Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hottinger, Christlieb Gotthold,

Die Welt in Wort u. Bild Worte <ganze Texte oder Auszüge.> ... Bilder: Abbildungen aus der Natur, dem Menschenleben, der Geographie, Geschichte, Kunst, dem Handel und den Gewerben. Für deutsche höhere Schulen und zur Förderung des Allgemeinen Bildung. Herausgegeben von Chr. G. Hottinger

Strassburg im Elsass 1890

2 H.g.hum. 31 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11459761-3

Die Welt in Wort und Bild.

Von

Dr. Chr. G. Hottinger.

2° H. g. hum. 31 p

<36624492310016

<36624492310016

Bayer. Staatsbibliothek

Oo

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

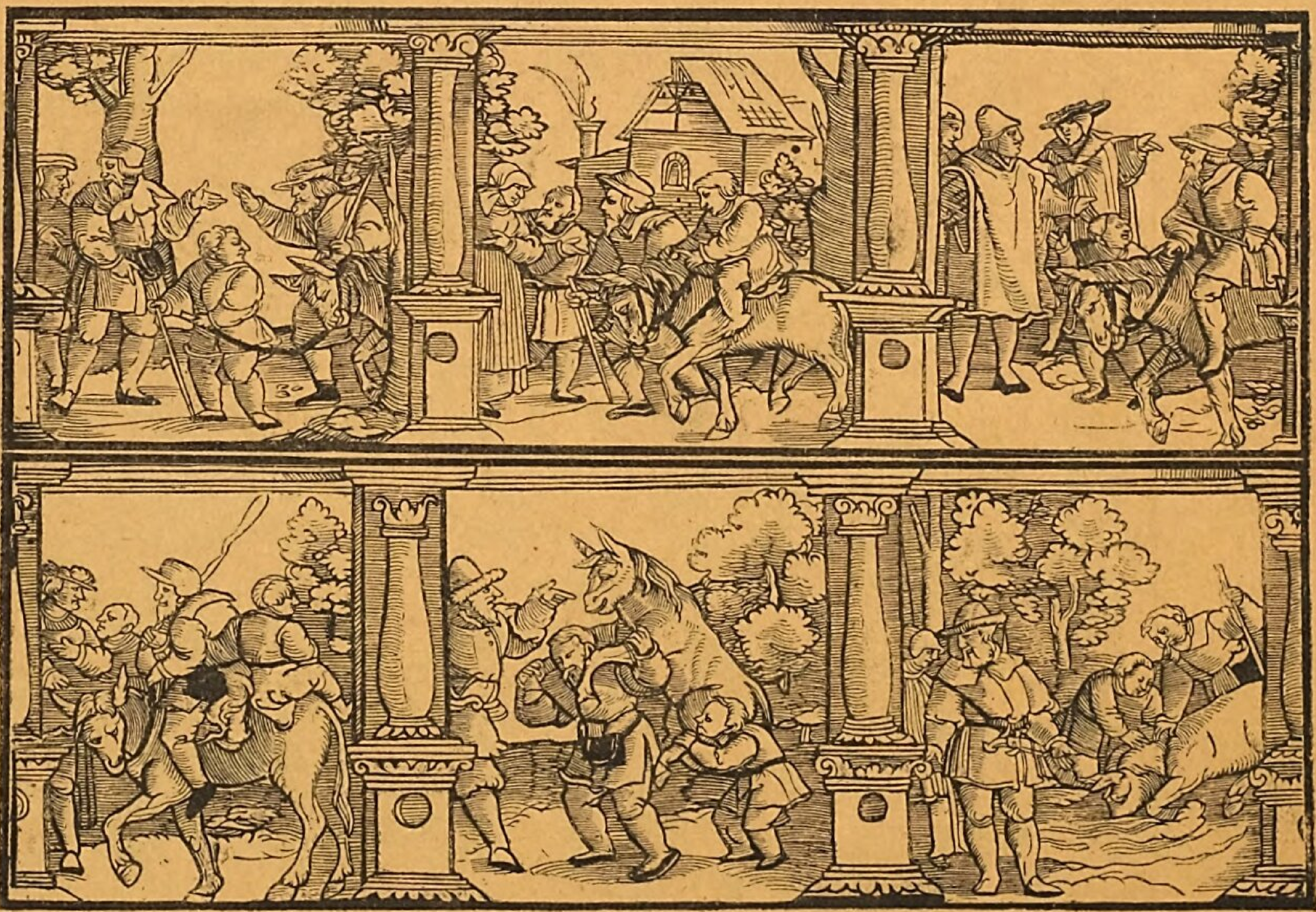
C

Kann vorliegendes Buch
es nicht allen
Leſern
recht machen,
ſo
darf es vielleicht weiſen
auf

☟

Der Waldbruder mit dem Eſel. — Der argen Welt thut niemand recht.

Fliegendes Blatt von Hans Sachs (1494—1576).

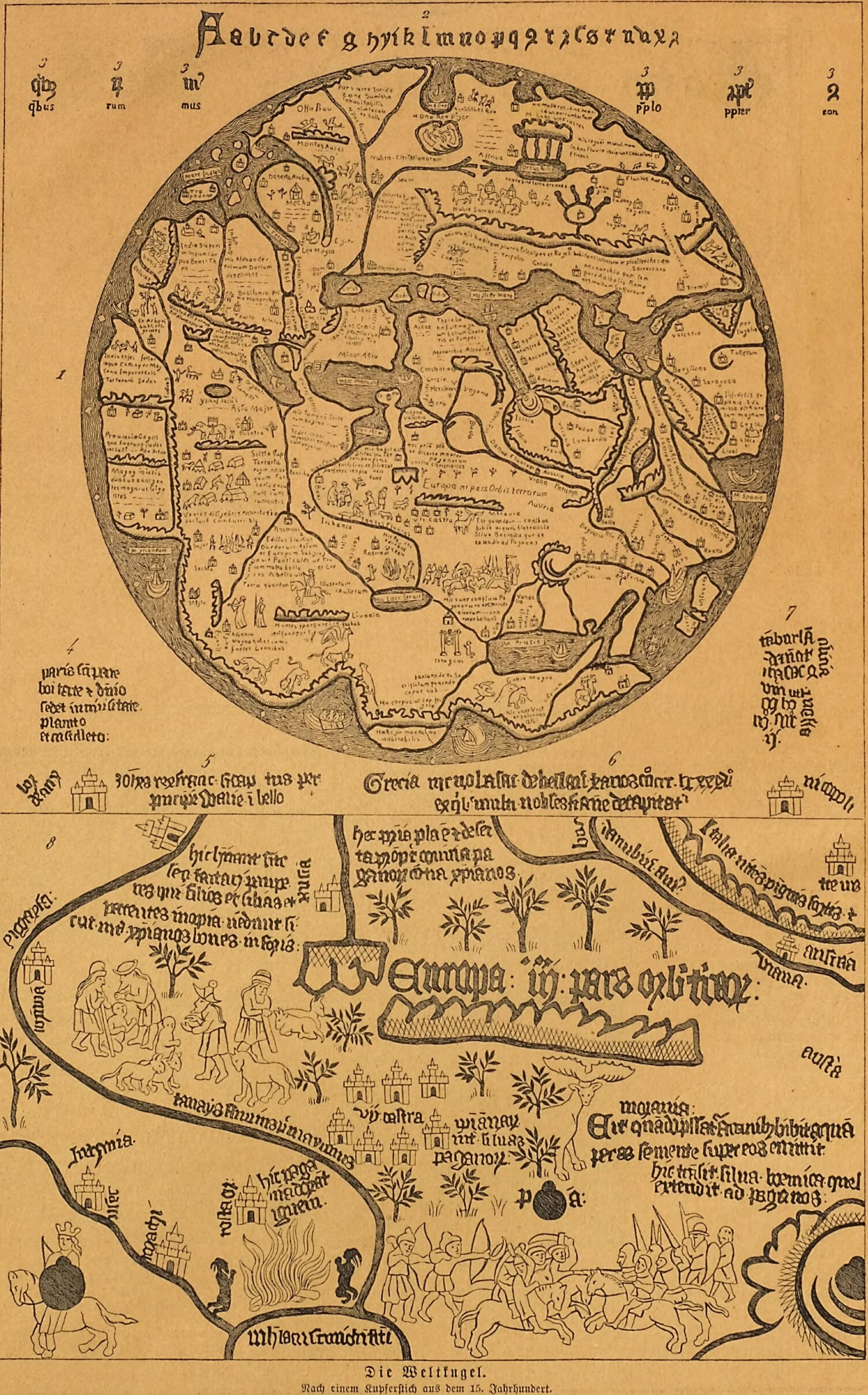


Vor Jahren wohnt' in einem Wald
Ein Waldbruder von Jahren alt,
Der ſich der Wurzeln nähren thät.
Derſelb' ein' jungen Sohne hätt'
In dem Alter bei zwanzig Jahren;
Der war einfältig, unerfahren.
Der fragt den Alten: „Sag doch mir,
Sind in dem Wald gewachſen wir?"
Wann er nie Menſchen hat geſehen;
Der Alt' thut zu dem Jungen jehen[1]:
„Mein Sohn, da du noch wareſt klein,
Hab' ich mich geflüchtet hie' rein
Aus der argliſtig böſen Welt,
Daß ſie uns nicht ſchmäh', ſpott' und ſchelt,
Weil ihr gar niemand recht kann than,
Sie ſchlag ihm doch ein Blöchlein an".[2]
Still ſchwieg der Sohn; doch Tag und Nacht
Des Vaters Red' ſtets nachgedacht,
Was doch die Welt nur möchte ſein;
Zuletzt da wollt' er je darein,
Legt an den Vater große Bitt',
Der es doch lang' Zeit widerriet;
Zuletzt er überredet ward
Und macht ſich mit ihm auf die Fahrt
Und führten ihren Eſel mit
Lediglich; keiner darauf ritt.
Im Wald bekam[3] ihn' ein Kriegsmann,
Der ſprach: „Wie laßt ihr ledig gan
Den faulen Eſel hie allein?
Ihr dünkt mich faſt nicht witzig ſein,
Daß euer keiner auf ihm reit'."
Als ſie nun von ihm kamen weit,
Der Vater ſprach: „Mein Sohn, ſieh zu,
Wie uns die Welt empfangen thu."
Der Sohn ſprach: „Laß mich darauf reit'n."
Das geſchah; da kam zu ihn' von weit'n
Ein altes Weib neben die Aecker,
Die ſprach: „Seht zu dem jungen Lecker,
Der reit't, und der alt' ſchwache Mann
Muß hintennach zu Fuße gan."
„Sohn," ſprach der Alt', „glaubſt du nun mir,
Was von der Welt ich ſagte dir?"
Er ſprach: „Laß uns verſuchen baß."
Der Jung bald von dem Eſel ſaß
Und ſaß der Alt' bald auf für ihn,
Reit' alſo Fuß für Fuß dahin.
Indem begegnet ihn' ein Bauer,
Der red't ſie an mit Worten ſauer:
„Seht an den alten groben Lappen,
Läßt den Jungen im Kot hertappen,
Dem nöter wär' zu reiten, dann ihm."
Der Alte ſprach: „Mein Sohn, vernimm,
Daß man der Welt nicht recht mag thun."
Der Sohn ſprach: „Vater, laß mich nun
Aufſitzen, daß wir reiten bed';
Schau, ob die Welt dazu auch red'."
Aufſaß er, und ritten dahin.
Da kam ein Bettelmann zu ihn',
Thät an einer Wegſcheid auf ſie harr'n
Und ſprach: „Seht an die großen Narr'n,
Wolln den Eſel gar erdrücken."
Der Vater ſprach: „In allen Stücken
Thut uns die Welt mit Mißwort ſchmitzen.[4]"
Der Sohn ſprach: „Laß uns beid abſitzen,
So wolln wir den Eſel tragen.
Was nur die Welt dazu will ſagen?"
Abſaßen ſie, den Eſel trugen
Und mit ihm übers Feld hin zugen,
Daß von ihn' beiden rann der Schweiß.
Ein Edelmann kam zu der Reiſ',
Thät ſie all beid' mit Worten ſtrafen:
„Wann her, wann her, ihr Schlauraffen,
Daß ihr das Hinter kehrt herfür?"
Der Vater ſprach: „Mein Sohn, hie ſpür',
Daß an der Welt iſt gar[5] verlorn."
Da ſprach der Sohn in großem Zorn:
„Den Eſel wollen wir erſchlagen,
Dann hat die Welt nicht mehr zu klagen."
Den Eſel ſchlugen ſie zu Haufen,
Da kam ein Jäger zugelaufen;
Der ſchrie: „O ihr großen Phantaſten,
Des Eſels genößet ihr am baßten[6]
Lebend; tot iſt er euch kein Nütz!"
Zuhand der Junge ward verdrütz
Der Welt, die ihn mit Spott und Straf
So gar an allen Orten traf,
Sprach: „Hat die Welt auf einen Tag
Ueber uns bald ſo viel der Klag,
Sollt'n wir dann all Tag darin bleiben,
Was Wunders wurd' ſie mit uns treiben!"
Und kehret mit dem Alten dar
In Wald, daraus er kommen war.

---

1) Sagen; 2) jemanden eine Nachrede anhängen; 3) begegnen; 4) beſchmutzen; 5) alles; 6) beſten.

194 f1


2
3
qbus
rum
mus
pplo
ppter
con
1
4
paris sita est super ripam fluvii secane
5
6
7
8
Europa iij pars orbis terrarum
Europa iij pars orbis terrarum
Austria
Italia
Livonia
Prussia
Polonia
Tanais fluvius
Armenia
Mecha
Africa
Asia Major
Minor Asia
Mare Caspium
Grecia
Constantinopolis
Hungaria
Boemia
Padua
Lombardia
Roma
Napoli
Valentia
Tolletum
Barzillona
Saragosa
Sicilia
Sardinia
Tripolis
Sarracenorum
Montes Aurei
Tartaria
Scitia Superior
Gog Magog
Zona Torrida
Hyrcania
Vij castra
Rossia
Tanais fluvius

Die Weltkugel.

Nach einem Kupferſtich aus dem 15. Jahrhundert.

(Aus: Seroux d'Agincourt, „Sammlung von Denkmälern der Architectur, Sculptur und Malerei vom IV. bis zum XVI. Jahrhundert.“ Revidirt von A. F. v. Quast.)

1) Die bis dahin bekannte Welt (ohne Amerika); 8) Wiederholung eines Abſchnittes daraus — die Gegenden zwiſchen Donau und Don — in größerem Maßſtabe; 2) Schriftproben des lateiniſchen Textes; 3) Abkürzungen; 4—7) Wiederholungen der auf 4) Paris, 5) Bordeaux, 6) Griechenland, 7) Tamerlan bezüglichen Inſchriften.

Die Welt in Wort u. Bild

Worte:

(ganze Texte oder Auszüge.)

Arioſt, Raſender Roland.
Ariſtoteles, Aus der Metaphyſik.
Aſſyriſch-babyloniſches Schrifttum.
Auguſtin, Bekenntniſſe.
Aurbacher, Aus dem Volksbüchlein.
Biernatzki, Hallig.
Bitzius, Käthi.
Bluntſchli, Die Stände.
Borries, v., Geſchichtliche Geographie.
Byron, Childe Harold.
Calderon, Der Standhafte Prinz.
Camoens, die Luſiaden.
Campe, Robinſon.
Cervantes, Don Quixote.
Chamiſſo, Peter Schlemihl.
Claudius, Erzählungen.
Condivi, Michelangelo.
Corneille, Cid.
Dante, Göttliche Komödie.
Delbrück, Erfindungen.
Demoſthenes, Freiheit der Rhodier.
Dürer, Briefe.
Ehrenberg, Alexander von Humboldt.
Einhard, Karl der Große.
Engel, Herr Lorenz Stark.
Epistolæ obscurorum virorum.
Fichte, Beſtimmung des Gelehrten.
Firduſi, Ruſtam und Suhrab.
Forkel, Johann Sebaſtian Bach.
Frauen, gelehrte.
Gedichte, kleinere.
Gellert, Erzählungen.
Geographie, Quellenauszüge.
Geſchichte, Quellenauszüge.
Goldſmith, Vicar of Wakefield.
Goethe, Hermann und Dorothea.
„ Iphigenie.
Goethe, Fauſt.
Grimm, Märchen.
Grimmelshauſen, Simpl. Simpliciſſimus.
Gudrun.
Hackländer, Stiergefecht.
Hammer, Eroberung von Konſtantinopel.
Hartmann von Aue, Armer Heinrich.
Hebel, Erzählungen.
Herder, Cid.
Hoffmann, Meiſter Martin.
Holberg, Kannegießer.
Horn, Zoroaſter.
Hottinger, Krieg 1870/71.
„ Wilhelm I.
Humboldt, Anſichten der Natur.
„ Kosmos.
Jean Paul, Wuz.
Jenſen, Muhamed.
Iſokrates, Panegyrikus.
Jung Stilling, Jugend.
Kalidaſa, Sakuntala.
Kant, Kritik der reinen Vernunft.
Klopſtock, Meſſias.
Kunſt, aus dem Gebiete der.
Lauchert, Nordiſche u. deutſche Mythologie
Leibnitz, Theodicee.
Lermontow, Dämon.
Leſſing, Minna von Barnhelm.
„ Laokoon.
Leumann, Indiſche Mönchslegende.
Luther, Türkenpredigt.
Menſchenleben, Schilderungen.
Mickiewicz, Herr Thaddäus.
Milton, Verlorenes Paradies.
Molière, Gelehrte Frauen.
Müller, Vergl. Sprachwiſſenſchaft.
Mythologie, griechiſch-römiſche.
Näher, Wappenkunde.
Natur, Schilderungen.
Naturforſcher (Lebensbeſchreibungen).
Nibelungenlied.
Obertimpfler, Deutſches Schrifttum.
Pius IX., Syllabus.
Plato, Phädo.
Plutarch, Alexander der Große.
Puſchkin, Poltawa.
Quintilian, Rhetorik.
Rabaut, Religionsfreiheit.
Racine, Athalie.
Rechtsquellen.
Sachs, Schwänke.
Schildbürger.
Schiller, Das Lied von der Glocke.
„ Wilhelm Tell.
„ Jungfrau von Orleans.
Schmid, Heinrich von Eichenfels.
Schwab, Sagen des klaſſ. Altertums.
Scott, Fräulein vom See.
Shakeſpeare, Cäſar.
Sitten und Gebräuche.
Talmud.
Taſſo, Befreites Jeruſalem.
Tauſend und eine Nacht.
Tegner, Frithjof.
Turgenew, Aufzeichnungen.
Uhland, Gedichte.
Varnhagen, Blücher.
Vaſari, Rafael.
Veda.
Wackernagel, Urſprung der Sprache.
Wieland, Oberon.
Xenophon, Quellen zur griech. Geſchichte.
Young, Nachtgedanken.
Zwingli, Vermahnung.

Bilder:

Abbildungen aus der Natur, dem Menſchenleben, der Geographie, Geſchichte, Kunſt, dem Handel und den Gewerben.

Für deutſche höhere Schulen und zur Förderung der Allgemeinen Bildung.

Herausgegeben von

Dr. Chr. G. Hottinger.

Straßburg im Elſaß,
Verlag von Dr. Hottingers Schriften.
1890.

Glu |49|334

Druckbuchſtaben aus verſchiedenen Alphabeten.

Aus der Bauer'ſchen Schriftgießerei in Frankfurt a. M., mit deren Lettern unſer Werk großenteils geſetzt iſt.

abcdeffghiklmnopqrsſſtuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrſsſtuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrſſſstuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 134567890
abcdefffghiklmnopqrſsſtuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrſstuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrſsſtuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrſsſtuvwyz ABCDEFGHIKLMNPQSTUVWYZ 123456780
abcdefghiklmnopqrſsſtuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdeghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ
123456780
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIKLMNO
PQRSTUVWXYZ 1234567890

abcdefffghiklmnopqrsſſtuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrsſſtuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrsſſtuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdeghikmnopqrstuvwxyz ABCDEFGIKLMNORSTUVWXYZ 1234567890

abcdefffghiklmnopqrſsſtuvwxz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrſſstuvwxyz ABCDEFGIKLMNOPQRSTUWY 1234567890
abcdefffghiklmnopqrſſstuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890

abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 13
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abdefffghiklnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPRSTUVWXYZ 123457890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMN
OPQRSTUVWXYZ 1234567890

abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRTSUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABDCEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ACDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
ABCDEFGHIJKLMMNOPQRRSTUVWXYZ ABCDEFGHIJKLMMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefffghiklmnopqrstuvwxyz ABCCDEFGHIJKLMNOPPQRRRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdeefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefffghiklnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890
abcdefghiklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ 1234567890

Vorwort.

Vorliegendem Buche ſind folgende Aufgaben geſtellt:

1) eine Auswahl der ſchönſten, geſchätzteſten, der Hauptſache nach allgemein verſtändlichen Werke des Weltſchrifttums aller Zeiten, namentlich des deutſchen Volkes, zu bieten.

Dieſelben ſind in ihrem ganzen Umfange und urſprünglichem Wortlaute aufgenommen, nur dann gekürzt oder bearbeitet, wenn die Rückſicht auf die Jugend, die Reinheit der Sprache, die Wohlanſtändigkeit und (namentlich religiöſe) Duldſamkeit oder der Raum dies erforderte;

2) die verſchiedenen Bedürfniſſe, Alters- und Bildungsſtufen möglichſt zu berückſichtigen, alſo inhaltlich: die Natur, das Menſchenleben, die Geſchichte[a], in Bezug auf die Form: Schriften in gebundener und ungebundener Rede;

3) die Werke dem Verſtändnis nahe zu bringen durch kurze Einleitungen, Erläuterungen und Abbildungen.

Die Zuſammenſtellung in einem Bande bezweckt:

1) eine gewiſſe Vollſtändigkeit, Gleichmäßigkeit und Abrundung, wodurch für Schulen und Familien ein eiſerner Beſtand entſteht, der jedem auf den Lebensweg mitgegeben und deſſen Kenntnis von jedem erwartet werden kann;

2) Billigkeit bei angemeſſener Ausſtattung und genügend großem Druck.

Einem Hauſe, in welchem das Buch vorhanden iſt und recht geleſen wird, ſoll das unbedingte Bedürfnis der Benützung einer fremden Bücherei nicht nachgeſagt werden können.

Vielleicht trägt es bei zur Erkenntnis, daß nicht planloſes Vielleſen beliebiger, ſondern häufiges Wiederleſen erprobter Werke in gleicher Weiſe dem Kopfe und dem Herzen frommt, Wiſſen ſchafft, prachgewandt macht und das Gemüt bildet und erhebt.

Daß die Ausführung von dem erwähnten Ziele noch weit abſteht, bin ich mir trotz aufrichtigen Strebens wohl bewußt.

Gerne werde ich, wenn ſich vorliegender Band einer freundlichen Aufnahme erfreuen darf, eine Ergänzung, zu welcher ich ſchon vieles geſammelt habe, folgen laſſen. Mit darauf bezüglichen Vorſchlägen bitte ich, mich freundlichſt zu erfreuen. Dem Geſamtwerke müßte dann ein umfaſſendes Regiſter beigegeben werden.

Daß das Buch aber auch jetzt ſchon außer den altbewährten, allgemein anerkannten Schriften viele neue vortreffliche Beiträge enthält, verdanke ich der Güte mehrerer Mitarbeiter, unter denen ich namentlich nenne die Herren Doktoren Blaum (griechiſch-römiſche Geſchichte und Mythologie), von Borries (deutſch-mittelalterliche Geſchichte und geſchichtliche Geographie), Forßmann (ſlaviſches Schrifttum), Fritz (deutſch-mittelalterliche Geſchichte), Horn (Zoroaſter), Jenſen (babyloniſch-aſſyriſches Schrifttum und Muhamedanismus), Lauchert (nordiſche Mythologie, ſpaniſches und italieniſches Schrifttum), Profeſſor Leumann (indiſche Mythologie), Mollweide (franzöſiſches Schrifttum), Herrn Ingenieur Näher (Wapenkunde), Herrn Riſtenpart (Aſtronomie) und ganz beſonders Herrn Profeſſor a. D. Obertimpfler, der ſein reiches Wiſſen und ſeine außergewöhnliche Arbeitskraft dem Werke mit ſeltenem liebendem Eingehen gewidmet hat (Naturwiſſenſchaften, Geſchichte des deutſchen Schrifttums ꝛc.).

So ſei es freundlicher und nachſichtiger Aufnahme empfohlen!

Straßburg im Elſaß, im Juli 1890.

Chr. G. Hottinger.

---

[a] Aufnahme haben darum auch Werke gefunden, welche für den Zuſammenhang nötig, aber von muſtergiltigen Schriftſtellern nicht erhältlich waren — z. B. Geſchichte des Krieges 1870/71 —, ohne daß dieſelben dadurch irgendwie mit den unter 1 genannten in gleiche Linie geſtellt werden ſollen.

Sachliches Inhaltsverzeichnis.

Seite
Vom Rechtmachen 1
Weltkarte 2
Titel mit alphabet. Inhaltsangabe 3
Schriftproben 4
Vorrede 5
Sachliches Inhaltsverzeichnis 6
Bildung 7
Betrachtung von Bildern 8

A. Bilder.

Planetentafel 9
Tierkreis, Jahreszeiten 10
Monate in Sinnbildern 11
Monate (Beſchäftigungen) 12
Landſchaften 13
Naturkunde 14
Menſch, Knochengerüſte 15
„ Muskeln, Gefäße 16
„ Eingeweide 17
Altersſtufen 18
Augen 20
Charakterköpfe nach Chodowiecki 21
„ nach Hogarth 22
„ nach Weſt und Rembrandt 23
Spiele, Kraftübungen 24
„ Eislauf 25
Erziehung, Herkules am Scheideweg 26
Trachten, altrömiſche 27
„ , franzöſiſche 28
Familienleben und Familienſpiele 29
„ einſt und jetzt 30
Krieg 31
„ Römiſches Altertum 32
Die Fruchtbringende Geſellſchaft 33
Bildende Kunſt 34
Altes Teſtament (Thürflügel von Ghiberti) 35
Chriſtentum 36
Die chriſtliche Lehre 37
Die chriſtl. Kirche 38
Sagen des klaſſiſchen Altertums 39-47
Geſchichtliche Erdkunde 48-51
Alexander der Große 52
Friedrich der Große 53
Friedrich Wilhelm III. 54
Handel, Gewerbe, Verkehr 55
Jüngſtes Gericht 56

B. Kleinere Abhandlungen.

Das Leſen
Warum, was, wie ſoll man leſen? 57
Warum ſoll man eine Bücherei beſitzen? 58
Gott und die Natur (Gedichte) . 59

I. Die Natur:

Die Erde im Weltraum 60
Die Sonne 61
Die Jahreszeiten (Gedichte) 62
Die Gezeiten (Ebbe und Flut) 64
Der Golfſtrom 65
Das Meer (Gedichte) 66
Die Schwerkraft 67
Der Regenbogen 68
Die Luft 70
Der Bergkryſtall 71
Steinarten 74
Gletſcher 75
Die Hallig 76
Die kuriſche Nehrung 77
Dünen 77
Die Heide (Gedichte) 78
Betrachtung der Pflanzen vom Nützlichkeitsſtandpunkte 79
Gärung bei Pflanzen 79
Die Rapspflanze 81
Parabeln über Pflanzen 83
Bäume und Pflanzen (Gedichte) 84
Stämme des Tierreichs (von Oskar Schmidt) 86
Pferd, Kamel 88
Eidechſe, Tiefſeetiere 89
Unter dem Vergrößerungsglaſe [Tierleben i. ein. Waſſertropfen] 90
Parabeln über Tiere 93
Tiere (Gedichte) 94
Tierſchutz 95

II. Der Menſch:

Lebensvorgänge im Körper 97
Körperkraft und Geſchicklichkeit 98
Schwimmen 100
Die Nahrung 101
Genußmittel 103
Wohnung 104
Kleidung 105
Die Natur der Seele 106
Menſchenleben
Schiller, Lied von der Glocke 108
Voß, Der 70. Geburtstag 109
Hölderlin, Seiner Großmutter 110
Voß Der Flausrock 110
Blutrache 111
Afrikaniſches Recht 112
Ladungen vor den Richterſtuhl Gottes 113
Heerweſen 114
Seite
Geſchichtsbetrachtung
Schiller, Spaziergang 117
„ Die 4 Weltalter 118
Die Stände 119
Wappenkunde 122
Der Tod (Gedichte) 124

III. Erdbeſchreibung und Geſchichte:

Aſien
Kleinaſien 125
Arabien 128
Perſien 130
Die Wüſte Gobi 131
Dſchingiskhan 132
Lebensweiſe der Tataren 132
Tamerlan 133
China 134
Japan [Reiſe von v. Richthofen] 140
Indien 142
Griechenland.
Schlacht bei Marathon 144
Kampf bei Thermopylae 144
Seeſchlacht bei Salamis 145
Die Peſt in Athen 146
Feldzug der Athener in Sizilien 146
30 Tyrannen in Athen 147
Aus des Iſokrates Panegyrikus 148
Befreiung Thebens durch Pelopidas 149
Demoſthenes 150
Aufruf des Fürſten Ypſilanti 153
Italien.
Gedichte 154
Gründung Roms 155
Königtum 155
Coriolanus 156
Gallier in Rom 157
Die Römer in den Caudiniſchen Päſſen 158
Pyrrhus in Italien 159
1. Seeſchlacht der Römer 160
Zug Hannibals über die Alpen 161
Die Schlacht bei Cannä 161
Hannibal nnd Scipio vor der Schlacht bei Zama 163
Karthagos Zerſtörung 164
Tiberius und Cajus Gracchus 165
Die Cimbern und Teutonen 166
Julius Cäſar und Arioviſtus 167
Die Schlacht bei Pharſalus 168
Die Schlacht bei Philippi 169
Die Schlacht bei Actium 171
Niederlage d. Quintilius Varus 171
Der Veſuv 173
Spanien.
Philipp II. 175
Hackländer, Stiergefecht 176
England.
Egbert von Weſtſex 179
Alfred der Große 179
Wilhelm der Eroberer 179
Hinrichtung Maria Stuarts 180
Karl I. 181
Frankreich.
Eigenart der Franzoſen 182
Corſica 183
Aufhebung der Standesvorrechte 184
Einteilung d. Reichsſtände nach Ständen 185
Die Pariſer in Verſailles 1789 186
Behandlung der Gefangenen 187
Napoleon I 189
Deutſchland.
Vaterlandslieder 193
Aus Geſchichtsquellen des Mittelalters 194
Karl V. 206
Luther, Türkenpredigt 207
Schlacht bei Mühlberg 210
Eroberung von Magdeburg 212
Wallenſteins Tod 213
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt 214
Schlacht bei Fehrbellin 216
Siebenjähriger Krieg 217
Friedrich der Große 218
Befreiungskriege 220
Schweiz.
Genferſee 222
Züricherſee 222
Bund der Waldſtätte 223
Schlacht bei Sempach 223
Ulrich Zwingli 224
Zwinglis göttliche Vermahnung 224
Schlacht bei Kappel 226
Oeſterreich.
Entſatz von Wien 1683 227
Prinz Eugen v. Savoyen 228
Joſef II. 231
Niederlande.
Utrechter Einung 232
Wilhelm von Oranien 233
Michiel de Ruiter 234
Dänemark.
Island 235
Chriſtian IX. 236
Rußland.
Gründung des ruſſiſchen Staates 237
Dmitrijs Sieg am Don 237
Wahl des erſten Romanow 237
Peter der Große 238
Alexander I. 239
Türkei.
v. Hammer, Eroberung von Konſtantinopel 240
Amerika.
Indianer (Gedichte) 244
Canſtatt, Braſilien 245
Columbus 248
Seite
Schack, Eldorado 249
Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten 250
Monroe-Doktrin 250
Abraham Lincoln 251
Niagarafall 252,1
Auf der Goldſuche in Californien 252,2
Unter Eskimo's 252,3
Afrika.
v. Dumichen (nicht Meyer), Der Nil 252,4
Rohlfs Abeſſinien 252,5
Livingſtone, Letzte Reiſe 252,8
Stanley, Der Congo 252,10
Stanley, Zwergvölker 252,12
Emin, Die Monbuttu 252,13
Emin, Die Unyoro 252,14
Madagaskar 252,15
Kamerun 252,16
Auſtralien.
Forſter, Aus Cooks Reiſen 253
Stewart Atoll 256
Feuertanz der Papuas 256
Maoris 257
Tättowieren 257

IV. Kunſt:

Winckelmann, Betrachtung d. Werke der Kunſt 258
Leſſing, Laokoon 260
Vaſari, Rafael 262
Albrecht Dürer 266
Michelangelo 268
Schlegel, Ueber das Drama 269
Cicero, Vom Redner 272
Quintilian, Rhetorik 273
Strophenformen (von Viehoff u. a.) 290

V. Wiſſenſchaft:

Corpus juris civilis 291
Sachſenſpiegel 292
Schwabenſpiegel 293
Carolina 294
Müller, Max, Vergleichende Sprachwiſſenſchaft 295
Wackernagel, Urſprung d. Sprache 297
Herder, „ „ „ 300
Gelehrte Frauen 301

VI. Religion:

Peſch, Die alte chineſ. Religion 303
Horn, Zoroaſter 305
Griechiſche u. röm. Mythologie 310
Lauchert, Nordiſche und deutſche Mythologie 315
Talmud 319
Jenſen, Muhammed 321
Luther (Leo X. über ihn) 325
Luther (Dürer über ihn) 326
Hexenprozeß 327
Rabaut, Rede über Religionsfreiheit 328
Möſer, Toleranz 330
Syllabus 331
Vatikaniſches Konzil 1870 332
Pius IX. und Wilhelm I. 334
Stolz, Unfehlbarkeit 335

VII. Bodenwirtſchaft:

Arbeit 336
Smith, Teilung der Arbeit 337
Liebig, Nahrungsaufnahme der Pflanzen 339
v. Tſchudi, Dünger 340
Sprenger, Bewäſſerungsarten 341
v. Tſchudi, Kleinjogg 342
v. Pannewitz, Würdigung der Wälder 343
Forſtweſen 345
Bürger, Der wilde Jäger 346
Bergbau 347

VIII. Wirtſchaftsleben, Handel, Verkehr ꝛc.:

Scherzer, Entwicklung d. Gewerbe 348
Delbrück, Bedeutung der Erfindungen 349
Das Sparen 351
Möſer, Das Geld 353
Die Handelsgeſchäfte 354
Kapp, Aſtor 356
Alfred Krupp 357
Wohlthäter 359
Ausſtellung 360
Euting, Reiſetag in der Wüſte 361
Zittel, Reiſe durch die Libyſche Wüſte 362
Ruge, Froſtgeſchichten 362
Seite
De Long, Tagebuch (Im Eiſe) 364
Geiſtbeck, Poſtweſen 367
Eiſenbahn 368
Seifert, Elektriſche Fernverſtändigung 369
Schubert, Luftſchifferkunſt 371

C. Größere Werke und Zuſammenfaſſungen.

Nr.
1) Ehrenberg, Leben Humboldt's.
2) Humboldt, Anſichten der Natur.
„ Kosmos.
3) Naturforſcher u. Mathematiker.
4) Plutarch, Alexander der Große.
5) Einhard, Karl der Große [v. Abel].
Epistolæ obscurorum virorum.
Guſtav Adolf.
6) Varnhagen von Enſe, Blücher.
7) Krieg 1870/71.
8) Wilhelm I.
9) Aſſyriſch-babyloniſches Schrifttum.
Veda.
Leumann, Indiſche Legende.
Kalidaſa, Sakuntala.
Firduſi, Ruſtam und Suhrab.
Herder, Aus dem Morgenland.
Tauſend und eine Nacht.
10) Schwab, Schönſte Sagen des klaſſiſchen Altertums.
11) Deutſches Schrifttum (Litteraturgeſch.)
12) Grimm, Märchen.
Die Schildbürger.
13) Nibelungenlied.
14) Gudrun.
15) Hartmann v. Aue, Armer Heinrich.
16) Murner, Gegen die Reformation.
Hans Sachs, Erzählungen.
Grimmelshauſen, Simplic. Simpliciſſ.
17) Klopſtock, Meſſias.
Gellert, Erzählungen.
18) Leſſing, Minna von Barnhelm.
19) Wieland, Oberon.
20) Jung Stilling, Jugend.
21) Herder, Cid.
22) Goethe, Hermann u. Dorothea.
23) „ Iphigenie.
„ Fauſt.
24) Schiller, Tell.
25) „ Jungfrau.
26) Engel, Herr Lorenz Stark.
27) Campe, Robinſon.
Claudius, Predigt.
29) Hebel, Erzählungen.
Jean Paul, Wuz.
30) Schmid, Heinrich von Eichenfels.
Hoffmann, Meiſter Martin.
31) Chamiſſo, Schlemihl.
32) Aurbacher, Aus dem Volksbüchlein.
Biernatzki, Hallig.
Ziethe, Nur ein Schäfer.
33) Bitzius, Käthi.
34) Shakeſpeare, J. Cäſar [v. Schlegel].
Milton, Verlorenes Paradies.
Young, Nachtgedanken.
Goldſmith, Vicar of Wakefield.
Scott, Fräulein vom See.
Byron, Childe Harold.
35) Tegner, Die Frithjofsſage.
Holberg, Der politiſche Kannegießer.
36) Dante, Göttliche Komödie.
37) Arioſt, Raſender Roland.
38) Taſſo, Befreites Jeruſalem.
39) Camoens, Luſiaden.
40) Cervantes, Don Quixote.
41) Calderon, Der Standhafte Prinz.
42) Corneille, Cid. [Ueberſ. v. Schlegel.
43) Racine, Athalie. . . „ „ Laun.
Molière, Die gelehrten Frauen.
44) Mickiewicz, Herr Thaddäus.
45) Puſchkin, Poltawa.
Lermontow, Dämon.
Turgenew, Aufzeichnungen eines Jägers.
46) Forkel, Seb. Bach.
47) Plato, Phädo.
Ariſtoteles, Aus der Metaphyſik.
48) Leibnitz, Theodicee (überſ. v. Kirchmann).
49) Kant, Kritik d. r. V. (nach Kieſewetter).
Fichte, Die Beſtimmung des Gelehrten.
50) Auguſtin, Bekenntniſſe.

Elſäſſ. Druck. vorm. G. Fiſchbach, Straßburg. – 414

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ueber „Bildung“.

Begriff.

In dem Begriffe der Bildung, wie derſelbe ſich in unſerm vortrefflichen Worte „Bildung“ ausgeprägt hat, ſind zwei weſentlich von einander unterſchiedene und doch untrennbar verbundene und in lebendiger Wechſelwirkung ſtehende Momente enthalten, indem man darunter einerſeits die Thätigkeit oder den Prozeß des Bildens, andererſeits das Reſultat verſteht, was durch die bildende Thätigkeit in dem menſchlichen Individuum hervorgebracht wird. Fällt man z. B. von einem Menſchen das Urteil, daß er ein gebildeter Menſch iſt, ſo faßt man die Bildung als Reſultat eines Prozeſſes und daher als Qualität eines Menſchen, durch die er ſich von jedem Ungebildeten auf's beſtimmteſte unterſcheidet. Wenn man aber von einem Jüngling ſagt, daß er noch in voller Bildung begriffen ſei, ſo meint man damit den Prozeß, in welchen jeder eintreten und den jeder unter der Leitung Kundiger durchlaufen muß, damit daraus jenes Reſultat hervorgehe.
(J. H. Deinhardt, „Der Begriff der Bildung“.)

Umfang.

Sokrates lehrte ſeine Mitbürger, wie weit ein wahrhaft gebildeter Mann von jedem Gegenſtande unterrichtet ſein müſſe. Die Meßkunſt zum Beiſpiel ſolle man ſo weit treiben, bis man imſtande ſei, nötigenfalls zum Behufe einer Uebernahme, Uebergabe oder Verteilung eines Stück Landes richtig zu vermeſſen oder die Richtigkeit der Vermeſſung zu bezeugen. Das aber lerne ſich leicht. Hingegen die Meßkunſt bis zu ſchwer verſtändlichen Figuren zu treiben, mißbilligte er ſehr. Er ſagte, er ſehe nicht ein, wozu dieſes nützen ſolle, wiewohl er ſelbſt damit nicht unbekannt war, aber er meinte, ſolche Unterſuchungen nähmen ein ganzes Menſchenleben in Anſpruch, und viele andere nützliche Kenntniſſe würden darüber verſäumt. Auch die Rechenkunſt hieß er erlernen, aber auch hierin, wie in den andern Fächern, riet er, vor unnützen Weitläufigkeiten ſich zu hüten. Alles unterſuchte und erklärte er vor ſeinen Freunden nur inſoweit, als es von Nutzen war. (Xenophon, „Erinnerungen an Sokrates“.)

Findeſt du es nicht tadelnswert, überflüſſiges anzuſchaffen und Koſtbarkeiten mit Pomp im Hauſe auszukramen? Sollten wir aber nicht auch den tadeln, der mit einem unnützen Wiſſenshausrat ſich befaßt? Mehr wiſſen wollen, als man braucht, iſt auch eine Art von Unmäßigkeit. Ueberdies macht dieſes Jagen nach gelehrtem Wiſſen die Menſchen widerwärtig, geſchwätzig, vorlaut, ſelbſtgefällig, und weil ſie überflüſſiges lernten, verſäumten ſie das Nötige. Der Grammatiker Didymus hat 4000 Bücher geſchrieben; er wäre zu beklagen, wenn er eben ſo viele unnötige geleſen hätte. In einem derſelben unterſucht er, wo Homers Vaterſtadt geweſen, in einem andern, wie des Aeneas wirkliche Mutter geheißen — und anderes, was man vergeſſen ſollte, wenn man es wüßte. Und da ſage noch einer, das Leben ſei nicht lang! Aber auch, wenn du zu unſern Leuten kommſt, kann ich dir vieles zeigen, was mit dem Beile abgehauen werden ſollte. Mit großem Aufwand an Zeit, mit vielem Verdruß für anderer Ohren wird das Lob erkauft: „Welch ein gelehrter Mann!“ Laß uns doch mit dem einfacheren Titel zufrieden ſein: „Welch ein rechtſchaffener Mann!“ Soll ich die Jahrbücher aller Völker durchblättern, um nachzuforſchen, wer die erſten Gedichte geſchrieben; ſoll ich, da ich keinen Feſtkalender habe, durch Berechnung finden, welcher Zeitraum zwiſchen Orpheus und Homer liegt; ſoll ich meine Lebenszeit mit Silbenzählen zubringen? Soll ich nie aus dem Staube der Geometrie herauskommen? Soll der heilſame Rat für mich verloren ſein: „Spare die Zeit“? Wenn ich ſolches wiſſen ſoll, was ſoll ich dann nicht wiſſen? (Seneca.)

Es giebt Stoffe, an denen die Bildung allererſt ſich ausarbeitet, und andere, mit denen ſie arbeitet; die erſteren ſind es, auf welche ſich zumeiſt die Anſtrengung des Lernens und Uebens richtet, welche dem Unterrichte und der Unterweiſung der Jugend den wichtigſten Gegenſtand geben, in welchen daher längſt die Ueberlieferungen der Schulen ihre Furchen gezogen haben; die zweitgenannten Stoffe ſind von dem Schulbetriebe zwar nicht ausgeſchloſſen, ſo wenig wie jene von der Fortführung durch das freie Bildungsſtreben, aber ſie bedürfen des Meiſters und Lehrers nicht in gleichem Grade und ſind geſchichtlich in den Schulunterricht erſt nachträglich eingetreten, erſcheinen alſo gegenüber jenen grundlegenden Stoffen als hinzugekommen. Zu der erſten Gattung gehören zunächſt die Fertigkeiten, ſoweit ſie Beſtandteile der Bildung ſind, ferner ſolche Wiſſenſchaften, welche Fertigkeiten in ſich ſchließen oder doch eine gewiſſe Schulung verlangen, zu der zweiten dagegen ſolche, bei denen ſich das Lernen zumeiſt auf die Aneignung von Kenntniſſen zu richten hat. (Otto Willmann, „Didaktik“.)

Vielſeitigkeit iſt ein unerläßliches Erfordernis allgemeiner Bildung unter uns geworden. Bei einem gebildeten Manne wird heutzutage in Deutſchland Bekanntſchaft mit den geographiſchen Verhältniſſen, der Geſchichte und Litteratur unſeres eigenen Volks und ebenſo der Völker vor uns und um uns vorausgeſetzt, ſowie nicht minder die Kenntnis fremder Sprachen; er muß für die die Zeit bewegenden ſtaatswiſſenſchaftlichen und ſozialen Fragen ein Verſtändnis erworben haben, darf mit den Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften nicht unbekannt und auch den wichtigſten Fragen der Philoſophie und Aeſthetik nicht fremd ſein. Eine ſolche Univerſalität neben dem, was der beſondere Beruf an Kenntniſſen und Uebung fordert, nötigt dazu, einen verhältnismäßig großen Teil des Lebens mit Leſen zuzubringen. (L. Wieſe, „Deutſche Bildungsfragen“.)

Die Bildung der Gelehrten ruht zum großen Teile auf der Kenntnis der Sprachen und des Schrifttums der alten Griechen und Römer.

Die Bekanntſchaft mit einer fremden Sprache regt die Denkkraft an, übt dieſelbe und lehrt die Mutterſprache beſſer kennen und gebrauchen. Beſondere Bildungskraft hat die lateiniſche Sprache; Vertrautheit mit ihr iſt ſchon deshalb wünſchenswert, weil ſie a) Jahrhunderte hindurch den geiſtigen Verkehr (der Staatsmänner, Gelehrten, ja ſelbſt von Kaufleuten 2c.) zwiſchen Völkern verſchiedener Zunge vermittelt hat und oft noch jetzt vermittelt; weil es

b) ohne ſie unmöglich iſt, namentlich die Anfänge der Wiſſenſchaften, Künſte 2c. gründlich zu erforſchen. Jeder, der ſich eine Wiſſenſchaft zum vollen geiſtigen Eigentum machen, dieſelbe etwa gar fördern will, muß ſie in ihrem geſchichtlichen Werden — bis zu ihren Anfängen — zu verfolgen und zu begreifen ſuchen. Das iſt einmal nicht anders: jeder Lernende muß vorn anfangen; der Weg der Erkenntnis und des Könnens, welchen die Menſchheit in Jahrtauſenden zurückgelegt hat, kann von niemanden ungeſtraft mißachtet werden;

c) weil aus ihr viele Ausdrücke, Benennungen, feſtgeprägte Begriffe in den Sprachſchatz aller geſitteten Völker übergegangen ſind, die oft kaum je, oft auch nur mit unverhältnismäßigem Zeitverluſt verſtanden, dem jedoch leicht klar werden, der zur Quelle hinabzuſteigen vermag.

Das Schrifttum der alten Griechen und Römer, beſonders der Griechen, iſt in vielen auf uns gekommenen Werken von beſonderer Klarheit und Schönheit, ſchildert einfache Lebensverhältniſſe, bietet Muſter edler Geſinnung und edlen Handelns für alle Zeiten, Völker und Bekenntniſſe und gewährt durch die Vergleichung mit den verwickelteren und vielfach auch reicher entwickelten Daſeinsbedingungen der nachfolgenden Jahrtauſende beſondere Anregung und Belehrung.

Viele jedoch wollen, daß die beiden „toten“ Sprachen wohl von zukünftigen Gelehrten erlernt werden, nicht aber von ſolchen, welche überhaupt eine höhere Bildung und namentlich ein höheres Staatsamt anſtreben. Sie ſagen:

a) die Schulung, welche die griechiſche und lateiniſche Sprache giebt, kann auch durch eine „lebende“, beſonders die engliſche oder franzöſiſche erreicht werden; letztere bringen unmittelbaren Gewinn; Kennern derſelben iſt die ganze Welt offen;

b) das Schrifttum der alten Griechen und Römer iſt in ſo guten Ueberſetzungen vorhanden, daß das bleibend Wertvolle darin mittelſt derſelben vollſtändig angeeignet werden kann, ja ſogar beſſer, weil die Kenntnis jener beiden toten Sprachen erfahrungsgemäß auf unſeren Schulen nicht ſo weit gefördert wird, daß die Schüler einen vollen Genuß des in der Urſprache Geleſenen haben könnten;

c) ein Teil der dadurch gewonnenen Zeit kann durch ein tieferes Eindringen in die Mathematik und die Naturwiſſenſchaften genützt werden, welche außer dem hohen Werte für die Geiſtesbildung überhaupt auch noch den beſonderen haben, uns die uns umgebende Welt verſtändlicher zu machen.

Andere erſtreben nicht ſowohl Entfernung dieſer beiden Sprachen aus dem höheren Unterrichte als vielmehr Einſchränkung in deren Erlernung, und noch andere möchten nur die griechiſche Sprache beſeitigen, die lateiniſche dagegen in mäßigen Grenzen beibehalten.

Auf ſolche verſchiedene Anſchauungen bezieht ſich die nachfolgende Ausführung.

Der preußiſche Miniſter der geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Guſtav von Goßler (geb. 1838), ſagte am 6. März 1889 im Hauſe der Abgeordneten: Ich halte mich durch meine verantwortliche Stellung für verpflichtet, mir klar zu machen: wo liegen die Wurzeln unſerer Bildung? und ich kann nicht verkennen, daß dasjenige, was wir bisher als Schätze des deutſchen Volkes betrachtet haben, in keiner Weiſe ſich als unwertvoll und vermindert in ſeiner Wirkung gezeigt hat. In allen dieſen Sachen bin ich trotz alles Idealismus, deſſen ich mich gerade in Bezug auf die Schule zu erfreuen habe, verſucht, ein praktiſcher Mann zu ſein, und ich habe ſtets in dieſen Fragen verglichen unſere deutſchen und preußiſchen Gebildeten mit den Gebildeten des Auslandes. Ich gönne jeder Nation ihre Bildung und halte ſie der geſchichtlichen Entwickelung nach für berechtigt; wenn ich aber vergleiche den deutſchen Gebildeten mit ſeiner außerordentlichen Fähigkeit, ſich anzupaſſen an die verſchiedenſten Verhältniſſe, mit ſeiner ſicheren Methode und ſeinem ſicheren Können, auch alle diejenigen Einzelkenntniſſe ſich zu erwerben, die als wertvoll und wichtig hingeſtellt werden, — wenn ich die Leiſtungen betrachte, denen wir uns in den letzten Jahrzehnten unterzogen haben, darf ich wohl ſagen: in uns liegt ein Maß von Energie, welches nur erklärt werden kann durch eine geſunde und tüchtige Erziehung. An dieſem Schatz, welchen das deutſche Volk ſich erworben hat, möchte ich ohne dringende Not nicht rütteln. Ich glaube, daß meine Lehrpläne weit entgegengekommen ſind den ſogenannten modernen Strömungen; ich habe das mit Bewußtſein gethan und nehme bei den Gymnaſien auch nichts zurück; aber ich muß auch daran feſthalten, daß alle die Einwendungen, die gemacht werden in Bezug darauf, daß wir in der Schule lernen ſollen, was wir im künftigen Leben brauchen, für mich nicht entſcheidend ſind. Wir lernen auf unſeren preußiſchen Gymnaſien, wenn ich mich ſtark ausdrücke, zunächſt nichts, was wir im künftigen Leben brauchen, und doch lernen wir gewiſſermaßen alles. Wir lernen nicht Einzelkenntniſſe, wir bereiten uns nicht für einen Einzelberuf vor, ſondern wir erwerben uns eine geiſtige Kraft, eine geiſtige Zucht, eine moraliſche Kraft, welche uns befähigt, nicht allein den großen Anſtrengungen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft uns zu widmen, ſondern auch den großen Anſtrengungen und Angriffen mit Erfolg Widerſtand zu leiſten, die großen Aufgaben zu erfüllen, die im Leben unſeres Volkes im Innern und im Verhältnis zu den Staaten nach außen an uns herantreten und bisher an uns herangetreten ſind. Ich habe auch heute noch den Eindruck, daß wir an der Tüchtigkeit des Könnens, welches wir auf dem Gymnaſium erwerben, uns nicht irre machen laſſen dürfen dadurch, daß hin und wieder uns vielleicht im ſpäteren Leben eine Einzelkenntnis abgeht oder eine Einzelkenntnis erwünſcht erſcheint. Ich erkenne das an, aber auch die gelehrteſten Herren, mit denen ich doch viel in Berührung komme, haben es immer noch möglich gemacht, an der Hand ihrer reichen und ſicheren Erfahrung alle diejenigen Kenntniſſe der neueren Sprachen zu erwerben, die ſie für ihren Beruf brauchen; es giebt, glaube ich, heute kaum einen großen Mediziner, der nicht das Engliſche vollkommen, wenigſtens ſo weit beherrſchte, daß er die Veröffentlichungen der engliſchen und nordamerikaniſchen Litteratur verfolgen kann. Aber ich glaube, daß dieſer Umſtand, wenn ihm auch vielleicht die Erlernung der Sprache nicht ganz leicht geworden iſt, doch auch einen überlegten Mediziner nicht zu dem Schluſſe veranlaſſen wird, es wäre beſſer geweſen, er hätte auf der Schule etwas anderes gelernt; ob er dann noch im ſtande geweſen wäre, das Maß von Scharfſinn und von Folgerichtigkeit zu entwickeln, welches unſere Männer der Wiſſenſchaft auszeichnet, iſt mir doch immerhin zweifelhaft. Einzelne Ausnahmen beweiſen für mich nichts; ich erkenne durchaus an, daß es Bildungsarten und Bildungsformen giebt, die unſerer humaniſtiſchen ganz gleichwertig ſind, daß es Perſönlichkeiten giebt, die zu den glänzendſten des ganzen Menſchengeſchlechts gehören, die nicht gerade ſo vorgebildet waren, wie wir es vielleicht ſind. Aber dieſe Einzelfälle können niemals für allgemeine Maßnahmen der Unterrichtsverwaltung beſtimmend ſein; es entſcheidet auch hier der Durchſchnitt, und im großen und ganzen ſteht die Unterrichtsverwaltung noch heute auf dem Standpunkt: es würde ein Unglück für die Nation ſein, wenn man frühzeitig ohne die ſicherſten und reichſten Erfahrungen an den feſteſten Grundlagen rütteln wollte, auf welchen das humaniſtiſche Gymnaſium erwachſen iſt.

(Guſtav von Goßler, „Anſprachen und Reden“).

Bildung, Sittlichkeit, Religion.

Lebendiges Wiſſen und durchgeiſtigtes Können ſind Erſcheinungsformen gebildeten Weſens, aber die Erſcheinung bleibt bloßer Schein, wenn ſich jene nicht in geläutertem Wollen zuſammenfinden. Kenntniſſe und Einſichten werden wertvolles und wertgebendes Element der Perſönlichkeit, erſt wenn ſie ſich zu Ueberzeugungen und Geſinnungen verdichten; Formbeherrſchung und das Vermögen, zu geſtalten, müſſen ſich auch an der Aufgabe bewähren, den rohen Stoff der Triebe und Leidenſchaften zu formen und die Beziehungen des Menſchen zum Mitmenſchen in ſelbſtloſem Sinne zu geſtalten. So gehören auch ſittliche Beſtimmungen zur Idealgeſtalt des Gebildeten.

(Otto Willmann, „Didaktik.“)

Wo Bildung iſt, da iſt auch Selbſtbeherrſchung. Naturvölker werden beherrſcht von der Uebermacht der Gefühle und Stimmungen ihrer Natur. Kulturvölker haben eine größere Herrſchaft über die Aeußerungen ihres inneren Lebens. Man unterſcheidet verſchiedene Stufen der Bildung. Man ſpricht von geſellſchaftlicher, geiſtiger und ſittlicher Bildung. Auf allen Stufen zeigt ſich die Bildung in der Selbſtbeherrſchung. Die geſellſchaftliche Bildung beſteht darin, daß ich mich in der Art und Weiſe, wie ich mich äußerlich gebe, in Gang und Haltung, in Ton und Stimme, in Reden und Lachen nicht gehen laſſe, ſondern in der Hand habe und alles in die feſte Form faſſe, welche die Sitte und die Rückſicht auf die andern fordert. Die geiſtige Bildung beſteht darin, daß ich über die Fähigkeiten meines Geiſtes und den Stoff meines Wiſſens zu verfügen vermag und ſie in der Hand habe, um ſie ſo zu verwenden, wie es der Augenblick und die Rückſicht auf die andern fordert. Aber der Kern des Menſchen iſt ſein ſittliches Weſen. Geſellſchaftliche und geiſtige Bildung ſind nicht viel wert, wenn ihnen der Schmuck der ſittlichen Bildung fehlt. Eine wahre Entfaltung des ſittlichen Gehaltes unſeres Weſens aber werden wir nur da erkennen, wo der Sinn für die höchſten ſittlichen Ideale, für die ſittliche Schönheit lebendig iſt. Und eine wahre Selbſtbeherrſchung werden wir nur da anerkennen, wo nicht bloß die Ausbrüche der ſittlichen Rohheit zurückgehalten werden, ſondern auch die inneren Regungen ſich dem Willen der ſittlichen Perſönlichkeit beugen. Wo kein Sinn für das ſittliche Ideal iſt, und wo man ſich begnügt nur den Schein der äußeren Ehrbarkeit zu wahren, da werden wir nicht von Bildung im eigentlichen Sinne reden können. So glänzend der Geiſt und ſo liebenswürdig die Formen ſein mögen, ſie decken im Grunde doch nur einen gemeinen Sinn zu. Die Religion iſt zwar nicht identiſch mit der Bildung, aber ſie iſt die Vorausſetzung der wahren Bildung. Ein irreligiöſer Menſch wird nie ein gebildeter im höchſten Sinne ſein. Aber auch über die Ungebildeten breitet die Religioſität einen höheren Hauch aus. Bei Bauern, die wahre Chriſten ſind, wird man oft einen Takt des Benehmens und eine Zartheit der Empfindung finden, welche auch Hochgebildete beſchämen können.

(Chr. Ernſt Luthardt, „Vorträge über die Moral des Chriſtentums.“)

Wozu dienen Abbildungen?

Dies Bildnis hab' ich hieher gemacht: | Oder vielleicht ſie nicht könnt' leſen,
Wär' jemand, der die Schrift veracht't | Der ſieht im Malen wohl ſein Weſen. (S. Brant.)

Die **Bilderbibel.** Von Ferd. Freiligrath (1810—1876).

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeſchlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du, deſſen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den ſpielvergeß'nen Knaben
Nach Morgenland verſetzten:

Du ſchobſt für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah' Palm', Kamel und Wüſte
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachteſt ſie mir näher,
Die Weiſen und die Helden,
Wovon begeiſterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, ſchön und bräutlich,
So ihre Worte ſchildern,
Ich ſah ſie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel ſie umſchweben
Auf jedem ihrer Schritte,
Ihr Zieh'n und Herdentränken,
Das hab' ich oft geſeh'n,
Konnt' ich mit ſtillem Denken
Vor deinen Blättern ſteh'n.

Mir iſt, als läg'ſt du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder;
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder;
Als ſtände, was vor Jahren
Mein Auge ſtaunend ſah,
In friſchen, wunderbaren,
Erneuten Farben da;

Als ſäh' ich in grotesken
Verworrenen Geſtalten
Aufs neue die Moresken,
Die bunten, mannigfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An ſinniger Deutung reich!

Als trät' ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß ſie mir ſollte deuten
Jedweden Bildes Sinn;
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder;
Als ſchaute ſanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du biſt vergangen!
Ein Märchen ſcheinſt du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die teuren Eltern beide,
Der ſtillzufried'ne Sinn,
Der Kindheit Luſt und Freude —
Alles dahin, dahin!

Farbenbilder: Ein Kind nimmt ein gefärbtes Ei
Für ungefärbter Eier zwei. (Freidank.

Daß die Anſchauungsmittel vielfach geeignet ſind, den Unterricht zu beleben, Klarheit der Vorſtellungen zu erzeugen und die irrende Phantaſie der Schüler in richtige Bahnen zu lenken, unterliegt keinem Zweifel. Aber ebenſowenig iſt die Gefahr zu verkennen, welche in unrichtiger Verwendung derſelben liegt, die Gefahr der Zerſtreuung, der Veräußerlichung des Unterrichts und der Lähmung der Einbildungskraft des Schülers.

(Dr. Henkel.)

Die Anſchauungsmittel auf den höheren Lehranſtalten können nicht mehr Selbſtzweck ſein, wie in der Volksſchule und im Elementarunterricht überhaupt. Sie ſollen auf dieſer Stufe nicht mehr das Mittel ſein, um das Anſchauungsvermögen ſelbſt im allgemeinen zu wecken und zu bilden, ſondern ſie ſollen dazu dienen und helfen, einen beſtimmten einzelnen Gegenſtand dem Begriffsvermögen und dem Verſtändnis des Schülers nahe zu bringen.

Notwendig iſt dies freilich nur bei ſolchen Gegenſtänden, für die noch keine gleiche oder wenigſtens ähnliche Vorſtellung in Geiſt und Phantaſie des Schülers vorhanden iſt. Die Vorſtellung Haus, Schiff, Schild, Lanze u. a. ſind dem Knaben ſo geläufig, daß er nur des Wortes, ſei es des Lehrers oder des Schriftſtellers, bedarf, um in ſeiner Phantaſie eine mit der augenblicklich gewünſchten ſich ziemlich deckende Vorſtellung zu wecken. Wo aber hierzu das bloße Wort nicht genügt, z. B. wo ſtatt der oben erwähnten Appellativa konkrete Einzelgegenſtände erwähnt werden (Akropolis, Peterskirche), da muß bildliche Darſtellung, das Anſchauungsmittel, zuhilfe kommen, wenn anders der betr. Unterricht es gerade erfordert; dies letztere wird freilich bei den verſchiedenen Lehrgegenſtänden in ſehr verſchiedenem Maße der Fall ſein.

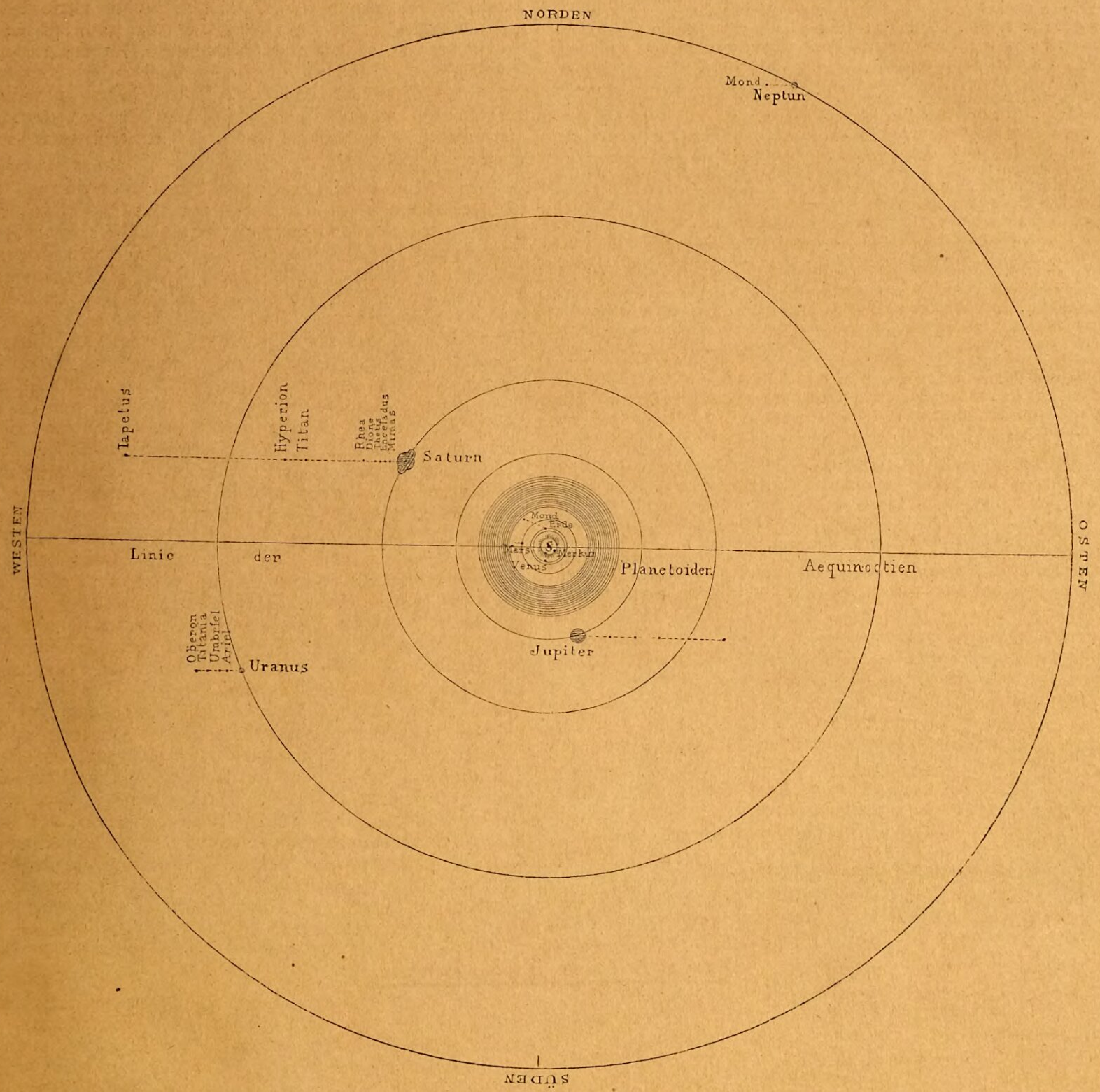
Erſt in zweiter und dritter Linie kann ich es als einen weiteren Zweck der Benutzung von Anſchauungsmitteln anſehen, das Anſchauungsvermögen, den Geſchmack, den Schönheitsſinn zu wecken und zu bilden; wird dies „beiläufig“ erreicht, deſto beſſer; einer bezüglichen Pflicht der Schule ſoll und kann der Zeichenunterricht genügen.

(Dr. Briegleb.)

Das iſt die Eigentümlichkeit der Kunſt, daß ſie zugleich erhaben und volkstümlich iſt, daß ſie das Edelſte, was es giebt, darthut und es allen darthut.

(H. Taine, „Philoſophie der Kunſt.“)

Stellung der Planeten am 1. Januar 1890.



Die Zeichnung enthält die Angabe der Planetenſtellungen für den 1. Januar 1890. Die Zeichenebene iſt die Ebene der Ekliptik, d. h. der Erdbahn, und das Planetenſyſtem iſt dargeſtellt, wie es ſich für einen Beobachter im Pole der Ekliptik zeigt. Die Ebenen der Bahnen der übrigen Planeten ſind wegen ihrer geringen Neigung gegen die Erdbahn — dieſelbe beträgt für Merkur 7°, für die andern noch nicht halb ſo viel — als mit der Ekliptik zuſammenfallend gezeichnet. Der Winkel zwiſchen der Linie der Aequinoctien und der Projektion des Leitſtrahles oder Radiusvectors des Planeten auf die Ekliptik heißt die heliocentriſche Länge und beträgt am 1. Januar 1890 für

Merkur	☿	333° 22′	Jupiter	♃	289° 15′
Venus	♀	253° 54′	Saturn	♄	148° 46′
Erde	♁	101° 5′	Uranus	♅	203° 22′
Mars	♂	176° 5′	Neptun	♆	63° 23′

Der Maßſtab für die Darſtellung der Entfernungen der Planeten von der Sonne iſt ſo gewählt, daß 1 Erdweite = 20.000.000 geographiſche Meilen durch 3 mm wiedergegeben ſind. Zwiſchen den Planeten Mars und Jupiter bewegt ſich die an Zahl noch unbekannte Schar der Aſteroiden, deren im Jahre 1888 289 gezählt waren, während jährlich noch neue hinzu entdeckt werden. Der innerſte von ihnen iſt (149) Meduſa in einer Entfernung von 2,133 Erdweiten = 42,7 Millionen Meilen, der äußerſte (153), Hilda, 3,949 Erdweiten = 79 Mill. Meilen von der Sonne entfernt. Für die Darſtellung der Monde bei den Planeten mußte der kleineren Entfernungen halber ein größeres Verhältnis gewählt werden, nämlich 1 mm = 10.000 Meilen. Im gleichen Maßſtabe ſind auch die Scheiben der äußeren Planeten (Neptun, Uranus, Saturn, Jupiter) gegeben, während bei den inneren (Mars, Erde, Venus, Merkur) dies ihrer Kleinheit wegen unmöglich war. Ebenſo ſind die Marsmonde ſo nahe bei ihrem Hauptplaneten, daß auch für ſie eine richtige Darſtellung der Entfernungen nicht anging.

Die wahren mittleren Entfernungen der Planeten von der Sonne und ihre Aequatorialdurchmeſſer ſind:

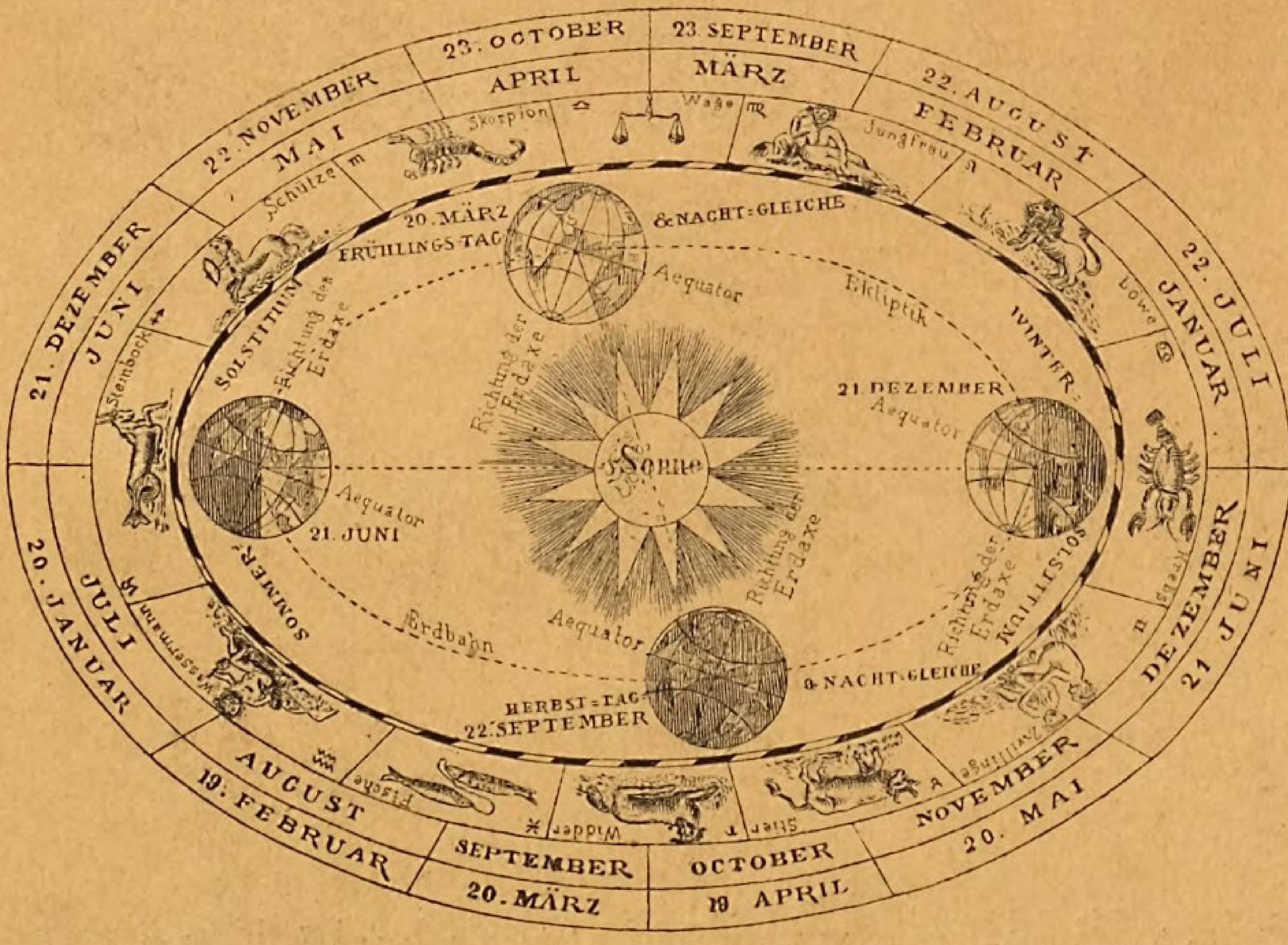
	Entfernungen.		Durchmeſſer.
	Erdweiten.	Mill. Meilen.	Meilen.
Merkur	0.387	7.74	650
Venus	0.723	14.46	1 712
Erde	1.000	20.00	1 913
Mars	1.524	30.48	895
Jupiter	5.202	104.04	19 000
Saturn	9.555	191.1	15 900
Uranus	19.22	384.4	8 000
Neptun	30.11	602.2	8 400

Die Entfernungen der Monde von ihren Hauptplaneten.

Planet.	Zahl der Monde.	Namen.	Entfernung in Halbmeſſern des Planeten.	Entfernung in Meilen.
Merkur	0			
Venus	0			
Erde	1	Mond	60	50 000
Mars	2	Phobos Deimos	2.77 6.92	2 438 6 193
Jupiter	4	1 2 3 4	5.968 9.452 15.086 26.535	56 700 90 300 143 000 253 000
Saturn	8	Mimas Enceladus Thetys Dione Rhea Titan Hyperion Japetus	3.1408 4.0319 4.994 6.422 8.975 20.706 25.400 60.366	24 900 34 280 39 700 51 000 71 300 164 600 201 900 479 000
Uranus	4	Ariel Umbriel Titania Oberon	6.440 8.980 14.724 19.692	25 800 35 900 58 900 78 800
Neptun	1	Neptunsmond	11.34	47 600

(Zeichnung und Erklärung von Fr. Riſtenpart.)

Der Tierkreis. Die Sonne zeigt ſich unſeren Augen als eine glänzende kreisrunde Scheibe und ſcheint ſich mit dem ganzen Himmelsgewölbe täglich einmal um die Erde zu drehen. Betrachtet man aber ihren Ort am Himmel genauer, ſo bemerkt man leicht, daß ſie auch ihre Stellung an demſelben verändert. Wäre es möglich, neben der Sonne gleichzeitig einen anderen Fixſtern am Himmel zu beobachten, ſo würde dieſe Thatſache noch leichter feſtzuſtellen ſein. Würden z. B. beide Himmelskörper am 21. März ſo ſtehen, daß die Sonne vor dem Fixſterne ſich befände, ſo wäre dies ſchon am nächſten Tage nicht mehr der Fall; jeder neue Tag würde die Entfernung beider zuerſt vergrößern, dann von der andern Seite her verringern. Nach einem Jahre erſt, d. h. nach 365 Tagen, 6 Stunden, 40 Minuten würden beide Geſtirne dieſelbe Stellung haben, wie am erwähnten 21. März. Die Sonne hat alſo für unſer Auge neben der täglichen auch eine jährliche Bewegung und zwar beſchreibt ſie einen größten Kreis der Himmelskugel, deſſen Ebene gegen den Himmelsäquator um 23½° geneigt iſt. Dieſen Kreis nannten die Alten *Ekliptik*: Kreis der Finſterniſſe, weil ſie beobachtet hatten, daß auch der Mond in demſelben ſtehen müſſe, wenn an ihm oder durch ihn eine Finſternis (Mondes-, Sonnenfinſternis) bewirkt werden ſolle. Indem die Sonne dieſen Kreis zu durchwandern ſcheint, durchſchreitet ſie 12 verſchiedene Sternbilder, welche in einem 20° breiten Gürtel zu beiden Seiten der Ekliptik liegen und meiſtens die Namen von Tieren tragen, daher man die ganze Umgürtung mit dem Namen Tierkreis oder Zodiakus (vom altgriechiſchen Wort „Zodion“ = Tierchen) bezeichnet. Den ganzen Kreis hat man ſchon von alters her in 12 Teile von je 30° getrennt, welche *Zeichen der Ekliptik* genannt werden und die Namen der benachbarten Sternbilder des Tierkreiſes führen. Den jeweiligen Punkt, den die Sonne in der Ekliptik einnimmt, pflegt man mit dem Zeichen des Tierkreiſes zu bezeichnen, in deſſen Abteilung ſie ſich eben befindet. Doch muß Sternbild und Zeichen wohl auseinander gehalten werden. Die Einteilung der Ekliptik fällt nämlich in eine Zeit, in welcher der Frühlingspunkt im Sternbild des Widders war. (Im Jahre 320 v. Chr. lag derſelbe an der Bruſt des Widders.) Dieſer Punkt rückt jedoch alljährlich um etwas weniges gegen Weſten vor (in jedem Jahrhundert um 1,3947°), ſo daß er ſich jetzt im Sternbilde der Fiſche, ungefähr 30° von dem erſterwähnten Orte befindet. Da nun aber die Zeichen vom Frühlingspunkte an gezählt werden, ſo rückt das Zeichen desſelben und mit ihm jedes andere auch gegen Weſten und auf andere Sternbilder vor. In jedem Monat und zwar um den 21. desſelben tritt die Sonne in ein neues Feld des Tierkreiſes.

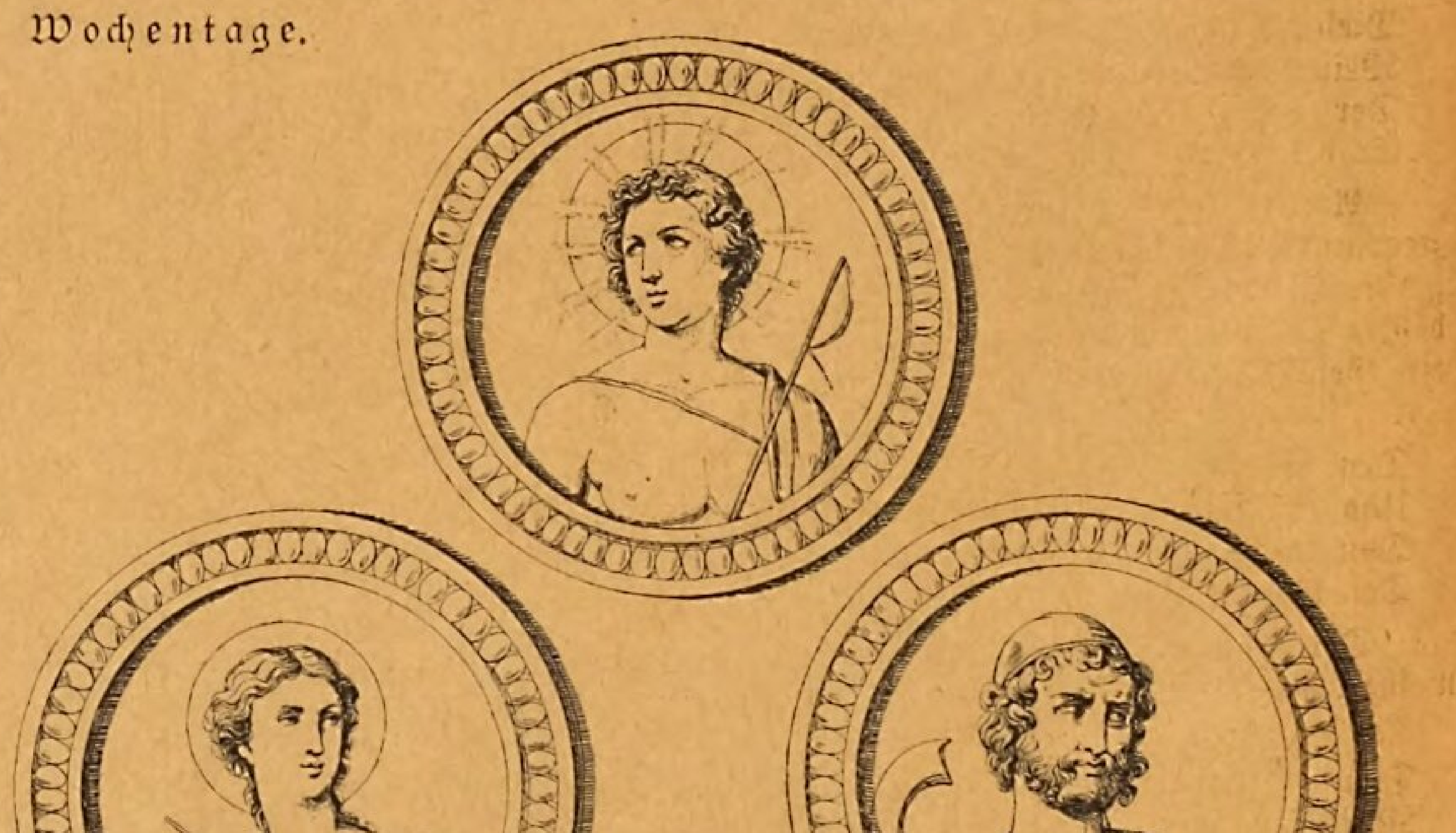


Jahreszeiten. Die Bahn, welche die Erde um die Sonne beſchreibt, iſt eine Eklipſe und hat eine Länge von 936 Millionen Kilometer. Die Erde durchmißt davon in jeder Sekunde 29½, in der Stunde über 106 000, im Tage etwa 2 550 000 Kilometer. Stünde die Erdachſe ſenkrecht auf dieſer Bahn, ſo würde jeder Breitenkreis jahraus jahrein gleichmäßig Licht und Wärme durch die Sonne erhalten, ein Wechſel der Jahreszeiten alſo nicht ſtattfinden. Nun iſt dieſelbe aber in einem Winkel von 66° 32′ gegen ihre Bahn geneigt und bleibt bei der jährlichen Bewegung der Erde mit ſich ſelbſt parallel, und dadurch entſteht die Reihenfolge der Jahreszeiten. Betrachten wir nun unſere Abbildung. Am Punkte der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche ſteht die Sonne ſenkrecht am Aequator, ihre Strahlen berühren Nord- und Südpol gleichmäßig und halbieren alle Parallelkreiſe in 2 gleiche Hälften. Sie beginnt nun ſcheinbar den Lauf nach Norden. Ihre Strahlen fallen unter einem Winkel, der ſich mehr oder minder einem rechten nähert, auf die nördliche Erdhälfte, wo auch die Tage zunehmen, im Süden nehmen ſie ab. Die Wärmeeinwirkung der Sonne hängt aber ab vom Einfallswinkel, in dem die Strahlen auffallen, und von der Tagesdauer derſelben. Es empfängt alſo die nördliche Erdhälfte jetzt eine ſich ſteigernde größere Wärmemenge. Der *Frühling* hat begonnen und ſchreitet vor. Die ſüdliche Erdhälfte hingegen verzeichnet den Herbſt. Am 21. Juni iſt die Erde an dem Punkte angelangt, wo ihr Nordpol der Sonne um den Winkel von 23° 28′ zugewendet iſt; dieſe tritt in das Zeichen des Krebſes, und das Sommerſolſtitium, die Sommerſonnenwende tritt ein, der *Sommer* hat begonnen. Wenn auch nun die Sonne wieder zum Aequator zurückſchreitet, ihre Strahlen immer weniger im rechten Winkel auf die nördliche Erdhälfte fallen und die Dauer der Beſtrahlung, der Tag, abnimmt, ſo tritt doch noch eine Erhöhung der Wärme ein, da Sonnenhöhe und Tageslänge nur langſam zurückgehen. Die ſüdliche Erdhälfte hat hingegen jetzt *Winter*. Iſt die Sonne von da wieder bis zu dem Punkte, wo die Herbſt-Tag- und Nachtgleiche eintritt, gelangt (21. September), ſo hat ſich die Tageslänge der nördlichen Halbkugel ſchon erheblich gekürzt, die Sonnenhöhe iſt um 23½° gemindert, die Erde empfängt bedeutend weniger Wärme und zehrt gewiſſermaſſen von dem Ueberſchuſſe, den ſie noch vom Sommer her aufgeſpeichert hat. Es iſt *Herbſt*. Die Tage und die Wärme nehmen raſch ab. Iſt die Sonne am (ſüdlichen) Wendekreis des Steinbocks angelangt, dann ſind die Tage auf der nördlichen Halbkugel am kürzeſten und die Sonnenhöhe hat ſich abermals um 23½° verringert. Die Wärme iſt bedeutend geſunken und dauert auch noch fort, wenn gleich die Sonne ſich wieder dem Aequator zuwendet. Wir bezeichnen dieſe Sonnenwende als *Winterſonnenwende* und als Anfang des *Winters*.

Tag und Nacht. Dem Anſcheine nach dreht ſich täglich das ganze Himmelsgewölbe mit allen Geſtirnen von Oſten nach Weſten. In Wirklichkeit iſt dies ebenſo Täuſchung, wie es eine Täuſchung iſt, wenn wir, von einem raſch rollenden Bahnzuge aus auf das Land ſehend, meinen, der Zug ſtünde feſt und die Gegend bewege ſich. In Wirklichkeit dreht ſich die Erde in 24 Stunden einmal von Weſt nach Oſt um ihre Achſe und es iſt *Tag* an der Seite, welche der Sonne zugewendet und beleuchtet iſt, Nacht an der entgegengeſetzten und unbeleuchteten. Die Tagesdauer der einzelnen Orte hängt von der Stellung der Sonne am Himmelsgewölbe ab, die ſich mit den Jahreszeiten (ſiehe dieſe) ändert. Hat die Sonne ihre größte Entfernung nördlich vom Aequator erreicht, ſo iſt auf der nördlichen Erdhälfte der längſte, hat ſie die größte ſüdliche Entfernung vom Aequator erreicht, der kürzeſte Tag.

Zeitrechnung. Die Dauer eines ſcheinbaren Umſchwunges des Himmelsgewölbes heißt *Sterntag*. Der Zeitraum zwiſchen 2 aufeinander folgenden Kulminationen der Sonne heißt *wahrer Sonnentag*. Die Dauer eines Umlaufs der Sonne durch den Tierkreis zum nämlichen unbeweglichen Punkt des Himmels wird *Sternjahr* oder *ſideriſches Jahr* genannt und mit 365 Tagen 6 Stunden, 9 Minuten, 11 Sek. berechnet. Es iſt unveränderlich. Die Zeit zwiſchen dem Ausgange vom Frühlingspunkt und der Rückkehr zu demſelben wird *tropiſches Jahr* genannt. Da der Frühlingspunkt ſich von Oſt nach Weſt bewegt, iſt das tropiſche Jahr kürzer. Für die Bedürfniſſe des praktiſchen Lebens iſt es notwendig, Mondphaſen, Auf- und Niedergang der Sonne, Anfang und Ende der Jahreszeiten aufzuzeichnen, und dies geſchieht durch den Kalender. In Europa war durch Jahrhunderte der *Julianiſche* Kalender im Gebrauche, der ſeinen Urſprung auf Julius Cäſar zurückführt. In demſelben iſt die Jahresdauer auf 365¼ Tag beſtimmt, nach 3 Jahren von 365 Tagen folgt daher ein Schaltjahr von 366 Tagen, um den ¼ Tag einzubringen. 4 julianiſche Jahre ſind aber um 45 Minuten länger als 4 tropiſche Jahre, was in 128 Jahren bereits einen Tag ausmacht. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, ließ Papſt Gregor XIII. einen neuen, den noch jetzt geltenden *Gregorianiſchen* Kalender ausarbeiten, bei welchem die Schaltjahre beibehalten wurden, aber von den Jahrhunderten nur jene Schaltjahre ſind, deren beide erſten Ziffern durch 4 ohne Reſt teilbar ſind.

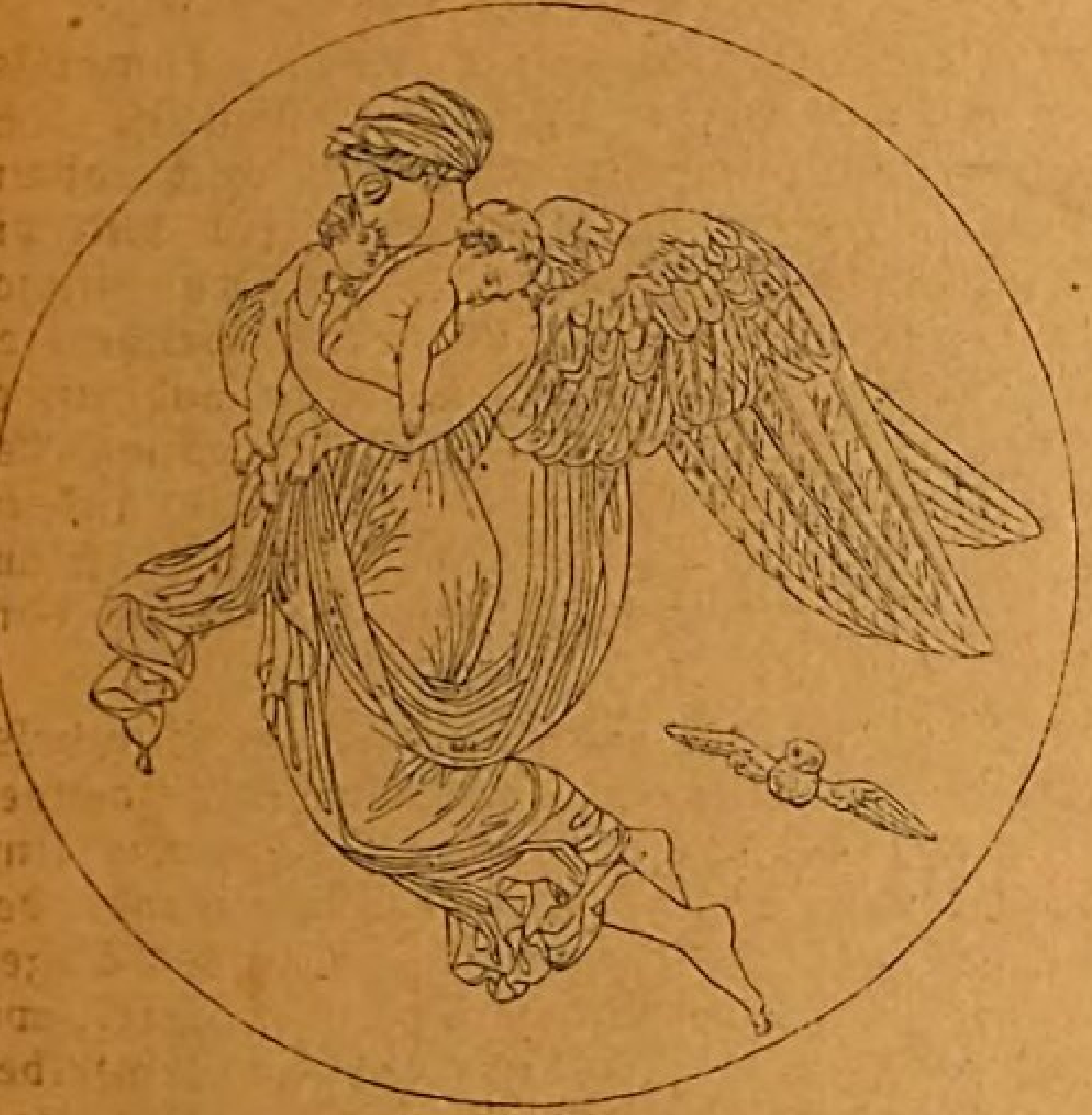
Wochentage.



Die Tage der Woche.

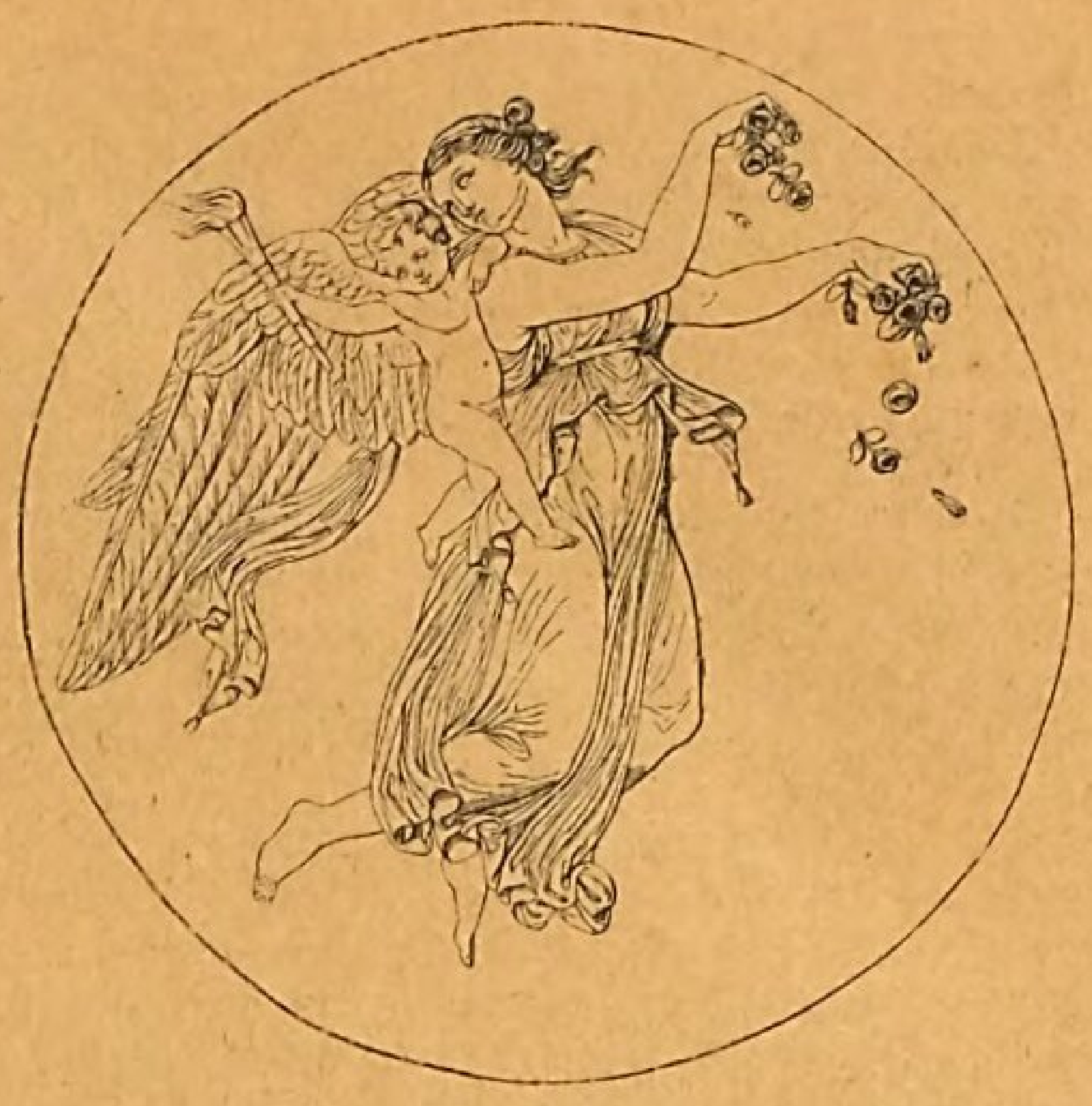
Aus „Real Museo Borbonico. Napoli 1835. (Nach einem pompejaniſchen Wandgemälde.)

Die Einteilung des Monats in Wochen iſt uralt. Die Griechen hatten Wochen von 10 Tagen (Dekaden), die Römer ſolche von 9 Tagen (nundinæ); die 7tägige Woche findet ſich bei den Babyloniern, Juden und Aegyptern. Von dieſen kam ſie zu den Römern. Der Kalender der I. franzöſiſchen Revolution nahm wieder die 10tägige Woche an. *Sonntag* (dies solis): Apollo, das Haupt mit einem Strahlenkranz umgeben, als Führer des Sonnenwagens mit Peitſche und Fuhrmannskleid. *Montag* (dies lunæ): Diana, die Mondgöttin, das Szepter als Sternenkönigin in der Hand. *Dienſtag* (dies Martis): Mars, der Kriegsgott, mit Helm, Schild und Lanze. *Mittwoch* (dies Mercurii): Merkur der Götterbote, mit geflügeltem Reiſehut. *Donnerstag* (dies Jovis): Jupiter, der Himmelskönig, den Szepter in der Hand. *Freitag* (dies Veneris): Venus, einen Amor auf der Schulter. *Samstag* (dies Saturni): Saturnus, der Gott der Zeit, mit der Sichel.



Die Nacht.
Nach Bertel Thorwaldſen (1770—1844).
„Opere“ Roma 1832.

Ueber die Entſtehung dieſer beiden erhabenen Rundbilder wird folgendes berichtet: Im Jahre 1815, während ſeines erſten italien. Aufenthalts (1797-1819), war Thorwaldſen ſchon längere Zeit von Mißmut und Unluſt an der Arbeit befallen geweſen. Ein jüngerer Freund, der Maler Chriſtoph Wilh. Eckersberg (1783—1853), pflegte ihn täglich zu beſuchen und aufzumuntern, aber er redete zu tauben Ohren. Eines Morgens jedoch traf er Thorwaldſen mit ſtrahlendem Antlitze bei der ſolange unterlaſſenen Arbeit und im Begriffe, ein Thonbild zu entwerfen: eine weibliche Geſtalt, welche die Nacht vorſtellen ſollte. Bald darauf erſchien ſchon der Gipſer, um das Modell abzuformen, und fragte, welche Geſtalt der Rand des Bildes bekommen ſollte. Da zeichnete Thorwaldſen ſchnell mit Kreide einen Kreis um die Geſtalt herum, welchen ſie trefflich ausfüllte, und formte aus einem Klumpen Thon eine Eule mit ausgeſtreckten Flügeln, das Sinnbild der Nacht. Während der Gipſer den Abguß machte, arbeitete der Künſtler an dem Gegenbilde, einem jungen beflügelten Weibe, das dahin ſchwebend, Roſen ausſtreut; auf ihre Schultern ſtützt ſich der Morgenſtern, ein Engelskind mit der Fackel. Als der Gipſer mit der Figur der Nacht fortgehen wollte, rief Thorwaldſen: „Warten Sie noch ein bißchen! So können wir die andere gleich mit beſorgen.“ Und ſo wurden dieſe 2 Geſtalten in einem Tage fertig. Sie zählen unter die am meiſten bewunderten kleineren Arbeiten des großen Bildhauers.



Der Tag.
Nach Bertel Thorwaldſen (1770—1841).
„Opere“ Roma 1832.

* * *

Die vorliegenden Darſtellungen der Monate ſind einer in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten Handſchrift entnommen und ſtammen wahrſcheinlich aus der Zeit des römiſchen Kaiſers Konſtantius. Denſelben ſind erklärende lateiniſche Verſe beigefügt, welche dem Dichter Decimus Magnus Auſonius († nach 393) zugeſchrieben werden, und von denen wir eine deutſche Ueberſetzung (nicht im Versmaße) folgen laſſen.

Januar.

Dieſer Monat iſt dem Janus heilig, ſieh', wie auf Altären
Weihrauch brennt, wie den frommen Wohlgeruch die Hausgötter einſchlürfen.
Der Jahre und des Jahrhunderts Beginn iſt er, der Ehrenſtellen Geburtstag;
Er benennt in den Jahrbüchern die purpurgeſchmückten Würdenträger.

Am 1. Januar traten die römiſchen Konſuln ins Amt. Die Abbildung zeigt uns einen ſolchen, in der Tracht des 4. Jahrhunderts n. Chr., im Begriffe, Weihrauch auf einen Dreifuß zu ſtreuen. Der daneben ſtehende Hahn deutet auf die frühe Morgenſtunde; auf einem einfachen Altare befindet ſich ein Gefäß, das Weihrauch oder einen anderen Opfergegenſtand enthält.

Februar.

Den aber ein waſſerfarbenes Kleid, gegürtet, umſchlingt,
Und der freudig den ſumpfliebenden Vogel umfaßt,
Den im Falle des Regens der kunſtreiche Regenbogen umgiebt,
Der Monat iſt's, der nach römiſchem Gebrauch die Februaweihe bringt.

Der Name Februar kommt von den, Februa genannten, Reinigungsweihen her, welche die Römer in dieſem Monate begingen.

März

Den mit dem Wolfsfell umgürteten Monat mag man leicht erkennen,
Mars hat ihm den Namen, Mars die Kleidung gegeben.
Auf die Frühlingszeit deutet der mutwillige Bock und die geſchwätzige Schwalbe
Und das Milchgefäß und das grünende Gras.

Der Wolf war das dem Mars heilige Tier.

April.

Die mit Myrte bedeckte Venus verehrt der April.
Es brennt der Weihrauch der Göttin Ceres zu Ehren.
Zur rechten verbreitet eine Kerze wohlriechende Flammen:
Balſam wird nicht geſpart, von dem die Liebesgöttin duftet.

Mai.

Alle Schätze des Frühlings und mit Edelſteinen geſtickte Roſenkränze
Hat, ſiehe, der in Leinen gekleidete Mai.
Der Monat, benannt nach der Maja, des Atlas Tochter,
Den mit Recht ſehr liebt die Muſe Urania.

Maja, Tochter des Atlas, gebar in dieſem Monat den Gott Merkur.

Juni.

Unbekleidet ſelbſt, beſieht Junius die Stunden, welche die Sonne zeigt,
Und deutet an, wie Phoebus [die Sonne] ſeinen Pfad ändert.
Er weiſet auch auf die reifen Aehren.
Das Verſchwinden der Blüten zeigen die abgefallenen Lilien an.

Juli.

Siehe der Julius zeigt die gemalten Glieder,
Und ein Kranz von Aehren bindet die rötlichen Haare.
Der volle Maulbeerbaum gewährt die blutroten Träubchen,
Und ſteht in der Mitte des Krebsgeſtirnes in fröhlicher, in voller Kraft.

Der Geldbeutel, ſowie die Münzen werden auf die in dieſem Monat ſtattfindende Vermögensſchätzung der römiſchen Ritter gedeutet.

Auguſt.

Das Brunnenwaſſer und den aus durchſichtigem Glaſe gemachten Becher
Betrachte, wie der Ausgedörrte mit herabgeneigtem Munde trinkt.
Der mit dem Namen des ewigen Herrſchers bezeichnete Monat,
In welchem Hekate [Diana] von Latona geboren worden iſt.

Die Pfauenwedel deutet auf die zahlreichen Fliegen, die Melonen auf das Bedürfnis nach Erfriſchung, die auf dem Gefäß befindlichen (griechiſchen) Buchſtaben „Ox“ bezeichnen dasſelbe als ein Oxobathon, das kleinſte Maß für Flüſſigkeiten.

September.

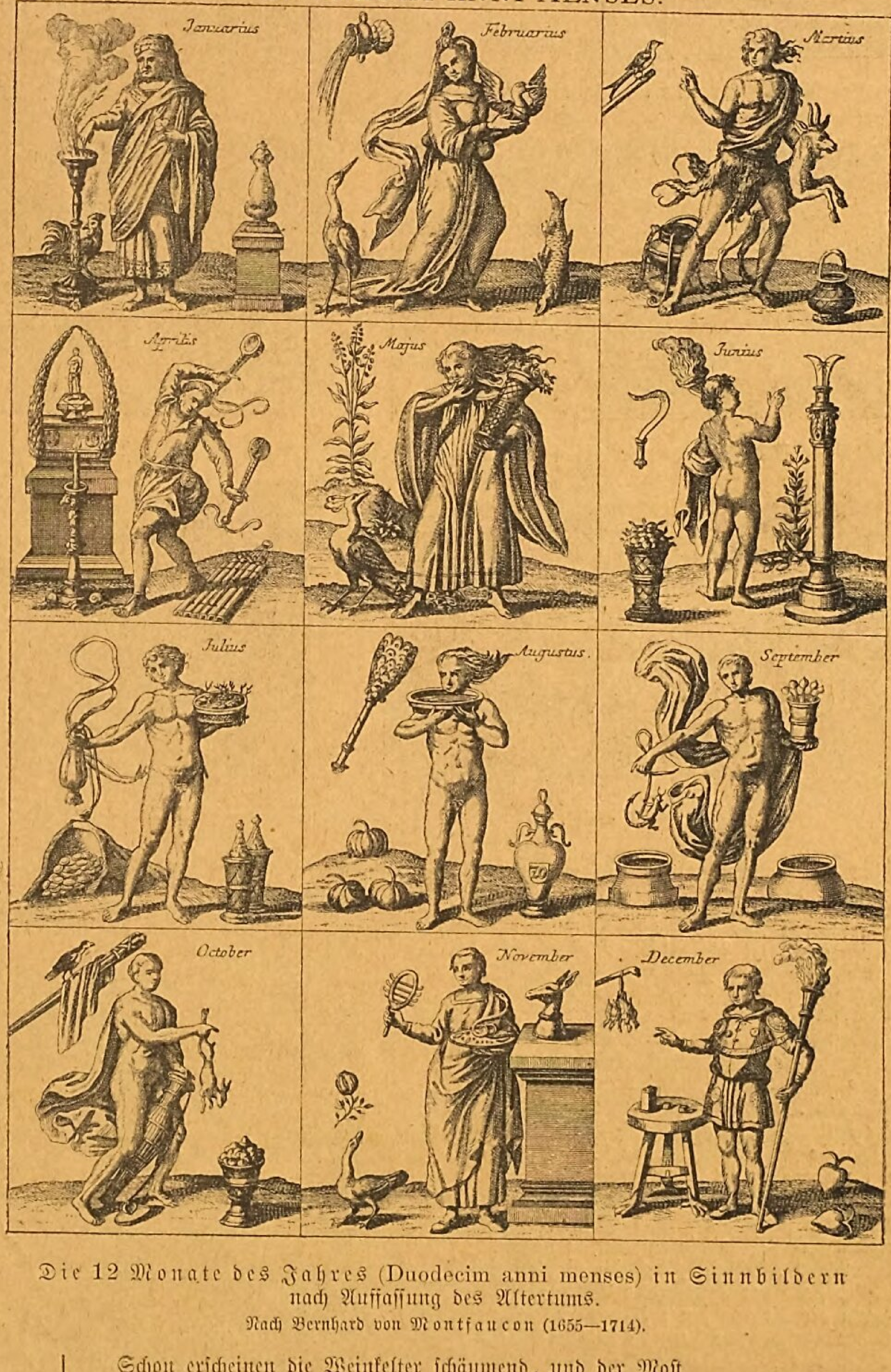
Der September ſchneidet die verſchiedenen emporwachſenden Fruchtbeeren und
Die Trauben, unter ihm fallen auch die milden Obſtarten.
Hier hat er ſeine Luſt an der am Faden angebundenen gefangenen Eidechſe,
Die an der Hand aufgehängt mit verſchiedenen Bewegungen ergötzt.

Die beiden am Boden ſtehenden Kufen ſollen wohl Moſtbottiche vorſtellen.

Oktober.

Der Oktober reicht einen gefangenen Haſen, mit dem Aſte zugleich die Frucht.

DVODECIM ANNI MENSES.



Die 12 Monate des Jahres (Duodecim anni menses) in Sinnbildern nach Auffaſſung des Altertums.
Nach Bernhard von Montfaucon (1655—1714).

Schon erſcheinen die Weinkelter ſchäumend, und der Moſt
Brauſt, vom neuen Wein erhitzen ſich die Gefäße.

November.

Der ſich nun in Leinwand zeigende Monat
Von altersher der Iſis heilig, verehrt dieſe Gottheit,
Von welcher die gierige Gans kaum von der Klapper verſcheucht wird.

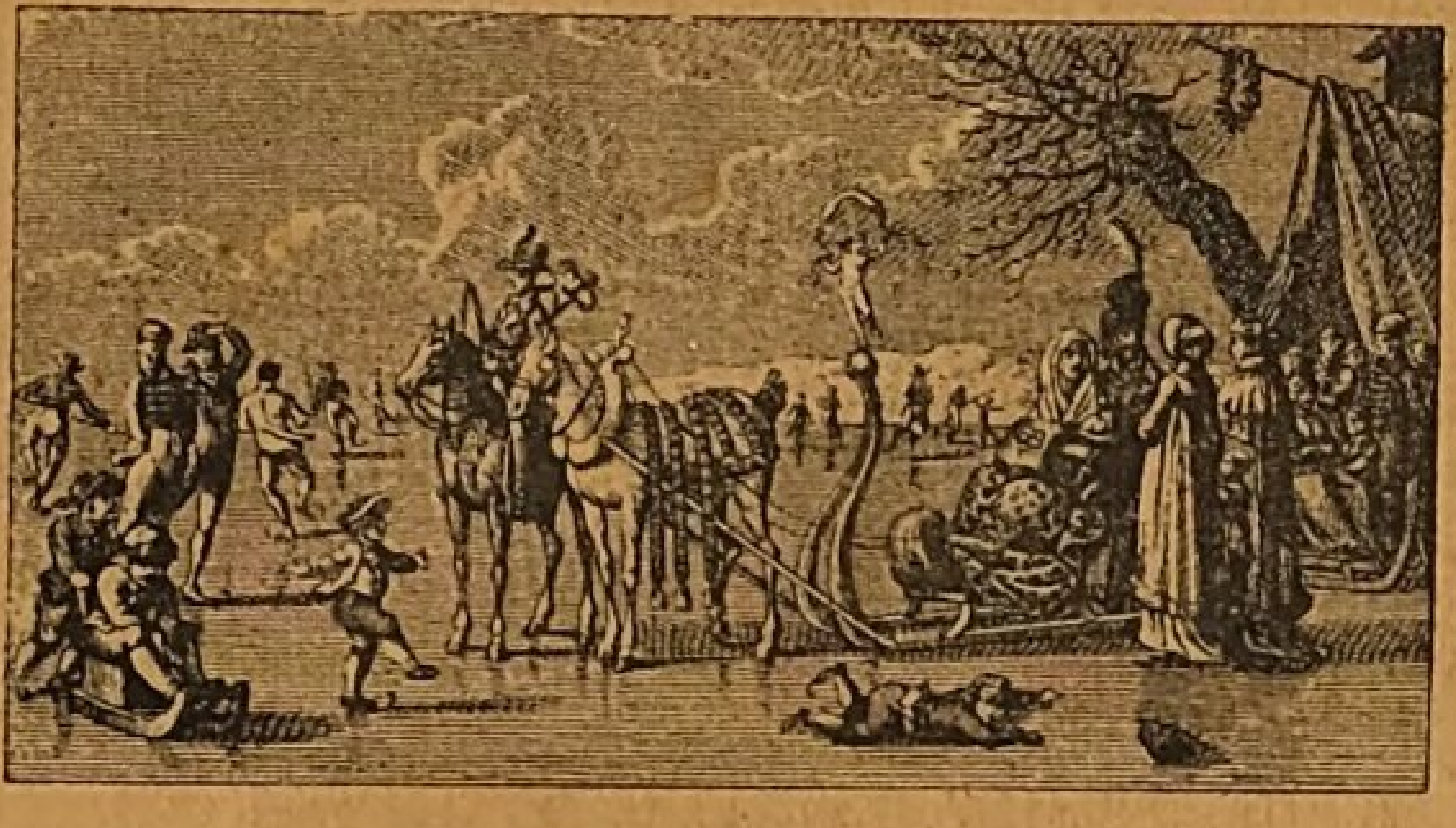
Dezember.

Der Winter bewahret den jährlichen Samen
In der gepflügten Erde, und vom Himmel wird alles durch Regen befeuchtet.
Der Dezember bringt nun wieder die goldenen Feſte des Saturnus,
Jetzt haſt du, o Knecht, die Erlaubnis, den Herrn zu ſpielen.

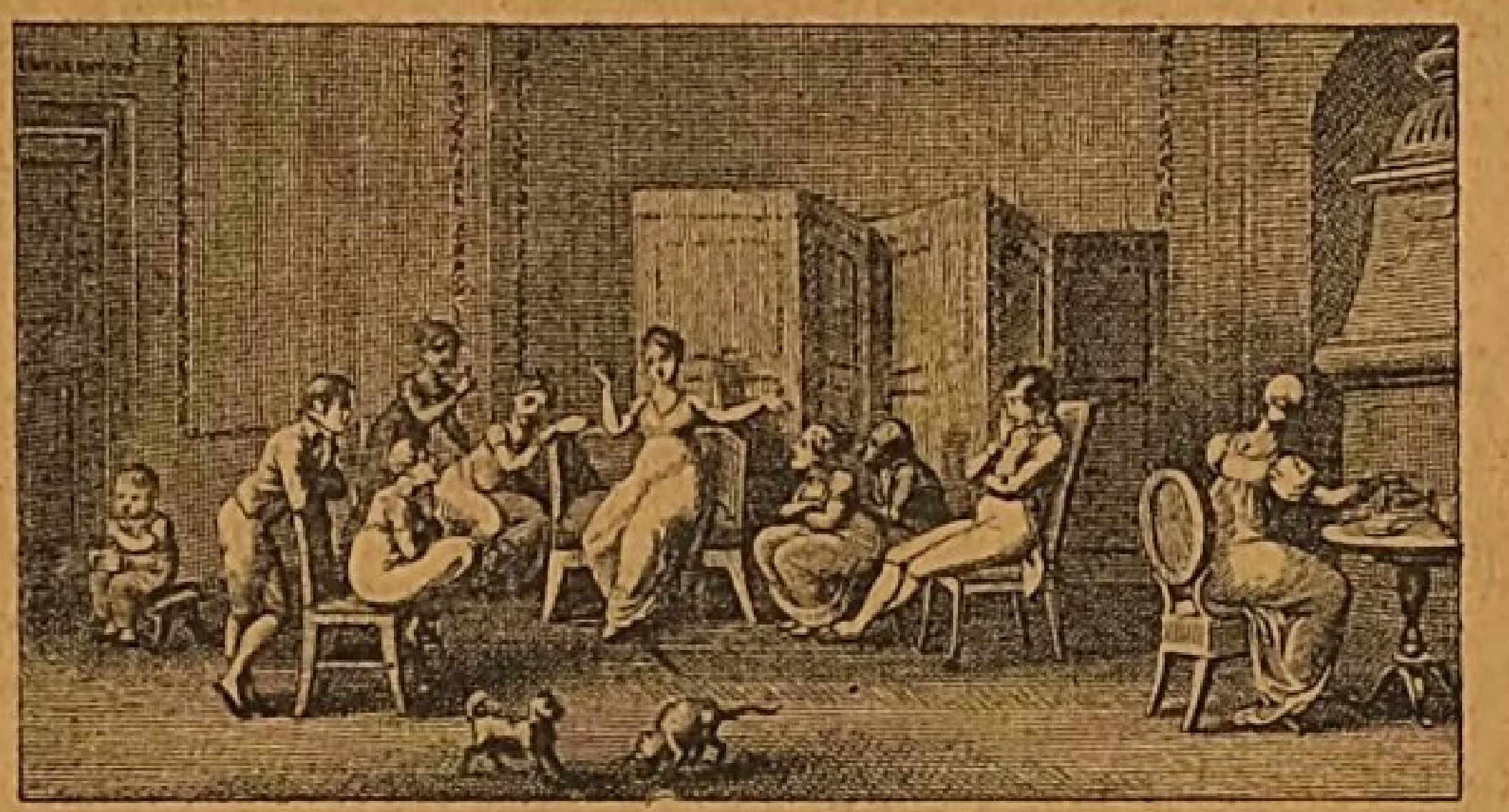
(In den Dezember fielen die Saturnalien, Feſte, an deren einem die Sklaven von den Herren bei Tiſche bedient wurden.)

Die Monate.

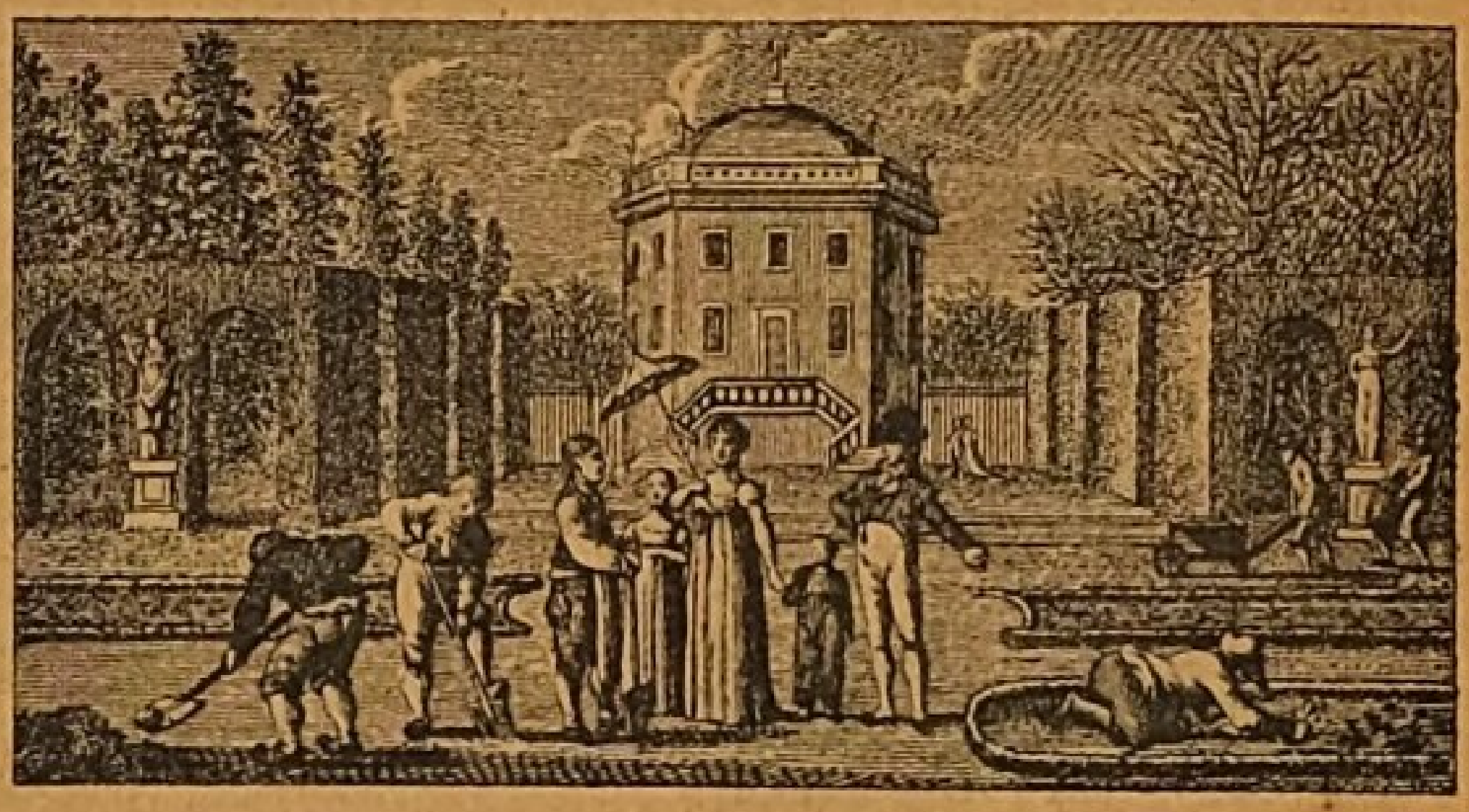
(Aus: Taſchenbuch für das Jahr 1812 u. a. Frankfurt a. M.)



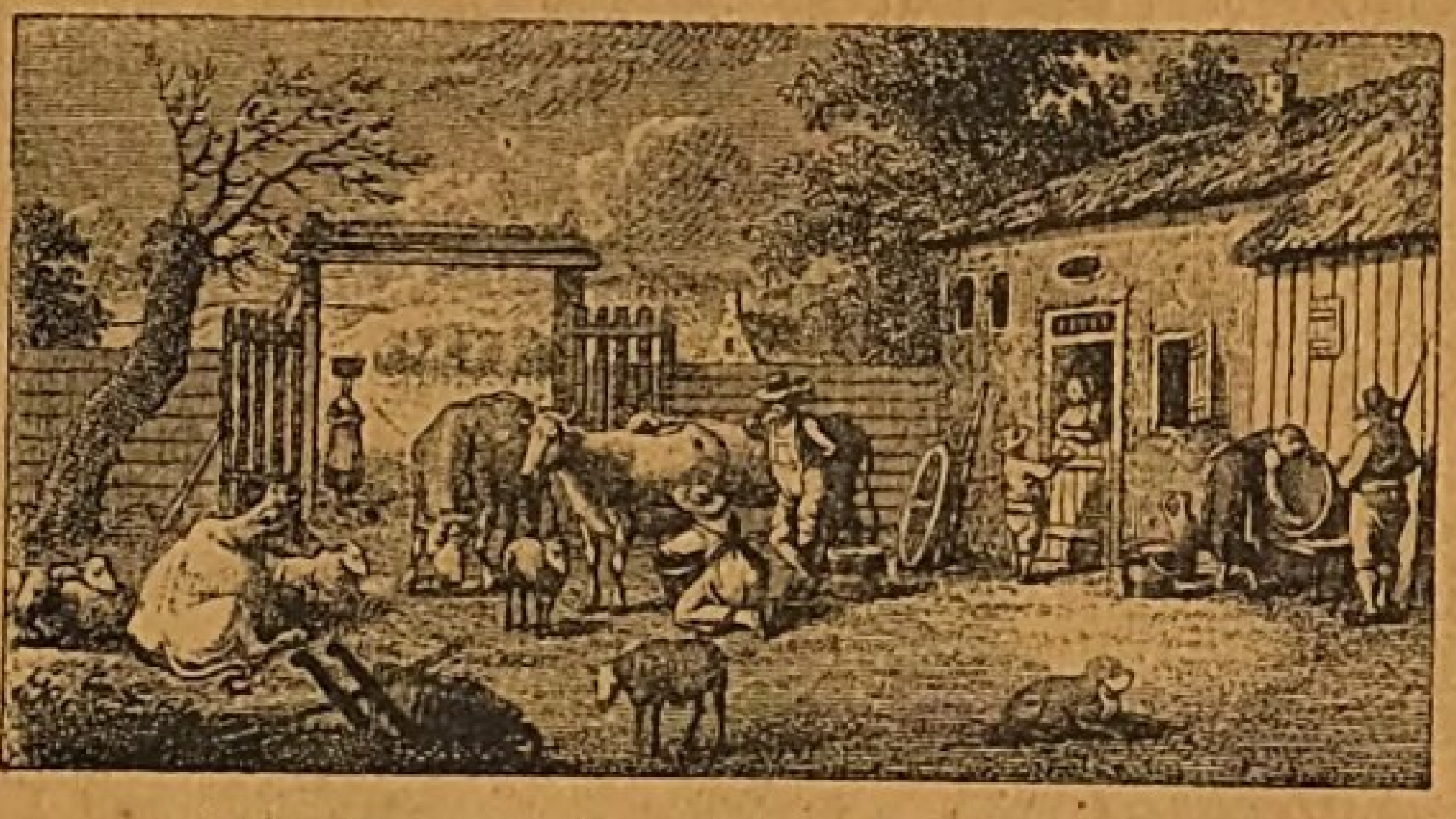
Januar (Auf dem Eiſe).



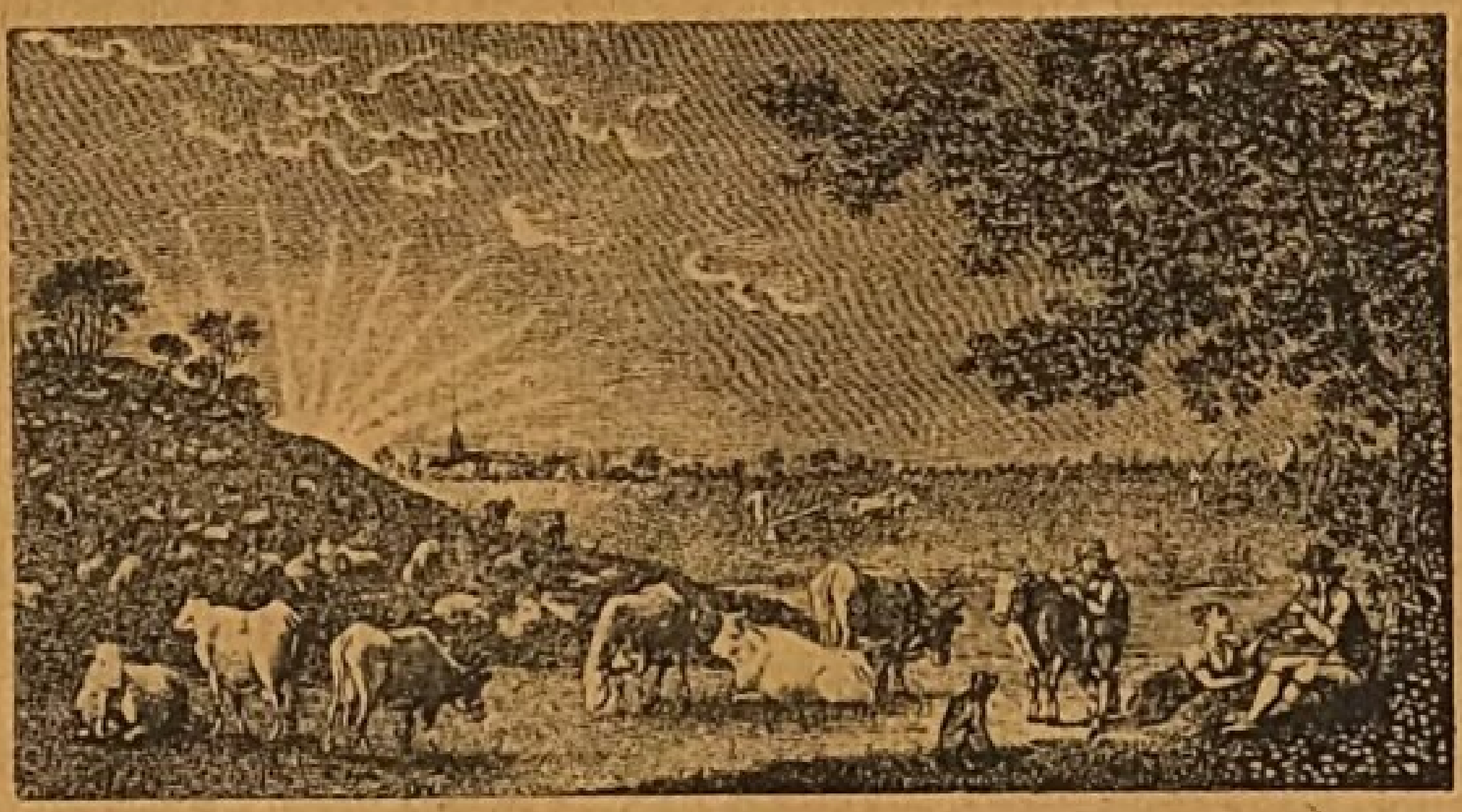
Februar (Unterhaltung in der warmen Familienſtube: Die Mutter erzählt).



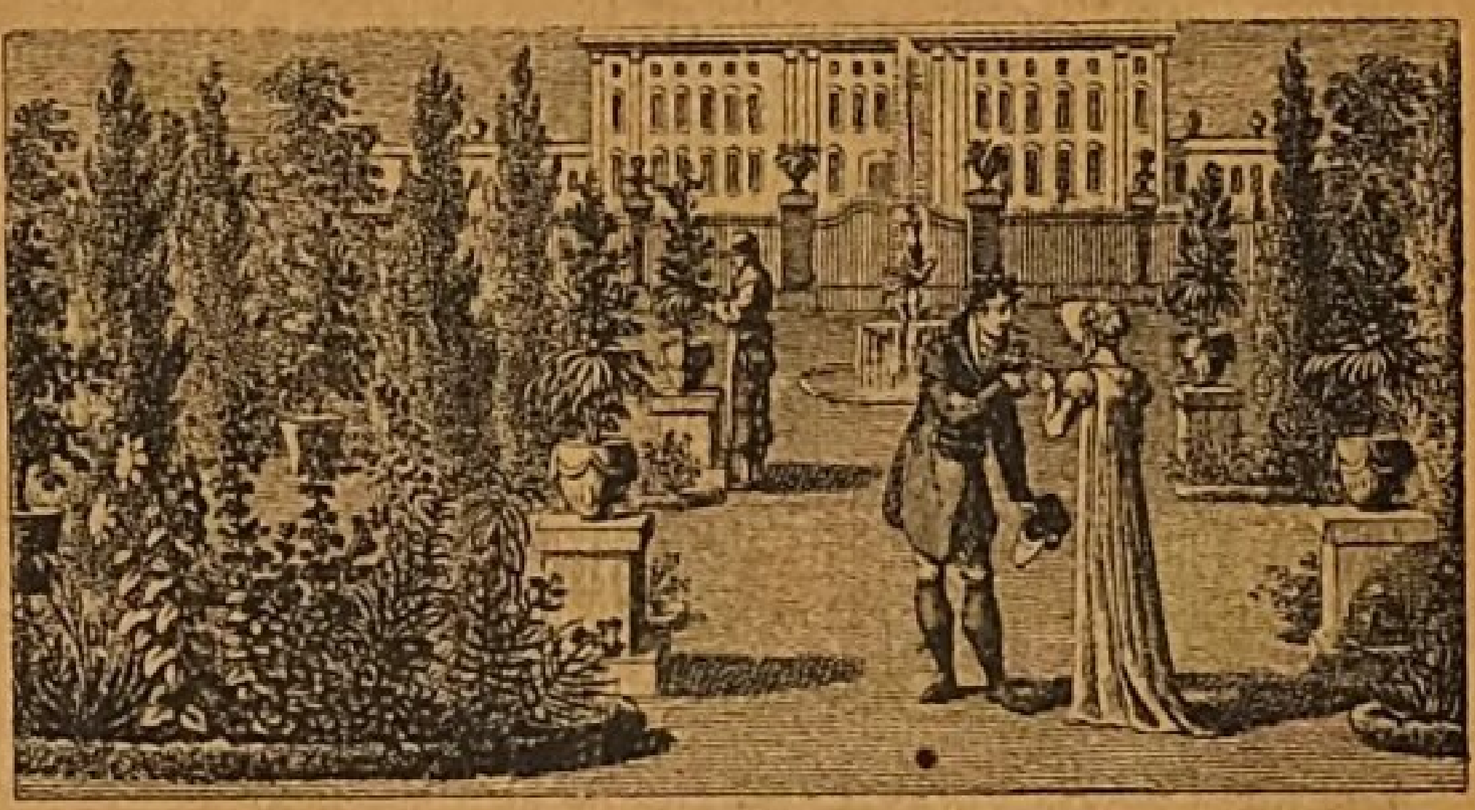
März (Beginn der Gartenarbeit).



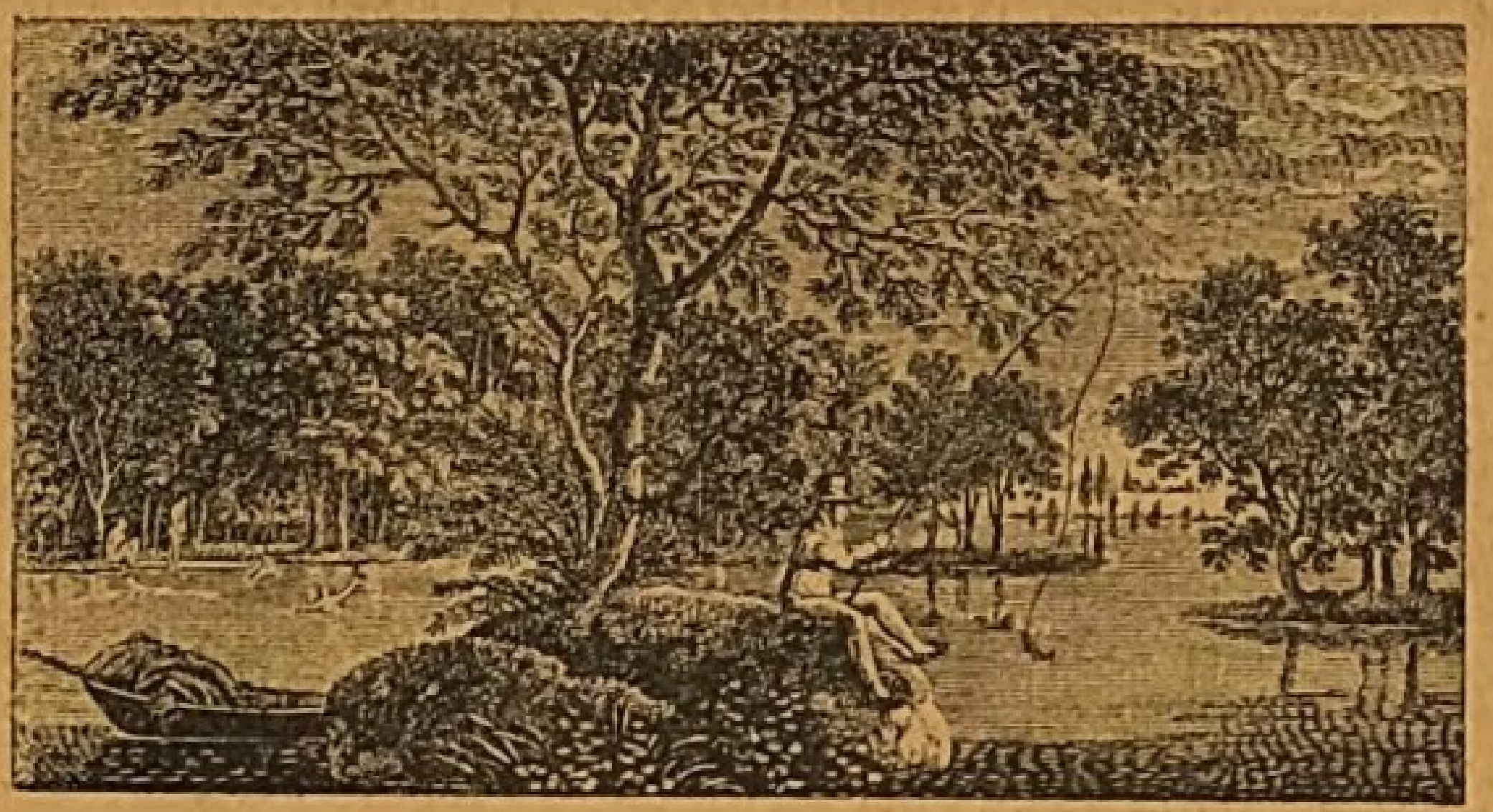
April (Arbeiten im Bauernhofe).



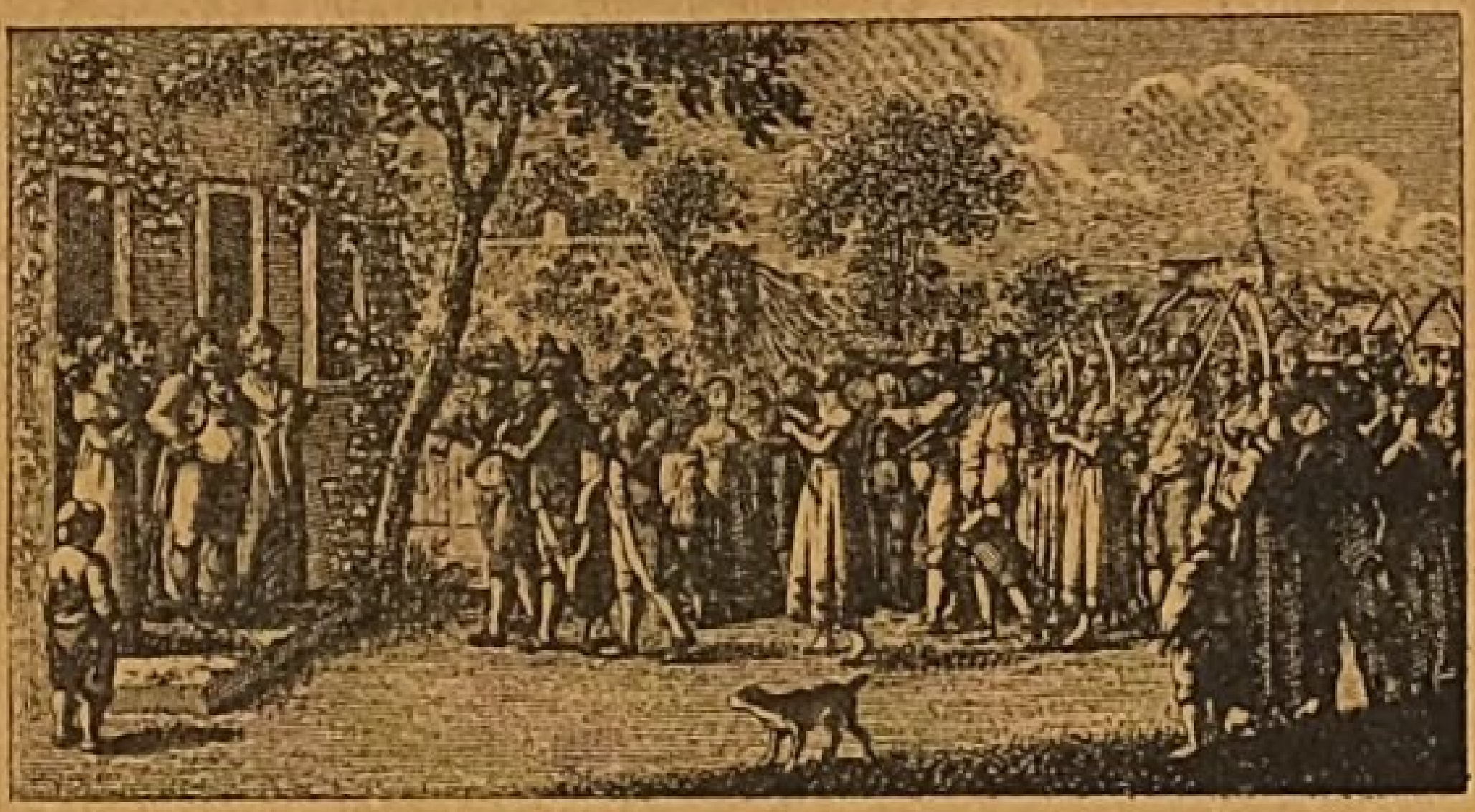
Moi (Weidegang).



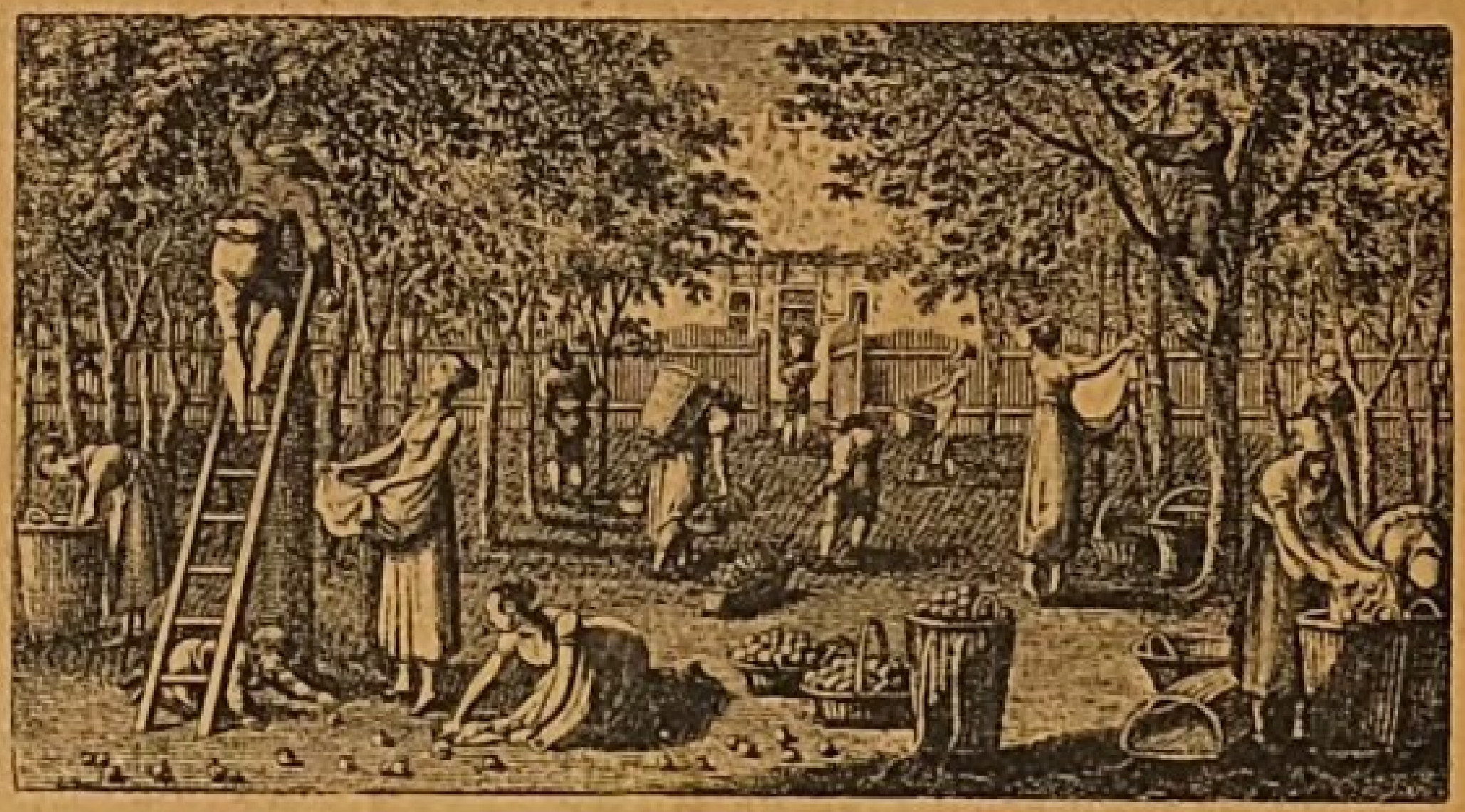
Juni (Der Garten in voller Pracht).



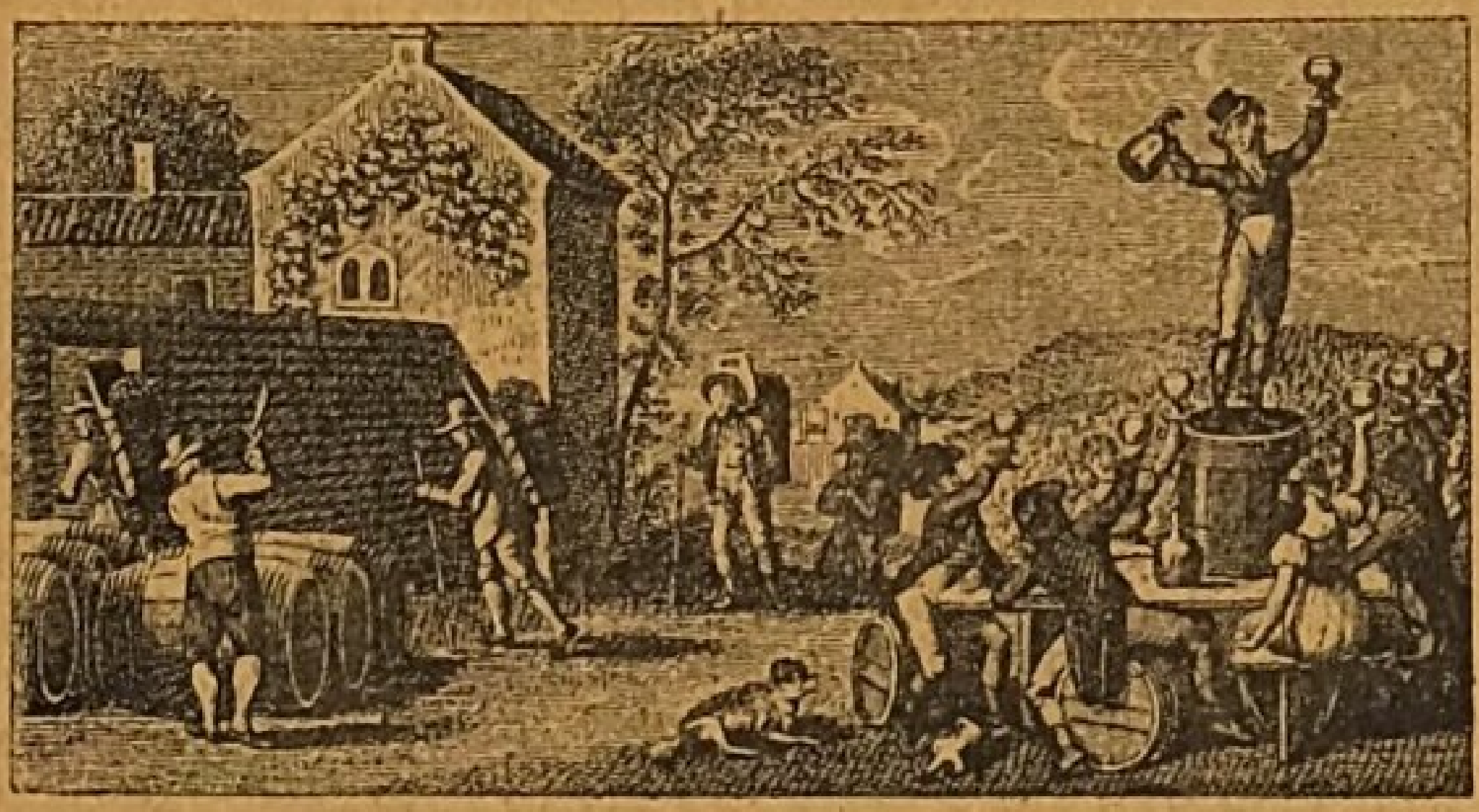
Juli (Baden und Fiſchfang).



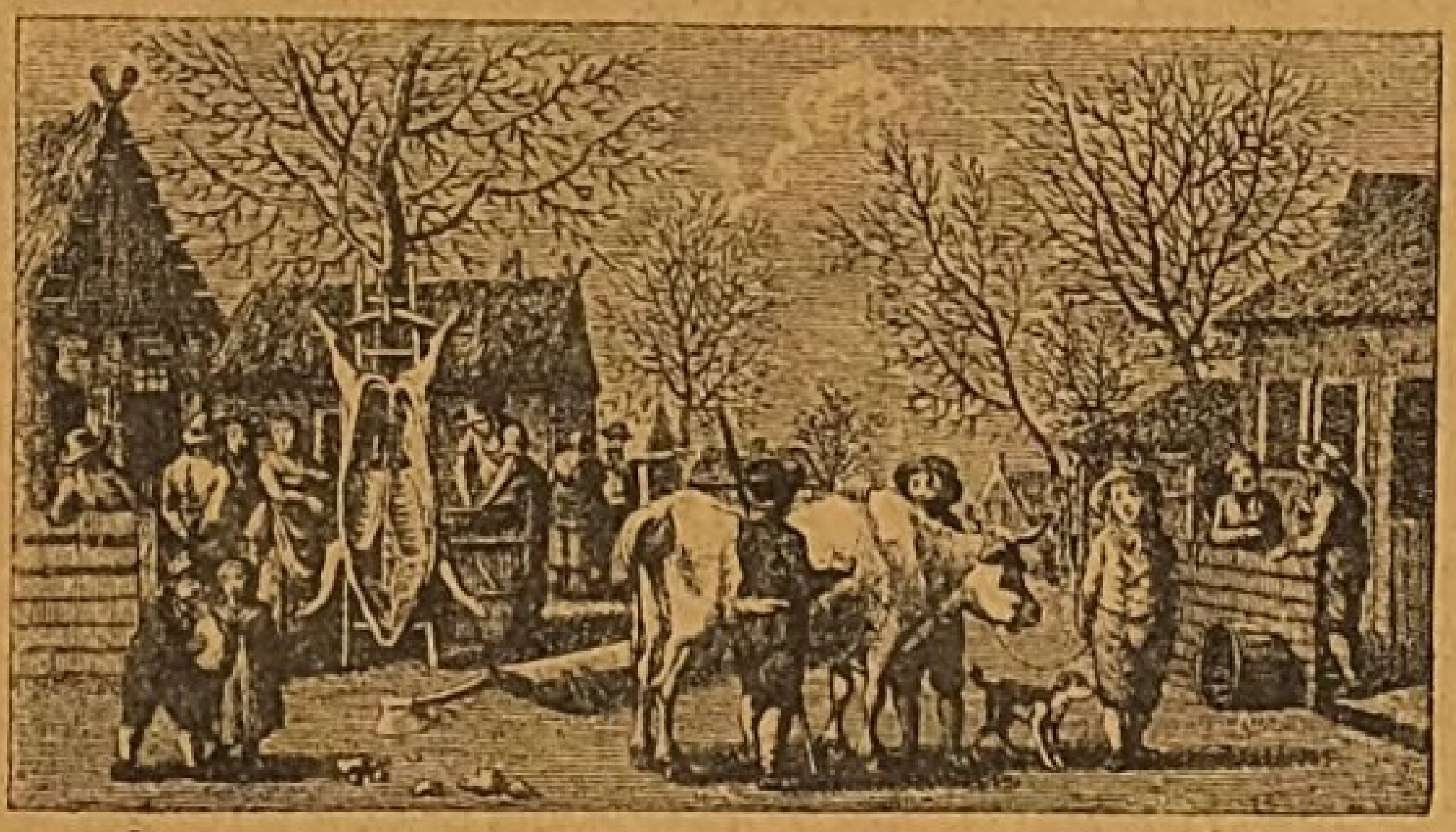
Auguſt (Schnitterfeſt).



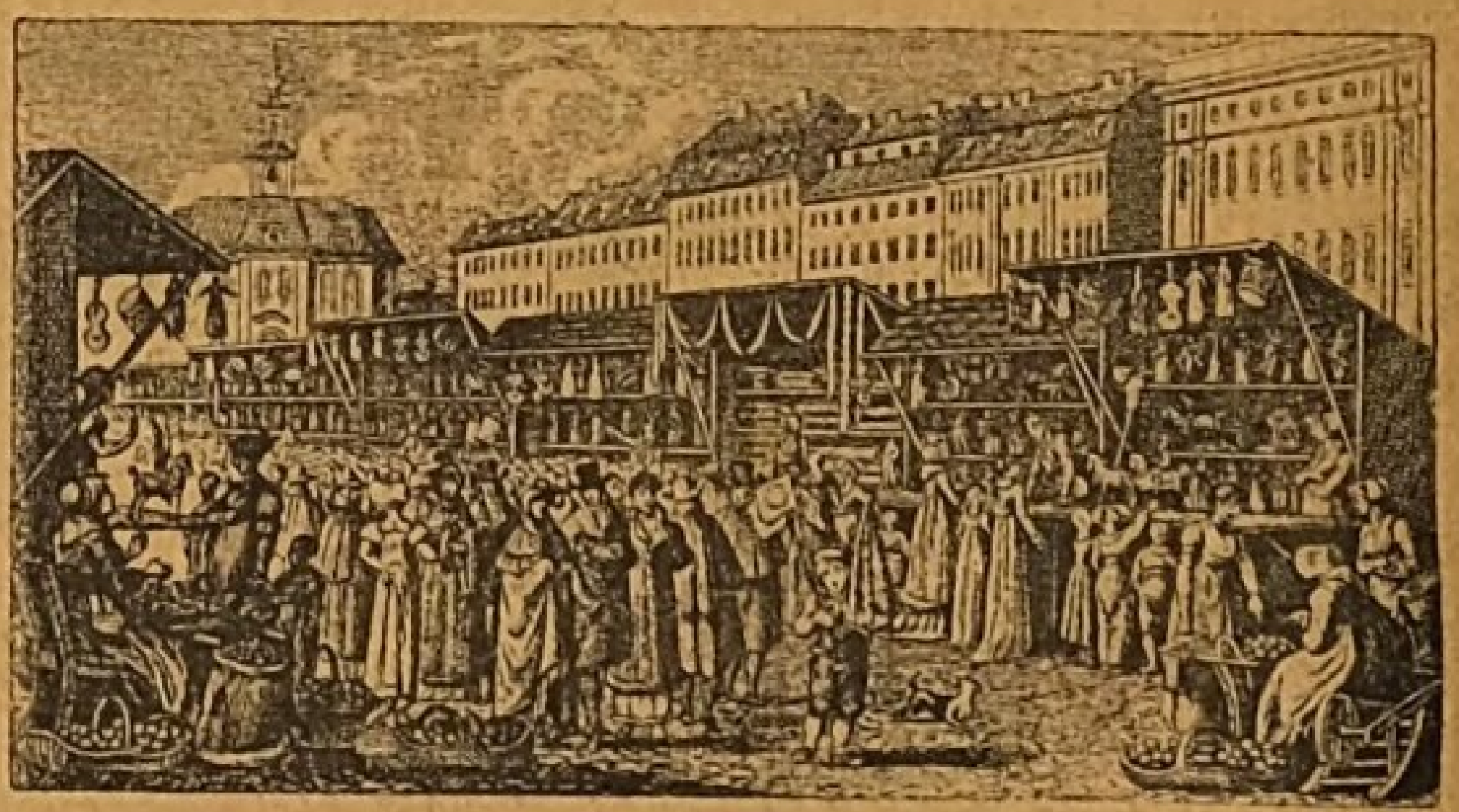
September (Obſternte).



Oktober (Traubenleſe).



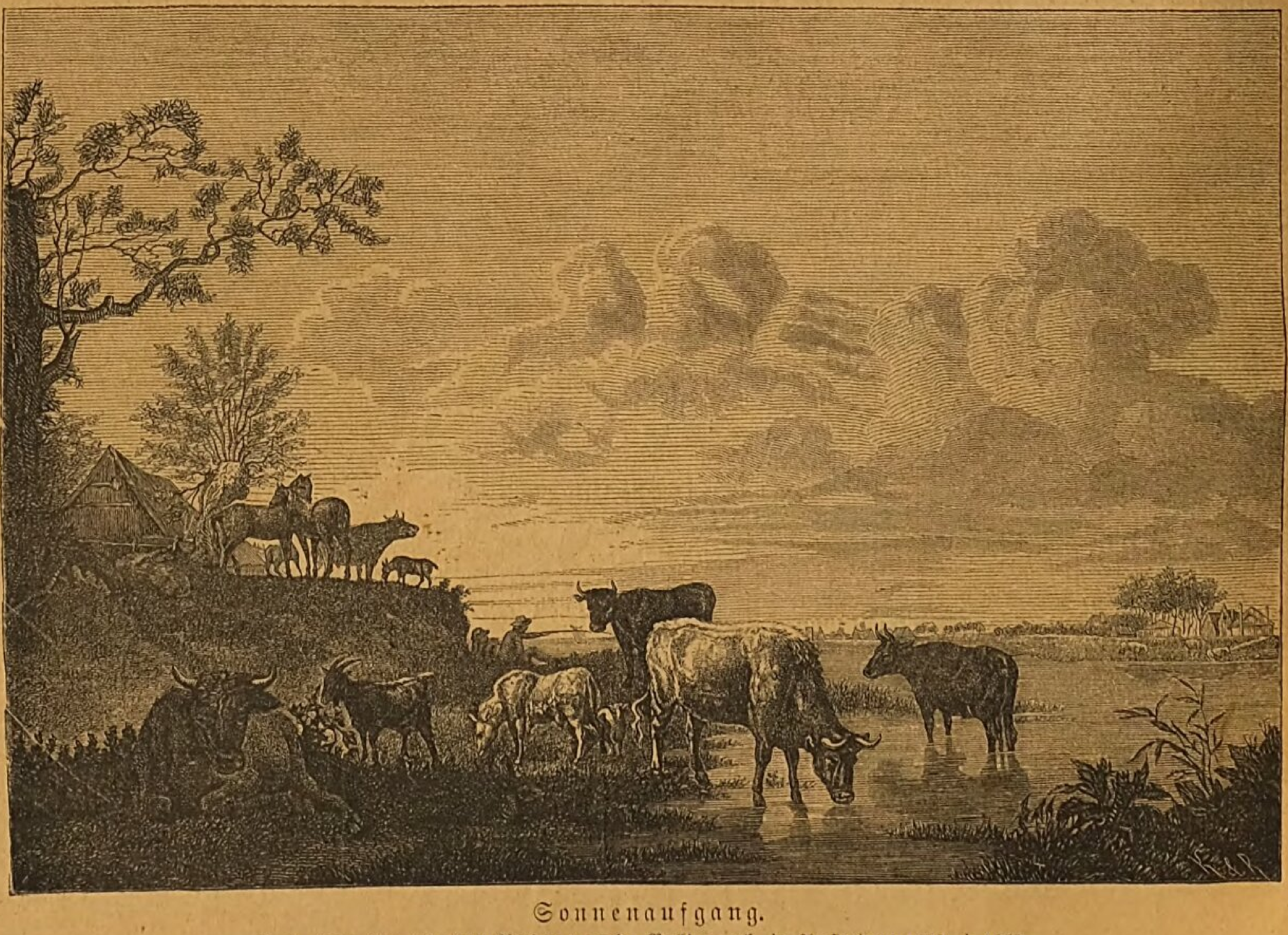
November (Schweineſchlachten).



Dezember (Einkauf für's Weihnachtsfeſt).

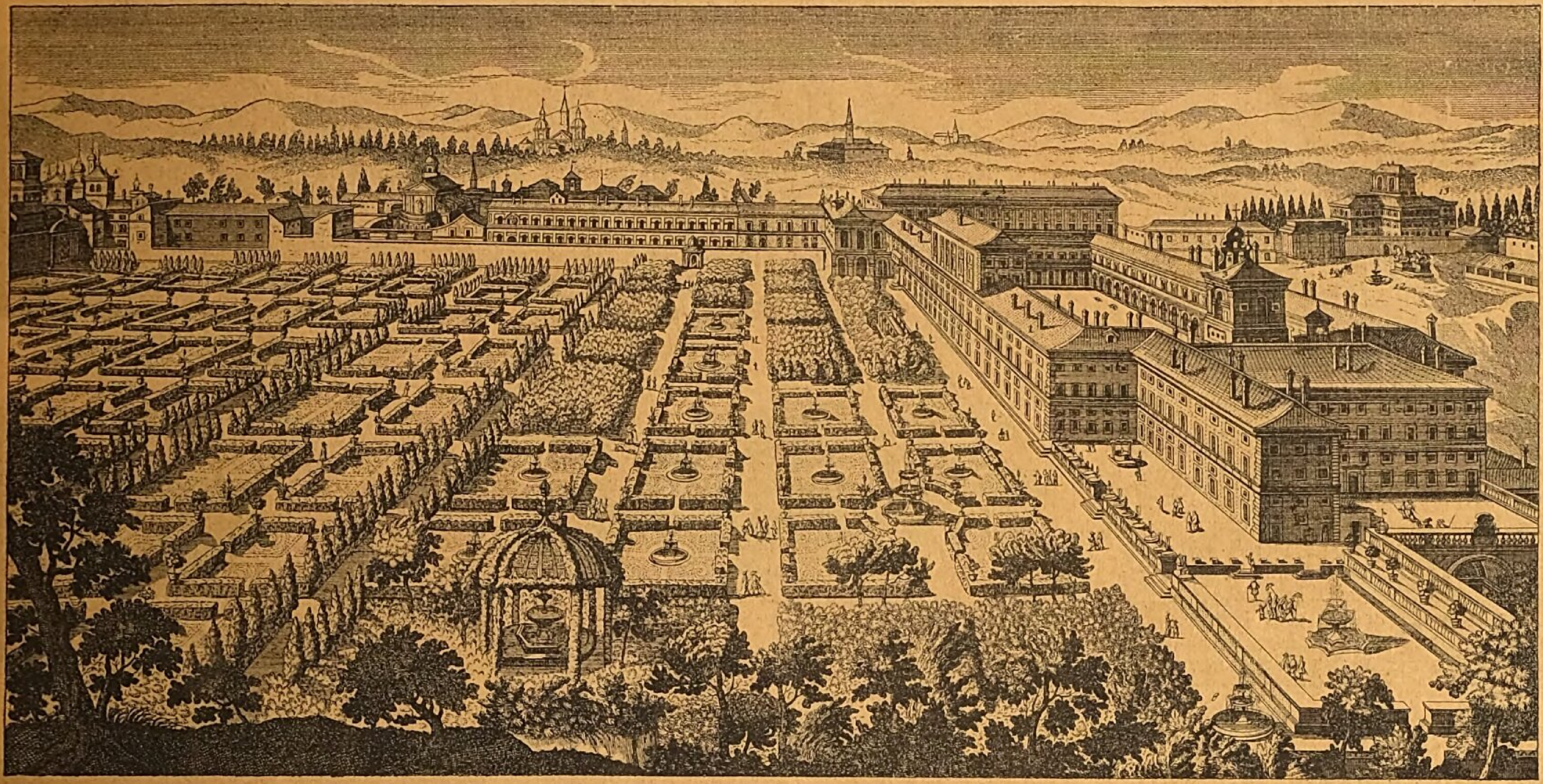
Vor Sonnenaufgang. (Von Ed. Mörike, 1804-75.)

O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!
Welch' eine Welt bewegeſt du in mir?
Was iſt's, daß ich auf einmal nun in dir
Von ſanfter Wolluſt meines Daſeins glühe?
Einem Kriſtall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falſcher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluten ſcheint mein Geiſt, er ſcheint zu ruh'n,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
Zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.
Bei hellen Augen glaub' ich doch zu ſchwanken;
Ich ſchließe ſie, daß nicht der Traum entweiche.
Seh' ich hinab in lichte Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend ſich in dieſem Buſen baden,
Goldfarb'gen Fiſchlein gleich im Gartenteiche?
Ich höre bald der Hirtenflöte Klänge,
Wie um die Krippe jener Wundernacht,
Bald weinbekränzter Jugend Luſtgeſänge —
Wer hat das friedenſelige Gedränge
In meine traurigen Wände hergebracht?
Und welch' Gefühl entzückter Stärke,
Indem mein Sinn ſich friſch zur Ferne lenkt!
Vom erſten Mark des heut'gen Tags getränkt,
Fühl' ich mir Mut zu jedem frommen Werke.
Die Seele fliegt, ſo weit der Himmel reicht;
Der Genius jauchzt in mir! Doch ſage,
Warum wird jetzt der Blick von Wehmut feucht?
Iſt's ein verloren Glück, was mich erweicht?
Iſt es ein werdendes, was ich im Herzen trage?
Hinweg mein Geiſt! hier gilt kein Stilleſteh'n;
Es iſt ein Augenblick, und alles wird verweh'n.
Dort, ſieh', am Horizont lüpft ſich der Vorhang ſchon!
Es träumt der Tag, nun ſei die Nacht entfloh'n;
Die Purpurlippe, die geſchloſſen lag,
Haucht, halbgeöffnet, ſüße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge.



Sonnenaufgang.

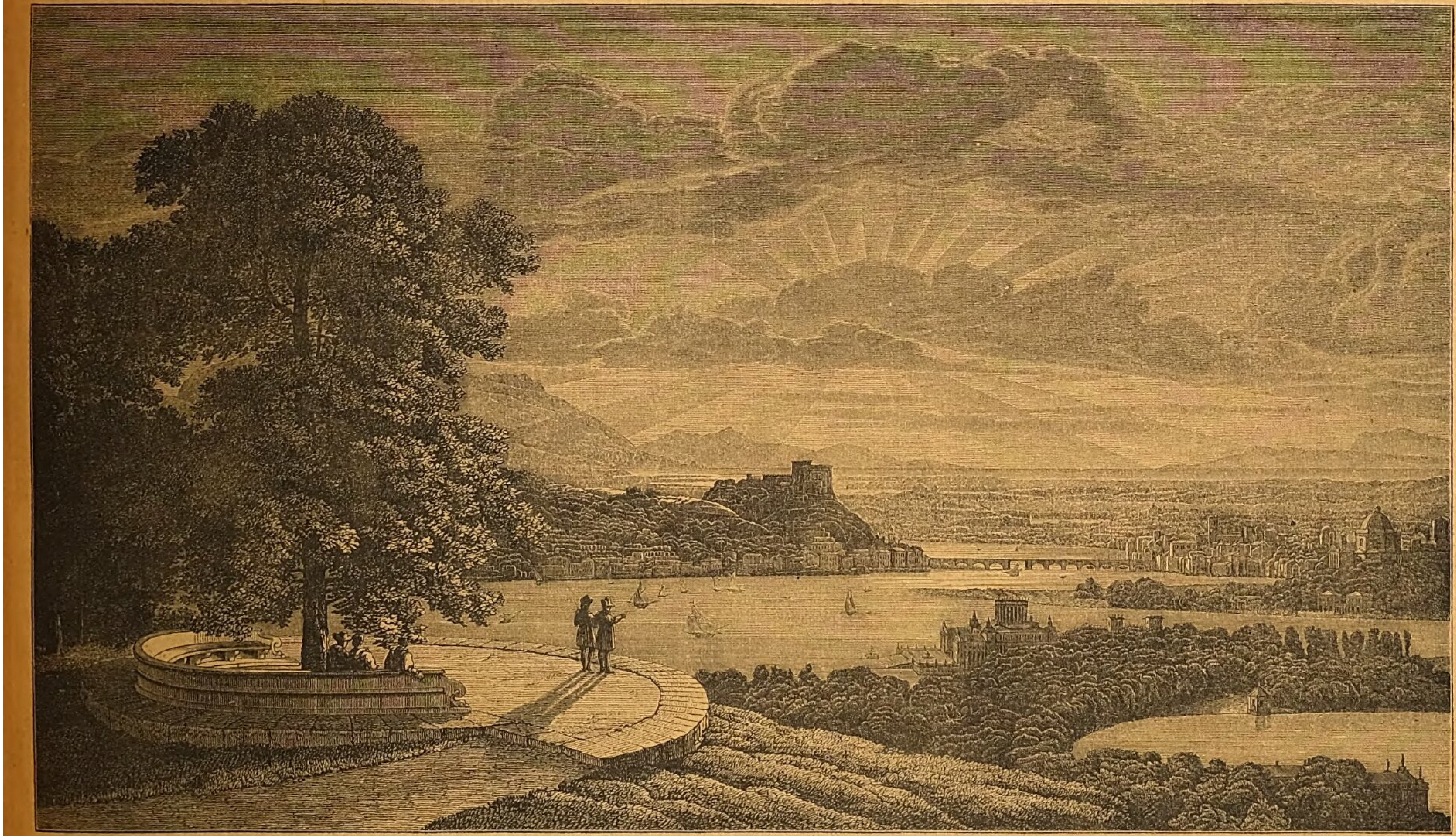
Nach einem Gemälde von Adrian van de Velde, geb. in Amſterdam 1639, † 1672.



Garten und Palaſt des Quirinals in Rom.

Nach Joachim von Sandrart (1606—88).

1. Gartenſeite des Palaſtes; 2. großer Hof desſelben; 3. Uhrturm desſelben; 4. Teil des Palaſtes, in dem die Kapelle ſich befindet; 5. Seitengebäude; 6. Platz della Ciſterna; 7. Waſſerorgel; 8. Fontana dell' Bicchiere; 9. Porphyrbrunnen im Luſthauſe; 10. Fontana dell' Ombrella; 11. Fontana del Sole; 12. die Koloſſe des Kaſtor und Pollux auf dem Platze des Monte Cavallo (Piazza del Quirinale); 13. der Palaſt Roſpiglioſi; 14. die Baſilica von Santa Maria Maggiore; 15. Anſicht von Rom. — Palaſt und Garten wurden zwiſchen 1573 und 1608 angelegt und vollendet und waren lange Sitz des Papſtes; ſie ſind 1870 von dem Königreiche Italien in Beſitz genommen und dem Könige als Reſidenz übergeben worden.

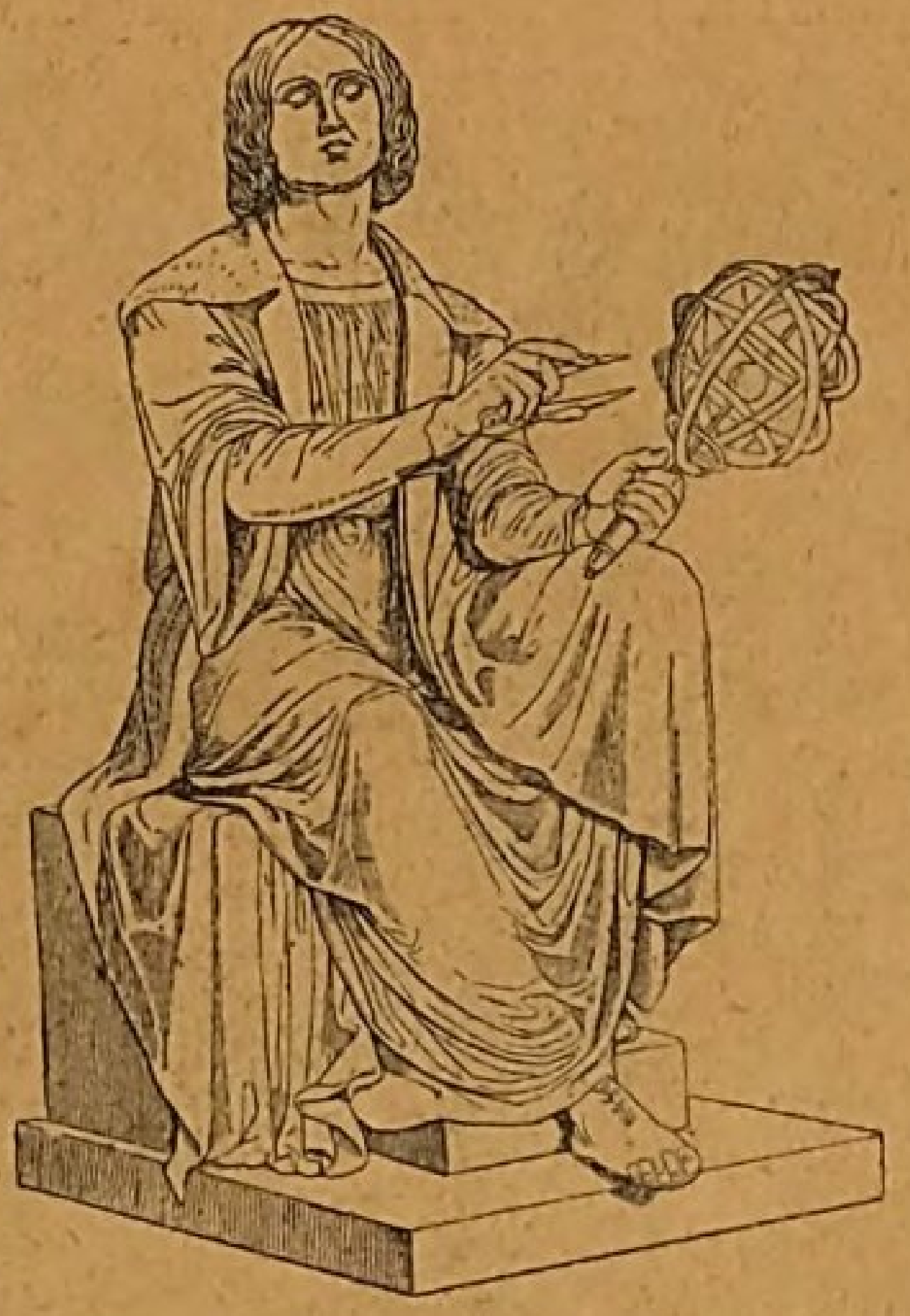


Ideale Landſchaft.

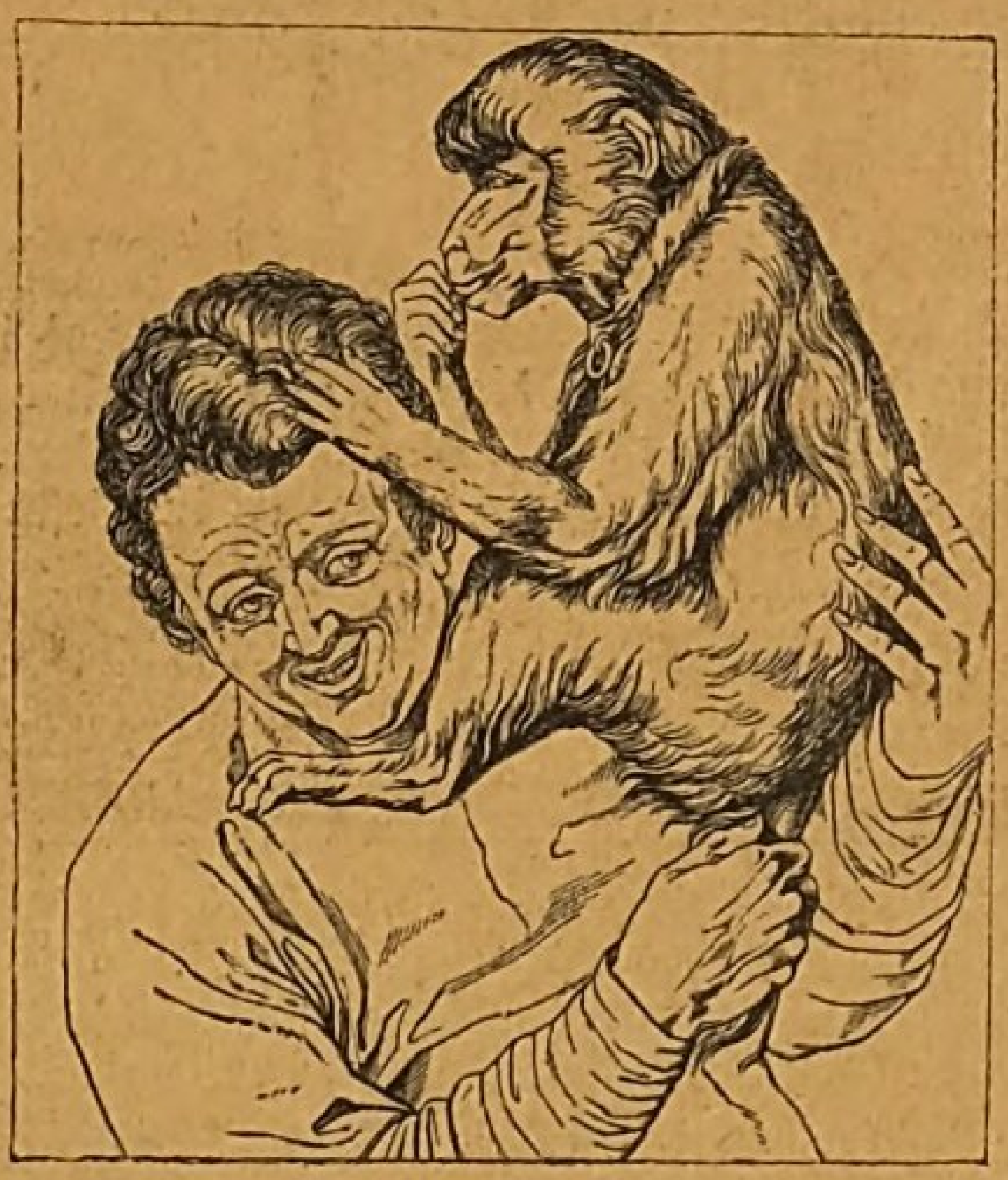
Nach Karl Friedrich Schinkel (1781—1841), Baumeiſter und Maler.

Der Künſtler ſucht in ein erfreuliches Bild zuſammenzufaſſen, wodurch einer Landſchaft im lieblichen Zuſammenwirken von Natur und Kunſt der Stempel der Schönheit aufgedrückt wird: Fluß, Thal und Gebirge, lachende Fluren und herrliche Bäume, hoch anſtrebende Türme, anheimelnd liebliche Landhäuſer, ein fürſtliches Schloß, eine herrliche Brücke, ſegelnde Schiffe.

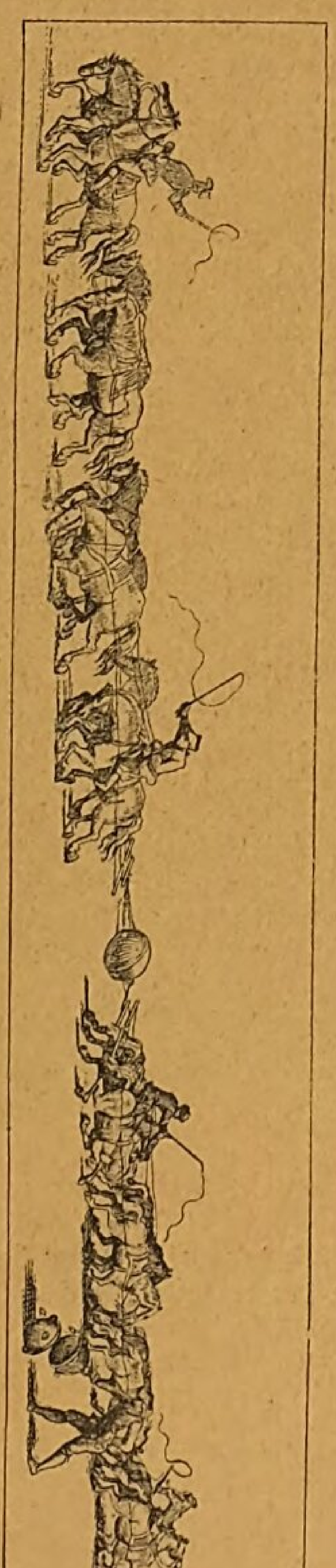
Die Geſtalt des großen Naturforſchers hält in der einen Hand ein Aſtrolabium (eine heute nicht mehr gebräuchliche Vorrichtung, Höhe und Breite der Geſtirne zu meſſen), in der anderen einen Zirkel. Sein Auge blickt begeiſtert gegen Himmel. — Ueber die Betrachtung des Weltalls ſagt Kopernikus: „Wer ſollte nicht, wenn er bei der mit göttlicher Weisheit geleiteten herrlichen Anordnung des Weltgebäudes ſinnend verweilt, durch die ſtete Betrachtung davon und ſozuſagen durch den vertrauten Umgang damit zum Höchſten angetrieben und zur Bewunderung des allwirkenden Baumeiſters der Welt geführt werden, in dem die höchſte Glückſeligkeit der Welt iſt, in dem alles Gute gipfelt? Denn nicht aufs geratewohl würde der begeiſterte Pſalmiſt ſagen, er „ſinge fröhlich von Gottes Werken und rühme die Geſchäfte ſeiner Hände“ (Pſ. 92, 5), würden wir nicht in der That durch ſie wie auf Schwingen zur Betrachtung des höchſten Gutes emporgetragen.“



Nikolaus Kopernikus (1473-1543).
Nach A. B. Thorwaldſen (1771-1844).
„Opere“ Roma 1831.



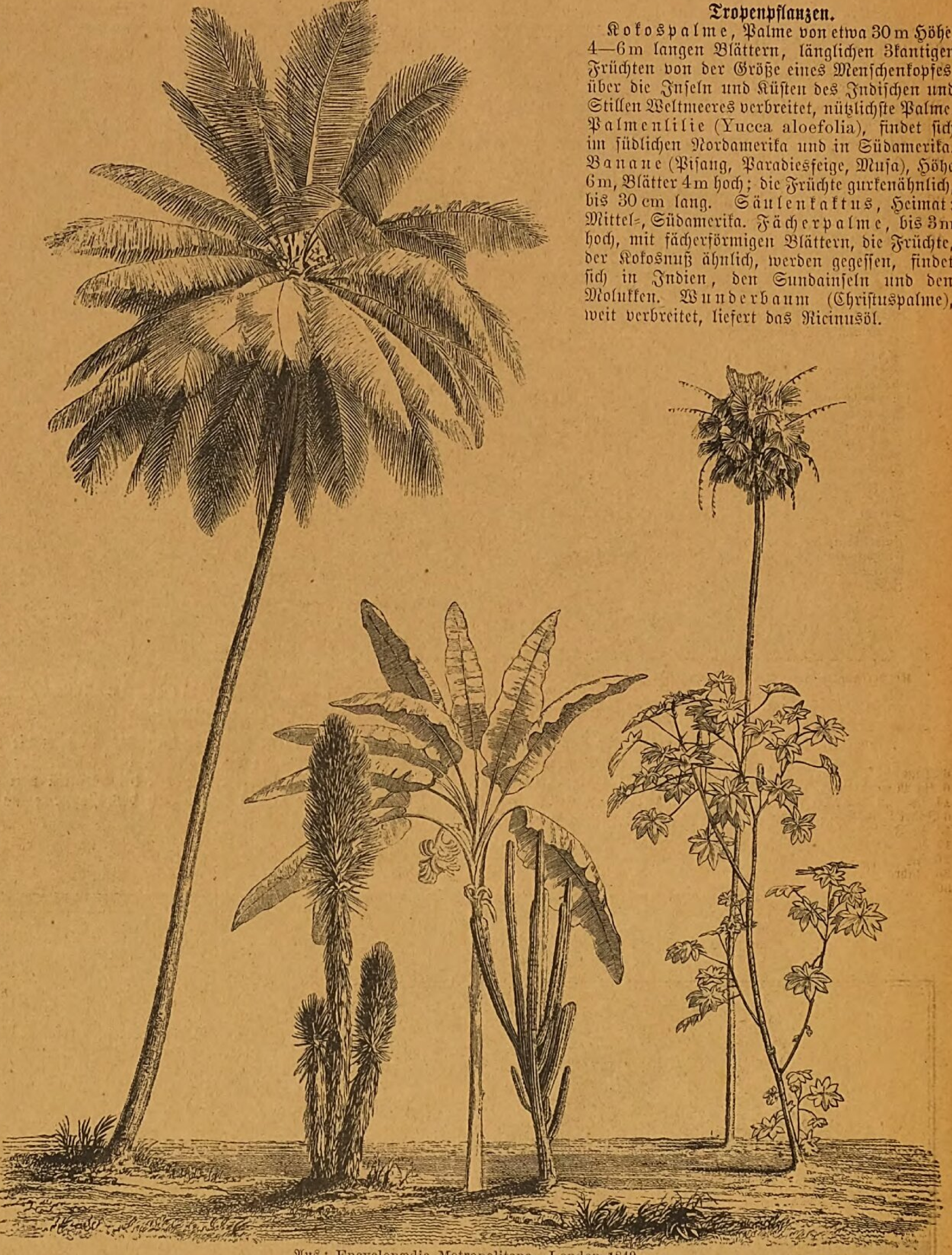
Chimpanſe.
Von Annibale Caracci. Aus: Rosini, Pittura italiana.



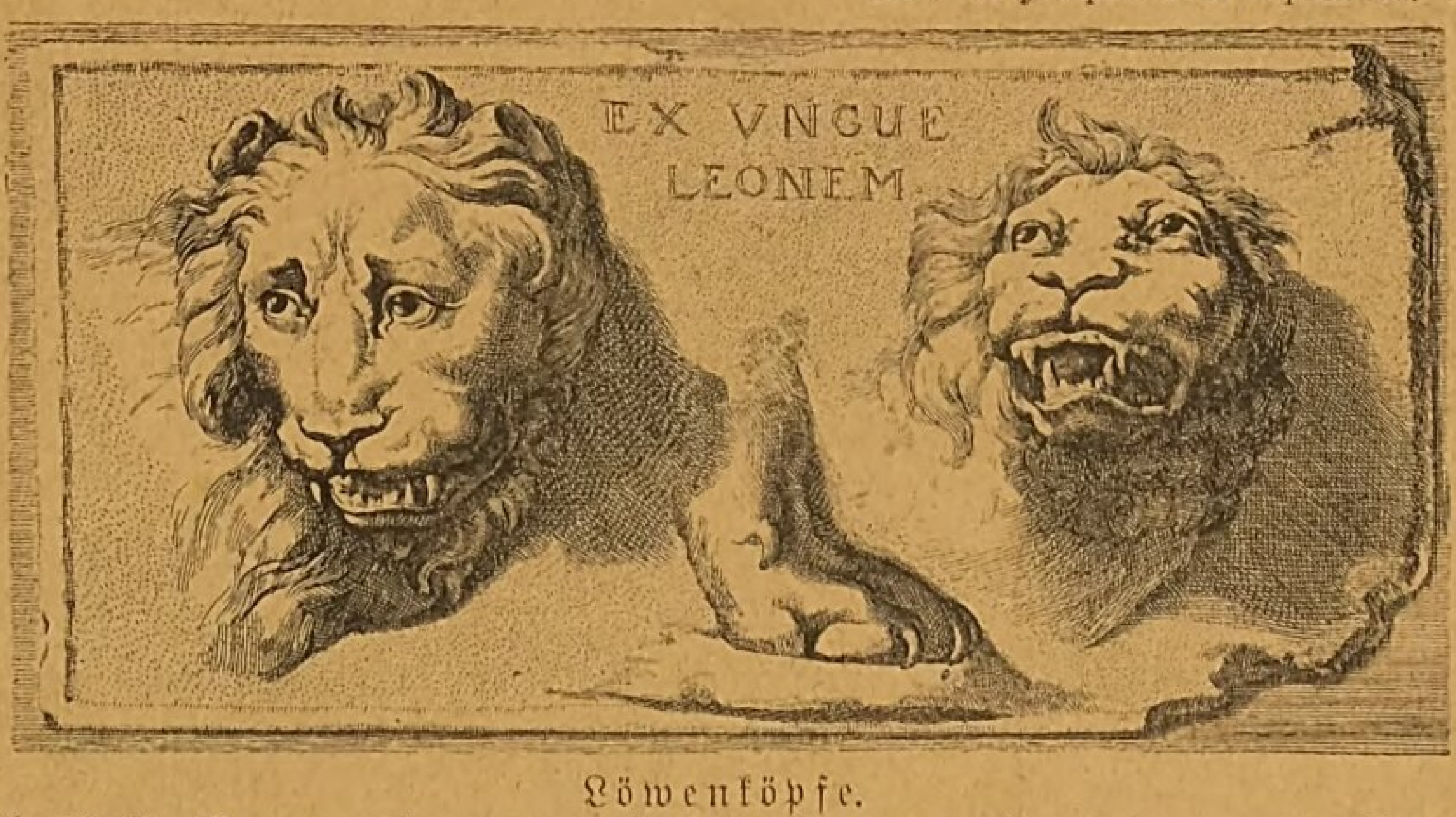
Verſuch des Magdeburgers Otto von Guericke (1602—86), gemacht im Jahr 1564 auf dem Reichstag zu Regensburg, um den Luftdruck zu erweiſen: die Halbteile einer Kugel, aus welcher die Luft ausgepumpt worden war, konnten kaum von 16 Pferden auseinander gebracht werden. (J. B. Baſedow. [1724-90], „Elementarwerk.“)

Tropenpflanzen.

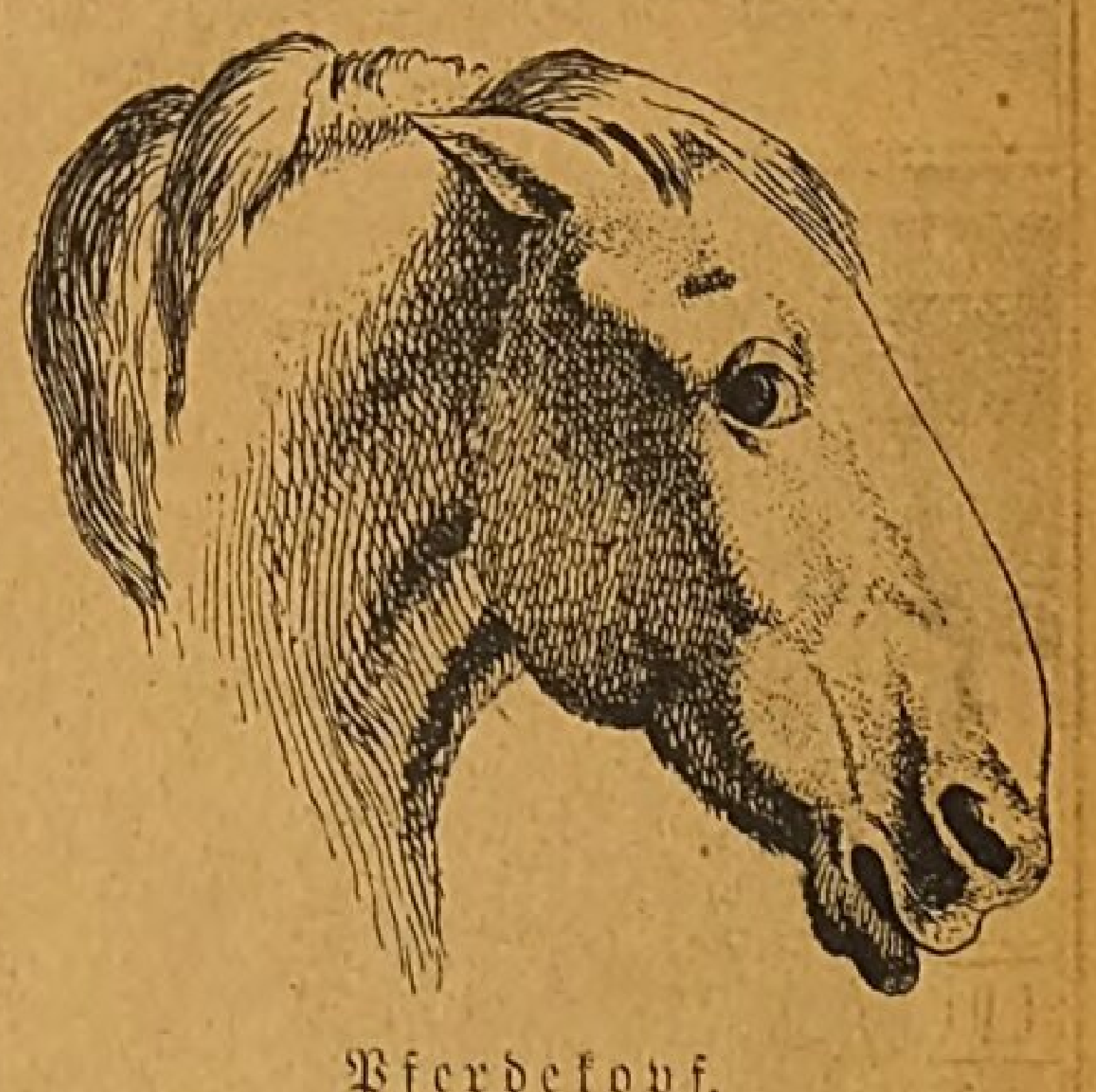
Kokospalme, Palme von etwa 30 m Höhe, 4—6 m langen Blättern, länglichen 3kantigen Früchten von der Größe eines Menſchenkopfes, über die Inſeln und Küſten des Indiſchen und Stillen Weltmeeres verbreitet, nützlichſte Palme. Palmenlilie (Yucca aloefolia), findet ſich im ſüdlichen Nordamerika und in Südamerika. Banane (Piſang, Paradiesfeige, Muſa), Höhe 6 m, Blätter 4 m hoch; die Früchte gurkenähnlich, bis 30 cm lang. Säulenkaktus, Heimat: Mittel-, Südamerika. Fächerpalme, bis 3 m hoch, mit fächerförmigen Blättern, die Früchte, der Kokosnuß ähnlich, werden gegeſſen, findet ſich in Indien, den Sundainſeln und den Molukken. Wunderbaum (Chriſtuspalme), weit verbreitet, liefert das Ricinusöl.



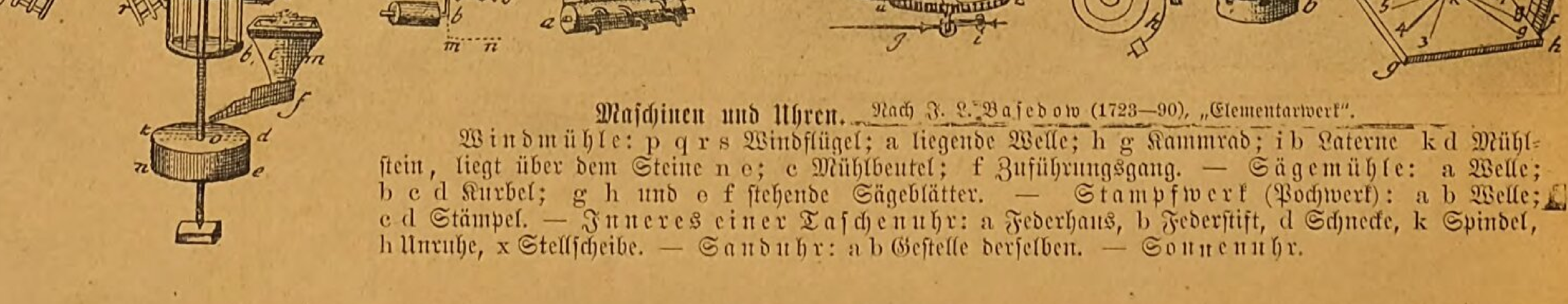
Aus: Encyclopædia Metropolitana. London 1849



Löwenköpfe.
(Ueberſchrift: Ex ungue leonem = Aus der Klaue — erkennt man — den Löwen.)



Pferdekopf.



Maſchinen und Uhren. Nach J. L. Baſedow (1723—90), „Elementarwerk“.

Windmühle: p q r s Windflügel; a liegende Welle; h g Kammrad; i b Laterne k d Mühlſtein, liegt über dem Steine n e; c Mühlbeutel; f Zuführungsgang. — Sägemühle: a Welle; b c d Kurbel; g h und e f ſtehende Sägeblätter. — Stampfwerk (Pochwerk): a b Welle; c d Stämpel. — Inneres einer Taſchenuhr: a Federhaus, b Federſtift, d Schnecke, k Spindel, h Unruhe, x Stellſcheibe. — Sanduhr: a b Geſtelle derſelben. — Sonnenuhr.

a Stirnbein; b Kranzbeinnaht; c linkes Seitenſcheitelbein; d Schuppennaht; e f g Schläfenbein; g Schläfengrube; h großer Keilbeinflügel; i Jochbein; k Vorderſeite des großen Keilbeinflügels in der Augenhöhle; l os planum; m os unguis; n aufſteigendes Ende des Oberkieferbeins; o Naſenbein; p Naſenſcheidewand; q Oberkieferbein; r Unterkieferbein; u 5. Halswirbel ꝛc.; 6. Halswirbel; 1.—3. Bruſtbein; 4. Schlüſſelbein; 5.—11. wahre Rippen; 12.—14. falſche Rippen; 15.—18. Knorpel, welche die Rippen mit dem Bruſtbein verbinden; 19. letzter Rückenwirbel; 20., 21., 5 Lendenwirbel; 22. Kreuzbein; 23. Schulterblatt; 24. Oberarmbein; 25. Speiche; 26. Ellenbein; 27. ein Mittelhandknochen; 28. Phalangen der Finger; 30.—32. Hüftknochen; 33. Schambein; 34. Oberſchenkel; α deſſen Kopf (Kugel); β deſſen Hals; Δ großer Rollhügel; ε kleiner Rollhügel; η innerer, λ äußerer Gelenkhöcker des Oberſchenkels; 35. Knieſcheibe; 36. Schienbein; 37. Wadenbein; γ äußerer, δ innerer Gelenksknorren; μ Anknüpfungspunkt für das Band der Knieſcheibe; φ Knöchel; 38. Ferſe; π der äußere Knöchel; 39. Mittelfußknochen; 40. Zehenknochen.

Anzahl der Knochen im menſchlichen Körper.

Schädel	7
Gehörorgan	6
Geſicht	15
Wirbelſäule	26
Bruſtkorb	25
Schultergürtel	4
Oberarme	2
Vorderarme	4
Handwurzeln	16
Mittelhände	10
Finger	38
Hüften	2
Oberſchenkel	2
Unterſchenkel	6
Fußwurzeln	16
Mittelfüße	10
Zehen	34
	223

Länge und Gewicht von Skelettknochen.

	Länge. cm Männer.	— Frauen.	Gewicht (bei einem kräftigen Manne). g
Ganzes Gerüſte	162—172	151—162	9814
Kopfhöhe	14	13	1115
Wirbelſäule	70	68	1556
Bruſtbein	18	16	80
Schlüſſelbein	14,2	13,6	41
Elle	26	23	99
Speiche	24	22	90
Hand	20	18	126
Oberſchenkel	55	43	946
Knieſcheibe	4	4	39
Schienbein	39	34	530
Wadenbein	37	33	78
Fuß	24	22	325

(H. Vierordt, „Daten und Tabellen.")

Körperlänge, -Gewicht, -Oberfläche männlicher Individuen.

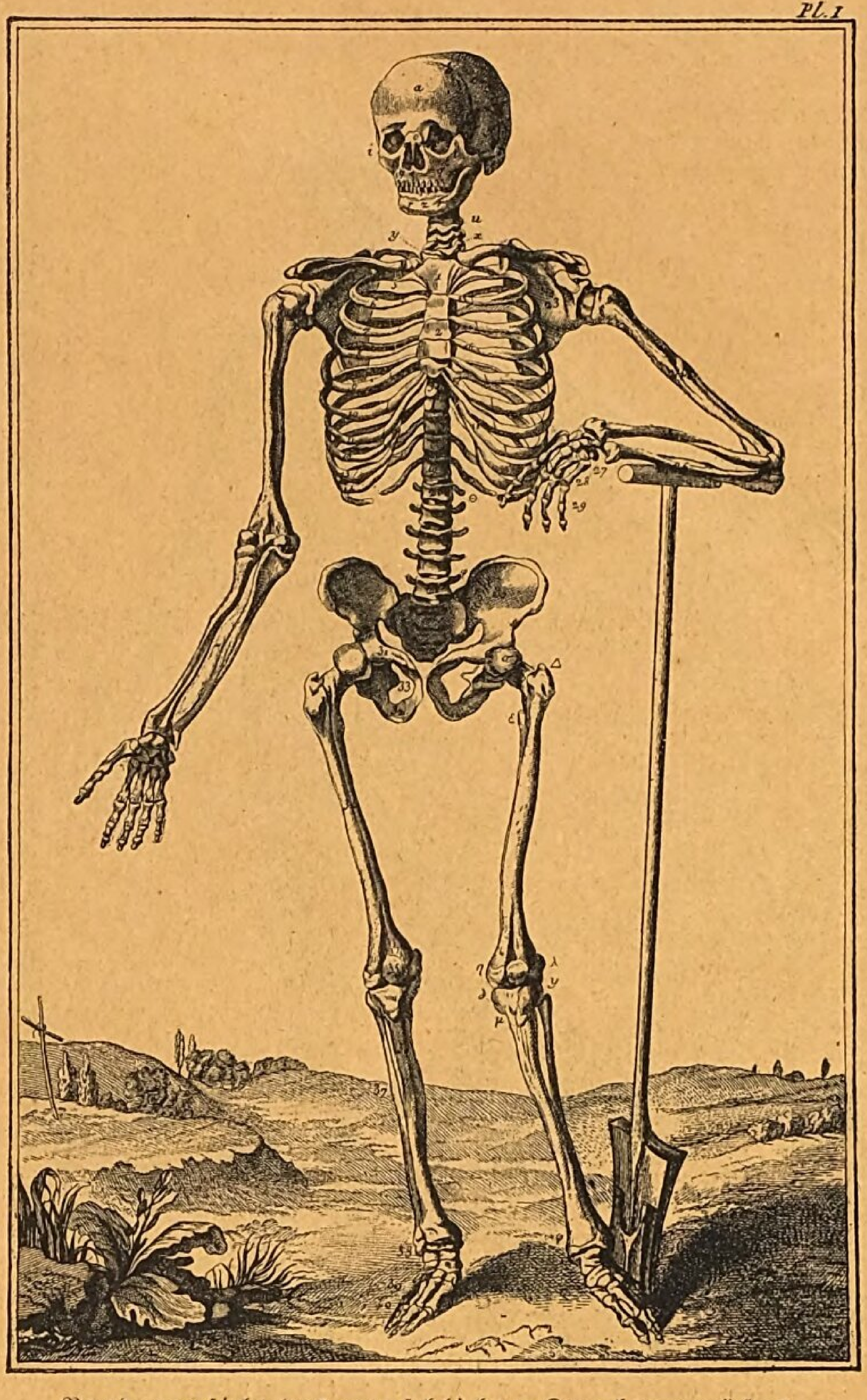
Alter.	Länge. cm	Gewicht. g	Geſamtoberfläche. qcm	Körperoberfläche auf je 1 kg Körpergewicht. qcm
6 Tage	50	3020	2504,8	829
6 ½ Monate	66	6766	4221,6	624
14 ½ „	74	9514	5345	562
6 Jahre 8 ½ Mon.	102	17500	8018,2	458
13 ½ Jahre	137,5	28300	11883,1	420
17 ¾ „	169	55750	19205,5	345
20 7/12 „	170	59500	18695,3	314
36 Jahre	171	78250	22434,9	287
66 „	172	65500	20181,5	310

(Meeh, „Zeitschrift für Biologie".)

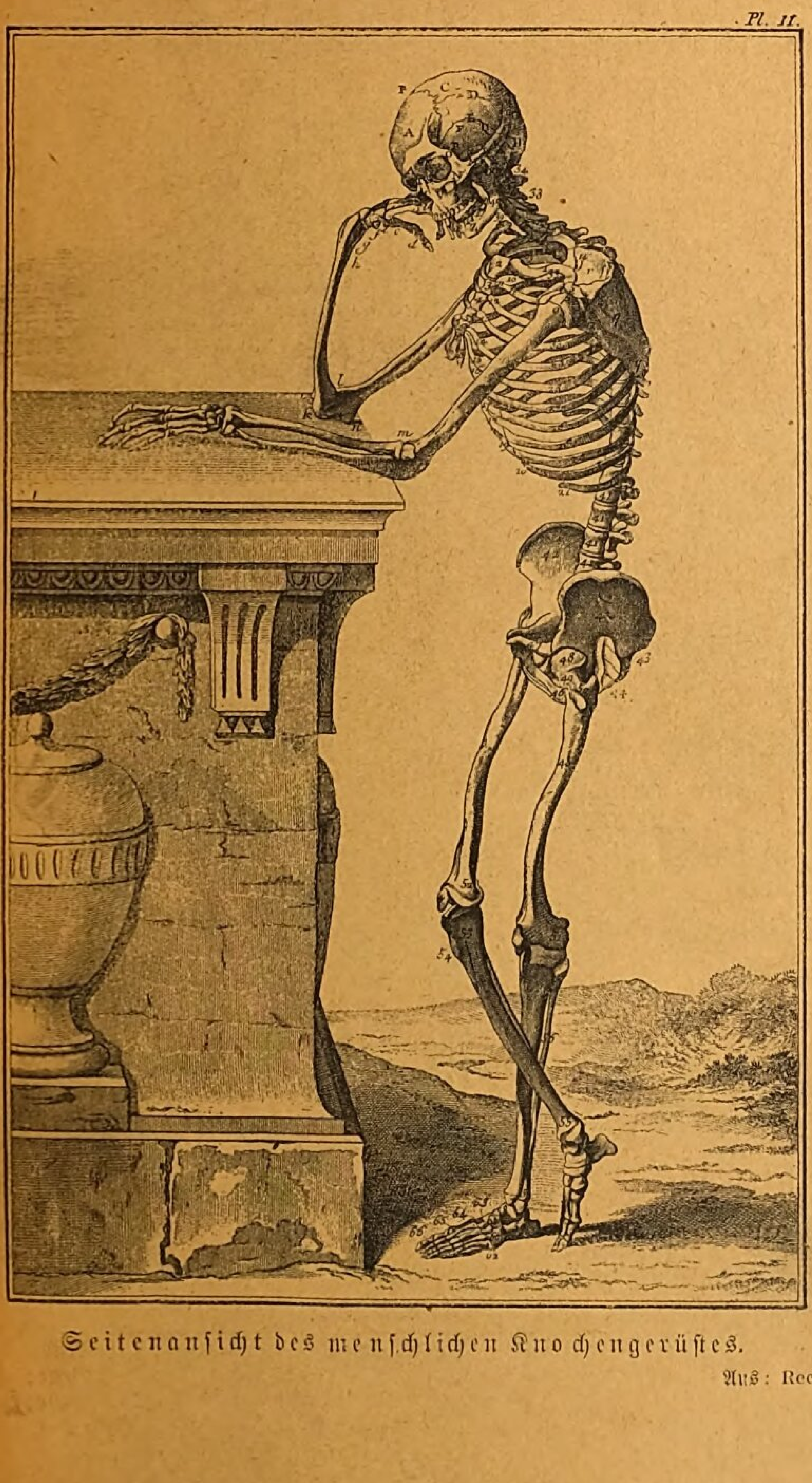
Anzahl der Muskeln (unter Einrechnung der beſondere Namen führenden Muskelköpfe):

	paarige	unpaare
Kopf	26	1
Hals	16	
Nacken und Rücken	90	
Bruſt	27	
Obere Gliedmaßen	49	
Bauch	6	1
Becken	1	
Untere Gliedmaßen	62	
Eingeweidemuskeln	39	5
	316	7

(Krauſe, „Anatomie".)



Vorderanſicht des menſchlichen Knochengerüſtes.



Seitenanſicht des menſchlichen Knochengerüſtes.

Aus: Recueil de planches. Livourne 1771 s.

a A B Vorderhauptsbein; B Kranznaht; C Seitenwandbein; E Schuppennaht; F Schuppenteil des Schläfenbeins; G Hinterhauptsbein; K äußerer Gehörgang; L Apophysis zygomatica des Schläfenbeins; M Apophysis zygomatica des Joch- oder Wangenbeins; N Joch- oder Wangenbein; O Apophysis orbitaria des Wangenbeins; P Jochbeingrube; Q Schläfengrube; R Augenhöhle; S aufſteigendes Ende des Kieferbeines; T Naſenbein; V Kiefergrube; S, V Oberkiefer; X Gelenkkopf des Unterkiefers; Z Kinngrübchen; b Eingang der Naſengruben; c Mittelhand; d Phalangen der Finger; e zweite Reihe der Handwurzelknochen; f erſte Reihe der Handwurzelknochen; g Elle; h Speiche; i Kopf der Speiche; k Olecranon; m, n Gelenkknorren; p Kopf des Oberarmbeins; q, r, s, t, u, x, y, z Schulterblatt; 1. Schlüſſelbein; 2.—7. verſchiedene Teile des Bruſtbeines (an jugendlichen Körpern ſichtbar); 8., 9. die 2 Teile, aus denen zuweilen der Schwertfortſatz beſteht; 10.—16. und 21. die Rippenknorpel; t Stelle, an der ſich die Knorpel mit den Rippen verbinden; 22.—33. Rippen; 34. erſter Halswirbel; 35., 36., 37. Halswirbel; 38. Dornfortſatz eines Wirbels; 39. Wirbelkörper; 40. Zwiſchenraum zwiſchen zwei Wirbeln zum Durchlaſſen der Nerven; 41. Lendenwirbel; 42. Beckenknochen; 43. Teil des Kreuzbeins; 44. Steißbein; 45. Oberſchenkel; 46 Sitzbein; 47. Schambein; 48. Oberſchenkelkopf; 49. Schenkelhals; 50. Großer Rollhügel; 51. äußerer, 52. innerer Gelenkhöcker; 53.—55. Schienbein; 56. Wadenbein; 57. innerer Knöchel; 58. Sprungbein; 59. Ferſenbein; 60. Würfelbein; 61. Kahnbein; 62. mittleres Keilbein; 63. kleines Keilbein; 64. großes Keilbein; 65. Mittelfußknochen; 66. Phalangen der Zehen.

Geſamtgewicht des Körpers.

Setzt man dasſelbe auf 1000, ſo entfallen auf die

Bewegungsvorrichtungen	724,5	‰
Allgemeinen Bedeckungen	88,0	„
Kreislaufwerkzeuge	74,1	„
Verdauungswerkzeuge ꝛc.	59,0	„
Sinneswerkzeuge	31,7	„
Atmungswerkzeuge	9,4	„
Harnvorrichtung	9,0	„
Blutgefäßdrüſen	3,4	„

Schweißdrüſen.

Auf 1 qcm kommen:

Hand (Innenfläche)	373
Hand (Rücken)	203
Fußplatte	366
Hals	178
Stirn	172
Bruſt und Unterleib	155
Wangen	75
Nacken, Rücken, Geſäß	57

Geſamtzahl der Schweißdrüſen etwa zwei Millionen.

Kopfhaare.

Geſamtzahl der Kopfhaare etwa 80000.

Gewicht des Kopfhaares einer Frau etwa 300 g.

Auf 1 qcm rechnet man Haare:

Scheitel	171
Hinterhaupt	132
Vorderhaupt	123
Kinn	23

Lebensdauer der Haare an der Kopfhaut 2—4 Jahre, am Rande derſelben 4—9 Jahre.

Tägliches Wachstum der Haare 0,2—0,3 mm. Täglicher Ausfall 38—103 Haare.

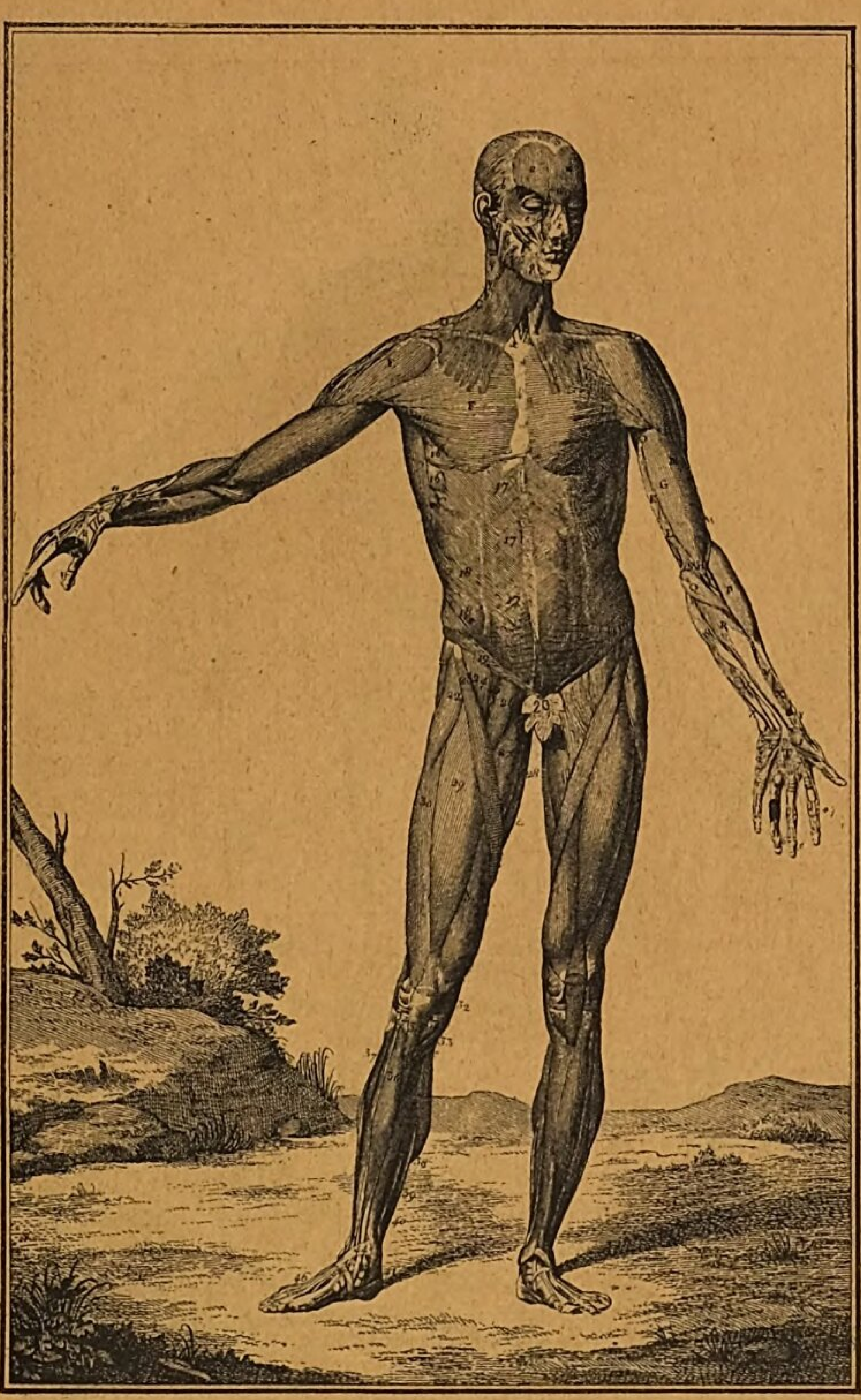
Breite und Dicke (in mm).

	breit	dick
Haupthaar	0,05—0,09	0,04—0,06
Bart	0,1 —0,02	0,07—0,09

Länge des Haarſchaftes 0,6 mm bis 1,5 m, der Haarwurzeln 0,4—4 mm.

Das einzelne Haar kann ein Gewicht von 60 g tragen und läßt ſich um etwa ⅓ der Länge dehnen.

(Krauſe, „Anatomie".)



Der menſchliche Körper ohne Haut (von vorne geſehen).

a Stirnmuskel (musculus frontalis); b Teil der Sehnenſcheide des Schläfenmuskels; c oberer Ohrmuskel; d vorderer Ohrmuskel; e ringförmiger Schließmuskel (musculus orbicularis palpebrarum); f die Sehne dieſes Muskels; g oberer gerader Augenmuskel; h musculus procerus; i Zuſammenpreſſer der Naſe; k ein Teil des myrtenförmigen Muskels; l Aufheber der Oberlippe und des Naſenflügels; m kleiner Jochbeinmuskel; n großer Jochbeinmuskel; o Backenmuskel; p Kaumuskel; q Niederzieher des Mundwinkels; r Niederzieher der Unterlippe; s Schließmuskel des Mundes; u breiter Halsmuskel; x Kopfnicker (y musculus clino-mastoidiensis; z musculus sterno-hyodieus); B Luftröhren-Arterie; C D Mönchskappenmuskel; E Deltamuskel; F Großer Bruſtmuskel; G H I N zweiköpfiger Vorderarmbeuger (Biceps), (G kurzer, N langer Kopf desſelben, H ſeine Sehnenhaut, durchſchnitten, I ſeine Sehne); K langer Streckmuskel; L kurzer Streckmuskel; M N innerer Speichenmuskel; O Hakenarmmuskel; P langer äußerer Speichenmuskel; Q runder Vorwärtsdreher des Vorderarms: R innerer Speichenmuskel; S langer Handmuskel; T Sehnenſcheide desſelben; V innerer Ellenbogenmuskel; X Beuger des Daumens; Y Strecker des Daumens; 1. der Daumenballen; 2. kurzer Abzieher des Daumens; 3. der Kleinfingerballen; 4. Bänder zum Halten der Beugerſehnen der Finger; 5. u. 6. Finger; 7. Mittelballen; 8. äußerer Speichenmuskel; 9. langer; 10. kurzer Daumenſtrecker; 11. Fingerſtrecker; 12. Abzieher des Daumens; 13. Abzieher des Zeigefingers; 14. Streckſehne des Zeigefingers; 15. Handwurzelband; 16. großer vorderer Sägemuskel; 17. gerader Bauchmuskel; 19. Fallopiſches Leiſtenband; 20. Scham; 21. Sehnenſcheide der breiten Schenkelbinde; 22. breite Schenkelbinde; 23. Schneidermuskel; 24. Hüftbeinmuskel; 25. großer Lendenmuskel; 26. Kammmuskel; 27. 2köpfiger Schenkelmuskel; 28. ſchlanker Schenkelmuskel; 29. gerader Schenkelmuskel; 30. musculus vastus externus; 31. musculus vastus internus; 32. Sehne des Schneidermuskels; 33. Sehne des inneren ſchlanken Schenkelmuskels; 34. Zwiſchenknorpel; 35. Band der Knieſcheibe; 36. vorderer Schienbeinmuskel; 38. Beuger der Zehen; 39. Beuger der großen Zehe; 40. hinterer Schienbeinmuskel; 41. Band der Zehenbeuger; 42. die Zwillinge; 43. Achillesſehne; 44. und 45. Fußwurzelband; 46. kurzer Streckmuskel der Zehen; 47. der Ballen.

Muskelkraft.

(Nach Hermann Vierordt, „Anatomiſche, phyſiologiſche und phyſikaliſche Daten und Tabellen“.)

Kraftwirkung einzelner Muskeln.

Es wurde berechnet für den cm:

	kg
Wadenmuskeln	1—4,00
Fußſtrecker	5,9
Unterſchenkelbeuger	7,78
Armbeuger	6,67
„ rechts	8,99
„ links	7,38
„ rechts und links	7,4

Arbeitsleiſtung des Menſchen.

	k.m.[1]
Sekundenleiſtung etwa	7
10ſtündige Arbeit eines geſunden Arbeiters	300 000
8ſtündige ohne Ruhezeit	201 600

Vergleichende Angaben über Zugkraft.

	Gewicht.	Mittlere Kraft.	Leiſtung in 1 Sekunde.	Leiſtung in 1 Tag.
	kg	kg	k.m.	k.m.
Menſch	70	14	11	316 800
Eſel	180	35	27,5	792 000
Ochs	300	56	44	1 267 200
Pferd	375	56	70	2 016 000

Weitwurf (Stoßen).

Alter.	Gewicht.	Stoßweite.	Fallraum.	Nutzwirkung.
	kg	m	m	k.m.
10—12 Jahre	4	3,82	1,11	13,1
12—14 „	5	4,12	1,21	16,5
14—16 „	6	4,74	1,31	25,7
16—18 „	7	5,70	1,41	40,3

Hochſprung.

Alter.	Mittl. Höhe.	Nutzwirkung.
	m	k.m.
10—12 Jahre	0,945	25,61
12—14 „	1,060	36,92
14—16 „	1,203	52,43
16—18 „	1,375	72,67

---

[1] k.m. = Kilogrammometer (Fußpfund) gleich der Arbeit, die notwendig iſt, um 1 Kilogramm 1 Meter hoch zu heben

1. Hauptſchlagader oder große Aorta; A die 3 halbkreisförmigen Windungen der Aorta, wie ſie erſcheinen, wenn ſie das Blut am Rückfließen in die linke Herzkammer verhindern; 2. Strünke der Kranzarterien des Herzens; 3. Band der Arterie; 4. Schlüſſelbeinarterie; 5. u. 6. Kopfſchlagadern; 7. Schlagadern, welche das Blut in die unteren Teile des Geſichts, die Zunge und in die „Mandeln“ führen; 8. Strünke der Schläfenſchlagadern; 9. Schlagadern, welche ihr Blut von 8. erhalten; 10. Schlagadern in die Naſenhöhle; 11. Schlagadern in das Hinterhaupt; 12. Schlagadern in den Schlund und das Zäpfchen; 13. Windungen der Kopfſchlagadern; B Arterie der harten Haut des Gehirns; 14. Teil der Kopfſchlagadern, die büſchelförmige Verzweigungen ausſenden; D Schlagadern des Sehnervs; 15. Windungen der Rückgratſchlagadern; 16. Strünke der Schlagadern für das verlängerte Rückenmark; 17. Verzweigungen, durch welche die Arterien der Kopfſchlagader mit einander in Verbindung ſtehen; 18. Schlagadern für das Innere des Gehirnes; E Schlagadern des kleinen Gehirnes; 19. Schlagadern für den Kehlkopf; 20. Schlagadern, welche das Blut zu den Muskeln des Halſes und in das Schulterblatt führen; 21. Schlagadern der Brüſte; 22. Schlagadern der Armmuskeln und einige von denen des Schulterblattes; 23. Teil des großen Aſtes der Armſchlagader; 24. Teilung der Armſchlagader; 25. Verbindungszweig vom Stamme der Armſchlagader ausgehend; 26. Pulsader des Vorderarms; 27. Gefäße der Hände und der Finger; 28. von der Aorta ausgehender Stamm; 29. Schlagader der Luftröhrenäſte; 30. Schlagader in die Speiſeröhre; 31. zwiſchen den Rippen laufende Schlagadern, auf jeder Seite von der Aorta ausgehend; 32. Stamm der Eingeweideſchlagader, aus der (33.) die Leberarterien ſich abzweigen; 34. Schlagader in die Gallenbläschen; 35. kleine Kranzader; 36. arteria pilorica; 37. rechte, linke und mittlere Darmnetzſchlagader; 38. Verzweigung der Kranzader; 39. große Kranzader des Unterleibs; 40. die 2 Schlagadern des Zwerchfells; 41. Stamm der Milzſchlagader; 42. zwei kleine Schlagadern, die in den oberen Teil des 12-Fingerdarms und der Bauchſpeicheldrüſe führen; 43. obere Gekröſearterie, dient zur Ernährung des Darmkanals; 44. Zweige derſelben; 45. untere Gekröſearterie; 46. Vereinigungsglieder der Gekröſeſchlagadern; 47. Verzweigungen der unteren Gekröſeſchlagader, die durch den Grimmdarm gehen; 48. jene des Maſtdarms; 49. arteria emulgens; 50. Schlagadern der Lendenwirbel; 51. Schlagadern der Scham; 52. arteria sacralis; 53. Hüftſchlagadern; 54. äußere Zweige der Hüftarterien; 55. innere Hüftſchlagadern; 56. zwei Nabelſchlagadern; jene der rechten Seite wird am Foetus gefunden; 57. epigaſtriſche Schlagadern, die durch Anaſtomoſe mit jenen der Brüſte in Verbindung ſtehen; 58. Zweige der äußeren Hüftſchlagadern; 59. Zweige der inneren Hüftſchlagadern; 60. Schlagaderſtamm, der zur Scham führt; 61. Schlagader der Harnblaſe; 62. arteria hypogastrica, führt zu den Organen des Beckens; 63—68 Beckenteile; 70. Schlagadern der Schenkel; 71. Schlagadern des Kniegelenkes; 72. die 3 großen Aeſte dieſes Stammes; 73. die Schlagadern des Fußes, durch deren Verzweigungen der obere Stamm mit dem unteren in Verbindung iſt.

Das Blut des menſchlichen Körpers.

(Nach Hermann Vierordt, „Anatomiſche, phyſiologiſche und phyſikaliſche Daten und Tabellen“.)

Blutmenge:

5 kg für den Erwachſenen = $1/13$ des Körpergewichts.

Herzſchlag.

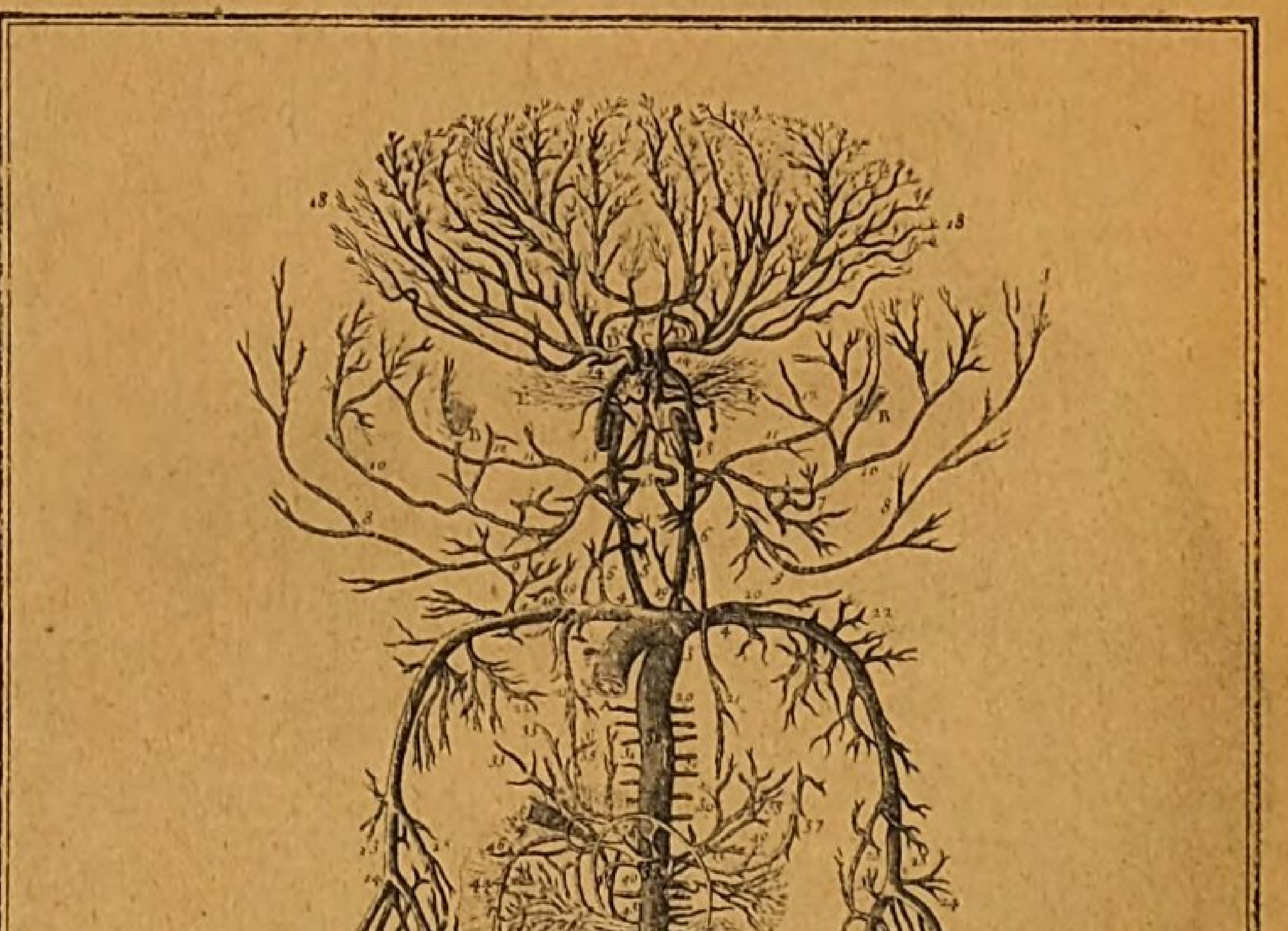
Dauer (bei 74,2 Herzſchlägen): 0,809 Sekunden.
Zahl bei geſunden Erwachſenen 71—72 in der Minute.

Pulsſchläge in der Minute.

Jahre.	Zahl.
0	136
5	88
10—15	78
15—20	69,5
20—25	69,7
25—30	71
30—50	70

Blutkreislauf.

Alter.	Gewicht.	Puls-Schläge.	Kreislaufzeit.	Blutmenge in 1 Sekunde in die Aorta.	Arbeit der Herzkammer.
	kg		Sekunden.	g	1 Sekunde — k.m.
Neugeborene	3,2	134	12,1	1 214	0,0292
3 Jahre	12,5	108	15,0	3 823	0,1144
14 Jahre	34,8	87	18,6	8 474	0,3133
Erwachſene	63,6	72	22,1	13 100	0,5668



Die Schlagadern.

A Die Leber; B rechte Seite des Zwerchfells; C einige Teile der Unterleibsmuskeln; D Herzbeutel; E rechtes Herzrohr; F Herzſpitze; G untere Hohlader; H rechte Lungenader; I obere Hohlader; K Fortſetzung derſelben in die rechte Droſſelader; L linke Droſſelader; M. Teil der Aorta; N Linie, in welcher ſich der Herzbeutel an die Hohlader ſchließt; O Linie, in welcher er ſich an die Aorta ſchließt; P rechte, Q linke Seite der Bruſtdrüſe; R linkes Blatt des Mittelfells, an den Herzbeutel angeſchloſſen; S Luftröhrenſchlagader; T Speiſeröhre; V Schildknorpeldrüſe; X, Y Blutadern; Z rechtsliegender Nerv des 8. Paares; a bis z und 1—32 Blutgefäße.

Tägliches Nahrungsbedürfnis Erwachſener.

	Eiweiß.	Fett.	Kohlehydrate.	Stickſtoff.	Kohlenſtoff.
Arbeiter im Mittel	118	56	500	18,3	328
Arbeiter in der Ruhe	137	52	352	19,5	283
Arbeiter bei der Arbeit	137	173	352	19,5	346
36j. Arbeiter, Dienſtmann	133	95	422	21	331
46j. „ Schreiner	131	68	494	20	342
Junger Arzt	127	88	362	20	297
do.	134	102	292	21	280
Kräftiger 60jähr. Mann	116	68	345	—	—
37j. Arzt	135	140	250	—	—
Deſſen 35j. Frau	95	105	220	—	-
Normalration eines Erwachſenen	119	51	530	18	337
Mann bei mittlerer Arbeit	130	40	550	20	325
do.	120	35	540	19	331
Soldat im leichten Dienſt	117	35	447	18	288
Soldat im Feld	146	44	504	23	336
Brauknecht bei angeſtrengteſter Arbeit	190	73	599	—	—
Engliſcher Preisfechter	288	88	93	—	—

(Voit.)

Magen.

Zeit, während welcher die Speiſen im Magen verbleiben.

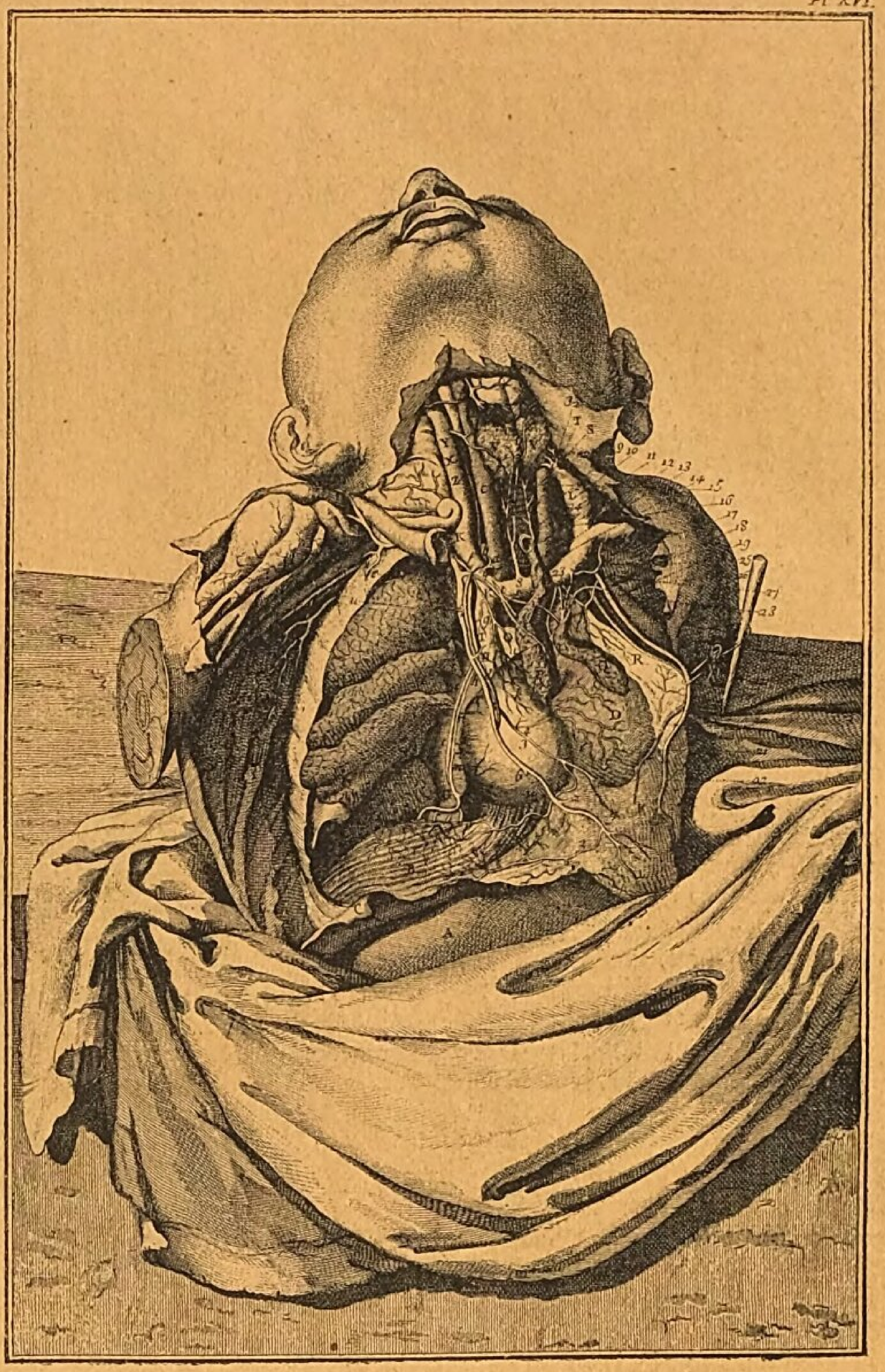
	Stunden.
Reis, gekocht	1
Schweinsfüße	1
Aepfel, roh	1,30
Milch, gekocht	1,45
„ ungekocht	2,15
Stockfiſch, gekocht	2
Eier, roh	2
„ leicht gekocht	3
„ hart	3,30
Bohnen, geſotten	2,30
Kartoffeln, geröſtet	2,30
„ gekocht	3,30
Ochſenfleiſch, gekocht	2,45
Beefſteak, gekocht	3
Schinken	3
Kuchen	3
Weizenbrot	3.
Alter Käſe	3,30
Weiße Rüben, gekocht	3,30
Bratwürſte, gekocht	3,30
Brot und Kartoffeln	3,45
Butterbrot mit Kaffee	3,45
Schweinefleiſch, gebraten	3,50
Kalbfleiſch, gebraten	4
Pöckelfleiſch	4,15
Rindstalg	5,30

(Beaumont.)

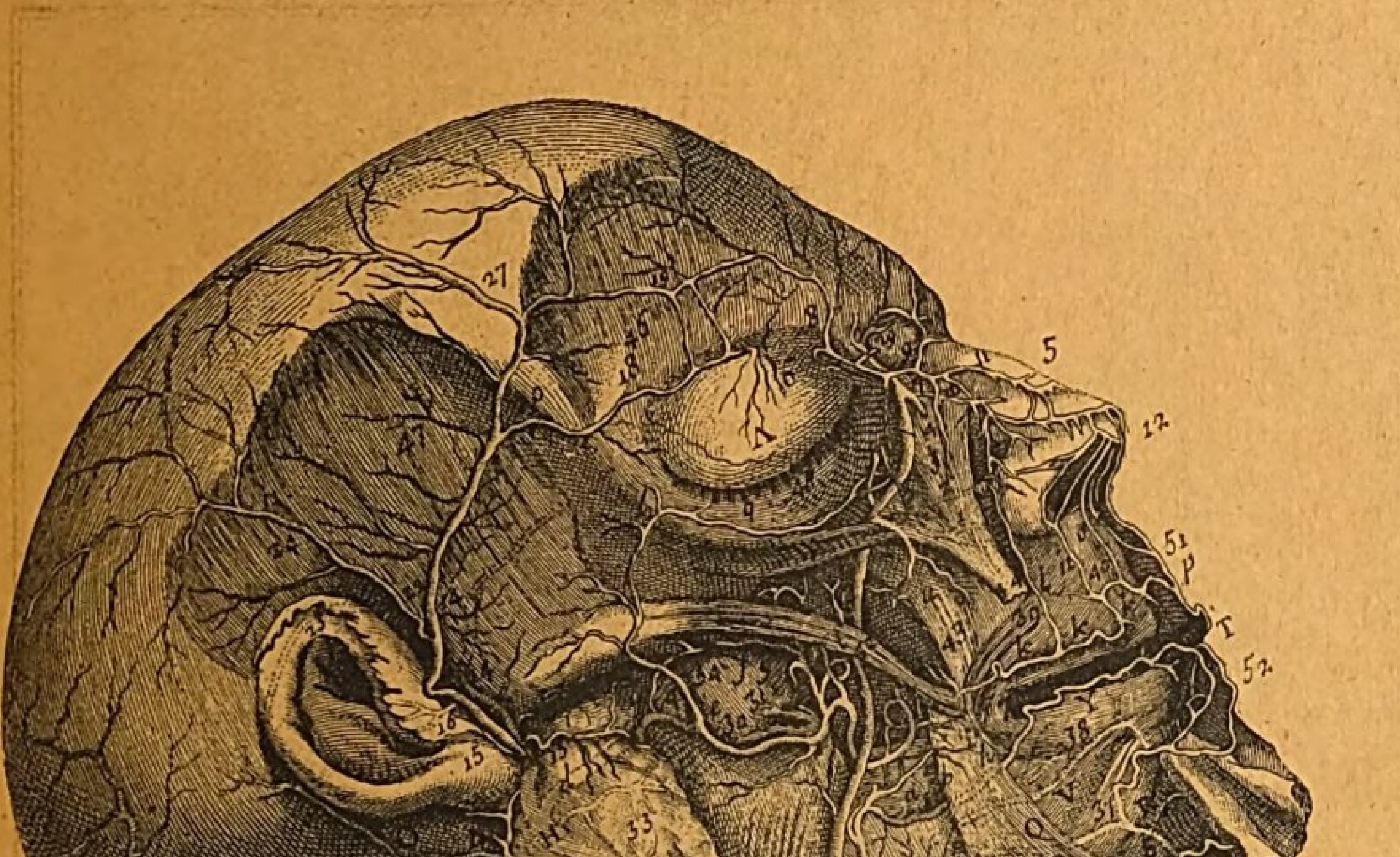
Um die geforderten Mengen Stickſtoff und Kohlenſtoff einzuführen, müſſen verzehrt werden:

	Für je 18,3 g Stickſtoff.		Für je 328 g Kohlenſtoff.
Käſe	272	Speck	450
Erbſen	520	Mais	801
Fettarmes Fleiſch	538	Weizenmehl	824
Weizenmehl	796	Reis	896
18 Eier	905	Erbſen	919
Mais	989	Käſe	1160
Schwarzbrot	1430	Schwarzbrot	1346
Reis	1868	43 Eier	2231
Milch	2905	Fettarmes Fleiſch	2620
Kartoffeln	4575	Kartoffeln	3124
Speck	4796	Milch	4652
Weißkohl	7625	Weißkohl	9318
Weiße Rüben	8714	Weiße Rüben	10650
Bier	17000	Bier	13160

100 g Fett entſprechen im Nährwert 175 g Kohlehydraten. (Voit.)



Oberer und unterer Teil der Bruſt.



Die Schlagadern des Geſichtes.

A Der gemeinſchaftliche Stamm der Kopfſchlagader; B die gemeinſchaftliche Droſſelader; C die innere Kopfſchlagader; D die äußere Kopfſchlagader; E obere Schildknorpelſchlagader; F die Zungenſchlagader, bedeckt von den Blutadern; G Urſprung der Lippenſchlagader; Θ Aſt auf dem Rücken der Zunge; H Stamm der äußeren Kopfſchlagader in die Ohrſpeicheldrüſe; I Hinterhauptsarterie; K Schlundkopfſchlagader; L und N Oberflächenaſt der Lippenſchlagader; M Schlagader der Kinngegend; O Muskelſchlagader der Unterlippe; Q untere Kieferſchlagader; R Verzweigung derſelben in die Unterlippe ꝛc.; S Anaſtomoſe derſelben mit der Kinnſchlagader; T Anaſtomoſe mit der Kranzader der Unterlippe; V Verzweigung der Schlagader der Unterlippe; Y Kranzader der Unterlippe; Z Aſt derſelben zum Kaumuskel; a bis z und 1 bis 52 Verzweigungen der Schlagadern.

Nährgeldwert der Nahrungsmittel.

Für 1 Mark erhält man Nährwerteinheiten:

A. Tieriſche Nahrungsmittel.

Stockfiſch	3100	Blutwurſt	797
Kuhmilch	2488	Geräucherte Zunge	789
Rindstalg	2200	Knackwurſt	730
Magerkäſe	2044	Bücklinge	768
Kuhmilch (Vollmilch)	2038	Geräucherter Schinken	765
Sülzenwurſt	1772	Rindfleiſch, mittelfett	745
Speck (geſalzen)	1710	Hammelfleiſch, halbfett	715
Lunge	1700	Kalbfleiſch, fett	703
Schweineſchmalz	1660	Zunge	686
Erbswurſt	1630	Kalbfleiſch, mager	627
Mettwurſt (weſtfäliſch)	1621	Rindfleiſch, mager	626
Hering (mariniert)	1422	Kaninchenfleiſch, fett	601
Halbfetter Käſe	1390	Eier	580
Laberdan (geſalz. Kabeljau)	1375	Cervelatwurſt	567
Leber	1244	Gänſebruſt (pommerſche)	561
Hammelfleiſch, ſehr fett	1203	Kindermehl	500
Schweinefleiſch, fett	1201	Sprotten (Kieler)	479
Herz	1177	Rauchfleiſch vom Ochſen	473
Schellfiſch	1150	Hecht	470
Fettkäſe	1116	Hühnerfleiſch, mittelfett	466
Marktbutter	1097	Niere	418
Trockenes Fleiſchpulver	1004	Neunauge, mariniert	388
Rindfleiſch, ſehr fett	979	Fleiſch vom Wild	361
Leberwurſt	976	Sardellen	310
Schweinefleiſch, mager	876	Lachs, geräuchert	287
Eingedickte Milch (mit Rohrzucker)	894	Lachs oder Salm	249
Büchſenfleiſch, eingemachtes	830	Seezunge	231
Eingedickte Milch (ohne Rohrzucker)	818	Kaviar (Aſtrachan'cher)	205

B. Pflanzliche Nahrungsmittel.

Bohnen	5000	Kohlrübe	2283
Erbſen	4971	Weizenbrot, feines	2037
Pumpernickel	4750	Reis	1992
Kartoffeln	4740	Kohlrabi	1817
Roggenmehl	4655	Weißkraut	1500
Weizenmehl, gröberes	4533	Stärkemehl	1384
Rüböl	4243	Nudeln (Maccaroni)	1360
Linſen	4226	Rohrzucker	1320
Weizenmehl, feines	3580	Unreife Gartenerbſen	1150
Leguminoſenmehl	3409	Unreife Gartenbohnen	1125
Hafermehl (Grütze)	3254	Spinat	975
Buchweizenmehl	3083	Obſt, getrocknet	783
Gerſtengries	2901	Gelbe Rüben (kleine)	700
Roggenbrot	2875	Kohlarten	700
Weizenbrot, gröberes	2763	Spargel	100
Graupen	2589	Blumenkohl	90
Olivenöl	2285		

(J. König.)

Die vier Stufenalter.

Von Johann, König von Sachſen (1801—1873).

O frohe Zeit der ewig heitern Spiele,
Wo ſich mit friſchem Grün die Welt noch deckt,
Und noch kein Drang voll ahnender Gefühle,
Der Liebe ſüßen Schmerz in uns erweckt.

Ein heit'rer Frühlingsmorgen iſt das Leben,
Die Gegenwart ein lichter Frühlingstraum,
Und tauſend fröhlich laute Lerchen ſchweben
Die Seelen auf zum blauen Himmelsſaum.

Der Wieſenplan lockt uns zu leichten Scherzen,
Aus friſchem Farbenſchmelze bunt gewebt,
Und ungeſtöret bleiben unſ're Herzen,
Wenn auch der Kuß auf zarten Wangen bebt.

Des Lebens ganzer Tag ſteht uns nun offen,
Und jedem Freund erſchließet ſich die Bruſt,
Und was wir auch von unſrer Zukunft hoffen,
Es trübet nicht der Gegenwart die Luſt.

O ſchöne Zeit! du kannſt nicht wiederkehren,
Wer dich einmal verlor, hat dich nicht mehr.
Es lohnt die Welt mit Schätzen und mit Ehren,
Doch hohl ſind Ehren und die Schätze ſchwer.

Die Jugend naht, die Sonne ſteht ſchon höher,
Der Jüngling jauchzt in ſeines Lebens Kraft,
Sein Auge funkelt, wie dem trunk'nen Seher,
Sein Geiſt fühlt ſeiner Feſſeln ſich entrafft.

Die Welt, denkt er, die Welt muß mir gehören,
Die Menſchen folgen meinem Machtgebot;
Er ſchafft, zerſtört und ſchafft, um zu zerſtören,
Und Ruhe dünkt ihm zwiefach mehr als Tod.

Den ſchlecht verſeh'nen Bündel auf den Rücken
Und leicht geſchürzt, wie's einem Wand'rer ziemt,
Eilt er hinaus, den Blick um ſich zu ſchicken,
Wohin ſein kühner Jünglingsmut ihn ſtimmt.

Doch brennen ihn des heißen Mittags Strahlen,
So ſinkt er wohl im kühlen Schatten hin,
Und fühlt des ungeſtillten Durſtes Qualen,
Und ſüße Sehnſucht trübet ſeinen Sinn.

Da naht ſich eine liebliche Geſtaltung,
Und reicht dem Müden einen Labetrank;
Ihn rührt der Liebe allmachtsvolle Waltung,
Und Worte nicht, ein Blick nur iſt ſein Dank.

Wie leicht erſcheinen ihm des Lebens Mühen,
Wenn ſie zu ſeinem Pfade ſich geſellt!
Wie löſet ſich in ſüßen Harmonien
Des kühnen Geiſtes ordnungsloſe Welt! —

Der Lebenstag ſteht nun auf ſeiner Höhe,
Die weiten Fluren ſind zur Ernte reif;
Doch ſanfter ſchlägt ſein Herz in ihrer Nähe,
Und Schatten findet er im ſtillen Kreis.

So iſt verblüht die Zeit des kühnen Strebens,
Am Licht des Tages welkt der Farben Spiel,
Des Wiſſens Baum iſt nicht der Baum des Lebens,
Der Liebe Scherz weicht ernſterem Gefühl.

Doch auch die ernſte Wahrheit lohnt die Ihren,
Und wer ſie hat, der bleibet gern ihr Kind;
Der Mann fühlt ſeinen Weg ihn abwärts führen
Und hüllt ſich feſter ein vor Herbſt und Wind.

Nachdenkend ſieht er, wie die Blätter fallen,
Und wie die Sonne ſich zum Meere neigt,
Und wie der Vögel Züge heimwärts wallen,
Bis ihn der Heimat Sehnſucht ſelbſt beſchleicht.

Die Gegend rötet ſich im Abendſtrahle,
Ein ſanftes Blau wölbt ſich am Firmament.
Entgegen winkt ihm aus dem ſtillen Thale
Ein kleines Haus, das ſeine Wünſche kennt. —

Die Sonne ſinkt. Das Alter iſt gekommen,
Verdunkelt iſt der ird'ſchen Güter Schein,
Sein Liebſtes hat die Erde ihm genommen
Und ſchließt es in dem kalten Schoße ein.

Es ſendet rings auf die beeiſten Fluren
Der Mond allein ſein kaltes Licht herab,
Und in den Schnee nur drückt er ſeine Spuren,
Wenn hin er ſchleicht zu der Geliebten Grab.

Da kniet er nun — und vor des Windes Wehen
Hüllt ihn ein düſt'rer Mantel ſorgſam ein;
Die Eiche ſelbſt ſieht er entblättert ſtehen,
Die einſt ihn ſchützte vor des Mittags Schein.

„Umſonſt — umſonſt" — ruft er, „ſind meine Thränen,
Sie rufen keinen Toten mir zurück;
Umſonſt iſt alles Hoffen, alles Sehnen!"
Doch auf das kleine Kreuz fällt da ſein Blick.

„Der Glaube, der durch's Leben mich geleitet,
Er täuſcht mich nicht, er bleibt auch jetzt mir treu:
Ein ſchön'rer Frühling iſt mir dort bereitet,
Und Gott ſpricht: „Sieh'! ich mache alles neu!"

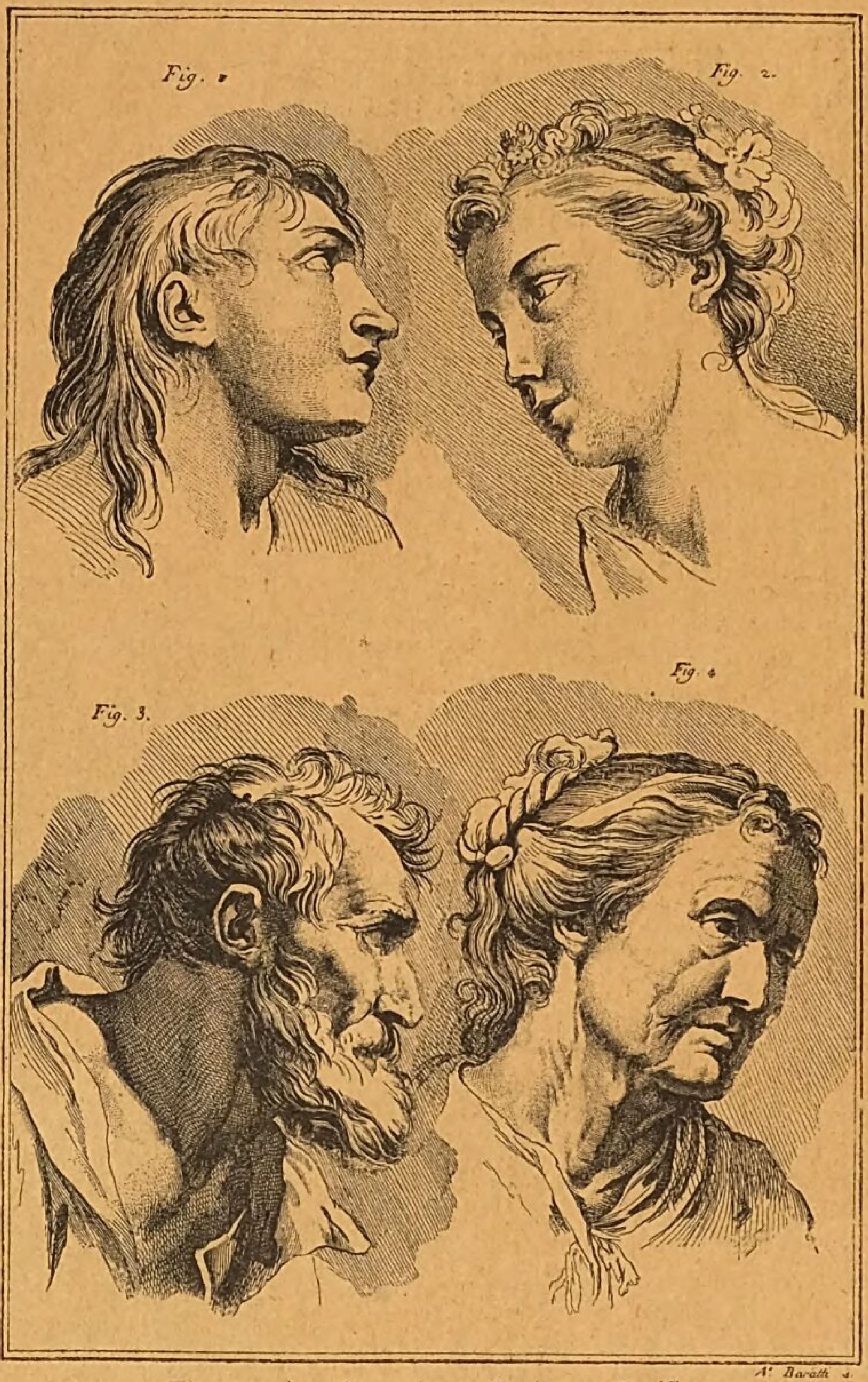
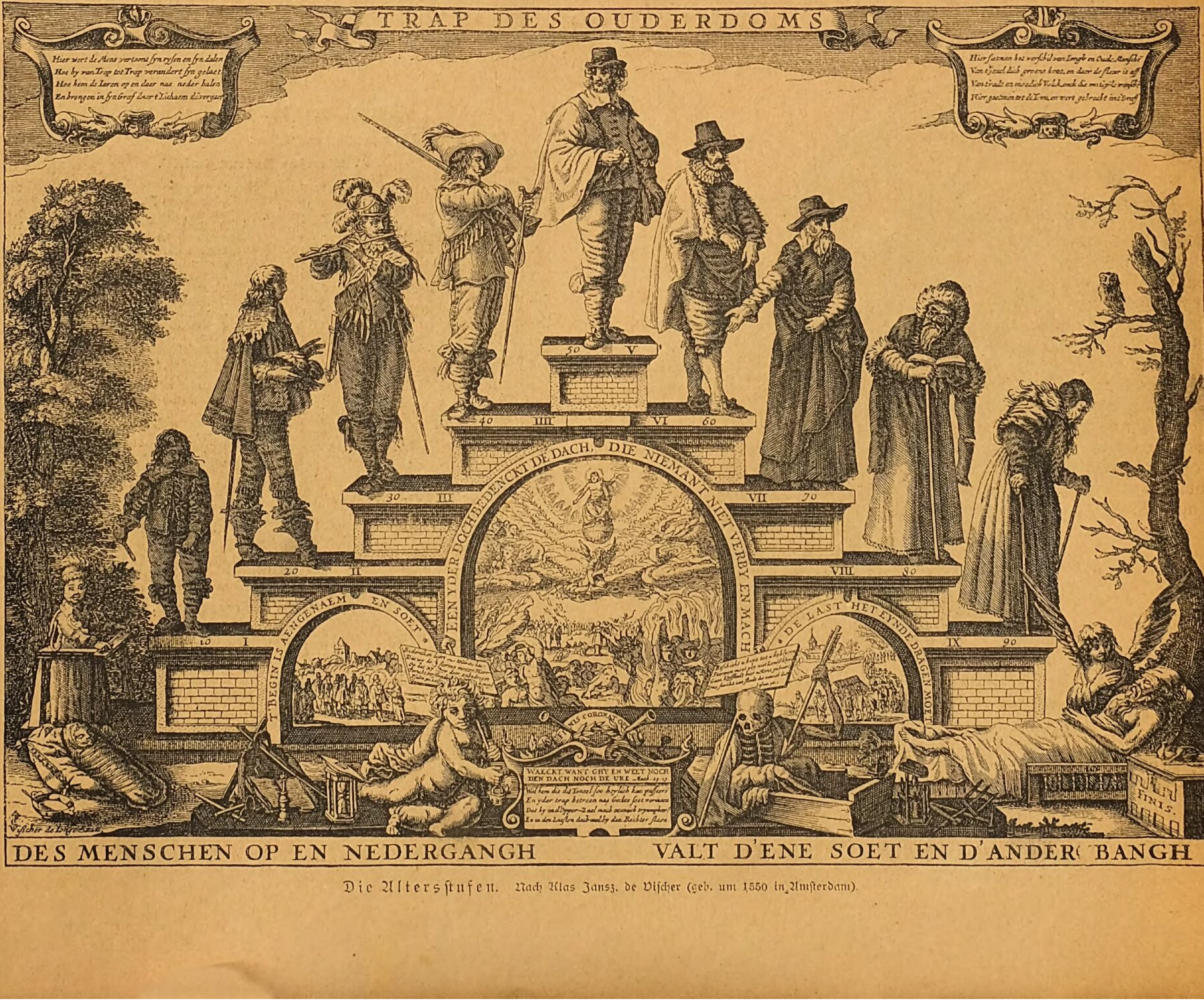
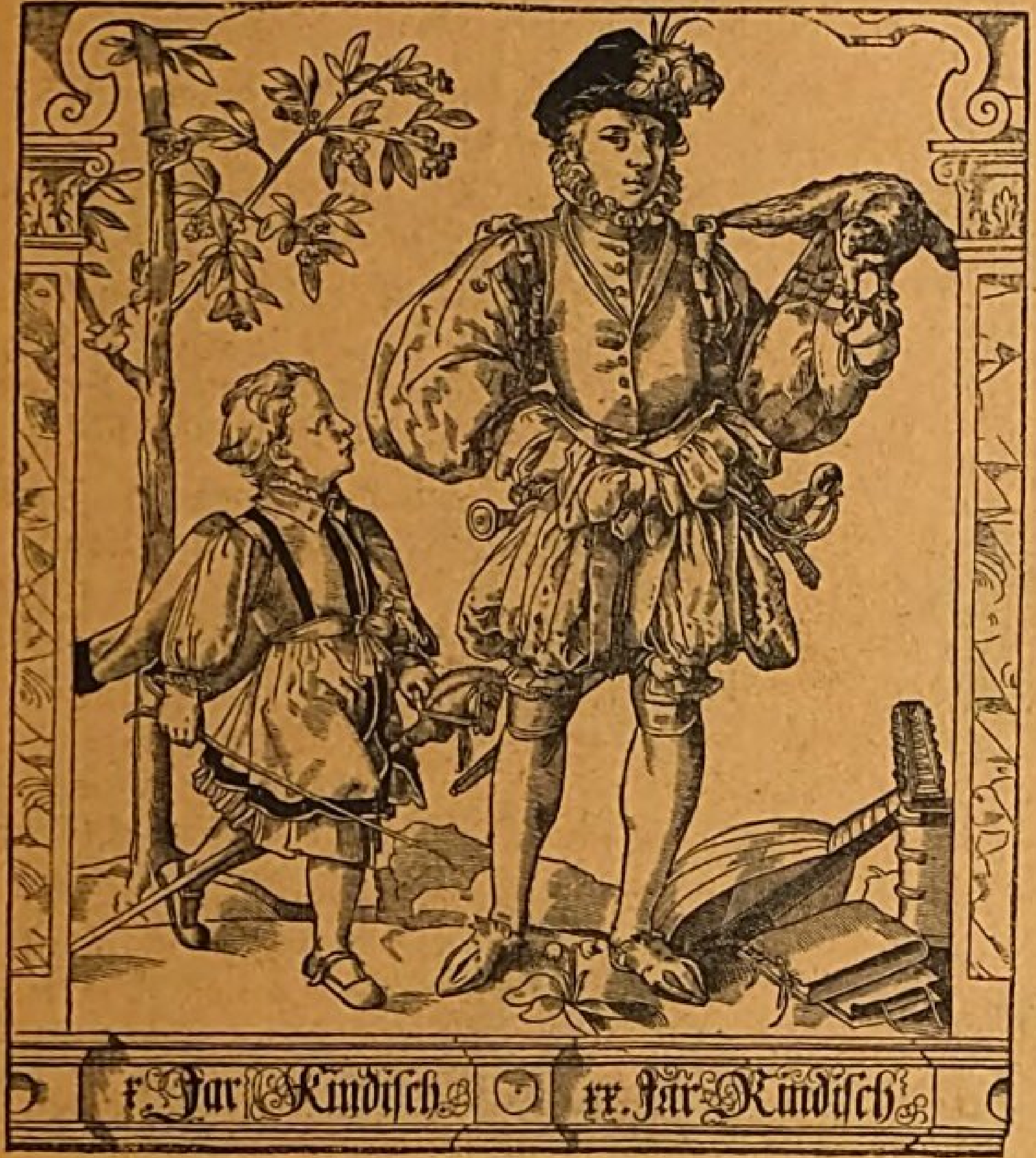


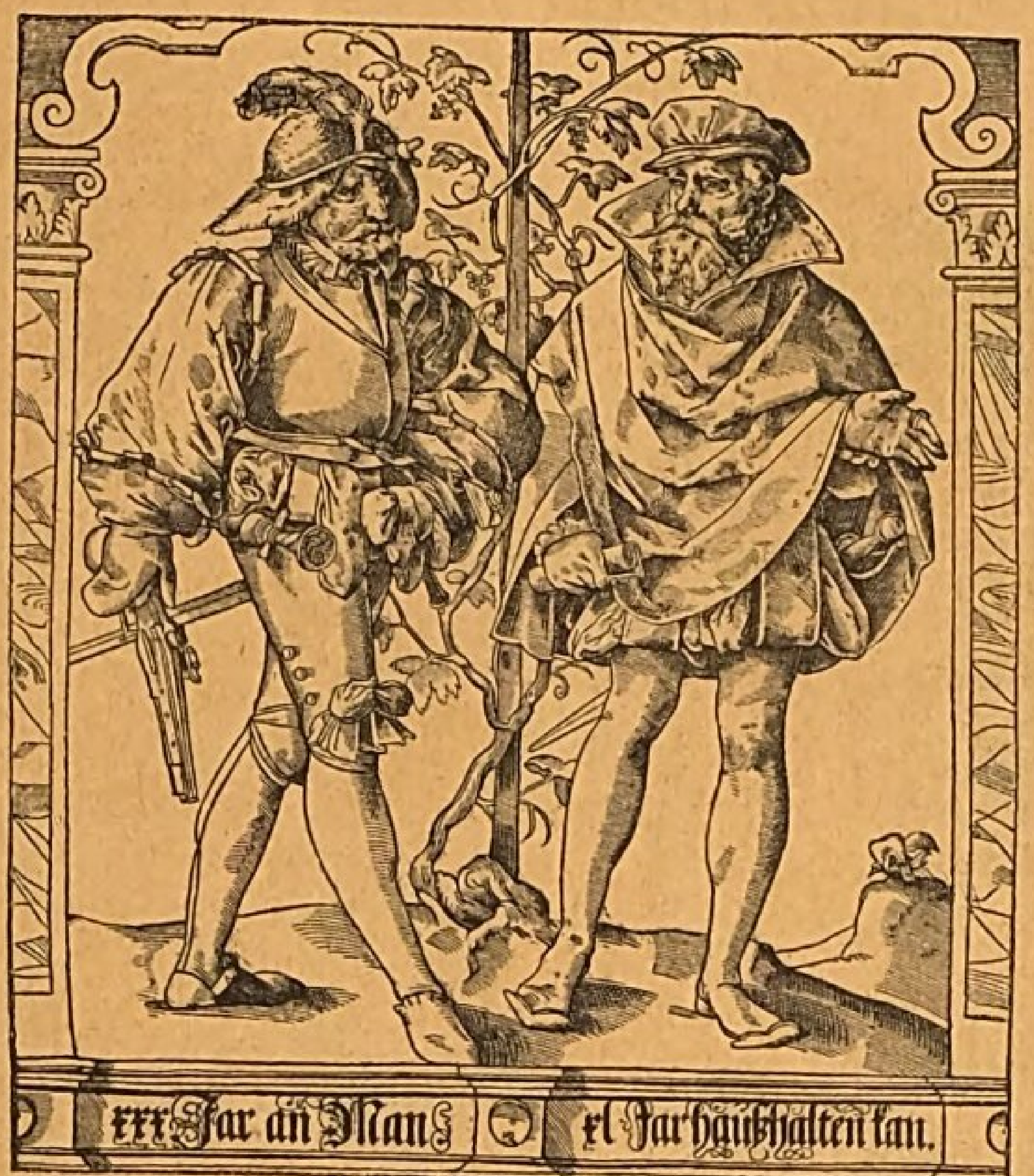
Fig. 1
Fig. 2
Fig. 3
Fig. 4
A. Baráth

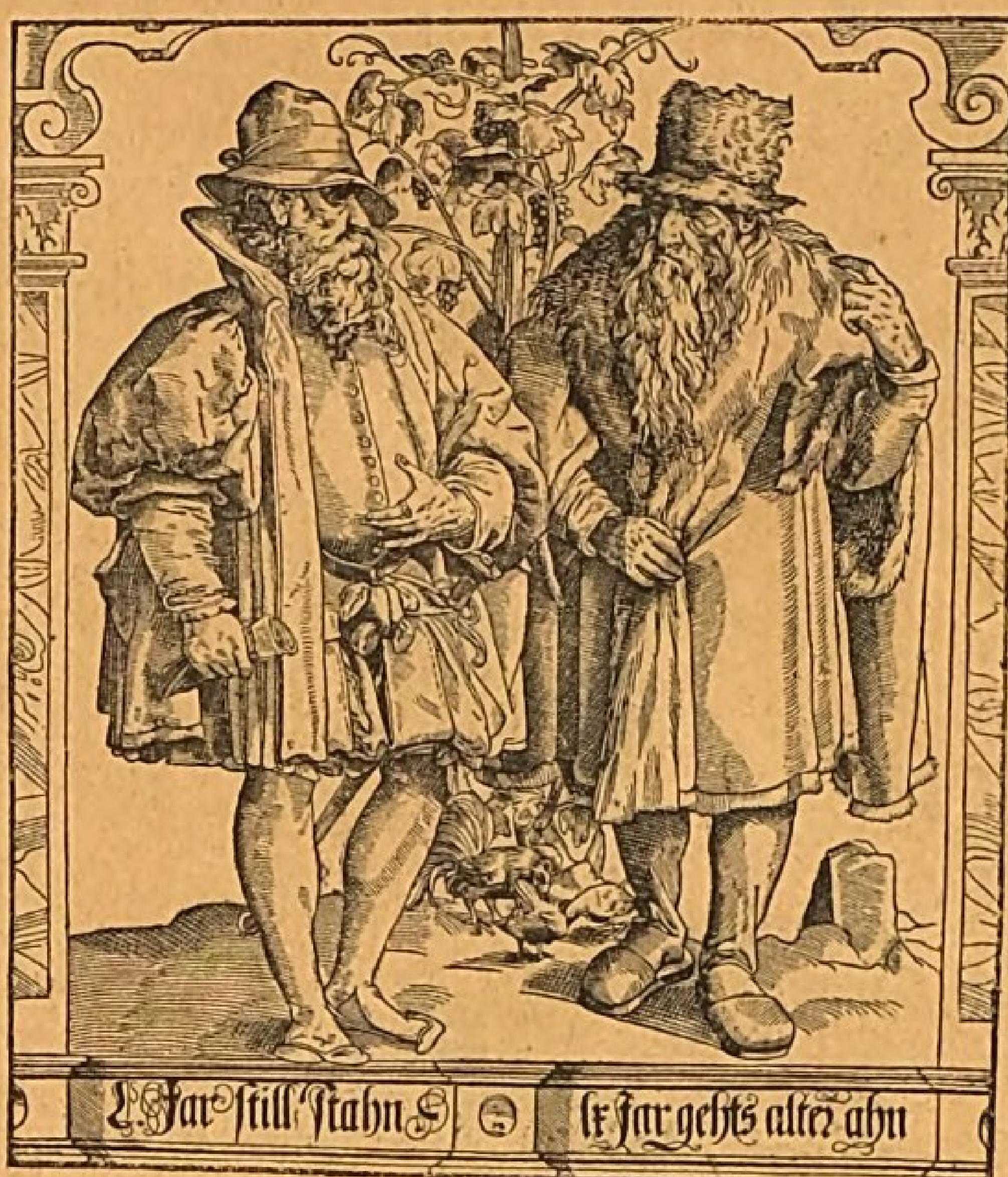
Fig. 1 und 2 Jugend; 3 Greis; 4 Greiſin.

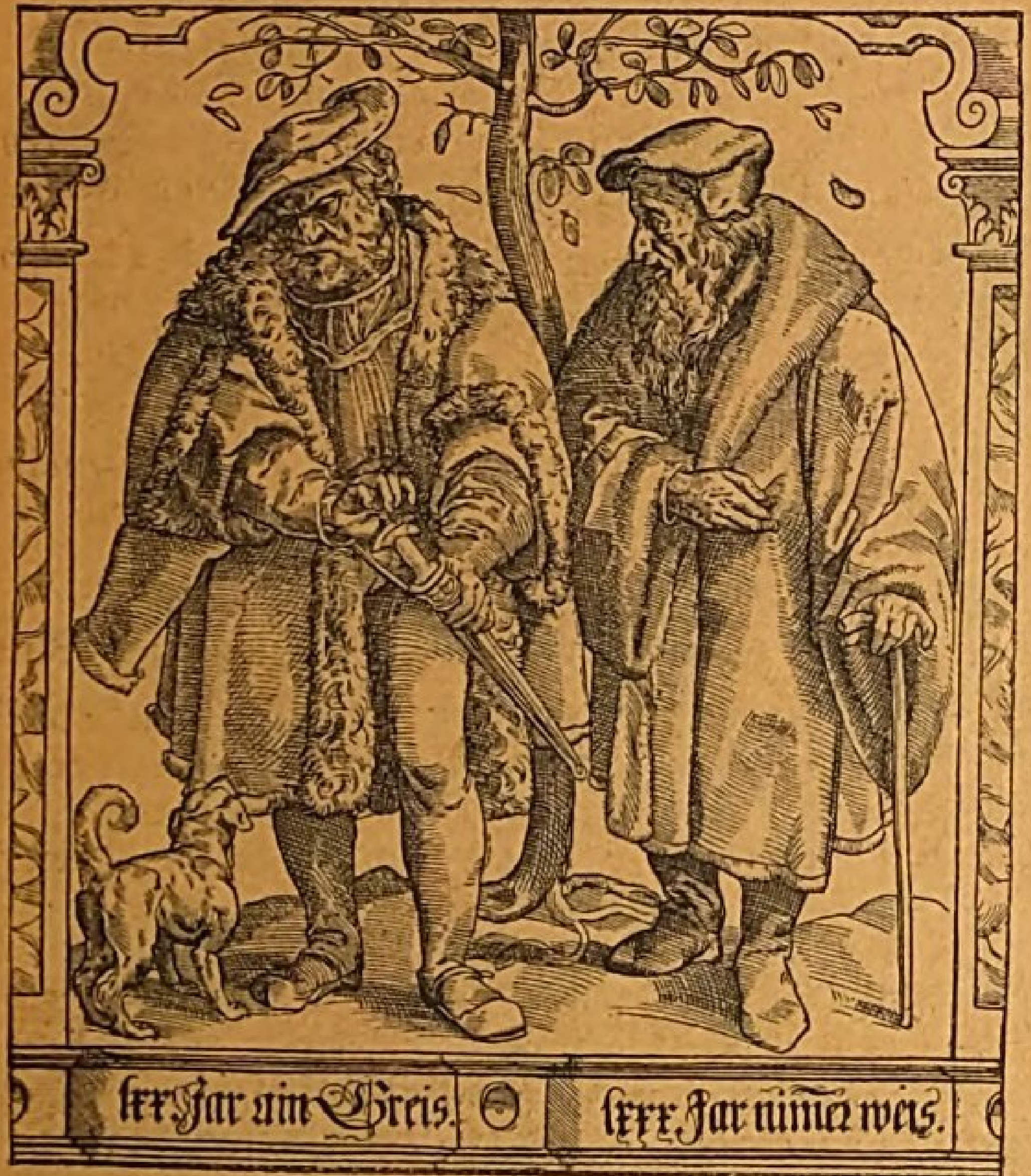

TRAP DES OUDERDOMS
Hier wert de Mens vertoont syn rysen en syn dalen
Hoe hy van Trap tot Trap verandert syn gelaet
Hoe hem de Jaren op en daer nae neder halen
En brengen in syn Graf daer t'Lichaem dus vergaet
10 I
20 II
30 III
40 IIII
50 V
60 VI
70 VII
80 VIII
90 IX
EEN YDER DOCH BEDENCKT DE DACH, DIE NIEMANT NIET VERBY EN MACH
T' BEGIN IS AENGENAEM EN SOET
DE LAST HET EYNDE DRAGEN MOET
FINIS CORONAT OPUS
WAECKT, WANT GHY EN WEET NOCH DEN DACH NOCH DE URE Matth. 25.13
FINIS
DES MENSCHEN OP EN NEDERGANGH
VALT D'ENE SOET EN D'ANDER BANGH

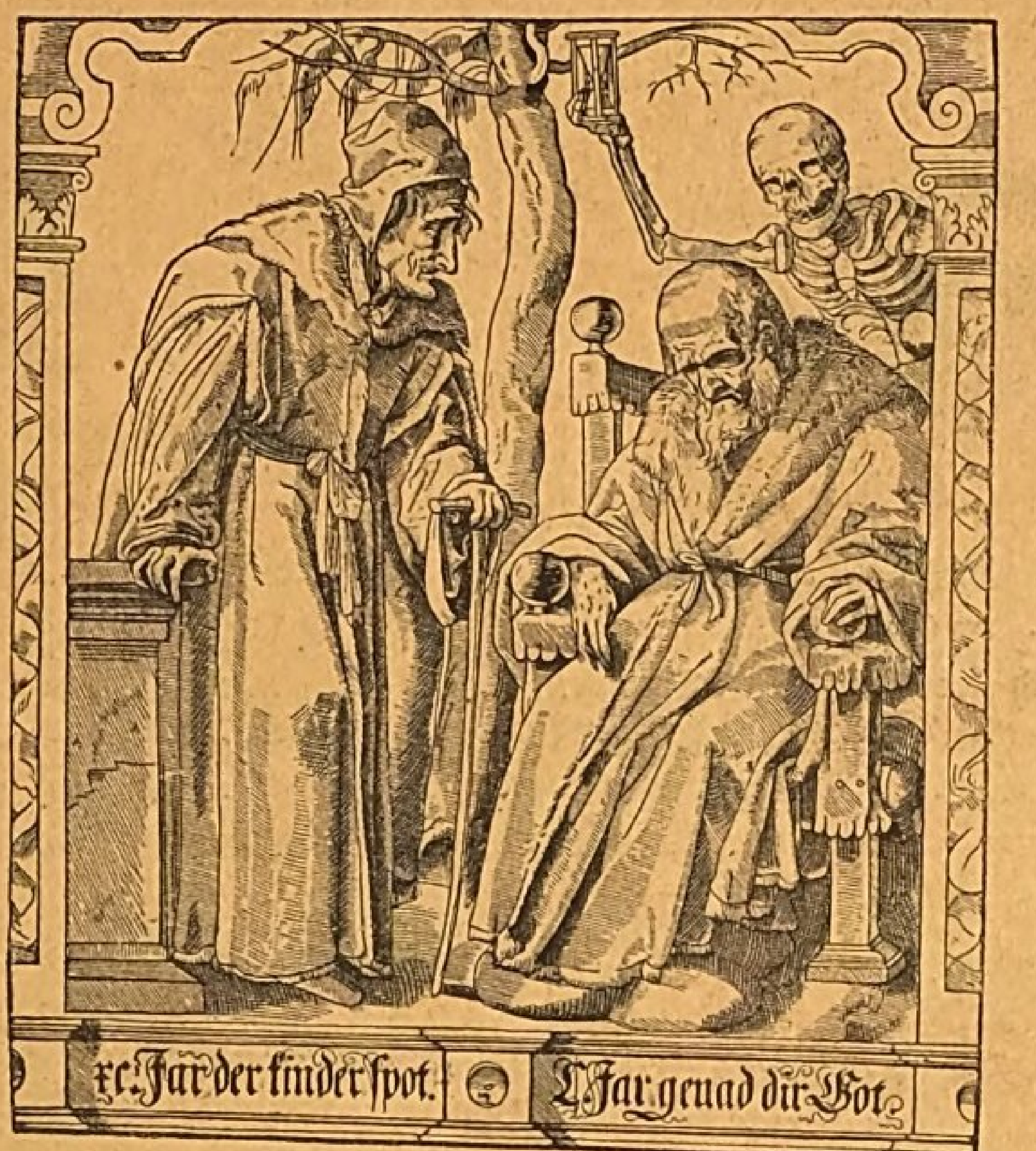
Die Altersſtufen. Nach Klas Jansz. de Viſcher (geb. um 1550 in Amſterdam).



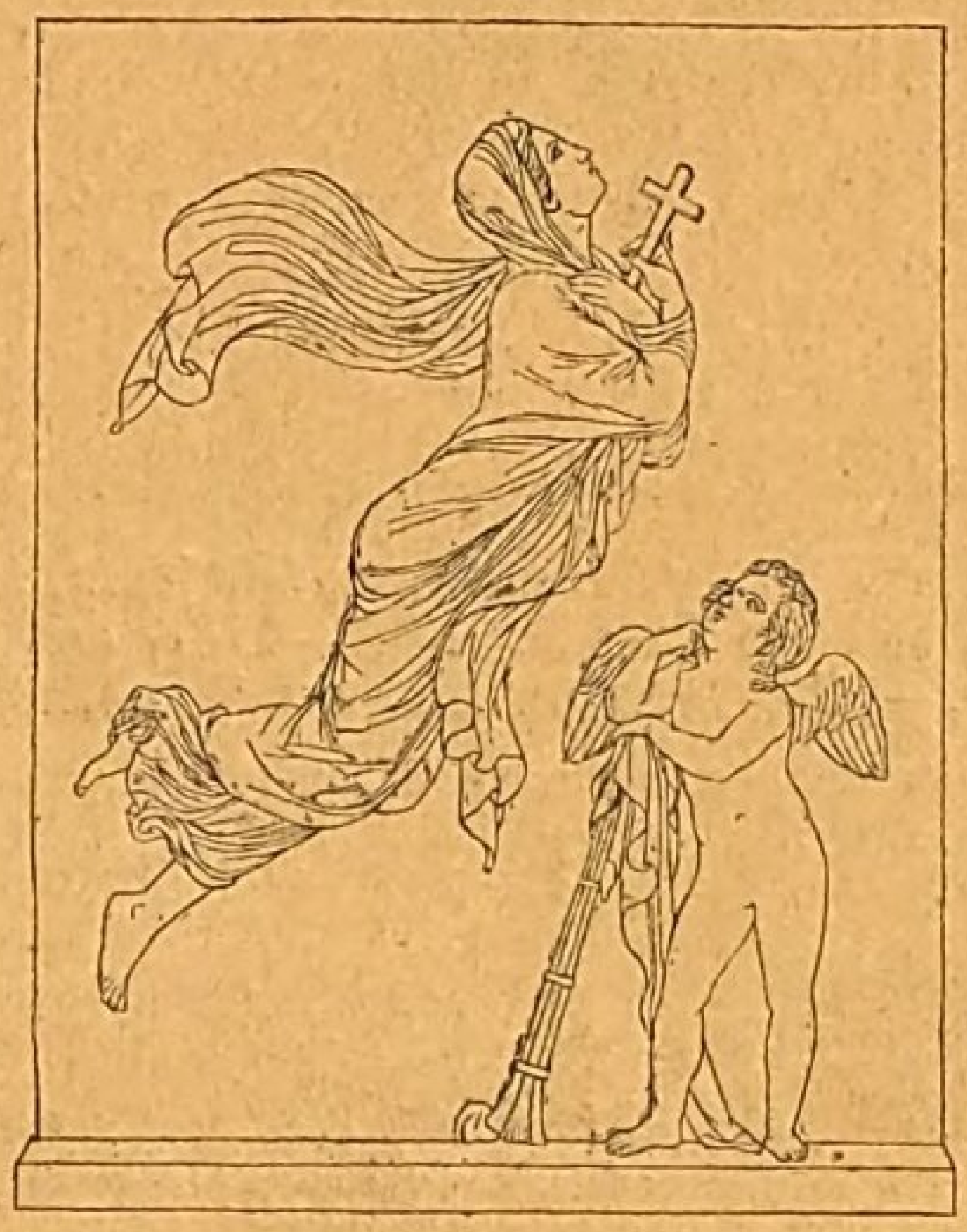



L Jar ſtill ſtahn
lx Jar gehts alter ahn


lxx Jar ain Greis.
lxxx Jar nimer weis.


xc. Jar der kinder ſpot.
C Jar genad dir Got.

Die Altersſtufen. Von Tobias Stimmer (geb. 1534).

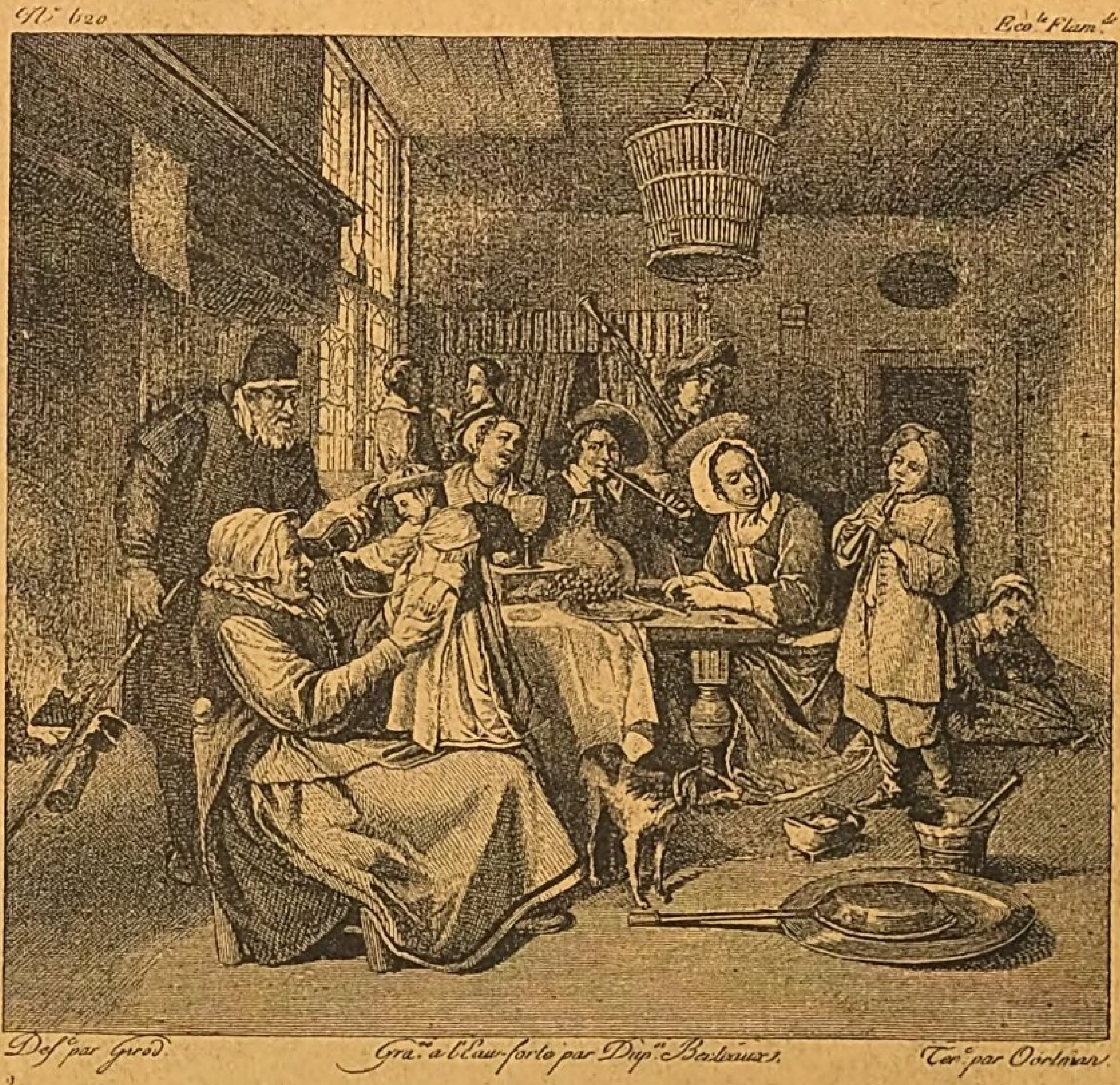


Aufwärts in die Heimat.
Nach Bertel Thorwaldſen (1771—1844).
„Opere“ Roma 1831.

Die Jahreswochen.

Von Solon (639—559 v. Chr.).

Wann unmündig und klein noch das Kind iſt, wirft es der Zähne
Reihen im Wechſel zuerſt ab bis ins ſiebente Jahr;
Doch vollendet darauf nachfolgende Sieben ein Gott ihm,
Geben die Zeichen alsbald reifender Jugend ſich kund.
Dann in der dritten umſäumt, wie der Wuchs vollendet hervortritt,
Flaum ſein Kinn, und der Reiz wechſelnder Farben erblüht.
Schließt ſich zum vierten die Woche, ſo fühlt auf dem Gipfel der Kraft ſich
Jeglicher Mann, und es ſcheint rühmliche That ihm verbürgt.
Doch in der fünften geziemt es ihm wohl, der Vermählung zu denken,
Für zukünftige Zeit zeug' er ein blühend Geſchlecht.
Drauf in der ſechſten erſtarkt ſein Geiſt zu beſonnener Klarheit
Und nach vergeblichem Ziel hat er zu trachten verlernt.
Vierzehn Jahre hindurch in der ſiebenten dann und der achten
Woche durch kundigen Rat herrſcht er und Redegewalt.
Auch in der neunten vermag er noch manches, doch fühlt er ermattend,
Daß zu gewichtiger That Kraft und Entſchluß ihm gebricht.
Aber erfüllt' ihm ein Gott zum zehnten Male die Sieben,
Mag dem Gereiften mit Fug nahen das Todesgeſchick. (Ueberſ. von E. Geibel.)



Das Vergnügen jedes Alters. Nach Jan Steen (1626—79).

Das Gewitter.

Von Guſtav Schwab (1792—1850).

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beiſammen ſind;
Es ſpielet das Kind, die Mutter ſich ſchmückt,
Großmutter ſpinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte ſo ſchwül!

Das Kind ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Wie will ich ſpielen im grünen Hag,
Wie will ich ſpringen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen ſchön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr's wie der Donner grollt?

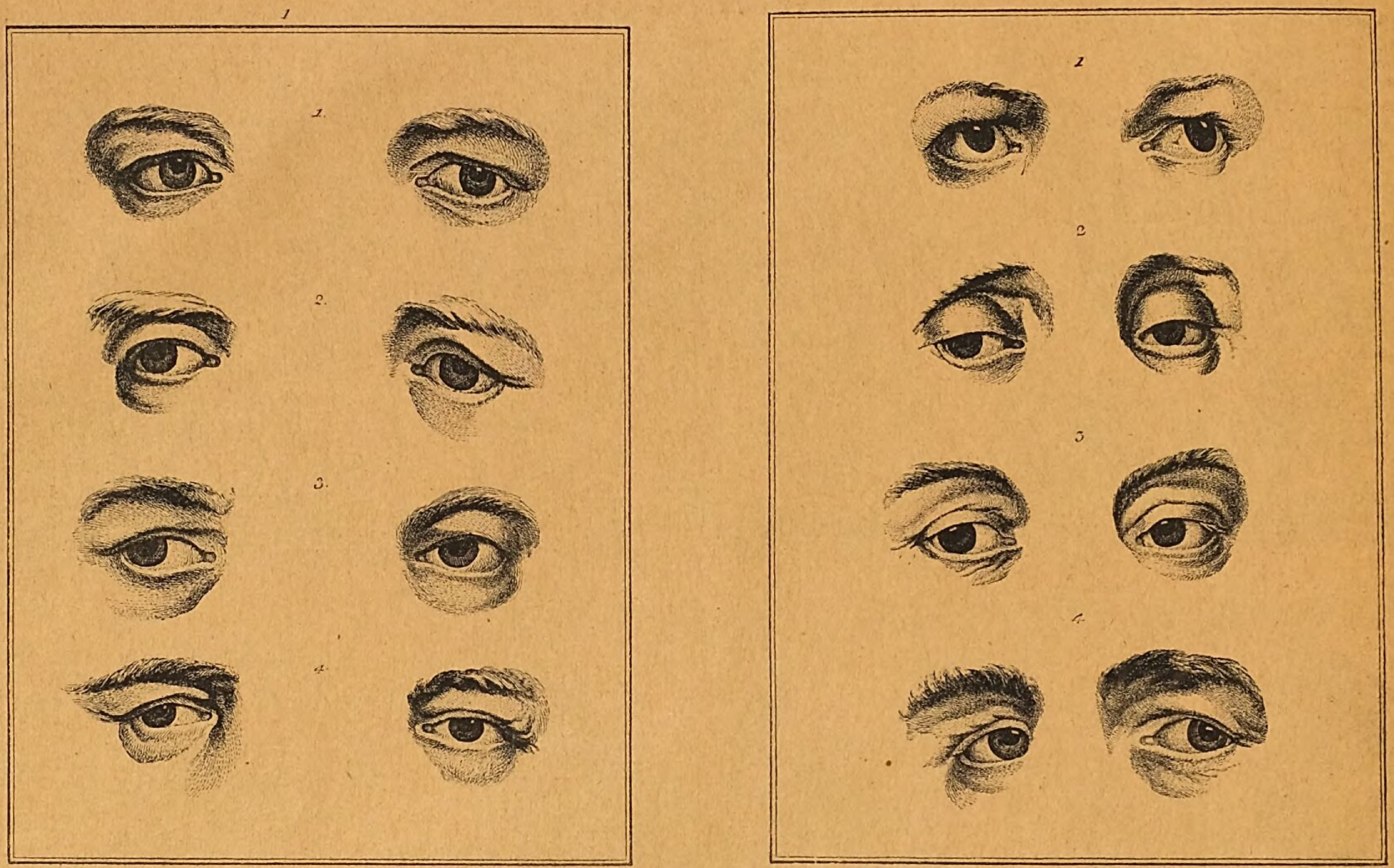
Die Mutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich ſelber, ich rüſte mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Luſt nach Leid,
Dann ſcheint die Sonne wie Gold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Am liebſten morgen ich ſterben mag:
Ich kann nicht ſingen und ſcherzen mehr,
Ich kann nicht ſorgen und ſchaffen ſchwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?“ —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, ſie ſehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen ſind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen iſt's Feiertag.

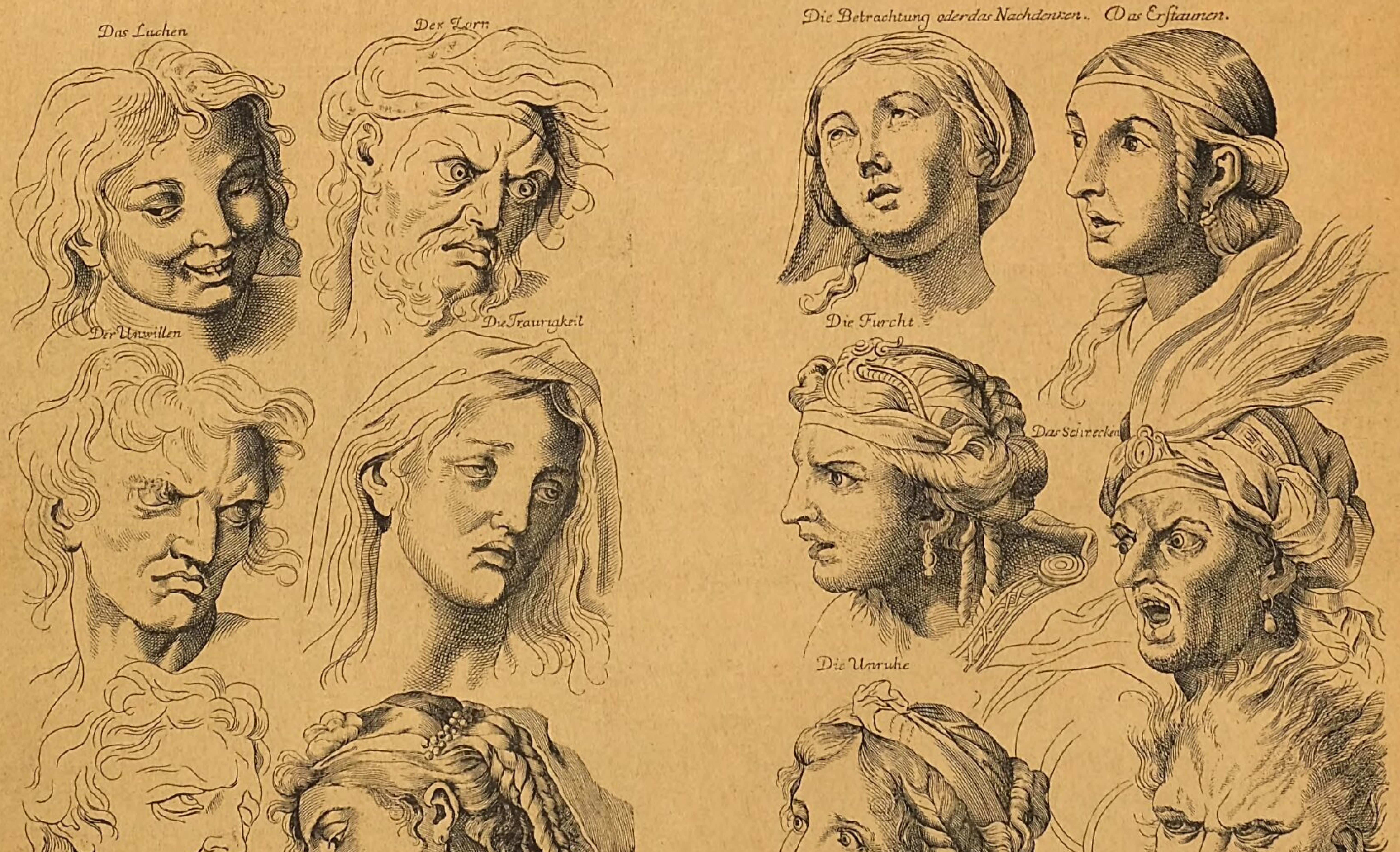
Priamel.

Wer vor 20 Jahren nicht hübſch wird
Und vor 30 Jahren nicht ſtark,
Vor 40 Jahren nicht witzig,
Vor 50 Jahren nicht reich:
An dem iſt alle Hoffnung verloren.



Acht Paar Augen von Künſtlern, Baumeiſtern, Malern, Kupferſtechern, Medailleurs. Das oberſte Paar der näher zuſammenſtehenden Augen ſind die von Dinglinger, Johann Melchior (1665—1731) geb. zu Biberach bei Ulm, † in Dresden, einem berühmten Goldarbeiter und Emailleur, das nächſte Paar das von Sir Chriſtof Wren (1632—1723), dem Erbauer der Paulskirche in London. Alle zeigen ſtark behaarte Augenlider, und das obere Lid iſt unter den Augenknochen eingeſchoben.

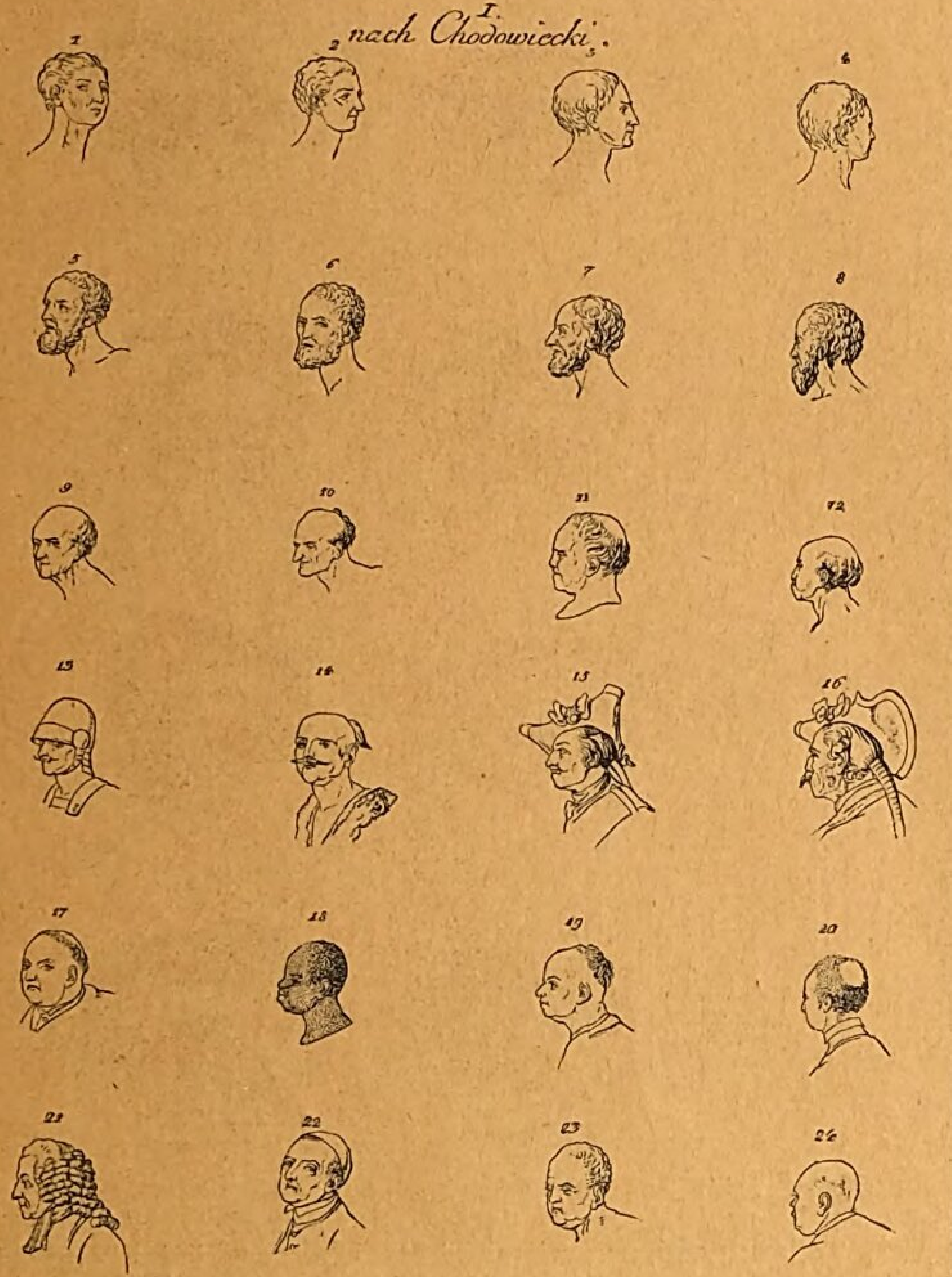
(Aus J. K. Lavater, 1740—1801, „Phyſiognomiſche Fragmente.")


Das Lachen
Der Zorn
Der Unwillen
Die Traurigkeit
Der Scharfe Schmerz.
Die Niedergeschlagenheit
Die Betrachtung oder das Nachdenken.
Das Erstaunen.
Die Furcht
Das Schrecken
Die Unruhe
Die Verzweifflung

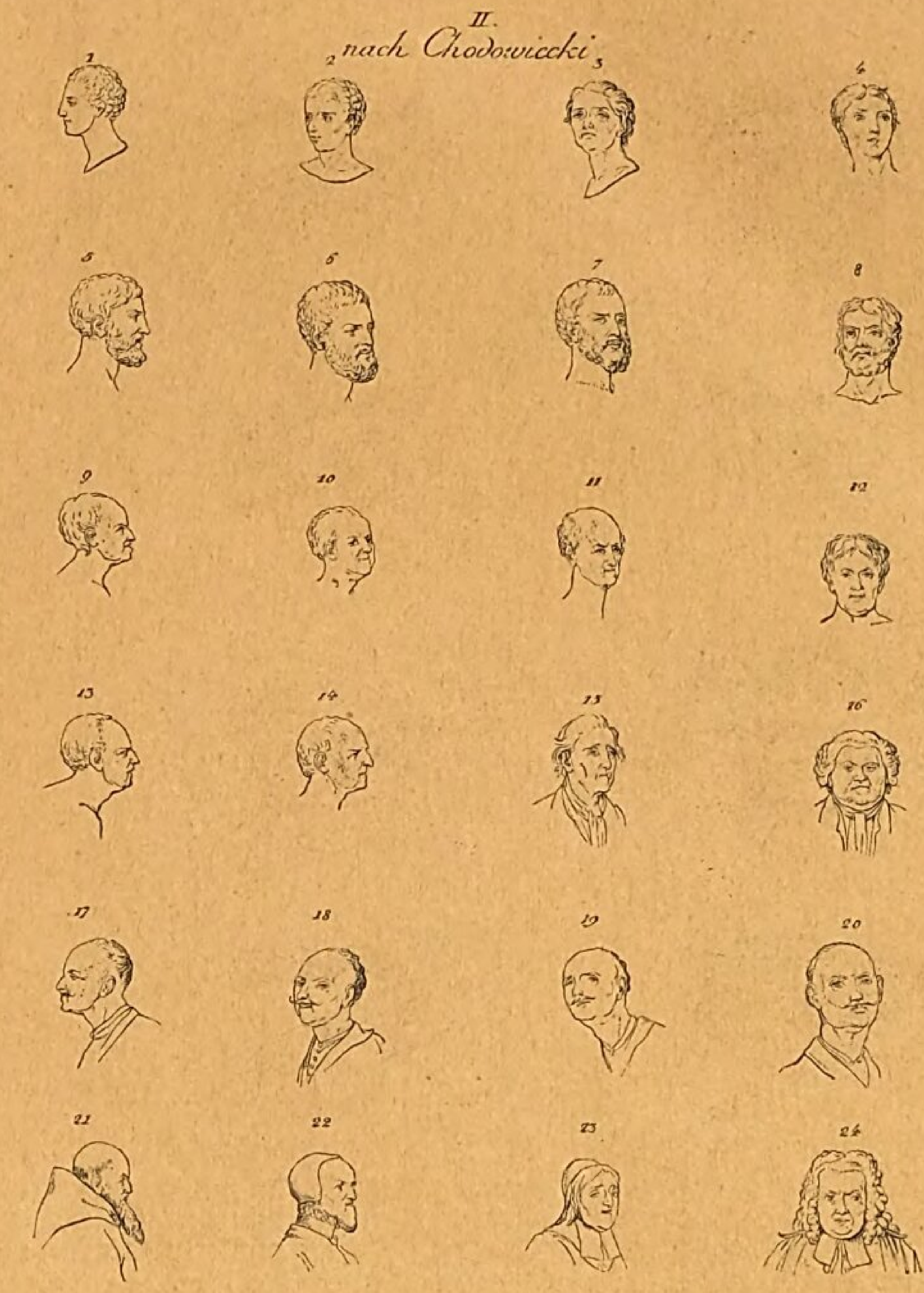
Gemütsbewegungen.

Von Joachim von Sandrart (1606—1688).

Charakterköpfe.



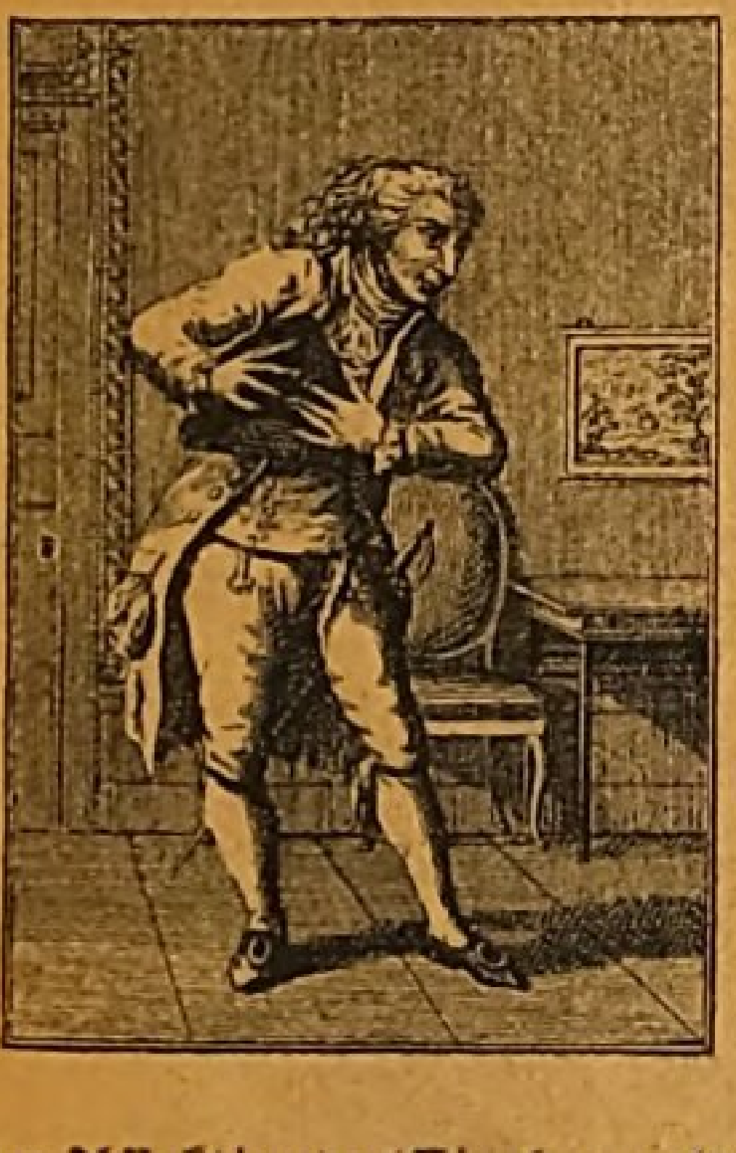
1. Das Geſicht hat edle Züge, die ſich mit weniger Verſtärkung bis zum Ausdruck der Größe erhöhen ließen. 2. Es ſcheint mir nicht wahr genug gezeichnet zu ſein. Die Naſe verdirbt das Geſicht. 3. Ein edles, verſtändiges, feinfühlendes Köpfchen. 4. Das Geſicht iſt etwas ſchwach u. kindiſch. 5. Weiſe, teilnehmende, mit Mitleiden vermiſchte Aufmerkſamkeit. 6. Ein herrlich verſtändiger, rechtſchaffener Mann. 7. Ein witziger Kopf in guter Laune. 8. Ein trockener, zaghafter, nicht unkluger Mann. 9. Ein melancholiſch u. argwöhniſches Geſicht. 10. weibiſch und ſchlau. 11. Ein ehrliches, liebes, verſtändiges Geſichtchen. 12. Ein ehrliches, aber untenher ziemlich ſchwaches Geſicht. 13. Geſcheit und entſchloſſen. 14. Verſtändig, zum Argwohn und zur Grauſamkeit geneigt. 15. Ein vollſtändiger Soldat! Ein entſchloſſenes, feſtes, choleriſch-melancholiſches Geſicht. Nur iſt die Naſe für die Entſchloſſenheit des Ganzen zu ſchwach, zu wenig vorſtehend. 16. Etwas geſcheiter und feiner als das Vorhergehende. 17. Ununternehmend, wohllebend, phlegmatiſch, ohne Teilnahme. 18. Mohrengeſicht, deſſen Stirne etwas hoffen ließe, wenn die Naſe beſonders hinten nicht ſo ferne vom Munde und dem zu kleinen Auge nahe wäre. 19 Ein guter Mann mit wenig Scharfſinn, doch nicht unfähig mönchiſchen Witzes. 20. Ungefähr dasſelbe, doch etwas verſchlagener als das vorhergehende. 21. Nicht unverſtändiges, kaltes, ordentliches, bedächtiges Geſicht. 22. Etwas Bigotterie und untenher ſeelenlos. 23. Etwas verdrießlich, mißtrauiſch, eigenſinnig. 24. Verſtändig, vermöge des Umriſſes der Augenknochen und der Naſe gut, aber nicht groß nach dem Munde und dem Kinne.



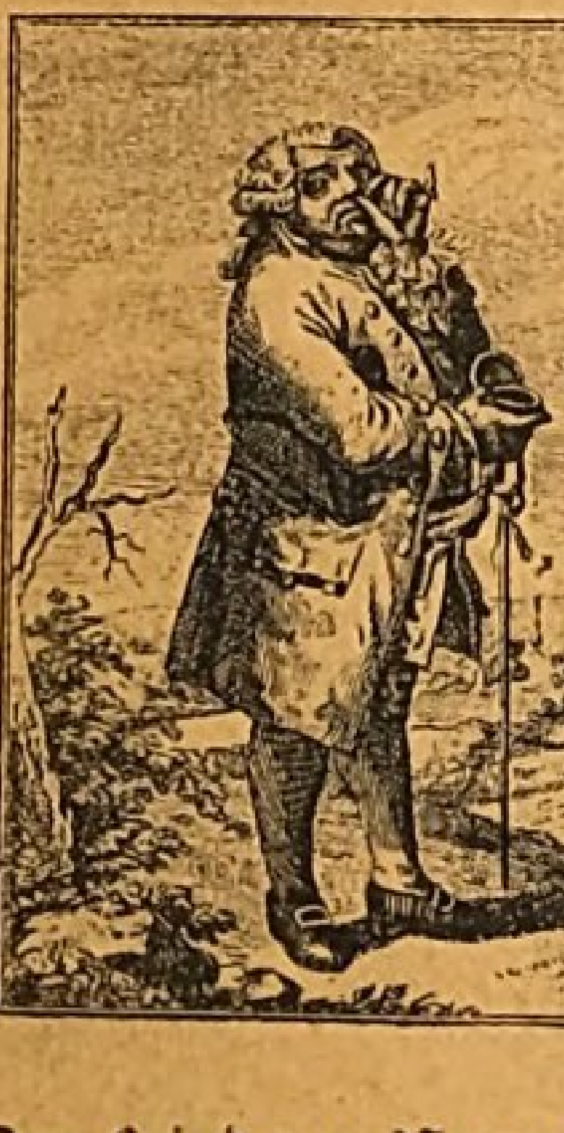
1. Gemiſch von Großem und Kleinem; der obere Teil mit dem Auge läßt großes hoffen, der untere benimmt oder ſchwächt dieſe Hoffnung. 2. Herrliches Geſicht eines verſtändigen und herzguten Mannes. 3. Sehr verſtändiger Mann von vieler Erfahrung, doch unentſchloſſen und ſtolz. 4. Liebenswürdiges Geſicht eines edlen, unſchuldigen, leidenſchaftloſen, geſunden Menſchen. 5. Sehr kluger, feſter, tapferer Mann. 6. Hochachtung erwerbende u. Zutrauen verdienende Klugheit. 7. Derſelbe Charakter, nur etwas weniger erhaben. 8. Mannsgeſicht voll Weisheit, Ruhe und Feſtigkeit. 9. Kleinlich, unedel, unmännlich ſchwach im Vergleiche mit dem Vorhergehenden. 10. Ich getraue mir nicht zu entſcheiden, wie viel Ehrlichkeit ſich zu dem munteren Witze geſelle, der in dieſem Geſichte die Oberhand zu haben ſcheint. 11. Ordentlicher, mit Fleiß arbeitender, tiefſehender, etwas melancholiſcher Kopf, des Neides und Geizes nicht unfähig. 12. Nicht von aller Feinheit und Kraft leeres Staatsgeſicht. 13. Aufmerkſamkeit ohne ſonderliche Klugheit. 14. Höherer Grad der Aufmerkſamkeit mit Zweifel vermiſcht. 15. Kälte und Melancholie, Aberglaube und Größe zu einem Ganzen geeint. 16. Mißgunſt und hochgradige Dummheit. 17. Ein guter, erträglicher Mann. 18. Dumm und gefühllos. 19. Ruhighorchende, teilnehmende Aufmerkſamkeit. 20. Nicht ganz ſchlimmes Geſicht; die Augenbrauen zeigen von Verſtand, von Güte der Mund. 21. Ein ungebildetes, etwas eigenſinniges Geſichtchen. 22. Ein geſcheites Geſicht, dem aber das hervorſtehende Kinn und der ſteife Bart wehe thun. 23. Jeder wird dieſen für einen guten Eſſer erklären. 24. Vorſichtige, ziemlich alltägliche Amtsmiene.

Aus Joh. Kaſpar Lavater (1741–1801) „Phyſiognomiſche Fragmente“.

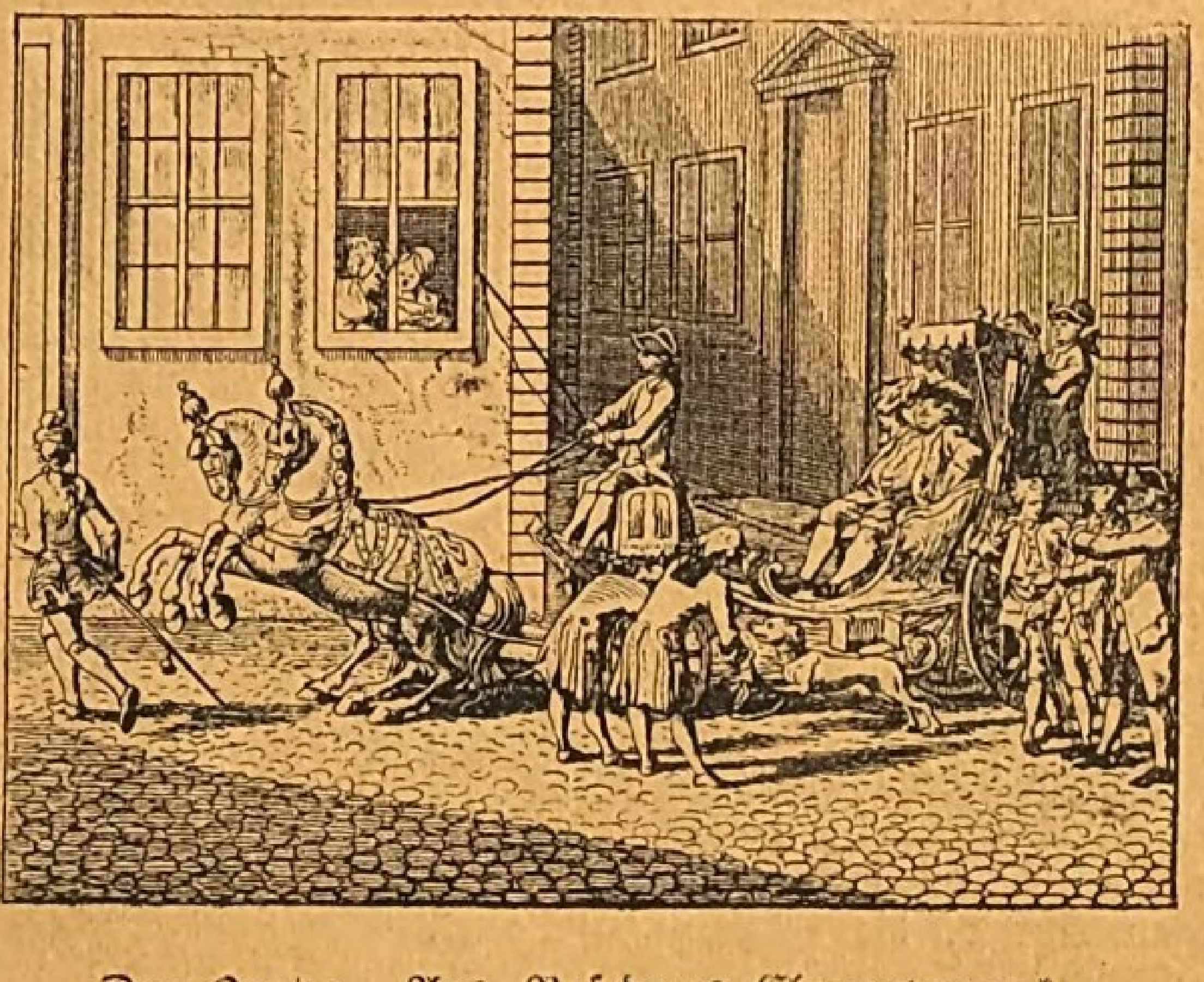
(Aus: „Gothaiſcher Hof-Kalender“ 1800):



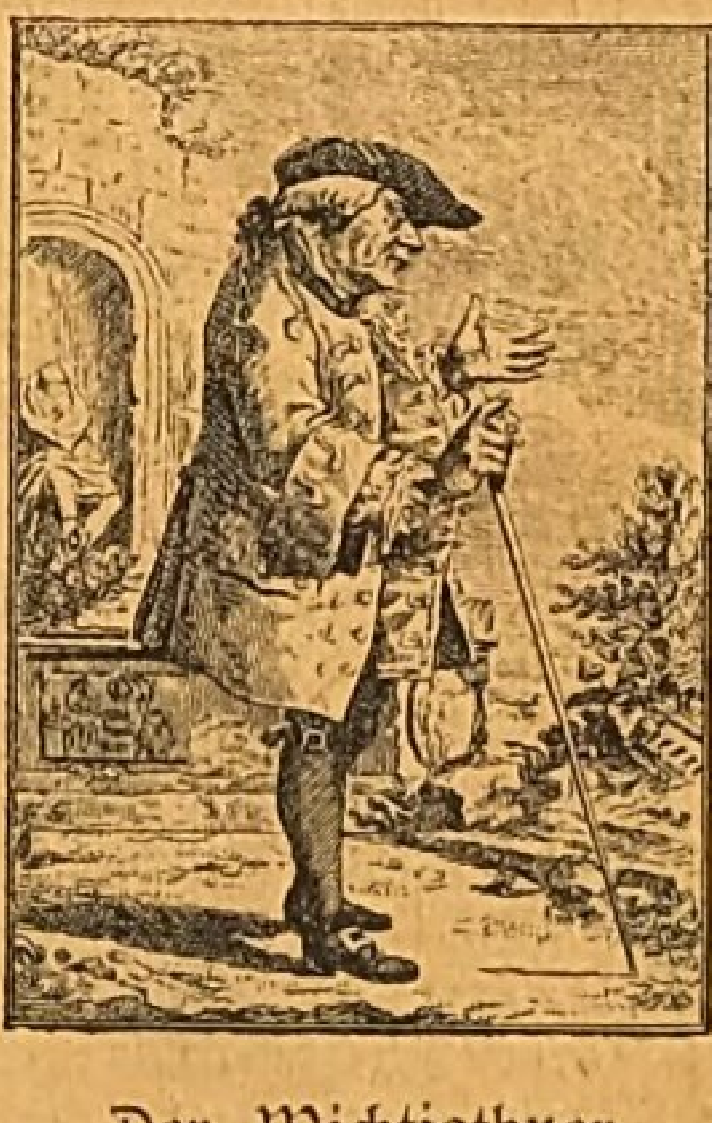
Der Affektierte (Zierbengel).



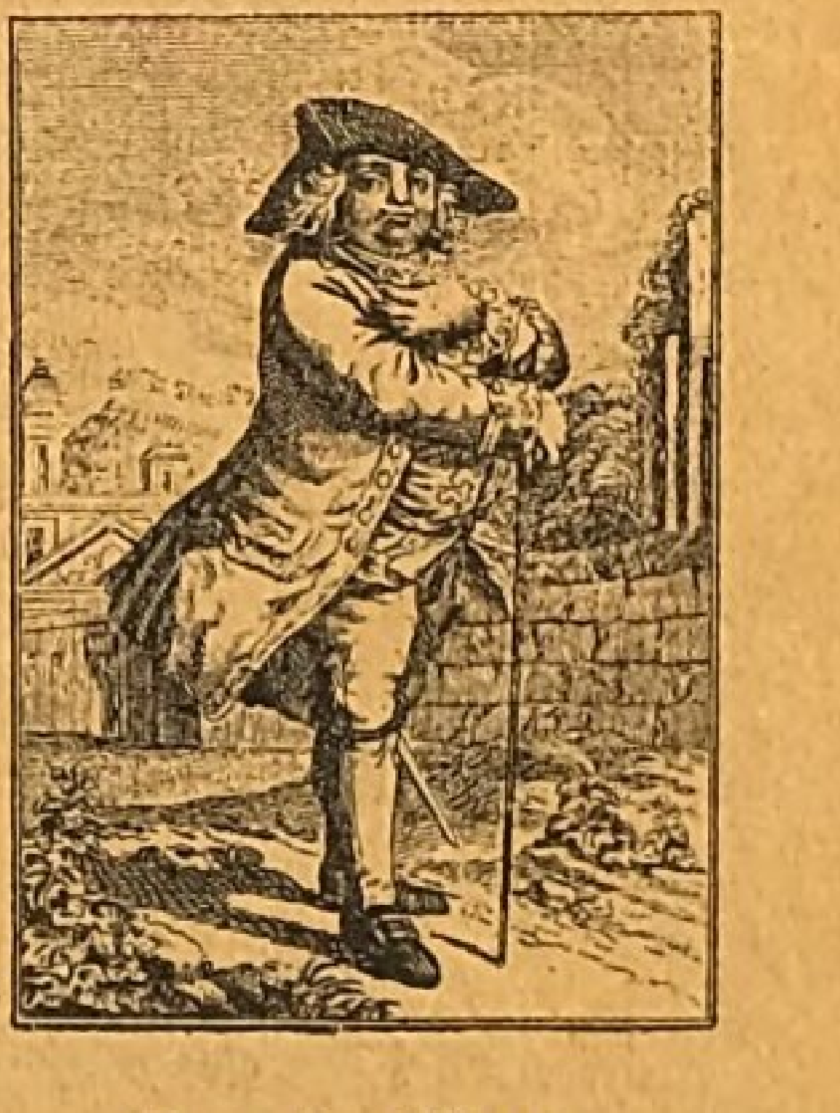
Der Feind von Neuerungen.



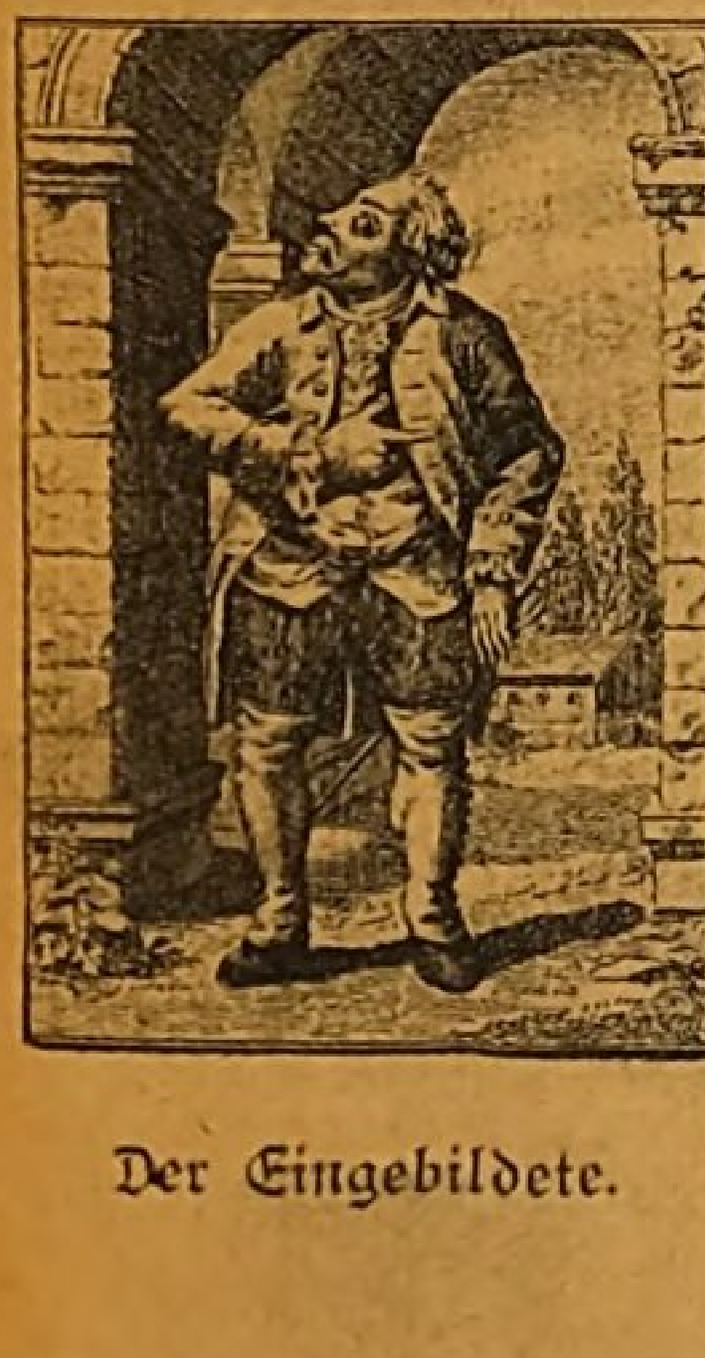
Der Protze. Aus Baſedows Elementarwerk.



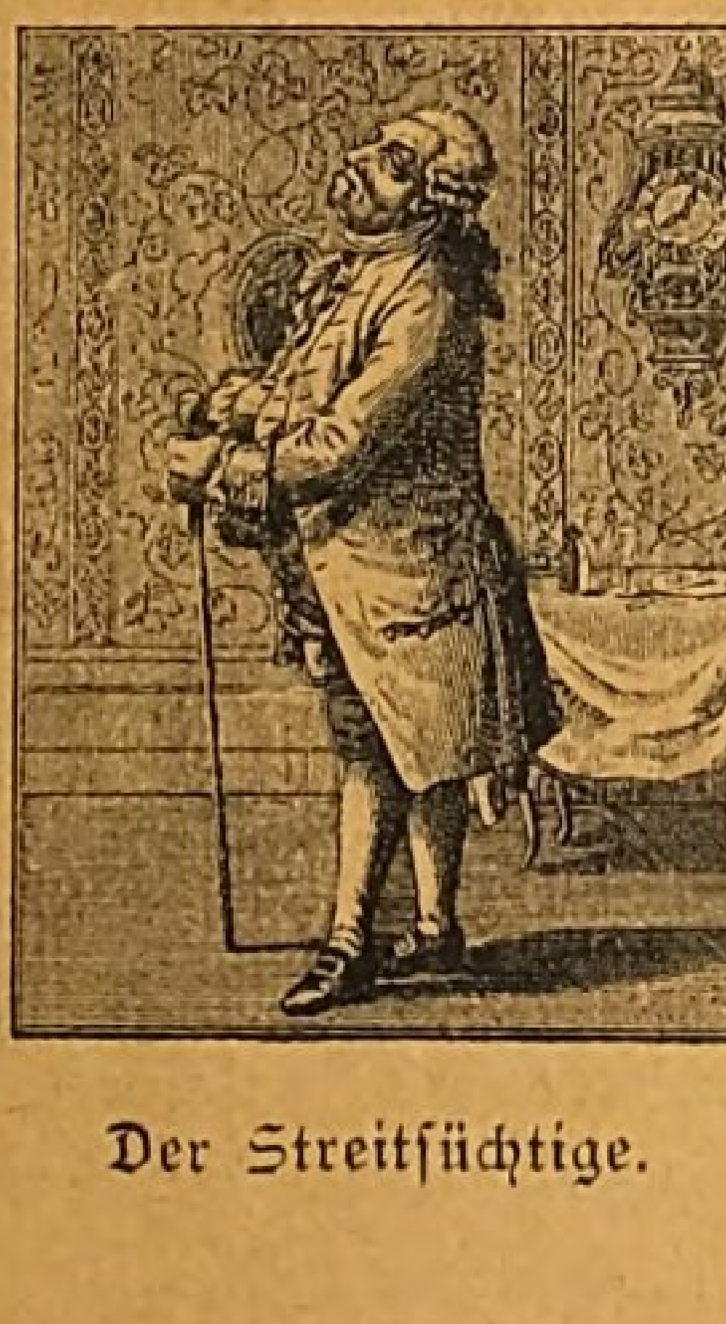
Der Wichtigthuer.



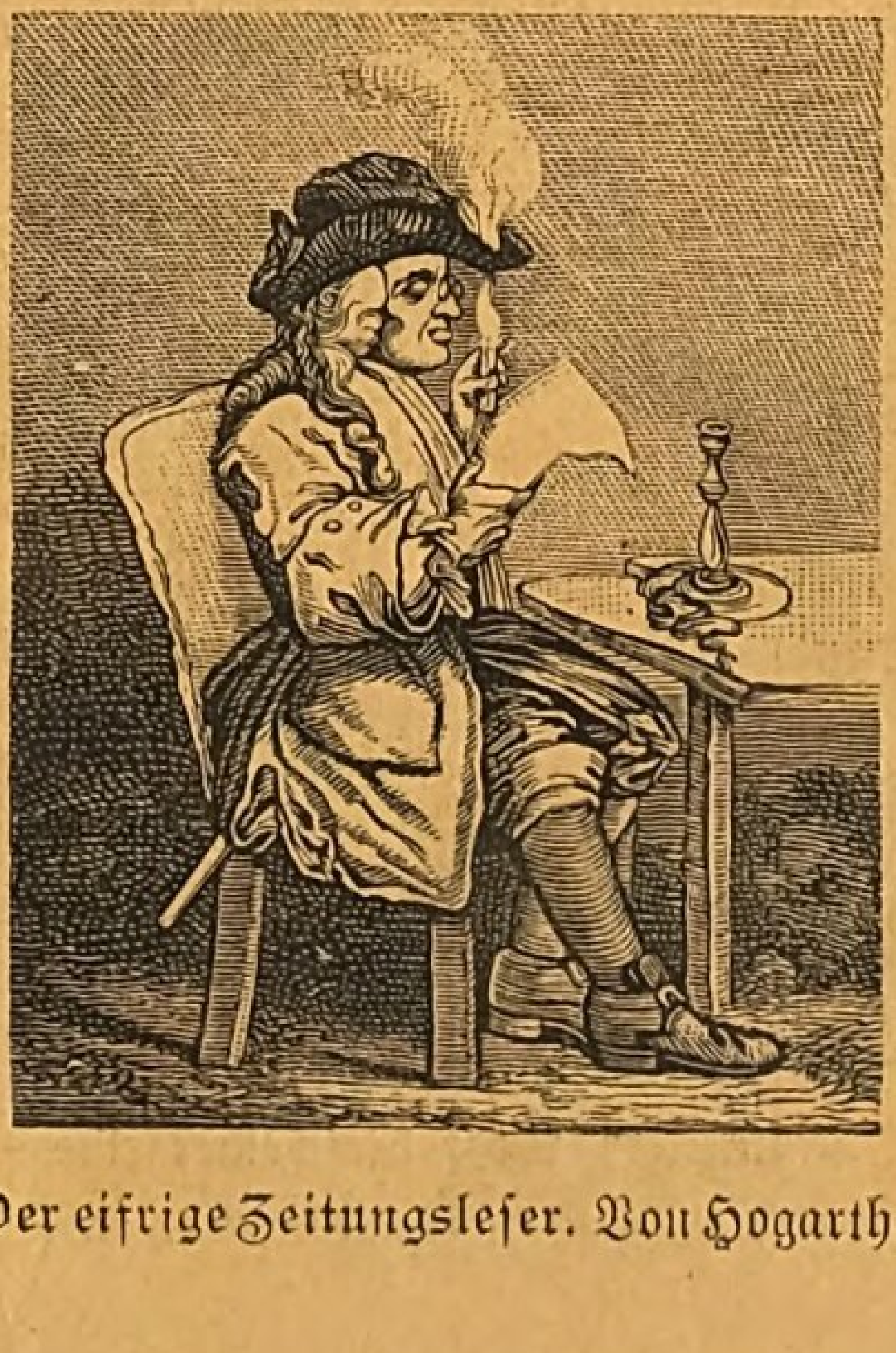
Der Prahlhans.



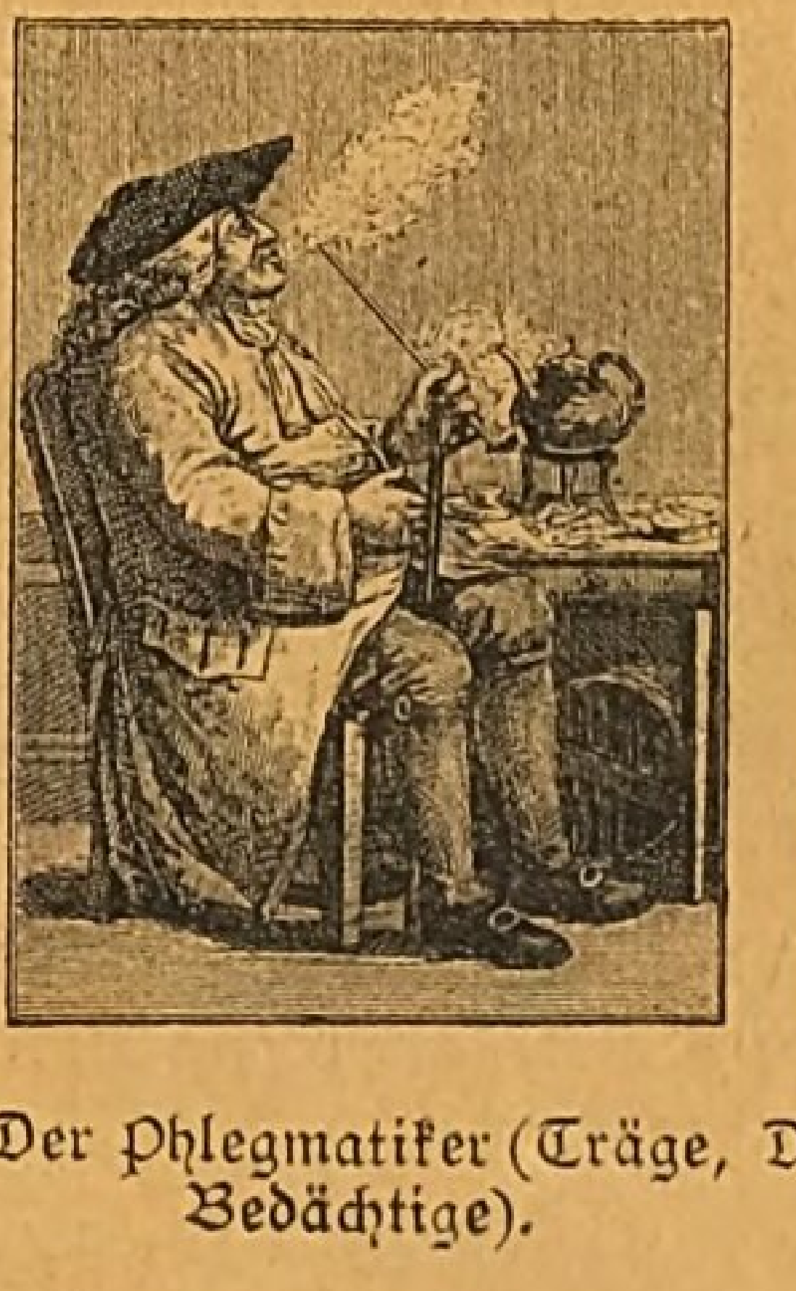
Der Eingebildete.



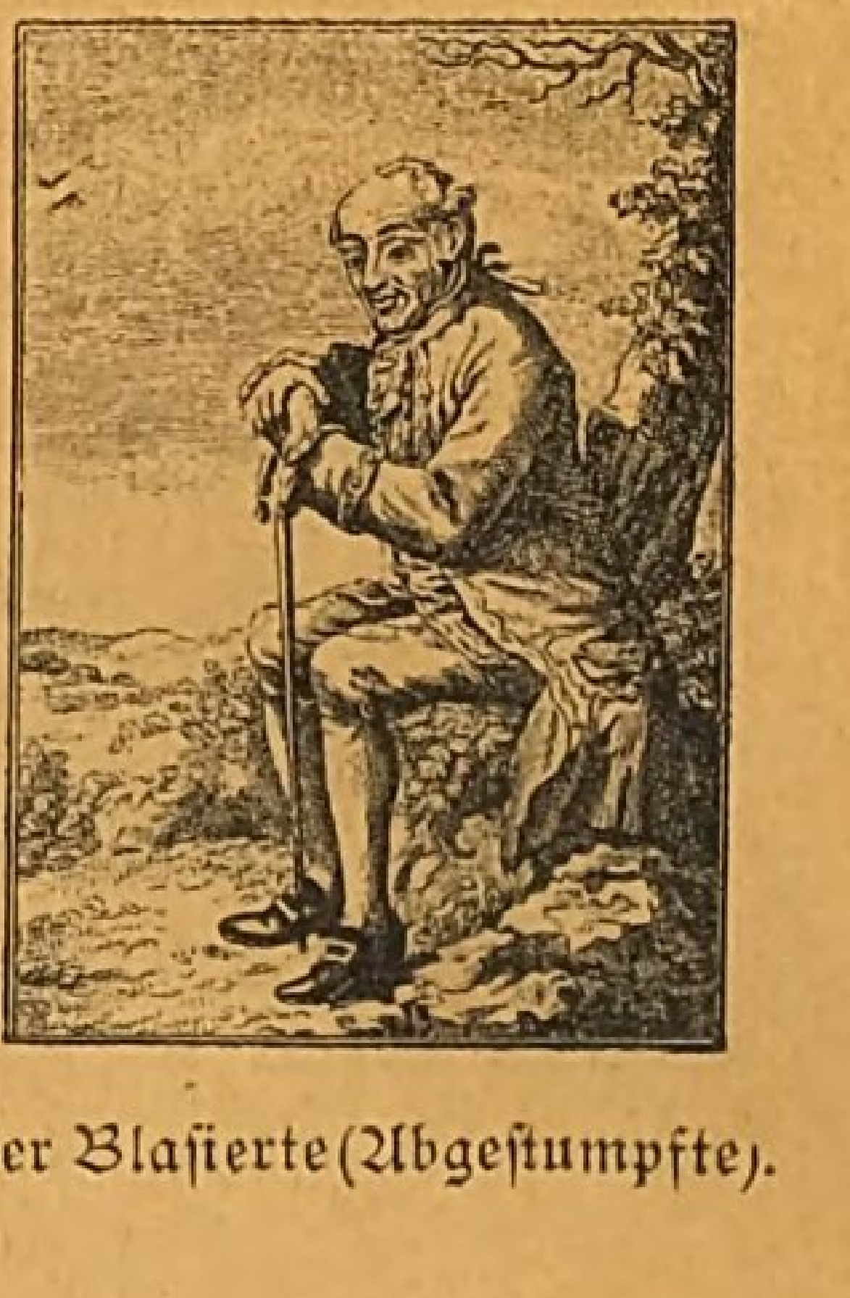
Der Streitſüchtige.



Der eifrige Zeitungsleſer. Von Hogarth.

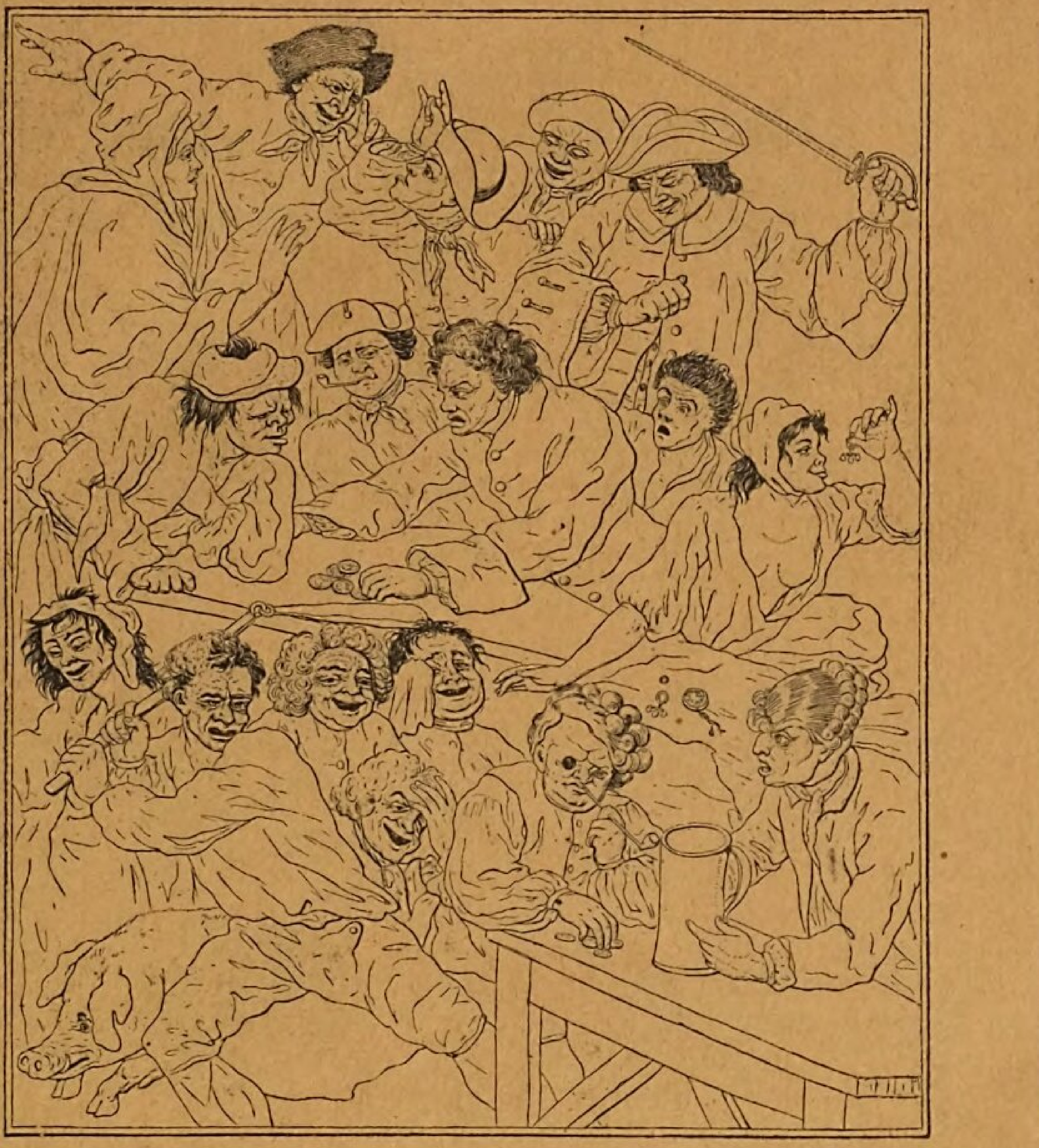


Der Phlegmatiker (Träge, Bedächtige).

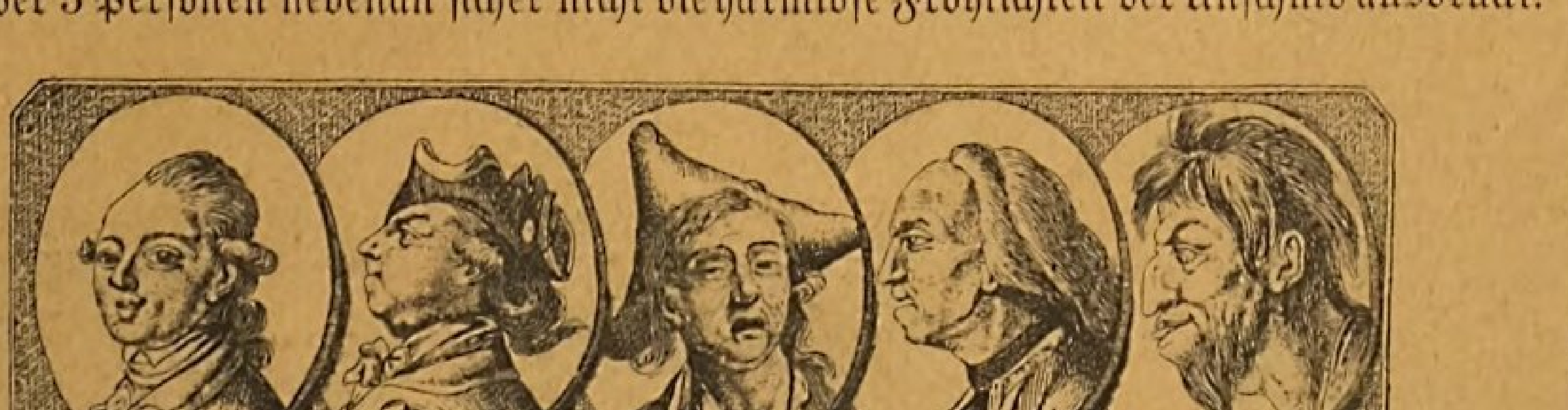


Der Blaſierte (Abgeſtumpfte).

Charakterköpfe. — Nach William Hogarth (1697—1764).



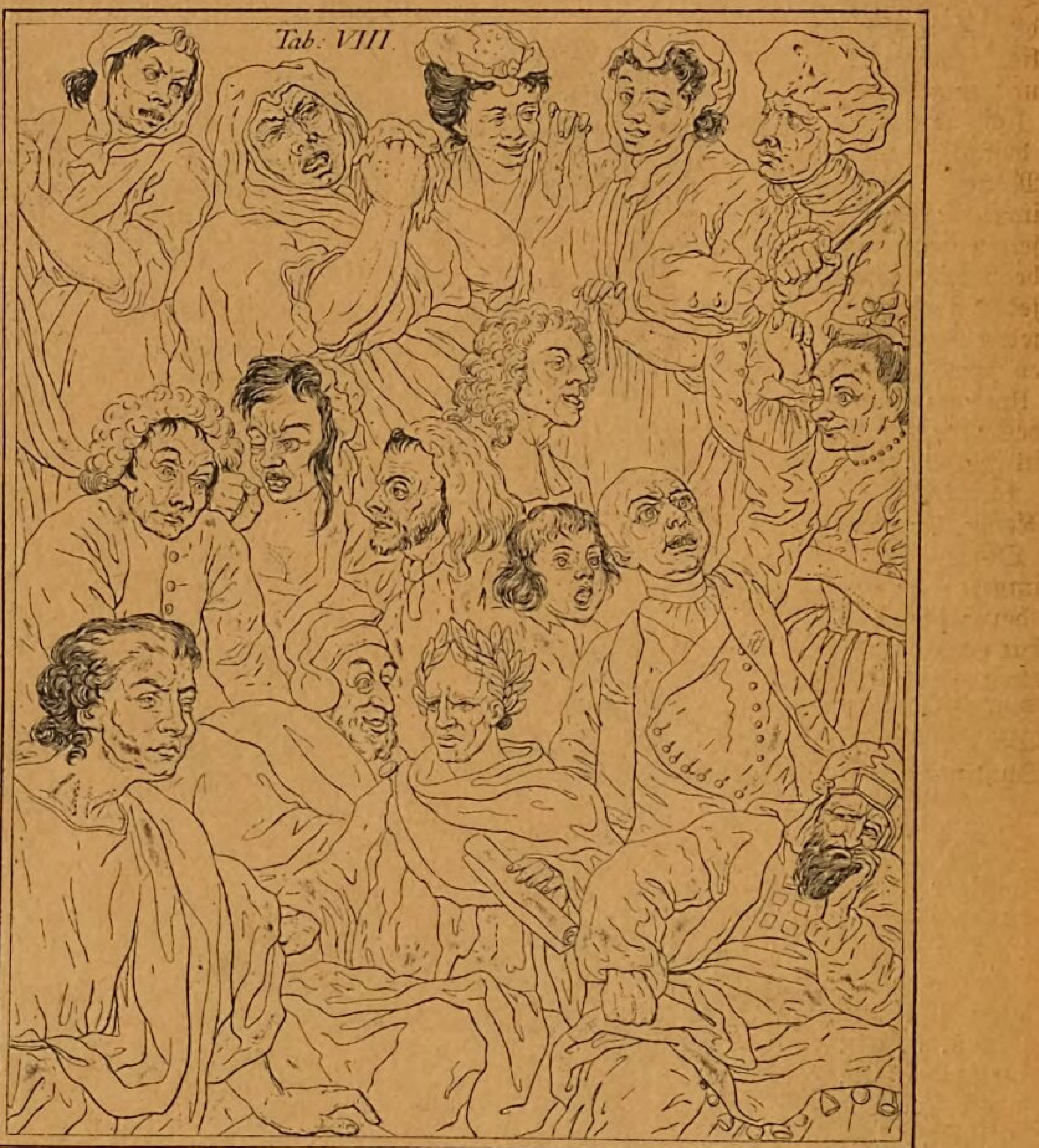
Wir ſehen 3 Gruppen aus Hogarths gezeichneter Erzählung „Fleiß und Faulheit“ vor uns und zwar 3 Stufen auf dem abwärts führenden Lebenswege von John Idle, von G. L. Lichtenberg mit Faulhans überſetzt. In der mittleren Gruppe erblicken wir ihn im Spiele mit einem verdächtigen Geſellen begriffen. Aus ſeinen Zügen ſpricht Habſucht und Angſt; gierig greift die eine Hand nach dem Gelde, während die andere geballt auf dem Grabſteine liegt, der als Tiſch dient. Von dem Kopfe des anderen Spielers ſagt Lichtenberg: „Was hier der Ellbogen dieſes Geſchöpfes für den Lumpenberg und die Papiermühle gethan hat, das hat die Bildnerin des Leibes, die Seele, für den Pranger und den Galgen, auf Koſten ſeines Geſichtes, gethan. Er iſt allen an Gaben überlegen, jedem Vorübergehenden auf der Heerſtraße, der ſich nur wenigſtens einer Uhr oder Börſe bewußt iſt, ein kräftiges: „Denk an den Tod!“ zu bieten.“ Der Mann hinter Faulhans, der den Degen oder Stock ſchwingt, iſt der Bettelvogt, der die Entweiher des Kirchhofs und Frevler an der Sonntagsheiligung ſogleich mit der flachen Klinge aufſchrecken wird. „Es iſt unglaublich, welche Mühe ſich der Mann giebt, daß ihm der zweite Hieb erſpart wird. So wie der Degen ſeine Zulaufsrichtung rechts aufwärts ſucht, ſo folgt alles an dem Manne rechts aufwärts; die linke Hand, die Lippen mit einem Teile der Naſe und ſogar die untere Kinnlade.“ Aus dem ganzen Weſen ſpricht nicht Unwille über die ungeſetzliche That, die er zu ſtrafen verpflichtet iſt, ſondern grauſame Freude über den körperlichen Schmerz, den ſein ſauſender Hieb erregen wird. — Die nächſte oben gezeichnete Gruppe zeigt uns Faulhans, der aus der Lehre fortgejagt iſt, in Begleitung von 3 Matroſen, die ihn auf ein Schiff bringen, an deſſen Bord die ſtrenge Seemannszucht ihn beſſern ſoll. Vor dem unglücklichen Jüngling ſteht ſeine bedauernswerte Mutter, mit der einen Hand ſich das Auge trocknend, die andere beſchwichtigend gegen das verruchte Kind erhebend. Lavater ſagt von deſſen Zügen: „Ich bemerke mit Entſetzen den allerhöchſten Grad der Teufelei in dem Geſicht, das einer flehenden Mutter mit einer namenloſen, grimmig-hämiſchen Verachtung entgegentrotzt. Wenn Hogarth dies Geſicht geſehen und dieſe Gebärden nachgezeichnet hat, ſo iſt das Urbild — ein Inbegriff von Teufeln. — Doch, ach Gott! ich habe ſchon Geſichter, Stellungen gegen Mütter geſehen, die zwar nicht ſo waren, aber ſo hätten werden können.“ Die Ungebühr des verächtlichen Schurken ſetzt ſogleich den Unwillen der beiden Bootsleute in Bewegung. Der eine mit der Pelzmütze begleitet mit der rechten Hand eine Lehre, die er giebt; mit der linken deutet er in die Ferne (auf dem Urbilde nach einem dort ſichtbaren Galgen). Bemerkenswert iſt die Ruhe, welche aus dem unter dieſer bewegten Gruppe ſich zeigenden Kopfe ſpricht. Es iſt der Kopf des Matroſen, der Faulhans an Bord des Schiffes bringen ſoll. Dieſem ſelbſt begegnen wir wieder in der Figur unter dem Bettelvogte. Die geſträubten Haare, die gefaltete Stirn, das angſtvoll forſchende Auge, der zu einem Ruf geöffnete Mund erzählen von Furcht und Schrecken. Die vor dem Wichte ausgebreiteten Uhren, die Ohrringe, welche das nebenan abgebildete Frauenzimmer mit wohlgefälligen Blicken betrachtet, geben uns auch die Urſache an: es ſind die Früchte eines Straßenraubes, den Faulhans begangen. Das Gewiſſen läßt ihn bei jedem Geräuſche erbeben, und ſeine Mienen ſind die des vor der Gerechtigkeit zitternden Verbrechers. — Die nächſte Gruppe am unteren Rande des Bildes iſt einer Wahlſzene von Hogarths Hand entnommen; es handelt ſich um die Erkaufung einer Wahlſtimme, und die Züge der beiden, die da verhandeln, weiſen Habgier und verſchmitzte Berechnung auf. Sinnloſe Wut und Roheit verzerren das Antlitz des Mannes, der den Dreſchflegel ſchwingt, während das Lachen der 3 Perſonen nebenan ſicher nicht die harmloſe Fröhlichkeit der Unſchuld ausdrückt.



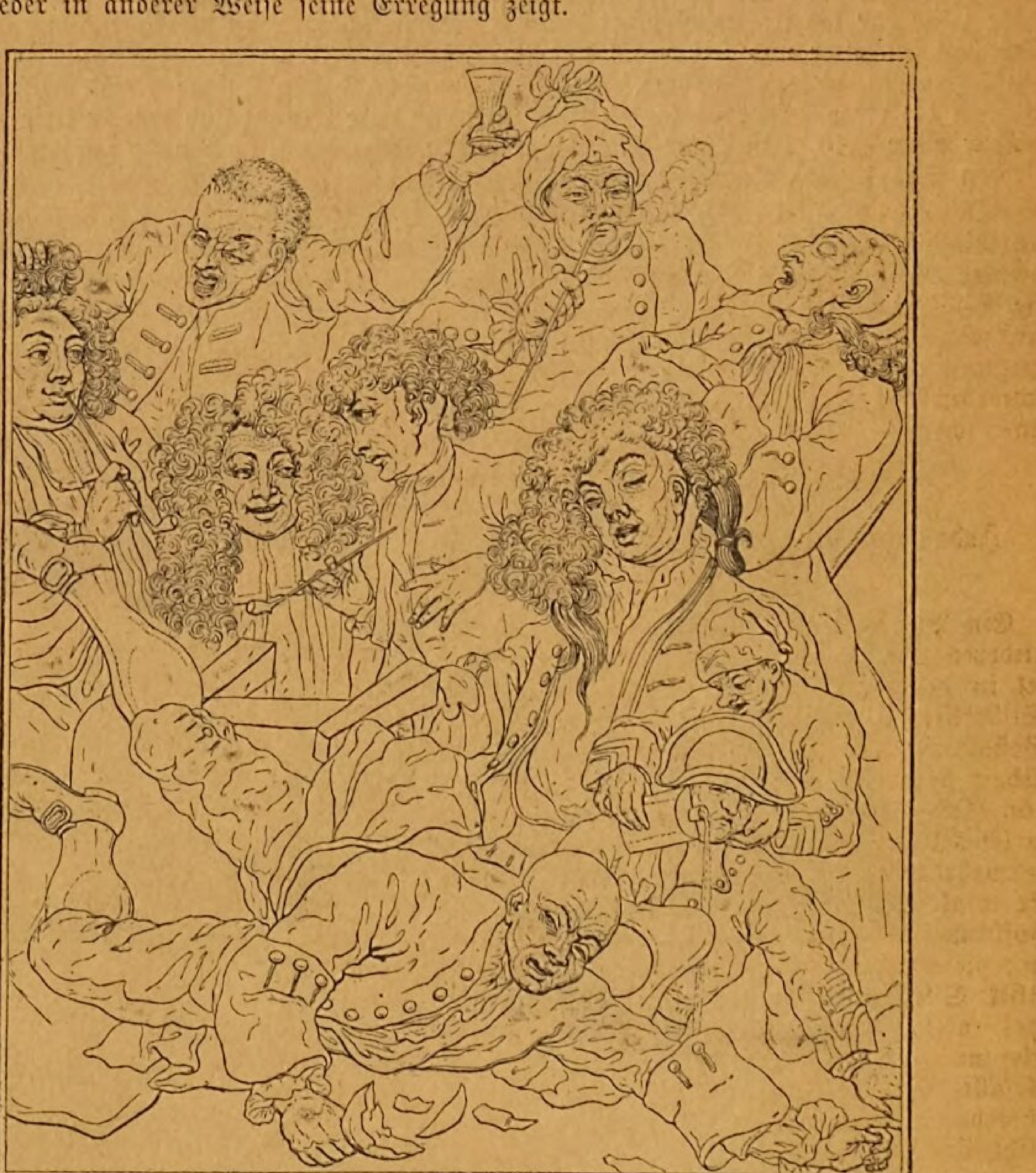
Charakterköpfe.

Aus J. K. Lavater (1741—1801) „Phyſiognomiſche Fragmente“.

Ein leichtſinniger ſüßlicher Geck; ein ſtolzer Windbeutel; ein Trunkener; ein Geizhals; ein Wollüſtling.



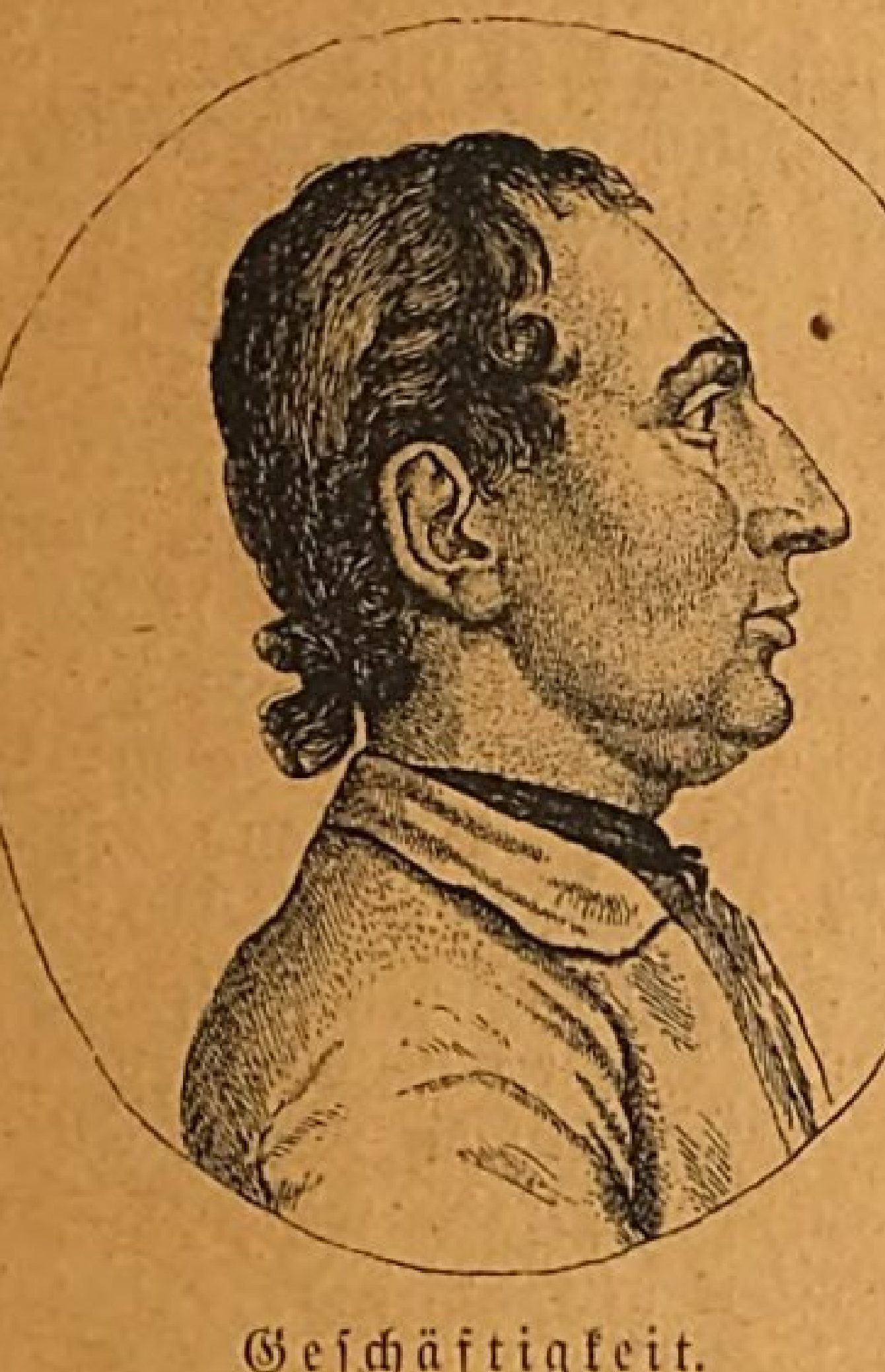
Oben rechts das entſchloſſene Geſicht eines Zuchtmeiſters, in dem ſich Machtbewußtſein und Verachtung paaren. Aus den Weiberköpfen ſpricht ſeelenloſe Bosheit, Falſchheit, Spott. Darunter das Wehgeheul des verzweifelnden Laſters und wieder die abgeſchmackteſte Gefallſucht. Wie furchtbar äußert ſich der Wahnſinn des verarmten Verſchwenders! Aus dem Antlitz daneben ſtarrt uns ekelhafter Geiz, aus dem darüber befindlichen Entkräftung entgegen. Unten der Statthalter Felix, auf Paulus horchend, mißtrauiſch, erſchrocken, Pläne ſinnend, drohend. Um ihn 3 weitere Zuhörer, deren jeder in anderer Weiſe ſeine Erregung zeigt.



Man findet die Trunkenheit nach ihren verſchiedenen Stufen dargeſtellt. Der oberſte Kopf zeigt das gedankenloſe Selbſtbehagen einer in ſinnlichem Genuſſe aufgehenden gemeinen Natur, während der Aufgeregte neben ihm, der ſein Glas hoch hebt, offenbar die trunkene Begeiſterung darſtellt. Der von ihm gebrüllte Spruch bezieht ſich wohl auf die unter ihm befindliche Geſtalt im geiſtlichen Amtsrocke, der er ſeine Perrücke aufſetzt. Der Rechtsgelehrte in der großen Perrücke iſt gleichfalls durch die Trunkenheit der Welt entrückt, wenn er auch mit gewohnheitsmäßigem Lächeln auf das zu hören ſcheint, was ihm ſein Nachbar, deſſen ſchlaffe Züge und tiefliegende Augen von in Ausſchweifung verbrachten Nächten reden, unter Schlucken und Stottern erzählt; dieſen zwingt die Trunkenheit, jedermann ſein Leid zu klagen. Der oben links ſich rückwärts beugende Schnarcher iſt dem Punſche bis zur Bewußtloſigkeit erlegen, während im Vordergrunde ein Kriegsmann die Fähigkeit verloren hat, auf den Füßen zu ſtehen, und hilflos zu Boden ſchmettert. Zwiſchen beiden ſehen wir einen Trunkenen, den zwar auch ſchon der Schlaf überwältigt, der aber dem müden Körper noch ein Glas Punſch aufzwingen will. Die häßliche Gruppe der 2 Soldaten, deren einer ſeinem zu Boden geſunkenen vollbetrunkenen Kameraden noch Branntwein eingießen will, aber daneben ſchüttet, zeigt uns die entnervende Wirkung dieſes Getränkes

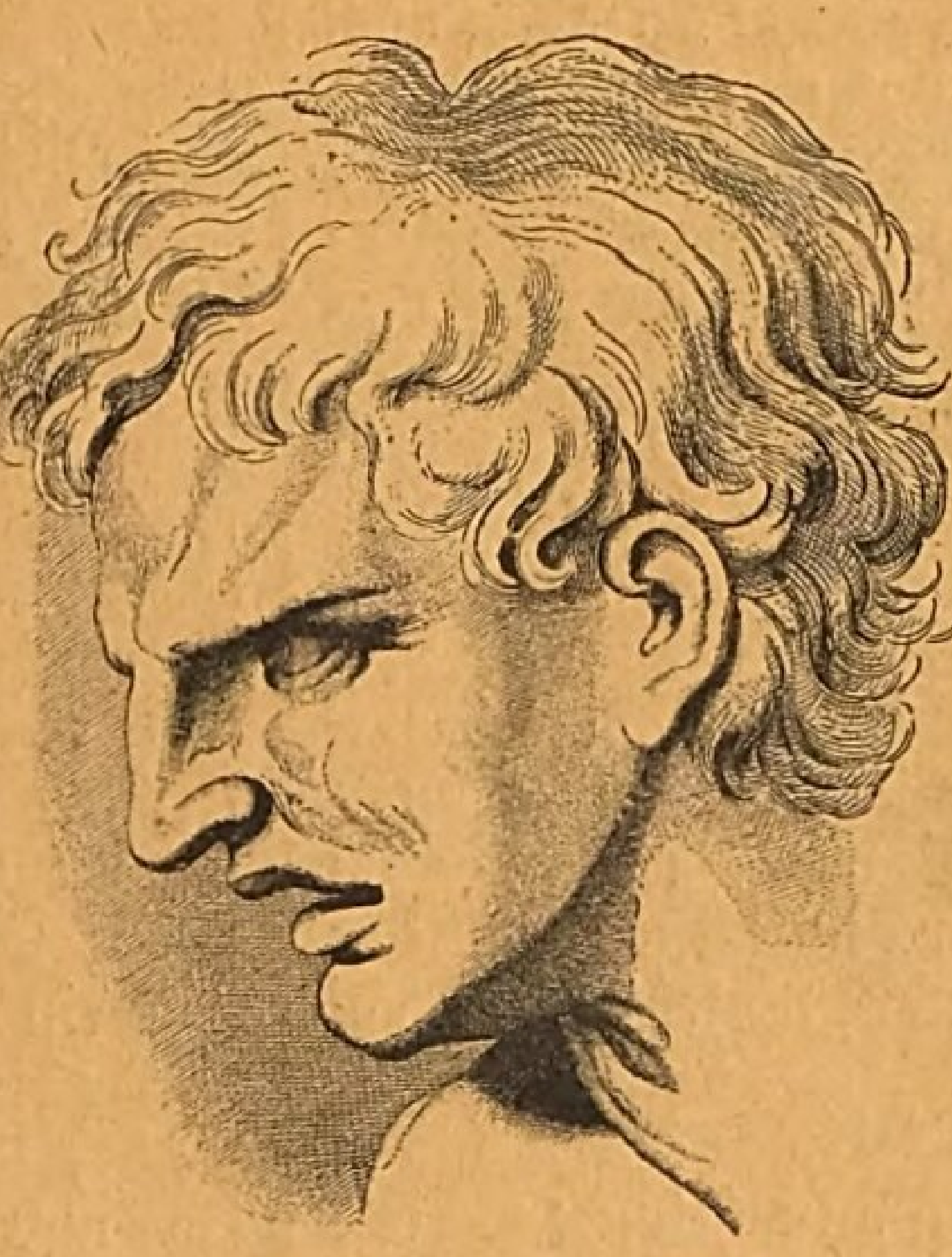
„Figur eines Verſeſchöpfers, der unaufhörlich empfängt und unaufhörlich hervorbringt, ein Mann, der immer erblickt, ſelten ſieht, nie beobachtet, dem jeder Fußtritt, jedes Wort, das er ſpricht, jede Umwendung des Auges ſich in Bilder und franzöſiſche Reime kleidet.“

Obwohl er immer neues hervorbringt, hat er doch nie etwas wirklich Selbſtändiges geſchaffen; die Leichtigkeit, mit der er reimt, läßt ihn den Reim für das Gedicht anſehen; er iſt ein Dichterling, kein Dichter, ſtets thätig und vollbringt nichts.



Geſchäftigkeit.

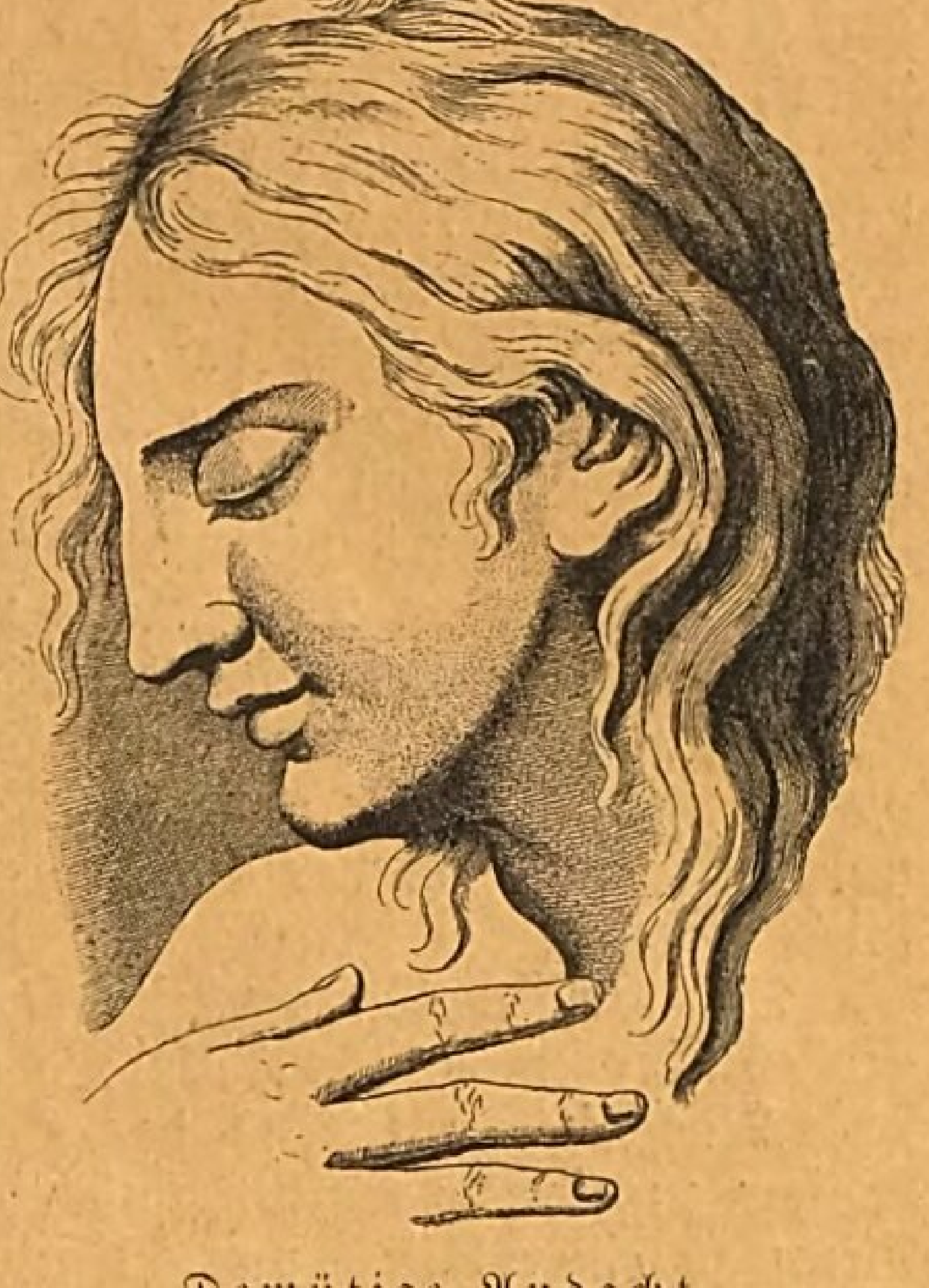
Was bedeutet dieſer ſcharf hinſchauende Blick? dieſe Tiefe des Auges, dieſes Offenſtehen des Mundes, dies Vorhängen des Kopfes? Siehe du nicht mitleidreichen Schrecken, ſcharfes Beobachten, mit fühlendem Erforſchen fremder Schmerzen? Dieſer Kopf iſt nicht der eines Guten aus Schwachheit, ſondern der eines Menſchen, welcher der Empfindung des Mitleids die helfende That folgen laſſen will.



Mitleid.

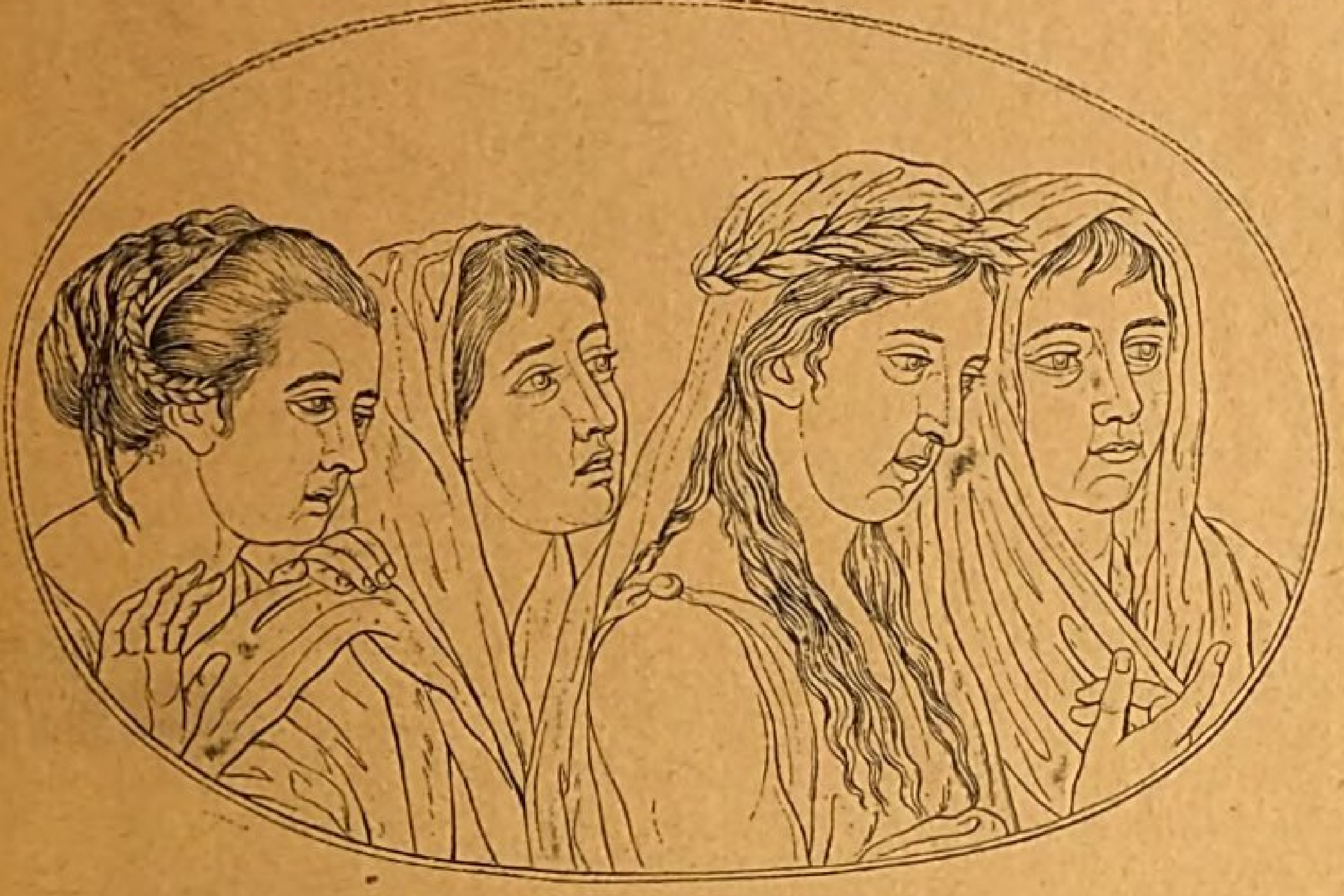
Nach Charles Lebrun (1619—60).

Der Kopf drückt nicht ganz Anbetung, ſondern das ſchamvolle Gefühl der Unwürdigkeit vor einer gegenwärtigen Gottheit oder der Stimme ihrer Boten aus. Es iſt das Verſtummen, das laut ſpricht:‚Siehe ich bin eine Magd des Herrn, mir geſchehe nach deinem Worte.‘

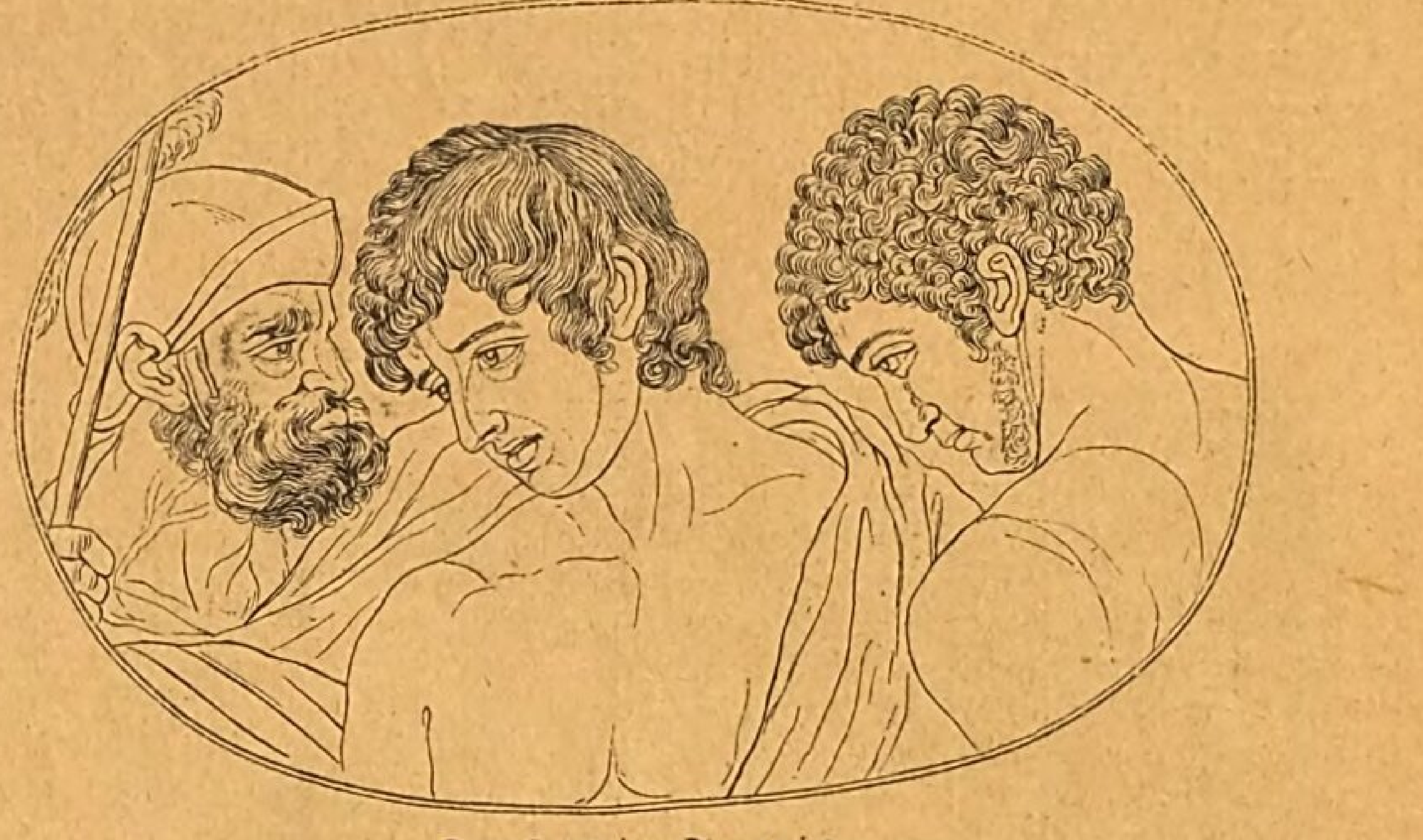


Demütige Andacht.

Nach Charles Lebrun (1719—60).



Iphigenie in Tauris.



Oreſtes in Tauris

Gruppe aus einem Gemälde von Benjamin Weſt (1738—1820), engl. Maler.

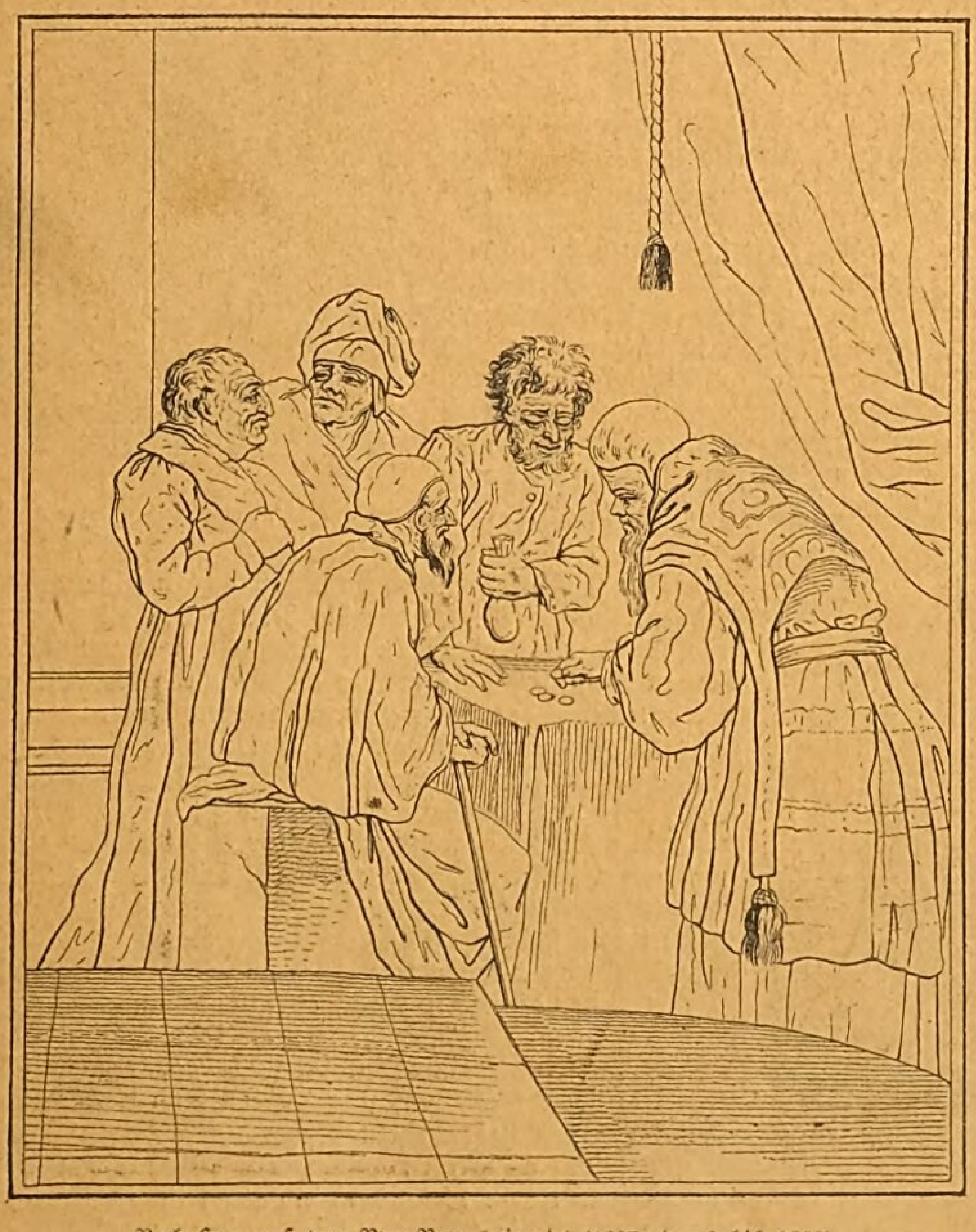
Das Geſamtbild bringt den Augenblick zur Anſchauung, in dem Oreſtes und Pylades, als dem Opfertode geweihte Gefangene, der Prieſterin Iphigenie übergeben werden.

Lavater bemerkt über die einzelnen Geſtalten: „Wie herrlich erſcheint der Kopf der **Iphigenie**, obgleich das große tiefe Gefühl des herannahenden Menſchenopfers darinnen vermißt wird. Dieſes trübfreundliche Auge, dieſer freundlich atmende geöffnete Mund, kündigt keiner Taube den Tod an, geſchweige zwei männlichen kräftigen Figuren. Von dem treuen Mägdeſinn der vor ihr ſtehenden Geſchleierten iſt nichts zu ſagen; ihr Beruf führt ſie hierher; ſie iſt nach dem Willen des Künſtlers wegweiſende Hand, die uns auf Iphigenien zurückgehen heißt. Anteilnahme, Hoffnung ſchweben auf dem Geſichte der nächſten Jungfrau hinter Iphigenien. Die letzte Geſtalt ſcheint zu ſagen: Soll es denn ſein? — nein, es kann nicht ſein!“

Oreſtes iſt in der Mitte. Wie wahr das Ganze! Die abſinkende Lippe, das geneigte Haupt, die leiſe abwallenden Locken deuten auf gelaſſene, doch feſte Wehmut; und wie gegenbildlich erhebt ſich der duldende Nacken des krausһaarigen, friſchbärtigen Freundes Pylades, deſſen angedrängtes Kinn, geſchloſſener Mund, aufgezogenes Nasläppchen, alles, Feſtigkeit, Selbſtgelaſſenheit, ruhige Erwartung des Schickſals bezeichnet. — Der Soldat drückt Grimm und Härte aus; er ſieht in den Gefangenen nur Feinde ſeines Landes und der Göttin. Bezüglich der Auffaſſung ſcheint dem Künſtler die „Iphigenie bei den Tauriern“ des Euripides (480—406 v. Chr.) vorgeſchwebt zu haben.

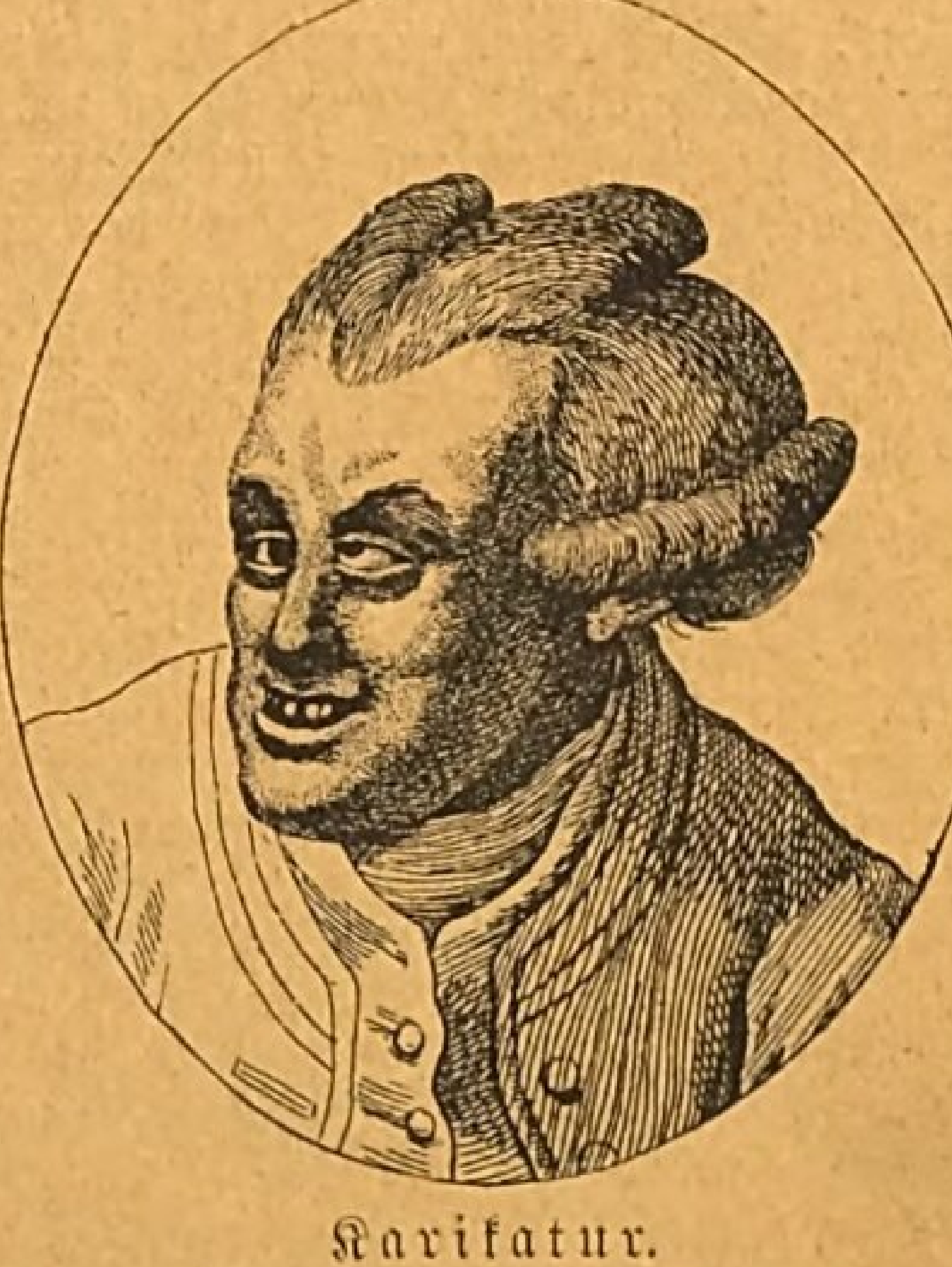
Judas empfängt den Verräterlohn.

Ein Prieſter zählt in Gegenwart von 3 anderen dem Judas, der einen leeren Beutel in der Hand hält, die bedungenen 30 Silberlinge aus. „Die vorderſte gekrümmte Geſtalt erſcheint als der Urheber und Ausführer der ganzen That. Das Verhältnis von Stirn und Naſe, das tückiſche Beugen, welches durch die überſtehenden Falten noch vermehrt wird, bezeichnet ihn hinlänglich. Er winkt dem ihm gegenüber Sitzenden die Hoffnung der wohl zu vollendenden That zu; dieſer antwortet ihm mit innigfreudigem Blick. Stirn und Naſe dieſes Sitzenden ſind edel, aber in dem Auge liegt Tücke und Kleinmut, aus der Wange lächelt niedrige Gefälligkeit, und eine kindiſche Hoffnung ſchwebt auf der Unterlippe. Judas bemerkt nicht, daß dieſe beiden ſich mit ihm beſchäftigen. Der Ausdruck der niedrigſten Habſucht iſt ſeinem Geſichte eingeprägt. Der Prieſter mit der großen Mütze ſcheint ganz unbedeutend. — Der letzte ſteht in der ſchändlichſten Selbſtgenügſamkeit da, er ſcheint ſich über die Bettelgeſtalt des Judas innerlich aufzuhalten. In dem Auge, welche Kleinheit der Seele; die eingedrückte Stirn zeigt halb Wahnſinn, die oben vorſpringende Naſe ſtumpfe Tierheit, dann der Spott, die trotzige Schwäche, das Wohlbehagen von dem Nasläppchen bis zum Halſe herab. Er iſt eine der bedeutendſten und ſcheußlichſten Karrikaturen.“

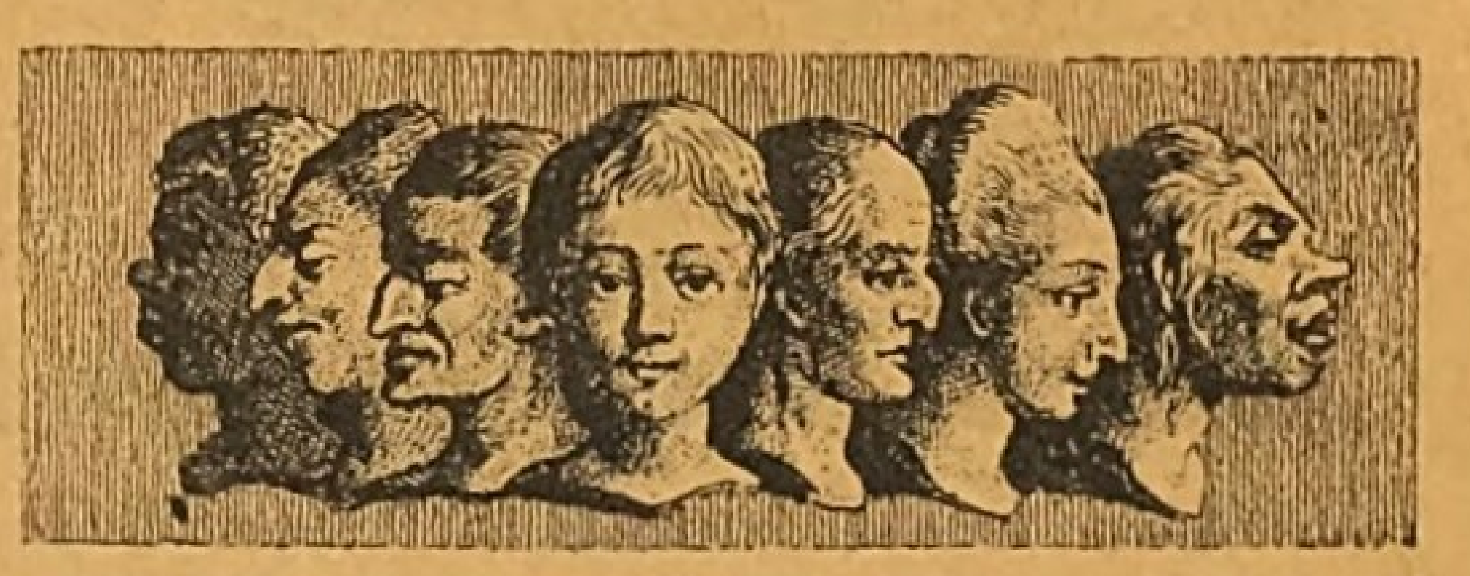


Nach Harmenß van Ryn Rembrandt (1607 oder 8 bis 1669).

„Verzogenheit, Verworfenheit — Bosheit, Falſchheit u. Schalkheit — können wohl nicht ſprechender auftreten, als hier. Solche Geſichter ſchafft die Natur nicht, aber Erziehung, Angewöhnung, Beiſpiele, Flammen auf den Zunder eines Herzens voll Stolz und Wolluſt! dieſe ſind’s, die des Menſchen Herz zur Satanslarve verkrümmen. So ein Geſicht iſt Speiſe für die Raben; es iſt kein Menſch auf Gottes Erdboden, der, ſolange er noch beten kann und betet, ſo ausſehen kann.“



Karikatur.



Karikaturen.

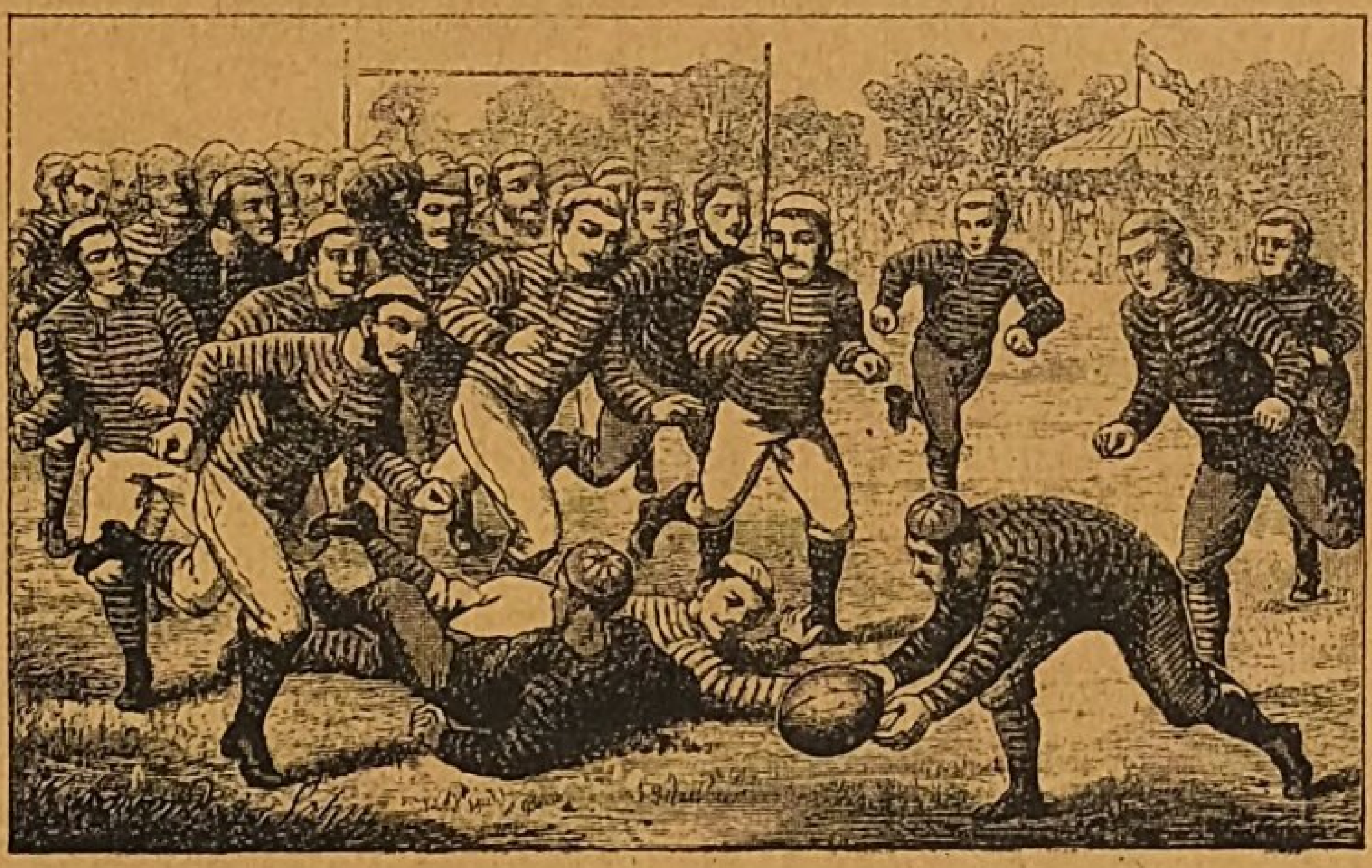
Aus J. K. Lavater’s (1741—1801) „Phyſiognomiſche Fragmente.“

Die Spiele auf den engliſchen höheren Schulen zerfallen nach drei Abteilungen, in welche das dortige Schuljahr eingeteilt zu ſein pflegt, in 3 naturgemäße Gruppen. Im Sommerteil, der etwa von Anfang Mai bis Ende Juli dauert, herrſcht das „Cricket“ [Schlagballſpiel]. Faſt täglich habe ich Kricket ſpielen ſehen, nicht nur von Schülern, ſondern von Männern der verſchiedenſten Berufsarten, und ich muß bekennen, daß, je mehr ich in die Feinheiten des abwechſelungreichen Spieles eindrang, ich dasſelbe immer feſſelnder und anziehender gefunden habe. Da das Cricket bei uns wenig bekannt iſt — es wird irrtümlicherweiſe des öfteren mit dem „Croquet“ verwechſelt, welches in Deutſchland von Halberwachſenen in den Sommeraufenthalten viel geſpielt wird — ſo möchte ich eine Beſchreibung dieſes engliſchen Nationalſpiels folgen laſſen. Vorausſchicken will ich noch, daß das Kricket ganz ausſchließlich vom männlichen Geſchlecht und nur im Sommer auf weiten plattgewalzten Raſenflächen geſpielt wird.

Da, wo ſich Gelegenheit dazu bietet, wird ſeitens der Schulen großes Gewicht auf das Rudern gelegt, wie z. B. in Eton, wo viele freie Nachmittage ſeitens der Schüler der oberen Klaſſen auf dem Waſſer zugebracht werden und viel in der Ruderkunſt geleiſtet wird. Denn zu einer Kunſt und Wiſſenſchaft iſt das Rudern bei den den Waſſerſport über alles liebenden Engländern längſt geworden. Es giebt umfangreiche Lehrbücher und Leitfäden, die ſich nur mit dem Rudern beſchäftigen und die auch Ratſchläge bezüglich der Lebensführung geben, welche man einhalten muß, wenn man ein beſonders guter Ruderer werden will. Unglücksfälle ſollen bei dem Rudern, wie es auf den Schulen getrieben wird, eigentlich nie vorkommen, weil es als Regel gilt, daß nur diejenigen Schüler zum Ruderſport zugelaſſen werden, welche ſich vor dem von jeder Anſtalt angeſtellten Schwimmlehrer frei geſchwommen haben. Auf das Schwimmen wird ſeitens der Schule beſonders geachtet und im allgemeinen wird kein Zögling von den öffentlichen Schulen abgehen, der nicht das Schwimmen richtig erlernt hätte.

Die ungünſtigſte Zeit für die Spiele in freier Luft iſt die dritte Friſt, nämlich die Zeit zwiſchen Weihnachtsferien und Oſtern. In dieſem Vierteljahr kommen hauptſächlich die ſogenannten Athletik Sports [Turnſpiele] zur Geltung. Unter dieſem Sammelbegriff verſteht man Laufen und ſchnelles Gehen, Springen, Boxen, Ringen, Fechten und Turnübungen aller Art. Was zunächſt das Laufen und ſchnelle Gehen anbetrifft, ſo hat ſich dies in England in ähnlicher Weiſe wie das Rudern zu einer förmlichen Wiſſenſchaft ausgebildet. Ein einfaches Spazierengehen, wie es unſere gewöhnliche Nachmittagserholung zu ſein pflegt, iſt drüben wenig Sitte. Der Engländer läuft und geht mit dem Vorſatz, ſeine Geſundheit zu ſtählen und ſeine Muskeln weiter auszubilden, einerlei, ob er durch eine ſchöne Gegend dabei kommt, oder ob er auf einem kurzen Wege durch mehrmaliges Durchlaufen im Kreiſe die nötige Meilenzahl erzielt. Jedoch iſt der letztere Sport für die Schulen nicht von hervorragender Bedeutung und kommen die hierher gehörenden Uebungen hauptſächlich nur in betracht, wenn das Wetter für etwas anderes zu ſchlecht iſt.

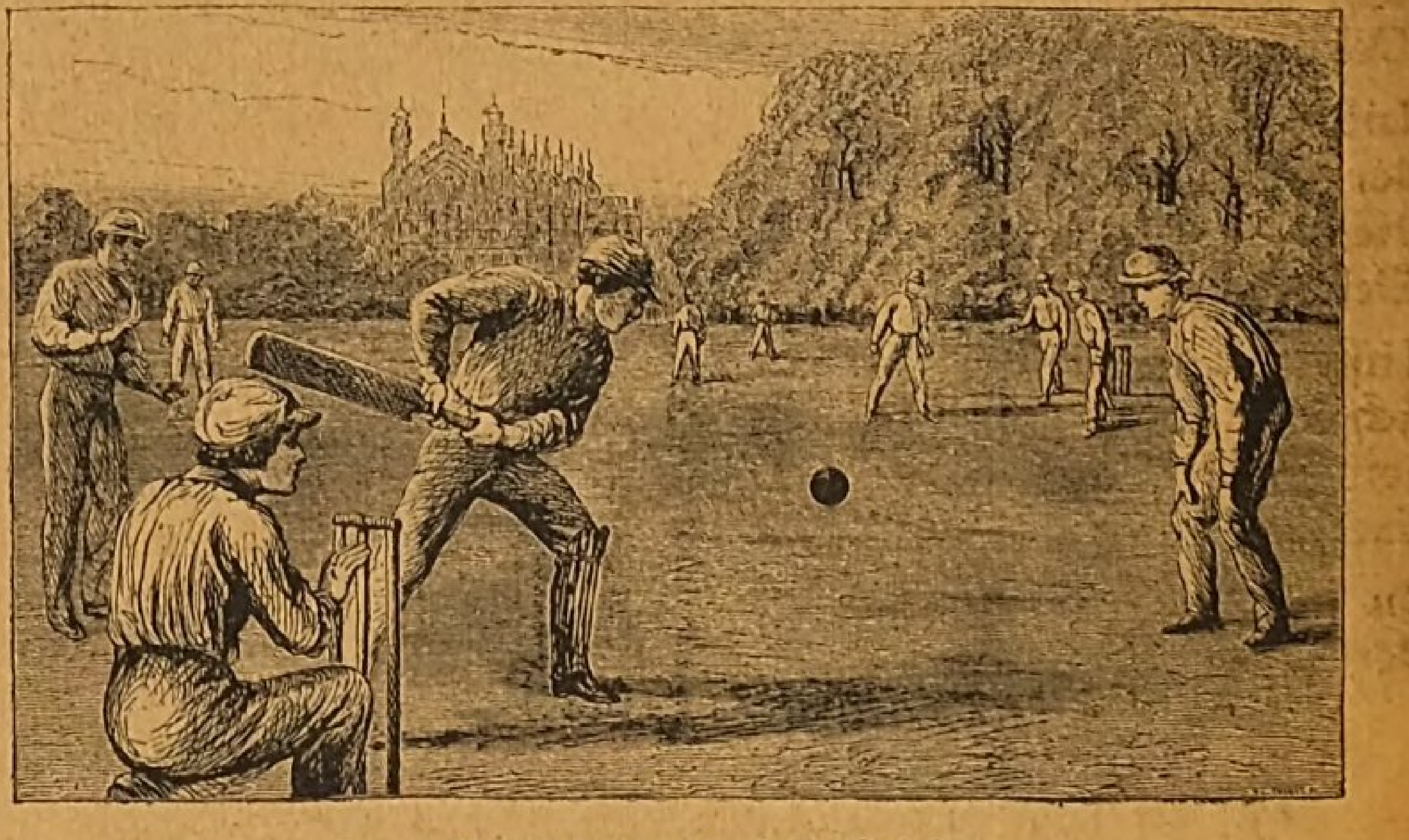
Die Luſt und Liebe, welche die Knaben auf den engliſchen Schulen zu den körperlichen Spielen und Uebungen bekommen haben, übertragen ſie auch auf das ſpätere Leben.



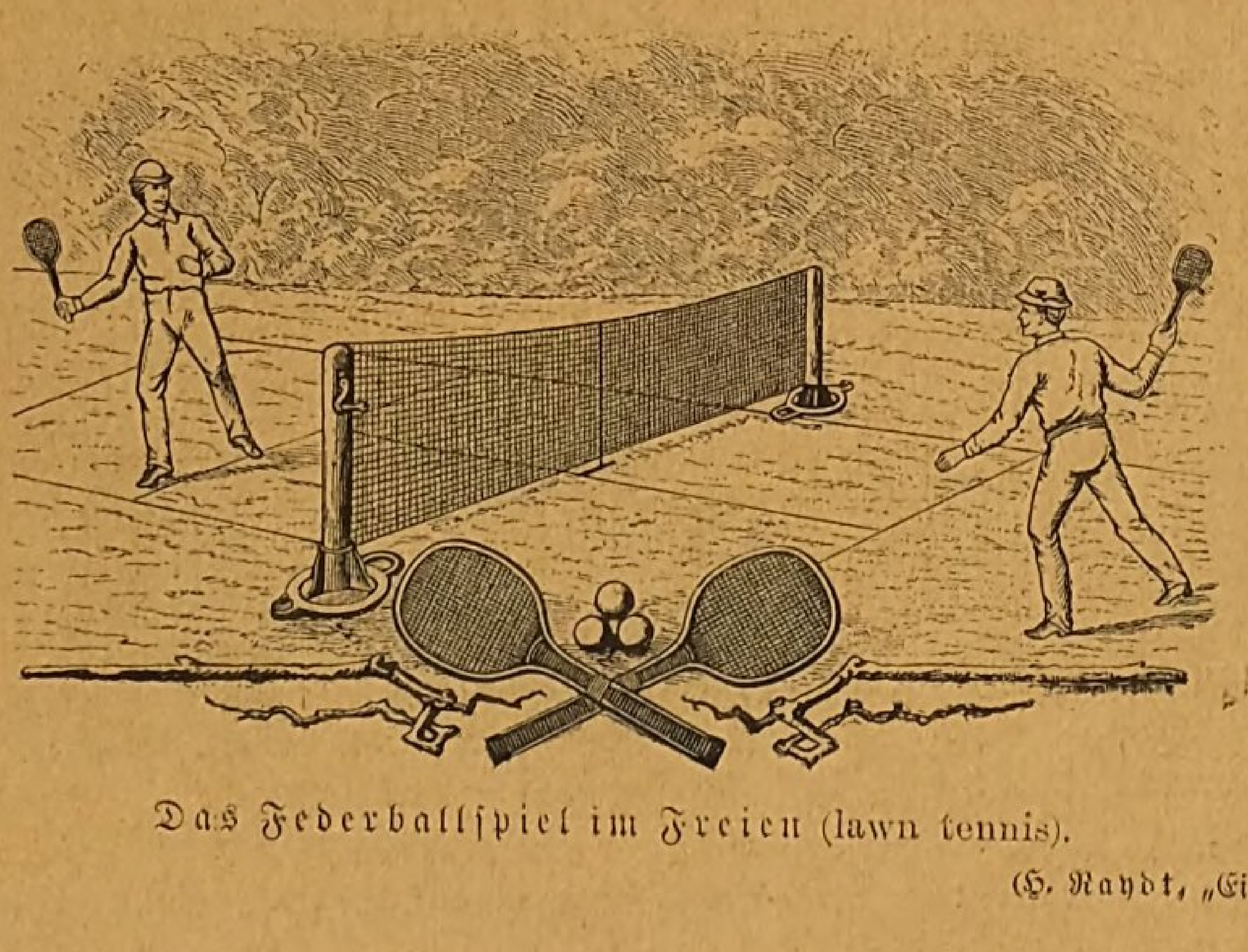
Das Fußballſpiel (football). — (An unſern Schulen „Thorball“.)

Statt des Wickets hat man beim Fußball zwei übermannshohe Thore (goals), über welche der große Ball mit dem Fuße hinübergetrieben werden muß. Dieſelben beſtehen aus je zwei etwa 60—90 Centimeter von einander in die Erde geſenkten Stangen, über welche eine dritte Querſtange oder eine Schnur gelegt wird. Zum Fußball gehört ein großes, nicht zu unebenes Feld, das nach den Seiten hin durch Grenzlinien abgeſteckt wird. An den beiden Längsenden des Spielplatzes ſtehen dann die beiden Male in einer Entfernung von ungefähr 10 Meter. Der Ball iſt eine große Blaſe aus Gummi, welche ſtramm aufgeblaſen wird; um ihn gegen die Stöße, mit denen er getrieben wird, widerſtandsfähiger zu machen, iſt er mit ſtarkem Leder überzogen. Es ſind zwei Parteien da, die ebenſo wie dort von einem Captain, bei uns Kaiſer, befehligt werden; bei einer ſtreng regelrechten Fußballpartie ſind auf jeder Seite meiſtens 15, manchmal 20 Spieler. Der Ball wird bei Beginn des Spiels in der Mitte des Spielplatzes auf die Erde gelegt. Dann fängt die eine Partei an, ihn durch den erſten Stoß nach dem gegneriſchen Male hinzuſtoßen. Der Ball erhebt ſich, von dem ſtarken Anſtoß mit dem Fuße getrieben, hoch in die Luft und fliegt in einem für den des Spieles Unkundigen oft unbegreiflichen Schwunge weit über das Feld fort. Aber ſchon ſind die Spieler der anderen Partei an der Stelle, wo der Ball niederfallen wird, und treiben ihn in der entgegengeſetzten Richtung dem feindlichen goal [Ziel] zu. Es iſt im Verlaufe des Spiels auch für den Laien hoch intereſſant, den großen Ball zu beobachten, wie er bald in dem „Gedränge“ (bei dem die Parteien ſich durch Drängen den Ball ſtreitig machen) der jungen Leute verſchwindet und dann wieder, von einem kräftigen „kick“ [Fußſtoß] getrieben, weit über die Köpfe der Spielenden hinweg ſauſt, verfolgt von den in rieſiger Haſt hinter ihm Herſtürmenden. Das Spiel eignet ſich nur für die kältere Jahreszeit.

Das engliſche Schlagballſpiel beſteht darin, daß kleine harte Bälle mit Schlaghölzern geſchlagen werden und daß zwei Parteien gegen einander ſpielen, bei denen die eine „in“ iſt (bei unſerm Schlagball die „Burg“ hat) und den Ball ſchlägt, während die „out side“ die „in side“ angreift, indem ſie den Ball wirft. Ein guter Kricketball hält viele Jahre aus, mag er auch täglich im Sommer mit den ſchweren Schlaghölzern weithin über die Ebenen getrieben werden. Dieſes Schlagholz, „bat“ genannt, hat die meiſte Aehnlichkeit mit dem unteren breiten Ende eines Ruders, doch iſt es dicker und ſchmäler; der Griff, welcher ungefähr 33—55 Centimeter lang ſein mag, iſt meiſtens mit geöltem Garn umwickelt, um der Hand einen ſicheren Griff zu geſtatten. Die Parteien beſtehen aus je 11 Mann. Der weſentlichſte Unterſchied des Kricketſpiels von unſerm Schlagball iſt der, daß die Würfe der angreifenden Partei nicht gegen die Schläger ſelbſt, ſondern gegen ein beſtimmtes Ziel, das wicket, gerichtet ſind. Das jetzt übliche wicket beſteht aus drei Stäben, welche etwas über 1 Meter hoch ſind und nebeneinander in den Boden geſteckt werden. Die Stäbe heißen stumps. Trifft ein Ball ſtark das wicket, ſo fliegt oft das ganze Thor auseinander, da auch die stumps nur ſehr loſe in den Boden geſteckt werden. Das ganze Spiel dreht ſich darum, daß die angreifende Partei das wicket mit dem geworfenen Balle zerſtört, während die andere dasſelbe mit dem Schlagholze verteidigt und mit dieſem den Ball ſo weit wie möglich fortzutreiben verſucht. Von den Verteidigern ſind immer nur 2 gleichzeitig in Thätigkeit, während die 11 Angreifer fortwährend im Spiel ſind. Die Verteidiger ſtehen mit ihren bats ziemlich nahe vor den wickets. Jeder derſelben bleibt ſo lange am Schlage bis ſein wicket zerſtört wird oder wenn einer der Gegenpartei den von ihm geſchlagenen Ball aus der Luft fängt. Dies geht nun ſo lange weiter, bis einer der beiden letzten übrig bleibenden Verteidiger „aus“ kommt.



Das Schlagballſpiel (Cricket).



Das Federballſpiel im Freien (lawn tennis).

Die Schläger, mit denen beim Lawn Tennis leichte, mäßig große Gummibälle geſchlagen werden, ſind gerade ſo, wie die beim Federball gebrauchten; nur ſind ſie meiſtens etwas ſtärker und kräftiger. Das Geflecht, welches den vorderen Teil des „racket“ oder Schlagnetzes ausfüllt, iſt von Katzenſehnen gemacht, wodurch dasſelbe eine große Elaſtizität und Dauerhaftigkeit erhält. In der Mitte des Lawn Tennis Feldes, das nicht groß zu ſein braucht, iſt ein Netz ausgeſpannt, über welches der Ball von den Parteien, die aus je 2 oder je 1 Spieler beſtehen, hin und her geſchlagen wird. Die Hauptſache des Spiels iſt, daß die eine Partei den Ball über das Netz herüber ſo auf die Seite der andern Partei ſchlägt, daß derſelbe zur Erde fällt. Um den Ball, der mit großer Geſchwindigkeit über das Netz hin und her fliegt, ſtets wieder aufzufangen, bedarf man eines ſcharfen, geübten Blickes, andauernder Behendigkeit und großer Geſchicklichkeit, ſo daß es ebenfalls ſchwer iſt, ein guter Lawn Tennis Spieler zu ſein. Im übrigen ſieht man ja bei uns in Deutſchland oft die engliſchen Herren und Damen, wenn ſie ſich länger an einem Orte aufhalten, dies hübſche und geſchmackvolle Spiel betreiben, ſo daß ich mich füglich einer ſpeziellen Beſchreibung desſelben wohl enthalten kann. Eifrige Lawn Tennis Liebhaber ziehen es dem Cricket vor; es iſt jedoch lange nicht ſo kräftig und abwechſelungsreich. Es hat aber den Vorzug, daß es ſich leichter einrichten läßt, als das Cricket, ſchon weil nur 4 oder auch nur 2 Perſonen zu einem Spiele gehören, und daß es auch von Damen geſpielt werden kann. Die meiſten engliſchen Schulen haben einen oder mehrere ſolcher Lawn Tennis Plätze, um Gelegenheit zur Uebung zu geben und es werden auch hierin zwiſchen den Schülern der verſchiedenen Schulen Wettſpiele veranſtaltet. Lawn Tennis iſt ein ganz neues Spiel; der Name iſt aus lawn (freier Platz, Lichtung) und tennis (Federballſpiel) zuſammengeſetzt.

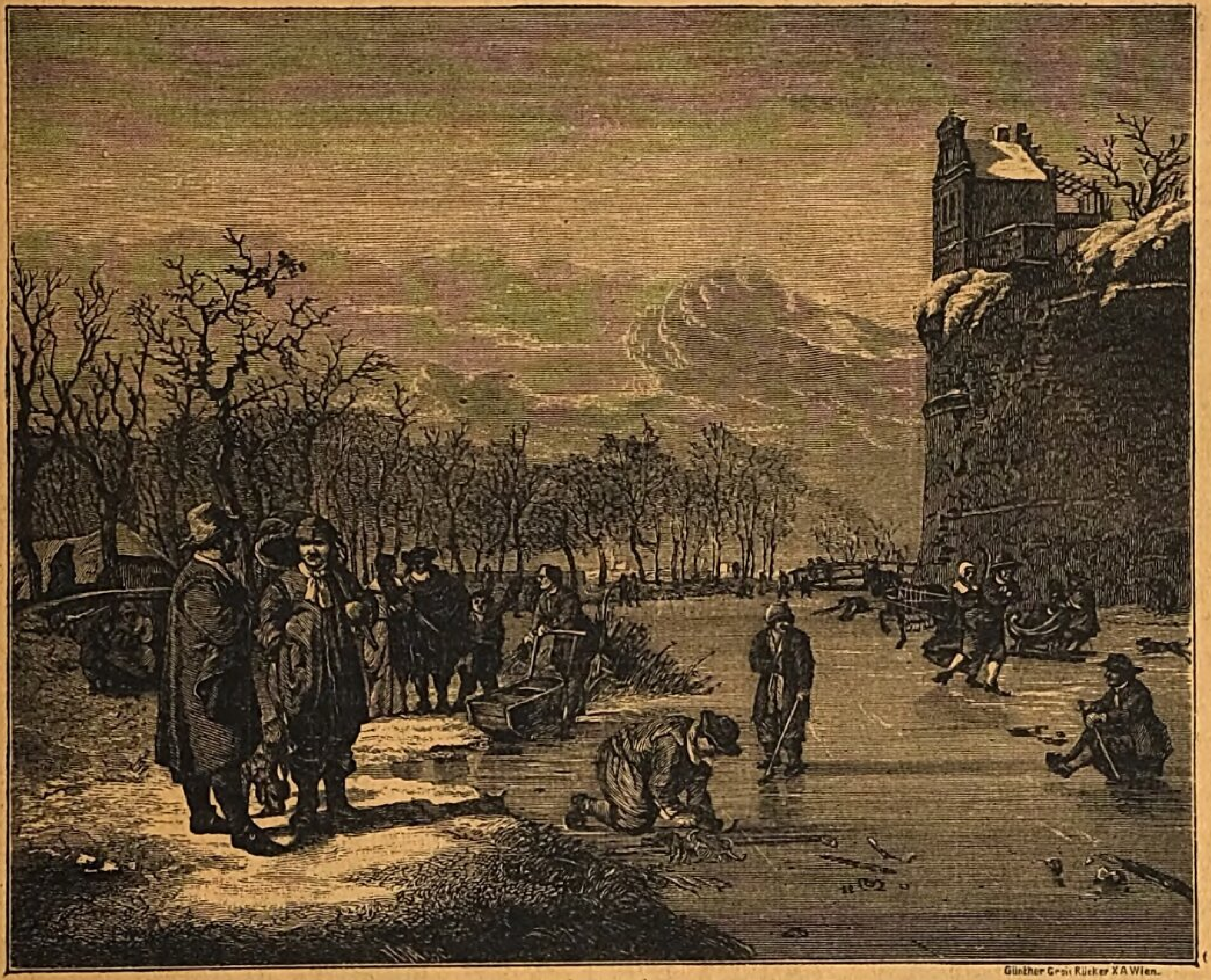
(H. Raydt, „Ein geſunder Geiſt in einem geſunden Körper.“)

Winterfreuden.

Von Friedr. Gottl. Klopſtock (1724-1803).

1797.

Alſo muß ich auf immer, Kryſtall der Ströme, dich meiden?
Darf nie wieder am Fuß ſchwingen die Flügel des Stahls?
Waſſerkothurn, du wareſt der Heilenden einer; ich hätte,
Unbeſeelet von dir, weniger Sonnen geſehn!
Manche Roſe hat mich erquickt; ſie verwelkten! und du liegſt,
Auch des Schimmers beraubt, liegeſt verroſtet nun da!
Welche Tage gabeſt du mir! wie begannen ſie, wenn ſich
In der Frühe Glanz färbte noch bleibender Reif;
Welche Nächte, wenn nun der Mond mit der Heitre des Himmels
Um der Schönheit Preis ſiegend ſtritt und beſiegt!
Dann war leichter der Schwung und die Stellung unkünſtlicher, froher
Dann der Rufenden Laut, blinkete heller der Wein;
Und wie war der Schlaf der endlich Ermüdeten eiſern,
Wie unerwecklich! Wer ſchlief jemals am Baume wie wir?
Aber es kam mit gebotnem Gepolter der Knecht; und wir ſahen
Wieder den farbigen Reif, wieder den Schimmer der Nacht.
Der du ſo oft mit der labenden Glut der gefühlten Geſundheit
Mich durchſtrömteſt, Quell längeres Lebens mir warſt,
Wenn ich vorüberglitt an hellbeblüteten Ulmen
(Schnee war die Blume), der Bahn warnende Stimme vernahm,
Mit nachhorchendem Ohr; auch wohl hinſchwebt' an der Oſtſee,
Zwiſchen der Sonne, die ſank, und dem Monde, der ſtieg;
Oder wenn, den die Flocken zu tauſenden in ſich verhüllten,
Und den ſchwindelte, Sturm auf das Geſtade mich warf:
Ach, einſt wurdeſt du mir, Kothurn, zum tragiſchen! führteſt
Mich auf jüngeres Eis, welches dem Eilenden brach.
Bleich ſtand da der Gefährt; mein Schutzgeiſt gab mir Entſchluß ein;
Jener bebte nicht mehr, und die Errettung gelang.
Als ſie noch ſchwankend ſchien, da rührte mich innig des Himmels
Lichtere Bläue, vielleicht bald nun die letzte für mich!
Dank dir noch einmal, Beindorf, daß du mich retteteſt! Dir kam
Lang ſchon die letzte; mir macht ſie die Erde noch ſchön.



Winterlandſchaft. (Von Adrian van de Velde, 1639—1672.)

Das Schlittſchuhlaufen. — Winterliche Uebungen verhüten das Erſchlaffen des Körpers in dumpfer Stubenluft, ſie ſtählen ihn, ſie gewöhnen ihn an die rauheren Eindrücke der Witterung, ſie erfriſchen den Geiſt und verſcheuchen die Einſchläferung, welcher er in der ewigen Stubenluft ausgeſetzt iſt.

Zu den trefflichſten Turnübungen im Winter gehört ohne Zweifel der Eislauf. Die ganz beſondere Art der Gewandtheit, die er giebt, gewährt keine [ſonſt]; und eine ſolche mutige Heiterkeit, wie er veranlaßt, iſt ſchwerlich deutlicher in einer andern zu finden.

(Friedr. Guts Muths, „Turnbuch".)

Der Eislauf.

Von Friedrich Gottlieb Klopſtock (1724—1803).

1764.

Begraben iſt in ewige Nacht
Der Erfinder große Name zu oft!
Was ihr Geiſt grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre ſie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerſt am Maſte Segel erhob?
Ach, verging ſelber der Ruhm deſſen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Und ſollte der unſterblich nicht ſein,
Der Geſundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, mutig im Lauf, niemals gab,
Welche der Reih'n ſelber nicht hat?

Unſterblich iſt mein Name dereinſt!
Ich erfinde noch dem ſchlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
Kreiſet umher, ſchöner zu ſeh'n.

Du kenneſt jeden reizenden Ton
Der Muſik, d'rum gieb dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn ſie des Flugs Eile gebeut!

O Jüngling, der den Waſſerkothurn
Zu beſeelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm' mit mir,
Wo des Kryſtalls Eb'ne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt,
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Wie ſchweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froſte die Bahn!
Fern verrät deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilſt.

Wir haben doch zum Schmauſe genung
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuße reizen ſie mehr!

Zur Linken wende du dich! ich will
Zu der Rechten hin halbkreiſend mich dreh'n.
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen ſiehſt!
Alſo! nun fleug' ſchnell mir vorbei!

So gehen wir den ſchlängelnden Gang
An dem langen Ufer ſchwebend hinab.
Künſtle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

Was horchſt du nach der Inſel hinauf?
Unerfahr'ne Läufer tönen dort her!
Huf und Laſt gingen noch nicht über's Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonſt ſpäht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O wie tönt's anders! wie hallt's, wenn der Froſt
Meilen hinab ſpaltet den See!

Zurück! laß nicht die ſchimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu geh'n!
Denn wo dort Tiefen ſie deckt, ſtrömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entſtrömt,
Dem geheimen Quell entrieſelt der Tod!
Glittſt du auch leicht, wie dies Laub, ach! dorthin;
Sänkeſt du doch, Jüngling, und ſtürbſt!

Anmerkung:

Klopſtock war ein begeiſterter Reiter und Schlittſchuhläufer. „Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert. — Auf die Verächter der Eisbahn ſieht er mit hohem Stolze herab, eine Mondnacht auf dem Eiſe iſt ihm eine Feſtnacht der Götter:

Nur Ein Geſetz: wir verlaſſen nicht eher den Strom,
Bis der Mond am Himmel ſinkt!

In dem Eislauf entdeckte ſein Scharfſinn alle Geheimniſſe der Schönheit. Die Holländer ſchätzt er gleich nach den Deutſchen, weil ſie ihre Tyrannen verjagten und — die beſten Eisläufer ſind." (H. P. Sturz.) Seiner Liebe zum Eislauf haben wir im ganzen fünf Gedichte zu verdanken. Der Zuſammenhang obiger Ode läßt vermuten, daß ſie die Rückerinnerung an einen wirklichen Eislauf iſt, wobei mancherlei geſprochen worden, und aus einer frühern Schrift von C. F. Claudius-Cramer erfahren wir die ganze Veranlaſſung. Klopſtock ging nämlich mit Claudius (dem Dichter) und mit C. F. Cramer oft auf den Lyngbyr See, um dort Schlittſchuhe zu fahren, und hier äußerte Klopſtock, daß er einen Eistanz erfinden wolle, und Claudius, der eben ſo trefflich ſpielte und wohl auch componierte, als er auf den Schlittſchuhen lief, ſollte eine Muſik dazu machen. Auf Claudius alſo geht das Du, Str. 5, und dieſer iſt auch der Jüngling, Str. 6.

Der Eistanz.

Von G. v. Herder (1744—1803).

Wir ſchweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkryſtallen dahin und daher;
Der Stahl iſt uns Fittich, der Himmel das Dach,
Die Lüfte ſind heilig und ſchweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin.

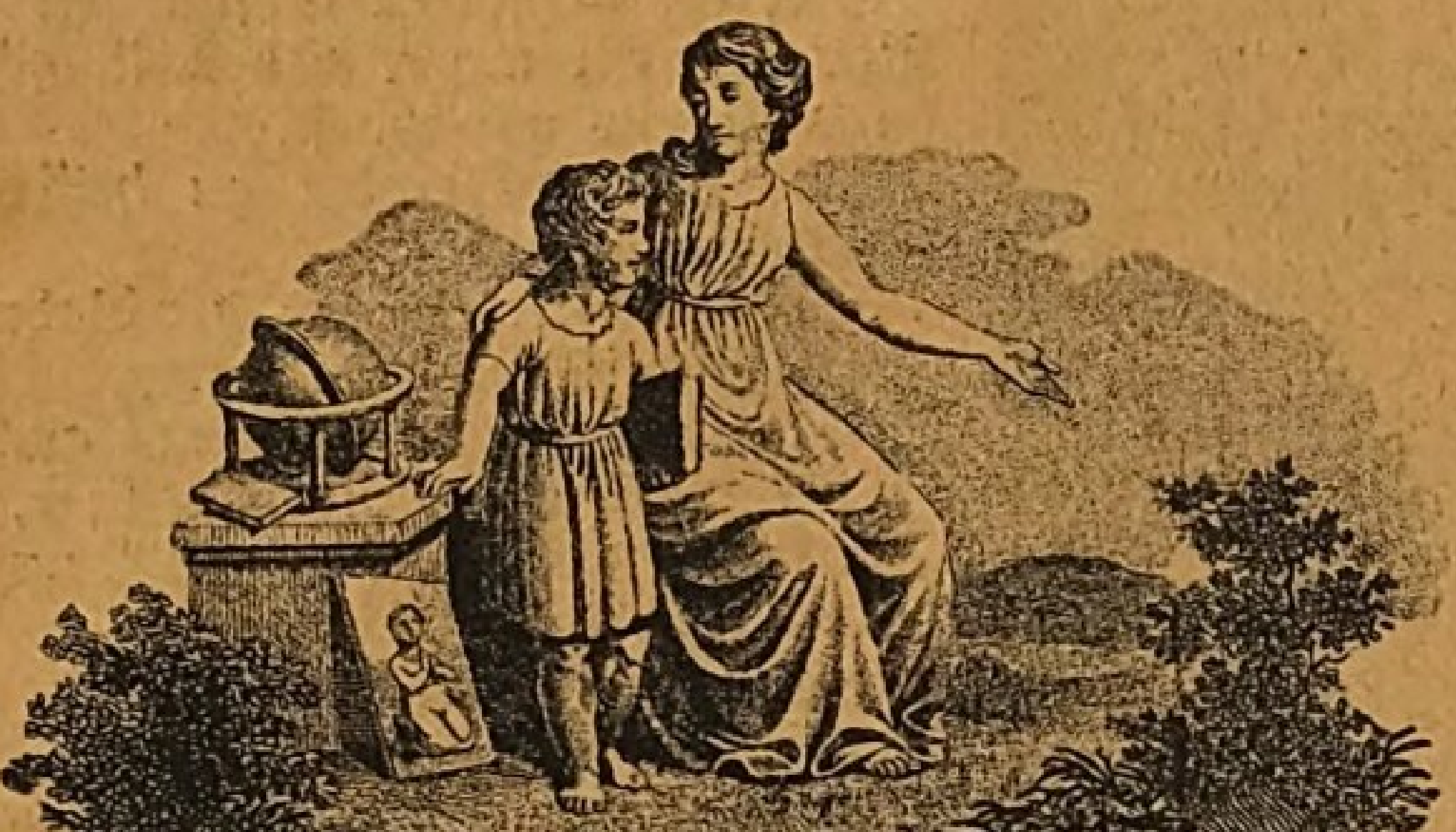
Wer wölbte dich oben, du goldenes Haus,
Und legte den Boden mit Demant uns aus,
Und gab uns den flüchtigen Funken im Stahl,
Zu tanzen, zu ſchweben im himmliſchen Saal?
So ſchweben wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Im himmliſchen Saale das Leben dahin.

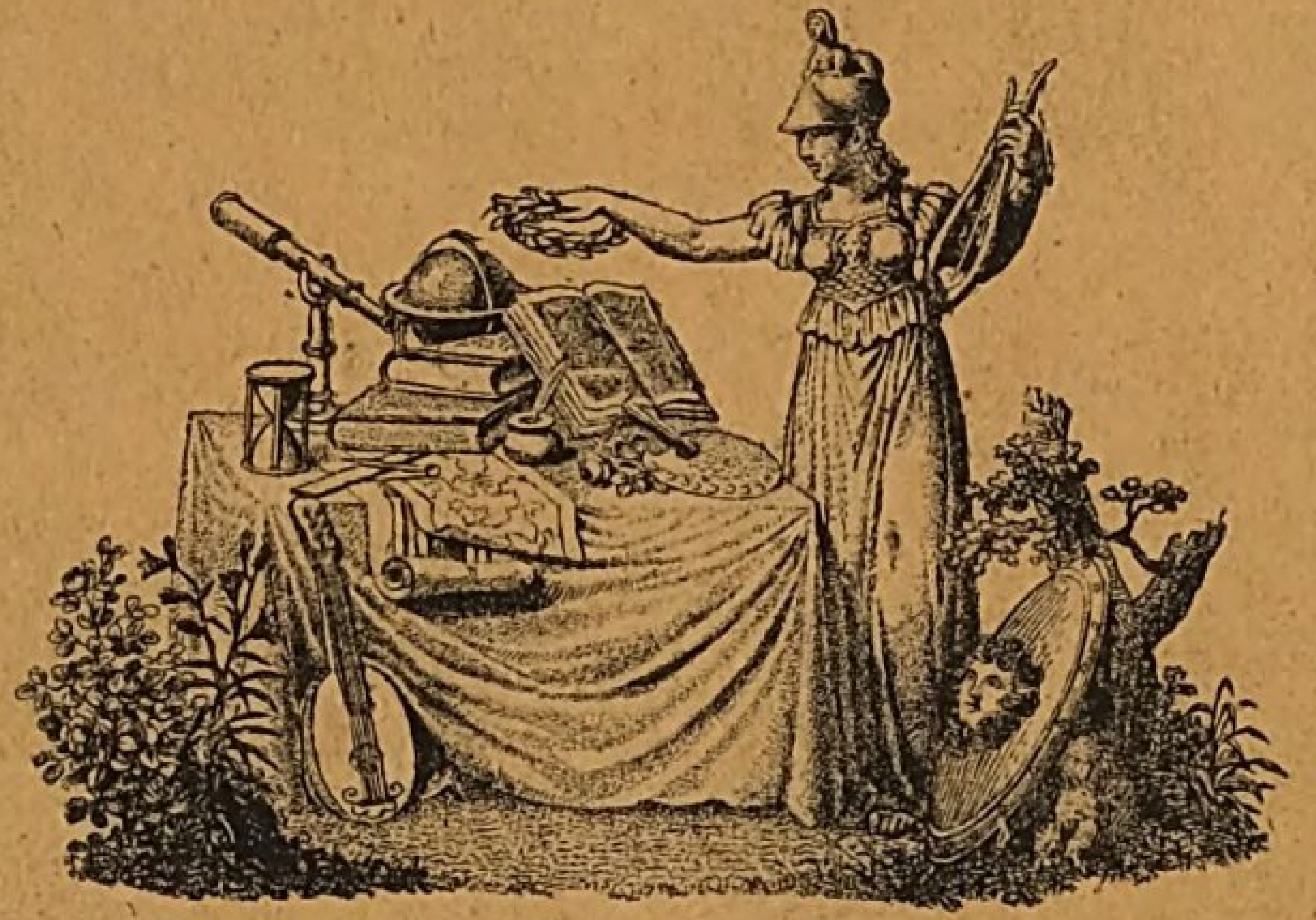
Da ſtand ſie, die Sonne, in Düfte gehüllt,
Da rauchen die Berge, da ſchwebet ihr Bild,
Da ging ſie danieder, und ſiehe, der Mond,
Wie ſilbern er über und unter uns wohnt!
So wallen wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Durch Mond und durch Sonne das Leben dahin.

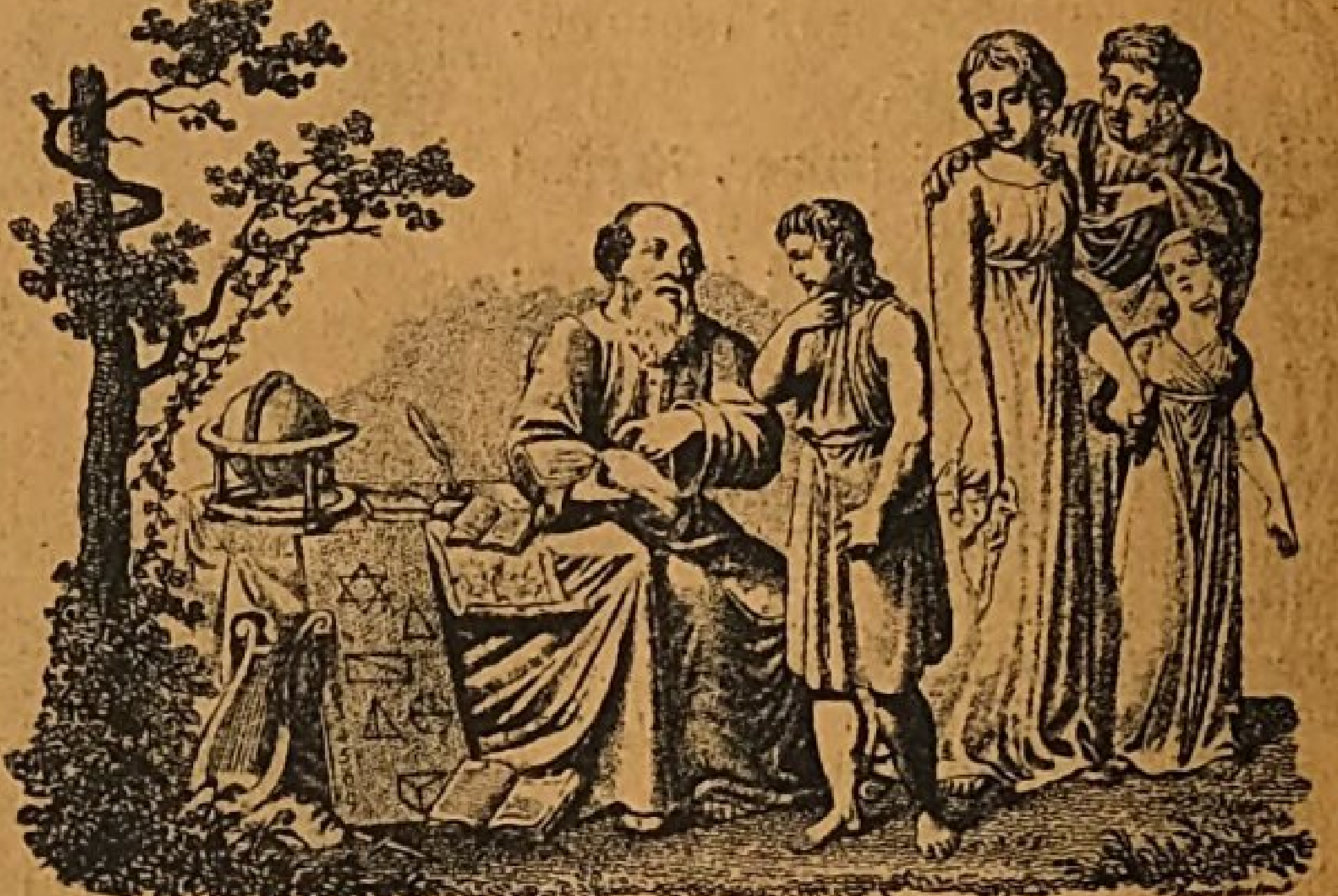
Seht auf nun, da brennen im himmliſchen Meer
Die Funken und brennen im Froſt um uns her;
Der oben den Himmel mit Sonnen beſteckt,
Hat's unten mit Blumen des Froſtes gedeckt.
Wir gleiten, o Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf Sternengefilden das Leben dahin.

Er macht' uns geräumig den luftigen Saal
Und gab uns in Nöten die Füße von Stahl.
Und gab uns im Froſte das wärmende Herz,
Zu ſteh'n auf den Fluten, zu ſchweben im Scherz.
Wir ſtreben, o Brüder, mit ehernem Sinn
Auf Fluten und Abgrund das Leben dahin.

Die Erziehung. (Die 3 nachfolgenden Bilder von Dr. Weiſe in „A. H. Niemeyer, Grundſätze der Erziehung.")



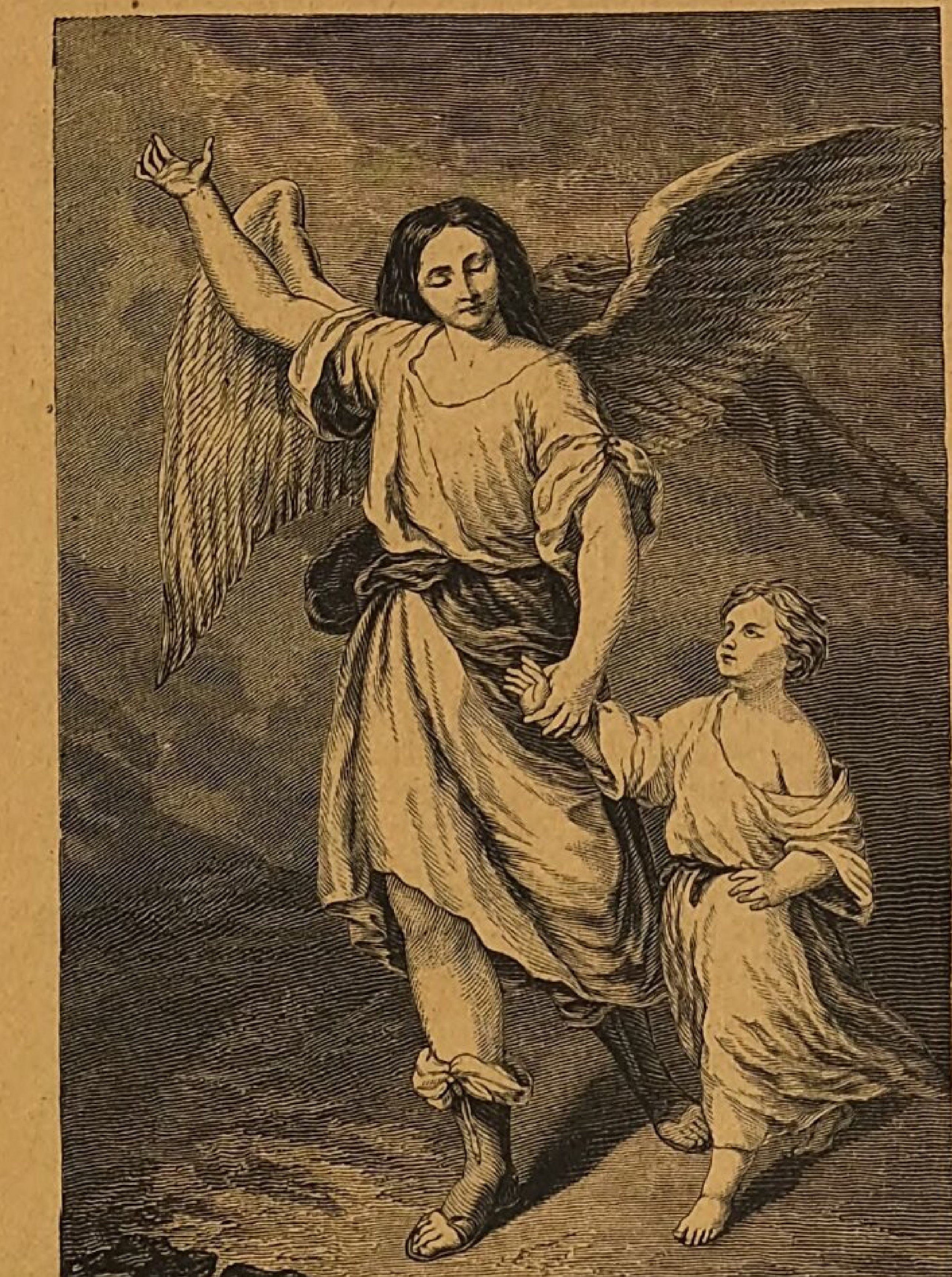




Die Erziehung beginnt durch die Mutter. In ihrem Arme ſteht das Kind und empfängt von ihr im Anſchauen der Natur die erſte Kenntnis von dem Schöpfer derſelben und die teuerſte Lebensgabe, das Buch der Bücher, die Heilige Schrift. Iſt in der zarten Kindesſeele die Liebe zu Gott erwacht, findet dieſe ihren äußeren Ausdruck im Gebete; die Knie beugen, die Hände falten ſich, und aus der reinen Seele ſteigt das Gebet zum Throne Gottes empor.

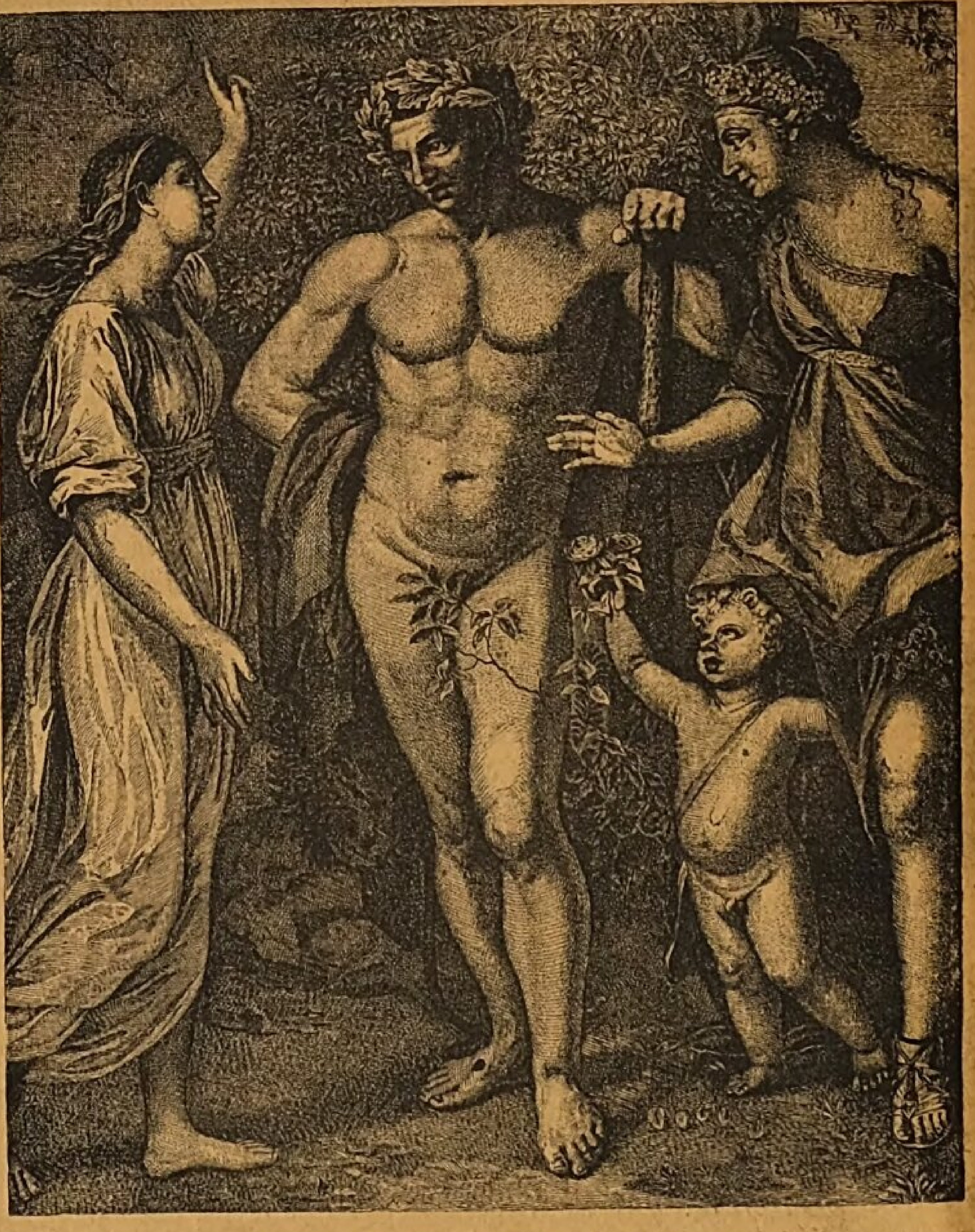
Die Wiſſenſchaft ſteht vor einem Tiſche, auf dem Landkarten, Fernrohr, Weltkugel, Bücher auf die verſchiedenen Zweige des Forſchens hindeuten, die Sanduhr den zielbewußten Unterricht verſinnbildlicht. Palette und die duftende Roſe, wie die am Tiſche lehnende Guitarre lehren, daß zur vollen Ausbildung des Geiſtes auch die Pflege und Würdigung des Schönen in der Kunſt der Kenntnis des Nützlichen ſich anſchließen müſſe; die in das Tintenfaß getauchte Feder fordert zur Feſthaltung des Gehörten und Uebung des Geiſtes in ſelbſtändiger Arbeit auf. Als Lohn des treuen Fleißes in Kunſt und Wiſſenſchaft bietet dieſe mit der einen Hand einen Lorberkranz.

Die Jahre der Kindheit ſind vorüber. Vater und Mutter gehen zu Rate, wie die Bildung zu vollenden ſei. Der Sohn wächſt heran. Das Haus wird zu eng. Selbſt der geſchickte Hauslehrer genügt nicht mehr. Einem erfahreneren Führer, einem heitern Weiſen muß er übergeben werden. Mit männlichem Ernſte trennt ſich der Vater von dem Liebling, weinend die Mutter. Beide widmen ſich nun ganz der Tochter, die ſich an ihrer Seite in ſtiller Häuslichkeit am ſchönſten entwickeln wird.



Der Schutzengel.
Nach Bartolomé Eſteban Murillo.

Herkules zwiſchen Tugend und Laſter. Die einfach und ſittſam gekleidete Tugend weiſet mit erhobener Hand nach aufwärts, als auf das würdige Ziel ſtrenger Lebensarbeit. Aus den reinen, ſchönen Zügen ihres Antlitzes ſprechen Würde und begeiſterter Ernſt. Das Weib, welches das Laſter darſtellt, erſcheint mit Haarſchmuck und in verbrämtem Kleide, welches nur nachläſſig den Körper umhüllt, ihr Antlitz drückt ſchmeichleriſche Ueberredung und Sinnlichkeit aus. Unterſtützt wird ſie durch eine Kindergeſtalt, die dem Helden eine volle Roſe, hier das Sinnbild üppigen Lebensgenuſſes, darreicht. Ueber die Geſtalt des Herkules bemerkt J. K. Lavater (1741—1801) in den „Phyſiognomiſchen Fragmenten": „Die Stellung des Herkules drückt einen Mittelzuſtand zwiſchen Arbeit und Ruhe aus. Würde und edler Ausdruck vereinigen ſich in dem mit Lorbern zu den Gedanken künftiger großer Thaten eingeweihtem Haupte; auf der Stirne thronen Klugheit, Stärke, Entſchloſſenheit. Unter die Aufmerkſamkeit, welche ihm die Tugend abgewinnt, miſcht ſich Sehnſucht, Furcht, Verwunderung. Die Augen ſtaunen den großen Ideen nach, welche die Tugend in ſeiner Seele erweckt hat. Ihr verloſchener Glanz, ihre ſtarre und doch unbeſtimmte Richtung zeigt den noch unentſchiedenen Kampf an."



Herkules am Scheidewege.
Von Grange

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

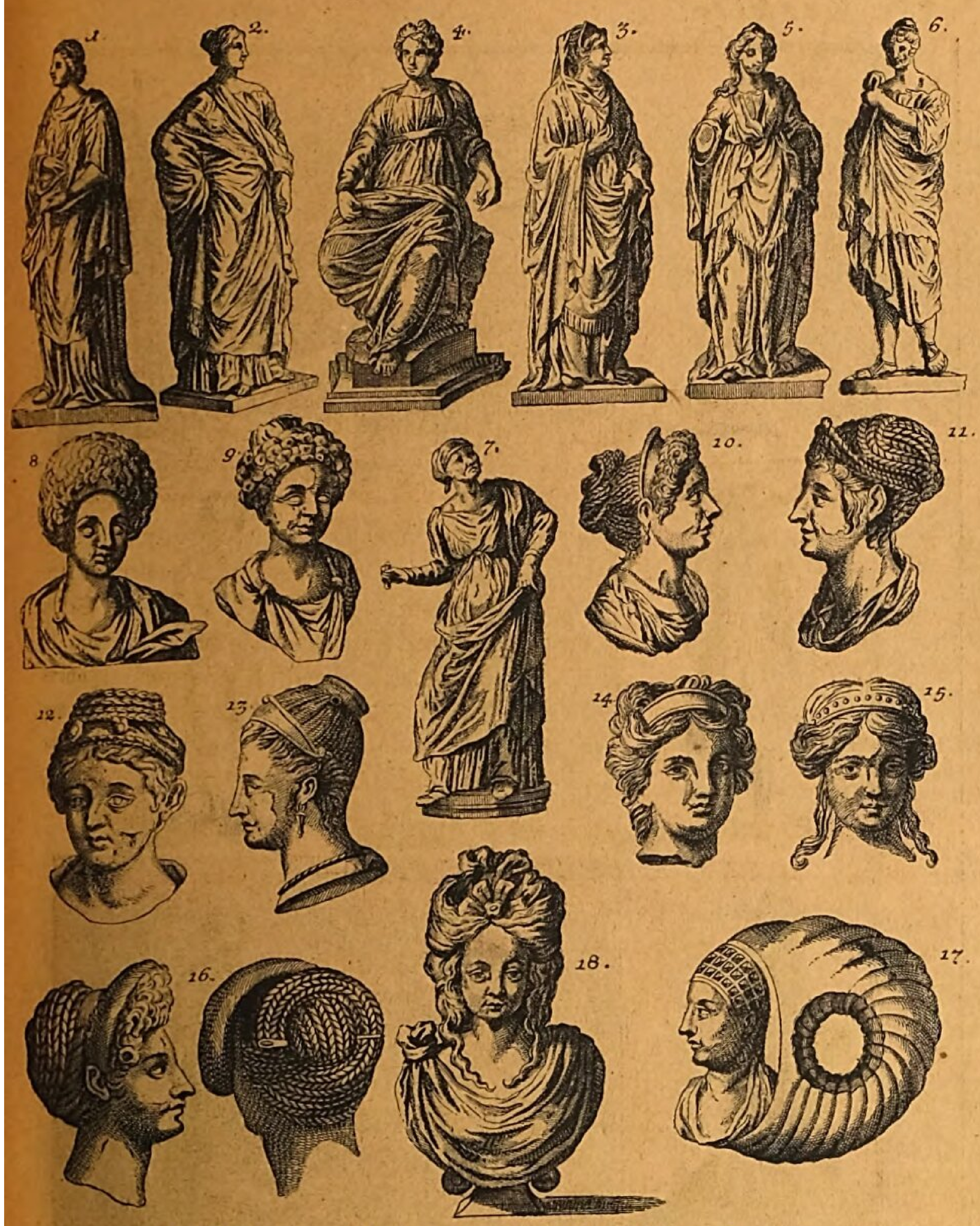
Ein alter Menſch ſtand in der Neujahrsmitternacht am Fenſter und ſchaute mit dem Blick einer langen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und herab auf die ſtille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand ſo freuden- und ſchlaflos war als er. Denn ſein Grab ſtand nahe an ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, nichts mit als Irrtümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Bruſt voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine ſchönen Jugendtage wandten ſich heute als Geſpenſter um und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn ſein Vater zuerſt auf den Scheideweg des Lebens geſtellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Laſters hinabzieht, in eine ſchwarze Höhle voll heruntertropfendem Gift, voll zielender Schlangen und finſterer, ſchwüler Dämpfe. Ach, die Schlangen hingen um ſeine Bruſt und die Gifttropfen auf ſeiner Zunge, und er wußte nun, wo er war. Sinnlos und mit unausſprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, ſtelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!" Aber ſein Vater und ſeine Jugend waren längſt dahin. Er ſah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöſchen und er ſagte: „Es ſind meine thörichten Tage!" — Er ſah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle ſchimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich", ſagte ſein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter. Die lodernde Phantaſie zeigte ihm ſchleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerſchlagen auf, und eine im leeren Totenhauſe zurückgebliebene Larve nahm allmählich ſeine Züge an. Mitten in den Krampf floß plötzlich die Muſik für das Neujahr vom Turm hernieder wie ferner Kirchengeſang. Er wurde ſanfter bewegt — er ſchaute um den Horizont herum und über die weite Erde und er dachte an ſeine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und beſſer als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und geſegnete Menſchen waren, und er ſagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, dieſe erſte Nacht mit trockenen Augen verſchlummern, wenn ich gewollt hätte — ach, ich könnte glücklich ſein, ihr teuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünſche und Lehren erfüllt hätte!" Da kam es ihm vor, als richte ſich die Larve mit ſeinen Zügen auf; — endlich wurde ſie zu einem lebendigen Jüngling, und ſeine vorige blühende Geſtalt wurde' ihm bitter vorgegaukelt. Er ſeufzte nur noch leiſe, troſtlos und ſinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!" — Und ſie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht ſo fürchterlich geträumt; — er war noch ein Jüngling. Nur ſeine Verirrungen waren kein Traum geweſen; aber er dankte Gott, daß er umkehren und ſich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reine Land der Ernten leitet. Kehre mit ihm, junger Leſer, um, wenn du auf ſeinem Irrweg ſtehſt! Dieſer ſchreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einſt jammervoll rufen würdeſt: „Komme wieder, ſchöne Jugend!" — ſo würde ſie nicht wiederkommen.

(J. P. F. Richter, 1768—1825.)

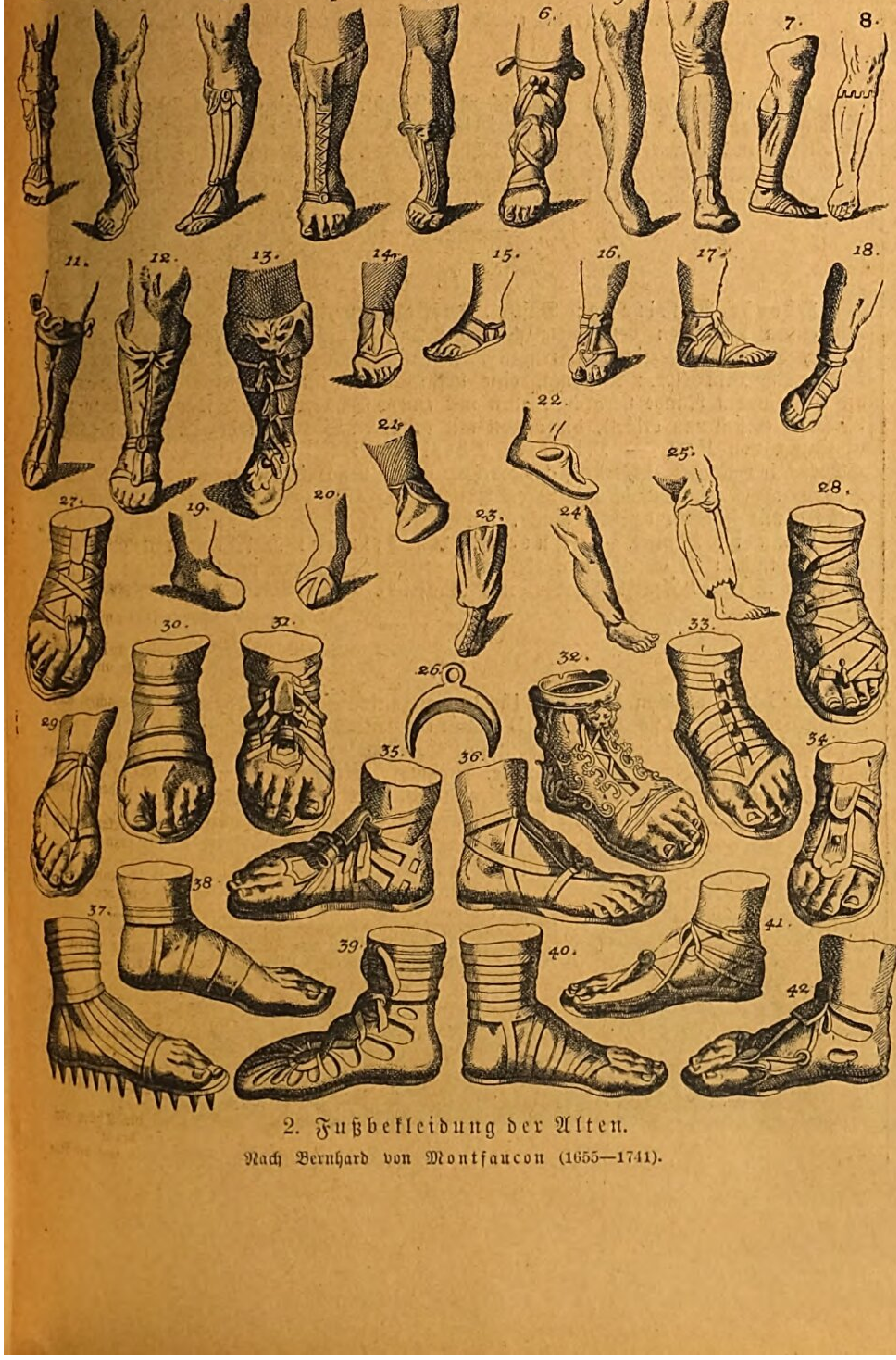
Eine Verlorene.

(Von Alberta von Puttkamer.)

Um deine Stirn hängt verwelkt der Kranz;
Dein Leben ging auf in Fieber und Tanz
Und irrem Glanz.
Nun liegt deine Jugend zerbrochen da;
Keine wachende Liebe iſt dir nah —
Du verließeſt ſie ja.
Deine Kammer iſt ſtill, es nagt nur der Wurm,
Und draußen jammert und lacht der Sturm;
Die Zeit ruft vom Turm. . . .
Kennſt du das Märchen vom roten Schuh?
Ein ſchönes Kind mußte immerzu
Tanzen ohn' Ruh.
Sie mußte raſen durch Land und Feld,
Bis ſie taumelnd, vom Hohn der Menge umgellt,
Zu Boden fällt.
Die zwängenden Schuhe waren gefeit
Vom böſen Zauber der Eitelkeit —
Sein Ende heißt — Leid.
Nun biſt du am Abgrund! — Der Tanz iſt aus!
Das Elend hockt auf der Schwelle drauß' —
Und hütet dein Haus.
Von deiner Lippe bricht ein Schrei —
Das Elend winkt mit Fingern von Blei
Den Tod herbei.
Da reißt ihm der Sturm die Thüre auf. Es droht
Zu deinen Häupten die Schuld und die Not
Und — du biſt tot. . . .



1. Kleider- und Haartracht altrömiſcher Frauen.



2. Fußbekleidung der Alten.

Nach Bernhard von Montfaucon (1655—1741).

Die Kleidung des Menſchen verdankt ihre Entſtehung entweder dem Wunſche, den Körper zu ſchmücken, oder dem Bedürfniſſe, ebenſowohl um einem zunächſt ganz unklaren Schamgefühle zu genügen, wie um ſich vor den Unbilden des Wetters zu ſchützen.

Der Schmuck iſt älter als das Bedürfniskleid; denn wir finden ihn bereits reichlich ausgebildet, wo jede Bekleidung fehlt. Die Vereinigung beider bildet die Tracht.

Das älteſte Bedürfniskleid iſt der Schurz. Er iſt das formgebende Kleidungsſtück der früheſten uns bekannten Kulturtracht, derjenigen der Aegypter. Unerachtet allen Schmuckes, den die Aegypter wohl ſchon in den Nilländern vorfanden und mit deſſen Hilfe ſie ihre Prachtkoſtüme herſtellten, bleibt die Form des Schurzes jederzeit als Grundform erkennbar. Eine Verbindung des aſſyriſchen breiten Schurzes mit dem indiſch-ägyptiſchen Dreieckſchurze erzeugt die Hoſe. Es entſteht ſo das bezeichnende Kleidungsſtück des inneraſiatiſchen Hochlandes, das Kleid der Meder und Perſer, das über die großen Seen hinaus, die Wolga überſchreitend, nach Skandinavien eindringt und dem wieder ſüdwärts gehenden Völkerſchube eigentümlich bleibt. Auf die brittiſchen Inſeln ſcheint die Hoſe ſo früh nicht übergegangen zu ſein, ſondern ſich mit Einſchluß der baltiſchen Inſeln auf eine feſtländiſche Wanderung beſchränkt zu haben.

Faſt gleichzeitig mit dem Schurz erſcheint der Mantel als Bekleidung des Oberkörpers, aus dem durch mannigfache Art des Umlegens, Hinzutreten von Kopf- und Armlöchern, teilweiſes Zunähen einer Seite die Tunika, das Hemd, wird. Fügen wir zu dieſen Elementen der Tracht noch die unter den Fuß gebundene Sohle von Tierhaut oder geflochtenem Baſt, die aus denſelben Stoffen gefertigte Kappe für das Haupt, ſo haben wir alle Urformen, aus denen ſich die Kleidung aller Zeiten zuſammenſetzt. An dieſe Kleider heftet ſich der Schmuck, teils ohne inneren Zuſammenhang mit ihnen, als Kette, als Hals- und Armring, teils weſentlich mit dem Kleide ſelbſt verbunden.

Veränderung und Ausbildung des Kleides erfolgt durch die geſteigerten Kulturverhältniſſe. Wenn dieſe Veränderungen lediglich durch das Beſtreben, zu ſchmücken, erfolgen, ſo entſteht die Mode. Die Tracht, die Verbindung von Kleid und Schmuck, iſt daher immer abhängig von der Mode, aber ganz unabhängig von der Frage des Zweckes, des Bedürfniſſes. Die Mode widerſtrebt beiden oft geradezu, ſo z. B. bei den Schnabelſchuhen, der Perücke, dem Reifrocke. Sehr viel gebieteriſcher tritt dagegen der Zweck bei dem Kriegskleide und der Waffe auf, weil Zweckwidrigkeit der Tracht hier ſofort zum Nachteile des Trägers entſcheidet. (A. v. Heyden, „Tracht der Kulturvölker Europas".)

---

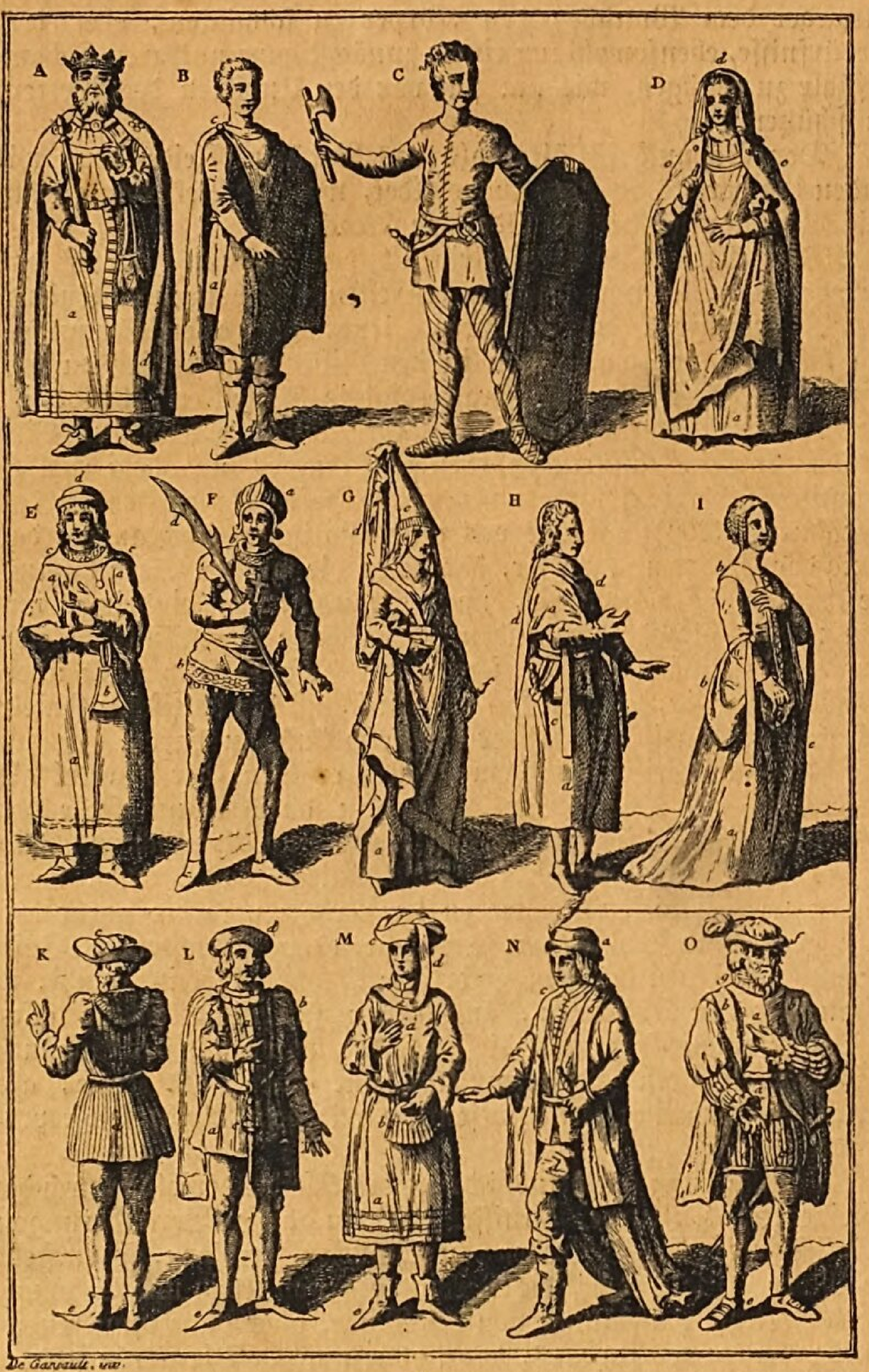
1. Kleider- und Haartracht altrömiſcher Frauen.

Die Abbildungen ſind nach Statuen und Büſten des Altertums gemacht. 1. Lucilla, Gemahlin des röm. Kaiſers Lucius Verus (161—169); ſie trägt unter dem Oberkleide (der Palla) noch 2 andere Kleider; 2. Criſpina, Gemahlin des Kaiſers Lucius Aurelius Commodus (180—192); 3 Mammäa, Mutter des Kaiſers Alexander Severus (235 ſamt ihrem Sohne ermordet); ihre Palla iſt an dem Haarſchmuck angeheftet; 4. unbekannte Frau; 5. unbekannte Frau; die Palla ſcheint mit Pelz gefüttert zu ſein; 6. Fauſtina, Gemahlin des Kaiſers Antoninus Pius (138—161); die unter der Palla getragene Tunika reicht kaum über die Knie; 7. alte Frau, von einigen für eine Sibylla gehalten; 8. und 9. Büſten von Frauen, deren Haare um die Rundung des Kopfes gekräuſelt ſind; 10. ein von Euodus in Aquamarin geſchnittener Kopf; er wird für das Bild der Julia, der Tochter des Kaiſers Titus (78—81) gehalten; 11. Kopf der Sabina, Gemahlin des Kaiſers Hadrian (117—138); 12. Kopf der Fauſtina (ſiehe 6); 13., 14., 15. Haartrachten aus gekräuſelten und in einander geflochtenen Locken; 16. Kopfputz aus der ſpäteren Kaiſerzeit; über der Stirne erheben ſich bis zur Höhe von 15 Centimeter 5—6 künſtlich über einander getürmte Haarlocken, auf dem Hinterhaupte bilden die Zöpfe einen Kreis. Der ganze Aufſatz wird durch eine Haarnadel (acus criminalis = Schlichtnadel genannt) zuſammengehalten; 17. angeblich Bild der Plotina, Gemahlin des Kaiſers Trajan (98—117); über der Stirne liegen 3 Reihen von Edelſteinen, das Hinterhaupt iſt mit einer eigentümlichen Haube bedeckt; 18. Marmorbüſte einer Unbekannten mit ſehr ſchöner Haartracht.

2. Fußbekleidung der Alten.

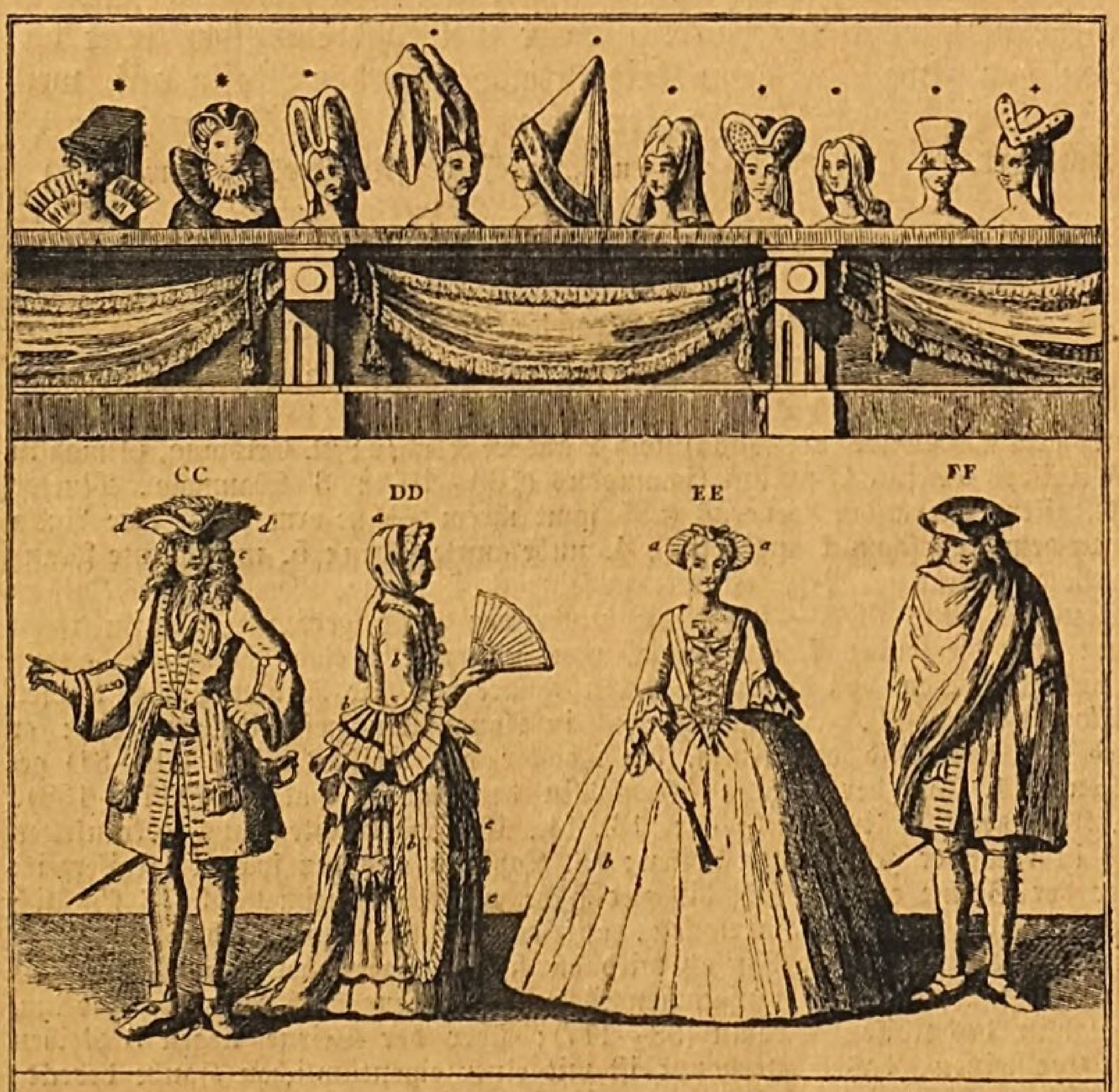
1.—8. Halbſtiefel und -Schuhe, welche den Fuß nicht ganz bedecken und bis an die Waden reichen, darunter: 4. der Fuß des Königs Pyrrhus von Epirus (etwa von 318—272 v. Chr.), 6. der Fuß eines Tänzers oder Springers, 7. der Halbſtiefel eines Legionsſoldaten, 8. ein Soldatenfuß aus der Zeit des Kaiſers Theodoſius (reg. 379—95); 9. und 10. weiche Lederſchuhe; 11.—13. Stiefel; 14.—18. Holzſohlen, welche durch Riemen an dem Fuße feſtgehalten werden; 19. und 20. häufig getragene Schuharten der Römer; 22. unſeren Schuhen ähnliche Fußbekleidungen; 23. und 24. Schuhe und Hoſen von Armeniern, Parthern, Deutſchen, Galliern; 25. Fuß eines Skythen; 26. mondförmige Schnalle oder Hafte (lunula) aus Silber oder Elfenbein, Auszeichnung der Schuhe von Konſuln und Senatoren; 27., 28., 29., 33., 36., 40., 41., 42. Fußbekleidung, bei der zwiſchen der großen Zehe und der nächſten ein Riemen durchgezogen iſt; 29. und 33. haben an den Stellen, an denen die Riemen durchgehen, große Nagelköpfe; 37. Schuhe, unten mit ſpitzen Nägeln beſchlagen, wahrſcheinlich Eis- und Gebirgsſchuhe.

Zur Geſchichte der Trachten.



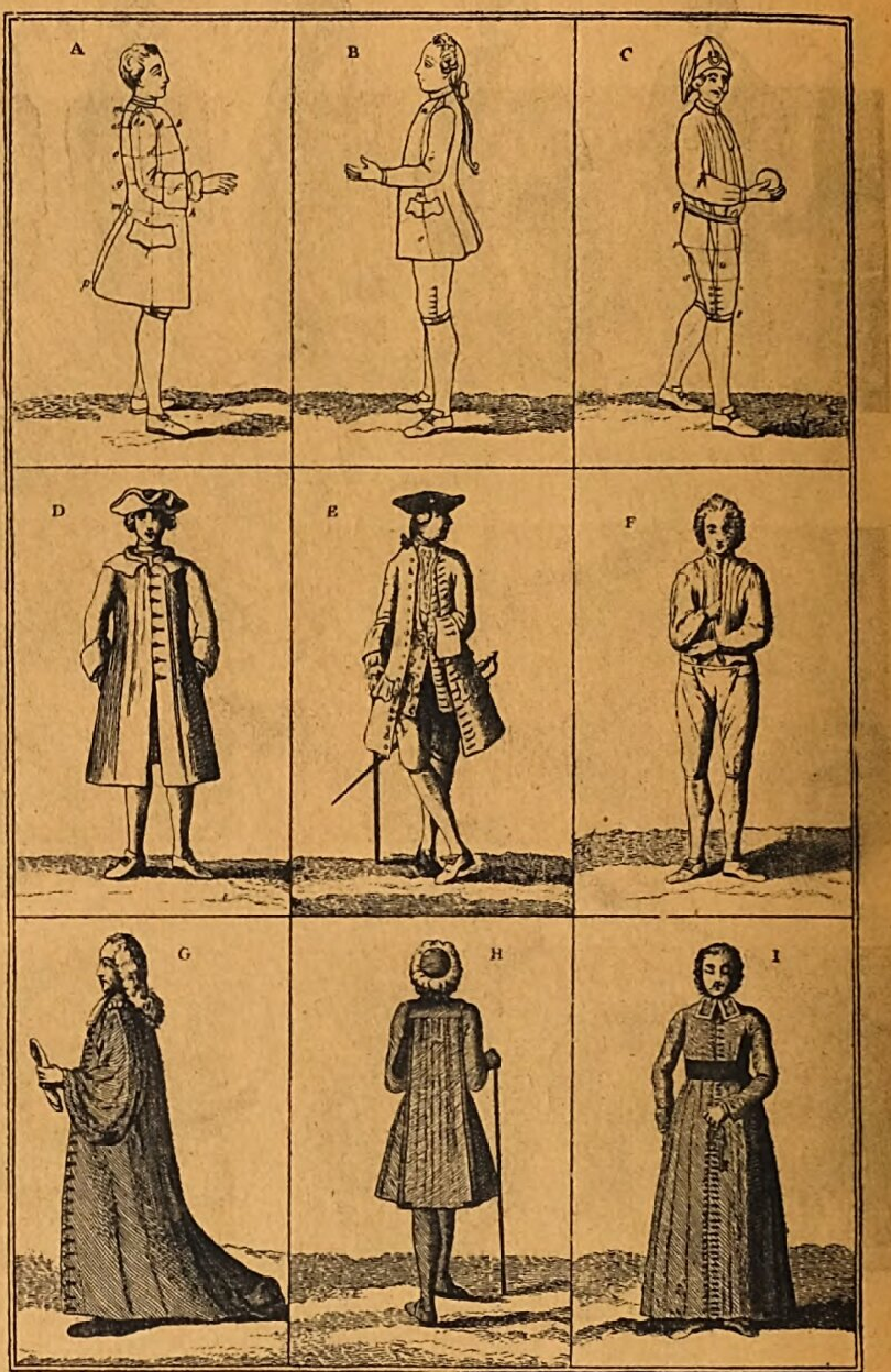
De Garsault, inv.

I.



De Garsault, inv

II.



De Garsault. inv

III.

Von M. Roland de la Platière (1734-93). — „L'art du fabricant" (L'art du tailleur.),

I.

A König Chlodwig. B Fränkiſch-röm. Tracht. C Krieger. D Frau um 1204. E Mann um 1285. F Krieger um 1346. G Frau, Zeit der Kreuzzüge. H Mann in Tunika und Kapuze. I Frau in langem Kleide. K Mann mit Schnabelſchuhen. L Mann mit ſchnabelförmigen Holzſchuhen. M Mann im Wams. N Mann mit Unterkleid und Wams. O Mann in kurzſchößigem Wams.

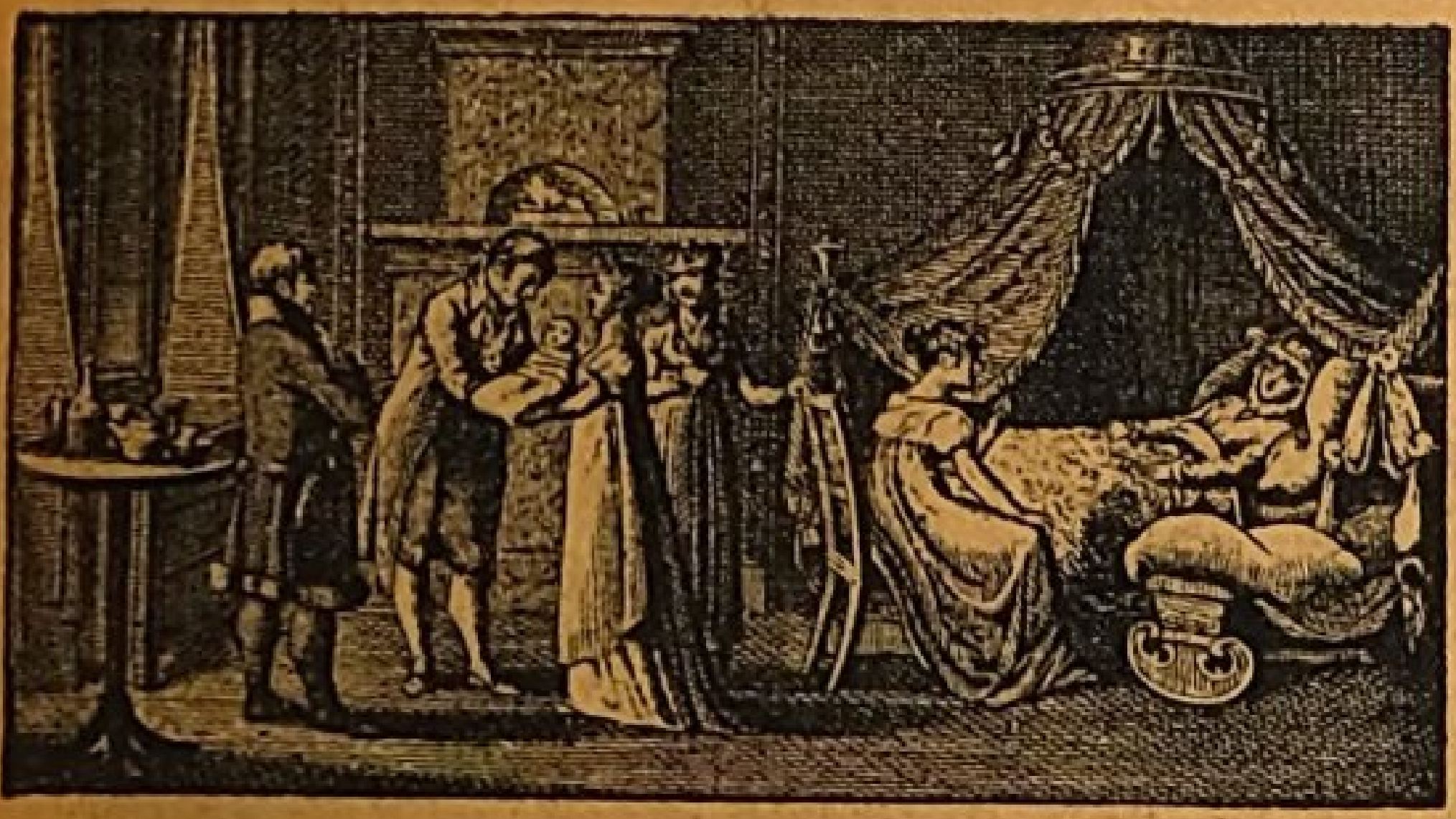
II.

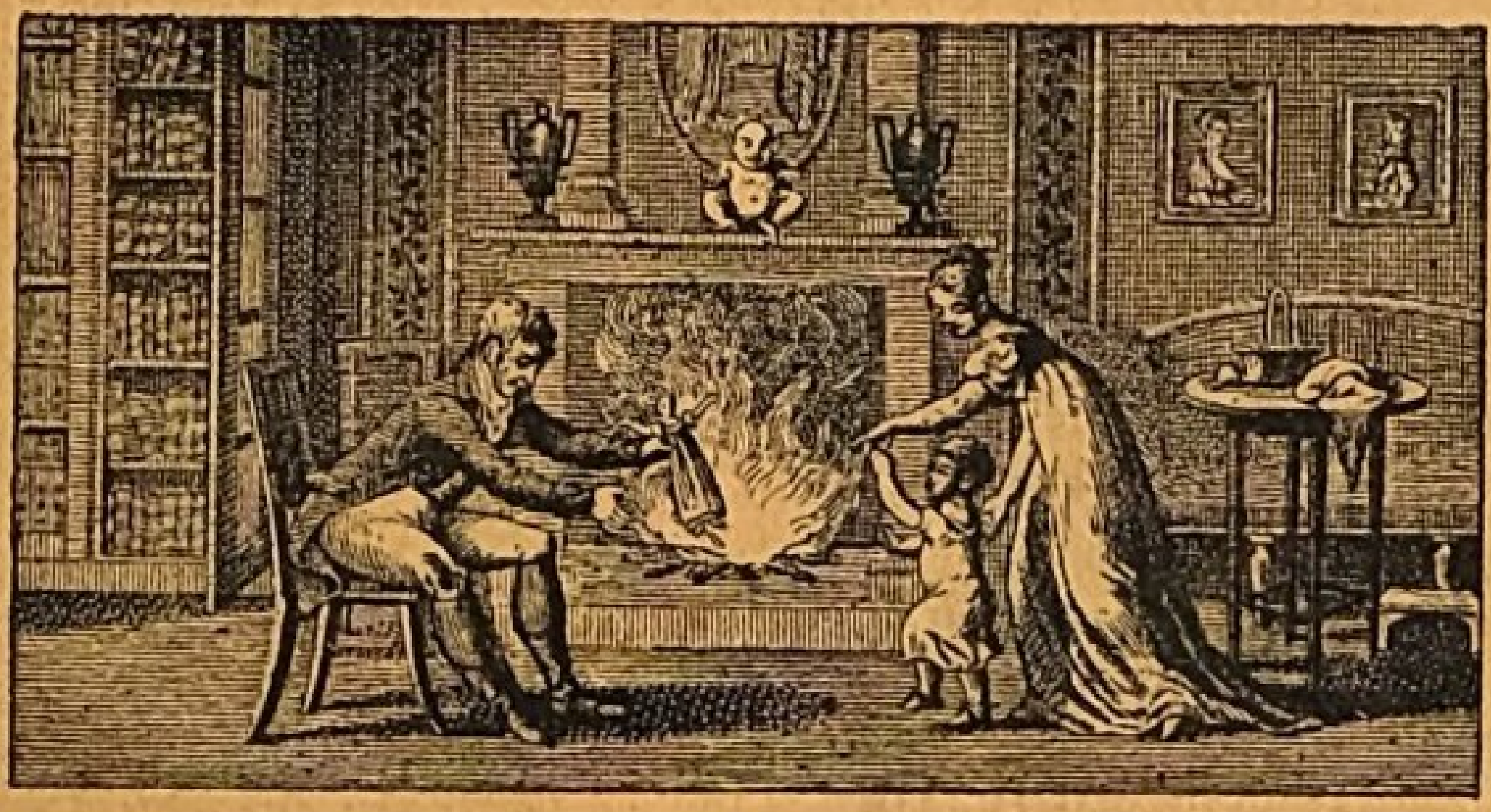
Oberſte Abteilung: Büſten, Kopftracht verſchiedener Jahrhunderte. Die mit einem Kreuzchen bezeichnete zeigt die Tracht des 13. Jahrhunderts, die mit kleinen Sternchen bezeichneten tragen meiſt (mit Ausnahme der 2. und 3. von links an) den Hennin (ſpr.: Annang), eine urſprünglich zuckerhutförmige Kopfbedeckung, die am unteren Rande verbrämt, oben mit einem Schleier bedeckt war und bald verſchiedene Geſtaltung erhielt, die beiden mit größeren Sternchen bezeichneten die Kopfbedeckung von 1500. — **Mittlere Abteilung:** CC Mann im Oberrock: a die Schärpe, b Halstuch, c Perücke, d Federhut, e mit der Kniehoſe verbundene Strümpfe, f vorne abgekappte Schuhe mit hohen Abſätzen; DD Frau mit Kopfputz (a), b Schultertuch; c mit Falbeln beſetzter Rocke, d Fächer; EE Frau mit Locken und Reifrock; FF Mann im Mantel. — **Unterſte Abteilung:** A Frau in Unterkleidern (Vorderanſicht); B dieſelbe von rückwärts geſehen; E Frau im Hauskleide; C und D Frau in voller Tracht (Vorder- und Rückſeite).

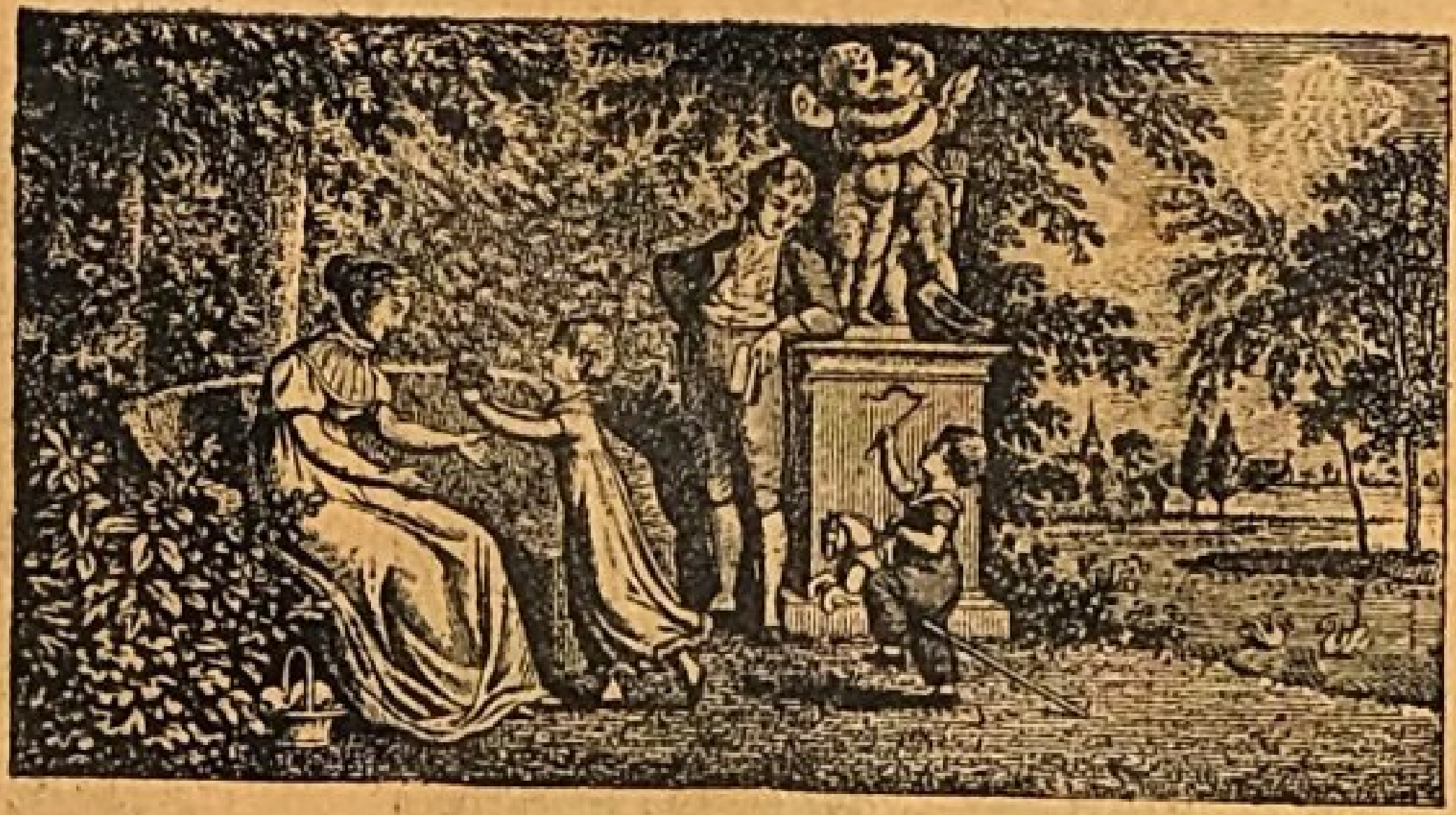
III.

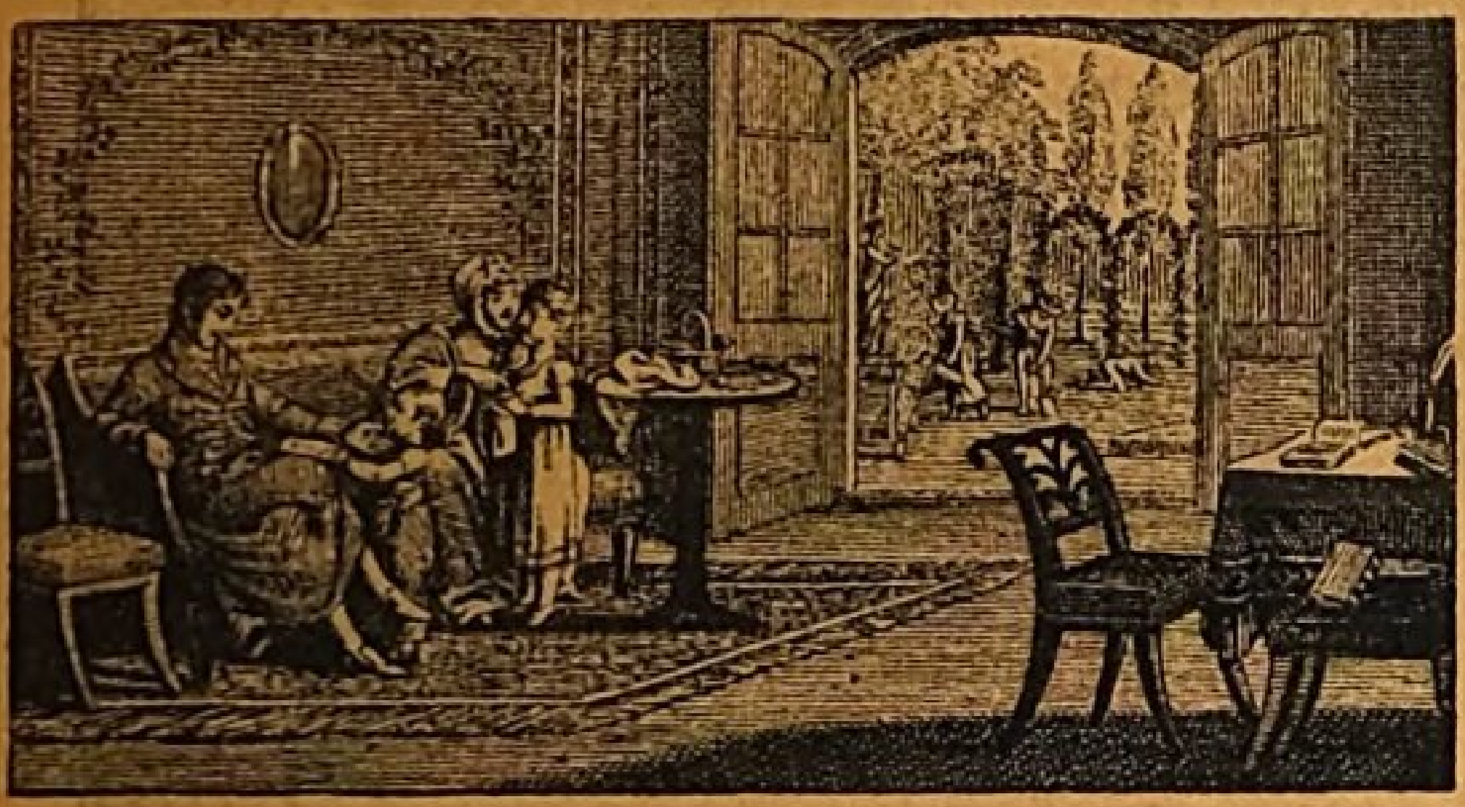
A Mann, an dem die Maße für den enganſchließenden Oberrock (Juſtaucorps) in punktierten Linien ſichtbar ſind; B Mann im Unterkleide (Schoßweſte); C die Maße der Kniehoſe; D der Reit- oder Reiſerock (Redingote; riding coat); E der Beſuchanzug: Oberrock, Schoßweſte, Kniehoſe, Strümpfe, Schuhe, Degen und Stock; F die Latzhoſe; G Gerichtsbeamter in der Amtstracht; H kathol. Weltprieſter in kurzem Mäntelchen; I kathol. Geiſtlicher im Amtsanzuge (Sutane, Gürtelbinde und Bäffchen).

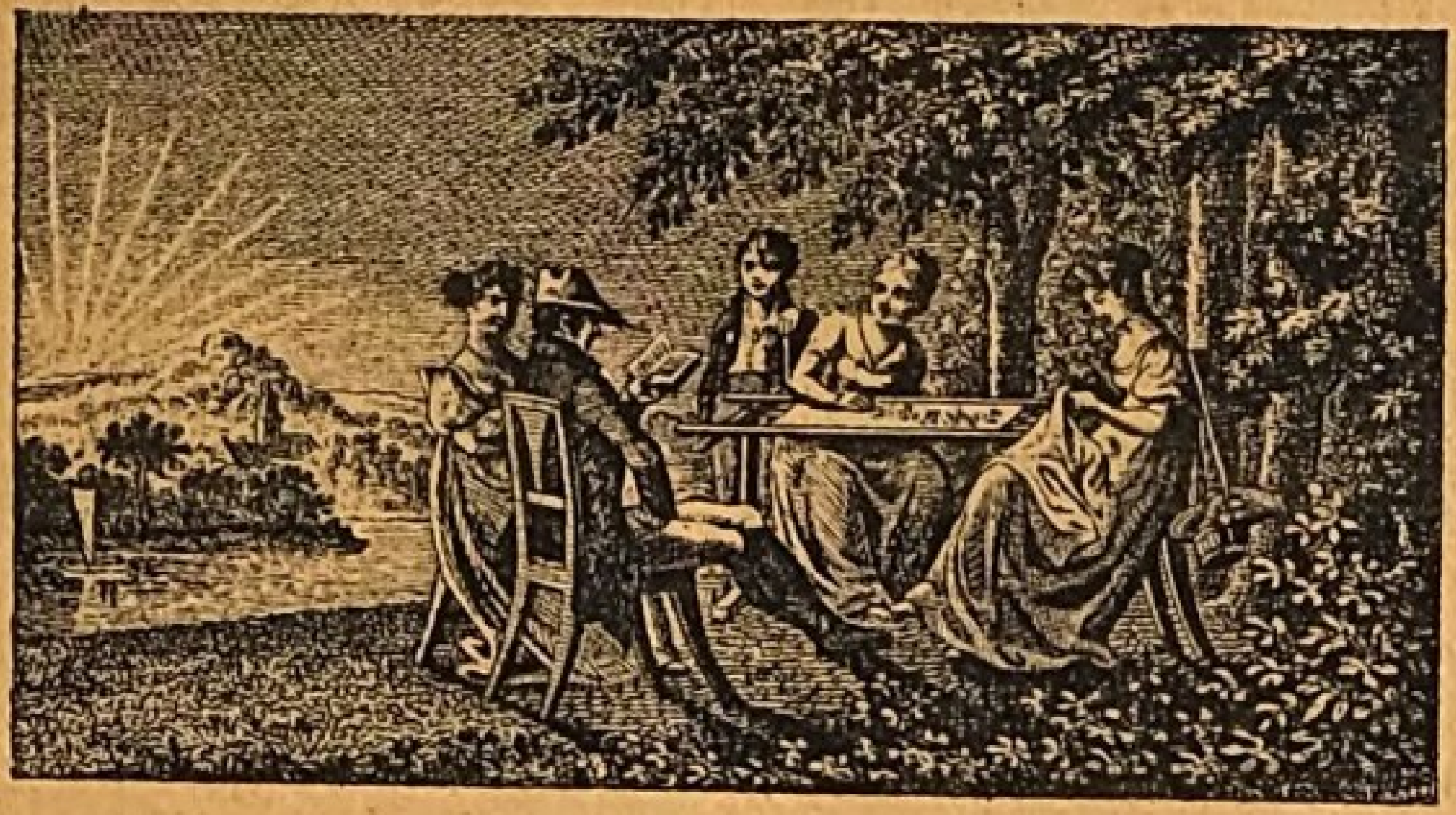
Familienleben.

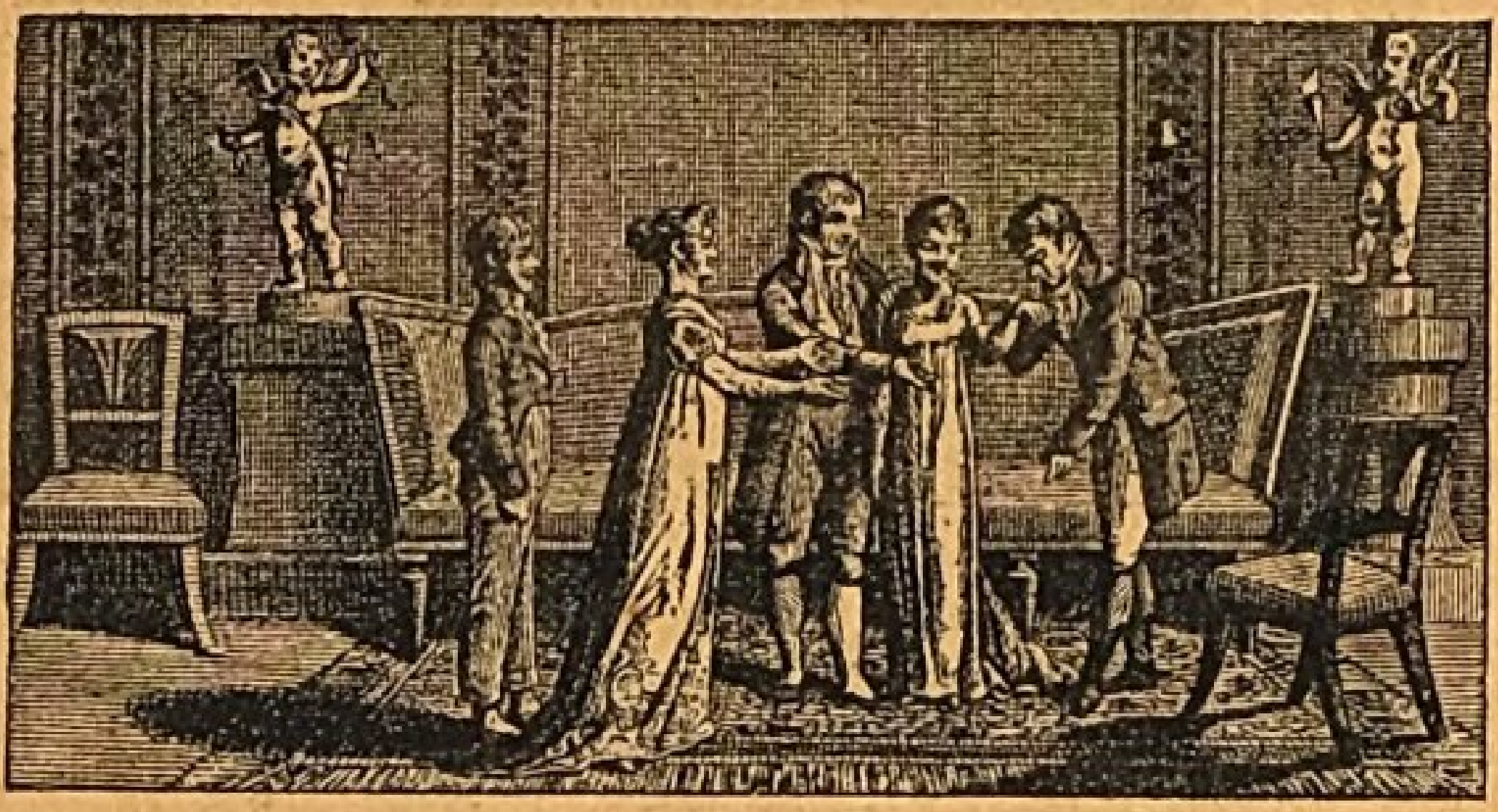

Das neugeborene Kind.

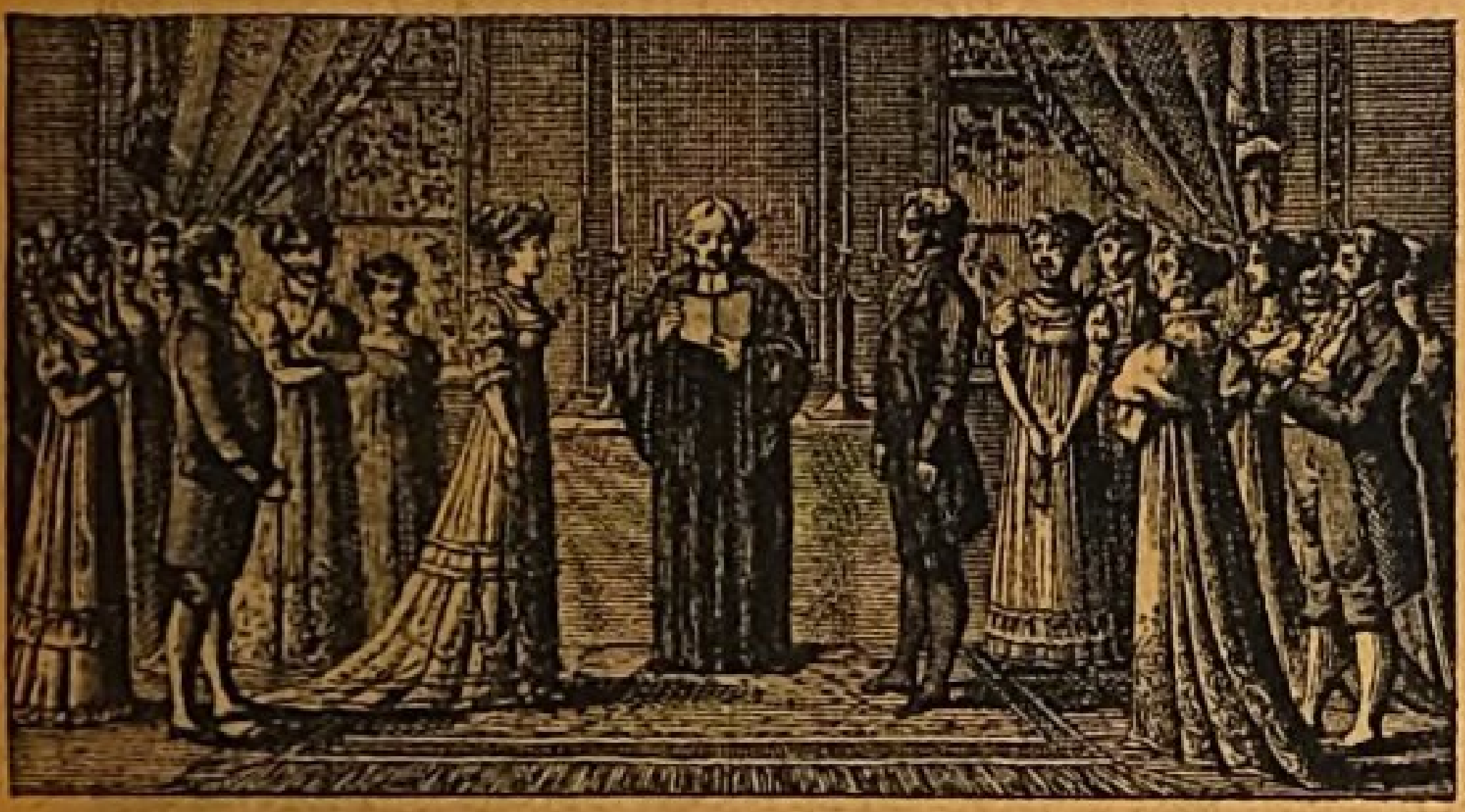

Erſte Gehverſuche.

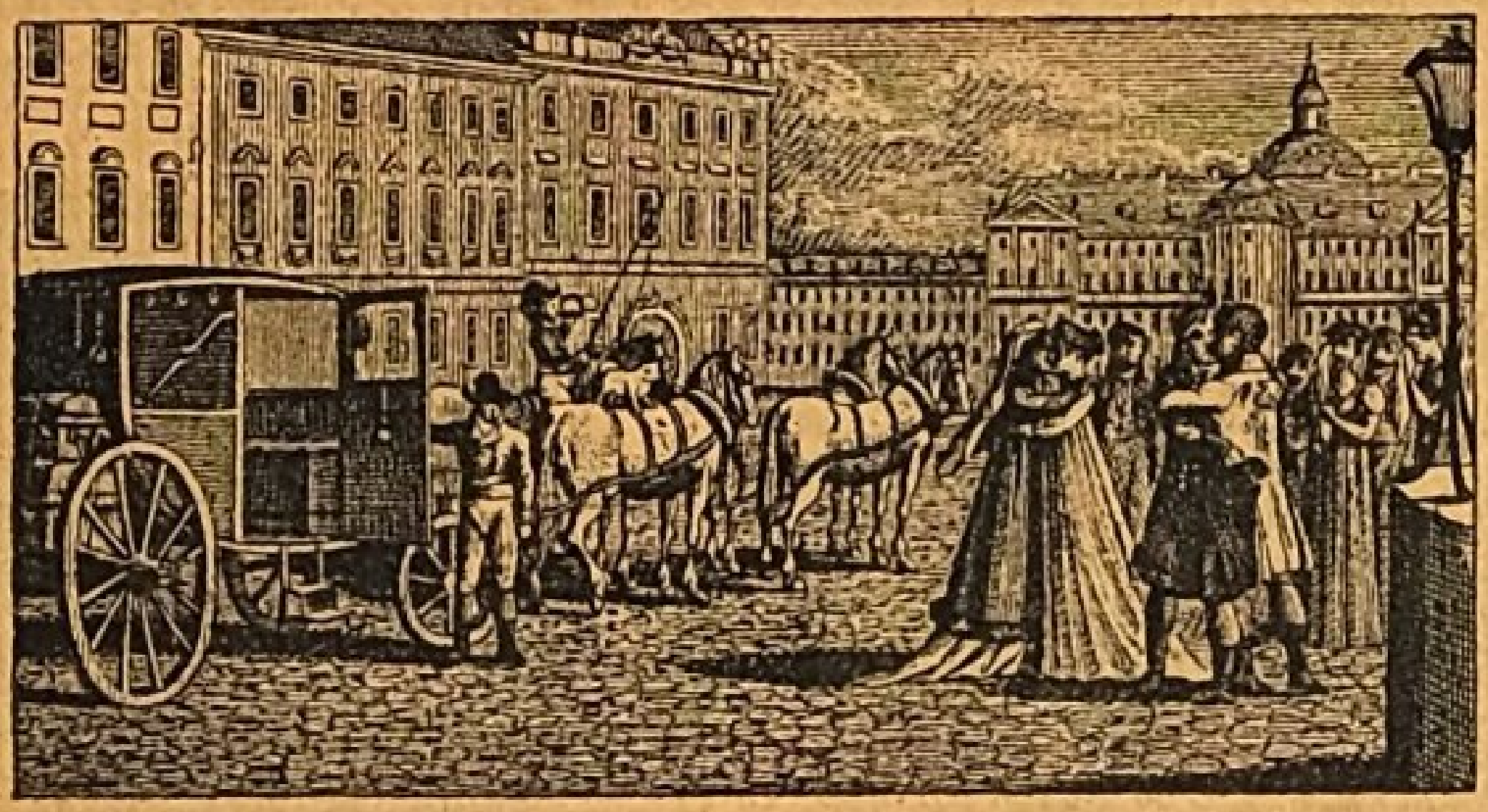

Kinderluſt.

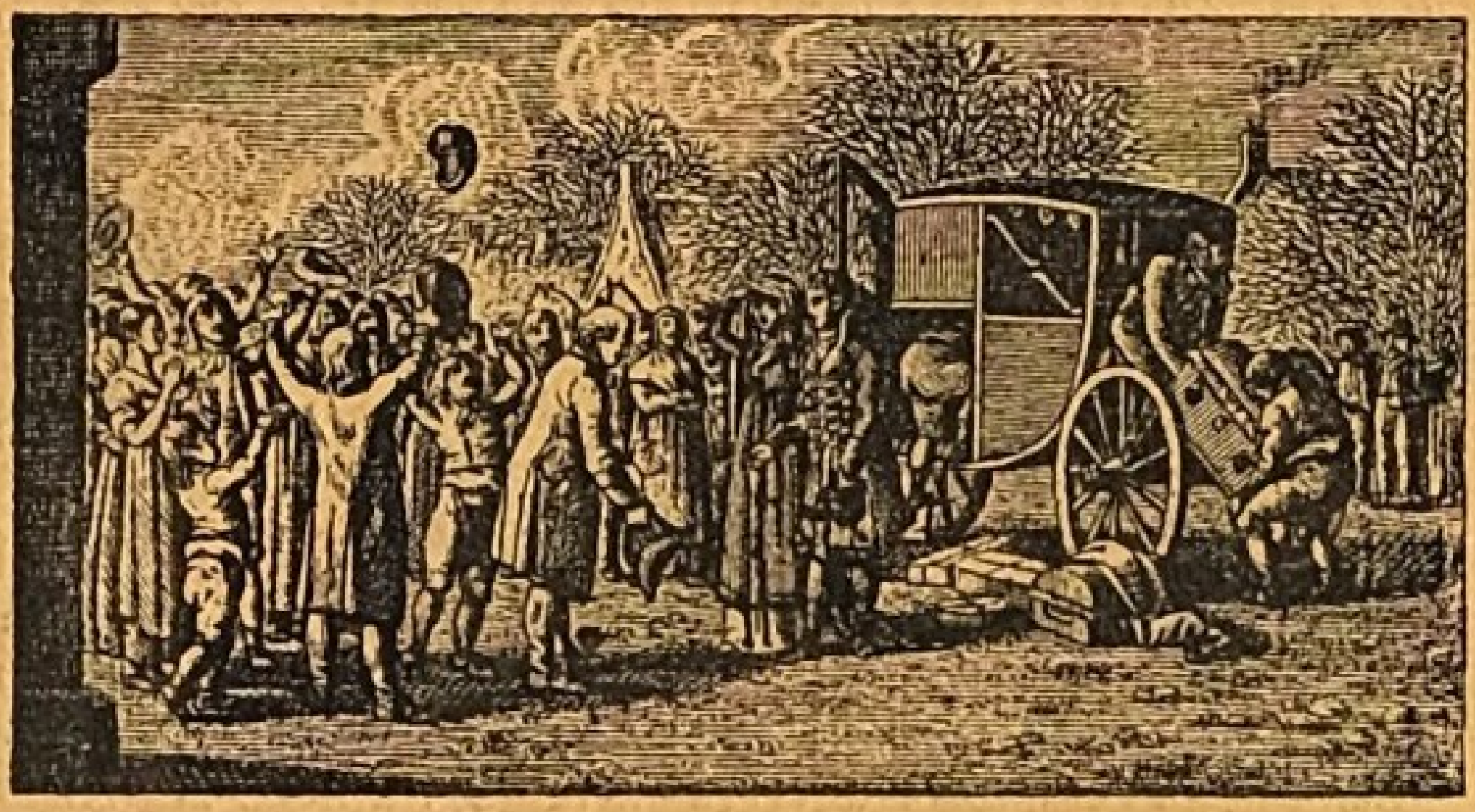

Familienglück.


Liebesfrühling.

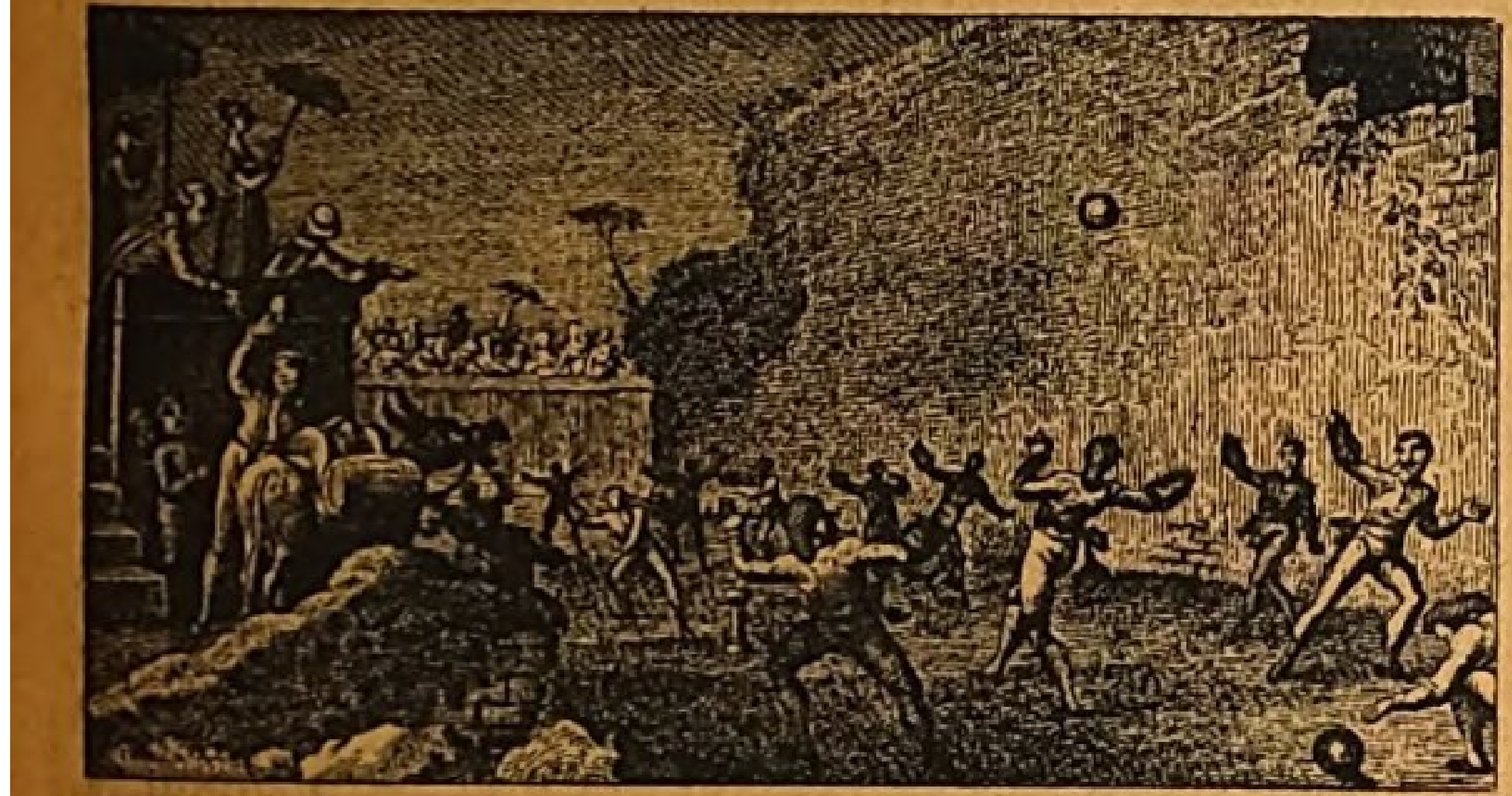

Verlobung.

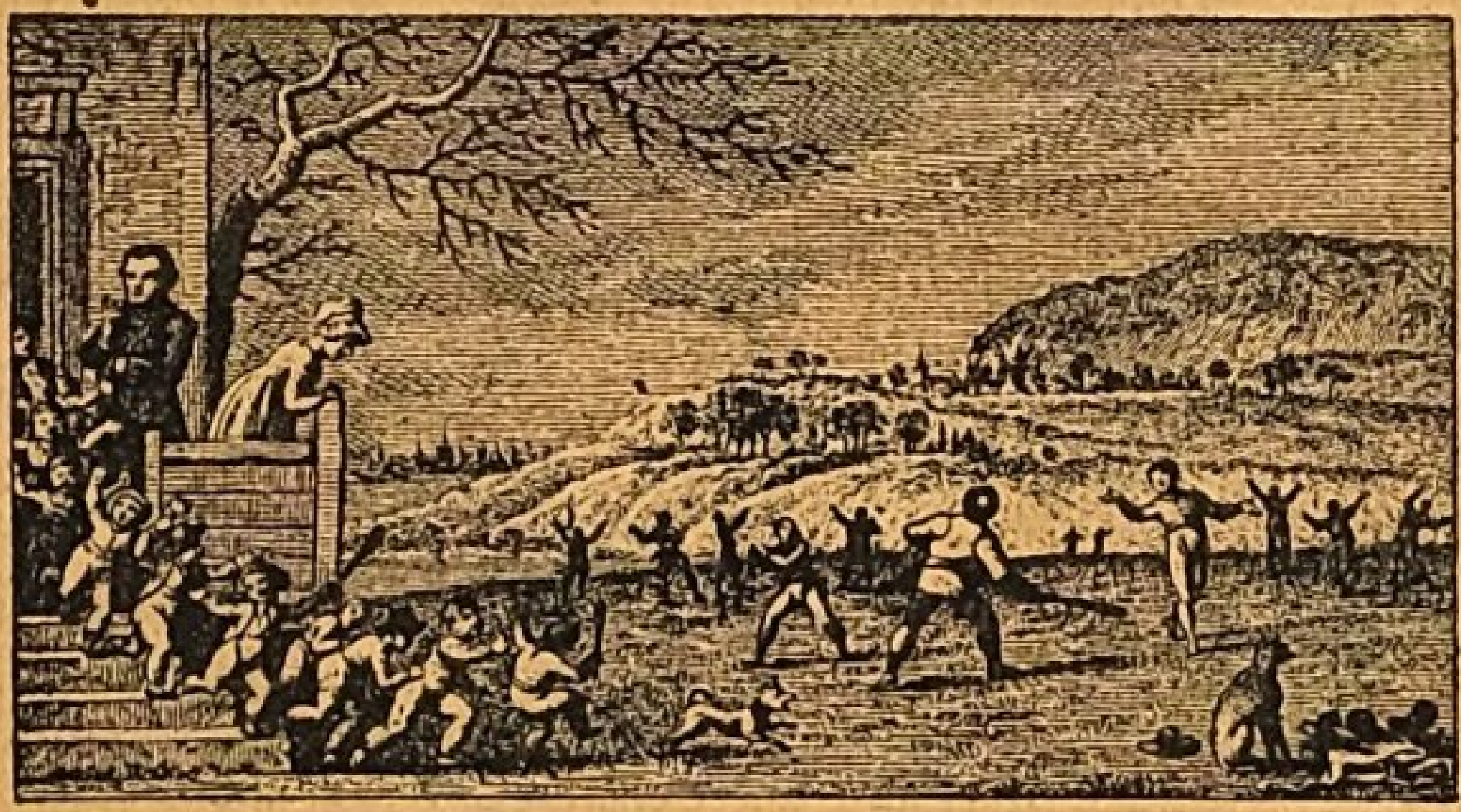

Trauung.

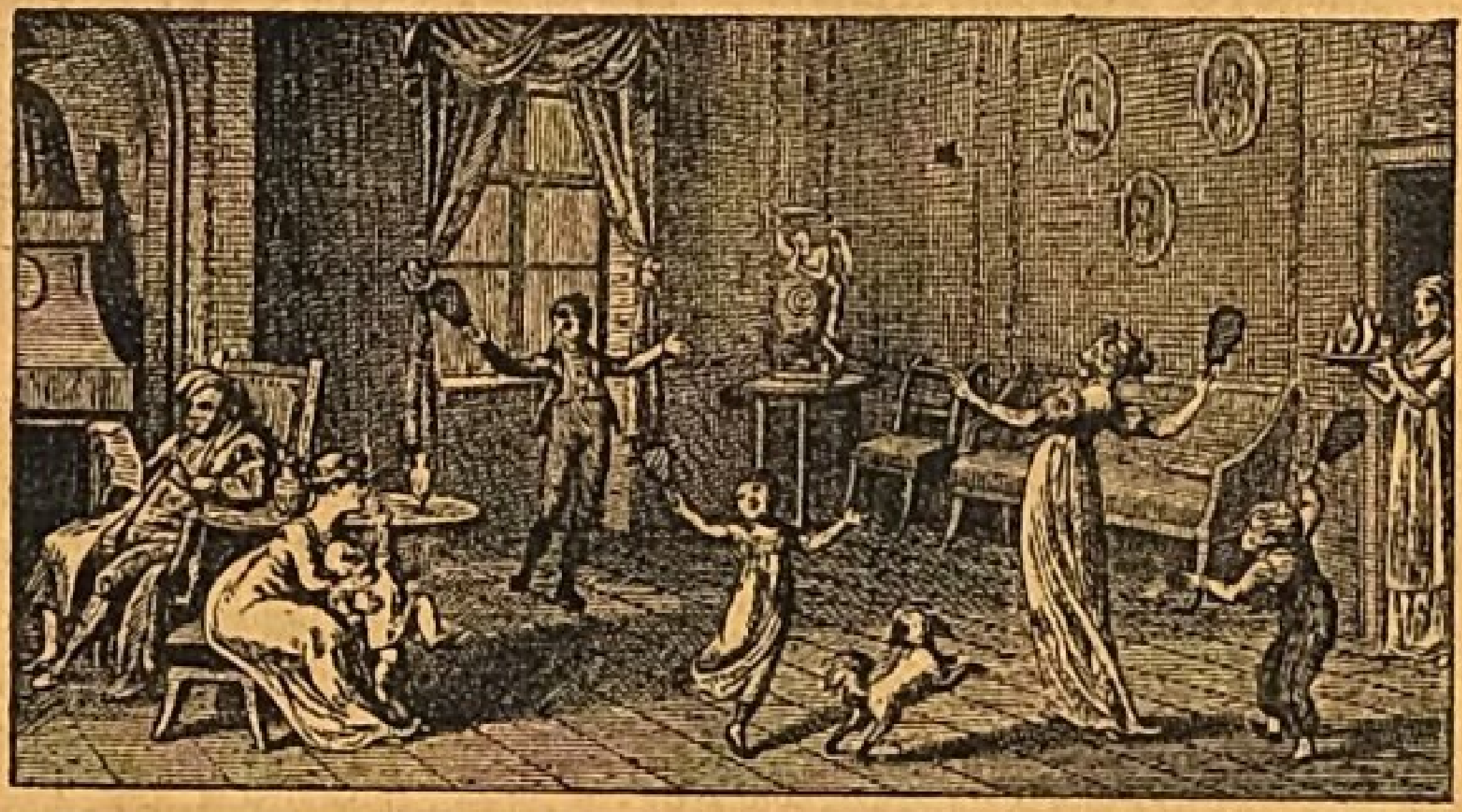

Abſchied vom Elternhauſe.

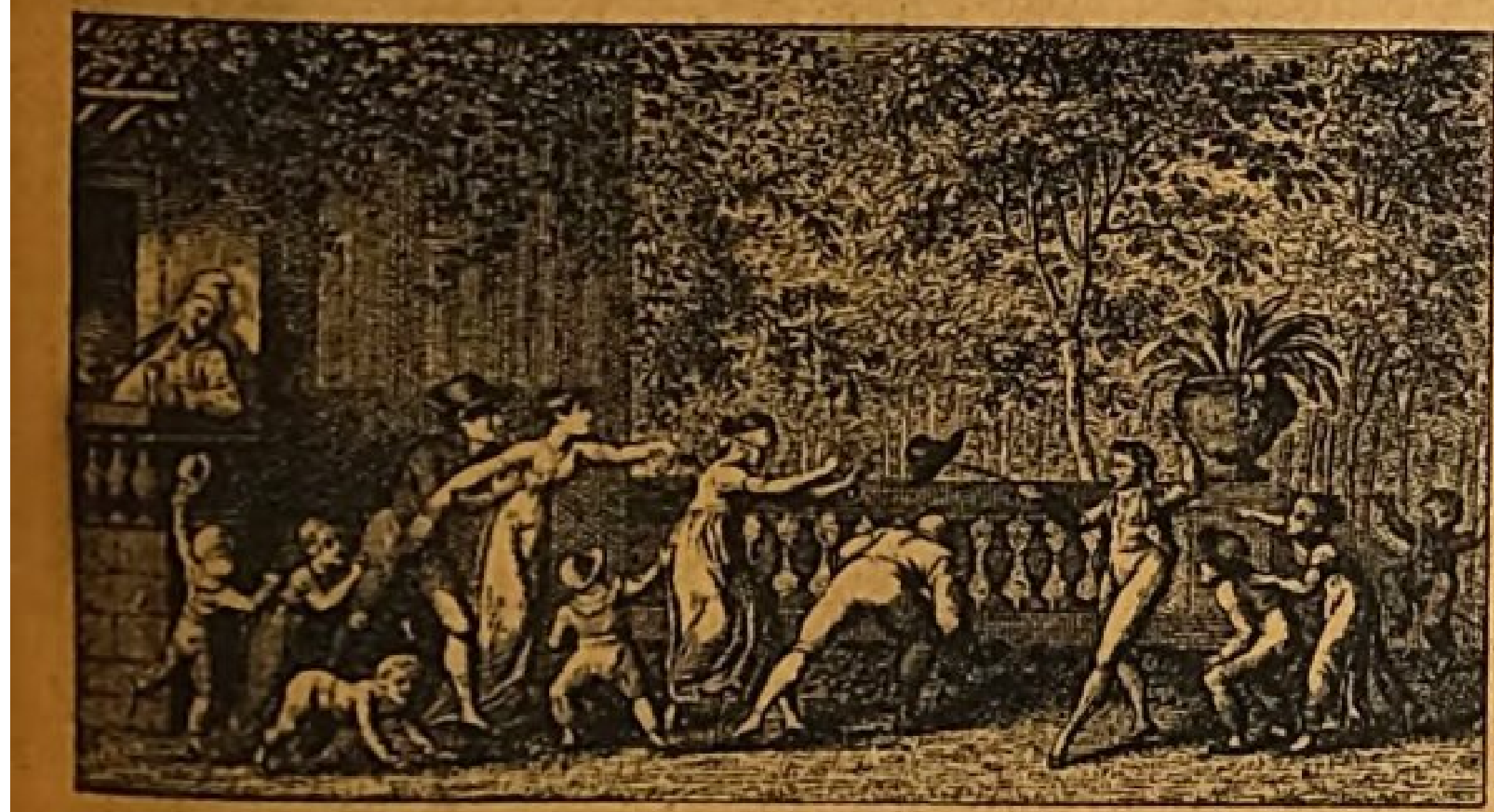

Ankunft in der neuen Heimat.

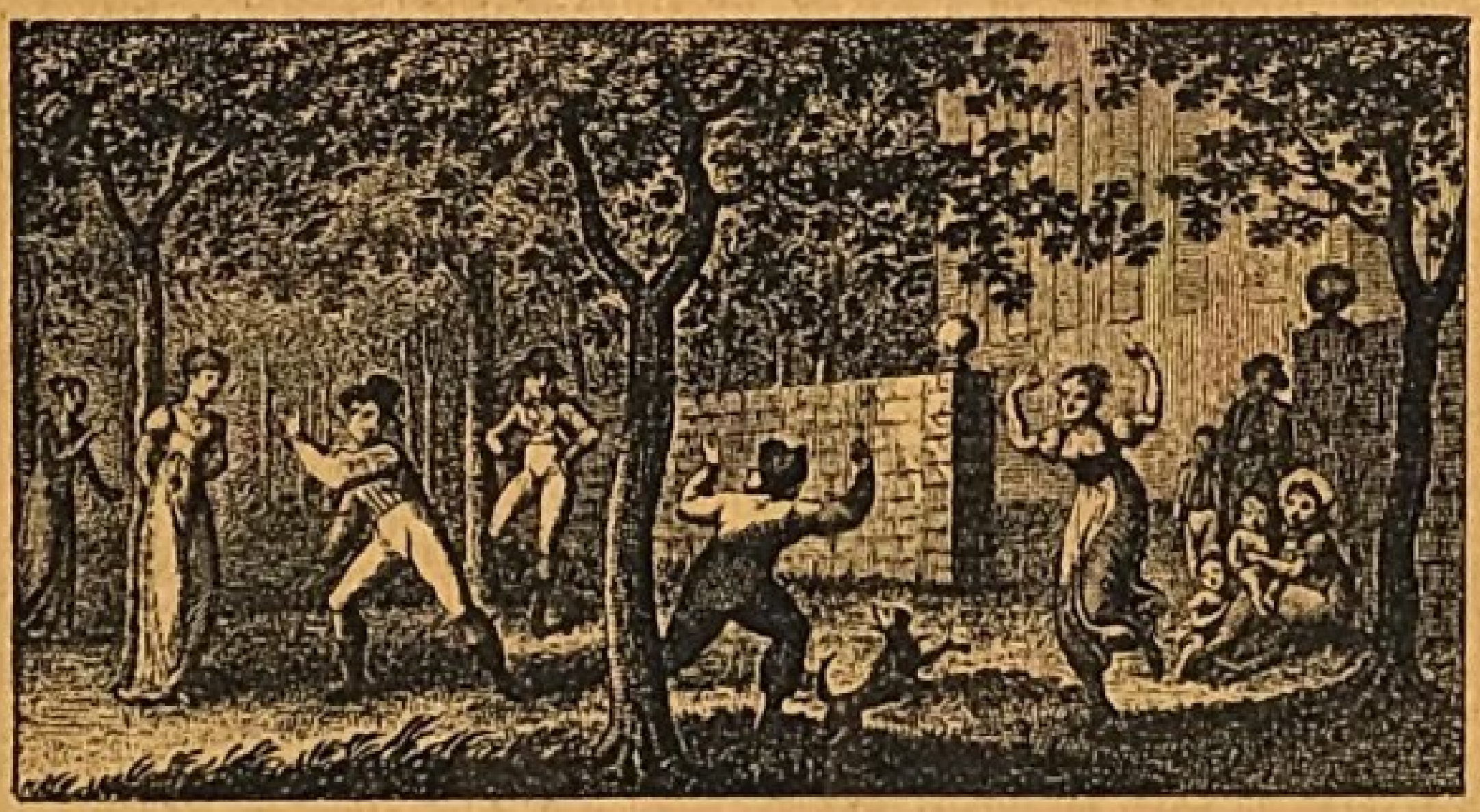
Unterhaltungen.

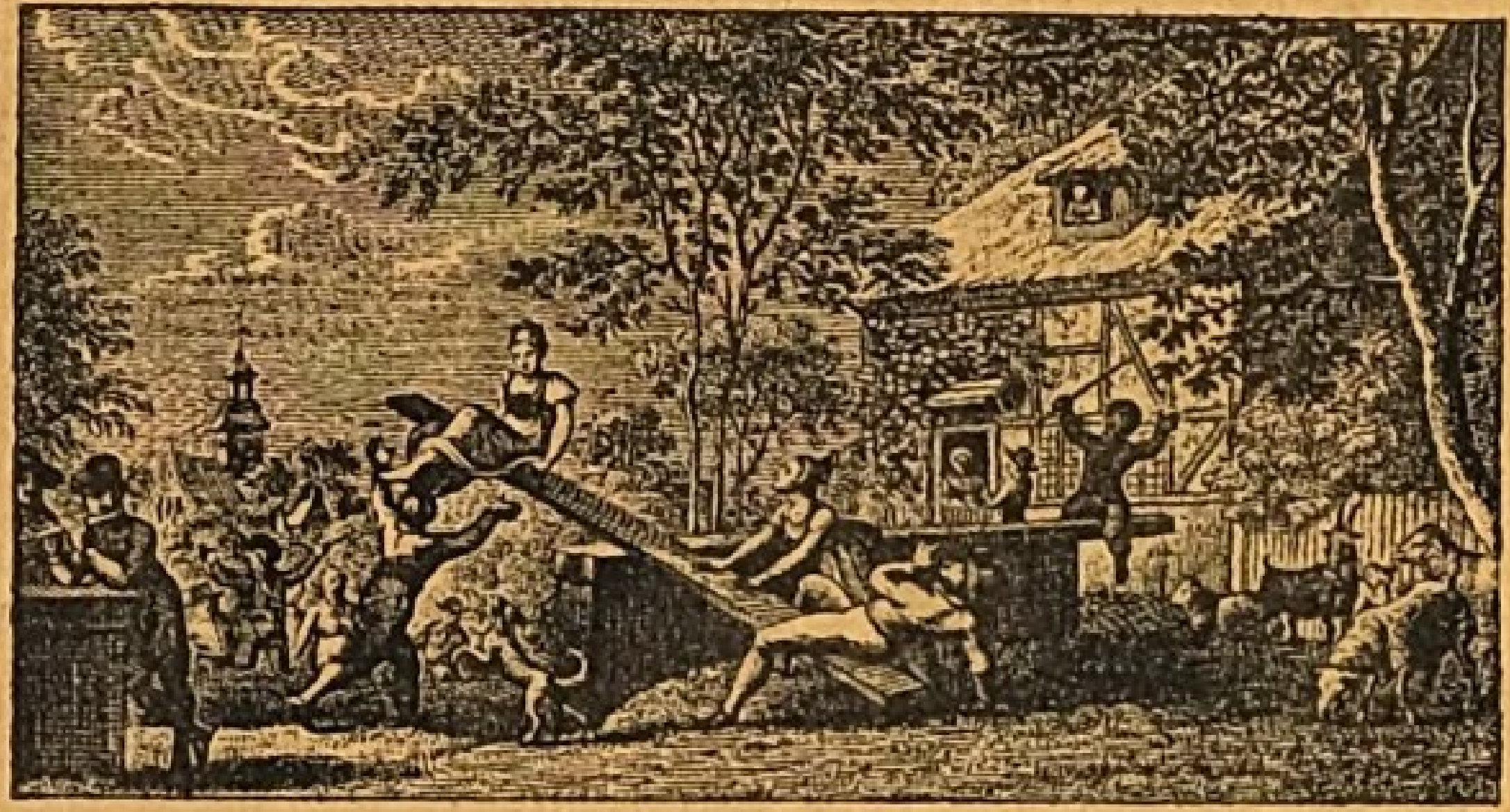

Ballſpiel.

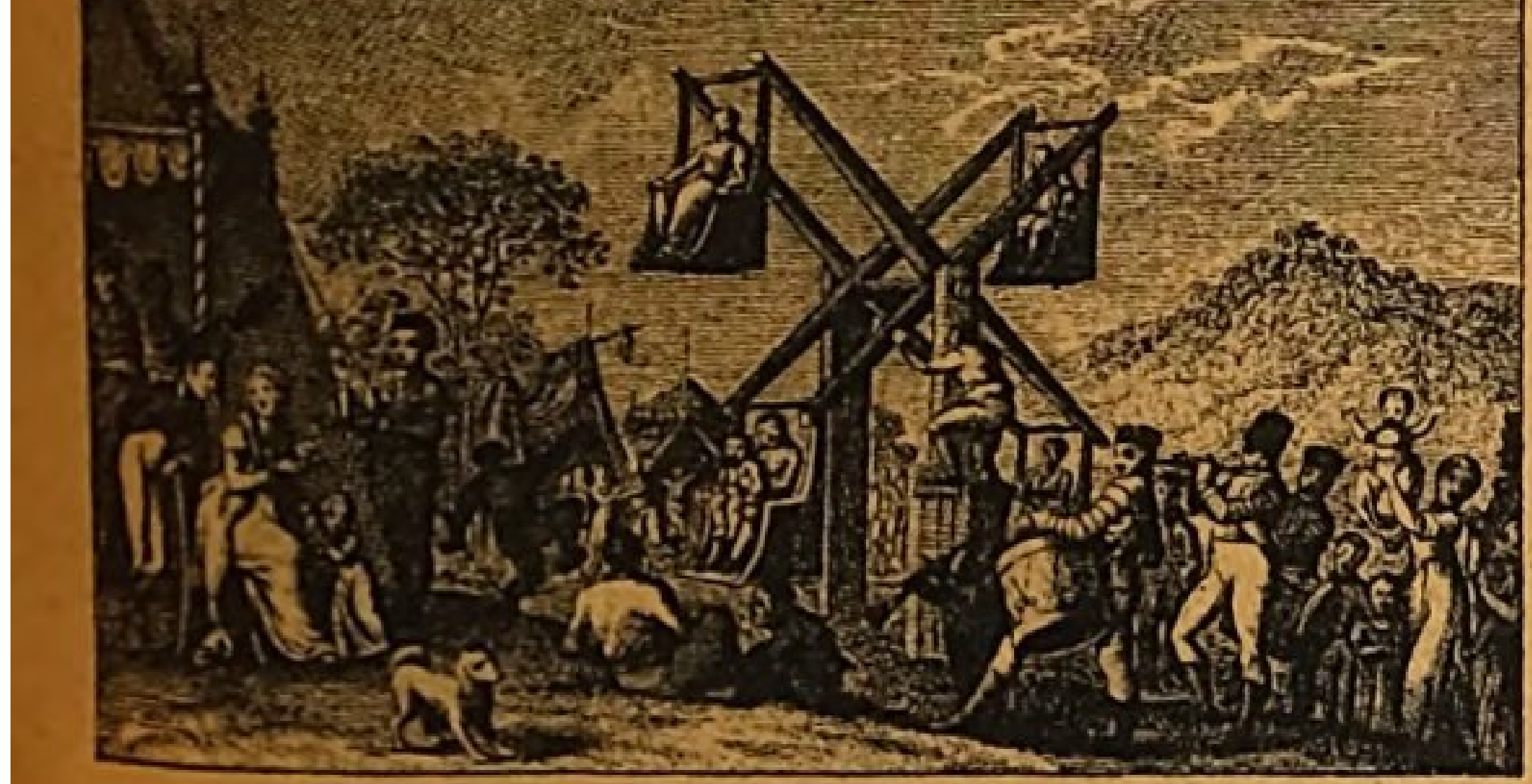

Schlagballſpiel.

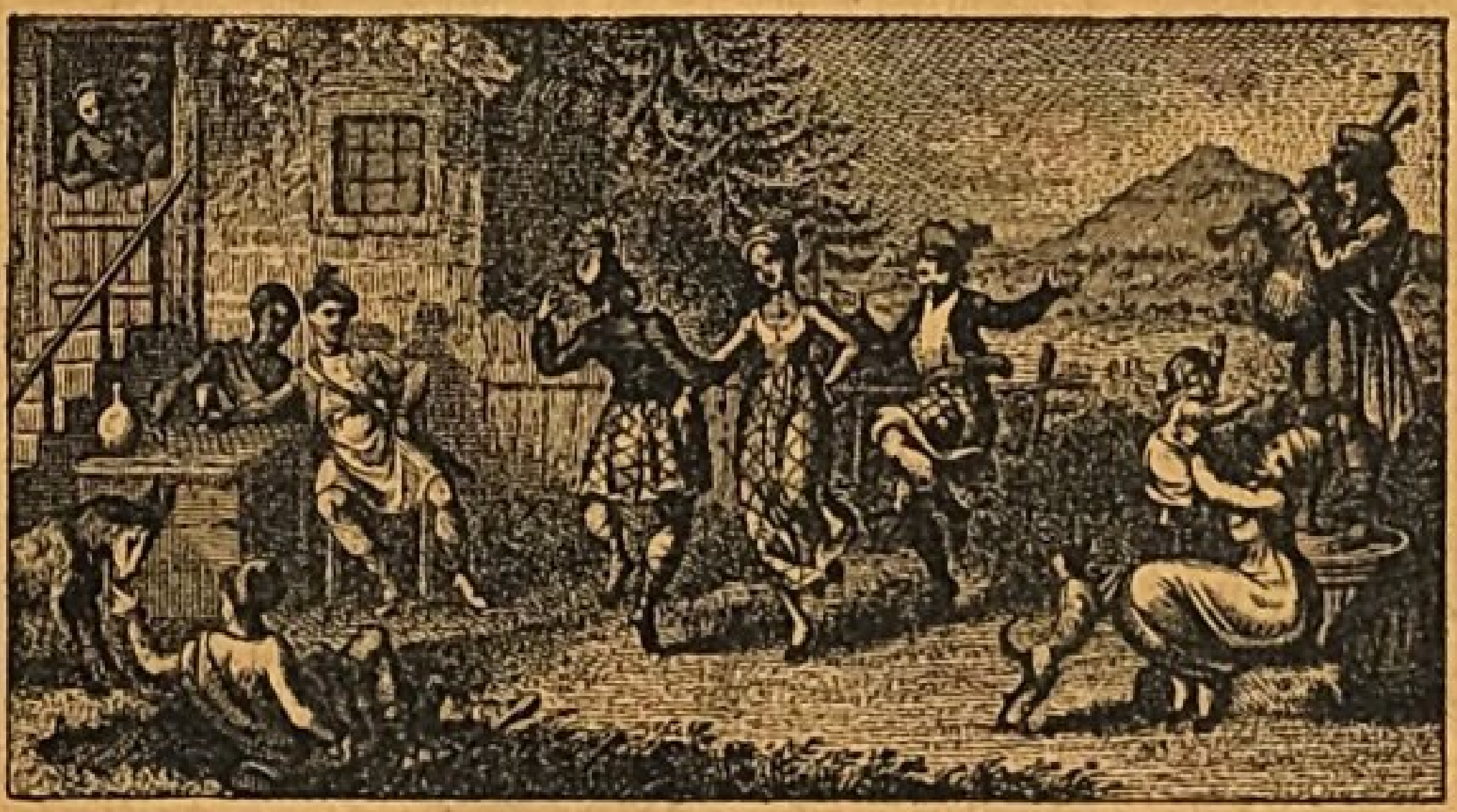

Federballſpiel.

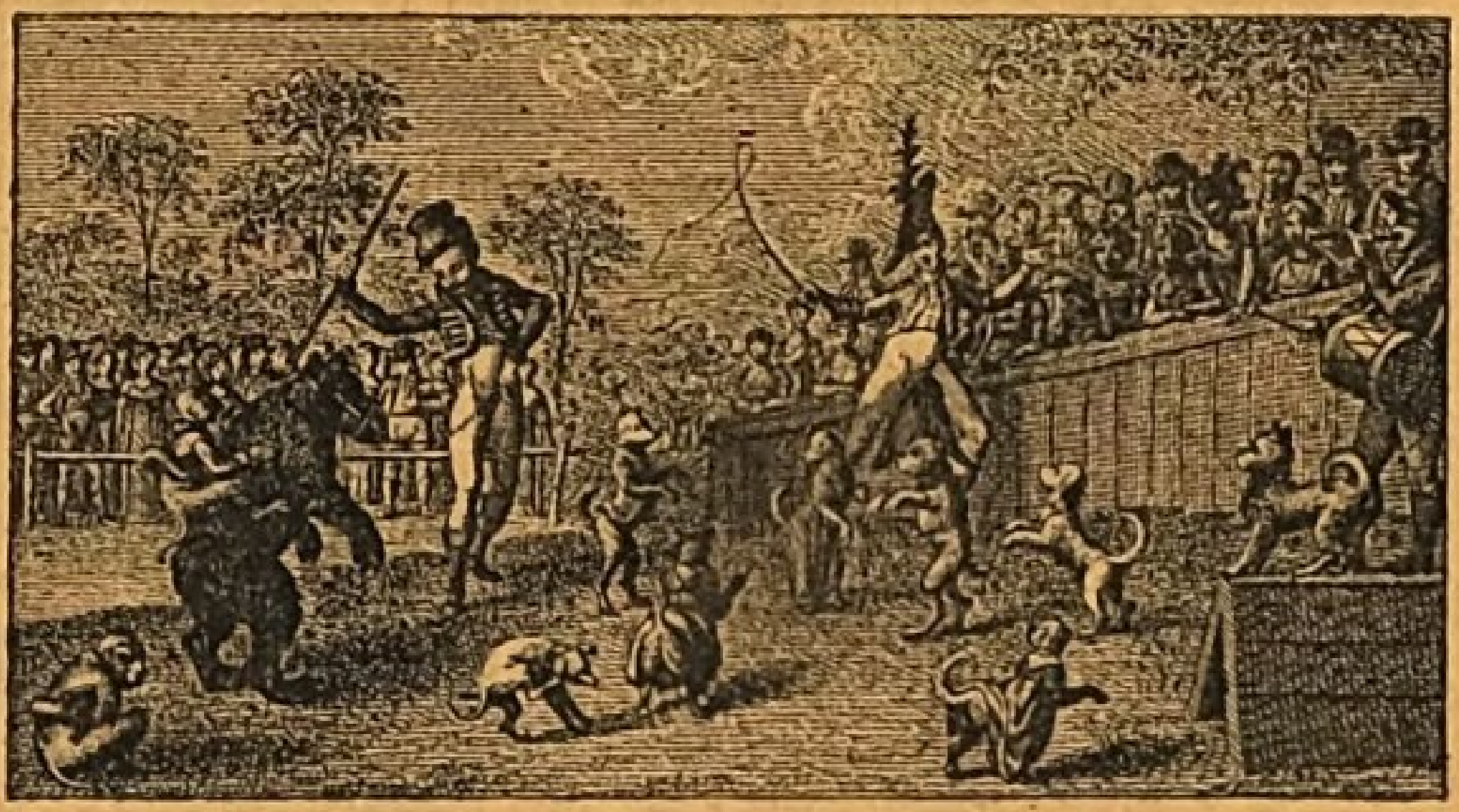

Blindekuh.


Wo iſt die Scher?


Schaukel.


Ruſſiſche Schaukel.

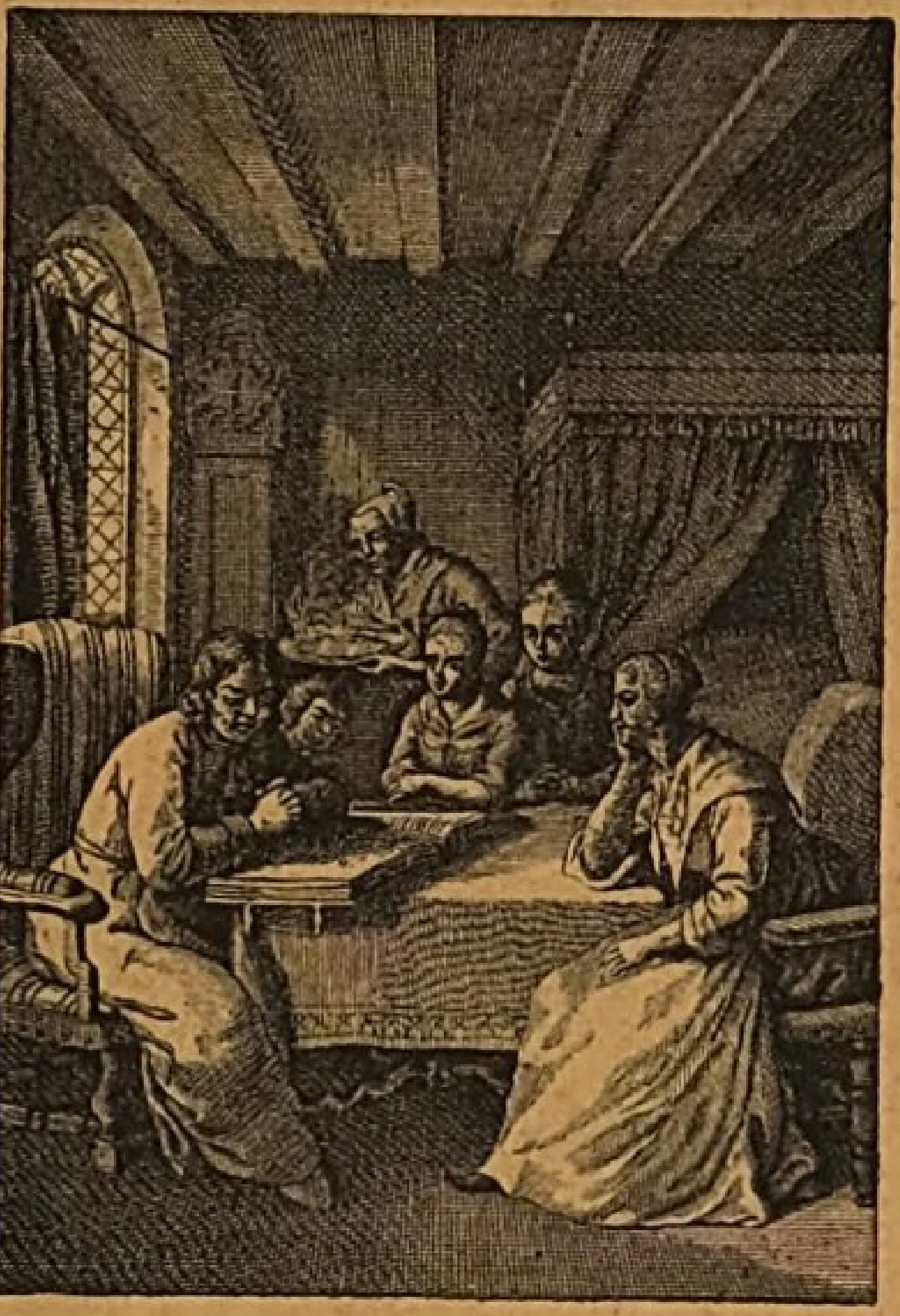

Ländlicher Tanz.


Abgerichtete Tiere.

(Nach: Taſchenbuch für das Jahr 1811 ff. Frankfurt a. M.)

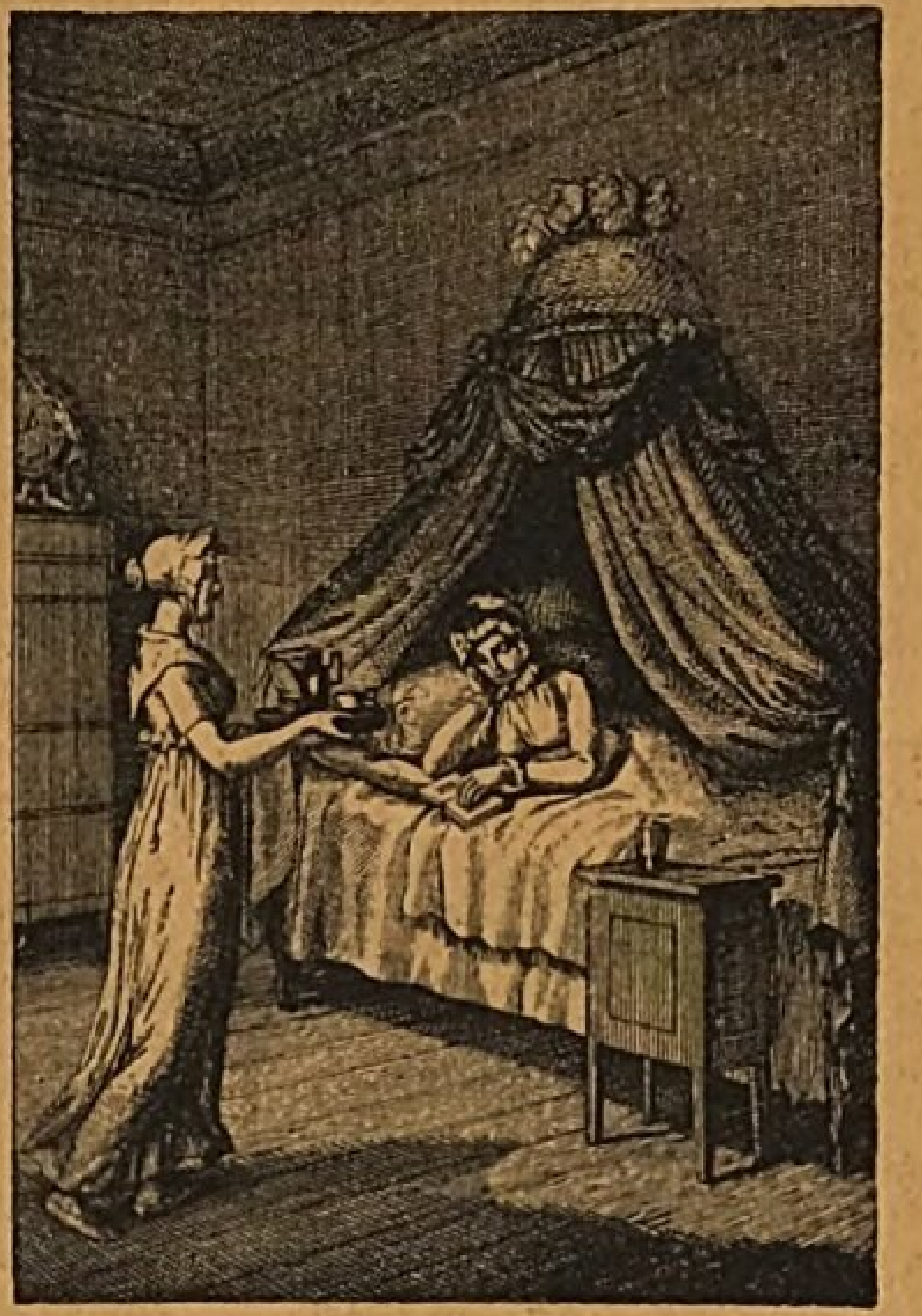
Der Sonntag ſonſt und jetzt.

Nach Bildern von Frau Henry, geb. Chodowiecki.



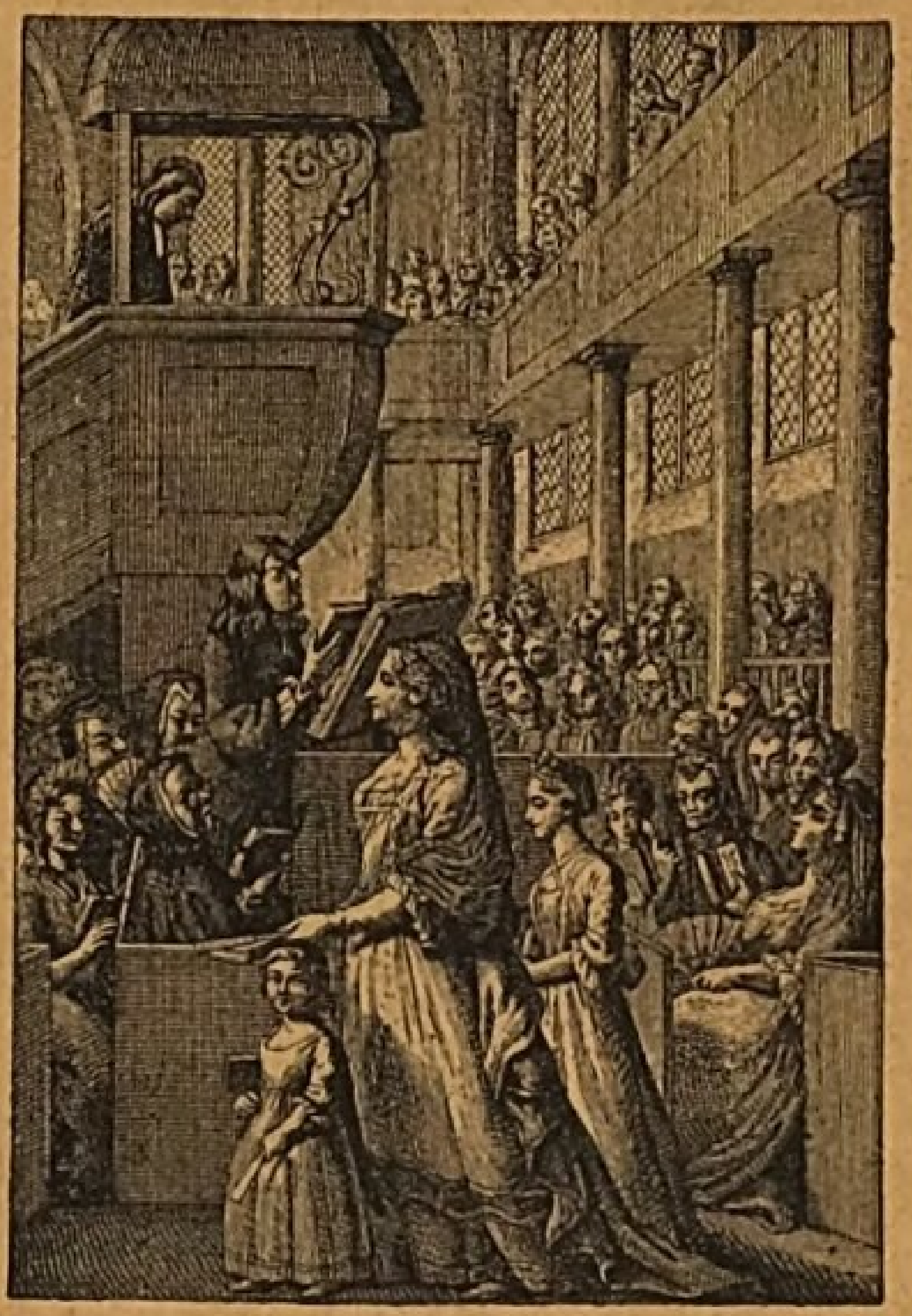
Die Morgenandacht (ſonſt).

Die — ſchon früh morgens 6 Uhr, wie der Uhrzeiger andeutet — verſammelte Familie hört die Vorleſung eines Bibelabſchnitts. Erſt dann wird die nahrhafte Suppe gegeſſen, welche die Magd hereinbringt.



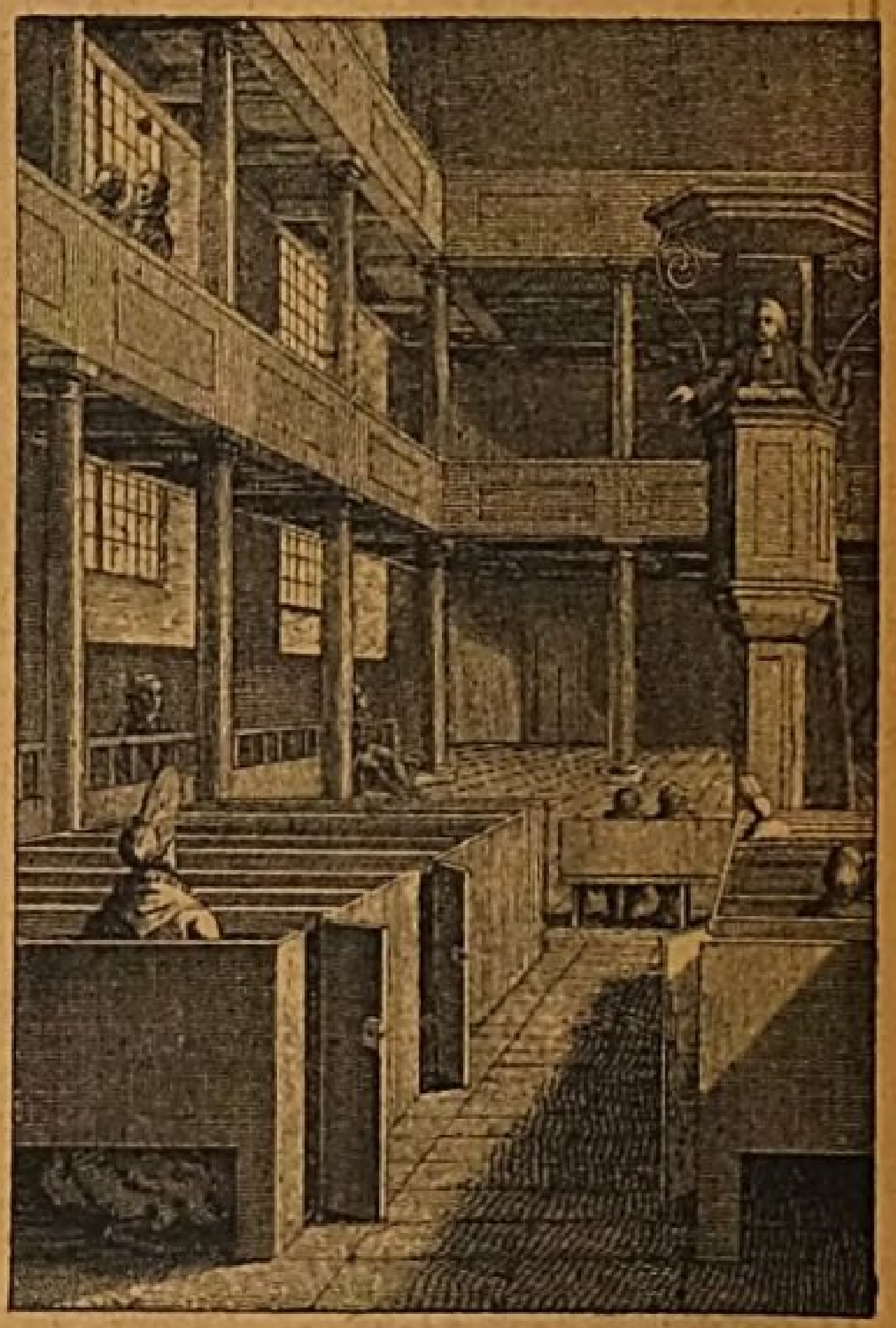
Die Morgenandacht (jetzt).

Die auf 9 Uhr ſtehende Uhr läßt ſchließen, daß die Hausfrau ſpät zu Bette gegangen. Statt der Bibel ein Unterhaltungsbuch, ſtatt der Suppe — Kaffee, die Zofe unfertig angekleidet, die Familie in alle Winde zerſtreut.



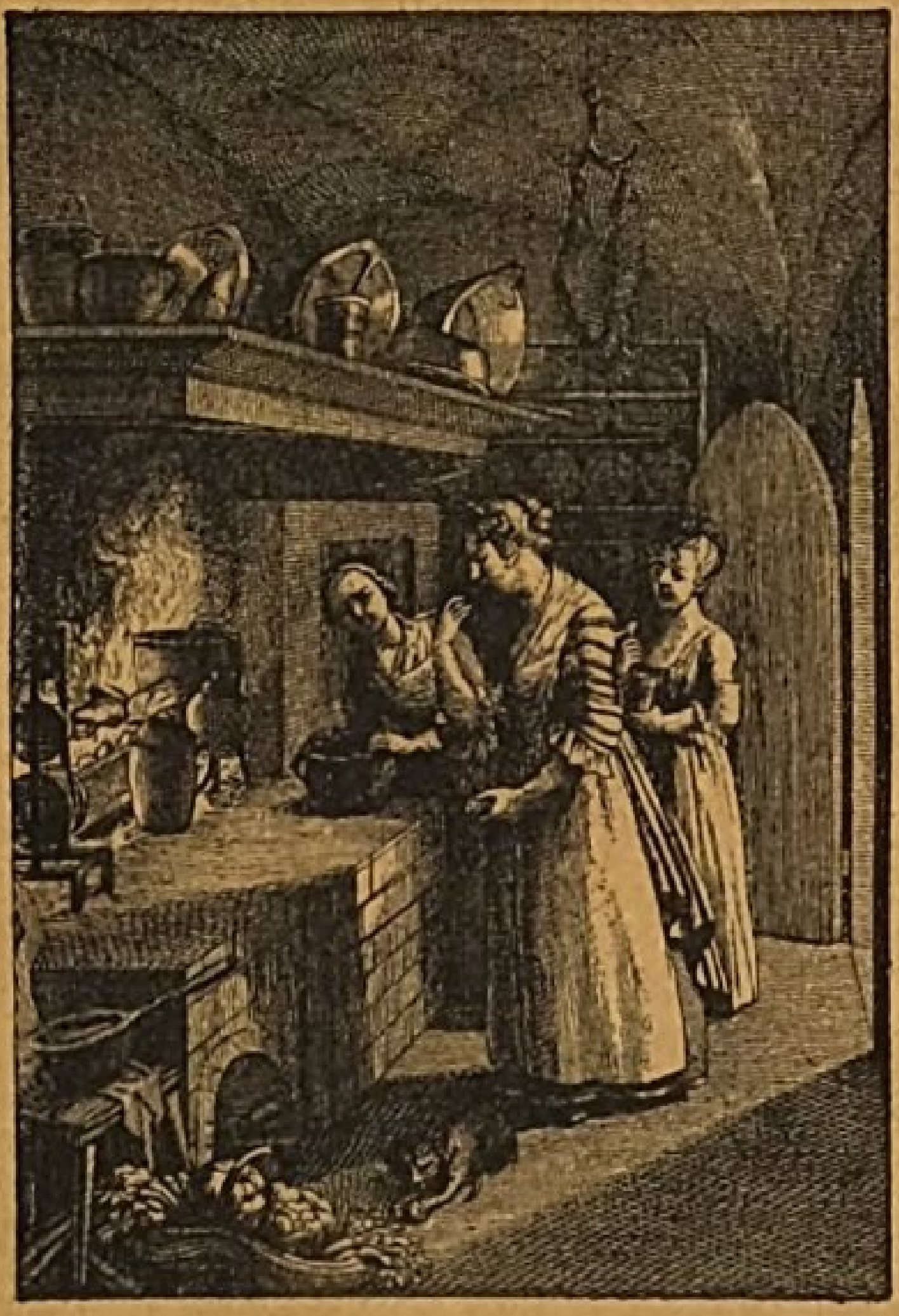
Der Kirchgang (ſonſt).

Eine volle Kirche; der Vorſänger ſingt den letzten Vers; der Geiſtliche bereitet ſich in ſtillem Gebet vor. Die vornehme Frau mit ihren Töchtern geht in vollem Sonntagsſchmuck in ihren Kirchenſtand, wo ſie ihren ſtändigen Platz hat.



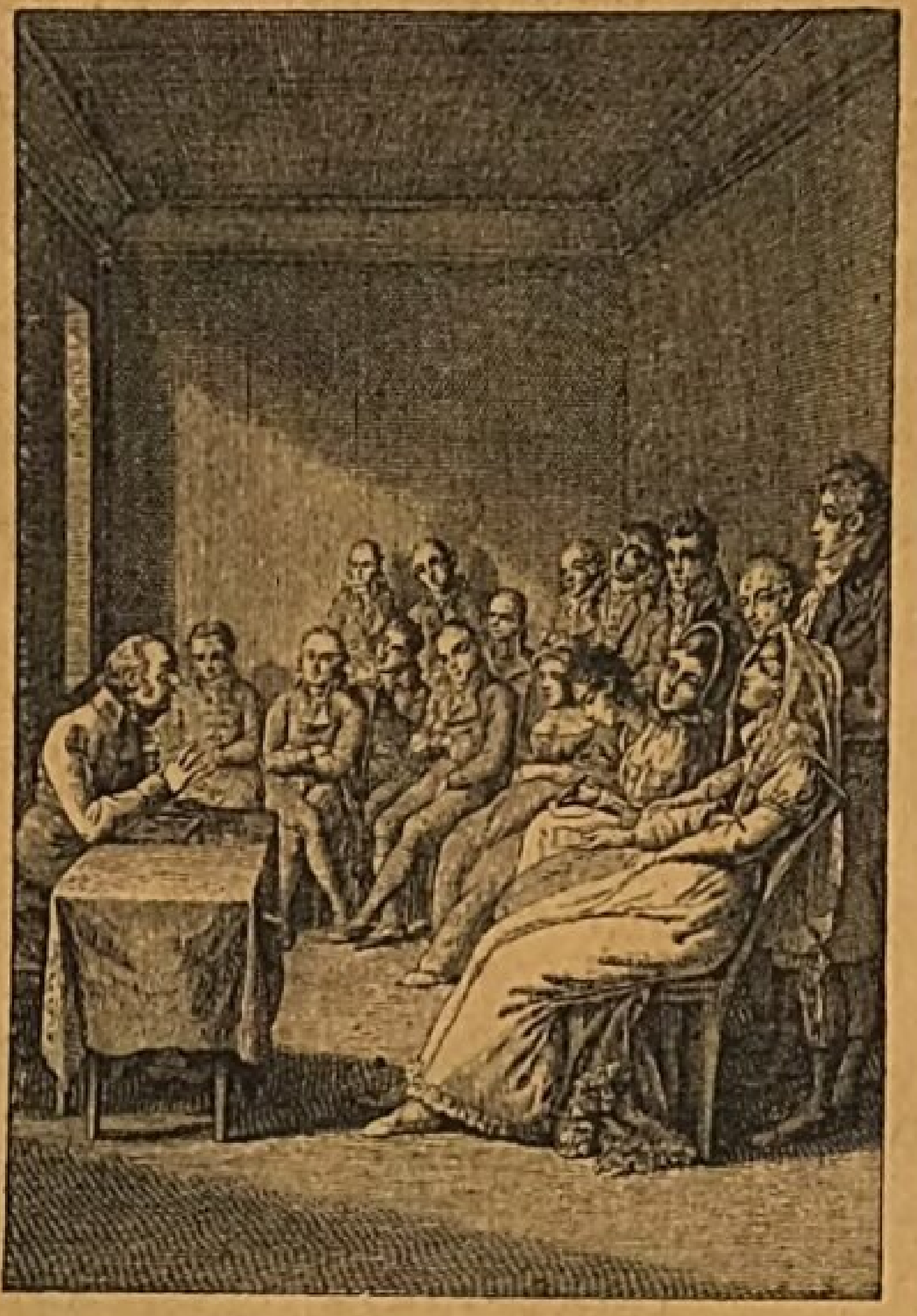
Der Kirchgang (jetzt).

Winzig wenige Andächtige; die Vornehmen haben keine Zeit und Luſt mehr; die Frau unter der Kanzel ſchläft, obwohl der Prediger großen Eifer zeigt; ein Pärchen auf der Empore unterhält ſich. Man fröſtelt beim Anblick.



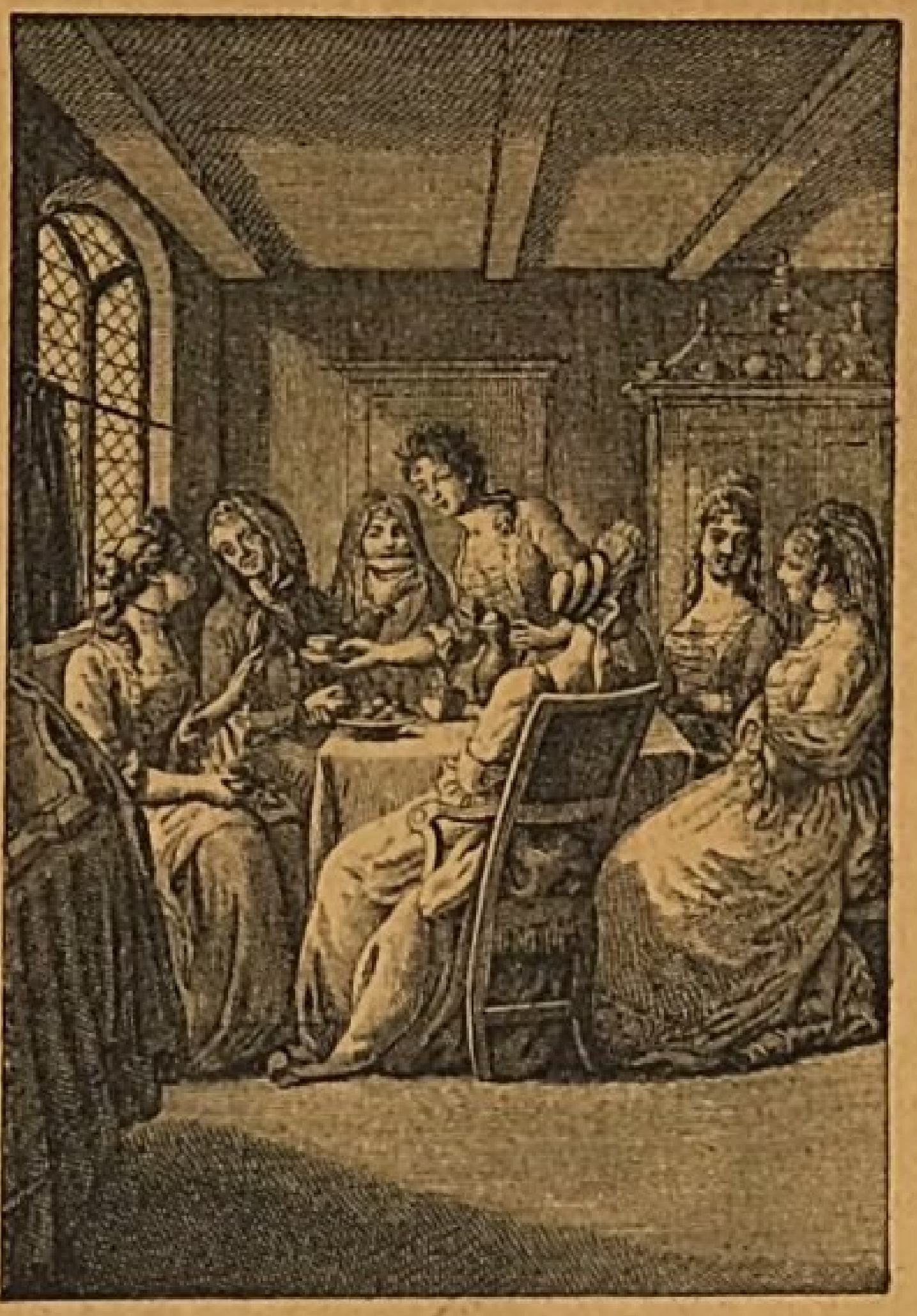
Vor dem Mittagseſſen (ſonſt).

Hausfrau, Tochter und Magd ſind in der Küche beſchäftigt. In dieſer iſt alles nett und reinlich. Die Tochter wird zu einer tüchtigen Hausfrau herangebildet.



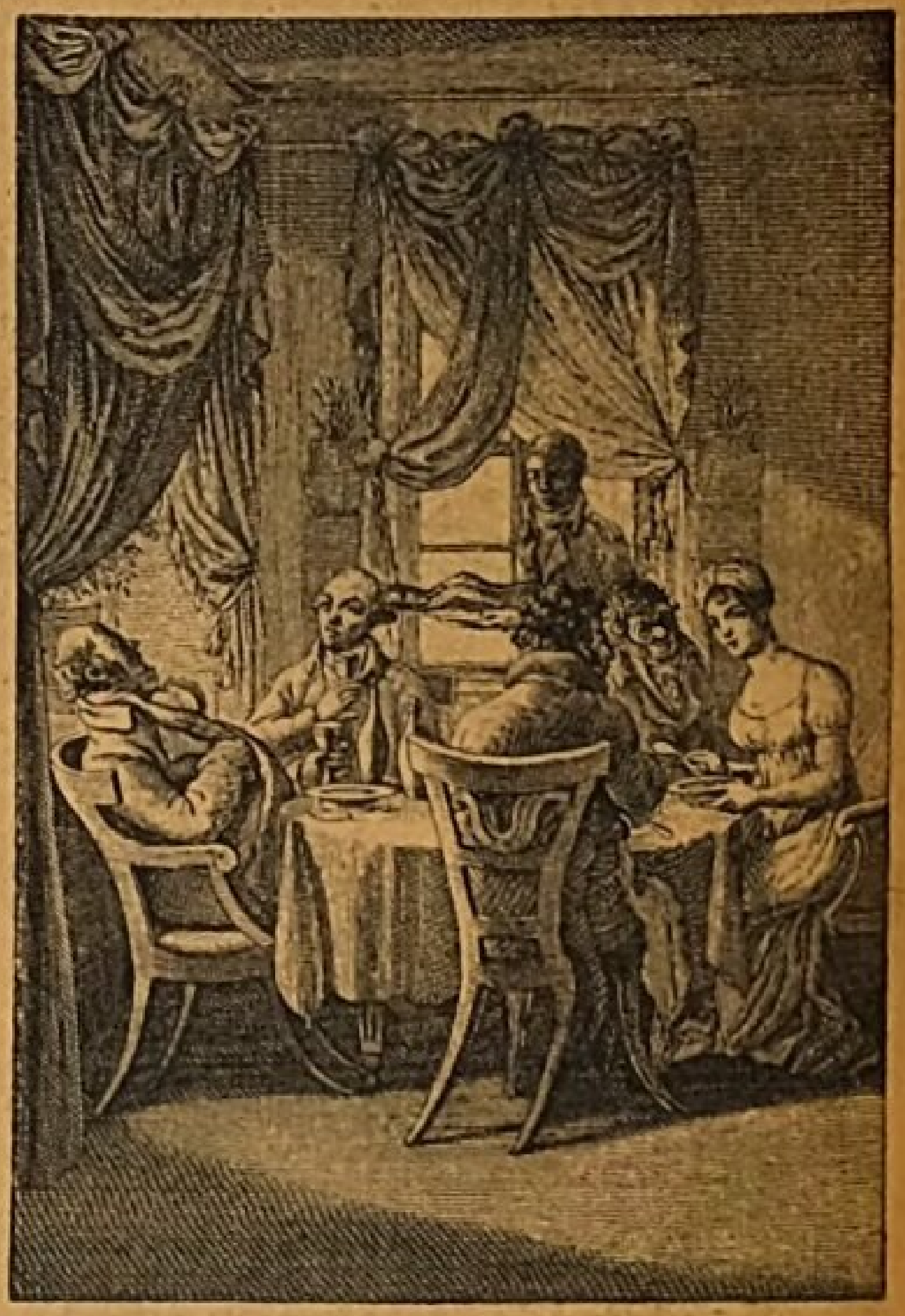
Vor dem Mittagseſſen (jetzt).

Statt am Gottesdienſte in der Kirche teilzunehmen, hören die Männer eine Vorleſung an. Auch die Frauen wohnen bei, ohne ſich um die Zubereitung des Mittagsmahles zu bekümmern.



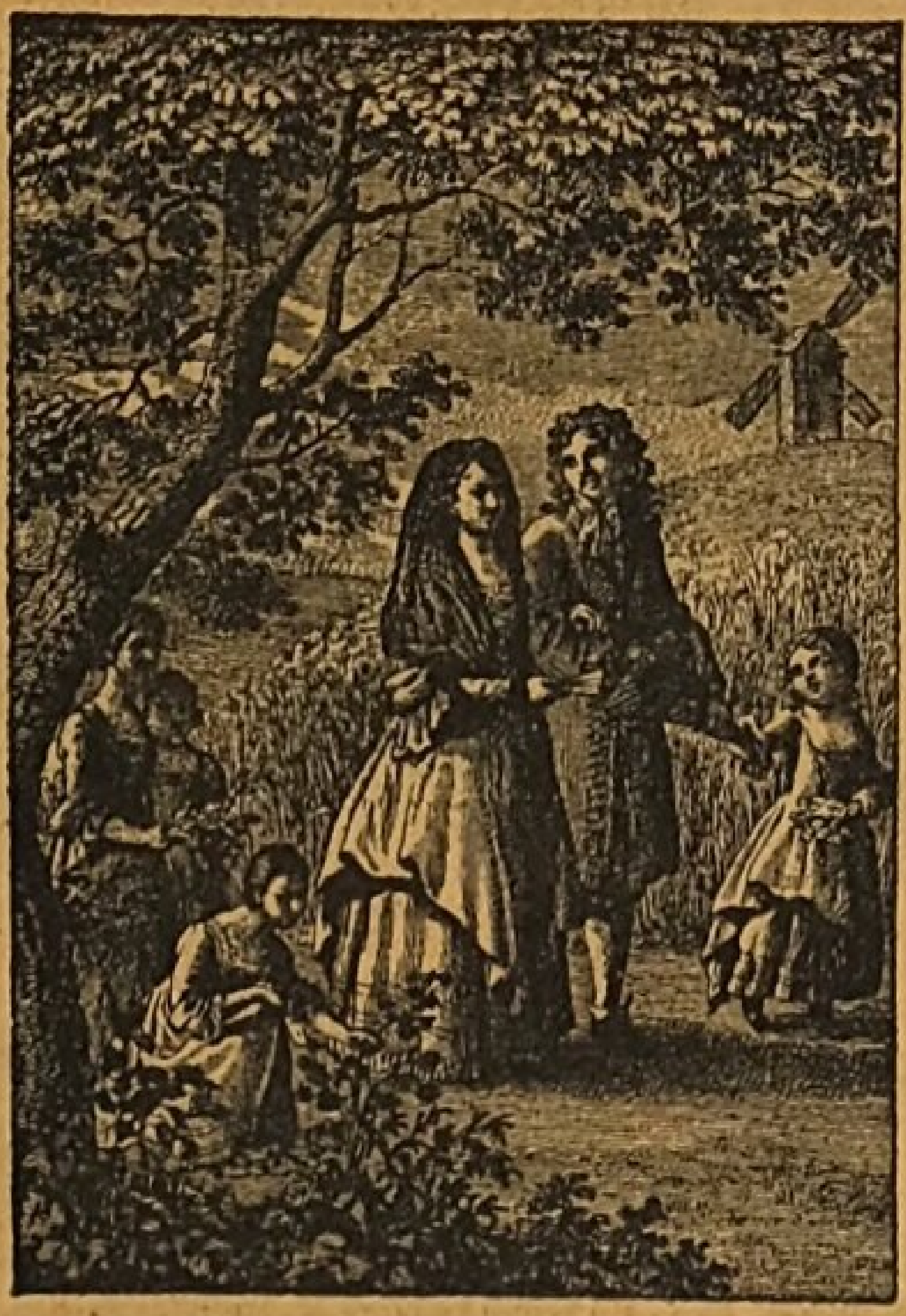
Am Nachmittag (ſonſt).

Der weibliche Teil der Familie hat Beſuch, den er mit Kaffee und Hausgebäck bewirtet; alles atmet Herzlichkeit und Gemütlichkeit. Ob freilich nicht über Abweſende geſprochen wird?



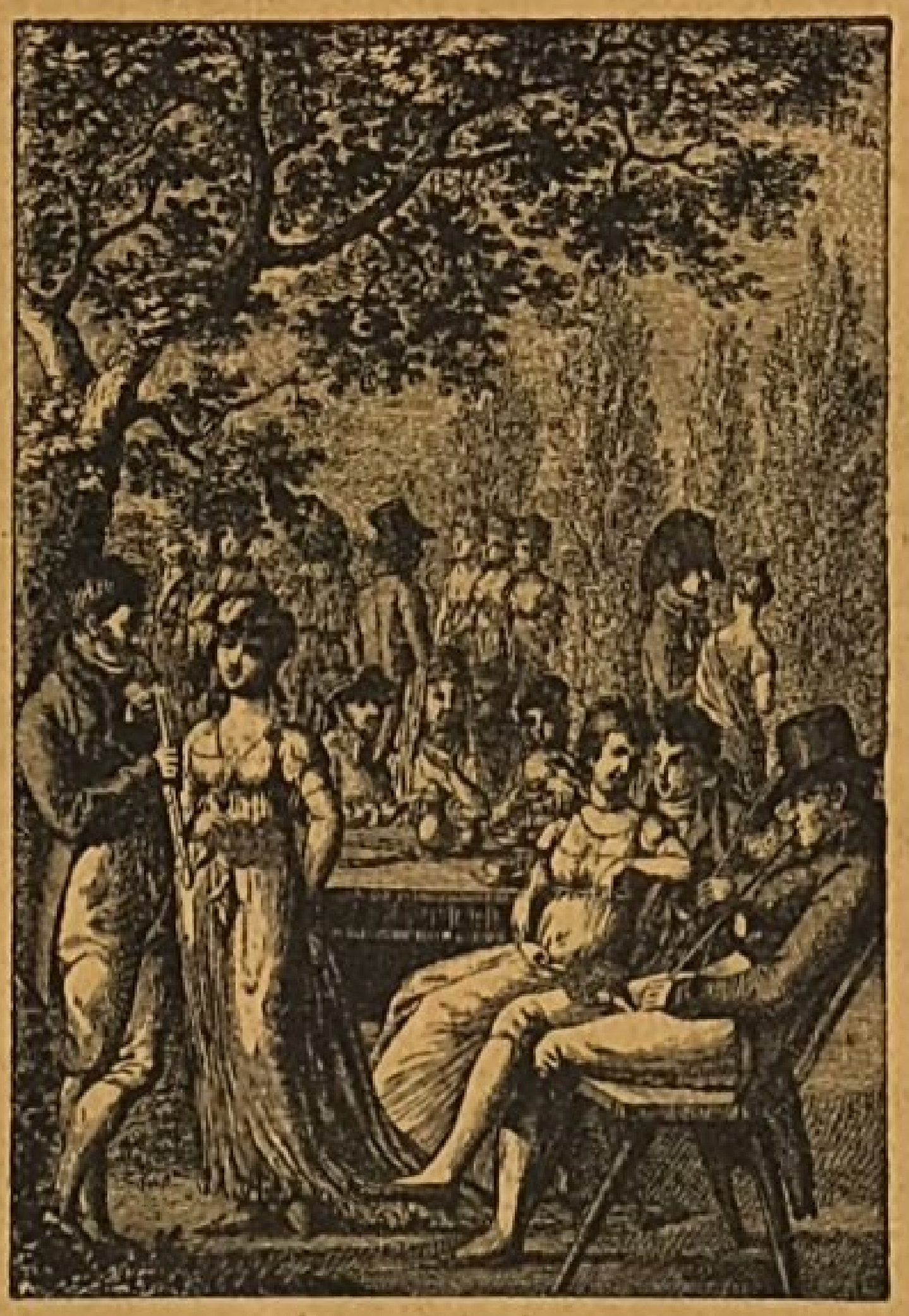
Am Nachmittag (jetzt).

Der Hausherr und deſſen modiſch gekleidete Frau tiſchen ihren Gäſten auserleſene Speiſen u. Weine auf. Dem behäbigen Herrn ſieht man das Bewußtſein ſeiner Würde und ſeines Reichtums wohl an.



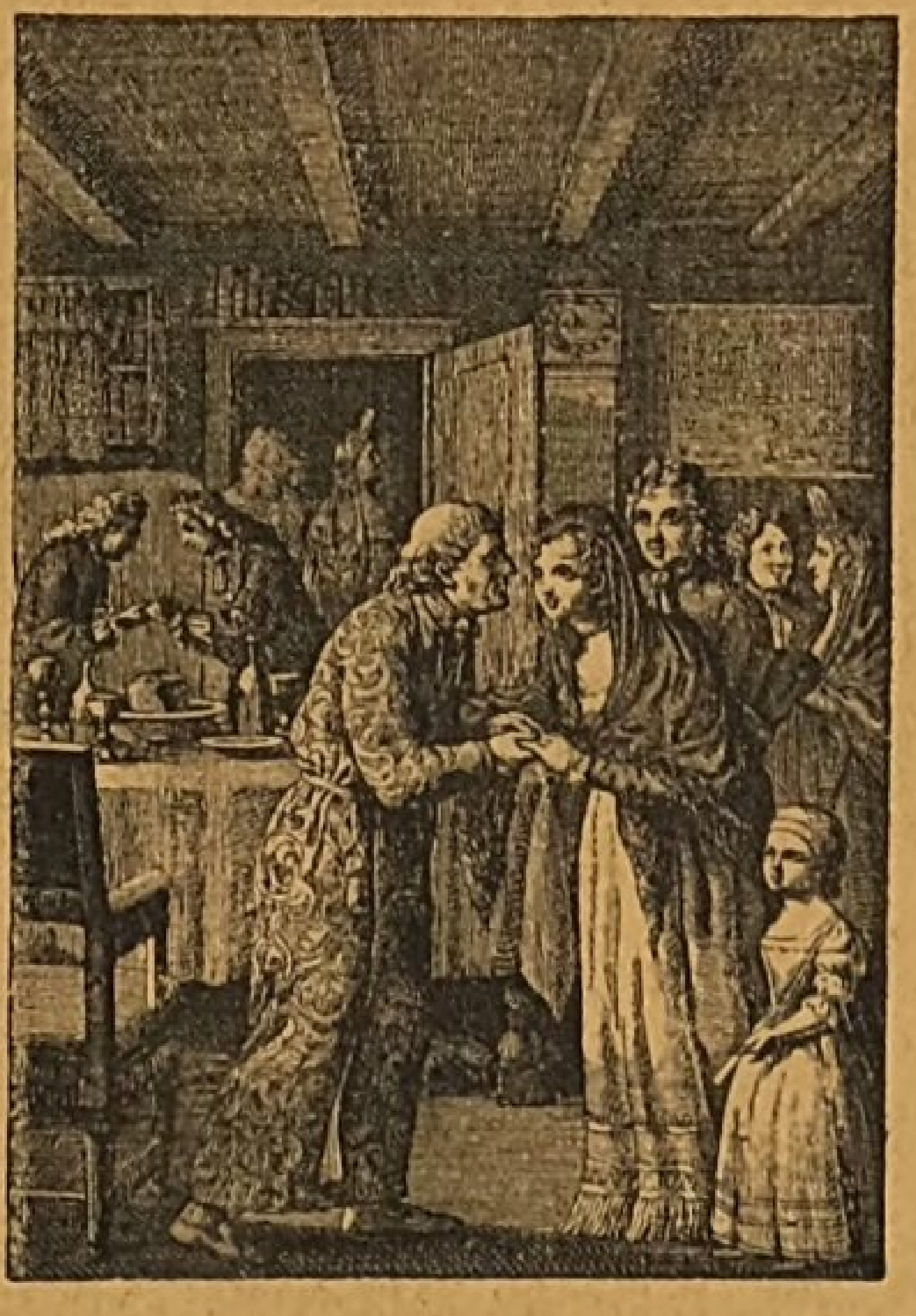
Am Abend im Freien (ſonſt).

Die Familie ergötzt ſich an der herrlichen Natur, in der ſie ſich gemeinſam ergeht: Lebensluſt und Zufriedenheit bei alt und jung. Neugekräftigt und erhobenen Gemüts kehren alle heim.



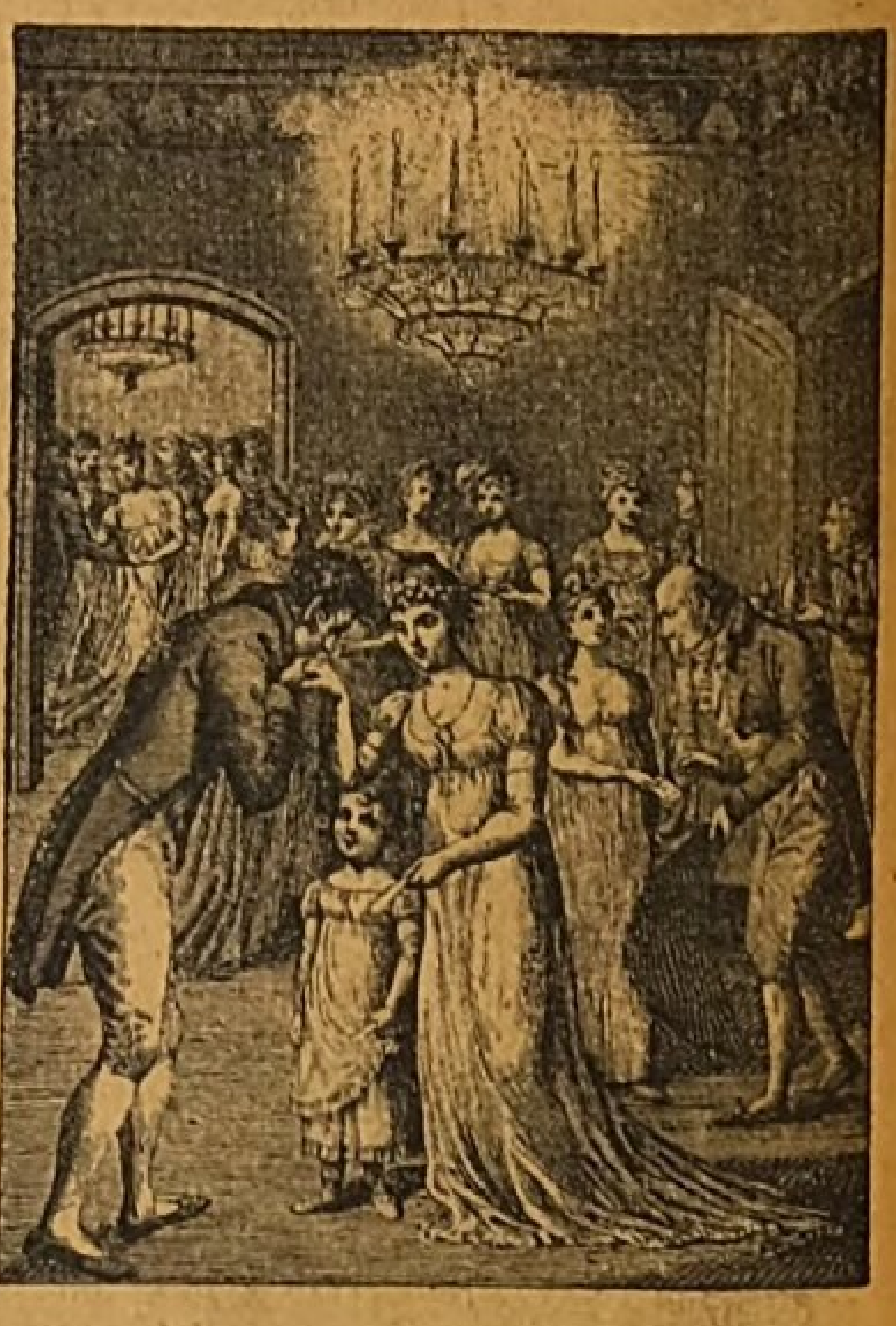
Am Abend im Freien (jetzt).

An Stelle harmloſen Naturgenuſſes iſt gekünſteltes geſuchtes Weſen getreten. Neumodiſch gekleidete, vergnügungsſüchtige Leute haben ſich Stelldichein gegeben und unterhalten ſich mit allerlei Albernheiten.



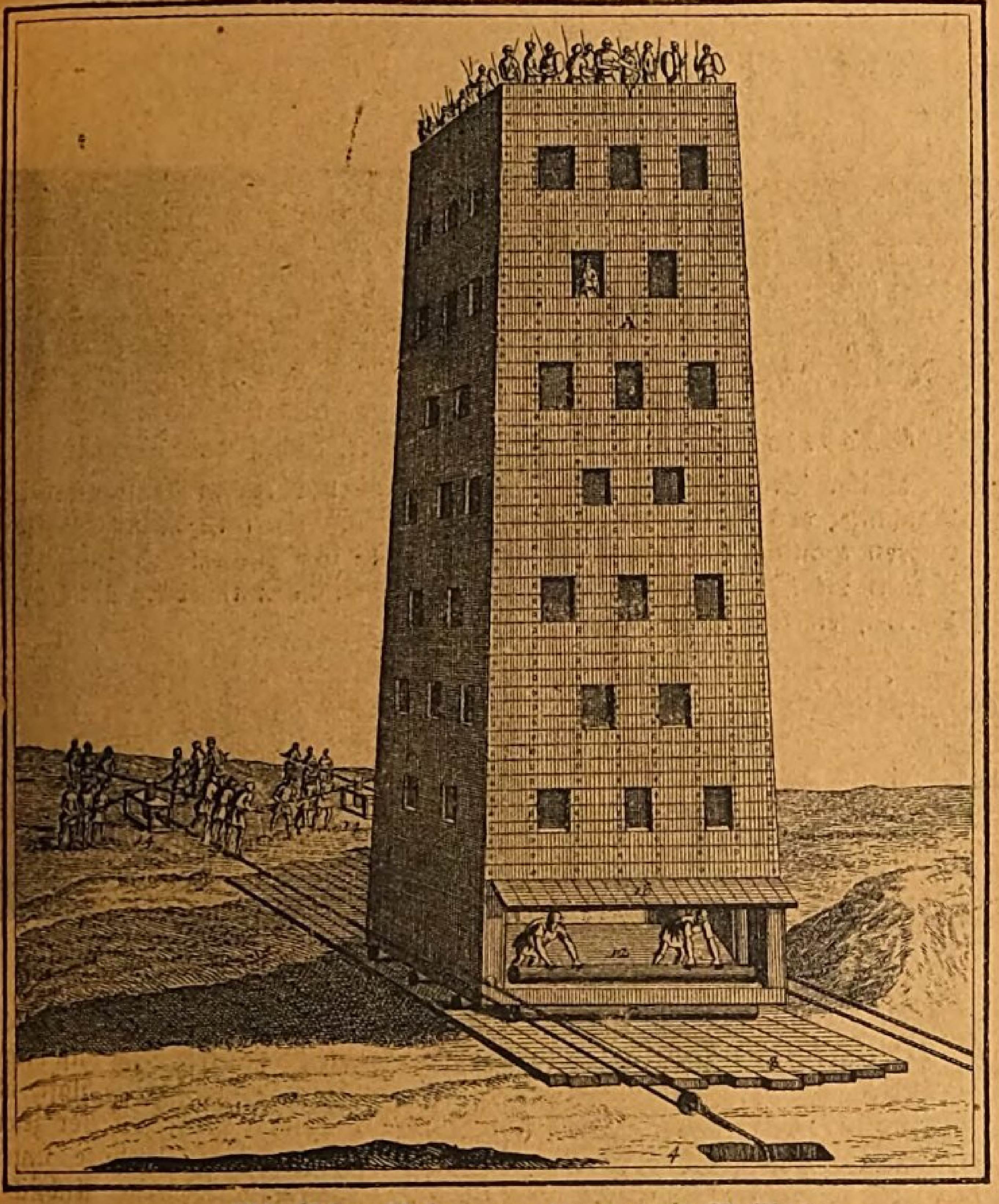
Nach Hauſe (ſonſt).

Mit herzlichem Händedruck verabſchieden ſich die Gäſte von der ihnen befreundeten Familie. Der Hausherr hatte einen bequemen Schlafrock anbehalten und mit ſeiner Eheliebſten aufgewartet, was das Haus bot. Unter allſeitigem Danken wird das gemütliche Beiſammenſein ſchon frühe beſchloſſen, damit ſich männiglich des erquickenden Schlafes bald erfreue.

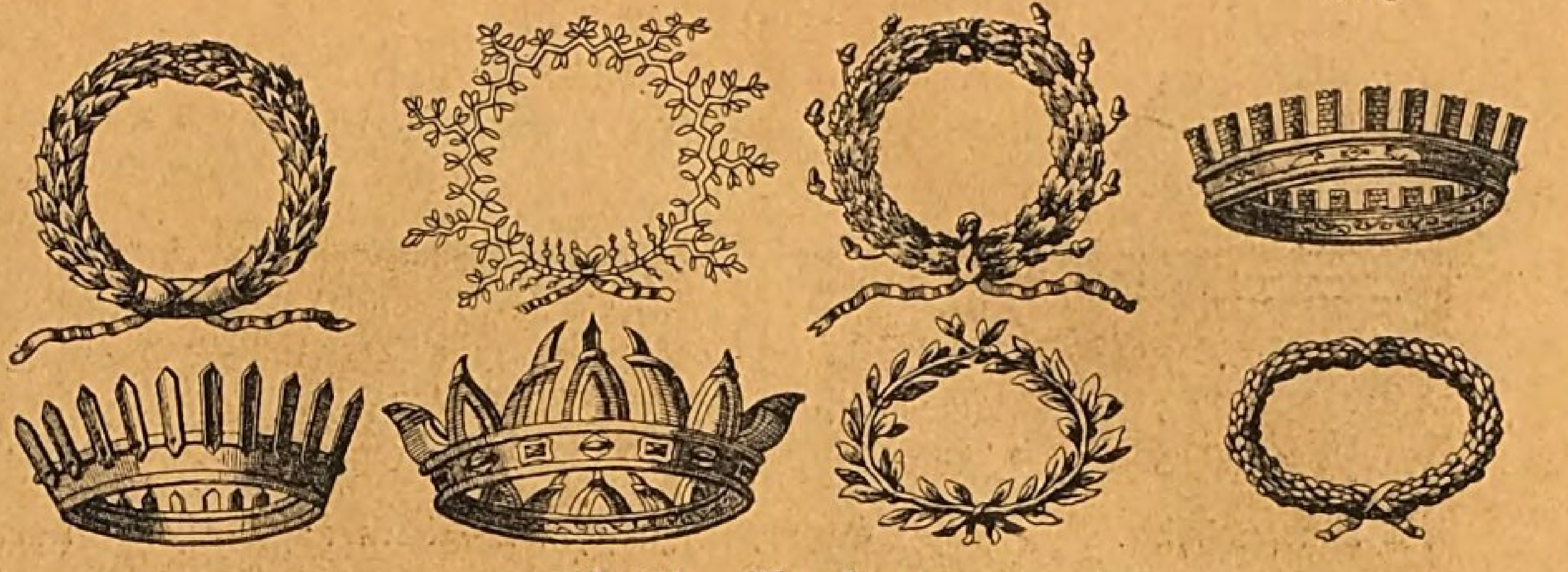


Nach Hauſe (jetzt).

Zu ſpäter Stunde, wenn die andern ſich ſchon zur Ruhe begeben, verſammelt ſich die fein herausgeputzte Geſellſchaft. Statt warmen Händedrückens — Handkuß, ſtatt gemütlichen Plauderns Tanz und Spiel. Welch ein Vorbild für das kleine Mädchen! Was wird ſie werden? Fleißige ſittſame Tochter? Zierpuppe? Salonheldin?

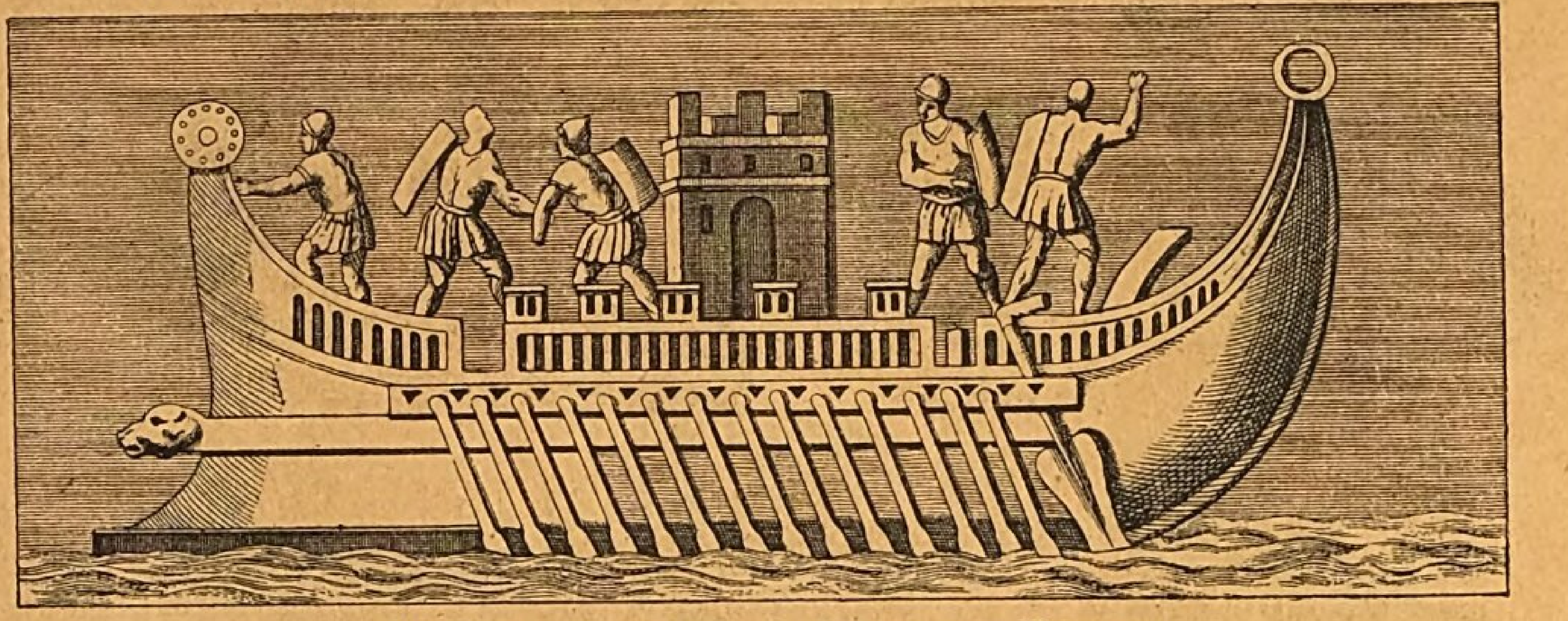


Römiſcher Belagerungsturm mit Rollbahn.

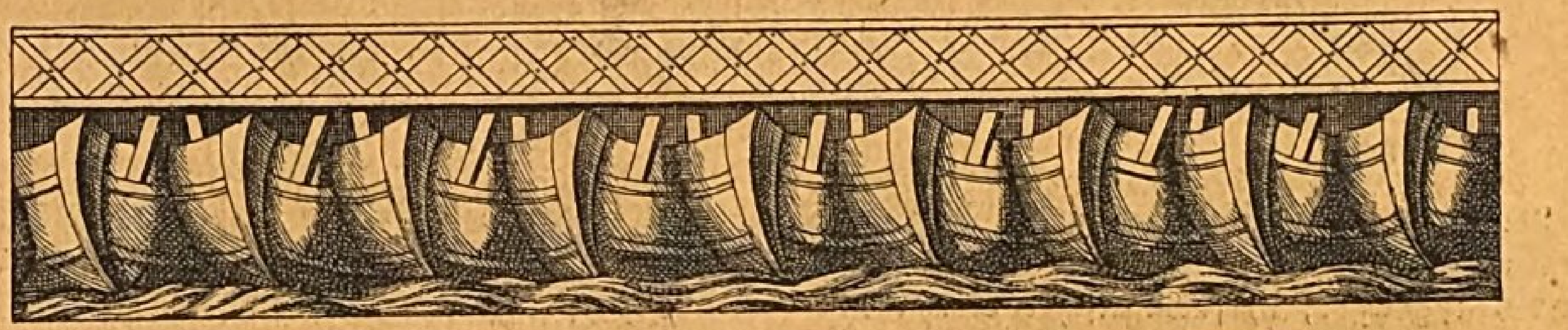


Römiſche Ehrenkronen.

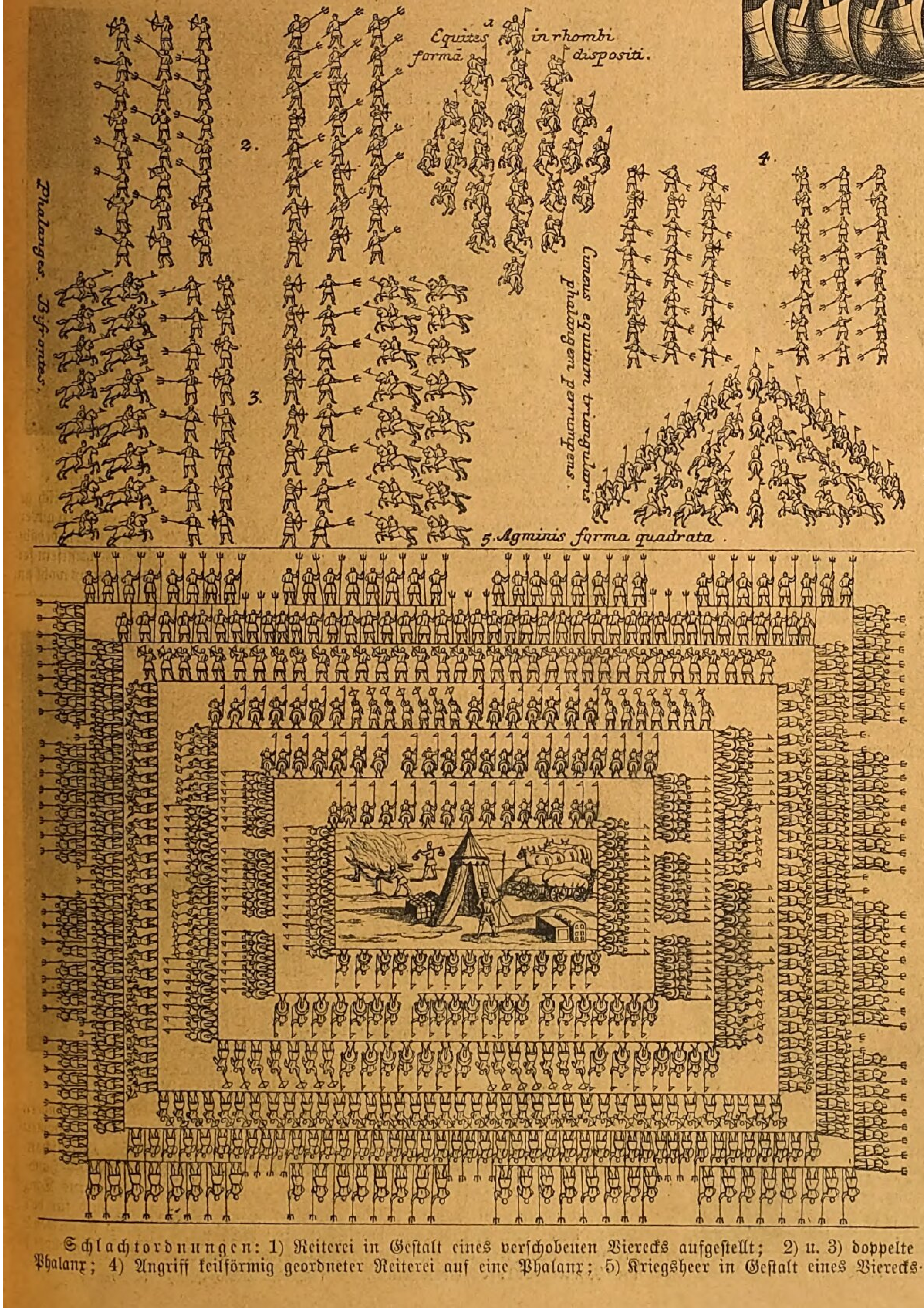
Lorberkrone; Myrtenkrone; Eichenkrone; goldene Mauerkrone;
Wall- oder Lagerkrone; Schiffskrone; Lorberkrone; Graskrone.



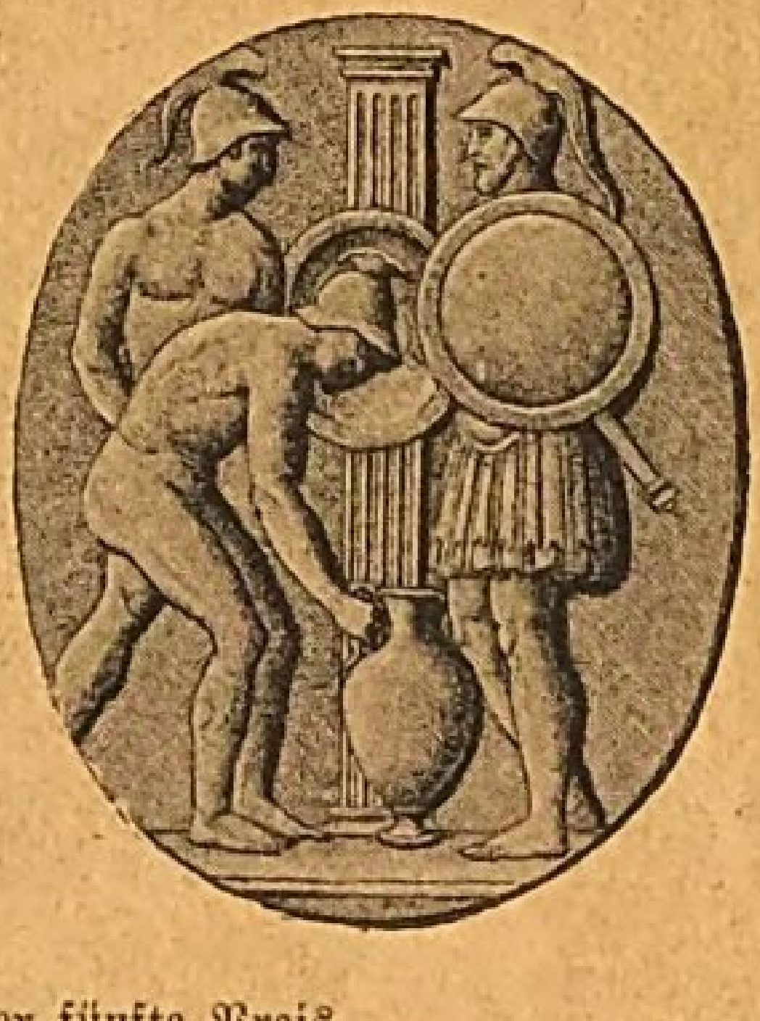
Römiſches Turmſchiff mit Widder zum Rammen.



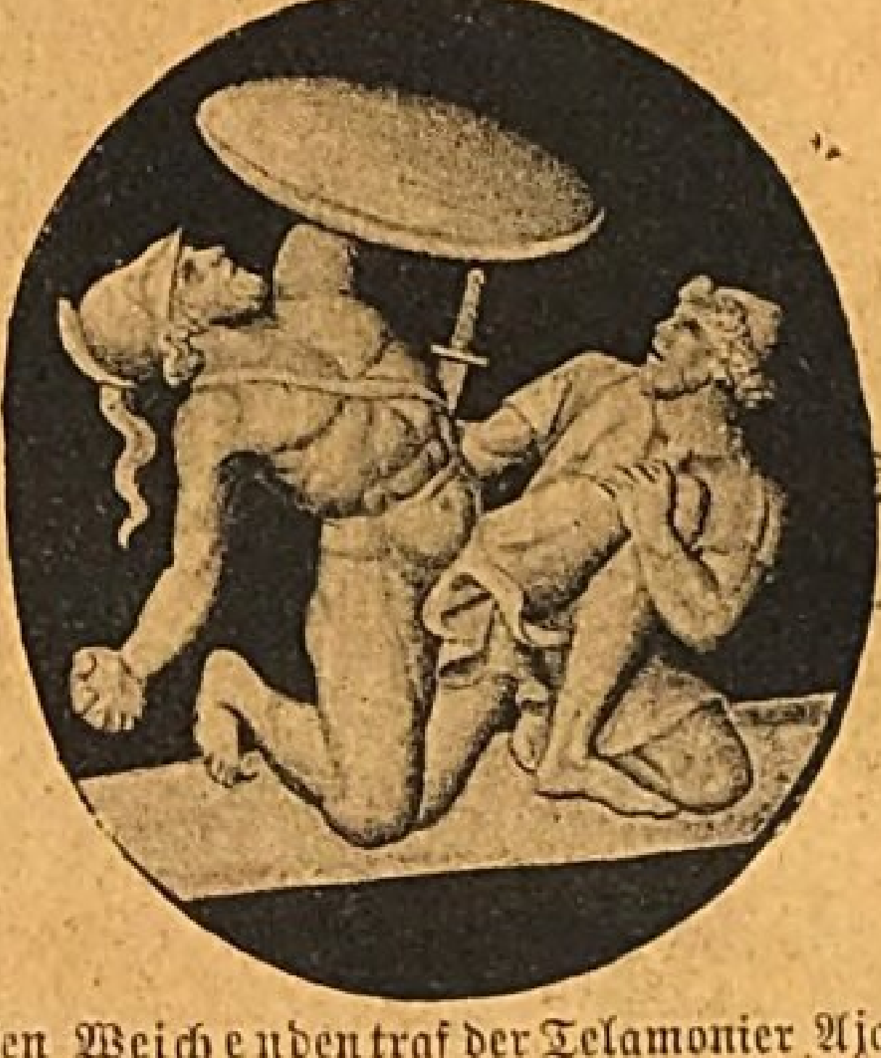
Schiffsbrücke.


Phalanges Bifrontes
2.
3.
Equites in rhombi formâ dispositi.
Cuneus equitum triangularis phalangem perrumpens.
4.
5. Agminis forma quadrata.

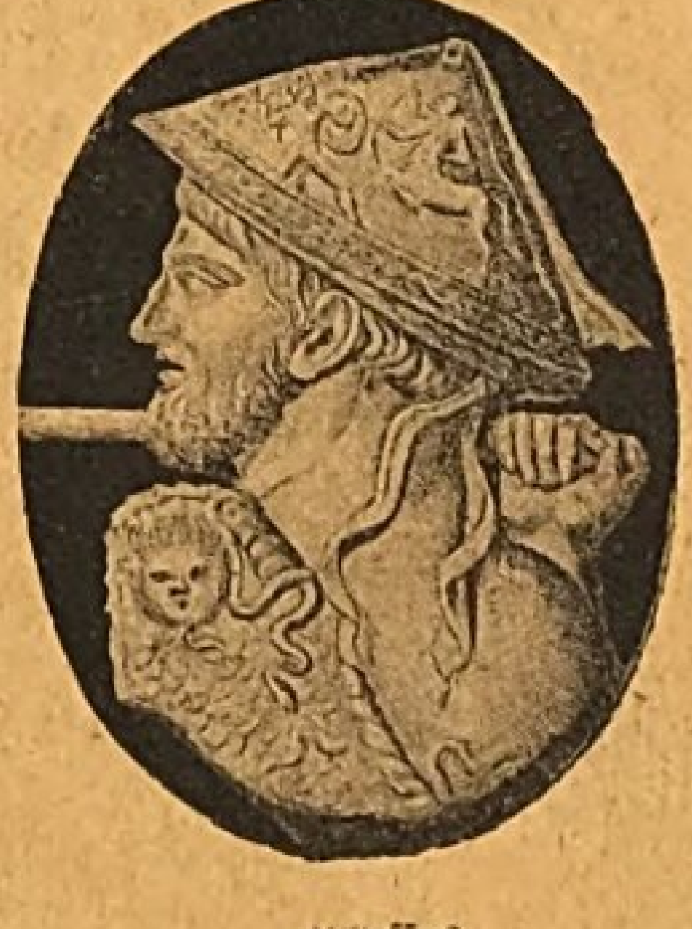
Schlachtordnungen: 1) Reiterei in Geſtalt eines verſchobenen Vierecks aufgeſtellt; 2) u. 3) doppelte Phalanx; 4) Angriff keilförmig geordneter Reiterei auf eine Phalanx; 5) Kriegsheer in Geſtalt eines Vierecks.



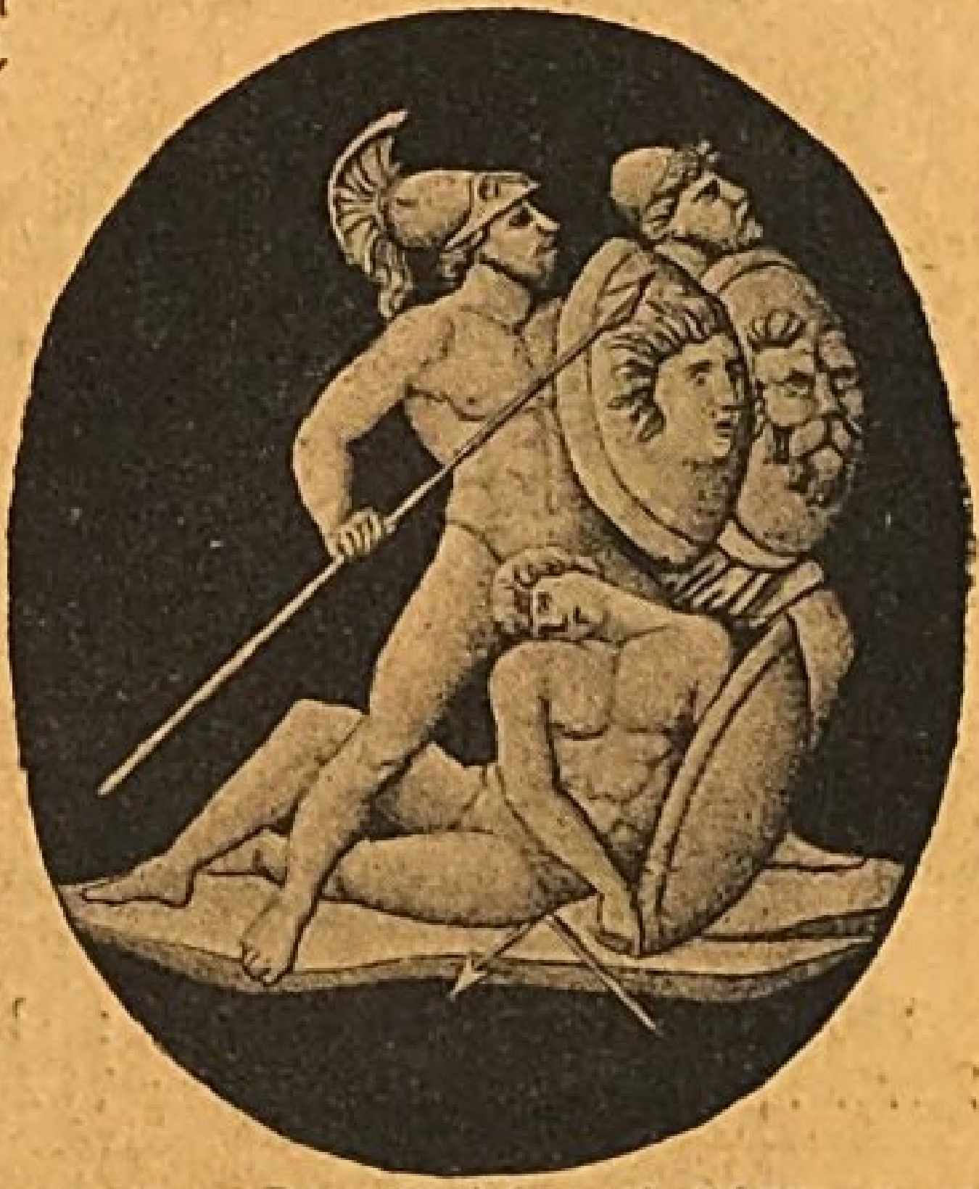
Der fünfte Preis
War das Doppelgefäß; dies gab dem
Neſtor Achilleus,
Trug durch Argos Söhn es daher.
(Ilias 23, 615.)



Den Weichenden traf der Telamonier Ajas
Schnell mit dem Stein.
(Ilias 14, 409—410)

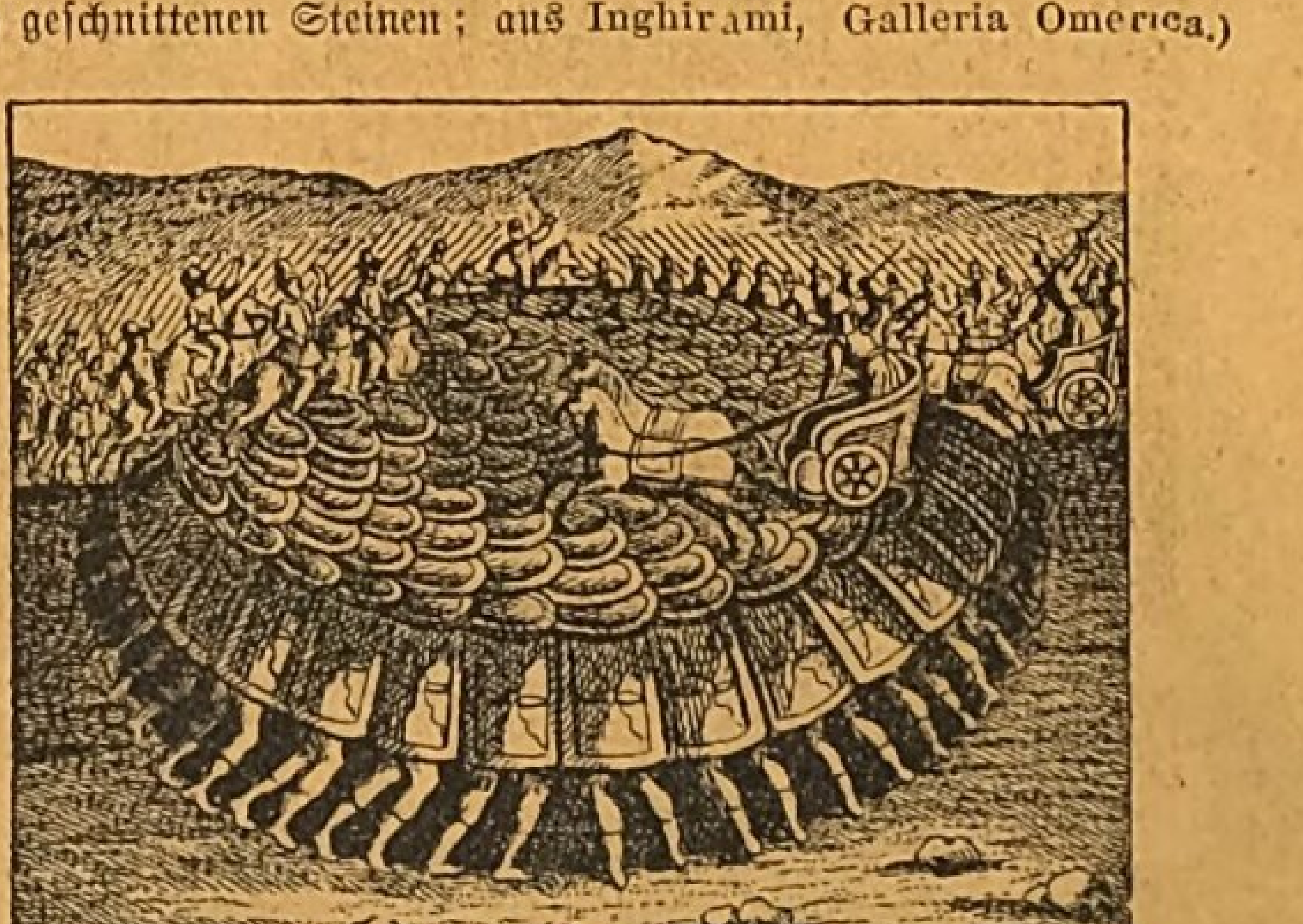


Ulyſſes

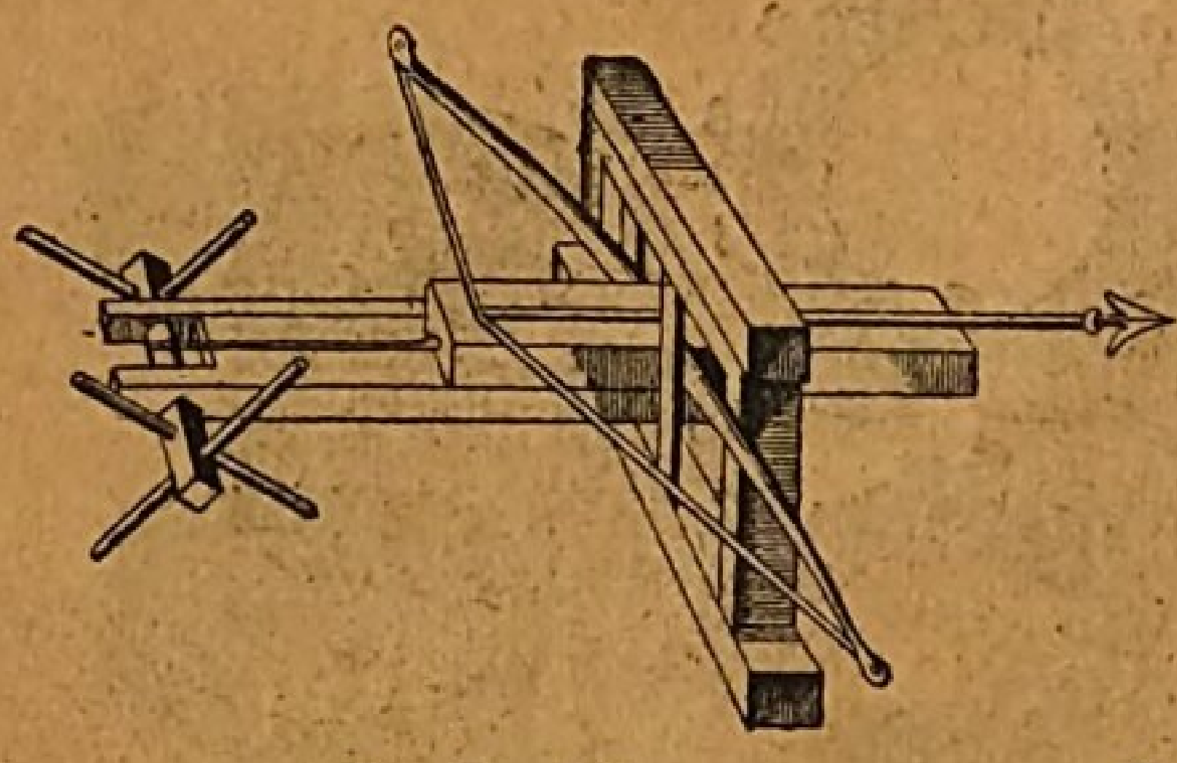


Atreus' Sohn, der ſtreitbare Held, Menelaos.
(Ilias 17 138.)

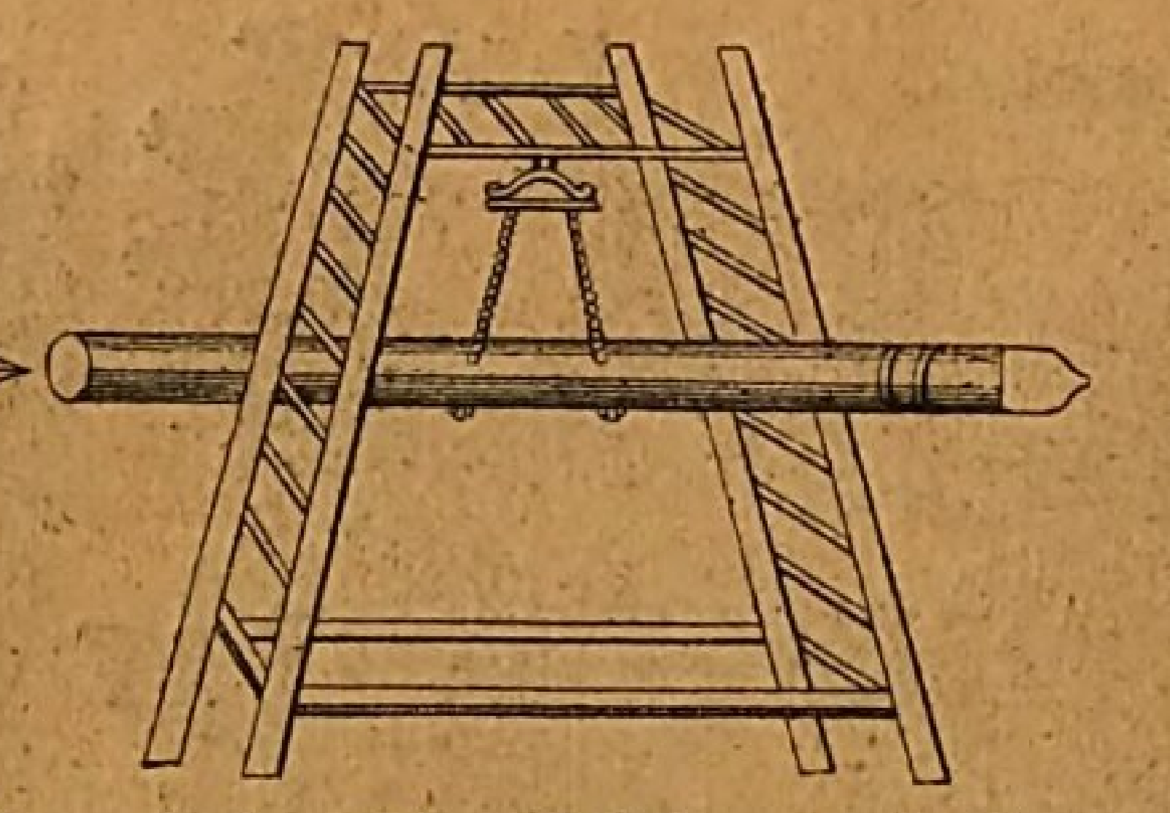
Griechiſche Krieger.
(Nach geſchnittenen Steinen; aus Inghirami, Galleria Omerica.)



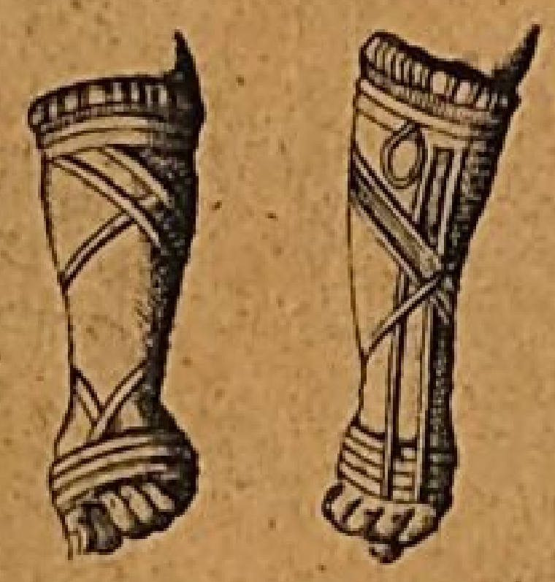
Römiſche Krieger, die mit ihren Schilden zum Schutze gegen Reiterei und Kriegswagen eine „Schildkröte“ bilden.
Nach B. v. Montfaucon (1655—1741.)



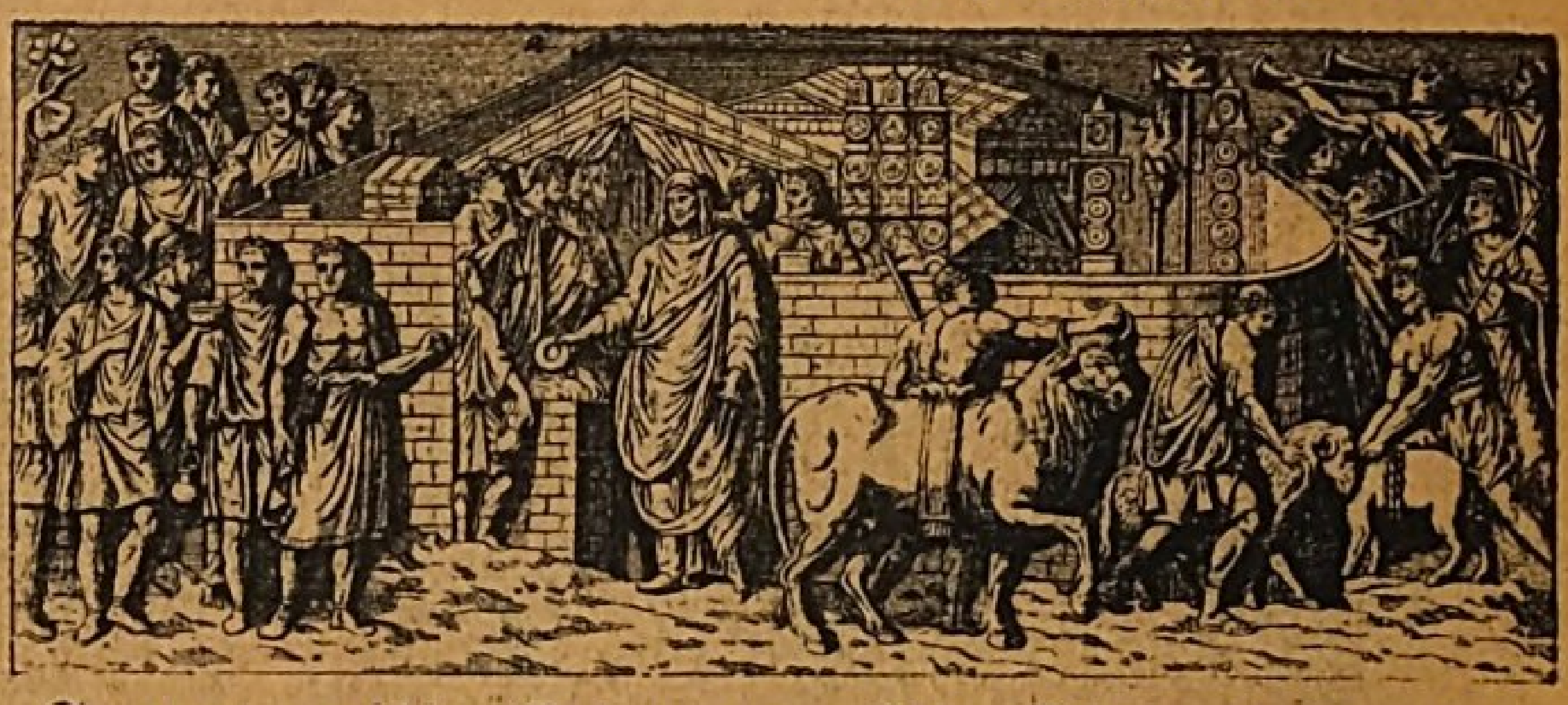
Wurfmaſchine.



Sturmbock zwiſchen 2 Leitern aufgehängt.

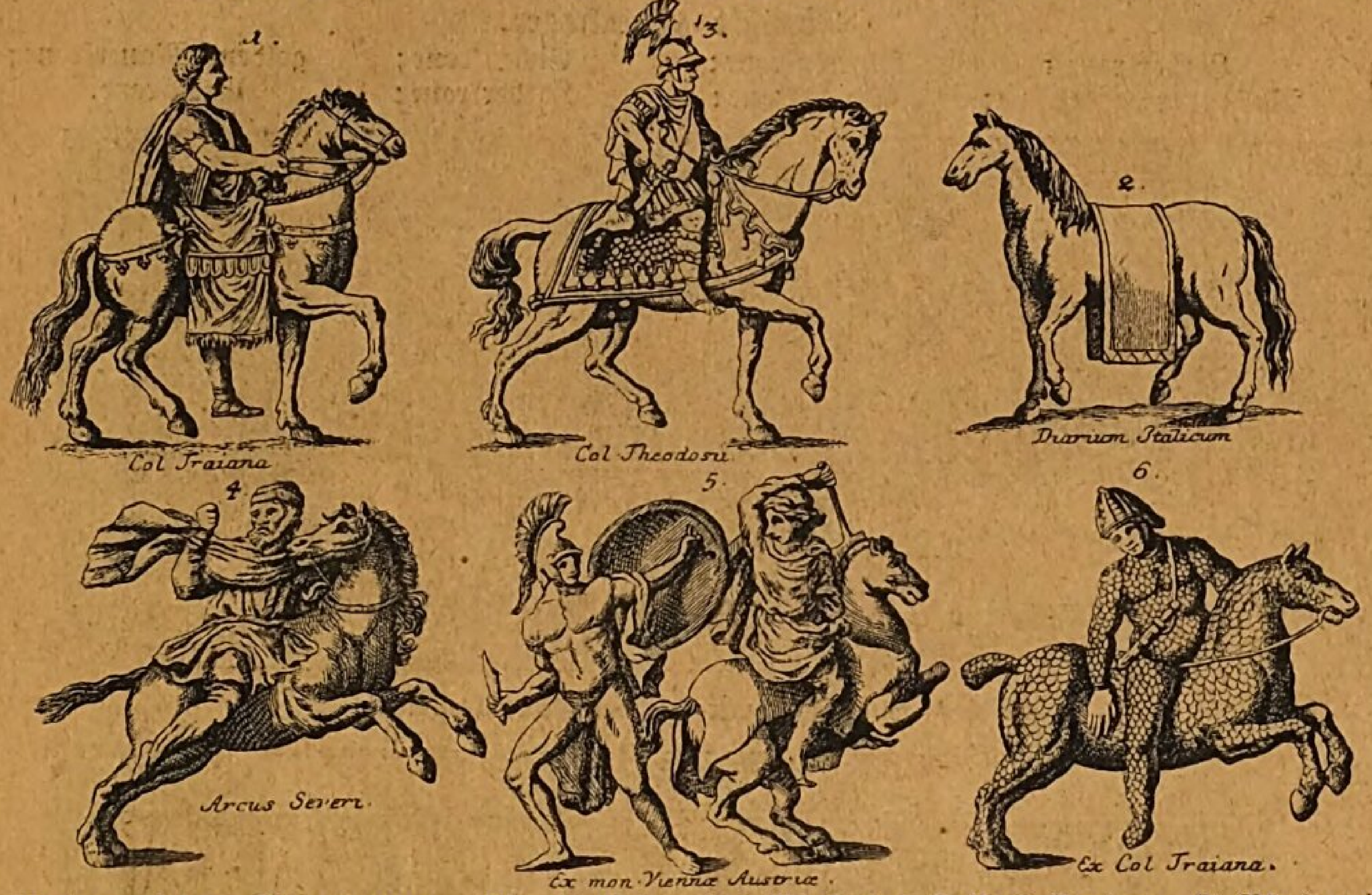


Kampfhandſchuhe.

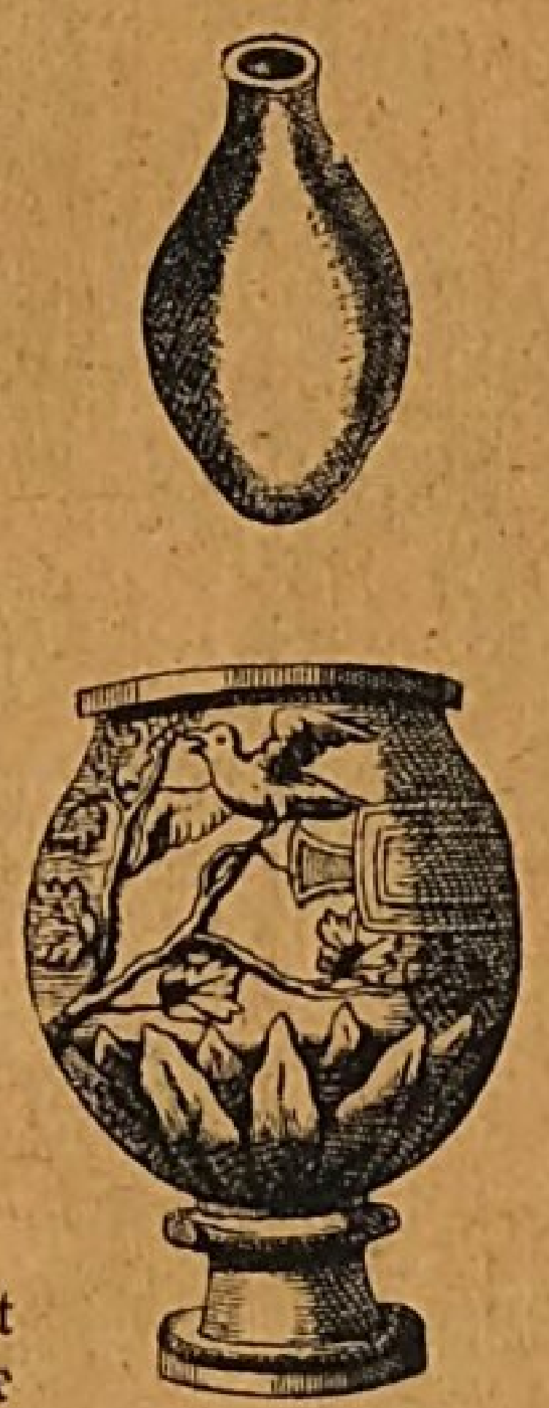


Suovetaurilia (Opferung von Stier, Schaf und Schwein).

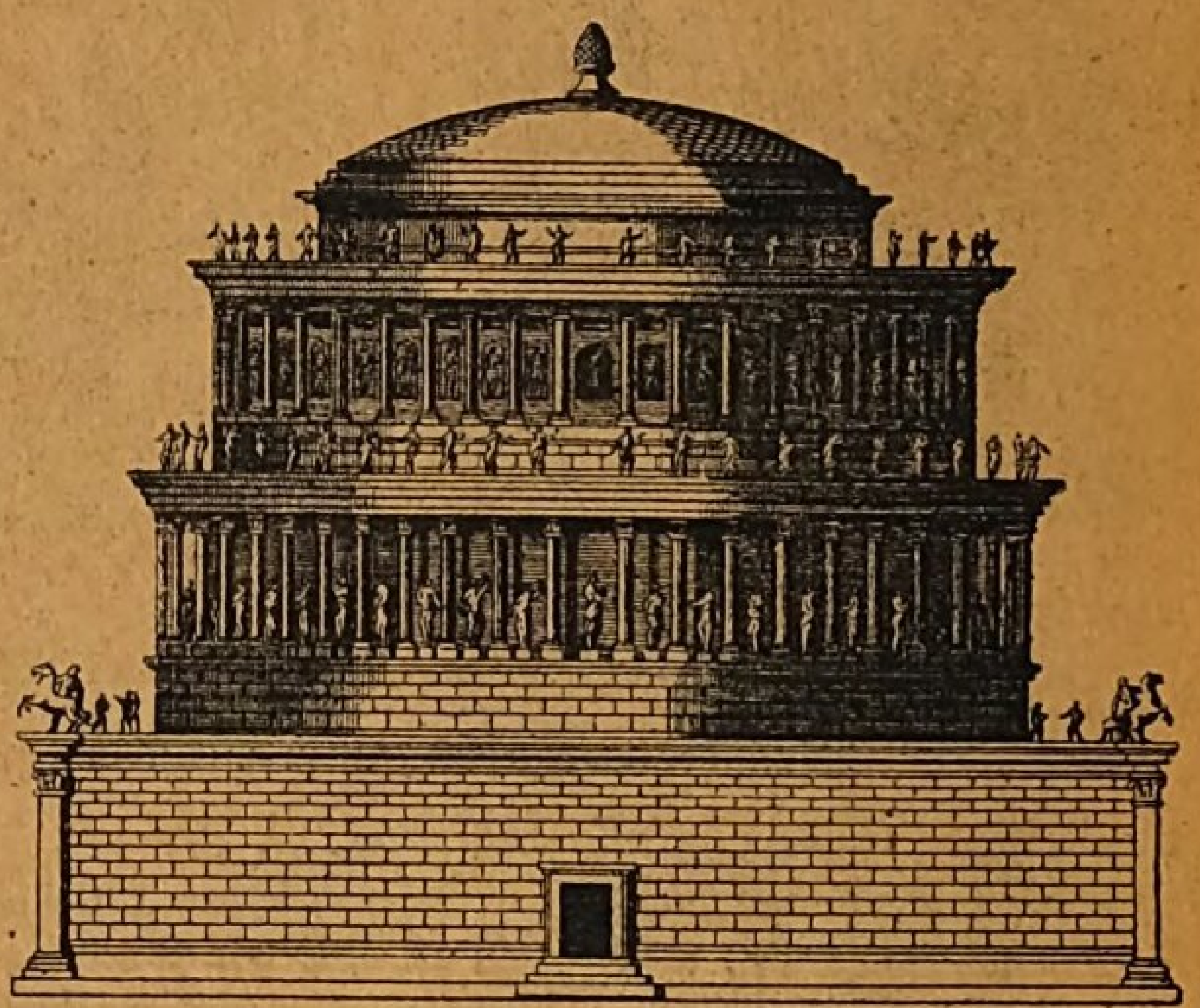
Kaiſer Trajan ſteht verhüllten Hauptes vor einem Opferaltar im Eingange des Hauptquartiers der kaiſ. Leibwachen in Rom. Mit der rechten Hand gießt er aus einer Schale in die Flamme. 3 Schlächter führen die Opfertiere um den zu weihenden Raum. Alle am Opfer Beteiligten tragen Lorbeerkränze.


1.
Col. Traiana
3.
Col. Theodosii
2.
Diarium Italicum
4.
Arcus Severi
5.
Ex mon. Viennæ Austriæ
6.
Ex Col. Traiana.

Reiterei des Altertums: Fig. 1) Geſatteltes Pferd des Kaiſers Trajan; 2) Pferd mit Satteldecke; 3) Reiter zur Zeit des Kaiſers Theodoſius d. Gr.; 4) parthiſcher Reiter; 5) Amazone und Fußgänger; 6) ſarmatiſcher Reiter mit Horn-Schuppenpanzer.



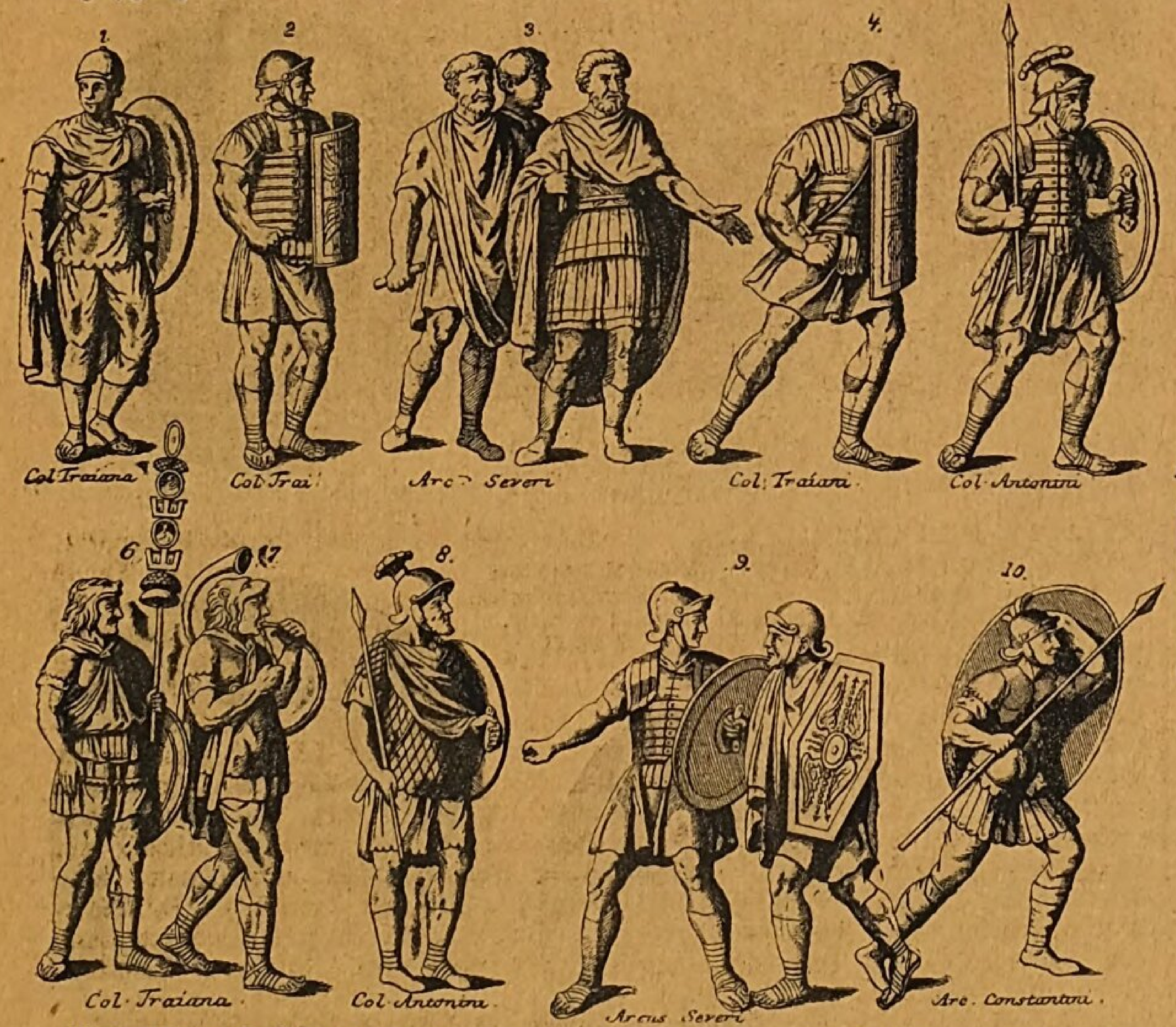
Aſchenurnen.



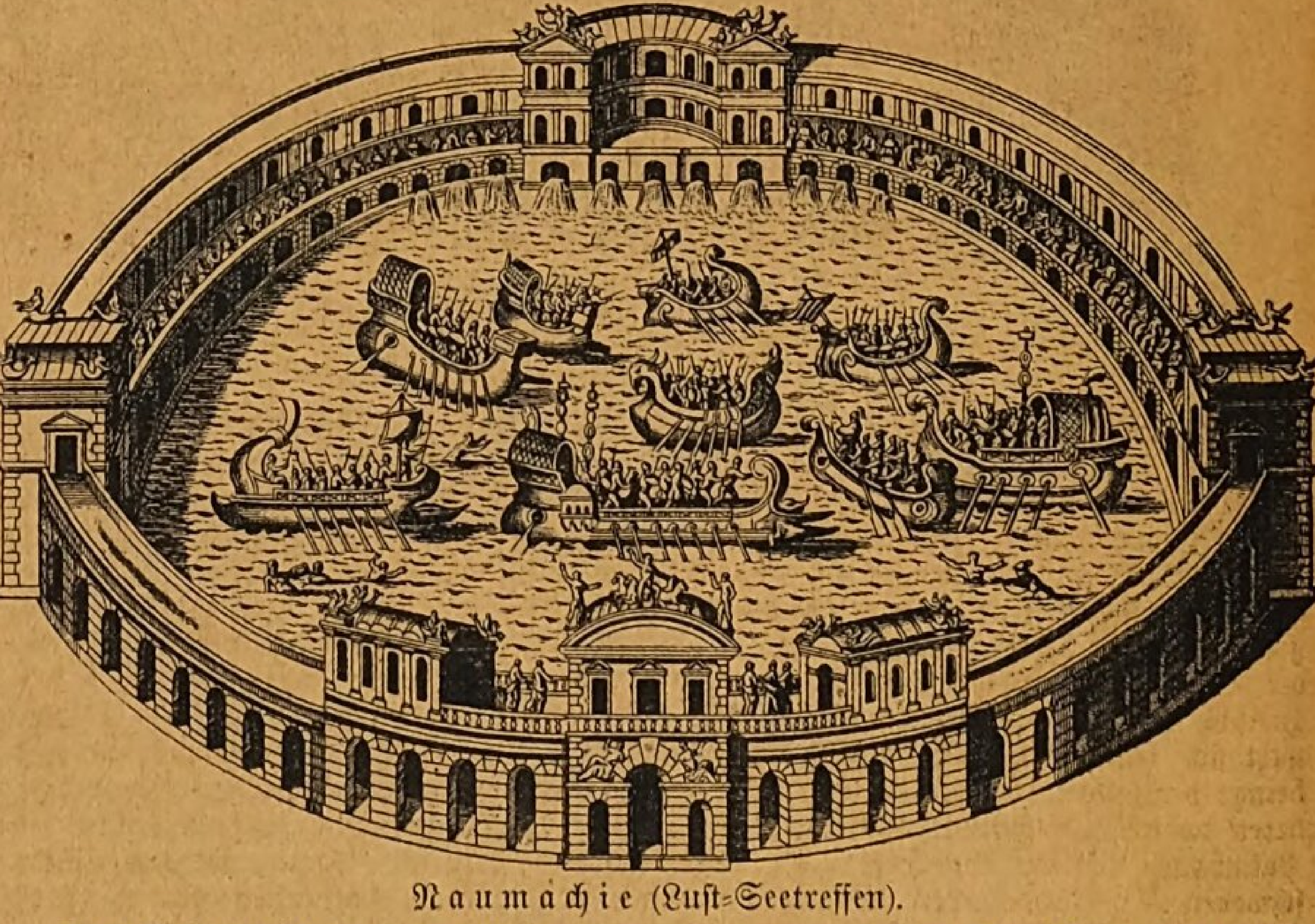
Grabmal des Kaiſers Hadrian (135—136 errichtet).

Nach Pietro Sante Bartoli (1635—1700).

Von dem urſprünglichen Bau ſteht noch der mittlere Turm, der unter dem Namen Engelsburg militäriſchen Zwecken dient.

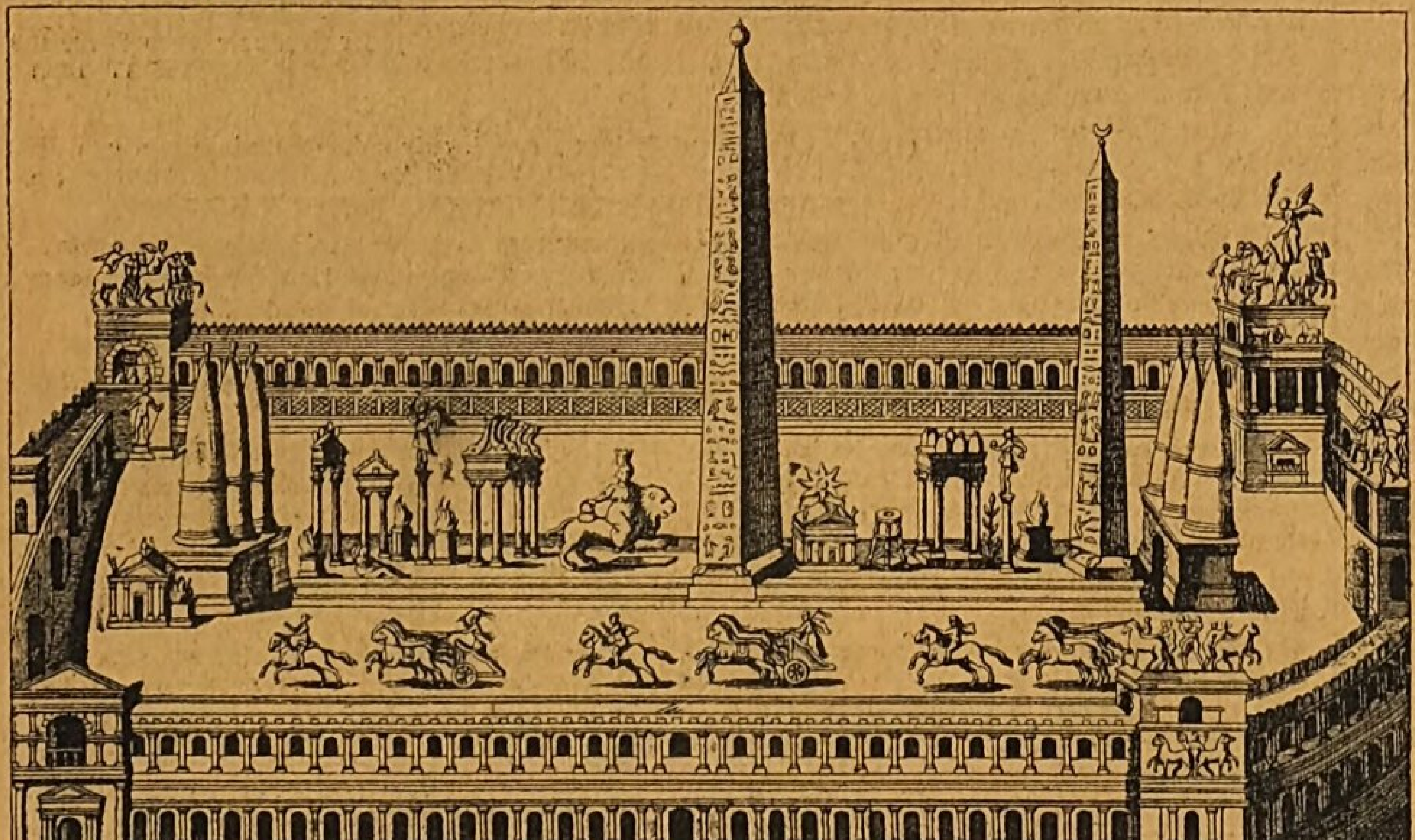

1.
2
3.
4.
Col. Traiana
Col. Trai.
Arc. Severi
Col. Traiana
Col. Antonini
6.
7.
8.
9.
10.
Col. Traiana
Col. Antonini
Arcus Severi
Arc. Constantini

Römiſche Kriegstracht: Fig. 1, 2, 4, 5, 8, 9, 10 Soldaten; 3) Kaiſer Trajan; 6) Feldzeichenträger; 7) Horniſt.

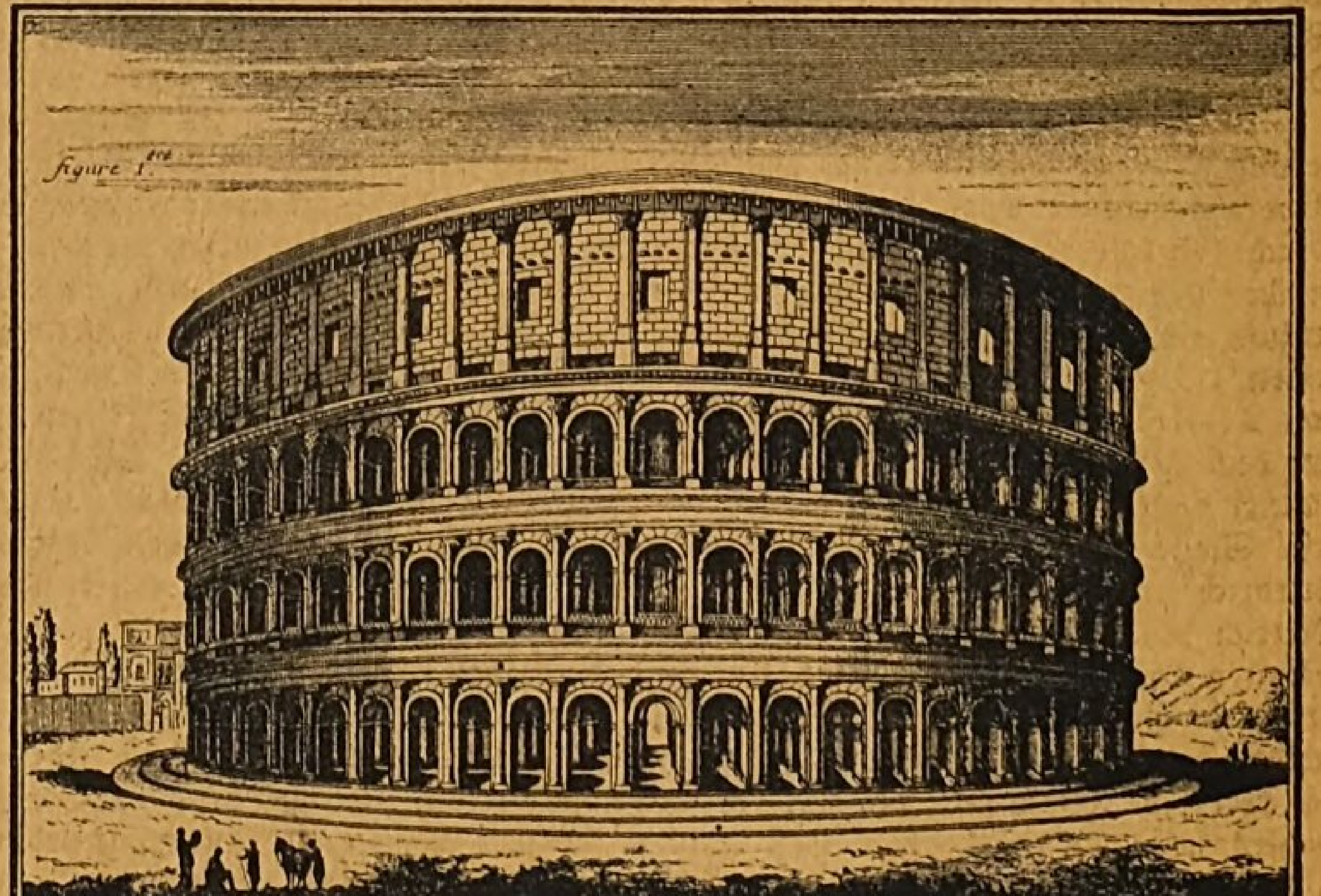


Naumáchie (Luſt-Seetreffen).

Das Gebäude iſt nach den Ueberreſten eines von Kaiſer Domitian errichteten Circus für ſolche Schauſpiele gezeichnet.



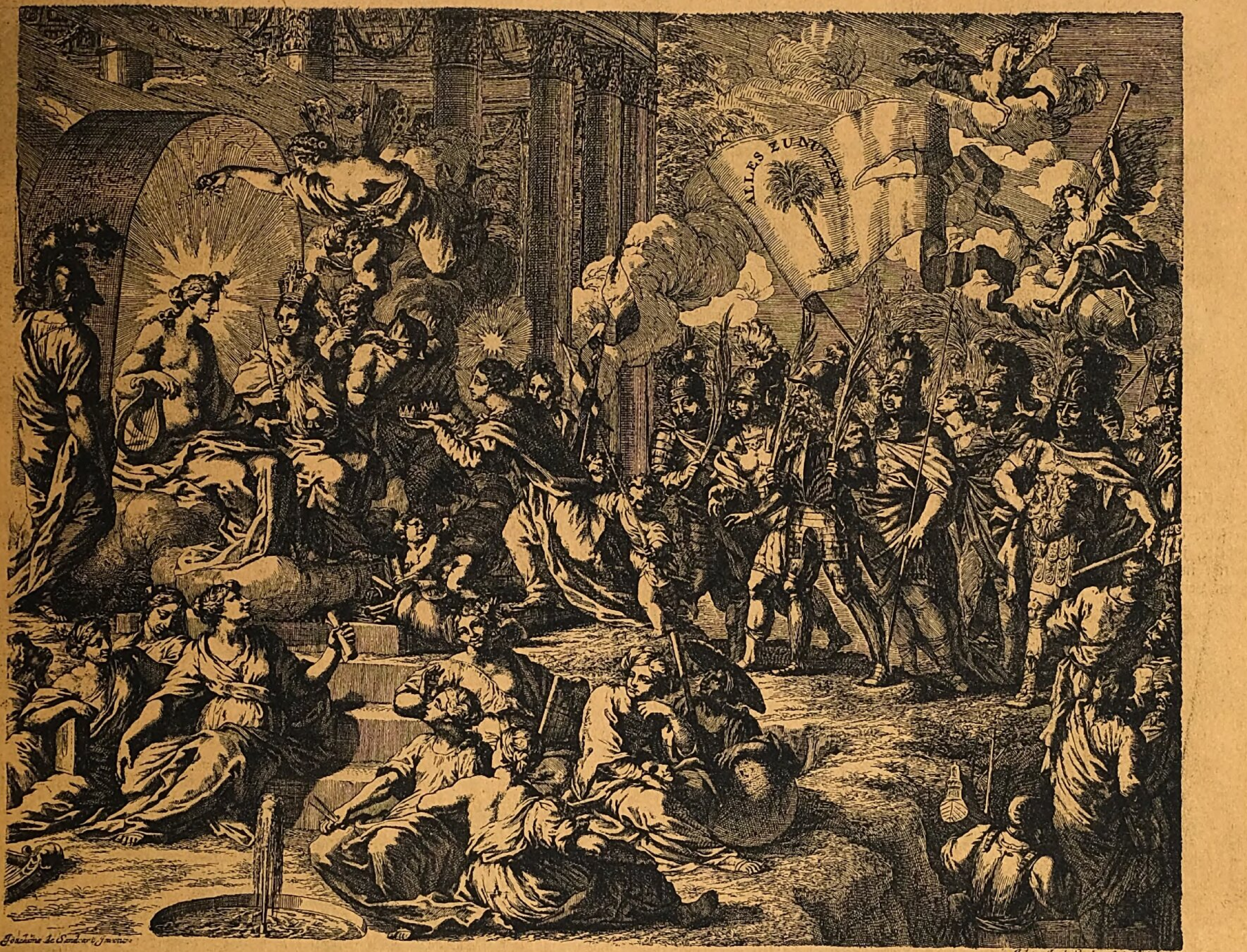
Innenraum der Rennbahn (Circus Maximus) in Rom.



Flaviſches Amphitheater in Rom.

Daſſelbe wurde im Jahr 80 v. Chr. vollendet, war eirund, maß 48 ½ m Höhe, hatte eine Achſenlänge von 185, eine Achſenbreite von 156 m, diente zu aller Art von öffentlichen Schauſpielen; die Ueberreſte führen den Namen Coliſeo (Koloſſeum). (Nach B. v. Montfaucon, 1655-1741.)

Schrifttum.


ALLES ZUNUTZE
Joachime de Sandrart, Inventor
Johann Jacob Sandrart fecit Norimbergæ

Die Fruchtbringende Geſellſchaft oder der gekrönte Palmenorden.
Nach Joachim v. Sandrart (1606—88).

Johann Jakob **Volkmann** erklärt [1772] das Bild folgendermaßen: „Es ſtellt den deutſchen Parnaß dar, auf deſſen Spitze ein prächtiger Tempel ſteht. Unten ſieht man den Brunnen Hippokrene [den Muſen heilige Quelle auf dem Berge Helikon in Griechenland]; um denſelben lagern die Muſen; die einzelnen ſind an ihren Abzeichen erkennbar: Urania an Fernrohr und Himmelskugel, Melpomene an der Trauerſpielmaske ꝛc. Vor dem Tempel thront auf einem Wolkenſitze, vom Tierkreiſe umgeben, Apollo; Flora krönt ihn mit Blumen. Zur Seite ſteht Minerva, die Göttin der Wiſſenſchaft, neben ihm ſitzt Germania im Kaiſermantel, die Krone auf dem Haupte, Szepter und Reichsapfel in den Händen. Auf Befehl des geflügelten Merkur naht ſich dem Gotte der Dichtkunſt Teutillis aus dem Gefolge Germaniens und bringt demſelben die Kunde von der Errichtung der fruchtbringenden Geſellſchaft, deren vornehmſte Häupter ſich unter der Fahne der Geſellſchaft [auf derſelben ein Palmbaum mit der Umſchrift: „Alles zu Nutzen“] nähern. Fama, in den Lüften ſchwebend, verkündet den Ruhm derſelben. — Die drei vorderſten ſind: Fürſt Ludwig von Anhalt, als Gründer des Ordens, Herzog Wilhelm von Sachſen und Herzog Auguſt, Adminiſtrator von Magdeburg. Darauf folgt Karl Guſtav, König in Schweden, hinter ihm kommen die Kurfürſten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, Herzog Johann Ernſt von Weimar, Johann, Markgraf von Brandenburg und der Landgraf Wilhelm von Heſſen. Den Berg herauf ſteigen andere Mitglieder der Geſellſchaft, ihre Arbeiten tragend.“

„Die Fruchtbringende Geſellſchaft iſt im Jahre 1617 den 24. Auguſt zur Beförderung und zur Aufnahme der deutſchen Sprache ſowohl in gebunder als ungebundener Rede aufgerichtet worden. [‚Bei dem bluttriefenden Kriegsjammer unſere edle Mutterſprache, welche durch fremdes Wortgepränge wäſſerig und verſalzen worden, hinwieder in ihre uralte gewöhnliche und angeborne deutſche Reinigkeit, Zierde und Aufnahme einzuführen, einträchtig fortzuſetzen und von den fremd drückenden Sklavenjoch zu befreien.‘] Die Gelegenheit hiezu hat der damalige weimariſche Oberhofmarſchall, Kaſpar von Teutleben, ein thüringiſcher Ritter gegeben, als verſchiedene Edelleute und Ritter auf dem alten Schloß Hornſtein (jetzt nach ſeinem Wiederherſteller Wilhelmsburg genannt) beiſammen waren, daher er auch als gelehrter und vielgereiſter Edelmann die erſte Stelle [als Ehrenvorſitzender] bekommen. Es wurde alſo von Johann Ernſt, Friedrich und Wilhelm, Herzogen zu Sachſen, Johann Caſimir, Fürſt von Anhalt, Dietrich von Werthern, Dietrich von Kospoth, weimariſchen Kammerrat, dem erwähnten Kaſpar von Teutleben und anderen Anweſenden der Fürſt Ludwig von Anhalt zum Haupt dieſer Geſellſchaft erwählt und ihm der Name des Nährenden beigelegt; denn es wurde bei Errichtung dieſer Geſellſchaft beliebt, daß jedes Mitglied ſich von einem Baume, Pflanze, Blume oder anderm Erdgewächs ein Sinnbild erwählen und von der Eigenſchaft ſolches Gewächſes einen Namen annehmen ſollte. Als aber dieſer gelehrte Fürſt zu Ende des Jahres 1650 mit dem Tode abging, wurde Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar, der Schmackhafte genannt, im Jahre 1651 an ſeine Stelle erwählt, an deſſen Stelle, als er 1662 den 20. Mai von der Welt Abſchied genommen hatte, Herzog Auguſt von Sachſen, der letzte Adminiſtrator des Erzbistums Magdeburg, genannt der Wohlgeratene, im Jahre 1667 folgte. Es blühte auch der Orden dergeſtalt, daß ſich faſt 800 Edelleute (andere gelehrte Männer nicht zu zählen), 45 Barone, 60 Grafen, 19 Fürſten, 3 Pfalzgrafen, 10 Landgrafen, 49 Herzöge, 3 Kurfürſten, ja ſelbſt 1 König (der ſchwediſche Karl Guſtav X., regierte 1654—60) dazu begeben haben. Allein er iſt nach dem Tode des Herzogs Auguſt (1680) ganz in Rückgang geraten, beſonders ſeitdem einige gar kein Wort in der deutſchen Sprache leiden wollten, das irgend einer andern ſeinen Urſprung zu danken hat, auch in der Rechtſchreibung ganz was Neues aufbrachten, inſonderheit aber ſich mit einem Haufen wunderlicher ſelbſt ausgedachter deutſcher Wörter bei andern lächerlich machten. Daher auch ſich niemand hat finden wollen, der dieſer anfangs ſo berühmten und ſtarken, nun aber ganz vergeſſenen Geſellſchaft ſich als Haupt- und Schutzherr hat annehmen wollen.“ (Buddeus, Joh. Franz, [1667—1729], „Hiſtoriſches Lexikon.“) Im Jahre 1651 nahm die Verbindung den Namen Palmenorden, von ihrem Sinnbilde, einer fruchttragenden Kokospalme, an. In dieſe Geſellſchaft war Joach. von Sandrart mit dem Beinamen „der Gemeinnützige“ aufgenommen worden, nachdem 1679 der 2. Teil ſeiner „Teutſchen Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunſt“ herausgekommen war. Dem Orden zu Ehren hatte Sandrart dann das vorliegende Bild gezeichnet, das ſein Großneffe Joh. Jak. von Sandrart, (1655—97), in Kupfer ſtach.

Das **Stammbuch** der fruchtbringenden Geſellſchaft. Im Schloſſe zu Koethen, dem Sitze des erſten Vorſtandes der Geſellſchaft, wurde ein Buch aufbewahrt, welches auf einer Seite das in Kupfer geſtochene Bildnis jedes Mitgliedes, auf der gegenüberſtehenden deſſen Geſchlechtswappen, Unterſchrift und einen frommen Denkſpruch zeigt. Fürſt Ludwig von Anhalt widmete vielen der Eingetretenen 8zeilige Reimſtrophen, von denen wir einige folgen laſſen.

Auf Johann Friedrich von Sachſen-Weimar (1627 gefangen geſetzt, 1628 im Kerker tot gefunden) der ſich den Namen „Der Entzündete“, brennende Stoppeln als Sinnbild und den Spruch: „Verderbet und erhält“ erwählt hatte:

Die Stoppeln, wenn man die zündt an im trucknen Feld,
Das Unkraut dann verdirbt, ſo vormals war darinnen,
Die Aſche miſtet wohl und rein den Acker hält,
Der eine beß're Art dadurch pflegt zu gewinnen.
„Entzündet“ drum der Nam' auch mir iſt zugeſtellt,
Dieweil der Tugend Zweck ſoll ſein und ihr Beginnen
Zu rotten alles aus, was Böſes ſich erzeigt,
Und daß dem Guten nur man herzlich ſei geneigt.

Auf Chriſtian I. von Anhalt (Sinnbild: die Sonnenblume; Name: der Sehnliche; Wahlſpruch: Nach dir):

Die Sonnenblume ſtets ſehnt nach der Sonne ſich,
Und ihre ganze Kraft dahin ausreckend dehnet;
Der Sehnlich' heiß ich, weil mein Herz wahrhaftiglich
Nach Gott, dem wahren Licht, ohn' Unterlaß ſich ſehnet.
Auf dich, o höchſte Sonn', ich ganz verlaſſe mich,
Wie mein' Hilf und Troſt nach dir ſich immer lehnet
Du, meine Sonne, wirk' in mir mit deinem Schein,
Auf daß mit meiner Frucht ich möge bei dir ſein.

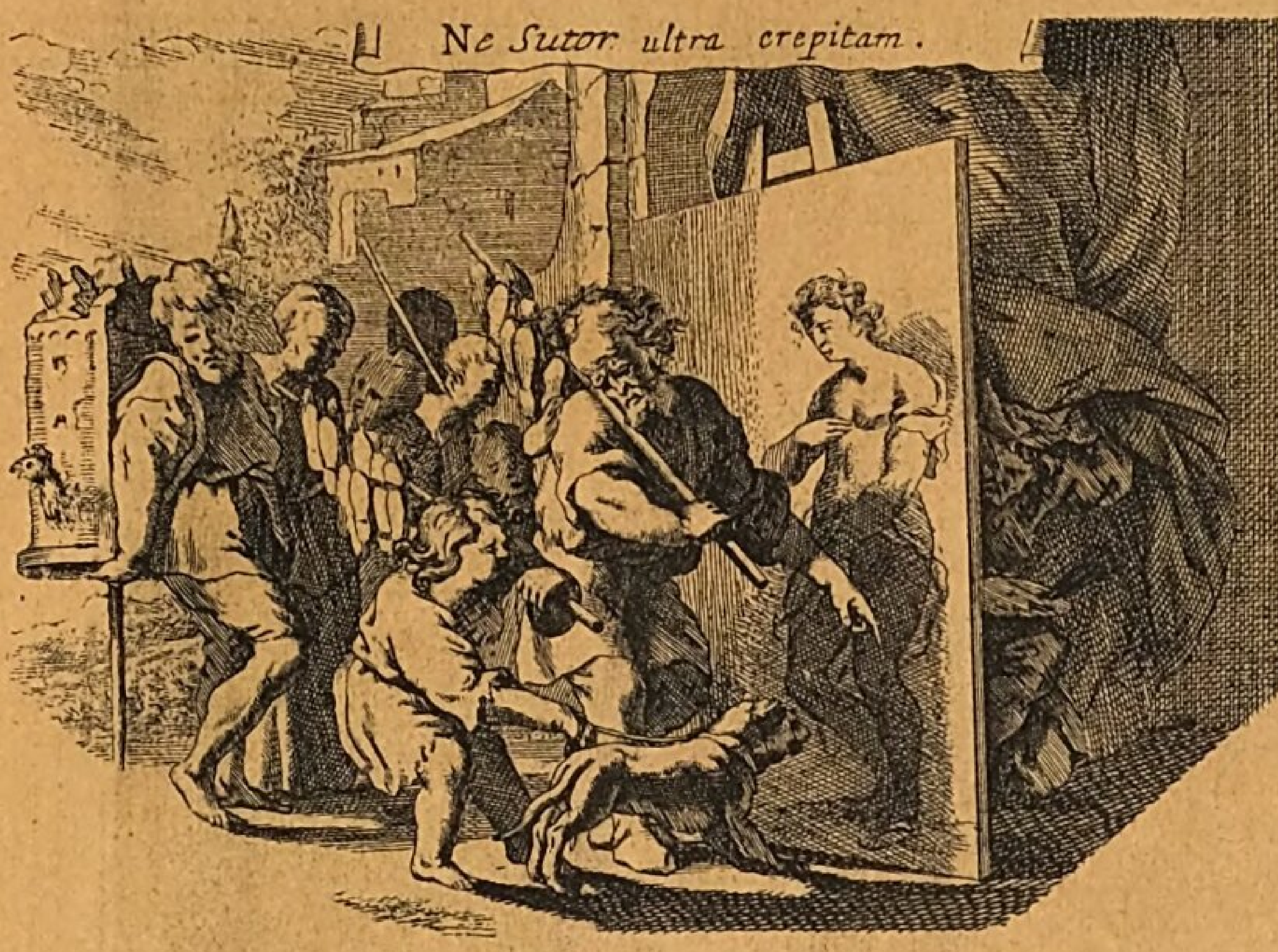
Auf Opitz [1627] (Name: der Gekrönte durch ihn ſelber; Sinnbild: Lorbeerkranz und Lorbeerbaum):

Ein' Art des Lorbeerbaum's die Blätter giebet breit,
Sie ſind glatt, ſchön und grün, die Blüte läßt ſich riechen,
Von weitem; man darvon den grünen Kranz bereit't
Hat der Poetenſchar. Als nun die Zeit verſtrichen,
Ich ſelbſt krönte mich, durch alle Länder weit
Mit meiner heil'gen Wut, drin gerne mir gewichen,
Mein' eigne Landesleut', als ich die Feder führt',
Und reimend unſ're Sprach ob andern mehrt' und ziert

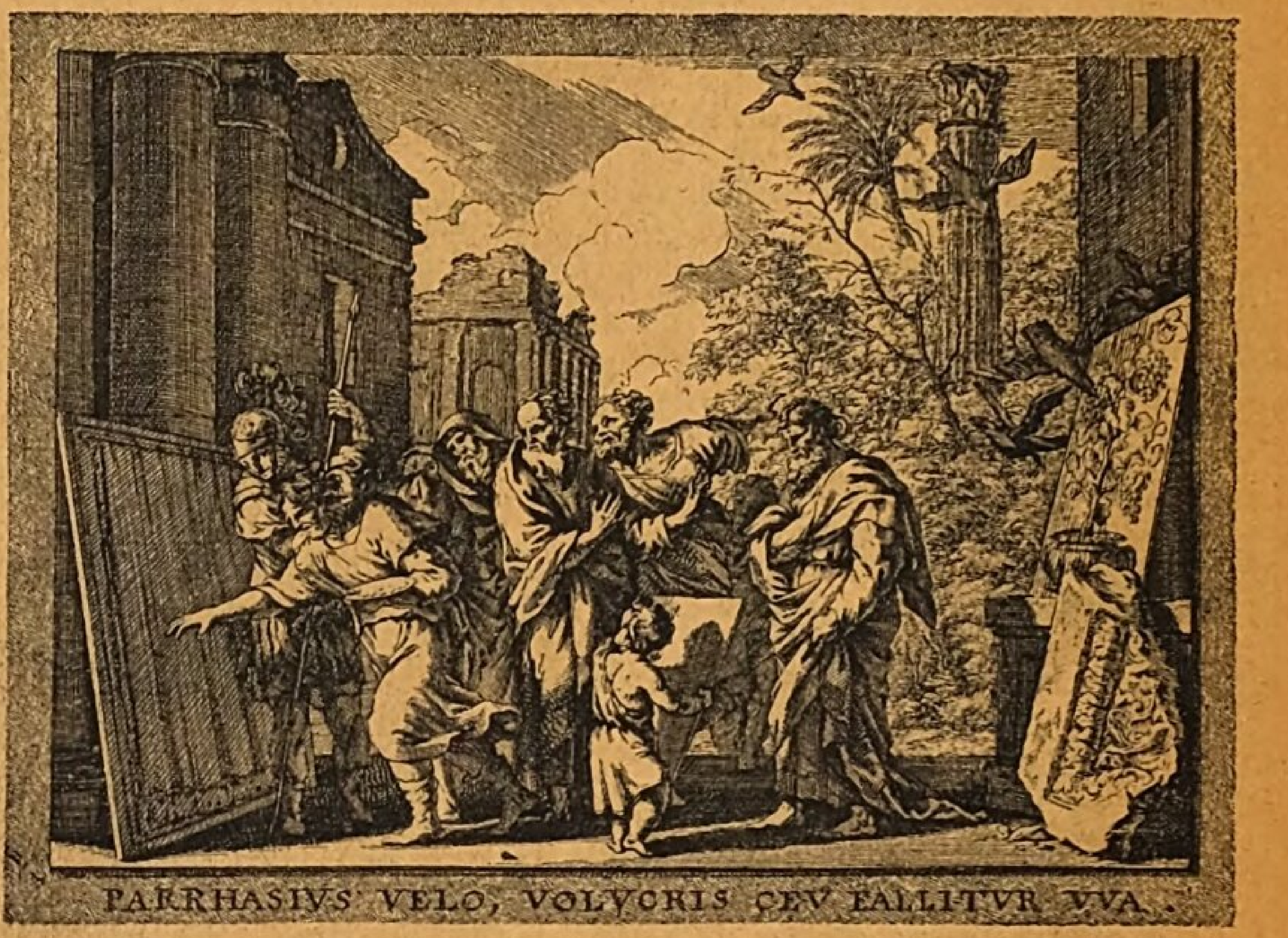
Auf Octavio Piccolomini (Name: der Zwingende; Sinnbild: die kleine Mohnraute), der nach Vertreibung der Schweden aus Bernburg (Mai 1641) eingetreten war:

Die kleine Mohnraut' iſt ein wunderſamer Preis,
Indem ſie manchem Hengſt die Eiſen 'rab geriſſen,
Der Zwingend ich daher und zu entwaffnen heiß,
Hab jederzeit den Feind zu zwingen mich gefliſſen
Und zu entwaffnen ihn.

Bildende Kunſt.


Ne Sutor ultra crepitam.

Apelles und der Schuſter.


PARRHASIVS VELO, VOLVCRIS ÇEV FALLITVR VVA.

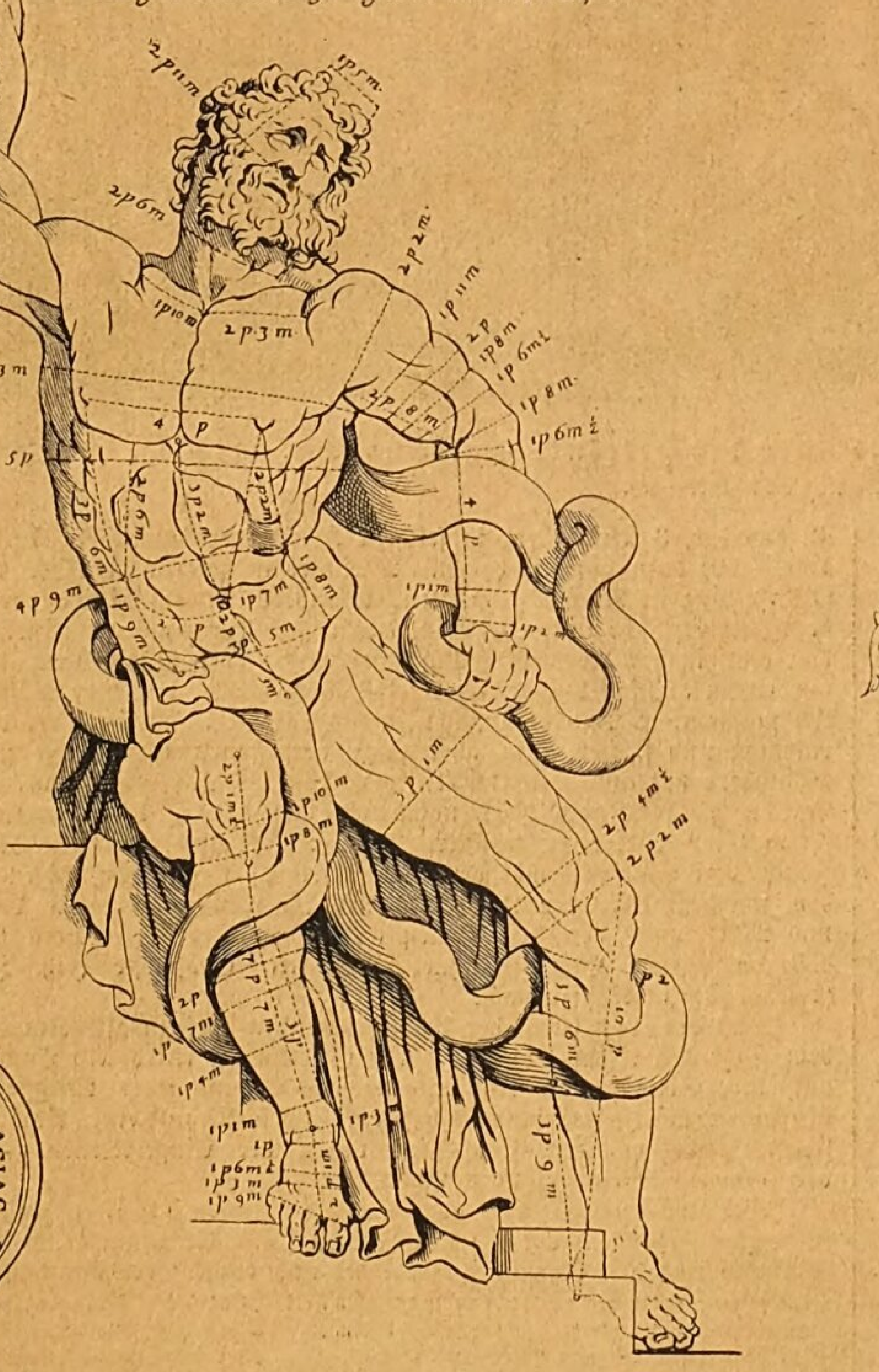
Apelles beſiegt den Parrhaſius.

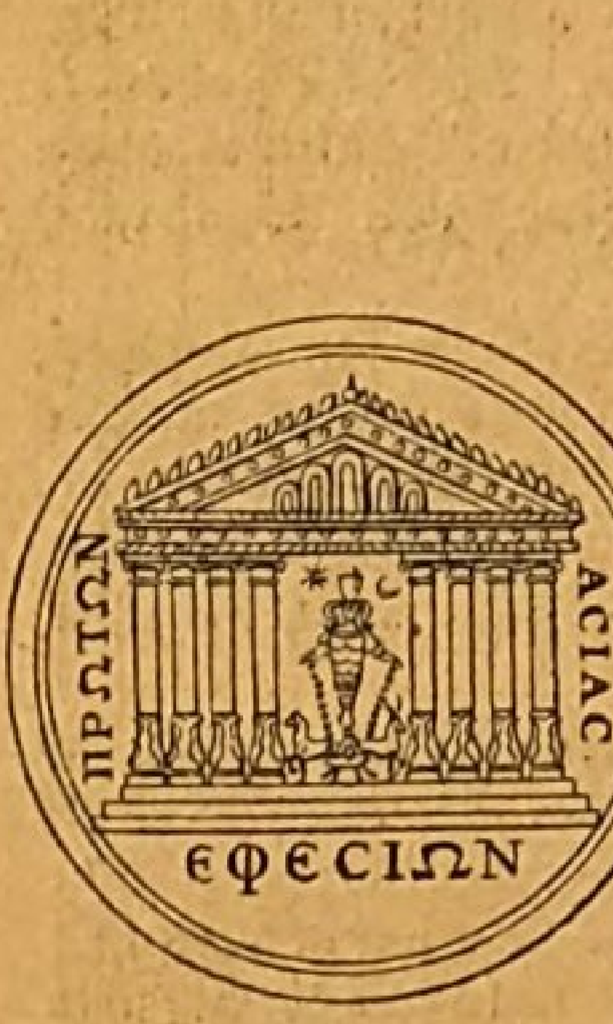
Von Joach. v. Sandrart (1606—88).

Ein Schuſter hatte an einem Gemälde des Apelles einen Fehler an dem Schuhwerk der dargeſtellten Perſon getadelt, und der Maler hatte denſelben verbeſſert. Als derſelbe aber ein andermal vermeintliche Fehler in Zeichnung, Farbe eines Gemäldes tadelte, jagte ihn der hinter dem Gemälde lauſchende Künſtler mit Worten weg, welche in lateiniſcher Sprache: „Ne sutor ultra crepitam“, deutſch; „Schuſter, bleib beim Leiſten“ heißen.

Jeder der beiden Maler hat zum Wettſtreite um die Meiſterſchaft ein Gemälde ausgeſtellt; Parrhaſius einen gemalten Weinſtock, deſſen Trauben ſo natürlich gemacht waren, daß die Vögel darnach pickten, Apelles einen ſo täuſchend gearbeiteten Vorhang, daß Parrhaſius darauf losſtürzte, um ihn wegzuziehen. „Parrhaſius wird durch die Decke, die Vögel durch die Traube getäuſcht.“ So hatte erſterer nur Tiere, Apelles den Kunſtgenoſſen überliſtet.

Des Laocoons Statue, hat in ihrer Höhe 7. Köpffe, 2 partien oder Theile, 3 minuten, iſt jederzeit von den Vornehmſten Zeichnern für Wunder-Würdig gehalten worden ſo daß die meiſten kein Bedencken getragen, ihr die Erſte Stelle unter allen antiquen zu zueignen. Es iſt eine Gruppe welche zuſammen geſetzet von dem Bild Laocoons und ſeiner beeden Söhne. Deſſen Innhalt in dem Virgilio 2. Æneid: vſ. 201 zu leſen. Sie iſt aus einem einigen Stuck Marmor von Dreyen Berühmten Bildhauern Ageſandro, Polidoro und Athenodoro, (welche daranum die Wette gearbeitet.) verfertiget. Plin. c. 36. cap. 5.

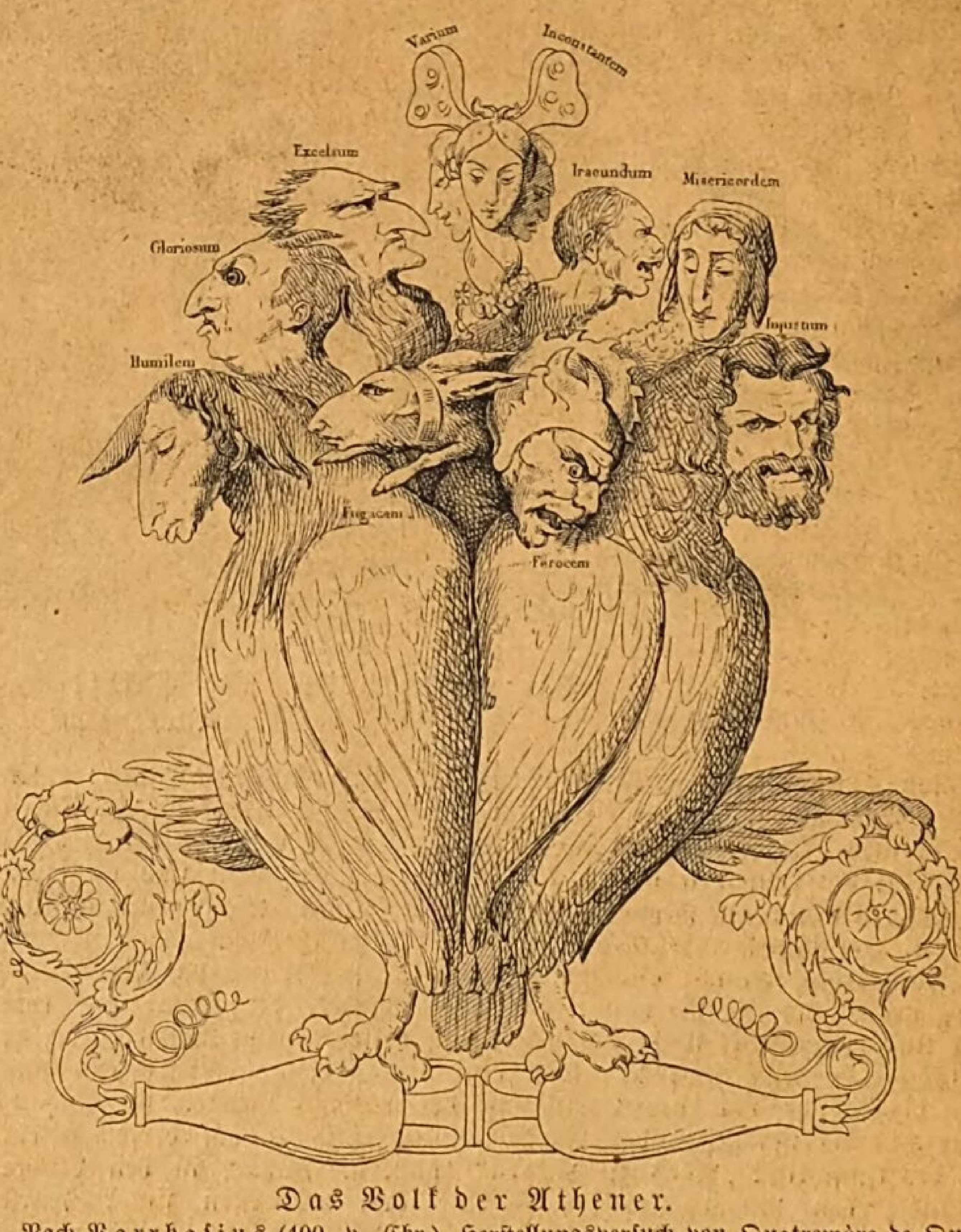

2p1m
1p5m
2p6m
2p2m
1p11m
1p10m
2p3m
6p3m
2p
1p8m
1p6m½
4p
5p
1p7m
4p9m


ΠΡΩΤΩΝ
ΑСΙΑС
ΕΦΕСΙΩΝ

Diana-Tempel von Epheſus.
Nach Montfaucon (1655-1741)

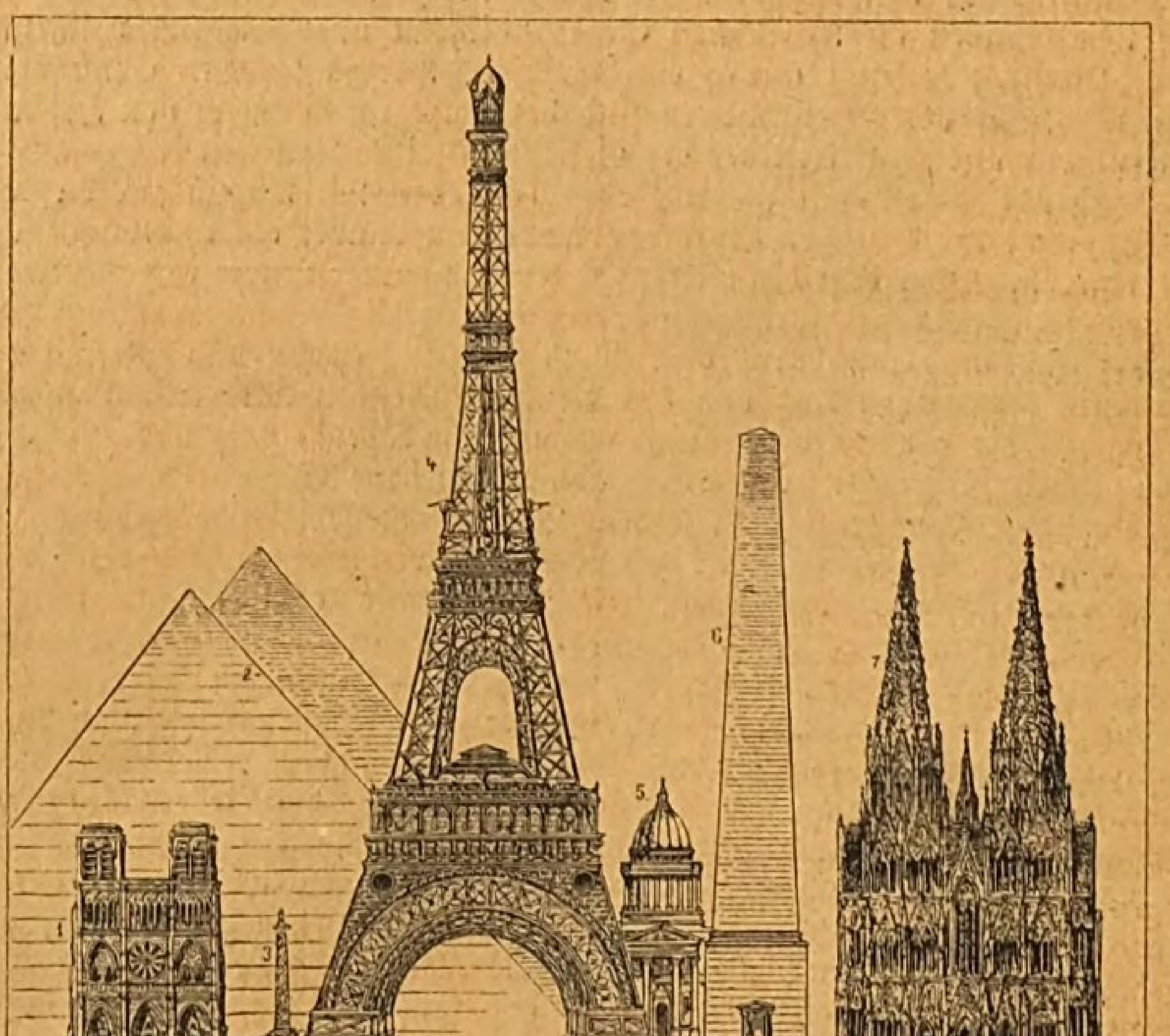
Laokoon.
Nach Joach. v. Sandrart (1606-88)

ARS
NUMERUS
PONDUS


Varium
Inconstantem
Excelsum
Iracundum
Misericordem
Gloriosum
Injustum
Humilem
Fugacem
Ferocem

Plinius berichtet: Parrhaſius malte auch das Volk der Athener in einer gewiſſen geiſtreichen Auffaſſung. Denn er wollte es als wankelmütig (varium), jähzornig (iracundum), ungerecht (injustum), unbeſtändig (inconstantem), u. doch wieder als erbittlich, (exorabilem), ſanft (clementem), mitleidig (misericordem), erhabenen Geiſtes (excelsum), ruhmbegierig (gloriosum), niedriger Geſinnungsart (humilem), unbändig (ferocem), flüchtig (fugacem) und zwar als alles zugleich zeigen.

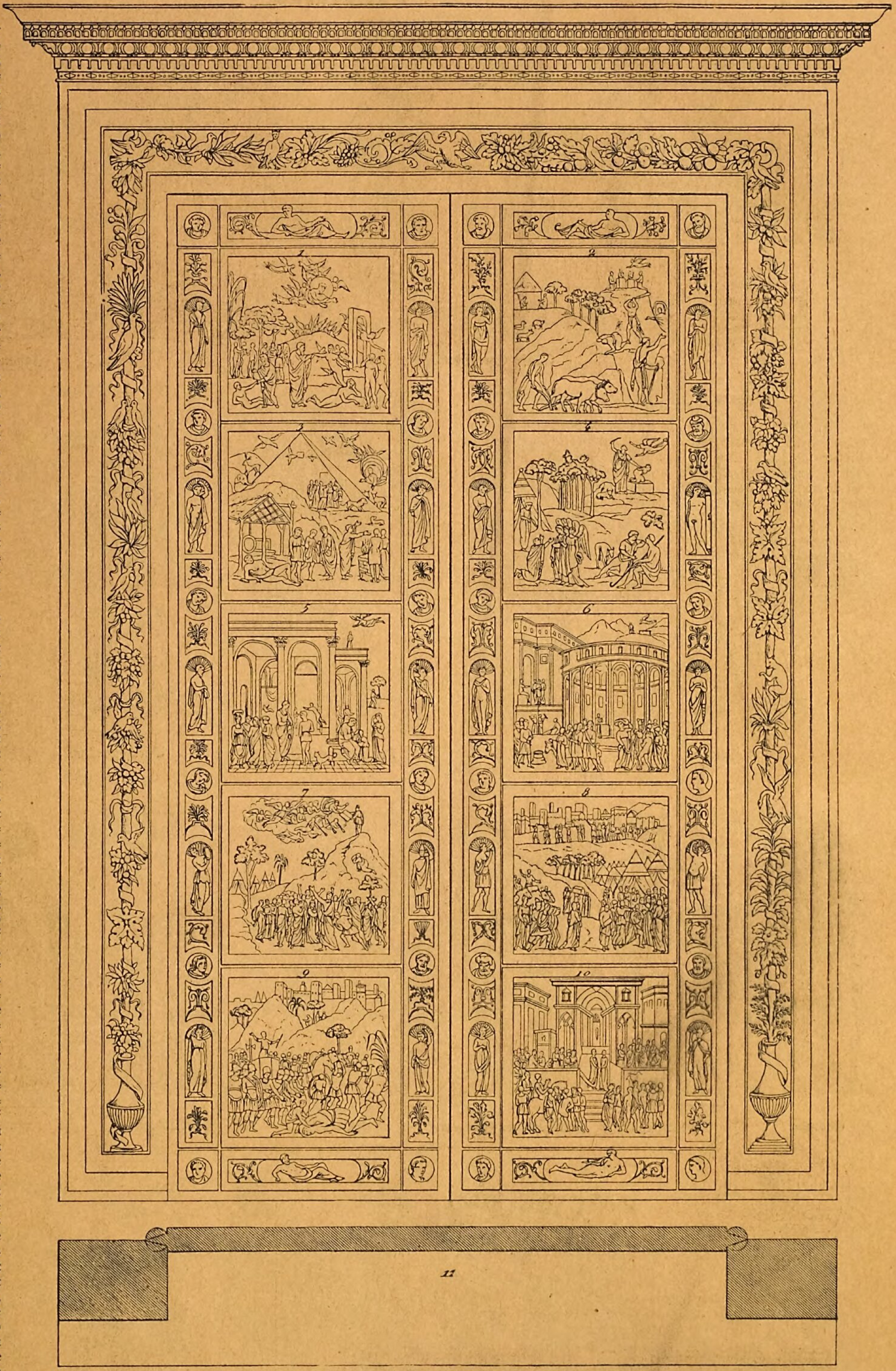
Das Volk der Athener.
Nach Parrhaſius (400 v. Chr.) Herſtellungsverſuch von Quatremère de Quincy († 1849).



1. Notre-Dame in Paris (68 m). 2. Pyramiden in Aegypten (die des Chefren 136,4, des Cheops 137,2 m). 3. Vendôme-Säule in Paris (44 m). 4. Eiffel-Turm in Paris (300 m). 5. Pantheon in Paris (83 m). 6. Waſhington-Säule in Waſhington (annähernd 200). 7. Kölner-Dom (159 m.)

Hohe Bauwerke.
Nach der „Illuſtrirten Zeitung“.

Altes Teſtament.



Hauptthüre der Taufkirche San Giovanni zu Florenz.

Von Lorenzo Ghiberti (1378—1455) in Bronze gegoſſen. — Aus: Seroux d'Agincourt, Sammlung der Denkmäler der Sculptur etc.

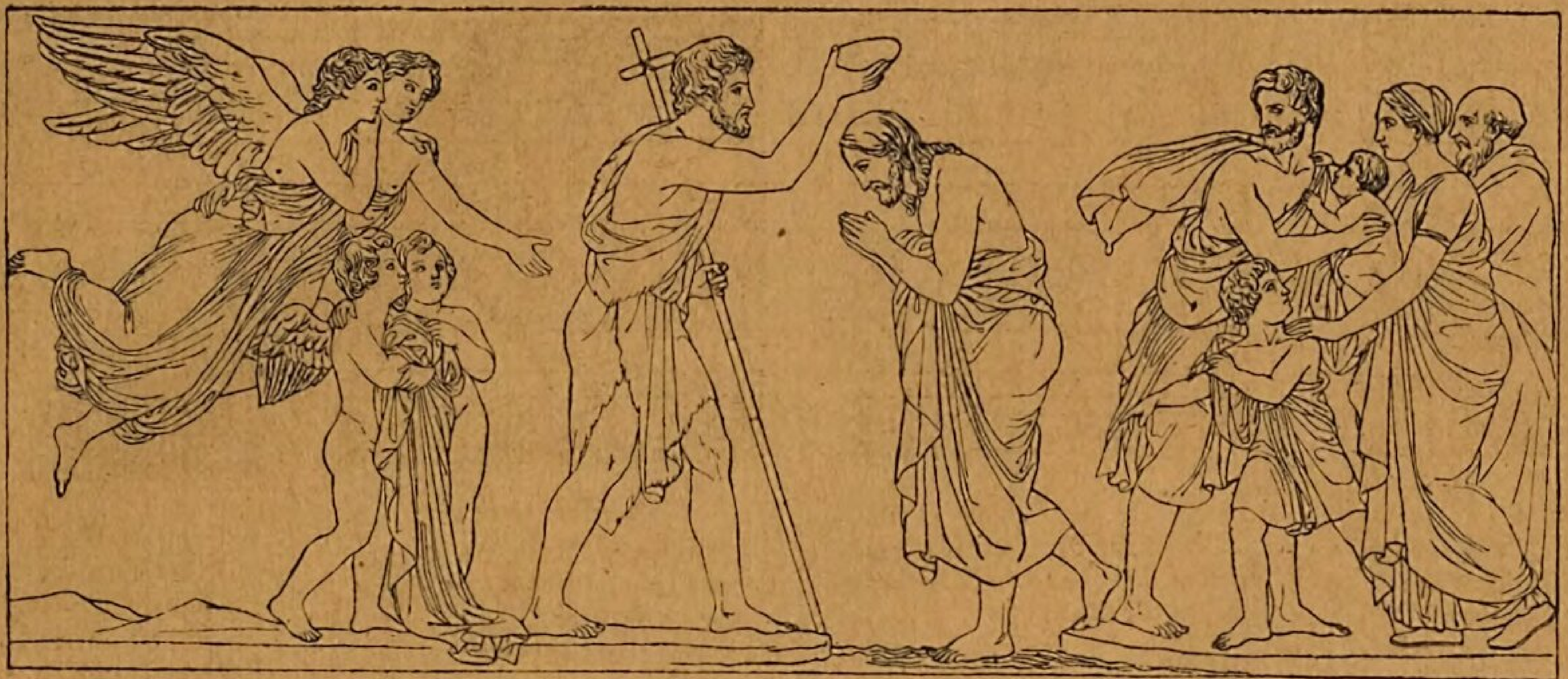
Dieſe prächtige Thüre, eines der koſtbarſten Denkmäler der neueren Kunſt, ſieht man zu Florenz beim Eintritt in das Baptiſterium St. Giovanni, dem Dom gegenüber; ſie iſt ganz von Bronze. Die 2 Flügel, aus denen ſie beſteht, ſind der Höhe nach jeder in 5 Abteilungen geteilt, welche Basreliefs enthalten, deren Gegenſtände aus dem Alten Teſtament genommen ſind. Die Felder, welche dieſe Flügel umgeben, ſind mit kleinen Niſchen geſchmückt, welche 20 kleine ſtehende Figuren enthalten, Sibyllen und Propheten darſtellend, und eben ſo viel Köpfe und Büſten, unter welchen man die des Künſtlers Lorenzo Ghiberti ſelbſt bemerkt, und ihm gegenüber die ſeines Meiſters und Schwiegervaters Bartoluccio, eines ſehr geſchickten Goldarbeiters, der ihn in der Ausführung unterſtützte; außerdem die ſeines Sohnes und Mitarbeiters Vittorio (1418—96). In der Nähe dieſer Büſte lieſt man folgende Inſchrift: „Laurentii Cionis de Chibertis opus, mira arte fabricatum.“ [Des Lorenz Cioni von Ghibertis Werk, mit wunderbarer Kunſt gearbeitet.] Die Einfaſſung, ebenfalls von Bronze, iſt geſchmückt mit Kränzen von Blumen und Früchten, denen Vögel und andere Tiere beigemiſcht ſind, alles auf's höchſte vollendet.

Angabe der Gegenſtände des Alten Teſtaments, die auf den Basrelief dieſer Thüre dargeſtellt ſind: 1) Schöpfung von Adam und Eva; ſie eſſen von der verbotenen Frucht; Gott vertreibt ſie aus dem Paradieſe. 2) Kain bearbeitet die Erde; er bringt mit Abel dem Herrn ein Opfer; er tötet ſeinen Bruder; Gott befragt und verflucht ihn. 3) Noah kommt mit ſeiner Familie aus der Arche; er opfert; er pflanzt den Weinberg; ſeine Trunkenheit; er verflucht Ham und ſegnet Sem und Japhet. 4) Drei Engel erſcheinen dem Abraham im Thale von Mamre; er ſegnet ſeinen Sohn Iſaak. 5) Geburt des Jakob und Eſau; während der letztere auf der Jagd iſt, erſchleicht Jakob, unterſtützt von ſeiner Mutter Rebecca, den Segen ſeines Vaters Iſaak. 6) Joſeph iſt von ſeinen Brüdern in eine Ciſterne geworfen; dann an Potifar verkauft, erklärt er die Träume des Pharao, erkennt ſeine Brüder wieder, giebt ihnen ein großes Feſt und läßt den goldenen Becher in Benjamins Sack verbergen. 7) Moſes empfängt auf dem Berge Sinai die Tafeln des Geſetzes, während Joſua und das übrige Volk am Fuße des Berges ihn erwarten. 8) Die Waſſer des Jordan ziehen ſich zurück, um der Bundeslade den Durchgang zu gewähren; aus dem Flußbett genommene Steine ſind aufgeſtellt zum Gedächtnis an dieſes Ereignis; Joſua läßt 12 Zelte aufſchlagen, er belagert und nimmt Jericho. 9) David, Sieger des Goliath, ſchlägt die Philiſter und kehrt triumphierend zurück. 10) Die Königin von Saba, von prächtigem Gefolge begleitet, beſucht Salomo und bietet ihm reiche Geſchenke an. 11) Grundriß der Thür.

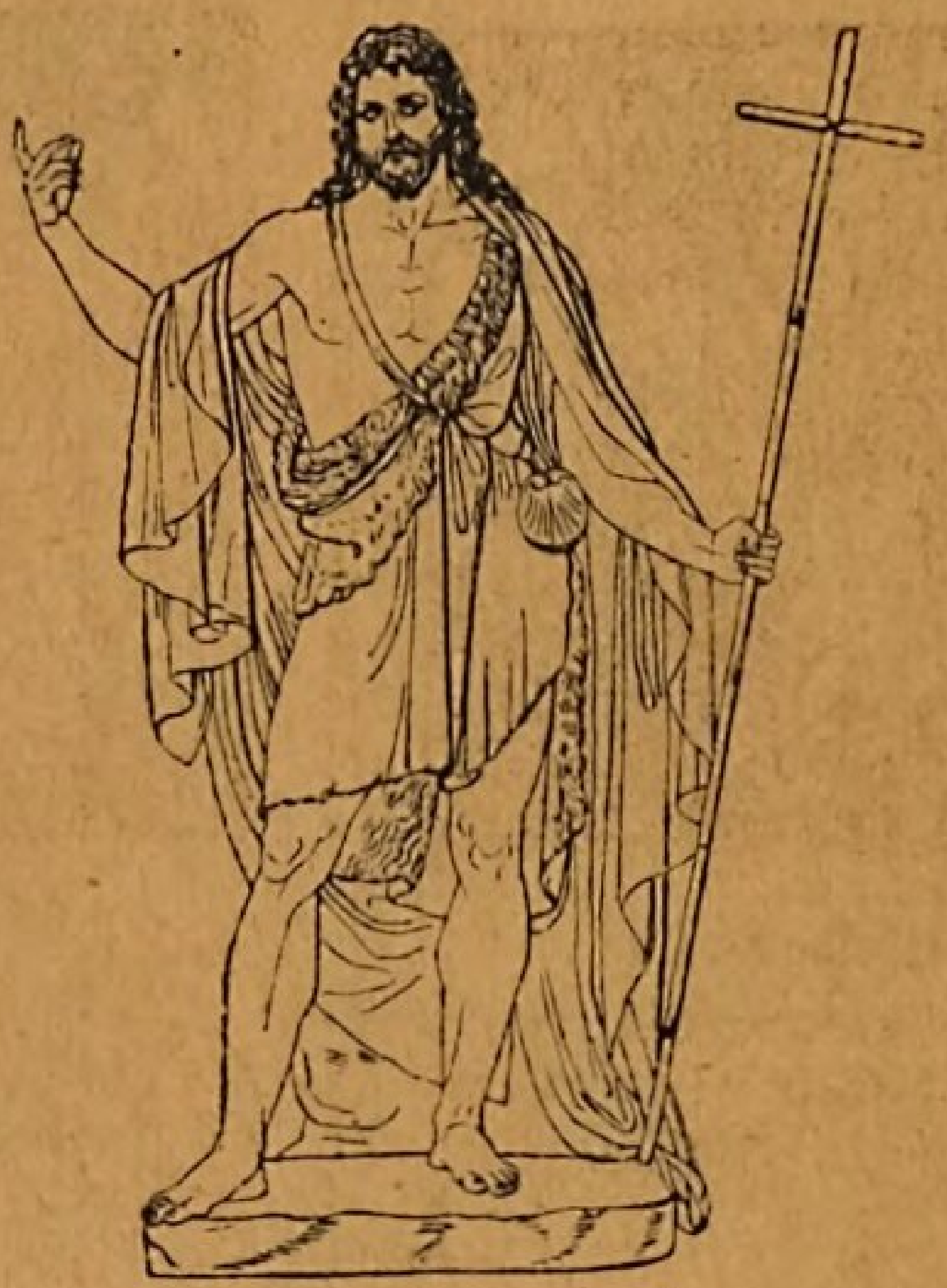
Michelangelo Buonarroti (1475—1564) ſagt von dieſem Kunſtwerke, es wäre ſeiner Schönheit nach würdig, die Pforte des Paradieſes zu ſchmücken.

Lorenzo Ghiberti, der kunſtreiche Schöpfer dieſer Arbeit, hieß eigentlich Cione; Ghiberti war der Name ſeines Stiefvaters, bei dem er die Goldarbeiterkunſt erlernt hatte. Auch die Malerkunſt übte er; er arbeitete im Jahre 1400 zu Rimini für den Söldnerführer und Kunſtfreund Pandolfo Malateſta (1377—1427) an einem Freskogemälde. Im nächſten Jahre eilte er nach Florenz auf die Nachricht, daß eine Aufforderung an die italieniſchen Bildhauer ergangen ſei, ſich durch Probearbeit um die Lieferung der nördlichen Thüre für die Taufkirche (Baptiſterium) von Florenz zu bewerben. Der Auftrag wurde Ghiberti zugeſprochen und 1424 konnte er ſeine Arbeit abgeben. Die 20 Hauptfelder enthalten Darſtellungen aus dem Neuen Teſtamente, unten ſind die 4 Evangeliſten, oben 4 Kirchenlehrer abgebildet. Bald darauf wurde ihm der Auftrag eine zweite Bronzethüre, deren Abbildung hier vorliegt, zu fertigen. Nach einem alten Ausgabebuch wurde das gewaltige Werk 1424 begonnen, aber erſt 17. Februar 1456 ganz vollendet. Ghiberti arbeitete mit ſeinem Sohne Vittorio gemeinſam an dieſem Kunſtwerke, welches unter die bedeutendſten ſeiner Art gezählt werden muß. Auch Vittorio Ghiberti wurde als Bronzegießer gerühmt.

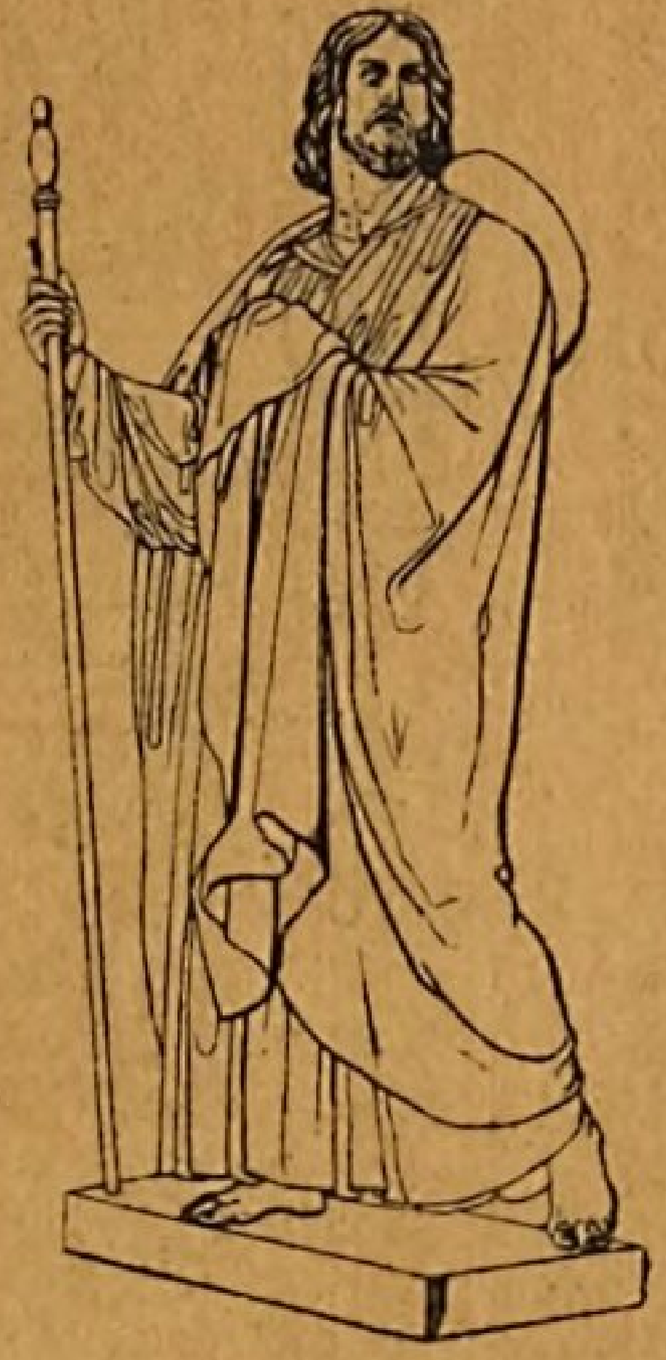
Chriſtentum.



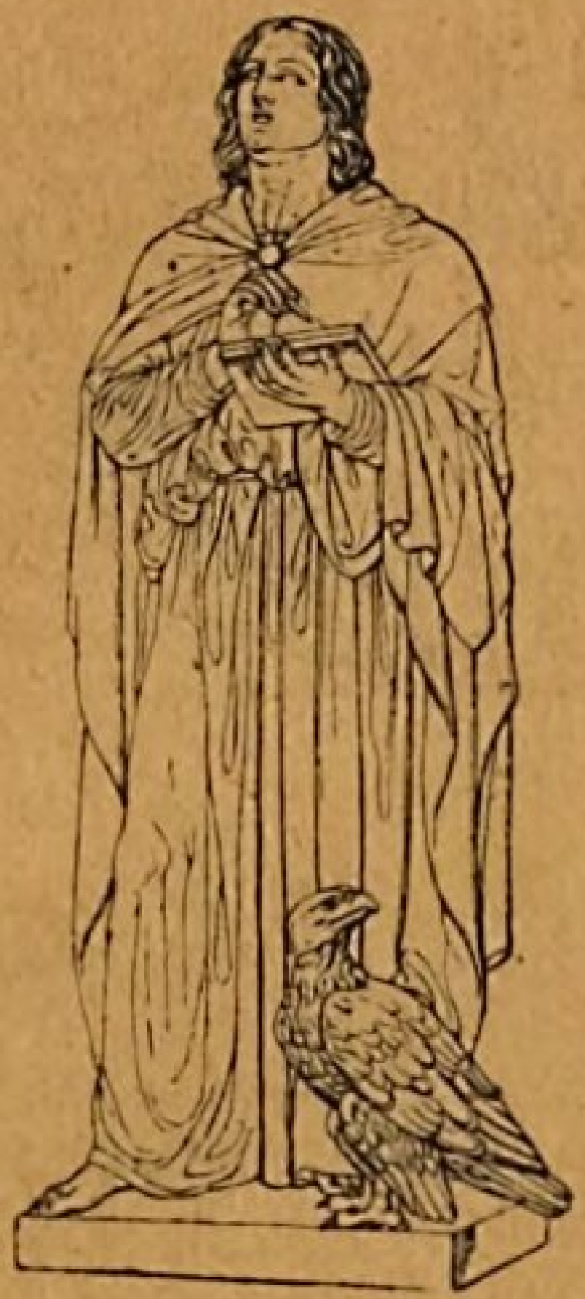
Taufe Chriſti durch Johannes.



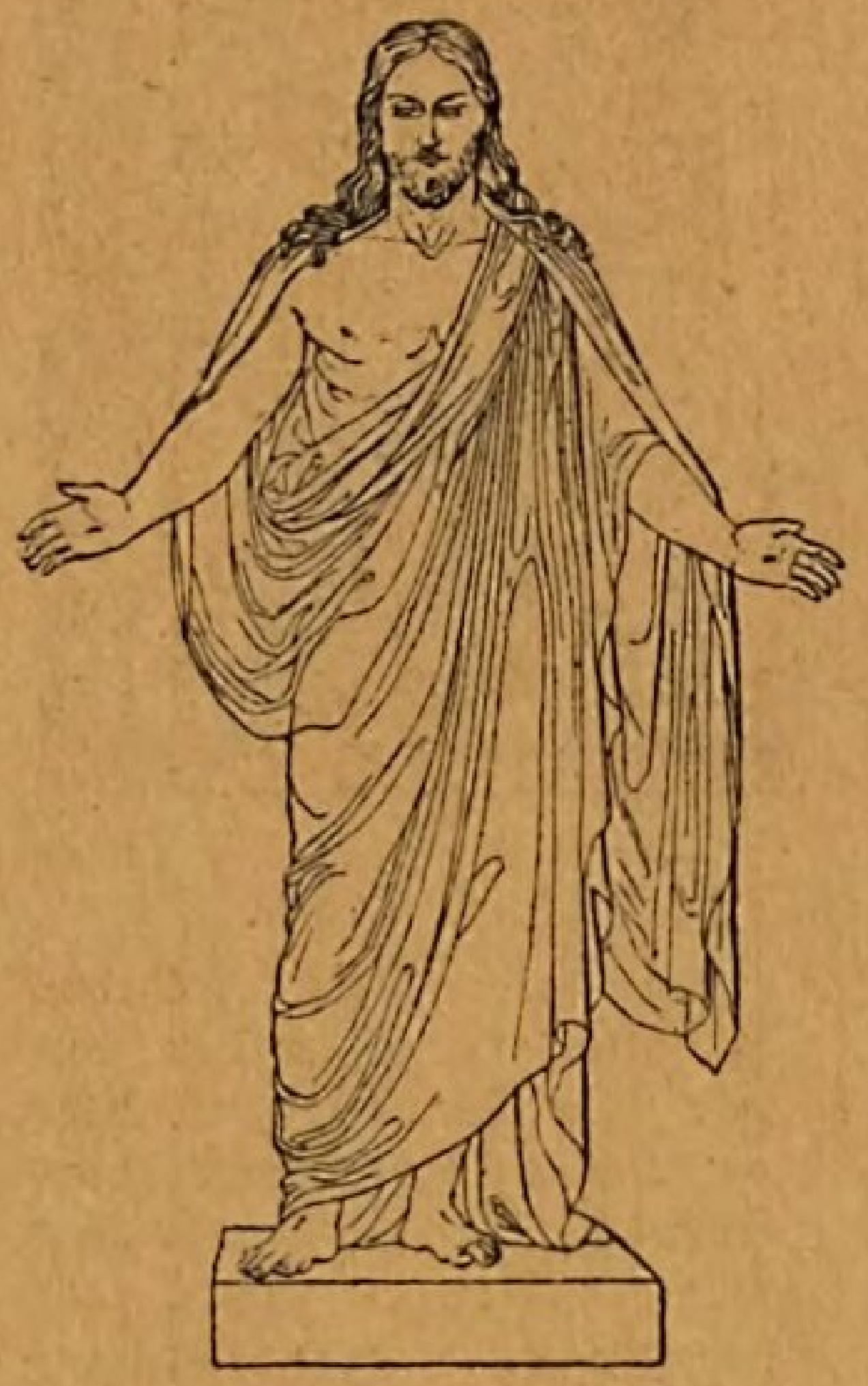
Johannes der Täufer.



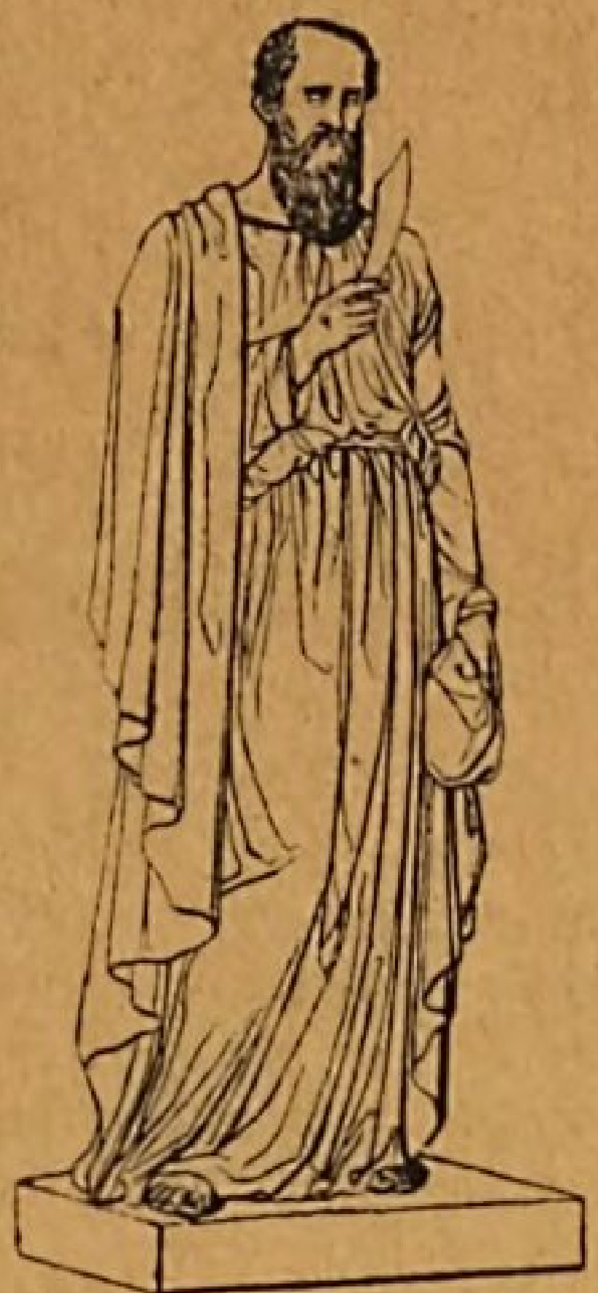
Jacobus.



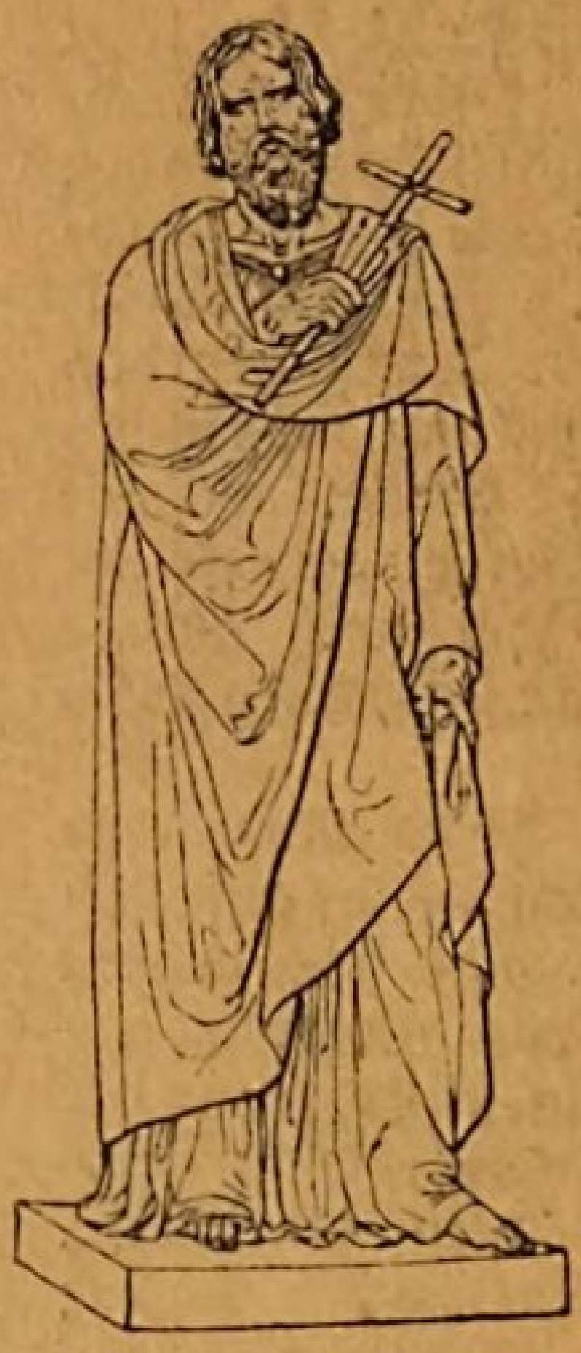
Johannes.



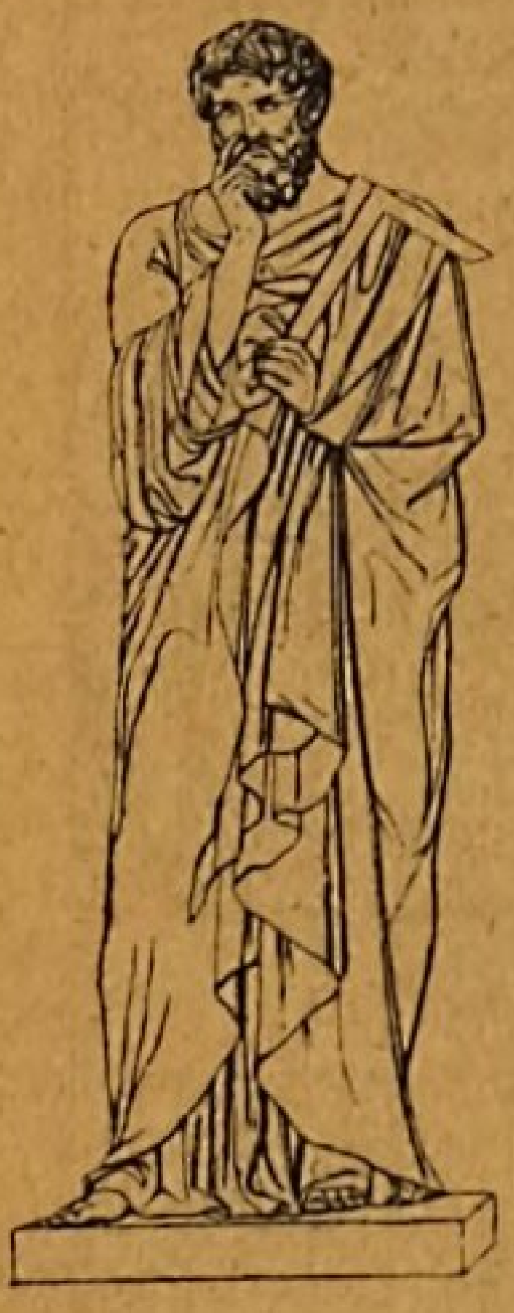
Der ſegnende Heiland.



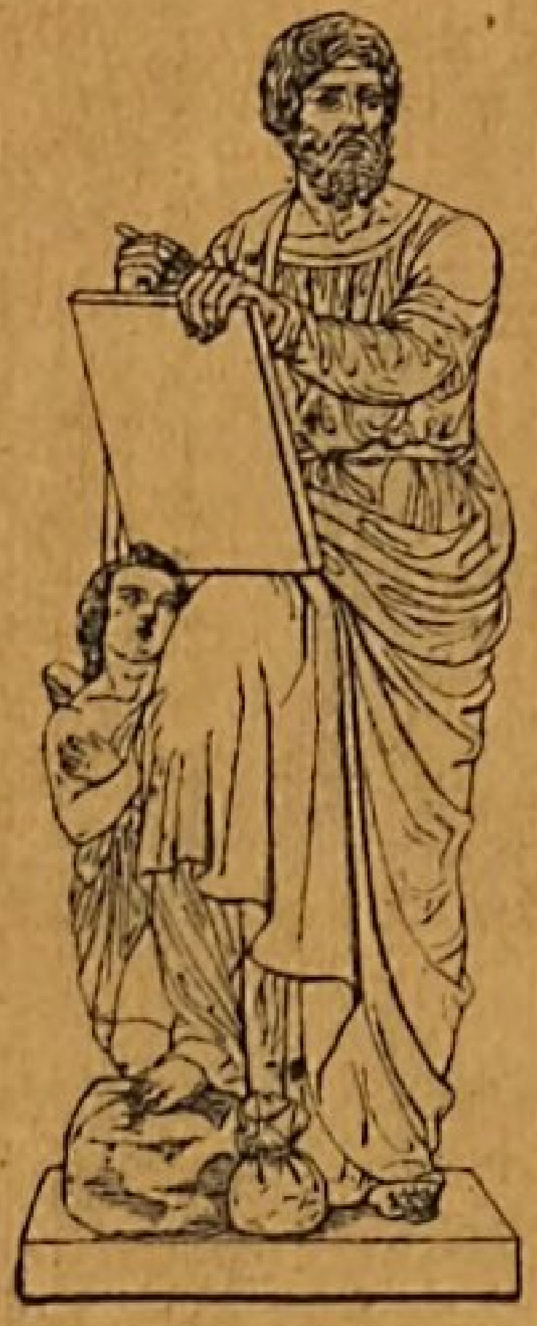
Bartholomäus.



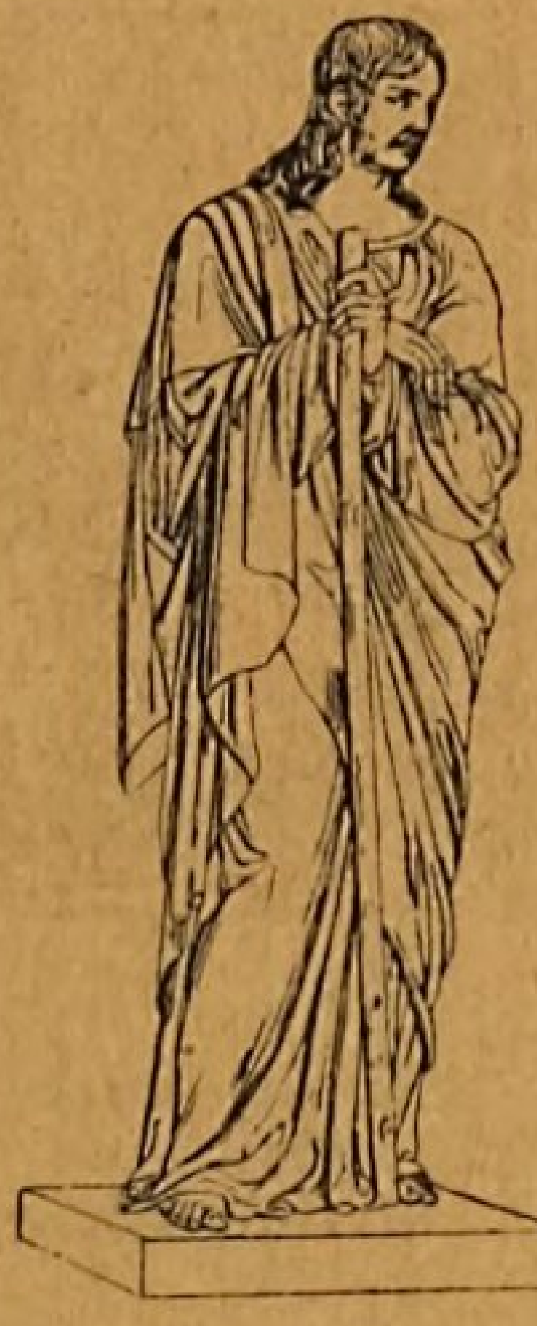
Philippus.



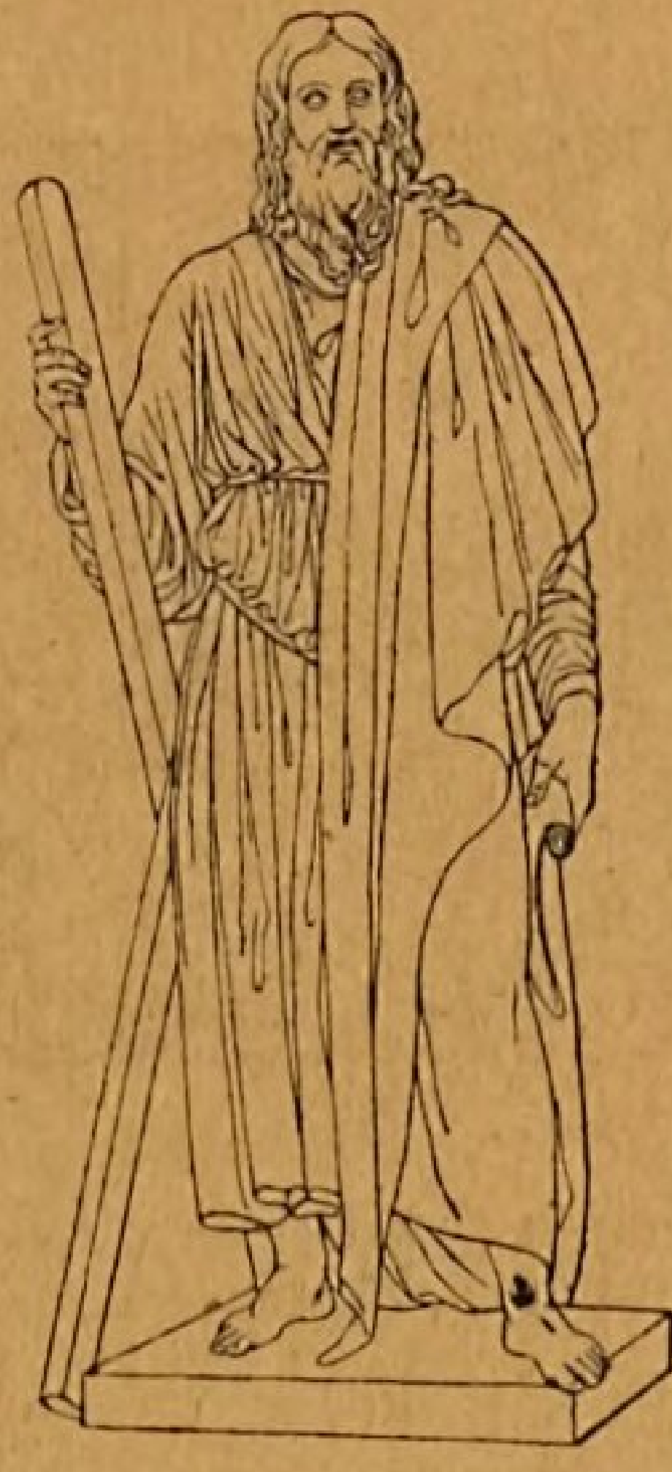
Thomas.



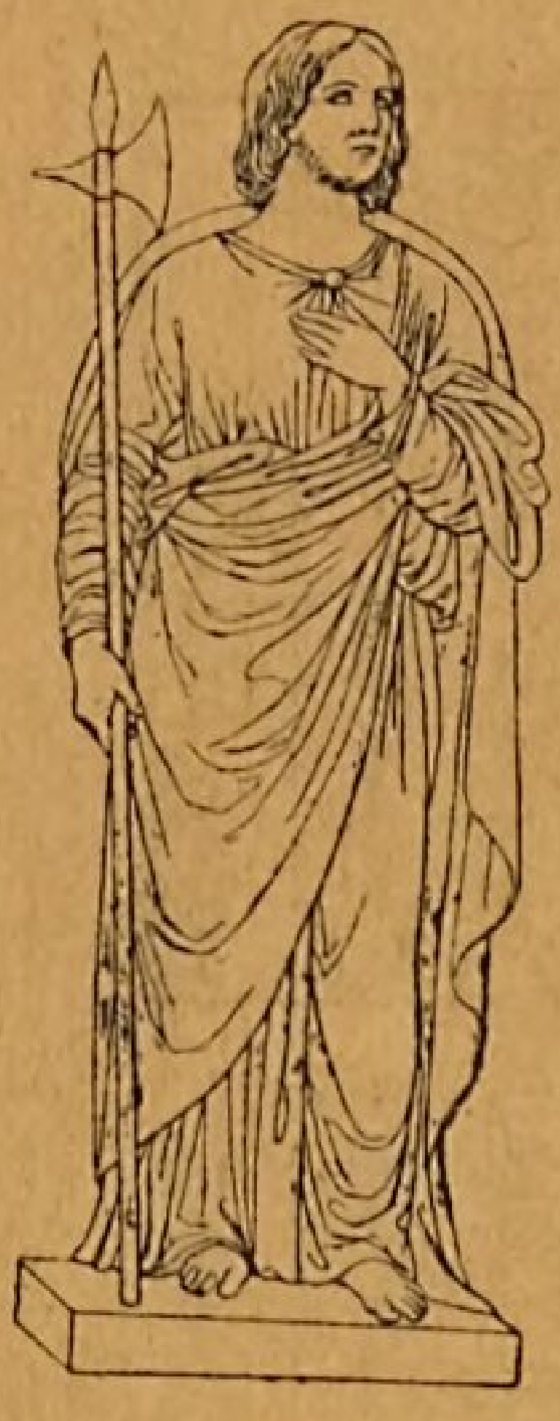
Matthäus.



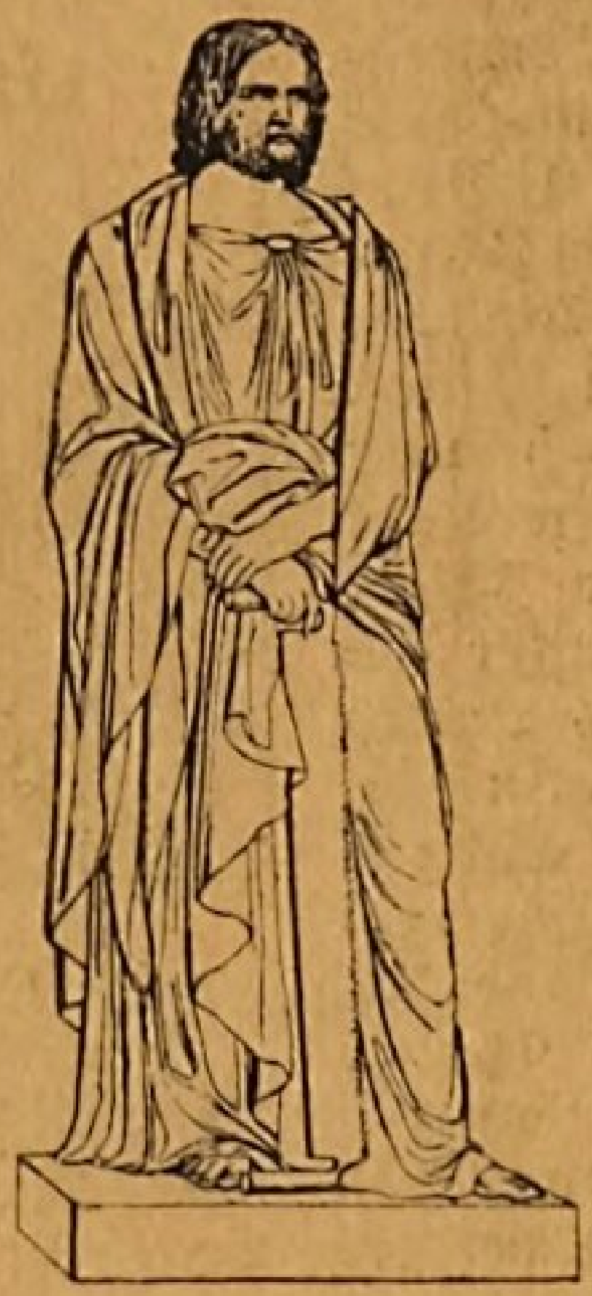
Jakobus der Jüngere.



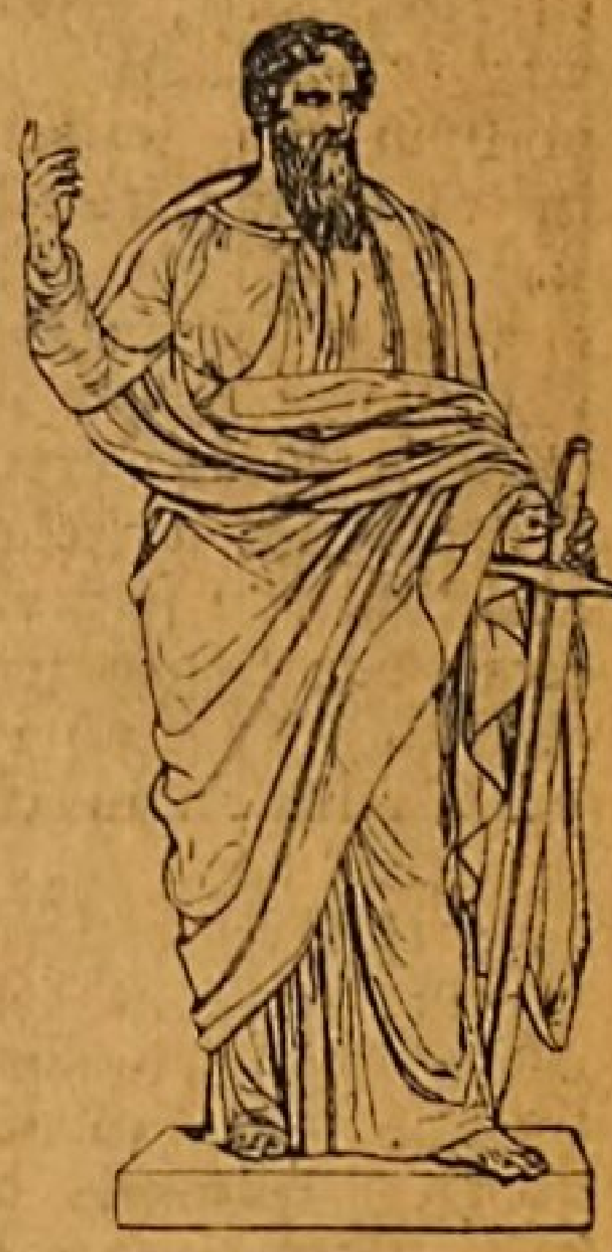
Andreas.



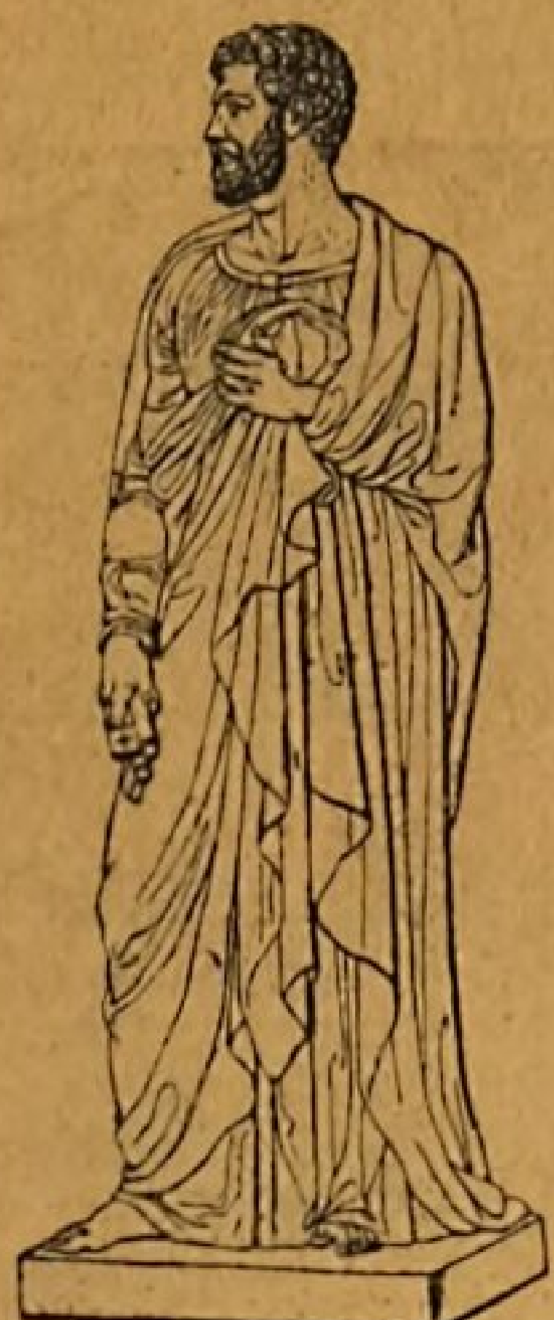
Thaddäus.



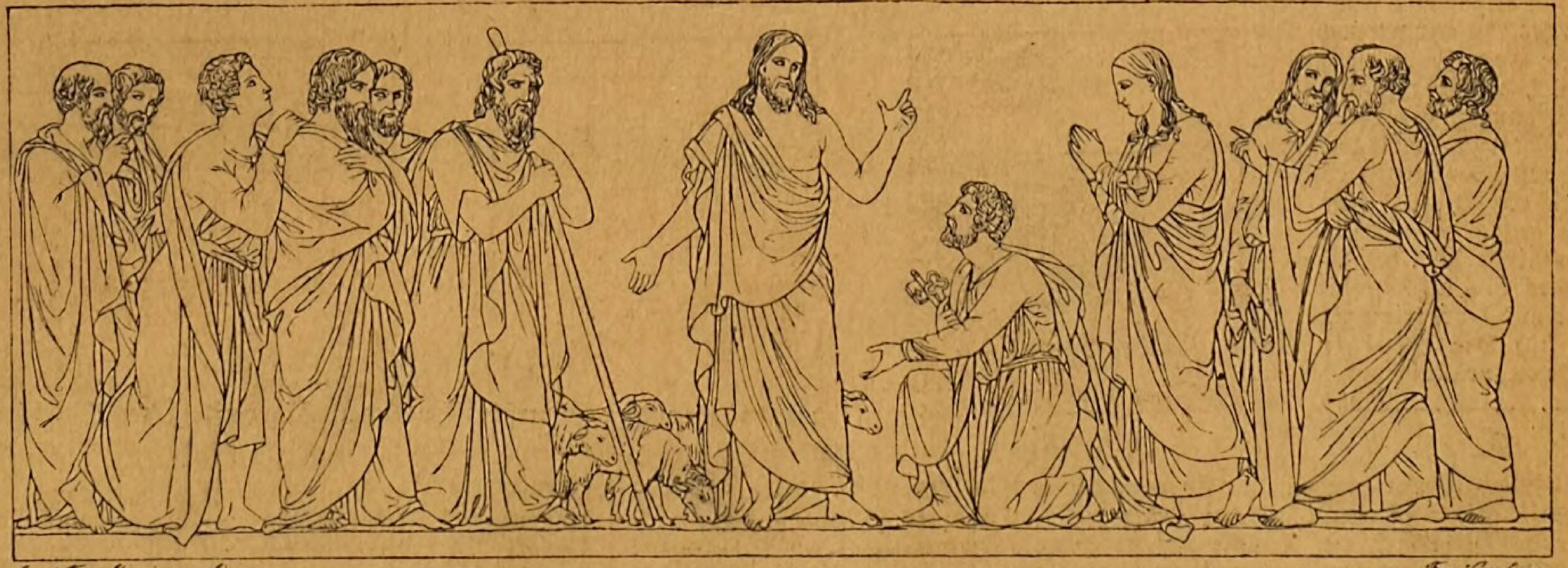
Simon.



Paulus.



Petrus.

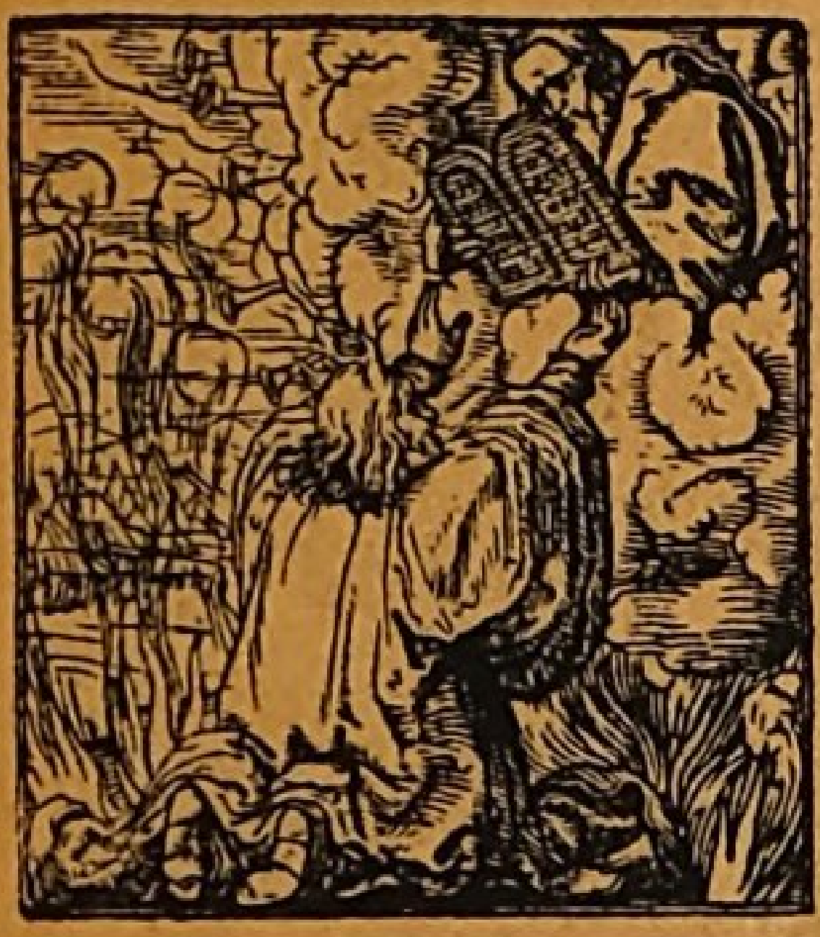

Carl. Thorwaldsen inv. e sculp.

Jeſus verleiht dem Petrus die Schlüſſelgewalt.

Nach Bertel Thorwaldſen (1771—1844); „Opere.“ Roma 1832.

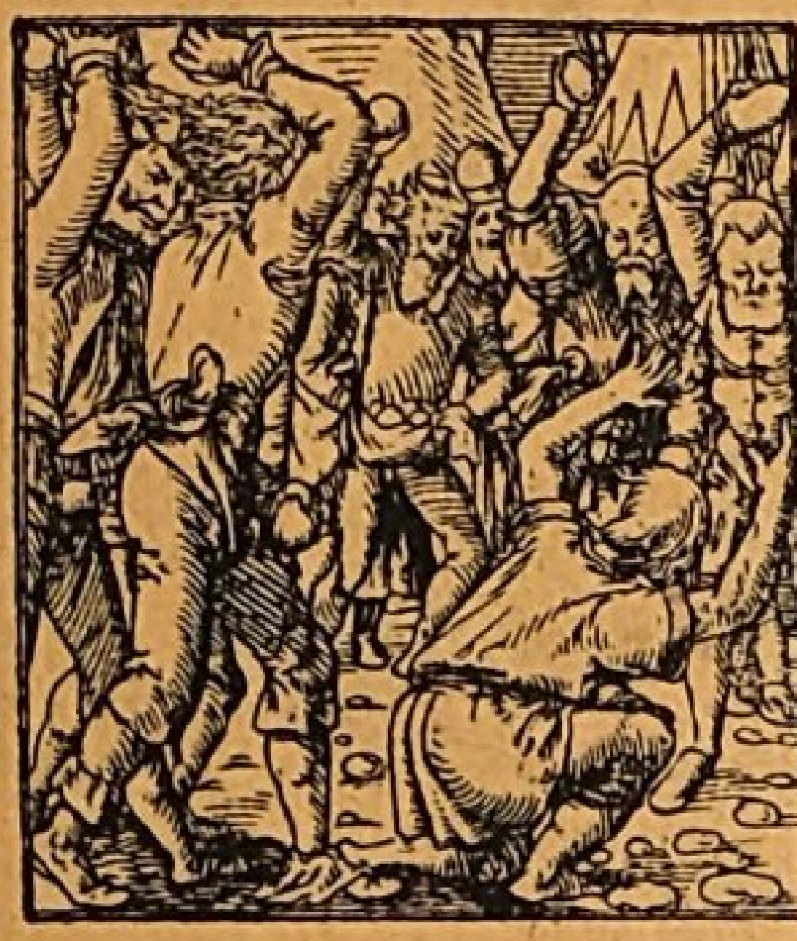
Die chriſtliche Lehre.

Die 10 Gebote.



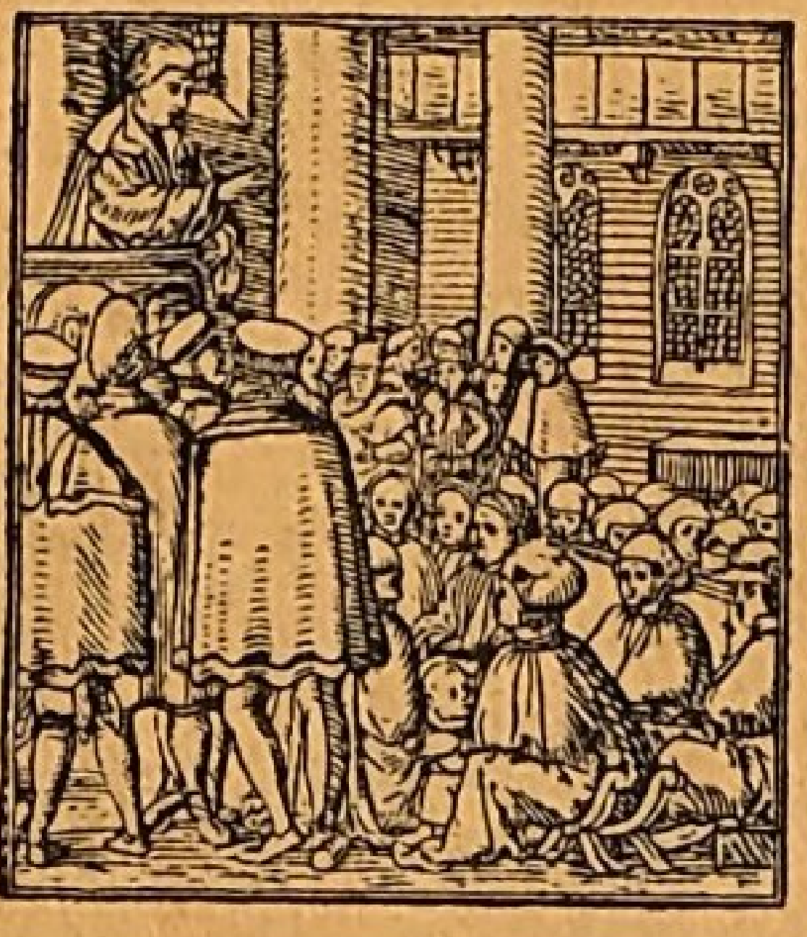
1. Gebot:

Du ſollſt keine Götter neben mir haben. (Moſes empfängt die Geſetzestafeln.)



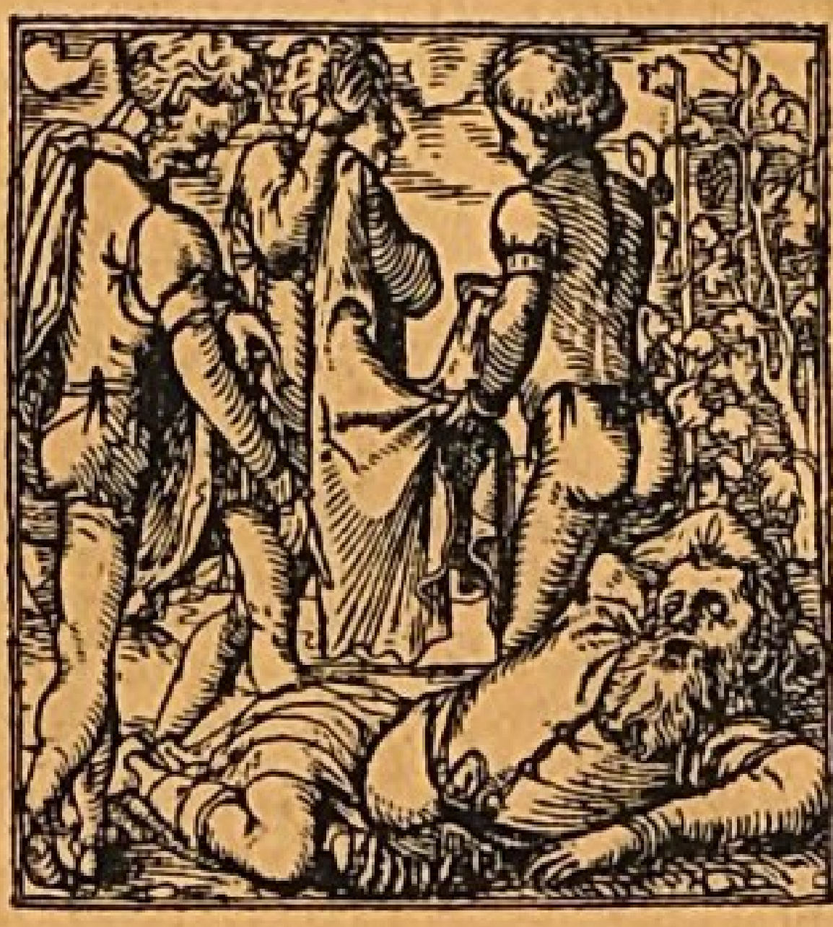
2. Gebot:

Du ſollſt den Namen Gottes nicht unnötig führen. (Ein Flucher wird auf Befehl des Moſes geſteinigt. (3. Moſ. 24, 23).)



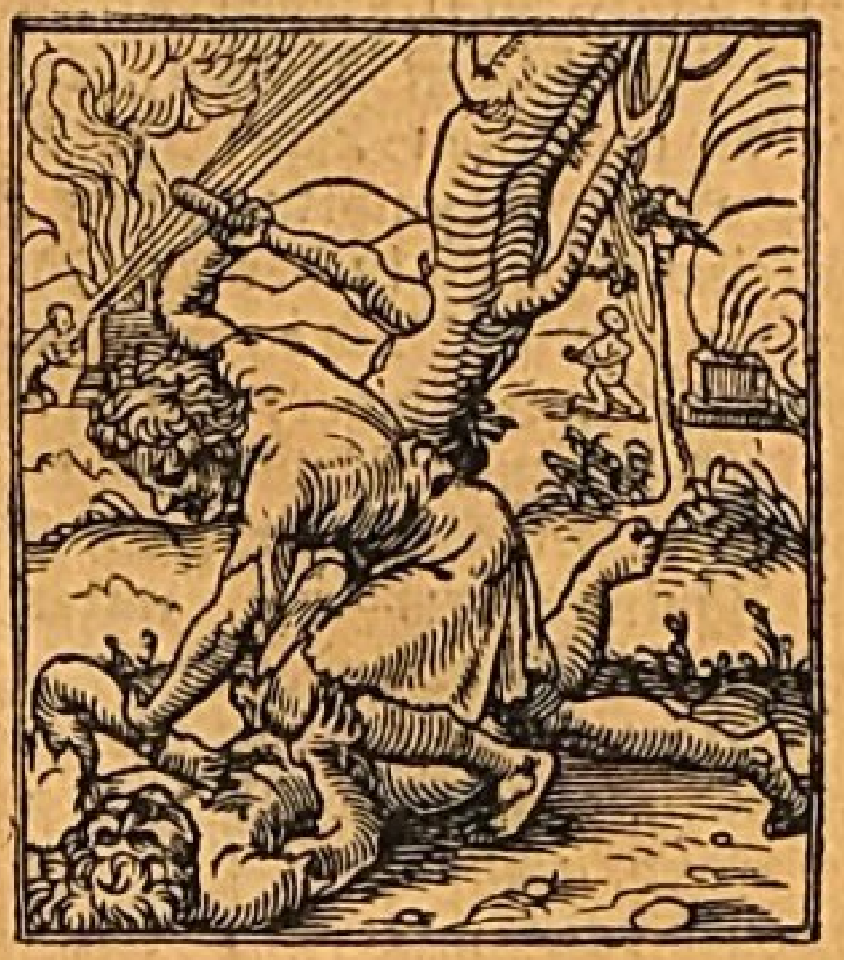
3. Gebot:

Du ſollſt den Sonntag heiligen. (Oeffentlicher Sonntagsgottesdienſt.)



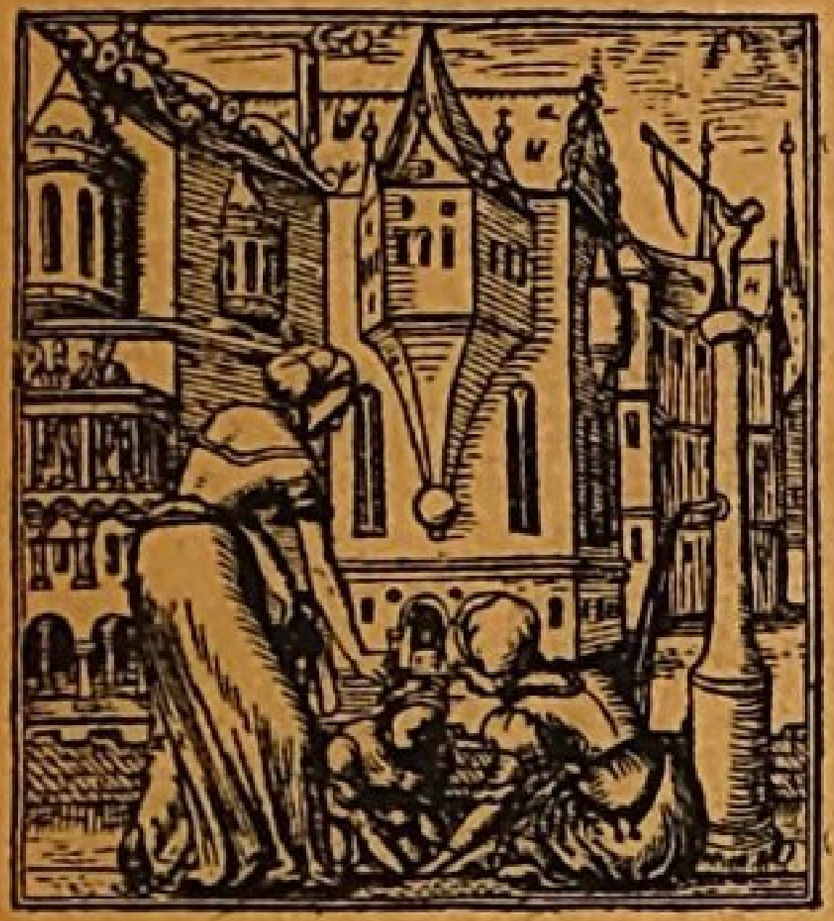
4. Gebot:

Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt auf Erden. (Ham ſpottet des trunkenen Noah, ſeines Vaters; Sem und Japhet decken den Vater zu.)



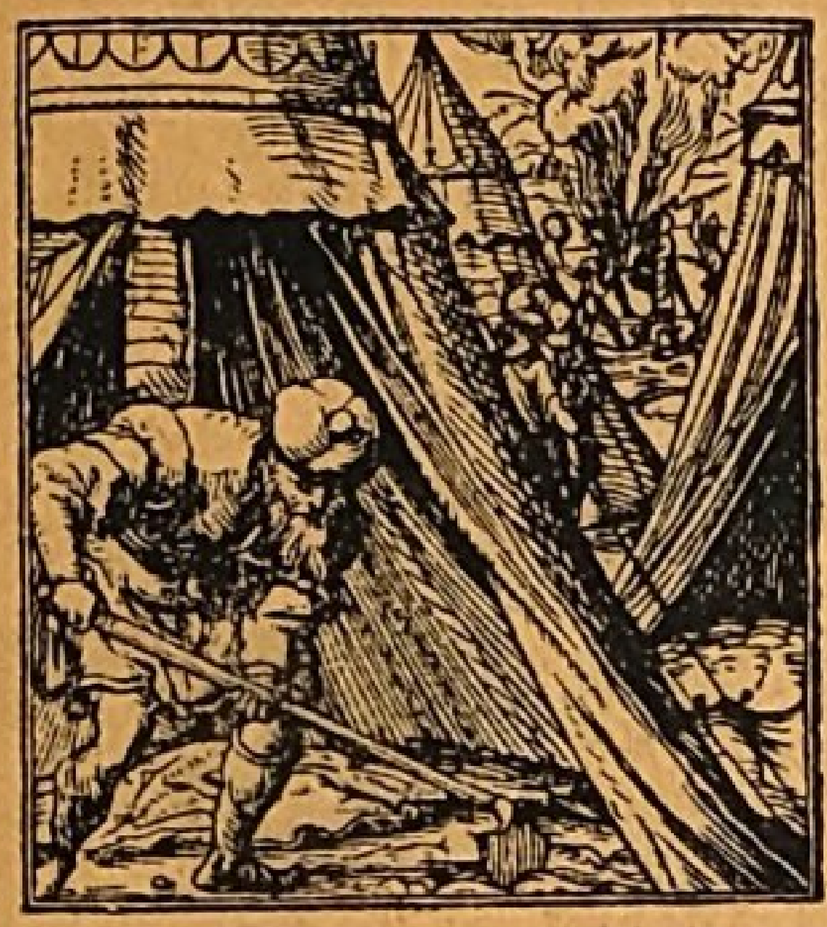
5. Gebot:

Du ſollſt nicht töten. (Kain erſchlägt den Abel; im Hintergrunde die Opferaltäre beider, bei Kain geht die Flamme zum Boden, bei Abel ſteigt ſie gen Himmel.)



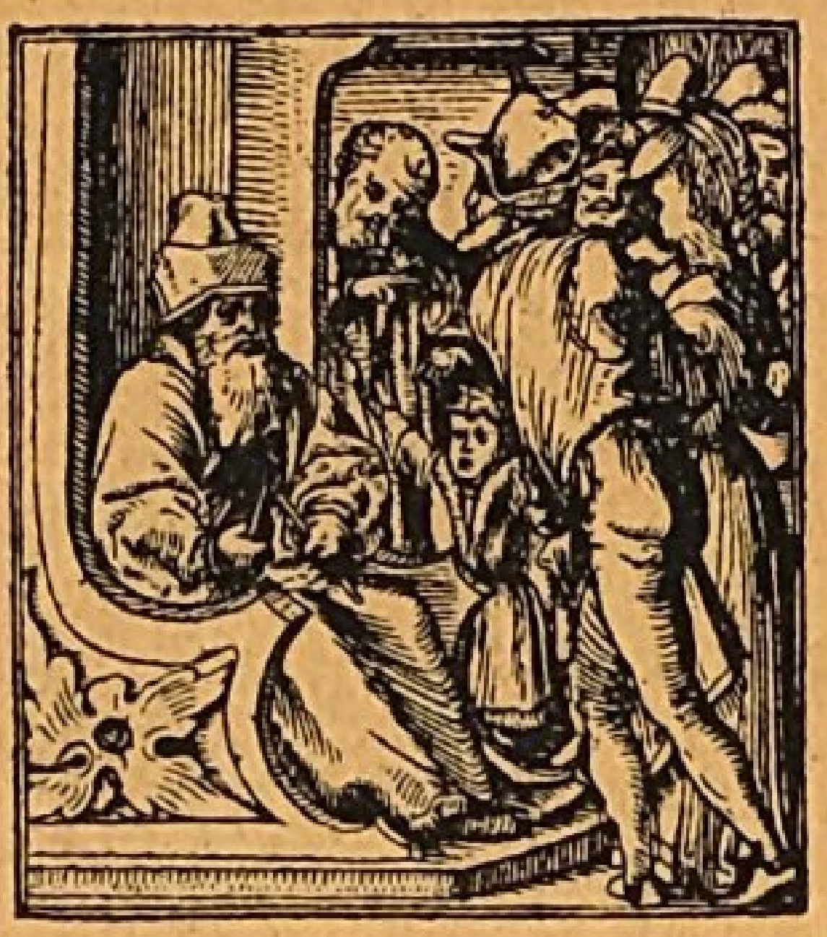
6. Gebot:

Du ſollſt nicht ehebrechen. (David ſieht von ſeinem Palaſte aus die Bathſeba, das Weib ſeines Oberſten Urias, ſich waſchen.)



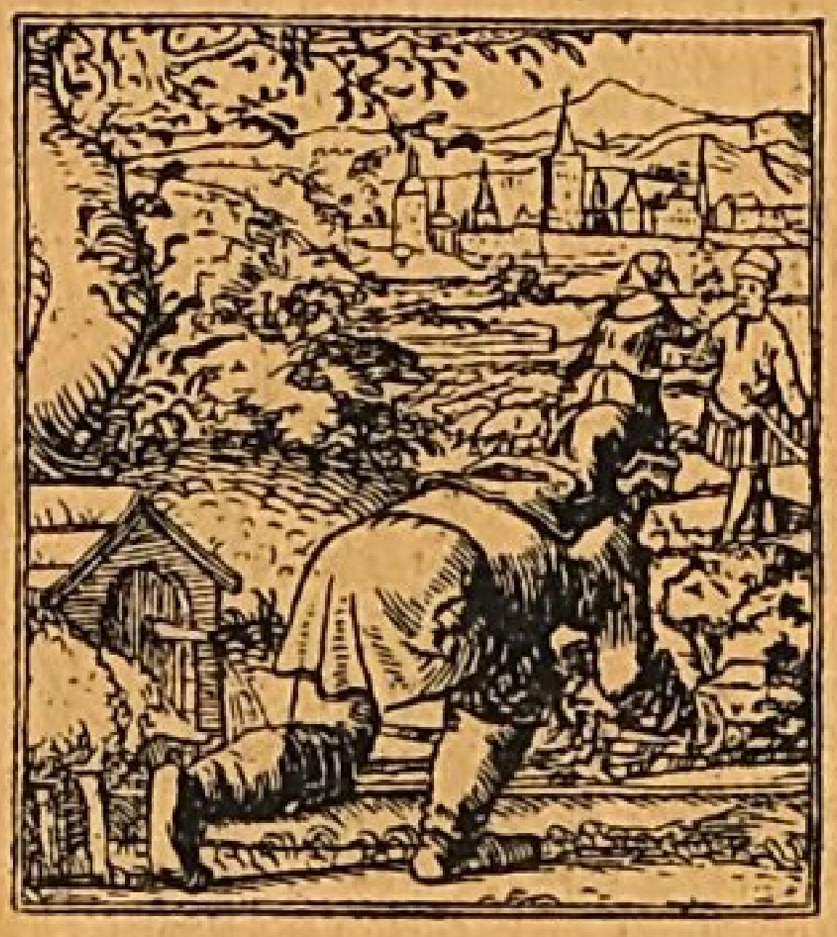
7. Gebot:

Du ſollſt nicht ſtehlen. (Acham verſcharret in ſeiner Hütte geſtohlene Güter aus der Beute von Jericho, daher wird er ſamt den Seinigen geſteiniget und verbrannt.)



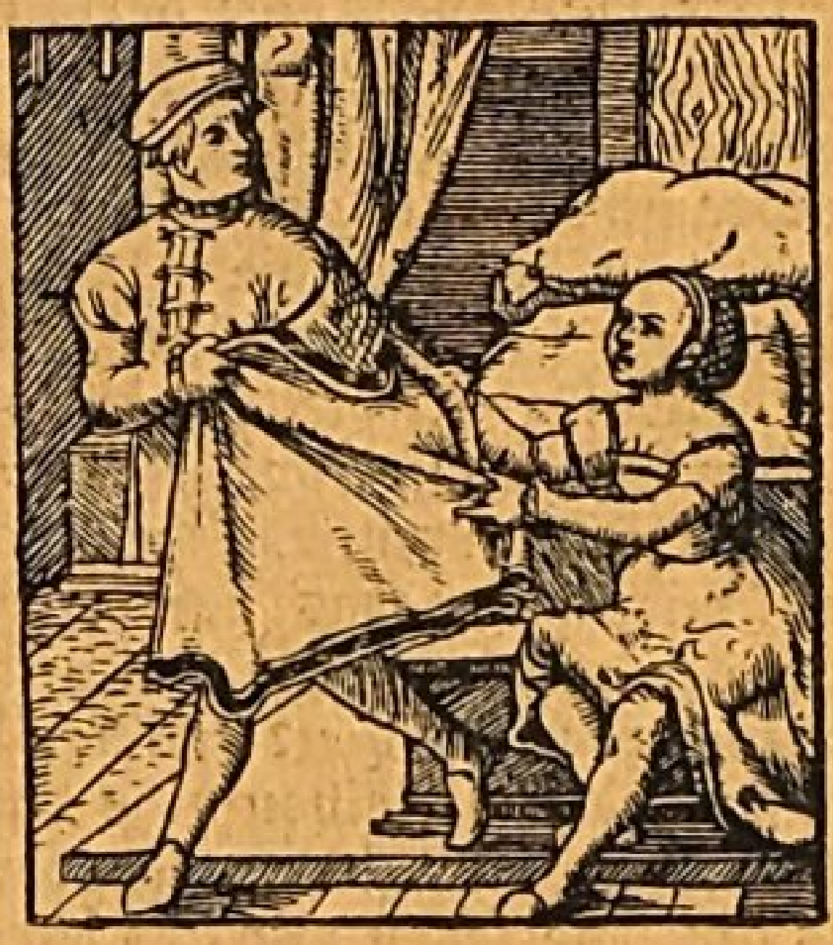
8. Gebot:

Du ſollſt kein falſches Zeugnis reden wider deinen Nächſten. (Der Richter verurteilt die unſchuldige Suſanna auf die Ausſage 2 falſcher Zeugen zum Tode; der junge Daniel erhebt Einſprache.)



9. Gebot:

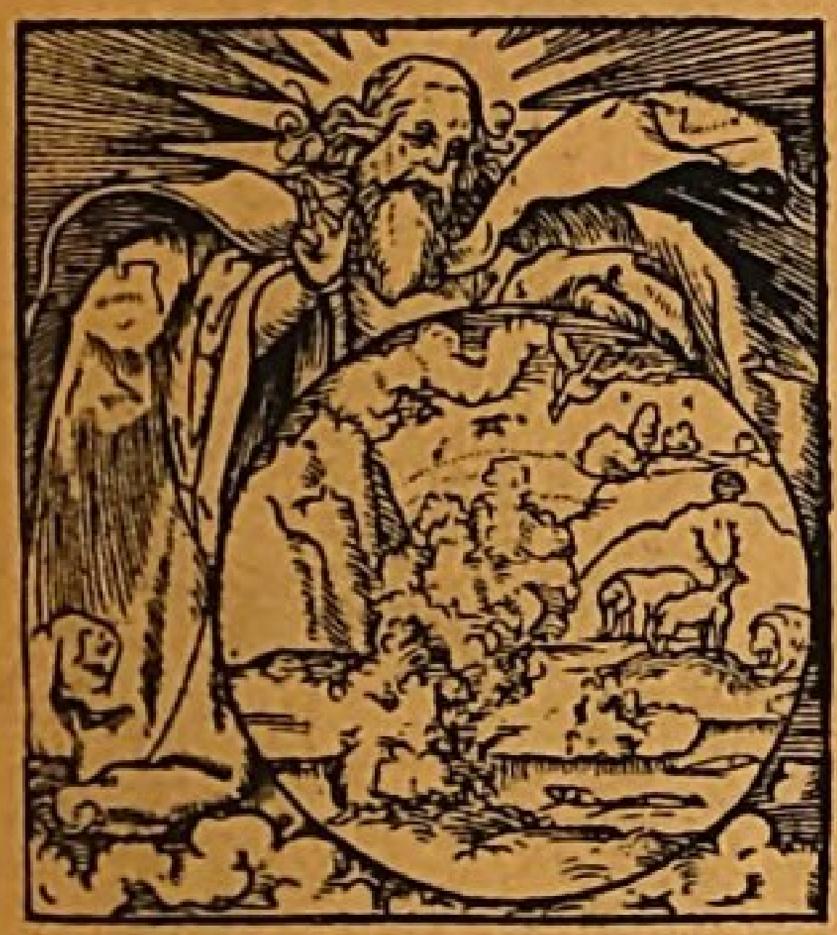
Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Haus. (Jakob legt geſchälte Stäbe in das Tränkwaſſer der Schafe, um Vermehrung ſeiner Schafherden zu erzielen.)



10. Gebot:

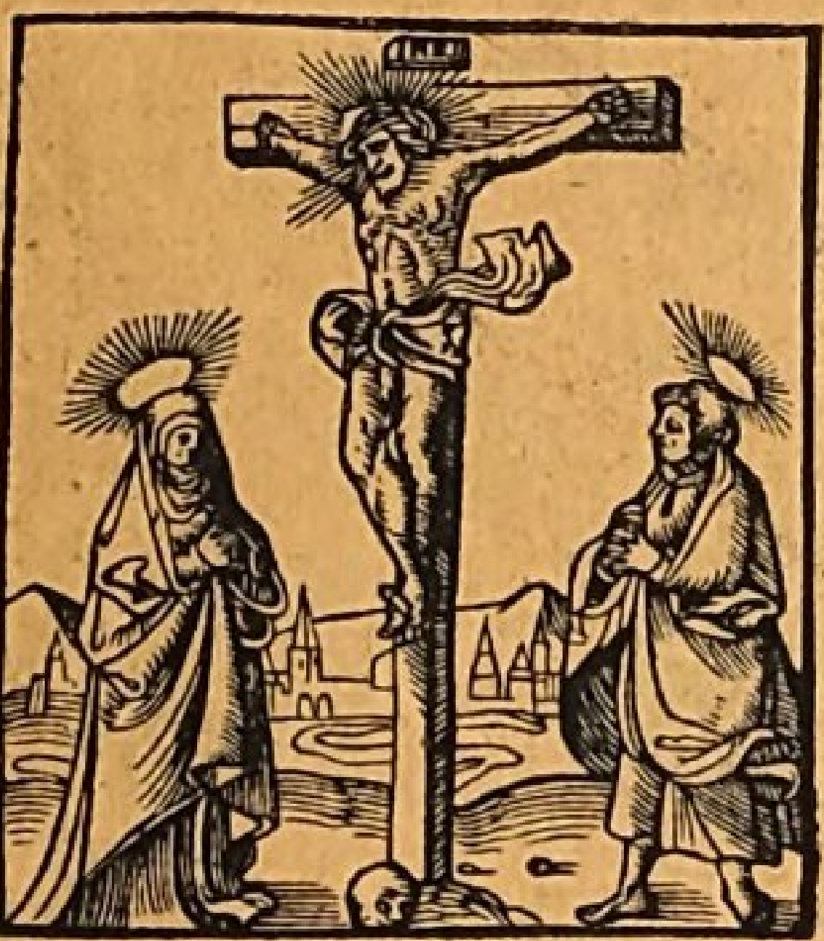
Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib, Knecht, Magd ꝛc. (Joſef läßt ſeinen Mantel in den Händen der Frau des Potiphar und entflieht.)

Die 3 Glaubensartikel.



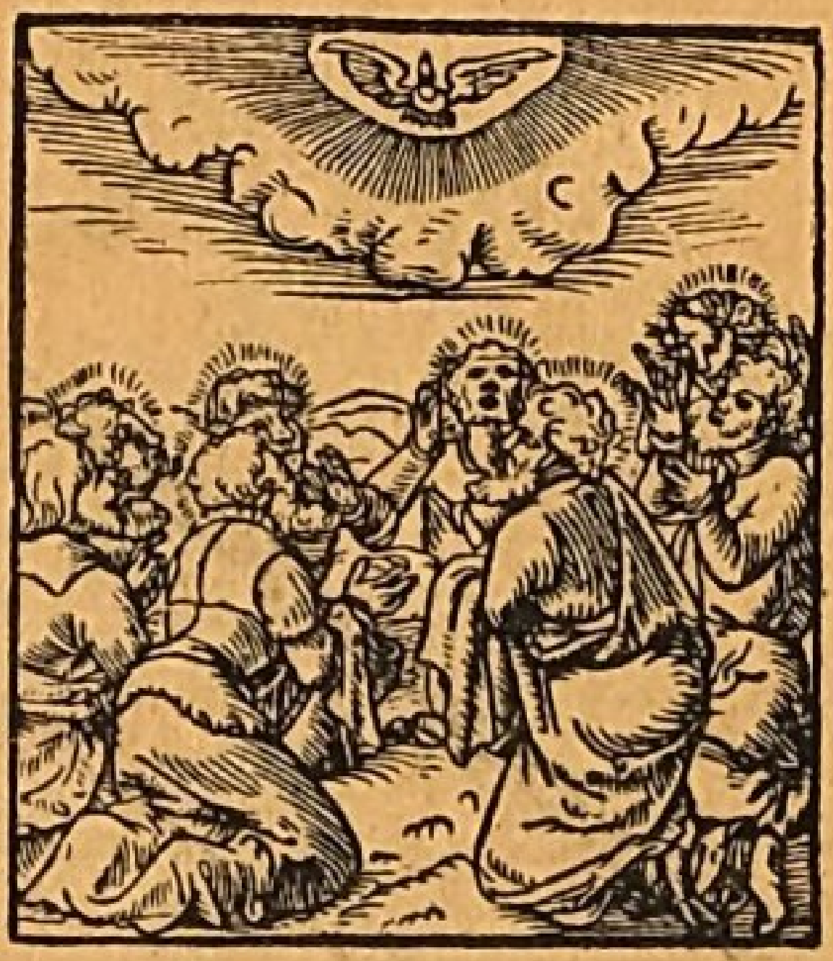
1. Glaubensartikel:

Von der Erſchaffung. Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. (Gott ſegnet die von ihm geſchaffene Erde.)



2. Glaubensartikel:

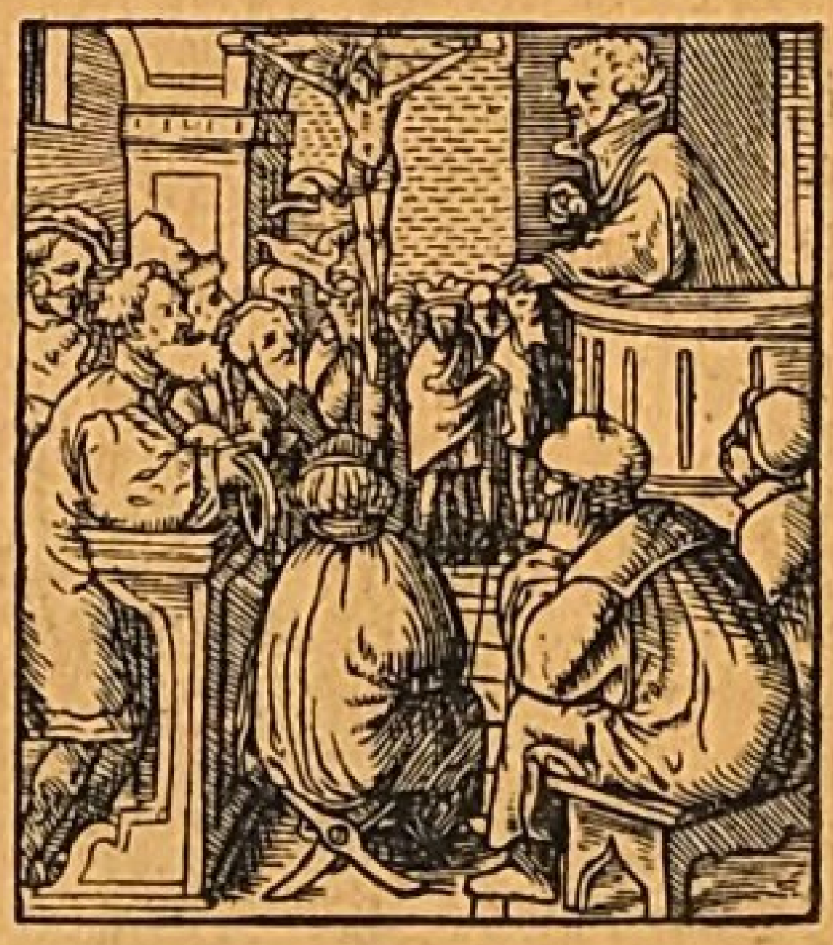
Von der Erlöſung. (Der Heiland am Kreuze, Maria und Johannes ſtehen zu den Seiten des Kreuzes.)



3. Glaubensartikel:

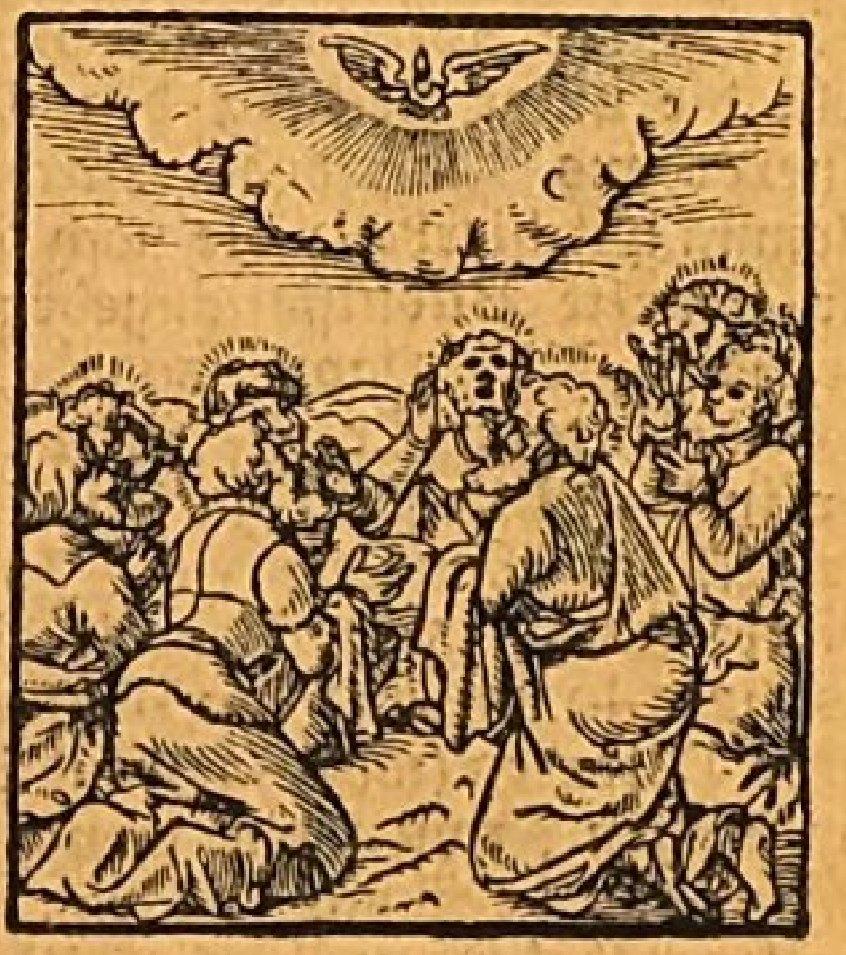
Von der Heiligung. (Herabkunft des hl. Geiſtes.)

Das Vaterunſer.



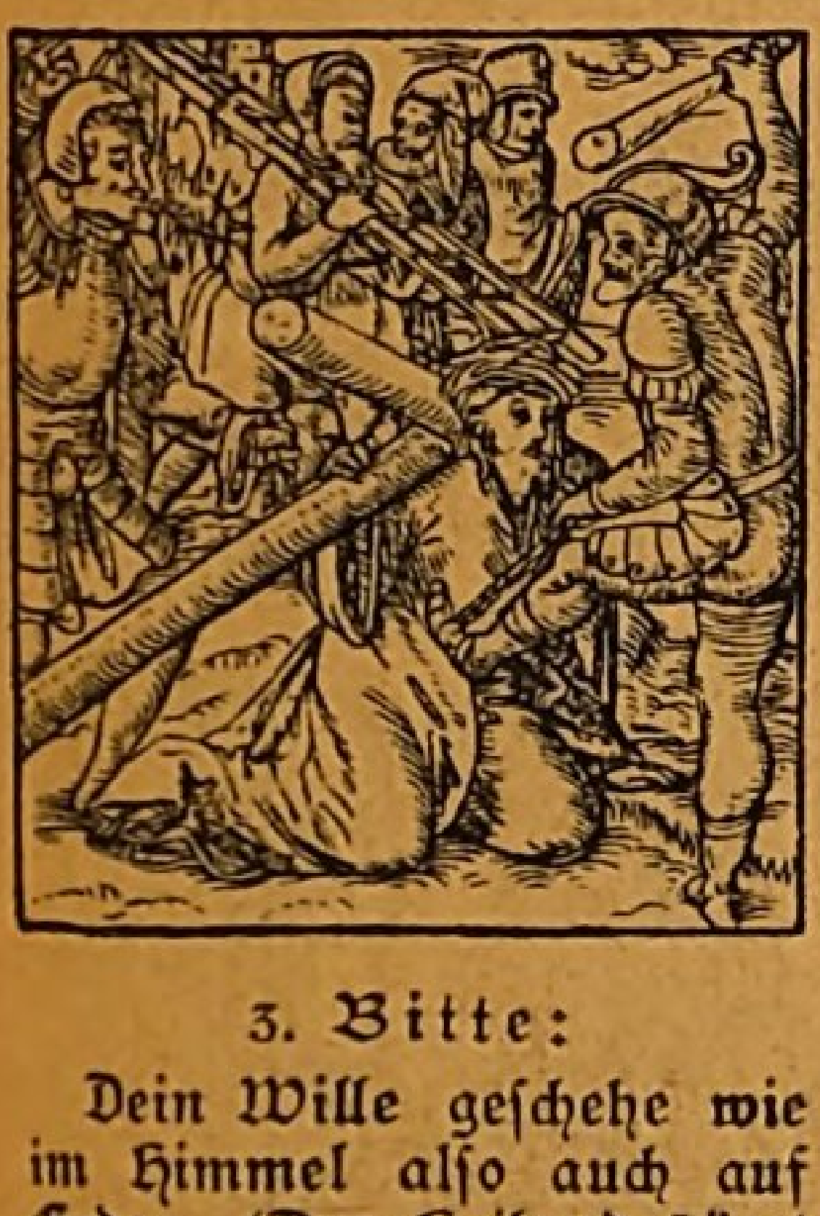
1. Bitte:

Geheiligt werde dein Name! (Heiligung des göttlichen Namens im Gottesdienſte.)



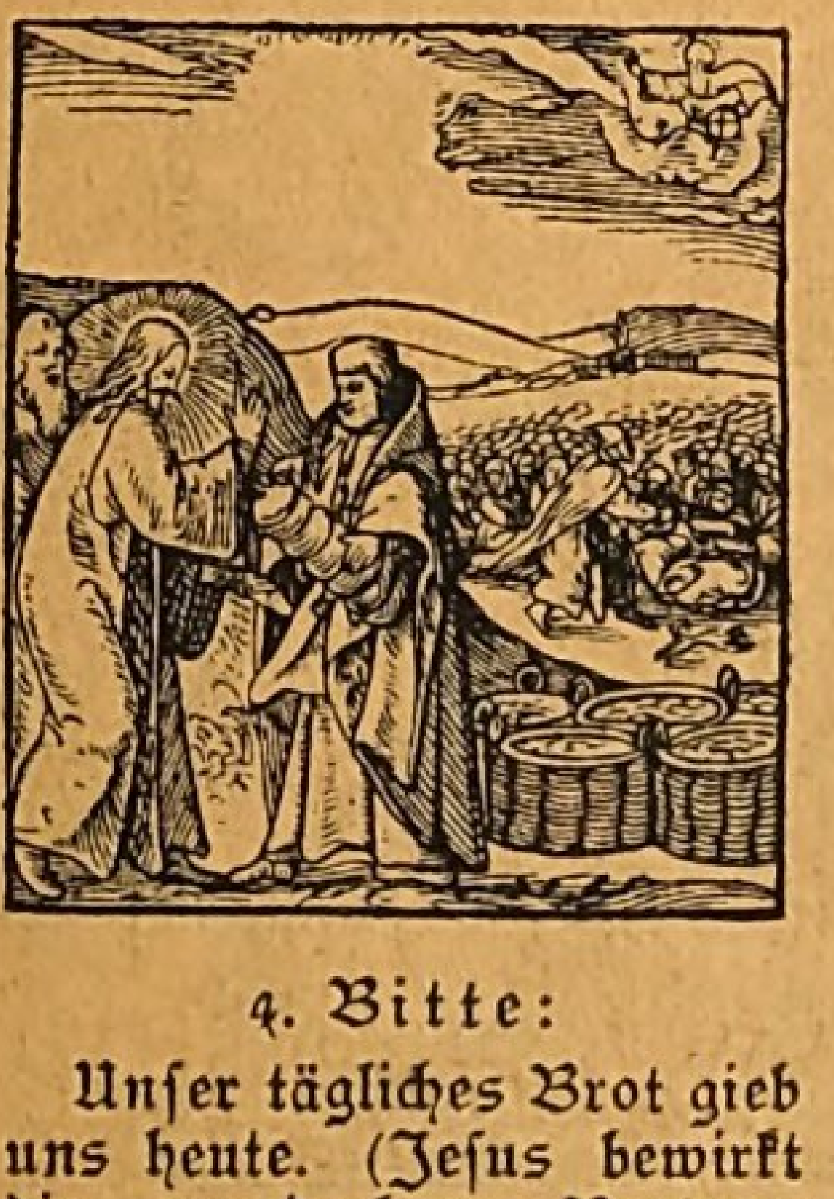
2. Bitte:

Dein Reich komme zu uns. (Herabkunft des hl. Geiſtes.)



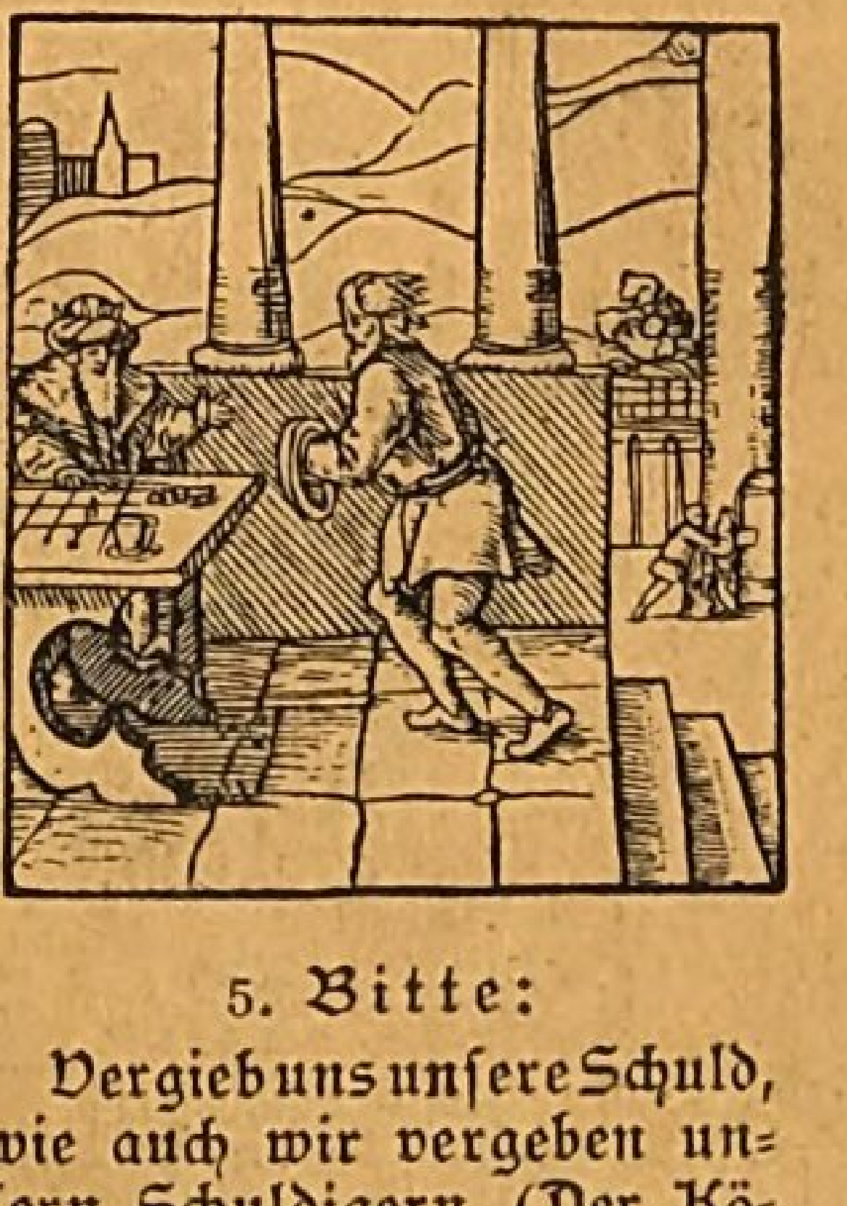
3. Bitte:

Dein Wille geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden. (Der Heiland ſtürzt unter dem Kreuze zuſammen und wird von den Kriegsknechten mißhandelt.)



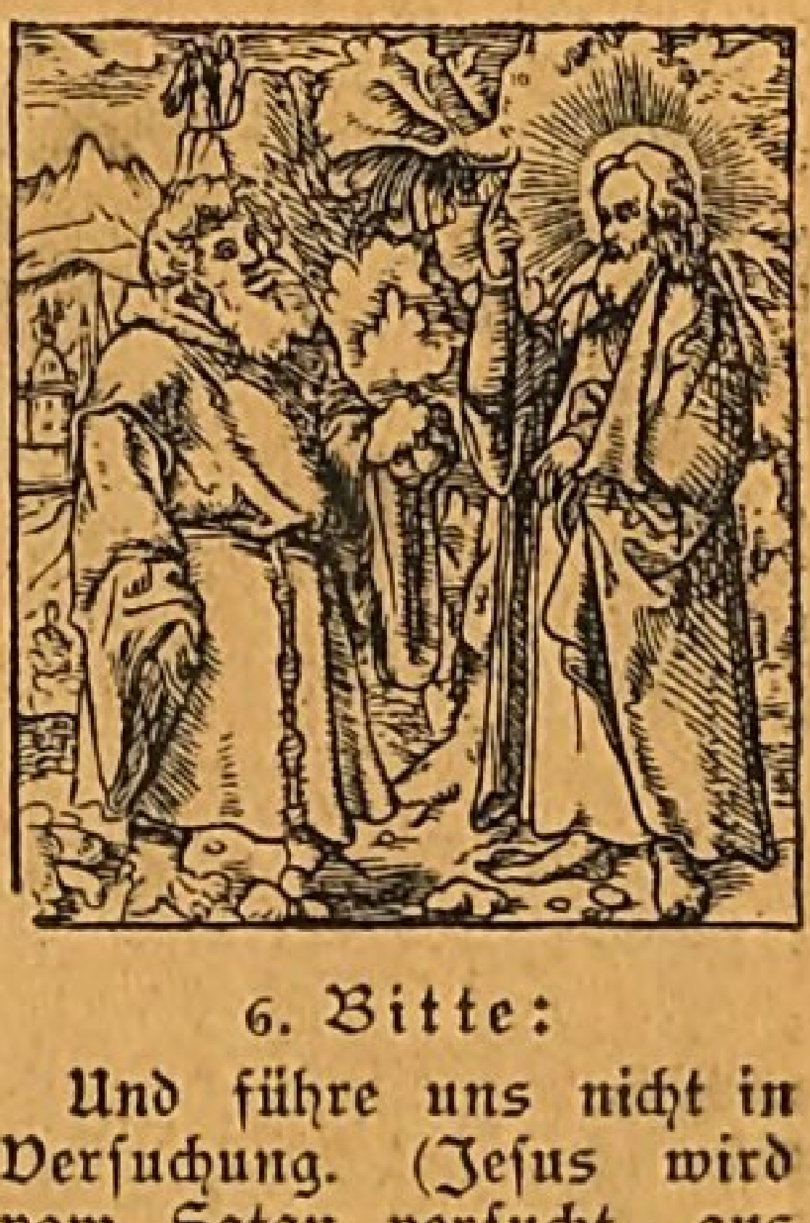
4. Bitte:

Unſer tägliches Brot gieb uns heute. (Jeſus bewirkt die wunderbare Brotvermehrung; 5000 Mann werden geſpeiſt und 12 Körbe werden mit den übriggebliebenen Brocken gefüllt.)



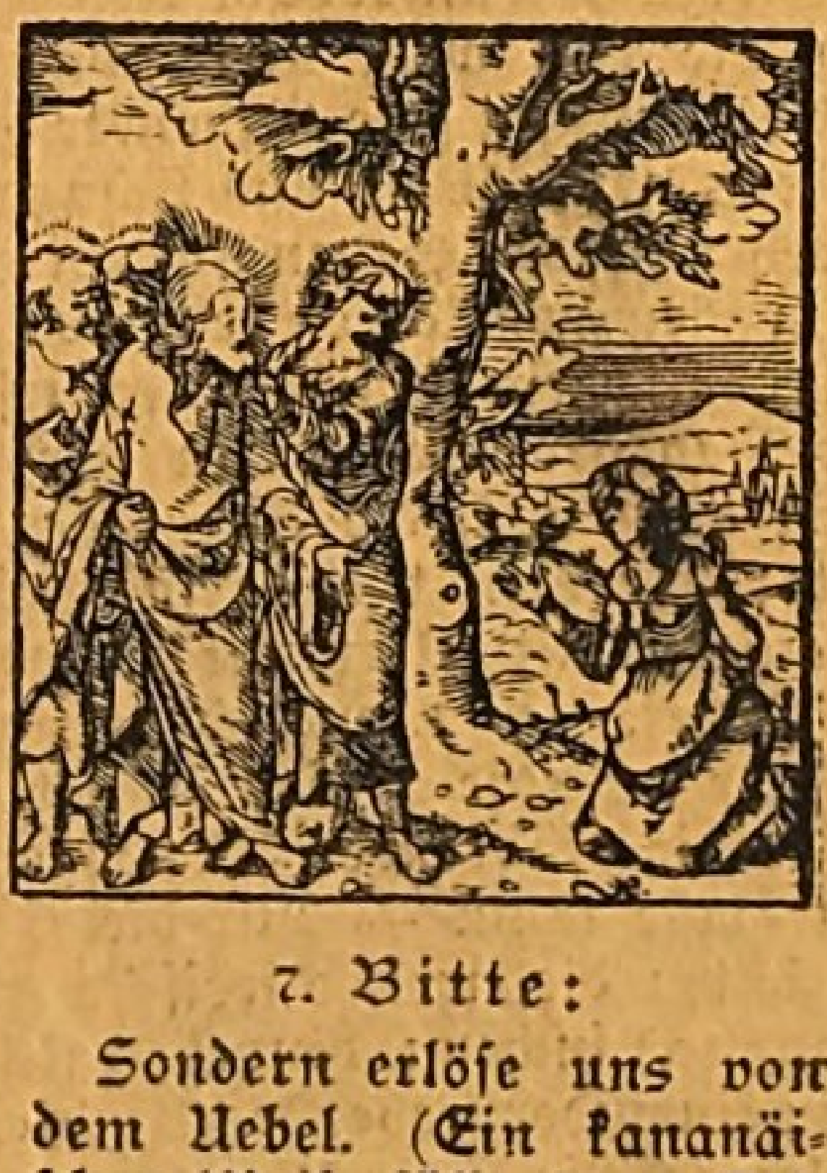
5. Bitte:

Vergieb uns unſere Schuld, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern. (Der König erläßt dem Knechte ſeine Schuld, dieſer aber würgt ſeinen Mitknecht, der ihm ſchuldig iſt.)



6. Bitte:

Und führe uns nicht in Verſuchung. (Jeſus wird vom Satan verſucht, aus den Steinen Brot zu machen; dieſer zeigt dem Heilande von einem hohen Berge aus die Welt.)

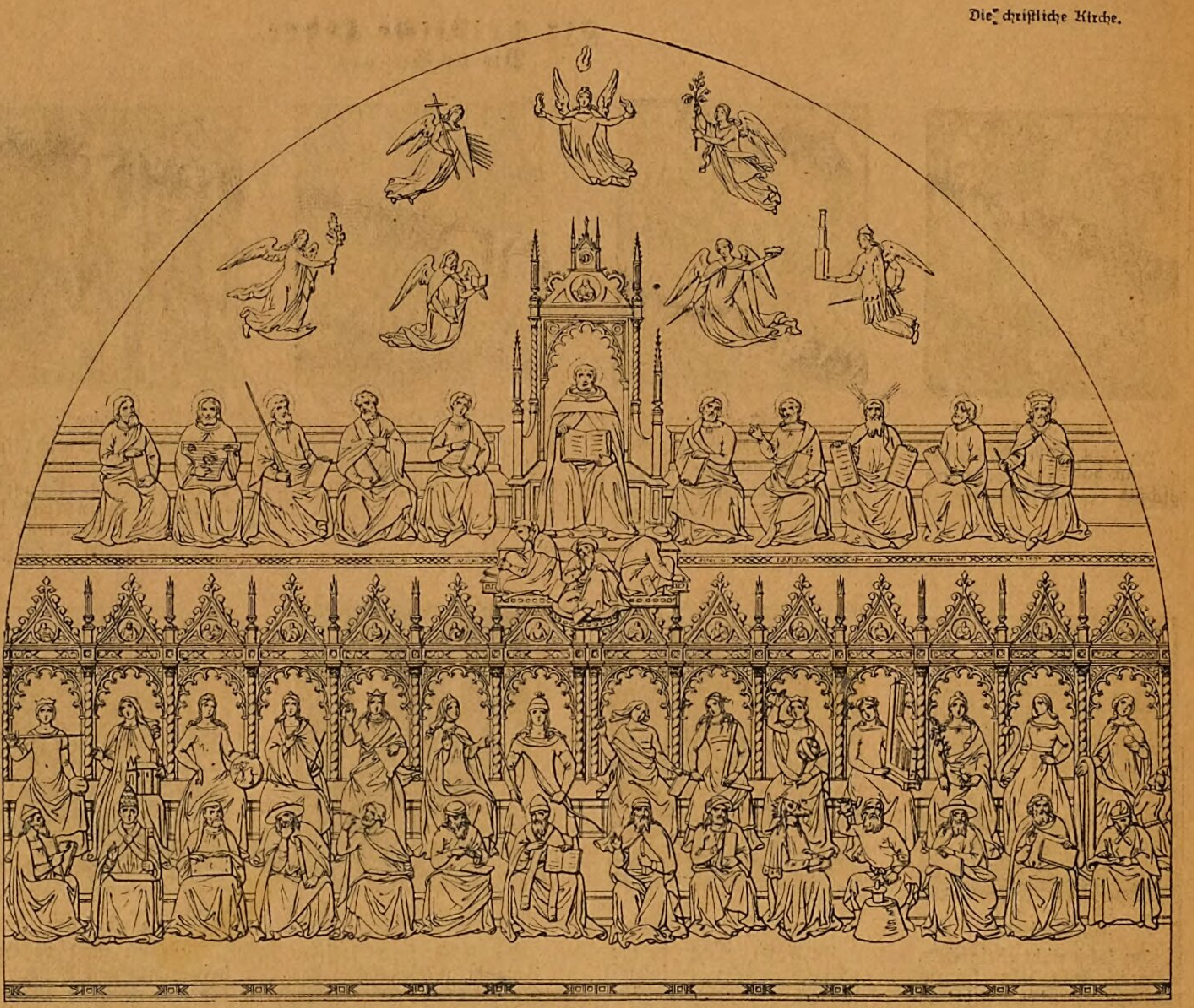


7. Bitte:

Sondern erlöſe uns von dem Uebel. (Ein kananäiſches Weib fällt dem Heilande zu Füßen und fleht um Hilfe für ihre beſeſſene Tochter.)

(Aus: Martin Luthers Katechismus, Wittenberg 1564.)

Die lehrende Kirche.

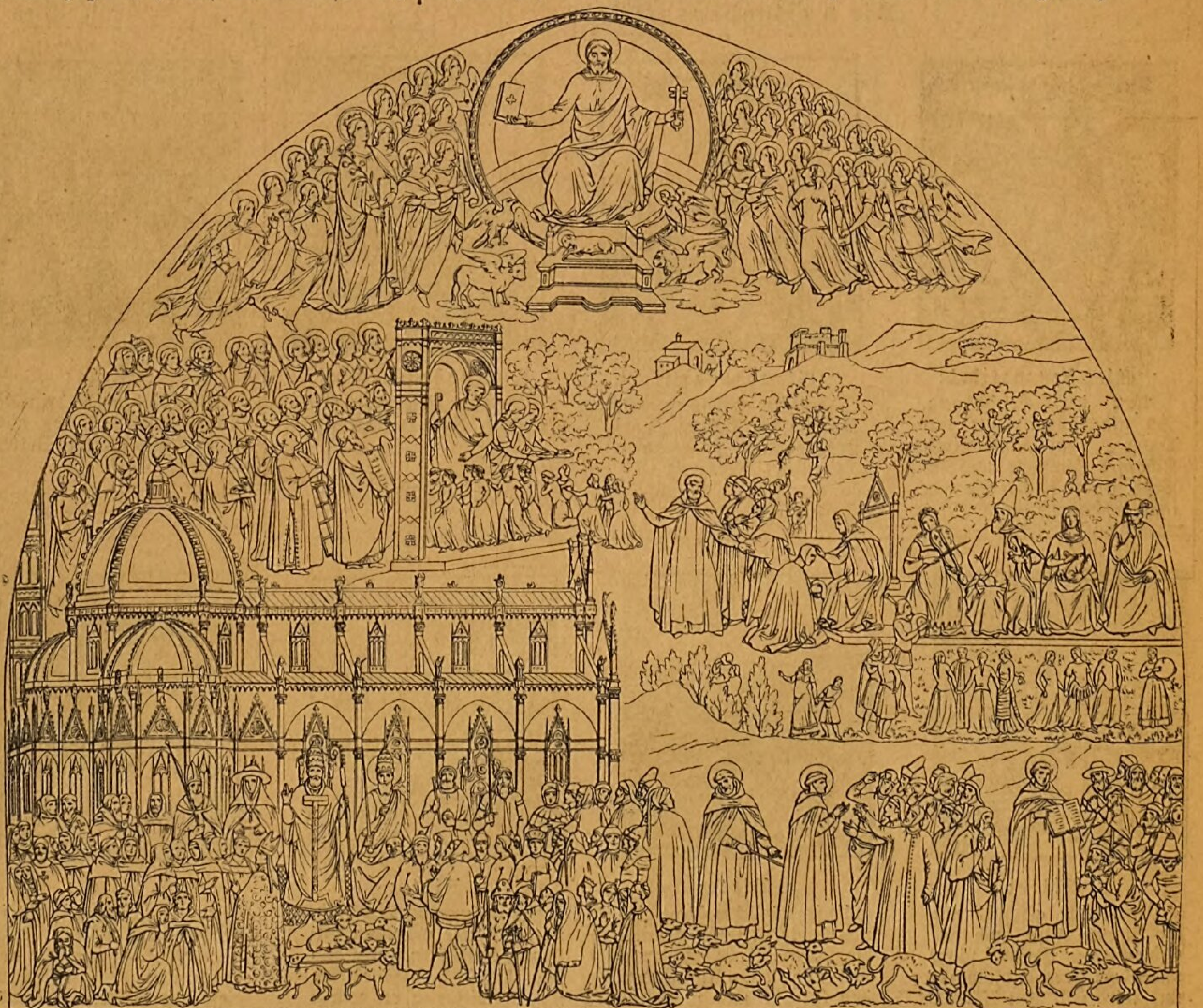


Nach einem Wandgemälde von Taddev Gaddi (etwa von 1300—66). Aus: Rosini, Pittura Italiana.

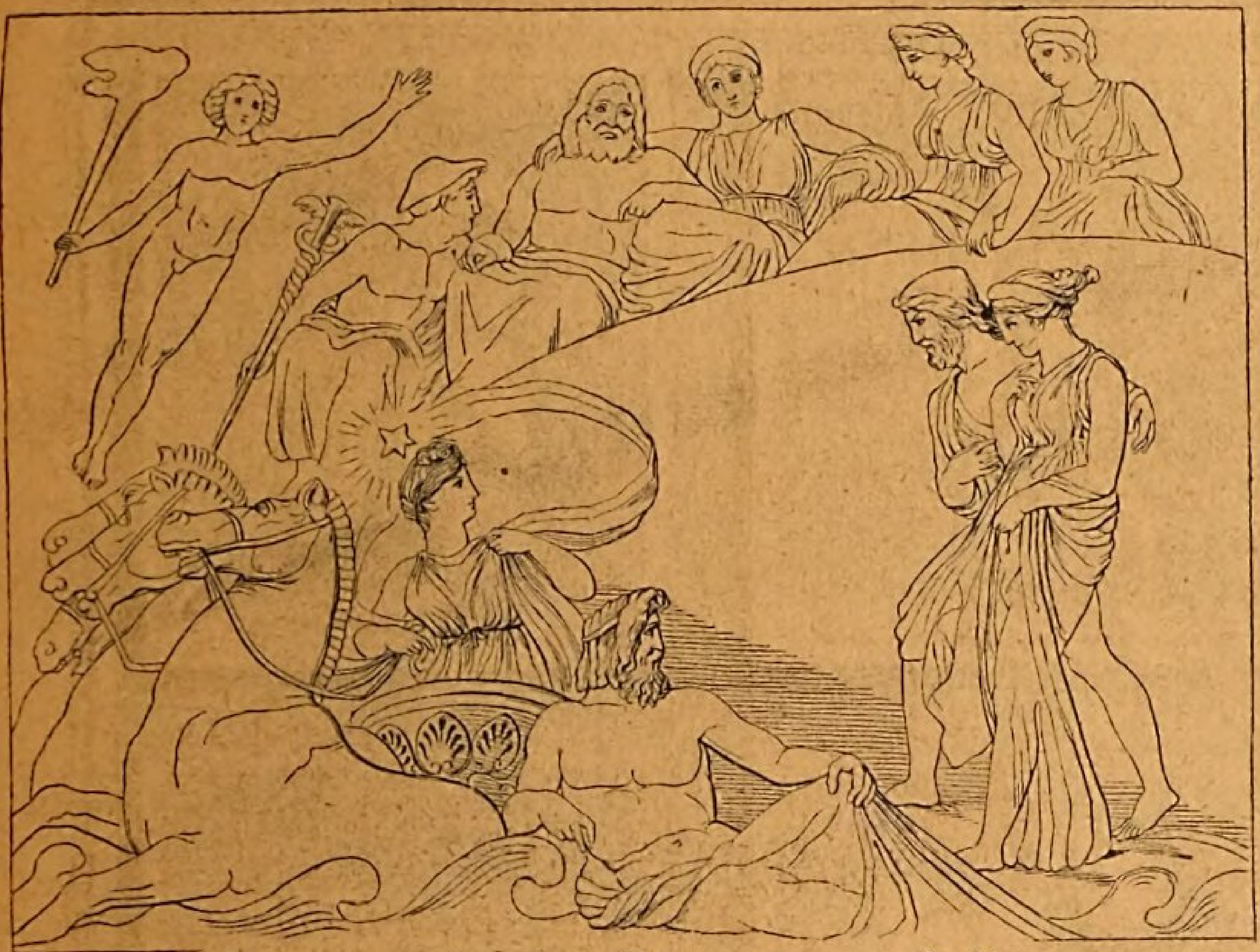
Oben die 3 Tugenden Glaube (mit Kreuz und Schild), Liebe (mit flammenden Herzen in den Händen), Hoffnung (mit dem grünen Zweige), darunter die 4 anderen Haupttugenden Mäßigkeit (einen Zweig in der Hand), Weisheit (ein offenes Buch in der Hand), Gerechtigkeit (mit Schwert und Krone) und Tapferkeit (mit Schwert und Turm). Auf dem Lehrſtuhle thront Thomas von Aquino (1225—74), unter deſſen Füßen als überwundene Gegner der katholiſchen Kirche Sabellius (um 200), Arius († 336) und Averroes (arab. Philoſoph, 1126—98) ſitzen; zu ſeiner Linken ſieht man die Evangeliſten Matthäus und Lukas, dann Moſes, Jeſaias und Salomo, zur Rechten die Evangeliſten Johannes und Markus, dann Paulus, David und Hiob. Unter der Gruppe der beſiegten Andersgläubigen hat Gaddi zur Linken die 7 weltlichen, zur Rechten die 7 geiſtlichen Wiſſenſchaften mit ihren Abzeichen abgebildet; unter jeder einzelnen ſitzt der Hauptvertreter derſelben. So ſehen wir zur Linken des heiligen Thomas, vom Bildrande angefangen: die Grammatik mit Priscianus (6. Jahrhundert n. Chr.), die Beredſamkeit mit Cicero (106—43 v. Chr.), die Muſik mit Tubalkain, die Sternkunde mit Ptolemäus (140 n. Chr.), die Geometrie mit Euklid (um 300 v. Chr.), die Arithmetik mit Pythagoras (geb. 570 v. Chr.). Auf der anderen Seite des heiligen Thomas prangen die 7 heiligen Wiſſenſchaften, deren Reihenfolge nach einer beſtimmten Rückſicht angeordnet iſt. Als äußerſte ſehen wir das bürgerliche Recht, auf das jede gut geordnete Geſellſchaft gegründet iſt; ſie hat in der Hand das Schwert, als Sinnbild der Macht und der Stärke, darunter ſieht man den Kaiſer Juſtinian (527-65), der die zerſtreuten Geſetze in ein Geſetzbuch ſammelt. Zunächſt kommt das kanoniſche Recht, und unter demſelben iſt Papſt Clemens V. (1305—14) abgebildet, der die „Clementiniſchen Conſtitutionen" erließ. Nun folgt die Theologie und zwar zuerſt die praktiſche Theologie mit Petrus Lombardus († 1164), dem Verfaſſer der „Sentenzen", dann die ſpekulative mit dem heil. Dionyſius, dem Areopagiten, hierauf die demonſtrative, welche ein Dreieck trägt, mit Severinus Boethius (etwa von 470—525), die kontemplative mit Joannes Damaszenus († um 754) und zum Schluſſe die Scholaſtik (oder Polemik), welche zum Zeichen des Kampfes gegen den Irrglauben einen Bogen in der Hand hält, mit dem heiligen Auguſtin (354—530). Das Gemälde befindet ſich im Kapitel der Dominikaner zu Maria Novella in Florenz.

Die Kirche kämpfend und triumphierend.

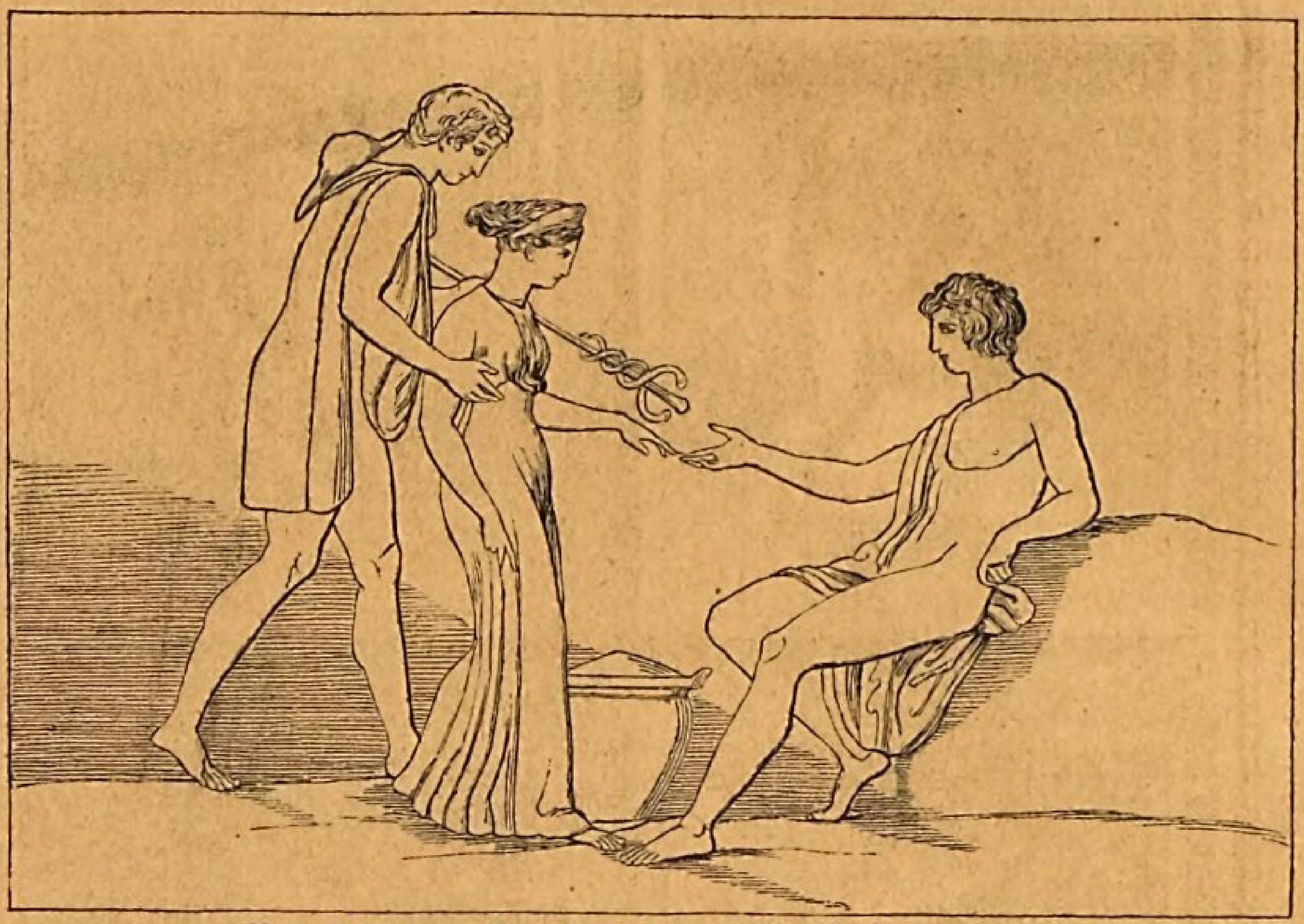
Die untere Abteilung des Gemäldes ſtellt die unter Leitung des Dominikanerordens kämpfende Kirche dar. Memmi hat hierbei viele nach der Natur gemalte Bildniſſe angebracht, ſo Benedikt XI., Papſt 1303—4, einen Dominikaner aus Treviſo, in dem Papſte, der in der Mitte ſteht, zu ſeiner Linken die Maler Cimabue (13. Jahrhdt.), Giotto (1276—1336), Arnolfo di Cambis (1232—1310) und den Dichter Francesco Petrarca (1304—74) und in einer der jungen Frauen ein wenig weiter unten die berühmte Laura, welche Petrarca beſungen hatte. Unterhalb des Papſtes ſind mehrere Schafe abgebildet, ein Sinnbild des Schafſtalles der Kirche. Die beiden Hunde, welche vor ihnen Wache halten, ſollen, nach Vaſari, den Orden der Dominikaner verſinnbildlichen (dieſe ſelbſt nannten ſich nach ihrem Namen auch domini canes = die Wachhunde des Herrn), welche die Gläubigen gegen die Ketzer verteidigen, die unter Wölfen dargeſtellt ſind, die von weiß und ſchwarz gefleckten Hunden [die Ordenstracht des Ordens zeigt Weiß und Schwarz] abgewehrt werden. Gegen links hin zeigen ſich 3 Gruppen, deren jede von einem Heiligen belehrt wird. Der erſte hat den Stab der Gewalt in der Hand, wirkt alſo durch die Macht des Lehramts; der 2. dringt, wie ſeine Gebärden anzeigen, mit Vernunftgründen auf die Ketzer. Der 3. endlich beſiegt ſeine Gegner durch die Heilige Schrift, ſo daß dieſe die irreführenden Bücher zerreißen und Buße thun. — Auf die Seligkeit verzichten die, welche irdiſche Freuden (Tanz ꝛc.) ſuchen; hingegen zieht eine Frau ein widerſtrebendes Kind auf den Heilsweg. Die Buße ſegnet den reuigen Sünder, und Petrus geſtattet ſolchen den Eingang. Engel krönen die in das Friedensreich Einziehenden. Ganz oben thront Gott, umgeben von Engelchören, an deren Spitze die Jungfrau Maria ſteht. Unter ihm iſt der Stuhl des Lammes, deſſen Seiten Löwe, geflügelter Engel, geflügelter Stier und Adler bewachen.



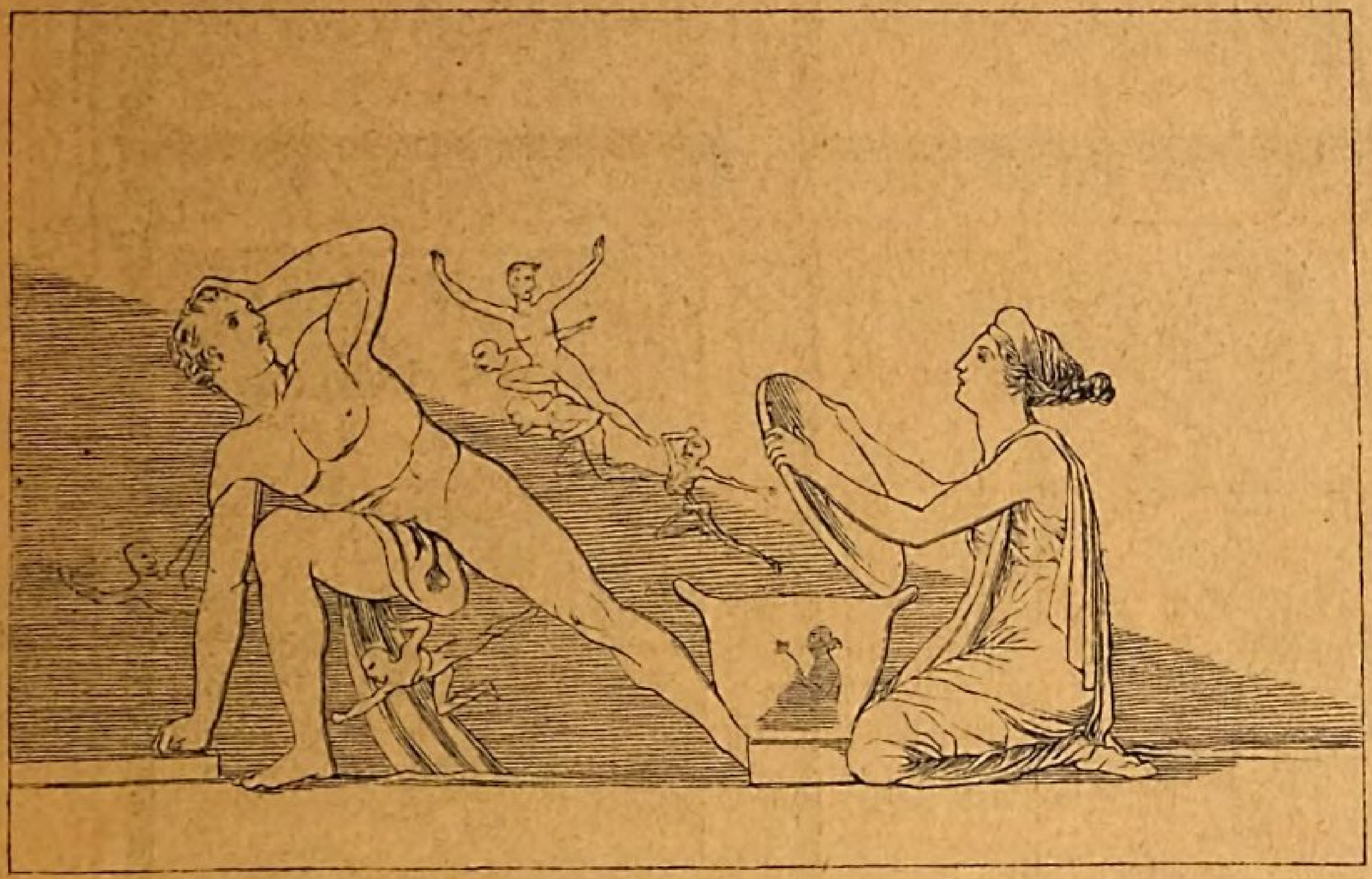
Nach einem Gemälde von Simon Memmi. Aus: Rosini, Pittura Italiana.



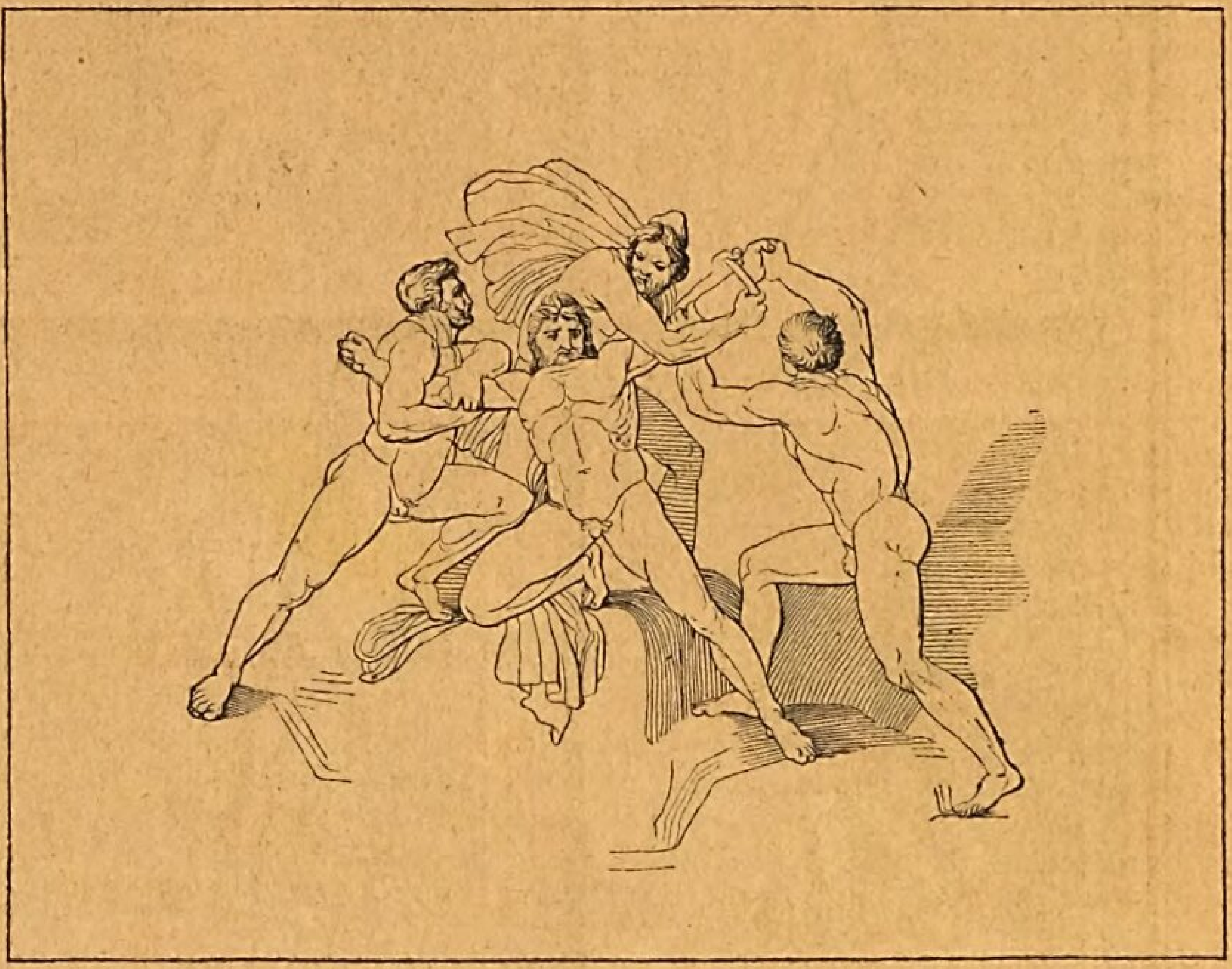
Pandora wird den Göttern vorgeſtellt.



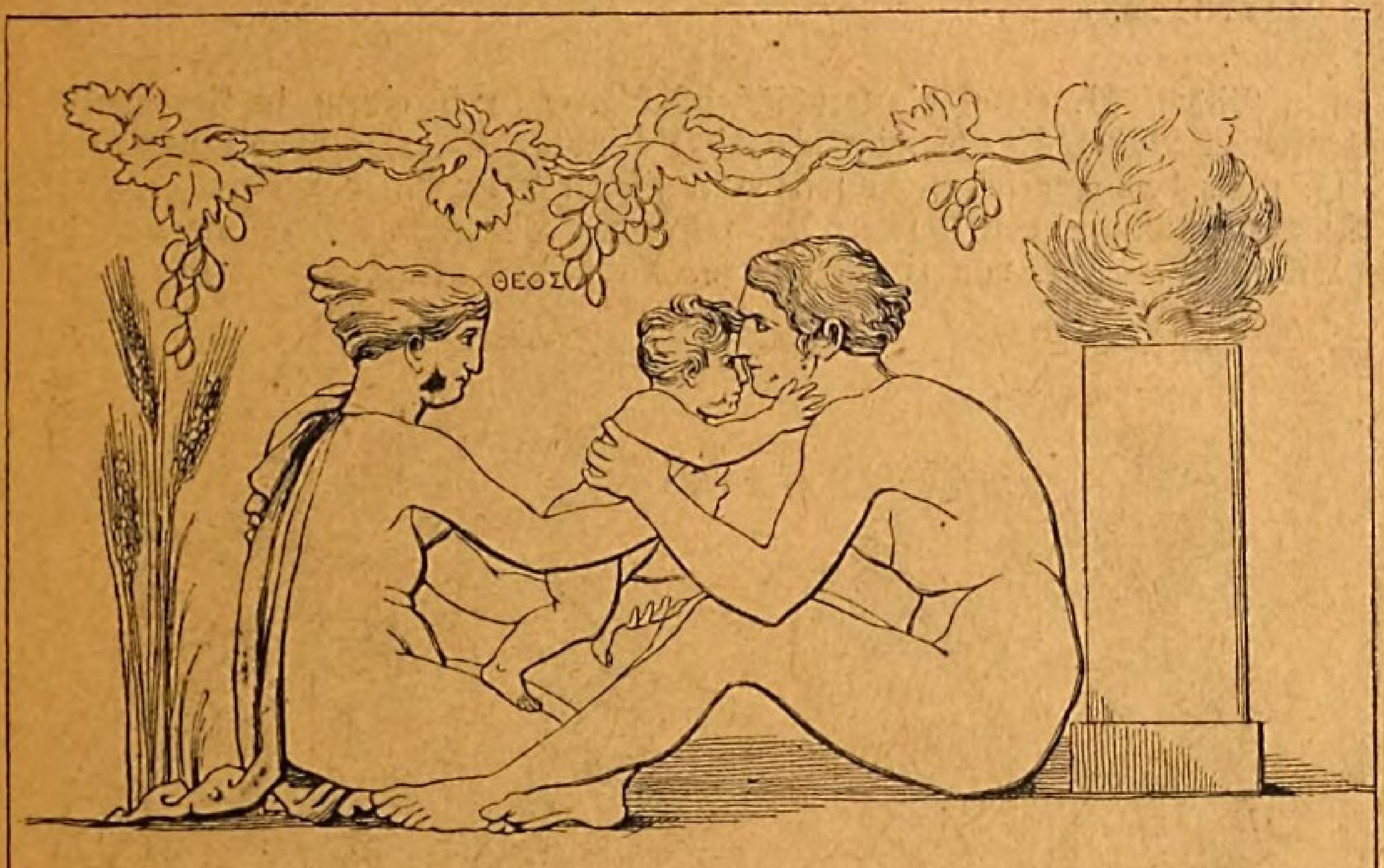
Pandoras Empfang durch Epimetheus.
Hermes führt Pandora dem Epimetheus zu; neben ihr ſteht das verhängnisvolle Gefäß.



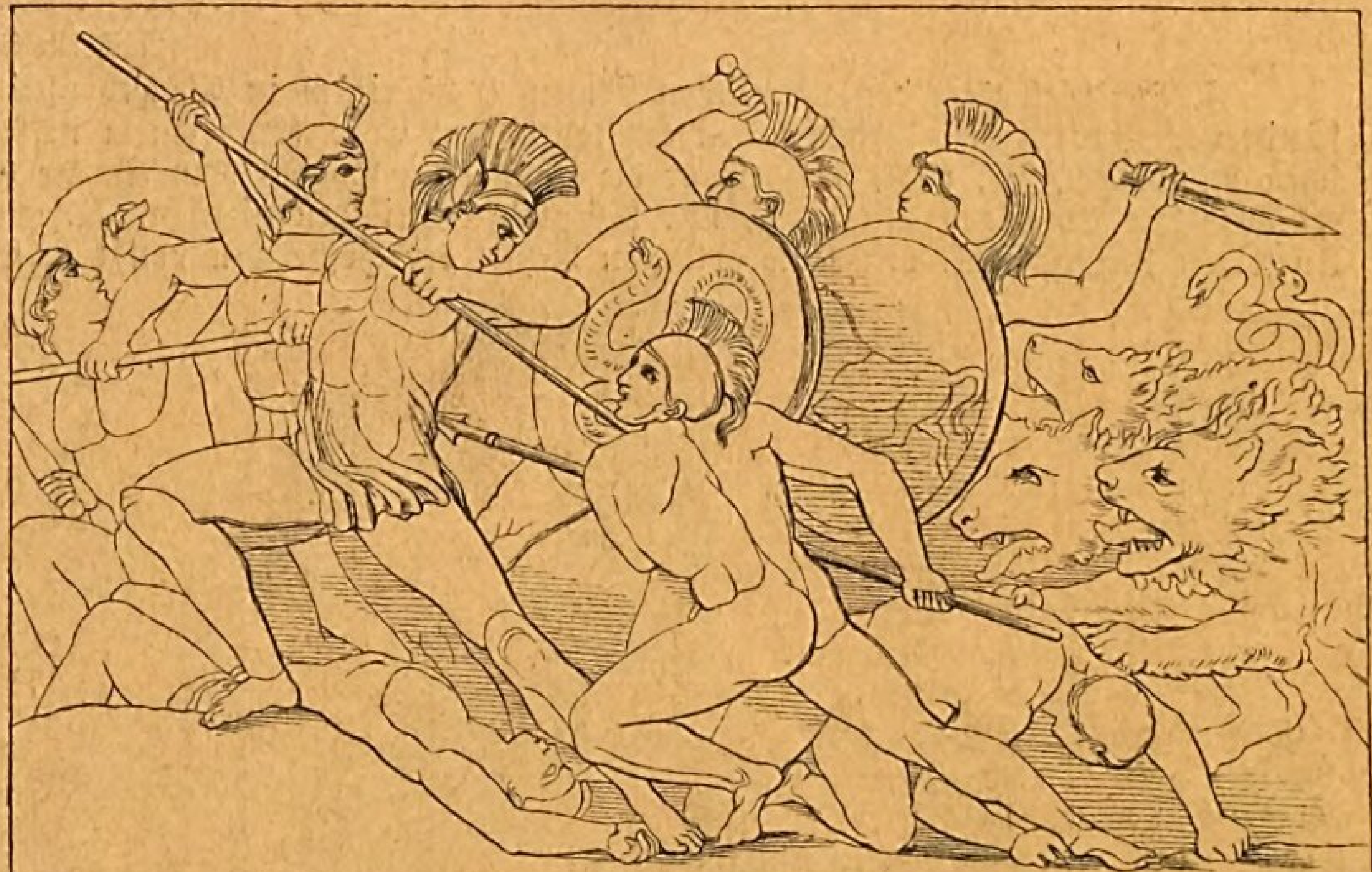
Pandora öffnet das verderbenbringende Gefäß.
Aus demſelben entfliehen die Uebel, am Grunde bleibt die Hoffnung.



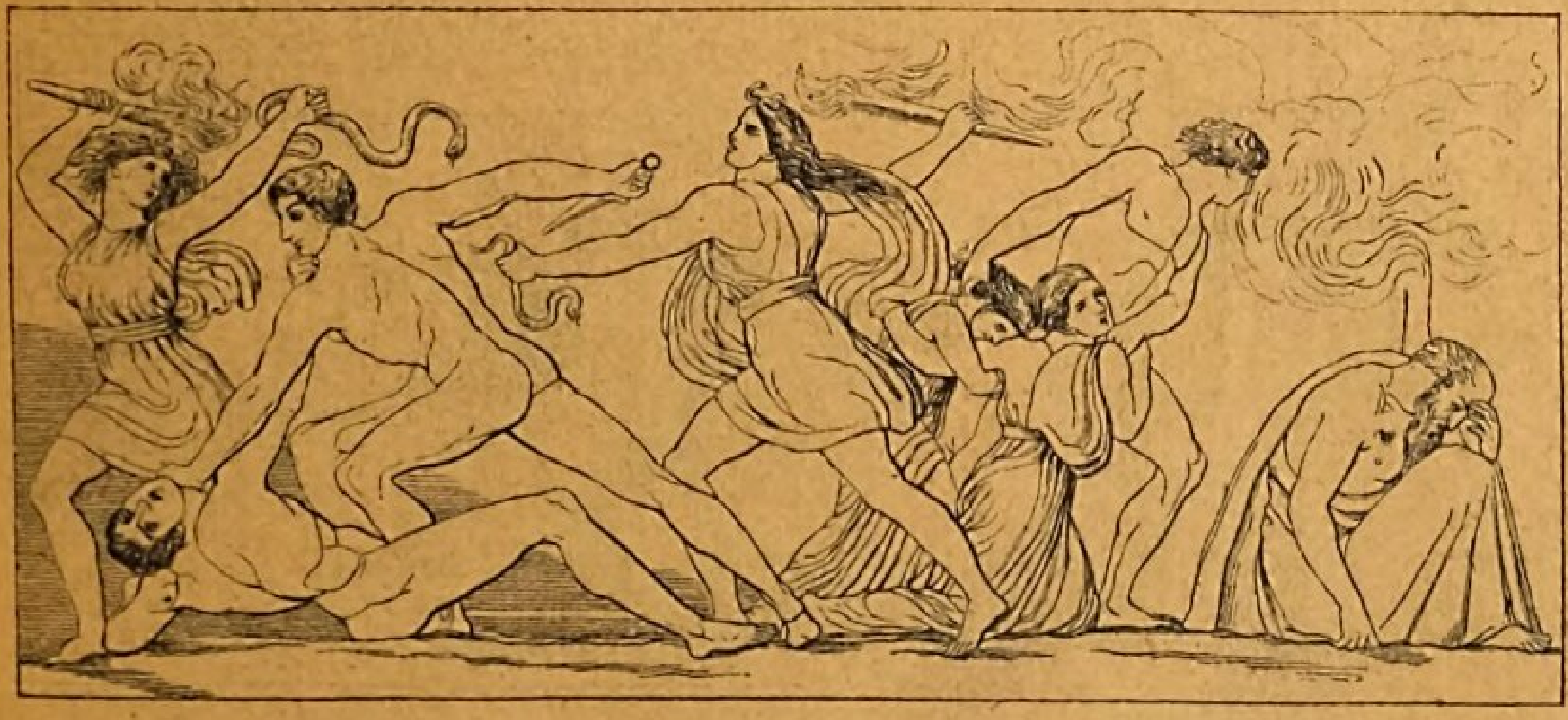
Vulkan feſſelt den Prometheus an den Kaukaſus.
Vulkan wird durch ſeine zwei Diener „Die Gewalt“ und „Die Kraft“ unterſtützt.



Das goldene Zeitalter.

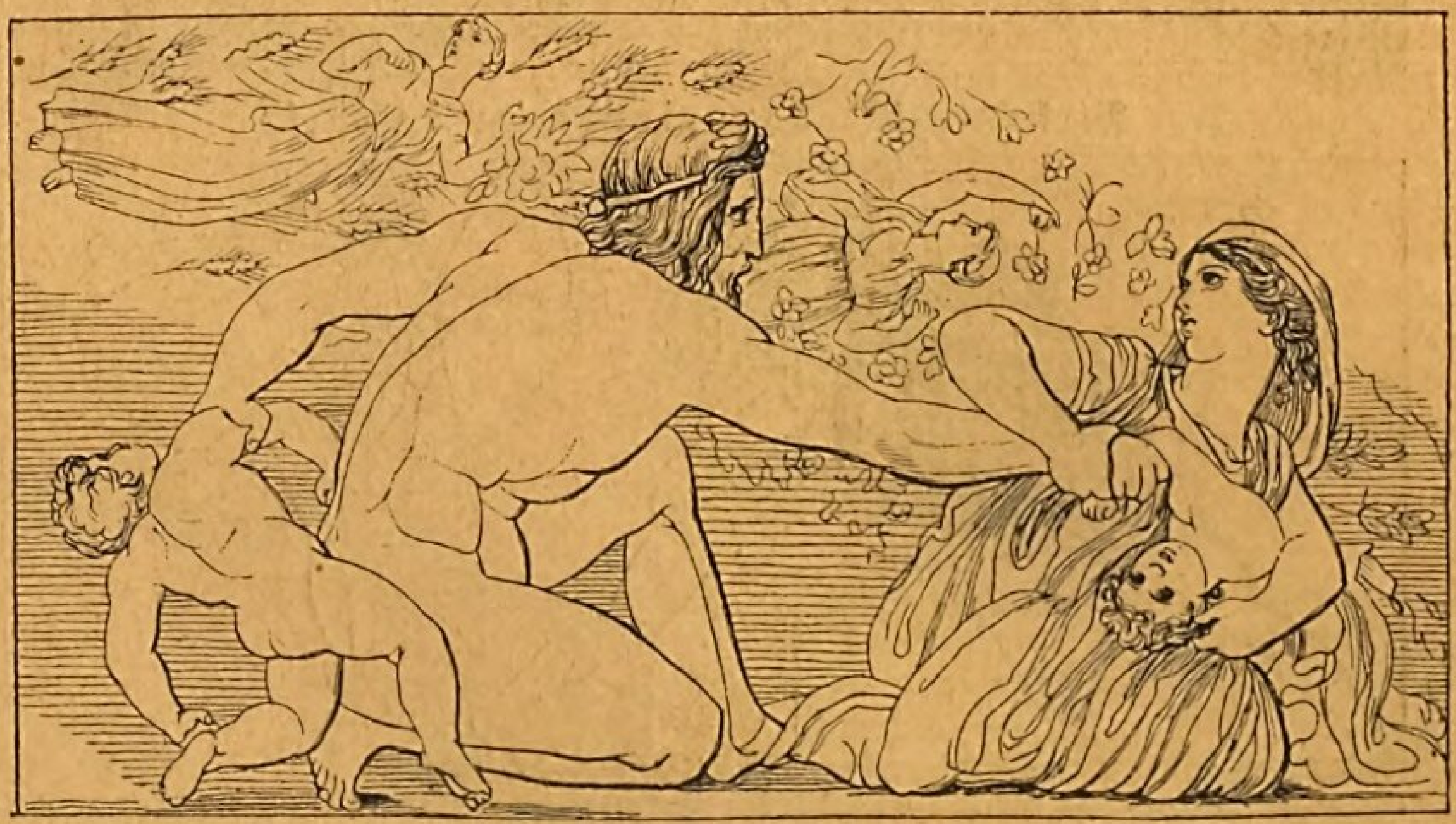


Das eherne Zeitalter.

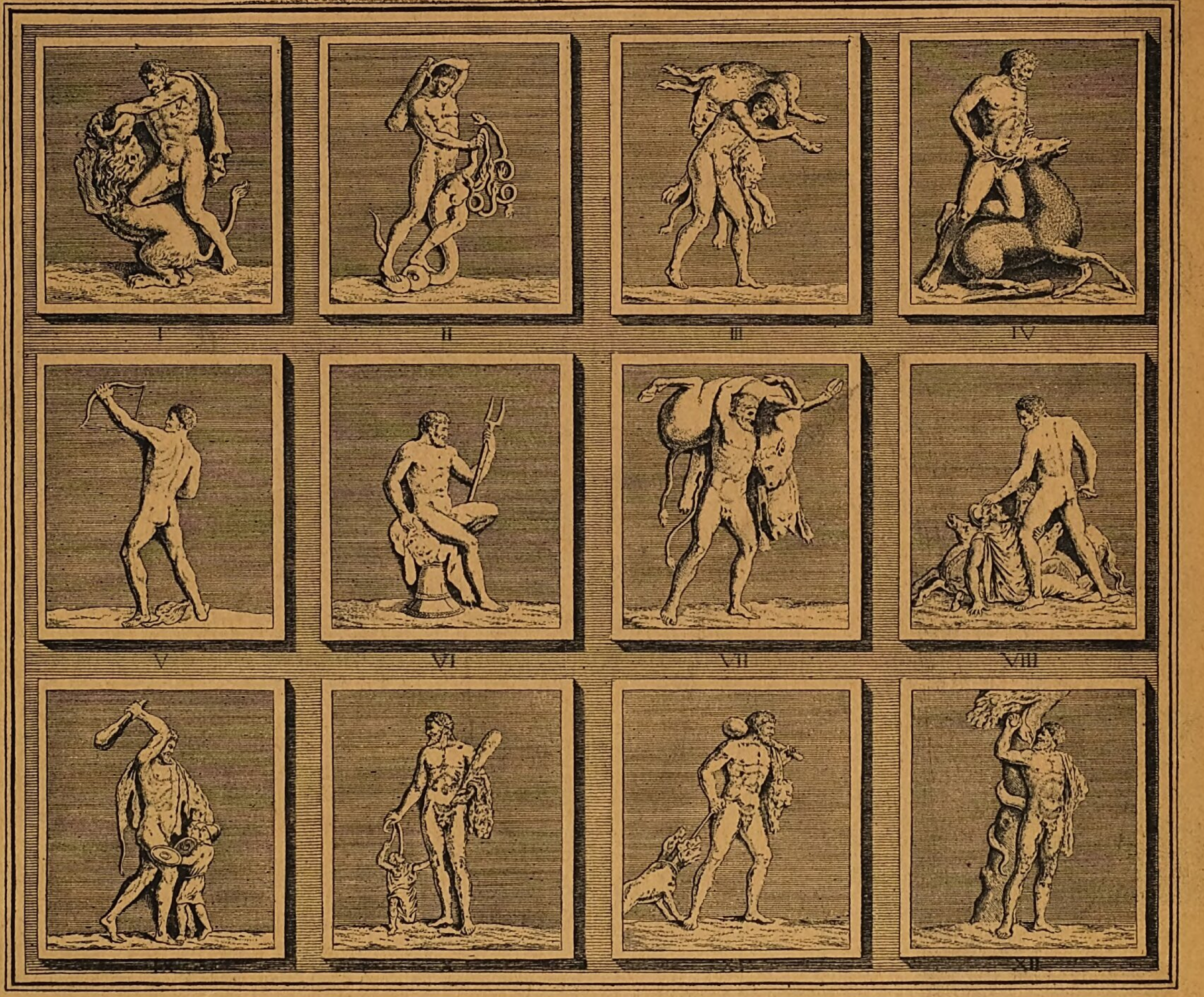


Das eiſerne Zeitalter.
Mord und Raub. Die Eumeniden ſtürzen ſich auf den Mörder.

Nach John Flaxman (1755—1826).



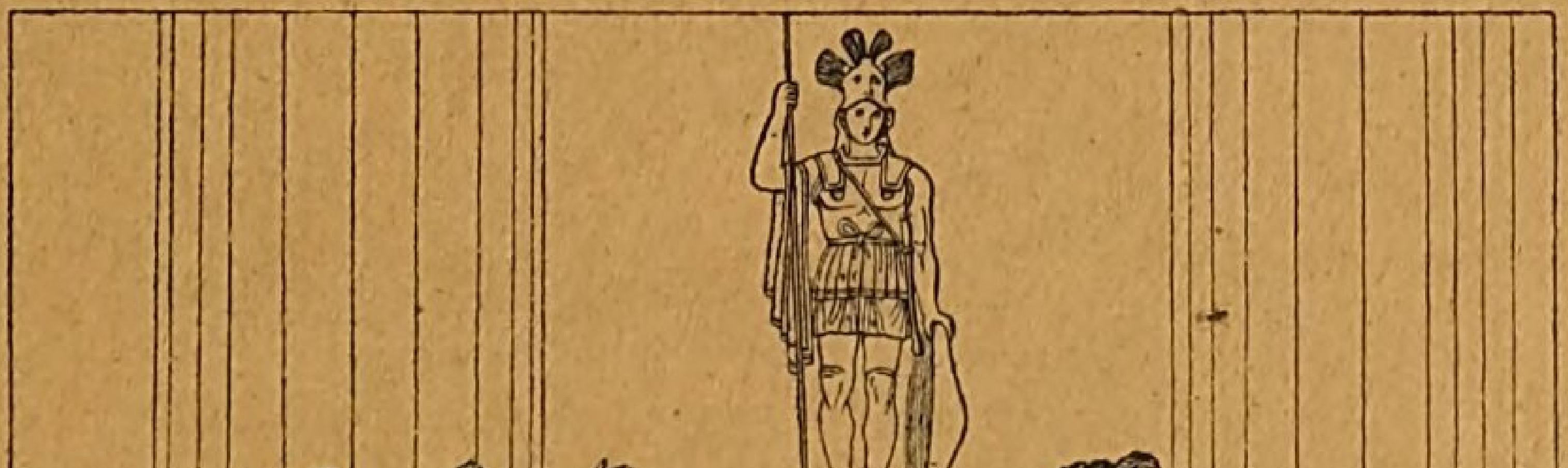
Saturn und ſeine Kinder.
Saturn entreißt der Gaea ſeine Kinder, um dieſelben zu verzehren.



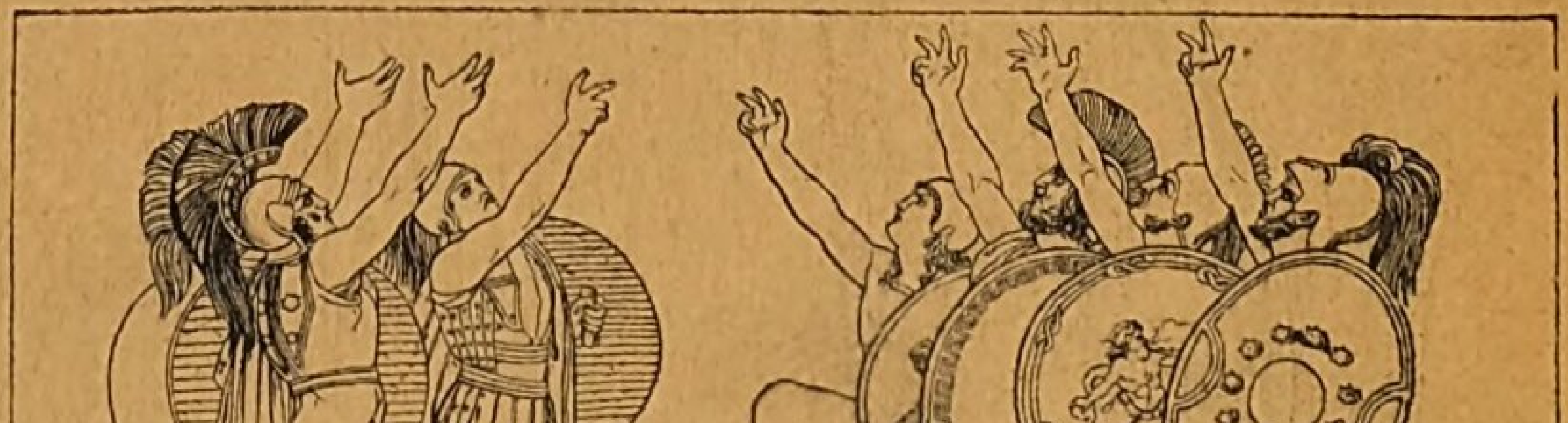
Die 12 Arbeiten des Herkules.

Nach M. Spence, „Polymetis“.

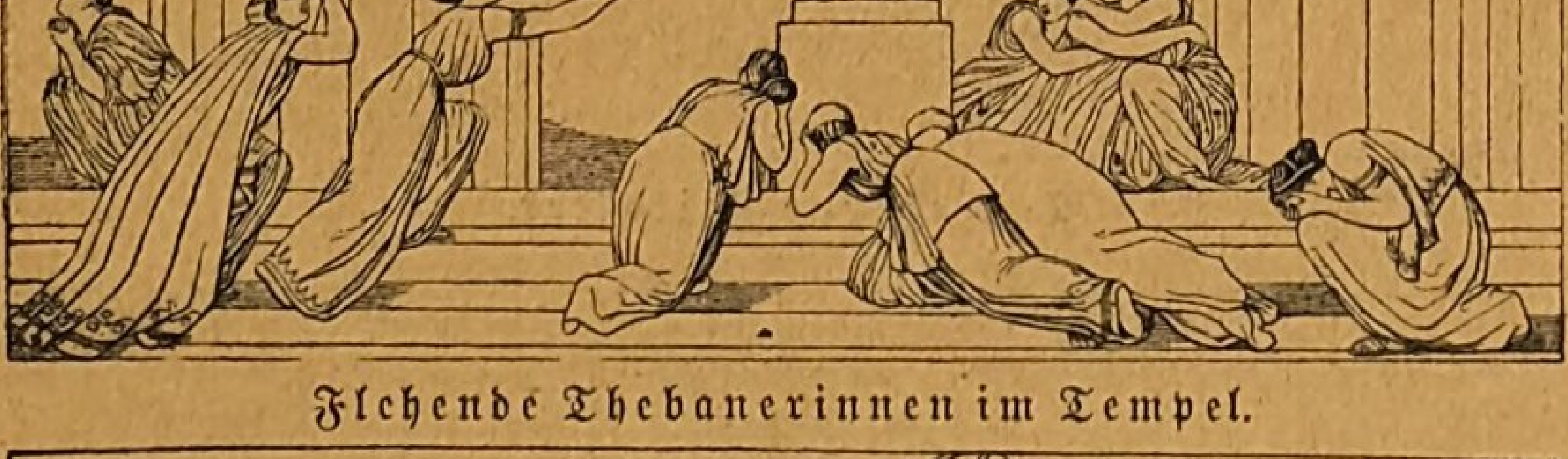
I. Herkules tötet den nemeiſchen Löwen (nach einem in Chalcedonſtein geſchnittenen Bilde), II. erlegt die lernäiſche Schlange (nach einem in Karneol geſchnittenen Bilde), III. bezwingt den erymanthiſchen Eber (nach einem in Karneol geſchnittenen Bilde), IV. bändigt die wilde Hindin, V. erſchießt die ſtymphaliſchen Raubvögel, VI. ruht, nachdem er die Ställe des Augias vom Unrate gereinigt, VII. trägt den eingefangenen wilden kretiſchen Stier auf der Schulter, VIII. erſchlägt den Tyrannen Diomedes, IX. beſiegt den 3leibigen Geryon, X. entreißt der Amazonenkönigin den Gürtel, XI. führt den Höllenhund Cerberus aus der Unterwelt herauf, XII. bricht die goldenen Aepfel der Heſperiden von dem Baume (die Bilder IV.—XII. von einem altröm. Altare abgenommen).



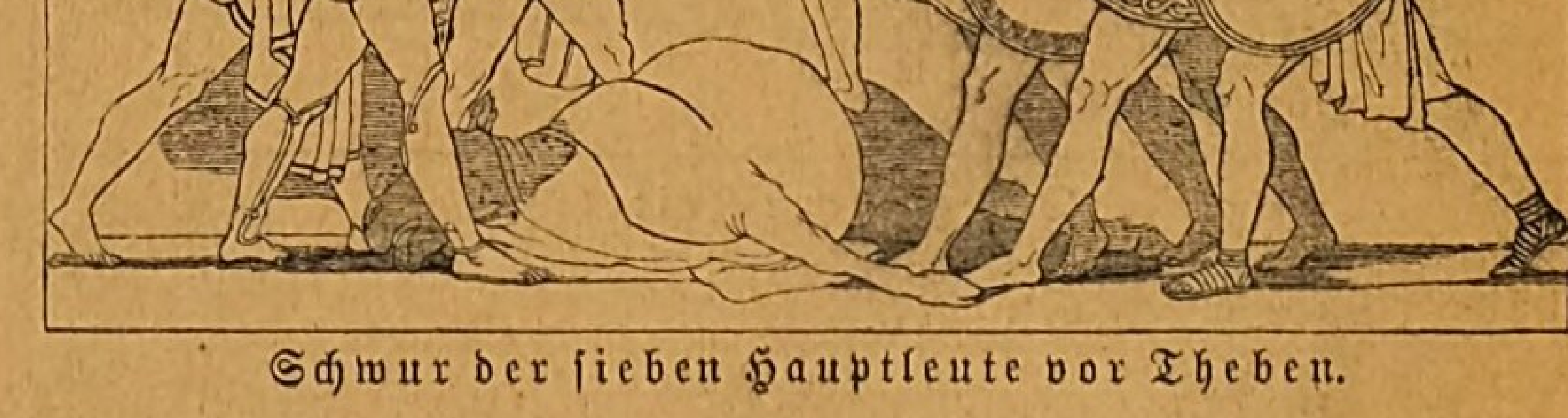
Flehende Thebanerinnen im Tempel.



Schwur der ſieben Hauptleute vor Theben.

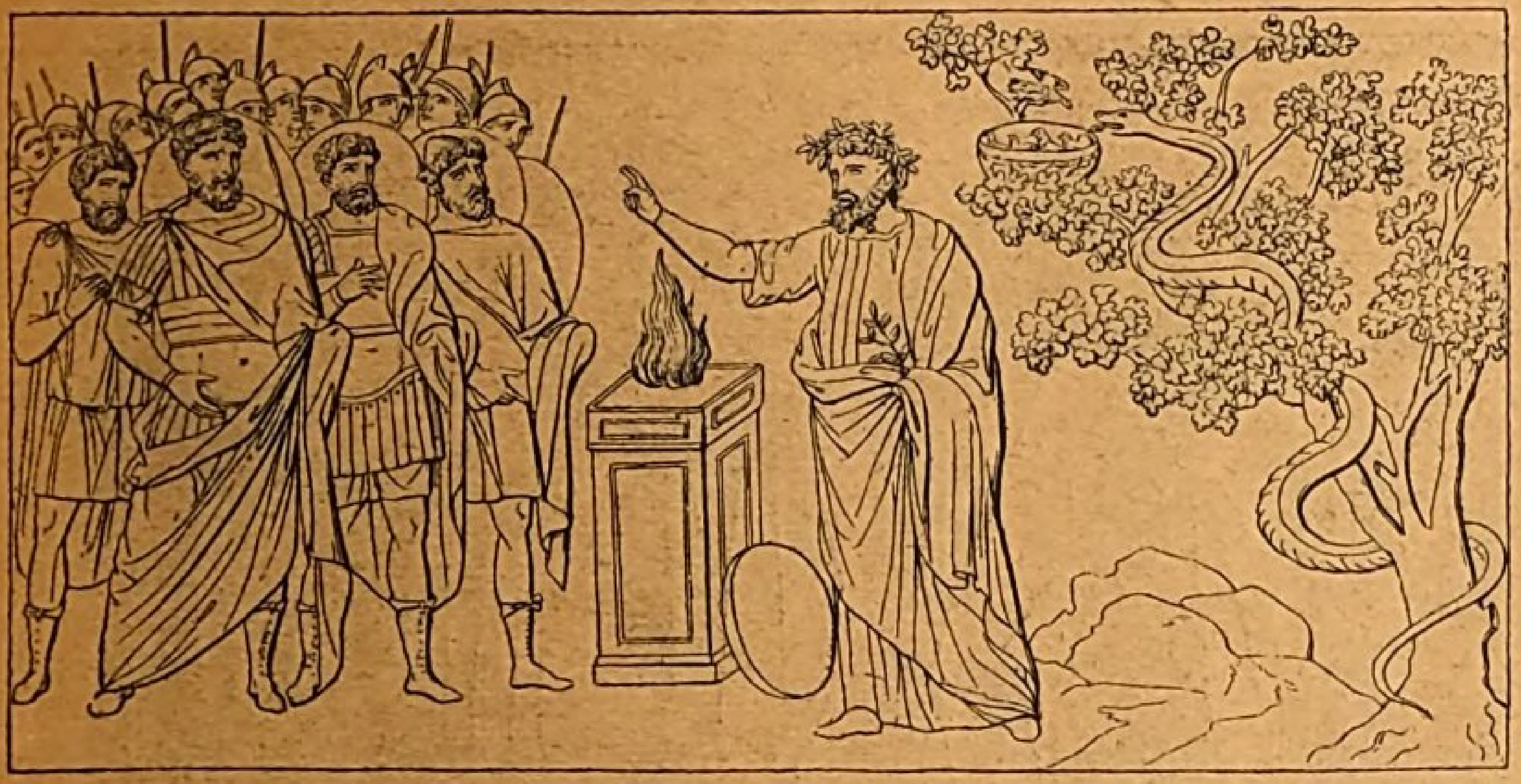


Zweikampf der Brüder Eteokles und Polynikes.



Totenklage der Schweſtern.

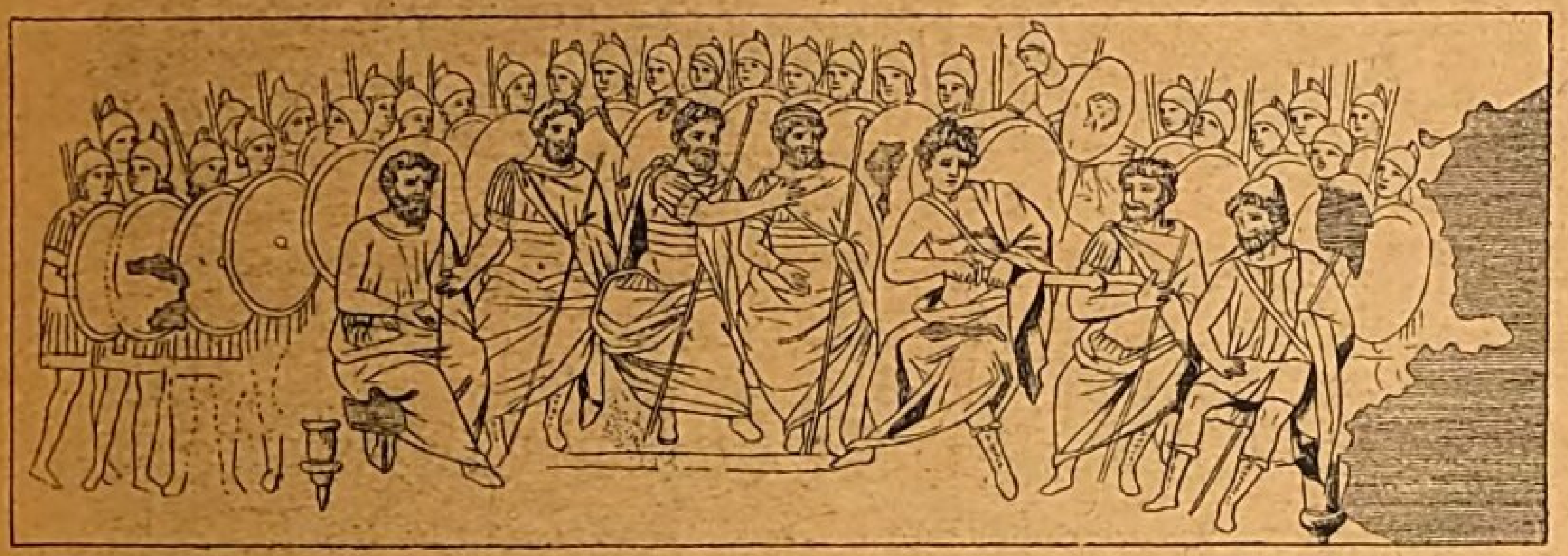
Nach John Flaxman (1755–1826)



Weisſagung des Kalchas von der Dauer der Belagerung von Troja.

Nach einer Mailänder Handſchrift der Ilias. Aus: Inghirami, Galleria Omerica 1831.

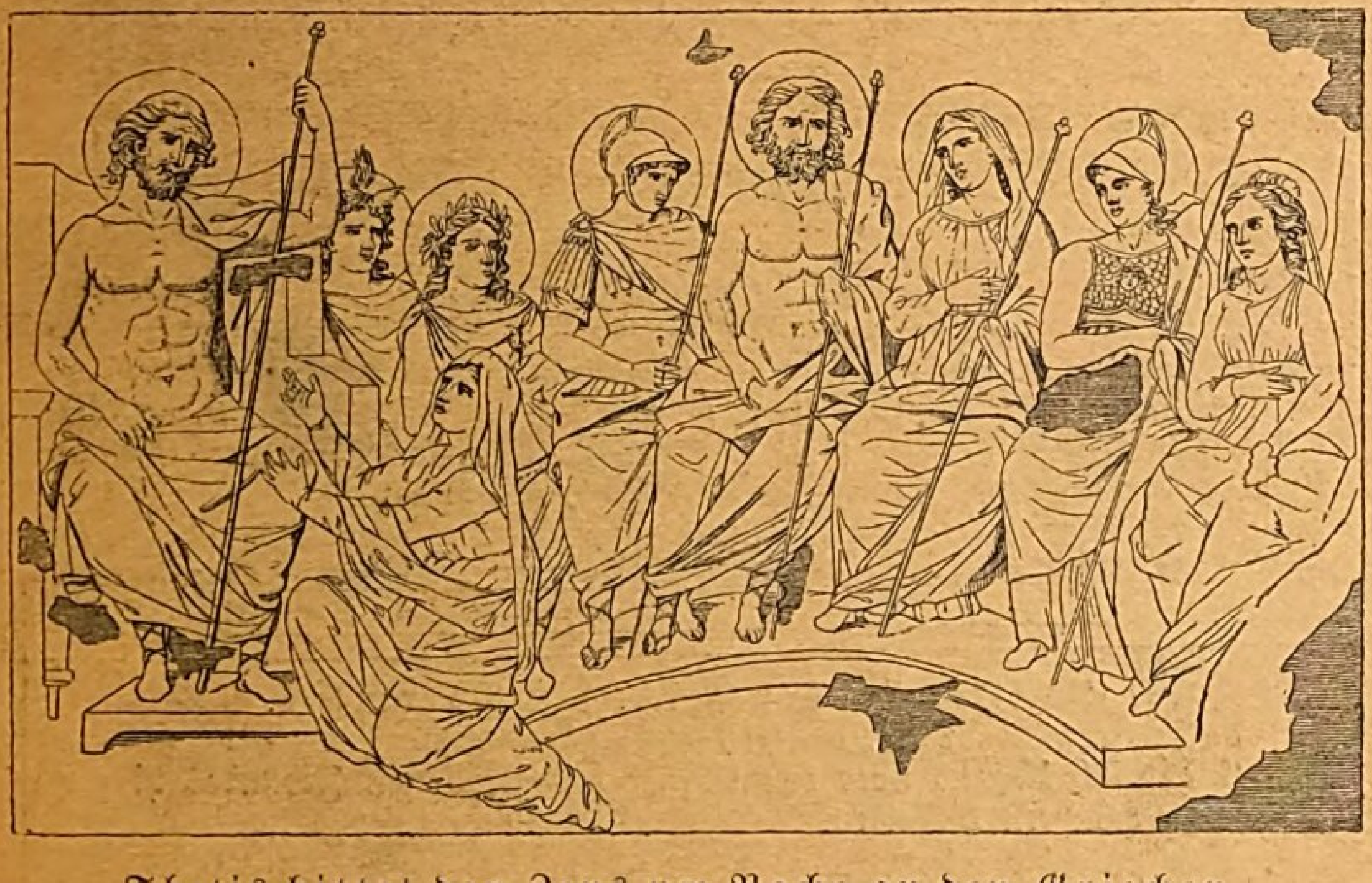
Die Griechenfürſten ſtehen vor dem Altare, auf dem Kalchas geopfert hat. Lorberkranz und Lorberzweig bezeichnen dieſen als Prieſter Apollo's. Er deutet das Wunder, das an der ſeitwärts ſtehenden Platane ſichtbar wird. Eine große Schlange – Drache – iſt im Begriffe die jungen Spatzen eines Neſtes zu verſchlingen, obwohl die Alte ängſtlich flatternd abwehrt.



Agamemnon fordert von Achilles die Briſeis.

Nach einer Mailänder Handſchrift der Ilias. Aus: Inghirami, Galleria Omerica 1831.

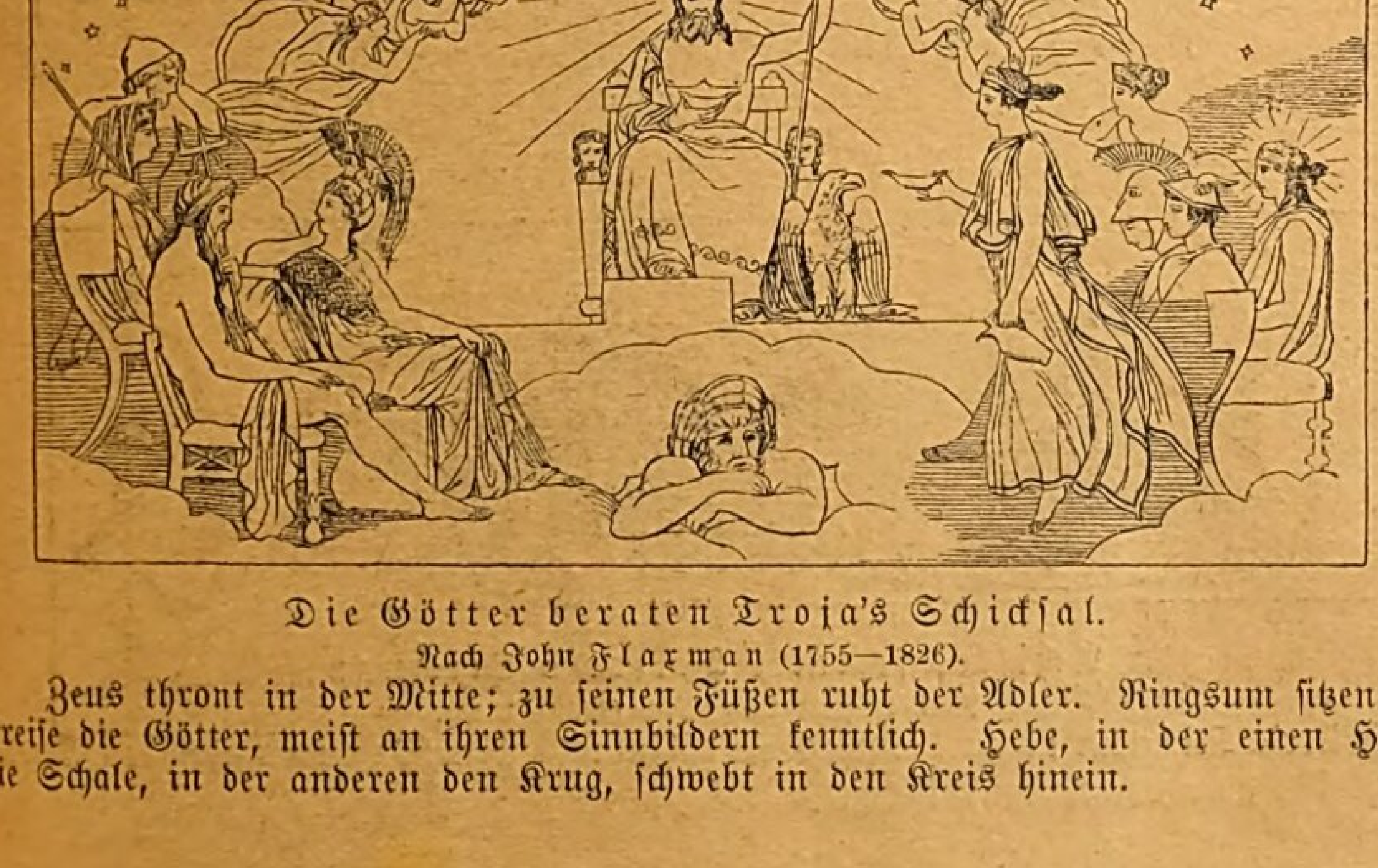
Im Rate der 7 Griechenfürſten ſitzt neben Agamemnon Achilles, im Begriffe das Schwert zu ziehen. Neſtor ſtreckt beſchwichtigend die Hand gegen ihn; Athene, ſein Haupt berührend, warnt ihn vor Gewaltthat.



Thetis bittet den Zeus um Rache an den Griechen.

Nach einer Mailänder Handſchrift der Ilias. Aus: Inghirami, Galleria Omerica 1831.

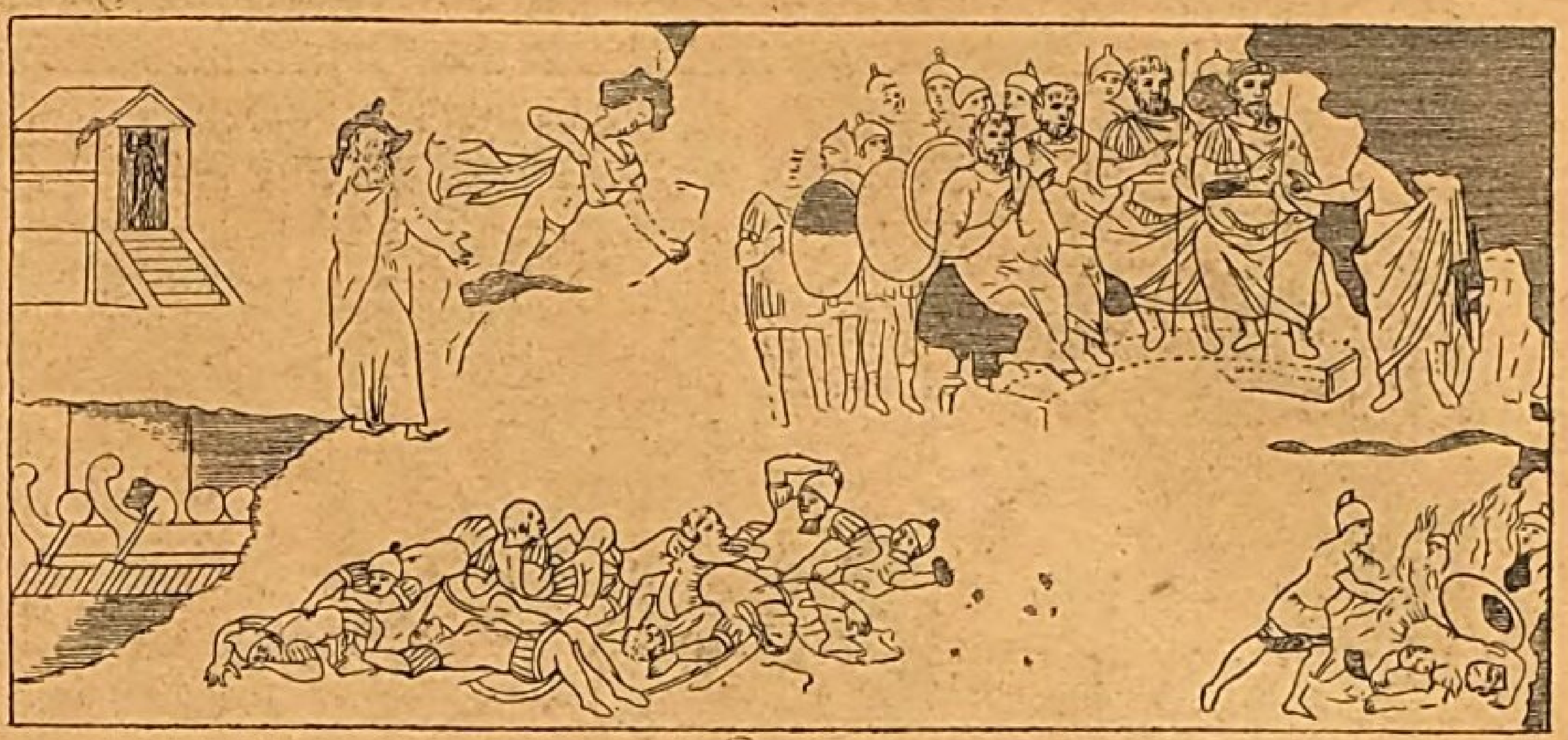
In der einen Ecke die vor Zeus kniende Thetis. In der Verſammlung der Götter thront Zeus in der Mitte, links von ihm ſitzen Hera, Athene, Aphrodite, zu ſeiner Rechten Ares, Apollo, Hermes.



Die Götter beraten Troja's Schickſal.

Nach John Flaxman (1755–1826).

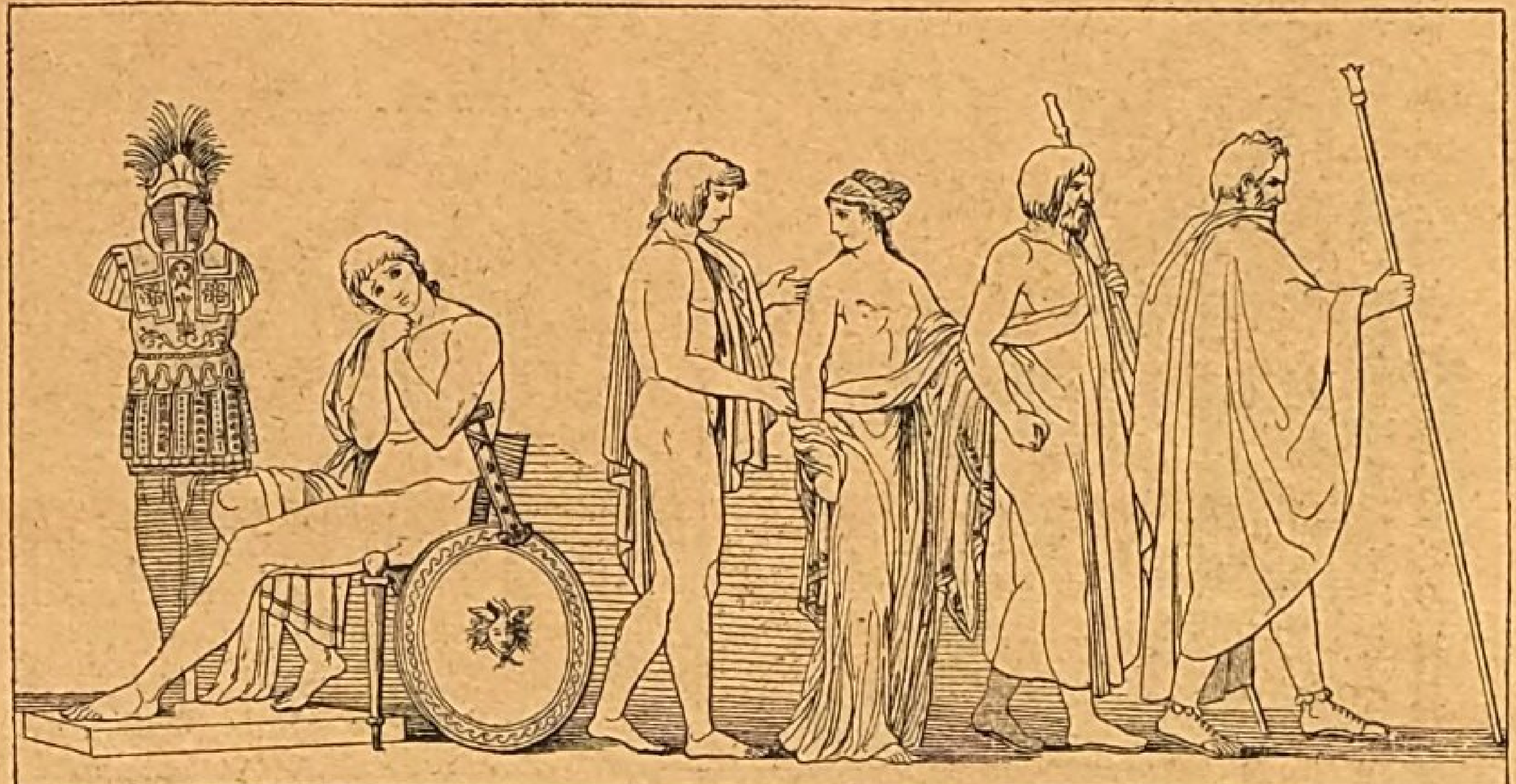
Zeus thront in der Mitte; zu ſeinen Füßen ruht der Adler. Ringsum ſitzen im Kreiſe die Götter, meiſt an ihren Sinnbildern kenntlich. Hebe, in der einen Hand die Schale, in der anderen den Krug, ſchwebt in den Kreis hinein.



Die Peſt im Lager der Achäer.

Nach einer Mailänder Handſchrift der Ilias. Aus: Inghirami, Galleria Omerica 1831.

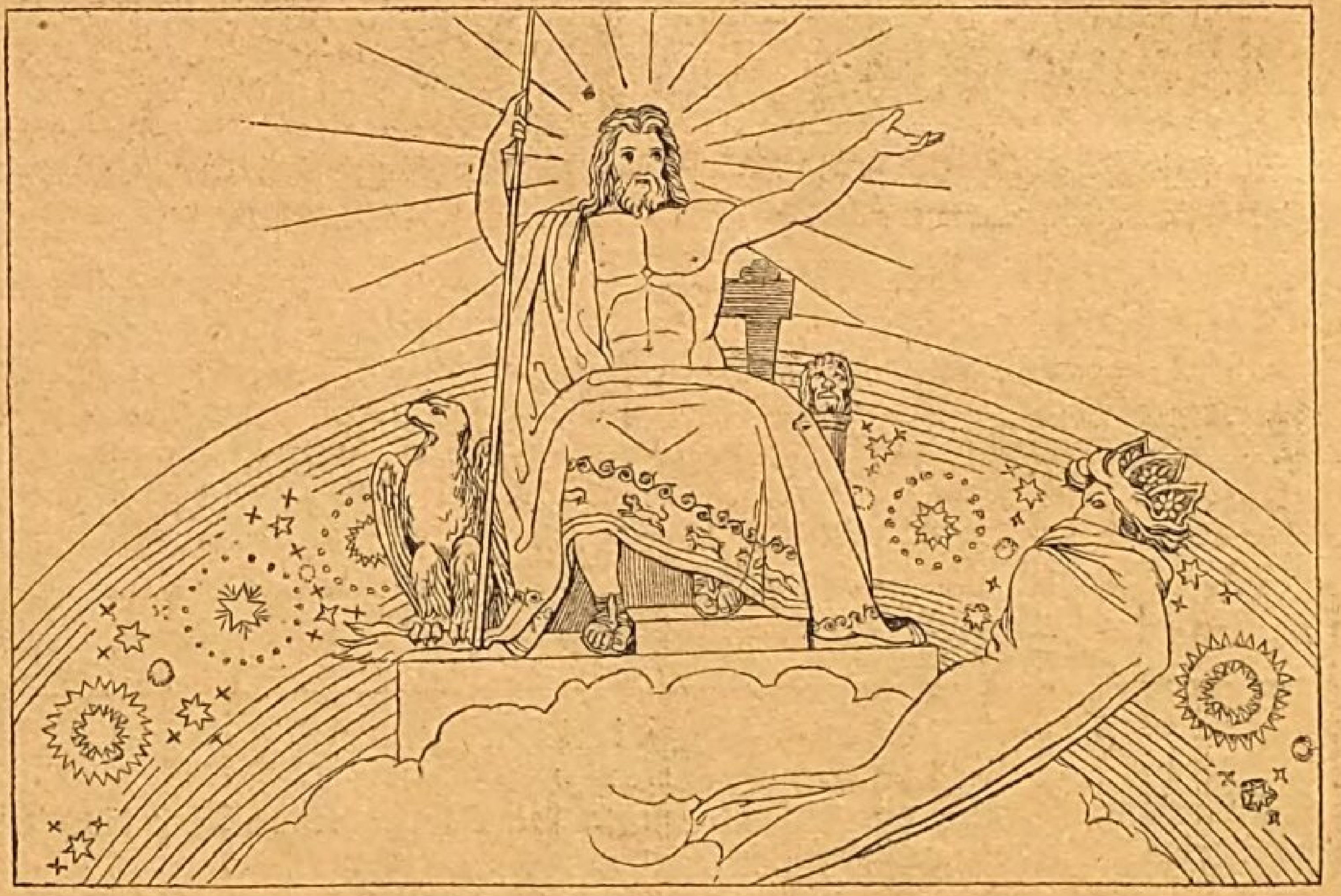
Links oben der Tempel des Apollo. Apollo ſchießt von dem Bogen Pfeile auf die Achäer, deren viele tot oder ſterbend auf der Erde liegen, während die Leichname anderer verbrannt werden. Rechts oben Ratsverſammlung der griechiſchen Heerführer, welche beſchließen, die Tochter des Chryſes dem Vater, deſſen Geſtalt vor dem Apollotempel ſichtbar iſt, zurückzugeben.



Herolde führen die Briſëis aus dem Zelte des Achilles.

Nach John Flaxman (1755–1826).

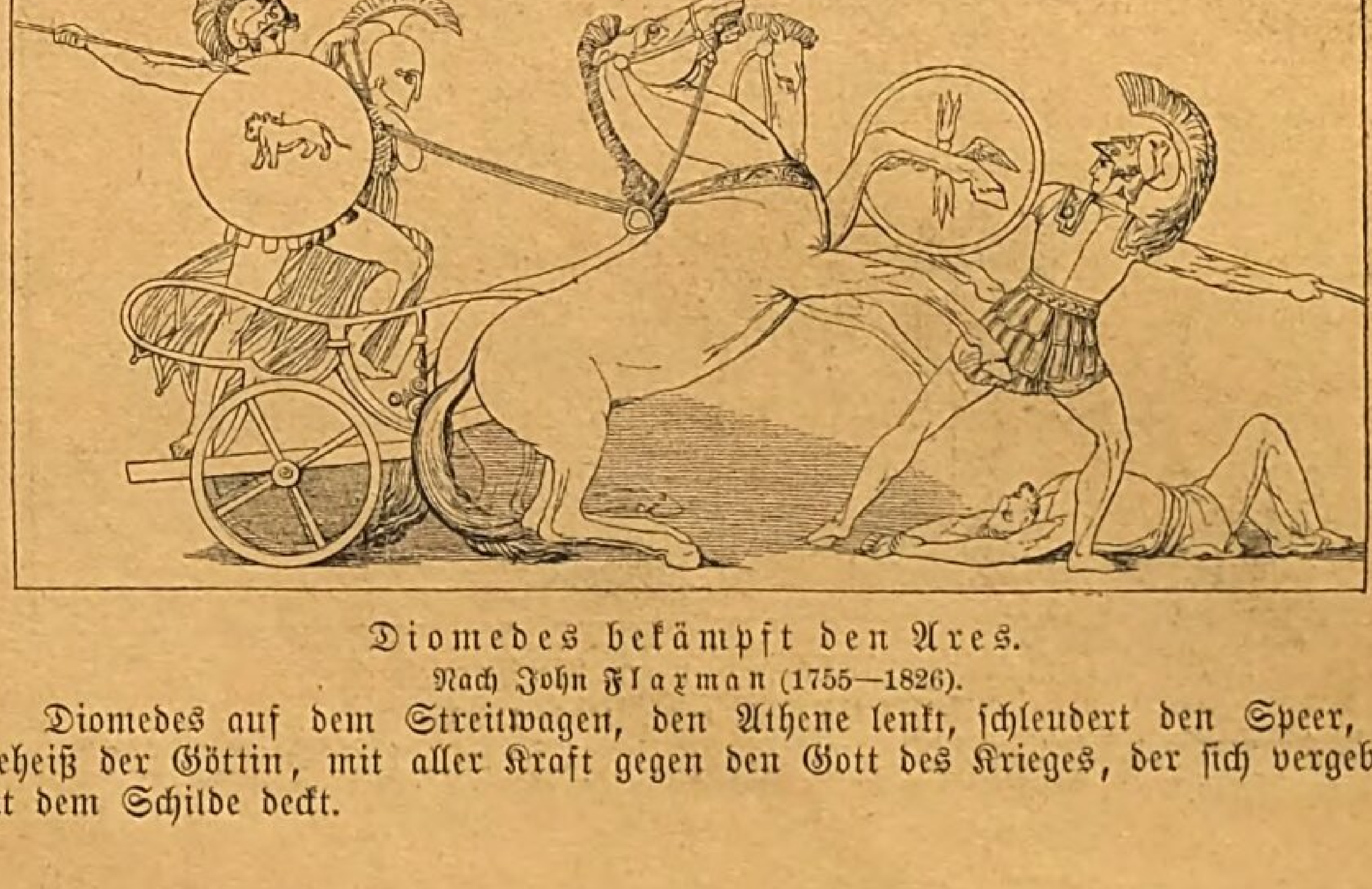
Die beiden Herolde, kenntlich an ihren Heroldsſtäben, führen die ſchmerzlich zurückſchauende Briſëis hinweg. Achilles ſitzt neben ſeiner Rüſtung, Patrokles geleitet die Briſëis.



Zeus ſendet den Schlaf zu Agamemnon.

Nach John Flaxman (1755–1826).

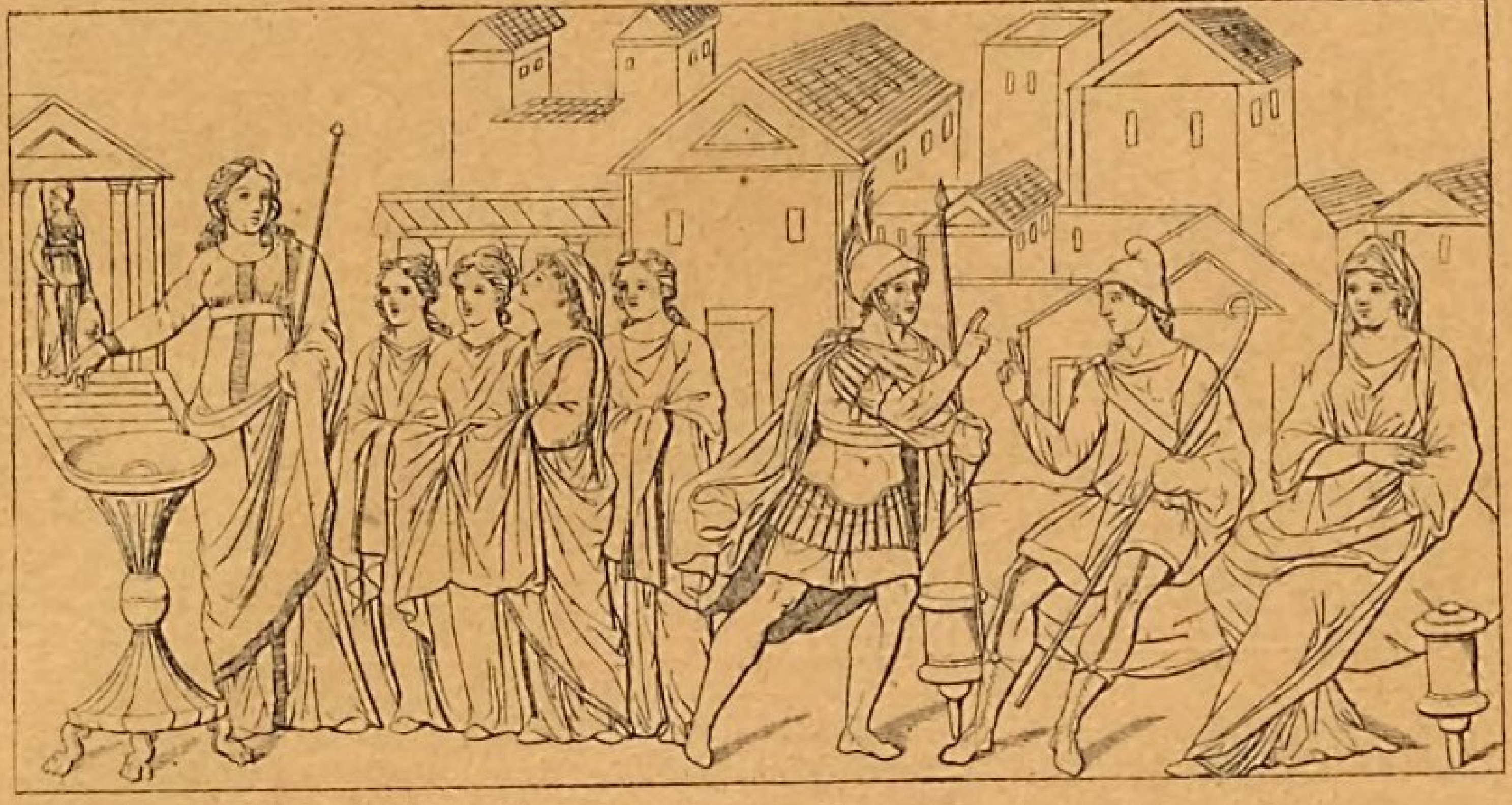
Zeus, als Himmelskönig über den Sternen thronend, befiehlt dem Traumgott, den Agamemnon durch eine trügeriſche Erſcheinung zu täuſchen.



Diomedes bekämpft den Ares.

Nach John Flaxman (1755–1826).

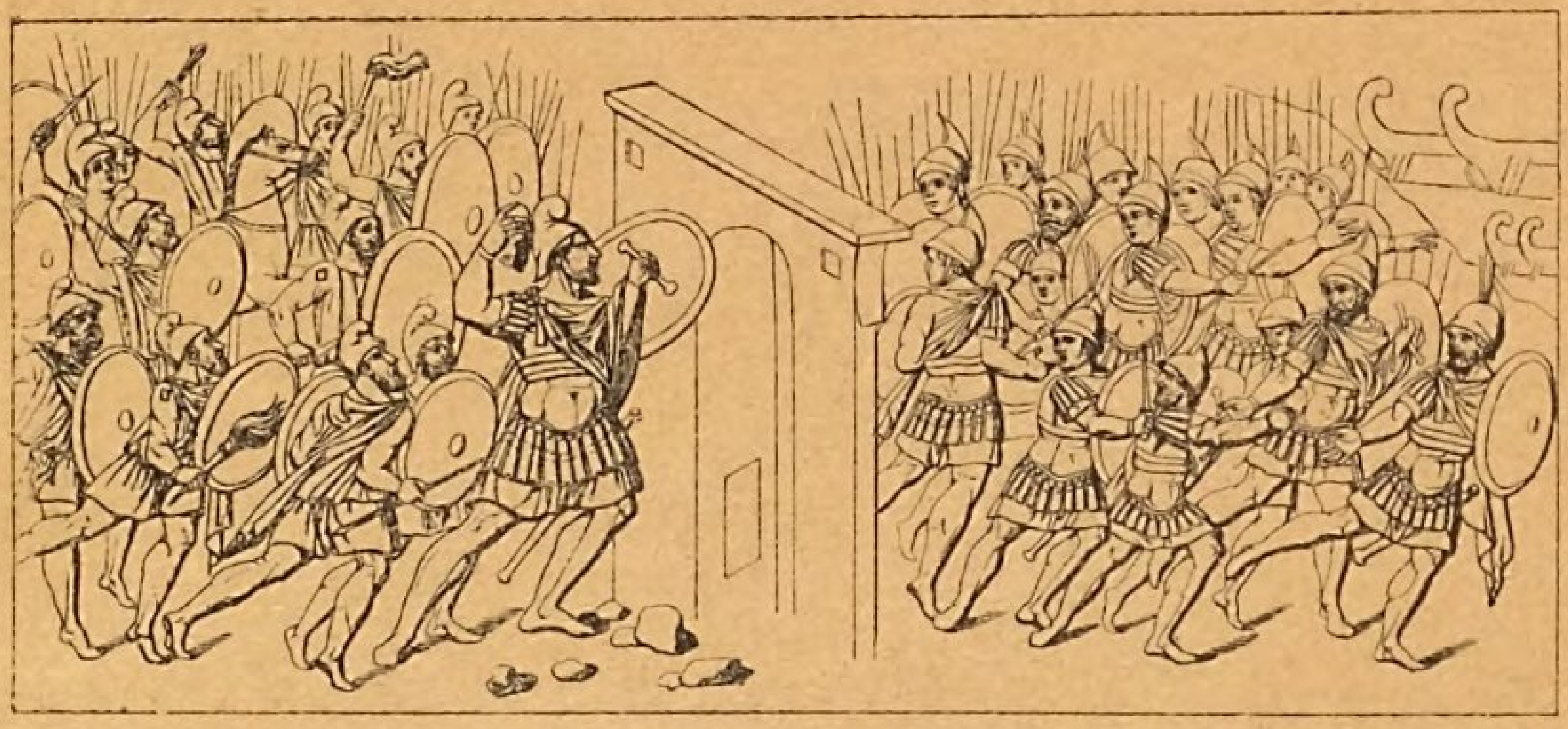
Diomedes auf dem Streitwagen, den Athene lenkt, ſchleudert den Speer, auf Geheiß der Göttin, mit aller Kraft gegen den Gott des Krieges, der ſich vergebens mit dem Schilde deckt.



Hektor und Paris.

Nach einer Mailänder Handſchrift der Ilias. Aus: Inghirami, Galleria Omerica 1831.

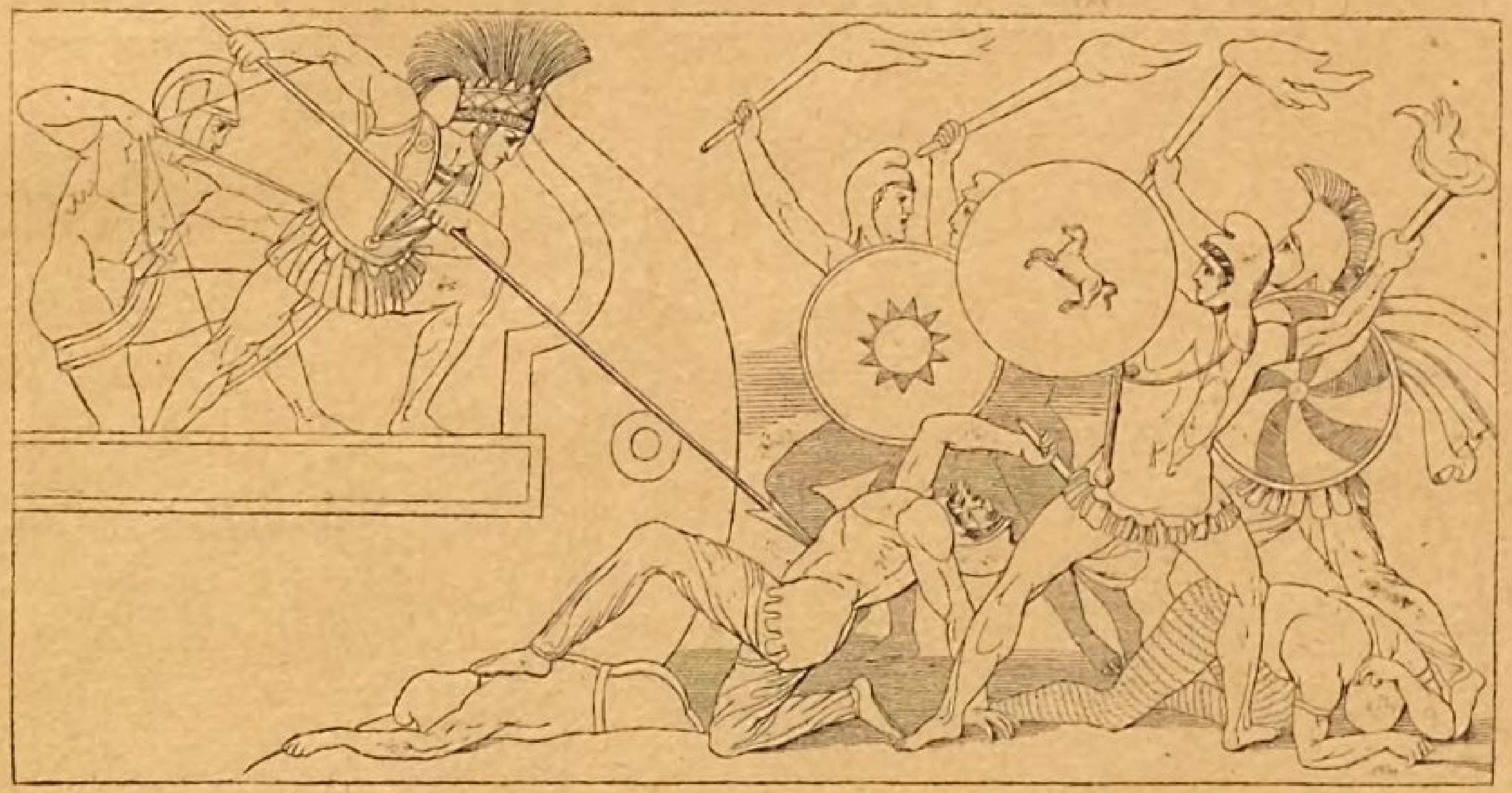
Hektor, in kriegeriſcher Rüſtung, tadelt die Weichlichkeit des an Helena's Seite ſitzenden Paris. Trojaniſche Frauen, an der Spitze die Königin, ziehen in den Tempel der Athene, deren Bildſäule zum Zeichen der Mißgunſt den Kopf abwendet.



Hektor ſtürmt den Wall des griechiſchen Lagers.

Nach einer Mailänder Handſchrift der Ilias. Aus: Inghirami, Galleria Omerica 1829

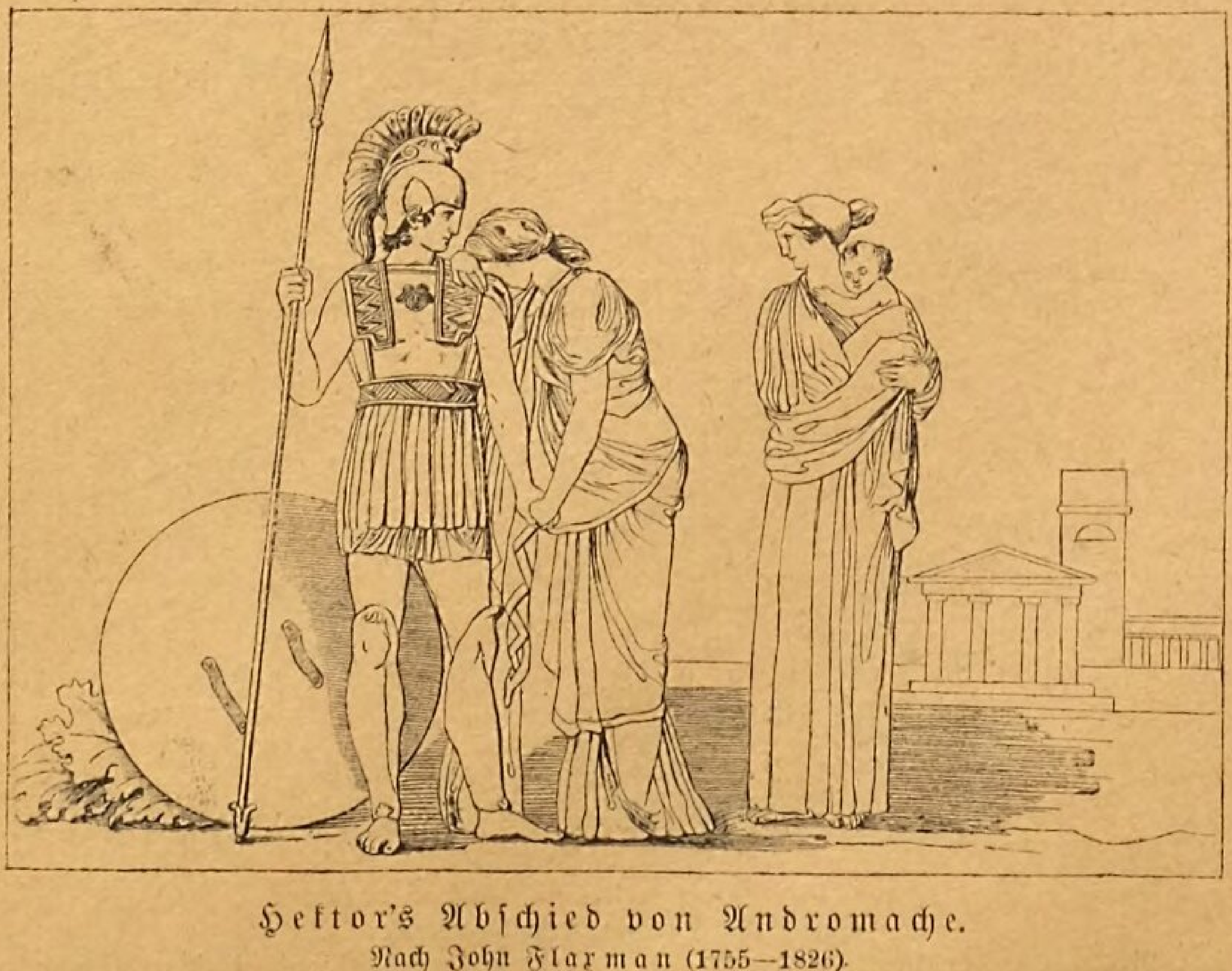
Hektor ſchwingt einen mächtigen Feldſtein gegen das Thor der Befeſtigung. Hinter ihm drängen die Trojaner nach, deren einige Brandfackeln tragen.



Ajax ſchützt die Schiffe.

Nach John Flaxman (1755—1826).

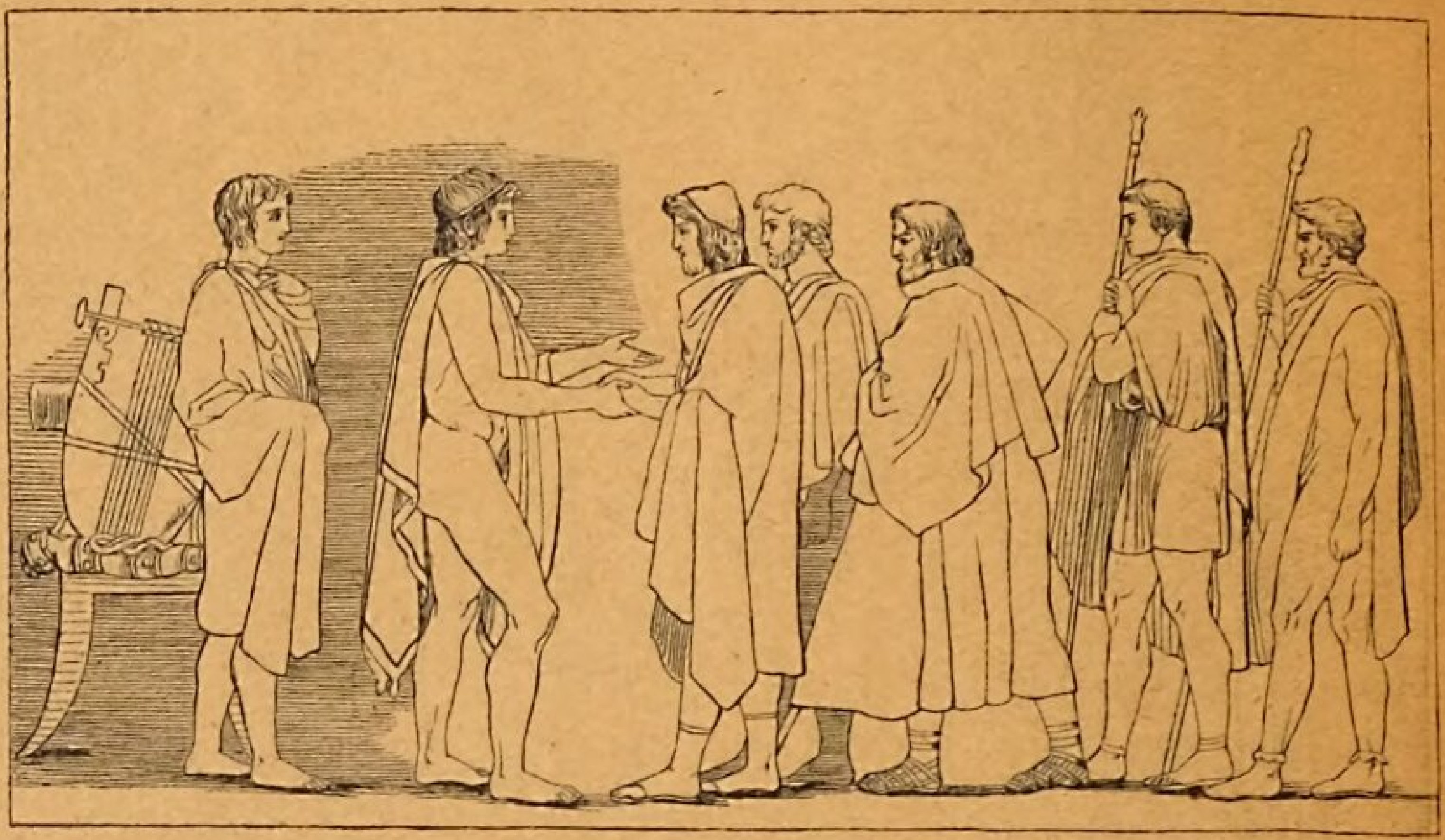
Die Trojaner ſtürmen mit Bränden gegen die Schiffe heran; Ajax kämpft vom Vorderteil eines Schiffes aus gegen ſie.



Hektor's Abſchied von Andromache.

Nach John Flaxman (1755—1826).

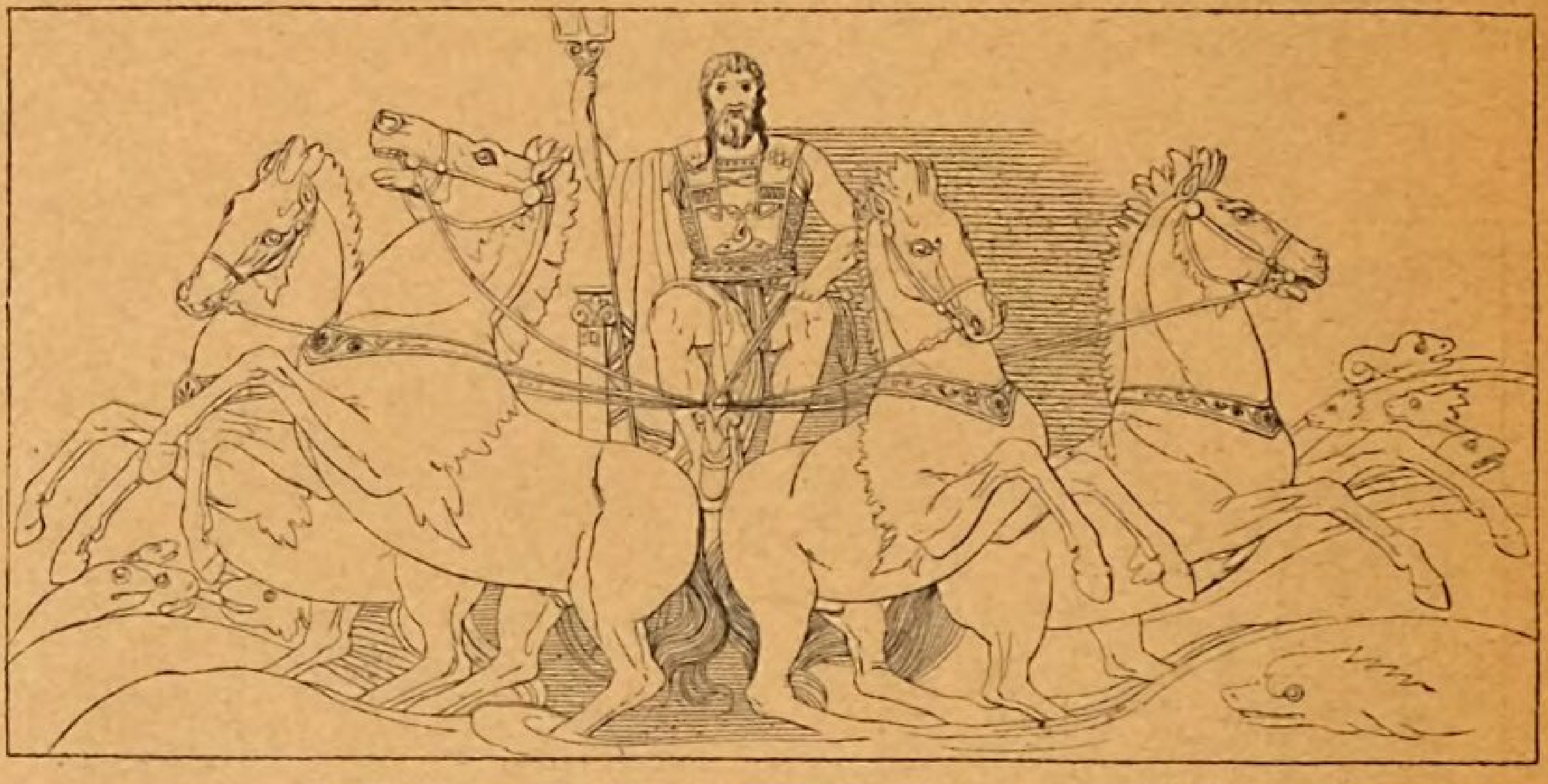
Andromache wird von Hektor getröſtet; eine Dienerin hat den kleinen Aſtyanax auf dem Arme.



Ulyſſes, Ajax und Phönix bieten dem Achilles Sühne an.

Nach John Flaxman (1755—1826).

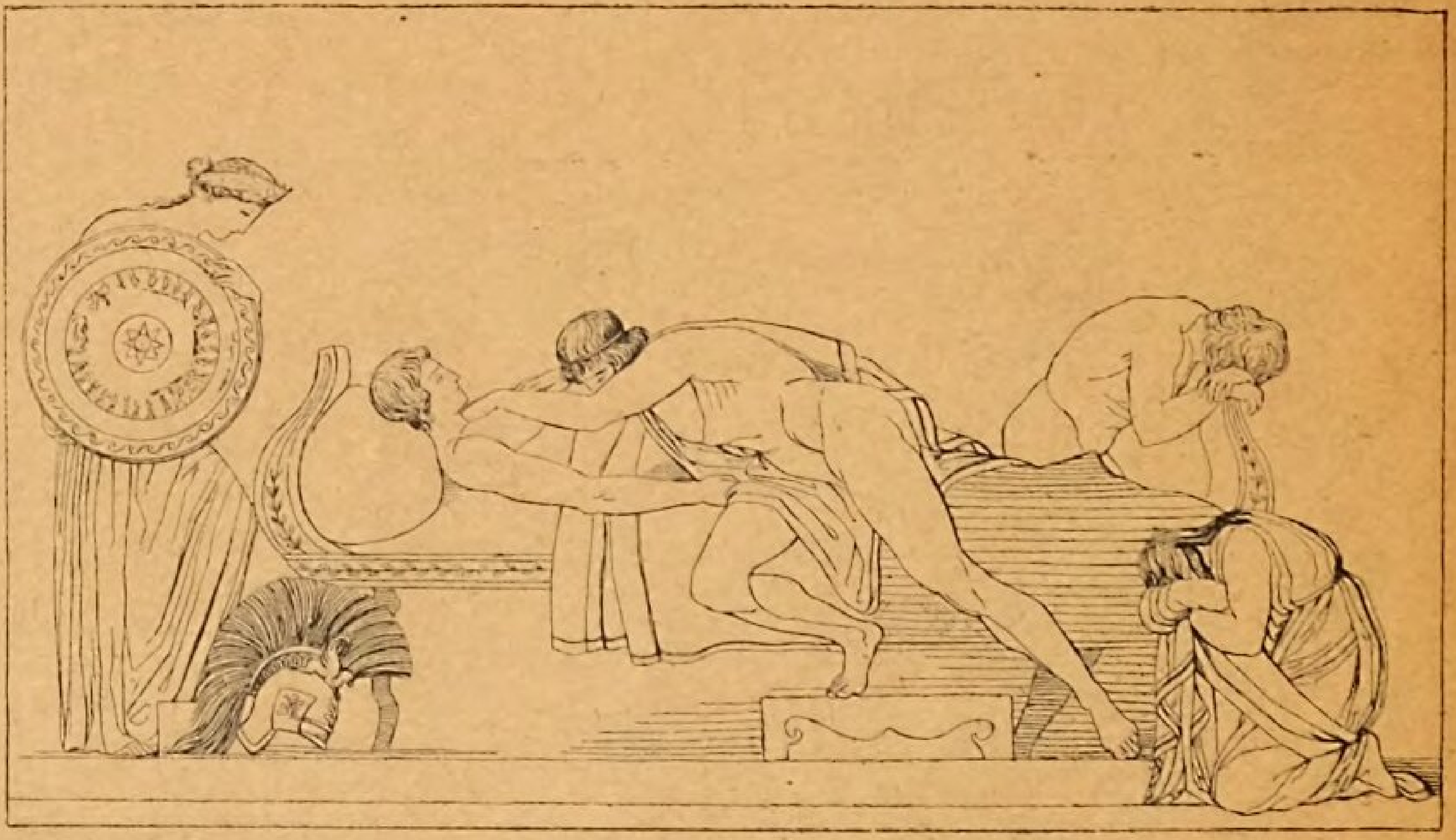
Achilles reicht dem Ulyſſes und dem Phönix die Hand zum Gruße. Hinter ihm ſteht Patroklus. Die Geſandtſchaft der griechiſchen Heerführer iſt von Herolden (an den Stäben kenntlich) begleitet.



Poſeidon eilt den Griechen zu Hilfe.

Nach John Flaxman (1755—1826).

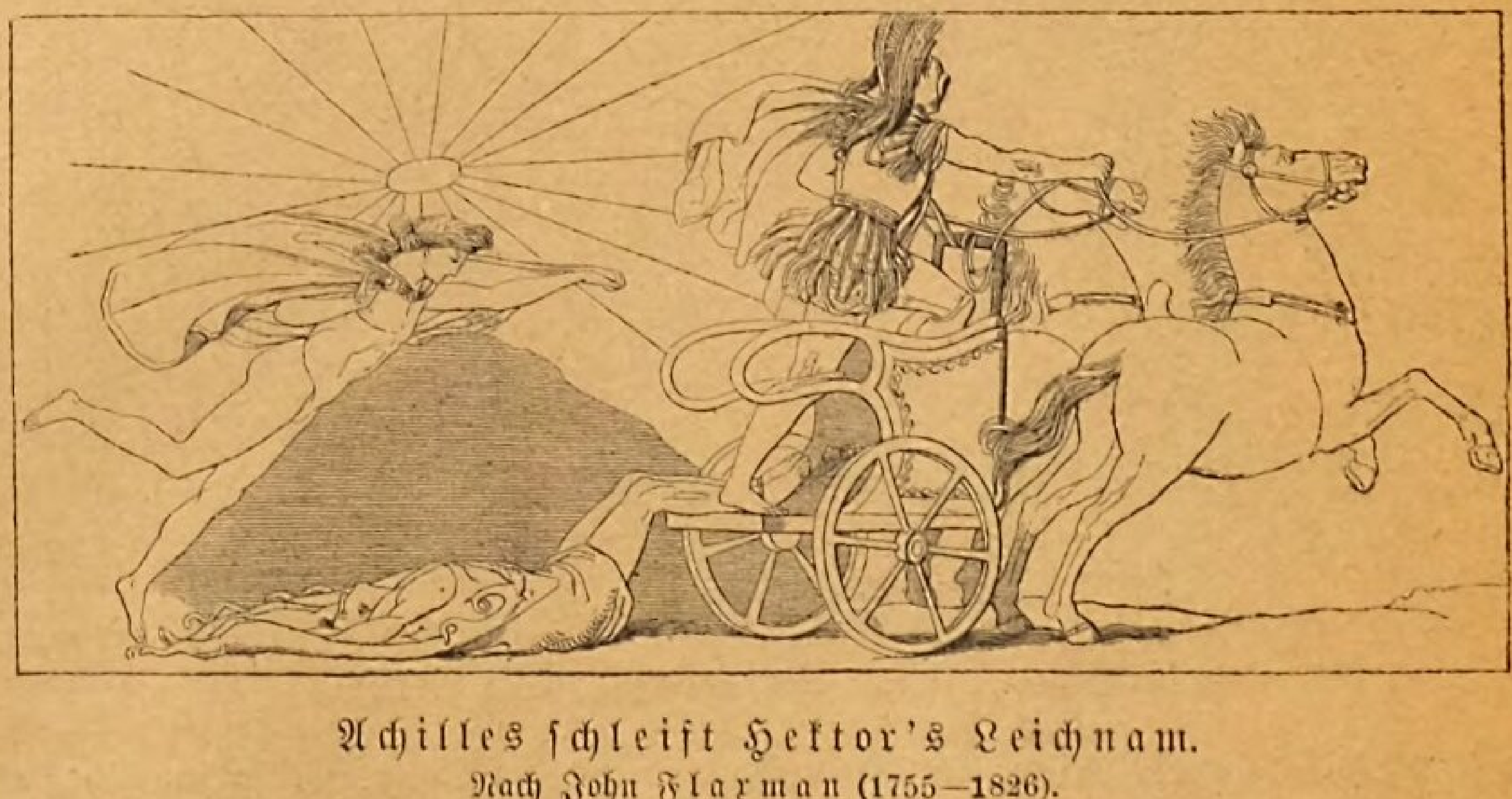
Poſeidon, den Dreizack in der Hand, thront ruhig auf dem von 4 feurigen Pferden gezogenen Wagen, den Meeresungeheuer umgeben.



Achilles bei der Leiche des Patroklus.

Nach John Flaxman (1755—1826).

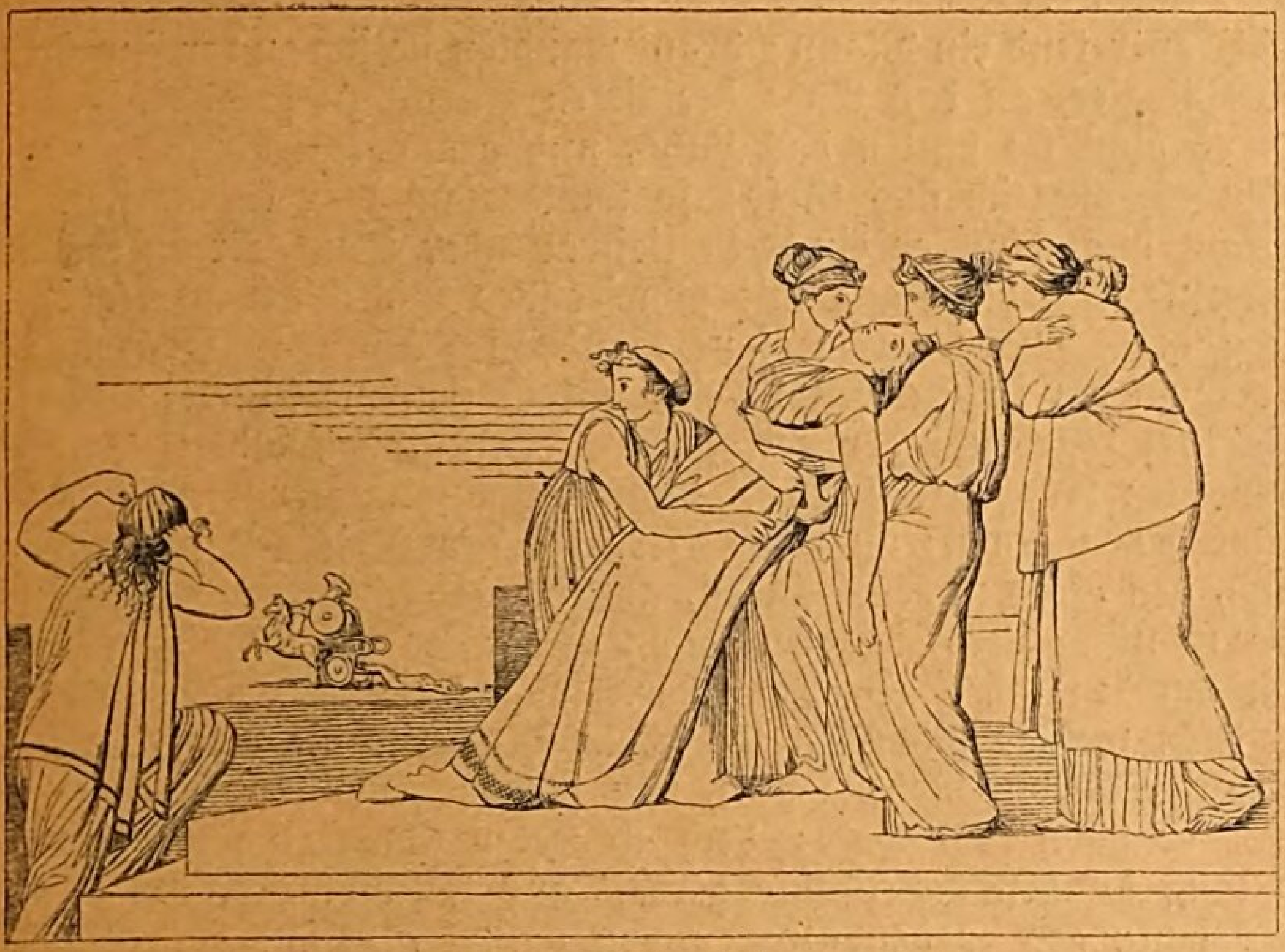
Achilles hat ſich klagend über den Körper des gefallenen Freundes hingeworfen; Athene ſteht zu Häupten deſſelben.



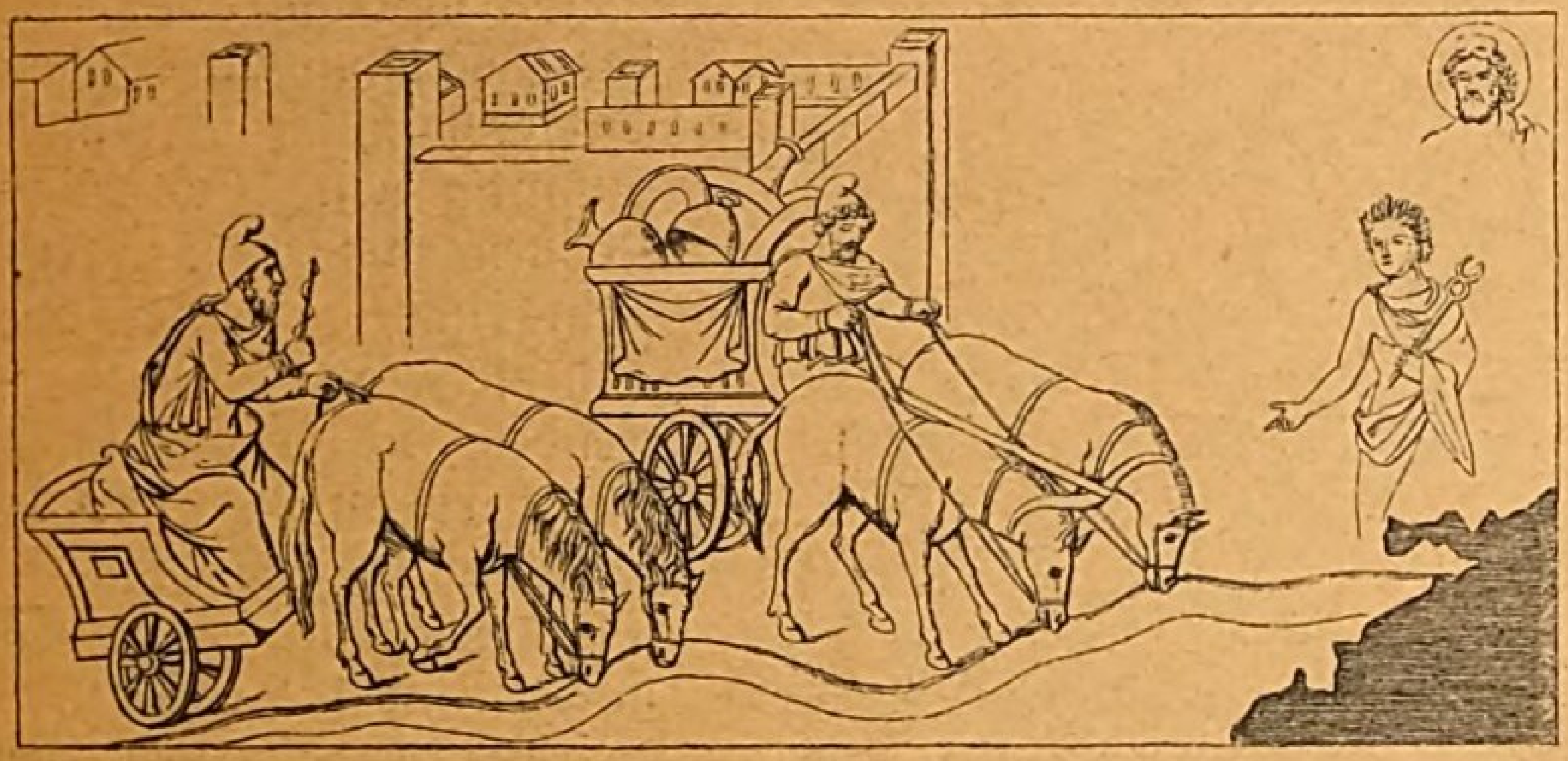
Achilles ſchleift Hektor's Leichnam.

Nach John Flaxman (1755—1826).

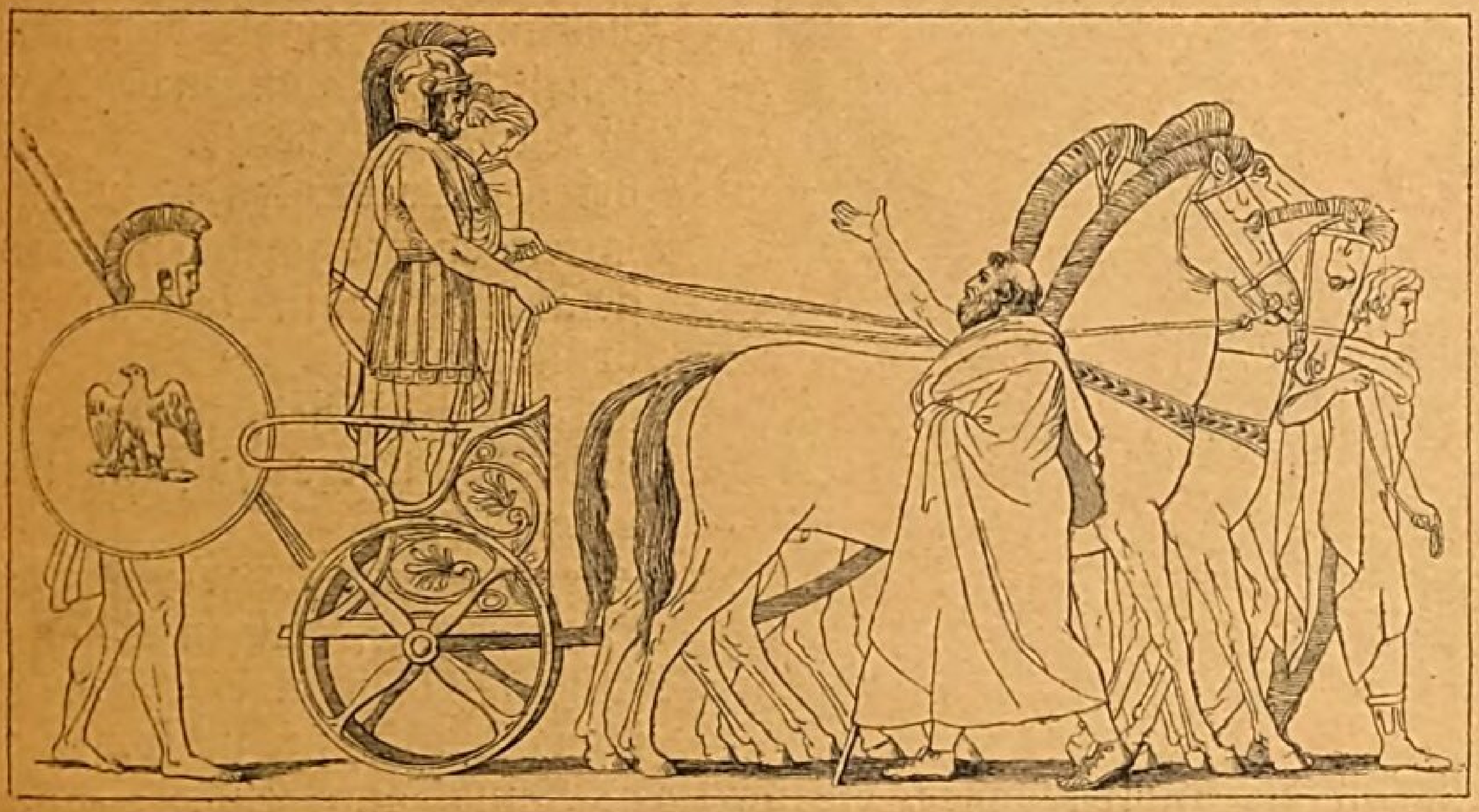
Hektor's Leichnam iſt an des Achilles dahin rollenden Wagen angebunden, Apollo ſchützt ihn aber vor Verunſtaltung.



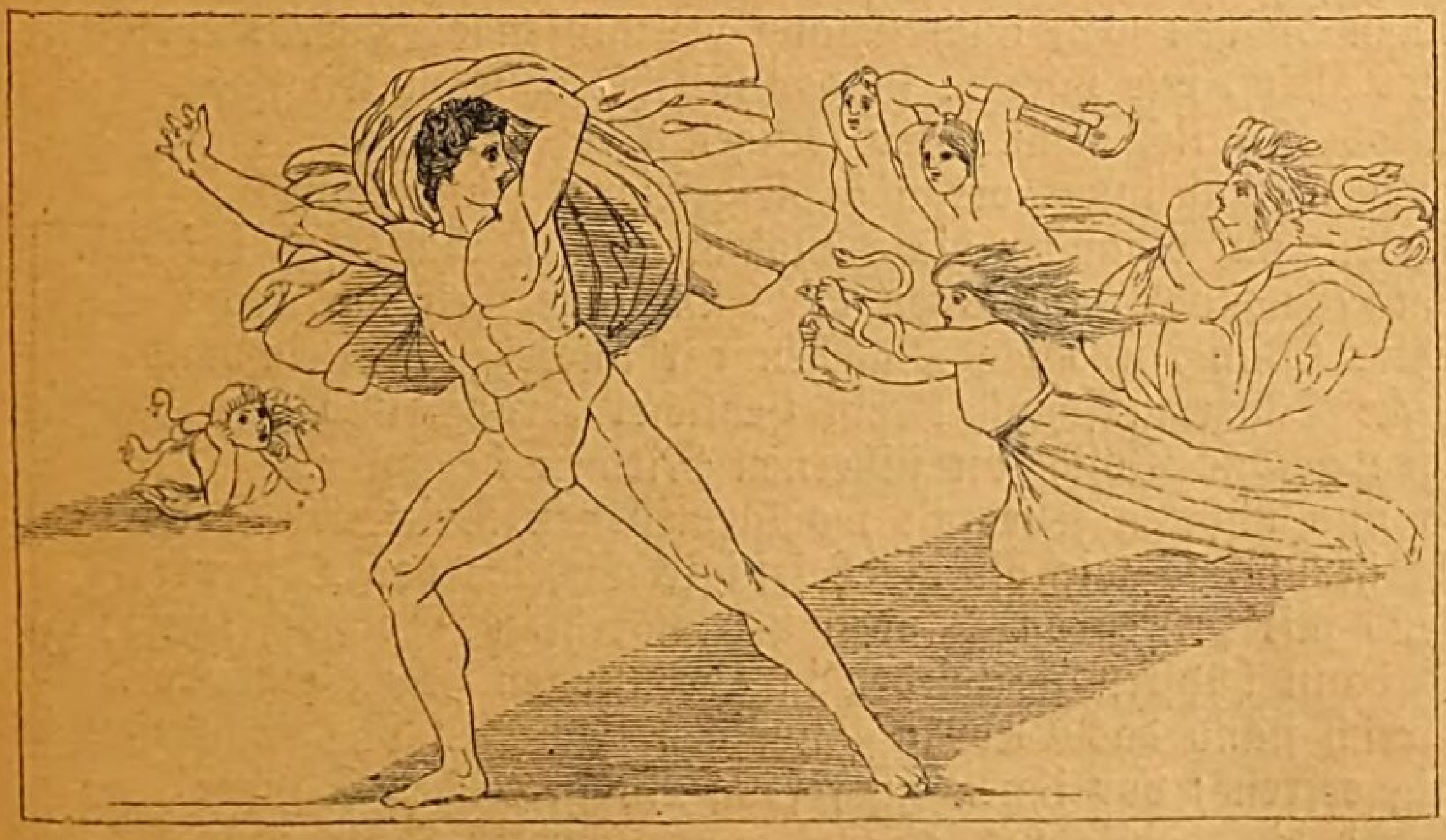
Andromache erblickt Hektors Leiche.
Nach John Flaxman (1755—1826).
Andromache ſieht von der Stadtmauer Hektors Leichnam an des Achilles Wagen hängend und ſinkt ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen.



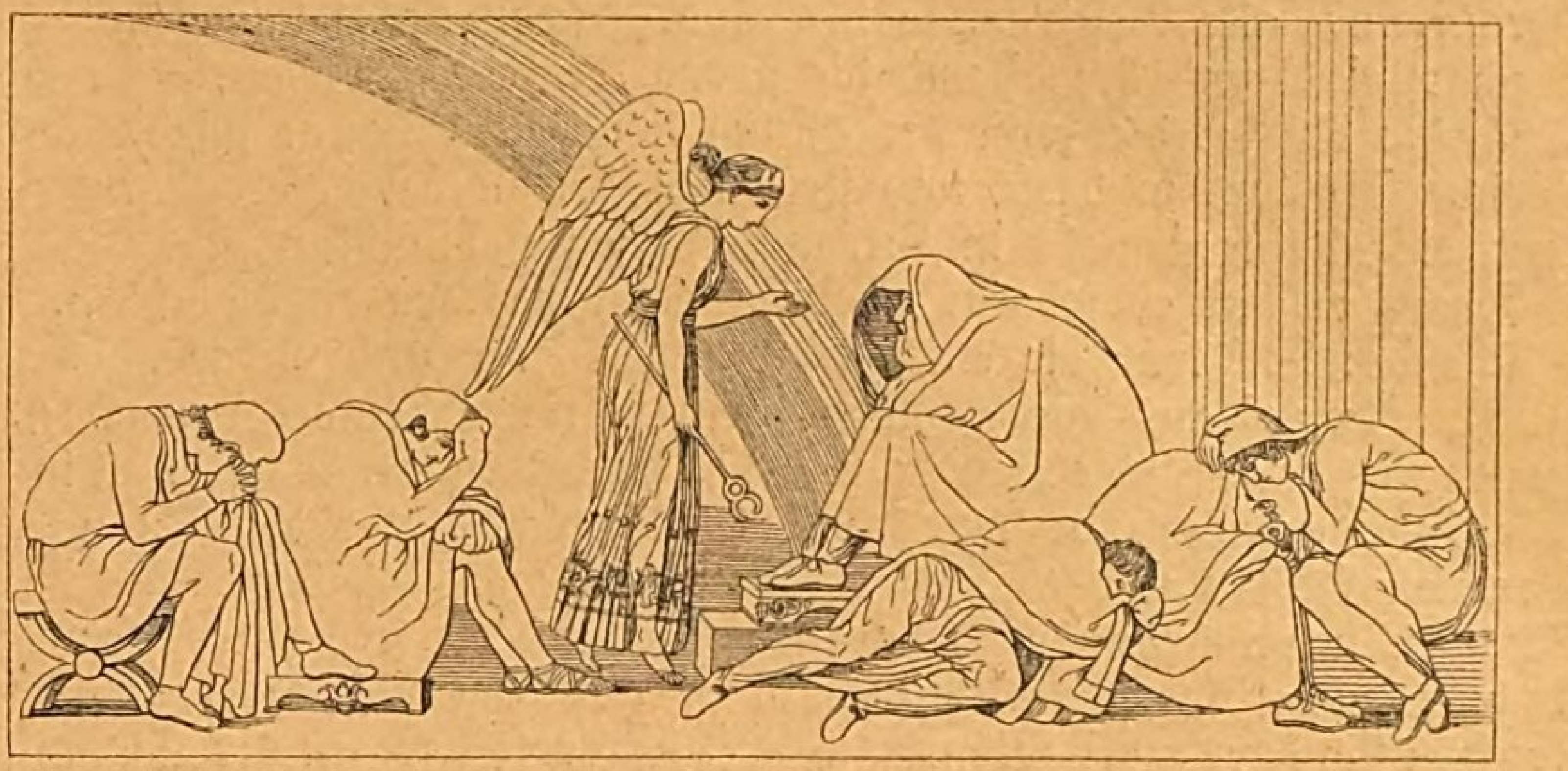
Merkur und Priamus.
Aus; Inghirami, Galleria Omerica 1829
Priamus und ſein Knecht tränken ihre Pferde und Maultiere. Merkur tritt ihnen entgegen, um ſie in's griechiſche Lager zu führen



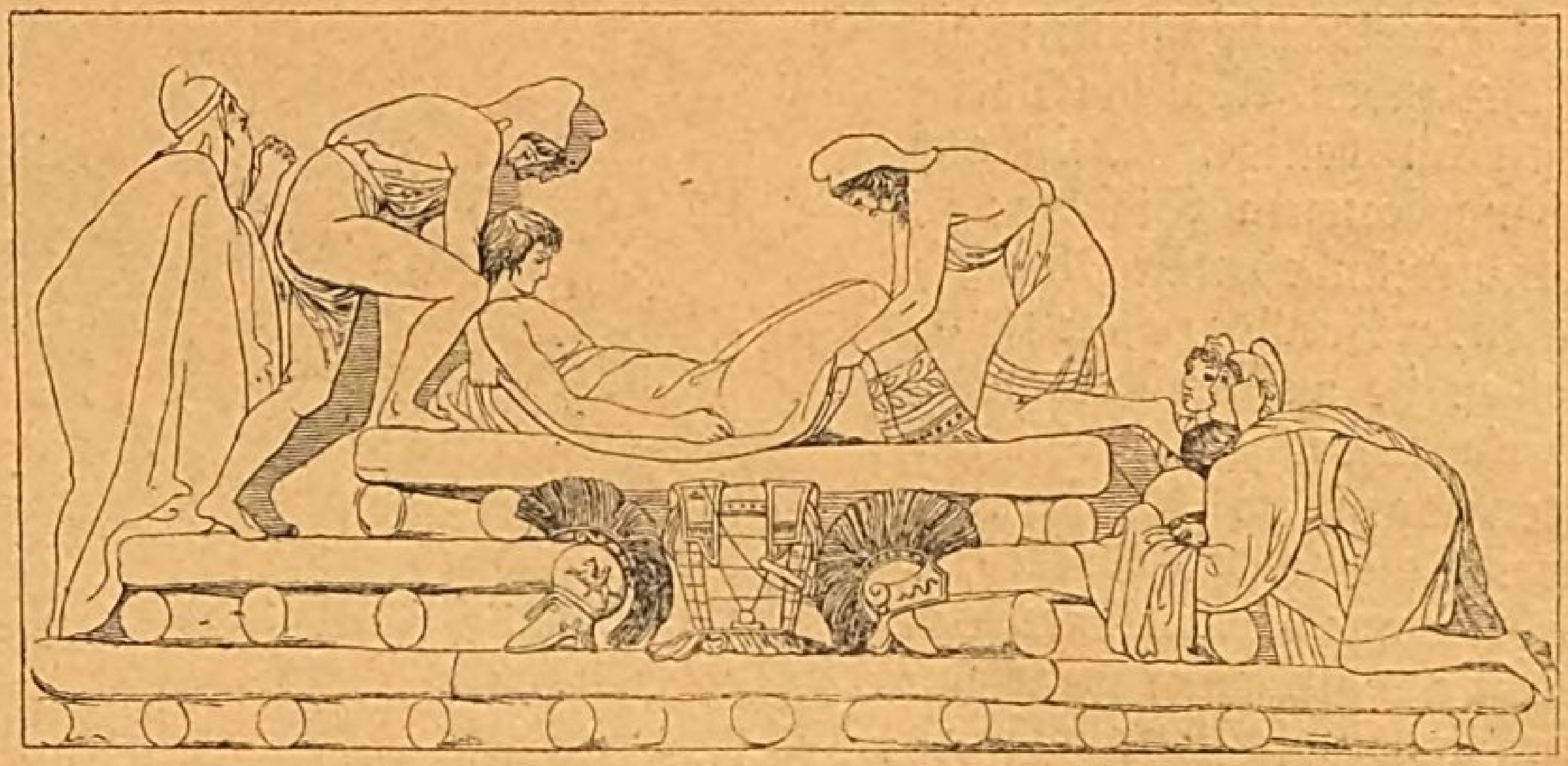
Agamemnons Heimkehr.
Nach John Flaxman (1755—1826).
Agamemnon, den Kriegswagen lenkend, an ſeiner Seite die gefangene Seherin Kaſſandra, wird von einem Bürger bewillkommt. Dem Gefährte folgt der Waffenträger.



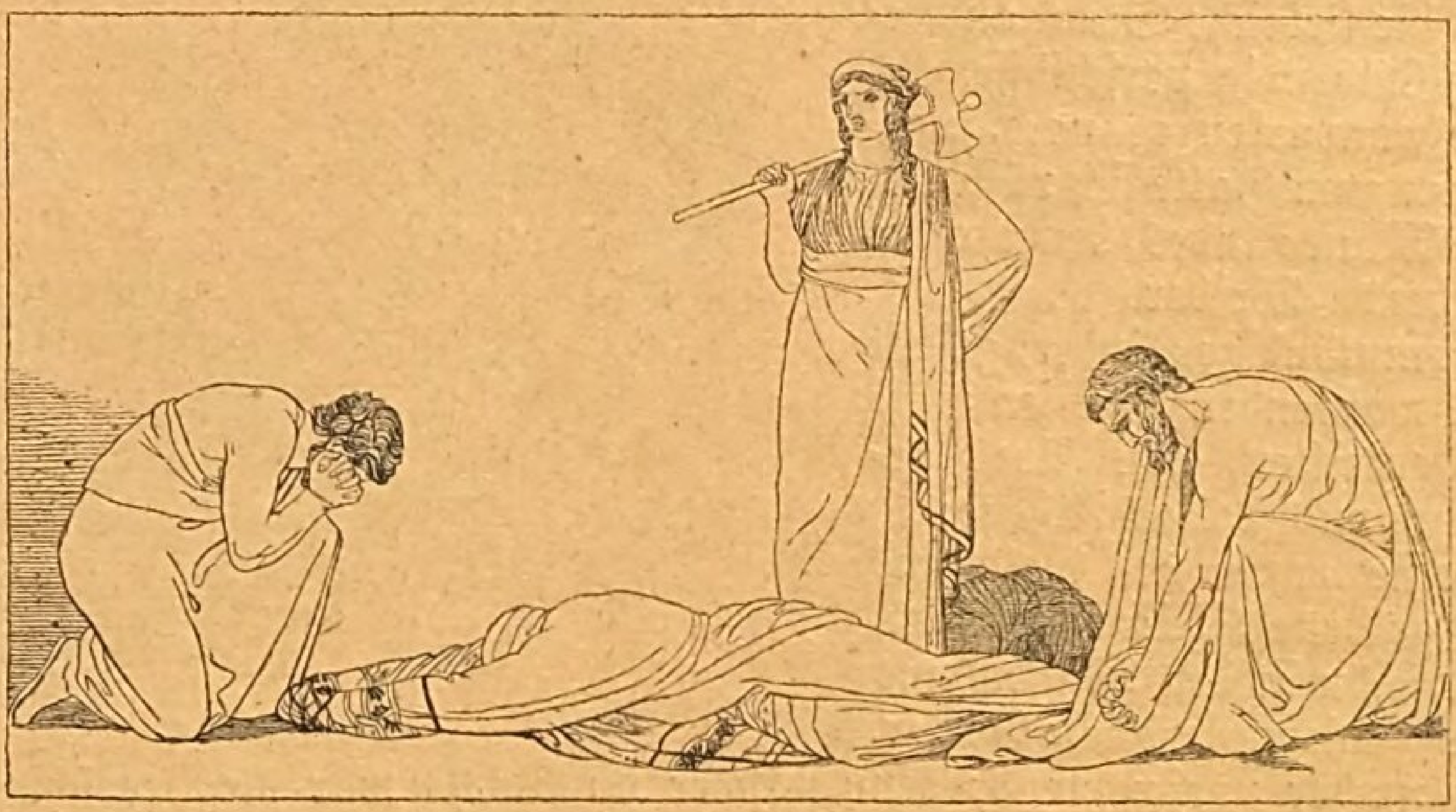
Die Furien verfolgen den Oreſtes.
Nach John Flaxman (1755—1826).
Die Rachegeiſter, mit Fackeln und Schlangen bewehrt, verfolgen Oreſtes, den Sohn Agamemnons, der ihnen verfallen war, nachdem er ſeine Mutter Klytemnäſtra aus Rache getötet hatte.



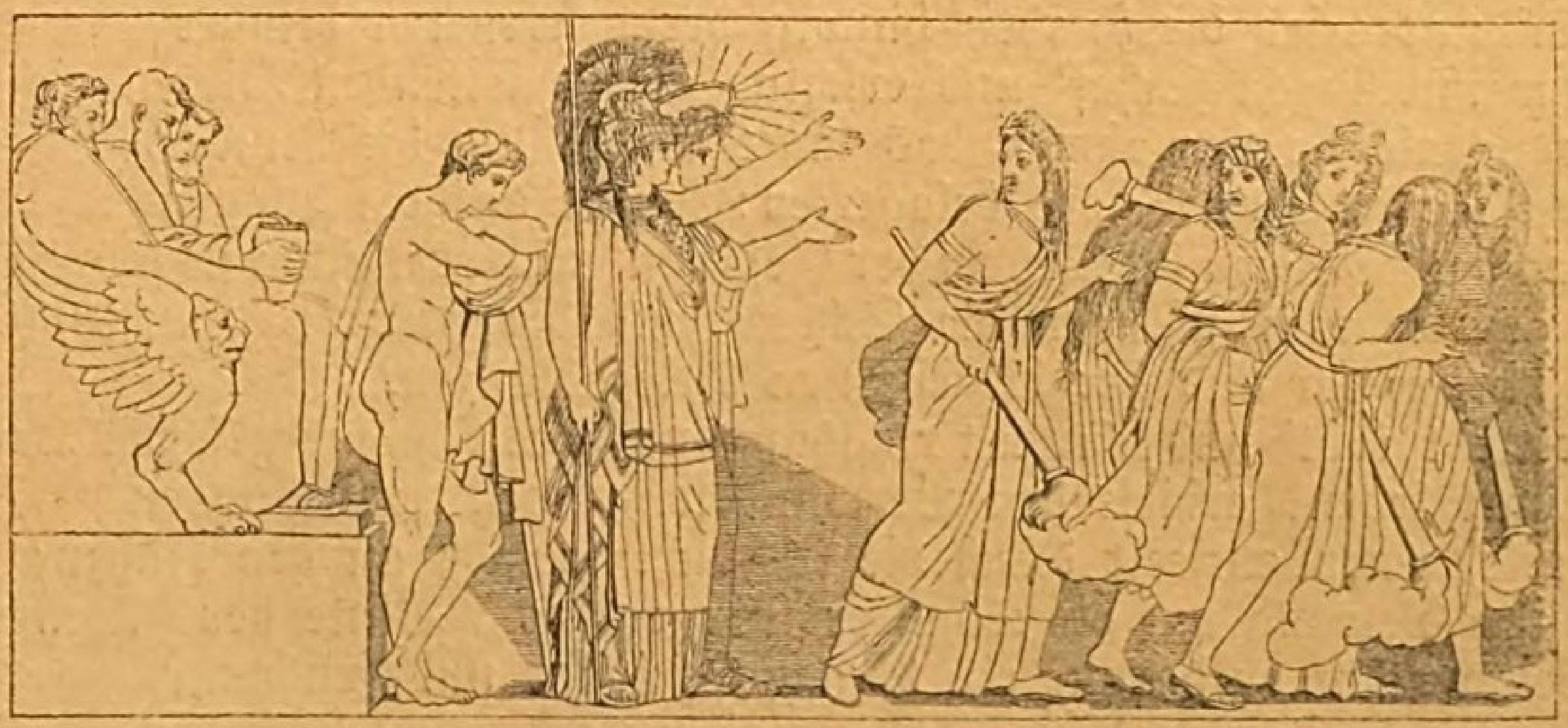
Iris bei Priamus.
Nach John Flaxman (1755—1826)
Iris ſchwebt in den Kreis der ſchlafenden Troer und meldet dem Priamus den Befehl des Zeus, Hektors Leiche auszulöſen. Im Hintergrunde der Regenbogen.



Hektor's Leiche wird verbrannt.
Nach John Flaxman (1755—1826).
Hektors Leichnam wird auf den Scheiterhaufen gelegt; Waffenrüſtung und Helme ſtehen neben demſelben; zu Häupten des Toten klagt Priamus.



Klytemnäſtra nach dem Morde.
Nach John Flaxman (1755—1826).
Klytemnäſtra, das Mordbeil tragend, ſteht triumphierend über den verhüllten Leichen Agamemnons und Kaſſandra's, neben welchen Elektra und ein Diener trauern.



Oreſt von dem Areopag freigeſprochen.
Nach John Flaxman (1755—1826).
Die Richter ſitzen auf einem erhöhten Platze; der mittlere hält die Urne, in welche die Stimmen geſammelt wurden; vor ihnen ſteht Oreſt, nachdenklich auf ſeinen Stab gelehnt. Apollo und Athene ſcheuchen die Furien hinweg.

Der Schild des Achilles. (Homer, Ilias, 18. Geſang, Vers 378-608; überſ. v. Voß.)

Erſt nun formt' er [Vulkan] den Schild, den ungeheuren und ſtarken,
Ganz ausſchmückend mit Kunſt, und zog die ſchimmernde Rundung
Dreifach und blank ringsher; ein Gehenk dann fügt' er von Silber;
Drauf nun ſchuf er die Erd' und das wogende Meer und den Himmel,
Helios auch, unermüdet im Lauf, und die Scheibe Selene's;
Drauf auch alle Geſtirne, ſo viel ſind Zeichen des Himmels,
Auch Plejad' und Hyad' und die große Kraft des Orion,
Auch die Bärin, die ſonſt der Himmelswagen genannt wird,
Welche ſich dort umdreht und ſtets den Orion bemerket,
Und die allein niemals in Okeanos Bad ſich hinabtaucht.
Drauf erſchuf er ſodann zwei Städte der redenden Menſchen,
Blühende: voll war die ein' hochzeitlicher Feſt' und Gelage. (1)
Junge Bräut' aus der Kammer, geführt im Scheine der Fackeln,
Zogen umher durch die Stadt; und des Chors Hymenäos erſcholl laut:
Jüngling' im Tanz auch drehten behende ſich, unter dem Klange,
Der von Flöten und Harfen ertönete; aber die Weiber
Standen bewundrungsvoll, vor den Wohnungen jede betrachtend.
Auch war Volksverſammlung gedrängt auf dem Markte: denn heftig
Zankten ſich dort zwei Männer und (2) haderten wegen der Sühnung
Um den erſchlagenen Mann. Es beteuerte dieſer dem Volke,
Alles hab' er bezahlt; ihm leugnete jener die Zahlung.
Beide ſie wollten ſo gern vor dem Kundigen kommen zum Ausgang.
Dieſem ſchrien und jenem begünſtigend eifrige Helfer;
Doch Herolde bezähmten die Schreienden. Aber die Obern
Saßen im heiligen Kreiſ' auf ſchöngehauenen Steinen;
Und in die Hände den Stab dumpfrufender Herolde nehmend, (3)
Standen ſie auf nach einander u. redeten wechſelnd ihr Urteil.
Mitten lagen im Kreiſ' auch zwei Talente des Goldes,
Dem beſtimmt, der von ihnen das Recht am gradeſten ſpräche.
Jene Stadt umfaßten mit Krieg zwei Heere der Völker, (4)
Hell von Waffen umblinkt. Die Belagerer droheten zwiefach:
Auszutilgen die Stadt der Verteidiger oder zu teilen,
Was die liebliche Stadt an Beſitz inwendig verſchlöſſe.
Jene verwarfen es noch, ingeheim zum Halte ſich rüſtend.
Ihre Mauer indes bewahreten liebende Weiber
Und unmündige Kinder, geſellt zu wankenden Greiſen.
Jen' enteilten, von Ares geführt und Pallas Athene:
Beide ſie waren von Gold und in goldene Kleider gehüllet,
Beide ſchön in den Waffen und groß, wie unſterbliche Götter,
Weit umher vorſtrahlend; denn minder an Wuchs war die Heerſchar.
Als ſie den Ort nun erreicht, der zum Hinterhalte bequem ſchien, (5)
Nahe dem Bach, wo zur Tränke das Vieh von der Weide geführt ward,
Siehe, da ſetzten ſich jene, geſchirmt mit blendendem Erze.
Abwärts ſaßen indes zwei ſpähende Wächter des Volkes,
Harrend, wann ſie erblickten die Schaf' und gehörneten Rinder.
Bald erſchienen die Herden, von zwei Feldhirten begleitet,
Die nichts ahnend von Trug, mit Syringengetön ſich ergötzten.
Schnell auf die Kommenden ſtürzt' aus dem Hinterhalte die Heerſchar,
Raubt' und trieb die Herden hinweg der gehörneten Rinder
Und weißwolligen Schaf' und erſchlug die begleitenden Hirten.
Jene, ſobald ſie vernahmen das laute Getöſ' um die Rinder,
Welche die heiligen Thore belagerten: ſchnell auf die Wagen
Sprangen ſie, eilten im Sturm der Geſpann' und erreichten ſie plötzlich.
Alle geſtellt nun ſchlugen die Schlacht um die Ufer des Baches, (6)
Und hin flogen und her die ehernen Kriegeslanzen.
Zwietracht tobt' und Tumult ringsum, und des Jammergeſchicks Ker,
Die dort lebend erhielt den Verwundeten, jenen vor Wunden
Sicherte, jenen entſeelt durch die Schlacht fortzog an den Füßen;
Und ihr Gewand um die Schulter war rot vom Blute der Männer.
Weiter ſchuf er darauf ein Brachfeld, locker und fruchtbar,
Breit, zum dritten gepflügt; und viel der ackernden Männer
Trieben die Joch' umher und lenketen hierhin und dorthin.
Aber ſo oft ſie wendend gelangt an das Ende des Ackers,
Jeglichem dann in die Händ' ein Gefäß herzlabenden Weines (7)
Reicht' antretend ein Mann; drauf wandten ſie ſich zu den Furchreihn,
Voller Begier, an das Ende der tiefen Furch' zu gelangen.
Aber es dunkelte hinten das Land, und geackertem ähnlich
Schien es, obgleich aus Gold: ſo wunderſam war es bereitet.
Drauf auch ſchuf er ein Feld tiefwallender Saat, wo die Schnitter
Mäheten, jeder die Hand mit ſchneidender Sichel bewaffnet. (8)
Häufig in Schwade gereiht ſank Handvoll Aehren an Handvoll;
Andere banden in Garben bereits mit Seilen die Binder;
Denn drei Garbenbinder verfolgeten. Hinter den Mähern
Sammelten Knaben die Griff' und trugen ſie unter den Armen
Raſtlos jenen hinzu; auch der Herr bei den Seinigen ſchweigend
Stand, den Stab in den Händen, am Schwad' und freute ſich herzlich.
Abwärts unter der Eiche bereiteten Schaffner die Mahlzeit
Raſch um den mächtigen Stier, den ſie opferten; Weiber indeſſen
Streueten weißes Mehl zu labendem Mus für die Ernter.
Drauf auch ein Rebengefilde, von ſchwellendem Weine belaſtet, (9)
Bildet' er ſchön aus Gold; doch glänzeten ſchwärzlich die Trauben,
Und lang ſtanden die Pfähle gereiht aus lauterem Silber.
Rings dann zog er den Graben von dunkeler Bläue des Stahles,
Samt dem Gehege von Zinn; und ein einziger Pfad zu dem Rebhain
War für die Träger zu gehn in der Zeit der fröhlichen Leſe.
Jünglinge nun, aufjauchzend vor Luſt, und roſige Jungfraun
Trugen die ſüße Frucht in ſchöngeflochtenen Körben.
Mitten auch ging ein Knab' in der Schar; aus klingender Leier
Lockt' er gefällige Tön' und ſang anmutig von Linos
Mit hellgellender Stimm'; und ringsum tanzten die andern,
Froh mit Geſang, Jauchzen u. hüpfendem Sprung ihn begleitend.
Eine Herd' auch ſchuf er darauf hochhauptiger Rinder;
Einige waren aus Golde geformt, aus Zinne die andern.
Froh mit Gebrüll von dem Dung' enteileten ſie zu der Weide,
Längs dem rauſchenden Fluß, um das langaufſproſſende Röhricht.
Goldene Hirten zugleich umwandelten emſig die Rinder, (10)
Vier an der Zahl, von neun ſchnellfüßigen Hunden begleitet.
Zween entſetzliche Löwen jedoch bei den vorderſten Rindern
Hatten den brummenden Farren gefaßt: und mit lautem Gebrüll nun
Ward er geſchleift; doch Hund' und Jünglinge folgten ihm ſchleunig;
Jene, nachdem ſie zerriſſen die Haut des gewaltigen Stieres,
Schlürften die Eingeweid' u. das ſchwarze Blut; u. umſonſt nun
Scheuchten die Hirten daher, die hurtigen Hund' anhetzend.
Sie dort zuckten zurück, mit Gebiß zu faſſen die Löwen,
Standen genaht und bellten ſie an, doch immer vermeidend.
Eine Trift auch erſchuf der hinkende Feuerbeherrſcher,
Im anmutigen Thal, durchſchwärmt von ſilbernen Schafen,
Hirtengeheg' und Hütten zugleich und Ställe mit Obdach. (11)
Einen Reigen (12) auch ſchlang der hinkende Feuerbeherrſcher,
Jenem gleich, wie vordem in der weitbewohneten Knoſſos
Dädalos künſtlich erſann der lockigen Ariadne.
Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfraun
Tanzeten, all' einander die Händ' an dem Knöchel ſich haltend.
Schöne Gewand' umſchloſſen die Jünglinge, hell wie des Oeles
Sanfter Glanz, und die Mädchen verhüllete zarte Leinwand.
Jegliche Tänzerin ſchmückt' ein lieblicher Kranz, und den Tänzern
Hingen goldne Dolch' an ſilbernen Riemen herunter.
Bald nun hüpften jene mit wohlgemeſſenen Tritten
Leicht herum, ſo wie oft die befeſtigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob ſie auch laufe;
Bald dann hüpften ſie wieder in Ordnungen gegen einander.
Zahlreich ſtand das Gedräng' um den lieblichen Reigen verſammelt,
Innig erfreut; vor ihnen auch ſang ein göttlicher Sänger,
Rührend die Harf'; und zwei Haupttummeler tanzten im Kreiſe,
Wie den Geſang er begann und dreheten ſich in der Mitte.
Auch die große Gewalt des Stromes Okeanos ſchuf er
Rings am äußerſten Rande des ſchönvollendeten Schildes.

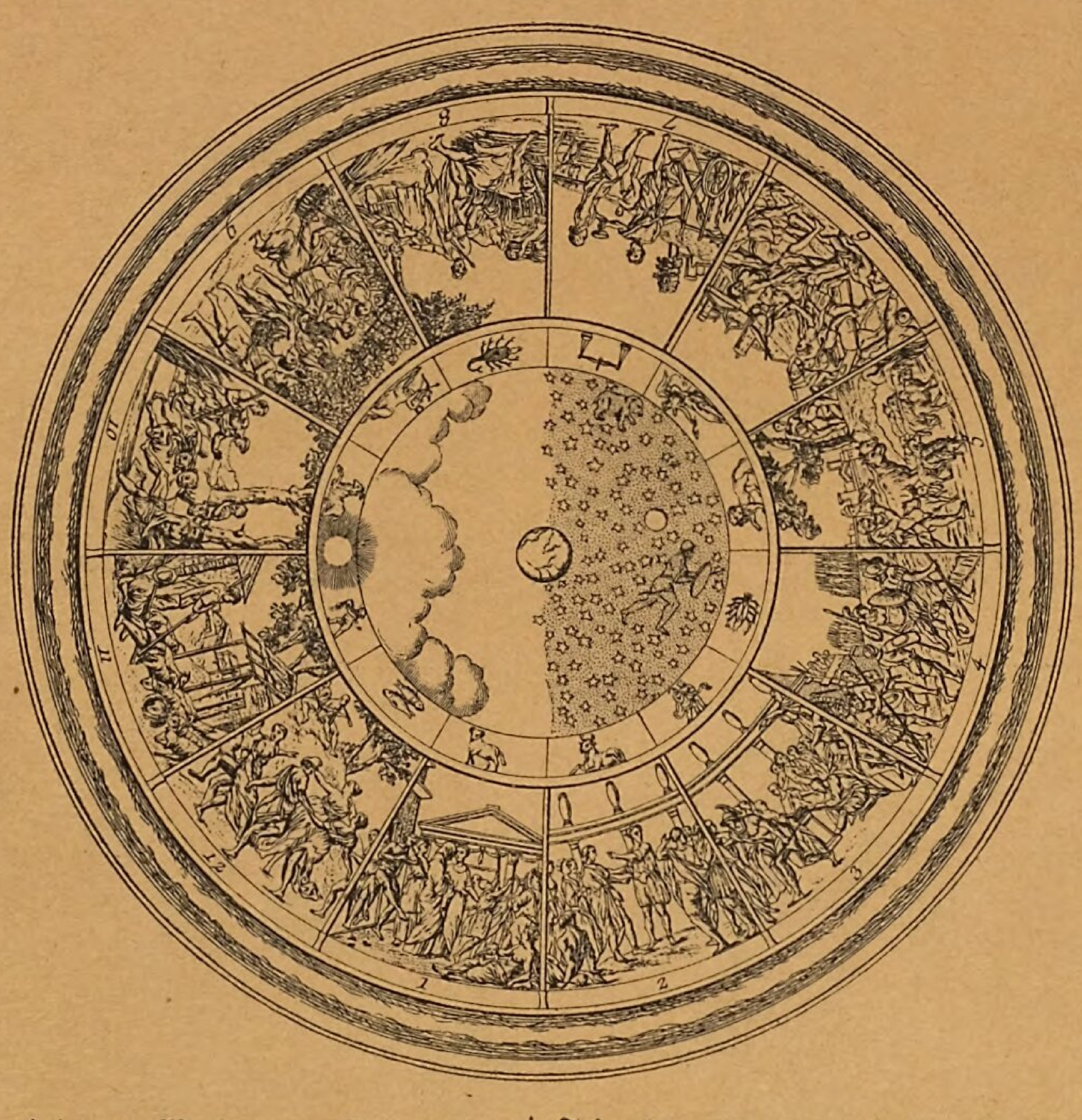
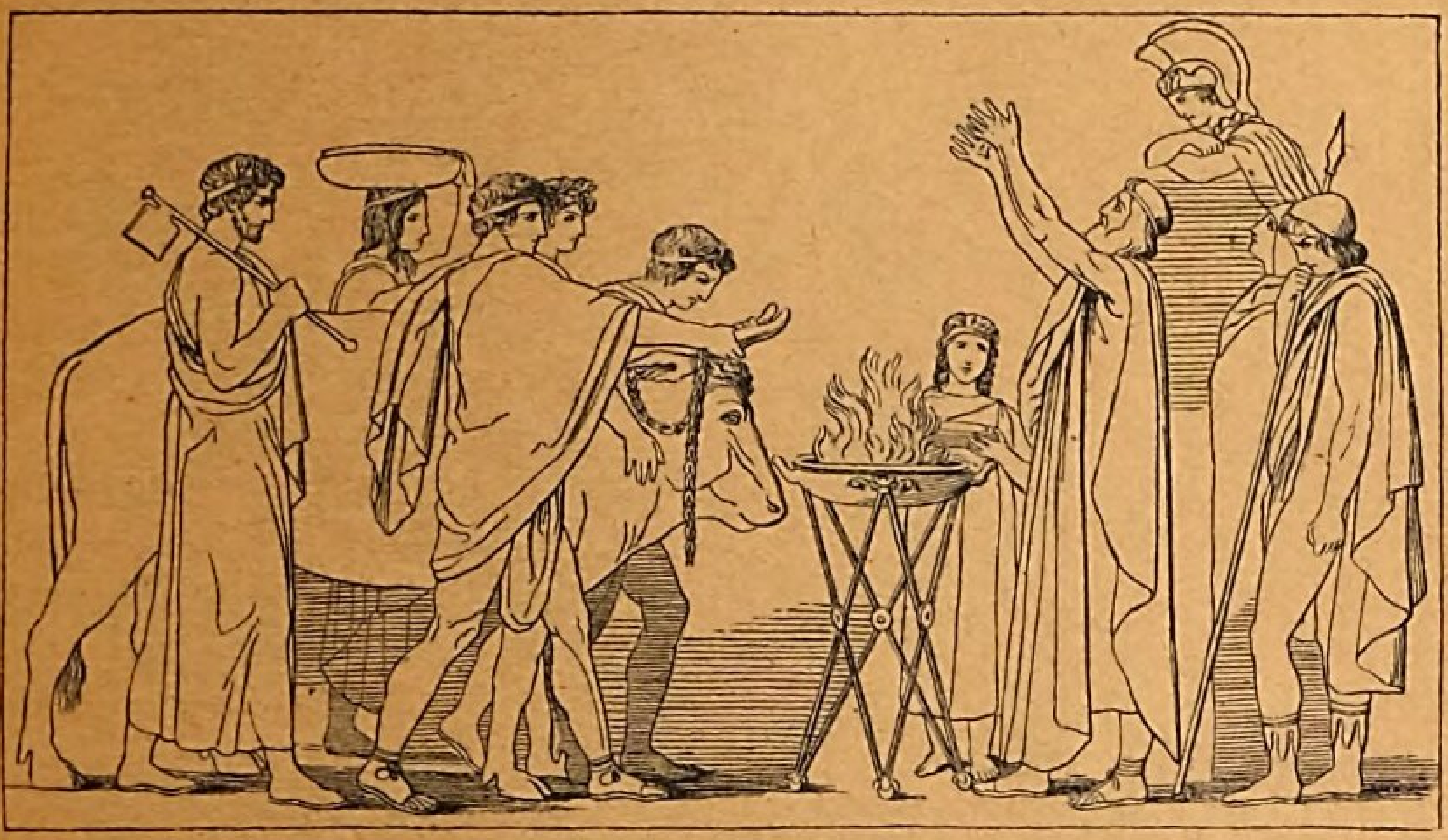
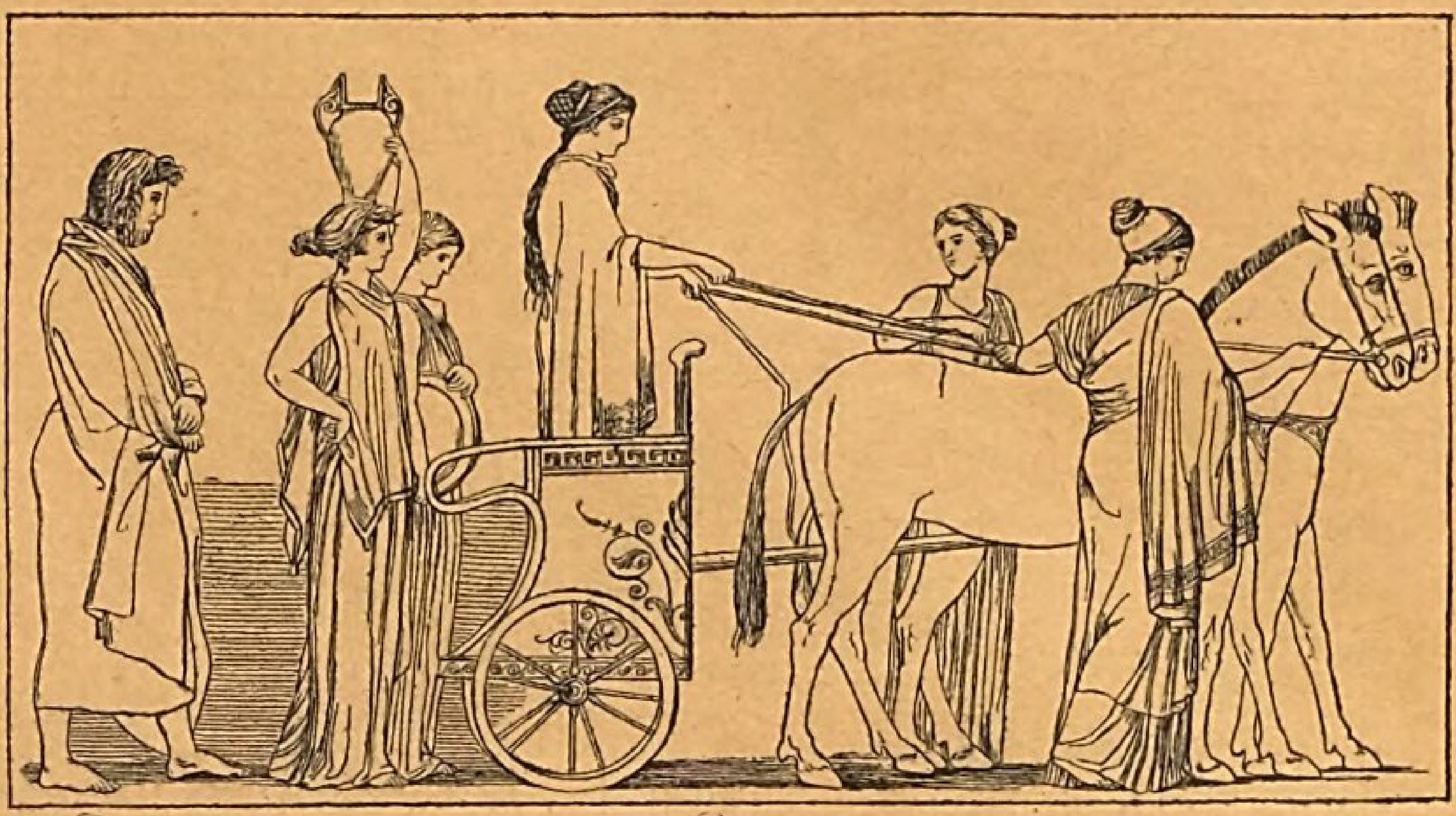


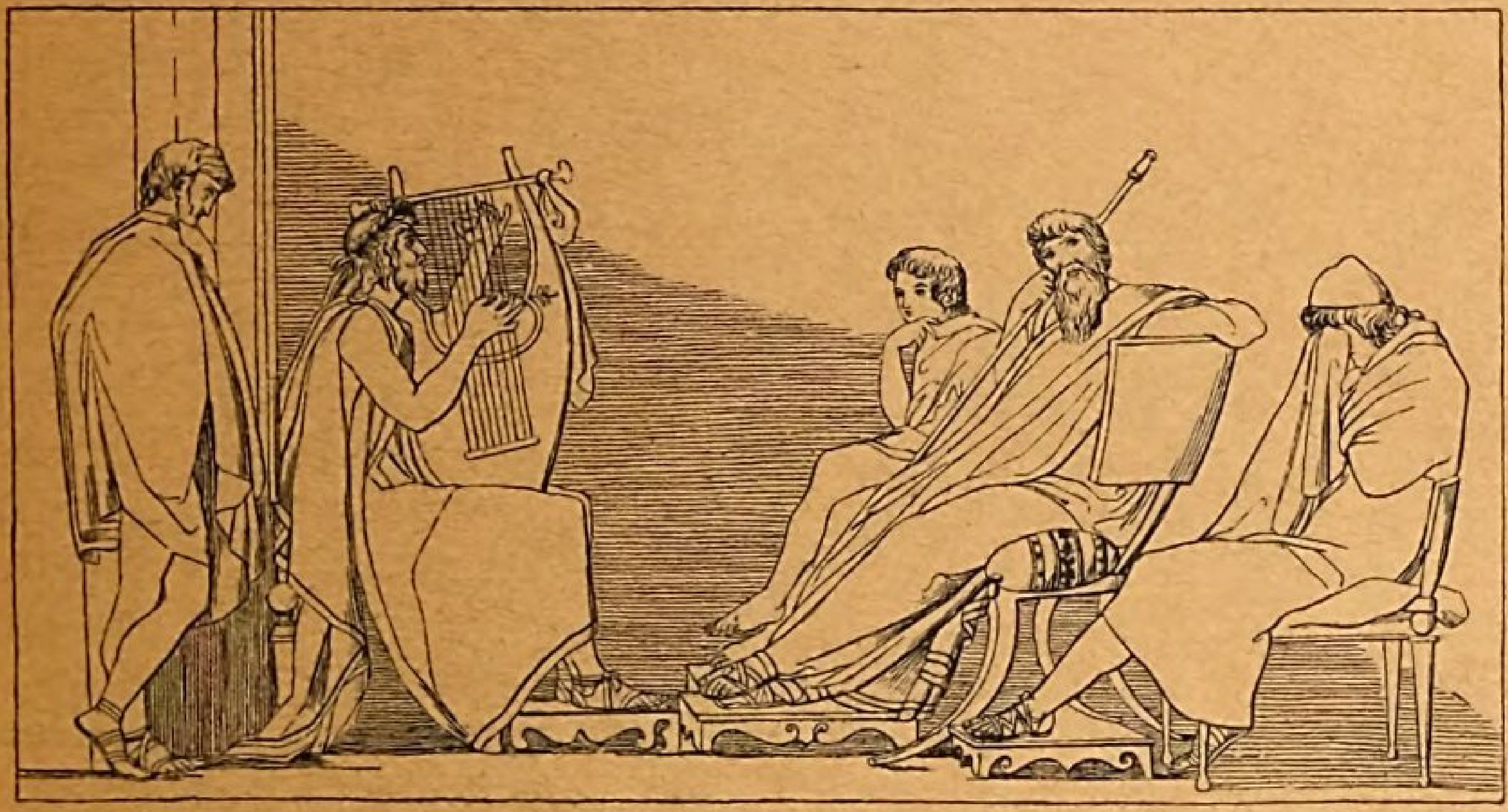
Bild aus: „Recueil de planches“, Livorno 1771. — Die in Klammern beigefügten Zahlen beziehen ſich auf die entſprechenden Felder des Schildes



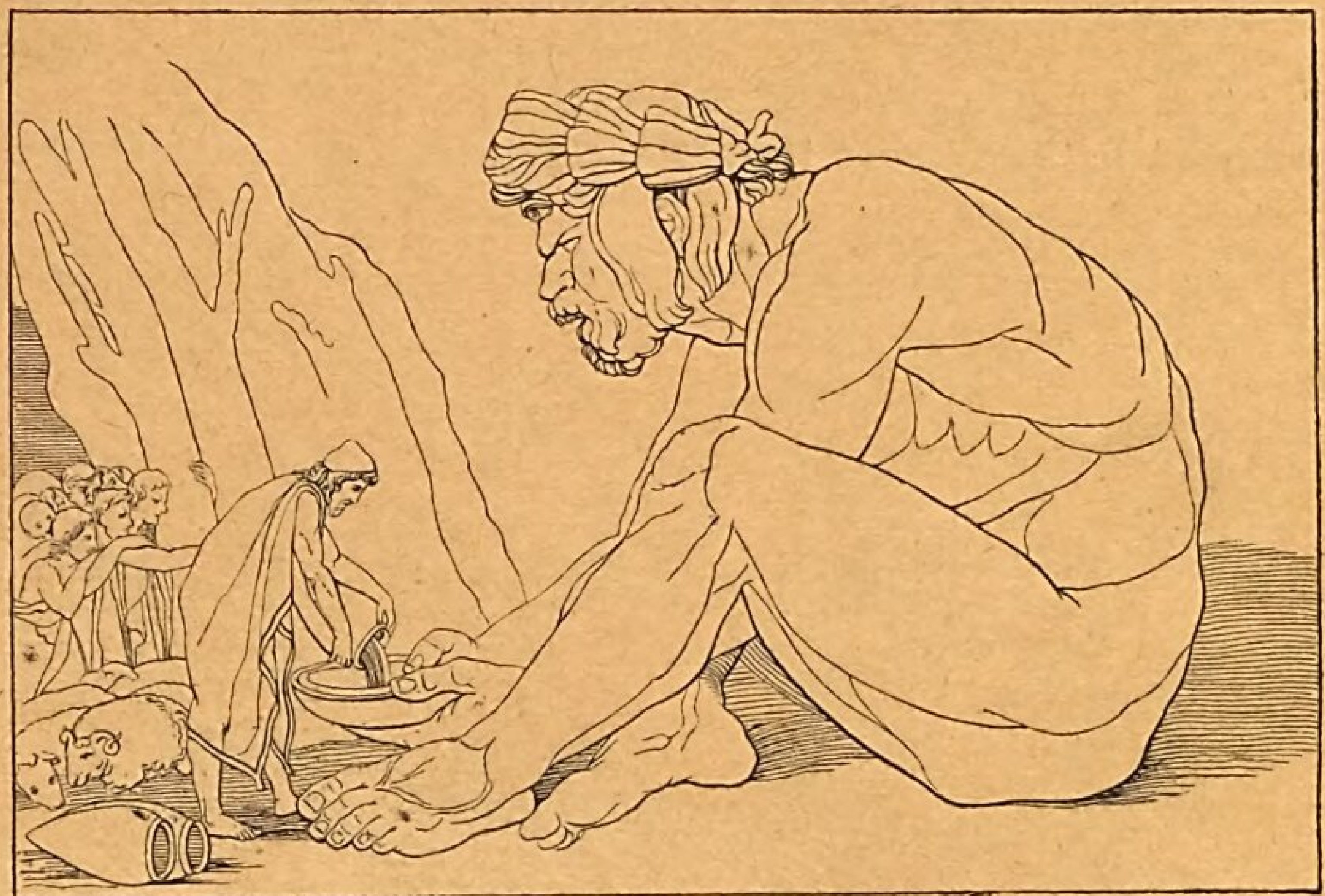
Telemach bei Neſtor.
Neſtor opfert der Athene ein Rind. Die Göttin ſieht wohlgefällig zu.



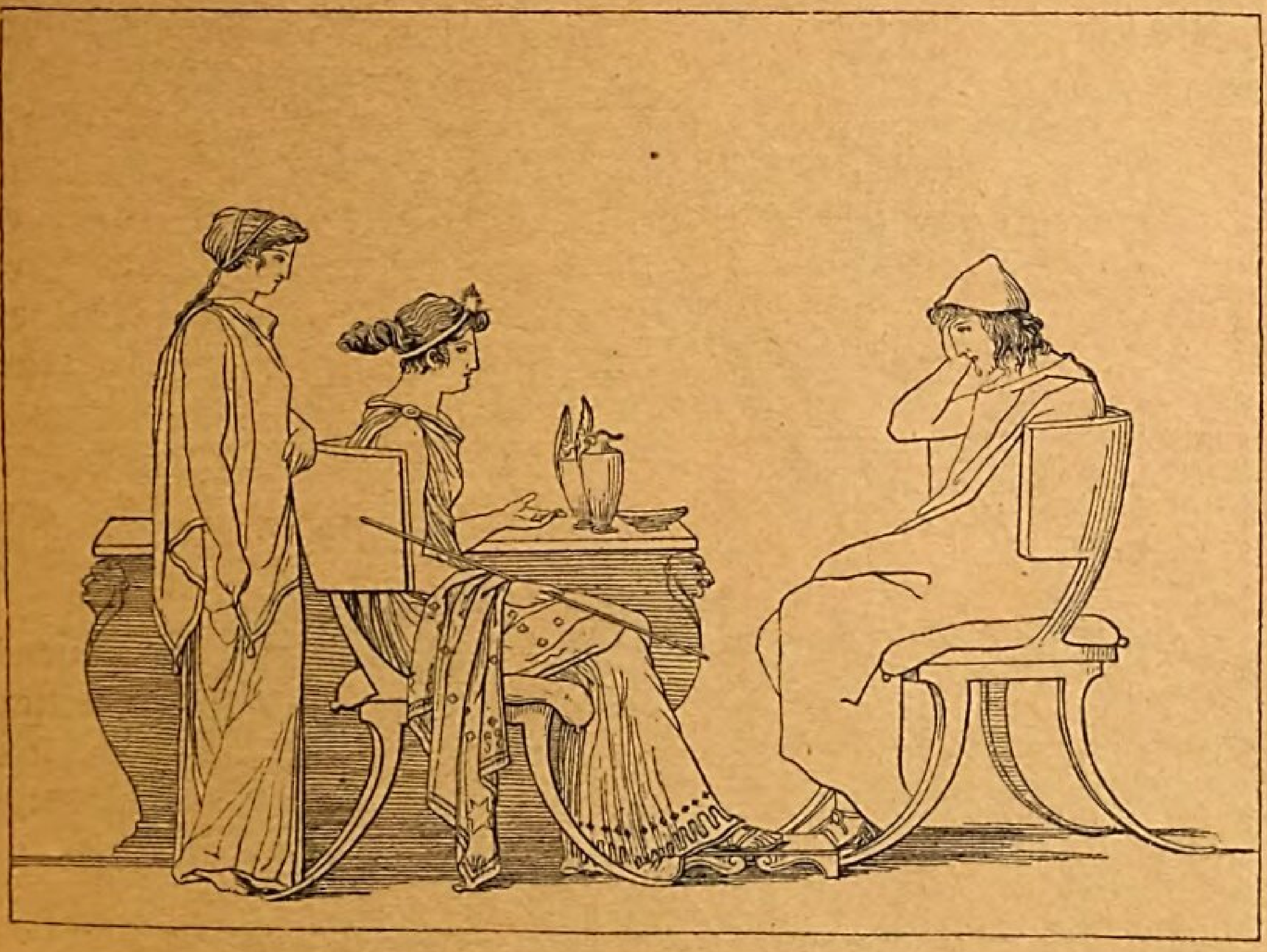
Odyſſeus folgt der Nauſikaa in die Stadt.



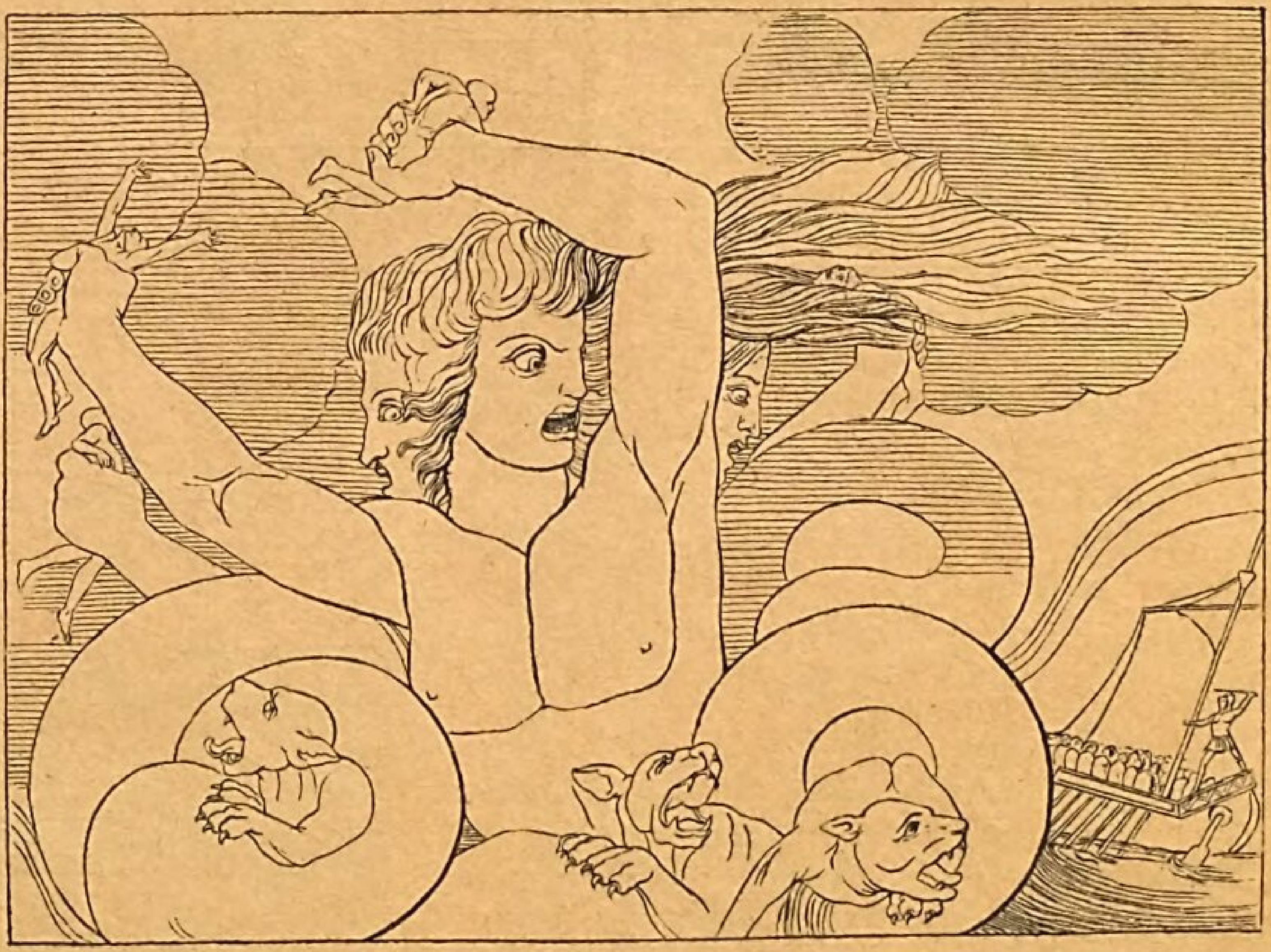
Odyſſeus weint beim Geſange des Demodokos.
Neben Odyſſeus ſitzt König Alkinoos.



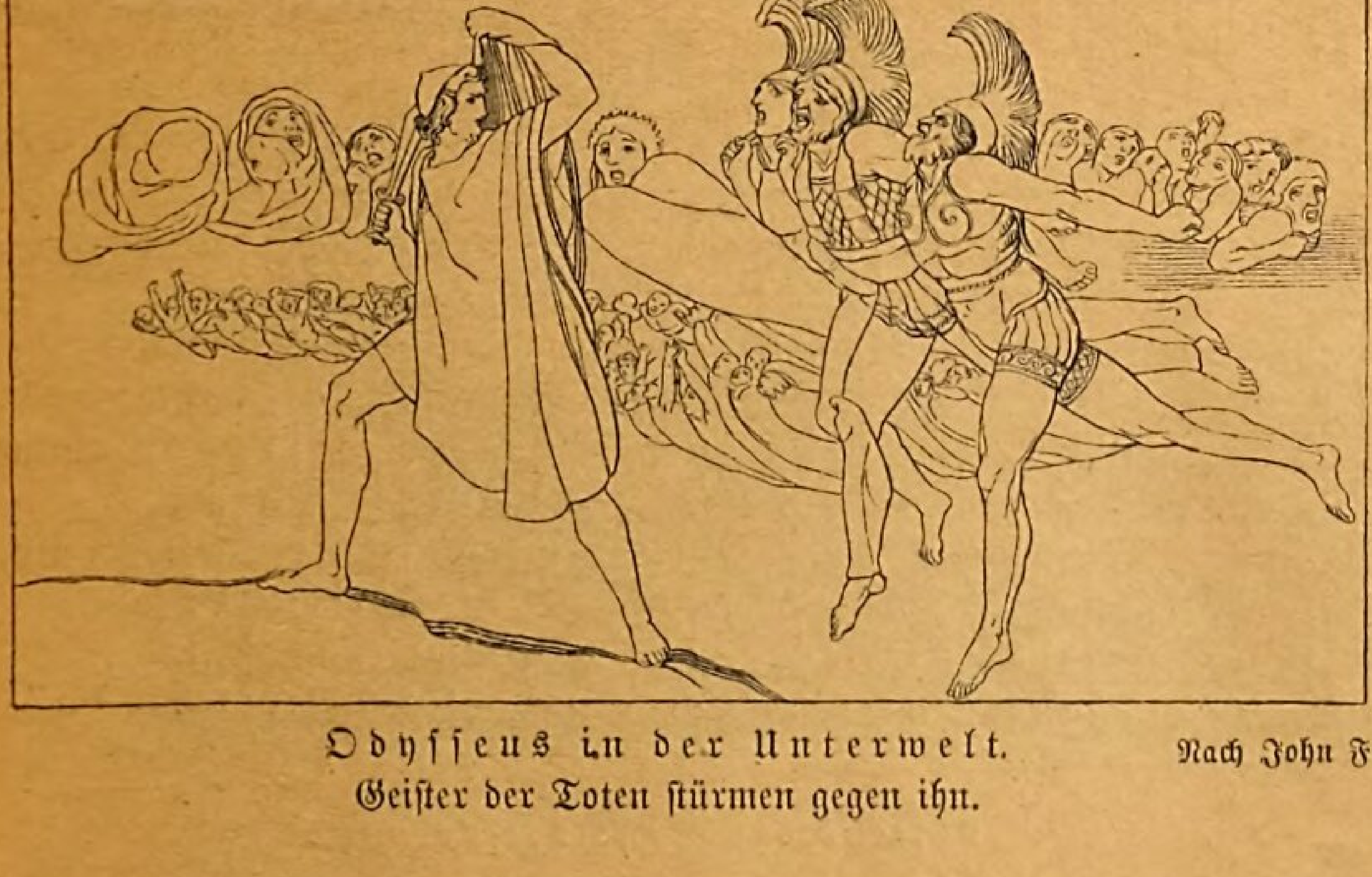
Odyſſeus ſchenkt dem Polyphem Wein ein.



Odyſſeus bei Circe.
Er bittet um die Entzauberung ſeiner Genoſſen.

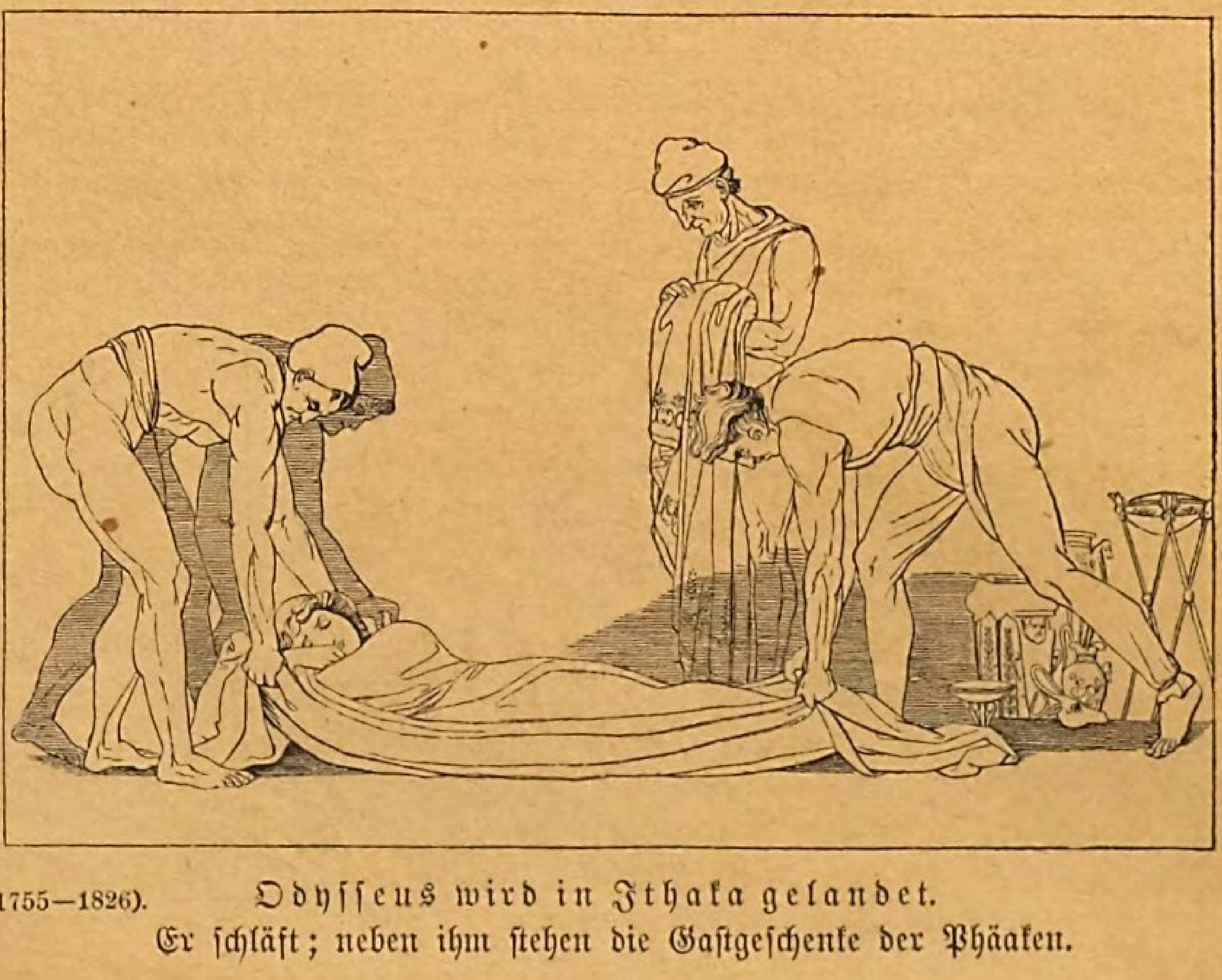


Scylla ergreift Gefährten des Odyſſeus.
Odyſſeus ſteht, das Schwert in der Hand, auf dem Schiff.

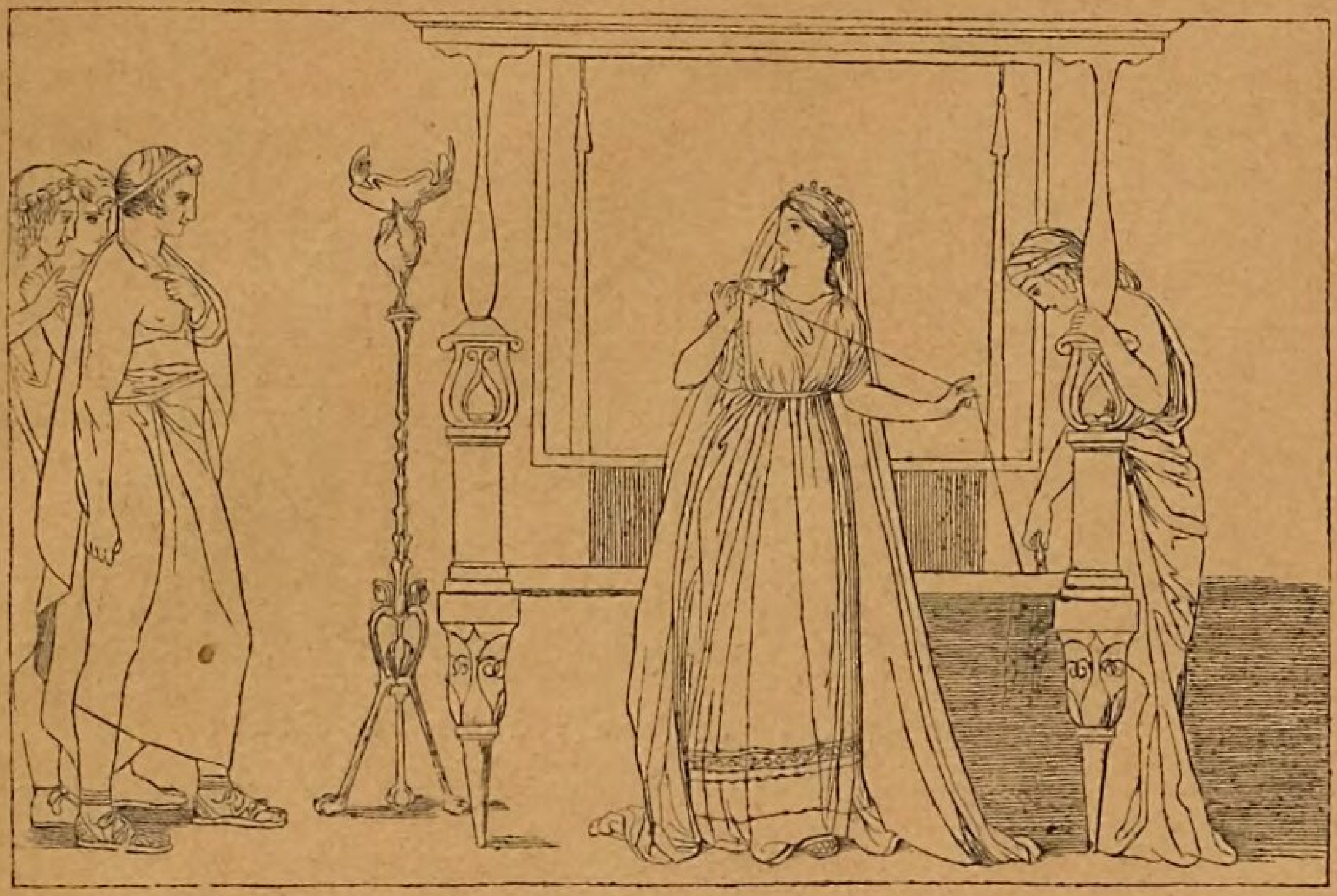


Odyſſeus in der Unterwelt.
Geiſter der Toten ſtürmen gegen ihn.

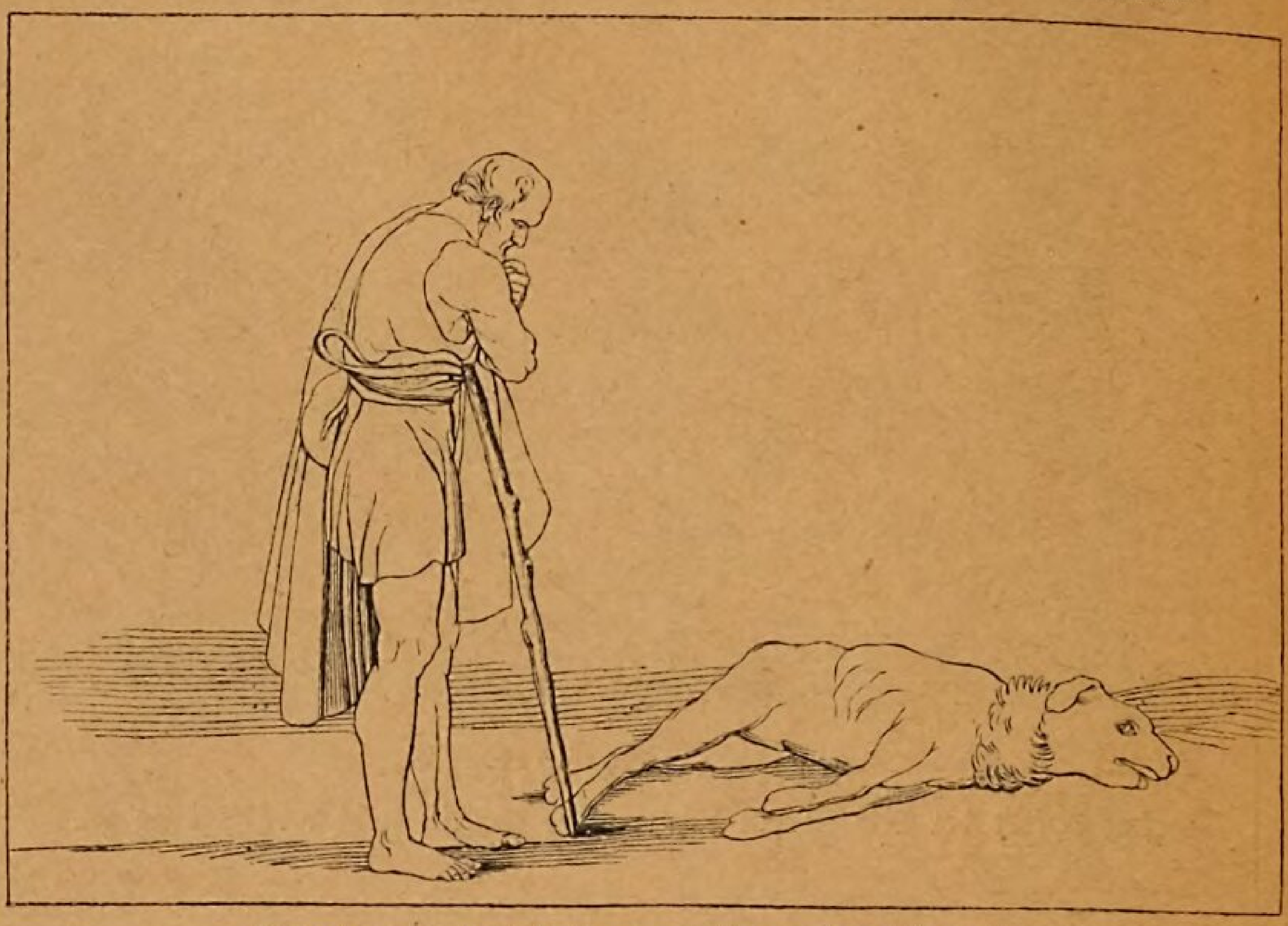
Nach John Flaxman (1755—1826).



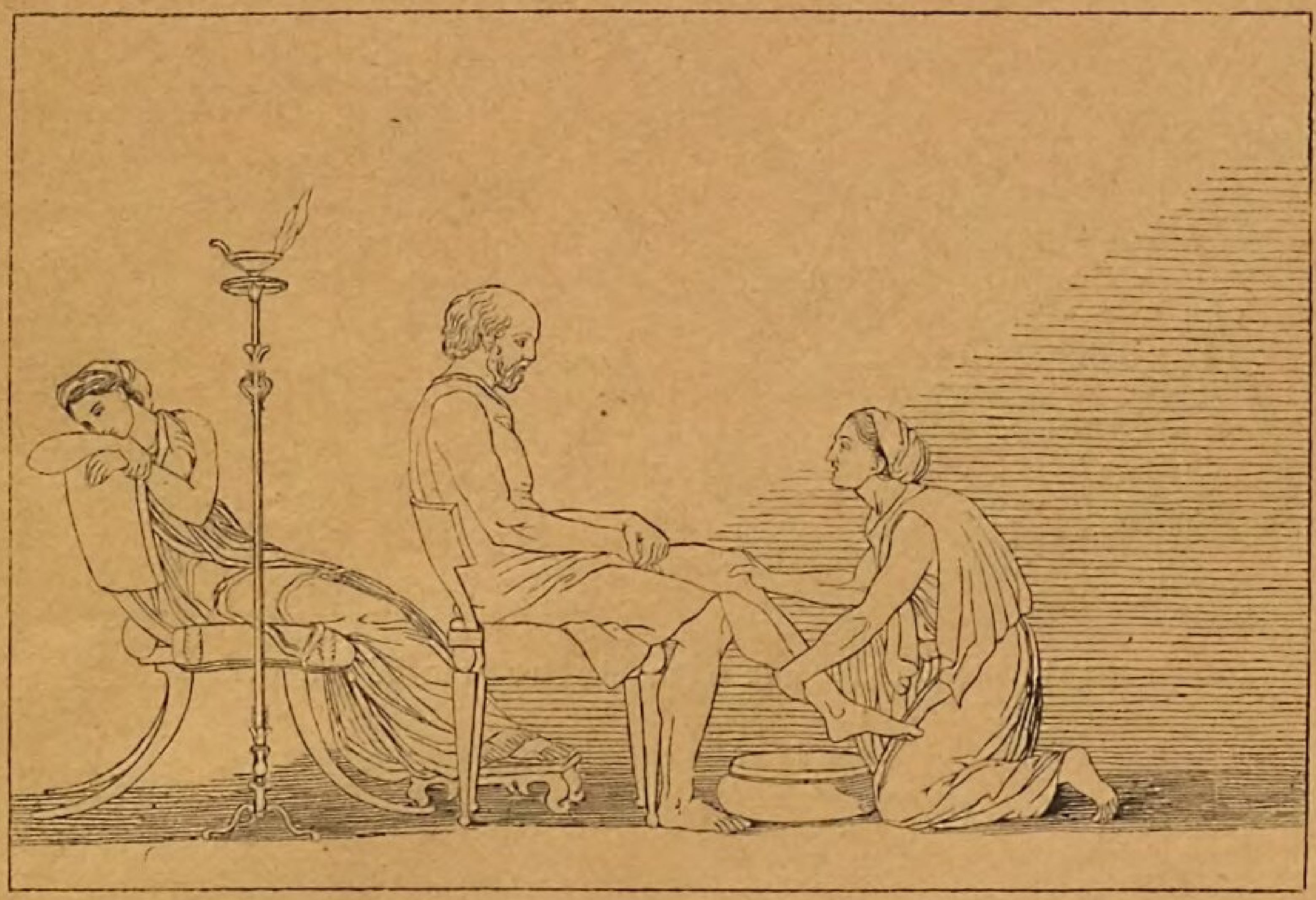
Odyſſeus wird in Ithaka gelandet.
Er ſchläft; neben ihm ſtehen die Gaſtgeſchenke der Phäaken.



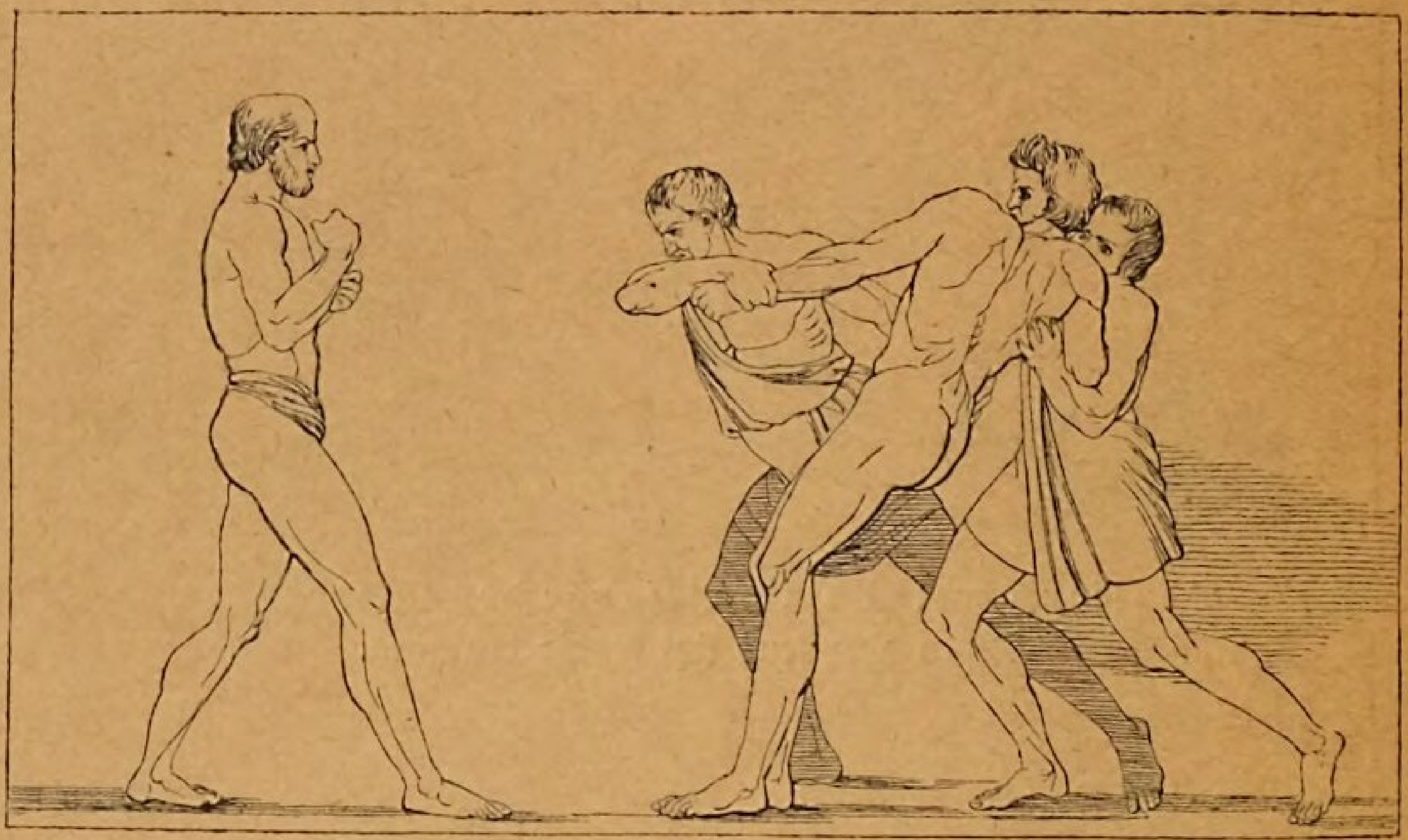
Penelope beim Auftrennen ihres Gewebes von den Freiern überraſcht.



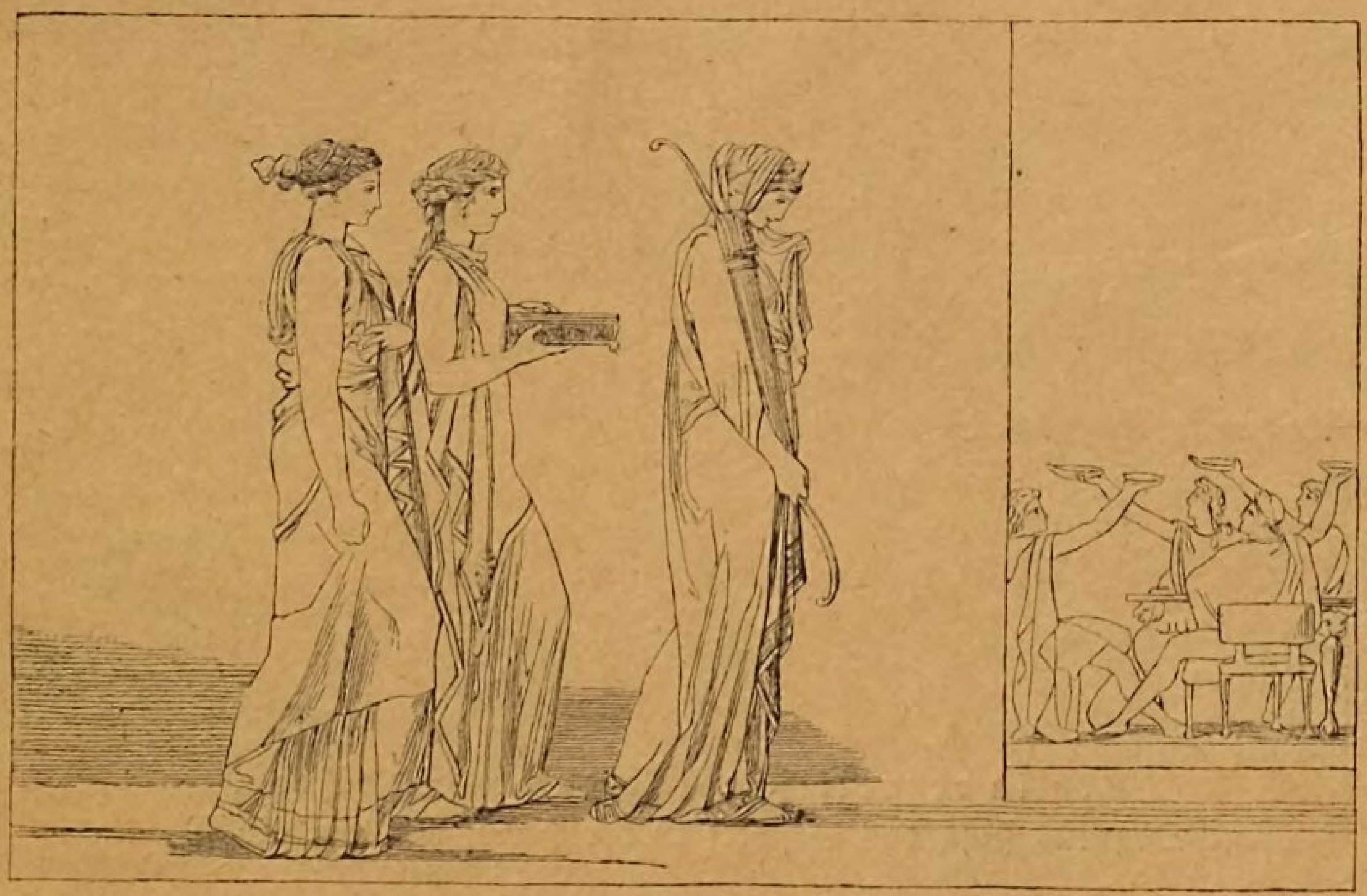
Odyſſeus bei ſeinem alten Jagdhund.



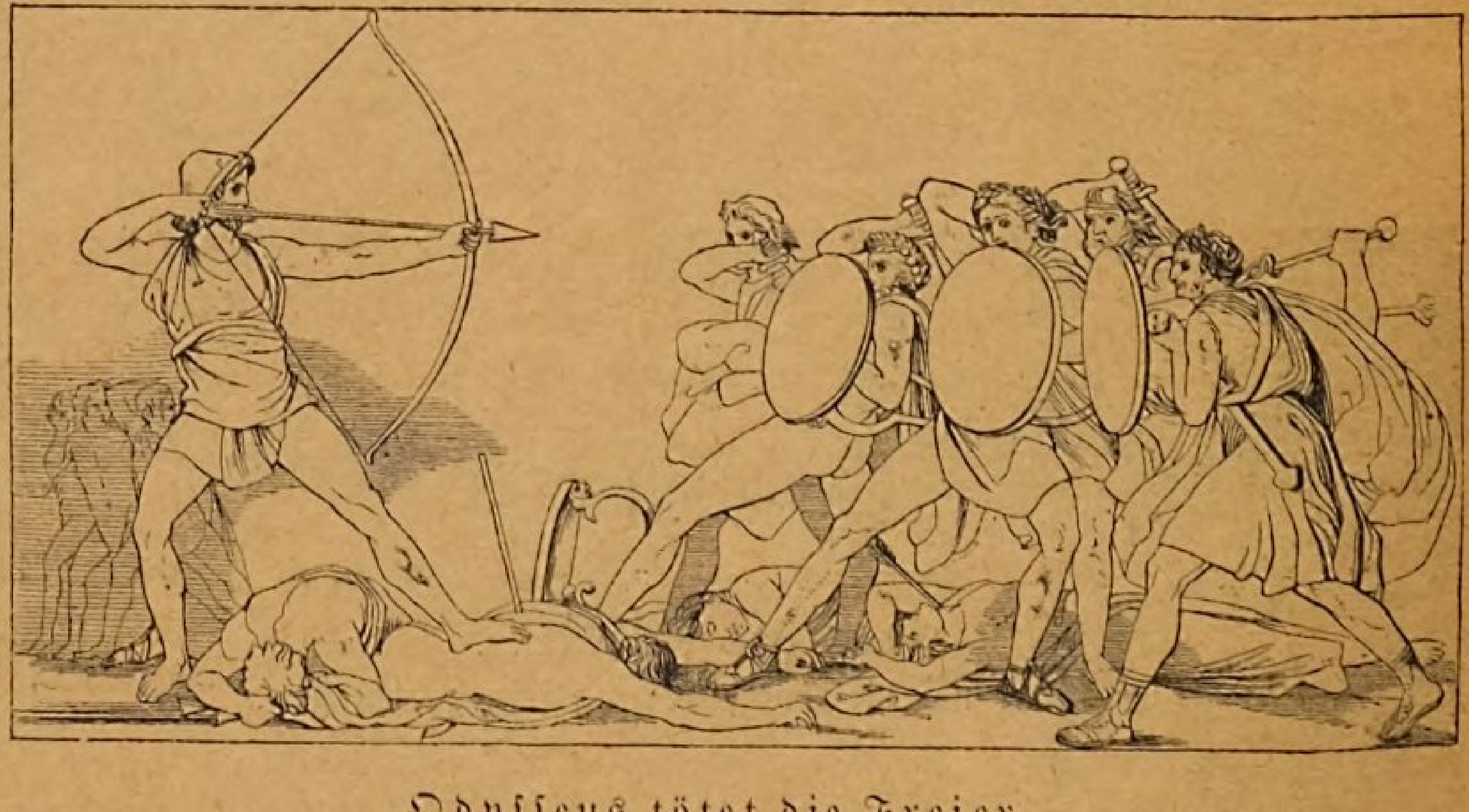
Odyſſeus von Eurykleia an einer Narbe erkannt.



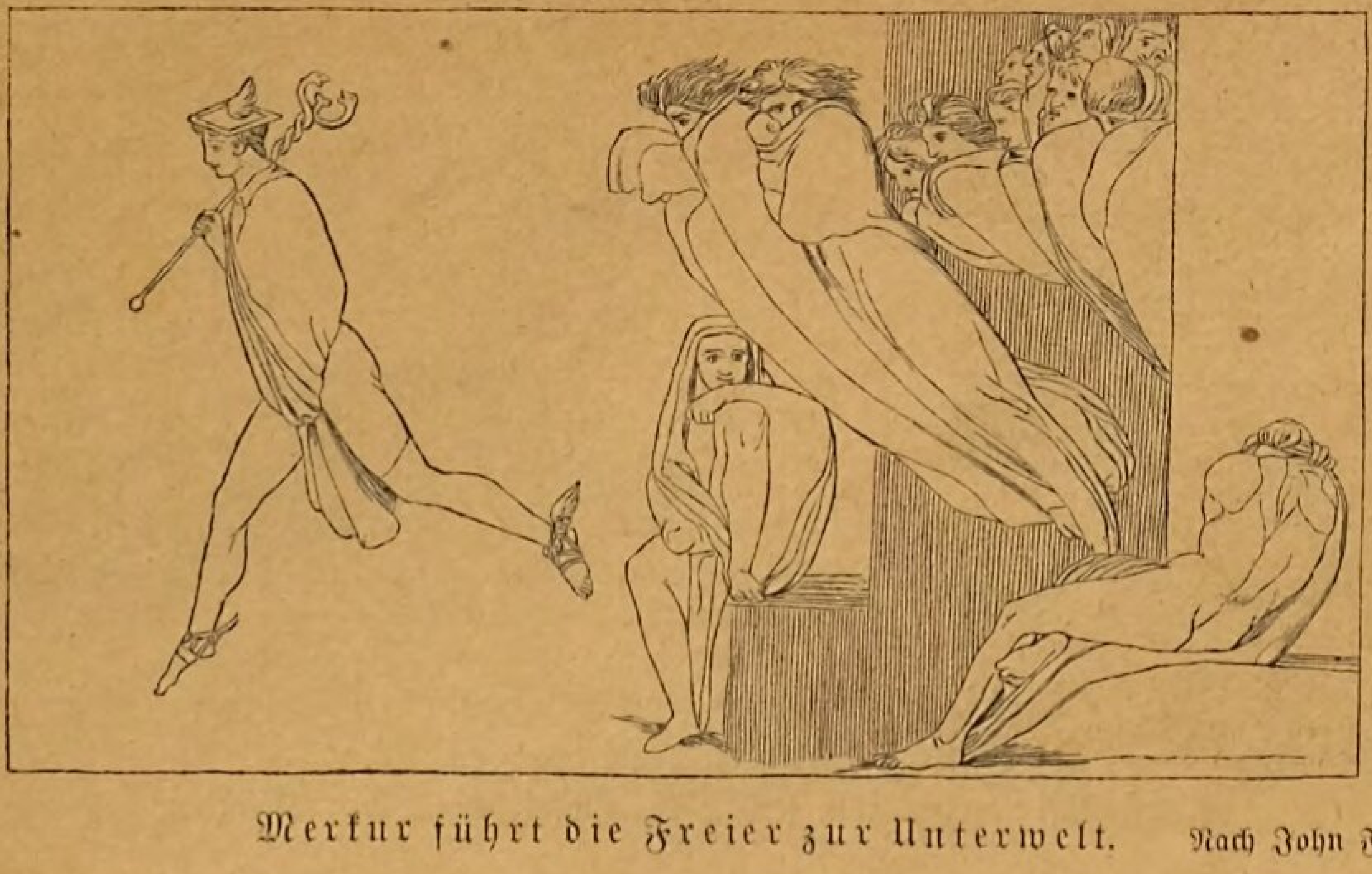
Odyſſeus und der Bettler Irus.
Irus wird zum Fauſtkampfe mit Odyſſeus gezwungen.



Penelope bringt den Freiern Bogen und Köcher des Odyſſeus.

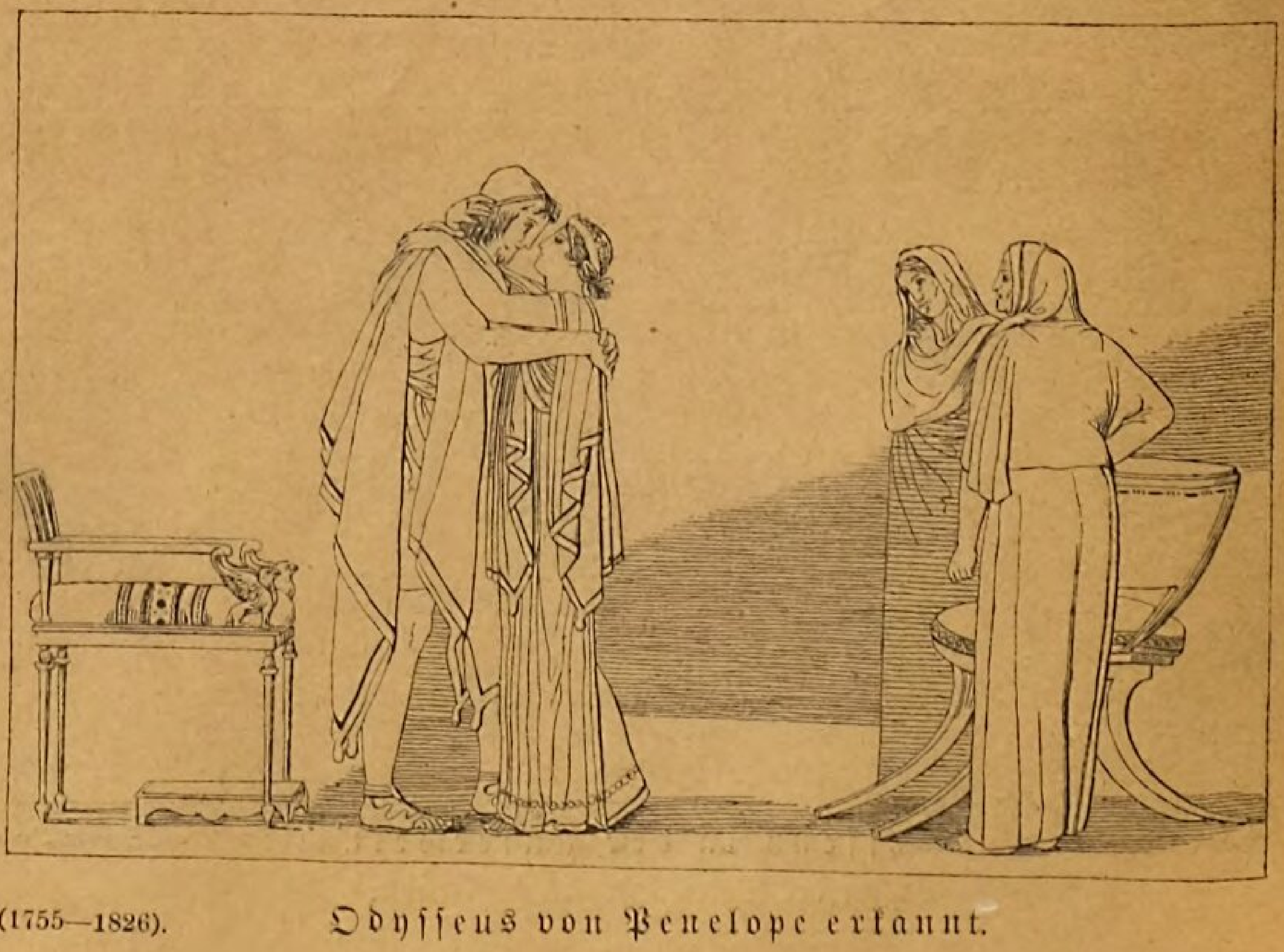


Odyſſeus tötet die Freier.

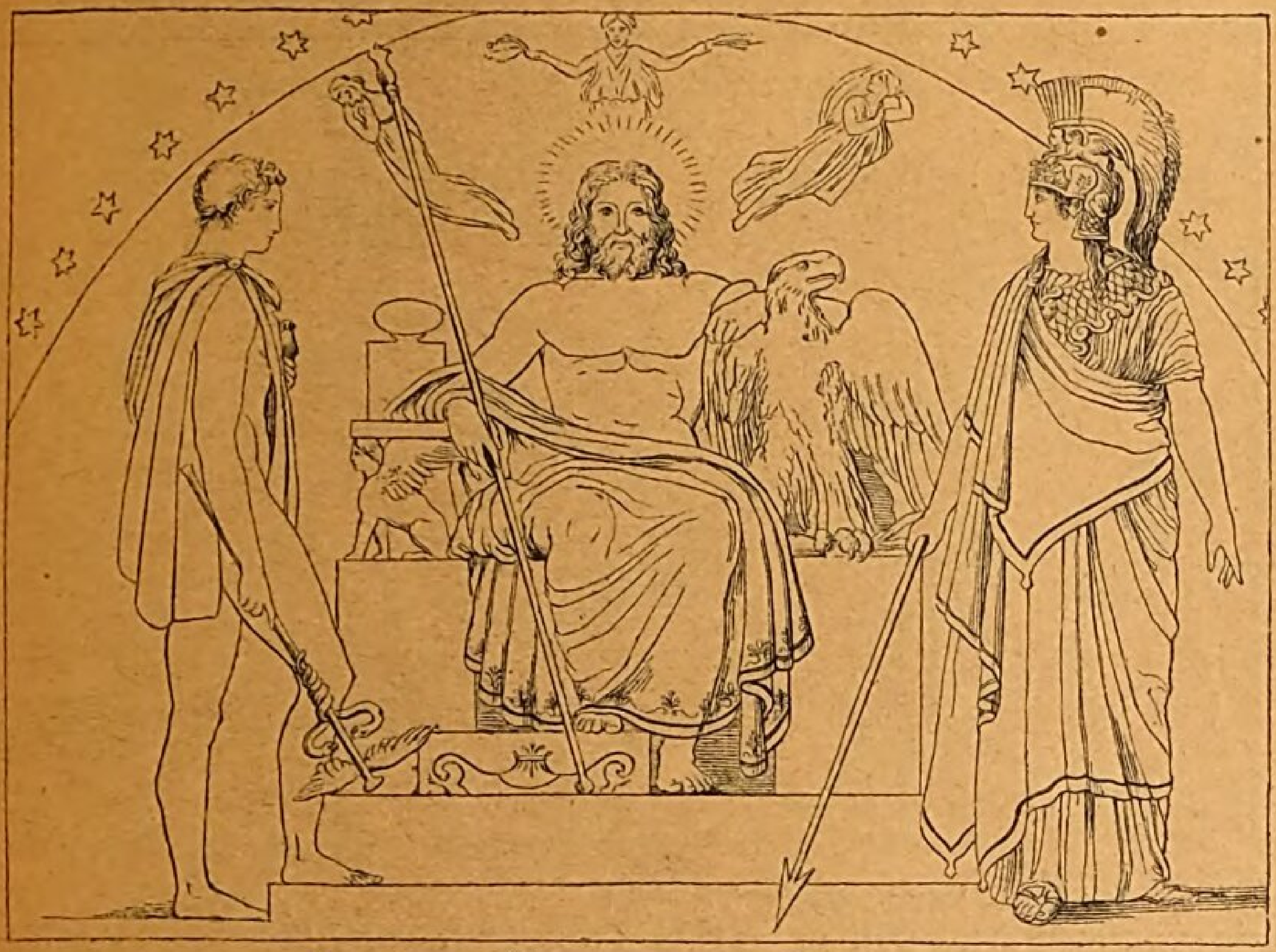


Merkur führt die Freier zur Unterwelt.

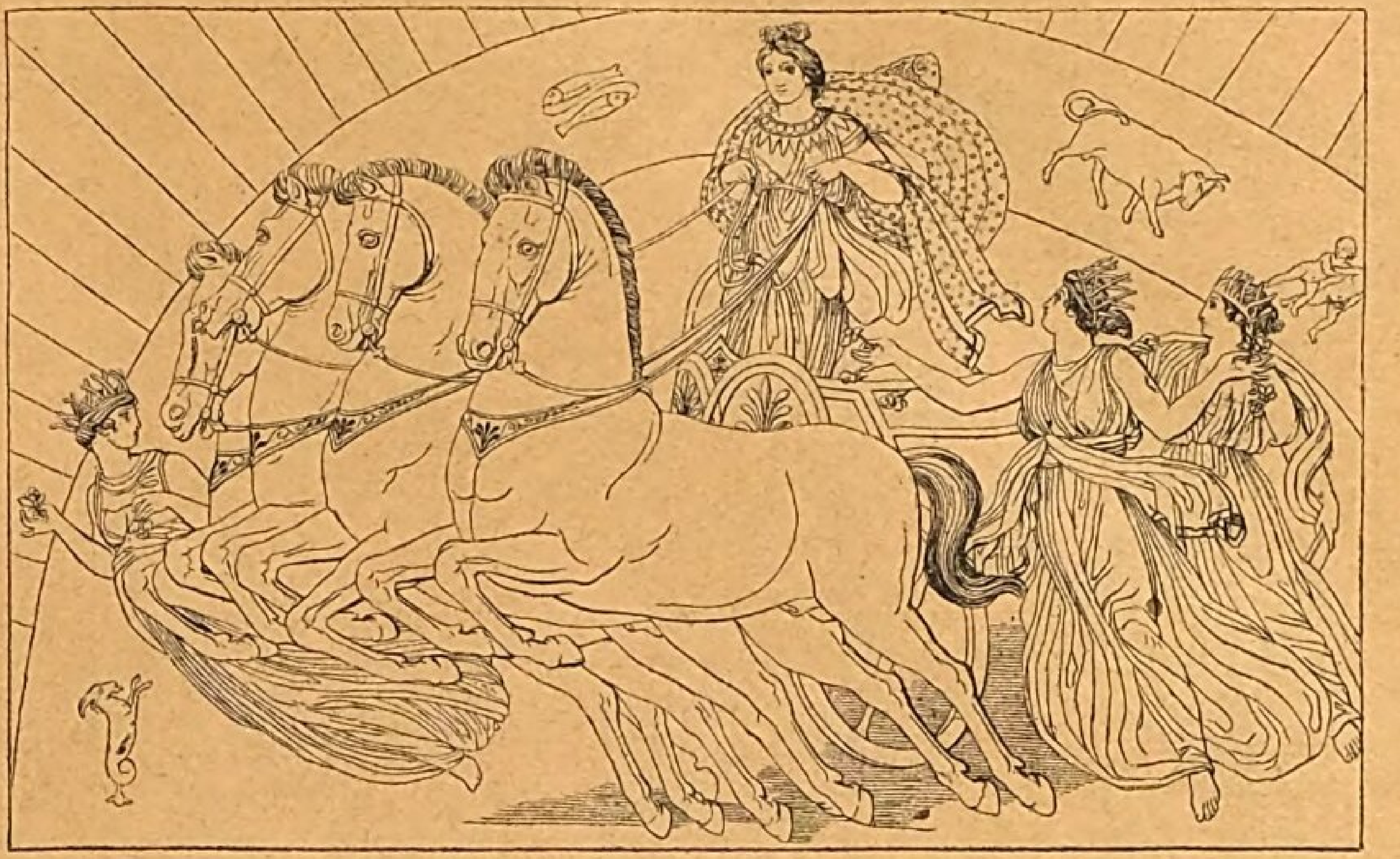
Nach John Flaxman (1755—1826).



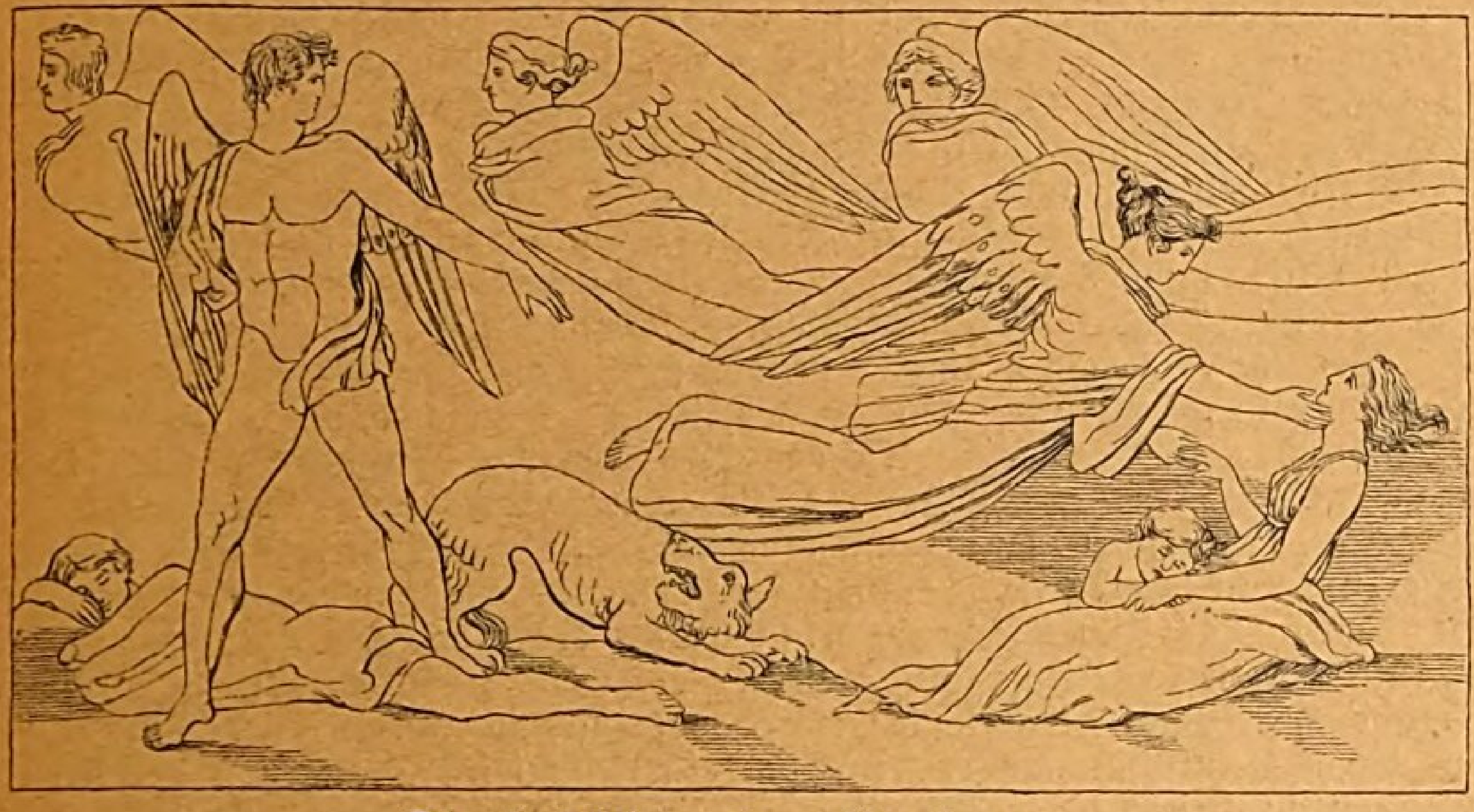
Odyſſeus von Penelope erkannt.



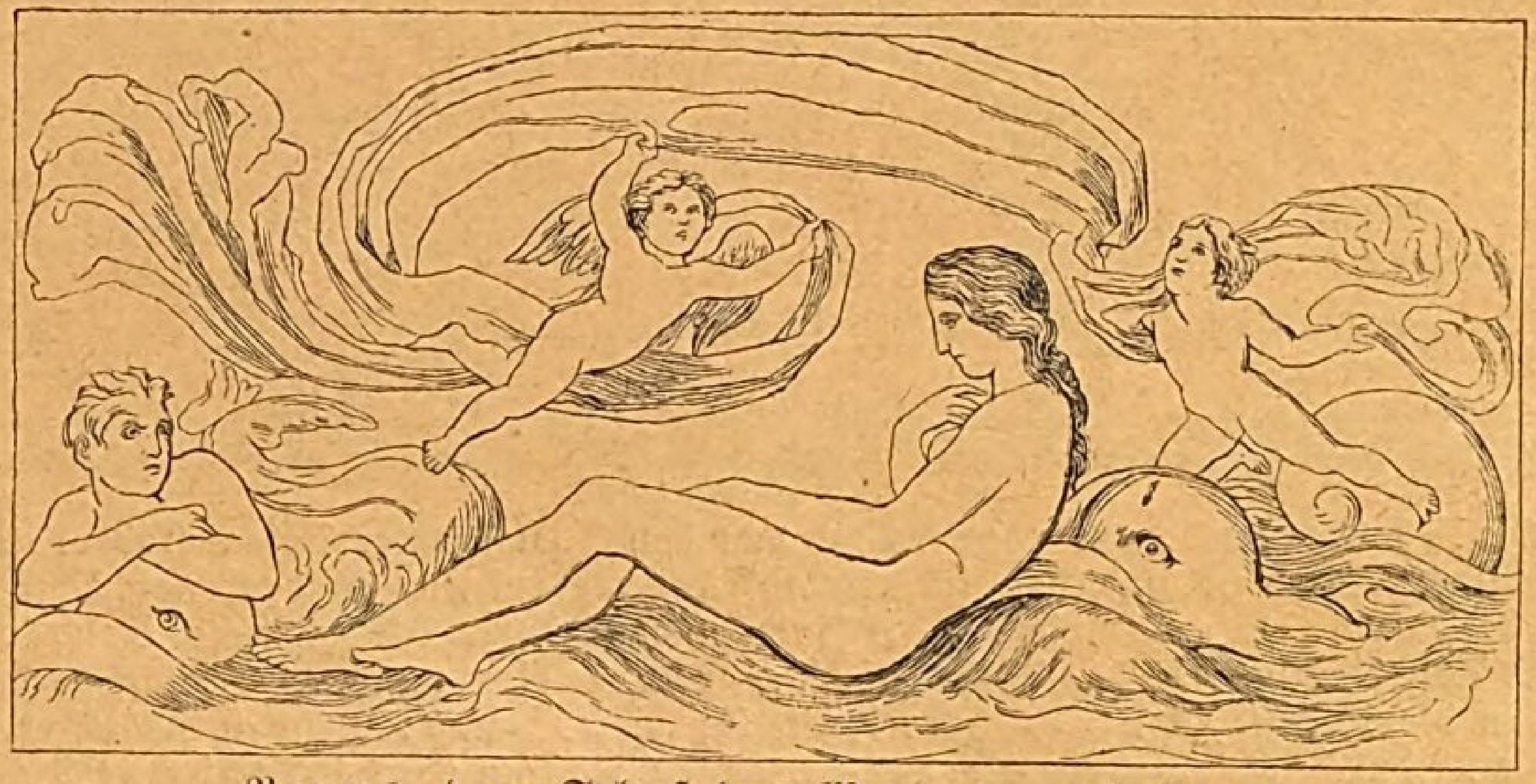
Jupiter, Minerva und Merkur.



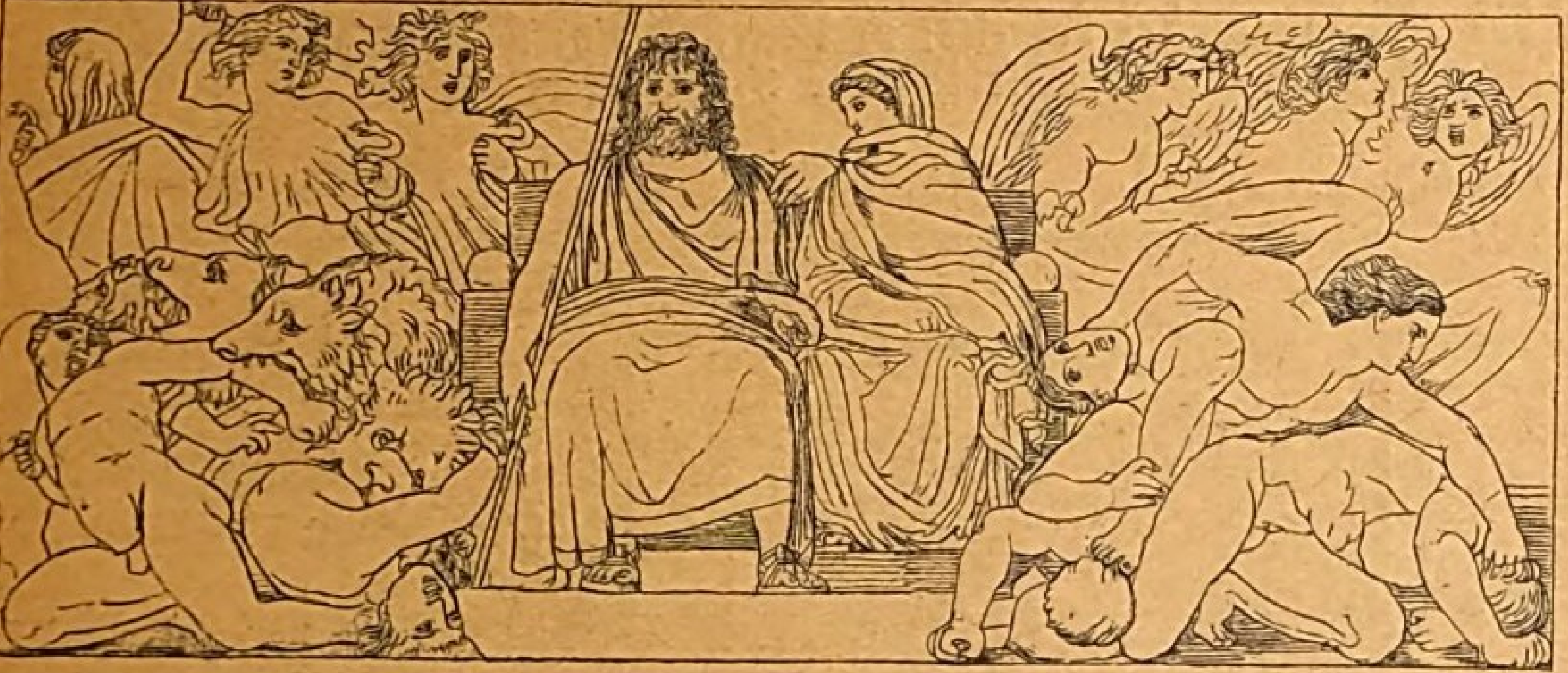
Die Morgenröte (griech. Eos; lat. Aurora), unter dem Tierkreis hervorkommend.



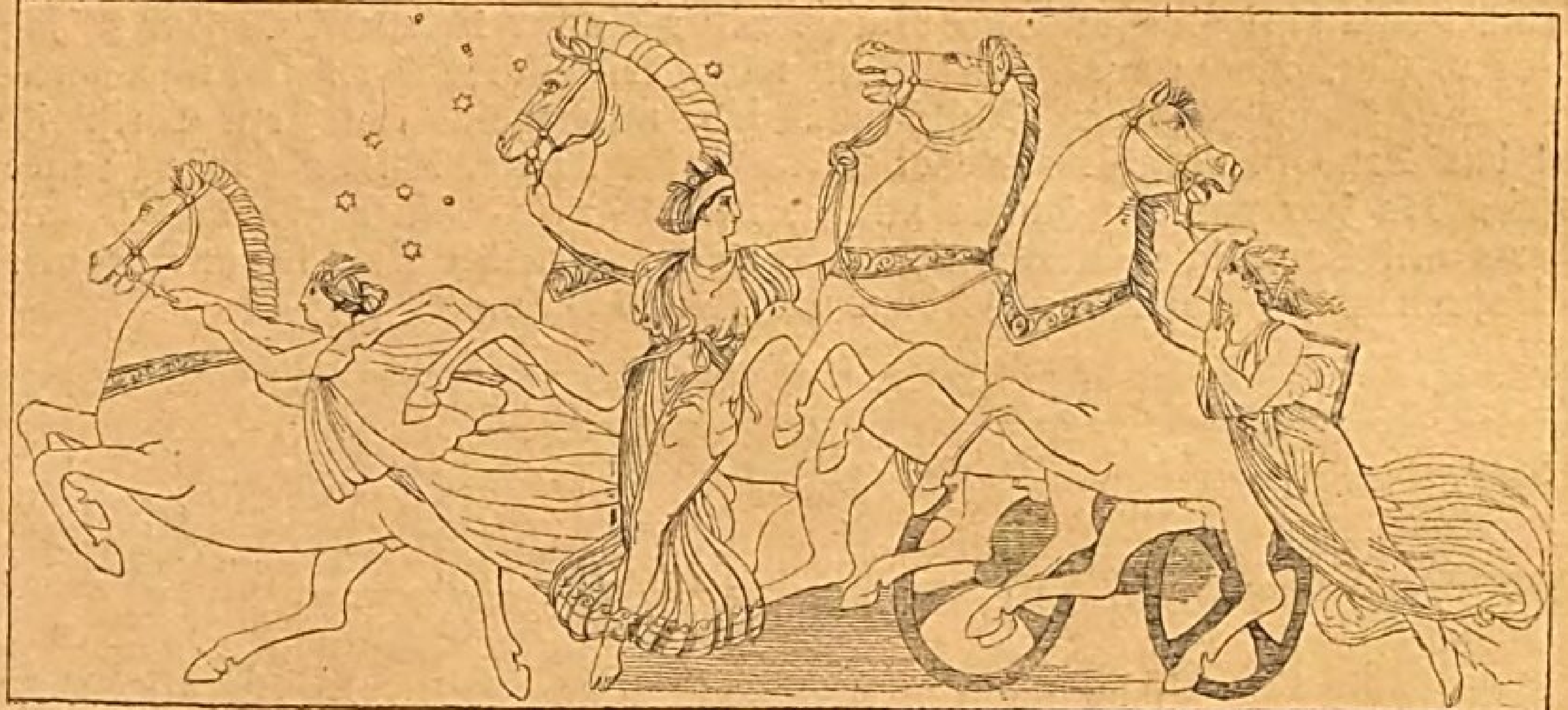
Die beſchützenden Genien.



Venus, dem Schoß des Meeres entſteigend.

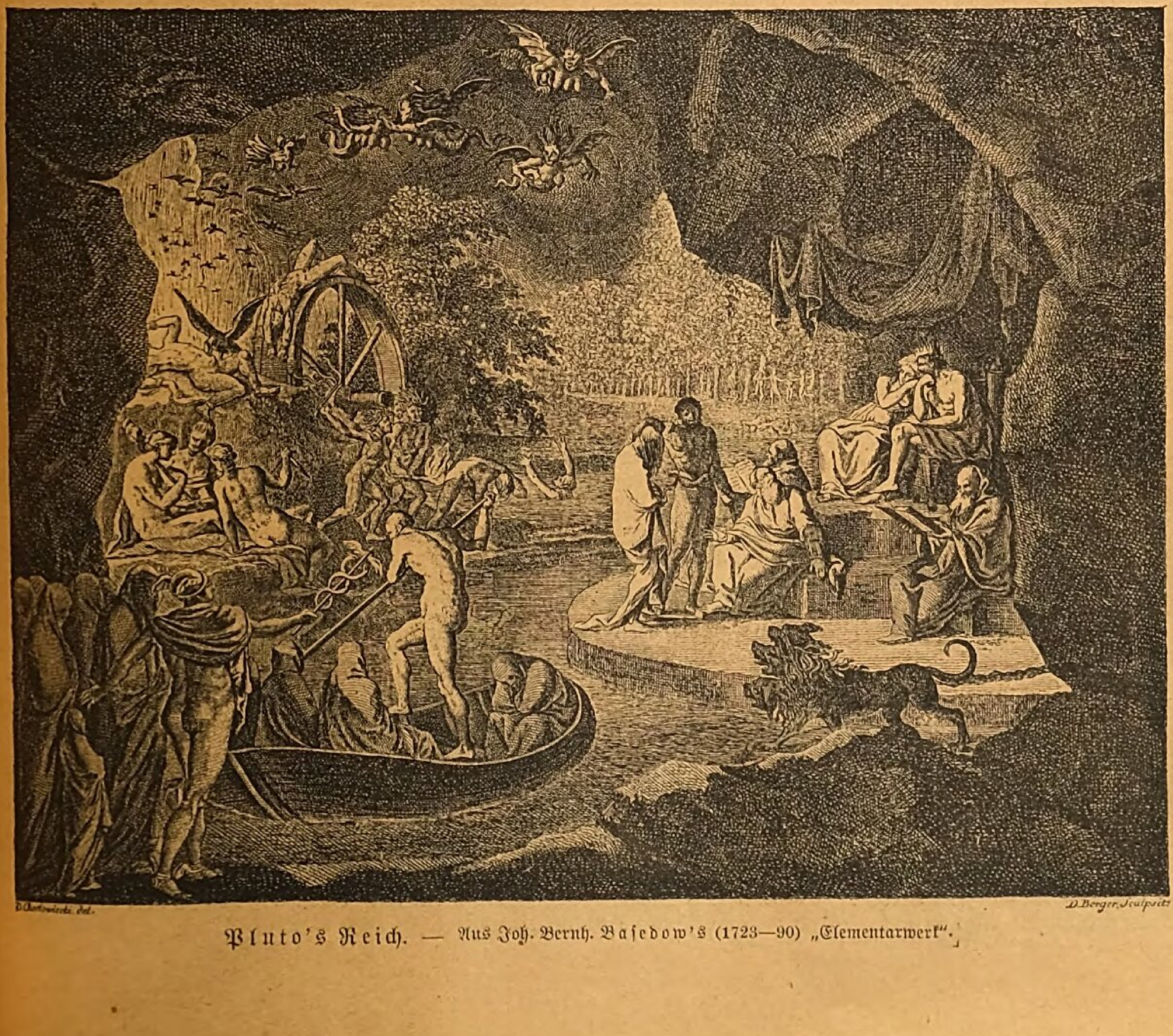


Pluto und Proſerpina, umgeben von Furien und gepeinigten Verdammten.



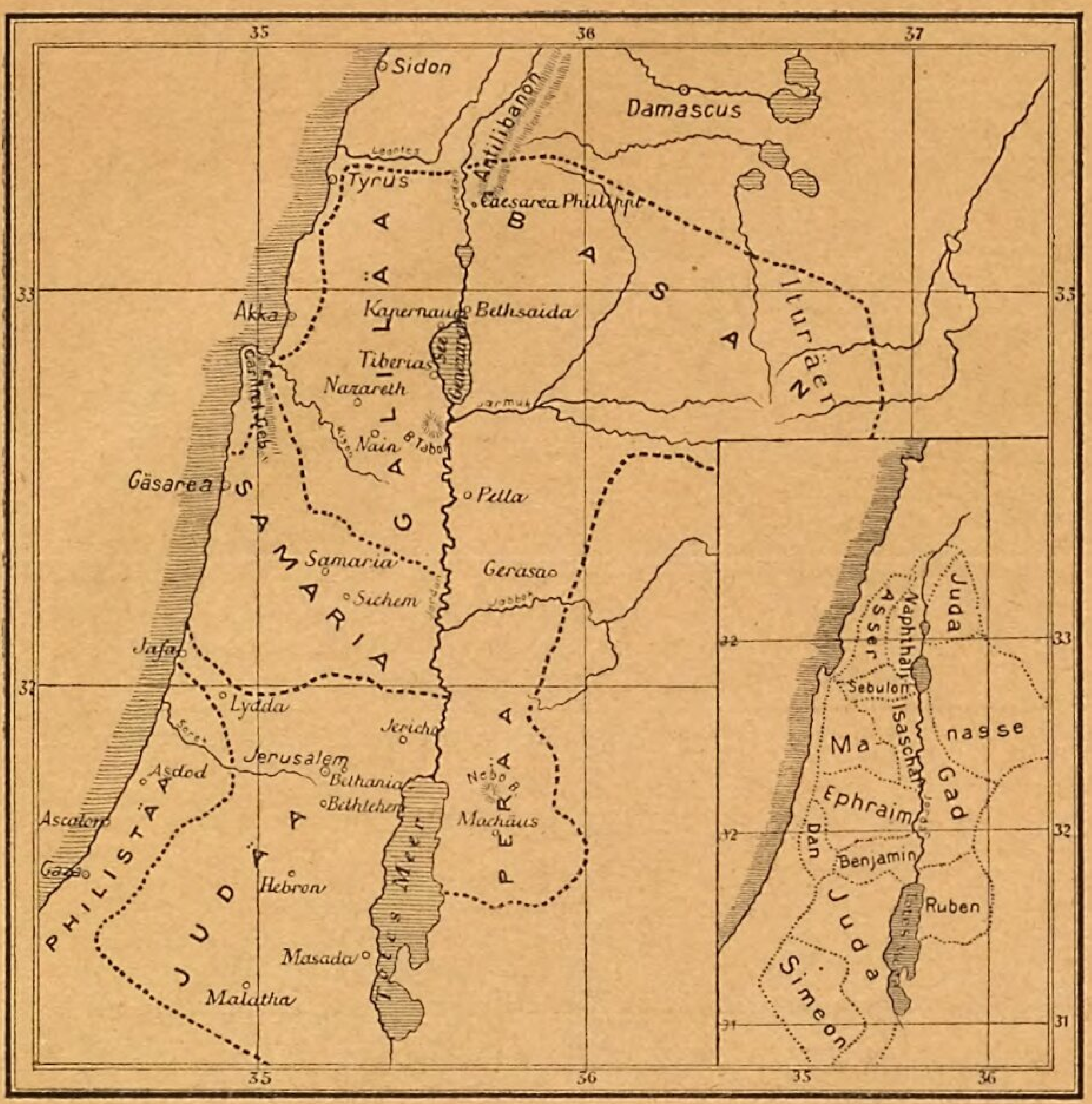
Die Horen (Stunden), den Götterwagen anſchirrend.

Nach John Flaxman (1755—1826).

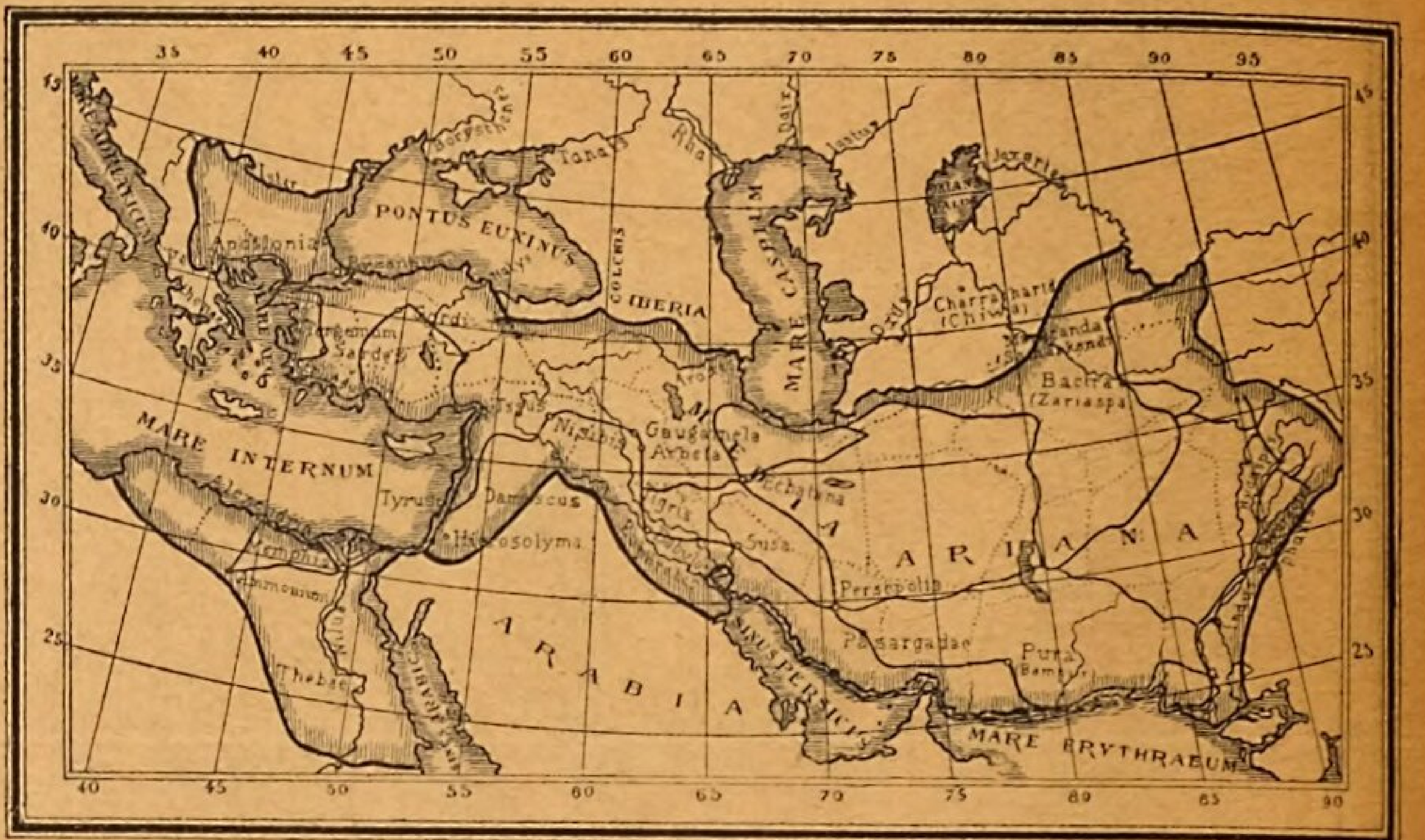


Pluto's Reich. — Aus Joh. Bernh. Baſedow's (1723—90) „Elementarwerk".

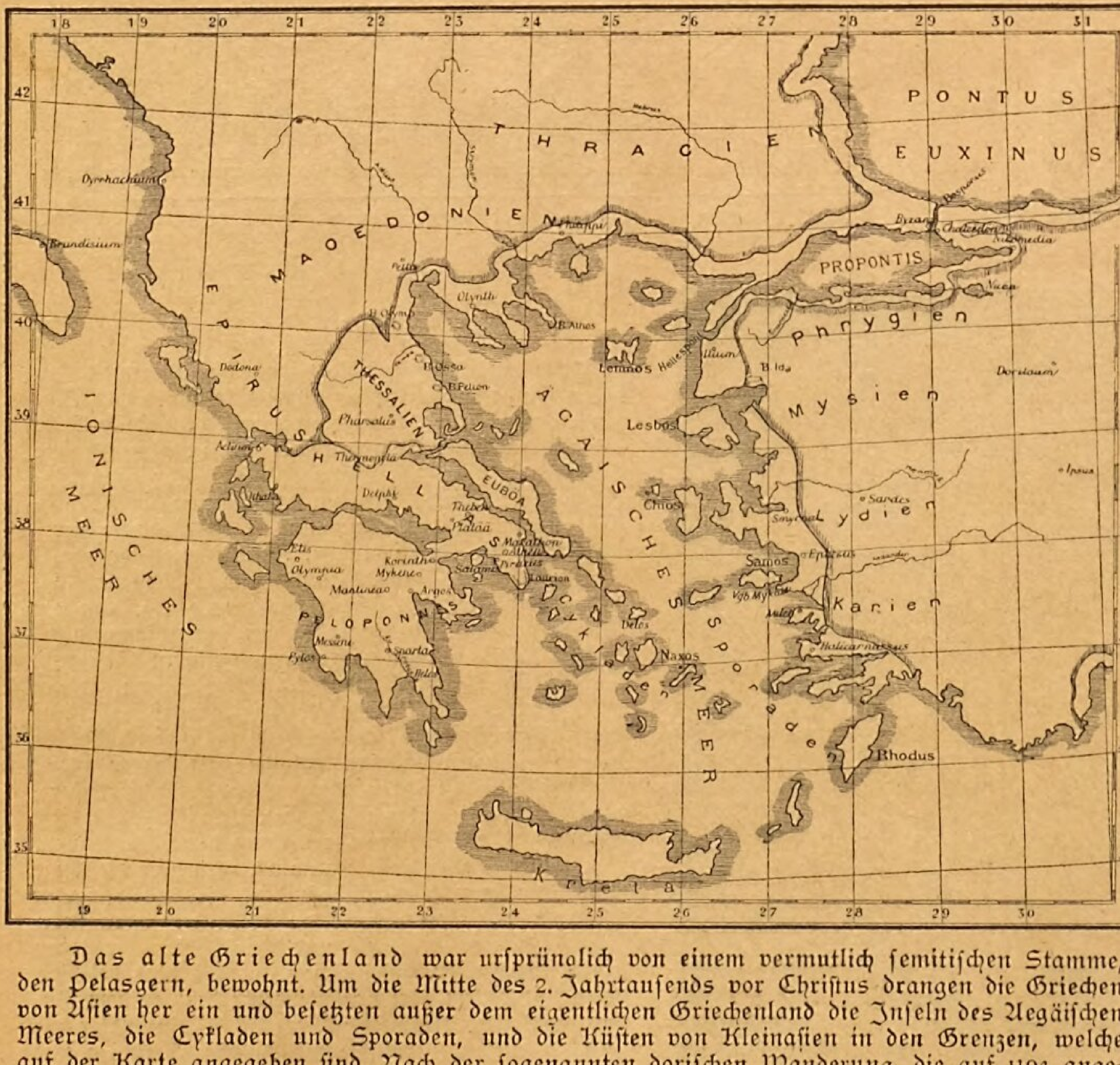
Durch ein Felſenthor ſieht man die Unterwelt, zu deren Eingang Merkur (Hermes) eine Schar von Seelen Abgeſchiedener geleitet und mit dem Flügelſtabe dem Totenſchiffer Charon winkt, der in ſeinem Kahne 4 Schatten über den Unterweltfluß Styx zum Gerichte führt. Dieſes wird an den Stufen eines Thrones abgehalten, den Pluto und Proſerpina, die Herrſcher über die Unterirdiſchen, einnehmen. Vor den 3 Totenrichtern, Minos, Aeakus und Rhadamanthys, deren 2 in großen Büchern nachleſen, ſteht, von der Sünde verklagt, ein zagender, in ſich zuſammenſinkender Schatten. Den Vordergrund nimmt Cerberus, der 3köpfige Wächterhund der Unterwelt, ein, indem er gegen den anfahrenden Nachen Charons bellt. Auf der rechten Seite des Bildes ſieht man die 3 Parzen den Lebensfaden ſpinnen. Klotho hält die Spindel, Lacheſis zieht den Faden, Atropos handhabt die Schere, welche den Lebensfaden abſchneidet. Unmittelbar an dieſe Gruppe ſchließt ſich die Darſtellung der Höllenſtrafen. Im tiefen Waſſer ſteht Tantalus, vergeblich die Arme nach den immer entſchlüpfenden, fruchtbeſchwerten Zweigen des Apfelbaumes ausſtreckend; ſchlangenbehaarte Furien, mit Fackel und Peitſche bewehrt, jagen einem Verbrecher nach; Ixion, an das Rad befeſtigt, wird mit dieſem herumgeſchleudert; dem an dem Felſen gefeſſelten Prometheus zerfleiſcht ein Adler die Leber; einem Feuerpfuhle entſchwirren Harpyien und geflügelte Teufelslarven. Im Hintergrunde des Bildes aber erſcheinen die glücklichen Gefilde und Haine Elyſiums, des Aufenthaltes der Seligen. 2 Neuangekommene trinken aus dem Fluſſe Lethe den Trank der Vergeſſenheit der irdiſchen Not, während andere ſich unter ſchattigen Bäumen am Reigentanze ergötzen.


Sidon
Damascus
Tyrus
Antilibanon
Caesarea Philippi
Akka
Kapernaum
Bethsaida
Tiberias
Nazareth
Nain
Gäsarea
Pella
Samaria
Sichem
Gerasa
Jafa
Lydda
Jericho
Jerusalem
Asdod
Bethania
Bethlehem
Ascalon
Gaza
Hebron
Machäus
Masada
Malatha
PHILISTÄA
JUDÄA
SAMARIA
GALILÄA
PERÄA
BASAN
Ituräer
Juda
Aser
Naphthali
Sebulon
Isaschar
Manasse
Gad
Ephraim
Dan
Benjamin
Ruben
Simeon

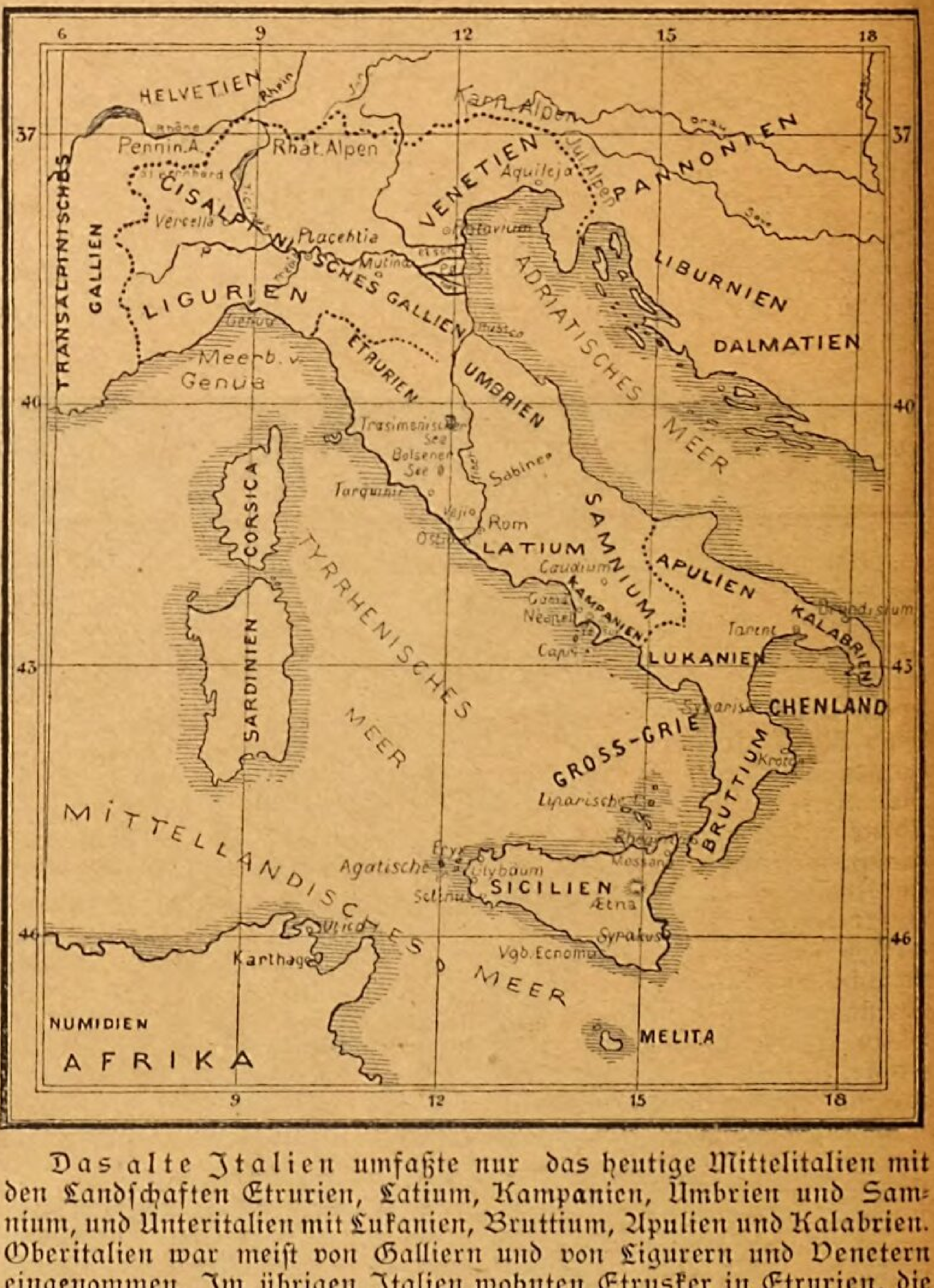
Paläſtina wurde um 1250 v. Chr. von den Juden unter Joſua erobert und von den 12 Stämmen derſelben in der auf der Nebenkarte angegebenen Verteilung beſiedelt. Unter David im 11. Jahrhundert hatte das jüdiſche Reich die größte Ausdehnung, da auch die Philiſter unterworfen waren. 953 wurde das Land in die Reiche Juda und Jsrael geteilt; dieſes ging 722 durch die Aſſyrer, jenes 586 durch die Babylonier zu grunde. Paläſtina kam 538 unter perſiſche, 332 unter Alexanders des Großen Oberhoheit, dann unter die Herrſchaft der Ptolemäer und ſchließlich um 200 v. Chr. unter die der Seleuciden. Jm 2. Jahrhundert v. Chr. machten ſich die Juden unter den Makkabäern frei und wurden dann durch Pompejus dem römiſchen Reiche unterthan. Zu Jeſu Chriſti Zeit zerfiel das Land in verſchiedene Teile, deren einige unter kleinen Fürſten ſtanden. Dieſſeits des Jordans lag Judäa mit Jeruſalem und Bethlehem, nördlich davon Samaria mit Samaria und Sichem, noch weiter nördlich Galiläa mit Nazareth und Kapernaum, jenſeits des Jordans Peräa und Baſan.


PONTUS EUXINUS
IBERIA
MARE INTERNUM
Tyrus
Damascus
Hierosolyma
Thebae
Gaugamela
Arbela
Babylon
Susa
Persepolis
Pasargadae
Pura
Bactra
Zariaspa
ARABIA
ARIANA
MARE ERYTHRAEUM

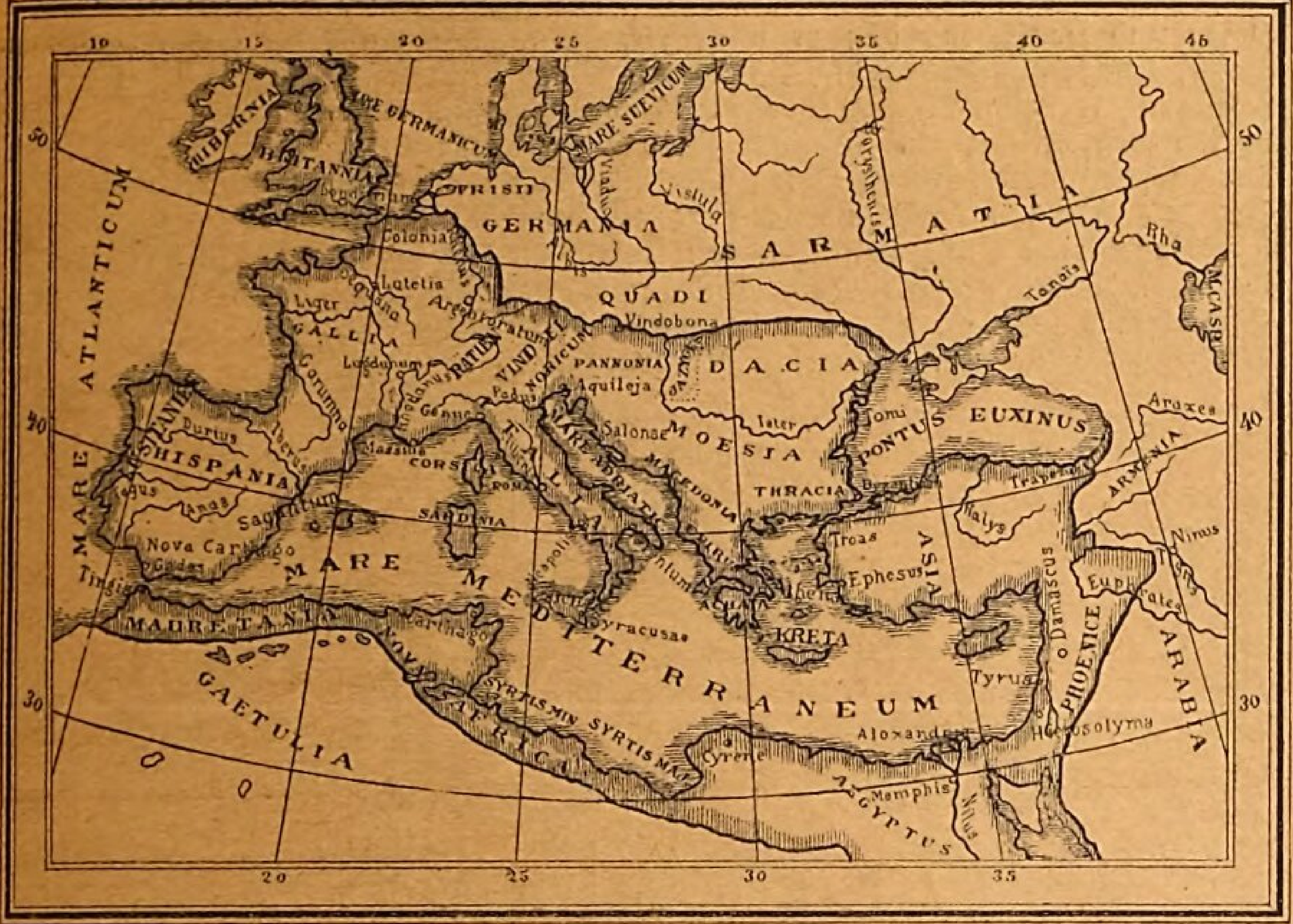
Das Reich Alexanders des Großen. Alexander folgt 336 zwanzigjährig ſeinem Vater Philipp auf dem Throne Macedoniens, befeſtigt zunächſt ſeine Herrſchaft im Norden bis zum Jſter (Donau), ſichert ſich den Gehorſam der Griechen und ſetzt ſich dann im Jahre 334 von ſeiner Hauptſtadt Pella aus in Bewegung, überſchreitet den Hellespont, beſiegt die perſiſchen Feldherren an dem Fluſſe Granikus, zieht im Jahre 333 nach Süden über den ciliciſchen Taurus, ſchlägt den Perſerkönig Darius Kodomannus bei Jſſus, erobert 332 die Küſtenſtädte (Tyrus erſt nach ſiebenmonatlicher Belagerung), wird in Aegypten als Befreier vom perſiſchen Joche begrüßt, gründet Alexandria, beſucht die Oaſe des Jupiter Ammon (Ammonium), kehrt um, zieht über Damaskus und über den Euphrat und Tigris dem ihn erwartenden Darius entgegen und ſchlägt ihn zwiſchen Gaugamela und Arbela 331. Sodann nimmt er die perſiſchen Königsſtädte Babylon, Suſa und Perſepolis, ſchließlich 330 auch Ekbatana. Von dort eilt er dem Darius nach Nordoſten nach, überſchreitet das Elbrusgebirge und findet endlich die Leiche des von Beſſus erſt abgeſetzten, dann getöteten Königs. Sodann ſetzt er 329 ſeinen Zug erſt nach Oſten, dann nach Süden in dem heutigen Afghaniſtan fort, wendet ſich nun wieder nach Norden über den Hindukuſch in das heutige Turkeſtan. Ueber Baktra nach Süden ziehend, dringt er 327 durch das Fünfſtromland in Jndien ein, rückt bis an den Hyphaſis vor, marſchiert unter Kämpfen den Jndus abwärts, ſendet ein Heer unmittelbar nach Perſepolis zurück, marſchiert ſelbſt in der Nähe der Küſte durch Belutſchiſtan über Pura dorthin, läßt ſeine Flotte von der Mündung des Jndus durch das Mare Erythraeum (Arabiſches Meer) in den Sinus Persicus (Perſiſchen Meerbuſen) fahren (325). 323 ſtirbt Alexander zu Babylon. Sein Reich zerfällt in 1) Macedonien, welches die zu ſeinem Reich gehörigen Länder auf der Balkanhalbinſel begreift; 2) Aegypten; 3) Syrien, alle aſiatiſchen Beſitzungen umfaſſend, und in viele kleinere Staaten.


PONTUS EUXINUS
THRACIEN
MACEDONIEN
PROPONTIS
Phrygien
Mysien
Lydien
Karien
EPIRUS
THESSALIEN
IONISCHES MEER
AEGÄISCHES MEER
Sporaden
Kreta
Rhodus
Lesbos
Chios
Samos
Naxos
Euböa
Peloponnes
Dyrrhachium
Brundisium
Dodona
Pharsalus
Thermopylä
Olympia
Korinth
Mykenä
Mantinea
Sparta
Messene
Pylos
Elis
Olynth
Byzanz

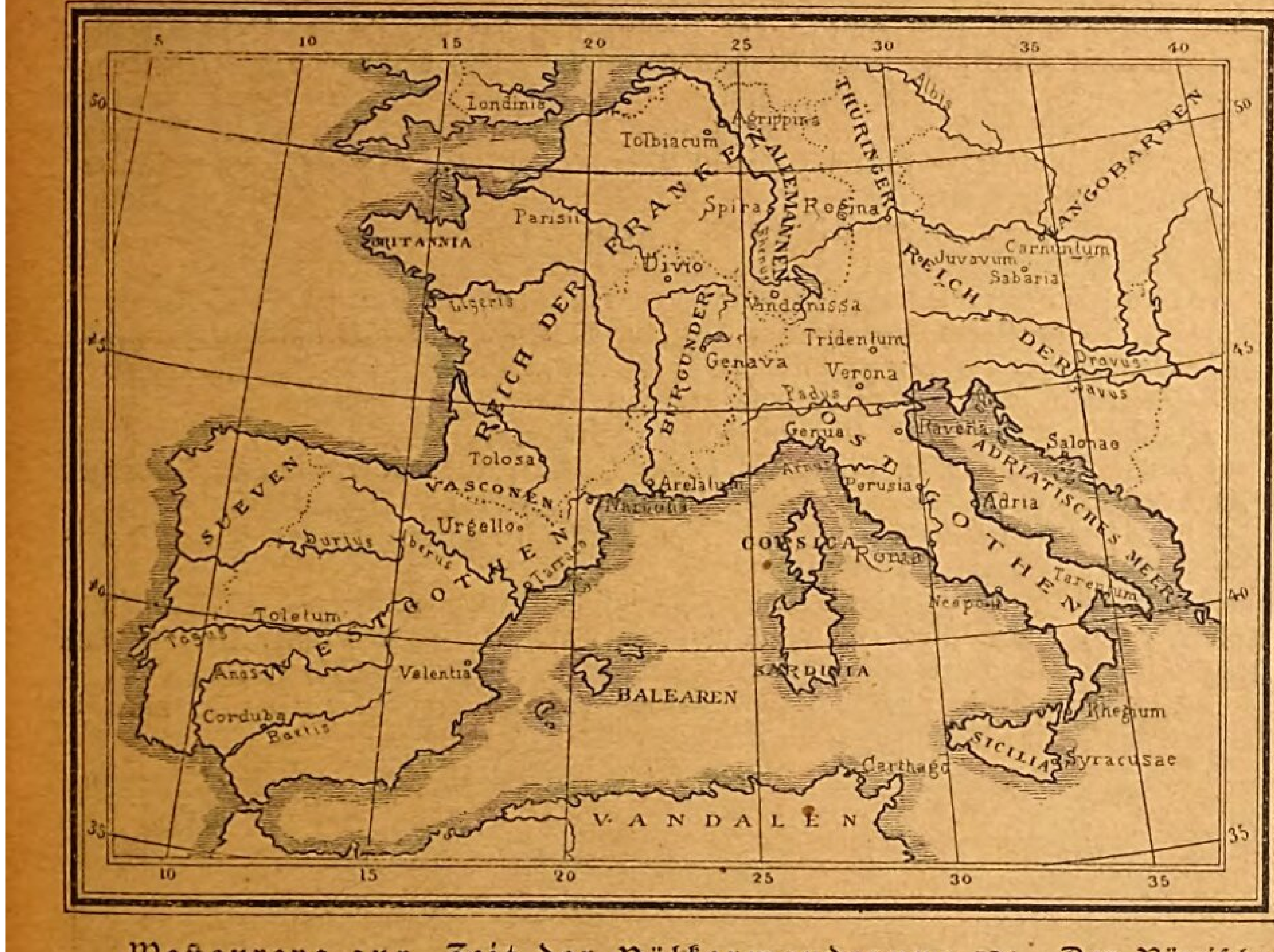
Das alte Griechenland war urſprünglich von einem vermutlich ſemitiſchen Stamme, den Pelasgern, bewohnt. Um die Mitte des 2. Jahrtauſends vor Chriſtus drangen die Griechen von Aſien her ein und beſetzten außer dem eigentlichen Griechenland die Jnſeln des Aegäiſchen Meeres, die Cykladen und Sporaden, und die Küſten von Kleinaſien in den Grenzen, welche auf der Karte angegeben ſind. Nach der ſogenannten doriſchen Wanderung, die auf 1104 angeſetzt wird, waren die drei Hauptſtämme der Griechen ſo verteilt, daß die Dorier die ſüdlichen Halbinſeln des Peloponnes, Argolis eingeſchloſſen, Kreta, Rhodus und die übrigen ſüdlichſten Jnſeln und Halbinſeln Kleinaſiens, die Jonier Attika, Euböa, die meiſten Cykladen nebſt Chios und Samos und die gegenüberliegende Küſte des Feſtlandes, die Aeolier den nordweſtlichen Teil des Peloponnes, ganz Mittel-Griechenland (Hellas) außer Attika, ferner Theſſalien, Lesbos und die nördlichſten aſiatiſchen Küſtenſtriche beſetzt hatten. Außerdem waren alle Küſten des Aegäiſchen, des Marmara- (Propontis) und des Schwarzen Meeres (Pontus Euxinus), ſowie Süditalien und Sizilien mit griechiſchen Anſiedlungen dicht beſetzt.


HELVETIEN
Rhein
Rhät. Alpen
Pennin. A.
TRANSALPINISCHES GALLIEN
CISALPINISCHES GALLIEN
VENETIEN
PANNONIEN
Aquileja
LIGURIEN
Genua
ETRURIEN
UMBRIEN
ADRIATISCHES MEER
LIBURNIEN
DALMATIEN
CORSICA
SARDINIEN
TYRRHENISCHES MEER
Rom
LATIUM
SAMNIUM
APULIEN
KALABRIEN
LUKANIEN
BRUTTIUM
GROSS-GRIECHENLAND
Tarent
Liparische I.
SICILIEN
Ætna
Agatische I.
Karthago
MITTELLÄNDISCHES MEER
NUMIDIEN
AFRIKA
MELITA

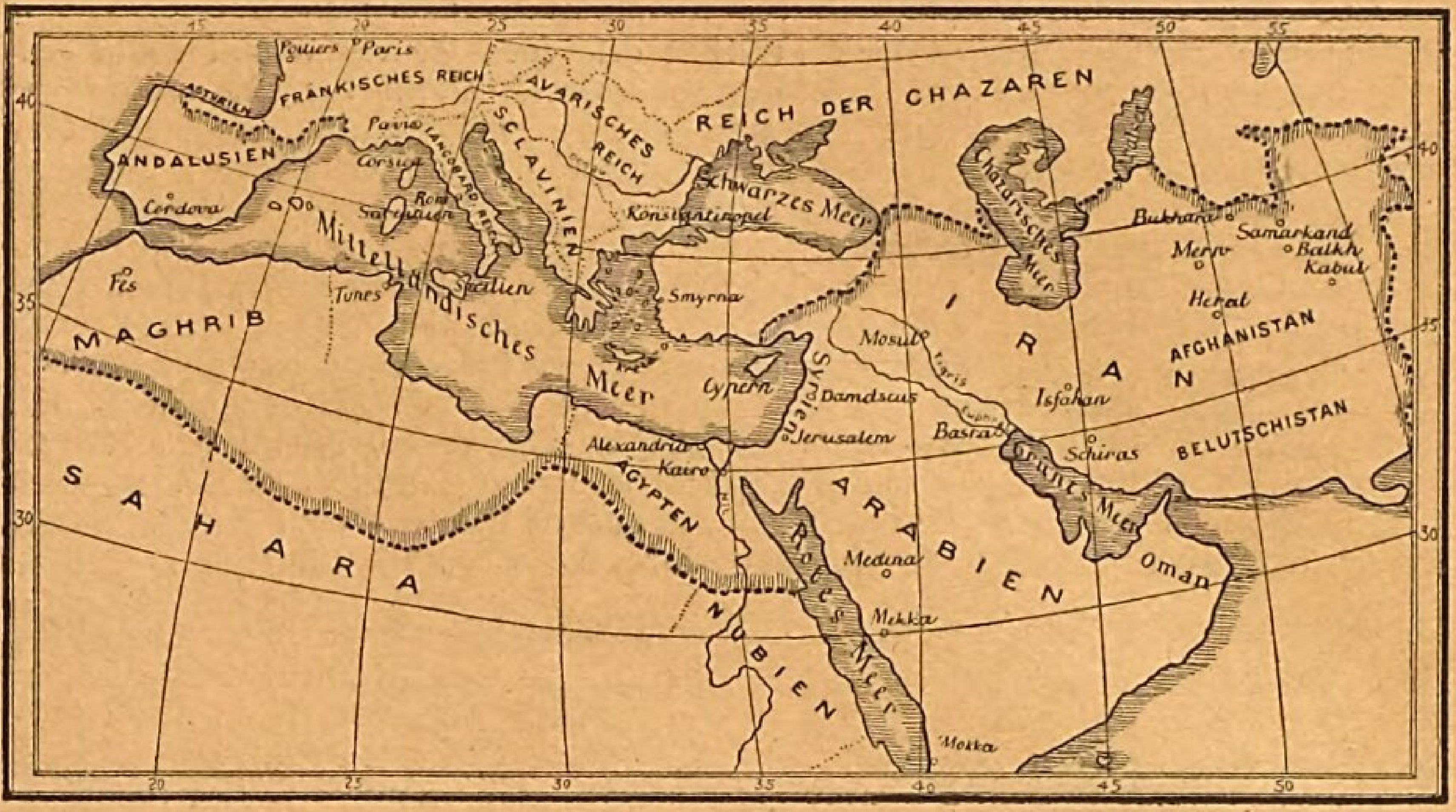
Das alte Jtalien umfaßte nur das heutige Mittelitalien mit den Landſchaften Etrurien, Latium, Kampanien, Umbrien und Samnium, und Unteritalien mit Lukanien, Bruttium, Apulien und Kalabrien. Oberitalien war meiſt von Galliern und von Ligurern und Venetern eingenommen. Jm übrigen Jtalien wohnten Etrusker in Etrurien, die eigentl. Jtaliker in Mittelitalien, die Japygier in Unteritalien, das ſie ſchon ſeit dem 9. u. 8. Jhdt. v. Chr. Griechen beſiedelten, ebenſo Sizilien. Sardinien war von Iberern, Korſika von Ligurern bewohnt. Nachdem Rom unter den Königen (753—510 v. Chr.) und in dem 1. Jhrdt. der Republik (bis 400 v. Chr.) verſucht hatte, Latium zu unterwerfen, eroberte es bis 290 v. Chr. ganz Mittelitalien, bis 264 Unteritalien, gewann 241 Sizilien, 258 Sardinien und Korſika, 224 Oberitalien (das cisalpiniſche Gallien).


MARE ATLANTICUM
BRITANNIA
GERMANIA
SARMATIA
QUADI
Vindobona
PANNONIA
DACIA
GALLIA
HISPANIA
Roma
MOESIA
THRACIA
PONTUS EUXINUS
ASIA
ARMENIA
Ephesus
MARE MEDITERRANEUM
KRETA
Syracusae
MAURETANIA
Nova Carthago
GAETULIA
Cyrene
Alexandria
Memphis
AEGYPTUS
Nilus
Tyrus
PHOENICE
ARABIA

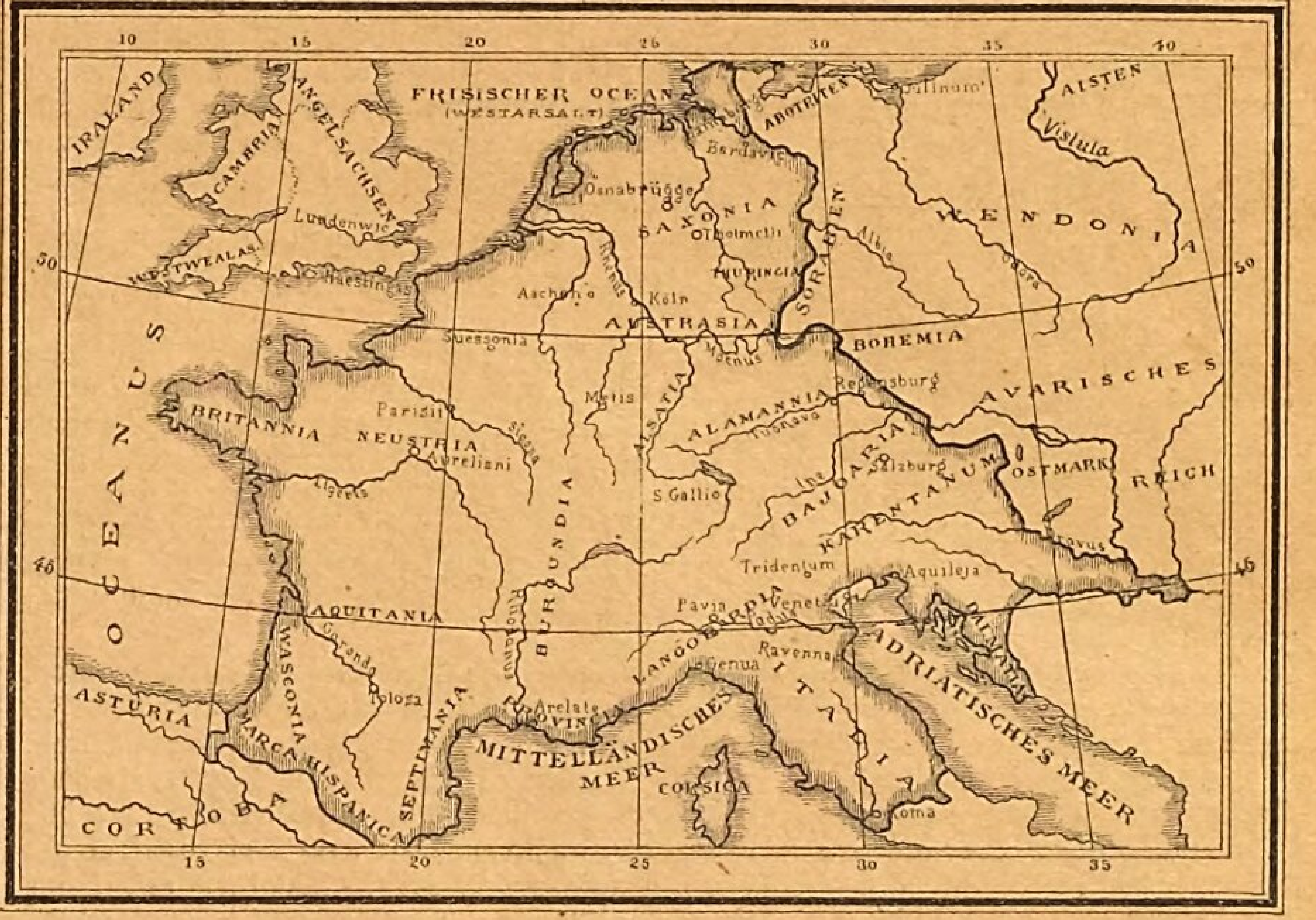
Das römiſche Reich zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung um 110 n. Chr. Nach der Unterwerfung Italiens und der dazu gehörigen Inſeln wurde 205 v. Chr. der größte Teil von Spanien, 189 Nordgriechenland, 146 das übrige Griechenland (Achaja) und das Gebiet von Karthago (Afrika), 138 Portugal (Luſitanien), 129 ein Teil von Kleinaſien, 106 der ſüdliche Teil von Gallien, 74 Cyrene, 67 Kreta, 63 ganz Kleinaſien und Syrien römiſche Provinz. C. Julius Cäſar unterwarf von 58—50 v. Chr. ganz Gallien bis an den Atlantiſchen Ozean, den Kanal und den Rhein. Unter Kaiſer Auguſtus (31. v. Chr. bis 14 n. Chr.) wurden Rhätien, Vindelicien und Norikum, Dalmatien, Möſien und Pannonien, Aegypten und Numidien, unter Claudius (41—54) Britannien und Mauretanien, unter Domitian (81—96) das Gebiet zwiſchen dem obern Rhein und der obern Donau (agri decumates = Zehntland), unter Trajan endlich Dacien und ein Teil von Arabien dem Reiche einverleibt. Zu dieſer Zeit hatte das Reich ſeine größte Ausdehnung, und wenn auch ſpäter noch einige Provinzen am Euphrat und Tigris gewonnen wurden, ſo gingen dafür andere im Weſten und Norden verloren.


Londinis
Tolbiacum
Agrippina
THÜRINGER
LANGOBARDEN
Parisii
FRANKEN
ALEMANNEN
Spira
Divio
REICH DER
Juvavum
Carnuntum
Sabaria
Tridentum
Verona
Genava
BURGUNDER
Tolosa
VASCONEN
SUEVEN
WESTGOTHEN
Toletum
Corduba
Valentia
BALEAREN
CORSICA
SARDINIA
Roma
Ravenna
OSTGOTHEN
ADRIATISCHES MEER
Neapolis
Rhegium
SICILIA
Syracusae
Carthago
VANDALEN

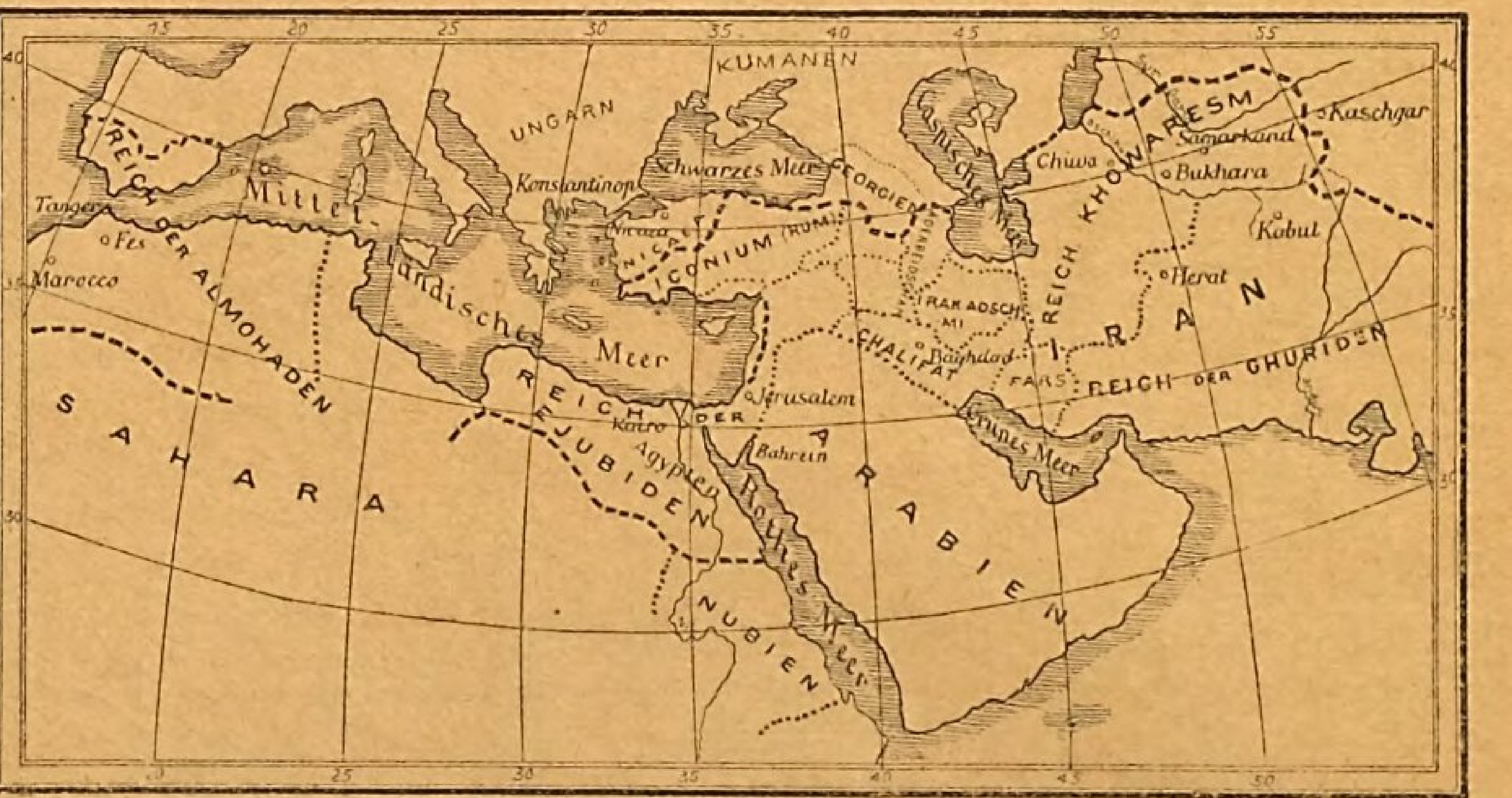
Weſteuropa zur Zeit der Völkerwanderung 526. Das Römiſche Reich war 395 n. Chr. durch Theodoſius den Großen für ſeine beiden Söhne in eine oſtrömiſche (Balkanhalbinſel, Kleinaſien, Syrien. öſtliches Nordafrika) und eine weſtrömiſche Hälfte (Italien, Gallien, Britannien, Spanien, weſtliches Nordafrika) geteilt worden. 476 ſtürzte Odovakar, ein deutſcher Söldnerführer, den letzten weſtrömiſchen Kaiſer, 489—493 wurde er ſelbſt wieder von dem Oſtgotenkönig Theoderich dem Großen (Dietrich von Bern-Verona) beſiegt. Dieſer regierte bis 526 und beſaß außer Italien Bayern, Oeſterreich, Ungarn bis zur Donau. Dies Reich wurde 555 von den Oſtrömern erobert. In Südoſtfrankreich, an der Rhone und den Alpen ſaßen ſeit etwa 440 die Burgunder (Hauptſtadt Divio-Dijon), die, von der Oder herkommend, vorübergehend, etwa von 400—440, Sitze am Rhein um Worms innegehabt hatten. Sie wurden um 530 von den Franken unterworfen. Dieſe, durch Chlodwig (481—511) geeinigt, hatten unter dieſem Könige den Reſt der römiſchen Herrſchaft zwiſchen Loire und Seine durch die Schlacht bei Soiſſons 486 vernichtet, 496 die Alamannen unterworfen und das Chriſtentum angenommen, 507 die Weſtgoten aus Südgallien hinausgeworfen und ſo ein Reich, welches von den Pyrenäen bis zu den mitteldeutſchen Gebirgen reichte, gegründet. Die Weſtgoten hatten ſich nach dem Tode ihres Königs Alarich 410 aus Italien nach Südgallien und Spanien gewandt und dort nach Zurückdrängung der Sueven in die Nordweſtecke dieſes Landes ein gewaltiges Reich mit der Hauptſtadt Toloſa gegründet, waren dann aber, wie geſagt, 507 von den Franken aus Gallien verdrängt worden. Seit der Zeit war ihre Hauptſtadt Toletum (Toledo). Aus Britannien waren 406 die römiſchen Legionen zurückgezogen worden; die infolgedeſſen von den Einwohnern Schottlands bedrängten Briten baten die Angelſachſen in Norddeutſchland um Hilfe, welche ſeit 449 mit immer ſtärkern Scharen landeten und ſieben Reiche gründeten, die um 800 zu einem Reiche (England) vereinigt wurden. In Mitteldeutſchland hatten die Thüringer im 3. Jahrhundert ein großes, von der untern Elbe bis zur Donau ſich erſtreckendes Reich gegründet, welches um 530 von den Franken erobert wurde. Die Longobarden ſtammen von der untern Elbe und waren zunächſt nach Südoſten, nach Nordungarn, gewandert, von wo ſie 568 in Italien einbrachen. In Nordafrika endlich ſaßen ſeit 429 die Vandalen, denen auch Sardinien, Korſika und die Balearen gehörten. Ihr Reich wurde 534 von den Oſtrömern erobert.


Poitiers
Paris
FRÄNKISCHES REICH
AVARISCHES REICH
REICH DER CHAZAREN
ANDALUSIEN
Cordova
SLAVINIEN
Schwarzes Meer
Konstantinopel
Bukhara
Samarkand
Merw
Balkh
Kabul
Fes
Tunis
Sicilien
Mittelländisches Meer
Smyrna
MAGHRIB
Mosul
Damaskus
Bagdad
I R A N
Isfahan
AFGHANISTAN
Herat
Jerusalem
Basra
Schiras
BELUTSCHISTAN
Alexandria
Kairo
AEGYPTEN
A R A B I E N
Oman
S A H A R A
Medina
Mekka
NUBIEN

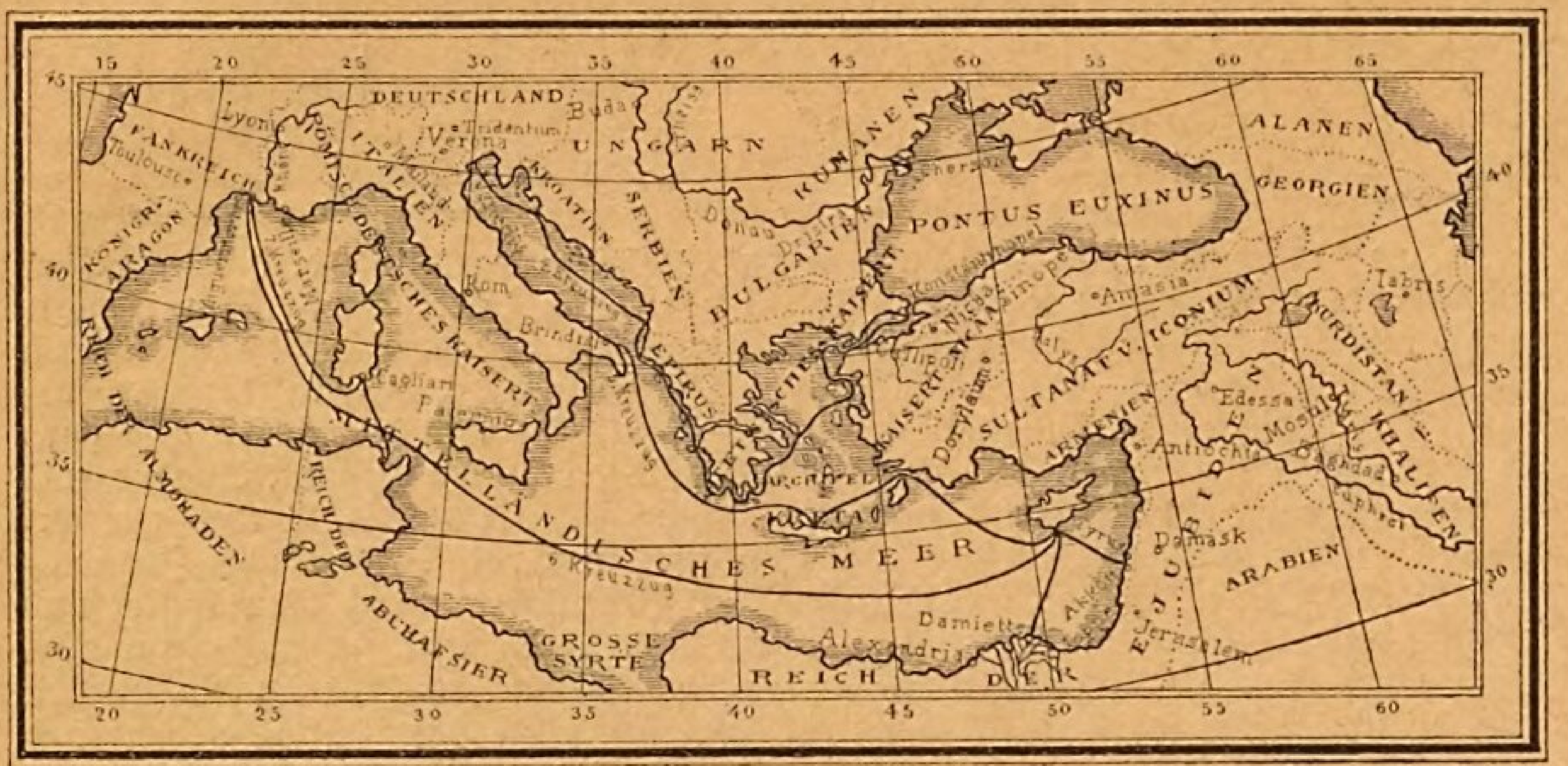
Das Reich der Chalifen um 750. Der erſte Chalif, d. h. Nachfolger und Stellvertreter des Propheten Muhammed, Abu Bekr, 632—634, vereinigte ganz Arabien unter ſeiner Herrſchaft, der zweite Omar I., 634—644, eroberte den ganzen Oſten bis nach Indien, im Weſten Syrien und Nordafrika bis Tripolis, gewann alſo die Städte Damaskus, Jeruſalem, Aleppo und Antiochien und ganz Aegypten. Muawia, 661—679, der erſte Omejjade, eroberte Cypern, Rhodus und Cilicien, überdies Samarkand und Afghaniſtan. Unter Welid I., 705—715, eroberten die Araber das Gebiet von dem in den Aralſee fließenden Jaxartes (Syr Darja) an bis an das Chazariſche (Kaſpiſche) Meer, ganz Nordafrika, und ſetzten ſich in Spanien feſt, das unter ſeinem Nachfolger ganz unterworfen wurde. Damit hatte das Chalifenreich ſeine größte Ausdehnung erreicht; im Nordweſten ſtieß es an die Pyrenäen, im Norden an den Kaukaſus, das Kaſpiſche Meer und den Aralſee, im Oſten war es vom Indus, im Süden von der Sahara begrenzt.


IRLAND
CAMBRIA
ANGELSACHSEN
FRISISCHER OCEAN
(WESTARSALT)
ABOTRITEN
AISTEN
Vistula
Lundenwic
WESTFALAH
SAXONIA
WENDONIA
Aachen
Köln
THURINGIA
AUSTRASIA
BOHEMIA
Parisii
Metis
Regensburg
AVARISCHES REICH
BRITANNIA
NEUSTRIA
ALAMANNIA
OSTMARK
Aurelian
BAJUVARIA
KARANTANUM
OCEANUS
AQUITANIA
BURGUNDIA
Tridentum
Aquileja
Pavia
Venetia
Ravenna
VASCONIA
Tolosa
ASTURIA
MARCA HISPANICA
SEPTIMANIA
MITTELLÄNDISCHES MEER
CORSICA
ITALIA
ADRIATISCHES MEER
Roma
CORDOBA

Das Reich Karls des Großen (768—814). Das Frankenreich umfaßte 768 bei dem Regierungsantritt Karls ganz Frankreich, Belgien, Holland, die Rheinlande, Heſſen, Thüringen, Alemannien, d. h. das heutige Elſaß, Baden, Württemberg und die Schweiz. Er gewann in einem langen Kriege 772—804 das Sachſenland, d. h. ganz Norddeutſchland vom Rhein bis an die Elbe und Saale, 810 Holſtein, 788 Bayern, wozu damals Oeſterreich ſüdlich der Donau, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol gehörten, 803 Dalmatien und ſeine Nachbarländer, im Kriege gegen die Longobarden 772—774 Ober- und Mittelitalien, Rom eingeſchloſſen, 778 die ſpaniſche Mark, einen ſchmalen Streifen ſüdlich der Pyrenäen. Weihnachten 800 ward er in Rom zum römiſchen Kaiſer gekrönt.


KUMANEN
UNGARN
REICH
Mittelländisches Meer
Konstantinopel
Schwarzes Meer
GEORGIEN
CHOWARESM
Kaschgar
Samarkand
Chiwa
Bukhara
Kabul
Herat
Tanger
Fes
Marocco
REICH DER ALMOHADEN
Bagdad
CHALIFAT
I R A N
REICH DER GHURIDEN
FARS
Jerusalem
Kairo
REICH DER EJUBIDEN
S A H A R A
A R A B I E N
NUBIEN

Muhammedaniſche Reiche nach 1204. Das Reich der Chalifen verlor ſeine Einheit im Jahre 750, als der Abaſſide Abdallah alle Glieder des Herrſcherhauſes der Omejjaden bis auf einen tötete, welcher in Spanien ein ſelbſtändiges Chalifat gründete. Die Abaſſiden verlegten 766 ihre Reſidenz nach dem neugegründeten Baghdad; ihr Reich erreichte unter Harun al Raſchid, 786 bis 809, und Almamun, 813—833, ſeinen Höhepunkt, zerfiel dann aber gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts, als ſich Aegypten, Perſien, Chowaresm u. ſ. w. ſelbſtändig machten. Der Chalifentitel verlor bald alle Bedeutung und wurde von andern Herrſchern angenommen, z. B. 972 von dem Fatimiden Eddin Allah von Aegypten, der Kairo erbaute. Saladin ſtürzte 1170 die Fatimiden, begründete die Herrſchaft der Ejubiden und herrſchte außer über Aegypten über Barka, Paläſtina und Syrien. Die übrigen in Aſien gelegenen Teilreiche wurden in den Jahren 1060—1070 von den Seldſchukken erobert. Vorübergehend reichte ihr Gebiet vom Aegäiſchen Meere bis zum Indus und vom Jaxartes (Sir Darja) bis zum Perſiſchen Meerbuſen, aber ſchon 1092 zerfiel es in viele Teile: Ikonium (Rum), Aderbeidſchan, Irakadſchmi, Perſien u. ſ. w. Der größte Teil von Iran wurde 1194 von den Chowaresmiern, die von Chiwa ſtammten, erobert, afghaniſche Herrſcher, die Ghuriden, unterwarfen um dieſelbe Zeit das öſtliche Gebiet bis weit nach Indien hinein, während Perſien (Fars) den Seldſchukken verblieb, und ſich in Baghdad ein Chalifat unter ſeldſchukkiſcher Oberhoheit mit beſchränktem Gebiet erhielt. Der Sultan von Ikonium wurde 1190 von Friedrich Barbaroſſa beſiegt, dennoch hielt ſich das Reich, als nach Errichtung des lateiniſchen Kaiſertums in Konſtantinopel 1204 ein griechiſches zu Nicaea gegründet wurde. Spanien wurde ſeit 1086 von den Almorawiden, die vorher Marokko zum Islam bekehrt und unterworfen hatten, beherrſcht, dieſe wurden 1146 von den Almohaden geſtürzt.


DEUTSCHLAND
UNGARN
ALANEN
GEORGIEN
PONTUS EUXINUS
BULGARIEN
ICONIUM
SULTANAT
MITTELLÄNDISCHES MEER
ALMORADEN
ABUCHAFSIER
GROSSE SYRTE
REICH DER
ARABIEN
Damask
Damiette
Alexandria
Jerusalem

Die Kreuzzüge. Die Karte ſtellt die Beſitzverhältniſſe von 1204 dar.

1. Kreuzzug 1096—1099, hauptſächlich durch franzöſiſche und normanniſche Große (außerdem nur der deutſche Reichsfürſt Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen, und ſein Bruder Balduin) unternommen, führt zur Gründung der Grafſchaften Edeſſa und Tripolis (an der Küſte von Syrien), des Fürſtentums Antiochia, die von dem neugegründeten Königreich Jeruſalem (erſter König Gottfried von Bouillon, zweiter Balduin) lehensabhängig ſind.

2. Kreuzzug 1147—1148, von Konrad III. von Deutſchland und Ludwig VII. von Frankreich unternommen, weil Edeſſa von den Muhammedanern erobert iſt, verläuft ohne jedes Reſultat.

3. Kreuzzug 1189—1192, von Friedrich Barbaroſſa (kommt 1190 im Fluſſe Saleph in Kleinaſien um), Richard Löwenherz von England und Philipp Auguſt von Frankreich unternommen, da Jeruſalem von Saladin 1187 erobert iſt, erzielt nur die Eroberung von Akkon 1191. Saladin geſteht in einem Vertrag den Chriſten den Beſitz der Küſte von Joppe bis Akkon und den Beſuch der heiligen Stätten zu.

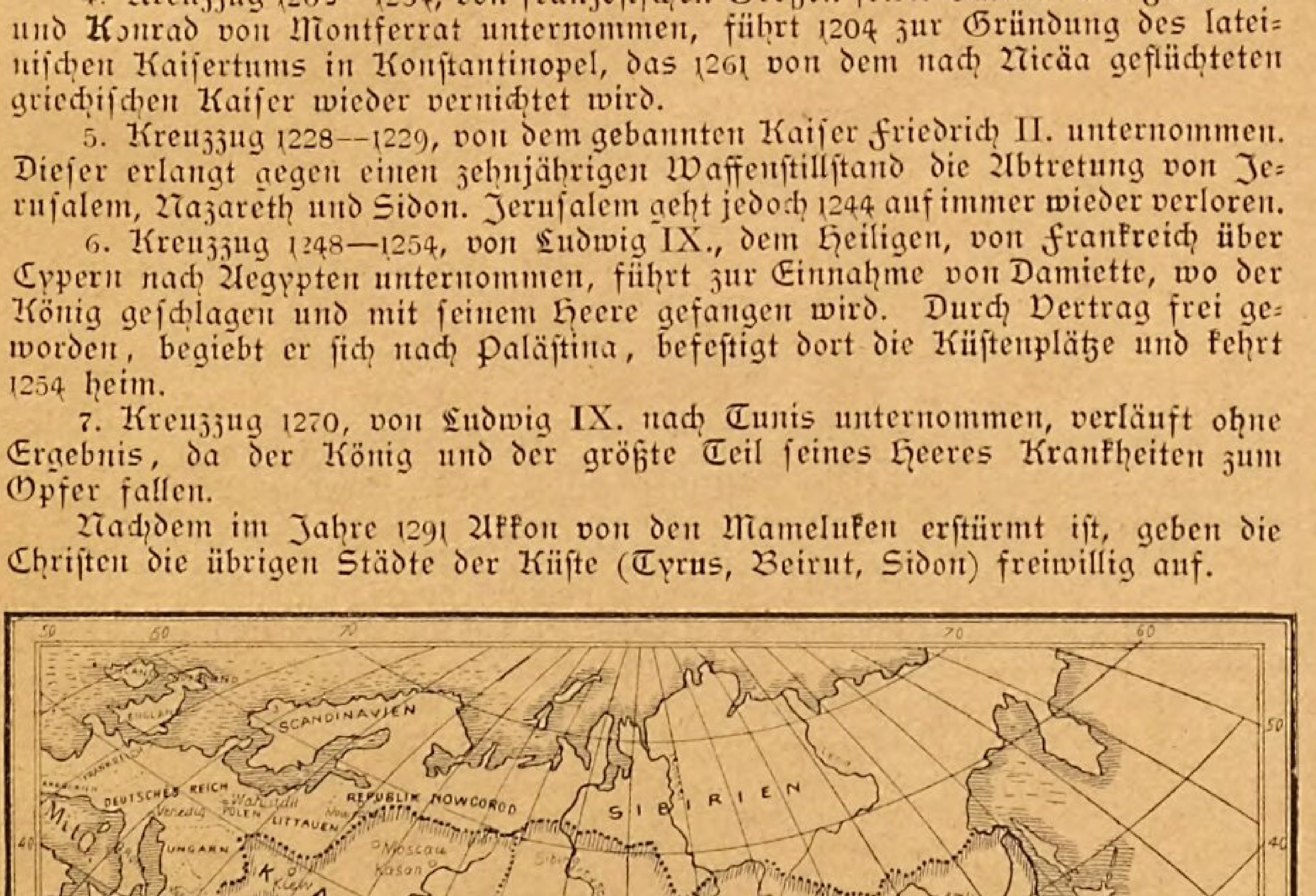
4. Kreuzzug 1202—1204, von franzöſiſchen Großen ſowie Balduin von Flandern und Konrad von Montferrat unternommen, führt 1204 zur Gründung des lateiniſchen Kaiſertums in Konſtantinopel, das 1261 von dem nach Nicäa geflüchteten griechiſchen Kaiſer wieder vernichtet wird.

5. Kreuzzug 1228—1229, von dem gebannten Kaiſer Friedrich II. unternommen. Dieſer erlangt gegen einen zehnjährigen Waffenſtillſtand die Abtretung von Jeruſalem, Nazareth und Sidon. Jeruſalem geht jedoch 1244 auf immer wieder verloren.

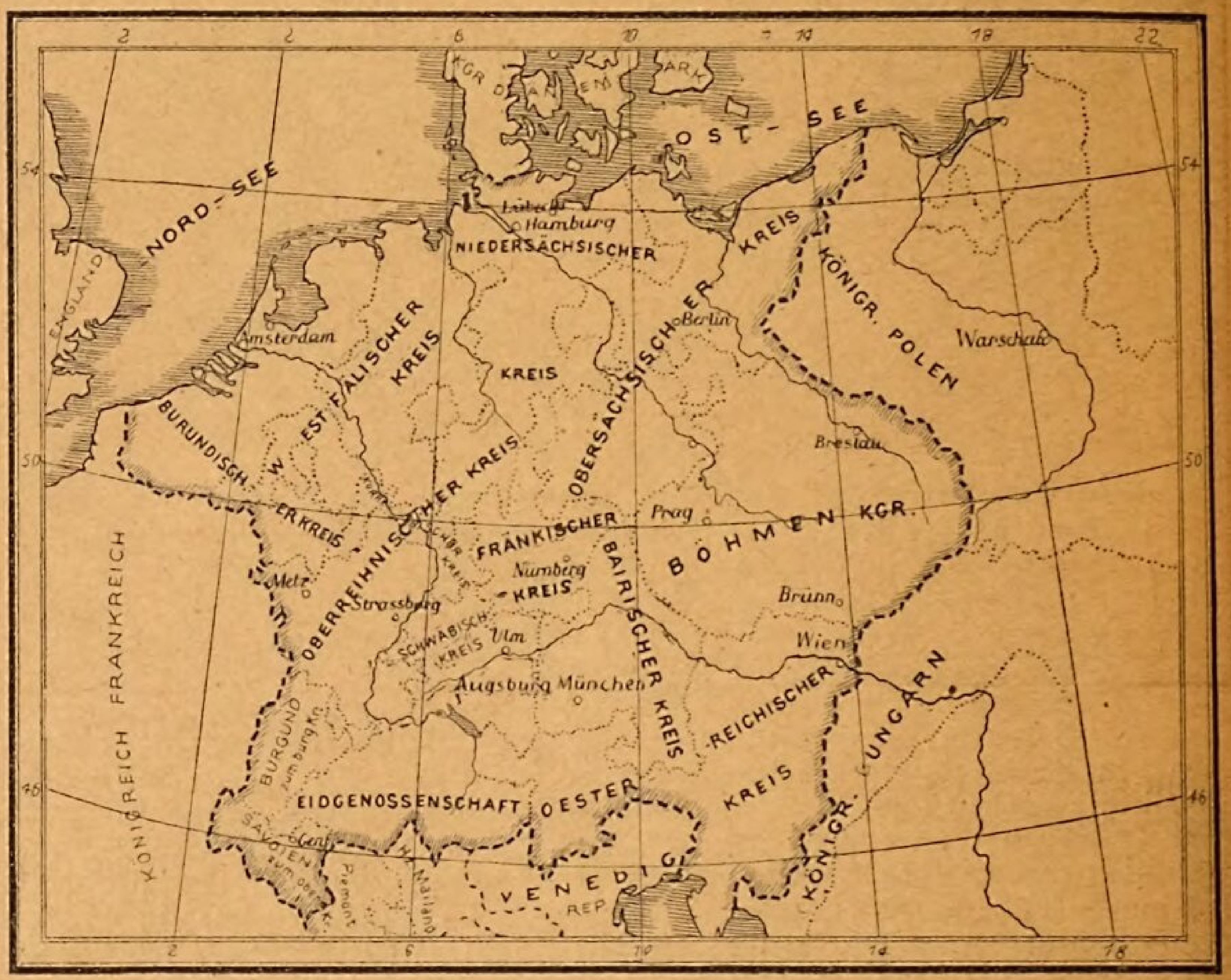
6. Kreuzzug 1248—1254, von Ludwig IX., dem Heiligen, von Frankreich über Cypern nach Aegypten unternommen, führt zur Einnahme von Damiette, wo der König geſchlagen und mit ſeinem Heere gefangen wird. Durch Vertrag frei geworden, begiebt er ſich nach Paläſtina, befeſtigt dort die Küſtenplätze und kehrt 1254 heim.

7. Kreuzzug 1270, von Ludwig IX. nach Tunis unternommen, verläuft ohne Ergebnis, da der König und der größte Teil ſeines Heeres Krankheiten zum Opfer fallen.

Nachdem im Jahre 1291 Akkon von den Mameluken erſtürmt iſt, geben die Chriſten die übrigen Städte der Küſte (Tyrus, Beirut, Sidon) freiwillig auf.


SCANDINAVIEN
DEUTSCHES REICH
REPUBLIK NOWGOROD
POLEN
LITTAUEN
UNGARN
SIBIRIEN
KAPTSCHAK
TURAN
MONGOLEI
TSCHAGATAI
CHINESISCHES REICH
IRAN
TIBET
HINDOSTAN
DEKAN
ARABIEN
ÄGYPTEN
NUBIEN
Moscau
Kiew
Karakorum
Peking
Bagdad
Isfahan
Delhi
Ceylon

Mongoliſche Reiche 1250—1300. Die Mongolen erwählten 1206 zu Karakorum Tamudſchin aus dem Stamm der goldenen Horde zu ihrem Dſchengischan, d. h. höchſten Herrſcher (1206—1227). Dieſer überwand Chiwa, dann die Chowaresmier am Aralſee, während ſeine Söhne noch zu ſeinen Lebzeiten bis an den Dnjepr vordrangen. Dſchengischans Enkel, Batu, der Beherrſcher von Kaptſchak, eroberte 1237 Moskau, Kiew und viele andere Städte, drang in Polen und Ungarn ein, traf aber 1241 auf der Walſtatt bei Liegnitz auf ſo heftigen Widerſtand der Polen und Deutſchen, daß er umkehrte. Mangu, ein anderer Enkel Dſchengischans, der ſeit 1247 herrſchte, unterwarf China vollſtändig, ferner Tibet und die indiſchen Grenzlandſchaften; deſſen Bruder Hugalu eroberte 1258 Baghdad und machte den Sultan von Ikonium zinsbar. So erſtreckte ſich das Reich vom oſtchineſiſchen Meere bis nach Polen und vom Himalaya bis tief nach Sibirien hinein. In den nächſten Jahrhunderten zerfiel es; die öſtlichen Mongolen nahmen den Buddhismus, die weſtlichen den Islam an, während die mittleren Horden der alten Religion treu blieben. Unter ihnen begründete ein Sohn Dſchengischans, Tſchagatai, 1240 ein nach ihm benanntes Reich, aus dem um 1380 der große Eroberer Timur oder Tamerlan hervorgegangen iſt.


NORD-SEE
OST-SEE
NIEDERSÄCHSISCHER KREIS
KÖNIGR. POLEN
Amsterdam
Hamburg
Berlin
Warschau
Breslau
BURGUNDISCHER KREIS
KURRHEINISCHER KREIS
OBERSÄCHSISCHER KREIS
FRÄNKISCHER KREIS
BÖHMEN KGR.
Prag
Nürnberg
Metz
Strassburg
Ulm
Augsburg
München
Brünn
Wien
OBERRHEINISCHER KREIS
SCHWÄBISCHER KREIS
BAIRISCHER KREIS
ÖSTERREICHISCHER KREIS
UNGARN
FRANKREICH
KÖNIGREICH
EIDGENOSSENSCHAFT
VENEDIG REP.

Das deutſche Reich, in Kreiſe eingeteilt. Die Einteilung wurde auf dem Reichstage zu Worms 1495 vorbereitet, zu Köln 1512 beſchloſſen, und zwar hauptſächlich zum Zwecke der Ausführung der Urteile des Reichskammergerichts. An der Spitze jedes Kreiſes ſtand ein Fürſt, der von den Kreisſtänden gewählt wurde, als Kreishauptmann.

1) Oeſtreichiſcher Kreis: Oberöſtreich, Niederöſtreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol und Vorderöſtreich (die in Württemberg, im Breisgau, im Oberelſaß gelegenen Beſitzungen).

2) Burgundiſcher Kreis: Niederlande, Freigrafſchaft Burgund.

3) Kurrheiniſcher Kreis: Die drei Erzbistümer Mainz, Trier und Köln.

4) Fränkiſcher Kreis: Burggrafſchaft Nürnberg, Bistümer Würzburg und Bamberg.

5) Bayriſcher Kreis: Herzogtum Bayern, Oberpfalz, Erzbistum Salzburg.

6) Schwäbiſcher Kreis: Württemberg, Bistümer Augsburg u. viele Reichsſtädte.

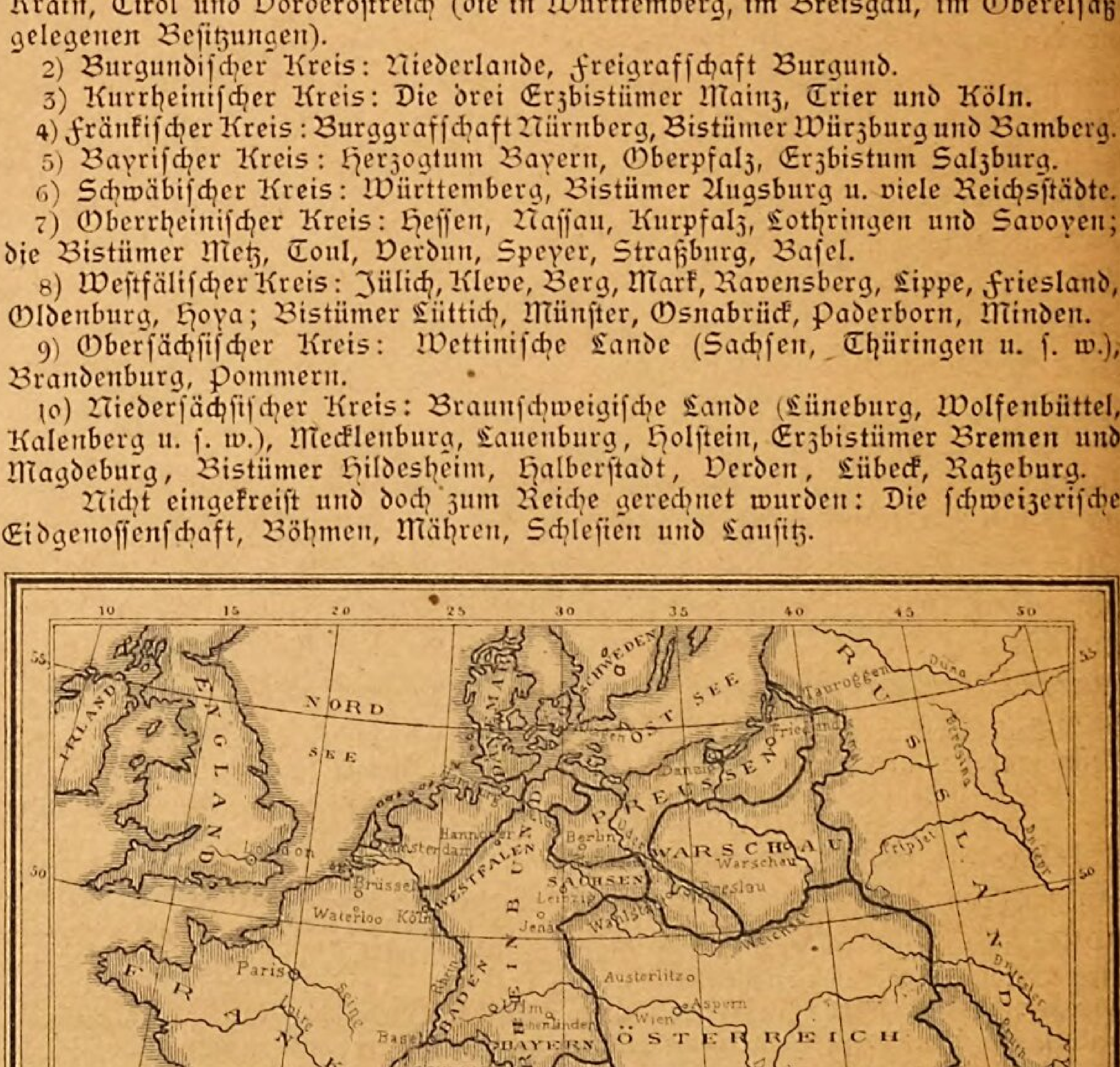
7) Oberrheiniſcher Kreis: Heſſen, Naſſau, Kurpfalz, Lothringen und Savoyen; die Bistümer Metz, Toul, Verdun, Speyer, Straßburg, Baſel.

8) Weſtfäliſcher Kreis: Jülich, Kleve, Berg, Mark, Ravensberg, Lippe, Friesland, Oldenburg, Hoya; Bistümer Lüttich, Münſter, Osnabrück, Paderborn, Minden.

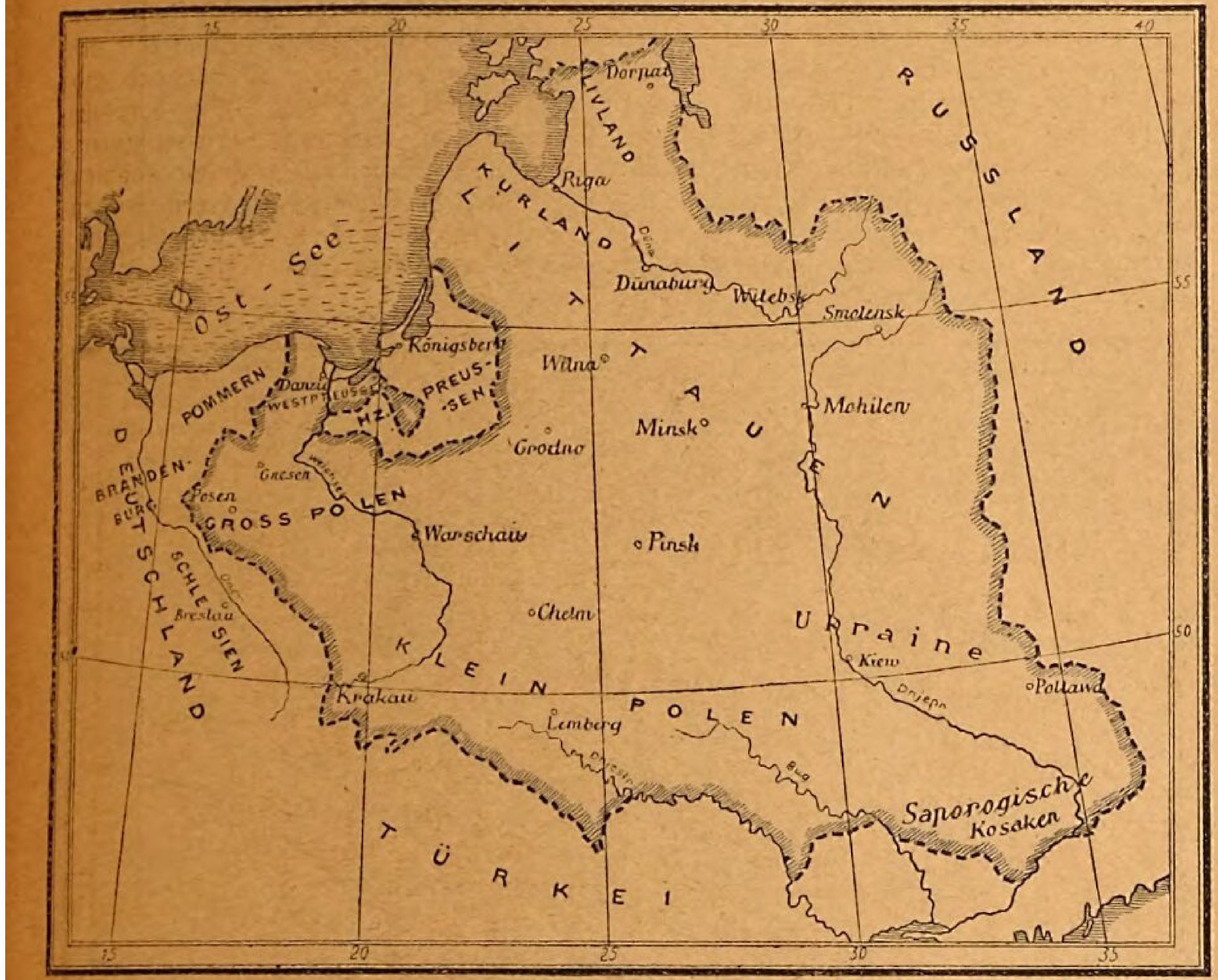
9) Oberſächſiſcher Kreis: Wettiniſche Lande (Sachſen, Thüringen u. ſ. w.), Brandenburg, Pommern.

10) Niederſächſiſcher Kreis: Braunſchweigiſche Lande (Lüneburg, Wolfenbüttel, Kalenberg u. ſ. w.), Mecklenburg, Lauenburg, Holſtein, Erzbistümer Bremen und Magdeburg, Bistümer Hildesheim, Halberſtadt, Verden, Lübeck, Ratzeburg.

Nicht eingekreiſt und doch zum Reiche gerechnet wurden: Die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, Böhmen, Mähren, Schleſien und Lauſitz.


NORD SEE
OST SEE
ENGLAND
WESTFALEN
SACHSEN
WARSCHAU
Warschau
Berlin
Paris
Waterloo
Köln
Leipzig
Jena
FRANKREICH
BADEN
RHEINBUND
BAYERN
SCHWEIZ
ÖSTERREICH
Austerlitz
Aspern
Wien
Ulm
Basel
Lyon
Bordeaux
Marengo
ITALIEN
ILLYRIEN
BOSNIEN
ADRIATISCHES MEER
SERBIEN
WALACHEI
TÜRKEI
Sofia
Adrianopel
Salonichi
SPANIEN
MITTELLÄND. MEER
ELBA
Ajaccio
Rom
NEAPEL

Frankreich zur Zeit Napoleons I. (und zwar Anfang 1813). Nachdem Frankreich 1681 das ganze Elſaß, 1766 endgiltig ganz Lothringen gewonnen hat, erhält es 1797 durch den Frieden von Campo Formio die öſtreichiſchen Niederlande (Belgien) und das ganze linke Rheinufer, was im Frieden zu Lüneville 1801 beſtätigt wurde, 1802 Elba und Piemont, 1805 Parma und Piacenza (Napoleon beherrſchte ſeit dieſer Zeit außerdem als König von Italien die Lombardei, Venetien, Modena und Umbrien), 1809 im Frieden von Wien die illyriſchen Provinzen, den Kirchenſtaat und Rom, 1810 Holland, Oldenburg, den nördlichen Teil des 1807 gegründeten Königreichs Weſtfalen, das Großherzogtum Berg, Oſtfriesland, die Hanſeſtädte Bremen, Hamburg und Lübeck. Frankreichs Gebiet erſtreckt ſich in dieſer Zeit vom Tyrrheniſchen Meere bis zur Oſtſee, von den Pyrenäen bis an die Elbe und iſt in 130 Departements geteilt.



Polen in ſeiner größten Ausdehnung um 1600. 963 wird Miecyslaw I. von Otto dem Großen mit Polen belehnt, 965 tritt er zum Chriſtentum über. Er beſitzt Großpolen mit Poſen, Gneſen, Pommern öſtlich der Oder und Weſtpreußen weſtlich der Weichſel, Kleinpolen mit Krakau und Maſovien, die Landſchaft um das heutige Warſchau (dieſes erſt 1186 gegründet). Boleslav I., der Ruhmreiche (992—1125), unterwirft Schleſien, die Lauſitz, Mähren, Böhmen und die öſtlichen Länder bis Kiew (Ukraine) und ſetzt ſich 1025 die Königskrone auf. In den innern Kämpfen der folgenden Jahrhunderte fallen die einzelnen Teile auseinander, und trennen ſich die eroberten Gebiete ab, ſeit 1230 wird die ganze Küſte von der Weichſel bis zum finniſchen Meerbuſen vom Deutſchen Orden erobert. Groß- und Kleinpolen werden um 1320 wieder vereinigt. 1386 wird durch die Thronbeſteigung Jagellos von Litauen dies große Gebiet mit Polen vereinigt. 1466 wird dem deutſchen Orden Weſtpreußen und Ermland abgenommen und die Lehnspflicht für Oſtpreußen auferlegt. 1561 wurde Livland polniſche Provinz, Kurland polniſches Lehen. In dieſer Zeit reicht Polen von der Oſtſee bis an das Schwarze Meer, hat 21 000 Quadratmeilen Flächeninhalt und 33 000 000 Einwohner. Ihm waren faſt ſämtliche Koſaken unterthan, unter denen die Saporogiſchen, urſprünglich eine gegen die Tartaren gegründete Kolonie, eine wichtige Stelle einnahmen. [Als aber nach dem Ausſterben des von Jagello gegründeten Herrſcherhauſes der Adel den Staat in eine Adelsrepublik mit einem machtloſen Monarchen an der Spitze umwandelte, begann der Verfall des Reiches. 1657 ging die Lehnshoheit über Preußen, 1667 Livland, Smolensk, Siewierz und Tſchernigow verloren, 1672 mußte Podolien an die Türken abgetreten werden. Im Jahr 1770 nahm Oeſterreich die Zips, und 5. Aug. 1772 kam in St. Petersburg der 1. Teilungsvertrag zwiſchen Rußland, Preußen und Oeſterreich zu ſtande, der Polen Oſtgalizien und Wladimir, einen Teil von Litauen, Weſtpreußen, die Netzelandſchaft, im ganzen 5 Mill. Einw. entriß. Im Jahre 1793 folgte die 2. Teilung, 1796 die 3. Teilung, welche dem polniſchen Reiche ein Ende machte.]

(Die Erläuterungen zu den geſchichtlichen Landkarten von Dr. E. von Borries.)

Der Polenflüchtling.

Von Nikolaus Lenau (1802—1850).

Im quellenarmen Wüſtenland
Arabiſcher Nomaden
Irrt ohne Ziel und Vaterland
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet ſtill,
Daß noch ſein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterſprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkuſſe glüht
Das Schwert an ſeiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenſtrahl?

Sein Leib neigt ſich dem Boden zu
Mit dürſtendem Ermatten;
Der ſänke gern zu kühler Ruh'
In ſeinen eignen Schatten,
Der tränke gern von dürrer Glut
Schier ſeine eigne Thränenflut.

Doch ſolche Qual ſein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefer's Kränken.
Er ſchreitet fort, von Schmerz geſtärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal ſein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein ſüßes Lied des Mitleids ſingt
Entgegen ihm die Quelle,
Und ſäuſelnd weht das Grab ihn an:
O ſchlummre hier, du armer Mann!

Er ſinkt, er ſchläft. Der fremde Baum
Einflüſtert ihn gelinde
In einen ſchönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauſchen ihn wie Schlachtengang,
Umrauſchen ihn wie Siegsgeſang.

Dort kommt im Oſten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenſchar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildnis nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie laſſen, friſch und froh gelaunt,
Die Roſſ' im Quelle trinken,
Und plötzlich ſchauen ſie erſtaunt
Ein Schwert im Graſe blinken,
Und zitternd ſpielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angeſicht.

Sie lagern um den Fremden ſtumm,
Ihn aufzuwecken, bange!
Sie ſeh'n der Narben Heiligtum
Auf blaſſer Stirn und Wange;
Dem Wüſtenſohn zu Herzen geht
Des Unglücks ſtille Majeſtät.

Dem ſchlafverſunk'nen Helden naht,
Mit Schritten gaſtlich leiſe,
Ein alter, finſterer Nomad,
Und Labetrunk und Speiſe,
Das Beſte, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras,

Nimmt wieder ſeine Stelle donn. —
Noch ſtarrt die ſtumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht ſchon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen ſie den Fremden mild
Und ſingen ihm zur Ehre
Geſänge tief und ſchlachtenwild
Hinaus zur Wüſtenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch
Iſt ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und ſchwingt ſein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er ſteht auf Oſtrolenkas Feld; —
Wie lauſchet der Entzückte,
Vom ſtürmiſchen Geſang umweht!
Wie heiß ſein Blick nach Feinden ſpäht!

Doch nun der Pole ſchärfer lauſcht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauſcht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüſte ſcheint;
Da wirft er ſich zur Erd' — und weint.

Die letzten zehn vom vierten Regiment.

Von Julius Moſen (1803—1867).

Zu Warſchau ſchwuren tauſend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe ſei gethan!
Tambour, ſchlag' an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit ſtillem Schmerz ſein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es d'rauf und d'ran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tauſend Feuerſchlünden
Bei Oſtrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir ſein tückiſch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Oſtrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wack're Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schickſal unterlagen,
Doch hatte keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigrot zum Meer die Weichſel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh' allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen friſch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefſte Wunde brennt?
Ach, Polen kennt ſein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen,
An unſ'rer Seite dort wir ſtürzen ſah'n!
Wir leben noch, die Wunden ſtehen offen,
Und um die Heimat ewig iſt's gethan;
Herr Gott im Himmel, ſchenk ein gnädig End'
Uns Letzten noch vom vierten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düſt'rem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: „Wer da?" ſchallt; ſie ſtehen feſtgebannt,
Und einer ſpricht: „Vom Vaterland getrennt,
Die letzten zehn vom vierten Regiment!"

Aus dem „Lied von unſerm Lande".

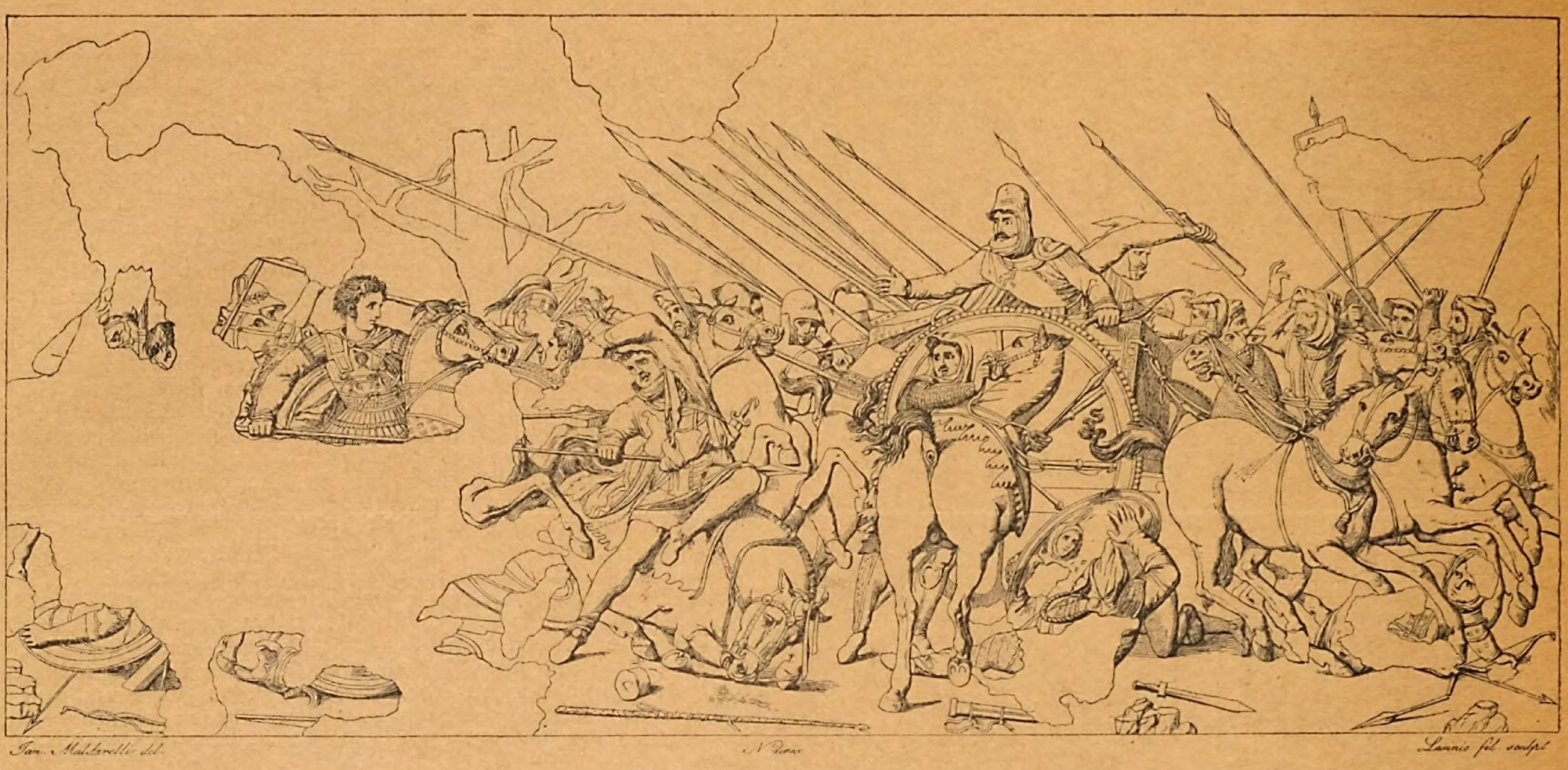
Von Vinzens Pol (1807—72).

Vom Gebirge bis zum Meere
Dehnet ſich ein fruchtbar Land aus,
Das berühmt durch Glauben, Mut und
Gaſtlichkeit geworden, wie durch
Seine Unordnung und Freiheit.
Groß im Dulden großen Unrechts,
Iſt's durch Ströme Bluts geſühnet.

Gott, der nimmt, der giebt auch wieder:
So gab er mit vollen Händen
Dieſem Volke, was es brauchet,
Wie der Vater Staszic ſaget:
„Gab ihm Brot und hartes Eiſen,
Gold und Silber zur Genüge,"
Sanfte Herzen, ſtarke Seelen,
Weichen Willen, feſten Glauben,
Off'nes Land und Lieb' zum Lande,
Schlimme Nachbarn — kräft'ge Arme,
Weisheit legt' er in die Sitten,
Gab Gefühl, das niemals irret.

Wenn's auch ſchon das unſre iſt, —
Wenn es gut iſt, darf man's loben, —
Schlecht kann, wahrlich, nicht ein Land ſein,
Welches ſolche Leute zeugt.

(Ueberſetzung v. Kurtzmann.)

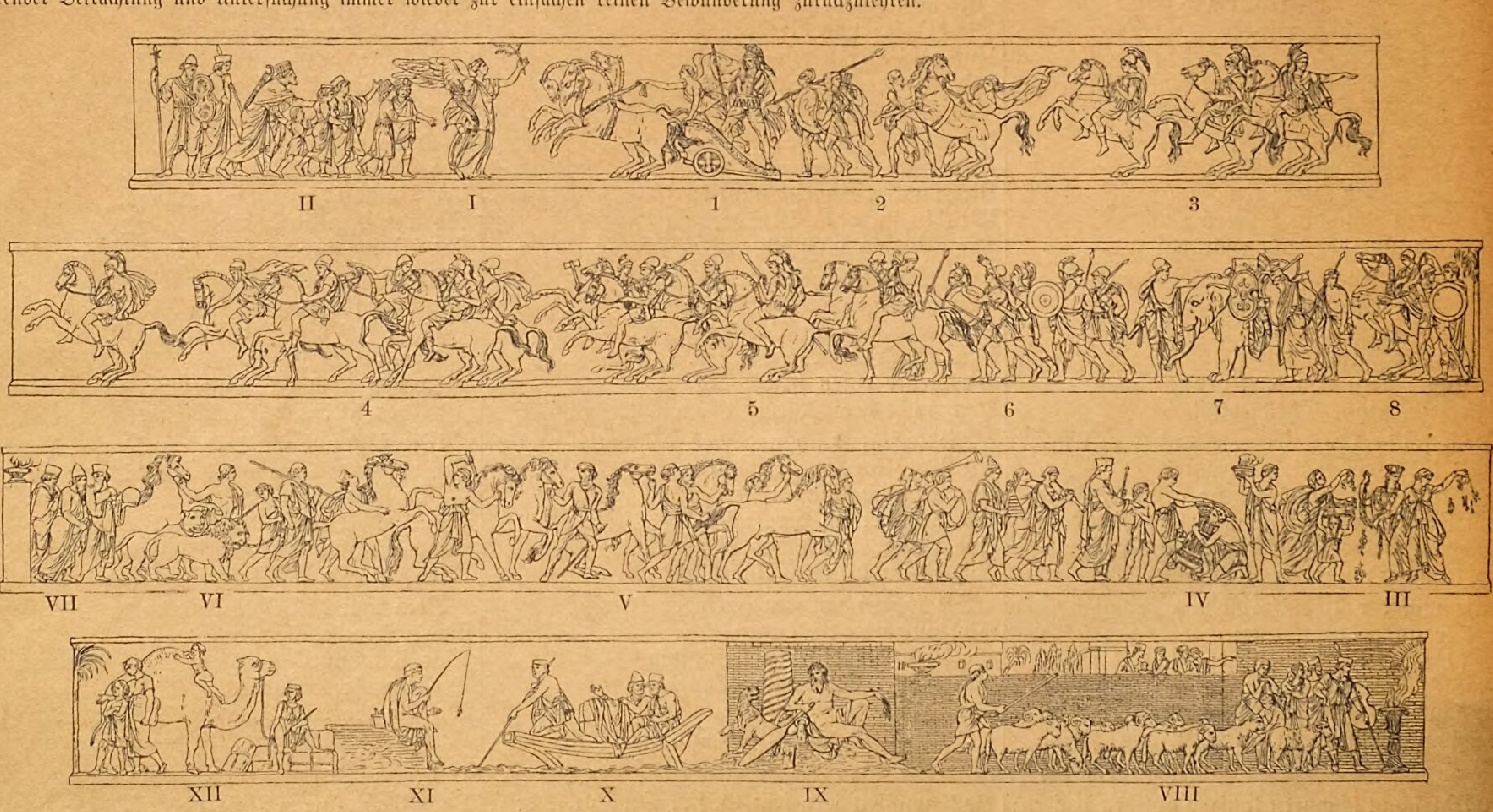


Die Alexanderſchlacht.

(Beſchädigtes) Moſaikgemälde aus Pompeji. Nach „Real Museo Borbonico. Napoli 1832“.

Ein Auftritt aus der Schlacht bei Iſſus (333 v. Chr.). Alexander durchbohrt einen Perſer, der ſeinen König (Darius) ſchützen will, mit einer Lanze. Deſſen Wagenlenker treibt die Pferde zur Flucht; Darius blickt ſchmerzvoll auf den Durchbohrten.

Goethe ſagt über dies Gemälde: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, ſolches Wunder der Kunſt richtig zu kommentieren, und wird genötigt ſein, nach aufklärender Betrachtung und Unterſuchung immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren.“



Der Alexanderzug.

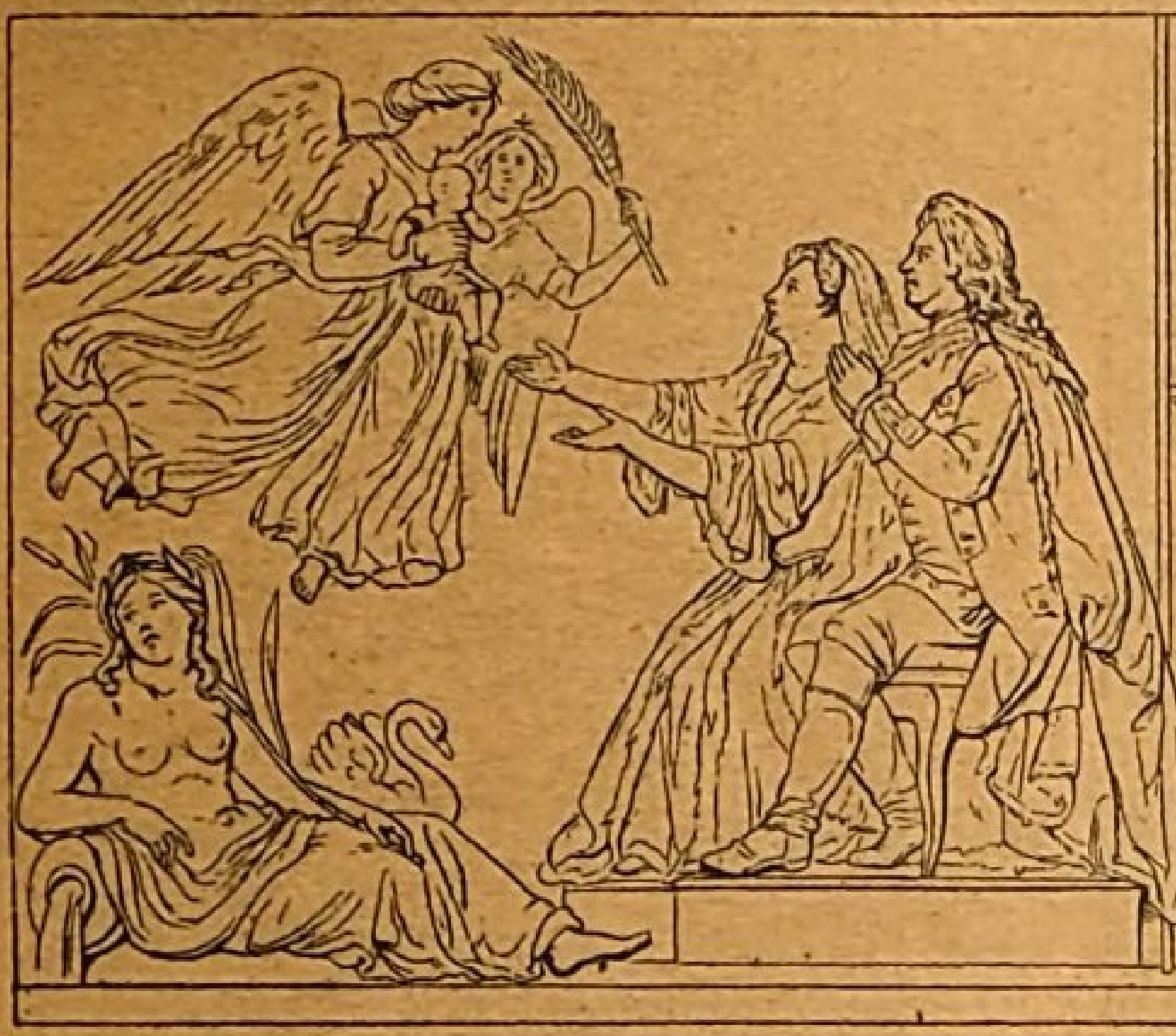
Fries von Bertel Thorwaldſen (1770–1844).

Das Ganze ſtellt den Sieges-Einzug des makedoniſchen Königs Alexanders des Großen (356–323 v. Chr.) in die alte Hauptſtadt Babylon vor. Es zerfällt in 2 Teile: in einen von der Stadtſeite her dem ſiegreichen Könige entgegenkommenden Zug (durch römiſche Ziffern bezeichnet) und in die Darſtellung des einziehenden Griechenheeres (mit arabiſchen Ziffern ausgezeichnet). An der Spitze der Ueberwinder Aſiens erſcheint (1) König Alexander in jugendlich ſchöner Geſtalt. Auf ſeine Lanze geſtützt, ſteht er in dem Triumphwagen, deſſen mutiges Viergeſpann von der Siegesgöttin ſelbſt gelenkt wird. Unmittelbar hinter dem Wagen (2) ſchreiten ſeine Waffenträger, der eine mit Schild und Kriegslanze, der andere mit Bogen und Köcher; dieſen folgt das feurige Schlachtpferd des jugendlichen Helden, das 2 Diener kaum zu bändigen vermögen. Dem Heere voran ſprengen (3 und 4) deſſen Feldherrn und Hauptleute; ihnen ſchließt ſich an eine Reihe von Reitern (5) in griechiſcher Kleidung, mit Lanze oder Kriegsbeil bewaffnet. Krieger zu Fuß (6) ziehen den Siegeszeichen (7) voran, welche durch einen mit Waffenbeute beladenen Elefanten und einen gefeſſelten perſiſchen Fürſten dargeſtellt werden; Krieger zu Fuß und zu Pferde (8) beſchließen dieſen Teil des Zuges. — Unter einem Palmbaum ſteht ein Knabe, von einer Frau geleitet, welche den Zug betrachten, hinter demſelben erblickt man die Zeichen friedlicher Arbeit: ein Kamel, (XII) das mit Warenballen beladen werden ſoll und auf deſſen Rücken ein kleiner Junge hinaufklettert, einen Angelfiſcher (XI), ein Ruderboot, das einen Kaufmann mit ſeinen Waren führt. Wir ſtehen nun an Babylons Mauern und Türmen. Den Fluß Euphrat verſinnlicht der am Fuß der Mauer gelagerte Flußgott (X). Ueber dieſe ſich erhebende Baumgipfel (VII) deuten auf die hängenden Gärten der Semiramis, zahlreiche Einwohner ſehen dem nahenden Heere entgegen; längs der Stadtmauer treibt ein Hirt ſeine Herde. Aus dem Thore heraus bewegt ſich, dem heranziehenden König entgegen, ein feierlicher Zug Begrüßender und Bittender, 3 chaldäiſche Prieſter oder Wahrſager (VII), Leute, welche gefeſſelte Löwen und Tiger (VI), andere, welche Pferde (V) zum Geſchenke bringen, weiter voraus Hornbläſer und Flötenſpieler. Bagophanes, der Burghauptmann und Schatzmeiſter des perſiſchen Königs, läßt durch Diener Altäre aufſtellen, auf denen Rauchfäßer prangen ſollen (IV), und durch Tänzerinnen den Weg der Einziehenden mit Blumen beſtreuen (III). Allen dieſen voran aber ſchreitet Mazäus, ein perſiſcher Feldherr, der aus der Stadt geflohen war und nun die Stadt und ſich der Gnade des Siegers übergiebt. Er läßt ſeine 5 Kinder vor ſich hergehen, um durch deren Anblick das Herz des Königs zur Milde zu ſtimmen (II). Die Verbindung mit dem anrückenden Heere ſtellt in würdigſter Weiſe die geflügelte Friedensgöttin (I) dar, Oelzweig und Füllhorn in den Händen tragend. Der Sieg hat Alexander bis hieher geführt, nun mag an deſſen Stelle der Friede mit ſeinen Segnungen treten.

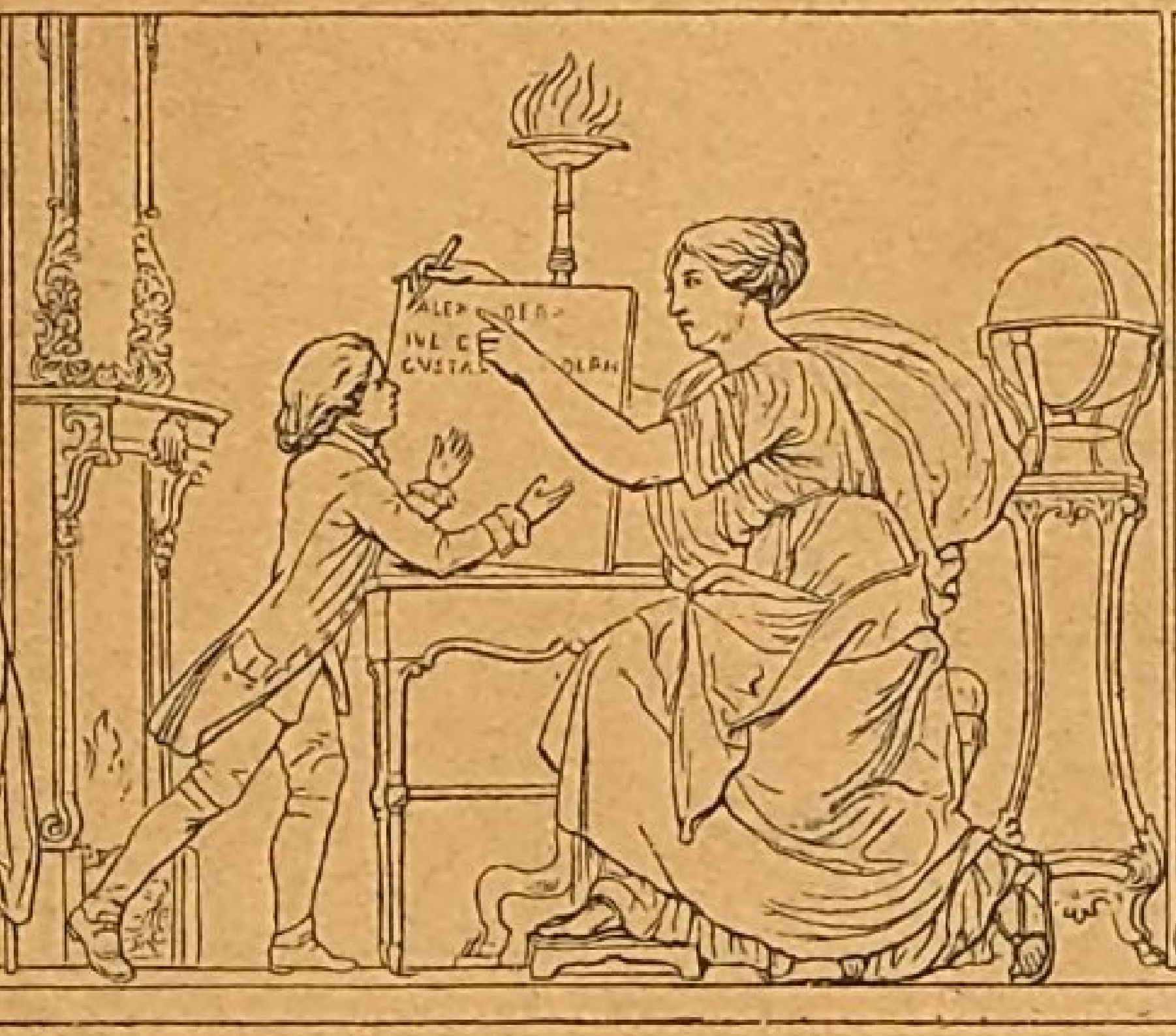
Veranlaſſung zu dieſem Werke gab dem Künſtler ein für den Sommer 1812 angekündigter Beſuch Napoleons I. zu Rom. Man hatte Thorwaldſen den Auftrag gegeben am Geſimſe eines großen Saales in dem „Quirinal“ genannten römiſchen Palaſte, den der Kaiſer bewohnen ſollte, ein herumlaufendes Bild in erhabener Arbeit herzuſtellen, doch mußte es in weniger als 2 Monaten vollendet ſein. Thorwaldſen faßte nun den Gedanken, den korſiſchen Eroberer durch eine Vergleichung mit dem Welteroberer Alexander dem Großen zu erfreuen und deſſen Einzug in die aſiatiſche Weltſtadt Babylon mit dem Beſuche des Frankenkaiſers in der alten europäiſchen Weltſtadt Rom in Verbindung zu bringen. Den Stoff entnahm der Künſtler dem römiſchen Geſchichtſchreiber Curtius Rufus (um 40 n. Chr.), der in ſeinem Leben Alexanders des Großen deſſen Einzug in Babylon ſchildert. In außerordentlicher Schnelligkeit erſann, entwarf und vollendete Thorwaldſen ſein Werk. Da aber Napoleon nicht nach Rom kam und bald darauf ſeine Krone verlor, konnte dieſe Lieblingsſchöpfung des großen Bildhauers nicht in Marmor ausgeführt werden. Um ſo größer aber war ſeine Freude, als er von zwei Seiten Auftrag dazu erhielt, von ſeiner Heimat aus für das Chriſtiansborger Schloß in Kopenhagen und von dem reichen Grafen Sommariva in der Lombardei, der mit dem ſeine ſchöne Villa am Comerſee ſchmückte. Mit dieſem Werke hat Thorwaldſen auch der beinahe erſtorbenen Kunſt, erhabene Arbeit auf einer kleineren oder größeren Fläche zu bilden, neues Leben eingehaucht, indem er zeigte, daß man eine ſolche in der Länge nicht nach der Tiefe ausgeſtalten müſſe.

Friedrich der Große.

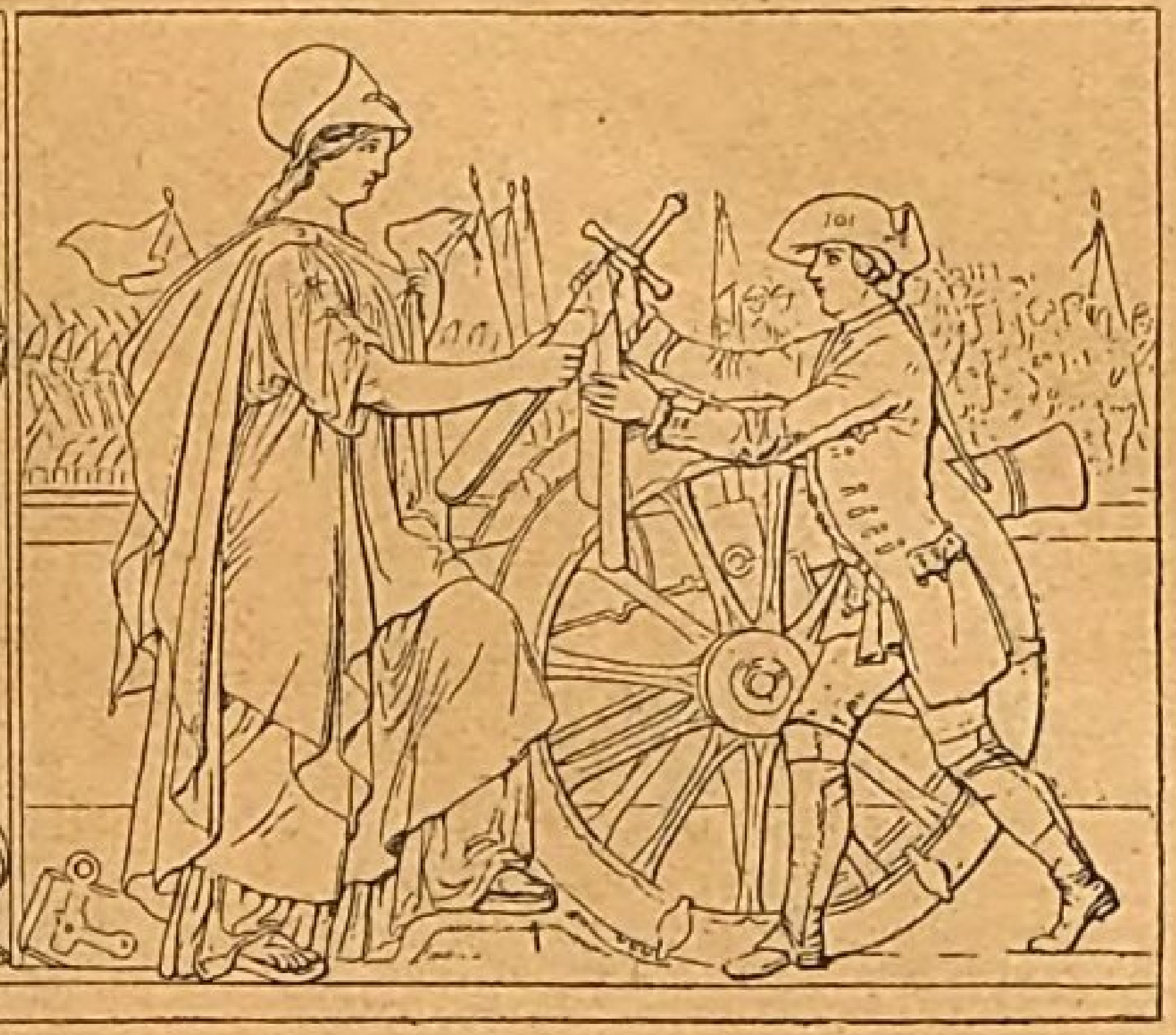
Reliefs am Fußgeſtelle ſeines Denkmals in Berlin. Von Chriſtian Rauch (1777—1857). Nach: „Denkmal König Friedrichs des Großen.“ Berlin, 1851.



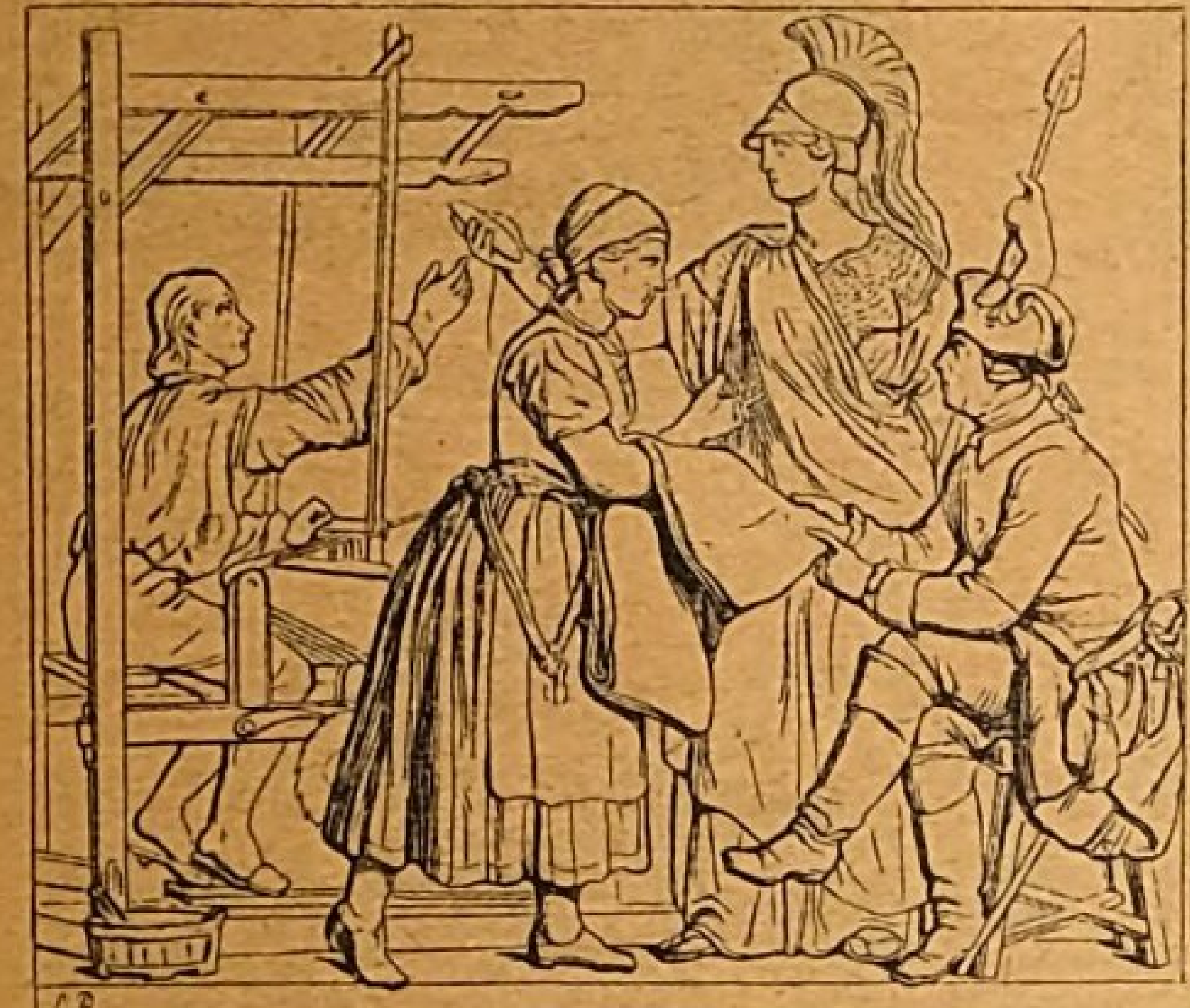
Schutzgeiſter übergeben das Kind den Eltern.



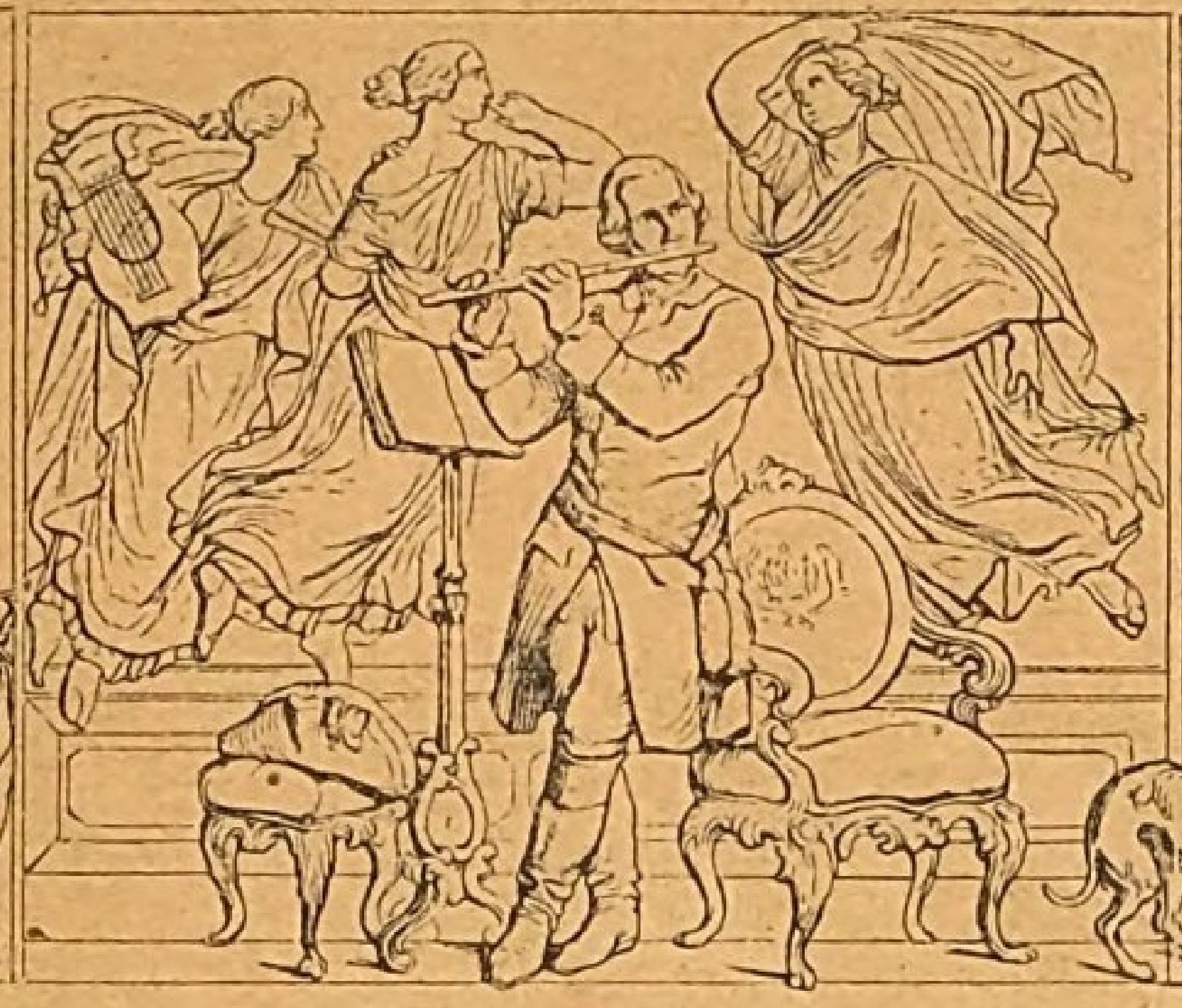
Klio, die Muſe der Geſchichte, unterrichtet den Knaben.



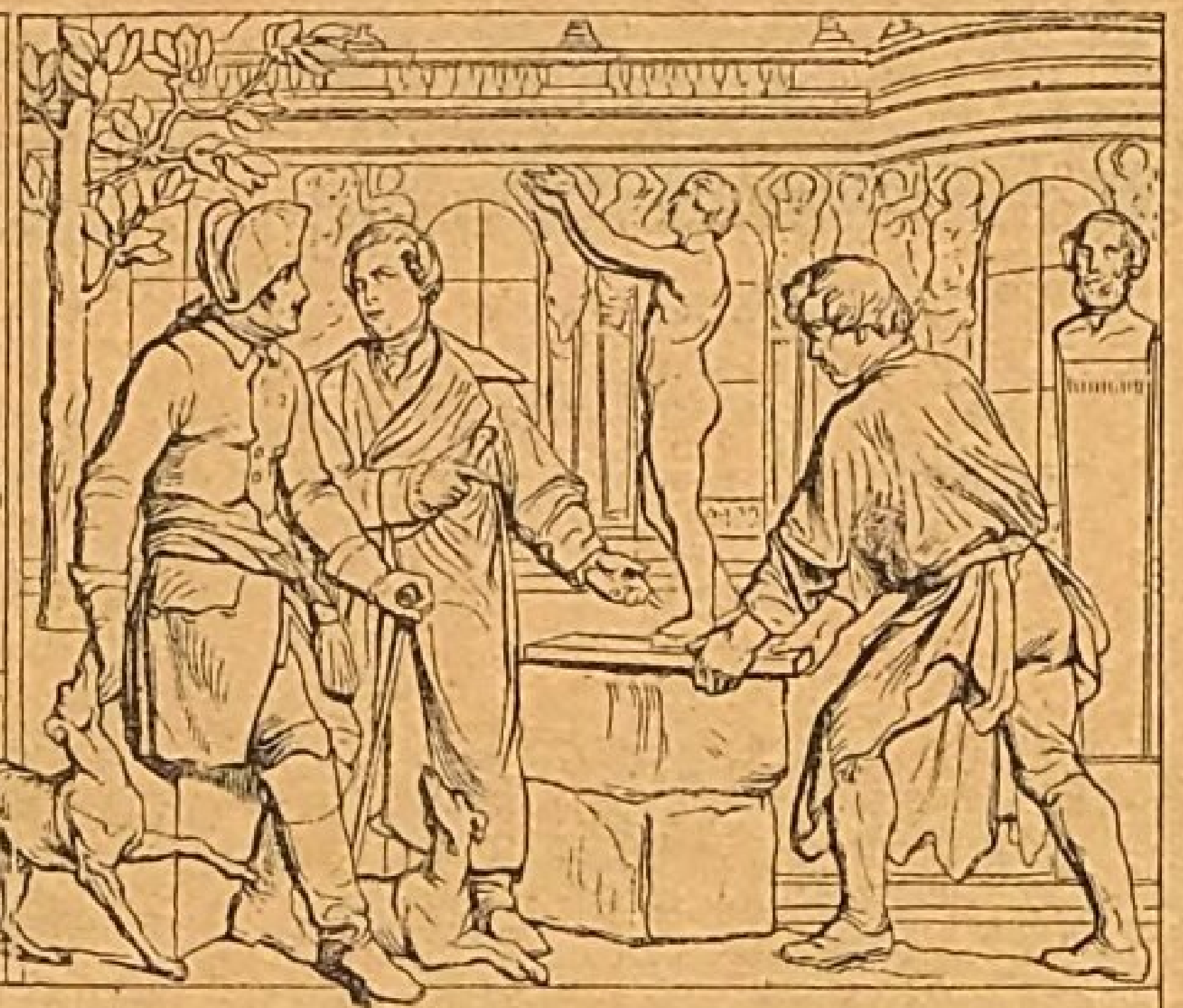
Athene waffnet den Jüngling für das Heer, das er künftig anführen ſoll.



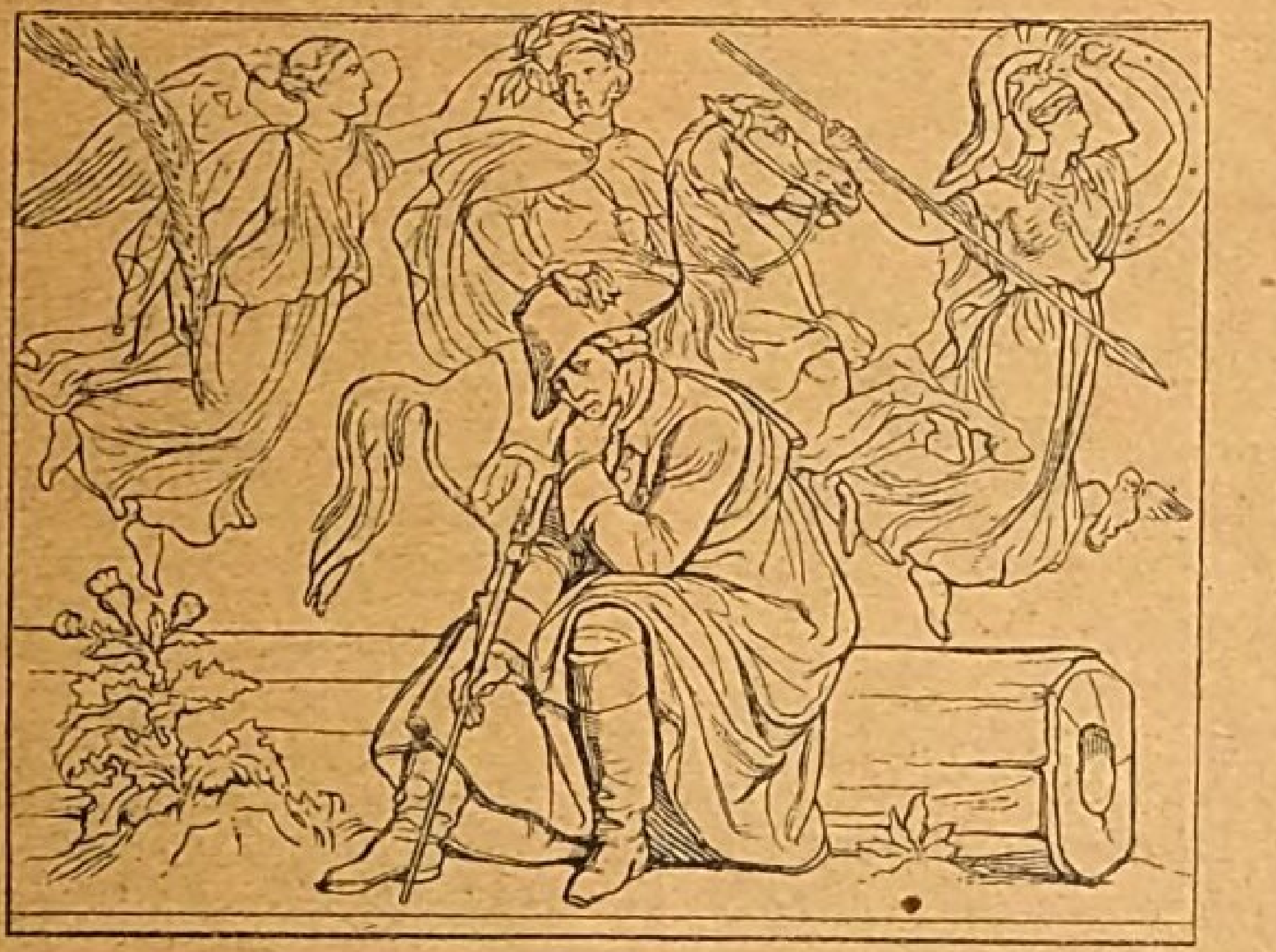
Der König prüft bei einem ſchleſiſchen Weber fertige Leinwand; Athene, Göttin des Kunſtfleißes, reicht das Webeſchiffchen dar.



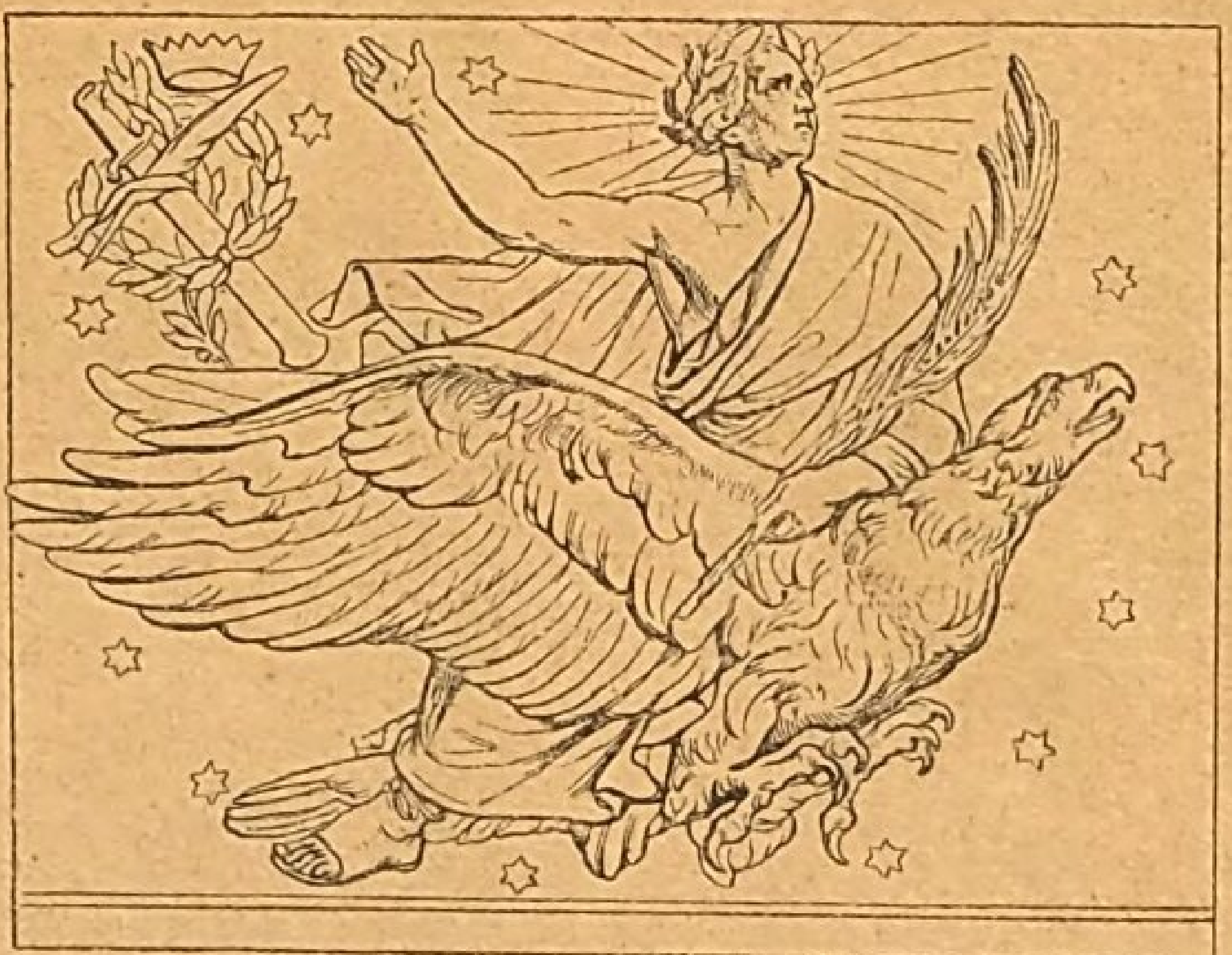
Erholung im Flötenſpiel; die Muſen umſchweben den König.



Der Baumeiſter v. Knobelsdorff (1699-1753) ſtellt dem Könige in Sansſouci ein Kunſtwerk des Altertums (betender Knabe) vor.

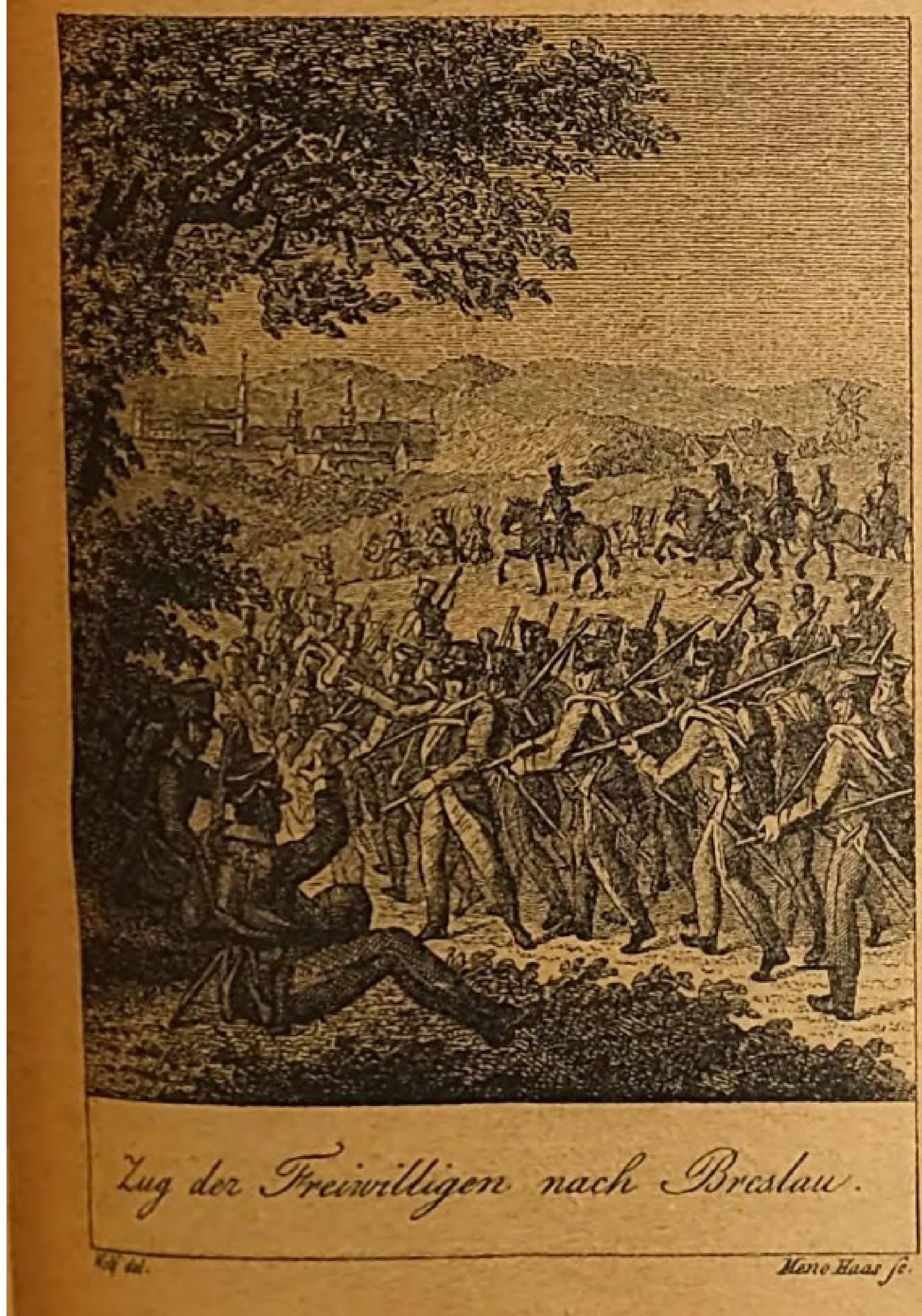


Vorderſeite des Denkmals:
Der König nach der verlorenen Schlacht von Kolin nachdenklich auf einer Brunnenröhre ſitzend. Bellona-Boruſſia (Krieg und Preußen) leiten ſeine Gedanken in neue Bahnen.



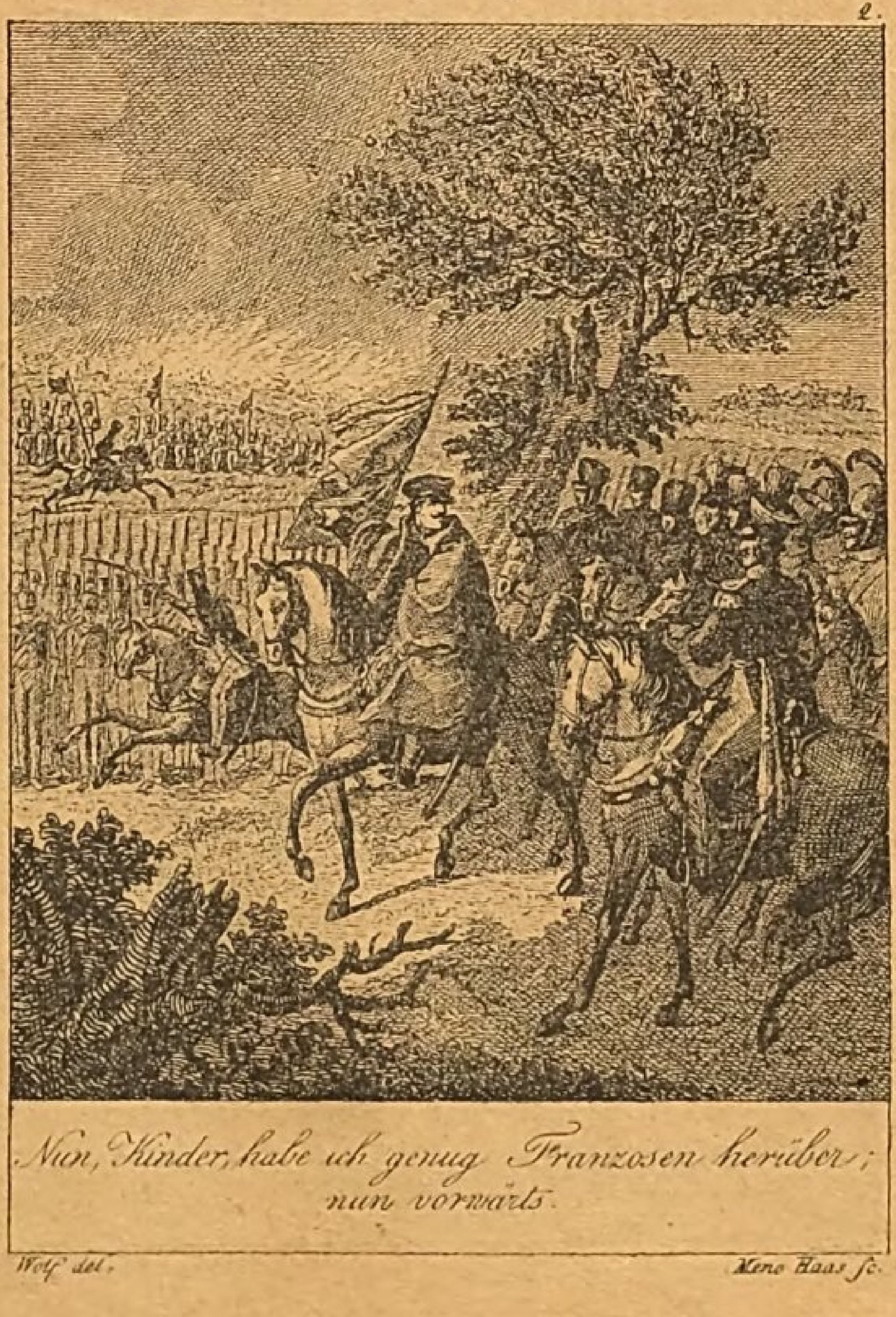
Rückſeite des Denkmals.
Des Ruhmes Adler trägt den vom Irdiſchen gelöſten, mit Palme und Lorbeer geſchmückten königlichen Weiſen zu den Sternen empor.

Friedrich Wilhelm III.



Zug der Freiwilligen nach Breslau.

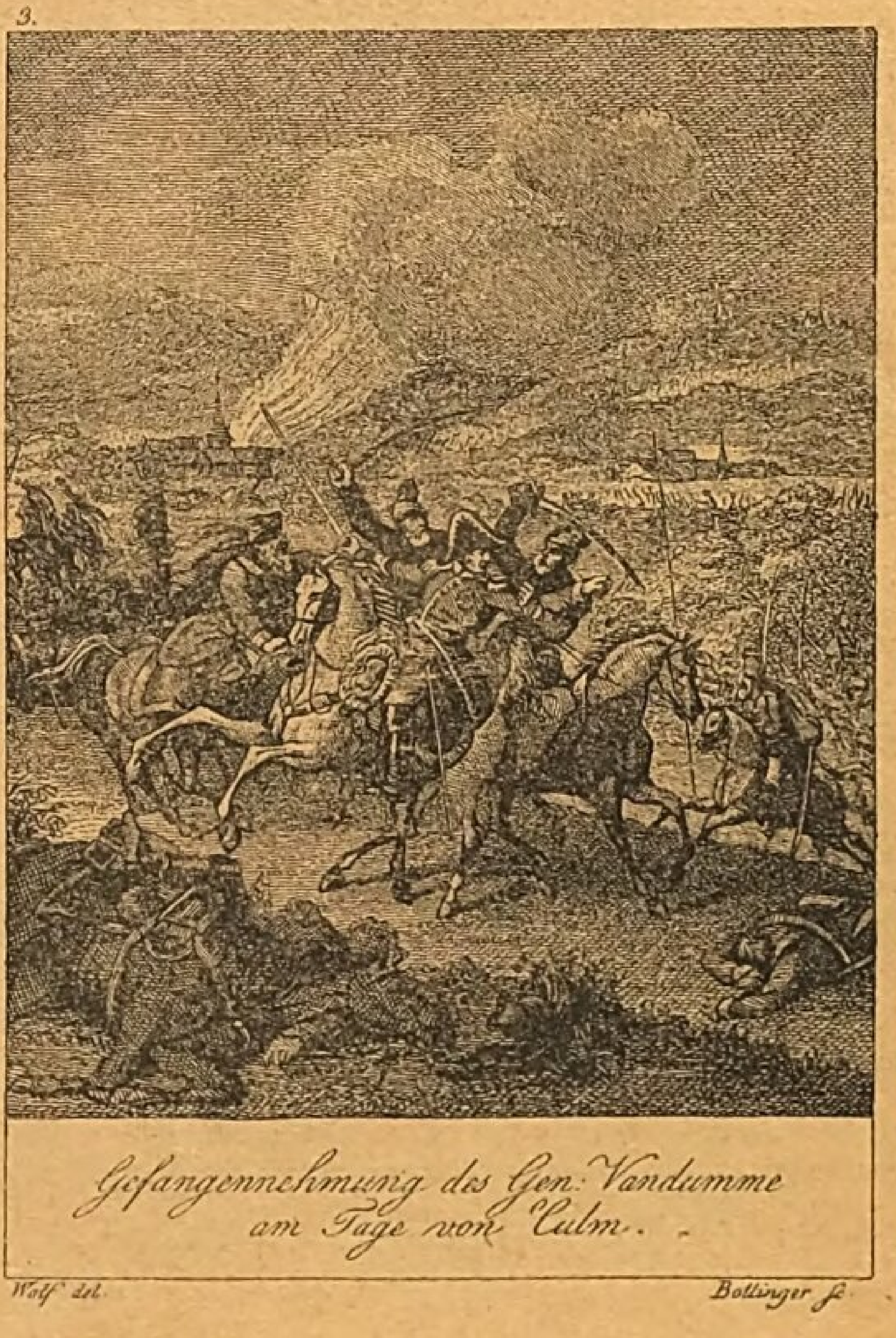
Wolf del. Meno Haas sc.



2.

Nun, Kinder, habe ich genug Franzosen herüber; nun vorwärts.

Wolf del. Meno Haas sc.

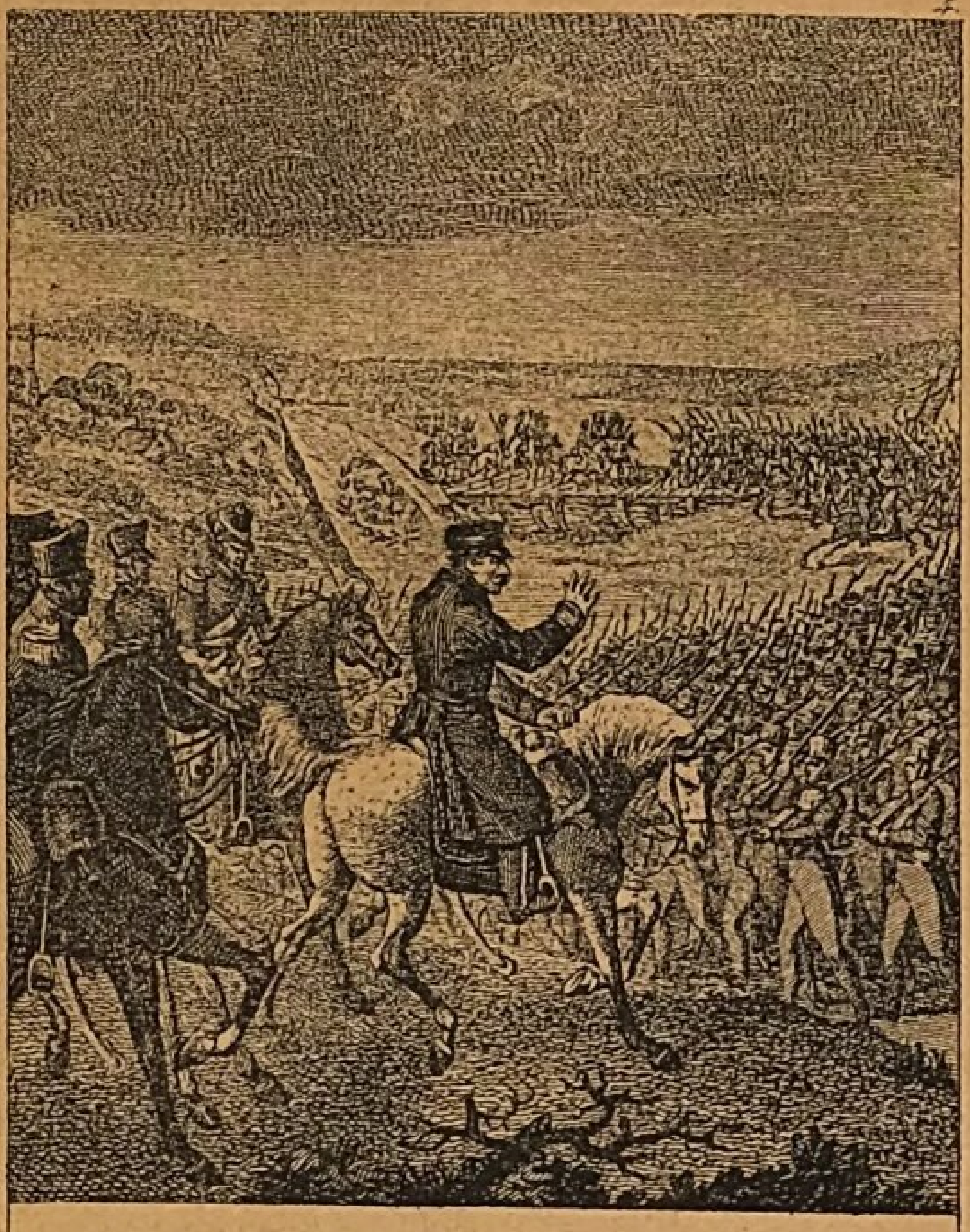


3.

Gefangennehmung des Gen: Vandamme am Tage von Culm.

Wolf del. Bollinger sc.

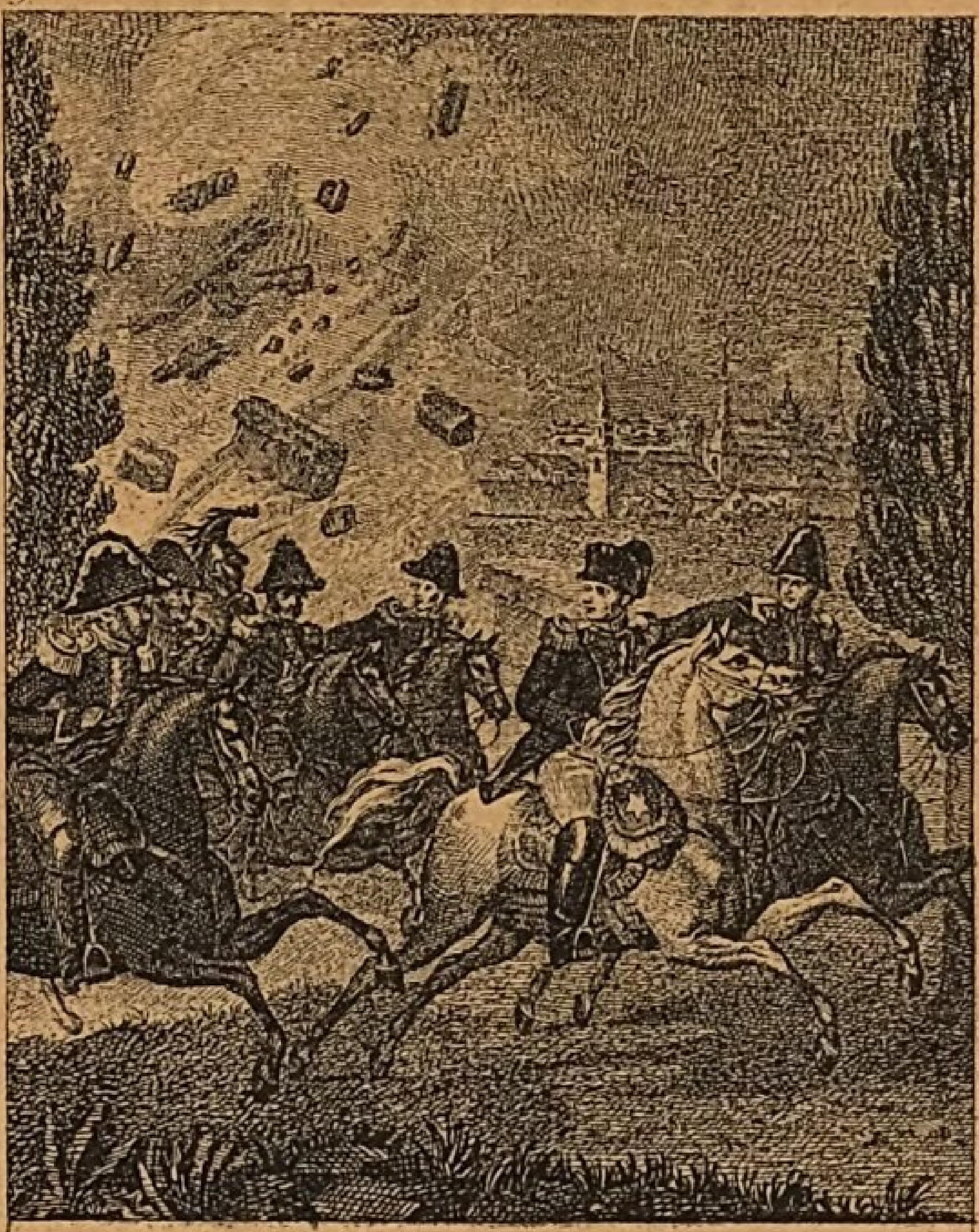
4.



Blücher beruhigt die mit edlem Unwillen
gegen ihn murrenden Soldaten.

Wolf del. et ſc.

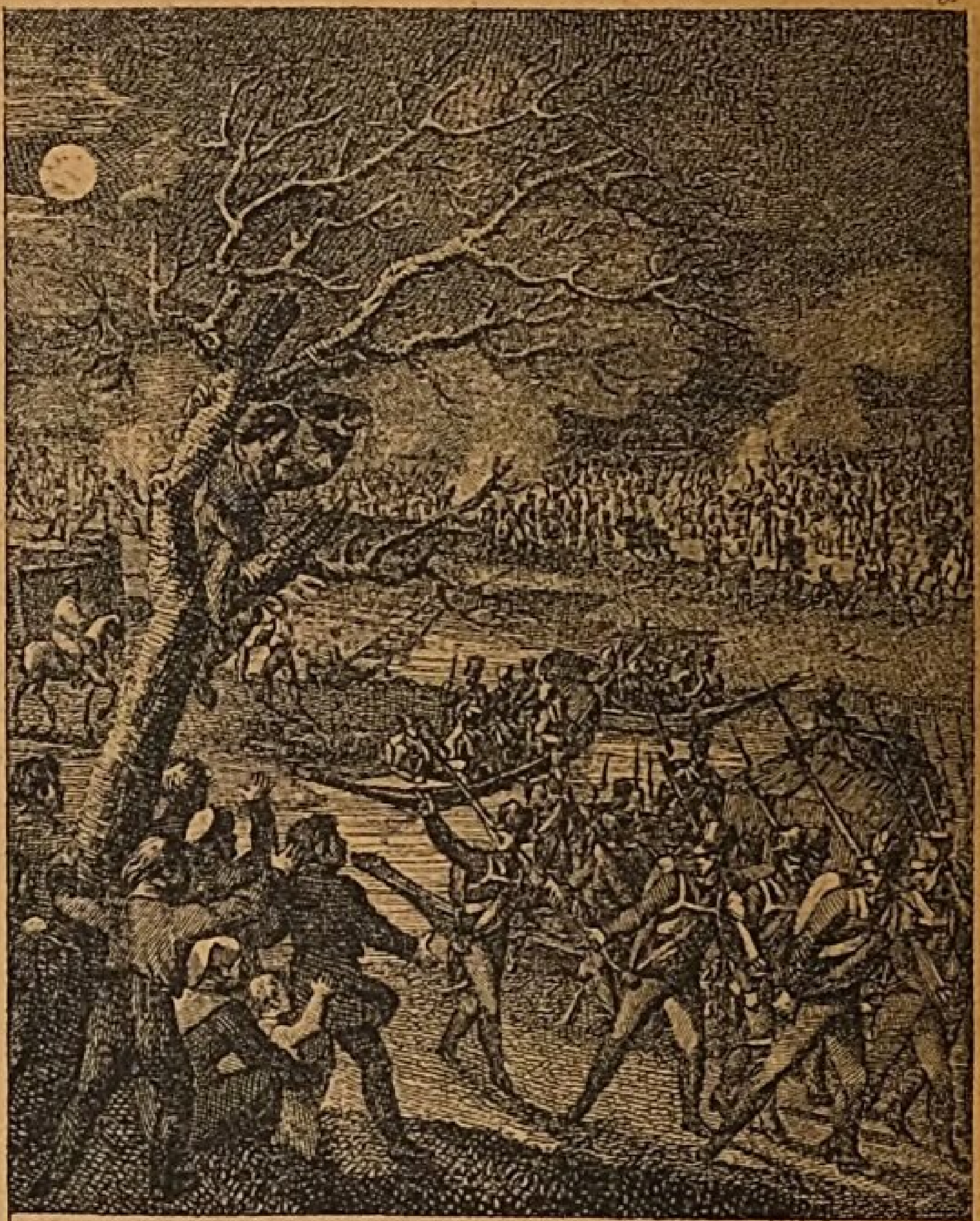
5.



Napoleons Flucht von Leipzig.

Wolf del. et ſc.

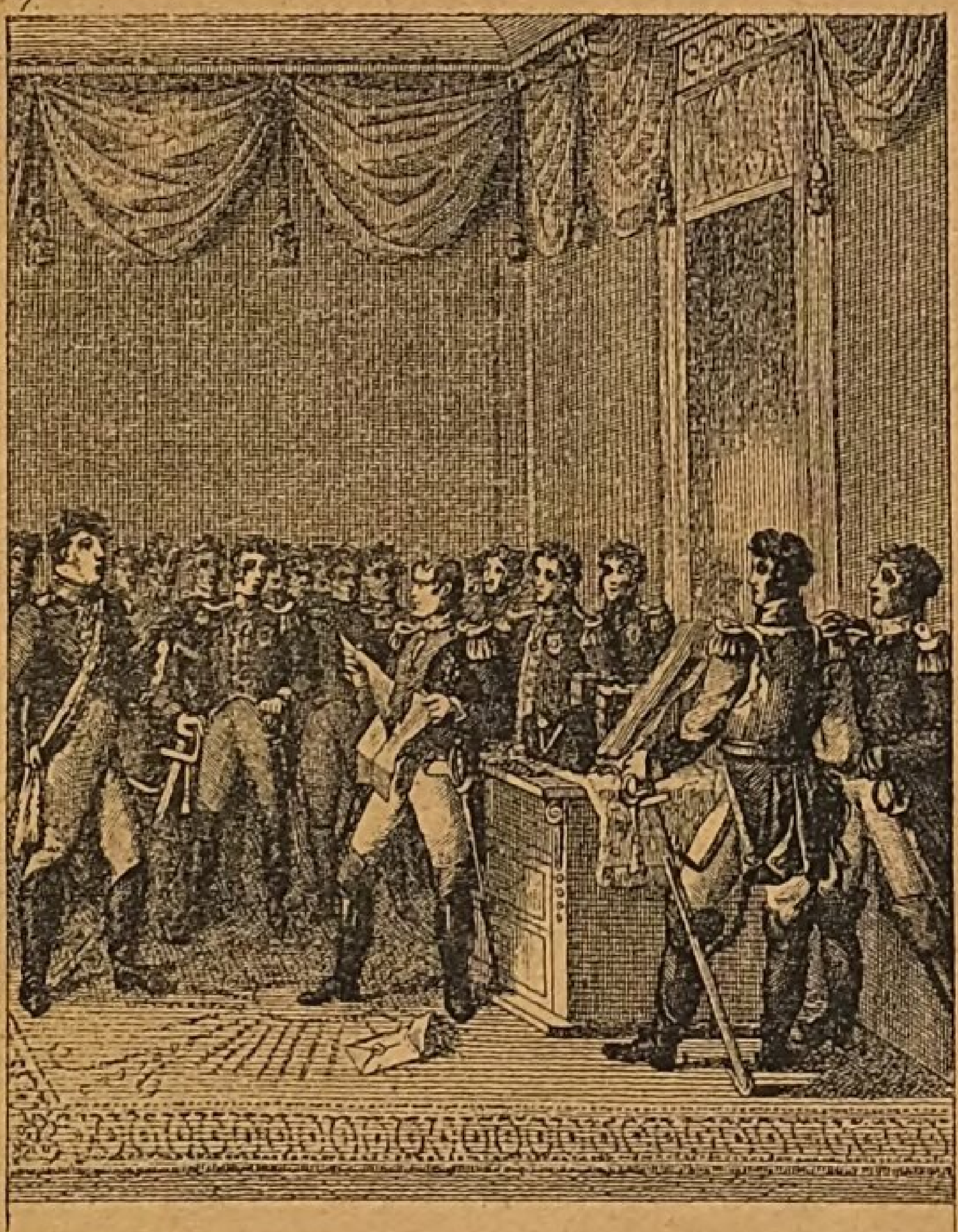
6.



Uebergang des Feldmarschalls bei Kaub.

Wolf del. et ſc.

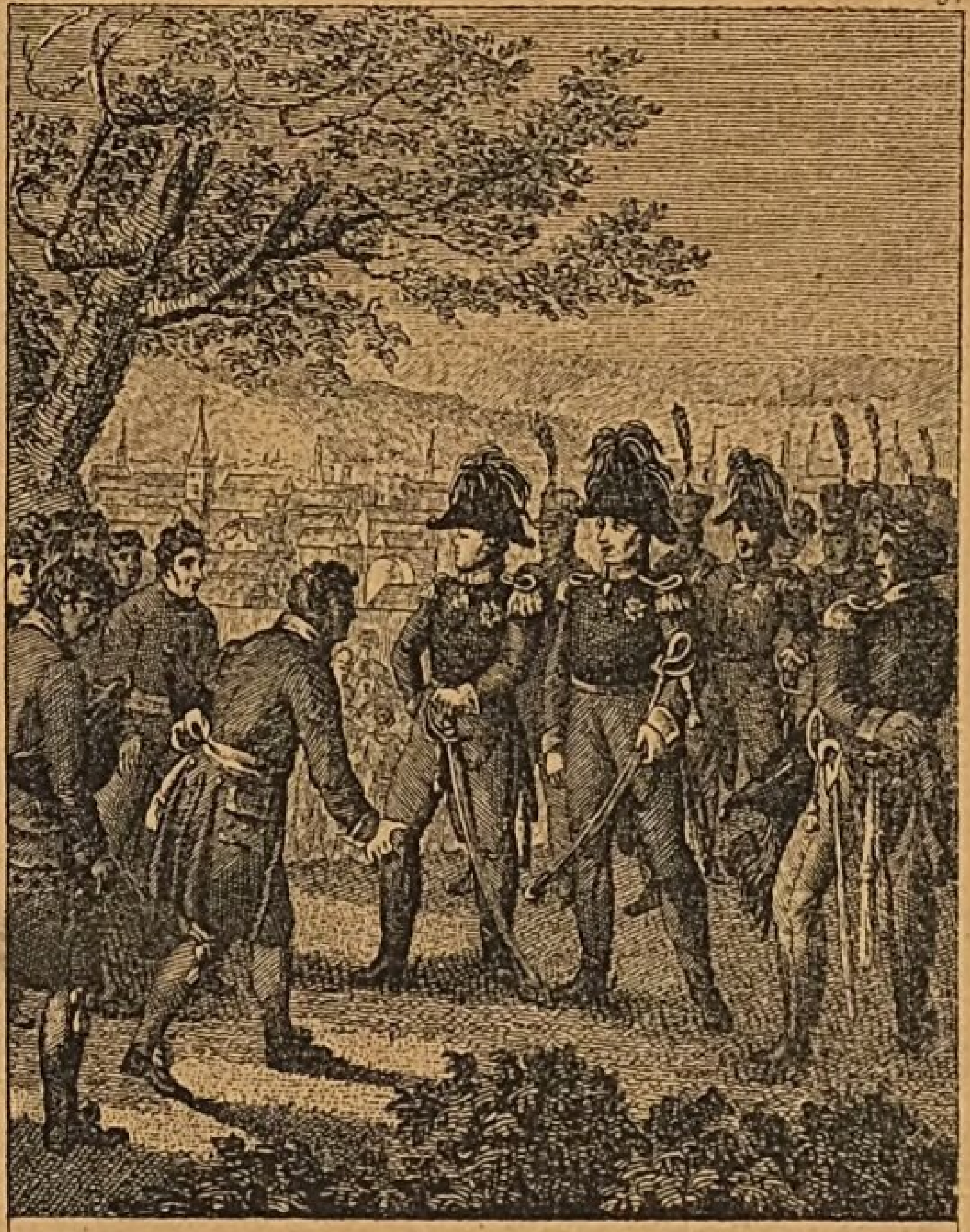
7.



Napoleon zerreiſst die Friedenspraeliminarien.

Wolf del. Meno Haas ſc.

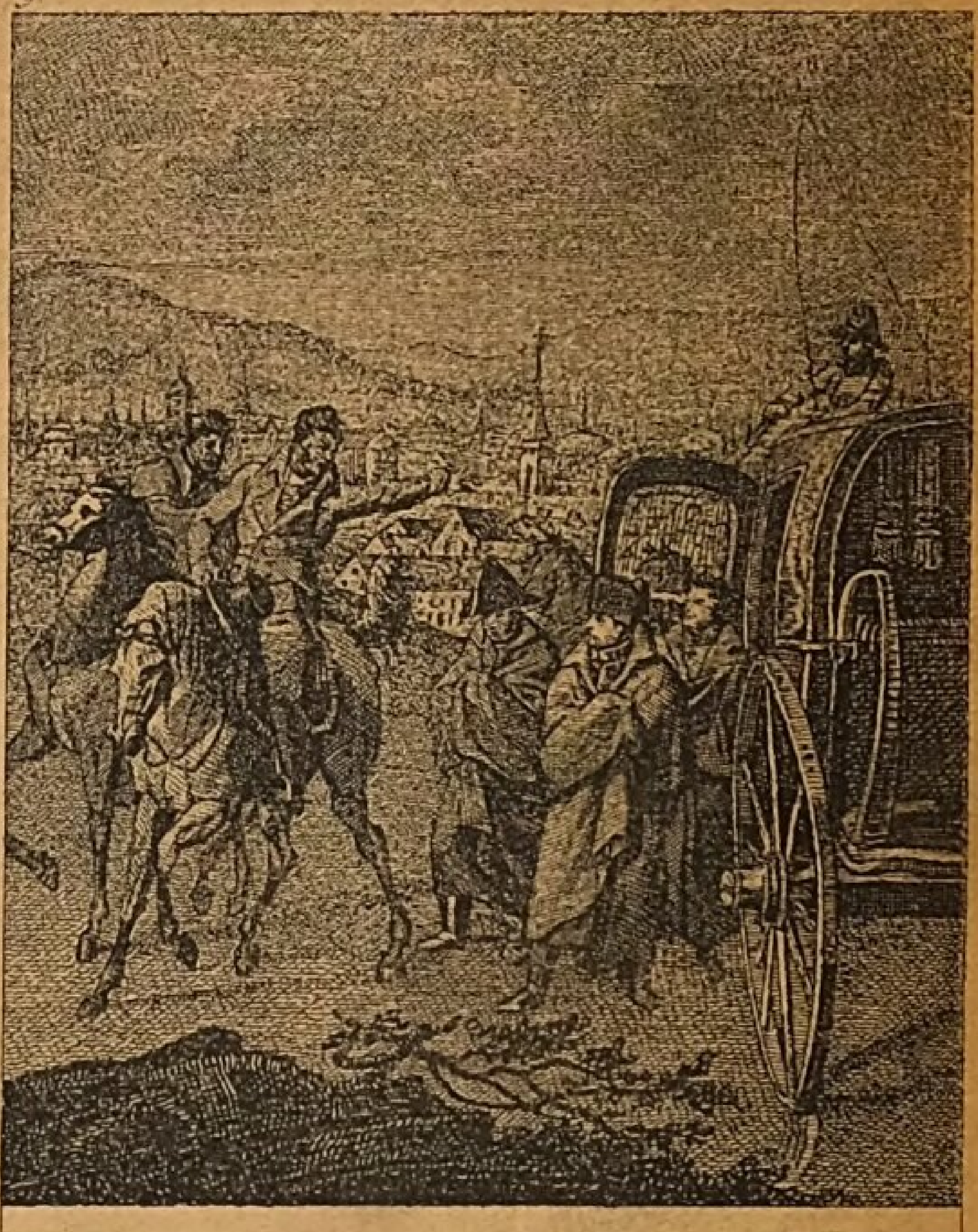
8.



Die Monarchen empfangen auf der Höhe von
Belleville die Abgeordneten der Stadt Paris.

Wolf del. Meno Haas ſc.

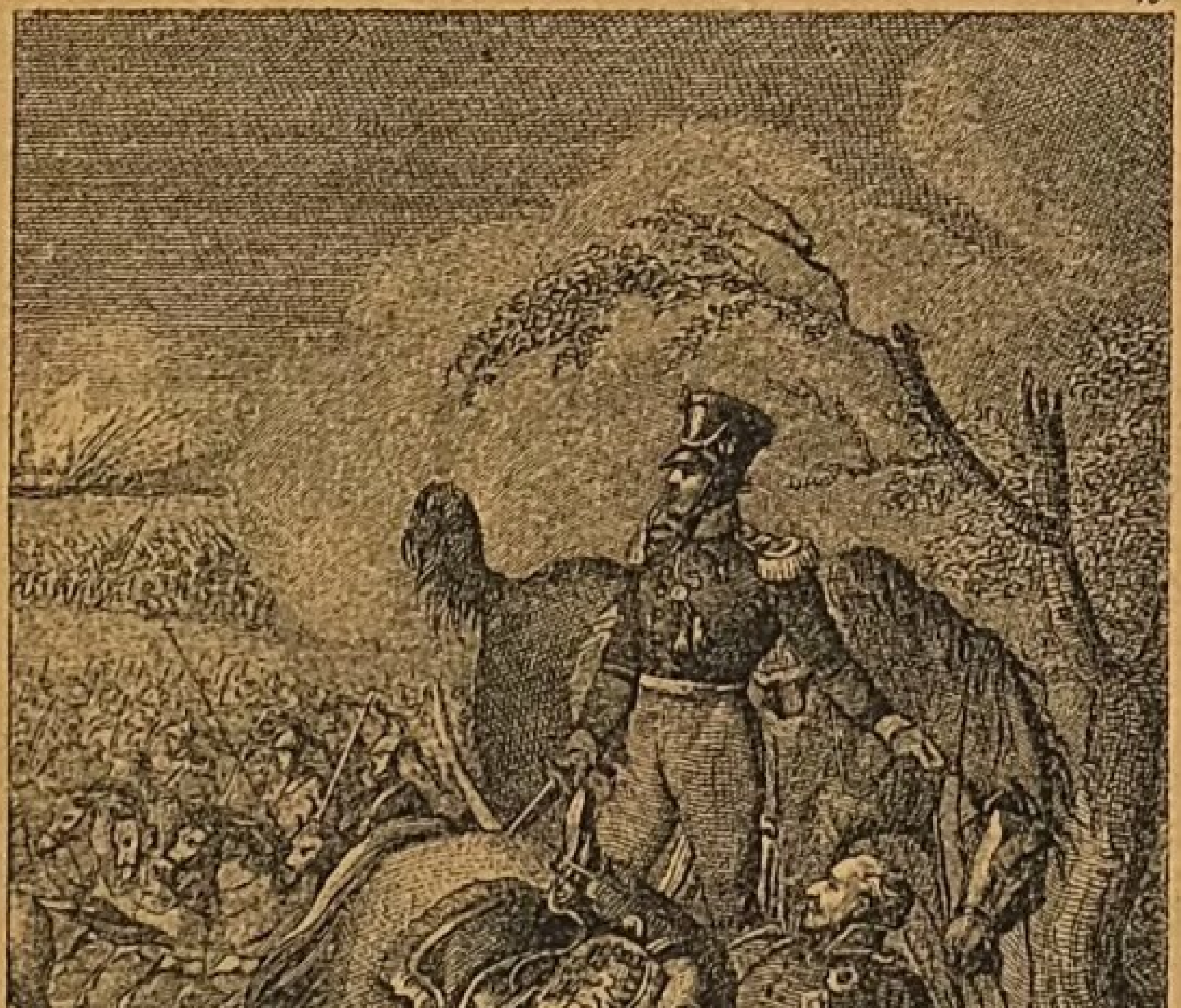
9.



Napoleon trifft in der Nacht vor Paris ein
und kehrt wieder um.

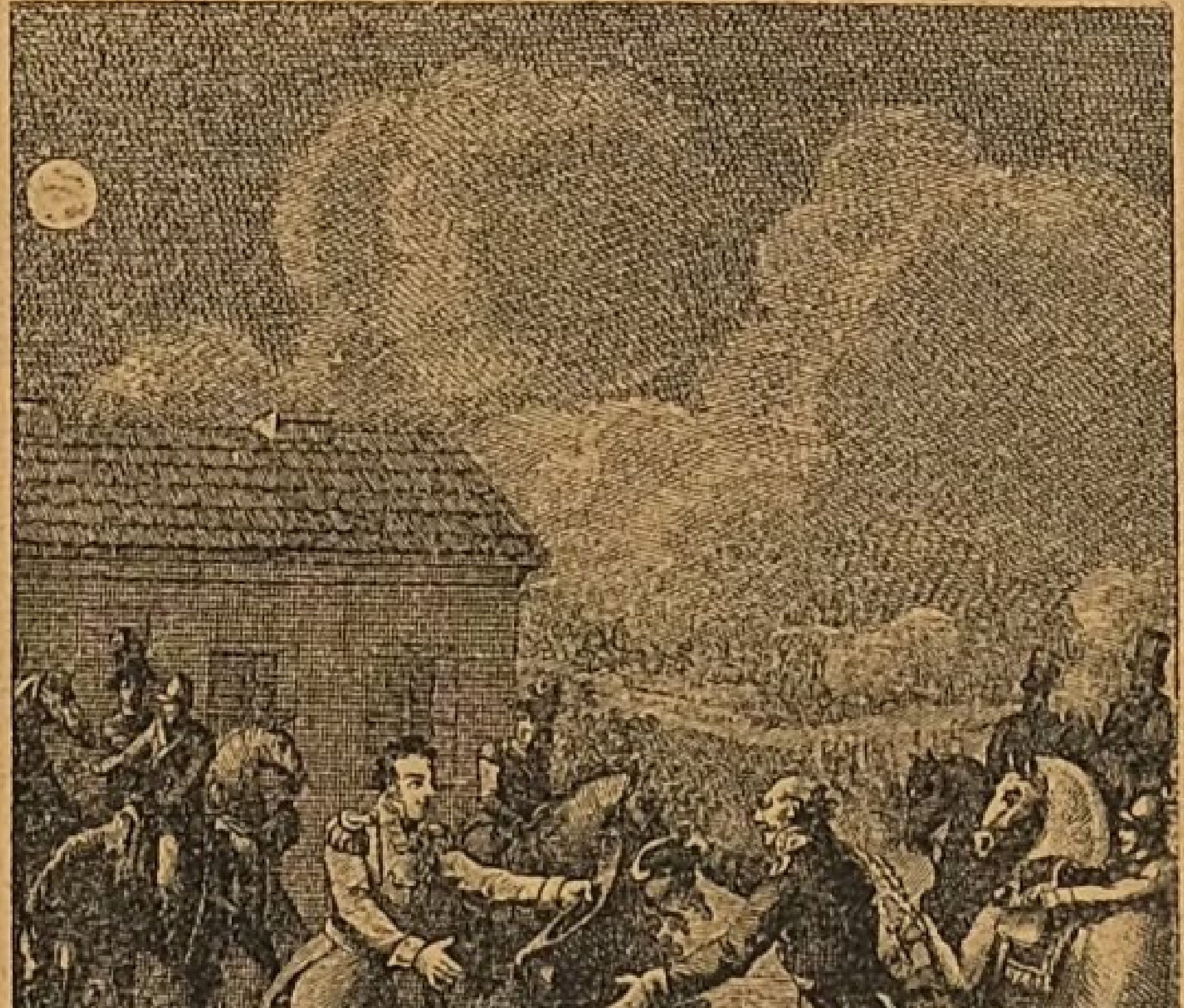
Wolf del. Bollinger ſc.

10.



Der Feldmarschall bei Ligny unter Feinden.

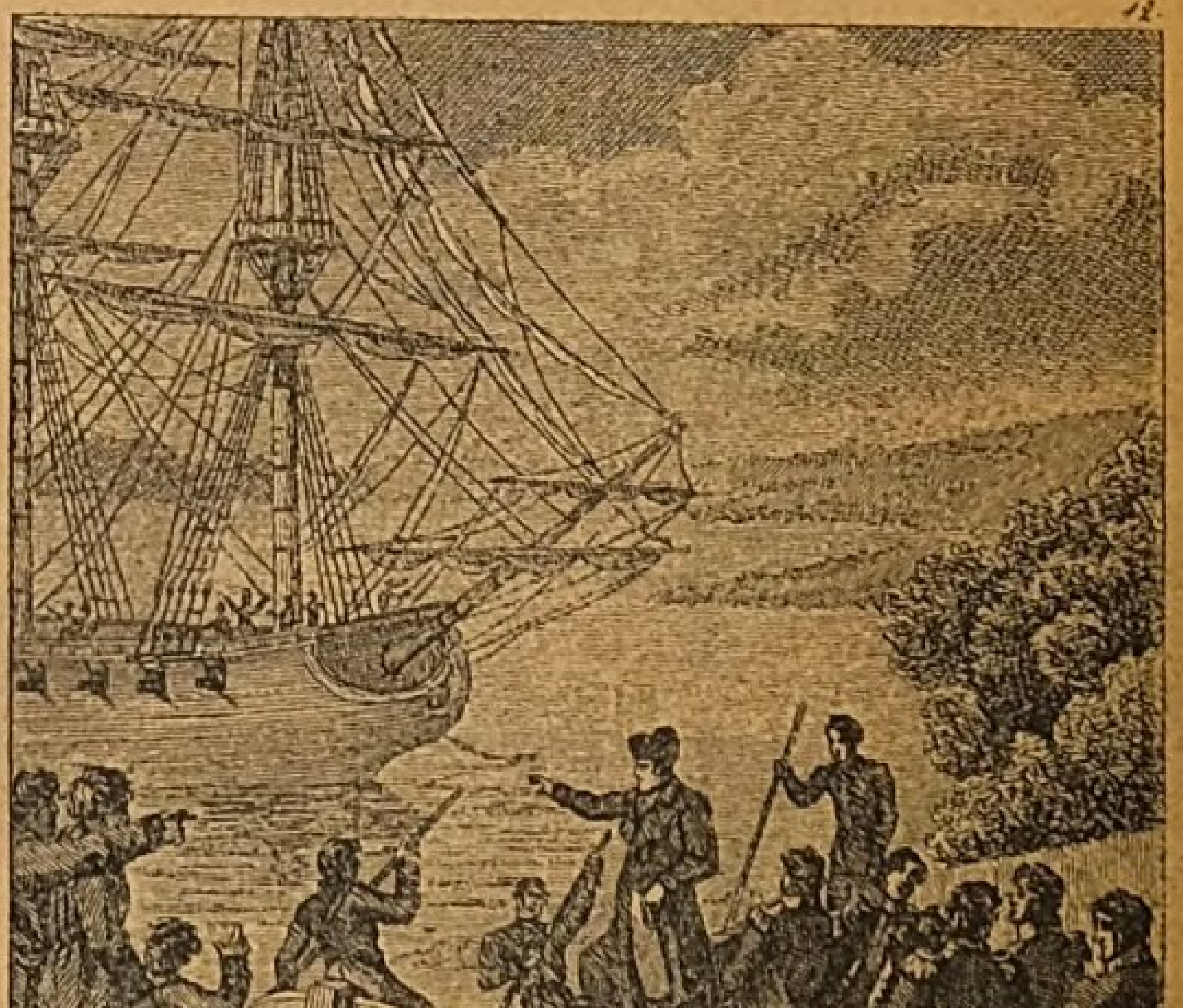
Wolf del. Bollinger ſc.



Blücher und Wellington bei la belle Alliance.

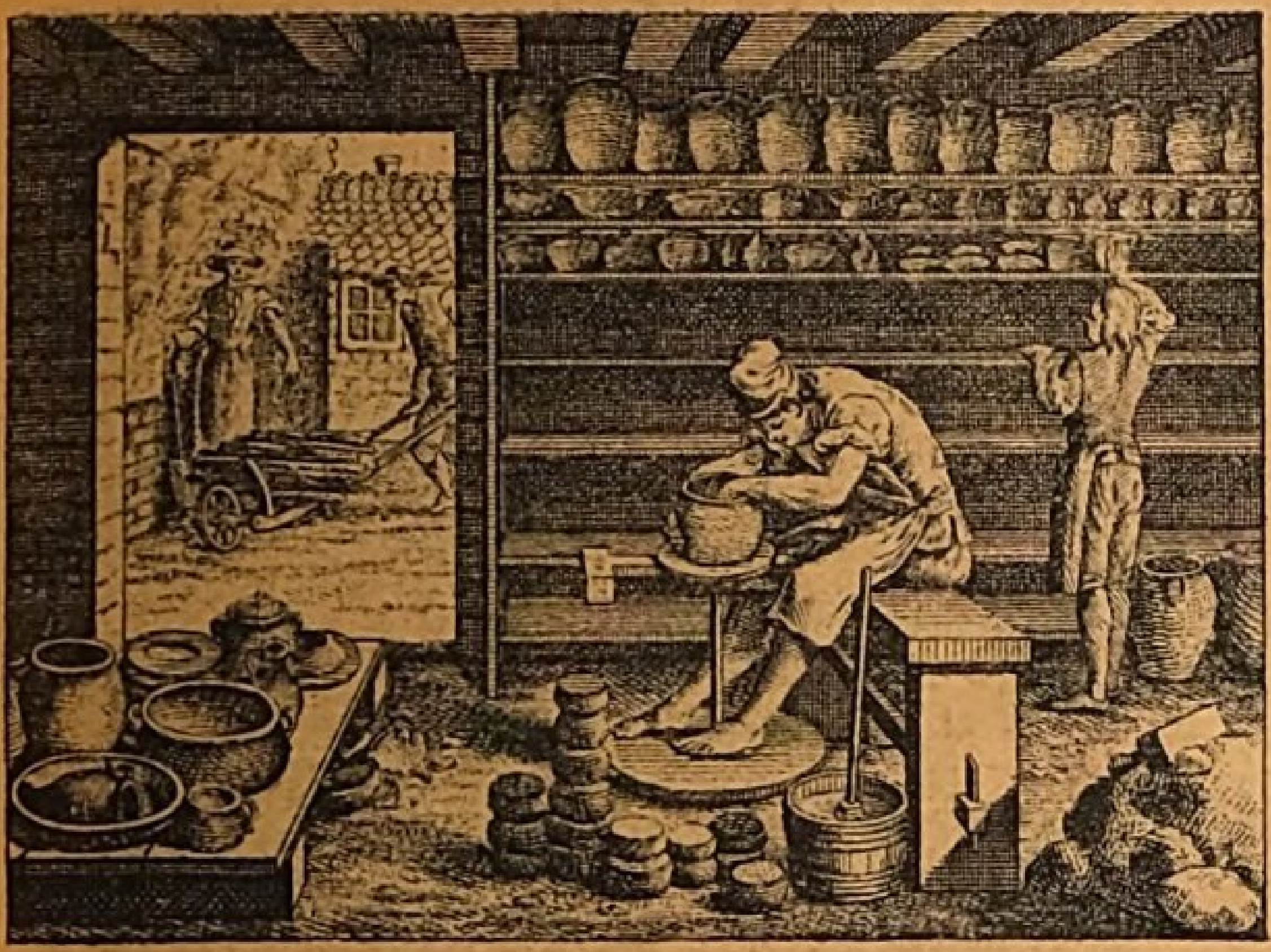
Wolf del. Meno Haas ſc.

12.



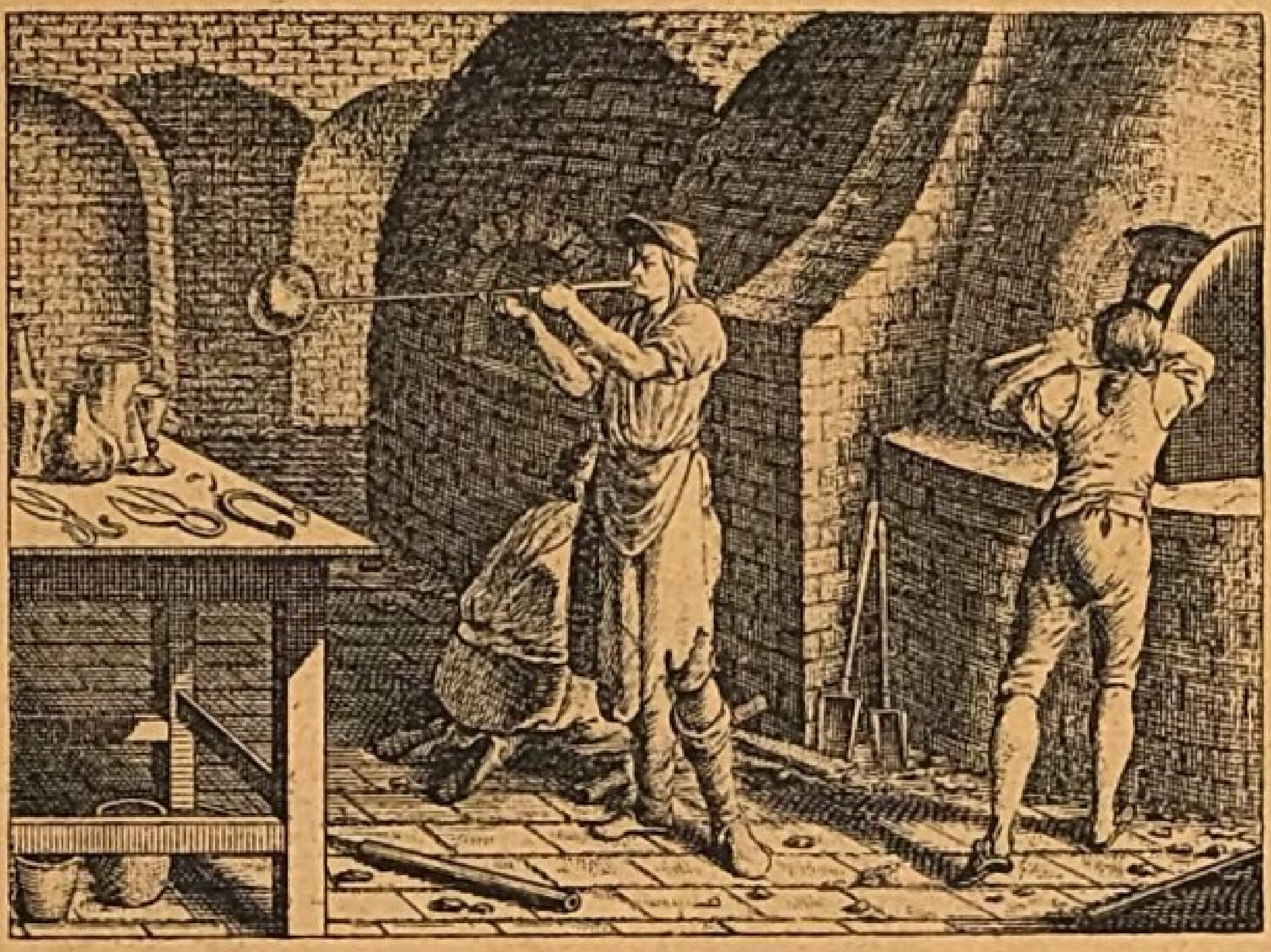
Napoleon überliefert sich den Engländern.

Wolf del. Meno Haas ſc.



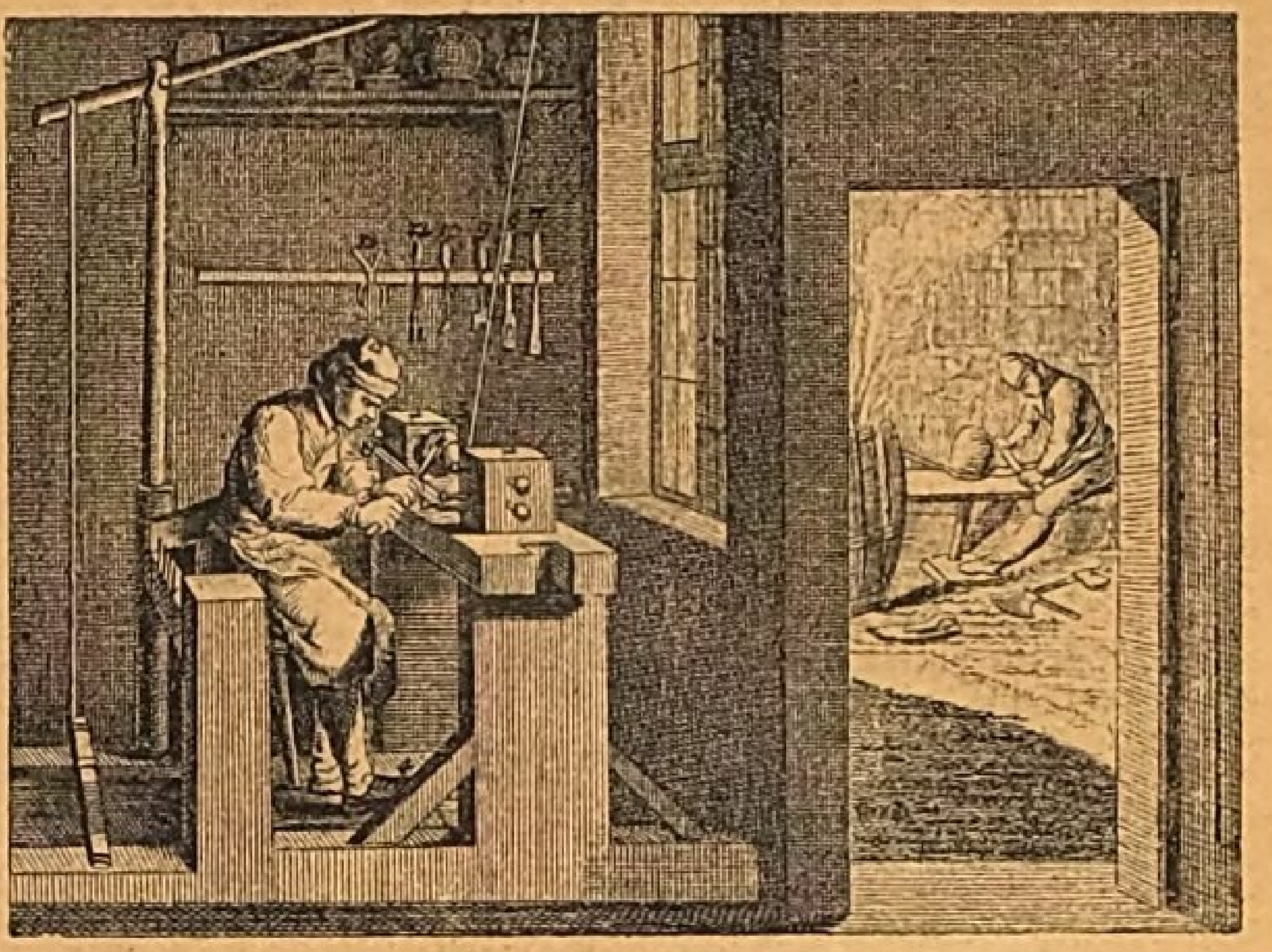
Der Töpfer.

Der Töpfer dreht auf der Drehſcheibe ein rundes Gefäß; im Hintergrunde führt ein Arbeiter Holz zum Brennofen.



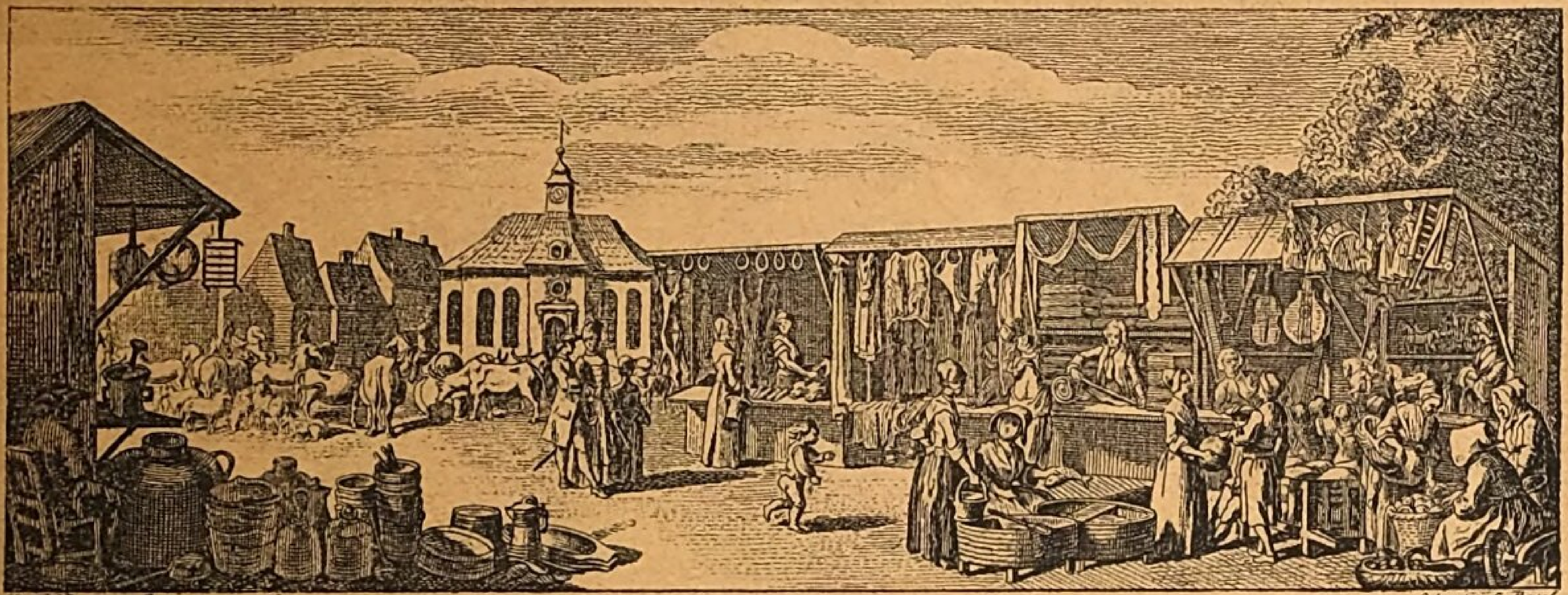
Der Glasbläſer.

Im Innern einer Glashütte bläſt ein Arbeiter mittels eines Rohres einen Klumpen Glas auf, ein anderer rührt in dem Ofen. Auf dem Tiſche liegen Werkzeuge und Waren.



Drechsler und Böttcher.

a) Der Drechsler, 1 die Reitſtöcke; 2 die Arbeit; 3 die Schnur; 4 der Fußtritt; 5 u. 6 die Wippe; 7-13 Werkzeuge b) der Böttcher, der auf der Schneidebank einen Reifen ſchabt.

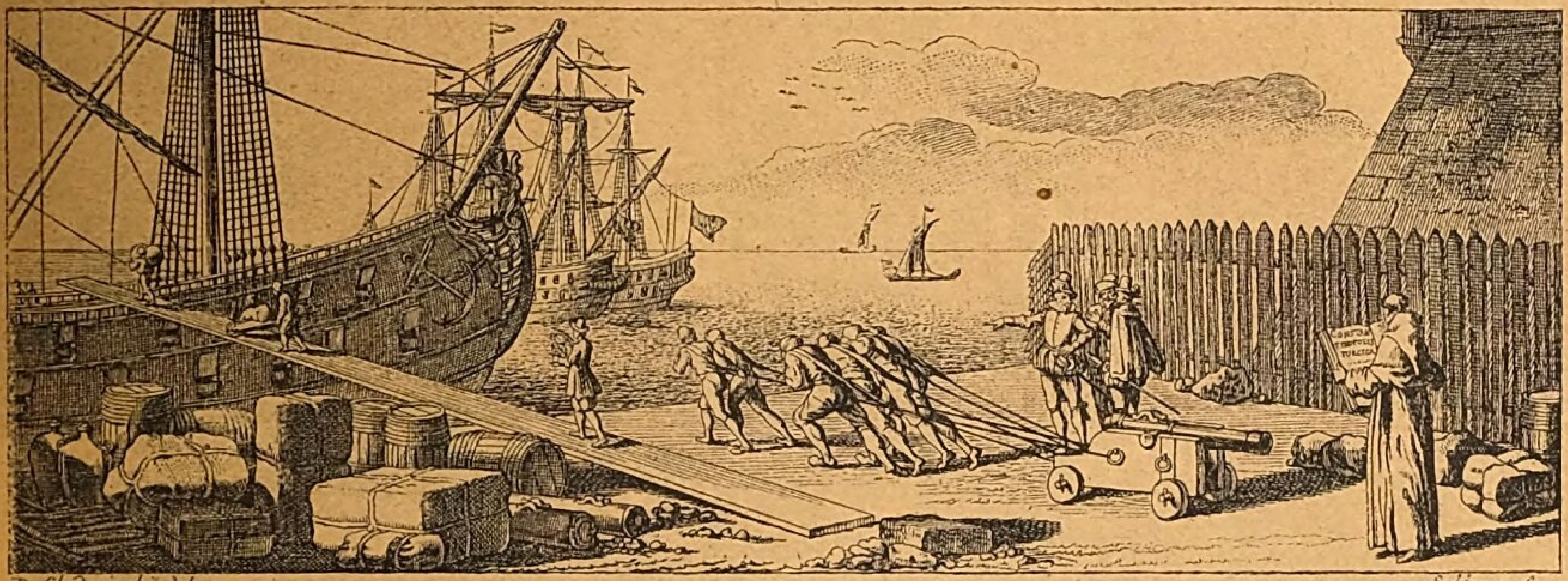


D. Chodowiecki del.

Schuster sc. Berl.

Der Jahrmarkt.

Buden, Höckerinnen, Viehmarkt.



D. Chodowiecki del.

Schleuen sc.

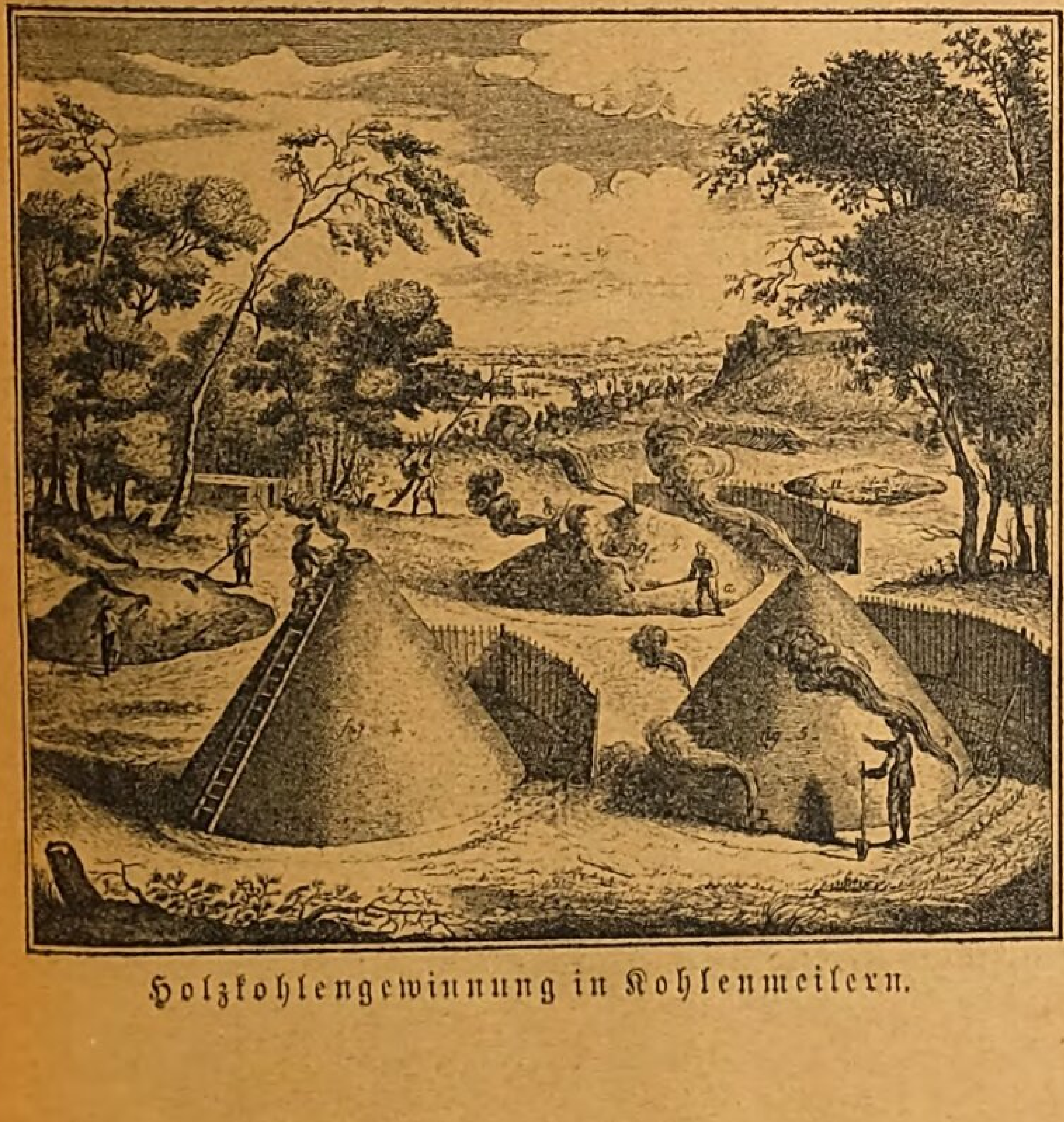
Ein Seehafen.

Chriſtof Columbus in altſpaniſcher Tracht befehligt das Einſchiffen einer Kanone. Hinter dieſer kommt ein leſender Mönch. Ein Matroſe trägt einen Kompaß auf das Schiff, in welches Waren eingeladen werden.

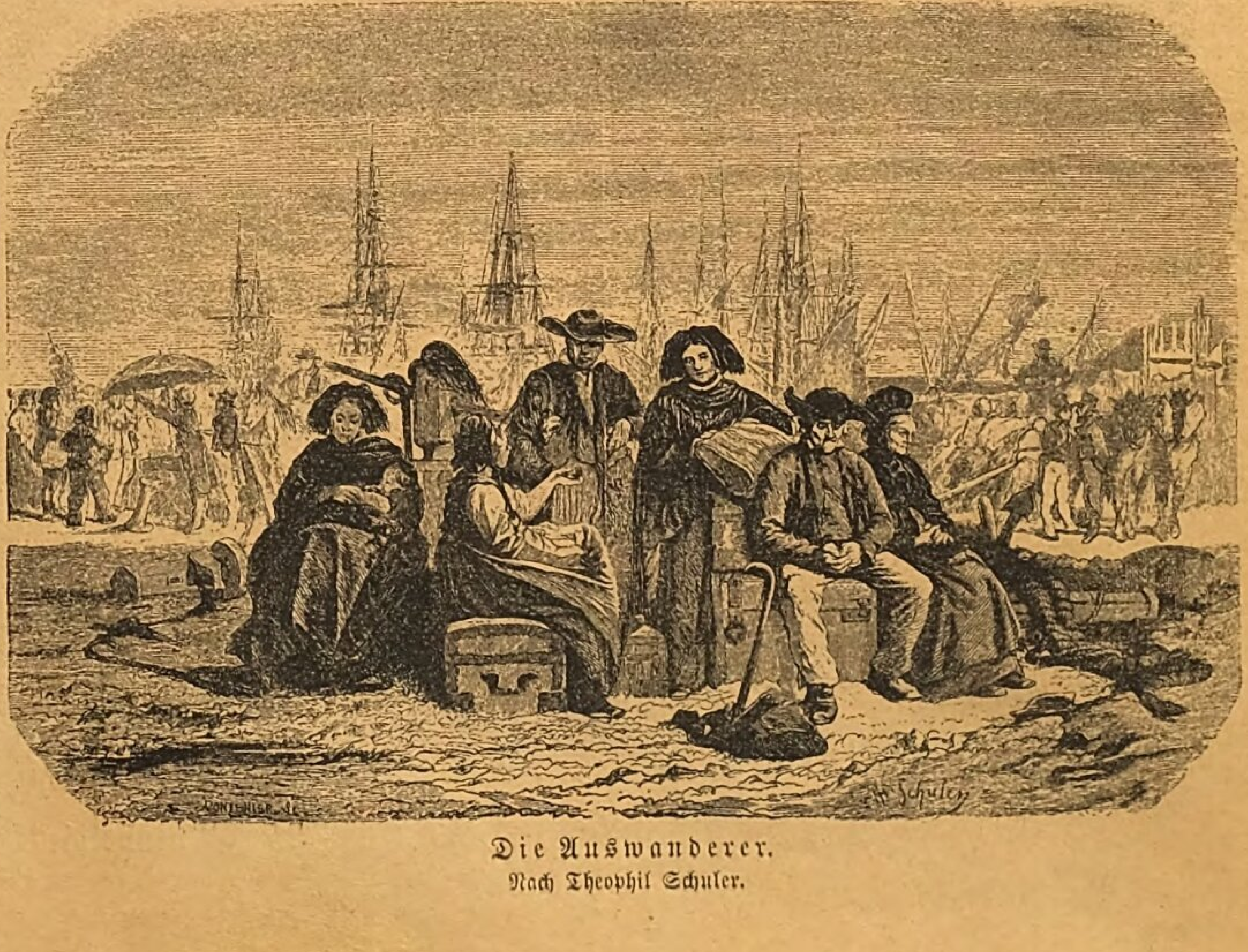
Die Auswanderer.

Von Ferdinand Freiligrath (1810—76).

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anſchau'n immerdar:
Wie reicht ihr mit geſchäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!
Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beſchwert,
Das ihr aus deutſchem Korn gebacken,
Geröſtet habt auf deutſchem Herd;
Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun u. ſchlank,
Wie ſorgſam ſtellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!
Das ſind dieſelben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn am Miſſouri alles ſchwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:
Des Dorfes ſteingefaßte Quelle,
Zu der ihr ſchöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerſtelle,
Das Wandgeſims, das ſie geſchmückt,
Bald zieren ſie im fernen Weſten
Des leichten Bretterhauſes Wand;
Bald reicht ſie müden braunen Gäſten,
Voll friſchen Trunkes, eure Hand.
Es trinkt daraus der Tſcherokeſe
Ermattet, von der Jagd beſtaubt;
Nicht mehr von deutſcher Rebenleſe
Tragt ihr ſie heim, mit Grün belaubt.
O ſprecht! warum zog't ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald ſteht voll finſt'rer Tannen,
Im Speſſart klingt des Aelplers Horn.
Wie wird es in fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutſchlands gelben Weizenfeldern,
Nach ſeinen Rebenhügeln zieh'n!
Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer ſtillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele ſteh'n.
Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden:
Gott ſchütz' euch, Mann und Weib und Greis
Sei Freude eurer Bruſt beſchieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

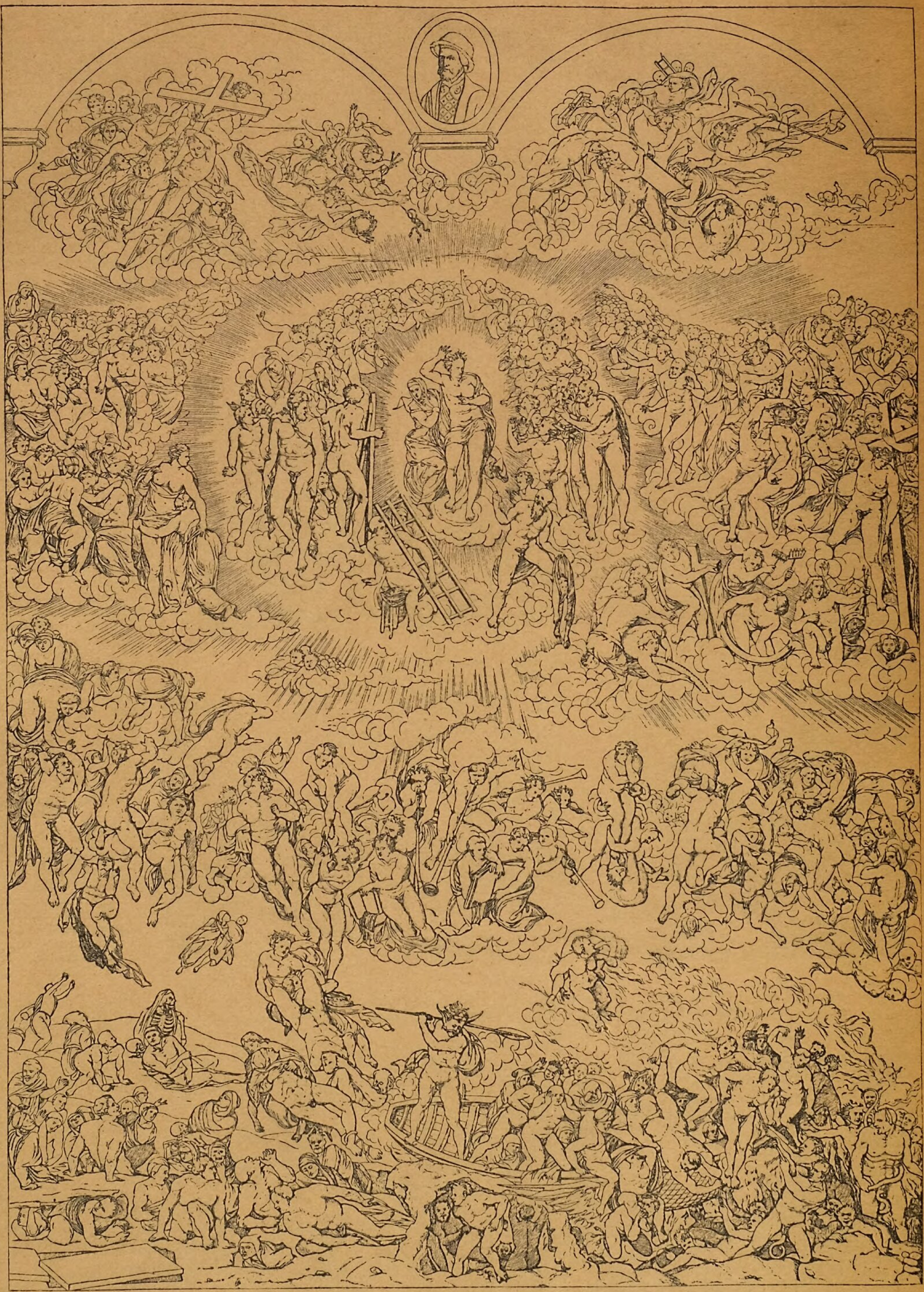


Holzkohlengewinnung in Kohlenmeilern.



Die Auswanderer.

Nach Theophil Schuler.



Das Jüngſte Gericht. Von Michelangelo Buonarroti (1475—1564). Nach einem Stiche in „Rosini, Pittura italiana."

Das Ganze iſt eingeteilt in einen rechten und linken Teil, in einen oberen und unteren und mittleren; in dem mittleren, dem der Luft, nahe bei der Erde, ſind die ſieben Engel, die der heilige Johannes in der Apokalypſe beſchrieben, wie ſie mit den Trompeten vor dem Mund die Toten von den vier Weltgegenden her zum Gericht rufen, unter denen es zwei andere giebt mit dem geöffneten Buche in der Hand, in welchem ein jeglicher leſend und das vergangene Leben erkennend, gleichſam aus ſich ſelber über ſich zu richten hat. Auf den Schall dieſer Trompeten ſieht man auf der Erde die Gräber ſich öffnen und das menſchliche Geſchlecht herausſteigen mit verſchiedenen und wunderbaren Gebärden; währenddem einige, nach der Weiſſagung des Ezechiel, nur ihre Gebeine vereinigt haben, ſind andere halb mit Fleiſch bedeckt, andere ganz. Der eine nackt, der andere mit Leintüchern oder Bettlaken bekleidet, in welche gehüllt, er zu Grabe getragen worden, und aus denen er ſich herauszuwickeln beſtrebt. Unter dieſen giebt es einige, die noch nicht völlig erwacht zu ſein ſcheinen, und, indem ſie zum Himmel aufblicken, gleichſam ungewiß ſind, wohin die göttliche Gerechtigkeit ſie rufe. Da iſt es ein ergötzlich' Ding, zu ſehen, wie einige mit Mühe und Anſtrengung aus der Erde herausſteigen, und andere mit ausgeſtreckten Armen den Flug zum Himmel nehmen, andere ihn ſchon genommen haben, in die Lüfte erhoben, der eine mehr, der andere weniger, in verſchiedenen Gebärden und Weiſen. Ueber den Engeln mit den Trompeten iſt der Sohn Gottes in Majeſtät, den Arm und die mächtige Rechte erhoben, in der Weiſe eines Mannes, der erzürnt die Schuldigen verflucht und ſie von ſeinem Angeſichte in das ewige Feuer verjagt, und mit der nach der rechten Seite geſtreckten Linken ſcheint er liebevoll die Guten zu verſammeln. Auf ſeinen Richterſpruch ſieht man die Engel zwiſchen Himmel und Erde, gleichſam als Vollzieher des göttlichen Spruches, auf ſeiner Rechten den Auserwählten zu Hilfe eilen, denen der Flug von den böſen Geiſtern gehindert wird, u. auf ſeiner Linken die Verdammten zur Erde zurückdrängen, die ſich durch ihre Verwegenheit ſchon emporgehoben hatten, welche Verdammten jedoch von den böſen Geiſtern herabgezogen werden, die Hochmütigen bei den Haaren und ſo fort jeder Laſterhafte in anderer Art, je nachdem er geſündigt hatte. Unterhalb dieſer Verdammten ſieht man den Charon mit ſeinem Nachen, ſo wie ihn Dante in ſeiner Hölle beſchreibt, im Sumpfe des Acheron, welcher das Ruder erhebt, um nach jeder Seele zu ſchlagen, die ſich läſſig erwieſe, und wie der Kahn an's Ufer gelangt, ſieht man alle jene Seelen um die Wette aus dem Kahne herausſtürzen, angeſpornt von der göttlichen Gerechtigkeit, ſo daß, wie der Dichter ſagt, die Furcht ſich in Begierde wandelt. Haben ſie dann von Minos das Urteil erhalten, ſo werden ſie von böſen Geiſtern nach der finſtern Hölle gezerrt, woſelbſt man wunderbare Gebärden der ſchmerzlichen und verzweifelten Gefühle ſieht, wie ſie der Ort verlangt. Rings um den Sohn Gottes, in den Wolken des Himmels, in dem mittleren Teile, bilden die ſchon auferſtandenen Seligen einen Kranz und eine Krone, abgeſondert aber und dem Sohne zunächſt iſt ſeine Mutter, ſich ſo viel ſie kann, an ihn ſchmiegend, gleichſam als ob ſie erſchreckt und vor dem Zorne Gottes und ſeines Geheimniſſes nicht ſicher wäre. Nach ihr der Täufer und die zwölf Apoſtel und die Heiligen Gottes, ein jeglicher dem furchtbaren Richter jenes Werkzeug vorweiſend, durch welches er, da er ſeinen Namen bekannte, des Lebens beraubt wurde: Sanct Andreas das Kreuz, Sanct Bartholomäus die Haut, Sanct Lorenz den Roſt, Sanct Sebaſtian die Pfeile, Sanct Blaſius die eiſerne Hechel, die heilige Katharina das Rad und andere Dinge, durch die ſie von uns können erkannt werden. Oberhalb dieſer, auf der rechten und linken Seite, in dem oberen Teile der Wand, ſieht man Gruppen von Engelein in anmutigen und erleſenen Gebärden, die im Himmel das Kreuz des Sohnes, den Schwamm, die Dornenkrone, die Nägel und die Säule, an der er gegeißelt wurde, aufweiſen, um den Schuldigen die Wohlthaten Gottes vorzuhalten, deren ſie vergeſſend und ſo höchſt undankbar geweſen ſind, und um die Guten zu ſtärken und ihnen Zuverſicht einzuflößen. Es giebt da unzählige Einzelheiten, die ich mit Schweigen übergehe. Genug daß, außer der göttlichen Compoſition der Hiſtorie, man alles das dargeſtellt ſieht, was die Natur aus einem menſchlichen Körper machen kann.

Aus: Aſcanio Condivi (Schüler Michelangelo's, geb. um 1520), „Das Leben des Michelangelo Buonarroti"; überſetzt von R. Waldek.

Der Kunſtſchriftſteller Jakob Burckhardt nennt dies Gemälde **„einzig auf Erden."**

Das Leſen.

Warum ſoll man leſen?

Die Schrift ſtammt aus der Kunſt der geiſtigen Natur, vermöge welcher ein Geiſt dem anderen die Eingebung des göttlichen Lichtſtrahles zur Ehre Gottes und Vervollkommnung der vernünftigen Natur mitteilen kann. Die Schrift iſt das Mittel, Gedanken bekannt zu geben zur Belehrung der Gegenwärtigen und Abweſenden über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Durch die Schrift reiht ſich Zeitalter an Zeitalter, auf daß der Menſch in ihr wie in einem Spiegel die Vergangenheit erkenne und daraus Nutzen ziehe; durch die Schrift ſpricht der Tote mit dem Lebenden, der Abweſende mit dem Gegenwärtigen — ein wahrhaft göttliches Kunſtwerk, durch welches alle Jahrhunderte und Zeitalter, alle Gelehrten, die je gelebt, alle göttlichen Eingebungen und menſchlichen Erfindungen der früheren Zeiten auch in der Gegenwart noch jedem Geiſte zu Gebote ſtehen und zu deſſen Ausbildung dienen.

(Nikolaus von Cuſa, 1401—64; deutſch von F. A. Scharpff.)

Ich leugne nicht, daß es in der Kirche und im Gemeinweſen von der größten Wichtigkeit iſt, ein ebenſo wachſames Auge darauf zu haben, wie ſich Bücher, als wie ſich Menſchen aufführen und demgemäß ſie zu beſchränken, einzuſperren und an ihnen ſchärfſte Gerechtigkeit wie an Uebelthätern zu üben; denn Bücher ſind nicht durchaus tote Dinge, ſondern enthalten eine lebendige Nachkommenſchaft in ſich, welche ebenſo thätig iſt wie die Seele, von der ſie abſtammen; ja ſie bewahren ſogar wie in einem Fläſchchen die reinſte Kraft und den Auszug des lebendigen Geiſtes, welcher ſie hervorbrachte. Ich weiß, ſie ſind ſo lebensſtark und ebenfalls ſo kraftvoll ſchöpferiſch wie jene fabelhaften Drachenzähne, und wenn man ſie dahin und dorthin ſäet, mag es wohl geſchehen, daß bewaffnete Männer daraus hervorſpringen. Und doch iſt es andererſeits, wenn man nicht vorſichtig verfährt, beinahe ebenſo viel, einen Mann zu töten, als ein gutes Buch zu töten; wer einen Mann tötet, tötet ein vernünftiges Geſchöpf, Gottes Ebenbild, aber wer ein gutes Buch zerſtört, tötet die Vernunft ſelbſt, tötet das Ebenbild Gottes gleichſam im Auge. Mancher Mann lebt als eine Laſt für die Erde, aber ein gutes Buch iſt das koſtbarſte Lebensblut eines Meiſter-Geiſtes, einbalſamiert und ſorgſam aufbewahrt für ein Leben nach dem Leben. Es iſt wahr, kein Zeitalter kann ein Leben wieder herſtellen, worin manchmal kein großer Verluſt liegt, und Umwälzungen von Zeitaltern bringen oft nicht den Verluſt einer zurückgewieſenen Wahrheit ein, in deren Ermanglung ganze Völker Schaden erleiden.

(John Milton, 1608—74.)

Ich verwende gern meine Zeit auf das Leſen trefflicher Bücher; denn von meinem eigenen Leben geht mir dadurch nichts verloren, und von dem Leben anderer kommt mir viel zu gute, wenn ich ihre herrlichen Thaten, Ausſprüche und Ratſchläge betrachte: ſie leihen mir dann ihr Leben. (Königin Chriſtine von Schweden, 1626—89.)

Das Leſen ſoll ein Erziehungsmittel zur Selbſtändigkeit ſein, und die meiſten brauchen dasſelbe als einen Einſchläferungstrank; es ſoll uns frei und mündig machen, und wie vielen dient es bloß zur Zeitkürzung und zur Erhaltung von dem Zuſtande einer ewigen Unmündigkeit!

(J. A. Bergk, 1773—1834.)

Was ſoll man leſen?

Der Anfang iſt bei jedem Werke das Wichtigſte, beſonders für ein junges und zartes Gemüt; denn gerade zu dieſer Zeit bildet ſich und drückt ſich am meiſten das Gepräge ein, das man einem jeden geben will. Werden wir es darum ſo leicht zulaſſen, daß die Knaben die erſten beſten, von dem erſten Beſten erdichteten Fabeln hören und in ihre Seele Anſchauungen aufnehmen, welche größtenteils denen entgegengeſetzt ſind, die ſie nach unſerer Meinung im herangewachſenen Alter haben müſſen? Der Jüngling vermag nicht zu beurteilen, was ſinnbildlich iſt und was nicht, ſondern die Anſchauungen, welche einer in dieſem Alter aufnimmt, pflegen ſchwer austilgbar und unveränderlich zu werden. Deshalb iſt es überaus wichtig, daß er in dem, was er zuerſt hört, Dichtungen höre, welche am trefflichſten zur Tugend anreizen. (Plato, 429—347 v. Chr., im „Staat“.)

Die Menge der Bücher zerſtreut den Geiſt.

(Seneca, † 65 n. Chr.)

Seneca ſchon, er warnt vor Prunk und betonet mit Nachdruck
Aeußerem Schein gegenüber die wahre, die innere Bildung.
„Was“, ſo ungefähr ſagt er, „was nützt euch die Menge der Bücher,
Wenn ihr die Namen nur kennt? O wollet nur wenige leſen,
Leſen die beſten, anſtatt umher zu ſchweifen bei vielen!
Wiſſ't, bei den größeſten Müſſiggängern gerade, da find' ich
Auch die größeſte Bücherei, doch — zum Schmucke der Wand nur!“

(J. Brenek.)

Es bedarf zu allererſt der wichtigen Mahnung, daß die zarten Seelen, welche alles, was ſich bei ihrem Mangel an Bildung und jeder Erfahrung in ihnen feſtſetzt, beſonders tief erfaſſen, nicht nur das lernen, was beredt, ſondern noch vielmehr, was ehrbar iſt. Deshalb iſt es eine vorzügliche Einrichtung, daß das Leſen mit Homer und Virgil beginne, obwohl zum Verſtändnis von deren Vortrefflichkeiten ein ſichereres Urteil nötig iſt, aber dazu bleibt noch Zeit übrig; denn man darf ſie nicht nur einmal leſen. Unterdeſſen wird ſich die Seele ſowohl durch die Erhabenheit des Heldengedichtes erheben, als aus der Größe der Gegenſtände Geiſtesnahrung ziehen und ſich mit dem Beſten erfüllen. (Quintilian, um 100 n. Chr.)

Lies den Demoſthenes oder Cicero, Plato oder Ariſtoteles oder welche du willſt, aus der großen Menge der Alten; ſie werden dich anziehen, ergötzen, bewegen, hinreißen, aber wenn du dich von ihnen weg zur Bibel wendeſt, ſo wird ſie dich, du magſt wollen oder nicht, ſo lebendig ergreifen, dein Herz ſo durchdringen, dir ſo in's innerſte Mark einſchneiden, daß vor der Wirkung ihres Sinnes die Kraft der Rhetoren und Philoſophen faſt verſchwindet, ſo daß es bald klar wird, daß die heil. Schriften etwas Göttliches atmen, das alle Gaben und Talente des menſchlichen Geiſtes weit übertrifft.

(Calvin, 1509—64.)

Wenn die Bibel, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch iſt, ſo hat dieſes in ihr ein Ganzes menſchlicher Geiſteswerke: Geſchichte, Dichtung und Philoſophie, und alles dies ſo, daß es ſchwerlich eine Geiſtes- und Gefühlsſtimmung geben kann, die nicht darin einen entſprechenden Anklang fände. Auch iſt nur weniges ſo unverſtändlich, daß es nicht gemeinem, ſchlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnisreiche dringt nur tiefer ein, aber keiner geht unbefriedigt hinweg. (Wilhelm von Humboldt, 1767—1835.)

Leſen ohne Nutzen für Geiſt und Gemüt heißt ſäen ohne ernten zu wollen; man könnte ebenſo gut den Meeresſand pflügen oder das Meer ſelbſt; und unter allen Mitteln die Zeit zu verlieren, iſt dieſes eines der ſchlechteſten. Sage nicht: „Es bleibt doch etwas zurück.“ Das, was zurückbleibt, vermehrt nur die Unordnung in dem Kopfe und Herzen, wie bei einem Umzuge das, was aus den Wannen und Körben verzettelt wird.

(Friedrich Chriſtian Wilhelm Jakobs, 1764—1847.)

Am verderblichſten wirkt vielleicht das heilloſe Leſen von Romanen aller Art, wie ſie den Mädchen eben in die Hände fallen. Ein krankhafter Heißhunger ergreift ſie; ſie leſen und leſen, ohne durch das, was ſie geiſtig verſchlingen, irgend geſättigt und geſtärkt zu werden. Im Gegenteil, es iſt ihnen Gift. Verirrt ſich zufällig ein klaſſiſches Werk unter ihre Leihbibliotheks-Scharteken, ſo merken ſie es nicht. Eine Romanleſerin, gefragt, ob ſie Goethe's Iphigenie geleſen habe, antwortete: „Ich glaube.“

Die liebevollſte, thätigſte Geiſtesgegenwart der Mädchen wird durch ſolch' Leſen vernichtet, da es zu einer ſteten Geiſtesabweſenheit fuhrt, die ſie völlig unfähig macht, beſonnen und geſchickt ihre häuslichen Pflichten zu erfüllen und ein ſchlichtes, gottgefälliges Leben zu führen. Ernſte, heilige Gedanken finden keine Stelle in einem ſolchen verleſenen Mädchen, wie könnten ſie auch mit frivolen Liebesgeſchichten und verkehrten, gemeinen, phantaſtiſchen Liebesidealen ungeſtört zuſammen wohnen?

Die Modeſucht herrſcht auch in der Leſerwelt. Ritterromane hatten ihre Zeit, ebenſo Familien-, Räuber- und Geſpenſtergeſchichten, die Mystères de Paris [Geheimniſſe von Paris], Amaranth und was nicht alles? Gierig wurden ſolche Bücher verſchlungen, ſo lange ſie Mode waren, in allen Geſellſchaften beſprochen, aber wie bald waren ſie vergeſſen! Und daß ſie vergeſſen wurden, war noch das Beſte. Möchten ſich die Mädchen mit ſo vergänglichen Modeerzeugniſſen doch nie befaſſen, dagegen klaſſiſche, reine, von den Beſten anerkannte Werke wieder und wieder leſen! (Karl von Raumer, 1783—1865.)

Ich ſehe in der Vielleſerei der Mitwelt den Quell des Mangels an Tiefe, eines fehlenden feſten Standpunkts, den Grund unentſchiedenen Charakters. Man lieſt vieles, aber nicht viel, man blättert, aber dringt nicht ein. Man wird daher unſerer Mitwelt nicht Unrecht thun, wenn man ſie einladet, wieder leſen zu lernen.

(Ludwig Eckardt, 1857.)

Wir müſſen eine große Auswahl in unſerer Lektüre treffen und nur ſolche Werke leſen, die ſich durch Reichtum und Originalität der Gedanken und durch Schönheit und Lebhaftigkeit der Darſtellung auszeichnen.

(J. A. Bergk.)

Wir müſſen den Jüngling leſen lehren, indem wir ihm jetzt das Gute und Schöne zuführen, damit ihn künftig das Geſchmackloſe und Unſittliche durch ſich ſelbſt zurückſtoße.

(Joh. Friedr. Herbart, 1776—1841.)

Manch' artig Büchlein läßt ſich einmal leſen,
Zu dem der Leſer nie dann wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal leſenswert geweſen,
Das war nicht einmal leſenswert. (Friedr. Rückert.)

Ich habe es mir zu einer Gewiſſenspflicht gemacht, die in unſeren Tagen allgemein eingeriſſene und gehegte und gepflegte Leſewut unter allen Altern und Ständen von meinen Kindern fernzuhalten, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß ſie allen ihren mit Leſereien überfütterten Kameraden an Geſchick, Verſtand, Gemüt und Wiſſen durchaus überlegen ſind. (Nach Klemens Brentano, 1778—1843.)

Von einem König wird erzählt, daß im Palaſt
Er hatte ſich gehäuft die größte Bücherlaſt.
Und zog der König aus, ſo zogen auf den Pfaden
Hundert und ein Kamel mit Büchern nach beladen.
Da ward er doch gewahr am Ende, daß ihm ſei
Beſchwerlich auf der Fahrt die große Bücherei,
Und ließ zu größerer Bequemlichkeit im Reiſen
Auszüge machen von hundert und einem Weiſen.
Von dieſen ward gemacht ein Auszug, den beim Zug
Des Königes gemach ein ſtarkes Maultier trug.
Doch noch bequemer wollt' er haben ſeine Sachen,
Und aus dem Auszug ließ er einen Auszug machen.
Ein art'ges Büchlein ward nun aus der Maultierbürde,
Das auf der Reiſe ſelbſt der König trug mit Würde.
Doch immer noch zu ſehr beläſtigte das ihn,
Des Auszugs Auszug ließ er aus noch einmal ziehn.
Da zogen ſie ihm aus dem ausgezog'nen Buch
Den Kern zuſammen kurz in einem einz'gen Spruch.
Den faßt er in's Gemüt und konnt' ihn leicht behalten,
Um ſeines Heils darnach und ſeines Reichs zu walten.
Ob ihm dies Heil gelang? Wenn er's nicht ganz vollbracht,
So war's nur, weil er ſelbſt den Auszug nicht gemacht,
Das aber iſt gewiß, daß aus dem Bücherwuſt
Du machen für dein Heil ſolch' einen Auszug mußt.
(Friedrich Rückert, 1788—1866.)

Unter Kanon der Schülerbibliothek verſtehe ich eine Vereinigung ſolcher Werke, welche dem Bedürfnis der Schüler je nach ihren Altersſtufen entgegenkommen (Märchen, Sagen, Geſchichte) und vermögend ſind, ſie in die Hauptkreiſe der Bildung einzuführen (Natur und Geſchichte, Altertum und Neuzeit), für die großen typiſchen Perſönlichkeiten der Geſchichte und der eigenen Nation zu begeiſtern (Alexander d. Gr., Karl d. Gr., Otto d. Gr., Luther, d. gr. Kurfürſt, Friedrich d. Gr., Kaiſer Wilhelm), mit nationalem und patriotiſchem Sinn frühzeitig zu erfüllen (der 7jährige Krieg, die Freiheitskriege, der große Krieg von 1870/71), endlich auf die großen Dichter unſeres Volkes vorzubereiten oder näher in ſie einzuführen. Nur ſolche Bücher ſind dieſem Kanon einzureihen, welche durch Inhalt und Form eine nachhaltig bildende Einwirkung auf das jugendliche Gemüt auszuüben vermögen, deren Erinnerung die Flut aller übrigen Lektüre zu überragen vermag, und die dadurch ihre hervorragende pädagogiſche Bedeutung bezeugen. Es muß allmählich Tradition und guter Ton der Klaſſe werden, neben anderen guten Büchern, welche nicht verdrängt werden ſollen, vorzugsweiſe doch gerade dieſe zu kennen, und ein gewiſſer Makel, deſſen die Schüler ſich ſelbſt ſchämen, mit ihnen unbekannt geblieben zu ſein. (G. Ellendt.)

Aehnliches gilt für jeden, der auf höhere Bildung Anſpruch macht. Einen ſolchen eiſernen Beſtand enthält

„Die Welt in Wort und Bild".

Wie ſoll man leſen?

Das beſte Geſchenk, das einem jungen Menſchen gegeben werden kann, ſind nicht Bücher, ſondern der Rat, wie er die Bücher leſe. (Herder.)

Wer würde nicht übertäubt werden, wenn er einen ganzen Tag unaufhörlich einem Lehrer in einerlei Wiſſenſchaft zuhören ſollte? Aber in der Veränderung wird er ſich erholen, ſowie der Magen durch verſchiedene Speiſen gelabt wird. (Quintilian.)

Viele Bücher machen nicht gelehrt, viel Leſen auch nicht, ſondern gut Ding und oft leſen, das macht gelehrt in der Schrift und fromm dazu. (Luther.)

Viel Leſen füllt den Kopf, recht Leſen füllt das Herz. Viel Leſen blähet auf, recht Leſen macht demütig. (Frau Guyon.)

Recht leſen heißt: mit Aufmerkſamkeit und Verſtand leſen. Ein Buch, bei dem du nichts denken kannſt, nimm lieber gar nicht zur Hand; ein gedankenvolles aber laß deinen Freund ſein, mit dem du dich ſo lange beſprichſt, bis du ſeiner Gedanken mächtig biſt und ſie mit den deinen verwebt haſt! Wenn du ſelbſt ſchon ein eigenes Grundſtück und geiſtiges Beſitztum haſt, ſo ſchlage getroſt von dem Eigentume deines Autors ſo viel dazu, als ſich zu jenem paßt, und du haſt nicht zu fürchten, daß du wegen Verrückung der Grenzſteine in Anſpruch genommen werdeſt. Alles, was du auf dieſe Weiſe erwirbſt, iſt ein guter und ehrlicher Erwerb, und die Früchte, die du auf ſolchem Grund und Boden zieheſt, gehören nach allen Rechten dir.

Die ſchlimmſte Feindin der Bildung, wie des Guten überhaupt, iſt die Trägheit; wer ſich ihr hingiebt, iſt des geiſtigen Todes Raub. Hinter ihr her geht die Unaufmerkſamkeit, die von den ſparſamen Körnern, die aus der Hand der Trägheit fallen, keines in den Boden eindringen läßt. Willſt du dieſe Feindinnen bannen, ſo nimm mit dem Buche auch die Feder zur Hand. Wenn du damit anfängſt, dir das anzumerken, was dich in einem Buche vorzüglich anſpricht, ſo wirſt du dich bald imſtande ſehen, mit dem Buche ſelbſt zu ſprechen, dem Autor vor- oder nachzudenken, ihn zu beſtreiten oder zu verteidigen. (Friedrich Chriſtian Wilhelm Jakobs, 1764—1847.)

Wenig leſen, ſeinen Schriftſteller gut wählen und viel denken, das iſt die beſte Studiermethode.
(Don Jayme Balmes, 1810—48, Spanier.)

Dem deutſchen Hauſe, das nach echter tiefer Bildung ſtrebt, muß das Beſte und Größte eben gut genug ſein, aber es muß auch das Beſte oft geleſen und innerlich angeeignet werden; denn es iſt die Art alles Bedeutendſten, daß man es durch zunehmende Vertrautheit immer lieber gewinnt. Und das Leben iſt kurz, es bedarf auf allen Gebieten der Sichtungen und Abkürzungen.
(W. Herbſt, 1825—82.)

Man hat einen großen Gewinn von dem Bücherleſen, wenn man ſich mit jemand über das Geleſene zu unterhalten ſucht.
(J. A. Bergk.)

Leſen iſt nichts; leſen und denken etwas; leſen und denken und fühlen — die Vollkommenheit. (Joh. Müller.)

Warum ſoll man eine Bücherei **beſitzen**?

An keinem ſachlichen Beſitze dürfte ſo ſehr die Unendlichkeit des Geiſtes zu erfahren ſein, als an dem Beſitze eines guten Buches. Jeder Beſitz gewährt ſchon an und für ſich mehr Ruhe des Gebrauchs als das, was man nur leihweiſe an ſich gebracht hat. Durch den Beſitz erſt erhält man Muße, um frei zu ſchalten. Aus dem Beſitze erſt entſteht allmählich der Hausſtand. Zu jedem geordneten Hausſtande ſollten gute Bücher gehören. Ein gutes Buch will wieder und wieder geleſen ſein. Nach jedem Zeitverlauf faßt man es anders auf; denn Eindrücke, welche die Zeit gebracht hat, wirken nach und ſchärfen die Auffaſſung. Nicht die Zahl, wohl aber die Wahl der Bücher iſt von unerſchöpflichem Ertrage. Es gehört zur Reform unſeres deutſchen Familienlebens, den Beſitz einer gewählten Bibliothek jedem geordneten Hausweſen zur Pflicht zu machen. Es iſt vielleicht keine müßige Anmerkung, daß die Bibel ſchon dem Ausdrucke Bibliothek entgegenkommt. In der Bibliothek, als einem ererbten und erweiterten Heiligtum, müßte der Familiengeiſt ſich zum Weltgeiſt erweitern. Man müßte es einer deutſchen Familie ebenſo ſehr verdenken, bloß aus einer Leihbibliothek ſich die Nahrung des Geiſtes zu holen, wie man es ihr mit Recht verdenken würde, wenn ſie täglich aus einem Gaſthauſe äße, ſtatt ſich fröhlich zum Genuſſe des Selbſtbereiteten um den Familientiſch zu ſammeln. Das Leſen aus den Leihbibliotheken hat etwas Nomadenhaftes. Der Nomade hat noch keinen geordneten Hausſtand, weil er noch keinen geordneten Bodenbeſitz hat. (Alexander Jung, 1799—1884.)

Ein geliehenes Buch lieſt man freilich geſchwinder; allein eine ſelbſteigene Bibliothek, die man zu aller Zeit bei der Hand hat, bringt wahren und bleibenden Gewinn. (Th. G. v. Hippel, 1741—96.)

Ich finde und habe immer gefunden, daß ſich ein Buch gerade vorzugsweiſe zu einem Geſchenk eignet. Man lieſt es oft, man kehrt oft dazu zurück; man naht ſich ihm, aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Taſſe, ein Glas, einen Hausrat in jedem gleichgiltigen Moment des Lebens und erinnert ſich ſo immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genuſſes.
(W. v. Humboldt, 1767—1835.)

Bücherumlauf.

Von einem Bürſchchen, das mein Buch erſtanden,
Entlehnt' es ſein Profeſſor erſt, ſein alter,
Und ließ es gaukeln dann wie einen Falter
Bei ſechs ſteinreichen Damen, ihm verwandten.
Die letzte lieh's an einen ihr bekannten
Bureau-Chef — ſtets als Freund von Büchern galt er! —
Im Amt die Runde vom Kanzleiverwalter
Macht's bis hinab zum jüngſten Praktikanten.
Der ſchickt' es, als er war damit zu Rande,
Nach Syrakus an ſein geliebtes Klärchen,
Die nach Turin an einen Herrn von Stande.
„Sie Glückspilz!" ſprach zu mir heut' dieſes Herrchen,
„Man reißt ſich um Ihr Buch!" — (Die Gaunerbande.
Sie reißt ſich — um ein einzig' Exemplärchen!)
(Edmondo de Amicis, geb. 1846; deutſch von Robert Hamerling.

Schmerzensſchrei der Buchhändler.

Bücher ſchreiben iſt leicht, es verlangt nur Feder und Tinte
Und das geduld'ge Papier. Bücher zu drucken iſt ſchon
Schwerer, weil oft das Genie ſich erfreut unleslicher Handſchrift
Bücher zu leſen, iſt noch ſchwerer, von wegen des Schlafes,
Aber das ſchwierigſte Werk, das ein ſterblicher Mann bei den Deutſchen
Auszuführen vermag, iſt: zu verkaufen ein Buch.
Denn es kauft ſie nicht gern das unſträfliche Volk der Germanen!
Nein, ſie mieten ſie, was höflicher „leihen" man nennet.
O Leihbibliothek, wo, vergleichlich den Droſchken am Haltplatz,
Schmierig von vielem Gebrauch, gelb von verſpritztem Kaffee,
Schiller und Goethe ſtehn und des Mieters, des gütigen, harren.
Volk der Denker, du biſt wahrlich ein ſparſames Volk!
(Felix Dahn, geb. 1834.)

Pſalm.

Von Friedr. Gottlieb Klopſtock (1724—1803).

1789.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne.
„Vater unſer, der du biſt im Himmel!"

Auf allen dieſen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geiſter, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen ſich Gottes.
„Geheiliget werde dein Name."

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz ſich denken,
Seiner ganz ſich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller ſeiner Weltbewohner.
„Zu uns komme Dein Reich."

Wohl ihnen, daß nicht ſie, daß Er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geſcheh',
Wie im Himmel, alſo auch auf Erden."

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor,
Reifet den gold'nen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde,
Aber ſein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerſchmettert es
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde!
„Unſer täglich Brot gieb uns heute."

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche ſind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode ſich trennen muß?
„Vergieb uns unſere Schuld,
Wie wir vergeben unſern Schuldigern."

Geſonderte Pfade gehen zum hohen Ziel
Zu der Glückſeligkeit;
Einige krümmen ſich durch Einöden,
Doch ſelbſt an dieſen ſproßt es von Freuden auf
Und labet den Durſtenden.
„Führ' uns nicht in Verſuchung,
Sondern erlöſ' uns vom Uebel."

Anbetung Dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geiſter erſchuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt,
Anbetung Dir!
„Denn Dein iſt das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen."

Die Größe der Welt.

Von Friedrich v. Schiller (1759—1805)

1781.

Die der ſchaffende Geiſt einſt aus dem Chaos ſchlug,
Durch die ſchwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht.

Sterne ſah ich bereits jugendlich auferſteh'n,
Tauſendjährigen Gangs durch's Firmament zu geh'n,
Sah ſie ſpielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend ſuchte mein Blick umher,
Sah die Räume ſchon — ſternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblig trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltſyſteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwand'rer nach.

Sieh' den einſamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Raſch entgegen — „Halt an! Waller, was ſuchſt du hier?"
„„Zum Geſtade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht!""

„Steh'! du ſegelſt umſonſt — vor dir Unendlichkeit!"
„„Steh'! du ſegelſt umſonſt — Pilger, auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantaſie,
Wirf ein mutloſes Anker hie!""

Die Schönheit der Natur.

Von Karl Joh. Phil. Spitta (1801—1859).

Freuet euch der ſchönen Erde;
Denn ſie iſt wohl wert der Freud',
O was hat für Herrlichkeiten
Unſer Gott da ausgeſtreut!

Und doch iſt ſie ſeiner Füße
Reichgeſchmückter Schemel nur,
Iſt nur eine ſchön begabte
Wunderreiche Kreatur.

Freuet euch an Mond und Sonne
Und den Sternen allzumal,
Wie ſie wandeln, wie ſie leuchten
Ueber unſerm Erdenthal.

Und doch ſind ſie nur Geſchöpfe
Von des höchſten Gottes Hand,
Hingeſä't auf ſeines Thrones
Weites glänzendes Gewand.

Wenn am Schemel ſeiner Füße
Und am Thron ſchon ſolcher Schein
O was muß an ſeinem Herzen
Erſt für Glanz und Wonne ſein!

Das walte Gott!

Von J. Betichius.

Das walte Gott, der helfen kann!
Mit Gott fang' ich mein' Arbeit an;
Mit Gott nur geht es glücklich fort,
Drum iſt auch dies mein erſtes Wort:
„Das walte Gott!"

All mein Beginnen, Thun und Werk
Erfordert Gottes Kraft und Stärk';
Mein Herz ſucht Gottes Angeſicht,
Drum auch mein Mund mit Freuden ſpricht:
„Das walte Gott!"

Er kann mich ſegnen früh und ſpat,
Bis all mein Thun ein Ende hat;
Er giebt und nimmt, macht's, wie er will,
Drum ſprech' ich auch, fein in der Still':
„Das walte Gott! Amen."

Gott.

Von Wolfgang v. Goethe (1749—1832).

Gottes iſt der Orient!
Gottes iſt der Occident!
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände.

Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.
Sei von ſeinen hundert Namen
Dieſer hochgelobet! Amen.

Gottes Lob.

Von Clemens Brentano (1778—1842).

Kein Tierlein iſt auf Erden,
Dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließ'ſt ſie alle werden,
Und alle ſind ſie dein.
Zu dir, zu dir
Ruft Menſch und Tier.
Der Vogel dir ſingt,
Das Fiſchlein dir ſpringt,
Die Biene dir ſummt,
Der Käfer dir brummt,
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
„Herr Gott, du ſollſt gelobet ſein."

Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Bruſt.
Die Schlange in den Klüften
Ziſcht dir in Lebensluſt.
Zu dir, zu dir ꝛc.

Die Fiſchlein, die da ſchwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht ſtumm,
Du höreſt ihre Stimmen,
Vor dir kommt keines um.
Zu dir, zu dir ꝛc.

Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
Iſt kein's zu klein und arm.
Zu dir, zu dir ꝛc.

Sonn', Mond gehn auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind ſich an Größe gleich.
Zu dir, zu dir ꝛc.

Zu dir muß jedes ringen,
Wenn es in Nöten ſchwebt,
Nur du kannſt Hilfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.
Zu dir, zu dir ꝛc.

In ſtarker Hand die Erde
Trägſt du mit Mann und Maus;
Es ruft dein Odem: „Werde!"
Und bläſt das Lichtlein aus.
Zu dir, zu dir ꝛc.

Kein Sperling fällt vom Dache
Ohn' dich vom Haupt kein Haar;
O teurer Vater, wache
Bei uns auch in Gefahr.
Zu dir, zu dir ꝛc.

Eine Frage.

Aus dem Feſtkalender von Pocci und Görres.

Wer lehrt die Vöglein ſingen
So ſüß und mannigfalt
Und Hirſch' und Rehe ſpringen
Im grünen Buchenwald?

Wer heißt die Winde wehen
Bald ſtürmiſch und bald leis,
Die Jahreszeiten gehen
In wundervollem Kreis?

Und wer die Bächlein gleiten
Herab von ſtolzer Höh'
Und ſtolz die Ströme ſchreiten
Zur weiten, tiefen See?

Wer hat den Tag gezieret
Mit gold'nem Sonnenſchein,
Und wer am Himmel führet
Die tauſend Sternelein,

Daß ſie gleich guten Kindern
Still gehen ihre Bahn
Und nicht einander hindern
Und ſich nicht ſtoßen an?

O ſag, wer iſt der eine,
Der Meiſter ſo geſchickt,
Der mit ſo reichem Scheine
Die Blümlein hat geſchmückt?

Der hoch am Himmelskreiſe
Sein Zelt geſpannet aus
Und auch mit treuem Fleiße
Gebaut das Schneckenhaus.

Der über Länder zücket
Die Blitze weiß und blau
Und dann das Feld erquicket
Mit kühlem, friſchem Tau?

Den Meiſter, groß und milde,
Den nenne mir geſchwind,
Der dich mit ſeinem Bilde
Geziert, mein liebſtes Kind.

Und der, biſt du gegangen
Dem ſtillen Grabe zu,
Dich jenſeits wird empfangen
In ſeiner ew'gen Ruh'.

Und kannſt du mir ihn nennen
So folge ihm auch fromm,
Dann wird er dich auch kennen
Und ſprechen: „Sei willkomm'!"

Die Erde im Weltraume.

Unzählbar erſcheint dem Auge die Menge der Sterne am nächtlichen Firmament. Man möchte glauben, daß es Hunderttauſende von funkelnden Punkten ſeien, die uns erſcheinen; dies iſt jedoch eine Täuſchung, und der Laie erſtaunt in der Regel, wenn er erfährt, daß die Geſamtſumme der Sterne, welche für ein normales Auge am nördlichen Himmel ſichtbar ſind, nur etwa 3300, für ein außergewöhnlich ſcharfes und ſehr geübtes Auge etwas über 5000 beträgt. Ganz koloſſal allerdings iſt die Steigerung, wenn man ein Fernrohr zu Hilfe nimmt: die Zahl aller derjenigen Fixſterne, welche mit den gewaltigſten Inſtrumenten eben noch ſichtbar ſind, konnte zwar bis jetzt nicht feſtgeſtellt werden, aber nach ungefähren Schätzungen beläuft ſie ſich jedenfalls auf hunderte von Millionen. Stellenweiſe ſind dieſelben ſo dicht gedrängt, daß der Aſtronom W. Herſchel in der Nähe der Milchſtraße an einer Stelle im Verlaufe von 41 Minuten etwa eine Viertelmillion Sterne durch das Geſichtsfeld ſeines mächtigen Reflektors ziehen ſah.

Jeder dieſer Fixſterne iſt eine ſelbſtändige, mit eignem Lichte leuchtende Sonne, gleich der unſern und vielleicht, ja wahrſcheinlich wie dieſe von Planeten umgeben. Die Entfernungen, welche dieſe einzelnen Körper von einander trennen, ſind von einer Größe, von der ſich unſer Geiſt keinen Begriff mehr zu machen im ſtande iſt. Der Abſtand der Sonne von dem nächſten Fixſterne, von dem hell leuchtenden a im Sternbilde des Centauren, wird annähernd auf acht Billionen Meilen geſchätzt, d. h. er iſt 400 000mal ſo groß als derjenige der Erde von der Sonne. Das Licht, welches mehr als 40 000 Meilen in der Sekunde zurücklegt, braucht über 6½ Jahre, um von dort zu uns zu gelangen, während der ununterbrochene Lauf des ſchnellſten Rennpferdes erſt in mehr als 100 Millionen Jahren dieſen Zwiſchenraum bewältigen würde. Die Entfernungen der übrigen Fixſterne ſind bedeutend weiter und bei der großen Mehrzahl ſo ungeheuer, daß eine Beſtimmung derſelben gar nicht mehr möglich iſt; man kann nur vermutungsweiſe annehmen, daß viele von ihnen hunderte, ja ſelbſt tauſende von Sternweiten (ſo bezeichnet man die Diſtanz von 4 Billionen Meilen) von der Sonne abſtehen, ſo daß ihr Licht Jahrtauſende braucht, um unſere Erde zu erreichen.

Wie rieſig aber auch die Abſtände der Fixſterne von einander ſein mögen, die Reſultate der Aſtronomie ergeben doch, daß wir uns in einem Gebiete des Weltraumes befinden, in welchem die einzelnen Himmelskörper verhältnismäßig noch dicht gedrängt ſind. Das ganze Firmament umzieht als ein größter Kreis, einem weiß leuchtenden Bande vergleichbar, die Milchſtraße. Dem freien Auge erſcheint ſie von ziemlich gleichmäßiger Helle, jedoch mit Hilfe ſtarker Teleſkope ſieht man, wie ſie ſich in ihren meiſten Teilen in ein Haufwerk zahlloſer dicht gedrängter, winzig kleiner Sternchen auflöſt; für den Reſt des Firmamentes aber zeigt es ſich, daß die weitaus größte Menge der Sterne überhaupt und faſt alle ſehr hell leuchtenden Körper ſich in der Nähe der Milchſtraße befinden, während die von derſelben entfernten Teile des Himmelsgewölbes ſternarm ſind. Dieſe Erſcheinungen laſſen ſich ſehr einfach durch die Annahme erklären, daß unſer Planetenſyſtem einen der zahlloſen Beſtandteile eines flach linſenförmigen Sternhaufens bildet. Sehen wir gegen die weit entfernte ſcharfe Kante der Linſe, ſo erblicken wir ein undurchdringliches Gewühl von Sternen, die Milchſtraße, welche uns demnach angiebt, in welcher Lage die Linſe ſich befindet, während die ſternarmen Räume fern von der Milchſtraße uns die flachen Decken der Linſe zeigen, in deren Richtung wir durch die dünnſte Schicht unſers Sternhaufens hindurch ſehen. Nach gewiſſen Anhaltspunkten hat man, allerdings nur in roheſter Annäherung, finden zu können geglaubt, daß die äußerſte Grenze der Linſe an der nächſten Stelle 79, an der entfernteſten 497 Siriusweiten von uns entfernt iſt (eine Siriusweite gleich 20 Billionen Meilen).

Es iſt bekannt, daß unſere Sonne nicht unveränderlich ihren Platz beibehält, ſondern in einer raſch fortſchreitenden Bewegung begriffen iſt, von der wir jedoch faſt nichts bemerken, weil die Erde ebenſo wie alle Planeten dieſe Bewegung mitmacht. Erſt die ſorgſamſte Beobachtung der kaum merklichen Ortsveränderung von Fixſternen ließ dieſe Thatſache erkennen und bewies, daß wir uns gegen das Sternbild des Herkules hin bewegen mit einer Geſchwindigkeit, welche zwiſchen 2¾ und 7 Meilen in der Sekunde geſchätzt wird. Wohl hat man in neuerer Zeit durch leichte Abweichungen gewiſſer farbiger Linien des Spektrums zu beſtimmen begonnen, mit welcher Geſchwindigkeit einige Fixſterne ſich uns nähern oder ſich von uns entfernen; aber ſelbſt im günſtigſten Falle erhalten wir dadurch nicht die Bewegung der Sonne, ſondern nur die Kombination ihrer Geſchwindigkeit mit derjenigen des beobachteten Sternes.

In derſelben Weiſe wie die Sonne haben auch die andern Fixſterne, ſoweit ſich aus den bisherigen beſchränkten Erfahrungen ſchließen läßt, eine Eigenbewegung.

Die Erde iſt einer der kleinern Planeten der Sonne, welche ſelbſt unter den vielen Millionen ihresgleichen nicht zu den bedeutenderen zu gehören ſcheint. Zu einem winzigen Stäubchen ſchwindet unſere Wohnſtätte herab, auf der wir leben, auf der ſich die Intereſſen der Menſchheit zuſammendrängen, die uns in einer die Sinne bewältigenden Großartigkeit erſcheint. Und doch dieſer Sternhaufe ſelbſt, in dem unſer Planet ein verſchwindendes Atom iſt, er ſtellt uns kein Weltall vor, er iſt wahrſcheinlich ſelbſt nur eins von zahlloſen Syſtemen einer höhern Ordnung, die vielleicht wieder untereinander in einer Verbindung ſtehen wie die einzelnen Fixſterne um uns herum. Zwiſchen den flimmernden Punkten der Sterne erſcheinen an zahlreichen Stellen des Firmamentes helle Lichtwölkchen, teilweiſe dem freien Auge ſichtbar, der großen Mehrzahl nach erſt mit dem Fernrohr erkennbar, die ſogenannten Nebelflecke. Von vielen derſelben hat man mit Hilfe ſehr ſtarker Teleſkope erkannt, daß ſie ſich in eine Unzahl winzig kleiner Sternchen auflöſen, welche dicht gedrängt ſtehen, und es wird dadurch wahrſcheinlich, daß wenigſtens viele dieſer Nebelflecke nichts anderes ſind, als ſelbſtändige Sternenſyſteme derſelben Natur und vielleicht derſelben Größe wie die Milchſtraße mit allen ihren Fixſternen und unſerer Sonne. Hier bietet ſich uns ein Ausblick von ſo unendlicher Großartigkeit, daß keine Vorſtellung mehr genügt, um uns von dieſen Ausdehnungen Rechenſchaft zu geben. (Melchior Neumayr, „Erdgeſchichte“.)

Jedermann kennt das farbige Sonnenbild oder Spektrum, welches man erhält, wenn man das von einer ſchmalen Spalte kommende Sonnenlicht durch ein Prisma fallen läßt. Mittels geeigneter Inſtrumente ſieht man in dieſem Spektrum eine große Anzahl von dunklen Querlinien und die Wiſſenſchaft hat bewieſen, daß dieſe Linien durch die Anweſenheit beſtimmter einfacher Körper oder Elemente, des Eiſens, des Waſſerſtoffs, des Natriums 2c. auf der Sonne verurſacht werden. Wenn man das Licht der Sterne mittels jener Inſtrumente unterſucht, ſo findet man, daß auch in den Spektren der Fixſterne dunkle Querlinien vorhanden ſind, welche beſtimmten einfachen Stoffen, dem Eiſen, Waſſerſtoff 2c. entſprechen. Darauf gründet ſich die Chemie der Geſtirne, welche wir der Spektralanalyſe verdanken. Die Lage der erwähnten dunklen Linien iſt im Spektrum unveränderlich, ſonſt würde man ja auch nicht aus ihnen auf die entſprechenden elementaren Stoffe ſchließen können. Dieſe Unveränderlichkeit in der Lage der dunklen Linien beſteht jedoch in aller Strenge nur, wenn die Lichtquelle in verhältnismäßiger Ruhe zum Beobachter bleibt. Wenn ſich der leuchtende Körper, deſſen Spektrum wir beobachten, ſehr ſchnell von uns entfernt, ſo verſchieben ſich die dunklen Linien um einen geringen Betrag gegen das rote Ende des Spektrums hin; wenn ſich der leuchtende Körper dagegen mit großer Schnelligkeit uns nähert, ſo verſchieben ſich die direkten Linien ſeines Spektrums etwas gegen Violett hin. Die Urſache, weshalb dieſe Verſchiebung ſtattfinden muß, mag hier unerörtert bleiben, dagegen iſt hervorzuheben, daß die Verſchiebungen auch bei großen Geſchwindigkeiten nur außerordentlich gering ſind. Selbſt bei Geſchwindigkeiten von mehreren Meilen in der Sekunde haben die früheren Beobachter ſie kaum mit Sicherheit erkennen können, weil die Vorrichtungen nicht fein genug waren, um ſo geringe Aenderungen noch unzweifelhaft nachzuweiſen. Erſt nach und nach hat man gelernt, Werkzeuge herzuſtellen, welche jene Verſchiebungen unzweifelhaft zeigen. Beſonders auf der Sternwarte zu Greenwich, woſelbſt Beobachtungen dieſer Art ſeit Jahren angeſtellt werden, hat man mit Hilfe des Spektroſkops die Bewegungen vieler Sterne im Weltraum ermittelt. So fand ſich, daß die hellſtrahlende Capella in jeder Sekunde ſich um 27 engl. Meil. [43,4 km] von der Erde entfernt, daß dagegen der glänzende Stern Wega in der Leyer ſich 34 engl. Meil. [54,7 km] in der Sekunde uns nähert. Da es ſich bei ſolchen Beobachtungen um außerordentlich kleine Größen handelt, ſo ſind dieſelben notwendig ſehr ſchwierig und unſicher. Durch Unterſuchungen auf dem aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium zu Potsdam hat ſich nun herausgeſtellt, daß ſehr viel ſicherere Reſultate erhalten werden, wenn man die Spektren der Sterne photographiert und die Meſſungen der Linien ſpäter an den Photographien ausführt. (Dr. Klein.)

Die Sterne. Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender ſich das Nachdenken damit beſchäftigt: Der geſtirnte Himmel über mir und das moraliſche Geſetz in mir. Das erſte fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme und erweitert die Verknüpfung, darin ich ſtehe, ins unabſehlich Große mit Welten über Welten und Syſtemen über Syſtemen, überdem noch in grenzenloſe Zeiten ihrer periodiſchen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unſichtbaren Selbſt, meiner Perſönlichkeit an und ſtellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verſtande ſpürbar iſt, und mit welcher ich mich nicht wie dort in bloß zufälliger, ſondern in allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne.

(Imanuel Kant.)

Die Sonne. Der Fixſtern, zu deſſen Syſtem unſere Erde gehört, iſt bei weitem der gewichtigſte und größte Körper in dieſem Syſtem und übertrifft an Maſſe die Summe aller andern Körper desſelben etwa 720mal. Er iſt die Quelle des Lichts und der Wärme für ſein ganzes Syſtem. (Daß die Sonne zur Zahl der Fixſterne gehöre, und in gehöriger Entfernung betrachtet auch als ſolcher erſcheinen würde, läßt ſich in aller Strenge behaupten. Will man dagegen umgekehrt ſagen: alle Fixſterne ſind Sonnen, ſo muß man dies zunächſt auf die Eigenſchaft des Selbſtleuchtens beſchränken, denn dieſe kommt gewiß allen von uns außerhalb des Sonnenſyſtems wahrgenommenen Körpern zu. Nicht aber kann man es ohne weiteres als ausgemacht annehmen, daß auch um jeden einzelnen dieſer Fixſterne ſich, wie um unſere Sonne, Planeten, Kometen u. dgl. bewegen: eine Frage, die wir auf unſerm irdiſchen Standpunkte, gleich vielen andern, wohl nie zur beſtimmten Entſcheidung bringen werden. Ebenſo, wie es neben mondenbegleiteten Planeten auch mondloſe giebt, kann es neben ſolchen Sonnen, um welche Planeten laufen, auch andere iſolierte und unbegleitete geben.)

Die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne beträgt 20120000 geographiſche Meilen, deren 15 auf einen Grad des Erdäquators gehen. In der Aſtronomie wird jedoch dieſes Meilenmaß, wo es ſich um Entfernungen der Körper voneinander handelt, nicht eigentlich gebraucht, ſondern man macht die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde ſelbſt zur Einheit, was den auszuführenden Berechnungen mehr Bequemlichkeit und Sicherheit, ſowie den Beſtimmungen ſelbſt mehr bleibenden Wert verſchafft.

Die größte, (im 19. Jahrhundert) am 2. Juli jedes tropiſchen Jahres ſtattfindende Entfernung der Sonne iſt 20450000 Meilen, die geringſte am 1. Januar dagegen 19790000 Meilen. In Erdhalbmeſſern ausgedrückt, iſt die mittlere Entfernung der Sonne = 23400, in Sonnenhalbmeſſern = 218.

Die Bewegung der Sonne, welche wir wahrnehmen, iſt nur ſcheinbar und durch die täglichen und jährlichen Bewegungen der Erde erzeugt. Denn in Bezug auf ihr Syſtem iſt die Sonne ruhend, oder, genauer geſprochen, ihre Bewegungen innerhalb desſelben ſind nur kleine Schwankungen um den allgemeinen Schwerpunkt des Syſtems, der entweder innerhalb ihres Körpers liegt, oder (wenn Jupiter und Saturn in gleichen Quadranten ſtehen) etwas außerhalb desſelben fällt: Schwankungen, die überdies nur dem Berechner wahrnehmbar ſind.

Das Licht legt den Weg von der Sonne zur Erde in 8 Min. 18 Sekunden zurück. Der Schall hingegen, wenn er anders bis dorthin gelangen könnte, würde erſt in 15 Jahren dieſen Raum zurücklegen, und bei der ſchnellſten Bewegung eines Dampfwagens (von 7 geogr. Meilen pro Stunde) würden 330 Jahre erfordert.

Der ſcheinbare mittlere Durchmeſſer der Sonne iſt = 32′ (Min.) 3″ (Sek.), der größte am 1. Januar 32′ 36″, der kleinſte am 2. Juli 31′ 31″. Er übertrifft, die Kometenſchweife zum Teil ausgenommen, die ſcheinbaren Durchmeſſer aller andern Himmelskörper und ſelbſt den mittleren des Mondes, der ihm am nächſten kommt.

Der wahre Durchmeſſer hingegen iſt 109 Erddurchmeſſer oder 187600 geogr. Meilen, der Umfang 589000 Meilen. Alle bisher angeſtellten Meſſungen vereinigen ſich dahin, daß die Sonne entweder eine vollkommene Kugel, oder ihre Abplattung doch zu gering iſt, um merklich werden zu können. Betrachtet man die Sonne als mathematiſche Kugel, ſo iſt ihre Oberfläche 119400 mal der (abgeplatteten) Erdoberfläche und ihr Rauminhalt 1304000 mal dem Rauminhalt des Erdſphäroids gleich.

Dagegen iſt die Maſſe der Sonne nach den letzten Beſtimmungen Leverrier's 324439 mal größer als die Erde und des Mondes zuſammen, woraus die durchſchnittliche Dichtigkeit der Sonne = $^1/_4$ der Dichtigkeit des Erdkörpers folgt.

Hieraus folgt weiter, daß die Schwerkraft an der Oberfläche der Sonne 27,62 mal größer als an der Oberfläche der Erde ſei, und daß dort ein Körper in der erſten Sekunde 135 Meter im Fallen zurücklege. Die Geſchwindigkeit eines fallenden Körpers auf der Sonne iſt demnach weit mehr der einer Flinten- oder Kanonenkugel, als der Fallgeſchwindigkeit auf unſerer Erde zu vergleichen. Ein Körper, der bei uns 2 Kilogr. wiegt, wird dort nur durch eine Kraft bewegt werden können, die hier zur Bewegung eines Zentners erfordert wird. Ein Sekundenpendel würde dort die Länge von 27,3 Meter haben.

Auf der Oberfläche der Sonne hat man Flecke beobachtet und aus dieſen gefunden, daß ſie ſich in 25$^1/_4$ Tagen um ihre Axe drehe, daß letztere gegen die Axe der Ekliptik 7 Grad Neigung habe und daß der aufſteigende Knoten des Sonnenäquators in der Ekliptik in 74°,6 der Länge liegt, der entgegengeſetzte alſo in 254°,6. Dieſe (nach Spörer angegebenen) Rotationselemente ſind aber bei weitem weniger ſicher, als man nach der Größe des Sonnenkörpers und der Deutlichkeit, mit welcher die Flecke in der Regel ſich darſtellen, erwarten ſollte.

Hat ein Sonnenfleck ſeinen Weg einmal zurückgelegt, ſo daß er nach 25$^1/_4$ Tagen wieder demſelben Punkte des Himmels gegenüberſteht, ſo währt es doch noch 46 Stunden, ehe er wieder in dieſelbe Stellung zur Erde gelangt; denn dieſe iſt in der Zwiſchenzeit ebenfalls, und zwar in gleichem Sinne wie der Sonnenfleck, in ihrer Bahn fortgerückt, und der Sonnenfleck muß alſo etwas mehr als einen Umlauf machen, um der Erde wieder gegenüberzuſtehen, ähnlich wie der Minutenzeiger einer Uhr etwas mehr als eine Stunde laufen muß, um wieder mit dem Stundenzeiger zuſammenzufallen. Dieſe ſynodiſche Umdrehungszeit der Sonne wird alſo etwa 27$^1/_4$ Tage lang ſein (etwas verſchieden je nach der langſameren oder ſchnelleren Bewegung der Erde in ihrer Bahn), und man wird von der Erde aus einen Sonnenfleck nahe 13$^3/_5$ Tage lang auf der diesſeitigen Scheibe ſehen, worauf er eine ebenſo lange Zeit derſelben unſichtbar bleibt.

Dieſe Rotation iſt zwar faſt viermal ſchneller als die unſers Erdäquators, doch kann ſie die Fallgeſchwindigkeit nur ſehr unbedeutend vermindern (nur 1$^1/_4$ Linien durchſchnittlich für Gegenden am Aequator). Von der Rotationsgeſchwindigkeit Jupiters und Saturns wird ſie um mehr als das ſechsfache übertroffen.

Es ſcheint nicht, daß eine Seite der Sonnenkugel im allgemeinen merklich heller als die andere ſei, und ebenſo merkt man keinen Unterſchied der Helligkeit in Bezug auf Aequator und Pole. Dagegen nimmt von der Mitte der Sonnenſcheibe an ſowohl die Lichtſtrahlung als die Wärme-Intenſität und die chemiſche Wirkung des Lichts gegen den Sonnenrand hin ab. Es iſt dies eine Abſorptionswirkung der die Sonne umgebenden Atmoſphäre. Die Oberfläche der Sonne, welche die leuchtende Begrenzung derſelben darſtellt, wird Photoſphäre genannt und beſteht aus glühender, flüſſiger oder vielleicht auch dampfförmiger Materie von überaus hoher Temperatur. Wie hoch dieſe Temperatur iſt, weiß man nicht, und die Anſichten gehen in dieſer Beziehung ſo ſehr auseinander, daß einige von Millionen Graden ſprechen, während Violle nur 1500°, William Siemens höchſtens 3000° annimmt und letzterer glaubt, daß bei ſehr viel höherer Temperatur die Sonne ſogar zu leuchten aufhören müßte.

Nach der Meinung der Alten war das Sonnenfeuer ein durchaus reines und fleckenloſes, und dieſe Anſicht hatte im Laufe der Zeit ſelbſt eine Art von religiöſer Weihe erhalten. Indes reichen ſchon ganz mäßige Ferngläſer hin, den Ungrund jener althergebrachten Meinung jedem vor Augen zu legen. Ja, in China hat man vom 4. bis zum 13. Jahrhundert vielfach dunkle Flecke auf der Sonnenſcheibe wahrgenommen. Die Flecke zeigen ſich ſehr dunkel und in beträchtlicher Größe, und zugleich ward es klar, daß es nicht von der Sonne entfernte, planetenähnliche, umkreiſende Körper, ſondern zur Sonne ſelbſt gehörende ſeien. Bei Anwendung des Blendglaſes erblickt man die Sonne als eine zwar helle, jedoch keineswegs umſtrahlte Scheibe von der Farbe des Blendglaſes: in ſchwarzer Umgebung, wenn der Himmel völlig heiter iſt; in matterleuchteter, wenn er teilweiſe bezogen iſt oder die Sonne zwiſchen Gewölken ſteht.

Die ganze Oberfläche der Sonne hat in großen Fernrohren ein gleichſam griesſandiges, granuliertes Ausſehen, und zwar kann man die kleineren rundlichen Körner, die bisweilen perlſchnurartig aneinander gereiht erſcheinen, bis hart an den Rand der Sonnenſcheibe verfolgen. Sehr verſchieden hiervon und ungleich leichter wahrnehmbar ſind die eigentlichen Flecke. Dieſe ſchwarzen Flecke ſind entweder Punkte, oder Kernflecke, welche eine beſtimmte Umrißlinie und meßbare Dimenſionen darbieten. Dieſe Kernflecke ſind nun häufig von grauen Säumen (Höfen) umgeben, und zwar ſo, daß der Hof oder die Penumbra dieſelbe Figur im vergrößerten Maßſtabe bildet, welche der Kernfleck zeigt. Selten zeigen dieſe Flecke Annäherung an die Kreisgeſtalt, meiſtens ſind ſie eckig, oft mit ſehr ſpitzen, aus- und einſpringenden Winkeln und Bogen, und von den Ecken laufen in einigen Fällen gleichſam ſtrahlenförmig Reihen von Punkten nach den entſprechenden Ecken des umgebenden Hofes. In manchen Kernflecken laſſen ſich noch dunklere Stellen unterſcheiden, nicht ſelten auch hellere, ſchleierähnliche Gebilde, die Secchi von karminroter Farbe fand.

Kleinere wie größere Flecke kommen zwar oft auch einzeln vor, häufiger jedoch zeigen ſie ſich in Gruppen, in denen man zuweilen hunderte von Flecken zählen kann. Oft umgiebt auch ein gemeinſchaftlicher Hof eine ganze Gruppe kleiner Flecke. Durch die größeren Kernflecke ziehen häufig nieren- und aderartig lichtere Streifen hin und teilen ſie gleichſam in mehrere Reviere.

In der Nähe des weſtlichen oder öſtlichen Sonnenrandes zeigt ſich oft eine den erwähnten Flecken ganz entgegengeſetzte Erſcheinung: Stellen, welche beträchtlich heller als der übrige Grund ſind und die teils aderförmig, teils mehr in größeren Maſſen ſich zeigen und Sonnenfackeln genannt werden. Kommen dieſe Stellen infolge der Rotationsbewegung der Sonnenmitte näher, ſo werden ſie meiſt unſichtbar. Auf Photographien der Sonne treten die Fackeln übrigens weit deutlicher hervor als bei der direkten Beſichtigung.

(Aus „Wunderbau des Weltalls“ von J. H. von Mädler.)

Frühlingsfeier.

Von F. G. Klopſtock (1724—1803).

1759

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich ſtürzen! ſchweben nicht,
Wo die erſten Erſchaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzücken vergehn:
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde will ich ſchweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauſchten und Siebengeſtirne wurden,
Da entranneſt du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauſcht' und unſ're Sonne wurde,
Ein Wogenſturz ſich ſtürzte wie vom Felſen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entranneſt du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer ſind die tauſendmal tauſend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? und wer bin ich?
Hallelujah dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengeſtirne, die aus Strahlen zuſammenſtrömten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlich-golden neben mir ſpielt,
Du lebſt, und biſt vielleicht,
Ach, nicht unſterblich!

Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch dieſe Thräne dem Endlichen,
O du, der ſein wird.

Du wirſt die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird. Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Biſt du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai's, ſo werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was ſonſt der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preiſe den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Iſt meine Harf' umwunden! Ich ſinge dem Herrn!
Hier ſteh' ich. Rund um mich
Iſt alles Allmacht, und Wunder alles!

Mit tiefer Ehrfurcht ſchau' ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloſer, du
Schufeſt ſie.

Lüfte, die um mich weh'n und ſanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angeſicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche.

Aber jetzt werden ſie ſtill, kaum atmen ſie;
Die Morgenſonne wird ſchwül;
Wolken ſtrömen herauf!
Sichtbar iſt, der kommt, der Ewige!

Nun ſchweben ſie, rauſchen ſie, wirbeln die Winde!
Wie beugt ſich der Wald! Wie hebt ſich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen ſein kannſt,
Ja, das biſt du, ſichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt ſich, der Strom fliehet und ich falle nicht auf mein Angeſicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

Zürneſt du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand iſt?
Dieſe Nacht iſt Segen der Erde.
Vater, du zürneſt nicht!

Sie kommt, Erfriſchung auszuſchütten
Ueber den ſtärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürneſt nicht!

Alles iſt ſtill vor dir, du Naher!
Ringsumher iſt alles ſtill!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf.
Iſt es vielleicht nicht ſeelenlos? iſt es unſterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürſte, zu preiſen!
Immer herrlicher offenbareſt du dich:
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen.

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erſchütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, geprieſen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner.
Wie ſie rauſchen! wie ſie mit lauter Woge den Wald durchſtrömen!
Und nun ſchweigen ſie. Langſam wandelt
Die ſchwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: „Jehova! Jehova!“
Und der geſchmetterte Wald dampft!

Aber nicht unſ're Hütte!
Unſer Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor un'ſrer Hütte vorüberzugehn.

Ach, ſchon rauſcht, ſchon rauſcht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun iſt, — wie dürſtet ſie! — die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlaſtet.

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter;
Im ſtillem, ſanftem Säuſeln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt ſich der Bogen des Friedens!

Frühlingslied.

Von L. Hölty (1748—1776).

1773.

Die Luft iſt blau, das Thal iſt grün,
Die kleinen Maienglocken blühn
Und Schlüſſelblumen drunter;
Der Wieſengrund
Iſt ſchon ſo bunt
Und malt ſich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue ſich der ſchönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die ſolche Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und ſeine Blüte!

Lob Gottes

aus Beſchreibung der fröhlichen Sommerzeit.

Von Friedr. v. Spee (1591—1635).

O reines Jahr! O ſchöner Tag!
O ſpiegelklare Zeiten!
Zur Sommerluſt nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Aether hör' ich Muſik ſchon,
Wie ſich's mit Ernſt bereite,
Daß uns empfang mit ſüßem Ton,
Und lieblich hin begleite.
O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſein.

Für uns die ſchöne Nachtigal
Den Sommer laut begrüßet,
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Die ganze Luft verſüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng'
Buſch, Heck' und Feld durchſtreifen,
Die Neſter ihnen ſind zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſein.

Jetzt öffnet ſich der Erdenſchoß,
Die Brünnlein fröhlich ſpringen;
Jetzt Laub und Gras ſich geben bloß,
Die Pflänzlein anher dringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt,
In Zahl und Ziffer zwingen,
Die uns der Sommer mit Gewalt
An's Licht wird ſtündlich bringen?
O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſein.

Die Blümlein, ſchau, wie treten's an,
Und wunderſchön ſich arten!
Veilchen, Roſen, Tulipan,
All' Kleinod ſtolz im Garten,
Hyacinthen und Gamanderlein,
Dann Saffran und Lawendel;
Auch Schwertlein, Gilgen, Nägelein,
Narciſſ' und Sonnenwendel.
O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſein.

Wo nur das Aug' man wendet hin,
Mit Lüſten wird's ergötzet;
Ergötzet wird faſt jeder Sinn
Und alles Wunder ſchätzet:
Ohn Maß iſt alle Welt geſchmückt,
Welch' Künſtler möcht's erdenken?
Wer's recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niederſenken.
O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſein.

Der Sommerabend.

Von J. P. Hebel (1760—1826).

O ſieh, wie iſt die Sonne müd',
Sieh, wie ſie ſtill nachhauſe zieht!
O ſieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Wie ſie ihr Tüchelchen da nimmt,
Ein Wölkchen, blau mit Rot vermiſcht,
Und ſich damit die Stirne wiſcht!
Wahr iſt es, ſie hat ſchlimme Zeit
Im Sommer gar! Der Weg iſt weit,
Und Arbeit find't ſie überall. —
In Haus und Feld, in Berg und Thal
Drängt alles ſich nach ihrem Schein
Und will von ihr geſegnet ſein.

Manch Blümlein hat ſie ausſtaffiert,
Mit Farben ſo charmant geziert.
Dem Bienchen gab ſie ſeinen Trunk
Und ſagt zu ihm: „Haſt auch genung?“
Kam auch ein Käferchen in Eil',
Gewiß bekam es auch ſein Teil.

Manch Samenhülschen ſprengt ſie auf
Und holt den Samen draus herauf.
Wie bettelten die Vögelchen,
Wie wetzten ſie die Schnäbelchen!
Und keins geht hungrig doch zu Bett',
Das nicht ſein Teil im Kröpfchen hätt'.

Der Kirſche, die am Baume lacht,
Hat rote Backen ſie gemacht.
Und wo im Feld die Aehre ſchwankt,
Und wo am Pfahl die Rebe rankt,
Gleich kümmert ſich die Sonne drum,
Hängt ihnen Laub und Blüten um.

Und auf der Bleiche, ſeht doch an!
Macht ſie ſich Arbeit, wo ſie kann.
Das hat dem Bleicher ſchon behagt,
Doch hat er nicht ‚Gott's Lohn!‘ geſagt.
Iſt irgend Wäſche wo im Ort,
Sie trocknet hier, ſie trocknet dort.

Und wirklich wahr, allüberall,
Wo irgend nur die Senſ' im Thal
Durch Gras und durch die Halme ging,
Da macht ſie Heu. Wie geht das flink;
Es will 'was ſagen, meiner Treu',
Am Morgen Gras, am Abend Heu.
Drum iſt ſie jetzt ſo ſchrecklich müd'
Und braucht zum Schlaf kein Abendlied.
Kein Wunder iſt es, wenn ſie ſchwitzt!
Sieh, wie ſie auf dem Berg da ſitzt;
„Schlaft alle wohl!“ ſo ruft ſie jetzt
Und lächelt noch zu guterletzt.
Da iſt ſie weg! Behüt dich Gott!
Der Hahn am Kirchturm, ſeht, wie rot!
Er guckt ihr nach ins Haus hinein.
Du Naſeweis, ſo laß das ſein:
Da hat er es! In guter Ruh'
Zieht ſie den roten Vorhang zu.
Die gute Frau, wie ſchade drum,
Ihr Hauskreuz trägt ſie auch herum.
Sie lebt mit ihrem Mann nicht gut;
Kommt ſie nachhauſ', nimmt er den Hut.
Paßt auf, paßt auf! Jetzt kommt er bald,
Da ſitzt er ſchon im Fichtenwald.
Er macht ſo lang', der närr'ſche Wicht,
Es ſcheint, er traut dem Frieden nicht.
So komm! Sie iſt ja nicht mehr da!
Ein Augenblick, dann ſchläft ſie ja.
Jetzt ſteht er auf und ſchaut ins Thal,
Da grüßt der Froſch ihn überall.
Ich denk', wir gehen auch ins Neſt.
Wen ſein Gewiſſen ruhig läßt,
Schläft ſicher ein auch ohne Lied,
Die Arbeit macht von ſelber müd';
So manches iſt doch heut' vollbracht.
Gott geb' uns eine gute Nacht!

Herbſtlied.

Von J. G. Salis-Sewis (1762—1834).

Bunt ſind ſchon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbſt beginnt.
Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig ſtrahlt!
Am Geländer reifen
Pfirſiche, mit Streifen
Rot und weiß bemalt.

Sieh, wie hier die Dirne
Emſig Pflaum und Birne
In ihr Körbchen legt!
Dort mit leichten Schritten
Jene gold'ne Quitten
In den Landhof trägt!

Flinke Träger ſpringen,
Und die Mädchen ſingen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder ſchweben
Zwiſchen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh.

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröte
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutſchen Ringeltanz.

Herbſtklage.

Von Nikolaus Lenau (1802–1850).

Holder Lenz, du biſt dahin!
Nirgends, nirgends darfſt du bleiben!
Wo ich ſah dein frohes Blühn,
Brauſt des Herbſtes banges Treiben.

Wie der Wind ſo traurig fuhr,
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeſeufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder iſt, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeſchwunden.
Fragend rauſcht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz ſein Glück gefunden?“

Waldesrauſchen, wunderbar
Haſt du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Herbſtlied.

Von Em. Geibel (1815—84).

Nun ſtrömet klar von oben
Der Tag in's Land herein,
Von tiefem Blau gewoben
Und lichtem Sonnenſchein.

Es will noch einmal blühen
Der Wald, bevor er ſtarb;
Er prangt in gold'nem Glühen
Und lächelt purpurfarb'.

Und fern im Glanze ſchließet
Sich Berg an Berg gereiht,
Und Sabbathſtille fließet
Im Thale weit und breit.

Was will dich's wunder nehmen,
O Freund, zu dieſer Friſt,
Daß deine Bruſt ihr Grämen,
Wie einen Traum vergißt?

Daß du der alten Sorgen
Mit Lächeln nur gedenkſt
Und in den goldnen Morgen
Dich voll und froh verſenkſt?

O gieb dich hin dem Frieden,
Und ſauge dieſen Glanz,
Der aller Welt beſchieden,
In deine Seele ganz.

Laß Ruh' und Lied ſich gatten
Bei frommem Harfenklang,
Der letzten Trauer Schatten
Verſühne mit Geſang.

Der Sonne heb' entgegen
Den Becher jungen Weins,
Und heiſcht der Trunk den Segen,
So wünſche ſegnend eins:

Daß, wenn nach Freud' und Leide
Dein Herz einſt brechen will,
Wie dieſer Herbſt es ſcheide,
So heiter, groß und ſtill.

Herbſtgefühl.

Von K. Gerok (1815—1890).

Müder Glanz der Sonne!
Blaſſes Himmelsblau!
Von verklung'ner Wonne
Träumet ſtill die Au.

An der letzten Roſe
Löſet, lebensſatt,
Sich das letzte, loſe,
Bleiche Blumenblatt.

Goldenes Entfärben
Schleicht ſich durch den Hain; —
Auch Vergehn und Sterben
Deucht mir ſüß zu ſein.

Ein Lied hinterm Ofen zu ſingen.

Von M. Claudius (1743—1815).

Der Winter iſt ein rechter Mann,
Kernfeſt und auf die Dauer;
Sein Fleiſch fühlt ſich wie Eiſen an,
Er ſcheut nicht ſüß noch ſauer.

War je ein Mann geſund, iſt er's!
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtſchweiß, noch Vapeurs[1]
Und ſchläft im kalten Zimmer.

Er zieht ſein Hemd im Freien an
Und läßt's vorher nicht wärmen,
Und ſpottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelſang
Weiß er ſich nichts zu machen;
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchſe bellen ſehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Froſt zerbricht,
Und Teich' und Seeen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er tot ſich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da iſt er dann bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, ſtehen wir
Und ſehn ihn an und frieren.

Der Winter.

Von J. P. Hebel (1760 – 1826).

Wer hat die Baumwoll' oben feil?
Sie ſchütten ſchon ein redlich Teil
Ins Feld herunter und aufs Haus!
Es ſchneit doch auch, es iſt ein Graus,
Noch hängen ganze Säcke voll
Am Himmel da, ich merk' es wohl!

Und wo ein Mann von weitem lauft,
Hat von der Baumwoll' er gekauft,
Er trägt ſie auf den Achſeln ſchon
Und auf dem Hut und läuft davon.
Was läufſt du ſo, du närr'ſcher Wicht?
Geſtohlen haſt du ſie doch nicht?

Und Gärten ab und Gärten auf.
Hat jeder Pfahl ſein Käppel auf;
Sie ſtehn wie Herren ringsumher,
Denkt jeder wunder, was er wär':
Der Nußbaum auch macht's ihnen nach,
Und auch das Schloß- und Kirchendach.

Ja Schnee und Schnee! Und ringsumher
Man ſieht nicht Straß' noch Fußweg mehr,
Manch' Samenkörnchen, klein und zart,
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Und ſchneit's, ſo lang' es ſchneien mag,
Er harrt auf ſeinen Oſtertag.

Manch' Schmetterling von ſchöner Art
Liegt unterm Boden wohlverwahrt,
Hat keinen Kummer, keine Klag'
Und harrt auf ſeinen Oſtertag,
Währt es auch lang, er kommt ja doch;
Bis dahin ſchläft's in Frieden noch.

Doch wenn die Schwalb' im Frühling ſingt,
Die Sonne warm das Land durchdringt,
Hei, da erwacht's in jedem Grab
Und ſtreift ſein Totenhemdchen ab,
Und wo ſich nur ein Löchlein zeigt,
Schlüpft Leben 'raus, ſo jung und leicht.

Da fliegt ein hung'rig Spätzchen her,
Ein biſſel Brot wär' ſein Begehr,
Es ſieht dich an ſo jämmerlich
Und bittet um ein Bröckchen dich.
Gelt, Bürſchchen, das iſt andre Zeit,
Wenn's Korn in alle Furchen ſtreut?

Da haſt! Gieb andern auch was her,
Biſt hungrig, komm hübſch wieder her.
Ja, wahr iſt, was das Sprüchlein ſpricht:
„Sie ſäen nicht, ſie ernten nicht,
Sie haben keinen Pflug, kein Joch,
Und Gott im Himmel nährt ſie doch.“

(Uebertragen von R. Reinick.)

Winterlied.

Von F. Krummacher (1768—1845).

Wie ruheſt du ſo ſtille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo ſind des Frühlings Lieder,
Des Sommers bunt Gefieder
Und dein beblümtes Feſtgewand?

Du ſchlummerſt nun entkleidet;
Kein Lamm und Schäflein weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verſtummet,
Und keine Biene ſummet;
Doch biſt du auch im Schlummer ſchön.

Die Zweig' und Aeſtlein ſchimmern,
Und tauſend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt!
Wer hat dein Bett bereitet?
Die Decke dir geſpreitet
Und dich ſo ſchön mit Reif geſchmückt?

Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben,
Er ſchläft und ſchlummert nicht.
So ſchlumm're denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald in des Lenzes Wehen
Wirſt du verjüngt erſtehen
Zum Leben wunderbar!
Sein Odem ſchwebt hernieder;
Dann, Erde, ſtehſt du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar!

Im Winter.

Von Ph. Spitta (1801—1859).

Winter iſt es. In dem weiten Reiche
Der Natur herrſcht tiefe Einſamkeit,
Und ſie ſelbſt liegt, eine ſchöne Leiche,
Ruhig in dem weißen Sterbekleid.
Ihre Blumenkinder ruh'n geborgen
An der Mutter Bruſt, mit ihr bedeckt,
Träumend von dem Auferſtehungsmorgen,
Wo der Lenz ſie aus dem Schlummer weckt.

Aller deiner Pracht biſt du entledigt,
Erde, deine Schönheit iſt dahin,
Und du ſelbſt biſt eine Leichenpredigt
Von erbauungsvollem, tiefem Sinn.
Was die Erde hat, kann nicht beſtehen,
Ihre Gabe heißt Vergänglichkeit;
Aufwärts zu dem Himmel mußt du ſehen,
Suchſt du ew'ge Schön' und Herrlichkeit.

Laß zum Himmel dich die Erde weiſen,
Suche deine Heimat nicht auf ihr,
Du mußt weiter, immer weiter reiſen,
Deines Bleibens iſt nicht lange hier.
Ew'ge Güter ſuchſt du hier vergebens,
Darum ſuch' im Himmel deinen Schatz;
Von der Erde nur am Ziel des Lebens
Für das Kleid vom Staube einen Platz.

Aber wenn die Oſterlieder klingen
Und der große Oſtermorgen graut,
Muß dir auch die Erde wiederbringen
Deine Hülle, die ihr anvertraut.
Sieh, ſo iſt und ſo bleibt nichts ihr eigen,
Suche nicht, was ſie nicht hat, bei ihr;
Laß von ihr dich hin zum Himmel zeigen,
Ew'ges Heil find'ſt du nur über dir!

---

[1] Vapeurs: Krämpfe.

Die Gezeit [Ebbe und Flut]. — Schon in Altertum erwähnen die Geographen jene rhythmiſchen Niveauſchwankungen, die wir unter Ebbe und Flut zuſammenfaſſen. Obwohl dem Mittelmeer die Gezeiten nicht ganz fehlen, ſo lernten die Alten ſie doch oft an den atlantiſchen Küſten Spaniens und Frankreichs nach ihrer ganzen Größe kennen und würdigen. Eine Erklärung derſelben wurde kaum verſucht, obwohl Strabo wie Plinius die Beziehungen der Gezeiten zum Monde kannten, wobei ſie vielleicht phöniziſch-chaldäiſche Unterſuchungen zu Grunde legten.

In der neueren Zeit mutmaßte zwar ſchon Kepler als Urſache der Gezeiten eine Anziehung der Himmelskörper wie des Mondes auf das Meer, aber erſt Newton konnte zeigen, daß die Schwerkraft gleichwirkend ſei mit jener Kraft, welche die Erde an die Sonne und den Mond an die Erde feſſelt und die man Gravitation nennt. Die Anziehung iſt aber eine gegenſeitige, und ſo zieht auch der Mond die Erde an. Obwohl die Rechnung die Maſſen der ſich gegenſeitig anziehenden Körper ſich geſammelt denkt in ihrem Schwerpunkt, ſo erfolgt doch thatſächlich nicht dieſe Kraftwirkung von Mittelpunkt zu Mittelpunkt, ſondern jedes einzelne Maſſenteilchen des einen Körpers übt die Anziehung aus auf jedes Teilchen des anderen. Darauf beruht die Entſtehung der Gezeiten.

Der Seemann ſpricht ſchlechthin von Hochwaſſer und Niedrigwaſſer und verſteht unter „Flut“ und „Ebbe“ Erſcheinungen der Gezeitenſtrömungen, von denen weiter die Rede ſein wird. Die „Gezeiten“, ſelbſt pflegt der Seemann die Tiden zu nennen.

Denkt man ſich nun die Erde um ihre Axe drehend, ſo wird der Mond immer gerade unter ſich dasſelbe Flutellipſoid erzeugen. Es wird alſo in 24 Stunden 48 Minuten, welche erforderlich ſind, demſelben Ort wieder den Mond im Meridian zu zeigen, dieſer Ort zweimal Hoch- und zweimal Niedrigwaſſer haben.

Außer dem Monde bewirkt aber noch die Sonne die Ausbildung eines zweiten Flutellipſoids, das mit dem des Mondes ſich nicht immer decken wird, da die Sonne ja jedesmal im Zeitraume von genau 24 Stunden durch den Mittagskreis eines gegebenen Ortes geht. Auch wird die Sonne eine ſchwächere Flut erzeugen, da ſie 387mal weiter von der Erde abſteht, als der Mond von dieſer. Die Rechnung ergiebt darum, daß die Mondflut $2^1/_5$mal größer iſt als die Sonnenflut, oder die erſtere ſich zur letzteren verhält wie 9 zu 4.

Wir drückten das theoretiſche Verhältnis von Mond- und Sonnenflut durch die Zahlen 9 zu 4 aus. Zur Springzeit wird alſo das Hochwaſſer 9 + 4 = 13 über dem mittleren Stand und das Niedrigwaſſer um ebenfalls 13 Höheneinheiten unter dem Normalniveau („Mittelwaſſer“) ſein. Die „tauben“ Tiden aber geben die Differenzen 9—4 = 4 als Abſtand der beiden Scheitelpunkte vom Mittelſtand. Da der Mond ſeine Phaſen in faſt einem Monat völlig durchläuft, ſo löſen ſich dieſe äußerſten Fälle alle 14 Tage ab, weshalb man ſie „halbmonatliche Ungleichheit“ nennt. Dieſe Ungleichheit bildet ſich nicht nur in der Höhe der Gezeiten heraus, ſondern an den Eintrittszeiten der Hoch- und Niedrigwaſſer.

Da die Flutwelle der Sonne und die des Mondes eine verſchiedene „Periode“ haben, und zwar die Mondwelle eine um 48 Minuten längere, ſo iſt nach dem Tage des Voll- und Neumonds das Sonnenhochwaſſer am Beobachtungsorte 48 Minuten früher zu notieren als diejenige der Mondwelle eintrifft. Das thatſächlich am Orte beobachtete Hochwaſſer aber wird eine Verbindung aus beiden ſein, alſo der Zeit nach etwas früher eintreten, als der Mond es erzeugt haben würde. Dieſer Zeitraum vergrößert ſich natürlich mit jedem folgenden Tage, bis die Sonne gerade 4 Stunden früher durch den Meridian geht, als der Mond. So geht die Sonnenwelle ſcheinbar immer mehr dem nächſten Mondhochwaſſer entgegen. Nachdem die Phaſe des erſten Viertels mit ihren tauben Tiden vorbei iſt, wird die Zwiſchenzeit zwiſchen dem Eintreffen der beiden Hochwaſſer wieder kleiner, aber nun tritt das thatſächliche Hochwaſſer ſpäter ein, als die Mondwelle allein ergeben würde. — So kann man eine halbmonatliche Ungleichheit nicht bloß inbezug auf die Höhe der Gezeiten, ſondern auch auf die Zeit ihres Eintreffens unterſcheiden.

Außer dieſer halbmonatlichen giebt es noch eine ſogenannte tägliche Ungleichheit, die darin beſteht, daß die Höhe der beiden Hochwaſſer eines Tages nicht gleich iſt. Die Erſcheinung beruht darauf, daß das flutzeugende Geſtirn nur vorübergehend gerade über dem Äquator ſteht, wie wir oben angenommen haben, nur um den einfachſten Fall zu unterſuchen.

Das giebt alſo eine tägliche Ungleichheit.

Soweit dieſe vom Monde allein erzeugt wird, hat ſie eine Periode von einem halben Monat; da aber auch die Sonne bekanntlich in einem halben Jahr nördlich, im anderen ſüdlichen vom Äquator kulminiert, ſo bewirkt auch ſie eine ſolche Ungleichheit, wenn auch eine erheblich ſchwächere als der Mond und mit einer Periode von einem halben Jahr.

Eine weitere ſehr merkliche Verſchiedenheit der Gezeitenhöhen wird durch den nicht immer gleichen Abſtand des Mondes von der Erde und dieſer von der Sonne erzeugt. Für den Mond ſchwanken die Werte für die fluterzeugende Kraft zwiſchen einem Maximum und Minimum, die ſich verhalten wie 59 zu 43, für die Sonne wie 21 zu 19. Daraus kann man nach Herſchel als theoretiſches Verhältnis des höchſten Hochwaſſers bei Springtide zum niedrigſten Niedrigwaſſer bei Taubertide die Werte ſetzen: 59 + 21 zu 43 — 19 oder 80 zu 24 oder 10 zu 3. Dieſe Ungleichheit heißt die parallaktiſche.

Man kann ſich nun einen ungefähren Begriff machen von den zahlloſen Möglichkeiten, die zwiſchen dieſen Verſchiedenheiten der Stellungen und Entfernungen der fluterzeugenden Himmelskörper möglich ſind. Die vom Mond allein abhängigen erſchöpfen ſich freilich innerhalb $12^1/_2$ Jahren und kehren dann in alter Folge wieder, wobei die extreme Deklination zwiſchen 18° und 19° Breite variiert. Die Sonne aber würde ihre Änderungen an dem Verlaufe der Gezeiten erſt nach einem Zeitraum von rund 21 000 Jahren von neuem wiederholen, wo dann das Perihelium (der Augenblick der größten Annäherung an die Sonne) auf demſelben Jahrestag fällt.

Schon Newton wußte, daß die Orte einer und derſelben Küſtenſtrecke keineswegs zur ſelben Zeit ihr Hochwaſſer erhalten. Die Uhrzeit des an einem Vollmond- oder Neumondtage eintretenden Hochwaſſers nennt der deutſche Seemann die „Hafenzeit“, der engliſche: establishment. Noch niemals iſt es gelungen, für einen Ort die „Hafenzeit“ zu berechnen, dieſe kann nur durch Beobachtungen erhalten werden. Auf Karten verſuchte man, die Uhrzeiten und die Lage des Kammes der Flutwelle zur gegebenen Stunde darzuſtellen. In der Mitte des Kanals, in tieferem, freierem Waſſer eilt der Kamm vor, an den Küſten bleibt er zurück, faſt 6 Stunden braucht die Welle, um vom Eingange des trichterförmigen Kanals nach Dover vorzudringen. Das Iriſche Meer erhält Wellen von Norden und Süden, und in der Nordſee, wo man die Gezeiten nur entlang den Küſten genug kennt, läuft eine Welle an Schottland und England entlang von Norden nach Süden, während der aus der Enge von Dover treibende nach Oſten weiter eilt. Solche Karten hat zuerſt der Engländer Whewell gezeichnet, der eine Zeitlang ſogar der Meinung war, derartige Linien (cotidal lines), die man Homopleroten nennt, für das ganze Weltmeer zeichnen zu können. Man ſieht in manchen Atlanten leider noch ſolche Kärtchen, obwohl ſie ganz unmögliche Dinge zur Abbildung bringen, und trotzdem ſie Whewell 18 Jahre nach ſeinem erſten Verſuche ſelbſt feierlich widerrufen hat. Er war von der ganz irrigen Annahme ausgegangen, daß nur der größte Ozean, der Pazifiſche, Fläche genug beſäße, um eine ſelbſtändige Flutwelle zu ſchaffen, und dieſe ſollte dann durch den Indiſchen Ozean in den Atlantiſchen treten, um in dieſem von Süden nach Norden zu laufen. Der Irrtum iſt um ſo augenſcheinlicher, als ganz kleine Waſſerbecken, wie der Michiganſee in Nordamerika, nachweislich, eine Gezeitenbewegung zeigen, die allerdings nur wenige Centimeter, in Chicago 7, in Milwaukee 3 bei Springzeit, erreicht.

Durchmuſtert man die Hafenzeiten im Nordatlantiſchen Ozean (welche wenig Beziehung in ihrer Folge zum Südatlantiſchen zeigen), ſo tritt uns als ſtätiger Gegenſatz die Gleichzeitigkeit entgegen, mit der die Flutwelle alle Küſtenpunkte der Vereinigten Staaten trifft, gegenüber der andauernden Verſpätung an den europäiſchen Küſten nach Norden hin. An der Küſte von Florida liegen die Hafenzeiten zwiſchen $1^1/_2$ und $1^3/_4$ Uhr, etwas früher an der Küſte von Georgia, bei Kap Hatteras, dem am weiteſten öſtlich vorragenden Punkte, ſich verfrühend bis 6 Min. nach 12. Am Eingange zum Delaware und zur Bucht von New-York trifft zwiſchen $12^1/_2$ und $12^3/_4$ Uhr ein; dagegen vor Halifax auf der Sable Inſel ſchon $^1/_2$11, bei Kap Race auf Neufundland ebenſo, an der eigentlichen Küſte aber etwas ſpäter, um Mittag (immer nach Greenwich-Zeit).

Wie die Meereswellen beim Aufſchlagen auf eine flach abfallende Küſte an Höhe wachſen; ganz ſo iſt es auch bei der Gezeitenwelle. Im offenen Ozean, auf einzelnen in tiefem Waſſer aufſteigenden Inſeln, iſt der „Flutwechſel“, d. h. der Höhewechſel zwiſchen Hoch- und (Niedrigwaſſer was man ſchlechthin auch „Wellenhöhe“ nennen könne), nur der Bruchteil eines Meters. Schon im Golf von Briſtol erreicht der Flutwechſel allgemein meiſt 10 Meter, am Clevedon-Pier zur Springzeit 16 Meter. Gar oft beſchrieben iſt der überraſchende Gegenſatz, den der Anblick der flachen Bai vom Saint-Michel bei Avranches gewährt, wenn das auf einer iſolierten Felſenzacke hoch aufragende Schloß bei Hochwaſſer von einem 12 bis 15 Meter tiefen Waſſer umwogt daliegt, während man bei Niedrigwaſſer faſt trockenen Fußes vom Feſtlande hinübergelangt. Die höchſten Gezeiten aber, die bekannt worden ſind, gehören der amerikaniſchen Küſte an. Da wo ſich zwiſchen die Halbinſel Neu-Schottland und das Feſtland die Fundy-Bai einſchiebt, wälzt ſich eine Flutwelle nach Norden hin, welche in der innerſten Stelle, der Chepody-Bai, bis 21,3 Meter Höhe erreicht. Auch in der Nähe der Magellanſtraße, in oſtpatagoniſchen Buchten, hat man einen Flutwechſel von 18 und 20 Meter notiert.

In unſeren deutſchen Häfen iſt die Fluthöhe im Mittel in

Emden 2,76 Meter, in Wilhelmshaven 3,46 m, in Bremerhaven 3,30 m, in Cuxhaven 2,80; im Hafen von Hamburg 1,88 m. Doch gehen die höchſten Springfluten auf das doppelte jener Werte, von den Sturmfluten ganz abgeſehen.

In die Oſtſee läuft die Flutwelle durch die Belte hinein und wird dadurch erheblich geſchwächt. Im Hafen von Kiel iſt ein Flutwechſel von 70 Millimeter, bei Swinemünde von 18 mm Höhe.

Im Mittelländiſchen Meere ſcheint ſich eine ſelbſtändige Flutwelle auszubilden, doch kann ſie bei der geringen Fläche des Beckens und der großen Tiefe des Küſtenwaſſers nicht ſehr fühlbar werden.

Allgemein ſind die inſelumrahmten Mittelmeere durch ſchwache Tiden gekennzeichnet. So das Amerikaniſche, das bei Jamaika nur 30, bei Colon 50, Vera Cruz 60 Centimeter erlangt. Das Auſtralaſiatiſche erreicht nur ſelten über zwei Meter. Dieſe beiden Mittelmeere zeigen aber eine merkwürdige Verwandtſchaft darin, daß ſtellenweiſe die Wirkungen der täglichen Ungleichheit ſo mächtig werden, daß darüber die halbtägigen Tiden ſich beinahe ganz in eintägige Tiden verwandeln.

An den Küſten und überhaupt im flacheren Waſſer ſind die Tiden nicht nur durch die Änderung der Waſſertiefe dem Schiffer von Wert, ſondern auch durch die Strömungen, welche ſie zur Folge haben, die Gezeitenſtröme.

Die Stärke der Gezeitenſtröme iſt auf hoher See weitab vom Land ganz unmerklich. Auf flachem Waſſer dagegen ſind dieſe Strömungen gar nicht zu verachten, da erreichen ſie meiſt ein paar Seemeilen in der Stunde, und wo der Strom eingeengt wird, durch vorſpringende Landzungen oder in ſchmalen Straßen zwiſchen Inſeln, kommen Geſchwindigkeiten von 6 bis 7, ja vereinzelt auch 8 Seemeilen in der Stunde vor. Solche erzeugen alsdann höchſt gefährliche Wirbel, und ſowohl der Maelſtrom bei den Lofoten, wie die Scylla und Charybdis in der Meerenge von Meſſina ſind durch ſolche Gezeitenſtröme hervorgerufen.

Beobachtet man die Flutwelle, wie ſie auf den Watten der Nordſee der Küſte zueilt, ſo kann ſie bisweilen als ein kleiner Waſſerwall von $^1/_3$ Meter Höhe auftreten. Mächtiger bäumt ſie ſich in flachen Trichtergolfen auf, namentlich in Flußmündungen, wo ſie als eine brandende Waſſermauer von mehreren Metern Höhe ſtromaufwärts laufen kann. Das iſt z. B. die Bore, im Hugli, dem Gangesarme, an welchem Kalkutta liegt. Am großartigſten iſt die Bore wohl im Amazonenſtrom und ſeinem Nachbar, dem bei Pará mündenden Toncantins ausgebildet. Dort hat ſie Martius geſchildert: eine 5 Meter hohe lebendige Mauer, die mit dem Getöſe eines Waſſerfalles über die bebenden Ufer praſſelnd dahinfegte, ſie in ihren Grundfeſten erſchütternd, und ſtets vom ſchäumenden Gipfel überſchlagend, ſtromaufwärts brauſend. Die Erſcheinung heißt dort Pororoca und tritt weiter als 350 Kilometer von der Mündung im Amazonas ſelbſt auf.

(Otto Krümmel, „Der Ozean“.)

[Der Golfſtrom.] Die Bewegungen der Weltmeere zeigen zwei Erſcheinungsformen: wellenförmige Bewegungen, die Gezeiten- und die Windwellen; fortſchreitende — die Strömungen. Die hervorragendſte Strömung des Atlantiſchen Ozeans, ja aller Weltmeere, aber iſt der Golfſtrom, richtiger der Floridaſtrom genannt. Die Geſchwindigkeit und Kraft ſeiner Bewegung, welche ihn ſogar entgegen wirkenden Winden widerſtehen läßt und eine unverkennbare Strömung bildet, die Wärme und die tiefblaue Farbe ſeiner Gewäſſer unterſcheiden ihn nicht bloß von den umgebenden Teilen des Weltmeeres, ſondern lenkten ſchon bald nach den erſten Entdeckungsfahrten der Europäer nach Amerika die Aufmerkſamkeit der Seeleute und der Gelehrten auf ſeine Erſcheinung.

Als Anfangspunkt des Floridaſtromes können die Nordküſten von Kuba und das Nordoſtende des Golfs von Mexiko bei Florida angeſehen werden, wo er aus einem Arme des Aequatorialſtromes hervorgeht. Bis zu den Bahamabänken behält der Strom öſtliche Richtung, wendet ſich in der Straße von Florida nordwärts und tritt dann in das offene Weltmeer ein. Hier, unter dem 40. Grad weſtlicher Länge, verſchwinden Wärme und Stromſtärke, die Unterſcheidungsmerkmale des eigentlichen Floridaſtromes. Auf ſeinem weiteren Wege zweigt ſich nun der Golfſtrom in mehrere Arme ab. Ein kleinerer Zweig, der warme oder Weſt-Grönlandſtrom, zieht ſich längs der Weſtküſte von Grönland hin, ein ſüdlicher Teil wird nach Südoſt geführt und verbindet ſich an der afrikaniſchen Küſte mit dem nördlichen Aequatorialſtrom. Der größte, mittlere Teil des ganzen Golfſtromes gelangt an die Küſten von Irland und England, der Faröer, von Norwegen und Island, und ſendet Arme in die Nordſee und in den Golf von Biscaya.

Die höhere Wärme des Golfſtromes verurſacht auch die ſo ſehr gefürchteten Nebel im nordatlantiſchen Weltmeere. Während tagsüber das Waſſer und die über demſelben liegende Luftſchichte ziemlich gleiche Wärme zeigen, kühlt ſich dieſe des Nachts ſchnell ab und drückt den von den Wellen aufſteigenden Waſſerdampf nieder. Daher kommt es, daß oft dichte, dampfartige Nebelmaſſen die Oberfläche dieſen Teil des Ozeans verhüllen und die Schiffahrt gefahrvoll machen. Noch in anderer Weiſe aber bedroht der Strom den Schiffsverkehr. Dieſe Gegend iſt auch der Sammelplatz für die vom hohen Norden herabgetriebenen Eisberge, Eisfelder und Eisſchollen. Alljährlich im Frühjahre und Sommer berichten uns die Schiffer, welche zwiſchen Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika verkehren, von ſolchen Erſcheinungen. Allerdings iſt der warme Strom auch die Grenze für dieſe hochnordiſchen Gäſte; denn ſeinem Einfluſſe erliegen dieſelben und verſchwinden.

Fragen wir, wie lange die belebende Wärme des Golfſtromes ſchon auf Europa wirkt, ſo giebt uns die Thatſache Antwort, daß Europa ja ſeine Eiszeit gehabt hat. Damals mag der Floridaſtrom eine andere Richtung genommen haben.

[Einfluß des Golfſtromes auf das Klima Nordweſteuropas.] Wie groß der Segen des Golfſtromes für Nordweſteuropa iſt, läßt ſich aus ſeiner Wirkung in der Milderung der Winterkälte an der Weſtküſte Europas ermeſſen. Dieſelbe reicht bis über das Nordkap hinaus und verhindert die vollſtändige Vereiſung des Meeres, bewirkt, daß die Weſt- und Nordküſte von Spitzbergen, im Sommer wenigſtens, eisfrei wird. Die im nordatlantiſchen Ozean herrſchenden Weſtwinde nehmen die milde und feuchte Atmoſphäre, welche über dem warmen Strome ſich bildet, in ſich auf und lagern dieſe Wärme und Feuchtigkeit über Weſteuropa ab. Noch klarer wird uns die Wirkung des Golfſtromes, wenn wir die Wärmeunterſchiede zwiſchen weſteuropäiſchen und anderen Landſtrichen betrachten, die unter gleicher nördlicher Breite liegen. In ſolchem Falle ſind Neapel (16,3 ° Jahreswärme) und New-York (10 °), Halifax (5,5 °) und Bordeaux (12 °), die Oſtſpitze der Halbinſel Labrador (0,5 °), Dublin (10,3 °) und Hamburg (8,5 °), Hammerfeſt und die Behringsſtraße, Holſtein und Kamtſchatka. Während die Halbinſel Labrador im 52. Breitengrade nur von Eskimo bewohnt iſt, hat das in derſelben Breite liegende Irland die Wärme der Küſte der Vereinigten Staaten unter dem 38. Grade.

Der Golfſtrom macht ferner auch in folgender Weiſe ſeinen ſegensreichen Einfluß auf das Klima Weſteuropas geltend. Indem die dunſtreichen, wolkenbildenden Weſtwinde, die dem Golfſtrom ihre Eigentümlichkeit weſentlich mit verdanken, ſich über Weſteuropa ausdehnen, bieten ſie zugleich den beſten Schutz gegen ein allzu ſtarkes Sinken der Wärme. Denn die Bewölkung des Himmels ſpielt eine ſehr wichtige Rolle in der Geſtaltung des Klimas. Die hohen Kältegrade des ſibiriſchen und nordamerikaniſchen Winters entſtehen nämlich durch die Trockenheit und Klarheit der Luft und die von ihnen begünſtigte Ausſtrahlung und Abkühlung des Erdbodens während der Winternächte. Dagegen hüllen die dunſtgeſchwängerten Weſtwinde Weſteuropa in ihren ſchützenden Mantel ein und halten die am Tage im Erdboden aufgeſpeicherte Wärme daſelbſt zurück. So erklärt ſich auch die Thatſache, daß Orte mit gleicher Jahres-Durchſchnittstemperatur doch im Sommer und Winter weit auseinander gehen. Dadurch wird eben auf das deutlichſte das Feſtlandklima Nordamerikas und Aſiens im Gegenſatze zu dem ozeaniſchen, durch den Golfſtrom noch weſentlich gemilderten Klima Weſteuropas gekennzeichnet. So lange nun der Waſſerdampf in der Luft als Nebel oder Wolke vorhanden iſt, wirkt er in eben angegebener Weiſe als Schirm gegen die Ausſtrahlung der Erdwärme. Verdichtet ſich aber der Waſſerdampf in Regen, dann leiſtet er den davon betroffenen Gegenden auch in klimatiſcher Beziehung unſchätzbare Dienſte. Bekanntlich tritt nun dieſe Verdichtung beſonders dann ein, wenn ein feuchter Luftſtrom in die kälteren Luftſchichten emporſteigt, oder wenn warmfeuchte Luft mit der kälteren Erde in Berührung kommt. Dies iſt aber beſonders an den europäiſchen Weſtküſten im Winter der Fall. So bringen die vorherrſchenden weſtlichen Winde reichliche Feuchtigkeit an unſere Weſtküſte und ſchlagen ſie zum Teil in Form von Regen nieder. Weiter wird aber durch ſolche ſehr häufige Verdichtung des Waſſerdampfes die ihm innewohnende gebundene Wärme in reichlichem Maße frei. Alſo liefern dieſe Schutz- und Regenſpender auch noch einen weſentlichen Wärmezuſchuß, durch den die mittlere Temperatur Weſteuropas ebenfalls erhöht wird. Denn 1 Gramm Waſſerdampf giebt bei ſeiner Verdichtung ſo viel Wärme ab, daß er 536 Gramm um 1 ° C. erwärmt. Dann würde alſo 1 Liter Regen genügend Wärme frei machen, um 8 Kilogramm Eis zu ſchmelzen.

Der ausgezeichnete Reiſeſchriftſteller und ſcharfſinnige Beobachter Joh. Georg Kohl (1808—78) faßt die Segnungen dieſer warmen Strömung in folgenden Vergleich zuſammen: „Während die Länder, an denen der kalte Strom [der Polarſtrom] mit ſeinen Eismaſſen entlang zieht, menſchenarme und bodenloſe Wildniſſe ſind, findet man unter denſelben und unter noch höheren Breitegraden Wälder, Ackerbau und prachtvolle Reſidenzen, Welthandelsſtädte in den Ländern, wohin der Golfſtrom entweder direkt mit ſeinen warmen Gewäſſern oder durch warme dunſtreiche Luft gelangt.“

(Nach „Der Golfſtrom“ von Dr. H. Lämmerhirt.

Das Meer.

Von George Gordon Byron (1788—1824).

Es iſt Genuß in Wäldern ohne Pfad,
Es iſt Entzücken an den öden Stranden,
Es iſt Geſellſchaft, die nicht Störung macht,
Am tiefen Meer, Muſik in ſeinem Branden!
Die Menſchen lieb' ich; doch, ſeit wir uns fanden,
Mehr die Natur! Kann ich zu ihr mich ſtehlen,
Vergeſſ' ich meiner ſelbſt, um, frei von Banden,
Mich mit dem Weltall liebend zu vermählen;
Dann fühl' ich, was ich nicht kann ſchildern noch verhehlen.

Roll', tiefer, blauer Ozean, roll' heran,
Durch den umſonſt zehntauſend Flotten ſtreichen!
Mit Trümmern deckt der Menſch der Erde Plan,
Die Küſte hemmt ihn. In des Waſſers Reichen
Schaffſt du die Wracke, und es bleibt kein Zeichen
Der Menſchenwut, kein Schatten, — er nur bleibt,
Wenn er, dem Regentropfen zu vergleichen,
Ein Schatten ſelbſt, ob er ſich röchelnd ſträubt,
Vergeſſen, ohne Sarg und Grab, zur Tiefe treibt.

Dein Pfad iſt nicht für ſeinen Fuß, dein Feld
Iſt nicht ſein Raub; — aufſteigſt du und im Nu
Haſt du den Erdverwüſter fortgeſchnellt.
Verſpottend ſeine Stärke, ſchleuderſt du
Von deinem Buſen ihn den Wolken zu;
Du ſchickſt ihn, ſtarr vom Schaum der Wogen, fort
Zu ſeinen Göttern, wo er heulend Ruh'
Und Rettung kleinlich ſucht im nahen Port,
Und wirfſt ihn an das Land; ſo mag er liegen dort!

Kriegsflotten, die mit Donnerkraft erſchüttern
Der Städte Felſenmauern, daß erbeben
Die Völker, und des Landes Fürſten zittern, —
Eich'ne Leviathans, die ſtolz ſich heben
Und ihrem Herrn aus Staub den Namen geben
Des Herrn von dir, des Herrſchers in der Schlacht,
Sie ſind dein Spielwerk! Flocken gleich verſchweben,
Zergehn in deinem Giſcht ſie, der die Pracht
Armada's wie den Raub Trafalgars ſchwinden macht.

Um dich die Reiche fielen, du nur währteſt!
Was ward aus Hellas, Rom, Karthago, ſeit
Du frei ſie ſahſt und flutend ſie verheerteſt,
Wie manch ein Zwingherr ſpäter? Es gebeut
Der Fremde Wilden dort und Sklaven heut';
Aus Staaten wurden Wüſten! — So du nicht!
Unwandelbar, bis auf der Wogen Streit,
Blieb frei von Runzeln dein Azurgeſicht:
Du rollſt noch, wie dich ſah der Schöpfung Morgenlicht!

Glorreicher Spiegel, d'raus der Allmacht Bild
In Ungewittern ſtrahlt! — Zu allen Zeiten,
Ob's weht, ob's ſtürmt, — beruhigt oder wild, —
Am eiſ'gen Pol wie in des Südens Breiten
Erhaben, endlos, groß! — Der Ewigkeiten
Tiefernſtes Bild, des Ew'gen Thron! — Sein Wort
Ließ ſchöpferiſch einſt deinem Schlamm entſchreiten
Der Tiefe Ungeheuer; jeder Ort
Gehorcht dir; — furchtbar wallſt du, einſam, grundlos fort!

(Childe Harold, 4. Geſang; Ueberſ. von Jaenert.)

Am Meer.

Von Emile Deschamps (1791—1871).

Schwarz rollend Meer! vom ſteilen Klippenrande
Betracht' ich gern den Kahn, der leicht ſich wiegt,
Und atme ein an deinem Schattenſtrande
Den Meereshauch, der kühlend mich umſchmiegt.
Mit meinen liebſten Träumen will ich wallen
An deinem Ufer, d'rauf der Abend ruht;
Ich liebe deine ſturmbewegten Hallen,
Dein Rauſchen kühlet meines Herzens Glut.
Schwarz rollend Meer! laſſ' wild den Schrei erſchallen:
Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut.
Schwarz rollend Meer! ich brächte hin mein Leben,
Zu ſeh'n, wie mächtig deine Woge ſchwillt;
Mein Geiſt entzückt ſich, mag der Leib auch beben,
An deinem Reiz, ſo wunderbar und mild.
Seit jenem Tag, wo deine tiefen Wogen
Mich ſchwarz anſtarrten in der Blitze Glut,
Hat unſer See, von Bläue wild umflogen,
Nicht mehr begeiſtert meiner Dichtung Glut.
Schwarz rollend Meer, das halb die Welt umzogen,
Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut.
Schwarz rollend Meer! die Stirne nachtumdüſtert,
Erheitert oft ſich, wenn die Venus flammt,
Dann weichlich deine ſtarke Stimme flüſtert
Manch heilig Wort, das von der Welt nicht ſtammt;
Dann kommt die Flut, die Wellen ſpringen, ſchäumen
Wie grün bemähnte Roſſe voller Mut,
Am Klippenrande, wo ſie wild ſich bäumen,
Bricht ein dämoniſch Lachen ihre Wut.
Schwarz rollend Meer, das Pracht und Grau'n umſäumen:
Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut.
Schwarz rollend Meer! ob deine Wogen ſpringen,
Ob ſtill du ruhſt wie ein gemähtes Feld,
An dir erſtarken meiner Seele Schwingen,
Es ſpricht durch dich der mächt'ge Herr der Welt.
Der Atheiſt nur kann vor deinem Spiegel
Den Schöpfer leugnen in verſtocktem Mut.
Mir ſteigt der Glaube neu aus jedem Hügel,
Aus deinem Schoß ſtrahlt mir des Himmels Glut.
Schwarz rollend Meer, du meines Glaubens Siegel:
Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut!

(Ueberſetzung von Ploennies.)

Am Meere.

Von Ad. v. Schack (geb. 1815).

Nun nimm mich wieder an deine Bruſt,
Mein altes, geliebtes Meer!
Noch rollſt du in Mut und Jugendluſt,
Wie da ich dich ließ, einher.
Mir tönt's aus der brandenden Wogen Schwall
Entgegen wie Freundeslaut,
Als liebe Geſpielen begrüß' ich ſie all,
Die ich ſeit lang nicht geſchaut.
Ich ſtürze hinein in die ſchäumende Flut,
Mir jubelt die Seele mit ihr;
Den Knaben, der einſt ihr am Buſen geruht,
Erkennt ſie freudig in mir.
Und wie das Naß, gegeißelt vom Nord,
Die Bruſt und die Stirne mir kühlt,
Fühl ich mir leiſe vom Herzen fort
Den Roſt des Lebens geſpült.
Die Wangen umkoſt mir der wirbelnde Schaum,
Es lacht ihn hinweg mein Mund;
Bald ſchaukelt die Welle mich hoch auf dem Saum,
Bald tauch' ich hinab in den Schlund.
Hinaus! Ins Allunendliche hin!
Das mißt' ich ſo manches Jahr.
Ja, altes, geliebtes Meer, noch bin
Ich derſelbe, der einſt ich war.

Auf offener See.

Von Joſef Freih. v. Eichendorff (1788—1857).

Ade, du Küſte mit den falſchen Sorgen,
Furcht, Glück und Not, ſinkt unter in das Meer:
Nun bin ich frei, jetzt bin ich erſt geborgen;
Kein eitles Hoffen langet bis hierher.
Wie ſtill, wohin ich auch die Blicke wende,
Wie weit und hoch und ringsum ohne Ende!

Geſtirne, Wolken gehen auf und unter
Und ſpiegeln ſich im ſtillen Ozean,
Hoch Himmel über mir und Himmel drunter;
Inmitten, wie ſo klein mein ſchwacher Kahn!
Walt' Gott, ihm hab' ich alles übergeben,
Nun komm nur, Sturm, ich fürcht' nicht Tod noch Leben.

Meeresſtille.

Von Nikolaus Lenau (1802—1850).

Sturm mit ſeinen Donnerſchlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefſte Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh'!
Du allein nur konnteſt lehren
Uns den ſchönen Wahn
Seliger Muſik der Sphären,
Stiller Ocean!
Nächtlich Meer, nun iſt dein Schweigen
So tief und ungeſtört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;
Daß im Schutz geſchloſſ'nen Mundes
Doch mein Herz erſchrickt,
Das Geheimnis heil'gen Bundes
Feſter an ſich drückt.

Meeresabend.

Von M. Graf Strachwitz (1822—47).

Sie hat den ganzen Tag getobt,
Als wie in Zorn und Pein,
Nun bettet ſich, nun glättet ſich
Die See und ſchlummert ein.
Und drüber zittert der Abendwind,
Ein mildes, heiliges Weh'n;
Das iſt der Atem Gottes,
Der ſchwebet ob den Seen.
Es küßt der Herr auf's Lockenhaupt
Die ſchlummernde See gelind
Und ſpricht mit ſäuſelndem Segen:
„Schlaf ruhig, wildes Kind!“

Seemorgen.

Von Nikolaus Lenau (1802—50).

Der Morgen friſch, die Winde gut,
Die Sonne glüht ſo helle,
Und brauſend geht es durch die Flut;
Wie wandern wir ſo ſchnelle!
Die Wogen ſtürzen ſich heran;
Doch wie ſie auch ſich bäumen,
Dem Schiff ſich werfend in die Bahn,
In toller Mühe ſchäumen;
Das Schiff, voll froher Wanderluſt,
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von ſeiner Bruſt
Der Wogendrang geſpalten;
Gewirkt von gold'ner Strahlenhand
Aus dem Geſprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.
So weit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh' ich die Flut ſich dehnen,
Die uferloſe; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.
Daß ich ſo lang euch meiden muß
Berg, Wieſe, Laub und Blüte! —
Da lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.
Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme!

Am Meer.

Von Rudolf Baumbach (geb. 1841).

Es rauſcht und brauſt und wogt und bebt —
O Meer, ich hab' dich wieder!
Die Sonne goldene Schleier webt,
Und über dem Blau die Möve ſchwebt
Mit leuchtendem Gefieder.
Es rauſcht und brauſt und ſingt und ſagt
Von fernen, glühenden Zonen,
Wo der mähnenumwallte Löwe jagt
Wo die ſchlanke, ſchwankende Palme ragt
Hoch über des Urwalds Kronen.
Es rauſcht und brauſt und klingt und ſpricht
Von eisumlagerter Küſte.
Es loht und flammt das rote Licht,
Es knirſcht das Eis, die Scholle bricht,
Der Tod geht durch die Wüſte.

Es rauſcht und brauſt und klingt ein Lied
Von Sturm und Ungewitter.
Der kreiſchende Vogel zum Strande zieht,
Die Segel reißen, es kracht der Spriet,
Die Maſte gehen in Splitter.

Es rauſcht und brauſt und wogt und ſchlingt
Um's Land den ewigen Reigen.
Und wenn des Meeres Woge klingt
Und ihre Zauberlieder ſingt,
Muß unſereiner ſchweigen.

Die Schwerkraft.

Viktor Hugo (1802—1885) ſchildert in ſeinem „Dreiundneunzig“, wie ſich beim Sturm ein Geſchütz, ein Vierundzwanzigpfünder, im Zwiſchendeck eines Kriegsſchiffes losgeriſſen hat. Ein Gepolter und ein Verzweiflungsſchrei ſchreckte die Offiziere auf.

Kapitän und Lieutenant ſtürzten zum Zwiſchendeck, vermochten jedoch nicht, in dasſelbe einzudringen. Alle Artilleriſten ſtürmten ihnen faſſungslos entgegen.

Ein furchtbares Ereignis hatte ſtattgefunden.

Ein Geſchütz der Batterie, ein Vierundzwanzigpfünder, war losgeriſſen.

Im ganzen Seeleben giebt es vielleicht keinen gleich ſchrecklichen Augenblick. Es iſt dies das Furchtbarſte, was einem Kriegsſchiff auf offener See begegnen kann. Ein Geſchütz, das ſeine Bande entzwei bricht, verwandelt ſich urplötzlich wie in ein übernatürliches Weſen. Die Maſchine iſt zum Ungeheuer geworden, und dieſe Maſſe rollt nun mit den Sprüngen einer Billardkugel auf ihren Rädern umher, ſeitwärts, wenn das Schiff der Breite nach, vorwärts, wenn es der Länge nach bewegt wird; ſie kommt und geht, ſteht ſtill, als ſänne ſie über etwas nach, raſt dann von neuem wieder auf und davon, wie ein Pfeil von einem Ende des Fahrzeuges zum andern fliegend: das ſchlägt Kreiswendungen und entwiſcht, ſchnellt hin und bäumt ſich, ſtößt, ſchmettert, mordet, vernichtet. Es gleicht einem Sturmbock, der nach Willkür eine Mauer berennt; dabei iſt der Sturmbock von Erz und die Mauer von Holz. Es iſt, als ob ſich der Stoff, dieſer ewige Sklave, befreit hätte, um Rache zu nehmen, als löſe die Bosheit der ſogenannten lebloſen Dinge ſich los und breche plötzlich vor, die Geduld abſchüttelnd, dumpf rätſelhaft autobend gegen alles; es giebt nichts Unwiderſtehlicheres als ſolch’ Wüten der willenloſen Maſſe. Der tollgewordene Metallblock vereinigt die Sprungkraft des Panthers mit der Schwerfälligkeit des Elefanten, der Behendigkeit der Maus, der Ausdauer der Axt, der Unberechenbarkeit der Windsbraut, dem Zickzack des Blitzes, der Taubheit der Gruft; er wiegt 5000 Kilogramm und hüpft hin und wieder wie der Spielball eines Kindes, in ſinnverwirrendem Wechſel zwiſchen ſchwindelndem Kreiſen und geradwinkeligem Abſpringen. Und was vermag da der Menſch? Was ſoll er beginnen? Ein Sturm legt ſich, ein Wirbelwind ſauſt vorüber, ein Orkan erlahmt, ein geborſtener Maſt läßt ſich erſetzen, ein Leck verſtopfen, eine Feuersbrunſt löſchen. Wie aber ſoll man vor dieſer koloſſalen erzenen Beſtie beſtehen? wo ſie anfaſſen? Einem Köter kann man zureden, einen Stier ſtutzig machen, eine Schlange einſchläfern, einen Tiger fortſchrecken, einen Löwen zähmen; dieſem Ungeheuer, dem losgebrochenen Geſchütz, gegenüber vermag man nichts: man kann es nicht töten: es iſt leblos, und dennoch hat es ein Daſein, ein grauſiges, von Naturkräften ihm verliehenes Daſein: das Schiff, deſſen Fußboden es ſchaukelt, wird von den Wellen und dieſe werden von dem Wind in Bewegung erhalten; die Vertilgungsmaſchine iſt ihr Spielzeug; Schiff, Wellen, Windſtöße, alles greift in einander und haucht ihr eine Seele von niederer Art ein. Wie iſt dieſem Ineinandergreifen von Wirkungen beizukommen? Wie dieſem übermenſchlichen Räderwerk des Schiffbruchs Halt zu gebieten? und wie läßt es ſich berechnen, dieſes abwechſelnde Kommen und Gehen, Wiederkehren, Stehenbleiben und Anprallen? Jeder einzelne Stoß gegen die Verkleidung des Fahrzeuges kann ſie entzweiſprengen. Wie die Urſachen dieſes krümmungsreichen Herumtobens ergründen? Man hat mit einem Geſchoß zu thun, das ſich fortwährend eines Beſſeren zu beſinnen, die vermutete Richtung zu ändern, rätſelhafte Abſichten zu haben ſcheint. Kann man etwas aufhalten, dem man ausweichen muß? Die fürchterliche Kanone tummelt ſich, ſtürmt voran, zurück, ſchlägt nach allen Seiten aus, entwiſcht, brauſt vorbei, ſpottet aller Vorausſicht, rennt jedes Hindernis über den Haufen, zermalmt die Menſchen, als wären es Fliegen. Die ganze Entſetzlichkeit der Lage liegt in der Beweglichkeit des Fußbodens: wie läßt ſich ankämpfen gegen eine ſchiefe Fläche, deren Launen ewig wechſeln? So ein Fahrzeug trägt gewiſſermaßen einen Blitz zwiſchen den Lenden, der aus dem Kerker hinausſtrebt, etwas wie einen Donnerſchlag, der über einem Erdbeben dahinrollt.

In einer Sekunde war die ganze Mannſchaft auf den Beinen. Verſchuldet hatte alles der Stückmeiſter, der die Schraubenmutter der Kette nicht genug geſchloſſen, und die vier Räder des Geſchützes mangelhaft befeſtigt hatte, wodurch die Schwelle und die Einfaſſung gelockert, die zwei Scheiben aus dem richtigen Verhältnis gebracht und ſchließlich die Anhalttaue verſchoben worden waren; ſo ging denn das Stückwerk auseinander, und das Kanonengeſtell war gelockert. Feſte Anhalttaue, die den Rückſtoß verhindern, wurden zu jener Zeit noch nicht gebraucht. Als nun eine ſtarke Welle gegen die Stückpforte anprallte, wurde die nachläſſig befeſtigte Kanone zurückgetrieben, die Kette riß, und das verhängnisvolle Raſen durch das Zwiſchendeck nahm ſeinen Lauf.

Um ſich das ungeheuerliche Hingleiten deutlich zu machen, braucht man bloß an das Hinabrinnen des Tropfens längs einer Fenſterſcheibe zu denken.

Im Augenblicke, wo die Kette riß, waren die Artilleriſten im Zwiſchendeck zugegen, einzeln oder in Gruppen, mit den Vorbereitungen beſchäftigt, welche Seeleute für den Fall eines Angriffs zu treffen pflegen. Durch eine Senkung des Schiffes nach vorne ins Rollen gebracht, bohrte die Kanone ſich durch all’ dieſe Leute hindurch und zermalmte mit einem Ruck vier Mann, dann ſchnitt ſie, durch eine Seitenbewegung aus der Bahn geſchleudert, einen fünften Unglücklichen mitten entzwei und rannte gegen Backbord auf ein Geſchütz, das ſofort von ſeinem Geſtelle ſtürzte. In dieſem Augenblick war der oben vernommene Verzweiflungsſchrei ertönt. Alle Artilleriſten ſtürmten die Leitertreppe hinauf, und im Handumdrehen ſtand das Zwiſchendeck leer.

Das rieſenhafte Geſchütz blieb ſich ſelber überlaſſen, ſein eigener Herr und Herr über das ganze Schiff, das nun ſeinem Wüten preisgegeben war. Die Matroſen, lauter Leute, die im Kampfgewühl nur ein Lachen hatten, jetzt ſtanden ſie zitternd da, in unbeſchreiblichem Entſetzen.

Boisberthelot und La Vieuville [zwei Schiffsoffiziere], ſonſt die Unerſchrockenheit ſelber, ſtarrten noch immer wortlos, farblos, ratlos vom Treppenrand hinab, als ſie ſich plötzlich beiſeite geſchoben fühlten durch jemand, der auch ſofort ins Zwiſchendeck hinunterſtieg.

Es war ihr Mitreiſender, der „Bauer“, von dem ſie eben zuvor geſprochen hatten.

Auf der unterſten Sproſſe der Leitertreppe ſtand dieſer Mann ſtille.

Wie der leibhaftige Wagen aus der Apokalypſe [Offenbarung St. Johannis] fuhr die Kanone im Zwiſchendeck ab und zu, und der zitternde Schein der Laterne, die unter dem Vorderſteven der Batterie hing, umwob die ganze Erſcheinung mit einem zwiſchen Licht und Schatten ſchwindelnd hin und herwogenden Flimmer. Die Umriſſe des Geſchützes verſchwanden in der Schnelligkeit ſeiner Flucht; bald huſchte es ſchwarz durch die Helle, bald ſchimmerte es weißlich durch das Dunkel. Es führte ſein Vertilgungswerk immer weiter: vier andere Kanonen hatte es zertrümmert und in die Schiffswand zwei Lücken gebrochen, glücklicherweiſe über der Waſſerlinie, aber doch ſo, daß bei ſtärkeren Windſtößen die Wellen hineinſchlagen mußten. Tollwütend ſtürmte es gegen das Fugenwerk an; zwar leiſteten die ſehr ſtarken Spanten noch Widerſtand; denn das Krummholz beſitzt eine eigentümliche Feſtigkeit, aber man hörte ſie unter dieſer ungeheuren Keule krachen, die in unfaßlicher Allgegenwart von jeder Seite zugleich auf ſie einhieb. Das Schrot, wenn man es in einer Flaſche hin- und herſchüttelt, ſchlägt nicht toller und unmittelbarer um ſich. Immer wieder raſten die vier Räder über die Toten weg und zerſchnitten, zerlegten, zerriſſen die fünf Leichen in zwanzig herumgeſchleuderte Fetzen; die Köpfe ſchienen noch aufzuſchreien, und auf dem Boden folgte ein rieſelnder Blutſtrom den Schwankungen des Schiffes. Die mehrfach beſchädigte Schiffsverkleidung ging bereits auseinander. Und bei alledem fortwährend der teufliſche Lärm.

Der Kapitän der ſeine Faſſung bald wieder gewonnen hatte, ließ durch die Luke alles ins Zwiſchendeck hinabwerfen, was den wilden Lauf der Kanone irgendwie hemmen konnte, die Matratzen, die Hängematten, die Segel- und Tauvorräte, die Säcke der Mannſchaft und die Ballen falſchen Papiergeldes, von dem eine ganze Ladung an Bord war; denn dieſe Niederträchtigkeit hielt man engliſcherſeits für kriegsrechtlich erlaubt. Aber was nützte das alles, da ſich niemand hinuntertraute, um es ſo zu ordnen, daß ein Vorteil daraus hätte erwachſen können? Wenige Minuten und das ganze war zu Fäden zerfetzt.

Die See ging gerade hoch genug, um dem Unheil möglichſt Vorſchub zu leiſten. Ein Sturm wäre noch wünſchenswerter geweſen; denn er hätte die Kanone umgeworfen, und ſobald ſie nur einmal nicht mehr auf den Rädern lief, konnte man ihr beikommen. Unterdeſſen wurden die Verheerungen immer bedrohlicher. Schon waren die Maſten, welche, im Balkenwerk des Kiels wurzelnd, durch alle Stockwerke der Fahrzeuge wie große, runde Pfeiler emporragen, ſtellenweiſe geſplittert und ſogar geborſten. Der Fockmaſt hatte unter den krampfhaften Stößen des Geſchützes einen Riß bekommen, und ſelbſt der Mittelmaſt war beſchädigt. Die Batterie ging in die Brüche; von 30 Geſchützen waren 10 bereits kampfunfähig. Die Lücken in der Schiffsverkleidung mehrten ſich, und das Waſſer begann ſchon einzudringen.

Der alte Mitreiſende unten an der Treppe des Zwiſchendecks ſchien zu Stein erſtarrt. Regungslos und mit ſtrengem Blick ſchaute er der Verwüſtung zu. Ein Schritt vorwärts ſchien ein Ding der Unmöglichkeit. Jede Bewegung der entfeſſelten Kanone rückte den Untergang näher. In kürzeſter Friſt konnte der Schiffbruch nicht mehr abgewendet werden. Sterben oder dem Unheil Halt gebieten, zu etwas mußte man ſich aufraffen, aber zu was? Und welch ein ungleicher Kampf! Galt es doch dieſen entſetzlichen, wahnſinnigen Block feſtzuhalten, mit einem Blitze zu raufen, einen Donnerſchlag niederzudonnern.

— Chevalier, fragte Boisberthelot, glauben Sie an Gott?

La Vieuville antwortete: — Ja, heißt das nein, oder zuweilen doch.

— Beim Sturm?

— Ja, und in Augenblicken wie jetzt.

— Uns kann in der That auch nur Gott weiter helfen, ſagte Boisberthelot..

Alles ſchwieg, nur der hölliſche Lärm der Kanone nicht, und von außen antwortete die andringende Flut den Schlägen des Geſchützes mit den Schlägen ihrer Wellen; es war, als ob zwei Hämmer einander wechſelſeitig ablöſten.

Plötzlich erſchien in dem unzugänglichen Raum, wo die ausgeriſſene Kanone wie in einer Reitbahn umherrollte, ein Mann mit einer Eiſenſtange. Es war der Urheber jenes gefährlichen Vorfalls, jener Stückmeiſter, deſſen Fahrläſſigkeit alles verſchuldet hatte, und der nun, da er den Schaden angerichtet, ihn auch wieder gut machen wollte. Er hatte mit der einen Hand nach einer Notſpake, mit der anderen nach einem geſchlungenen Tau gegriffen und war ſo durch die Luke ins Zwiſchendeck geſprungen.

Und nun begann ein rieſenhaftes Schauſpiel: das Ringen der Kanone mit dem Kanonier; eine Schlacht zwiſchen Maſſe und Geiſt, ein Zweikampf zwiſchen Menſch und Sache.

Der Mann hatte in einer Ecke Poſto gefaßt und wartete, Stange und Tau krampfhaft feſthaltend, mit der ganzen Spannkraft ſeiner Muskeln wie auf zwei ehernen Säulen, wider eine Spante geſtemmt und im Boden wurzelnd, totenbleich, in gefaßter Ruhe.

Er wartete auf den Moment, wo das Geſchütz an ihm vorbeirollen würde.

Der Kanonier war mit ſeiner Kanone vertraut, und ihn dünkte, auch ſie müſſe ihn kennen. Hatte er doch ſchon lange Zeit mit ihr zuſammen gelebt und — wie ſo oft — ſeinem dienſtbaren Ungeheuer die Hand in den Rachen geſteckt. Jetzt redete er ſie an, wie der Herr ſeinen Hund: — Komm her! Vielleicht war ſie ihm lieb geworden. Er ſchien es zu wünſchen, daß ſie auf ihn zukommen möge. Aber auf ihn zukommen, hieß ſo viel wie über ihn kommen, und dann war er ja verloren; wie konnte er der Zermalmung entgehen? Das war die Frage, und alle ſtarrten entſetzt auf ihn herab. In jeder Bruſt ſtockt der Atem, nur vielleicht in der des Greiſes nicht, der als finſterer Zeuge bei den zwei Fechtern im Zwiſchendeck ſtand. Auch ihn konnte die Kanone zerſchmettern. Er rührte ſich nicht, und unter den Füßen aller lenkten die blinden Wellen die Schlacht.

Im Augenblick, wo der Artilleriſt ſeine Kanone zum Zweikampf Bruſt an Bruſt herausforderte, fügten es die Schwankungen der Flut zufällig ſo, daß das Geſchütz auf einen Moment wie vor Staunen innehielt: — So komm doch, ſagte der Mann. Es war, als ob ihn das Ding verſtände. Plötzlich ſprang es auf ihn zu. Der Mann wich aus, und die unerhörte Schlacht begann: das Zerbrechliche rang mit dem Unverwundbaren, der Tierbändiger von Fleiſch und Bein griff die erzene Beſtie an, die Seele eine Kraft. Das alles ging in einem Helldunkel vor ſich gleich einem verſchwimmenden übernatürlichem Geſicht. Eine Seele! ſeltſam; es war, als ob auch die Kanone eine hätte, aber eine Seele von lauter Haß und Wut. Dies blinde Ungeheuer ſchien Augen zu haben und dem Menſchen aufzulauern. Es ſteckte, wenigſtens hätte man es glauben mögen, etwas Hinterliſtiges in dieſem Klumpen. Auch er wartete den günſtigen Zeitpunkt ab. Man hätte ihn für ein Rieſeninſekt aus Eiſen mit oder ſcheinbar mit der Willenskraft des Dämons halten können. Stellenweiſe ſprang er, eine koloſſale Heuſchrecke, bis zur niedrigen Decke der Batterie empor, fiel dann, wie der Tiger auf ſeine Klauen, auf ſeine vier Räder zurück und machte wieder Jagd auf den Menſchen. Dieſer, geſchmeidig, behend, gewandt, glitt gleich einer Schlange zwiſchen den züngelnden Blitzen einher. Alle Stöße aber, denen er ſo flink zu zu entſchlüpfen verſtand, trafen das Schiff und ſetzten die Zerſtörung fort.

An der Kanone war ein Stück von der zerriſſenen Kette zurückgeblieben und hatte ſich, wer kann ſagen wie? um die Schraube hinten am Knauf geſchlungen, ſo daß eines der Enden an dem Geſchützgeſtell hing, während das andere, freie, in wilden Kreiſen um das Geſchütz herumflog, zehnmal beweglicher noch als das Geſchütz ſelber. Die Schraube hielt es wie mit geſchloſſener Hand feſt, und nun ſchlug dieſe Kette, mit zehn Geißelhieben für jeden Hieb des Sturmbocks, in gräßlichem Wirbel um ſich, eine eiſerne Peitſche in eherner Fauſt. Dadurch war der Kampf noch ſchwieriger geworden. Und dennoch kämpfte der Menſch weiter. Hie und da war ſogar er der Verfolger. Er ſchlich ſich mit ſeiner Stange und ſeinem Tau längs der Schiffsverkleidung hin, und die Kanone, die ihn zu verſtehen und eine Ueberliſtung zu befürchten ſchien, entfloh, hinterher der gewaltige Jäger.

Dergleichen Dinge können nicht von Dauer ſein. Auf einmal, als ob ſie zu ſich ſelber geſagt hätte: Nein, jetzt muß es ein Ende nehmen, blieb die Kanone ſtehen. Man fühlte, daß die Entſcheidung herannahte. Hinter dieſer ſcheinbaren Unentſchloſſenheit ſchien oder war — denn allen galt das Geſchütz für beſeelt, war ein gräßlicher Vorſatz verborgen. Plötzlich ſtürzte es auf den Artilleriſten los. Dieſer ſprang beiſeite und rief ihm ein lachendes „Noch einmal!“ nach. Wie um ſich zu rächen, rannte das Ungeheuer eine Backbordkanone um und fuhr dann, von der unſichtbaren Schleuder, der es als Stein diente, wieder fortgeſchnellt, nach Steuerbord, wo es anſtatt des abermals ausweichenden Mannes drei Kanonen niederriß. Dann, wie blind und ſeiner ſelbſt nicht mehr bewußt, wandte es dem Mann den Rücken, durchmaß die ganze Länge der Batterie, beſchädigte die Steven und ſchlug eine Lücke in die Vorderwand. Der Mann hatte ſich neben die Treppe geflüchtet, nicht weit von dem zuſchauenden Greis, und hielt ſeine Notſpake bereit. Das ſchien die Kanone zu merken, und ohne ſich die Mühe des Umwendens zu geben, flog ſie rücklings mit der Schnelligkeit eines Axthiebes auf den Mann zu, der, eingekeilt in ſeinen Winkel, verloren war. Die ganze Mannſchaft that einen Schrei. Aber der bisher ſo unbewegliche alte Mitreiſende, raſcher als jene gräßlich verkörperte Raſchheit ſelbſt, hatte vorſtürzend und auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden, einen übergebliebenen Ballen falſchen Papiergeldes erfaßt und vor die Räder der Kanone geſchleudert. Dieſe entſcheidende, halsbrecheriſche That mit mehr Sicherheit und Genauigkeit auszuführen, wäre ſelbſt einem ſolchen nicht gelungen, der mit allen im Buche von Dunoſel über „das Exerzieren mit Marinegeſchützen“ beſchriebenen Kunſtgriffen vertraut geweſen wäre.

Der Ballen war von durchſchlagender Wirkung, wie auch ein Kieſel einen Felsblock feſthalten, oder ein Baumzweig der Lawine eine andere Richtung geben kann. Die Kanone ſtrauchelte. Der Artilleriſt ſeinerſeits wußte ſofort dieſen ungeheuren Vorteil auszubeuten und ſtemmte ſeine Eiſenſtange einem der Hinterräder zwiſchen die Speichen. Das Geſchütz ſtand ſtill; dann neigte es ſich etwas ſeitwärts. Der Mann benutzte die Stange als Hebel, bis er es ins Schwanken brachte, und endlich, als die ſchwere Maſſe mit dem Gedröhne einer herunterfallenden Glocke niedergeſunken war, ſtürzte er blindlings, von Schweiß ſtrömend darüber her, um dem zu Boden geworfenen Scheuſal die Schlinge ſeines Taus um den Hals von Erz zu legen. Es war vorüber. Der Menſch hatte geſiegt, die Ameiſe gegen den Maſtodonten [Rieſentier der Vorwelt] Recht behalten, ein Zwerg den Donner zu ſeinem Gefangenen gemacht.

Die Soldaten und Seeleute klatſchten Beifall. Mit Tauen und Ketten eilte die ganze Schiffsmannſchaft herbei, und um ein Handumdrehen ſtand die Kanone wieder an Ort und Stelle.

(Viktor Hugo, „Dreiundneunzig“, überſetzt von L. Schneegans.)

Die wiſſenſchaftliche Erklärung der Regenbogenerſcheinung in unmittelbarem Anſchluß an die Namen und Leiſtungen derjenigen Naturforſcher, welche bei der Beantwortung dieſer Frage ſich beteiligten. Die Anſichten des Ariſtoteles ſind etwa folgende:

1. Der Regenbogen iſt das Bild der Sonne in den Wolken. Die genauere Auffaſſung wäre etwa: der Regenbogen beſteht aus einer Reihe von Bildern der Sonne in Form von konzentriſchen, ſich gegenſeitig zum Teil bedeckenden Ringen, nach den einzelnen Farben geordnet.

2. Er entſteht durch Reflexion (von Ariſtoteles Brechung genannt) der Lichtſtrahlen an den Regentropfen. Es iſt unbeſtimmt, ob Ariſtoteles das Reflexionsgeſetz kannte, welches übrigens kurze Zeit nachher von Euklid angegeben wurde, aber jedenfalls hatte er eine ſolche Anſchauung von der Reflexion, daß er darauf eine geometriſche Figur gründen konnte, welche ihm als erſter Verſuch der Löſung eines phyſikaliſchen Problems auf geometriſchem Wege zu großem Verdienſt angerechnet wird. Sie beſteht in einem Halbkreis, in deſſen Mittelpunkt das Auge ſich befindet, deſſen Durchmeſſer eine von der Sonne nach dem Auge gezogenen Linie iſt, die verlängert bis zur Wolke den Regenbogen in ſeiner Mitte trifft, und deſſen Ebene ſenkrecht auf dem Horizont ſteht. Dieſer Halbkreis ſchneidet die Wolke in einem beſtimmten Regentropfen; wird er um ſeinen Durchmeſſer als Axe gedreht, ſo wird die Wolke nach und nach in allen denjenigen Punkten geſchnitten, welche gleich weit vom Durchmeſſer entfernt ſind, wodurch man folgende Anſchauung erhält:

3. Der Regenbogen iſt die Baſis eines geraden Kegels, deſſen Spitze im Auge liegt und deſſen Axe eine gerade iſt, welche von der Sonne nach dem Auge gezogen und bis zur Wolke verlängert wird.

4. Die Farben des Regenbogens entſtehen durch Vermiſchung der Lichtſtrahlen mit dem Dunkeln der Wolke. Würde man den Ariſtoteliſchen Ausdruck etwa dahin umändern: die Farben entſtehen durch Verteilung der Lichtſtrahlen in der Wolke, d. h. in den Regentropfen, ſo ſtände man ſo ziemlich auf dem Newtonſchen Standpunkt in der Farbenerklärung; die Ariſtoteliſche Anſicht kann für das Richtige gelten, oder als das erſte Stadium in der Farbentheorie, die mit Newton, alſo erſt nach 2000 Jahren, einen vorläufigen Abſchluß fand. Als ein zweites Stadium in dieſer Theorie wird man den Ausſpruch von Seneka anſehen können: Die Farben des Regenbogens ſind identiſch mit denjenigen, welche man an kleinen eckigen Glasſtückchen beobachtet.

Nächſt Vitello 1569, welcher bemerkte, daß der Regenbogen nicht durch bloße Reflexion entſtehen könne, es müſſe vielmehr der Lichtſtrahl auch gebrochen werden, weil der Regentropfen durchſichtig ſei, knüpft ſich ein weiterer, weſentlicher Fortſchritt der Theorie an den Namen des ſächſiſchen Predigermönchs Theodorich, welcher 1311 in ſeinem Werk de radialibus impressionihus beide Figuren, ſowohl für den inneren als für den äußeren Bogen richtig angab, in derſelben Weiſe, wie ſie heutzutage noch in den Lehrbüchern gezeichnet ſind.

Man kann ſagen, daß zwar Theodorich das Daſein eines ausgezeichneten Punktes auf den Regentropfen nachgewieſen hat, durch welchen die im Auge wirkſamen Strahlen gehen, daß es ihm aber noch nicht gelang die Lage dieſes Punktes genau zu beſtimmen. Als Grund für dieſe Erſcheinung gab er an, die Natur habe den Punkt dazu beſtimmt, eine Bemerkung, welche als vorläufiges Erſatzmittel für das Richtige angeſehen werden kann.

Descartes löſte das Rätſel durch eine Art von Rechnungsbeiſpiel. Die Löſung beſtand darin, daß die Wirkſamkeit der ins Auge gelangenden Strahlen darauf beruht, daß benachbarte Strahlen parallel ſind.

Er erklärte ferner den Vorgang auf dem Wege des Verſuches durch eine hohle, mit Waſſer gefüllte Glaskugel, ein Verſuch, welchen de Dominis ſchon 1611 angeſtellt hatte.

Ein weiterer Fortſchritt in der Farbentheorie wurde durch Markus Marci 1648 erzielt: einmal gebrochenes Licht zeigt nach wiederholten Brechungen immer dieſelbe Farbe; verſchieden gebrochenes Licht zeigt verſchiedene Farben; ſo daß alſo Newton (1676) nur noch die Brechungsexponenten zu beſtimmen hatte, wodurch er inſtand geſetzt war, nicht bloß die umgekehrte Ordnung der Farben in beiden Bögen zu erklären, ſondern auch die Radien der einzelnen Farbenbögen und danach die Breite des inneren und äußeren Regenbogens (2° 17′ u. 3° 43′) anzugeben. Die von Ariſtoteles gegründete Farbentheorie, welche ſich leicht hätte ausbilden laſſen, wenn man das Studium der prismatiſchen Farben verfolgt hätte, machte ſehr langſame Fortſchritte, wie aus der Anſicht von Kepler, des Begründers der Dioptrik (1604) hervorgeht: Farbe iſt in dem Stoffe verborgenes, d. h. durch verſchiedene Stoffe mehr oder weniger getrübtes Licht; oder von de Dominis (1611): wenn weißes Licht durch ein Prisma geht, ſo wird ihm von dem Stoffe des Prisma mehr oder weniger Dunkelheit beigemiſcht. Sogar Grimaldi, welcher durch die Entdeckung der Interferenz für die Farbentheorie eine ganz neue Grundlage ſchuf, glaubte, daß überall da, wo Lichtſtrahlen dichter auffallen, die Farben auch heller ſein müſſen. Dieſen Ausſprüchen ließen ſich noch viele andere anreihen (welch' tiefe Wurzeln die ariſtoteliſche Anſicht trieb, ſieht man an derjenigen von Goethe „die Farben ſind ein eigentümlicher Mittelzuſtand zwiſchen Licht und Finſternis"), würde man übrigens beim Vortrag näher darauf eingehen, ſo könnte man leicht in eine zeitraubende und umſtändliche Breite verfallen, welche dem eigentlichen Zweck entgegenwirken und die Erreichung des Unterrichtsziels erſchweren würde.

Andererſeits darf man nicht annehmen, daß der Fortſchritt in der Löſung des Problems ein ſtetig fortſchreitender war, ſo daß etwa jeder ſpätere Phyſiker auf dem weiter gebaut hätte, was ſeine Vorgänger ſchon gefunden haben; das Werk von Theodorich war z. B. bis zum Jahre 1814, wo es zufälligerweiſe von Venturi in der Basler Bibliothek aufgefunden wurde, gleichſam begraben, weshalb Descartes die Erklärung von Theodorich ohne Zweifel wieder ſelbſtſtändig auffinden mußte. Auch iſt es zweifelhaft, ob Newton etwas von der Anſicht des Marcus Marci über die Entſtehung der prismatiſchen Farben wußte.

(O. Böklen, „Die hiſtoriſche Entwicklung der Theorie des Regenbogens".)

Der Regenbogen.

Von Friedrich Kind (1768—1843).

1. Siehſt halt den Bogen in der Luft
Von ſiebenfachem Licht?
's heißt wohl, 's ſei nichts als Dunſt und Duft,
Doch ich, ich glaub' es nicht.
2. Ich hab' wohl oft in Baches Grund
Den Mond ſich ſpiegeln ſeh'n;
Ich ſah wohl oft der Sonne Rund
Im Ellernteiche ſteh'n;
3. Doch ſolch gewalt'ger Strahlenring,
Wie Edelſteine klar,
Das iſt dir doch ein ander Ding —
Und mir ward's offenbar.
4. Als unſer alter Pfarrherr ſtarb —
Ja, Hinz, das war ein Mann,
Der nicht um Schein vor Menſchen warb,
Doch Ruhm vor Gott gewann —
5. Nun, als ihn ſein Erlöſer rief
In's ſchöne Himmelsland —
Er lag im Sarg, als wenn er ſchlief,
Die Bibel in der Hand.
6. Uns allen kam es gänzlich für,
Wär' nur ſein Auge frei,
Als ging er durch die Kirchenthür
Wie ſonſt zur Sakriſtei.
7. Doch blieb das fromme Auge zu,
Vom Sohn ihm zugedrückt;
Es war ja für die lange Ruh'
Sein Bettlein ſchon beſchickt.
8. Des Dorfes Aelt'ſten trugen ihn
Zur grünen Ruheſtatt;
Man ſah ein Wetter ſich verzieh'n,
Das ſchwer gedräuet hatt'.
9. Und ſchön und ſanft ſprach der Adjunkt
Von des Gerechten Lohn,
Erklärt' uns alles Punkt für Punkt —
Es war ſein eig'ner Sohn.
10. Mir ſchien die Erde zu vergeh'n,
Ich ſah zum Himmel auf;
Da ſah ich auch den Bogen ſteh'n,
Und Englein ſaßen drauf.
11. Er ſchien dir recht ein Friedensthor
Von Aehren und von Laub,
Ganz oben ſah der Kelch hervor
Mit Purpurblum' und Traub'.
12. Und eh' ich noch das Aug' gewandt
Vom Thor der Himmelsburg,
Da ſchritt, die Bibel in der Hand,
Der alte Pfarrer durch.
13. Er ging recht mit gedücktem Schritt,
Wie wir zuletzt ihn ſah'n;
Es glänzte hell der gold'ne Schnitt
Am ſchwarzen Korduan.
14. Und and're Pfarrherr'n traten vor
So ganz, wie zum Empfang;
Weit hinten war das Engelchor
Mit Harf' und Pſalterklang.
15. Gar lieblich muſizierten ſie,
All', all' in weißem Kleid;
Es rief: „Geh' ein nach langer Müh'
Zu deines Gottes Freud'!"
16. Drum mein' ich: geht zur beſſern Welt
Ein wahrer Frommer ein,
Dann wird das Himmelsthor erhellt
Mit Sternenlampen-Schein.
17. Und — wär's nun auch der Bogen nicht,
Das Himmelsthor bleibt ſteh'n;
Hinz! laß uns üben Recht und Pflicht,
Daß wir hindurch einſt geh'n!

Rätſel.

Von Friedrich v Schiller (1759—1805).

Von Perlen baut ſich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut ſich auf im Augenblicke,
Und ſchwindelnd ſteigt ſie in die Höh.
Der höchſten Schiffe höchſte Maſten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie ſelber trug noch keine Laſten
Und ſcheint, wie du ihr nahſt, zu fliehn.
Sie wird erſt mit dem Strom, und, ſchwindet
So wie des Waſſers Flut verſiegt.
So ſprich, wo ſich die Brücke findet,
Und wer ſie künſtlich hat gefügt?

[Entſtehuug der Farben.] Die Entſtehung des Lichts im Uranfang war auch die Entſtehung der Farben. Das Geheimnis des Lichts rührt nahe an das Geheimnis Gottes. Denn als über das im erſten Bildungsprozeß begriffene Chaos der Ruf: „Es werde Licht!" erging, von wem gingen denn da die Impulſe der Strahlen aus, welche den Weltäther in ſchwingende wellige Bewegung verſetzten? Von wem anders als dem, welcher ſelber abſolutes Licht iſt? Finſternis lagerte auf den Waſſern des Uranfangs — ein leuchtender Körper, welcher dem Weltäther die eigenen Schwingungen hätte mitteilen können, war alſo nicht vorhanden.

Das Licht iſt ein Geheimnis. Wir können die Lichterſcheinungen erklären, aber das Weſen des Lichts begreifen können wir nicht. Auf die Frage nach der Urſtätte oder dem Urſprunge des Lichts und der Finſternis muß ein Helmholtz heute noch ebenſo verſtummen wie Hiob, als der Herr ihm dieſe Frage vorlegte (38, 19). Newton hielt das Licht für einen Stoff von unendlicher Feinheit, welcher von den leuchtenden Körpern in verſchiedenfarbigen Teilchen ausgeſchleudert werde. Dagegen betrachtet die neuere Wiſſenſchaft, hierin über ihn hinausgeſchritten, das Licht als eine aus der Vibration des Körpers d. h. den Schwingungen des ihn durchdringenden Aethers hervorgehende Erſcheinung und lehrt, daß wie der Schall ſich durch die der Luft mitgeteilten Schwingungen des ſchallenden Körpers fortpflanze, ſo das Licht durch die dem Aether, welcher den Weltraum erfüllt, mitgeteilten Schwingungen des leuchtenden: Aetherbewegung giebt Licht, und ruhender Aether iſt Finſternis. Freilich iſt dieſer Aether nicht wie die Luft eine ſinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit, er iſt nur eine zur Erklärung der Lichterſcheinungen notwendig befundene Vorausſetzung, aber eine ſich bewährende. Auf Grund dieſer Vorausſetzung erklären wir uns die Entſtehung der Farben daraus, daß in dem farbloſen weißen Lichte eine unzählbare Menge von Strahlen enthalten iſt, deren Wellenlänge je nach der Langſamkeit oder Raſchheit der Aetherſchwingungen, durch die ſie ſich fortpflanzen, zunimmt oder abnimmt; die Lichtempfindung des Blauen und Violetten entſteht, wenn der Aether in einer Sekunde gegen 700—800 Billionen Schwingungen macht und in entſprechend kurzen Wellen fortwogend die Netzhaut unſeres Auges trifft. Obwohl die Farbenlehre Goethe's, welcher die Farben durch Miſchung von Licht und Dunkelheit entſtehen läßt, leichter faßlich iſt und ſich durch die Leichtigkeit äſthetiſcher und ſymboliſcher Verwertung empfiehlt, hält die neuere Wiſſenſchaft, hierin die Entdeckung Newtons beſtätigend, doch daran feſt, daß es das farbloſe weiße Licht iſt, welches die farbigen Strahlen in ſich ſchließt und im Spektrum ſich in ſie ungleich auseinander bricht und ſich aus ihnen wieder zuſammenſetzen läßt, — ein großartiges Naturbild der Einheit Gottes und des in ſeiner Einheit beſchloſſenen Reichtums abſoluten Lebens.

(Franz Delitzſch (1813—90), „Farbenſtudien.")

Von der Luft. Wie können wir wiſſen, daß in unſerem Zimmer ſich zwiſchen uns noch irgend Etwas befindet, und daß hier oder im Freien Luft vorhanden iſt?

Wenn wir Hand und Arm raſch im Kreiſe herumbewegen, ſo fühlen wir, daß ein Luftzug zwiſchen unſeren Fingern hindurchgeht; wenn wir uns anfächeln, ſo ſpüren wir, daß die Luft über unſer Geſicht hinwegſtreicht. Im Freien bemerken wir, daß der Wind weht, wir ſehen, daß die Bäume oder die Wolken durch den Wind bewegt werden. Der Wind iſt aber nichts weiter, als in Bewegung verſetzte Luft. Wer bewirkt es, daß die Flügel einer Windmühle ſich im Kreiſe herumdrehen? Wir ſagen, es iſt der Wind. Nun, dann iſt der Sturm, welcher manchmal ſo heftig bläſt, daß er Bäume entwurzelt und Schiffe ſcheitern macht, auch nur bewegte Luft. Wie können wir aber nun erkennen, daß die Luft vorhanden ſei, wenn ſie ſtill und ruhig iſt? Sicherlich nicht dadurch, daß wir es ſehen; denn die Luft iſt ein unſichtbares Gas; aber dadurch, daß wir ein Experiment mit ihr anſtellen, können wir neues über ſie erfahren.

Was enthält die Luft? Wir nehmen eine Glasglocke, die am Boden offen und oben mit einem Halſe verſehen iſt, der durch einen Kork verſchloſſen wird. (Eine alte Flaſche mit abgeſprungenem Boden genügt auch.) Dieſe Glasglocke ſtellen wir in ein Becken mit Waſſer, nachdem wir vorher in ein auf dem Waſſer ſchwimmendes Schälchen ein Stückchen Phosphor, ſo groß wie eine Erbſe, gelegt und daſſelbe mit einem Streichhölzchen angezündet haben. Der Phosphor iſt ein ſehr gefährlicher Körper: man muß ſehr vorſichtig mit ihm umgehen, weil er leicht von ſelbſt Feuer fangen und dann die Finger auf ſchlimme Weiſe verbrennen kann. Wir ſehen nun, wie der Phosphor unter unſerer Glasglocke mit heller Flamme verbrennt. Nach einer Weile erliſcht er, obgleich er noch nicht vollſtändig verbrannt iſt, und wir laſſen dann die Glocke ſtehen, bis ſie ganz kalt geworden iſt. Wir bemerken, daß die weißen Dämpfe, welche beim Brennen des Phosphors entſtanden, jetzt verſchwunden ſind, und daß ein Vorrat von Luft zurückgeblieben iſt. Indeſſen entgeht es uns nicht, daß die Menge der jetzt noch vorhandenen Luft geringer iſt, als die, welche ſich am Anfange in der Glocke befand. Während anfangs die Glocke ganz mit Luft angefüllt war, beobachten wir jetzt, daß in dem unteren Teile derſelben eine beträchtliche Menge Waſſer ſich vorfindet.

Wir fragen nun zunächſt: Iſt die Luft, welche in der Glocke zurückgeblieben iſt, noch von derſelben Art, wie die, welche urſprünglich darin enthalten war? Zur Löſung dieſer Frage entfernen wir den Kork aus dem Halſe der Glocke und führen unſere brennende Kerze in dieſelbe ein; das Licht erliſcht ſofort. Wir zünden es nochmals mit einem Streichhölzchen an und wiederholen das Experiment; wieder erliſcht das Licht, ſobald wir es in die Glocke eintauchen. Ueber dieſe Thatſache kann alſo kein Zweifel mehr herrſchen. Etwas iſt nach dem Brennen des Phosphors zurückgeblieben, welches von dem, was anfangs in der Glocke ſich befand, verſchieden iſt. Es müſſen alſo offenbar zwei verſchiedene Arten von Luft in dieſem Zimmer vorhanden ſein. Die eine Art (Sauerſtoffgas genannt) verbindet ſich mit dem Phosphor unter Bildung der weißen Dämpfe, ſie verſchwindet, und das Waſſer tritt in der Glocke an ihre Stelle; die andere Luftart (Stickſtoffgas genannt), welche zurückbleibt, löſcht eine brennende Kerze aus und iſt daher ein vom Sauerſtoff ganz verſchiedener Körper. Demnach haben wir nicht nur gelernt, daß in dieſem Zimmer und unter unſerer Glocke ein Etwas vorhanden iſt, welches wir Luft nennen, ſondern auch, daß dieſes Etwas aus zwei verſchiedenen Dingen (beides unſichtbare Gaſe), die Sauerſtoff und Stickſtoff heißen, beſteht. Wieviel können wir doch durch einen ſo einfachen Verſuch erfahren! Die Wiſſenſchaft iſt immer einfach und klar, wenn wir vorſichtig vorwärts gehen und wenn wir uns von jedem Schritte genaue Rechenſchaft ablegen.

Was geht vor, wenn wir die Luft einatmen? Wenn ein Licht oder ein anderer Gegenſtand in der Luft brennt, geht eine chemiſche Vereinigung der Beſtandteile der Kerze oder des Gegenſtandes mit dem Sauerſtoff der Luft vor ſich. Die brennende Wachskerze giebt zur Bildung von Kohlenſäure und Waſſer Veranlaſſung, weil der in dem Wachs enthaltene Kohlenſtoff und Waſſerſtoff ſich mit dem Sauerſtoff der Luft verbindet. Wir müſſen das Licht anzünden, wenn es brennen ſoll, d. h. wir müſſen jene chemiſche Vereinigung in Gang ſetzen. Die Kerzenflamme iſt heiß, weil eine Verbrennung, eine Oxydation ſtattfindet. Blaſen wir die Kerze aus, ſo wird die Flamme abgekühlt und ausgelöſcht; das Wachs kann ſich dann nicht mehr mit dem Sauerſtoff verbinden.

Ebenſo, wie der Sauerſtoff der Luft für das Brennen einer Kerze notwendig iſt, iſt er auch für das Leben der Menſchen und Tiere unentbehrlich. Es iſt uns allen bekannt, daß wir zum Atmen friſche Luft nötig haben; erhalten wir nicht genug friſche Luft, ſo erſticken wir und ſterben. Es ließen ſich viele ſchreckliche Geſchichten erzählen von Menſchen, die auf Schiffen bei Stürmen erſtickt ſind, wenn die Luken zugenagelt wurden, um die eindringenden Wogen abzuhalten, oder die in Kohlenbergwerken oder Brunnen, wo ſich verdorbene Luft angeſammelt hatte, umgekommen ſind. Daher liegt uns die Frage nahe: Was geht vor, wenn wir atmen? Bringen Menſchen oder Tiere in der Luft, die ſie einatmen, irgend eine chemiſche Veränderung hervor, ähnlich dem brennenden Lichte oder dem Phosphor? Ein einfacher Verſuch, welchen wir jetzt anſtellen wollen, wird dieſe Frage bald klar und richtig beantworten.

Wir gießen etwas klares Kalkwaſſer in ein Glas und blaſen dann die Luft aus unſerer Lunge vermittelſt eines Strohhalms oder einer Glasröhre durch die Flüſſigkeit. Wir bemerken bald, daß das Kalkwaſſer getrübt wird. Die Trübung zeigt, daß ſich Kreide gebildet hat, und daraus erſehen wir, daß aus unſerer Lunge Kohlenſäuregas hervor kommt. Dieſe Kohlenſäure kann nicht aus der in unſere Lunge gelangenden Luft ſtammen, weil das Kalkwaſſer durch Schütteln mit gewöhnlicher Luft nicht trübe wird. Wir haben ſomit feſtgeſtellt, daß die Luft, welche wir ausatmen, verſchieden iſt von der, welche wir einatmen, da erſtere eine große Menge von Kohlenſäure enthält. Woher ſtammt nun dieſes Gas? Es iſt daſſelbe, welche ſich immer bildet, wenn ein Licht brennt. Kann unſer Körper wirklich ähnlich wie ein Licht im Verbrennen begriffen ſein? Im erſten Augenblick werden wir ſagen: Nein, ſicher nicht; denn wir ſind nicht ſo heiß, wie eine Kerzenflamme. Aber dann werden wir denken: Gewiß, wir ſind ja wirklich wärmer, als der Tiſch oder die Wände oder irgend etwas Lebloſes. Daſſelbe iſt mit dem Hund, der Katze, mit einer großen Anzahl von Tieren der Fall. Wenn dieſe Tiere aber aufhören zu leben, oder wenn ſie aufhören zu atmen, dann werden ſie kalt, wie die Wände und der Tiſch. Das Atmen der Tiere iſt daher ein Oxydationsvorgang. Die Luft geht durch die Naſe und den Mund in die Luftröhre und von da in ein ſehr feines Netzwerk von kleinen Röhrchen, welches die Lunge genannt wird. Auf der einen Seite dieſer dünnen Röhrchen iſt die Luft, auf der andern Seite das Blut, und der Sauerſtoff der Luft geht durch die dünnen Wände dieſer Luftkanäle in das Blut über, wo er ſich langſam mit dem Kohlenſtoff, der im Körper vorhanden iſt, verbindet. Wir können uns leicht ſelbſt davon überzeugen, daß der tieriſche Körper Kohlenſtoff enthält, da die Beobachtung lehrt, daß ein Stück Fleiſch verkohlt oder Kohlenſtoff zurückläßt, wenn es über ſtarkem Feuer teilweiſe verbrannt wird. Dieſer Kohlenſtoff des Körpers bildet nun, wenn er ſich mit Sauerſtoff vereinigt, Kohlenſäure, gerade ſo, wie es mit dem Kohlenſtoff eines Stückes Holz der Fall iſt. Die Wärme, welche in beiden Fällen erzeugt wird, iſt genau dieſelbe. Wenn wir eine Flaſche voll reiner Kohlenſäure von einer brennenden Kerze und eine genau eben ſo große Flaſche voll reiner Kohlenſäure aus unſerer Lunge erhalten könnten, ſo würden wir finden, daß die Wärme, welche in unſerem Körper durch die Verbrennung des tieriſchen Kohlenſtoffs bei der Bildung dieſer Menge Kohlenſäuregas erzeugt wird, genau derjenigen gleichkommt, welche die brennende Kerze bei der Bildung derſelben Menge des nämlichen Gaſes ausgiebt. Wir ſehen jedoch keine Flamme bei dem Tiere, weil die Wärme, die bei der Verbrennung entſteht, über den ganzen Körper ſich verteilt; wenn die Oxydation ſich auf einen Raum, ſo klein wie der Docht einer Kerze, beſchränken würde, könnten wir wohl erwarten, eine Flamme zu ſehen, aber da ſie in dem Blut erfolgt, welches den Körper überall durchläuft, ſo hält ſie einfach das Ganze warm.

Somit haben wir nun durch dieſen Verſuch gelernt: 1) daß die Tiere den Sauerſtoff der Luft in ihre Lunge aufnehmen, 2) daß dort der Sauerſtoff in das Blut übergeht, und 3) daß in dieſem der Sauerſtoff dazu verwandt wird, Kohlenſtoff des Körpers zu Kohlenſäure zu verbrennen, wodurch die tieriſche Wärme erzeugt wird.

Das Wachstum der Pflanzen. Wir nehmen ein Büſchel friſcher, grüner Blätter — ſehr geeignet iſt Brunnenkreſſe — bringen dieſelbe in eine große Flaſche und füllen die Flaſche mit friſchem Brunnenwaſſer ganz voll, ſo daß keine Luftblaſe in ihr zurückbleibt. Dann kehren wir die verkorkte, mit Waſſer und Blättern angefüllte Flaſche um, öffnen ſie in einem darunter geſtellten Becken mit Waſſer und ſetzen das Ganze ein oder zwei Stunden dem hellen Sonnenlicht aus. Wenn wir darauf die Blätter genau beobachten, ſo werden wir finden, daß dieſelben mit kleinen Bläschen bedeckt ſind, und daß ſich auch mehrere Blaſen oben unter dem Boden der Flaſche angeſammelt haben. Dieſe Blaſen beſtehen aus reinem Sauerſtoffgas, das aus der Kohlenſäure, welche im Brunnenwaſſer enthalten iſt, herrührt. Pflanzen haben das Vermögen, im Sonnenlicht die Kohlenſäure der Luft zu zerlegen; ſie verwenden den Kohlenſtoff zum Aufbau ihrer Stengel, Blätter ꝛc. und ſetzen den Sauerſtoff als Gas in Freiheit.

Wir entnehmen daraus, daß Tiere Sauerſtoff einatmen, daß ſie Wärme entwickeln und in einer beſtändigen Verbrennung begriffen ſind; daß Pflanzen Kohlenſäure aufnehmen und Sauerſtoff abgeben, daß ſie Sonnenlicht und Wärme — ohne welche ſie nicht wachſen können — bedürfen und beſtändig brennbare Körper erzeugen.

(H. E. Roscoe, Chemie; deutſche Ausgabe beſorgt von F. Roſe.)

Der Bergkryſtall. Das Reich der Steine darf dem Reiche der belebten Natur an dichteriſcher Bedeutung in keiner Weiſe verglichen werden. Der Duft einer aufbrechenden Roſe, das feurige Lied der Nachtigall, das Säuſeln der Birke im Winde, das waldfriſche Auge des Rehs — ſie berühren unſere Empfindung tiefer und inniger als alle Pracht der Erze und Geſteine. Denn Stein und Erz ſind leblos. Starr und kalt ſcheinen ſie außer dem Kreiſe des Wandelbaren zu liegen, das unſer vergängliches Geſchlecht ſtets wie ein Verwandtes anſpricht. Das Gemüt ſucht in dieſer erſtorbenen Schöpfung umſonſt nach einem Widerhall, und wo ſie uns in ihrer ganzen nackten Oede umgiebt, in der Wüſte oder in den Felslabyrinthen der Hochgebirge, da hält ſie uns meduſenhaft nur ein Bild des Todes und des vernichtenden Schreckens entgegen. Darum verwandelt der ungeheure Schmerz die Mutter der Niobiden in Stein, wie Nabal's Herz vor Grauſen zu Stein wird; darum heißen die Pforten der Unterwelt bei dem griechiſchen Dichter „eherne“, und das Eiſen ſelbſt, gleichſam als das Urmetall, iſt in den Anſchauungen aller Völker ein Bild finſterer, erbarmungsloſer Gewalt geworden.

Schon dadurch ſteht der Stein uns ferner, daß die größten Herd- und Lagerſtätten desſelben ſich dem Blick entziehen. Er iſt ein Reich der unterirdiſchen Mächte; abgekehrt dem freundlichen Strahl des Lichtes, verbirgt er ſich in der Tiefe, wo giftige Schwaden brodeln und am Grubenlicht des ſchürfenden Knappen verderbend ſich entzünden. Und wenn nun die kühne Hand ihren Fund glücklich zu Tage förderte, was iſt er denn? Nichts als eine wirre ungeſtalte Maſſe. Trümmer von Trümmern. Denn auch der unendliche Formenreiz, die nach Millionen zählende Mannigfaltigkeit wechſelnder Geſtalten, in denen das Pflanzen- und Tierleben vor uns vorüberzieht, fehlt dem Steinreiche. Wo es nicht formlos iſt, iſt es doch einförmig.

Dennoch übt auch die Welt der Erze und Steine eine eigentümliche Anziehungskraft, ja eine Macht auf den Menſchen, und nicht bloß jenen elementaren Zug zur Tiefe, jene unheimlich dämoniſche Macht, von der ſchon das Altertum ſpricht und die nirgends bedeutungs- und geheimnisvoller hervortritt, als in der Sage vom goldenen Hort der Nibelungen.

Obenan ſcheint hier der den Steinen inwohnende Klang geſtellt werden zu müſſen. In ihm gewinnt die unorganiſche Schönheit den erſten Ausdruck der Lebendigkeit. Zwar iſt nun der Klang des Geſteins meiſt dumpfer und bedeutungsloſer, aber wem bebte es nicht im Innern nach, wenn im feierlichen Strome das Geläut der Glocken über Flur und Wald dahinwogt? wem ſchwillt nicht die Bruſt, wenn die Trompete ſchmetternd wirbt? Es liegt etwas Heroiſches, etwas die Urkräfte des Gemüts Aufregendes in dieſen ehernen Tönen: eine Macht, die ſelber das Tier der Wüſte an ſich erfährt, wenn es beim Geklirr der Becken aufſtürzt und brüllend an den Stäben ſeines Kerkers rüttelt.

Kaum weniger ſtark wirkt der Stein auf das Auge. Denn unter dem grünen Grunde der Erde deckt ſich eine Welt auf, die an Reinheit, Fülle und Glanz der Farben alles überbietet. Die leuchtende Silberſtufe, das Sonnenfeuer des Goldes, das makelloſe Weiß des Marmors, der blutdunkle Porphyr, der ſtrahlende Bleiwürfel, das alles, um von den Edelſteinen ganz zu ſchweigen, hat im Bereich der organiſchen Natur nicht ſeinesgleichen.

> „Kein Pardelfell war je ſo bunt gefleckt,
> Kein Rebhuhn, keine Wachtel ſo geſcheckt,
> Als das Gerölle, gleißend wie vom Schliff,
> Sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff
> Der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze;
> Wie zürnend ſtarrt dich an der ſchwarze Gneis,
> Spatkugeln kollern nieder milchig weiß,
> Und um den Glimmer fahren Silberblitze;
> Geſprenkelte Porphyre groß und klein,
> Die Okerdruſe und der Feuerſtein.“
> (A. v. Droſte-Hülfshof.)

Welches Auge widerſtände dem lockenden Schimmer? Begierig rafft ſelbſt der Wilde, wenn er aus den Grasfluren des Amazonenſtromes zum erſten Male hinaufkommt in Gegenden, welche kiesliches Steingeröll enthalten, dieſe feſten farbigen Kugeln an ſich, bis er zuletzt, durch die unauffaßbare Menge ermattet, die nicht mehr zu tragende Laſt wieder ſinken läßt. In dem Farbenglanze der Steine ſcheint ſich der Zauber der Erdmacht am ſtärkſten zu ſammeln, oft bis zu ſinnbethörender Verblendung, wie allerdings andrerſeits, nach dem Glauben der Alten, durch das längere Anſchauen dieſer „leuchtenden Zeugungen der Feſte“ mit dem äußeren zugleich ein Sinn des inneren Geſichts erregt wird. So weiſſagt Joſeph aus dem Golde ſeines Bechers, und der jüdiſche Hoheprieſter fragte den Herrn aus dem glänzenden Geſtein ſeines Bruſtſchildes.

Bei den ſchönſten Steinen verbinden ſich mit dem Schmucke der Farben und des Glanzes noch hohe Grade der Durchſichtigkeit. Und dies iſt, wenn man den Ausdruck wagen darf, ihr geiſtiger, ſicherlich aber ihr eigentümlichſter Reiz. Denn die organiſchen Gebilde ſind äußerſt ſelten in der Weiſe ſchön, daß Lichtſtrahlen in ihr Inneres dringen oder hindurchgleiten. Nur der ausgezeichnetſte Teil des menſchlichen Körpers, aus welchem mehr als aus irgend einem andern die Seele ſpricht, das Auge allein macht eine Ausnahme, und wir finden dies mit Recht um ſo ſchöner, je tiefer wir in und gleichſam durch dasſelbe hinabblicken können.

Auf dieſen Eigenſchaften beruht vornehmlich der magiſche Zug der Steine und der Glaube an geheimnisvolle Kräfte derſelben. Gewiſſe Steine ſind zu allen Zeiten als heilende und heilige verehrt worden. Das älteſte Kleinod der Mohammedaner iſt jener ſchwarze Stein der Kaaba, der einſt weiß geweſen, und den ein orientaliſcher Dichter preiſt als „die Arznei der Pilger, als den erſten Punkt vom Geheimnis aller Schöpfung, als das Schönheitsmal der Erde, den Grenzſtein auf dem Felde der reinen Menſchlichkeit“. Und vom Gral, den die frommen Templeiſen[1] Titurels hüten, ſagte das chriſtliche Mittelalter: wer ihn anſchaue mit lauterer Seele, dem ſeien alle Gebrechen geheilt, alle Wünſche geſtillt, und ihn durchdringe unvergängliche Jugend.

Aber noch fehlt ein auszeichnendes Merkmal in der Charakteriſtik der Steine, welches allerdings nur einzelnen unter ihnen zukommt. Dies iſt die Form (im wiſſenſchaftlichen Sinne des Wortes). Wo eine ſolche erſcheint, da ſpielt ſie entweder mit freiem, ſcheinbar organiſchem Triebe nachahmend in die Typen pflanzlicher und ſelbſt tieriſcher Bildungen — wie z. B. beim Tropfſtein, bei den ſogenannten Dendriten u. ſ. w. — oder ſie ſtellt mit geſetzmäßiger Strenge die geometriſchen Flächen und Linien der Architektur dar. Jene, obgleich äſthetiſch reizend durch ihre Zierlichkeit und Lebendigkeit, iſt doch gleichſam nur eine Ausartung dieſer, die allgemein mit dem Namen der kryſtalliſchen bezeichnet wird.

Bei wenigen Steinen tritt dieſelbe ſichtbarer und vollkommener hervor, als bei dem Bergkryſtall, mit dem die nachfolgenden Zeilen ſich beſchäftigen ſollen.

An ihm hatte ſie ſchon das Altertum beſtimmt erkannt, wenn auch die Erklärung, welche die Alten dafür gaben, eine ſeltſame war und nur einer noch in der Kindheit ſtehenden Wiſſenſchaft genügen konnte. „Kryſtallos“ nannten ſie den wunderbar geformten Stein, d. h. Eis, Froſtgebilde, weil ſie meinten, er ſei gleichſam zu Kieſel verdichtetes, unſchmelzbares Eis.

Dieſer märchenhaften Vorſtellung lag die richtige Annahme zu grunde, daß derſelbe Vorgang, welcher das flüſſige Element in die Form des Eiſes binde, auch dem Bergkryſtall die kunſtvolle Geſtalt der Säule, Pyramide u. ſ. w. verliehen habe. Welcher Art aber dieſer Prozeß näher ſei, welche Kräfte Atom zu Atom fügen und nach einem unwandelbaren Geſetze immer wieder zu derſelben Grundform geſtalten, das iſt auch uns, wie den Alten, noch ein ungelöſtes Rätſel. Ja, man darf es wohl ausſprechen, das iſt und bleibt ein Myſterium, wie das Leben, deſſen täuſchender Schein uns hier entgegentritt, ein Geheimnis iſt und bleibt, unerachtet wir das Leben täglich erſtehen und vergehen ſehen, und unerachtet wir faſt täglich den Vorgang des Kryſtalliſierens zu beobachten Gelegenheit finden.

Denn Kryſtalliſationen ſind nicht bloß jene phantaſtiſchen Blumenarabesken, welche uns der Winter ans Fenſter zeichnet; in Kryſtallen verdichtet ſich auch der Schwefeldampf, der in den Schloten des Veſuvs und der ſüdamerikaniſchen Feuerberge aufſteigt; ein Kryſtall iſt der Würfel des Salzes; in Kryſtallen ſchießt der Alaun an; Kryſtalle ſind jene diamantglänzenden Häufchen, in denen der mörderiſche Arſenik ſublimiert. Kurz, dieſer Prozeß erſcheint faſt jedesmal, ſobald ein Körper aus dem flüſſigen oder dampfförmigen Zuſtande in einen feſten übergeht. Aber nicht allerorten iſt er dem bloßen Auge ſo ſichtbar, als etwa beim Erſtarren des Waſſers, wo gewiß jeder ſchon einmal mit freudigem Erſtaunen wahrnahm, wie die Eisnadel gleich einem zitternden Strahle ſich über die Fläche ſtreckte, polypenartig wuchs, ſich verzweigte, umhergriff und endlich das kryſtallene Netz mit unzerreißbaren Maſchen ineinander ſchlug. In den meiſten Fällen, und ſo beſonders beim Kryſtalliſieren der Niederſchläge, enthüllt erſt das Mikroſkop die Erſcheinung in ihrer ganzen Schönheit. Wie überraſchend, einen Tropfen heißer Salpeterauflöſung unter der Vergrößerung zu ſehen! Kleine, faſt unſichtbar feine Linien zucken durch den erkaltenden Fluß; bald dehnen ſich dieſelben, werden breiter und ſchärfer; deutlich ſieht man die Kanten ſich verlängern, als ob in dem toten Stoffe plötzlich ein zauberiſches Leben erwacht ſei und das Wunder des vegetabiliſchen Wachstums in beſchleunigtem Stufengange den Augen vorübereile. Zuletzt füllt ſich das ganze Geſichtsfeld mit jungen langgezogenen Kryſtallen, die im bunteſten Gewirr durcheinander verſtreut liegen und deren jeder ein zierlich canneliertes Säulchen darſtellt. Einen nicht minder ſchönen Anblick bietet der kryſtalliſierende Alaun. Eine Menge kleiner, kaum wahrnehmbarer Pünktchen regt ſich in der Flüſſigkeit; Keimen gleich blähen ſie ſich, ſchwellen und nehmen endlich die ſchöne achtſeitige Würfelform an, welche den Alaun charakteriſiert. Dabei läßt ſich bald mehr, bald weniger deutlich erkennen, wie das formbildende Geſetz, welches wir hier in ſeiner Werkſtatt belauſchten, die ganze Struktur des Kryſtalls gleichmäßig durchdringt und nicht etwa am bloßen Umriſſe ſich erſchöpft. Alle ſeine Atome ſchießen in verkörperten Zahlen an; ſei er noch ſo hart, er läßt ſich mit Leichtigkeit in der Richtung wenigſtens einer ſeiner charakteriſtiſchen Flächen ſpalten, und zeigt eben in dieſem ſpiegelnden Bruch die ihn bindende Schärfe der Figuration, ſo daß man ſagen kann, „jeder Teil des Kryſtalls ſei das Ganze“. Ebenſo iſt ferner unleugbar, daß Licht, Wärme, elektriſche Spannung und andere Einflüſſe auf den Vorgang der Kryſtalliſation bald begünſtigend, bald hemmend, bald umwandelnd einwirken. Die zum äußerſten vorſchreitende Chemie hat endlich erwieſen, daß z. B. der Diamant nichts anderes als kryſtalliſierte Kohle, der Saphir reine Thonerde ſei; ſie hat die Urbeſtandteile des Smaragdes wie des Topaſes unzweifelhaft feſtgeſtellt. Aber, wir wiederholen es, welche Macht zuletzt mit gebietendem Zuge die wahlverwandten Stoffe ruft, daß ſie hervortreten, ſich ſammeln, anſchießen und ſich ſelber das winkelrechte Haus bauen: dieſes letzte Geheimnis wiſſen wir eben nicht, und ſo iſt es auch der Scheidekunſt mit allen ihren Mitteln noch nicht gelungen, aus jenen Elementen etwa Diamanten oder Smaragde zu geſtalten. Auch dieſes Wiſſen — wer möchte das bei aller Bewunderung vor dem Genius nicht willig bekennen? — iſt nur ein glänzendes Stückwerk; es iſt auch die Chemie, was jenem alten Spruche nach die Alchemie war: eine Kunſt, cujus scire est pars cum parte [deren Wiſſen Stückwerk iſt]. In den Kryſtall aber hat eine unerforſchliche Weltkraft die Signatur geſchrieben: „Gedanken einer göttlichen Weltordnung“ ſprechen aus den ſteinernen Hieroglyphen, denen gegenüber der Menſch in Ehrfurcht verſtummt.

---

[1] Ritter, welche im Dienſte des Gral ſtanden.

Der Kryſtall iſt aber nicht nur eine vollkommenere oder vielmehr normalere Geſtalt, als das derbe rohe Geſtein, ſondern es ſteigert ſich mit der Veredlung der Form meiſtens auch die Härte und Durchſichtigkeit des Stoffes. Letzteres findet ſich in merklichem Grade bei dem Bergkryſtall.

Es darf als bekannt gelten, daß er aus Kieſelerde (Kieſelſäure) beſteht. Dieſe Erde, die ſelbſt im Waſſer der Quellen aufgelöſt gefunden wird und verſchiedene Verbindungen eingeht, erſcheint in der Geſtalt des Quarzes als ein Maſſenbeſtandteil unſeres Planeten. Bald ſteigt ſie in ſchroffen Zinnen des Hochgebirges empor, bald bildet ſie ſchichtenartiges Lagergeſtein, indem ſie als Sand weite, unfruchtbare Landſtrecken oder Grund und Ufer der Gewäſſer deckt. Ueberall kennzeichnet den Quarz eine von Alters her ſprichwörtliche Härte — am Stahle Funken gebend, wird er kaum von irgend einer Säure angegriffen —; überall iſt er mindeſtens durchſcheinend; aber die höchſte Härte, die vollendetſte Transparenz zeigt erſt die ſechsſeitige, oben zugeſpitzte Säule des Bergkryſtalls.

Und darin hat man denn auch wohl die eigenſte Schönheit dieſes Steines zu erkennen. In der Durchſichtigkeit; nicht in der Form. Denn wie ſehr die letztere auch unſer Erſtaunen erregt, ſo iſt ſie doch an ſich ebenſowenig ſchön, als etwa die Kugel eines Waſſertropfens. „Sie bindet den Beſchauer“, weil ſie gebunden iſt. Was die Form des Bergkryſtalles zu einer ſchönen erſt macht, das iſt der Seelenblitz des Lichts, iſt der einfallende und farbig gebrochene Strahl; wie ein Tautropfen, der in der Sonne funkelt, eben dadurch erſt entzückt. Die ſeltene Durchſichtigkeit des Bergkryſtalls, verbunden mit ausgezeichneter Härte, eignet ihn daher auch zur Darſtellung jener künſtlichen Edelſteine, die oft an Reinheit und Feuer kaum den echten nachſtehen; außerdem giebt er den dankbarſten Stoff für Schmuck jeder Art, ſowie zu Linſen in Mikroſkopen, Brenngläſern und dergleichen. Schon das Altertum hat den Stein in dieſer Beziehung gewürdigt. Die Babylonier und Aſſyrer verſtanden ihn zu zierlichen Geſtalten zu ſchleifen, und aus den Trümmern Ninives zog man neuerdings unter anderem eine Kryſtall-Linſe hervor, noch ſo waſſerklar, als ſie zu Sanheribs Tagen geweſen. Aber auch Griechen und Römer ſchätzten denſelben außerordentlich hoch, und verarbeiteten ihn mit großer Kunſt. So erzählt Plinius, daß Nero zwei Kryſtallbecher beſeſſen, die er auf die Nachricht vom Heranzuge ſeines ſiegreichen Gegners (in suprema ira) zertrümmert habe. „Dies, ſetzt er hinzu, war die letzte Rache, welche Nero an ſeinem Jahrhundert nahm; hinfort ſollte keine Lippe mehr die köſtlichen Schalen berühren.“

Heutzutage zwar iſt der Wert dieſer Steine bedeutend geſunken. Denn es giebt ganze Lager und Höhlen voll der reinſten Kryſtalle. Kammern, Keller, Druſen (fours à cristaux) nennt ſie der Bergmann, und eine ſeltſame, faſt feierliche Bewegung ergreift uns, wenn der verſchloſſene Schrein funkelnd und klingend ſich vor uns öffnet. Von jugendlichen Kräften der Erde gebildet, dem Menſchenauge ungeſehen, haben ſich da in heimlicher Stille die Säulen und Pyramiden aufgerichtet, ſich die Zacken und Spitzen gegürtet. Nun aber ergreift der in der Finſternis gezeugte Stein wie mit ſehnender Begierde den goldenen Strahl, um ihn ſpielend zu brechen und in ſiebenfarbiger Garbe wieder ausglühen zu laſſen. In Wahrheit, das iſt nicht mehr der harte Kieſel, es iſt ſteingewordenes Licht, und leicht und ungehemmt, wie durch den unſichtbaren Fluß der Luft, ſchlüpfen die Elfen durch die ſchimmernden Maſſen. „So entfaltet hier das Steinreich ähnlich der Feige die Blüte im verhüllten Innern. Ehe noch eine Blume auf der Flur ſproßte und ein Vogel ſich im Laube wiegte, hat die Erde, gleichſam in einem dunkeln Traumleben, dieſe vorahnenden, vorbedeutenden Geſtalten einer ſpäteren ſonnenfreudigen Aera gebildet.

Natürlich genug, daß der Bergkryſtall ſich vor anderen Naturerzeugniſſen zu einem Symbol höchſter Reinheit und Seelenſchönheit bot. Von einem kryſtallenen Strome, der vom Stuhle Gottes ausgeht und das himmliſche Jeruſalem tränkt, ſpricht die Offenbarung Johannis (Kap. 22, 1.), und nach der Anſicht der mittelalterlichen Myſtik wölbte ſich über dieſem ſichtbaren Firmamente ein ſtrahlender Kryſtallhimmel (das primum mobile), in dem die bewegenden Weltkräfte thronen. Wo Gottfried von Straßburg die ſinnigkeuſche Dichtung Hartmanns von der Aue preiſt, greift er zu dieſem Bilde, und wie Schiller in einer bekannten Rätſel-Allegorie dem Kryſtall das Auge, ſo vergleicht ein anderer deutſcher Dichter den im Nachtſchlummer neugeborenen Geiſt einem Kryſtall, „den noch kein falſcher Strahl des Lichts getroffen“. Auch Malerei und Skulptur gebrauchen in dieſer Weiſe den leuchtenden Stein. Auf Gemälden der Eykſchen Schule erſcheint Gott Vater, in der Hand eine Kryſtallkugel, die hier Sinnbild der himmliſchen Lichtwelt iſt, und in ähnlicher Bedeutung trägt das Lamm die Siegesfahne an einem kryſtallenen Speer. Insbeſondere war aber der Kryſtall, wie das ihm verwandte Glas, ein Symbol und Abzeichen der Jungfrau Maria, der reinen heiligen Gottesmagd.

Indeſſen zeigt der Bergkryſtall keineswegs immer und überall dieſe wunderbare Klarheit und Transparenz. Oft erſcheint er getrübt, ſo beſonders die unmittelbar am Boden einer Druſe aufſtehenden Säulen; oft verhüllt ihn ein unſcheinbares Kruſtenhemd. Zuweilen ſchließt er dünne Nadeln von Eiſenglimmer ein (ſogenannte Haarſteine), oder er iſt von dichtem Asbeſtgewebe durchzogen, das ihm dann den grünſchielenden Schein eines Katzenauges giebt; auch blieb wohl einmal als ſeltſames Spiel ein Waſſertropfen gefangen im Stein zurück. Eben ſo häufig geſellt ſich dagegen andererſeits zu vollſter Durchſichtigkeit noch eine ſchöne Färbung, wie bei dem ſchwärzlichen Morio, bei dem gelben Citrin, der noch immer ſtatt des Topaſes zu Ringſteinen verarbeitet wird, bei den berühmten Kryſtallen im Granit von Compoſtela, den ſogenannten Jacintos de Compoſtela.

Selbſt die Form des Bergkryſtalls, welche wir als das bleibendſte und eigentümlichſte Merkmal desſelben hervorheben, unterliegt — obgleich ſtets der Ausdruck eines und desſelben Naturgeſetzes — mannigfachen Abänderungen und Verkümmerungen. Denn ſtatt der ſechsſeitigen Spitzſäule erſcheint auch die Form der doppelten Pyramide, die luxurierende des Zwillings, oder auch wohl nur eine einſeitig entwickelte Halbgeſtalt. Wiederum iſt der Stein bald ſchlanker, bald maſſiger, und bald glatter, bald rauher.

Es iſt zu vermuten, daß beſtimmte geologiſche Verhältniſſe dieſe Abweichungen bedingten, und ein berühmter Mineralog gründete auf dieſelben eine geiſtreiche Geographie der Bergkryſtalle. Mochte hier das Geſtein aus ruhigen Gewäſſern niederſchlagen, dort aus feurigem Fluſſe erkalten, oder aus glühenden Dämpfen ſich verdichten: immer bleibt die verſchiedene „Nationalphyſiognomie“ der Kryſtalle beachtenswert. Der Bergkryſtall der franzöſiſchen Alpen, zumal der Dauphiné, iſt „langer und hagerer Statur, und die Zuſpitzung der dünnen Säulen ſehr unregelmäßig, indem ſich eine große ſpiegelglatte Fläche zur Schau ſtellt, hinter welcher die übrigen faſt verſchwinden.“ Ueberraſchend iſt es, in Schweden einer ähnlichen Bildung zu begegnen. Ganz anders erſcheinen dagegen die Bergkryſtalle der ungariſchen Erzgänge. „Ihre Wiege ſchmückt Gold und Silber. Ihre Ausbildung iſt gewöhnlich unvollkommen; Anlagen zeigen ſie zu vielen Flächen, aber nur die einem dreiſeitigen Speere ähnelnde Spitze iſt durch Glätte und Glanz ausgezeichnet.“ Zu dieſen Eigentümlichkeiten kommt noch, daß ein großer Kryſtall ſolcher Art in der Mitte vieler kleiner Wurzelſchoſſen zu ſitzen pflegt, wie ein Magnat in der Umgebung ſeiner Frohnbauern. Die deutſchen Bergkryſtalle finden ſich unter den verſchiedenartigſten Verhältniſſen, ohne durch beſondere Eigentümlichkeiten hervorzuſtechen. Oft ſind ſie von hoher Klarheit, wenn auch nur klein, wie die ſogenannten Lippe'ſchen Diamanten.

Doch nirgends findet ſich der Bergkryſtall ſo häufig und ſo ſchön, als in den Alpen der Schweiz. Hier an den ſteilſten Gehängen, in den Spalten der granitiſchen Hochgipfel, bergen mächtige Gewölbe oft Pyramiden und Säulen von rieſiger Geſtalt. In die Region des ewigen Schnees hat ſich die kryſtallerzeugende Kraft der Erde zurückgezogen, und vielleicht wollte der alte griechiſche Name „Kryſtallos“ auch hierauf deuten. 10—14,000 Fuß hoch ſtarren die beeiſten Hörner und Stöcke empor, zwiſchen denen weite Firnwüſten ſich ausdehnen, wo jedes Leben erliſcht. Kein Vogel verirrt ſich auf dieſe Höhen, kein Laut wird hier gehört außer dem Brauſen des Windes. Das iſt das Revier des Kryſtallgräbers oder, wie er dort zu Lande heißt, des „Strahlers“. In entlegenen Hochthälern wohnt er neben dem armen Ziegenhirten und dem kühnen Gemsjäger, ein verlorenes Leben lebend. Vorzüglich in Oberwallis, vom Aletſchgletſcher bis zur Grimſel hin, wird die Kryſtallgräberei betrieben; aber allerdings ebenſo ſehr im angrenzenden Savoyen, da wo die Criſtallina aus den Gletſchern brauſt. Denn der Name Criſtallina iſt eben ſo gut bedeutſam, als jener der goldenen Aue in Thüringen.

Es iſt ein armſeliges, verwegenes Gewerbe, auf das wir jetzt einen Blick thun.

Man weiß, und ſchon von den Römern war es bekannt, daß der Kryſtallgräber, oft an Seilen über dem Abgrunde hängend, den Stein vom Felſen brechen muß. Aber wo dies geſchieht, geſchieht es nicht ohne den Beiſtand mutiger, kundiger Gefährten. In den meiſten Fällen jedoch wird jeder Mitwiſſer und Teilnehmer abgewieſen; der Strahler beginnt ſein einſames Werk auf den einſamen Höhen, wohin ihm ſelbſt der Gemsjäger nicht mehr folgt, — auf dem Eiſe der Gletſcher. Dort am Geſtein der Guferlinie ſpäht ſein Auge nach den breiten weißen Quarzadern, die ihm den Kryſtallſchatz lange vorher verraten, ehe noch der hohlklingende Schlag des Hammers die Gewißheit giebt. Sie zeigen ihm, welchem der Schluchtriſſe und Abgründe er aufwärts folgen muß. Oft liegt dieſer eiſige Pfad ſo hoch über den oberſten Menſchenwohnungen, daß der Kryſtallgräber einen ganzen Tag zu ſteigen hat, um ſelbſt nur die Stelle zu erreichen, von wo er am folgenden Morgen zur Arbeit aufbrechen kann.

Und mit welcher ſcheuen Vorſicht verfährt er, ſobald er ein ſolches Erntefeld entdeckt zu haben meint! Unter dem Schutze der herabſinkenden Dämmerung ſtiehlt er ſich mit Hammer und Schlägel und dem kargen Mundvorrat aus ſeiner Hütte; niemand weiß ſelbſt nur die Richtung, nach welcher er verſchwand. Die Nacht verbringt er am Fuße desjenigen Felsſtocks, wohin ihn die Spuren im Geſtein weiſen, meiſtens mitten im Eiſe. Dann mit dem Tagesgrauen klettert er gerade den wildeſten Schlünden und Vorſprüngen entgegen, aus denen die Gletſcher quellen, und ſucht, wo ſie ein Kryſtallneſt angebrochen haben. Oft freilich durchforſcht er die ganze Umgebung umſonſt, und kann von der Todesgefahr mehrerer Tage kaum ein paar Centimen löſen; oft verbringt er ſein halbes Leben in immer wieder getäuſchten Hoffnungen, um endlich mit gebrochenem Nacken den Geiern zum Fraße zu werden oder in einer Gletſcherſpalte qualvoll zu verenden. Höchſt ſelten ſind die Fälle, wo ein glücklicher Fund die Jahre des erfolgloſen Suchens vergütet, wohl gar dem genügſamen Manne einen behaglichen Lebensreſt ſichern könnte — wenn er von ſeiner Leidenſchaft zu laſſen vermöchte. Doch umſonſt. Das Spiel läßt den Spieler nicht los. Es hat ihm Geld genug gegeben, aber es treibt ihn unwiderſtehlich, gerade nunmehr fort und fort um's Leben zu ſpielen. Wie in Gemsjägerfamilien durch 4 und 5 Generationen hindurch kein einziger männlicher Sproß eines natürlichen Todes ſtarb, ſo auch in den Geſchlechtern der Kryſtallſucher. Ob auch der Vater ein erkleckliches Vermögen hinterlaſſen: der Sohn folgt dennoch des Vaters Fußtapfen. — Wie aber Jagd und Fiſchfang in jeder Jahreszeit eine beſondere Beſchäftigung haben, ebenſo die Kryſtallgräberei. Im Hochſommer wird auf das edelſte Wild gepirſcht, auf jene großen, klaren Kryſtallmaſſen, welche bisweilen mehrere Zentner ſchwer ſind; denn jetzt allein iſt überhaupt der Zugang zu den Horſten eine Möglichkeit, wenn auch immer lebensgefährlich. So ward 1719 am Zinkenſtock auf der Grimſel ein Gewölbe von 94 Fuß Länge und 3 bis 11 Fuß Höhe erbrochen, welches für 28.000 Gulden Kryſtalle lieferte; und vielleicht noch merkwürdiger iſt ein ebenfalls im Berner Oberlande gemachter Fund. Denn dort gelangten im Auguſt 1867 ein paar kühne Strahler am ſogenannten Tiefengletſcher zu einer Höhle voll der ſchönſten Morionen. Es waren darunter Kryſtalle von mehr als 2 Zentner Schwere und von einer Schwärze und einem Glanz der Spiegelflächen, wie man bis dahin noch nicht geſehen; die ganze Ausbeute aber betrug mindeſtens 200 Zentner. — Uebrigens führt der Frühſommer mit dem ſchmelzenden Eiſe und ebenſo das wechſelnde Herbſtwetter mitunter noch manche beſonders glückliche Gabe aus der Höhe herab. Ja es geſchieht auch wohl, daß die furchtbare Kälte der Alpenwinter (wie im Jahre 1740) ganze Hörner ſpaltet, und nun unter dem Sturz der Trümmer ſich Kryſtallkammern von gewaltiger Ausdehnung aufthun. Wenn aber der Schnee die Thäler und Hütten ſperrt, dann wird die geſammelte Beute gereinigt, zum Verkaufe geputzt und endlich dem mäkelnden Mineralienhändler zugeſtellt.

Das iſt das Leben der Kryſtallgräber, deren zerlumpte, verkümmerte Geſtalten den Reiſenden in dieſen Gegenden allenthalben verfolgen. Die ſtrahlenden Kryſtall-Leuchter unſerer Feſthallen — wenn Steine reden könnten, wie manches Nachtſtück des Elends und der Todesnot würden ſie zu erzählen haben!

(Hermann Maſius, „Naturſtudium“.)

Beteiligung mikroſkopiſcher Lebeweſen an der Bildung der Geſteine. Wir wollen uns zunächſt mit denjenigen Formen beſchäftigen, die wir nach ihrem Bau und ihren Lebensverrichtungen als Tiere anzuſprechen haben. Manche von den niederſten Tieren ſind ziemlich allgemein bekannt, wie z. B. die Infuſorien oder Aufgußtierchen. Aber gerade dieſe ſind für uns gänzlich unwichtig, da ſie einen weichen, nicht verſteinerungsfähigen Körper beſitzen. Andere hingegen ſcheiden Hartteilchen und Schälchen von kalkiger oder kieſeliger Beſchaffenheit ab, und dieſe ſind es, die hier beachtet werden müſſen.

Es bilden dieſe Formen zwei beſondere Gruppen der Klaſſe der Rhizopoden oder Wurzelfüßer, die Gruppe der Thalamophoren (Kammerträger), oder, wie ſie häufiger, wenn auch nicht richtiger genannt werden, Foraminiferen, und die der Radiolarien oder Polycyſtinen. Den Foraminiferen kommt als Geſteinsbildner eine größere Bedeutung zu als den Radiolarien, und wir müſſen ſie daher in erſter Linie berückſichtigen.

Der weiche, lebendige Körper dieſer Tiere iſt von höchſt einfacher Beſchaffenheit, obwohl er Gehäuſe von manchmal bewunderungswürdigem Baue abzuſondern vermag; er beſteht aus einem einfachen Klümpchen jener eiweißhaltigen, beweglichen, ſchleimigen Subſtanz, an welche alle Lebenserſcheinungen geknüpft ſind und die man als Protoplasma oder Sarkode bezeichnet.

Eine beſtimmt abgegrenzte äußere Umhüllungshaut iſt nicht vorhanden; von der Oberfläche des gallertigen Protoplasmaleibes ſtrahlen zahlloſe äußerſt feine Fäden aus, welche als Scheinfüßchen oder Pſeudopodien bezeichnet werden und ſich durch hohe Empfindlichkeit und Beweglichkeit auszeichnen. Dieſe Scheinfüßchen ſind mit vielen in beſtändiger Bewegung befindlichen Körnchen beſetzt, ſie veräſteln ſich, bilden miteinander verſchmelzend förmliche Netze und können jederzeit in die gemeinſame Körpermaſſe zurückgezogen werden. Gelangt irgend ein anderes mikroſkopiſches Tierchen oder Pflänzchen, etwa eine Infuſorie oder eine Diatomee [Algenart], in den Bereich dieſer Scheinfüßchen, ſo wird es von ihnen ergriffen und in den Protoplasmaleib als Nährkörper eingeführt. Hier wird ihm der Nährſtoff entzogen und die etwa vorhandene Schale des Nährkörpers wird nach vollendeter Verdauung wieder nach außen abgeſtoßen. Die Scheinfüßchen haben auch für die Bewegung Bedeutung, indem ſie durch Zuſammenziehungen eine kriechende oder ſchwimmende Ortsbewegung des Tierchens vermitteln.

Im Inneren des Protoplasmaleibes befinden ſich ein oder auch mehrere Zellkerne, d. i. rundlich begrenzte Sarkodepartien von etwas dichterer Zuſammenſetzung als der übrige Plasmaleib. Die Fortpflanzung der Foraminiferen, bei denen ſich noch kein Geſchlechtsunterſchied herausgebildet hat, geht in ſehr einfacher Weiſe vor ſich. Der protoplasmatiſche Mutterkörper zerfällt in eine Anzahl von Teilſtücken, von welchen ſich jedes zu einem neuen Individuum heranbildet und eine Schale abſcheidet. Die Tochterindividuen verlaſſen teils einzeln, teils mehrere gleichzeitig das mütterliche Gehäuſe.

Alle die vielfältigen Lebensvorgänge und Verrichtungen eines tieriſchen Weſens geſtalten ſich hier in höchſt einfacher Weiſe. Ein und dasſelbe Protoplasmateilchen kann, als Scheinfüßchen ausgeſtreckt, Empfindungen vermitteln, zum Ergreifen der Nahrung und zur Fortbewegung dienen, es kann, in die Körpermaſſe eingezogen, die Verdauung beſorgen und zur Bildung eines Tochterindividuums verwendet werden. Jeder Teil des kleinen Zellkörpers vermag alle Thätigkeiten zu übernehmen, deren der Geſamtkörper überhaupt nur fähig iſt, eine Differenzierung des Körpers und Bildung beſonderer, nur einem beſtimmten Zwecke dienſtbarer Organe iſt hier noch nicht zur Ausbildung gelangt.

So einfach demnach die Beſchaffenheit des weichen Zellkörpers iſt, ſo kompliziert iſt zuweilen der Bau der von der Sarkode abgeſchiedenen Schälchen. Ihrer Subſtanz nach beſtehen dieſelben meiſt aus kohlenſaurem Kalk, manche ſind aber aus lauter einzelnen feinen Sandkörnchen und dergleichen zuſammengeſetzt, welche Körnchen durch ein dichtes helles Cement verkittet erſcheinen. Bald iſt die Schale porzellanartig dicht und beſitzt nur eine größere Oeffnung oder Mündung, durch welche ein Bündel von Pſeudopodien ausgeſendet wird, bald iſt die Schale glaſig, durchſichtig und wird überall von ſehr zahlreichen feinen Poren durchbrochen. Dieſe Poren vermitteln nebſt der größeren Oeffnung den Austritt von Scheinfüßchen, und haben zur Bezeichnung Foraminifera (Porenträger) Anlaß gegeben. Manchmal iſt nur eine einzige Kammer vorhanden, wie bei der Gattung Lagena, meiſt werden jedoch mehrere, oft ſehr zahlreiche Kammern abgeſondert, welche einen meiſt geſetzmäßigen Aufbau erkennen laſſen.

Die Größe der Foraminiferen iſt meiſt ſehr gering, viele Formen können nur bei hundert- und mehrfacher Vergrößerung deutlich ausgenommen werden, andere hingegen, wie die Nummuliten, können ſogar zuweilen die Größe eines Zweithalerſtückes erreichen. Zwiſchen dieſen beiden Extremen ſind alle Zwiſchenſtufen vorhanden.

Einen ſehr erheblichen Teil des feſten Bodens, auf dem wir uns gegenwärtig bewegen, verdanken wir der unermüdlichen Thätigkeit der kleinen Lebeweſen.

(Viktor Uhlig, „Populäre Vorträge.“)

Steinarten. Vielen, die zum erſtenmal eine Stein- oder Mineralienſammlung ſehen, erſcheint vielleicht die Zahl und Verſchiedenartigkeit der Geſteine ſo groß, daß die Befürchtung auf ein mühſames Studium entſteht. Und bis zu einem gewiſſen Grade hat dieſer erſte Eindruck ſeine Berechtigung. Nichtsdeſtoweniger iſt es möglich, die Beſchwerlichkeit unſeres Forſchens bedeutend zu verringern. Wenn wir nun Steine nach ihren verſchiedenen Arten zu ordnen hätten, ſo würden wir über die Namen der verſchiedenen Steine, die wir kennen, nachdenken und verſuchen, ihre Eigentümlichkeit zu ermitteln. Vielleicht würden wir damit beginnen, ſie der Farbe nach zu ordnen, z. B. in ſchwarze Steine, wie Kohle; in weiße Steine, wie Kreide. Bald aber finden wir, daß derſelbe Stein, Marmor z. B., manchmal ſchwarz und manchmal weiß iſt. Dann könnte man verſuchen, wie es mit einer Einteilung in harte und weiche Steine ginge. Kaum aber haben wir dieſe Art von Einteilung begonnen, ſo finden wir auch ſchon, daß wir Steine neben einander legen müßten, die ſo grundverſchieden ſind, daß wir einſehen, wie auch die bloße Härte oder Weichheit nur eines der äußerlichen, zufälligen Merkmale bildet, gleich dem Papier oder dem Druck eines Buches. Wir müſſen daher ausfindig machen, was die wirklichen, weſentlichen Kennzeichen der Steine ſind. Wie würden wir es in dem Falle mit Büchern machen? Wir würden ihren Inhalt prüfen und diejenigen zuſammenſtellen, in denen wir beim Durchleſen denſelben Gegenſtand behandelt fänden. Dieſem Grundſatz müſſen wir auch bei den Steinen folgen. Da wird mancher fragen: „Wie ſollen wir den Inhalt der Steine leſen? Gewiß muß es ſehr ſchwer ſein; giebt es denn nicht eine viel größere Anzahl Arten von Steinen, als von Büchern?“ Durchaus nicht. Wir werden bald lernen, daß es gar nicht ſo ſchwer iſt, als wir vermuten, den Inhalt der Steine zu leſen, und daß es viel weniger Hauptgruppen als von Büchern giebt. Nehmen wir drei Stücke Stein: 1) Ein Stück Sandſtein. 2) Ein Stück Granit. 3) Ein Stück Kreide.

Mit jeder dieſer Steinarten ſind wir genau bekannt. Der Sandſtein iſt ein gewöhnlicher Beſtandteil der Mauern, Fenſterſimſe, Herde und Flieſe (Fußböden aus Platten). Den Granit kann man jetzt oft in polierten Säulen und Platten an öffentlichen Gebäuden, Läden und an Grabſteinen ſehen; und die Straßen in manchen von unſern großen Städten ſind jetzt damit gepflaſtert. Die gewöhnliche weiße Kreide iſt jedermann bekannt. Nehmen wir das Stück Sandſtein in die Hand und prüfen es ſorgfältig, indem wir uns des Vergrößerungsglaſes bedienen, wenn die Körner klein ſind. Dann wollen wir jedes der Merkmale, die wir der Reihe nach beobachten, aufſchreiben. Der Farbe werden wir natürlich wenig Aufmerkſamkeit ſchenken; denn der Sandſtein kann rot oder weiß, grün oder gelb, in der That faſt von jeder Farbe ſein. Eben ſo wenig werden wir auf die Härte oder Weichheit als ein weſentliches Kennzeichen viel Wert legen; denn man kann ſelbſt bei einem kleinen Stück dieſes Geſteins finden, daß ein Teil ganz hart iſt, während daneben eine Stelle weich iſt und abbröckelt. Wenn unſer Stück Sandſtein gut ausgewählt iſt, ſo können wir folgende Merkmale aufſchreiben:

1) Der Stein beſteht aus kleinen Körnern.

2) Die Körner ſind alle mehr oder weniger abgerundet oder abgeſtumpft.

3) wenn wir die Oberfläche des Steines ſchaben, können dieſe runden Körner von demſelben abgetrennt werden; wenn ſie in dieſem losgetrennten Zuſtande vor uns liegen, ſehen wir, daß es bloße Sandkörner ſind.

4) Ein ſorgfältigere Prüfung zeigt, daß die Körner mehr oder weniger in Reihen liegen, welche im ganzen mit einander gleich laufen, und daß der Stein in der Richtung dieſer Flächen am leichteſten bricht oder ſich ſpaltet.

5) Die Körner weichen von einander in der Größe und ihrer Beſchaffenheit ab. Die meiſten beſtehen, wenn ſie auch weiß, gelb, rot oder grün ausſehen, aus einem ſehr harten, hellen, nahezu oder gänzlich farbloſen Stoff, dem Glas ähnlich, einige ſind vielleicht kleine Flitter einer Maſſe, die wie Silber glänzt, andere ſind weicher und ſehen aus wie Erde von der allgemeinen Farbe des Steines. In manchen Sandſteinen liegen die Körner in gegenſeitiger Berührung neben einander; in andern ſind ſie durch eine harte Art von Kitt getrennt, welche ſie alle zu einem feſten Stein vereinigt. Dieſer Kitt iſt es, der gewöhnlich den Sandſtein färbt; denn er iſt oft rot oder gelb und manchmal grün, braun oder purpurrot, ſelbſt ſchwarz.

Faſſen wir nun dieſe Merkmale in eine kurze Schilderung zuſammen, ſo können wir unſere Sandſteine beſchreiben als ein Geſtein, das aus abgeſtumpften, abgerundeten und ſchichtenweis geordneten Körnern von verſchiedenen Steinen zuſammengeſetzt iſt.

Wir verfahren nun mit dem Stück Granit in derſelben Weiſe. Sofort bemerken wir eine ganz andere Reihe von Erſcheinungen, und ſind nach kürzerer Unterſuchung ſchon imſtande, folgendes ausfindig zu machen und aufzuſchreiben:

1) Der Stein enthält keine abgerundeten Körper.

2) Er iſt aus drei verſchiedenen Beſtandteilen zuſammengeſetzt, von denen jeder eine beſondere kryſtalliniſche Geſtalt hat. Einer von dieſen, Feldſpat genannt, liegt darin in langen, glatten, mehr oder weniger ſcharf ausgeprägten Kryſtallen von einer blaſſen Fleiſchfarbe oder ſchmutzigem Weiß, welche man mit einiger Schwierigkeit mit der Spitze eines Meſſers ritzen kann. Ein anderer, Glimmer genannt, findet ſich in hell glänzenden Tafeln, die man leicht abheben kann. Wenn man dieſe ſchimmernden Plättchen mit den ſilberartigen Flittern in dem Sandſteine vergleicht, ſo ſieht man, daß ſie aus demſelben Stoff beſtehen. Der dritte, namens Quarz, iſt eine ſehr harte, helle, glasartige Maſſe, auf welcher das Meſſer keinen Eindruck hinterläßt, und welche wir als denſelben Beſtandteil erkennen, aus dem die meiſten der Körner des Sandſteines gebildet ſind.

3) Die Kryſtalle im Granit liegen nicht in beſtimmter Ordnung, ſondern ſind bunt durcheinander im ganzen Stein zerſtreut und ſind wie miteinander verwachſen.

Das ſind Merkmale, die auffallend von denen des Sandſteines abweichen. Wir können aus denſelben folgende Erklärung zuſammenſtellen: Der Granit iſt aus verſchiedenartigen Kryſtallen zuſammengeſetzt, welche nicht in Lagen geordnet, ſondern unregelmäßig miteinander verbunden ſind. Endlich nehmen wir dieſelbe Prüfung auch noch mit unſerm Stücke Kreide vor. Beim erſten Anblick ſcheint dieſer Stein überhaupt keine beſtimmten Merkmale zu beſitzen. Es iſt ein weicher, weißer, zerbröckelnder Stoff, welcher unſere Finger beſchmutzt, wenn wir ihn berühren, und weder Körner wie der Sandſtein, noch Kryſtalle gleich dem Granit zu haben ſcheint. Wir haben ein einfaches Vergrößerungsglas (Lupe) oder ſelbſt ein Mikroſkop nötig, um die wahre Beſchaffenheit der Kreide zu erkennen. Nehmen wir eine feine Bürſte und reiben damit ein wenig Kreide in ein Glas klaren Waſſers; dann ſchütteln wir das Waſſer ſanft um und laſſen es ſo lange ſtehen, bis wir auf dem Grunde einen Niederſchlag bemerken. Nun gießen wir das Waſſer ab, bringen ein wenig von dem Niederſchlag auf ein Stück Glas und beſehen es unter dem Mikroſkop. Wir finden, daß er höchſt eigenartige Merkmale hat, die wir etwa folgendermaßen ſchildern können:

1) Obgleich die Kreide in ihrem Gefüge (Struktur) viel gleichförmiger erſcheint als Sandſtein und Granit, iſt ſie doch aus vielen Teilchen zuſammengeſetzt, die ſich zwar in Farbe und Stoff gleichen, aber eine große Mannigfaltigkeit von Formen zeigen.

2) Sie beſteht aus winzigen Muſcheln, Teilen von Korallen, Bruchſtücken von Schwämmen und weißen Teilchen, welche offenbar die zerbröckelten Reſte von Organismen, d. h. von Weſen ſind, welche einſt gelebt haben. Auch größere und gut erhaltene Muſcheln, Seeigel und Ueberbleibſel anderer Seetiere kommen in der Kreide eingebettet vor.

Um die Kreide kurz zu beſchreiben, ſagen wir alſo: ſie iſt ein Stein, der aus den Ueberbleibſeln von einſt lebenden Tieren gebildet iſt. Iſt ein Stück Kreide nicht erhältlich, ſo kann vielleicht ein Stück Kalkſtein aufgetrieben werden, der ebenfalls ganz aus erkennbaren Muſchelbruchſtücken und anderen tieriſchen Ueberreſten beſteht. Das aufgetriebene Stück kann ein feſter Stein ſein von irgend einer Farbe. Es kann der Kreide ſo unähnlich ſein, wie Kreide dem Granit, und doch gehört es zu der im vorhergehenden Abſchnitt beſchriebenen Art, wenn es aus zuſammengefügten Ueberreſten einſt lebender Tiere beſteht. Dieſe Art der Unterſuchung iſt immer und immer zu wiederholen, bis wir mit den hier aufgeſchriebenen Merkmalen ganz vertraut ſind. Es iſt dies deshalb ſo wichtig, weil, wie wir ſpäter herausfinden werden, dieſe drei Steine Muſter der drei größten Gruppen ſind, in welche die meiſten Felsarten eingeteilt werden können. Wenn wir die Zuſammenſetzung eines Stückes Sandſtein, Kreide oder Granit genau kennen gelernt haben, und wiſſen, wie jedes dieſer Geſteine gebildet worden, ſo haben wir nicht nur eine Kenntnis dieſer Thatſachen erlangt, ſondern auch damit eine Grundlage zu der Wiſſenſchaft gelegt, die uns verſtehen lehrt, wie der bei weitem größte Teil der Steine unſerer Berge, Thäler und Ebenen entſtanden iſt. Trotz der anſcheinend unendlichen Mannigfaltigkeit der Geſteine, aus denen der Erdball aufgebaut iſt, ſehen wir, daß ſie bei einigem Studium in wenige Klaſſen eingeteilt werden können. Wir haben einfach unſerer Einteilungsordnung zu folgen, dann fällt jeder Stein, den wir finden, ganz natürlich ſeiner eigenen, beſtimmten Gruppe zu. Wir bekümmern uns nicht viel um die bloße äußere Farbe und Geſtalt; wir verſuchen die weſentlichen Unterſchiede unter den Steinen und ihre Haupt-Merkmale herauszufinden. Wir ſuchen zu erforſchen, aus was der Stein beſteht, und welcher Art ſein Gefüge iſt und ordnen ihn dann, je nach dem Ergebnis unſerer Unterſuchung, in die Sandſtein-, Granit- oder Kreidegruppe ein.

(A. Geikie, „Geologie“; deutſche Ausgabe von Oskar Schmidt.)

Die Gletſcher. — Wir wiſſen, daß der Ueberſchuß des Regens durch die Bäche und Flüſſe abfließt. Der Ueberſchuß des Schnees über der Schneegrenze hat einen ähnlichen Abfluß. Er fließt durch die ſogenannten Gletſcher ab.

Wenn ſich eine beträchtliche Lage von Schnee angeſammelt hat, ſo preßt das Gewicht der oberen Schichten die unteren zu einer feſten Maſſe. Die Oberfläche des Bodens iſt gewöhnlich nach einer Richtung abgeſchrägt und ſelten ganz flach. Auf den hohen Bergen ſind die Abhänge ſogar oft ſehr ſteil. Wenn ſich der Schnee auf ſchiefem Boden hoch anſammelt, ſo kommt eine Zeit, wo die Schwerkraft die Neigung des gepreßten Schnees, zu bleiben, wo er iſt, überwältigt, und der Schnee beginnt langſam den Abhang hinunter zu gleiten. Von einem Abhang geht er auf den nächſten über, gewöhnlich holen ihn andere rutſchende Maſſen von benachbarten Abhängen ein, bis ſich alle zu einer Zunge vereinigen, welche langſam im Thal vorrückt bis zu einem Punkte, wo ſie ſchmilzt. Dieſe Zunge aus Schneefeldern iſt der Gletſcher. Er befreit wirklich dieſe Schneefelder von ihrem Ueberfluß an Schnee.

Aber der Gletſcher, welcher aus den Schneefeldern herausragt, beſteht nicht aus Schnee, ſondern aus Eis. Der Schnee wird beim Abwärtsrutſchen zu Eis zuſammengepreßt. Jede Schneeflocke beſteht aus kleinen Eiskryſtallen. Eine Maſſe Schnee iſt alſo nur eine große Menge von winzigen Eiskryſtallen mit Luft in den Zwiſchenräumen. Wenn alſo der Schnee zuſammengepreßt wird, ſo muß die Luft entweichen, und die bis dahin getrennten Kryſtalle gefrieren zu einer feſten Maſſe zuſammen. Wir wiſſen, daß man einen Schneeball durch feſtes Drücken zwiſchen den Händen ſehr feſt machen kann. Je feſter wir ihn drücken, deſto härter wird er. Wir thun mit dem Schneeball gerade dasſelbe, was mit dem Gletſcher aus dem ewigen Schnee geſchieht. Wir preſſen die Luft heraus und ſetzen dadurch die kleinen Eisteilchen inſtand, zu einem feſten Eisſtück zuſammenzufrieren. Doch vermögen wir nicht alle Luft herauszupreſſen; nach allen unſern Anſtrengungen ſieht er wegen der in ihm eingeſchloſſenen Luft noch weiß aus. Auf den Schneefeldern iſt der Druck natürlich weit größer: die Luft wird mehr und mehr herausgepreßt, bis zuletzt der Schnee zu klarem, durchſichtigem Eis wird.

Ein Gletſcher iſt alſo ein nicht aus Waſſer, ſondern aus Eis beſtehender Fluß, welcher von den Schneefeldern herabkommt. Er ſteigt manchmal weit über die Schneelinie herunter, indem er langſam im Thale vorrückt, welches ihn zu beiden Seiten begrenzt. Seine Oberfläche ſchmilzt im Sommer den Tag über, und es fließen Ströme klaren Waſſers in den Spalten; dieſelben gefrieren jedoch, wenn die Nacht kommt. Zuletzt erreicht er einen Punkt im Thale, über den er nicht hinaus kann; denn die Wärme der Luft ſchmilzt das Eis, ſobald es vordringt. Hier endet der Gletſcher; und an ſeinem Endpunkt entſpringen Bäche von ſchmutzigem Waſſer, die den Abfluß von den hohen Schneefeldern das Thal hinab tragen.

Steine und Schmutz, welche auf das Eis fallen, bleiben auf der Oberfläche liegen und werden mit der ganzen Maſſe des ſich bewegenden Gletſchers vorwärts getragen. Sie bilden auf dem Gletſcherboden lange Reihen von Schutt und Geröll, welche man Moränen nennt. Oft zerbricht auch das Eis in tiefe Spalten und öffnet ſich in gähnende Klüfte. Dieſe nehmen dann ein gutes Teil der Steine und Erde auf, welche durch den Froſt oder andere Urſachen von den Seiten des Thales abgelöſt worden ſind. Auf ſolche Weiſe fällt dieſe loſe Maſſe auf den Grund des Eiſes und erreicht den feſten Boden des Thales, über den ſich das Eis bewegt, während zu gleicher Zeit ähnlicher Schutt an der Grenze zwiſchen dem Eis und den Seiten des Thales hinuntertreibt.

Ein Gletſcher iſt nicht nur geſchäftig, ſich ſelbſt ein Bett durch die Berge zu graben er trägt auch auf ſeinem Rücken ungeheuer große Mengen von Geſteinen und Erde, welche von den Abhängen an den Seiten heruntergefallen ſind. Auf dieſe Weiſe können Felsblöcke von der Größe eines Hauſes meilenweit fortgetragen werden und bleiben dort liegen, wo das Eis ſchmilzt. Viele tauſend Zentner loſer Steine und Schlamm werden alljährlich auf dem Eis von den fernen Schneebergen in die Thäler hinuntergebracht, bis wohin die Gletſcher reichen. Die größten Gletſcher der Welt ſind die der Polarregionen. Nordgrönland liegt thatſächlich unter einem großen Gletſcher begraben, welcher lange Eiszungen in die Thäler und in das Meer hinausſtreckt. Wenn ein Gletſcher in das Meer vordringt, ſo brechen Stücke davon ab und ſchwimmen als Eisberge hinweg. Die Ausdehnung der Gletſcher war einſt, etwa vor 100 000 oder 200 000 Jahren, eine viel mächtigere, als heute. In der Schweiz überbrückte ſie die Einſenkung zwiſchen Alpen und Jura. Großbritannien und Skandinavien waren in ähnlicher Weiſe von ihnen bedeckt, wie heute Grönland, und die norddeutſche Ebene hat zahlreiche Zeugen dieſer Periode unſerer Urzeit in den über ſie zerſtreuten Findlings-Blöcken. Man darf annehmen, daß dieſe auf ſchwimmenden, von den ſkandinaviſchen Gletſchern abgelöſten Eisbergen in das ſeichte Meer getragen wurden, welches damals Norddeutſchland bedeckte.

(A. Geikie, „Phyſikal. Geographie“ bearb. von Oskar Schmidt.)

Wie bewegt ſich ein Gletſcher. — Der ſchweizeriſche Naturforſcher Hugi[1] war der erſte, der das Abwärtsgehen einer 1827 auf dem Aargletſcher von ihm errichteten Hütte bis 1830 um 100 m beſtimmte. In den Jahren zwiſchen 1830 und 1850 begannen nun Agaſſiz[2] auf dem Aargletſcher, Forbes[3] auf der Mer de Glace[4], die Gebrüder v. Schlagintweit[5] auf der Paſterze,[6] eine länger fortgeſetzte Reihe von Beobachtungen, namentlich die des erſteren erſtreckten ſich über einen Zeitraum von 5 Jahren. In den fünfziger Jahren hat dann Tyndall[7] ähnliche, wenn auch kürzer dauernde Beobachtungen noch an verſchiedenen anderen Gletſchern angeſtellt. Das Verfahren war bei allen nahezu dasſelbe. Eine Reihe von Pfählen wird quer über den ganzen Gletſcher in einer geraden Linie feſt im Eiſe aufgeſtellt; und dann mit einem auf dem Ufer unverrückt ſtehenden oder jedenfalls wieder genau auf derſelben Stelle und in derſelben Richtung aufgeſtellten Fernrohre die Verrückungen der Pfähle aus ihrer urſprünglichen Stellung gemeſſen. Statt der Pfähle hat man wohl auch Felsblöcke, welche auf dem Gletſcher liegen, mit Zeichen verſehen und deren Fortrücken beſtimmt. Die auf dieſe Weiſe gewonnenen Ergebniſſe führten zur Annahme folgender Sätze:

1. Der Gletſcher bewegt ſich an ſeinem Rande langſamer als in der Mitte; die Geſchwindigkeit der Bewegung nimmt vom Rande nach der Mitte hin zu.

2. Die verſchiedenen Querſchnitte eines Gletſchers beſitzen eine verſchiedene Geſchwindigkeit.

3. Bei gekrümmten Ufern bewegt ſich der konvexe Gletſcherrand raſcher als der konkave und der Punkt der ſtärkſten Bewegung bei einem Querſchnitte durch eine ſolche Stelle fällt nicht genau in die Mitte desſelben, ſondern näher an den konvexen Rand. Die in ihrem Verlaufe eine ziemlich ſtarke zweimalige Krümmung zeigende Mer de Glace ließ dies an drei verſchiedenen Querſchnitten ſehr deutlich erkennen.

Die ſämtlichen unter 1, 2, 3 aufgeführten Geſetze finden ſich nun, was das Verhältnis der Geſchwindigkeit an den verſchiedenen Stellen betrifft, genau in derſelben Weiſe an allen unſeren Flüſſen wieder. So lag es nun nahe, noch eine weitere Eigentümlichkeit der Bewegung des ſtrömenden Waſſers auch an den Gletſchern zu vermuten und zu ſuchen, nämlich die, daß ſich die Geſchwindigkeit der Bewegung von der Oberfläche nach der Tiefe zu verringert. Ziemlich gleichzeitig haben Forbes an der Mer de Glace, Dollfuß[8] am Grünberggletſcher [Schweiz] i. J. 1846 die Abnahme der Schnelligkeit mit der Tiefe konſtatieren können. Später glückte es Tyndall an einer 50 m hohen Wand des Glacier du Géant[9] einen Stab nahe der Oberfläche und dann einen zweiten 38,33 m tief und einen dritten 46,33 m unter der Oberfläche zu befeſtigen. Nach 24 Stunden zeigte der oberſte Stab eine Fortbewegung von 16 cm, der mittlere von 12 cm, der tiefſte von 72 mm.

Alle die bis jetzt angeführten Thatſachen wurden durch Beobachtungen ermittelt, welche immer nur einen etwas größeren Betrag der Bewegung nach einem oder mehreren Tagen nachwieſen. Berechnen wir die beobachtete Bewegung für eine Stunde, ſo ergiebt ſich uns als größte Bewegung der Mer de Glace 54 mm, als kleinſte 12 mm. An dem Aargletſcher beträgt die größte nur 15 mm pro Stunde, die kleinſte nur $5^1/_2$mm. Als Jahresmittel können wir daher für die Mitte der größeren Gletſcher 80 bis 100 m annehmen. Gegen den Rand hin ſinkt die Bewegung noch weit unter die Größe herunter. Vergleichen wir dieſe Zahlen mit Bewegungsgrößen, die uns aus täglicher Anſchauung bekannt ſind, ſo bietet ſich am einfachſten dazu die Bewegung eines Uhrenzeigers dar. An einer Uhr, deren Zifferblatt 57 mm Durchmeſſer hätte, würde die Spitze des Stundenzeigers genau die Schnelligkeit von 15 mm in der Stunde haben, ſich alſo ebenſo ſchnell bewegen wie die Mitte des Aargletſchers in der Zeit, in welcher er die größte Geſchwindigkeit erreicht.

Sicher läßt ſich noch eines an der Bewegung feſtſtellen, daß nämlich dieſelbe ununterbrochen vor ſich gehe. Wir ſehen alſo: auch in dieſem Punkte, in der Art und Weiſe, wie die Bewegung vor ſich geht, in der Stetigkeit ſtimmt der Gletſcher wiederum mit einem Strome überein. Wir können daher kurz als das Reſultat aller Beobachtungen über Gletſcherbewegung den Satz hinſtellen: die ſämtlichen Geſetze der Bewegung des fließenden Waſſers gelten auch für die Bewegung des Gletſchers.

Nur ganz flüchtig wollen wir auch die Bewegungen des oberen Teiles der Gletſcher, des Firnes, erwähnen, von denen ebenfalls nur ſehr ſpärliche Angaben uns vorliegen. Auch hier zeigt ſich deutlich das Geſetz, daß ſich die Mitte raſcher bewegt als der Rand.

(Friedrich Pfaff, geb. 1825, „Die Gletſcher der Alpen.“)

---

1) Hugi, Franz Joſ., 1796—1855, ſchweiz. Naturforſcher. — 2) Agaſſiz, Ludw. Joh. Rud., 1807—73, ſchweiz. Naturforſcher. — 3) Forbes, James David, 1809—68, engl. Naturforſcher. — 4) Mer de Glace (Eismeer) Unterlauf des Mer du Géant. — 5) Hermann (1826—82), Adolf (1829—57), Robert (1833—85), Brüder, deutſche Naturforſcher. — 6) Gletſcher des Großglockners, Oeſterreich. — 7) Tyndall (ſpr. Tindel) John, geb. 1820, engl. Naturf. — 8) Dollfus, Aug., geb. 1840, franz. Geologe. — 9) Gletſcher des Montblanc.

Die Hallig. An der Weſtküſte des Herzogtums Schleswig finden ſich, umflutet von den Wogen der Nordſee, mehrere Inſeln, die als Ueberreſte einer zuſammenhängenden Landſtrecke, welche dem Meere zum Raube geworden iſt, den Bewohner des feſten Küſtenlandes daran erinnern, ſich mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln der Fluten zu erwehren.

Die größeren dieſer Eilande ſind teils durch Deiche (künſtliche Seedämme), teils durch Dünen (natürliche Höhen von Meerſand) vor den Wogen geſchützt, die, täglich mit Flut und Ebbe kommend und gehend, immer neue Verſuche zu machen ſcheinen, die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinunterzuziehen. Bei der Ebbe geht die See ſo weit zurück, daß ein meilenweiter, weicher Schlickgrund bloßgelegt wird, der noch in kräuſelnden Zügen das Bild der Wogen darſtellt, die ihn vor wenigen Stunden überfluteten. Einzelne Rinnen und andere Senkungen werden aber auch dann nicht waſſerleer; und beſonders winden ſich, für jene Zeit ſichtbar, rings um die Inſeln die miteinander und mit dem zurückgewichenen Ozean zuſammenhängenden ſogenannten Tiefen, gleichſam Schlangenarme, mit denen der eine Zeitlang an anderen Geſtaden kämpfende Rieſe die nie vergeſſene Beute umſchlungen hält, daß ſie nicht einen Augenblick der Hoffnung ſich überlaſſe, von ihm aufgegeben zu ſein. Die Tiefen, welche dem einſamen Wanderer, der auf dem weichen, ſeinem Fußtritt für eine kurze Zeit überlaſſenen Meeresgrunde Krabben, Rochen oder einen von dem ſchnellen Abfluß der Wogen überraſchten Seehund ſucht, auch bei der hohlſten Ebbe unüberſchreitbare Grenzen ſetzen, verhindern die Verbindung zwiſchen den Inſeln zu Lande ſelbſt dann, wenn ſie am ſcheinbarſten iſt. Nur einzelne kleinere Eilande erfreuen ſich beim Rückgang des Meeres einer kurzen Gemeinſchaft miteinander oder mit dem feſten Lande, auch ohne das umſtändliche Mittel der Schifffahrt; aber wehe dem Wanderer, der zu viel dem trügeriſchen Rieſen vertraute! Dieſer kehrt oft mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zurück, führet den Nebel mit ſich als Bundesgenoſſen, und der Schlickläufer, ſo nennt man den, welcher die Ebbe zu größeren Wanderungen benutzt, ſiehet das heimiſche Geſtade vor ſeinen Blicken verſchwinden, er fühlt die Flut um ſeine Füße ſpielen, Entſetzen ſträubt ſein Haar bei dieſem Spiel, er eilet mit Todesangſt vorwärts, um ſie zu umgehen, er verliert dadurch ſeine Richtung, läuft hin und her, iſt gefangen ohne Ausweg, und mit jedem Augenblick kriecht die Flut höher an ihm hinan, ſein Geſchrei verhallt in der großen, weiten Waſſerwüſte, und wird zuletzt von den ihn überrauſchenden Wogen ganz erſtickt, die bald ſeine Leiche bedecken; denn ein tiefflutendes Meer iſt da, wo noch vor kurzem die Fußſtapfen des Armen ſichtbar waren. —

Im Gegenſatz der größeren, durch Deiche und Dünen geſicherten Inſeln werden die kleineren Eilande Halligen genannt. Eine ſolche Hallig iſt ein flaches Grasfeld, das kaum zwei bis drei Fuß höher liegt als der Stand der gewöhnlichen Flut des Meeres und daher, weder durch Kunſt noch durch Natur beſchützt, ſehr oft und beſonders in den Wintermonaten ſogar wohl zweimal an einem Tage, von der wogenden See überſchwemmt wird. Die bedeutendſten dieſer Halligen ſind noch keine halbe Quadratmeile groß; die kleineren, oft nur von einer Familie bewohnten kaum ein paar tauſend Fuß lang und breit; die kleinſten und unbewohnten dienen nur dazu, ein wenig kurzes und feines Heu zu gewinnen, das aber ſehr oft, ehe es geborgen werden kann, von der Flut weggeſpült wird. Das geborgene Heu wird in Diemen zuſammengehäuft, über die ein Flechtwerk von Stroh, an beiden Enden mit Steinen belaſtet, herabhängt, wodurch ſie eine ſolche Feſtigkeit gewinnen, daß nur mit eiſernen Spaten das zum jedesmaligen Gebrauche Nötige abgeſtochen werden kann, und dieſe Heuberge an der Seite des Hauſes oft noch eine Zuflucht geben, wenn die Mauern vor der Gewalt der Wellen niederbrechen. Auf künſtlichen Erderhöhungen oder Werften ſtehen die einzelnen Wohnungen, die ſelten mehr Raum auf der ſich ſchräg abſenkenden Höhe laſſen, als zu einem ſchmalen Gang um die Hütte erforderlich iſt. Daher trifft man denn auch auf faſt allen Halligen keinen Fleck Gartenland für ein wenig Gemüſe, keinen einzigen Strauch mit einer erquickenden Beere, keinen Baum zu einem Ruheplatz im Schatten. Für ſolche Genüſſe müßte die Werfte größer ſein, deren Aufführung und Unterhaltung aber ſchon, ſo klein ſie iſt, mehr Koſten erfordert als das einfache Gebäude, das darauf ſteht. Auf der Ebene ſproßt der Ueberſchwemmungen wegen kein fröhliches Gewächs, keine nährende Frucht. Sie iſt eine Wüſte, die freilich durch ihr fahles Grün, das noch dazu vielfach von ſchmutziggrau überſchlickten Stellen unterbrochen wird, andeutet, wie das genügſame Schaf hier wohl ſeine ſpärliche Nahrung finden mag, die aber keineswegs jenen friſchen, duftigen Graswuchs kennt, in welchen ſich behaglich die fette Kuh hinſtreckt, oder über welchen das wiehernde Roß mutwillig hin und her ſprengt. Suchſt du ſprudelnde Quellen, die einen Labetrunk geben könnten da, wo die Sonnenſtrahlen, ohne durch eine buſchige Blätterkrone gebrochen zu werden, auf das matte Grasfeld brennen? Wohl findeſt du vom Wellenſchlag zerriſſene Ufer; wohl tiefe Einbrüche des Meeres, die ſich oft in langen Krümmungen weit ins Land hinein erſtrecken, als wollten ſie es in noch kleinere Stücke zerteilen, um leichter desſelben Herr zu werden; wohl viele ſtehende Lachen, ein Nachlaß der letzten Ueberſchwemmung, zur Erinnerung, daß das Land ſchon halb dem Ozean gehöre und ihm bald ganz zufallen werde: aber Trinkwaſſer? Auf der Werfte wird ein Behältnis ausgegraben und ringsum mit Grasſoden ausgeſetzt; dahin mag ſich Regenwaſſer von obenher ſammeln, oder von den Seiten durchſickern; es dienet den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung ihres Thees, obwohl es von dem, mit Meerſalzteilen durchdrungenen Boden den widerlichſten Geſchmack angenommen hat, der es für den nicht daran Gewöhnten ungenießbar macht. Vielleicht bringt auch gar einmal ein Boot ein Tönnchen Waſſer mit vom feſten Lande, und in Zeiten der Dürre kann ſolche Zufuhr zur dringendſten Notwendigkeit werden. Eine Freude hat doch wohl der Halligbewohner: das muntere Treiben eines täglichen und reichlichen Fiſchfangs? Nein, nicht einmal den ſchönen Anblick eines in hellen, grünlichen Wellen flutenden Meeres hat er; ein widriges, trübes Gelb in Grau iſt die gewöhnliche Farbe der Gewäſſer um ihn her, und vor dem Aufenthalt in einer Meeresſtrecke, die bei der Ebbe ſtundenweit ihren Schlammboden aufdeckt, hüten ſich die Fiſche und überlaſſen gern dem Seehund und der häßlichen Roche allein das wenig einladende Gebiet. Und dies Meer, das die Halligen umgiebt und ſo oft überwogt, und das auf ſeinen verſchiedenen Punkten nach den Namen der im Lauf der Jahrhunderte darin begrabenen Landſtellen und ihrer Eigner bezeichnet wird, dies an Gaben ſo arme und an Raub ſo reiche Meer iſt noch dazu fortwährend ein Räuber, der bald mit langſamer, ſtill untergrabender Macht, bald mit wildſtürmender Gewalt ein Stück Land nach dem andern von dem Eilande abbricht, ſo daß der Halligbewohner ſchon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Herden der letzte Raum genommen ſein wird.

Doch glücklich die Hallig, wenn hiemit ihr Bild vollſtändig gezeichnet wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit ſind die Ueberſchwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an die Werften hinaufſteigen und an die Mauern und Fenſter der Hütten mit ihrem weißen Schaum anſchlagen. Da blicken denn dieſe Wohnungen aus der weiten, umrollenden Waſſerfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß ſie menſchliche Weſen bergen, daß Greiſe, Männer, Frauen und Kinder unterdeſſen vielleicht ruhig um ihren Theetiſch herſitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ozean werfen. Manch ein fremdes, aus ſeiner Bahn verſchlagenes Schiff ſegelte ſchon in ſolchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erſtaunten Seeleute glaubten ſich von Zauberei umgeben, wenn ſie auf einmal neben ſich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenſter einer Stube ſchimmern ſahen, die, halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund als dieſe Wellen zu haben ſchien. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Flut auf das bange Eiland ein. Die Waſſer ſteigen gegen zwanzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen ſich zu Berg und Thal und das Meer ſendet in immer neuen, langen Zügen ſeine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werften, um ſie aus ſeiner Bahn wegzuſchieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeitlang zitternd widerſtand, giebt nach; bei den unausgeſetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und ſchießt hinunter. Die Pfoſten des Hauſes, welche die Vorſicht ebenſo tief in die Werfte hineinſenkte, als ſie darüber hervorſtehen, werden dadurch entblößt; das Meer faßt ſie, rüttelt ſie. Der erſchreckte Bewohner des Hauſes rettet erſt ſeine beſten Schafe hinauf auf den Boden, dann flieht er ſelbſt nach; und hohe Zeit war es! Denn ſchon ſtürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den ſchwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermut ſchalten nun die Wogen in dem untern Teil des Hauſes; ſie werfen Schränke, Kiſten, Betten, Wiegen mit wildem Spiel durcheinander, ſchlagen ſich immer freieren Durchgang, um alles hinauszureißen auf den weitern Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, deſſen Niederſturz rettungslos einer noch vor wenigen Stunden in häuslicher Geſchäftigkeit mit einander wirkenden oder im ſanften Arm des Schlummers neben einander ruhenden Familie ein ſchäumendes Grab bereitet. Aengſtlich lauſcht das Ohr, ob nicht das Brauſen des Sturmes abnehme; ängſtlich pocht das Herz bei jeder Erſchütterung; immer enger drängen die Unglücklichen ſich zuſammen. In der Finſternis ſieht keiner das entſetzenbleiche Antlitz des andern; im Donnergeroll der tobenden Wogen verhallt das bange Geſtöhn; aber jeder kann an ſeiner eigenen Qual die marternde Angſt ſeiner Lieben ermeſſen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an ſich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Flut gehoben; aus allen Fugen quellen die Waſſer auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogenſturz; ein irrer Mondſtrahl dringt durch die zerriſſenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerſzene, die, von ſeinem bleichen, zuckenden Lichte beleuchtet, in all ihrer Furchtbarkeit erſcheint und die angſtverzerrten Geſichter einander ſpiegelt. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden ſenkt ſich nach einer Seite; ein neuer Flutenberg ſchäumt herauf, und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesſchrei. Die triumphierenden Wogen ſchleudern ſich nach einander Trümmer und Leichen zu. —

Dennoch liebt der Halligbewohner ſeine Heimat; liebt ſie über alles, und der aus der Sturmflut Gerettete baut ſich nirgends ſonſt wieder an als auf dem Fleck, wo er alles verlor und wo er in kurzem wieder alles, und ſein Leben mit, verlieren kann.

Der Halligbewohner überſieht mit einem Blick alle ſeine nahen Grenzen; ſein Thun und Treiben iſt dasſelbe einen Tag wie den andern, außer daß eine ſeltene Fahrt ihn zum Verkauf der Wolle ſeiner Schafe nach dem feſten Land führt; und er fühlt ſich bei ſeiner Abgeſchiedenheit von Menſchenverkehr fremd unter Fremden, ſobald er ſeine Scholle im Meere notgedrungen einmal verlaſſen hat. Alle ſeine Freuden und Genüſſe bleiben wie ſeine Arbeiten in einem kleinen Umfang beſchränkt, ohne lebhaften Reiz, ohne die Spannung einer Ungewöhnliches erwartenden Ausſicht. Ein bei der geringen Zahl der Bewohner oft erſt nach Jahren auf der Hallig wiederkehrender Hochzeitstanz gehört zu ſeinen höchſten Vergnügungen.

Die Gefahren ſelbſt, denen der Halligbewohner ausgeſetzt iſt, entbehren den einzigen Reiz, den die Gefahr haben kann: den Gegenkampf. Der Halligbewohner hat ſeinen Feind rund um ſich; erhebt der ſich in ſeiner ſchauervollen Macht: ſo muß er, hilfloſer als ein Kind auf dem Wege des tobenden Stieres, ſich dieſem Gewaltherrſcher hingeben und zitternd erwarten, ob er mitleidig ſchonend vorüberziehe, oder in blinder Wut alles niederwälze; er muß Leben oder Tod als ein willenloſes Schlachtopfer annehmen, ohne Hand oder Fuß zur völlig unmöglichen weder Gegenwehr noch Flucht zu regen. Verſtand und Kraft ſind ihm unnütz; nur Ergebung iſt ſein Los in dem vollen Bewußtſein ſeiner Ohnmacht.

Und nicht etwa die Unbekanntſchaft mit den Vorzügen anderer Länder iſt es, was dem Halligbewohner ſeine Heimat lieb macht. Nein, er hat die fruchtbarſten, reichſten Strecken vor ſeinen Augen. Hinter den Deichen des feſten Landes in ſeiner Nähe iſt ein Boden, der ſeinen Bewohnern einen Ueberfluß bietet, wie wenige Länder der Erde ihn haben. Oft auch, und früher noch mehr als jetzt, führt den Halligbewohner in ſeiner Jugend und Mannheit der Dienſt auf Schiffen in ferne Lande. Durch ſeine Genügſamkeit und Rechtlichkeit auch in der Fremde ſchwingt er ſich zum Schiffsherrn auf; die reichſten Handelsplätze, die herrlichſten Gegenden werden ihm bekannt wie die eigene Heimat. Aber er hat alles geſehen, alles verglichen und — alles vergeſſen. Er kehrt mit ſeinem Erſparten heim zu ſeinem geliebten Eilande, heim zu dieſem troſtloſen Boden, zu dieſem gefahrvollſten Fleck der Erde, zu dieſer Oede voll Entbehrung und Entſagung und danket Gott, daß ſeine Hallig noch nicht weggeſpült iſt; und kaum hat er ſich da wieder eingerichtet, ſo iſt er in ſeinem Weſen und ſeinen Neigungen wie einer, der nie die Welt ſah.

Es iſt auch nicht die Freiheit, die dem Halligbewohner ſeine kleine Heimat zum Paradieſe macht. Er fühlt vielmehr den Druck der Ziviliſation mit Abgaben, Zöllen und dergleichen, und benutzt dagegen wenig von ihren Vorteilen: von Sicherheit des Eigentums, — ihn ſchützt ja ſchon genug ſeine Armut und ſeine Wogengrenze, — von allgemeinem Verkehr, — zu ihm führt keine gebahnte Straße, — von vermehrten Kenntniſſen, — zu ihm verirrt ſich ſelten eine andere Schrift als Bibel und Geſangbuch, — von heiteren Künſten, — die Kunſt dringt nicht zu ſeinen Hütten. Nicht einmal die Geſelligkeit, die er haben könnte, gilt ihm etwas. Er iſt meiſtenteils wenig geſprächig, lebt gern auf ſeiner Werfte für ſich, und obwohl ſein Prediger oder Prieſter, wie er ihn nennt, von ihm ſehr geehrt wird: ſo gelingt es dieſem doch nicht leicht, es zu einer herzlichen Gemeinſchaft zu bringen; da er, beſonders bei dem weiblichen Geſchlecht, außer im Religiöſen, den völligen Mangel eines Anknüpfungspunktes an ſeine Bildung erkennen muß, und ſeine hochdeutſche Sprache ihn der frieſiſch ſprechenden Gemeinde entfremdet. Nur auf dieſen Eilanden hat nämlich das Frieſiſche, das dem Engliſchen nahe verwandt iſt, und worauf der deutſche Sprachforſcher mehr als bisher ſein Augenmerk richten ſollte, noch faſt ſeine ganze Eigentümlichkeit ſich bewahrt, während es auf den Küſten des feſten Landes ſchon nahe daran iſt, in ein bloßes Gemiſch auszuarten.

(Aus „Die Hallig“ von J. Ch. Biernatzki, 1795—1840.)

Die kuriſche Nehrung. Wer auf der Reiſe von Königsberg nach Tilſit über das ſogenannte „lange Waſſer“[1] Labiau verlaſſen hat und nun auf die Mündung des Nemonienſtromes zufährt, erblickt linker Hand am Horizont gleichſam helle Flecken, die auf dem Waſſer des kuriſchen Haffes zu liegen ſcheinen und ſich zumal bei trübem Wetter ſehr ſeltſam ausnehmen. Was man da ſieht, ſind hohe Dünen der kuriſchen Nehrung, eines Landſtriches, welcher ſo kahl und öde iſt, wie in gleicher Ausdehnung kein anderer Deutſchlands, der aber, wo man ihn auch erblickt, das Sinnen und Denken des fremden Beſchauers ungemein in Anſpruch nimmt. Segelt man längs dem Oſtufer des kuriſchen Haffes, an der Mündung der Gilge, der Tawe, der Griebe, an den daran liegenden merkwürdigen Dörfern und der hinter ihnen ſich erhebenden meilenweiten Ibenhorſter Forſt vorbei, ſo beſteht dieſe Nehrung aus Inſeln, nackt und troſtlos; ſieht man ſie nördlich vom Memelſtrom, aus dem Inneren des ſchmalen Küſtenſtriches heraus, ſo ſtellt ſie eine ununterbrochene Dünenreihe dar, die kaum auffallend wäre, ſähe man nicht das meergleiche Haff und die Schiffe vor ihr. Wieder von anderen Stellen des Feſtlandes oder des kuriſchen Haffs aus gewahrt man den Niddener Leuchtturm, der die geringe Entfernung des Meeres erkennen und dadurch die Beſchaffenheit der Nehrung ahnen läßt, oder den dunklen Wald bei Schwarzort, welcher ſich in dem blendenden Sande, der ihn einſchließt, wie ein Wunder ausnimmt, oder gar die Häuſer eines der Nehrungsdörfer, und überzeugt ſich hierbei, daß auch auf dieſem Stück Erde Menſchen wohnen und folglich glücklich ſein können.

Dr. Adalbert Betzenberger, „die kuriſche Nehrung“.

Wandern der Dünen. Einförmig und einſam ziehen die hagern Rücken der Dünen, die hohlen Thäler dahin, kaum daß an feuchter Stelle ein friſcherer Pflanzenwuchs das Auge erfreut. Nur eins bringt Bewegung in dieſe Oede, das iſt der Wind. Jeder Lufthauch ſpielt mit dem loſen, lockern Gerieſel, und erhebt ſich der Wind ſtärker, ſteigert er ſich zum Sturm, dann entwickeln ſich wahrhafte Wüſtenſcenen. Dröhnend ſcheint die Erde zu beben. Aber mitten durch Sturm und Brandung hört man das raſſelnde Zuſammenſchlagen der Dünenhalme und das Wirbeln des Sandes, der verfinſternd den Luftraum erfüllt und hagelartig herabſchlägt. Und nicht bloß Sand und Staub: alles was der Wind erraffen kann, Kies, Muſcheln, Scherben reißt er empor und mit ſich fort in mächtigen Tromben [Wirbeln] und Wolken, um weithin das Land mit der chaotiſchen Saat zu überſchütten. Die Küſte gleicht dann einer Reihe Waſſerfälle; das Meer ſchwingt ſich gegen die Dünen auf und ſtürzt ſchäumend wieder zurück. Der vom Winde fortgeführte Schaum ſchwebt in Flocken, ſo weiß wie Schnee, in der Luft umher und überzieht den kühnen Beobachter mit Salz. Den Anzug des Unwetters verkündet das Brauſen der am Vorſtrande zur Brandung ſich übereinanderwälzenden Wellen, welches meilenweit ins Land hineintönt und mehrere Stunden, ehe der Wind ſich vernehmen läßt, ſchon das Ohr erreicht. Bei den Nordſeefrieſen heißt es dann: der Strand raſt, der Strand brüllt — die Düne wandert. Die Düne wandert, und wandernd begräbt ſie, ohne eigentlich zu vernichten, Felſen und Bäume, Brunnen und Teiche, Felder und Wälder, Dörfer und Städte. Denn ihre Beweglichkeit iſt derart, daß ſelbſt, wenn die Wogen ihren Fuß unterwaſchen und wieder ins Meer ziehen, der Gipfel nichtsdeſtoweniger gegen das Feſtland vorrückt. Wie viele Strecken fruchtbaren Erdreichs auf ſolche Weiſe im Lauf der Jahrhunderte verloren gegangen ſind, wird nur annähernd abgeſchätzt werden können, da die Schnelligkeit, mit der die Dünen vordringen, an den verſchiedenen Küſten ſehr verſchieden iſt. Da die um 1650 um 20 Ruten verlegte Kirche von Ording im Jahre 1770 ſchon wieder am Fuße der Düne lag, läßt ſich ein jährliches Vordringen der Dünen von etwa 7 m ableiten. Ungefähr dieſelbe Geſchwindigkeit ergiebt ſich auch für die Inſel Sylt und die Niederlande.

Dr. Aug. Sach, „Deutſche Heimat“.

Das verſunkene Dorf.

Von Martin Ludwig Rheſa (1776—1840).

„Weil’ o Wanderer hier und ſchaue die Hand der Zerſtörung!
Wenig Jahre zuvor, ſah’ man hier blühende Gärten.
Und ein friedlich Dorf mit ſel’gen Wohnern und Hütten
Lief vom Wald’ herab bis zu des Meeres Geſtade.
Aber anjetzt, was ſiehſt du? Nur bloßen Boden und Sand. Wo
Iſt das friedliche Dorf, wo ſind die blühenden Gärten?
Ach dem Aug’ entfällt hier eine Thräne der Wehmut.
Siehſt du dort die Ficht’ und eine ärmliche Hütte
Vor dem Fall geſtützt, mit grauem Mooſe bewachſen?
Dies nur iſt der traurige Reſt von allem geblieben.
Hinter dem Wald empor hob ſteil ein Berg ſich mit Flugſand,
Der die Tannenwipfel und weit die Flut überſchaute.
Stürmend trugen die Wind’ am Hang und Gipfel den Sand ab
Und bedeckten den Wald, des armen Dörfchens Umſchattung.
Ach, kein ſperrender Damm hielt jetzt den Vortritt des Berges,
Und allmählig verſchlang er Teich’ und Gärten und Häuſer!
Neben dem Wald im Dunkel und Grau’n vieljähriger Eichen
Stand die Kirche des Dorfes, geziert nach älterem Volksbrauch,
Rings von Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.
Sieh, dort ragt ein Spitz’ hervor, gerötet vom Spätlicht!
Hier verſank die Kapelle. Doch rettete man die Geräte
Und den heil’gen Altar. Die frommen Bewohner des Eilands
Floh’n zu andern Dörfern mit den armſeligen Reſten,
Die ſie dem Berg’ entzogen, zu bauen dort ihre Hütten.
Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geſchehen,
Weiſ’t die Stätt’ ihm noch, wo ſeine Väter gewandelt.
Tief verſank ihr Gebein und droben grünet kein Frühling.“

---

[1] Das „lange Waſſer“ nennt man die Verbindung, welche Pregel, Deime, kuriſches Haff und bez. Nemonienſtrom, Seckenburger Kanal, die Gilge und der Memelſtrom zwiſchen Königsberg und Memel bez. Tilſit bilden.

Das Haus in der Heide.

Von A. v. Droſte=Hülshoff (1797-1848).

Wie lauſcht, vom Abendſchein umzuckt,
Die ſtrohgedeckte Hütte, —
Recht wie im Neſt der Vogel duckt, —
Aus dunkler Föhren Mitte!

Am Fenſterloche ſtreckt das Haupt
Die weißgeſtirnte Sterke[1],
Bläſt in den Abendduft und ſchnaubt
Und ſtößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Gelände,
Wo matt ihr Haupt die Glocke[2] trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein ſtilles Kind,
Das ſcheint den Grund zu jäten,
Nun pflückt ſie eine Lilie lind,
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Heidekraut ſich ſtrecken,
Und mit des Aves Melodie
Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tanne ab und an
Schallt es wie Hammerſchläge;
Der Hobel rauſcht, es fällt der Span,
Und langſam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendſtern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er ſich mild zu neigen.

Heide.

Es iſt ein Bild, wie ſtill und heiß
Es alte Meiſter hegten,
Kunſtvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten:

Der Zimmermann, die Hirten gleich,
Mit ihrem frohen Liede, —
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig
Und rings der Gottesfriede.

---

1) Eine junge, gewöhnlich zweijährige Kuh. — 2) Glockenblume (Campanula).

Das Hirtenfeuer.

Von A. v. Droſte=Hülſshoff (1797-1848).

Dunkel, dunkel im Moor,
Ueber der Heide Nacht
Nur das rieſelnde Rohr
Neben der Mühle wacht,
Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen ſchleichen.

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Graſe duckt,
In dem modernden Stumpf
Schlafend die Kröte zuckt.
Und am ſandigen Hange
Rollt ſich feſter die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginſter,
Und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinſter[1],
Die löſchend niederſtäuben;
Nun wieder alles dunkel —
Ich hör' des Stahles Picken,
Ein Kniſtern, ein Gefunkel —
Und auf die Flammen zücken[2].

Und Hirtenbuben hocken
Im Kreis umher, ſie ſtrecken
Die Hände. Torfes Brocken
Seh' ich die Lohe lecken;
Da bricht ein ſtarker Knabe
Aus des Geſtrüppes Windel
Und ſchleifet nach im Trabe
Ein wüſt Wacholderbündel.

Er läßt's am Feuer kippen[3] —
Hei, wie die Buben johlen,
Und mit den Fingern ſchnippen[4]
Die Funken=Girandolen![5]
Wie ihre Zipfelmützen
Am Ohre luſtig flattern,
Und wie die Nadeln[6] ſpritzen,
Und wie die Aeſte knattern!

Die Flamme ſinkt, ſie hocken
Aufs neu' umher im Kreiſe,
Und wieder fliegen Brocken,
Und wieder ſchwelt[7] es leiſe;
Glührote Lichter ſtreichen
An Haarbuſch und Geſichte,
Und ſchier Dämonen gleichen
Die kleinen Heidewichte[8].

Der da, der Unbeſchuhte,
Was ſtreckt er in das Dunkel
Den Arm wie eine Rute,
Im Kreiſe welch Gefunkel?
Sie ſpähn wie junge Geier
Von ihrer Ginſterſchütte:
Ha, noch ein Hirtenfeuer,
Recht an des Dammes Mitte!

Man ſieht es eben ſteigen,
Und ſeine Schimmer breiten,
Den wirren Funkenreigen[9]
Ueber'n Wacholder gleiten;
Die Buben flüſtern leiſe,
Sie räuſpern ihre Kehlen,
Und alte Heideweiſen
Verzittern durch die Schmehlen:[10]

„Helo, heloe!
Heloe, loe!
Komm du auf unſre Heide,
Wo ich mein Schäflein weide,
Komm, o komm in unſer Bruch,
Da giebt's der Blümelein genug —
Helo, heloe!"

Die Knaben ſchweigen, lauſchen nach dem Tann[11],
Und leiſe durch den Ginſter zieht's heran:

Gegenſtrophe[12]:

„Helo, heloe!
Ich ſitze auf dem Walle,
Meine Schäflein ſchlafen alle,
Komm, o komm in unſern Kamp,
Da wächſt das Gras wie Brahm[13] ſo lang! —
Helo, heloe!
Helo, loe!"

---

1) zitternden Glanz. — 2) aufflackern. — 3) abbrennen. — 4) ſchnellen. — 5) Feuerregen. — 6) des Wacholders. — 7) qualmend brennen. — 8) Heidezwerge. — 9) Funkentanz. — 10) dünnes langes Gras. — 11) Tannenwald. — 12) entfernter Hirten. — 13) Ranken des Brombeerſtrauchs.

Die Heideſchenke.

Von Nikolaus Lenau (1802—1850).

Das Gedicht iſt während eines Aufenthaltes Lenau's in Ungariſch=Altenburg entſtanden und ſteht in deſſen Werken unter den „Heidebildern".

Ich zog durch's weite Ungarland;
Mein Herz fand ſeine Freude,
Als Dorf und Buſch und Baum verſchwand
Auf einer ſtillen Heide.

Die Heide war ſo ſtill, ſo leer;
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterſchwer,
Und leiſe Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr an's knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als ſie kamen näherwärts
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern

Her tobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu raſtlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitſcht den Grund geſchwind
Zurück mit ſtarken Hufen,
Wirft aus dem Wege ſich den Wind,
Hört nicht ſein ſcheltend Rufen.

Gezwungen iſt in ſtrenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrſcht des Reiters Kraft,
Um ſeinen Bauch geſchlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verſchwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal ſie verſchlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu ſehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen ſchwarzes Wehen.

Die Wolken ſchienen Roſſe mir,
Die eilend ſich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchſprengten;

Der Sturm, ein wack'rer Roſſeknecht,
Sein munt'res Liedel ſingend,
Daß ſich die Herde tummle recht,
Des Blitzes Geißel ſchwingend.

Schon rannten ſich die Roſſe heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Heide ſank ihr Schweiß
In ſchweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es ſchwieg der Sturm, das Wetter ſchwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang über's ganze Heideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenſter blinken.

Am Giebel tanzte wie berauſcht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauſcht,
Hört' ich Geſang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und ſetzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte ſich
Der Tanz im raſchen Fluge.

Die Mädchen waren friſch und jung
Und hatten ſchlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung;
Die Burſche — waren Räuber.[1]

Die Hände klatſchten und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eiſen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermütig kühne Weiſen.

Ein Räuber ſingt: „Wir ſind ſo frei,
So ſelig, meine Brüder!"
Am Jubeln ſeines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann ſitzt, auf ſeinen Arm
Das braune Antlitz ſenkend,
Er ſcheint, entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an ſein Schickſal denkend.

Das Feuer ſeiner Augen bricht
Hindurch die finſtern Brauen,
Wie nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büſche iſt zu ſchauen.

Wächſt aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genoſſen,
Seh' ich das leere Weingeſchirr
Ihn kräftig niederſtoßen.

Ein Mädel ſitzt an ſeiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht ſein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf ſeines Kinds Geſchick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude ſüßes Raſen ſteigt
Laut auf zum höchſten Brande.

Und ſelbſt des Hauptmanns Angeſicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht.
Und ging hinaus, beklommen.

Die Heide war ſo ſtill, ſo leer.
Am Himmel nur war Leben;
Ich ſah der Sterne ſtrahlend Heer,
Des Mondes Völle ſchweben.

Der Hauptmann auch entſchlich dem Haus;
Mit wachſamer Geberde
Rings horcht er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre ſchon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leiſe nicht der Grund verriet
Anſprengende Huſaren.

Er hörte nichts, da blieb er ſteh'n,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu ſeh'n,
Als möcht' er ſagen gerne:

„O Mond im weißen Unſchuldskleid!
Ihr Sterne dort unzählig!
In eurer ſtillen Sicherheit,
Wie wandert ihr ſo ſelig!"

Er lauſchte wieder — und er ſprang
Und rief hinein zum Hauſe,
Und ſeiner Stimme Macht verſchlang
Urplötzlich das Gebrauſe.

Und eh' das Herz mir dreimal ſchlug,
So ſaßen ſie zu Pferde,
Auf und davon im ſchnellſten Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Geſellen,
Und ſpielten alte Lieder mir
Rakoczy's,[2] des Rebellen.

Anmerkungen: 1) Die Räuber oder „Armen Burſche", wie der Magyare ſie nannte, ſetzten ſich früher meiſt aus Fahnenflüchtigen oder ſolchen, welche vor den Herrſchafts= oder Komitatsgerichten flüchtig waren, zuſammen. Sie brandſchatzten vorzugsweiſe die reichen Gutsbeſitzer, welche ihnen nicht ſelten beſtimmte Abſtandsgelder bezahlten. Die Behörden verfolgten ſie durch Panduren (Polizeitruppe) und Huſaren; in der Bevölkerung, beſonders der einſamen Wirtsgehöfte — Cſardas — fanden ſie nicht ſelten Freunde und Helfer. 2) Der Dichter ſpielt hier auf den Rakoczymarſch an, ein ergreifendes Muſikſtück, welches angeblich der Zigeuner Michael Barka dem von den kaiſerlichen Truppen geſchlagenen Führer ungariſcher Mißvergnügter, Franz II., Fürſten Rakoczy (1676—1735), geſpielt haben ſoll. Später wurde dieſer Marſch gewiſſermaßen der ungariſche Nationalmarſch.

A. Kerner v. Marilaun, Pflanzenleben. 1

[Betrachtung der Pflanzen vom Nützlichkeitsſtandpunkte.] Vor Jahren durchſtreifte ich das Bergland Oberitaliens. Es war im wunderſchönen Monate Mai. In einem kleinen, abgeſchiedenen Thale, deſſen Gehänge mächtige Eichen und hohes Strauchwerk dicht bekleideten, zeigte ſich die Flora mit allen ihren Reizen entfaltet. Goldregen und Manna-Eſchen, Heckenroſen und Ginſter, unzählige niedere Stauden und Gräſer ſtanden voller Blüte, aus jedem Buſche ertönte das Lied einer Nachtigall, und ich genoß in vollen Zügen die ganze Herrlichkeit eines ſüdlichen Frühlingsmorgens. An einer Stelle ausruhend, äußerte ich gegenüber dem mich begleitenden Führer, einem italieniſchen Bauern, meine Freude über die vielen Bäumchen des Goldregens, die mich durch ihre Blütenpracht, und über die zahlreichen Nachtigallen, die mich durch ihren Geſang entzückten. Wie grauſam fühlte ich mich aber aus meiner Stimmung geriſſen, als er lakoniſch antwortete: der Goldregen ſei ſo üppig, weil ſein giftiges Laub von den Ziegen nicht abgefreſſen werde, und Nachtigallen gebe es hier allerdings noch viele, aber Haſen keine mehr. Für ihn und gewiß noch für tauſend andre war das mit blühenden Büſchen bedeckte Thal ein Weideplatz und die Nachtigall eine Beute des Jägers.

Dieſes kleine Erlebnis aber ſcheint mir bezeichnend für die Art und Weiſe, wie die große Maſſe der Bevölkerung Tier- und Pflanzenwelt auffaßt. Die Tiere ſind ihr Wildbret, die Bäume Bau- und Brennholz, die krautartigen Gewächſe Gemüſe, heilſame Medikamente und Nahrung für die Haustiere, und die Blumen allenfalls noch Schmuck und Zierrat. Wohin ich meine Schritte gewendet, in aller Herren Ländern, die ich botaniſierend durchzogen, waren die Fragen der angeſeſſenen Bevölkerung immer die gleichen. Ueberall ſollte ich Auskunft geben, ob die Pflanzen, die ich aufſuchte und auflas, giftig oder nicht giftig ſeien, ob ſie gegen dieſe oder jene Krankheit mit Erfolg verwendet werden könnten, und durch welche Merkmale man die heilſamen oder ſonſt brauchbaren Gewächſe zu erkennen und von den andern zu unterſcheiden vermöchte. Ueberall war es zunächſt Sorge für den Lebensunterhalt, das Bedürfnis, den eigenen Hunger zu ſtillen, das Wohl und Wehe der Familie, das Herbeiſchaffen von Nahrung für die Haustiere, wodurch die Menſchen zur Unterſcheidung der Gewächſe in nahrhafte und giftige, in wohlſchmeckende und ungenießbare hingeleitet und zu Kulturverſuchen und Beobachtungen der Lebenserſcheinungen der Pflanzen angeregt wurden.

Nicht weniger wurde man durch den Wunſch, die Hoffnung und den Glauben, daß höhere Mächte einzelne Gewächſe mit heilkräftigen Wirkungen ausgeſtattet haben möchten, zur Unterſuchung von Kräutern, Wurzeln und Samen, ſowie zur eingehenden Vergleichung und Feſtſtellung der Verſchiedenheiten ähnlicher Formen und Geſtalten hingedrängt. Im alten Griechenland gab es eine eigne Zunft, die Rhizotomen, welche die für heilſam gehaltenen Wurzeln und Kräuter ſammelten und zubereiteten und entweder ſelbſt feilboten, oder durch Pharmakopolen feilbieten ließen. Wie durch dieſe Rhizotomen, wurde auch durch griechiſche, römiſche und arabiſche Aerzte und wohl auch Gärtner, Winzer und Ackerbauern mit wechſelndem Glücke und Talente eine Summe von Kenntniſſen über die Pflanzenwelt erworben, welche lange Zeit hindurch ausſchließlich als botaniſche Wiſſenſchaft galt. Noch im 16. Jahrhundert war die Auffaſſung der Pflanzenwelt vom reinen Nützlichkeitsſtandpunkte nicht nur diejenige der Mehrheit der Menſchen, ſondern auch ſehr vieler Fachgelehrter und in den meiſten Bücherwerken jener Zeit findet man die mediziniſche „Krafft und Würckung“ ſowie überhaupt die Benutzbarkeit der beſchriebenen und unterſchiedenen Gewächſe an hervorragender Stelle und in ausführlicher Weiſe behandelt. So wie man in dem feſten Glauben lebte, daß die Geſtirne mit den menſchlichen Schickſalen im Zuſammenhang ſtehen, war man auch in der Anſicht befangen, daß alle Weſen der Erde nur des Menſchen wegen daſeien, und daß insbeſondere in jeder Pflanze verborgene Kräfte ſchlummern, die, frei gemacht, dem Menſchen entweder zum Heile oder zum Schaden gereichen. Man forſchte nach Anhaltspunkten, um dieſe Geheimniſſe der Natur erſchließen zu können, vermeinte in vielen Gewächſen Zaubermittel zu erkennen und glaubte auch aus der Aehnlichkeit von Blättern, Blumen und Früchten mit irgend welchen Teilen des menſchlichen Körpers eine von den überirdiſchen ſchaffenden Mächten ausgehende Andeutung finden zu können, wie der betreffende Pflanzenteil auf den menſchlichen Organismus einzuwirken beſtimmt ſei. Die Aehnlichkeit eines Laubblattes mit der Leber galt als ein Fingerzeig, daß dieſes Blatt gegen Leberkrankheiten mit Erfolg angewendet werden könne, die herzförmige Zeichnung oder Geſtalt einer Blüte ſollte ein Heilmittel gegen Herzkrankheiten bedeuten, und ihn ähnlicher Weiſe entſtand die Signaturlehre, welche, insbeſondere durch Bombaſtus Paracelſus ausgebildet, im 16. und 17. Jahrhundert eine große Rolle ſpielte und die ja eigentlich in der Sucht nach Geheimmitteln auch heute noch fortlebt. Die Menge neigt noch immer, wie vor Jahrhunderten, lieber zu übernatürlichen, myſtiſchen, als zu natürlichen, einfachen Deutungen, und einem Bombaſtus Paracelſus würde es auch gegenwärtig an gläubigen Anhängern nicht fehlen. In Wahrheit iſt auch die Auffaſſung der Pflanzenkunde als Dienerin der Medizin und der Landwirtſchaft, die Auffaſſung der Botanik vom reinen Nützlichkeitsſtandpunkte bei der weitaus größten Mehrzahl der Menſchen derzeit nicht weſentlich anders als vor 200 und 2000 Jahren und dürfte ſich bei ihr auch noch lange nicht über dieſe Stufe erheben.

Neben der erſten, des Lebens Notdurft entſprungenen Pflanzenkenntnis hatte ſich ſchon früh eine zweite Richtung Bahn gebrochen, welche in dem Schönheitsgefühle des Menſchen ihren Urſprung hat. Dieſelbe beſchränkte ſich in ihren erſten Anfängen auf die Benutzung des Laubwerkes und der Blumen wild wachſender Pflanzen zu Schmuck und Zierat, veranlaßte aber ſpäter auch die Anzucht ſchöner Gewächſe in Gärten und führte ſchließlich zur Ziergärtnerei und Gartenkunſt, die in verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern, entſprechend der eben maßgebenden Auffaſſung des Schönen, die mannigfachſten Phaſen durchlaufen haben.

[Gärung bei Pflanzen.] Vor 30 Jahren formulierte man den Unterſchied von Pflanzen und Tieren in folgender Weiſe: Die Pflanzen ſetzen lebendige Kraft in Spannkraft um, ſie bilden durch Reduktion aus unorganiſcher Nahrung, zumal aus Kohlenſäure, Salpeterſäure und Waſſer, organiſche Verbindungen; die Tiere ſetzen Spannkraft in lebendige Kraft um, ſie zerſetzen und verbrennen bei der Atmung die ihnen als Nahrung dienenden, von den grünen Pflanzen gebildeten organiſchen Verbindungen. Dieſe Unterſcheidung hat aber nur teilweiſe Giltigkeit. Einmal paßt ſie nicht auf die der Chlorophyllkörper entbehrenden Pflanzen, und anderſeits iſt es ſichergeſtellt, daß auch die grünen Pflanzen atmen und dabei Spannkraft in lebendige Kraft verwandeln. Die Atmung der Pflanzen iſt von jener der Tiere weder als Vorgang noch in ihren Zielen und ihrer Bedeutung verſchieden. Hier wie dort ziehen die lebendigen Protoplaſten den Sauerſtoff der atmoſphäriſchen Luft herbei, um ihn auf gewiſſe eigens vorbereitete und zugerichtete, verbrennlich gemachte Kohlenſtoffverbindungen zu übertragen; hier wie dort werden dieſe Kohlenſtoffverbindungen verbrannt, um die nötigen Betriebskräfte zum Weiterleben und Weiterwachſen zu gewinnen. Die Analogie zwiſchen Tieren und Pflanzen geht aber in dieſer Beziehung noch weiter. Wenn man Tiere, die ein zähes Leben haben, z. B. Fröſche, in ſauerſtofffreie Luft giebt, ſo gehen ſie nicht alſogleich zu grunde und hören auch nicht ſofort auf, Kohlendioxyd auszuatmen; ſie bringen alſo noch eine Zeitlang eine gewiſſe Menge lebendiger Kraft durch Verbrennung von Kohlenſtoffverbindungen in ihrem Körper auf. Aus der umgebenden Luft vermögen ſie den hierzu nötigen Sauerſtoff nicht heranzuziehen; es bleibt daher nichts anderes übrig, als daß ſie ihn aus organiſchen Verbindungen ihres eigenen Leibes gewinnen. Für die Dauer iſt das freilich nicht durchführbar, und längeres Verweilen der Fröſche in ſauerſtofffreier Atmoſphäre hat zur Folge, daß ſie ſchließlich abſterben. Aber auf kurze Zeit vermögen ſie auf die angegebene Weiſe ihr Leben immerhin zu friſten. Ganz dasſelbe beobachtet man auch an Pflanzen. In eine Umgebung gebracht, welcher freier Sauerſtoff fehlt, ſterben ſie nicht ſogleich ab, ſondern ſuchen ſich noch kurze Zeit dadurch am Leben zu erhalten, daß ſie gebundenen Sauerſtoff benutzen, daß ſie ihn den ſalpeterſauren Salzen, welche mit der Nahrung in ihren Körper gelangten, oder auch ſauerſtoffreichen organiſchen Verbindungen des eigenen Körpers entziehen. In ſolcher Weiſe gewonnener Sauerſtoff vermag den für gewöhnlich aus der Umgebung angezogenen zu erſetzen, gleich dieſem eine Verbrennung von Kohlenſtoffverbindungen zu veranlaſſen und ſo die zur Fortdauer des Lebens notwendige lebendige Kraft zu ſchaffen. Es wird dann auch in ſauerſtofffreier Umgebung von der betreffenden Pflanze Kohlendioxyd ausgehaucht und Wärme wie bei der normalen Atmung entbunden. Aber lange hält dieſe abnorme Bezugsquelle nicht vor. Bleibt freier atmoſphäriſcher Sauerſtoff dauernd aus, ſo gehen die in ſolche außergewöhnliche Verhältniſſe verſetzten Pflanzen an Erſchöpfung und Erſtickung zu grunde.

Es iſt nun aber auch möglich, daß lebende Pflanzen in eine Umgebung gelangen, in welcher zwar freier Sauerſtoff fehlt, in welcher aber gebundener Sauerſtoff vorhanden iſt. Geſetzt den Fall, man würde eine Pflanze, welche, bisher von atmoſphäriſcher Luft umſpült, den in dieſer enthaltenen freien Sauerſtoff zur Atmung benutzte, in eine Zuckerlöſung verſenken, in welcher zwar kein freier Sauerſtoff, aber viel mit Kohlenſtoff und Waſſerſtoff im Zucker verbundener Sauerſtoff enthalten iſt. Würde eine ſolche Pflanze im ſtande ſein, dem Zucker Sauerſtoff zu entreißen und für ſich nutzbar zu machen? In den meiſten Fällen gewiß nicht. In einzelnen Fällen aber beſitzt das lebendige Protoplasma thatſächlich die Fähigkeit, die flüſſigen ſauerſtoffhaltigen Verbindungen, mit welchen es in Berührung kommt, zu ſpalten, dadurch den zur Fortſetzung des eigenen Lebens nötigen Sauerſtoff zu gewinnen und auch noch andere bei der Spaltung aus ihrer Verbindung gelöſte Stoffe ſich nutzbar zu machen. Dieſer Vorgang hat mit der Atmung die größte Aehnlichkeit; thatſächlich werden bei demſelben mit Hilfe des angezogenen Sauerſtoffes Kohlenſtoffverbindungen verbrannt, Kohlendioxyd ausgehaucht und Wärme entbunden. Die Pflanzenzelle, deren lebendiger

Protoplaſt das alles vollbringt, erhält ſich am Leben, gedeiht und wächſt und vermehrt ſich ſogar in überraſchender Weiſe. Wir nennen aber dieſen Vorgang nicht mehr Atmung, ſondern Gärung.

Unter den Pflanzen, welchen die Fähigkeit zukommt, Gärungen zu veranlaſſen, darf man ſich freilich nicht große, belaubte Gewächſe vorſtellen. Sie ſind im Gegenteile alle ſehr unſcheinbar und gehören durchweg zu jenen Sporenpflanzen, welche des Chlorophylls entbehren, und die man gemeiniglich unter dem Namen Pilze zuſammenfaßt. Insbeſondere ſind es die vier Sippſchaften: Bakterien, Hefe, Schimmel und Baſidiomyceten, von welchen viele Arten in gewiſſen Entwickelungsſtadien Gärungen einzuleiten im ſtande ſind.

Die Bakterien, welche man auch Spaltpilze oder Schizomyceten nennt, ſind die kleinſten aller Lebeweſen, und es iſt wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob ſie überhaupt als ſelbſtändige Organismen und nicht vielmehr als geformte Teile abgeſtorbener, zerfallender Protoplaſten anzuſehen ſind. Die Bakterien erſcheinen als kugelige, eiförmige oder ſtäbchenförmige Zellen, welche durch wiederholte Querteilungen zu ketten- oder fadenförmigen Gebilden auswachſen, die den Hyphenfäden ſehr ähnlich ſehen. Dieſe Zellketten zerfallen aber früher oder ſpäter in ihre einzelnen Glieder, was ganz den Eindruck macht, als hätte man ſie in Stücke geſpalten, woraus ſich auch der Name Spaltpilze erklärt. Es entſtehen auf dieſe Weiſe Kolonien von regellos zuſammengehäuften, häufig auch in eine ſchleimige Maſſe eingebetteten Zellen. Dieſe Bakterien vermögen, ohne daß ſie den freien Sauerſtoff der atmoſphäriſchen Luft in Anſpruch nehmen, zu leben und ſich zu vermehren, und gewinnen die hierzu nötigen Stoffe dadurch, daß ſie in ihrer unmittelbaren Umgebung eine Gärung, eine Spaltung der Kohlenhydrate und der eiweißartigen Verbindungen veranlaſſen. Je nach der Zuſammenſetzung des von den Bakterien befallenen Körpers und je nach der Art, welcher die ihre zerſtörende Thätigkeit beginnenden Bakterien angehören, liefert die Gärung ſehr verſchiedene Produkte und macht ſich auch unſern Sinnen auf ſehr verſchiedene Weiſe wahrnehmbar. In mehreren Fällen entſtehen infolge der Spaltung Farbſtoffe, welche den befallenen Körper gelb, rot, violett oder blau färben, ein anderes Mal, ſo z. B. bei dem Sauerwerden der Milch, wird ein Molekül Milchzucker in zwei Moleküle Milchſäure zerlegt, oder es entſteht durch die Gärwirkung der Eſſigbakterie aus Alkohol Eſſigſäure, und wieder in einem anderen Falle, bei der ſogenannten ſchleimigen Gärung, wird durch eine Bakterienart Zucker in Dextrin, Mannit und Kohlenſäure geſpalten. Eine der häufigſten Gärungen iſt jene, welcher die eiweißartigen Verbindungen unterliegen, die unter dem Namen Fäulnis bekannt iſt. Unter dem Einfluſſe einer oder vielleicht auch mehrerer Arten von Bakterien zerfallen nämlich die Eiweißſtoffe in Tyroſin, Leucin, verſchiedene Amine, flüchtige Fettſäuren, Ammoniak, Kohlendioxyd, Schwefelwaſſerſtoff, Waſſerſtoff und Waſſer, von welchen Stoffen ſich einige durch ihren widerlichen Geruch in unangenehmſter Weiſe bemerkbar machen. Auch gehören hierher die berüchtigtſten aller Bakterien, welche eine Zerſetzung der Säfte im lebenden menſchlichen und tieriſchen Körper veranlaſſen, welche dem Blute den Sauerſtoff entziehen, in demſelben noch verſchiedene andere Spaltungen der organiſchen Verbindungen anregen und als Urſache der epidemiſchen und endemiſchen Krankheiten angeſehen werden. Die Kontagien und Miasmen ſind wohl größtenteils, wenn nicht alle, Bakterien, und die Arten derſelben veranlaſſen den Milzbrand bei den Wiederkäuern, die Diphtheritis, die Blattern, die Cholera beim Menſchen.

Die verſchiedenen Arten der Hefe, die man auch Saccharomyceten nennt, werden aus kugeligen oder ellipſoidiſchen Zellen gebildet, welche weit größer ſind als die Zellen der Bakterien und ſich auch in einer weſentlich andern Weiſe vervielfältigen. Die Vermehrung erfolgt nämlich bei ihnen durch Sproſſung. Die ſo gebildete Tochterzelle trennt ſich von der Mutterzelle ab und kann nun ſelbſt wieder durch Sproſſung Tochterzellen erzeugen. Mitunter bleiben mehrere aufeinander folgende Sproſſungen unter ſich verbunden und bilden dann Kolonien. Die Hefe veranlaßt alkoholiſche Gärung. Durch ihren Einfluß wird Traubenzucker in Alkohol und Kohlendioxyd geſpalten, wobei auch geringe Mengen von Bernſteinſäure und Glycerin entſtehen. In lebenden Pflanzen in der freien Natur tritt dieſe Gärung niemals auffällig hervor; jedenfalls iſt ſie da nur auf geringe Mengen beſchränkt. Deſto wichtiger wird dieſelbe bei der im großen künſtlich betriebenen Erzeugung alkoholiſcher Getränke aus Trauben und andern Früchten, ſowie aus Traubenzucker, den man durch Wandlung aus ſtärkemehlreichen Samen, Knollen und Wurzeln gewonnen hat, alſo beiſpielsweiſe bei der Bereitung von Wein, Cider, Bier, Branntwein, Pulque, Rum und dergleichen mehr.

Die Schimmel beſtehen aus farbloſen, ſehr langgeſtreckten, dünnwandigen Zellen, welche dem unbewaffneten Auge als ungemein zarte Fäden erſcheinen. Dieſelben teilen ſich durch Einſchiebung von Querwänden, zerfallen aber nicht in die einzelnen Glieder wie die Bakterien. Die Fäden vermehren ſich ſehr raſch; häufig ſind dann zahlreiche Fäden wie die Fäden eines Spinngewebes gekreuzt und verſchlungen und bilden ein lockeres, weißliches Geſpinſt. Sie leben für gewöhnlich auf feuchter oder flüſſiger Unterlage und überziehen die Säfte oder ſaftreichen Körper, auf welchen ſie ſich angeſiedelt haben, ganz dicht mit ihren Fäden. Sie dringen aber auch in das Innere dieſer Unterlagen ein. Die Vermehrung erfolgt auf Koſten der organiſchen Verbindungen, welche in den vom Schimmel befallenen Säften oder ſaftreichen Körpern enthalten ſind. Und zwar beſchränkt ſich die Veränderung der befallenen Gegenſtände nicht nur darauf, daß ihren organiſchen Verbindungen ſo viel entriſſen wird, als der Schimmel zu ſeiner Ernährung bedarf, ſondern es wird die ganze befallene Maſſe nach und nach zerſetzt und zerſtört, ſo daß ſie ſchließlich ganz in Kohlendioxyd, Waſſer, Schwefelwaſſerſtoff, Ammoniak und andere flüchtige Stoffe übergeht. Dieſe unter Abſchluß des Sauerſtoffes der atmoſphäriſchen Luft durch die Schimmelzellen veranlaßte Zerſetzung iſt jedenfalls als Gärung zu bezeichnen. Wenn die von den Schimmeln befallenen Säfte und ſaftreichen Körper eiweißartige Verbindungen enthalten, ſo macht ſich die in dieſen eingeleitete Gärung durch den unangenehmen Geruch bemerbar; es vollzieht ſich eben wieder jene Gärung, welche man Fäulnis nennt. Wenn dagegen ſtickſtoffloſe Verbindungen durch Schimmel in Gärung verſetzt werden, ſo kann auch Alkohol entſtehen. In ſüßem friſchen Obſte, welches von Schimmel befallen wird, veranlaſſen die das ſaftreiche Gewebe durchwuchernden Zellen des Schimmels eine Gärung der Säfte, bei welcher als Spaltungsprodukte zunächſt Alkohol und ätheriſche Oele entſtehen, wodurch auch der eigentümliche Geruch faulenden Obſtes veranlaßt wird. Es wird auch angegeben, daß Schimmelzellen, welche in das Blut von lebenden Menſchen und Tieren gelangen, dort ähnlich den Bakterien eine Zerſetzung, beziehentlich ſchwere, meiſt mit dem Tode endigende Erkrankungen hervorrufen. Mehrere Schimmelarten vertragen die hohe Temperatur des Blutes nicht nur ohne Nachteil, ſondern entwickeln ſich bei derſelben ſogar ungemein üppig.

Außer Bakterien, Hefe und Schimmel können endlich auch noch die Mycelien jener Schwämme, welche Baſidiomyceten genannt werden, Gärungen veranlaſſen. Die fadenförmigen Zellketten dieſer Mycelien ſehen den Schimmelbildungen ähnlich und durchſpinnen und durchwuchern die Leichen von Pflanzen und Tieren, Dünger und Unrat, die ſchwarze Erde der Wieſengründe, den Humus des Waldbodens und insbeſondere die Strünke abgeſtorbener Bäume. Aber auch lebende Pflanzen, zumal das Holz lebender Bäume, kann von dieſen Mycelien durchſponnen und infolgedeſſen der Baum ſchließlich getötet werden. Das Holz verliert dadurch an Gewicht, es wird morſch, verwandelt ſich ganz und gar in eine beim Austrocknen zerbröckelnde oder in eine faſerige asbeſtartige Maſſe und zerfällt ſchließlich in Moder und Staub. Der Volksmund nennt dieſe durch das Mycelium angeregte Gärung Vermoderung.

Alle dieſe Gärungen, mögen ſie durch Mycelien von Baſidiomyceten, durch die Sproßformen von Schimmeln, durch Hefe oder durch Bakterien veranlaßt ſein, haben das eine gemeinſam, daß ſie von den gärungerregenden Zellen, beziehentlich von den in ihnen thätigen lebendigen Protoplaſten ohne Ausſcheidung beſonderer chemiſch wirkender Stoffe, welche mit der Umgebung in direkte Berührung kommen würden, hervorrufen werden. Das lebende Protoplasma der genannten Mycelien, der Bakterien, der Hefe und der Schimmel bleibt ſelbſt chemiſch unverändert; es wirkt am kräftigſten in der unmittelbaren, weniger kräftig in der weitern Umgebung, nimmt alſo mit wachſender Entfernung in ſeiner Wirkung ab. Es iſt die Wirkung, welche von der gärungerregenden Zelle ausgeht, den Wellenkreiſen zu vergleichen, welche auf dem Waſſerſpiegel ein ins Waſſer geworfener Stein hervorbringt. Man hat auch eine Hypotheſe aufgeſtellt, der zufolge ſich Atomgruppen der gärungerregenden Protoplaſten ſo lange, als dieſe lebendig ſind, in ſchwingender Bewegung befinden, und ſtellt ſich vor, daß dieſe Schwingungen nach Art der Wellenbewegung auf die Umgebung fortgepflanzt und übertragen werden. Durch die hierduch bedingte Erſchütterung würden dann Veränderungen im Aufbaue der erſchütterten Moleküle, die Umlagerungen der Atome, die Spaltungen der betreffenden Verbindungen erfolgen.

So viel iſt gewiß, daß bei der Gärung gerade ſo wie bei der Atmung eine gewiſſe Menge lebendiger Kraft von den beteiligten lebendigen Protoplaſten entbunden und auf die Umgebung übertragen wird, und daß ſich in dieſer Beziehung Gärung und Atmung ganz ähnlich verhalten. Dann wird es aber auch begreiflich, daß ſich Gärung und Atmung erſetzen und vertreten können.

Ich kann dieſe Spekulationen nicht ſchließen, ohne nochmals zu wiederholen, daß Gärung und Atmung nur von lebendigen Protoplaſten vollzogen werden, daß die Bewegungen, welche hierbei von den Protoplaſten ausgehen, ſofort aufhören, ſobald das Leben derſelben erliſcht, und daß dieſe Bewegungen jener im Protoplasma ſich bethätigenden Naturkraft zugeſchrieben werden müſſen, für welche ich die alte Bezeichnung „Lebenskraft“ in Anſpruch nehme.

(Aus „Pflanzenleben“, von Prof. Dr. A. Kerner v. Marilaun.)

Die Rapspflanze und ihre Verwandten. Auf einem Frühlingsſpaziergang begegnen wir ein in Blüte ſtehendes Rapsfeld. Wir nehmen einen Stock aus demſelben heraus und unterſuchen denſelben, ſowohl was von ihm über dem Boden iſt, als was in dieſem ſteckt.

Vom Boden erhebt ſich ſenkrecht der Stengel oder Stamm und an ihm ſitzt das grüne Laub, die grünen Blätter. Jedes Laubblatt ſteht in einer andern Höhe und ſieht nach einer andern Seite wie das nächſt untere und das nächſt obere; man nennt ſie nach dieſer Anordnung einzelſtändig oder wechſelſtändig. Wenn man die Blätter ſelbſt dicht bei der Anſatzſtelle abgeſchnitten hat, ſo zeigt ſich, daß ſie ſehr regelmäßig ſtehen; ſie bilden an dem ſenkrecht geſtellten Stengel gerade, ſenkrechte Reihen und zwar entweder 5 oder 8. In dem erſten Falle ſteht jedes ſechſthöhere, in dem zweiten Falle jedes neunthöhere gerade über dem erſten.

Zwiſchen zwei von unten nach oben aufeinander folgenden Blattanſätzen iſt jedesmal ein Stengelſtück ohne Blatt; der ganze Stengel beſteht aus ſolchen, wie Stockwerke eines Hauſes übereinander geſtellten Stücken; man kann dieſe daher die Stockwerke des Stengels nennen. Und man ſagt ferner, das Blatt, welches ein Stockwerk oben begrenzt, iſt das zu dieſem gehörige. In dem obern Teile des belaubten Stengels ſind die Stockwerke mehrere Zoll hoch; weiter nach unten werden ſie niedriger, kürzer; die unterſten ſind ſo niedrig, daß die aufeinander folgenden Blattanſätze einander faſt berühren. Man unterſcheidet hiernach in verſchiedenem Grade geſtreckte und verkürzte Stockwerke.

Jedes Stockwerk hat ohngefähr die Geſtalt einer Walze; ſein Querdurchſchnitt iſt rund, ſeine Oberfläche (in der Regel) glatt.

Die Laubblätter der Rapspflanze am untern Teil des Stengels laſſen leicht zwei Teile unterſcheiden: einen ſchmalen, dem Stengel anſitzenden Stiel, und die von dieſem getragene flache Ausbreitung, die Spreite des Blattes. Beſonders deutlich in letzterer, aber auch am Stiel, unterſcheiden wir eine dem Stengel zugedrehte innere, und eine ihm abgekehrte äußere Fläche, und da die Spreite gewöhnlich wagrecht oder wenig ſchräg ſteht, iſt die äußere Fläche, dem Boden zugewendet, alſo die untere, die innere die obere.

Der Geſamtumriß der Spreite iſt etwa langgezogen oval, aber der Rand, in welchem obere und untere Flächen zuſammenſtoßen, iſt nicht glatt, ſondern mit Einſchnitten verſehen; größere, tiefer einſpringende, welche die Spreite in ungleiche Lappen trennen, und kleinere, weniger ungleiche, welche in den Rand jedes Lappens Zähne einſchneiden. Durch das Mittelſtück, in welchem die Lappen zuſammenhängen, verläuft die Mittelrippe, nach unten vorſpringend, in der Fortſetzung des Stieles.

Nicht alle Blätter unſerer Pflanze ſind gleich groß und gleich geſtaltet; vielmehr nimmt gegen den obern Teil des Stengels hin die Größe ab, der Rand wird weniger eingeſchnitten, der Stiel kürzer; letzteres oft bis zum Verſchwinden, ſo daß die Spreite dem Stengel dicht anſitzt. Solche Blätter nennt man ungeſtielt oder ſitzend.

Wenn der aus dem Boden vortretende Stengel unſerer Pflanze einigermaßen kräftig iſt, ſo trägt er da, wo die Laubblätter ſtehen, Zweige und Aeſte, welche ihm in allen Teilen, beſonders auch in der Blattbildung, vollkommen ähnlich ſind. Die Zweige ſtehen an feſt beſtimmten Orten, nämlich immer in dem Winkel zwiſchen der Oberſeite eines Blattanſatzes und dem nächſthöheren Stengelſtockwerk. Man nennt dieſen Ort den Blattwinkel oder die Blattachſel. Das Blatt in deſſen Winkel ein Zweig ſteht, wird das Stützblatt oder Deckblatt dieſes Zweiges genannt. Da jeder der Zweige alle Eigenſchaften eines beblätterten Stengels hat, ſo kann man ihn auch Stengel nennen; man unterſcheidet dann den Hauptſtengel und die aus ſeinen Blattwinkeln entſpringenden ſeitlichen.

An ſeinem Grunde ſetzt ſich der Hauptſtengel in den Boden hinein fort in die Wurzel. Dieſe iſt nicht grün, ihrer Geſtalt nach aber dem Stengel ganz ähnlich, mit der Entfernung vom Stengel raſch an Dicke abnehmend. Was ſie aber von dem angrenzenden belaubten Stengelteile auffallend unterſcheidet, iſt, daß an ihr nichts iſt, was einem Blatte auch nur im entfernteſten ähnlich wäre. Dafür treten an ihr ſehr zahlreiche Zweige auf, an dieſen eben ſolche, und ſo fort durch wiederholte Ordnungen. Alle dieſe Zweige ſind, bis auf die mit der weiteren Verzweigung immer mehr abnehmende Dicke, der Hauptwurzel und einander gleich oder ſehr ähnlich. Man kann daher jeden eine Wurzel nennen, und unterſcheidet dann wiederum Haupt- und Seitenwurzeln. Alle dieſe Wurzeln ſind blattlos.

Gehen wir nun wieder zum Hauptſtengel hinauf. Ueber ſeinen oberſten kleinen Laubblättern ſetzt ſich derſelbe noch weithin fort und trägt die Blüten. Jeder Zweig kann ſich ebenſo verhalten. Das die Blüten tragende Stück des Stengels wird mit dieſen zuſammen der Blütenſtand genannt. Die Blüten ſind ſehr zahlreich. Jede ſitzt auf einem Stiel, welcher von dem Stengel entſpringt, und wir ſehen auf den erſten Blick, daß die Stiele wie die Laubblätter wechſelſtändig geordnet ſind; aufmerkſame Betrachtung läßt auch dieſelben geraden Reihen wie bei dieſen finden. In einem Blütenſtand ſind nie alle Blüten zu gleicher Zeit in dem gleichen Zuſtande. Sind die unterſten eben aufgeblüht, ſo finden wir alle übrigen als geſchloſſene Knospen, und dieſe um ſo kleiner, je näher ſie dem Stengelende ſtehen. Blühen weiter oben ſtehende auf, ſo ſind die unterſten abgeblüht. Giebt man genau acht, ſo zeigt ſich, daß alle ſtreng nach der Reihe von unten nach oben aufblühen, die unterſten zuerſt, die oberſten zuletzt; und auch die ſpäteren Veränderungen, von denen nachher die Rede ſein wird, treten in der gleichen Reihenfolge ein.

In dem Bau der Blüte herrſcht ſtrenge Regelmäßigkeit und Ordnung, ſowohl was die Geſtalt, als auch was die Anordnung und die Zahl der einzelnen Teile betrifft. Erſtere, die Geſtalt der Teile, ſehen wir am beſten, wenn wir die Blüte auseinander nehmen. Um die Regeln der Anordnung zu erkennen, muß man alles im Zuſammenhang laſſen; und um ſich dieſelben einfach zu merken, verfährt man am beſten ſo, wie ein Baumeiſter die Anordnung neben einander liegender Räume in einem Hauſe zeichnet; man macht einen Grundriß, in welchem Striche und Punkte die Anordnung ſämtlicher Teile ſo angeben, wie wenn ſie auf die Fläche des Papiers geſtellt wären.

Zu äußerſt finden wir an jeder Blüte 4 grünliche Blättchen, etwas weiter nach innen 4 andere größere, unten in einem Stiel verſchmälerte hochgelbe. Die erſteren 4 nennt man mit einander den Kelch, die 4 größeren die Krone der Blume; Kelch und Krone mit einander heißen auch die Decke der Blüte; vor dem Aufblühen, in der Blütenknospe, ſchließen ſie über den inneren Teilen feſt zuſammen.

Die 4 Blätter des Kelches ſind nicht wie die Laubblätter wechſelſtändig, ſondern ſie entſpringen an dem Stiele — wenigſtens annähernd — auf gleicher Höhe, wie die Arme eines Quirls in der Küche. Wie wir noch öfter ſehen werden, ſind alle Glieder eines Wirtels immer nach der Seite hin gleich weit von einander entfernt; die 4 Kelchblätter ſind daher paarweiſe über's Kreuz geſtellt, wie ein Grundriß zeigt. Sie haben ferner eine ganz beſtimmte Stellung zu dem Stengel, der die Blüte trägt. Eins iſt mit ſeiner Mitte dieſem genau zugewendet, alſo wenn wir den Blütenſtand aufrecht vor uns haben, innen; ein zweites dieſem gerade gegenüber, alſo außen; von den beiden andern aber ſteht eines jederſeits mitten zwiſchen dem innern und dem äußern, das eine rechts, das andere links.

Auch die 4 Blätter der Krone bilden mit einander, wie man leicht ſieht, einen Wirtel; ſie ſtehen auch über's Kreuz. Zu dem Kelche aber ſind ſie ſo geſtellt, daß jedesmal ein Kronenblatt genau in der Mitte zwiſchen 2 Kelchblättern ſteht. Man bezeichnet dieſes Verhalten der beiden aufeinander folgenden Wirtel zu einander durch den Ausdruck: ſie wechſeln mit einander ab.

Innen von der Krone kommen 6 kurze fadenförmige Körper: die Staubgefäße. Sie haben ebenfalls immer eine beſtimmte Stellung: Zwei ſtehen einander gegenüber, rechts und links, mitten vor den ſeitlichen Kelchblättern. Die 4 andern ſind paarweiſe ſo geordnet, daß ein Paar mitten vor dem innern, das andere vor dem äußern Kelchblatte ſteht. Die beiden Paare ſind mit den beiden einzelnen alſo wiederum über's Kreuz geordnet.

Sehen wir gleich nach der Anordnung deſſen, was noch nach den Staubgefäßen kommt, ſo iſt dies ein mitten in der Blüte aufrecht ſtehender, ſchmal länglicher Körper. Wir nennen ihn Fruchtanfang, Fruchtanlage, Fruchtknoten, weil er ſpäter zur Frucht heranwächſt. Sein oberes freies Ende iſt zu einem Köpfchen verbreitert und dieſes mitten von einer engen Furche durchzogen. Schneidet man ihn mit einem ſcharfen Meſſer — am beſten der Quere nach — auf, ſo ſieht man, daß er innen hohl, aber der Länge nach in 2 Kammern geteilt iſt, und zwar durch eine dünne flache Haut oder Wand, deren Ränder wiederum mitten vor äußerem und innerem Kelchblatt ſtehen. Dieſe Verhältniſſe bleiben in der heranwachſenden älteren Frucht unverändert und ſind in dieſer leichter zu ſehen als innerhalb der erſt aufgeblühten Blume.

Alle die genannten Teile der Blüte ſitzen an dem Ende des Blütenſtiels; die Fruchtanlage auf ſeinem Scheitel; die übrigen Teile dicht unter ihr, in der Reihenfolge von unten nach oben, in welcher wir ſie betrachtet haben. Das Ende des Blütenſtiels, welches alle dieſe Teile der Blüte trägt, nennt man den Blütenboden.

Wenn wir uns zunächſt die Anordnung der Teile in der Blüte angeſehen haben, ſo ſind uns dabei an den Staubgefäßen und an dem Fruchtknoten noch mancherlei Dinge aufgefallen, nach denen wir noch nicht genau gefragt haben. Das muß jetzt auch geſchehen.

An jedem Staubgefäß beſteht das obere Ende aus einem ſchmalen, etwa 2 Millimeter langen, gelben Körper. Wenn die Blume ſich eben öffnet, oder noch nicht offen iſt, ſo iſt der Körper außen glatt; man unterſcheidet nur einen auf der Innenſeite als enge Furche einſpringenden Längsſtreifen, welcher die Mitte von unten bis oben durchzieht und den ganzen Körper in zwei Hälften teilt. Auch über jede Hälfte geht eine ſchwache Längsfurche. In dieſer reißt nun bald nach dem Aufblühen die Oberfläche ein und aus dem Riß treten eine Menge gelber Körnchen hervor, die zuſammen ein Häufchen lockern Pulvers oder Staubes bilden, den Blütenſtaub. Es muß hiernach in jeder Hälfte vor dem Aufreißen ein Raum vorhanden ſein, in welchem der Blütenſtaub enthalten und welcher von dem aufreißenden Oberflächenteil als von ſeiner Wand nach außen begrenzt iſt. Die Unterſuchung zeigt leicht, daß es ſich wirklich ſo verhält. Jede Hälfte iſt vor dem Aufblühen ein (genau genommen ſogar in zwei Kammern geteilter) geſchloſſener Behälter (Staubbehälter, Staubbeutel), in deſſen Raum der Blütenſtaub entſteht, und deſſen Wand nach dem Aufblühen ſich ſpaltet und den fertigen Staub entläßt. In den oben erwähnten Mittelſtreifen ſtoßen die beiden Behälter zuſammen. Der Kürze halber nennt man gewöhnlich das Behälterpaar ſamt Mittelſtreifen oder Mittelſtück den Staubbeutel.

Nach unten ſetzt ſich das Mittelſtück fort in einen fadenförmigen Stiel, der dem Blütenboden anſitzt und die Behälter trägt: den Staubfaden. Bei unſerer Blume finden wir die Staubfäden immer ungleich lang, und zwar die 2 ſeitlichen kürzer als die 4 unter ſich gleichen, paarweiſe geſtellten.

Von dem Blütenſtaub wollen wir uns hier nur merken, daß jedes Körnchen desſelben ein Bläschen darſtellt, an welchem man mit ſehr ſtarker Vergrößerung ſehr zierlichen Bau erkennt. Schon der Ausdruck Staub beſagt, daß die Körnchen leicht ſind, leicht wegfliegen oder von Tierchen, welche die Blume beſuchen, weggetragen werden können.

Von dem Fruchtknoten ſahen wir, daß er immer in 2 Kammern geteilt iſt. In jeder Kammer findet man nun, wenn man ſie der Länge nach aufmacht, eine Anzahl kleiner, blaſſer, rundlich-gekrümmter Körper, welche mit einem dünnen, fadenförmigen Stielchen in dem Winkel zwiſchen der Scheidewand und der übrigen, ſeitlichen Wand befeſtigt ſind. Sie wachſen ſpäter zu den Samen der Pflanze heran, ſind alſo die Anfänge der Samen, die Samenknoſpen.

Aus anderweitiger Erfahrung weiß man, daß die Samen nur dann heranwachſen, wenn auf die Samenknoſpen der Blütenſtaub in beſtimmter Weiſe eingewirkt hat. Wie das möglich wird, davon ſehen wir, bei aufmerkſamer Beobachtung unſerer Blüte, wenigſtens einiges. Das gekerbte Ende des Fruchtanfangs, von dem vorhin die Rede war, iſt ein wenig feucht und klebrig, und man kann leicht ſehen, daß die Körnchen des Blütenſtaubs daran haften bleiben, wenn ſie damit in Berührung kommen. Und bei Unterſuchung etwas älterer Blüten wird man faſt immer mehr oder weniger zahlreiche Köruchen anhaftend finden. Was nun weiter geſchieht, ſieht man nicht ohne ſehr ſtarke Vergrößerung und mühſame Zergliederung. Es ſei daher nur erzählt, daß der Blütenſtaub auf die Samenknoſpen unmittelbar einwirkt, und zwar durch einen engen, bloßem Auge nicht ſichtbaren Kanal hindurch, welcher aus jeder Kammer der Frucht nach der Stelle führt, an welcher der Blütenſtaub haftet. Wir nennen dieſe Stelle die Narbe.

Bald nachdem dieſe den Blütenſtaub aufgenommen hat, trocknet ſie, und nun beginnen auch die ſämtlichen Teile der Blüte von dem Blütenboden abzufallen, bis auf den Fruchtknoten, der allein ſtehen bleibt. Derſelbe wächst heran zu der Frucht, der langen, ſchmalen Schote, wie man beim Raps ſagt; die Samenknoſpen in ihm zu den Samen. Zunächſt werden alle dieſe Teile nur immer größer; ſie bleiben grün und ſaftig. Endlich hört die Größenzunahme auf, die Frucht beginnt zu trocknen; und wenn das einen beſtimmten Grad erreicht hat, ſpaltet ſie ſich längs des ganzen Randes der Scheidewand, welche die beiden Kammern trennt; jene bleibt auf dem Stiele ſtehen, und die beiden abgeſpaltenen Wandſtücke fallen als 2 ſchmale Klappen ab — mit ihnen nach und nach die Samen, deren Stielchen jetzt ebenfalls vertrocknen und ſpröde werden.

Wenn der Samen ſich auf ſolche Weiſe abtrennt, nennen wir ihn reif; die Frucht iſt reif, ſobald der Samen in ihr reif iſt. Dieſe reife Frucht des Rapſes „ſpringt auf“ in der beſchriebenen Weiſe. — An der lebenden Pflanze geht alles das langſam und, wie wir oben ſahen, nicht zu gleicher Zeit in einem Blütenſtand vor ſich. Man kann aber beſchleunigend nachhelfen, wenn man das Trocknen beſchleunigt und dem Aufſpringen gewaltſam nachhilft. Darum ſchneidet man den Raps, von dem man recht viele Samen zur Oelbereitung haben will, auf dem Felde, läßt ihn trocknen und driſcht ihn dann.

Der reife Samen unſerer Pflanze iſt rund. Er beſteht aus nichts anderem, als aus einer kleinen Rapspflanze und einer braunen Haut, von welcher letztere eingehüllt wird. Die kleine Pflanze nennen wir den Keim oder die Keimpflanze; ſie hat ſich, wie hier erzählt ſein möge, in der Samenknoſpe ausgebildet aus einem ſehr kleinen bläschenförmigen Körper, dem Ei. Die braune Haut iſt die Schale des Samens; man ſieht leicht, daß ſie der äußerſte, anfangs grüne Teil der Samenknoſpe iſt, welcher während des Heranreifens ſtehen bleibt und braun wird.

Ueber den Bau der Keimpflanze erhält man am beſten Auskunft, wenn man den reifen Samen auf feuchte Erde, oder noch beſſer auf feuchten weißen Sand oder Sägſpäne bringt. Der Same keimt alsdann; er ſchwillt an, bis die Schale platzt und ein gelblicher Körper hervortritt, der ſich nach und nach ſtreckt und ausbreitet. Iſt dies einigermaßen geſchehen, ſo ſieht man deutlich, daß er aufgebaut iſt aus einem runden, fadenförmigen Stielchen, an deſſen einem Ende, einander gegenüber, zwei breite, flache, oben tief eingeſchnittene Blätter ſitzen, die bald grün werden, während das andere Ende ſpitz und blattlos iſt. Hat man dies einmal erkannt, ſo findet man leicht, daß dieſer ſelbige Körper, und weiter gar nichts, innerhalb der Schale enthalten iſt, wenn ſie eben platzt, und auch ſchon vorher. Er iſt nur innerhalb der Schale gekrümmt zuſammengefaltet und ſtreckt ſich und breitet ſich aus, nachdem er ſie geſprengt hat. Wenn man ihn auf der Erde weiter wachſen läßt, ſo zeigt ſich, daß er hinter einander Geſtalt und Eigenſchaft einer Rapspflanze annimmt, die ſchließlich wiederum blüht und Samen trägt. Das eine, blattloſe Ende der Keimpflanze, welches bei ihrer Streckung zuerſt aus der Schale hervorkommt, iſt die junge Hauptwurzel; es wird daher das Wurzelende genannt. Es wächſt dauernd in die Länge, — dringt dabei gewöhnlich in den Boden ein, — und bildet niemals eine Spur von Blättern. Dagegen bedeckt ſich ſeine Oberfläche bald mit zahlreichen kurzen abſtehenden Härchen; und wenn man ſehr genau zuſieht, erkennt man, daß ſeine äußerſte Spitze bedeckt wird von einem zarten Häutchen, wie von einer Kappe: der Wurzelkappe oder Wurzelhaube. Um dieſe recht klar zu ſehen, bedarf es allerdings bei der kleinen Rapswurzel einer ſtärkeren Vergrößerung. An der wachſenden Hauptwurzel beginnt nun bald die Bildung der Zweige, welche wir ſchon an der blühenden Pflanze ſahen, oder der Seitenwurzeln, von denen jede alle ſoeben für die Hauptwurzel angegebenen Eigenſchaften erhält.

Das dem Wurzelende entgegengeſetzte Ende der Keimpflanze, welches ſich beim Keimen gewöhnlich aufrichtet, wird zu dem (ſpäter blühenden) erſten oder Hauptſtengel. Es heißt daher Stengelende. Wenn die Keimung beginnt, entfalten ſich an ihm die beiden vorhin ſchon genannten flachen Blätter, welche ſchon innerhalb der Samenſchale einen erheblichen Teil der Keimpflanze gebildet hatten: die Keimblätter. Ueber ihrer Anſatzſtelle ragt das äußerſte Ende des Stengels als ein kurzes Spitzchen empor. Es wächſt nun auch in die Länge, und ſo wie das anfängt, ſieht man neue Blättchen an ihm hervortreten. Sie haben von Anfang an die gleiche Anordnung wie am blühenden Stengel, und ſie entſtehen der Reihe nach eins nach dem andern, von unten nach oben. Das oberſte, welches alſo jedesmal das jüngſte iſt, tritt dicht unter der äußerſten Spitze auf. So lange ſie noch ganz jung ſind, ſtehen ſie dicht übereinander. Bald beginnen ſie aber auseinander zu rücken, indem die Stockwerke des Stengels ſich in die Länge ſtrecken. Und zwar ſieht man leicht auf den erſten Blick, und kann es mit dem Maßſtab genau feſtſtellen, daß jedes Stockwerk zwiſchen 2 aufeinander folgenden Blättern ſich raſch auf eine beſtimmte, je nach dem Einzelnen, ungleiche Größe verlängert und dann nicht weiter; und daß ferner die Stockwerke wiederum der Reihe nach von unten nach oben ihre Längsſtreckung vollenden. Die unterſten ſind ſchon lange fertig, während bei den oberen die Streckung erſt beginnt und ganz oben noch neue hinzukommen können.

Wir ſagen hiernach, das Längenwachstum des Stengels und die Blattbildung ſchreiten fort gegen ſeinen Scheitel oder ſeine Spitze, ſcheitel- oder ſpitzenwärts. Wir können das Gleiche an der wachſenden Wurzel finden; nur fällt es hier weniger in die Augen, weil Blätter fehlen; es wird aber deutlich, wenn man längs einer jungen Wurzel eine Reihe von Punkten mit Tuſche macht, und dann alle Tage nachmißt, wie weit ſich die Punkte von einander entfernt haben.

Anders verhalten ſich die Blätter; ſie wachſen allerdings auch eine Zeit lang, ihr Wachstum ſchreitet aber, wie man leicht ſieht, nicht ſcheitelwärts fort, ſondern nach anderen, ſehr verſchiedenen Richtungen.

Die an dem Stengel aus den Blattwinkeln kommenden Zweige entſtehen hier gleichfalls in ſcheitelwärts gehender Folge. Sie beginnen als kleine Spitzchen oder Höckerchen; einmal vorhanden, wachſen ſie wie der Hauptſtengel. Das Gleiche gilt von der Entſtehungsfolge der Blüten am obern Teile des Stengels und von der Streckungsfolge der Stockwerke zwiſchen ihnen, wie dies ſchon die oben betrachteten Erſcheinungen in Folge des Aufblühens andeuten.

Faſt ganz die nämlichen Dinge, welche wir an der Rapspflanze ſahen, hätten wir an vielen anderen Pflanzen finden können, z. B. an dem Kohl, der Senfpflanze, auch dem Goldlack im Garten, oder an der Gartenkreſſe, der Brunnenkreſſe, dem Täſchelkraut u. ſ. w. Wir ſagen, die genannten Gewächſe ſind mit der Rapspflanze verwandt, oder nahe verwandt.

(Aus „Botanik“ von A. de Bary.)

Parabeln über Pflanzen.

Von Friedr. Ad. Krummacher (1768—1845).

[Der blühende Weinſtock.] Samuel, der Richter und Hochmeiſter in Iſrael, beſuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er ſelbſt geſtiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortſchritte der Prophetenſchüler in mannigfacher Weisheit und in der Kunſt des Saitenſpiels und Geſanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling, namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und ſchön von Angeſicht, dazu der Klang ſeiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber ſeine Seele war voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Wiſſenſchaft und künſtlichem Nachſinnen. Dazu dünkt' er ſich verſtändiger denn ſieben Weiſe, und gebärdete ſich hochmütig gegen ſeine Lehrer, und ſeine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Iſrael des Knaben Adoniah; denn er liebte ihn vor andern, weil er voll Geiſtes war und von ſchöner Geſtalt. Deshalb ſagte Samuel: „Der Geiſt des Herrn hat den Knaben zu einem Propheten zu Iſrael erſehen. Aber er widerſtrebet und verdirbet es ſelber.“

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge in einen Weinberg, der da liegt gen Ramah. Und ſiehe, es war die Zeit, da der Weinſtock blühet.

Da erhob Samuel ſeine Stimme und ſprach: „Adoniah, was ſieheſt du?“ Und Adoniah ſprach: „Ich ſehe einen Weinſtock, und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüte des Weinſtock von ferne.“

Da ſprach Samuel: „Tritt herzu und beſchaue die Blüte des Weinſtocks.“

Und der Jüngling trat hinzu, beſchaute und ſprach: „Es iſt ein zartes Blümlein, unanſehnlich von Farbe und demütig von Geſtalt.“ —

Da antwortete Samuel und ſprach: „Und dennoch bringet es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menſchen Herz und ſeine Geſtalt zu erneuern, daß ſie ſchön werde. Adoniah, ſo iſt das edelſte Gewächs des Weinſtocks zur Zeit ſeiner Blüte, ehe es die köſtliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinſtocks in deiner blühenden Jugend!“ —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle dieſe Worte Samuelis zu Herzen und ging von nun an einher mit ſtillem ſanften Geiſte.

Da liebten die Menſchen Adoniah und ſprachen: „Der Geiſt Gottes iſt über den Jüngling kommen!“

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmut und ward ein Mann wie der Hirt von Thekoa und wie Jeſajah, der Sohn Amoz, und ſein Name ward geprieſen in ganz Iſrael.

[Die Pfirſiche.] Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirſiche mit, die ſchönſten, die man ſehen konnte. Seine Kinder aber ſahen dieſe Frucht zum erſten Mal. Deshalb wunderten und freuten ſie ſich ſehr über dieſe ſchönen Aepfel mit den rötlichen Backen und dem zarten Flaum. Darauf verteilte ſie der Vater unter ſeine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die ſchönen Aepfel geſchmeckt?“

„Herrlich, lieber Vater,“ ſagte der Aelteſte. „Es iſt eine ſchöne Frucht, ſo ſäuerlich und ſo ſanft von Geſchmack. Ich habe mir den Stein ſorgſam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen.“

„Brav!“ ſagte der Vater, „das heißt haushälteriſch auch für die Zukunft geſorgt, wie es dem Landmann geziemt!“ —

„Ich habe die meinige ſogleich aufgegeſſen,“ rief der Jüngſte, „und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das ſchmeckt ſo ſüß und zerſchmilzt einem im Munde.“ —

„Nun,“ ſagte der Vater, „du haſt zwar nicht ſehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weiſe gehandelt. Für die Klugheit iſt auch noch Raum genug im Leben.“

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, geſammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der ſchmeckte ſo ſüß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirſich hab' ich verkauft, und ſoviel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.“

Der Vater ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Klug iſt das wohl, aber — kindlich wenigſtens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdeſt!“ —

„Und du Edmund?“ fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirſich dem Sohn unſers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte ſie nicht nehmen. Da hab' ich ſie ihm auf das Bette gelegt, und bin hinweggegangen.“ —

„Nun!“ ſagte der Vater, „wer hat denn wohl den beſten Gebrauch von ſeiner Pfirſich gemacht?“

Da riefen ſie alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan!“ — Edmund aber ſchwieg ſtill. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thrän' im Auge.

[Das Nelkenbeet.] „O Mütterchen, gieb uns jedem ein Blumenbeetchen, das uns zugehöre, mir eins und Guſtav eins und Allwina eins, und jeder pflege dann des ſeinigen!“

So ſprach der kleine Fritz zu ſeiner Mutter, und die Mutter gewährte ihm ſeine Bitte und gab jedem ein Blumenbeet voll ſchöner Nelken. Und die Kinder freuten ſich über die Maßen, und ſprachen: „Wann erſt die Nelken blühen, das wird eine Herrlichkeit ſein!“— Denn es war noch nicht die Zeit der Nelken, ſondern ſie hatten erſt Knoſpen gewonnen. —

Aber der kleine Fritz war ungeduldig in ſeinem Gemüt und konnte die Zeit der Blüte nicht erwarten, und er wünſchte, daß ſein Blumenbeet zuerſt vor allen andern blühen möchte.

Da trat er hinzu und nahm die Knoſpen in ſeine Hand und beſchauete ſie in ihren Windeln und freute ſich ſehr, wenn aus der grünen Hülle ſchon ein Blütenblättchen rot oder gelblich hervorſchimmerte. —

Aber es währte ihm zu lange. Fritz brach die Knoſpen auf und löſete die Blättchen allzumal auseinander. Nun rief er mit lauter Stimme: „Sehet, meine Nelken blühen!“ — Allein als die Sonne darauf ſchien, neigten die Blumen ihre Häupter und trauerten und ſtanden zerzauſet und welk, ehe es Mittag war. Und der Knabe weinete um ſie.

Aber die Mutter ſprach: „Ungeduldiges Kind! mögen dies die letzten Freuden deines Lebens ſein, die du durch eigne Schuld dir verderbeſt. Dann haſt du die ſchwere und große Kunſt, zu warten, nicht zu teuer erkauft.“ —

[Das Bäumchen.] Ein Vater reiſete über das Meer, in ein fremdes Land. Ehe er aber von dannen zog, berief er alle ſeine Kinder zuſammen. Er ſelbſt aber trug ein Bäumchen in ſeiner Hand, und ſie pflanzten es gemeinſchaftlich. Da ſprach der Vater: „Wenn ihr dieſes Bäumchen anſehet, ſo gedenkt eures Vaters in der Ferne. Ehe es dreimal blühet, hoff' ich wieder bei euch zu ſein, ſo Gott will!“ —

Alſo ſprach er und zog von dannen, und das Bäumchen blühete ſchön und lieblich das erſte Jahr.

Als aber nun der Vater über das Meer fuhr, da erhob ſich ein gewaltiger Sturm und das Schiff ſcheiterte an den Felſen, und der Vater ward in den Wellen begraben.

Da weineten und trauerten die Kinder viele Monden lang, und vor allem, wenn das Bäumchen Knoſpen gewann und blühete, ſtanden ſie umher und weineten.

Da trat ein kluger Mann, ein Freund des Verſtorbenen, zu den Kindern und ſprach: „Sehet, das Bäumchen hat ſeine Bedeutung verloren und iſt euch zum Schmerz geworden, darum laſſet es mich fortnehmen und anderswohin pflanzen, daß ſein Anblick euch nicht ferner betrübe!“

Da antworteten die Kinder alle einmütiglich und ſprachen: „Ach nein, laß uns das Bäumchen: Blühet uns auch nicht Freude auf ihm, ſondern Thränen und Schmerz — ſo ſind es ja Thränen der Liebe und Schmerzen kindlicher Sehnſucht, dem teuren Vater geweint. Ach nein, nimm uns das Bäumchen nicht!“ —

[Der Fruchtbaum und ſeine Wurzel.] Polydorus, ein heidniſcher Jüngling, hatte den Irrweg des Götzendienſtes verlaſſen und mit gläubigem Herzen das Wort der Wahrheit angenommen. Da er nun ſeinen vorigen Wandel nach den Lüſten des Heidentums verdammte, begab er ſich in die Einſamkeit und verſchloß ſein Herz jeglichem Genuß der Natur und des Lebens. Denn er ſprach: „Das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt, ſo will ich die Kraft der Sinne in mir ertöten, und jedem Aeußern den Zugang verwehren.“

Da trat Juſtus, ſein Lehrer, der ihn bekehret hatte, zu dem Jüngling und führte ihn zu einem Baum, welcher, gepflanzt am Bache, Blüten und Früchte trug, und ſprach zu ihm: „Siehe, Polydorus, dieſen Baum an! Ihn hat uns der Herr zum Vorbilde gemacht, daß wir reich ſein ſollen an guten Früchten.“

Da ſchauete der Jüngling den Baum und ſagte: „Wohl dem Baume! Ohne des Fleiſches Kampf vollendet er ſeine Beſtimmung im ſtillen, und bringt zu ſeiner Zeit Blüten und Früchte.“

Darauf lächelte der Greis und ſprach: „Wäre er nicht vollkommener ohne die niedere Wurzel?“ Dieſe kreucht im dunklen Boden, und trinket des Baches ſchlammige Nahrung.“

„Aber,“ antwortete der Jüngling, „ſie trägt des Baumes Stamm, und reichet ihm den Saft zu Blüten und Früchten.“

Da erhob der Greis ſeine Stimme und ſprach: „So thue desgleichen! Verachte nicht die Sinnlichkeit, die niedere Wurzel des Lebens, aber laß ſie die niedere ſein. Geſtalte, was ſie dir zuführet, zu Blüten und Früchten des Geiſtes. Wie des Baumes Aeſte und Zweige wird dann dein Sinnen und Trachten zum Himmel ſich wenden, und das Licht der Wahrheit wird dich im ſtillen vollenden.“

Alſo redete Juſtus, der Greis, und Polydorus verließ die Einöde und wandelte in der Natur und unter den Menſchen und belehrte viele durch ſein Wort und Vorbild.

Der Bäume Gedanken.

Von A. Stöber (1808—1884).

Im Walde da regt ſich ein Plaudern und Flüſtern,
Wann kühlende Dämmerung ladet zur Ruh';
Da ſtehen ſie traulich beiſammen im Düſtern,
Die Buchen und Eichen, die Tannen und Rüſtern
Und ſchicken viel' heimliche Reden ſich zu.

„Ihr Schweſtern, ich will's im Vertrauen euch ſagen,"
Nimmt rauſchend die Eiche, die ſtolze, das Wort,
„Mich treibt es, hinauf in den Himmel zu ragen,
Bis über die Wolken die Krone zu tragen,
Stets höher zu wachſen, Jahrhunderte fort."

„So hoch ſich erheben! Mir bangte vor Blitzen!"
Entgegnet die Buche, die tüchtige, drauf.
„Mir g'nügt es, beſcheiden und wacker zu nützen,
Die Müden zu ſchirmen, die Armen zu ſchützen
Wie zehrt' ich im Eifer ſo gerne mich auf!"

„Nein;" ſchüttelt die Birke die zierlichen Locken,
„Mir fließt in den Adern ein leichtes Geblüt;
So lange die Freuden mir leuchten und locken,
So will ich mich freu'n, eh' die Säfte mir ſtocken;
Das Leben iſt flüchtig, die Jugend verblüht."

„Das ewige Grünen! Das ewige Freuen!"
Erwidert die Tanne, die ſtrengere, nun.
„Der Luſt bin ich müde; mich ſollt' es nicht reuen,
Die grünenden Nadeln zur Erde zu ſtreuen,
Auf immer zu ſchlummern, auf immer zu ruhn."

Salweide dagegen: „O fröhliches Leben,
Die Zweige zu wiegen im ſonnigen Blau,
Die Falter zu ſchauen, ihr Schillern und Schweben,
Zu trinken, wie würzige Säfte der Reben,
Mit durſtigen Zügen erquickenden Tau!"

„Vor allem ergötzt mich der Vögelein Singen,"
So läßt ſich vernehmen der Ahorn darauf.
„Wenn ſchlagende Droſſeln vorüber ſich ſchwingen
Und ſchmetternde, helle Jagdhörner erklingen,
Durchzittert mich Luſt von der Wurzel zum Knauf." —

So hört man im Walde das Flüſtern und Plaudern
Von tauſend redſeligen Zungen umher;
Doch nun — wie ſie plötzlich erſchrecken und zaudern!
Wie bange die Wipfel ſich ſträuben und ſchaudern!
Es naht ſich ein Wetter, ſo dunkel und ſchwer.

Schon fallen des Donners gewichtige Keile
Mit hohem Gepolter ins knarrende Holz;
Hin fahren der Blitze vielſchneidige Beile
Und ſchlagen mit mächtigen Hieben in Eile
Zu Boden der Eiche hochfahrenden Stolz.

Die Buche, daß nun ihren Segen ſie thue,
Sie fiel einem Armen zum freundlichen Los.
Bald kam auch die Tanne, die ernſte, zur Ruhe;
Sie bot ihre Bretter dem Müden zur Truhe
Und ſank in der Grüfte verſchwiegenen Schoß.

Die luſtige Weide gab ihre Gewinde
Der weinvollen Tanne zum ſchürzenden Reif;
Die Birke, die leichte, bot Reiſer und Rinde
Zur ſtrafenden Rute dem flehenden Kinde,
Der Mutter zum fliegenabwehrenden Schweif.

Nach Wunſche muß alles dem Ahorn gelingen:
Er dienet, gewölbt, einer Laute zur Bruſt;
Und wenn die metallenen Saiten ſich ſchwingen
Und helle, melodiſche Weiſen erklingen,
Da zittert der Liederentzückte vor Luſt.

Die Eichbäume.

Von Friedr. Hölderlin (1770—1843).

Aus den Gärten komm ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menſchen zuſammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! ſteht wie ein Volk von Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch iſt noch in der Menſchen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Iſt euch heiter und groß die ſonnige Krone gerichtet.
Eine Welt iſt jeder von euch; wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zuſammen.
Könnt' ich die Knechtſchaft[1] nur erdulden, ich neidete nimmer
Dieſen-Wald und ſchmiegte mich gern an's geſellige Leben.
Feſſelte nur nicht mehr an's geſellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!

(Aus Schiller's „Horen" 1797.)

---

[1] Des Dichters Liebe zur Freiheit zieht ihn dem Walde zu, aus den Schranken des geſelligen Lebens, aber die Liebe feſſelt ihn wieder an dasſelbe.

Die ſchöne Buche.

Von E. Mörike (1804—1875).

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da ſtehet
Eine Buche: man ſieht ſchöner im Bilde ſie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt ſie ſich einzeln;
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den ſeidenen Schmuck.
Rings, ſoweit ſein Gezweig der ſtattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Raſen, das Aug' ſtill zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunſtlos ſchuf die Natur ſelber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüſch umkränzet es erſt; hochſtämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng', wehren dem himmliſchen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt ſchüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt vom Felſen, der Fußſteig jäh ſich hinabſchlingt,
Läſſet die Hellung mich ahnen das offene Feld.
Als ich unlängſt einſam, von neuen Geſtalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüſch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geiſt, des Hains auflauſchende Gottheit,
Hier mich zum erſtenmal plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles; es ſchwieg ſelber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten;
Feſtlich empfing er den Fuß, leiſe beſchritt ich ihn nur.
Jetzo, gelehnt an den Stamm (er trägt ſein breites Gewölbe
Nicht zu hoch), ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beſchatteten Kreis die feurig ſtrahlende Sonne,
Faſt gleich meſſend umher, ſäumte mit blendendem Rand.
Aber ich ſtand und rührte mich nicht; dämoniſcher Stille
Unergründlicher Ruh' lauſchte mein innerer Sinn.
Eingeſchloſſen mit dir in dieſem ſonnigen Zauber-
Gürtel, o Einſamkeit, fühlt' ich und dachte nur dich!

Die Tanne.

Von Rudolf Baumbach (geb. 1841).

Es ſteht ein Schloß am blauen Meer,
Die Mauern ſind längſt zerfallen,
Die Myrte duftet, der Lorbeer grünt
In den weiten Höfen und Hallen.

Und wo am höchſten ragt der Fels
Hinauf in die blauen Räume,
Erhebt eine Tanne ihr ſtolzes Haupt
Ueber die welſchen Bäume.

Ich ſegne dich, du heimiſcher Baum,
Der im Süden Wurzeln geſchlagen,
Ich ſegne die Hand, die das Samenkorn
Von Norden herabgetragen.

Ich ſegne den Boden, welcher dich nährt,
Die Sonne, welche dir leuchtet,
Ich ſegne den Wind, der dich koſend umſpielt,
Den Regen, der dich befeuchtet.

Da geht ein Wehen durch's Geäſt,
Wie ſüße Heimatlieder,
Die dunkeln Zweige neigen ſich
Als wie zum Gruße nieder.

Ich ſchlinge den Arm um den harzigen Stamm
Und laſſe ein Jauchzen ergellen. —
Die Myrten und Lorbeeren ſpotten leis
Der beiden fremden Geſellen.

Die Palme.

Von E. von Schenk (1788—1841).

Stark iſt als zarte Pflanze ſchon die Palme;
Um ihre jugendliche Kraft zu proben,
Ward einſt ein Marmorſtein auf ſie geſchoben,
Und alle dachten, daß er ſie zermalme.

Allmählich aber trieb der Stamm; es hoben
Sich ſchwellend unter jener Laſt die Halme;
Sie wuchs empor zur königlichen Palme
Und trug den Stein im Blätterturban oben.
Dem Baume gleicht ein gotterfüllt Gemüte,
Das ſchon beſchwert wird in der Jugend Blüte
Mit Weh und zu erliegen ſcheint dem Drucke.

Nur ſtärker wird es durch der Leiden Bürde,
Sein Glaube feſter, höher ſeine Würde;
Zuletzt dient ihm des Kreuzes Laſt zum Schmucke.

Einkehr.

Von Ludwig Uhland (1787—1862).

1811, am 20. November.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein gold'ner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel' leichtbeſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

Fichtenbaum und Palme.

Von H. Heine (1799—1856).

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

An die Roſe.

Von Johann Georg Jacobi (1740—1814).

Roſe, komm! der Frühling ſchwindet;
Veilchen haben dich verkündet,
Maienblumen[1] ſtarben hin.
Oeffne dich beim Luſtgetöne
Dieſer Fluren; komm, o ſchöne
Holde Blumenkönigin!
Als du kamſt im erſten Lenze,
Hingen tauſendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal;
Ufer lockten, Wälder blühten,
Pomeranzenhaine glühten
Weit umher im Sonnenſtrahl.

Libanons umwölkte Gipfel
Hoben ihre Cedernwipfel
Duftend in den Morgenſchein;
Doch auf demutsvollem Throne
Sollteſt du der Schöpfung Krone,
Der Geſchaffnen Wonne ſein.

Und du gingſt mit leiſem Beben
Aus der zarten Knoſp' ins Leben;
Erd' und Himmel neigten ſich,
Und es huldigten die Wieſen;
Nachtigallenchöre prieſen,
Alle Nymphen liebten dich.
Goldne Schmetterlinge ſchlugen
Froh die Flügel; Winde trugen,
Wo die Luft im Jubel war[2],
Deinen Balſam; Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen dich ins Haar.

Die von Frauen-Anmut ſangen,
Malten ſie mit Roſenwangen;
Jede Seele, gut und mild,
Arglos, unſchuldvoll, beſcheiden,
War in ihren höchſten Freuden
Dein getreues Ebenbild.

Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen[3], Scham und Tugend,
Zu den Knoſpen hingebückt,
Hüllten unter deinem Namen
Ihr Geheimnis; Bräute kamen
Nicht umſonſt mit dir geſchmückt.

Da begann der rohe Zecher
Den von dir umblümten Becher
Keuſchen Grazien zu weih'n.
Allen Helden, allen Göttern
Ging das Volk, mit deinen Blättern
Weg' und Tempel zu beſtreun.
Mit verjüngtem Herzen ſchlichen
Greiſe zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbei;
Lehrten ſegnend ihre Söhne:
Daß hienieden alles Schöne,
Selbſt die Roſe ſterblich ſei.

An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdeſt du zur letzten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Sollteſt ihm den Pfad umſchlingen,
Thränen ihm und Küſſe bringen
In die leere Todesnacht[4].

Fromme fingen an zu loben,
Sah'n gen Himmel, ließen droben,
Zwiſchen Palmen ewig grün,
In des Paradieſes Hallen,
Wo die reinen Geiſter wallen,
Dich zum Siegeskranze blühn[5].

Roſe, komm! In ſtiller Feier,
Unter jungfräulichem Schleier,
Warten Lilien auf dich;
Und für deine Schönheit offen
Steht mein Herz in ſüßem Hoffen;
Liebeshauch umſäuſelt mich.
O wie friedlich, o wie lauter
Dieſe Liebe! Wirſt mich, trauter
Als der Morgenſterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die ſo ſtolz der Berge Fichten,
Dich ſo klein und ſchön gemacht;

Daß in deinem holden Weſen
Wir der Seelen Unſchuld leſen,
Uns die Bruſt von Ahnung ſchlägt;
Daß der Geiſt der niedern Blume
Unſern Geiſt zum Heiligtume
Schöner Gottesengel trägt[6]!

---

[1] Die Maiglöckchen. [2] Wo die Winde deinen Balſam hintrugen, war die Luft im Jubel. [3] Die Roſe war im Altertum ſchon Sinnbild der Unſchuld und wurde ſpäter das der Verſchwiegenheit (verſchwiegene Scham). Ueberhaupt gilt die noch nicht ganz entfaltete und deſto ſchönere Roſe als Bild der geheimen, bewußtloſen Schönheit. [4] Sinnbild der Freundſchaft war die Roſe ſchon im Altertum. [5] Als chriſtliches Sinnbild verbindet ſich die Roſe mit Kelch und Kreuz und iſt das Zeichen der Erlöſung und des göttlichen Reichs, d. h. die Roſe bedeutet den ſterbenden Chriſtus. [6] Dieſes Gedicht, ſeinem Inhalte nach eine Ode, bildet den Uebergang aus Jacobi's früherer tändelnder Periode in die ſpätere gehaltvollere.

Frühlingsglocken.

Von Robert Reinick (1805—1825).

Schnee-Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten?
Ei, gar ein luſtig' Ding!
Der Frühling heut' geboren ward,
Ein Kind der allerſchönſten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch ſpielt es ſchon ſo wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all',
Erwacht im Thal!
Was ſoll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern.

Mai-Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten?
Frühling iſt Bräutigam,
Macht Hochzeit mit der Erde heut
Mit großer Pracht und Feſtlichkeit
Wohlauf denn, Nelk' und Tulipan,
Und ſchwenkt die bunte Hochzeitfahn'!
Du Roſ' und Lilie, ſchmückt euch fein,
Brautjungfern ſollt ihr heute ſein!
Ihr Schmetterling'
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen,
Die Vögel muſizieren.

Blau-Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten?
Ach, das iſt gar zu ſchlimm!
Heut' Nacht der Frühling ſcheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abſchiedsgruß;
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauſcht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwiſchen ſingt mit ſüßem Schall
Aus jedem Buſch die Nachtigall,
Und wird ihr Lied
So bald nicht müd'.
Iſt auch der Frühling ſchon ferne;
Sie hatten ihn alle ſo gerne!

Der Blumen Rache.

Von Ferdinand Freiligrath (1810—76).

Auf des Lagers weichem Kiſſen
Ruht die Jungfrau, ſchlafbefangen,
Tiefgeſenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.
Schimmernd auf dem Binſenſtuhle
Steht der Kelch, der reichgeſchmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, friſchgepflückte.
Brütend hat ſich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergoſſen;
Denn der Sommer ſcheucht die Kühle,
Und die Fenſter ſind verſchloſſen.
Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leiſes Flüſtern!
In den Blumen, in den Zweigen
Liſpelt es und rauſcht es lüſtern.
Aus den Blütenkelchen ſchweben
Geiſtergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen ſie und Schilde.
Aus dem Purpurſchoß der Roſe
Hebt ſich eine ſchlanke Frau;
Ihre Locken flattern loſe,
Perlen blitzen d'rin, wie Tau.
Aus dem Helm des Eiſenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Mutes:
Schwert erglänzt und Pickelhaube.
Auf der Haube nickt die Feder
Von dem ſilbergrauen Reiher.
Aus der Lilie ſchwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', iſt ihr Schleier.
Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger ſtolz gezogen;
Licht auf ſeinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds gold'ner Bogen.
Prangend aus der Kaiſerkrone
Schreitet kühn ein Szepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet ſeine Jäger.
Aus den Blättern der Narziſſe
Schwebt ein Knab' mit düſtern Blicken,
Tritt an's Bett, um heiße Küſſe
Auf des Mädchens Mund zu drücken.
Doch um's Lager dreh'n und ſchwingen
Sich die andern wild im Kreiſe;
Dreh'n und ſchwingen ſich und ſingen
Der Entſchlaf'nen dieſe Weiſe:
„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Haſt du grauſam uns geriſſen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, ſterben müſſen!
O, wie ruhten wir ſo ſelig
An der Erde Mutterbrüſten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenſtrahlen heiß uns küßten.
Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unſre ſchwanken Stengel beugend;
Wo wir nachts als Elfen ſpielten,
Unſerm Blätterhaus entſteigend.
Hell umfloß uns Tau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblüh'n; doch eh' wir ſterben,
Mädchen! trifft dich unſre Rache!"
Der Geſang verſtummt; ſie neigen
Sich zu der Entſchlaf'nen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leiſe Flüſtern wieder.
Welch' ein Rauſchen, welch' ein Raunen;
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geiſter es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!
Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kiſſen ſchlummert
Kalt die lieblichſte der Leichen.
Eine welke Blume ſelber,
Noch die Wange ſanft gerötet,
Ruht ſie bei den welken Schweſtern —
Blumenduft hat ſie getötet!

Pilze.

Von Adam Mickiewicz (1798—1855).

Schönwangige Lorche gern
Berühmt in Littau'ns Liedern, ſammeln die jungen Herrn.
Sinnbild der reinen Jungfrau! Dich keine Made nagt,
Und kein Gewürm — o Wunder — je dir zu nahen wagt! —
Auf den Herrenpilz, den ſchlanken, jagen die Mägdelein,
Der — ſingt das Lied — der Oberſt ſoll aller Pilze ſein. —
Den Reitzker ſuchen alle: an Wuchs iſt ſchlichter der,
Nicht ſo berühmt im Liede, doch ſchmackhaft um ſo mehr,
Ob friſch, ob eingeſalzen im Herbſt, im Winter nun. —
Das andre Volk der Pilze, verachtet bei der Wahl,
Ob widrigen Geſchmackes und Schädlichkeit zumal,
Iſt doch nicht ohne Nutzen; es nährt ſo manches Tier,
Dient manchem Wurm zum Neſte, zum Schmuck dem Waldrevier.
Aufragts auf grüner Wieſen Tiſchtuch in langen Reihn,
Wie lauter Trinkgeräte, voll von verſchiednem Wein:
In Rot und Gold die Silberſchalen mit rundem Rand,
Das ſind die Blätterſchwämme, von alters her bekannt
Der Löcherſchwamm, ſo bauchig, wie eines Bechers Grund;
Der Trichter, gleich Champagner-Kelchglaſe, ſchlank und rund;
Der Mooſſchwamm, weiß und rundlich, und breit dabei und platt,
Wie man zu Milchgeräten aus Sachſen Taſſen hat;
Der kugelrunde Boviſt, gefüllt mit grauem Staub,
Wie eine Pfefferbüchſe —. Die andern Pilze — glaub'! —
Die Wolfs- und Haſenſprache benennt ſie allzumal,
Ob auch kein Menſch ſie taufte, noch kennt' all ihre Zahl!
Die Wolfs- und Haſenpilze, gern rührt ſie niemand an;
Wer ſich zu ihnen neigte und merkt den Irrtum dann,
Zerſtampft ſie mit dem Fuße, aus Aerger, oder Spaß —
Wie unklug, zu entſtellen alſo das ſchöne Gras!

(Aus „Herr Thaddäus"; überſ. von Dr. A. Weiß.)

Stämme des Tierreichs. Wir wollen zwei Tiere mit einander vergleichen und wählen Schwein und Wegſchnecke. Es ſpricht ſich gar ſchnell aus, daß die verachtete Wegſchnecke ſo volles Anrecht auf die Bezeichnung als Tier hat, wie das nützliche Schwein, und ſo verſtändigen wir uns auch leicht über die Gründe dazu. Sie bewegen ſich und ſuchen ihre Nahrung. Dieſelbe wird in einen Darmkanal aufgenommen. Die brauchbaren Teile der Nahrung werden verdaut, die unbrauchbaren ausgeſchieden. Beide atmen Luft, das Schwein durch Lungen, wie wir, die Schnecke, indem ſie durch eine auf der rechten Seite in der Halsgegend gelegene Oeffnung Luft in eine lungenähnliche Höhlung aufnimmt. Schwein und Schnecke ſind mit Empfindung begabt; ſie fühlen Stoß und Druck, ſie haben Augen, ſie unterſcheiden, was gut und ſchlecht ſchmeckt. Die Schnecke gebärt zwar nicht lebendige Junge, aber ſie legt Eier, aus denen die Jungen auskriechen. Kurz, die Thätigkeiten und Vorgänge, welche in ihrer Geſamtheit das „Leben" ausmachen, beobachten wir an der Schnecke wie am Schwein.

Die Lebenserſcheinungen der Tiere ſind an beſtimmte Teile, Werkzeuge oder Organe gebunden. Und um über den allgemeinſten oberflächlichen Eindruck, den Schwein und Wegeſchnecke überhaupt gemacht haben, hinauszukommen, müſſen wir jedes für ſich näher ins Auge faſſen.

Auch wenn uns ein kunſtvoll hergerichtetes Knochenſkelet nicht zu Gebote ſteht, ſo viele Erfahrungen haben wir geſammelt, um ſicher zu wiſſen, daß der Körper des Schweins durch das Knochengerüſt Halt und Geſtalt bekommt. Von ihm werden die Weichteile entweder eingeſchloſſen, oder es iſt mit denſelben bekleidet. In der Schädelhöhle befindet ſich das Gehirn; um das Rückenmark, der Fortſetzung des Gehirns, bildet die aus den einzelnen Wirbeln beſtehende Wirbelſäule eine feſte Scheide. Vor der Wirbelſäule liegen die Eingeweide der Bruſt und des Bauches. Als Anhänge der Wirbelſäule treten Vorder- und Hinterbeine auf, und die Glieder dieſer ſtützenden Teile der Bewegungswerkzeuge werden gegen einander bewegt, indem ſich die auf denſelben liegenden und an beſtimmten Stellen damit verwachſenen Muskeln (das Fleiſch) zuſammenziehen. Wir können das am beſten an unſeren eigenen Gliedmaßen kontrollieren. Man ziehe den Unterarm gegen den Oberarm und bemerke, wie der den Unterarm heranbringende, am Oberarm liegende Muskel ſich verkürzt und anſchwillt.

Wir ſehen nun die Wegeſchnecke näher an. Schon von außen bietet ſie einer näheren Vergleichung mit der klaren Geſtalt des Schweines wenige Angriffspunkte. Wir können allenfalls einen Kopf oder Rumpf unterſcheiden, aber bei weitem nicht ſo beſtimmt als am Schwein, und was ihr gänzlich fehlt, ſind die Gliedmaßen. Zieht ſie ſich zuſammen, ſo wird ſie zu einem unförmlichen Klumpen; ſie gleicht dann einem, von einer derben Haut umſchloſſenen Ballen. Sie bewegt ſich, wie man ſehen kann, wenn man ſie an einer Glasſcheibe kriechen läßt, vermittelſt einer länglichen, den Bauch einnehmenden Sohle durch wellenartig verlaufende Zuſammenziehungen und Verlängerungen der die Sohle bildenden Faſern.

Die Schnecke mag, zum Behuf der Unterſuchung von innen, etwa eine halbe Minute in kochendem Waſſer abgebrüht und mit Löſchpapier von dem dabei ausgeſchiedenen Schleime gereinigt worden ſein. Ein ſcharfes Meſſer, eine feine Schere, eine Pincette und einige, mit Zwirn in den geſpaltenen Enden von Holzſtiften befeſtigte Nadeln (am beſten ſtärkere Nähnadeln) ſind das Handwerkszeug, welches bei dieſer Zergliederung zu Gebote ſtehen muß. Es macht gar keine beſondere Schwierigkeit, vom Rücken her die Hautbedeckung der Schnecke anzuſchneiden und von da an ſowohl nach vorn als nach hinten die Haut ſo zu trennen, daß man dieſelbe nach rechts und links umlegen und das ganze Tier ſo auf einer Korkſcheibe mit Stecknadeln befeſtigen kann. Wir wollen uns damit vor allen Dingen überzeugen, daß die Schnecke kein inneres Knochenſkelett beſitzt, keine Wirbelſäule. Nur bei einigen unſerer Wegeſchnecken findet ſich in dem ſchildförmigen Hautteile hinter dem Kopf eine dünne Kalkplatte. Dieſelbe dem Knochengerüſt des Schweines gleichzuſtellen, kann uns jedoch nicht beifallen.

Wir können uns noch von einer höchſt wichtigen Eigenſchaft der Schnecke überzeugen, am bequemſten, wenn ein Gehülfe den Kork mit dem angeſpeilten Tiere am Boden eines flacheren Gefäßes unter Waſſer hält. Hebt man den Eingeweideballen in die Höhe, ſo kommen zarte Fäden und Stränge zum Vorſchein, welche aus der glatten inneren Fläche der Sohle heraustreten und nach dem Kopfe zu jederſeits ſich zu einem breiteren Bande vereinigen. Dieſe Bänder entſpringen, wie man ſieht, wenn man die Eingeweidemaſſe mehr und mehr hebt, aus einem Ringe, der um den vordern Teil des Darmkanals, den Schlund, gelegt iſt. Der Schlundring und die Bänder und Fäden ſind das Nervenſyſtem der Schnecke. Sie vertreten die Stelle von Gehirn und Rückenmark des Schweines, ſind aber, wie wir uns überzeugt haben, in Form und Lage durchaus davon verſchieden.

Unſere Vergleichung der beiden Tiere hat uns belehrt, daß das Schwein eine Wirbelſäule beſitzt und, eingeſchloſſen von dieſer und der Schädelhöhle, ein Rückenmark und Gehirn. Dieſe Hauptteile liegen über dem Darmkanal.

Dagegen hat die Wegeſchnecke kein Knochenſkelet, ſie iſt nur undeutlich in Kopf und Rumpf gegliedert, hat keine den Beinen vergleichbaren Gliedmaßen. Die Hauptteile ihres Nervenſyſtems ſind der Schlundring und die an der Bauchſeite verlaufenden Nervenſtränge. Hautbedeckungen hüllen gleichſam wie ein Sack oder Mantel die inneren Teile ein.

Die Abweichungen im Bau der beiden Tiere ſind viel größer als die Uebereinſtimmungen, und ſie ſind deshalb auch verſchieden benannt. Das Schwein iſt ein Knochentier oder Wirbeltier. Die Wegeſchnecke iſt ein Weichtier.

Ein Spaziergang über Wieſe und Feld hat uns mit Heuſchrecken verſehen. Mag es nun das große grüne Heupferd mit den langen Fühlhörnern ſein, oder der rot- und blauflügelige Wieſengrashüpfer mit den kürzeren Fühlhörnern; das iſt für unſer nächſtes Ziel einerlei. Wir wollen unterſuchen, ob die Heuſchrecke mehr dem Schwein oder mehr der Wegeſchnecke gleicht, oder ob ſie etwa auch einen ganz eigen gearteten Bau aufweiſt.

Wenn wir unſer Tier dadurch töten, daß wir den Kopf vom Rumpf trennen, dann den Hinterleib von den, die Beine und Flügel tragenden Abſchnitten reißen oder ſchneiden, ein Beinglied vom andern: überall finden wir die weichen Körperteile umſchloſſen von den verhärteten ringförmigen oder röhrenförmigen Teilen der Hautbedeckungen. Wir beobachten alſo zweierlei, die Erhärtung der die Weichteile umgebenden Hautbedeckungen und die Gliederung eben dieſer Hautbedeckungen.

Wie weit ſich dieſe äußere Gliederung erſtreckt, ſoll an einem zweiten, unverſehrten Exemplar der Heuſchrecke unterſucht werden. Ueber den Kopf ſind wir nicht im Zweifel. Es iſt eben der ſcharf abgeſetzte erſte Abſchnitt, der Augen und Fühlhörner trägt, und an welchem ſich die von den Kauwerkzeugen umſtellte Mundöffnung befindet. Die Fühlhörner ſind aber nicht einfache hohle Borſten, ſondern beſtehen aus zahlreichen kleineren Abſchnitten; und legen wir mit Nadel und Pincette die Mundwerkzeuge etwas auseinander, ſo ſehen wir auch hier die meiſten der Teile aus Röhrchen und Ringen zuſammengeſetzt. Die Bewegung des Kopfes gegen den Rumpf, diejenige der Fühlhörner, der Mundglieder gegen einander iſt dadurch ermöglicht, daß die Verbindungshaut zwiſchen je zwei Ringen dünn und biegſam geblieben iſt. Das wiederholt ſich an allen übrigen beweglichen Abſchnitten des Körpers, und es mag einſtweilen genügen, einen Blick auf die Schienen und die aus ihnen beſtehenden Ringe und Abſchnitte des mittleren Rumpfteiles, der die Beine und Flügel trägt, zu werfen, ſo wie auf den Hinterleib. Die feine Gliederung der Beine iſt uns ſchon früher aufgefallen.

Es bedarf nicht eines Eingehens auf den innern Bau der Heuſchrecke, um ſchon jetzt zu behaupten, daß ſie gründlich ſowohl vom Schwein als von der Wegeſchnecke abweicht. Sie kann kein Wirbeltier ſein, da ſie kein inneres, ſondern ein äußeres, ein Hautſkelet hat. Noch viel weniger könnte man auf den Gedanken kommen, ſie mit der Wegeſchnecke zuſammenzuſpannen und ſie für ein Weichtier zu erklären. Wir finden ihre Eigentümlichkeit in der Ringelung oder Gliederung, welche ſich in höchſt auffallender Weiſe in den Hauptabſchnitten des Körpers und deren Unterabteilungen wiederholt.

Wir nennen daher, im Gegenſatz zu dem Wirbeltier und Weichtier, die Heuſchrecke ein Gliedertier und werden im ſtande ſein, im raſchen Ueberblick über unſere Umgebung, auch ohne nähere Unterſuchung zahlreiche andere Gliedertiere der Heuſchrecke anzureihen.

Nach langer Trockenheit hat es einen erfriſchenden Nachtregen gegeben. Wir ſind in aller Frühe in den Garten gegangen und treffen noch einige Regenwürmer an. Sie wurden auch von dem lang entbehrten Naß gelockt, aus der Tiefe, in die ſie ſich geflüchtet, an die Oberfläche heraufzukommen, zu dem Zwecke, Strohhalme, Wurzeln, kurz Pflanzenteile in ihre Gänge zu ziehen, wo ſie in Vermoderung übergehen und den Inwohnern zur Nahrung dienen. Einzelne haben ihre Gänge verlaſſen, wohl im Vertrauen auf das Glück, einen beſſeren Weidegrund in der Nähe ſchneller zu finden. Kurz, ein recht großer giebt uns Veranlaſſung, ihn auf einem etwas mit feuchter Erde bedeckten Teller genauer zu betrachten. Unſere Aufgabe iſt natürlich, ihn hinſichtlich ſeiner Verwandtſchaft mit unſeren drei Bekannten, dem Schwein, der Schnecke, dem Heupferd, abzuſchätzen.

Er zeigt offenbar noch die meiſte Uebereinſtimmung mit dem Heupferde. Eine Wirbelſäule oder ſonſt etwas, mit einem Knochenſkelet Vergleichbares erwartet gewiß niemand in ihm. Vor einer ſolchen Annahme ſchützt ihn ſchon die Fähigkeit, ſich zu verkürzen, zu verlängern, nach allen Richtungen ſich zu krümmen. So würde er ſich in Skeletloſigkeit der Schnecke anreihen, wenn die letztere nicht einen gänzlich ungegliederten Körper uns gezeigt hätte, während der Regenwurm aus zahlreichen Ringeln zuſammengeſetzt iſt. Auch bewegt ſich die Schnecke mittelſt einer eigentümlichen, auf die Bauchſeite beſchränkten Sohle. Der Regenwurm kann aber alle Stellen ſeiner Hautbedeckung zum Behufe der Fortbewegung ſtrecken und zuſammenziehen.

Wir werden alſo in der auffallenden Ringelung des Körpers ein beſonderes Kennzeichen des Regenwurmes erblicken und darin auch einen Anknüpfungspunkt an die Heuſchrecke finden. Der Regenwurm hat aber weder ein Hautſkelet noch ſolche Anhänge der Körperringe, welche als Beine der Heuſchrecke eigentümlich ſind. Und ſo hat ihm die Sprache eben als Wurm ſeine beſondere Stelle angewieſen. Es iſt uns leichter geworden zu ſagen, was er nicht iſt, als was er iſt. Um ihn von der Schnecke noch weiter zu unterſcheiden, wollen wir noch auf das Ebenmaß ſeiner Geſtalt aufmerkſam machen, welche er mit dem Schwein und der Heuſchrecke teilt. Der unebenmäßige Bau der Schnecke ſpricht ſich unter anderem darin aus, daß das Luftloch entſchieden rechts liegt und ihm kein zweites auf der anderen Seite entſpricht.

Ueberblicken wir, was wir an den vier Tieren gelernt haben, und knüpfen wir daran noch einige ſich unmittelbar anſchließende Betrachtungen, ſo hat ſich erſtens an allen eine gewiſſe Summe von innig mit einander verbundenen Teilen oder Organen gezeigt. Alle beſitzen Nerven und Sinneswerkzeuge; denn auch der Regenwurm wird durch die in ſeiner Hautoberfläche ſich verbreitenden Taſtnerven von Berührungen unterrichtet und fühlt mit einer Art von Lippe die Bodenbeſchaffenheit. Sie haben Bewegungswerkzeuge, alle wenigſtens zuſammenziehbare, aus einzelnen Faſern beſtehende fleiſchige Muskeln. Wenn wir das Fleiſch des Schweines gekocht haben, laſſen ſich die Muskelfaſern, die eigentlichen Bewegungsorgane, leicht von einander trennen. Aber durch dieſelbe Handlung, und wenn wir dann einige Nadeln zum Zerfaſern zur Hand nehmen, überzeugen wir uns von dem Vorhandenſein der Muskeln auch bei den anderen drei Tieren.

Sie haben alle einen ſchlauchförmigen Kanal zur Aufnahme der Nahrung, in welchem die Verdauung vor ſich geht. Wer einmal ein Schlachtfeſt mitgemacht hat und den Verrichtungen des Metzgers gefolgt iſt, wird ſich gemerkt haben, wie der Schlund in den Magen übergeht und an dieſen die Abteilungen des eigentlichen Darmes, verſchieden an Weite und Länge, ſich anſchließen. Was nun die Verdauung aus dem Speiſebrei gewinnt, iſt ein Saft, der dem ſchon vorhandenen Blute ſich beimiſcht. Das Blut aber, in den Adern enthalten, wird durch die Thätigkeit des Herzens allen Teilen und Teilchen des Körpers zugetrieben. Indem die Wandungen der feinſten Aederchen die Blutflüſſigkeit durchſchwitzen laſſen, iſt der Körper gewiſſermaßen wie ein Schwamm vom Blut, der wahren Ernährungsflüſſigkeit, durchtränkt, und aller Orten eignen ſich daraus die verſchiedenen Organe neuen Stoff an und wachſen.

Das Blut nimmt aber auch auf ſeiner Reiſe durch den Körper allerhand unbrauchbar gewordene Teilchen auf; es kehrt verändert zum Herzen zurück. Ehe es von neuem den großen Kreislauf nach den Außenteilen des Körpers beginnt, wird es im kleinen Kreislauf durch die Lungen, das Atmungswerkzeug, geſchafft. Wir können nur ſagen, daß es ſich hier erneuert, die Lebensluft, den Sauerſtoff, aufnimmt und den angehäuften Kohlenſtoff zu Kohlenſäure verbrennt. Die Lunge wird dadurch zu einem Reinigungs- und Ausſcheide-Organ, wie auch die Niere ſolche verbrauchte, dem Tierkörper nicht mehr nützliche Stoffe ausſcheidet.

Alle dieſe Teile des Schweines, vom Darmkanal an bis zur Niere, und noch andere, welche beim Vorgang der Verdauung beteiligt ſind, bilden zuſammen das Ernährungsſyſtem. Wegeſchnecke, Heupferd und Regenwurm ernähren ſich nicht anders. Sie alle haben ähnliche Teile, welche aus der Nahrung Blut bereiten; auch iſt bei allen für die Atmung geſorgt.

Dieſe in einander greifenden, ſich zu einem Ganzen geſtaltenden Teile bilden den tieriſchen Organismus. Wir müſſen erwarten, bei allen den Tauſenden und aber Tauſenden von Tierarten, welche uns umgeben und die entfernten Länder und Meere bevölkern, gleiches und ähnliches zu finden. Wir haben alſo einige Anhaltspunkte, um die tieriſche Organiſation zu beurteilen.

Die Uebereinſtimmung der vier Tiere, welche wir ohne vieles Beſinnen aus unſerer Umgebung gleichſam als Proben herausnehmen, hat ſich weſentlich auf die allgemeinen Eigenſchaften und Kennzeichen des Lebens bezogen. Die Steine ernähren ſich nicht und wachſen nicht; Pflanzen und Tiere nehmen dagegen Stoffe in ihren Körper auf, welche ſie zu ihrer Ernährung umzuwandeln im ſtande ſind Das Tier hat vor der Pflanze voraus, daß es ſeine Nahrung aufſucht, äußere Eindrücke vermittelſt ſeiner Sinneswerkzeuge und Nerven aufnehmen kann, daß es empfindet, fühlt, einen Willen hat. Der Stein bleibt, wie er iſt, wenn er nicht durch äußere Gewalt zerrieben wird oder an der Luft verwittert, das iſt chemiſch angegriffen wird. Jede Pflanze, jedes Tier macht dagegen einen Stufengang von Entwickelungszuſtänden durch, wie uns ein Saatkorn zeigt, das wir mit unſerer Aufmerkſamkeit begleiten, ein Schmetterlingsei, das wir durch den Raupen- und Puppenzuſtand zum geflügelten Falter ſich aufſchwingen ſehen.

Indem wir aber die Körperteile, Werkzeuge oder Organe unſerer Muſtertiere, wodurch jene Lebensverrichtungen ausgeführt werden, mit einander verglichen, bemerkten wir die größten Verſchiedenheiten. Wir nannten deshalb, indem wir die Unterſchiede, welche uns am wichtigſten zu ſein ſchienen, hervorhoben,

das Schwein ein Wirbeltier, das Heupferd ein Gliedertier,
die Wegeſchnecke ein Weichtier, den Regenwurm einen Wurm.

Wir wollen dieſe große Gruppen oder Abteilungen die Stämme des Tierreichs nennen.

Durch die Unterſtützung des Königs Philipp II. von Macedonien und noch mehr ſeines Sohnes Alexanders des Großen hatte der griechiſche Weltweiſe Ariſtoteles (384—322 v. Chr.) Gelegenheit, zahlreiche Tiere nach Geſtalt, Körperbau, Nahrung und Lebensweiſe kennen zu lernen. Die Ergebniſſe ſeiner perſönlichen Forſchungen in der Tierwelt, wie in den Schriften anderer hat er in der „Geſchichte der Tierwelt“ niedergelegt, von welcher wir 10 Bücher beſitzen, deren 7., 9, und 10. aber für unecht gehalten wird.

Der folgende Abſchnitt iſt dem 1. Buch entnommen:

Unterſchiede zwiſchen den Tieren beruhen auch auf ihrer Lebensweiſe, ihren Verrichtungen, ihren Gewohnheiten und ihren Teilen; wir wollen darüber jetzt nur im Umriſſe ſprechen. Was die Unterſchiede nach Lebensweiſe, Gewohnheiten und Verrichtungen betrifft, ſo ſind die Tiere entweder Waſſer- oder Landtiere, und zwar Waſſertiere auf doppelte Weiſe, indem ſie entweder Leben und Nahrung in dem Naſſen finden und dieſes in ſich aufnehmen und von ſich geben, ſo daß ſie, wenn ſie deſſen beraubt werden, nicht leben können, was bei vielen Fiſchen der Fall iſt; oder ſie haben zwar ihre Nahrung und ihren Aufenthalt im Waſſer, nehmen aber doch nicht das Waſſer, ſondern die Luft in ſich auf und leben außerhalb des Waſſers. Von den letzteren haben viele auch Füſſe, wie die Fiſchotter, der Biber, das Krokodil; oder Flügel, wie die Möve und der Taucher; oder ſind fußlos, wie die Waſſerſchlange. Einige finden zwar ihre Nahrung in dem Waſſer und können außerhalb desſelben nicht leben, nehmen aber doch weder die Luft noch das Waſſer in ſich auf, wie die Meerneſſel und die Muſcheln. Die Waſſertiere leben teils im Meere, teils in Flüſſen, teils in Seen und teils in Sümpfen, wie der Froſch und die Kaulquappe. Die Landtiere ſind entweder ſolche, welche die Luft in ſich aufnehmen und von ſich geben, was man ein- und ausatmen nennt, wie der Menſch und alle Landtiere, welche eine Lunge haben, oder ſolche, welche zwar die Luft nicht in ſich aufnehmen, aber doch auf dem Lande leben und Nahrung finden. Kerbtiere aber nenne ich diejenigen Tiere, welche Kerben an dem Körper haben, und zwar entweder nur an den oberen Teilen oder an dieſen und an den unteren Teilen. Von den Landtieren ziehen viele, wie geſagt, ihre Nahrung aus dem Naſſen, von den Waſſertieren aber, welche das Meerwaſſer in ſich aufnehmen, keines die ſeinige von dem Lande. Einige Tiere leben zuerſt im Naſſen, ſodann verwandeln ſie ſich in eine andere Geſtalt und leben außerhalb desſelben. Ferner ſind die Tiere feſtſitzende oder wandelnde; die feſtſitzenden befinden ſich in dem Naſſen, von den Landtieren iſt keines feſtſitzend. Im Naſſen leben viele, weil ſie darin angewachſen ſind, wie viele Arten von Muſcheln. Auch der Schwamm ſcheint einige Empfindung zu haben. Andere Tiere ſind angewachſen, löſen ſich aber auch ab; dahin gehört eine Art der ſogenannten Meerneſſeln; denn einige derſelben löſen ſich des Nachts ab und gehen der Nahrung nach; viele dagegen ſind los, bewegen ſich aber nicht, wie die Muſcheln und die ſogenannten Holothurien; andere ſchwimmen, wie die Fiſche, die Weichtiere und die weichſchaligen Tiere, wozu die Heuſchreckenkrebſe gehören, und andere gehen, wie das Geſchlecht der Krabben; denn dieſe ſind zwar Waſſertiere, haben aber das Vermögen zu gehen. Die Landtiere ſind entweder geflügelt, wie der Vogel und die Biene, beide jedoch auf verſchiedene Weiſe, oder mit Füßen verſehen; die mit Füßen Verſehenen gehen entweder, oder wälzen ſich fort. Ein Tier, welches nur fliegt, ſo wie der Fiſch nur ſchwimmt, giebt es nicht; denn ſelbſt die Hautflügler gehen, und die Fledermaus hat Füße, ſowie auch der Robbe, aber verkümmerte. Auch von den Vögeln ſind einige ſchlecht mit Füßen verſehen und heißen deshalb Ohnefüße, dagegen iſt dieſe Vogelart gut beflügelt; auch alle ihr ähnlichen Vögel ſind gut beflügelt, haben aber ſchlechte Füße, wie die Dorfſchwalbe und die Uferſchwalbe; denn alle dieſe Vögel haben eine ähnliche Lebensweiſe und ein ähnliches Gefieder und kommen einander im Ausſehen nahe. Der Ohnefuß erſcheint zu jeder Jahreszeit, die Uferſchwalbe aber im Sommer, wann es geregnet hat. Unter den Tieren können übrigens viele ſowohl gehen als auch ſchwimmen. Eben ſolche Unterſchiede finden in Hinſicht auf Lebensweiſe und Verrichtungen ſtatt; denn die Tiere, ſowohl gehende als fliegende und ſchwimmende, leben teils geſellig, teils einſam, teils auf beiderlei Weiſe, und von den geſelligen und einſamen bilden einige eine Gemeinde und andere ſind zerſtreut.

(Ariſtoteles, „Tierkunde“, überſ. von Ph. H. Külb.)

Das Pferd. Edel iſt das Pferd; wie aus Erz gegoſſen, ſo feſt ſteht es da und dennoch ſchlank wie ein Reh und ſo friedlich. Sicher iſt ſein Gang, ſtolz trägt es ſein Haupt mit ſchön gewölbter Stirn und Naſe: das runde, rege Auge mit dem ſchwarzen Glanz erſpäht den Feind; mit grünem Schein erleuchtet es den dunklen Pfad. Es ſpielt mit dem ſpitzen Ohr, erfaßt den verlorenen Laut, ſtutzt und warnt ſeinen Reiter. Zur Seite des ſchlanken, glatten Nackens fällt die ſeidenſchimmernde Mähne. Seine Bruſt, voll und weich wie die des Schwans, ſtellt ſich keck der Gefahr entgegen, und der glatte Leib ruht ſicher auf feſten Lenden, auf nervigen Füßen. Die eiſenfeſten Hufe ſtampfen ungeduldig den Boden; der volle, glänzend ſchwarze Schweif fließt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferſe nieder.

Mit dem Krieger zieht das Pferd gegen den Feind, es beißt ſchäumend in die Zügel, ſchüttelt die Mähne, ſcharrt den Boden, ſchnaubend und wiehernd vor Kampfluſt. Da ſchmettern die Trompeten; es erwartet nicht des Reiters Sporn, ſprengt entgegen den blitzenden Lanzenreihen. Es iſt eins mit ſeinem Führer; ein Wille beherrſcht beide, ein Held ſind Roß und Reiter zuſammen. Das Roß iſt des Reiters Schild, es iſt ſein Pfeil, mit dem zugleich er in die Reihen der Feinde trifft. Des Roſſes Mähne flattert, eine ſchwarze Todesfahne, dem blinkenden Schwert der Reiters voran. Es ſteht vor der Lanze, aber es zittert nicht, bleibt beſonnen, unerſchrocken und feſt wie ein Fels mitten im Rauch und im Donner des Geſchützes. Nicht das Getümmel, nicht das Sauſen der Kugeln, nicht der Wunden und Sterbenden Klagen heißen es wanken. Iſt ſein Führer gefallen, ſo ſtellt es ſich in die Reihen der Genoſſen. Es ſtürzt allein in das Gewitter der Schlacht. Und bluten ihm ſelber tiefe Wunden, nimmer vernimmt man von ihm einen Klageton, nimmer ein Zeichen des Schmerzes; nur Freude, nur Kampfluſt wecken ſeine Stimme.

Ernſt und langſam ſchreitet das Pferd hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug, einher. Die Roſſe Achills weinten ob dem Gefallenen, Cids treue Babieça folgte mit geſenktem Haupte ihrem Herrn zum Grabe. Aber es gewinnt Mut, es erwacht ſein Stolz, wenn es unter dem Schalle der Trompeten den Triumphwagen zieht. Mit goldenem Gebiß, mit funkelndem Zügel, mit Purpurdecken geſchmückt, ſchreitet der Andaluſier feierlich einher, trägt hoch ſein Haupt, zeigt hell den Blick; denn auch ihm gehört der Lorbeer, und er weiß, daß er mit dem Herrn der Erde ein Bündnis geſchloſſen hat.

Es iſt dem Menſchen zugegeben, ihm geboren, gelehrig und folgſam, durch ihn gehoben. Und wo es, ſeiner Leitung entzogen, frei umherſtreift, in den Steppen der Tatarei und Sibiriens, in den Llanos Amerikas, da iſt es ein kleiner, ſtruppiger Sohn der Wildnis geworden und jagt ſcheu mit ſeinen Gefährten als brauſender, verheerender Strom über die Ebene hin.

Armes Tier, grauſame Qualen ſind der Lohn, welcher deiner im Alter wartet. Undankbarer als gegen einen Beliſar verfährt gegen manches Heldenroß der Menſch. Der Sporn hat mit Narben die Seiten des Pferdes bedeckt; ſeine Schenkel ſind angelaufen, die Feſſeln ſteif von angeſtrengter Arbeit, die Hufe durch die Nägel zerriſſen, durch die Zügel, mit denen eine harte Hand es leitete, der Mund erſchlafft. Zum elenden Gerippe hat das Alter es abgezehrt; das Feuer ſeiner Augen iſt erloſchen, lebensmüde ſenkt es ſein Haupt. Und dennoch wird ihm keine Ruhe vergönnt; nicht die freundlichen Winke des Reiters leiten es mehr, eine rohe Hand feſſelt es an den ſchweren Karren und führt die Peitſche mit grauſamer Uebung. Kaum vermag es noch im düſteren, von Spinnegeweben ausgekleideten Stall aus moderiger Krippe ſein hartes Futter zu zermalmen. Nur ein ſchmachvoller Tod erlöſt es von ſeinen Leiden.

(R. Meyer, Charakteriſtiſche Tierzeichnungen.)

[Pferd in Arabien.] Ueber die edlen Pferde Arabiens iſt ſchon viel geſchrieben, noch mehr phantaſiert worden. Ein Reichtum an Pferden in dieſem Lande exiſtiert einfach nicht. Im ganzen Negd iſt nicht bloß der vornehmſte, ſondern geradezu der ausſchließliche Pferdebeſitzer Ibn Raſchid mit ſeiner Familie, und wenn es hoch kommt, ſo hat er 500 Stück; in der Reſidenz hält er kaum mehr als 30, und für dieſe wird in den Gärten des Emir mit großer Mühe Gerſte gepflanzt und in mäßigen Gaben dem aus der Wüſte gebrachten Futter beigemengt. Die Fütterung dieſer Pferde mit Gerſte ſieht ein ächter Beduine, der doch ſelbſt noch nie Korn, Mehl oder Brot für ſeine Perſon bekommen hat, mit denſelben Augen an, wie ein Europäer, wenn in einer Menagerie den wilden Tieren Lachs und Zuckerbrot gereicht würde. Ich muß geſtehen, die 30 Pferde, die ich dort geſehen, haben mir ſamt und ſonders einen kläglichen Eindruck gemacht. Das ſchönſte Stück war noch ein ſchwarzer Hengſt, der indes gar nicht aus dem Negd, ſondern aus dem Irak ſtammte. Auch ſoll Abbas Paſcha von Egypten vor nahezu drei Jahrzehnten, was er an edlen und ſchönen Pferden durch ſeine Agenten erreichen konnte, um teilweiſe fabelhafte Summen dem Lande entzogen haben. — Außer jenen 30 Leibpferden ſtehen alle übrigen jahraus, jahrein 5—10 Tage weit im Norden, d. h. in den beſten Weidegründen der Wüſte, haben alſo im Grunde daſſelbe Futter wie Kameele und Schafe. Selbſt dieſe elenden Pferde bilden immerhin noch einen ſo wertvollen Beſitz, daß ſchon bei den ſchwächſten Anzeichen eines an den Grenzen des Reiches ſignaliſierten Kriegs- oder Raubzuges augenblicks die Pferde um ein paar Tagereiſen näher an die Stadt herangezogen werden. Der eigentliche Wert und Zweck dieſer Pferde neben dem Delul [Reitkameel] beſteht nicht etwa in ſtärkerer Ausdauer, ſondern nur in der augenblicklich größeren Kraftentfaltung, leichteren Lenkbarkeit und darum günſtigeren Verwendung bei Verfolgung des Feindes. Auf einem Raubzug werden die Pferde, um ihre ſchwachen Kräfte zu ſchonen, loſe neben den Kameelen, die für ſie noch einen Waſſervorrat tragen müſſen, mitgeführt und erſt im Momente des Angriffs oder gar erſt nach ſiegreichem Kampf behufs der Verfolgung beſtiegen.

Prof. Julius Euting.

Kameel [in Arabien]. Unter den Tieren Arabiens nimmt das Kameel die erſte Stelle ein, und zwar kommt die einhöckerige Species, camelus dromedarius, vor. Ich will hier nur bemerken, daß der Beduine für gewöhnlich nur einen Unterſchied macht zwiſchen Gemel, d. h. dem zum Laſttragen gebrauchten Tier, und zwiſchen dem edleren Delul, d. i. dem ſchnellaufenden Reittier. Von einem feinen Delul wird verlangt: ſchlanke Bauart, demzufolge Leichtfüßigkeit, harter Fetthöcker, eine gewiſſe Dreſſur (d. h. die Gewöhnung, ſelbſt während raſcher Gangart ſich das Futter rechts und links vom Weg zu erſpähen und ohne Aufenthalt zu erhaſchen), ſowie die Fähigkeit, ſelbſt in der heißeſten Jahreszeit bis zu 5 Tagen den Durſt ertragen zu können. Mein Delul hatte eine Schrittweite von 1,95 Meter und legte alſo bei 5500 Doppelſchritten in der Stunde etwas über 5 Kilometer, bei 15—18 Stunden Reitzeit etwa 80 Kilometer im Tag zurück. Bei dieſer Gangart muß ein gutes Delul noch nebenher freſſen können. Zu den Hauptkünſten eines Reiters gehört es, ein Reittier bis zu 7500 Schritten in der Stunde zu bringen, ohne in Trab zu verfallen. Nur ſolche Tiere, welche bei kräftigem, aber hartem Wüſtenfutter aufgewachſen ſind, halten eine ſo bemeſſene Gangart Tage oder gar Wochen lang aus. Nach einem Razu (Raubzug) von 4 Wochen, der in den erſten 7—10 Tagen bei 20—22 Stunden täglich die Delul aufs äußerſte anſpannt, ſind die Rückkömmlinge für das ganze übrige Jahr zu allen weiteren Gewaltritten unfähig und müſſen, um ſich zu erholen, unbehelligt bis zum nächſten Grünfutter in der Wüſte freſſen dürfen. Von den feiſten Fetthöckern der Kameele im Irak ſpricht der Beduine des Negd verächtlich; ſie ſind eben ſo raſch angemäſtet als bei der geringſten Anſtrengung hinfällig und wertlos. — Die Menge der im mittleren und nördlichen Arabien ſich nährenden Kameele zu ſchätzen, iſt ſehr ſchwierig. Auf Grund der verſchiedenſten Einzelauskünfte bin ich geneigt, eine Zahl von mindeſtens 600.000 dieſer Tiere anzunehmen. Davon mögen dem Emir und ſeiner Familie etwa 120.000 Stück eigentümlich gehören, über die ein eigener verantwortlicher Oberhirte geſetzt iſt.

Die Reitverſuche eines Neulings auf dem Delul bilden ſtets eine recht martervolle Lehrzeit. Wo man überhaupt einmal genötigt iſt, ſich des Kameels zu bedienen, da kommt man auch unter zwölf Stunden nicht wieder leicht herunter. Doch iſt die Meinung von der ſich erzeugenden Seekrankheit eine reine Fabel; ich bin gewiß nichts weniger als ein Seeheld, wurde indes auch nicht einen Augenblick an die Opfer für den Poſeidon erinnert; die Schmerzen ſind vielmehr rein mechaniſch bereitete. Da die Gangart des Tieres, im Gegenſatz zum Pferde, nicht in einem Stoß von unten nach oben, vielmehr in einem tauchenden Vor- und Rückwärsſchieben ſich äußert, auch bei der eigentümlichen Sitzſtellung des Reiters, nicht die Innenſeite der Schenkel, ſondern der rückwärts oberſte Teil des Sitzfleiſches in Anſpruch genommen wird, ſo geht die Abhoblung der zarten Oberhaut und nach drei Wochen ſchließliche Verſchwielung nicht ohne die peinlichſten Qualen vorüber. Wenn ich ſpäter, nachdem ich ſelbſt ein fermer Delul-Reiter geworden, der im Lauf vom Kameel hinunter und wieder hinaufzuſpringen verſtand, und nach 18-, ſelbſt 20-ſtündigem Ritt noch keine ſonderliche Ermüdung verſpürte — wenn ich da einen Anfänger zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte ich mich bei dem Anblicke der abenteuerlichſten Stellungen, dem Wechſel zwiſchen Reiten, Hocken, Knieen, Liegen, des Mitleids und zugleich Lachens nicht erwehren. Ein junger Egypter, mit dem ich in 4 Tagen von Koſer nach Keneh an den oberen Nil reiſte, hatte ſich in der Erinnerung an früher ausgeſtandene Schmerzen in einem weibiſchen Reitbett, Schibrijjeh genannt, das Leben leichter gemacht. Geradezu komiſch aber mußte es den Kenner der Verhältniſſe berühren, wenn er während des letzten engliſchen Feldzugs gegen Khartum in einem für europäiſche Zeitungen beſtimmten Bericht folgende ſchöne Redewendung entdeckte: „Unſere Truppen ſind in vorzüglicher Stimmung, ja bei der Kameelſchwadron ſteigen ſogar manche von ihren Reittieren ab und gehen zu Fuß daneben her!“ Die Gründe für ſolch' freiwillige Gehluſt dieſer Fußreiter können Sie jetzt aus dem oben angedeuteten ſelbſt ermeſſen.

Prof. Julius Euting.

[Geſchichte einer grünen Eidechſe im Terrarium.] Ueber ihre Jugendzeit kann ich nichts mitteilen. Im Süden hat ſie das Licht der Welt erblickt und wurde mir aus dem Oberwallis im Frühjahr 1880 mit einer Anzahl Schickſalsgefährtinnen zugeſandt, vor denen ſie ſich durch Schönheit und beſonders leidenſchaftliches Weſen auszeichnete. Sie war alſo damals in der Blüte ihrer Jahre. In ziemlich ermattetem Zuſtande wurden die neuen Ankömmlinge ins Terrarium verſetzt, hatten ſich jedoch in wenigen Tagen vollſtändig erholt. Sie hielten ſich aber ſtets verſteckt. Nur hie und da hörte man ein Rauſchen im dichten Pflanzenwuchs, und wenn die Sonne einmal recht warm ſchien, ſah man hie und da ein neugieriges Köpfchen aus dem durch Tradescantia [amerikaniſche, in Europa eingeführte Schlingpflanze] gebildeten Vorhang an der Mauer herausſchauen. Auch ergriff wohl hie und da eine einen Regenwurm, den man ihm aus der Ferne zuwarf. Sonſt aber waren die Tiere ſehr ſcheu und flüchteten bei der kleinſten Störung in ihre Schlupfwinkel.

An einem ſchönen Nachmittage aber traf ich meine Eidechſe ſich ſonnend am Boden. Sie floh zwar ſchleunigſt, als ſie mich erblickte, doch ich verfolgte ſie, von dem Wunſche beſeelt, ſie nun, da ſie ſo friſch und lebhaft war, in der Nähe zu betrachten, und vermochte ſie nun in eine Ecke zu treiben, wo ſie, nachdem ſie einige Male vergeblich verſucht hatte, die glatte, ſenkrechte Wand hinaufzuſpringen, endlich einſah, daß ſie diesmal nicht entkommen konnte. Wer nun aber geglaubt hätte, ſie werde ſich einfach ergeben, täuſchte ſich ſehr. Nein, ſie ſtellte ſich in feindliche Gegenwehr und wollte tapfer den ungleichen Kampf aufnehmen. Noch jetzt ſehe ich das ſchöne Tier vor mir, wie es, an der Wand halb aufgerichtet, den Kopf mit halbgeöffnetem Rachen nach mir gerichtet, mich mit vor Wut zornfunkelnden Augen anſah. Und als ich meine Hand näherte, um ſie zu ergreifen, ſchnellte ſie in kräftigem Sprunge danach und biß ſich in einen Finger feſt, indem ſie nun die Augen zudrückte und krampfhaft feſter und feſter biß, mit einer Kraft, die man ihr nie zugetraut hätte. Dennoch ließ ich ſie gewähren, ohne die Hand zu bewegen; und als ihre blinde Wut endlich nachgelaſſen und ſie meinen Finger freiwillig losließ, ſteckte ich ihr ſchnell einen Mehlwurm, für ſie einen großen Leckerbiſſen, in das immer noch zornig, zu neuem Biſſe geöffnete Maul. Wütend biß ſie zu und — konnte der Lockung nicht widerſtehen, ſondern verſchluckte den guten Biſſen und verſchwand dann im Gebüſch. Andern Tages war ſie ſchon nicht mehr ſo ungeberdig, und ich konnte ihr wieder einige Mehlwürmer beibringen.

So war ihr Trotz bald gebrochen, ſie faßte Zutrauen, fraß mir bald aus den Fingern die dargereichten Biſſen und kroch ſogar auf die dargebotene Hand; — kurz, wir wurden bald die beſten Freunde. Sie kam mir entgegen, wenn ich das Terrarium betrat, ließ ſich ſtreicheln, ſogar beliebig ergreifen und geduldig hin- und herdrehen zu Vorzeigungen; denn ſie wußte wohl, daß ſie jedesmal zur Belohnung einige Leckerbiſſen erhielt. Nicht lange ging es, ſo wollte ſie ſtets die erſte ſein, die Nahrung erhielt, und kletterte zu dieſem Zwecke auf den Tiſch, worauf ich meinen Tieren das Futter herrichtete, kroch zwiſchen meinen Händen und Fingern herum und nahm ungeniert das Beſte vorweg. Dies hätte nun zwar als große Zudringlichkeit angeſehen werden können, allein nachdem wir Freundſchaft geſchloſſen, bewies das nur die große Auffaſſungsgabe meiner Freundin.

Mehr noch! Eines Tages, als ich das Terrarium betrat, kam ſie aus dem Gebüſche auf einen Felsblock, und ſprang von da ganz einfach in ziemlich weitem Sprunge an mich, indem ſie mit ihren Krallen an meinen Kleidern feſthielt, an mir hinaufkletterte bis auf die Achſel und von da den Arm hinunter, zutrauensvoll in meine Hand, wo ſie ruhig verblieb, bis ſie einige Leckerbiſſen empfangen, oder ſo lange es ihr ſonſt beliebte. Dies that ſie von nun an öfters.

Auch die Eiferſucht regte ſich bei ihr, namentlich wenn ich den andern Eidechſen Mehlwürmer zuwarf. Sie näherte ſich dann dieſen, nahm eine höchſt drohende Stellung an, indem ſie ſich recht hoch auf die Vorderbeine ſtellte, mit dem Nacken eine Art Katzenbuckel machte und nun ſteif wie auf Stelzen ging. Dann beſchrieb ihr langer Schwanz, wenn es ihr recht Ernſt war, ſchlangenartige, ſchnelle Bewegungen hin und her. Die Angegriffene ergriff entweder ſofort die Flucht oder nahm dieſelbe Stellung an, was bedeutete, ſie wolle den Kampf aufnehmen. Nun bewegten ſich beide langſam, gravitätiſch und trotzig ſtelzend umeinander im Kreiſe herum, bis ein Angriff erfolgte, worauf beide blitzſchnell, ſo daß man nicht unterſcheiden konnte, was geſchah, einen Augenblick am Boden herumkugelten. Dann erfolgte eine wilde Flucht und Verfolgung, ein Raſcheln in den Pflanzen, ein Schwanken derſelben da, wo die Flucht durchging, und alles war verſchwunden. Stets blieb meine Freundin Siegerin bei dieſen Kämpfen. Sie fühlte ſich mächtig, ſtark und jedem Angriffe gewachſen, im Bewußtſein der Anweſenheit ihres mächtigen Freundes und Gönners.

So vergingen die Jahre. Jeden Herbſt verſchwand meine Lieblingseidechſe zum Winterſchlaf, und im Frühling, nach der langen Trennung, kam ſie mir zuerſt entgegen zum Gruß und zur Erneuerung unſerer Freundſchaft. Aber die Jahre fingen an ſie zu drücken, und immer mehr ſtellten ſich die Zeichen des Alters ein.

Nicht erſchien ſie mehr im Frühlinge im Prachtgewande, immer düſterer wurden ihre Farben, immer matter ihr Blick, immer ſeltener wallten gegen ihre Kameraden die wilden Leidenſchaften auf. Sie hatte auch einmal in einem Kampfe einen Teil ihres Schwanzes verloren. Dieſer war ihr zwar wieder nachgewachſen, aber nicht mehr zur vorherigen Länge, und ihre Beweglichkeit hatte gelitten. Im vierten Jahre unſerer Freundſchaft war ſie das vollendete Bild einer Eidechſengreiſin. Sie kam immer matter daher und fraß nur noch, was ich ihr reichte. Nicht einmal eine Heuſchrecke konnte ſie mehr in Aufregung verſetzen, was früher ſtets der Fall war. Nur noch mir zu Liebe machte ſie Bewegungen, ſonſt lag ſie des Tags an der Sonne und zog ſich abends in ihr Verſteck zurück. Als ſie ſich im Terrarium zum fünften Male zum Winterſchlaf zurückzog, fürchtete ich, es ſei unſer letzter Abſchied. Doch ſie erſchien nochmals im frühſten Frühling 1885, doch nur, um mich noch einmal zu ſehen; am 16. Februar dieſes Jahres ſtarb ſie lebensmüde.

(H. Fiſcher-Sigwart.)

Tiere in der Tiefſee. Der Aufenthalt in der Tiefſee, das Leben unter den dort herrſchenden Bedingungen, die Exiſtenz unter ſolchem Drucke, in ſo gering bewegtem Waſſer, bei ganz beſonderen Beleuchtungsverhältniſſen muß auf die dort lebenden Geſchöpfe in mehr wie einer Hinſicht in höherem oder geringerem Grade mächtig zurückwirken.

Den **Druck** in den tiefſten von Tieren bewohnten Teilen des Meeres würde wahrſcheinlich kein den oberſten Waſſerſchichten angehöriges Geſchöpf aushalten können, wenn es ihm plötzlich ausgeſetzt werden würde, obwohl zugegeben werden kann, daß manche ſehr weit hinab und herauf zu ſteigen vermögen. So hat man beobachtet, daß verwundete Walfiſche bis in Tiefen hinunterdrangen, in denen die an den Harpunen befeſtigten Holzteile in einer Weiſe zuſammengepreßt wurden, daß ſie ſpäter nicht mehr auf dem Waſſer ſchwammen, und auch von einigen Haifiſchen iſt es bekannt, daß ſie gewaltige Waſſerſchichten ohne Nachteil in vertikaler Richtung durchſchwimmen können. Dieſe Tiere verhalten ſich mithin etwa ſo, wie unter den Landtieren der Kondor, der ſich auch aus einer Höhe von 24000 Fuß in wenigen Minuten bis zur Oberfläche der Erde herablaſſen kann, — ein Weg, den wohl nur wenige Lebeweſen außer ihm ungeſtraft in ſo kurzer Zeit würden zurücklegen dürfen.

Eine Thatſache iſt es, daß faſt alle Tiere der Tiefſee tot, manche mehr oder weniger beſchädigt und zerriſſen an die Oberfläche des Meeres mittels der Grundnetze und Tauquaſten heraufbefördert werden. Den Fiſchen, übrigens auch den ſehr tief in den Alpenſeen hauſenden Formen, wie z. B. dem Kilche (Coregonus hiemalis), ſind oft die innern Organe zerriſſen, Teile der Speiſeröhre ſind zum Maule, Teile des Maſtdarms zum After herausgepreßt, die Augen ſind aus ihren Höhlen hervorgequollen, die Schuppen lockern ſich und fallen ab. Die Urſache dieſer Erſcheinung iſt, daß alle Flüſſigkeiten und Gaſe in dem Körper des Tieres und in ſeinen Höhlen urſprünglich unter dem gleichen Drucke ſtehen, wie das umgebende Seewaſſer. Wie dieſes nach dem Inneren zu auf das Tier preßt, ſo ſind jene beſtrebt, nach außen ſich auszudehnen und beide Kräfte halten ſich die Wage, ſodaß unter den gewöhnlichen Verhältniſſen die feinſten und zarteſten Teilchen vollkommen erhalten bleiben. Kommt nun das Tier in Waſſerſchichten mit viel geringerem Drucke, dann findet die nach außen wirkende Kraft in ſeinem Körperinnern nicht mehr den nötigen äußern Widerſtand, das Gleichgewicht wird geſtört und der notwendige Erfolg wird Zerreißung und Zerpreſſung ſein, umſomehr, je größere gashaltige Körperhöhlungen etwa mit im Spiele ſind. Die Leiber von Fiſchen mit Schwimmblaſen ſind den zerſtörenden Einflüſſen des verminderten äußern und des daher vermehrten innern Druckes weit mehr ausgeſetzt, als die ſolcher ohne jenen hydroſtatiſchen Apparat.

Ueber den Kilch bemerkt der Naturforſcher von Siebold: „In einer Tiefe von 40 Klaftern haben die Kilche (im Bodenſee) und ihre mit Luft gefüllte Schwimmblaſe einen Druck von ungefähr $7^{1}/_{2}$ Atmoſphären auszuhalten. Werden dieſe Fiſche nun aus ihrem natürlichen Aufenthaltsorte herauf an die Waſſeroberfläche gebracht, wo der Druck von nur 1 Atmoſphäre von außen auf ſie einwirkt, ſo wird die in ihrer Schwimmblaſe eingeſchloſſene Luft, welche bisher unter einem Drucke von $7^{1}/_{2}$ Atmoſphären geſtanden hat, bei dem Heraufziehen der gefangenen Fiſche allmählich eine Druckverminderung um $6^{1}/_{2}$ Atmoſphären erleiden und ſich in gleichem Verhältniſſe ausdehnen, ſodaß der baldige Tod eines ſolchen trommelſüchtig gewordenen Fiſches unausbleiblich erfolgen muß“.

(William Marſhall, „Die Tiefſee und ihr Leben“.)

Unter dem Vergrößerungsglaſe.

Um die Mitte des September 1675 war es, als dem durch das Vergrößerungsglas geſchärften Auge des Antony van Leeuwenhoek in Delft zum erſten Male der Anblick einer unſichtbaren Welt zu teil wurde, welche den Erdboden, die Luft und insbeſondere das Waſſer mit Leben erfüllt. Ohne gelehrte Bildung, aber mit lebhaftem Forſchertrieb ausgeſtattet, wie ihn das 17. Jahrhundert in ſo vielen begabten Geiſtern anregte, hatte Leeuwenhoek ſchon als Jüngling den Kaufmannsladen von Amſterdam verlaſſen, in den er als Lehrling eingetreten war, und ſich in ſeiner Vaterſtadt mit dem beſcheidenen Poſten eines Beſchließers der Schöppenſtube begnügt, den er durch 39 Jahre verwaltete; ſeine Muße aber und ſein großes mechaniſches Talent verwendete er zur Anfertigung von Vergrößerungsgläſern, mit denen er anfänglich nach Dilettantenart Mückenflügel und Bienenſtacheln, Schmetterlingsſchuppen und Moospflänzchen beobachtete; aber die bis dahin unerreichte Vollkommenheit ſeiner Mikroſkope und ſeine unbefangene Beobachtungsgabe enthüllten ihm bald „verborgene Naturgeheimniſſe“, die er in begeiſterten Briefen der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London mitteilte.

Leeuwenhoek war auf den Gedanken gekommen, unter eines ſeiner Mikroſkope ein Glasröhrchen voll Regenwaſſer zu bringen, das wenige Tage in einer ausgepichten Tonne geſtanden war. Er fand darin zu ſeiner Ueberraſchung eine große Zahl lebender Geſchöpfe, wohl 10.000mal kleiner als die winzigſten Waſſerinſekten; eine Art hatte vorn 2 Hörnchen, die ſich ununterbrochen bewegten, wie die Ohren eines Pferdes, hinten ſchleppte ſie einen langen Schwanz nach; eine andere Art veränderte beſtändig ihre Geſtalt; eine 3. zerfloß, ſobald das Waſſer vertrocknete; eine 4. Art, in der wir die Bakterien erkennen, war ſo klein, daß Leeuwenhoek ihre Geſtalt nicht unterſcheiden konnte, und gerade ſie bewegten ſich am lebhafteſten. Friſch aufgefangenes Regenwaſſer, friſch geſchmolzener Schnee zeigten keine Tierchen; ſobald jenes aber einige Tage geſtanden hatte, erſchienen die Geſchöpfe und vermehrten ſich von Tag zu Tag.

Im erſten Augenblick glaubte Leeuwenhoek die beweglichen Atome zu erblicken, aus denen nach der Philoſophie des alten Demokritos alle Körper beſtehen, und aus deren Wirbeln auch ſein Zeitgenoſſe Descartes die Welt ſich aufbauen ließ. Bald aber überzeugte er ſich, daß er es mit Tierchen (animalcula) zu thun habe, die dem bloßen Auge unſichtbar, den Waſſertropfen belebten.

Ein halbes Jahr ſpäter, im April 1676, übergoß Leeuwenhoek geſtoßenen Pfeffer mit Waſſer, um zu unterſuchen, woher wohl der brennende Geſchmack dieſes Gewürzes rühren möge. Zu ſeiner größten Verwunderung entdeckte er wenige Tage darauf in dieſem Pfefferaufguß wiederum eine unglaubliche Menge außerordentlich kleiner Tierchen, ähnlich denen des Regenwaſſers, aber von verſchiedener Art, die größten nicht dicker als das Haar einer Blattlaus; in jedem Tropfen ſchwammen 6—10.000 ſolcher Tierchen, die ſeitdem von dieſem Verſuche den Namen der Aufgußtierchen, Infuſionstierchen oder Infuſorien erhalten haben. Heute werden ſie gewöhnlich als Urtierchen, Protozoen, bezeichnet.

Durch dieſe Beobachtungen iſt Leeuwenhoek der Entdecker einer neuen Welt geworden, von der die Alten keine Ahnung hatten, und die für die Geſtaltung unſerer wiſſenſchaftlichen Naturkenntnis nicht minder außerordentliche Bedeutung gehabt hat, wie Amerika für unſere materielle Entwickelung.

Kann es uns wundern, daß die Entdeckung einer neuen Welt von unzähligen kleinen Weſen, die bis dahin kein menſchliches Auge geſehen, den Zeitgenoſſen märchenhaft erſchien?

Selbſt die Königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London, damals der unbeſtrittene Mittelpunkt aller naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen, konnte ſich anfangs nicht entſchließen, den Berichten des Delfter Philoſophen Glauben zu ſchenken; denn keines ihrer Mikroſkope reichte aus, die von ihm beſchriebenen Geſchöpfe ſichtbar zu machen. Schon war man geneigt, an Täuſchungen zu glauben, als in der denkwürdigen Sitzung vom 15. November 1677 der Präſident der Königlichen Geſellſchaft, Robert Hooke, der Entdecker der Pflanzenzellen, die Mitteilung an die erſtaunte Verſammlung machte, daß es ihm nach jahrelangem vergeblichem Bemühen endlich nun gelungen ſei, ein Mikroſkop zu bauen, mit deſſen Hilfe er im Pfefferaufguß eine Unzahl ungewöhnlich kleiner Tiere geſehen habe. Man kann ſich die Ueberraſchung vorſtellen, welche die Mitglieder darüber empfanden! Alles drängte ſich an Hooke's Mikroſkop, um ſich von der unglaublichen Thatſache zu überzeugen; es wurde beſchloſſen, ein Protokoll aufzunehmen, und da ſich unter den Unterzeichnern Namen von Weltruf, wie Chriſtopher Wren [1632—1723], der Erbauer der Paulskirche, Nehemias Grew [1628—1711], der Begründer der Pflanzenanatomie, fanden, ſo konnte fortan an der Exiſtenz einer unſichtbaren Welt im Waſſer nicht weiter gezweifelt werden.

Gerade ein Jahrhundert nach Leeuwenhoek fand ſich ein Forſcher in Dänemark, Otto Friedrich Müller, der 12 Jahre ſeines Lebens auf die Beobachtung der Aufgußtierchen verwendete, von denen er in den ſüßen und Meergewäſſern von Kopenhagen an 380 verſchiedene Arten benannte und abbildete. Später mehrte ſich in raſchem Verhältniſſe die Zahl der Naturforſcher, welche mit immer vollkommeneren Vorrichtungen in die unſichtbare Welt einzudringen ſuchten; außer zahlreichen Tiergeſchlechtern wurde auch eine eigentümliche mikroſkopiſche Flora entdeckt, deren Geſtaltung und Entwickelung durchaus verſchieden iſt von den ſichtbaren Gewächſen. War Leeuwenhoek der Columbus dieſer neuen Welt geweſen, ſo können wir Ehrenberg als den Humboldt derſelben bezeichnen; denn ſeit dem Jahre 1829 bis zu ſeinem im Jahre 1876 erfolgten Tode hat Ehrenberg mit eiſernem Fleiße deren verborgene Gebiete bis an die äußerſten Grenzen durchforſcht, und nicht bloß die mikroſkopiſchen Weſen gründlicher und getreuer als ſeine Vorgänger beſchrieben, abgebildet und geordnet, ſondern auch die ungeahnte Bedeutung enthüllt, welche den Geſchöpfen der unſichtbaren Welt in der geſamten Naturordnung zukommt, nicht bloß in der Gegenwart, ſondern auch in früheren geologiſchen Zeitaltern.

Was in dieſer Welt auf den Laien am meiſten Eindruck macht, das iſt die ungemeine Kleinheit der zu ihr gehörigen Weſen, für die unſere gewöhnlichen Anſchauungen gar keine Vorſtellung gewähren, und die Unzahl, in der dieſelben im kleinſten Raume ſich zuſammendrängen, welche ebenfalls alle uns geläufigen Zahlen übertrifft. Die größten Infuſorien laſſen ſich mit bloßem Auge eben noch als kleine, im Waſſer hin- und herſchwimmende Strichlein und Punkte erkennen, aber von dieſen Rieſen der unſichtbaren Welt zieht ſich eine ununterbrochene Reihe bis hinab zu den kleinſten Bakterien, die auch unter tauſendfacher Vergrößerung nur als einfache Punkte erſcheinen.

Aber eben darin findet die geringe Größe der mikroſkopiſchen Weſen ihr wunderbares Gegengewicht, daß je kleiner eines iſt, in deſto unbegreiflicherer Anzahl es ſich vermehrt; in einem Glaſe Waſſer leben oft mehr Infuſorien bei einander, als es Bäume und Kräuter auf der ganzen Erde geben mag. Dadurch werden dieſe Geſchöpfe auch für unſer unbewaffnetes Auge ſichtbar, zwar nicht als Einzelweſen, wohl aber als Maſſen, indem ſie Färbungen des Waſſers, Ueberzüge auf anderen Körpern, Schlamm und Erdarten bilden.

Hält man dagegen die Größenverhältniſſe, von denen das Schweſterinſtrument des Vergrößerungsglaſes, das Fernrohr uns Kunde giebt, jene Billionen Meilen, die zwiſchen der Sonne und ſelbſt dem nächſten Fixſterne liegen, jene Myriaden Sonnen, die in jedem neu aufgelöſten Nebelfleck uns entgegenfunkeln, ſo erweitert ſich unſer Blick in ungeahnter Weiſe über die enge Sphäre der gemeinen Sinneseindrücke; wir fühlen, daß, was wir unſere Welt zu nennen gewohnt ſind, nur ein kleiner Teil des Weltganzen iſt; die Unermeßlichkeit des Kosmos, welche ſich ebenſo im Waſſertropfen wie in den Welt-Syſtemen darſtellt, tritt uns in überwältigender Größe, gleichſam ſichtlich und faßbar entgegen.

Der Naturforſcher erkennt aber in der unſichtbaren Welt die Pforten, durch welche er am leichteſten in die Geheimniſſe der ſichtbaren Welt eindringt; denn dort findet er nicht nur die kleinſten, ſondern auch die einfachſten Weſen, in denen ſich die Grundgeſetze des Lebens unverhüllt darſtellen. Die Tiere und Pflanzen dieſer Welt ſind nicht zuſammengeſetzte Organismen; ihn ihnen tritt die Urform des Lebens, die Zelle, in ihrer einfachſten Geſtaltung und Lebensthätigkeit auf, in jenem gemeinſamen Ausgangspunkt, wo die Eigentümlichkeiten des Tier- und Pflanzenreichs zuſammenfließen oder vielmehr oft wenig oder gar nicht geſondert ſind.

Verſuchen wir nun, einen Blick zu thun in die geheimnisvolle Welt des Kleinſten; zu anſchaulichem Verſtändnis thäte freilich der unmittelbare Anblick dieſes Mikrokosmos Not, wie wir ihn eben nur mit Hilfe des Mikroſkops uns verſchaffen können. Leider iſt das Mikroſkop noch lange nicht ſo verbreitet, wie dieſes unſchätzbare Inſtrument es verdiente. So ſchlimm iſt es heute freilich nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, wo ein Arzt, der auf einer Reiſe in einem bayeriſchen Dorfe geſtorben war, ſeines Mikroſkopes wegen für einen Zauberer erklärt und ihm das Begräbnis verweigert wurde; die Bauern, die ſeinen Nachlaß unterſuchten, hatten nämlich darunter auch ein Büchschen gefunden, das an beiden Seiten mit Gläſern verſchloſſen war; als ſie in daſſelbe hineinſchauten, ſo erblickten ſie zu ihrem Schrecken ein ſchwarzes haariges Ungeheuer und erklärten daſſelbe für einen Teufel, den der Verſtorbene mit ſich herumgeführt hätte; erſt als ein Mutiger das geheimnisvolle Büchschen aufbrach, überzeugte man ſich, daß es bloß ein einfaches Mikroſkop, und in demſelben ein ganz gewöhnlicher Floh befeſtigt war, der, von den Glaslinſen und dann noch mehr von der Angſt vergrößert zum Dämonen aufgeſchwollen war.

Doch auch noch heutzutage verſagt ſich der größte Teil unſerer gebildeten Kreiſe den unerſchöpflichen Genuß, den das Mikroſkop nicht nur dem Gelehrten, ſondern auch dem Laien gewähren kann. Statt der unnützen Vaſen und Nippesſachen, die unſere Putztiſche verunſtalten, ſollte auch bei uns eine ſolche Vorrichtung die Zierde eines jeden Geſellſchaftszimmers ſein.

Gerade die Welt der Infuſorien umſchließt die bunteſten, in jedem Augenblicke wechſelnden Bilder; der einzige Schlüſſel zu ihren Geheimniſſen iſt eben das gewöhnliche zuſammengeſetzte Mikroſkop.

Wer aber nicht ſelbſt im Beſitze eines Mikroſkops iſt, den erſuche ich, ein Inſtrument zu Hilfe zu nehmen, das dieſem Mangel wenigſtens einigermaßen abhelfen kann und das jedem ohne alle Umſtände in jedem Augenblick zur Verfügung ſteht. Ich meine die Einbildungskraft. Stellen wir uns vor, wir hätten einen von mikroſkopiſchen Weſen erfüllten Waſſertropfen unter ein gutes Mikroſkop gebracht und ſtänden im begriff, über ſeine lebendigen Bewohner Muſterung zu halten. Wir erblicken eine hellglänzende Scheibe und darin ein lebhaftes Treiben und Wimmeln zahlloſer unbekannter Formen; es fällt ſchwer in dem chaotiſchen Gewirr ſich zurechtzufinden. Hier biete ich mich als Führer an; was ſich unſeren Blicken entgegenſtellt, das werde ich mit einigen Worten zu deuten und zu erläutern ſuchen. Die Weſen, die wir beobachten werden, mögen in Wirklichkeit nicht gerade immer gleichzeitig in jedem Waſſertropfen vorhanden ſein, die Vorgänge, die wir verfolgen werden, nicht immer in demſelben Augenblicke ſich zuſammenfinden; ich nehme hier für mich dieſelbe Freiheit in Anſpruch, die dem Romanſchriftſteller, dem dramatiſchen Dichter gewährt iſt, der auch das durch Zeit und Raum Getrennte in wenige Augenblicke zuſammenfaßt, das Unweſentliche übergeht und die gemeine geſchichtliche Wahrheit oft verletzt, um die innere Naturwahrheit deſto ſchärfer hervortreten zu laſſen.

Zuvor muß ich noch darüber Auskunft geben, woher der Waſſertropfen entnommen iſt, den wir zu unſerer Unterſuchung beſtimmt haben. Nicht alles Waſſer iſt zu mikroſkopiſcher Beobachtung geeignet, weil es gar kein oder zu wenig Leben beherbergt.

So iſt vor allem das Brunnen- oder Quellwaſſer dazu untauglich. Es iſt ein ſehr verbreiteter Glaube, daß wir in jedem Glas Waſſer, das wir trinken, Millionen lebendiger Tierchen mit hinunterſchlucken, und ſchon manches empfindſame Gemüt mag ſich bei dieſer Vorſtellung entſetzt haben. Aber dieſe Beſorgnis iſt ganz unbegründet; reines, friſches Brunnenwaſſer enthält gar keine oder nur ſehr wenig lebende Weſen. Die Infuſorien, wie alle Tiere und Pflanzen, bedürfen zu friſchem, fröhlichem Gedeihen des Lichtes. Daher gedeiht in den tiefen, vom Licht abgeſchloſſenen, meiſt mit tötlicher Kohlenſäure erfüllten Brunnenſchachten kein Leben; nur wenn in einem Brunnen das Waſſer verunreinigt und durch faulende Stoffe verdorben iſt, entwickeln ſich in ihm lichtſcheue Gärung liebende Pilze und Aufgußtierchen.

Auch das Waſſer der großen Flüſſe, insbeſondere das filtrierte der Waſſerleitung iſt in der Regel, wenn auch nicht ganz frei, ſo doch ſehr arm an mikroſkopiſchem Leben. Selbſt faules, ſchmutziges, ſtinkendes Waſſer iſt für unſeren Zweck wenig geeignet. Solches Waſſer iſt zwar unendlich reich an Infuſorien, aber es ſind nur wenige gemeine, minder ſchöne Arten, im eigentlichen Sinne die Hefe der mikroſkopiſchen Welt, die in dieſen Stätten der Gärung und Zerſtörung ſich wohl fühlte.

Die ſchöneren, intereſſanteren Formen dagegen lieben das friſche, klare, ſtille Waſſer, wie es in kleinen Seen, Lachen, Gräben die grüne blütendurchflochtene Decke der Nymphäen, Hydrocharen und Kreuzlinſen umſpült, von kleinen Waſſerkrebſen, Daphnien und Cyklopen, von Blutegeln und Waſſerſchnecken belebt wird. Wenn ſolche Waſſerflächen die Sonne beſcheint, ſo ſteigen auch ihre buntgefärbten mikroſkopiſchen Bewohner zu Millionen an die Oberfläche, ſo daß dieſelbe bald blutrot, bald gelb, bald bläulich, bald braun ſich färbt und ſelbſt die Dichtigkeit einer dicken Oelfarbe annimmt, mit der man Bilder färben könnte.

Von einer ſolchen Quelle haben wir einen Waſſertropfen entnommen; wir legen ihn auf eine Glasplatte und bringen ihn unter das Mikroſkop, um das in ihm verborgene Leben zu belauſchen.

In dem Tropfen erhebt ſich ein Wald, deſſen Zweige ſo dicht durch einander geflochten ſind, daß ſie ein undurchdringliches, grünes Netz bilden. Mannigfaltig ſind die Baumformen, die den mikroſkopiſchen Wald zuſammenſetzen; alle ſind blüten- und blätterlos; der Botaniker nennt ſie Konferven und ſtellt ſie, gleich den Meerbewohnern zur Klaſſe der Algen; dem bloßen Auge erſcheinen ſie als grüner Haarfilz oder Schleim. Laſſen wir unſer Auge einen Augenblick auf einzelnen Geſtalten haften. Hier ſchießen neben einander zahlreiche, lange, biegſame Stämme empor, gleich hohlen, durchſchneidenden Kryſtallſäulen; ihre Glieder ſind inwendig gleichmäßig grün austapeziert oder mit prächtigem, einfachem oder doppeltem, grünem Bande umwunden, das, einer Guirlande gleich, ſchraubenförmig ſich emporſchlingt; bei einer anderen Konferve ſchweben in jedem Gliede 2 grüne, in zierliche Strahlen auslaufende Sterne. Dort erhebt ſich dichtes Gebüſch aus grünen, von unten reich verzweigten Sträuchern; eine ſtecknadelkopfgroße Waſſerſchnecke, die im Tropfen langſam dahinkriecht, gleicht einem bewaldeten Berge; jedes Bäumchen, das auf dem Gehäuſe feſtwurzelt, hat einen roſenkranzförmig gegliederten Stamm, der ſich oben in Aeſte teilt, die Aeſte in Zweige, die Zweige in Zweiglein; daneben ſproßt dunkelgrünes Geſträuch, wo jeder Zweig in eine durchſichtige, peitſchenförmige Spitze ausläuft.

Halten wir nun auch Umſchau über die Tiere, die den Waſſertropfen beleben. Welche Fülle, welche Schönheit der Geſtaltungen! An manchen Stellen iſt das Gewühl ſo dicht, daß es ganz den Eindruck eines belebten Marktes, einer Volksverſammlung macht; namentlich die dem Fenſter zugewendete, daher am hellſten beleuchtete Seite des Waſſertropfens iſt gewiſſermaßen der Spaziergang des mikroſkopiſchen Völkchens, das ſich mit Vorliebe hier an der Sonnenſeite verſammelt, um Luft und Licht zu ſchöpfen; hier iſt das Gedränge ſo groß, daß Körper an Körper ſtreift, daß kein Sonnenſtäubchen zwiſchen ihnen zu Boden fallen kann. In den ſchattigeren Teilen des Tropfens iſt es öder, und man kann dort die einzelnen Geſtalten beſſer betrachten. Hier ſchwimmt ein Tierchen in majeſtätiſcher Würde, in Geſtalt und Farbe einem Schwane ähnlich; den langen, biegſamen Hals ſchlägt es in raſtloſer Geſchäftigkeit hin und her, ſo daß er die ſonderbarſten Schlingen bildet, gleich der Schnur einer Peitſche. Auf einmal wird das Schwanentierchen unruhig, es ergreift die Flucht; ein Ungeheuer jagt ihm nach. Der Feind iſt ein Rädertier von langgeſtreckter Geſtalt, mit doppelt geſpaltenem Schwanze; in der Mitte des durchſichtigen Körpers ſtarrt ein furchtbares Gebiß, welches im Heißhunger beſtändig auf und zu klappt; zwei rote Augen ſind auf Beute gerichtet; zu beiden Seiten des Kopfes trägt es ſeltſame Organe, 2 große Räder, die wie die Zahnräder einer Maſchine beſtändig ſich im Kreiſe zu drehen ſcheinen; von ihnen trägt das Rädertier ſeinen Namen.

Es ſcheint ein wunderbarer Zauber von ihm auszugehen; was man von der Klapperſchlange behauptet, daß der Vogel wider ſeinen Willen ihr in den Rachen fliege, das geſchieht auch hier. Alle Tiere und Pflanzen in der Nähe ſtürzen ſich, als würden ſie magnetiſch angezogen, in den aufgeſperrten Schlund des Rädertieres. Aber eine genauere Beobachtung löſt das Geheimnis des Zaubers. Was wir für laufende Räder hielten, ſind 2 Scheiben, beſetzt mit ſchwingenden Wimpern, die ſich in regelmäßiger Ordnung niederlegen und wieder aufrichten; hierdurch entſteht der Anſchein eines rotierenden Rades in ähnlicher Weiſe, wie der Wind, der über das Getreidefeld hinſtreift und die Halme beugt, demſelben den Anſchein eines wogenden Meeres verleiht. Die beiden radähnlichen Scheiben am Kopfe des Rädertieres erregen einen Strudel im Waſſer, ähnlich wie die Schaufelräder eines Dampfſchiffes; jeder Körper in der Nähe wird zwiſchen ihnen, wie zwiſchen Scylla und Charybdis, in die Tiefe hinabgezogen, wo das aufgeſperrte Gebiß ſeiner Beute harrt. Auch unſer Schwanentierchen wird ein Opfer ſeines Feindes, ſo ſehr es auch gegen den Wirbel ankämpft; ſchon iſt die Hälfte ſeines Körpers zwiſchen den Zähnen des Rädertieres zermalmt und verſchlungen; jetzt mit einer letzten Anſtrengung reißt der Reſt ſich los, und es gelingt ihm aus dem Rachen des Feindes davonzukommen. Man ſollte nun erwarten, daß das ſo furchtbar verſtümmelte Tier jetzt elend zu grunde gehen werde. Aber ſonderbar! ſo wie der Rumpf in ſtilleres Waſſer kommt, ſchließt ſich die klaffende Wunde, und der übrig gebliebene Fetzen ſetzt ſeine Bahn durch das Waſſer ſo ruhig und gravitätiſch fort, als ob ihm nicht das Geringſte zugeſtoßen wäre; in kurzem iſt der fehlende Körperteil nachgewachſen.

Auf den Konfervenbäumchen ſind ſonderbare Weſen an langen Stielen befeſtigt, von glockenförmiger Geſtalt, ähnlich den Blumen des Springaufs, ſo daß man ſie für die geſtielten Blüten der Konferve halten möchte; aber die Glocken haben einen Mund und am Rande einen flimmernden Wimpernkranz, der im Waſſer einen ähnlichen Strudel erregt, wie wir ihn am Rädertiere beſchrieben; wir nennen ſie Glockentierchen oder Vorticellen. Hunderte von Glockentierchen hängen neben einander, ſich ſchaukelnd und wirbelnd und auf Beute lauernd. Auf einmal nähert ſich ein Feind — ein Ruck — die langen Stiele rollen ſich zuſammen, wie eine ausgezogene Spiralfeder, die zurückſchnurrt; die an ihnen hängenden Glocken werden an die Konferve angedrückt. Die Gefahr iſt vorüber, die Stiele ſtrecken ſich langſam wieder aus. Andere Arten ſind noch beſſer geſchützt; ſie haben ſich durch Ausſchwitzung einer Schale ein kryſtallhelles Häuschen gebaut, unten an einer Konferve befeſtigt, oben offen; aus dieſem ſtrecken ſie deu Kopf heraus, um ihre Nahrung zu ſuchen; wittern ſie einen Feind, ſo ziehen ſie ſich wie die Schnecke in ihre Schale zurück.

Zierlich ſind die Tierchen, die ſich im Schatten des Waldes im Waſſertropfen herumtummeln; hier ſpielt eine Gruppe von großen trichterähnlichen Weſen; es ſind grüne, blaue, ſchwarze, braune Trompetentierchen. Jene Geſchöpfe ſind wie Pantoffeln geſtaltet; dieſe gleichen ſchwimmenden Eiern u. ſ. f. Alle ſind beſchäftigt, Beute zu machen. Aber wovon leben dieſe an ſich ſchon ſo außerordentlich kleinen Weſen? Die Antwort giebt das Mikroſkop ſelbſt, mit deſſen Hilfe wir bis in die innerſten Tiefen ihres durchſichtigen Körpers hineinſchauen und Herz und Nieren prüfen können. Jenes Pantoffeltierchen iſt ganz erfüllt mit den grünen Kugeln, Sternen und Sicheln, die wir am Boden des Konfervenwaldes finden; es iſt alſo ein Pflanzenfreſſer; dort das große Waffentierchen, deſſen breiter ſcheibenförmiger Körper von beweglichen, ſchwertartigen Griffen und Haken ſtarrt, iſt mit zahlloſen, kugeligen Monaden vollgeſtopft, die ſich zum Teil noch in ſeinem Leibe bewegen; es iſt alſo ein Raubtier. Wir ſehen dieſe weißen, grünen, roten, blauen Monaden ſelbſt wieder in unzählbaren Scharen ſich um eine abgeſtorbene Konfervenzelle herumdrängen, deren verweſender Saft ihnen Nahrung bietet; zwiſchen ihnen rollen Kugeln umher, wo eine Familie von Monaden nach Art einer Himbeere traubenförmig verbunden iſt; und alle dieſe Weſen ſind umſchwärmt von einer dichten Wolke noch viel kleinerer Formen, der Bakterien, die als Pünktchen oder Strichelchen dahinſchießen oder in Schraubenform mit aalgleicher Behendigkeit ſich fortſchlängeln. Monaden und Bakterien ſind die kleinſten Geſchöpfe, welche das Mikroſkop uns noch ſichtbar macht, die man kaum noch im einzelnen, nur — und es iſt dies eins der anziehendſten Schauſpiele — in maſſenhaftem Gewimmel wahrnimmt; ſinnreich iſt die Bezeichnung Ehrenbergs, daß die Milchſtraße der organiſchen Welt durch Monaden und Bakterien hindurchgeht.

Nirgends in der Natur herrſcht Frieden; ſelbſt im kleinſten Waſſertropfen ſpielt ein Stück der großen Welttragödie; überall Kampf ums Daſein, die mächtige Triebfeder in der Entwickelung des Lebens; überall Mord und Gewaltthat der Stärkeren wider die Schwächeren.

Aber bald iſt der kleine Waſſertropfen verdunſtet; die ganze ſchöne Welt in ihm iſt vernichtet. Der Konfervenwald iſt ausgetrocknet; die prächtigen Zellen ſind zuſammengeſchrumpft und kleben auf dem Glaſe feſt; den zahlreichen Tierchen, die ihn bewohnten, iſt mit dem Waſſer ihr Lebenselement entzogen; wie Fiſche im Trocknen, ſind ſie nach ſchwerem Todeskampfe zu grunde gegangen; ihre zierlichen Körper ſind aufgeplatzt und in Schleim zerfloſſen.

Und doch auch in dieſer Stätte des Todes ſind noch Keime des Lebens verborgen; auch hier gab es wenige Auserwählte, die der hereinbrechenden Vernichtung zu entgehen wußten. Gewiſſe Infuſorien, die Glockentierchen zum Beiſpiel, haben, als ſie das allmähliche Verdunſten des Waſſers bemerkten, ſich zur glatten Kugel zuſammengerollt und gleich der ſich verpuppenden Raupe an ihrer Oberfläche ſich mit einer Art Kapſel umgeben. Das eingepuppte Infuſorium verfällt in Scheintod, der ſich nach außen durch keine Spur tieriſcher Lebensthätigkeit bemerkbar macht; dafür vermag es in dieſem Zuſtande lange Zeit Hitze, Froſt und die ſonſt tötliche Austrocknung zu überſtehen. Auch das Rädertier iſt auf dieſe Weiſe der Kataſtrophe entgangen; als das Waſſer zu verdunſten begann, hat es Fuß, Kopf und Radſcheibe eingezogen, wie die Schnecke ihre Hörner; dann hat es ſich zur Kugel zuſammengerollt; darauf iſt es in Scheintod verfallen, und in dieſem Zuſtande läßt es alles über ſich ergehen. Es kann austrocknen und zu einem dürren Kügelchen zuſammenſchrumpfen, ohne daß der ſchlummernde Lebensfunke ausgelöſcht würde.

Ueber die verödete Fläche des ausgetrockneten Waſſertropfens ſtreicht ein Lufthauch und führt die eingepuppten Infuſorien und Rädertiere mit ſich fort. So gelangen dieſelben in den Luftraum und ſchweben darin als Sonnenſtäubchen regungslos und unthätig neben zahlloſen anderen Körperchen, die in ähnlicher Weiſe vom Winde fortgeweht wurden; ſie lagern ſich mit der Zeit als Staub auf unſere Gerätſchaften, auf Dächer und Mauern. Andere Sonnenſtäubchen fallen ins Waſſer. Die ſchweren Kieſel- und Kalkſplitter ſinken zu Boden und vermehren den Schlamm. Für die verpuppten Infuſorien aber, die zwiſchen ihnen im Luftraume geſchwebt hatten, beginnt nun eine neue Aera. So wie dieſelben wieder mit dem Waſſer in Berührung kommen, ſo erwacht das verborgene Leben von ſeinem, vielleicht jahrelangem Schlummer. Im Innern ſeiner Schale fängt das eingepuppte Infuſorium an ſich zu regen und zu bewegen; jetzt dreht es ſich raſcher und raſcher, bis die Kapſel endlich zerſprengt wird; dann tritt das wiedergeborene Geſchöpf hinaus zu neuem Leben in ſein altes Element. Ein einziges Tierchen genügt, um ſein ganzes Geſchlecht zu erneuern. Nachdem es ein paar Stunden ſich im Waſſer herumgetummelt, teilt es ſich; das heißt, es entſteht um die Mitte ſeines Körpers eine Einſchnürung, als ſei eine Schlinge darum gelegt, die ſich immer mehr und mehr zuſammenzieht und endlich das Tier in zwei Hälften zerſchneidet.

Jede der beiden Hälften iſt ein ſelbſtändiger, lebensfähiger Organismus, dem der fehlende Teil raſch nachwächſt; ſo gehen aus einem Tiere zwei ganz gleiche hervor. Auch dieſe teilen ſich nach kurzer Zeit von neuem in 4, die 4 in 8, die 8 in 16; ſo vermehrt ſich ihre Zahl in geometriſcher Progreſſion bis ins Unendliche. Ehrenberg hat berechnet, daß aus einem einzigen Glockentierchen innerhalb 24 Stunden möglicherweiſe 16 Millionen hervorgehen können; und würde die Teilung in gleicher Weiſe nur eine Woche lang fortgeſetzt, ſo würde das Glockentierchen ſich zu einer Zahl vermehrt haben, die ich mir niederzuſchreiben erſpare, da ſie aus nichts weniger als 51 Ziffern beſteht.

Auch die ausgetrockneten Rädertiere verhalten ſich ganz ähnlich; ſo wie ſie ins Waſſer kommen, quellen ſie auf, dehnen ſich lang aus und nach etwa einer Stunde geben ſie ein Zeichen des wiedererwachten Lebens von ſich; ſie fangen an ſich zu recken und zu ſtrecken, erſt taumelnd und wie trunken, aber bald haben ſie ſich wieder in die Welt gefunden, in die ſie zurückgekehrt, beginnen nun mit den Zähnen zu klappern, die Räderorgane zu entfalten und nach Beute zu jagen; bald vermehren ſie ſich, indem ſie Eier legen, aus denen in kurzer Zeit lebendige Junge ausſchlüpfen.

Auch die grünen Algen gingen zu grunde, als das Waſſer verdunſtete; aber die Arten, welche Eiſporen gebildet, haben ſich vor dem Ausſterben gerettet. Denn dieſe Eiſporen können, ähnlich den Samen der höheren Pflanzen, lange Zeit in völliger Trockenheit den Funken des Lebens bewahren; ja, jene Veränderung, von der man vermuten möchte, daß ſie ihnen den Tod bereiten müſſe, bringt gerade ihnen neues Leben. Die Eiſporen liegen Monate lang im Waſſer, ohne ſich zu rühren; ſind ſie aber infolge Verdunſtung des Waſſers ausgetrocknet geweſen, ſo regt jede neue Uebergießung ſie alsbald zu weiterer Entwickelung an. Die harten Eiſchalen werden geſprengt und abgeworfen, die roten Vorratsſtoffe verflüſſigt; aus dem Protoplasma des Eies gehen durch Teilung eine Anzahl Schwärmzellen hervor, welche ſich eine geeignete Keimſtätte aufſuchen und zu neuen Algen gleicher Art ausſproſſen.

Herrſchten bei der Vermehrung dieſer Weſen dieſelben Geſetze, wie bei den übrigen Geſchöpfen, ſo wäre die mikroſkopiſche Welt freilich ohnmächtig und bedeutungslos für das Leben der Natur im allgemeinen. Gäbe es nicht mehr Monaden auf Erden als Menſchen, alſo 1500 Millionen, ſo hätten ſie in einem einzigen Waſſertropfen Platz, und mit der Verdunſtung desſelben wäre ihr ganzes Geſchlecht vernichtet. Indem aber die Natur den mikroſkopiſchen Organismen die Fähigkeit verlieh, ſich ins Unendliche zu ungeheuren Maſſen zu vermehren, ſo iſt es gekommen, daß bei der Geſtaltung der Erdrinde eine Anzahl unſichtbar kleiner Geſchöpfe in weit großartigerer Weiſe eingegriffen haben, als alle übrigen Pflanzen und Tiere zuſammengenommen, ja ſelbſt mehr als der Menſch, der doch als der Herr der Erde noch am meiſten ihre Oberfläche verändert hat. Es ſind namentlich zwei mikroſkopiſche Familien, die Bacillarien oder Diatomeen und die Polythalamien oder Foraminiferen: bei jenen iſt der weiche Plasmakörper von einem Kieſel- oder Glas-Panzer umſchloſſen, bei dieſen von einem zierlichen Kalkgehäuſe. Während die übrigen Infuſorien nach dem Tode zerfließen und ſich im Waſſer auflöſen, widerſtehen die ſteinernen Schalen der Verweſung, und daher haben ſich von allen Diatomeen und Polythalamien, die ſeit dem Beginn des Lebens auf Erden gelebt haben, die Schalen bis auf den heutigen Tag mehr oder minder vollſtändig erhalten. Dadurch ward dieſen Familien die Macht, Elementarkräften gleich zu wirken; ſie haben Berge aufgetürmt, gleich den vulkaniſchen Gewalten; ſie haben Ablagerungen gebildet, gleich den Niederſchlägen aus den Meeren der Urwelt. Berlin ſteht auf einem Grunde, an deſſen Bildung in meilenweiter Erſtreckung kleine, zum Teil noch lebende Diatomeen ſich beteiligten; Wien und Paris dagegen ſind auf Polythalamienſchalen gegründet, und ihre Prachtgebäude zum großen Teil aus dieſen Infuſorienſchalen aufgemauert. Ehrenberg hat 1867 einen großartigen Folianten herausgegeben, eine Mikrogeologie, wie er ſie nennt, worin er das größtenteils durch ſeine Forſchungen uns enthüllte, „Erden und Felſen ſchaffende Wirken des kleinſten, unſichtbaren Lebens auf der Erde“ nachweiſt.

Die mikroſkopiſchen Pflänzchen und Tierchen mit zartem, weichem Körper können zwar die Zerſtörungen der Zeit nicht überdauern, aber ſie ſpielen darum eine nicht minder wichtige Rolle im Haushalt der Natur. Sie nehmen die unterſte Sproſſe auf der Stufenleiter der Geſchöpfe ein; ſie ſind die einzige Nahrung zahlloſer kleiner Tierchen, die wieder für die Exiſtenz der höheren Organismen unentbehrlich ſind. So viel iſt gewiß: die mikroſkopiſche Welt iſt keineswegs, wie ſie es ſcheint, in ſich abgeſchloſſen; ſie greift überall mächtig und beſtimmend in alle, ſelbſt in die höchſten Kreiſe des Erdenlebens; iſt ja doch die Natur

„Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wo ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt.“

Die hier bloßgelegten wenigen der vielen unſichtbaren Fäden ſind gleichwohl ſtark genug, um die gewaltigſten Räder in dem Getriebe der Naturordnung in Bewegung zu ſetzen; ſo erſcheint in dem Syſtem der Welten, aus denen das All ſich aufbaut, zwar als das kleinſte, gleichwohl aber als ein notwendiges und hochwichtiges Glied die Welt im Waſſertropfen.

(Ferdinand Cohn, „Die Pflanze“.)

Parabeln über Tiere.

Von Friedr. Ad. Krummacher (1768—1845).

[Die Katze.] Zween weiſe Männer, welche die Natur erforſcht hatten ihr Lebenlang und täglich alle Geſchöpfe unterſuchten und von jeglichem zu reden wußten, ſaßen eines Tages bei einander und redeten vom Vieh, vom Gewürm, und von den Fiſchen und Vögeln, auch von allerlei Bäumen, von der Ceder auf dem Libanon bis zu dem Yſop, der aus der Wand wächſet. Und ſie waren beide eines Sinnes und prieſen einer den andern.

Endlich kamen ſie auch zu reden auf die Natur und das Weſen der Katze; da entzweiten ſie ſich und haderten ſehr.

Denn der eine ſagte ſie, ſei das allerſchändlichſte und ſchädlichſte Untier, heimtückich und bösartig, von Gemütsart ein Tiger, ſo auch an Geſtalt, obwohl nicht an Größe und Kraft, als wofür man dem Himmel nicht genug danken und preiſen könne. —

Aber der andere ſagte, ſie ſei dem Löwen an Großmut und edler Sinnesart, auch an Geſtalt zu vergleichen; reinlich und anſchmiegend und eben darum eine Feindin des ſchmutzigen und zudringlichen Hundes und das allerheilſamſte Haustier, wofür die Menſchen den Himmel nicht genug preiſen könnten.

Darob entrüſtete jener ſich ſehr; denn er war ein Freund der Hunde, und berief ſich auf das Hündlein Tobias, und des Odyſſeus und des großen Königs [Friedrichs des Großen].

Jener aber ſetzte ihm die Katzen des Weltweiſen entgegen, der die beſte Welt in das Licht geſtellet, und andern an Weisheit es zuvorgethan [Gottfr. Wilh. Leibnitz, der die Katzen ſehr liebte].

Und ſo gingen ſie, ohne eines Sinnes zu werden, mit feindſeligem Gemüt auseinander; der eine zu ſeinen lebendigen Vögeln, deren ihm die Katzen einige geraubt hatten, der andere zu den ausgeſtopften, die ihm zum größten Verdruß die Mäuſe zernagten.

Alſo verhält es ſich mit den Urteilen der Leidenſchaft und des Eigennutzes.

[Das Rotkehlchen.] Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenſter eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann ſein Fenſter, und nahm das zutrauliche Tierchen freundlich in ſeine Wohnung. Nun pickte es die Broſamen und Krümchen auf, die von ſeinem Tiſche fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und wert. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüſche ſich belaubten, da öffnete der Landmann ſein Fenſter, und der kleine Gaſt entflog in das nahe Wäldchen, und bauete ſein Neſt und ſang ſein fröhliches Liedchen.

Und ſiehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rotkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte ſein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber ſamt ſeinen Kindern freuten ſich ſehr, als ſie die beiden Tierchen ſahen, wie ſie aus den klaren Aeuglein zutraulich umherſchauten. — Und die Kinder ſagten: „Die Vögelchen ſehen uns an, als ob ſie etwas ſagen wollten!“ —

Da antwortete der Vater: Wenn ſie reden könnten, ſo würden ſie ſagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!“

[Die Canarienvögelchen.] Ein kleines Mädchen, Namens Carolina, hatte ein allerliebſtes Canarienvögelchen. Das Tierchen ſang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war ſehr ſchön, goldgelb mit ſchwarzem Häubchen. Carolina aber gab ihm zu eſſen, Samen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich friſches klares Waſſer.

Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern und eines Morgens, als Carolina ihm Waſſer bringen wollte, lag es tot in dem Käfig.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Tier und weinte ſehr. Die Mutter des Mägdleins aber ging hin und kaufte ein anderes, das noch ſchöner war an Farben, und ebenſo lieblich ſang wie jenes, und that es in den Käfig.

Allein das Mägdlein weinete noch lauter, als es das Vögelchen ſah.

Da wunderte ſich die Mutter ſehr und ſprach: „Mein liebes Kind, warum weineſt du noch und biſt ſo ſehr betrübt? Deine Thränen werden das geſtorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier haſt du ja ein anderes, das nicht ſchlechter iſt denn jenes.“

Da ſprach das Kind: „Ach, liebe Mutter, ich habe unrecht gegen das Tierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich ſollte und konnte.“

„Liebe **Lina**“, antwortete die Mutter, „du haſt ſein ja ſorgfältig gepfleget!“ --

„Ach nein,“ erwiderte das Kind, „ich habe noch kurz vor ſeinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für daſſelbe gabeſt, ihm nicht gebracht, ſondern ſelbſt gegeſſen.“ So ſprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens; denn ſie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Wahrheit in dem Herzen des Kindes.

„Ach!“ ſagte ſie, „wie mag dem undankbaren Kinde zu Mute ſein am Grabe der Eltern.“

[Die Lerche.] In der balſamiſchen Frühe eines Sommertages wandelte ein Landmann mit ſeinem Sohne auf das Feld. Der kühle Morgenwind ſpielte mit dem Silberhaar des Greiſes und hob den Blütenſtaub des Aehrenfeldes wie ein Gewölk über die wogenden Saaten.

Da ſprach der Greis: „Siehe, wie die Natur ſo geſchäftig iſt zu unſerm Beſten! Mit dem nämlichen Hauch, womit ſie unſere Wangen kühlet, befruchtet ſie unſere Gefilde, auf daß unſere Scheunen voll werden.

Achtzigmal hab' ich dieſes geſehen, und doch iſt es mir ſo erfreulich, als ob ich es heute zum erſten Mal ſähe. — Es könnte wohl leicht das letzte ſein! Denn habe ich nicht die Höhe des Menſchenlebens erreicht?“

So redete der Greis. Da faßte der Sohn ſeine Hand und ward betrübt in ſeinem Herzen.

Aber der Vater ſagte: „Warum willſt du dich betrüben? Siehe, mein Tag iſt dahin und mein Abend iſt gekommen. Soll mir ein neuer Morgen anbrechen, ſo muß es erſt Nacht werden. Aber ſie wird mir ſein, wie eine Sommernacht, kühl und lieblich, wo die Abenddämmerung in die Dämmerung des Morgens zerfließet.“ —

„Ach, mein Vater,“ ſagte darauf der Sohn, „wie vermagſt du von dem zu reden, was für uns das Traurigſte ſein wird. — Du gabeſt mir das Bild deines Todes, o gib mir auch ein Bild deines Lebens, mein Vater!“ —

Da antwortete der Greis: „Das vermag ich leicht. Denn das Leben des Ackermanns iſt einfach wie die Natur, die ihn umgiebt. — Siehſt du dort die Lerche, wie ſie aus dem Kornfelde ſich ſingend emporhebet? Nicht umſonſt ſchwebet ſie dem Landmanne ſo nahe! Denn ſie iſt das Bild ſeines Lebens.

Siehe, in dem Schoß der mütterlichen Erde geboren und auferwachſen, hält ſie ſich an die nährende Furche. Zwiſchen den wallenden Halmen bauet ſie ihr Neſt und brütet und ziehet die Küchlein auf. Und der belebende Duft der Scholle und des grünenden Feldes ſtärkt ihren Fittich und die Stimme ihres Buſens. — Aber nun erhebet ſie ſich gegen Himmel und ſchauet von oben hernieder auf die Halme und Aehren und die brütende Mutter und hinaufwärts in das Licht, das die Halme auferziehet, und in das Gewölk, welches den Tau und Regen herniederbringt. Wenn kaum der Tag beginnt zu dämmern, iſt ſie ſchon auf ihren Flügeln, den frühen Boten des kommenden Morgens zu begrüßen. Und wenn die Abendſonne hinabſank, erhebt ſie ſich noch einmal, den letzten Strahl der Himmliſchen in ſich zu trinken. So lebet ſie ein zweifaches Leben; das eine ſchweigend und wirkend in dem ſtillen Schatten der nährenden Scholle und der grünenden Halme, und das andere ſingend und ſchwebend in den reizenden Regionen einer höhern Lichtwelt. Aber beiderlei Leben iſt nur eins und innig verbunden. Das niedere verleihet ihr den Trieb ſich zu erheben, und das höhere giebt ihr Mut und Luſt zum ſtillen freudigen Wirken.

So redete der Greis. Da faßte der Sohn mit Inbrunſt die Hand des Vaters und ſprach: „Ach ja, mein Vater, ſo war dein Leben! O möchte es uns noch lange erfreun!“

Darauf antwortete der Greis: „Die Scholle wird mir zu ſchwer! Warum wollet ihr mir das ungeteilte Leben der Vollendung und des unwandelbaren ewigen Lichts mißgönnen! — Der Tag wird ſchwül. Wohlan, laß uns zur Heimat wandeln!“

[Die Nachtigall im Käfig.] Ein Landmann kam eines Tages in die prächtige Wohnung eines reichen und vornehmen Mannes. Da vernahm er den hellen Geſang eines Vogels in einem vergoldeten Käfig. Er trat hinzu, und ſiehe! es war eine Nachtigall. Mit wehmütigem Herzen ſtand er auf ſeinen Stab gelehnt und hörete.

Da traten die Diener des vornehmen Mannes zu ihm und ſprachen: „Was befremdet dich, daß du alſo ſinnend da ſteheſt?“

Der Landmann antwortete: „Es befremdet und wundert mich, wie ihr und euer Herr den traurigen Klaggeſang des gefangenen Vogels in eurer ſchimmernden Wohnung ertragen möget.“

„Du Thor,“ verſetzte einer der Diener, „dünket dich denn auch der Nachtigallen Geſang traurig in deinen Feldern und Gebüſchen?

„Mit nichten,“ antwortete der Ackersmann, „ſondern er erfüllet mein Herz mit ſtiller Freude und Bewunderung.“

„Singen denn jene in andern Tönen und Weiſen, als dieſe?“ fragte der Diener mit ſpöttiſchem Lächeln.

„Wohl freilich,“ ſagte der Landmann. „Unſere Nachtigallen verkünden zwiſchen grünen und blühenden Zweigen das Lob der verjüngten Schöpfung, ſie ſingen unter dem blauen offenen Himmel das Lied der Freiheit und über ihren brütenden Weibchen den Hochgeſang der Liebe.

Bei dieſen Worten erhoben die Knechte ein lautes Hohngelächter und ſchalten den Landmann einen Narren. Der Landmann aber ſchwieg und kehrte zurück in ſeine ländliche Wohnung und zu ſeinem Acker.

Der Löwenritt.

Von Ferdinand Freiligrath (1810—1876).

Wüſtenkönig iſt der Löwe; will er ſein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune,[1] in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauſcht das Laub der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkrale,[2]
Wenn des jähen Tafelberges[3] bunte, wechſelnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einſam ſchweift durch die Karroo,[4]
Wenn im Buſch die Antilope ſchlummert, und am Strom das Gnu;

Sieh', dann ſchreitet majeſtätiſch durch die Wüſte die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten ſie die heiße, ſchlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt ſie durch der Wüſte nackte Strecken,
Knieend ſchlürft ſie langen Halſes aus dem ſchlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es ſich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch' ein Reitpferd! ſah man reichere Schabracken
In den Marſtallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürſt beſtiegen?

In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne;
Um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbeſtrahlte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten ſeine Augen; rieſelnd fließen
An dem braungefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die ſtille Wüſte klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Iſrael im Lande Yemen[6]
Führte, wie ein Geiſt der Wüſte, wie ein fahler, luft'ger Schemen;
Eine ſandgeformte Trombe[7] in der Wüſte ſand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend ſchwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberiſch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauſenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne ſeh'n ſie den Gebieter ſitzen,
Und mit ſcharfer Klaue ſeines Sitzes bunte Polſter ritzen.
Raſtlos, bis die Kraft ihr ſchwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen ſolchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüſte Saume ſtürzt ſie hin und röchelt leiſe.
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speiſe.
Ueber Madagaskar, fern im Oſten, ſieht man Frühlicht glänzen; —
So durchſprengt der Tiere König nächtlich ſeines Reiches Grenzen.

Anmerkungen: 1) Lagunen ſind mit ſtehendem Seewaſſer angefüllte Vertiefungen flacher Meeresküſten. 2) Kral, Hottentottendorf. 3) Tafelberg heißt ein 1082 Meter hoher Berg bei der Kapſtadt in Südafrika, der oben eine Fläche bildet. 4) Karroo heißt in der Hottentottenſprache hart und bezeichnet die zweite große Terraſſenebene, welche im Kaplande in einer Höhe von 900—1500 Meter ſich befindet, aus rotem eiſenhaltigen Thone beſteht und während der Regenzeit ſich in ein blumen- und grasreiches Weideland umwandelt. 5) Große Antilopenart. 6) Ehemals das „Glückliche Arabien" genannt, jetzt türkiſche Landſchaft auf der arab. Halbinſel. 7) Hier = Sandhoſe.

Die Löwenbraut.

Von Adalb. v. Chamiſſo (1781—1838).

Mit der Myrte geſchmückt und dem Brautgeſchmeid
Des Wärters Tochter, die roſige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er ſich ſchmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verſtändig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnenreich,
Liebſtreichelt ihn ſanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen die nicht mehr ſind,
Gar treue Geſpielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, ſie liegen uns fern.

„Du ſchütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du ſiehſt es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindiſchem Sinn.

„O, wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
‚Mein ſtarkes, getreues, mein redliches Tier;
Ich aber muß folgen, ſie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

„Es fiel ihm ein, daß ſchön ich ſei;
Ich wurde gefreiet, es iſt nun vorbei; —
Der Kranz im Haar, mein guter Geſell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

„Verſtehſt du mich ganz? ſchauſt grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, ſei ruhig auch du!
Dort ſeh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erſchüttern geſpürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erſchaut
Erfaßt Entſetzen die bangende Braut.

Er ſtellt an die Thür ſich des Zwingers zur Wacht,
Er ſchwingt den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie, flehend, gebietend und drohend, begehrt
Hinaus; er im Zorne den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt ſich verworren Geſchrei.
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
Ich ſchieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, ſchäumend vor Wut.

Die Unſelige wagt's ſich der Thüre zu nahn,
Da fällt er, verwandelt, die Herrin an.
Die ſchöne Geſtalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerriſſen, entſtellt in dem Staub.

Und wie er vergoſſen das teure Blut,
Er legt ſich zur Leiche mit finſtrem Mut;
Er liegt ſo verſunken in Trauer und Schmerz
Bis tötlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

An den Adler.

Von Percival.

Du mit dem mächt'gen Flügelpaar
Wohnſt hoch in freier Luft,
Wo ihr Banner ſchwingt der Stürme Schar,
Wo der Wind den Wolken ruft.
Dein Thron iſt auf der Bergesſpitz',
Die Luft dein endlos Feld,
Die Felſenzack' dein Königsſitz,
Die Wolken ſind dein Zelt.

Du ſitzeſt in den Strahlen hell,
Im gold'nen Mittagslicht,
Der Sonne glüh'nder Flammenquell
Verſengt dein Auge nicht.
Die Schwingen ausgedehnt im Wind,
Streifſt über'm Wogenreich
Das untergeh'nde Schiff geſchwind,
Dem Todesengel gleich.

Von ragend hoher Klipp' herab
Schau'ſt in die Brandung hin;
Da läßt das Rauſchen nimmer ab,
Endlos die Fluten zieh'n.
Auf's neue dann dein Flügel kreiſ't,
Trägt fern dich über's Meer,
Gleich einem lichtumfloſſ'nen Geiſt
Schwebſt du dann frei und hehr.

Myriaden Wogen eilend zieh'n,
Doch eileſt du voran;
Zieh'ſt über tauſend Gräbern hin
So raſch wie der Orkan.
Und wann der Nachtſturm ſchwarz erwacht,
Mit Schreckensahnung pfeift,
Dann, wie ein flücht'ger Traum der Nacht,
Dein Flug vorüber ſchweift.

Du Fürſt der grenzenloſen Luft,
Dein Name kaiſerlich
Zu Kampf und Ruhm die Kühnen ruft
Sie ſcharen ſich um dich.
Dein gold'nes Flügelpaar, es flog
Einſt vor den Römern her,
Vom fernen Nil Aegyptens zog
Es hin zum weiten Meer.

Für dich ihr Kampf, für dich ihr Fall,
Der ihren Schwur empfing,
Des Kriegers Blick, im Hörnerſchall,
An dir noch ſterbend hing.
Jahrhunderte voll Schrecken war
Dein Bild Symbol der Macht,
Bis daß der Sturm, der tauſend Jahr'
Heranzog, wild erwacht.

Da rollt heran die Zornesflut,
Umbrauſ't die Völker wild;
Die Welt loht auf in Kriegesglut,
Der Tod deckt das Gefild.
Den König wie den Sklaven ſchlingt,
Die mächt'ge Flut hinab,
Den Tapfern wie den Feigen zwingt
Der Tod ins blut'ge Grab.

Und wo warſt du dann, freier Aar?
„Ueber'm Meer dort, im Weſten fern,
Wo über der Freiheit Wiege klar
Ging auf ein gold'ner Stern.
Jahrhunderte auf ödem Strand
Saß, wacht' ich dort allein;
Die Welt, die Dunkelheit umwand,
Gedachte nicht mehr mein.

„Da zog 'ne kühne Schar heran
Auf unbekanntem Meer;
Mein Auge ſah es gleich ihr an,
Daß ſie brav und tapfer wär'.
Um die willkomm'ne Barke flog
Ich, wie ſie naht' dem Strand,
Dann, gleich der Lerche, fröhlich zog
Ich auf zum Himmelsrand.

„Es ward die kleine kühne Schar
Zur mächtigen Nation,
Ich führte ſie durch die Gefahr —
Mir klingt ihr Lied zum Lohn.
Hoch über Feld und See und Meer,
Vor ihrer Waffen Glanz,
Zieht meines Auges Zauber her,
Führt ſie zum Siegeskranz."

(Ueberſetzt von Plönnies.)

Das Lied der Vögel.

Von H. Hoffmann v. Fallersleben
(1796—1878).

Wir Vögel haben's wahrlich gut,
Wir fliegen, hüpfen, ſingen.
Wir ſingen friſch und wohlgemut,
Daß Wald und Feld erklingen.

Wir ſind geſund und ſorgenfrei
Und finden, was uns ſchmecket;
Wohin wir fliegen, wo's auch ſei,
Iſt unſer Tiſch gedecket.

Iſt unſer Tagewerk vollbracht,
Dann ziehn wir in die Bäume;
Wir ruhen ſtill und ſanft die Nacht
Und haben ſüße Träume.

Und weckt uns früh der Sonnenſchein,
Da ſchwingen wir's Gefieder,
Wir fliegen in die Welt hinein
Wir ſingen unſ're Lieder.

Schwalbenlied.

Von J. Sturm.

Aus fernem Land
Vom Meeresſtrand,
Auf hohen, luftigen Wegen
Fliegſt, Schwalbe, du
Ohne Raſt und Ruh'
Der lieben Heimat entgegen.

O ſprich, woher
Ueber Land und Meer
Haſt du die Kunde vernommen,
Daß im Heimatland
Der Winter ſchwand
Und der Frühling, der Frühling gekommen?

Dein Liedchen ſpricht:
„Weiß ſelber nicht,
Woher mir gekommen die Mahnung;
Doch fort und fort,
Von Ort zu Ort
Lockt mich die Frühlingsahnung.

„So ohne Raſt,
In freudiger Haſt,
Auf hohen, luftigen Wegen
Flieg' ich unverwandt
Dem Heimatland,
Dem lenzgeſchmückten, entgegen."

Tierſchutz. Tiere haben geiſtige Fähigkeiten. Die Hunde verſtehen Wort, Blick und Gebärde; ſie zeigen Ueberlegung ſowie ſchwer zu erſchöpfende Gemütlichkeit. Sie lernen durch Unterricht und durch Umgang mit Menſchen und leiſten mit ſichtlichem Vergnügen ihre Dienſte. Das Lob ihres Herrn erhebt ſie, und ſein Tadel drückt ſie nieder; ſie ſind eiferſüchtig auf ſeine Gunſt und bekämpfen den Nebenbuhler. Sie hangen ihrem Herrn treu an und ſind ihm gehorſam, ſelbſt bei harter Behandlung. Sie bewachen ſein Eigentum, als wenn ſie ſelbſt die Eigentümer wären, und verteidigen die Perſon ihres Herrn, wie ſie ſich verteidigen. Sie ſind naſchhaft und ſtehlen mit Schlauheit unter der Furcht vor Strafe. Die Nahrung iſt ihnen jedoch nicht das Höchſte, und ſie verlaſſen die Mahlzeit, um ihrem Herrn zu folgen. Sie lieben die Freiheit und haben einen tötlichen Haß gegen den Stock und die Kette. Sie beſitzen einen klaren Ortsſinn und ein treues Gedächtnis. Sie ſind fähig, Freundſchaft und Feindſchaft zu halten gegen Menſchen und gegen ihresgleichen. Sie ſind neugierig und intereſſieren ſich lebhaft für die Angelegenheiten und Zänkereien anderer Hunde. Sie leiden viel an langer Weile, ſuchen die Unterhaltung — oft in zudringlicher Weiſe — und ſind beglückt, wenn man ſich mit ihnen einläßt. Sie ſpielen in der Jugend ſo gern wie die Kinder und ahmen im Spiel ihre Kämpfe nach; ſie verfolgen einander im Laufe, oft ohne ſich zu erhaſchen; ſie werfen einander nieder und ſetzen knurrend die Zähne an, ohne zu beißen. Sie verſtehen die leiſeſte Andeutung zu Neckereien und ärgern ſich grundlos darüber wie Schulkinder. Sie erkennen ihre Gönner ſehr ſicher und behandeln die Menſchen überhaupt mit Wahl.

Jeder dieſer Sätze läßt ſich durch die alltägliche Beobachtung mit völliger Sicherheit nachweiſen, und die Beobachtung ſei dem geneigten Leſer empfohlen. Was Unwiſſenheit und Menſchendünkel leugnen, das fühlt auch hier ein kindlich Gemüt, indem es im Hunde ſeinen Freund und Spielkameraden liebt.

Die Fähigkeiten anderer Tiere werden oft unterſchätzt, weil ſie der Beobachtung nicht ſo leicht zugänglich und auch für den Menſchen nicht ſo klar verſtändlich ſind. Mag ein Wolf, der Vetter des Hundes iſt, urſprünglich gleiche Anlagen haben, ſo hat ſeine Ausbildung doch eine ganz andere Richtung genommen. Er hat gelernt, die Beute zu erjagen und den Menſchen als ſeinen Feind zu fliehen; Uebung hat ſeine Muskulatur geſtählt und ſein Gebiß geſchärft. Ein Wolf iſt aber für uns Fremdling; wir verſtehen einander nicht. Für den Hund dagegen war es Lebensaufgabe, den Menſchen verſtehen zu lernen, Uebung hat ſeine geiſtigen Fähigkeiten entwickelt und ſie auch für uns verſtändlich gemacht. Das eine, wie das andere iſt indeſſen ein Kunſtwerk der Natur, welches durch ſeine Vollkommenheit imponiert.

Die übrigen Haustiere ſtehen uns ferner als der Hund, und ihre Fähigkeiten ſind an ſich ſchon geringer. Hervorzuheben ſind die Pferde. Kein Tier ſteht ſo andauernd unter ſtrenger und oft roher Zucht, die jede freie Bewegung hemmt. Aber Pferde nehmen leicht eine weitere Kultur an und zeigen auch perſönliche Anhänglichkeit, ſobald man ſie freier und dem Menſchen näher ſtellt. Die Wiederkäuer dagegen ſtehen einen guten Schritt zurück; die Vögel ſtehen noch tiefer, obgleich ſie beſondere Talente entwickeln können; und in dem kalten Blute der Amphibien und Fiſche erliſcht das geiſtige Feuer mehr und mehr. An den wirbelloſen Tieren ſinkt es zu einer Art Mechanismus herab deſſen Stellung zu den geiſtigen Fähigkeiten der höheren Tiere ſich indeſſen wiſſenſchaftlich beſtimmen läßt.

Dieſe Geiſteskräfte ſind es, die wir achten, und denen gemäß wir Menſchen und Tiere behandeln. Mit der Klarheit des Bewußtſeins wächſt auch die geiſtige Verwundbarkeit. Keinem Tiere wird es ſo ſchwer, zu ſterben, als dem Menſchen; denn er allein kann denken: ich bin unglücklich, ich bin verloren. Auch die vollkommeneren Tiere zeigen in ihrer geiſtigen Verfaſſung ein ſo menſchenähnliches Bild, daß dasſelbe für pſychologiſche Studien wegen der Vereinfachung und leichteren Ueberſicht, die es gewährt, ſehr fruchtbringend iſt. Die begabteren Tiere ſehnen ſich nach Freiheit und die Mehrzahl auch nach Geſellſchaft; ſie ſuchen, dem Menſchen gleich, das Wohlbefinden mit Ueberlegung und beben vor der Schädigung ihres Leibes zurück. Wo dagegen die Sehnſucht erliſcht, da fällt auch mit ihr die Pflicht der Gewährung. So trifft denn das Fibelſprichwort, welches beſagt, daß ein Tier den Schmerz fühle wie der Menſch, obwohl es nützlich wirken mag, doch nicht recht zu; und es iſt natürlich, wenn ein Menſch die Fliege zerdrückt, die ihm auf der Naſe ſpeit.

Der Verſtand findet durch Beobachtung die geiſtigen Fähigkeiten, und das Gefühl mahnt, ſie zu achten. Dieſe beiden Grundkräfte geben überhaupt die Beweggründe zu den Handlungen der Menſchen, und ſie ſind es, welche für alle Kulturvölker gleiche ſittliche Geſetze ſchufen. Sie erwägen Recht und Unrecht, wie die Wage die Schwere ermißt, ohne Unterſchied des Stoffes, und geſtatten ebenſowenig Vorbehalte und Ausnahmen wie dieſe. Sollen geleiſtete Dienſte anerkannt werden, ſo darf man ſie auch den Tieren nicht durch Qual und Mißhandlung vergelten. Soll man Zutrauen ehren, ſo darf man es auch an den Tieren nicht mißbrauchen, um ſie zu täuſchen und zu überliſten. Aufopferung zieht Dankbarkeit, Liebe — Gegenliebe, Zutrauen — Schonung nach ſich.

Es iſt ein Merkmal ſittlicher Verkommenheit, daß ſie Vorbehalte und Ausnahmen von den ſittlichen Regeln zum eigenen Vorteile macht oder ſie zu rechtfertigen ſucht. Je nach dem Kulturzuſtande der Völker iſt hierin erſchreckliches geleiſtet worden; denn der Kulturzuſtand ſchafft ein ſittliches Gemeingefühl, von deſſen Wärme das Gedeihen der Menſchlichkeit abhängig iſt. Man machte nicht bloß Tiere zu Sachen, ſondern auch Menſchen auf Grund ihrer Hautfarbe oder ihres Glaubens. Die ältere rohe Zeit hat uns hievon noch mancherlei hinterlaſſen, mit deſſen Wegräumung die Gegenwart beſchäftigt iſt. Die ſittliche Kultur ſoll zur unveräußerlichen Eigenſchaft werden, ohne die man nicht mehr handeln kann; ſie darf daher die Menſchlichkeit nicht engherzig auf den Menſchen beſchränken; es ſollen auch die Tiere menſchlich behandelt werden.

Schlimmer noch wäre natürlich der umgekehrte Fehler, welcher die Rückſicht auf die Menſchen außer Augen ſetzt. Ein böſer Hund z. B. ſoll den Maulkorb nicht tragen, auch wenn er Menſchen beſchädigt. In dieſen Fehler verfällt der Tierſchutz, wenn er in ſeinem Eifer die Tiere einſeitig und auf Koſten der Menſchen beſchützt. Abgeſehen hiervon, würde eine ſolche Richtung der Abſicht gerade entgegenwirken, weil Stiftung von Schaden zur Verfolgung der Tiere reizt und dazu berechtigt. Tiere bewahren vor Schaden, den ſie thun, heißt ſie ſchützen vor Schaden, den ſie leiden. Wir bekämpfen daher dieſe einſeitige Empfindſamkeit, welche mit dem Fanatismus ſchon dies gemein hat, daß ſie für Vernunftgründe unzugänglich iſt; und ſie fällt mit Recht dem Spotte der Welt anheim.

Wie weit ſoll man, kann man hiernach den Tierſchutz treiben? Gerade auf der begabteren Klaſſe, den Säugetieren, beruht die Wirtſchaft der Menſchen. Soll man die Tiere nicht töten, ihre Kräfte nicht benutzen?

Naturgeſetze beherrſchen die Weltordnung. Die Natur aber kennt keine Rückſicht noch Schonung; denn von der Pflanze bis zum Menſchen hinauf begründet ein organiſches Weſen ſeine Exiſtenz auf dem Verderben des andern. Die Pflanze überwuchert und erſtickt ihre Nachbarin. Tiere verzehren Pflanzen, und das Fleiſch und Blut, das ſie durch zuſammengeſetzte Verdauungswerkzeuge für ſich daraus bereiten, wird ihnen von den Fleiſchfreſſern, welche Blätter und Körner nicht verdauen, wieder geraubt. Die Tiere rauben über ihr Bedürfnis hinaus, aus Luſt, und jedes verfährt handwerksmäßig nach ſeiner Weiſe. Der Löwe erlegt ſeine Beute im Sprunge; die Schlange vergiftet ſie durch ihren Biß; Schmarotzer dringen ein in den Leib lebendiger Tiere und erſchöpfen ſie unter Qualen langſam bis zum Tode. Die Bedürfniſſe der Einzelweſen machen ſich ſchonungslos geltend und begründen den ewigen Kampf um das Daſein. Dies iſt die Verfaſſung im Urwalde wie im Meere.

Auch der Menſch iſt den Naturgeſetzen unterworfen. Für ihn ſind Früchte und zartere Pflanzenſtoffe, ſowie auch Fleiſch zur Nahrung geeignet. Was aber ſeiner Verdauungskraft an groben Pflanzenſtoffen widerſteht, läßt er von Tieren in Fleiſch und Fett umwandeln und genießt es in gedeihlicherer Form. Gerade dieſe Fähigkeit, von Pflanzen wie von Tieren zu leben, macht ſeine große Verbreitung über den Erdball möglich, und die hochnordiſche Bevölkerung begründet ihr Leben ausſchließlich auf tieriſcher Koſt. Ohne dieſes Hilfsmittel würde die Menge der Menſchen gar nicht beſtehen können; auch zeigt ſich an der ärmeren Bevölkerung, daß die Entwicklung der Kräfte durch Mangel an Fleiſchnahrung geſchmälert wird.

Weiter lehrt ein geringes Nachdenken, daß ſelbſt durch Aufgeben der Fleiſchnahrung die Menſchen ſich der Notwendigkeit, Tiere zu töten, nicht würden entziehen können. Sie müßten die invaliden Haustiere verpflegen, könnten der Vermehrung der wilden und der freier gehaltenen Haustiere kein Ziel mehr ſtecken und würden auch den Ackerbau aufzugeben genötigt ſein. Es ſtellt ſich hiermit die Wahl, ob die Tiere dem Menſchen oder die Menſchen den Tieren geopfert werden ſollen. Herr der Welt iſt aber, wer ſie zu erobern weiß.

Dieſer Widerſpruch zwiſchen der Strenge der Naturgeſetze und dem menſchlichen Gefühl läßt ſich nicht heben. Die Grauſamkeit der Natur iſt die Aeußerung des Triebes zur Selbſterhaltung, welcher nur für das Individuum ſelbſt wirkt und daher rein ſelbſtiſch iſt. Das Mitgefühl ruft dagegen eine auf den Nutzen anderer Individuen gerichtete Thätigkeit hervor, kann hierdurch eine Erhaltung auf Gegenſeitigkeit begründen und befähigt den Menſchen und viele Tiere zu einem geſellſchaftlichen oder ſozialen Leben. Die Selbſterhaltung ſoll nehmen; das Mitgefühl ſoll geben, daher der Widerſpruch. Derſelbe findet ſich auch an den Tieren in ähnlicher Weiſe vor; der Hund mit ſeinem gutmütigen Weſen iſt doch ein Raubtier; der Wolf mit ähnlichen Anlagen raubt ſchonungslos.

Hier hebt ſich der Unterſchied heraus zwiſchen Menſch und Tier. Der Menſch iſt fähig, ſeine Opfer mit Schonung und Geſchicklichkeit zu erfordern. Er achtet, dafern eine ſittliche Kultur ihm eigen iſt, die geiſtigen Fähigkeiten der Tiere, welche ihm für die zu gewährende Schonung maßgebend ſind. Er erkennt ſie klar im Hunde und ſieht ſie in jedem ſeiner Lieblingstiere, ſei es ein Vogel oder ſei es anderer Klaſſe, und ſie erregen in ihm den unüberwindlichen Abſcheu gegen den Genuß des Fleiſches ſolcher Tiere. Seinen eigenen Hund verzehren, iſt nahezu kannibaliſch.

Die Menſchen können alſo die Naturgeſetze nicht umſtoßen, aber ſie können ihnen mit Menſchlichkeit Folge leiſten, und dies herbeizuführen, iſt die Aufgabe des Tierſchutzes. Dieſer ſucht die Lücken im Verſtande und Gemüte auszufüllen, welche den ſittlichen Verſtoß zulaſſen, und die Auswüchſe zu beſeitigen, die ihn herbeiführen. Das ſind die Unkenntnis des Richtigern bei jungen und bei unwiſſenden Individuen; die Nichtachtung desſelben bei rohen Naturen; die Fahrläſſigkeit und Gleichgiltigkeit bei trägen und ſchlaffen Menſchen, welche nur ſchwierig durch den eigenen Schmerz und nie durch Mitgefühl für andere Weſen in Thätigkeit geraten; die Roheit, welche in der Leidenſchaft nichts zu ſchonen vermag; die Habſucht, der der Gewinn vor allem voranſteht.

Dies ſind genau dieſelben Fehler, welche nach Umſtänden ebenſo die Menſchen plagen und deren Glück antaſten. Wer aus Habſucht Tiere unbarmherzig quält und mißhandelt, der iſt auch gegen Menſchen lieblos und drückt ſie, ſo viel er nur kann. Wer ein Tier zu Tode martert, um in ſeinem Leibe Wunderkräfte zu finden, der iſt auch fähig, ſeine Nachbarin der Hexerei anzuklagen, und würde gern mitlaufen, um ſie zu verbrennen. Und umgekehrt wird die Menſchen ſchonen, wer Tiere zu würdigen weiß.

Der Tierſchutz und Menſchenſchutz bekämpfen daher gleiche Feinde und richten ihre Wirkſamkeit auf die Veredlung der Menſchen. Hieraus erhellt, wie flach der gegen den Tierſchutz vielfach gerichtete Einwand ſei, daß man ſich lieber um die Menſchen kümmern ſolle, als den Tieren ſo große Aufmerkſamkeit erweiſen. Man kann wohl nichts Nützlicheres thun für andere und für ſich ſelbſt, als die ſittliche Kultur in ſeinem Wirkungskreiſe fördern.

Der Tierſchutz iſt auch als Erziehungsmittel ſehr brauchbar. Die Jugend erfährt, was Tiere ſind, und lernt an ihnen ſelbſtändig durchführen, was ſie am Menſchen üben ſoll; ſie lernt die Reinheit der Sittlichkeit bewahren, ohne ſie durch Ausnahmezuſtände zu brechen.

Alle Vorſchriften und Verordnungen, ſelbſt wenn ſie zur Befolgung zwingend wären, erreichen für ſich den Zweck nur unvollkommen Die Strafe bricht den frechen Widerſtand, doch wo die Augenzeugen fehlen, verfällt das Tier dem alten Schickſal. Geſetze ebnen durch Wegräumung von Hinderniſſen nur den Weg zum Eingange der Kultur, und erſt die Steigerung jenes ſittlichen Gemeingefühles erfüllt den Zweck vollkommen.

(August Müller.)

Wie die ſittlichen Beziehungen unter Menſchen, ſo müſſen auch diejenigen zwiſchen Tier und Menſch vor allem auf dem unerſchütterlichen Grunde der Gerechtigkeit ruhen; nur aus dieſem Sittlichkeitsgrund iſt eine deutliche und ſcharf beſtimmte Grenzlinie des Verhaltens abzuleiten, nicht aus den ſchwankenden Grundſätzen der Gefühlsmoral. Letztere ſind unentbehrlich, teils um die Triebkraft des gerechten Verhaltens zu verſtärken, teils um innerhalb des von der Gerechtigkeit gelaſſenen Spielraums dem poſitiven Wohlwollen zur Geltung zu verhelfen; aber ſich ſelbſt überlaſſen ſind ſie gerade die ſtärkſten Verführer zu ungerechtem und unbilligem Verhalten; und es iſt ganz unmöglich, die Gerechtigkeit aus einem einzelnen Gefühlsgrundſatze (z. B. dem Mitleid) oder aus der Summe derſelben abzuleiten. Wer ſich in ſeinem Verhalten zu den Tieren von der Gerechtigkeit leiten läßt, der wird ſo wie ſo, ob er mitleidig iſt oder nicht, dem Tiere nichts Unbilliges zumuten oder zufügen, und das Mitleid käme bei ihm nutzlos hintennach gehinkt, wenn es mitſprechen wollte; wer aber ſich von dem Mitleid, der Gutmütigkeit und Weichherzigkeit beſtimmen läßt, der wird in ſeinem Verhalten nur durch Zufall mit den Forderungen der Gerechtigkeit gelegentlich übereinſtimmen und oft genug dieſelben verletzen. Wenn der weichherzige Tierfreund eine arme Familie keuchend einen ſchwer belaſteten Handwagen ziehen und ſchieben ſieht, ſo neigt er ſtets dazu, ſich zum Anwalt des mitangeſpannten überbürdeten Hundes aufzuwerfen und zu gunſten desſelben die überbürdeten Menſchen noch mehr zu überbürden; er vergißt dabei nur, daß der gut behandelte Familienhund es als ſein Recht und ſeine Ehre betrachtet, ſich mit ſeinen Herren mitzuplagen, und daß die Menſchen bei ihrer ſcheinbar freiwilligen Quälerei oft weit mehr unter der Geiſſel eines zwingenden Schickſals ſtehen und weit ſchwerer unter dieſem harten Zwange leiden, als das vom Menſchen zur Arbeit gezwungene Tier. So lange die Menſchen noch im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brot verdienen und zeitweilig über ihre Kräfte ſich anſtrengen müſſen, wird es eine Ungerechtigkeit bleiben, ihnen jede auch nur zeitweilige Ueberanſtrengung der Arbeitstiere zu verwehren. Eine Ueberanſtrengung der Arbeitstiere aus unzureichenden Gründen iſt dagegen ebenſo ungerecht wie unvernünftig und bedarf zu ihrer Verurteilung nicht erſt des Mitleids.

Das Mitleid iſt bekanntlich ein zweiſchneidiges Schwert: inſoweit es Unluſt iſt, drängt es ebenſoſehr dazu, den Anblick der Gelegenheiten ſeiner Entſtehung durch Ausweichen zu meiden, als diejenigen abzuſtellen, deren Anblick man auf keine Weiſe aus dem Wege gehen kann; ſoweit es aber ein Gefühl iſt, das dazu anlockt, ſeine Anläſſe aufzuſuchen, iſt es ein Luſtgefühl, und als ſolches verleitet es zugleich dazu, die zu bemitleidenden Leiden nicht nur nicht abzuſtellen, ſondern geradezu erſt recht herbeizuführen. Das Mitleid iſt der Grauſamkeitswolluſt eng verwandt, und es iſt ganz irrtümlich, zu glauben, daß Giftmiſcher oder Tierquäler aus Leidenſchaft kein Mitleid mit ihren Opfern empfinden, da ſie ohne eine ſtarke Erregung des Mitgefühls gar keine ſo ſtarke Luſt aus dem fremden Leid ſchöpfen könnten. Deshalb geht man fehl, wenn man glaubt, den leidenſchaftlichen Tierquäler durch Erweckung ſeines Mitleids von ſeiner verworfenen Neigung abbringen zu können; erſt wenn man ihn nötigt, ſich ſelbſt als das von einem andern in gleicher Weiſe gequälte Weſen vorzuſtellen und durch dieſe Vorſtellung ſein Gerechtigkeitsgefühl zur Gegenwirkung bringt, wird man hoffen dürfen, einen Erfolg zu erzielen. Denn ſelbſt von einem andern gequält zu werden, empfindet jeder als ein angethanes Unrecht, ſo daß er nur des Abſehens von der Perſönlichkeit des Gequälten und des Quälers bedarf, um das Unrecht auch bei der Umkehrung einzuſehen.

Auf der andern Seite ſchießt das Mitleid mit den Tieren über das Ziel hinweg, indem es keine Rückſicht darauf nimmt, ob wir uns mit denſelben im Kriegs- oder Friedenszuſtande befinden. Nun befindet ſich aber die Menſchheit mit allen Tierarten im Kriegszuſtande, denen gegenüber ſie ſich im Kampfe ums Daſein zu behaupten hat, und nur mit denjenigen im Friedenszuſtande, welche im Kampf ums Daſein mit der übrigen Tierwelt entweder helfende Bundesgenoſſen oder doch wenigſtens Neutrale ſind. Die Religion des Mitleids, der Buddhismus, verlangt, daß man ſich ruhig von Tigern freſſen, von Giftſchlangen und Scorpionen ſtechen, von Läuſen peinigen läßt, wenn man kein Mittel beſitzt, ſich ihnen auf friedlichem Wege zu entziehen, ſtempelt aber die Tötung eines dieſer Tiere zu einem todeswürdigen Verbrechen, durch das man allen ſonſt etwa erworbenen Anſpruch auf Heiligkeit wieder einbüßt. Die Haltloſigkeit dieſer Folgerung zeigt die Unhaltbarkeit des Grundſatzes, von dem ſie richtig abgeleitet iſt.

Der Kampf ums Daſein iſt nicht minder ein Krieg aufs Meſſer, wo er ein indirekter, d. h. Wettbewerb um die Mittel des Lebens iſt; deshalb iſt es ebenſoſehr eine Exiſtenzfrage für die Menſchheit, daß ſie das Wild und die Schmarotzer des Feldes und Hauſes (Mäuſe, Ratten, Ameiſen) bis zur Vernichtung bekämpft. Jedes Stück Nahrungsmittel, deſſen ſich ein Tier bemächtigt, obwohl es zur Ernährung eines Menſchen hätte dienen können, verſchlimmert die Lage der auf der Hungergrenze lebenden Glieder der Menſchheit; jedes Mitleid auf dieſem Gebiet opfert einen Menſchen, um ein Tier zu retten, wenn ſich auch der dabei geopferte Menſch nicht mit dem Finger zeigen läßt. Aus dieſem Geſichtspunkt iſt jeder Luxus in der Erhaltung überflüſſiger Tiere mit Nahrungsmitteln, die für Menſchen dienen könnten, ein Unrecht an der Menſchheit; dabei iſt es gleichgiltig, ob die betreffenden Nahrungsmittel den Menſchen direkt oder indirekt, d. h. durch Ernährung von nützlichen Tieren hätten dienen können. Nicht als unnütz dürfen ſolche Tiere gerechnet werden, welche der Belehrung (in zoologiſchen Gärten) oder der Befriedigung von Gemütsbedürfniſſen dienen (Stubenhunde, -Katzen, -Vögel ꝛc.); noch weniger ſind es die Tiere, welche dem Menſchen bei der Jagd, beim Kampf gegen Schmarotzer, bei der Bewachung ſeines Eigentums, bei ſeiner Ortsbewegung oder ſeinen ſonſtigen Arbeiten Beiſtand leiſten, oder welche zur Erzeugung von Nahrungsmitteln und Bekleidungsſtoffen gezüchtet werden. Aber auch ſolche Tierarten müſſen in ihrer Vermehrung ſo weit beſchränkt werden, daß ihre Zahl nicht über die zum Nutzen des Menſchen erforderliche Größe hinauswächſt, weil der Ueberſchuß zu den überflüſſigen Verzehrern von Nahrungsmitteln gehören würde. Die mitleidige Gutmütigkeit, welche ſich im gegebenen Falle nicht zur Tötung der Tiere entſchließen kann, iſt ebenſo unſittlich wie die Weichherzigkeit eines Familienvaters, der ſeinen Kindern das Brot wegnimmt, um es dem an ſeiner Thüre bettelndem arbeitsſcheuem Landſtreicher zu reichen, oder wie die Empfindſamkeit einer alten Jungfer, die ihren fetten Mops mit Braten und Zuckerbrot füttert, während ihre Dienſtboten ſich mit Kochfleiſch und Schwarzbrot begnügen müſſen.

Jede Gattung im Naturhaushalt braucht einen Ordner, der ihr Ueberwuchern verhindert; einer der wichtigſten dieſer Ordner iſt der Menſch und ſeine bezüglichen Pflichten im Naturhaushalt ſind um ſo ausgedehnter und dringlicher geworden, je mehr er die übrigen Ordner (die Raubtiere) von der Erde verdrängt hat. Wenn er jetzt, wo er in Kulturländern für die meiſten Arten größerer pflanzenfreſſender und allesfreſſender Tiere ſich zum einzigen Ordner gemacht hat, ſich durch mitleidige Regungen abhalten läßt, ſeines Amtes zu walten, ſo verletzt er nicht nur ſeine Pflichten gegen die Menſchheit, ſondern auch ſeine Pflichten gegen die geſetzmäßige Ordnung des irdiſchen Naturhaushaltes und die Erhaltung ihres Gleichgewichts.

(Eduard v. Hartmann, „Moderne Probleme“.)

Lebensvorgänge im Körper. — Nahrung inſofern ſie verbrannt werden kann, iſt eine Quelle von Kraft. Während des Verbrennens bringt ſie Wärme hervor, und Wärme iſt Kraft. Wenn es uns beliebte, könnten wir die Stoffe, welche wir als Nahrung verſpeiſen, in einem Ofen verbrennen und dadurch eine Lokomotive oder Mühle in Bewegung ſetzen; wenn wir gerade Luſt hätten, könnten wir ſie in Schießpulver verwandeln und eine Kanone damit abfeuern, oder einen Felſen ſprengen. Anſtatt dies aber zu thun, laſſen wir ſie in unſerem eigenen Körper verbrennen und benutzen ihre Kraft für uns.

Die Nahrung, welche in den Ernährungskanal gelangt, wird dort verdaut; die nützlichen Nahrungsſtoffe werden unter ſehr kleinen Veränderungen von den nicht nahrhaften Abfällen geſondert; ſie gehen in das Blut über und werden Teile des Blutes.

Das Blut, welches durch den raſtloſen Schlag der Herz-Pumpe getrieben wird, durchſtrömt den ganzen Körper und tränkt in den engen Haargefäßen die kleinſten Stellen faſt aller ſeiner Teile. Während das Blut einerſeits durch häufige Nahrungs-Zufuhren mit Brennmaterial ſtets reichlich verſehen wird, ſaugt es andererſeits bei jedem Umlauf Sauerſtoff aus der in den Lungen befindlichen Luft auf; das arterielle Blut führt alſo fortwährend allen Körperteilen, den Muskeln, dem Gehirn, den Knochen, Nerven, der Haut und den Drüſen brennbare Stoffe zu, ſowie Sauerſtoff, der dieſe Stoffe verbrennt.

Ueberall geht eine Oxydation oder Verbrennung vor ſich, an einigen Stellen oder zu gewiſſen Zeiten eine ſehr ſtarke, an anderen Stellen oder zu anderen Zeiten eine ſchwache; ſie verwandelt arterielles Blut, welches reich an Sauerſtoff iſt, in ſauerſtoff-armes, venöſes Blut. Von den meiſten Stellen, wo Oxydation vor ſich geht, fließt das venöſe Blut heißer ab, als das zuſtrömende, arterielle Blut war; das geſamte warme, ſich ſtets vermiſchende Blut, welches den Körper durchſtrömt, hält den letzteren warm. Das Blut iſt warm, weil es fortwährend durch unzählige kleine Oefen ſtrömt, und wir ſind warm, weil das Blut warm iſt. Aber an manchen Stellen, wie an der Haut, fließt das venöſe Blut kühler ab, als das arterielle zuſtrömt, weil das Blut in ſeinem Laufe durch die Haargefäße der Haut einen großen Teil ſeiner Wärme an alles, was die Haut berührt, abgegeben hat; es hat ferner einen großen Teil ſeiner Hitze dadurch verloren, daß es die flüſſige Ausdünſtung in Dampf verwandelte. Aus dieſem Grunde erreicht unſer Körper, ſo lange wir geſund ſind, immer nur einen beſtimmten Wärme-Grad, die ſogenannte Blut-Wärme, gegen 30 Grad Reaumur, und daher kommt es, daß die Kleider, welche wir tragen, und das Bett, in welchem wir ſchlafen, warm werden.

Ueberall geht eine Oxydation vor ſich, eine Oxydation entweder des Blutes ſelbſt oder der Teile, welche es tränkt, und deren Verluſte es erſetzen muß. Ueberall geht ein ſteter Wechſel vor ſich. Nach und nach vermodert, ſo zu ſagen, jeder Teil des Körpers, hier ſchnell, dort langſam, und wird fortwährend durch das Blut erneuert; je nach ſeiner Natur. Obwohl dasſelbe Blut durch alle Haargefäße ſtrömt, erzeugt es verſchiedene Dinge an verſchiedenen Stellen. Im Muskel erzeugt es Muskel; im Nerv Nerv; im Knochen Knochen; in den Drüſen Säfte. Obwohl es dasſelbe Blut iſt, verleiht es verſchiedenen Teilen verſchiedene Eigenſchaften: die eine Drüſe bildet Speichel, eine andere Magenſaft; der Knochen erlangt Feſtigkeit, das Gehirn die Fähigkeit, zu fühlen, der Muskel die Kraft, ſich zuſammenziehen.

Wenn der zweiköpfige Muskel ſich zuſammenzieht und den Arm hebt, ſo iſt er in Thätigkeit. Die Kraft hierzu erlangt der Muskel vom Blute und das Blut wieder aus der Nahrung. Die Kraft zu aller Thätigkeit und Arbeit, deren wir fähig ſind, verdanken wir der Nahrung, der Oxydation unſerer Nahrung, gerade ſo, wie die Dampfmaſchine ihre Kraft durch die Oxydation ihres Brennmateriales erhält. Bekanntlich kommt aber in der Dampfmaſchine nur ein ſehr kleiner Theil der Kraft oder Energie, wie ſie genannt wird, des Brennmateriales in Anwendung, um die Räder in Bewegung zu ſetzen. Bei weitem der größere Teil geht in Hitze auf. So iſt es auch in unſerem Körper: jede Kraftäußerung des Körpers iſt nur ein kleiner Teil der Kraft ſeiner Nahrung; der übrige Teil der letzteren erhält den Körper warm.

Während der Blutſtrom alle Teile des Körpers durchzieht, jeden Punkt, den er berührt, wieder ergänzt und erfriſcht, nimmt er von jedem Organ die ſchlechten Stoffe auf, die demſelben nicht mehr nützlich ſind. Wie jeder Teil oder jedes Organ verſchiedene Eigenſchaften beſitzt und verſchiedene Thätigkeiten verrichtet, ſo ſind auch die Ausſcheidungs-Stoffe der Teile verſchieden; dennoch ſind ſich alle inſofern gleich, als ſie ſämtlich das Ergebnis der Oxydation ſind. Die Ausſcheidungen des Muskels ſind nicht genau dieſelben wie die des Gehirnes oder der Leber. Möglicher Weiſe ſind die Ausſcheidungen, welche das Blut von einem Organ fortträgt, einem andern nützlich, und ſo dazu geſchaffen, doppelte Arbeit zu verrichten, gerade ſo wie der Teer, den die Gasfabriken wegwerfen, das Glück des Farbenfabrikanten ausmacht. Die ſchlechten, verbrauchten Stoffe aller Teile werden zuletzt, nachdem ſie im Körper hierhin und dorthin gewandert ſind, zu ſehr einfachen Stoffen reduciert, ohne jegliche Vorzüge und gute Eigenſchaften, ohne irgend welche Fähigkeit, zu verbrennen, und zu nichts mehr tauglich, als weggeworfen zu werden; zuletzt bleibt nichts übrig als Harnſtoff oder Ammoniak, Kohlenſäure und Salze. In dieſer Geſtalt kehrt die Nahrung, nachdem ſie ſich längere oder kürzere Zeit im Körper aufgehalten, ihre Arbeit vollbracht, dieſen oder jenen Teil erneuert hat, dem Muskel behilflich war, ſich zuſammenzuziehen, der Leber, Säfte abzuſondern, nachdem ſie Kraft oder Wärme hervorgebracht hat, machtlos zu der Erde oder Luft zurück; woher ſie kam.

Wie wir fühlen und wollen. — Wir bewegen uns, weil ſich die Muskeln zuſammenziehen, der Muskel zieht ſich zuſammen, weil ein Etwas, welches durch unſeren Willen von dem Gehirne ausgeht, ſich durch eine größere oder kleinere Strecke im Rückenmark bewegt, von dort aus durch gewiſſe Nerven geht, bis es den Muskel erreicht. Dieſes Etwas, welches man eine Nerven-Anregung nennen kann, iſt es, welche den Muskel veranlaßt, ſich zuſammenzuziehen.

Aber was bringt uns dazu, unſeren Willen wirken zu laſſen? Was giebt den erſten Anſtoß zur Nerven-Anregung?

Nicht alle Nerven enden in den Muskeln. Viele enden z. B. in der Haut. Dieſe Nerven können nicht dazu verwandt werden, eine Nerven-Anregung aus dem Gehirn in die Haut zu führen. Durch unſere Willenskraft können wir wohl den Muskel veranlaſſen, ſich zuſammenzuziehen; aber umſonſt wird der Verſuch ſein, irgend welche Aenderung in der Haut hervorzubringen.

Welchem Zwecke dienen denn aber dieſe Nerven? Berührt man oder ſticht man ſich in den Finger, ſo fühlt man die Berührung oder den Stich; man ſagt, es ſei Empfindung in dem Finger. Setzen wir den Fall, wir durchſchnitten die Nerven, welche aus der Haut des Fingers durch den Arm hinauf in das Gehirn führen. Was würde geſchehen? Würde man jetzt den Finger berühren oder hineinſtechen, ſo würde man nichts empfinden. Wir würden ſagen, daß wir alle Empfindung im Finger verloren hätten. Dieſe Nerven welche im Finger enden, haben alſo einen andern Zweck, als jene, welche im Muskel enden. Die letzteren führen die Anregungen des Gehirnes dem Muskel zu, und werden, da ſie alſo das Werkzeug ſind, welches Bewegungen verurſacht, Bewegungsnerven genannt. Die erſteren, welche die Anregungen oder Reize der Haut nach dem Gehirn führen, und Werkzeuge ſind, welche Empfindungen fortpflanzen, heißen Empfindungsnerven.

Alle Teile der Haut ſind mit dieſen Empfindungsnerven verſehen, aber nicht in derſelben Ausdehnung. Jene Stellen, wo ſie im Ueberfluß vorhanden ſind, wie an den Fingerſpitzen, werden als ſehr empfindlich bezeichnet; andere Stellen, wo ſie ſpärlich vorhanden ſind, wie an der Rückſeite des Rumpfes, werden als weniger empfindlich bezeichnet. Noch andere Teile außer der Haut haben Emfindungsnerven.

Es giebt nur eine Art von Bewegungsnerven; ſie alle haben nur eine beſtimmte Thätigkeit zu verrichten — nämlich das Zuſammenziehen der Muskeln zu veranlaſſen. Aber es giebt verſchiedene Empfindungsnerven, wovon jeder ſeine beſondere Arbeit auszuführen hat. Die verſchiedenen Thätigkeiten, welche dieſe verſchiedenen Empfindungsnerven zu verrichten haben, werden die Sinne genannt.

Die Thätigkeit der Hautnerven über den ganzen Körper weg heißt der Taſtſinn. Durch Taſten kann man erfahren, ob ein Körper rauh oder weich, naß oder trocken, heiß oder kalt u. ſ. w. iſt.

Man kann jedoch nicht durch Taſten Salz von Zucker unterſcheiden. Bringt man aber Salz oder Zucker auf die Zunge, ſo wird man augenblicklich das eine vom anderen unterſcheiden, weil dann Gefühlsnerven anderer Art in Anwendung gebracht werden; nämlich Nerven, welche uns den Geſchmacksſinn geben. Wir beſitzen nun noch Geruchs-, Gehör- und Geſichts-Nerven.

Die Empfindungsnerven haben manchmal da, wo ſie in der Haut enden, oder vielmehr beginnen, kleine eigentümliche Organe, welche mit ihnen verbunden ſind, die Taſtorgane. Und auch die Geſchmacks- und Geruchsnerven beginnen in eigentümlicher Art und Weiſe. Zu den Nerven des Gehörs und des Geſichts übergehend, finden wir, daß dieſe in ſehr feinen edlen und verwickelten Organen, dem Ohr und dem Auge beginnen.

Durch die Haut, die Naſe, die Zunge und den Gaumen, durch die Ohren, beſonders aber durch die Augen werden fortwährend Eindrücke der Außenwelt durch die Empfindungsnerven dem Gehirne zugeführt; dorthin gelangen auch Eindrücke aus dem Inneren unſeres eigenen Körpers, welche uns mitteilen, wo ſich die Glieder befinden, und was die Muskeln thun. Im Gehirn verwandeln ſich dieſe Eindrücke in Empfindung. Sie regen das Gehirn zur Thätigkeit an; und das Gehirn regiert, indem es auf uns unbekanntem Wege mit ihnen und durch ſie thätig iſt, als ein bewußter, verſtändiger Wille, den Körper.

(Aus „Phyſiologie“ von M. Foſter, bearbeitet von Oscar Schmidt.)

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die Körperkraft und Geſchicklichkeit des Menſchen.

Athletik. — Im Staatsleben der Alten bildete ſich ſchon frühzeitig eine beſondere Klaſſe von Menſchen, deren einziges Streben auf die Entwickelung ihrer Körperkraft gerichtet war, und die Staaten begünſtigten dieſe Richtung, indem ſie öffentliche Spiele zum Zweck der körperlichen Uebung veranſtalteten. In Griechenland, um nicht in ein noch früheres Altertum zurückzugehen, nannte man jenes Gewerbe Athletik, und diejenigen, welche ſich demſelben widmeten, Athleten, von einem Worte, welches Arbeit und im weiteren Sinne Kampf bedeutet. In der That hatten die Athleten lange und mühſame Proben zu beſtehen, ehe ſie zum öffentlichen Kampfe zugelaſſen wurden. Sie mußten ſich einer beſonderen Lebensweiſe unterwerfen, ſich an Hunger, Durſt, Hitze und Staub gewöhnen, mit einem Worte, an alle Beſchwerden, welche ſie während der Uebungen, die zuweilen vom Morgen bis zum Abend dauerten, zu erleiden hatten. Auch hat der Arzt Galenus nicht Scheltworte genug für dieſes Gewerbe, welches er nicht zu den ſchönen Künſten rechnen will; „denn", ſagt er, „man ſorgt dabei vorzugsweiſe dafür, die Fleiſchmaſſe zu vergrößern und dickes, zähes Blut reichlich zu erzeugen; man arbeitet nicht etwa bloß darauf hin, den Körper ſtärker, ſondern ihn maſſenhafter und gewichtiger zu machen, um den Gegner durch das Körpergewicht niederzudrücken; dieſes Gewerbe iſt demnach nicht nur ſehr gefährlich, ſondern auch ganz untauglich, um die auf natürliche Grenzen beſchränkte Kraft zu erlangen."

Aber die Ruhmbegierde, welche bei den Griechen ſehr lebendig war, ließ die Athleten ſowohl die gegenwärtigen Beſchwerden der Paläſtra [des Uebungsplatzes], wie die Uebel, welche ihnen in der Zukunft drohten, gering ſchätzen. Sie hatten nur einen Zweck im Auge: die dem Sieger bewilligte Belohnung zu erwerben. Dieſer Preis hatte an ſich geringen Wert; er beſtand, je nach dem Orte, in Kränzen aus Oliven-, Tannen-, Epheu- oder Lorbeerzweigen. Der Laubkranz erhielt ſeinen Wert nur durch die daran geknüpfte Idee, und weil er unter den Beifallsbezeugungen eines Volkes vor ganz Griechenland zuerkannt wurde. Andere Huldigungen erwarteten den Sieger, wenn er mit dem Kranze und dem Palmzweige, den beiden Zeichen ſeines Triumphes, zum heimatlichen Herde zurückkehrte. Er hielt ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt auf einem vierſpännigen Wagen. Nicht durch das gewöhnliche Thor zog er ein, ſondern durch eine Oeffnung, die man beſonders zu dieſem Zwecke in der Stadtmauer angebracht hatte. Man wollte dadurch andeuten, daß eine Stadt, welche ſo tapfere Athleten zu ihren Bürgern zählte, nicht mehr der Mauern bedürfe, um ihre Unabhängigkeit zu ſchützen. War es denn aber gewiß, daß dieſe Männer vermöge ihrer Kraft gute Krieger abgaben? „Welchen Nutzen gewährt es dem Vaterlande," ſagt Euripides, „daß ein Athlet gewandt im Laufe ſei, daß er einen Wurfſtein zu ſchleudern oder ſeinem Gegner einen Fauſtſchlag gegen den Kinnbacken beizubringen verſtehe? Kann er den Feind mit der Wurfſcheibe zurücktreiben oder wird er ihn in die Flucht ſchlagen, weil er, mit dem Schilde bewaffnet, zu laufen geübt iſt? Man giebt ſich nicht mit ſolchen Geringfügigkeiten ab, wenn man dem Schwerte gegenüberſteht." — Der römiſche Kaiſer Maximinus, von gotiſchem Herkommen und ein ehemaliger Hirt, hätte eine Stelle unter den Athleten Griechenlands verdient: in den Spielen, welche Septimius Severus veranſtaltete, maß er ſich mit den ſtärkſten Athleten ſeiner Zeit und warf in einem Atem deren 16 zu Boden.

Der Ringkampf iſt eine der älteſten, wenn nicht die älteſte Uebung von allen. Er ſetzte bei denjenigen, welche ihn ausführten, nicht gerade einen Zuſtand der Feindſeligkeit, des Haſſes oder der Rachſucht voraus; — durchaus nicht. — Meiſtens war er für Perſonen gleichen Geſchlechts, gleichen Stammes oder einer und derſelben Familie nur ein Mittel, ihre Kräfte gegenſeitig zu verſuchen. Zwei Waffenbrüder faßten einander um den Leib und ſuchten ſich niederzuwerfen, zum Scherz oder um ſich zu ernſteren Kämpfen vorzubereiten. Aber dieſe Zweikämpfe, Leib an Leib, trugen die Roheit der älteſten Zeiten an ſich. Die tieriſche Stärke entſchied dabei den Sieg; man übermannte ſeinen Gegner durch die Wucht und Maſſe des Körpers; man zerquetſchte ihn wie das Getreidekorn unter dem Mühlſtein und ließ ihn erſt los, wenn er ſich für beſiegt erklärte. In den Zeiten des Heldentums war demnach der Menſch bemüht, ſeinen Körper entweder durch die wiederholten Uebungen oder durch eine kräftigende Lebensweiſe ſo maſſenhaft wie möglich zu machen, um in den Kämpfen durch Körperſchwere und Muskelkraft obzuſiegen.

Die Griechen kannten zwei Arten des Ringens; die eine, die ſenkrechte genannt, geſchah in aufrechter Stellung und die Kämpfer durften ſich wieder erheben, wenn ſie niedergeworfen worden; bei der anderen Weiſe hatten die Ringer den Fall nicht zu fürchten, da ſie ſich nicht auf den Füßen, ſondern am Boden hielten; man nannte dieſen Kampf den wagerechten oder den drehenden, weil die Kämpfer bei ihren Bewegungen und vielfachen Umſchlingungen bald oben, bald unten zu liegen kamen und ſich auf dem Sande des Ringplatzes von einer Seite zur anderen rollten.

Die Ringkämpfe der ſchweizer Gebirgsbewohner würden dem Künſtler heutzutage nicht minder anziehende Stoffe zu Studien darbieten; dem Reiſenden gewähren ſie nur den Reiz der Neuheit. Doch hüte ſich der Fremde! beſonders beſchränke er ſich klüglich auf die Rolle eines Zuſchauers und miſche ſich nicht in dieſe gewaltſamen Spiele, wozu ihn die Leute des Landes gewöhnlich einladen. Denn ſelbſt der tüchtigſte Turner des turneriſchen Deutſchlands würde dabei unfehlbar zu kurz kommen.

Bisweilen eröffnen ſie den Kampf wie die alten Ringer, indem ſie ſich nur oben berühren und mit den Köpfen an einander ſtoßen; gewöhnlich reichen ſie ſich die Hand, ehe ſie ſich packen, um anzuzeigen, daß ſie keinen gegenſeitigen Groll hegen. Dann legen ſie die eine Hand an den Hoſengurt des Gegners und die andere auf ſeine Achſel. Dies iſt das Zeichen zum Kampfe, der darin beſteht, daß man den Gegner auf den Rücken wirft. Nur unter dieſer Bedingung iſt der Sieg errungen. Bald ſind alle Muskeln angeſpannt, alle Adern geſchwollen, die Nüſtern öffnen ſich unter Keuchen; jeder ſucht dem anderen ein Bein zu ſtellen, um das Bein des Gegners zu beugen und den Ringer zu Fall zu bringen (Fleutiſchwung); der andere ſeinerſeits wendet einen nicht minder ſinnreichen Kunſtgriff an; er gleitet mit ſeiner linken Hand unter den rechten Schenkel ſeines Gegners, fährt dann nach vorn, indem er dieſen Schenkel umfaßt, hebt den Gegner mit aller Kraft bei den Beinen in die Höhe und wirft ihn über ſeinen Kopf auf den Rücken. Zuweilen wird der Sturz mittels der Füße, durch einen Stoß mit der Ferſe gegen die Ferſe des anderen bewirkt (das Häggeln).

Der Fauſtkampf ſchreibt ſich aus dem früheſten Altertume her. Lange vor der Verfertigung von Schutz- und Angriffswaffen mußten die Menſchen ſich der einfachſten und natürlichſten Waffen bedienen, derjenigen, die ihnen zu Gebote ſtanden. Wie kamen die Griechen, die zartfühlenden Freunde der Kunſt, dazu, ſich für eine Uebung zu begeiſtern, deren Hauptvorzug in roher und ungeſchliffener Kraft beſtand? Weil die Griechen trotz der Verfeinerung der Bildung die Kinder und Schüler der Natur geblieben waren. Wie dem auch ſei: ſie hatten den Fauſtkampf zu einer Wiſſenſchaft erhoben, welche ebenſo wie die Philoſophie und die ſchönen Künſte gelehrt wurde. Die Jünglinge ließen ſich in den Gymnaſien darin unterweiſen und ausbilden, unter der Leitung von geſchickten Lehrern, welche alle Finten und Hilfsmittel dieſer mörderiſchen Kunſt gründlich verſtanden. Bei öffentlichen Luſtbarkeiten, bei Leichenbegängniſſen der Helden, ſogar bei religiöſen Feierlichkeiten fanden Kämpfe dieſer Gattung ſtatt.

Wie ſchrecklich die Fauſtkämpfer entſtellt wurden, zeigt folgende Schilderung: „Der Sieger in den olympiſchen Spielen, den du in dieſem Zuſtande erblickſt, hatte ehemals eine Naſe, ein Kinn, Augenbrauen, Ohren und Augäpfel. In der Uebung des Fauſtkampfes iſt er jedoch aller Zierraten verluſtig gegangen, ſogar ſeines Patengeſchenks. Und in der That hat er keinen Anteil an der väterlichen Erbſchaft haben können. Denn als man ihn mit dem Bildnis verglich, welches ſein Bruder vor Gericht vorlegte, entſchied man dahin, daß er nicht dieſelbe Perſon ſei. Es war keine Aehnlichkeit zwiſchen jenem Bildnis und ihm aufzufinden."

„Als Ulyſſes nach zwanzigjähriger Abweſenheit in ſein Vaterland zurückkehrte, wurde er von ſeinem Hunde wiedererkannt. Du aber, Strataphon, wirſt nach vier Stunden im Fauſtkampf nicht nur den Hunden, ſondern der ganzen Stadt unkenntlich, und wenn du dich im Spiegel betrachten willſt, wirſt du ausrufen und ſogar darauf ſchwören: „Ich bin nicht Strataphon.""

Der Diskus oder die Wurfſcheibe. Auf den erſten Anblick ſcheint es natürlich, das Diskuswerfen unter die Geſchicklichkeitsübungen zu zählen; man muß jedoch erwägen, daß der Diskus ein ſehr gewichtiger, ſchwer zu handhabender Körper war und daß es ſich für die Spieler nicht darum handelte, ihn auf ein beſtimmtes Ziel zu richten, ſondern ihn ſo weit wie möglich fortzuſchleudern. Dies war eine Uebung, welche bei weitem mehr Kraft als Gewandtheit erforderte.

Der Diskus beſtand aus einem flachen Metallſtück oder auch nur aus einem Stück Stein, welches man weit in die Luft hinausſchleuderte. Manchmal fertigte man ihn auch aus Holz, aber aus ſchwerem und feſtem Holz; am gewöhnlichſten jedoch wurde Eiſen oder Kupfer dazu gebraucht.

Wenn man ihn in der rechten Hand hielt, ſo reichte er gewöhnlich bis an die Mitte des Unterarmes.

Uebrigens vervollkommnete ſich allmählich die Form des Diskus; zur Zeit der Blüte Griechenlands glich er dem Augapfel, welcher in der Mitte gewölbter iſt und ſich nach den Augenrändern hin abflacht (am bezeichnendſten wäre wohl der Vergleich mit einer Linſe in großem Maßſtabe). Lucian ſchildert ihn als einen kleinen runden Schild von ſo glatter und glänzender Oberfläche, daß er leicht der faſſenden Hand entglitt.

Der Diskuswerfer ſetzte das rechte Bein mit leicht gebogenem Knie vor; die ganze Körperkraft ruhte auf dem rechten Fuße. Sobald er im Begriff ſtand, die ſchwere Maſſe zu werfen, beugte er ſich; ſeine linke Hand nahm einen Stützpunkt; ſein rechter geſtreckter Arm, der den Diskus hielt, erhob ſich nach hinten bis zur Schulterhöhe und beſchrieb dann, ſobald der Athlet das Geſchoß aus aller Kraft ſchleuderte, einen Halbkreis in der Luft, während dieſer ſelber einige Schritte vorwärts ſprang, um gleichſam die Kraft und Tragweite des Wurfgeſchoſſes zu vergrößern.

Wenn ein Diskuswerfer wurfbereit, den Diskus ſeinen Händen entgleiten ließ, ſo war er von dem Wettkampfe ausgeſchloſſen. Auch hatten die Athleten die Gewohnheit, ſich die rechte Hand mit Sand oder Staub zu reiben; ſie beſtrichen ebenfalls den Diskus damit, um ihn rauher zu machen und leichter faſſen zu können. Dieſe teilweiſe Einreibung war mit einer Oeleinreibung des ganzen Körpers, wie bei den Athleten gebräuchlich, verbunden.

Nicht ſelten befand ſich in der Mitte des Diskus ein Loch, durch welches eine Schnur oder ein Riemen gezogen war; mittelſt des letzteren wurde alsdann die Scheibe fortgeſchleudert. In dieſer Geſtalt war der Diskus eine Art Schleuder. Die Gebirgsbewohner im Kanton Appenzell in der Schweiz pflegen nicht den Diskus, aber Steine von beträchtlichem Gewicht auf dieſe Weiſe in die Weite zu werfen. Sie vereinigen ſich alljährlich zweimal zu dieſer anſtrengenden Uebung; — das Wurfgerät iſt für alle dasſelbe, wie bei den Alten; — eine andere Uebereinſtimmung mit dem Altertum beſteht darin, daß kein Ziel vorhanden iſt, ſondern der weiteſte Wurf den Preis gewinnt. Der Bergbewohner, der das Felsſtück zu werfen hat, verfährt dabei ganz ebenſo wie der Diskuswerfer; er erhebt dasſelbe bis zur Höhe der rechten Schulter, beugt den Körper und ſpringt einige Schritte vorwärts.

Das Boxen. Es iſt ſeltſam, daß die Engländer leidenſchaftlich für den Fauſtkampf gerade in demjenigen Jahrhundert eingenommen waren, wo der Geiſt der Philoſophie bei ihnen große Fortſchritte gemacht und ſich von hier aus über das europäiſche Feſtland verbreitet hatte; denn die Einführung der Boxkunſt in England ſchreibt ſich erſt vom 18. Jahrhundert her. Die Regeln, welche noch bis auf den heutigen Tag befolgt werden und die Kampfbedingungen feſtſtellen; — die Geſetze, die während der Gänge, woraus der Kampf beſteht, zu beobachten ſind, — der Zeitraum von einer halben Minute, den die Kämpfer nach jedem Gange einhalten müſſen, ein ſchwaches Zugeſtändnis, welches der durch dieſes barbariſche Spiel gekränkten Menſchlichkeit bewilligt wird: alle dieſe Regeln ſind das Werk eines gewiſſen Jack Broughton, eines geſchickten Fauſtkämpfers, der dieſelben aufſtellte und am 10. Auguſt 1743 von den Leuten des Faches beſtätigen ließ. Das Schaugefecht mit dem Degen begann unter der Regierung Georgs I. abzunehmen; der Boxkampf, anſcheinend eine weniger gefährliche Erluſtigung, erhielt nun die Hauptſtelle in der öffentlichen Gunſt.

Jack Broughton war der erſte, welcher ſich den Titel Kämpfer von England beilegte oder ihn durch den Beifall des Volkes erhielt; ein Titel, der ſeitdem von ſeinesgleichen ſehr geſucht iſt. Es iſt aber ſchwer, dieſe Krone zu erwerben, noch ſchwerer, ſie zu bewahren. Mit der Länge der Zeit entſchlüpft die Palme dem einen wie dem anderen; man iſt niemals ſicher, nicht einer derberen Fauſt zu begegnen, als man ſelber beſitzt.

Die Liebhaber ſprechen noch mit großem Lobe von der Originalität, die Broughton in ſein Spiel legte, — ich glaube gar, Gott verzeihe mir! ſie ſagten: in ſeinen Stil. Aber, o Eitelkeit der Eitelkeiten! wie wenig bedeutet der Ruhm in dieſer Welt, wo der höchſt geſtellte Ruf in einem Augenblick geſtürzt werden kann, ähnlich jenen mächtigen Eichenbäumen, welche Jahrhunderte zum Wachſen bedurften und durch einen einzigen Blitzſtrahl niedergeſchmettert werden! Der Blitzſtrahl wurde durch einen gewiſſen Slack dargeſtellt, einen Mann von gemeinen Zügen, ſeines Handwerks ein Schlächter, gelegentlich ein Boxer, der, nachdem er mit dem Kämpfer von England bei dem Pferderennen zu Hounslow in Streit geraten war, die Verwegenheit beſaß, demſelben eine Herausforderung zu ſchicken. Voller Geringſchätzung gegen einen Widerpart, deſſen Name auf dem Rennplatz unbekannt war, zweifelte Broughton keinen Augenblick, daß der Sieg ihm wie gewöhnlich treu ſein würde, und hatte nicht einmal die Fürſorge, ſeine Hand loſe zu machen. Er war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er am Abend vor dem Kampfe nichts weiter fürchtete, als daß Slack am folgenden Tage ausbleiben könnte, und in dieſer Befürchtung ſchickte er ihm, wie man ſagt, ein Geſchenk von 10 Guineen, damit er ſein Wort halte.

Der Kampf fand am 10. April 1730 ſtatt, an einem Dienstage. Broughton war anfangs unfehlbar überlegen; die Wetten zu ſeinen Gunſten ſtanden eins gegen zehn. Aber dieſer Vorteil war nicht von langer Dauer; nach Verlauf von zwei Minuten wendete ſich das Geſchick gegen ihn. Slack, der ſich bald von den heftigen Streichen ſeines Gegners erholte, ſtürzte ſich mit einem Sprunge auf ihn und verſetzte ihm einen Streich zwiſchen die Augen, auf den Broughton nicht gefaßt war. Er blieb davon wie verdutzt und erblindet. Es verliefen einige Minuten, ehe die Zuſchauer des Vorfalls gewahr wurden; ſie hatten nur bemerkt, daß Broughton ſich nicht wie gewöhnlich ins Zeug warf, daß er ſich vielmehr auf die Verteidigung beſchränkte und ſein Schutzherr, der Herzog von Cumberland, rief ihm in ernſtem Tone zu: „Was fehlt dir denn, Broughton? du kannſt nicht kämpfen, du biſt beſiegt!“ — „Ach, gnädiger Herr“, erwiderte der Unglückliche, „ich kann meinen Gegner nicht ſehen, ich bin blind, aber nicht geſchlagen; ſtellen Sie mich ihm nur gegenüber und Sie werden ſehen!“ Broughton befand ſich in einem bejammernswerten Zuſtande; die Zuſchauer im Amphitheater gingen plötzlich von der Bewunderung zur Verachtung ihres Götzen über; „ſie machten lange Geſichter und wechſelten die Farbe“, ſagt ein Augenzeuge; denn ſie hatten hoch gewettet und, wie ſchon erwähnt, zehn gegen eins. Slack behauptete ſein Uebergewicht und trug binnen vierzehn Minuten den Sieg davon. Kaum eine Viertelſtunde hatte hingereicht, Broughton ſeinen Ruf und ſeinen Titel eines Kämpfers von England zu rauben!

Der Herzog von Cumberland änderte ſeine Geſinnung gegen Broughton; es iſt wahr, daß er an ihm mehrere tauſend Pfund Sterling verlor. Die eingegangenen Wetten beliefen ſich auf 150 Pfund, ohne eine große Zahl Noten von einer und einer halben Guinee zu rechnen, welche vorausbezahlt waren; da der Gewinn der eingegangenen Wetten dem Sieger zu gute kam, ſo erntete Slack bei dieſer Gelegenheit nahe an 600 Pfund Sterling (4200 Thaler).

Jack Broughton, des Schutzes des Herzogs von Cumberland ledig, führte nur noch ein dunkles Daſein; er trat noch öffentlich auf, aber nur auf Bühnen in der Provinz, ähnlich jenen Schauſpielern, welche die Hauptſtadt nicht mehr ſehen mag und welche die Ueberreſte ihres abgenutzten Talents nach einer derſelben fern gelegenen Bühne niederen Ranges hinſchleppen. Auf dieſe Weiſe lebte er noch neununddreißig Jahre und ſtarb am 8. Januar 1889.

Selbſt unter dem weiblichen Geſchlecht kamen Boxkämpfe vor, wie eine Ankündigung aus den engliſchen Zeitungen von 1722 beweiſt:

„Eliſabeth Wilkinſon von Clerkenwell, welche mit Anna Hyfield einen Wortwechſel gehabt hat und Genugthuung verlangt, ladet dieſelbe ein, die Eſtrade zu beſteigen und mit ihr zu boxen; jede von ihnen ſoll eine halbe Krone in der Hand halten, und diejenige, welche das Geldſtück zuerſt fallen läßt, ſoll den Kampf verloren haben.“

Auf dieſe Herausforderung erging folgende Antwort:

„Anna Hyfield vom Newgater Markt hat den Entſchluß der Eliſabeth Wilkinſon vernommen, nimmt ihre Herausforderung an und wird derſelben nach ihren Kräften zu entſprechen ſuchen. Sie wünſcht, daß ihre Gegnerin tüchtige Schläge austeilen möge. Nur keine Schonung! Eliſabeth Wilkinſon mag ſich inacht nehmen!“

Engliſche Ringkämpfer. Lange vor der Erfindung des Boxens widmeten ſich die Engländer dem Ringkampfe, Leib an Leib. Die Einwohner von London waren vor mehreren Jahrhunderten ſehr eingenommen für dieſe Uebung und ermangelten niemals, bei Gelegenheit der Feſte, welche alljährlich im Monat Auguſt gegen Bartholomäus gefeiert wurden, Proben ihrer Geſchicklichkeit abzulegen. Seit jener Zeit hat ſich dieſer Eifer der Engländer im allgemeinen und der Londoner im beſonderen ſehr abgekühlt. Dennoch iſt die Sitte, Leib an Leib zu ringen an mehreren Orten Englands bis auf unſere Tage im Schwunge geblieben und man kann ſie in den weſtlichen Grafſchaften, Cornwallis und Devonſhire, ſowie in den nördlichen, Cheſter, Lancaſter, Cumberland und Weſtmoreland, noch in voller Blüte finden. In dieſen Provinzen beſtehen Klubs, um das heilige Feuer in der Jugend zu erhalten, den Eifer der Trägen zu wecken und den Verdienſtvollen Preiſe zu erteilen. Dieſe Klubs halten von Zeit zu Zeit meetings (Verſammlungen), verbunden mit Spielen und Leibesübungen, die eine beträchtliche Menſchenmenge anlocken. Die in Liverpool unter dem Athletic Society gegründete Geſellſchaft erkennt den Heiden Herkules als ihren Schutzherrn an, deſſen kräftiger Torſo auf den Medaillen, die ſie jedes Jahr austeilt, prangt.

Ein furchtbarer Ringer, welcher erſtaunliche Kraftſtücke ausführte, war Thomas Topham. Zu London im Jahre 1710 geboren, ſiedelte er ſich gegen 1741 zu Derby an; dort war es auch, wo er am 28. Mai ein wunderbares Kraftſtück vollführte; er hob nämlich drei mit Waſſer gefüllte Tonnen, von 1836 engliſchen Pfunden an Gewicht.

Als einem der Aldermen von Derby ſich ein Mann vorſtellte, deſſen Aeußeres nichts Auffallendes hatte, und um die Erlaubnis bat, gewiſſe Kunſtſtücke, welche ungewöhnliche Kraft erforderten, vorſtellen zu dürfen, erſuchte ihn jener, ſich auf einen Augenblick zu entkleiden und ſich genauer prüfen und unterſuchen zu laſſen. Topham war damals ein Mann von 5 Fuß 10 Zoll, ungefähr in den dreißiger Jahren, ohne ein beſonderes Merkmal, aber ſehr ebenmäßig gebaut und außerordentlich muskulös; die Achſelhöhlen und Kniekehlen waren bei ihm nicht, wie bei anderen Perſonen, hohl, ſondern beſtanden völlig aus einem Gewebe von Muskelfaſern und Bändern.

Wie dieſer Gegenſatz ſich häufig findet, ſo ſtand auch bei Topham ſeine geiſtige Kraft nicht im entſprechenden Verhältnis zu ſeiner körperlichen Stärke. Dieſer britiſche Herkules hatte ein Weib, welches ihm das Leben dermaßen unerträglich machte, daß er ſich in der Blüte des Mannesalters ſelber entleibte.

Engliſche Magazine aus dem 18. Jhhdt. erzählen, er hätte einſt einen eingeſchlafenen Nachtwächter ſamt ſeinem Schilderhauſe weggetragen und auf einer Kirchhofsmauer niedergeſetzt.

Guillaume Depping, „Leibesübungen“. Ueberſ, von Rob. Springer.

Ueber das Schwimmen.

Wenn ſchon im allgemeinen die Nützlichkeit und Heilſamkeit der Schwimmkunſt von jedermann zugeſtanden wird, ſo iſt ſie doch unter allen Leibesübungen eigentlich die am meiſten vernachläſſigte. Dies kommt aber daher: in jedem andern Zweige der Turnkunſt machen ſchon die Anfangsgründe dem Lernenden ein gewiſſes Vergnügen, beim Schwimmen dagegen entwickelt ſich das Vergnügen und die Luſt daran nur erſt dann, wenn die Anfangsgründe völlig zurückgelegt ſind und diejenige Art der Vollkommenheit erreicht iſt, wo das Waſſer nicht mehr als ein tückiſches und gefahrbringendes, ſondern als ein befreundetes Element erſcheint. So lange man mit dem Waſſer gleichſam kämpft und jeden Augenblick fürchten muß, zu unterliegen, befindet man ſich in jenem unbehaglichen Zuſtande, den das Gefühl der Schwäche überall erzeugt; nur erſt dann, wenn man ſpürt, wie das Waſſer ſich jeder Bewegung der Glieder gehorſam fügt, wenn aus dem Kampf ein Spiel geworden, verſchwindet jenes Gefühl der Schwäche, und das Gefühl der Kraft tritt an die Stelle. Kraft und Luſt ſind aber eins, ſo wie Schwäche und Unbehaglichkeit. Hieraus folgt nun, daß ein jeder, dem es mit dem Erlernen des Schwimmens Ernſt iſt, dahin trachten muß, diejenige Stufe von Fertigkeit zu erreichen, wo man ſagen kann, man ſei des Waſſers wirklich Herr. Bei jeder andern Leibesübung kann man, abgeſehen vom Vergnügen, auch ſchon einen gewiſſen Nutzen von einer Art Mittelmäßigkeit gewinnen und ſich daran genügen laſſen; ein mittelmäßiger Fechter kann ſchon in die Reihen treten, wenn er nur Mut hat; ein mittelmäßiger Reiter nimmt ein frommes Pferd und reitet, wohin er will; ein mittelmäßiger Schlittſchuhläufer kommt, die Fahrt ſei noch ſo lang, endlich doch zum Ziel 2c.; ein mittelmäßiger Schwimmer aber iſt weder ſich noch andern zu Nutze, und ſein Schwimmen eigentlich nichts als ein fortgeſetztes Sich-aus-dem-Waſſer-retten, wo es denn ganz natürlich iſt, daß Schwimmer, die es nicht weiter als bis zur Mittelmäßigkeit bringen wollen oder bringen können, ſehr bald die Luſt verlieren, ſolche Rettungsverſuche mit ſich zu wiederholen, und lieber die edle Kunſt ganz aufgeben.

Wenn der Schüler wünſchen muß, über Anfangsgründe und Mittelmäßigkeit hinauszukommen, ſo muß der Schwimmlehrer ſeinerſeits dahin ſtreben, daß der Schüler ſo ſchnell wie möglich darüber hinaus komme; denn weil das Lernen ſelbſt noch kein Vergnügen gewährt und nur durch den Willen gefördert wird, ſo erkaltet der Eifer leicht, wenn das Lernen zu ſehr in die Länge gezogen wird.

Daß aber ein weniges Lernen des Schwimmens zum Vergnügen ganz etwas Unſtatthaftes ſei und eigentlich gar keinen Sinn habe, weil ein weniges Lernen des Schwimmens und Vergnügen ſich widerſprechen, ſchrecke niemand von demſelben ab; denn unter allen Turnübungen iſt die Schwimmkunſt gerade diejenige, wo man am geſchwindeſten über Anfangsgründe und Mittelmäßigkeit hinaus kommen kann. Ein 3—4 wöchentlicher gründlicher Unterricht nach ſachgemäßer Lehrart reicht hin, um Schwimmer zu bilden, die im ſtande ſind, eine halbe Stunde ohne Ausruhen zu ſchwimmen und mithin über die breiteſten Ströme Deutſchlands ſetzen.

Da alle vierfüßigen Tiere ſchwimmen können, ſo ſtehen gar viele Leute in der Meinung, daß das Schwimmen eigentlich auch dem Menſchen etwas ganz Natürliches ſei, daher nicht erſt gelernt zu werden brauche; und daß niemand ertrinken würde, der, ins Waſſer gefallen, genug Beſonnenheit behielte, um ſich wagrecht zu legen und dann tüchtig mit Armen und Beinen auf das Waſſer loszuſchlagen. Andere ſagen, da der Menſch ſeinem Eigengewichte nach leichter ſei, als das Waſſer, ſo brauche er ſich nur auszuſtrecken, ſich alles Arbeitens mit Armen und Beinen zu enthalten, um nicht in fehlerhafte Bewegungen zu geraten, die ihn grundwärts trieben, und er würde ſchwimmen. Das ſind aber alles Irrtümer. Vierfüßige Tiere ſchwimmen aus dem einfachen Grunde, weil ſie die ihnen auf dem Lande eigentümliche Haltung und Gangbewegung im Waſſer nur fortzuſetzen brauchen, um zu ſchwimmen; ſie ſchwimmen eben ſo, wie ſie gehen.

Der Menſch dagegen ſchwimmt nicht, wie er geht; die aufrechte Stellung ſoll er mit einer wagerechten vertauſchen, und während auf dem Lande ſeine Beine das Gehen allein beſorgen, ſoll er im Waſſer auch die Hände mit zu Hilfe nehmen, um ſich zu bewegen. Arme und Beine müſſen ſich aber auf eine übereinſtimmende Art bewegen, ſonſt heben ſich ihre Wirkungen einander auf, und es entſteht ein Verderben bringendes Gezappel. Jene wagerechte Stellung und jene übereinſtimmende Bewegung der Arme und Beine iſt aber dem Menſchen ganz etwas Ungewohntes und Unbekanntes; und weil es ihm etwas Unbekanntes iſt, ſo muß er es lernen; nur wenn er wie die Tiere auf allen Vieren ginge, möchte er keines Unterrichts bedürfen.

Diejenigen, die einem in's Waſſer Gefallenen völlige Regungsloſigkeit empfehlen, irren ebenfalls; zuerſt iſt der Satz wegen des Eigengewichts dahin zu berichtigen, daß die meiſten Menſchen zwar etwas leichter ſind als Seewaſſer, aber dagegen etwas ſchwerer als Flußwaſſer; nur mit vollgeatmeter Lunge ſind ſie um ein geringes leichter als dieſes letztere. Wenn man aber ſelbſt annähme, daß der Menſch überhaupt etwas leichter wäre als Flußwaſſer, ſo würde die oben empfohlene Regungsloſigkeit ihn doch ganz und gar nicht vor dem Ertrinken ſchützen; denn geſetzt, der Menſch ſei bis an die Stirne eingetaucht und befinde ſich nun im Gleichgewichte mit dem Waſſer, ſo würde der Mund immer noch unter dem Waſſer ſtehen; nur wenn die Einatmungs-Werkzeuge auf dem Scheitel ſäßen, würde einige Sicherheit gewonnen ſein. Mund und Naſe durch Zurückbiegung des Kopfes auf den höchſten Punkt des Körpers zu bringen und waſſerfrei zu machen, erſcheint zwar als Auskunftsmittel, erfordert aber eine ſo gewaltſame Verdrehung des Halſes und Körpers, daß man ſie erſt lernen und üben muß, um ſie im Fall der Not zu treffen, und hätte man ſie getroffen, ſo würde auch dann noch das Gleichgewicht zwiſchen Waſſer und Körper ſo fein ſein, daß die geringſte Bewegung, der geringſte Wellenſchlag den Körper ſchwanken machen, den Mund aus der Lage bringen, ihn mit Waſſer füllen und ſo dem Nichtſchwimmer die Beſonnenheit rauben und den Untergang bereiten würde.

Es giebt zwei verſchiedene Arten, zu ſchwimmen; die eine iſt die, welche den Gang der vierfüßigen Tiere im Waſſer nachahmt, die andere die, welche Aehnlichkeit mit der Schwimmbewegung des Froſches hat. Kurz ausgedrückt ſagt man: ſchwimmen wie ein Hund und ſchwimmen wie ein Froſch. Es iſt hier zu bemerken, daß alle ſlaviſchen Völker nach Art der Hunde ſchwimmen, dagegen die übrigen mehrenteils nur die Froſchbewegung kennen. Die Froſchbewegung hat vor der andern große Vorzüge in Hinſicht der Dauer und Schnelligkeit, ſowie des Anſtandes.

Zum Schluß noch ein paar Vorurteile über das Schwimmen. Das 1. iſt: daß Schwimmen die Bruſt angreife; das 2: daß man es nur in der Jugend lernen könne; das 3.: daß gegen den Krampf der beſte Schwimmer nichts vermöge. Hierauf erwidere ich: 1) Nur ſtümperhaftes Schwimmen greift die Bruſt an; das gute Schwimmen ſtärkt ſie dagegen, weil der Stümper die Arme mit beſonderer Gewalt bewegt, während der gute Schwimmer ſie mehr zum Tragen als zum Fortſchieben des Körpers braucht und ſeine Kraft überhaupt beherrſcht; darum lerne man gut ſchwimmen oder gar nicht. 2) Nicht bloß Kinder und Jünglinge können ſchwimmen lernen, ſondern Menſchen jeglichen Alters, inſofern ihr Körper nur den Eindruck des Waſſers ertragen kann; denn die Schwimmbewegung iſt höchſt einfach und erfordert keine Anſtrengung. 3) Krampf und Krampf iſt ein Unterſchied; ergreift der Krampf ſchlagartig den ganzen Körper, ſo iſt auch im Bette das Leben in Gefahr; lähmt der Krampf aber nur ein Glied, als Fuß oder Hand, ſo weiß der gute Schwimmer mit den übrigen geſunden Gliedern das Ufer zu erreichen; denn er kann nach Gefallen Hände und Füße ganz ruhen laſſen; der Stümper freilich, der nicht Herr des Waſſers iſt, muß ertrinken; übrigens ſind nur diejenigen dem Krampfe ausgeſetzt, die erhitzt ins Waſſer gehen oder in zu kaltem Waſſer bis zur Erſtarrung verweilen, oder die trotz der Ermüdung zu heftige Bewegungen verſuchen; ein beſonnener, mit dem Waſſer vertrauter Schwimmer weiß ſich vor Schaden zu hüten, und iſt er ja unvorſichtig, ſo verſteht er der Gefahr zu begegnen; darum noch einmal: man lerne gut ſchwimmen oder gar nicht.

(E. v. Pfuel, † 3/12 1866, 88 Jahre alt.)

Von dem Verfaſſer obiger Darlegung wird erzählt, er habe es als unturneriſch angeſehen, ſeine im 3. Stock gelegene Wohnung auf der gewöhnlichen bequemen Treppe zu erſteigen und dafür ein Tau im Treppenhauſe angebracht, an dem er mit Leichtigkeit und auf kürzeſtem Wege auf- und abglitt. (Neue Jahrb. f. d. Turnkunſt 1867, S. 12). Er geſtand, daß er die reinſten Freuden dem Waſſer verdanke und bis in das höchſte Alter pflegte er Jahr aus, Jahr ein in der Spree zu baden.

Der kleine Hydriot.

Von Wilhelm **Müller** (1794—1827).

Ich war ein kleiner Knabe, ſtand feſt kaum auf dem Bein,
Da nahm mich ſchon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich ſchwimmen an ſeiner ſichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberſtückchen warf er dreimal in's Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn;
Er ſelber blieb zur Seite mir unverdroſſen ſtehn,
Wies mir, wie man die Woge mit ſcharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felſenriff.
Ich ſaß auf hohem Maſte, ſchaut' über Meer und Land,
Es ſchwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Maſt bis in die Flut,
Und ſpritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut:
Da ſah der Vater prüfend mir in das Angeſicht —
Ich ſaß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da ſprach er, und die Wange ward ihm wie Blut ſo rot:
„Glück zu, auf deinem Maſte, du kleiner Hydriot!"
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n;
Mir war's, als thät' ſein Auge hinab in's Herz mir ſehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und ſchaut' ihn ſicher an
Und deuchte mich zur Stunde nicht ſchlechter als ein Mann.
Da ſprach er, und die Wange ward ihm wie Blut ſo rot:
„Glück zu, mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

Die Nahrung. — Da das Glück des Paradieſes dem Menſchengeſchlechte verloren und das Schlaraffenland, wo die gebratenen Tauben herumfliegen, nur im Munde der Dichter vorhanden iſt: müßten wir uns, wollten wir als einzelne für uns leben, entweder mit Beeren des Waldes und mit rohen Wurzeln und Kräutern begnügen, oder es müſſen viele Hände zuſammenwirken, um den Menſchen ein edleres Daſein möglich zu machen.

Nehmen wir auch nur das einfachſte Nahrungsmittel, das Brot! Gehört dazu nicht vor allem die Arbeit des Landmanns? Und dieſe wieder wäre nicht möglich ohne die Erfindung und Herſtellung von Pflug und Egge, von Hacke und Sichel und vielen anderen Geräten des Ackerbaues. Weiter aber bedarf es der kunſtreichen Einrichtung der Mühle und der Arbeit des Müllers, bis endlich des Bäckers Kunſt und Fleiß uns das Brot auf den Tiſch liefert. Und iſt es nicht ein ſchöner Gedanke, daß nicht jeder ausſchließlich für ſich ſeine Nahrung bereitet, ſondern eigentlich jeder den andern ernährt? Denn anders iſt es nicht: wie mir der Landmann, der Müller, der Bäcker das Brot liefern, womit ich meinen Hunger ſtille, ſo reiche ich ihnen wieder, indem ich es ihnen abkaufe, die Mittel, ſich zu ernähren und zu bekleiden. So heißt es hier alſo durchweg: Leben und leben laſſen!

Denkt euch alle die Veränderungen, die ſo ein Samenkorn durchmacht: erſt in der Erde, bis es zur Aehre wird, dann in der Mühle, endlich beim Bäcker! Das iſt aber noch lange nicht alles: nebenher hat es ſich ſchon vorher beim Bauer, bald darauf beim Müller in Geld und, da der Bauer und Müller von dem Geld u. a. Kleider und Schuhe kaufen, gewiſſermaßen auch in Kleider und Schuhe verwandelt. Ebenſo auch bei dem Bäcker. Denn auch dieſer ſchenkt ſein Brot nicht her, noch kann er alles allein eſſen. Was nun aber auf dieſem Wege ſonſt noch daraus wird, das läßt ſich nicht ausdenken.

Wenn aber ſchon das Brot ein Erzeugnis ſo vieler zuſammenwirkenden Arbeitskräfte iſt, wie viel mehr wird ſolches von zuſammengeſetzteren oder weither geholten Nahrungsmitteln gelten! Das Land, z. B. wo der Pfeffer wächſt, iſt bekanntlich weit von uns entfernt, und wenn ſich jeder ſeinen Pfeffer ſelbſt dort holen müßte, würde er wohl lieber ganz darauf verzichten. Aber auf das Salz können wir nicht verzichten. Und doch liegt es meiſt tief in der Erde, wo es uns unerreichbar wäre, wenn es nicht andere für uns heraufholten. Von den Salzbergwerken in Galizien oder in Salzburg und Reichenhall und anderen Orten hat jeder in der Geographie und vielleicht auch ſonſt ſchon gehört. Ebenſo wißt ihr, wie das Salz gewonnen wird: teils indem es der Menſch ſelbſt aus dem Innern der Berge ablöſt, teils aus der hervorquellenden Soole. Im letzteren Fall iſt der Salzquell gleichſam der Bergmann, der für uns das Mineral aus der Erde heraufholt, wo es dann in den Gradierwerken abgedampft wird.

Das Salz ſelbſt freilich kann der Menſch nicht machen. Das hat die gütige Hand des Schöpfers hervorgebracht, der allen ſeinen Geſchöpfen zugleich mit ihrem Daſein auch die Mittel zu ihrer Erhaltung gewährt. Aber herrlich iſt immerhin der erfinderiſche Geiſt des Menſchen und das Zuſammenwirken der Kräfte, wodurch wir in den Beſitz deſſen geſetzt werden, was Gott nach ſeinem weiſen Ratſchluß nicht fertig vor uns hinlegte, ſondern erſt unſerer Arbeit zum Lohn giebt.

(Dr. O. Deimling, Die Segnungen der menſchlichen Geſellſchaft.)

Die Kornmühle oder die Entſtehung des Mehls. — Es bleibt immer eine der intereſſanteſten Betrachtungen für den denkenden Menſchen, zu erwägen, wie die einzelnen Verrichtungen der Erdbewohner, vervollkommnet durch Jahrtauſende langen Gebrauch, gleich den Teilen einer großen Maſchine, in einander greifen und ſo den Bedürfniſſen unſeres Geſchlechts auf eine Art Genüge thun, die wenig zu wünſchen übrig läßt. Vorzüglich mag der Jüngling oft ſolche Betrachtungen anſtellen, um ſich zu überzeugen, wie viel dem Geſchlechte, zu dem er gehört, möglich iſt durch Ueberlegung, Thätigkeit und Ausdauer. Es bedarf übrigens dazu nicht, daß er ſeine Blicke auf die Rieſenwerke der Kunſt, auf Pyramiden, Waſſerleitungen, Königshäuſer, Linienſchiffe u. ſ. w. lenke; die Art, wie unſer Brot, unſere Kleider, unſere Wohnungen und hundert andere gewöhnliche Dinge entſtehen, giebt vielfachen Anlaß zur Bewunderung. Möge uns denn für heute einmal ein Kapitel aus der Entſtehungsgeſchichte des erſteren, nämlich die Bereitung des Mehls vermittels der Mühle, beſchäftigen.

Um die verſchiedenen Arten von Korn zum Brotbacken tüchtig zu machen, iſt es erforderlich, daß dasſelbe erſtlich zu Mehl zermalmet, und dann, daß dieſes von der Schale des Korns oder der Kleie befreit werde. Beides geſchieht in der — vorzugsweiſe ſo genannten — Mühle; und zwar erſteres zwiſchen zwei cylinderförmigen Steinen (den Mühlſteinen) und letzteres vermittelſt des Beutelgeſchirrs.

Von jenen Steinen, gewöhnlich aus einem harten Sandſteine beſtehend und an den beiden einander zugekehrten Flächen mit ſpiralförmigen kleinen Rinnen (Kämmel oder Hauſchläge) verſehen, liegt einer, der Bodenſtein, in Ruhe auf dem Mahlgerüſte, der andere, der Läufer, bewegt ſich vermittels des Mühleiſens ziemlich nahe über demſelben raſch herum. Das Mühleiſen iſt aber eine ſtarke eiſerne Stange, welche, aus dem unteren Stocke des Mahlgerüſtes kommend, durch die Mitte des Bodenſteines innerhalb eines Holzes, die Büchſe, geht und mit zwei Eiſen an dem Läufer befeſtigt iſt. Es wird vermittels eines Trillings und eines Kammrades durch das draußen befindliche große Waſſerrad in Bewegung geſetzt. Zwiſchen dieſe Steine wird nun das Korn auf folgende Weiſe gebracht. Ueber dem Läufer hängt an einem Querbalken (der Rumpfleiter) ein vierſeitiger, nach unten zu verengter Kaſten, der Rumpf genannt, deſſen untere, eine ſchräge Fläche bildende Oeffnung durch einen beweglichen Boden, den Schuh, nach Belieben verſchloſſen werden kann. In dieſen Rumpf wird das Getreide nach und nach geſchüttet, fällt mehr oder weniger reichlich — je nachdem der Schuh ſchwach oder ſtark angedrückt wird — durch das Läuferauge bei dem Mühleiſen herab auf den Bodenſtein und wird von dem oberen Steine immer mehr zwiſchen beide geführt und zermalmt. Es fällt darauf durch einen ſchräg laufenden Kanal aus der die Mühlſteine umgebenden Zarge (ein Behältnis, von Faßdauben und Reifen gebildet) durch das Mehlloch in den Beutel.

Der Beutel iſt ein länglicher, aus einem eigens dazu verfertigten Wollzeuge, Beuteltuch genannt, gemachter Sack, der, vom Mehlloche an in ſchräger Richtung abwärts durch den Mehlkaſten gehend und vom Räderarm (einem mit dem Mühleiſen in Verbindung ſtehenden Stock) geſchüttelt, das eigentliche Mehl in den Kaſten ſtäubt und die Hülſen des Korns oder die Kleie aus ſeiner untern Oeffnung außerhalb des Kaſtens fallen läßt.

Dies ſind die beiden Hauptvorrichtungen der Mühle. Der Müller darf ſich indeſſen nicht ſo müßig dabei verhalten, wie man vermuten möchte. Er muß erſtlich von Zeit zu Zeit neues Korn in den Rumpf ſchütten. Er muß ferner durch Stellen des Schuhes dafür ſorgen, daß das Getreide in gehörigem Maße zuſtröme. (Daß letzteres nicht ſtocke, verhindert der am Boden des Schuhes angebrachte Rührnagel, der durch ſeine Verbindung mit dem Läufer in ſteter Bewegung erhalten wird.) Eine Hauptſache aber iſt es, daß beſtändig eine angemeſſene Entfernung zwiſchen den beiden Steinen bleibe oder daß dieſe gehörig geſtellt werden, weil, wenn ſie zu dicht ſtehen, das Mehl durch die Erhitzung verbrennt, im entgegengeſetzten Fall aber nicht fein genug wird. Auch hat der Müller Beutel von verſchiedener Dichtigkeit (gewöhnlich 13 an der Zahl), um dem Mehle die verſchiedenen verlangten Grade von Feinheit zu geben. Unter den nötig werdenden Reparaturen iſt beſonders das Schärfen der Steine oder ihre Erſetzung durch neue zu bemerken. Die eben beſchriebene Maſchine heißt eine Mühle mit einem einfachen Mahlgange; ſie hat mehrere Gänge, wenn mehrere Steine vorhanden ſind.

Die Kraft, wodurch die Mühle in Bewegung geſetzt wird, iſt gewöhnlich das Waſſer; doch giebt es auch Wind-, Roß- und Dampfmühlen. Bei den Waſſermühlen fällt das Waſſer entweder von oben auf ein großes Rad, welches dann ein oberſchlächtiges heißt; oder der Stoß desſelben trifft es an dem untern Teile, wo es unterſchlächtig genannt wird; oder das Rad iſt mittelſchlächtig, das heißt es wird in der Mitte von dem Elemente gefaßt. In Anſehung der Geſtalt unterſcheidet man das Straubrad (mit Schaufeln), das Staberrad (mit Kaſten) und das Panſterrad (ein ſehr breites Staberrad). Die Steine ſind von 1—1,4 Meter im Durchmeſſer, der Läufer iſt dabei wohl 62 Centim., der Bodenſtein nur 31 hoch. Erſterer kann alſo bei mittlerer Größe ein Gewicht von 750—850 Kilogr. haben. Ein ſolcher Stein macht bei einem unterſchlächtigen Rade etwa 170—180, bei einem oberſchlächtigen 150 Umläufe in einer Minute. Eine unterſchlächtige Mühle mit einem Straubrad von etwa 5,3 Meter Höhe und Schaufeln von 37 Centim. Breite, das 6 Umſchwünge in 35 Sekunden machte, ein Kammrad mit 102 Zähnen und einem Trilling mit 6 Stöcken in Bewegung ſetzte und folglich durch einmaligen Umſchwung den Läufer 17 Mal herumdrehte, mahlte in 24 Stunden 7 bis 8 Malter feines Weizenmehl (das Malter zu 87,5 Klg).

(Lehrbeſchreibung von Ch. F. Falkmann, „Styliſtik.)

Die vierte Bitte: „Gieb uns heut' unſer täglich Brot." — Es iſt ein wunderſames Evangelium, das Evangelium von den Sperlingen oder, wie man bei uns ſagt, von den Spatzen. Da ſteht nämlich geſchrieben (ich glaub', der Evangeliſt Matthäus hat's geſtellt) alſo: „Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig, und doch, ſag' ich euch, keiner derſelben fällt vom Dach ohne Wiſſen und Willen Gottes."

Schau einmal ſo ein Tierchen an; man ſollte meinen, es ſei ein gar armes Tröpflein in ſeinem unanſehnlichen Rock und den kurzen ledernen Höschen ohne Strümpf' und Schuh', wie ein armes Büblein vom Wald. Und er kann nicht ſchön pfeifen und hat ein ſchmales Gehirn und wenig Verſtand und kann auch ſonſt nicht viel. Ein anderer Vogel verreiſt im Spätjahr und ſieht ſich um in fremden Ländern, aber der Spatz bleibt 's ganze Jahr und lebenslänglich in ſeinem Dorf und iſt daſelbſt ein Hinterſaß. Ein anderer Vogel macht ſein zierliches Neſt, der Diſtelfink und die Schwalbe, jeder auf ſeine Art gar kunſtreich; aber der Spatz iſt unter der Vogelzunft nur ſo ein leichtfertiger Burſch oder ein Lump. Er ſucht gern in fremden

Häuſern Logis, in einem Schwalbenneſt z. B., und zahlt hintennach doch keinen Hauszins, oder ſpoſtiert ſein grobes Neſt aus Thorheit in einen Spatzenhafen, zum größten Verderbnis für ihn und ſeine Nachkommenſchaft, und füttert's ſchlecht aus mit Stroh. Und weil der Spatz nichts verſteht und keine Schönheit hat und keine Kunſt oder Handwerk verſteht und auch keine Singerjungfer iſt, ſo ſteht er auch nirgends in Reſpekt, nicht bei den Menſchen und nicht beim Getier; und man ſieht ihn eben nur an, wie ſo ein Ungeziefer unter der Vogelſchar, wie den Ausſchuß; zumal da er gern viel frißt und arg ſchreit, und nichts nutzt. Und man trifft ſie auch überall an und ſie ſäen nicht und ernten nicht und zehren von dem, was andere pflanzen. Drum ſieht man es für keine Sünde an, ſo einen Spatz zu töten, wo man beikommen kann.

Und doch iſt es noch nie paſſiert, daß ſich ſo ein Spatz gehängt hätte oder den Hals abgeſchnitten oder mit einer Piſtol' zutod' geſchoſſen, oder daß ſich einer nur viel um morgen oder um den nächſten Winter Bekümmernis gemacht hätte. Und er hat ganz recht, der Sperling: wollt' er ſich Grillen machen, ſo wäre er ein Narr, auch wenn er das Verſtändnis dazu hätte. Denn ſei ſo ein Halbpfenniggeſchöpf, ſo ein Spatzenvöglein auch gar gering, und ſei es auch kein Schade, nicht einmal ein kleiner, wenn einer derſelben in Abgang kommt, und ſei er, ſelbſt gegen eine Schwalb' und ihren hoffärtigen Flug verglichen, nur wie ein tölpelhafter Bauersmann: ſo könnt' ſo ein Spatz ganz doch wohl inne werden, daß er in Pflegſchaft unſeres Herrgotts ſteht und dieſer ihm alle Tag' ſein tägliches Brot zurechtrichtet und vorlegt. Wir wollen einmal einen Anſchlag machen von den Verpflegungskoſten, die auf den Unterhalt eines Spatzes verwendet werden müſſen.

1. Koſten der Atzung. Der Spatz braucht alle Tag' ſeine Mehlſpeiſ' oder ſeine Fleiſchſpeiſ' und an Feſttagen von allen beiden; ſei es nur ein paar Weizenkörner oder eine Speiſ' von jungen Erbſen, oder ſei es ein unvorſichtiger Käfer oder ein Würſtlein von einer Raupe oder ſonſt ſo etwas. Und zwar im Winter iſt oft die Verſorgung von ſo einem Spatzentierlein keine leichte Sache, wenn es z. B. einen Tag lang geſchneit hat und alles mit Schnee zugedeckt iſt, da will eben doch der Spatz alle Tag' ſein Eſſen haben und thät kein kleines Geſchrei anheben, wenn er ſein Sach' nicht bekäme. Wie iſt aber das aufzutreiben, wenn alles zugedeckt iſt? Graben kann der Spatz nicht und betteln mag er auch nicht; und zum Stehlen giebt's nicht überall Gelegenheit. Was aber an den Landſtraßen oder ſonſt an einem Ort, wo der Schnee ziemlich beiſeite geſchafft worden iſt, etwa zuſammenzuleſen iſt, das iſt nicht viel, und kommen auch andere Hungerleider, die größere Köpfe haben und gewaltthätig ſind, Finken, Goldammer und dickköpfige Raben. Aber alle dieſe Schwierigkeiten unbeſehen, kriegt ſo ein Spatz alle Jahr' 365 Tage ſein Eſſen; und man ſieht es ihm von weitem an, daß er vor lauter Sorgloſigkeit ganz leichtſinnig iſt.

2. Montur. So einem Spatz geht es eben wie anderen Leuten auch; er will auch nicht ſchlechter gekleidet ſein, als ſeinesgleichen, ſondern einherſchreiten ganz wie es bei den Spatzen gerade die neueſte Mode. Wenn man nun die Sach' recht betrachtet, ſo iſt der Spatz viel beſſer verſorgt, als man nur meinen ſollte. Gott kleidet ihn gar ſorglich; eine wohlhäbige Mutter kleidet ihr Kind nicht beſſer, ſo daß er nicht leicht friert, wenn's kalt iſt, und im Sommer ſchwitzt er nicht (ich wenigſtens hab' noch nie Spatzenſchweiß geſehen). Und dann kann der Spatz oder die Spätzin erſt noch wie eine Madam in ihrem Federnſtaat ſtolz einherſchreiten oder auf dem Dach ſich ſehen laſſen. Hat er nicht einen braungeſtreiften Frackrock an? Geht er nicht in kurzen ſeidenen Hoſen ſachte einher, wie ein Vornehmer vom Hof oder von der Geiſtlichkeit? Hat er nicht ſeine Halbſtiefeln von rotem Juchtenleder, und alle Tage wie friſch gewichſt? und hat doch keinen Diener und keine Magd und keine Bürſte! Und das Spatzenhaupt hat ein ſammetnes Barett auf, und iſt alles in der Woll' gefärbt am Spatz; ſeine Montur ſchießt nicht ab, nicht im Sonnenſchein und nicht im Regen, obſchon er kein Paraſol führt, und kriegt auch keine Flecken und fallen keine Löcher 'nein; es ſei denn, daß einer Streithändel bekomme und zerzauſt werde. Im Frühjahr und Spätjahr läßt ihm aber ſein Pflegvater neue Montur anmeſſen: der Spatz mauſt ſich nämlich. Im Spätjahr fallen ihm die leichten Sommerfedern aus und im Frühjahr die dicken Winterfedern, und er kriegt ein anderes Gewand, wie es die neue Jahreszeit braucht. Verkauft's nicht einmal dem Jud oder Federnhändler, wirft's nur weg; denn er iſt ſorglos, wie ein junger Komödiant. Ein Bedienter oder Kutſcher kriegt nur alle zwei Jahr' neue Montur von ſeinem Herrn, ſo ein Spatz aber zweimal im Jahr und dient doch nicht und kutſchiert auch nicht. Und wie nett ſteht ihm alles! Der ihm das Zeug zu ſeiner Montur geſchenkt hat, hat's ihm nämlich auch ſelber zurechtgeſchnitten und genäht. Drum geht ſo ein Spatz nicht einher, wie da und dort ein Krämer oder ein Wirt, dem der Pariſer Dorfſchneider den Rock verpfuſcht hat, oder wie ein Soldat, der in eine Montur ſchlupfen muß, die nicht für ihn gemacht iſt, — es liegt ihm, nämlich dem Herrn Spatz, die ganze Kleidung an, wie wenn ſie angegoſſen oder angewachſen wär' — und iſt doch nur ein Spatz, unter Brüdern nur einen halben Pfennig wert.

3. Unterricht und Vormundſchaft. So ein Spatz hat von Natur einen ſchwachen, unſtäten Kopf; er hat, wie man von vielen Studenten zu ſagen pflegt, kein Sitzleder und iſt ſehr flatterhaft. Darum weiß er nichts und verſteht er nichts, wenn er in die Welt hinaus kommt, und von anderen Leuten nimmt er keinen Rat an. Da iſt die Katz', da iſt die Eule, da iſt der Marder, da ſind die Buben, da ſind ſelber die elendigen Hühner, die alle den Spatzen, als wären ſie nur Zigeuner und Scherenſchleifervolk, aufſäßig ſind. — Wer ſoll dem thörichten, ungelehrten Spatz durchhelfen bei all dieſen Nachſtellungen von Buben und vom Getier, das viel mehr Talente hat weder er? Sieh, Gott hat den kleinen, armen Vogel ſelber inſtruiert, wie er's machen müſſe. Gott hat ihm gezeigt: wenn ein Menſch kommt, ſo flieg ſchon zehn Schritt' weit ab in die Höhe; wenn eine Katz' kommt, ſo darfſt du die Katz' ein paar Schritt näher kommen laſſen, nur mußt du das Aug' nicht von ihr verwenden, damit ſie nicht heimlicherweiſe auf dich losfahre; vor einem Huhn brauchſt du aber faſt gar keinen Reſpekt zu haben, vor ſo einer Krakeelerin, brauchſt nicht einmal aufzufliegen, ſondern nur einen ſachten Seitenſprung zu machen, wenn ſie beim Futterſtreuen aus Brotneid nach dir pickt.

Es ließe ſich ferner noch von dem Logis des Spatzes und von ſeiner Geſundheit und Fröhlichkeit reden, und wie er auch noch Stroh geliefert bekommt und Quartier dazu angewieſen kriegt, und auch noch ein Federnbett über dem Strohſack, und größere Rationen, wenn er einmal Familie kriegt; und wie er überhaupt zum wohlhäbigen Mittelſtand gehört, d. h. ſein Auskommen hat und wohl zufrieden ſein kann.

Lieber Mann oder Frau oder ledige Perſon, du meinſt vielleicht, ich hätte jetzt lauter Geſpaß gemacht; und es will dir gar nicht gefallen, ſo geſpäßiges Zeug zu leſen, wenn von Religionsſachen die Rede ſein ſoll. Aber es iſt mir mit dem Geſpaß ganz Ernſt und hab' eine genugſame Ausred' dafür.

Sieh, unſer Herr Gott hat Himmel und Erde erſchaffen und das Meer, und hat die ganze Natur wunderſchön verziert und angeſtrichen, daß die Menſchen und Engel ihr Abſehen und Augenſpiegel daran nehmen ſollen. Es iſt nämlich die ganze ſichtbare Welt eine große, heilige Schrift, ganz voll Parabeln, Gleichniſſen und anderm Lehrſtück. Alle Dinge, die man ſieht, haben ihre ſchöne und tiefe Bedeutung.

Die Sterne am Himmel, die ſchöne weiße Wolke in dunkelblauer Luft, das Abendrot, der Sturmwind und das leiſe Wehen des Blütenduftes am Morgen, das Feuermeer der Sommerſonne und das ſtille Funkeln der Sterne in klarer Winternacht, das Donnern eines ſchwarzen Gewitters und das heimliche Zirpen der Grille hinter dem Ofen; alles das will mehr noch ſagen, als nur, was man mit den Ohren dran hört und mit den Augen dran ſieht.

Und der dunkle Bergwald und die hohe Eiche, der Pappelbaum am Mühlbach, die Dornhecke, der Rebſtock und das Kornfeld, die Blumen des Feldes und der Kleeacker, das freundliche Veilchen und die duftige Roſe; das alles iſt nicht bloß zur Nutznießung und zum Plaiſir der Leute, es ſind auch Buchſtaben von einer geheimen, wunderbaren Schrift, von Gott geſchrieben, und ſind Gottesgedanken drin verborgen.

Und das Reh mit ſeinen ſanften Augen, die Nachtigall im Wald am Rhein; die Kröte im Moosgraben und der Hornſchröter, die Blindſchleiche, das Spiel der feinen Schnaken über dem Altwaſſer: ja all' dieſe und die anderen Tiere und Tierchen ſind nicht bloß auf der Welt, daß ſie eſſen und trinken und wachſen und zuletzt umfallen und ſterben oder jählings ſelber gefreſſen werden — ſie ſind lebendige, wandelnde und fliegende Schriftzeichen des Schöpfers.

Unſer Herr Gott hat ſie an die Tafel der Welt geſchrieben, bevor es Menſchen gab, damit, wenn dieſe kämen, ſie gleich daran buchſtabieren und lernen könnten; wie ein braver Schullehrer auch ſchon ſein' Sach' an die Tafel ſchreibt, bevor die Kinder in die Schule kommen, damit ſie gleich anfangen können, wenn ſie einmal da ſind.

Aber die Menſchen haben rechten Sinn und Verſtändnis durch die Sünde verloren und gaffen wie blödſinnig und blindlings die Natur an in ihren wunderbaren Gebilden, oder beſehen ſie auch gar nicht und meinen, es ſei nur alles auf der Welt zum Eſſen und zum Verbrennen und zum Getüch und zum Handwerk. — Weil alſo alles Verſtändnis und rechte Auslegung verloren gegangen iſt, darum auch hat Gott ſeinen Sohn, den Lehrer der Welt, geſchickt, „durch den alle Dinge gemacht ſind und ohne den nichts gemacht iſt“. Dieſer hat uns wieder Anleitung gegeben und Unterweiſung und hat uns wieder buchſtabieren gelehrt, und hat einiges ſelber ausgelegt und ins rechte Licht geſetzt, wie es gemeint iſt und zu verſtehen.

Daher gehört nun namentlich die Geſchichte mit dem Spatz.

Alban Stolz (1808—1889), „Das Vaterunſer und die zehn Gebote“.

◆

Genußmittel.

Von faſt allen Völkern und Stämmen der bewohnten Erde aus früherer und jetziger Zeit wiſſen wir, daß ſie neben den unmittelbar nährenden Subſtanzen, den eigentlichen Nahrungsmitteln, die den jeweiligen Stoffverbrauch und Stoffverluſt im Körper erſetzen, auch noch eine Reihe von Stoffen und Stoffmiſchungen, die ſogenannten Reiz- und Genußmittel, genießen, die dem Organismus durchaus nicht notwendig ſind, die außer gewiſſen eigentümlichen Wirkungen auf Empfindungswahrnehmungen und das Nervenſyſtem dem Organismus in den allermeiſten Fällen viel mehr ſchädlich als nützlich ſind. Die Art, wie der Menſch ſeine Speiſen bereiten und dem klimatiſchen Bedürfnis anzupaſſen gelernt, iſt ein Zeugnis für die jeweilige Bildungsſtufe, die er im Laufe ſeiner Entwickelung eingenommen, und auch davon, daß urſprünglich nicht die freie Wahl allein mitgewirkt hat, diejenigen Stoffe zu finden und diejenigen Stoffmiſchungen zu ſchaffen, die ſeinem Körperbau zuſagen. Die Völkerſchaften und Raſſen des Menſchengeſchlechts weichen in der Art, wie ſie für ihre Erhaltung ſorgen, welcher Art von Mitteln ſie ſich zur Befriedigung des Erhaltungstriebes bedienen, wie ſie dieſe zu ihrem Genuſſe verarbeiten, auch heute noch in ſolcher Abſtufung und Richtung von einander ab, daß man aus dieſem Merkmal allein auf den Grad der erreichten Kulturſtufe ſchließen kann. Mehr noch als mit den unbedingt notwendigen Nahrungsmitteln ſcheint dies mit den entbehrlichen Genußmitteln der Fall zu ſein. Mit der höheren Bildung eines Volkes werden nicht nur die Nahrungsmittel mannigfaltiger, ſondern auch die Reihe der Genuß- und Reizmittel im Verhältnis größer, und je niedriger die Bildung und das Wiſſen eines Volkes, deſto einfacher und geringer iſt die Zahl der Nahrungs- und Genußmittel, und deſto roher die Art, ſie zu genießen.

Gleich wunderbar wie überraſchend iſt die Thatſache, daß faſt alle Völkerſchaften der Erde im Beſitze ſolcher Genußmittel gefunden wurden. Noch wunderbarer und überraſchender iſt die Menge dieſer Stoffe, die Größe des Verbrauchs dieſer verſchiedenen Genußmittel und die Mannigfaltigkeit in der Art, wie ſie genoſſen werden. „Die Kaffeeblätter werden, wie ein Forſcher im Jahre 1855 anführt, auf der Erde als Aufgußblätter von 2 Millionen Menſchen benutzt. Den Paraguay- oder Mate-Thee trinken 10 Millionen. Ebenſo viele verzehren die Coca. Die Cichorie trinken entweder rein oder mit Kaffee gemiſcht 40 Millionen. 50 Millionen genießen den Cacao entweder als Schokolade oder in anderer Form. Kaffee wird von 100 Millionen getrunken, und ebenfalls 100 Millionen kauen Betel oder ſeine Erſatzmittel. 300 Millionen eſſen und rauchen Haſchiſch, 400 Millionen Opium; 500 Millionen trinken chineſiſchen Thee. Alle bekannten Völker der Erde endlich ſind dem Gebrauch des Tabaks ergeben, meiſt rauchend, dann denſelben ſchnupfend oder kauend.“

Unter den Genußmitteln nächſt dem Tabak am meiſten auf der Erde verbreitet, iſt der Alkohol in den verſchiedenen Formen von Getränken, wie ſie die Natur ſelbſt oder die Hand des Menſchen in den Erzeugniſſen gegorner Getränke oder durch die Deſtillationskunſt in überaus reicher Art hervorbringt. Der Genuß berauſchender Getränke ſcheint ſo alt zu ſein, als das Menſchengeſchlecht ſelbſt. So weit Geſchichte und Ueberlieferung reicht, wird in Sage und Lied die Herrlichkeit des Weines geprieſen und von der Neigung des Menſchen zum Genuſſe berauſchender Getränke berichtet. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Stätigkeit die Vorliebe zu dieſen Getränken ſich unter den Völkern aller Zeiten und faſt aller Zonen erhalten und vermehrt, mit welchem Geſchick das Menſchengeſchlecht bereits zu Zeiten, als Wiſſenſchaft und Technik noch kaum in den erſten Anfängen der Entwicklung ſich befanden, ſchon verſtanden, dieſe Erregungs- und Betäubungsmittel zu bereiten. Und nicht minder erſtaunlich iſt, wie die verſchiedenſten Völkerſchaften aus den verſchiedenartigſten Naturerzeugniſſen ihrer Umgebung ein Rauſchmittel zu gewinnen gelernt haben. „Nur die allerrohſten Wilden, meint ein Volkskenner, begnügen ſich mit Waſſer als Getränk, und nur ſelten ſind die Menſchen mit dem natürlichen Saft der Früchte zufrieden. Bald erkannte man, indem man ſaftige Früchte aufzubewahren verſuchte, die Eigenſchaft zuckerhaltiger Pflanzenſäfte, in weingeiſtige Gärung überzugehen und zu erregenden und berauſchenden Getränken werden zu können. Der Traubenſaft nimmt unter allen den erſten Rang ein; die Aſier gewinnen aus Ascelepias acida oder Sacrostemma viminalis einen berauſchenden Trank; in Tropenländern liefern verſchiedene Palmen den ſogenannten Palmwein; die Neger Afrikas trinken Bier, verſchiedene Branntweine, Palmwein; in Indien gewinnt man aus Reis und dem Saft der Areca Catechu den Arrak, in Amerika aus dem Zuckerrohr den Rum, in Europa aus Cerealien [Getreidepflanzen], Kartoffeln, verſchiedenen Baumfrüchten, der Enzianwurzel u. ſ. w. geiſtige Getränke. Die Mongolen bereiten aus der Milch, die vermöge des in ihr enthaltenen Milchzuckers in weingeiſtige Gärung übergehen kann, ihren Kumys. Die alten Celtiberier und Germanen berauſchten ſich in dem aus Honig bereiteten Met; Deutſche, Engländer, Skandinavier brauen aus verſchiedenen in Gärnng verſetzten Getreidearten das Bier, wozu auch das Chang der Tibeter gehört, welches meiſt mit dem aus Hirſe bereiteten Marvabier im Himalaja identiſch iſt. Auf den Südſeeinſeln wird aus Pfeffer der verderbliche Kawatrank bereitet, und ſüdamerikaniſche Inder gewinnen aus dem gärenden Mais ihre Chicha, die Chineſen haben ihren Saki, die Malabaren ihren Tari.“ Nicht nur aus den verſchiedenſten Erzeugniſſen des Pflanzenreichs weiß der Menſch ſich ein alkoholiſches Getränk zu verſchaffen, ſondern ſelbſt aus den Ausſcheidungen der Tiere, ſo aus dem Honig, aus der Milch. „Man muß“, ruft Alexander v. Humboldt, der 1829 in den Kalmückenſteppen bei den Nomadenvölkern zwiſchen Wolga und Jaik die Gewinnung des berauſchenden alkoholiſchen Getränks durch Gärung und Deſtillation beobachtete, „über die Spürkraft jener nordiſchen Völker ſtaunen, welche bei dem Mangel an Cerealien und Knollengewächſen, die reich an Stärkemehl ſind, oder an zuckerhaltigen Früchten, mitten in den dürren, aſiatiſchen Steppen durch die Deſtillation animaliſcher, aus den Eutern der Stuten abgeſonderten Flüſſigkeiten ſich ein Mittel, ihrem Hang nach geiſtigen Getränken zu frönen, zu verſchaffen gewußt haben.“

(A. Baer, „Der Alcoholismus.“)

Opiumraucher. Ich beſuchte eines Abends im chineſiſchen Kampong [Dorf] die ſechs öffentlichen Häuschen, in welchen Opium geraucht wird. Die Raucher ſaßen oder lagen auf Matten und hatten an ihrer Seite kleine Lämpchen ſtehen, um die Pfeife, in welcher ſie das Opium rauchen, anzuzünden. Merkwürdig iſt die Geſchicklichkeit, mit welcher ſelbſt der ſchon halb ſinnloſe Raucher das feinſte Pünktchen Opium von dem Blatte zu löſen verſteht, auf welches es geſtrichen iſt. — Daß man an dieſen Vergiftungsorten gräßliche Bilder zu ſehen bekommt, verſteht ſich leider von ſelbſt. Hier rafft ſich einer lallend und betäubt auf und ſucht ſich nach Hauſe zu ſchleppen, ſinkt aber kraftlos an der Schwelle nieder, — ein anderer liegt leblos auf der Matte hingeſtreckt; er hat nicht einmal das Bewußtſein mehr, an ſein Haus zu denken; — dort ſitzt einer mit blaſſen, eingefallenen Wangen, mit ſtieren Augen, mit zitterndem Körper — es fehlt ihm an Geld, er kann ſich nicht bis zur Sinnloſigkeit rauchen. Bei manchen erregt das Opiumrauchen eine große Munterkeit: ſie ſchwatzen und lachen, bis ſie erſchöpft auf das Lager zurückſinken und ſich, ihrer Behauptung nach, himmliſcher Träume erfreuen. Das Traurigſte iſt, daß derjenige, welcher ſich einmal dieſem Gifte hingegeben hat, ohne dasſelbe nicht mehr leben kann. Sein Körper iſt gebrochen, erſchlafft, er kann nicht arbeiten, nicht denken, er iſt zu allem unfähig, bis er nicht in einigen Zügen Opium neue Aufregung, neues Leben geſchöpft hat. — Zu meinem Erſtaunen fand ich in den Opiumhäuſern ſogar Weiber, die ebenſo leidenſchaftlich rauchten als die Männer.

(Ida Pfeiffer, „Meine zweite Weltreiſe“. I, 156 ff. Wien 1856.)

Morphiumſucht. In der Heilkunde wird häufig Morphium angewandt, ein Betäubungsmittel, das Schwerkranken Linderung ſchafft, Schlafloſen Ruhe gewährt und bei ſchmerzhaften Operationen wie ein Labſal wirkt. Aber auch dieſe heilſame Naturgabe wird oft zu einem Erregungs- und Genußmittel mißbraucht. Mit der Morphium-Einſpritzung tritt eine gleichzeitig durch ſie hervorgerufene Umwandlung des ganzen Menſchen ein. Sie ruft einen Zuſtand der Sinnenluſt hervor, ähnlich der Erregung beim Genuſſe von Alkohol. Der Betrübte wird heiter, der Ohnmächtige kräftig, der Schwächliche ſtark, der Schweigſame beredt, der Zurückhaltende verwegen; das Selbſtbewußtſein der eigenen Kraft und Fähigkeit wird geſteigert. Iſt aber das Morphium aus dem Körper geſchieden, ſo folgt als Rückſchlag dieſer hochgradigen Steigerung des Selbſtgefühls tiefe Gedrücktheit. Leicht wird ein Mittel, welches geiſtige und körperliche Leiden bannt, dem Menſchen unentbehrlich, und ſo greift der Morphiumſüchtige zum Morphium, wie der Säufer zur Schnapsflaſche. Er betäubt ſeinen Unmut, ſeinen häuslichen Aerger, ſeine geſchäftlichen Unannehmlichkeiten, er macht wie der Alkoholiſt durch einen Morgenſchnaps ſeine zitternden Glieder durch Morphium wieder feſt. Und wenn die Wirkung des letzteren aufhört und die darauf folgende Gemütsverſtimmung verbunden mit den körperlichen Unbehaglichkeiten ihn ſeine traurige Lage, die Troſtloſigkeit derſelben und ſein geiſtig und körperlich zerrüttetes Leben überſehen läßt, ſo hilft die erneute Zufuhr dieſes Giftes ihm über ſein zum Teil ſelbſt geſchaffenes Elend hinweg. Aber immer kürzer und kürzer werden die freien Zwiſchenräume, in denen die Morphiumſüchtigen ein menſchenwürdiges Daſein führen; immer mehr verlangen ſie nach dieſem Gift, immer enger ſchließt ſich der trügeriſche Kreis um ſie zuſammen, bis ſie widerſtandsunfähig, endlich ganz gebrochen ſind.

Die überwiegende Anzahl der der Morphiumſucht Verfallenen ſind Aerzte: unter 100 an ihr erkrankten Männern zählte eine Heilanſtalt 42 Aerzte.

(Nach „Eduard Levinſtein, Die Morphiumſucht“.)

◆

[Herſtellung der menſchlichen Wohnung.] — Das Haus, das uns Obdach bietet, iſt es nicht, ſo einfach es auch ſein mag, ein Erzeugnis der verſchiedenſten Arbeitskräfte, und ſind dabei nicht eine Menge von Erfindungen in Anwendung gebracht, welche andere für uns gemacht haben?

Fangen wir ganz von vorne an, ſo iſt das erſte Erfordernis die Ausgrabung des Bodens, um das Fundament zu legen. Um dieſe zu bewerkſtelligen, brauchen wir zunächſt Spaten und Hacke.

Sind aber nicht ſchon, um nur dieſe einfachen Werkzeuge zu liefern, eine Menge von Händen in Thätigkeit? Muß doch das Erz dazu von den Bergleuten aus dem Schachte geholt, durch die Schmelzer von den Schlacken befreit und von den Schmieden gehämmert, für den Stiel aber, der dazu gehört, das Holz in dem Walde gefällt und vom Schreiner oder Wagner zugeſchnitten werden! Denkt nun, was für eine lange Reihe von Vorrichtungen und welche große Zahl von Arbeitern in einem Bergwerke, bei einem Schmelzofen, in den Werkſtätten der Handwerker in Bewegung ſind! Und alles das, um auch nur das kleinſte Werkzeug zu fertigen, deſſen die Bauleute bedürfen, bevor ſie ein Haus errichten können!

Nun kommen die Steine für die Grundlagen der Mauern des Hauſes. Bekanntlich findet man die Bauſteine nicht auf der Straße. Entweder müſſen ſie aus dem Steinbruch geholt oder in Ziegelbrennereien aus Thon bereitet werden. Es weiß aber jeder, was für ein mühſames Geſchäft die Steinbrucharbeit iſt: bis die Felsmaſſe durchbohrt, einzelne Stücke mittels Schießpulvers oder ähnlicher Stoffe losgeſprengt und ſo gerichtet oder behauen ſind, wie man ſie braucht. Und bedarf nicht das Pulver ſelbſt wieder zu ſeiner Herſtellung einer eigenen künſtlichen Fabrikation, die viele Hände in Anſpruch nimmt und eine ganze Menge von Vorarbeiten vorausſetzt? Aber auch die Backſteine kann einer nicht ſelbſt machen, wenn er nicht zufällig ein Ziegelbrenner iſt; und wenn ſie auch leichter zu beſchaffen ſind als die Sandſteine oder gar Marmor und Granit, ſo braucht der Bauherr doch auch hiezu fremde Hilfe in Menge.

Und wenn nun jeder die Steine, die er für ſein Haus zu verwenden gedenkt, ſelbſt aus dem Steinbruch oder aus der Ziegelei holen und mit den Händen auf den Bauplatz tragen müßte, und wenn ihm auch gute Freunde oder Knechte dabei helfen wollten: wie lange würde es dauern, bis ein Haus zu ſtande käme! „Doch dafür haben wir ja die Fuhrleute.“ Freilich! Aber erſt muß der Wagen und das Geſchirr gefertigt und das Zugtier angewöhnt ſein, ehe man Steine aufladen und durch Pferde oder Ochſen an den Ort ihrer Beſtimmung verbringen kann. Ueberlegt euch kurz — es ſoll das hier nicht weiter ausgeführt werden —, wie viele Hände auch hiefür in Bewegung geweſen ſein müſſen, bis alles Holz- und Eiſenwerk zum Wagen verfertigt und dieſer ſelbſt zuſammengefügt, bis Pferde oder Rindvieh aufgezogen und eingewöhnt und das Geſchirr für die Zugtiere hergeſtellt iſt! Drechsler-, Schmied- und Wagnerarbeit iſt in Hülle und Fülle dabei angewendet; und um dieſen Handwerkern wieder alle Stoffe und Werkzeuge zu liefern, die ſie brauchen, wie viel tauſend andere Hände werden vorher in Anſpruch genommen! Und dabei haben wir noch gar nicht einmal von den Straßen geredet, die doch auch notwendig ſind, wenn ein Steinwagen fortkommen ſoll; oder von Schiffen, falls ein Teil des Weges zu Waſſer gemacht werden ſoll, was bekanntlich ein großer Vorteil iſt.

Und nun geht es an's Bauen ſelber. Der Maurer reiht Stein an Stein, der Zimmermann legt oder ſtellt die zuvor zurecht geſchnittenen oder behauenen Balken; — beide mit Werkzeugen, die ſie nicht ſelber verfertigen.

Aber wie viel mehr gehört noch zu einem Haus! Dach und Böden, Thüren und Fenſter, Schlöſſer und Oefen und ſo viele andere Dinge, die wir in jeder Wohnung antreffen, erfordern wieder beſondere Arbeitskräfte, beſondere Materialien (denkt nur z. B. an das Glas!), beſondere Werkzeuge, ſo daß es geradezu unmöglich iſt, die Hände zu zählen, die dafür vorgearbeitet haben, bis auch nur das leere Haus, die nackten Wände daſtehen.

Nun aber wieder der Hausrat! Tiſch und Stuhl, Bett und Spiegel, die Einrichtung von Küche und Keller — wie dies alles beſchafft wird, das in ſeine Urſprünge zu verfolgen, ſei euch, meine lieben Leſer, ſelbſt überlaſſen!

Nur an ein kleines und unſcheinbares Geräte, das doch ſo nützlich iſt und das niemand entbehren möchte, will ich beiſpielshalber erinnern. Daran möget ihr zugleich erkennen, daß nicht Größe und hoher Preis den Wert eines Dinges beſtimmen. Ich meine das Zündhölzchen. Ihr ſtreicht es an, da wo es ſein kleines Köpfchen herausſtreckt: es brennt. So habt ihr es ja von frühester Kindheit an geſehen! Habt ihr aber auch ſchon darüber nachgedacht, warum das ſo iſt? Daß es die durch Reibung verurſachte Wärme iſt, welche das Feuer erzeugt, und daß die treffliche Erfindung eben darin beſteht, daß ein Stoff ausfindig gemacht wurde, der ſich bei einem geringen Wärmegrad ſchon entzündet, wie der Phosphor, und daß dieſer Stoff dann mit einem andern in Berührung gebracht wurde, der ſehr ſchnell Feuer fängt, wie der Schwefel? Die Kenntnis des Naturgeſetzes, daß Reibung Wärme erzeugt, iſt dabei vorausgeſetzt; dieſe Kenntnis hatte man, wie es ſcheint, ſchon frühe: was würden aber unſere Hausfrauen und Köchinnen dazu ſagen, wenn man ihnen zumuten wollte, erſt Stunden lang zwei Hölzer an einander zu reiben, wie die Wilden, um eine Suppe über das Feuer zu bringen? Und wenn wir erſt mit unſeren Gedanken die verſchiedenen Wege zurücklaufen, auf denen unſer Zündhölzchen hergekommen iſt — in den Fichtenwald, aus dem es ſeinen Rumpf erhalten; in die Wüſte, wo das Gummi von den Bäumen geſammelt wird für den Kopf des Hölzchens; in das Bergwerk, wo der Schwefel gewonnen wurde, der zuſammen mit dem Phosphor das Köpfchen ſo hitzig macht; endlich in das Laboratorium des Chemikers, der den gefährlichen Phosphor unter Verſchluß hält: dann werden wir vollends Reſpekt vor dem kleinen Ding bekommen. Ja, ſelbſt als einen Blutsverwandten müſſen wir es behandeln. Denn in unſern eigenen Knochen ſteckt Phosphor, und aus Knochen von Menſchen und Tieren wird er bereitet.

(Dr. O. Deimling, „Die Segnungen der menſchlichen Geſellſchaft“.)

Die Pfahlbauten im See Praſias in Makedonien. Mitten im See ſtehen zuſammengefügte Gerüſte auf hohen Pfählen und dahin führt vom Lande nur eine ſchmale Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüſte ruhen, richteten in alten Zeiten die Bürger insgemein auf; nachher aber machten ſie ein Geſetz und nun machen ſie alſo: für jede Frau, die einer heiratet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirg, das da Orbelos (jetzt Perim, Gebirg links vom mittleren Struma) heißt, und ſtellt ſie unter (es nimmt ſich aber ein jeder viele Weiber). Sie wohnen aber daſelbſt auf folgende Art: Es hat ein jeder auf dem Gerüſt eine Hütte, darin er lebt, und eine Fallthür durch das Gerüſt, die da hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden ſie bei einem Fuß an mit einem Seil, aus Furcht, daß ſie hinunterrollen. Ihren Pferden und ihrem Laſtvieh reichen ſie Fiſche zum Futter. Deren iſt eine ſo große Menge, daß wenn einer die Fallthür aufmacht und einen leeren Korb an einem Strick hinunter läßt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder herauf, ſo iſt er ganz voll Fiſche.

(Herodot, griech. Geſchichtſchr, geb. 484 v. Chr., Geſchichten V, 16. Ueberſ. v. Lange.)

Hausbau auf Neuguinea. [Der Forſchungsreiſende Dr. Otto Finſch hatte den Auftrag erhalten, die Küſten von Kaiſer-Wilhelms-Land und Engliſch-Guinea zu erforſchen und an geeigneten Stellen Handelsſtellen zu errichten. Er wählte zu einer ſolchen die Kanakenanſiedlung Hihiaura in der Nähe des Oſtkap.]

Während die Eingebornen den gekauften Platz klärten und mit wuchtigen Axthieben Bäume, z. B. die größte Kokospalme in zehn Minuten, zu Boden ſtreckten, ſuchten die Zimmerleute im Walde nach paſſenden Bäumen zu Pfählen; denn auch unſer Haus ſollte ein Pfahlbau werden, wobei es hauptſächlich auf die Träger ankommt, auf denen der Fußboden ruht. Sie müſſen von Hartholz (Mangrove und dergleichen) ſein, das Fäulnis und weißen Ameiſen widerſteht und durch eine Blechkappe und Teeranſtrich weiteren Schutz erhält. An Baumaterial hatten wir nur Pfoſten und Latten für Geſtell und Dachſtuhl, Bretter zur Diele und Fenſterladen mitgebracht; alles übrige mußte von einheimiſchem Material beſchafft werden. Die Eingeborenen holten dasſelbe herbei und erwieſen ſich, ſoweit Kanaker überhaupt fleißig ſein können, als recht fleißig. Ein Teil ſchleppt Büſchelgras für das Dach herbei, andere flechten Matten aus geſpaltenen Blättern der Kokospalme zu den Seitenwänden, Kinder ſäubern den Platz von Steinen und holen Lianen zum Binden, aber alle wollen ſchließlich bezahlt ſein und zwar gleichmäßig; denn wer immer nur etwas mitgeholfen hat, verlangt dasſelbe als, der, welcher wirklich arbeitete, und der Knabe ſoviel als der Häuptling. Nun, die Arbeitslöhne ſtellen keine großen Summen dar, handelt es ſich doch um Tabak, und einige Stangen mehr oder minder fällt nicht ins Gewicht. Erſter Tag: Bäumefällen und Klären eines Platzes von 40 m Breite und 60 m Tiefe; Graben von 24 Löchern und Einrammen ſo vieler Pfähle; zweiter Tag: Diele legen, Pfoſten und Dachſtuhl aufſetzen; dritter Tag: Fenſter und Thüren einſetzen, Dach decken; vierter Tag: Dach vollendet, Innenwände gemacht; fünfter Tag: Seitenwände gemacht — und fertig war das Haus! Nicht wahr, das geht ſchnell? „Wird auch danach geweſen ſein?“ höre ich Zweifler einwerfen. Ja, ein Palaſt war es freilich nicht, aber immerhin ein Haus (13 m lang, 4,5 breit und 5,4 hoch), das für die hieſigen Verhältniſſe einen ausgezeichneten Bau repräſentierte, der die meiſten Traderſtationen [Händlerſtellen], wie ſie im Bismarck-Archipel üblich ſind, bei weitem überragte. Sogenannte „Native-Häuſer“, das heißt aus Bauſtoffen des Landes, ſind übrigens gar nicht zu verachten, und wenn gut gebaut, ſolchen aus Blättern und Wellblechdach, ſchon der größeren Kühle wegen, vorzuziehen. Dabei ſtellen ſie ſich bedeutend billiger; denn Bretter ſind in Auſtralien teuer, beſonders Hartholz, das allein den weißen Ameiſen widerſteht, die mit gewöhnlichem Fichten- und Tannenholz gar bald fertig werden. „Billig und ſchlecht“ rächt ſich in den Tropen daher am meiſten, aber gewöhnlich wird erſt viel Lehrgeld gezahlt, ehe man dies einſieht.

(Otto Finſch, „Samoafahrten“.)

Die Kleidung. Kauft man nicht etliche Nadeln für einen Kreuzer? Wer aber je eine Nadelfabrik geſehen, der weiß auch, daß keine einzige Nadel von einer Hand gemacht wird, ſondern daß für jede einzelne eine ganze Reihe verſchiedener Arbeiter in Anſpruch genommen wird. Und nun erſt, was für ein künſtlich zuſammengeſetztes Ding iſt eine Maſchine, die doch auch erſt hergeſtellt werden muß, ehe man ſie zur Verfertigung der Nadeln verwenden kann! Denn anders als durch Maſchinen und mit Hilfe des Dampfes werden ja jetzt alle derartigen Dinge nicht mehr gefertigt.

Ferner die Stoffe, aus denen unſere Kleider gemacht ſind, der Faden, mit dem ſie genäht werden! Bis der Hanf oder Flachs für unſere Hemden gebaut, geſponnen, gewebt iſt und die Röcke oder Beinkleider von ihrem Zuſtande auf dem Rücken des Schafes bis zu demjenigen gebracht ſind, in welchem der Schneider das Zeug in Empfang nimmt: welche Fülle der verſchiedenſten Arbeit iſt darauf verwendet! Und nun vollends die für uns ſo unendlich wichtige Baumwolle, die aus fernen Zonen herkommt! Mußte nicht vorher die Schifffahrt erfunden und der überſeeiſche Handel ins Werk geſetzt ſein, ehe die Baumwollſtaude dem Europäer etwas nützen konnte? Und wenn der Stoff fertig daliegt in den Fabriken, geht bekanntlich derjenige, welcher ein Hemd oder ein anderes Kleidungsſtück braucht, nicht dorthin und läßt ſich ſo viel von dem Zeuge abſchneiden, als er nötig hat, ſondern auch dabei findet eine gar manchfaltige Handreichung ſtatt: vom Fabrikanten zum Großhändler, von dieſem zum Krämer. Und jeder derſelben hat ſein eigen Geſchäft, in welchem eine Reihe von Menſchen in der verſchiedenartigſten Weiſe dem einen Zwecke dient, uns unſere Kleider zu liefern. Und auch hier, welche Vorarbeit iſt zu einem ſolchen Geſchäfte verwendet! Die Wage und das Ellenmaß, um Gewicht oder Länge und Breite der Ware zu beſtimmen; das Geld, gemünztes oder Papiergeld, als das Mittel, wodurch der Verkäufer, ſo zu ſagen, ſeine Kleidungsſtoffe, die er ja bekanntlich nicht eſſen kann und von denen er doch leben muß, in Brot verwandelt; und was ſonſt noch in einem Verkaufsgeſchäft vorkommt — alles das braucht der einzelne nicht erſt zu erfinden: er trifft es vorrätig an und benützt es, ohne viel daran zu denken, wie es zu ſtande gekommen.

Nicht anders iſt es mit unſerem Schuhwerk. Der Büffel, der in den amerikaniſchen Ebenen grast, hat freilich keine Ahnung davon, daß ſeine Haut vielleicht bei einer Montblancbeſteigung hilfreich ſein muß; aber den Menſchen, welche ſich alles in der Natur, Tiere ſo gut wie Mineralien und Pflanzen, dienſtbar zu machen verſtehen, entgieng es nicht, was für ein treffliches Sohlenleder aus dem Rücken jenes Tieres zu gewinnen iſt; und ſchnell war die Kette von Händen gebildet, welche es zuletzt in die Werkſtätte unſeres Schuhmachers liefern.

Was die Menſchen noch weiter für ihre Bekleidung gebrauchen, die vielerlei Kleinigkeiten, die dabei vorkommen, wie Knöpfe, Haften u. dgl., und die jetzt alle in großen Fabriken gefertigt werden und tauſende von Händen in Bewegung ſetzen — alles das kann hier nicht ausgeführt werden. Man braucht nur einen Gang durch die Hauptſtraße einer größeren Stadt zu machen und die Schaufenſter der Kaufläden zu betrachten, um es recht deutlich inne zu werden, wie vielerlei Arbeit für dieſe Zwecke gefertigt wird. Und wenn man gar eines der großen Kleidermagazine in Berlin, Paris oder London zu ſehen bekommt, wo alles zu haben iſt, von der Fußbekleidung an bis auf den Hut, dann hat man es vollends faſt auf einen Blick beiſammen.

Dr. O. Deimling, „Die Segnungen der menſchlichen Geſellſchaft“.

Kleider machen Leute. — Kleider — glückſelige Erfindung! — Kleider machen das, was Tugend und Verdienſte, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr iſt mir nichts ſo lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem ſchlechten Aufzuge; und das iſt mir ganz unerträglich, wenn ein ſolcher Mann darum, weil er ehrlich iſt, angeſehen und bewundert zu ſein verlangt. Wie lange muß er ſich durch Hunger und Verachtung hindurchwinden, ehe er es nur ſo weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängſtliche Bemühung, ſeinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren nicht zu der Hochachtung, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vierundzwanzig Stunden gelangen kann. Man ſtelle ſich einen ſolchen Mann vor, welcher mit ſeiner altväterlichen und einförmigen Kleidung ſich in eine Geſellſchaft von vornehmen Kleidern zum erſtenmale wagt. Er muß ſehr glücklich ſein, wenn ihm der Thürſteher nicht den erſten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er ſich auch bis in das Vorzimmer, ſo hat er ſich noch durch eine Menge von Bedienten hindurchzuarbeiten, wovon ihn die meiſten lächerlich finden, viele gleichgiltig anſehen, und die billigſten gar nicht bemerken. Er verlangt, Seiner Excellenz unterthänigſt aufzuwarten; man antwortet ihm nicht. Er verlangt, Seiner Excellenz unterthänigſt aufzuwarten; ein Lakai weiſet ihn an den andern, und einer meldet ihn an. Er ſteht beſchämt am Kamine und ſteht allen im Wege. Er ſieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorſamſt, ihm die hohe Gnade zu verſchaffen, daß er Seiner Excellenz ſeine ganz unterthänige Aufwartung machen dürfe. „Komme der Herr morgen wieder; es iſt heute Geſellſchaft im Zimmer!“ — „Aber, wäre es nicht möglich, ...“ — „Kurz, nein! Ihro Excellenz hätten viel zu thun, wenn ſie jede Bettelviſite annehmen wollten! Der Herr kann morgen wieder kommen!“ — Da ſteht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdienſten, welcher ſich redlich und mühſam nährt, ſeinem Fürſten treu dient, hundert Leute durch ſeinen guten Rat glücklich gemacht hat, mit ängſtlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Witwen und Waiſen ſchützt, niemand um das Seinige bringt; da ſteht der rechtſchaffenſte Patriot. Sein ſchlechter Anzug drückt alle Verdienſte nieder. Er ſchleicht ſich beſchämt zur Thür, um ſich der Verachtung der Vorzimmer zu entziehen. Man ſtößt ihn mit Gewalt von derſelben weg, man reißt beide Flügelthüren mit ehrfurchtsvoller Beſchäftigung auf, alle Bedienten kommen in Bewegung, alle richten ſich in eine demütige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer ſeines Herrn, es wird Lärm darin, man wirft die Karten hin, Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? Einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe heraufgefaſelt kommt und den Schweiß ſeines betrogenen Gläubigers auf der Weſte trägt. Sein Kopf, ſo leer er iſt, wird bewundert, weil er gut friſiert iſt; ſein Geſchmack beſteht in der Kunſt, ſich artig zu bücken. Hätte er Verſtand, ſo würde er alle ſechzehn Ahnen beſchämen; nur aus kindlicher Hochachtung gegen ſeine Vorfahren hat er ſich inacht genommen, verſtändiger zu werden, als ſie geweſen ſind. Sein Herz iſt boshaft, ſo viel es ihm ſeine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat nicht das Geringſte gelernt, womit er dem Vaterlande oder ſich ſelbſt dienen könnte; und womit er jemand dient, das ſind leere Gnadenverſicherungen. Er borgt, er betrügt, er pfeift, er lacht, ſpielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen ſich mit offenen Armen über die Ehre ſeines Zuſpruches. Nun iſt unſer redlicher Mann ganz vergeſſen, und es iſt ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen und die Treppe hinunterkommen können; es geſchieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht beſſere Kleider und geringere Verdienſte?

Man thut der Welt unrecht, wenn man ſagt, daß ſie bei den Verdienſten rechtſchaffener Männer unempfindlich und blind ſei. Sie iſt es nicht; aber man muß ihr durch eine äußerliche Pracht die Augen öffnen und ſie durch ein vornehmes Geräuſch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß ſich ein großer Geiſt in ein ſchlechtes Kleid verſteckt? Die Welt iſt eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürſtlich gekleidet ſind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spieles abzuwarten.

Da wir bloß den Kleidern den entſcheidenden Wert unſerer Verdienſte zu verdanken haben, ſo ſcheue ich mich nicht, zu geſtehen, daß ich wenig Perſonen mit ſo viel Ehrfurcht anſehe wie meinen Schneider. Ich beſuche ſeine Werkſtatt oft und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich ſehe, wie Verdienſte, Tugenden und Vernunft unter ſeinen ſchaffenden Händen hervorwachſen und teure Männer durch den Stich ſeiner Nadel aus nichts hervorſpringen, ſo wie das erſte Roß am Ufer mutig hervorſprang, als Neptun mit ſeinem gewaltigen Dreizack in den Sand ſtach . . . . . Ich ſtand bei dem Meiſter, hielt den Hut unter dem Arme und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Geſellſchaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider iſt in dergleichen Fällen ſchon von mir ein ſolches ehrerbietiges Stillſchweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Urſache befragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich gegen die wunderthätigen Kleider habe. Sie iſt billig. Nur die Kleider ſind es, welche wir an den meiſten Großen verehren; und weil uns der Körper, der in dieſen verdienſtvollen Kleidern ſteckt, gleichgiltig und von keiner Wichtigkeit ſcheint, ſo verbindet uns unſere Pflicht, auch alsdann eine demütige Miene anzunehmen, wenn wir dieſelben Kleider ohne ihre zufälligen Körper ſehen.

So erhaben meine Gedanken ſind, wenn ich den erſtaunlichen Wirkungen meines Schneiders in ſeiner Werkſtatt zuſehe, ſo kleinmütig werde ich im Namen des größten Teils meiner vornehmen Landsleute, ſo oft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Dieſe iſt in Anſehung der Kleider eben das, was uns beim Menſchen die Begräbniſſe ſind. Hier hört aller Unterſchied auf. Oftmals ſehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfes ſehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen; und es iſt wohl eher geſchehen, daß die Weſte eines Dorfſchulmeiſters über dem Sammetkleide ſeines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter iſt es, wenn dieſe prächtigen Kleider die Hochachtung der Menſchenmaſchine, die in ſelbigen geſteckt, überleben. Man hat mir einen reich geſtickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der beſingungswürdige Gegenſtand vieler hungriger Muſen geweſen, endlich aber doch vor der Unbeſcheidenheit ſeiner Gläubiger in dieſe Trödelbude hat flüchten müſſen.

Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—1771), „Satiren“

* * *

Die Natur der Seele.

Es giebt keinen Gegenſtand von allgemeinerem Intereſſe und allgemeinerer Wichtigkeit, als die Natur der Seele. Jedermann wird zum Nachdenken über ſie getrieben; und nimmt er ſich vor, gar keine Gedanken darüber zu haben, ſo wird daraus nur folgen, daß er deſto ſchlechteren und unausgebildeteren Gedanken darüber zum Raube wird. Hier bleibt nur ein einziger Weg. Gebrauchen wir den von Gott uns verliehenen Verſtand, uns in den Wegen ſeiner Schöpfung und unſerer Beſtimmung zurechtzufinden, und werden wir nicht mutlos, wenn wir auch in dieſem ehrenvollen Kampfe tauſend uns zur Rechten und tauſend uns zur Linken ſtraucheln und ſinken ſehen. Denn es ſind ja nicht wir, die den Sieg davon tragen ſollen, ſondern es iſt die Vernunft der ganzen Menſchheit, die ihn gewinnen ſoll und gewinnen wird. So lange wir noch in unenthüllten Geheimniſſen ſtehen, wie zum Beiſpiel im Geheimnis der Seele, hilft es uns nichts, mit angenommener Vornehmheit uns vom ungelöſten Rätſel hinweg zu wenden als von etwas, das uns nichts angehe. Beſcheidene und ehrliche Menſchenkinder ſind wir nur dann, wenn wir aus den geringen und bleichen Wahrheitsſtrahlen, welche aus dem ungelöſten Rätſel in unſer Dunkel hineinſcheinen, mit ſehnſüchtigem Eifer uns eine Brücke zu beſſerer und vollerer Erkenntnis, welche die Lebensluft unſeres höheren Menſchen iſt, zu bauen ſuchen, mit beſcheidener aber dennoch mutvoller Zuverſicht, eingedenk des Spruches unſeres Dichters:

> Irrtum verläßt uns nie, doch führt ein höher Bedürfnis
> Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

Wir haben eine Seele! damit wollen wir ſagen: wir ſind göttlichen Geſchlechts, wir fühlen uns einem anderen Daſein verwandter, als dem des Staubes und der Verweſung. Wir merken dieſe Bedeutung des Begriffes Seele beſonders, wenn wir ihn in einen ihm nahe verwandten überſetzen, in den der Perſon. Blumen, Fruchtbäume, die Vögel des Himmels, das Wild des Feldes gelten uns nicht für perſönliche Weſen, d. h. nicht für Weſen mit einer ſittlichen Selbſtbeſtimmung, und wir ſchweben deshalb auch in Zweifel, ob wir dieſen Dingen eine Seele beilegen ſollen oder nicht, woraus hervorgeht, daß wir, um den Begriff der Seele in ſeiner Vollſtändigkeit anzuwenden, immer die ſittliche Perſönlichkeit vorausſetzen. Daher denn auch die Alten, denen die Natur für beſeelt galt, die Weſen derſelben in Perſonen umwandelten und damit aus ihrem rein natürlichen Daſein in ein ſittlich-bewußtes Daſein erhoben. Und umgekehrt galt dem Altertum die unglückliche Klaſſe von Perſonen, welche als Sachen behandelt wurden, nämlich die Sklaven, für eine Menſchenklaſſe von geringeren Seelenanlagen, als die Klaſſe der freigebornen Männer.

Der Menſch ſteht als ſittlich-bewußtes und perſönliches Weſen von freier Selbſtbeſtimmung zwiſchen gut und böſe hoch über dem tieriſchen Daſein erhaben[1]. Er regelt ſeine Handlungsweiſe durch ſelbſtbeſtimmte Geſetze, ſchränkt das Eigentum in beſtimmte Grenzen ein und giebt ſeine Gedanken über alles dies durch die Sprache kund. Er hält über das Thunliche Rat, und wählt unter dem Ausführbaren das Beſte. Er bewahrt durch die Schrift und den Druck ſeine Gedanken zukünftigen Geſchlechtern auf und überläßt ihnen ſo die Vollendung der angefangenen Werke. Er giebt durch immer neue Erfindungen ſeinem Leben eine andere und andere Geſtalt und ordnet ſich ſo als ein dienendes Glied ein in die große Kette weltgeſchichtlichen Seins, in welcher das Menſchengeſchlecht als eine einzige große, von Stufe zu Stufe der Vollkommenheit fortſchreitende ſittliche Perſon erſcheint. Von allem dieſem hat das tieriſche Leben entweder gar nichts oder doch nur die allererſten roheſten Anfänge. Man wird daher inſoferne nicht irren, wenn man im Menſchen ein ganz neues, über dem Tierleben erhabenes Seelenleben ſich aufthun ſieht: das majeſtätiſche Reich der Perſönlichkeit und der Vernunft.

Das Wort Seele iſt der Ausdruck für eine erhöhte Thätigkeit des Daſeins ſowohl in Beziehung aufs Vorſtellen als auch aufs Wollen, ſowohl in Beziehung auf das Aufnehmen von Eindrücken, als auch in Beziehung auf das Gegenwirken gegen Eindrücke. Für dieſe erhöhte Thätigkeit hat die neue Zeit mit guter Auswahl einen Ausdruck hingeſtellt, welcher dem Altertum mangelte und daher ſchon allein hinreicht, um ein bedeutendes Vorgeſchrittenſein der Wiſſenſchaft in dieſer Hinſicht zu bezeichnen. Dieſer iſt der Ausdruck des Bewußtſeins. Er bezeichnet auf eine höchſt treffende Weiſe die natürliche Wurzel, auf welcher die ſittliche Perſon mit ihrem ſelbſtgewollten Thun und das wiſſenſchaftliche Nachdenken mit ſeiner ſelbſtgewollten Ueberlegung fußt. Bewußtſein bezeichnet die ſittliche Perſönlichkeit von ihrer natürlichen Seite als eine Gehirnthätigkeit[1] aufgefaßt und damit den Mittelpunkt, den Grund und die Wurzel der Seele. Bewußtſein bezeichnet denjenigen Punkt in der Seele, welcher durch und durch nichts anderes iſt als Thätigkeit, aus welcher die Wirkungen des erwägenden Nachdenkens, des ſelbſtthätigen Willens, der ſittlichen Perſönlichkeit hervorgehen.

So lange der Menſch ſich ſeiner ſelbſt klar bewußt iſt, urteilen wir, daß er bei ſich ſelbſt iſt, und daß ſeine Handlungen von ihm ſelbſt ausgehen, ihm ſelbſt zugeſchrieben werden müſſen. Sobald aber das klare Bewußtſein des Menſchen weicht, und der Menſch nicht mehr weiß, was er thut, wie z. B. in der Schlaftrunkenheit, in der blinden Leidenſchaft, in der Trunkenheit und im Irrwahn, urteilen wir, daß der Menſch von ſich ſelbſt gekommen iſt, und daß nun ſeine Handlungen nicht mehr ihm ſelbſt zugeſchrieben werden können. Denn der Menſch erſcheint nun wie ein Getriebener, welcher nicht mehr handeln kann, wie er will, ſondern nur noch, wie er muß, welcher in ſeinem Thun nicht mehr eine thätige, ſondern nur noch eine leidende Perſon darſtellt. Und warum dies? Das Bewußtſein, die Klarheit des Wiſſens um ſich und die Welt iſt von ihm gewichen, in welchem demnach der Grund jener erhöhten Thätigkeit liegen muß, aus welcher die Handlungen hervorgehen, welche dem Menſchen ſelbſt zugeſchrieben werden.

Hier iſt demnach der Mittelpunkt der Seele, und der Ort, wo der Erdbohrer angelegt werden muß, wenn ein wiſſenſchaftlicher Schacht in ihr Inneres gegraben werden ſoll. Hier iſt aber auch die Warte, wo ein jeder ſtill ſtehen und um ſich blicken muß, der von ſeiner inneren Welt etwas Näheres erfahren will.

Bewußtſein iſt die Möglichkeit der Freude und des Schmerzes. In dieſer Möglichkeit liegt der ganze Wert des Daſeins eingeſchloſſen. Es iſt uns bei erhöhtem Bewußtſein, als geht uns ein Raum auf; wir fühlen uns weit und groß, unſer Daſein ſcheint ſich unendlich über die enge Schranke unſeres Leibes auszudehnen. Und bei dieſer Ausdehnung unſeres ganzen Weſens fühlen wir es licht werden in uns; und wer uns anblickt, ſieht einen Schimmer dieſes erhöhten Lichts aus unſerem Auge leuchten. Daher kann der Glaube ſich vom höchſten Weſen unmöglich eine andere Vorſtellung machen, als die, daß es in lauterem Lichte wohne, daß es, ſo wie es Licht ſpendend ſei, ſelbſt von der Natur des Lichtes ſei, nämlich desjenigen Lichtes, welches wir bei ſich erhöhendem Bewußtſein in uns ſteigend empfinden, gleich einer aufgehenden Sonne. In uns erſcheint dieſe Sonne aufgehend und untergehend; im höchſten Weſen geht ſie ſo wenig auf und unter, wie die Sonne, welche unſer Auge am Himmel erblickt, für ſich ſelbſt auf- und untergeht.

Umgekehrt iſt uns bei Niederdrückung des Bewußtſeins, wie im Gram oder bei der Ermüdung, als würden wir in die Schranken unſeres engen Körpers zurückgepreßt. Beſonders tief ſinkt dieſe Niederdrückung im Schuldbewußtſein und in der Reue. Wir fühlen uns dann wie in uns ſelbſt und an die finſtere Erde gebannt. Wir fühlen uns dann wie in den Staub gezogen, wie in den Kot getreten; eine Lahmheit und Ermüdung, eine Unaufgelegtheit zu allen Geſchäften kommt über uns; es iſt, als ob die Sonne der Gottheit von unſerm geiſtigen Geſichtskreiſe hinwegſänke. Je mehr hingegen der Tag des Bewußtſeins wiederum in uns aufgeht, deſto mehr fühlen wir unſere Willenskraft ſich erhöhen zu allem freien und beſonnenen Thun. Wir fühlen uns zu allem aufgelegt. Geſchäfte, welche uns im niedergedrückten Zuſtande beſchwerlich ſein würden, vollziehen wir mit Leichtigkeit; Umſtände, welche uns im niedergedrückten Zuſtande als Verlegenheiten und Schwierigkeiten erſcheinen würden, reizen uns nun eben zum Handeln, und vieles, was im niedergedrückten Zuſtande Schmerz iſt, wird nun zur höheren Luſt, während manche dumpfe Unterhaltungen und Zerſtreuungen, an denen der niedergedrückte Zuſtand ſich tröſtete, uns nun unerträglich ſein würden, in eben der Art, wie es einem erwachſenen Menſchen unerträglich ſein würde, etwa mit einer Puppe zu ſpielen oder auf einem Steckenpferde zu reiten. Und je mehr wir uns durch angeſpanntes Streben nach einer Befreiung von allem Seelenſchlaf den innern Tag aufhellen, und die Sonne am innern Geſichtskreiſe immer höhere Bogen beſchreiben laſſen, deſto mehr kommen wir zur Ahnung eines Zuſtandes und zum Glauben an einen Zuſtand, in welchem ſelbſt der größte Schmerz, welcher uns jetzt Betäubung und Dunkel erregt, vom Bewußtſein mit Klarheit und Herrſchaft würde ertragen werden; wir ſteigen empor zur Ahnung des unwandelbaren und ewigen Bewußtſeins, desjenigen Bewußtſeins, welches ſtark genug in ſich ſelbſt ſein muß, die Schmerzen einer ganzen Welt, welche notwendig auch die ſeinigen ſind, in ſich ertragen zu können.

Wir ſelbſt haben von dieſem abſoluten und ewigen Lichte, welches in ſich ſelbſt lauter Thätigkeit ſein muß ohne alles Bedürfnis, nur einen kleinen Funken zur Erhellung des irdiſchen Lebenspfades voller Leiden und Bedürfniſſe, die Seele. Was iſt die Natur der Seele?

---

[1] Nach der hier gebrauchten Redeweiſe haben die Tiere keine Seele im ſtrengen Sinne des Wortes. Daraus darf jedoch nicht voreilig geſchloſſen werden, daß wir den Tieren nun auch jegliche Beſeelung überhaupt abzuſprechen gedächten. Es folgt nur daraus, daß dann, wenn von Beſeelung der Tiere geredet wird, das Wort Seele immer in einer weiteren Bedeutung und nicht in der hier feſtgeſtellten engſten zu verſtehen iſt.

[1] Es bleibt kein Zweifel, daß das Gehirn als Mittelpunkt der ganzen Nervenvereinigung eine unmittelbarere Beziehung auf den (an ſich ſelbſt von ihm ganz unabhängigen) Vorgang der Bewußtſeins-Erzeugung hat, als irgend ein anderer Teil desſelben, oder daß das Bewußtſein eine Thätigkeit iſt, welche ſich in unmittelbarerer Beziehung auf das Gehirn und nur in mittelbarer auf die übrigen Teile des Nervenſyſtems erzeugt. Dieſes iſt die Bedeutung, in welcher auch ich hier das Bewußtſein ein Gehirnthätigkeit zu nennen nicht anſtehe.

Die Seele erſcheint in ſich ſelbſt als die höchſte Thätigkeit von allen Thätigkeiten der Natur, eine Thätigkeit, gegen deren Beweglichkeit alle übrigen Naturthätigkeiten nicht mehr als Thätigkeit, vielmehr als Leiden und Zwang erſcheinen. Was iſt die Natur dieſer Thätigkeit? Ein einziges Wörtlein ſpricht es aus und geht der Sache mit einem mal auf ihren tiefſten Grund. Dieſes Wörtlein heißt die Frage. Ein fragendes Weſen ſein, heißt ein beſeeltes Weſen ſein, und wer die Natur der Frage kennt, der kennt die Natur der Seele. — Warum entſchuldigen wir eine Gewaltthat eher, welche im Zuſtande der Trunkenheit oder der leidenſchaftlichen Wut geſchah, als eine andere ähnliche, welche bei nüchternem Mut und vorſätzlich verübt wurde? Weil im erſtern Fall der Menſch blind handeln mußte, während er im letztern Fall ſich fragen konnte, ob er die That begehen wolle oder nicht. Einen Willen, welcher ſich ſelbſt fragen kann, ob er handeln wolle oder nicht, nennen wir einen freien Willen, ein freier Wille aber iſt eine Seele. Dieſe an ſich ſelbſt gerichtete Frage heißt das Bewußtſein und die in ihm ſpielende Thätigkeit des Fragens die Ueberlegung. Was ich unüberlegt thue, das thue ich ohne mich ſelbſt um das zu fragen, was ich thun will, wovon die Folge iſt, daß die in mir gerade vorhandenen Beweggründe und Anreizungen, Begierden, Triebe, Leidenſchaften, Aufwallungen von Luſt oder Furcht mich blindlings, d. h. ungefragt fortreißen. Die Frage an mich ſelbſt, ob ich dies thun wollte, kommt dann gewöhnlich hintennach und nun zu ſpät. Der beſonnene Mann hat vor dem unbeſonnenen das voraus, daß ſich ihm bei allen Gelegenheiten eine größere und reichere Auswahl ſeines möglichen Thuns, und dadurch ein weiterer Spielraum ſeiner Thätigkeit eröffnet, als dem unbeſonnenen. Denn während der letztere nur blindlings ſo handelt, als ob ſich alles von ſelbſt verſtünde, bieten ſich dem Beſonnenen und Ueberlegenden jedesmal viele Möglichkeiten des Thuns welche bei ihm in Frage treten, und welche er, an ſich ſelbſt Frage um Frage ſtellend, d. h. vergleichend und nachdenkend gegen einander abwägt. Hierin iſt der höchſte Gipfel des Fragens als Anſtrengung des ſittlichen Thuns. Einem Weſen, das mit ſich im ſittlichen Kampfe ſteht, iſt ſein innerſtes Leben und deſſen Grundgeſetze in Frage geſtellt vor ſich ſelbſt, durch ſich ſelbſt, das lebt ſehend bis ins innerſte Herz hinein, das bewegt durch die Grund- und Lebensfragen, die es in ſeinem Innern wälzt, ſein Leben im tiefſten Angelpunkt, und ſtellt ſo das beweglichſte Weſen dar, zu welchem die Natur es bringen kann.

Und wen nennen wir einen geſcheidten Mann? Den, in deſſen Gehirn ſich hundert Fragen durchkreuzen, während der beſchränkte Kopf es kaum zu einigen wenigen bringt. Die Antworten, welche dieſe Fragen hervorlocken, heißen Einfälle; ihre Zahl wird mit der Zahl der Fragen wachſen. Im Kopfe des klugen Mannes tönt es beſtändig: warum? wie ſo? wann? wo? wie? wer? durch wen? wie, wenn anders? warum nicht umgekehrt? während im Kopfe des beſchränkten Totenſtille herrſcht. Daher kommt aus dem Gehirn des Denkers nicht leicht ein Gedanke ſo wieder heraus, wie er hinein kam, keiner kann ſich dem ewig regen und gewaltigen Frageleben da innen entziehen, daß er nicht geordnet, gemodelt, bereichert, verglichen, kritiſiert, vielleicht zerſetzt und vernichtet werde, während im Gehirn des gedankenloſen oder denkträgen Mannes die hineingelangenden Gedanken nichts zu befürchten haben. Sie erhalten ſich dort wie in Spiritus.

Auf dieſe Art erhält ſich auch im Gehirn der Tiere alles, was da hineinkommt. Die Tiere handeln daher alle nach gänzlich rohen und unverdauten Eindrücken. Denn es mangelt ihnen die höhere Fragethätigkeit, oder der geiſtige Verdauungsprozeß des geſteigerten Fragens. Der Affe z. B. hat in ſeinem Nachahmungstriebe eine große Lebendigkeit des Vorſtellens. Aber dieſe Lebendigkeit hilft ihm darum zu nichts, weil er dabei nach nichts weiterem fragt, ſondern eine jede mit Begierde aufgefaßte neue Vorſtellung unverändert und unverdaut, wie er ſie empfangen, auch wieder von ſich giebt. Er iſt bei dieſem Thun nicht mehr, als wie ein Spiegel, welcher in ſeinen eigenen Gebärden und Geſten das Bild getreu und genau von ſich ſtrahlt, das er von außen empfangen. Warum vermochten Affen ein von Menſchenhand angelegtes Feuer im Walde, an welchem ſie ſich bei kalter Witterung gern und in großer Anzahl wärmten, doch nicht weiter zu unterhalten und vor dem Erlöſchen zu ſichern? Bloß darum nicht, weil ſie ſich nicht ſelbſt zu fragen vermochten, was es denn ſei, das da brenne. Für die, welche zu dieſer einfachen Frage nicht gelangen konnten, war aller Brennſtoff des Waldes vergebens vorhanden.

Dieſes Mangeln von Fragen an ſich ſelbſt iſt auch der Grund, warum minder begabte Kinder ſo übermäßig viele Fragen an andere zu richten pflegen, und zwar Fragen von überläſtiger und alberner Art, d. h. Fragen, welche ſie ſich ſelbſt beantworten könnten, wenn ſie nicht zu träge dazu wären. Ein geſcheites Kind pflegt daher andere weniger um etwas zu fragen, weil es mehr ſich ſelbſt fragt. Es zeigt immer einen Grad von Schwäche der Fragethätigkeit an, wenn dieſelbe ſich als eine Krankheit auf die Haut wirft, ſo daß der Menſch alle Fragen, die er an ſich ſelbſt richten ſollte, an andere richtet.

Nachdenken heißt mit ſich ſelbſt in Frage ſtehen um irgend eine Erkenntnis. Durch Nachdenken erzeugen ſich Begriffe und Urteile, vermöge deren wir uns in den Dingen zurechtfinden. Mit Recht halten wir daher die Bildung reiner Begriffe und Urteile für den auszeichnenden Vorzug des ſelbſtbewußten und perſönlichen Weſens. Aber dieſe Erzeugniſſe würden nicht entſtehen, wenn die hervorbringende Thätigkeit des Nachdenkens nicht voranginge. Dieſe iſt eine reine Fragethätigkeit. Denn über etwas nachdenken, heißt an ſich ſelbſt die Frage ſtellen, ob eine Sache ſich ſo oder ſo verhalte, ob aus einem Umſtande dies oder jenes folgen werde. Ohne Frage iſt kein Nachdenken vorhanden. Wo wir nicht fragen, begehren wir nichts zu erfahren, und wo wir nichts zu erfahren begehren, denken wir nicht nach. Der große Denker iſt kein anderer, als der große Frager. Ein Menſch, der nach nichts fragt, iſt dumm und kommt nicht zum Nachdenken.

Jede Frage begehrt eine Antwort, die entweder durch Nachdenken, oder durch Anſchauung, oder durch eine antwortende Perſon gegeben wird. Im letzteren Fall entſteht das Geſpräch. Im Geſpräch nehmen zwei Perſonen an derſelben Frage teil, indem die eine die Frage der andern in ſich aufnimmt und zur ihrigen macht. Das Geſpräch iſt eine rein perſonelle Berührung der Weſen, eine Berührung der Geiſter, die höchſte Gemeinſchaft des Lebens, die es giebt. Im Geſpräch berühren ſich die Seelen in dem, welches in jeder einzelnen für ſich ſelbſt genommen das Höchſte iſt. Ein Geſpräch um allgemeine Intereſſen, beſonders wenn dasſelbe noch dazu die höchſten Fragen des Lebens betrifft, hat daher etwas von göttlicher Natur an ſich.

Fragen iſt Wachſein. Wen Fragen quälen, der ſchläft nicht ein, ſeien es Fragen des Lebens oder der Nachforſchung. Willſt du wiſſen, ob irgend ein Tier wirklich wache, oder ein bloßer Schlafwandler bei offenen Augen ſei, ſo ſieh zu, ob du das Tier in irgend eine Fragethätigkeit verſetzen kannſt, daß es z. B. aufpaſſe, ob du ihm Futter vorwerfen wolleſt, oder daß es eine Probe mache, ob es ſicher und ungehindert bei dir bleiben könne. Wo du dies findeſt, iſt das Tier wach. In einem hohen Grade findet dieſer wache Zuſtand z. B. beim Hunde ſtatt, wo er ſich als Beobachtungsgabe und Spürſinn zu erkennen giebt. Wenn er apportieren ſoll, ſo faßt er den Stein, den ſein Herr emporhält und den er werfen wird, ins Auge. Wohin wird er fliegen? Wenn der Herr einen andern Rock anzieht, Hut und Stock nimmt, ſo ſpringt er erwartungsvoll hinzu und beobachtet des Herrn Mienen und Worte. Darf ich mit? Der Hund ſteht hier überall in Frage, ob er das eine oder andere thun ſolle. Er iſt gleich bereit zu beidem, wobei ihm ein Zeichen, ein Wink den Ausſchlag giebt. Sein Sinn iſt daher fragend in die Zukunft, nicht bloß begehrend in die Gegenwart gerichtet. Bei keinem hirnloſen Tier, Inſekt, Mollusk u. ſ. w. findeſt du dies. Daher darfſt du den Schluß machen, daß dieſe hirnloſen Tiere noch nicht entſchieden wachen, ſondern bloße unbewußte Schlafwandler ſind. Ihr Wachen iſt die Unruhe des Schlafwandlers, welcher umhergeht, ſeine Geſchäfte zu verrichten; ihr Schlaf iſt die Ruhe des Schlafwandlers, welcher wieder zu ſeiner Schlafſtelle zurückgekehrt iſt.

Eine untergeordnete Art der Fragethätigkeit iſt die Aufmerkſamkeit. Aufmerkſam ſein heißt fragen, was da iſt, oder fragen, was da kommen will. Dieſer Art des Fragens ſind auch die begabteren Tiere fähig, aber nicht auf eigene Anregung aus ſich ſelbſt heraus, ſondern auf äußere Anregung, wenn ſich dem Tiere etwas Angenehmes zeigt, oder ihm eine Gefahr droht. Dann ſpäht und lauſcht es, ob es ſich nähern dürfe oder fliehen müſſe, und während es ſpäht und lauſcht, ſteht es in der Frage um das, was es thun ſoll. Aber es ſtellt dieſe Frage nie an ſich ſelbſt, ſondern immer nur an die Außenwelt, und darum bleiben die höheren Grade der Fragethätigkeit ihm verſchloſſen.

Es liegt in der Natur des fragenden Weſens, daß dasſelbe dem Irrtum ausgeſetzt iſt. Der furchtſame Sperling flieht vor der Vogelſcheuche, die er irrtümlich für einen gefährlichen Gegenſtand hält, die Motte irrt ſich an dem ſonnenähnlichen Glanze der Kerze und verbrennt daran die Flügel. Wo demnach eine Frage iſt, da iſt Gelegenheit zum Irrtum. Ein Weſen, das nicht irren kann, bei dem ſteht alles feſt und gewiß, bei dem tritt nichts in Frage, weder um das, was iſt, noch um das, was geſchehen ſoll. Von dieſer Art iſt das Daſein der Grundfeſten der Natur in Phyſik und Chemie. Im Bereiche dieſer Grundfeſten iſt kein Irrtum möglich, ſondern alles Daſein ſteht feſt in eiſerner Entſchiedenheit.

Das Weſen, welches in den Kreis eintritt, wo es Irrtum giebt, tritt damit in den Kreis des Vorſtellens ein. In der Frage wird geſchwankt, welche unter zwei Vorſtellungen der Irrtum und welche die Wahrheit ſei. Die Fragethätigkeit verſetzt auf allen ihren Stufen in die Vorſtellungswelt. Dieſelbe iſt nicht mit der Fragethätigkeit zu verwechſeln, ſondern bildet die Grundlage, auf welcher Fragethätigkeit allererſt möglich wird. (Dr. C. Fortlage, „Pſychologiſche Vorträge“.)

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.
[Erſchienen im „Muſenalmanach“ 1800].

Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
5] Heute muß die Glocke werden,
Friſch, Geſellen, ſeid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meiſter loben;
10] Doch der Segen kommt von oben.
Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort;
Wenn gute Reden ſie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
15] So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt;
Den ſchlechten Mann muß man verachten
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
20] Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.
Nehmet Holz vom Fichtenſtamme,
Doch recht trocken laßt es ſein,
25] Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenſpeiſe
30] Fließe nach der rechten Weiſe!
Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenſtube,
Da wird es von uns zeugen laut.
35] Noch dauern wird's in ſpäten Tagen
Und rühren vieler Menſchen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und ſtimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdenſohne
40] Das wechſelnde Verhängnis bringt,
Das ſchlägt an die metall'ne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.
Weiße Blaſen ſeh' ich ſpringen;
Wohl! die Maſſen ſind im Fluß.
45] Laßt's mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Miſchung ſein,
Daß vom reinlichen Metalle
50] Rein und voll die Stimme ſchalle.
Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
55] Ihm ruhen noch im Zeitenſchoße
Die ſchwarzen und die heitern Loſe;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.
60] Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,
Er ſtürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
65] Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſteh'n.
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
70] Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und iſt von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönſte ſucht er auf den Fluren,
75] Womit er ſeine Liebe ſchmückt.
O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen!
Der erſten Liebe gold'ne Zeit!
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit;
80] O, daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!
Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen!
Dieſes Stäbchen tauch' ich ein,
Seh'n wir's überglaſt erſcheinen,
85] Wird's zum Guſſe zeitig ſein.
Jetzt, Geſellen, friſch!
Prüft mir das Gemiſch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.
90] Denn wo das Strenge mit dem Zarten
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
95] Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
100] Ach! des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch den Lebensmai;
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei.
Die Leidenſchaft flieht,
105] Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
110] Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
115] Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe.
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
120] Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
125] Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
130] Und dreht um die ſchnurrende Spindel
[den Faden
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigten Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den
Und ruhet nimmer. [Schimmer
135] Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauſes weitſchauendem Giebel
Ueberzählet ſein blühend Glück,
Siehet der Pfoſten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
140] Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:
Feſt, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
145] Steht mir des Hauſes Pracht!
Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.
Wohl! nun kann der Guß beginnen;
150] Schön gezacket iſt der Bruch.
Doch bevor wir's laſſen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr das Haus!
155] Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.
Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er ſchafft,
160] Das dankt er dieſer Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn ſie der Feſſel ſich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
165] Wehe, wenn ſie losgelaſſen,
Wachſend ohne Widerſtand,
Durch die volkbelebten Gaſſen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente haſſen
170] Das Gebild der Menſchenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
175] Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das iſt Sturm!
Rot wie Blut
Iſt der Himmel.
180] Das iſt nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule,
185] Durch der Straße lange Zeile
Wächſt es fort mit Windeseile;
Kochend wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren,
190] Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell iſt die Nacht gelichtet.
195] Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Waſſerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
200] Der die Flamme brauſend ſucht.
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte ſie im Wehen
205] Mit ſich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß!
Hoffnungslos
210] Weicht der Menſch der Götterſtärke:
Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Iſt die Stätte,
215] Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.
220] Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe.
225] Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben:
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh'! ihm fehlt kein teures Haupt.
In die Erd' iſt's aufgenommen,
230] Glücklich iſt die Form gefüllt;
Wird's auch ſchön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunſt vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zerſprang?
235] Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil ſchon getroffen.
Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann ſeine Saat
240] Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
245] Erblühen ſoll zu ſchönerm Los.
Von dem Dome
Schwer und bang,
Tönt der Glocke
Grabgeſang.
250] Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin iſt's, die teure,
Ach! es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
255] Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die ſie blühend ihm gebar,
Die ſie an der treuen Bruſt
Wachſen ſah mit Mutterluſt. —
260] Ach! des Hauſes zarte Bande
Sind gelöſt auf immerdar;
Denn ſie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauſes Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
265] Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaiſter Stätte ſchalten
Wird die Fremde, liebeleer.
Bis die Glocke ſich verkühlet,
Laßt die ſtrenge Arbeit ruh'n!
270] Wie im Laub der Vogel ſpielet,
Mag ſich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Burſch die Veſper ſchlagen;
275] Meiſter muß ſich immer plagen.
Munter fördert
Seine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
280] Blökend ziehen
Heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgeſtirnte,
Glatte Scharen kommen brüllend,
285] Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
290] Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge
Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
295] Markt und Straße
Werden ſtiller;
Um des Lichts geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor
300] Schließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
305] Die den Böſen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Geſetzes wacht.
Heil'ge Ordnung, ſegenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
310] Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten
315] Und das teuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
320] Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
325] Arbeit iſt des Bürgers Zierde;
Segen iſt der Mühe Preis;
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
330] Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt.
Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
335] Dieſes ſtille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
340] Wildem Brande ſchrecklich ſtrahlt!
Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Abſicht hat's erfüllt,
Daß ſich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.
345] Schwingt den Hammer, ſchwingt,
Bis der Mantel ſpringt!
Wenn die Glock' ſoll auferſtehen,
Muß die Form in Stücken gehen.
Der Meiſter kann die Form zerbrechen
350] Mit weiſer Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz ſich ſelbſt befreit!
Blind wütend mit des Donners Krachen
Zerſprengt es das geborſt'ne Haus,
355] Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
360] Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Weh, wenn ſich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhilfe ſchrecklich greift!
365] Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen;
370] Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen ſich, die Hallen
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
375] Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
380] Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
385] Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.
Freude hat mir Gott gegeben!
390] Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülſe, blank und eben,
Schält ſich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz,
395] Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.
Herein! herein,
Geſellen alle! ſchließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
400] Concordia ſoll ihr Name ſein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.
Und dies ſei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meiſter ſie erſchuf:
405] Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll ſie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, ſchweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme ſein von oben,
410] Wie der Geſtirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernſten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
415] Und ſtündlich mit d. ſchnellen Schwingen
Berühr' im Fluge ſie die Zeit.
Dem Schickſal leihe ſie die Zunge;
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
420] Des Lebens wechſelvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entſchallt,
So lehre ſie, daß nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt.
425] Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß ſie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
430] Sie bewegt ſich, ſchwebt!
Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute.

(Friedrich Schiller: 1759—1805.)

Der ſiebzigſte Geburtstag; von J. H. **Voß** (1751—1826).

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnſtuhl, welcher mit Schnitzwerk,
Und braunnarbigem Jucht voll ſchwellender Haare geziert war:
Tamm, ſeit vierzig Jahren in Stolp, dem geſegneten Freidorf,
Organiſt, Schulmeiſter zugleich und ehrſamer Küſter;
Der faſt allen im Dorf, bis auf wenige Greiſe der Vorzeit,
Einſt Taufwaſſer gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntnis,
Dann zur Trauung geſpielt und hinweg ſchon manchen geſungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln,
Las er die tröſtenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte ſein Blick, und er ſank in erquickenden Mittagsſchlummer.
Feſtlich prangte der Greis in geſtreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und ſilberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geſchmückt mit goldener Troddel.
Denn er feierte heute den ſiebzigſten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserſeh'n für die Kirche, mit Not vollendet die Laufbahn,
Durch die lateiniſche Schul' und teuere Akademie durch:
Der war jetzt einhellig erwählter Pfarrer in Merlitz,
Und ſeit kurzem vermählt mit der wirtlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung ſeines Geburtstags
Edlen Tabak mit der Fracht und ſtärkende Weine geſendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er ſelbſt und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verſchneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen ſie beide, das Feſt mit dem Vater zu feiern
Und zu empfah'n den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine verſiegelte Flaſche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh ſich geſpendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Geſundheit
Ihres Sohnes Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die ſie ſo gern noch ſähen und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin, oder des Enkels!
Viel noch ſprachen ſie fort von Tagen des Grams und der Tröſtung,
Und wie ſich alles nunmehr auflöſ' in behagliches Alter:
„Gutes gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir ſelbſt, du Trauteſte; ſolches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer geſagt, wenn du weineteſt: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Not, je näher die Rettung!
Schwer iſt aller Beginn; wer getroſt fortgehet, der kommt an!“
Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balſamiſche Trank, der altende, löſte dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete ſüße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geſchäft ſie ruheten und mit Bewirtung
Rechtliche Gäſt' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und geuhlt und mit feinerem Sande geſtreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenſter und luftigen Alkov,
Mit rotblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptiſch
Und das beſtäubte Gewächs am ſonnigen Fenſter gereinigt,
Knoſpende Roſ' und Levkoj und ſpaniſchem Pfeffer und Goldlack,
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten geſcheu'rt die zinnernen Teller und Schüſſeln
Auf dem Geſimſ'; auch hingen ein paar ſtettiniſche Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Meſſing,
Deſem und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greiſe geſtimmt und beſaitet,
Stand mit gebildertem Deckel und ſchimmerte; unten befeſtigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüſſelſchilden von Meſſing
(Ihre ſelige Mutter, die Küſterin, kauft' ihn zum Brautſchatz)
Hatte ſie abgeſtäubt und mit glänzendem Wachſe gebohnet.
Oben ſtand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläſer mit eingeſchliffenen Bildern,
Zwei Theetöpfe von Zinn und irdene Taſſen und Aepfel.
Als ſie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in atmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binſenbeflochtenen Spinnſtuhl,
Langſam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr,
Leiſ, und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht ſtörte das klingende Glas und der Kuckuck.
Jetzo ſah ſie hinaus, wie die ſtöbernden Flocken am Fenſter
Rieſelten, wie der Oſt dort wirbelte, dort in den Eſchen
Rauſcht' und der hüpfenden Kräh'n Fußtritte verweht an der Scheuer.
Lange mit ernſtem Geſicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand ſie vertieft in Gedanken und flüſterte halb, was ſie dachte:
„Lieber Gott, wie es ſtürmt, und der Schnee in den Gründen ſich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reiſen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Menſch wohl jagte bei ſolchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer ſeines Vieh's ſich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Feſt mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu beſonders
Wählt mir das Herz! Und ſeht wie die Katz' auf dem Tritte des Tiſches
Schnurrt und das Pfötchen ſich leckt, auch Bart und Nacken ſich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urteil!“
Sprachs und trat an den Spiegel, die feſtliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verſchob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwieſpalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, ſie auf den Enkel.
Nicht ganz ſchäme ſich meiner die Frau im modiſchen Kopfzeug!
Dachte ſie leiſ' im Herzen und lächelte ſelber der Thorheit.
Neben dem ſchlummernden Greis, an der anderen Ecke des Tiſches
Deckte ſie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Taſſen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Doſ', und darin großklumpigen Zucker,
Trug ſie hervor aus dem Schrank und ſcheuchte die ſummenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verſchont zur Wintergeſellſchaft;
Auch dem Geſims enthob ſie ein Paar Thonpfeifen mit Poſen,
Grün und rot, und legte Tobak auf den zinnernen Teller.
Als ſie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging ſie hinaus vorſichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Geſindeſtube darauf, vom murmelnden Spulrad,
Rief ſie, die Thür halb öffnend, Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Welche gehaſpeltes Garn von der Wind' abſpulte zum Weben,
Haſtiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiſer ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umſchwung!
„Flink lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen geſcharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnſtuhl wärmet im Rücken;
Daß ich friſch (denn er ſchmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräuſch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann ſchiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froſte zur Abwehr.
Siebzigjährige ſind nicht Fröſtlinge, wenn ſie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruh'n und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Auftau'n.“
Und der Ermahnenden folgte Marie und ſprach im Herausgeh'n:
„Barſch durchkältet der Oſt; wer im Sturm luſtreiſet, iſt unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unſrige, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand und ließen ſich laueln.“
Sprach's; und ſobald ſie dem Ofen die funkelnden Kohlen entſcharret,
Legte ſie Feu'rung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Huſtend, und ſchimpfte den Rauch und wiſchte die thränenden Augen.
Emſig ſtand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel:
Knatternd ſchwitzten die Bohnen und bräunten ſich; während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Geſimſe des Schornſteins,
Schüttete Bohnen darauf und feſt, mit den Knieen ſie zwängend,
Hielt ſie den Rumpf in der Linken und drehete munter den Kopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälteriſch ſammelnd,
Goß ſie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte ſie nun die raſſelnde Mühl in dem Umlauf;
Und zu Marie, die den Ofen verſpündete, ſprach ſie gebietend:
„Eile, Marie, und ſperre den wachſamen Hund in das Backhaus;
Daß, wenn der Schlitten ſich naht, das Gebell nicht ſtöre den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unſeren Sohn und den Paſtor,
Der uns zu Abend beehrt? Ihr Lieblingseſſen von Alters
Hol' er vor dunkeler Nacht; ſonſt geht ihm der kitzlige Fiſcher
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorſicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir geſtopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigeh'n
Steig' auf den Taubenſchlag und ſieh', ob der Schlitten nicht ankommt.“
Kaum geſagt, ſo enteilte Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maſchigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und ſchloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winſelte; aber ſobald er
Wärme roch vom friſchen Gebäck des feſtlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen und ſtreckt' ausruhende Glieder.

Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling ſchnitt; denn ihn fror; und ſie ſagt in der Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; ſonſt geht dir der kitzlige Fiſcher
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unſerem Sohn und dem Paſtor!“
Thoms antwortete drauf und ſtellte die Häckerlinglad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen verſchaff' ich dir, früher dennnot iſt.
Wenn an dem heutigen Tage ſich kitzelig zeiget der Fiſcher,
Treib' ich den Kitzel ihm aus; und bald iſt der Hälter geöffnet!“
Alſo der rüſtige Knecht; dann rannte ſie durch das Geſtöber,
Stieg auf den Taubenſchlag, und puſtete, rieb ſich die Hände;
Steckte ſie unter die Schürz' und ſchlug ſich über die Schultern.
Als ſie mit ſchärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, ſiehe, da kam's mit verdecktem Geſtühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg ſie herab und brachte der emſigen Mutter die Botſchaft,
Welche der Milch abſchöpfte den Rahm zu feſtlichem Kaffee;
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht ſicher, doch glaub' ich!“
Alſo Marie; da verlor die erſchrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie'; und ſie lief mit klopfendem Herzen,
Atemlos; ihr entflog im haſtigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatſchen der Peitſch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die mutigen Roſſ' in den Hofraum,
Blankgeſchirrt; und der Schlitten mit halb ſchon off'nem Verdeckſtuhl
Hielt an der Thür, und es ſchnoben, beſchneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief: „Willkommen! daher! Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?“ und reichte die Händ' in den ſchönen Verdeckſtuhl;
„Lebt in dem grimmigen Oſt mein Töchterchen?“ Dann für ſich ſelber
Nur zu ſorgen ermahnt: „Laßt, Kinderchen!“ ſprach ſie; „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eiſernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unſer Geſchlecht ſteinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt iſt zart und ſcheuet die Zugluft.“
Sprach's; und den Sohn, der dem Schlitten entſprang, umarmte ſie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußſack
Und liebkoſete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Raſch in das Haus, dem Geſinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er iſt doch geſund am Geburtstag?“
Fragte der Sohn. Schnell tuſchte mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! das Väterchen hält noch Mittagsſchlummer im Lehnſtuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen ſegnet!“
Sprach's und führte ſie leiſ' in der Schule geſäubertes Zimmer,
Voll von Tiſch und Geſtühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln:
Wo ſie an Pflöck' aufhängte die nordiſche Wintervermummung,
Mäntel mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geſchirmt, und das ſeidene Halstuch.
Und ſie umſchloß die Enthüllten mit ſtrömender Thräne der Inbrunſt:
„Tochter und Sohn, willkommen! ans Herz willkommen noch einmal!
Ihr, uns Alternden Freud', in Freud' auch altet und greiſet,
Stets einmütiges Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da wir dich geſehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du friſch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Geſicht rot glühet vom Oſtwind!
O du Seelengeſicht! Denn ich dutze dich, weil du es forderſt!
Aber die Stub' iſt warm, und gleich ſoll der Kaffee bereit ſein!“
Ihr um den Nacken die Arme geſchmiegt, liebkoſte die Tochter:
„Mutter, ich dutze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Alſo geſchah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:
Denn du gebarſt und erzogſt mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüt, wie er ſagt, nachartet dem Vater
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind ſein.
Fröhliches Herz und rotes Geſicht, das hab' ich beſtändig,
Auch wenn der Oſt nicht weht. Mein Väterchen ſagte mir oftmals,
Klopfend die Wang, ich würde noch krank vor lauter Geſundheit.“
Jetzo ſagte der Sohn, ſein Weib darſtellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt ſie auf Glauben. So zart und geſchlank, wie ſie daſteht
Iſt ſie mit Leib und Seele vom edelſten Kerne der Vorwelt.
Daß ſie der Mutter nur nicht das Herz abſchwatze des Vaters!
Komm' denn und bring' als Gabe den zärtlichſten Kuß zum Geburtstag.“
Schalkhaft lächelte d'rob und ſprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Beſſeres bring ich im' Koffer
Unſerem Vater zur Luſt und dem Mütterchen, ohne dein Wiſſen!“
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leiſe die Thür, und ließ die Kinder hineingeh'n.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trauteſten Kinder Umarmung.

(J. H. Voß, 1751—1826).

Seiner Großmutter zum zwei und ſiebzigſten Geburtstag.

Von Joh. Chriſtian Friedrich Hölderlin (1770—1843).

1799.

Vieles haſt du erlebt, du teure Mutter! und ruhſt nun
  Glücklich, von Fernen und Nah'n liebend beim Namen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters ſilberner Krone,
  Unter den Kindern, die dir reifen und wachſen und blühn;
Langes Leben hat dir die ſanfte Seele gewonnen,
  Und die Hoffnung, die dich freundlich im Leiden geführt.
Denn zufrieden biſt du und fromm, wie die Mutter, die einſt den
  Beſten der Menſchen, den Freund unſerer Erde, gebar.
Ach! ſie wiſſen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
  Und vergeſſen iſt faſt, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erſcheinet erheiternd
  Mitten in ſtürmiſcher Zeit ihnen das himmliſche Bild.
Allverſöhnend und ſtill, mit armen Sterblichen ging er,
  Dieſer einzige Mann, göttlich im Geiſte, dahin;
Keins der Lebenden war aus ſeiner Seele geſchloſſen,
  Und die Leiden der Welt trug er an liebender Bruſt.
Mit dem Tode befreundet' er ſich; im Namen der andern
  Ging er aus Schmerzen und Mühn, ſiegend, zum Vater zurück.
Und du kenneſt ihn auch, du teuere Mutter, und wandelſt
  Glaubend und duldend und ſtill ihm dem Erhabenen nach.
Sieh! es haben mich ſelbſt verjüngt die kindlichen Worte,
  Und es rinnen, wie einſt, Thränen vom Auge mir noch.
Und ich denke zurück an längſt vergangene Tage,
  Und die Heimat erfreut wieder mein einſam Gemüt,
Und das Haus, wo ich einſt bei deinen Segnungen aufwuchs,
  Wo, von Liebe genährt, ſchneller der Knabe gedieh.
Ach! wie dacht' ich dann oft, du ſollteſt meiner dich freuen,
  Wenn ich ferne mich ſah wirkend in offener Welt.
Manches hab' ich verſucht und geträumt und habe die Bruſt mir
  Wund gerungen indes, aber ihr heilet ſie mir,
O ihr Lieben; und lange wie du, o Mutter, zu leben,
  Will ich lernen; es iſt ruhig das Alter und fromm!
Kommen will ich zu dir; dann ſegne den Enkel noch einmal,
  Daß dir halte der Mann, was er, als Knabe, gelobt.

Der Flausrock.

Von Johann Heinrich Voß (1751—1826).

  Ein Regenſturm mit Schnee und Schloßen
Zog düſter über Land und Meer,
Daß traufengleich die Dächer goſſen;
Die Küh' im Felde brüllten ſehr.
Frau Käthe, die zwar niemals zanket,
Sprach haſtig: „Geh doch, lieber Mann,
Geh hin, eh Bläßchen uns erkranket,
Und zieh den alten Flausrock an!
  Die beſte Kuh iſt unſer Bläßchen;
Und höre, wie ſie kläglich brüllt!
Sie hat uns ſchon manch liebes Fäßchen
Mit Milch und Butter angefüllt.
Entſetzlich tobt des Sturms Geſauſe!
Geh hin, mein lieber guter Mann,
Und hole Bläßchen mir zu Hauſe,
Und zieh den alten Flausrock an!“ —
  „Mein Flausrock dient' in Sturm und Regen,
So lang' er neu und wollig war.
Doch jetzo hält er ſchwerlich gegen;
Ich trag' ihn ſchon an dreißig Jahr.
Frau, laß uns nicht ſo nährig geizen,
Wer weiß, wie bald man ſterben kann!
Bedenk', für eine Tonne Weizen
Schafft ſich ein neuer Flausrock an! —
  Nicht prunken will ich, liebes Käthchen,
Nur warm durch Sturm und Regen gehn.
Schon zählen läßt ſich jedes Drähtchen,
Ja, Fäſerchen und Fetzen wehn.
Sieh Roberts, Wilms und Bartels Kleider;
Wann gehen ſie ſo lumpig, wann?
Doch Werkeltag und Sonntag leider
Zieh ich den alten Flausrock an!“ —
  „Der Flausrock, deucht mir, iſt noch billig;
Ich hab' ihn geſtern erſt geflickt.
Du weißt, wie ſorgſam ich und willig
Dich ſtets gepfleget und geſchmückt.
Du findeſt hier ein warmes Stübchen,
Und eine warme Suppe dann.
So geh denn hin, mein wackres Bübchen,
Und zieh den alten Flausrock an!“ —
  „Ein jedes Land hat ſeine Weiſe,
Und ſeine Hülſ' ein jedes Korn.
Die Wirtſchaft, Frau, kömmt aus dem Gleiſe,
Verliert der Mann erſt Zaum und Sporn
In Sturm und Regen übernachte
Das Bläßchen, wo es will und kann!
Denn nimmer, ob ſie auch verſchmachte,
Zieh ich den alten Flausrock an!“ —
  „Mein Herzensmann, ſeit dreißig Jahren
Hab' ich in Fried' und Einigkeit
Mit dir viel Freud' und Leid erfahren
Und dich mit manchem Kind erfreut.
Zum Segen zog ich alle ſieben
Mit Wachen und Gebet heran.
Nun, Männchen, laß dich immer lieben
Und zieh den alten Flausrock an!“ —
  „Frau Käthe, die zwar niemals zanket,
Mag gern des Wortes ſich erfreun;
Auch wird's mit Ruhe mir verdanket
Laß ich nur fünf gerade ſein.
Stillſchweigend ſtand ich auf vom Sitze,
Ein wohlgezogner Ehemann,
Verſchob auf's eine Ohr die Mütze,
Und zog den alten Flausrock an.“

Blutrache. — Als ich das einemal in Corſica reiſte, war gerade die letzte Vendetta [Blutrache] auf die tragiſchſte Weiſe beendet worden.

Drei Brüder, die Ehre ihrer Schweſter zu rächen, erſchlugen den Verführer und kündeten Vendetta ſeiner ganzen männlichen Sippe. Drei Opfer ihrer Rache waren ſchon gefallen. Da verhafteten die Gendarmen alle Mitglieder beider Familien, um dem Morden ein Ende zu machen; der drei Brüder jedoch, die ſchon im Gebirge geborgen waren, konnte man nicht habhaft werden. Anfangs, ehe ihre Verwandten eingeſteckt waren, verſorgten dieſe die Flüchtlinge mit Lebensmitteln und verſchafften ihnen hie und da zur nächtlichen Ruhe ein Obdach; als aber dieſe Hilfe aufhörte, mußten ſie von Jagd und Raub leben. Um ihr Pulver für Rache und Notwehr zu erſparen, raubten ſie Lämmer aus einer Herde, die ein alter Schäfer am Fuße der Penna Roſſa täglich hütete. Dieſer, als wahrer Sohn der Wildnis, beobachtete den nächtlichen Himmel und ſah die Rauchſäulen aus den Felsſchluchten emporſteigen, wo die Geächteten ihr Mahl bereiteten; dann verriet er den Schlupfwinkel an die Behörde. Eine Brigade von 10 Gendarmen machte den kühnen Verſuch, die Schluchten zu durchſpähen; 5 derſelben wurden jedoch wie Raubvögel auf den Felſen erſchoſſen; ſobald ein Kopf aus dem Geſtrüppe hervorſah, knallte ein Schuß, und ein Gendarm ſtürzte in die Tiefe. Da requirierte die Juſtiz die Gendarmen aus den Kreiſen Sartene und Corte, 100 Mann Infanterie wurden ihnen beigegeben, und ſo gelang es nach zwei Tagen, die beiden älteren Brüder zu töten, nachdem ſie ihr Leben teuer genug verkauft hatten. Den jüngſten jedoch, der wie ein Luchs in einer Höhle kauerte und von da aus immer ſicher ſchoß und traf, konnte man nicht entdecken. Endlich am dritten Tage der förmlichen Belagerung des Berges erblickte ein corſiſcher Jäger, der, wie eine Wildkatze herumkriechend, alle Felſenlöcher abſpürte, die Füße des in einer Vertiefung ſchlafenden Jünglings; da nahm der Jäger ſein geſpanntes Rohr in die Linke und warf mit der Rechten einen Stein in die Höhle. Der Erwachende richtete ſich empor, und eine Kugel traf ihn mitten in die Bruſt. Tötlich verwundet rief er aus: „Weh mir! von corſiſcher Hand muß ich ſterben! Komm her, Verräter! nimm meine Beichte ab!“ Der Jäger verrichtete ein Gebet, nahm dem Sterbenden die Beichte ab, abſolvierte ihn wie ein ordentlicher Prieſter, umarmte ihn und drückte ſeine müden, jetzt endlich von Rache befreiten Lider zu.

So endete die letzte Vendetta, die man in Corſica noch Jahrhunderte lang wie eine Heldenſage erzählen, dabei das Andenken der heroiſchen Mörder preiſen und Vocero's (Klagegeſänge) auf ihr tragiſches Ende ſingen wird.

Aus einem merkwürdigen Exemplare dieſer Vocero's, von Gregorovius überſetzt und von ihm uns überliefert, gebe ich hier zwei Strophen.

Wartet nur, bis auf dem Lande
Iſt der Winterſchnee zerfloſſen,
Rache wird dann ausgegoſſen
Von den Bergen bis zum Strande;
Rache iſt wie Flammenbrände,
Allerorten faßt's behende.

Wenn ein Dutzend wird erſtochen
Von den Erſten, von den Reichen,
Sind mit dieſem Dutzend Leichen
Seine Stiefeln kaum gerochen.
Und des Cappatu, des Armen,
Muß ſich Rache auch erbarmen.

Die ſchreckliche Geſchichte wurde mir in Sartene von dem Staatsprokurator, der den Prozeß geleitet hatte und bei der Belagerung der Penna Roſſa zugegen war, umſtändlich erzählt. Mit bewegter Stimme und thränenden Augen rühmte der corſiſche Kriminaliſt die heldenmütigen Brüder und ſagte: „Ils ne pouvaient pas faire autrement, ils ont défendu leur honneur et leur vie comme des Spartiates [Sie konnten nicht anders handeln, ſie haben ihre Ehre und ihr Leben wie die Spartaner verteidigt]“.

Ein würdevoller alter Pfarrer, mit dem ich einen langen Ritt von Sartene nach Bonifaccio machte, und welchen ich über die Vendetta befragte, ſagte mir: „Die Vendetta iſt freilich ein grauſames Uebel, aber für die corſiſchen Sitten ein wahrer Schutz; ohne ſie würde bei dem heißen Blute und dem noch ſo rohen urwüchſigen Naturell unſerer Leute keine Frau, kein Familienherd geſichert ſein.“

„Aber“, bemerkte ich, „es iſt doch eine Feigheit, einen Gegner vom Hinterhalt aus zu erſchießen, ein Zweikampf iſt nicht ſo unritterlich.“

„Ha!“ antwortete er, „Ihr Duell iſt nichts anderes als eine verfeinerte Vendetta, mit der größten Dummheit gepaart. Wie? ich wäre in meiner Ehre, in der meiner Mutter, Schweſter oder Gattin in den Tod beleidigt und ſollte dann dem Verbrecher am heiligſten, das ich auf Erden habe, die beſte Möglichkeit bieten, mich zu töten, ehe ich das Arge geſühnt hätte? Das iſt der reine Unſinn Ihrer ſogenannten Ritterlichkeit! Kein Corſe, merken Sie das wohl, nimmt je eine Vendetta leichtfertig auf; wenn er dieſe jedoch erklärt, will er ſtrafen und ſühnen und ſich nicht mit einem eitlen Zweikampf lächerlich brüſten, mit einem „Duell,“ bei welchem man meiſtens in die Luft ſchießt und dann mit dem Gegner gemütlich frühſtückt. Wer eine Vendetta erklärt, iſt nicht ein Feigling; er weiß, daß ſein Leben verwirkt iſt, und ſetzt es ein für das, was ihm heilig iſt.“

Der Mann, der mir das ſagte, war ein milder, frommer Prieſter, aber daneben ein Corſe, deſſen chriſtliche Liebe das alte Vorurteil der Vendetta nicht zu überwinden vermocht hatte. Beinahe hätte der gute alte Herr mich bekehrt, indem er ſo ehrerbietig vom corſiſchen Nationalmorde ſprach. — —

(F. Graf Eckbrecht Dürckheim, „Erinnerungen“.)

Das Recht auf Corſika.

Von Ludwig Braunfels (1810—85).

Nacht war's auf Corſika, eiskalte Nacht.
Wer jetzo wandelt durch des Sturmes Toſen,
Dem hat wohl eine Heimat nie gelacht!
Ja, ſeit als Herrn hier walten die Franzoſen,
Erloſch in Elend manch' ein groß Geſchlecht;
Manch' Edler ward von ſeinem Herd verſtoßen.
Sie brachten ein geſchriebnes neues Recht:
Das hat die raſchen Schwerter uns zerſchlagen;
Das hat die kühnen Seelen uns geſchwächt.
Nacht war's auf Corſika; die Thäler lagen
Erſtarrt. Wie mag im Walde dort der Mann,
Das junge Weib durch dieſe Nacht ſich wagen?
Am Walde ſteht ein Haus, da hält er an;
Da pocht er dumpf, ruft heulend durch die Winde:
Auf, Alter, auf! dich ruft dein Tochtermann!
Aus deinem Bett auf! ſchlafen heut' iſt Sünde!
Du gabſt mir deine Tochter; nimm ſie hier,
Eh' ſie der Froſt hinnimmt gleich ihrem Kinde.
Und einen Stein wirft er mit Macht zur Thür,
Daß ſie in Stücken flog; da trat der Alte,
Halb nackt und bebend aus dem Haus herfür. —
Bertaldi, du! und ſcheuteſt nicht die kalte
Totſtarre Nacht! Und du, mein Töchterlein,
Mit deinem Kind den fernen Weg im Walde! —
Mein Kind iſt tot! Sie ſpricht's und tritt herein.
Des Alten Weib ſchürt an des Herdes Feuer;
Und wie die Wärme fließt durch ihr Gebein:
Weh! ruft der Greis; welch nächtlich Abenteuer! —
Wohl iſt's ein Abenteuer, ſpricht der Sohn;
Denn ſterben ſoll ein giftig Ungeheuer.
Hier ſteh' ich nackt, des Wind' und Wetters Hohn,
Mein Kind vom Sturm des Winters aufgerieben;
Des zahl' ich dir Colari, deinen Lohn!
Weil ihm die Wucherzinſen ausgeblieben
Für kleine Schuld, hat er von meinem Dach
Am Abend mich, mein Weib, mein Kind vertrieben.
Das neue Recht war's, ſo den Spruch mir ſprach;
Ich aber will nach altem Rechte ſchalten:
Tod über ihn! — Tod! ſprachen alle nach.
Zwei Monde nur! und ſchon im Forſte halten
Auf ein verratnes Wild ſie ſtille Wacht:
Er kommt! er kommt! Da ſtürzen vier Geſtalten
Hervor: Nimm dies für jene Winternacht!
Bertaldi ruft's; gieb den Franzoſen Kunde,
Daß ich dir nun den Wucherzins gebracht!
Der Greiſin Dolch trifft ihn an Hals und Munde;
Des Alten Beil vollführt den Todesſpruch;
Die Tochter reißt das Herz ihm aus der Wunde.
Dann um den Leichnam werfen ſie ein Tuch
Und tragen zu den Bergen ihn und beten
Als Meſſ' und Requiem ihm Fluch auf Fluch.
Und wie ſie aus dem blut'gen Walde treten,
Da naht ein heller Fackelzug ſich dort,
Und ſchallen luſtig Pfeifen und Trompeten.
Die Gäſte zogen her vom nächſten Ort;
Denn Hochzeit giebt es heut' und Jubelfeſte
Im Haus Colari's, — Hochzeit oder Mord!
Rauſch' auf, Muſik! Vier ungeladne Gäſte
Sind ſtumm, doch luſtig, hinter eurem Zug
Und bringen zu der Feier erſt das Beſte.
Ob keinem wohl das Herz vor Ahnung ſchlug,
Wie nah' vier Mörder ſind zu dieſer Stätte,
Und weſſen Leib man da gemordet trug?
Ein Kirchlein ſteht; drin lieſt man keine Mette;
Nur mancher adelſtolze Bettler ſucht
In heimatloſen Nächten dort ſein Bette.
Da bergen ſich die Vier in raſcher Flucht,
Bis fern des Mordes unbewußte Zeugen;
Dann ſchleichen ſie zur ſchroffſten Felſenſchlucht,
Wohin kein Hirt ſich und kein Wild verſteigen,
Und ſchleudern ihn hinab und jauchzen laut:
Da tanz' hinunter deinen Hochzeitsreigen!
Die Gäſte ziehn derweil zum Haus der Braut
Und halten Tanz und Mahl beim Fackelſchimmer,
Bis am Gebirg der neue Morgen graut.
Der Tag blickt auf des nächt'gen Feſtes Trümmer;
Geſchmückt iſt ſchon die Braut, geziert das Haus:
Doch ihren Bräutigam erblickt ſie nimmer.
Ihr bricht die Angſt zu allen Adern aus;
Ein wahrer Traum, — doch war's kein bräutlich Träumen! —
Treibt ſie zum Garten, zum Gebirg hinaus.
Und wo des Sturzbachs Wellen niederſchäumen,
Da ſpäht ſie, ſieht ſie eines Manns Geſtalt
Starr liegen auf des Abgrunds Lorbeerbäumen.
Weh mir! gemordet! ruft ſie ſtarr und kalt! —
Ein corſiſch Weib erkennt vom Dolche Wunden,
Liegt auch der Leichnam tief im Felſenſpalt.
Und wie ein Hirſch, gehetzt von heißen Hunden,
Fliegt ſie zurück: Wenn ihr von Hochzeit ſprecht,
So ſeht den Bräutigam, den ich gefunden!
Franzoſen! neu Geſetz und neues Recht
Gabt ihr, das ſchirmen ſollte Gut und Leben.
Ich ſeh's, wie's ſchirmte; zeigt mir, wie es rächt! —
Wohl kann's vom Mörder blut'gen Zoll erheben;
Doch kann das Recht nicht rufen aus dem Grab,
Kann nur dem Grab ein neues Feſtmahl geben.
Sechs Wochen rollten in das Nichts hinab:
Da ſtand in Baſtia das Gerüſt des Blutes
Und über vier brach man den ſchwarzen Stab.
Er waren rings viel Corſen, düſtren Mutes:
Weil dieſe, die nur corſiſches gethan
Und ausgetilgt den Räuber ihres Gutes,
Und nicht geachtet der Geſetze Bann,
Hier auf ein Bettlerzeugnis ſterben ſollten;
Nicht von des Gegners Dolch Mann gegen Mann!
Und bei den Corſen, ſo da zürnend grollten,
Sah man zwei Augen, die, vor Luſt entbrannt,
Vor blut'ger Luſt, in ihren Höhlen rollten.
Es war die Braut. — Der aber bei ihr ſtand,
Der hat in jener Nacht erſpäht die Beute
Und ſie verraten in des Henkers Hand.
Dem trat ein edler Corſe nun zur Seite
Und ſprach: Hier ſtehſt du in Franzoſenhut;
Bald aber lernſt du, bald, was es bedeute,
Dem fremden Beil zu geben Corſenblut.

Rechtspflege in Tunis. — Nach alter ehrwürdiger Sitte, die jetzt nur noch eine läppiſche Komödie iſt, muß der König von Tunis jeden Mittwoch in letzter Inſtanz alle Urteilsſprüche der Kriminalgerichte der Regentſchaft prüfen, die Beſtraften anhören und dann Gnade erteilen und unbedingte Exekution vornehmen laſſen.

Durch eine lange Reihe von Offizieren und Beamten, die Spalier von dem Eingange des Saales an bis vor den Thron bildeten und vor welchen eine Menge Schreiber, mit übereinander geſchränkten Beinen, ihre Schreibereien auf den Knien beſorgend, auf dem Boden kauerten, wurden die Verbrecher eingelaſſen.

Der Bey hörte geduldig und ohne Unterbrechung die Selbſtverteidigung eines jeden Miſſethäters an, beſtätigte dann das über ſie ſchon ausgeſprochene Urteil mit einer ſtummen Bewegung der rechten Hand, die ſagen ſollte: „Ihr ſeid ſchuldig.“ Die verhängte Strafe wurde in einem Zwinger des Palaſthofes ſogleich vom Scharfrichter vollzogen.

Die einzigen Strafen, die an dem Tage vorkamen, an welchem ich Zeuge war, beſtanden aus Stockprügeln von 10 bis zu 50 Streichen.

Die Vorgelaſſenen, etliche 20 an der Zahl, wurden ſehr ſchnell abgefertigt. Ein einziger wehrte ſich kühn und mit großer Beredſamkeit; es war ein vornehmer, großer, ſchöner Beduine, zu 50 Stockſchlägen verurteilt, wegen Rebellion gegen die Kawaſſen der Steuerexekution.

Der Hauptſchluß ſeiner Rede wurde mir ſogleich verdolmetſcht: „Ja, großer König, den Gott uns erhalte“, ſagte der Beduine, „ich habe die Kawaſſen der Plünderer des Volkes gehauen, aber ich hab’s in Deinem Namen und zu Deiner Ehre gethan; denn ich weiß, Erhabener, daß die Bedrücker des armen Volkes gegen Dein Wiſſen und Wollen allenthalben ihre Gewalt mißbrauchen, um den Thron zu entehren und die armen Leute zu peinigen. Habe ich Strafe verdient, ſo laſſe mich prügeln, habe ich aber nach Deinem Sinn gehandelt, ſo laß mich ziehen! Ich und mein Stamm werden Dich ewig dafür ſegnen, und Allah der Allmächtige weiß, ob mein Herz Dir ergeben iſt.“

Der Mann hatte in ſichtlicher Aufregung, doch mit großer Würde geſprochen. Trotzdem entließ ihn der Bey, auf ein Zeichen des Miniſters, mit der gewöhnlichen verhängnisvollen Bewegung der rechten Hand.

(Aus F. Graf Eckbrecht Dürckheim „Erinnerungen“.)

Weſtafrikaniſche Juſtizpflege. — Das Bild weſtafrikaniſcher Juſtizpflege, welches ich in folgendem entwerfen will, ſpielte ſich unmittelbar bei der von mir geleiteten Beka-Faktorei am 30. Auguſt 1882 ab. Ich muß noch dazu vorausſchicken, daß ich in Handelsverbindung mit drei ganz verſchieden ſprechenden und ausſehenden Völkerſtämmen getreten war: mit den Aſſagunocomis, die am Fluſſe Comi-Rhembue ſelbſt wohnen, mit den Aſchiras, weit aus dem Innern kommend, und den Bakelle, welche am oberen Flußlaufe des Comi-Rhembue angeſiedelt waren. In einem Dorfe regierte zu allgemeiner Zufriedenheit der in ſchon etwas vorgerückterem Alter ſtehende König Juba. Als dieſer ſich eines Tages in etwas ſtark angeheitertem Zuſtande zu einem Jagdzuge auf Gorillas bereit machte, ſprach zu ihm ein Freund, der über einen ſeiner eigenen Sklaven ſehr ärgerlich war: „Wenn du meinen Sklaven im Buſchwald zufällig triffſt, ſo ſchieße ihn nieder.“ Juba traf den Sklaven und führte den ihm gewordenen Auftrag aus. Aber nicht genug damit, er zerſchnitt den Krieger in kleine Stücke und warf ſie im Walde umher. Nach einiger Zeit vernahm der König der Könige, Ogula Wanje, gleichzeitig aber oberſter Gerichtsherr über alle am Fluſſe wohnenden Völker. den Vorfall und ſchiffte ſich mit allen ſeinen Familienangehörigen und Sklaven ein, um ſich nahe bei meiner Faktorei eine Art Feldlager einzurichten; da in ganz Weſtafrika die Blutrache herrſcht, ſo hatte Juba ſelbſtverſtändlich das Leben verwirkt. König Ogula Wanje berief die Einwohner ſämtlicher umliegenden Dörfer zum Palaver [Beratung] und ließ auch den ruhig im Dorfe verweilenden Juba rufen. Nach der Sitte der Bakelle hat ein Mörder ungefähr einen Monat Zeit, ſich freiwillig zu ſtellen, überſchreitet er dann dieſen Zeitraum, ſo wird ganz kurzer Prozeß gemacht; er wird feſtgenommen und verurteilt. Jeden Tag läßt nun Ogula Wanje den König Juba rufen letzterer vertröſtet des Königs Abgeſandte mit: mene mia bia (morgen komme ich). Ende Auguſt, eines Nachmittags, kommt er auch mit ſeiner Familie, ruhig ſeine aus einem Bambusſtiele beſtehende Pfeife rauchend. Es wird von ſämtlichen Negern ein loſer Kreis gebildet, wobei viele am Boden liegen oder ſitzen. Juba wird hineingeführt, und die Verhandlung beginnt; es wird viel geſprochen und noch mehr getrunken. Sechs Uhr abends, bei Dunkelheit, begiebt man ſich, ohne Bewachung des Angeklagten, nach Einnahme der Abendmahlzeit zur Ruhe, um am frühen Morgen mit Sonnenaufgang die Verhandlung wieder aufzunehmen. Da, am dritten Tage des Palavers, ſitzen wieder König Ogula Wanje und drei minder mächtige Könige, mit hellroten Zipfelmützen auf dem Kopfe, in der Mitte des aus etwa 400 Perſonen beiderlei Geſchlechts beſtehenden Kreiſes. Der Oberſte geht mit ausgeſtreckten Armen auf Juba zu und ſpricht: „Aue ocho bia adiu“ (Du König mußt ſterben). Jubas Frage, ob er nicht noch etwas eſſen könne, wird durch ſeine Niederwerfung rückwärts in den weißen Flußſand beantwortet. Ein etwa 25 cm dicker und 4 m langer Prügel wird ihm über den Hals gelegt, und auf beiden Seiten treten des Königs Sklaven ſo lange auf das Stämmchen, bis der Tod durch Erſtickung eingetreten iſt. Sodann wird mit einer Axt der Kopf abgehauen, derſelbe auf einen zugeſpitzten Pfahl geſteckt, ſamt Kleid und dem verhängnisvollen Meſſer. Die Stelle, wo der Pfahl als warnendes Beiſpiel für die Zukunft aufgepflanzt wurde, iſt am Zuſammenfluß der Flüſſe Comi und Ofuwu. An der gleichen Stelle war auch unſere Handelsniederlaſſung erbaut, und noch bei meinem Weggange im vorigen Jahre war der Kopf an Ort und Stelle. Den kopfloſen Körper nahmen die Angehörigen weg und beſtatteten ihn im Heimatdorfe.

Bekennt ſich ein Neger nicht zur That, ſo ſchreitet man zu Fetiſch- oder Zaubermitteln oder auch zum Sachewood-Trank. Dieſer Art von Zauberei hatte ich oft Gelegenheit beizuwohnen. Der König mit ſeinen Söhnen, den Freunden und Anverwandten der Angeklagten war ſtets zur Stelle, etwas weiter innen in dem geformten Kreiſe ſaßen auf der Erde in gleichen Abſtänden von einander drei Sklaven, welche unter Geſang fortwährend mit einem Bündel Reiſig auf die Erde ſchlugen. Die eines Mordes Angeſchuldigten ſtehen in der Mitte, ein jeder einen langen Stab in den Händen, um nach dem Genuſſe des Hexentrankes unter Umſtänden eine Stütze zu finden, jeder der Delinquenten mit einem Becher in der Hand, welcher gefüllt iſt mit einer dickroten Flüſſigkeit, dem ſogenannten Sachewood-Extrakt. Sachewood iſt eine im Urwalde wachſende Holzart. Die Angeklagten trinken den Becher leer, und es gilt derjenige als der wirkliche Schuldige, der auf den Genuß des Getränkes unwohl reſp. krank niederfällt. Da nun das Getränk für jeden gleichmäßig bereitet erſcheinen ſollte, ſo müßten auch die Folgen die gleichen für jeden ſein. Aber gerade in dieſer Weiſe iſt die Verſchmitztheit der Könige eine ſehr große. Der als oberſter Richter fungierende König läßt ſämtliche Vertrauten, Anverwandten 2c. der vermutlichen Attentäter insgeheim zu ſich rufen und erfährt nach mancherlei Fragen doch den richtigen Miſſethäter. Dieſem wurde nun in einem kurz vor meiner Abreiſe erlebten Falle ein ſcharfes Pflanzengift in das Getränk gegoſſen, ſo daß ſeine Schuld vor aller Augen klar war. Entſetzlich iſt es anzuſehen, wie ſich die Wirkung des Giftes in kurzer Zeit bemerkbar macht. Zuerſt den Kopf auf den oberſten Teil des Stockes geſtützt, ſinkt der Körper allmählich unter krampfhaften Bewegungen am Stocke nieder. Es iſt nun höchſte Zeit, dem Schuldigen Gegenmittel zu geben, die den Eingeborenen vermöge ihrer großen Kenntnis der Natur auch reichlich und mit Erfolg zur Verfügung ſtehen. Der weitere Verlauf der Verhandlung iſt wie der früher erzählte beim König Juba.

Oft kamen mir Entwendungen aus meinen Privatkoffern vor, nur konnte ich nie einen eigentlichen Diebſtahl zum Zwecke des Verwertens der entwendeten Gegenſtände konſtatieren denn wenn ein Negerknabe Photographien, Rot- oder Blauſtifte, Nägel, Zwicker, Papier, ein leeres Notizbuch entwendet, kann man dies nur als eine Art Naſchhaftigkeit anſehen. Diebſtahl bei den Eingeborenen kann, wenn das Individuum auf der That ertappt wird, ſeitens des Negers oder Weißen mit ſofortigem Niederſchießen des Betreffenden beſtraft werden. Aber wie ich aus vieler Neger Mund erfuhr, iſt dieſe Strafe mehr dafür, daß der Stehler ſo ungeſchickt war, ſich erwiſchen zu laſſen, als nur des Vergehens halber. Während ſonſt jeder Mord, wie oben erwähnt, durch Blut geſühnt wird, folgt auf die Tötung eines auf friſcher That erwiſchten Diebes keine Strafe ſeitens der Eingeborenen, höchſtens Zahlung einer Entſchädigungsſumme an die Anverwandten.

(L. K., „Tagebuchaufzeichnungen in Weſtafrika“, in „Deutſche Kolonialztg.“ 3. Bd.)

[Gerechtigkeitspflege des Egboe-Ordens unter den Negern in Alt-Kalabar.] Der Egboe-Orden oder Efik (Tiger) iſt in 11 Grade abgeteilt. Jede der verſchiedenen Stufen hat ihren Egboetag, an welchem ihr Idem oder ihre geſpenſtige Repräſentation eine abſolute Herrſchaft ausübt. So oft bei dem Egboe-Orden eine Klage anhängig gemacht iſt und der Miſſethäter beſtraft werden ſoll, wird durch geheime Zeremonieen der im fernen Buſchlande wohnende Idem citiert, der dann mit einer phantaſtiſchen Kleidung aus Matten und Zweigen von Kopf bis zu den Füßen bedeckt und mit einem ſchwarzen Viſir vor dem Geſicht erſcheint. Ein jeder, Mann, Frau oder Kind, hat das Recht, die Hilfe des Egboe gegen ſeinen Herrn oder ſeinen Nachbarn anzurufen. Der Beanſpruchte muß alſogleich eine Verſammlung zuſammenberufen, wo die Klage unterſucht wird. Erweiſt ſie ſich als unbegründet, ſo wird der Kläger beſtraft; hat das Gericht ein Verdammungsurteil gefällt, ſo läuft der Idem mit ſeiner ſchweren Peitſche in der Hand und von einem lärmenden Gefolge von Egboebrüdern umgeben, direkt nach dem Hauſe des Verurteilten, aus dem ſich niemand rühren darf, bis die Strafe vollzogen und gewöhnlich das ganze Haus zuſammengeriſſen iſt, ſo daß alle Einwohner mehr oder weniger Schaden nehmen. (Dr. Joh. Baumgarten, „Deutſch-Afrika“.)

Ladungen vor den Richterſtuhl Gottes.

Von Dr. Friedrich Oetker.

Wie man im germaniſchen Altertume, bei den Ordalen oder Gottesurteilen ſich im Vertrauen, auf die göttliche Gerechtigkeit und Allwiſſenheit, an den unmittelbaren Schutz oder Beiſtand des Himmels zur Erforſchung und Darthuung der Wahrheit wandte und oft den ſchwerſten und gefährlichſten Proben ſich unterwarf, ſo berief auch der ungerecht Bedrohte oder Verurteilte ſich auf die göttliche Gerechtigkeit und forderte den irdiſchen Dränger oder Richter vor den himmliſchen Stuhl.

Es iſt wohl jetzt außer Streit, daß die Ordale überall aus heidniſcher, beziehungsweiſe vorchriſtlicher Zeit ſtammen, namentlich der gerichtliche Zweikampf, der Keſſelfang und ſonſtige Waſſer- und Feuerproben. (Vergl. 4. Moſ. 5, 12—28.) Die chriſtlichen Prieſter haben nun auf einzelne Aenderungen und Erweiterungen hingewirkt; ſo durch das Abendmahlnehmen ſtatt des „geweihten Biſſens“ 2c. Dagegen ſcheinen die Ladungen vor den Richterſtuhl Gottes lediglich der chriſtlichen Zeit anzugehören, obwohl ihre letzten Grundlagen noch auf derſelben Anſchauung, wie die Ordale, ruhen, nämlich auf der Zuverſicht, daß eine allwiſſend und allmächtig waltende Gerechtigkeit die Handlungen der Menſchen überwache, die Unſchuld ſchütze, die Schuld an den Tag bringe und zur Verantwortung und Beſtrafung ziehe. —

Das bekannteſte Beiſpiel einer wirklichen Ladung iſt die des Königs Philipp des Schönen von Frankreich und des Papſtes Clemens V. bei der Vernichtung des Templerordens, insbeſondere bei der Verbrennung des Großmeiſters Jakob Molay im Jahre 1313. Der Verurteilte berief ſich, wie mehrere ſeiner Genoſſen, als die Erde ſie verließ, auf die himmliſche Gerechtigkeit und lud die Verfolger zum Erſcheinen vor Gott binnen Jahresfriſt. Und wirklich ſtarb der Papſt am 20. April, der König am 29. November 1314.

Zwei Jahre früher ereignete ſich in Spanien ein Vorfall, der ebenfalls wie ein Gericht Gottes aufgefaßt wurde. König Ferdinand IV., im Streit mit den Mauren begriffen, ließ zwei Brüder, die eines Mordes verdächtig gehalten, aber nicht überwieſen wurden, von einem Felſen ſtürzen. Beide bezeugten vor Gott und Menſchen ihre Unſchuld und forderten den König, da ſeine Ohren verſtopft ſeien, auf den dreißigſten Tag vor Gott, den gerechteſten Richter. Anfangs hielt man das für leeres Gerede. Der König ging wohlgemut zum Heer vor einer belagerten Stadt. Aber bald ward er krank, mußte zurückkehren und ſtarb genau am dreißigſten Tage, noch nicht 25 Jahre alt. Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken ward ihm zum Verderben; „andere wieſen auf die Macht des göttlichen Willens hin“.

Noch ſchärfer als in dieſen und bei ähnlichen Fällen tritt das Eigentümliche der Ladung vor den höheren Richter alsdann hervor, wenn der Ladende nicht durch andere in den Tod geführt wird, ſondern vermöge eigener Entſchließung ſein Leben daranſetzt, um als Ankläger auftreten und mit dem Geladenen vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen zu können. Doch ſind mir nur wenige Fälle dieſer Art bekannt geworden.

Einer lautet wie folgt:

„Ein Neffe des Provoſtes von Lüttich war in das Kloſter des heil. Jakob gegangen. Als ihn der Oheim mit gewaffneter Hand wieder herauszog, wandte ſich der Abt mit vielen Bürgern an den Biſchof und bat um Gerechtigkeit gegen die Unbill des Provoſtes. Aber der Biſchof wollte ihn nicht hören. Da warf ſich der Abt auf die Kniee und rief: Ich finde auf Erden kein Recht gegen dich, Provoſt, darum muß ich es bei Gott ſuchen; und vor deſſen Richterſtuhl lade ich dich, binnen vierzig Tagen mit mir zu erſcheinen und dein Urteil zu hören. Des lachte der Biſchof und die anderen Geiſtlichen. Als aber der vierzigſte Tag nahte, da läuteten die Glocken des Kloſters, und die Ordensbrüder klagten am Sarg des frommen Abtes. Der Provoſt fragte, wem das Geläute gelte, und da man ihm den Tod des Abtes meldete, erſchrak er gar ſehr und ſprach: Sagt mir, was ſoll ich thun? Heute iſt der vierzigſte Tag, und ich muß vor den Augen des höchſten Richters erſcheinen. Mit dieſen Worten wollte er aus dem Bade eilen, ſank aber tot in die Arme ſeiner Diener.“

Eigentümlich erſcheint folgender Vorgang, da die Aufforderung durch einen Dritten geſchieht. Ein Verläſterer des heil. Kolumban und ſeiner Regel, namens Agreſtius, wird vom Abt Euſtachius, dem Schüler und Nachfolger Kolumbans, binnen Jahresfriſt vor das göttliche Gericht gefordert. Er verlacht die Ladung, wird aber am dreißigſten Tage vor Ablauf des Jahres von einem Sklaven ermordet.

Beſſer bekundet iſt ein Vorgang, der ſich im Herbſt 1059 ereignete. Lambert von Hersfeld, der Zeitgenoſſe, erzählt in ſeinen Jahrbüchern Folgendes:

Abt Meginher zu Hersfeld hatte einen langwierigen Streit mit Burchard, dem Biſchof von Halberſtadt, wegen der Zehnten in Sachſen, welche dieſer dem hersfeldiſchen Kloſter entriß und unter dem Vorwand ſeines biſchöflichen Rechts ſich ſelbſt zueignete. „Da nun gegen dieſen ſeinen Frevel weder Reichs- noch Kirchengeſetze etwas vermochten, und der Abt, ſo oft er ſeine Klagen vor Gericht gebracht, nur tauben Ohren gepredigt hatte, ſo ließ dieſer ihm zuletzt kurz vor ſeinem Ende durch den Pfalzgrafen Friedrich melden, daß er zwar, da er ihm an Kräften nicht gewachſen, ſeine Sache verliere, daß es aber Gott an Kräften zum Schutze des Rechts nicht fehlen werde; daher ſollten ſie beide bereit ſein, innerhalb weniger Tage ihre Sache vor dem Richterſtuhle Gottes, des gerechteſten Richters, vorzubringen; dort würde ſiegen, nicht wer mächtiger, ſondern weſſen Sache gerechter ſei. Und der Erfolg beſtätigte ſeine Worte. Denn nur wenige Tage waren ſeit dem Entſchlafen des Abts (am 20. September 1059) verſtrichen, und ſiehe der Biſchof, der wegen der erwähnten Angelegenheit eine Synode anberaumt und ſich ſchon das Pferd hatte bringen laſſen, um dorthin zu eilen, ſtürzte, von der göttlichen Züchtigung getroffen, plötzlich zu Boden, wurde in ſein Schlafgemach zurückgebracht, verſammelte ſchnell ſeine Prieſter zu ſich und beſchwor ſie bei Gott, daß ſie dem Kloſter H. ſeine Zehnten wieder erſtatten und allen Streit über die Sache für immer abbrechen möchten; ſie ſollten wiſſen, daß für alle, welche das Nämliche verſuchten, die Sache eben ſo unglücklich ausfallen würde, als ſie für ihn ausgefallen ſei, welcher für dieſe ungerechte Forderung jetzt Gott ſelbſt als einen ſo ſtrengen Rächer kennen lerne. Und als die Biſchöfe von Magdeburg und Hildesheim angelangt waren, um ihn zu beſuchen, ſo geſtand er mit großem Wehklagen, daß er ſchon empfinde, wie er nach der Vorherſagung jenes trefflichen Abtes vor den Richterſtuhl Gottes und Rechenſchaft von ihm gefordert werde, weil er Hand an fremdes Eigentum gelegt; und er bat ſie flehentlich, daß ſie Boten nach Hersfeld ſenden und inſtändig um Verzeihung für das Begangene bitten laſſen möchten. Und nicht lange hernach zerplatzten ihm ſeine Eingeweide, und er ſtarb eines jämmerlichen Todes. Auch ſein Erzprieſter Uoto, von welchem angereizt, er vornehmlich in dieſer Wildheit entbrannt, und welcher der heftigſte Förderer und Betreiber dieſes ungerechten Anſpruchs geweſen war, ſtarb in dem nämlichen Jahre eines plötzlichen Todes ohne Beichte und ohne heiliges Abendmahl, wie die gemeine Rede ging, vom Teufel erwürgt.“

In der nordiſchen Geſchichte ſoll die Königin Margareta von Dänemark, welche im Oktober 1412 ſtarb, eine ſolche Ladung binnen drei Tagen erhalten haben. Eine hamburger Chronik erzählt, wie folgt: „Margarethe regierte viele Jahre und ſtand ihren Reichen vor in Frieden und Weisheit. In den letzten Jahren aber wurde ſie „tomale wunderlik unde verkeret“. Als ſie in Flensburg, das in die Hände ihrer Gegner gekommen war, wieder einzog, ließ ſie alle diejenigen aufgreifen, welche ihr als Verräter waren vermeldet worden. Einen Teil davon ließ ſie köpfen, einen Teil radebrechen, einen Teil hängen. Als ein frommer Prieſter zum Galgen ins Leiden gehen ſollte, da ſprach er zur Königin: Du haſt mich zu dieſem ſchmachvollen Tode verdammt; „ik beſwere dy unde lade dy vor den ſtrenghen richter, dat du binnen dreen dagen uns volgeſt, unde gheweſt my Rede vor diſſen ſmeliken Dot, den du my nu andeihſt.“ — Darnach am dritten Tage ſtarb die Königin auf einem Schiffe.

In den Herzogtümern Schleswig-Holſtein ſollen ſolche Ladungen oftmals vorgekommen ſein. Um 1591 ward ein Uebelthäter, der gegen die Landvögte Dr. Chriſtian Boje und D. Henning Boje in Ditmarſchen Schmähungen ausgeſtoßen hatte, beſtraft. Der Verurteilte lud beide „binnen Jahr und Tag in's Thal Joſaphat.“ Beide ſtarben im ſelben Jahre. — Ein Landvogt Michael Boje zu Meldorp geriet mit Klaus Goldſchmidt „in Streit, der ihn für einen dreier Herren Dieb geſcholten“. „Der Prozeß iſt dahin dirigiert worden, daß Klauß Goldſchmidt enthauptet worden, welcher ihn im Hinausführen wiederum vor Gottes Gericht in dem Thal Joſaphat citieret...“ „Und iſt den 3. Oktober 1601 plötzlich in der Peſt geſtorben.“

Auch in ſpäteren Zeiten kommen noch wahre Ladungen vor. Der jüngſte, mir bekannt gewordene Vorgang iſt folgender: Auf Helgoland lebte um 1830 eine verlaſſene Witwe, bekannt unter dem Namen Harders Tinek, die ſo arm war, daß ſie einſt das Kleid, welches ſie als Witwe der Sitte gemäß beim Kirchengehen zu tragen hatte, verſetzen mußte. Ein reicher Mann, namens Th. Klaas, lieh ihr einen Thaler darauf. Mit vieler Mühe und Entbehrung brachte ſie nach langer Zeit den Thaler wieder zuſammen und eilte erfreut zu dem Manne, um ihr Kleid einzulöſen. Aber nun verlangte dieſer auch bedeutende Zinſen. Da rief die Frau empört und in Thränen ausbrechend: Iſt denn bei dir kein Recht und Erbarmen, ſo will ich's bei Gott ſuchen und dich ſterbend vor ſeinen Richterſtuhl laden. — Kurz darauf ſtarb ſie. Als eine Nachbarin ſie beſuchen wollte, hielt nur eine Katze Wache bei der Toten. Beim Leichenbegängniſſe ſah man ein verſtörtes Geſicht am Kirchhof; nach acht Tagen war der Mann tot. Wie es hieß, hatte er ſich ſelbſt das Leben genommen. Seine Witwe konnte es „vor Spuk“ nicht aushalten; ſie ließ nach kurzer Zeit das Haus niederreißen.

(Aus: „Preußiſche Jahrbücher“, 43. Band.)

[Kriegsheer der Tartaren um 1280.] Wenn einer der großen Tartarenfürſten einen Kriegszug unternimmt, ſo ſtellt er ſich ſelbſt an die Spitze einer Armee von 100 000 Pferden und ordnet ſie in nachfolgender Weiſe. Er ſetzt einen Hauptmann ein über je 10 Mann und andere über je hundert, tauſend und zehntauſend Mann. So erhalten zehn von den Hauptleuten, die über zehn Mann geſetzt ſind, ihre Befehle von dem, der über hundert kommandiert; von dieſen wieder je zehn von dem, der über tauſend befiehlt. Jede Kompagnie von hundert Mann wird ein Tuk genannt und zehn ſolche bilden ein Toman. Wenn nun die Armee in Bewegung geſetzt iſt, ſo wird eine Truppenabteilung zwei Tagemärſche vorausgeſchickt und andere Trupps werden auf jede Flanke und als Nachtrab geſtellt, um das Heer vor Ueberfall zu wahren. Geht der Marſch weit, ſo führen ſie nur wenig mit ſich, und dieſes beſteht vorzüglich in dem, was zum Lageraufſchlagen und als Gerät zum Kochen nötig iſt. Sie leben zumeiſt nur von Milch. Ein jeder Mann iſt verpflichtet, 18 Roſſe und Stuten mit ſich zu führen, und wenn das, welches er reitet, ermüdet iſt, nimmt er ein friſches. Sie haben kleine Zelte von Filz, unter welchen ſie ſelbſt gegen Regen geſchützt ſind. Wenn es die Umſtände verlangen und ein Unternehmen ſchnell ausgeführt werden ſoll, ſo können ſie wohl zehn Tage fortreiten, ohne gekochte Speiſen zu eſſen; da leben ſie von dem Blute ihrer Pferde, indem ſie dieſen eine Ader öffnen und davon trinken. Auch haben ſie Milch bei ſich, die zum Teig verdickt und getrocknet iſt. Kommen dieſe Tartaren zur Schlacht, ſo verwickeln ſie ſich nie in ein Handgemenge mit dem Feinde, ſondern umſchwärmen ihn und ſchießen ihre Pfeile ab, zuerſt von der einen, dann von der andern Seite; dann ſtellen ſie ſich zu Zeiten, als wollten ſie fliehen, und ſchießen während der Flucht Pfeile zurück auf ihre Verfolger und töten Mann und Roß, als wenn ſie Stirn gegen Stirn kämpften. Bei dieſer Kampfweiſe glaubt der Feind oft, er habe den Sieg errungen, während er in der That die Schlacht verloren hat; denn ſobald die Tartaren ſehen, daß ſie ihm großen Schaden angerichtet haben, wenden ſie auf einmal um, erneuern den Kampf, überwältigen ſeine übrigen Truppen und machen ſie zu Gefangenen, trotz aller Anſtrengungen derſelben. Ihre Pferde ſind ſo gelenk abgerichtet auf ſchnellen Wechſel der Bewegung, daß ſie auf ein gegebenes Zeichen augenblicklich nach jeder Richtung ſich wenden, und durch dieſe raſchen Manövers ſind viele Siege gewonnen worden.

(Aus: Marco Polo's Reiſen, überſ. von Aug. Bürck.)

[Heer Timurlenks.] — Zu Siwas hielt im Jahre 1402 Timur über das Heer feierliche Schau, welcher die osmaniſchen Botſchafter zu Pferde beiwohnten. Die Inhaber der Regimenter brachten vor denſelben kniend, mit dem Zügel ihres Pferdes in den Händen, die gewöhnlichen Glückwünſchungen und Segensformeln dar, und Timur pries die Vollzähligkeit und gute Haltung ihrer Truppe, vorzüglich aber die des Heeres, welches der Prinz Mohammed Sultan ganz friſch aus Samarkand herbeigeführt, und welches ſich durch eine neue Erfindung einförmiger Farbe der einzelnen Regimenter auszeichnete; die erſte Spur ordentlicher Uniformierung und Montur. Einige Geſchwader hatten rote Standarten, rote Fahnen, rote Helme, rote Panzer, rote Sättel, Schabraken, Lanzen, Schilde und Keulen, bei andern waren alle dieſe Waffen gelb, bei andern weiß u. ſ. w.; auch waren zwei Regimenter ganz mit Küraſſen bedeckt, die älteſten Kürraſſierregimenter, deren die Kriegsgeſchichte erwähnt. Die Heerſchau dauerte von Tagesanbruch bis Nachmittag, wo die Heermuſik das Zeichen zum Gebete gab, und Timur daſſelbe verrichtete.

(Aus: Geſchichte des Osmaniſchen Reiches, durch Joſ. v. Hammer.)

[Türkiſches Heer.] — Der türkiſche Sultan Urchan (1326—1359) errichtete ein ſtehendes beſoldetes Heer um ein ganzes Jahrhundert früher, als Karl VII. von Frankreich, welcher bisher in der europäiſchen Geſchichte des Mittelalters für den erſten Gründer eines ſtehenden Heeres gegolten; er hat daſſelbe den Türken nachgeahmt. Ertoghrul und Osman hatten ihre Züge bloß mit turkmaniſchen Reitern ausgeführt, welche, Akindſchi, d. h. Streifer oder Renner genannt, bei jedesmaligem Erforderniſſe, als die Reiſigen ihrer Herren aufgeboten ins Feld zogen. Urchan errichtete zuerſt eine Truppe zu Fuß, und zwar eine ſtehende beſoldete, welche Jaja oder Piade, d. i. Fußgänger, geheißen, täglich mit einem Akdſche (damals ein Viertel Dirhem Silbers) beſoldet, je zehn, hundert und tauſend von Decurionen, Centurionen, und über Tauſend geſetzten Oberſten befehligt wurden. Dieſe Truppe, durch den Sold übermütig, vergrößerte bald durch Ausſchweifungen die Unordnung, welcher ihre Errichtung hätte abhelfen ſollen. Da beriet ſich Urchan mit ſeinem Bruder und Weſir Alaeddin und mit ſeinem Heeresrichter Kara (der ſchwarze) Charil Tſchendereli. Der Heeresrichter, mit dem ſtörriſchen Sinne der Turkmanen und ihren Ausſchweifungen nur zu bekannt, ſchlug den tief durchdachten, von der größten Menſchenkenntnis und herzloſeſten Politik berechneten Plan vor von einer neuen, bloß aus Chriſtenkindern, die mit Gewalt zum Islam bekehrt werden ſollen, zu errichtenden Truppe (Tſcheri). Dieſelbe die neue (Jeni Tſcheri) genannt, und der Name der Janitſcharen wurde bald auf den Flügeln des Sieges von Aſien nach Europa getragen. Den Namen, ſowie die unterſcheidende Form der weißen Filzmütze, erhielten ſie vom Derwiſche Hadſchi Begtaſch, dem Stifter eines noch heute im ganzen osmaniſchen Reiche weit verbreiteten Ordens, bei folgender Gelegenheit, Urchan, von einigen der beſoldeten Renegaten begleitet, beſuchte den Scheich Hadſchi Begtaſch im Dorfe Sulidſche Kenarijun, in der Nähe von Amaſia, ihn um ſeinen Segen, um eine Fahne und um einen Namen bittend. Der Scheich legte den Aermel ſeines Filzmantels auf den Kopf eines der ihm vorgeſtellten abgefallenen Söldlinge, ſo daß der Aermel über den Kopf rückwärts herabhing, und ſprach: „Ihr Name ſei die neue Truppe (Jeniſcheri), ihr Angeſicht weiß, ihr Arm ſiegreich, ihr Säbel ſchneidend, ihr Speer durchſtoßend; immer ſollen ſie zurückkehren mit Sieg und Wohlſein!“ Zum Andenken des Segens erhielt die weißfilzene Mütze einen von rückwärts herabhängenden Zuſatz, den herabhängenden Aermel des Scheichs vorſtellend, und vorne ward ſtatt eines Büſchels oder Feldzeichens der hölzerne Löffel aufgeſteckt. Als Vorbedeutung reichlicher Verpflegung der neuen Truppe wurden die Namen ihrer Offiziere von den Bedürfniſſen der Küche hergenommen. Der Oberſte der Kammer, d. i. des Regiments, hieß Tſchorbaſchi, d. i. der Suppenmacher, nach ihm die angeſehenſten Offiziere der Aſchdſchibaſchi, d. i. der oberſte Koch, und Sakabaſchi, d. i. der Waſſerträger; in der blutroten Fahne ſtrahlte der ſilberne Halbmond und das zweigeſpitzte Schwert Omar's; das Heiligtum des Regiments war der Fleiſchkeſſel, um den ſie ſich nicht nur zum Eſſen, ſondern auch zum Beraten verſammelten, und dieſe Formen beſtanden noch nach einem bald verfloſſenen halben Jahrtauſend bis zum Jahre 1826.

Mit jedem folgenden Jahre wurden tauſend andern Chriſtenknaben aus der Zahl der Kriegsgefangenen der Islam und der Kriegsdienſt aufgezwungen, und wenn die Zahl der Gefangenen nicht hinreichte, wurde der Erſatz der mangelhaften Zahl, oder im Frieden die ganze aus den Kindern der chriſtlichen Unterthanen ausgehoben. — Nach der Errichtung der Janitſcharen, als des Kernes osmaniſcher Heeresmacht, wurden die übrigen Beſtandteile derſelben folgendermaßen geregelt. Die ehemals regelmäßig beſoldete ſtehende Truppe des Fußvolkes, die Piade oder Jaja, erhielt Grundſtücke, welche ſpäter in Lehen verwandelt wurden, mit der Obliegenheit, daß die Träger derſelben in den Feldzügen die Straße des Heeres brauchbar herſtellen ſollten, alſo eine Truppe von Pionieren, deren Name mit der Sache ſelbſt aus dem osmaniſchen Kriegsweſen in das des chriſtlichen Europa übertragen worden iſt. Die urſprüngliche Zahl derſelben war vermutlich, wie die der an ihre Stelle geſetzten ſtehenden Truppe der Janitſcharen, nur ein Tauſend, und wurde in der Folge auf's Zwanzigfache vermehrt; nach ihrem Verfalle wurden die Lehen zu Penſionen ausgedienter Offiziere der Janitſcharen verwendet. Das unregelmäßige Fußvolk, was weder als beſoldeter Janitſchar, noch als belehnter Piade ins Feld zog, hieß Aſab, d. i. die Ledigen, welche die Streifparteien zu Fuß bildeten, wie die Akindſchi oder die Renner zu Pferd. — Wie das Fußvolk, wurde auch die Reiterei teils geregelt, teils ungeregelt gelaſſen. Die ſtehende beſoldete bildete vier Rotten, in allem urſprünglich zweitauſend vierhundert, in der Folge unter Suleiman dem Großen viertauſend Mann, nämlich tauſend Sipahi (Reiter), tauſend Silihdare (Reiſige), tauſend Ulufedſchi (Söldlinge), und tauſend Ghureba (Fremdlinge), die in vier Rotten zur rechten und linken Seite der heiligen Fahne und des Sultans die Ehren- und Schutzwache desſelben verſahen, im Mittelpunkt der Schlachtordnung und des Lagers. Nebſt der beſoldeten, ſpäter vermehrten Reiterei wurde eine belehnte Truppe zu Pferd gebildet, welche der belehnten zu Fuß entſprach. Sie hießen Moßelliman, d. i. die Befreiten (von Auflagen), und waren von Offizieren befehligt, welche Ssubaſchi (wenn über hundert), Binbaſchi (wenn über tauſend geſetzt) und Sandſchakbege, d. i. Fahnenfürſten, hießen.

(Aus: Geſchichte des Osmaniſchen Reiches, durch Joſ. v. Hammer.)

[Kriegsgeſetz unter Friedrich Barbaroſſa], genannt der Fürſtenfriede. Wer einen andern im Lager beleidigt, wird auf die Ausſage zweier Zeugen, die aber keine Verwandten des Klägers ſein dürfen, je nach den Umſtänden mit Einziehung der Rüſtung, oder mit Rutenſtreichen, oder Abſcherung des Haars und Brandmarkung am Kinnbacken beſtraft. — Wer den andern im Streite tötet, erleidet den Tod. Aber in Ermangelung der Zeugen entſcheidet der richterliche Zweikampf, und wenn Sklaven einverflochten ſein ſollten, die Probe des glühenden Eiſens. Ferner heißt es: „Der Soldat, der einen Handelsmann ausplündert, hat den zwiefachen Wert des Abgenommenen zu erſetzen, und ſchwört, daß er nicht gewußt habe, der Beraubte ſei ein Kaufmann. — Wer ein Haus, ſei's in einer Stadt oder auf dem Lande, in Brand ſteckt, wird mit Ruten geſtrichen, geſchoren und am Kinnbacken gebrandmarkt. — Wer Gefäße mit Wein findet, ſoll weder ſie zerſchlagen, noch die Reifen an den Fäſſern zerhauen; er begnüge ſich, den Wein zu ſchöpfen. — Wenn das Heer ein Schloß erobert, ſo mögen die Soldaten alles fortſchleppen, was ſie vorfinden, aber ſie legen ohne des Marſchalls Befehl kein Feuer an. — Wird ein Italiener von einem Deutſchen verwundet, und jener kann durch zwei gültige Zeugen erweiſen, daß er Frieden geſchworen habe, ſo verfällt der Deutſche in Strafe.“

(Aus: Italieniſche Geſchichte, von Simonde Sismondi.)

[Kriegsartikel unter Joh. Georg I., Kurf. v. Sachſen, 1611-56] „Die Reiter ſollen ſich vor allem gottloſen, böſen Leben, ſonderlich vor Gottesläſterung, Verachtung ſeines heiligen Wortes, vor Beſchwerung, auch Vergewaltigung des armen Mannes hüten; da gute unverdächtige Weiber, ſo man zu Abwartung kranker Perſonen, zum Waſchen und anderen unſträflichen Dingen gebraucht, vorhanden wären, die ſollen geduldet und zugelaſſen werden, mit Vorwiſſen der Befehlsleute. — Es ſollen ſich auch die Herren und Junker ſamt ihren Knechten befleißigen, alle Sonntag, und ſo oft zum Gottesdienſt oder zur Predigt umgeblaſen wird, das Wort Gottes, auch den Gottesdienſt fleißig zu hören, demſelben abzuwarten. Welcher mittlerweile in Gelagen, in Tabernen oder anderen ärgerlichen Oertern betreten würde, der ſoll darum geſtraft werden; nämlich, iſt es ein Knecht, mit dem Eiſen, im Gefängnis oder nach Gelegenheit ſeiner Verwirkung; iſt es aber ein Herr oder Junker, ſo ſoll ihn ſein Rittmeiſter darum erfordern und mit ernſtlichen Worten ſtrafen; da aber keine Beſſerung von ihm erfolget, ſo ſoll er zuletzt auch mit dem Reiterrechte bedräuet werden, daß er, im Fall er in öffentlichem ärgerlichen und gottloſen Wandel verharren würde, darum mit gemeiner Erkenntnis des Rechten, anderen zu einem Exempel, geſtraft und vom Haufen geſchafft werden ſoll. — Dieweil es leider dahin kommen, daß unter den Deutſchen, ſonderlich im Krieg, das läſterliche Vollſaufen ſchier die meiſte Uebung iſt, daraus der ganzen Nation viel Verkleinerung, Unehr, Nachteil und Spott entſtehet, ſonderlich im Krieg auch deſto weniger Sieg und glückliche Verrichtung erfolget; ſo ſoll hiermit den Rittmeiſtern, Befehlshabern, gleichfalls Herrn, Junkern und Mitreitern, in Kraft dieſer ihrer Beſtallung zum ernſtlichen eingebunden ſein: ſich der ſtäten und immerwährenden Völlerei zu mäßigen, ſondern ſolches ihren Knechten auch nicht zu geſtatten. — Bei keinem, ſei er „groß oder klein Hans," ſoll Trunkenheit als Milderungsgrund bei begangenen Verbrechen angenommen werden. — Welcher, Völlerei halber, Feindesnot verſäumet oder verſchläft, der ſoll darum an ſeinem Leben geſtraft werden. — Da einer im Feld von ſeinem Cornet fliehen, oder ſonſten heimlich oder öffentlich Flucht machen würde, der ſoll darum an Ehre, Leib und Leben geſtraft werden. Da auch andere, die ſolches ſehen, derhalben auf unverwandtem Fuß in denſelbigen ſchießen oder ſtechen, die ſollen daran nicht gefrevelt, ſondern noch großen Dank dazu verdient haben. — Es ſoll keiner alte, erlebte Leut, Prieſter, Prediger oder Weibsbilder, die auf keiner Wehr gefunden, desgleichen keine unmündigen Kinder zu Tod ſchlagen, bei Straf Leibes und Lebens. — Dieweil allerlei Nationen zuſammen kommen, derhalben um ſo viel aus geringen Urſachen ſich Unwill und Uneinigkeit zutragen möchte; ſoll, deſſen zu verhüten, keine Nation die andere einigerlei Sachen halber mit Worten, Werken und Gebärden ſchmähen, ſchumpfieren, noch ſich mit denſelbigen in einige Disputation einlaſſen; ſondern wo einige Nation ſich gegen der anderen Beſchwerde, Sprüch' und Forderung zu haben vermeinet, ſoll daſſelbig bei ihrer Obrigkeit und gebräuchlichem Kriegsrecht befördert und ausgebracht werden."

(K. A. Müller, „Forſchungen".)

Wallenſteins Kriegszucht. — Wir haben aus des Herrn Schreiben vernommen, welcher Geſtalt er von Uns eine Ordonnanz [Befehl] haben wollte, wie das [Kriegs-] Volk in den Quartieren unterhalten werden ſollte. So wiſſen Wir ihm keine andere Ordonnanz zu geben, als der Herr wolle darob ſeyn, daß dem Volk alle Monat ein Monat Sold gereichet werde, daß es davon leben und auf keine Weiſe ſonſten von den Einwohnern die Unterhaltung begehren ſolle. Weilen etliche Regimenter ſehr abgekommen und nicht complet, als werde der Herr Obriſte allein für diejenigen die völlige Unterhaltung reichen laſſen, welche complet, den Officierern aber, welche nachläßig geweſen und ihre Compagnien zu Grund gehen und den Beutel damit geſpickt, hinterhalten. Denn wenn ein Monat Sold den ſchwachen, gleich als demjenigen, der die Compagnie complet hat, ſollte gereichet werden, würde derjenige, welcher wohl gedienet hat, übel, und wer da übel, wohl belohnet werden. Daher denn der Herr vor die Reuter und Knechte, ſo ſich effective bey den Compagnien halten, die völlige Unterhaltung reichen, für diejenigen aber, welche abgehen, für einen Archebuſierer [Schützen] 15 fl., für einen Cüraßier 15 fl. des Monats abziehen werden.

Ueberdies geſchichts auch oft, daß die Officierer das Geld vor die Soldaten, davor ſie unterhalten werden ſollen, empfangen, in Beutel ſchieben und einen Weg als den andern [durchaus], daß die Einwohner die Soldaten in Eſſen, Trinken und Fütterung unterhalten ſollen, haben wollen, welches unbillig und höchſt ſträflich iſt; derohalben wird der Herr Achtung darauf geben, auf daß ſolches keineswegs geſchehe. Dieweil auch die Einwohner nicht allzeit das Geld in puncto [augenblicklich] haben können und zur Unterhaltung der Soldaten etwas Proviant darreichen müſſen, ſolches bei der erſten Geldreichung hinwieder abziehen und die Einwohner wiederum contentieren [zufriedenſtellen].

Dieſes alles wird der Herr allen den 30 Regimentern, welche unter ſeinem Commando, injungiren [einſchärfen], und diejenigen, ſo dawider handeln werden, ernſtlich ſtrafen, und ſolches alſobald aviſiren [anzeigen], dann Wir wider dieſelbige mit unnachläßiger Strafe alles Ernſtes verfahren wollen.

Zudem wird der Herr die Verordnung thun, daß im puncto von allen Regimentern die übrigen [überflüſſige] Droſſe und Pagage [Troß und Gepäck] abgeſchafft und das Plündern und Rauben eingeſtellt werde; die Soldaten, ſo hierüber ertappt werden, ohne einigen Reſpect [Rückſicht], wes Standes ſie auch ſeyn, an Leib und Leben geſtraft werden; den Officierern aber, ſo ſolches geſtatten, ihr Corrigo [Strafgewalt] ſuſpendiren, in Arreſt nehmen, und Uns ſolches alſobald berichten; denn Wir entſchloſſen, mit würklicher Strafe zu verfahren, daß ſich andre daran zu ſpiegeln haben werden; denn es billig und hochnöthig, dieſem Uebel abzuhelfen. Wie Wir uns dann zu dem Herrn (dem die Anordnung jetzo obliegen thut) mit Liebe verſehen, er auch feſt darüber halten und die Thäter würklich ſtrafen werde.

(Aus einem Briefe des Herzogs von Friedland an den Obriſten von Arnim, im Jahr 1627. Siehe Dr. Max Schilling, „Quellenbuch".)

[Lagerleben unter Friedrich dem Großen (1741).] — Der König ſteht um 4 Uhr morgens auf, ſteigt zu Pferde und reitet ſämtliche Vorpoſten ſowie die Umgebung des Lagers ab. Sämtlichen höheren wie niederen Offizieren, welche zu irgend welchen Operationen detachiert werden, erteilt er ſelbſt die Verhaltungsbefehle, andererſeits gehen alle Berichte über derartige Anregungen an ihn perſönlich. So werden auch die Deſerteure, Spione und Kriegsgefangene vor ihn gebracht und von ihm ausgefragt. Dies habe ich ſelbſt mit angehört. Der König iſt vom Aufſtehen bis zum Schlafengehen vollſtändig angezogen und trägt eine blaue Uniform, die ſich nur durch den Ordensſtern und ein etwas reicheres Schulterſtück von der ſeiner Adjutanten unterſcheidet. — Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, ſowie alle anderen Generale haben keine andere Kleidung als ihre ſehr einfachen Uniformen. Der Uniformrock iſt ſo kurz, daß er faſt wie eine Jacke ausſieht. Die Mannszucht, Subordination und Pünktlichkeit ſind in einem Grade ausgebildet, von welchem ich, trotzdem ich vorher davon gehört hatte, nur eine unvollkommene Vorſtellung beſaß. Der Herzog von Holſtein, welcher der älteſte General-Lieutenant in der Armee iſt, hat mir erzählt, daß er 8 Monate im Jahre bei ſeinem Regimente zubringt und mit ihm von Königsberg nach Sachſen Tag für Tag wie ein einfacher Oberſt marſchiert iſt. Eben habe ich einen andern General-Lieutenant von der Kavallerie geſehen, der es mit ſeinem Regimente ebenſo gemacht hat und an der Spitze desſelben in das Lager eingerückt iſt. Von der Pünklichkeit des Dienſtes bei den niederen Offizieren kann man ſich aus der der Generale, Prinzen und des eigenen Bruders des Königs, der wie jeder andere Offizier dient, einen Begriff machen. Was die Soldaten anlangt, ſo iſt ihre Ausbildung zu einer faſt unglaublichen Höhe gebracht.

(Aus dem Bericht des franz. Marſchalls v. Belle-Isle an ſeinen Hof. Siehe Zurbonſen, „Quellenbuch".)

Soldaten-Katechismus.

Ludw. Achim v. Arnim [1781—1831].

Geh' in die Schanz' froh wie zum Tanz;
Heil giebt der Tod, das Leben Not.

Gefangen ſein iſt große Pein;
Viel beſſer ficht, bis 's Aug dir bricht.

Scheint grauſam dir dein Offizier,
Bedenke, hart iſt Kriegers Art.

Der Bürger ſchwätzt, der Prahler wetzt,
Der Krieger ficht; Menſch richte nicht.

Nicht räſonnier, wie man dich führ';
Du biſt im Plan, man giebt ihn an.

Montur iſt eng, Ordnung geſtreng;
Für alles ſteht, der vor dir geht.

Bad', waſche dich, wenn's ſchicket ſich;
Geſund dich's hält, und koſt't kein Geld.

Wo du quartiert, hilf gern dem Wirt,
Dann thut er dir mehr als Gebühr.

Du biſt Soldat, die Kriegesthat
Sei dein Genuß aus Will' und Muß.

Hart iſt die Nuß, doch beißt das Muß,
Den Kern heraus, das ſei dein Schmaus.

Sei treu der Fahn' ſtets zugethan;
Du ſchworſt bei ihr, nicht deſertier.

Trink nicht ſo viel beim Würfelſpiel,
Das giebt bös Wort und bringt in Mord.

Halt auf die Ehr', doch überhör
Ein Wort, das leicht vom Munde ſtreicht.

Hart iſt die Zeit, ſuch keinen Streit,
Als wo der Feind im Feld erſcheint.

Die Landwehr ehr, ihr Dienſt iſt ſchwer,
Läßt Hof und Haus und hilft dir aus.

In Feindes Land üb' keine Schand',
Das merkt er ſich und ſchützet dich.

Doch trau auch nicht auf jed' Geſicht,
Sei ſtreng und mild, ein edles Bild.

Wer als dein Feind geſund erſcheint,
Dein Bruder wird, iſt er bleſſiert.

Bei Glockenklang und Kirchenſang
Den Hut fein zieh, und beug die Knie.

Wo kein Kapell'; die Augen hell
Bei Nacht und Tag zum Himmel ſchlag.

Ein Stoßgebet in Not erhöht
Des Mannes Mut und ſtillt das Blut.

Der Morgenſtern ſteht Gott dem Herrn.
Auch vor dem Zelt, ein frommer Held.

Mit Gott und Welt ſei ſtets geſtellt,
Die Rechnung dein hübſch klar und rein.

Dann biſt du frei; trifft dich das Blei,
Fällt dir dein Los in Gottes Schoß.

Am Morgen ſprich: „Gott, ſegne mich";
Am Abend denk: „Gott, Schutz mir ſchenk".

Und in der Schlacht Gott für mich wacht,
Der ſteht, der fällt, den er beſtellt.

Erſtes **Kriegslied** von **Tyrtäos** (7. Jahrh. v. Chr.).

Aus dem Griechiſchen überſetzt von Chriſtian Graf zu Stolberg († 1821).

Schön iſt der Tod, wenn der edle Krieger im vorderſten Treffen
Für das Vaterland ficht und für das Vaterland ſtirbt!
Aber der Schanden größte beſchimpfet den Feigen; er fliehet
Stadt und Acker und Haus, bettelt ſchmähliches Brot;
Irrend ſchleicht er umher mit Weib und Kindern, und weinend
Folgt die Mutter ihm nach und ſein Vater, der Greis;
Seiner harren Verachtung und Haß; wohin ihn der Armut
Kummer zu wandern gebeut, harren Jammer und Not;
Er iſt des edlen Stamms und der blühenden Jugend Entehrung;
Seinem Fußtritt folgt Schmach und quälender Hohn.
Alſo irrt er umher! Die Geſtalt und Schöne des Mannes
Iſt entflohen, und bald wird von ihm fliehen die Scham.

Mutig laßt uns, und ohne des Lebens zu ſchonen, uns ſtreiten,
Laßt für das Vaterland uns ſterben, für Kinder und Weib.

O, ihr Jünglinge, kämpft und ſtehet ſtandhaft, gedenket
Nicht der ſchändlichen Furcht, nicht der ſchändlichen Flucht!
Heget hohen und feurigen Mut im Herzen und liebt das
Süße Leben nicht mehr, Streiter, als Sieg und als Ruhm!
Seid, ihr Jünglinge, ſeid der Schutz der Väter; es wanket
Zwar der Greiſe Knie, aber es ſtärkt ſie der Mut.
Schmach verfolget der Jünglinge Schar, wenn im vorderſten Treffen
Unverteidigt von ihr, ſinket der kühnere Greis,
Ach, es liegen im Staube die weißen Locken, der weiße
Bart im Staub', und es raubt gierig die Rüſtung der Feind!
Nun entfleucht ihm der Geiſt mit dem letzten Odem, und ſterbend
Deckt er mit blutiger Hand ſorgſam die Blöße ſich zu.

Aber ihm, den die Blume der Jugend noch ſchmücket, geziemet
Da, wo ihm Wunden und Tod dräuen, den Feind zu beſtehn.
Männer und Weiber prieſen ihn ſchön, da er lebte; geſtorben
Iſt er des Helden Tod, auch noch im Tod' iſt er ſchön!

Dringt mit gewaltigem Schritt in den Feind, mit gebiſſener Lippe
Steht dann, Krieger, den Fuß eingewurzelt, und kämpft.

Reiterlied.

Von Friedrich v. Schiller (1759—1805).

1797.

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen;
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da, ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte,
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt,
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte.
Der dem Tod ins Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann!

Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen;
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Los,
Braucht's nicht mit Müh' zu erſtreben.
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitsſchloß,
Ungeladen kommt er zum Feſte,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Warum weint die Dirn' und zergrämt ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier
Kann treue Lieb nicht bewahren.
Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Bruſt im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt,
Friſch auf, eh' der Geiſt noch verdüftet;
Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.

Lied eines alten ſchwäbiſchen Ritters an ſeinen Sohn.

Von Friedrich Leopold Graf v. Stolberg
(1750—1819).

Sohn, da haſt du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu ſchwer.
Nimm den Schild und dies Geſchoß.
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm ſchon fünfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt ſtumpf gemacht.

Herzog Rudolf[1] hat dies Schwert,
Axt und Kolben mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verſchmähte Heinrichs[2] Sold.

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten, Rudolfs Mut
That mit ſeiner linken Hand
Noch dem Franken Widerſtand.

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiſer Konrad[3] rüſtet ſich.
Sohn, entlaſte mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms.

Zücke nie umſonſt dies Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutſam auf der Wacht,
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer ſei zum Kampf bereit,
Suche ſtets den wärmſten Streit,
Schone des, der wehrlos fleht;
Haue den, der widerſteht!

Wenn dein Haufe wankend ſteht,
Ihm umſonſt das Fähnlein weht;
Trotze dann, ein feſter Turm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben, Deutſchlands wert;
Deine Mutter härmte ſich,
Stumm und ſtarrend, und verblich.
Einſam bin ich nun und ſchwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber ſiebenmal,
Denn der ſieben andern Fall!

Drum ſo ſcheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfeſt ritterlich
Freut dein alter Vater ſich.

Soldaten-Morgenlied.

Von Max v. Schenkendorf (1783—1817.)

1813.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau' her vom blauen Zelt,
Du ſelbſt haſt uns geladen
In dieſes Waffenfeld.
Laß uns vor dir beſtehen
Und gieb' uns heute Sieg;
Die Chriſtenbanner wehen,
Dein iſt, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen ſoll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn ſchaut der Engel Schar,
Bald ſcheint er ſonder Hülle
Auf jeden deutſchen Mann,
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Türmen,
Und Klang aus jeder Bruſt,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb und Lebensluſt!
Es ſchallt auf allen Wegen
Dann frohes Sieg'sgeſchrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Der gute Kamerad.

Von Ludwig Uhland (1787—1862).

1809 im September.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern find'ſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
Im gleichen Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen:
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen.
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
„Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad!“

Reiters Morgengeſang.

Von W. Hauff (1802—1827).

1824.

Morgenrot,
Leuchteſt mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Luſt ein End' gemacht.
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach! die Roſen welken all'!

Darum ſtill
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſollt' ich den Tod erleiden.
Stirbt ein braver Reitersmann.

Kriegslied.

Von Emanuel v. Geibel (1815—1884).

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemut mit ſcharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt' Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Not nicht Eiſen bricht,
Das Eiſen bricht die Not.

Wohlauf, du kleine Schar, wohlauf,
Vertrau auf Gott, den Herrn;
Es geht ein Stern am Himmel auf,
Das iſt der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingsſturm erbrauſt
Der Völker Aufgebot;
Da fährt ans Eiſen jede Fauſt:
Das Eiſen bricht die Not.

Und ob der fremden Söldner Schar
Wie Dünenſand ſich mehrt:
Getroſt, je größer die Gefahr,
Je höher Herz und Schwert!
Und ob aus ſeiner Höllenburg
Der Teufel ſelber droht:
Ein kühner Mut geht mittendurch,
Das Eiſen bricht die Not.

Schon hallt des Feinds Trompetenruf,
Kanonen brummen drein —
Wohlauf, wohlauf mit raſchem Huf
In ſeine Lanzenreih'n!
Es klingt der Stahl, es ſteigt der Brand,
Die Bronnen ſpringen rot —
So grüß dich Gott, mein deutſches Land!
Das Eiſen bricht die Not.

Anmerk. — 1) Rudolf, Herzog von Schwaben, 1077 Gegenkönig gegen Kaiſer Heinrich IV., verlor in dem Treffen von Mölſen bei Merſeburg (1080) den rechten Arm und ſtarb an der Wunde. 2) Heinrich IV., 1056—1106, deutſcher Kaiſer. 3) Konrad III., ein Hohenſtaufe, 1138—52, deutſcher Kaiſer.

Der Spaziergang.

Von

Friedrich von Schiller (1759—1805).

Dieſes Gedicht erſchien unter der Ueberſchrift „Elegie" im Jahre 1795 in der Zeitſchrift „Die Horen". Durch dieſe Bezeichnung ſollte die Art der Behandlung des Stoffes ausgedrückt werden. An die wechſelnden Bilder bei einem Spaziergange knüpft des Dichters reicher Geiſt eine liebevolle, teilweiſe wehmütige Betrachtung der Entwicklung der menſchlichen Geſellſchaft, wie ſie ihm vorſchwebte, um wieder zur Natur zurückzukehren, welche in immer jugendlicher Schöne und unter allem Wechſel ihrer Geſtaltungen dieſelbe bleibt, dem Menſchen eine nie verſiegende Quelle von Ermutigung und Erhebung bietet. Die ſpätere Ueberſchrift „Der Spaziergang" muß als bedeutſamer bezeichnet werden, weil ſie auf den Stoff hinweiſt. Das Versmaß iſt das Diſtichon (Hexameter und Pentameter).

Bezüglich des Inhalts und der Einleitung folgen wir am beſten den Worten Wilhelms von Humboldt (1767—1835) in einem Briefe an Schiller (23. Okt. 1797): „Das Gedicht ſtellt die veränderliche Strebſamkeit des Menſchen der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Geſichtspunkt, beide zu überſehen und verknüpft ſomit alles Höchſte, was ein Menſch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel, alles umſchließt es in wenigen, leicht zu überſehenden und doch ſo wahren und erſchöpfenden Bildern. . . . Vorzüglich ſchön iſt die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Bilder, die es aufſtellt. Im Anfang (1.—20. Diſtichon) und am Schluſſe (87—100) die reine und große Natur, in der Mitte die menſchliche Kunſt, erſt an ihrer Hand (20—30), dann ſich ſelbſt überlaſſen (31—86). Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs (1—10) ladet die Phantaſie freundlich ein und giebt ihr eine leichte, ſinnlich angenehme Beſchäftigung; das Schauervolle der darauf gegründeten Naturſzene 10—19) bereitet zu größerem Ernſt vor und macht die Folge noch überraſchender. Mit dem Menſchen tritt die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht ſich der Blick nicht auf viele Gegenſtände zu verbreiten (19—30). Allein der erſten Einfalt folgt nun die Kultur und die Aufmerkſamkeit muß ſich auf einmal auf alle mannigfaltigen Gegenſtände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechſelwirkungen zerſtreuen (31—69). Der Blick auf das letzte Ziel des Menſchen, auf die Sittlichkeit, ſammelt den herumſchweifenden Geiſt wieder auf einen Punkt (69—83). Er kehrt bei der Verwilderung des Menſchen zur rohen Natur (83—86) wieder in ſich zurück, und wird getrieben, die Auflöſung des Widerſtreites, den er vor Augen ſieht, in einer Idee aufzuſuchen (96—100): So entlaſſen Sie den Leſer, wie Sie ihn am Anfang durch ſinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft."

1] Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem rötlich ſtrahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn ſo lieblich beſcheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, ſäuſelnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich ſich ausgießt
Um das braune Gebirg', über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entfloh'n des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Geſpräch, freudig ſich rettet zu dir.
5] Deiner Lüfte balſamiſcher Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durſtigen Blick labt das energiſche Licht.
Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Anmut ſich auf.
Frei empfängt mich die Wieſe mit weithin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün ſchlingt ſich der ländliche Pfad,
Um mich ſummt die geſchäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem rötlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, ſtill liegen die Weſte,
Nur der Lerche Geſang wirbelt in heiterer Luft.
10] Doch jetzt brauſt's aus dem nahen Gebüſch; tief neigen der Erlen
Kronen ſich, und im Wind wogt das verſilberte Gras;
Mich umfängt ambroſiſche Nacht[1]; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach ſchattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landſchaft,
Und ein ſchlängelnder Pfad leitet mich ſteigend empor,
Nur verſtohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparſames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraſchend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
15] Unabſehbar ergießt ſich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg' endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abſtürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir ſeh' ich den Aether[2], über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwiſchen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig ſicher den Wand'rer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
20] Jene Linien, ſieh'! die des Landmanns Eigentum ſcheiden,
In den Teppich der Flur hat ſie Demeter[3] gewirkt.
Freundliche Schrift des Geſetzes, des menſchenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verſchwand![4]
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verſchlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein ſchimmernder Streif, die Länder verknüpfende
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin. [Straße;
Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einſam des Hirten Geſang.
25] Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüſchen verſchwinden
Andre, vom Rücken des Bergs ſtürzen ſie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen,
Seine Felder umruh'n friedlich ſein ländliches Dach;
Traulich rankt ſich die Reb' empor an dem niedrigen Fenſter,
Einen umarmenden Zweig ſchlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilſt du mit deiner Flur fröhlich das enge Geſetz.
Deine Wünſche beſchränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben ſich ab!
30] Wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geiſt verbreitet ſich ſchnell über die fremdere Flur.
Spröde ſondert ſich ab, was kaum noch liebend ſich miſchte,
Und das Gleiche nur iſt's, was an das Gleiche ſich reiht.
Stände ſeh' ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
Dieſes Dienergefolg' meldet den Herrſcher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felſigten Kern hebt ſich die türmende Stadt.
35] In die Wildnis hinaus ſind des Waldes Faunen[5] verſtoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt iſt der Menſch an den Menſchen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt raſcher ſich in ihm die Welt.
Sieh', da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tauſend Hände belebt ein Geiſt, hoch ſchläget in tauſend
Brüſten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Geſetze:
Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
40] Nieder ſteigen vom Himmel die ſeligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk feſtliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben beſcherend erſcheinen ſie: Ceres[6] vor allen
Bringet des Pfluges Geſchenk, Hermes[7] den Anker herbei,
Bacchus[8] die Traube, Minerva[9] des Oelbaums grünende Reiſer,
Auch das krieg'riſche Roß führet Poſeidon[10] heran,
Mutter Cybele[11] ſpannt an des Wagens Deichſel die Löwen,
In das gaſtliche Thor zieht ſie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergoſſen ſich Pflanzer der Menſchheit,
Fernen Inſeln des Meers ſandtet ihr Sitten und Kunſt,
45] Weiſe ſprachen das Recht an dieſen geſelligen Thoren[12];
Helden ſtürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erſchienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verſchlang.
Betend ſtürzten ſie dann vor der Götter Altären ſich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienſt meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommſt du nach Sparta, verkündige dorten, du habeſt
Uns hier liegen geſeh'n, wie das Geſetz es befahl."[13]
50] Ruhet ſanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begoſſen
Grünet der Oelbaum, es keimt luſtig die köſtliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.[14]
Ziſchend fliegt in den Baum die Axt, es erſeufzt die Dryade[15],
Hoch von des Berges Haupt ſtürzt ſich die donnernde Laſt.
Aus dem Felsbruch wiegt ſich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht ſich der Bergmann hinab,
Mulciber's[16] Amboß tönt von dem Takt geſchwungener Hämmer,
Unter der nervigten Fauſt ſpritzen die Funken des Stahls.
55] Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns ſauſet das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimiſchen Fleiß;
And're zieh'n frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Maſt wehet der feſtliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltſamer Sprachen Gewirr brauſt in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel ſchüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
60] Was Arabien kocht, was die äußerſte Thule[17] bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea[18] das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit geſäugt wachſen die Künſte der Luſt.
Mit dem nachahmenden Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beſeelt, redet der fühlende Stein.
Künſtliche Himmel ruh'n auf ſchlanken joniſchen Säulen,
Und den ganzen Olymp[19] ſchließet ein Pantheon[20] ein.
Leicht wie der Iris[21] Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der
Hüpfet der Brücke Joch über den brauſenden Strom, [Sehne,
65] Aber im ſtillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weiſe, beſchleicht forſchend den ſchaffenden Geiſt,

Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Haſſen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift den ſtummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Feſſeln zerbricht der Menſch. Der Beglückte! Zerriſſ' er
Mit den Feſſeln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen ſie lüſtern ſich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küſte verſchwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg' wiegt ſich entmaſtet der Kahn;
Hinter Wolken erlöſchen des Wagens beharrliche Sterne[22],
Bleibend iſt nichts mehr, es irrt ſelbſt in dem Buſen der Gott.
Aus dem Geſpräche verſchwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt ſelbſt auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichſten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt ſich der Sykophant,[23] reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unſchuld ſchielt der Verrat mit verſchlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Läſterers Zahn.
Feil iſt in der geſchändeten Bruſt der Gedanke; die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug ſich
Angemaßt, der Natur köſtlichſte Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang ſich erfindet;
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verſtummen ſich kund.
Auf der Tribüne[24] prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Geſetzes Geſpenſt ſteht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie[25] dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle beſteh'n,
Bis die Natur erwacht, und mit ſchweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiſerne Gitter durchbrochen
Und des numidiſchen Wald's[26] plötzlich und ſchrecklich gedenkt,
Aufſteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menſchheit,
Und in der Aſche der Stadt ſucht die verlorne Natur.
O, ſo öffnet euch, Mauern und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt ſich der Pfad. Abſchüſſige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menſchlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe ſeh' ich getürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Baſalt hofft auf die bildende Hand.
Brauſend ſtürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felſen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüſtet ſich Bahn.
Wild iſt es hier und ſchauerlich öd'. Im einſamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölbe die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlornen Schall menſchlicher Mühen und Luſt.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich ſchaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſtre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechſelt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Geſtalt wälzen die Thaten ſich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehr'ſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz!
Immer dieſelbe, bewahrſt du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nähreſt an gleicher Bruſt die vielfach wechſelnden Alter;
Unter demſelben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geſchlechter,
Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

Anmerk.: 1) Wunderbar erquickendes Waldesdunkel; Ambroſia nannten die Griechen die Speiſe der Götter. 2) Luftraum. 3) Demeter (Ceres), die Göttin des Ackerbaues. 4) Das Geſetz muß eintreten, wo die Selbſtſucht an der Stelle der Liebe erſcheint. 5) Waldgeiſter mit Bocksfüßen. 6) Siehe Anmerkung 3. 7) Hermes (Merkur), der Götterbote, Gott des Handels. 8) Bacchos (Dionyſus), Gott des Weinbaues. 9) Minerva (Pallas Athene), Göttin der Künſte; ihr iſt der Oelbaum geweiht. 10) Poſeidon (Neptun), dem Gotte des Meeres, war das Pferd heilig. 11) Cybele (Kybele, Rhea), die Göttermutter, wurde auf einem von Löwen gezogenen Wagen abgebildet; ſie ſtand dem Baue der Wohnungen und Stadtmauern vor. 12) Unter den Thoren hatten in älteſter Zeit die Richter ihren Sitz; ſiehe Buch Ruth, 4, 1, 11, Hiob 31, 21. 13) Inſchrift des Denkmals zu Thermophylä für die 300 Spartaner, welche 480 v. Chr. unter ihrem Könige Leonidas, dieſen Engpaß gegen die ungeheuere Uebermacht des Perſerkönigs Xerxes verteidigend, ruhmvollen Tod gefunden hatten. 14) Der Flußgott. 15) Baumnymphe, welche mit dem Baume ſelbſt ſtirbt. 16) Beiname des Vulkan, ſo viel wie: der das Metall Schmelzende, Erweichende. 17) Der hohe Norden, eigentlich die nördlichſte bewohnte Inſel. 18) Amalthea wurde eine hohe Nymphe genannt, welche den neugeborenen, vor ſeinem Vater Kronos verborgenen Zeus mit der Milch der Ziege Amalthea aufzog; zur Belohnung begabte der Gott das Horn der Ziege mit der Kraft, alle Wünſche zu erfüllen; Horn der Amalthea = Füllhorn. 19) Berg in Nordgriechenland, wurde für den Sitz der Götter gehalten. 20) Ein allen Göttern zuſammen geweihter Tempel. 21) Die Götterbotin; der Regenbogen war die Brücke, auf welcher ſie vom Himmel zur Erde ſchritt. 22) Es iſt das Sternbild des Kleinen Bären gemeint, zu dem der Polarſtern zählt. 23) Sykophant hieß im alten Athen ein Aufſeher über die Feigenausfuhr, ſpäter ein gewerbsmäßiger Ankläger, hier Verleumder. 24) Auf der Rednerbühne. 25) Ein künſtlich erhaltener Leichnam. 26) Wald in Nordafrika, wo die Löwin in der Freiheit gelebt hatte.

Die vier Weltalter.

Der Dichter hatte ſich dieſes Werk als Geſellſchaftslied gedacht. Am 4. Februar 1802 überſandte er daſſelbe nach Dresden an ſeinen Freund Körner mit der Bitte, ihm dazu „eine recht belebte dithyrambiſche Muſik“ zu ſchreiben; die 2 letzten Verſe jeder Strophe ſollten vom Chore wiederholt werden. Schon am 10. Februar erhielt Schiller die verlangte Melodie für das Gedicht, „das ein ganz vortrefflicher Tafelgeſang ſei“. Entſprechend dem Grundgedanken des Liedes, daß der Sänger der freundliche Begleiter jedes Weltalters ſei, war es zuerſt „Der Sänger“ überſchrieben und hatte erſt ſpäter die heute geltende Bezeichnung erhalten.

Die vier Weltalter.

Von Friedr. von Schiller (1759—1805).

1802.

Wohl perlet im Glaſe der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäſte;
Es zeigt ſich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beſte;
Denn ohne die Leier im himmliſchen Saal
Iſt die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt;
Er hat alles geſehn, was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt;
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rat
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.

Er breitet es luſtig und glänzend aus,
Das zuſammengefaltete Leben;
Zum Tempel ſchmückt er das irdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſe gegeben;
Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker ſich jugendlich freuten;
Er hat ſich, ein fröhlicher Wandrer, geſellt
Zu allen Geſchlechtern und Zeiten.
Vier Menſchenalter hat er geſehn,
Und läßt ſie am fünften vorübergehn.

Erſt regierte Saturnus ſchlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geſchlecht,
Und brauchten für gar nichts zu ſorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrſcher, an,
Und den Mächtigen ſuchten die Schwachen.
Und der Streit zog in des Skamanders Feld;
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da ſangen die Muſen im himmliſchen Chor,
Da erhoben ſich Göttergebilde —
Das Alter der göttlichen Phantaſie,
Es iſt verſchwunden, es kehret nie!

Die Götter ſanken vom Himmelsthron,
Es ſtürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Luſt,
Und der Menſch griff denkend in ſeine Bruſt

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergeißelten ſich,
Und der eiſerne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finſter und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen keuſchen Altar
Bewahrten ſich ſtille die Muſen;
Es lebte, was edel und ſittlich war,
In der Frauen züchtigem Buſen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der ſchönen Minne und Liebestreu.

Drum ſoll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Geſang und Liebe in ſchönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendſchein.

Die Stände.

[Die Stände des Mittelalters.] Alle germaniſchen Völker heben von alters her gewiſſe Unterſchiede der Stände nachdrücklich hervor, und die geſamte mittelalterliche Rechtsbildung hat einen ſtändiſchen Charakter.

Die älteſten germaniſchen Stände beruhten nach der Vorſtellung des Volkes auf verſchiedenen göttlichen Zeugungen, ſie ſtellten gleichſam eine ſtufenweiſe Schöpfung dar. Nach der alt-nordiſchen Sage zeugte der Gott zuerſt den Stand der unfreien Knechte mit groben Gliedern, dann den Stand der freien Eigentümer mit hellerem Haar und gehobener Bildung, zuletzt den Stand der Edelinge mit leuchtendem Antlitz, reichem Beſitz, der Runenkunde und kriegeriſcher Ehre und Waffenkunſt begabt. Dieſe Urſtände galten daher als erblich; ſie wurden in der Ehe und durch die Familie fortgepflanzt. In alledem zeigte ſich noch eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Kaſten der ariſchen Indier, die auch als eine göttliche Erbordnung betrachtet wurden. Aber während die indiſchen Kaſten in ſtarrer Unveränderlichkeit verharren, wie verſchiedene Schichten von Stein, die übereinander gelagert bleiben, ſind die germaniſchen Urſtände der fruchtbaren und belebenden Einwirkung der europäiſchen Geſchichte anheimgefallen und haben infolge davon im Laufe der Jahrhunderte große Wandlungen erfahren. Die Erbſtände ſind ſo nach und nach zu Berufsſtänden umgebildet worden.

Es wurden im ſpäteren Mittelalter als Hauptſtände unterſchieden: 1. der Klerus, 2. der Adel, 3. Städtebürger, 4. die Bauern.

1. Der Klerus war nach der ſtrengen Kirchenlehre überhaupt kein Volksſtand, ſondern durch ſeine Weihe über alles Volk erhaben. Der Staat wurde als eine bloße Laienordnung gering geſchätzt; die Prieſter gehörten der heiligen Kirche an und ſollten der Macht des Staates entrückt ſein. Sie ſollten grundſätzlich frei ſein, wie von der Wehrpflicht, ſo auch von der Steuerpflicht. Sie ſollten auch dem Gerichtszwange des Staates nicht unterworfen werden, ſondern nur dem geiſtlichen Richter verantwortlich ſein. Das Staatsgeſetz ſollte für ſie keine bindende Rechtsautorität ſein. Die Prieſter waren berufen, die Laien zu führen, wie die Hirten die Schafe; aber ſie waren nicht verpflichtet, der Laienobrigkeit zu gehorchen. Für ſie galt nur das kanoniſche Recht, nicht das Landesrecht. Sie gehörten auch nicht der Nation an, die als Volk im Staate lebte. Sie ſollten überall in der chriſtlichen Welt Römer ſein. Ihr Recht und ihre Sprache waren römiſch.

Indeſſen iſt dieſe Prieſterlehre doch ſelbſt im Mittelalter niemals und nirgends in der Praxis durchgeführt worden. Ihr widerſetzten ſich ſowohl die Macht des geſchichtlichen Rechtes und der Staatsgewalt, als die eigenen Intereſſen der geiſtlichen Würdenträger. Die chriſtliche Kirche war innerhalb des alten römiſchen Weltreiches entſtanden und groß geworden. Das Reich hatte aber niemals auf ſeine Staats- und Rechtsautorität verzichtet, auch nicht zu Gunſten der chriſtlichen Prieſter. Auch in der Zeit des fränkiſch-römiſchen Kaiſertums hielten die Frankenkönige noch die Prieſter in der Unterordnung unter das Staatsgeſetz und das weltliche Gericht und geſtatteten ihnen höchſtens in der Form von Privilegien aus königlicher Macht manche Immunitäten [Freiheiten]. Nur langſam, in verſchiedenen Ländern und Gegenden bald in engerem Umfange, mit mehr oder minder Energie, breitete ſich das Wachstum der kirchlichen Immunitäten aus. Zuweilen ſtieß dieſes Streben auf harten Widerſtand, den es nicht überwinden konnte. Das Selbſtgefühl des Laien regte ſich doch ebenfalls, und das herkömmliche Reichs- und Landesrecht wurde von den weltlichen Richtern und Schöffen nicht ſelten den Prieſtern zum Trotz gehandhabt.

Ueberdem verzichtete der Klerus nicht auf weltlichen Beſitz. Die Biſchöfe, die Aebte der Klöſter, die Pröbſte der Chorherren hatten auch Gutsherrſchaften erworben, auf denen weltliche Bauernfamilien als Hofhörige und Unterthanen lebten. Dieſen Laien gegenüber konnte der Landesfürſt doch unmöglich auf die Landesſteuern und die Wehrpflicht verzichten. Den vornehmſten Geiſtlichen genügte die Grundherrſchaft nicht. Die Biſchöfe ſtrebten in einem Gebiete weit um ihre Reſidenz her ſelber nach Landesherrſchaft, und es gelang ihnen, vorzüglich in Deutſchland, Landesfürſten zu werden. Dadurch aber waren ſie ſelber nun mit den Intereſſen der Laien und des Staates, aufs engſte verbunden. Sie konnten ſich nicht von dem Lande trennen, das ſie regieren wollten.

So kam es, daß trotz jener weltverachtenden Lehrmeinung der Klerus einen Anteil erhielt an den Reichsſtänden und den Landſtänden und dadurch zu einem anerkannten Volksſtande wurde.

Dieſe mittelalterliche Bildung iſt in den letzten Jahrhunderten verfallen und zuletzt untergegangen. Der heutige Klerus ſteht nicht mehr außerhalb, ſondern innerhalb des Staates und iſt genötigt, dem gemeinſamen Reichs- und Landesrechte zu gehorchen. Seine Immunitäten ſind entkräftet und verſchollen. Die Rechtspflege des Staates zieht auch die Geiſtlichen vor ihr Gericht; der Prieſter, der ein Verbrechen verübt, iſt nicht mehr ſtraflos, und der Prieſter, der Schulden macht, muß ſeinem Gläubiger Zahlung leiſten wie jeder andere.

Die Umwandlung erklärt ſich hauptſächlich aus folgenden Gründen:

a) Die veränderten Bildungszuſtände. Die Geiſtlichen ragen nicht mehr, wie im Mittelalter, durch ihre Geiſtesbildung über die Laien empor.

b) Der ſtarke Anſtoß der Kirchenreformation, welche in einem großen Teile von Europa die Klöſter aufhob, die Bistümer beſeitigte, die Geiſtlichkeit der weltlichen Obrigkeit unterordnete.

c) Das neu erwachte Staats- und Rechtsbewußtſein auch in den katholiſch gebliebenen Ländern, welches nicht geſtattet, daß irgend eine Klaſſe der Bevölkerung die Staatshoheit beſtreite und das allgemein notwendig erkannte Recht willkürlich mißachte.

d) Die in unſerm Jahrhunderte vollzogene Säkulariſierung aller geiſtlichen Fürſtentümer, zuletzt des päpſtlichen Kirchenſtaates.

2. Der Adel. Bei allen Völkern der großen ariſchen Völkerfamilie, unter den Indiern und Perſern in Aſien, wie unter den Hellenen, Römern, Germanen und Slaven in Europa zeigt ſich von alters her die Neigung, einen ariſtokratiſchen Stand hervor zu bringen und als Adel erblich und familienmäßig zu befeſtigen. Die gemeinſamen alten Kennzeichen waren: der Volksglaube, daß eine Anzahl edler Geſchlechter vorzugsweiſe von den Göttern ſtamme, und in näherer Beziehung zu den Göttern ſtehe, das Vertrauen auf die Wirkung des Blutes, welches von angeſehenen Ahnen auf die Nachkommen vererbt wurde, und auf den Einfluß edler Erziehung an dem Hofe der Mächtigen, die kriegeriſche Ausbildung und Tüchtigkeit der edeln Führer und Vorkämpfer auf den Streitwagen und zu Pferde, reichere Ausſtattung derſelben mit großen Gütern und Domänen, auf denen zahlreiche hörige Familien die Aecker bebauten, die Kühe melkten und das Hausvieh züchteten, und infolge davon die Herrſchaft über ein zahlreiches Geſinde, das leuchtende Anſehen auch unter den Freien und der Anſchluß der jungen Krieger an den edeln Führer und Gefolgsherrn, die Kunde der Schrift und des Rechtes und die Uebung in den öffentlichen Geſchäften. So wurde der Adel zu einem Stande ſozialer und politiſcher Auszeichnung, der die übrige Menge der Gemeinfreien, den Demos, überragte, und ſich bei manchen Völkern von dieſem ſonderte.

Das Mittelalter war der Ariſtokratie überaus günſtig. Im Mittelalter entfaltete ſich die Einrichtung des Adels in üppiger Farbenpracht glänzend; freilich in verſchiedenen Formen unter den verſchiedenen Völkern: anders in Frankreich und in England, anders in Deutſchland und in Italien.

Aber überall zeigt ſich ein Gegenſatz zwiſchen dem mächtigeren und vornehmeren Herrenſtande, der urſprünglich allein als Adel (nobilitas) galt, und der Ritterſchaft, welche in Unterordnung unter die Herren als Vaſallen und Dienſtleute lebte, nach unten hin aber wieder Gerichtsherrſchaft übte.

A. Der hohe deutſche Reichsadel der ſogenanten Semperfreien (Sendbarfreien, Hochfreien) der deutſche Herrenſtand, hatte ſogar mit großem Erfolge die Herrſchaft über ganze Länder angeſtrebt. Es gelang den mächtigſten Herrenfamilien, den ſogenannten Dynaſtien, die herzogliche Kriegsgewalt erblich zu erwerben und dadurch das nationale Fürſtenamt zu dynaſtiſchem Fürſtenrecht umzubilden. Andere Dynaſtien wußten wenigſtens die Richterwürde eines Gaugrafen auf die Dauer ſich anzueignen und ſo in die Landgrafſchaft und Landesherrſchaft zu erweitern. Selbſt weniger mächtigen Geſchlechtern glückte es, für ihre großen Güter und Herrſchaften eine ſelbſtändige hohe Gerichtsbarkeit zu erwerben und wiederum eine Landeshoheit zu begründen. Im 13. Jahrhundert iſt dieſe Umbildung vollzogen, zum Schaden der nationalen Einheit und der deutſchen Königsmacht. Auf den Reichstagen führen dieſe Landesherren die entſcheidenden Stimmen. Landeshoheit und Reichsſtandſchaft ſind die beiden höchſten politiſchen Merkmale des deutſchen Herrenſtandes. Dieſe deutſchen Dynaſtien blieben in ſich abgeſchloſſen. Sie legten einen Wert auf die Reinhaltung ihres Blutes, wenn gleich zuweilen doch ein fürſtlicher Herr eine nicht-ebenbürtige Gemahlin freite, und der König den Mangel des gleichen Standes durch Standeserhebung aufhob, und auch einzelne Geſchlechter dieſe enge Abſchließung als unhaltbar und zweckwidrig auflöſten.

Früher als in Deutſchland hatte in Frankreich der hohe Adel der Seigneurs in ihren Gebieten eine „ſouveräne“ und erbliche Gewalt den ſchwachen Königen abgerungen. Auch da war die urſprüngliche Befugnis des königlichen Gerichtsamtes zu dynaſtiſcher Herrſchaft erweitert worden. Ein feudaler Herrenadel hatte ſich in die fränkiſchen Provinzen geteilt und die Königsmacht auf die Isle de France zurückgedrängt. Aber geſtützt auf die Städte und das franzöſiſche Nationalgefühl erneuerten die Könige den Kampf mit den hochmütigen Seigneurs. Ludwig XI. demütigte den mächtigen Herzog von Burgund, der ſchon eine neue Königskrone zu ſchmieden und ſich auf das Haupt zu ſetzen verſucht hatte. Der Kardinal Richelieu vollendete den Sieg der Staatseinheit und des abſoluten Königtums und nötigte den hohen Adel des Reiches ſich mit einer bloßen privilegierten Ehrenſtellung als ohnmächtiger, den Herrſchern huldigender Hofadel zu begnügen. Nicht einmal die parlamentariſchen Rechte eines hohen Rates des Reiches vermochte dieſer Adel der Pairs de France wirkſam zu behaupten.

Nicht ſo heftigen Schwankungen war der engliſche hohe Adel der Lords ausgeſetzt. Er hatte es niemals zur eigentlichen Landesherrſchaft gebracht, er blieb vielmehr ſtets den Königen unterthan, in deren Rat er einen beſtimmenden Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten übte. Dagegen hatte er in dem Parlamente, insbeſondere ſeitdem der Große Rat des Reiches in ein Oberhaus und ein Unterhaus geteilt ward, in dem Oberhauſe, eine feſtbegründete erbliche Stellung erworben, in welcher ihm die Mitwirkung bei allen Reichsgeſetzen und das Gericht über die Amtsführung der königlichen Miniſter zukam. Der engliſche hohe Adel war daher vorzugsweiſe Parlamentsadel und als ſolcher alle Zeit national geſinnt. Deshalb hat er allein ſein Leben bis in die heutige Zeit bewahrt.

Wieder anders war das Schickſal der großen Magnatenhäuſer Italiens. Italien hatte im Mittelalter keine gemeinſame Reichsverfaſſung. In das ſchöne Land hatten ſich der Papſt, eine Anzahl weltlicher Fürſten und manche blühende Städterepubliken geteilt. Daher konnte es keine Reichsſtandſchaft geben und keine Pairswürde ſich erheben. Einigen mächtigen Familien war es geglückt, die erbliche Würde als Staatshäupter ſich anzueignen und feſtzuhalten und dadurch zu ſouveränen Häuſern zu werden. Aber ſelbſt dieſe Dynaſtien hatten nur ausnahmsweiſe feſte Wurzeln in den alten Standesverhältniſſen der Nation. Ein Teil derſelben war vom Auslande her gekommen; ein anderer Teil war auf den ungebahnten und gefährlichen Wegen der Uſurpation [gewaltſamen Beſitzergreifung] auf den Gipfel geſtiegen. Nur wenige Herrſchergeſchlechter hatten, geſtützt auf das urſprüngliche Herzogs- und Grafenamt, ihre Macht zum Landesfürſtentum und ſogar zum Königtum erweitert. Viele große Familien ſtarben aus, nicht ſelten auch durch Dolch und Gift der Rivalen beſeitigt. Eine Anzahl erhielt ſich im Dienſte des Papſttums und wurde von dem Glanze der dreifachen Krone beleuchtet. Es gab daher in Italien überhaupt keinen eigentlichen Stand des hohen Adels, aber es gab königliche, herzogliche, fürſtliche Dynaſtien und unter ihnen eine ziemliche Anzahl von Titularfürſten, welche die Höfe umgaben.

In den letzten Jahrhunderten iſt die Inſtitution des deutſchen Herrenadels teils dem inneren Verfall ausgeſetzt, teils von großen Wandlungen umgebildet worden. Eine Anzahl der mächtigſten Geſchlechter hat ſich zu ſouveränen Dynaſtien aufgeſchwungen. Eine größere Anzahl anderer Geſchlechter des hohen Reichsadels hat mit dem Untergange des alten Reiches (1803 bis 1806) ihre Reichsſtandſchaft und überdem ihre Landeshoheit verloren und iſt mit ihren Beſitzungen den einzelnen deutſchen Staaten einverleibt („mediatiſiert“) worden. Das neue deutſche Reich hat die Inſtitution nicht erneuert.

B. Der ritterſchaftliche, ſogenannte niedere Adel iſt während des Mittelalters aus ganz verſchiedenen Elementen, in denen irgend eine Auszeichnung einzelner Familien vor der Menge ſich bemerkbar machte, allmählich erhoben worden. Die Hauptgründe der Erhebung waren:

a) Das Schöffenamt, welches mit der Zeit wieder erblich wurde in den Schöffenfamilien und in dem größeren Grundeigentum eine feſte Ausſtattung bewahrte. Die „ſchöffenbaren“ Familien wurden ſo einflußreich in dem Bezirke; denn die Schöffen ſchützten das Grundeigentum und ſtraften den Friedensbrecher an Leib und Leben.

b) Der ehrenvolle und kunſtgeübte Ritterdienſt. Die Stärke des mittelalterlichen Heeres beruhte vornehmlich auf der ſtolzen Reiterei. Sie hatte durchaus einen ariſtokratiſchen Charakter. Der einzelne Ritter war durch das Lehensrecht ſeinem Lehensherrn als Vaſall zu bemeſſener Treue und Kriegsfolge verbunden, und dafür hatte er einen erblichen, dem Grundeigentume nahe verwandten Lehensbeſitz und Genuß an einem Rittergut. Als Knabe wurde er ſchon in der Waffenkunſt erzogen und lernte er die höfiſche Sitte kennen. Als junger Mann („Junker“) folgte er im Auftrage des Vaters oder aus eigener Luſt mutig der Fahne des Herrn; als Lehensbeſitzer und Vaſall zog er demſelben mit ſeinem Troß von Knechten zur Fehde zu. Der Ritterdienſt erhöhte die Mannesehre, und ſogar die Abſtammung von ritterlichen Eltern, die Ritterbürtigkeit, gab zwar keine feſten Rechte, aber doch die Anlage zu Rechten und erhöhte das Anſehen.

c) Der Hofdienſt an den Höfen der Fürſten, der Biſchöfe der Grafen und der Aebte und ſelbſt der freien Herren wirkte ebenfalls auszeichnend auf die Lebensſtellung der Dienſtleute, Miniſterialen. Anfänglich waren dieſelben ſtändiſch von den Rittern ſcharf geſchieden. Zwiſchen den Rittern, die ſtolz waren auf ihre freie Geburt und ihr Lehensrecht, und den Dienſtleuten, deren größte Zahl von urſprünglich höriger Abkunft und dem Hofrecht unterworfen war, gähnte lange Zeit eine tiefe Kluft, über die es keine Brücke gab. Freie Ritter und unfreie Dienſtleute hatten anfangs keine Ebenburt und keine Ehegenoſſenſchaft mit einander. Aber die Dienſtleute, welche Hofämter bekleideten, erlernten die Hofſitte und erhielten die ſchmuckvolle Hoftracht, ſie gewannen Einfluß am Hofe und wurden reich. Ihre Hofgüter ſtanden den Rittergütern kaum nach, und ihr Recht daran wurde ebenſo erblich, wie das der Vaſallen. So näherten ſich die beiden Klaſſen, ſchloßen Ehen unter einander und miſchten ſich vielfältig.

d) Die vollfreien und ratsfähigen Geſchlechter der Städte, die ſogenannten Patrizier, durften ſich den Rittern und Dienſtleuten des Landes wohl als gleiche an die Seite ſtellen.

So entſtand und erweiterte ſich im Mittelalter der Stand des ritterſchaftlichen Adels und ſchob ſich zwiſchen den Stand der Herren und den ſchlichten Bürgerſtand hinein. In der Zeit vom 13. bis tief in das 16. Jahrhundert hinein hatte dieſer Stand in der mittelalterlichen Verfaſſung eine mächtige Stellung. Er beſaß auf ſeinen Gütern überall die grundherrliche Gerichtsbarkeit und in dieſer auch eine ortspolizeiliche Gewalt. Meiſtens war auch die mittlere Vogteigerichtsbarkeit erblich in ſeinen Händen. Nur das höchſte Gericht hatte ſich der Herrenſtand vorbehalten. In den Städten waren meiſtens die Räte aus Patriziern beſetzt oder doch dieſen ein hervorragender Anteil an der ſtädtiſchen Regierung geſichert.

In den einzelnen Ländern erwarb die Ritterſchaft überdem eine Vertretung auf den Landtagen, die Landſtandſchaft, in Frankreich auch als zweiter Stand in den Generalſtänden des Königreichs, in England in Verbindung mit den Vertretern der Städte als Beſtandteil des Unterhauſes. Aber im deutſchen Reiche verſchloſſen die Fürſten den Rittern den Zutritt zu den Reichstagen. Auch die Reichsritterſchaft, die nur aus unmittelbaren Kronvaſallen des deutſchen Königs beſtand, erreichte niemals die Reichsſtandſchaft.

In den Lehenshöfen der Herren erſchienen die Ritter als Gerichtsſchöffen; das ganze Lehensrecht war ihrem Schutze anvertraut. In den Territorialregierungen waren ebenſo die fürſtlichen Räte, welche die öffentlichen Geſchäfte beſorgten, während Jahrhunderten ausſchließlich, ſpäter doch zu gutem Teile aus dieſem Stande ernannt. Die Reichsritterſchaft übte in ihren Gebieten ſogar hoheitliche Rechte aus, ganz nahe der Landesherrſchaft.

Aber ſeit dem 16. Jahrhundert vertrocknen allmählich die Säfte, welche das Wachstum des Ritterſtandes nährten, und dieſes geht unaufhaltſam der Auflöſung zu. Es zeigt ſich das vorzüglich in folgenden Erſcheinungen:

a) Die völlige Umgeſtaltung des Kriegsweſens und der Heeresverfaſſung. Die ritterliche Kampfweiſe wurde durch die Einführung der Feuerwaffen unbrauchbar; die Infanterie, die Artillerie, die Genietruppen bekamen das Uebergewicht; die Wehrpflicht verlor ihren ariſtokratiſchen Charakter und wurde auf die geſamte Mannſchaft aller Volksklaſſen ausgedehnt. Von der früheren ausſchließlichen Waffenluſt der Ritterſchaft erhielten ſich nur die Vorliebe vieler Adeligen für den Militärdienſt als Berufsoffiziere, aber ohne die anderen Klaſſen auszuſchließen, und eine gewiſſe Neigung, vorzugsweiſe in der Kavallerie ihre Dienſtpflicht zu leiſten.

b) Der Untergang der Lehensverfaſſung und ihr Erſatz durch die allgemeine Staatsverfaſſung im Zuſammenhang mit der Erſtarkung des Lehensbeſitzes zu vollem Grundeigentume und der Beſeitigung des Lehensrechtes durch das allgemeine Landrecht.

c) Die Ausbreitung der Bildung über alle bürgerlichen Klaſſen, im Gegenſatze zu der früheren höfiſchen Sitte, und die ſteigende Bedeutung des beweglichen Vermögens im Gegenſatz zu dem ariſtokratiſchen Grundeigentum.

d) Die Ablöſung des Staatsdienſtes von der Gebundenheit an beſtimmte Familien und Güter; die Auswahl der Staatsbeamten aus allen, welche ſich durch ihren Fleiß eine höhere Bildung für die Aufgabe des öffentlichen Dienſtes angeeignet hatten.

e) Der Untergang der landſtändiſchen Verfaſſung und die neue Macht der abſoluten Monarchie auf dem ganzen Kontinente, die den Adel demütigte.

f) Die Beſeitigung der Patrimonialgerichte und aller erblichen Vogteigerichte und ihr Erſatz durch rechtsgelehrte Staatsrichter, ohne Rückſicht auf mittelalterliche Geburtsſtände.

g) Für Deutſchland kam hinzu zur Zeit der Auflöſung des alten Reiches die Einverleibung der reichsritterſchaftlichen Gebiete in die ſouveränen deutſchen Staaten im Jahre 1806 und die Aufhebung der ritterſchaftlichen Vorrechte beſonders ſeit 1848.

Heute noch iſt der Grundadel eine ſoziale Ariſtokratie, aber er herrſcht nicht mehr und hat keine reichsſtändiſche Macht. Er wird überdem mit anderen Elementen angeſehener Grundbeſitzer gemiſcht. Der übrige bloße Titularadel ſteht mit den höher gebildeten Bürgern auf derſelben Stufe der Geſellſchaft.

3. Der Bürgerſtand iſt ſpäter als die Ritterſchaft, aber noch im Mittelalter zu einem Volksſtande geworden. Dieſer Stand ſchloß ſich an die Städte an, in denen ſich Elemente verſchiedener älterer Stände, Ritter, Dienſtleute, freie Grundeigentümer, hörige Leute zuſammen fanden und ſchließlich genoſſenſchaftlich verbanden. Die gemeinſame Stadt einigte die mancherlei Stände durch dasſelbe Intereſſe an der Sicherheit, der Ehre, der Wohlfahrt der Stadt. So ſchloßen

ſich Ritter, Dienſtleute und freie Vollbürger an einander an und beſetzten gemeinſchaftlich die Schöffengerichte und die Rechte der Stadt. Dann erweiterte ſich die Bürgerſchaft und nahm die Kaufleute in ſich auf, auch wenn ſie nicht Grundeigentümer waren; der ſtädtiſche Handel machte die Kaufleute wohlhabend und reich und er bedurfte des ſtädtiſchen Schutzes gegen die Raubluſt der oft vornehmen Wegelagerer. Zuletzt trat auch als ein weiterer Ring die Menge der Handwerksmeiſter in ihren Innungen und Zünften zu dem älteren Kerne der Bürgerſchaft hinzu. Auch ſie ſtritten für die Stadt und ſteuerten für die Stadt. Es war billig, auch ihnen einen Anteil an dem ſtädtiſchen Regimente zu geben.

Dieſe Städtebürger waren nicht mehr, wie der Klerus und der Adel, eine bevorrechtete Ariſtokratie. Sie waren ein echter Regel- und Volksſtand. Von den Landbauern unterſchieden ſie ſich hauptſächlich durch die ſtädtiſche Lebensweiſe, Induſtrie, Bildung, Geſelligkeit. Die Städte vorzüglich gewährten die Freiheit und breiteten ſie aus auch über die hörigen Leute, welche die Luft der Stadt atmeten. Sie hielten zugleich mit dieſer Freiheit auch die Gleichheit hoch, und das Stadtrecht war dasſelbe für alle Bewohner. Inſofern wurden die Städte auch ein Vorbild für den modernen Staat, und das Stadtbürgerrecht gab den Anſtoß zu dem ſpäteren Staatsbürgerrecht.

Auch in den Reichs- und den Landſtänden fanden nun die Städte eine Vertretung. Die Fürſten bedurften ihrer Hilfe mit Steuern und Mannſchaft und gewährten ihnen dafür Sitz und Stimme in den Reichs- und den Landtagen. Manche Stadt wurde ſo mächtig, daß ſie für ſich ſelber königliche Rechte (Regalien) erwarb und ein Landesgebiet um ſich her ankaufte oder eroberte, über welches die ſtädtiſche Republik fürſtliche Landeshoheit ausübte.

Indeſſen auch das hat ſich zu Ende des Mittelalters geändert. So groß und reich die Städte auch ſein mochten, ſie konnten ſich doch nur ganz ausnahmsweiſe als ſelbſtändige Staaten behaupten. Der moderne Staat verlangt eine breitere Grundlage. Volk und Land ſind weitere Begriffe als Bürgerſchaft und Stadtgemeinde.

In der modernen Volksvertretung giebt es auch keine abgeſonderten Städtebänke mehr. Die heutige Staatsverfaſſung unterſcheidet entweder überhaupt nicht die verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung oder, wo ſie es thut, miſcht ſie doch Städter und Landbewohner und durchſchneidet hinwieder die beiden Maſſen nach Rückſichten des Alters und des Vermögens. Die Bildung iſt heute, ſo wenig als die Induſtrie, durch die Stadtgrenze eingeengt. Die Fabrikation verzweigt ſich auf das Land. Auch Städter beſitzen oft Landgüter, und Grundbeſitzer der Landſchaft leben zeitweiſe in der Stadt. So ſind Stadt und Land mehr als früher in einander verflochten.

4. In einer gedrückten, politiſch unfreien Lage befand ſich im großen und ganzen der vierte Stand im Mittelalter, der ſogenannte Bauernſtand.

Auch der Bauernſtand iſt, wie der niedere Adel, aus zwei urſprünglich verſchiedenen Maſſen nach und nach zuſammen gewachſen. Den einen Beſtandteil machten die alten freien Familien der kleineren Grundeigentümer aus, welche ihre Aecker ſelber pflügten. Dieſe altfreien Bauern waren größtenteils genötigt, ihre Güter den benachbarten Klöſtern oder Grundherren abzugeben, und empfingen dieſelben dann wieder zu hofrechtlichem Erbe aus der Hand des Herrn. Andere behielten zwar ihr Eigentum, aber konnten es nicht hindern, daß der adelige Vogteiherr eine erbliche Gerichtshoheit über dasſelbe ſich aneignete, und ſie mußten ſich die Belaſtung mit Zehnten, Zinſen und ſogar mit Frohnden meiſtens gefallen laſſen. Sie verloren die Waffenfähigkeit und das Waffenrecht, ſeitdem die Ritterſchaft vornehmlich den Schutz des Landes übernahm und ihre Fehden durchfocht. So näherten ſie ſich allmählich den hörigen Bauernfamilien, welche umgekehrt nach und nach ein feſtes Erbrecht an den Hofgütern erlangten, die ihnen der Grundherr zur Wirtſchaft gegen Zehnten, Zinſen und Frohnden verliehen hatten, und auch in den Hofgerichten ihr Recht ſelber ſchützen lernten. Manche Beſchränkung der alten Unfreiheit fiel mit der Zeit weg; die Ehegenoſſenſchaft wurde erweitert, der freie Wegzug aus dem Dorfe geſtattet, das Herrenrecht auf Beſthaupt, Eheſteuer, Grundlaſten enger begrenzt.

So floßen die beiden Ströme endlich zuſammen zu dem weſentlich gleichartigen Bauernſtande, deſſen Rechtsverhältniſſe wohl hier und da noch die Spuren der früheren Gegenſätze offenbarten, aber in der Hauptſache doch denſelben Charakter der Unterordnung unter die Herrſchaft, der Belaſtung mit Reallaſten und einer Gemeindeverfaſſung hatten, welche den angeſeſſenen Bauern einen Einfluß auf die Handhabung des Bauernrechtes ſicherte.

[Die modernen Klaſſen.] Die mittelalterlichen Stände ſind überall entweder gänzlich aufgelöſt oder in der Auflöſung begriffen. Der moderne Staat iſt nicht mehr eine Ständeordnung, das heutige Recht nicht mehr nach Ständen geſchieden. Die Einheit des Volkes und des Staates und die Gemeinſchaft des Rechtes ertragen nicht mehr die Spaltung nach Ständen und den fortgeſetzten Kampf der ſtändiſchen Sonderintereſſen.

Aber auf der anderen Seite haben uns auch die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und die Erfahrungen in anderen Ländern darüber belehrt, daß die bloße Fuſion [Vermiſchung] aller Stände zu einer Geſellſchaft nicht ausreicht, um den heutigen Staat zu erklären. Innerhalb der Geſellſchaft machen ſich wichtige Gegenſätze geltend, welche eine dauernde politiſche Bedeutung haben und je nach den Umſtänden daher auch in der Verfaſſung berückſichtigt werden müſſen. Die modernen Klaſſen unterſcheiden ſich von den mittelalterlichen Ständen hauptſächlich dadurch, daß ſie die Einheit des Volkes und Staates rückhaltslos anerkennen und kein beſonderes Klaſſenrecht begehren. Sie ſind überdem ſtetem Wechſel ausgeſetzt und nicht ſtreng abgeſchloſſen und ſie durchſchneiden oft die alten Stände.

Alle Verſuche, die heutigen Klaſſen in einzelne Unterabteilungen zu ſondern, ſind an dem Widerwillen der heutigen Welt, welche die Gleichheit verehrt und an der unendlichen Mannigfaltigkeit der Berufe, welche tauſendfach in einander greifen, geſcheitert.

Dennoch laſſen ſich im großen vier Klaſſen unterſcheiden:

1. Die regierende Klaſſe, Fürſten und Beamte mit obrigkeitlicher Gewalt. Ihre Stellung überragt alle anderen Klaſſen durch die Staatsmacht, die in ihren Händen iſt.

2. Die ariſtokratiſche Klaſſe, welche als ſolche nicht mehr wie im Mittelalter herrſcht, aber zwiſchen der regierenden Klaſſe und den Volksklaſſen eine ſelbſtändige und ausgezeichnete politiſche Stellung zu behaupten vermag.

Es gehören hieher nur noch ſolche Perſonen und Familien, welche ein feſt begründetes Anſehen in weiten Kreiſen haben, ſei es infolge ihrer geſchichtlichen Bedeutung (deutſche Standesherren, große Grundherren), oder kraft ihrer Sitze in den ariſtokratiſchen Oberhäuſern (Lords und Pairs), oder die wegen großer militäriſcher und politiſcher Verdienſte oder mit Rückſicht auf ihre idealen (wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen) Werke ſo ausgezeichnet worden ſind, daß ſie für ſich eine Autorität haben. Es gehört aber nicht mehr hieher die große Maſſe des niederen Titularadels.

3. Der ſogenannte dritte Stand, d. h. die Klaſſe der höhergebildeten und einem idealen Berufe lebenden oder ſelbſtändig wirtſchaftenden Staatsbürger. Dieſe Klaſſe umfaßt die wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Notabeln in der Regel, Profeſſoren und Doktoren, Aerzte und Ingenieure, Dichter und Architekten, Advokaten, Künſtler und Geiſtliche, und die ganze große Zahl von Staatsdienern, die nicht der erſten Klaſſe angehören. Es gehören zu ihr aber auch die größeren Gutsbeſitzer, wenn ſie nicht zu der höheren Ariſtokratie zu zählen ſind, gleichviel ob ſie einen adeligen oder einen bürgerlichen Namen führen, die Großhändler und Fabrikanten, ſelbſt künſtleriſch gebildete Handwerker, endlich die Kapitaliſten.

In den verſchiedenen Ländern werden die Grenzen bald enger, bald weiter gezogen. Die engliſche Gentry hat einen ariſtokratiſcheren Ausdruck, als die franzöſiſche gute Geſellſchaft und die deutſchen Kreiſe der Gebildeten. Es läßt ſich überdem keine feſte Grenze abſtecken. Im einzelnen entſtehen Zweifel; und zuweilen drängen ſich Unberufene herein, oder werden Berufene hinaus gedrängt. Aber im großen iſt dennoch dieſe Klaſſe wohl zu unterſcheiden ſowohl von der Ariſtokratie, als von den weniger gebildeten und mit weniger Muße begabten großen Volksklaſſen.

4. Die großen Volksklaſſen werden zuweilen auch unter dem Namen des vierten Standes zuſammen gefaßt. Sie gehören inſofern zuſammen, als ſie ſämtlich gleichen Anteil haben an den ſtaatsbürgerlichen Rechten, aber weder eine ausgezeichnete Lebensſtellung behaupten, wie die Ariſtokratie, noch die höhere Bildung und freie Muße beſitzen, um gleich den Genoſſen des „dritten Standes“ an der Staatsverwaltung und Selbſtverwaltung einen hervorragenden Anteil zu nehmen. Dieſe großen Volksklaſſen ſind die Grundlage des modernen Staates. Für ſie zu ſorgen iſt die Hauptpflicht der regierenden Klaſſe. Die Ariſtokratie und die gebildeten Mittelklaſſen wiſſen für ſich ſelber zu ſorgen; die Volksklaſſen ſind genötigt, weil ihnen die Fähigkeit und die Muße fehlen, die Befriedigung ihrer gemeinſamen Intereſſen von anderen zu erwarten. Dieſelben Volksklaſſen ſind aber auch die kräftigſte Stütze der Staatsmacht und der Regierung. Die Heeresmacht des modernen Staates hat in dieſen Klaſſen ihre breite Grundlage, und alle anderen Klaſſen leiten aus dieſem reichen Borne der Volkskräfte ſtets neue Zuflüſſe her. Die Geſundheit des modernen Volksſtaates iſt daher vorzüglich von der Geſundheit dieſer Volksklaſſen bedingt. Wir rechnen hieher:

1. alle bäuerlichen und landwirtſchaftlichen Berufsklaſſen, mit Ausnahme derer, welche in eine der höheren Klaſſen aufgeſtiegen ſind; 2. die Maſſe der Handwerker in den Städten oder auf dem Lande, die Meiſter und Geſellen, die kleinen Kaufleute und Krämer; 3. die Angeſtellten und niederen Diener des Staates, der Gemeinden und der Geſellſchaft, die Schreiber und Kopiſten und die Polizeiwachen, Gerichtsdiener u. ſ. f.; 4. die Arbeiter in den Fabriken und die Taglöhner der größeren Ortſchaften; 5. die Dienſtboten. (Dr. J. C Bluntſchli, „Deutſche Staatslehre“.)

Wappenkunde (Heraldik).

Von Julius Näher.

Wappen ſind „bleibende, erbliche, nach beſtimmten Regeln feſtgeſtellte Abzeichen einer Perſon, Familie oder Körperſchaft“. — Ueber die Zeit der Entſtehung der Wappen haben wir nur Vermutungen. Da die älteſten Siegel mit Wappenſchildern, nämlich die des Herzogs Berthold von Zähringen vom Jahr 1157, des Grafen Arnold von Lenzburg vom Jahr 1159, des Grafen Rudolf von Ramsberg vom Jahr 1165, und da Wappen des Grafen Emich von Leiningen von demſelben Jahre bekannt ſind, ſo kann für die Einführung der Wappen auf Siegeln mindeſtens die Mitte des 12ten Jahrhunderts angenommen werden. Damit iſt aber nicht bewieſen, daß der Urſprung der Wappenſchilder nicht in einer früheren Zeit geſucht werden darf. Auf dem Helm, welcher ſich ganz beſonders für künſtliche Abzeichen eignet, trugen die Heerführer und Gaugrafen wohl ſchon in den früheſten Zeiten Kronen, mit Federn, Hörnern und Tierköpfen geſchmückt, welche ſie unter den Kämpfenden auszeichneten. Bei der kaiſerlichen Heeresfolge mußten ſich ebenſo die einzelnen Ritter durch beſondere Abzeichen von einander unterſcheiden. In alter Zeit trugen wohl auch ſchon die Tücher der Flaggen Figuren in Farben.

Als zur Zeit des erſten Kreuzzuges (1096) von allen Landesteilen die Ritter mit ihren Reiſigen herbeiſtrömten und ſich um den Heerführer ſammelten, dürften ſich zuerſt dieſe beſonderen Abzeichen als eine Notwendigkeit herausgeſtellt haben. Hiezu eignete ſich bei der durchaus gleichmäßigen Bewaffnung und Kleidung der Ritter am beſten der Schild, der am leichteſten mit den figürlichen Darſtellungen verſehen werden konnte, welche ein jeder Ritter nach ſeinem Gutdünken wählte. Manche können auch auf beſondere Familienüberlieferungen zurückgeführt werden. In den Schildern der mächtigſten Herzöge und Gaugrafen erſcheinen vorzugsweiſe die Könige der Tierwelt, der Löwe und der Adler, ſodann die Leoparden, Bären, Eber, Hirſche u. ſ. w.; von den Vögeln außer den Adlern die Kraniche, Schwäne, Falken und Eulen.

Den ſchwarzen Adler im goldenen Schild der Hohenſtaufen ſehen wir als Wappen mancher Reichsſtädte im alten Schwaben. Derſelbe wurde ſodann auch für alle Zeiten im Wappen des Deutſchen Reiches beibehalten. Erſt im 17ten Jahrhundert nahm er die doppelköpfige Geſtalt an. Der neue deutſche Reichswappen zeigt wieder die einfache mittelalterliche Geſtalt dieſes Königs der Vögel. (Siehe Bild 10.)

Die Farben der Wappen: Bei den älteren ſind es nur zwei und zwar:

1. Die Grundfarbe des Schildes, meiſt die Metallfarben ſilber (weiß) und gold (gelb)[1] und

2. die Farbe der Figur.

Je einfacher der Wappen einer adeligen Familie, deſto eher kann man auf ein hohes Alter ſchließen.

Wir erwähnen dabei, daß die Farben einer Gaugrafſchaft auch für die Wahl der Farben bei den ritterſchaftlichen Wappen ausſchlaggebend waren. So ſehen wir in Schwaben bei den älteren Wappen die Farben ſchwarz und gelb vorherrſchend, was auf den hohenſtaufen'ſchen Herzogsſchild zurückzuführen iſt.

Im Elſaß und in der Schweiz erſcheint mehr rot, weiß und gelb in den Wappenſchildern des Uradels, ebenſo zeichnet ſich hier auch vielfach der von rechts nach links gehende Schrägbalken aus.

Blau und weiß ſind die Farben des Bistums Speyer; am früheſten kommen dieſelben im Wappenſchild der Grafen von Leiningen vor, die als die älteſten Gaugrafen jener Gegend bei der Wahl der Farben ausſchlaggebend wurden.

In Sachſen iſt grün und weiß, in Heſſen rot und weiß, in Preußen ſchwarz und weiß vorherrſchend.

In Burgund führen viele Stammwappen des Uradels die Pilgermuſcheln, welche auf die Zeit der Kreuzzüge zurückgeführt werden müſſen.

Ebenſo mag die Roſe in den Wappen mancher Geſchlechter, wie in denen der Grafen von Eberſtein und der Freiherrn von Müllenheim, Beziehung zur ſogenannten Roſe von Jericho haben und von den Kreuzzügen ſtammen.

Das Kreuz finden wir vorzugsweiſe in den Wappen der Biſchöfe, als das Sinnbild der chriſtlichen Aufgabe dieſer Prälaten.

Wenn das Wappentier oder die Figur im Wappen auf den Namen der Herrſchaft hinweiſt, wie bei Eberſtein, Henneberg, Kranichſtein ꝛc., ſo heißen dieſe Wappen redende Wappen.

Die Hauptbeſtandteile eines Wappens ſind:

1. Der Schild mit den darin befindlichen Figuren,
2. der Helm mit dem Kleinod,
3. die Helmzier,
4. Der Mantel.

1. Der Schild iſt der wichtigſte Teil eines Wappens. Auf ihm kamen zuerſt die von einem Ritter als Familienoberhaupt gewählten Abzeichen (Figuren) zum Ausdruck. Die Schildform bedingt den Stil der übrigen Teile eines Wappens. In der Anfangszeit, als die Wappen aufkamen, herrſchte der romaniſche Stil, wir finden daher in dieſer Zeit, wie auch noch in der frühgotiſchen für die Wappenſchilde die oben geradlinige, nach unten ſpitz zulaufende dreieckige Form. (Siehe Bild 1 und 2.)

In der ſpätgotiſchen, d. h. in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, kamen die breiteren, oben ſanft gebogenen und unten halbrunden, geſchweiften oder auch mit Ausſchnitten verſehenen Schilder auf. Letztere heißen, wenn ſie an einer Seite mit halbkreisförmigem Ausſchnitt verſehen ſind, Tartſchen. (Der Ausſchnitt diente bekanntlich zum Einlegen der Lanze. Siehe Bild 4, 8 und 9.)

In der Renaiſſancezeit ſehen wir die Schilde nach dem Stil dieſer Periode ausgebogen und umgerollt (Bild 7 im Rokokoſtil).

2. Der Helm. Dieſer muß ſtets auf dem Schild aufſitzen. Je nach dem Zeitalter unterſcheiden wir verſchiedene Formen von Helmen:

a. Der Topfhelm, der älteſte, iſt oben abgeplattet, während die ſpätere Form einen mehr rundlichen Kopf hat (Bild 1) und als Kübelhelm bezeichnet wird.

b, Der Stechhelm (Ende des 14. Jahrh.) kommt bei rechts gelehnten Schildern in ſeitlicher Darſtellung vor (Bild 2).

c. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ſehen wir den offenen Bügelhelm eingeführt, um deſſen Hals faſt immer die Kette mit dem Kleinod erſcheint. (Bild 3, 4 u. 5.)

Hat ein Wappen 3 Helme, ſo werden der mittlere ſtets von vorn und die beiden andern von der Seite dargeſtellt (rechts und links gedreht). (Bild 5.) Die Helme werden ſtets eiſen- oder ſtahlfarben gemalt.

Der Helm bleibt für die Wappen der weltlichen Herrſcher durch alle Zeiten hindurch, nur die geiſtlichen Bistümer haben denſelben in ihren Wappen oft durch einen Hut erſetzt, von welchem zu beiden Seiten die Schnüre mit den Knoten herunterhängen.

3. Die Helmzier. Auf dem Helm ſitzt zunächſt als Unterlage der Helmzier eine Krone oder ein in den Farben des Schildes gewundener Bauſch oder Wulſt auf. Die Krone beſteht aus einem goldenen Reif mit 5 Zacken, von denen 3 blattartig, 2 mit Perlen verziert ſind. Bei den bürgerlichen Wappen erſetzt der Wulſt die Krone.

Die Krone der Freiherren hat 7 ſichtbare, mit Perlen beſetzte Zacken, die der Grafen 9.

Die Fürſtenkrone beſteht aus einem goldenen, mit Steinen beſetzten Reif mit 5 Blattzinken.

Die Städtewappen tragen oft Mauerkronen mit 5 Zinken.

Die am meiſten üblichen Helmzierden ſind bei den älteſten Wappen die Büffelhörner, was wohl daher kommen dürfte, daß die Ritter ſolche wirklich, wie man es auch oft auf Bildern ſieht, auf dem Kopf ſamt dem Fell des Tieres getragen haben. Auf der Krone oder dem Wulſt ſteht die eigentliche Helmzier, gewöhnlich entſprechend der Figur im Wappen. Iſt dieſe ein Tier, ſo muß die Helmzier der Stellung des Helmes gemäß emporſpringen oder herauswachſen (Bild 5). Der Löwe, Leoparde, Hund, Bock ꝛc. iſt nur bis zu den Hinterfüßen ſichtbar. Die Büffel- oder Bockshörner ſind ſo geſtellt, daß das eine gegen rechts, das andere gegen links ſchaut. Die Pfauenfedern zieren als ein Sinnbild hoher Würden die Kronen mächtiger Geſchlechter.

4. Die Helmdecke. Unter ihr verſteht man die vom Helm oder auch der Krone ausgehenden, den Schild zu beiden Seiten umfaſſenden Verzierungen, welche die im Schild vertretenen beiden Hauptfarben haben. Die Helmdecken kommen zuerſt bei den Wappen am Ende des 14. Jahrhunderts vor, oft als tuchartige Gehänge mit zackenartigen Rändern, oft auch mit einer Quaſte am Ende (Bild 1 und 2). Von der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts an beginnen die arabeskenartigen und reich geformten Helmdecken, in der Rokoko-Zeit die dieſem Stil entſprechenden. (Bild 2—8.) Die Helmdecken haben ſich in der Zeichnung genau nach dem Stil des Helms und Schildes zu richten. Die inneren Teile derſelben tragen ſtets die Metallfarbe oder Grundfarbe des Schildes, während der äußere in der Hauptfarbe des Wappens erſcheint. Zu dieſen 4 Hauptbeſtandteilen eines Wappens kommen noch

5. die Schildhalter bei den fürſtlichen Wappen. Im allgemeinen ſind nur diejenigen berechtigt, ſolche zu führen, welche ſolche erblich oder durch Diplome aufweiſen können. Beiſpielsweiſe führen wir die Schildhalter der folgenden fürſtlichen Wappen an:

a. Preußen: zwei wilde Männer,
b. Bayern: zwei Löwen,
c. Württemberg: ein Löwe und ein Hirſch,
d. Baden: zwei Greife,
e. Großbritannien: ein Löwe und ein Einhorn,
f. Mecklenburg: ein Stier und ein Greif,
g. Sachſen: zwei Löwen.

7. Der Wappenmantel, der die fürſtlichen, auch einige gräfliche Wappen umrahmt, das heißt denſelben als Unterlage dient, hat außen einen roten Stoff und einen Hermelinüberzug.

8. Die Deviſen (Wappenſprüche) kommen gewöhnlich auf einer bandartigen Verzierung vor, die unten am Schild angebracht iſt. Die Deviſen ſind nicht alt; vor dem 16. Jahrhundert kennt man ſie nur

---

[1] Die Grundfarbe des Schildes iſt auch blau, wie im Leiningen'ſchen Wappen, oder ſchwarz, wie im Wappen der Rheinpfalz mit goldenem Löwen.

als perſönliche Wahlſprüche. So iſt z. B. der von Bayern „Treu und beharrlich“, von Württemberg „Furchtlos und treu“ ꝛc.

Zu den Kleinoden gehören, außer den Medaillen um den Helm, noch die Orden, welche um das Wappen gehängt erſcheinen. Gewiſſe Orden berichtigen den Inhaber, dieſelben auch im Wappen zu führen.

Für die Farben (ausgenommen weiß) hat die Heraldik erſt in ſpäterer Zeit (16. Jahrh.) die Schraffierungen eingeführt. Für die Richtung der Striche iſt die Mittellinie des Schildes maßgebend (ſiehe die Abbildungen); zu beachten iſt, daß Gold und Silber als Metalle bezeichnet werden.

Bei plaſtiſchen Darſtellungen bleiben die Schraffierungen wohl am beſten weg.

Im allgemeinen iſt zu bemerken, daß in der heraldiſchen Kunſtſprache die Bezeichnung rechts oder links nicht vom Beſchauer, ſondern von dem Wappen aus gemeint iſt, alſo ſo, als würden wir die Wappen im Spiegel ſehen. Bei Allianz- oder Ehewappen iſt daher das linke Wappen, das heraldiſch rechtsſeitige, das Wappen des Mannes, das heraldiſch linke das ſeiner Frau. (Siehe Bild 8.)

Es giebt noch eine Menge von Regeln über die Stellung der Wappen und deren Beſtandteile, namentlich aber eine große Anzahl von Kunſtausdrücken, die bei der Beſchreibung (Blaſonierung) gebräuchlich ſind. So heißt z. B. ein Schild geſpalten, wenn die Teilung von oben nach unten geht; geteilt, wenn er quer in 2 Teile zeigt.

Balken heißt ein durch den Schild gezogener Querſtreifen.

Es giebt rechte und linke Schrägbalken. Die Querbalken ſind einfache oder Zwillings- und Drillingsbalken.

Belegt iſt ein Balken, wenn auf dieſem noch andere Figuren erſcheinen, wie Kugeln, Halbmonde, Muſcheln, Sterne ꝛc.

Die Balken tragen ſtets die Hauptfarbe.

Der Bord iſt die Einfaſſung der Schilde.

Aufgerichtet heißt ein Tier, wenn es auf den Hinterfüßen ſteht und die Vorderfüße ausſtreckt.

Flug nennt man zwei offene Adlerflügel.

Geſtürzt iſt eine Figur, wenn ſie auf dem Kopfe ſteht.

Sachſen ſind die Flügelknochen des Adlers.

Wachſend heißt man eine Figur, von welcher nur der obere Teil ſichtbar iſt, wie ſolche meiſt als Helmzier erſcheinen.

Unter Bewehrungen verſteht man die bei den Wappentieren vorkommenden Krallen, Schnäbel, Hörner, Zungen, Floſſen (bei Fiſchen) ꝛc., welche ſtets beim Malen in anderer Farbe als derjenigen der Figur, herzuſtellen ſind. So hat der ſchwarze, rote oder blaue Adler goldene, der ſchwarze und blaue rote und der rote blaue Bewehrung.

Damaszierung (Muſterung) nennt man die ornamentale Verzierung von Schildflächen, meiſt in derſelben Farbe (etwas dunkler), auf Goldgrund mit braun (wie beim Wappen der Stadt Straßburg).

Ueber die Stellung der Wappenſchilde und der Helme gelten folgende Regeln:

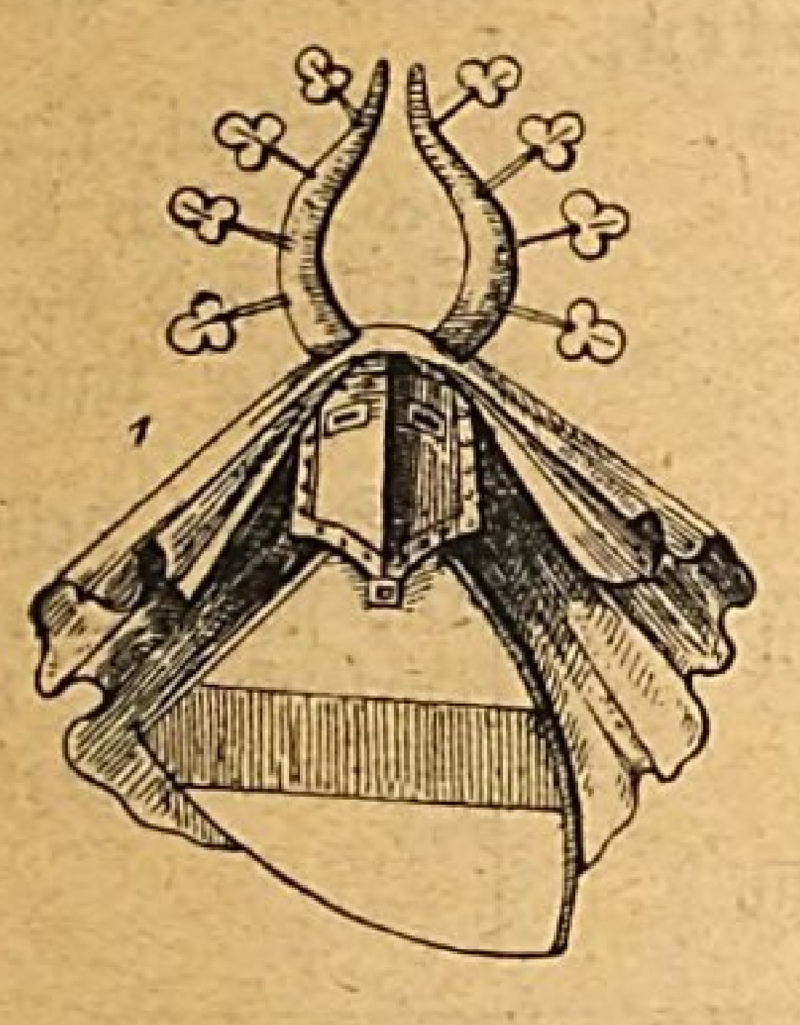
1. Iſt der Schild aufrecht, ſo ſoll die Figur nach rechts gewendet ſein. Der Helm und die Helmzier ſind in der Seitenanſicht darzuſtellen, wenn der Schild nach rechts geneigt iſt.

2. Bei Herrſchaftswappen (Bild 5) erſcheint das Stammwappen mit dem Helm und der Zier in der Mitte; gegen dieſe neigen ſich auf beiden Seiten die Helme der einzelnen Herrſchaften; ebenſo ſind die Figuren der einzelnen Wappen gegen die Mittellinie des Schildes geneigt.

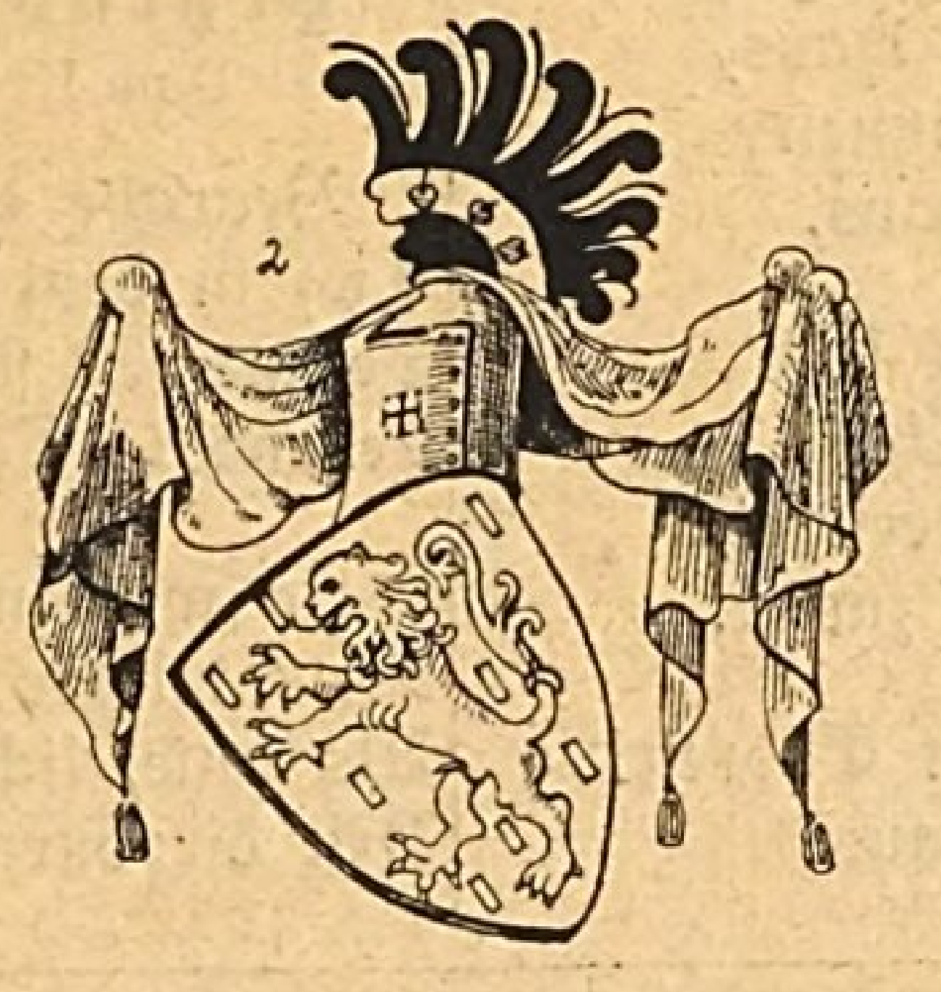
3. Bei Ehewappen neigen ſich die Schilde gegeneinander, das des Mannes iſt heraldiſch rechts (Bild 8). Es kommt auch vor, daß die Wappen der Eheleute ſich auf einem Schilde befinden.

Bürgerliche Wappen laſſen ſich ſchon um 1300 nachweiſen. In den Reichsſtädten führte jede Familie ihr Wappen. Viele Patrizierfamilien hatten den Rang von Freiherren und führten, wie dieſe, dementſprechende Kronen.

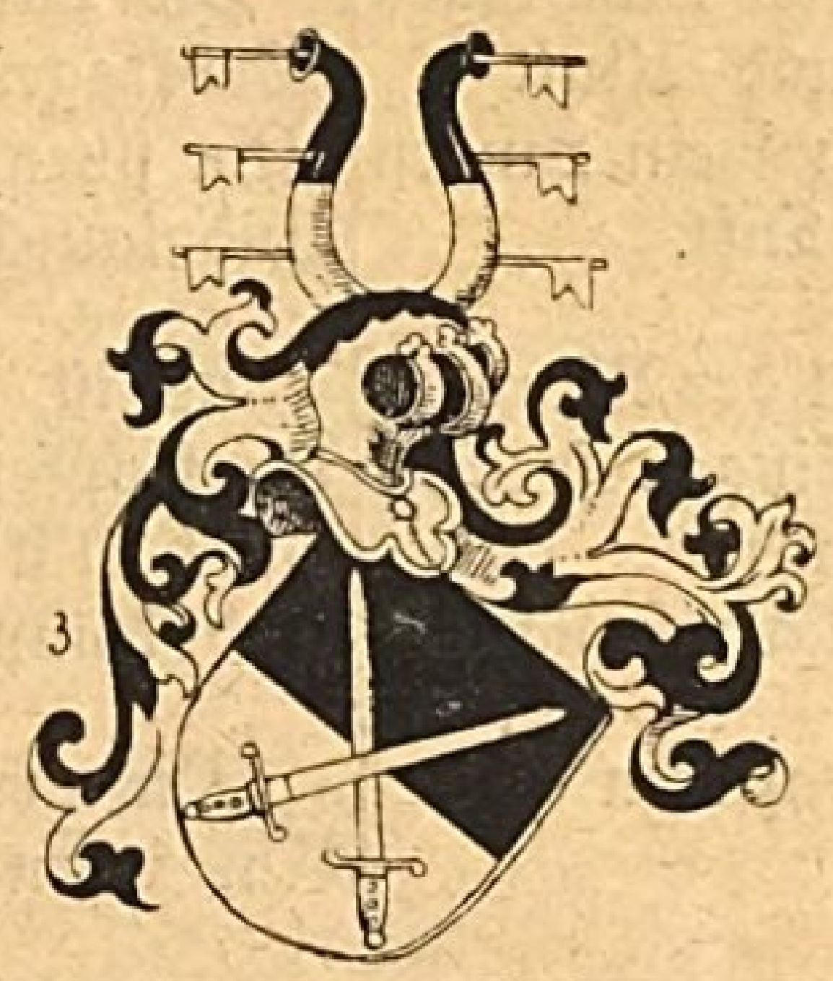
* * *



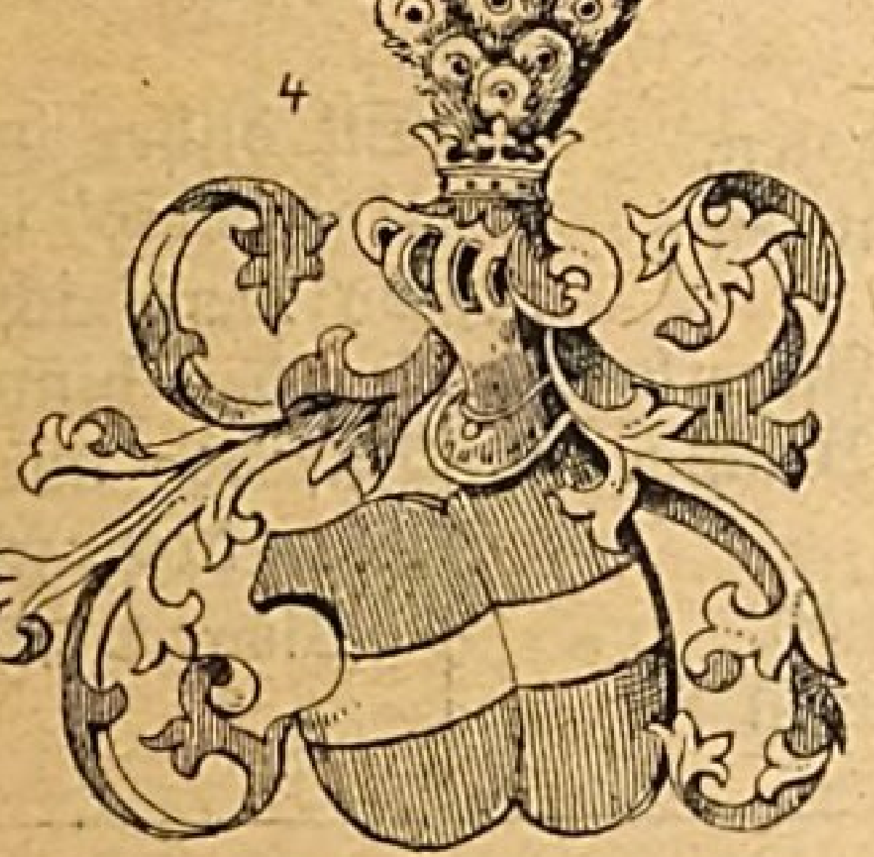
1. **Baden** (1200).



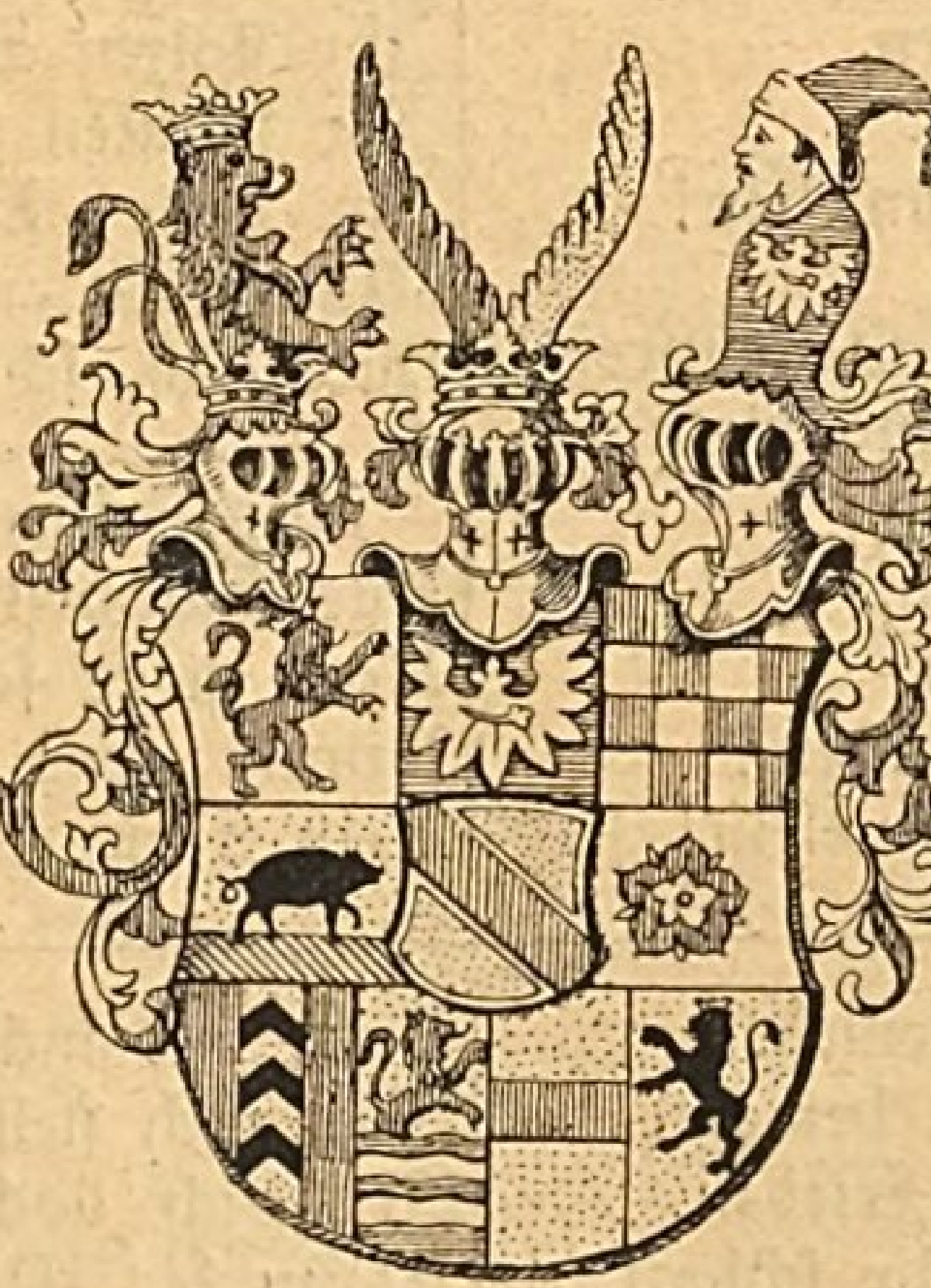
2. **Naſſau** (1300).



3. **Sachſen** (1400).



4. **Oeſterreich** (1500).

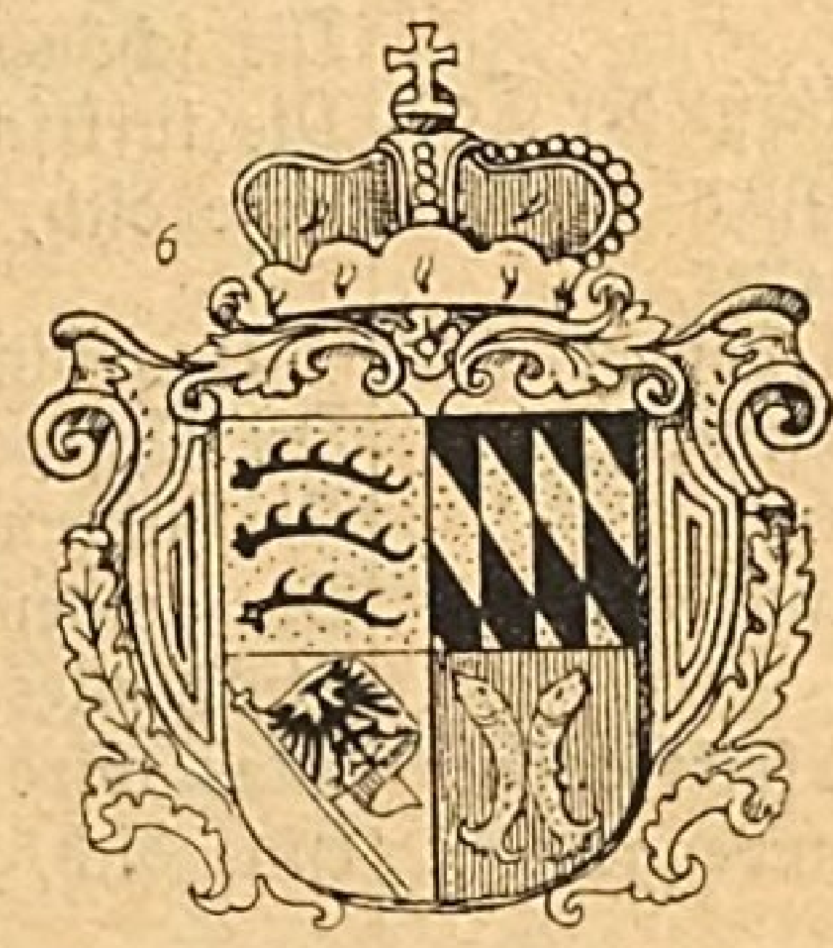


5. **Baden-Durlach** (1600).

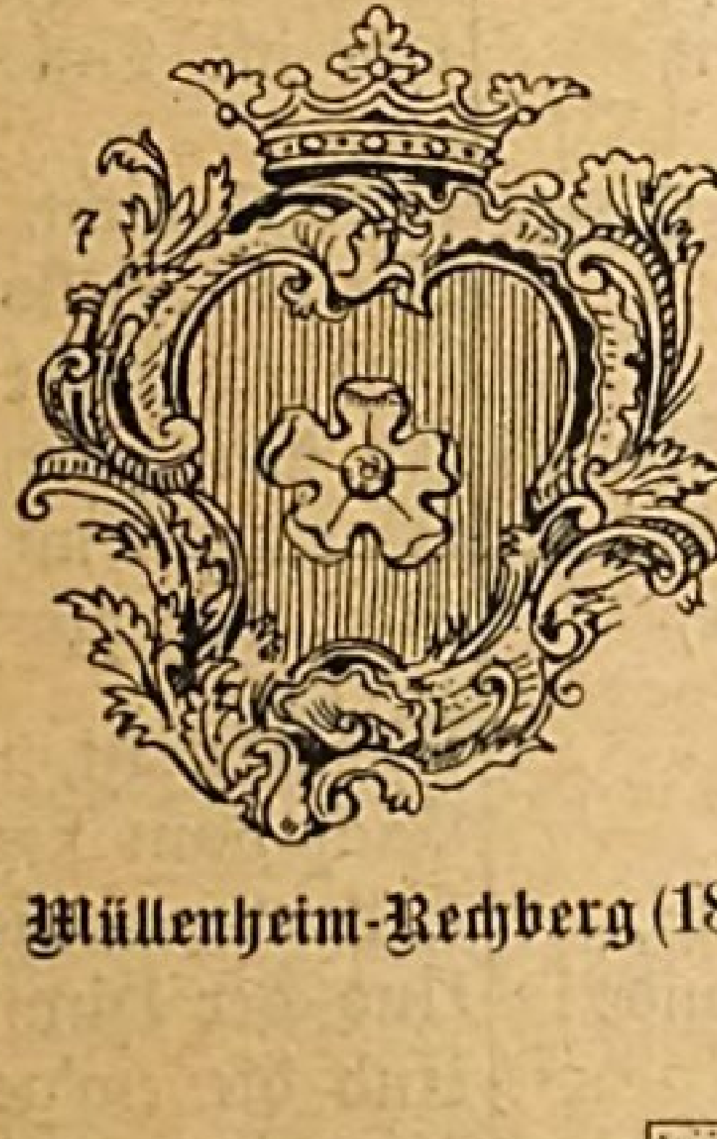
Die Felder bezeichnen:

1. Breisgau (Zähringen.
2. Zur Seite: Ueſenberg (Sauſenberg).
3. Eberſtein.
4. Badenweiler.
5. Röteln.

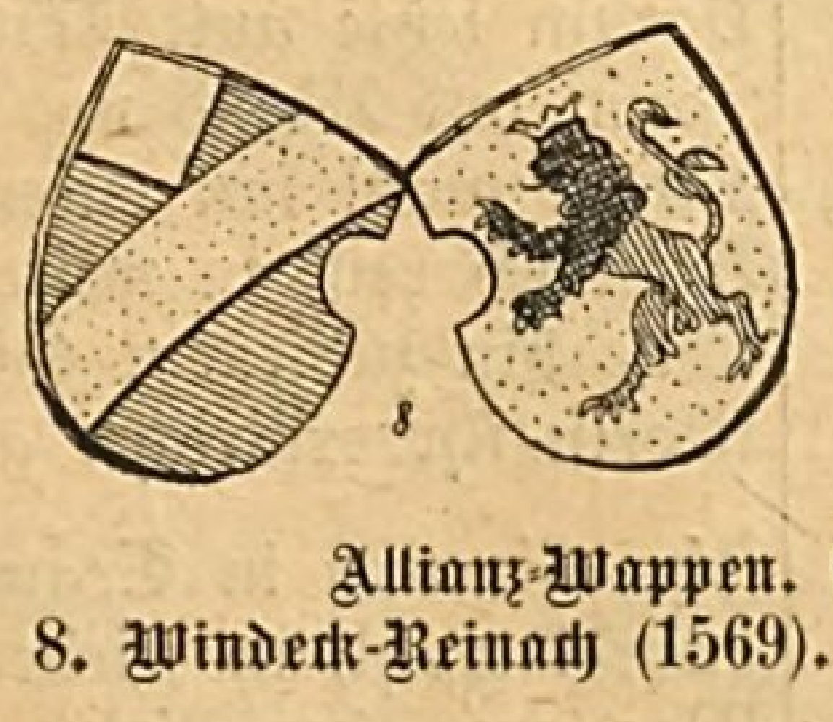
In der Mitte: Baden.
6. Sponheim.
7. Eberſtein.
8. Lahr.
9. Mahlberg.



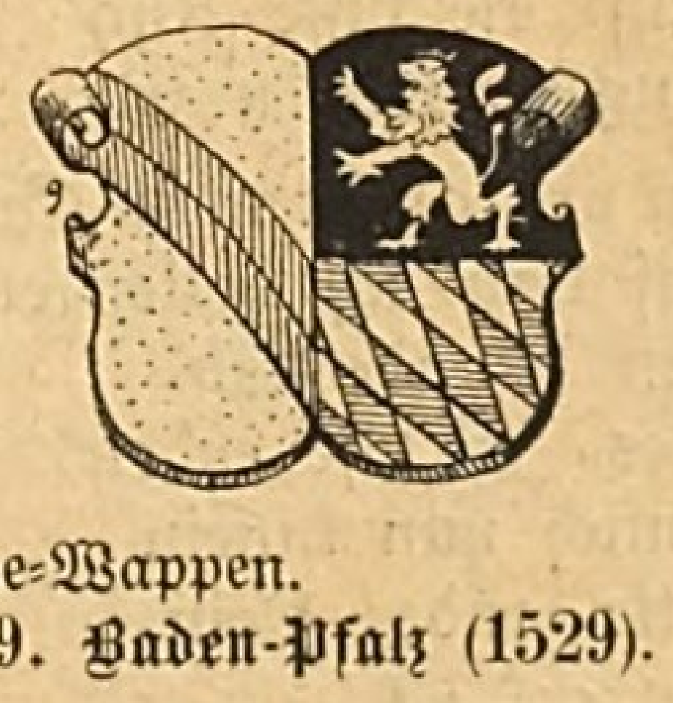
6. **Herzöge von Württemberg** (1700).



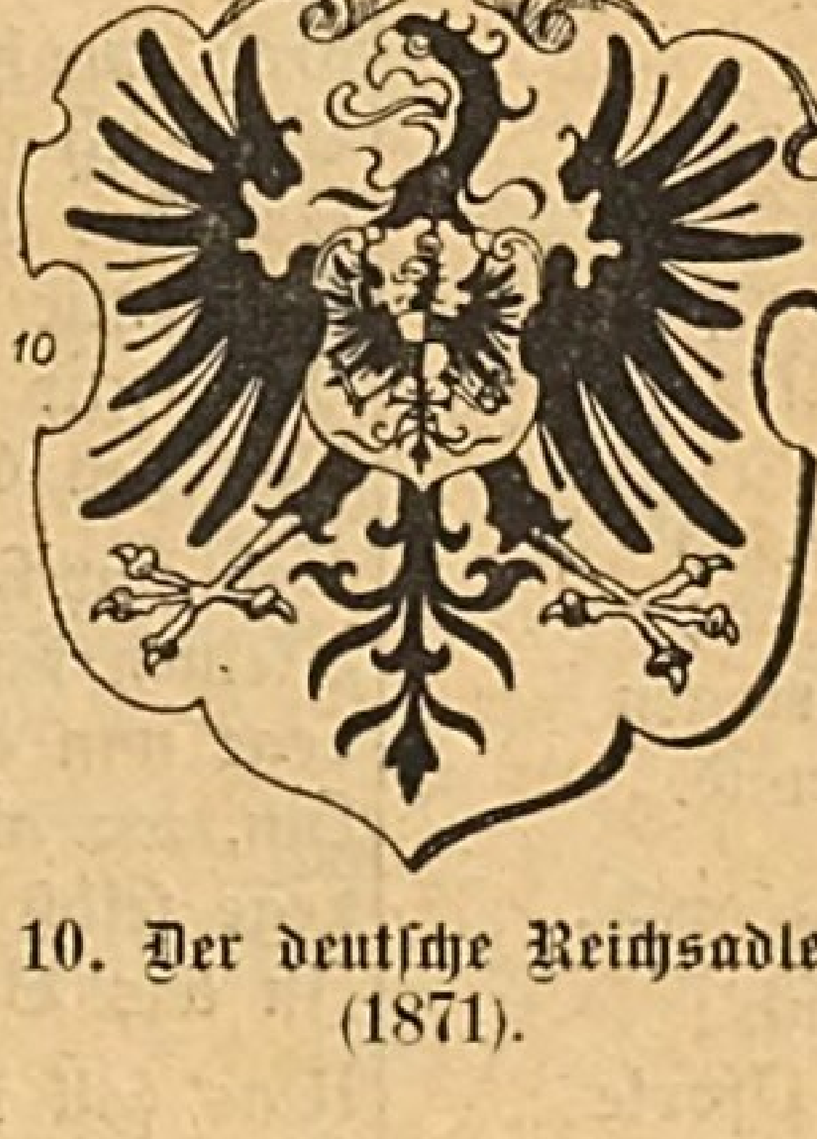
7. **Müllenheim-Rechberg** (1800).



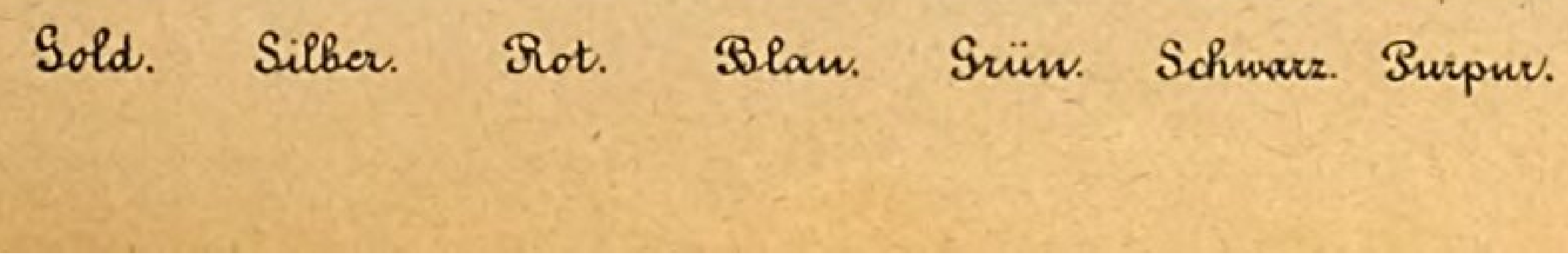
Allianz-Wappen.
8. **Windeck-Reinach** (1569).



Ehe-Wappen.
9. **Baden-Pfalz** (1529).



10. **Der deutſche Reichsadler** (1871).



Das letzte Stündlein.

Von K. Gerok (1815—1890).

In einer ſeltenen Kirche war ich heut';
Da ſah ich bebend Gottes Herrlichkeit.
Von einer Andachtsſtunde komm' ich her,
Mein Leben lang vergeſſ' ich ſie nicht mehr.
Die Kirche war kein hoher Säulendom,
Durchwogt vom farbenreichen Menſchenſtrom.
Zur Andacht rief kein voller Glockenklang,
Nicht Orgelton erſcholl, noch Chorgeſang.
Die Kirche war ein ſchmucklos Kämmerlein,
Durch trübe Scheiben fiel der Abendſchein.
Als betende Gemeinde ſtanden wir
Geſchart im Kreis zu dreien oder vier.
Ein ſchlechtgezimmert' Bettgeſtelle war
Im engen Kirchlein Kanzel und Altar.
Ein ſterbend Mütterlein war Prieſterin,
Die feierte ihr letztes Stündlein drin.
Seit ſiebzig Jahren trug ſie ihre Laſt,
Nun kam der Tag der längſt erſehnten Raſt.
Durch manches Weltgedränge ſchlug ſie ſich;
Den letzten Kampf nun ſtritt ſie ritterlich.
Sie ſprach: „Mein Gott, im Frieden fahr' ich hin.
Chriſt iſt mein Leben, Sterben mein Gewinn."
Dann lag ſie da in ſeligmatter Ruh'
Und nickte leiſ' noch unſerm Beten zu.
Wir lauſchten ſtill dem ſchweren Atemzug,
Dem ſeltnen Pulſe, der ſchon ſtockend ſchlug.
Jetzt kam des Todes ernſte Majeſtät,
Wir ſchauderten, von ſeinem Hauch umweht.
Sein Schatten traf entſtellend ihr Geſicht,
Ihr Mund ward fremd und groß der Augen Licht.
Ein Seufzer noch, ein letzter Herzensſtoß;
Nun war's vollbracht, der bange Geiſt war los.
Durch's offne Fenſter ſäuſelte gelind
Gleich Engelsfittichen ein Abendwind.
Ins Stüblein floß der Sonne letzter Glanz,
Da ward ihr Anblick wieder Friede ganz.
Wie Wachs die Stirn, das volle Haar ergraut:
Doch lag ſie ſchön wie eine Himmelsbraut.
Ihr Herz gebrochen, ihre Kraft dahin;
Doch lag ſie ſtolz wie eine Siegerin.
Wir ſtanden da, vom Preiſe Gottes voll,
Und ſprachen leis: „Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl."
Dann deckten wir ihr Haupt mit Linnen zu
Und wünſchten ihr die ew'ge Himmelsruh'.
Ins Gäßlein ſtieg ich nieder, heimzugehn,
Da trieb's die Welt, als wäre nichts geſchehn.
Der Nachbar ſpaltete ſein Reſtlein Holz,
Der Sperling lärmt' im Glanz des Abendgolds;
Die Kinder warfen luſtig ihren Ball,
Von ferne raſſelte der Räder Schall;
Hier unten ging der laute Strom der Zeit,
Und oben floß die ſtille Ewigkeit.

Auf meines Kindes Tod.

Von Joſeph Freiherr v. Eichendorff (1788—1857).

Freuden wollt' ich dir bereiten;
Zwiſchen Kämpfen, Luſt und Schmerz
Wollt ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Doch du haſt's allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann;
Durch die ernſte dunkle Stunde
Gingſt du ſchuldlos mir voran.

Wie das Säuſeln leiſer Schwingen
Draußen über Thal und Kluft
Ging zur ſelben Stund' ein Singen
Ferne durch die ſtille Luft.

Und ſo fröhlich glänzt' der Morgen,
's war, als ob das Singen ſprach:
„Jetzo laſſet alle Sorgen,
Liebt ihr mich, ſo folgt mir nach!"

Ich führt' dich oft ſpazieren
In Wintereinſamkeit,
Kein Laut ließ ſich da ſpüren,
Du ſchöne, ſtille Zeit!

Lenz iſt's nun, Lerchen ſingen
Im Blauen über mir,
Ich weine ſtill — ſie bringen
Mir einen Gruß von dir.

Von fern die Uhren ſchlagen,
Es iſt ſchon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt ſo düſter,
Dein Bettlein iſt gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir ſitzen einſam drinnen
Und lauſchen oft hinaus.

Es iſt, als müßteſt leiſe
Du klopfen an die Thür,
Du hätt'ſt dich nur verirret,
Und kämſt nun müd zurück.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fand'ſt dich längſt nach Haus.

Mein liebes Kind, ade!
Ich konnt' Ade nicht ſagen,
Als ſie dich fortgetragen
Vor tiefem, tiefem Weh.

Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehſt du im Myrtenkranze
Und lächelſt aus dem Glanze
Mich ſtill voll Mitleid an.

Begrabe deine Toten.

Von K. Siebel (1836—68).

Begrabe deine Toten
Tief in dein Herz hinein;
So werden ſie dein Leben
Lebendige Tote ſein.

So werden ſie im Herzen
Stets wieder auferſtehn,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durch's Leben gehn.

Begrab dein eigen Leben
In andrer Herz hinein;
So wirſt du, und biſt du ein Toter,
Ein ewig Lebender ſein.

Die Kapelle.

Von L. Uhland (1787—1862).

1805.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill ins Thal hinab;
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

Schnitterlied.

Volkslied.

Es iſt ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom höchſten Gott,
Heut wetzt' er das Meſſer,
Es ſchneid't ſchon viel beſſer;
Bald wird er dreinſchneiden,
Wir müſſen's nur leiden,
Hüte dich, ſchön's Blümelein!

Was heut' noch grün und friſch daſteht,
Wird morgen ſchon hinweggemäht:
Die edlen Narziſſen,
Die engliſchen Schlüſſeln,
Die ſchönen Hyazinthen,
Die türkiſchen Binden.
Hüte dich, ſchön's Blümelein!

Das himmelfarben Ehrenpreis,
Die Tulipanen gelb und weiß,
Die ſilbernen Glöckchen,
Die goldenen Flöckchen,
Sinkt alles zur Erden,
Was wird daraus werden?
Hüte dich, ſchön's Blümelein!

Ihr hübſch Lavendel, Rosmarein,
Ihr vielfarbigen Röſelein,
Ihr ſtolzen Schwertlilien,
Ihr krauſen Baſilien,
Ihr zarten Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüte dich, ſchön's Blümelein!

Aus Seiden iſt der Fingerhut,
Aus Sammet iſt das Wohlgemut.
Noch iſt er ſo blind,
Nimmt, was er nur find't,
Kein Sammet, kein Seiden
Mag ihn vermeiden.
Hüte dich, ſchön's Blümelein!

Trotz, Tod, komm her, ich fürcht dich nit,
Eil daher in einem Schritt.
Und werd' ich verletzet,
So werd' ich verſetzet
In den himmliſchen Garten,
Auf den alle wir warten.
Hüte dich, ſchön's Blümelein!

(Simrock, „Die deutſchen Volkslieder".

Das Grab.

Von J. G. v. Salis-Seewis (1762—1834).

1783.

Das Grab iſt tief und ſtille
Und ſchauderhaft ſein Rand;
Es deckt mit ſchwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in ſeinen Schoß;
Der Freundſchaft Roſen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaſſne Bräute ringen
Umſonſt die Hände wund;
Der Waiſen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch ſonſt an keinem Orte
Wohnt die erſehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr ſchlägt.

Grablied.

Von Ernſt Moritz Arndt (1769—1860).

1859.

Geht nur hin und grabt mein Grab;
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde ſcheid' ich ab;
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die ſüße Ruh'
Von den Engeln droben zu.

Geht nur hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet;
Lege nun den Wanderſtab
Hin, wo alles Ird'ſche endet,
Lege ſelbſt mich nun hinein
In das Bette ſonder Pein.

Was ſoll ich hienieden noch
In dem dunkeln Thale machen?
Denn wie mächtig, ſtolz und hoch
Wir auch ſtellen unſre Sachen,
Muß ich doch wie Sand zergeh'n,
Wann die Winde drüber weh'n.

Darum Erde, fahre wohl!
Laß mich nun in Frieden ſcheiden;
Deine Hoffnung, ach! iſt hohl,
Deine Freuden werden Leiden,
Deine Schönheit Unbeſtand:
Alles Wahn und Trug und Tand.

Darum letzte gute Nacht,
Sonn' und Mond und liebe Sterne!
Fahret wohl mit eurer Pracht!
Denn ich reiſ' in weite Ferne,
Reiſe hin zu jenem Glanz,
Worin ihr erbleichet ganz.

Ihr, die nun in Trauren geht,
Fahret wohl, ihr lieben Freunde!
Was von oben nieder weht,
Tröſtet froh des Herrn Gemeinde;
Weint nicht ob dem eitlen Schein
Droben nur kann ewig ſein.

Weinet nicht, daß ich nun will
Von der Welt den Abſchied nehmen
Daß ich aus dem Irrland will,
Aus den Schatten, aus den Schemen
Aus dem Eitlen, aus dem Nichts
Hin ins Land des ew'gen Lichts.

Weinet nicht, mein ſüßes Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe auch mein Teil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einſt ſein frommes Blut
Floß der ganzen Welt zu gut.

Weint nicht, mein Erlöſer lebt,
Hoch vom finſtern Erdenſtaube
Hell empor die Hoffnung ſchwebt —
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ew'ge Liebe ſpricht:
Kind des Vaters, zitt're nicht!

Klein-Aſien.

Im Norden vom Schwarzen Meere beſpült, im Weſten von dem griechiſchen Archipel und im Süden von dem Mittelmeere, bietet die Anatoliſche Halbinſel [Klein-Aſien] in der Gliederung ihrer Küſten eine Mannigfaltigkeit, die ſehr wenige Länder beſitzen, ſo daß, wenn man die 3 Küſten-Zeichnungen durch eben ſo viele gerade Linien ausdrückt, dieſelben eine Geſamtlänge von 1928 Kilom. erhalten, während die wirkliche Küſtengliederung 4796 Kilom. und ſomit faſt das 3fache der geraden Linien beträgt. Frankreich, deſſen Küſtenumriſſe ebenfalls ſehr mannigfaltig ſind, bietet doch keineswegs ein ſolches Verhältnis dar, ebenſo wenig vermag es Großbritannien. In ganz Europa wird Klein-Aſien bloß von Griechenland übertroffen, deſſen bewunderungswürdige Küſtengliederung als eine der Haupturſachen der Bildung und Macht betrachtet werden muß, durch welche dies Land ebenſo allen Völkern des Altertums überlegen war, als es denſelben an Ausdehnung nachſtand. Hauptſächlich ſind es die weſtlichen und ſüdweſtlichen Küſtenlinien Klein-Aſiens, die ſich durch ihre Gliederungen und Verzweigungen auszeichnen, die ſo zahlreich und mannigfaltig ſind, daß ſie faſt 4mal die gerade Linie der Küſtenerſtreckung von Norden nach Süden übertreffen. Die weſtliche Küſte hat außerdem noch den Vorteil, daß die Vorſprünge und Einſchnitte derſelben ziemlich gleichmäßig verteilt ſind, während auf den nördlichen und ſüdlichen Küſten ſie ſich bloß auf gewiſſe Punkte beſchränken.

Von der Häufigkeit und Anordnung der mehr oder weniger ſtarkgegliederten Küſtenpunkte hängt natürlicher Weiſe das Vorhandenſein der Meerbuſen und Buchten ab, die am meiſten den Erforderniſſen der Schiffahrt entſprechen. Deshalb iſt auch die weſtliche Küſte und das ſüdliche Cilicien am meiſten in dieſer Hinſicht begünſtigt. Dort finden ſich eine Menge Oertlichkeiten, die nur geringer künſtlicher Nachhilfe bedürfen, um in treffliche Häfen verwandelt zu werden, während auf der Nordküſte, zwiſchen der Mündung des Bosporus und der Stadt Samſun, bloß offene, den Winden ausgeſetzte Meerbuſen und Buchten auftreten.

Hinſichtlich der Flüſſe iſt Klein-Aſien durchaus nicht ſo günſtig ausgeſtattet, wie in betreff der Küſtenbildung. Was die Waſſeradern Klein-Aſiens beſonders kennzeichnet, iſt einerſeits eine äußerſt geringe Tiefe (im Mittel 2—3 Meter), die ſie für Beſchiffung unfähig macht, und andererſeits die von ihnen beſchriebenen Krümmungen, ſo daß ziemlich lange Flüſſe auf einen verhältnismäßig geringen Raum zuſammenfallen, und die Quellen den Mündungen oft ſehr nahe liegen. So hat unter anderen der Kiſil-Irmak (Halys der Alten) eine abſolute Länge von 912 Kilom., während die Entfernung der Quellen von der Mündung bloß 208 Kilom. beträgt; die Länge des Sakaria (Sangarius der Alten) iſt 484 Kilom. und die Entfernung der Quellen von der Mündung 212 Kilom. Solche Beiſpiele ſind in Klein-Aſien weit häufiger als in irgend einem Lande von derſelben Ausdehnung. Trotz ihrer ziemlich beträchtlichen Länge können die Flüſſe Klein-Aſiens ſich mit keinem der Hauptflüſſe Europas meſſen. Kiſil-Irmak, der anſehnlichſte Fluß der Halbinſel, hat kaum die Länge der Loire, die doch nur den 10. Platz unter den Hauptflüſſen Europas einnimmt, an deren Spitze die Wolga ſteht. Aber obwohl der Kiſil-Irmak in Hinſicht der Länge mit der Loire wetteifert, iſt dies keineswegs in Bezug auf Breite und Tiefe der Fall, noch viel weniger kann er in dieſer doppelten Hinſicht den Vergleich mit der 3mal kürzeren Themſe aushalten. Der Sakaria, der größte Fluß nach dem Kiſil-Irmak, iſt kürzer, ſchmäler und ſeichter als mehrere europäiſche Flüſſe, die faſt nicht mehr als ſolche betrachtet werden. Was die übrigen Flüſſe Klein-Aſiens betrifft, ſo ſind ſie alle (mit der Ausnahme des Seihun und Djihun) der Themſe, wenn nicht immer in Länge, ſo doch wenigſtens in Breite und beſonders in Tiefe ſehr untergeordnet. Ueberhaupt tritt gerade in England der Gegenſatz zwiſchen den Flüſſen Europas und Klein-Aſiens am grellſten hervor. Denn beſonders bei den dortigen Flüſſen finden wir ein merkwürdiges Mißverhältnis zwiſchen ihrer Länge, Breite und Tiefe. Man ſieht dort Waſſeradern wie Tyne, Tay, Clyde, Severn, Humber und mehrere andere, die nicht viel länger ſind als manche Bäche Klein-Aſiens und doch den Kiſil-Irmak an Breite und Tiefe ſehr weit übertreffen, ja von Dampfſchiffen befahren werden. Sehr oft dringen dieſe letzteren in Oertlichkeiten hinein, wo man ſie nicht erwartet hätte. So z. B. mündet an der nördlichen Endſpitze des Sees Lomond ein Flüßchen, deſſen Länge bloß 7 Meilen beträgt, eine Länge, die in Klein-Aſien einer Breite von höchſtens 2 Meter und einer Tiefe von ein paar Centimeter entſprechen würde; hier aber können die den See befahrenden Dampfſchiffe das Flüßchen ziemlich hoch hinauf fahren. Dieſer Umſtand pflegt nicht ſelten die Reiſenden, die in das Dorf Inverneß gelangen, in Erſtaunen zu ſetzen. Wenn ſie ſich nach dem See zu gehen anſchicken, um dort das Dampfſchiff zu beſteigen, erfahren ſie, daß dieſes ſie in ihrem Wirtshauſe (Inverneß-Inn) ſelbſt aufſuchen wird. Sogleich ſchäumt auch ſchon das Flüßchen (deſſen Vereinigung mit dem See ſo unmerklich iſt, daß man ſchwer eine Grenze zwiſchen beiden zu ziehen vermag) unter den Rädern eines faſt die Breite des Flußbettes einnehmenden Dampfſchiffes. Der Vergleich der Flüſſe Klein-Aſiens mit denen von England bietet alſo die entgegengeſetzte Erſcheinung, die ſich aus dem der Süßwaſſer-Seen der beiden Länder ergiebt; denn die Seen von Schottland und Cumberland bilden bloß ſchmale Streifen, die von der üppigen Entwickelung der meiſten Seen Klein-Aſiens grell abſtechen.

Da die Quellen der Flüſſe Klein-Aſiens faſt immer in mehr oder weniger beträchtlichen Höhen liegen, iſt der Unterſchied des Niveaus zwiſchen den Quellen und den Mündungen ſehr groß: eine Erſcheinung, deren häufige Wiederholung einen ihrer hervorragendſten Züge bildet. Unter den Flüſſen, deren Quellen in Frankreich ſelbſt liegen, giebt es wenige, die ſich in einer Höhe von über 2000 Meter befinden, während in Klein-Aſien dies ſehr oft vorkommt. Ein Gefäll von 30—45 Meter auf etwa 4 Kilom. iſt eben ſo ſelten in Frankreich als gewöhnlich in Klein-Aſien. Betrachtet man die Anordnung der Waſſeradern auf der Oberfläche der anatoliſchen Halbinſel, ſo fällt ſogleich die unregelmäßige Verteilung derſelben auf; daraus entſpringt die große Einförmigkeit und Dürre gewiſſer Gegenden des Landes, die während des Sommers faſt jeder Bewäſſerung entbehren.

Als eine Folge der topographiſchen Verhältniſſe der Flüſſe Klein-Aſiens muß endlich noch eine Eigentümlichkeit erwähnt werden, nämlich die Wegſchwemmung und Ablagerung ungeheurer Trümmermaſſen. Es entſteht daraus einerſeits eine raſche Zunahme mehrerer Küſtenpunkte, andererſeits die Verſandung des Flußbettes oder eine Aenderung in deſſen Richtung. Nicht ſelten wird der Fluß in einen Sumpf verwandelt, oder er verſchwindet gänzlich.

Auf dieſe Art ſind alle zerſtörenden Kräfte der Natur, die am meiſten das thätige Einſchreiten des Menſchen erfordern, gerade in einem Lande vereinigt, wo der Menſch das Recht aufgegeben hat, ſeine ſchützende und unentbehrliche Kontrole der Natur auszuüben.

Iſt Klein-Aſien in betreff der Flüſſe ziemlich ſchlecht ausgeſtattet, ſo erfreut es ſich reichlicher Süßwaſſerbecken und kann mit den in dieſer Hinſicht am meiſten begünſtigten Ländern Europas verglichen werden. Mehrere dieſer Seen beſitzen entweder eine gleiche oder beträchtlichere Ausdehnung wie die Seen von Luzern, Zürich, Neuchatel oder Thun.

Was am beſten die Wichtigkeit der mannigfaltig geſtalteten Bodenoberfläche Klein-Aſiens hervorhebt, iſt die, wenn auch nur annähernde Berechnung des von den verſchiedenen plaſtiſchen Formen eingenommenen Raumes. Die Geſamtheit der mehr oder weniger wagrechten Oberflächen, ſowie der Thäler und Einſenkungen ergiebt ein Areal von 20 865 Quadratkilom. Ziehen wir dieſe Zahl von der, welche nach meiner Grenzbeſtimmung die Geſamtoberfläche der Halbinſel (470 000 Quadratkilom.) darſtellt, ſo bliebe für das Gebirgs- und Hügelland 450 105 Quadratkilom., ſomit würde die mehr oder weniger gebirgige Gegend in Klein-Aſien einen etwa 20mal beträchtlicheren Raum einnehmen als die flachen Oberflächen.

Berückſichtigen wir ferner die bedeutende Höhe dieſes Gebirgslandes ſowohl in Geſtalt von ſchroffen Gipfeln und Kämmen, als von ungeheuren Anſchwellungen, Tafelländern, Terraſſen u. ſ. w., ſo läßt es ſich leicht begreifen, daß, während in Europa und in der Neuen Welt die Zahl der mittlern, bloß durch die Gebirge beſtimmten Höhe eines Landes durch den Abzug der flachen Oberflächen weſentlich verringert wird, dieſe letzteren einen verhältnismäßig viel geringeren Einfluß auf die mittlere Höhe der anatoliſchen Halbinſel ausüben.

Ein anderer ebenfalls hervorragender Zug in der plaſtiſchen Phyſiognomie der Halbinſel iſt die Konzentration der höchſten Bergketten in ihrem ſüdlichen Teile. So erſtreckt ſich der Taurus längs der ſüdlichen Küſte, und auch der Argeus, der als höchſter Punkt Klein-Aſiens betrachtet werden kann, indem ſein Gipfel faſt 4000 Meter erreicht, iſt von dem Mittelmeer bloß 176 Kilom., dagegen vom Schwarzen Meere 384 Kilom. entfernt. Auch würde ein von dieſem letztern bis zum Mittelmeere (z. B. von Samſun bis zu Alexandretta) durch die Halbinſel geführter Schnitt eine mannigfaltig gebogene und gezahnte Linie geben, deren ſtärkſte Anſchwellung an ihrer ſüdlichen Spitze und die größte Senkung an der entgegengeſetzten ſich befänden.

Trotz der vorherrſchenden Rolle, welche die Gebirgsgruppen in Klein-Aſien ſpielen, ſchließen ſie ſich doch an die flachen Oberflächen durch eine ſo große Anzahl von Päſſen und Thälern an, daß daraus ein harmoniſches Ganzes entſteht, deſſen dem erſten Anſehen nach fremdartige Elemente ſich durch Uebergänge ineinander verſchmelzen. Dieſer Umſtand würde jedenfalls ein künſtliches Verbindungsſyſtem weſentlich begünſtigen, das wirklich einſt vorhanden war, wie es zahlloſe Trümmer und Spuren alter römiſchen Wege beweiſen. Die moderne Wiſſenſchaft würde ihm aber durch Herſtellung von Eiſenbahnen einen ganz neuen Aufſchwung verleihen.

Betrachtet man die endloſe Mannigfaltigkeit der Bodengeſtaltung Kleinaſiens, ſo muß man von vornherein annehmen, daß ein ſolches Land alle Bedingungen der ausgeprägteſten Naturſchönheit, zugleich aber auch die ſchroffſten Gegenſätze des Klimas darbieten muß, wie es auch wirklich der Fall iſt.

Allerdings iſt der Eindruck des Schönen und Maleriſchen, den eine Gegend auf den Menſchen macht, etwas unbeſtimmbares und bezügliches; die Anſichten, die er erzeugt, ſind ſo verſchieden, daß ſie oft von Gewohnheiten oder nationalen Vorurteilen abhängen. Die Bewohner Schottlands, Wales' oder Schwedens werden in ihrer Vorliebe für den Norden ſich gefallen und die Lage Edinburghs mit der von Athen, die Bucht von Dublin mit der von Neapel vergleichen; ſie werden bald das üppige Grün der durch eine feuchte Luft geſchwängerten Wieſen geltend machen, bald die melancholiſchen ſchwärmeriſchen Schattierungen eines bewölkten Himmels. Aber wie raſch verſchwinden ſolche Erinnerungen im Angeſicht der ſüdlichen Sonne, welche die azurblaue Oberfläche des Meeres vergoldet und die anmutigen Umriſſe einer Pflanzenwelt abſpiegelt, deren Farbenpracht der düſteren Schattierungen eines blaſſen Himmels nicht bedarf. Und dann laßt uns auch den Eindruck nicht vergeſſen, den auf den Geiſt und die Einbildungskraft der Anblick einer Natur hervorbringt, deren faſt beſtändige Jugend ſich an das Ideal des Dichters und des Chriſten knüpft, indem ſie uns in jenen Kreis unbedingter Vollkommenheit verſetzt, welche die Bedingungen der Geburt, des Greiſenalters und des Todes ſo zu ſagen ausſchließt. Daher kann die Vereinigung der weſentlichen unveränderlichen Beſtandteile des Schönen und Maleriſchen nirgends in ſolcher Fülle auftreten, wie unter einem ſüdlichen Himmel.

Deſſenungeachtet ſollte man eigentlich, wenn man Kleinaſien zum Vergleich mit ſolchen Ländern wählt, aus dieſem Vergleich ein Etwas entfernen, das für die Halbinſel zu vorteilhaft wäre, ohne gerade aus dem Begriffe des Schönen und Maleriſchen zu entſpringen; dies Etwas iſt der unwiderſtehliche Reiz, der ſich an das Morgenland überhaupt knüpft. Das Morgenland, die Wiege unſerer Religion und die Schatzkammer der reichſten, dichteriſchen Erinnerungen, wirkt ſo mächtig auf jeden gebildeten Geiſt, daß er unwillkürlich geneigt iſt, die wirklichen Schönheiten eines Landes zu überſchätzen, wo tauſend Stimmen den Geiſt und die Einbildungskraft anſprechen, und wo die Leerheit der Gegenwart durch eine Vergangenheit erfüllt iſt, angeſichts deren unſer junges Europa mit allen ſeinen hundertjährigen Denkmälern bloß als ein unmündiges Kind erſcheint. In einem ſolchen Vergleich ſollte man alſo, ſo viel wie möglich, alle Ideen und Gefühle entfernen, die nicht auf die ausſchließlich phyſiſchen Bedingungen des Schönen gegründet ſind.

Wenden wir nun dieſen ſtrengen Grundſatz auf Klein-Aſien an, ſo ergiebt ſich, daß dieſes Land trotzdem den Vergleich mit den durch ihre Naturſchönheiten am meiſten berühmten Gegenden vollkommen zu ertragen vermag. Denn der Taurus bildet eine Gebirgsmaſſe, die häufig den erhabenſten Hochgebirgs-Gemälden der Schweiz, Tirols, der Appeninnen, Pyrenäen, der Sierra Nevada (Spanien) ꝛc., keineswegs nachſtehen; die Thäler des Kalykadnus, des Mäander, der Iris und ſo manche andere haben um nichts die lachenden Thäler Siziliens, Kalabriens, Spaniens ꝛc. zu beneiden; die Geſtade Paphlagoniens, des Pontus und beſonders Ciliciens, Pamphyliens und Lyciens ſind häufig noch maleriſcher als die ſchönſten Küſten des Adriatiſchen Meeres, und wetteifern ſogar mit dem prachtvollen Meerbuſen von Genua und ſeinen reizenden Cornichen. Die Ebenen von Bruſſa, von Afiun Karahiſſar, von Denizly, Isbarta ꝛc. können um die Palme mit der berühmten Vega di Grenada oder den anmutigen Ebenen Lombardiens kämpfen; endlich die zahlloſen Ausbiegungen, gezackten Vertiefungen und mannigfaltigen Verzweigungen der weſtlichen Küſte der Halbinſel beſitzen Buchten, die wie jene von Smyrna der Bucht Neapels faſt gleichgeſtellt werden können, ohne der Meerengen des Bosporus und der Dardanellen oder der unvergleichbaren Lage Konſtantinopels zu erwähnen, die nicht bloß die maleriſchen Seeſtädte Europas, wie Neapel und Liſſabon, übertrifft, ſondern unſtreitig in dieſer Hinſicht den erſten Platz in der Welt behauptet; denn trotz der Pracht ihrer tropiſchen Vegetation vermag auch Rio de Janeiro, dieſe Königin der Neuen Welt, nicht den Sieg davonzutragen, und beugt ſich ehrfurchtsvoll vor der alten Stadt der Kaiſer. Man ſieht alſo, daß Klein-Aſien alle Bedingungen eines höchſt maleriſchen Landes beſitzt, auch wenn man ſich bemüht, die aus den Hallen der Vergangenheit auf ſie hinüberſtrömenden Strahlen zu verſchleiern. Dieſes Glanzes beraubt, bleibt es doch immer ſo ſchön, wie die ſchönſten bekannten Gegenden.

Wie bekannt, iſt außer Italien kein Land ſo reich als Klein-Aſien an geſchichtlichen Denkmälern, von denen viele ſchon beſchrieben, aber vielleicht noch ein großer Teil unter dem Schutte vergraben liegen.

[Einwohner.] Die während ſo vieler Jahrhunderte über die ganze Oberfläche Klein-Aſiens wogenden Völker-Fluten haben alle Spuren der uralten Bewohner des Landes verwiſcht, ſo daß heutzutage nur 3 Hauptnational-Typen in demſelben zu unterſcheiden ſind: die Osmanli (in Europa mit dem Geſamtnamen Türken bezeichnet)[1], die Griechen, die Armenier und Kurden.

Die Osmanli, hauptſächlich in den ſüdlichen und Mittel-Landſchaften Klein-Aſiens anſäſſig (obwohl immer mehr oder weniger mit Griechen und Armeniern gemiſcht), ſind teilweiſe die Abkömmlinge der letzten Eroberer des Landes. Der nomadiſche Teil derſelben wird gewöhnlich mit dem Namen von Turkmenen und Guruk bezeichnet, während gewiſſe Stämme, wie die der Zeïbek, noch ganz den Charakter der älteren osmaniſchen Eroberer beibehalten haben und das Gebirge Miſſoghis (Lydien) bewohnen, wo ſie durch ihre höchſt maleriſche Tracht, ihren kräftigen Körperbau und ihre kriegeriſchen, abenteuerlichen Geſinnungen von den übrigen Bewohnern der Gegend auffallend abſtechen.

Was den Osmanli überhaupt beſonders auszeichnet, iſt eine gewiſſe Würde, ein gewiſſer Anſtand in ſeinem ganzen Weſen, die kein Europäer im ſtande iſt, vollkommen nachzuahmen. Er iſt tapfer, ausdauernd, mäßig und gaſtfreundlich; er verbleibt dieſer letztern Eigenſchaft treu, ohne Unterſchied der Abſtammung und Religion, während er ſeine übrigen moraliſchen Grundſätze bloß in bezug auf die Rechtgläubigen, nicht aber die Chriſten, als ſtreng bindend hält, da er dieſe letzteren als untergeordnete Geſchöpfe betrachtet. Wenig zu körperlichen Anſtrengungen geneigt, iſt für den Osmanli die Ruhe (Rahat) der höchſte Ausdruck des Wohlſeins und Glückes, und er kümmert ſich wenig, das ‚dolce far niente‘ [das ſüße Nichtsthun] durch geiſtiges Arbeiten zu unterbrechen, beſonders wenn er das Glück hat, eine jener Wohnungen zu beſitzen, die durch ihre maleriſche Bauart oft wirklich als zauberiſch erſcheinen. Allerdings wird der Eindruck durch den Eintritt in das Innere der Wohnung ſehr vermindert, nicht nur durch die Abweſenheit der für Europäer unentbehrlichen Bequemlichkeiten, ſondern auch durch das düſtere Ausſehen der leeren, von keiner Frauengeſtalt belebten Räume; denn die Frau iſt für den Muſelman ein Geſchöpf, das, allen Blicken der Welt entzogen, nur für ihren Herrn und Gebieter beſtimmt iſt, ein Geſchöpf, welches die ausdrückliche Verneinung aller perſönlichen Würde und geiſtigen Entwicklung darſtellt. Daher, ſo lange die Vielweiberei durch Religion oder Sitten erlaubt und befördert iſt, bleibt der Osmanli ein vereinzeltes, unvollſtändiges Weſen, dem die höheren geiſtigen Genüſſe des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens unbekannt ſind.

Die Armenier, beſonders die, welche öſtliche Provinzen Klein-Aſiens bewohnen, beſitzen eine ausgezeichnete Anlage für finanzielle Thätigkeit und ſind die wahren Bankiere und Kapitaliſten der Türkei. An ihrer Heimat haltend und mehr den ſeßhaften als häufige Platzveränderungen erheiſchenden Beſchäftigungen ergeben, ſind ſie weder für die militäriſche Bahn noch für Auswanderung ins Ausland geneigt.

Der Grieche, unternehmender, leichtſinniger und beweglicher als der in ſeinem Aeußeren etwas ſchwerfällige Armenier, ſchmiegt ſich an alle Verhältniſſe und weiß von denſelben ſeinen Vorteil zu ziehen. Dazu kommt eine außerordentliche Gabe für fremde Sprachen, welche die Griechen zu Vermittlern zwiſchen den Europäern und Türken macht. Es iſt nicht leicht, die Abſtammung der Griechen Klein-Aſiens von den alten Einwanderern dieſer Nation zu beſtimmen, obwohl gewiſſe geſchichtliche Namen, wie die der Cantacuzene, Comnene, Mavrocordate ꝛc., welche die das Fanar genannte Quartier Konſtantinopels bewohnenden griechiſchen Familien tragen, für Abkömmlinge (wenn auch gewiß nicht immer unmittelbare) der in der Geſchichte des byzantiniſchen Reiches bekannten Perſönlichkeiten gelten. Anders ſteht es mit den ebenfalls griechiſch ſprechenden Bewohnern der Vorſtadt Pera, die hauptſächlich von Venetianern und Genueſen abſtammen, denen während oder kurz nach der Eroberung Konſtantinopels die Sultane hier Anſiedlungen angewieſen hatten, je nach dem Vorteil, den ſie von den damals mächtigen Republiken Venedig und Genua zu ziehen glaubten. Aus dieſen Anſiedelungen iſt eine ganz eigentümliche Raſſe entſtanden, mit dem Namen Peroten bezeichnet, welche die bezeichnenden Züge des Italieners und des Griechen vereinigt und ſich der ottomaniſchen Regierung, aber beſonders den Geſandtſchaften der europäiſchen Mächte unentbehrlich oder wenigſtens ſehr nützlich gemacht hat; denn nicht bloß iſt es aus ihrer Mitte, daß die türkiſche Regierung häufig ihre diplomatiſchen Vertreter wählt, ſondern ſie haben als Dolmetſcher, Sekretäre, Konſuln und Agenten der verſchiedenſten Art in allen Geſandtſchaften feſten Fuß gefaßt, und zwar mit dem Vorteile, nicht bloß während ihres Dienſtes von der türkiſchen Gerichtsbarkeit vollkommen befreit zu ſein, ſondern auch manchmal für ihre Kinder dieſen Vorzug in Anſpruch zu nehmen. Sehr häufig ſieht man die Glieder einer perotiſchen, denſelben Familiennamen tragenden Familie bei verſchiedenen Geſandtſchaften angeſtellt, ſo daß, um dieſe Herren von einander zu unterſcheiden, man ihrem Namen den der Nation, der ſie dienen, hinzufügt, und z. B. vom ruſſiſchen, franzöſiſchen, öſterreichiſchen oder engliſchen P. F. oder G. ſpricht. Die bedeutende Anzahl, die auf dieſe Art ſich der türkiſchen Nationalität entzieht, iſt ein Verluſt (und in gewiſſer Hinſicht eine Demütigung) für die Türkei, die dadurch viele ihrer brauchbarſten Unterthanen einbüßt, um ſo mehr, da mehrere Peroten Gelegenheit finden, auch im Auslande (beſonders in Rußland) Dienſte zu nehmen, wo ſie häufig ſehr vorteilhafte Stellungen erhalten und das Zutrauen ihrer neuen Herren durch ihre Gewandtheit, Thätigkeit und Ausdauer gewinnen, Eigenſchaften, die natürlich ſehr gut bezahlt werden. In mancher Hinſicht könnte man die Peroten als die Schweizer des Orients bezeichnen.

---

[1] Sowohl in Klein-Aſien als in allen übrigen muhammedaniſchen Ländern iſt der Name Türke nicht bloß unbekannt, ſondern als ein Schmäh-Ausdruck ausdrücklich zurückgewieſen.

Die Armenier ſind entweder katholiſch oder der armeniſchen Kirche von Etſchmiadzin angehörig, während die Griechen Klein-Aſiens (nicht aber der Inſeln) faſt ausſchließlich der griechiſchen Kirche anheimfallen. Die Griechen und beſonders die Armenier ſind gewöhnlich des Türkiſchen vollkommen mächtig, gebrauchen aber unter ſich ihre Mutterſprache. Deſſenungeachtet habe ich ein paar Ortſchaften im Innern Klein-Aſiens gefunden, wo die Griechen ihre Mutterſprache ganz verlernt hatten, wovon mir das Städtchen Isbarta (in Piſidien) ein merkwürdiges Beiſpiel lieferte. Als die dortigen griechiſchen Prieſter von meiner Ankunft hörten, beeilten ſie ſich, mich zu bewillkommnen mit der Einladung, ihrem Gottesdienſte beizuwohnen; da ſie mich türkiſch anſprachen, ſetzte ich voraus, daß ſie bei dieſer Gelegenheit ſich der offiziellen Sprache des Landes bedienen zu müſſen glaubten, aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich die Kirche betrat und den Prieſter das Evangelium türkiſch verleſen hörte, unſeren Heiland in der Sprache Mohameds, des Erzfeindes des Chriſtianismus, verkündend. Die Erklärung dieſer Erſcheinung war: daß die Griechen ſo lange Zeit von Muſelmännern umringt und von ihren Glaubensgenoſſen durch weite Räume abgeſperrt, ihre Mutterſprache gänzlich verlernt hatten, ſo daß die Prieſter gezwungen waren, aus Konſtantinopel die von der engliſchen Bibelgeſellſchaft ins Türkiſche überſetzte Heilige Schrift kommen zu laſſen. Aber nicht bloß ihre Sprache, ſondern auch ihre Religion haben manchmal die Griechen, wenigſtens dem Anſcheine nach, aufgeben müſſen, was ich die Gelegenheit hatte, in dem wilden pontiſchen Gebirgsland (von Strabo unter dem Namen Paryadres erwähnt), zwiſchen den Städten Gumuchhane und Tereboli zu beobachten: dort ſah ich mehrere Dörfer, von welchen das anſehnlichſte Krom heißt, deren Bewohner weiße und grüne Turbane trugen (Farben, die den Chriſten ſtreng unterſagt ſind), ihr Gebet in der Moſchee laut herſagten, und doch trotz allem dem geheime Chriſten waren und ſich des Nachts an einem einſamen Orte, oft in Felſenhöhlen, verſammelten, um den chriſtlichen Gottesdienſt in ihrer Mutterſprache zu verrichten. Ich würde es nie geahnt haben, hätte nicht in Krom ein ehrwürdiger Graubart, namens Suleiman, darauf beſtanden, mich in Tereboli beſuchen zu dürfen, was er auch zu thun ſich beeilte, aber mir ſogleich erklärte, daß er, wie die übrigen Bewohner der Gegend, nur Schein-Muſelman, und daß ſein chriſtlicher Name Parthenios ſei, ſowie auch daß ſeine Mitbürger ſtets 2 Namen trügen: einen türkiſchen für öffentlichen Gebrauch und einen chriſtlichen, mit dem ſie ſich in ihren geheimen Verſammlungen begrüßen.

Die angeführten Fälle der Zurückdrängung der Sprache und der Religion der Griechen in Klein-Aſien ſind jedenfalls ganz örtliche Ausnahms-Erſcheinungen, indem der National-Charakter der Griechen ſich in ſeiner ganzen aufſaugenden Kraft entfaltet, wo er ſich ſelbſt überlaſſen oder wenigſtens nicht einem zu überwältigenden Druck der türkiſchen Bevölkerung preisgegeben iſt; dies iſt namentlich der Fall mit den am Meere liegenden Ortſchaften, wo der Grieche nicht bloß alle Erwerbszweige an ſich gezogen hat, ſondern auch als ausgezeichneter Seemann auftritt.

Trotz der großen geiſtigen Ueberlegenheit der Griechen und Armenier über den eigentlichen Osmanli iſt doch dieſes chriſtliche Element (auch wenn es zahlreicher wäre) nicht geeignet, die Vormundſchaft der mohamedaniſchen Bevölkerung zu übernehmen, um dieſelbe in die Bahn der Bildung zu leiten. Nach einer faſt 500 jährigen Knechtſchaft können die Raya ſchwerlich die für eine ſolche Stellung erforderliche Würde und Achtung erlangen, ſo daß ſchlechterdings der Osmanli vorziehen würde, von Vertretern europäiſcher Mächte geleitet und regiert zu werden, als durch ſeine früheren Diener.

Außer den Armeniern und Griechen giebt es noch Vertreter mehrerer anderer chriſtlicher Völker, die als anſäſſige Bewohner Klein-Aſiens und ſomit bis zu einem gewiſſen Grade ebenfalls als Raya zu betrachten ſind; zu ſolchen gehören Bulgaren, Walachen, Tſcherkeſſen und Koſaken. Dieſe letzteren bilden in den von Konſtantinopel nicht weit entfernten Provinzen kleine Kolonien, von denen die beträchtlichſte das unter dem Namen Koſaklu bekannte, am Abulonaſee gelegene Dorf iſt. Als ich dort übernachten wollte, wurde ich von mehreren Reitern bewillkommnet, die ich ihrem äußeren Anſehen nach für wahre Osmanli hielt, aber mit Erſtaunen ſie unter ſich ruſſiſch ſprechen hörte und ſogleich erfuhr, daß das ganze, ziemlich beträchtliche, gut gebaute und reinliche Dorf ausſchließlich von ſeit langer Zeit aus Rußland deſertierten Koſaken beſtand, die ſich hier angeſiedelt und vervielfältigt hatten, indem ſie ſich mit griechiſchen Frauen vermählten. Das Hauptgeſchäft dieſer Koſaken iſt die ſehr ergiebige Fiſcherei; und die Bewohner der Gegend ſehen den Arbeiten der fleißigen Fremden müßig zu, ohne den geringſten Wunſch zu haben, daran teilzunehmen; denn ſie finden es viel bequemer, die Fiſche abzukaufen, als ſelber zu fangen, was natürlich den Koſaken ſehr behagt.

Endlich haben wir einen anziehenden Beſtandteil der mohamedaniſchen Bevölkerung, nämlich die Kurden, welche aus dem eigentlich ſo genannten Kurdiſtan ſich bis über die Gegenden von Erzerum, Erzindjan und Kaïſaria verbreitet haben. Dieſe Völkerraſſe iſt von ganz anderem Urſprung als die türkiſche. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſeit Xenophon, der ſie als Karduchi erwähnt und als ein räuberiſches Volk bezeichnet, die Kurden ſich nicht viel verändert haben. Ich hatte im Jahre 1858 Gelegenheit, ſie in dem damals noch ganz unbekannten Gebirgsland des Bingöldagh zu beobachten. Ihr Geſichtsausdruck erinnert an die ſchöne perſiſche Volksart; ſie ſpiegelt zugleich die Kraft und den Mut des Löwen und die Schlauheit des Fuchſes ab. Trotzdem ſind ſie gaſtfreundlich gegen Fremde, die ihre Gebräuche zu achten wiſſen und ihnen keinen Argwohn, beſonders als türkiſche Spione oder Agenten, einflößen; denn vor allem haſſen ſie die Osmanli und haben nicht die geringſte Scheu vor türkiſchen Soldaten. Ihre Weiber ſind oft von ausnehmender Schönheit und verſchleiern ſich nicht wie die türkiſchen. Die Kleidung iſt der der Männer ſehr ähnlich: der Kopfputz beſteht aus einer filzenen, hohen weißen Mütze, mit einem weißen oder gefärbten Zeug in Form eines Turbans umwunden; die Kleidung iſt ein eng an den Körper ſchließender, bis zu den Knieen reichender Rock mit langen und breiten Aermeln, ſehr weite rote oder blaue Hoſen, die ſich am Schenkel verengen und den mit einem roten, in einer umgebogenen Spitze endigenden Schuh bekleideten Fuß freilaſſen. Faſt immer ſind ſie zu Pferde mit einer langen Lanze bewaffnet.

Der Anblick dieſer von dem Gebirge in das Thal hinunterſprengenden Reiter erfüllt die Stadt- und Dorfbewohner mit Schrecken. Nirgends habe ich ein auffallenderes Beiſpiel davon geſehen, als in dem armeniſchen Dorfe Sarykaya, weil dieſes Dorf auf der großen Poſtſtraße von Erzerum liegt, bloß 48 km von Erzindjan entfernt iſt, wo ein Paſcha mit 3000 Mann Truppen, 5 Kanonen führend, reſidierte. Trotzdem erſchienen eines Morgens zwei Reiter, die im Namen Schah Huſſeins, Häuptlings des kurdiſchen, den Berg Djurdjak bewohnenden Stammes, den Einwohnern den Befehl erteilten, die Hälfte ihrer Ernte, die ſie eben beſchäftigt waren einzuſammeln, ihnen zu überliefern, was die armen Leute mit Beben und Zittern ſogleich vollzogen. Als ich ihnen mein Erſtaunen und meinen Unwillen ausdrückte, daß die über 300 Individuen zählende Bevölkerung des Dorfes ſich den Befehlen nur bloß zweier Räuber demütig füge, antworteten ſie ſchluchzend und jammernd, daß der geringſte Widerſtand die Verwüſtung und den Mord des ganzen Dorfes zur Folge haben würde; und eine ähnliche Antwort gab mir auch der Paſcha von Erzindjan, hinzufügend, daß er keinen Befehl von der türkiſchen Regierung habe, mit den Kurden zu kämpfen, die ſeinem Angriffe ſogleich 20 000 Reiter entgegenſtellen würden. Die durch die Ohnmacht der türkiſchen Regierung ermutigte Dreiſtigkeit der Kurden geht ſo weit, daß einer ihrer Stämme, Avcharen genannt, bis zu den Thoren der großen Stadt Kaïſaria ſtreift, die Dörfer der Umgegend plündernd.

Kleinaſien muß zur Zeit der römiſchen Herrſchaft ſehr viel ſtärker bevölkert geweſen ſein, als dies heute der Fall iſt. Einen Beweis für dieſe Behauptung liefert Cicero in einem Briefe an den römiſchen Senat. Er nennt in demſelben Klein-Aſien „eine Provinz, welche die reichſte Quelle für das römiſche Staatseinkommen ſei"; und doch beſaß Rom die reichſten Länder der damals bekannten Welt.

Wie in dem übrigen Orient, ſo auch in Klein-Aſien, iſt die Vergangenheit ein Bürge für die Zukunft, indem was unter denſelben klimatiſchen Bedingungen einſt war, auch abermals werden kann. Der Charakter des Werkes, für welches meine Arbeit beſtimmt iſt, verbannt politiſche Fragen, ſo daß es mir nicht geſtattet iſt, auf die Bedingungen einzugehen, unter welchen Klein-Aſien abermals zu ſeiner früheren Blüte gelangen könnte. Es mag mir erlaubt ſein, daran zu erinnern, daß ich ſeit 20 Jahren ſowohl Klein-Aſien, als mehrere andere Teile des ottomaniſchen Reiches an Ort und Stelle ſtudiert habe, und daß ich zu einer Ueberzeugung gekommen bin, deren Richtigkeit ich vollkommen bewieſen zu haben glaube, nämlich: daß eine Wiedergeburt Klein-Aſiens einzig und allein möglich iſt nur durch die Verwandlung dieſes Landes entweder in einen weſentlichen Teil eines kräftigen europäiſchen Reichs, oder in einen unabhängigen, unter den Schutz der chriſtlichen Großmächte geſtellten Staat. So lange das nicht geſchieht, verbleibt Klein-Aſien ein ſchwacher Schimmer eines erloſchenen Geſtirns.

(P. de Tchihatchef, „Klein-Aſien".)

* * *

Arabien. — Auf der ganzen arabiſchen Halbinſel giebt es nur zwei große, aber ganz von einander getrennte Sandwüſten (Nefud). Von der ſüdlichen (Roba' el-Khalil) irgend welche zuverläßige und eingehende Nachricht zu erhalten, war mir nicht möglich. Ich habe in Hajel verſchiedene Kahtani aus dem Wadi Dawaſir über Natur und Ausdehnung dieſer ſüdlichen Wüſte befragt, erhielt aber immer nur die Auskunft, ſie ſei unbewohnbar, und ſie hätten nie gehört, daß jemand hinüber oder herüber gekommen ſei. Es iſt wohl denkbar, daß die Regen- und demgemäß die Futterverhältniſſe daſelbſt der Art ſind, daß es dem Menſchen ſelbſt mit Hilfe des Kameels nicht möglich wird, jenen ungeheuren Landſtrich zu durchqueren. Anders aber verhält es ſich mit dem nördlichen Nefud, alſo zwiſchen dem Gjof und dem Gebel Aga und zwiſchen Teima und Lineh. Der beſteht aus einem unendlichen Gewirr von 100—300 Meter hohen Bergen, Hügeln, Rücken aus lauter feinem Sand, d. h. aus dem Verwitterungsprodukt der Sandſteinfelſen. Wenn man aus dem Hamad kommend dem Nefud ſich nähert, ſo ſtellt ſich derſelbe an Lichtwirkung vollſtändig wie ein Schneefeld dar: hellweiß mit ſchwachem Schimmer von lichtgelb oder zartroſa. Steigt man auf irgend einen Felk, d. h. Sandrücken, ſo macht die unabſehbare Sandwelt den Eindruck, als ob ſie durch eine Herde von Rieſenpferden in der Richtung von Oſt nach Weſt durchſtampft worden wäre. Ihre Spuren ſind die für den Nefud charakteriſtiſchen Kar, d. h. Löcher, 30—50 auch noch mehr Meter tief, mit ſteilen, im Halbkreis abgeſtochenen Wänden, an der tiefſten Stelle auf der Weſtſeite unten im Grunde oft das nackte natürliche Geſtein zeigend, in der Längenaxe gegen Oſten ſachte anſteigend. Je weiter man im Nefud gegen Süden fortſchreitet, um ſo größer werden die Kar; ich ſchätzte die Längendurchmeſſer der größeren auf nahezu zwei Kilometer. Mit der Zunahme an Größe nimmt jedoch die Klarheit und Durchſichtigkeit der Bildung ab: die gleichmäßige Rundung und der Steilabſturz im Weſten bleibt noch ziemlich deutlich, aber der Sandauswurf gegen Oſten zeigt noch weniger Ebenmaß und iſt ſelbſt wieder gegliedert oder gar zerriſſen, ja manche Kar greifen in einander über und ſchneiden ſich zuletzt, wie die Wellen verſchiedener Waſſerringe, bis zur Unkenntlichkeit der zugrunde liegenden Form. Die Ränder dieſer Löcher ſcheinen keiner merklichen Veränderung unterworfen; wenigſtens haben meine beduiniſchen Begleiter verſichert, ſie blieben ſich ſtets gleich; auch die ſtarken Hatab (Holzgewächſe), die darin wurzeln, ſprechen für die Ständigkeit der Form. Ueber die Entſtehung dieſer eigenartigen Bildung wage ich die Vermutung auszuſprechen, daß dieſelbe auf dem Vorhandenſein von ſchwach gegen Weſten hängenden Sandſteinbänken beruht, die dann ſelbſt wieder durch nordſüdlich laufende ſenkrecht eingeſtellt härtere Geſteinbänder gegliedert ſind, ſo daß an dieſen letzteren das im Grunde ſchräg anlaufende Waſſer ſich ſtaut, und dadurch auf der tieferen Weſtſeite die Verwitterung und Auflöſung des Sandſteines raſcher zuſtande gebracht wird.

Der ganze Nefud iſt durchweg waſſerlos, aber darum noch nicht abſolut unbewohnbar. Auf der fünftägigen Strecke zwiſchen dem Gjof und Gjobbeh befand ſich bis vor kurzem der berühmte Brunnen Schakik, deſſen Schacht 87 Meter tief durch den Sandſtein hinabgetrieben iſt. Da keinerlei Vorrichtung zur Waſſerentnahme vorhanden iſt, ſo hatte ich aus Europa vier je 25 Meter lange Stricke und leinene Eimer mitgenommen, um aus ſeinem Grunde Waſſer ſchöpfen zu können. Im Gjof hörte ich, daß der Brunnen unlängſt auf Befehl des Ibn Raſchid zugeworfen worden ſei, um die Raubzüge der Rualah vom Norden her in das Schammar-Gebiet unmöglich zu machen, und war daher genötigt, noch einige weitere Schläuche im Gjof zu kaufen. Zur waſſerloſen Jahreszeit geſtattet der Nefud, welcher dann einem Feuermeere gleicht, keinen längeren Aufenthalt, und kann in dieſem Fall überhaupt nur mit Beſchwerde und auf Reittieren (Delul) gekreuzt werden. Für gewöhnlich findet man dieſe Sandwelt beſtockt mit einem unerſchöpflichen Beſtand von Hatab, d. h. brennbarem Geſträuch, das oft eine Höhe von 2—3 Meter erreicht, während die Aeſte bis zu Armdicke oder auch noch ſtärker entwickelt ſind. Alle anderen Pflanzen außer dem Hatab faßt der Beduine zuſammen unter dem Namen Haſchiſch, d. h. Futterkräuter, Grünzeug.

Alles Haſchiſch entwickelt ſich unter dem Einfluß des Regens ungemein raſch; zu einem guten Jahrgang wird erfordert, daß in zwölf Monaten mindeſtens zehnmal je eine halbe Stunde Regen fällt. Bleibt derſelbe aus oder wird er nur kümmerlich geſpendet, ſo entſteht Futtermangel, oder Hungersnot. Solche Regenmengen, wie ſie während meiner Anweſenheit in Hajel gefallen ſind — einmal 3 Tage lang faſt ununterbrochen, ſo daß ein 200′ breiter und 7—8′ tiefer Winterbach ſich mehrere Tage weit durch den ſandigen Granitboden wälzte — gehören zu den größten Seltenheiten, wie ſie kaum alle 30 Jahre einmal vorkommen. Die Leute zu Hajel, welche uns oft mit Thermometer, Barometer oder wie ſie dachten, Regenlockwerkzeugen hantieren ſahen, lebten deshalb der feſten Ueberzeugung, daß dieſe reichliche Regenperiode unſeren perſönlichen Bemühungen zu verdanken ſei, als Entgelt für die freundliche Aufnahme, die wir beim Fürſten Ibn Raſchid gefunden, und ſie verſicherten uns, dieſes Jahr werde ihnen als „das Jahr der Chriſten" im Gedächtnis bleiben. Sobald der erſte Regen fällt, beginnt ſich's im Nefud zu regen: aus dem Boden ſproßt überall das zarte Grünfutter und im Nu ſind die Beduinen mit ihren Kameels- und Schafherden bei der Hand. Nun beginnt die Zeit ſorgloſer Schwelgerei für dieſe Wüſtenbewohner; ſie ziehen dahin, dorthin, wo es ihnen beliebt; die elende Sorge um das Waſſer iſt verſchwunden; der Menſch lebt von der nun plötzlich wieder Milch gebenden Kameelin. Während in der heißen Jahreszeit bei dem holzigen Sommerfutter die Tiere ſo gut wie keine Milch geben und allerſpäteſtens am fünften Tage ſelbſt getränkt werden müſſen, bedürfen ſie bei Grünfutter durchaus keines Tropfens Waſſer. Ich kann aus eigener Erfahrung verſichern, daß unſre Kameele während 24tägiger Reiſe durch die Wüſte mit Grünfutter, trotzdem ſie mehrfach an freiſtehenden Waſſerlachen vorbeikamen, nicht die geringſte Luſt verſpürten, auch nur einen Schluck zu thun; ſie guckten in das Waſſer hinein und guckten wieder heraus. Dieſe herrliche Winter- und Frühjahrszeit hat aber auch ihre Schattenſeite: iſt der nun frei herumſchweifende Herdenbeſitzer aller Sorge um Eſſen und Trinken überhoben, ſo ſind es ſeine Feinde ebenfalls; und ſo iſt das Frühjahr zugleich die Blütezeit für die zahlloſen Raubzüge einzelner verwegener Geſellen oder ganzer Banden von ehrſamen Freibeutern. In einem guten Jahrgang tauchen die ritterlichen Räuber blitzſchnell auf; unbekümmert um Zeit und Gegend, Hunger und Schlaf nicht achtend, in verlumpteſter Ausſtattung — nur Waffen und Reittiere ſo gut als möglich, — verſuchen ſie ihr Glück, ſtehlen Vieh, ziehen Menſchen aus, nehmen, was Gott ihnen beſchert, und verſchwinden mit einem befriedigten „Lob ſei Gott". — Dieſe ganze Herrlichkeit dauert indes nicht lange; wenige Wochen nur, ſo gewinnt die Sonne ſchon ſolche Kraft, daß alle die jungen Triebe verſengt ſind, und nur noch dürre Holzſtengel in die Luft ſtarren. Die Pflanzen, die ſich im Sommer durch halten, und mit der Ernährung durch den Tau ſich begnügen, gleichen dann mit ihrem weißlichen Ausſehen am eheſten bereiftem Haidegebüſch. Mit dem Regenfalle des Winters hängt aber noch eine andere Lebensfrage für jene Bewohner unmittelbar zuſammen, ich meine die Waſſerverſorgung für's ganze Jahr. Die Anhäufung von mehr als — ich will ſagen — 10 Menſchen auf einer Reiſe will daher wohl erwogen ſein; man weiß ja nie ſicher, ob der nächſte Brunnen nicht kurz zuvor ausgetrunken iſt. Die Geſellſchaft oder Bedeckung eines Reiſenden läßt ſich daher nicht beliebig verſtärken. — Die Waſſerverhältniſſe im allgemeinen kann man ſich nun nicht troſtlos genug vorſtellen. Während acht Monaten habe ich mit der obenbeſprochenen einzigen Ausnahme des Winterbachs nach lang anhaltendem Gewitter, keinen Tropfen fließenden Waſſers geſehen, und erſt am Schluſſe zu el-Ola traf ich eine lebendige Quelle, deren Waſſer etwa 300 Meter weit an der Oberfläche ſichtbar bleibt. Alles ſonſtige Waſſer verſchwindet, wie es vom Himmel fällt, alſobald im Boden und wird von den Einwohnern des Landes, welchen keinerlei Kenntnis von Maſchinen oder Pumpwerken zu Gebote ſteht, an einzelnen begünſtigten Stellen dem Boden wieder entnommen, da, wo im tieferen Untergrunde waſſerundurchläſſige Schichten das gänzliche Verſickern verhüten. Alle diejenigen Plätze, wo nach der bisherigen Erfahrung das ganze Jahr über dauernd, alſo aus künſtlichen Brunnen, Waſſer geſchöpft werden kann, ſind von den wenigen ſtändigen Beſiedlungen (Dörfern, Städten) in Beſchlag genommen.[1] So ſind z. B. in Hajel, der Schammar-Reſidenz, für eine Einwohnerzahl von etwa 13.000 anſäſſigen Menſchen, etliche ſiebzig Schöpfbrunnen vorhanden, mit einer durchſchnittlichen Tiefe von 30 Meter. Sie werden ſämtlich von Kameelen „gezogen", welche in langen Bahnen gehend die ledernen Kübel an Stricken über Holzrollen aus der Tiefe zu Tage befördern. Das Waſſer in den meiſten dieſer Brunnen hat eine Wärme von 24—30° C., und ſoll vor dem Trinken, in Lederſchläuchen der verdunſtenden Kühle mindeſtens eine Stunde ausgeſetzt bleiben. Die Nichtbeachtung dieſes Rates würde unfehlbar Fieber erzeugen. In Hajel wird auf Koſten des Emirs ein Brunnen, der berühmte Semah, den ganzen Tag „gezogen" und iſt daher ſtändig von waſſerholenden Weibern belagert; die andern ſind im Privatbeſitz. Alles auf dieſe Weiſe dem Boden entnommene Waſſer wird, ſoweit es nicht für die Haushaltung zur Verwendung kommt, auf die Gärten, d. h. an die Palmen gewendet, denn die übrigen dazwiſchen geſetzten Pflanzen, ein paar Feigen, Granaten, Rebſtöcke gelten mehr als Zierrat und kommen nicht in Betracht. Der großartigſte Brunnen, den ich auf meiner Reiſe geſehen, iſt der wunderbare Quell, Hadageh genannt, zu Teima im Higaz: in der Mitte der Stadt iſt ein großer Platz von vielen gemauerten Rinnſalen durchſchnitten; in ſeinem Centrum ein Schlund, etwa 100 Fuß im Durchmeſſer haltend und wohl 70 Fuß tief, mit ſenkrechten, teilweiſe durch Steinbau ergänzten, Felswänden; in ſeiner Tiefe lebendiges Waſſer mit bewegter Oberfläche. Sein Rand iſt umſtellt mit einem Wirrwarr von Stangen, hölzernen Rädern, Drehrollen, Stricken, Ledereimern und Ausflußvorrichtungen; nach jeder der vier Himmelsrichtungen ziehn 12—15 Kameele, alſo im ganzen vielleicht 60 Tiere in 100 Fuß langen Bahnen den ganzen Tag unabläſſig die Eimer aus der Tiefe und liefern das Trinkwaſſer und durch die kleinen Verteilungskanäle das unentbehrliche Naß für die tauſende von Palmbäumen dieſer um ihres Waſſerreichtums berühmten[1] Oaſe. Begreiflicherweiſe mit Stolz reden daher die Leute zu Teima von ihrem Wunderborn Hadageh; ſie fragten mich, ob in meinem Lande auch ein ſolcher Quell zu finden ſei, oder gar ein laufender Bach, ob Gärten u. dgl. Als ich mir die Bemerkung erlaubte, daß im Lande Alemania 4000 oder mehr Flüſſe und Bäche das ganze Jahr ihr Waſſer ungetrunken ins Meer laufen laſſen, und daß das ganze Land ein Garten und bebaut ſei, zwar nicht mit Palmen, aber Wald- und Fruchtbäumen, namentlich Getreidefeldern, und überall Grünfutter, daß man aber nicht herumſtreifen dürfe, weil alles abgegrenzt oder gar mit Mauern und Hecken eingefaßt ſei, da meinte ein alter — ich kann nicht ſagen Spießbürger — eher Raubritter von Teima: „Wenn ja das alles wahr iſt, was du da von deinem Lande erzählſt, warum biſt du überhaupt von da weggangen? hm? und im übrigen, wo es keine Kameele, keine Datteln, keine Beduinen giebt, und wo man nicht einmal herumſtreifen kann, wie man will, ſo iſt das überhaupt kein begehrenswertes Land!“ So hängt der Menſch an der Scholle, wo er geboren iſt.

---

[1] Eine ganze Reihe vermeintlicher Dörfer auf unſern Karten, ſo beſonders im Wadi Sirhan ſind einfach Brunnen, d. h. Waſſerlöcher im Boden ohne jedwede Anſiedlung daneben.

Prof. Julius Euting.

Burckhardt, Joh. Ludwig, 1784—1817, geboren zu Lauſanne, machte 1809 im Auftrage der engliſchen Oſtindiſchen Kompagnie unter dem Namen Scheich Ibrahim und in morgenländiſcher Kleidung eine Reiſe nach Aleppo, widmete ſich ſodann dem Studium der Sprache, der Anſichten und Lebensgewohnheiten der Araber mit ſolchem Erfolge, daß er in derſelben Verkleidung 1813 Nubien bereiſen und 1814 als Pilger Mekka beſuchen konnte. Im Begriffe, ſeine Reiſebücher zu ordnen, ſtarb er in Kairo an der Peſt.

Djidda. Die Buden in Djidda ſind, wie in allen Teilen der Türkei, einige Fuß über den Boden erhaben, und haben außerhalb, nach der Gaſſe zu, eine ſteinerne Bank, auf welche ſich die Käufer ſetzen; dieſe iſt gegen die Sonne durch eine Dachung geſchützt, welche gewöhnlich aus, an hohen Pfählen befeſtigten Matten beſteht. Viele dieſer Buden ſind in der Vorderſeite kaum 2 oder 2 $^{1}/_{3}$ Meter breit; die Tiefe beträgt gewöhnlich 3 oder 4 Meter, mit einem Privatzimmer oder Warenlager im Hintergrund.

Es ſind hier 27 Kaffeehäuſer. Kaffee wird in Hedjaz ausſchweifend viel getrunken; es iſt nicht ungewöhnlich, daß eine Perſon an einem Tage 20 bis 30 Schalen trinkt, und der ärmſte Arbeiter nimmt nicht weniger als 3 oder 4 Taſſen. In einigen Buden kann man Keſchre, welcher von Hülſen der Kaffeebohnen gemacht wird, erhalten, der kaum weniger wohlſchmeckend iſt, als der von Bohnen bereitete. Eine der Buden wird von ſolchen beſucht, welche den Haſchyſch, eine Zubereitung der Hanfblüten mit Tabak vermiſcht, rauchen, was eine Art Berauſchung erzeugt. Haſchyſch wird immer mehr in Aegypten, und vorzüglich unter den Bauern gewöhnlich.

In all dieſen Kaffeehäuſern wird die perſiſche Pfeife geraucht, von welcher es drei verſchiedene Sorten giebt: 1) Die Kedra, welche die längſte iſt und auf einem Dreifuß ruht; ſie iſt immer ſchön gearbeitet und wird nur in Privathäuſern gefunden. 2) Die Shiſe (in Syrien Argyle genannt), kleiner, aber wie die erſtere geformt, an ſie wird eine ſchlängelnde Röhre, Lieh genannt, angefügt, durch die der Rauch eingezogen wird. 3) Die Bury; dieſe beſteht aus einer rohen Cocosnußſchale, welche das Waſſer hält; ein dickes Rohr vertritt die Schlangenröhre; dieſe Pfeife iſt der beſtändige Begleiter der niedern Klaſſe und all' der Matroſen des Roten Meeres, welche ſehr unmäßig Gebrauch davon machen. Der Tabak, welcher in den erſten zwei Pfeifen geraucht wird, kommt vom Perſiſchen Meerbuſen; der beſte iſt von Schiras. Der Handel mit dieſem Artikel iſt ſehr beträchtlich; und der Verbrauch desſelben in Hedjaz beinahe unglaublich groß; große Mengen werden auch nach Aegypten verſchifft. Die gewöhnliche Pfeife iſt in Hedjaz wenig gebräuchlich, ausgenommen bei türkiſchen Soldaten und Beduinen.

Die Kaffeehäuſer ſind den ganzen Tag mit Volk angefüllt und gewöhnlich iſt an der Vorderſeite ein Dach errichtet, unter dem auch Perſonen ſitzen. Die Zimmer, Bänke und kleinen niedrigen Stühle ſind ſehr ſchmutzig und bilden einen Gegenſatz zu der in den Kaffeehäuſern zu Damaskus bemerkenswerten Nettigkeit und Eleganz. Angeſehene Kaufleute ſieht man nie in den Kaffeehäuſern; aber die von der dritten Klaſſe und Matroſen haben ihren beſtändigen Aufenthalt daſelbſt. Jedermann hat ſein beſtimmtes Haus, wo er mit denjenigen, mit welchen er Geſchäfte macht, zuſammenkommt. Ein Araber, der es nicht erſchwingen kann, ſeinen Freund zu ſich zum Eſſen zu bitten, ladet ihn vom Kaffeehaus aus, wenn er ihn vorbeigehen ſieht, ein, hereinzutreten und eine Schale zu nehmen, und iſt ſehr beleidigt, wenn die Einladung nicht angenommen wird. Wenn der Freund eintritt, befiehlt er dem Aufwärter, ihm eine Schale zu bringen, und dieſer ruft beim Anbieten derſelben ſo laut, daß ihn jedermann am Orte hören kann „Djebba!“ (umſonſt). Ein Araber kann ſeine Gläubiger betrügen oder der Wortbrüchigkeit in ſeinem Geſchäfte ſchuldig ſein, und dennoch entgeht er dem öffentlichen Tadel; aber er würde mit Schande bedeckt, wenn es bekannt würde, daß er verſucht hätte, den Aufwärter des Kaffeehauſes um ſeine Bezahlung zu prellen. Die türkiſchen Soldaten haben in dieſer Beziehung ihr Möglichſtes gethan, um die Verachtung zu vermehren, in der ſie bei den Arabern ſtehen. In den Kaffeehäuſern der Hedjaz ſah ich niemals die Geſchichtenerzähler, die in Aegypten ſo gewöhnlich ſind und mehr noch in Syrien. Das Mangal [Art von Mühlſpiel] wird gewöhnlich in allen dieſen geſpielt und Brettſpiel, das von dem europäiſchen etwas verſchieden iſt; aber ich ſah in Hedjaz niemals Schach ſpielen, obgleich ich hörte, daß es nicht unbekannt ſei und daß vorzüglich der Scherif es liebe.

Pilgerleben in Mekka. Zur Zeit des Ramadan iſt die Moſchee vorzüglich glänzend. Die Hadjy's [Pilger] verrichten in dieſer Periode (welche in die heißeſte Jahreszeit fällt) gewöhnlich die drei erſten täglichen Gebete zu Haus, aber verſammeln ſich zur Abendandacht in großen Haufen in der Moſchee. Jedermann bringt in ſeinem Taſchentuch einige Datteln, etwas Brot und Käſe oder einige Datteln mit ſich, welche er vor ſich hinlegt und bis zu dem Augenblick wartet, wo zu dem Abendgebet gerufen wird, da es dann erlaubt iſt, die Faſten zu brechen. Während der Dauer dieſer Faſtenunterbrechung bieten ſie höflich ihren Nachbarn einen Teil ihres Mahles an und empfangen eben ſo viel wieder zurück. Einige Hadjy's, um den Ruf ausgezeichneter Wohlthätigkeit zu gewinnen, gehen von Mann zu Mann und legen vor jeden einige Stück Speiſen; ihnen folgen Bettler nach, welche wiederum von den Hadjy's die Biſſen erhalten, welche vor ſie hingelegt wurden. Sobald als der Imam von der Spitze von Zemzen anfängt zu rufen: „Allahu Akbar“ (Gott iſt ſehr groß), eilt jedermann, aus dem vor ihn hingeſtellten Krug Zemzenwaſſer zu trinken, etwas zu eſſen und ſich darauf mit den Betenden zu vereinigen. Nach dieſem kehren alle zum Nachteſſen nach Hauſe und beſuchen dann die Moſchee wieder, um das letzte Abendgebet zu feiern. Um dieſe Zeit iſt der ganze Platz und die Säulengänge mit Tauſenden von Lampen beleuchtet, und um dieſe zu vermehren, haben die meiſten Hadjy's ihre eigenen Laternen, die vor ihnen auf dem Boden ſtehen. Die Pracht dieſes Schauſpieles und der kühle Wind, welcher über den Platz weht, veranlaßen viele, bis um Mitternacht hier zu bleiben. Dieſes Geviert, der einzige weite und offene Platz in der Stadt, läßt den kühlenden Wind durch alle ſeine Thore zu; aber die Mekkaer ſchreiben dieſes den wehenden Flügeln der Engel zu, welche die Moſchee bewachen. Ich ſah die Begeiſterung eines Pilgers von Darfur, der in der letzten Nacht des Ramadan zu Mekka angelangt war. Nach einer langen Reiſe durch unfruchtbare und einſame Wüſten wurde er bei ſeinem Eintritt in den erleuchteten Tempel von deſſen Anblick ſo in Erſtaunen geſetzt und von der ſchwarzen Kaaba mit ſolcher Scheu erfüllt, daß er ſich nahe an dem Orte, wo ich ſaß, niederwarf und lange in dieſer anbetenden Stellung liegen blieb. Dann erhob er ſich, brach in Thränen aus und rief in der höchſten Bewegung, ſtatt die gewöhnlichen Gebete der Beſucher herzuſagen, einzig aus: „O Gott, jetzt nimm meine Seele dahin; denn dieſes iſt das Paradies!“

Das Ende des Hadj giebt dem Tempel ein ſehr verändertes Anſehen. Krankheit und Sterblichkeit, die Folgen des ertragenen Reiſe-Ungemachs, oder durch die leichte Bedeckung des Pilgerkleides [Ihram], die ungeſunden Wohnungen zu Mekka, die ſchlechte Koſt, oftmals gänzlicher Mangel an Nahrung veranlaßt, füllen die Moſchee mit Leichen, welche hieher gebracht werden, um des Imam's Gebet zu erhalten, oder mit kranken Perſonen, von denen viele, wenn ihre Auflöſung naht, zu den Säulengängen gebracht werden, daß ſie entweder durch den Anblick der Kaaba geheilt werden möchten, oder doch wenigſtens die Genugthuung hätten, innerhalb des heiligen Umfangs zu ſterben. Man ſieht arme Hadjy's, von Krankheit und Hunger abgezehrt, ihre kraftloſen Körper unter den Kolonnaden herumſchleppen; und wenn ſie ihre Hand nicht mehr ausſtrecken können, um die Vorübergehenden um eine Gabe zu bitten, ſo ſtellen ſie nahe an der Matte, auf der ſie liegen, ein Becken, um ein Almoſen darein zu erhalten. Wenn ſie fühlen, daß der letzte Augenblick naht, decken ſie ſich ſelbſt mit ihren zerlumpten Kleidern, und oft vergeht ein ganzer Tag, bevor man entdeckt, daß ſie geſtorben ſind. Etwa einen Monat lang nach dem Schluſſe des Hadj fand ich beinahe jeden Morgen Leichname von Pilgern in der Moſchee liegen; ich ſelbſt und ein griechiſcher Hadjy, den der Zufall auf dieſelbe Stelle brachte, ſchloſſen einmal die Augen eines armen Mogrebyn Pilgers, welcher in die Nähe der Kaaba gekrochen war, um ſein Letztes auszuatmen, wie der Moslem ſagt, „in den Armen des Propheten und der Schutzengel“. Er gab durch Zeichen ſeinen Wunſch zu erkennen, daß wir ihn mit Zemzenwaſſer beſprengen möchten, und während wir dieſes thaten, ſtarb er; eine halbe Stunde darnach wurde er begraben. Es ſind einige Perſonen im Dienſt der Moſchee angeſtellt, welche ſorgfältig die Stellen, wo die Sterbenden lagen, waſchen und alle die armen und freundloſen Fremdlinge, welche zu Mekka ſterben, begraben müſſen.

Joh. Ludwig Burckhardt, „Reiſen in Arabien“.

---

[1] Jeſaja 21, 14: „Entgegen den Durſtigen bringet Waſſer, ihr Einwohner von Tema!“

Teheran. Die perſiſchen Nationaltrachten, meiſt in den ſchreiendſten hellen Farben, kennzeichnen die Träger derſelben nach ihrer Lebensſtellung und nach ihrer Vorliebe für die neuſte Mode. Auch der Stutzer tritt wie bei uns in auffallender Weiſe aus der großen Menge hervor, denn ſeine Kleider ſind bunt, — ſchwefelgelb, roſenrot und zeiſiggrün, — und goldene Nadeln, Ketten und Ringe geben ihm ein weibiſches Ausſehen, dem die nach rückwärts geſetzte ſchwarze Pelzmütze und der herausfordernde Blick den Stempel eitelſter Ueberhebung hinzufügt. Man liebt es zuweilen, um den Kleiderreichtum zur Schau zu tragen, mehrere Röcke übereinander zu ziehen, als wolle man den Eindruck eines wandelnden Kleiderſchrankes hervorrufen. Ein Dolch in der Scheide hängt den Männern am Gürtel, wie wenn ein jeder ſich ſeines Lebens wehren müſſe. Die „Hohe Exzellenz“ des Molla [Geiſtlichen] zieht in gemeſſenem Schritte, in die arabiſche Tracht gehüllt und den Roſenkranz in der Hand, ihre Straße dahin. Trägt ſie einen grünen Turban, ſo gehört ſie zur geehrten Klaſſe der Sejids oder Nachkommen aus der Familie des Propheten, die man in einem Briefe etwa mit den Worten anredet: „Edelſtein aus dem Bergwerke des Prophetentums, Frucht vom Baume des Apoſtolates, Perle aus dem Meere des Imamates.“ Obgleich die Perſer ziemlich einmütig behaupten, daß es leicht ſei, ein Gelehrter und Molla, aber ſehr ſchwer, ein Menſch zu werden, ſo erfreuen ſich dennoch die geiſtlichen Herren einer allgemeinen Hochachtung, die ihnen niemand verweigern würde. So ſehr ſich der Perſer ſeiner Glaubensrichtung nach einer gewiſſen Freigeiſterei zuwendet, der ſelbſt die größten Dichter Irans in ihren Verſen das Wort geredet haben, ſo ſehr wahrt er andererſeits in ſeinem öffentlichen Auftreten das Gefühl der Schicklichkeit, den Schein der Frömmigkeit und erfüllt auf das genaueſte alle Vorſchriften des religiöſen Geſetzes um des Propheten und ſeiner Nachfolger und Diener willen.

Kurden, Nomaden, Zigeuner, Turkmenen, Afghanen und welche Namen die umwohnenden Völkerſchaften Aſiens führen mögen, ziehen zu jeder Tagesſtunde ihres Weges über den Kanonen-Platz dahin, und ihre Mienen, ihre Tracht und ihre Bewaffnung bis zur Lanze und zum Schilde erregt die ganze Aufmerkſamkeit. Die perſiſchen Serbaſen, das reguläre Militär, erſcheint in europäiſchen, meiſt der öſtreichiſchen Armee entlehnten Uniformen, nur die königlichen Garderegimenter tragen hochrote Waffenröcke; doch läßt ihr Ausſehn manches zu wünſchen übrig, da die Bekleidungsgegenſtände ſelten auf den Körper paſſen und die Waffen längſt vergangenen Zeiten der Weltgeſchichte angehören. Aber der einzelne Mann iſt gehorſam, willig und brauchbar und würde unter gebeſſerten Verhältniſſen ausgezeichnete Dienſte leiſten. Die Offiziere tragen durchweg öſtreichiſche Uniformen bis zum General in weißem Paradeanzug hin. Nur die Mannſchaften und Offiziere der Perſiſchen Koſaken-Regimenter haben die kleidſame Tracht der ruſſiſchen Koſaken angelegt.

Die Frauenwelt, zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß, läßt keine eingehendere Beſchreibung zu; denn ihr Körper iſt dicht verhüllt und ſelbſt das Auge hinter dem weißen Schleier unſichtbar. In bauſchigen und faltenreichen grünen Hoſen nebſt gleichfarbigen Schuhen daran bewegen ſie ſich über den Platz, meiſt von einem Diener begleitet, da nach Landesſitte der Ehemann ſich öffentlich niemals an der Seite ſeiner beſſeren Hälfte zeigen darf.

Eine Ausfahrt des Schah und ſeines Aenderun [Harems] gehört zu den merkwürdigſten Schauſpielen, die ein Europäer außerdem auf den Fahrſtraßen des Platzes genießen kann. Rotröckige Schatirs oder Läufer, mit einer hahnenkammähnlichen Mütze auf dem Haupte und ſilberbeſchlagene Stöcke in den Händen, ein Haufe lanzentragender Reiter von den getreueſten Stämmen der Nomaden, ein unglaublicher Troß von Offizieren und Dienern aller Gattung, darunter nicht zu vergeſſen der Nachrichter mit ſeinem Maultiere, welchem die für Baſtonaden [Schläge auf die Fußſohlen] notwendigen Fußklammern und Stöcke aufgepackt ſind, bilden eine Schar von hunderten von Köpfen, in deren Mitte in einem geſchloſſenen prachtvollen Glaswagen S. M. der Schah einſam ſeinen Platz einnimmt. Die Menge verneigt ſich demutsvoll bei dem Anblick ihres Beherrſchers, der keinen Augenblick ſeine kalte majeſtätiſche Ruhe verliert. In einem zweiten Zuge ziehen die Damen des Harems in ähnlicher Begleitung vorüber; nur iſt das Volk der lanzentragenden Reiter noch zahlreicher. Die Damen hocken in ihren verſchloſſenen Tragſeſſeln, die ſich zwiſchen zwei Pferden oder Maultieren befinden. Die Volksmenge ſtiebt bei ihrer Annäherung auseinander; denn ein Blick auf die verhüllte Frauenwelt des allerhöchſten Herren würde die empfindlichſte Beſtrafung nach ſich ziehen und den Verwegenen nur zum Schaden gereichen.

Wie allenthalben auf den belebteſten Plätzen und Straßen der Stadt, ſo ſind es auch auf dem weiten Viereck des Artillerie-Maidan zahlreiche Gruppen von Derwiſchen und Bettlern, welche den Vorübergehenden mit bewegter Stimme anrufen und im Namen der bevorzugteſten Imams das öffentliche Mitleid anflehen. Auch Frauen, ſelbſt jugendliche und hübſche Geſtalten darunter, bewegen ſich unter dem zerlumpten Bettlerpack und entblöden ſich nicht dem Fremden gegenüber ihr Geſicht zu entſchleiern und mit dem Feuer ihrer ſchwarzen Augen den kläglichen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. Daß die Armut nur ein Vorwand iſt, um ihre Arbeitsſcheu zu verhüllen, liegt auf der Hand. Im Morgenlande iſt Mitleid und Barmherzigkeit eine vorgeſchriebene religiöſe Tugend, die ein jeder nur ſchwer unterdrückt, um nicht Allah und die Heiligen zu beleidigen, in deren Namen der Fakir ſeine Bitten ausſpricht. Das Bettlergewerbe iſt daher einträglicher Natur und in Teheran, wie in allen Großſtädten des Morgenlands, zu einer Zunft ausgebildet; die zu vertilgen kaum möglich ſein würde.

Die zahlreichen Derwiſche, welche eine höhere Klaſſe derſelben Zunft bilden, haben wenigſtens die Entſchuldigung des Berufes für ſich. Sie ſind verpflichtet, ihren Oberen die Ernte des Tages zu übergeben und der Ordensklaſſe, welcher ſie angehören, durch ihre geſammelten Schätze die notwendigen Koſten der Erhaltung zuzuführen. Die Mittel, welche ſie neben dem Bettel anwenden, um das Ziel zu erreichen, ſind der mannigfachſten Art. Sie erzählen den Leuten auf der Gaſſe unterhaltende Märchen und Geſchichten, ſpannen die allgemeine Aufmerkſamkeit der Zuhörer bis zu einem gewiſſen Grade, und laſſen eine Sammlung herumgehen, bevor ſie den geſchürzten Knoten ihrer Erzählung löſen. Andere ſingen mit lauter Stimme Lieder oder Sprüche her, wieder andere laſſen die Kaufleute in der Bude oder die Vorübergehenden an einer Blume riechen, um ein Geſchenk für dieſe ſeltſame Art der Höflichkeit zu erbitten. Ich habe ſelten geſehen, daß jemand dieſer Geruchsprobe Widerſtand geleiſtet hätte. Manche Derwiſche zeichnen ſich durch magiſche Künſte aus und nehmen dafür beſondere Geſchenke in Empfang. Um z. B. eine Perſon gegen das Gift der Schlangen und Skorpione für immer zu feien, ſprechen ſie gewiſſe magiſche Formeln aus, wobei ſie der betreffenden Perſon ein Stück Zucker zum Eſſen und gleichzeitig einen gewaltigen Backenſtreich verabreichen.

Ein großer Teil der perſiſchen Derwiſche gehört zur Sekte der Aliallahi, welche annehmen, daß die Gottheit in der Perſon des Imam Ali Fleiſch geworden ſei. Die Abdulmeleki in der Provinz Maſenderan am Kaspiſchen Meere, die Nonkeli in Fars, dem alten Stammlande Perſis der Iranier, die Kurdebetſche in dem Bezirk Demawend und in Weramin, in der Nähe von Teheran, ſowie die Tribus von Tilſan in Luriſtan gehören ausnahmslos dieſer religiöſen Genoſſenſchaft an, welche die Perſer mit dem Spitznamen „der Lichtausbläſer“ bezeichnen. Den Grund dieſer eigentümlichen Benennung muß ich anſtandshalber verſchweigen.

Das Oberhaupt der Derwiſche in Teheran führt den Namen Nakib. Etwa vierzig Tage vor dem Beginn des Neujahrsfeſtes (Naurus) übergiebt er den Derwiſchen eine Liſte der vornehmſten Bewohner der Stadt, einſchließlich der frängiſchen Weſirs oder Geſandten, mit der üblichen Weiſung, das Löſegeld vor ihren Häuſern einzuziehen. Der einzelne Bruder Derwiſch bepackt ſich mit einem kleinen Zelte, das er am Thüreingang der betreffenden Wohnung aufſchlägt, wobei er ſich häuslich einrichtet und bis zur Stunde des empfangenen Geldgeſchenkes an Ort und Stelle verbleibt. Verläßt der Herr ſein Heim, ſo richtet der Derwiſch ſich auf und ruft ihm aus vollſter Bruſt ſein Ja Hu, Ja Hak! entgegen. Der Fakir läßt übrigens mit ſich reden und begnügt ſich mit wenigen Tomâns, [je etwa 70 Pf.] über welche er ſpäter eine regelrecht ausgefertigte Empfangsbeſcheinigung ſeines Vorgeſetzten ausſtellt. Wird ihm die Zahlung verweigert, ſo wendet er ein kräftiges Mittel an, um ſeinen Zweck zu erreichen. In kurzen Zwiſchenpauſen entlockt er einer Trompete die unglaublichſten Töne und gönnt dem Hausherrn weder bei Tage noch bei Nacht die notwendige Ruhe. Selbſt eine tüchtige Tracht Prügel würde er mit aller Geduld ertragen, ohne ſich veranlaßt zu fühlen, mit leerem Beutel den gewählten Standort zu verlaſſen. Eine ſolche Behandlung würde aber von den umwohnenden Nachbarn übel vermerkt werden; denn einen Fakir, d. h. einen Mann, der das Gelübde der Armut gethan hat, zu mißhandeln, verſtößt gegen die öffentliche Meinung.

Unter den Lutis, welche mit den italieniſchen Lazzaroni viel Aehnlichkeit haben, giebt es nicht wenige, welche die Plätze und Gaſſen der Stadt Teheran durchziehen und zwar in der zweideutigen Geſellſchaft von Löwen und anderen wilden Tieren bis zum perſiſchen Bären hin. Ohne Maulkorb werden die Beſtien an einer Kette oder an einem bloßen Stricke gefeſſelt mitten durch die Menge geführt, wobei es nicht ſelten geſchieht, daß in den engen Gaſſen der Bazarſtraßen der grimme Leu in das dichteſte Gedränge kommt und, wie es mir ſelber einmal geſchah, unter dem Bauch eines Pferdes hindurchſchlüpft. Mit einem gewaltigen Knüppel wird dem Tiere die Richtung gegeben, oder eine Züchtigung zuerteilt. Es iſt unglaublich, mit welcher Verwegenheit der Luti mit dem wilden Tiere umzugehen weiß, ohne auf die Gefahr zu achten, welche ihm und anderen Leuten aus dem näheren Umgang derſelben erwächſt. Selbſt in den Häuſern erſcheint er mit ſeinen vierfüßigen Begleitern, um eine Gabe für die gefährliche Merkwürdigkeit zum Schrecken des Hausherrn zu erbetteln. (H. K. Brugſch, „Im Lande der Sonne.“)

In der Wüſte Gobi. — Vor uns liegt die Wüſte von Ala-ſchan, ein endloſes Sandmeer, über das eine gelblich-graue Atmoſphäre ſich lagert. Hier wechſelt Triebſand mit Salzflächen und lehmhaltigem Lößboden ab. Die ganze Wüſte macht den Eindruck von feſtſtehenden hohen Sandwellen, welche die furchtbaren Stürme je nachdem zerſtören oder neu errichten. Werden Menſch oder Tier hier von einem Sturm überraſcht, ſo kommt es wohl vor, daß ſie rettungslos darniedergeworfen und unter den Sandwellen verſchüttet werden. Hier und da erheben ſich auch auf Salzflecken oder Lößſtrecken einzelne, abgeſonderte, für ſich beſtehende thonhaltige Hügelgruppen.

Das Ala-ſchangebirge im Oſten und das Chan-ula-Gebirge im Norden bilden eine natürliche Grenze für dieſe gewaltige Ebene, die wohl in einer früheren Zeitperiode das Becken eines gewaltigen zentralaſiatiſchen Meeres bildete. Die ganze Gegend iſt waſſer- und infolgedeſſen vegetationsarm. Die wenigen Bäche und Flüſſe, die von den Bergen kommen, verſanden alsbald. Der Ezſin-gol iſt der einzige größere Fluß. Er fließt an der Weſtgrenze der Wüſte und ſoll nach ſeinem Ausfluß zu ein oder zwei Seen bilden. An dem einzigen Bach, welcher von Ala-ſchan kommt, liegt die Stadt Dyn-juan-in.

Es läßt ſich denken, daß das organiſche Leben mit der Einförmigkeit des Landes übereinſtimmt. Die Vegetation beſchränkt ſich meiſt auf die Salzflora und einige verkrüppelte Geſträuche. Der armſelige Boden kann nur ſchwach organiſches Leben erzeugen und erhalten. Eine blühende Pflanze erſcheint als ein greller Widerſpruch zu dieſem Reich, in welchem der Tod die Zügel der Herrſchaft führt. Den Eindruck, den die öde, gleichförmige, jeglichen Lebens bare Wüſte auf den Reiſenden macht, iſt unbeſchreibbar. Soweit das Auge reicht wechſeln Sandhöhen mit Salzflächen ab. Mühſelig ſchleicht die Karawane dahin durch die glühende Hitze — nirgends winkt in der Ferne ein ſchattenverheißender Wald. Nur hie und da erblickt der Wanderer eine flüchtige Antilope. Die huſchenden Eidechſen ſind das einzige lebende Element, was ſich zeigt. Nur ſelten ertönt der unheimliche rauhe Ton einzelner Steppenvögel und unterbricht für wenige Augenblicke die erdrückende Totenſtille. Selbſt die Nacht bringt keine Erquickung; denn alsdann ſtrahlt der Boden die Glut, die er des Tages eingeſaugt, mit verſtärkter Gewalt wieder aus.

Die Flächen und Hügel von Flugſand, welche eine Höhe von 15 bis 20, ſelten über 30 Meter erreichen, werden von den Mongolen wegen ihrer Unermeßlichkeit Tyngri-Himmel genannt. Dieſe Hügel beſtehen aus feinem Sand, in dem der Fuß bei jedem Schritt tief verſinkt. Dabei ſind die Hügel ſehr ſteil und der Sand auf der Seite, die dem Sturm ausgeſetzt, ſo locker, daß man nur mit der äußerſten Anſtrengung vorwärts dringen kann. Von Zeit zu Zeit ſtürzt man in ein trichterförmiges Sandloch, aus dem man ſich mühſam wieder herausarbeiten muß. Die ſeltenen Brunnen ſind höchſtens 1 bis 1 ½ Meter tief, ſalzhaltig und meiſtens halb verſandet.

In Dyn-juan-in alſo beſchäftigten wir uns mit der Ausrüſtung unſerer Karawane, vertauſchten die untauglichen Kameele, kauften friſche und machten uns am 14. Juli auf den Weg. Dank dem Pekinger Paſſe und mehr noch den Geſchenken, welche wir dem „Toſalaktſchi“ des Ortes gegeben, der während der Abweſenheit des Fürſten die Verwaltung führte, erhielten wir zwei Führer. Sie ſollten uns bis an die Grenze von Ala-ſchan begleiten und ſich dort um zwei andere bemühen, wie ein ſchriftlicher Befehl der Verwaltung anordnete. Eine ſolche Verordnung wurde auch fernerhin erlaſſen, ſo daß wir überall Führer erhielten, welche uns begleiteten. Dieſer Umſtand war ſehr wichtig; denn unſer Weg ging durch die wildeſte Gegend der Gobi, in der Meridianrichtung von Ala-ſchan nach Urga; ſie ohne Führer zu durchziehen, war unmöglich.

Es begann für uns eine lange Reihe ſchwerer Tage. Am meiſten hatten wir von der Julihitze zu leiden, welche mittags gegen + 36° R. im Schatten ſtieg und häufig ſelbſt während der Nacht nicht unter + 20,$_4$° R. fiel. Kaum hatte ſich am Morgen die Sonne über den Horizont erhoben, ſo begann auch ſchon die drückende Hitze. Am Tage umgab uns die Hitze von allen Seiten, von oben von der Sonne, von unten vom glühenden Boden. Wenn auch ein Luftzug entſtand, ſo kühlte er die Atmoſphäre nicht ab; im Gegenteil bewegte er nur die untere glühende Luftſchicht und vergrößerte die Hitze. Am Himmel ſah man an ſolchen Tagen nicht ein Wölkchen; ja er ſelbſt erſchien dann in einer gewiſſermaßen ſchmutzigen Farbe. Der Boden wurde bis zu + 51° R. und der loſe Sand wohl noch mehr erhitzt; denn die Temperatur betrug an ſolchen Stellen in der Tiefe von ⅔ Meter noch + 21° R. Das Zelt ſchützte uns durchaus nicht vor der Hitze; die Schwüle war in ihm, trotzdem die Seitenwände aufgehoben waren, noch größer, als in der freien Luft. Vergebens begoſſen wir hin und wieder nicht nur das Zelt, ſondern auch den Boden, auf welchem es aufgeſchlagen war, mit Waſſer; — nach einer halben Stunde war alles trocken, wie vorher, und wir wußten wieder nicht, wohin vor der unerträglichen Hitze. Die Trockenheit der Luft war furchtbar; Tau bildete ſich gar nicht, Regenwolken wurden in der Luft aufgelöſt und ſendeten kaum einige Tropfen auf die Erde. Wir hatten einigemal Gelegenheit, dieſe intereſſante Erſcheinung zu beobachten. Beſonders geſchah dies in Süd-Alaſchan. Der aus einer in die Wüſte getriebenen Wolke fallende Regen gelangte nicht zur Erde, ſondern verwandelte ſich in der unteren glühenden Luftſchicht wiederum in Dampf. Dies ereignete ſich jedoch nur, wenn die Wolken klein waren und darum die Atmoſphäre nicht hinlänglich abkühlen konnten.

Um der Hitze ſo viel wie möglich, wenn auch nur während des Marſches, auszuweichen, ſtanden wir noch vor Sonnenaufgang auf. Aber die Zubereitung des Thees und das Beladen der Kameele raubte uns ſehr viel Zeit, ſo daß wir nie vor 4, manchmal auch erſt um 5 Uhr den Marſch antraten. Auf meiner Karte bildet der Weg von Dyn-juan-in nach Urga eine Linie, deren Länge kaum 60 Centimeter beträgt; aber dieſe Linie iſt um den Preis von 44 Märſchen, welche größtenteils während der furchtbarſten Tageshitze zurückgelegt wurden, erkauft worden.

Unſere Reiſe war im Anfange nicht glücklich. Am ſechſten Tage wären wir beinahe im Sande umgekommen. Am 19. Juli morgens verließen wir den See Dſcharataidabaſu und nahmen unſere Richtung nach dem Chanula-Gebirge. Wie der Führer ſagte, betrug die Entfernung 25 Klm. Während des Marſches mußten wir aber zwei Brunnen und zwar einen vom andern in einer Entfernung von 8 Kilometer finden. Nachdem wir ein ſolches Stück Wegs zurückgelegt hatten, kamen wir wirklich an den erſten Brunnen, bei welchem wir unſere Tiere tränkten, und, nachdem dies geſchehen, bewegten wir uns weiter, in der ſicheren Hoffnung, daß wir nach weitern 8 Klm den zweiten Brunnen finden und dort anhalten würden, da die Hitze unerträglich wurde, trotzdem es erſt in der ſiebenten Stunde morgens war. Nachdem wir 10 Klm zurückgelegt hatten, waren wir noch nicht an den Brunnen gekommen. Nun erklärte der Führer, daß wir von der Richtung abgewichen ſeien, und ritt auf den nächſten Sandhügel, um von ihm aus die Gegend zu beſchauen. Etwas ſpäter gab uns der Mongole ein Zeichen, ihm dahin zu folgen, und als wir angelangt waren, verſicherte er uns, daß, obgleich wir den zweiten Brunnen verfehlt hätten, wir bis zum dritten, bei welchem wir unſer Nachtlager aufſchlagen wollten, nur 5 oder 6 Klm hätten.

Wir marſchierten in der bezeichneten Richtung. Indes nahte ſich die Mittagsſtunde, und die Hitze wurde unerträglich. Ein heftiger Wind bewegte die untere, erhitzte Luftſchicht und beſchüttete uns gleichzeitig mit Sand und ſalzigem Staube. Unſern Tieren wurde das Gehen furchtbar ſchwer; beſonders war dies mit unſern Hunden der Fall, welche über einen bis zu + 48° R. erhitzten Boden laufen mußten. Als wir die Qual unſerer treuen Hunde ſahen, hielten wir einigemal an, tränkten ſie und begoſſen ihnen und uns die Köpfe. Endlich war aber der Waſſervorrat erſchöpft; wir hatten nicht mehr als einen halben Eimer, und dieſe geringe Quantität mußten wir für den äußerſten kritiſchen Fall aufbewahren. Iſt es noch weit zum Brunnen? fragten wir häufig unſern Führer und erhielten immer die Antwort, daß wir nahe ſeien, da er ſich hinter dem nächſten Sandhügel befinde. So gingen wir gegen 10 Klm, ohne Waſſer zu finden. Nun entſchloß ich mich, meinen Begleiter mit dem mongoliſchen Führer voraus nach dem Brunnen zu ſchicken. Unſere Lage war wirklich fürchterlich. Wir hatten nur noch wenige Gläſer Waſſer; wir nahmen jeder nur einen Schluck in den Mund, um wenigſtens die trockene Zunge zu befeuchten; unſer ganzer Körper glühte, als wenn er ſich im Feuer befände; der Kopf wirbelte, wie bei einer nahenden Ohnmacht. Ich ergriff nun das letzte Mittel. Ich befahl einem der Koſaken, einen Keſſel zu nehmen und mit dem Führer dem Brunnen zuzueilen; wenn der Mongole unterwegs Miene machen ſollte, zu entfliehen, ſo befahl ich dem Koſaken, ihn zu erſchießen.

Schnell entſchwanden im Staube, welcher ſich in der Luft erhob, diejenigen, welche wir nach Waſſer geſendet hatten, und wir gingen ihrer Spur in der drückenden Erwartung nach, daß unſer Los entſchieden ſei. Endlich nach einer halben Stunde zeigte ſich der zurückeilende Koſak. Was brachte er uns? Rettung oder Untergang? Wir gaben unſern Pferden die Sporen, trotzdem ſie ſich kaum mehr bewegen konnten, und eilten jenem Koſaken entgegen. Mit einer Freude, welche nur derjenige begreifen kann, der an der Schwelle des Todes geweſen, aber gerettet worden iſt, hörten wir, daß der Brunnen wirklich an der bezeichneten Stelle ſei, und empfingen einen Keſſel friſchen Waſſers. Nachdem wir uns ſattgetrunken und die Köpfe begoſſen hatten, gingen wir in der bezeichneten Richtung und erreichten bald den Brunnen Boro-Sondſchi. Dies ereignete ſich um 2 Uhr nachmittags, ſo daß wir alſo in der furchtbaren Hitze 9 Stunden ohne Unterbrechung marſchiert waren und 34 Klm zurückgelegt hatten.

Endlich, nachdem wir den nicht hohen Bergrücken Gangin-Daban überſchritten hatten, erreichten wir die Ufer des Tolly, des erſten Fluſſes, den wir in der Mongolei fanden. Mit dem Waſſer erſchienen auch Wälder, welche die ſchroffen Abhänge des Chan-ula-Gebirges beſchatteten. Unter dieſen fröhlichen Eindrücken beendeten wir unſern Marſch und erſchienen am 5. September in Urga, wo wir aufs freundlichſte empfangen wurden.

(N. v. Prſchewalski, in „Geogr. Charakterbilder“ von Berth. Volz.)

Dſchingiskhan. — Einige Zeit nach der Wanderung der Tartaren in jene Gegend [Karakoran] und um das Jahr unſeres Herrn 1162 ſchritten ſie zur Wahl ihres Königs und wählten Dſchingiskhan, einen Mann von erprobter Rechtlichkeit, großer Weisheit, mächtiger Beredſamkeit und ausgezeichnet durch ſeine Tapferkeit. Er begann ſeine Regierung mit ſo viel Gerechtigkeit und Mäßigung, daß ſie ihn liebten und verehrten mehr als eine Gottheit, und der Ruhm ſeiner großen und edlen Eigenſchaften breitete ſich aus über jenen Teil der Welt, ſo daß alle Tartaren, wie weit ſie auch zerſtreut waren, ſich unter ſeine Befehle ſtellten. Da er ſich an der Spitze ſo vieler tapferer Männer ſah, wurde er von einem Streben erfaßt, hinauszuſchreiten aus den Wüſten und Wildniſſen, die ihn umgaben, und gab ihnen den Befehl, ſich mit Bogen und ſolchen Waffen zu rüſten, als ſie nach der Gewohnheit ihres Hirtenlebens zu führen wußten. Und nun machte er ſich zum Herrn von Städten und Ländern, und der Erfolg ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner anderen Tugenden war, daß, wohin er zog, er alles Volk bereit fand, ſich ihm zu unterwerfen; und es ſich glücklich ſchätzte, daß es in ſeinen Schutz und ſeine Gunſt kam. Auf dieſe Weiſe kam er in den Beſitz von vielen neuen Ländern. Auch darf ſein Erfolg nicht überraſchen, wenn man bedenkt, daß zu dieſer Zeit jede Stadt und jede Landſchaft entweder vom Volke ſelbſt beherrſcht wurde, oder ihre kleinen Könige oder Herren hatte, und weil unter ihnen keine allgemeine Verbindung ſtattfand, ſo war es unmöglich, getrennt einer ſo furchtbaren Gewalt zu widerſtehen. Nach Unterwerfung dieſer Plätze ſetzte er ihnen Statthalter, die ſo muſterhaft in ihrem Verfahren waren, daß den Bewohnern weder an ihren Perſonen, noch an ihrem Eigentume ein Leid widerfuhr, auch nahm er die Politik an, in andere Provinzen die Vornehmſten aus dem Volke mit ſich zu führen, denen er Gnaden und Ehren verlieh. Als er nun ſah, wie glücklich ſeine Unternehmungen ausgingen, beſchloß er noch größere Dinge auszuführen. Daher ſchickte er Geſandte an den Prieſter Johann [den Khan von Karakitai], denen er ſolche Botſchaft gab, daß jener Fürſt, wie er wohl wußte, nicht darauf eingehen konnte; denn er verlangte deſſen Tochter zum Weibe. Als der Monarch dieſe Bewerbung vernahm, rief er unwillig aus: „Wie kommt ſolche Anmaßung über Dſchingiskhan, der da weiß, daß er mein Knecht iſt, und es doch wagt, die Hand meiner Tochter zu verlangen? Eilt ſchleunigſt fort,“ ſagte er, „und laßt ihn wiſſen von mir, daß, wenn er ſeine Bitte wiederholt, er elendiglich zu Tode geſchlagen werden ſoll.“ Im Zorn über dieſe Antwort ſammelte Dſchingiskhan eine ſehr große Armee, an deren Spitze er in das Reich Prieſter Johann’s eindrang. Er lagerte in einer großen Ebene, Tenduk genannt, und ſandte die Botſchaft, daß Prieſter Johann ſich verteidigen ſolle. Dieſer rückte auch in die Ebene mit einem gewaltigen Heere und ſtellte es in einer Entfernung von etwa 10 Meilen von dem anderen auf. So ſtanden die Sachen, und Dſchingiskhan gab ſeinen Sterndeutern und Magiern auf, ihm zu erklären, welches von den beiden Heeren bei der kommenden Schlacht den Sieg davon tragen würde. Da nahmen dieſe ein grünes Rohr, ſpalteten es der Länge nach in zwei Teile und ſchrieben auf den einen den Namen ihres Herrn und auf den anderen den Unkhan’s. Dann ſetzten ſie ſich auf den Boden in einiger Entfernung von einander und ſagten zum Könige, daß, während ſie nun ihre Beſchwörungen ausrufen würden, die beiden Rohrſtücke, durch die Macht ihrer Götter, auf einander losrücken und mit einander kämpfen würden, und daß der Sieg dem zufallen werde, deſſen Stück auf das des anderen ſtiege. Das ganze Heer war verſammelt, das zu ſehen, und während nun die Sterndeuter beſchäftigt waren, in ihren Zauberbüchern zu leſen, ſah man die beiden Stücke ſich bewegen und mit einander ſtreiten, und nach kurzer Zeit ſtellte ſich das, welches den Namen Dſchingiskhan trug, hoch oben auf das des Gegners. Da das der König und ſeine Tartaren ſahen, ſchritten ſie mit frohlockender Begeiſterung zum Angriffe gegen die Armee Unkhan’s, durchbrachen ihre Reihen und ſchlugen ſie gänzlich. Unkhan ſelbſt fiel, ſein Reich kam in die Hände des Eroberers und Dſchingiskhan heiratete ſeine Tochter. Nach dieſer Schlacht fuhr er ſechs Jahre lang fort, ſich zum Herrn noch vieler anderer Reiche und Städte zu machen, bis er endlich bei der Belagerung einer Burg, Thaigin genannt, von einem Pfeile in’s Knie getroffen wurde, an welcher Wunde er ſtarb. Er wurde in den Berg Altai begraben.

(Aus: Marco Polo [1256—1323], „Reiſen“, überſ. von Aug. Bürck.)

Dſchingiskhan wollte, daß ſeine Offiziere ihre Truppen immer in Spannung erhielten, damit ſie zu jeder Zeit beim erſten Befehl zu Pferde wären. Er ſagte, daß der, welcher zehn Mann gut kommandieren könne, verdiene, daß man ihm tauſend anvertraue; aber wenn ein Führer von zehn, fügte er hinzu, ſeinen Trupp nicht in Ordnung halten kann, ſo beſtrafe ich ihn mit dem Tode, ihn, ſeine Frau und ſeine Kinder, und wähle einen anderen aus den zehen. So verfahre ich gegen die Führer von hundert, von tauſend und von zehntauſend. Jeden wußte er nach ſeinen Fähigkeiten anzuſtellen: „Ich gab“, ſagte er, „den Befehl über die Truppen denen, die Verſtand mit Tapferkeit paarten, andere waren rüſtig und ſchnell, denen vertraute ich die Sorge für das Gepäck, den Tölpiſchen ließ ich eine Peitſche in die Hand geben, damit ſie das Vieh hüteten. Durch ſolche Beachtung, durch ſolche Herſtellung der Ordnung und Disziplin ſah ich meine Macht wachſen von Tag zu Tag, wie den Neumond, und ich erhielt den Beiſtand des Himmels, die Ehrfurcht und Unterwerfung der Erde. Wenn meine Nachkommen, Erben meiner Macht, dieſelbe Regel befolgen, werden ſie in fünfhundert, in tauſend, in zehntauſend Jahren gleichfalls vom Himmel unterſtützt werden. Gott wird ſie mit ſeiner Gnade überſchütten, die Menſchen werden ſie ſegnen, und ſie werden während langer Regierungen alle Freuden der Erde genießen.“

(Dſchami ut-Tevarikh.)

Lebensweiſe der Tartaren (13. Jahrh.). — Die Tartaren wohnen nirgends feſt, ſondern ſobald der Winter naht, ziehen ſie in die Ebenen wärmerer Gegenden, um hinreichende Weide für ihr Vieh zu finden, und im Sommer ſuchen ſie kalte Gegenden in den Bergen, wo Waſſer und Gras iſt, und ihr Vieh von Pferdefliegen und anderen ſtechenden Inſekten nicht geplagt wird. Während zweier oder dreier Monate ſteigen ſie immer zu höher liegenden Orten und ſuchen friſche Weide, da das Gras an keinem Platze hinreichen würde, die ungeheure Menge ihrer Herden zu nähren. Ihre Hütten oder Zelte beſtehen aus Pfählen, die ſie mit Filz überdecken; ſie ſind ganz rund und ſo künſtlich gemacht, daß ſie dieſelben in ein Bündel zuſammenlegen und leicht mit ſich führen können und zwar auf einer Art Wagen mit vier Rädern. Wenn ſie die Zelte bei Gelegenheit wieder aufſtellen, ſo kehren ſie die Eingangsſeite allezeit nach Süden. Außerdem haben ſie noch ein ſehr vorzügliches Fuhrwerk auf zwei Rädern, welches ebenfalls mit Filz überdeckt und das ſo vortrefflich iſt, daß ſie darin ſitzend einen ganzen Regentag aushalten können, ohne naß zu werden. Dieſe Wagen werden von Ochſen und Kameelen gezogen, und die Tartaren führen ihre Weiber und Kinder, ihr Hausgerät und die Lebensmittel, deren ſie bedürfen, darin mit ſich. Die Frauen betreiben alle Handelsgeſchäfte, ſie kaufen und verkaufen und beſorgen alle möglichen Dinge für ihre Eheherren und ihre Familien, da die Männer ſich nur mit der Jagd und Falkenbeize und dem Waffenhandwerke beſchäftigen. Sie haben die beſten Falken in der Welt und auch die beſten Hunde. Sie leben nur von Fleiſch und Milch, von dem Wilde, das ihnen die Jagd giebt, und von einem gewiſſen kleinen Tiere, daß dem Kaninchen nicht unähnlich iſt und bei uns Faraonismaus genannt wird, welches während des Sommers in großer Menge in den Ebenen gefunden wird. Doch eſſen ſie auch Fleiſch jeglicher Art, von Pferden, Kameelen und ſogar von Hunden, wenn dieſe fett ſind. Sie trinken Stutenmilch welche ſie ſo gut zuzubereiten wiſſen, daß ſie die Eigenſchaft und den Wohlgeſchmack weißen Weins erhält, und nennen ſie dann in ihrer Sprache Kemurs[1]. Ihre Frauen ſind die keuſcheſten und ehrbarſten in der Welt und lieben und ehren ihre Männer gar ſehr. Treuloſigkeit in der Ehe wird von ihnen als ein ehrloſes niederträchtiges Laſter betrachtet. Und auf der anderen Seite iſt es bewunderungswürdig, der Männer Freundlichkeit im Umgange mit ihren Weibern zu ſehen, unter denen, wenn ihrer auch zehn oder zwanzig ſind, die preiswürdigſte Ruhe und Einigkeit herrſcht. Nie hört man eine beleidigende Sprache unter ihnen, und ihre Aufmerkſamkeit iſt ganz vom Handel, wie ſchon geſagt, und von ihren verſchiedenen häuslichen Geſchäften, wie von der Beſorgung des Lebensbedarfs der Familie, der Aufſicht über die Diener und der Sorge für die Kinder, um welche ſie ſich gemeinſchaftlich kümmern, in Anſpruch genommen. Und um ſo preiswürdiger ſind die Tugenden der Beſcheidenheit und Keuſchheit bei den Frauen, als es den Männern geſtattet iſt, ſo viel Frauen zu nehmen, als ſie wollen. Der Aufwand, den der Mann für ſie zu machen hat, iſt nicht groß, und auf der anderen Seite iſt der Nutzen, den er aus ihrem Handel und den Beſchäftigungen, denen ſie ſich fortwährend unterziehen, gewinnt, beträchtlich; deshalb bezahlt er, wenn er ein Mädchen zur Frau nimmt, den Eltern ein Heiratsgut. Der Frau, welche zuerſt erheiratet wird, erweiſt man die größte Achtung, auch wird ſie als die rechtmäßigſte betrachtet. Die Reichen unter dieſem Volke kleiden ſich in Gold und Seide, mit Zobel, Hermelin und den Pelzen anderer Tiere. Ihre Waffen ſind Bogen, eiſerne Kolben und zuweilen auch Speere, aber in der erſteren Waffe ſind ſie am geſchickteſten. Sie tragen Rüſtungen aus den dicken Häuten von Büffeln und anderen Tieren gefertigt, die am Feuer getrocknet und dadurch außerordentlich hart werden. Sie ſind tapfer in der Schlacht bis zur Verzweiflung, ſetzen wenig Wert auf ihr Leben und ſtellen ſich ohne Zögerung aller Gefahr kühn entgegen. Ihre Natur iſt grauſam.

(Marco Polo [1256—1323], „Die Reiſen“, überſ. von Aug. Bürck.

---

[1] Kumis: Stutenmilch wird durch Hitze in den Zuſtand der Gärung verſetzt, in einem ledernen Beutel ſo lange geſchüttelt (wie es ſcheint, um die Butter davon zu ſcheiden), daß ſie auf dieſe Weiſe einen gewiſſen Grad von berauſchender Kraft erhält. Die ſo zubereitete Milch kann man mehrere Monate lang aufbewahren, und ſie iſt das Lieblingsgetränk der tartariſchen Stämme.

Timurlenk oder **Tamerlan** (1333—1405). Das Eiſen erobert die Welt. Timur, d. i. das Eiſen, war der, Welteroberung vorbedeutender Name des Sohnes Tharaghai's, deſſen Ahnherr im vierten Grade Karatſchar Nowian, aus dem edlen Stamme Berlas, der Emir ul-umera, d. i. Großfürſt Weſir Dſchaghatai's, des Sohnes Dſchengischan's, geweſen. Im Jahre 1333 erblickte Timur das Licht der Welt, deren Eroberung der Zweck ſeines Lebens.

Timur, insgemein Timurlenk, d. i. der lahme Timur, und daher verſtümmelt in Europa Tamerlan genannt, war mit dieſem körperlichen Gebrechen nicht von Natur aus behaftet, ſondern erſt bei der Belagerung der Hauptſtadt von Siſtan, unmittelbar ehe er zum Reich gelangt, durch eine Wunde verſtümmelt worden; ſonſt von hoher Statur, beſonders großem Kopfe, weiter, offener Stirne, ſchöner weißer und roter Geſichtsfarbe, und von langen und von Geburt aus weißen Haaren, wie Sam, der berühmte Held der perſiſchen Geſchichte. An den beiden durchlöcherten Ohrläppchen trug er zwei Perlen von großem Werte als Ohrgehänge. Ernſt und finſter war er allem Scherze und Spiele feind, noch mehr aber der Lüge, die er ſo ſehr haßte, und die Wahrheit ſo ſehr liebte, daß ihm eine unangenehme Wahrheit ſtets lieber war als eine angenehme Lüge. Von keinem Vorhaben abſtehend und keinen ſeiner Befehle widerrufend, nie das Geſchehene bedauernd oder bereuend, nie dem Zukünftigen auflauernd oder desſelben ſich freuend, liebte er weder Dichter noch Poſſenreißer, wohl aber Aerzte und Aſtronomen, Geſetzgelehrte, die er öfters in ſeiner Gegenwart Streitfragen behandeln ließ, und beſonders Scheiche, deren Ruf von Heiligkeit durch ihren Segen die Bahn des Sieges ebnete und vorbereitete. Ein großer Liebhaber des Schachſpiels, in welchem es ihm keiner zuvorthat, und von deſſen bekanntem Platzwechſel (des Königs mit dem Turme) ſein geliebteſter Sohn den Namen Schahroch erhielt. Kriegsgeſchichten und Lebensbeſchreibungen von Kriegern und großen Männern waren ſeine Lieblingsbücher, die weder in Kriegs- noch in Friedenszeit von ſeiner Seite kamen. Seine Gelehrſamkeit beſchränkte ſich auf Leſen und Schreiben, wiewohl ſein Gedächtnis ſo außerordentlich war, daß er alles, was er einmal gehört oder geleſen, ſicher behielt; desungeachtet ſprach er nur drei Sprachen, perſiſch, türkiſch und mongoliſch, während das Arabiſche ihm fremd blieb. Auf die ſogenannte Tora, d. i. das Geſetzbuch Dſchengischan's, hielt er ſo feſt und hoch, daß er dieſelbe dem Geſetze des Islams vorzog, weshalb Geſetzgelehrte durch Fetwa diejenigen, welche menſchliches Geſetz dem göttlichen vorziehen, für Ungläubige zu erklären für gut fanden. Die Tora Dſchengischan's ergänzte und vervollkommnete er durch ſein eigenes Geſetzbuch (Tufukat), welches vor allem die Einrichtung des Heeres, die Abſtufung der Hof- und Staatsämter, und die innere Verwaltung der Gerechtigkeit und Finanzen umfaßt. Die Stärke ſeiner Regierungskunſt ſowohl als Heeresführung lag vorzüglich in der vortrefflichen Einrichtung des Kundſchaftsweſens, welches er durch Reiſende unter allen Geſtalten, beſonders aber durch Derwiſche auf ſo hohen Grad vervollkommnete, daß er von der Stärke ſowohl als den Anſchlägen ſeiner Feinde, von den Begebenheiten ihrer Höfe und der Einrichtung ihrer Städte immer auf das genaueſte unterrichtet war. Was er durch ſeine Geſchäftsleute und Reiſende von der Staatsmacht und der Oertlichkeit fremder Länder erfahren, ließ er in ausführliche Regiſter und Karten zuſammentragen, die beſtändig unter ſeinen Augen blieben. Des Heeres Liebe und Anhänglichkeit zu Timur war ſo unbegrenzt, daß ſie nicht nur mit Freuden ihr Leben, ſondern, was den raubgierigen Soldaten meiſt teurer, ſelbſt die Beute und ihre Habe im Falle der Not mit Vergnügen opferten, ihre Unterwerfung ſo blind und unbedingt, daß es ihm nur einen Tagesbefehl gekoſtet haben würde, ſich, ſtatt als Kaiſer, als Prophet der Tataren auszurufen. Die wilde Grauſamkeit ſeiner aus allen Völkern zuſammengerafften Soldaten ſuchte er durch Dichter und Gelehrte, durch Muſiker und Ssofi zu mildern, welche beim Heere ſich in Scharen einfanden, und mit demſelben Aſien durchzogen. Timur's Jugend war in der Vorübung des Kriegs, in Jagd und Raub verfloſſen. Er war 27 Jahre alt, als er dem Emir Husein, welcher damals, 1361, zu Herat und Balch reſidierend, über das Land diesſeits und jenſeits des Oxus herrſchte, die erſten wichtigen Kriegsdienſte leiſtete wider Timurtogluk-Chan, den Herrn von Turkiſtan, der an der Spitze der Dſcheten oder Geten die Länder an beiden Ufern des Oxus verheerte. Die Hand der Prinzeſſin Turkan-Chan, der Schweſter Husein's, lohnte (1361) den Arm, der den Thron des Bruders befeſtigt hatte; aber ihr ſchon 4 Jahre darnach (1365) erfolgter Tod zerriß mit den Banden der Blutsverwandtſchaft die der Vaſallenſchaft, und Timur ſtand in offenem Kriege wider Husein, den Herrn von Chorasan und Transoxana, auf. Ein Friede wurde geſchloſſen, der Krieg wieder erneuert, bis nach der Eroberung Balch's und Husein's Tod, der von zuvorkommenden Emiren getötet (1366) ward, weiter nichts der Thronbeſteigung Timur's entgegenſtand. Die Citadelle wurde geplündert, und dann ſamt dem Palaſte geſchleift (1369), die Einwohner teils in Ketten geworfen, teils geköpft, die Weiber und Kinder als Sklaven verteilt, das Vorſpiel der großen Tragödie künftiger Eroberungen. Statt der zerſtörten Reſidenz Husein's wählte Timur zur ſeinigen Samarkand, das er mit Mauern befeſtigte, mit Paläſten und Gärten verſchönerte. Die auf den Landtag einberufene Volksverſammlung der Tataren (Kuriltai) rief den Sieger zum Herrn des umgeſtürzten Thrones aus; der Scheich Bereket, der ihm die Herrſchaft vorausgeſagt, begab ihn mit den Inſignien derſelben, mit Fahne und Trommel, und fügte ſeinem Namen Timur (Eiſen), den ihm der Vater ſeiner Stärke wegen beigelegt, die Titel Gurgan, d. i. großer Herrſcher, Ssahil Kiran, d. i. Herr der Zeit, und Dſchihangir, d. i. Welteroberer, bei; vier Namen, deren glückliche Vorbedeutung er in den viermal 9 Jahren ſeiner Herrſchaft in vollkommenſtem Maße erfüllte. Der Wahlſpruch ſeines Siegels war: Rechtlichkeit, Rettung. Während dieſer viermal 9 Jahre nur kurz unterbrochener Siege und Eroberungen kehrte er nur neunmal in ſein Vaterland jenſeits des Oxus, in ſeine Reſidenzen Samarkand oder Buchara zurück, um auf kurze Zeit die Kräfte ſeines Heeres zu erfriſchen und zu neuen Unternehmungen zu ſtählen. Er vereinte auf ſeinem Haupte die Kronen von dreimal 9 Ländern, welche 9 Dynaſtien angehörten, deren Schickſal er als Sieger und Eroberer entſchied. Dieſe waren: 1) die Dynaſtie der Dſchagatai, auf deren Thron er ſich nach Husein's Tode ſchwang, 2) die Dynaſtie der Dſcheten oder Geten in Turkiſtan und Mogholiſtan, 3) die Dynaſtie der Herrſcher von Chuareſm, 4) die der Herrſcher von Chorasan, 5) die Dynaſtie der Tataren in Tatariſtan und Deſcht Kiptſchak, 6) die Dynaſtie der Söhne Moſaffir im perſiſchen Irak, 7) die Dynaſtie der Ilchane im arabiſchen Irak, 8) die der Herrſcher Indoſtans, 9) die der Osmanen. Gegen Oſten bis an die Mauer Chinas, gegen Norden bis an das Herz von Rußland, gegen Weſten bis an die Ufer des Mittelländiſchen Meeres, gegen Süden bis an Aegyptens Grenze eroberte und beherrſchte er durch Eiſen die Zeit und die Welt. Einige dieſer Reiche fielen auf des Sieges erſtes Treffen, die meiſten brach er erſt nach den vieljährigen Mühen wiederholter Feldzüge; ſo führte er allein wider die Geten ſiebenmal das Heer und fünfmal wider Chuareſm, kriegte zweimal wider die Herrſcher der Tatarei, das erſtemal wider Urus, das zweitemal wider Tokatmiſch, unterwarf ſich zwar Indoſtan in einem einzigen Feldzug, unternahm aber drei vorderaſiatiſche Kriege, deren erſter drei, der zweite fünf und der dritte und letzte, in welchem Bajeſid's Schickſal entſchieden ward, ſieben volle Jahre dauerte.

Türkiſche Geſchichtſchreiber erzählen, daß Timur bei der erſten Zuſammenkunft mit dem von ihm gefangenen türkiſchen Sultan Bajeſid Jildirim (Blitzſtrahl) dieſen auf einen Teppich zu ſich habe niederſitzen laſſen und geſagt habe: „Du und ich, wir ſind doch Gott dem Herrn für die Herrſchaft, die er uns verliehen, ganz beſondern Dank ſchuldig." — „Wie ſo?" — „Daß er dieſelbe zwiſchen einem Lahmen wie ich, und einem Gichtbrüchigen, wie du, geteilt; da er ſie mir, dem Lahmen, von Indiens Grenze bis Siwas, und dir von Siwas bis nach Ungarn verliehen, ſo beweiſet dies wohl am beſten, wie die Weltherrſchaft vor Gottes Augen ſo gar nichts ſei, weil er dieſelbe ſonſt ſtatt ein Paar Krüppeln, wie wir, wohl jemandem mit geraden und geſunden Gliedern beſchert hätte."

Nach vollendetem ſiebenjährigen, dritten perſiſchen Kriege war Timur zum neuntenmale in ſeine Reſidenz Samarkand 1404 zurückgekehrt. Dort ſtieg er im Platanengarten ab, beſuchte die zum Andenken ſeines Enkels Mohamed Sultan erbaute Akademie, wohnte wechſelsweiſe im Hochgarten (Baghi bülend), im Paradiesgarten (Baghi bihiſcht) und im herzeröffnenden (Dilgüſcha) und führte durch die aus Damaskus weggeſchleppten Baumeiſter und Künſtler einen neuen herrlichen Palaſt von 1500 Ellen im Gevierten auf, der mit dem Marmorgeſchnitz ſyriſcher Steinhauer, mit perſiſchem Porzellan, mit durchſichtig gearbeitetem Ebenholz und Elfenbein, mit Moſaikpflaſter und Springbrunnen herrlich verziert war. Auf der großen Ebene von Kanighül feierte er, mit einer vor ihm und nach ihm unüberſtiegenen Pracht, das Hochzeitsfeſt von 6 Prinzen, ſeinen Enkeln, und empfing die Glückwünſchungsbotſchaften als Herrſcher Aſiens mit den neunfachen Geſchenken, worunter Giraffen, Strauße und andere ſeltene Tiere. Neunmal wurden die verlobten Prinzen mit andern Kleidern und anderm Schmuck angethan, und nach jedesmaligem Wechſel warfen ſie ſich vor dem Throne nieder, neunmal die Erde mit der Stirne berührend, während man über ihre Köpfe Edelſteine ſchüttete, mit denen der Boden bedeckt ward. Von dieſem Feſte ſechsfacher Prinzenhochzeit ſetzte ſich Timur in Marſch zur Eroberung von China, und ſtarb am 19. Februar 1405 auf demſelben zu Otrar, nach 36jähriger Regierung, von 36 lebenden Prinzen, Söhnen und Enkeln, und 17 lebenden Prinzeſſinnen, ſeinen Enkelinnen, betrauert, 71 Jahre alt; der größte Eroberer, deſſen Schanddenkmale verheerte und entvölkerte Länder, rauchende Städte und Schädelpyramiden ſind.

(Aus „Geſchichte des Osmaniſchen Reiches" durch Joſeph v. Hammer.)

Reiſe eines Naturforſchers (des Freiherrn Ferdinand von Richthofen) **in China und Japan.** — Im Mai 1860 verließ ich Europa. Ich hatte das Glück, der Expedition anzugehören, welche auf Befehl des Königs von Preußen und unter der Leitung des Außerordentlichen Geſandten und Bevollmächtigten Miniſters Friedrich Graf zu Eulenburg mit einer Begleitung von vier Kriegsſchiffen nach den oſtaſiatiſchen Gewäſſern geſchickt wurde, um für Preußen, und womöglich für alle Staaten des Zollvereins, Handelsverträge mit China, Japan und Siam abzuſchließen. Die diplomatiſchen Verhandlungen waren langwierig, wurden aber trotz mancher Schwierigkeiten zu einem glücklichen Ende geführt. Von den Gegenden jedoch, an deren Küſten wir kamen, erhielten wir wenig zu ſehen. Japan war noch jenes jungfräuliche Zauberland, deſſen wunderſame Reize ſeitdem unter einer unharmoniſchen Hülle proſaiſcher, flacher und halbverſtandener Flitter aus der modernen europäiſchen und amerikaniſchen Kultur beinahe verſchwunden und dem ſich mit bedenklicher Schnelligkeit daraus entwickelnden Aufſchwung in kurzer Friſt gänzlich zu weichen beſtimmt ſind. Die zwingende Macht von Kriegsſchiffen und Kanonen hatte den Zugang zu einigen Hauptſtädten ermöglicht, aber die Pforte zum Inneren war noch nicht geöffnet. Auch China war bis dahin ein verſchloſſenes Land geweſen. So viel auch aus früherer Zeit durch Miſſionäre und Geſandtſchaften darüber bekannt geworden war, einer Erforſchung auf Grund zeitgemäßer Anſchauungsweiſe war das große Reich noch nicht zugänglich geworden, und eben erſt wurde der Regierung von engliſchen und franzöſiſchen Heeren der Vertrag von Peking abgerungen, welcher den Fremden das Recht verlieh, in allen Teilen des Landes zu reiſen. Doch machten die Strecken der Taiping-Rebellion dieſes Recht zunächſt noch vergeblich. Der kleinſte Ausflug von Shanghai war unausführbar, und wir ſchieden von China mit den ungünſtigſten Begriffen. Verbeſſerte auch ein Beſuch in Canton den Eindruck, ſo blieb es uns doch auch dort verſagt, die Landſchaft, die wir von einem berühmten Ausſichtspunkt weithin überblickten, zu durchwandern. Während der Geſandte mit langſamem Schritt die Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, welche ſich der Erlangung der Gleichberechtigung des von ihm vertretenen Staates mit England und Frankreich entgegenſtellten, hatte ſeine entgegenkommende Rückſichtnahme für die Intereſſen und Aufgaben eines jeden, es den wiſſenſchaftlichen Begleitern der Expedition, unter denen ich mich befand, ermöglicht, eine an Belehrung wie an Genuß überreiche Seereiſe mit der Fregatte „Thetis“ auszuführen, bei welcher wir Formoſa, die Philippinen, Celebes und Java berührten, bis wir vor Weihnachten 1861 mit der Geſandtſchaft in Bangkok wieder zuſammentrafen. In dieſem fremdartigen Land bot ſich Gelegenheit zu freierer Bewegung. Einen Teil der Fahrten führte ich aus, nachdem die Expedition, nach glücklicher Löſung ihrer Aufgaben, die Rückreiſe angetreten hatte, da ich, meinem bereits beim Abgang von Europa gefaßten Beſchluß zufolge, allein zurückblieb.

Ich hatte damals das Verlangen, irgend eine Aufgabe von größerer Tragweite auf dem aſiatiſchen Feſtland zu löſen. Zunächſt beabſichtigte ich, den Verſuch zu machen, von Kaſhmir aus nach Zentral-Aſien vorzudringen. Dieſer Plan fand eine freundliche Unterſtützung durch Lord Elgin, den damaligen Generalgouverneur von Britiſch-Indien, ſcheiterte jedoch an den Unruhen in Oſt-Turkeſtan, deren erſte Kunde eben nach Calcutta gelangte, und welche zu der Gründung des mohamedaniſchen Reiches von Jakub-Beg führten. Ein zweiter Plan, nach der Mündung des Amur zu gehen, um mich von dort weſtlich zu wenden und die Grenzgebiete zwiſchen Sibirien und der Mongolei zu unterſuchen, ſchlug fehl, weil wenige Stunden vor meiner Ankunft in Hongkong das letzte für das betreffende Jahr in Ausſicht genommene Schiff nach Nikolajewsk abgegangen war. Die Ueberfahrt auf einem Segelſchiff nach San Francisco eröffnete mir die Ausſicht, die Aleuten, Kurilen und Kamtſchatka zu beſuchen, in denen ich ein Eldorado für vulkaniſche Studien vor mir ſah. Ich hoffte daran die Ausführung des vorher genannten Projektes anzuſchließen. Auch dieſer Plan kam nicht zur Ausführung. Umfaſſende Reiſen in Californien und Nevada geſtatteten mir zwar den Einblick in eine neue Welt von höchſtem Intereſſe. Aber ſie war, inſofern es die Art meiner Studien betraf, das Forſchungsgebiet eines Korps wohlgeſchulter amerikaniſcher Geologen, und im Vergleich zu dem, was ſie mit vereinigten Kräften thaten, konnte das, was ein einzelner zu leiſten vermochte, nicht ins Gewicht fallen. Faſt umſonſt füllte ich meine Tagebücher mit Beobachtungen, und ſchließlich hatte ich den Verluſt meiner mit unſäglicher Mühe und großen Koſten ausgeführten Sammlungen zu beklagen.

So ſah ich die Abſicht, in welcher ich fern von der Heimat allein zurückgeblieben war, noch unerfüllt, als ich in der Neujahrsnacht 1867 auf 1868 mit Prof. Whitney diejenigen Teile des Erdballs durchmuſterte, welche am meiſten einer geologiſchen Durchforſchung bedürften. Wir kamen überein, daß China unter allen ziviliſierten und ihren allgemeinen Verhältniſſen nach bekannten Ländern das am wenigſten durchforſchte und zugleich wegen ſeiner ungeheuren Bevölkerung, ſeiner reichen Erzeugniſſe und ſeiner ſteigenden Bedeutung im Weltverkehr im höchſten Grade einer Unterſuchung wert ſei und Ergebniſſe von der größten Tragweite in wiſſenſchaftlicher wie in praktiſcher Beziehung verſpreche. Hier bot ſich eine Aufgabe von rieſiger Ausdehnung, und ich beſchloß, ihr meine Kräfte für einige Jahre zu widmen.

Erſt am 30. Juli 1868 vermochte ich meinen Entſchluß mit Beſtimmtheit zu faſſen, und ſchon am 3. Auguſt verließ ich San Francisco auf dem Dampfer „Japan“. Es war eben der mir befreundete Hon. J. Roß Browne als amerikaniſcher Geſandter für China ernannt worden. Er nahm großes Intereſſe an meinen Plänen, und ich verdanke ihm die Beſchleunigung meiner Abreiſe. Wir machten die Fahrt nach China gemeinſam. Am 26. Auguſt ſah ich Yokohama wieder; am 5. September langte ich in Shanghai an. Ich hatte keine Gelegenheit gehabt, mich mit den Schriften über China bekannt zu machen, und nicht ohne Bangigkeit ſtand ich an der Pforte des ungeheuren Reiches, deſſen Erforſchung durch einen einzelnen ein verwegenes Unternehmen ſchien. Rieſengroß dehnte es ſich aus, bis in den unendlichen unbekannten Weſten; und wenn ich bedachte, wie alle Länder von Europa, mit Ausnahme von Rußland, in dem einen Land China Platz finden würden; wie ſchwer es, wenn man über dieſelben eine geographiſche Litteratur nicht beſäße, ſein würde, in einigen Jahren, ſelbſt mit Hilfe der Eiſenbahnen, ein Bild ihrer Bodengeſtaltung zu gewinnen; wie viel größer die Schwierigkeiten ſein müſſen, wenn man auf langſames Reiſen unter Beſchwerden und Gefahren angewieſen iſt und die Sprache des Volkes nicht kennt, ſo glaubte ich meine Ziele zu hoch geſtellt zu haben. Es handelte ſich ja nicht um die einfache Zurücklegung eines einzigen großen Weges durch völlig unbekanntes Land, wie bei den kühnen Reiſenden in Zentral-Afrika, Auſtralien und ſelbſt noch in der Mongolei; ſondern China ſollte mir der Gegenſtand einer geologiſchen Studie ſein. Noch hatte ich keine Ahnung, wie man es anzuſtellen habe, um in das Innere zu reiſen, und wohin ich mich am zweckmäßigſten zuerſt wenden würde; denn die wenigen Miſſionäre, welche Ausflüge unternommen hatten, waren nicht in Shanghai. Allein ich ging ohne Verzug ans Werk, und bald ſtand mir eine Aufgabe klar vor Augen. Ehe ich in der Skizzierung meiner Reiſen fortfahre, ſei mir geſtattet, dieſe Aufgabe beſtimmter darzuſtellen.

Die Geſchichte der Kenntnis von China ſeit dem Jahre 1517 zeigt uns, daß das Land nicht nur von ſeinen Bewohnern mit außerordentlicher Gründlichkeit ſtudiert und im einzelnen beſchrieben worden iſt, ſondern daß es auch durch Jahrhunderte der Gegenſtand der Erforſchung durch wohlgeſchulte und eifrige Männer von europäiſcher Bildung, die teils im Lande ſelbſt anſäſſig waren, teils in der Heimat ihren Studien oblagen, geweſen iſt. Es giebt in der That, außerhalb Europa und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wenige Länder von ähnlicher Ausdehnung, über welche eine ſo umfangreiche und vielſeitige, einheimiſche ſowohl als fremde Litteratur exiſtiert, und welche bis in die unterſten Verwaltungsbezirke in ſolchem Maß der Gegenſtand ſorgfältiger kartographiſcher Darſtellung geweſen ſind als China. Wenn man dieſe Karten, mit ihren tauſenden von Ortsnamen, der Einzeichnung der Flußſyſteme bis in ihre ſcheinbar letzten Verzweigungen und, ſoweit es die in Europa erſchienenen betrifft, ihren einzelverzeichneten Gebirgen betrachtet, ſo ſollte man glauben, ein genau bezeichnetes Land vor ſich zu haben, in welchem eine Vermehrung der Kenntnis nur durch Einfügung weiterer Einzelheiten nötig ſei. Allein in keinem Land, von welchem überhaupt Karten beſtehen, ſteht die genaue Kenntnis, wie ſie unſeren heutigen Anforderungen der Wiſſenſchaft entſpricht, in ſo großem Mißverhältnis zu der Menge bekannter Einzelheiten; und es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man China, mit Ausnahme eines verſchwindend kleinen Bruchteils, im Sinn der jetzigen Anſprüche der Erdkunde als ein unverſtandenes, faſt möchte man ſagen, ein unbekanntes Land bezeichnet; allerdings keineswegs in der Art, wie dies die weißen Flecken auf unſeren Karten von Afrika ſind, wohl aber in höherem Grad, als es von ſolchen Gebieten dieſes Weltteiles gilt, wo gebildete Forſchungsreiſende auch nur Teilaufnahmen gemacht haben; denn in dieſen Fällen iſt wenigſtens in der Kenntnis der phyſikaliſchen Verhältniſſe einzelner Landſtriche eine ſichere und den heutigen Anforderungen entſprechende Grundlage gegeben, auf welcher ſich Schlüſſe mit einigem Anſpruch auf Wahrſcheinlichkeit weiter aufbauen laſſen, während die Karte von China, mit Ausnahme einzelner Küſtengegenden und eines Teils des Laufes des Yangtsze, noch überall der wiſſenſchaftlichen Aufklärung harrt.

Der Grund dieſes ſcheinbaren Widerſpruches liegt in der Art der vorhandenen Beſchreibungen und graphiſchen Darſtellungen. Die erſteren ſind, ſoweit ſie von den Chineſen ſelbſt herrühren, trocken und geiſtlos zuſammengeſtellte Zahlenmengen, wertvoll durch ihre Zuverläſſigkeit, wo die Angaben auf wirklicher Zählung und Meſſung beruhen, aber ungemein arm an Angaben, aus denen ſich der Charakter des Landes erkennen ließe. Ebenſo trocken und leer ſind ihre Karten. So dankenswert die in allegemeinen Zügen getreue und ge wiſſenhafte Niederlegung der Waſſerverteilung in dem weiten Gebiet des großen Kulturlandes iſt, verhält ſich doch die chineſiſche Karte zu den beſten, welche Europa hervorbringt, wie der Schattenumriß der Silhouette zu dem lebensvollen Porträt, das die Künſtlerhand entwirft. Der Gegenſatz wird klar erſichtlich, wenn man die chineſiſche Darſtellung der Hochgebirgsgegenden im Oberlauf das Yang-tsze-kiang mit den neueren Blättern des von der indiſchen Regierung herausgegebenen „Indian Atlas“ vergleicht, welche einen Teil der nahe gelegenen Gebirgsländer im Oberlauf des Indus umfaſſen. China ſieht auf den einheimiſchen Karten in allen Teilen gleich aus; nur die Menge der zwiſchen die Flußläufe eingeſtreuten Zeichen für Berge und der Namen für Ortſchaften bringt eine geringere, ſelbſt wieder eintönige Abwechſelung hervor, während auf den zur Vergleichung angeführten Blättern jeder kleinſte Teil den reichen Farbenwechſel zur deutlichen Anſchauung bringt. Dieſer Umſtand mag dazu beigetragen haben, den Begriff endloſer Einförmigkeit als ein herkömmliches Merkmal des Bildes, das man ſich von China macht, zu befeſtigen.

Der Darſtellung der Geographie von China durch europäiſche Gelehrte ſtanden zwei Wege offen. Einerſeits bot ſich ihnen der unerſchöpflich reiche Born der einheimiſchen Litteratur, einſchließlich der kartographiſchen Darſtellungen; und ſeiner Benutzung haben ſich viele Kräfte gewidmet. Andererſeits konnten ſie ſelbſt beobachtend und forſchend vorgehen. Allein faſt alle, welchen dazu Gelegenheit gegeben war, wurden durch die Beſonderheiten gefeſſelt, welche der Menſch und ſeine Einrichtungen darboten. Die Formen der Staatsverfaſſung und Verwaltung, die Eigentümlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens, der Religion und Kultur, die Geſchichte des Volkes, ſeine Sprache und ſein Charakter — dieſe und verwandte Gegenſtände nahmen ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Zwar hat die katholiſche Miſſion einen hervorragenden Erdkundigen in dem trefflichen Pater Martin Martini (in der Mitte des 17. Jahrhunderts) aufzuweiſen; aber ſeine Auffaſſung entſprach dem geringen Standpunkt der Zeit, in der er lebte. Als dann die Jeſuiten in den erſten zwei Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts die große Aufgabe der Berichtigung der Karte von China durch die Ausführung einer großen Zahl aſtronomiſcher Ortsbeſtimmungen übernahmen, da zeigten ſie zwar bedeutende Kenntniſſe in der Mathematik und ihrer praktiſchen Anwendung; aber ihr Intereſſe ging wenig über die Feſtſtellung der geometriſchen Verhältniſſe einzelner auf die Kugelfläche projizierter Punkte hinaus. In ihren geographiſchen Beſchreibungen, mit Ausnahme der wenigen Fälle, wo ſie ihre Reiſen ſchildern, erkennen wir die chineſiſchen Vorlage durch trockene Aufzählungen von Städten und Erzeugniſſen wieder. Ihre Karte war durch die Berichtigung der mathematiſchen Grundlage ein großer Fortſchritt über die chineſiſche; aber hinſichtlich der Darſtellung der phyſikaliſchen Verhältniſſe ging ſie nicht darüber hinaus, und der große D'Anville (1735) mußte ſeine Phantaſie zu Hilfe nehmen, um in ganz theoretiſcher Weiſe die Karte mit erdichteten Waſſerſcheidegebirgen zu durchziehen.

Eine weitere Verbeſſerung iſt ſpäter nicht geſchehen. Unſere heutigen Karten von China ſtehen daher, wenn wir die durch die glänzende Thätigkeit der Engländer aufgenommenen Küſten und die Unterläufe einiger Hauptſtröme ausnehmen, noch ganz auf dem Standpunkt von 1735, und über die meiſten Teile des Reiches haben wir ſpätere Beſchreibungen nicht erhalten. Zeigten aber die Jeſuiten ein ſelbſt für die damalige Zeit geringes Verſtändnis für die Erdkunde, ſo iſt heute auch der Charakter dieſer Wiſſenſchaft ein ganz anderer geworden. Die Verhältniſſe der Erhebung des Bodens über die Meeresfläche waren damals noch überall unverſtanden, und von einer Geſetzmäßigkeit in den Richtungen der Gebirge und Thäler hatte man noch keine Ahnung. Außer der Orographie (Gebirgsbeſchreibung), welche dieſe Gegenſtände behandelt, hat ſich erſt ſeit jener Zeit die Geologie entwickelt, und ſie iſt die Grundlage für das Verſtändnis der Oberflächenformen geworden. Neben ihr erwuchs die Klimatologie, welche ſich mit der Verteilung der atmoſphäriſchen Bewegungen in den verſchiedenſten Beziehungen beſchäftigt. In der Wechſelwirkung derſelben mit den Reliefformen und der geologiſchen Beſchaffenheit des Bodens lernen wir die Grundbedingungen für die Erſcheinungen der organiſchen Welt, der Pflanzen, der Tiere und des Menſchen kennen und begreifen. Alle dieſe Geſichtspunkte, welche das Verſtändnis mancher Teile der Erde in erſtaunlichem Grad vertieft und gefördert hatten, waren in China nur in Hinſicht auf wenige Orte, und auch dort nur in unausgebildeter Weiſe, zur Geltung gebracht worden.

Damit war der wiſſenſchaftliche Teil meiner Aufgabe vorgezeichnet. Sie beſtand darin, ſo weit es für die Kräfte eines einzelnen in einer beſchränkten Zeit erreichbar wäre, die Grundlagen für das geographiſche Verſtändnis von China feſtzulegen, die hypſometriſchen (die Höhenmaße betreffenden) Verhältniſſe in ihren Grundlinien zu beſtimmen, die Geſetze in den Streichrichtungen der Gebirge zu finden, den geologiſchen Bau zu unterſuchen, die Urſachen der wunderbaren Beziehungen von China zu den abflußloſen Gebieten Zentral-Aſiens einerſeits und zu den Hochgebirgsländern von Tibet andererſeits zu erforſchen, den Regeln der klimatiſchen Aenderungen wenigſtens einigermaßen nachzuſpüren. Ich gab mich nicht der Hoffnung hin, auch nur in einer von dieſen Richtungen etwas Erhebliches zu leiſten, und war ſelbſt erſtaunt, wie die großen Züge, in denen der Gebirgsbau des gewaltigen Reiches angeordnet iſt, mit wachſender Klarheit vor meine Augen traten, und die Reihe der in ihnen vertretenen geologiſchen Formationen ſich ſo vollkommen entwickelte, daß ich auch in dieſer Hinſicht ein deutliches Bild gewann. In Europa, wenn es ebenſo unbekannt wäre, hätte ſich gleiches kaum für den zehnten Teil des Flächenraums in derſelben Zeit erreichen laſſen. Es zeigte ſich, daß der Geſamtbau von China in weit einfacheren und leichter verſtändlichen Zügen angeordnet iſt. — Außer den wiſſenſchaftlichen hatte ich praktiſche Aufgaben zu löſen. Die Unterſuchung des Vorkommens und der Verbreitung der Steinkohle ſtand in dieſer Beziehung obenan, und ich hatte das Glück, einen ſo großen Reichtum an dieſem hochwichtigen mineraliſchen Produkt zu finden, daß China darin vielleicht die Vereinigten Staaten überragt. Auch anderen Erzeugniſſen des Bodens wandte ich meine Aufmerkſamkeit zu, und bald wurde ich durch die Tragweite gefeſſelt, in welcher ſich die hervorragendſten volkswirtſchaftlichen Fragen der Betrachtung darbieten.

Ich kehre nach dieſer Abſchweifung zu der Darſtellung meiner Reiſen zurück.

Fahrt nach Peking. — Wenige Tage nach meiner Ankunft verließ ich Shanghai, um zuerſt in Peking den Verſuch zu machen, die chineſiſche Regierung für meinen Plan einzunehmen und diejenigen Päſſe oder Empfehlungen von ihr zu erlangen, welche für die Ausführung von Reiſen im Land notwendig ſein möchten. Auch hoffte ich dort hinreichende Unterweiſung zu erhalten, um wenigſtens vorläufig einen allgemeineren Reiſeplan zu entwerfen. Am 30. September 1868 erreichte ich mit Herrn Browne die Hauptſtadt und blieb dort in dem gaſtlichen Haus ſeiner Familie bis zum 13. Oktober. Ich überzeugte mich bald, daß Teilnahme für geologiſche Aufnahmen, und ſelbſt für deren praktiſche Geſichtspunkte, bei den maßgebenden Stellen nicht im geringſten beſtehe, erhielt aber durch gütige Vermittelung des norddeutſchen Geſandten einen Paß, welcher von der Behörde des Tſungli-yamen ausgeſtellt war und auf ein Jahr Giltigkeit hatte. Gereiſte Europäer fand ich nicht. Doch bot ſich in dem Beſuch der Kohlenfelder ein Geſichtspunkt, der mir ſofort beſtimmte Ziele zuwies; denn ſie verſprachen auf alle Fälle geologiſche Ausbeute, und da jeder Teil des Landes in gleicher Weiſe der Erforſchung bedurfte, ſo lag in der Verbindung wiſſenſchaftlicher und praktiſcher Zwecke die Ausſicht auf den vielſeitigſten Erfolg. Pumpelly hatte ſich einige Jahre zuvor der außerordentlich verdienſtlichen Arbeit unterzogen, aus chineſiſchen Werken diejenigen Orte zuſammenzuſtellen, wo die Einheimiſchen das Vorkommen von Steinkohle, verſchiedenen Erzen und ſonſtigen nutzbaren Materialien angeben. Dadurch ſowohl, als durch die Belehrung, welche die Fremden in China über das Vorhandenſein der erſteren in einzelnen Provinzen erlangt hatten, waren Anhaltspunkte für mich gegeben. Ich faßte den Plan, zunächſt die Landſchaften am unteren Yang-tsze und die Küſtenprovinzen zu bereiſen, teils wegen ihrer leichteren Zugänglichkeit und teils wegen der Möglichkeit, daß die dortigen Kohlenlager zum Nutzen der Fremden verwertet werden konnten. Ich ging daher nach Shanghai zurück, führte jedoch ſchon auf dem Weg dorthin, bei Tſhi-fu, einen kleinen geologiſchen Ausflug aus, welcher nicht nur außerordentlich genußreich war, ſondern auch intereſſante Aufſchlüſſe bot; er nahm die Zeit vom 24. bis 28. Oktober in Anſpruch.

Erſte geologiſche Reiſe, Tſhekiang, Kiangſu. — Am 1. November war ich in Shang-hai. Zunächſt beſchloß ich, einen kleinen Ausflug zu Waſſer auszuführen, um durch dieſe bequemſte und leichteſte aller Reiſearten das chineſiſche Weſen und die Anfangsgründe der Sprache kennen zu lernen. Ich beſuchte die leicht zugängliche Umgegend von Ning-po und unternahm eine Kreuzfahrt in dem Inſelmeere der Tſushan-Inſeln, für welche mir der kaiſ. Zollkommiſſär Herr Bowra, mit großer Gefälligkeit ein Segelſchiff des Zollamtes zur Verfügung ſtellte, fuhr dann durch das Netz von Kanälen, welches ſich in dem ſüdlichſten Teil der Ebene von China ausbreitet, nach Hang-tſhou-fu, dem See Tai-hu, Tſhin-kiang und Nanking, und kehrte am 25. Dezember nach Shanghai zurück. Ich brachte angenehme Erinnerungen und eine recht hübſche Reihe geologiſcher Beobachtungen und Sammlungen mit.

[*Zweite Reiſe, Yang-tſze.*] Mein nächſtes Ziel war die Erforſchung der Ufer des Yang-tſze auf einer Strecke von 600 Seemeilen. Herr Al. Cunningham hatte die Güte, mir ein europäiſches Jagdboot zu verſchaffen, welches für die Befahrung des gefährlichen Stromes mäßige Sicherheit und große Bequemlichkeit bot; auch gewährte er mir die Vergünſtigung, daß dasſelbe von einem Paſſagierdampfer der Shanghai-Steam-Navigation-Company [Shanghai-Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft,] deren Leitern ich noch häufig für ihre

Gefälligkeit verpflichtet wurde, nach Hankou geſchleppt werden durfte. So gewann ich den Vorteil, meine Fahrt ſtromabwärts zu beginnen. Am 7. Januar 1869 trat ich ſie an, und am 21. Februar traf ich wieder in Shang-hai ein. Langſam glitt ich den Strom hinab, an jedem Punkt anhaltend, von dem aus ein Ausflug in die benachbarten Berge bemerkenswerte Ergebniſſe verſprach. Hinſichtlich der Wahl der Jahreszeit war ich wohlgemeintem Rat gefolgt, hatte jedoch die ſchlimmſten Erfahrungen zu machen. Das Wetter war während der ganzen Reiſe ſtürmiſch und regneriſch, der Wind ſtets entgegen und oft ſteif. Bei dem unaufhörlichen Ankreuzen gegen denſelben war das flache Boot häufigen Gefahren ausgeſetzt, und in den beabſichtigten geologiſchen Ausflügen war ich ungemein gehindert. Nicht nur mußte ich dieſelben, wenn ich mich auch durch Regen wenig ſtören ließ, wegen der zeitraubenden Waſſerfahrten räumlich beſchränken, ſondern auch die Ausſicht war ſtets verhüllt, und es fehlte mir daher die erſehnte Gelegenheit, von den Höhen aus, die ich beſtieg, das weitere Gebirgsland zu überblicken, es auf der Karte einzutragen und zur Fortführung der unmittelbaren Beobachtung zu verwerten. Leider ſind deshalb meine Karten entlang dem unteren Yang-tſze unvollſtändig, und ich hatte ſpäter keine Gelegenheit, das Verſäumte nachzuholen. Dennoch war der Ausflug lehrreich und ermutigend. Es gelang mir, das Vorhandenſein der wirklichen Steinkohlenlagerung zum erſten Mal in China nachzuweiſen und eine Reihe älterer Bildungen in ihrer Aufeinanderfolge zu beobachten. Auch hatte ich ein allgemeines Bild des Gebirgsbaues an den Ufern des Stromes in einer Strecke, welche die Länge des Rheins von Baſel bis zum Meer übertrifft, gewonnen. Die ſchlechten klimatiſchen Erfahrungen aber trugen ihre guten Früchte, und fortan waren meine langen Reiſen in China nie mehr durch Regen ernſtlich unterbrochen oder gehindert. Das Land iſt ſo groß und erſtreckt ſich durch ſo viele klimatiſche Zonen, daß man jede Zeit des Jahres zu einer regenfreien Bereiſung benutzen kann, wenn man die Gegenden richtig auswählt. Dieſer Vorteil iſt eine weſentliche Folge der ungemeinen Regelmäßigkeit, mit welcher die regelmäßige Aenderung der Jahreszeiten und der Niederſchläge in China ſtattfindet.

Dritte Reiſe, Shantung. — Mein Geſichtskreis war nun erheblich gewachſen. Von allen Seiten winkten verlockende Ziele, und nach jedem hätte ich gern zuerſt meine Schritte gelenkt; auch wurden mir ſo viele Ratſchläge gegeben, daß in der That die Wahl ſchwer wurde. Gern wäre ich nach der Inſel Formoſa gefahren, um zunächſt die Kohlenlager von Kilung, an ihrer Nordſpitze, zu beſuchen und dann nach dem Inneren zu gehen. Allein der ganz unbekannte öſtliche Teil der Inſel läßt ſich nur mit Aufwand ſehr langer Zeit einigermaßen erforſchen, da man nur ſchrittweiſe und unter Gefahren in die Gebiete der unabhängigen Ureinwohner vordringen könnte. In einem gleichen Zeitraum durfte ich erwarten, in China bedeutendere Landſtriche in einer weit gründlicheren Weiſe unterſuchen zu können. Außer dieſem Plan bot ſich die anziehende Gelegenheit, nach Vladivoſtok zu fahren, um die dortigen Kohlenvorkommniſſe, von denen damals viel geredet wurde, kennen zu lernen, und dann durch die Mantſchurei nach Niu-tſhwang herabzukommen. Dies ſind zwar wenig bekannte Länder; doch freue ich mich, damals dem Plan, meine Forſchungen auf das eigentliche China zu beſchränken, treu geblieben zu ſein. Ich beſchloß endlich, einen Ausflug in die Provinz Shantung zu unternehmen. Der Miſſionär, Herr Williamſon, deſſen angenehme Bekanntſchaft ich kurz zuvor gemacht hatte, hatte dieſelbe nach verſchiedenen Richtungen durchſtreift und ſeine Erfahrungen eben in einem Aufſatz niedergelegt, der mein Intereſſe für das iſoliert aus der Ebene und dem Meer aufſteigende Halbinſelland erweckte. Auch ſchien die Unterſuchung der dortigen Kohlenfelder wichtige Ergebniſſe in Ausſicht zu ſtellen. — Schon bei meiner Fahrt auf dem Yang-tſze hatte ich verſuchsweiſe in der Perſon eines Belgiers, namens Paul Splingaert, welcher eine ungewöhnliche Fertigkeit in der chineſiſchen Umgangsſprache beſaß, einen Begleiter mit mir genommen, und er hatte ſelbſt ſo viel Geſchmack am Reiſen gewonnen, daß ich ohne viel Ueberredung ſeine Dienſte für meine weiteren Unternehmungen in China gewann.

Am 13. März 1869 trat ich mit ihm meine dritte Reiſe an. Ich fuhr über Tſhin-kiang den Großen Kanal hinauf bis zum früheren Lauf des Gelben Flußes und war von hier aus zum zweiten Mal auf Landwege angewieſen. Bisher hatte ich den Vorteil gehabt, mich entlang der Linien der genauen Kartenaufnahmen der britiſchen Admiralität zu bewegen, und es war leicht geweſen, die Topographie benachbarter Landſtriche nach den feſtgelegten Punkten einzutragen. Jetzt verließ mich jeder genaue Anhalt. Zwar beſaß ich die beſten chineſiſchen Karten, aber ich vermißte doch ſchon bei dem erſten Schritt die Genauigkeit und überzeugte mich, daß geologiſche Beobachtungen ſich unmöglich in dieſe rohen Darſtellungen eintragen ließen. Ich begann daher, erſt ſchüchtern, allmählich aber mit größerer Sicherheit, das Terrain ſelbſt aufzunehmen. Es ſtand mir dabei nur ein Azimuthkompaß zu Gebote; als Stützpunkte dienten die Lagebeſtimmungen der großen Städte durch die Jeſuiten. Von der Zeit an habe ich dieſe kartographiſchen Arbeiten ohne Unterlaß fortgeführt. Doch muß ich ſchon an dieſer Stelle bemerken, daß ich aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen nicht gemacht habe. Diejenigen der Jeſuiten ſind ſicher genug, daß ſie jetzt nur durch vollkommen genaue Beobachtungen erſetzt werden ſollten. Jede neue Angabe, bei der die Möglichkeit auch nur eines mäßigen Fehlers vorhanden iſt, bringt mehr Verwirrung als Nutzen. Zu genauen Beobachtungen aber fehlten mir die Inſtrumente, die Uebung und die Zeit, und ſelbſt weniger ſcharfe Beſtimmungen hätten mir die Nächte geraubt und mich von meiner eigentlichen, mich vollauf beſchäftigenden Aufgabe abgezogen. Statt nach zwei Richtungen lückenhaft zu arbeiten, zog ich es daher vor, meine ganze Kraft nach einer zu konzentrieren. — Am 30. März beſuchte ich das Kohlenfeld von I-tſhou-fu, kam dann in ausgezeichnet entwickelte Schichtenreihen, welche das Gebirgsland von Shantung großenteils zuſammenſetzen und ſich ſpäter als ſiluriſch erwieſen, traf am 7. April in der Hauptſtadt der Provinz ein, beſuchte vom 12. bis 18. April das wichtige Kohlenfeld von Po-ſhan-hſien, wo ich eine bedeutende Ausbeute von Kohlenkalkverſteinerungen machte, und erreichte am 28. April die Hafenſtadt Tſhifu, wo ich mehrere Tage verweilte.

Mein nächſtes Ziel war die Halbinſel Liau-tung, nebſt der ſüdlichen Mantſchurei. Da es ſchwer war, eine Schiffsgelegenheit dort hinüber zu finden, ſo mußte ich den Aufenthalt in Tſhifu über die beabſichtigte Zeit hinaus verlängern. Der engliſche Konſul daſelbſt hatte die Freundlichkeit, mir Ueberfahrt auf einem engliſchen Kanonenboot zu verſchaffen, das mich an der Spitze der Halbinſel ausſetzen ſollte, wegen widriger Winde aber mich bis zu ſeinem eigenen Zielpunkt Niuthſwang zu bringen gezwungen war. Hier traf ich am 21. Mai ein und fand ebenſo gaſtfreie Aufnahme als wertvolle Auskünfte bei dem deutſchen Konſul. Schon an demſelben Tag begann ich meine Landreiſe, welche der Weſtküſte der Halbinſel entlang gerichtet war, um zunächſt das am günſtigſten unter allen Kohlenfeldern von China gelegene Wu-hu-ſhui zu beſuchen. Dann ging ich öſtlich, gegen Korea. Die uralten Lagerungen, aus denen die Halbinſel Liau-tung zuſammengeſetzt iſt, und welche in Schichtenprofilen von ſeltener Klarheit aufgeſchloſſen ſind, gaben, neben der Fremdartigkeit des wenig beſuchten und wenig bevölkerten Landes, dieſer Reiſe einen beſonderen Reiz. Ich erreichte Kauli-mönn, das „Thor von Korea", wo ich zur Zeit der Meſſe ankam und mit Koreanern verkehrte. Ein Weg durch wildes, anmutiges Gebirgsland führte mich, bei mehreren kleinen Kohlenfeldern vorüber, am 21. Juni nach Mukden, der alten Hauptſtadt der Mantſchurei, am Liau-Fluß. Von dort ſchlug ich die große Straße nach Peking ein. Eine Reihe kleiner Kohlenfelder, welche wegen ihrer Lage in der Nähe des Meeres von Wichtigkeit zu ſein ſchienen, bildeten die Haltſtellen.

Am 19. Juli erreichte ich Peking. Die Reiſe von Shanghai bis hierher hatte etwas mehr als vier Monate in Anſpruch genommen. Ich konnte auf eine befriedigende Thätigkeit zurückblicken, indem ich einen nicht unbedeutenden Teil der chineſiſchen Küſtenprovinzen kennen gelernt und für weitere Reiſen in China Erfahrung geſammelt hatte. Allein es war zweifelhaft, ob ich dieſe würde fortſetzen können, und ich war halb entſchloſſen, mit dem geſamten Material nach Europa zurückzukehren. Nach einem kurzen Ausflug in die wohlbekannten Umgebungen der Hauptſtadt begab ich mich nach Tſhifu. Hier traf ich Herrn Alexander Cunningham, welcher damals Chef des großen amerikaniſchen Hauſes Ruſſel u. Co. war und ſich ebenſo durch ſeinen genialen und glücklichen Unternehmungsgeiſt, als durch ſeinen hohen Sinn für das Gemeinwohl und gemeinnützige Einrichtungen ein bleibendes Andenken in Shanghai geſichert hat. Er drang jetzt auf die Fortführung meiner Reiſen, an deren Ergebniſſen er ſtets einen lebhaften Anteil genommen hatte. Es gelang ſeinen Bemühungen, der Handelskammer in Shanghai dafür Anteil einzuflößen.

Vierte Reiſe; Kiangſi, Tſhekiang. — Einen Teil dieſer Zwiſchenpauſe, vom 24. September bis 31. Oktober, benutzte ich zu einem ebenſo anziehenden als genußreichen Ausflug, der ſich wieder auf Shanghai ſtützte. Zuerſt hatte ich Gelegenheit, den Poyang-See, den ich früher bei niedrigſtem Waſſerſtand beſucht hatte, in der Zeit des Hochwaſſers zu befahren. Sein Anblick war ein ganz und gar verſchiedener. Sodann verbrachte ich acht Tage bei den Kohlengruben von Lo-ping in der Provinz Kiangſi, gewann dort eine reiche Ausbeute von Permiſchen Verſteinerungen, und beſuchte den berühmten Ort King-te-tſhönn, wo ſeit Jahrtauſenden das chineſiſche Porzellan gemacht wird. Eine mehrtägige Fahrt den Fluß hinauf, welcher bei dieſer Stadt vorüberfließt, gab mir Gelegenheit, die Fundorte und Lagerungsverhältniſſe der Porzellanerde kennen zu lernen. Meine Abſicht, von Ki-mönn-hſien aus die höheren Berge an der Grenze der Provinzen Tſhekiang und Nganwhei zu beſuchen, ſcheiterte an der Schwierigkeit, Träger für eine längere Reiſe zu bekommen, und ich fuhr daher auf einem großen Nebenfluß des Tſien-tang hinab, deſſen gewundener Lauf mir intereſſante Einblicke in den eigentümlichen Bau des ganz aus Parallelketten zuſammengeſetzten, wunderbar ſchönen Hügellandes gewährte.

Fünfte Reiſe. — Es folgte nun eine ſechswöchentliche Unterbrechung, da ich die mir in Ausſicht geſtellte ehrenvolle Aufforderung der Handelskammer in Shanghai zur Fortſetzung meiner Reiſen erſt Mitte Dezember erhielt. Ohne Verzug brach ich auf. Als Ziel ſetzte ich mir den direkten Weg von Canton nach Yünnan, um von dort durch den Weſten und Nordweſten des Reiches nach Peking zu gehen. Die ungeordneten Zuſtände im weſtlichen Teil von Kwangſi machten jedoch, wie ich in Canton erfuhr, die Ausführung dieſes Planes unmöglich, und ich beſchloß daher, von der genannten Stadt auf direkterem Weg nach Peking zu reiſen. In Canton verbrachte ich im Kreiſe der wenigen dort angeſeſſenen Deutſchen eine angenehme Weihnachtswoche und feierte mit ihnen Sylveſterabend von 1869. Am frühen Morgen des 1. Januar von 1870 verließ ich das gaſtliche Haus des Herrn von Carlowitz, um den Pei-kiang oder Canton-Nordfluß hinauf zu fahren. Dieſem Strom folgte ich bis Shau-tſhou-fu, von wo eine große Handelsſtraße über den Meiling-Paß nach Kiangſi führt, während eine zweite nordweſtlich der Provinz Hunan ſich zuwendet und dieſelbe ihrer ganzen Länge nach von Süd nach Nord durchſchneidet. Ich ſchlug den letzteren Weg ein und legte ihn faſt ganz zu Waſſer zurück, da es gegenwärtig kaum möglich iſt, die Landſchaften von Hunan abſeits von den Flüſſen in größerer Ausdehnung zu beſuchen. Die Bevölkerung iſt ungemein feindlich gegen die Fremden geſinnt und ſelbſt bei den Chineſen ihres wilden Charakters wegen verrufen. Indes bot auch der Waſſerweg Gelegenheit zu den intereſſanteſten Unterſuchungen. Bei der Fahrt auf dem Pei-kiang kam ich durch hohe Gebirgszüge, welche von dem Fluß durchſchnitten ſind, und in Hunan breitet ſich kohlenführendes Land über weite Strecken aus. Ich hatte leider nur Gelegenheit, das Kohlenfeld des Luiflußes, allerdings in großer Ausdehnung, kennen zu lernen; und wenn auch das Sammeln der reichen foſſilen Flora, wegen der feindlichen Menſchenmengen, die den Fremden bei den Kohlengruben ſtets umringen, beinahe unmöglich war, ſo gelang es mir doch, hinreichendes Material für die Beſtimmung des Alters dieſer wichtigen Kohlengebilde zu gewinnen, welches ſich als dasjenige der Steinkohlenformation erwies. Den Tungting-See erreichte ich während ſeines niedrigſten Waſſerſtandes, als ein See überhaupt nicht zu ſehen war, ſondern eine endloſe Sandebene an ſeiner Stelle ſich ausbreitete. Ein Aufenthalt in Han-kou vom 27. Februar bis zum 12. März gewährte eine angenehme Unterbrechung der Reiſe. Um von dort nach Peking zu gelangen, fuhr ich zunächſt den Han-Fluß hinauf, ein Unternehmen, deſſen Langwierigkeit ich nicht vorhergeſehen hatte, und deſſen einziges erreichbares Ergebnis eine ſorgſam ausgearbeitete Flußkarte war. Erſt in drei Wochen, am 3. April, erreichte ich den Markt Fan-tſhöng, gegenüber der Stadt Hſiang-yang-fu. Er iſt ein wichtiger Handelsplatz und der Ausgangspunkt für den Verkehr nach Peking, das man mit Bequemlichkeit zu Wagen erreichen kann. Ich ſchlug jedoch nicht die Hauptſtraße ein, ſondern wandte mich zunächſt nach Ho-nan-fu. Dabei hatte ich die unerwartete Gelegenheit, den öſtlichen Teil des Kwen-lun in einer tief eingeſchnittenen Furche zu durchkreuzen und zum erſten Mal den inneren Bau dieſes gigantiſchen und uralten Gebirges kennen zu lernen. Ueberhaupt boten ſich von jetzt an manche überraſchende Aufſchlüſſe; denn das Land war noch niemals von einem beobachtenden Reiſenden beſucht worden. Vor allem begann der Löß, den ich ſchon bei früheren Gelegenheiten in der Provinz Shantung und an anderen Orten beobachtet hatte, meine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und das Problem der Entſtehungsart dieſes merkwürdigen Gebildes beſchäftigte mich häufig bei den langen Wanderungen. Mächtige Gebirge, die nirgends beſchrieben oder genannt waren, erhoben ſich aus dem lößbedeckten Land. Zwiſchen ihnen hindurch kam ich nach Ho-nan-fu, dem uralten Sitz kaiſerlicher Macht am Fluß Lö, und wenige Tage darauf überſchritt ich den Gelben Fluß. Die große Ebene greift hier in einem langen Zipfel nach Weſten zwiſchen die Gebirgsländer ein; es iſt dies die ungemein fruchtbare Gegend von Hwai-king-fu. Aus ihr ſteigt im Norden das Plateau von Shanſi auf, deſſen mauerförmiger ſteiler Rand ſeit 4000 Jahren den Namen Tai-hang-ſhan führt. Schon am Fuß desſelben ſind reiche Anthracitgruben, aber eine ungleich bedeutendere Lagerſtätte desſelben traf ich auf der Höhe des Plateau's ausgebreitet. Es iſt hier der Sitz einer ſehr regen Eiſeninduſtrie, welche dieſes Metall ſeit undenkbaren Zeiten für den größten Teil des chineſiſchen Reiches geliefert hat. Ich ſtieg nun über ein noch höher aufgeſetztes Plateau, das ſich bis 2000 Meter erhebt, nach dem Thal des Fönn-ho hinüber, das ich bei Ping-yang-fu erreichte und bis zu der 1000 Meter hoch gelegenen Ebene von Tai-yuen-fu aufwärts verfolgte. Fortdauernd befindet man ſich hier in einem Kohlengebiet, welches zwar von dem vorhergehenden getrennt, aber, wie dieſes, der echten Steinkohlenformation angehörig iſt, und bald überzeugte ich mich, daß ich mich in der Provinz Shanſi in dem kohlenreichſten aller auf dieſes Mineral unterſuchten Länder befand. Vorher war kaum mehr als die Thatſache, daß Steinkohle überhaupt in Shanſi vorkomme, bekannt geweſen. Oeſtlich von Tai-yuen-fu hatte ich abermals das höhere Plateau zu überſteigen, um auf das niedere zurückzukommen, und fand hier die Fortſetzung der großen Anthracit-Lager, welche ich bei dem Betreten der Provinz kennen gelernt hatte; auch hier geben ſie zu einer beträchtlichen Eiſeninduſtrie Anlaß. Wenige Tage mehr brachten mich nach der großen Ebene hinab, die ich bei dem wichtigen Handelsplatz Hwo-lu hſien erreichte. Von dort folgte ich der großen Straße nach Peking, welche entlang dem Gebirgsrand führt.

So kam ich Ende Mai 1870 zum dritten Mal nach der Hauptſtadt von China. Herr von Rehfues verpflichtete mich durch freundliche Aufnahme in dem Geſandtſchaftshotel. Meine fünfte Reiſe war damit beendet. Sie übertraf nach jeder Richtung alle vorhergehenden durch den Reichtum der Ergebniſſe. Beſonders wertvoll war es mir, daß neben den rein wiſſenſchaftlichen Beobachtungen mein Intereſſe durch die Aufgabe, welche ich mir ſtellte, ſofortige Berichte an die Handelskammer von Shanghai zu ſchreiben, nun auch mehr als früher auf praktiſche Gegenſtände, wie Handelsverkehr und Erzeugniſſe, gerichtet worden war. Vieles war allerdings meiner Kenntnisnahme entgangen. Dies betrifft diejenigen Erkundigungen, welche der durch einen gewandten, litterariſch gebildeten Chineſen begleitete Reiſende in Beziehung auf Geſchichte, Gebräuche, Einrichtungen aller Art und die richtigen geographiſchen Namen einzuziehen vermag. Meine wiederholten Verſuche, einen ſolchen Mann, wie ihn die darin glücklicher geſtellten reiſenden Miſſionäre ſtets als Begleiter bei ſich führen, mit mir zu nehmen, ſind immer geſcheitert, da der chineſiſche Litterat ſchwerfällig iſt und für die ſchnelle Bewegung ein fortdauerndes Hindernis bietet, zugleich in den meiſten Fällen durch Habgier Aergernis bereitet und ſich von den landestümlichen Vorurteilen über das Decorum (das Schickliche) nicht frei machen kann. Zu Fuß zu gehen, iſt in ſeinen Augen erniedrigend, und die Beſchäftigung des Geologen ein direktes Aufgeben aller Menſchenwürde. Er fühlt ſich in ſeiner Größe, wenn er, mit einer großen Hornbrille auf der Naſe, in ein Lexikon chineſiſcher Schriftzeichen vertieft, in ſeinem Tragſtuhl ſitzt oder im Boot lang ausgeſtreckt liegt, und iſt zufrieden, wenn er durch ein kluges Ränkeſpiel ſeinen Herrn von deſſen wunderlicher Beſchäftigung abgebracht hat. So ſehr ich fortdauernd den Mangel einer ſolchen gelehrten Maſchine empfunden habe, war mir doch meine Freiheit mehr wert, und ich hätte die Vorteile der erſteren nur mit einem großen Teil meiner Ergebniſſe auf dem eigentlichen Gebiete meiner Beſchäftigung erkaufen können. Für alle ſonſtigen Bedürfniſſe erwies ſich von Anfang an — abgeſehen von dem ſtets wechſelnden Perſonal von Packtiertreibern, Fuhrleuten oder Trägern — ein einheimiſcher Diener als ausreichend. Der Chineſe iſt der beſte Diener der Welt, wenn er allein iſt. Hat man deren zwei für dieſelbe Beſchäftigung, ſo thun ſie beide nichts.

Mein Plan war darauf gerichtet, nach kurzem Aufenthalt gegen Weſten aufzubrechen, die Provinzen Shenſi, Kanſu, Sz'-tſhwan und Yünnan zu beſuchen und durch Kwangſi nach Canton zurückzukehren. Schon in Hankou hatte ich die Vorbereitungen dazu getroffen und Reiſevorrat nach Peking ſchicken laſſen. Hier wurde das Gepäck für eine ſo große Reiſe hergerichtet; auch wurden Pferde gekauft und Packtiere gemietet, ſo daß ich noch vor Juni aufbrechen zu können hoffte. Da ereignete ſich am 22. Juni 1870 jene ſchwere That, die als das Maſſacre von Tientſin bekannt iſt. Für einige Zeit ſchien es zweifelhaft, was daraus folgen würde. Die Möglichkeit wurde in betracht genommen, daß es auf eine Niedermetzelung ſämtlicher Fremden. insbeſondere in Peking, wo ſie vereinzelt ſind, abgeſehen ſei, und die Chineſen einen Krieg mit den europäiſchen Mächten aufzunehmen gedächten. Unter ſolchen Umſtänden erſchien das Reiſen in China bedenklich. Im Fall eines Krieges wäre ich auf Hinderniſſe und Gefahren geſtoſſen; während es ſchien, daß, wenn ein ſolcher vermieden würde, die Bevölkerung im Inneren als Grund davon die Feigheit der Europäer betrachten und daher zur Mißhandlung eines Reiſenden beſonders geneigt ſein würde. Schweren Herzens verließ ich Peking im Anfang Auguſt, mit dem Vorſatz, diejenige Zeit, welche bis zur endgiltigen Regelung der Verhältniſſe in China verfließen würde, zu Reiſen im Inneren von Japan zu verwenden. Bald jedoch wurde ich auch in dieſem Plan ſchwankend. Denn als ich Tien-tſin erreichte, war dort eben die erſte Nachricht von Streitigkeiten zwiſchen Preußen und Frankreich angekommen, und wenige Tage darauf fand ich in Tſhifu, und noch beſtimmter in Shanghai, die volle Beſtätigung der Nachrichten, zugleich mit derjenigen von der Eröffnung des Krieges. Natürlich war es ſofort mein Plan, nach der Heimat zurückzukehren; doch mußte ich mich der niederſchlagenden Vorſtellung fügen, daß die Reiſe ſechs Wochen in Anſpruch nehmen würde, und, da die Nachricht bereits vier Wochen alt war, die Ankunft in Europa früheſtens zehn Wochen nach den letzten Ereigniſſen, deren Kunde angelangt war, ſtattfinden könnte. Die beſtimmte Ausſicht, zu ſpät zu kommen und die Gelegenheit zum Abſchluß der angefangenen Arbeiten in Oſt-Aſien umſonſt anfgegeben zu haben, veranlaßte mich, den früheren Plan aufrecht zu erhalten.

(Ferd. Freih. v. Richthofen „China".)

Reiſeerinnerungen.

Eine Reiſe in China! Meinen Mann mit auf derſelben zu begleiten, dazu möchte ich meine Freunde im fernen Weſten aufmuntern, und hoffe auch ihr Intereſſe zu wecken für dieſes ganz eigenartige Land und Volk.

Der 7. April war als Reiſetag angeſetzt; die Maultiertreiber verſprachen, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu ſein; alle Vorbereitungen waren beendet, nun blieb nur noch übrig, den Morgen abzuwarten und die Tiere zu beladen. Wir nahmen nur wenige Lebensmittel mit; da wir unſerer Maultiere wegen gezwungen werden, häufig Station zu machen, ſo begnügten wir uns mit einigen Pfunden Thee und Zucker, 4 Büchſen kondenſierter Milch, einem Säckchen voll Schiffszwieback, 3 Flaſchen Arrowroot, einigen Taſſen und Töpfchen und einer Medizinkiſte.

Unſere Kleider befanden ſich in einer Reiſetaſche, die zugleich als Kopfkiſſen diente, das Leinenzeug war in einer zweiten Taſche, welche das zweite Kiſſen abgab; nun noch einige Steppdecken, damit war unſere Ausrüſtung beendet.

Ein ganz anſehnlicher Berg von Büchern war auch ſchon aufgeſtapelt und wartete auf Weiterbeförderung; der Hauptzweck unſerer Reiſe war nämlich, chriſtliche Schriften zu verkaufen oder zu verſchenken, je nachdem.

Ihrem Verſprechen gemäß erſchienen bei Morgengrauen die Treiber mit 6 Maultieren für unſer Gepäck. Maultiere werden gewöhnlich für lange Reiſen gewählt und Pferden vorgezogen, weil ſie viel Ausdauer beſitzen und behutſam und ſchwindelfrei gehen. Eins derſelben hatte einen großen Packſattel, ein anderes trug 2 ungeheure Körbe.

Unſere Fuhrwerke werden „Shendzles“ genannt und zu jeder Shendzle gehören 2 Maultiere. Die Bauart iſt eine höchſt einfache: 3 kleine hölzerne Packſättel werden auf die Erde gelegt und je 30 Centim. Zwiſchenraum gelaſſen, dann befeſtigt man die Sättel an zwei Stangen von je 4,88 Mtr. Länge und ſpannt 3 lange ſchmale Bambusriemen bogenförmig darüber. Baſtmatten werden auf die Sitze gelegt und mit Bindfaden feſtgeſchnürt. Eine ungegerbte Kuhhaut verbindet beide Längsſtangen unterhalb; die Shendzle-Maultiere haben in der Mitte ihrer Sättel eine fußlange aufrechtſtehende Stange. Nun hoben die Treiber die Shendzle ſo hoch vom Boden auf, daß die 2 eiſernen Stangen durch 2 Löcher in die Kuhhaut dringen können — ſo, jetzt hängt's in der Schwebe! Eine weitere Befeſtigung durch Stricke oder Riemen giebt es nicht, und ein gewiſſenhafter Treiber muß beſtändig auf dem Guckaus ſein, um Hand anlegen zu können, ſobald das luftige Gebäude Miene macht, herabzufallen.

Ein thatkräftiger Freund beaufſichtigte das Packen der Bücher; die Körbe wurden zuerſt gefüllt, eine Kiſte voll hing an jeder Seite der Packſättel; was nun noch übrig blieb, wurde in den unteren Räumen beider Shendzles untergebracht, und als die Sachen fortgeſtaut waren, lud man uns ein, den Platz einzunehmen, der manchen Tag und manchen Monat uns aufnehmen ſollte.

Nun, von allen Fuhrwerken der Welt iſt die Shendzle entſchieden das drolligſte; von außen gleicht ſie einer rieſigen Schmetterlingspuppe, von innen einem Ruhebette; die größte Schwierigkeit beſteht darin, ſie richtig zu balanzieren; denn, da ſie loſe auf dem Rücken der Tiere hängt, kann eine ungeſchickte Bewegung der Inſaſſen verurſachen, daß ſie den nächſten Abhang hinunterrollt. Unſer Treiber iſt ziemlich ſchwer zu befriedigen, heißt uns bald ſo, bald ſo ſitzen. „Ein bischen mehr nach Norden — jetzt nach Süden — nein, nicht ſo viel — zurück“, bis nach verſchiedenen Befehlen und Gegenbefehlen das Gleichgewicht hergeſtellt iſt, und die 1126 Klm. lange Reiſe von Chefoo nach Peking angetreten werden kann. Unmittelbar nach der Abfahrt haben wir einen Hügel zu erklimmen, und es ſtellt ſich dabei heraus, daß unſere Tiere nicht geſchult ſind und unter keiner Bedingung vermocht werden können, in gleichem Schritt und Tritt zu gehen; folglich werden wir bald geſchaukelt wie in einer Wiege, bald ſteht der Kopf niedriger als die Füße; rückwärts — vorwärts — ſchaukelnd — im Zickzack — Rütteln — Stoß — Ruck! O! Seekrankheit iſt ſchlimm, aber Shendzle-Krankheit iſt noch viel ſchlimmer; indeß hält der bedauernswerte Zuſtand kaum länger als einen Tag an, und dann findet man dieſe Art zu reiſen durchaus nicht mehr unangenehm, wenn auch ungeſellig. Schade iſt es, daß man in der Shendzle nicht leſen kann oder doch nur Bücher mit ſehr großem Druck.

In dem Hauſe eines chineſiſchen Chriſten ſollten wir die erſte Station machen, und als wir im Zwielicht aus dem Schatten der Bäume heraustraten, ſahen wir ſchon den alten Müller und ſeinen Sohn uns mit ſtrahlenden Geſichtern entgegenkommen, und als wir uns ſeinem Hauſe näherten, fanden wir dort faſt ſämtliche Dorfbewohner verſammelt. Nun folgte ein herzliches Begrüßen; die Frauen beſonders waren ſehr zutraulich und wurden uns vorgeſtellt, nicht bei ihrem eigenen Namen, ſondern je als Mutter ihres älteſten uns genannten Sohnes. Die Leute waren arm, aber was ſie hatten, gaben ſie uns mit Freuden; das beſte Bett ſtand bereit und der Mahlraum war zum Sprechzimmer umgewandelt worden, wo mein Mann, Dr. Williamſon, die Männer um ſich verſammelte. Ich ging mit den Frauen in ein inneres Zimmer.

Die Familie unſeres Wirtes beſtand aus ſeiner Frau, einem Sohne und einer Tochter, dem munterſten kleinen Mädchen, das ich jemals in China geſehen habe. Meine Knöpfſtiefel nahmen ihr ganzes Intereſſe in Anſpruch; ſie ſelbſt war nämlich in beſtändigem Kampf mit ihren Schuhen und Socken, die nie ſitzen wollten und ihr große Not machten. Nun ſagte ſie ihrer Mutter, daß ſie nie mehr um ihrer Unart willen geſcholten zu werden brauchte, wenn ihre Schuhe und Strümpfe auch aus einem Stück wären und von Leder, wie bei mir. Sie hatte ſchnell mein ganzes Herz gewonnen, die liebe, fröhliche Kleine.

Die Geſchichte dieſer Familie iſt ein recht ſchlagender Beweis, wie ein ungerechter Magiſtrat ein Volk tyranniſieren kann. Vor 6 Jahren hatte der Mann etwa 120.000 Caſch (200 Caſch = 1 Mark) erſpart; für einen Landmann iſt das ſchon ein kleines Vermögen. Der Mandarin des Ortes erfuhr es und ſuchte den Mann durch falſche Anklagen in ſeine Gewalt zu bringen.

Zuerſt beſchuldigte er ihn, einen Damm böswillig niedergeriſſen zu haben, ſo daß Steine und Waſſer in die Felder der Nachbarn drangen und Verwüſtungen anrichteten. Aber es wurde feſtgeſtellt, daß der Damm von ſelbſt zuſammengebrochen war und Schoo zur Zeit des Unfalls ſich in Chefoo aufhielt, über 20 Meilen vom Schauplatze entfernt; dieſe Klage wurde nun zwar niedergeſchlagen, aber Schoo hatte für die Zeugen, Schreiber ꝛc. viel zu zahlen, und bald brachte der Mandarin neue Anſchuldigungen vor und wußte das Gerichtsverfahren ſo in die Länge zu ziehen, daß er ſchließlich mit allerhand Ränken und Kniffen die 120.000 Caſch ſich zugeeignet hatte. Dann erſt ließ er von ſeinem Opfer ab, und Schoo ſagte mir mit traurigem Lächeln: „Wenn ich jemals wieder etwas Geld erſparen ſollte, ſo will ich es auch nicht einmal der Luft anvertrauen, damit es dem Mandarin nicht mehr zu Ohren kommt.“

Wir erreichten die Stadt Laichow-foo und kehrten in einer Herberge ein, wo ich auch blieb, um mich auszuruhen, während mein Mann ſogleich wieder fortging, Bücher zu verkaufen. Scharen von Straßenjungen kamen ſofort hereingeſtürzt und ſtarrten die fremde Frau an, ſie augenſcheinlich als gute Beute und Zielſcheibe ihrer ſchlechten Späße betrachtend.

Ich ſchloß die Flügelthüren des Zimmers und zog mich mit meinen Büchern in die fernſte Ecke desſelben zurück. Sie ſchlichen ganz leiſe heran, riſſen dann mit Gepolter beide Flügel zugleich auf und heulten und gellten laut. Ich ſchloß zum zweiten Mal und verriegelte die Thür von innen, aber der Lärm dauerte fort und das Belagerungsheer nahm immer mehr zu. Sie ſchrieen: „Teufelsweib, mach' die Thür auf!“ und begannen dann Redensarten und Worte zu gebrauchen, die ſie gewiß nicht gebraucht haben würden, wenn ſie gewußt hätten, daß ich ihre Sprache verſtehe.

Dies konnte ich nicht länger ertragen und beſchloß, ein vernünftiges Wort mit den Jungen zu reden; ich trat heraus und fragte: „Hört mal Jungens, habt ihr Väter?“

„Ja, ja, ja!“ ſchrie der ganze Chor.

„Habt ihr Mütter?“

„Ja, ja, ja!“ noch lauter.

Der Rädelsführer deutete auf einen kleinen, ſehr bleich und ſchüchtern ausſehenden Knaben und ſagte: „Der hat keine Mutter, willſt Du ihn etwa haben?“ welche Bemerkung große Heiterkeit in der Menge hervorrief.

„Haben Teufel Väter und Mütter?“

„Nein, nein, nein!“ ſehr entſchieden.

„Nun Jungens, dann kann ich keiner ſein; denn ich habe Vate und Mutter, eine alte, 80jährige Mutter, weit, weit über der Se in Amerika.“

Die Knaben ſahen einander ziemlich verlegen an, und der Auflauf begann ſich zu zerſtreuen; es war kein Spaß mehr dabei, ein Frau zu plagen, die ſo zu ihnen ſprach. Ich redete dann von ihren Vater im Himmel, von ſeiner großen Liebe zu allen Menſchen, vo ſeinem Sohne, unſerem Heilande, dann gingen ſie ſtill und geſitte fort; nur der Rädelsführer war noch nicht überzeugt; denn ehe e um die Ecke bog, ſah er noch einmal zurück und ſchrie aus volle Kehle: „Kwei Tyl Lao poh“ (alias Teufelsweib). Dann ließen ſi mich in Frieden die Rückkehr meines Mannes erwarten, der in de Stadt guten Abſatz für ſeine Bücher gefunden hatte.

Auf den Straßen wimmelte es von feſtlich gekleideten Menſchen und auf Befragen nach dem Grunde hörten wir, daß das Begräb nis eines vornehmen Mannes vor ſich gehen ſollte, und das iſt jedes mal ein großes Feſt in China; das Volk unterhält ſich dabei ſo gu wie bei Theater und Jahrmarkt. Wir konnten die ganze Nacht nich ſchlafen vor dem Lärm der Schwärmer, die abgebrannt wurden, un den Leiſtungen des ſehr geräuſchvollen Orcheſters, welches unter anderem die Pflicht hat, die Jahre des Verſtorbenen durch ebenſo viele Flintenſchüſſe anzuzeigen, und der Verſtorbene war 78 Jahre alt! Später fragte ich die Leute, weshalb ſie denn gerade bei der Nacht ſolchen Spektakel machten, und ſie antworteten: „Weil wir am Tage zu viel mit Strohflechten zu thun haben, um an Begräbniſſe denken zu können.“ Beim Morgengrauen bildete ſich die Prozeſſion, welche den alten Mann zu ſeiner Ruheſtätte auf dem ſchattigen Begräbnisplatze geleiten ſollte, der weit außerhalb der Stadt liegt. Voran ſchritten 2 Männer, die Bildſäulen zweier Liktoren in Lebensgröße tragend, dann ein Mann mit Schwärmern, 2 Männer mit roten Fahnen, 2 Männer mit Löwen aus Kartonpapier, 2 Männer mit großen Plakaten, auf denen geſchrieben ſteht, daß alle perſönlichen Beziehungen des Verſtorbenen mit der Oeffentlichkeit nun ein Ende haben und daß etwaige Streitigkeiten mit ihm nicht auf ſeine Familie übergehen möchten. Nun folgten 4 kleine Schreine mit Opfern für die Götter, als Blumen, Früchte, Fleiſch und Wein, dann 4 papierene Häuſer, vollſtändig möbliert und verproviantiert; ſelbſt Haustiere waren darin und Schränke mit den verſchiedenſten Garderobeartikeln. Dieſe Häuſer zeigen an, daß der Mann 4 Söhne hat, deren jeder ihm ein Haus für das Reich der Schatten mitgiebt; ſind die Söhne ſchon vorher geſtorben, ſo fällt ihren Angehörigen dieſe Pflicht zu. Jetzt kommt das Bild ſeines Lieblingspferdes und ein Bild ſeiner Frau, auf ihrem Maultiere ſitzend, dann eine Nachbildung ſeines Wagens mit ebenſolcher von Kutſcher und Dienern, alles in Lebensgröße aus Pappe. Nachher kommt folgendes an die Reihe: eine Anzahl von Leidtragenden zweiten Grades in blauen Gewändern mit weißem Ueberwurf, alle Schulknaben aus der Familie, einige Freunde, Gelehrte, in Galakleidern; 2 Bildſäulen von ungeheurer Größe, die Höllenpförtner darſtellend, welche ſchwere bronzene Feſſeln tragen. Innerhalb dieſer ſcheußlichen Figuren befinden ſich je 2 Männer; das Ganze ſoll andeuten, daß niemand aus der Hölle herauskommen kann, um den Verſtorbenen zu feſſeln und hineinzuziehen. Nun folgt ein ſchöner vergoldeter Schrein mit ſcharlachrotem Baldachin, Opfergaben für den Toten enthaltend: Brot, Fleiſch, Fiſch, Wein, Früchte und gewöhnlich den Kopf eines Wildſchweins; dann wieder ein Mann mit Schwärmern; Prieſter, die zugleich Muſikanten ſind und den ganzen Weg zum Grabe hin ſpielen; wenn ſie einige Minuten innehalten, um Atem zu ſchöpfen, ſo werden Schwärmer abgefeuert. Jetzt kommt das Bildnis des Diſtrikt-Götzen, dann Männer mit Bannern aus buntfarbigen Seidenſtreifen; dieſe ſollen jeden ſchädlichen Einfluß, der etwa in der Luft liegt, auffangen, daß er die Leiche nicht berühren kann. Hierauf folgt der leere Armſtuhl des Toten, begleitet von Trompetern; die hauptleidtragenden Männer mit Porzellangefäßen; der Leichenwagen, getragen von 16 Männern; ein Papierſarg ſteht darin, umgeben von vielen trauernden Papierfiguren. Endlich kommt der wirkliche Sarg auf einer Bahre, dann die hauptleidtragenden Frauen, welche ſo lange in knieender Stellung bleiben, bis die erſten Schwärmer abgebrannt ſind, welche ankündigen, daß der Sarg das Dorf verlaſſen hat. Mehrere Ceremonienmeiſter laufen geſchäftig auf und ab und halten die Ordnung aufrecht. Sobald der Sarg aus dem Leichenhauſe gebracht wird, kniet das Trauergefolge nieder, der älteſte männliche Verwandte hält eine große Porzellanvaſe in den Händen, gefüllt mit der Aſche von allen den Privatbüchern, Briefen und Papieren, über welche der Verſtorbene nicht anderweitig verfügt hat, und welche unmittelbar nach ſeinem Tode verbrannt werden. Wenn der Sarg auf die Bahre geſtellt wird, ſo zerſchmettert der Mann die Vaſe in Atome und ſtreut die Aſche umher, zum Zeichen, daß der Tote abgeſchloſſen hat mit den Dingen dieſer Welt. Zugleich muß eine der Frauen eine doppelte rote Schnur durchſchneiden und mit dumpfer Stimme rufen: „Das Band iſt gelöſt.“

Dies machte einen eigentümlich ergreifenden Eindruck, um ſo mehr, als das ganze Trauergefolge, das bis dahin ſtille geweſen war, auf dies gegebene Signal anfing, in der kläglichſten Weiſe zu weinen und zu jammern. Dieſes „Löſen des Bandes“ geſchieht übrigens nur, wenn eine Witwe nachbleibt.

Die Begräbnisfeierlichkeiten in Städten ſollen noch bei weitem koſtſpieliger und verwickelter ſein, als die eben beſchriebene.

Jeder Landeigentümer wird zur Verantwortung gezogen für die plötzlichen Todesfälle, welche ſich auf ſeinem Grundſtücke ereignen. Fremde, die unterwegs erkranken, werden daher von den ängſtlichen Hauswirten ſofort aufgepackt und nach Hauſe geſchickt, wenn auch ihr Zuſtand oft die Reiſe unmöglich macht und dies grauſame Verfahren oft unmittelbaren Tod zur Folge hat. Ein wohlerzogener Chineſe kann den Gedanken nicht ertragen, in eines Freundes Hauſe zu ſterben, weil er weiß, daß dieſem ungeheure Koſten und noch größere Unannehmlichkeiten daraus entſtehen würden. Die raffinierteſte Rache an einem Feinde beſteht darin, Selbſtmord auf ſeinem Grund und Boden zu begehen; ein ſolcher Fall wurde mir kürzlich mitgeteilt. Ein großes, ſchönes Haus war eben vollendet worden; einer der Zimmerleute hatte mit dem Hausherrn Streit gehabt, glaubte ſich von ihm ſchwer beleidigt und beſchloß, ſich exemplariſch zu rächen. Er ging deshalb in das beſte Zimmer, verriegelte die Thür und erhängte ſich. Lange Zeit verging, ehe die Thür geöffnet wurde — man denke ſich das Entſetzen des Hausherrn, als dies endlich geſchah. Er wurde vor Gericht geſtellt, ſaß lange im Gefängnis, mußte harte Geldbußen zahlen und war, kurz geſagt, ruiniert. Das Haus fand weder Käufer noch Mieter und ſtand lange Zeit leer; endlich kam viel Einquartierung in die Stadt und die Soldaten benutzten das unter einem unglücklichen Stern gebaute Haus als Kaſerne.

„Ehen werden im Himmel geſchloſſen“; an dieſen Spruch glauben die Chineſen feſter, als irgend eine andere Nation. Die zur Heirat nötigen Formalitäten werden ernſt und feierlich wie religiöſe Pflichten abgemacht. In jeder Stadt und jedem Dorfe ſind Frauen angeſtellt, die ſich ihren Lebensunterhalt dadurch erwerben; und faſt alle Verlobungen werden durch dieſe Freiwerberinnen abgeſchloſſen. Die Familie des jungen Mannes muß die erſten einleitenden Schritte thun, die darin beſtehen, daß ſeine Freiwerberin eine Karte mit Namen, Geburtsjahr und -Stunde des jungen Mannes in das Haus des Erwählten trägt. Wird eine Karte mit Namen und Alter des Mädchens zurückgeſchickt, ſo iſt deren Familie nicht abgeneigt, und die weiteren Verhandlungen können vor ſich gehen. Die jungen Leute ſehen einander erſt am Hochzeitstage; nach der Trauungsceremonie führt der Bräutigam ſeine Braut in das Wohnzimmer ſeiner Mutter, die Familie ſchließt einen Kreis um das Paar, und nun fällt der Schleier, und der Bräutigam ſieht oft zum erſtenmal die Züge derjenigen, mit welcher er ſein ganzes Leben zubringen muß. Unglückliche Ehen ſind aber trotz dieſes Verfahrens, bei welchem gegenſeitige Neigung gar nicht mit ins Spiel kommt, eine große Seltenheit. Man nimmt an, daß die Götter ein Zeichen ſenden, wenn die Verlobung nicht nach ihrem Sinne iſt. Ereignet ſich während der Verhandlungen ein Unglück in einer der Familien, ja geht auch nur etwas Wertvolles verloren, oder wird ein ſchönes Porzellangefäß zerſchlagen, ſo werden die vorerwähnten Karten wieder ausgetauſcht, und alles iſt zu Ende. Nimmt aber die Sache einen ungeſtörten Verlauf, ſo werden die beiden Karten mit rotſeidenen Schnüren verknüpft und dieſes geknüpfte Band kann erſt, wie oben berichtet, nach dem Tode des Mannes wieder gelöſt werden.

Wenn ein junger Mann ein unternehmender Jüngling iſt und litterariſche Auszeichnung erlangt hat, ſo darf er große Karten, welche nur den Gelehrten zum Gebrauche zuſtehen, als Plakate anſchlagen, mit der Anzeige, daß er nicht abgeneigt ſei, der Schwiegerſohn eines reichen Mannes zu werden. Dies wird häufig und mit Erfolg von armen ehrgeizigen Studenten gethan. Mancher reiche Mann, der ſelbſt keinen litterariſchen Grad erreichen konnte, behält eine Tochter oder zwei unverlobt bei ſich, in der Hoffnung, wenigſtens einen ſtudierten Schwiegerſohn zu bekommen. Der Student muß dann den Familiennamen ſeines Schwiegervaters annehmen und tritt in alle Vorrechte eines rechten Sohnes ein.

Frauen. Ich wurde in eine große Verſammlung vornehmer Damen eingeführt, die nicht nach dem Gaſthauſe kommen konnten ihre Neugierde zu befriedigen, da ſie zu den Vornehmen des Ortes gehörten. Da waren lächelnde, friſche Mädchen, würdige, ſchweigſame Frauen, ſtattliche, ältere Damen, frageluſtige Großmütter, umgeben von vielen Dienerinnen und Kindern. In der Mitte ſaß, wie eine Königin, die Hof hält, die 83jährige Urgroßmutter; ſie war, was chineſiſche Frauen in hohem Alter ſehr ſelten ſind, eine wahrhaft ſchöne Matrone. Sie hatte zarte Farben und dunkle, lebhafte, noch ganz ungetrübte Augen. Ihr Haar war ſchneeweiß, und ihr Anzug von hellblauer Seide ſtach ſchön ab gegen die weiße Flechtenkrone. Thee, Kuchen und Pfeifen wurden jetzt herumgereicht und eine lebhafte Unterhaltung begann, geleitet von der alten Tai-Tai. Die jungen Mädchen beurteilten mittlerweile meinen Anzug, kicherten über meine ungeheuerlichen Füße und äußerten ihr Wohlgefallen darüber, daß ich ihre Sprache redete. Nach einiger Zeit hörte ich ſie verwundert fragen, warum Mae Koo (Mairöschen) nicht hier ſei? Ihre Mutter, eine rüſtige Dame von einigen 40 Jahren, antwortete: „O, ſie iſt die letzten 3 Monate ſo träge geweſen, ſie hat nicht einmal ein Paar Schuhe fertig geſtickt. Tag für Tag habe ich geſcholten, aber da alles nichts half, habe ich ſie heute beſtraft.“

Ich wunderte mich, was das für eine Strafe ſein könnte, die man einem 17jährigen Mädchen zugedacht hätte und fragte, ob ich die junge Dame ſehen dürfe?

Sie führte mich durch einen langen Korridor in einen ſauberen kleinen Raum mit vielen Blumen und kunſtvoll geſchnitzten Figuren und Käſtchen; in einer Ecke ſtand die ſteinerne Bettſtelle umgeben von einem durchbrochenen Holzgitter und dahinter ein junges Mädchen, mit beiden Daumen an das Gitter feſtgebunden! Die ſeidene Schnur war ſo geſchickt um die kleinen Hände befeſtigt, daß jeder Verſuch, ſich davon zu befreien, die Schlinge nur feſter anzog. Vor ihr ausgebreitet lag eine wirre Maſſe von Seiden- und Atlasſtückchen, halbfertige Schuhe, unfertige Stickereien ꝛc. Dieſe mußte ſie anſehen.

(F. Williamſon, „Auf Chinas Heerſtraße.“)

Reiſe in Japan. — Am 19. Auguſt verließ ich Shanghai und am 27. desſelben Monats erreichte ich Yokohama, wo ich bei dem deutſchen Geſandten, Herrn von Brandt, die liebenswürdigſte Aufnahme fand. Das Reiſen im Inneren von Japan war damals nur Geſandten geſtattet, und außerdem durften ſich diejenigen Fremden, welche von der Regierung oder einem Daimo verpflichtet waren, auf beſtimmten Wegen nach den ihnen zugewieſenen Orten begeben. Da ich jedoch unabhängig zu reiſen wünſchte, ſo mußten Verhandlungen mit der Regierung eingeleitet werden. Um die Zeit während derſelben nicht müſſig verſtreichen zu laſſen, führte ich zuerſt einen kleinen Ausflug nach dem Fudjiyama aus, um dieſen Vulkan und ſeine ganze Umgebung kennen zu lernen. Am 9. September brach ich auf. Aber die Unruhe, welche die Erwartung der politiſchen Nachrichten aus der Heimat verurſachte, ließ mich bereits am 20. desſelben Monats nach Yokohama zurückkehren. Die Verhandlungen mit der Regierung waren um nichts gefördert. Es ſchien für einige Zeit kein anderer Weg offen zu ſtehen, als in ihrem Dienſt die Bergwerksgegenden zu bereiſen. Da jedoch zur Bedingung geſtellt wurde, daß ich dieſe Arbeit durch mehrere Jahre fortführen ſollte, ſo nahm ich dieſen Modus nicht weiter in betracht, und endlich gelang es dem Geſandten am 15. Dezember, mir die Erlaubnis zum freien Herumreiſen im ganzen ſüdweſtlichen Teil von Japan, für welchen ich ſie allein nachgeſucht hatte, zu erwirken. Es war das erſte Mal, daß eine ſo weitgehende Erlaubnis erteilt wurde. Am 17. trat ich die erſte Reiſe an, war aber wegen des nun eintretenden Winters an beſtimmte Wege gebunden, konnte mich in den hochintereſſanten Gebirgsgegenden im Weſten von Yedo wenig aufhalten und mußte eilen, um die wärmeren Teile des Inſellandes zu erreichen. Die Wanderung bot jedoch Gelegenheit zu den intereſſanteſten Beobachtungen und war wohl geeignet, das Verlangen nach einer umfaſſenderen Erforſchung von Japan, die ich mir mit großem Widerſtreben verſagte, zu erregen. Am 12. Januar hatte ich Oſaka erreicht. Ich beſchloß, noch eine Unterſuchung der Inſel Kiuſhiu auszuführen, um dann nach China zurückzukehren. Dieſe Reiſe, welche die Zeit vom 28. Januar bis zum 6. März 1871 in Anſpruch nahm, gehört zu den genußreichſten, welche ich je ausgeführt habe. Ich ging von Nagaſaki aus, beſuchte Imabara mit dem Vulkan Unſen, die Inſel Amak'ſa, und ging hinüber nach Satſuma, hielt mich mehrere Tage in deſſen Hauptſtadt auf, beſtieg den Vulkan Kiriſhima, ging quer über ein hohes Gebirge, welches die Inſel von Weſt-Süd-Weſt nach Oſt-Nord-Oſt durchzieht, mußte dann politiſcher Unruhen wegen leider den Plan, von Kumamoto aus über den Vulkan Aſo-yama nach Oſten zu gehen, aufgeben und wandte mich nordwärts, wo ich noch einige Kohlenfelder und die Porzellanwerke von Arita beſuchte, um dann nach Nagaſaki zurückzukehren. Japan bietet durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Szenerie, den Formenreichtum ſeiner Berge, die ſtürzenden Gewäſſer und die Tiefe ſeiner Felsſchluchten, die Ueppigkeit und den Blütenreichtum ſeiner Vegetation, die Liebenswürdigkeit und Intelligenz ſeiner Bewohner, die Behaglichkeit der Wanderungen, bei denen man immer nur wenige Tage von buchtenreichen Küſten und inſelreichen Meeren entfernt iſt, und das ſympathiſche Gefühl für die ſchöne Natur, welches das heitere Völkchen dem Fremden entgegenträgt, einen nicht zu beſchreibenden Reiz.

[Das Land.] Die erſte Kunde von dem Vorhandenſein Japans erhielt Europa gegen Ende des 13. Jahrhunderts durch Marco Polo [† 1323], dem man in China fabelhafte Geſchichten von dem großen Goldreichtum des in Oſten gelegenen Inſelreiches Zipangu erzählt hatte. Mit dieſem Worte gab er die chineſiſche Bezeichnung Dſchi-pen-Kue oder Dſchi-po wieder, welche die Japaner in Nippon oder Nihon umgewandelt und allgemein als Bezeichnung ihres Landes an Stelle älterer einheimiſcher Benennungen angenommen haben.

In dem älteſten deutſchen Buche über Nippon von Johann Meyer, welches 1587 in Dillingen erſchien, betitelt: „Neue, wahrhafte ausführliche Beſchreibung der jüngſt abgeſandten japaniſchen Legationen", einer Ueberſetzung aus dem Italieniſchen, wird das Land Japon oder Japonien genannt.

Die Japaner ſahen in ihrer früheren Abgeſchiedenheit, ähnlich wie ſo viele andere Völker, ihr Land als Mittelpunkt und wichtigſten Teil der Welt an, freilich einer beſchränkten Welt; denn dieſelbe wurde nach ihrer Auffaſſung begrenzt: im Oſten von dem Großen Weltmeer oder Stillen Ocean, im Norden durch Saghalin, im Weſten durch China, nach Süden durch Tenjiku (Himmels-Stütze) oder Indien, woran man Portugal, Holland und andere Länder, von denen man gehört hatte, unmittelbar anſchloß. Dem Namen Nippon wurde „Dai", groß, vorgeſetzt und dieſe Benennung auch bei Regierungs-Urkunden angewandt.

Nach alter Ueberlieferung ſtammt der Beherrſcher Japans oder Mikado in direkter Linie von der Sonnengöttin Amateraſu ab, deren Eltern das Götterpaar Iſanagi und Iſanami waren. Als dieſe eines Tages auf der von Wolken getragenen Himmelsbrücke erſchienen, um das unter ihnen in der Tiefe wogende Meer zu beſchauen, ſenkte Iſanagi die Spitze ſeiner reich verzierten Lanze in dasſelbe, worauf es ſich alsbald teilte. Die von der Lanze fallenden Tropfen geſtalteten ſich zu Inſeln, und aus den Wellen ſtieg zuerſt Awaji hervor, auf der ſich das Götterpaar als Adam und Eva niederließ. Sieben andere Inſeln entſtanden mit demſelben Schöpfungsakte und führten von da an zuſammen mit Awaji den Namen Oyaſhima, d. h. die acht großen Inſeln. Es ſind Hondo, Kiuſhiu, Shikoku, Sado, Tſuſhima, Awaji, Oki und Iki. Dieſe und die umliegenden kleineren Inſeln bildeten das alte Japan, ein Gebiet von 5164□ Meilen, alſo nicht viel größer als Preußen vor 1866. Außer dem Namen Oyaſhima, ſpäter Nippon, hatten die Japaner noch manches Epitheton ornans [ſchmückende Beiwort] für ihr Land. So nannten ſie es z. B. Land der Götter, Land der heiligen Geiſter, Land des großen Friedens, Inſeln der erſtarrten Tropfen, ausgebreitete Inſeln ꝛc.

[Die Bevölkerung.] Die Eingebornen Japans zerfallen in zwei Stämme mongoliſcher Raſſe: die eigentlichen Japaner und die Aino's. Letztere bewohnen das Gebiet nordwärts der Tſugaruſtraße, alſo die Inſel Yezo und die Kurilen, außerdem aber den ſüdlichen Teil von Sachalin bis zum 50. Breitegrad. Als unzweifelhafte Thatſache gründlicher Unterſuchungen ergab ſich, daß die Aino's Mongolen ſind, die ſich von den Japanern vielleicht weniger unterſcheiden, als die Germanen von den Romanen. Wenn die geradliegenden Augen und die derberen Geſichtszüge, vor allem aber der ſtarke Bartwuchs der Männer ihnen eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Europäern verleiht, ſo iſt dieſe nur ſcheinbar und ſchwindet bei näherer Betrachtung.

Von Wuchs ſind die Aino's klein, wie die Japaner, aber kräftiger und breitſchulteriger. Die Hautfarbe, obgleich durch die Sonne und den Mangel an Reinlichkeit weſentlich beeinflußt, iſt dunkler als beim Japaner im Durchſchnitt, hat eine bräunliche Schattierung und ſpielt in die Färbung des Berber oder vielleicht noch mehr in die des Indianers Nordamerika's über. Scharf tritt die mongoliſche Art in der Geſichtsbildung und am Haar hervor. Wir erkennen ſie leicht an dem flachen, etwas eckigen Geſichte mit den vorſpringenden Jochbeinen und etwas wulſtigen Lippen, an der platten Naſe mit ihrer breiten, niedrigen Wurzel, den weiten Flügeln und der flach abgerundeten Spitze, und wenn die Augen auch nicht ſchief liegen, ſo ſind ſie nichtsdeſtoweniger Schlitzaugen und namentlich durch die Falte am oberen Augenlide wohl charakteriſiert. Die ſcheinbar hohe Stirn iſt flach und liegt ſchräg zurück.

Gegenüber den anderen mongoliſchen Völkern, insbeſondere den Japanern und Chineſen, fallen die Aino's vor allem durch ihren ſtarken Haarwuchs auf. Der wallende Vollbart, ſowie das üppige Haupthaar, deren Wuchs bei den Männern weder durch Raſiermeſſer, noch durch Schere gehemmt wird, verleiht dem Ausſehen derſelben männliche Würde, welcher indes das ſonſtige Verhalten keineswegs entſpricht. Der auffallend ſtarke Haarwuchs wurde zwar vielfach übertrieben dargeſtellt, doch iſt er bei älteren Männern auch auf Bruſt und Rücken entſchieden kräftiger, als ſelbſt bei Europäern. Bei den Aino's bilden die Frauen keineswegs das ſchöne Geſchlecht. Ihr Ausſehen macht einen weniger angenehmen Eindruck als das der Männer, namentlich auch deshalb, weil ſie das plumpe Geſicht mit dem kurzgehaltenen, ſtruppigen Kopfhaar noch durch eine blaue Tätowierung auf der Oberlippe, die in den Abbildungen wie ein Schnurrbart erſcheint, verunſtalten.

Den mit Recht viel geprieſenen Reinlichkeitsſinn des Japaners ſuchen wir bei den Aino's vergebens, ja es wird ſogar behauptet, daß das Waſchen und Baden des Körpers bei vielen derſelben nie vorkomme. Wie groß muß da erſt die Vernachläſſigung des Körpers bei den im Norden von ihnen, das öſtliche Sibirien bewohnenden Polarvölkern, ihren Stammverwandten ſein, wenn von ihnen geſagt wird, daß ſie ſich des Vorzuges größerer Reinlichkeit erfreuten!

Im Verkehr erſcheinen die Aino's kindlich freundlich und gutmütig, zugleich furchtſam und unterwürfig, ſo daß es den vordringenden Japanern leicht wurde, mit ihnen fertig zu werden.

An den alten patriarchaliſchen Gewohnheiten und Sitten halten ſie feſt und trennen ſich trotz glänzender Verlockungen höchſt ungern von ihren einfachen Geräten, die vorzugsweiſe dem Fiſchfang und der Jagd dienen; denn um Feld- und Gemüſebau, auch da, wo Boden und Klima dafür noch günſtig ſind, hat ſich dies Naturvölkchen bis jetzt noch wenig gekümmert. Das Beiſpiel der neben ihnen ſich anſiedelnden Japaner hat ſie hier und da nur zum Anbau von etwas Hirſe und Bohnen vermocht.

Ihre einfache Kleidung beſteht im weſentlichen aus einem groben Kittel mit weiten Aermeln, der vorn offen iſt und durch eine Schnur um die Lenden zuſammengehalten wird. Sie verzieren die Ränder häufig mit Streifen eines blauen Baumwollzeuges, das ſie von den Japanern kaufen und auf dem ſie auch Stickereien anbringen. Das dazu dienende braungelbe Gewebe bereiten die Ainos aus dem Baſt einer glattrindigen Ulme.

Die geringen Bedürfniſſe des Aino erkennen wir auch an ſeiner Wohnung. Es iſt eine niedrige Hütte, getragen von Pfoſten, welche um den geebneten freien Platz in dem Boden eingerammt, mit einem

Stangengerüſt als Dach überdeckt und gleich dieſem ringsum mit Röhricht bekleidet werden. Zwei verſchließbare Oeffnungen, die eine für eine kleine Thür, die andere zum Eintritt des Lichtes, vollenden das Aeußere. Der Boden im Inneren beſteht aus geebneter und eingeſtampfter Erde. Ringsum laufen an der Wand hin erhöhte, mit groben Matten bedeckte Bänke, welche als Schlafſtätten dienen. Hitze, Rauch und Ungeziefer, ſowie üble Gerüche machen im Sommer dem Fremden den Aufenthalt in ſolchen Wohnräumen unerträglich, während dieſelben gegen die kalten Winde des Winters kaum ſchützen dürften. Eine hervorragende Rolle ſpielt im Leben der Aino's der Bär. Wenn im Frühling ein junger Petz durch Hunde aufgeſpürt wird, bringt man ihn ins Dörfchen und läßt ihn hier von einer ſtillenden Ainofrau wie ein Kind mit Milch aufziehen. Iſt der Zögling etwas größer geworden, ſo erhält er Fiſche zur Nahrung und wächſt ſo bis zum Herbſt anſehnlich heran. Nun aber veranſtaltet man ein Feſt, bei welchem er auf eigentümliche Weiſe und unter vielen Feſthandlungen getötet und aufgezehrt wird. Beſonders auffallend und ſchwer verſtändlich bei dieſem ganzen Verfahren erſcheint uns nur die Thatſache, daß, während man den jungen Bären mit Sorgfalt aufzieht, ſeine Anweſenheit im Ainohauſe keineswegs lediglich der Erzielung eines guten Bratens gilt, er vielmehr als Fetiſch oder gar als eine Art höheres Weſen angeſehen und verehrt wird. Eine eigentümliche Sitte iſt ferner das Aufſtecken der Schädel ſolcher Bären, welche auf der Jagd getötet wurden, auf Pfählen toter Zäune oder auf Stangen in der Nähe der Wohnungen.

Die heutigen Japaner ſind ein Miſchvolk, hervorgegangen aus fremden Einwanderern, die größtenteils lange vor Chriſtus den ſüdlichen Teil des Reiches einnahmen und dann von hier gegen Norden erobernd vordrangen, und einer ſchon vorhandenen autochthonen [Ur-] Bevölkerung. Die japaniſche Geſchichte erwähnt dieſe Ureinwohner nur im Norden der Inſel Hondo, nennt ſie Emiſhi und Ezo (Yezo), hebt hervor, daß ſie ſich tätowierten und ihr Kopf- und Barthaar nicht pflegten, giebt aber ſonſt wenig Aufſchluß über dieſelben. Man nimmt jedoch an, daß ſie auch der mongoliſchen Raſſe angehörten und, wenn nicht gleichen Stammes mit den Ainos, ſo doch nahe Verwandte derſelben waren, deren Hauptnahrquellen ebenfalls im Fiſchfang und in der Jagd beſtanden.

Im Vergleiche zu den Europäern iſt die japaniſche Raſſe klein, der Mann im Mittel etwa 150 Centimeter hoch, alſo kleiner als ihre weſtlichen Nachbaren, die Koreaner und Chineſen. Wie in China, ſo bleibt auch in Japan die Durchſchnittsgröße der Frauen weit hinter derjenigen der Männer zurück; doch ſieht man hier weder Rieſen noch Zwerge, noch auch jene Fettleibigkeit, welche unter Chineſen und manchen anderen Völkern ſo häufig iſt. Nur die Ringkämpfer (ſumo-tori) machen in letzterer Beziehung eine Ausnahme und zeichnen ſich durch große Körperfülle aus. Eine ſehr merkliche Verdrehung der Beine durch Einwärtskrümmung der Knie beeinträchtigt ſehr häufig den günſtigen Eindruck der übrigen Geſtalt und zeigt ſich bei den Männern namentlich, wenn ſie in eng anſchließendem europäiſchen Anzug erſcheinen. Sie wird wahrſcheinlich hervorgerufen durch die eigentümliche Art, wie Kinder von Müttern, Wärterinnen oder älteren Schweſtern auf dem Rücken getragen werden. Man bindet ſie nämlich durch ein Tuch, das der Träger ſich um Schultern und Leib, dem Kinde um Rücken und Oberſchenkel ſchlingt, feſt wider den Rücken, wobei die Kniee gegen einander, die Füſſe aber nach außen zu liegen kommen.

Das japaniſche Volk zeigt viele löbliche Eigenſchaften, welche uns angenehm berühren und bei anderen Morgenländern wenig oder gar nicht entgegentreten. Wie der Anblick der ſchönen Natur den Ankömmling im Reiche Nippon erfreut, ſo wird er auch durch die Reinlichkeit ſeiner Bewohner, durch ihr freundliches, gefälliges Weſen, dem Würde und Selbſtbewußtſein nicht fehlen, durch ihre Verſtändlichkeit und Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die Vorteile der abendländiſchen Bildung angenehm überraſcht und für ſie eingenommen. Die Japaner ſind gefällig, paſſen ſich gern an und ahmen leicht nach; ſie ſind neugierig, aber wenig mitteilſam. In Wahrheitsliebe ſtehen die Japaner nach meinen Erfahrungen uns Europäern nicht nach.

Zu einem Anſtandsgefühl, welches in vielen Stücken das der meiſten Europäer weit übertrifft, geſellt ſich eine ſorgloſe Bloßſtellung der Perſon. Der allgemein verbreitete Geſchmack an Blumen, landſchaftlichen Schönheiten und Gegenſtänden der zeichnenden und bildenden Künſte iſt gepaart mit grober Sinnlichkeit, deren Folgen vielfach vor Augen treten. Neben warmer Vaterlandsliebe und einem eigentümlichen Rechtsſinn bemerken wir eine große Geneigtheit, die ſchlechteſte Aufführung zu überſehen, und in der Beamtenwelt viel Beſtechlichkeit und Verwandten-Begünſtigung. Dem Verlangen nach Kenntniſſen und der Raſchheit in ihrer Erwerbung ſteht Mangel an Ausdauer gegenüber und an Geſchick, dieſelben zu verwerten, ſoweit es ſich nicht um blinde Nachahmung handelt. Zur Oberflächlichkeit und Zuſammenhangsloſigkeit des Wiſſens geſellt ſich nicht ſelten eine unergründliche Verſchlagenheit. Die japaniſche Jugend iſt die folgſamſte, welche ich je kennen gelernt habe. In ihrer Erziehung wird, wie bei der Behandlung des Viehes, das Schlagen vermieden, das überhaupt verboten iſt, wie jede lärmende Aeußerung des Gefühles. Aber zu dieſer Selbſtbeherrſchung, welche diejenige unſerer kalten Nordländer weit in den Schatten ſtellt, welche mit lächelndem Munde Dinge beſprechen kann, die unſer Gemüt aufs tiefſte ergreifen, kommt eine kalte berechnende Grauſamkeit, die das Opfer überfällt und herzlos niederſchlägt.

Eine beſondere Sorgfalt verwenden die Japaner auf die Pflege und Tracht ihres Kopfhaares. Frauen jeden Alters und Standes bedienen ſich, um das ſchöne rabenſchwarze, aber ſteife Haar, welches oft bis zu den Ferſen herunterreicht, glänzend und geſchmeidig zu machen, des fetten Oeles aus den Samen der Camellie oder des Theeſtrauches. Ihre Haartrachten ſind ſo kunſt- und geſchmackvoll, daß ſich keine europäiſche Dame derſelben zu ſchämen brauchte. Die Hauptmaſſe bildet einen Haarwulſt, den eine oder mehrere lange Nadeln aus Schildpatt oder einem billigeren Stoffe, ſowie Holzkämme zuſammenhalten und außerdem eingeflochtene Streifen eines eigentümlichen roten oder blauen Kreppgewebes zieren.

Zu den ſonſtigen Schönheitsmitteln japaniſcher Frauen gehört vor allem das oſhiro, eine breiige Miſchung aus unreinem Bleiweiß und Stärke, womit Geſicht und Hals der Mädchen eingerieben werden, um eine zarte, weiße Haut zu ſchaffen, ſowie Carthamin (beni) zum Röten der Lippen. Verheiratete Frauen raſieren ſich die Augenbrauen ab und färben ſich die Zähne durch eine Art Tinte ſchwarz.

Die Reinlichkeit des Japaners iſt eine ſeiner empfehlenswerteſten Eigenſchaften. Sie zeigt ſich an ſeinem Körper, im Hauſe, in der Werkſtatt, wie nicht minder in der großen Sorgfalt und muſtergültigen Genauigkeit, womit er ſeine Felder pflegt.

Jeder Japaner, ob hoch oder niedrig, nimmt womöglich täglich ſein warmes Bad (yu). Die dabei beliebte Wärme des Waſſers wechſelt zwiſchen 38° und 45° C., iſt alſo für unſer Gefühl eine unerträglich hohe. In kaltem oder lauwarmem Waſſer badet für gewöhnlich niemand, weder der Landmann, welcher doch durch ſeine Arbeit im ſchlammigen Reisfelde gewöhnt iſt, ſtundenlang barfuß in ſolchem zu ſtehen, noch der Ninſoku (Kulie), obgleich er halbnackend die Winterkälte aushält. Nur ausnahmsweiſe, z. B. wenn es ſich um eine ſelbſtauferlegte Bußübung handelt oder um die Erfüllung eines Gelübdes, wird ein kaltes Bad genommen.

Oeffentliche Badehäuſer für das Volk giebt es viele in jeder Stadt. Der Vorübergehende erkennt ſie leicht an dem aus ihnen dringenden Dampf und Lärm; denn dieſe Anſtalten dienen nicht bloß der Reinigung, ſondern auch der Unterhaltung und Erholung. Hier finden ſich Bekannte täglich wieder, um vor oder nach der Abwaſchung ihre Pfeifchen zu rauchen und mit einander zu plaudern.

Ohne Zweifel trägt die regelmäßige Benutzung warmer Bäder bei den Japanern viel zur Erhaltung und Förderung ihrer Geſundheit bei. Rheumatiſche Leiden, zu welchen die Arbeiten in den Reisfeldern, der Fiſchfang und andere Beſchäftigungen, ſowie unzweckmäßige Hauseinrichtungen für die kalte Jahreszeit reichlich beitragen könnten, werden meiſt im Keime erſtickt und ſind deshalb viel ſeltener als bei uns. Ein anderes Mittel, denſelben und verſchiedenen anderen Leiden entgegenzuwirken, iſt das Schampuieren (Kneten der Muskeln und Recken der Glieder) oder amma, welches ſich oft dem Bade anſchließt. Es wird allgemein von Blinden ausgeführt, deren Zahl ſehr groß iſt, und die ſich davon nähren.

Ein Geſundheitsmittel ganz anderer Art iſt die Moxa oder Mokuſa (japaniſch jaito oder kiu). Oft erblicken wir auf den nackten Armen, Schultern und Rücken der japaniſchen Taglöhner und Landleute Narben von der Größe eines Markſtückes oder darüber, von Brandwunden, die als Zugpflaſter, um Krankheiten vorzubeugen oder ſolche von andern Körperteilen abzuleiten, gebraucht wurden.

Das Volk iſt reich an treffenden Sprichwörtern, an Märchen und Sagen, welche durch ihre Faſſung und den dichteriſchen Reiz derſelben uns in hohem Grade anſprechen und welche das Volk an alte Denkſteine, Glocken, Tempel und Geräte an vielen Orten knüpft. Ein ſolches Märchen in möglichſter Kürze lautet:

„Uraſhima Taro rettete einer Schildkröte das Leben und entließ dieſelbe ins Meer, wo ſie ſehr groß wurde. Als er nach vielen Jahren Schiffbruch erlitt und mit den Wellen um ſein Leben rang, erkannte ihn jene Schildkröte, nahm ihn aus Dankbarkeit auf ihren Rücken und trug ihn nach Ringu-jo zu Oto-Hime-Sama, der jugendlich ſchönen Königin eines wunderbaren Schloßes auf dem Meeresgrunde, welche ihn ſehr lieb gewann und ihm ein glückliches Leben bereitete. Doch zog es ihn nach der Oberwelt zurück, der er noch einmal einen kurzen Beſuch abſtatten wollte. Die Königin giebt endlich ſeinem vielen Bitten nach und entläßt ihn nach oben mit einem Käſtchen, das er um keinen Preis öffnen ſoll. An das Land gekommen, findet er ſich auffallend jung, doch in einer fremden Welt. Die Neugierde läßt ihm keine Ruhe, er öffnet das Käſtchen und bricht damit den Zauber. Nach dreihundertjähriger Abweſenheit iſt er als uralter Mann wieder in ſeiner Heimat und ohne die Mittel, zu ſeiner Königin zurückzukehren."

(J. J. Rein, „Japan".)

Indien.

[Bedeutung.] Wenn ich auf der ganzen Welt Umſchau hielte, um dasjenige Land auszufinden, welches am üppigſten ausgeſtattet iſt mit all dem Reichtum, all der Kraft und Schönheit, welche die Natur verleihen kann — in einigen Teilen ein wahres Paradies auf Erden — ich würde auf Indien weiſen. Wenn man mich fragte, unter welchem Himmel der menſchliche Geiſt einige ſeiner auserwählteſten Gaben am vollſten entwickelt, über die größten Probleme des Lebens am tiefſten nachgedacht und zu manchen derſelben Löſungen gefunden hat, welche die Beachtung ſelbſt derjenigen, die Plato und Kant ſtudiert haben, wohl verdienen — ich würde auf Indien weiſen. Und wenn ich mich ſelbſt fragte, aus welcher Litteratur wir hier in Europa, die wir beinahe ausſchließlich von den Gedanken der Griechen und Römer und einer ſemitiſchen Raſſe, der jüdiſchen gezehrt haben, dasjenige Korrektiv herleiten können, deſſen wir am meiſten bedürfen, um unſer inneres Leben vollkommener, umfaſſender, univerſeller, in Wahrheit menſchlicher zu machen, zu einem Leben nicht nur für dieſe Welt, nein zu einem verklärten und ewigen Leben zu geſtalten — ich würde wiederum auf Indien weiſen.

Ueber die Wahrheitsliebe der Hindus äußert ſich ein Profeſſor des Sanskrit wie folgt:

„Ich lebte, ſowohl notgedrungen als aus freier Wahl, ſehr viel unter den Hindu's, und hatte Gelegenheit, mit denſelben in mancherlei Lagen bekannt zu werden, die eine größere Vielſeitigkeit der Beobachtung darboten, als ſie gewöhnlich Europäern zu teil wird. In der Münze von Calcutta z. B. war ich in täglichem perſönlichen Verkehr mit einer großen Anzahl von Handwerkern, Mechanikern und Taglöhnern, und habe unter denſelben ſtets Luſt und Liebe zur Arbeit, Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen ihre Vorgeſetzten, ſowie Bereitſchaft gefunden, ſich jeder Mühe zu unterziehen, die von ihnen verlangt wurde: Trunk, Unordnung und Widerſetzlichkeit kamen unter ihnen nicht vor. Es wäre unwahr, wollte ich ſagen, daß es keine Unredlichkeit unter ihnen gab, aber ſie war verhältnismäßig ſelten, ohne Ausnahme geringfügiger Natur, und lange nicht ſo beunruhigend als die, gegen welche man in den Münzen anderer Länder Vorſichtsmaßregeln ergreifen muß. Die Leute zeigten ein erhebliches Geſchick und bereitwillige Gelehrigkeit. Es gab unter ihnen keine unterwürfige Kriecherei, wohl aber die höchſte Offenheit, und ich möchte ſagen, daß dies einer der häufigſten Züge des indiſchen Charakters iſt, wo Vertrauen ohne Furcht herrſcht. Das Volk braucht nur der Stimmung und des guten Willens ſeiner Vorgeſetzten ſicher zu ſein, und Zurückhaltung und Schüchternheit haben ein Ende, ohne daß der Reſpekt im mindeſten darunter leidet."

Dann kommt er auf die indiſchen Pandits [gelehrte Hindus] zu ſprechen und ſagt: „Die Studien, welche meine Muße beſchäftigten, brachten mich mit den Männern der Wiſſenſchaft in Berührung, und bei ihnen fand ich dieſelben Tugenden: Fleiß, Einſicht, Heiterkeit, Freimut und andere Eigenſchaften, die ihrem Berufe eigentümlich ſind. Ein ſehr eigentümlicher Charakterzug dieſer Leute, und der Hindu's insbeſondere, war eine wahrhaft kindliche Einfalt und eine gänzliche Unbekanntſchaft mit den Geſchäften und Formen des Lebens. Wo dieſer Zug verloren war, war es hauptſächlich bei denjenigen, welche lange mit den Europäern vertraut geweſen waren. Unter den Pandits herrſchte große Unwiſſenheit und große Furcht vor dem europäiſchen Charakter. Es findet in der That nur ein ſehr geringer Verkehr zwiſchen den Europäern und den gelehrten Hindu's ſtatt, und es iſt daher nicht zu verwundern, daß gegenſeitige Mißverſtändniſſe vorkommen."

Indem er zuletzt von den höheren Klaſſen in Calcutta und an anderen Orten redet, ſagt Profeſſor Wilſon, daß er unter denſelben „gebildete Manieren, klaren und umfaſſenden Verſtand, Empfindungsfeinheit und Unabhängigkeit der Grundſätze gefunden habe, welche ſie in jedem Lande der Welt zu wohlerzogenen Menſchen geſtempelt hätte." „Mit einigen von dieſer Klaſſe", fährt er fort, „ſchloß ich Freundſchaften, welche, wie ich hoffe bis an das Ende meines Lebens dauern werden."

Die politiſche Einheit war in Indien ſtets und iſt trotz fremder Eroberungen noch immer die Dorfgemeinde. Mehrere von dieſen politiſchen Einheiten verbinden ſich gelegentlich oder werden zu gemeinſamen Zwecken verbunden, aber jede iſt in ſich ſelbſt abgeſchloſſen. Wenn wir in den Geſetzen Manu's von Beamten leſen, die ernannt ſind, um über 10, 20, 100 oder 1000 von dieſen Dörfern zu regieren, ſo bedeutet dies nichts mehr, als daß jene für die Einſammlung der Steuern und im allgemeinen für die gute Aufführung dieſer Dörfer verantwortlich waren. Und wenn wir in ſpäteren Zeiten von Kreiſen von 84 Dörfern und von 360 Dörfern hören, ſo ſcheint dies ſich nur auf fiskaliſche Einrichtungen zu beziehen. Für den gewöhnlichen Hindu, ich meine für 99 Menſchen unter 100, war das Dorf ſeine Welt, und die Sphäre der öffentlichen Meinung mit ihrem ſegensreichen Einfluß auf den einzelnen ging ſelten über den Geſichtskreis ſeines Dorfes hinaus.

Alle angeborenen Tugenden der Hindus ſind mit dem Dorfleben innig verbunden. Dies Dorfleben jedoch iſt natürlich den engliſchen Beamten am wenigſten bekannt; ja die bloße Gegenwart eines engliſchen Beamten ſoll oft hinreichend ſein, jene angeborenen Tugenden zu verſcheuchen, welche ſowohl das Privatleben als die öffentliche Handhabung von Recht und Billigkeit in einem indiſchen Dorfe auszeichnen. Man nehme einen Mann aus ſeiner Dorfgemeinde heraus, und jeder geſellſchaftliche Zwang hört für ihn auf. Er iſt nicht mehr in ſeinem Element, und wenn er in Verſuchung kommt, wird er ſich wahrſcheinlich eher vergehen, als den Ueberlieferungen ſeines Heimatslebens folgen. Selbſt zwiſchen Dorf und Dorf werden die üblichen Verbote der öffentlichen Sittlichkeit nicht immer anerkannt. Was zu Hauſe Diebſtahl oder Raub genannt werden würde, heißt glücklicher Streifzug oder Eroberung, wenn es gegen fremde Dörfer gerichtet iſt, und was im Privatleben Falſchheit oder Betrug ſein würde, erhält die ehrenvolle Benennung Klugheit oder Berechnung, wenn es gegen Fremde gelingt. Andererſeits bezogen ſich die Regeln der Gaſtfreundſchaft nur auf die Bewohner anderer Dörfer, und jemand aus demſelben Dorfe könnte für ſich niemals das Recht eines Gaſtes in Anſpruch nehmen.

Laſſen Sie uns nun hören, was Sleeman von dem moraliſchen Charakter der Mitglieder dieſer Dorfgemeinden erzählt, und laſſen Sie uns nicht vergeſſen, daß er als Kommiſſionär zur Unterdrückung der Thuggs reiche Gelegenheit hatte, ſowohl die dunklen wie die hellen Seiten des indiſchen Charakters zu ſehen.

Ein aufmerkſamer Beobachter, verſichert er uns, daß Falſchheit und Lüge zwiſchen Dorfgenoſſen beinahe unbekannt ſind. Indem er von einigen Stämmen, die zu den wildeſten gehören, z. B. den Gonds, ſpricht, behauptet er, daß nichts dieſelben dazu bewegen könnte, eine Lüge zu ſagen, wenn ſie ſich auch nichts daraus machen würden, eine Herde Vieh von einer benachbarten Flur zu ſtehlen.

Von dieſen Leuten könnte man vielleicht ſagen, daß ſie den Wert einer Lüge noch nicht erkannt haben, aber ſelbſt eine ſo glückſelige Unwiſſenheit muß in dem Charakter eines Volkes mitzählen. Allein ich führe hier nicht das Wort für die Gonds oder die Bhils oder die Santhals und andere nichtariſche Stämme. Ich rede von den ariſchen, mehr oder weniger civiliſierten Bewohnern Indiens. Wo nun unter dieſen die Rechte, Pflichten und Intereſſen in demſelben Dorfe auf einander ſtoßen, ſcheint die öffentliche Meinung in ihrem beſchränkten Kreiſe ſtark genug, ſelbſt einen böswilligen Menſchen von einer Lüge zurückzuſchrecken. Die Furcht vor den Göttern hat auch noch nicht ihre Macht verloren. In den meiſten Dörfern giebt es einen heiligen Baum, einen Feigenbaum (Ficus Indica), und die Götter ſollen ihre Freude daran haben, unter ſeinen Blättern zu ſitzen und dem Rauſchen derſelben zuzuhören. Der Zeuge nimmt eins von dieſen Blättern die Hand und ruft den Gott an, der über ihm ſitzt, ihn oder ſeine Lieben zu zermalmen, wie er das Blatt in ſeiner Hand zermalmt, wenn er etwas anderes als die Wahrheit ſpricht. Er pflückt dann das Blatt ab und zerdrückt es, und ſagt aus, was er zu ſagen hat.

Der Feigenbaum iſt nach dem Volksglauben der Aufenthalt eines Hindugottes, während der große Baumwollenbaum, namentlich unter den wilderen Stämmen, als der Sitz der Ortsgottheiten gilt, welche um ſo ſchrecklicher ſind, als ihnen nur die Aufſicht über einen kleinen Flecken zukommt. „Ich habe hunderte von Fällen vor mir gehabt," ſagt jener Beobachter, „in welchen das Eigentum, die Freiheit und das Leben eines Mannes von einer Lüge abhing, und er weigerte ſich, ſie auszuſprechen."

In ihren eigenen Gerichten, unter dem Feigenbaum oder dem Baumwollenbaum, that die Einbildung gewöhnlich das, was nach dem Glauben die Götter thaten, die als Vorſitzende bei dieſen Gerichten gedacht wurden. Sagte der Zeuge eine Lüge, ſo glaubte er, daß der Gott, der auf ſeinem Blätterthrone ſaß und die Herzen der Menſchen prüfte, es wiſſen mußte, und von dem Augenblicke an kannte er keine Ruhe; er war immer in Furcht vor der Rache des Gottes. Traf ihn oder die Seinigen ein Unfall, ſo wurde er der beleidigten Gottheit zugeſchrieben, und traf ihn kein Unfall, ſo wurde durch ſeine eigene verſtörte Einbildungskraft etwas Böſes herbeigeführt.

Ein einheimiſcher Gerichtsbeamter wurde von einem engliſchen Rechtsgelehrten gefragt, was nach ſeiner Anſicht die Wirkung einer Geſetzesakte ſein würde, welche den Eid auf den Koran oder das Gangeswaſſer abſchaffte und durch eine feierliche Erklärung erſetzte, die im Namen Gottes zu machen und unter denſelben Strafandrohungen abzugeben wäre, als ob der Zeuge den Koran oder Gangeswaſſer in der Hand hätte.

„Ich praktiziere 30 Jahre an den Gerichtshöfen", ſagte der Eingeborene, „und habe während dieſer Zeit nur drei Arten von Zeugen kennen gelernt, von welchen zwei durch eine ſolche Akte gerade ſo bleiben würden, wie ſie ſind, während die dritte durch dieſelbe von einem ſehr heilſamen Zwange befreit werden dürfte."

„Und bitte, welches ſind die drei Klaſſen, in welche Sie die Zeugen an unſeren Gerichtshöfen einteilen?" — „Erſtens diejenigen, welche immer die Wahrheit ſagen, ob man ſie auffordert dies in Form eines Eides zu thun oder nicht."

„Halten Sie dieſe Klaſſe für zahlreich?" — „Ja, ich denke; und ich habe viele darunter gefunden, welche nichts auf der Erde von der Wahrheit abbringen konnte. Man mochte thun, was man wollte, man konnte ſie weder durch Einſchüchterung, noch durch Beſtechung zu einer überlegten Unwahrheit verleiten. — Die zweite Klaſſe beſteht aus ſolchen, die nicht zögern werden, eine Lüge zu ſagen, wenn ſie einen Grund dazu haben und durch keinen Eid in Schranken gehalten werden. Bei der Ableiſtung eines Eides fürchten ſie ſich vor zwei Dingen, vor dem Zorn Gottes und dem Vorwurf der Menſchen. — Erſt vor drei Tagen verlangte ich von einer vornehmen Frau eine Vollmacht als Anwalt, um ſie in einer vor dem Gerichtshofe in dieſer Stadt anhängigen Sache vertreten zu können. Sie wurde mir von dem Bruder der Frau gegeben, und zwei Zeugen kamen, um zu erklären, daß jene ſie mir gegeben habe. „„Wohlan"", ſagte ich, „„dieſe Frau lebt, wie jedermann weiß, durchaus zurückgezogen, und Ihr werdet von dem Richter gefragt werden, ob Ihr ſaht, daß ſie mir das Papier gab: was werdet Ihr ſagen?"" Sie antworteten beide: „„Legt uns der Richter die Frage ohne Eid vor, werden wir Ja ſagen — dies wird viele Umſtände erſparen, und wir wiſſen, daß ſie das Papier gab, wenn wir es auch nicht mit angeſehen haben; giebt er uns aber den Koran in die Hand, müſſen wir Nein ſagen; denn die ganze Stadt würde ſonſt mit Fingern auf uns zeigen als meineidige Schufte, und unſere Feinde würden es jedermann erzählen, daß wir einen falſchen Eid geſchworen haben."" — „Alſo", fuhr der einheimiſche Rechtskenner fort, „iſt die Form eines Eides eine große Feſſel für dieſe Art von Leuten. — Die dritte Klaſſe bilden diejenigen, welche Lügen ſagen, ſo oft ſie einen hinreichenden Grund dazu haben, ob ſie den Koran oder Gangeswaſſer in der Hand halten oder nicht. Nichts wird ſie jemals davon abbringen, und die Erklärung, welche Sie vorſchlagen, wird bei ihnen ebenſo viel oder ſo wenig fruchten wie jede andere.""

„Welche Klaſſe von den dreien halten Sie für die zahlreichſte?" — „Die zweite, und um ihretwillen wünſche ich den Eid beibehalten."

„Das heißt, Sie glauben, daß von all den Leuten, welche in unſeren Gerichtshöfen vernommen werden, die meiſten unter die Klaſſe derjenigen fallen, die unter dem Einfluß ſtarker Beweggründe Lügen ſagen, wenn ſie nicht den Koran oder Gangeswaſſer in der Hand halten?" — „Ja."

„Aber kommen nicht ſehr viele von denjenigen, welche ſie unter der zweiten Klaſſe mitbegreifen, aus den Dorfgemeinden, — der Bauernſchaft des Landes?" — „Ja."

„Und glauben Sie nicht, daß der größte Teil von denjenigen Leuten, welche vor Gericht unter dem Einfluße ſtarker Beweggründe Lügen ſagen, wenn ſie nicht den Koran oder Gangeswaſſer in der Hand haben, ſich der Lügen enthalten würden, wenn man ſie vor den Leuten ihres Dorfes innerhalb des Kreiſes, in welchem ſie leben, befragte?" — „Natürlich glaube ich das; drei Viertel von denjenigen, die ſich nichts daraus machen, vor Gericht zu lügen, würden ſich ſchämen vor ihren Nachbarn oder ihren Dorfälteſten eine Lüge auszuſprechen."

„Sie denken, daß die Leute aus den Dorfgemeinden ſich mehr ſchämen, vor ihren Nachbarn eine Lüge zu ſagen, als die Leute aus den Städten?" — „Weit mehr — ohne allen Vergleich."

„Und die Leute aus den großen und kleinen Städten machen in Indien nur einen kleinen Teil gegenüber den Leuten aus den Dorfgemeinden aus?" — „Ich denke, einen ſehr geringen Prozentſatz."

„Sie meinen alſo, daß in der ganzen Maſſe der Bevölkerung Indiens außerhalb unſerer Gerichtshöfe die erſte Klaſſe, oder diejenigen, welche die Wahrheit reden, ob ſie den Koran oder das Gangeswaſſer in der Hand halten oder nicht, ſich zahlreicher herausſtellen würde, als die beiden anderen?" — „„Jedenfalls, wenn ſie immer von ihren Nachbarn oder Aelteſten vernommen werden könnten, ſo daß ſie das Gefühl hätten, daß ihre Nachbarn und Aelteſten wiſſen können, was ſie ſagen.""

(F. Max Müller, „Indien".)

Mädchenmord in Indien. Hören wir einiges Genauere darüber von ſicheren Zeugen. Apdſchi Hara, einer jener ſtolzen Ritter des weſtlichen Indiens, die man Radſchputen (Königsſöhne) nennt, Erbe des Fürſtenthrons von Kota, hatte mehrere ihm geborene Töchter getötet und nur eine wurde durch die Liebe ihrer Mutter gerettet. Kaum war das Kind geboren, als der wilde Thakur (etwa unſer: Graf) ſeinen Tod befahl. Die Mutter bat um das Leben ihres Kindes, aber der ſtolze Vater, der durch die Verfolgung eines Radſcha's ſehr herabgekommen war, fragte zornig: „Wie ſoll ich bei meinem Vermögen das Mädchen meiner würdig verheiraten?" und wiederholte ſeinen Befehl, dem Säugling das Madar (Gift) einzugießen. Noch einmal flehte die Mutter für ihr Kind. Es war der Geburtstag Kriſchna's, des Schutzgottes der Hara-Radſchputen. „Um des heiligen Kriſchna's willen laß das unſchuldige Kind leben!" rief die Mutter beängſtigten Herzens, „beflecke nicht den heiligen Tag mit ſo ſchwarzer That!" Der Thakur gab nach, und das Mädchen wuchs heran. Anders endete ein gleicher Kampf zwiſchen Mutterliebe und Fürſtenſtolz bei einem herabgekommenen Radſchah in Oberindien. Er hatte alle ihm geborenen Töchter der Reihe nach unerbittlich dem Tode überliefert. Das letzte Kind war wieder eine Tochter. Das erbarmende Herz der Mutter ſuchte das arme Weſen ſeinem Mörder zu entziehen, und es gelang ihr mit Hilfe einiger Verwandten und unter dem Vorgeben, daß es geſtorben ſei, es einem Brahminen zu guter Erziehung zu übergeben. Jahre verfloſſen, und das Geheimnis blieb ſtrenge bewahrt. Endlich glaubte die Mutter ihre Sehnſucht nach dem Angeſichte ihres Kindes nicht länger bezwingen zu müſſen. Sie ließ es heimlich in den Palaſt bringen und zu günſtiger Stunde hoffte ſie durch den Anblick der wunderbaren Schönheit des 12jährigen Mädchens und ſeiner edlen Bildung, das Herz des ſtolzen Vaters überwältigen zu können. Die Stunde kam, die blühende Jungfrau wurde, prächtig geſchmückt, vor den ſtaunenden Radſchah geführt. Er ſtaunte, ſtarrte ſie an wie in einer Ahnung der Wahrheit, er hörte das Wort: dies iſt deine Tochter! Einen Augenblick kämpfte die Macht der väterlichen Liebe mit der gewohnten ſtolzen Härte, aber plötzlich flog ſein Säbel aus der Scheide, und der Kopf des Kindes rollte auf den Boden des Saales. „Wie oft," ſagt der Berichterſtatter, „habe ich dieſe Häuptlinge ſelbſt geſtehen hören, daß ſie mehrere ihrer Töchter oder alle getötet haben und ihre Entſchuldigung vernommen: es ſei eine alte Sitte, ihre hohe Kaſte würde durch eheliche Verbindung mit einer niedrigeren entehrt; ehelos bleiben ſei ohnedies eine unerträgliche Schmach, und ihr Vermögen reiche nicht zu einer ſtandesmäßigen Ausſtattung und Hochzeitsfeier! — Als ich in Umur, einem Dorfe der Bundi Minas, wo ein einheimiſcher Fürſt den Kindermord bei ſtrengen Strafen verboten hatte, eines Morgens mit Leutenant C. durchritt, rief mir ein Weib nach, das die Gattin eines der Dorfvorſteher, war, und begehrte dringend, daß ich davon ablaſſe, ein altes Herkommen zerſtören zu wollen, zu welchem ſie durch die Götter verpflichtet ſeien. Als ich das fühlloſe Weib zu begütigen ſuchte, behauptete ſie geradezu, in ihrem Stamme bringen die Töchter nur Unfrieden und Unheil in die Familie."

Eine indiſche Frau, die keine Kinder oder nur Töchter hat, führt ein troſtloſes Leben, und muß häufig ſehen, daß ihr Mann deswegen eine andere Frau heiratet, und durch ſie ihr Leben noch mehr verbittert; häufig kommen daher auch Vergiftungen vor. — Aber herzzerreißend iſt es anzuſehen, wie eine heidniſche Mutter jammert, wie ſie ihr Haar ausreißt, ſich im Staube wälzt und ihre Brüſte ſchlägt, wenn ihr einziger Sohn ſtirbt. Kaum größer iſt ihr Elend, wenn ſie ihren Mann verliert; denn ihr ſeitheriges Eigentum gehört nicht ihr, ſondern des Mannes männlichen Verwandten, ſelbſt der Topf in der Küche wird von dieſen habſüchtigen Menſchen in Beſitz genommen; nichts geſteht das Landesgeſetz ihr zu, als die oft ziemlich wertloſen Juwelen und ſilbernen Arm- und Fußzeh-Ringe, die ihr von ihren Eltern und von ihrem Bräutigam bei ihrer Hochzeit gegeben waren, und die ſie nur mit großem Verluſte, wegen Betrügereien, verkaufen könnte; ſie iſt von nun an ganz abhängig von anderen Menſchen, ſie, die ſeither, wenn ſie von ihrem Gatten geliebt und beſchützt wurde, einigermaßen Herrin in ihrem Hauſe war, iſt nun Sklavin und eine nutzloſe Bürde ihrer Schwiegermutter oder ihrer eigenen Söhne und übermütigen Schwiegertöchter. Und wie kann es anders ſein? Mit niedergedrücktem und zerknirſchtem Gemüte, ohne alle Bildung und Anmut des Geiſtes, ohne alle Grundſätze und Charakter, ohne wahre, edle Liebe, unter Menſchen ohne Liebe, ohne Edelmut (denn Selbſtſucht und Fühlloſigkeit iſt ein Hauptcharakter der Indier) kann ſie durch nichts ſich der Familie nützlich und angenehm machen, weder durch Rat in Familien-Angelegenheiten, noch durch Hilfe in der Erziehung der Enkel, noch durch Handarbeiten; iſt es daher zu verwundern, wenn ſie im erſten Schmerze bei dem Tode ihres Gatten den Entſchluß ausſpricht, ihn nicht zu überleben? Die Verwandten und Brahmanen, gierig nach dem Beſitz ihrer Juwelen, halten ſie beim Wort und wenden alle Mittel an, ſelbſt Branntwein, ſie zu verhindern, ſich zu beſinnen, und etwa durch einen Widerruf den verſtorbenen Mann und ſeine Familie zu beſchämen; ſie verſichern ſie, daß ſie nicht allein ſelbſt die höchſte Seligkeit mit ihrem Manne genießen, ſondern auch früheren Generationen ihrer und ſeiner Familie zu himmliſchem Glück verhelfen werde, und laſſen ſie nicht undeutlich merken, daß, wenn ſie ſich nicht mit ihrem Manne verbrennen laſſe, ihr in dieſem Leben eine traurige Exiſtenz bevorſtehe. Aber was faſt das Grauſamſte iſt: wenn eine Frau ſich verbrennen läßt, ſo muß ihr eigener Sohn, wenn ſie einen hat, den Scheiterhaufen ſeiner lebenden Mutter anſtecken. Ein Mann, ein Knabe, der ſeine eigene Mutter hat verbrennen können, der muß durch dieſe Handlung allein fürchterlich verhärtet und jeder anderen Unthat fähig werden!

(Wilh. Hoffmann, „Das weibl. Geſchlecht in der Heidenwelt".)

Die Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.). Nach der Beſiegung der Jonier in Kleinaſien, denen die Athener und die Eretrier geholfen hatten die Stadt Sardes zu verbrennen, beſchloß der Perſerkönig Darius ſie zu züchtigen und gedachte unter dieſem Vorwande auch das übrige Hellas zu unterwerfen. Er rüſtete alſo ein großes Heer zu Waſſer und zu Land, das ſein Schwiegerſohn Mardonius über den Bosporus führte; die Flotte ſteuerte der Küſte entlang. Aber ein gewaltiger Sturm richtete die Flotte übel zu, als ſie an das Vorgebirge Athos in Macedonien kam; denn es gingen 300 Schiffe zu grunde und über 20 000 Menſchen, und auch das Landheer wurde in Thracien durch die Angriffe der wilden Völker ſo geſchwächt, daß es mit Schimpf und Schande nach Aſien zurückkehrte (492 v. Chr.). Nun geriet Darius nur noch mehr in Zorn. Dazu kam, daß Hippias, des Piſiſtratus Sohn, der aus Athen vertriebene Tyrann, welcher ſich damals bei ihm aufhielt, ihn beſtändig gegen die Athener aufreizte. Er rüſtete daher ein neues Heer, noch größer als das vorige, das zählte 500 000 Mann erleſenen Volks, und eine Flotte von 600 Schiffen und gab ihnen zu Feldhauptleuten den Datis, einen Meder von Geburt, und ſeinen Neffen Artaphernes. Die entließ er mit dem Befehl, ſie ſollten die Athener und Eretrier zu Knechten machen und die Knechte vor ſein Angeſicht bringen.

Dieſe ſegelten nun nicht der Küſte entlang, aus Furcht vor dem Vorgebirge Athos, ſondern längs der Inſeln von Samos aus grade nach Euböa, eroberten die Stadt Eretria und machten die Einwohner zu Knechten, nach dem Befehl des Darius. Von da ſegelten ſie nach Attika und glaubten mit den Athenern eben ſo bald fertig zu werden wie mit den Eretriern. Nun war da die Ebene von Marathon, das war der bequemſte Ort von Attika für die Reiterei, dahin führte ſie Hippias. Und als die Athener das erfuhren, eilten ſie auch nach Marathon dem Feinde entgegen, und es führten ſie zehn Oberſten an, deren zehnter war Miltiades, der ſchon durch frühere Waffenthaten berühmt war. Sie ſchickten zuförderſt einen Herold nach Sparta und ließen die Lacedämonier bitten, ihnen beizuſtehen. Und dieſelben waren auch bereit dazu; doch war ihnen unmöglich, es gleich zu thun, da ſie das Geſetz nicht brechen wollten, das ihnen verbot, in dieſem Monat vor dem Vollmond auszuziehen, es war aber erſt der neunte Tag im neuen Mond. Sie warteten alſo erſt den Vollmond ab. Nur die Platäer kamen ihnen mit aller Macht zu Hilfe.

Die Oberſten der Athener aber waren geteilt in ihrer Meinung. Einige wollten nicht ſchlagen; denn ſie ſeien zu ſchwach gegen das große Perſerheer, andere aber, und darunter Miltiades, ſagten, man müſſe ſchlagen. Als ſie nun geteilt waren, und die ſchlechtere Meinung die Oberhand behielt, ging Miltiades zu dem Polemarchen oder Kriegsherrn, der die elfte Stimme hatte — es war dazumal Polemarch Kallimachus — und brachte ihn durch ſeine Rede auf ſeine Seite. Und als des Polemarchen Stimme dazu gekommen, ward zu ſchlagen beſchloſſen. Nach dieſem übergaben die Oberſten, welche für die Schlacht geſtimmt hatten, ihr Recht dem Miltiades, ſowie eines jeglichen Befehlstag herankam; der nahm es zwar an, lieferte aber eher keine Schlacht, als bis ſein eigner Tag erſchien. Als aber die Reihe ihn getroffen hatte, ſtellte er die Athener zur Schlacht, ſo daß der Polemarch — denn das war ſo Sitte bei den Athenern — den rechten Flügel hatte, auf dem äußerſten linken aber ſtanden die Platäer. Und die Schlachtordnung war mit der perſiſchen gleich lang gemacht, in dem Mitteltreffen aber nur wenige Reihen hoch, und da war die Schlachtordnung am ſchwächſten, beide Flügel waren aber am ſtärkſten.

Und wie ſie ſich geſtellt, und das Opfer günſtig war, da rannten die Athener, ſowie der Befehl erging, in vollem Lauf gegen die Barbaren, es waren aber nicht weniger als acht Stadien dazwiſchen. Die Perſer aber, als ſie dieſelben anrennen ſahen, rüſteten ſich, ſie zu empfangen, und meinten, die Athener wären wohl toll und müßten gänzlich vernichtet werden, da ſie ſahen, daß ſie ſo ſchwach waren und noch dazu in vollem Rennen angriffen, weder durch Reiterei noch durch Schützen gedeckt. Alſo dachten die Barbaren. Aber als die Athener in vollen Haufen an die Barbaren gekommen, fochten ſie recht heldenmütig. Denn ſie ſind die erſten von allen Hellenen unſers Wiſſens, die im Rennen den Feind angegriffen, und die erſten, die den Anblick der mediſchen Kleidung und der damit bekleideten Männer aushielten; vorher war der bloße Name der Meder den Hellenen ſchon ein Schrecken. Als ſie nun bei Marathon ſtritten, dauerte es eine lange Zeit. Und im Mitteltreffen, wo die Perſer ſelbſt und die Saker ſtanden, ſiegten die Barbaren und brachen durch und jagten nach in das Land hinein, auf beiden Flügeln aber ſiegten die Athener und die Platäer. Und wie ſie geſiegt hatten, ließen ſie den geſchlagenen Feind ruhig fliehen, zogen beide Fügel zuſammen und ſtritten wider die, ſo das Mitteltreffen durchbrochen hatten; und die Athener gewannen den Sieg. Und als die Perſer flohen, jagten ſie ihnen nach und hieben ſie nieder, bis ſie an das Meer kamen; da verlangten ſie Feuer und legten Hand an die Schiffe. Und zuvörderſt ward in dieſem Gedräng der Polemarch Kallimachus erſchlagen, der ſich ſehr tapfer gehalten, außerdem noch viele andre namhafte Athener. Überhaupt fielen in dieſer Schlacht von den Barbaren an 6 400 Mann, von den Athenern aber 192. Von den Schiffen eroberten die Athener ſieben, mit den übrigen ſtachen die Barbaren in See und fuhren um Sunium herum, in der Abſicht, vor den Athenern in die Stadt zu kommen. Die Athener aber eilten, was ſie nur laufen konnten, zur Verteidigung nach der Stadt und kamen eher an, als die Barbaren. Dieſe aber kamen mit ihren Schiffen auf die Höhe von Phalerum; denn das war dazumal der Hafen der Athener, hier lagen ſie eine Zeit lang vor Anker, dann ſegelten ſie heim nach Aſien.

Von den Lacedämoniern aber kamen nach Athen 2 000 Mann nach dem Vollmond; ſie eilten ſo ſehr, um noch zu rechter Zeit zu kommen, daß ſie in 3 Tagen von Sparta in Attika waren. Obgleich ſie aber zu ſpät gekommen zur Schlacht, verlangten ſie doch ſehr, die Meder wenigſtens zu ſehen. Sie gingen alſo nach Marathon und beſahen ſie. Und dann, wie ſie die Athener und ihre That gelobt, gingen ſie wieder nach Hauſe.

Nach Herodot (6,94—120).

Der Kampf der Perſer und Griechen bei Thermopylä (480 v. Chr.). Auf die Nachricht, daß König Xerxes, des Darius Sohn, gegen Hellas heranziehe, verſammelten ſich Abgeſandte von den helleniſchen Staaten auf dem Iſthmus von Korinth und hielten Rat, wie ſie den Krieg führen wollten und an welchen Orten. Es wurde beſchloſſen, den Paß bei Thermopylä, welcher den Eingang nach Hellas bildet, zu verteidigen.

Das Heer aber, welches Xerxes heranführte, betrug an Fußvolk derer, die aus Aſien herüberkamen 1 700 000 Mann, an Reitern 80 000, und außerdem noch Araber auf Kameelen und Libyer zu Wagen 20 000. Hierzu kamen noch, die aus Europa mitzogen, aus Thracien, Macedonien und Theſſalien und den an der thraciſchen Küſte liegenden Inſeln, zuſammen etwa 300 000 Mann. Alſo belief ſich das geſamte Landheer auf 2 100 000 Mann, ohne die Dienerſchaft in ihrem Gefolge, die wohl eben ſo ſtark war. Wenn man nun noch die Flotte dazu rechnet, die nicht weit vom Landheer am theſſaliſchen Vorgebirg Sepias vor Anker lag, und aus 1 207 Kriegsſchiffen und 3000 Fünfzigruderern beſtand, und zuſammen über 517 000 Mann an Bord hatte — dieſe alle zuſammengezählt, betrug die ganze ſtreitbare Mannſchaft 2 640 000 Mann. Die Dienerſchaft aber und der ganze Troß zählte wenigſtens ebenſo viel Köpfe. Alſo folgten oem Xerxes bis nach Sepias und Thermopylä in allem etwa 5 300 000 Menſchen.

Die Hellenen aber, welche den Perſer an ſelbiger Stelle erwarteten, waren zuſammen 5 000, darunter 300 Schwergerüſtete aus Sparta. Der Oberſte des geſamten Heerhaufens war Leonidas, König von Sparta.

Als aber das ungeheure Perſerheer dem Paß ſich näherte, fürchteten doch die Hellenen, ſie ſeien zu ſchwach, ſie abzuwehren, und hielten Rat über den Rückzug. Die Peloponneſier nun wollten nach dem Peloponnes gehen und den Iſthmus beſetzen; als aber Phoceer und Locrer ſich dieſer Meinung heftig widerſetzten, ſtimmte Leonidas dafür, daſelbſt zu bleiben und Boten in die Städte zu ſenden, die um Verſtärkung bitten ſollten.

Als um dieſe Zeit ein Trachinier zu einem Spartaner ſagte, „wenn die Feinde ihr Geſchoß abſchößen, würde die Sonne verdunkelt werden, ſo groß wär' ihre Menge," antwortete dieſer ganz unerſchrocken: „Das wäre ja recht ſchön für ſie; wenn die Perſer die Sonne verdunkelten, ſo würde man mit ihnen im Schatten fechten." Und das war derſelbe Spartaner, der nachher vor allen den Preis der Tapferkeit erhielt. Am fünften Tage endlich, als Xerxes deutlich einſah, die Hellenen wären unklug genug, ſtehen zu bleiben, ſchickte er, von Wut entbrannt aus ſeinem Heere die Meder und Kiſſier gegen ſie ab und befahl ihnen, ſie lebendig zu fangen und vor ſein Angeſicht zu führen. Als nun die Meder andrangen und ihren Angriff machten, fielen eine Menge von jenen, die andern aber rückten näher und konnten die Hellenen nicht zum Weichen bringen, obwohl ihr Verluſt beträchtlich war. Da ward es denn aller Welt und vornehmlich dem Könige offenbar, daß es wohl viel Menſchen wären, aber nur wenig Männer. Das Treffen aber dauerte den ganzen Tag. Als nun die Perſer den Paß nicht erſtürmen konnten, wiewohl ſie in einzelnen Scharen und mit der ganzen Macht angriffen, zogen ſie ſich zurück. Während dieſes Handgemenges ſoll Xerxes, der da zuſah, dreimal von ſeinem Stuhle aufgeſprungen ſein aus Beſorgnis für ſein Heer.

Als er aber nicht wußte, was er thun ſollte, trat vor ihn Ephialtes, ein Hellene von Geburt, in der Meinung, eine große Belohnung von dem Könige zu erhalten, und bot ihm an, er wolle ſein Heer auf einem heimlichen Fußpfad hinüberführen. Dem Könige gefiel, was Ephialtes auszurichten verhieß, und er ward alsbald ſehr erfreut und ſchickte mit ihm den Oberſten Hydarnes und deſſen Schar ab. Dieſe brachen um die Zeit, da man die Leuchten anzündet, aus dem Lager auf und zogen auf dem Fußpfade einher die ganze Nacht durch, und als die Morgenröte hervorkam, waren ſie auf der Höhe des Berges. Hier ſtanden 1 000 Mann ſchwergerüſtete Phoceer, um den Fußpfad zu bewachen. Als die Perſer unbemerkt bis oben auf den Berg gekommen waren, entflohen die Phoceer auf den Gipfel des Berges, die Perſer aber mit dem

Ephialtes und Hydarnes kümmerten ſich um die Phoceer gar nicht, ſondern gingen eilends den Berg hinab.

Dem Leonidas ſagten Überläufer und die Späher, die er auf den Höhen aufgeſtellt hatte, an, daß die Perſer über den Berg gingen; und wie er das erfuhr, berief er eine Verſammlung und hieß die andern nach Hauſe zurückziehen, er aber mit ſeinen Lacedämoniern wolle bleiben und in den Tod gehen. Die entlaſſenen Bundesgenoſſen gehorchten dem Leonidas und zogen ab, die Thespier und Thebaner aber blieben allein da bei den Lacedämoniern: die Thebaner blieben wider ihren Willen und ungern — denn Leonidas hielt ſie feſt und betrachtete ſie als Geiſeln — die Thespier aber mit freudigem Herzen und ſagten, ſie wollten den Leonidas und ſeine Leute nicht verlaſſen und nicht nach Hauſe gehen, daher blieben ſie da und ſtarben mit ihnen.

Xerxes aber rückte einige Stunden nach Sonnenaufgang aus ſeinem Lager gegen Thermopylä heran; denn ſo hatte es Ephialtes angegeben. Und die Hellenen unter Leonidas gingen jetzt viel weiter vor in die Breite der Schlucht als am Anfang, weil ſie nun in den Tod hinauszogen. Die vorigen Tage waren ſie in die Enge hervorgekommen zum Streit, nun aber trafen ſie ſich jenſeits der Enge, und da fiel eine Menge der Feinde; denn hinter ihren Gliedern ſtanden die Hauptleute mit Geißeln, die hieben darauf los und trieben ſie immer vorwärts. Viele von ihnen nun ſtürzten ins Meer und ertranken, weit mehr aber wurden lebendig zertreten; es mochte ſterben, was ſtarb. Denn weil die Hellenen wußten, ihr Tod wäre ihnen gewiß durch die, welche den Berg umgangen, ſo ſetzte ein jeglicher alle ſeine Kraft daran wider die Feinde und ſchonte weder ſein, noch des Feindes.

Nun waren aber damals ſchon den meiſten ihre Lanzen zerbrochen; da gingen ſie den Perſern mit dem Schwert zu Leibe. Und Leonidas fiel in dieſem Getümmel, nachdem er heldenmäßig gekämpft, und mit ihm viele Spartaner. Aber auch von den Perſern fiel eine große Zahl, darunter zwei Brüder des Königs ſelbſt. Und über dem Leichnam des Leonidas entſtand ein großes Gedränge der Perſer und Lacedämonier, bis daß die Hellenen ihn durch ihre Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die Flucht jagten. Das dauerte ſo lange, bis die mit dem Ephialtes dazu kamen. Als aber die Hellenen dieſe ankommen ſahen, gewann der Streit eine andere Geſtalt; denn ſie wichen zurück in die Enge des Weges und gingen wieder hinter die Schutzmauer und kamen und ſetzten ſich auf den Hügel alle zuſammen auf einen Haufen, ohne die Thebaner. Hier wehrten ſie ſich, mit den Schwertern, die noch ſolche hatten, und mit Hand und Mund, aber die Feinde begruben ſie unter ihren Schlägen; ein Teil jagte ihnen nach und riß die Schutzmauer nieder, die andern aber umringten ſie von allen Seiten, und da fielen ſie denn alle bis auf den letzten Mann. Sie wurden ſpäter an der Stelle begraben, auf welcher ſie gefallen waren. Dem Leonidas zu Ehren wurde ein ſteinerner Löwe und zum Gedächtnis der Spartaner folgende Inſchrift errichtet:

„Wanderer, kommſt du nach Sparta, verkündige dorten, du habeſt
Uns hier liegen geſehn, wie das Geſetz es befahl.“

Alſo kämpften die Hellenen bei Thermopylä und erſchlugen von den Feinden bei 20000.

Nach Herodot (7,175—234).

Die Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.). Während bei Thermopylä zu Lande geſtritten wurde, kämpften auch zur See die Flotten der Perſer und Hellenen bei Artemiſium an der Nordküſte der Inſel Euböa. In der Schlacht nun litten beide großen Verluſt; denn ſie ſtritten beiderſeits mit großem Mute, aber ein gewaltiger Sturm vernichtete einen großen Teil der perſiſchen Flotte. Als aber die Hellenen den Ausgang des Kampfes bei Thermopylä vernahmen, und wie Xerxes nun mit ſeiner ganzen Macht gegen den Peloponnes zog, fuhren ſie um das Vorgebirg Sunium und gingen bei der Inſel Salamis, nicht weit von Athen, vor Anker. Es betrug aber die ganze Anzahl der helleniſchen Schiffe 378, ohne die Fünfruderer: und davon hatten die Athener allein faſt die Hälfte geſtellt, nämlich 180; von den übrigen ſtellten am meiſten die Ägineten, nämlich 42 und die Korinthier 40, die andern alle weniger, die Lacedämonier 16. Aber der Oberſte der geſamten Flotte, Eurybiades, war aus Sparta; die Schiffe der Athener befehligte Themiſtokles.

Als ſie nun bei Salamis verſammelt waren, hielten die Oberſten Rat über den paſſendſten Ort zur Schlacht, und da ſtimmten die meiſten dafür, daß man nach dem Iſthmus ſegle und vor dem Peloponnes die Schlacht liefere; denn wenn ſie die Schlacht verlören, könnten ſie ſich retten, ein jeglicher in ſeine Stadt. Als aber die Nachricht kam, die Feinde hätten Athen eingenommen und verwüſteten alles mit Feuer und Schwert, gerieten ſie in ſolche Beſtürzung, daß etliche der Oberſten gar nicht warteten, bis ein beſtimmter Beſchluß gefaßt war, ſondern nach ihren Schiffen eilten, um ſogleich davon zu fahren; die Zurückbleibenden aber beſchloſſen, vor dem Iſthmus zu ſchlagen. Als es Nacht ward, löſten ſie die Verſammlung auf und gingen an Bord.

Darauf begab ſich Themiſtokles, der Oberſte der Athener, um den Beſchluß zu hintertreiben, zu Eurybiades und brachte es durch ſeine Vorſtellungen und Bitten endlich dahin, daß derſelbe nochmals die Oberſten zur Verſammlung berief. Und als ſie verſammelt waren, hielt Themiſtokles, dem es ſehr am Herzen lag, daß bei Salamis gekämpft würde und nicht am Iſthmus, eine lange Rede, ſtellte ihnen vor, wie ihnen dieſes weit zuträglicher wäre; denn da ſchlügen ſie in der Enge, und das ſei den Hellenen mit den wenigen Schiffen gegen ſo viele zu großem Vorteil, dagegen am Iſthmus auf offenem Meer ſei der Vorteil auf Seiten der Barbaren. Zumeiſt aber redete er dem Eurybiades zu und legte ihm ans Herz, wie die Rettung von Hellas jetzt in ſeiner Hand liege. Und als dieſer ſchwankte und die Korinthier heftig gegen ihn ſtritten, deutete er dieſen an, wie die Athener, da ſie 200 bemannte Schiffe hätten, bei weitem die mächtigſten wären, dann wandte er ſich abermals gegen Eurybiades und ſprach noch viel nachdrücklicher: „Wenn du hier bleibſt und dich als einen wackeren Mann zeigſt — gut! wo nicht, ſo wirſt du Hellas verderben. Denn die Hauptſtütze des Kriegs ſind unſre Schiffe. Darum folge meinem Rat. Wenn du das nicht thuſt, ſo nehmen wir unſre Hausgenoſſen an Bord und fahren von dannen nach Siris in Italien, die unſer iſt ſchon aus alter Zeit, und da werden wir einem Götterſpruch gemäß uns anſiedeln. Ihr aber, von unſerm Beiſtand verlaſſen, werdet an mein Wort gedenken.“

Wie Themiſtokles alſo ſprach, änderte Eurybiades ſeine Meinung, und beſchloß dort zu bleiben und zu ſchlagen, vornehmlich deshalb, weil er fürchtete, die Athener möchten ſie verlaſſen. Darauf rüſteten ſie ſich zur Schlacht und flehten die Götter an um ihren Beiſtand.

Die Völker aber von der Flotte des Xerxes waren drei Tage nach der Schlacht bei Artemiſium durch den Euripus in den Hafen von Athen gefahren.

Darauf gingen ſie in See nach Salamis und ordneten und ſtellten ſich in aller Ruhe. Derſelbige Tag war aber nicht mehr lang genug, eine Schlacht zu liefern, daher rüſteten ſie ſich auf den folgenden Tag. Die Landmacht der Perſer aber brach in derſelbigen Nacht nach dem Peloponnes auf. Obgleich nun alle möglichen Anſtalten getroffen waren, daß zu Lande der Feind nicht eindringen konnte, — denn die Hellenen hatten eine Mauer quer über den Iſthmus gezogen und die Völker des Peloponnes waren mit aller Heeresmacht herangezogen — gerieten die Hellenen bei Salamis doch von neuem in Angſt, nicht ſowohl aus Furcht für ſich, als für den Peloponnes. Und ſie verwunderten ſich über des Eurybiades Verblendung, und die meiſten ſagten, man müſſe nach dem Peloponnes ſegeln und dort den entſcheidenden Kampf wagen. Da ging Themiſtokles heimlich aus der Verſammlung und ſchickte zu Schiffe einen vertrauten Mann ins Lager der Feinde und trug ihm auf, alſo zu ihnen zu ſprechen: „Mich ſendet der Oberſte der Athener ohne Vorwiſſen der andern (denn er iſt auf des Königs Seite und wünſcht lieber, daß ihr, als daß die Hellenen die Oberhand gewinnen), euch zu ſagen, daß die Hellenen voller Furcht ſind und ſich beraten über ihre Flucht. Und jetzt könnt ihr die herrlichſten Thaten vollbringen, wenn ihr nicht zugebet, daß ſie entfliehen. Denn ſie ſind nicht einig unter einander und werden euch keinen Widerſtand mehr leiſten, und ihr werdet ſehen, daß ſie wider einander ſtreiten, die für und gegen euch ſind.“ Nachdem der Mann dieſes gemeldet, kehrte er augenblicklich wieder zurück.

Die Feinde aber, die dieſer Nachricht Glauben beimaßen, landeten alsbald auf dem Inſelchen Pſyttalia, das da liegt zwiſchen Salamis und dem feſten Lande, ganz heimlich eine Menge Perſer, damit ſie, wenn während der Schlacht dorthin die Menſchen und Schiffstrümmer trieben, den einen Teil retteten und den andern verderbten. Sodann, nachdem es Mitternacht geworden war, fuhren ſie mit dem weſtlichen Flügel gegen Salamis zu, um ſie einzuſchließen und bedeckten mit ihren Schiffen den ganzen Sund, damit die Hellenen nicht entfliehen könnten.

Und wie der Morgen anbrach, riefen die Griechen die Mannſchaft zuſammen, und da hielt vor allen Themiſtokles eine ſchöne Rede, darin er Tapferkeit und Feigheit gegen einander ſtellte, und in allem, wo es des Menſchen Natur und Lage verſtattet, ermahnte er das Ruhmwürdige zu wählen. Und wie er ſeine Rede geendigt, befahl er, an Bord zu gehen. Darauf gingen ſie an Bord, und die Hellenen lichteten mit der ganzen Flotte die Anker. Und wie ſie in See ſtachen, ſtürzten ſich die Feinde auf ſie. Die übrigen Hellenen nun ruderten langſam rückwärts, ohne zu wenden, ein atheniſches Schiff aber ging zu weit vor und ward mit einem feindlichen handgemein. Und da ſich die Schiffe verwickelten und nicht von einander kommen konnten, eilten die übrigen zu Hilfe, und das Treffen begann. Gegen die Athener nun ſtanden die Phönicier; denn dieſe hatten den Flügel nach Eleuſis und Abend zu; gegen die Lacedämonier aber die Jonier, die hatten den Flügel gegen Morgen und den Piräus. Der größte Teil aber der perſiſchen Flotte ward zerſtört, zum Teil von den Athenern, zum Teil von den Ägineten. Vor allem aber iſt merkwürdig, wie ſich Artemiſia, die Königin von Halikarnaſſus, benahm. Dieſelbe war mit 5 Schiffen bei der perſiſchen Flotte, und ihre Schiffe waren die beſten von allen. Als des Königs Macht ſchon in große Unordnung geraten war, wurde ihr Schiff von einem attiſchen verfolgt, und da ſie nicht entfliehen konnte, — denn vor ihr waren andere befreundete Schiffe, und ihr Schiff war gerade dem Feinde am nächſten — fuhr ſie gerade auf ein befreundetes Schiff los und bohrte es in Grund und gewann dadurch einen doppelten Vorteil. Denn wie der Hauptmann des attiſchen Schiffes ſah, daß ſie ein feindliches Schiff angriff, glaubte er, das Schiff der Artemiſia wäre entweder ein helleniſches, oder es ginge über von den Feinden und ſtände ihnen bei, darum wendete er um und ging auf andere los. Erſtlich alſo gelang es ihr, zu entfliehen und ihr Leben zu retten; zum andern traf es ſich, daß ſie für das Unrecht, ſo ſie gethan, beim Xerxes in das größte Anſehn kam. Denn der ſchaute zu und ſah, wie tapfer ſie das Schiff in den Grund bohrte, und indem er dieſes zerſtörte Schiff für ein feindliches hielt, ſoll er geſagt haben: „Die Männer ſind mir zu Weibern geworden und die Weiber zu Männern.“

Und wie die Schlacht geendet war, machten ſich die Hellenen bereit zu einer zweiten Schlacht; denn ſie glaubten, der König würde es mit den übrig gebliebenen Schiffen noch einmal verſuchen. Als aber Xerxes die erlittene Niederlage inne ward, befürchtete er, die Hellenen möchten nach dem Hellespont ſegeln, um die Brücken abzubrechen, und er könnte dann Gefahr laufen, in Europa abgeſchnitten zu werden. Daher war er ſchleunig auf ſeinen Rückzug bedacht.

Nach Herodot (8,42–97).

Die Peſt in Athen (430 v. Chr.). Im zweiten Jahre des peloponneſiſchen Krieges brach in Attika eine Seuche aus, und es entſtand eine ſolche Sterblichkeit unter den Leuten, wie ſeit Menſchengedenken noch keine geweſen. Denn auch die Ärzte vermochten aus Unkenntnis der Krankheit nicht zu helfen, ja ſie ſtarben am häufigſten weg, da ſie am meiſten mit den Kranken in Berührung kamen. Keine menſchliche Kunſt vermochte dem Übel zu wehren, und alles Gebet in den Tempeln und die Zuflucht, die man zu den Orakeln und andern dergleichen Mitteln nahm, waren eben ſo unnütz: von dem Mißgeſchick überwältigt ließ man ſchließlich alles über ſich ergehen.

Jenes Jahr war nach übereinſtimmendem Zeugnis vor allen andern frei von ſonſtigen Krankheiten, jedes andre Übel aber, woran jemand ſchon vorher litt, ging in dieſe Seuche über. Bei den Geſunden kam dieſelbe ohne weitere Veranlaſſung ganz plötzlich zum Ausbruch und äußerte ſich zuerſt durch ſtarke Hitze im Kopfe und eine außerordentliche Röte und Brennen in den Augen, ſogleich wurden auch die innern Teile, die Kehle und die Zunge mit Blut unterlaufen und gaben einen widrigen und übeln Geruch von ſich. Darauf geſellte ſich Nieſen und Heiſerkeit hinzu und in kurzem warf ſich die Krankheit auf die Bruſt mit heftigem Huſten. Wenn ſie ſich dann im Magen feſtſetzte, ſo kehrte ſie denſelben gleichſam um, ſo daß es unter großer Beſchwerde zu Entleerungen der Galle kam. Die meiſten befiel dabei ein leeres Schluchzen, welches heftige Krämpfe erregte, die bei einigen darauf ſogleich nachließen, bei andern erſt lange nachher. Von außen fühlte man keine beſondere Hitze am Leibe, dieſer war auch nicht blaß, ſondern rötlich und dunkelblau mit kleinen Puſteln und Geſchwüren beſäet. Innerlich aber war die Hitze ſo ſtark, daß man ſelbſt die dünnſten Kleider und Decken von der feinſten Leinwand nicht auf dem Leibe leiden konnte und nur immer ganz unbekleidet ſein wollte, am liebſten aber ſich in kaltes Waſſer ſtürzte, manche, die keine Pflege haben konnten, warfen ſich, von unausſprechlichem Durſte getrieben, wirklich in die Brunnen. Dabei war es einerlei, ob man viel oder wenig trank. Überaus läſtig war auch die beſtändige Unruhe und die Schlafloſigkeit. So lange die Krankheit im Zunehmen war, wurde der Körper nicht merklich magerer, ſondern widerſtand dem Leiden über Erwarten, daher ſtarben die meiſten am neunten oder ſiebenten Tage noch bei ziemlichen Kräften an innerlichem Brande, oder wenn ſie auch für jetzt davon kamen, ſo warf ſich die Krankheit auf den Unterleib und verurſachte daſelbſt heftige Geſchwüre und einen ſtarken Durchfall, wodurch die meiſten ſo geſchwächt wurden, daß ſie davon ſtarben. So zog ſich das Übel von dem Haupte, wo es ſeinen anfänglichen Sitz hatte, hinunter durch den ganzen Leib, und wenn man auch die größte Gefahr überſtanden hatte, ſo zeigte ſich die Macht der Krankheit noch in den äußerſten Teilen des Körpers und ergriff die Spitzen der Hände und Füße, ſo daß manche mit dem Verluſt dieſer Gliedmaßen davon kamen. Einige verloren auch das Augenlicht. Noch andere verloren bei ihrer Geneſung für den Augenblick das Gedächtnis vollſtändig, ſo daß ſie ſich ſelbſt und ihre nächſten Angehörigen nicht mehr kannten.

Es läßt ſich nicht wohl beſchreiben, was dieſes für eine beſondere Art von Krankheit geweſen iſt. Nicht allein griff ſie jeden heftiger an, als es die menſchliche Natur zu ertragen im ſtande war, ſondern auch die Vögel und andre Tiere, welche Menſchenfleiſch freſſen, rührten die vielen unbegrabenen Menſchen entweder gar nicht an, oder, wenn ſie davon fraßen, ſtarben ſie.

So trat im allgemeinen die Krankheit auf, einer Menge anderer ſeltſamer Zufälle, wie ſie dem einen ſo, dem andern anders zuſtießen, nicht zu gedenken. Die Menſchen ſtarben teils aus Mangel an Pflege, teils aber auch trotz aller Pflege. Es gab ſo zu ſagen kein einziges Heilmittel, welches entſcheidende Hilfe gewährte. Denn was dem einen half, das ſchadete dem andern. So konnte auch kein Körper, mochte er ſtärker oder ſchwächer ſein, dieſer Krankheit widerſtehen, ſondern dieſelbe raffte alle ohne Ausnahme hin, einerlei wie ſie gepflegt wurden. Das Schlimmſte bei dem ganzen Übel war die Niedergeſchlagenheit, welche die Leute befiel, ſobald ſie merkten, daß ſie krank wurden. Denn da gaben ſie ſogleich alle Hoffnung auf, achteten viel weniger auf ſich und wurden weniger widerſtandsfähig. Einer wurde durch Wartung des andern angeſteckt, und ſo ſtarben ſie wie die Schafe (bei denen ſich nach dem Volksglauben die Anſteckung beſonders raſch vollzieht) dahin. Und dieſer Umſtand verurſachte das meiſte Unheil. Denn wollte man aus Furcht nicht zu einander gehen, ſo ſtarben die Leute völlig verlaſſen, wie denn viele Häuſer aus Mangel an Pflege ganz ausſtarben. Gingen ſie aber zuein ander, ſo waren ſie verloren, ſolche zumal, die nach dem Rufe der Menſchenliebe ſtrebten; denn aus Ehrgefühl ſchonten ſie ſich ſelbſt nicht und beſuchten ihre Freunde. Das meiſte Mitleid gegen Sterbende und Kranke bewieſen noch die, welche wieder geneſen waren, weil ſie nicht nur aus Erfahrung das Übel kannten, ſondern auch für ihre Perſon ſicher waren; denn niemand bekam die Krankheit zum zweitenmale ſo, daß ſie den Tod zur Folge hatte.

Beſondere Not brachte bei dieſem Unglück das Zuſammenſtrömen der Leute vom Lande in die Stadt, hauptſächlich für die Landleute. Denn da nicht Wohnungen genug vorhanden waren, ſondern da ſie zur Sommerszeit in dumpfigen Hütten ſich aufhielten, ſo ſtarb alles durcheinander weg. Ja, die Toten lagen einer über dem andern, ſo wie ſie ihr Leben aushauchten. Andere wälzten ſich halb tot auf den Straßen und bei allen Brunnen herum, voll Begierde, ihren Durſt zu ſtillen. Selbſt die Tempel, worin ſie ihren Aufenthalt genommen hatten, waren voller Leichname. Denn da die Plage ihnen ſo arg zuſetzte, daß die Leute nicht mehr wußten, was ſie thun ſollten, ſo fingen ſie an, ſich gegen göttlich und menſchlich Ehrwürdiges zumal gleichgiltig zu zeigen. Alle Gebräuche, die man ſonſt bei Leichenbeſtattungen beobachtete, wurden außer acht gelaſſen, und jeder beerdigte ſeine Toten, ſo gut er konnte. Manche gingen dabei ſchamlos zu Werke, weil es ihnen am Nötigen zu den Begräbniſſen fehlte; ſie fielen teils über fremde Scheiterhaufen her und ſteckten, ehe diejenigen, welche ſie aufgerichtet, ihre Toten darauf ſetzten, das Holz in Brand, teils warfen ſie ihren mitgebrachten Toten auf den erſten beſten Holzſtoß, der bereits in Brand ſtand, hinauf und machten ſich davon.

Dieſe Seuche gab auch ſonſt noch zu weiterer Geſetzloſigkeit die erſte Veranlaſſung. Denn ungeſcheuter wagte man nun, was man ſonſt ſich enthielt, nach ſeinem Gelüſte zu thun, da man den raſchen Wechſel des Schickſals ſah, wie die Reichen plötzlich hinſtarben, und ſolche, die zuvor nichts gehabt, auf einmal deren Güter in Beſitz nahmen. Daher wollten ſie ſich einen ſchnellen und angenehmen Genuß derſelben verſchaffen, da ſie Leben und Vermögen, eins wie das andre, nur auf wenige Tage ſich verſichert glaubten. Niemand hatte Luſt, für das, was als gut und edel galt, ſich im voraus abzumühen, da es ihm ungewiß dünkte, ob er nicht, ehe er dazu kam, weggerafft würde. Deshalb hielt jedermann das für gut zugleich und nützlich, was für den Augenblick angenehm und irgendwie gewinnbringend war. Keine Furcht vor den Göttern, kein menſchliches Geſetz gab eine Schranke. Denn ſie zu ehren oder nicht zu ehren, war ihnen gleichgiltig, indem ſie ſahen, wie doch alles ohne Unterſchied vernichtet wurde. Und hinſichtlich der Verbrechen glaubte niemand, daß er ſo lange leben würde, bis er dafür zur Strafe gezogen werden könnte, da eine weit ſchwerere Strafe gegen ihn beſchloſſen und ſchon über ſeinem Haupte ſchwebte, vor deren wirklichem Eintritt man natürlich ſeines Lebens noch froh zu werden ſuchen müſſe.

Dieſe Seuche verheerte hauptſächlich Athen und andere ſehr volkreiche Gegenden, in den Peloponnes aber drang ſie gar nicht ein.

Nach Thucydides (2,47–54).

Feldzug der Athener auf Sicilien (415—413 v. Chr.). Während des peloponneſiſchen Krieges ſuchten die Egeſtäer in Athen Hilfe wider Selinus, mit welchem Syrakus verbündet war. Sie ſtellten den Athenern vor, welche Gefahr auch ihnen von Syrakus als einer doriſchen Kolonie drohe, wenn dieſe Stadt die Oberherrſchaft über die ganze Inſel gewänne. Zugleich täuſchten ſie dieſelben über ihre Mittel zur Kriegführung, indem ſie vorgaben, bedeutende Schätze zu dieſem Zweck bereit zu haben. Die Athener ergriffen unter dem Vorwand, ihren Stammesverwandten Hilfe zu leiſten, gern eine Gelegenheit, die ganze Inſel zu unterwerfen. Die Seele dieſer eroberungsluſtigen Pläne war der junge Alcibiades, der, voll der kühnſten Entwürfe, für ſich ſelbſt von dieſem Zuge die Erfüllung ſeiner ehrgeizigen Wünſche erwartete und in ſeinen Mitbürgern die weitblickendſten Hoffnungen zu erregen wußte. Die Eroberung Siciliens war ihm nur der Anfang und das Mittel zu größern Unternehmungen. Schon ſah er im Geiſte Italien unterworfen, Karthago und Lybien erobert, und dann die Herrſchaft über ganz Griechenland als das Ziel ſeines Strebens. Durch ihn beſtimmt, waren die Athener zu mächtiger Hilfsleiſtung bereit, und ſo ſehr auch der beſonnene und kluge Nicias ihnen das Mißliche und Gewagte der Unternehmung auseinanderſetzte: ſeine Vorſtellungen hatten nur den Erfolg, daß ſie die Athener zu umfaſſenderen Rüſtungen und dem Aufgebot bedeutenderer Mittel anreizten. Zu Anführern des Zuges wurden Alcibiades, Nicias und Lamachus erwählt, mit unumſchränkter Vollmacht, ſowohl in Hinſicht auf die Stärke des Heeres, als auf die Anordnung des ganzen Zuges. Mit allgemeinem Eifer wurden ſodann die Rüſtungen betrieben.

Als endlich die Schiffe der Athener ſich im Piräus zur Abfahrt ſammelten, gab die ganze Bevölkerung der Stadt ihnen das Geleite, voll kühner Hoffnungen und banger Sorgen. Bei Corcyra, wo die Schiffe der Bundesgenoſſen dazu ſtießen, trafen nicht weniger als 130 Kriegsſchiffe, außer der unzähligen Menge kleinerer Fahrzeuge und Frachtſchiffe, zuſammen, und das vereinigte Heer belief ſich auf mehr als 20000 Mann.

Aber je größer die Erwartungen waren, die man allgemein von einem ſo prächtigen und mächtigen Zuge hegte, je glänzender und ſtolzer die Hoffnungen der Athener, deſto demütigender war der ſchwache Erfolg und der ſchmähliche und jämmerliche Ausgang deſſelben. Schon an der italiſchen Küſte erfuhren die Athener den Betrug und die mangelhaften Rüſtungen der Egeſtäer; die griechiſchen Städte Unteritaliens verſchloſſen ſich vorſichtig und die ſiciliſchen waren ſchwankend auf den Erfolg der erſten Unternehmung geſpannt. In dieſer Verlegenheit wollte Nicias nur den nächſten Zweck des Zuges, die Beſeitigung des Streites zwiſchen Egeſta und Selinus verfolgen, dann nachdem man den Siciliern Athens Macht gezeigt, zurückkehren und die Streitkräfte auf andre Zwecke in der Heimat verwenden. Lamachus wollte ſogleich den erſten Eindruck ihrer Ankunft benutzen und Syrakus, bevor es gehörig gerüſtet ſei, unverweilt angreifen, trat aber nachher des Alcibiades Vorſchlag bei, zuerſt die übrigen ſiciliſchen Städte zu gewinnen und dann mit verſtärkter Macht auf Syrakus loszugehen. Dieſer Vorſchlag ward alſo angenommen und zuerſt Katana durch Liſt und Gewalt beſetzt. Nun aber wurde Alcibiades, die Seele der ganzen Unternehmung, durch die Ränke ſeiner Gegner in Athen zurückberufen. Er entfloh unterwegs zu den Spartanern, die er ſpäter dazu bewog, den Syrakuſiern die erbetene Hilfe zu ſchicken, welche den verderblichen Ausgang der ganzen Unternehmung herbeiführte. Der bedächtige Nicias ließ nun die beſte Zeit der erſten Beſtürzung mit Zaudern und unbedeutenden Unternehmungen verſtreichen, und erſt im folgenden Jahre griff er Syrakus mit Erfolg an, eroberte die Anhöhe, Epipolä genannt, welche im Weſten die Stadt beherrſchte, ſchloß ſie bald von allen Seiten ein, und in wiederholten Gefechten Sieger, bedrängte er die Stadt ſo, daß ſie ſchon, an ihrer Rettung verzweifelnd, zu Unterhandlungen ſchritt. Jetzt aber erſchienen ſpartaniſche und korinthiſche Hilfstruppen unter dem trefflichen Feldherrn Gylippus und bald änderte ſich die ganze Geſtalt der Dinge. Nachdem ihm mehrere Städte Siciliens ſogleich beigetreten waren, eroberte er die Verſchanzungen der Athener, ſelbſt Epipolä, und entzog ihnen, indem er die meiſten ſiciliſchen Städte gewann, die Zufuhr: durch Mangel bedrängt zog ſich Nicias an die See zurück und beſetzte das Vorgebirge Plemmyrium, das in den Hafen hineinragt. In dieſer Not nun, da die Syrakuſier ihre Flotte verſtärkten und auch zur See anfingen, ſich dem Feinde gewachſen zu zeigen, ſchickte Nicias nach Athen und bat um ſchleunige Verſtärkung an Schiffen, Truppen und Geld und wegen eigner Krankheit um einen Nachfolger. Die Athener ſchickten eine anſehnliche Flotte und zwei tüchtige Feldherrn, Demoſthenes und Eurymedon. Letzterer eilte mit Geld und einigen Schiffen voran, Demoſthenes folgte mit den übrigen, und ſo erſchienen in allem 73 Schiffe und 8000 Mann Truppen. Unterdeſſen aber hatte Gylippus die Verſchanzungen der Athener auf Plemmyrium erobert, in einer Seeſchlacht zwar den Kürzern gezogen, aber in der zweiten einen entſchiedenen Sieg gewonnen.

Die Ankunft des Demoſthenes ermutigte ebenſo die Athener, wie ſie die Syrakuſier beſtürzt und beſorgt machte: jene errangen jetzt wieder das Übergewicht zu Land und zu See, während dieſe ihnen nicht mehr die Spitze zu bieten wagten. Dieſe Stimmung und dieſe Übermacht wollte Demoſthenes benutzen, und durch unverzüglichen Angriff den Krieg in kürzeſter Friſt beendigen.

Sofort wurde in einer mondhellen Nacht mit dem größten Teile des Heeres ein Angriff auf Epipolä gewagt, aber er mißlang gänzlich, und mit großem Verluſt mußten ſich die Athener zurückziehen. Nunmehr war Demoſthenes für unverweilten Abzug, aber Nicias widerſprach, da er die Geldnot in Syrakus kannte und in geheimem Einverſtändnis mit einer Partei ſtand, welche ihm die Stadt in die Hände ſpielen wollte. Während man ſchwankte und zögerte, erhielten die Syrakuſier Verſtärkung aus dem Peloponnes ſowohl, als aus den ſiciliſchen Städten. Nun war auch Nicias zum Abzug bereit, und insgeheim wurden alle Anſtalten getroffen.

Unterdeſſen kamen ihnen die Syrakuſier und Gylippus zuvor, ſperrten durch Verhaue die Wege, welche die Athener vermutlich nahmen, beſetzten die Furten der Bäche und Flüſſe und ſtellten ſich auf verſchiedenen Wegen auf, um das abziehende Heer zu empfangen.

Endlich brachen jene auf; ein kläglicher Auftritt und erſchütternd für Auge und Herz. Nicht bloß die Toten unbeſtattet zurückzulaſſen war grauenhaft; die Kranken und Verwundeten, die zurückgelaſſen werden mußten, ſchienen noch weit bejammernswerter. Mit Flehen und Klagen hingen ſich dieſe an ihre Angehörigen und Zeltgenoſſen, baten, ſie mitzunehmen und folgten ihnen, ſoweit ihre Kräfte reichten. So ſchied das Heer noch 40000 Mann ſtark, mit Thränen und bangen Empfindungen und in der größten Niedergeſchlagenheit, zumal da man von ſo glänzenden Hoffnungen zu ſolcher Demütigung herabgeſunken war.

Sie zogen einher in länglichem Viereck, voran die Abteilung des Nicias, hinten die des Demoſthenes, der Troß in der Mitte. Als ſie an die Furt des Fluſſes Anapus kamen, trafen ſie auf eine Abteilung Feinde: ſie zerſtreuten ſie, ſetzten über und zogen weiter, nur von den Reitern und leichten Truppen beunruhigt. So zogen ſie mit großen Beſchwerden mehrere Tage in kleinen Märſchen; überall waren die Wege verſperrt, die Anhöhen und Flüſſe beſetzt, und rings umgaben ſie ihre läſtigen Verfolger, die zurückwichen, ſobald die Athener gegen ſie vordrangen, und ſowie jene weiterzogen, wieder ihnen zuſetzten, beſonders dem Nachtrab. Des Nicias Abteilung blieb beiſammen und gewann einen großen Vorſprung; aber des Demoſthenes Truppen zerſtreuten ſich zur Hälfte, und blieben weit zurück. Dieſe holten die Syrakuſier am folgenden Mittag ein, umzingelten ſie mit der Reiterei und drängten ſie in einen engen von Mauern umſchloſſenen Raum. Hier beſchoſſen ſie dieſelben den ganzen Tag über. Darauf bot Gylippus den Bewohnern der Inſel, die zu ihm übergingen, Leben und Freiheit an. Wenige machten davon Gebrauch. Mit den übrigen Truppen kam ein Vergleich zuſtande, daß ſie die Waffen ſtreckten unter der Bedingung, daß keiner gewaltſamer Weiſe oder im Kerker oder durch Entziehung der unentbehrlichſten Nahrung getötet würde. So ergaben ſich denn 6000 Mann.

Den Nicias und ſein Heer holten ſie am andern Mittag ein, thaten ihm die Gefangennehmung der andern Abteilung kund und forderten ihn auf, ein Gleiches zu thun. Allein Nicias zog doch am folgenden Tag weiter und kam an den Fluß Aſinarus. In wilder Unordnung, teils aus Begierde den Durſt zu löſchen, teils um dem nachdrängenden Feinde zu entgehen, ſtürzten ſie ſich in den Fluß, in dichtem Gedränge ſtürzte einer über den andern, manche wurden vom Strome fortgeriſſen, die Feinde ſchoſſen teils vom hohen Ufer auf ſie herab, teils ſetzten ſie ihnen nach in den Fluß, und bald ſchwamm der von Blut gerötete Strom voll Leichen. Da ergab ſich Nicias dem Gylippus, dem er mehr als den Syrakuſiern vertraute, und bat, das Morden ſeiner Leute einzuſtellen. So wurden ſie nun lebendig eingefangen. Aber eingebracht als Gefangene des Staats wurden nur wenige; die meiſten wurden heimlich weggeſchafft und in ganz Sicilien verbreitet. Groß war auch die Zahl der Umgekommenen. Manche entrannen teils jetzt, theils ſpäter der Sklaverei, dieſe fanden in Katana einen Zufluchtsort. Nicias und Demoſthenes, die Gylippus gern erhalten und nach Sparta gebracht hätte, wurden hingerichtet, die übrigen Gefangenen in die Steinbrüche bei Syrakus gebracht und daſelbſt mit vieler Härte behandelt. In einen engen Raum eingeſchloſſen, litten ſie durch die erſtickende Luft, ohne Obdach, durch die Glut der Sonnenſtrahlen, bei den kalten Herbſtnächten durch Krankheiten — und dazu wurden die Leichname der Verſtorbenen nicht einmal weggebracht — endlich ſelbſt durch Hunger und Durſt bei ſehr ſpärlich gereichter Koſt. Nach 70 Tagen wurden die meiſten verkauft. Im Ganzen betrug die Zahl der Gefangenen etwa 7000.

So hatte die in ihrem Beginne glänzendſte Unternehmung den jammervollſten Ausgang.

Nach Thucydides (6,6—7,87).

Die dreißig Tyrannen in Athen (404—403 v. Chr.). Nach der Beſiegung der Athener bei Ägospotamoi wurde Athen von dem ſpartaniſchen Feldherrn Lyſander erobert, ſeine Mauern geſchleift und ſeine ſämtlichen Schiffe bis auf zwölf ausgeliefert. Darauf wählte das Volk dreißig Männer, um neue Geſetze abzufaſſen, nach welchen der Staat verwaltet werden ſollte. Wiewohl dieſelben nun zu dieſem Zwecke eingeſetzt waren, ſo zögerten ſie doch, ans Werk zu gehen, ernannten aber den Rat und die übrigen Obrigkeiten, wie es ihnen gut dünkte. Dann verhafteten ſie zuerſt alle diejenigen, von denen bekannt war, daß ſie bisher von heimtückiſcher Angeberei gelebt und die rechtſchaffenen Leute bedrückt hatten, und ließen ſie zum Tode führen. Nachher aber gingen ſie ernſtlich damit um, eine willkürliche Gewalt für ſich zu begründen. Zu dem Ende wußten ſie ſich durch Lyſander eine ſpartaniſche Schutzwache zu verſchaffen, bis ſie die Verfaſſung eingerichtet hätten. Und als ſie dieſe erhalten hatten, verhafteten ſie nicht mehr bloß die Schlechten und Nichtswürdigen, ſondern auch ſolche, von denen ſie den ernſtlichſten Widerſtand gegen ihr Vorhaben vermutheten.

Unter den 30 hatten Kritias und Theramenes das meiſte Anſehen. Dieſe waren anfangs mit einander einverſtanden und vertraut: in der Folge aber, als der erſtere viele beim Volke beliebte Bürger hingerichtet haben wollte, widerſetzte ſich ihm Theramenes. Jetzt fürchteten ſich Kritias und die übrigen von den 30 beſonders vor Theramenes, es möchten die Bürger ſich um dieſen ſammeln, und wählten 3000, welche an der Staatsverwaltung teil nehmen ſollten. Darauf entwaffneten ſie alle übrigen Bürger, die nicht zu den 3000 gehörten. Nun aber meinten ſie, es ſei ihnen alles zu thun erlaubt, was ihnen beliebte, und fuhren mit Hinrichtungen fort, teils zur Befriedigung ihres Haſſes, teils aus ſchnöder Habſucht. Endlich beſchloſſen ſie gar, jeder von ihnen ſolle ſich einen Schutzgenoſſen auswählen, ihn ſelbſt töten und ſein Vermögen einziehen. Als Theramenes dieſe Handlung mißbilligte und ſelbſt keinen Anteil daran nahm, betrachteten ſie ihn als einen Mann, der ihrem tyranniſchen Verfahren im Wege ſtehe, und ſuchten ihn zu ſtürzen.

Sie verſammelten den Rat, deſſen Glieder ſie zuvor einzeln gegen ihn zu ſtimmen verſucht hatten, und nachdem ſie verwegene junge Leute, mit Dolchen bewaffnet, in der Nähe aufgeſtellt hatten, trat Kritias auf und ſtellte den Theramenes zuerſt als einen durch Wankelmut gefährlichen Mann dar, dann klagte er ihn als Verräter, der die jetzige Regierung zu ſtürzen beabſichtige, auf den Tod an. Trotzdem ſich Theramenes männlich und mit ſo überzeugender Beredſamkeit verteidigte, daß der Rat durch Zuruf ihm ſeinen Beifall laut zu erkennen gab, wurde er weggeführt und erlitt die Todesſtrafe.

Nun glaubten die 30, ganz ungeſcheut ihre Gewalt ausüben zu dürfen, und fuhren fort, Leute von der Zahl derer, die nicht auf der Liſte ſtanden, zu verhaften. Da wanderte aus, wer konnte, wann er Gefahr fürchtete, und ſo füllte ſich Megara und Theben mit Flüchtlingen. Aus letzterer Stadt zog Thraſybulus mit einer Schar von 70 Verbannten heran und beſetzte den feſten Platz Phyle, der an der Nordgrenze von Attika lag. Die 30 rückten nun nebſt den 3000 und der Reiterei aus der Stadt und berannten den Platz, aber vergebens; und da plötzlich ein tiefer Schnee fiel, der ſie an einer förmlichen Belagerung hinderte, ſo zogen ſie mit Verluſt wieder nach Haus. Darauf ſchickten ſie die lakoniſche Beſatzung nebſt Reiterei aus, und dieſe lagerten ſich in der Nähe von Phyle, um jene zu bewachen und vom Plündern abzuhalten. Da indeſſen die Zahl der Vertriebenen in Phyle auf 700 herangewachſen war, ſo machte Thraſybulus einen Ausfall und trieb jene mit großem Verluſt in die Stadt zurück.

Hierauf beſetzte Thraſybulus mit ſeiner Schar, die ſich bereits auf etwa 1000 Mann belief, bei Nacht den Piräus. Als die 30 dies vernahmen, rückten ſie ſogleich mit den Lacedämoniern, den Reitern und Schwerbewaffneten aus. In dem ſofort ſich entſpinnenden Kampfe fiel von den 30 Kritias und etwa 70 von den Übrigen. Indem ſie nun vertragsmäßig die Toten zur Beſtattung auslieferten, näherten ſie ſich einander, und viele beſprachen ſich. Da erhob der Herold Kleokritus, einer der Verbannten, ſeine ſtarke Stimme, und redete den Feinden zu, das abſcheuliche Joch der 30 nicht mehr zu dulden und nicht länger gegen ihre Mitbürger, die ſo oft gemeinſam mit ihnen für Freiheit und Vaterland geſtritten hätten, die Waffen zu erheben. Als dies die feindlichen Anführer hörten, beeilten ſie um ſo mehr den Rückzug in die Stadt.

Am folgenden Tage ſaßen die 30 ſehr niedergeſchlagen und verlaſſen in der Ratsverſammlung. Von den 3000 aber waren zwar die, welche irgend gewaltthätig gehandelt hatten, noch für ſie geſtimmt und wollten denen im Piräus nicht nachgeben, die aber, welche ſich keines Vergehens bewußt waren, bedachten, daß ſie nicht nötig hätten, ſolches Ungemach ſich gefallen zu laſſen, und erklärten, man ſolle den 30 nicht gehorchen, noch ihnen geſtatten, die Stadt zu grunde zu richten. Endlich ſetzten ſie jene ab und wählten an ihre Stelle 10 Männer; die 30 zogen hierauf nach Eleuſis. In der Stadt, wo nun die 10 nebſt den Reiteroberſten an der Spitze ſtanden, herrſchte große Verwirrung und gegenſeitiges Mißtrauen. Die im Piräus aber nahmen an Anzahl täglich zu, bewaffneten ſich beſſer, und nachdem auch eine Anzahl Reiter zu ihnen geſtoßen war, zogen ſie bei Tage aus und machten Streifzüge auf Lebensmittel und brachten die Nacht wieder im Piräus zu. Von der Stadt rückte niemand gegen ſie aus; nur die Reiter ſuchten ſie beim Plündern zu ſtören.

Es ſchickten nun einerſeits die Dreißig von Eleuſis, andererſeits die aus der Stadt Geſandte nach Lacedämon und baten um Hilfe. Lyſander wußte es dahin zu bringen, daß er mit Landtruppen und ſein Bruder Libys mit einer Flotte ausgeſendet wurde. So rückte er nach Eleuſis, und ſein Bruder ſchnitt denen im Piräus die Zufuhr zur See ab, ſo daß dieſe bald wieder in Not und Verlegenheit gerieten und denen in der Stadt der Mut wuchs. Unterdeſſen geſchah es, daß der König Pauſanias, welcher dem Lyſander den Ruhm der Unternehmung mißgönnte, ebenfalls mit einem Heere heranrückte. Als derſelbe angekommen war, forderte er die im Piräus auf, auseinander zu gehen, jeder in ſeine Heimat. Da ſie nicht Folge leiſteten, ſo rückte er ſo weit vor, als nötig war, um Lärm zu machen, damit man es nicht merkte, wie ſehr er ihnen gewogen ſei. Am folgenden Tage rückte er mit verſtärkter Mannſchaft aus, um zu unterſuchen, wo man mit Belagerungswerken beikommen könnte. Als er bei ſeinem Abzug beunruhigt wurde, trieb er die Leichtbewaffneten zurück und verfolgte ſie bis in den Piräus. Hier aber kam er ins Gedränge und mußte ſich vor den Schwerbewaffneten unter Thraſybulus zurückziehen. Nun rückte er in dichtgedrängten Reihen zum zweitenmal vor und trieb die Athener in die Flucht und tötete ihnen an 150 Mann. Pauſanias errichtete ein Siegeszeichen, unterrichtete jedoch die im Piräus durch geheime Sendungen, mit welchen Vorſchlägen ſie Geſandte an ihn und die Ephoren ſchicken ſollten. Dieſen Rat befolgten ſie. Auch ſtiftete er Uneinigkeit unter denen in der Stadt und forderte ſie auf, ſich in möglichſt großer Anzahl zuſammen zu rotten und an ihn und die Seinigen mit der Erklärung zu wenden, daß ſie den Krieg mit denen im Piräus für überflüſſig anſähen und verlangten, beide Teile ſollten ſich ausſöhnen und Freunde der Lacedämonier bleiben. Darauf ließ Pauſanias Geſandte ſowohl aus der Stadt als aus dem Piräus nach Sparta abgehen. Von da wurden 15 Männer geſendet, um in Verbindung mit Pauſanias die Verſöhnung zu vermitteln. Dieſelbe kam zu Stande unter der Bedingung, daß jeder in ſeine Heimat und zu ſeinem Eigentum ſich begebe mit Ausnahme der Dreißig, der Elfer und der zehn geweſenen Vorſteher im Piräus. Darauf entließ Pauſanias ſein Heer, und die vom Piräus zogen auf die Burg. Die Athener aber hielten ſich wieder an ihre alte Verfaſſung. Nach Xenophon, Hellenika (2, 3, 4).

Griechenland nach dem Frieden des Antalkidas (387). In der Erhebung Thebens hatte der Gedanke, den Iſokrates, ein Lehrer der Beredſamkeit und politiſcher Schriftſteller in Athen (436—338) in ſeinem „Panegyrikus“ ausgeſprochen, ſeinen glänzendſten Ausdruck gefunden. In dieſer im Jahre 380 in Form einer Rede veröffentlichten Flugſchrift ſtellte Iſokrates ſeinen Landsleuten die unheilvollen Wirkungen des Friedens vom Jahre 387 vor Augen und verſuchte ſie zum gemeinſamen Kampfe gegen den perſiſchen Erbfeind unter Führung Athens anzufeuern. Er hoffte, ſein Vaterland werde dadurch von den innern Feindſchaften der Staaten unter einander befreit, die aſiatiſchen Griechen dem Joche der Perſer entriſſen und Hellas groß und mächtig werden. Der Schluß der Rede lautet — nach der Überſetzung Wielands:

Aus des Iſokrates „Panegyrikus“. Wahrlich zwiſchen einem ſolchen Frieden,*) wie der gegenwärtige, und einer ſolchen Autonomie, die zwar buchſtäblich in dem Vertrag, in den Republiken ſelbſt aber nirgends wirklich zu finden iſt, und einer Regierung, wie die unſrige, kann vernünftiger Weiſe keine Wahl ſein! Oder wer könnte einen Zuſtand wünſchenswürdig finden, wo Räuber und Mörder die Meere unſicher machen und Soldaten in den Städten die Meiſter ſpielen; wo die Bürger anſtatt mit einem auswärtigen Feind für ihr Land Krieg zu führen, innerhalb ihrer Mauern ſich ſelbſt unter einander die Hälſe brechen, und mehr Städte eingenommen und in Leibeigenſchaft verſetzt worden ſind, als ehe wir dieſen ſchönen Frieden gemacht haben; kurz wo dieſe Revolutionen ſo ſchnell auf einander folgen, daß die in den Städten Zurückgebliebenen ein weit elenderes Leben führen, als die Landesverwieſenen ſelbſt: weil jene immer vor dem kommenden Tag in Furcht ſtehen, während dieſe ſich beſtändig mit der Hoffnung, zurückzukommen, ſchmeicheln. In der That fehlt ſo viel daran, daß die (meiſten) Städte der Freiheit und Autonomie genießen ſollten, daß einige von ihnen unter Tyrannen, andere unter (ſpartaniſchen) Harmoſten ſtehen, noch andere entweder ganz zerſtört worden ſind oder die Barbaren zu Herren erhalten haben; — eben dieſe Barbaren, die wir, als ſie ſich in Europa einzufallen erfrechten und mit größern Entwürfen, als ihresgleichen zukommt, trugen, ſo empfangen haben, daß ſie nicht nur ihre Eroberungsplane aufgeben, ſondern ſogar die Verheerung ihres eigenen Landes leiden mußten; eben dieſe Barbaren, die wir, als ſie unſre Küſten mit zwölfhundert Kriegsſchiffen bedrohten, ſo tief herunter gebracht haben, daß ſie ſich mit keinem größern Fahrzeug über Phaſelis hinauswagen durften, ſondern ſich ruhig halten und ihrer gegenwärtigen Stärke wenig zutrauend auf günſtigere Zeiten harren mußten. Daß dieſe ſo vorteilhafte Wendung der Dinge vornehmlich der Tapferkeit unſrer Voreltern zuzuſchreiben ſei, davon legt der dermalige klägliche Zuſtand der helleniſchen Städte den klarſten Beweis ab. Der Augenblick, da wir die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten verloren, war der Anfang aller Übel für Griechenland. Denn als nach unſerm Unglück im Helleſpont die Hegemonie auf andere kam, gewannen die Barbaren die erſte Seeſchlacht, bemächtigten ſich der Herrſchaft des Meeres, unterwarfen ſich die meiſten Inſeln, unternahmen eine Landung im lakoniſchen Gebiete, eroberten Kythera und verheerten ringsum die ganze Seeküſte des Peloponneſos.

Am beſten aber läßt ſich die ganze Größe dieſer Revolution überſehen, wenn man die unter unſrer Anführung geſchloſſenen Verträge mit den dermaligen vergleicht. Denn da wird man finden, daß wir der Macht des (perſiſchen) Königs Grenzen geſetzt, ihm verſchiedene Tribute auferlegt und ihm den freien Gebrauch des (griechiſchen und mittelländiſchen) Meeres unterſagt haben. Jetzt iſt er's, der in Hellas nach ſeinem Belieben wirtſchaftet, einem jeden vorſchreibt, was er zu thun habe, und nur nicht gar Statthalter in unſre Städte ſetzt. Denn, dies einzige noch ausgenommen, was könnte er mehr thun, als er wirklich thut? Iſt er nicht Herr über Krieg und Frieden unter uns? Iſt er nicht der anerkannte Vorſteher aller unſrer öffentlichen Angelegenheiten? Reiſen wir nicht an ſeinen Hof, um ihm als unſerm Oberherrn aufzuwarten und einander bei ihm zu verklagen? Nennen wir ihn nicht den großen König, als ob wir uns dadurch für ſeine Leibeigenen erkennen wollten? Setzen wir nicht in unſern Fehden unter einander alle unſre Hoffnung auf ihn, — ihn, deſſen größtes Vergnügen wäre, uns alle beide (Spartaner und Athener) zu grunde zu richten!

Wer alles dies gehörig zu Herzen nimmt, wird mehr als zuviel Urſache darin finden, über den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge unzufrieden zu ſein und unſere Hegemonie zurückzuwünſchen, den Lacedämoniern aber ſehr zu verübeln, daß ſie, die anfangs den Krieg unternahmen, als ob ſie die Hellenen in Freiheit ſetzen wollten, am Ende einen ſo großen Teil derſelben den Barbaren preis gegeben haben; daß ſie die Jonier, die in ihrem Urſprung Kolonien unſrer Stadt waren und uns ſchon ſo oft ihre Rettung zu danken hatten, von uns abwendig gemacht, um ſie den Barbaren in die Hände zu ſpielen, gegen deren Willen ſie ſich ehemals in dieſen Gegenden niedergelaſſen und mit welchen ſie von jeher um ihre Freiheit gekämpft hatten. Damals fanden ſie es ſehr übel, daß wir uns über einige derſelben diejenige Autorität anmaßten, wozu wir uns (als Mutterland gegen unſre Kolonien) berechtigt hielten: jetzt, da dieſe nämlichen Städte in die kläglichſte Sklaverei verſetzt worden, kümmern ſie ſich nichts um ſie. Nicht genug, daß dieſe Unglücklichen Tribut bezahlen und ihre Burgfeſten von den Feinden beſetzt ſehen müſſen, zu dieſen und andern gemeinen Drangſalen leiden ſie auch an ihren Perſonen viel härtere Begegnungen, als bei uns keinem gekauften Knechte widerfahren. Denn keiner von uns läßt ſeine Sklaven ſo grauſam geißeln, wie dort freigeborene Menſchen abgeſtraft werden. Bei allem dem iſt noch das Unerträglichſte, daß ſie gezwungen werden, für ihre Knechtſchaft ſelbſt ihren Unterdrückern gegen diejenigen kämpfen zu helfen, die ſie davon befreien wollen, und ſich Gefahren auszuſetzen, von deren Erfolg ſie nichts anders zu erwarten haben, als unmittelbares Verderben, wenn ſie unterliegen, und ewig dauernde Knechtſchaft, wenn ſie die Oberhand behalten.

---

*) In dem Antalkidiſchen Frieden ſchrieb Artaxerxes die Bedingungen vor: daß das aſiatiſche Feſtland und Cypern dem Perſer gehöre, alle Inſeln und helleniſchen Staaten frei (autonom) ſeien und die Athener ihre ganze Bundesgenoſſenſchaft außer Lemnos, Imbros, Skyros verlieren ſollten. Die Spartaner als Friedensvollſtrecker waren in Wahrheit die regierenden Herren in Griechenland geworden. Da Athens Seemacht gebrochen war, herrſchte auf dem Meere das Seeräuberweſen.

Alle dieſe Übel, wem anders können ſie mit Recht ſchuld gegeben werden, als den Lacedämoniern? die mit einer ſo großen Macht gleichgiltig darüber wegſehen, wie abſcheulich ihre Bundesgenoſſen mißhandelt werden, und wie der Barbar ſeine Herrſchaft über die Hellenen mit ihren eignen Kräften zu befeſtigen weiß. Es war eine Zeit, da ſie (nach ganz andern Grundſätzen handelten; da ſie) dem Volke ſeine Rechte behaupten und die Tyrannen vertreiben halfen: nun aber haben ſie ſich ſo gänzlich verändert, daß die Demokratie öffentliche Feinde und die Monarchie erklärte Beſchützer an ihnen hat. So haben ſie, nachdem der Friede ſchon geſchloſſen war, die Republik der Mantineier aufgehoben und den Thebanern ihre Kadmeiſche Burg weggenommen; ſo führen ſie noch in dieſen Tagen Krieg mit den Olynthiern und Phliaſiern; ſo helfen ſie dem König Amyntas von Macedonien, dem Tyrannen Dionyſios zu Syrakus und dem Barbaren, der ſchon ganz Aſien in ſeiner Gewalt hat, was ſie nur immer können, ihre Macht ſo weit als möglich auszudehnen. Wie? Es ſollte nicht widerſinnig ſein, wenn die Vorſteher der Hellenen ſich beeifern, einen einzigen Mann zum Herrn ſo vieler Menſchen zu machen, daß ihre Zahl zu finden keine leichte Aufgabe wäre: den anſehnlichſten Städten hingegen nicht einmal erlauben wollen, ihre eigenen Herren zu ſein, ſondern ſie zur Knechtſchaft ſogar zwingen, wenn ſie anders ihrem gänzlichen Untergang entgehen wollen? Oder kann etwas Abſcheulicheres ſein, als wenn man ſehen muß, daß diejenigen, die ſich die Hegemonie anmaßen, mit den Hellenen allein in unaufhörlicher Fehde leben, mit den Barbaren hingegen ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis geſchloſſen haben?

Man glaube nicht, daß ich aus Leidenſchaft oder böſem Willen mich ſo hart über dieſe Dinge ausgedrückt habe, da ich doch anfangs zur Ausſöhnung zu raten verſprochen. Meine Abſicht iſt keineswegs, die Republik der Lacedämonier anzuklagen, ſondern ſie, wofern es durch Zureden und Vernunftgründe möglich iſt, zu bewegen, ſolchen (gemeinſchädlichen) Geſinnungen zu entſagen. Denn wie ſollte man jemanden von Vergehungen zurückbringen und zu einem entgegengeſetzten Betragen geneigt machen können, ohne ihm ſeine Sünden mit einigem Nachdruck vorzuhalten? Man vergeſſe nicht, daß ein großer Unterſchied iſt, ob derjenige, der uns tadelt und beſchilt, unſern Nutzen zur Abſicht hat, oder ob er uns nur dadurch ſchaden will; eben daſſelbe kann in einer ganz entgegengeſetzten Meinung geſprochen werden und iſt alſo, nach dieſer, auch verſchieden auszulegen.

Übrigens haben wir den Lacedämoniern noch einen wichtigen Vorwurf zu machen, und der iſt: daß ſie, welche ohne alles Bedenken ihre Nachbarn (die Heloten und Meſſenier) ihrer Stadt Sklavendienſte zu thun nötigen, nicht die geringſte Anſtalt treffen, ihren ſämtlichen Bundesgenoſſen den nämlichen Vorteil zuzuwenden, und, mit Beilegung unſerer Händel unter einander, alle Barbaren zu Heloten der geſamten Hellas zu machen. Und gleichwohl wären es Unternehmungen dieſer Art, womit Männer, deren Stolz ſich auf das Gefühl ihrer angebornen Größe, nicht auf die Gunſt des Glückes gründet, ſich beſchäftigen ſollten, anſtatt unerſchwingliche Abgaben auf die armen Inſelbewohner zu häufen, welche man nicht ohne Mitleiden genötigt ſehen kann, aus Mangel an Land ihre dürren Felſen anzubauen, während die Einwohner Aſiens, wegen Überfluß an fruchtbarem Boden, den größten Teil deſſelben brach liegen laſſen, und doch aus dem wenigen, was ſie bauen, ſchon unermeßliche Reichtümer ziehen. Ich kann mir nicht verwehren zu denken, wenn Leute, die aus fernen Landen kämen, dem gegenwärtigen Gang der Dinge bei uns zuſehen, ſie würden glauben, wir müßten beiderſeits in einem hohen Grade wahnſinnig ſein, daß wir einander um ſo kleinlicher Vorteile willen das Leben ſauer machen, da es doch nur auf uns ankäme, ohne Mühe ſo reich zu ſein, als wir wollten, und daß wir unſer eigenes Land zu grunde richten, da wir die Früchte des ganzen Aſiens einernten könnten. Der Perſer hat nichts angelegeneres, als auf Mittel zu ſinnen, daß unſere Kriege untereinander nie ein Ende nehmen.

Befreiung Thebens durch Pelopidas (378 v. Chr.). Zwei Parteien, eine demokratiſche unter Ismenias und Androclidas, und eine ariſtokratiſche unter Archias, Leontidas und Philippus, lagen in Theben in hartem Kampfe mit einander, als gerade Phöbidas, ein ſpartaniſcher Feldherr, auf dem Marſche nach der Stadt Olynthus mit einem Heere in der Nähe vorbeizog. Dieſen wußten die Ariſtokraten, wiewohl Theben in Frieden mit Sparta war, zu bereden, daß er unvermutet die Stadt überfiel und die Burg einnahm. Darauf ließen ſie unter dem Schutze der ſpartaniſchen Beſatzung die Häupter der Gegenpartei hinrichten, andere, darunter Pelopidas, verbannten ſie und ſo ſeufzte die Stadt fünf Jahre unter dem harten Joche der Tyrannen. Die Spartaner nahmen zwar dem Phöbidas den Heeresbefehl, legten ihm auch eine bedeutende Geldbuße auf, aber dennoch behielten ſie die Burg in Beſitz. Ja, ſie forderten ſogar die Athener auf, die thebaniſchen Flüchtlinge, welche dort Aufnahme gefunden, aus ihrer Stadt zu entfernen. Dieſe aber wollten den Thebanern den Dank dafür, daß ſie ihren Flüchtlingen unter Thraſybulus Vorſchub geleiſtet, nicht ſchuldig bleiben und kehrten ſich nicht an die Aufforderung der Spartaner.

Unter den Ausgewanderten zu Athen war Pelopidas, aus einer angeſehenen und reichen Familie, wiewohl einer der jüngſten, doch am eifrigſten und thätigſten zur Befreiung ſeiner Vaterſtadt bemüht. Er wußte ſeine Schickſalsgenoſſen zuerſt einzeln für einen kühnen Plan zu gewinnen und dann insgeſamt zu einem Unternehmen gegen die Tyrannen zu begeiſtern. Darauf meldete er das Vorhaben heimlich den zurückgebliebenen Freunden zu Theben. Unter dieſen war Charon, ein angeſehener Mann, bereit, ſein Haus zu heimlicher Verſammlung herzugeben, Phyllidas wußte ſich die Stelle eines Schreibers bei Archias zu verſchaffen, und Epaminondas hatte die Jugend durch Belebung ihres Selbſtgefühls auf den Ringplätzen für die Wiedergewinnung der Freiheit empfänglich gemacht.

Nachdem alles vorbereitet war, beſchloß man, an die thebaniſche Grenze zu ziehen und von da aus vorerſt einige der Jüngeren vorauszuſchicken. Zu dieſem Wagnis erbot ſich zuerſt Pelopidas, und an ihn ſchloſſen ſich dann andere Männer aus den angeſehenſten Familien an, welche durch gegenſeitige Freundſchaft eng verbunden, ſtets um den Preis der Ehre und Tapferkeit wetteiferten. Dieſe nun, ihrer 12 zuſammen, begaben ſich, nachdem ſie es Charon gemeldet, in Jagdkleidern, mit Jagdgeräte verſehen und von Hunden begleitet auf den Weg, und durch Schneegeſtöber begünſtigt, ſchlichen ſie ſich, der eine da, der andere dort, noch bei Tage in die Stadt und kamen unbemerkt in Charons Haus an. Daſelbſt fanden ſich in allem ihrer 48 zuſammen.

Phyllidas, der vertraute Schreiber, hatte den Archias und ſeine Genoſſen auf dieſen Tag zu einem Gaſtmahl bei ſich eingeladen, um ihrer, wenn ſie von Genüſſen erſchöpft und von Wein berauſcht wären, deſto leichter Herr werden zu können. Noch aber waren ſie nüchtern und beſonnen, als ein dunkles Gerücht von Ausgewanderten, die in der Stadt verſteckt ſeien, zu ihren Ohren drang. Und obwohl Phyllidas dem Geſpräch eine andere Wendung gab, ſo ſchickte doch Archias einen Diener, ab, den Charon ſogleich zu rufen. Dieſer begab ſich zu Archias, ſein Inneres zu verläugnen gefaßt. Als er an deſſen Thüre kam, trat derſelbe mit Philippus heraus und ſprach: „Ich höre Charon, daß ſich Fremde in die Stadt eingeſchlichen haben und bei Bürgern verſteckt ſind, die es mit ihnen halten.“ Charon, zuerſt beſtürzt, faßte ſich doch bald und fragte, wer die Eingeſchlichenen ſeien und wer ihre Hehler? Und als er des Archias Unſicherheit bemerkte, fuhr er fort: „Laßt euch nur nicht durch ungegründetes Gerede beunruhigen! Indes iſt es doch geraten, nichts gering zu achten, und ich will mich daher auch auf Kundſchaft legen.“ Dieſen Worten zollte Phyllidas, der dabei ſtand, Beifall, und nachdem er den Archias wieder hineingeführt hatte, ſchenkte er ihm vom beſten Weine tüchtig ein und benahm ihm alle weitere Beſorgnis. Noch aber drohte eine größere Gefahr. Archias erhielt von einem Gaſtfreunde in Athen einen Brief, worin nicht bloß Verdacht geäußert, ſondern der ganze Anſchlag entdeckt wurde, und der Bote, welcher ihn überbrachte, fügte mündlich hinzu, der Inhalt ſei von Wichtigkeit, darum möge er ihn gleich leſen. Doch Archias, der jetzt trunken war, ſagte lächelnd: „Auf morgen die Sorgen!“ und damit ſchob er den Brief unter ſein Kiſſen, während Phyllidas fortfuhr, ihn durch Geſpräch zu zerſtreuen.

Als endlich die paſſende Zeit erſchien, brachen die Verſchworenen in zwei Abteilungen auf, Pelopidas und Damoklidas gegen Leontidas und Hypates, die nahe bei einander wohnten; gegen Archias und Philippus aber Charon und Mellon, in Frauenkleidern über den Harniſchen und dichte Kränze auf dem Kopf, um ihr Geſicht unkenntlich zu machen. Wie dieſe an der Thüre des Saales erſchienen, erhub die trunkene Geſellſchaft, die ſie für Frauen hielt, ein lautes Händeklatſchen. Alsbald aber zogen jene die Schwerter und ſtürzten auf Archias und Philippus ein und hieben ſie nieder, und diejenigen von den andern, welche nicht, wie Phyllidas ihnen riet, ruhig am Platze blieben, wurden mit denſelben im Rauſche erſchlagen.

Als ſich nach vollendetem Werke beide Abteilungen wieder vereinigt hatten, ſchickten ſie vorerſt Boten ab zu der Schar der übrigen Verbannten, die an der attiſchen Grenze ihrer harrten, dann riefen ſie die Bürgerſchaft zur Freiheit auf und nahmen, um ſie zu bewaffnen, Rüſtungen und Waffen aus den Werkſtätten und Hallen weg, wo ſie deren habhaft wurden. Jetzt führte ihnen auch Epaminondas und Gorgidas eine tüchtige Schar Bewaffneter zu Hilfe. Bereits war die ganze Stadt in Aufruhr, überall Lärmen und Licht um die Häuſer und allgemeines Hin- und Herrennen. Noch aber war die Menge nicht verſammelt, ſondern voll Furcht und Beſorgnis erwartete jeder den Morgen. Aber auch die ſpartaniſche Beſatzung, die an 1500 Mann ſtark war, hielt ſich ruhig auf der Burg. Mit Tagesanbruch waren die übrigen Verbannten von der Grenze ſchon angelangt und das Volk verſammelt. Da führte Epaminondas, in Begleitung der Prieſter, welche die Bürger zur Freiheit und die Götter zur Hilfe aufriefen, den Pelopidas und ſeine Freunde in die Volksverſammlung herein. Und bei dem erhebenden Anblick ſtand die Gemeinde auf und begrüßte die Männer mit Händeklatſchen und Zuruf als Retter und Wohlthäter.

Sogleich dann belagerte Pelopidas nebſt Charon und Mellon, vom Volke zu Kriegsoberſten erwählt, die Burg, und bedrängten die Beſatzung ſo arg, daß ſie bald gegen freien Abzug dieſelbe räumte, kurz vor Ankunft des zum Entſatz heraneilenden Heeres, dem ſie bei Megara begegneten.

Nach Plutarch, Pelopidas (5—12.)

Rede über die Freiheit der Rhodier (351).

Von Demoſthenes (384—322 v. Chr.).

Einleitung.

Um die Kunſt des Demoſthenes in dieſer Rede, welche im 2. Jahre der 107. Olympiade (351 v. Chr.) gehalten worden, hinlänglich zu verſtehen, müſſen wir einiges aus der Geſchichte von Rhodos vorausſchicken.

Dieſes Eiland, an der ſüdlichen Spitze von Klein-Aſien, Karien gegenüber, gelegen, war durch ein mildes Klima und einen fruchtbaren Boden begünſtigt und von thätigen Menſchen bewohnt, früh zum Reichtum gelangt. Schiffahrt und Handel blühete hier, und die Alten rühmen die weiſen Geſetze, durch welche Rhodos beides zu erhalten bemüht war. Die Verfaſſung des Landes war in ältern Zeiten demokratiſch, wie es einem kleinen, handelnden Volke am angemeſſenſten iſt, aber wahrſcheinlich ward der Genuß der Freiheit, wie in allen Staaten helleniſcher Abkunft, durch innern Zwiſt und Streit um Vorrang geſtört. Die oligarchiſche Partei, welche ſich hier gebildet hatte, benutzte zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges die Obergewalt, welche die Lacedämonier auf dem Meere gewonnen hatten, und begab ſich unter den Schutz dieſes Staates, welcher überall die ariſtokratiſchen Formen an die Stelle der Volksregierungen zu ſetzen ſuchte. Doch war dieſes nicht von langem Beſtand. Denn im erſten Jahre der 96. Olympiade bewog Konon, der ſich mit einer anſehnlichen Flotte in jenen Gewäſſern befand, die Einwohner dieſer Inſel, die Flotte der Peloponneſier aus ihrem Hafen zu vertreiben, den Bund mit Sparta aufzulöſen, und dafür ihn als Freund und Beſchützer in den Hafen aufzunehmen. So gewann zwar die Volkspartei unter dem Schutze Athens den Sieg, aber keine dauernde Übermacht. Mit der Entfernung der Athenäer erhoben die Unterdrückten ihr Haupt, und ſchon im 2. Jahre der 97. Olmpiade waren die Freunde der Lacedämonier ſtark genug, die demokratiſchen Anhänger Athens teils zu töten, teils zu verjagen und die Flüchtigen in die Acht zu erklären. Auch kamen ihnen ſogleich ſpartaniſche Schiffe zu Hilfe und benutzten den Vorfall für ihre Seemacht.

Die nächſten Ereigniſſe ſind nicht hinlänglich bekannt; doch muß man vermuten, daß um die 105. Olympiade Rhodos wiederum durch einen freien Bund mit Athen vereinigt war, nachdem Sparta die Oberherrſchaft des Meeres verloren hatte. Um dieſe Zeit ſtörte die Gewaltthätigkeit eines athenäiſchen Feldherrn von neuem das gute Verhältnis, das die Umſtände erzeugt hatten. Chares, welcher den Bundesgenoſſen des Staates furchtbarer zu ſein pflegte als den Feinden desſelben, war gegen Amphipolis geſchickt worden. Da er aber meinte, daß es ihm zu jeder Zeit leicht ſein würde, dieſe Stadt zu erobern, ging er nach Chios und Rhodos, wahrſcheinlich um Geld zu erpreſſen, woraus im 3. Jahre der 105. Olympiade jene Vereinigung und der Krieg entſtand, welcher unter dem Namen des Krieges der Bundesgenoſſen bekannt iſt, und im erſten Jahre der 106. Olympiade durch einen Frieden endigte, in welchem Athen, mit Vorbehalt des ſchwachen Rechtes der Beſchützung, den Inſeln die fruchtlos beſtrittene Autonomie zugeſtand.

Dieſer Krieg gab der oligarchiſchen Partei zu Rhodos gewonnenes Spiel. Unterſtützt von dem Könige von Perſien, den Chares durch ſeine Verbindung mit den aufrühreriſchen Satrapen von Aſien erbittert hatte, und der Königin von Karien, Artemiſia, erhob ſie ihr Haupt mit entſchiedener Obergewalt und bedrückte das Volk, das heißt die Anhänger der Demokratie, die ſich an Athen wendeten und um Hilfe baten. Dieſe Geſandtſchaft iſt es, welche die gegenwärtige Rede veranlaßt hat.

Seit dem Kriege mit den Bundesgenoſſen waren erſt wenige Jahre verfloſſen. Die Erinnerung an die Feindſeligkeiten der Rhodier mußten ſich alſo mit ihrem Geſuche erneuern, da es nur allzu bekannt war, daß gerade dieſer Staat, durch den König von Karien aufgeregt, die größten Anſtrengungen gegen Athen gemacht hatte. Dieſer Umſtand erſchwerte die Aufgabe, welche Demoſthenes zu löſen hatte. Er wollte zu einem Bündniſſe raten, welches der Unwille der Zuhörer widerriet und dem ſich noch überdies einige politiſche Bedenklichkeiten in Rückſicht auf das Intereſſe von Perſien entgegenſtellten. Jener Widerwille mußte verbannt, dieſe Bedenklichkeiten mußten hinweggeräumt werden; das Volk mußte die Überzeugung bekommen, daß es nicht unbeſonnen, ſondern ruhmvoll und nützlich ſei, den unterdrückten Rhodiern Hilfe zu leiſten.

Dieſe ſchwere Aufgabe wird von dem Redner mit großer Kunſt gelöſt. Er macht wahrſcheinlich, daß der König von Perſien bei einer Veranlaſſung dieſer Art keinen ſonderlichen Anteil an den Rhodiern nehmen, wenigſtens keine bedeutenden Anſtrengungen zur Verteidigung ihrer jetzigen Verfaſſung machen werde. Es würde aber unrühmlich und tadelnswert ſein, um einer ungewiſſen Beſorgnis willen, ein gerechtes, edles und nützliches Unternehmen aufzugeben.

Vor allen Dingen aber ſucht er zu zeigen, daß die Verteidigung der Demokratie eben ſo glorreich als notwendig ſei. Dies iſt der Mittelpunkt ſeines ganzen Vortrags; von hier mußten die Strahlen der Überzeugung ausgehen: und er konnte gewiß ſein, daß nur dann, wenn es ihm gelänge, hier Licht und Wärme anzuzünden, die Bedenklichkeiten ſeiner Zuhörer verſchwinden würden. Er zeigt, daß Athen hierdurch die Verleumdungen ſeiner Gegner am kräftigſten widerlegen, die Gunſt anderer Staaten gewinnen und ſeine eigne Verfaſſung befeſtigen werde, welche niemals Frieden mit der Oligarchie haben könne. Welchem Staate aber läge es mehr ob, als Athen, die Freiheit zu ſchützen, und, ohne Rückſicht auf leidenſchaftliche Eingebungen, aus Großmut und Liebe zum Recht den Unterdrückten beizuſtehen?

Bewundernswürdig iſt die Kunſt, mit welcher der Redner die Gemüter ſeiner Zuhörer auf das mannigfaltigſte zu bewegen ſucht. Es muß bemerkt werden, wie er vom Anfang an die edlen Gefühle der Großmut und Gerechtigkeitsliebe in ihren Herzen anregt und immer von neuem auf das zurückkömmt, was den Unwillen aufwiegen und erſticken konnte. Denn da, wo ſich ein ſtarkes Gefühl eigner Würde regt, ſinkt das Andenken an erlittenes Unrecht leicht zu Boden, und nichts iſt zum Vergeben geneigter, als der edle Stolz, der den gedemütigten Beleidiger tief unter ſich ſieht. Daher muß auch die Geringſchätzung nicht überſehen werden, mit welcher Demoſthenes an mehrern Stellen von den Rhodiern ſpricht. Es waltete dabei gewiß nicht bloß die Abſicht ob, ſeine eigene Unparteilichkeit zu bewähren, ſondern mehr als dies den großen Abſtand fühlbar zu machen, welcher zwiſchen Athenern und Rhodiern ſtatt fände, und den Edelmut ſeiner Mitbürger zu beleben, um ſie das Unwürdige einer lang gehegten Rachſucht fühlen zu laſſen. Man mag dies, wenn man will, rhetoriſche Kunſt nennen; mir ſcheint es jedoch, daß es der natürliche Ausdruck der Geſinnungen iſt, die aus dem innerſten Herzen unſers Redners hervorgingen, und daß er von dem Wunſche beſeelt war, dieſe edle, eines freien Volkes würdige Denkungsart in den Gemütern ſeiner Mitbürger zur Herrſchaft zu bringen.

Der Erfolg der Rede iſt unbekannt. Artemiſia ſtarb in dem nämlichen Jahre, und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Umſtand eine Veränderung in der politiſchen Lage von Rhodos hervorgebracht habe. Indeſſen ſcheint doch von jener Zeit an der Ariſtokratismus des Reichtums zu Rhodos die Oberhand behalten oder von neuem gewonnen zu haben. Ariſtoteles ſpricht von der Aufhebung der Demokratie auf dieſer Inſel, als einer Sache von dauernder Wirkung, und Strabo ſcheint von keiner andern Verfaſſung zu Rhodos gewußt zu haben, als der oligarchiſchen, die noch unter der Regierung Tibers beſtand.

Ich glaube, ihr Männer Athens, daß ihr bei Beratungen von ſolcher Wichtigkeit jedem der Mitberatenden Freiheit der Rede zugeſtehen müßt. Ich hab' es aber niemals für ſchwer gehalten, euch über das Heilſamſte zu belehren — denn im ganzen ſcheint ihr mir insgeſamt mit der Einſicht dazu begabt — wohl aber euch zur Ausführung des heilſamen Rats zu bewegen. Denn wenn etwas für gut befunden und beſchloſſen worden, ſo iſt es immer noch eben ſo weit von der Ausführung entfernt, als vor dem Beſchluſſe.

Es ereignet ſich jetzt eine Sache, wofür ihr, meines Erachtens, den Göttern Dank ſchuldig ſeid, daß ein Volk, welches nicht vor langer Zeit in ſeinem Übermute die Waffen gegen euch führte, jetzt auf euch allein ſeiner Wohlfahrt Hoffnung ſetzt. Dieſes Ereignis verdient, daß ihr euch freut; denn wenn ihr das Erforderliche darüber beſchließt, ſo wird die Stadt die Läſterungen ihrer Verleumder durch die That mit herrlichem Ruhm entkräften. Es beſchuldigten uns die Chier, Rhodier und Byzantiner hinterliſtiger Ränke gegen ſie [1]) und vereinigten ſich deshalb, gegen uns zu dem letzten Kriege. Es wird aber an den Tag kommen, daß Mauſolus,[2]) der dieſes veranſtaltete und beriet, den Rhodiern die Freiheit entriſſen hat, indem er ſich ihren Freund nannte; die Chier und Byzantiner aber, die ſich zu ihren Bundesgenoſſen aufwarfen, ſie im Unglück ohne Hilfe gelaſſen, ihr hingegen, von denen ſie fürchteten, allein von allen ihre Rettung bewirkt habet. Wenn dies nun von allen erkannt wird, ſo werdet ihr bewirken, daß in allen Städten das Volk in eurer Freundſchaft das Unterpfand ſeiner Wohlfahrt ſieht; und ein größeres Gut kann es nicht für euch geben, als bei allen eines freien und unverdächtigen Wohlwollens teilhaft zu werden.[3])

Ich wundre mich aber, wenn ich ſehe, daß dieſelben Männer, die um der Ägypter willen der Stadt rieten dem Könige entgegen zu treten,[4]) jetzt, wo es die Sache des Volks der Rhodier gilt, Furcht vor ihm haben. Nun weiß doch aber jedermann, daß die Rhodier Hellenen ſind, jene hingegen unter der Herrſchaft des Königs ſtehen. Wahrſcheinlich erinnern ſich noch einige unter euch, daß ich bei der Beratung über die Sache des Königs zuerſt auftrat, und entweder allein oder doch faſt allein den Rat gab, nicht die Feindſchaft gegen ihn zum Grunde einer Rüſtung zu machen, ſondern euch gegen die kundbaren Feinde zu rüſten, jenen aber abzuwehren, wenn er euch weh zu thun verſuchte. Dieſes trug ich euch vor, ihr aber waret dieſer Anſicht nicht entgegen, ſondern auch euch gefiel es ſo. Nun iſt mein jetziger Vortrag dem damaligen gemäß. Denn wenn ich bei dem Könige wäre, und er mich zum Ratgeber nähme, ſo würd' ich ihm eben ſo zureden wie euch; das Seinige mit den Waffen zu verteidigen, wenn ihn einer der Hellenen befeindete, nach dem aber, was ihn nichts angeht, auf keine Weiſe zu ſtreben. Wenn ihr alſo gänzlich entſchloſſen ſeid, ihr Männer Athens, alles, was der König durch Überraſchung oder durch Verführung einiger in den Städten erhalten mag, preis zu geben, ſo habt ihr, nach meinem Urteil, keinen edeln Entſchluß gefaßt; glaubt ihr hingegen für die gerechte Sache, wenn es nötig iſt, kämpfen und jegliche Beſchwerde übernehmen zu müſſen, ſo werdet ihr erſtlich um deſto weniger in dieſen Fall kommen, je feſter ihr hierbei beharrt, dann aber dadurch die rechte Denkungsart an den Tag legen.

Daß ich nun aber nichts Neues ſage, wenn ich jetzt die Rhodier zu befreien verlange, und auch ihr, wenn ihr mir folgt, nichts Neues thut, darüber will ich euch etwas, das, vormals geſchehen, euch erſprießlich geworden iſt, ins Gedächtnis zurück rufen. Ihr ſchicktet einſtmals, ihr Männer Athens, den Timotheus dem Ariobarzanes zum Beiſtand aus, mit dem Zuſatze, in dem Pſephisma „den Vertrag mit dem Könige nicht zu verletzen.“ Als nun Timotheus ſah, daß Ariobarzanes offenbar von dem Könige abgefallen ſei, und Samos vom Kyprothemis, einem Angeſtellten des königlichen Statthalters Tigranes, beſetzt war, entſagte er dem Vorhaben, jenem Hilfe zu leiſten, legte ſich aber vor Samos und befreite den Ort.[5]) Und bis auf den heutigen Tag iſt darüber kein Krieg gegen euch ausgebrochen. Denn es iſt nicht gleich viel, ob jemand aus Eroberungsſucht, oder ob er für ſein Eigentum kämpft. Gegen Übervorteilung kämpft jeder aus allen Kräften, für Gewinn nicht ſo; ſondern nach dieſem trachtet er, wenn man ihn gewähren läßt; wenn er aber gehindert wird, hält er den Widerſtand nicht für eine ungerechte Beleidigung.

Glaube ich nun aber, daß Artemiſia der Stadt, wenn ſie ſich auf dieſes Unternehmen einließe, keinen Widerſtand leiſten würde[6]), ſo will ich euch kurz meine Gründe ſagen, und ihr möget dann urteilen, ob ich dies mit Recht glaube oder nicht. Ich meine alſo, daß, wenn der König in Ägypten alles, ſo wie er es beabſichtigte, ausgeführt hätte, Artemiſia alles verſucht haben würde, ihm Rhodos zu verſchaffen, nicht aus Wohlwollen gegen den König, ſondern weil ſie wünſchen mußte, ſich einen ſo nahen Nachbar durch irgend einen wichtigen Dienſt auf das möglichſte zu befreunden; da es ihm aber ſo ergangen iſt, wie man ſagt, und das Unternehmen ihm fehlſchlug, ſo muß ſie glauben, wie es auch iſt, daß dieſe Inſel für jetzt dem Könige wenig nütze, ihrer eigenen Herrſchaft aber bei jeder Bewegung ein Hindernis werden könnte. Daher ſcheint es mir, daß ſie Rhodos weit lieber in euren Händen ſehen wird als in den ſeinigen, wenn ſie nur nicht öffentlich dazu mit wirken darf. Ich glaube ſogar, daß ſie nicht einmal Beiſtand ſenden wird, oder, wenn ja, nur ſchlecht und kärglich; denn, was den König ſelbſt betrifft, ſo kann ich zwar nicht behaupten, ſeine Abſicht zu kennen; wohl aber kann ich mit Recht verſichern, daß es für die Stadt wichtig ſei, endlich zu erfahren, ob er ſich Rhodos zueignen will oder nicht. Denn will er dieſes, ſo habt ihr nicht bloß über die Rhodier, ſondern über euer und aller Hellenen Schickſal zu ratſchlagen.[7]) Indes wenn die Rhodier, welche jetzt die Stadt im Beſitz haben (die von Fremden unterſtützten Arriſtokraten), ſie durch ſich ſelbſt behaupteten, ſo würde ich euch keineswegs raten, euch dieſer anzunehmen, wenn ſie euch auch alles zu leiſten verſprächen. Denn ich ſehe, daß ſie ſich anfänglich, um die Volksgewalt aufzulöſen, einige ihrer Mitbürger zugeſellten, und, ſobald dieſer Zweck erreicht war, ſie wiederum verjagten; von ſolchen Leuten aber, die keiner Partei Treue erwieſen haben, kann ich nicht glauben, daß ſie ſichere Bundesgenoſſen ſein werden; und ich würde niemals mit meinem Vorſchlage aufgetreten ſein, wenn es ſich dabei nur um den Vorteil der Rhodier handelte; denn ich bin weder der Proxenos[8]) dieſer Leute, noch durch eignes Gaſtrecht an einen von ihnen geknüpft. Wenn aber auch beides wäre, ſo würde ich doch nicht aufgetreten ſein, wenn ich es euch nicht für nützlich geachtet hätte; denn, was den Rhodiern begegnet iſt, wenn anders der ſo ſagen darf, der für ihre Rettung ſpricht, darüber freu' ich mich mit euch, und ſehe gern, daß ſie, die uns unſere rechtmäßigen Beſitzungen mißgönnten, ihre eigene Freiheit verloren haben; und da ſie auf gleiche Bedingungen Bundesgenoſſen von beſſern, als ſie ſind, von Hellenen und Athenern, werden konnten, Barbaren und Sklaven,[9]) denen ſie ihre Burgen überantwortet haben, dienen müſſen. Faſt aber möchte ich ſagen, daß, wenn ihr ihnen jetzt Beiſtand leiſtet, ihnen dieſe Ereigniſſe ſogar Nutzen bringen. Denn wären ſie glücklich geweſen, ſo weiß ich nicht, ob ſie, als Rhodier, jemals hätten vernünftig ſein wollen; da ſie aber durch Erfahrung gelernt haben, daß der Unverſtand für viele eine Quelle vieler Übel wird, ſo werden ſie vielleicht, wenn es ſich trifft, in Zukunft weiſer ſein. Dies aber iſt, meiner Überzeugung nach, kein geringer Gewinn für ſie. Ich behaupte alſo, daß man ſuchen müſſe, dieſe Leute zu retten, nicht aber ihnen grollen, ſondern bedenken, daß ihr ja auch öfters von Argliſtigen getäuſcht worden ſeid, und dafür zu büßen nicht für Recht halten würdet.

Erwäget aber auch dies, ihr Männer Athens, daß ihr viele Kriege geführt habt, ſo wohl gegen demokratiſche als gegen oligarchiſche Staaten; dies wißt ihr auch ſelbſt; worüber ihr aber gegen beide die Waffen führt, das bedenkt vielleicht keiner von euch. Worüber alſo? Gegen Demokratien entweder wegen beſonderer Beſchwerden, die auf gütlichem Wege nicht beigelegt werden können, oder um Landbeſitz und Grenzen oder des Ruhms und der Hegemonie wegen; gegen Oligarchien aber über keine dieſer Urſachen, ſondern der Verfaſſung und der Freiheit wegen; daher ich kein Bedenken trage, zu behaupten, daß es euch zuträglicher ſei, mit allen demokratiſch regierten Hellenen im Krieg als mit oligarchiſchen in Freundſchaft zu ſtehen. Denn mit freien Völkern werdet ihr ohne Mühe Frieden machen, ſobald ihr nur wollt, mit oligarchiſchen aber halte ich ſelbſt die Freundſchaft nicht für gefahrlos; denn unmöglich können Oligarchen gegen das Volk, Herrſchſüchtige gegen die Freunde der Gleichheit Wohlwollen hegen.

Ich wundre mich aber, wenn niemand von euch daran denkt, daß, da den Chiern und den Mytilenäern und jetzt den Rhodiern und, faſt möchte ich ſagen, allen Menſchen dieſes Joch auferlegt worden iſt, auch unſre Verfaſſung dadurch in Gefahr gerät und nicht überlegt, daß, wenn ſich alles zu Oligarchien bildet, dieſe unmöglich die Volksregierung bei euch beſtehen laſſen können. Denn ſie wiſſen, daß niemand anders als ihr die Sachen wieder zur Freiheit zurückführen wird, ſo daß ſie eine Verfaſſung werden zerſtören wollen, von der ſie Unheil für ſich erwarten. Wenn andere Ungerechtigkeiten begehen, ſo müſſen die, welche übels von ihnen gelitten haben, ſie für ihre Feinde halten; wer aber die Verfaſſung freier Staaten aufhebt und ſie in oligarchiſche umwandelt, den rate ich für einen gemeinſamen Feind aller derer zu halten, welche nach Freiheit ſtreben. Ferner, ihr Bürger Athens, iſt es auch der Gerechtigkeit gemäß, da ihr ſelbſt in demokratiſcher Verfaſſung lebt, gegen unterdrückte Völker dieſelben Geſinnungen zu zeigen, die ihr wünſchen würdet, bei andern zu finden, wenn euch, was nimmer geſchehen möge, ſolch ein Unglück begegnete. Denn wenn auch jemand ſagen kann, daß den Rhodiern Recht geſchehen ſei, ſo iſt doch jetzt nicht die rechte Zeit hierüber Freude zu fühlen; denn der Glückliche ſoll ſich gegen den Unglücklichen immer hilfreich zeigen, da ja das künftige Schickſal allen Menſchen unbekannt iſt.

Ich habe oft an dieſer Stelle hier bei euch ſagen hören, daß, als unſer Volk im Unglück war, einige auf ſeine Rettung bedacht waren, von denen ich in dieſem Augenblicke nur die Argiver in Kürze erwähnen will, weil ich nicht möchte, daß, da ihr den Ruhm habt, immer Helfer der Unglücklichen zu ſein, ihr in dieſem Falle den Argivern nachſtändet. Dieſe alſo ließen ſich durch die Nähe der Lacedämonier, ihrer Grenznachbarn, die damals über Land und Meer geboten, nicht abſchrecken, ihr Wohlwollen gegen euch kund zu geben; ſondern, als Geſandte aus Lacedämon kamen, um die Auslieferung einiger eurer Ausgewanderten zu verlangen, faßten ſie den Beſchluß, jene als Feinde zu behandeln, wenn ſie ſich nicht vor Untergang der Sonne entfernten. Würde es nun nicht ſchimpflich ſein, ihr Männer Athens, wenn das Volk der Argiver die Macht Lacedämons in jener Zeit und ſeine Stärke nicht fürchtete; ihr aber, die ihr Athener ſeid, die Macht von Barbaren, und überdies ein Weib (die Artemiſia), fürchten wolltet? und doch hätten jene anführen können, daß ſie den Lacedämoniern oft untergelegen haben; ihr aber habt den König öfters beſiegt, und habt auch nicht einmal weder den Knechten des Königs, noch ihm ſelbſt untergelegen; denn wenn der König je etwas über dieſe Stadt vermocht hat, ſo iſt es dadurch geſchehen, daß er die ſchlechteſten der Hellenen und ihre nichtswürdigſten Verräter mit Geld erkaufte, aber außerdem nie. Und auch dieſes hat ihm keinen Vorteil gebracht, indem zu eben der Zeit, wo er durch die Lacedämonier die Kraft Athens ſchwächte, er in ſeinem eignen Reiche im Kriege mit Klearchus und Kyrus gefährdet war. Er hat alſo weder durch offenbare Gewalt geſiegt, noch haben ihm Ränke Vorteil gebracht. Ich ſehe aber, daß einige von euch den Philippus als einen unbedeutenden Feind oft gering ſchätzen, den König hingegen als einen mächtigen Feind für jeden Gegner fürchten. Wenn wir nun dem einen aus Geringſchätzung keinen Widerſtand thun, dem andern aus Furcht alles zugeſtehen, wem, ihr Männer Athens, werden wir uns denn entgegenſtellen?

Es giebt aber einige, ihr Männer Athens, bei euch, die mit großer Geſchicklichkeit die Rechte anderer gegen euch zu verteidigen wiſſen. Dieſen möchte ich nur raten, ſich lieber die Verteidigung eurer Rechte gegen andere zur Pflicht zu machen, um ſelbſt zuerſt mit einem Beiſpiele geziemenden Handelns vorzuleuchten; da es ungereimt iſt, euch über das, was gerecht iſt, zu belehren, und doch ſelbſt nicht gerecht zu ſein. Denn das iſt doch fürwahr nicht gerecht, wenn ein Mitbürger nur, was gegen euch, nicht was für euch iſt, erſpäht. Erwäget doch, ich beſchwöre euch, warum ſich niemand in Byzanz findet, der ſeine Mitbürger warne, Chalkedon wegzunehmen, welches jetzt in den Händen des Königs iſt, vormals aber uns gehörte, jenen aber auf keine Weiſe zuſteht?[10]) oder Selymbria, eine uns vordem verbündete Stadt, zinsbar zu machen, und ihrem Gebiete die Grenzen zu ſetzen gegen die Verträge und Eidſchwüre, durch die den Städten die Selbſtändigkeit zugeſichert iſt? Oder warum iſt niemand, der den Mauſolus, ſo lange dieſer lebte, oder nach ſeinem Tode die Artemiſia belehren will, daß es Unrecht ſei, Kos, Rhodos und andere helleniſchen Städte zu nehmen, die der König, der jener Herr iſt, durch Verträge den Hellenen abgetreten hat, und für die die Hellenen jener Zeit viele Gefahren und rühmliche Kämpfe beſtanden haben? Wenn aber auch wirklich jemand ihnen beiden dieſes ſagt, ſo findet ſich doch, wie es ſcheint, niemand, der ihm Gehör gäbe.

Ich glaube nun allerdings, daß es gerecht ſei, das Volk der Rhodier in ſein Recht zurückzuführen (die Demokratie wiederherzuſtellen); wenn es aber auch nicht gerecht wäre, ſo glaube ich dennoch, wenn ich auf das ſehe, was dieſe thun, dazu raten zu müſſen. Weshalb alſo? Weil, wenn alle, ihr Männer Athens, gerecht zu handeln ſtrebten, es für uns ſchimpflich ſein würde, dies allein nicht zu wollen; wenn aber alle andern ſich anſchicken Unrecht thun zu können, und ihr allein die Gerechtigkeit vorſchützen wolltet, um nichts zu thun, ich dies nicht für Gerechtigkeit, ſondern für Feigheit halte.[11]) Denn ich ſehe, daß alle Menſchen nur nach Verhältnis ihrer Macht das Recht beſtimmen; wie ich an einem, euch allen bekannten Beiſpiele zeigen kann. Es giebt einen zwiefachen Vertrag der Hellenen mit dem Könige: einen, den unſere Stadt geſchloſſen hat, den jedermann rühmt, und einen ſpätern, der von den Lacedämoniern herrührt, den man mißbilligt. In beiden ſind nicht dieſelben Rechte feſtgeſetzt.[12]) Denn bei den Gerechtſamen der Privaten geben in Freiſtaaten die Geſetze den Schwächeren und dem Stärkeren gleichen Anſpruch;

bei den helleniſchen Gerechtſamen aber wird das Recht von dem Überlegenen für die minder Starken beſtimmt.

Da euch nun die Kenntnis deſſen, was zu thun recht iſt, nicht mangelt, ſo müßt ihr auch darauf denken, die Ausführung davon in eurer Gewalt zu haben. Dies wird aber dann geſchehen, wenn ihr euch als die gemeinſamen Beſchützer der Freiheit aller betrachtet. Indes ſcheint es mir allerdings für euch vorzüglich ſchwer zu ſein, das Erforderliche zu thun. Alle die anderen Menſchen haben nur einen Kampf, den mit ihren offenkundigen Feinden, zu beſtehen, und wenn ſie dieſe beſiegt haben, dürfen ſie ſich ungehindert des Beſitzes ihrer Güter erfreuen. Euch aber, ihr Männer Athens, liegt ein doppelter Kampf ob: der, welchen auch die anderen zu beſtehen haben, und noch ein anderer, der jenem vorangeht und noch bedeutender iſt; denn immer müßt ihr erſt in euern Beratungen diejenigen überwältigen, die in eurer Mitte dem Wohle der Stadt entgegen ſind; und da dieſe nicht geſtatten, daß irgend etwas des Erforderlichen ohne Kampf geſchehe, ſo muß euch notwendigerweiſe vieles fehlſchlagen. Daß aber viele furchtlos dieſen Poſten im Staate wählen, daran mögen wohl vorzüglich die Vorteile ſchuld ſein, die ſie von ihren Lohnherrn ziehen;[13]) indes ſeid auch ihr nicht von aller Schuld frei zu ſprechen. Ihr ſolltet, ihr Männer Athens, für die Stellung im Staate denſelben Grundſatz befolgen, den ihr bei dem Kriegsdienſte habt. Worin beſteht dieſer? Den, welcher einen Poſten verläßt, auf welchen der Feldherr ihn geſtellt hat, glaubt ihr mit Ehrloſigkeit und Beraubung der gemeinſamen Rechte beſtrafen zu müſſen, eben ſo ſolltet ihr auch die, welche den ihnen von den Altvordern in dem Staate übergebenen Poſten verlaſſen und nach oligarchiſcher Weiſe regieren, des Vorrechtes berauben, an euern Beratſchlagungen teil zu nehmen. Nun aber haltet ihr zwar diejenigen Bundesgenoſſen, die ihr Eid verpflichtet, dieſelben Freunde und Feinde als ihr zu haben, für die wohlgeſinnteſten, unter euern Staatsmännern aber wollt ihr diejenigen, von denen ihr auf das beſtimmteſte wißt, daß ſie die Partei eurer Feinde ergriffen haben, für die treueſten halten.

Doch genug; denn dieſe Menſchen anzuklagen oder euch andern zu tadeln, iſt nicht ſchwer, aber Worte und Thaten zu finden, um das, was jetzt nicht recht iſt, zu beſſern, koſtet Mühe. Vielleicht aber iſt es jetzt nicht an der Zeit über alles zu ſprechen; denn, wenn ihr eure Vorſätze durch irgend eine nützliche That zu bekräftigen vermögt, ſo wird ſich vielleicht auch das übrige, eins nach dem andern beſſer ſtellen. Ich bin alſo der Meinung, daß ihr dieſe Sache mit Kraft beginnen und des Vaterlandes würdig handeln müßt, eingedenk der Freude, die ihr fühlt, wenn ihr die Vorfahren rühmen, das, was von ihnen vollbracht worden, erzählen, und ihre Siegeszeichen erwähnen hört. Erwäget alſo, daß dieſe von euern Vorfahren errichtet worden, nicht um ſie in müßigem Anſchauen zu bewundern, ſondern um auch die Tugenden ihrer Urheber nachzuahmen.

Anmerkungen: [1]) Wir beſitzen von dieſen Begebenheiten nur eine mangelhafte Kenntnis. Die Läſterungen, von denen D. hier ſpricht, müſſen wohl darin beſtanden haben, daß Athen die freien Bewohner der ihm verbündeten Inſeln unterdrücken wolle. Ein ſolcher Verdacht war nicht unwahrſcheinlich. Die Herrſchaft Athens war zu keiner Zeit ein leichtes Joch, und jetzt hatte es die Ausübung ſeiner drückenden Rechte einem Feldherrn überlaſſen, der nicht geeignet war, ſie beliebt zu machen. Wahrſcheinlich ſpielt Iſokrates auf den übelberüchtigten Chares an, wenn er ſagt: „Wir ſind ſo weit in unſerer Thorheit gegangen, daß, während es uns ſelbſt an den täglichen Bedürfniſſen fehlt, wir Söldlinge halten, unſere Bundesgenoſſen durch ſie bedrängen und Tribut ausſchreiben, um dieſen gemeinſamen Feinden aller Völker ihren Sold zu entrichten.“

[2]) Athen von den angeſchuldigten Abſichten zu reinigen, wälzt der Redner die Schuld auf den Mauſolus, den König von Karien. Es ſcheint, daß er ſagen wolle, Mauſolus habe die Rhodier durch erdichtete Gerüchte von den eigennützigen Abſichten Athens zu erſchrecken geſucht, um ſie von dem Bündniſſe abzuziehen und ſelbſt einen Einfluß auf ihren Staat zu gewinnen. Dieſe Entgegnung war nicht unwahrſcheinlich. Denn Mauſolus hatte, unter dem Vorwande des Schutzes, eine Beſatzung nach Rhodus gelegt, welche die ihm ergebene oligarchiſche Partei unterſtützte. Übrigens war Mauſolus als ein Vaſall des Königs von Perſien anzuſehen. Ihm folgte Ol. 106, 4. ſeine Gemahlin und Schweſter Artemiſia in der Regierung nach, die ſie 2 Jahre bis zu ihrem Tode verwaltete.

[3]) Gerade ſo urteilt, von gleichen Grundſätzen durchdrungen, Iſokrates in der Rede über den Frieden. Denn nachdem er ſeine Mitbürger zur Gerechtigkeit ermahnt hat, fährt er alſo fort: „Wenn ihr euch auf dieſe Weiſe betragt, auch in euern Rüſtungen und Übungen kriegeriſch, im übrigen aber friedlich zeigt, indem ihr nichts gegen Recht und Gerechtigkeit thut, ſo werdet ihr nicht nur dieſe Stadt, ſondern alle Hellenen beglücken. Denn kein Staat wird wagen, ſich an ihnen zu vergehen; ſondern ſie werden ſich bedenken und Ruhe halten, wenn ſie ſehen, daß ihr wacht und immer gerüſtet ſeid, den Gekränkten beizuſtehen. Und welcher Staat, welcher Menſch wird nicht ein Verlangen hegen, an eurer Freundſchaft teil zu nehmen, wenn er ſieht, daß ihr eben ſo wohl Gerechtigkeit übt, als die größte Macht beſitzt, und daß ihr andere retten wollt und könnt, ſelbſt aber keiner Hilfe bedürft? Und welchen Zuwachs muß dann dieſe Stadt gewinnen, wenn ihr ſolches Wohlwollen von andern zuteil wird? welcher Reichtum muß ihr zuſtrömen, wenn ganz Hellas ihr ſeine Rettung verdankt? und wer wird uns nicht als die Urheber ſo vieler und ſo großer Thaten rühmen?“

[4]) Dieſes geſchah bei dem Aufſtande des Tachos und Nektanebos in Ägypten. Dieſe Angelegenheit war in demſelben Jahre zur Sprache gekommen. Denn Ol. 107, 2. ſchickte Artaxerxes Ochus Geſandte an die vornehmſten Städte Griechenlands, um ſie zur Teilnahme an dem Kriege gegen Ägypten aufzufordern. Die Lacedämonier und Athenäer antworteten ihm: Sie wollten zwar Freunde der Perſer bleiben, aber Hilfstruppen würden ſie nicht geben. Die Vorſchläge von Feindſeligkeiten aber, von denen hier geſprochen wird, waren vielleicht zu der Zeit gethan worden, wo man einen Angriff des Königs auf Griechenland fürchtete. Wenigſtens ſetzt ſie Demoſthenes mit der Rede in Verbindung, die er bei jener Veranlaſſung (Ol. 106, 3.) über die Rüſtung Athens und die deshalb erforderlichen Einrichtungen gehalten hatte.

[5]) Die Griechen hatten Ol. 101, 3. mit dem König von Perſien Frieden geſchloſſen. Im 2. Jahre der 104. Olympiade erregten mehrere Satrapen Klein-Aſiens einen Aufſtand gegen den König, und unter dieſen Ariobarzanes, der Satrap von Phrygien und Mithridates Nachfolger, welchem die Athener, nebſt ſeinen Söhnen, das Bürgerrecht geſchenkt hatten. Indem er nun bei dem ihm befreundeten Staate Hilfe ſuchte, ſcheint er ihnen die wahre Beſchaffenheit ſeines Unternehmens verheimlicht zu haben; daher die Athener für gut fanden, bei Abſendung des Timotheus die Bedingung zu machen, welche in der Rede erwähnt wird. Dieſes Unternehmen erwähnt Cornelius Nepos mit flüchtigen Worten, indem er hinzuſetzt, daß auch Ageſilaus dem Ariobarzanes für eine erhaltene Summe beigeſtanden; Timotheus aber, ſtatt ſich ſelbſt zu bereichern, habe ſeinen Mitbürgern Länder und Städte verſchaffen wollen und Krithotes und Seſtos für ſie weggenommen. Der Einnahme von Samos aber thut dieſer Biograph in einem andern Zuſammenhange Erwähnung. Samos, das durch den oben gedachten Frieden ſeine Freiheit erhalten hatte, war widerrechtlich durch den Satrapen des Königes beſetzt worden. Harpokration, welcher dieſe Stelle des D. (S. 224) anführt, hat nichts für die Aufklärung der Geſchichte beigebracht.

[6]) Artemiſia hielt, nach dem Tode ihres Gemahls, Rhodus mit ihren Truppen beſetzt.

[7]) Ohne Zweifel weil eine ſolche Beſitznehmung ein offenbarer Bruch des mit Griechenland geſchloſſenen Friedens ſein würde.

[8]) Der Proxenos. So nannte man diejenigen, auf welche ein Staat die gaſtfreundlichen Verpflichtungen übertrug, in denen er mit einem anderen Staate ſtand. Sie beſorgten an dem Orte, wo ſie ſich befanden, die Geſchäfte des Staates, von dem ſie beauftragt waren, und nahmen ſich der Fremden, die von dort herkamen, an. Man vergleicht ſie paſſend mit den Reſidenten und Konſuln unſerer Zeit.

[9]) Der Beſatzung von Kariern, die Artemiſia in die Burg von Rhodos gelegt hatte.

[10]) Es erhellt aus dieſer Stelle, daß Chalkedon, welches Byzanz gegenüber am Eingange des Bosporos lag, damals von den Byzantiern angegriffen werden ſollte oder wirklich ſchon feindſelig behandelt worden war. Selymbria lag mitten zwiſchen Perinthus und Byzanz an den Ufern des Propontis. Es ſcheint aus dieſer Stelle, daß die Byzantier damals einen Teil des Gebietes von Selymbria ſich angeeignet hatten.

[11]) Wenn ich den Redner recht verſtehe, ſo nimmt er nur, der ihm eigentümlichen Kühnheit gemäß, dieſe unerwartete Wendung, um auf die nachdrücklichſte Weiſe ſeine Meinung durchzuſetzen. Für dieſe mußten 2 Klaſſen von Menſchen gewonnen werden, diejenigen, welche das Recht wollten, und die Politiker, die, unbekümmert um das Recht, nur dem Vorteile huldigten. Jenen war Genüge geſchehen, nun kommt auch an dieſe die Reihe, doch mit kurzen Worten. Wenn alle Menſchen nur das Recht wollten, ſo würde es ſchändlich ſein, etwas ohne Beiſtimmung der Gerechtigkeit zu thun. Aber bei dem beſtehenden Verhältnis der Staaten gegen einander iſt vor allen Dingen Macht erforderlich, um das Recht durchzuſetzen. Es muß daher auch von denen, die die Gerechtigkeit über alles achten, manches geſchehen, um ihre Macht ſicher zu ſtellen, auch ohne daß es gerade die Gerechtigkeit geböte, wenn ſchon nicht gegen dieſelbe. Denn in ſolchen Fällen, wo die Ungerechtigkeit überall ihr Haupt erhebt, müßig zu ſitzen, unter dem Vorwande, daß man keinen Rechtsgrund ſähe, ſich zu rüſten, iſt Trägheit und Feigheit, nicht Gerechtigkeitsliebe.

[12]) Die Meinung des Redners in dieſer dunkeln Stelle ſcheint mir folgende zu ſein: In den öffentlichen Verhandlungen und den Verhältniſſen der Staaten zu einander iſt die Macht der oberſte Grundſatz, nach welchem die Gerechtſame eines jeden beſtimmt werden. In 2 Verträgen der Hellenen mit den Perſern wurde das, was in den öffentlichen Verhältniſſen der Staaten Rechtens ſein ſollte, durch die mächtigern, dabei mitwirkenden Parteien beſtimmt, deren Willen ſich die kleineren Staaten fügen mußten. Beide Verträge waren weſentlich verſchieden, und dennoch erhielten beide eine vollkommene Rechtskraft und kamen wenigſtens darin überein, daß ſie einigen Staaten aufgedrungen werden mußten. Es giebt alſo im Rechte der Staaten kein allgemein gültiges Geſetz, ſondern nur ein Recht des Stärkeren, welches der eine mit mehr, der andere mit weniger Schonung ausübt.

[13]) Von denen, die ſie beſolden, um das Intereſſe des Vaterlandes zu vergeſſen.

(Einleitung, Überſetzung und Anmerkungen von Fr. Jacobs.)

Lob Attikas.

Von Sophokles (495—406 v. Chr.; im „Ödipus in Kolonos“).

Chor.

Zur roßprangenden Flur, o Freund,
Kamſt du, hier zu des Landes beſtem Wohnſitz,
Dem glanzvollen Kolonos, wo
Häufig flatternd die Nachtigall
In helltönenden Lauten klagt
Aus den grünenden Schluchten,
Wo weinfarbiger Epheu rankt
Tief im heiligen Laube des
Gottes, dem ſchattigen, früchtebeladenen,
Dem ſtillen, das kein Sturmwind
Bewegt, wo der begeiſterte
Freudengott Dionyſos ſtets hereinzieht,
Im Chor göttlicher Ammen ſchwärmend.

Gegenſtrophe 1.

Hier im ſchönen Geringel blüht
Ewig unter des Himmels Tau Narkiſſos,
Der altheilige Kranz der zwei
Großen Göttinnen; golden glänzt
Krokos: nimmer verſiegen die
Schlummerloſen Gewäſſer,
Die vom Strome Kephiſſos her
Irren; ewig von Tag zu Tag
Wallt er mit lauterem Regenguſſe durch
Der breiten Erde Fluren,
Das Land ſchnell zu befruchten, das
Auch die Chöre der Muſen nie verſchmähten,
Noch Kythere mit goldnen Zügeln.

Strophe 2.

Hier auch blüht ein Gewächs, wie im Gefild Aſia keines,
Noch auf doriſcher Flur, dort in dem weit
Prangenden Eilande des Pelops
Erwuchs; von ſelbſt ohne Pflege keimt es,
Der Feindesſperre Schrecken, das
Gewaltig aufblüht in dieſer Landſchaft:
Mein ſproßnährender, blauſchimmernder Ölbaum,
Den kein bejahrter, kein junger Heerfürſt
Je mit feindlicher Hand tilgend verheert:
Denn mit dem ewigen wachen Blick
Sehn Zeus Morios Augen ihn
Und helläugig Athene.

Gegenſtrophe 2.

Noch ein anderes Lob meiner Geburtserde, das beſte,
Des großwaltenden Meergottes Geſchenk,
Nenn' ich, des Land's edelſte Gabe —
Des Meeres Herrſchaft der Roſſ' und Füllen.
O Kronos' Sohn, du hobſt es ja
Zu dieſem Preis, hehrer Gott Poſeidon,
Der dem Roſſe den wutſtillenden Zügel
Am erſten umwarf auf dieſen Wegen.
Sieh, ſchnell rudernd, mit Macht nieder zum Meer
Hüpft in den Händen geſchwungen das
Ruder, das Nereïden rings
Hundertfüßig umtanzen!

(Überſ. von J. J. C. Donner.)

Aufruf des Fürſten Alexander Ypſilanti
an das griechiſche Volk.

Kämpfe Du für Glaube und Vaterland!

Die Stunde iſt gekommen, Hellenen! — Schon lange haben uns die Völker Europa's, indem ſie für ihre eigenen Rechte und für ihre Freiheit kämpfen, zur Nachahmung aufgefordert. Sie, die doch einigermaßen frei waren, haben aus allen Kräften getrachtet, ihre Freiheit, und durch dieſe ihre geſamte Wohlfahrt zu mehren!

Unſere Brüder und Freunde ſind allenthalben bereit. Die Serbier, die Sulioten, und der ganze Epirus, erwarten uns mit den Waffen in der Hand. Auf alſo! Auf! und uns aneinander geſchloſſen mit glühendem Eifer! Das Vaterland ruft uns!

Europa heftet ſeine Augen auf uns, und ſtutzt bereits über unſere Unbeweglichkeit. So mögen denn alle Berge Griechenlands von dem Schalle unſerer Kriegstrompete, und die Thäler von dem fürchterlichen Klange unſerer Waffen widerhallen! Europa wird unſere Großthaten anſtaunen, und unſere Tyrannen werden zitternd und bleich vor uns herfliehen.

Die aufgeklärten Völker Europa's beſchäftigen ſich mit der Wiederherſtellung ihrer eigenen Wohlfahrt, und voll Dankbarkeit für die Wohlthaten unſerer Voreltern gegen ſie, wünſchen ſie Griechenlands Freiheit! Wir, wert der Tugend unſerer Ahnen und des gegenwärtigen Zeitalters, hegen volle Hoffnung, ihren Schutz und ihre Hilfe zu erlangen. Viele Freunde der Freiheit werden von ihnen kommen, um mit uns zu kämpfen. Setzt euch alſo in Bewegung, Freunde, und alsbald werdet ihr eine große Macht als Schützer unſerer Rechte auftreten ſehen! Ihr werdet ſelbſt aus unſeren Gegnern viele, von der Gerechtigkeit unſerer Sache bewogen, dem Feinde den Rücken kehren und ſich mit uns vereinigen ſehen. Sie mögen ſich mit aufrichtigem Sinne zeigen, daß Vaterland wird ſie in ſeine Arme aufnehmen! Wer alſo hält noch euren männlichen Arm zurück? Unſer weibiſcher Feind iſt ſchwach und kraftlos; unſere erfahrenen Anführer und alle unſere Landsleute ſind voll von Glut. Verbindet euch alſo, wackere und großherzige Hellenen! National-Korps mögen gebildet, Legionen von Patrioten geſchaffen werden, und ihr werdet jenen alten Koloß des Deſpotismus im Angeſichte unſerer ſiegreichen Fahnen von ſelbſt einſtürzen ſehen. Von dem Schalle unſerer Trompete werden alle Küſten des Joniſchen und Aegäiſchen Meeres widerhallen. Die griechiſchen Schiffe, die ſich in Friedenszeiten auf den Handel und den Krieg verſtanden, werden in allen Häfen des Tyrannen mit Feuer und Schwert, Schrecken und Tod verbreiten. Welches griechiſche Herz wird bei dem Rufe des Vaterlandes gleichgiltig ſein? In Rom hob ein Freund Cäſars nur die Toga des Tyrannen empor, und das Volk ſtand auf; was werdet ihr thun, denen das Vaterland nackt ſeine Wunden zeigt, und mit gebrochener Stimme um Hilfe für ſeine Kinder fleht? Die göttliche Vorſicht, meine Freunde und Landsleute, hat ſich nun unſeres Unglücks erbarmt, und die Dinge ſo gefügt, daß wir mit geringer Mühe die Freiheit und mit ihr jede Glückſeligkeit erlangen können: wenn wir alſo aus verachtungswerter Stumpfheit gleichgültig bleiben, ſo wird der Tyrann noch in größere Wut geraten; er wird unſere Leiden vervielfältigen und uns für immer zum unglücklichſten aller Völker machen.

Wendet eure Augen, meine Landsleute, auf unſeren jammervollen Zuſtand! Sehet hier die Tempel entheiligt! dort unſere Kinder geraubt und der ſchamloſen Wolluſt unſerer barbariſchen Tyrannen auf die ſchändlichſte Weiſe hingegeben; unſere Häuſer entblößt, unſere Aecker verwüſtet und uns ſelbſt zu elenden Sklaven herabgewürdigt.

Es iſt Zeit, daß wir dies unerträgliche Joch abſchütteln, das Vaterland befreien, den Halbmond aus den Wolken zu ſtürzen und jenes Zeichen aufpflanzen, durch das wir immer ſiegreich ſind: das Kreuz, ſage ich, und daß wir ſo das Vaterland und unſere wahre Religion vor der frechen Verachtung dieſer Gottloſen rächen. Unter uns hat jener den meiſten Adel, der am männlichſten die Rechte des Vaterlandes verteidigt und ihm am nützlichſten dient. Das verſammelte Volk wird ſeine Senatoren erwählen, und dieſem höchſten Rate werden alle unſere Handlungen ſich zu fügen haben.

Laßt uns alſo mit gemeinſamen Sinne handeln; die Reichen mögen einen Teil ihrer eigenen Habe niederlegen; die geiſtlichen Hirten mögen das Volk mit ihrem eigenen Beiſpiele beſeelen, und die Gelehrten das Nützliche raten. Unſere Landsleute, die bei fremden Höfen im Militär oder in der Verwaltung dienen, mögen der Macht, bei der jeder dient, abdanken, und alle dem ihnen nun eröffneten großen und glänzendem Ziele zueilen und dem Vaterlande den ſchuldigen Tribut abtragen. Als tapfere Männer laſſet uns alle ohne Aufſchub uns mit der unbezwingbaren Waffe der Tapferkeit bewaffnen, und ich verſpreche binnen kurzem den Sieg und mit ihm alles Gute. Wie werden feige Söldlinge ſich einem Volke gegenüber zu ſtellen wagen, das für ſeine eigene Unabhängigkeit ſtreitet? Zeugen ſind uns die heldenmütigen Kämpfe unſerer Vorväter! Zeuge iſt Spanien, das zuerſt und allein die unbeſiegten Kohorten eines Tyrannen vernichtete. Mit Einigkeit, meine Mitbürger, mit Ehrfurcht gegen die heilige Religion, mit Unterwürfigkeit gegen die Geſetze, mit Mut und Standhaftigkeit iſt uns der Sieg gewiß und unausbleiblich; er wird mit immer unauslöſchlichen Buchſtaben unſere Namen zum Beiſpiele nachkommenden Geſchlechtern in dem Tempel der Unſterblichkeit aufzeichnen. Das Vaterland wird ſeine gehorſamen und echten Kinder mit Ruhm und Ehre lohnen; jene aber, die ungehorſam und taub gegen ſeinen jetzigen Ruf bleiben, wird es für untergeſchobene, aſiatiſche Früchte erklären, und ihre Namen, wie jene anderer Verräter, dem Fluche und den Verwünſchungen der Nachwelt preisgeben.

Laſſet uns alſo von neuem, tapfere und großherzige Hellenen, die Freiheit auf den klaſſiſchen Boden Griechenlands zurückführen! Laſſet uns kämpfen zwiſchen Marathon und Thermopylä! Laſſet uns kämpfen auf den Gräbern unſerer Väter, die dort, um uns freie Leute ſein zu laſſen, kämpften und fielen. Das Blut der Tyrannen iſt den Schatten des Thebaners Epaminondas und des Athenienſers Thraſybulus angenehm, der die 30 Tyrannen ſtürzte; es iſt angenehm dem Schatten des Harmodius und Ariſtogeiton, die das Joch des Piſiſtratus brachen, dem Schatten des Timoleon, der in Korinth und Syrakus die Freiheit herſtellte, ja dem Schatten des Miltiades, Themiſtokles, Leonidas und der 300, die ſofort die zahlloſen Heere der Perſer ſchlugen, deren barbariſche und entmanntere Nachkommen mit geringer Mühe gänzlich zu vernichten, uns heutzutage obliegt.

Zu den Waffen alſo, Freunde! Das Vaterland ruft uns.

(Anton Frhr. v. Prokeſch-Oſten, „Geſchichte des Abfalls der Griechen".)

Alexander Ypſilanti auf Munkacs.

Von A. Müller. (1794—1827.)

Alexander Ypſilanti ſaß in Munkacs hohem Turm,
An den morſchen Fenſtergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin, —
Und der Griechenfürſt erſeufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!"
An des Mittags Horizonte hing ſein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!"
Und er öffnete das Fenſter, ſah ins öde Land hinein:
Krähen ſchwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgeſtein.
Wieder fing er an zu ſeufzen: „Bringt mir keiner Botſchaft her
Aus dem Lande meiner Väter?" Und die Wimper ward ihm ſchwer —
War's von Thränen? war's von Schlummer? — und ſein Haupt ſank in die Hand.
Seht, ſein Antlitz wird ſo helle — träumt er von dem Vaterland?
Alſo ſaß er, und zum Schläfer trat ein ſchlichter Heldenmann,
Sah mit freudig-ernſtem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypſilanti, ſei gegrüßt und faſſe Mut!
In dem engen Felſenpaſſe, wo gefloſſen iſt mein Blut,
Wo in einem Grab die Aſche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut' geſiegt.
Dieſe Botſchaft dir zu bringen ward mein Geiſt herabgeſandt.
Alexander Ypſilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!" —
Da erwacht der Fürſt vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!"
Und er fühlt, von Freudenthränen ſind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauſcht ob ſeinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenſter, und die Schwingen in dem Mondenſtrahl er wiegt.

An die Hellenen.

„Nur Gebete hatte die Seele zum Himmel zu ſenden,
Tapfre Hellenen, für euch, für den befreienden Kampf,
Thatlos verwehten mir in den Lüften die Töne der Lyra,
Bloß in die Saiten allein durfte greifen die Hand;
Einſam erklangen dieſelben, wie Seufzer verheimlichter Liebe.
Jetzt iſt die Lyra verſtummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige aus der Fülle des glühenden Herzens,
Daß ſich's geſtalte zur That, Griechen, zu euerem Heil!"

(König Ludwig I. von Bayern, 1825.)

Mit Erlaubnis des Königs Ludwig I. war der bayeriſche Oberſt Heydeck im Jahre 1826 den Griechen zu Hilfe gezogen; dieſer berichtet über die griechiſchen Verhältniſſe an den bayeriſchen Feldmarſchall Fürſt Karl Wrede:

„Wer mit dem polizeilich europäiſchen Maßſtab die Dinge in Griechenland meſſen wollte, würde ſich und andere betrügen. Ein wirklich gutes, für die Freiheit vom türkiſchen Joch, für eine feſte Regierung und für das Aufhören aller Parteiungen und Plackereien bis zum Enthuſiasmus eingenommenes Volk, an deſſen Spitze ein kleiner Haufe von Menſchen, die Türkenknechte und Tyrannen ihrer Mitbürger waren, in allen Kniffen der abgefeimteſten Ränkeſucht bewandert, ohne Treue und Glauben, oft feig bis zum Meuchelmord, von ſchmutzigem Eigennutz und erbärmlichem Ehrgeiz, die ihre eigenen Streitigkeiten zur Volksſache machen und um tauſend Thaler, Bürgerblut zu vergießen ſich nicht ſchämen. Doch auch hier giebt es ehrenwerte Männer, die für das Vaterland ihr Herzblut, ihrer Familien Glück und alles hingeben, was ſie haben. Vor den Türken fürchten ſich die Griechen nicht, und ich glaube feſt, daß jene nie mehr Herren in Griechenland werden."

(Karl Theod. Heigel, „Ludwig I., König von Bayern".)

Mignon.[1]

Von Wolfgang von Goethe (1749–1832).

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? Auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maultier ſucht im Nebel ſeinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

---

[1] Dieſes Lied iſt „Wilhelm Meiſter's Lehrjahren" entnommen und dort der „Mignon" in den Mund gelegt, einem ſeltſamen Mädchen, welches aus ihrer Heimat Italien durch Seiltänzer entführt, von Wilhelm Meiſter aufgenommen wurde.

Kennſt du das Land?

Von Franz Grillparzer (1791–1872).

1819.

Gelobt ſei Gott! die Stund' iſt da,
Den Wanderſtab in die Hand!
Zu dir hin geht's, Italia,
Du hochgelobtes Land.

Der Pilger zieht mit Hut und Stab
Zum heil'gen Grabe weit,
So zieh' auch ich zu deinem Grab,
Du heil'ge entſchlaf'ne Zeit!

Und wie der Pilger auf ſeiner Bruſt
Reliquien trägt nach Haus,
So trag' auch ich in meiner Bruſt
Mir heil'ge Reſte heraus.

Die letzten Tröpfchen vom Wunderborn,
Der einſt ſo reichlich quoll,
Ein Fünkchen von deinem Götterzorn,
Du göttlicher Apoll!

Den Abdruck, Weltgebieter Zeus,
Von deiner Majeſtät!
Vom Dichterbaum ein Lorbeerreis
Der Maro's[1] Grab umweht.

Dein Bild, ſo hehr und unbefleckt,
Du Hohe von Medici[2],
Die, wenn ſie den Schauern die Schätze bedeckt'
Für ſich nicht errötet, für ſie.

Ja knieen will ich, Vergangenheit,
Vor deinen Gebilden aus Stein,
Der nackt die ernſte Schönheit beut,
Verachtend des Reizes Schein.

Ihn laſſend der frömmelnden Enkelwelt,
Die, von Gleisnerſinn erfüllt,
Die Lüſternheit zu ergänzen quält,
Was der ſchlaue Bildner verhüllt.

Und lernen will ich auf deinen Laut,
Was der Menſch bewirkt und erſchafft,
Wenn er dem Gott im Buſen vertraut
Und der gegebenen Kraft.

Dann kehr' ich heim mit ſtolzem Sinn
Und ſchaff' in geſättigter Ruh',
Was jung ſoll ſein, wie ich es bin,
Und alt ſoll werden, wie du.

Anmerkungen: 1) Vergilius Publius Maro, 70 v. Chr., bis 19 n. Chr., berühmter römiſcher Dichter, verfaßte das Heldengedicht „Aeneis", ferner Lehrgedichte und Idyllen; er ſtarb zu Brunduſium, dem heutigen Brindiſi. Sein angebliches Grab wird bei der Grotte des Pauſilipo in der Nähe von Neapel gezeigt. 2) Venus von Medici, die medizeiſche Venus, eine zu Florenz befindliche griechiſche Bildſäule der Aphrodite oder Venus, ein Werk des Bildhauers Kleomenes, und eine Umbildung der ſogenannten knidiſchen Venus des Praxiteles.

Florenz.

Von Auguſt Graf v. Platen (1796–1835).

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk
Mit wahrem Fug dich blühende Stadt genannt,
Nicht weil der Arno nagt an Hügeln,
Deren der kahlſte von Wein und Oel trieft;

Nicht weil die Saat aus wucherndem Boden keimt,
Nicht weil des Luſtparks hohe Cypreſſen und
Steineichen, ſamt Oliv' und Lorbeer,
Neben der Pinie nie verwelken;

Nicht weil Gewerbfleiß oder Verkehr dir blüht,
Den andre Städte miſſen, indes du ſtolz
Freiheit genießeſt, Ruhm genießeſt
Unter der milden Geſetze Weisheit:

Nicht weil im Prunkſaal Schätze der Kunſt du häufſt,
Vor denen jetzt ſtummgaffende Briten ſteh'n;
Wie manches Denkmal iſt, Florenz, dir
Fremder geworden als ſelbſt dem Fremdling!

Nie wieder tritt die Sonne der Medicis,
Was auch geſcheh'n mag, über den Horizont,
Längſt ſchläft Da Vinci[1], Buonarroti[2],
Macchiavell[3] und der alte Dante[4]:

Allein du blühſt durch deine Geſtalten fort,
Und jener Kunſt Vorbilder, ſie wandeln am
Lungarno[5] heut wie ſonſt, ſie füllen
Deine Theater noch an, wie vormals.

Kaum hat der Blick, vor zögerndem Unbeſtand
Sich ſcheuend, freudvoll eine Geſtalt erwählt,
Als höchſte Schönheit kaum gefeiert,
Wandelt die ſchönere ſchon vorüber!

Und hat das florentiniſche Mädchen nicht
Von früheſter Jugend liebend emporgeſtaunt
Zur Venus Tizians, und tauſend
Reize der Reizenden weggelauſchet?

Hier tändle Glück und Jugend, den Dichter nur,
Zum ſtrengen Ernſt anfeuert die Zeit nur ihn,
Und ihm zerbricht ſein früh'res Leben
Unter den Händen, wie Knabenſpielzeug.

Er rafft ſich auf, dem reifere Stunden grau'n,
Ihm naht der Wahrheit wehender Flügelſchlag,
Und mehr und mehr Zukunft im Herzen,
Lernt er entſagen der kalten Mitwelt.

Du aber blühe, glückliche Stadt, hinfort
In ſolcher Schönheit, ſolchem Gefühl der Kraft,
Wie auf dem Springquell hier der Meergott
Jenes unſterblichen Gian Bologna!

---

[1] Leonardo da Vinci, 1452–1519, ital. Maler, geb. zu Vinci bei Florenz. [2] Michelangelo Buonarroti, 1475–1564, ital. Bildhauer und Maler, geb. bei Florenz [3] Niccolo Macchiavelli, 1469–1527, florentiniſcher Staatsmann. [4] Dante Alighieri, 1265–1321, ein Florentiner ital. Dichter. [5] Prächtige, mit großartigen Gebäuden geſchmückte Straße längs des Arno.

Die Fiſcher auf Capri.

Von Auguſt Graf v. Platen (1796–1835).

Oktober 1827.

Haſt du Capri geſehn und des felſenumgürteten Eilands
Schroffes Geſtad als Pilger beſucht, dann weißt du, wie ſelten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffer zu ſpähn iſt:
Nur zwei Stellen erſcheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfahn, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbuſen.
Aber die andere Stelle (ſie nennen den kleineren Strand ſie)
Kehrt ſich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildnis,
Wo kein Ufer du ſiehſt als das, auf welchem du ſelbſt ſtehſt.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden: es liegen
Felſige Trümmer umher, und es brauſt die beſtändige Brandung.
Auf dem erhöhteren Fels erſcheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießſcharten verſehen; ſei's, daß hier immer ein Wachtturm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegſtahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunſt
Erſt in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope ſonſt ausſpannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verriet, ja tötete, ſeit er
Ans treuloſe Geſtad durch ſchmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigſt du herab in den ſandigen Kies, ſo gewahrſt du ein Felsſtück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung:
Dort anlehnt ſich mit rundlichem Dach die beſcheidene Wohnung
Dürftiger Fiſcher; es iſt die entlegenſte Hütte der Inſel,
Bloß durch rieſige Steine beſchützt vor ſtürmiſchem Andrang,
Der oft über den Sand wegſpült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt irgendumher, einfachere Menſchen die Erde;
Ja, kaum hegt ſie ſie noch; es ernährt ſie die ſchäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Inſel bewohnt dies arme Geſchlecht, nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht, nie ſchlummert es unter dem Palmbaum
Nur die verwilderte Myrte noch blüht und der wuchernde Kaktus
Aus unwirtlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt iſt hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Menſch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geſchäft erbt ſtets von dem heutigen Tage der nächſte:
Immer das Netz auswerfen, es einzieh'n; — wieder es trocknen
Ueber dem ſonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe verſucht, in der Welle zu plätſchern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu ſchlagen,
Hat als Kind mutwillig geſtreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran ſich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott, ſamt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menſchen, ſo nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls
Möge, da größeren Wunſch euch nie die Begierde geliſpelt,
Möge der Thunfiſch oft, euch Beute zu ſein und der Schwertfiſch
Hier anſchwimmen! Es liebt ſie der Eſſer im reichen Neapel.
Glückliche Fiſcher! Wie auch Kriegsſtürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sklaven geſtempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, ſaht hier Briten und Gallier herrſchen,
Ruhig und fern dem Getöſe der Welt, an den Grenzen der Menſchheit,
Zwiſchen dem ſchroffen Geklüft und des Meers aufſchwellender Salzflut.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geſchlechts urälteſte Väter,
Seit dies Eiland einſt vom Sitz der Sirene ſich losriß,
Oder die Tochter Auguſts hier ſüße Verbrechen beweinte.

Sonette an Venedig. (1825.)

Von Auguſt Graf von Platen (1796–1835).

Wie lieblich iſt's, wenn ſich der Tag verkühlet,
Hinaus zu ſeh'n, wo Schiff und Gondel ſchweben,
Wenn die Lagune, ruhig, ſpiegeleben,
In ſich verfließt, Venedig ſanft umſpület!

Ins Inn're wieder dann gezogen fühlet
Das Auge ſich, wo nach den Wolken ſtreben
Palaſt und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.

Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es ſchwärmt umher, es läßt durch nichts ſich ſtören
Und ſtört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends ſammelt ſich's zu ganzen Chören;
Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger,
Und den Erzähler auf der Riva hören.

Die Sage von der Gründung Roms. Raub der Sabinerinnen (754 v. Chr.). Äneas kam von Troja nach mancherlei Fahrten und Schickſalen an die italiſche Küſte in der Gegend von Laurentum in Latium. Hier trat ihm der König Latinus anfangs feindlich entgegen, doch bot er ihm bald, als er ſeine Herkunft erfuhr, zu Frieden und Freundſchaft die Hand. Die Fürſten ſchloſſen einen Bund, beide Heere begrüßten ſich. Der Völkerbund ward durch Familienbande befeſtigt: der König gab dem Äneas ſeine Tochter Lavinia zur Gemahlin. Die Trojaner legten eine Stadt an, die Äneas nach dem Namen ſeiner Gemahlin Lavinium nannte. Der nun vereinigte Staat erſtarkte in ſiegreichem Kampfe erſt gegen Turnus, den König der Rutuler, dann gegen Mezentius, König der Etrusker in Cäre. Als in dem erſteren Latinus gefallen war, nannte Äneas beide Völker mit gemeinſamem Namen Latiner. Im glücklichen Kampfe gegen die Etrusker fiel Äneas. Sein Sohn Askanius gründete dreißig Jahre nach der Gründung Laviniums die Pflanzſtadt Alba Longa, am Fuße des Albanerberges. So blühend und bevölkert war ſchon der junge Staat, deſſen Grenze gegen die Etrusker damals der Tiberfluß — dazumal Albula genannt — bildete.

Askanius beginnt die Reihe der Könige in Alba, den vorletzter, Proca, zwei Söhne hatte, Numitor und Amulius. Dem älteren raubt der jüngere, Amulius, den ihm gebührenden Thron, rottet ſeinen männlichen Stamm aus und weiht deſſen Tochter, Rhea Sylvia, zur veſtaliſchen Jungfrau. Dieſe gebar dem Gotte Mars Zwillinge. Aber weder Götter noch Menſchen ſchützten dieſelben vor des Königs Grauſamkeit. Die Prieſterin ward gefeſſelt in den Kerker geſchleppt, die Knaben ſollten in den Tiber geworfen werden. Jedoch ausgeſetzt an dem ſeichten Ufer des Fluſſes, werden ſie hier erſt von einer Wölfin geſäugt, dann von dem königlichen Hirten Fauſtulus aufgefunden und insgeheim bei den Herden aufgezogen. So wuchſen ſie mit den Namen Romulus und Remus unter den Hirten kräftig heran und durchſtreiften rüſtig als Jäger und Räuber die Gebirge. Bei einem ſolchen Streifzuge ward Remus gefangen und vor den König Amulius geführt, von dieſem aber dem Numitor, deſſen Gut geplündert worden, zur Beſtrafung überantwortet. Als ſich nun das Geheimnis ihrer Herkunft offenbarte, entſpann ſich ein geheimer Anſchlag gegen den König. Romulus ſammelte insgeheim eine Schar rüſtiger Hirten, während Remus von Numitors Hauſe aus einen andern Haufen zuführte. Alſo überfielen ſie den König, brachten ihn um und ſetzten den Numitor wieder auf den Thron.

Jetzt entſtand in Romulus und Remus der Wunſch, da, wo ſie ausgeſetzt waren und erzogen wurden, eine Stadt zu gründen. Überfluß an Menſchen in Alba und Latium ließ ſie hoffen, daß Alba und Lavinium bald durch die neu zu gründende Stadt verdunkelt würden. Das Werk ward begonnen; bald aber entſtand Streit unter den Brüdern, wer der neuen Stadt den Namen geben, wer ſie beherrſchen ſolle. Die Götter ſollten denſelben entſcheiden, und zu dem Ende ward eine Vogelſchau angeſtellt. Das erſte Zeichen, ſechs Geier, wurde dem Remus zu teil, aber die doppelte Zahl erſchien dem Romulus. So war der Streit nicht beendigt, ſondern mit Erbitterung fortgeführt, ging er in blutiges Handgemenge über, und im Getümmel ward Remus erſchlagen. Nun erhielt Romulus die Herrſchaft allein, und die Stadt wurde nach ſeinem Namen Rom benannt.

Nachdem die Stadt gegründet, der Götterdienſt eingerichtet und Geſetze gegeben waren, eröffnete Romulus, um die Bevölkerung zu mehren, eine Freiſtätte. Dahin zog ſich nun allerlei Geſindel aus den benachbarten Völkern, Freie und Sklaven ohne Unterſchied. Aber durch den Mangel an Frauen veranlaßt, ſchickte Romulus zu den umwohnenden Völkern und bat um Bündnis und das Recht der Wechſelheirat. Nirgends wurde der Antrag freundlich aufgenommen: ſo ſehr verachteten die Nachbarn Rom und fürchteten ſeine aufſtrebende Macht. Von den meiſten wurden die Geſandten mit der Frage abgefertigt, ob ſie nicht auch für Frauen eine Freiſtätte errichtet hätten: dann erſt würde die Heirat ebenbürtig ſein. Dies verdroß die jungen Römer, und ſie gedachten Gewalt zu brauchen. Um dazu Gelegenheit zu geben, veranſtaltete Romulus dem Neptun zu Ehren feierliche Spiele, ließ ſie den Nachbarn anſagen, und um rechtes Aufſehen und Erwartung zu erregen, ließ er große Zurüſtungen treffen. Da zog eine gewaltige Menge Menſchen hin, zugleich auch, um die neue Stadt zu ſehen: am zahlreichſten die nächſten Nachbarn aus den Städten Cänina, Cruſtuminum, Antemnä. Von den Sabinern kam eine ganze Schar mit Weib und Kind. Als nun die Zeit des Kampfſpiels herankam, und Auge und Sinn darauf gerichtet war, brach, der Verabredung gemäß, die Gewaltthat aus: auf ein gegebenes Zeichen ſprengten die römiſchen Krieger nach allen Seiten zum Raube der Mädchen auseinander. Die meiſten wurden ohne Wahl geraubt, wie ſie jedem in die Hände fielen: hie und da hatten ſich die vornehmſten Adeligen eine beſonders ſchöne Frau auserſehen, welche ihnen durch ihre Beauftragten im Volke in die Häuſer geliefert wurde. Voll Schrecken und Beſtürzung ergriffen die Eltern der Mädchen die Flucht, klagten laut über Verletzung des Gaſtrechts und riefen die Rache des Gottes an, zu deſſen Feſt ſie im Glauben an Heiligkeit und Treue gekommen ſeien. Ebenſo troſtlos und ebenſo erzürnt waren die Geraubten. Aber Romulus ſelbſt ging zu ihnen in die Häuſer und ſuchte ſie zu beſänftigen.

Schon waren die Geraubten beſänftigt, aber ihre Eltern ſetzten in Trauerkleidern mit Thränen und Klagen ihre Mitbürger in Bewegung. Und von allen Seiten ſtrömten ſie zu Titus Tatius, dem Könige der Sabiner und mächtigſten Fürſten der ganzen Gegend, und baten ihn, an ihrer Spitze gegen Rom zu ziehen. Die Cäniner, Cruſtuminer und Antemnaten, welche glaubten, Tatius und die Sabiner verführen allzu ſäumig, warteten deren Beiſtand nicht ab und rüſteten ſich zu gemeinſchaftlichem Kriege: ja den erbitterten Cäninern waren auch die andern nicht raſch genug, und ſie fielen für ſich allein ins römiſche Gebiet. Aber mit leichter Mühe ſchlägt ſie Romulus in die Flucht, tötet ihren König und erobert ihre Stadt im erſten Angriff. Während deſſen machten auch die Antemnaten einen Einfall: auch ſie werden beim erſten Angriff geſchlagen und ihre Stadt erobert. Als nun Romulus über den doppelten Sieg frohlockend, in Rom einzog, bat ihn ſeine Gemahlin Herſilia im Namen der übrigen Geraubten, ihren Eltern zu verzeihen und ſie in die Stadt aufzunehmen. Gern gewährte er dieſes, und viele der Eltern und Verwandten der Geraubten gingen nach Rom. Nun zog er gegen die Cruſtuminer, und noch leichter war der Kampf gegen dieſe, da ſie durch die Niederlagen der Nachbarn bereits mutlos geworden waren. Zuletzt griffen auch die Sabiner zu den Waffen; und dieſer Krieg war bei weitem der blutigſte. Denn ſie ließen ſich nicht durch Zorn und Leidenſchaft fortreißen, und Liſt geſellte ſich zu einem durchdachten Plane. So wußten ſie gleich durch Verrat die Burg zu gewinnen. Von da kamen ſie nicht eher herab, als bis die Römer gegen dieſelbe hinandrangen. Als der Vorfechter der Römer, Hoſtius Hoſtilius, fiel, wankte die römiſche Schlachtlinie, und, zurückgeworfen, wurde ſie nur durch Romulus Tapferkeit wiederhergeſtellt. Im Gebet und mit Gelübde ruft er zu Jupiter, tritt ſelbſt in die vorderſten Reihen und führt ſie ermutigt vorwärts, dringt mit einer Schar der kühnſten Streiter auf den Vorkämpfer der Sabiner Mettius Curtius ein und wirft ihn zurück: ſeinem Beiſpiele folgt das römiſche Heer, und ſo waren ſie, immer noch im hitzigen Kampfe, doch wieder im Vorteil. Da wagten ſich die ſabiniſchen Frauen, um deren willen der Krieg geführt wurde, mit fliegenden Haaren und zerriſſenen Gewändern, mitten unter die fliegenden Pfeile, drängten ſich von der Seite dazwiſchen, um die erbitterten Heere zu trennen, hier zu den Vätern, dort zu den Männern flehend, ſie möchten ſich nicht, Schwiegerväter und Eidame, mit fluchwürdigem Blute beflecken. Die Entſchloſſenheit der Frauen erſchüttert die Menge und die Führer. Stille trat plötzlich ein und Ruhe. Nun traten die Führer vor, einen Vertrag zu ſchließen, und nicht nur Frieden machen ſie, ſondern auch einen Staat aus zweien. Sie teilten die königliche Würde mit einander; die ganze Regierung verlegten ſie nach Rom: das vereinigte Volk benannten ſie nach der Sabiner Hauptſtadt Cures Quiriten.

Sturz des Königtums (510 v. Chr.). Lucius Tarquinius, der ſechſte König nach Romulus, gelangte auf den Thron durch Ermordung des Königs Servius, der ſo trefflich regiert hatte, daß ſelbſt einem guten und gemäßigten Thronfolger die Nacheiferung ſchwer geworden ſein würde. Ihm aber erwarben ſeine Thaten den Beinamen des Despoten (Superbus). Ohne Scheu ließ er die vornehmſten Senatoren, die er für Anhänger des Servius hielt, umbringen, und in der Beſorgnis, daß man ſein Beiſpiel, durch Frevel den Thron zu beſteigen, gegen ihn ſelbſt nachahmen könnte, umgab er ſich mit einer Leibwache; denn da er auf die Liebe ſeiner Unterthanen nicht rechnen konnte, mußte er durch Furcht ſeinen Thron ſichern. Um ferner für ſeine Gewaltthaten leichteren Spielraum zu haben, hielt er die Unterſuchungen gegen Leib und Leben ohne Zuziehung anderer für ſich allein: nun konnte er unter dieſem Vorwande hinrichten laſſen, verbannen, mit Einziehung der Güter ſtrafen, nicht allein, wer ihm verdächtig oder mißfällig war, ſondern auch, wer nur ſeiner Raubſucht Befriedigung darbot. Durch dieſes Mittel verminderte er beſonders die Anzahl von Senatoren, ergänzte auch den Senat nicht mehr, teils um deſſen Würde zu ſchmälern, teils um deſſen Unwillen über Hintanſetzung unſchädlich zu machen. Denn er war der erſte König, der die Sitte, in allem den Senat zu befragen, aufhob, den Staat nach Willkür regierte, Krieg und Frieden, Verträge und Bündniſſe, mit wem es ihm gefiel, ohne Genehmigung des Volks und Senats einging und aufhob. Auf dieſe Weiſe mußte er notwendig alle Liebe ſeines Volkes verſcherzen. Um ſich durch fremden Beiſtand gegen ſeine Unterthanen zu ſichern, machte er ſich hauptſächlich das Volk der Latiner zu Freunden und knüpfte mit ihren Häuptern Gaſtfreundſchaft und Verwandtſchaft.

Wenn er aber auch ein ungerechter König im Frieden war, ſo war er darum kein untüchtiger Anführer im Krieg. Er war es, der den Krieg mit den Volskern, welcher noch 200 Jahre nach ihm dauerte, anfing und die Stadt Sueſſa Pometia mit Sturm eroberte. Die benachbarte Stadt Gabii bekam er, nachdem er ſie lange vergeblich beſtürmt, nicht nach Sitte der Römer durch Tapferkeit, ſondern durch Liſt und Trug in ſeine Gewalt. Aus dem Erlös der Beute von Sueſſa beſchloß er auf dem Kapitolium dem Jupiter einen Tempel zu erbauen, würdig des Oberhauptes der Götter und Menſchen und würdig der Herrſcher in Rom; und um denſelben als ein recht würdiges Denkmal ſeines Namens zu hinterlaſſen, ſcheute er weder Mühe noch Koſten. Für dieſes Werk, wie für andere denkwürdige Bauten, nahm er Frohndienſte des Volks in Anſpruch und plagte ſo die Bürger neben den Beſchwerden des Kriegs. Und da die Beute von Pometia kaum für die Grundlage des Tempels hinreichte, ſo gebrauchte er nicht allein die öffentlichen Gelder zu dieſem Zweck, ſondern er begann auch ungerechten Krieg gegen das reiche Nachbarvolk der Rutuler, zugleich um ſeine Unterthanen durch Beute ſich geneigt zu machen, da ſie ſeines Despotismus und der drückenden Arbeiten wegen ſeiner Herrſchaft gram waren.

Während Ardea, die Hauptſtadt der Rutuler, belagert wurde, konnte man ziemlich frei aus dem dortigen Standlager nach Rom ab- und zugehen, mehr noch die Anführer, als die Gemeinen. Nun vertrieben ſich die königlichen Prinzen manchmal die Langeweile durch Gaſtmähler und Nachtſchwärmereien. Einſt, als ſie bei Sextus Tarquinius zechten, und auch Tarquinius aus Collatia dabei war, fiel das Geſpräch auf ihre Frauen: jeder pries die ſeinige vor allen. Als der Streit hitziger wurde, ſprach der Collatiner: „Der Worte bedarf's nicht. In wenigen Stunden können wir uns davon überzeugen, um wie viel vorzüglicher meine Lucretia iſt. Wohlan, laßt uns zu Pferde ſteigen und ſelbſt an Ort und Stelle ſehen, was an unſern Frauen iſt!“ Sie waren vom Weine erhitzt. „Es gilt!“ riefen ſie alle, und mit verhängtem Zügel eilten ſie nach Rom. Von hier, wo ſie mit der erſten Dämmerung eintrafen, ritten ſie weiter nach Collatia und fanden — welch ein Unterſchied zwiſchen Lucretia und den königlichen Schwiegertöchtern! — jene noch in ſpäter Nacht bei ihrer Wollarbeit im Kreiſe fleißiger Mägde beſchäftigt, während dieſe bei üppigem Mahle mit ihren Freundinnen ſich die Zeit vertrieben. Der Preis des Wettſtreites ward Lucretia zuerkannt.

Da erwachte in Sextus Tarquinius die ſchnöde Luſt, Lucretia's Ehre zu rauben. Nach wenigen Tagen kam er ohne Wiſſen des Collatiners, nur von einem Diener begleitet, wieder nach Collatia. Freundlich empfangen und beherbergt, mißbrauchte er das Gaſtrecht zu ſchmählicher Gewaltthat. Als er wieder abgereiſt war, ſchickte Lucretia Boten zu ihrem Vater nach Rom und nach Ardea zu ihrem Gemahl und ließ ſie bitten, eilends jeder mit einem vertrauten Freunde zu ihr zu kommen. Mit ihrem Vater Lucretius kam Publius Valerius, mit ihrem Gatten Lucius Junius Brutus. Sie fanden Lucretia in tiefer Betrübnis, und als ihr Mann nach ihrem Befinden fragte, ſprach ſie: „Die Ehre iſt verloren; doch mein Herz iſt rein: dies wird mein Tod bezeugen. Schwört mir, daß ihr Rache nehmen wollt an dem Frevler Sextus Tarquinius, welcher ſchmählich die Gaſtfreundſchaft mißbraucht hat!“ Alle gaben ihr das Wort und ſuchten ſie zu tröſten. Sie aber ergriff den Dolch, den ſie unterm Kleid verborgen hatte, und ſtieß ſich denſelben ins Herz.

Laut wehklagten Gatte und Vater. Brutus aber zog den Dolch aus der Wunde und ihn bluttriefend emporhaltend ſprach er: „Bei dieſem reinen Blute ſchwöre ich und rufe euch, ihr Götter, zu Zeugen auf, daß ich Lucius Tarquinius, den Despoten, ſamt ſeinem ganzen Stamme mit Feuer und Schwert und aller möglichen Gewalt verfolgen und nicht dulden werde, daß einer von ihnen hinfort König ſei!“ Darauf reichte er den Dolch dem Collatinus, dann dem Lucretius und Valerius, welche den vorgeſprochenen Schwur wiederholten und voll Rachſucht dem Brutus als Führer folgten, als er ſie aufrief, ſogleich das Königtum umzuſtürzen. Die Leiche tragen ſie auf das Forum. Eine Menge Menſchen ſtrömt zuſammen und alle ſtimmen ein in die Entrüſtung, in die Klage über den ſchändlichen Frevel. Doch Brutus ſchalt auf ihre unnützen Klagen und Thränen und forderte ſie auf, wie es Männern, wie es Römern gezieme, die Waffen zu ergreifen gegen die Gewaltthätigen. Sogleich bereit, greifen die beherzten Jünglinge zu den Waffen: an ſie ſchließen ſich die übrigen Wehrhaften an. Nun ward eine Beſatzung an den Thoren Collatias zurückgelaſſen und Wachen aufgeſtellt, damit niemand den Aufſtand der königlichen Familie melde; die übrigen zogen, von Brutus geführt, bewaffnet nach Rom. Wie ſie dort ankamen, erregte die bewaffnete Schar überall Beſtürzung und Auflauf. Der Umſtand jedoch, daß man die erſten Bürger der Stadt an der Spitze ſah, ließ vermuten, die Sache müſſe von Bedeutung ſein. Und nun erregte die That in Rom eine gleiche Bewegung wie vorher in Collatia. Aus allen Gegenden der Stadt ſtrömten die Leute dem Forum zu. Hier berief der Herold das Volk zum Oberſten der Leibwache, welche damals Brutus befehligte. Dieſer hielt ſodann eine Rede über die abſcheuliche Gewaltthat des Sextus Tarquinius, über Lucretia's beklagenswerten Selbſtmord, dann über des Königs Despotismus und das Elend und die Sklaverei des Volkes. Er erinnerte an des Servius Tullius Ermordung und rief die rächenden Götter an. Durch ſolche und andere Reden bewog er das erbitterte Volk, den König zu entſetzen und mit ſeiner Familie für Verbannte zu erklären. Er ſelbſt wählte und bewaffnete die Jüngeren, die ſich freiwillig zum Dienſt anboten, und zog mit ihnen, um das Heer aufzuwiegeln, ins Lager nach Ardea, während er dem Lucretius den Oberbefehl in der Stadt übertrug.

Als die Nachricht von dieſen Vorfällen ins Lager gelangte, eilte der König voll Beſtürzung nach Rom, während Brutus, wie er ſeine Annäherung merkte, einen Seitenweg einſchlug. So kamen ſie in entgegengeſetzter Richtung faſt zu gleicher Zeit, Brutus vor Ardea, Tarquinius vor Rom an. Hier fand dieſer die Thore verſchloſſen und ſeine Verbannung ward ihm angekündigt. Den Befreier der Stadt empfing das Lager frohlockend; auch hier wurden des Königs Söhne vertrieben. Zwei begaben ſich mit dem Vater nach Cäre ins Land der Etrusker. Sextus Tarquinius begab ſich nach Gabii, wo er eines gewaltſamen Todes ſtarb.

Cajus Marcius **Coriolanus** (488 v. Chr.). Cajus Marcius, einer der vornehmſten Jünglinge Roms, hatte ſich durch Mut und Geiſtesgegenwart bei Eroberung der volskiſchen Stadt Corioli den ehrenden Beinamen Coriolanus erworben. Sein Ruhm verdunkelte des Oberfeldherrn Namen; aber mit ſeinem Ruhm wuchs auch ſein Stolz. Bei den damaligen Parteikämpfen zwiſchen Patriciern und Plebejern war er einer der eifrigſten Verfechter patriciſcher Vorrechte, und nichts war ihm ſo verhaßt, als die neulich von den Plebejern errungenen Rechte der Volkstribunen. Eine paſſende Gelegenheit, dieſe wieder zu gewinnen, ſchien ihm gekommen zu ſein, als eine drückende Hungersnot das Volk heimſuchte. Aus Sicilien wurde eine Menge Getreide herbeigeführt, und im Senat beriet man, um welchen Preis daſſelbe dem Volke zu überlaſſen ſei. Da drang Marcius mit Heftigkeit darauf, nur gegen Rückgabe der alten patriciſchen Rechte und Aufhebung der Tribunengewalt das Getreide verabfolgen zu laſſen. Voll Erbitterung griff das Volk zu den Waffen, und kaum vermochten ihn die Tribunen durch Vorladung vor Gericht gegen die Wut der Plebejer zu ſchützen. Marcius erſchien nicht vor den Schranken, und in Abweſenheit verurteilt, ging er in die Verbannung zu Roms geſchwornen Feinden, den Volskern, mit Drohungen gegen ſeine Vaterſtadt und von zornigem Trotze erfüllt.

Freudig nahmen ihn die Volsker auf, und ihr Wohlwollen ſtieg mit jedem Tage, je ſtärker ſeine Erbitterung gegen ſeine Landsleute ſich ausſprach. Er wohnte bei Attius Tullus, einem der angeſehenſten Männern unter den Volskern, der von jeher zu den bitterſten Feinden der Römer gehörte. Gemeinſchaftlich entwarfen beide einen Plan zum Kriege. Allein es war keine leichte Sache die Bürger dahin zu vermögen, daß ſie die ſo oft zu ihrem Schaden verſuchten Waffen abermals ergriffen. Sie verſuchten daher durch einen Kunſtgriff das Volk gegen Rom zu erbittern. Die Römer hielten gerade Feſtſpiele mit größter Pracht. Zu dieſen kam auf Anſtiften und in Begleitung des Attius Tullus eine große Menge Volsker. Nun ging vor dem Beginnen der Spiele Tullus zu den Conſuln und wußte ſeine Landsleute zu verdächtigen. Sie beriefen den Senat, und aus Vorſorge, um ein Unglück oder ein Verbrechen zu verhüten, wurde der Beſchluß gefaßt, alle Volsker ſollten vor Nacht die Stadt verlaſſen. Mit größter Erbitterung zogen ſie ab; Tullus verſammelte ſie unterwegs und wußte durch geeignete Reden ihren Haß noch mehr zu entflammen. In der Heimat angekommen, teilten ſie ihren Mitbürgern ihre Stimmung mit, und bald erhoben ſich ſämtliche Volsker zu allgemeinem Aufſtand.

Zu Anführern in dieſem Kriege wählte man einſtimmig Attius Tullus und den verbannten Cajus Marcius, der bereits allgemeines Zutrauen beſaß. Und dieſes täuſchte er keineswegs. Er eroberte eine Stadt nach der andern, drang ſiegreich bis vor die Mauern Roms und ſchlug daſelbſt ſein Lager auf. Bei der Plünderung des Gebietes der Stadt ließ er die Ländereien der Patricier unangetaſtet, entweder aus Erbitterung auf die Plebejer, oder um Zwietracht unter den Bürgern zu ſtiften. Und leicht wäre ſolche entſtanden, zumal die Volkstribunen das Volk aufhetzten. Doch die Furcht vor dem gemeinſchaftlichen Feinde war ein ſtärkeres Band der Eintracht. Nur darin waren ſie nicht einig, daß Conſuln und Senat ihre einzige Hoffnung auf die Waffen ſetzten, das Volk entmutigt nach Frieden verlangte. Dem Drängen der Bürger gab der Senat nach, und es wurden Geſandte mit Friedensanträgen an Marcius abgeſchickt. Sie brachten die trotzige Antwort zurück: „Erſt wenn den Volskern ihr erobertes Land abgetreten ſei, könne von Frieden die Rede ſein.“ Zum zweitenmal abgeſchickt, wurden die Geſandten gar nicht vorgelaſſen. Auch die Prieſter in ihrer Ehrentracht kamen in feierlich flehendem Aufzuge; es gelang ihnen eben ſo wenig, den harten Sinn des Feindes zu erweichen.

Da verſammelten ſich die Frauen in großer Zahl bei Coriolans Mutter Veturia und ſeiner Gattin Volumnia und beredeten ſie, mit ins feindliche Lager zu gehen, daß die Weiber mit Bitten und Thränen die Stadt verteidigten, welche die Männer mit den Waffen nicht mehr zu ſchützen vermochten. Sie zogen dahin, an der Spitze Veturia, eine würdige Matrone von hohem Alter, und Volumnia, auf den Armen ihre beiden kleinen Söhne. Als ſie vor dem Lager ankamen, und dem Marcius gemeldet wurde, ein großer Zug von Weibern nahe heran, ſchien er anfangs noch hartnäckiger gegen weibliche Thränen wie gegen die Abgeſandten des Staates und die heilige Würde der Prieſter. Wie er aber hörte, ſeine Mutter, Gattin und Kinder befänden ſich an der Spitze, da ſprang er von ſeinen Gefühlen übermannt, auf und eilte mit ausgebreiteten Armen der Mutter entgegen. Doch dieſe mit Ernſt der Umarmung wehrend, rief mit gerechtem Unwillen ihm entgegen: „Erſt laß mich wiſſen, ob ich zum Feind oder zum Sohne kam, ob ich als Mutter oder als Gefangene in deinem Lager bin. Mußte mein Alter den Jammer erleben, Dich als Feind des Vaterlandes zu erblicken? Wie konnteſt Du es über Dich gewinnen, das Land zu verwüſten, welches dich gezeugt und genährt hat? Und ſo erzürnt du auch warſt, wollte ſich dein Grimm nicht legen, als du das Gebiet deiner Vaterſtadt betratſt? Als du Rom vor Augen ſaheſt, wollte dir da nicht einfallen, daß da deine Götter, dein Haus und deine Mutter, Gattin und Kinder ſind? Alſo — hätte ich nicht einen Sohn geboren, ſo würde Rom jetzt nicht belagert, frei wäre ich im freien Vaterlande geſtorben!“ — Nun fielen Gattin und Kinder ihm um den Hals; die ganze Schar der Frauen begann zu weinen und zu jammern. Da erweichte ſich endlich des Mannes harter Sinn. „Rom haſt du gerettet, deinen Sohn aber verloren!“ rief er aus und zog mit dem Heere von der Stadt ab. Bei den Volskern aber ſoll er als Opfer des Haſſes gefallen ſein.

Die Gallier in Rom (390 v. Chr.). Von Norden her waren die Gallier, angelockt durch Italiens Erzeugniſſe, beſonders durch den Genuß des Weines, der ihnen damals noch neu war, über die Alpen nach Etrurien geſtiegen und belagerten Cluſium. Als die Cluſiner, voll Schrecken über den neuen Feind, ſeine Menge und die nie geſehenen Geſtalten und Waffen hörten, daß ſie ſchon wiederholt die Heere der Etrusker geſchlagen, wendeten ſie ſich um Hilfe nach Rom. Hilfe an Mannſchaft wurde zwar nicht gewährt, aber drei Geſandte, die Söhne des Marcus Fabius Ambuſtus, wurden abgeſchickt, um im Namen des römiſchen Senats und Volkes zu verlangen, daß ſie Freunde und Bundesgenoſſen des römiſchen Volkes, die ihnen nichts zu leide gethan, ſollten unangegriffen laſſen: ſonſt würden die Römer, wenn es ſein müſſe, ſie mit den Waffen in der Hand vertheidigen. Als es hierauf zum Kampfe kam, griffen, entgegen dem Völkerrecht, die Geſandten zu den Waffen, und dies konnte nicht verborgen bleiben, da drei der edelſten und tapferſten Männer Roms in den vorderſten Reihen der Etrusker kämpften und durch Tapferkeit ſich auszeichneten. Ja, Quintus Fabius ſprengte ſogar vor die Linien und ſtreckte einen Anführer der Gallier nieder. Als er ihm die Rüſtung auszog, .erkannten ihn jene und augenblicklich gaben ſie ihren Zorn gegen die Cluſiner auf, blieſen zum Rückzug und drohten den Römern. Vorerſt ſchickten ſie Geſandte nach Rom, um über die Verletzung des Völkerrechts Beſchwerde zu führen und die Auslieferung der Fabier zu verlangen. Der Senat mißbilligte zwar das Betragen der Fabier und hielt die Forderung der Barbaren für gerecht, allein gegen ſo angeſehene Männer mochte er keinen Beſchluß faſſen und überwies die Entſcheidung an das geſamte Volk. Hier vermochte der Fabier Einfluß und Macht noch mehr, ſo daß die, welche jetzt beſtraft werden ſollten, ſogar zu Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt erwählt wurden. Voll Erbitterung kehrten die Geſandten der Gallier zurück, und als ſie verkündeten, wie man den Frevlern am Völkerrecht ſogar noch Ehre erwieſen, da riſſen ſie, glühend vor Zorn, ſogleich die Fahnen aus der Erde und zogen im Eilmarſch gegen Rom. Nichts erregte in Rom, wohin der Ruf und die Meldungen der erſchreckten Völker ihnen voraneilten, einen ſo großen Schrecken, als die Schnelligkeit, mit der die Feinde heranzogen. Denn ungeachtet der Eile, in der man mit dem zuſammengerafften Heere aufbrach, konnte man doch kaum bei dem eilften Meilenſteine ſich dem Feinde entgegenſtellen, da, wo der Fluß Allia ſich in den Tiber ergießt. Schon war die ganze Gegend ringsum voll von Feinden, und das barbariſche Volk erfüllte weit und breit die Luft mit wildem Geſang und verwirrtem Geſchrei.

Hier ſtellten nun die Kriegstribunen, ohne vorher einen Platz zum Lager zu wählen oder eine Verſchanzung anzulegen, in die ſie ſich hätten zurückziehen können, ohne Auſpicien und ohne Opfer ihre Linien mit weit ausgedehnten Flügeln auf, um von der Menge der Feinde nicht umzingelt zu werden. Dennoch gelang es ihnen nicht, eine ſo lange Linie wie die feindliche zu bilden, während ihr Mitteltreffen durch dieſe Ausdehnung geſchwächt und beinahe ohne Zuſammenhang war. Zur Rechten war eine kleine Anhöhe: dieſelbe beſetzten ſie mit Reſervetruppen. Dieſe Vorkehrung hatten ſie zur Rettung der Fliehenden getroffen, und gerade ſie wurde die Veranlaſſung zur Flucht des ganzen Heeres. Denn der galliſche Fürſt Brennus, eine Liſt befürchtend, griff zuerſt die Reſerve an. Auf kurze Zeit deckte dieſe die Anhöhe: das übrige Heer ergriff, ſobald ſie das Feldgeſchrei hörten, beinahe ehe ſie den unbekannten Feind erblickten, ohne den Kampf zu verſuchen, ja ohne das Feldgeſchrei zu erwidern, mit heiler Haut und unangegriffen die Flucht. Im Kampfe fiel keiner, nur Fliehende wurden niedergehauen, da ſie im Gedränge einander an der Flucht hinderlich waren. Am Ufer des Tibers entſtand ein arges Gemetzel und viele, die nicht ſchwimmen konnten oder von der Rüſtung beſchwert, ermatteten, verſchlang die Tiefe; die meiſten jedoch entkamen wohlbehalten nach Veji, ſendeten aber von da nicht einmal die Meldung ihrer Niederlage nach Rom. Die vom rechten Flügel eilten alle nach Rom und flohen, ohne auch nur die Stadtthore zu ſchließen, auf die Burg.

Auch die Gallier machten ſich auf den Weg und kamen nicht lange vor Sonnenuntergang bei der Stadt Rom an. Den Todesſchrecken brachte der anbrechende Tag und zugleich das Unglück ſelbſt, als die feindlichen Fahnen in die Thore einrückten.

Dennoch zeigten die Bürger eine ganz andere Haltung, wie die, welche an der Allia ſo ängſtlich geflohen waren. Denn da keine Hoffnung war, mit dem kleinen Ueberreſte von Mannſchaft die Stadt behaupten zu können, ſo beſchloß man, die wehrhafte Mannſchaft mit Weib und Kind und die kräftigen Männer des Senats ſollten ſich auf die Burg und das Capitolium begeben und mit Waffen und Lebensmitteln verſehen von dieſer Feſte herab die Götter, Bürger und den Namen Roms verteidigen. Die in der Stadt zurückbleibenden Greiſe erwarteten indes, auf den Tod gefaßt, das Einrücken der Feinde. Diejenigen, welche höhere Aemter bekleidet hatten, ſaßen, um in den Ehrenzeichen ihres ehemaligen Glücks, ihrer Aemter und ihrer Tapferkeit zu ſterben, in ihren Feſtkleidern wie bei öffentlichen Aufzügen, mitten in den Hallen ihrer Häuſer auf elfenbeinernen Stühlen.

Die Gallier, bei denen in der Zwiſchenzeit der Nacht die Spannung des Kampfes nachließ, zumal da ſie bisher faſt keinen Widerſtand gefunden, keine Gefahr zu beſtehen hatten, zogen ohne alle Erbitterung durch das offene colliniſche Thor ein und rückten bis auf den Markt. Hier ließen ſie, um nicht nach ihrer Zerſtreuung von der Burg oder dem Capitolium aus überfallen zu werden, eine kleine Heeresabteilung zurück, dann verteilten ſie ſich durch die menſchenleeren Straßen zum Plündern, ſtürzten teils ſcharenweiſe in die nächſten Häuſer, teils rannten ſie zu den entfernteren, als ob nur in dieſen Beute zu ſuchen wäre. Von da kehrten ſie, eben durch die Oede wiederum abgeſchreckt, um nicht bei ihren Streifereien auf einen feindlichen Hinterhalt zu fallen, in gedrängten Haufen auf den Markt und in ſeine Umgebung zurück: und hier, wo ſie die Bürgerhäuſer verriegelt, die Wohnungen der Großen aber offen ſahen, fanden ſie es faſt bedenklicher, in die offenen als in die verſchloſſenen einzudringen; ja nicht ohne Ehrfurcht betrachteten ſie die in den Vorhöfen ſitzenden Männer, denen bei ihrem Feſtſchmuck und ihrer ehrwürdigen Haltung ſelbſt die Hoheit, die aus ihren Zügen und dem Ernſt des Antlitzes ſprach, ein Anſehen von Göttern gab. Wie vor Götterbildern ſtanden die Feinde vor ihnen; da ſchlug einer derſelben einen Gallier, der ihm den langen Bart ſtrich, mit ſeinem elfenbeinernen Stabe auf den Kopf und reizte dadurch ihren Zorn. Nun begann das Gemetzel. Sie wurden auf ihren Stühlen niedergeſtoßen, nach Ermordung der Vornehmen wurde kein Menſch geſchont; die Häuſer wurden geplündert und die ausgeleerten angezündet.

Trotz der ſchweren Laſt der Leiden, die ſie beugten, ließen die auf der Burg ſich nicht abbringen — und ſollten ſie auch alles in Feuer und Trümmer zuſammenſtürzen ſehen — den Hügel, den ſie behaupteten, ſo arm und klein er war, die letzte Stätte der Freiheit, tapfer zu verteidigen.

Als die Gallier beim Sturm auf die Burg abgeſchlagen worden waren, trafen ſie Anſtalten zur Belagerung. Da ſie aber das Getreide in der Stadt ſelbſt den Flammen Preis gegeben hatten und vom Lande alle Vorräte bereits nach Veji geſchafft worden waren, ſo teilten ſie ihr Heer: mit der einen Hälfte belagerten ſie die Stadt, mit der anderen plünderten ſie die Nachbarvölker und führten denen, welche die Burg belagerten, Getreide zu. Bei einem ſolchen Streifzug kamen die Gallier auch nach Ardea, wo ſich damals der Sieger von Veji, Marcus Furius Camillus in der Verbannung aufhielt. Als er nun, mehr betrübt über die Lage des Staats, als über ſeine eigne, ſich abhärmte, und es ebenſo empörend als unbegreiflich fand, daß jene Männer verſchwunden ſein ſollten, die mit ihm Veji und Falerii erobert hatten: da hörte er auf einmal, ein galliſches Heer ſei in der Nähe, und die Ardeaten gingen voll Beſtürzung darüber zu Rate. Und wie von göttlicher Begeiſterung erfüllt trat er in ihre Verſammlung, der er bisher fern geblieben war, und forderte die Ardeaten in feuriger Rede auf, mit ihm gegen das Lager der Gallier aufzubrechen. Mit freudigem Vertrauen ſtellen Freund und Feind ſich unter Camillus Befehl und harren ungeduldig des Zeichens zum Aufbruch; wie es erfolgt, ſammeln ſie ſich in der Stille der einbrechenden Nacht bei den Thoren. Sie rücken aus, finden das Lager der Gallier, wie vorhergeſagt, nicht fern von der Stadt, vollſtändig ungeſchützt und vernachläſſigt und dringen mit lautem Geſchrei ein. Nirgends giebt es Kampf, allenthalben nur Gemetzel: unbewehrt und im Schlafe werden die Feinde zuſammengehauen.

Unterdeſſen wuchs zu Veji mit jedem Tage zugleich mit dem Mute auch die Macht; denn außer den Römern, die bisher auf dem flachen Lande umhergeirrt waren, ſtrömten auch aus Latium Freiwillige dahin, um an der Beute teil zu nehmen. Die Zeit ſchien gekommen, die Vaterſtadt den Händen der Feinde wieder zu entreißen; aber dem kraftvollen Körper fehlte ein Haupt. Der Ort ſelbſt erinnerte an Camillus, und ein großer Teil der Soldaten hatte unter ſeiner Führung mit Glück gefochten. So wurde denn einſtimmig beſchloſſen, den Camillus, von Ardea herbeizurufen, zuvor aber den Senat in Rom darüber zu befragen. Der Weg dahin mußte mit großer Gefahr mitten durch die feindlichen Wachpoſten genommen werden. Hierzu erbot ſich ein unternehmender Jüngling, Pontius Cominius. Auf einem Korkgürtel ſchwamm er den Tiber hinab zur Stadt. Hier ſtieg er an einer ſteilen und deshalb vom Feinde nicht bewachten Felſenwand zum Capitolium hinan und eröffnete der Obrigkeit den Auftrag des Heeres, Der Senat faßte den Beſchluß, Camillus ſolle, ſobald er durch die Curiatcomiten aus der Verbannung zurückberufen ſei, zum Dictator ernannt werden, und das Heer ſolle den gewünſchten Feldherrn erhalten. Darauf ſtieg der Bote auf demſelben Wege wieder herab und eilte nach Veji. Nach Ardea gingen Geſandte ab, um Camillus dahin einzuladen, und noch in ſeiner Abweſenheit wurde er zum Dictator ernannt.

Während dieſer Vorgänge in Veji ſchwebte das Capitolium in Rom in großer Gefahr. Vielleicht hatten die Gallier da, wo der Bote von Veji hinaufgekommen war, menſchliche Fußtritte wahrgenommen. Sie kamen bei ſternheller Nacht an dieſe Stelle, ließen zuerſt durch einen Unbewaffneten den Weg verſuchen, reichten dann dieſem ihre Waffen, und indem ſie ſich bei ſchwierigen Stellen gegenſeitig unterſtützten, hoben und emporzogen, erklommen ſie in ſolcher Stille die Spitze, daß nicht bloß die Wachen nichts merkten, ſondern ſelbſt die Hunde, die doch bei einem Geräuſch in der Nacht ſo leicht unruhig werden, nicht wach wurden. Nur die Gänſe, die man als der Juno heilig in der größten Hungersnot verſchont hatte, merkten es. Und dies rettete Rom. Denn durch ihr Geſchrei und ihren Flügelſchlag wurde Marcus Manlius, ein ausgezeichneter Kriegsmann, der 3 Jahre vorher Conſul geweſen war, aufgeweckt, griff zu den Waffen, weckte die andern, eilte an Ort und Stelle, und während die übrigen zuſammeneilten, ſtürzte er den Gallier, der ſchon oben ſtand, durch einen Stoß mit dem Buckel ſeines Schildes hinunter, ſo daß er im Fall die Nächſten mit ſich hinabriß. Manlius wurde wegen ſeiner kühnen That hoch geehrt und nicht nur von den Militärtribunen, ſondern auch von dem ganzen Heere beſchenkt.

Aber mehr als alle Leiden der Belagerung und des Kriegs drückte beide Heere die Hungersnot. Während der Dictator zu Ardea ſelbſt die Aushebungen betrieb, ſein Reiteroberſt Lucius Valerius das Heer von Veji abführte, und von dieſer Seite alle Vorkehrungen getroffen wurden, um dem Feinde gewachſen zu ſein; — ſah das Heer auf dem Capitolium, das vom Poſtendienſt und den Wachen erſchöpft dennoch allen menſchlichen Leiden trotz bot, aber den Hunger nicht zu beſiegen vermochte, von einem Tage zum andern mit wachſender Sehnſucht der Hilfe entgegen. Als aber endlich mit den Lebensmitteln die Hoffnung ausging, und bei beſtändigem Fortgange des Wachdienſtes faſt die Waffen allein den entkräfteten Körper zu Boden drückten, da verlangte man Uebergabe oder Loskauf unter jeder Bedingung; denn die Gallier hatten nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, ſie würden ſich für einen nicht hohen Preis zur Aufhebung der Belagerung verſtehen. Jetzt wurde in Folge einer Senatsſitzung mit Brennus ein Vergleich abgeſchloſſen und tauſend Pfund Gold als Preis des Volkes, welches bald die Welt beherrſchen ſollte, feſtgeſetzt. Zu dieſem ſchmählichen Handel kam noch eine weitere unwürdige Behandlung. Die Gallier brachten falſche Gewichte mit, und da ſie der Tribun nicht gelten laſſen wollte, warf der Gallier in ſeinem Uebermut noch ſein Schwert zu den Gewichten mit den höhnenden Worten: „Wehe dem Beſiegten!“

Aber Götter und Menſchen bewahrten die Römer vor der drohenden Schmach als Losgekaufte zu leben. Ehe noch der ſchändliche Kauf beendigt war, kam der Dictator dazu und gebot, das Gold wegzuſchaffen und die Gallier fortzuweiſen. Den Vertrag erklärte er, weil er nach ſeiner Ernennung zum Dictator ohne ſeine Genehmigung abgeſchloſſen war, für ungiltig und forderte die Gallier auf, ſich zum Kampf bereit zu halten. Seine Krieger aber rief er zu den Waffen und forderte ſie auf, das Vaterland mit dem Schwerte, nicht mit Gold wieder zu gewinnen. Darauf ſtellte er ſein Heer, ſo gut wie es die Beſchaffenheit des Platzes geſtattete, auf dem Boden der halbzerſtörten Stadt in Schlachtordnung und traf alle Vorkehrungen der Kriegskunſt, wodurch den Seinigen die Ueberlegenheit geſichert wurde. Die Gallier, voll Verwirrung über das unerwartete Ereignis, griffen zu den Waffen und rannten mehr im Zorn, als mit Überlegung auf die Römer los. Schon hatte das Glück ſich gewendet; ſchon unterſtützte Göttermacht und Menſchenklugheit die Sache Roms. So wurden die Gallier beim erſten Zuſammentreffen mit nicht größerem Kraftaufwand geworfen, als ſie an der Allia geſiegt hatten. In einer zweiten, mehr förmlichen Schlacht wurden ſie am achten Meilenſteine auf dem Wege nach Gabii von demſelben Camillus abermals geſchlagen. Hier war das Blutbad allgemein: ihr Lager wurde erobert, und nicht einmal ein Bote der Niederlage entkam. Der Dictator kehrte im Triumph in die Stadt zurück und wurde mit wohlbegründetem Lobe als „Vater des Vaterlandes“ und als „zweiter Gründer der Stadt“ geprieſen.

Die Römer in den Caudiniſchen Päſſen (321 v. Chr.). Durch wiederholte Niederlagen war die Macht der Samniten gebrochen. Sie ſchickten Geſandte mit Friedensanträgen nach Rom, lieferten die Anſtifter des Krieges aus und boten Herausgabe der Gefangenen und der gemachten Beute an, ſo wie alle andere von den Römern vordem geforderte Genugthuung. Aber vergebens: die Römer hatten es auf Vernichtung des Samnitenvolkes abgeſehen. Von neuem alſo ſammelten dieſe ihre Scharen und rückten nach angebotener Sühne mit erneutem Mute und erhöhtem Vertrauen aus.

Von den Römern unbemerkt, ſchlug Cajus Pontius, der ausgezeichnete Feldherr der Samniten, ſein Lager in der Nähe von Caudium auf und wußte durch gefliſſentlich ausgeſtreute Gerüchte den Feinden die Meinung beizubringen, er ſtehe mit ſeiner geſamten Macht in Apulien, wo er Luceria durch Einſchließung hart bedränge und nächſtens zu beſtürmen gedenke. Die Römer ſetzten keinen Zweifel in die übereinſtimmenden Ausſagen der Gefangenen und voll Eifer, ihre wackeren und getreuen Bundesgenoſſen zu entſetzen, wählten ſie von den zwei Wegen, welche dahin führten, ſtatt des ſicheren Umwegs an der Meeresküſte, den näheren gefährlichen durch die Caudiniſchen Päſſe (furculae Caudinae). Dieſe Gegend iſt alſo beſchaffen. Zwei hohe, enge und waldige Päſſe ſtehen durch eine Bergkette in Verbindung. Zwiſchen ihnen liegt eine ausgedehnte Hochebene, mit Gras bewachſen und waſſerreich, und der Weg geht mitten durch. Um zu derſelben zu gelangen, muß man durch den vorderen Engpaß ziehen, und heraus muß man entweder auf dem nämlichen Weg wieder zurück, oder vorwärts durch den zweiten noch engeren und ſchwierigeren Paß ſich durcharbeiten.

Die Römer waren durch den einen Hohlweg in dieſe Ebene gezogen. Als ſie nun weiter zum zweiten Engpaß kamen, fanden ſie dieſen durch einen Verhau geſperrt, und gewaltige Felſenmaſſen waren in den Weg gewälzt. Zugleich ſahen ſie auch die umgebenden Höhen mit Bewaffneten beſetzt. Eilig machten ſie ſich auf demſelben Weg wieder zurück, den ſie gekommen waren; aber auch dieſen finden ſie durch Verhau und Bewaffnete geſperrt. Da ſtehen ſie nun voll Beſtürzung, die Glieder wie gelähmt, einer den andern anblickend, indem jeder dem andern mehr Beſonnenheit und Entſchließung zutraute, in langem Schweigen, unbeweglich; ohne an Speiſe, ohne an Schlaf zu denken, brachten ſie die Nacht hin.

Nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſich durchzuſchlagen, und weil ſchon Mangel an allem war, ſahen ſich die Römer durch die Not gezwungen, Geſandte abzuſchicken, welche zuerſt um billigen Frieden bitten, und, wenn die Feinde dieſen nicht bewilligten, zur Schlacht herausfordern ſollten. Ihnen antwortete Pontius: „Der Krieg ſei zu Ende: und weil ſie auch nicht einmal als Beſiegte oder Gefangene ihre Lage einzugeſtehen wüßten, ſo wolle er ſie entwaffnet und im bloßen Unterkleide unter dem Jochgalgen durchziehen laſſen: die übrigen Bedingungen ſollten billig ausfallen. Wenn das ſamnitiſche Gebiet geräumt, wenn die Anſiedler wieder abgeführt würden, dann könnten Römer und Samniten im Genuſſe gleicher Bundesvorteile beide nach eigenen Geſetzen leben. Auf dieſe Bedingungen ſei er zu einem Vertrag mit den Konſuln bereit; ſollte man auch nur einen Punkt nicht bewilligen wollen, ſo ſollten die Geſandten ſich nicht unterſtehen, wieder zu ihm zu kommen.“ Als die Geſandten dieſen Beſcheid zurückbrachten, ſtimmten auf einmal alle in lautes Wehklagen ein und wurden ſo niedergeſchlagen, daß ihnen wohl die Ankündigung, ſie müßten alle hier ſterben, nicht ſchrecklicher geweſen wäre. Lange blieb man ohne alle Erklärung, und den Konſuln erſtarb jedes Wort, ſowohl zur Empfehlung eines ſo ſchimpflichen, als zur Mißbilligung eines ſo notwendigen Vergleichs. Endlich aber ließen ſich die Konſuln durch die Rede des L. Lentulus, der als Legat im Heere diente, beſtimmen und gingen ab zu Pontius, um auf die geſtellten Bedingungen einen Vergleich abzuſchließen; denn ein förmlicher Friede konnte ohne Genehmigung des Volkes nicht geſchloſſen werden. Bürgſchaft leiſteten die Konſuln, die Unterfeldherrn, die Quäſtoren, die Oberſten. Sodann wurden ſechshundert Ritter als Geiſeln gefordert, welche mit dem Leben büßen ſollten, wenn der Vergleich nicht gehalten würde.

Nach geſchloſſenem Vergleich kehrten die Konſuln in ihr Lager zurück. Da entbrannten von erneutem Schmerz alle Gemüter: ja faſt hätten ſich die Soldaten an denen vergriffen, deren Unbeſonnenheit ſie an den Ort geführt hatte.

Unter mannigfachen Äußerungen des Unmuts kam die verhängnisvolle Stunde der Schmach heran, die ihnen bei der Erduldung noch weit bitterer wurde, als ſie es vorher ſich gedacht hatten. Zunächſt mußten ſie ohne Waffen, nur im Unterkleide, den Lagerwall verlaſſen; dann wurden die Geiſeln übergeben und abgeführt; darauf mußten die Liktoren von den Konſuln wegtreten und die Feldherrnkleidung wurde dieſen ausgezogen. Hernach mußten ſie alle faſt halbnackt unter dem Jochgalgen herziehen, voran die Konſuln, dann wer an Rang folgte, der Reihe nach, zuletzt die gemeinen Soldaten, einer nach dem andern. Höhnend und ſpottend ſtanden die Feinde in Waffen umher: vielen droheten ſie mit dem Schwerte, ja einige wurden verwundet und getötet, wenn etwa der Ingrimm über die unwürdige Behandlung in ihrem Blicke den Sieger beleidigte. Als kämen ſie aus der Unterwelt hervor, und erblickten zuerſt das Tageslicht wieder, ſo kam es ihnen vor, als ſie unter dem Joch durchgezogen und an den Augen der Feinde vorüber aus dem Paſſe herausgekommen waren, und ſelbſt dieſes Tageslicht war ihnen ſchmachvoller als jeder Tod. Zwar konnten ſie noch vor Nacht Capua erreichen, aber ungewiß über die Treue der Bundesgenoſſen und von Scham die Füße gelähmt, ſtreckten ſie ſich, entblößt von allem, unfern dieſer Stadt an der Straße auf dem Boden nieder. Unterdeſſen war die Kunde der Schmach nach Rom gelangt, und alsbald trat ohne alle Anordnung eine allgemeine öffentliche Trauer ein. Die Buden am Markt wurden geſchloſſen, die Gerichtsverhandlungen unterblieben von ſelbſt, die Senatoren legten ihre Tunika mit dem Purpurſtreif, ihre Ringe ab, die Bürgerſchaft, faſt noch betrübter als das Heer, zürnte nicht bloß auf die Feldherrn, auf die Unterzeichner und Bürgen des Vertrags, ſondern haßte auch die unſchuldigen Soldaten und wollte ſie nicht wieder in die Stadt und in die Häuſer aufnehmen. Dieſe Aufwallung der Gemüter beruhigte die Ankunft des Heeres, welches ſelbſt Zürnende zum Mitleid ſtimmen mußte. Denn wie Gefangene an Haltung und Miene kamen ſie ſpät abends in die Stadt geſchlichen und bargen ſich, jeder in ſein Haus, ſo daß am nächſten und den folgenden Tagen keiner wagte, ſich öffentlich ſehen zu laſſen.

Als aber der Senat ſich verſammelte, um über den abgeſchloſſenen Vergleich zu beraten, trat Spurius Poſthumius, einer der Konſuln, welche denſelben geſchloſſen hatten, auf und trug darauf an, ihn mit den übrigen Bürgen des Vertrags an die Samniten auszuliefern; denn das römiſche Volk, ohne deſſen Geheiß derſelbe zu ſtande gekommen, ſei an nichts weiter gebunden. Der Senat trat dieſem Vorſchlag bei, und das Volk, als ſei es dadurch ſeiner Verpflichtung entbunden, ſtrömte von allen Seiten, wie zu einem gerechten Kriege, zuſammen, ſtellte ſich faſt freiwillig zu den Fahnen und brannte vor Begierde ſich mit den Samniten zu meſſen. Aus den nämlichen Kriegern wurden dann neue Legionen gebildet; dann zog man gegen Caudium und lieferte die Friedensbürgen, nackt, die Hände auf den Rücken gebunden, den Feinden aus. Aber die Samniten nahmen ſie nicht an, ſondern verlangten, daß, wenn das römiſche Volk den Vertrag mißbillige, die Legionen in den Paß zurückkehrten und alles wieder in dieſelbe Lage, dieſelbe Stellung trete, wie vor dem Abſchluß des Vergleichs. Die römiſchen Konſuln teilten das Heer: Papirius Curſor brach auf gegen Luceria in Apulien, wo die als Geiſeln geſtellten römiſchen Ritter in Verwahrung waren; Publilius blieb bei Caudium den Samniten gegenüber. Und zuerſt kam dieſes Heer zur Schlacht. Den Stachel des erlittenen Schimpfes in der Bruſt, keiner Ermutigung bedürftig, ſtürzten ſie mit einer Ungeduld ohnegleichen gegen den Feind und drangen, ohne die Speere zu werfen, gleich mit dem Schwert im Sturmſchritt vor. Die Kunſt des Feldherrn in Aufſtellung der Glieder und Reſerven blieb unbeachtet: mit wütendem Ungeſtüm hieben ſie ein, daß der Feind, ſchleunig in die Flucht getrieben, nicht einmal in ſeinem Lager ſich ſammelte, ſondern durch Apulien zerſtreut ward. In einzelnen Haufen ſammelten ſie ſich wieder bei Luceria. Dahin rückte ihnen Publilius nach, und nachdem er ſich mit Papirius vereinigt, kam es zu einer zweiten Schlacht, worin die Römer mit gleicher Wut fochten. Sie erſtürmten das Lager der Samniten und mit dem Rufe, „hier ſei kein Caudium, keine Päſſe, wo Hinterliſt ſiege, ſondern römiſcher Heldenmut, den nicht Wall noch Graben aufhalte,“ hieben ſie ohne Schonung, ohne Unterſchied alles zuſammen und würden kein lebendes Weſen übrig gelaſſen haben, hätten nicht die Konſuln aus Rückſicht auf die in Luceria gefangenen Geiſeln das Blutvergießen gehemmt. Bald gelang es, nicht nur dieſe zu retten, ſondern auch durch Wiedervergeltung der Schmach die Rache zu vollenden. Papirius ſchnitt den Samniten in Luceria alle Zufuhr ab, daß ſie vom Hunger überwältigt, gegen Rückgabe der Geiſeln um Aufhebung der Belagerung baten und die Bedingung eingehen mußten, daß alle Krieger, ſiebentauſend Mann, jeder mit einem Kleid auf dem Leibe unter dem Joch durchgingen, Pontius ſelbſt, wie es heißt, an ihrer Spitze.

Pyrrhus in Italien (281—275 v. Chr.). Nach der Unterwerfung der Samniten konnten die griechiſchen Städte in Unteritalien einzeln dem mächtigen kriegeriſchen Volke gegenüber nicht lange ihre Selbſtändigkeit bewahren. Einige ſchloſſen ſich freundſchaftlich als Bundesgenoſſen Rom an, andere wagten den Kampf. Unter den letzteren war Tarent, blühend durch Reichtum und Macht vor allen übrigen Städten Großgriechenlands, aber ganz in Üppigkeit und Weichlichkeit verſunken, ohne inneren Halt in der Hand einer zügelloſen Volksherrſchaft. Dieſe Zügelloſigkeit des mutwilligen Pöbels führte auch den Krieg mit den Römern herbei. Als ſie aber nun von einem römiſchen Heere bedroht wurden, fühlten ſie ſich doch aus Mangel an kriegeriſchem Sinn denſelben nicht gewachſen. Ihre Landkriege waren ſie gewohnt durch fremde Söldner zu führen, deren ſie allerdings eine große Anzahl durch ihr Geld zuſammenbringen konnten; aber an kriegskundigen eignen Bürgern, um jene anzuführen, gebrach es. Daher richteten ſie ihre Blicke auf den König Pyrrhus von Epirus, der damals für den erfahrenſten und tapferſten Feldherrn galt, um ihm den Oberbefehl anzubieten; und dieſer, von Ehrgeiz und Kriegsluſt getrieben, ließ ſich leicht dazu bewegen.

Die Tarentiner hätten es nun zwar lieber geſehen, wenn Pyrrhus ohne Heer gekommen wäre, und ließen ihm ſagen, Soldaten fände er in Unteritalien im Überfluß, ſie könnten leicht an 300000 Mann Fußvolk und 20000 Reiter aufbringen. Er zog aber doch vor, ſein eignes Heer mitzubringen. Und zuerſt ſchickte er den Cineas, einen theſſaliſchen Staatsmann, der bei Pyrrhus in hohem Anſehen ſtand, mit 3000 Mann voraus, dann ſchiffte er ſich ſelbſt mit 3000 Reitern, 20000 Mann zu Fuß und 20 Elefanten ein. Aber ein gewaltiger Sturm überfiel ihn auf dem Joniſchen Meere und zerſtreute faſt die ganze Flotte; er ſelbſt rettete ſich mit Mühe ſchwimmend ans Land. Wie er nun in Tarent ankam, ſah er alsbald ein, daß wegen der Zügelloſigkeit der Menge die Stadt nicht ohne großen Zwang zu retten ſei. Er ließ daher, ſobald ſeine Schiffe und Truppen ſich wieder geſammelt hatten, die öffentlichen Vergnügungsorte ſchließen, verbot Schmauſereien und Gelage und betrieb die Aushebung der Truppen mit großer Strenge. Daher entſtand große Unzufriedenheit, und viele verließen die Stadt, um dieſer Knechtſchaft, wie ſie die Beſchränkung ihrer Luſtbarkeit nannten, zu entgehen.

Inzwiſchen rückte der römiſche Konſul Publius Valerius Lävinus mit großer Heeresmacht heran und verwüſtete Lucanien. Pyrrhus führte, ohne die Bundesgenoſſen abzuwarten, ſogleich ſeine Truppen ihm entgegen, bot jedoch vorerſt ſeine Vermittelung an. Lävinus aber wies dieſelbe mit Würde zurück, und die Heere trafen am Fluſſe Siris zuſammen, zwiſchen den Städten Pandoſia und Heracléa. Als Pyrrhus die Stellung und ganze Heeresordnung ſeiner Gegner betrachtete, äußerte er ſeine Bewunderung, und nicht ohne Beſorgnis über den Ausgang einer Schlacht, wünſchte er die Ankunft der Bundesgenoſſen abzuwarten. Die Römer aber, eben um dies zu verhindern, ſetzten unverzüglich über den Fluß, bevor noch der König hinlänglich Vorkehrung getroffen hatte, ihnen den Übergang zu wehren. So ſah er ſich gegen ſeinen Willen zur Schlacht, genötigt. Aber ſchnell hatte er ſeine Truppen aufgeſtellt, ſprengte mit 3000 Reitern voran, warf ſich zuerſt auf den Feind, und wie er ſchon durch die Schönheit und den Glanz ſeiner prachtvollen Rüſtung aller Blicke auf ſich zog, ſo blieb er auch durch die That nicht hinter dem Ruf ſeiner Tapferkeit zurück. Mit Staunen ſah man, wie er ungeachtet ſeines perſönlichen Anteils am Handgemenge, doch keinen Augenblick die Überlegung und Beſonnenheit verlor, ſondern ſo kaltblütig, als wenn er von ferne zuſchaute, die Schlacht leitete. Da er ſeiner weithin kenntlichen Rüſtung wegen ein beſonderes Ziel des Angriffs wurde und in größte Gefahr geriet, ſo übergab er Mantel und Waffen einem Begleiter, dann führte er in vertauſchter Rüſtung die Phalanx den weichenden Reitern zu Hilfe. Jetzt entſpann ſich der heftigſte Kampf: ſiebenmal wechſelte Flucht und Verfolgung und faſt hätte jene Vertauſchung der Waffen ihm den Sieg aus den Händen geriſſen. Die Römer erlegten jenen Begleiter des Königs und trugen frohlockend ſeinen Mantel und Helm durch ihre Reihen; die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete ſich raſch durch beide Heere und erregte hier ſiegesfrohen Jubel, dort Beſtürzung und Mutloſigkeit, bis Pyrrhus, mit entblößtem Geſicht die vorderſten Reihen durchreitend, durch lauten Zuruf ſich zu erkennen gab und den geſunkenen Mut wieder aufrichtete. Endlich gaben die Elefanten die Entſcheidung. Die Römer, die noch nie ſolche Tiere geſehen hatten, gerieten in Schrecken, ihre Pferde wurden ſcheu, riſſen aus und brachten die Glieder in Verwirrung: dieſe raſch benutzend, ließ Pyrrhus die theſſaliſchen Reiter einhauen und trieb die Feinde mit großem Verluſt in die Flucht: 15000 Römer blieben auf dem Platze. Aber auch Pyrrhus mußte den Sieg teuer erkaufen: 13000 ſeiner beſten Leute waren gefallen, darunter ſeine tüchtigſten Feldherrn. Nach dieſem Siege drang Pyrrhus bis in die Nähe von Rom; mehrere Bundesſtädte der Römer wendeten ſich ihm zu, und Samniten und Lucaner ſtießen mit bedeutender Macht zu ſeinem Heere. Aber die Römer zeigten ſich nichts weniger als mutlos. Schnell ergänzten ſie ihre Legionen, bildeten neue mit großem Eifer und redeten ganz furchtlos und in hochtönenden Worten von dem Krieg. Da ſah nun Pyrrhus wohl ein, daß die Eroberung der Stadt und gänzliche Beſiegung der Römer für ihn völlig unausführbar ſei, und glaubte, daß es ihm zu größerem Ruhme gereiche, als Sieger den Streit beizulegen. Cineas wurde alſo mit Friedensanträgen nach Rom geſchickt. Er beſuchte zuerſt die einflußreichſten Männer und brachte ihren Frauen und Kindern im Namen des Königs Geſchenke; aber nirgends wurden ſie angenommen. Darauf trug er im Senat ſeinen Antrag vor, bot Zurückgabe der Eroberungen und Gefangenen ohne Löſegeld, ſelbſt ſeinen Beiſtand zur Unterwerfung Italiens an und verlangte dagegen nichts als ein Freundſchaftsbündnis für ſich und ungeſtörten Frieden für die Tarentiner. Dieſes Anerbieten, mit gewinnender Beredſamkeit vorgetragen, machte großen Eindruck, und alle ſchienen zum Frieden geneigt. Als dies Appius Claudius hörte, ein angeſehener Senator, der aber wegen hohen Alters und Erblindung ſich längſt von den Staatsgeſchäften zurückgezogen hatte, ſo ließ er ſich in einer Sänfte in die Verſammlung tragen und redete mit ernſtem Nachdruck gegen den Frieden. „Bisher,“ ſprach er, „habe ich den Verluſt meines Geſichtes bedauert; aber jetzt ſchmerzt es mich, daß ich nicht auch taub bin und unwürdige Anträge eurer Feigheit anhören muß. Wie ſtolz klangen einſt jene eure Reden: wenn jener große Alexander nach Italien gekommen wäre, würdet ihr ihm den Ruhm der Unbeſiegbarkeit ſtreitig gemacht haben! Und jetzt zittert ihr vor Völkern, die immer eine Beute der Macedonier waren, vor einem Fürſten, der ſtets um die Gunſt eines der Trabanten jenes Alexander gebuhlt hat?“ Durch ſolche Reden des Appius wieder zum Kriege entflammt, erteilten die Römer dem Cineas den Beſcheid nicht eher, als bis Pyrrhus Italien geräumt habe, könne ſich der Senat auf Friedensunterhandlungen einlaſſen. Cineas berichtete dies ſeinem Herrn und ſprach mit größter Bewunderung von den Römern. „Der Senat“ ſagte er, „gleiche einer Verſammlung von Königen und das römiſche Volk der lernäiſchen Hyder; denn bereits ſei ein doppelt ſo ſtarkes Heer, wie das geſchlagene unter den Waffen.“ Darauf kam eine römiſche Geſandtſchaft wegen Auswechſelung der Gefangenen zum König, an ihrer Spitze Cajus Fabricius, ein armer Mann, der aber durch ſeine Rechtſchaffenheit und Kriegskenntnis im größten Anſehen ſtand. Pyrrhus ſuchte ihn durch Geſchenke zu gewinnen und bat ihn, den Frieden einzuleiten und dann, nach abgeſchloſſenem Frieden, als einer ſeiner erſten Feldherrn ihm zu folgen. Beides wies er mit Würde zurück.

Alſo zu einer zweiten Schlacht genötigt, brach der König auf und traf bei Aſculum, an der Grenze von Lucanien und Apulien mit den Römern zuſammen. Auch hier ergriffen die Römer die Flucht, da ſie dem Ungeſtüm und der Stärke der Elefanten nicht zu widerſtehen vermochten. Der Verluſt auf beiden Seiten war groß. Pyrrhus antwortete einem der Seinigen, der ihm zu dem Siege Glück wünſchte: „Noch einen ſolchen Sieg, und wir ſind verloren!"

Im folgenden Jahre führte Fabricius als Konſul das römiſche Heer, welches keineswegs entmutigt war, ins Feld. Als er in der Nähe des Feindes ſtand, erhielt er einen Brief von des Königs Leibarzt mit dem Anerbieten, gegen eine angemeſſene Belohnung ſeinen Herrn zu vergiften. Fabricius aber und ſein Amtsgenoſſe Quintus Ämilius ſchickten ſogleich den Brief an Pyrrhus. Dieſer, voll Bewunderung über ſeines Gegners unerſchütterliche Redlichkeit, ſchickte den Römern alle Gefangenen ohne Löſegeld zurück und erneuerte durch Cineas ſeinen Friedensantrag. Die Römer aber gaben ebenſoviel gefangene Tarentiner und Samniten los und wiederholten in Betreff des Friedens ihre frühere Erklärung.

Des Königs Lage war in der That mißlich. Ein bedeutender Teil ſeines mitgebrachten Heeres und faſt alle ſeine Feldherrn waren gefallen, friſche Truppen konnte er nicht nachkommen laſſen, der Eifer der Bundesgenoſſen ließ nach, und die Römer, die leicht ihre Legionen ergänzt hatten, waren in ihrer Erbitterung noch mutiger als zuvor. Unter dieſen Umſtänden kam ihm eine Einladung aus Sizilien, die Karthager von dieſer Inſel vertreiben zu helfen, ſehr erwünſcht. Er legte eine Beſatzung nach Tarent und ſetzte mit allen übrigen Truppen über die Meerenge. Hier ging ihm anfangs alles nach Wunſch. Die Städte kamen ihm aufs bereitwilligſte entgegen, und er ſchlug die Karthager zu Land und See. Aber ſein despotiſches und gewaltſames Verfahren entfremdete ihm wieder die Gemüter, alles fiel nach und nach von ihm ab und verband ſich wider ihn, ſo daß ihm die Bitten der von den Römern aufs äußerſte bedrängten Tarentiner und Samniten einen willkommenen Vorwand gaben, Sizilien nach zwei Jahren wieder zu verlaſſen.

Als er nicht ohne Schwierigkeit mit 20000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern zu Tarent wieder angekommen war, verſtärkte er ſein Heer mit den tüchtigſten Tarentinern, dann zog er gegen die Römer, die unter Manius Curius Dentatus bei Beneventum gelagert waren, während ein anderer Teil ſeines Heeres nach Lucanien rückte, um den andern Konſul von der Vereinigung mit Curius abzuhalten. Seine Abſicht war, die Römer durch einen nächtlichen Marſch zu überfallen; da er ſich aber in der Dunkelheit verirrte, fand er morgens die Feinde ſchon zum Kampf bereit. Dieſe ſchritten raſch zum Angriff und trieben gleich die Vorderſten in die Flucht: die Elefanten ſetzten ihnen zwar arg zu und drängten ſie auf einigen Punkten zurück; aber friſche Truppen, die aus dem Lager zu Hilfe kamen, trieben die Tiere gegen das eigene Heer, in welchem ſie Schrecken und Verwirrung anrichteten. So gewannen die Römer den Sieg und damit die gefährdete Herrſchaft über Italien wieder. Denn bald darauf verließ Pyrrhus die Halbinſel.

Die erſte Seeſchlacht der Römer im 1. puniſchen Krieg (260 v. Chr.). In den erſten Jahren des erſten puniſchen Krieges hatten die Römer den größeren Teil von Sizilien erobert. Da beſchloſſen ſie, eine Flotte zu bauen und auch zur See den Kampf zu wagen, um deſto leichter die Karthager von der Inſel ganz vertreiben und den Krieg zu erwünſchtem Ende führen zu können; denn ſonſt waren die am Meere gelegenen Städte ihnen niemals ſicher und ſelbſt Italiens Küſten bedroht, während die Karthager in Afrika unangefochten immer neue Hilfsmittel aufboten. Hier muß man nun ihren großen und kühnen Geiſt bewundern, da ſie vorher nicht einmal verſtanden, Kriegsſchiffe zu bauen und noch gar nicht daran gedacht hatten, mit Flotten das Meer zu befahren und es doch wagten, mit einem Volke, das längſt die unbeſtrittene Herrſchaft auf dem Meere behauptete, es auch zur See aufzunehmen. Bei der Überfahrt nach Sizilien hatten nämlich die Römer noch kein einziges eigenes Schiff, ſondern ſie borgten ihren Bedarf von mehreren griechiſchen Städten Unteritaliens, und als ſie jetzt das erſte Kriegsſchiff bauten, mußte ihnen ein geſtrandetes feindliches Schiff zum Muſter dienen. Während die Zimmerleute noch mit dem Bau der Schiffe beſchäftigt waren, übten andere die Ruderer auf dem feſten Lande ein, indem ſie dieſelben gewöhnten, in derſelben Ordnung, wie auf den Ruderbänken, ſitzend alle Bewegungen der Hände vor- und rückwärts gleichmäßig nach dem angegebenen Takte zu machen. Sobald die Schiffe fertig waren, ſtellten ſie noch einige Zeit auf dem Meere Übungen an, dann fuhren ſie an der Küſte von Italien hin. Indeſſen gleich die erſte Unternehmung mißglückte. Siebzehn Schiffe, mit welchen der Feldherr Cnejus Cornelius voraus nach Sizilien fuhr, wurden von den Karthagern überraſcht und ſämtlich genommen. Doch dieſer Unfall ſchlug ihren Mut nicht nieder. Bald ſogar gelang es ihnen, einen größeren Vorteil über die Feinde davon zu tragen, indem ſie gegen 50 Schiffe eroberten.

Darauf fuhren ſie an die ſiziliſche Küſte und rüſteten ſich zu einem Haupttreffen. In Abweſenheit des gefangenen Cnejus Cornelius übernahm Cajus Duilius, der an der Spitze des Landheeres auf Sizilien ſtand, den Oberbefehl. Da nun aber die römiſchen Schiffe ſchlechter gebaut und ſchwerer zu lenken waren, als die karthagiſchen, ſo brachte Duilius Enterhaken an denſelben an, die treffliche Dienſte in der Schlacht leiſteten, indem ſie den Römern verſtatteten, ihre Überlegenheit im Landkampf auch hier geltend zu machen. Man richtete nämlich auf den Vorderteilen der Schiffe einen runden 4 Ellen langen Balken auf, an demſelben war eine Leiter befeſtigt, mit quergelegten Brettern; dieſe war 4 Fuß breit und 6 Ellen lang, auf beiden Seiten mit einem Geländer verſehen, das bis an die Kniee reichte. Obenan war ein eiſerner Haken, derſelbe war zugeſpitzt und ein Ring daneben: durch dieſen wurde ein Seil gezogen, vermittelſt deſſen man mit Hilfe einer oben am Balken angebrachten Rolle die Leiter auf das Verdeck eines herannahenden Schiffes herablaſſen konnte. Dies geſchah bald auf das Vorderteil, bald auf die Seite. Im letzteren Falle ſprangen dann die Römer, ſobald der Haken im Verdeck gefaßt und beide Schiffe aneinander angeſchloſſen hatte, von der ganzen Seite ins feindliche Schiff hinüber. Geſchah aber der Angriff von vorne, ſo drangen ſie immer zwei und zwei vor, indem die vorderen die Schilde vor ſich, die nachfolgenden zur Seite hielten.

So ausgerüſtet, fuhr die römiſche Flotte in der Gegend von Mylä der feindlichen entgegen. Die Karthager rückten unter Hannibal, Giſkons Sohn, mit hundert und dreißig Schiffen heran. Als ſie der Römer anſichtig wurden, freuten ſie ſich ſehr und fuhren, wie auf eine ſichere Beute, ganz ohne Ordnung auf ſie los; denn ſie verachteten jene wegen ihrer Unerfahrenheit im Seeweſen. Als ſie nun in die Nähe kamen und die emporgerichteten Maſchinen ſahen, ſtutzten ſie anfangs, indem ſie nicht wußten, was dieſelben bedeuten ſollten. Bald aber griffen ſie ohne Bedenken an. Sowie nun die Schiffe ins Gefecht kamen, wurden ſie geentert, die Römer ſprangen hinüber aufs feindliche Verdeck und indem ſie hier wie zu Lande fochten, wurden die Karthager entweder zuſammengehauen, oder ſie ergaben ſich in der Beſtürzung. So wurden gleich 30 Schiffe, welche den erſten Angriff gewagt hatten, mit der ganzen Mannſchaft genommen, darunter war auch das Schiff des Anführers, der ſelbſt mit Mühe in einem Nachen entkam. Die übrigen Schiffe fuhren zwar auch zum Angriff heran; als ſie aber das Schickſal der anderen ſahen, wendeten ſie ſich, um den Haken auszuweichen, und im Vertrauen auf die Geſchwindigkeit ihrer Schiffe verſuchten ſie, die römiſchen Schiffe von der Seite oder von hinten anzugreifen. Da aber die Römer ſie von allen Seiten umgaben und die Haken ſo richteten, daß ſie jedes Schiff, das ſich näherte, enterten, ſo flohen ſie voll Beſtürzung davon und verloren auf der Flucht noch 50 Schiffe.

Zug Hannibal's über die Alpen (218 v. Chr.). Durch die Eroberung Sagunt's, einer mit Rom verbündeten Stadt in Spanien, hatte Hannibal die Veranlaſſung zum neuen Kriege mit Rom, dem ſogen. zweiten puniſchen Kriege gegeben. Nun faßte er den kühnen Plan, über die Pyrenäen und Alpen in Italien einzudringen und im Herzen ihres eigenen Landes die Römer anzugreifen. Während Geſandtſchaften zwiſchen Rom und Karthago vergeblich wegen des Friedens verhandelten, traf er zu Neukarthago alle Vorbereitungen, ſeinen Plan ungeſäumt in Ausführung zu bringen. Als er ſodann die Nachricht erhielt, daß der Krieg entſchieden ſei, zog er mit Anbruch des Frühlings (218 v. Chr.) ſeine Truppen zuſammen, deckte Afrika durch ein ſtarkes Heer Hiſpanier, in Spanien dagegen ließ er ſeinen Bruder Hasdrubal mit einem Heer afrikaniſcher Truppen und einer kleinen Flotte zurück, er ſelbſt ging mit 90000 Mann zu Fuß und 12000 Reitern über den Iberus. Die Päſſe der Pyrenäen beſetzte er mit 11000 Mann unter dem Befehl ſeines Bruders Hanno, einige tauſend Unzufriedene entließ er in ihre Heimat, mit den übrigen Truppen überſtieg er die Pyrenäen. Die galliſchen Völker von da bis zu den Alpen mußte er teils durch Geſchenke zu gewinnen, teils bezwang er ſie mit gewaffneter Hand. So mußte er den Übergang über den Rhodanus erkämpfen. Hier traf er in der Gegend von Maſſilia zuerſt auf ein römiſches Heer unter Publius Cornelius Scipio, welcher mit einer Flotte auf dem Weg nach Spanien begriffen, auf die Nachricht, Hannibal habe die Pyrenäen überſtiegen, an der Mündung des Rhodanus gelandet war. Aber nicht willens, eher als in Italien ſich mit den Römern in einen Kampf einzulaſſen, wich er denſelben aus und zog ſich eilends nördlicher; nur kleine Reitergeſchwader trafen in hitzigem Kampfe zuſammen.

Hier ward dem Heere Hannibals bange, nicht ſowohl vor dem Feind, als vor dem ungeheuren Weg und den Alpen, deren Schreckniſſe und Gefahren der Ruf noch weit fürchterlicher ſchilderte, als ſie in Wirklichkeit waren. Er berief daher ſeine Krieger zuſammen und ſuchte durch ermunterndes Zureden ihren Mut wieder zu heben. Hierauf zog er in nördlicher Richtung ohne Schwierigkeit bis an den Fluß Druentia. (Livius entſtellter Bericht iſt durch des Polybius Darſtellung zu berichtigen. Nach Polybius iſt Hannibal das Thal der Iſera hinauf und wahrſcheinlich über den Mont Cenis gezogen.) Dieſer aber, ohnedies nicht ſchiffbar und reißenden Laufs und damals noch dazu vom Regen angeſchwollen, brachte ihnen beim Überſetzen große Not und Gefahr. Von da gelangten ſie unangefochten und auf ebenem Wege bis an den Fuß der Alpen. Obgleich ſich die Soldaten ſchon von dieſen eine Vorſtellung gemacht, wie das Gerücht ſie gab, das ungekannte Dinge gewöhnlich übertreibt, ſo erregten doch jetzt die Höhe der Berge, nun in der Nähe geſehen, die faſt in den Himmel reichenden Schneemaſſen, die elenden, auf den Felſen hängenden Hütten, das vor Kälte zuſammengeſchrumpfte Vieh, die ſtruppigen und ſchmutzigen Menſchen, die ganze belebte und unbelebte Natur, ſtarrend von Froſt, und alle die übrigen Erſcheinungen, die im Anblicke noch gräßlicher waren, als in der Schilderung, von neuem ihr Entſetzen. Als der Zug die vorderen Hügel hinanging, wurden ſie gewahr, daß die Bergbewohner die überragenden Höhen beſetzt hielten. Hannibal ließ Halt machen und ſchickte Gallier voraus, um die Gegend zu unterſuchen. Als er erfuhr, daß hier kein Durchgang möglich ſei, ſo nahm er in dem weiteſten Thale, das er zwiſchen den ſteilen Felſen und Klippen fand, ſein Lager. Wie er aber weiter hörte, daß der Paß nur bei Tage beſetzt ſei, ſo rückte er mit Tagesanbruch bis an den Fuß der Anhöhen, als wolle er vor ihren Augen bei hellem Tage hindurchdringen; dann brachte er, um ſeine Abſicht noch mehr zu verdecken, den Tag damit hin, ein verſchanztes Lager zu beziehen; ſobald er aber merkte, daß die Feinde die Höhen verlaſſen hatten, zündete er zum Schein viele Wachtfeuer an und drang, während er Gepäcke, Reiterei und den größten Teil des Fußvolks zurückließ, mit den beſten Truppen ohne Gepäck eiligſt durch den Paß und beſetzte dieſelben Höhen, welche der Feind inne gehabt hatte. Mit dem früheſten Morgen brach ſodann das Lager auf und der Zug der Zurückgebliebenen begann. Schon wollten die Bergbewohner ihre gewohnten Poſten beſetzen, als ſie unerwartet einen Teil der Feinde im Beſitze der Höhen über ihren Häuptern ſtehen, die andern des Weges ziehen ſahen. Anfangs ſtanden ſie ganz beſtürzt; als ſie aber das Gedränge im Paß und den Zug ſchon durch ſein eignes Getümmel, zumeiſt aber weil die Pferde ſcheuten, in Verwirrung ſahen, ſo kamen ſie auf allen Seiten über Felſen und Klippen herabgerannt. Da ſahen ſich die Punier zugleich dem Kampf mit dem Feinde und mit der ungünſtigen Örtlichkeit ausgeſetzt; größer noch war der Streit unter ihnen ſelbſt, indem jeder nur für ſich der Gefahr am geſchwindeſten zu entkommen trachtete; die Pferde, ſcheu geworden durch das verwirrte Geſchrei und durch Wunden wild gemacht, traten die Menſchen zu Boden: viele wurden in dem Gedränge in den Abgrund hinabgeſtoßen und gleich Lawinen rollten die Packtiere mit ihrer Laſt hinunter. Bei dieſem gräßlichen Anblick hielt Hannibal auf der Höhe anfangs ſeine Leute zurück, um nicht die Verwirrung zu vermehren; als er aber Gefahr ſah, alles Gepäcke zu verlieren, eilte er herab, zerſtreute beim erſten Angriff die Feinde und bald war in Ruhe und Ordnung das Heer durchgeführt. Hierauf eroberte er die Hauptfeſte der Gegend und die umliegenden Dörfer, nährte und erquickte ſeine Leute drei Tage lang mit der Beute und legte ungehindert eine bedeutende Strecke zurück.

Darauf kam man zu einem andern Bergvolke, das durch Liſt und Hinterhalt große Gefahr bereitete. Die Oberhäupter der Gaue fanden ſich als Geſandte ein und boten ihm Lebensmittel, Wegweiſer und für die Sicherheit ihrer Verſprechungen Geiſeln an. Hannibal wollte ihnen weder blindlings glauben, noch auch, um ſie nicht zu offenen Feinden zu machen, ſie geradezu abweiſen: er antwortete ihnen freundlich, nahm die Geiſeln, die ſie ihm gaben, an und machte von den Lebensmitteln, welche ſie an den Weg gebracht hatten, Gebrauch, folgte jedoch ihren Wegweiſern nicht wie in Freundesland, ſondern mit völlig geordnetem Heere. Die Elefanten und die Reiterei bildeten den Vortrab, er ſelbſt folgte mit dem Kerne ſeines Fußvolks. Kaum befand man ſich auf einem ſchmäleren Wege, am Abhange einer darüber her hängenden Berghöhe als die Eingeborenen in der That allenthalben von vorn und von hinten aus ihrem Hinterhalte hervorbrachen, aus der Nähe und Ferne angriffen und große Felsſtücke auf den Zug hinabwälzten: ihr größter Haufe warf ſich auf den Nachtrab, der ſchlagfertig ſich augenblicklich gegen ſie wandte: ſo ward es offenbar, daß man nur durch dieſe Vorſicht einer ungeheuren Niederlage entging. Noch drohte große Gefahr und nahes Verderben; denn von der Seite quer heranſtürzend durchbrachen die Bergbewohner die Mitte des Zuges und beſetzten den Weg, ſo daß Hannibal eine Nacht hindurch von der Reiterei und dem Gepäcke getrennt war. Erſt den folgenden Tag vereinigte ſich das Heer wieder und zog, wiewohl nicht ohne Einbuße, durch den Paß. Von jetzt an fielen die Bergbewohner nur noch in kleineren Haufen, mehr wie Räuber als wie ordentliche Krieger, bald den Vortrab bald den Nachzug an, je nachdem entweder die Gegend dazu günſtig war, oder bald zu weit Vorausgegangene bald Zurückgebliebene Gelegenheit darboten. Die Elefanten ließen ſich zwar nur ſehr langſam durch die engen ſteilen Felſen treiben, aber ſie deckten auch, wo ſie nur gingen, den Zug gegen die Feinde, die ſich ihnen nicht zu nähern wagten.

Am neunten Tage erreichte man den Gipfel der Alpen, meiſt auf unwegſamen Pfaden und nach vielen Irrwegen, weil ſie entweder von den Wegweiſern abſichtlich irregeleitet wurden, oder weil ſie ſelbſt, wenn ſie dieſen nicht trauten, ſich auf gut Glück in Thäler hinein wagten, wo ſie einen Weg vermuteten. Zwei Tage wurde auf der Höhe geraſtet und den ermüdeten Truppen Erholung vergönnt. Hier geſellte ſich zu dem bisherigen Ungemach auch ein beſchwerlicher Marſch durch tiefen, plötzlich gefallenen Schnee. Als nun das Heer verdroſſen weiter zog und Unluſt und Verzweiflung auf allen Geſichtern zu leſen war, ſtellte ſich Hannibal an die Spitze des Zuges, ließ die Soldaten auf dem Vorſprung eines Berges, wo man eine weite Ausſicht hatte, Halt machen und zeigte ihnen von da Italien und die reizende Ebene des Po, die hier vor ihren Blicken lag, mit der ermutigenden Verſicherung, daß ſie mit den Mauern Italiens, den Alpen, jetzt auch die der Stadt Rom überſtiegen. Von nun an ſei ihr Weg durchaus eben oder bergab. Nach einem, höchſtens zwei Treffen würden ſie die Hauptſtadt Italiens ſamt der Burg in ihrer Gewalt haben. Hierauf ging der Zug weiter, ohne fernere Angriffe von ſeiten der Feinde. Indes war der Weg hinab weit beſchwerlicher als herauf, weil die Alpen auf der Seite nach Italien hin zwar minder hoch, aber auch ſteiler ſind. Beinahe der ganze Weg war jäh, eng, ſchlüpfrig, ſo daß weder, wer nur ein wenig wankte, ſich des Fallens erwehren, noch der Hingefallene auf ſeiner Stelle ſich halten konnte und alſo Menſchen und Vieh, eins über das andere, hinſtürzten.

Man kam einmal an eine ſo ſteile Felswand, daß kaum ein unbelaſteter Krieger, mit den Händen an den hervorragenden Geſträuchen und Wurzeln ſich haltend, hinabkommen konnte. Die von Natur ſchon jähe Stelle war durch einen neulichen Erdſturz noch abſchüſſiger geworden. Hannibal überzeugte ſich ſelbſt, daß man hier durchaus nicht weiter konnte und glaubte ſein Heer auf einem Umwege durch die ungebahnten, nie betretenen Seitenthäler führen zu müſſen. Aber dieſer Weg war vollends unmöglich. So lange nämlich der neue, mäßig hohe Schnee auf dem alten lag, faßten ſie leicht feſten Fuß; als derſelbe aber durch den Tritt ſo vieler Menſchen und Thiere zertreten war, da gingen ſie auf dem bloßen unteren Eis und auf dem ſchmelzenden Schnee. Natürlich hatten ſie hier eine ſchreckliche Not mit dem ſchlüpfrigen Eiſe, auf dem kein Tritt haftete und bergab der Fuß um ſo eher ausglitſchte. Und glitten ſie, wenn ſie ſich auf den Händen oder Knieen aufrichten wollten, von neuem aus, ſo gab es rund umher weder Stamm noch Wurzel, woran ſie ſich mit Fuß oder Hand hätten aufhelfen können. Die Laſttiere traten öfters durch, da ſie ohnehin ſchon auf der unterſten Schneelage gingen; und wenn ſie, um ſich etwa vom Falle empor zu ſtemmen, ſtärker mit den Klauen aufſchlugen, brachen ſie völlig ein, ſo daß die meiſten wie in einem Fangeiſen in dem harten und dick gefrornen Eiſe ſtecken blieben. Endlich, nachdem ſich Menſchen und Vieh vergebens abgemattet hatten, wurde auf der Höhe ein Lager aufgeſchlagen; und auch für dieſes konnte man den Platz nur mit größter Mühe ſäubern: ſo viel Schnee war aufzugraben und fortzuſchaffen. Nun mußten die Soldaten herbei, um über die Felswand, wo einzig der Weg möglich war, Bahn zu brechen. Da man den Felſen ſprengen mußte, ſo fällten ſie Bäume in der Nähe, errichteten einen gewaltigen Holzſtoß und zündeten unter Begünſtigung eines heftigen Windes denſelben an: darauf goſſen ſie Eſſig über das glühende Geſtein und als es dadurch mürbe geworden war, ſprengten ſie den Felſen mit Brecheiſen und ließen den Steig in mäßigen Krümmungen ſo ſanft ablaufen, daß nicht allein die Laſttiere, ſondern auch die Elefanten darauf hinabgeführt werden konnten. Vier Tage wurden an dem Felſen zugebracht, während deſſen die Tiere faſt vor Hunger umkamen; denn die Gipfel ſind in der Regel kahl und das wenige vorhandene Futter war mit Schnee bedeckt. Weiter unten kamen ſie in Thäler mit ſonnigen Hügeln, auch an bewaldete Gegenden, die es ſchon eher verdienen, von Menſchen bebaut zu werden. Hier wurde das Vieh auf die Weide getrieben und den ermüdeten Menſchen drei Tage Raſt gegeben. Dann ſtiegen ſie vollends in die Ebene hinab in mildere Gegenden zu mehr geſitteten Menſchen.

Auf dieſe Art kam Hannibal, nachdem er die Alpen in 15 Tagen überſtiegen hatte, in Italien an, 5 Monate nach dem Abzug von Neukarthago. Von ſeinem ganzen Heere ſoll er nur noch 20000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter gehabt haben; allein ſeit dem Übergang über den Rhodanus hatte er 36000 Menſchen und eine ungeheure Anzahl von Pferden und Laſttieren eingebüßt.

Die Schlacht bei Cannä (216 v. Chr.). Einen ganzen Winter und Frühling hindurch hatten das römiſche und karthagiſche Heer in verſchanzten Lagern einander gegenüber geſtanden. Als nun die Zeit der Ernte herannahte, brach Hannibal, um die Römer zum Treffen zu nötigen, auf und eroberte die Burg von Cannä, wo dieſelben reiche Vorräte hatten. Dadurch ward er Herr der ganzen fruchtbaren Gegend, die weithin von der Burg beherrſcht wurde und nun ſahen ſich auch die Römer genötigt, ihre ganze bisherige Kriegsweiſe zu ändern. In dieſer Verlegenheit ſchickten ſie nach Rom und fragten beim Senat an, was zu thun ſei. Hier wurde beſchloſſen, eine Schlacht zu wagen und alle Kräfte zu einem Hauptſchlag aufzubieten. Die Prokonſuln, welche an der Spitze des Heeres im Felde ſtanden, erhielten den Befehl, noch abzuwarten, bis die Konſuln ſelbſt, die ſich noch in Rom befanden, mit Verſtärkungen ankämen. Dieſe waren Lucius Ämilius Paulus und Cajus Terentius Varro. Darauf verſtärkte man die Mannſchaft der Legionen bis auf 5 000 Mann zu Fuß und 300 Reiter und verdoppelte die Zahl derſelben, daß 8 Legionen im Feld ſtanden, die ſämtlich bei Cannä zur Schlacht ſich vereinigen ſollten. Rechnet man dazu, daß die Anzahl der Bundesgenoſſen eben ſo groß war, ſo wurden demnach 80 000 Mann zu Fuß und etwa 6 000 Reiter dem Feinde entgegengeführt.

Aller Augen waren auf Lucius Ämilius gerichtet, alle Hoffnung baute man auf ihn; denn er war ein wackerer und angeſehener Mann und hatte ſich bereits durch Tapferkeit im illyriſchen Kriege ausgezeichnet. Als derſelbe zum Heere kam, ſuchte er in einer Anrede den Mut der Soldaten zu heben.

Darauf führten die Konſuln das Heer in die Nähe des Feindes und ſchlugen ihr Lager ungefähr 50 Stadien von demſelben auf. Da aber dieſe Gegend eben war und für die Reiterei, woran die Feinde überlegen waren, vorteilhaft, ſo wollte Ämilius ſich hier in kein Treffen einlaſſen, ſondern nach einer Gegend hinziehen, wo das Fußvolk die Entſcheidung geben könnte. Allein Terentius Varro war aus Unwiſſenheit der engegengeſetzten Meinung, und ſo entſtand verderbliche Uneinigkeit unter den beiden Feldherrn. Als nun den folgenden Tag der römiſchen Sitte gemäß die Reihe des wechſelnden Oberbefehls an Varro kam, rückte er trotz aller Vorſtellungen des Ämilius näher gegen den Feind. Hannibal überfiel die Römer mit ſeiner Reiterei und leichten Truppen unvermutet noch auf dem Marſche, mußte ſich aber wieder zurückziehen. Den andern Tag mochte Ämilius das Heer weder zum Angriff führen, noch konnte er ohne Gefahr ſich zurückziehen: er ſchlug daher ein doppeltes Lager am Fluſſe Aufidus auf, der nicht weit von da ins Adriatiſche Meer ſich ergießt, einen andern Teil des Heeres ließ er jenſeits des Flußes, ziemlich nahe bei den Feinden ſich lagern, teils um die Seinigen, wenn ſie auf Fütterung ausgingen, zu ſchützen, teils um die Feinde näher zu beobachten.

Hannibal glaubte wegen des erfolgloſen Angriffs am Tage vorher ſeine Truppen aufmuntern zu müſſen. Er zeigte ihnen die vorteilhafte Lage der Gegend und hieß ſie den Göttern danken, daß ſie den Feind an einen ſolchen Ort geführt und ihnen gleichſam in die Hände gegeben, worin er ſie jetzt zu ſchlagen genötigt habe. Dann erinnerte er ſie an ihre Siege in den drei letzten Schlachten. Darauf ſchlug er ſein Lager auf derſelben Seite des Fluſſes auf, wo ſich das größere Lager der Römer befand. Den folgenden Tag verwendete er auf Zurüſtungen und Vorbereitungen. Den dritten bot er den Römern die Schlacht an; allein Ämilius nahm ſie nicht an, zumal er ſah, daß die Karthager ſich aus Mangel an Lebensmitteln bald wegziehen müßten. Da aber die numidiſchen Reiter, welche die Römer am Waſſerholen hinderten, bis vor den Wall ſtreiften, ſo wuchs des Varro Verlangen, ein Treffen zu liefern, nur noch mehr, und auch das Heer ward ungeduldig und begehrte zu ſchlagen.

Den folgenden Tag, als die Reihe des Oberbefehls an Varro war, führte er mit Sonnenaufgang die Truppen aus beiden Lagern heraus, die aus dem größeren ſogleich über den Fluß, und ſtellte ſie unverzüglich in Schlachtordnung; die aus dem andern ließ er ſich in gleicher Linie an dieſelben anſchließen; die Front gegen Mittag. Die römiſchen Reiter ſtellte er auf den rechten Flügel, unmittelbar an den Fluß: zunächſt ihnen das Fußvolk in einer geraden Linie, die hinteren Schlachtreihen in dichteren Haufen als vorn und die einzelnen Abteilungen mit mehr Tiefe als Front; auf den linken Flügel die Reiterei der Bundesgenoſſen und die leichten Truppen in einigem Abſtand vor dem ganzen Heere. Um dieſelbe Zeit führte Hannibal die Balearen und die andern leichtbewaffneten Völker über den Fluß, um durch ſie ſein übriges Herr zu verdecken. Dann ſetzte er mit dieſem an zwei Stellen über. An den Fluß zur Linken ſtellte er die ſpaniſchen und galliſchen Reiter den römiſchen gegenüber; nächſt dieſen die Hälfte des libyſchen ſchweren Fußvolks, dann die Spanier und Gallier zu Fuß; hierauf die übrigen ſchwerbewaffneten Libyer und auf dem rechten Flügel die numidiſchen Reiter. Hannibal dehnte zuerſt ſein Heer in eine gerade Linie; hierauf aber ließ er die in der Mitte ſtehenden Haufen der Spanier und Gallier vorrücken und die andern ſich ſo an ſie anſchließen, daß die Schlachtordnung in der Mitte die Form eines halben Mondes bekam. Dies that er in der Abſicht, um den Spaniern und Galliern in den Libyern einen Rückhalt zu geben und jene durch dieſe zu unterſtützen. Die Libyer führten römiſche Waffen, welche Hannibal in der letzten Schlacht erbeutet hatte. Die Spanier und Gallier hatten einerlei Schilde, aber verſchiedene Schwerter, die einen zu Stich und Hieb, die andern nur zum Hieb geeignet. Die ganze Reiterei der Karthager belief ſich auf 10 000 Mann, an Fußvolk aber waren es ſamt den Galliern nicht viel über 40 000. Den rechten Flügel der Römer führte Ämilius an, den linken Varro, in der Mitte ſtanden die Prokonſuln; auf dem linken Flügel der Karthager führte Hasdrubal den Befehl, auf dem rechten Hanno, in der Mitte Hannibal ſelbſt nebſt ſeinem Bruder Mago. Da die römiſche Schlachtordnung gegen Süden, die karthagiſche gegen Norden ſah, ſo war die aufgehende Sonne beiden Teilen gleich unſchädlich.

Als die leichten Truppen das Treffen begannen, ſtritten ſie auf beiden Seiten mit gleichem Verluſt. Sobald aber die ſpaniſchen und galliſchen Reiter ſich auf den linken Flügel der Römer warfen, erhob ſich ein mörderiſcher Kampf. Denn nicht, wie ſonſt gewöhnlich, zogen ſich die Reiter nach dem erſten Stoß zurück, um von neuem anzuſprengen, ſondern ſogleich, wie ſie zum erſtenmal zuſammentrafen, ſprangen ſie von den Pferden und kämpften Mann für Mann. Endlich gewannen die Karthager die Oberhand und töteten die meiſten der Römer im Gefecht, ſo tapfer und rühmlich ſie auch fochten, die übrigen trieben ſie an den Fluß und hieben ſie ohne Erbarmen zuſammen. Jetzt zogen ſich die leichten Truppen hinter die Linie zurück und die Schwerbewaffneten trafen auf einander. Der Kampf begann zuerſt in der Mitte, da wo die Gallier und Spanier, die den Halbmond bildeten, hervorragten. Eine Zeit lang hielten nun dieſe ſtand und kämpften tapfer, dann aber von der dichten Maſſe der römiſchen Schwerbewaffneten zurückgedrängt, wichen ſie, der Halbmond wurde durchbrochen und von den hitzig nachdrängenden Feinden um ſo leichter geſprengt, als die Gallier in dünnen Reihen ſtanden, die Römer dagegen von den Flügeln her ſich immer dichter nach der Mitte hin zuſammen drängten. Nun aber drangen ſie bei der Verfolgung in der Mitte zu weit vor, ſo daß ſie von beiden Seiten die ſchwergerüſteten Libyer in die Flanke bekamen. Dieſe ſchwenkten ſich auf dem linken Flügel rechts und auf dem rechten links und fielen den Römern in die entblößten Seiten, ganz der anfänglichen Abſicht Hannibals gemäß, daß, wenn die Gallier wichen, deren Verfolger von den Libyern in die Mitte genommen würden. Nun konnten dieſe nicht mehr in ganzen Legionen kämpfen, ſondern auf der Seite angegriffen, mußten ſie Mann für Mann und in einzelnen Haufen ſtreiten.

Ämilius, der ſich aus der Niederlage des rechten Flügels gerettet hatte, begab ſich in die Mitte der Schlachtordnung, wo, wie er ſah, die Entſcheidung der Schlacht auf dem Fußvolk beruhte, ermunterte die Soldaten und, ſeinen Reden gemäß, focht er ſelbſt mit tapferem Mute. Daſſelbe that Hannibal, der vom Anfang an dort ſeine Stellung hatte. Indeſſen waren auch die Numidier auf dem rechten Flügel mit den Reitern der römiſchen Bundesgenoſſen, die ihnen gegenüberſtanden, in Kampf geraten, ohne daß es wegen der ihnen eigentümlichen Art zu fechten, hier zu einer Entſcheidung kam. Jedoch ſetzten ſie jene außerſtand, an dem übrigen Treffen teilzunehmen, indem ſie durch Angriffe von allen Seiten ſie beſtändig beſchäftigt hielten. Als aber Hasdrubal die römiſchen Reiter am Fluſſe meiſt aufgerieben hatte, kam er den Numidiern auf dem andern Flügel zu Hilfe. Wie ihn die römiſchen Bundesgenoſſen anſprengen ſahen, wandten ſie ſich zur Flucht. Und nun zeigte ſich Hasdrubal als einen klugen und erfahrenen Feldherrn. Er ließ nämlich jene durch die Numidier, die einem Feinde, der einmal flieht, durch ihre Gewandtheit fürchterlich ſind, verfolgen; ſeine eigenen Reiter aber führte er den Libyern zu Hilfe, und indem er den römiſchen Legionen in den Rücken fiel und an vielen Stellen zugleich einhauen ließ, verſetzte er dieſe in die größte Beſtürzung und Verwirrung, während den Libyern der Mut wuchs. Damals fiel auch Ämilius in tapferem Kampfe, mit Wunden bedeckt, als ein Mann, der die Pflichten gegen ſein Vaterland ſowohl in ſeinem übrigen Leben, als in dieſem letzten Kampfe ſo rühmlich wie irgend einer erfüllte. Das römiſche Fußvolk, nun ganz umringt, leiſtete nach allen Seiten hin Widerſtand. Indem ſie aber ringsum niedergehauen und die übrigen in einen ſtets engeren Raum zuſammengedrängt wurden, fielen ſie endlich alle und unter ihnen die beiden Prokonſuln, als tapfere Männer und des römiſchen Namens würdig kämpfend. Unterdeſſen hatten auch die Numidier, welche die flüchtigen Reiter verfolgten, den größten Teil derſelben niedergemacht, andere von den Pferden geſtürzt.

Dies war der Ausgang der Schlacht bei Cannä, in welcher auf beiden Seiten die tapferſten Männer fochten. Von den 6000 römiſchen Reitern retteten ſich nur 70 mit dem Konſul Varro nach Venuſia, von den Reitern der Bundesgenoſſen entkamen gegen 300 in die umliegenden Städte. Von dem Fußvolk wurden 10 000, die nicht im Treffen geweſen waren, gefangen genommen, und aus der Schlacht entflohen gegen 3 000 in die benachbarten Städte. Die übrigen, gegen 70 000 Mann, ſtarben einen rühmlichen Tod. Auf Seiten der Karthager fielen gegen 4 000 Gallier, etwa 1 500 Spanier und Libyer und ungefähr 200 Reiter. Jene 10 000 Römer, welche gefangen wurden, hatte Ämilius in ſeinem Lager zurückgelaſſen, um, wenn Hannibal das ſeinige unbeſetzt ließe, deſſelben ſich zu bemächtigen. Aber Hannibal hatte eine hinreichende Bedeckung in ſeinem Lager zurückgelaſſen, welche, gleich beim Anfang der Schlacht angegriffen, tapferen Widerſtand leiſtete. Bereits jedoch wichen ſie ſchon vor der Übermacht, als Hannibal, nachdem die Hauptſchlacht entſchieden war, ihnen zu Hilfe kam, die Römer in ſeinem eigenen Lager einſchloß, 2 000 Mann von ihnen tötete, die übrigen gefangen nahm. Von den zerſprengten Reitern brachten die Numidier aus der Umgegend noch etwa 2 000 Gefangene ein.

Durch dieſe Schlacht wurden die Karthager Herren von Unteritalien, und Rom war in großer Gefahr. Die Römer hielten ſelbſt ihre Herrſchaft über Italien für verloren und waren für Vaterland und Freiheit in großer Beſorgnis, wenn ſchon ihr Mut nicht gänzlich gebeugt war.

Hannibal und Scipio vor der Schlacht bei Zama (202 v. Chr.). P. Cornelius Scipio war nach glorreichen Thaten, die er innerhalb fünf Jahren in Spanien verrichtet, nach Rom zurückgekehrt; er hatte ſchon den Plan gefaßt nach Afrika überzuſetzen und durch unmittelbaren Angriff Karthagos Italien von dem gefährlichſten Feind zu befreien. Die Freude und der Stolz ſeines Volkes, wurde er ſchon im 29. Jahre zum Konſul erwählt und erhielt die Erlaubnis nach Afrika zu gehen. Er landete bei Utika. Darauf in mißlichem Kampf gegen ein bedeutend überlegenes Heer der vereinigten Karthager und Numidier unter Hasdrubal und Syphax ſteckte er durch nächtlichen Überfall ihr Lager in Brand und zerſtreute und vernichtete das ganze Heer. Nachdem er ſodann in einem zweiten Treffen den König Syphax beſiegt und gefangen hatte und die Städte des karthagiſchen Gebietes ſich ihm meiſt freiwillig unterwarfen, bedrohte er Karthago ſelbſt. In dieſer Bedrängnis riefen die Karthager, während ſie zum Schein Friedensunterhandlungen anknüpften und Waffenſtillſtand erhielten, Hannibal aus Italien zurück.

Mit Thränen in den Augen und den ſchmerzlichſten Gefühlen in der Bruſt hörte Hannibal den Befehl, das Land zu verlaſſen, das 16 Jahre der Schauplatz ſeiner Thaten geweſen. „So iſt denn Hannibal beſiegt,“ rief er aus, „nicht von den Römern, dem ſo oft geſchlagenen Feind, ſondern von Karthagos Senat durch Neid und Parteihaß! Und über meinen Abzug wird Scipio nicht minder frohlocken als Hanno, der unter Karthagos Trümmern mein Haus zu begraben trachtet.“ Selten iſt wohl ein Verbannter mit traurigeren Gefühlen aus dem Vaterland, als Hannibal aus Feindesland geſchieden. Oft nach Italiens Küſten zurückblickend, klagte er Götter und Menſchen an, ſich und ſein Daſein verwünſchend, daß er nicht ſein Heer noch bluttriefend vom Siege bei Cannä gegen Rom geführt. Zu Rom war die Sorge nicht geringer als die Freude über ſeinen Abzug. Fünf Tage lang ſtellte man Dank- und Freudenfeſte an, daß ein ſo gefährlicher Feind endlich von Italiens Boden gewichen. Aber wohl dachte man auch an des Quintus Fabius weiſſagendes Wort, Hannibal werde in der Heimat ein weit furchtbarerer Feind ſein, als in der Fremde; und nicht ohne Grund zweifelte man, ob es für Scipio eben ſo leicht ſein werde, wie über den Barbarenkönig Syphax und Hasdrubals eiligſt zuſammengeraffte Truppen, auch über Hannibal zu ſiegen, dieſen tapferſten und verſchlagenſten Feldherrn, der, aufgewachſen unter dem Waffengetümmel, als Knabe ſchon Soldat, als Jüngling Feldherr, unter Siegen ergraut, Spanien, Gallien und Italien mit Denkmälern ſeiner Heldenthaten angefüllt, an der Spitze eines Heeres ſtehe, das ihm ſelbſt an Dienſtjahren gleich, abgehärtet durch Beſchwerden aller Art, tauſendmal mit Römerblut beſpritzt und mit der Beute römiſcher Waffen beladen ſei. Solche Gedanken erfüllten ſelbſt die, welche am meiſten auf Scipio vertrauten, bei dem nahenden Entſcheidungskampf mit banger Beſorgnis. Ähnlich ſchwankend war die Stimmung der Karthager. Bald, wenn ſie auf Hannibal und die Größe ſeiner Thaten blickten, fühlten ſie ſich von Mut gehoben, bald, wenn ſie Scipios glänzende Thaten und neuliche Siege erwogen, zitterten ſie vor ihrem Untergang.

Hannibal landete bei Adrumetum, gönnte ſeinen Truppen nur einige Tage Raſt, dann eilte er, auf die Nachricht, Karthago ſei ſchon rings von Feinden umgeben, nach Zama, welches fünf Tagereiſen von Karthago entfernt iſt. Als er von da Kundſchafter ausſchickte, wurden ſie aufgefangen und vor Scipio geführt. Dieſer befahl, ſie im ganzen Lager herumzuführen und ihnen alles nach Belieben zu zeigen, dann ließ er ſie wieder mit ſicherem Geleite zurückgehen. Hannibal, den nichts mehr beunruhigte, als dieſe Zuverſicht, ließ Scipio den Vorſchlag zu einer Unterredung machen, in der Hoffnung, jetzt noch billigere Friedensbedingungen zu erlangen. Scipio bewilligte die Zuſammenkunft und ſo traten ſie denn einander gegenüber, die zwei größten Feldherrn nicht nur ihres Zeitalters, ſondern auch jedem Heerführer und Könige der Vorzeit vergleichbar. Eine Weile ſchwiegen ſie beide, einer von des andern Anblick in gegenſeitiger Bewunderung wie betroffen. Darauf begann Hannibal:

„Wenn es alſo vom Schickſal beſtimmt iſt, daß ich, der zuerſt den Krieg angefangen, der ſo oft den Sieg beinahe in Händen hatte, kommen muß, ſelbſt auf Frieden anzutragen, ſo freue ich mich, gerade bei dir ihn ſuchen zu müſſen. Und ebenſo möchte es auch für dich nicht der geringſte Ruhm ſein, daß Hannibal, dem die Götter über ſo viele römiſche Feldherrn den Sieg verliehen, vor dir zurücktritt. Hätten doch die Götter unſern Vätern den Sinn eingegeben, ſich zu begnügen, ihr mit Italiens, wir mit Afrikas Herrſchaft! dann hättet ihr nicht vor euren Thoren und Mauern feindliche Waffen geſehen, wir ſähen nicht jetzt ein römiſches Heer vor Karthago. Jetzt liegt es an uns beiden, ob Friede ſein wird oder nicht; denn was wir unterhandeln, werden unſere Mitbürger beſtätigen. Mich, der ich nach 36 Jahren in mein Vaterland zurückkehre, hat die Erfahrung in der Schule des Glücks und Unglücks gelehrt, daß ich lieber der Vernunft als dem Spiele des Schickſals folge. Du aber biſt noch jung; in keiner deiner kühnſten Unternehmungen hat dich das Glück getäuſcht; ausgezogen, um deines Vaters und Oheims Tod zu rächen, haſt du Lorbeeren glänzenden Ruhmes dir ums Haupt geflochten; wohl mag nach ſolchen Erfolgen dein glücktrunkenes Herz lieber Sieg als Frieden wünſchen. Ich kenne dieſen mehr hohen als erſprießlichen Sinn. Doch erwäge nicht nur, was geſchehen iſt, ſondern auch, was geſchehen kann. Laß mein Beiſpiel dich belehren. Mir lächelte einſt das Glück, wie jetzt dir. Noch nicht ſo gar lange iſt's, daß ich vor Roms Mauern gelagert, die Bürger drinnen erſchreckte, und jetzt ſiehſt du mich hier, meine Vaterſtadt vor gleicher Gefahr zu ſchirmen. Dem größten Glück iſt am wenigſten zu trauen. Ehrenvoll und glänzend iſt der Friede für den, der ihn auf der Höhe des Glücks gewährt. Beſſer und ſicherer iſt ein gewiſſer Friede, als ein gehoffter Sieg. Jener ſteht in deiner, dieſer in der Götter Hand. Setze nicht das Glück ſo vieler Jahre auf den Ausſchlag einer einzigen Stunde! Der Glanz deines Ruhmes wird durch einen Sieg nicht ſo viel erhöht, als durch Einbuße desſelben getrübt. Denke an jenes Marcus Atilius Regulus Beiſpiel: hätte dieſer im Glanz des Sieges unſern Vätern den erbetenen Frieden gewährt und ſeines Glückes ſtolzen Lauf zu zügeln gewußt, ſo wäre er nicht ſo jäh von dem Gipfel ſeiner Hoffnungen und Erwartungen herabgeſtürzt. Nimm alſo den Frieden, den ich, Hannibal, mit aufrichtigem Herzen biete, an, und du wirſt, indem du der Welt Ruhe gewährſt, deinem Ruhme die Krone aufſetzen!“ Darauf bot er alle Beſitzungen Karthagos außerhalb Afrika an. Scipio erwiderte ungefähr folgendes: „Die Karthager haben in Hoffnung auf deine Ankunft den Waffenſtillſtand gebrochen und damit die Ausſicht auf den Frieden geſtört. Dadurch, daß du von den früheren Bedingungen alles wegläſſeſt, was nicht längſt in unſerer Gewalt iſt, wollt ihr für eure Treuloſigkeit noch Lohn ernten. Daß ihr der angreifende Teil geweſen, geſtehſt du ſelbſt ein, und ſo haben auch die Götter nach Gerechtigkeit den Krieg entſchieden und werden ihn entſcheiden. Wohl kenne ich die menſchliche Schwäche und des Schickſals-Macht. Aber ſo bereit ich geweſen wäre, Frieden zu gewähren, wann du vor meiner Überfahrt, freiwillig Italien räumend, denſelben nachgeſucht hätteſt; ſo wenig fühle ich jetzt mich zu einer Rückſicht verpflichtet. Darum kann nur dann vom Frieden die Rede ſein, wenn zu den früheren Bedingungen noch eine Buße hinzugefügt wird für den Bruch des Waffenſtillſtandes und die Verletzung des Völkerrechts. Gefällt euch dies nicht, ſo rüſtet euch zum Krieg!“

So kamen denn beide zu den Ihrigen zurück mit der Meldung, die Waffen müßten entſcheiden und zwar im letzten Kampfe um die Herrſchaft der Welt. Zu ſolcher Entſcheidung rückten die beiden berühmteſten Feldherrn, die beiden tapferſten Heere der zwei mächtigſten Völker einander entgegen, und das Glück entſchied für die Römer.

Nach Livius (30,16—35).

Karthagos Zerſtörung (146 v. Chr.). Schon zwei Jahre dauerte die erfolgloſe Belagerung Karthago's. Ja es begann endlich der Krieg ſich ganz zum Vorteil der bedrängten Stadt zu wenden. Da wurde das Volk zu Rom unwillig und beſorgt, und alle Blicke, alle Hoffnungen wendeten ſich dem jungen Publius Cornelius Scipio zu, welcher als Tribun bereits rühmliche Proben der Tapferkeit abgelegt hatte. Wiewohl er noch nicht das geſetzliche Alter hatte, wählte ihn das Volk zum Konſul, übertrug ihm den Oberbefehl in Afrika und gab ihm Vollmacht, das Heer zu verſtärken und von den Bundesgenoſſen Freiwillige mitzunehmen, ſo viel ihm beliebe. Scipio ſegelte nun mit bedeutender Verſtärkung nach Afrika, landete bei Utika und ſchlug in der Nähe von Karthago ſein Lager auf. Hier war ſeine erſte Aufgabe, die ganz verfallene Kriegszucht wiederherzuſtellen. Darauf bemächtigte er ſich der Landenge, welche Karthago, das auf einer Halbinſel lag, mit dem feſten Lande verband, zog von einem Meere zum andern in einer Ausdehnung von 25 Stadien, zwei Gräben und befeſtigte dieſe mit Wall und Verpfählung, den einen nach der Seite von Karthogo hin noch überdies mit einer Mauer und Türmen. Durch dieſes Bollwerk, welches ihm zugleich zum Lager diente, ſchnitt er der Stadt alle Zufuhr vom Lande ab. Als er ſodann wahr nahm, daß von der See doch noch einige Zufuhr möglich war, die ſeine Schiffe nicht hindern konnten, ſo baute er, um den Eingang des Hafens zu ſperren einen langen Damm ins Meer hinein, oben 24 und unten 96 Fuß breit. Die Karthager aber gruben auf der entgegengeſetzten Seite des Hafens eine neue Mündung mitten in das Meer und zugleich bauten ſie noch eine Menge Schiffe. Dieſe Arbeit betrieben ſie ganz insgeheim bei Tag und Nacht ſehr eifrig. Plötzlich öffneten ſie eines Morgens die neue Mündung und liefen mit fünfzig furchtbar ausgerüſteten Fahrzeugen aus. Dieſe unerwartete Erſcheinung verſetzte die Römer in Beſtürzung, ſo daß die Karthager wohl ihr Schiffslager hätten erobern können, wenn ſie ſogleich angegriffen hätten, da dieſelben gerade ziemlich von Verteidigern entblößt waren. Aber ſie benutzten dieſen Vorteil nicht, ſondern nachdem ſie den Feind verhöhnt, fuhren ſie wieder zurück. Und als ſie erſt nach drei Tagen zu einem Seetreffen ſich aufſtellten, wurden ſie von den Römern in der beſten Ordnung empfangen und mit großem Verluſt wieder zurückgetrieben.

Nun richtete Scipio ſein Augenmerk auf einen breiten Wall, der vor der Mauer neben dem Hafen errichtet und mit einer Bruſtwehr verſehen war. Da er dieſen als einen gelegenen Angriffspunkt gegen den Hafen anſah, ſo griff er ihn mit Belagerungsgeräte an und zerſtörte bereits einen Teil der Bruſtwehr. Da machten eine Anzahl Karthager einen kühnen nächtlichen Ausfall auf die Geräte und ſteckten ſie in Brand. Nackt und waffenlos ſchwammen oder wateten ſie durch das hier ſeichte Meer heran, rannten mit verzweifeltem Mute, keine Wunde ſcheuend, den feindlichen Waffen entgegen und ließen nicht eher ab, als bis ſie die Belagerungsgeräte angezündet und große Verwirrung im ganzen römiſchen Lager angerichtet hatten. Darauf ſchwammen ſie wieder nach Hauſe. Die Römer jedoch fertigten neue Belagerungsgeräte, bemächtigten ſich nach einiger Zeit des Walles, umzogen ihn mit einem Graben und einer Mauer und beſetzten dieſe mit Truppen. Darüber verfloß der Sommer.

Während des Winters bezwang Scipio die übrigen Städte und Gegenden des karthagiſchen Gebietes, von wo aus den Bewohnern der Stadt bisher Lebensmittel zugeführt wurden. Dann beim Anfang des Frühlings griff er zuerſt denjenigen Teil der Häfen an, welcher Kothon heißt. Dies iſt eine Inſel in der Mitte des inneren Hafens, der Einfahrt gegenüber, welche mit ſtarken Dämmen eingefaßt, die Seearſenale und Schiffsmagazine enthielt und durch ihre Lage den ganzen Hafen beherrſchte. Die Karthager ſteckten einen Teil dieſes Kothon, welcher das Viereck hieß, in Brand. Aber während ſie alle Aufmerkſamkeit auf dieſe Seite, woher ſie einen neuen Angriff erwarteten, gerichtet hatten, erſtiegen die Römer unbemerkt auf einer andern Seite die Mauer und eroberten von da aus die ganze Inſel. Darauf beſetzte Scipio den Marktplatz und dann richtete er ſeine ganze Thätigkeit gegen die Burg, Byrſa genannt, wohin ſich die meiſten Einwohner geflüchtet hatten. Dahin führten vom Marktplatz aus drei Straßen, auf beiden Seiten mit ſechsſtöckigen dicht an einander ſtehenden Häuſern. Die Römer, von den Dächern und Fenſtern herab mit Geſchoſſen und Steinen getroffen, ſtürmten die erſten derſelben, dann drangen ſie von den Dächern aus vermittelſt Balken und Brettern weiter in die nächſten. So wurde alſo in dieſen Straßen ein doppelter Kampf geführt, oben auf den Dächern und unten auf dem Pflaſter. Mitten unter die unten Kämpfenden wurden von oben Lebende herabgeſchleudert und entweder auf dem Boden zerſchmettert oder mit emporgehaltenen Speeren und Schwertern aufgefangen. Das Geſchrei und der Jammer war fürchterlich. Endlich, als die Römer bis zur Burg vorgedrungen, und der Kampf auf den Dächern beendigt war, wurden die Straßen in Brand geſteckt. Während von da aus das Feuer immer weiter ſich verbreitete, riſſen die Soldaten die Häuſer maſſenweiſe nieder, die in den innerſten Winkeln verſteckten Bewohner, meiſtens Greiſe, Kinder und Weiber, wurden teils jämmerlich verſchüttet und verbrannt, teils ragten ſie unter brennendem Gebälk gräßlich verſtümmelt und unter den Trümmern halb begraben hervor. Und als nun die Schuttaufräumer, um dem Heere einen Durchzug zu bereiten, mit Äxten, Haken und Gabeln die Trümmer wegſchafften, warfen ſie Lebende wie Tote in die Erdgruben, ſo daß manche, mit dem Kopfe in der Erde, die zappelnden Beine emporſtreckten, andere mit den Köpfen hervorragend von Pferden in dem Getümmel zertreten wurden. Dieſe Gräuel geſchahen nicht gerade abſichtlich, aber bei dem hitzigen Eifer und Geſchrei der Kämpfenden, dem Schmettern der Trompeten, dem Hin- und Herrennen der Mannſchaften wurde der Jammer der einzelnen meiſt nicht beachtet.

Mit ſolcher Arbeit wurden ſechs Tage und ſechs Nächte zugebracht, während deſſen das Heer ſich beſtändig ablöſte. Nur Scipio blieb ohne Raſt und ohne Schlaf auf dem Platze, bis er endlich ermattet, auf einer Anhöhe, von wo aus er alles überſah, ſich niederſetzte. Endlich am ſiebenten Tage, als die Zerſtörung und der Jammer noch immer fortdauerte, kamen einige Karthager mit Ölzweigen in den Händen von der Burg zu Scipio und baten um ihr Leben, wenn ſie die Burg verließen. Scipio gewährte die Bitte allen, die davon Gebrauch machen wollten, die Überläufer ausgenommen. Und nun zogen 50000 Männer und Weiber, durch eine enge Mauerlücke heraus. Die römiſchen Überläufer dagegen, etwa 900, begaben ſich mit Hasdrubal, dem Anführer der Karthager, deſſen Gemahlin und zwei kleinen Knaben in den Tempel des Äſculap, der auf dem höchſten Teile der Burg lag und ſchwer zugänglich war, ſo daß ſie ſich trotz ihrer geringen Zahl leicht verteidigen konnten. Als ſie aber von Hunger und Anſtrengungen erſchöpft ihr Verderben vor Augen ſahen, ſteckten ſie den Tempel in Flammen und verbrannten ſich mit demſelben. Nur Hasdrubal war heimlich mit Ölzweigen in der Hand zu Scipio geſtiegen. Seine Gemahlin aber verwünſchte ihn laut als treuloſen Verräter und Feigling, dann ſtürzte ſie ſich mit ihren Kindern in die Flammen. Als nun Scipio dieſe Stadt, welche 700 Jahre in Blüte geſtanden, über ein ſo ausgedehntes Gebiet geherrſcht, an Reichtum und Macht mit den größten Reichen gewetteifert, an Betriebſamkeit und Unternehmungsgeiſt alle übertroffen hatte, — als er dieſe Stadt in Schutt und Aſche dahin ſinken ſah, da ſoll er Thränen vergoſſen und in tiefes Nachdenken über das Geſchick der Städte und Völker verſunken die Worte des Dichters geſprochen haben:

„Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt,
Priamus ſelbſt und das Volk des lanzenkundigen Königs.“

Tiberius und Cajus Gracchus (133—121 v. Chr.). Während durch ſiegreiche Kämpfe mit äußeren Feinden der römiſche Staat an Macht und Glanz immer höher ſtieg, erwuchſen bereits im Inneren die Keime zu tiefem Verderben, die mit der ſteigenden Größe ſich ſchnell entwickelten und den Staat an den Rand des Abgrundes führten. Die Früchte jener Kämpfe und Siege waren in den Händen einer im Verhältnis geringen Zahl angeſehener und reicher Bürger der Stadt Rom; in ihrem Beſitz war nicht bloß die Regierung des Staates, Macht, Ehren und Würden, ſondern auch der größte Teil des Grundbeſitzes durch ganz Italien. Die Maſſe des Volkes war arm, ihre Lage traurig: ein begüterter Mittelſtand fand ſich weder in Rom, noch in den übrigen italiſchen Ländern. Die Römer hatten nämlich bei ihren Eroberungen in Italien die Ländereien zum Teil den Überwundenen zur Benutzung wieder zurückgegeben oder an Koloniſten verteilt, zum Teil für Staatsgut erklärt und dieſes gegen eine geringe Abgabe an den Staat den Patriziern, ſpäter auch den Plebejern, überlaſſen. Allein die Ärmeren waren von den Reichen allmählich daraus verdrängt worden, erſt durch Erhöhung jener Abgabe, dann durch Kauf, endlich ſelbſt durch Gewalt. Dem Übel zu ſteuern, war ſchon früher das Liciniſche Geſetz gegeben worden, daß niemand mehr als 500 Morgen an ſolchem Staatsgut beſitzen dürfe. Allein nur kurze Zeit wehrte dieſes Geſetz der zunehmenden Habſucht: bald wurde es umgangen, ſpäter nicht mehr beachtet. Dieſe ungeheuren Ländereien ließen die Beſitzer durch Sklaven beſtellen: und ſo war denn ganz Italien und Sizilien mit vielen Hunderttauſenden dieſer unglücklichen, zum Aufruhr geneigten Knechte angefüllt, während die freien Italer, durch Armut, Abgaben und Kriegsdienſte aufgerieben, an Zahl immer geringer wurden und Mut und Hoffnung verloren. Dieſes Mißverhältnis und in deſſen Gefolge die allgemeine Not des Volkes ward immer größer; aber die Abhilfe war höchſt ſchwierig, da das Übel ſeit Jahrhunderten allmählich eingeriſſen war. Dennoch ließ ſich ein Mann von Geiſt, Kühnheit und Beredſamkeit nicht abſchrecken, das Werk zu verſuchen und ihm allen Eifer ſeines Beſtrebens zu widmen.

Dieſer Mann war Tiberius Sempronius Gracchus, aus einer edlen Familie und mit den erſten Häuſern verwandt. Als ſein Vater frühzeitig ſtarb, erzog ihn ſeine Mutter Cornelia, eine Tochter des älteren Scipio, mit aller Sorge und Liebe und weckte in ſeinem Herzen die edelſten Geſinnungen. Schon in jungen Jahren genoß er eines trefflichen Rufes, und als er nachher mit ſeinem Schwager, dem jüngeren Scipio, dem Feldzug gegen Karthago beiwohnte, erwarb er ſich den Ruhm ausgezeichneter Tapferkeit. Später diente er als Quäſtor im numantiniſchen Kriege und gewann nicht nur die allgemeine Liebe des Heeres, ſondern auch die Achtung und das Vertrauen der Feinde. Wie er darauf bei ſeiner Rückkehr aus Spanien durch das früher ſo blühende Etrurien kam und die Verödung des Landes ſah, da ergriff ihn inniges Mitleid, und er faßte den Entſchluß, mit allem Eifer für die Verbeſſerung des elenden Zuſtandes zu wirken.

Zunächſt bewarb er ſich daher um das Tribunat. Sobald er Volkstribun wurde, zog er die einſichtsvollſten und angeſehenſten Bürger zu Rate, und ſie fanden das gerechteſte und wirkſamſte Mittel zur Abhilfe des Notſtandes in der Erneuerung des Liciniſchen Geſetzes. Er brachte alſo dasſelbe in Vorſchlag, zur leichteren Ausführung mit dem mildernden Zuſatz, daß außer den früher beſtimmten 500 Morgen für jeden noch weiter die Hälfte dieſes Maßes verſtattet und für die Abtretung deſſen, was man bisher geſetzwidrig mehr beſaß, aus dem öffentlichen Schatz billige Entſchädigung geleiſtet werden ſolle. Wiewohl dieſes Geſetz ſo ſchonend und gemäßigt abgefaßt war, wie noch nie ein ähnliches, ſo widerſtrebten doch die Reichen aufs heftigſte und beſchuldigten den Urheber desſelben, er bemühe ſich die Staatsverfaſſung umzuſtürzen. Allein ſie verfehlten ihren Zweck. Denn Tiberius ſprach für die gerechte Sache mit überwältigender Beredſamkeit, und ſeine Reden, die hohen Geiſt und tiefes Gefühl atmeten, begeiſterten das Volk und ſchlugen allen Widerſtand der Gegner nieder. Als dieſe nun ſahen, daß ſie auf ſolche Weiſe nichts ausrichteten, gewannen ſie einen der Tribunen, Marcus Octavius, durch Einſprache die Abſtimmung über das Geſetz zu hindern. Nun erhoben ſich tägliche Kämpfe auf der Rednerbühne, die zwar mit dem heftigſten Eifer, doch in den Schranken des Anſtandes geführt wurden. Wie aber Tiberius den Octavius durchaus nicht zum Nachgeben bewegen konnte, ſo unterſagte er kraft ſeines Amtes allen übrigen Obrigkeiten, ihr Amt zu verwalten, bis über das Geſetz abgeſtimmt wäre. Als nun Volksverſammlung gehalten wurde und abgeſtimmt werden ſollte, gab es große Unordnung: die Reichen riſſen die Urnen weg, und die Menge rottete ſich zuſammen und drohte mit Gewaltthätigkeit. Da traten die angeſehenſten Männer der Gegenpartei zu Tiberius und beſchworen ihn, von der Sache abzuſtehen. Er ließ ſich bewegen, dieſelbe vor den Senat zu bringen. Aber hier vereitelte der Einfluß der Reichen alle Bemühungen. Nun griff Tiberius zu einem Mittel, das nicht geſetzmäßig war. Nachdem er den Octavius durch keinerlei Bitten zum Nachgeben beſtimmen konnte, ſchlug er ihm vor, daß nach des Volkes Entſcheidung einer von ihnen beiden das Amt niederlege und forderte ihn auf, zuerſt über ihn ſelbſt des Volkes Stimmen zu ſammeln. Octavius weigerte ſich: darauf ließ er das Volk über jenen abſtimmen. Bevor es noch zur Entſcheidung kam, verſuchte er es nochmals mit den dringendſten Bitten und Vorſtellungen; als aber alles vergeblich war, ſo wurde die Abſtimmung vollendet und Octavius ſeines Amtes entſetzt. Nun ging auch das Ackergeſetz durch, und zur Ausführung deſſelben wurden drei Männer erwählt, Tiberius ſelbſt, ſein Schwiegervater Appius Claudius und ſein Bruder Cajus Gracchus.

Um dieſe Zeit ſtarb Attalus, König von Pergamum, der das römiſche Volk zum Erben eingeſetzt hatte. Tiberius machte den Vorſchlag, das bare Geld, welches derſelbe hinterlaſſen hatte, unter die armen Bürger, die jetzt Land erhielten, zu Anſchaffung von Ackergeräten zu verteilen. Darüber ward der Senat immer mehr aufgebracht und kränkte ihn auf unedle Art; man drohte ihm mit Verfolgung, wenn er das Amt niedergelegt habe. Um ſo mehr bemühten ſich Tiberius und ſeine Freunde, ihm das Tribunat für das folgende Jahr zu ſichern, und er gab mehrere andere Geſetze, welche die Gunſt der Menge gewinnen und die Gewalt des Senats ſchwächen ſollten. Als aber die Zeit der Tribunenwahl kam, und der Ernte wegen das Volk in geringer Zahl zur Verſammlung ſich einfand, ſo ſchien es dennoch, als würden die Gegner ſiegen. Tiberius mit ſeinen Freunden ſuchte die Entſcheidung zu verzögern und ehe ſie erfolgt war, entließ er die Verſammlung. Darauf ging er in Trauerkleidern auf den Markt und flehte die Menſchen an, da man ihm nachts nachſtelle und ihn umbringen wolle: und das Volk lagerte ſich in großer Zahl die Nacht über vor ſeinem Hauſe und hielt Wache. Als Tiberius den folgenden Morgen in die Volksverſammlung trat, empfing ihn das Volk mit freudiger Begrüßung, und ſeine eifrigſten Anhänger umgaben ihn. Wie aber die Stimmenſammlung begann, entſtand Lärm und Verwirrung in den Reihen der Gegner. Unterdeſſen erſchien ein Senator, Fulvius Flaccus, und brachte die Nachricht, daß im verſammelten Senate die Reichen, nachdem ſie den Konſul nicht hätten bereden können, für ſich allein beſchloſſen hätten, den Gracchus zu töten, und zu dem Ende ihre Sklaven und Anhänger bewaffneten. Wie dies ſeine Umgebung hörte, gürteten ſie ihre Togen auf, zerbrachen die Stäbe der Liktoren und bewaffneten ſich damit. Als die Entfernteren fragten, was das bedeute, ſo legte Tiberius, da ſeine Stimme nicht gehört werden konnte, die Hand an den Kopf, um die Gefahr, die ihm drohe, damit zu bezeichnen. Die Gegner aber liefen zum Senat und berichteten, er fordere ein Diadem. Da entſtand großer Aufruhr in der Verſammlung, und Scipio Naſica, einer der reichſten Güterbeſitzer und heftigſten Feinde des Gracchus, forderte den Konſul auf, den Staat zu retten. Als aber dieſer gelaſſen erwiderte, er werde keine Gewaltthätigkeit dulden und keinen Bürger ungerichtet töten, ſprang Naſica auf und mit den Worten: „Wohlan, da der Konſul den Staat verrät, wer das Vaterland retten will, folge mir nach!“ ſtürzte er voran, den Saum ſeines Oberkleides über den Kopf geſchlagen; und die meiſten Senatoren folgten, die Toga um den linken Arm gewickelt, und ſo drangen ſie in Maſſe auf das Kapitolium, wo die Volksverſammlung ſtattfand. Als ſie da erſchienen, wich das Volk aus Scheu zurück und floh in dichtem Gedränge: die Senatoren aber zerbrachen die Bänke und waffneten ſich mit den Trümmern; zugleich erſchienen ihre Anhänger mit Keulen und Knüppeln, und nun ſchlugen ſie auf Gracchus und ſeine Umgebung los. So fiel er mit 300 ſeiner Anhänger, und ihre Leichname wurden nicht einmal beſtattet, ſondern in den Tiber geworfen.

Dies war das erſte Bürgerblut, das von römiſchen Bürgern in der Stadt vergoſſen wurde.

Cajus Gracchus war neun Jahre jünger, als ſein Bruder Tiberius, und eben erſt zwanzig Jahre alt, als dieſer ſtarb. An Tapferkeit, Gerechtigkeit, Berufstreue und Selbſtbeherrſchung war er ihm gleich, aber leidenſchaftlicher von Charakter; und dies zeigte ſich ſowohl in Miene und Haltung, als in dem hinreißenden Feuer ſeiner Beredſamkeit. Anfangs zwar nach ſeines Bruders Tod zog er ſich von Geſchäften zurück, ſo daß man glaubte, er mißbillige das Streben ſeines Bruders. Wie er aber bei Verteidigung eines Freundes ſein ausgezeichnetes Rednertalent zeigte und das Volk zur Begeiſterung hinriß, da wurden die Vornehmen beſorgt und dachten ſchon jetzt daran, dagegen zu wirken, daß er nicht zum Tribunat gelange. Drum war es ihnen auch recht erwünſcht, daß ihn das Los traf, als Quäſtor nach Sardinien zu gehen. Hier erwarb er ſich durch ſeine Tugenden die allgemeine Hochachtung und Liebe in ſo hohem Grade, daß ſeine Gegner, abermals beſorgt, wenn er zurückkehren würde, ihn länger dort zurückzuhalten ſuchten. Doch er kam unerwartet nach Rom, rechtfertigte dieſen Schritt mit ſiegender Beredſamkeit und bewarb ſich ſogleich um das Tribunat, das ihm trotz aller Bemühungen der Senatoren zu teil ward.

Mit dem größten Eifer und Erfolg trat er nun in die Laufbahn ſeines Bruders. Er brachte viele Geſetze in Vorſchlag, die ihm teils die Liebe des Volks, die er ſchon in ſo hohem Grade beſaß, ſicherten und erhöhten, oder ihm Ruhm und Liebe in den Provinzen erwarben, teils die Macht des Senats ſchwächten. Nach ſeinem Vorſchlag wurden Kolonien ausgeſendet und dabei das Staatsgut den Armen umſonſt zugeteilt, Magazine erbaut, Landſtraßen angelegt, die Soldaten auf öffentliche Koſten gekleidet, der Getreidepreis für die Armen durch Zuſchuß aus der Staatskaſſe herabgeſetzt. Auf ſeinen Betrieb wurde allen Bürgern Italiens gleiches Stimmrecht in Rom bewilligt, und das Richteramt, welches bisher ein Vorrecht der Senatoren war, auch auf die Ritter übertragen. Beide Geſetze waren von der größten Bedeutung und erhöhten ſein Anſehen um ſo mehr, als ihm der Auftrag zu teil wurde, die 300 Richter aus den Rittern zu wählen. Zu bewundern war bei all dieſen Vorſchlägen die außerordentliche Thätigkeit und Schnelligkeit, womit er alles ſelbſt betrieb, und wenn ihn dann beſtändig eine Schar von Handwerkern, Künſtlern, Beamten, Gelehrten und Soldaten umgab, ſo behandelte er alle mit einer Würde und Freundlichkeit, welche ihm die Zuneigung noch mehr, als ſeine öffentlichen Reden gewann. So wurde er denn ohne Bewerbung zum zweitenmal zum Tribunen erwählt. Die Senatoren aber, denen bange ward, er möchte durchaus unbeſieglich werden, ſchlugen einen ganz neuen Weg ein, ihm entgegen zu wirken. Sie gewannen einen andern Volkstribunen, Livius Druſus, einen angeſehenen, durch Talent und Bildung ausgezeichneten Mann, daß er mit Gracchus wetteiferte in Bewerbung um die Volksgunſt, und unterſtützten ihn dabei auf alle Weiſe. Wenn er nun auftrat mit Geſetzesvorſchlägen zu dem Zweck, die Liebe des Volkes zu gewinnen, ſo gaben ſie ihm Beifall und unterſtützten ihn, wenn er auch bei weitem den Gracchus in ſeinen Maßregeln überbot. Livius erklärte dabei vor dem Volke, daß er die Vorſchläge mache nach dem Gutdünken des Senats, der wohlgeſinnt für das Beſte des Volks bedacht ſei. So konnte es nicht fehlen, daß nicht nur des Druſus Anſehen und Gunſt beim Volke ſtieg, ſondern auch das Mißtrauen und der Haß gegen den Senat ſchwand. Zugleich bemühte ſich Livius aufs eifrigſte, das Anſehen des Gracchus zu ſchwächen und ihm die Gunſt des Volkes zu entziehen, beſonders während derſelbe mit dem Auftrag, eine Kolonie nach dem zerſtörten Karthago zu führen, ſich in Afrika befand. Und es gelang ihm dies immer mehr, teils durch heftige Angriffe gegen ihn ſelbſt, teils durch Anklagen gegen Fulvius Flaccus, der ſein Freund und eifrigſter Anhänger war. Gracchus beeilte daher ſein Geſchäft und kehrte bald wieder zurück. Er brachte neue Geſetze in Vorſchlag, die ihm die Neigung des Volkes wieder zuwenden ſollten. Schon aber mußte er darauf denken, durch Zuziehung Fremder aus dem übrigen Italien ſich die Stimmenmehrheit dafür zu ſichern. Da verwies der Konſul mit dem Senat alle Bundesgenoſſen und Fremde an jenem Tage aus der Stadt, und alle Bemühungen des Gracchus dagegen waren vergeblich. Als er darauf zum drittenmal um das Tribunat ſich bewarb, ward es ihm nicht zu teil, wie man allgemein glaubte, durch falſche Angabe derer, welche die Stimmen zählten und ausriefen.

Sobald nun Gracchus in den Privatſtand zurücktrat, ſuchte der Konſul Lucius Opimius, der einer der rührigſten Ariſtokraten und ſein erbitterter Feind war, die meiſten Geſetze, die jener während ſeines Tribunats durchgeſetzt hatte, wieder aufzuheben. Anfangs ertrug es derſelbe ſtandhaft; nachher aber ſuchte er auf Anreizen ſeiner Freunde eine Partei gegen den Konſul zu ſammeln. Der Tag der Abſtimmung erſchien und beide Parteien beſetzten in der Frühe das Kapitolium. Während der Konſul opferte, rief einer ſeiner Liktoren gegen des Gracchus Partei: „Aufrührer, macht Platz für gute Bürger!“ Sogleich ſank dieſer, von eiſernen Griffeln durchbohrt, nieder. Gracchus mißbilligte dieſe That ſehr; der Konſul aber bot alles auf, das Volk zur Rache aufzureizen, berief den Senat und erhielt unbeſchränkte Vollmacht zu Maßregeln für das Beſte des Staates. Er rief die Senatoren unter die Waffen, befahl den Rittern, in der Frühe des folgenden Tages jeder mit zwei bewaffneten Sklaven zu erſcheinen. Dagegen rüſtete Flaccus Volkshaufen; Gracchus aber begab ſich ſeufzend nach Hauſe, und als er über den Markt ging, blickte er mit Thränen zu der Statue ſeines Vaters empor. Die Nacht über hielt das Volk Wache vor ſeiner Thüre. Den folgenden Morgen zog Flaccus mit ſeiner bewaffneten Schar auf den aventiniſchen Hügel. Gracchus erſchien mit einem kleinen Dolche bewaffnet. Die Gegenpartei war auf dem Markte verſammelt. Cajus und Fulvius wurden geächtet, und ein Preis auf ihren Kopf geſetzt. Vergebens ſchickten ſie des letzteren jungen Sohn mit Vergleichsvorſchlägen ab: ihr Untergang war beſchloſſen. Man verlangte unbedingte Übergebung an das Gericht. Cajus wollte ſelbſt hingehen und den Senat anreden; doch die anderen duldeten es nicht. Nochmals ward der junge Flaccus abgeſchickt, aber der Konſul ließ ihn ergreifen und ins Gefängnis werfen. Darauf zog derſelbe mit ſeinen Bewaffneten gegen den Aventinus und bot Vergebung an, wenn ſie ihre Häupter verließen. Die meiſten benutzten dies Mittel der Rettung, unter den übrigen begann ein ſchreckliches Blutbad. Gegen 3000 Bürger fielen, darunter Flaccus mit ſeinem älteren Sohne. Gracchus floh zuerſt in einen Tempel der Diana. Hier wollte er ſich ſelbſt umbringen, aber zwei Freunde, die ihn begleiteten, hinderten ihn daran. Er entkam noch aus der Stadt, aber an einer Brücke vor der Stadt wurde er eingeholt; hier fielen ſeine Freunde bei ſeiner Verteidigung, er ſelbſt entrann mit einem Sklaven in den Hain der Furien. Daſelbſt von allen Seiten umringt, befahl er ſeinem Sklaven, ihm den Dolch ins Herz zu ſtoßen. Die Verfolger hieben ihm den Kopf ab, ſteckten ihn auf einen Spieß und trugen ihn triumphierend zum Konſul. Die Leichname aller Getöteten wurden in den Fluß geworfen, ihr Vermögen eingezogen, ja ſogar ihren Gattinnen die Trauer unterſagt.

Die Cimbern und Teutonen (113—101 v. Chr.) Die Cimbern und Teutonen, wilde, furchtbare Völker von unbekanntem Stamme, waren mit Weib und Kind in unzählbaren Scharen vom hohen Norden herabgezogen, um unter dem freundlichen Himmel des milderen Südens ſich ein neues Vaterland zu ſuchen. Ihre früheren Wohnſitze waren vermutlich an den Küſten des nördlichen Meeres. Daß ſie germaniſchen Stammes ſeien, ſchloß man aus ihren blauen Augen und ihrer ganz beſonderen Leibesſtärke. Sie waren an Mut und Kühnheit unwiderſtehlich, und in den Schlachten brachen ſie wie das Feuer mit reißendem Ungeſtüm ein, daß ihren Angriff niemand auszuhalten vermochte. Bereits hatten ſie große Länderſtrecken durchzogen, alle Völker, auf die ſie ſtießen, mit leichter Mühe überwältigt und ſelbſt mehrere römiſche Feldherrn mit großen Heeren, welche Gallien jenſeits der Alpen ſchützen ſollten, ſchimpflich aufgerieben. Jetzt ſtanden ſie an der Grenze Italiens, an Zahl mindeſtens 300000 ſtreitbare Männer in Waffen, mit einem Schwarm von Weibern und Kindern, der noch weit größer war.

In dieſer Not ſah man ſich nach einem großen Feldherrn um; alle Blicke richteten ſich auf Cajus Marius, der im Kriege mit Jugurtha ſich glänzende Lorbeeren erworben hatte. Während aus den vornehmen Häuſern keiner den Mut hatte oder das Geſchick ſich zutraute, den Staat von der großen Gefahr zu erretten, ward Marius, indem er noch abweſend war, zum Konſul ernannt, im Widerſpruch mit zwei Geſetzen; denn es war verboten, einen Abweſenden und vor Ablauf von zehn Jahren denſelben Konſul wieder zu erwählen. Allein in der drängenden Gefahr glaubte das Volk zur Rettung des Staates ebenſo vom Geſetz abweichen zu müſſen, wie damals, als Scipio gegen das Geſetz Konſul wurde. Marius kam aus Afrika und ſuchte vor allen Dingen das Heer durch alle mögliche Übungen und Strapatzen abzuhärten. Dabei verfuhr er mit unerbittlicher Strenge; aber willig und mit Vertrauen folgten ihm die Soldaten; ſein finſterer Ernſt ſchien ihnen heilſam, ſein hitziges Temperament, ſeine rauhe Stimme, ſein wilder Blick nur für die Feinde furchtbar zu ſein. Glücklicherweiſe zogen die Barbaren für jetzt an Italien vorbei, um erſt Spanien zu überſchwemmen. Dadurch gewann Marius Zeit, ſeine Truppen noch ferner durch Übung zu ſtärken und dadurch ihren Mut zu heben, auch ihnen immer vertrauter zu werden. Unterdeſſen ging ſein Konſulat zu Ende. Er wurde für das folgende Jahr wieder gewählt, und als auch in dieſem die Barbaren noch nicht wieder erſchienen, ward er zum viertenmal Konſul, und mit ihm Lutatius Catulus, ein Mann, der beim Adel und Volk in gleicher Achtung ſtand.

Jetzt zogen die Barbaren heran. Marius ging ihnen entgegen über die Alpen und bezog am Rhodanus ein feſtes Lager, das er ſehr reichlich mit Vorräten verſah, um nicht durch Mangel zum Treffen genötigt zu werden, bevor er es für vorteilhaft hielt. Nun teilten ſich die Feinde in zwei Haufen. Die Cimbern wendeten ſich öſtlich, um durch Noricum in Italien einzudringen, die Teutonen und Ambronen dagegen wollten an der Meeresküſte durchs Land der Ligurier ziehen. Jenen rückte Lutatius entgegen, die letzteren trafen auf Marius. Sie erſchienen vor dem römiſchen Lager in zahlloſer Menge, mit einem Geſchrei, ſo fürchterlich, wie man's noch nie gehört hatte, und forderten den Marius ſogleich zum Kampfe heraus. Allein dieſer hielt ſeine Soldaten mit Strenge im Lager zurück, und indem er ſie der Reihe nach auf den Wall treten und ſich umſehen ließ, gewöhnte er ſie an den fürchterlichen Anblick und das gräßliche Geſchrei der Feinde, daß ſie beides ohne Furcht auszuhalten vermöchten und Rüſtung und Bewegungen derſelben kennen lernten. Dadurch verminderte ſich nicht nur in der That das Entſetzen, welches anfangs die römiſchen Soldaten befallen hatte, ſondern es reizten auch die Drohungen und unerträglichen Prahlereien der Barbaren ihren Mut und ſetzten ſie in Feuer und Flammen, als jene die Gegend umher verwüſteten und mit Hohn und Spott die Verſchanzungen angriffen.

Endlich, nachdem die Barbaren vergeblich das Lager beſtürmt, zogen ſie ab, vor den Römern vorbei. Und da konnte man an der Länge und der Dauer des Zuges erſt recht abnehmen, wie ungeheuer groß ihre Menge ſein mußte; denn ſechs Tage lang dauerte derſelbe ununterbrochen fort. Als ſie dem Walle nahe waren, riefen ſie mit lautem Gelächter: „ob ſie etwas an ihre Weiber zu beſtellen hätten; denn bald würden ſie bei ihnen ſein." Marius rückte ihnen auf dem Fuße nach, mit der größten Vorſicht, indem er ſich immer auf haltbaren Plätzen lagerte und dieſelben noch dazu verſchanzen ließ. So kamen ſie zuſammen bis nach Aquä Sextä, am Fuße der Alpen. Hier beſchloß Marius, mit ihnen zu ſchlagen und wählte zum Lager einen Platz, der zwar feſt genug, aber nicht hinlänglich mit Waſſer verſehen war, um ſeine Soldaten deſto mehr anzufeuern. Als ſie über dieſen Mangel murrten, zeigte er ihnen mit der Hand den Fluß neben dem Lager der Feinde mit den Worten: „Dort iſt Getränk für Blut zu verkaufen." Um ſo ungeduldiger waren ſie nun, zu kämpfen.

Marius hemmte dieſe Ungeduld noch ein wenig, da erſt das Lager befeſtigt werden mußte. Unterdeſſen liefen die Troßknechte, die ihr Vieh nicht tränken konnten, mit Äxten, Spießen und Schwertern bewaffnet, an den Fluß, um ſich Waſſer zu erkämpfen. So entſpann ſich dort ein Kampf anfangs zwiſchen wenigen; als aber immer mehrere von beiden Seiten zuſammenliefen und die Feinde in Maſſe kamen, da ließen ſich auch die Soldaten nicht länger halten. Zuerſt rückte der ſtreitbarſte Haufen der Barbaren heran, welcher bereits früher die Römer unter Manlius und Cäpio geſchlagen hatte, nämlich die Ambronen, für ſich allein 30000 Mann ſtark: zudem waren ſie eben durch reichliche Mahlzeit geſättigt und durch Wein ihr Mut erhöhet. Sie kamen nicht in wilder Unordnung, ſondern marſchierten in gleichem Schritt, indem ſie mit den Waffen den Takt dazu ſchlugen und in wiederholten Zwiſchenräumen ihren Namen „Ambronen" mit fürchterlicher Stimme riefen. So wie die Ambronen über den Fluß herüberkamen, ließen ihnen die Ligurier keine Zeit, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen, ſondern ſtürzten gleich in vollem Laufe auf ſie los, und ſo kam es alsbald zum Handgemenge. Die Römer kamen den Ligurern zu Hilfe, drangen von den Höhen herab mit Gewalt auf die Barbaren ein und brachten ſie zum Weichen; die meiſten derſelben hieben ſie gleich am Ufer zuſammen und füllten den Fluß mit Blut und Leichnamen. Keiner von denen, die herübergekommen waren, entrann; die übrigen verfolgten ſie bis zu dem Lager und den Wagen. Hier aber kamen ihnen die Weiber mit Schwertern und Äxten entgegen und hieben mit wütendem Geſchrei auf die Fliehenden ſowohl, als auf die Feinde ein: ſie mengten ſich mitten unter die Kämpfenden, riſſen den Römern mit bloßen Händen die Schilde weg, fielen ihnen in die Schwerter und ließen ſich mit unbeſiegtem Mute bis zum Tode verwunden und in Stücke hauen. Erſt bei einbrechender Nacht, nachdem ein großer Teil der Ambronen zuſammen gehauen war, kehrten die Römer zurück, brachten aber nicht, wie ſonſt nach erfochtenem Siege, die Nacht in Luſt und Jubel oder in erquickendem Schlafe zu, ſondern in Furcht und Bangigkeit. Denn ihr Lager war nicht verſchanzt, von den Barbaren war noch eine ungeheure Zahl unbeſiegt und die entflohenen Ambronen erhoben mit jenen vermiſcht, in der Nacht ein fürchterliches Klaggeſchrei, das nicht dem Winſeln jammernder Menſchen, ſondern dem Geheul und Gebrüll wilder Tiere glich und an den Bergen und Thälern verſtärkt wiederhallte. Ein ſchauderhaftes Getöſe erfüllte die ganze Ebene und ſetzte ſelbſt den Marius in bange Beſorgnis, es möchte während der Nacht ein ungeordnetes und verwirrtes Gefecht erfolgen.

Jedoch die Feinde erſchienen weder in der Nacht, noch am folgenden Tage, indem ſie die ganze Zeit hindurch ſich rüſteten und ordneten. Unterdeſſen ließ Marius die waldigen Anhöhen über dem Haupte der Barbaren durch dreitauſend Mann Fußvolk unter Claudius Marcellus beſetzen, um während der Schlacht zu günſtiger Zeit aus dieſem Hinterhalt hervorzubrechen und den Feinden in den Rücken zu fallen: die übrigen Truppen, die indes ſich erholt hatten, ſtellte er mit Anbruch des folgenden Tages vor dem Lager in Schlachtordnung und ſchickte die Reiterei in die Ebene voraus. Als die Teutonen ſie erblickten, warteten ſie nicht ſo lange, bis die Römer in die Ebene herabgekommen waren, ſondern rückten voll Grimm in aller Hitze den Hügel hinan. Marius ließ ſeine Soldaten nach allen Seiten hin ermahnen, ruhig auf ihrem Poſten zu bleiben, die Wurfſpeere gar nicht zu gebrauchen, ſondern abzuwarten, bis die Feinde ganz nahe gekommen wären, dann ſollten ſie zum Schwert greifen und mit dem Schilde ſie zurückſtoßen; denn bei dem abhängigen und ſchlüpfrigen Boden würden die Feinde weder mit Nachdruck einhauen, noch ſich in geſchloſſenen Reihen halten können. So machten es denn die Römer und leiſteten dem ſtürmiſchen Angriff der Feinde den mutigſten Widerſtand, daß dieſe zurückgeworfen ſich wieder in die Ebene hinabzogen. Bevor ſie hier ſich wieder ordnen konnten, erſah Marcellus den rechten Zeitpunkt, fiel in vollem Laufe mit lautem Feldgeſchrei ihnen in den Rücken und brachte die hinterſten Reihen in Unordnung und Verwirrung, die von da aus über das ganze Heer ſich verbreitete. Nunmehr hielten die Barbaren nicht lange mehr ſtand und ergriffen in wilder Eile die Flucht. Die Römer ſetzten ihnen auf dem Fuße nach und richteten ein ungeheures Blutbad an: über 100000 Mann wurden teils gefangen, teils niedergehauen.

Unterdeſſen hatte Catulus, der den Cimbern entgegen gerückt war, die Verteidigung der Alpenpäſſe aufgegeben, aus Beſorgnis, durch Verteilung ſeines Heeres dasſelbe zu ſehr zu ſchwächen. Er hatte an der Etſch ein Lager bezogen, über dieſen Fluß eine Brücke geſchlagen und auf beiden Seiten derſelben ſtarke Verſchanzungen angelegt. Die Feinde zogen voll Trotz und Verachtung heran: um ihre Stärke und Kühnheit zu zeigen, erkletterten ſie über Schnee- und Eismaſſen die Berggipfel, legten ſich dann auf ihre breiten Schilde und ließen ſich auf denſelben die ſteilen Felſenwände herab in den Abgrund hinunter gleiten. Als ſie in der Nähe der Römer ſich gelagert hatten, unternahmen ſie es, den Fluß auszufüllen. Gleich den alten Giganten trugen ſie die umliegenden Hügel ab, ſchleppten gewaltige Bäume mit ſamt den Wurzeln, ungeheure Felsſtücke und mächtige Maſſen Erde in den Strom und hemmten ihn ſo in ſeinem Laufe. Zudem ließen ſie ſchwere Laſten gegen die Brückenpfoſten antreiben, daß ſie, von den Fluten fortgeriſſen, die Brücke durch heftige Stöße erſchütterten. Dadurch gerieten die römiſchen Soldaten in ſolche Furcht, daß ſie zum großen Teil das Lager verließen und ſich auf die Flucht begaben. Da nun Catulus ſah, daß ſich die Soldaten durch keine Vorſtellungen bewegen ließen, auf ihrem Poſten zu bleiben, ſondern von Beſtürzung ergriffen ausriſſen, ſo ließ er den Adler aufnehmen, eilte zu dem vorderſten Haufen der Abziehenden und ſtellte ſich an ihre Spitze, damit es das Anſehen habe, als wenn ſie nicht flöhen, ſondern auf Befehl und unter Anführung des Feldherrn der Rückzug angetreten würde. Darauf eroberten die Barbaren die Verſchanzungen jenſeits der Etſch und bewilligten der Beſatzung, weil ſie ſich wacker gehalten hatte, freien Abzug. Sodann überſchwemmten ſie das wehrloſe Land und verwüſteten es weit und breit.

In dieſer Lage der Dinge wurde Marius nach Rom gerufen. Er ſchlug den Triumph aus, bevor ſeine Soldaten daran teilnehmen konnten und eilte ins Lager des Catulus, ſprach dieſem Heere Mut ein und rief ſchleunigſt ſeine ſiegreichen Truppen herbei. Als ſie kamen, zog er über den Po den Feinden entgegen. Dieſe aber wichen dem Treffen beſtändig aus, indem ſie vorgaben, daß ſie die Teutonen erwarteten und über ihr langes Ausbleiben ſich verwunderten: und als ihnen die Nachricht von der Vernichtung derſelben hinterbracht wurde, mißhandelten ſie die, welche es ihnen meldeten, und wollten es nicht glauben, bis daß Marius die gefangenen Könige der Teutonen, welche auf der Flucht eingebracht waren, ihnen gefeſſelt vorführen ließ. Nun zogen ſie gleich gegen Marius, der aber ruhig in ſeinem Lager blieb. Da kam Boiorix, König der Cimbern, mit einem kleinen Gefolge heran geritten und forderte ihn auf, an einem beliebigen Tage und Orte um den Beſitz des Landes zu ſtreiten. Und ſie beſtimmten den dritten Tag und zur Walſtätte die Ebene von Vercellä, welche den Römern zum Gebrauch ihrer Reiterei bequem war, und auch den Barbaren geſtattete, ihre große Menge auszubreiten.

Beide Teile zogen am genannten Tage heraus und ſtellten ſich in Schlachtordnung auf. Catulus hatte 20 000 Mann, Marius 32 000. Letztere verteilte er auf die beiden Flügel, ſo daß Catulus mit ſeinen Truppen die Mitte einnahm; dies that er in der Hoffnung, daß die Feinde ſich beſonders auf die Flanken werfen und dadurch der Sieg hauptſächlich ſeinen Soldaten würde zugeſchrieben werden, Catulus aber wenig zum Gefecht käme, da bei einer großen Front die Mitte meiſt eine Vertiefung bekommt. Das cimbriſche Fußvolk rückte gemächlich heraus und ſtellte ſich in einer Tiefe, die der Front gleich war, auf, ſo daß jede Seite der Schlachtordnung dreißig Stadien lang war. Sie trugen Helme, die den Rachen fürchterlicher Tiere glichen und andere ſeltſame Geſtalten hatten, und darauf hohe Federbüſche in Form von Flügeln. Ferner hatten ſie eiſerne Harniſche und glänzend weiße Schilde und führten als Geſchoß zweizackige Spieße, im Handgemenge aber große, ſchwere Säbel.

Den Angriff machten die Cimbern, nicht in der Front, ſondern ſie wandten ſich rechts und rückten immer weiter vor, um die Feinde nach und nach zwiſchen ſich und ihr Fußvolk, das zur linken Seite ſtand, zu bringen. Die römiſchen Feldherrn merkten zwar die Liſt, aber ſie konnten ihre Soldaten nicht mehr zurückhalten, da ſie, auf das Geſchrei, die Feinde ſuchten zu entfliehen, zu ihrer Verfolgung hin eilten. Indes rückte auch das Fußvolk der Barbaren gleich den Wogen eines ungeheuren Meeres heran. Die römiſchen Feldherrn wandten ſich mit Gebet, Opfern und Gelübden zu den Göttern. Da erhob ſich ein entſetzlicher Staub und bedeckte die beiden Heere ſo ſehr, daß Marius die Feinde gänzlich verfehlte und neben ihrer Schlachtordnung vorbeizog, während dieſelben zufällig auf den Catulus ſtießen, ſo daß dieſer mit ſeinen Legionen zum Haupttreffen kam. Den Römern kam dabei die Hitze und die Sonne, welche den Cimbern gerade ins Geſicht ſchien, ſehr zu ſtatten; denn dieſe, an das kalte Klima gewöhnt, wurden durch die Hitze entkräftet, und dabei mußten ſie die Schilde vors Geſicht halten. Auch daß der Staub die Feinde verbarg, war für die Römer vorteilhaft, da ſie die ungeheure Menge, welche ſie erſchrecken mußte, nicht ſahen, ſondern nur die, mit welchen ſie eben ſtritten. So wurde denn auf dieſer Seite der größte und ſtreitbarſte Teil der Feinde niedergemacht; denn um nicht getrennt zu werden, hatte ſich das erſte Glied mit Ketten, die an den Gürteln befeſtigt waren, zuſammengefeſſelt. Zu ihren Verſchanzungen zurückgetrieben, wurden ſie hier von ihren Weibern empfangen, die in ſchwarzer Kleidung auf den Wagen ſtanden und die Flüchtlinge töteten, mochten es auch ihre Brüder oder Väter oder Männer ſein; ja mit eigenen Händen erdroſſelten ſie die kleinen Kinder, warfen ſie unter die Räder und die Füße der Laſttiere und brachten ſich dann ſelbſt um. Die Männer banden ſich mit dem Halſe an die Hörner oder Beine der Ochſen, reizten dann dieſe mit Stacheln und wurden ſo von den wütenden Tieren fortgeſchleift und zertreten. Wiewohl viele auf dieſe Weiſe umkamen, wurden doch mehr als 60 000 Mann zu Gefangenen gemacht; die Zahl der Toten aber ſoll zweimal ſo groß geweſen ſein.

Den Truppen des Marius fiel die reichſte Beute in die Hände; die Waffen, die Fahnen und die Trompeten aber wurden in des Catulus Lager gebracht: dies wurde zum Beweis angeführt, daß auf ſeiner Seite der Sieg geweſen; ſowie auch der Umſtand dafür ſprach, daß die meiſten der erlegten Feinde mit Speeren durchbohrt waren, auf deren Schaft des Catulus Name eingeſchnitten war. Dennoch ſchrieb man, teils wegen des vorigen Sieges, teils weil Marius Konſul, Catulus aber nur Prokonſul war, jenem das ganze Werk zu. Er bewies aber die Mäßigung, daß er den Triumph, welchen er allein halten ſollte, mit Catulus gemeinſchaftlich hielt.

Nach Plutarch, Marius (11—17).

Julius Cäſar und Arioviſtus (58 v. Chr.). Zwei mächtige Völkerſchaften, die HädGuer und Arverner, ſtritten lange um die Oberherrſchaft in Gallien. Endlich nahmen die letzteren mit den Sequanern verbunden, germaniſche Scharen in Sold. Anfangs kamen nur etwa 15 000 über den Rhein. Als aber dieſe Barbaren an Galliens Boden, Lebensart und Erzeugniſſen Behagen fanden, kamen immer mehr, und in kurzem waren über 100 000 herübergezogen. Die Häduer, welche den Kampf mit ihnen verſuchten, wurden wiederholt geſchlagen und gerieten in großes Elend: ſie mußten die angeſehenſten Männer ihres Staates den Sequanern als Geiſeln geben und ohne Widerrede auf ewig die Oberherrſchaft derſelben anerkennen. Allein den Sequanern trug der Sieg ſchlimmere Früchte, als den Häduern die Niederlage. Arioviſtus, ein König der Germanen, der ſich in ihrem Gebiete feſtſetzte, nahm ihnen zuerſt ein Dritteil ihres Landes ab; nach einiger Zeit verlangte er noch ein zweites Dritteil für neue Scharen, die zu ihm ſtießen. Den Sequanern ging es jetzt um ſo ſchlimmer, da ſie ihn gerufen und ihm alle ihre Städte eingeräumt hatten. Nun bebten ſie vor ſeiner Härte und mußten ſich alles gefallen laſſen.

In dieſer Not und in der Beſorgnis, es möchten am Ende alle Germanen über den Rhein gehen und ſie insgeſamt aus ihrem Lande jagen, wendeten ſich die Häduer und Sequaner mit ihren Bundesgenoſſen vereint an Julius Cäſar, der eben die Helvetier beſiegt hatte, und baten ihn um Hilfe. Cäſar ſprach ihnen Troſt zu, in der Hoffnung, er könne den Arioviſtus, der durch ſeine Vermittelung vom römiſchen Senat den Titel „König“ und „Freund des römiſchen Volks“ erhalten hatte, in Güte dazu beſtimmen, ſeinen Bedrückungen ein Ende zu machen. In der That ſah er auch die Gefahr für Rom ein, wenn die Germanen ſich allmählich gewöhnten, über den Rhein zu gehen und in großen Scharen ſich in Gallien niederzulaſſen. Denn er glaubte nicht, daß dieſe wilden Barbaren, wenn ſie ganz Gallien erobert hätten, ſich damit begnügen, ſondern, wie vormals die Cimbern und Teutonen, in die Provinz (ſo hieß der ſüdöſtliche Teil Galliens) und von da nach Italien einfallen würden. Er benutzte daher den Umſtand, daß die bedrückten Häduer vom römiſchen Senat waren „Freunde und Brüder“ genannt worden, und ſchickte Geſandte an Arioviſtus mit dem Verlangen, einen Ort halbwegs zwiſchen beiden für eine Unterredung zu beſtimmen, um über Staatsangelegenheiten von der größten Wichtigkeit mit ihm zu verhandeln.

Arioviſtus antwortete den Geſandten: Wenn er den Cäſar brauche, würde er zu ihm kommen, verlange Cäſar etwas von ihm, ſo müſſe derſelbe zu ihm kommen. Übrigens müſſe er ſich auch wundern, was Cäſar oder überhaupt das römiſche Volk in ſeinem Gallien, das nach Kriegsrecht ihm gehöre, zu ſuchen habe. Darauf ſchickte Cäſar nochmals Geſandte mit folgendem Auftrag: erſtens ſolle er keine Scharen mehr über den Rhein nach Gallien führen; ſodann die Geiſeln der Häduer freigeben und auch den Sequanern erlauben, die bei ihnen befindlichen Geiſeln den Häduern zurückzugeben; ferner dürfe er weder die Häduer noch ihre Verbündeten feindſelig behandeln. Wenn er dieſen Forderungen entſpreche, ſo werde er auch ferner in gutem Vernehmen mit ihm und dem römiſchen Volke bleiben; wo nicht, ſo werde er bei den Mißhandlungen der Häduer nicht gleichgiltig bleiben. Arioviſtus entgegnete: Nach dem Kriegsrechte behandelten Sieger die Beſiegten nach ihrer Willkür; ſo pflege auch das römiſche Volk mit den Beſiegten nicht nach fremder Vorſchrift, ſondern nach eignem Gutdünken zu verfahren. Wenn er den Römern nicht vorſchriebe, wie ſie ihr Recht ausüben ſollten, ſo dürften auch ſie ihm ſein Recht nicht verkümmern. Die Häduer hätten ihr Waffenglück verſucht, Schlachten gewagt und ſeien von ihm überwunden worden; daher ſeien ſie ihm zinspflichtig. Von Cäſar ſei es ſehr unrecht, ihm durch ſein Einſchreiten ſeine Einkünfte zu ſchmälern. Den Häduern werde er die Geiſeln nicht zurückgeben: er werde ſie und ihre Bundesgenoſſen auch nicht ohne Urſache bekriegen, wenn ſie ihre Schuldigkeit thäten und ihm jährlich ihren Tribut zahlten. Thäten ſie das nicht, ſo werde ihnen die „Brüderſchaft mit den Römern“ wenig nützen. — Übrigens habe ſich bisher jedermann zu ſeinem eignen Verderben in Krieg mit ihm eingelaſſen. Cäſar ſolle nur, wenn er Luſt habe, Feindſeligkeiten anfangen: bald werde er die Tapferkeit ſeiner waffengeübten, unüberwindlichen Germanen, die ſeit 14 Jahren unter kein Dach gekommen ſeien, fühlen.

Eben als dem Cäſar dieſe Antwort überbracht wurde, kamen auch Geſandte der Häduer und Trevirer; jene mit der Klage, daß die neu angekommenen Germanen ihr Land verheerten; die letzteren mit der Nachricht, die hundert Stämme der Sueven ſtänden unter Naſua und Cimber am Rhein, im Begriff überzuſetzen. Um ſo mehr beeilte ſich Cäſar, einer Vereinigung derſelben mit Arioviſtus zuvorzukommen, rückte in Eilmärſchen heran und beſetzte die Stadt Veſontio (Beſançon), welche ſehr feſt und mit großen Vorräten verſehen war.

Während Cäſar einige Tage in dieſer Gegend verweilte, erkundigten ſich ſeine Leute bei den Galliern und den Kaufleuten nach den Germanen. Dieſe rühmten ihre gewaltige Körpergröße, ihre unglaubliche Tapferkeit und Übung in den Waffen: ſo oft ſie mit ihnen zuſammengetroffen, hätten ſie nicht einmal ihre trotzige Miene und ihren feurigen

Blick aushalten können. Durch ſolches Gerede verbreitete ſich auf einmal eine ſolche Furcht im ganzen Heere, daß alles in fieberhafte Bewegung kam. Dieſe Furcht ging von den Anführern und den jungen Leuten in Cäſars Gefolge aus: man jammerte über die allgemeine Gefahr, ſuchte teils einen Vorwand, ſich derſelben zu entziehen, teils ſtellte man dem Feldherrn die Schwierigkeiten des Wegs und der ungeheuren Waldungen, den Mangel an Lebensmitteln vor: ja einige erklärten dem Cäſar gerade zu, wenn er den Befehl zum Aufbruch gäbe, würden die Soldaten den Gehorſam verſagen.

Als Cäſar dies vernahm, berief er einen allgemeinen Kriegsrat, zog ſämtliche Hauptleute zu und hielt ihnen zuerſt eine Strafrede, daß ſie ſich herausgenommen hätten, zu unterſuchen, wohin oder in welcher Abſicht aufgebrochen würde. Dann erinnerte er ſie an ihre bisherige Tapferkeit, an ihre Siege und die Niederlagen der Cimbern und Teutonen durch Marius: er führte an, daß die Germanen von den Helvetiern, über welche ſie kürzlich ſo glänzende Siege erfochten, öfters ſeien überwunden worden, und daß Arioviſtus die Gallier nicht durch Tapferkeit, ſondern durch ſchlaue Berechnung beſiegt habe. Die Erklärung, fuhr er fort, das Heer werde ſeinem Befehl zum Aufbruch nicht Folge leiſten, beunruhige ihn wenig. Denn nur unfähigen oder unglücklichen oder habſüchtigen Feldherrn verweigere man den Gehorſam. Bei ihm ſpreche ſein ganzes Leben, ſeine bisherigen Thaten für das Gegenteil. Er habe ſich feſt vorgenommen in dieſer Nacht aufzubrechen, um ſich zu überzeugen, ob Ehrgefühl oder Furcht bei ihnen überwiege. Folge ihm auch ſonſt niemand, ſo werde er an der Spitze der zehnten Legion allein, an deren Ergebenheit er nicht zweifle, vorrücken. Durch dieſe Rede trat ein wunderbarer Umſchwung ein. Alles war zum Kampf bereit und willig. Cäſar brach alſo gleich in der Nacht auf, dem Arioviſtus entgegen.

Auf die Nachricht von Cäſars Heranrücken ſchickte Arioviſtus Geſandte und zeigte ſich zu der früher begehrten Unterredung bereit. Cäſar wies das Anerbieten nicht von der Hand und es wurde Tag und Ort dazu verabredet. Auf einem Hügel in einer großen Ebene, gleich weit vom beiderſeitigen Lager, kamen ſie zuſammen, zu Pferd, von zehn Reitern begleitet: 200 Schritte entfernt hielt auf beiden Seiten eine größere Reiterſchar. Cäſar begann mit der Erinnerung an die Beweiſe des Wohlwollens, welche Arioviſtus von ihm und dem römiſchen Senat habe; machte die freundſchaftlichen Verhältniſſe der Römer zu den Häduern geltend und gründete darauf die ſchon früher durch die Geſandten geſtellten Forderungen. — Arioviſtus erwiderte: „Er ſei über den Rhein gezogen, nicht aus eigenem Antriebe, ſondern auf Bitten der Gallier; ſeinen Wohnſitz in Gallien hätten ihm dieſe ſelbſt abgetreten und aus freier Entſchließung Geiſeln geſtellt; Tribut zahlten ſie als Kriegsrecht; denn ſie ſeien gegen ihn aufgeſtanden und von ihm beſiegt worden. Die Freundſchaft des römiſchen Volks müſſe ihm Glanz und Vorteil, nicht Schaden bringen; wollten ihm die Römer ſeinen Tribut ſchmälern, ſo leiſte er auf des römiſchen Volkes Freundſchaft eben ſo gern Verzicht, als er ſich darum beworben habe. Die germaniſchen Scharen ziehe er über den Rhein zu ſeiner Sicherheit. — Was Cäſar denn eigentlich wolle, weshalb er in ſeine Beſitzungen käme? Dieſer Teil Galliens ſei ſeine Provinz, wie jener den Römern gehöre. Wie man es ihm nicht geſtatten würde, in die römiſche Provinz einzufallen, ſo handelten die Römer unrecht, wenn ſie ihn in ſeinem Rechte ſtörten. Was es mit der Freundſchaft der Römer gegen die Häduer für eine Bewandnis habe, könne er daraus abnehmen, daß weder dieſe ihnen im Krieg gegen die Allobroger beigeſtanden, noch die Römer jenen im Kampfe gegen ihn. Er könne ſich daher des Argwohns nicht erwehren, daß die genannte Freundſchaft nur einen Vorwand, ihn zu bekriegen, abgeben ſolle. Wofern ſich Cäſar nicht mit ſeinem Heere aus dieſen Gegenden zurückziehe, werde er ihn als Feind betrachten; ziehe er ſich aber zurück und geſtatte ihm den ruhigen Beſitz von Gallien, ſo werde er gegen ihn erkenntlich ſein und ihn in ſeinen Kriegen mit aller Macht unterſtützen.“

Cäſar ſuchte ſich ausführlich darüber zu erklären, warum er ſo wohl verdiente Bundesgenoſſen nicht preis geben könne, als ihm gemeldet wurde, des Arioviſtus Reiter ſprengten gegen die Römer an und ſchleuderten Speere und Steine. Er brach alſo die Unterredung ab und befahl ſeinen Leuten an, keinen Wurf zu thun. Dieſe Treuloſigkeit erfüllte das römiſche Heer mit viel größerer Kampfluſt. Als Arioviſtus zwei Tage nachher eine abermalige Unterredung begehrte, ſchlug es Cäſar ab, ſchickte dagegen zwei Männer ab, von denen der eine des Arioviſtus Gaſtfreund war. Wie dieſe in ſein Lager kamen, ließ er ſie in Ketten werfen.

Jetzt rückte Arioviſtus vor, zog an Cäſars Lager vorbei und lagerte ſich zweitauſend Schritte weiter, um ihm die Zufuhr abzuſchneiden. Cäſar führte fünf Tage hintereinander ſeine Truppen vor dem Lager in Schlachtordnung auf und bot eine Schlacht an; Arioviſtus ließ ſich aber immer nur auf ein Reitergefecht ein, worin die Germanen beſondere Uebung hatten. Er hatte nämlich ſechstauſend Reiter, von denen jeder ſich einen behenden und tapferen Fußgänger zur Bedeckung ausgewählt hatte: dieſe waren im Treffen bei der Hand; zu ihnen zogen ſich die Reiter zurück; ſie eilten im Gedränge zu Hilfe und nahmen die Verwundeten in ihre Mitte; beim Vorrücken aber oder beim Rückzug hielten ſie ſich an den Mähnen der Pferde und liefen ſo ſchnell, wie dieſe ſelbſt. Um nicht länger von der Zufuhr abgeſchnitten zu ſein, rückte Cäſar in drei Treffen aus an einen günſtigeren Ort, nur ſechshundert Schritte von den Germanen entfernt, um da ein kleineres Lager zu ſchlagen: die beiden erſten Treffen ſchlugen Arioviſtus, der mit 16'000 Mann und ſeiner ganzen Reiterei erſchien, zurück, während das dritte das Lager ſchlug. Hier ließ er zwei Legionen, die vier anderen führte er in das größere Lager zurück. Tags darauf erſchienen zwar die Feinde wieder vor dem kleineren Lager und kämpften hitzig, aber einer allgemeinen Schlacht wichen ſie aus.

Als darauf Cäſar von den Gefangenen erfuhr, daß die Germanen durch ihre weiſſagenden Frauen abgehalten würden, rückte er aus beiden Lagern aus bis dicht vor das feindliche Lager und ſtellte ſich in drei Treffen auf. Nun endlich rückten auch die Feinde mit geſamter Macht aus und ſtellten ſich nach Völkerſchaften auf; die ganze Schlachtlinie umſchloſſen ſie mit ihren Wagen, um allen die Hoffnung zur Flucht zu benehmen. Auf dieſen Wagen ſaßen ihre Frauen mit fliegenden Haaren und flehten mit Thränen die zur Schlacht zehenden Krieger, ſie nicht in die Sklaverei der Römer geraten zu laſſen. Cäſar eröffnete den Angriff in eigner Perſon auf dem rechten Flügel, wo der Feind am ſchwächſten war. Auf das gegebene Zeichen ſtürmten die römiſchen Soldaten ſo hitzig auf die Feinde los, und auch dieſe ſtürzten ſo plötzlich und geſchwind heran, daß man die Wurfwaffen gar nicht gebrauchen konnte. Man warf ſie weg und griff gleich zum Schwert. Die Feinde traten alsbald in gechloſſenr Haufen und bildeten, nach ihrer Gewohnheit, Schilddächer, um ſich gegen die Hiebe zu decken. Da ſprangen manche der römiſchen Soldaten auf die Schilddächer, riſſen mit den Händen die Schilde auseinander und verwundeten von oben herab die Feinde. Während ſo der linke Flügel der Germanen geworfen und in die Flucht gejagt wurde, ſetzten ſie durch ihre Menge deſto heftiger auf dem rechten Flügel den Römern zu. Als dies der junge Publius Craſſus an der Spitze der Reiterei bemerkte ſo ſchickte er, da er dort minder bedrängt war, das dritte Treffen zu Hilfe. Dadurch wurde der Kampf wieder hergeſtellt. Die Feinde aber ergriffen insgeſamt die Flucht, von der ſie nicht eher abließen, als bis ſie am Rheinſtrom, fünfzig römiſche Meilen von da, ankamen. Nur wenige von ihnen, die hinüber ſchwammen oder Kähne vorfander, retteten ſich: unter dieſen Arioviſtus. Die übrigen wurden von der römiſchen Reiterei eingeholt und niedergemacht.

Nach Cäſar, Galliſcher Krieg (1,30—53).

Die Schlacht bei Pharſalus (48 v. Chr.). In ſechzig Tagen hatte Julius Cäſar, nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges, ganz Italien erobert. Pompejus war mit ſeiner Partei eiligſt nach Griechenland entflohen und hatte, während jener ſeine Heere in Spanien überwand und in Rom die eifrigſten Rüſtungen zur Verfolguug ſeines Gegners betrieb, in Makedonien bedeutende Streitkräfte geſammelt. Außer elf Legionen italiſcher Soldaten hatte er große Maſſen von Hilfsvölkern aus den öſtlichen Provinzen und an Reiterei 7000 Mann; ſeine Flotte von 600 Kriegsſchiffen beherrſchte das Meer. Mit ſolchen Streitmitteln wollte er an der Küſte von Epirus Cäſar den Übergang wehren. Dieſer kam ihm jedoch durch Schnelligkeit zuvor und ſetzte glücklich mit zwölf Legionen über, zog aber in mehreren Gefechten vor Dyrrhachium den Kürzeren und ſah ſich durch Mangel an Vorräten genötigt die bisherige Stellung zu verlaſſen. Darauf zog er ſich mit großer Geſchicklichkeit, ohne von dem verfolgenden Gegner erreicht zu werden, nach Theſſalien und ſetzte ſich in Beſitz der fruchtbaren Gegend, in der Nähe von Pharſalus, entſchloſſen, hier ſeinen Gegner zu erwarten und eine entſcheidende Schlacht zu liefern.

Bald darauf erſchien auch Pompejus, ſtolz auf die kürzlich errungenen Vorteile, die er mit Übertreibung in alle Städte und Länder verkündet hatte. In ſeinem Lager befanden ſich die meiſten Senatoren und eine Menge der angeſehenſten Männer des Staates, die zwar den Glanz und die Würde ſeines Heeres erhöhten, aber auch nicht minder ſeine Pläne und Maßregeln hemmten. Groß war die Zuverſicht und der Übermut dieſer Leute ſeit dem neulichen Siege, den ſie lediglich ihrer Tapferkeit zuſchrieben: ſie hielten ihre Sache ſchon für entſchieden und ſahen mit ſolcher Ungeduld der Schlacht entgegen, daß ſie jeden Aufſchub nur als Verzögerung ihrer Rückkehr nach Italien anſahen. Wollte Pompejus bedächtiger zu Werke gehen, ſo tadelten ſie ſeine Herrſchſucht, die ſich darin gefiele, nur länger über ſo angeſehene Männer zu gebieten. Man zankte ſich ohne Rückhalt ſchon um die Belohnungen und Würden, beſtimmte die Konſuln auf mehrere Jahre zum voraus und dachte nur an Beute und Rache an den Feinden. Kurz alle ſannen nur, wie man den Sieg benutzen, niemand, wie man ihn erfechten wolle.

Cäſars Heer hatte ſich von ſeiner Niedergeſchlagenheit wieder erholt und brannte nur um ſo begieriger, die Schande des neulichen Verluſtes wieder auszutilgen. Aber mit Vorſicht ſuchte der Feldherr erſt ſeines Gegners Geſinnung zu erforſchen. Er rückte täglich in Schlachtordnung aus, anfangs etwas weiter von des Pompejus Lager in vorteilhafter Stellung, dann aber näher und dicht unter den Hügeln, wo das Lager der Feinde ſich befand. Dadurch wuchs der Mut der Truppen von Tag zu

Tag. Da er an Reitern bedeutend ſchwächer war, teilte er, wie er ſchon öfters früher gethan, die beſten ſeiner Leichtbewaffneten ihnen zu, um zwiſchen ihnen mitzukämpfen, und erhöhte durch tägliche Übung ihre Fertigkeit und ihren Mut. Pompejus ſtellte ſich am Fuß der Anhöhe, auf der er lagerte, in Schlachtordnung, immer darauf lauernd, ob ſich nicht Cäſar durch eine ungünſtige Stellung eine Blöße gebe. Da nun dieſer auf keine Weiſe ſeinen Gegner aus der vorteilhaften Stellung herauszulocken vermochte, hielt er es für das Angemeſſenſte aufzubrechen und immer hin und her zu rücken, in Hoffnung, durch beſtändige Veränderung ſeines Standortes die Verpflegung ſeiner Truppen zu erleichtern, vielleicht auch dabei eine günſtige Gelegenheit zum Schlagen zu finden oder doch das der Anſtrengung ungewohnte feindliche Heer durch tägliche Märſche zu ermüden.

Dieſem Plane zufolge war ſchon das Zeichen zum Aufbruch gegeben und die Zelte abgebrochen worden, als man bemerkte, daß Pompejus gegen ſeine Gewohnheit von dem Lagerwall weiter vorgerückt ſei, ſo daß man ohne Nachteil wegen der Bodenbeſchaffenheit ſchlagen konnte. Erfreut rief Cäſar ſeinen Truppen, die ſchon unter dem Thore waren, zu, die erwünſchte Gelegenheit zum Kampf zu benutzen und führte ſie ſchlagfertig gegen den Feind. Pompejus, der ſich, wie man nachher erfuhr, nur auf allgemeines Zureden zum Kampf entſchloß, hatte kurz zuvor im Kriegsrat geäußert, ehe die Heere auf einander ſtießen, würde der Feind ſchon geſchlagen ſein. Infolge ſeiner ſtarken Übermacht an Reiterei hatte er den Plan gefaßt mit dieſer, ſobald ſich die Heere näherten, den rechten Flügel Cäſars an ſeiner entblößten Flanke anzugreifen, dann dem Feinde in den Rücken zu fallen und ſo das Heer desſelben in Unordnung und Verwirrung zu bringen, bevor noch ſein Hauptheer eine Lanze abgeworfen. Alle hatten geſchworen, nur als Sieger wieder ins Lager zurückzukehren, und glaubten voller Hoffnung und Freude ſich des Sieges ſchon gewiß. Pompejus hatte in allem 45000 Mann. Er ſelbſt befand ſich auf dem linken Flügel an der Spitze der beiden Legionen, die ihm kurz vor Anfang des Krieges Cäſar abgetreten hatte: auf demſelben Flügel war, ſeinem Plane gemäß die ganze Reiterei ſamt allen Bogenſchützen und Schleuderern. Auf dem rechten Flügel, der durch einen Bach mit ſteilen Ufern gedeckt war, ſtanden die hiſpaniſchen Kohorten unter Afranius, die er für den Kern ſeines Heeres hielt: in der Mitte ſtand ſein Schwiegervater Metellus Scipio mit den eben erſt aus Syrien zugeführten Legionen, ſieben Kohorten deckten das Lager. Cäſars Heer war zuſammen 22000 Mann ſtark. Auf den rechten Flügel hatte er, wie gewöhnlich, die zehnte Legion geſtellt, der er ſtets das meiſte Vertrauen ſchenkte: hier führte Publius Sulla den Oberbefehl, auf dem linken Flügel Antonius, Cnejus Domitius in der Mitte. Er ſelbſt wählte ſeinen Standort dem Pompejus gerade gegenüber. Sobald er die oben angeführte Lage der Dinge erkannte, nahm er eilends von jeder Legion im dritten Treffen eine Kohorte und bildete daraus eine vierte Linie gegen die Reiterei: dieſen gab er ihre Verhaltungsmaßregeln und deutete ihnen an, daß von ihrer Tapferkeit allein der Sieg abhänge. Das dritte Treffen, ſowie das ganze Heer erhielt den Befehl, nicht eher gegen den Feind loszubrechen, bis er mit einer Fahne das Zeichen geben würde. Nachdem er darauf der Kriegsſitte gemäß das Heer durch eine Rede aufgemuntert, gab er den kampfbegierigen Truppen das Zeichen.

Zwiſchen beiden Heeren war ſoviel Raum gelaſſen, als ſie zum Anlauf nötig hatten. Allein Pompejus hatte ſeinen Leuten anbefohlen. ſie ſollten, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, den Anſturm der Feinde abwarten und erſt ihre Linien ſich brechen laſſen, um dann ſich mit geſchloſſenen Gliedern in die entſtandenen Lücken zu werfen. Zugleich dachte er, die Wurfſpeere der Feinde würden dann geringere Wirkung thun, und dieſe ſelbſt durch den verdoppelten Anlauf außer Atem kommen und ermüdet werden. Cäſars Truppen nun ſtürmten auf das gegebene Zeichen mit vorgeſtreckten Wurfſpeeren gegen die Feinde an. Wie ſie dieſe aber unbeweglich ſtehen ſahen, ſo machten ſie nach ihrer Erfahrung in den früheren Schlachten auf halbem Wege von ſelbſt Halt, um nicht erſchöpft auf die Feinde zu treffen; nach kurzer Raſt erneuerten ſie den Anlauf, ſchleuderten ihre Wurfſpeere ab; dann griffen ſie, wie ihnen befohlen war, gleich zum Schwert. Die Feinde ließen es auch ihrerſeits an nichts fehlen. Sie fingen die Wurfſpeere auf und hielten in geſchloſſenen Gliedern den Angriff der Legionen aus, warfen hierauf ihre Speere und zogen ebenfalls das Schwert.

In demſelben Augenblicke ſprengte von des Pompejus linkem Flügel die geſamte Reiterei vor und die ganze Schar der Bogenſchützen ſchwärmte heran. Cäſars Reiterei hielt ihren Angriff nicht aus und wich ein wenig zurück. Deſto hitziger ſetzte ihr die feindliche zu, breitete ſich in Geſchwadern aus und fing an, den entblößten rechten Flügel des Feindes zu umgehen. Wie Cäſar das wahrnahm, gab er den ſechs Kohorten, aus denen er das vierte Treffen gebildet hatte, das Zeichen. Dieſe brachen wie der Blitz hervor und ſtürmten mit ſolchem Nachdruck auf des Pompejus Reiter, daß keiner ſtand hielt und alle in ſchleuniger Flucht nicht bloß das Schlachtfeld räumten, ſondern auch ſogleich über Hals und Kopf dem höchſten Gebirge zueilten. Sobald dieſe geworfen waren, wurden die Bogenſchützen und Schleuderer, die nun, nachdem ſie ihre Waffen verſchoſſen, in hilfloſem Zuſtande waren, insgeſamt niedergehauen. Mit demſelben Ungeſtüm umgingen dieſe Kohorten das Fußvolk des Pompejus, das immer fortkämpfte, auf dem linken Flügel und fielen ihm in den Rücken. Zu gleicher Zeit ließ Cäſar ſein drittes Treffen, das bis jetzt als ruhiger Zuſchauer noch nicht von der Stelle gerückt war, hervorbrechen. Als auf dieſe Weiſe friſche und ungeſchwächte Truppen an die Stelle der ermüdeten traten, andere ſie im Rücken angriffen, konnten ſich des Pompejus Truppen nicht länger halten. Ihre Flucht ward allgemein. Ganz richtig hatte alſo Cäſar vorausgeſagt, daß die Kohorten, die er im vierten Treffen den Reitern entgegen geſtellt hatte, den Ausſchlag des Sieges geben würden. Wie Pompejus ſeine Reiterei geſchlagen und den Teil des Heeres, auf welchen er die größte Hoffnung geſetzt hatte, wanken ſah, hatte er zu den übrigen kein Vertrauen mehr; ſogleich verließ er das Schlachtfeld und ritt in ſein Lager, um der Bedeckung desſelben Mut einzuſprechen. Hier wartete er im Hauptzelt auf den Ausgang der Schlacht.

Nachdem Cäſar die flüchtigen Feinde in ihren Lagerwall zurückgetrieben, glaubte er ihnen keine Zeit laſſen zu dürfen, ſich von ihrem Schrecken zu erholen. Er feuerte alſo ſeine Truppen an, das Glück zu benutzen und das Lager anzugreifen. Sie waren zwar von der großen Hitze abgemattet — denn das Gefecht hatte am Mittag begonnen; — doch folgten ſie mit aller Bereitwilligkeit der Aufforderung. Die Kohorten, welche zur Bedeckung des Lagers zurückgeblieben waren, verteidigten ihren Poſten gut; noch weit mutiger thaten es die fremden Hilfsvölker. Denn die Flüchtlinge aus der Schlacht hatten voller Furcht und Abmattung größtenteils ihre Waffen und Feldzeichen weggeworfen und dachten, nicht ſowohl das Lager zu verteidigen, als nur immer weiter zu fliehen. Die Verteidiger auf dem Wall aber konnten den Hagel der Geſchoſſe nicht auf die Länge aushalten, verließen daher mit ſtarkem Verluſt ihren Poſten und flüchteten ſich auf den Gipfel der Gebirge, die an das Lager ſtießen.

Bereits waren Cäſars Leute ins Lager eingedrungen, als Pompejus ein Pferd nahm, alle Auszeichnungen des Feldherrn von ſich warf und durch das Hinterthor aus dem Lager eilte. Er ſprengte ſogleich nach Lariſſa, hielt ſich aber da nicht auf, ſondern eilte, ohne auch nur des Nachts zu raſten, begleitet von 30 Reitern und wenigen anderen Flüchtlingen zur Meeresküſte und beſtieg ein Frachtſchiff.

Nach Eroberung des Lagers ließ Cäſar ſeine Soldaten nicht weiter plündern, ſondern befahl, das Gebirge mit Schanzen einzuſchließen. Allein die Feinde, die aus Mangel an Waſſer ſich auf demſelben nicht wohl halten konnten, verließen dasſelbe und zogen nach Lariſſa. Als Cäſar dies merkte, teilte er ſein Heer; eine Abteilung der Legionen ließ er in des Pompejus Lager ſtehen, eine andere ſchickte er in das eigene Lager zurück; mit vier Legionen brach er auf und kam auf einer bequemeren Straße den Feinden entgegen. Nach einem Marſch von ſechs Meilen ſtellte er ſich in Schlachtordnung; da machten jene Halt auf einem Berge, an dem unten ein Fluß vorbeifloß. Cäſars Truppen waren zwar durch die ununterbrochene Anſtrengung des ganzen Tages äußerſt abgemattet, und die Nacht nahte ſchon heran; doch ſperrten ſie auf ſein Zureden durch eine Schanze alle Verbindung zwiſchen dem Berg und dem Fluß, damit die Feinde während der Nacht kein Waſſer holen könnten. Man war mit der Arbeit bereits fertig, als der Feind Abgeordnete ſchickte, um wegen Ergebung zu unterhandeln. Cäſar verlangte, alle Truppen auf dem Berge ſollten mit Tagesanbruch in die Ebene herabrücken und die Waffen ſtrecken. Sie gehorchten ohne Widerrede und baten fußfällig, die Hände emporgeſtreckt, um Gnade. Cäſar ſprach ihnen tröſtlich zu, ließ ſie aufſtehen und begnadigte nicht nur alle, ſondern empfahl auch ſeinen Soldaten, keinem etwas zu leide zu thun, oder von ihrer Habe etwas zu behalten. Hierauf ließ er ſeine ermatteten Truppen durch friſche aus dem Lager ablöſen und kam mit dieſen noch an demſelben Tage nach Lariſſa.

Cäſar verlor in dieſer Schlacht nicht über 200 Mann: aber ungefähr 30 Hauptleute, lauter wackere Männer. Des Pompejus Verluſt mochte ſich auf etwa 15000 Tote belaufen; über 24000 ſtreckten die Waffen. 180 Feldzeichen und 9 Adler wurden erbeutet.

Nach Cäſar, Bürgerkrieg (3,82 -99).

Die Schlacht bei Philippi (42 v. Chr.). Während Cäſar Octavianus, der Großneffe des Julius Cäſar, in Verbindung mit Antonius und Lepidus durch Ächtungen, Mord und Plünderung Italien zum Schauplatz unſäglichen Elends machte, rückten Brutus und Caſſius an der Spitze der entronnenen Republikaner mit den in Aſien geſammelten Streitkräften heran nnd trafen in Makedonien mit dem Heere ihrer Gegner zuſammen. Unweit der Stadt Philippi iſt eine ausgedehnte Ebene, zu einer Schlacht trefflich geeignet, ſüdlich vom Meere und Sümpfen begränzt, nördlich von Gebirgen und unwegſamen Wäldern, nach Oſten verengt bis zu einem Raum von acht Stadien zwiſchen zwei Hügeln. Auf dieſer bezogen Brutus und Caſſius ein ſehr vorteilhaftes Lager, ſo daß ſie im Rücken die Stadt Philippi hatten und nicht weit davon das Meer, das, von ihrer Flotte beherrſcht, ihnen genügende Zufuhr gewährte. Den Raum zwiſchen den beiden Lagern und die kurze Strecke ſüdlich bis zu den Sümpfen am Meere verwahrten ſie mit einer Mauer. Ihnen gegenüber in der Ebene lagerte zuerſt Antonius, der, während Cäſar noch krank in Dyrrhachium zurückblieb, in größter Schnelligkeit vorangerückt war. Zehn Tage ſpäter langte auch Cäſar an, noch unwohl, doch ſoweit hergeſtellt, daß er in einer Sänfte ſich durch die Reihen des Heeres tragen laſſen konnte. Dieſer lagerte dem Brutus, wie Antonius dem Caſſius gegenüber. Die gegen einander ſtehenden Heere waren die zahlreichſten und glänzendſten, welche bis dahin die Römer aufſtellten, auf Seiten der Republikaner ſchwächer an Zahl, aber weit prächtiger ausgerüſtet, denn die meiſten Rüſtungen waren aus Gold und Silber.

Die Soldaten des Antonius waren gerade beſchäftigt, von den Sümpfen, um welche ſie lagerten, Gräben in die Ebene zu ziehen, um den Caſſius vom Meer abzuſchneiden. Indeſſen blieb im Lager Cäſars, der ſelbſt wegen Unpäßlichkeit nicht zugegen war, noch alles ruhig, da man gar kein Treffen erwartete, ſondern meinte, die Feinde machten nur einen Ausfall auf die begonnenen Werke, um ſie daran zu ſtören. Indem ſie alſo nicht darauf achteten, daß dieſelben in Schlachtordnung vor ihnen aufgeſtellt waren, befremdete ſie das laute und verwirrte Geſchrei von den Gräben her. Unterdeſſen ſchickte Brutus Täfelchen, worauf die Loſung geſchrieben war, zu den Heerführern herum, ritt ſelbſt an den Reihen hin und ermunterte die Soldaten zur Tapferkeit. Allein nur wenige hörten noch das Loſungswort, die meiſten ſtürzten, ohne es abzuwarten, mit lautem Feldgeſchrei auf den Feind. Durch dieſen unordentlichen Angriff wurden die Legionen von einander getrennt: die des Meſſala zuerſt, dann die zunächſt ſtehenden zogen an Cäſars linkem Flügel vorüber, berührten nur ein wenig die äußerſten Linien, überflügelten ſie aber und drangen zuletzt ins Lager ein. Cäſar ſelbſt hatte ſich erſt kurz vorher auf den Rat ſeines Arztes entfernt: ſeine leere Sänfte wurde mit Speeren und Pfeilen durchbohrt, ſo das man ihn für tot hielt. Nun folgte ein großes Blutbad im Lager: zweitauſend Lakedämonier, die kürzlich erſt angekommen waren, wurden ſämtlich niedergehauen. Die übrigen Truppen, welche Cäſars Flügel nicht umgingen, ſondern von vorn angriffen, trieben die beſtürzten Feinde mit leichter Mühe in die Flucht, hieben im Gefecht drei Legionen zuſammen und drangen in der Hitze des Sieges, Brutus ſelbſt an ihrer Spitze, mit den Fliehenden zugleich in das Lager ein. Was aber die Sieger nicht bemerkten, nahmen die Beſiegten wahr. Letztere warfen ſich nämlich auf die entblößte und abgeriſſene Seite der feindlichen Schlachtordnung, wo ſich der rechte Flügel beim Nachſetzen getrennt hatte. Den Mittelpunkt konnten ſie zwar nicht zum Weichen bringen, aber den linken Flügel des Caſſius, der in Unordnung war und von dem Vorgefallenen nichts wußte, ſchlugen ſie in die Flucht und verfolgten ihn bis ins Lager, wo ſie plünderten, ohne daß einer der beiden Feldherrn dabei zugegen war. Denn Antonius war, wie man ſagt, gleich dem erſten Angriff ausgewichen und hatte ſich in die Sümpfe zurückgezogen, und Cäſar war nirgends zu finden. Jetzt war auch im Mittelpunkt der Angriff des Feindes mit großem Blutvergießen zurückgeſchlagen, und Brutus glaubte überall zu ſiegen, ſowie Caſſius beſiegt zu ſein. Und dieſer Umſtand war es auch einzig, der ihnen Verderben brachte, daß Brutus dem Caſſius in der Meinung, daß auch er ſiege, nicht zu Hilfe kam, Caſſius aber den Brutus, weil er ihn auch für geſchlagen hielt, nicht erwartete.

Als Brutus von Cäſars Lager, nachdem er es ganz ausgeplündert hatte, wieder abzog, befremdete es ihn, das Feldherrnzelt des Caſſius, das, hoch gelegen, ſonſt rings ſichtbar war, nicht zu ſehen, noch das übrige an ſeinem Platze; denn die Feinde hatten gleich beim Eindringen alles niedergeriſſen. Einige, die ein ſchärferes Geſicht hatten, glaubten viel glänzende Helme und ſilberne Schilde zu unterſcheiden, die ſich hin- und herbewegten, gar nicht, als wenn es die zurückgelaſſene Bedeckung des Lagers wäre. Dies erſt brachte den Brutus auf die Vermutung, daß dem Caſſius ein Unfall müſſe begegnet ſein. Er rief ſeine Truppen vom Nachſetzen zurück, ließ eine Bedeckung im feindlichen Lager, die übrigen führte er dem Caſſius zu Hilfe.

Dieſem war es indeſſen ſo ergangen. Gleich den erſten Angriff der Truppen des Brutus ſah er nicht gern, weil er ohne Befehl und Loſung geſchah; noch weniger gefiel es ihm, daß ſie als Sieger ſich gleich dem Plündern überließen und darüber verabſäumten, den Feind zu umgehen und ihm in den Rücken zu fallen. Während er nun noch, anſtatt mit raſcher Entſchloſſenheit zu Werke zu gehen, zauderte und bedenklich nachſann, ward er von dem rechten Flügel der Feinde auf allen Seiten angegriffen. Die Reiterei riß ſich ſogleich los und floh nach dem Meere zu: auch das Fußvolk ſah er ſchon weichen. Auf alle Weiſe bemühete er ſich, ſie zurückzuhalten und ihnen Mut einzuſprechen: einem Fahnenträger, der die Flucht ergriff, riß er die Fahne aus der Hand und ſteckte ſie vor ſeinen Füßen in den Boden: vergebens; ſelbſt ſeine Leibwache hielt nicht mehr ſtand. So ſah er ſich denn gezwungen, mit ſchwacher Begleitung ſich auf einen Hügel zurückzuziehen, der die Ausſicht auf die Ebene hatte. Er ſelbſt ſah bei ſeinem ſchwachen Geſicht nicht weiter, als daß ſein Lager geplündert wurde; ſeine Begleiter jedoch ſahen einen Haufen Reiter, welcher heranſprengte. Dieſe hatte Brutus abgeſchickt. Caſſius aber, der vermutete, es ſeien Feinde, die ihm nachſetzten, ſchickte den Titinius, einen ſeiner Freunde ab, genauer zu ſehen. Wie dieſer den Reitern nahe kam und ſie einen Freund und Getreuen des Caſſius in ihm erkannten, umringten ſie ihn mit lautem Jubel, ſprangen von den Pferden, grüßten und bewillkommten ihn mit übermäßiger Freude. Dieſes Übermaß veranlaßte ein großes Unglück. Denn Caſſius glaubte, Titinius ſei den Feinden in die Hände gefallen; und mit den Worten: „aus Liebe zum Leben haben wir einen Freund hingeopfert,“ zog er ſich in ein leeres Zelt zurück und ließ ſich von ſeinem Freigelaſſenen töten. Gleich darauf erſchienen die Reiter, und Titinius, von ihnen bekränzt, eilte zu Caſſius. Wie er aber deſſen Schickſal erfuhr, zog er das Schwert und mit den bitterſten Vorwürfen über ſein Zögern durchbohrte er ſich ſelbſt.

Auf die Nachricht von des Caſſius Niederlage eilte Brutus ſogleich herbei. Erſt nahe dem Lager erfuhr er ſeinen Tod, weinte über ſeinem Leichnam und ſandte ihn nach Thaſus zur Beſtattung, um im Lager dadurch keine Unruhe zu veranlaſſen. Darauf verſammelte er die Soldaten, tröſtete ſie und verſprach jedem durch ein anſehnliches Geſchenk den Verluſt ſeiner Habe zu erſetzen. Dadurch wurden ſie wieder ermutigt und prieſen ihn als den einzigen der vier Feldherrn, der unbeſiegt geblieben. Und in der That war ſeine Hoffnung auf den Sieg nicht unbegründet geweſen; denn mit wenigen Legionen hatte er die ganze ihm entgegen geſtellte Macht geworfen, und wäre nicht der größte Teil ſeiner Truppen neben dem Feinde hin über die Beute hergefallen, ſo hätte er allem Anſchein nach den völligen Sieg davon getragen. Der Verluſt ſeines Heeres belief ſich auf 8000 Mann, mit Einſchluß der mitkämpfenden Sklaven; auf Seiten der Feinde zählte man mehr als zweimal ſo viel Tote. Daher waren auch dieſe weit mutloſer, bis am Abend dem Antonius Schwert und Mantel des Caſſius überbracht wurden. Dadurch bekamen ſie wieder ſolchen Mut, daß ſie mit Tagesanbruch zur Schlacht gerüſtet von neuem ausrückten. Brutus ließ auch ſeine Leute unter die Waffen treten, zog jedoch vor, eine Schlacht zu vermeiden. Denn das eine Lager war voller Gefangene, die gehütet werden mußten; des Caſſius Truppen aber, als beſiegte neidiſch auf ſeine ſiegreichen Truppen, waren ſchwierig zu behandeln, im Lager trotzig, gegen die Feinde aber verzagt.

Cäſar und Antonius indeſſen befanden ſich in keiner beſſeren Lage. Sie hatten nur notdürftig Lebensmittel, und ihre Stellung neben den Sümpfen in der tiefliegenden Gegend war äußerſt mißlich, zumal da häufige Herbſtregen fielen und ſchon der Froſt ſich einſtellte. Dazu kam noch die Nachricht, daß ihre Flotte, die mit anſehnlicher Verſtärkung von Italien kam, von der feindlichen gänzlich vernichtet worden war. Um ſo mehr eilten ſie, eine entſcheidende Schlacht zu liefern, bevor Brutus die Nachricht von dem glücklichen Ereignis erhielt. Das Seetreffen war an demſelben Tag mit der Landſchlacht vorgefallen, aber durch Zufall erfuhr Brutus innerhalb zwanzig Tagen von dieſem Sieg nicht das geringſte. Sonſt hätte er ſich gewiß nicht in eine zweite Schlacht eingelaſſen, da er mit allen Bedürfniſſen auf lange Zeit verſehen war und dabei in einer ſo vorteilhaften Gegend ſtand, daß er weder vor dem Winter noch vor feindlichem Angriff beſorgt zu ſein brauchte. Aber ein Gott, wie es ſcheint, entzog ihm gewaltſam die Nachricht, ſo nahe ſie ihm war, weil der römiſche Staat einer Volksherrſchaft nicht mehr empfänglich war und der Monarchie bedurfte.

Als endlich Brutus das Heer in Schlachtordnung dem Feind entgegengeführt hatte, wartete er mit dem Angriff noch eine geraume Zeit. Denn wie er die Reihen in Augenſchein nahm, faßte er gegen manche Verdacht. Wie er darauf einen tapferen und kriegserfahrenen Mann dicht neben ſich zum Feinde übergehen ſah, gab er aus Beſorgnis vor noch größerer Untreue und Verräterei ſogleich das Zeichen und drang auf die Feinde ein. Auf ſeinem Flügel ſiegte er und brachte den linken Flügel der Feinde zum Weichen; auch unterſtützten ihn die Reiter kräftig und drangen mit ihm ein, wo die Verwirrung herrſchte. Allein der andere Flügel, den die Anführer, um nicht eingeſchloſſen zu werden, zu ſehr ausdehnten, ſo daß er in der Mitte zu ſchwach wurde, widerſtand dem Andrang der Feinde nicht, welche ihn durchbrachen und dem Brutus ſogleich in den Rücken fielen. Dieſer that nun zwar, um noch den Sieg zu erringen, durch perſönliche Tapferkeit ſowohl, als durch geſchickte Anordnung alles Mögliche, was man von dem Feldherrn und Krieger erwarten kann; aber des Caſſius Truppen, voll Furcht noch von der vorigen Niederlage, verbreiteten jetzt Mutloſigkeit und Verwirrung durch den größten Teil des Heeres. Es fielen im Kampf die Edelſten und Tapferſten, darunter Catos Sohn, Marcus, der mit ausgezeichnetem Mut fechtend über einem Haufen erſchlagener Feinde zuſammenſank.

Brutus kam, als es ſchon finſter war, in Begleitung weniger Freunde und Anführer, über einen Bergſtrom mit buſchigen und ſteilen Ufern. Jenſeits ſetzte er ſich nieder an einem großen Felſen. Einer ſeiner Freunde ſchlich ſich durch die feindlichen Haufen zurück, um das Lager in Augenſchein zu nehmen; er kam auch glücklich an und hob zum Zeichen eine Fackel empor. Da er aber nicht wiederkam (auf den Rückweg nämlich fiel er den Feinden in die Hände) forderte Brutus einen und den andern ſeiner Sklaven auf, ihn zu töten; da dieſe aber ſich weigerten, ſetzte er das entblößte Schwert mit dem Griff auf den Boden, ſtürzte ſich darüber und ſtarb. Antonius beſtattete ſeinen Leichnam und ſandte die Aſche ſeiner Mutter. Seine Gattin Porzia, erzählt man, habe zu ſterben getrachtet, und da ihre Freunde ſie daran hinderten und bewachten, habe ſie glühende Kohlen verſchluckt und dadurch ſich den Tod gegeben.

Die Schlacht bei Actium (31 v. Chr.). Antonius ſchwelgte in Ägypten bei der Königin Kleopatra auf eine des römiſchen Namens ganz unwürdige Weiſe, verſchenkte Provinzen des Reiches an ihre Söhne und verſtieß ſeine vortreffliche Gemahlin Octavia, welche des Octavianus Schweſter war. Leicht bewog dieſer Octavianus den Senat, der Kleopatra den Krieg zu erklären und den Antonius ſeiner Würden und Gewalt zu entſetzen. Beide Gegner boten alle Kräfte auf und rüſteten ſich, über den Beſitz der Alleinherrſchaft den entſcheidenden Kampf zu führen. Antonius, Herr über die Länder vom Joniſchen Meere bis zum Euphrat, war an Streitmitteln bei weitem überlegen. Seine Flotte beſtand aus 500 Kriegsſchiffen, darunter waren viele mit der glänzendſten Pracht ausgerüſtet; ſeine Landmacht zählte 100 000 Mann Fußvolk und 12 000 Reiter; dazu kamen die Hilfstruppen vieler aſiatiſcher Könige aus Kleinaſien, Pontus, Judäa, Arabien; ſelbſt der König von Medien hatte Hilfsvölker geſendet. Octavianus hatte 250 Kriegsſchiffe, 80 000 Mann Fußvolk und die gleiche Zahl Reiter. Dieſe geſamten Streitkräfte, die Landheere ſowohl, als die Flotten ſtanden beim Vorgebirge Actium am Eingang in den Ambrakiſchen Buſen, nördlich Octavianus, ſüdlich Antonius. Des erſteren Schiffe waren nicht ſo hoch und prächtig als die des letzteren, aber gewandter und gut bemannt; dazu kam die größere Übung, die Octavianus im Seekrieg hatte. Des Antonius Flotte, wenn auch doppelt ſo ſtark an Zahl der Schiffe, war ſchlecht und ungenügend bemannt, die ohnehin ſchwerfälligeren Fahrzeuge wurden daher ſchlecht gelenkt und ſelbſt Antonius, ſoviel Erfahrung er im Landkrieg hatte, verſtand ſich wenig auf den Kampf zur See. Wiewohl er dies einſah, da es ſich gleich bei den erſten Bewegungen der Flotte kund gab und der Anführer ſeines Landheeres ihm den Rat gab, es zu keiner Seeſchlacht kommen zu laſſen, ſondern durch die Landheere den Krieg zu entſcheiden, ließ er ſich doch durch Kleopatra umſtimmen. Dieſe dachte nämlich ſchon zum voraus auf die Flucht und nahm bei ihren Anſtalten mehr Rückſicht darauf, wie ſie am leichteſten entkommen, als wie ſie etwas zum Siege beitragen möchte. Als er nun zur Seeſchlacht entſchloſſen war, bemannte er ſeine größten und beſten Schiffe mit 20 000 Mann ſchweren Fußvolks und 2000 Bogenſchützen. Da ſoll ein Hauptmann vom Fußvolk, der ſchon in vielen Schlachten für Antonius gekämpft hatte und ganz mit Narben bedeckt war, als dieſer eben vorbei ging, laut geweint und geſagt haben: „Ach, Feldherr, warum verzweifelſt du an dieſen Wunden, an dieſem Degen, daß du auf ſchlechtes Holz deine Hoffnung gründeſt? Ägyptier und Phönikier mögen zur See fechten, uns aber gieb das Land, wo wir gewohnt ſind, feſten Fußes zu ſtreiten.“ Antonius, der ſelbſt nicht die beſten Hoffnungen hatte, antwortete nichts, ſondern winkte ihm nur mit der Hand, gutes Mutes zu ſein. Den Steuerleuten aber befahl er, die Segel mit auf die Schiffe zu nehmen, unter dem Vorwand, daß keiner der Feinde entkäme.

Nach mehreren Tagen, als der Wind ſich gelegt hatte und die bisher ſtürmiſche See ruhig geworden war, ſegelten die Flotten gegeneinander. Antonius und Publicola führten den rechten Flügel an, Cölius den linken. Octavianus übergab ſeinen linken Flügel dem Agrippa, für ſich behielt er den rechten. Die Landmacht war auf beiden Seiten längs der Küſte in Schlachtordnung aufgeſtellt. Antonius fuhr auf einem leichten Schiffe überall umher und ermahnte die Soldaten, bei der Schwere der Schiffe, ebenſo wie zu Lande, feſten Fußes zu ſtreiten; den Steuerleuten aber befahl er an, ſie ſollten mit ihren Schiffen, als wenn ſie vor Anker lägen, den Anlauf der Feinde ohne die geringſte Bewegung aushalten und ſich beſonders vor den gefährlichen Stellen an der Mündung des Buſens in acht nehmen. Nachdem Octavianus die ganze Schlachtordnung in Augenſchein genommen hatte, begab er ſich auf den rechten Flügel und ſah mit Verwunderung, daß die Feinde in der Enge unbeweglich ſtanden. In der Meinung, ſie lägen vor Anker, wie es ganz das Anſehen hatte, hielt er geraume Zeit ſeine Schiffe zurück. Endlich um Mittag, als ſich ein Seewind erhob, wurden des Antonius Truppen des Zögerns überdrüſſig und ſetzten ſich, im Vertrauen auf die Höhe und Größe ihrer Schiffe, die vor jedem Angriff ſicher zu ſein ſchienen, mit dem linken Flügel in Bewegung. Wie Octavianus dies ſah, war er ſehr froh und ließ ſeinen rechten Flügel rückwärts rudern, in der Abſicht, die Feinde noch weiter aus dem engen Eingang des Buſens herauszulocken, dann um ſie herum zu fahren und mit ſeinen leichten Fahrzeugen die langſamen und unbehilflichen Schiffe anzugreifen.

So begann denn endlich der Kampf, aber ohne daß die Schiffe gegen einander anrannten oder ſich gegenſeitig zu zerſtoßen ſuchten. Denn die des Antonius konnten ihrer Schwere wegen keinen Anlauf nehmen, der den Stößen der Schnäbel erſt Nachdruck giebt; und die des Octavianus hüteten ſich, nicht nur gegen die Vorderteile der feindlichen Schiffe, die mit ſtarken und ſcharfen Schnäbeln von Erz verſehen waren, anzurennen, ſondern getrauten ſich auch nicht einmal, ihre Stöße an den Seiten anzubringen, weil die Schnäbel leicht zerbrachen, wenn ſie gegen den Bauch ſtießen, der aus ſtarken, durch eiſerne Klammern verbundenen Balken erbaut war. Daher ſah dieſer Kampf faſt der Beſtürmung einer Mauer gleich. Denn drei oder vier von des Octavianus Schiffen lagen immer zugleich um eins von denen des Antonius und bedienten ſich im Streit der Schilde, Spieße, Haken und Feuergeſchoſſe; des Antonius Soldaten hingegen ſchoſſen mit Katapulten von hölzernen Türmen herab.

Da jetzt Agrippa den linken Flügel immer mehr ausdehnte, um die Feinde einzuſchließen, ſah Publicola ſich genötigt, ebenfalls gegen ihn auszurücken, trennte ſich aber darüber vom Mittelpunkt der Schlachtordnung, welcher dadurch in Verwirrung geriet und zugleich auch von dem Feind angegriffen wurde. Indes dauerte der Kampf noch von beiden Seiten ohne Entſcheidung fort, als man plötzlich die 60 Schiffe der Kleopatra die Segel aufziehen und mitten durch die Streitenden davon fliehen ſah. Kaum ſah dies Antonius, als er, wie ohne Beſinnung, ſelbſt die, welche für ihn ſtritten und ſtarben, verriet und im Stich ließ, indem er nur in Geſellſchaft einiger Vertrauten der Frau nacheilte, die ihn ins Verderben ſtürzte. Die Flotte leiſtete jedoch noch lange Widerſtand und kämpfte bis um 4 Uhr nachmittags, wiewohl ſie einen äußerſt harten Stand hatte. Ihr Verluſt betrug an 5000 Tote; von den Schiffen wurden 300 erobert. Das Landheer zeigte ſich ſehr treu und ergeben, harrte ſeiner noch 7 Tage und wies alle Anträge des Octavianus ab. Endlich, da auch der Feldherr Canidius bei Nacht entwich und ſich ſo dasſelbe von den Anführern verraten ſah, ergab es ſich doch an den Sieger.

Nach Plutarch, Antonius (60—68).

Niederlage des Quintilius Varus (9 nach Chr.). Die Römer hatten in Germanien einige, nicht gar ausgedehnte Strecken Landes erobert, nahmen darin ihre Winterquartiere, legten neue Städte an und ſuchten die rohen Eingebornen allmählich an römiſche Sitten zu gewöhnen. Die Germanen verleugneten zwar keineswegs ihrer Väter Sitten, ihre Landesgebräuche, ihr Freiheitsgefühl und ihren Waffentrotz; doch hatten ſie in friedlichem Umgang durch Handel und Verkehr unvermerkt ſich in die neue Lebensart gefunden. Als aber Qintilius Varus, ein übermütiger und hochfahrender Mann, Statthalter in der germaniſchen Provinz ward und mit raſchem Eifer ſie zu Römern umbilden wollte, ja Tribut von ihnen erpreßte und ſie überhaupt als Sklaven behandelte, da fingen ſie an ſchwierig zu werden. Nicht nur die Häuptlinge ſuchten ihre frühere Gewalt wieder zu gewinnen, ſondern auch das Volk fand die althergebrachte Weiſe annehmlicher, als die fremde Knechtſchaft. Sich offen zu empören durfte man freilich nicht wagen, da die Macht der Römer beſonders am Rhein hin zu ſtark war; man ſuchte daher den Varus durch verſtellte Ergebenheit landeinwärts bis an die Weſer ins Land der Cherusker zu locken und durch freundliches Benehmen in dem Wahn zu beſtärken, auch ohne Waffengewalt füge man ſich ſeinem Befehl. Die Liſt gelang. Varus ward ganz ſicher, hielt ſeine Truppen nicht, wie es in Feindesland erforderlich war, zuſammen, ſondern verſendete ſie auf den Rat der germaniſchen Häuptlinge, welchen er vertraute, bald gegen Nachbarvölker, bald gegen Räuber, um die Zufuhr zu ſichern, bald hier bald dorthin. Die angeſehenſten dieſer Häuptlinge waren Arminius und Segimer. Sie begleiteten den Varus überall und beſaßen ſein Vertrauen in ſolchem Grade, daß er nichts weniger als Täuſchung ahnte und denjenigen, die ihm Vorſicht anrieten, unzeitige Beſorgnis und Verleumdung ſchuld gab.

Nach verabredetem Plane erhoben ſich einige entfernt wohnende Völker, teils um den übrigen Veranlaſſung zu geben, ſich beſſer zu rüſten, teils um den Varus, während er gegen ſie anrückte, auf dem Hinzug beſſer in die Falle zu locken. Der Plan gelang nur zu gut. Arminius und Segimer begleiteten ihn eine Strecke, dann entfernten ſie ſich unter dem Vorwand, noch weitere Bundestruppen ihm zuzuführen. Nun zogen ſie die an beſtimmten Orten ſchon verſammelten Truppen an ſich, brachten die zur Begleitung erbetenen Römer um, rückten dann, als Varus ſich in unwegſamen Wäldern befand, auf ihn ſelbſt los und legten die Maske ab.

Die Lage der Römer war in der That ſchlimm. Mitten in Gebirgsſchluchten waren ſie von dichter Waldung umgeben; Schritt vor Schritt hatten ſie die Wege erſt zu bahnen; durch Wagen und Laſttiere, Weiber, Kinder und den übrigen Troß war der Marſch gehemmt; der Regen goß in Strömen, der Sturm tobte, krachende Äſte und ſtürzende Bäume deckten den ſchlüpfrigen Boden, jeder Schritt war gefährlich, überall Verwirrung. Da ſtürzen plötzlich die Germanen von allen Seiten heran, von den Höhen herab, durch dichtes Gehölz; aller Wege kundig umflügeln ſie rings die Feinde. Anfangs ſchießen ſie nur von weitem; dann, als ſich niemand wehrt, dringen ſie näher ein. Die Glieder zu ſchließen und Reihen zu ordnen, war nicht möglich: Wagen, Wehrloſe und Bewaffnete alles war durcheinander: ſelbſt an Zahl war der von allen Seiten zuſtrömende Feind überlegen. So erlitten die Römer großen Verluſt, ohne ihn abwehren oder rächen zu können. Vor allem ſuchen ſie einen ſchicklichen Platz zu gewinnen, wo ſich ein Lager ſchlagen ließ und verbrennen die Wagen und anderes entbehrliche Geräte oder geben es preis.

Den folgenden Tag ſetzen ſie den Zug in beſſerer Ordnung fort, doch nicht ohne Verluſt und ſind ſo glücklich einen offenen Ort zu gewinnen. Dann brachen ſie wieder auf, gerieten von neuem in Waldung und wehrten ſich zwar mutig, aber mit beſtändigem Verluſt. Wenn ſie in dicht geſchloſſenen Gliedern gegen die Feinde ausfallen wollen, werden ſie entweder durch ſich ſelbſt oder durch die Waldung behindert. Mit anbrechendem Tag brechen ſie weiter auf, aber Sturm und Regen überfällt ſie von neuem und läßt ſie weder vorwärts dringen, noch da, wo ſie ſtanden, feſten Fuß faſſen; ſelbſt die Waffen, ganz durchnäßt, verſagen den Dienſt. Die Feinde dagegen, meiſt leicht bewaffnet, greifen an und ziehen ſich zurück, wie es ihnen beliebt. Zudem wächſt ihre Anzahl ſtündlich. Um ſo leichter ward es ihnen, die mehr und mehr zuſammengeſchmolzenen Römer zu umringen und niederzuhauen. Varus und die übrigen Heerführer ſtürzen ſich, um nicht lebendig den Feinden in die Hände zu fallen, in ihr eignes Schwert. Sobald dies kund ward, verlor auch jeder andere den Mut: die einen folgten dem Beiſpiel ihres Feldherrn, die andern warfen die Waffen weg und ließen ſich niedermachen. Fliehen konnte keiner, wer es auch verſuchte. Ohne Widerſtand ward Roß und Mann niedergeſtoßen, und alle wären auf der Stelle geblieben oder in Gefangenſchaft geraten, wären nicht die Barbaren zu gierig über die Beute gefallen. Nur dadurch entkamen noch manche der Tapferen.

Als Auguſtus die Kunde von dieſer Niederlage erhielt, zerriß er, ſo erzählt man, ſein Gewand vor Schmerz. „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ ſoll er ausgerufen haben. Größer noch war ſeine Beſorgnis, nicht nur Germanien und Gallien ganz zu verlieren, ſondern vor einem Einfall der Barbaren nach Italien und Rom. Von den dienſtfähigen Römern wollte niemand in Kriegsdienſt treten, ſo daß Auguſtus nur durch die ſtrengſten Strafen die Aushebungen zu ſtande brachte und durch Veteranen und Freigelaſſene die Heere ergänzen mußte. Mit einem ſolchen Heere brach Tiberius eiligſt nach Germanien auf. Aber die Germanen hatten nicht daran gedacht, über den Rhein zu gehen.

Nach Dio Caſſius (56,18—26).

Der Tod des Tiberius (37 n. Chr.).

Von Emanuel Geibel.

Der Dichter ſtellt in der Perſon des in der Qual furchtbarer Gewiſſensbiſſe ſterbenden römiſchen Kaiſers Tiberius (42 v. Chr. bis 37 nach Chr.) und in der eines ſeiner deutſchen Leibwächter die in Schwelgerei und Unſittlichkeit untergehende römiſche Welt der aufſteigenden germaniſchen und dem Chriſtentum entgegen. Wie Feuer brennt den Tyrannen die Erinnerung an die begangenen Freveltbaten; vergebens erſehnt er ſich einen Trunk aus Lethe, dem in der Unterwelt ſtrömenden Waſſer der Vergeſſenheit.

Vor ſeinen brechenden Augen ſteigen die Opfer ſeiner Grauſamkeit und Ehrſucht auf: Druſus Germanicus, ſein edler Neffe, dem er angeblich (19 n. Chr.) Gift reichen ließ, Druſus, ſein Sohn, den ſein Günſtling Sejanus durch die eigene Gattin ermordete, dieſer ſelbſt, den Tiberius ſamt ſeiner Familie im Jahre 31 dem Henker übergab, zahlloſe andere, welche den ſtets wachen Argwohn des Gewalthabers ſich zugezogen hatten. Er ruft den Macro, den Befehlshaber der Leibwachen; dem Arzte erzählt er, wie die Selbſtſucht, Verlogenheit, Falſchheit, Untreue und Gottloſigkeit der römiſchen Welt ihn zum blutigen Tyrannen gemacht habe. In der Fieberhitze ſchleudert er den Szepter, das Sinnbild der Herrſchermacht, aus dem Fenſter in den Hof, in dem der germaniſche Leibwächter, in Gedanken verſunken, Wache hält. In ſeinen Träumereien führt dieſer uns die ſittlichen Vorzüge des deutſchen Volkes vor: Treue und Wahrheitsliebe, Arbeitſamkeit und Genügſamkeit, Mut und Unternehmungsgeiſt und Empfänglichkeit für die hoheitsvolle Demut des Chriſtentums. Der Dichter läßt den Krieger unter den Wachen geweſen ſein, die beim Tode des Heilandes am Kreuze ſtanden und von der Perſon desſelben wie von den beim Abſcheiden des Herrn erfolgten Zeichen einen unverlöſchbaren Eindruck empfangen hatten. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der damaligen Welt faßt die Dichtung in dieſer Weiſe wirkungsvoll zuſammen.

Bei Cap Miſenum winkt' ein fürſtlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küſten,
Mit Säulengängen, Moſaiken, Büſten,
Und jedem Prunkgerät zu Feſt und Schmaus.
Oft ſah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, ſilberfüßige Dirnen
Den Thyrſus ſchwangen in berauſchtem Tanz,
Und Jauchzen ſcholl, Gelächter, Saitenſpiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.
Doch heut wie ſtumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenſter hell. — Und wo die Säulen düſtern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüſtern;
Es kommen Sänften; Boten ſprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreiſe
Ein Fragen, das nur ſcheu um Antwort wirbt:
„Was ſagt der Arzt? Wie ſteht es?“ — Leiſe, leiſe
Zu Ende geht's; der greiſe Tiger ſtirbt.
Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäſar auf den Purpurkiſſen.
Sein fahl Geſicht, von Schwären wild zerriſſen,
Erſchien noch grauſer heut', als ſonſt es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader ſchlug;
Niemand war bei ihm als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauſes Schlüſſel trug.
Und jetzt mit halb erſticktem Schreckensruf
Aus ſeinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hoch auf ſich bäumend: „Schaff' mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Buſen trag' ich den Veſuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tauſendmal
Und kann's doch laſſen nicht zu meiner Qual;
O gieb mir Lethe, Lethe, mich zu tränken!
Umſonſt! Dort wälzt ſich's wieder ſchon heran
Wie Rauchgewölk, und ballt ſich zu Geſtalten.
Sieh, von den Wunden heben ſich die Falten
Und ſtarren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus und Druſus und Sejan —
Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was ſaugt ihr mit dem Leichenblick, dem ſtieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
's iſt wahr, ich tötet' euch; doch mußt' es ſein.
Wer hieß im Würfelſpiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! Wann endet dieſe Pein!“
Der Arzt bot ihm den Kelch; er ſog ihn leer,
Und ſank zurück in tötlichem Ermatten!
Dann aus den Kiſſen blickt' er ſcheu umher,
Und frug verſtört: „Nicht wahr? Du ſiehſt nichts mehr?
Fort ſind ſie, fort, die fürchterlichen Schatten.
Vielleicht auch war's nur Dunſt. Doch glaube mir,
Sie kamen oft ſchon Nachts, und wie ſie quälen,
Das weiß nur ich. Doch ſtill! — Komm, ſetz' dich hier
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.
Auch ich war jung einſt, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menſchen. Doch der Wahn der Jugend
Zerſtob zu bald nur; und, in's Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Weſens Kern.
Da war kein Ding ſo hoch und bar der Rüge,
Der Wurm ſaß drin; aus jeder Großthat ſah'n
Der Selbſtſucht Züge mich verſteinernd an;
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterſchied vom reißenden Getier
Dies Kotgeſchlecht, als im ehrloſen Munde
Der Falſchheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wildre Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord geſtiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — ſtets dasſelbe Lied,
Da ward auch ich wie ſie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.
Ich ſchritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grauſen wird zum Überdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, troſtlos, reulos ſtarr' ich in das Nichts.“
Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Kampf, von ſeinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verſtellt, wie eine Larve, ſah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du biſt ſehr krank —“
Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Menſch. Und Cajus iſt wie alle,
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut ſie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf dieſem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott ſelbſt nicht mehr Frucht zu ziehen;
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihm,
Die Rachegeiſter, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgeſpie'n,
Sie und das Chaos ſetz' ich ein als Erben,
Für ſie dies Szepter!“ —
Und im Schlafgewand
Jach ſprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesſchweiß, riß er vom Fenſterbogen
Den Vorhang fort, und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrſchaft in die Nacht.
Dann ſchlug er ſinnlos hin.
Im Hofe ſtand
In ſich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu deſſen Füßen rollte
Des Szepters rundes Elfenbein und ſprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwiſſend, was es ſei,
Und ſank zurück in ſeine Träumerei,
Er dacht' an ſeinen Wald im Weſerthal;
Die düſtern Wipfelkronen ſah er ragen;
Er ſah am Malſtein die Genoſſen tagen,
Blank jedes Wort wie ihrer Streitart Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an ſein liebes Weib gedacht' er dann;
Er ſah ſie ſitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen gelben Haar, wie ſie, mit Schnelle,
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne ſann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr ſpielt' am Rain
Sein Knabe, der den erſten Speer ſich ſchnitzte,
Und dem ſo kühn das blaue Auge blitzte,
Als ſpräch's: Ein Schwert nur, und die Welt iſt mein!
Und plötzlich floß dann — wie? verſtand er kaum —
Ein anderes Bild in ſeinen Heimatstraum:
Vor ſeine Seele drängt' es ſich mit Macht,
Wie er dereinſt in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz geſtanden,
Bei deſſen Tod die Sonn' erloſch in Nacht.
Wohl lag dazwiſchen manch' durchſtürmter Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergeſſen
Darin ein Leidensabgrund unermeſſen
Und dennoch alles Segens Fülle lag.
Und nun — wie kam's nur? — über ſeinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und ſeines Volks Geſchlechter ſah er ziehn,
Unzählig, ſtromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie ſtrahlt' um ihn.
Da fuhr er auf. Aus des Palaſtes Hallen
Kam dumpf' Geräuſch! der Herr der Welt war tot;
Er aber ſchaute kühn ins Morgenrot
Und ſah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

* * *

Der Ausbruch des Veſuv (79 n. Chr.).

2 Briefe des jüngeren Plinius (62—110 n. Chr.) an Tacitus.

Du bitteſt mich, Dir über das Ende meines Oheims [Plinius des älteren; er war der Bruder der Mutter des Briefſchreibers] zu ſchreiben, um hierüber der Nachwelt um ſo wahrheitsgetreuer berichten zu können. Ich danke Dir, weiß ich doch, daß wenn Du von ſeinem Tode erzählſt, unſterblicher Ruhm ihm zu teil wird. Denn wenn er auch durch ſeinen Tod bei der Zerſtörung der herrlichſten Gegenden, wie die Völker und Städte in dieſem denkwürdigen Unglücksfall gleichſam ewig leben wird, wenn er auch ſelbſt viele unvergängliche Werke geſchaffen hat, ſo wird doch die Unſterblichkeit Deiner Schriften zu ſeiner Unvergänglichkeit viel beitragen. Nach meiner Meinung ſind diejenigen glücklich, denen die Götter es verliehen haben, Thaten auszuführen, die der Schilderung wert ſind, oder Werke zu ſchreiben, die des Leſens wert ſind, am glücklichſten aber die, denen beides beſchieden wurde. Unter letztere wird mein Oheim durch ſeine und Deine Schriften gezählt werden. Um ſo bereitwilliger komme ich Deinem Verlangen nach.

Er befand ſich als Befehlshaber der Flotte in Miſenum. Am 24. Auguſt, ungefähr um 1 Uhr mittags, teilt ihm meine Mutter mit, man ſehe eine Wolke von außergewöhnlicher Größe und Geſtalt. Er war in der Sonne ſpazieren gegangen, ſodann hatte er nach einem kalten Bade, auf dem Polſter liegend, gefrühſtückt und war bei der Arbeit. Er verlangte nach ſeinen Sandalen, ſtieg auf eine Anhöhe, von wo aus man jene wunderbare Erſcheinung am beſten betrachten konnte. Aus der Ferne konnte man indeſſen nicht genau unterſcheiden, von welchem Berge die Wolke kam (erſt nachher erfuhr man, daß es der Veſuv war); ihrer Geſtalt nach hatte ſie die größte Ähnlichkeit mit einer Fichte. Sie ſtieg nämlich wie ein ſehr langer Baumſtamm in die Höhe und zerteilte ſich dann in verſchiedene Äſte; wahrſcheinlich wurde ſie durch einen friſchen Luftzug in die Höhe getrieben, dann aber, als dieſer abnahm, ſtieg ſie nicht mehr, ſondern wurde durch ihr eigenes Gewicht herabgedrückt und verlor ſich in die Breite. Bisweilen war ſie glänzend weiß, dann wieder trübe und fleckig, je nachdem ſie Erde oder Aſche mit ſich führte. Dem gelehrten Manne ſchien die Erſcheinung wichtig und wert, ſie mehr aus der Nähe zu betrachten. Er gab daher den Befehl, eine leichte Yacht ruderfertig zu machen, und lud mich ein mitzukommen, wenn ich Luſt hätte. Ich erwiderte, ich wollte lieber arbeiten; zufälligerweiſe hatte er mir auch ſelbſt etwas zu ſchreiben aufgegeben. Gerade als er das Haus verließ, erhielt er ein Schreiben von Retina. Durch die drohende Gefahr erſchreckt, ließ ihn ein Bekannter, deſſen Villa am Fuße des Berges lag, weshalb er ſich nur zu Schiffe retten konnte, bitten, er möge ihn doch der großen Gefahr entreißen. Sofort änderte er ſeinen Plan, und was er in gelehrtem Eifer hatte thun wollen, führte er mit erſtaunlichem Mute aus. Er läßt Vierruderer vom Stapel laufen, geht ſelbſt an Bord, entſchloſſen, nicht nur Retina, ſondern noch vielen andern, die an jener reizenden Küſte ſich angeſiedelt hatten, Hilfe zu bringen. Er eilt dahin, wo andere fliehen, ſteuert gerades Wegs in die Gefahr hinein, ſo vollſtändig furchtlos, daß er alle Bewegungen, alle Veränderungen jenes ſchrecklichen Naturereigniſſes, ſo wie ſie ſich ſeinem Blicke darboten, ſeinem Schreiber diktierte, der ſie aufzeichnete. Bereits fiel Aſche auf die Schiffe, um ſo heißer und dichter, je näher er kam, auch Bimsſteine und ſchwarze, verbrannte, vom Feuer zerbröckelte Steine. Da entſtand pötzlich eine Untiefe, und der Einſturz des Berges machte das Ufer unzugänglich. Eine kleine Weile zögerte er, ob er umkehren ſollte, dann rief er dem Steuermann, der zur Umkehr riet, zu: „Den Mutigen hilft Gott, fahre zum Pompejanus!“ Dieſer war zu Stabiae, jenſeits über der Mitte der Bucht; denn das Meer tritt hier weit in das allmählich ſich einbiegende Ufer in weitem Bogen hinein. Obgleich hier die Gefahr noch nicht nahe war, ſah man ſie dennoch vor Augen, und wie ſie zunahm, war man ſogleich mitten darin. Deshalb hatte Pompejanus ſeine Habſeligkeiten in die Schiffe bringen laſſen, entſchloſſen zur Flucht, ſobald der widrige Wind ſich gelegt hätte. Meinem Oheim war auf der Fahrt dahin der Wind äußerſt günſtig; ſobald er gelandet, umarmt er den Pompejanus, tröſtet ihn, der zittert, ermuntert ihn, und um ihm ſeine Furcht zu nehmen, zeigt er ihm ſeine Furchtloſigkeit dadurch, daß er ſich ins Bad bringen läßt. Nach dem Bade geht er zu Tiſche, ſpeiſt heiter, oder was ebenſo bewundernswert iſt, er zeigt eine heitere Miene. Indeſſen leuchten aus dem Veſuv an mehreren Stellen breite Flammen und mächtige Feuerſäulen hervor, deren Glanz und Helle durch die Finſternis der Nacht noch erhöht wurde. Um ſeiner Umgebung die Furcht zu benehmen ſagte er, es rührten die Feuer von den Landleuten her, die in der Angſt ihre Höfe verlaſſen hätten; dieſe ſtänden leer und brannten. Dann begab er ſich zur Ruhe und ſchlief in der That ganz feſt. Denn es hörten ſeinen Atem, der wegen ſeiner Wohlbeleibtheit ziemlich ſchwer und ſchnarchend war, die Leute nicht, die an ſeiner Thüre ſtanden. Der Hof jedoch, aus dem man in die Wohnung ging, war bereits ſo hoch von Aſche, untermiſcht mit Bimsſtein, bedeckt, daß, wenn er noch länger im Schlafzimmer geweilt hätte, es nicht mehr möglich geweſen wäre, herauszukommen. Er wurde deshalb geweckt, und wie er herausgegangen war, begab er ſich zu Pompejanus und den übrigen, die wach geblieben waren. Sie berieten gemeinſchaftlich, ob man im Hauſe bleiben oder im Freien umhergehen ſollte. Es wankten nämlich von den häufigen ſtarken Erſchütterungen die Häuſer und ſchienen ſich, wie wenn ſie aus den Grundmauern gehoben würden, hin und her zu bewegen und ihre Stelle zu verlaſſen. Unter freiem Himmel aber fürchtete man wiederum das Herabfallen der wenn auch leichten und poröſen Bimsſteine. Dennoch wählte man das letztere, weil es die geringere Gefahr zu bringen ſchien; und zwar ließ er ſich durch manchfache Gründe, die andern nur durch die geſteigerte Furcht beſtimmen. Man legte ſich alſo Kiſſen auf den Kopf und band dieſe mit Tüchern feſt: das ſollte zum Schutz gegen die niederfallenden Steine dienen. Schon war es anderwärts Tag, dort noch dunkelſte und ſtockfinſtere Nacht, die man durch viele Fackeln und anderweitige Beleuchtung zu erhellen ſuchte. Man beſchloß ans Ufer zu gehen und aus der Nähe zu ſehen, ob man ſich dem Meere anvertrauen könne. Doch blieb dieſes noch immer wüſt und ungeſtüm. Hier legte er ſich auf ein ausgebreitetes Tuch, verlangte wiederholt friſches Waſſer und trank. Hierauf trieben die Flammen und Schwefelgeruch, der den Flammen vorausgeht, die andern zur Flucht, ihn veranlaßten ſie aufzuſtehen. Auf zwei Sklaven geſtützt, erhebt er ſich, ſinkt aber ſofort zuſammen; wie ich vermute, weil ihm der allzudichte Dunſt den Atem nahm und die Luftröhre verſchloß; dieſe war bei ihm ſchon von Natur ſchwach und eng und verurſachte ihm häufige Beklemmungen.

Als es wieder Tag wurde — es war der dritte nach dem, welchen er zuletzt geſehen hatte —, fand man ſeinen Körper unverſehrt, ohne Verletzung und in den Kleidern, die er angehabt hatte. Sein Ausſehen war mehr das eines Schlafenden als eines Toten. Währenddeſſen war ich mit meiner Mutter in Miſenum. Das hat jedoch nichts mit der Geſchichte zu thun; denn Du haſt ja nur von ſeinem Tode zu hören verlangt. Ich will alſo ſchließen. Nur das eine will ich noch hinzufügen, daß ich alles aufgezeichnet habe, wobei ich ſelbſt zugegen war, und was ich ſofort, als es noch möglichſt wahrheitsgetreu berichtet wurde, mir habe ſagen laſſen. Du wirſt das Weſentliche hieraus entnehmen. Denn etwas anderes iſt es, einen Brief, etwas anderes, eine Geſchichte, etwas anderes, für einen Freund, etwas anderes, für das allgemeine Publikum zu ſchreiben. — Lebewohl!

Du ſchreibſt durch den Brief, den ich Dir auf Verlangen über den Tod meines Oheims geſchrieben habe, ſei in Dir der Wunſch rege geworden, auch zu hören, welche Angſt ich in Miſenum, wo ich zurückgeblieben war, ausgeſtanden, und welche Schickſale ich gehabt habe. „Sei’s denn, wie ſehr auch die Erinn’rung mir die Seele ſchaudernd mag empören!“ (Vergil, Än. 2, 11.)

Nach der Abfahrt meines Oheims brachte ich die übrige Zeit mit Studieren zu; denn deshalb war ich zurückgeblieben. Hierauf badete ich, ſpeiſte und ſchlief, aber nur unruhig und kurz. Das Erdbeben hatte ſchon mehrere Tage gedauert, was aber keine beſondere Furcht erregte, weil man in Kampanien daran gewöhnt iſt. In jener Nacht aber wurde es ſo ſtark, daß man nicht mehr nur glaubte, es bewege ſich alles, ſondern es ſtürze ein. Meine Mutter ſtürzte in mein Schlafzimmer, als ich eben aufſtand, um ſie zu wecken, wenn ſie noch ſchliefe. Wir ſetzten uns in den Hof unſeres Hauſes, der das Meer von den Häuſern in mächtigem Zwiſchenraum trennt. Soll ich es Unerſchütterlichkeit, ſoll ich es Unbeſonnenheit nennen (ich war nämlich erſt 18 Jahre alt): ich ließ mir einen Band von T. Livius geben und las gleichſam zum Zeitvertreib darin, machte mir auch, wie ich ſchon vorher begonnen hatte, Auszüge daraus. Siehe, da kommt ein Freund meines Oheims, der erſt vor kurzem aus Spanien angelangt war, und als er mich und meine Mutter daſitzen und mich ſogar mit dem Buch in der Hand ſah, ſchalt er ſie wegen ihrer Gedankenloſigkeit und mich wegen meiner Sorgloſigkeit: trotzdem blieb ich aufmerkſam bei meinem Buch. Es war ſchon 6 Uhr morgens und noch wollte es nicht recht Tag werden. Bereits waren die umliegenden Häuſer erſchüttert worden und wir hatten auch begründete Beſorgnis vor einem Einſturz, da der Platz zwar frei, aber doch eng war. Jetzt erſt ſchien es uns an der Zeit, die Stadt zu verlaſſen; beſtürzt folgte uns die Menge des Volkes; denn ſie zog, was in der Furcht wie Klugheit ausſieht, fremden Rat dem eigenen vor, und in dichten Scharen drängte und trieb ſie uns im Gehen vorwärts. Als wir unſere Häuſer verlaſſen hatten, blieben wir ſtehen. Da erlebten wir viel Wunderbares und Schreckhaftes. Die Wagen z. B., die wir hatten hinausführen laſſen, wurden trotz des vollſtändig ebenen Bodens, rückwärts gerollt, und nicht einmal, wenn man Steine unterlegte, blieben ſie feſt ſtehen. Dann ſahen wir, wie das Meer gleichſam ſich ſelbſt verſchlang und durch die Erderſchütterung zurückgetrieben wurde. Die Küſte war ins Meer vorgerückt, und auf dem trockenen Sande lagen viele Seetiere. Auf der andern Seite ſtand eine ſchwarze, ſchauerliche Wolke, geſchlängelte Feuermaſſen zuckten nach allen Seiten aus ihr hervor, ſie zerbarſt und entlud ſich in langen Flammenſtrahlen, ähnlich den Blitzſtrahlen, nur viel größer. Jetzt erhob eben jener Freund aus

Spanien ſeine Stimme noch nachdrücklicher und dringender: „Wenn dein Bruder, dein Oheim noch lebt, will er euch gerettet wiſſen, iſt er tot, ſo hat er den Wunſch gehabt, daß ihr ihn überlebet; was zögert ihr alſo zu fliehen?“ Wir antworteten ihm, wir könnten nicht an unſere Rettung denken, ſo lange wir über die ſeinige keine Gewißheit hätten. Da zögerte er nicht länger, ſondern ſtürzte fort und enteilte in jähem Laufe der Gefahr. Nicht lange darauf ließ ſich jene Wolke auf die Erde nieder und bedeckte das Meer: ſie hatte die Inſel Capreae ganz und gar eingehüllt und das Vorgebirge Miſenum unſern Blicken entzogen. Da bat, mahnte, befahl meine Mutter, ich ſollte fliehen, ſo gut es ginge, ich könne es; denn ich ſei noch jung, ſie drücke die Laſt der Jahre und des Körpers und ſie wolle gerne ſterben, nur wolle ſie nicht an meinem Tode ſchuld ſein. Ich entgegnete ihr jedoch, daß ich ohne ſie nicht leben wolle, faßte ſie bei der Hand und zwang ſie weiter zu gehen. Ungern gab ſie nach und machte ſich Vorwürfe darüber, daß ſie mich aufhalte. Schon fiel Aſche, doch noch nicht ſtark, ich blicke um mich, da bricht ein dicker Dunſt hinter uns herein, der wie ein Strom auf die Erde ſich ergoß. „Wir wollen ausweichen“, rief ich, „ſo lange wir ſehen, ſonſt werden wir auf dem Weg umgeworfen und im Dunkel von der Maſſe der Begleiter zertreten.“ Kaum hatten wir uns geſetzt, als es Nacht wurde, nicht ſo, wie wenn der Mond nicht am Himmel ſteht, oder Wolken ihn bedecken, ſondern, wie wenn in einem verſchloſſenen Raum das Licht ausgelöſcht wird. Man hörte Geheul von Weibern, Gewimmer von Kindern, Geſchrei von Männern: die einen riefen nach ihren Eltern, die andern nach ihren Kindern, wiederum andere nach ihren Gatten die ſie an ihren Stimmen erkannten. Dieſe bejammerten ihr eigenes Unglück, jene das der Ihrigen, manche wünſchten ſich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele hoben die Hände zu den Göttern, noch mehr gab es, die ſagten, es gebe gar keine Götter mehr, und dieſe Nacht ſei die ewige und letzte in der Welt. Auch fehlte es nicht an Leuten, welche die wirklichen Gefahren durch erdichtete und erlogene ſchreckenerregende Berichte noch erhöhten. Leute kamen von Miſenum mit der Nachricht, dies und jenes ſei dort eingeſtürzt oder ſtehe in Flammen; es war nicht wahr, wurde aber geglaubt. Als es wieder ein wenig hell wurde, hielt man es nicht für den kommenden Tag, ſondern für das Anzeichen eines nahenden Feuers. Das Feuer blieb indeſſen in beträchtlicher Entfernung, dann trat wieder Finſternis ein, und es fiel wieder Aſche in ſchweren Maſſen. Wiederholt mußten wir aufſtehen und ſie abſchütteln, ſonſt würde uns die Laſt verſchüttet und vollſtändig erdrückt haben. Hätte ich nicht geglaubt, daß ich mit allem und alles mit mir untergehe — was ja für die Menſchen zwar ein unſeliger, aber doch ein großer Troſt iſt — ſo könnte ich mich rühmen, daß kein Seufzer, kein verzagtes Wort in der gräßlichen Gefahr aus meinem Mund gekommen ſei. Endlich verdünnte ſich jener Dunſt und zerging in eine Art Rauch oder Nebel; bald wurde es wirklich Tag, ſogar die Sonne glänzte hervor, allerdings blaß, wie bei einer Sonnenfinſternis. Alles erſchien dem noch zitternden Blick verändert und mit hoher Aſche wie mit Schnee bedeckt. Wir kehrten nach Miſenum zurück, pflegten uns, ſo gut es ging, und brachten eine bange Nacht zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend hin; doch überwog die Furcht, da das Erdbeben fortdauerte und ſehr viele wie wahnſinnig mit ſchrecklichen Prophezeiungen über eigenes und fremdes Unglück ſpöttelten. Obgleich wir die Gefahr kannten und noch weitere erwarteten, konnten wir uns doch nicht entſchließen wegzugehen, bis wir Nachricht vom Oheim hätten. — Das iſt der Unfall, den Du leſen magſt, aber in Deine Geſchichte nicht aufnehmen ſollſt, und wenn Du meinſt, er ſei nicht einmal einer brieflichen Mitteilung wert, ſo iſt es Deine Schuld; denn Du haſt mich darum gebeten. Lebe wohl!

(Überſetzt von Dr. R. B.)

Zwei Briefe Goethes.

Neapel, Sonntag, den 11. März 1787.

Da mein Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern wird, ſo nehme ich gleich die entfernteren Punkte zuerſt; das nähere giebt ſich. Mit Tiſchbein (einem Maler) fuhr ich nach Pompeji; da wir denn alle die herrlichen Anſichten links und rechts neben uns liegen ſahen, welche, durch ſo manche landſchaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zuſammenhängenden Glanze erſchienen. Pompeji ſetzt jedermann wegen ſeiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich gerade und an der Seite mit Schrittplatten verſehen, kleine Häuſer ohne Fenſter, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbſt öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, ſodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenſchrank als Gebäude. Dieſe Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs heiterſte gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meiſt ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geſchmackvolle Arabesken, aus welchen ſich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengeſtalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Tiere hervordringen. Und ſo deutet der jetzige ganz wüſte Zuſtand einer erſt durch Stein- und Aſchenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunſt- und Bilderluſt eines ganzen Volkes, von der jetzt der eifrigſte Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfnis hat.

Bedenkt man die Entfernung dieſes Orts vom Veſuv, ſo kann die bedeckende vulkaniſche Maſſe weder durch ein Schleudern, noch durch einen Windſtoß hierher getrieben ſein; man muß ſich vielmehr vorſtellen, daß dieſe Steine und Aſche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geſchwebt, bis ſie endlich über dieſem unglücklichen Orte niedergegangen. Wenn man ſich nun dieſes Ereignis noch mehr verſinnlichen will, ſo denke man allenfalls ein eingeſchneites Bergdorf. Die Räume zwiſchen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude ſelbſt wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hie und da noch herausſtehen, als früher oder ſpäter der Hügel zu Weinbergen und Gärten benutzt wurde. So hat nun gewiß mancher Eigentümer, auf ſeinem Anteil niedergrabend, eine bedeutende Vorleſe gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen einen Haufen Aſche, der mancherlei kleines Hausgeräte und Kunſtarbeiten verſteckte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieſer mumiſierten Stadt wuſchen wir wieder aus den Gemütern, als wir in der Laube, zunächſt des Meeres, in einem geringen Gaſthof ſitzend, ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergötzten, in Hoffnung, wenn dieſes Fleckchen mit Weinlaub bedeckt ſein würde, uns hier wieder zu ſehen und uns zuſammen zu ergötzen.

Neapel, den 18. März 1787.

Nun durften wir nicht länger ſäumen, Herkulanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu ſehen. Jene alte Stadt, am Fuße des Veſuv liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die ſich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, ſo daß die Gebäude jetzt 60 Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte ſie, indem man einen Brunnen grub und auf getäfelte Marmorfußböden traf. Jammerſchade, daß die Ausgrabung nicht durch deutſche Bergleute recht planmäßig geſchehen! denn gewiß iſt bei einem zufällig räuberiſchen Nachwühlen manches edle Altertum vergeudet worden. Man ſteigt 60 Stufen hinunter, in eine Gruft, wo man das ehemals unter freiem Himmel ſtehende Theater bei Fackelſchein anſtaunt und ſich erzählen läßt, was alles da gefunden und hinaufgeſchafft worden. In das Muſeum traten wir, wohl empfohlen und wohl empfangen. Doch war auch uns irgend etwas aufzuzeichnen nicht erlaubt. Vielleicht gaben wir nur deſto beſſer acht und verſetzten uns deſto lebhafter in die verſchwundene Zeit, wo alle dieſe Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eigentümer umherſtanden. Jene kleinen Häuſer und Zimmer in Pompeji erſchienen mir nun zugleich enger und weiter: enger, weil ich ſie mir von ſo viel würdigen Gegenſtänden vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade dieſe Gegenſtände nicht bloß als notdürftig vorhanden, ſondern, durch bildende Kunſt aufs geiſtreichſte und anmutigſte verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun könnte.

Man ſieht zum Beiſpiel einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichſten Rande; näher beſchaut, ſchlägt ſich dieſer Rand von zwei Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreiſe als Handhabe und trägt das Gefäß auf das bequemſte. Die Lampen ſind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, ſo daß jede Flamme ein wirkliches Kunſtgebilde erleuchtet. Hohe, ſchlanke eherne Geſtelle ſind beſtimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen mit allerlei geiſtreich gedachten Figuren behängt, welche die Abſicht, zu gefallen und zu ergötzen, ſobald ſie ſchaukeln und baumeln, ſogar übertreffen.

In Hoffnung wiederzukehren, folgten wir den Vorzeigenden von Zimmer zu Zimmer, und haſchten, wie es der Moment erlaubte, Ergötzung und Belehrung weg, ſo gut es ſich ſchicken wollte.

Der Veſuv im Dezember 1830.

Schön und glanzreich iſt des bewegten Meeres
Wellenſchlag, wann tobenden Lärms es anbrauſt;
Doch dem Feu'r iſt kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,
Noch an Reiz fürs Auge. Bezeug' es jeder,
Der zum Rand abſchüſſiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,
Wo im Sturmſchritt mächtiger Donner machtvoll
Aus dem Anwuchs drohenden, ſteilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,
Deren Wucht, durch Gluten und Dampf geſchleudert,
Bald umher auf aſchige Höh'n Rubine
Reichlich ſät, bald auch von des Kraters ſchroffen
Wänden hinabrollt,
Während ſtill, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefſchattige Wolk' umdüſtert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

(Auguſt Graf von Platen: 1796—1835.)

Charakter Philipps II. Kaiſer Karl V., Philipps Vater, hatte es an gutem Rate und ſorgfältiger Erziehung nicht ermangeln laſſen, konnte aber dadurch die urſprüngliche Natur ſeines Sohnes nicht ganz umwandeln. In einer Anweiſung empfiehlt ihm der Kaiſer: er ſolle die kirchlichen Stellen mit gelehrten und wohlgeſitteten Leuten beſetzen, Frieden und Verſprechungen halten, dem römiſchen Könige vertrauen und in Streitigkeiten mit dem Papſte deſſen Vorrechte nicht antaſten. Ich habe, fügt Karl hinzu, ſtets mein möglichſtes gethan um mit den Franzoſen gut zu leben, habe ſie aber nie zu Freunden gewinnen können.

Einer andern Anweiſung in ſpaniſcher Sprache iſt Folgendes entnommen: „Erhalte den Glauben, laß keine Ketzerei in deine Reiche eindringen, begünſtige das heilige Glaubensgericht und ſorge einerſeits, daß deſſen Beamte ihre Macht nicht mißbrauchen, andererſeits thu auf keine Weiſe etwas, was man als Beleidigung desſelben betrachten könnte. Uebe Gerechtigkeit ohne Haß oder Vorliebe, und wenn du Haß oder Leidenſchaft in dir fühlſt, ſo vollziehe keinen Rechtsſpruch, am wenigſten peinlichen Inhalts; denn obgleich Gerechtigkeit diejenige Tugend iſt, welche uns gegen jedermann aufrecht erhält, ſo erinnere dich doch der großen Milde, welche unſer Herr Jeſus Chriſtus gegen uns zeigte. Uebe und verdiene beide Tugenden, ſo daß keine die andere vernichte; denn jede von ihnen, übermäßig angewandt, wäre nicht mehr Tugend, ſondern Laſter. Sei in allen Dingen beſonnen und gemäßigt. umgänglich und leutſelig. Mit Zorn und Unbeſonnenheit richtet man nichts aus. Liebe die Guten, bewache die Böſen; hüte dich dem Rate der Jünglinge, den Klagen der Alten Glauben beizumeſſen.“ — Dann folgen ſehr verſtändige und nützliche Regeln über Handhabung der Geſchäfte und Lebensweiſe, vor allem warnt der Kaiſer ſeinen Sohn: er ſolle ſeine Geſundheit nicht durch Liederlichkeit zu Grunde richten.

Michele Suriano, venetianiſcher Geſandter in Madrid, ſagt: „Der König Philipp II. iſt von zartem Körperbau, lebt deshalb regelmäßig und ißt gewöhnlich nur ſehr kräftige Speiſen; wogegen er Fiſche, Früchte und Dinge, die üble Säfte erzeugen, nicht berührt. Er ſchläft viel und macht ſich wenig Bewegung; er hat mehr Neigung für die Ruhe, als für die Arbeit. Obgleich er ſeinem Vater ähnlich iſt in Geſicht und Wort, in Beobachtung der Religion und in Darlegung von Güte und Treue, iſt er ihm doch hinſichtlich vieler andern Dinge unähnlich, worauf weſentlich die Größe eines Herrſchers ruht. So verſtand jener den Krieg ſehr wohl und erfreute ſich daran; der König weiß davon wenig und hat dafür keine Neigung. Jener wagte große Unternehmungen, dieſer flieht ſie. Jener entwarf ehrenvolle Pläne und führte ſie zur rechten Zeit und zu ſeinem großen Vorteil aus; dieſer unternimmt nichts ſeiner Größe Würdiges. Jener ließ ſich nie durch Drohungen oder Furcht dahin bringen, etwas zu thun, dieſer hat um leichten Argwohns willen ſeine Staaten preisgegeben. Jener herrſchte in allen Dingen nach eigener Einſicht, dieſer nach fremder Meinung, und achtet wiederum doch keine Nation als die ſpaniſche. Spanier verhandeln, beraten, regieren; und gegen die Gewohnheit des Kaiſers, macht ſich Philipp nur wenig aus Italienern und Flamländern, und noch geringer als alle, achtet er die Deutſchen.

Umſtändlicher lautet folgender Bericht des Venetianers Badoer, aus dem Jahre 1557: Der König iſt jetzt 30 Jahre alt, kleiner Geſtalt und von feinen Gliedern. Die Stirn groß und ſchön, himmelblaue ziemlich große Augen, ſtarke nicht ſehr getrennte Augenbrauen, wohlgebildete Naſe, großer Mund mit ſtarker, etwas entſtellender Unterlippe, weißer und blonder Bart, äußerlich ein Flamländer, der ſtolzen Haltung nach ein Spanier. Sein Temperament iſt phlegmatiſch und melancholiſch; er leidet an Magenſchmerz und Seitenſtechen, weshalb er nach Rat der Aerzte viel auf die Jagd geht, weil dies das beſte Mittel ſei, den Leib zu ſtärken und den Geiſt von melancholiſchen Gedanken zu befreien. Er hört täglich die Meſſe und Sonntags Predigt und Vesper. Almoſen giebt er regelmäßig, oder bei beſondern Gelegenheiten. So z. B. ließ er vergangenen Winter in Brüſſel, als Arme vor Hunger und Kälte auf der Straße umkamen, wohl für 800 Perſonen Brot, Bier, Stroh und Holz austeilen. Am Hofe erzählt man: er habe ſeinen Beichtvater gefragt, ob er hiemit ſein Gewiſſen beſchwere; wenigſtens hat er in ſolchen Fällen mit ſeinen Räten mehrere Ueberlegungen angeſtellt.

Sowie die Natur den König ſchwachen Leibes, ſo hat ſie ihn etwas furchtſamen Geiſtes erſchaffen. Er ißt bisweilen zu viel, beſonders Paſteten, und liebt mannigfache Spiele und geht nachts gern verkleidet umher. Seine Ausgaben für Kleidung, Hausgerät, Livreen u. drgl. ſind nicht ſehr groß. Außer dem Hauſe trägt er Mantel Mütze, oft auch Kleider nach franzöſiſchem Schnitt, oder mit großen Knöpfen, ſowie Federn auf dem Barette.

Gewöhnlich zeigt er ſich eher ruhig als zornig und erträgt Perſonen und Forderungen ungewöhnlicher und unangemeſſener Art. Bisweilen ſpricht er ſcharf und witzig und liebt auch Scherz und Poſſen. Doch zeigt er dies weniger bei Tafel, wenn Spaßmacher auftreten, als wenn er geheim in ſeinem Zimmer ſich gehen läßt und erheitert. Er hat einen guten und zu großen Angelegenheiten fähigen Geiſt, iſt aber nicht thätig genug, um ſo große Länder zu beherrſchen. Doch thut er wohl ſo viel, als ſein ſchwacher Körper ertragen kann. Eingehende Vorſtellungen und Berichte lieſt er ſelbſt, empfängt jene oft eigenhändig und hört ſehr aufmerkſam alles an, was ihm geſagt wird. Hiebei ſieht er den Sprechenden gewöhnlich nicht an, ſondern ſchlägt die Augen nieder, oder wendet ſie nach einer oder der andern Seite. Er antwortet kurz und ſchnell, Punkt für Punkt, entſcheidet aber deſſenungeachtet nicht für ſich.

Das Mittagsmahl dauert nur kurze Zeit, vor dem Abendeſſen läßt er ſich die wichtigen eingegangenen Sachen vorleſen, und an den Seiten den Hauptinhalt vermerken. Wenn es nötig iſt, beruft er den Staatsrat oder hohe Gerichtsperſonen. Es liegt ihm daran, ſtets tüchtige und erfahrene Männer in Aemtern zu haben, aber er iſt argwöhniſcher über ihre Treue, als ſich gebührt. Für den Krieg hat er keine Anlagen, auch ſich keine Mühe gegeben, etwas davon zu erlernen. In Leibesübungen, Kämpfen und Turnieren hat er ſich mehr geübt, weil es die Welt und ſeine Unterthanen ſo verlangen, als aus eigener Neigung. Ueber das Finanzweſen, die Mittel Geld zu erhalten und es zweckmäßig auszugeben, fehlen ihm die nötigen Kenntniſſe.

Er liebt die Wiſſenſchaften, lieſt Geſchichte, verſteht ziemlich die Erdkunde und auch etwas von Malerei und Bildnerei, in welchen Künſten er bisweilen etwas verſucht. Er ſpricht gut Latein, verſteht italieniſch und etwas franzöſiſch. In der Regel redet er ſpaniſch, aber nicht gar viel. Im ganzen iſt er ein Fürſt, an dem ſich viel Lobenswürdiges findet.

Sein Hofſtaat mag jetzt 1500 Perſonen zählen, darunter neun Zehntel Spanier, die übrigen Flamländer, Burgunder, Engländer, Italiener und Deutſche. An dieſem Hofe ſieht man nicht Todſchlag, Verrat, Raub und andere ähnliche Nichtsnutzigkeiten. Im Glücke ſpricht man zu hochmütig, im Unglück erſcheint man zu niedergeſchlagen. Mehr Vergnügen als an Arbeit und Geſpräch bezeigen die Hofleute an mannigfachen Speiſen und Weinen. Doch ſind ſie auch gewaltig auf Erwerb erpicht und mehr als ſparſam. Sie kleiden ſich reich, ja mit zu vieler Sorgfalt und halten eine große Zahl von Bedienten. Die Spanier, beſonders geringerer Herkunft ſind ſtolz, geraten unbedeutender Urſachen halber ſchnell in Zorn und glauben dann, alles ſei recht, was ſie in ihrer Leidenſchaft vornehmen. Wo ſie einſehen, daß eine Lüge ihre Ehre beflecken könnte, pflegen ſie die Wahrheit zu ſagen. Poſſenreißer und Leute, die am Hofe ein Geſchäft daraus machen Spaß zu treiben, werden gern geſehen. Sie lieben ihr eigenes Volk ſo ſehr, daß ſie kaum ertragen, daß man ein anderes lobt, und wenn einem von ihnen etwas zuſtößt, findet er beim andern Hilfe, ſollte auch ſonſt Neid, Haß und Verfolgung zwiſchen ihnen obwalten.

Ueber den Hofſtaat erzählt ein anderer Bericht:

Der Hofſtaat war ungemein zahlreich. An einer andern Stelle jener Beſchreibung werden z. B. genannt: 30 Fouriere, 17 bei der Küche, 12 Brot- und Backweſen, 7 Aerzte, 3 Maler, 83 bei der Kapelle, 23 ſpaniſche Sänger, 24 franzöſiſche Kapelle, 17 italieniſche, 10 ſpaniſche und 2 deutſche Trompeter, 26 Perſonen bei der Kapelle der Königin, 18 bei der des Prinzen. Zum Hofſtaate der Königin gehörte auch ein Barbier. Die Hauptbehörden ſind: der Staatsrat, der Kriegsrat, der Rat von Kaſtilien, der Rat der Gnadenſachen, der Finanzen, der Inquiſition, der Ritterorden von Italien, von Aragonien und Indien.

Laut einer Nachricht betrugen zur Zeit Philipps II.

	die Einnahmen	die Ausgaben
Spanien	4.395.000	4.249.000
Flandern	1.600.000	1.600.000
Mailand	844.000	877.000
Neapel	1.770.000	1.600.000
Sizilien	636.000	656.000[1]

Aus Furcht vor Unruhen (ſagt Badoer in ſeinem Berichte) beruft man die Stände nicht, ſondern ſchreibt im Falle des Bedürfniſſes an einzelne Perſonen. Aragonien, Valentia und Katalonien zahlen regelmäßig gar keine Steuern, ſondern bewilligen alle drei Jahre gewöhnlich 600.000 Skudi [1 Skudo = etwa 4,30 Mk.] zu drei gleichen Teilen. — In Aragonien iſt der König arm, der Adel arm, das Volk arm. Beſſer ſiehts in Kaſtilien aus, welches Land Philipp vorzugsweiſe ſchützt und deshalb dort, nicht aber in Aragonien, geliebt wird. Als er zum erſten Male in dies Königreich kam, wagten die Fouriere für keinen vom Hofe Quartier zu machen; denn ſelbſt Frauen ſagten ihnen, ſie hätten dazu kein Recht. Hierüber geriet Philipp ſo in Zorn, daß er auf der Stelle fortreiſen wollte, doch ließ er ſich durch die Bitten einiger angeſehenen Männer bewegen, eine Nacht zu verweilen. Das Volk ſagt: „Man ſoll zwar nicht gegen Gott, aber man kann gegen den König ſprechen, und wenn wir ihm bezahlen, was wir ihm ſchuldig ſind, haben wir ſonſt mit ihm nichts zu ſchaffen“. Im Dezember 1566 machten die kaſtiliſchen Cortes den Vorſchlag, alle Banker zu verjagen, dieſe Peſt des Königreichs, dann wollten ſie auch große Summen bewilligen.

Friedrich von Raumer „Briefe aus Paris“

---

[1] Wahrſcheinlich Dukaten.

Ein Stiergefecht. — Der Stierplatz von Barcelona iſt ein großes, rundes Gebäude von vielleicht ſechshundert Schritten im Umfange, das etwa zwolftauſend Perſonen faßt. Die Einrichtung faſt aller Stierplätze iſt die gleiche, ähnlich der alten römiſchen Amphitheater, nur daß dieſe gewöhnlich prächtige Bauwerke waren, wogegen die Stierplätze nur vorübergehend dazuſtehn ſcheinen — der untere Stock von Backſteinen aufgeführt, oben aber alles leicht und leichtfertig von Holz zuſammengenagelt.

Statt der Eiform des alten Zirkus ſtellt der ſpaniſche Stierplatz einen vollkommenen Kreis dar. Die Arena iſt mit einer über zwei Meter hohen Bretterwand umgeben, um welche ein Gang von vielleicht zwei bis zwei ein halb Meter herumläuft, hinter dem die Zuſchauerplätze anfangen. Dieſe ſteigen ſechzehn bis achtzehn Stufenreihen nach hinten in die Höhe, wo der größere Teil des Publikums einen Platz findet; dieſe Sitzreihen ſind einfach von Holz, ohne Rücklehne und ſo dicht hinter einander, daß nach alter, guter Weiſe der Vordermann zwiſchen Füßen und Knieen des Hintermanns ſeinen Platz findet. Wo dieſe Sitze aufhören, kommen noch drei bedeckte Stufenreihen und über dieſen die bequemer eingerichteten Logen — bevorzugtere und teurere Plätze; wo ſich auch der Sitz der Behörden befindet. Auf der Seite dieſer Logen ſind die geſuchteſten Plätze; von hier aus zur Linken hat man das Muſikkorps, von der rechten Seite kommt die Quadrilla, und gerade gegenüber ſieht man das kleine Thor, durch welches die Stiere eingelaſſen werden.

Das Gebäude des Stierplatzes iſt meiſt ſtädtiſches Eigentum und wird einem Unternehmer (Empreſſario) für den ganzen Sommer oder für einzelne Vorſtellungen mit dem dazu gehörigen Inventarium zur Verfügung geſtellt. Dieſes Inventarium beſteht aus den Waffen und Sätteln für die Picadores, den buntfarbigen ſeidenen Mänteln der Chulos, den Banderillas und dergleichen mehr. Die Räume zur Aufbewahrung dieſer Sachen befinden ſich in der Nähe des Stierzwingers und unter Aufſicht eines Angeſtellten, der zugleich Hausmeiſter iſt und die Fremden bei Beſichtigung des Stierplatzes herumführt. Nahe ſeiner Wohnung, am Haupteingange, befand ſich das Spital für verunglückte Fechter. Hier waren ein paar breite Betten, ſowie in einem Wandſchranke Bandagen, Schienen und die nötigen Medikamente, um einem Verunglückten augenblicklich Hilfe leiſten zu können. Dies iſt die ernſte, ja traurige Seite dieſes ſo beliebten Nationalſchauſpiels, und hier befindet ſich auch bei jeder Vorſtellung ein Geiſtlicher, der ſich bereit hält, im Notfalle den Verunglückten mit den Sterbeſakramenten zu verſehen.

Der Empreſſario kauft die nötigen Pferde und Stiere. Die erſteren ſind meiſtens arme alte Tiere, die oftmals eine glänzende Laufbahn hinter ſich haben und nun dazu beſtimmt ſind, unter den Hörnern des Stiers zu verenden. Ein echter Toro, ein Stier von guter Race, de buen trapio, wie der Spanier ſagt, iſt nicht über ſieben und nicht unter fünf Jahre alt, hat feines glänzendes Haar, einen langen elaſtiſchen Schweif, gelenke Kniee, kleine Hufe, ſtarke, ſchwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und feurige dunkle Augen.

Herab von ihren freien Bergen werden dieſe nun, ſobald es Nacht wird, meiſtens den Tag vor dem Feſte von Reitern mit langen Piken nach der Stadt und dem Stierplatze getrieben. Das Schwierigſte iſt, die erwählten von der großen Herde abzuſondern; iſt dies einmal geſchehen, ſo wird der Leitochſe an die Spitze geſtellt, die Reiter umgeben den Schwarm und bringen ihn im Dunkel der Nacht meiſtens glücklich zwiſchen die Mauern des Stierplatzes. Hier werden die Tiere einzeln aus einem größeren Hofe in einen kleineren gebracht, auf den die Zwinger mit ihren Fallthüren münden; die betreffende wird aufgezogen, und auch hier ſpaziert der Leitochſe voran in den dunkeln Käfig hinein.

Bei ruhigen Tieren geht das Leittier natürlich ſchnell vorn wieder zum Kaſten hinaus, während vor der Naſe und dem Hinterteile ſeines unglücklichen Nachfolgers nun beide Fallthüren raſch herabgelaſſen werden. Daß bei allen dieſe engen Käfige nicht zur Beruhigung der Nerven beitragen, im Gegenteil das eingeſperrte, ungeduldige Tier ſo toll und wild als möglich wird, kann man ſich denken. Obendrein muß der Stier in ſeinem dunkeln Gefängnis Hunger und Durſt leiden, und wenn die Stunde gekommen iſt, wo er auf den Platz hinausgelaſſen wird, ſo ſind die Knechte kaum imſtande, ihn gehörig herauszuputzen, d. h. auf ſeinem Rücken die lange, flatternde Banddeviſe zu befeſtigen, die ihm vermittels eines kleinen Eiſens mit Widerhaken in die Haut geſtoßen wird. So gereizt und im höchſten Grade unmutig gemacht, öffnet ſich ihm die Thüre ſeines finſtern Käfigs; in tollen Sprüngen raſt er hinaus, und ſtatt ſich nun, wie er wohl geglaubt, wieder in der ſtillen Einſamkeit ſeines Waldes zu befinden, ſteht er plötzlich in einem von der Sonne hell beſtrahlten Kreiſe, eingehegt mit einer zwei Meter hohen Schranke und umgeben von Tauſenden von Zuſchauern in glänzenden Toiletten; grelle Tücher wehen um ihn her, lauter Zuruf empfängt ihn, Muſik ſchallt in ſeine Ohren, und vor ſeinen halb geblendeten Augen ſpielen unzählige Fächer in der Hand der Zuſchauerinnen und Zuſchauer; denn auch der Spanier bringt ſeinen Abanico mit auf den Stierplatz, — ein kleines Stöckchen mit einer buntbemalten Fahne von ſtarkem Papier, das er hin und her bewegt, und ſich ſo friſche Luft zufächelt. Der Stier bleibt überraſcht in der Mitte ſtehen, betrachtet murrend die ungewohnte Umgebung, dreht ſich mit funkelnden Augen im Kreiſe umher, fängt an den Boden aufzuſcharren, ſenkt den Kopf und ſucht ſich einen Kämpfer aus.

Der Unternehmer ſorgt ebenfalls für die Zuſammenſtellung einer guten Quadrilla, zu der zuerſt mehrere gute Eſpada, „Degen“ (ſo werden die Matadore in Spanien genannt, und dieſer Name, welchen man bei uns dem erſten Helden der Quadrilla zu geben pflegt, ſcheint hier ganz außer Gebrauch gekommen zu ſein), gehören, und die ferner aus einem halben Dutzend „Picadores„, ſo wie ein Dutzend „Chulos“ und eben ſo vielen „Banderilleros“ beſteht.

Die Picadores ſind zu Pferde, auf armen alten Tieren. Die Kleidung der Reiter, in den bunteſten Farben, wie alle Koſtüme, die beim Stiergefechte vorkommen, beſteht aus einer verſchnürten Jacke, darunter eine mit zahlloſen Knöpfen beſetzten Weſte, um welche eine lange, wollene Binde mehrfach gewickelt iſt; hieran ſchließen ſich kurze Beinkleider, ſowie andaluſiſche Ledergamaſchen. Alle dieſe Kleidungsſtücke ſind aus ſehr ſchwerem Zeuge gemacht und dabei ſo ſtark wattiert, daß die Geſtalt des Picadors ſehr unbehülflich ausſieht. Und das iſt er auch in der That; denn wenn das Pferd unter ihm ſtürzt, und er dabei nicht zufällig auf ſeine Beine zu ſtehen kommt, ſo iſt es ihm nicht wohl möglich, ſich ohne Hilfe aus dem Sattel zu ſchwingen. Die Bewaffnung des Picadors beſteht in einer fünf bis ſechs Meter langen Lanze mit einer ſehr kurzen Spitze, welche noch obendrein mit ſtarkem weichen Bindfaden umwickelt, ſo, daß das Eiſen kaum mehr als einen halben Zoll ſichtbar bleibt. Die Picadores müſſen den Kampf beginnen und haben die ſchwierigſte Rolle; ſie müſſen dem Stiere entgegenreiten, ihre alten, ſteifen Pferde ſind zu ungelenk und zu ſchwach, um dem wütenden Tiere ausweichen zu können oder vor ihm zu fliehen. Es kommt alſo alles darauf an, daß der Picador kaltes Blut und Geiſtesgegenwart genug hat, den Stier mit eingelegter Lanze ruhig zu erwarten, um, wenn er ihm nahe genug iſt, demſelben mit Konzentrierung aller ſeiner Kraft einen tüchtigen Stoß mit der Pike beizubringen.

Während ſich die Picadores mit dem Stiere beſchäftigen, ſind die Chulos meiſtens müßige Zuſchauer. Dieſe kräftigen, ſchön gewachſenen Burſchen erſcheinen faſt im gleichen Koſtüme, wie auf unſeren Theatern Figaro. Ihr volles, dunkles Haar iſt zurückgeſtrichen und hinten an demſelben ein kleiner ſchwarzer Haarbeutel befeſtigt, der mit ſchwarzen Bändern und meiſtens einer großen Maſche verziert iſt. Um dieſen Haarbeutel anbringen zu können, laſſen ſich die Stierfechter ein Zöpfchen wachſen, woran man ſie im gewöhnlichen Leben auch erkennt. Ueber einer eng anliegenden Atlasweſte, die reich mit Knöpfen und Goldſtickereien verziert iſt, tragen ſie die rund geſchnittene andaluſiſche Jacke, ebenfalls von Seide oder von feinem Tuche. In beiden Taſchen derſelben befinden ſich weiße und bunte Sacktücher, deren Spitzen herausflattern. Um den Leib haben ſie eine dünne, ſeidene Schärpe, welche das eng anliegende kurze Beinkleid feſthält; ein weißer oder fleiſchfarbener ſeidener Strumpf vollendet den Anzug, und dazu ſteht der Stierfechter in feinen, untadelhaften Schuhen.

Die Beſtimmung der Chulos iſt, den Stier mit ihren farbigen Tüchern zu reizen und ſeine Aufmerkſamkeit von einem geſtürzten Picador oder von einem Kollegen abzulenken, der in Gefahr iſt, in gar zu nahe Berührung mit den Hörnern des Stiers zu kommen.

Die Banderilleros müſſen dem wütenden Stiere entgegentreten, um ihm die Banderillas einzuſtoßen. Dies ſind etwa ein Meter lange Pfeile mit eiſernen Spitzen und Widerhaken, welche mit buntem, flatternden Papier umgeben ſind; nach den Regeln der Kunſt dürfen ſie dem Stiere nur im Angriffe und von vorn beigebracht werden, weshalb der Banderillero dem Stier mit ausgebreiteten Armen entgegen geht, in jeder Hand einen dieſer Pfeile tragend, und nun den Moment abpaſſen muß, wo das wütende Tier ihm gerade entgegenſtürzt, um alsdann auf die Seite zu ſpringen und demſelben im Sprunge den Pfeil in den Nacken zu ſtoßen. Daß dabei die Hörner des Tieres oft wenige Zoll an ſeiner Bruſt vorbeifahren, kann man häufig genug ſehen.

Nachdem nun Chulos und Banderilleros ihr Weſen mit dem Stiere lange genug getrieben und ihn entweder ſo wütend gemacht haben, daß ſich niemand mehr in ſeine Nähe wagt, oder ihn ſo lange gehetzt, daß er, wenn er ein ſchlechter Stier iſt, anfängt Zeichen der Müdigkeit zu geben, ſo erſcheint auf einen Trompetenſtoß der Eſpada; er iſt wie der Banderillero gekleidet und trägt in der linken Hand einen kleinen Stock, um welchen ein blutroter Lappen, Mantel genannt, befeſtigt iſt, um durch dieſe Farbe die Wut des Stiers noch mehr zu reizen. In der Rechten hat er einen Degen mit ein Meter langer und zollbreiter Klinge, deſſen ſehr kleiner Griff und Bügel mit rotem Tuche umwickelt iſt, wodurch er ihn feſter halten kann.

Zu den Eigenſchaften eines Eſpada gehört natürlich viel perſönlicher Mut, eine große Gewandtheit, ein ſicherer Blick und unbedingte Herrſchaft über den eigenen Körper; denn er tritt dem oftmals raſenden Tiere Aug in Aug gegenüber, ganz allein, und alles, was er zu ſeiner Rettung thun darf, iſt eine blitzſchnelle Bewegung nach rechts und links, um dem furchtbaren Stoße auszuweichen; er muß das Tier von vorn durch einen Stoß zwiſchen die Hörner töten, muß alſo genau berechnen, wie er dieſen Stoß anbringen kann, ohne ſich ſelbſt den gewaltigen Hörnern preis zu geben.

Sämtliche Thüren des Stierplatzes, die um das ganze Gebäude herum verteilt ſind, ſind numeriert, mit oder ohne Sonne, und die gelöſte Eintrittskarte gilt nur für die betreffende Nummer. Der Stierplatz war ſchon beſetzt, als wir ankamen, doch gelang es uns, unter der Loge des Stadtrats noch recht gute Sitze zu erhalten.

Nach und nach füllte ſich übrigens das Haus und wenn man auch hie und da in den Sitzreihen noch kleine Lücken bemerkte, ſo war es doch im ganzen recht gut beſetzt. Etwas Lebhafteres indes, als ſo ein ſpaniſches Publikum, den Anfang des Stiergefechtes erwartend, iſt kaum denkbar. Es mochten vielleicht achttauſend Menſchen zugegen ſein, und die Spannung und Aufregung dieſer Verſammlung, dieſes Gähren der ungeduldigen Volksmaſſen machte ſich vor Anfang des Schauſpiels auf alle möglichen Arten Luft. Hier wurde geplaudert oder gepfiffen, dort laut geſungen oder gebrüllt und dazu der Takt mit den Füßen getrommelt.

Jetzt ſchmetterten die Trompeten, und es erſchienen in alter Amtstracht, ſchwarzem Samtkleide mit der weißen Halskrauſe, zwei Alguacils zu Pferde, welche mit einem ungeheuren Halloh empfangen wurden, das aber weniger ihren eigenen werten Perſonen, als einem dritten Kollegen galt, einem Knaben nämlich, ebenfalls als Alguacil gekleidet, der auf einem Pony in ihrer Mitte ritt. Doch verſtummte plötzlich aller Lärm, als nun hinter den Alguacils die Quadrilla ihren feierlichen Einzug hielt. Es waren ſechs Picadores, auf dürren hochbeinigen Kleppern, die lange Lanze in der Fauſt und hoch erhoben; ihnen folgte ein Dutzend Chulos, Banderilleros, zwei „Degen“, das bloße Schwert in der Hand, den roten Mantel auf dem rechten Arm tragend, und hinter dieſen ſchritt ein Cachetero, d. i. der Mann, der dazu beſtimmt iſt, mit einem kurzen, dolchartigen Meſſer in gewiſſen Fällen dem Stiere den Gnadenſtoß zu geben. Der Zug wurde beſchloſſen durch ein Geſpann von drei Maultieren mit bunten Geſchirren, welche voll Meſſingzierraten, kleiner Glocken und roter Quaſten hingen. Auf dem Kopfgeſtelle und auf dem Rücken befanden ſich kleine gelbe Fähnchen. Dieſe Maultiere ſind dazu beſtimmt, die getöteten Stiere aus der Arena zu ſchleifen.

In gemeſſenem Schritt und mit ſtolz erhobenen Köpfen gingen die Mitglieder der Quadrilla bis vor die Loge des Stadtrates und des kommandierenden Generals und machten beiden Behörden eine feierliche Verbeugung; darauf ritten die Alguacils ein paar Schritte vor, entblößten ihr Haupt, und einer bat um die Erlaubnis zum Beginne des Gefechts — eine Ceremonie, welche vor jedem Stiergefechte bald mit mehr, bald mit weniger Förmlichkeit vor ſich geht. Zur Antwort hierauf wird von dem Alcalden der Schlüſſel zum Tierzwinger hinabgeworfen. Kaum hat die Behörde durch Hinabwerfen des Schlüſſels erlaubt, daß das Gefecht beginne, ſo ſinkt das Lachen und Sprechen der Zuſchauer zum leiſeſten Geflüſter und gleich darauf zur tiefſten Stille herab. Die Alguacils haben den Ring verlaſſen, die Maultiere ſind ihnen klingelnd und raſſelnd im Galopp gefolgt, vier Picadores haben ſich in der Arena verteilt, während ſie ſich im Sattel etwas in die Höhe heben und die Lanze feſter faſſen. Die Chulos und Banderilleros verteilen ſich an der Schranke: hier ſtehen zwei und drei bei einander, dort ein einzelner; ein paar hüpfen auch, wie zur Probe, über den Bretterzaun hinüber in den Gang; alle aber affektieren oder fühlen wirklich die größte Gleichgiltigkeit.

In dieſem Augenblicke ſchmettert von der Muſiktribüne herab eine Trompetenfanfare; in höchſter Erwartung klopfen die Herzen von zehntauſend Zuſchauern, vielleicht eine Sekunde lang herrſcht Totenſtille im ganzen Hauſe — dann öffnet ſich langſam die Thür des Zwingers, und der Stier ſtürzt hervor.

Gemäß dem ausgegebenen Programme führte dieſer erſte Kämpfer den Namen Canario. Er war ziemlich groß und ſtark, von ſchwarzgrauer Farbe, mit mächtigen, etwa einen halben Meter aus einander ſtehenden Hörnern. Die Picadores faßten ihre Lanzen feſter, ſahen nach den Tüchern, mit welchen die Augen ihrer Pferde verbunden waren, und rüſteten ſich zum Angriffe. Doch ſchien der Stier durchaus keine Luſt zu haben, mit einem von ihnen anzubinden; vielmehr wandte er ſich, nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, gemächlich um und ſchien dahin zurückkehren zu wollen, wo er hergekommen — eine Bewegung, welche unter den Zuſchauern tauſendſtimmiges Hohngeſchrei und Pfeifen hervorrief. Einer der Picadores galoppierte ihm entgegen, ſtellte ſich vor dem Zwinger auf, und der Stier, dem auf dieſe Art der Rückzug abgeſchnitten war, und der ſich von einer langen Lanze bedroht ſah, mußte ſich notgedrungen zur Wehr ſetzen. Er ſenkte den Kopf, ſcharrte ein paar Mal mit den Vorderfüßen im Sande und ging, aber ohne große Energie, auf den Picador los. Dieſer legte ſeine Lanze ein, ritt ihm entgegen und brachte ihm einen tüchtigen Stoß in das rechte Schulterblatt bei, wodurch ſich Canario veranlaßt ſah, abermals umzukehren und ſchleuniger als vorhin ſeinen Rückzug anzutreten. Um ſeine Reputation war es aber jetzt ſchon vollſtändig geſchehen, er wurde als Feigling verſchrieen, und an den Benennungen, die mit lauter Stimme auf das arme Tier herabgeſchleudert wurden, hätte man eine ſchöne Auswahl ſpaniſcher Schimpfwörter ſtudieren können. Der Stier aber ſchien in der That nicht das geringſte Ehrgefühl zu haben; denn er wich den Picadores aus, und nur mit Mühe und Not wurden ihm noch ein paar Lanzenſtiche beigebracht. Auch die Chulos bemühten ſich umſonſt, ſeine Kampfluſt aufzuſtacheln: Canario blieb unbeweglich für alles. Vergebens flatterten ihm die buntfarbigen Tücher dutzendweiſe um die Augen; ja vergeblich faßte einer der Kühnſten ſein Horn und ließ ſich eine Strecke von ihm fortreißen. Der Stier erregte nur Zeichen des Mißfallens und gab keinem der Toreros Gelegenheit, ſich einige Bravos zu erwerben. Nur ein einzigesmal lachte das Publikum laut hinaus, aber die Veranlaſſung hierzu war verletzend für den armen Canario. Der Cachetero hatte ſich nämlich ſeines Schweifes bemächtigt und ließ ſich ſo eine Zeit lang von dem ängſtlich hin und her galoppierenden Tiere durch den Ring ſchleppen.

Als man aus allem dem erſah, daß ſo gar nichts mit Canario anzufangen ſei, erſchienen die Banderilleros mit ihren kurzen Pfeilen, und in wenigen Augenblicken ſtacken wenigſtens ein Dutzend in ſeiner Haut. Jetzt fing mir das Schauſpiel an kläglich und unangenehm zu werden; denn Canario, der ſo gar keine Veranlaſſung zu der ſchlechten Behandlung gab, die man ihm angedeihen ließ, erregte vollſtändig mein Mitleiden. Ungeſtraft und ohne Mühe wurden ihm die Banderillos eingeſtoßen, und bei jedem neuen Eiſen, das in ſeine Haut drang, ſpritzte das Blut heraus und brüllte das Tier vor Schmerzen. Aber alle Pein, die ihm angethan wurde, war nicht im ſtande, ſeinen Mut zu entflammen und ihn zu einem neuen Angriffe zu bewegen. Das Hohngeſchrei des Volkes verwandelte ſich jetzt in wahres Toben; hier und dort ſprang einer mit funkelnden Augen in die Höhe, ballte die Fäuſte und drohte gegen den unglücklichen Stier hinab; auch das weibliche Geſchlecht ſchonte ihn nicht, und von ſehr ſchönen Lippen ertönten unſchöne Worte genug. Endlich ſchrieen ein paar Stimmen von oben herab: „Feuer! Feuer!“ und gleich darauf wiederholten Tauſende dieſen Ruf.

Der Ruf des Publikums: „Feuer! Feuer!“ verlangt, daß ſtatt der gewöhnlichen Banderillos dem Tiere ſogenannte Feuerpfeile eingeſtoßen werden. Dieſe haben ebenfalls Widerhaken, damit ſie in der Haut ſtecken bleiben, ſind aber ſtatt des flatternden Papieres mit Schwärmern, kleinen Kanonenſchlägen und dergleichen ſchönen Sachen umgeben, die durch eine Pulverleitung verbunden ſind und ſich entzünden ſobald der Pfeil dem Tiere eingeſtoßen iſt. Wie das Tier von dem Knallen auf allen Seiten, ſowie von den Brandwunden toll gemacht wird, kann man ſich leicht denken. Einen Augenblick blieb Canario wie betäubt ſtehen, als die erſten Schwärmer auf ſeine Haut losplatzten, dann aber fing er an kläglich zu brüllen, weißer Schaum drang aus ſeinem weit geöffneten Maule, und mit hoch erhobenem Schweife raſte er in tollen Sprüngen durch den Ring. Man hätte glauben können, jetzt werde endlich ein verzweifelter Kampf beginnen; aber weit entfernt: nachdem die letzte Hülſe geplatzt war, und das letzte Pulver verpufft, legte ſich auch ſeine Angſt wieder; denn nur dieſe hatte ihn umhergetrieben, und er ſtand da mit geſenktem Kopf und Schweif, — ein trauriger Anblick.

Uns, die wir zum erſten Mal einem Stiergefechte beiwohnten, hatte dieſer Anfang noch weniger gefallen, als den Spaniern; namentlich machten auf uns die Feuerpfeile einen widerwärtigen Eindruck; ſie verſengten Haar und Haut und erregten einen unangenehmen Brandgeruch. Ein Trompetenſtoß rief einen der „Degen“ in den Ring. Es war ein hübſcher wohlgewachſener Mann mit kräftigem Körperbau und ſehr energiſchem Geſichtsausdrucke; er ſchritt auf die Loge des kommandierenden Generals zu, grüßte denſelben, ſowie den Stadtrat zierlich mit ſeinem Degen und wandte ſich darauf gegen den Stier. Dieſer ſtand da, vor Ermattung und Angſt unfähig, ſich zu rühren. Achſelzuckend verſuchte es der Eſpada ſeinen Widerſtand zu entflammen, indem er ihm den roten Mantel zu wiederholten Malen um die Augen ſchlug. Alles rergebens! Der Stier wandte kaum ſeinen Kopf herum, worauf der Eſpada langſam den Arm ausſtreckte, mit der Degenſpitze ruhig zwiſchen den Hörnern die tötliche Stelle ſuchte, eine kleine Handbewegung machte, und dann ſtürzte das Tier, wie vom Blitze erſchlagen, auf der Stelle tot nieder.

Jetzt öffneten ſich die Thore auf unſerer rechten Seite; das Maultiergeſpann trabte herein, der tote Stier wurde mit den Hinterfüßen an eine Karre befeſtigt, dann ging es im vollen Galopp einmal im Kreiſe herum und zum Thore hinaus. Während deſſen fiel die Muſik mit einer luſtigen Polka ein, und die rauſchenden Klänge übertönten die lauten Beſchimpfungen, die dem unglücklichen Canario immer noch nachgerufen wurden. Auch die Quadrilla ſchien es zu bedauern, daß ſie ſo wenig Widerſtand gefunden und deshalb ihre Gewandtheit nicht hatte zeigen können.

Die Stelle, auf welcher der Stier gefallen, wurde mit Sand bedeckt, um die Blutflecken zu vertilgen, und nach einer kleinen Pauſe betrat der zweite Stier den Kampfplatz. Er hieß Coracero, und ſein erſtes Auftreten war ein vielverſprechendes und trug ihm ein gelindes Händeklatſchen ein.

Durch den Vorgang mit dem unglücklichen Canario ſchienen die Chulos über alle Maßen ſicher geworden zu ſein; denn ſtatt, wie es beim Erſcheinen eines neuen Stiers Regel iſt, ſich beobachtend möglichſt an die Schranken zu halten, ſtanden ſie unbekümmert plaudernd, in Gruppen bei einander, einige ſogar in der Nähe des Zwingers. Coracero, dem in dieſem Augenblicke das Thor geöffnet wurde, war zwar kleiner, aber auch unterſetzter, als ſein Vorgänger, und bezeigte ſich ſogleich bei Anfang des Gefechtes als ein heimtückiſcher Burſche. Harmlos und ruhig ging er einige Schritte vorwärts, und ich hielt ihn daher für nicht beſſer als Canario; doch ſagte mir mein Nachbar: „Der iſt gut; ſehen Sie, wie ſeine Augen funkeln.“ Und der Mann hatte recht; denn Coracero, der ſich, wie geſagt, mit größter Ruhe der Gruppe genähert hatte, ſtürzte nun mit einem Male wie toll und wütend gegen die Chulos hin, was eine allgemeine und höchſt ergötzliche Flucht zur Folge hatte. Nach allen Richtungen ſtoben ſeine leichtfüßigen Gegner auseinander, und die meiſten überſprangen die Schranken mit einer außerordentlichen Behändigkeit. Hie und da überſchlug ſich auch einer und fiel, ſtatt auf die Füße, auf einen andern Teil des Körpers, — ein Mangel an Gewandtheit, der jedesmal ein lautes Lachen zur Folge hatte.

Der Stier hatte unterdeſſen die drei Chulos aufs Korn genommen, welche vorhin ſo dicht vor ſeinem Zwinger geſtanden, und verfolgte ſie mit ſolcher Haſt und drohender Geberde, daß viele aus dem Publikum ſich halb von ihren Sitzen erhoben und dem intereſſanten Anfange atemlos zuſchauten. Die drei ſtoben natürlicher Weiſe in voller Flucht auseinander, doch beſann ſich Coracero keinen Augenblick und verfolgte einen in ſo tollem Laufe, daß dieſer ſich nur retten konnte, indem er nicht ohne Geiſtesgegenwart dem Stier ſeinen Mantel zwiſchen die Füße warf. Deſſenungeachtet langte aber das Tier mit dem Chulo faſt zu gleicher Zeit an der Schranke an, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwiſchen den Hörnern Coraceros und den ſeidenen Beinen des Chulo, als dieſer erſchreckt und atemlos über die Schranken flog.

Coracero, der mitten in der Bahn ſtand, betrachtete ſich ſeine Feinde rings umher. Schon mehreremale hatte er einen Sprung rechts oder links gethan, ſo oft ſich einer der Chulos blicken ließ und ihm, freilich auf ſehr weite Entfernung, eines der langen bunten Tücher entgegenwarf, ſich auch langſam gegen die Picadores gewandt. Der, welcher ihm zunächſt ſtand, ritt nun dem Tiere entgegen und legte ſeine Lanze ein. Der Stier nahm die Herausforderung an, ſenkte die Hörner und rannte in vollem Lauf gegen den Picador an. Ein tüchtiger Stoß mit der Lanze, den das Tier beim Zuſammenſtoß erhielt, machte es einen Augenblick ſtutzen; doch erneuerte es im nächſten Moment ſeinen Angriff um ſo heftiger, und wahrſcheinlich hätte derſelbe mit dem Tode des Pferdes geendigt, wenn nicht mehrere Chulos dem Picador zu Hilfe gekommen wären und die Aufmerkſamkeit des Stieres von ihm abgelenkt hätten. Bei einem gewöhnlichen Stiergefechte hätte man den Stier ſeinen Kampf mit dem Picador ruhig ausfechten laſſen, und es wäre wider die Regel geweſen, dem Picador zu Hilfe zu kommen, ehe Roß und Reiter im Sande gelegen. Aber die Stierkämpfer ſchonten ihre Pferde. So außerordentlich verwegen dieſelben bei dem erſten Stier umhergaloppiert waren und ihm Stiche nach allen Seiten beigebracht hatten, um ſo mehr nahmen ſie ſich jetzt in acht; doch mußten alle vier nach einander wenigſtens einmal ein Zuſammentreffen mit ihm beſtehen, und drei waren auch ſo glücklich, ihm einen tüchtigen Lanzenſtoß beizubringen, der ihn für den Augenblick zurücktrieb. Auch waren die Chulos und Banderilleros gleich bei der Hand. Bei dem vierten ging es übrigens nicht ſo gut, eigentlich für die Zuſchauer beſſer; denn es floß Blut, was bei einem Stiergefechte die Hauptſache iſt. Der vierte Picador ritt auch gegen Coracero an, und dabei wiegte ſich derſelbe ſo komiſch im Sattel hin und her, daß er durch allgemeine Heiterkeit und einiges Händeklatſchen belohnt wurde. Doch wäre es für ihn viel beſſer geweſen, wenn er genau auf ſeinen Feind Achtung gegeben hätte, kaum hatte der Picador nämlich ſeine Lanze eingelegt, ſo war der Stier auch ſchon dicht bei ihm, indem er die Lanze unterlief und nun mit einem kräftigen Anlaufe ſeine Hörner dem armen Pferde in die Seite bohrte, ſo daß es ſich hoch aufbäumte, dann aber zuſammenbrach und mit dem Reiter in den Sand rollte. Wie immer, zum Glück für den Picador, ließ nun der Stier ſeine ganze Wut an dem unglücklichen gefallenen Pferde aus, ohne den Reiter weiter zu beachten, wodurch dieſer Zeit bekam, aus dem Sattel zu klettern und mit Beihilfe einiger Banderilleros langſam davon zu hinken.

Der Stier zerfleiſchte unterdeſſen das Pferd ſo lange, als dieſes noch ein Lebenszeichen von ſich gab; dann wandte er ſich abermals gegen die übrigen drei Picadores und ſchien ihnen einen Kampf anzubieten. Doch hatte keiner der Stierkämpfer, durch den Vorgang mit dem Kameraden gewitzigt, beſondere Luſt, ſich mit ihm ferner in einen ernſtlichen Kampf einzulaſſen. Sie umritten ihn im Galopp, brachten ihm auch hie und da einen leichten Lanzenſtich bei, waren aber dabei ſo glücklich, ſeinen Hörnern zu entgehen.

Endlich rief die Trompete die Banderilleros herbei und hierdurch wurde das Schauſpiel etwas belebter. Es war nicht leicht, dem wilden Tiere beizukommen, und Coracero hatte die ſchlimme Gewohnheit, ſich immer einen einzelnen aus ſeinen Angreifern heraus zu leſen und denſelben, ohne ſich durch Mantelſchwenken irre machen zu laſſen, bis an die Schranke zu verfolgen. Ein paar entkamen nur mit genauer Not, und einer, der vor dem Tiere niederſtürzte, ſchien verloren zu ſein, wäre es auch wahrſcheinlich geweſen, wenn nicht in dieſem Augenblick ein Banderillo tief in den Hals des Stieres gedrungen wäre, wodurch er ſich wütend auf die Seite wandte und dem Niedergeſtürzten Zeit ließ, auf ſeine Füße zu ſpringen und davon zu laufen.

Unterdeſſen war die Zeit ſchon ziemlich vorgerückt; der helle Sonnenſtreifen, der auf dem Hauſe lag, hatte ſich ſchon ſehr emporgehoben, weshalb denn auch der Eſpada in die Schranke trat. Es war das ein anderer, als der, welcher den erſten Stier gefällt hatte; doch kam er nicht allein, ſondern in Begleitung von drei bis vier Chulos und Banderilleros, eine Vorſichtsmaßregel, die ihm übrigens ſehr wenig half; denn der Stier war ſeiner nicht ſo bald anſichtig geworden, als er mit den Vorderfüßen zu ſcharren begann, den Kopf ſenkend ein paar Schritte rückwärts trat und dann ſo wütend auf die Gruppe losſtürzte, daß dieſe auseinander ſtob und ſich in ſchönen Sätzen über die Schranken rettete, wobei der Eſpada ſelbſt einer der Leichtfüßigſten war und noch dabei das Unglück hatte, jenſeits der Schranken mit Schwert und Mantel wie ein Mehlſack niederzuſtürzen. Dieſes Mal ſparte das Publikum weder Pfeifen noch Ziſchen, was den Degen ſo empörte, daß er auf derſelben Stelle in den Ring zurückſprang und nun allein dem Stiere gegenüber trat, wofür er denn auch mit einem tauſendſtimmigen Bravo belohnt wurde. Die Chulos erſchienen übrigens auch gleich wieder im Ring und einer, der ſich bei allen Kämpfen durch ſeine Verwegenheit hervorgethan hatte, lenkte die Aufmerkſamkeit des Tieres auf ſich, wodurch es dem Eſpada möglich wurde, ſich dem Stiere zu nähern und ihm den Degen bis an das Heft in den Nacken zu ſtoßen. Zum erſten Male brüllte das Tier laut auf, und da es zu gleicher Zeit heftig auf die Seite ſprang, ſo mußte der Eſpada Degen und Griff fahren laſſen, mit welchen denn auch das Tier wie toll im Kreiſe umherraſte.

Es war dies ein häßlicher Anblick: das Blut rann ſtromweiſe aus der Wunde, und zuweilen blieb der Stier, wie von furchtbarem Schmerz gepeinigt, plötzlich ſtehen, ſcharrte mit den Füßen und wandte ſich dann um, ſeinen Lauf aufs neue beginnend. Unterdeſſen hatte ſich der Eſpada ein neues Schwert reichen laſſen, und jetzt war es ihm leicht, dem Stiere nahe zu kommen, der ſchon durch Schmerz und Blutverluſt ziemlich erſchöpft war. Obgleich Coracero noch immer ſeinen Angreifern bereitwillig entgegenſtürzte, ſo hatten doch ſeine Bewegungen ſehr an Schnelligkeit verloren, weshalb es dem Eſpada leichter gelang, auch den zweiten Degen bis an das Heft in den Nacken des Tieres zu ſtoßen. Aber auch dieſer Stoß war nicht glücklicher als der erſte; der Stier ſtürzte nicht zuſammen, vielmehr wandte er ſich kläglich brüllend um, machte ein paar raſende Sätze und umkreiſte noch einmal den ganzen Ring, ehe er, wie betäubt, dicht unter unſeren Sitzen ſtehen blieb. Jetzt erſt fing er an zu wanken, das Blut ſchoß ihm ſtromweiſe aus dem Maule, und lange noch ſchwankte er hin und her, ehe er zuſammenbrach. Der Cachetero mußte hinzutreten und ihm mit ſeinem kurzen Meſſer den eigentlichen Todesſtoß geben.

Mir war es hierauf recht angenehm, daß das darauf folgende Gefecht ein unblutiges ſein ſollte. Der Stier, Soldado, ſollte nach portugieſiſcher Weiſe bekämpft werden, die darin beſteht, daß das Tier in den Ring gelaſſen, von den Chulos gereizt und geneckt, und dann von dieſen und den Banderilleros mit den Händen eingefangen, geſtellt und nach dem Zwinger zurückgebracht wird. Da aber der Stier bei ſeiner Kraft und Wildheit und mit ſeinen langen und ſpitzen Hörnern ohne Vorſichtsmaßregeln ein zu ungleicher Kämpfer ſein würde, ſo befeſtigte man auf den Spitzen ſeiner Hörner ausgepolſterte lederne Kugeln, wodurch allerdings die Gefährlichkeit des Stoßes vermindert wird; doch erfordert dieſe Art des Kampfes immer noch große Vorſicht, Gewandtheit und Kraft. Wie toll ſtürzten alle Chulos und Banderilleros auf ihn zu, faßten Schweif, Ohren, Hörner, Füße, und nachdem ſich der Stier noch einige Minuten mit aller Kraft gewehrt, wobei mancher ſeiner Angreifer tüchtig zuſammengeprellt wurde, ſtand er wie ein Lamm und mußte es geſchehen laſſen, daß ihn ſeine Sieger im Schritt durch den ganzen Ring führten unter ſchallendem Händeklatſchen und tauſendſtimmigem Freudenruf der Zuſchauer.

(Aus „Ein Winter in Spanien“ von F. W. Hackländer, 1816—77.)

Egbert von Weſtſex, der erſte König von England. 827—836. Egbert war der erſte Sohn des Königs Alimud von Weſtſex; aber er ſelbſt hatte keine ſichere Zufluchtsſtätte in ſeinem Vaterlande, ſondern mußte als Jüngling über das Meer zu den Franken fliehen, um nur ſein Leben zu retten vor den Feinden ſeines Vaters. Dreizehn Jahr lang lebte Egbert am Hofe Karls des Großen, dann ſtarb der König von Weſtſex, und die Freunde Egberts luden ihn zur Rückkehr ein, da er nun ſein Reich ſich ſichern könne. Darum zog Egbert hinüber und ward freudig aufgenommen. Zur ſelben Zeit war das Heer des Königs von Mercia geſchlagen, und dieſe Siegesfeier vereinte ſich mit dem Jubel der Krönung.

Sobald Egbert ſeine Macht befeſtigt hatte, berief er eine Reichsverſammlung nach Wincheſter und ſchlug vor, den Namen der ganzen Inſel nach dem Namen der Angeln Anglia, d. i. England zu benennen; denn im Laufe der Zeit hatte der Stamm der Angeln ſich immer mehr ausgedehnt und ihr Name war vielfach für die Bewohner der Inſel gebräuchlich geworden. Den Namen der Sachſen vermieden ſie, weil ſie dann mit den Sachſen jenſeits des Meeres hätten verwechſelt werden können, die Karl der Große bezwungen hatte. Egbert hatte bei Karl dem Großen mancherlei gelernt, und wie dieſer ſeine Herrſchaft über alle deutſche Stämme des Feſtlandes ausgedehnt hatte, ſo wollte ſich auch Egbert alle Völkerſchaften der Inſel unterwerfen. Aber es verging darüber lange Zeit; denn länger als das Viertel eines Jahrhunderts regierte Egbert nur über das kleine Königreich Weſtſex, neben dem Mercia das mächtigſte Land der Inſel war. Dieſes aber bedrängte die anderen kleinen Reiche, und der König von Oſtangeln kam zu Egbert und bat ihn um Hilfe gegen den Uebermut Mercias. Zwar ſchien es anfangs, daß das Geſchick ſich gegen Weſtſex wenden wollte; denn die Mercier drangen weit vor; aber da trafen die Heere aufeinander bei Ellendune. Es war ein heißer, blutiger Kampf, ſo daß der Bach Ellendune rot war von dem vergoßenen Blute; aber nach langem Streite flatterte die Fahne der Sachſen mit dem Drachenbilde in der Mitte ſiegreich auf dem Schlachtfelde. Viele Große und Angeſehene waren gefallen, unter ihnen Bernewolf, zu deſſem Andenken man noch ſpäter das angelſächſiſche Lied ſang:

Elendune, Elendune, the lond is fulle rede
Of the blôde of Bernewolf, ther he tôke his dede.

D. h. Elendune, Elendune, das Land iſt voll der Sage
Von dem Blute Bernewolfs, da er ſeinen Tod empfing.

Nachdem Egbert den mächtigſten Staat Englands ſich unterworfen, drang er raſch nordwärts vor und unterwarf ſich die anderen Reiche. Zwar ließ er die Könige derſelben beſtehen; aber ſie mußten ihn als ihren Oberlehnsherrn anerkennen. So herrſchte Egbert als der erſte König von England, und fortan giengen auch alle Völkerſchaften des Landes in das eine Volk der Angelſachſen auf.

Aber es that not, daß die Zerſtückelung Englands in vier kleine Reiche, die unter einander ſich zerfleiſchten, endlich aufhörte; denn es war ihnen allmählich ein gefährlicher Feind herangewachſen, der die ganze Kraft aller Angelſachſen erforderte. Das waren die Normannen, welche aus dem unbekannten Dunkel ihrer Heimat raubend und plündernd Jahrhunderte lang die Küſten Europas heimſuchten, und ſeit Egbert beſtehen die Thaten der Könige Englands bis auf den größten ſeiner Könige, den herrlichen Alfred, nur in der Abwehr der Normannen. Egbert ſtarb im Jahre 836. (Nach Lappenberg I.)

Alfred der Große von England, 871—901. Alfred, der Enkel des großen Egbert, gelangte zum Throne, als ſein älterer Bruder Aethelred im Jahre 871 an einer Wunde geſtorben war. Nachdem er viele blutige Kriege gegen die Dänen geführt und ſein Reich nach allen Seiten geſichert und befeſtigt hatte, war ſeine ganze Sorgfalt darauf gerichtet, es auch innerlich zu befeſtigen und ihm eine gute Verfaſſung und gute Geſetze zu geben. Darum ließ er eine Sammlung der Geſetze veranſtalten, welche frühere weiſe Könige ſchon hatten niederſchreiben laſſen, und ließ ſie früher durch ſeine Ratgeber prüfen. Er änderte nicht viel darin; denn er ſagte: er wüßte nicht, wie ſolche Abänderungen dem Volke gefallen würden, dem dieſe Geſetze durch den Brauch der Vorfahren mündlich überliefert waren. Namentlich dachte er nach über die Rechtspflege und prüfte deshalb die Urteile der Richter, ob ſie mit den Geſetzen und dem Herkommen des Volkes übereinſtimmten, und einmal ſoll er in einem Jahre 44 Richter mit dem Tode beſtraft haben, weil ihnen bewieſen war, daß ſie falſches Urteil geſprochen hatten. Darum verlangte er von den Richtern, daß ſie eifrig in den Geſetzen ihres Volkes forſchen ſollten, damit ſie vertraut würden mit denſelben. Als wichtigſten Rechtsgrundſatz bei allen Vergehen aber hielt er die alte deutſche Ueberlieferung feſt, daß jedermann nur von ſeinesgleichen gerichtet werden dürfe. Darum ſollten 12 Männer, die Volks- und Standesgenoſſen des Angeklagten wären, den Wahrſpruch fällen, ob ſchuldig oder nicht. Dies Geſetz, das dem Keime nach auch bei den anderen deutſchen Völkerſchaften galt, iſt Jahrhunderte lang der Stolz des engliſchen Volkes geweſen, weil es in ihm die ſicherſte Schutzwehr gegen alle Willkür erblickte und, es iſt Alfreds unſterblicher Ruhm, dies Geſetz bei ſeinem Volke ausgebildet zu haben.

Aber Alfred wollte auch Ruhe und Sicherheit ſchaffen, ohne daß der Angelſachſe zum Gerichte ſeine Zuflucht zu nehmen hätte, und darum ſann er darüber nach, wie er am beſten allen Gewaltthätigkeiten und Räubereien ſteuern könnte. Das beſte Mittel dazu ſchien ihm zu ſein, wenn er ſeine Angelſachſen ſelbſt verantwortlich machte, und dies geſchah auf folgende Weiſe. Er teilte England in Grafſchaften ein und die Grafſchaften wieder in hundreds, d. i. Hundertſchaften und die Hundertſchaften wieder in Zehnſchaften. Zehn bei einander liegende Häuſer machten eine Zehnſchaft aus, und ihre Bewohner waren ſich unter einander und alle zuſammen dem Geſetze verantwortlich für alles Unrecht, das bei ihnen vorfiel. Sie urteilten auch unter einander über kleinere Dinge; aber wichtigere wurden vor das Gericht der Hundertſchaft gebracht. Wenn ein Mann unterließ, ſeinen Namen in eine Zehnſchaft eintragen zu laſſen, ſo wurde er wie einer betrachtet, der außer dem Geſetze ſtand; er wurde für vogelfrei erklärt. Von dem Gericht der Hundertſchaft ging man weiter an das Gericht der Grafſchaft und von dieſem an den König. So kam es dahin, daß man ſagen durfte, der Reiſende, welcher ſeine Börſe auf der Straße verloren hätte, könne ſich ruhig ſchlafen legen, weil er ſie ſicher wieder finden würde. Und ferner erzählte man, daß goldene Armbänder, an Scheidewegen aufgehängt, unangerührt dageblieben wären, weil niemand ſie hinwegzunehmen wagte. Aber nicht genug, daß Alfred ſo den inneren Frieden ſicherte, er begründete durch dieſe Einteilung auch die beſte Wehr gegen den Feind nach außen. Denn jede Zehnſchaft und jede Hundertſchaft mußte ihre beſtimmte Anzahl Krieger ſtellen, und der Graf oder Alderman der Grafſchaft war zugleich auch ihr Kriegshauptmann.

Ferner ſorgte Alfred für die Bildung ſeines Volkes und leuchtete auch darin wieder als das erhabenſte, von keinem Könige der Erde jemals erreichte Muſter ſeinem Volke voran. Vor allen Dingen hielt er auf ſeine Mutterſprache, das Angelſächſiſche, und ſorgte dafür, daß die Jugend ſeines Volkes die alten Heldenlieder lernte und ſich am Geſange derſelben erfreute. Dann berief er die ausgezeichneten Männer ſeiner Zeit zu ſich, und ſie kamen willig und gern zu dem Könige, der wie kein anderer die Wiſſenſchaften ehrte und liebte. Alfred ſelbſt erlernte die lateiniſche Sprache in ſeinem 36. Lebensjahre und bemühte ſich auch ſogleich, ſein Wiſſen ſeinem Volke nützlich zu machen. Denn weil er ihnen gern gute Bücher in ihrer Mutterſprache geben wollte, welche ſolche noch nicht beſaß, ſo wählte er ſelbſt mit ſeinen gelehrten Freunden aus den Schriften der Römer diejenigen aus, welche ihm die tauglichſten ſchienen, und überſetzte ſie in die angelſächſiſche Sprache. Da wählte er ſich namentlich ein Buch aus, welches wenige Jahrhunderte vorher einer der letzten römiſchen Weiſen [Boëthius] ſich zum Troſte geſchrieben hatte, als der oſtgotiſche Theoderich in ſeiner Leichtgläubigkeit gegen die Einflüſterungen ſeiner Höflinge und in ſeiner rohen Willkür ſeine glänzende Laufbahn mit dem ungerechten Todesurteile befleckte. Ferner überſetzte Alfred auch geſchichtliche Bücher, z. B. die Geſchichte der Angelſachſen, die der ehrwürdige Beda in lateiniſcher Sprache geſchrieben hatte.

Aber er legte auch großen Wert auf die lateiniſche Sprache und wollte, daß alle Söhne der Adeligen dieſe lernten, und wie weit ihm dieſe Bemühungen um die lateiniſche Sprache gelangen, ſehen wir am beſten aus einem Briefe, den er geſchrieben hat, als er ſeine Ueberſetzung einer Rede des heiligen Gregor an die Biſchöfe Englands ſchickte. Er ſagt darin: „Die Gelehrſamkeit war ſo in Verfall gekommen (nämlich bei ſeiner Thronbeſteigung), daß es nördlich vom Humberfluſſe wenige Prieſter gab, welche die Gebete in angelſächſiſcher Sprache wiedergeben konnten, und ich glaube, ſüdlich vom Humberfluſſe waren auch nicht viele, die das konnten. In der That waren es ſo wenige zur Zeit, als ich die Krone erlangte, daß ich mich auch im Süden der Themſe nicht eines Mannes mehr entſinne. Gott dem Allmächtigen aber ſei Dank, daß es jetzt doch einige Biſchöfe giebt, welche ſelbſt imſtande ſind Latein zu lehren.“

(O. Klopp nach „Alfredi Magni vita“.)

Wilhelm der Eroberer, reg. 1066—1087:

Ein engliſcher Chroniſt erzählt:

„Er war ein ſtrenger Mann; ſo ſtark und ſtreng war er, daß niemand ſeinem Willen zu widerſtehen wagte.“

Ein Zeitgenoſſe erwähnt:

„Bei der Wahl der Aebte und Biſchöfe zog er nicht ſowohl der Menſchen Reichtum und Macht, als ihre Frömmigkeit und ihr Wiſſen in betracht. Wenn eine Stelle erledigt war, berief er Biſchöfe, Aebte und andere weiſe Ratgeber und befragte ſie ſorgfältig, wer wohl in göttlichen wie in weltlichen Dingen der beſte und weiſeſte Mann ſei, um die Kirche Gottes zu verwalten.“

[Hinrichtung Maria Stuart's.] Montag den 15. Februar 1587 ward Lord Beal von der Königin von England mit dem Auftrage nach Fotheringhai geſchickt, alles zur Hinrichtung der Königin Marie anzuordnen. Auch erhielt der Graf Shrewsbury nebſt einigen anderen Herren aus der Nachbarſchaft Befehl, dabei gegenwärtig zu ſein. Bei ſeiner Ankunft, abends um 8—9 Uhr, begab ſich Beal zur Wohnung der Königin und fragte, als ihm die Thür ſogleich von einer Kammerfrau geöffnet ward, ob jene ſchon zu Bett gegangen ſei? Sie antwortete, die Königin habe ſich ſchon ausgezogen und den Mantel abgelegt, meldete aber ſogleich, Lord Beal ſei im Vorzimmer und verlange ſie zu ſprechen. Nachdem ſie ihren Mantel wieder umgenommen und den Eintritt des Lords erlaubt hatte, begrüßte ſie dieſer und ſagte: „Madame, ich wünſchte wohl, daß ein anderer als ich Ihnen namens der Königin von England eine ſo böſe Nachricht zu überbringen hätte, aber als treuer Diener konnte ich nicht anders als gehorchen. Ich ſoll Sie nämlich ermahnen, ſich vorzubereiten, morgen um 10 Uhr die Vollziehung des Todesurteils zu erleiden, welches Ihnen vor wenigen Tagen eröffnet worden iſt.“

Mit großer Feſtigkeit und ohne ſich irgend zu entſetzen, antwortete Marie: „Ich lobe und danke Gott, daß es ihm gefällt, ſo vielem Elende und Unglück, als ich ſeit 19 Jahren habe ertragen müſſen, ein Ende zu machen. Ich bin ſeit dem Anfange meiner Gefangenſchaft von der Königin von England, meiner Schweſter, mißhandelt worden, ohne daß ich (wofür Gott mein Zeuge iſt) ſie beleidigt habe. Ich gebe meinen Geiſt unſchuldig, mein Herz klar, mein Gewiſſen rein in ſeine Hände, und kann kühn vor ſein Angeſicht hintreten; denn ich habe die Verbrechen nicht begangen, deren jene mich anklagt. Da ich einmal gewaltſamen Todes ſterben ſoll, infolge eines ungerechten und von Männern ausgeſprochenen Urteils, welche keine Gewalt über mich hatten, ſo will ich mich demſelben dennoch unterwerfen und lieber ſterben, als länger in ſolchem Elende ſchmachten. Auch habe ich nichts Beſſeres erwartet von dem tötlichen Haſſe und der Grauſamkeit der Königin, ſowie von ihren Räten, meinen alten Feinden, deren ſie ſich bedient hat, um meinen Untergang und Tod herbeizuführen. Ich werde dieſen geduldig leiden, um von ihren ununterbrochenen Verfolgungen befreit zu werden und (wenn es Gott gefällt) ewig in einem glücklicheren Aufenthalte zu regieren, als der mir für die längſte Zeit meines Lebens bei einer ſo harten und grauſamen Verwandten zu teil geworden iſt. Weil ſie ſich aber einmal zu ſolcher Härte entſchloſſen hat, ſo möge Gottes Wille geſchehen!“

Als die Mädchen und andere Perſonen welche ſich bei der Königin befanden, dieſe traurige Nachricht vernahmen, fingen ſie an zu weinen und zu ſchreien, ja ſich faſt der Verzweiflung hinzugeben, ohne auf den ſanften Troſt zu achten, welchen jene arme Fürſtin ihnen erteilte.

Sie betete hierauf mit ihren Frauen bis um 1 Uhr nach Mitternacht, dann wollte ſie ſich auf ihr Bett niederlegen, verweilte aber daſelbſt nur 1/2 Stunde und begab ſich hierauf in ein Kabinett, was ihr als Kapelle diente, um daſelbſt ihr beſonderes Gebet zu verrichten. Hier blieb ſie bis gegen Morgen, und auch die anderen hatten mittlerweile in ihrem Zimmer ihre Gebete fortgeſetzt. Als ſie heraustrat, ſprach ſie: „Meine guten Freundinnen, es thut mir unendlich leid, daß ich die treuen Dienſte, die ihr mir in meiner Not geleiſtet habt, nicht ſo belohnen kann, wie ich wünſchte. Ich kann nichts thun, als meinem Teſtamente eine Bedingung hinzufügen, worin ich meinem Sohne, dem Könige von Schottland, aufgebe, jede von euch nach meinem Tode gebührend zufriedenzuſtellen.“

Alsbald ging ſie in ihr Kabinett, um zu ſchreiben, und nach zwei Stunden, als ſie die Briefe faſt beendigt hatte, klopfte es an die Thüre, die ſie ſelbſt öffnete. Es waren Beal und ihr Wächter Paulet, welche ſie bat, ihr noch 1/2 Stunde Zeit zu vergönnen, um etwas, was ſie begonnen habe, fertig zu ſchreiben. Man bewilligte dies Geſuch, doch blieben Beal und Paulet im Vorzimmer. Nach kurzer Friſt trat ſie wieder hervor (das Geſchriebene im Kabinett laſſend) und ſagte zu zweien von ihren Frauen: „Ich bitte Euch, meine guten Freundinnen, verlaßt mich nicht, ſondern bleibt bei mir in der Stunde meines Todes.“ Jetzt zum Zimmer hinausgehend, fand ſie Beal und Paulet, und ſprach zu ihnen: „Iſt es jetzt Zeit, daß ich ſterben ſoll? Sagt es mir; denn ich bin ganz dazu vorbereitet, mit ſo viel Geduld, als es Gott gefallen wird, mir zu verleihen. Doch bitte ich Euch, der Königin von England, meiner Schweſter, zu ſagen und zu berichten, daß ſie und ihr Rat das ungerechteſte Urteil über mich gefällt haben, das jemals in dieſem Reiche, ja in der ganzen Chriſtenheit iſt ausgeſprochen worden, ohne irgend eine geſetzliche Form oder Regel der Gerechtigkeit. Auch bin ich überzeugt, Gottes Gerichte werden ſie ſo nahe und eng einſchließen, daß ihr Gewiſſen ſie lebenslang und Gott nach dem Tode, über die Unſchuld anklagen werden, auf welche ich bereit bin, meinen Geiſt in ſeine Hände zu übergeben.“

Hierauf näherten ſich zwei ihrer Frauen und ihr Haushofmeiſter, nahmen ſie unter den Arm und führten ſie hinab in einen großen dazu eingerichteten, ſchwarz ausgeſchlagenen Saal, der voller Menſchen war. In der Mitte befand ſich eine Erhöhung von fünf, ſechs Stufen, welche Marie, von jenen unterſtützt, hinanſtieg. Alles Volk war höchſt aufmerkſam, jede Bewegung zu ſehen, jedes Wort aufzufaſſen. Ihr Geſicht erſchien von ſo großer Schönheit, daß alle darüber ſich wunderten. Sie kniete nieder, faltete die Hände, hob die Augen gen Himmel mit ſolcher Sicherheit, als ſei ſie nicht vom Tode bedrängt, und ſprach, während tiefen Schweigens, folgendes Gebet:

„Mein Gott, mein Vater, mein Schöpfer und du ſein einziger Sohn, Jeſus Chriſtus, mein Herr und Erlöſer! Ihr ſeid die Hoffnung aller Lebendigen und aller Sterbenden. Da ihr angeordnet habt, daß meine Seele von dieſem ſterblichen Leibe getrennt werde, bitte ich euch, ſie nach eurer Güte und Milde nicht in dieſem letzten Augenblicke zu verlaſſen, ſondern ſie mit euerer Gnade zu bedecken und mir meine Verbrechen und Fehler zu verzeihen, die ich gegen euere heiligen Befehle begangen habe. Und ob ich gleich durch euere Gnade als Königin geboren und in der Kirche geſalbt bin, hielt ich doch ſtets dafür, daß dieſe Größe mich wegen meiner Fehler nicht gegen euch entſchuldigt, ſondern daß ich wie alle Menſchen eueren Urteilen unterworfen bin. Dieſe ſind aufrichtiger und wahrhafter als die, welche in den Köpfen und Herzen der wandelbaren Menſchen entſpringen, und die mich auch zu dieſem blutigen Tode hieher führen. Doch bitte ich euch, mein Gott, mir ſo zu verzeihen, wie ich meinen Feinden verzeihe. Erlaubt endlich, mein Gott, in Gegenwart dieſer Zeugen, vor ganz England, ja der ganzen Chriſtenheit, zu meiner Rechtfertigung zu beteuern, daß ich nie auf irgend eine Weiſe an den Verſchwörungen wider die Königin von England teilnahm oder Rat und Zuſtimmung gab; wohl aber habe ich mit Freunden, Verwandten, Verbündeten und rechtlichen Leuten dieſes Landes mich aus dieſer elenden Haft zu befreien geſucht, jedoch ohne dieſem Staate oder eueren göttlichen Geboten zu nahe zu treten. Wenn dem nicht ſo iſt, will ich keinen Teil haben an Seligkeit und Erlöſung; alle meine anderen Verſchuldungen mögt ihr mir verzeihen auf Bitten der Jungfrau Maria und aller heiligen Engel, auf daß ich ewig mit ihnen in göttlicher Glorie regieren möge.“

Als die Königin dies Gebet beendigt hatte, zog ſie unter ihrem Mantel ein weißes Tuch hervor und ſagte zu einer ihrer Frauen: „Nehmt dies Tuch und verbindet mir die Augen und verlaßt in dieſem letzten Augenblicke meinen Leib nicht, während ich meiner Seele gedenken muß.“ Nachdem ihr die Augen verbunden worden, nahten ſich ein proteſtantiſcher Geiſtlicher und der Scharfrichter, in ſchwarzem Samt gekleidet, und jener ſprach: „Madame, Ihr müßt nicht mehr an Dinge dieſer Welt, ſondern an Gott allein denken.“ Sogleich wandte ſich die Königin an eine ihrer Frauen und fragte: „Iſt das nicht ein Prediger, der zu mir redet, verhehlt es mir nicht!“ Und die eine antwortete: „Ja, Madame! Darauf ſagte ſie: „Ach, mein Gott, ich erinnere mich euerer Worte: Wir werden in der Stunde unſeres Todes von den Feinden unſerer Seele verſucht und angefallen.“ Und Davids Worte hinzufügend ſprach ſie: „Hebet euch von mir, die ihr Ungerechtes thut; denn Gott hat die Stimme meiner Klage und mein Gebet gehört. Verlaß mich nicht, o Gott, entferne dich nicht von mir, komm zu meiner Hilfe, du Brunnquell meiner Erlöſung.“

Alle Umſtehenden wunderten ſich über die große Schönheit und Standhaftigkeit der armen Fürſtin. Jetzt näherte ſich der Scharfrichter und verrichtete ſein Amt, nach Landesſitte, ſchnell genug. Dann nahm er das abgeſchnittene Haupt in die Hand und ſagte laut: „Dies iſt der Kopf der Marie Stuart.“ Der Leib ward mit ſchwarzem Tuche bedeckt, der Kopf daneben gelegt und beides nachher in das Schlafgemach der Königin zurückgebracht.

(Friedrich v. Raumer, „Briefe aus Paris“.

Chateauneuf [franz. Geſandter in England] an Heinrich III., den 13. Mai 1587:

„Ich wollte gar nicht über die Königin von Schottland ſprechen, aber die Königin Eliſabeth ergriff mich bei der Hand, führte mich in einen Winkel des Zimmers und ſagte: ‚Seitdem ich Sie nicht geſehen habe, iſt mir der größte Verdruß und das größte Unglück meines ganzen Lebens widerfahren, nämlich der Tod meiner Muhme.‘ Sie ſchwur bei Gott und mit vielen Eiden, daß ſie daran unſchuldig ſei. Zwar ſei der Auftrag von ihr unterzeichnet worden, aber nur um ihre Unterthanen zu beſchwichtigen, und aus gleichem Grunde habe ſie den Verwendungen der franzöſiſchen und ſchottiſchen Geſandten widerſprochen. ‚In Wahrheit aber,‘ fuhr ſie fort, ‚hegte ich nie die Abſicht, ſie hinrichten zu laſſen. Nur wenn ein fremdes Heer in England gelandet oder ein großer Aufſtand für Marie ausgebrochen wäre, in ſolchem Fall, geſtehe ich, hätte ich ſie vielleicht ſterben laſſen; aber niemals auf eine andere Weiſe. Meine Räte, unter andern vier, die hier gegenwärtig ſind, haben mir einen Streich geſpielt, über den ich mich nicht beruhigen kann. So wahr Gott lebt, dienten ſie mir nicht bereits ſo lange, thaten ſie es nicht in der Ueberzeugung, es gereiche zum Wohl ihres Vaterlandes und ihrer Königin, ich hätte ihnen die Köpfe abſchlagen laſſen! Glauben Sie nicht, daß ich ſo boshaft bin, die Schuld auf einen kleinen Schreiber wälzen zu wollen, wenn dem nicht ſo wäre; aber dieſer Tod wird mir aus vielen Gründen mein ganzes Leben lang das Herz bedrücken.‘“

(Friedrich von Raumer, „Briefe aus Paris“)

Karl I. Am Sonnabend den 20. Januar 1649 nahm dieſer denkwürdige Prozeß ſeinen Anfang. Das Unterhaus hatte angeordnet, daß 135 Perſonen den Gerichtshof bilden ſollten, und dieſe wurden aus dem Hauſe ſelbſt, aus den Offizieren der Armee, aus den Rechtsgelehrten und aus den Bürgern genommen. John Bradſhaw, Sergeant-at-law [d. i. ein Advokat], wurde zum Präſidenten gewählt. Der Ort der Gerichtsſitzung war Weſtminſter-Hall. Am oberen Ende des Saales ſaß, auf einem rotſamtnen Stuhl, der Präſident, ſeinen Hut (der zum Schutz mit einer eiſernen Einlage verſehen war) auf dem Kopfe; die übrigen Teilnehmer an der Gerichtsſitzung ſaßen auf Seitenbänken und hatten ebenfalls ihre Hüte auf. Der Sitz des Königs war mit Sammet bedeckt, gleich dem des Präſidenten, und befand ſich demſelben gegenüber. Der König wurde von St. James nach Whitehall gebracht und von Whitehall zu Waſſer nach dem Ort ſeines Verhörs.

Als er eintrat, maß er ſicheren Blickes die Richter, dann die große Anzahl der Zuſchauer und ſetzte ſich; aber ſogleich ſtand er wieder auf und ſah ſich noch einmal um. Als die Anklageakte „gegen Karl Stuart, wegen Hochverrats“, verleſen war, lächelte der König mehrere Male und beſtritt die Rechtsgiltigkeit des Gerichtshofes, indem er ſagte, daß es ohne Oberhaus kein Parlament geben könne und daß er kein Haus der Lords hier ſehe. Ebenſo, daß die Perſon des Königs dazu gehöre, daß er aber keinen König auf des Königs rechtmäßigem Platze ſehe. Bradſhaw erwiederte darauf, daß dem Gerichtshof ſeine eigene Rechtsgiltigkeit genug ſei, und daß ſeine Gewalt die Gewalt Gottes und des Königreiches wäre. Darauf vertagte er die Gerichtsſitzung auf den nächſten Montag. An dieſem Tage wurde das Verhör wieder aufgenommen, und es dauerte die ganze Woche. Als der Sonnabend kam, und der König nach ſeinem Platz in den Saal gieng, riefen mehrere Soldaten und andere nach „Gerechtigkeit“ und Vollſtreckung des Urteils. An jenem Tage trug auch Bradſhaw, gleich einem erzürnten Sultan, ein rotes Kleid ſtatt des ſchwarzen, das er ſonſt immer zu tragen pflegte. Der König wurde an demſelben Tage zum Tode verurteilt. Als er hinausging, war alles ſtill, nur ein Soldat ſagte: „Gott ſegne euch, Sir!“ Dafür ſchlug ihn ſein Offizier. Der König, der dies ſah, ſagte, daß er die Strafe doch zu hart für das Vergehen halte. Eines Tages, während des Verhörs, war der ſilberne Knopf ſeines Spazierſtockes abgefallen, als er ſich darauf lehnte. Dieſer Zufall ſchien ihn damals zu verwirren, als wenn er darin eine Vorbedeutung gefunden hätte, daß auch ſein Haupt fallen würde; jetzt aber, wo alles vorüber war, ließ er alles über ſich ergehen.

Als er nach Whitehall zurückgebracht worden war, ſchickte er nach dem Unterhauſe und ließ demſelben ſagen, er wünſche, da die Zeit ſeiner Hinrichtung wohl nahe ſei, daß man ihm erlauben möge, ſeine geliebten Kinder zu ſehen. Dies wurde bewilligt. Am Montag wurde er wieder nach St. James geführt, und ſeine beiden Kinder, die damals in England waren, die 13jährige Prinzeſſin Eliſabeth und der 9jährige Herzog von Glouceſter, wurden von Sion-Houſe in der Nähe von Brentford zu ihm gebracht, um von ihm Abſchied zu nehmen. Es war eine traurige und rührende Szene, als er die armen Kinder küßte und liebkoſte; der Prinzeſſin ſchenkte er ein kleines Andenken, welches in zwei diamantenen Siegelringen beſtand, und er gab beiden viel zärtliche Aufträge an ihre Mutter mit (welche dieſelben wenig verdiente, denn ſie hatte ſchon einen Liebhaber, den ſie bald darauf heiratete) und erzählte ihnen, daß er „für die Geſetze und Freiheiten des Landes“ ſterbe. Wie man darüber auch denken mag, ſo viel glaube ich ſagen zu können, daß der König ſeinerſeits die Ueberzeugung hatte.

Abgeſandte von Holland erſchienen an jenem Tage, um für den unglücklichen König Fürſprache einzulegen, und wer möchte nicht wünſchen, daß das Parlament ſeines Lebens geſchont hätte; aber ſie erhielten keine Antwort. Schottiſche Kommiſſäre legten ſich ebenfalls ins Mittel; auch der Prinz von Wales that es durch einen Brief, worin er ſich erbot, als der nächſte Thronerbe Bedingungen vom Parlament anzunehmen; ebenſo ging von der Königin ein Brief ein, in welchem ſie für ihren Gemahl ſich verwendete. Trotz alledem wurde der Befehl zur Hinrichtung noch an demſelben Tage unterzeichnet. Man erzählt, daß, als Cromwell mit der Feder in der Hand an den Tiſch ging, um ſeine Unterſchrift darunter zu ſetzen, er mit ſeiner Feder einem der Kommiſſäre über das Geſicht fuhr und dasſelbe mit Tinte befleckte. Der Kommiſſär hatte ſeinen eigenen Namen nicht unterzeichnet, und die Ueberlieferung fügt hinzu, daß, als die Reihe an ihn kam, dies zu thun, er auch Cromwells Geſicht auf dieſelbe Weiſe beſchmutzte.

Der König ſchlief gut, ungeſtört durch den Gedanken, daß dies ſeine letzte Nacht auf Erden ſei, ſtand am 30. Januar zwei Stunden vor Tagesanbruch auf und kleidete ſich ſehr ſorgfältig. Er legte zwei Hemden an, um nicht vor Kälte zu zittern, und ordnete ſein Haar mit vieler Aufmerkſamkeit. Der Befehl war drei Offizieren der Armee übergeben worden, dem Oberſt Hacker, dem Oberſt Hunks und dem Oberſt Phayer. Um 10 Uhr kam der erſte derſelben an die Thür und ſagte, daß es Zeit ſei, nach Whitehall zu gehen. Der König, der immer ein tüchtiger Fußgänger geweſen war, ging mit ſeiner gewöhnlichen Eilfertigkeit durch den Park und rief der Wache, wie er es gewohnt war, das Kommando zu: „Marſch vorwärts!“

Als er nach Whitehall kam, wurde er in ſein eigenes Schlafzimmer geführt, wo ein Frühſtück aufgetragen war. Da er das Abendmahl genommen hatte, wollte er nichts mehr genießen; aber ungefähr um die Zeit, als die Glocken den Mittag verkündigten (denn er mußte warten, da das Schaffot nicht fertig war), befolgte er den Rat des guten Biſchofs Juxon, der bei ihm war und ihn aufforderte, ein wenig Brot zu eſſen und ein Glas Claret zu trinken. Bald nachdem er dieſe Erfriſchung zu ſich genommen, trat Oberſt Hacker in das Zimmer, den Befehl in der Hand, und forderte „Karl Stuart“ auf, ihm zu folgen.

Darauf ging der gefallene König durch die lange Gallerie des Palaſtes von Whitehall, die er in anderen Zeiten oft hell und heiter, fröhlich und voll Menſchen geſehen hatte; ſo ſchritt er bis an das Mittelfenſter des Banketthauſes, durch welches er auf das ſchwarz behangene Schaffot heraustrat. Er ſchaute auf die beiden Henker, die ſchwarz gekleidet und verlarvt waren; auf die Reihen der Soldaten zu Pferde und zu Fuß, die alle ſtillſchweigend nach ihm hinblickten; er ſah auf die unendliche Menge der Zuſchauer, die den Raum anfüllten, ſo weit das Auge reichte, und die alle ihre Geſichter ihm zugewandt hatten; er ſah auf ſeinen alten Palaſt von St. James und dann auf den Block. Er ſchien etwas beunruhigt darüber zu ſein, daß dieſer ſo niedrig wäre, und fragte, „ob kein höherer Platz da ſei“. Darauf ſagte er zu denen, die bei ihm auf dem Schaffot ſtanden: „das Parlament, und nicht er, habe den Krieg angefangen; aber er hoffe, daß dasſelbe auch unſchuldig ſein möchte, da ſchlechte Werkzeuge ſich zwiſchen ihnen eingeſchlichen hätten.“ „In einer Hinſicht,“ ſagte er, „leide er gerecht, und zwar, weil er erlaubt habe, daß ein ungerechtes Todesurteil an einem anderen vollzogen worden ſei.“ Damit meinte er den Grafen von Strafford.

Er fürchtete ſich nicht im geringſten vor dem Tode; aber er wünſchte leicht zu ſterben. Als jemand das Beil berührte, während er ſprach, brach er ab und rief: „Nehmt euch vor dem Beil in acht! nehmt euch vor dem Beil in acht!“ Und zum Oberſt Hacker ſagte er: „Sorgt dafür, daß man mich nicht martert.“ Und zum Henker gewendet, bemerkte er: „Ich werde nur ſehr kurze Gebete ſprechen und dann meine Hände ausſtrecken — als Zeichen zur Führung des Streiches.“

Er nahm ſein Haar in die Höhe, bedeckte es mit einer weißen Atlaskappe, die der Biſchof getragen hatte, und ſprach dann: „Ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott für mich.“ Der Biſchof tröſtete den König und ſagte ihm, daß er nur noch eine Station in dieſer traurigen Welt zu reiſen habe, und daß ſie, obgleich ſtürmiſch und unangenehm, nur kurz ſei und ihn einen großen Weg vorwärts brächte — den ganzen Weg von der Erde zum Himmel. Des Königs letztes Wort, als er ſeinen Mantel und den St. Georgsorden — die Auszeichnung, die er auf der Bruſt trug — an den Biſchof gab, war: „Gedenket mein!“ Er kniete darauf nieder, legte ſein Haupt auf den Block, ſtreckte ſeine Hände aus, und in demſelben Augenblick fiel der tötliche Streich. Ein ſeufzendes Gemurmel durchlief die ganze Menge; die Soldaten aber, die in Reih' und Glied unbeweglich wie Statuen auf ihren Pferden geſeſſen hatten, waren plötzlich alle in Bewegung und ſäuberten die Straßen.

Charles Dickens (1812—70), „Geſchichte von England“.

[Bericht des franz. Geſandten Brignon, 11. Febr. [21. Febr.] 1649.]

Vorgeſtern, den 9. Februar, ein wenig vor 2 Uhr, trat der König aus einem Fenſter des großen Saales von Whitehall heraus auf das ſchwarz überzogene Blutgerüſt, begleitet von der Wache und zwei oder drei Edelleuten, die ihn ſeit ſeiner Gefangenſchaft bedient haben. Nachdem er ſehr wenig zu den Perſonen auf dem Blutgerüſte geſprochen hatte, bereitete er ſich vor und ſchien vorſätzlich nichts zu thun, was den Glauben erzeugen kann, er habe ſeinen Tod verzögern wollen. Aber in weniger als einer Viertelſtunde war dieſe traurige Feierlichkeit vorüber, und man ſah das Lebensende eines Fürſten, der eines beſſeren Glückes und gehorſamerer Unterthanen würdig war. Alle Umſtehenden bewunderten ſeine Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit. Er ſah alle Vorbereitungen zu einer ſo ſchrecklichen Handlung mit Ruhe, ſprach ſtets mit derſelben Unbefangenheit, entkleidete und legte ſich ſelbſt zur Erde nieder und erlitt die ärgſte Gewalt, die jemals vorgekommen iſt, mit einer beiſpielloſen Hingebung.

Der Biſchof von London, welcher ihm beiſtand, iſt von ihm außerordentlich erbaut und ſagt, ſein Tod habe nicht chriſtlicher ſein können. Auf deſſen Frage erklärte der König, er ſterbe im proteſtantiſchen Glauben. Sein Leichnam befindet ſich noch in Whitehall, und man ſagt, das Parlament wolle ihn mit denſelben Ehren und Feierlichkeiten wie ſeine Vorgänger begraben laſſen.

Die gerühmte Beſſerung des Staats iſt nichts als ein Umſturz, und das Heer übt in einem Tage mehr Tyrannei, als dem Könige während ſeines ganzen Lebens bei dem höchſten Anſehen möglich geweſen wäre. Auch hebt man in einem Monate mehr Steuern und Abgaben, als jener in mehreren Jahren ſelbſt mit Einſchluß derjenigen Auflagen erhob, welche den Vorwand zum Aufruhr gegeben haben.

Friedr. v. Raumer (1781—1873), deutſch. Geſchichtſchreiber, „Briefe aus Paris“.

Eigenart der Franzoſen.

Strabo, ein griechiſcher Gelehrter (geb. ums Jahr 66 v. Chr.), welcher eine Erdbeſchreibung verfaßte, ſchildert die Gallier in folgender Weiſe:

„Der ganze Volksſtamm iſt kriegeriſch und mutig und ſchnell zum Kampfe, ſonſt aber aufrichtig und nicht bösartig. Zum Zorne gereizt, gehen ſie deshalb ſcharenweis in den Kampf und zwar offen und ohne Umſicht, ſo daß ſie für diejenigen, welche ſie überliſten wollen, leicht beſiegbar werden. Bei ihrer Geradheit und Leidenſchaftlichkeit findet ſich aber viel Unverſtand, Prahlerei und Putzſucht; denn ſie tragen viel Gold, nämlich um den Hals Ketten, um die Arme und Handgelenke Armbänder, und die Angeſehenen haben gefärbte und goldgeſtickte Kleider. Auch das wird allgemein behauptet, daß alle Kelten vergnügungsliebend ſind.“

Der römiſche Geſchichtſchreiber und Feldherr Cäſar ſagt von ihnen:

„Wie die Gallier ſtets bereit und geneigt ſind, Kriege zu beginnen, ſo weichlich und durchaus unwiderſtandsfähig ſind ſie im Ertragen von Unglück. Sie ſind leicht zu Entſchlüſſen zu bewegen und trachten meiſt nach neuen Dingen; denn es iſt eine galliſche Sitte, daß ſie ſowohl Reiſende, ſelbſt gegen deren Willen, anhalten und ſie über alles ausfragen, was ſie gehört oder erfahren haben, als daß das Volk Kaufleute in Städten umringt und ſie zwingt, zu ſagen, aus welchen Gegenden ſie kommen und was ſie dort erfahren hätten. Dadurch und durch Hörenſagen laſſen ſie ſich oft verleiten, über die wichtigſten Dinge Beſchlüſſe zu faſſen, die ſie ſofort wieder bereuen müſſen, da ſie auf unſichere Gerüchte bauen, und die meiſten ihnen nach ihrem Gutdünken erdichtetes Zeug antworten.“

Colbert (1619—83) auf ſeinem Totenbette:

„Wenn ich für Gott gethan hätte, was für den König, ſo wäre ich meiner Seligkeit ſicher.“

Frau von **Sévigné** (1626—96):

„Gut und Leben achten die Franzoſen für nichts, wenn es gilt, dem Könige zu gefallen. Wir wären große Heilige, wenn wir Gott ſo dienten.“

Leibnitz (1646—1716):

„Es iſt gewiß, daß keiner Nation mehr als der franzöſiſchen das Herz im Leibe lacht, wenn ihr König mit Ehren genannt wird. Die abſolute Regierungsgewalt, welche andere haſſen, gönnen ſie ihrem König freudig und erhöhen ſie noch, wenn möglich. Der Grund dieſes verſchiedenen Verhaltens iſt, daß das franzöſiſche Volk von Natur ein höfiſches iſt, durch körperliche und geiſtige Beweglichkeit auf Glanz und gefällige Sitte angelegt, für Beredſamkeit eingerichtet und durch ſie leicht zu gewinnen; ein ſolches Volk aber iſt monarchiſch.“

Karl Ritter (1779—1859), hervorragender deutſcher Forſcher im Gebiete der Erdkunde, ſchreibt aus Paris (1845):

„Ich wohnte mehreren der Vorleſungen des Monſieur Guignaud bei, der an der Sorbonne die Profeſſur der Geographie hat, um mich zu überzeugen, daß er ein ſehr gelehrter Mann iſt, aber von Geographie ſehr wenig verſteht. Dennoch wurde er bei jedem Auftreten auf ſeinem Katheder vorläufig von ſeinen Zuhörern beklatſcht, und derſelbe Applaus wurde ihm nach gehaltenen allerdings geiſtreichen Deklamationen zu teil. Er vertraute mir, daß er ſich mit einer Bearbeitung meines „Aſiens“ für die Franzoſen beſchäftige — ohe! das wird was Schönes werden! Meine 10 dicken Bände erregten überall Bewunderung, ich fand ſie in der Bibliothèque royale und an anderen Orten, aber überall noch verklebt und ungeleſen; denn überall ſprach man davon wie der Blinde von der Farbe.

Es beſtehen ſehr viele Privatvereine in Paris für alle möglichen politiſchen, ſittlichen, erziehlichen, litterariſchen, allgemein nützlichen u. ſ. w. Zwecke — einer auch, oder vielmehr viele für die arbeitenden Klaſſen, um unter dieſen den Geſang auszubreiten und durch dieſen gewiſſe allgemeine Ideen und Gefühle einzutrichtern, die auf anderem Wege dem Volke viel ſchwerer beizubringen ſein würden. Dazu beſtehen freie Singſchulen, in denen alle untern Volksklaſſen Zutritt haben. Solchen Singvereinen der Pariſer Arbeiter (mit von Natur mehr kreiſchenden und trockenen, als melodiſchen Stimmorganen) wohnte ich an ein paar Abenden bei. Damit ſind auch große Volksſchulen für Kinder verbunden, Mädchen und Knaben, auf Koſten von Privaten in großartigſtem Stil betrieben, in denen man ſich freut, die Ergebniſſe der Peſtalozzi'ſchen Methode, des Bell-Lancaſter'ſchen gegenſeitigen Unterrichts, der Takt-, Rhythmus- und Singlehren vereint angewendet zu finden. Aber alles dergleichen muß in Paris ſeine großen theatraliſchen Ausſtellungen haben; eine ſolche war am 25. Mai im Stadthaus von Paris, wo einige tauſend Zuhörer verſammelt, die Reden des Präſidenten, der Beamten ꝛc. mit dazwiſchen fallenden Singchören der über 1000 verſammelten Schüler und Schülerinnen anzuhören, ſich klatſchend vereinten und dadurch die Begeiſterung der ſingenden Jugend auf das höchſte ſtachelten. Auch die Redner überboten ſich faſt in ihren Ueberſpanntheiten und Gebärden, um den patriotiſchen und liberalen Ideen, die ſie für das Beſte des heranwachſenden Geſchlechtes ausgoſſen, den größten Nachdruck zu geben und gewiß auch noch viele der Anweſenden zu Beiſteuern reizten. Die Aufgabe ihres Vereins verdichtete der Redner in die drei Worte: généraliser [verallgemeinern], moraliser [verſittlichen], nationaliser [nationaliſieren]. Von Religion war nur inſofern die Rede, als die wildeſten und ſchärfſten Ausfälle gegen die Klöſter und die Geiſtlichkeit dabei vorkamen, ſo daß einer der feurigen Anhänger dieſer Partei, der, an eine Säule der Halle gelehnt, mir gegenüber, wo ich ihn ſehen konnte, voll Ingrimm dieſen Ausbrüchen der Gegner zugehört hatte — endlich laut in die Worte ausbrach: „Das iſt nicht wahr!“ und es ſofort für geraten hielt, ſich ſogleich der glänzenden patriotiſchen, liberalen Verſammlung zu entziehen, die ſich in ihrem Fortgang nicht irren ließ und das Feſt mit Ausführung 4-chöriger Kriegsgeſänge (nicht die Marſeillaiſe, aber doch ihr an Inhalt ſehr verwandte Geſänge in Beziehung auf die Unternehmungen der Fremden, der Engländer, Deutſchen und anderer Feinde) beſchloß, die mit hinreißender Begeiſterung geſungen und vom Publikum durch ſtäten Zuruf von bis! bis! gefordert, oft genug wiederholt wurden. Das Anziehendſte war die Verherrlichung und Anerkennung des elementaren Schullehrerſtandes und die Verteilung von Preiſen und Ehrenmedaillen an die verdienteſten Männer dieſer Art in den Schulen von Paris und ihre Aufzählung und Veröffentlichung in allen Departements von ganz Frankreich. Des lieben Gottes wurde indes bei dieſem ganzen Feſte weder mit einem Gebet, noch einer Hymne oder ſonſt gedacht, ſondern alles rein und allein den vortrefflichen franzöſiſchen Menſchen zugeſchrieben, ſowie keine Hindeutung auf die Begründer des verbeſſerten Volksſchulweſens zu bemerken war, ſondern alles nur im Schoße der grande nation ſich entwickelt zu haben ſchien.“

Anläßlich einer Lobrede auf den Geſchichtſchreiber Sismondi, welche Ritter gehört hatte, ſagt dieſer:

„Da ich Sismondi in Genf zu meiner Zeit ziemlich genau kannte, ſo konnte ich wohl das überall übertriebene Lob beurteilen und einſehen, daß es hier mehr auf Effekt für die Damen und Herren, als auf Wahrheit und Belehrung für Geſchichte abgeſehen war. Dies iſt die große ſchwache Seite der ganzen Nation, bei vielem ſo Vortrefflichen ſich im fein gewebten Netz der Eitelkeit gegenſeitig zu ſchmeicheln und zu fangen, und in dem Geſpräch oder der Rede jeder Art auf das geſpannteſte aufzuregen und zu begeiſtern, was immer aus dem rechten Geleis herausführt und ſelbſt die edelſte Richtung zum Zerrbild herabwürdigt — ſo hier, ſo in der Abgeordnetenkammer auf der Rednerbühne, ſo auf der Bühne im Theater, ſo in allen öffentlichen Sitzungen ꝛc. Da wo die Verſammlungen klein ſind oder nur wenige beiſammen und keine Redekünſtelei am Platze ſein würde, da iſt man einfach, ernſt, wahr und ſehr oft geiſtreich, voll Eleganz und von großer Gewandtheit, die uns noch faſt gänzlich fehlt.“

F. Graf Eckbrecht Dürckheim ſagt in ſeinen „Erinnerungen“:

„Ich habe [als Inſpektor des Telegraphenweſens] Frankreich in ſeinen kleinſten Winkeln beſucht; kein Städtchen, beinahe kein Dorf blieb mir unbekannt. Frankreich vom Fels zum Meere, wahrhaftig ein ſchöner großer Fleck Erde! Mit allen Erzeugniſſen der verſchiedenſten Zonen geſegnet, durch den Fleiß und die umſichtige Rührigkeit ſeiner ſparſamen Bevölkerung, welche die Schätze unter und über dem Boden mit unendlicher Emſigkeit auszubeuten weiß, bevorzugt, wäre Frankreich das glücklichſte und reichſte Land der 5 Weltteile zu nennen, wenn der Fluch, der allen romaniſchen Reichen anhaftet, nicht auch an dieſes, das anziehendſte, ſein auflöſendes Gift verſchwendet hätte. Dieſer Fluch iſt in erſter Reihe der grenzenloſe Uebermut, der den reichen Mann zu Falle bringt, während der arme, weniger begünſtigte in beſcheidener Genügſamkeit ſein Leben ruhig dahinbringt.

Der Grönländer kämpft ums elende Daſein mit allen Schrecken einer ſtiefmütterlichen Natur; er hat keine Zeit zum Verſchwören: der Franzoſe kämpft nicht ums Daſein, er kämpft beſtändig, um reicher, immer reicher und dabei auch immer angeſehener und mächtiger zu werden. Es giebt kein Land auf der Erde, wo dieſer Drang nach Einfluß, Ehre und Macht ſo tief bis in die kleinſten Seelen gedrungen iſt, wie in Frankreich. Der letzte ſtumpfſinnige Bauer, der kleinſte Krämer in den Städten iſt ein Ehrgeiziger, eine wichtige Perſon in des Wortes weiteſter Bedeutung. Jeder glaubt, die angeerbten Eigenſchaften und das Talent, zu regieren, mit auf die Welt gebracht zu haben; er bezieht alles: Gemeindegut, Verwaltung, Politik, Regierung, alles auf ſeine eigene kleine Perſon. Daher eine grenzenloſe Selbſtſucht und eine allgemeine Beſchränktheit, die für öffentliches Wohl oder Wehe keinen Gedanken, kein Gefühl mehr haben!

Aus dieſen Grundſtoffen bilden ſich die Gambetta’s.

Dabei eine große geiſtige Verarmung in der Provinz. Jeder, bei dem ſich im Hirn zwei Begriffe regen, eilt nach Paris, um dort ſein Glück und das Unglück des Landes zu machen.

In politiſcher Hinſicht das Gefühl, daß keine Regierung dauerhaft ſein kann, in religiöſer Hinſicht kein Glaube mehr, aber eine Formreligion, die keinen göttlichen Gedanken aufkommen läßt: ſo fand ich in den Jahren 1854 bis 1870 das alte Frankreich wieder und wurde oft an die Worte des Dichters gemahnt:

Comment en un plomb vil	Wie, in ein ſchlechtes Blei
L'or pur s'est-il changé?	Hat ſich das reine Gold verwandelt?“

Corſica. — Corſica, dieſer herrliche Smaragd im blauen Mittelmeere, verſöhnt den müden Weltmann wieder mit dem Leben; er verjüngt und ſtärkt ihn durch urwüchſige Kraft und Pracht ſeiner herrlichen Natur. Urwälder oben auf den höchſten Spitzen und auf den Hochebenen von Sartene; Orangen, Limonen, Oliven und Weinreben an dem, neapolitaniſcher Landſchaft ähnlichen Geſtade von Baſtia, einödige, feierliche Hoheit auf dem Rotondo und der gigantiſchen Penna Roſſa, die mit ihrem goldenem Kamme in der Abendröte leuchtet, wie Alpenglühen auf granitenen Altären. Wanderer, wer du auch ſein magſt, wenn du vom Spleen ergriffen biſt, gehe nach Corſica! Steige auf die Höhen empor, ſenke dich dann wieder hinab in die ſchattigen Thäler, in die kühlen Schluchten, dem brauſenden Golofluß entlang, wo dich der Schatten des Helden Sampiero begleiten wird (Sampiero, der größte und tapferſte aller Corſen, kämpfte 30 Jahre lang gegen die Genueſen, die grauſamen Unterdrücker der Inſel; nachdem er Andrea Doria am Golo in einer offenen Schlacht überwunden, fiel er durch Meuchelmörder, von genneſiſchem Gelde gedungen). Oder reite auf den kleinen dämoniſchen Pferdchen durch die gigantiſchen Pinienwälder, belauſche den lauernden Luchs auf dem Stumpfe der alten, vom Blitz gebrochenen Eiche, bürſche den Edelhirſch an in den Schlägen der hohen Wälder, oder überraſche den wilden Steinbock, dem noch zu leben vergönnt iſt auf den Felsgraten des Rotondo und in den unbehauenen Forſten bei Sartene. Beſuche in Corte das Haus des alten Helden Paoli, in Ajaccio auf dem kleinen winzigen Platze die beſcheidene Behauſung des Notars Buonaparte und der kräftigen Matrone Lätitia, deren wunderbare Brut die Welt erobert und beherrſcht hat.

Sieh' dir das alles an, mache das drei Wochen lang mit, wie ich es gethan, und du wirſt geſunden von jeglicher Melancholie!

Ich bin Corſica ewig dankbar für Luſt, Freiheit und frohes Leben, die ich in voller Genüge zweimal da genoſſen habe.

Mit den Corſen bin ich gut ausgekommen, habe bei Tag und bei Nacht, beinahe allein, an ihre gaſtlichen Thüren gepocht und bin ſtets mit unbeſchreiblicher Liebe und Freundlichkeit überall empfangen, bewirtet und verwöhnt worden.

Willſt du, lieber Leſer, dieſelbe gaſtliche Aufnahme bei den Corſen finden, ſo empfehle ich dir dringend drei weſentliche Punkte: Miſche dich nie in ihre Angelegenheiten, ſei vorſichtig im Verkehr mit Frauen und ſchone die grenzenloſe Eigenliebe der Männer — dann kommſt du gut durch und wirſt als Fremder gerne geſehen und freundlich behandelt werden. Willſt du es noch beſſer haben, ſo lobe allenthalben corſiſche Freiheit und corſiſche Tapferkeit.

Einſt machte ich mir den Hauptſpaß, einen jungen Gaſtfreund mit berauſchender Freude zu erfüllen, indem ich ihm ſagte, „ohne die Corſen hätte Napoleon I. nicht eine Schlacht gewonnen." Der Mann hätte mir Haus und Hof geſchenkt, wenn ich noch ein Wort hinzugefügt hätte. Oft iſt die Eitelkeit der Corſen läſtig, ihre ungeheuchelte Vaterlands- und Freiheitsliebe verſöhnt jedoch mit ihren Schwächen.

(F. Graf Eckbrecht Dürckheim, „Erinnerungen".)

Die Corſen, geſchildert von Peter v. Corſika, „de rebus Corsicis", 15. Jahrhundert: „Sie ſind begierig, eine Beleidigung zu rächen, und ſich nicht gerächt zu haben, gilt für ſchimpflich. Wenn ſie denjenigen, welcher gemordet hat, nicht erreichen können, dann ſtrafen ſie einen ſeiner Verwandten. Deshalb legen, ſobald ein Mord geſchehen iſt, alle Verwandte des Mörders augenblicks die Waffen an, um ſich zu verteidigen. Nur Kinder und Weiber werden verſchont. Sie tragen ſpitze Helme, Cerbelleras genannt, andere auch runde; ferner Dolche, vier Ellen lange Speere, deren jeder zweie hat; links ruht das Schwert, rechts der Dolch.

„Im Vaterland ſind ſie uneins, außer dem Vaterlande auf's innigſte verbunden. Ihre Seelen ſind zum Tode bereit. Alle ſind ſie arm und verachten den Handel. Nach Ruhm ſind ſie begierig; Gold und Silber gebrauchen ſie faſt gar nicht. Trunkenheit gilt für ſehr ſchimpflich. Schreiben und Leſen lernen ſie kaum; wenige hören die Redner und die Dichter; in Streitſachen üben ſie ſich aber ſo ſehr, daß wenn es auf einen Streit ankommt man glauben möchte, ſie ſeien alle treffliche Sachwalter. Unter den Corſen ſah ich nie einen Kahlkopf. Die Corſen ſind unter allen Menſchen die gaſtfreieſten. Den Landeshäuptern ſelbſt kocht das Weib die Speiſen. Von Natur ſind ſie ſchweigſam, mehr gemacht zum Handeln als zum Reden. Auch ſind ſie die religiöſeſten Menſchen.

Es iſt Sitte, die Männer von den Weibern zumal bei Tiſche zu trennen. An die Waſſerquellen gehen die Frauen, die Töchter. Denn Dienſtboten haben die Corſen faſt keine. Die corſiſchen Weiber ſind arbeitſam. Man kann ſie ſehen, wenn ſie an die Quellen gehn, auf dem Kopf das Gefäß tragen, das Pferd, wenn ſie eins haben, am Arm nach ſich führen, und die Spindel drehen. Auch ſind ſie ſehr keuſch und ſchlafen nicht lange.

Die Toten beſtatten die Corſen mit Aufwand; denn ſie beerdigen ſie nicht ohne Exequien, ohne Lamento, ohne Lobpreiſung, ohne Trauergeſang, ohne Gebet. Ihre Totenfeier iſt jener der Römer ſehr ähnlich. Einer von den Nachbarn erhebt den Ruf und ruft nach dem nächſten Dorf: „O du, rufe dorthin; denn eben iſt er geſtorben." Dann kommen ſie zuſammen, dorf-, ſtadt-, gemeindeweiſe, je einzeln in langem Zuge, erſt die Männer dann die Weiber. Wenn dieſe ankommen, erheben alle ein Weinen und ein Klagegeſchrei, und das Weib und die Brüder zerreißen die Kleider auf der Bruſt. Die Weiber, von Thränen entſtellt, ſchlagen ſich die Brüſte, zerfleiſchen ihr Geſicht, zerrauſen ſich die Haare. — Alle Corſen ſind frei."

Der corſiſche Brutus. Zwei Grenadiere des franzöſiſchen Regiments Flandern, deſertierten. Sie flohen in die Berge von Alata und hielten ſich dort in den Wildniſſen verborgen, wo ſie das Mitleid und die Gaſtlichkeit der armen Hirten anſprachen.

Heilig iſt das Gaſtrecht. Wer es verletzt iſt nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menſchen gleich dem Kain.

Als es nun Frühling geworden war, jagten Offiziere vom Regiment Flandern in jenen Bergen Alata's. Sie kamen dem Ort nahe, wo die Flüchtlinge ſich verſteckt hielten. Dieſe erblickten die Jäger und duckten ſich hinter einen Felſen, auf daß ſie nicht erkannt und zum Jagdwilde würden. Dort weidete grade ein junger Hirte ſeine Ziegenherde. Der Herr von Nozières, Oberſt des Regiments, trat auf ihn zu und fragte ihn, ob etwa entflohene Grenadiere in den Bergen verſteckt wären. „Ich weiß es nicht," ſagte der junge Hirt und war verlegen. Der Herr v. Nozières ſchöpfte Argwohn. Er drohte dem Hirten mit Gefängnis im Turm von Ajaccio, wenn er nicht die Wahrheit ſage.

Da erſchrack Joſeph, er ſagte nichts, aber zitternd wies er mit der Hand nach dem Orte hin, wo die armen Deſerteure ſich verſteckt hielten. Der Offizier verſtand ihn nicht. „Rede!" ſchrie er ihn an. Joſeph ſagte nichts, er zeigte wieder mit der Hand. Die anderen Offiziere ließen nun die Hunde los und eilten nach der angedeuteten Stelle, vielleicht im Glauben, dort ein Tier zu finden, welches der einfältige Stumme ihnen gewieſen.

Es ſprangen die beiden Grenadiere auf, flohen, wurden eingeholt und feſtgemacht.

Dem Joſeph gab der Herr von Nozières vier blanke goldne Louisd'ors als Anzeigelohn. Wie der junge Hirte die Goldſtücke in der Hand hielt, vergaß er vor kindiſcher Freude Offiziere und Grenadiere und die ganze Welt; denn er hatte niemals blankes Gold geſehn. Er lief in die Hütte ſeines Vaters, und Vater, Mutter und Bruder rief er zuſammen, geberdete ſich unſinnig vor Freude und zeigte ſeinen Schatz.

„Wie haſt du dieſes Gold erworben, mein Sohn Joſeph?" fragte der alte Hirte. Der Sohn erzählte, was geſchehen war. Mit jedem Worte, das er ſprach, wurde das Geſicht ſeines Vaters finſterer; die Brüder entſetzten ſich, und wie Joſeph auserzählt hatte, war er ſelbſt blaß geworden wie der Tod.

Der alte Hirte warf einen ſchrecklichen Blick auf ſeinen zitternden Sohn und ging aus der Hütte. Seine ganze Sippſchaft rief er zuſammen. Wie nun die Sippen gekommen waren, legte er ihnen den Fall vor und gab ihnen auf, über ſeinen Sohn zu urteilen. Denn es ſcheine ihm, er ſei ein Verräter und habe ſeinen ganzen Stamm und das ganze Volk geſchändet.

Das Gericht der Sippen fällte den Spruch, daß Joſeph des Todes ſchuldig ſei. „Wehe mir und meinem Sohne!" rief verzweifelt der Alte. „Wehe meinem Weibe, daß ſie mir den Judas gebar!" — Die Sippen gingen zu Joſeph. Sie nahmen ihn und führten ihn an die Stadtmauer von Ajaccio, an einen einſamen Ort. — „Wartet hier," ſagte der alte Hirte; „denn ich gehe zu dem Kommandanten. Ich will ihn um das Leben der beiden Grenadiere bitten. Ihr Leben ſei auch meines Sohnes Leben." — Der Alte ging zu dem Herrn von Nozières. Er warf ſich vor ihm auf die Kniee und bat um die Begnadigung der beiden Soldaten. Der Offizier ſtaunte über des Hirten Mitgefühl, der um zwei fremde Soldaten ſo bitterlich weinte. Aber er ſagte ihm, daß Deſerteure des Todes ſchuldig ſeien; denn ſo wolle es das Geſetz. Der Alte ging ſeufzend hinweg. — Er kam zurück, wo die Sippen mit dem armen Joſeph ſtanden. „Es war umſonſt," ſagte er. „Mein Sohn Joſeph, du mußt ſterben, ſtirb wie ein braver Mann, und lebe wol!" — Der arme Joſeph weinte, dann wurde er ſtill und gefaßt. Ein Prieſter empfing ſeine Beichte und gab ihm ſeinen himmliſchen Troſt. Als man die beiden armen Deſerteure mit Spießruten zu Tode ſchlug, da ſtellte ſich auch der arme Joſeph ruhig an die Mauer. Die Sippen zielten gut, und er fiel. — Nun nahm ſein alter Vater, bitterlich weinend, die vier blanken Louisd'ors, gab ſie dem Prieſter und ſagte: „Gehet zu dem Kommandanten und ſagt ihm: Herr, hier habt ihr den Judaslohn zurück. Wir haben den gerichtet, welcher ihn aus eurer Hand empfing."

Heilig iſt das Gaſtrecht. Wer es verletzt, iſt nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menſchen gleich dem Kain.

(Ferdinand Gregorovius, „Corſika.")

Aufhebung der Standesvorrechte durch die franzöſiſche Nationalverſammlung im Jahre 1789. — „Ich habe kein Auge zuthun können; und ich bin wieder aufgeſtanden, um mich durch Schreiben bei offenem Fenſter erſt noch ein wenig abzukühlen, und dann einen zweiten Verſuch zu machen, der vielleicht glücklicher ausfallen wird. Sehen Sie, lieber T., ſo kommen Sie noch zu einer Nachſchrift, worin ich Ihnen von einem Freudentaumel Nachricht geben will, welcher den 5. Auguſt ganz Paris ergriff und jetzt vermutlich ſchon durchs ganze Königreich verbreitet iſt. Gebe nur der Himmel, daß dies ohne die gewöhnlichen traurigen Folgen geſchehen möge, welche jede Trunkenheit, im moraliſchen wie im phyſiſchen Sinne, nach ſich zu ziehen pflegt!

Die Urſache dieſes allgemeinen Freudentaumels hat ſich in der Nacht vom 4. zum 5. in der Nationalverſammlung zu Verſailles ereignet; und dieſe Nacht iſt dadurch, was auch immer für Folgen daraus entſtehen mögen, für die franzöſiſche Revolution, und faſt möchte ich ſagen für die Menſchheit, eine der merkwürdigſten unter allen Nächten geworden, welche in der neuern Geſchichte ausgezeichnet zu werden verdienen. Es war ein Wettſtreit zwiſchen Großmut und Großmut, zwiſchen Patriotismus und Patriotismus; welche erhabene Tugenden die Gemüter der Stellvertreter des Volks auf einmal, und ohne daß ſie darauf vorbereitet waren, wie durch einen elektriſchen Funken, zum höchſten Enthuſiasmus entzündeten. Die Folge davon war, daß die ganze Verſammlung, wie von einem unwiderſtehlichen Zauber fortgeriſſen, alle Bedenklichkeiten, alle Rückſichten, die doch vielleicht nicht unzeitig geweſen wären, ja ſich ſelbſt und ihr eigenes perſönliches Intereſſe gänzlich aus dem Auge verlor, und einſtimmig und unter lauten Zurufungen der Nation und der Menſchheit die unerhörteſten Opfer mit einer Schnelligkeit brachte, welche die protokollführenden Schreiber nötigte, ihre Federn niederzulegen und das Aufzeichnen der zwanzig großen Beſchlüſſe, welche in dieſer ſtürmiſchen nächtliche Stunde zuſtande kamen, bis auf den folgenden Morgen zu verſchieben. Das ganze alte Gebäude des Lehnſyſtems, mit allen ſeinen glänzenden Vorrechten für die Herrſchaften, mit allen ſeinen drückenden Laſten für die Unterthanen, ward in einigen Minuten von Grund aus umgeſtürzt und zernichtet; der Adel, die Geiſtlichkeit, ja ganze Provinzen thaten Verzicht auf ihre angeerbten Rechte, Freiheiten und Privilegien; alle wollen künftig nur der allgemeinen Rechte eines Bürgers und Franzoſen genießen, und wie jeder andere Bürger und Franzoſe die Staatslaſten tragen helfen und zu den Bedürfniſſen des Staats das Ihre, nach einer völlig gleichmäßigen Verteilung, willig beitragen; kein Amt und keine Ehrenſtelle ſoll künftig mehr für Geld zu haben ſein; jeder Bürger, wes Standes er auch immer ſein mag, ſoll von nun an zu jeder Würde im Staat, ſie ſei bürgerlich oder militäriſch, fähig ſein, ſobald nur ſeine Verdienſte ihn dazu fähig machen werden; dem König endlich, als dem bekannten Urheber von dem allen, ſoll der Ehrentitel eines Wiederherſtellers der franzöſiſchen Freiheit beigelegt werden!!!

Man muß geſtehn, dieſe nächtliche Szene war zu gleicher Zeit eine der größten und ſonderbarſten, eine der ernſteſten und ſpaßhafteſten, eine der rührendſten und luſtigſten, eine der preiswürdigſten und tadelhafteſten, welche auf der Schaubühne dieſes Landes jemals gegeben wurden. Sie war — was man ein hohes, rührendes, weinerlich-komiſches Drama nennen könnte. Die ſämmtlichen Mitglieder der Nationalverſammlung ſchienen von ihrem ehemaligen Nationalcharakter, den ſie bis dahin bei allen ihren Beratſchlagungen und Beſchlüſſen nur in ſeiner neuen Veredelung gezeigt hatten, auf einmal wieder überraſcht zu ſein und fortgeriſſen zu werden. Die aufbrauſende Lebhaftigkeit (l'effervescence) und das dieſer Nation allein eigene, höchſt ſonderbare Gemiſch von Vollkraft (Energie) und Leichtſinn, von Erhabenheit und Flachheit, von Ernſt und Scherz, von Würde und Spaßhaftigkeit — dieſe Hauptzüge in dem ehemaligen franzöſiſchen Nationalcharakter — zeigten ſich wohl nie auffallender und in einem ſtärkern Lichte, als bei dem Kerzenſcheine dieſer merkwürdigen nächtlichen Sitzung. Es war nicht eine, es waren jedesmal hundert und mehr Stimmen, welche zugleich ertönten; man redete nicht, man ſchrie, daß die Wände des Saals erbebten; über keine einzige von den zwanzig großen Motionen, welche in dieſer nächtlichen Stunde, wie unaufhaltbare Impromptü's, mit wunderbarer Schnelligkeit auf einander folgten und einander drängten, ward — wie die ausnehmende Wichtigkeit der Gegenſtände es doch wohl verdient hätte — vorher erſt zu Rate gegangen oder geſtimmt; ſondern ein allgemeiner tumultuariſcher Zuruf machte ſie zu unwiderruflichen Beſchlüſſen in dem nämlichen Augenblicke, da ſie vorgetragen wurden. Man ſah die Mitglieder der Verſammlung aus allen drei Ständen, im höchſten Enthuſiasmus, wie Brüder eines Hauſes, welche das Liebſte, was ſie haben, zu kindlichen Geſchenken für ihre gute Mutter an einem feſtlichen Freudentage zuſammenlegen, ſich gerührt einander die Hände drücken; man ſah ſüße Freudenthränen in glühenden Augen funkeln; und in dem nämlichen Augenblicke oder einen Augenblick nachher hörte man das ganze Haus von einem übermäßigen lauten Gelächter über ein witziges Wort ertönen. Welche Szene!

Als die Nachricht von dieſem merkwürdigen Auftritt, wodurch die ganze franzöſiſche Verfaſſung von Grund aus umgekehrt ward, ſich den folgenden Tag in Paris verbreitete, ſchien der nämliche patriotiſche Taumel, der die Nacht über in der Nationalverſammlung geherrſcht hatte, ſich der ganzen Stadt mitzuteilen. Das Palais royal war gegen Abend mit unzähligen Menſchen angefüllt, welche Kopf an Kopf in unüberſehbaren, dicht in einander geſchobenen Haufen ſtanden und die Luft mit brauſendem Geräuſch erfüllten; auf allen großen Straßen und öffentlichen Plätzen bildeten ſich ähnliche Gruppen von exaltierten Menſchen, welche einander Glück wünſchten und die Stellvertreter des Volks, als eben ſo viel Väter des Vaterlandes, mit lauten Lobpreiſungen bis an den Himmel erhoben. Es ſchien, als wäre man erſt heute frei geworden. Jeder wollte das Uebermaß der Freude, welche ſein Herz nicht zu faſſen vermochte, über ſeine Mitbürger ergießen. Entzückte und liebevolle Brüderlichkeit — wenn es erlaubt iſt für ein ſo neues Schauſpiel ein neues Wort zu prägen — ſchien die einzige herrſchende Empfindung durch die ganze unermeßliche Stadt zu ſein. Der Bürger fiel dem Soldaten des Vaterlandes, dieſer jenem, wo ſie ſich begegneten, in die Arme und teilten, an einander hangend, ſich gegenſeitig die Fülle ihrer neuen Glückſeligkeit mit. Welch ein Schauſpiel für den teilnehmenden Menſchenfreund!

Nur die geſetzten, kalten und über den gegenwärtigen Augenblick in die Zukunft hinausblickenden Männer dieſes Volks, ſchütteln bedenklich den Kopf und können es nicht über ſich erhalten, in den allgemeinen Jubel einzuſtimmen. Sie bedauern, daß die Nationalverſammlung bei einer ſo äußerſt wichtigen Gelegenheit ſich über die Regeln und Formen, woran doch billig jede große Verſammlung, die ſich keiner Uebereilungen ſchuldig machen will, alle ihre wichtigen Beratſchlagungen und Beſchlüſſe ohne Ausnahme binden ſollte, weggeſetzt habe; ſie mißbilligen, daß man zu einer ſo überaus wichtigen Verhandlung, ſtatt der dazu unbequemen nächtlichen Zeit, nicht lieber die Stunden der größten Nüchternheit an einem guten Vormittage gewählt habe; ſie tadeln laut die Schnelligkeit und die tumultuariſche Art, mit der man dabei verfuhr, ſo wie die dabei vorgefallenen unaufhörlichen Zurufungen, welche jede überlegte Verfahrungsart ſchon an ſich phyſiſch unmöglich machten. „Wie?“ ſagen dieſe Männer, „ſollen die wichtigſten Geſchäfte denn bei uns immer noch mit jenem kindiſchen Leichtſinn behandelt werden, der uns, bevor wir eine wirkliche Nation waren, charakteriſierte? Sollen witzige Einfälle und luſtige Worte denn bei uns immer über die ernſthafteſten Angelegenheiten entſcheiden, immer die Stelle der Gründe vertreten? Müſſen wir ſogar das Klügſte, was wir thun, immer noch auf eine närriſche Art errichten; und ſoll unſere Vernunft durch irgend einen unzerreißbaren Faden an der Folgewidrigkeit (Inconsequence) immer und ewig hängen bleiben?“ Man beſorgt, und, wie es ſcheint, mit Recht, daß ſich bei der Ausführung jener Beſchlüſſe Schwierigkeiten hervorthun werden, die in jener Nacht der patriotiſchen Trunkenheit keinem der Stellvertreter der Nation in den Sinn gekommen waren. Man zittert, und ich glaube, nicht ohne Grund, vor der anſteckenden Mitteilung jener Trunkenheit durch die Provinzen und vor den ſchrecklichen Ausſchweifungen jeder Art, welche die Folge davon ſein können. Und wenn nun, ſagt man, das Volk, das gute edle Volk, welches bis jetzt, mitten in dem Zuſtande einer gänzlichen Anarchie, ſich ſo ruhig, ſo brav und regelmäßig betrug, erſt zu taumeln beginnen wird; wenn es, verblendet durch ein Mißverſtändnis, welches in dieſer Sphäre ſo leicht ſtattfinden kann, ſich nun auf einmal für befreit von allen ſeinen bisherigen Abgaben, ja vielleicht gar für losgeſprochen von aller geſetzmäßigen Ordnung halten, und für die bisherige Bedrückung, worunter es ſeufzte, ſich durch Rauben, Plündern und Gewaltthätigkeiten gegen ſeine tauſend Tirannen ſchadlos zu halten anfangen wird: wo iſt dann bei unſerm dermaligen aufgelöſten Zuſtande, die ausübende Gewalt, die es zur Ordnung zurückführen, die es zwingen ſoll, ſich die alten Abgaben ſo lange wieder gefallen zu laſſen, bis man die dem Staate und den einzelnen Perſonen dafür gebührende Schadloshaltung zu beſtimmen und einzuführen Zeit und Mittel gefunden haben wird? Wer vermag es, den reißenden Strom, der ſeine Dämme durchbrochen hat, wieder in das alte Bett zurück zu führen und ihm zu gebieten: Zwiſchen dieſen zerriſſenen Dämmen ſollſt du bleiben, bis wir Zeit gewinnen werden, dich durch neue einzuſchränken?

Der einzige Troſt, der dem Patrioten bei dieſer traurigen Perſpektive übrig zu bleiben ſcheint, iſt der: der ausgetretene Strom wird ſich von ſelbſt verlaufen! —

Und nun noch einmal: gute Nacht, mein Lieber!

(Aus einem Briefe von Joach. Heinr. Campe, geſchrieben in Paris am 9. Auguſt 1789.)

* * *

Einteilung der Reichsſtände nach Ständen. Die Reichsſtände von Frankreich waren in drei Stände geteilt, die Geiſtlichkeit, den Adel und den dritten Stand, ſie beratſchlagten ſich abgeſondert, wie drei verſchiedene Nationen, und legten ihre Beſchwerden dem Könige vor, jeder nach ſeinen beſondern Intereſſen, die nach den Umſtänden mehr oder weniger Bezug auf das allgemeine Wohl hatten.

Der dritte Stand faßte beinahe die ganze Nation in ſich, bie beiden andern Stände machten kaum den hundertſten Teil davon aus. Der dritte Stand, der im Lauf der Jahrhunderte an Wichtigkeit bedeutend gewonnen hatte, verlangte im Jahr 1789, daß der Handelsſtand oder die Städte, abgeſondert von der Landſchaft, im dritten Stande ſo viel Vertreter hätte, daß die Zahl der Repräſentanten des dritten Standes der Zahl der beideu andern Stände zuſammen gleich wäre; und dieſe Forderung wurde durch Gründe und Umſtände von der größten Stärke unterſtützt.

Drei Stände gab es faſt nur in Frankreich und in einigen Ländern, wie Sizilien, die keinen Staat für ſich ausmachten. Dieſe verderbliche Einrichtung, die den Bevorrechteten immer die Mehrheit gab, gegen die Nation, hat oft das franzöſiſche Volk dahin gebracht, den königlichen Deſpotismus der geſetzlichen Abhängigkeit vorzuziehen, in welche es die Trennung in drei Stände, den ariſtokratiſchen Kaſten gegenüber, verſetzte.

Ein anderer Nachteil für Frankreich war die Menge des Adels von Geſtern, erworben bald durch die Adelsbriefe, welche die Könige als eine Fortſetzung der Freilaſſung der Gallier erteilten, bald durch käufliche Stellen, wie Sekretär des Königs ꝛc., wodurch neue Individuen zu Teilhabern der Rechte und Vorrechte des alten Adels aufgenommen wurden. Die Nation hätte ſich gerne den Vorrang der altgeſchichtlichen Familien gefallen laſſen, und ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß es deren nicht über zweihundert in Frankreich gab. Aber die hunderttauſend Adeligen und die hunderttauſend Prieſter, die Privilegien haben wollten, auf gleicher Stufe mit den Montmorenci, Grammont, Crillon ꝛc. empörten allgemein; denn Kaufleute, Gelehrte, Grundeigentümer, Kapitaliſten konnten die Ueberlegenheit nicht begreifen, die man dieſem Adel einräumen wollte, der durch Verbeugungen oder Geld erkauft wurde, und für den fünfundzwanzig Jahre hinreichend waren, um in der Adelskammer zu ſitzen und Vorrechte zu genießen, deren ſich die achtungswerteſten Mitglieder des dritten Standes beraubt ſahen.

Die Pairs-Kammer in England iſt eine patriziſche Würde, gegründet ohne Zweifel auf die alten Erinnerungen der Ritterzeit, aber ganz und gar verbunden mit Inſtitutionen von ganz verſchiedener Art. Ausgezeichnete Verdienſte im Handel und vornehmlich in der Rechtsgelehrſamkeit öffnen jeden Tag den Eintritt in dieſe Kammer, und die verfaſſungsmäßigen Rechte, die die Pairs im Staate ausüben, beweiſen dem Volke, daß ihre Würden zum allgemeinen Beſten eingeführt ſind. Aber welchen Vorteil konnten die Franzoſen erblicken in dieſen Vicomtes von der Garonne oder in dieſen Marquis von der Loire, die nicht nur ihren Teil an den Staatsauflagen nicht bezahlten, die der König ſelbſt nicht einmal an ſeinen Hof aufnahm, weil dazu eine Adelsprobe von mehr als vierhundert Jahren gehörte, und ſie kaum ſeit fünfzig Jahren geadelt waren? Die Eitelkeit von dergleichen Leuten konnte ſich nur gegen die geltend machen, die unter ihnen waren, und dies waren nicht weniger als vierundzwanzig Millionen Menſchen. Es kann der Würde einer herrſchenden Religion zuträglich ſein, daß es Erzbiſchöfe und Biſchöfe im Oberhaus giebt, wie in England. Aber welche Verbeſſerung könnte je zu ſtande kommen in einem Lande, wo die katholiſche Geiſtlichkeit den dritten Teil der Volks-Vertretung ausmachte und einen gleichen Anteil, wie das Volk ſelbſt, an der geſetzgebenden Gewalt hätte? Könnte dieſe Geiſtlichkeit ihre Einſtimmung geben zur Duldung der verſchiedenen Gottesverehrungen, zur Zulaſſung der Proteſtanten zu allen Aemtern? Hat ſie ſich nicht hartnäckig der Gleichheit der Abgaben widerſetzt, um die Form der freiwilligen Geſchenke beizubehalten, die ihre Bedeutung bei den Miniſtern vermehrte? Als Philipp der Lange die Geiſtlichen aus dem Parlament von Paris entfernte, ſagte er, ſie müßten allzuſehr mit geiſtlichen Dingen beſchäftigt ſein, um Zeit für die weltlichen zu haben. Warum ſind ſie nicht immer dieſem weiſen Grundſatz unterworfen?

Niemals iſt etwas Entſcheidendes in den Reichsſtänden gethan worden, gerade weil ſie ſich beratſchlagten, getrennt in drei Stände, anſtatt in zwei, und der Kanzler l'Hopital hatte, ſelbſt für den Augenblick, ſein Friedens-Edikt nur auf der Verſammlung zu Saint-Germain im Jahr 1562 erhalten, auf welcher ſich, durch einen großen Zufall, die Geiſtlichkeit nicht befand.

Die von den Königen berufenen Verſammlungen der Notabeln ſtimmten faſt alle einzeln; und das Parlament, das im Jahr 1558 anfangs eingewilligt hatte, einen vierten beſondern Stand auszumachen, verlangte im Jahr 1626, daß man in einer Verſammlung der Notabeln einzeln beratſchlagen ſollte, weil es nicht vom Adel unterſchieden ſein wollte. Die unendlichen Veränderungen, die man in allen Gebräuchen der franzöſiſchen Monarchie antrifft, fallen in der Zuſammenſetzung der Reichsſtände noch mehr auf, als in jeder andern politiſchen Inſtitution. Wollte man hartnäckig das Vergangene feſthalten, um daraus ein unabänderliches Geſetz der Gegenwart zu machen, wenngleich dieſes Vergangene ſelbſt wieder auf der Abänderung eines anderen Vergangenen gegründet war; wollte man dies, ſage ich, man würde ſich in nie zu beendigende Unterſuchungen verlieren. Kommen wir alſo auf das zurück, was ſich nicht leugnen läßt: auf die Umſtände, deren Zeugen wir geweſen ſind.

Der Erzbiſchof von Sens lud im Namen des Königs alle Schriftſteller von Frankreich ein, ihre Anſichten über die Art und Weiſe der Zuſammenberufung der Reichsſtände mitzuteilen. Hätte es konſtitutionelle Geſetze gegeben, die darüber entſchieden, warum hätte der Miniſter des Königs, durch die Freiheit der Preſſe die Nation in dieſer Hinſicht um Rat gefragt? Bei der Einrichtung der Provinzial-Verſammlungen hatte der Erzbiſchof von Sens ſie nicht nur aus einer Anzahl Abgeordneter des dritten Standes zuſammengeſetzt, die der Zahl der beiden andern Stände zuſammengenommen gleich war, ſondern er hatte ſogar im Namen des Königs entſchieden, daß man darin einzeln abſtimmen ſollte. So war alſo die öffentliche Meinung ſowohl durch die Maßregeln des Erzbiſchofs von Sens, als durch die Stärke des dritten Standes ſelbſt beſonders darauf vorbereitet, daß der dritte Stand in den Reichsſtänden vom Jahr 1789 mehr Einfluß gewinnen müßte als in den vorhergehenden Stände-Verſammlungen. Kein Geſetz beſtimmte die Zahl der Abgeordneten der drei Stände; der einzige feſt beſtimmte Grundſatz war der, jeder Stand ſollte nur eine Stimme haben. Hätte man dem dritten Stande nicht geſetzlicherweiſe eine doppelte Vertretung zugeſtanden, ſo wußte man auf jeden Fall, der dritte Stand hätte, gereizt darüber, daß er ſeine Anſprüche nicht erreicht, eine noch viel größere Anzahl Abgeordneter zu den Reichsſtänden geſandt. Auf dieſe Weiſe verkündigten alle Vorboten ſtaatlicher Wendepunkte, die ein Staatsmann kennen mußte, die Notwendigkeit, mit dem Geiſt der Zeit ſich zu vergleichen.

Demungeachtet nahm Necker die Entſcheidung, die er für die klügſte hielt, nicht auf ſich; und in allzu großem Vertrauen, man muß es bekennen, auf die Herrſchaft der Vernunft, gab er dem Könige den Rat, die durch Calonne berufenen Notabeln, aufs neue zu verſammeln. Die Mehrheit dieſer Notabeln, beſtehend aus Bevorrechteten, war gegen die Verdoppelung des dritten Standes: eine einzige Abteilung erklärte ſich zu Gunſten dieſer Maßregel; ſein Präſident war Monſieur (ſpäter Ludwig XVIII.). Man ſieht es gern, daß ein König, der Urheber einer vom Thron ausgegangenen Verfaſſung, damals die Volks-Meinung teilte über die wichtige Frage, welche die ariſtokratiſche Partei noch immer als die Urſache des Umſturzes der Monarchie auszugeben ſucht.

Man hat Necker den Vorwurf gemacht, die Notabeln zu Rate gezogen zu haben, um dann ihr Gutachten nicht zu befolgen; ſein Fehler beſteht eigentlich in ſeinem Entſchluß, ſie zu Rate zu ziehen; allein konnte man ſich einbilden, daß dieſe Bevorrechteten, die den Tag zuvor ſich ſo heftig gegen die Mißbräuche der königlichen Gewalt erklärt, den Tag darauf alle Ungerechtigkeiten ihrer eigenen Gewalt mit einer der allgemeinen Meinung ſo widerſtrebenden Erbitterung verteidigen würden?

Nichtsdeſtoweniger verſchob Necker jede Entſcheidung über die Verdopplung des dritten Standes, als er bei der Majorität der Notabeln eine von der ſeinigen abweichende Anſicht antraf; und es verfloſſen mehr als zwei Monate zwiſchen dem Schluß ihrer Verſammlung und der Entſcheidung des Konſeils vom 27. Dezember 1788. Während dieſer Zeit beobachtete Necker fortwährend den öffentlichen Geiſt, als die Magnetnadel, nach der unter dieſen Umſtänden die Entſcheidungen des Königs ſich richten mußten. Die Berichte aus den Provinzen waren einſtimmig über die Notwendigkeit, dem dritten Stand ſeine Forderungen einzuräumen; denn die Partei der ſtrengen Ariſtokraten war, wie immer, ſehr klein; viele Edelleute und Prieſter aus der Klaſſe der Pfarrer vereinigten ſich mit der Volksmeinung. Das Dauphiné berief ſeine alten in Abgang gekommenen Stände nach Romans zuſammen, und ließ dabei nicht nur die Verdoppelung des dritten Standes zu, ſondern auch die perſönliche Abſtimmung. Eine große Anzahl Offiziere der Armee zeigte ſich den Wünſchen des dritten Standes geneigt. Alle Männer und alle Frauen der hohen Geſellſchaft, die auf die öffentliche Meinung Einfluß hatten, ſprachen lebhaft zu Gunſten des Volkes: die Mode war in dieſem Sinn; es war das Ergebnis des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, und die veralteten Vorurteile, die noch für die hergebrachten Einrichtungen kämpften, hatten damals viel weniger Stärke, als je ſonſt während der fünfundzwanzig Jahre. Kurz, das Uebergewicht des öffentlichen Geiſtes war ſo groß, daß es das Parlament ſelbſt mit ſich fortriß. Keine Körperſchaft hat ſich je als glühenderen Verteidiger der alten Gebräuche gezeigt, als das Parlament von Paris; jede neue Inſtitution ſchien ihm eine Art der Empörung, weil in der That ſich ſein Beſtand auf die Grundſätze der politiſchen Freiheit nicht gründen konnte. Verkäufliche Aemter, eine Körperſchaft aus Richtern beſtehend, welche die Bewilligung der Abgaben rechtlich anſprach, und auf dies Recht dennoch verzichtete, ſobald die Könige es befahlen: alle dieſe Widerſprüche, die nur das Werk des Zufalls ſein konnten, geſtatteten keine Beratung; daher war dieſe auch den Mitgliedern der franzöſiſchen Magiſtratur beſonders verdächtig.

Alle Anſuchen gegen die Preßfreiheit gingen vom Parlament von Paris aus; und wenn es der ausübenden Gewalt der Könige Schranken ſetzte, ſo munterte es dagegen auch die Art von Unwiſſenheit über alles, was die Regierung betrifft auf, die allein die unumſchränkte Gewalt begünſtigt. Eine Körperſchaft, die ſo ſtreng an alten Gebräuchen hing und dabei doch aus Männern zuſammengeſetzt war, die durch ihre perſönlichen Eigenſchaften viele Achtung verdienten, entſchied notwendigerweiſe die Frage, indem ſie erklärte, durch einen Beſchluß in den erſten Tagen des Dezembers 1788, zwei Monate nach der Verſammlung der Notabeln, daß, weil die Zahl der Abgeordneten jedes Standes durch kein feſtes Herkommen noch durch ein Staatsgeſetz beſtimmt ſei, von der Weisheit des Königs die Entſcheidung darüber abhange.

Dies iſt noch nicht alles. Damals waren die Privilegierten die Gegner der Macht des Königs; der dritte Stand dagegen wünſchte ſich mit der Krone zu vereinigen; und hätte der König nach der Eröffnung der Reichsſtände ſich nicht von den Vertretern des dritten Standes entfernt, ſo iſt kein Zweifel, ſie hätten ſeine Gewalt aufrecht erhalten. Necker, in ſeinem der Entſcheidung des Miniſterrates vom 27. Dezember beigefügten Bericht, erklärte im Namen des Königs, der Herrſcher würde die Aufhebung der Verhaftsbefehle, die Preßfreiheit, die periodiſche Wiederkehr der Reichsſtände für die Reviſion der Finanzen zugeſtehen. Er bemühte ſich, den künftigen Abgeordneten das Gute, das ſie thun wollten, vorwegzunehmen, um die Liebe des Volkes für den König zu erbeuten. Auch hat niemals eine vom Thron ausgegangene Entſchließung einen ähnlichen Enthuſiasmus erregt, wie der Entſcheid des Miniſterrates. Damals war das Anſehen des Königs von größerer Gewalt über die Gemüter als je; man bewunderte die Stärke der Vernunft, die Rechtlichkeit der Geſinnung, die ihn bewogen, den von dem Volke verlangten Reformen entgegen zu kommen, während ihn der Erzbiſchof von Sens in die mißlichſte Lage geſetzt hatte, dadurch, daß er ihn veranlaßte, das den Tag vorher zu verweigern, was er den Tag darauf zuzugeſtehen gezwungen war.

Aber um dieſen Volks-Enthuſiasmus zu benutzen, mußte man feſt auf der gleichen Bahn fortſchreiten. Ein ganz und gar entgegengeſetzter Plan wurde vom Könige befolgt, ſechs Monate ſpäter.

Die Reichsſtände kündigten ſich an unter den glücklichſten Vorbedeutungen; die Bevorrechteten konnten, eben wegen ihrer Lage, den Thron nicht verlaſſen, wenn ſie ihn auch erſchüttert hatten, die Abgeordneten des dritten Standes waren erkenntlich dafür, daß man ihre Anſprüche gehört hatte. Noch waren allerdings bedeutende Gegenſtände der Uneinigkeit zwiſchen dem Volk und den Privilegierten übrig; aber der König war ſo geſtellt, daß er ihr Schiedsrichter ſein konnte, wenn er ſich ſelbſt auf ein eingeſchränktes Herrſchertum herabſetzte; wenn man das wirklich herabſetzen nennen kann, ſich Schranken auflegen, durch die man gegen den eigenen Irrtum, und vor allem gegen den Irrtum ſeiner Miniſter geſchützt iſt. Ein weiſes beſchränktes Herrſchertum iſt ja das Bild eines ehrlichen Mannes, in dem das Gewiſſen bei allen Handlungen den Vorſitz führt.

Der Entſcheid des Miniſterrats vom 27. Dezember wurde angenommen von den vorurteilsfreieſten Miniſtern des Königs; die Königin ſelbſt wollte der Beratſchlagung beiwohnen, die über die Verdoppelung des dritten Standes gehalten wurde. Es war das erſtemal, daß ſie im Miniſterrat erſchien; und ihre freie Zuſtimmung zu der von Necker vorgeſchlagenen Maßregel konnte als eine Bekräftigung mehr betrachtet werden; aber Necker mußte, indem er ſeine Pflicht erfüllte, die Verantwortlichkeit dafür auf ſich nehmen. Das ganze Volk, einige tauſend Individuen vielleicht ausgenommen, teilte damals ſeine Meinung; ſeitdem ſind nur die Freunde der Gerechtigkeit und der politiſchen Freiheit, wie man ſie bei Eröffnung der Reichsſtände auffaßte, immer dieſelben geblieben, mitten unter fünfundzwanzigjährigem Wechſel. Ihre Zahl iſt klein, und der Tod rafft ſie jeden Tag hinwrg; aber auch nur der Tod konnte dieſe treue Schar vermindern; keine Verführung, kein Schrecken vermöchte den unbekanuten Kämpfer ihr abtrünnig zu machen.

Anna Germaine, Gräfin v. Staël-Holſtein (1766—1817), „Franzöſiſche Revolution“.

[Die Pariſer in Verſailles, 5. und 6. Oktober 1789.]

Es verbreitete ſich das Gerücht, zweimal hunderttauſend Menſchen rüſten ſich, auf Verſailles zu marſchieren, um den König und die National-Verſammlung nach Paris zu holen. „Sie ſind von Feinden der öffentlichen Sache umringt“, ſagte man; „man muß ſie in die Mitte der Vaterlandsfreunde führen.“

Necker begab ſich ſehr ſchnell aufs Schloß in den Staatsrat, und meine Mutter, die immer mehr geängſtigt wurde durch die drohenden Nachrichten, die von Paris kamen, begab ſich in das Vorzimmer des Königs, um das Schickſal meines Vaters zu teilen, was auch kommen möge. Ich ging mit ihr und fand dieſen Saal angefüllt mit einer großen Anzahl Menſchen, die durch ſehr verſchiedene Geſinnungen hier vereinigt waren.

Jeder fragte ſich in dem Saal, ob der König abreiſe oder nicht. Zuerſt erfuhr man, daß er die Wagen habe anſpannen laſſen, und daß das Volk von Verſailles ſie ausgeſpannt habe, ſodann, daß er dem damals in Verſailles zur Beſatzung befindlichen Regiment von Flandern befohlen habe, unter das Gewehr zu treten, und daß das Regiment ſich deſſen geweigert habe. Wir haben nachher erfahren, daß man im Staatsrat beratſchlagte, ob der König ſich in eine Provinz zurückziehen ſollte. Necker war nicht der Anſicht, daß der Hof ſo ohne alle Unterſtützung, die den glücklichen Erfolg dieſes entſcheidenden Schrittes ſichern konnte, auf und davon gehe; dennoch machte er dem König das Anerbieten, ihn zu begleiten, wenn er ſich dafür entſcheide, bereit ihm Vermögen und Leben hinzugeben.

Der König entſchloß ſich alſo, die Armee oder vielmehr die Pariſer Menge, die ſich in Marſch geſetzt hatte, zu erwarten, und alle Blicke waren auf die Straße gewendet, die den Fenſtern gerade gegenüber war. Wir dachten, die Kanonen könnten zuerſt auf uns gerichtet werden, und es machte uns Furcht genug; dennoch hatte ſelbſt keine einzige Frau, in einem ſo großen Augenblick, den Gedanken ſich zu entfernen.

Während dieſe Maſſe gegen uns anrückte, berichtete man die Ankunft des General Lafayette[1] an der Spitze der National-Garde, und dies war allerdings ein Grund, ſich zu beruhigen. Dennoch hatte er lange dem Wunſche der National-Garde widerſtanden und war auf einen ausdrücklichen Befehl der Gemeinde von Paris marſchiert, um durch ſeine Gegenwart dem Unglück, mit dem man bedroht war, zuvorzukommen. Die Nacht brach an, und der Schrecken wuchs mit der Dunkelheit, als wir den Herrn von Chinon, der ſeitdem unter dem Namen Herzog von Richelieu ein großes Anſehen erlangte, im Schloß ankommen ſahen. Er war bleich, entſtellt, faſt wie einer aus dem Volke gekleidet; es war das erſtemal, daß ein ſolcher Anzug in die Wohnung der Könige kam, und daß ein ſo vornehmer Herr wie Herr von Chinon genötigt war, ihn zu tragen. Er hatte ſich unter die Menge gemiſcht, und war eine zeitlang mit ihr von Paris nach Verſailles gezogen, um die Aeußerungen, die vorkämen, zu hören, und hatte ſich von ihr auf der Hälfte des Weges getrennt, um zeitig genug anzulangen und die königliche Familie von dem, was vorging, zu benachrichtigen. Was war das für ein Bericht! Weiber und Kinder mit Picken und Senſen bewaffnet drängten ſich von allen Seiten. Die unterſten Volksklaſſen waren mehr noch durch Betrunkenheit als durch Wut entmenſcht. Mitten in dieſer hölliſchen Bande rühmten ſich welche, den Namen Kopfabſchneider erhalten zu haben, und verſprachen ihn zu verdienen. Die National-Garde zog in Ordnung einher; gehorchte ihrem Anführer und drückte nur den Wunſch aus, den König und die Verſammlung nach Paris zurückzuführen. Endlich kam Lafayette ins Schloß, und ging durch den Saal, in dem wir waren, um ſich zum König zu begeben. Jedermann drängte ſich eifrig an ihn, wie wenn er der Herr der Ereigniſſe geweſen wäre, und ſchon war die Volks-Partei ſtärker, als ihr Haupt; die Grundſätze wichen den Parteiungen oder dienten ihnen vielmehr nur zum Vorwand.

Lafayette ſah ganz ruhig aus; er verlangte die inneren Wachen des Schloſſes, um für ſeine Sicherheit zu ſtehen. Man begnügte ſich, ihm die äußeren einzuräumen. Lafayette kam vom König zurück und beruhigte uns alle; nach Mitternacht ging jeder in ſeine Wohnung zurück; es ſchien, daß die ſchreckliche Ungewißheit des Tages lang genug gedauert habe, und man hielt ſich für vollkommen ſicher. Um fünf Uhr morgens dachte der General Lafayette, daß alle Gefahren vorbei wären, und verließ ſich dabei auf die Gardes du Corps, die für das Innere des Schloſſes gutgeſagt hatten. Ein Ausgang, den ſie vergeſſen hatten zu ſchließen, machte es den Mördern möglich einzudringen.

Den 6. Oktober früh morgens trat eine ſehr bejahrte Frau, die Mutter des Grafen Choiſeul-Gouffier, in mein Zimmer; ſie hatte ſich zu uns geflüchtet. Sie erzählte mir, daß die Mörder bis in das Vorzimmer der Königin gedrungen wären, daß ſie einige Gardes du Corps vor ihrer Thüre niedergemetzelt hätten, daß die Königin, durch ihr Geſchrei erweckt, ihr Leben nur dadurch hätte retten können, daß ſie in das Gemach des Königs durch eine verborgene Treppe ſich geflüchtet.

Wie wir durch die Gallerie gingen, ſahen wir friſche Spuren von Blut auf dem Fußboden, Im darauffolgenden Saale umarmten die Gardes du Corps die National-Garden; ſie tauſchten ihre verſchiedenen Abzeichen; alle riefen mit Begeiſterung: „Es lebe Lafayette!“ Wir gingen mitten durch dieſe braven Leute hindurch, die ſoeben ihre Kameraden hatten fallen ſehen und das gleiche Schickſal erwarteten. Ihre zurückgehaltene und ſichtbare Bewegung preßte den Umſtehenden Thränen aus.

Anna Germaine, Gräfin v. Staël-Holſtein (1766—1817), „Franzöſiſche Revolution“.

---

[1] Joſef, Marquis de Lafayette, 1757—1834, franzöſiſcher General und Staatsmann, war ſeit dem 15. Juli Oberbefehlshaber der neu errichteten Pariſer Bürgerwehr (Nationalgarde). A. d. H.

Behandlungsart der Gefangenen in den Kerkern. — Wie genau der Zuſammenhang der in ganz Frankreich im Jahre 1794 hauſenden Jakobiner war, konnte man aus der Pünktlichkeit und den genau eintreffenden Zeitumſtänden abnehmen, in welchen überall die nämlichen Vorkehrungen gegen die Gefangenen getroffen wurden. So oft in Straßburg neue ſtrengere Befehle in betreff der Behandlung der Gefangenen erteilt wurden, durfte man mit der nächſten Pariſer Poſt zuverläſſig Nachrichten von Ereigniſſen erwarten, zufolge denen auch dort ähnliche Vorkehrungen getroffen worden waren. Hieß es dort: man hat neue ſchwarze Verſchwörungspläne in den Gefängniſſen entdeckt, ſo machte man auch hier Unterſuchungen, beſchränkte den Zuſammenhang der Gefangenen mit den Stadt- und Landbewohnern noch mehr, und die Aufſichtsbefehle wurden gleichfalls ſchärfer für die Wachen ausgeteilt. Mehr als einmal war man zu Straßburg damit beſchäftigt, den Gefangenen geheime Verſchwörungspläne gegen die äußere Sicherheit der Jakobiner aufzuheften. Allein dies war denn doch nicht ſo leicht in Straßburg oder anderwärts möglich zu machen, wie zu Paris.

Wie dort, ſo behandelte man auch hier und aller Orten alle und jede Gefangene als Erzböſewichte und Verräter des Vaterlandes. Und doch wußte man zu Straßburg wie zu Paris von den wenigſten, warum man ſie ihrer Freiheit beraubt hatte. Allein dieſer Umſtand wollte für Jakobiner wenig bedeuten. Wäre es ſonſt auszuführen geweſen, alle oder doch die meiſten Gefangenen auf's Blutgerüſt bringen zu können, ſo würde jener Umſtand ſo wenig als ein anderer die Mordſzenen gehindert haben.

Robespierre[1] war nicht damit zufrieden, alle öffentlichen großen Gebäude als: Klöſter, Kirchen und Paläſte mit Gefangenen anfüllen zu laſſen, ſondern er ſorgte auch dafür, daß dieſe Gefangenen ſo viel möglich, außer allem Verkehre mit denen außerhalb den Gefängniſſen ſtünden. Die Mauern wurden ſo hoch als möglich aufgeführt und an den Oberflächen mit Eiſenſtacheln oder Glasſtücken verwahrt, welche letztere mit Kalk befeſtigt waren. Die Thüren der Gefängniſſe waren mit einer Menge Wächter von innen, und außen mit Soldaten beſetzt. Die Fenſter insgemein mit doppelt angebrachten Drahtgittern und zwiſchen beiden mit fürchterlichen Eiſenſtäben verſichert. In den Pariſer Gefängniſſen hatte man zugleich in jedem einzelnen ein, auch zwei Dutzend fürchterlicher Hunde, die mit den Knechten, Soldaten und anderen Aufpaſſern und Spionen auf das Thun der Gefangenen acht geben mußten. Kurz vor Robespierre's Tode hatte man den Gefangenen alles Schreiben unterſagt, und ſchon vorher kam nichts zu ihnen, das nicht erſt durch Fouquier Tainville's[2] Hände gegangen war. — Die Kanonen, die man z. B. zu Straßburg an verſchiedene Gefängniſſe geſtellt, und deren Mündungen gerade gegen das Gebäude ſelbſt gerichtet hatte, waren zu Paris freilich überflüſſig, weil man ſchon auf eine andere Weiſe für die Verſicherung der Verhafteten dort zu ſorgen gewußt hatte.

In den Pariſer Gefängniſſen war dies für die Gefangenen vielleicht das allerärgſte, daß mitten unter ihnen Verräter ihrer Handlungen und Reden waren. Fouquier Tainville und Robespierre hatten deren in jedem Gefängniſſe. Dazu kam noch die ſchreckliche Unmenſchlichkeit der Gefangenwärter, die größtenteils aus Leuten beſtanden, welche entweder ſchon in vorigen Zeiten gebrandmarkt und zu verſchiedenen Leibesſtrafen von der Gerechtigkeit waren verurteilt worden, oder doch ſonſt von ſo ungeſittetem, rauhem und unmenſchlichem Charakter waren, daß man ſchon durch dieſen Umſtand, nur unter ihrer Aufſicht ſtehen zu müſſen, ſehr unglücklich gemacht war. Robespierre hatte mehr als einen verabſchiedet, ja gar zum Tode verurteilen laſſen, der nicht unmenſchlich genug gegen ſeine Gefangenen ſich gezeigt hatte.

Die Koſt der Gefangenen beſtand in einigen Gefängniſſen aus Morgenſuppe, Brot und Waſſer, und damit mußten ſich diejenigen zu erhalten ſuchen, die ſonſt ohne Geld oder von außen zufließender Unterſtützung waren. Die Reichen aber mußten alles, was ſie haben wollten, insgemein vier-, ſechsfach teurer bezahlen, als man es in der Stadt haben konnte. Dabei waren die Geſchenke für die Knechte noch beſonders. — So auch monatliche Bezahlung für Betten und eine bequemere geſundere Stelle in dem Gefängniſſe. In der Conciergerie[3] gab man beim beim Eintritt in einen Kerker, worin man ein Bett erhielt, monatlich 15 Liv. [12 Mark] und nebſt 5 Liv. [4 Mark] für den Knecht, der einem die Stelle und das Bett anwies, und 5 Liv. für Lichter, welches letztere einer der Gefangenen in dieſem Kerker einnahm und über Einnahme und Ausgabe Rechnung zu halten hatte. Er führte den Namen Prevot [Vorſteher], und mußte zugleich, nachdem die Kerker geſchloſſen waren, unter ſeinen Unglücksgefährten Ruhe zu erhalten ſuchen. Unter Robespierre's Regierung waren die Gefangenen insgemein den größten Teil des Tages auch in ihre Kerker eingeſchloſſen, und nur wenige Stunden war ihnen erlaubt, im Hofe ſich einige Bewegung zu machen. Nach ſeinem Sturze wurden morgens (im Winter) gegen 8 Uhr die Thüren geöffnet und abends, nachdem es ganz dunkel geworden war, geſchloſſen. Hiebei verfuhr man in allen Gefängniſſen ſo: Mit einer Glocke wurden erſt drei Zeichen gegeben, worauf ſodann z. B. in der Conciergerie ein Kerl namens Paraſin, ein auf 14 Jahre auf die Galeeren verurteilter Dieb, den aber Richard, der Gefangenoberaufſeher, als nahen Verwandten, vom Fouquier Tainville ſich zu dem Gebrauche ausgebeten hatte, daß er abends bei dem Einkerkern der Gefangenen die Kerkernamen ausſchreien und ſo die Gefangenen erinnern mußte, ſich zur Kerkerthüre zu begeben. Dieſer Paraſin, der vor der Zeit ſchon verſchiedene Jahre Galeerenſklave geweſen war, lief dann zur beſtimmten Zeit den Hof der Conciergerie auf und ab und rief unter einem fürchterlichen Gebrülle die Gefangenen zurück. Hierauf erſchienen vier Knechte, ſämtlich mit einer beſonderen Art Handlichter verſehen, und begaben ſich zu dem ausgerufenen Kerker: einer oder zwei von den Knechten, traten erſt völlig hinein und leuchteten überall umher, ob nicht irgendwo ein Ausbruch verſucht, oder Waffen verborgen werden möchten, hierauf traten ſie wieder an die Thüre zurück, blieben aber doch innerhalb derſelben auf beiden Seiten ſtehen, ſo daß ſie die eintretenden Gefangenen genau betrachten konnten. Außerhalb der Thüre ſtanden noch drei ſolche handfeſte Burſchen, und um ſie her liefen etliche von den Hunden. Einer von dieſen Knechten hatte das Buch vor ſich an die Wand geſtemmt und las dann die Namen der in dieſem Kerker ſchlafenden Gefangenen ab, ein anderer ſtand dabei, ihm zu leuchten und, welches allemal der Fall war, ſeiner ſchlechten Leſekunſt nachzuhelfen. Es gehört zu den franzöſiſchen Eigentümlichkeiten, die Namen der Perſonen insgemein falſch zu leſen und zu ſprechen. Leute, die auch keine Kerkerknechte ſind, haben die Sitte, zumal alle deutſchen Namen falſch zu leſen. Es läßt ſich daher ſolchen Leuten, wie halbnüchterne Kerkerknechte ſind, die fehlerhafte Leſekunſt um ſo eher verzeihen. — Hinter der Kerkerthüre ſtand noch einer der Knechte, der, einen großen Pack Schlüſſel am Arme, den Riegel der Thüre bereit hielt, ſobald die abgeleſenen Gefangenen ſämtlich in den Kerker ſich begeben hatten; die Thüre ſelbſt zuwarf und unter fürchterlichem Geraſſel die Riegel vorſchob und dann erſt noch mit dem Schlüſſel abſchloß. Nach Robespierre's Tode hatten die Gefangenen um ſo mehr die Erlaubnis, Licht in dem Kerker zu haben, und es konnte einer halbe und ganze Nächte wachen und ſich beſchäftigen, man hatte nichts dagegen.

Arme Gefangene konnten ſich durch Waſchen und ähnliche Arbeiten für Reichere etwas Geld verdienen. Wieder andere gaben ſich mit Schneiderarbeit und einige gar mit einem kleinen Handel von Tabak und dergl. ab. Doch hatten hiezu beſonders die Knechte das Privilegium. Manche unter denſelben hatten ſich ſo bereits mehrere Tauſende erworben. Der Oberknecht, ſonſt ein ſehr menſchlich denkender Mann, beſaß ein Vermögen von etliche 50000 Liv. Er war ſchon mehrere Jahre in der Conciergerie angeſtellt.

Wie fürchterlich unter Robespierres Regierung die Lage aller Pariſer Gefangenen war, läßt ſich eher denken, als beſchreiben. Man muß aber ſelbſt einmal in der Lage geweſen, und empfunden haben, was das heißt: in ſteter Todeserwartung zu leben. Dies war bei allen Gefangenen der traurige Fall. Keiner war ſeines längeren Daſeins nur auf einige Stunden hinaus verſichert. Nicht einmal die Nacht ſollten dieſe Unglücklichen mit etwas mehr Ruhe und Furchtloſigkeit zubringen. So oft man nachts, oft um Mitternacht, die Kerkerthüren öffnete und Gefangenen ihre Anklagakte brachte, welches ebenfalls zu jeder Stunde geſchah, durchfuhr ein Todesſchrecken aller Gebeine: man erwartete ringsum ſodann neue Septemberſzenen. Man wußte, daß Robespierre mit ſolchen Anſchlägen umging, um der Gefangenen mit einem Male los zu werden. Beſonders in den letzten Tagen ſeines Regiments war die Ausführung dieſes abſcheulichen Vorhabens bis zum höchſten Grad von Wahrſcheinlichkeit gekommen. In der Abtei hatte einer der unmenſchlichſten Polizeikommiſſäre, der allen Gefangenen bekannte Unglücksvogel Wildſcheritz, ein Pole, wenige Tage vor dem Sturze der Tyrannen vor den Augen aller Gefangenen ein etwa 10 bis 12 Meter weites Loch in aller Eile zu graben angeordnet. Die Gefangenen, längſt mit dem Vorhaben, alle Eingekerkerten auf einmal und in einer Nacht zu ermorden, bekannt, ſahen nun deutlich ein, daß dies ihr Grab werden ſollte. Sie wurden gänzlich davon überzeugt, als man am 8. Thermidor [Wärmemonat; d. i. der 27. Juli] eine allgemeine Ausſuchung vornahm und alle Stöcke, Eiſenſtäbe ꝛc. aus den Kerkern entfernte. Wildſcheritz hatte ſich am 8. Thermidor abends noch einmal ſehen laſſen, um die Grube in Augenſchein zu nehmen. Gegen die teils zitternden, teils mit verſchloſſener Verzweiflungswut kämpfenden Gefangenen gewendet, ſprach er zu den Arbeitern mit Lächeln: die

---

[1] Robespierre (ſpr.: Robbespiähr), Maximilian de, 1758—1794 (guillotiniert) war ſeit 1792 als Vorſitzender des Wohlfahrtsausſchuſſes thatſächlich der Herr Frankreichs; er glaubte durch blutige Verfolgung aller Anhänger der früheren Zuſtände die neue Staatsordnung ſichern zu müſſen. — Anmerkung des Herausgebers.

[2] Richtiger: Fouquier Tinville (ſpr.: Fukjeh Tängwil), Antoine Quentin, 1747—1795 (guillotiniert 7. März 1795), ſeit 1793 öffentlicher Ankläger am Revolutionsgerichtshofe, ein grauſamer, gewiſſenloſer Menſch. — A. d. H.

[3] Altes Gefängnis in Paris, der Name ſo viel wie Hausvogtei. — A. d. H.

Grube ſei gut, und ſo entfernte er ſich. In der Nacht auf den 9. Thermidor ſollte die Metzelei vollzogen werden. Die Gefangenen verabredeten ſich untereinander, ihr Leben nicht gänzlich wie Schafe hinzugeben. Man ergriff alle in ſolchen Umſtänden nur möglichen Mittel, und zerbrach teils die Bettſtätten, um von dem Holze derſelben ſich Prügel und ähnliche Waffen zum Widerſtande zu verſchaffen. Mit den übrigen Bettſtätten verrammelte man die Thüren und erwartete ſo unter Zagen und Fluchen den anrückenden Meuchelhaufen. Daß dieſer Anſchlag wirklich im Werke war, das hatten auch die Gefangenen im Karmeliterkloſter bemerkt und ähnliche Maßregeln ergriffen. Im Gefängniſſe St. Lazare, St. Pelagie war ein Gleiches geſchehen.

Dieſer Umſtand war es indeſſen nicht allein, der das Leben der Gefangenen ſo angſt- und qualvoll machte. Es geht über alle Beſchreibung, welche fürchterliche Stunden für jeden die von 2 bis 8 Uhr alle Nachmittage waren. In dieſen Stunden erſchien täglich das Namensverzeichnis derjenigen, welche den folgenden Tag vor Gericht gebracht und abgeurteilt werden ſollten. Man denke ſich die Angſt aller um den Huiſſier[1] herſtehenden Gefangenen, der die Namen der ſchon halb toten Unglücklichen verlas. Jeder erwartete auch ſeinen Namen zu hören, folglich auch ſeine Todesſtunde zu vernehmen. War der Akt vorbei, ſo ging es an ein Abſchiednehmen der verleſenen, nun ſchon für morgen zum Tode beſtimmten Elenden. Einige konnten nur noch weinen, andere ſtanden ſprachlos da, und von Schrecken halb leblos, hörten ſie nicht die Ergießungen ihrer ſie mit Hoffnungen ermunternden Freunde. Man fiel ſich von einer anderen Seite in die Arme, nahm feierlich Abſchied für dies Leben von einander und eilte, ſich auf die Wagen zu ſetzen, welche insgemein ſchon bereit ſtanden, die Unglücklichen in die Conciergerie zu überbringen. Unter 50 bis 60 Gefangenen befanden ſich kaum 3 bis 4, welche ihre Freiheit erhielten. Die übrigen wurden ſämtlich zum Tode verdammt. Fouquier Tainville, der alle Vorabende der Dekadentage[2] die Liſte der Proſkribierten im Heilsausſchuſſe erhielt, wußte ſchon zum voraus, welche von den Gefangenen frei werden oder zum Tode verurteilt werden ſollten. Die Namen waren mit beſonderen Zeichen unterſchieden, welches den Richtern die Anweiſung war, welche Gefangenen ſchon des Todes würdig befunden worden wären, und welche in Freiheit kommen ſollten.

Andere Gefangene wieder bezeugten ſich bei der Nachricht ihrer Todesſtunde ausgelaſſen luſtig und waren froh, ein Leben endlich abſtreifen zu können, das ihnen bisher ſo unbeſchreiblich qualvoll geweſen war. Mancher Verurteilte ſang noch am Fuße der Guillotine ein luſtiges Lied und ſtieg mit tanzenden Gebärden auf's Blutgerüſt hinauf, voll von Freude, dieſes Lebens los zu werden. Unter den vielen ſo heldenmütigen Todesverächtern zeichnete ſich beſonders ein hoffnungsvoller Jüngling aus, der der unerlaubten Auswanderung angeklagt war. Als er ſeine Anklageſchrift erhielt, befand er ſich gerade an einer Lampe in den finſteren Gängen der Conciergerie, wo er ſich ſeine Pfeife anzünden wollte. Kaltblütig rollte er das Papier auf dem Knie zuſammen, ohne ſeinen Inhalt angeſehen zu haben, hielt es in die Flamme der Lampe und zündete ſeine Pfeife damit an. Am Abende aß er voll froher Laune mit ſeinen Freunden, ſchlief die Nacht hindurch ruhig und morgens darauf erſchien er feſten Mutes vor ſeinen Richtern, denen er auf jede Frage eine ſolche Antwort gab, die ihm ſchlechterdings das Todesurteil zuwege bringen mußte. Alle gegen ihn gemachten Anſchuldigungen bekannte er ohne weiters als wahr ein. Sein Verteidiger, hierüber entrüſtet, trat hervor und bat, ſtatt des Angeklagten, der, wie es ſcheine, durch die bisherige Gefangenſchaft wahnſinnig geworden ſei, reden zu dürfen. Allein der junge Mann, bei dem es längſt feſtgeſetzt war, zu ſterben, verbot ihm feierlich jedes Wort zu ſeiner Verteidigung. Er ſtieg unter Sang und Frohſinn auf den im Vorhofe der Conciergerie ſeiner wartenden Wagen und rief dem ihn höhnenden Pöbel laut zu: „Verſucht es, Ihr Elenden! ob ihr mit ſo vieler Kraft, mit ſo vielem Mut, wie ich, zur Guillotine gehen könnt.“ Noch am Fuße des Blutgerüſtes ſchien er Tanzſchritte zu machen. — Eine adelige Familie, aus Mutter und etlichen Töchtern beſtehend, drängte ſich mit denſelben gierig zum Tode. Ihre Töchter, die ſchlechterdings von dem Nachrichter Sampſon nicht berührt ſein wollten, ſchnitten einander ſelbſt die Haare ab und entkleideten einander. — Eine Familie, deren Vater, Mutter und Söhne mit einander ſterben ſollten, hat ob des Leidweſens der Tochter, die durch einen damals ſehr gewöhnlichen Irrtum nicht mit verurteilt ſein ſollte, den größten, rührendſten Anblick gegeben. Endlich ward denn doch auch die Tochter, welche ſich, weil ſie nicht mit ihren Eltern hatte ſterben ſollen, die Haare ausgeriſſen und das Geſicht zerfleiſcht hatte, mit den übrigen hingerichtet zu werden, erhört.

So ſelten auch in dieſen Umſtänden die Selbſtmorde noch unter den Gefangenen waren, ſo achtete man doch von Seite des Polizeiweſens gar nicht darauf. Man ſchien es ſogar zu wünſchen, daß ſich alle ſelbſt aus der Welt ſchaffen möchten, um der Mühe enthoben zu werden, es erſt noch mit verſchiedenem Aufwande thun zu müſſen.

Nach dem Sturze des Tyrannen trat der Fall oftmals ein, daß die Sicherheitsbehörde Gefangene in Freiheit ſetzen wollte, die längſt hingerichtet waren. Man ſuchte ſie tagelang in allen Liſten der Gefängniſſe, in den Büchern des Blutgerichtes und nirgends fand man etwas von ihrer Verurteilung 2c. 2c., und doch waren ſie nicht mehr in den Gefängniſſen zu finden. Man ſchloß alſo daraus, daß ſie und ſo noch mehrere ihre Köpfe verloren hatten, ohne daß ſie vor Gericht erſchienen, verurteilt und ihre Namen gedruckt worden wären.

In den Gefängniſſen, ſowohl in, als außerhalb Paris und an einem Orte mehr, als am anderen, war die Behandlung der Gefangenen insgemein recht unmenſchlich. Zu Straßburg ſteckten in den Löchern der dortigen Gefängniſſe ſo viele Unglückliche, oft zu 30 in einem Loche, das 2½ bis 3 Meter lang und ebenſo breit war. Dieſe Löcher hatten ein ganz kleines, 16 cm weites Luftloch in der Höhe, und die Gefangenen, meiſt Arme, wurden abends um 7 Uhr darin verſchloſſen und morgens nach 9 bis ½ 10 Uhr wieder herausgelaſſen. Ihre Nahrung beſtand aus modrigem und faulem Waſſer und aus Brot, deſſen Dritteil Sand war. Ohnehin war es nie gehörig bearbeitet und ausgebacken. Und doch erſchien alle 2 bis 3 Tage ein Munizipalbeamter, der pro forma die Gefangenen befragte, ob ſie nicht über die ihnen widerfahrende Behandlungsart Klagen anzubringen hätten. Die Gefangenen zeigten ihm das Brot, das Waſſer und ſchilderten ihm die fürchterlichen Gefängniſſe, in die man ſie alle Tage abends um 7 Uhr verſperrte und allemal der Gefahr ausſetzte, im eigenen Dunſte zu erſticken. Sie ſchickten, weil dieſe Klagen ſtets fruchtlos blieben, Abſchriften davon nebſt dem Brote an die Verwaltungen, an den Maire; allein ohne Erfolg. Die Behandlung derſelben wurde hiedurch nur immer tyranniſcher. Man ſchalt ſie Schelme, Verräter, die man zwei und zwei zuſammen geſchloſſen, wie Hunde in die Löcher legen müſſe.

Krankheiten waren in ſolchen Umſtänden unter den Gefangenen unausbleiblich. Man brachte ſie zu Straßburg in zwei äußerſt ſchlecht hiezu angelegte Spitäler, in das ſogenannte Bürgerſpital und ins große Kapuzinerkloſter, woſelbſt zwei und zwei in einem Bette liegen und insgemein ihr Leben aushauchen mußten. Alles dies ward abſichtlich vom Maire und anderen ſo veranſtaltet, weil Böſewichte, wie nach ihrem Sinne alle Gefangenen waren, keine menſchliche Behandlungsart verdienten. Mancher Unglückliche ſchmachtete mehrere Tage lang in ſeinem Gefängniſſe auf etlichen Halmen von durch Ungeziefer und Ratten zernagtem Stroh und litt den fürchterlichſten Fieberdurſt, und niemand getraute ſich, ihm Hilfe zu leiſten, weil der Gefangenwärter ein Wüterich war. Dies war beſonders das Schickſal der Gefangenen im Seminarium und im ſogenannten proviſoriſchen Arreſthauſe, wo ein Böſewicht, namens Ludwig Talmont, aus Bavais, ein roher, habſüchtiger Böſewicht, der weder leſen, noch ſchreiben konnte, aber dieſe Stelle durch Dieche und Aubry erhielt, unter denen er vormals als Soldat gedient, nachher aber wegen ſchlechter Streiche ins Gefängnis geworfen worden war. Im Sommer 1704 hatte er ſchon ſo viele Schandthaten an den Gefangenen verübt, ſie beſtohlen, geplündert und ſonſt andere Unmenſchlichkeiten an armen Gefangenen ſich zu ſchulden kommen laſſen, daß er es für beſſer fand, bei Nacht und Nebel davon zu gehen.

Man glaube nicht, daß ich die Wahrheit dieſer Thatſachen und Schilderungen übertrieben habe. Vielmehr war der Zuſtand der Gefangenen noch weit härter und unſeliger, als ich ihn hier in wenigen Worten entworfen habe.

[In der Conciergerie nach einer Gerichtsverhandlung.] Fürchterlich und allgemein wirkend war es für die Gefangenen, welche bei dem Geraſſel der Riegel und Schlöſſer an der Thüre, die zum Gerichtsſaal führte, auf einmal, wie durch einen elektriſchen Schlag das Geſpräche mit ihrem Nachbarn im Hofe abbrachen, im Gehen ſtille ſtanden und ſich in eine lange Reihe vor derſelben bildeten. Aller Erwartung war hoch geſpannt und das Herz manches Gefangenen pochte zagend für ſeinen Freund, der vielleicht vor ihm vorübergehen und in dieſer Stunde noch das Blutgerüſte beſteigen ſollte. Endlich eröffnete ſich die ſchreckliche Todespforte. Allgemeine Stille herrſchte im ganzen weiten Hofraume. Der oder mehrere Unglückliche erſchienen am Arme eines oder zweier Gensdarmen, nahmen im Vorübertaumeln Abſchied von den daſtehenden Gefangenen und es wurden ihnen ſogleich die Haare abgeſchnitten, das Hemd bis an die Hüften herab und die Hände auf den ſelbſt Rücken gebunden. Man warf ſodann jedem einen alten Rock über die Schultern, der vorne am Halſe zugeknüpft wurde, brachte ſie auf die Wagen und führte ſie ſo zum Blutgerüſte.

(Von einem Augenzeugen, „Gang der Staatsumwälzung von Frankreich“.)

◆

---

[1] Gerichtsſchreiber.

[2] Der jeweilige 10. Tag der von den Franzoſen eingeführten neuen Monatseinteilung; er ſollte die Stelle des aufgehobenen Sonntags vertreten.

Napoleon I. (1769—1821).

Auf der Militärſchule zu Brienne. Einer ſeiner Mitſchüler ſchreibt:

„Finſter, ja ſogar wild, faſt immer verſchloſſen, war er, als wenn er eben aus der Wildnis gekommen wäre und erſtaunt und mißtrauiſch die erſten Eindrücke von ſeinen Mitmenſchen empfinge. Er war ein Feind aller Spiele, überhaupt jedes kindlichen Vergnügens. In einem ihm zugewieſenen Teile des Gartens ſtüdierte und brütete er, und wehe dem, der ungerufen herantrat. Eines Abends explodierte bei Gelegenheit eines Feuerwerkes, welches die übrigen Knaben abbrannten, ein Pulverkäſtchen. Beſtürzt ſtob die Schar auseinander, und einzelne flüchteten über Napoleons Zaun. Da lief dieſer im Zorn herbei und hieb mit einer Hacke auf die Fliehenden ein.“

12jährig ſchreibt er an ſeinen Vater:

„Ich bin es müde meine Dürftigkeit auszulegen und über dieſelbe unverſchämte Knaben ſpotten zu ſehen, die mir nur durch ihr Vermögen überlegen ſind, an edlen Empfindungen aber bergtief unter mir ſtehen. Wie, Herr, Ihr Sohn ſoll alſo fortwährend die Zielſcheibe ſein für eine Anzahl Lümmel, die, ſtolz auf die Annehmlichkeiten, welche ſie ſich verſchaffen können, mich beſchimpfen, indem ſie über meine Entbehrungen lächeln?“

Zeugnis ſeiner Lehrer:

„Zurückhaltend und fleißig, zieht er das Studium jeder Art von Unterhaltung vor und vergnügt ſich an der Lektüre guter Schriftſteller. Sehr eifrig in den abſtrakten Wiſſenſchaften, hat er für die anderen wenig Sinn. In der Mathematik und Geographie beſitzt er gründliche Kenntniſſe. Er iſt ſchweigſam, liebt die Einſamkeit, iſt launenhaft, hochmütig und außerordentlich zum Egoismus geneigt. Ohne viel zu ſprechen, iſt er entſchieden in ſeinen Antworten, ſchlagfertig und überlegt in der Diskuſſion. Er beſitzt viel Eigenliebe und einen Ehrgeiz, der nach allem ſtrebt.“

Sekonde-Lieutenant der Artillerie in Valence: Stimmung, als ihm die Bitte um Urlaub zu einer Reiſe nach Hauſe abgeſchlagen und erſt für das nächſte Jahr bewilligt wird (Auszug aus ſeinem Tagebuche 1786):

„Immer allein, ſelbſt mitten unter den Menſchen, komme ich nach Hauſe, um mich meinem einſamen Träumen und meiner Schwermut hinzugeben. Nach welcher Seite hat ſie ſich heute gewendet? Sie ſinnt den Tod. Und ich ſtehe doch erſt im Morgenrot meiner Tage und kann hoffen, noch lange zu leben! Seit ſechs bis ſieben Jahren bin ich von meinem Vaterlande abweſend. Welche Freude werde ich empfinden, wenn ich meine Landsleute und meine Angehörigen wiederſehe! Kann ich nicht aus dem ſüßen Gefühle, welches die Erinnerung an die Freuden meiner Kindheit ſtets in mir weckt, ſchließen, daß mein Glück vollkommen ſein werde? Welche Raſerei treibt mich nun an, meine Zerſtörung zu wollen? Aber fürwahr! was ſoll ich in der Welt? Da ich doch einmal ſterben muß, wär's nicht gleich ſo gut, mich jetzt zu töten? Wär' ich ein Sechziger, ſo würde ich die Vorurteile meiner Zeitgenoſſen reſpektieren und geduldig abwarten, bis die Natur ihren Lauf vollendet hätte. Da ich aber mein Leben damit beginne, Unglück zu erfahren, da nichts mir Freude bereitet, weshalb ein ſolches Leben ertragen? Wie entfernt ſind doch die Menſchen von der Natur! Wie feige, niedrig, kriecheriſch ſind ſie! Was werde ich in meinem Vaterlande für ein Schauſpiel ſehen! Meine Landsleute, in Ketten gelegt, küſſen zitternd die Hand, die ſie unterjocht. Das ſind nicht mehr die tapferen Korſen, die ein Held mit ſeinen Tugenden beſeelte, nicht mehr wie ehedem, die Feinde der Tyrannen, der Genußſucht, der niedrigen Höflinge . . . Franzoſen! Nicht zufrieden damit, uns entwendet zu haben, was uns das Liebſte war, habt ihr auch noch unſere Sitten verdorben . . Was für eine Figur werd' ich in der Heimat ſpielen? welche Sprache ſoll ich reden? Wenn das Vaterland nicht mehr iſt, muß ein guter Bürger ſterben! . . . Mein Daſein iſt mir zur Laſt, da ich keinerlei Freude genieße und alles mir nur Schmerz verurſacht; es iſt mir zur Laſt, weil die Menſchen, mit denen ich lebe und vorausſichtlich immer leben werde, ſo ganz anders geartet ſind als ich, ungefähr wie der Glanz des Mondes ſich von dem der Sonne unterſcheidet. Ich kann daher nicht die Lebensweiſe führen, welche allein mir das Daſein erträglich machen könnte, und daraus folgt ein unendlicher Widerwille gegen alles . . .“

Der Eid des Premierleutants:

„Ich ſchwöre, die in meine Hände gelegten Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes gebrauchen, die von der Nationalverſammlung dekretierte Verfaſſung gegen alle inneren und äußeren Feinde aufrecht erhalten, lieber ſterben als die Invaſion fremder Truppen dulden und nur denjenigen Befehlen gehorchen zu wollen, welche im Vollzug der Dekrete der Nationalverſammlung gegeben werden. Valence, am 6. Juli 1791. Buonaparte, Offizier im 4. Artillerie-Regiment.“

Als Republikaner (am 22. Dez. 1793 zum Artillerie-Brigadegeneral ernannt):

„Bonaparte“, erzählt Fräulein Robespierre ihn ihren Aufzeichnungen, „war Republikaner, ich möchte faſt ſagen, von der Bergpartei, wenigſtens machte er mir zu der Zeit, als ich mich in Nizza befand (1794) dieſen Eindruck durch die Art, die Dinge anzuſehen. In der Folge haben ihm ſeine Siege den Kopf verdreht und ihn nach der Herrſchaft über ſeine Mitbürger ſtreben laſſen. Aber als General der Artillerie bei der italieniſchen Armee war er der Gefangene einer weitgehenden Freiheit und wahrhafter Gleichheit.“

Napoleon als Retter des Konvents (1795); er erzählt:

„Eines Tages befand ich mich im Theater, es war der 12. Vendémiaire (4. Oktober 1795). Ich hörte ſagen, daß man für den nächſten Tag einen „Zug“ erwarte. Sie wiſſen, daß dies die gewöhnliche Bezeichnung der Pariſer für die verſchiedenen Umwandlungen in der Regierung war, die ſie mit Gleichmut mit anſahen, ſeitdem dieſelben nicht mehr ihre Geſchäfte, ihre Vergnügungen, ja nicht einmal ihre Mahlzeiten ſtörten. Nach der Schreckenszeit war man ja mit allem zufrieden, was leben ließ. Man erzählte vor mir, daß die Nationalvertretung in Permanenz ſei; ich eilte dahin; ich ſah nur Verwirrung und Zaghaftigkeit. Aus der Tiefe des Saales erhob ſich eine Stimme, die plötzlich rief: „Wenn jemand die Adreſſe des Generals Bonaparte weiß, ſo iſt er gebeten, zu ihm zu gehen und ihm zu ſagen, man erwarte ihn im Komitee.“ Ich habe es immer geliebt, den Zufall zu würdigen, der ſich in gewiſſe Ereigniſſe miſcht; dieſer hier beſtimmte mich; ich ging zum Komitee. Dort traf ich mehrere Deputierte ganz verſtört, unter anderen Cambacérès [einer der Führer der Gemäßigten]. Sie erwarteten ein Sturm für den kommenden Tag und konnten zu keinem Beſchluß gelangen. Man fragte mich um Rat; ich antwortete mit dem Verlangen nach Kanonen. Dieſer Vorſchlag entſetzte ſie. Die Nacht verging, ohne daß etwas entſchieden wurde. Des Morgens kamen ſehr ſchlechte Nachrichten. Da betraute man mich mit der ganzen Sache. Und doch wurde ſogleich wieder überlegt, ob man wohl auch das Recht habe, Gewalt mit Gewalt zurückzuweiſen. „Erwartet ihr vielleicht, daß das Volk euch die Erlaubnis geben ſoll, auf das Volk zu ſchießen? Ich bin nun kompromittiert, da Ihr mich ernannt habt; es iſt nur gerecht mich gewähren zu laſſen.“

Seine erſte Gemahlin Joſephine, Witwe des Generals von Bauharnais; Frau von Rémuſat ſagt von ihr:

„Ohne gerade hübſch zu ſein, hatte ihre ganze Perſon einen beſonderen Reiz. In ihren Zügen war Feinheit und Harmonie, ihr Blick war ſanft, ihr ſehr kleiner Mund wußte ſchadhafte Zähne geſchickt zu verbergen, ihre etwas bräunliche Geſichtsfarbe milderte ſich unter der roten und weißen Schminke, die ſie mit Talent verwendete, ihr Wuchs war tadellos, all ihre Gliedmaßen edel und zart, die geringſte ihrer Bewegungen leicht und elegant. Sie war keine Frau von allzuviel Geiſt. Sie war Kreolin [1763 auf der Inſel Martinique geboren], ſehr gefallſüchtig und ihre Bildung recht vernachläſſigt. Aber ſie wußte, was ihr abging und war vorſichtig in ihrer Unterhaltung. Sie beſaß einen feinen Takt und verſtand es gut, den Leuten angenehme Dinge zu ſagen. Leider fehlte es ihr an Ernſt der Empfindung und wahrer Seelengröße.“

Anders der Eindruck, den ſie auf ihn hervorbrachte. Napoleon ſelbſt hat ſich ſpäter auf St. Helena über ſie ausgeſprochen, wie folgt:

„Ich war nicht unempfänglich gegen die Frauen. Aber bis dahin hatten ſie mir nichts angehabt; mein Charakter ließ mich ſchüchtern werden in ihrer Nähe. Erſt Frau von Beauharnais gab mir meine Sicherheit. Sie ſprach ſich eines Tages, als ich neben ihr zu ſitzen kam, mit ſchmeichelhaften Worten über meine militäriſchen Talente aus, und dieſes Lob berauſchte mich. Ich wendete mich fortwährend an ſie, folgte ihr überall hin, verliebte mich endlich leidenſchaftlich, und unſere Geſellſchaft wußte es bereits, als ich noch keineswegs wagte, es ihr zu geſtehen. Als die Sache ruchbar wurde, ſprach Barras mit mir darüber. Ich hatte keinen Grund zu leugnen. In dieſem Falle, ſagte er, ſollten Sie Frau von Beauharnais heiraten. Sie können Ihren Rang und Ihr Talent geltend machen, aber Sie ſtehen allein, ohne Vermögen und ohne Beziehungen. Sie müſſen ſich vermählen, das verſchafft feſten Rückhalt.“

Napoleon als Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Truppen in Italien; ſein Aufruf an das Heer (1796):

„Soldaten! Ihr ſeid unbekleidet, ſchlecht genährt, die Regierung ſchuldet Euch viel, aber ſie kann Euch nichts geben; Eure Geduld und Euer Mut inmitten dieſer Felſen ſind bewunderungswürdig, aber ſie verſchaffen Euch keinen Ruhm, und kein Strahl des Glanzes fällt auf Euch. Ich will Euch in die fruchtbarſten Ebenen der Welt führen; blühende Provinzen, große Städte werden zu Eurer Verfügung ſein; dort werdet Ihr Ehre, Nutzen und Reichtum finden: Soldaten von Italien, ſolltet es Ihr da an Mut und Ausdauer fehlen laſſen?“

Ein Ausſpruch Napoleon's über den Ehrgeiz (zur Zeit, als er Konſul war):

„Der menſchliche Ehrgeiz erſchafft ſich ſein Publikum, wie er es in jener idealen Welt wünſcht, die er die Nachwelt nennt. Gelangt er dahin, daß in 100 Jahren ein Dichter an eine große That erinnern, ein kunſtvolles Gemälde ihrem Andenken huldigen werde, ſo wächſt die Einbildungskraft, das Schlachtfeld hat keine Gefahren mehr, die Kanone grollt vergeblich, und ihr Brüllen iſt nichts weiter als der Klang, der nach einem Jahrtauſend noch unſeren Enkeln den Namen eines Braven verkünden ſoll.“

Sein Urteil über den Feind (1797).

„Meine militäriſchen Erfolge ſind groß; aber wie iſt auch der Kaiſer bedient! Seine Soldaten ſind gut und tapfer, wenn auch etwas ſchwerfällig und wenig thätig im Vergleiche zu den meinigen. Aber welche Offiziere! Sie ſind abſcheulich. Die Generale, die man mir entgegenſtellte, waren untauglich: ein Beaulieu, der von den Oertlichkeiten Italiens keine Ahnung hatte, ein Wurmſer, taub und langſam ohne Ende, Alvinczy ganz unfähig. Man hat ſie beſchuldigt, von mir gewonnen zu ſein; das iſt unrichtig, ich dachte nicht daran. Aber ich kann es erhärten, daß dieſe drei Generale nicht einen einzigen Generalſtab hatten, von dem nicht mehrere der oberſten Offiziere mir ergeben und verkauft geweſen wären. Daher hatte ich Kenntnis nicht allein von ihren beſchloſſenen Plänen, ſondern auch von ihren Entwürfen, und zerſtörte ſie, ehe ſie noch zu Ende beraten waren.“

Zuſicherung Bonapartes an die Venetianer vom 26. Mai 1797:

„Jedenfalls werde ich alles thun, was in meiner Macht ſteht, um Euch zu beweiſen, wie ſehr ich die Erſtarkung Eurer Freiheit wünſche und wie gerne ich das arme Italien, nunmehr ruhmbedeckt und jeglichen fremden Einfluſſes ledig, wieder auf der Weltbühne erſcheinen und unter den großen Nationen den Rang einnehmen ſehen möchte, zu dem es durch ſeine Natur, ſeine Lage und ſeine Beſtimmung berufen iſt.“

Dagegen hieß es in einem Berichte an das Direktorium vom Tage darauf:

„Venedig, welches ſeit der Entdeckung des Kaps der Guten Hoffnung und des Emporkommens von Trieſt und Ancona im Niedergange begriffen iſt, wird wohl ſchwerlich die Schläge überdauern, die wir ihm beigebracht. Dieſe elende, feige, keineswegs für die Freiheit gemachte Bevölkerung ohne Land und ohne Waſſer — es erſcheint nur natürlich, daß wir ſie denen überlaſſen, denen wir ihr Feſtlandsgebiet übergaben. Wir werden alle Schiffe fortnehmen, das Arſenal ausräumen, die Kanonen wegführen, ihre Bank zugrunde richten. Auch Corfu und Ancona behalten wir für uns.“

Am 7. Oktober 1797 ſchreibt er an Talleyrand, den Miniſter des Aeußern:

„Ihr kennt dieſe italieniſchen Völkerſchaften ſehr wenig. Sie verdienen nicht, daß man für ihre Unabhängigkeit 40 000 Franzoſen opfert. Ich erſehe aus Euern Briefen, daß Ihr von einer falſchen Annahme ausgeht: Ihr bildet Euch ein, die Freiheit ſei imſtande, ein weichliches, abergläubiſches, hanswurſtiges, feiges Volk zu großen Dingen anzuregen. Der eigentümliche Charakterzug unſerer Nation iſt, daß ſie im Glück viel zu hitzig vorgeht. Legen wir allen unſeren Handlungen die wahre Politik zu grunde, die nichts anders iſt als die Berechnung der Umſtände und Möglichkeiten, ſo werden wir auf lang hinaus die große Nation und der Schiedsrichter Europas ſein. Ich ſage mehr: wir halten die Wage des Weltteils in unſeren Händen, wir werden ſie ſteigen oder ſinken laſſen nach unſerem Belieben, und, wenn das Geſchick es will, ſehe ich keine Unmöglichkeit darin, daß man in wenig Jahren zu den großen Ergebniſſen gelangt, welche heute noch eine erhitzte und begeiſterte Phantaſie in unſicheren Umriſſen erblickt, die aber ein äußerſt kalter, beharrlicher und berechnender Mann wirklich erreichen wird.“

Nach Aegypten: Am 16. Auguſt 1797 ſchreibt er an das Direktorium:

„Die Zeit iſt nicht mehr ferne, wo wir fühlen werden, daß wir uns Egyptens bemächtigen müſſen, um England gründlich zu zerſtören. Das weitgedehnte türkiſche Reich, welches mit jedem Tage mehr zergeht, legt uns die Pflicht auf, beizeiten an die Erhaltung unſeres Orienthandels zu denken.“

Zu ſeinem alten Freunde Bourrienne, der ſein vertrauter Sekretär geworden war, ſagte er:

„In Paris behält man nichts im Gedächtnis. Bleibe ich lange unthätig, ſo bin ich verloren. In dieſem Babel drängt eine Berühmtheit die andere. Hat man mich dreimal nur im Theater geſehen, ſo wird man mich nicht weiter beachten, darum gehe ich ſo ſelten dahin.“

Als ihm jener bemerkte, es müßte ihm doch ſchmeicheln, die Menge ſich derart nach ihm drängen zu ſehen, antwortete er:

„Bah, das Volk würde ſich ebenſo herzu drängen, wenn ich zum Schafott ginge!“

Später äußerte er zu demſelben:

„Ich will nicht hier bleiben, es giebt hier nichts zu thun. Ich ſehe, wenn ich bleibe, bin ich binnen kurzem verloren. Alles nutzt ſich hier ab; ſchon habe ich meinen Ruhm eingebüßt. Dieſes kleine Europa bietet auch zu wenig davon. In den Orient muß man gehen; dort iſt der Urſprung aller Macht und Größe.“

Vor der Abfahrt nach Aegypten ſprach Napoleon zu ſeinem Bruder:

„Ich gehe in den Orient mit allen Mitteln, die den Erfolg verbürgen, wenn Frankreich meiner bedarf, wenn die Zahl derjenigen, die wie Talleyrand, Sieyès, Röderer denken, wächſt, wenn der Krieg entbrennt und unglücklich geführt wird, dann kehr' ich wieder und bin der öffentlichen Meinung ſicherer als jetzt. Iſt dagegen die Republik im Kriege glücklich, erhebt ſich ein neuer Feldherr wie ich, der auf ſich die Hoffnungen des Volkes lenkt, gut, dann werd' ich im Orient der Welt vielleicht doch noch mehr Dienſte leiſten als er.“

Aufruf an die Soldaten (22. Juni 1798):

„Soldaten! Ihr ſteht im Begriffe eine Eroberung zu machen, deren Folgen für die menſchliche Kultur und den Handel der Welt unberechenbar ſind, Ihr bringet England den ſicherſten und empfindlichſten Schlag bei, bis ihr ihm endlich den Todesſtoß verſetzen werdet. Wir werden einige ermüdende Märſche machen, mehrere Gefechte liefern, wir werden ſiegen, das Geſchick iſt für uns. Plünderung bereichert nur wenige, entehrt alle, zerſtört die Hilfsquellen und macht uns denen verhaßt, die zu Freunden zu haben, unſer Intereſſe erfordert. Die erſte Stadt auf unſerem Wege hat Alexander erbaut. Bei jedem Schritte werden wir Erinnerungen großer Thaten begegnen, würdig, von Franzoſen nachgeahmt zu werden.“

Während des Konſulats ſprach er zu Frau von Remuſat, die ſeit 1802 bei Joſephine Palaſtdame war:

„Die Freiheit iſt das Bedürfnis einer wenig zahlreichen Klaſſe, die von der Natur mit höheren Fähigkeiten ausgeſtattet wurde, als der Durchſchnitt. Man kann ſie alſo ungeſtraft einſchränken. Die Menge dagegen liebt die Gleichheit. Ich verletze ſie nicht, wenn ich Titel austeile, ohne die abgebrauchte Frage nach der Geburt zu ſtellen. Meine Titel ſind eine Art Bürgerkrone, die man durch ſeine guten Werke erreichen kann. Geſchickte Menſchen geben denen, die ſie regieren, die gleiche Bewegung wie ſich ſelbſt. Nun, meine Bewegung iſt nach aufwärts, darum muß auch etwas die Nation in gleicher Richtung bewegen… Nicht, daß ich nicht ſähe, wie dieſe Adeligen, dieſe Herzoge vor allem, die ich da mache und die ich ſo außerordentlich dotiere, ein wenig unabhängiger von mir werden würden. Ausgezeichnet und reich, werden ſie trachten, mir zu entwiſchen und auf das, was ſie „Standesgeiſt“ nennen, zu pochen Jedoch ſie werden nicht ſo raſch laufen, daß ich ſie nicht alsbald wieder erreichte.“

Nach dem glänzenden Siege über Ruſſen und Oeſterreicher bei Auſterlitz (2. Dezember 1805) richtete Napoleon I. folgende Worte an ſein Heer:

„Soldaten, ich bin mit euch zufrieden! Ihr habt am Tage von Auſterlitz alles gerechtfertigt, was ich von Eurer Unerſchrockenheit erwartete, und habt Eure Adler mit unvergänglichem Ruhme geſchmückt. Als das franzöſiſche Volk mir die Kaiſerkrone auf's Haupt ſetzte, da vertraute ich auf euch, damit derſelben für immerdar die Glorie erhalten bleibe, die ihr, in meinen Augen, einzig Wert verleiht. Wenn hier alles, was unſeres Vaterlandes Glück und Wohlfahrt heiſcht, erreicht ſein wird, will ich euch nach Frankreich zurückführen. Dort ſollt ihr der Gegenſtand meiner zärtlichſten Fürſorge ſein. Mein Volk wird euch mit tauſend Freuden wiederſehen, und falls nur einer von euch ſagt: „Ich bin bei Auſterlitz dabei geweſen,“ wird jeder ſofort erwidern: „Hier ſteht ein tapferer Mann.“

Bei dem Rückmarſche des ſiegreichen Heeres nach dem Frieden von Preßburg (1805) erließ Napoleon folgenden Befehl an den Miniſter des Innern:

„Ich wünſche, daß Sie die Präfekten der Departements, welche an der Marſchlinie liegen, auffordern, beſondere Fürſorge für die Truppen zu treffen und mit allen Mitteln den guten Geiſt, der ſie beſeelt, und ihre Ruhmesliebe zu nähren… — Sie werden mir berechnen, was dies per Mann koſtet. Laſſen Sie in Paris Lieder verfertigen, um ſie in die verſchiedenen Städte zu ſchicken. Die Lieder ſollen von dem Ruhme ſprechen, den die Armee ſich erworben und von dem, den ſie ſich noch erkämpfen wird, und von der Freiheit der der Meere, dem Ergebnis ihrer künftigen Siege. Dieſe Lieder ſollen bei den Gaſtmählern geſungen werden. Sie müſſen aber drei verſchiedene Gattungen derſelben machen laſſen, damit der Soldat nicht zweimal das Gleiche zu hören bekommt.“

Im Jahre 1809 äußerte er ſich über Papſt Pius VII.:

„Der gegenwärtige Papſt iſt zu mächtig. Die Prieſter ſind nicht gemacht um zu regieren. Warum will er dem Kaiſer nicht geben was des Kaiſers iſt? Wenn man nicht aufhört, meine Staaten zu beunruhigen, iſt vielleicht die Zeit nicht mehr fern, wo ich den Papſt nur noch als Biſchof von Rom und als gleichgeſtellt mit den übrigen Biſchöfen meiner Staaten anerkennen werde. Ich würde mich dann nicht ſcheuen, die Kirchen von Gallien, Deutſchland, Italien und Polen in einem Konzile zu verſammeln und mich ohne den Papſt zu behelfen.“

Den Feldzug von 1809 eröffnete Erzherzog Karl von Oeſterreich durch den Einmarſch des öſterr. Heeres in Bayern. Napoleon eilte in das Hauptquartier ſeiner Truppen und wurde von den Generalen empfangen.

„Wo ſteht der Feind?“ fragte er beim Verlaſſen der Kutſche. „Der Erzherzog iſt über den Inn und die Iſar gegangen,“ lautete Monthons Antwort, „hat dann rechts abgeſchwenkt und iſt im Marſch auf Regensburg.“ Da war es, ſagt Monthon, als ob er wüchſe, ſeine Augen begannen zu glänzen, und mit einer Freude, die ſein Blick, ſeine Stimme, ſeine Bewegungen verrieten, rief er aus: „Dann hab' ich ſie! Das iſt eine verlorene Armee! In einem Monate ſind wir in Wien!“

(Aug. Fournier, „Napoleon I.“)

Joſephine.

Von Franz v. Gaudy, 1800—1840.

(15. Dezember 1809.)

In der kaiſerlichen Halle thronet ernſt Napoleon;
All' die Fürſten, all' die Großen drängen ſich um ſeinen Thron.
All' die Fürſten, all' die Großen lauſchen jenem Wort geſpannt,
Das noch eh'r als Tod zerreißen ſoll der Liebe zartes Band.
In der kaiſerlichen Halle thronet jetzt zum letztenmal
An des Kaiſergatten Seite ſein tief trauerndes Gemahl.
Von der Stirne, von dem Buſen glänzen Perlen des Geſchmeids,
In den Augen ſchimmern Perlen aus dem Meer des Seelenleids.
Was der Herrſcher auf dem Throne mit bewegter Stimme ſpricht,
Wie des Reiches Kanzler ſchmeichelt, Joſephine hört es nicht.
Worte mögen nicht betäuben des zerriſſ'nen Herzens Qual,
Und der Blumenkranz verſöhnet nicht das Opfer mit dem Stahl.
So bewährten die Geſtirne, was des Negerweibes Mund,
In der Hand des zarten Kindes Zukunft leſend, machte kund:
„Heil dir, Herrin, die dereinſt du über Königinnen ragſt!
Weh' dir, Herrin, die dereinſt du deinen tiefen Sturz beklagſt!"
Und die Kaiſerin erhebt ſich, zeichnet raſch das Pergament,
Das ſie von der Herrſcherkrone, das ſie von dem Gatten trennt,
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern,
Weinet bis zum Tod: entwichen iſt mit ihr des Kaiſers Stern.

Ode auf Napoleon Bonaparte.

Von Lord Byron (1788—1824).

10. April 1813.

Wäge Hannibals Aſche, wie viele Pfunde wirſt du an dem hohen Feldherrn finden? Juvenalis, Satire X.

„Der Kaiſer Nepos war von dem Senat, von den Italienern und von den Provinzen Galliens anerkannt worden; ſeine ſittlichen Tugenden ſowohl, wie ſeine militäriſchen Talente wurden laut gerühmt; und diejenigen, die irgend einen Privatvorteil aus ſeiner Regierung zogen, verkündigten in prophetiſchen Phraſen die Wiederherſtellung des öffentlichen Wohles.

Durch die unwürdige Abdankung verlängerte er ſein Leben um wenige Jahre, die er in einem zweideutigen Zuſtande, zwiſchen Kaiſerthron und Verbannung, zubrachte, bis —" Gibbon's „Verfall und Ende" ꝛc.

Dahin! — noch geſtern Fürſt und groß,
Der Fürſten ließ erbeben —
Und nun ein Weſen namenlos,
Erniedrigt — doch am Leben!
Der tauſend Throne nahm zur Beute,
Aufs Land der Feinde Knochen ſtreute,
Kann er dies überleben?
Seit ihm, den Lucifer man heißt,
Fiel gleich ihm noch kein Menſch und Geiſt.
Was peitſchteſt jene du, Tyrann,
Die ſich gebeugt in Flehen?
So biſt du ſelbſt erblindet dann
Und lehrteſt andere ſehen.
Mit Macht, zu helfen, zu erretten,
Schlugſt du nur in des Todes Ketten,
Die huld'gend um dich ſtehen;
Dein Sturz hat erſt die Welt gelehrt,
Wie wenig doch die Ehrſucht wert.
Dank für die Lehre! Mehr wird ſie
Der Nachwelt Krieger lehren,
Als je vermag Philoſophie
Zu beſſern, zu bekehren.
Der Zauberbann auf Menſchengeiſtern
Brach, um ſie nie mehr zu bemeiſtern;
Nie lehrt er mehr verehren
Pagoden, die mit Schwertern drohn,
Mit eh'rner Stirn — und Fuß von Thon.
Triumph und eitle Prahlerei,
Die Luſt, im Kampf gefunden —
Ein erderzitternd Siegsgeſchrei,
Das dich mit Wonn' umwunden;
Das Schwert, das Szepter, dem zu dienen
Die Menſchen nur geſchaffen ſchienen,
Woran der Ruhm gebunden:
Es ſchwand! — O Dämon! welche Pein
Muß die Erinnerung jetzt dir leihn!
Zerſtört iſt der Zerſtörer jetzt!
Der Sieger iſt geſchlagen!
Der andern ihr Geſchick geſetzt,
Muß bang um's eigne fragen!
Iſt es noch kaiſerliches Hoffen,
Daß kalt er ſchaut, was ihn betroffen?
Iſt es nur Todeszagen?
Stirbſt du als Fürſt? — Lebſt du als Knecht?
O, deine Wahl iſt wahrlich ſchlecht!
Der einſt getrennt der Eiche Kraft[1],
Träumt' nicht, ſie könn' ihn binden;
In des geſpalt'nen Stammes Haft,
Wie mocht' er bang' ſich winden!
Du thatſt in deiner Kraft Vertrauen
Auch ſo, doch mußteſt du voll Grauen
Ein ſchlimmer Schickſal finden:
Dem Raubgetier fiel jener zu;
Am eignen Herzen doch nagſt Du!
Der Römer, als des Herzens Glühn
Satt war von Römerblute,
Warf fort den Dolch[2] — und ſchied dann kühn
In rohem Heldenmute —
Er durfte ſcheidend Hohn noch ſagen
Den Menſchen, die ſolch Joch getragen
Und litten, daß er ruhte!
Ruhm mußt' ihm dieſe Stund' allein,
Wo er die Macht verſchmähte, leihn.
Der Spanier,[3] ſatt des Szepters Glanz,
Vermochte wohl zu geben
Die Kron' um einen Roſenkranz,
Ein Reich um Kloſterleben;
Genau die Paternoſter zählen,
Mit Glaubensſtreiterei ſich quälen,
War all' ſein kindiſch Streben:
Doch war als Frömmler auch alsdann
Er beſſer nicht, denn als Tyrann.
Du aber — deiner Hand hat man
Den Donnerkeil entrungen —
Zu ſpät gabſt du den Szepter dann,
Den krampfhaft du umſchlungen;
Ob du ein Dämon auch, — mit Grauen
Erfüllt es doch das Herz, zu ſchauen
Wie deins von Weh durchdrungen,
Wie Gottes ſchöne Welt ſogar
Solch ſchnöden Weſens Schemel war!
Die Erde gab ihr Blut für ihn,
Der ſeines ſo kann ſchonen!
Und Fürſten mußten vor ihm knien,
Ihm dankend ihre Kronen!
Freiheit! dich wollen wir erheben,
Da deine größten Feinde beben,
Furcht herrſcht auf ihren Thronen.
O, es verlocke kein Tyrann
Mit beſſerm Ruhm die Welt fortan!
In Blut geſchrieben ſteht dein Thun,
Und ſteht ſo nicht vergebens —
Statt deiner Siege ſieht man nun
Schandflecke deines Lebens;
Wenn ehrenvoll ſich ſchloß dein Leben,
So könnt' ein andrer ſich erheben,
Voll gleichen argen Strebens —
Doch wen verlangt nach ſolcher Macht,
Die ſchließt mit ſternenloſer Nacht?
Der Heldenſtaub iſt ganz ſo ſchlecht
Wie andrer Staub zu ſehen;
Du wägſt, o Sterblichkeit! gerecht
All', was hier muß vergehen;
Doch ſollte wohl der Großen Leben
Ein höh'rer Geiſtesſtrahl durchbeben,
Um glänzend zu beſtehen:
Dem Hohne wäre bloßgeſtellt
Dann kein Bezwinger dieſer Welt.
Und ſie, des ſtolzen Oeſt'rreichs Schmuck,
Die Kaiſerbraut[4] — voll Treue
Erträgt ſie dieſer Stunde Druck,
Daß dich ihr Troſt erfreue?
Sinkt ſie mit dir? teilt ſie im Herzen,
Entthronter Mörder, deine Schmerzen
Und deine ſpäte Reue?
Liebt ſie dich noch, o dann erſetzt
Den Thron ſie, der geraubt dir jetzt!
Nach' deiner öden Inſel[5] zieh'
Und ſieh die Wellen branden —
Begrüß' ſie freundlich all, da ſie
Dir nie zu Dienſt geſtanden!
Und ſchreib ins Sandgeſtade nieder
In müß'gem Sinnen, daß nun wieder
Die Erde frei von Banden!
Der Pädagog Korinth's[6] hat jetzt
Sein Beiwort auf dein Haupt verſetzt.
Du Timur! welch Gedankenheer
Wird dir ſein Käfig[7] zeigen?
Nur eines denkſt du, bang und ſchwer:
„Die Welt war mir zu eigen!"
Ging dir, gleich Babels Herrn[8], zu Grabe
Vernunft nicht mit dem Herrſcherſtabe,
Wird bald zur Ruh' ſich neigen
Dein Geiſt, der einſt ſo viel begehrt —
So viel verlangt — ſo wenig wert!
Haſt du, gleich jenem Dieb der Glut[9],
Trotz bei entſchwund'nem Glücke?
Und teilſt mit ihm des Geiers Wut
Auf ſeinem Felſenſtücke?
Verflucht von Gott, den Menſchen allen,
Biſt du im letzten Thun verfallen
Des Teufels arger Tücke;
Er wahrt' im Fall den Stolz auch noch,
Und ſterblich — ſtarb er ſtolz jedoch!
Es war ein Tag (als Gallien ſchon,
Die Erde ſelbſt dein eigen),
Wo von dem unbeſchränkten Thron
Von ſelbſt herab zu ſteigen,
Mit reinerm Ruhm dich mußt' umweben,
Als ihn Marengo dir gegeben;
Selbſt deiner Sonne Neigen
Durchſtrahlte dann die fernſte Zeit,
Trotz Fehlern, deren man dich zeiht.
Du aber mußteſt Kaiſer ſein,
Im Purpurmantel prunken, —
Kann ſolcher Tand die Bruſt befrei'n
Von der Erinn'rung Funken?
Wo iſt nun des Gewandes Prangen,
Geſchmeide, thöricht umgehangen —
Iſt Stern, iſt Schmuck verſunken?
Sag', du verwöhntes Kaiſerkind,
Wohin die art'gen Sächlein ſind?
Wo ruhn die müden Blick' einmal,
Die rings nach Großen ſpähen,
Da ſie nicht blut'gen Ruhmes Strahl,
Noch ſchnöde Thaten ſehen?
Auf ihm, dem Erſten, Letzten, Beſten —
Dem Cincinnatus von dem Weſten,
Den Neid nicht wagt zu ſchmähen:
Waſhington — den die Menſchheit nennt
Beſchämt, weil ſie nur einen kennt![10]

(Ueberſetzung von A. Böttger.)

---

[1] Milon (Milo), durch Rieſenſtärke berühmter Athlet und Ringer aus Kroton in Unteritalien, lebte um 576 v. Chr. Als er einſt einen Baumſtamm auseinander reißen wollte, den andere mittelſt Keilen nicht zu zerſpalten vermocht hatten, klemmte er ſich die Hände ein und wurde in dieſem wehrloſen Zuſtande von wilden Tieren zerriſſen. — [2] Lucius Cornelius Sulla, † 78 v. Chr,. 82 v. Chr. zum Diktator von Rom mit unbeſchränkter Amtsdauer ernannt, wütete aufs grauſamſte gegen ſeine Widerſacher, legte jedoch 79 freiwillig die Gewalt nieder und zog ſich ins Privatleben zurück. — [3] Karl V., 1519 bis 1556 deutſcher Kaiſer, dankte, der Regierung überdrüſſig, ab und zog ſich in das Hieronymitenkloſter San Yuſte in Eſtremadura zurück, wo er 1558 ſtarb. — [4] Maria Louiſe, 1791—1847, Tochter des Kaiſers Franz I. von Oeſterreich, ſeit 1810 Napoleons I. 2. Gemahlin, — [5] Elba. [6] Dionyſius der Jüngere, Tyrann von Syrakus, 343 v. Chr. vertrieben, ſoll nach Vergeudung ſeiner Schätze ſein Leben zu Korinth teils durch Bettel, teils durch Unterricht von Kindern gefriſtet haben. — [7] Die Sage erzählte, der von Timur 1402 gefangene türkiſche Sultan Bajeſid oder Bajazet I. ſei von ſeinem Beſieger in einen Käfig geſperrt worden. — [8] Nebukadnezar, 604—561 v. Ch. König von Babylon. — [9] Prometheus, brachte nach der griechiſchen Sage den Menſchen gegen den Willen der Götter das Feuer, wurde zur Strafe an einen Felſen des Kaukaſus geſchmiedet. [10] Die 3 letzten Strophen fügte der Dichter auf das Verlangen des Verlagsbuchhändlers bei, um die Stempelabgaben auf Druckſchriften von einem Bogen zu vermeiden.

Buonaparte.

Von Alphonſe Lamartine (1790—1869).

Auf kahlem Felſenriff, um das die Wogen klagen,
Sieht aus der Ferne ſchon ein Mal der Seemann ragen,
Am angeſchwemmten Strand einſam ein weißes Grab.
Noch bräunte nicht die Zeit den Stein, und unterm Teppich
Des grünen Laubgeflechts vom Zwerggeſtäud' und Eppich
Liegt ein zerbrochner Herrſcherſtab.
Hier ruht — kein Name, nein! — Die Erde mögt ihr fragen!
Da ſteht mit blutiger Schrift er leuchtend eingetragen
Vom Bord des Tanaïs zu Kedars Felſenjoch,
Auf Marmor und auf Erz, und auf der Bruſt der Braven,
Und bis ins Herz hinein von jener Herde Sklaven,
Die unter ſeinem Wagen kroch.
So nahm, ſeit jenen Zwei'n, die groß und allbewundert
Stets das Jahrhundert nennt dem kommenden Jahrhundert,
Kein Name durch die Welt den blitzbeſchwingten Lauf;
So hat den Erdball nie, um auf den Thron zu ſteigen,
Mit ſeinem Tritt ein Menſch geſtempelt als ſein Eigen —
Und hier hört dieſe Fußſpur auf!
Hier liegt er! — Ihn umkreist ein Kind mit wenig Schritten
Sein Schatten regt ſich nicht, wenn unter Feindestritten
Der Sarg erdröhnt; es darf getroſt
Um dieſe Donnerſtirn die Eintagsfliege ſurren,
Und in das Schweigen fällt einförmig nur das Murren
Der Brandung, die den Fels umtoſ't.
O ruhbedürft'ger Geiſt, glaub' nicht, daß dir die Ehre
Der ſtummen Majeſtät des Sängers Mund verſehre,
Der Gräber zu entweihn ſich nimmer unterwand!
Dem Lorbeer ein Aſyl hat ſtets die Gruft geboten;
Nichts rühre prüfend je ans Bahrtuch eines Toten,
Nichts — als der Wahrheit reine Hand.
Von Wolken liegt dein Grab, wie deine Wieg' umdunkelt;
Du aber glichſt dem Blitz, der aus dem Wetter funkelt;
Du warfſt, noch namenlos, den Donner in das All.
So, eh' er Memphis Stadt geſäugt an ſeinen Brüſten,
So wälzt noch unbenannt der Nil durch Memnons Wüſten
Mit Brauſen ſeiner Wogen Schwall.
Die Götter waren hin, zerſchellt der Throne Stufen,
Da flogſt du ſiegreich auf; zum Herrn dich auszurufen,
Bot dir ein Brutusvolk die königliche Zier.
Das Sitten, Kön'ge, Gott entführt wie Schaumesflocken,
Selbſt dies Jahrhundert trat zu ſeinem Quell erſchrocken
Um einen Schritt zurück vor dir.
Du kämpfteſt mit dem Wahn, vor keiner Zahl erbleichend;
Mit einem Schattenbild, dem Helden Jakob gleichend,
Rangſt du, ein Sterblicher, bis du den Sieg erzielt;
Die größten Namen all der Völker und der Länder
Entweihteſt ſpielend du, ſo wie der Tempelſchänder
Mit den Altargefäßen ſpielt.
Was hoch die Menſchheit preiſt: Ruhm, Ehre, Freiheit, alles
War dir ein Schellenklang, den weſenloſen Schalles
Im Wind von Ort zu Ort ein ſtumpfes Echo trägt.
Nie konnte ſein Getön dein lechzend Ohr erfriſchen;
Dich hat die Schlacht allein, der Klinge ſchneidig Ziſchen
Und der Drommete Ton bewegt.
So ſchrittſt du ſtolz und kalt, der Erdenluſt zum Hohne,
Von der erſchrocknen Welt nichts fordernd als die Krone; —
Du ſchrittſt; was dir im Weg, zertrat dein Fuß von Erz.
Dein Wille glich dem Pfeil, der, tötlich im Durchbohren,
Das Ziel unfehlbar trifft, das ihm der Blick erkoren,
Und gings durch eines Freundes Herz.
Von königlichem Gram die Stirne zu entſchleiern,
Beim frohen Becher nie ſah man dich Feſte feiern,
Nur anderm Purpur flog berauſcht dein Auge zu.
Ob dir die Schönheit naht' im Lächeln, ob im Leide:
Dem Poſten gleich, der ſtumm Wacht hält im Eiſenkleide,
Nie lächelteſt, noch ſeufzteſt du.
Du wuchſeſt ohne Luſt, du ſtürzteſt ohne Klagen.
An deinen Panzer hat kein menſchlich Herz geſchlagen;
Zum Denken warſt du da, für Haß und Liebe kalt.
Einſam aus Wolkenhöh'n das All zu überſchauen,
Ward dir der Blick des Aars, dir wurden ſeine Klauen,
Mit denen du die Welt umkrallt.
Mit einem einz'gen Sprung dem Sieg im Wagen ſitzen,
Mit ſeinem Ruhm der Welt ins feige Antlitz blitzen,
Volksrecht und Königsrecht zertrümmern ſiegsgewiß,
Und mit der Eiſenfauſt, geſtählt in Lieb' und Haſſe,
Der machtlos knirſchenden geſetzentwöhnten Maſſe
Aufzwingen Zügel und Gebiß.
Als Mittelpunkt der Zeit ihr Leben ſein und Sinnen,
Den Neid entmutigen, dem raſchen Dolch entrinnen,
Einrichten eine Welt, die aus den Fugen ſchien,
Und dann ſie zwanzigmal bei fahler Blitze Lodern
Im Spiel einſetzen und zum Kampf die Götter fodern —
O welch ein Traum! — Du lebteſt ihn!
Und dennoch ſtürzteſt du vom ſtolzen Siegeswagen.
Auf dieſen öden Fels vom Wetterſturm verſchlagen,
Sahſt deinen Purpur du zerſtückt von Feindes Hand;
Und zwiſchen Thron und Grab als letzte Gunſt gewährte
Das Schickſal, das dein Trotz als einz'gen Gott verehrte,
Dir dieſe ſchmale Scholle Land.
O hätt' ich einſt dich hier geſchaut in deiner Blöße,
Wenn in der Einſamkeit das Bild vergangner Größe
Wie ein Gewiſſensbiß durch deine Seele ging,
Wenn auf der breiten Bruſt die Arme ſich verſchränkten
Und an der kahlen Stirn, der ſinnenden, geſenkten,
Die Wolke des Entſetzens hing!
Wie hoch vom Strand ein Hirt herabſchaut in die Wogen
Und ſeinen Schatten ſieht, der lang dahingezogen
Vom Strom geſchaukelt ſchwankt im ſteten Wellenſtreit,
So ſpähteſt du vom Rand einſamer Größe nieder
Und ſahſt dich ſelbſt, und ſahſt die vor'gen Tage wieder
Im Schatten der Vergangenheit.
Du ſahſt ſie nahn und fliehn, gleich Wogen, deren Spitzen
Erleuchtet ſchon von fern im Meer herüber blitzen,
Ihr dumpfes Brauſen klang verlockend an dein Ohr;
Ein Wiederſchein des Ruhms umflog dein Antlitz helle,
Wenn dir ein glänzend Bild ſich hob aus jeder Welle,
Bis ſie dein trunkner Blick verlor.
Auf ſchwankem Brückenjoch Trotz bietend den Geſchoſſen
Sahſt du dich hier und dort vom Wüſtenſtaub umfloſſen,
Dort ſetzt dein ſchauernd Roß in Jordans heil'ge Flut;
Hier birſt vor dir der Fels und wird zu glatten Stegen.
Zum Szepter ſchaffſt du dort den nie beſiegten Degen,
Hier — doch was ſtockt dir jäh das Blut?
Was wendeſt du den Blick? Was zucken deine Brauen?
Was deckt die Stirne dir mit leichenhaftem Grauen?
Was trat Entſetzliches dir vor die Seele? Was?
Sinds Trümmer einer Stadt, dran noch die Flamme lecket?
Blachfelder, die ein See verharſchten Blutes decket?
Doch nein; der Ruhm tilgt alles das.
Der Ruhm löſcht alles aus, nur das Verbrechen nimmer;
Sieh jene Leiche dort, die nah und näher immer
Auftaucht! Ein Jüngling iſt's, ein Held, beſtrömt mit Blut!
Die Woge, die ihn trägt, will nicht vorüberrollen,
Und Condé's Namen wirft mit dumpfem Rachegrollen
Dem Mörder ins Geſicht die Flut —
Umſonſt von ſeiner Stirn, wo Stolz und Schreck ſich miſchen,
Strebt er mit haſtiger Hand den Flecken wegzuwiſchen;
Friſch unterm Finger wächſt das Zeichen ſtets der Qual.
Als ob er von der Hand des Herrn gebrandmarkt ſtünde,
Krönt unauslöſchlich ihn, ein Diadem der Sünde,
Das blutigrote Kainsmal.
Ja, dieſer Frevel iſt's, der deinen Ruhm beflecket,
Der ſtäten Zweifel ſelbſt an deiner Größe wecket,
Der einer Blutſpur gleich ſich hängt an deinen Fuß.
Dein Name bleibt ein Spiel hinfort im Sturm der Zeiten;
Wie ſie dich nennen ſoll, wird ſtets die Nachwelt ſtreiten:
Ob Cäſar oder Marius?
Erloſchen biſt du nun, klanglos dahingegangen;
Dem Schnitter ähnlich, der, eh' er den Lohn empfangen,
Auf ſeiner Senſ' entſchläft, vom Mühſal übermannt,
Entſchliefſt du, noch am Gurt den blut'gen Schlachtendegen,
Da ſich die Stunde naht', um Rechnung abzulegen
Dem Dienſtherrn, der dich ausgeſandt.
Man ſagt, in letzter Zeit, in ſeiner Krankheit Tagen
Hab' er den müden Blick zum Himmel aufgeſchlagen,
Wo ſein verwaiſter Geiſt ihn etwas ſuchen hieß.
An ſeine finſtre Stirn ſah man das Kreuz ihn führen,
Ja, ſelbſt die Lippen ſich zu einem Worte rühren,
Das ihn die Scheu nicht enden ließ.
O nenn' ihn, dieſen Gott, der herrſcht und Herrſcher weihet!
Der Gott iſt's, der da ſtraft, der Gott iſt's, der verzeihet,
Der uns und Helden nicht mit gleichem Maße mißt!
Vertrau ihm unverzagt, nur Er hat dich verſtanden,
Und jedem wird ſein Recht, ob er ein Sklav in Banden,
Ob ein gekrönter Herrſcher iſt.
Geſchloſſen iſt der Sarg. Gott hat gerichtet. Stille!
Denn That und Miſſethat wog der allweiſe Wille,
Des Gnade ſchrankenlos, wie ſeine Allgewalt!
Kein Sterblicher ermaß die Tiefe dieſes Bornes,
Und keiner weiß, ob nicht, du Geißel ſeines Zornes,
Dein Genius ihm für Tugend galt? (Ueberſ. v. E. Geibel u. H. Leuthold).

Des Deutſchen Vaterland.

Von Ernſt Moritz Arndt (1769—1860).

1813.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Preußenland, iſts Schwabenland?
Iſts, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſts, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Bayerland, iſts Steierland?
Iſts, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſts, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt Pommerland, Weſtfalenland?
Iſts, wo der Sand der Dünen weht?
Iſts, wo die Donau brauſend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſts Land der Schweizer, iſts Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört ein Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund —
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel ſieh' darein
Und gieb uns rechten deutſchen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Deutſcher Troſt.

Von Ernſt Moritz Arndt (1769—1860).

1813.

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts,
Thue recht und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht gerät dir Liſt und Kunſt
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Steh' dir wohl, o Sohn vom Teut.

Wohl ſteht dir das g'rade Wort,
Wohl der Speer, der g'rade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Welſchen Meuchelei,
Du ſei redlich, fromm und frei;
Laß den Welſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſei mit dir.

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,
Deutſches Herz und deutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Dieſe ſtehn wie Felſenburg,
Dieſe fechten alles durch,
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewiſſen ſpricht,
Redlich folge ſeiner Spur,
Redlich hält es ſeinen Schwur.

Vaterlandslied.

Von Ernſt Moritz Arndt (1769—1860).

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du ſchönes Land,
Dir ſchwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der füttre Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutſchen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

Laß klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röten.
Mit Henkerblut, Franzoſenblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf, fliege, ſtolzes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien.

Wer iſt ein Mann?

Von Ernſt Moritz Arndt (1769—1860)

Wer iſt ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht;
Dem Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünſtig wahr und frei;
Denn dieſe Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Menſch entzwei.

Wer iſt ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm:
Die heil'ge Glut giebt hohen Mut
Und ſtärkt mit Stahl den Arm.

Dies iſt der Mann, der ſtreiten kann
Für Weib und liebes Kind;
Der kalten Bruſt fehlt Kraft und Luſt,
Und ihre That wird Wind.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht:
Dem frommen Mut deucht alles gut,
Es geht ihm nimmer ſchlecht.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So deutſcher Mann, ſo freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg;
Denn Gott allein kann Helfer ſein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

Bundeslied.

(1815.)

Von M. Arndt (1769—1860).

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker deutſcher Männer Chor,
So dringt aus jedem frohen Munde,
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen
Mit hehrem, heiligem Gefühl;
Drum muß die volle Bruſt erklingen,
Ein volles helles Saitenſpiel.

Wem ſoll der erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unſrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und ſteht,
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

Das dritte, deutſcher Männer Weide!
Am hell'ſten ſoll's geklungen ſein!
Die Freiheit heißet deutſche Freude,
Die Freiheit führt den deutſchen Reihn;
Für ſie zu leben und zu ſterben,
Das flammt durch jede deutſche Bruſt,
Für ſie um großen Tod zu werben
Iſt deutſche Ehre, deutſche Luſt.

Das vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch!
Es lebe alte deutſche Treue!
Es lebe deutſcher Glaube hoch!
Mit dieſem wollen wir's beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrauſe freudig der Geſang!
Das Wort, das unſern Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das ſei gehalten und geglaubt!

Germania auf dem Niederwald.

28. September 1883 [Denkmal-Enthüllung].

Von Friedrich Bodenſtedt (geb. 1819).

Wie wogt es herbei von Süd und Nord
Zum Rheine, wo feſtlich heut' prangt jeder Ort!
Zu Land und zu Waſſer zieht jung und alt
Nach Rüdesheim hin, zum Niederwald.
Dort blickt mit vorgebeugtem Leib
Vom hohen Himmel ein hohes Weib,
Ein Heldenweib, wie man keines ſah,
Eh' du erſtandeſt, Germania!
Stolz ſind deine Züge, doch rein und mild,
Keiner Lurlei gleich und keiner Brunhild:
Du lockſt nicht auf Bahnen verderblichen Glücks
Und triffſt deine Feinde nicht hinterrücks.
In offenem Kampf gewannſt du das Gut,
Das du friedlich bewahrſt in treuer Hut,
Doch furchtlos blickt dein Angeſicht:
Weh' jedem, der deinen Frieden bricht!
Erhaben ragt deine Herrſchergeſtalt,
Der Nacken vom üppigen Haupthaar umwallt,
In der Linken geſenkt das gewaltige Schwert,
In der Rechten die Krone, zum Himmel gekehrt.
Die Kaiſerkrone, des Sieges Preis,
Du haſt ſie errungen dem Heldengreis,
Der in dir ſelbſt heut ſieht enthüllt,
Was er einſt verheißen und treu erfüllt.
Feſt ſteht dein Fuß auf ſteinernem Bau,
Tief unter dir zeigſt Du ergreifende Schau:
Wo — als wäre zu Erz geworden das Lied —
Die Wacht am Rhein zum Kampfe zieht.
Zu Roſſe der König voran im Feld,
Ihm zur Linken und Rechten manch wackrer Held,
Manch fürſtliches Haupt, auch mancher Mann,
Der, groß zu werden, erſt klein begann.
Auf dem Bergesrücken, am Waldesſaum,
Am hellen Tag iſt's wie im Traum,
So viel Fürſten und Feldherr'n ſind heute da
Zu deiner Feier, Germania.
Sie kommen und bringen dir ihren Gruß,
Und du zeigſt ihnen zu deinem Fuß
Ihr eigenes Bild aus dauerndem Erz,
Und mächtig pocht bei dem Blick das Herz.
Denn das Erzbild ruft dem Urbild zu:
Ich lebe durch dich, und durch mich lebſt du!
Wohl mancher fehlt, den das Grab ſchon deckt,
Der in Stein und Erz noch Bewund'rung weckt.
Denn eine vergängliche Bilderflut
Iſt alles Leben von Fleiſch und Blut,
Doch zu höherem Leben der Geiſt entſchwebt,
Der zum Licht aus der Hülle von Staub ſich hebt.
Alles ſichtbare Sein iſt nur Schatten und Schein,
Doch es redet der Geiſt auch aus Erz und Stein.
O, ſei uns immer im Geiſte nah,
Wie heut im Bilde, Germania!
Daß nie ſich erneue der Zwietracht Fluch,
Der ſo lange geſchwärzt unſer Ehrenbuch, —
Daß wir männlich halten zu Kaiſer und Reich,
An deutſcher Treue einander gleich.

Die große Alamannenſchlacht bei Straßburg (357 n. Chr.). Als Julian, der Statthalter in Gallien und nachmaliger römiſcher Kaiſer, hörte, daß das germaniſche Volk der Alamannen wiederum den Rhein überſchritten habe, eilte er nach Oſten über die Vogeſen nach Tres-Tabernae (Zabern) und ließ dieſe faſt zerſtörte Feſtung ſchnell wieder aufbauen und auf ein Jahr verproviantieren, um zu verhindern, daß die Germanen tief nach Gallien hineindrängen, wie ſchon oft geſchehen war. Inzwiſchen hatten die Alamannenkönige, deren mächtigſte Chnodomar und Serapio waren, alle ihre Scharen zu einem großen Heere vereinigt und lagerten bei Argentoratum (Straßburg), in der Meinung, daß Julian nur aus Furcht vor einer Entſcheidungsſchlacht ſich zurückhalte, während er doch in Wirklichkeit noch mit der Vollendung der Zaberner Feſtungswerke beſchäftigt war. Die Zuverſicht, Kampfluſt und Siegesgewißheit der Germanen ſteigerte ſich noch, als ſie durch Überläufer erfuhren, daß Julian nur 13000 Mann bei ſich habe, während ſie ſelbſt 35000 Krieger zählten. Am übermütigſten von allen war der König Chnodomar, überall war er gegenwärtig und ſpornte die andern an zu gefährlichen Thaten. Oft ſchon war ihm das Glück günſtig geweſen: den Cäſar Decentius hatte er in offener Schlacht beſiegt; viele blühende Städte Galliens erobert und ſoeben erſt den römiſchen General Barbatio in die Flucht geſcheucht.

Schon ſchimmerten rötlich die Strahlen der Sonne (16. Auguſt 357), als unter dem Klange der Tuben die Infanterie langſamen Schritts aus Zabern auszog, auf den Flügeln von Reiterei gedeckt, unter der ſich auch Panzerreiter und Bogenſchützen befanden. Auf der Hälfte des 31 Kilometer langen Weges bis zum Lager der Germanen läßt der Cäſar Halt machen und verſucht durch eine Anſprache die Soldaten zu beſtimmen, mit der Schlacht bis zum nächſten Tage zu warten. Aber dieſe laſſen ihn kaum ausreden, fordern ſtürmiſch in den Kampf geführt zu werden und begeiſtert ruft ihr Fahnenträger: „Geh voran, Cäſar, als glücklicher Vorkämpfer, du wirſt erfahren, was die Soldaten unter ſolchem Führer leiſten können!“

Darauf ſetzte das Heer ſeinen Marſch fort und erreicht bald einen Hügel, der vom Ufer des Rheins nicht mehr weit entfernt war. Auf ſeinem Gipfel hatten drei feindliche Reiter das Herannahen der Römer beobachtet, die jetzt eilig zu den Ihrigen ſprengten. Dieſe ſtellten ſich ſofort in Keilform auf, ihren linken Flügel, meiſt von Reiterei gebildet, offen ſichtbar, ihren rechten im Hinterhalt verborgen. Chnodomar, auf deſſen Haupt ein Wuſt von roten Haaren ſtarrte, ſchritt ſtolz einher vor dem linken Flügel, wo der heißeſte Kampf entbrennen mußte, auf die ungemeine Kraft ſeiner Fäuſte vertrauend; ungeduldig wie ein Kampfroß, das in die Zügel ſchäumt, ſchwang er ſeinen Speer von unglaublicher Größe, und weithin glänzten ſeine Waffen.

Auf dem rechten Flügel kommandierte Serapio, ein Jüngling zwar, dem kaum der Bart ſproßte, aber an Tüchtigkeit weit ſeinem Alter voraus. — Nun riefen hüben und drüben die Hörner zum Kampf, und mit gleichem Eifer gingen beide Heere in die Schlacht. Geſchoſſe flogen hinüber und herüber; dann aber ſtürzten die Germanen ſchnell, ohne weiter ſich zu beſinnen, mit hochgeſchwungenen Lanzen auf unſere Reiterſchar. Schrecklich war ihr Feldgeſchrei, gräßlich ihre wallende Haarmähne; aus ihren Augen ſprühte das Feuer der Kriegswut. Die römiſchen Soldaten dagegen ſtanden feſt wie eine Mauer, deckten ſich mit dem Schilde und hielten Lanze wie Schwert totdrohend zum Kampfe bereit. Während der linke römiſche Flügel bereits ſiegreich vordrang, mußten die Reiter des rechten zurückweichen. Kaum hatte das Julian geſehen, als er heranſprengte und ſie aufhielt. Weithin erkannte man ihn an der purpurnen Drachenfahne, die hoch an langer Stange flatterte und wirklich wie die Haut eines Drachen ausſah. Die Reiter ſtanden, ja griffen aufs neue an. Hin und her wogte die gewaltige Schlacht. Die römiſchen Cornuti und Brachiati erhoben ihr gewaltiges Kriegsgeſchrei, das inmitten des Kampfes von leiſem Surren anſchwillt, bis es wie das ſtärkſte Gebrauſe der Meeresbrandung klingt. Ein Hagel von Geſchoſſen praſſelte nieder, und der Staub war bald ſo dicht, daß er alles umhüllte: Schild ſtieß an Schild, Bruſt an Bruſt.

Wie ein gewaltiger Feuerſtrom, der alles zu verſchlingen droht, ſtürmten die Alamannen immer aufs neue heran, um das Bollwerk unſerer Schlachtreihe zu durchbrechen. In langen Reihen lagen bald ihre Toten da, ſtets vermehrt durch die vordringenden Römer. Endlich ließ ihr Widerſtand nach, auf allen Punkten wich ihre Schlachtreihe zurück, ſuchten die einzelnen ihr Heil in ſchleunigſter Flucht. Immer heftiger drängten die ſiegreichen Römer nach, ihre Schwerter drohten ſtumpf zu werden von all den Hieben, doch die Hand ward nicht müde, und Pardon gab keiner. An den Rheinſtrom flohen die Germanen, durch Schwimmen Rettung zu ſuchen, und ungeſtüm folgten im Lauf die Römer bis ans Ufer. Damit ſie in dem Eifer der Verfolgung nicht nachſprängen, eilte Cäſar Julian ſelbſt herbei, hielt ſie auf und befahl mit Bogen und Schleudern auf die ſchwimmenden Germanen zu ſchießen. Manche retteten ſich, viele wurden von Pfeilen getötet, viele ertranken, unkundig des Schwimmens. Mißmutig wälzte der Rhein auf blutgefärbten Wogen die ungewohnte Laſt dem Meere zu.

König Chnodomar wollte nordwärts entfliehen, ſtürzte aber vom Pferde und ward Gefangener. Er kniete nieder vor Julian und bat in ſeiner Mutterſprache um Gnade. Sie ward ihm gewährt, nach vielen Jahren ſtarb er in Rom in dem castra peregrina auf dem Mons Cälius an Alterſchwäche.

So endigte dieſe große Schlacht; erſt am ſpäten Abend rief die Trompete die Römer von der Verfolgung zurück. Am Ufer des Rheins wurde gelagert, und unter dem Schutz der vorgeſchobenen Poſten erquickte ſich der Soldat an Speis, Trank und Schlaf. Gefallen ſind in dieſer Schlacht von den Römern 243, von den Alamannen hingegen wurden 6000 auf dem Schlachtfeld hingeſtreckt gezählt, unzählige begrub der Rhein.

(Ammianus Marcellinus, röm. Geſchichtſchreiber des 4. Jahrhunderts, 16. Buch.)

Die Hunnen (375). Die Hunnen, aus alten Nachrichten nur oberflächlich bekannt, wohnen jenſeits des Mäotiſchen Sumpfes am eiſigen Ozeane; von gedrungenem und ſtarkem Gliederbau, mit feiſtem Nacken, gleichen ſie grobzugehauenen Pfählen an Brückengeländern, und man könnte ſie für zweibeinige Beſtien halten. Auch ihre Lebensart iſt wild und rauh. Den Gebrauch des Feuers kennen ſie nicht, ſondern ſie leben von den Wurzeln wild wachſender Kräuter und dem halbrohen Fleiſche jeder Art von Tieren, welches ſie zwiſchen ihren Schenkeln und dem Rücken der Pferde mürbe reiten. Ihre Kleider ſind aus Leinewand oder Fellen von Feldmäuſen. Feſte Wohnſitze meiden ſie wie die Gräber und ſchweifen unſtät in Bergen und Wäldern umher. Tag und Nacht bringen ſie wie angewachſen auf ihren dauerhaften aber häßlichen Pferden zu. Oft ſitzen ſie auf dieſen nach Weiſe der Weiber, um ihre gewohnten Arbeiten zu verrichten; ſie kaufen und verkaufen, eſſen und trinken auf dem Rücken derſelben, und auf ihre Mähnen vorwärts gebeugt, ſinken ſie in tiefen Schlaf. Selbſt bei Verſammlungen und Beratungen ſteigen ſie nicht ab. So wechſeln ſie fortwährend ihre Wohnſitze, und niemand unter ihnen kennt den Ort ſeiner Geburt. Fern von demſelben müſſen ſie von Kindesbeinen an Hunger und Kälte ertragen lernen. Ihre ſchmutzigen Weiber führen ſie auf Wagen mit ſich, die mit Tierfellen überzogen ſind. Dort weben dieſelben die groben Kleider, dort auch ziehen ſie ihre Kinder auf. Krieg und Beute iſt ihr Leben. Ackerbau und Handwerke kennen ſie nicht; von Geſetzen und Religion haben ſie keine Spur.

(Ammianus Marcellinus, röm. Geſchichtſchreibern des 4. Jahrhunderts, 31, 2).

Alarichs Tod (410). Nachdem Alarich zum zweiten Male vor Rom gezogen und dasſelbe, ohne es jedoch, wie ſonſt barbariſche Völker zu thun pflegen, in Brand zu ſtecken und die Tempel zu zerſtören, mehrere Tage geplündert hatte, zog er ſüdwärts nach Kampanien. Hier richteten ſeine Goten große Verwüſtungen an und betraten dann das Gebiet von Bruttien. Als nun Alarich dahin kam, beladen mit den Schätzen Italiens, die er auf ſeinem Zuge erbeutet hatte, beſchloß er, von da über Sizilien nach Afrika überzuſetzen, um ſich ein richtiges Vaterland zu ſuchen. Aber weil es dem Menſchen nicht freiſteht, etwas auszuführen, was er wider den Willen Gottes beſchloſſen hat, ſo verſchlang jene fürchterliche Meerenge einen Teil der Schiffe; ein anderer Teil wurde verſchlagen. Während nun Alarich, von dieſem Unfall betroffen, mit ſich zu Rate ging, was er thun ſollte, kam ihm plötzlich ein früher Tod zuvor, der ihn aus dem Leben nahm. Da ihn die Goten ſehr lieb hatten, ſo waren ſie in großer Trauer. Sie leiteten den Fluß Buſento bei der Stadt Koſenza aus ſeinem Bette ab und ließen in der Mitte des Bettes von einer Schar Gefangener die Begräbnisſtätte herſtellen. In die Tiefe dieſes Grabes verſenkten ſie den Alarich mit vielen Schätzen, worauf die Wogen wieder in ihr altes Bett herbeigezogen wurden. Und damit von keinem Menſchen je die Stätte entdeckt würde, töteten ſie alle, die bei der Arbeit beſchäftigt geweſen waren. Dann übergaben ſie die Königswürde dem Athaulf, einem Verwandten Alarichs.

(Nach Jordanes und Prokopius, Geſchichtſchreiber des 6. Jahrhunderts.)

König Attila und ſein Hof (446 n. Chr.). So erzählt der Grieche Priskus der im Jahre 446 als Geſandter des oſtrömiſchen Kaiſers zu Attila gereiſt war: „Wir überſchritten einige Flüſſe und kamen endlich an ein Dorf, in dem ſich Attilas Wohnung befand. Dieſelbe lag, alle anderen Gebäude überragend, auf einer hohen Stelle und war ringsum mehr zum Schmuck als zur Verteidigung mit einem hölzernen Zaun umgeben, der in kleinen Abſtänden mit Türmen verſehen war. Innerhalb dieſer Umfriedigung ſah man viele Gebäude teils aus geſchnitztem und zierlich gefügtem Täfelwerk, teils aus geglätteten Balken, die aufrecht, in Entfernungen aus einander geſtellt und oben verbunden waren durch geſchweiftes ſich zuſammenſchmiegendes Holzwerk. Dieſe Bögen fingen am Boden an und reichten bis zu mäßiger Höhe. Bald darauf wurden wir von Attila zum Mahle geladen. Als wir, um die neunte Tagesſtunde zu demſelben gerufen, in das königliche Haus traten, ſtanden wir auf der Schwelle gerade dem Attila gegenüber. Rechts und links an den Wänden des Saales ſtanden Seſſel, in der Mitte aber ſaß auf einem Polſter Attila; hinter ihm ſah man noch ein anderes Polſter, von dem Stufen zu ſeinem mit Schleiern und bunten Teppichen verhüllten Nachtlager führten. Neben dem König ſaß ſein Miniſter und ſeine Söhne, die aber vor Ehrfurcht zu Boden ſchauten. Als wir alle dem Range nach auf den Seſſeln Platz genommen, ergriff Attila eine ihm vom Mundſchenken dargebotene Schale mit Wein und begrüßte den erſten im Range, der ſich dann dankend erhob und den Becher leerte. Dieſem Beiſpiel folgten alle Anweſenden, deren jeder von einem beſonderen Schenken bedient wurde.

Sodann wurde zuerſt dem Attila ein kleiner Tiſch vorgeſetzt, darauf den andern je einer für drei bis vier Männer, reich beſetzt mit Gerichten. Dieſe waren gut und lecker, auf Attilas Tiſche aber lag nichts als Fleiſch, und während alle anderen aus ſilbernen und goldenen Bechern tranken, bediente er ſich nur eines hölzernen. Schlicht war auch ſeine Kleidung und ſein Schwert, die Bänder ſeiner Barbarenſchuhe und das Sattelzeug ſeines Leibroſſes entbehrte des bei den Vornehmen üblichen Schmuckes an koſtbaren Steinen und Goldſtickerei. Nach jedem Gang ſtanden alle auf und tranken der Reihe nach einen vollen Becher auf das Wohl des Königs. Als ſo der Abend heran kam, zündete man Fackeln an, und zwei Barbaren, welche ſich Attila gegenüber aufſtellten, ſagten Lieder her, worin ſeine Siege und Tugenden beſungen wurden. Auch ein ſkythiſcher Narr trat auf, der großes Gelächter erregte. Nach ihm erſchien der Zwerg Zerkon, der durch ſeine Häßlichkeit, Tracht, Stimme und die zuſammengeſtammelte Rede, welche Lateiniſch, Hunniſch und Gotiſch durcheinander mengte, ein unauslöſchliches Gelächter hervorrief.

Attila allein blieb ernſt und unverändert und weder im Wort noch im Thun zeigte er Heiterkeit, außer daß er den jüngſten ſeiner Söhne, Irnach, der gerade eintrat, an der Wange zog und mit freundlichen Augen anblickte. Als ſich ſo das Gelage in die Nacht hineinzog, wollten wir endlich nicht mehr dem Trunk Beſcheid thun und entfernten uns.“

Odoaker, der Zerſtörer des weſtrömiſchen Reiches (476—493). Als Odoaker, aus dem Volke der Heruler, noch ein Jüngling war, zog er mit vielen Stammesgenoſſen nach Italien, um dort, wie es üblich, beim römiſchen Kaiſer Kriegsdienſte zu nehmen. Unterwegs in Ungarn kehrten ſie beim heiligen Severinus ein, damit dieſer ihnen ſeinen Segen gebe. Dieſer erkannte, daß in dieſem lang gewachſenen, ſtattlichen Jüngling, der mit ſeinem Kopfe bis an die Decke der Zelle reichte, etwas Beſonderes war, und ſprach zu ihm: „Zieh’ hin nach Italien, mein Sohn, jetzt zwar in ſchlechtem Gewande; aber du wirſt einſtmals vielen reiche Gewänder ſchenken.“ So zog Odoaker nach Italien und ward dort bald Anführer in der kaiſerlichen Leibgarde. Er ſah, wie dort alles ſo faul und zerrüttet war, und daß es nur eines Anſtoßes bedurfte, um die ganze morſche Reichsverfaſſung über den Haufen zu werfen. Als nun der römiſche General Oreſtes ſeinen Sohn Romulus zum Kaiſer machte, empörte ſich Odoaker mit ſeinen Stammesgenoſſen. Er tötete den Oreſtes in Placentia (Piacenza) und zog dann in Ravenna ein, um den Kaiſer abzuſetzen. Dieſer war erſt 16 Jahre alt, ſo daß man ihn darum auch nicht Auguſtus, d. h. Kaiſer nannte, ſondern Auguſtulus, d. h. Kaiſerlein. So endigte das römiſche Reich, welches 1200 Jahre beſtanden hatte. Aus Mitleid mit der Jugend und Schönheit des Romulus ſchenkte ihm Odoaker das Leben und einen Landſitz in Kampanien nebſt einem Jahrgehalt von 6000 Goldſtücken. Er ſelbſt ließ ſich nun König von Italien nennen und hielt den Frieden und die Ruhe ſeines Reiches aufrecht durch ſeine germaniſchen Krieger aus den Stämmen der Heruler, Rugier, Skiren und Turkelinger. Dieſen Deutſchen mußten die Einwohner Italiens ein Drittel alles Grundbeſitzes abtreten; ſonſt aber ward nicht viel geändert. Vierzehn Jahre regierte ſo Odoaker gut und ſegensreich über Italien.

Theoderich der Große, König der Oſtgoten (489—526). Theoderich war der Sohn des Oſtgotenkönigs Theodemir. Im zarten Alter von 8 Jahren kam er als Geiſel ſeines Volkes an den kaiſerlichen Hof in Konſtantinopel. Er war ein herrlicher Knabe, begabt mit allen Fähigkeiten des Leibes und der Seele, ſo daß ihn der Kaiſer Leo ſehr lieb gewann; aber in den Wiſſenſchaften wurde er dort wenig unterrichtet und lernte darum auch nicht ſchreiben. Als er im Alter von 18 Jahren zu ſeinem Volke zurückgekehrt war, ſammelte er ſich eine Schar von 6000 Tapferen und verrichtete ſo herrliche Kriegsthaten gegen die Sarmaten, daß ſein Name weit berühmt ward im Gotenvolk, und ſein Vater ihn im Sterben den Goten zum König empfahl. Sobald dies der Kaiſer Zeno in Konſtantinopel vernommen hatte, freute er ſich ſehr und ſchickte einen Einladungsbrief an ihn, worin er ihn aufforderte, zu ihm nach Konſtantinopel zu kommen. Hier empfing er ihn mit den gebührenden Ehren und geſellte ihn den Großwürdenträgern im Palaſte bei. Nach einiger Zeit nahm er ihn, um ſeine Ehre noch zu erhöhen, als Waffenſohn an und gewährte ihm aus ſeinen eigenen Mitteln einen Triumphzug in der Stadt; er wurde zum ordentlichen Konſul erhoben, eine Auszeichnung, die für die höchſte Zierde in der Welt gilt; aber nicht genug damit — er ließ auch ein Reiterſtandbild zur Ehre eines ſo großen Mannes vor dem kaiſerlichen Schloß aufſtellen. Während Theoderich ſo in inniger Verbindung mit Zenos Regierung in Konſtantinopel alles Gute genoß und nun zu hören bekam, ſein Volk befinde ſich in Illyrien durchaus nicht in Zufriedenheit und Wohlſtand, zog er es vor, nach der Sitte ſeines Stammes ſein Leben zu einem thatenreichen zu machen, ſtatt in träger Ruhe die Güter der römiſchen Herrſchaft zu genießen, während ſein Volk kärglich dahinlebe. — Der Kaiſer ließ ihn, wiewohl betrübt, ziehen, da er ihn nicht kränken wollte, gab ihm reiche Geſchenke mit und empfahl ihm den Senat und das römiſche Reich. So verließ Theoderich die Kaiſerſtadt und kehrte zu den Seinigen zurück. Hier nahm er das ganze Volk der Goten, jedoch nur, ſo viele davon ihm ihre Zuſtimmung gaben, mit ſich und brach auf nach Heſperien (Italien). Er zog geraden Wegs durch das benachbarte Pannonien (Ungarn) und betrat dann das venetiſche Gebiet. Am Iſonzofluſſe ſchlug er ſein Lager auf. Kaum hatten hier Menſchen und Vieh ein wenig Erholung gefunden, ſo rückte Odoaker mit ſeinem Heere gegen ihn heran. Aber Theoderich vernichtete das Heer in der Ebene von Verona in einer großen Schlacht. Hierauf brach er ſein Lager ab und rückte mit größerer Zuverſicht in Italien ein. Nachdem er den Padus überſchritten hatte, ſchlug er bei der Kaiſerſtadt Ravenna ſein Lager auf. Als dies Odoaker ſah, zog er ſich in die Stadt zurück; heimlich in der Nacht führte er öfters die Seinigen heraus, um das Heer der Goten zu beunruhigen, und nicht ein oder zwei Mal, ſondern häufig, und trieb es ſo faſt volle drei Jahre. Aber er machte vergebliche Anſtrengungen; denn ſchon nannte ganz Italien Theoderich ſeinen Herrn, und nach deſſen Willen handelte das ganze Land. Nur Odoaker allein mit wenigem Gefolge und den Römern, die bei ihm waren, hatte täglich von Hungersnot und vom Krieg innerhalb Ravenna’s zu leiden. Endlich kam man unter Vermittlung des Biſchofs von Ravenna dahin überein, Theodorich und Odoaker ſollten in Ravenna gemeinſchaftlich herrſchen. Eine Zeitlang hielten ſie beide den Vertrag; dann aber bemächtigte ſich Theoderich der Perſon Odoakers, der ihm angeblich nach dem Leben getrachtet hatte, bei einem Schmauſe, zu dem er ihn unter der Maske der Freundſchaft geladen, und ließ ihn töten. Die noch etwa übrig waren von ſeinen früheren Gegnern, gewann er für ſich und herrſchte von nun an unangefochten über Goten und Italiker. Namen und Inſignien des Kaiſers anzunehmen, hielt er nicht für angezeigt, ſondern ließ ſich zeitlebens „König“ nennen — ſo pflegen nämlich die Barbaren ihre Heerführer zu bezeichnen —: in Wirklichkeit war das Verhältnis ſeiner Unterthanen zu ihm ganz wie zu einem Kaiſer. Seine gewaltige Hand ſorgte für Gerechtigkeit allerwegen und war ein ſtarker Schirm für Recht und Geſetz. Vor Einfällen benachbarter Barbaren bewahrte er ſein Land; ſeine Weisheit und Tapferkeit waren gefürchtet und geehrt weit in die Runde. Weder ließ er ſich irgend ein Unrecht gegen ſeine Unterthanen zu ſchulden kommen, noch ließ er einem andern derartiges durchgehen; nur den Teil der Landgüter, die Odoaker ſeinen Parteigängern zugewieſen hatte, überließ er ſeinen Goten. So war Theoderich dem Namen nach ein Tyrann, in Wirklichkeit aber ein rechter Kaiſer, nicht um Haaresbreite geringer als irgend einer von denen, welche ſonſt dieſe Würde bekleidet haben. Obgleich es dem menſchlichen Charakter zu widerſprechen ſcheint, liebten und verehrten ihn thatſächlich Goten und Italiker ohne jeglichen Unterſchied. Den mächtigen Frankenkönig Chlodwig bat er um ſeine Tochter Audeflede zur Ehe. Seine eigenen Töchter aber verheiratete er an benachbarte Könige, die eine an Alarich II., den König der Weſtgoten, die andere an Sigismund, den Burgunderkönig. Und um ſein Geſchlecht noch mehr auszubreiten, ſchickte er ſeine Schweſter Amalafrida, die Mutter des nachmaligen Königs Theodehad, nach Afrika als Gemahlin für den Vandalenkönig Thraſamund; ihre Tochter, ſeine Nichte Amalaberga, verband er mit dem Thüringerkönig Hermenefrid. — Im ganzen Abendland gab es kein Volk, das nicht Theoderich, ſo lange er lebte, in Freundſchaft oder in Unterthänigkeit gedient hätte.

Als er aber im Greiſenalter ſtand und ſah, daß er bald von hier ſcheiden werde, rief er die Grafen und Vornehmen ſeines Volkes zuſammen und ſetzte den Athalarich, ein kaum zehnjähriges Kind, den Sohn ſeiner Tochter Amaleſuntha, der ſeinen Vater Eutharich verloren hatte, zum König ein. Er kündigte ihnen als ſeinen letzten Willen an, ſie ſollten ihren König ehren, den Senat und das römiſche Volk lieben und den Kaiſer des Oſtreichs immer nächſt Gott als gnädigen Freund bewahren. Bald darauf ſtarb er nach einer Regierung von 37 Jahren, der Schrecken ſeiner Feinde, von ſeinen Unterthanen aufs tiefſte betrauert.

(Aus Jordanes, Geſchichtſchreiber des 6. Jahrhunderts.)

Chlodwig, König der Franken (481—511). Zu dieſer Zeit herrſchte nach Childerichs Tode an ſeiner ſtatt ſein Sohn Chlodovech. Im fünften Jahre ſeiner Regierung (486) zog er gegen Syagrius, den Statthalter in dem noch römiſchen Teile Frankreichs, und forderte ihn auf, ſelbſt Zeit und Ort der Schlacht zu beſtimmen. Als Syagrius in dieſer Schlacht (bei Soiſſons) ſein Heer weichen ſah, floh er eiligſt zu dem Weſtgotenkönig Alarich nach Toulouſe. Chlodovech aber ſchickte Boten an Alarich und forderte ihn auf, den Syagrius auszuliefern. Aus Furcht vor einem Krieg mit den Franken gab Alarich nach und ſandte Syagrius in Feſſeln an den Frankenkönig, der ihn ins Gefängnis werfen und dort heimlich erwürgen ließ.

Zu derſelben Zeit herrſchte im Süden Frankreichs (Galliens) der Burgunderkönig Gundevech. Dieſer tötete ſeinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte und ließ deſſen Gemahlin mit einem Stein um den Hals ins Waſſer werfen, die beiden Töchter aber verſchonte er. Da Chlodovech oftmals Botſchaft ſandte ins Burgunderland, ſahen ſeine Boten einſt Chlodehilde, die jüngere dieſer Töchter, und da ſie fanden, daß ſie ſchön ſei und verſtändig und aus königlichem Blute, erzählten ſie dem König Chlodovech von ihr, der ſofort um ihre Hand anhielt. Aus Furcht willigte Gundevech ein, und Chlodovech, der großes Wohlgefallen an Chlodehilde fand, nahm ſie zur Ehe. Als ſie dem König den erſten Sohn geboren hatte, wollte ſie ihn taufen laſſen, da ſie ſelbſt eine Chriſtin war, und drang deshalb unaufhörlich in ihren (heidniſchen) Gemahl, indem ſie ſprach: „Ohnmächtig ſind eure Götter; denn ſie können ſich und andern nichts nützen, weil ſie Gebilde ſind aus Stein, Holz oder Erz.“ Aber wie oft ſie auch dieſes und ähnliches ſprach, ſie konnte doch des Königs Gemüt nicht zum Glauben bekehren. „Auf unſerer Götter Geheiß,“ erwiderte er, „wird alles geſchaffen und erzeugt, euer Gott hingegen iſt ein ohnmächtiges Weſen und nicht einmal vom Stamme der Götter.“ Doch endlich erhielt die Königin die Erlaubnis zur Taufe und ließ die Kirche mit Teppichen und Decken ausſchmücken, auf daß der König, der durch die Predigt nicht bekehrt werden konnte, durch die Pracht der feſtlichen Handlung zum Glauben erweckt werde. Als aber dieſer Sohn Ingomar bald nach der Taufe, noch in den weißen Kleidern, in denen er das Bad der Wiedergeburt erhalten hatte, ſtarb, da ſchwoll dem Könige die Galle, und heftig ſcheltend ſprach er: „Wäre der Knabe im Namen meiner Götter geweiht, gewiß er lebte noch, aber er konnte nicht leben, weil er im Namen eures Gottes getauft iſt.“ Dennoch ließ er ſpäter auch den zweiten Sohn taufen.

Die Königin aber hörte nicht auf ihn zu bitten, daß er ſelbſt den wahren Gott erkenne und ablaſſe von den Götzen. Aber immer vergeblich, bis endlich, als er mit den Alamannen in Krieg geriet, die Not ihn zwang zu bekennen, was ſein Herz vordem verleugnet hatte.

Als nämlich die beiden Heere (bei Zülpich?) zuſammenſtießen, kam es zu einem gewaltigen Blutbad, und Chlodovechs Heer war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Als er das ſah, erhob er ſeine Augen zum Himmel, ſein Herz wurde gerührt, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, und er ſprach: „Jeſus Chriſt, Chlodehilde ſagt, du ſeieſt der Sohn des lebendigen Gottes, Hilfe ſollſt du den Bedrängten, Sieg denen geben, die auf dich hoffen, — ich flehe dich demütig an um deinen mächtigen Beiſtand. Gewährſt du mir jetzt den Sieg über dieſe meine Feinde, ſo will ich an dich glauben und mich taufen laſſen auf deinen Namen. Denn meine Götter habe ich angerufen, aber ſie haben mich verlaſſen mit ihrer Hilfe. Ich meine daher, ohnmächtig ſind ſie, da ſie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich rufe ich an und an dich verlange ich zu glauben. Nur entreiße mich zuvor aus der Hand meiner Widerſacher!“ — Und alſobald wandten ſich die Alamannen und fingen an zu fliehen. Als ſie aber ihren König getötet ſahen, unterwarfen ſie ſich alle dem Chlodovech. Die Königin aber freute ſich und ließ heimlich den Biſchof von Rheims, den heiligen Remigius, rufen. Als dieſer häufig dem König zuredete, er ſolle doch an den wahren Gott glauben und den Götzen den Rücken wenden, ſprach Chlodovech: „Gerne höre ich dich, heiliger Vater, aber mein Volk wird nicht dulden, daß ich ſeine Götter verlaſſe. Doch ich will zu ihm reden nach deinem Worte!“ Aber bevor er noch den Mund aufthat, rief alles Volk zur ſelben Zeit: „Wir verlaſſen die ſterblichen Götter, o König, und folgen dir zu dem unſterblichen Gotte, den Remigius predigt.“ Darauf ließ dieſer hocherfreut das Taufbad für den König bereiten. Mit bunten Teppichen wurden nun die Straßen behängt, mit weißen Vorhängen die Kirchen ausgeſchmückt, der Taufſtein hergerichtet; Wohlgerüche verbreiteten ſich, hell ſchimmerten die duftenden Kerzen und der ganze Tempel wurde von ſo himmliſchem Duft erfüllt, daß alle Anweſenden meinten, ins Paradies verſetzt zu ſein. Der König verlangte ſelbſt vom Biſchof getauft zu werden, um ſich rein zu waſchen von dem alten Ausſatz und den ſchmutzigen Flecken ſeiner früheren Thaten. Remigius ließ ihn ſodann an das Taufbecken treten und ſprach dabei: „Beuge ſtill deinen Nacken, Sigambrer, verehre, was du verfolgteſt, verfolge, was du verehrteſt.“

Alſo ward König Chlodovech ein Chriſt und wurde geſalbt mit dem heiligen Öle unter dem Zeichen des Kreuzes. Desſelben Tages ließen ſich von ſeinem Gefolge taufen mehr als dreitauſend, dazu auch ſeine Schweſtern Alboflede und Lantechilde.

(Gregor von Tours † 594, fränk. Geſchichtſchreiber).

Karl Martell und die Mauren (732). Im Jahre 714 ſtarb Pippin von Heriſtal an einem heftigen Fieber. Er hatte 27 Jahre hindurch unter vielen Königen die Würde des Majordomus bekleidet und hinterließ einen erwachſenen Sohn, Namens Karl. Aber dieſer wurde anfangs von ſeiner Stiefmutter Plektrude gefangen gehalten, welche ihren eigenen Kindern die Hausmeierwürde zuwenden wollte. Doch gelang es ihm bald, von Köln zu entfliehen, ſich zum Majordomus in Auſtraſien zu machen und alle ſeine Feinde zu beſiegen. Auch Plektrude mußte ſich demütigen und ihm den Schatz ſeines Vaters ausliefern. Sodann wandte er ſich gegen die äußeren Feinde. Zuerſt unterwarf er die Sachſen, die ſich wieder empört hatten, dann überſchritt er abermals den Rhein, züchtigte die Alamannen und Schwaben und drang tief in das bayriſche Gebiet über die Donau vor. Als er von hier mit großen Schätzen und vornehmen Gefangenen, darunter Biletrud, des bayriſchen Herzogs Frau, nach Hauſe zurückgekehrt war, hörte er, daß Herzog Eudo von Aquitanien (Südfrankreich) den mit ihm beſchworenen Vertrag treulos gebrochen habe. Eilends zog er gegen ihn und ſchlug ihn vollſtändig. Wie Herzog Eudo ſich beſiegt und verachtet ſah, rief er das ungläubige Volk der Sarazenen, welche damals in Spanien wohnten, um Beiſtand gegen Karl an. Unter ihrem Könige Abdirama rückten ſie heran, überſchritten die Garonna, plünderten Burdigala (Bordeaux), brannten die Kirchen nieder und töteten alle Einwohner. Von dort zogen ſie nach Pictavis (Poitiers), verwüſteten auch dies und wollten ſchon zur Zerſtörung der Kirche des heil. Martinus in Tours ſchreiten, als plötzlich Fürſt Karl kühn gegen ſie heranrückte. Ein harter gewaltiger Kampf war es, als nun die Völker des fernen Oſtens und die des Weſtens auf einander trafen. Sieben volle Tage währte er! Die Araber waren den Franken überlegen durch ihre Reiterei und die Schnelligkeit ihrer Bogenſchützen; die deutſchen Stämme dagegen hatten feſtere Körper und kräftigere Glieder und waren darum im Vorteil, wenn es zum Handgemenge kam. Karl hatte eine feſte Stellung gewählt; denn eine Reihe von Hügeln deckte die Flanke ſeines Heeres und machte es den Mauren nicht leicht möglich, von dort her mit ihrer Reiterei einzubrechen. Als am ſiebenten Tage Abdirama ſelbſt fiel, zogen ſich die Mauren in ihr Lager zurück. Dort aber entſtand Streit unter den verſchiedenen Stämmen wegen der Wahl eines neuen Anführers, ſo daß es zu wildem Kampfgetümmel kam, und das Heer ſich noch während der Nacht auflöſte. Vergeblich erwarteten am nächſten Morgen die Franken die Erneuerung des Kampfes; alles blieb ſtill im Lager der Mauren, ſo daß man endlich Kundſchafter ausſchickte, die den Abzug der Feinde meldeten. Darauf ließ Karl das verlaſſene Lager plündern, von einer Verfolgung aber nahm er Abſtand, da ſein Heer zu ſtark in dem ſiebentägigen Kampfe gelitten hatte. Der Ruhm Karls erſcholl in alle Lande, und man fing an, ihn Martell, d. h. Hammer zu nennen, weil er, gleichwie der Hammer alles Eiſen bewältigt, in allen Schlachten Meiſter blieb.

(Fredegars Fortſetzer und Annales Mettenses.)

Pippin, der Kurze, König der Franken (751—768). Im Jahre 750 ſandte Karl Martells Sohn, Pippin, der ſchon zehn Jahre lang als Hausmeier wider alle Feinde der Franken mit Glück gekämpft hatte, den Biſchof Burchard von Würzburg und den Kaplan Folrad nach Rom zu Papſt Zacharias, um ſeinen Rat einzuholen inbetreff der Könige, die damals im Frankenland waren und nur den Namen eines Königs, aber keine königliche Gewalt hatten. Der Papſt ließ durch ſie erklären, es ſei beſſer, daß der König heiße, der die höchſte Gewalt in Händen habe, und gab ſeine Einwilligung, daß Pippin zum Könige gemacht werde. Das geſchah im Jahre darauf: Pippin wurde durch die Hand des Erzbiſchofes Bonifazius ſeligen Angedenkens mit heiliger Salbe zum König geſalbt und nach der Sitte der Franken auf den Thron des Reiches erhoben in der Stadt Sueſſona (Soiſſons). König Hilderich aber aus dem Geſchlechte Chlodwigs ward abgeſetzt, geſchoren und ins Kloſter geſteckt.

Ein Jahr darauf brachen die wilden Sachſen abermals die Treue und empörten ſich. Darüber entbrannte König Pippin in großem Zorn: er bot das ganze Heer der Franken auf, ſetzte abermals über den Rhein, zog mit großer Macht nach Sachſen, brannte daſelbſt alles nieder und ſchleppte Männer und Weiber gefangen mit ſich fort, nachdem er große Beute gemacht und gar viele Sachſen umgebracht hatte. Wie die Sachſen ſolches ſahen, wurden ſie von Reue bewegt und in ihrer gewöhnlichen Furcht flehten ſie die Gnade des Königs an, daß er ihnen Frieden gewähre, ſie wollten Treue geloben und noch viel mehr Zins zahlen, als ſie zuvor verſprochen hatten. Der König willigte ein und kehrte ſodann unter Chriſti Beiſtand mit großem Triumph wieder an den Rhein zurück in die Burg, die Bonn heißt. Bald darauf erhielt er auf ſeinem Hofgut Diedenhofen an der Moſel die Nachricht, daß der Papſt Stephan in großer Begleitung und mit vielen Geſchenken von Rom her komme und bereits den Jupitersberg (St. Bernhard) überſtiegen habe und ihm nun entgegenreiſe. Sofort gab er den Befehl, den Papſt mit Jubel und Freude und der größten Aufmerkſamkeit zu empfangen, und ſchickte ihm ſeinen Sohn Karl entgegen, daß er ihn nach dem Hofgut Ponte Ugone (bei Chalons) geleite. Hier erſchien der Papſt vor dem König, begleitet von ſeiner Geiſtlichkeit; mit Aſche beſtreut und in härenem Gewande, warf er ſich zur Erde und beſchwor ihn bei der Barmherzigkeit Gottes, ihn und das römiſche Volk von der Knechtſchaft der Longobarden und ihres übermütigen Königs Aiſtulf zu erlöſen. Freundlich wies Pippin dem Papſte das Dionys Kloſter zu Paris als Wohnung für den Winter an, und ſchickte ſchleunigſt Geſandte an Aiſtulf, welche dieſen auffordern ſollten, aus Ehrfurcht vor den heiligen Apoſteln Petrus und Paulus das Gebiet von Rom nicht mehr feindlich zu betreten. Als aber dieſe unverrichteter Sache zurückkehrten, berief er auf den 1. März (755), wie es fränkiſcher Brauch iſt, ſämtliche Franken zu einer großen Verſammlung, das Märzfeld genannt, nach Bernakum (Braine bei Soiſſons), um mit ihnen und den Großen Rats zu pflegen. Der Krieg wurde beſchloſſen, und bald rückte ein gewaltiges Frankenheer über die Alpen in das Thal von Suſa. Hier kam es zur Schlacht: König Aiſtulf wurde geſchlagen und unterwarf ſich, Papſt Stephan aber ward, reich beſchenkt, mit großen Ehren nach Rom geleitet. Aber ſchon im nächſten Jahre mußte Pippin wiederum dem Papſte zu Hilfe eilen.

(Annales Einhardi und Fredegars Fortſetzer.)

Ludwig der Fromme (814—840). Nach dem Tode des glorreichen Kaiſers Karl eilte ſein Sohn aus Aquitanien herbei, kam am 30. Tage nach der Pfalz Aachen und übernahm alle Reiche, welche Gott ſeinem Vater gegeben hatte, mit freudiger Zuſtimmung aller Franken. Dies geſchah im Jahre 814. Nach dem Vater hielt er in ſeiner Pfalz Hof und ließ ſich vor allem mit großer Eile alle Schätze des Vaters in Gold, Silber, wertvollen Edelſteinen und allem Geſchirr zeigen. Er gab ſeinen Schweſtern ihren geſetzlichen Anteil und was übrig blieb, für die Seele ſeines Vaters. Den größten Teil des Schatzes ſchickte er nach Rom zur Zeit des ſeligen Papſtes Leo oder verteilte ihn an die Fremden, Prieſter, Armen, Witwen und Waiſen. Hierauf kamen zu ihm Geſandte aus allen Reichen und Provinzen, von fremden Völkern, und diejenigen, welche unter der Botmäßigkeit ſeines Vaters ſtanden, erklärten, Frieden und Treue gegen ihn bewahren zu wollen. Sodann beſtätigte er alle Verordnungen, die ſein Vater und ſeine Voreltern für die Kirche Gottes erlaſſen hatten, durch eigenhändige Unterſchrift.

König Ludwig hatte eine mäßig hohe Geſtalt, große helle Augen, ein offenes Geſicht, eine lange und gerade Naſe, Lippen, die weder zu dick noch zu dünn waren, eine ſtarke Bruſt, breite Schultern und ſehr ſtarke Arme, ſo daß ihm niemand im Bogenſchießen oder Lanzenwerfen gleichkam. Seine Hände waren lang, ebenſo ſeine Beine und nach Verhältnis dünn, ſeine Stimme männlich und kräftig. In der lateiniſchen und griechiſchen Sprache war er wohl unterrichtet, jedoch verſtand er die griechiſche beſſer, als er ſie ſprach, die lateiniſche aber war ihm ſo geläufig wie ſeine Mutterſprache. Doch die deutſchen Volksgeſänge, welche er in ſeiner Jugend gelernt hatte, verachtete er und wollte ſie weder leſen, noch hören, noch lehren. Zum Zorn war er ſchwer zu entflammen, zum Mitleid aber leicht beweglich. Sehr fromm war er, beugte immer die Kniee, ja berührte mit der Stirn den Fußboden, ſo oft er ſich täglich zum Gebet in die Kirche begab. Auch zierte ihn außerordentliche Freigebigkeit, ſo daß er viele königliche Dörfer ſeinen Getreuen zum ewigen Beſitz gab und Urkunden darüber ausſtellte, die er durch Aufdrücken ſeines Siegelrings und eigne Unterſchrift bekräftigte. Mäßig war er in Speiſe und Trank und in ſeiner Kleidung einfach. Niemals prangte er in goldenem Gewand, außer bei den größten feſtlichen Gelegenheiten, wie es auch ſeine Vorfahren pflegten. An ſolchen Tagen trug er außer dem Hemd und den Hoſen, die mit Gold geſtickt waren, eine goldene Tunika, einen goldenen Gurt und ein von Gold glänzendes Schwert, goldene Beinſchienen und einen golddurchwirkten Mantel, auf dem Haupte die Krone und in der Hand das Szepter. Niemals erhob er ſeine Stimme zum Gelächter und ſelbſt, wenn bei großen Feſten zum Vergnügen des Volks Schauſpieler, Poſſenreißer und Mimen mit Sängern und Zitherſpielern vor ihm bei Tiſche erſchienen, und das Volk je nach dem Stück in ſeiner Gegenwart lachte, zeigte er nicht einmal die weißen Zähne beim Lachen. Täglich vor der Mahlzeit teilte er den Armen Almoſen mit, und wo er ſich aufhielt, hatte er Hoſpitäler um ſich. — Im Monat Auguſt aber, wenn die Hirſche am fetteſten ſind, lag er der Jagd ob, bis die Zeit der Eber kam.

Alles that er mit Klugheit und Vorſicht, nichts ohne Unterſuchung, nur daß er vielleicht ſeinen Räten mehr vertraute, als gut war: daran war aber ſein Singen und fleißiges Beten und das ſchuld, daß aus den niedrigſten Sklaven die höchſten Biſchöfe wurden. Denn dieſe, ſobald ſie zu Stellung gekommen ſind, pflegen jähzornig, ſtreitſüchtig, verleumderiſch zu werden und begegnen allen Untergebenen mit Drohungen, um von allen gefürchtet oder geprieſen zu werden.

(Thegani vita Ludovici, 8 ff.)

König Arnulf beſiegt die Normannen bei Löwen a. d. Dyle (891). Während ſich König Arnulf am äußerſten Ende von Bayern aufhielt, um den Übermut der Slaven niederzuhalten, machten die wilden Normannen, die bereits ganz Frankreich verwüſtet und Paris belagert hatten, einen Einfall in Lothringen. Sofort ſchickte Arnulf ein Heer gegen ſie und befiehlt dieſem, an der Maas Zelte zu errichten und dem Feinde den Übergang zu wehren. Doch ehe das Heer noch die Maas erreichen konnte, haben die Normannen bereits bei Lüttich den Fluß überſchritten und durchſtreifen plündernd die Gegend um Aachen, töten alle, die in ihre Hände fallen und fangen die ganze Zufuhr des deutſchen Heeres ab. Als dies bei den Deutſchen bekannt wird, ergreift anfangs alle ſtarre Verwunderung. Dann aber beſchließen ſie einmütig den Feinden entgegen zu gehen. Am Bache Gulia (Geule) begann die Schlacht. Aber als auf das laute Kampfgeſchrei des normanniſchen Fußvolks plötzlich die normanniſchen Reiter in größter Eile heranfliegen und das Gefecht immer heißer und wilder wird, wendet das Heer der Deutſchen, zur Strafe für ſeine Sünden, den Rücken. Dieſe große Niederlage ereignete ſich aber am 26. Juni 891.

König Arnulf ward ſehr betrübt über dieſe Nachricht und klagte laut über Feigheit der Seinigen. Alsdann aber ſammelte er ſelber ein Heer, zog über den Rhein und ſchlug erſt am Ufer der Maas ſein Lager auf. Die Normannen aber verſchanzten ſich am Ufer des Fluſſes Thilia (Dyle) nach ihrer Weiſe mit einem Walle von Holz und Erde. Von dieſem herab riefen ſie den nahenden Deutſchen mit höhniſchem Gelächter zu, ſie ſollten doch gedenken an den 26. Juni und was da geſchehen; denn dasſelbe würde nunmehr bald auch ihnen widerfahren. Der König Arnulf aber ward ſehr zornig über dieſe Reden. Er berief eine Verſammlung der Führer ſeines Heeres, zeigte ihnen die Feinde in der Ferne und fragte, ob ſie das ihrem Gott zugefügte Unrecht, ob ſie den Schimpf der Franken und das Blut der Gefallenen rächen wollten. Alle riefen, ſie wären bereit, er möge gebieten und ſie würden folgen. „Wohlan denn,“ ſprach Arnulf, „ſteigt von euren Roſſen nieder; denn ihrer bedürfen wir hier nicht. Ich gehe voran mit der Fahne, und ihr folgt mir.“ Auf dieſe Worte riefen alle Beifall und ſprangen von ihren Pferden herab; aber ſie duldeten nicht, daß der König voranging, ſondern die Kriegserfahrenen unter den Seinen rieten ihm, er ſolle mit auserwählten Reitern die Flügel des Heeres decken und zugleich auch auf den Rücken desſelben acht geben, damit nicht der Feind durch eine Kriegsliſt ſie von einer andern Seite angriffe. Dann erhoben alle ein furchtbares Geſchrei und ſtürmten auf die Verſchanzung der Normannen ein oder drangen von der Seite her über einen Sumpf vor. Aber auch die Normannen widerſtanden mit Mut, und erſt nach unſäglichen Anſtrengungen gelang es den Deutſchen hindurchzubrechen. Da wollten die Normannen ſich über die Dyle retten und ſtürzten ſich zu Hunderten und Tauſenden in den Fluß, aber faſt alle ertranken. Die Anführer Gottfried und Siegfried fielen da; und es wurden ſechzehn Fahnen erbeutet als die Feldzeichen eben ſo vieler Wikinge (normanniſcher Seekönige, d. i. Raubfürſten). Es war kaum einer der Normannen übrig, der den Freunden bei den Schiffen die Nachricht bringen konnte. Das geſchah im Jahre 891 am Fluſſe Dyle unweit der Stadt Löwen und noch im vorigen Jahrhundert ward alljährlich zu Löwen die Erinnerung an dieſen Sieg am 1. September gefeiert.

Arnulf hatte den Ruhm, trotzdem, daß die Normannen auch nachher noch einzelne Einfälle machten, das Vaterland bleibend vor ihnen gerettet zu haben.

(Regino von Prüm und Annales Fuldenses 891.)

Konrad I. (911—918). Um dieſe Zeit ſtarb König Ludwig (das Kind), und Konrad, ein kräftiger und kriegserfahrener Mann aus fränkiſchem Geſchlechte, wurde von allen Stämmen zum König eingeſetzt. Unter dieſen waren die mächtigſten Fürſten: in Bayern Arnold, in Schwaben Burchard, Eberhard der mächtigſte Graf in Franken und Herzog Giſelbert von Lothringen, aber heller noch glänzte der Name Heinrichs, des gewaltigen Herzogs über Sachſen und Thüringen.

Im zweiten Jahre nach dem Regierungsantritt dieſes Königs hatten ſich die erwähnten Fürſten und beſonders Herzog Heinrich gegen ihn empört. König Konrad aber überwand ſie mit weiſem Rat und ſtarker Hand und brachte ſie zum Gehorſam. Den Arnold bezwang der große Schrecken vor dem Könige ſo ſehr, daß er mit Weib und Kindern zu den Ungarn flüchtete und daſelbſt lebte, ſo lange noch in König Konrads Gliedern der Hauch des Lebens waltete.

Im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung erkannte König Konrad, daß die Zeit ſeiner Berufung zu Gott gekommen war. Es ließ daher die obenerwähnten Fürſten zu ſich entbieten, von denen nur Heinrich nicht erſchien, und redete zu ihnen folgendermaßen: „Wie ihr ſehet, iſt jetzt die Zeit gekommen, da ich von dieſer vergänglichen Welt zur unvergänglichen, aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit abberufen werde; daher bitte ich euch inſtändig, nach Frieden und Eintracht zu trachten. Laſſet euch nach meinem Tode nicht von der Herrſchſucht, noch von der Begier nach dem Vorrang hinreißen. Heinrich, den weiſen Herzog der Sachſen und Thüringer, erwählet zum Könige; ihn ſetzet euch zum Herrn. Denn er iſt voll kluger Einſicht und weiß mit rechter Strenge das Recht zu handhaben.“ Nachdem er ſo geſprochen hatte, ließ er ſeine eigne Krone, die nicht mit Gold allein, woran ja die Kronen faſt aller Fürſten reich ſind, ſondern mit den koſtbarſten Edelſteinen geſchmückt, ja ſchwer beladen war, dazu ſein Szepter und alle königlichen Gewänder vor ſich bringen und redete, ſo gut er es noch vermochte, folgende Worte: „Zu meinem Erben und zu meinem Nachfolger in der königlichen Würde ſetze ich durch dieſen königlichen Schmuck den Herzog Heinrich ein, und euch rate ich nicht bloß, ſondern bitte und beſchwöre euch, ihm zu gehorchen.“ Nachdem er dies verordnet hatte, ſtarb er, und alsbald nach ſeinem Tode wurde ſein letzter Wille erfüllt.

Dann, nachdem er verſchieden war, überbrachten die oben erwähnten Fürſten die Krone und den ganzen königlichen Schmuck dem Herzog Heinrich und verkündigten ihm alles, was König Konrad geſagt hatte. Heinrich aber lehnte anfangs die königliche Würde beſcheiden von ſich ab, dann übernahm er ſie ohne Ehrgeiz. Hätte nicht der bleiche Tod, welcher nicht ſäumiger an die Burgen der Könige pocht, als an die Hütten der Armen, den König Konrad ſo frühzeitig dahin gerafft, ſo wäre er der Mann geweſen, vor deſſen Namen ſich viele Völker der Erde gebeugt hätten.

(Liudprand, Biſchof von Cremona, Geſchichtſchreiber des 10. Jahrhunderts 2, 16 ff.)

Heinrichs I. Sieg über die Ungarn (933). Bald nachdem König Heinrich die wilden Slaven bei Lengen aufs Haupt geſchlagen, kamen die Geſandten der Ungarn und forderten den Tribut, wie in den vergangenen Jahren; aber ſie erhielten nichts und zogen mit leeren Händen wieder heim. Darüber ergrimmten die Ungarn und rüſteten ſich mit großer Macht, um durch die Länder der Slaven ins Sachſenland einzufallen. Unterwegs forderten ſie Hilfe von ihren früheren Freunden, den Daleminkiern; aber dieſe, die wohl wußten, mit welchem Feinde die Ungarn zu thun hatten, warfen ihnen einen feiſten Hund als Geſchenk vor die Füße. Die Ungarn verſchoben die Rache für dieſe Schmach und ließen ſich ſogar von ihren früheren Freunden noch allerlei anderen Hohn und Spott gefallen. Sie wollten ſich nicht aufhalten, ſondern eilten raſch vorwärts, um zuerſt ins Land der Thüringer und von da aus in Sachſen einzufallen. Denn ſie ſagten: „Dieſe Länder ſind offen und nicht geſchützt durch Berge und enge, leicht zu verteidigende Päſſe, darum wird der deutſche König ſich dort unſerer nicht erwehren können.“ Unterwegs teilten ſie ihre Scharen; die eine kleinere zog weſtlicher und belagerte die Burg Gleichen in Thüringen. Aber die Thüringer kamen ihr mit einigen Sachſen da entgegen und ſprengten ſie auseinander. Die Überbleibenden eilten dem größeren Hauptheere zu, das etwas öſtlicher in furchtbarem Schwarme daherzog.

Heinrich lag krank danieder, als ihm die Nachricht von dem Herannahen der Ungarn gebracht wurde; aber er hörte kaum den Boten bis zu Ende, als auch ſchon ſeine Herolde von ihm eilten durch das ganze Sachſenland, um alle waffenfähige Mannſchaft zum Kampfe zu rufen. Bald kam die Nachricht, daß die Ungarn in Merſeburg ſeien; das war damals ein Schloß auf der Grenze des Sachſen-, Thüringer- und Slavenlandes. Der Bote fügte hinzu, daß die Ungarn gefangene Kinder und Weiber in ganzen Haufen mit ſich ſchleppten, die Männer aber wären alle getötet; denn die Ungarn verkündeten überall, daß keiner am Leben bleiben ſolle, der über 10 Jahre alt wäre. König Heinrich ließ ſich nicht ſchrecken, ſondern gab folgende Vorſchriften für den Kampf: „Wenn es nun zum Treffen geht, ſo ſuche keiner ſeinem Nebenmann vorbeizueilen, wenn ſein Pferd auch noch ſo viel beſſer iſt; ſondern deckt euch alle und einer den andern mit ſeinem Schilde und haltet ſo den erſten Pfeilregen aus, dann aber ſtürmt im raſcheſten Lauf ungeſtüm auf ſie ein, ſo daß ihr mit euren Schwertern ihnen tiefe Wunden ſchlagt, bevor ſie nur den zweiten Pfeil auf euch verſenden können.“

Die Ungarn befragten unterdeſſen ihre Gefangenen, ob die Sachſen ſtand halten würden gegen ſie. Als die Gefangenen dies bejahten, glaubten es die Ungarn noch nicht, ſondern ſchickten ihre Kundſchafter aus, um zu ſehen, ob die Sachſen wirklich da wären. Die Späher erblickten das ſächſiſche Heer ganz nahe bei Merſeburg und konnten kaum zurückeilen, die Nähe der Feinde zu verkünden, und faſt wäre Heinrich ſelber ihnen Bote ſeines Herannahens geworden. Alsbald begann der Kampf. Hoch flatterte vor den Augen des deutſchen Heeres die Reichsfahne mit dem Erzengel Michael, der den Lindwurm zu ſeinen Füßen zertritt. Das Feldgeſchrei der Sachſen war: Kyrie eleison, oh Herr, erbarme dich unſer! Von der Seite der Ungarn aber vernahm man ihr häßliches Wort: „Hui, Hui!“ Die Sachſen blieben der Ermahnung ihres Königs eingedenk und ritten in geordneter Reihe auf die Ungarn los, ſo daß keiner dem andern voraneilte, auch deckten ſie ſich alle ſo mit den Schilden, daß die erſten Pfeile wirkungslos von dieſen abprallten. Alsdann aber ſtürmten ſie nach dem Worte des Königs ſo raſch vorwärts, daß manchem ihrer Gegner das Leben entfloh, bevor er nur den zweiten Pfeil hatte abſchießen können, und die göttliche Barmherzigkeit fügte es ſo, daß den Ungarn die Flucht lieber zu ſein ſchien, als der Kampf. Da ward auch das ſchnellſte Roß faul geſcholten; und der Bruſtſchmuck der Pferde und die Zier ihrer Waffen gereichte da den Ungarn nicht zum Schutze, ſondern zur Laſt im Fliehen und zum Verderben. Sie ſchleuderten ihre Bogen von ſich, warfen Pfeil und Köcher weg, ſelbſt den Schmuck der Pferde ſuchten ſie zu löſen, damit dieſe deſto weniger gehindert würden; denn all ihr Sinnen ſtand nur auf ſchleunige Flucht. Aber der allmächtige Gott, der ihnen dies Mal alle Luſt zum Kampfe benommen hatte, hinderte auch ihre Flucht, und ſie kamen faſt alle ums Leben. Als ſo die Ungarn fielen, ward die Menge ihrer Gefangenen frei, und Jubelrufe und Dankgeſänge erſchollen da, wo eben noch Seufzer und Klagen emporgeſtiegen waren.

Zum Andenken an dieſen herrlichen Sieg ließ der König im obern Saal ſeiner Pfalz zu Merſeburg dieſen Kampf durch einen Maler darſtellen, und nach dem Berichte des Zeitgenoſſen Luitprand malte dieſer ſo, daß man eher die Thaten ſelbſt als ihr Abbild dort zu ſehen glaubte.

(Nach Widukind, Benediktinermönch zu Corvey, ſächſ. Geſchichtſchreiber des 10. Jahrhunderts.)

Otto I., der Große (geboren 912, König 936, Kaiſer 962, geſtorben 973.) Einleitung des Gedichts der Hrotswite von Gandersheim über die Thaten Ottos.

Oddo, gewalt'ger Beherrſcher des cäſarianiſchen Reiches,
Der du unter dem Schutze der Gnade des ewigen Königs,
Herrlich prangend im Schmuck der auguſtaliſchen Ehren,
Alle die früh'ren Auguſte durch frommen Glauben beſiegeſt,
Vor dem mancherlei Völker in weiten Gebieten ſich fürchten,
Welche das römiſche Reich mit Fülle der Gaben beſchenket,
Nicht das geringe Geſchenk von dieſem Liede verachte;
Dir gefalle vielmehr das Bringen der Zinſen des Preiſes,
Welche die letzte dir zahlt in der Gandersheimiſchen Herde.
Viele beſchrieben vielleicht den herrlichen Glanz deiner Thaten,
Und ihn wird noch ſpäter ſo mancher in Schriften verkünden;
Aber mir hat von dieſen nicht einer ein Muſter geboten,
Und kein früheres Buch mich über die Schreibart belehret,
Sondern der Grund für das Werk iſt bloß Ergebung des Herzens.
Nicht mißachte darum des Kaiſers Gnade die Ehren,
Die einfältigen Sinns ihm erwies ergebene Demut.
Und ob auch viel Bücher, die dich gar würdig beloben,
Später werden geſchrieben, dem prüfenden Auge gefallend,
Möge darum dies Buch nicht ſein im Range das letzte,
Das, wie jedermann weiß, nach keinem Vorbild geſchrieben.
Und wenngleich du beſitzeſt das glänzende Reich des Auguſtus,
Möge dir nicht mißfallen, wenn du noch König genannt wirſt,
Bis, nachdem ich den Sang vom Leben des Königs beendet,
In der richtigen Folge, vereint mit edelem Vortrag,
Ich vom andern Szepter des Kaiſers Zierde beſinge.

Die Ungarnſchlacht auf dem Lechfeld (10. Auguſt 955). Als hätte Otto gar keine Anſtrengung in dem ſoeben beendigtem Kriege in Bayern gehabt, ſo friſch und freudig brach er ſofort auf, als er die Kunde vom Einbruche der Ungarn empfangen hatte, zog nach Schwaben und entſetzte den in Augsburg belagerten Biſchof Ulrich. Im Weichbilde der Stadt ſchlug er am weſtlichen Ufer des Lech ſein Lager auf und wartete hier noch auf das Eintreffen der Franken, Bayern und Schwaben. Als durch die Ankunft dieſer Stämme das Heer ſich ſtark genug gegen die Ungarn fühlte, wollte es den Kampf auch nicht einen Augenblick aufgeſchoben wiſſen. Als von den Streifſcharen angezeigt ward, daß der Feind ganz in der Nähe ſei, befahl Otto ſogleich, alles zum Kampf für den nächſten Tag fertig zu machen; für den Tag ſelbſt ordnete er einen Feſt- und Bettag an. Mit der erſten Dämmerung des 10. Auguſt ſtanden alle von ihrem Lager auf, gaben ſich gegenſeitig Frieden, gelobten zuerſt dem Führer, dann einer dem andern Hilfe und treues Zuſammenhalten und ſo, in erhobener und ernſter Stimmung, rückten ſie mit fliegenden Fahnen dem Feinde entgegen. Über ſteilen und beſchwerlichen Boden, über unwegſame und mit Wald bedeckte Strecken bewegte ſich das Heer, in acht Scharen geteilt, vorwärts, die Bayern an der Spitze, die Böhmen als Nachhut. Auf dieſe richteten die Ungarn, nachdem ſie in heimlichem Marſche den Lech überſchritten und dem Heer in den Rücken gekommen waren, zuerſt ihren Angriff, der vollſtändig glückte. Nur durch große Tapferkeit konnte der wackere Frankenherzog Konrad die gefangenen Böhmen und Schwaben nebſt der ganzen Beute dem Rachen des reißenden Volkes wieder abgewinnen. Doch die Entſcheidung lag in der Front; das erkannte Otto und ergriff nach einer begeiſterten Anrede, des tapferſten Kriegers und des trefflichſten Feldherrn Pflicht zugleich erfüllend, ſeinen Schild und die heilige Lanze und ſpornte zuerſt ſein Roß gegen den Feind. Mit gewaltigem Ungeſtüm ſtürzten ihm ſeine Krieger nach, und ſchon nach kurzem Gefecht ergriffen einzelne Haufen der Ungarn die Flucht, riſſen die Maſſen mit ſich fort und brachten Verwirrung und Auflöſung in das Heer. Viele von den Flüchtigen, deren Roſſe ermattet waren, warfen ſich in die nächſten Gehöfte und Weiler und wurden dort mit ſamt den Häuſern verbrannt. Andere durchſchwammen den Fluß, konnten aber das jenſeitige ſteile Ufer nicht erklimmen, ſanken zurück in die Wellen und fanden ſo ihren Untergang. Was dem Feuer und dem Schwert entkommen war, kam im Waſſer um, und nur wenige von dem zahlloſen Heere konnten ſich in die Flucht werfen. Wild und verwirrt war aber dieſe Flucht derſelben; denn von den benachbarten Burgen verlegte man ihnen den Weg, und alles Volk ſtand auf und nahm Rache für alle die Schandthaten, welche die Ungarn ſeit bald einem Jahrhundert an Deutſchland ausgeübt hatten. Nur ſieben, hieß es ſpäter, ſeien in ihr Vaterland zurückgekommen.

(Nach Widukind, Benediktinermönch zu Corvey, ſächſ. Geſchichtſchreiber des 10. Jahrhunderts.)

Ottos Kaiſerkrönung (2. Februar 962). Gegen Ende des Sommers brach Otto nach Italien auf und feierte das Weihnachtsfeſt in der lombardiſchen Hauptſtadt Pavia; ſeine Gattin Adelheid hatte ihn begleitet. Berengar und Adalbert waren vor ihm gewichen und hatten ſich in ihre Feſten eingeſchloſſen. Ohne daran zu denken, dieſelben dort zu belagern, ſchickte Otto den Abt Hatto von Fulda nach Rom voraus und folgte ſchon im Januar demſelben nach. Mit ſeltener Pracht und großer Feier wurde er hier begrüßt und aufgenommen und ſchon am 2. Februar des Jahres 962 daſelbſt vom Papſt Johann XII. zum Kaiſer gekrönt. Dafür gab Otto demſelben alles wieder zurück, was ihm von Berengar oder andern geraubt worden und fügte auch koſtbare Geſchenke an Edelgeſtein, Gold und Silber hinzu. Johann aber und alle Großen der Stadt leiſteten ihm den feierlichen Eid, daß ſie niemals mit Berengar oder Adalbert gegen ihn ſtehen würden.

(Nach Widukind, Benediktinermönch zu Corvey, ſächſ. Geſchichtſchreiber des 10. Jahrhunderts.)

Otto I. Geſandtſchaft an den griechiſchen Kaiſer. Nachdem Otto der Große beſchloſſen hatte, zur Vermehrung ſeines Anſehens und zur Erwerbung Süditaliens, welches noch immer den Griechen gehörte, ſeinen Sohn Otto mit der griechiſchen Kaiſertochter Theophano zu vermählen, ſandte er den Biſchof Luitprand von Cremona nach Konſtantinopel, um die Werbung zu betreiben. Dieſer erzählt uns die Begebenheiten ſeiner Reiſe in einem beſonderen Büchlein. Gleich bei der erſten Zuſammenkunft fuhr Nicephorus ihn mit harten Worten an, weshalb der Kaiſer Otto ſein Land angegriffen habe, da ſie doch vorher in Frieden lebten. Darauf erwiderte ihm Luitprand: das Land Unteritalien ſei ſtreitig;

denn es habe früher zum römiſchen und langobardiſchen Reiche gehört, deſſen Erbe Otto ſei; aber nun habe ihn dieſer geſchickt, damit Friede unter ihnen gemacht würde. Der Kaiſer Nicephorus beruhigte ſich dabei und ließ dann den Geſandten auf einen Balkon führen, damit er von da aus eine Prozeſſion zu Ehren des Kaiſers anſähe und eine würdige Vorſtellung von dem Glanze und der Macht des griechiſchen Kaiſers erhielte. Da vernahm Luitprand den Geſang: „Seht da kommt der Morgenſtern, Eous erhebt ſich, der Mauren Schrecken und Tod, Nicephorus der gewaltige Herrſcher! Ihm ſeien viele Jahre beſchieden, ihn müſſen die Völker ehren und zu ſeinen Füßen liegen!“ Nach dieſem glänzenden Aufzuge war ein großes Gaſtmahl im kaiſerlichen Palaſt; auch Luitprand war geladen, aber er hatte ſeinen Platz nach den Großen des griechiſchen Reiches, von dem Kaiſer an gerechnet, der fünfzehnte. Unter den Speiſen fiel ihm am allermeiſten ein Gericht auf, das aus Fiſchrogen bereitet war, was man heut zu Tage Caviar nennt. Bei Tiſche fragte Nicephorus viel über die Macht, die Reiche, das Heer des Kaiſers Otto. Als Luitprand dieſe Fragen beantwortete, erwiderte der Kaiſer ſpöttiſch lachend: „Eine ordentliche Reiterei hat er nicht; die Fußgänger werden nicht bloß gehindert durch ihre großen und gewichtigen Schilde, durch ihre Panzer und Schwerter, ſondern am meiſten durch ihre Völlerei; denn die Deutſchen ſind ja ſelten nüchtern. Eine Kriegsflotte hat Otto erſt recht nicht.“ Dann ſpottete er darüber, daß Bari von den beiden Ottonen mit der ganzen Macht ihrer Reiche vergeblich belagert ſei. „Übrigens,“ fügte er hinzu, „thut ihr Unrecht, wenn ihr immer von einem römiſchen Reiche und einem römiſchen Kaiſer ſprecht; ihr ſeid keine Römer, ſondern Langobarden.“ Da konnte Luitprand nicht länger an ſich halten, er ſagte, der Erbauer Roms ſei ein Brudermörder geweſen und habe allen Verbrechern bei ſich eine Freiſtatt eröffnet; bei den Langobarden, den Sachſen, den Schwaben, den Bayern und allen andern Völkern des deutſchen Reiches ſei der Name Römer ein Schimpfwort. Ein anderes Mal fragte der Kaiſer den Biſchof Luitprand, wie viele allgemeine Konzile er in der chriſtlichen Kirche anerkenne. Der Biſchof nannte die erſten ſieben, die alle im griechiſchen Reiche gehalten waren; da fiel ihm der Kaiſer ins Wort und ſprach: „Ha, ha, du vergiſſeſt ja ganz ein ſächſiſches Konzil zu nennen;“ allein Luitprand antwortete: „Alle Ketzereien, welche die Veranlaſſung der Konzile gaben, ſtammten von den Griechen her, darum wurden hier die Konzilien gehalten; die Sachſen aber haben, ſo lange ſie ſich zum Chriſtentum bekennen, ſich keiner Ketzerei ſchuldig gemacht.“ Dann aber kam man zu der Hauptſache, und die Griechen ſagten, es wäre unerhört, wenn die im Purpur geborene Tochter eines im Purpur geborenen Kaiſers einem fremden ungebildeten Volke übergeben würde. Dennoch könne dies geſchehen, wenn der Kaiſer Otto zuvor die Städte Rom und Ravenna den Griechen ausliefertе. Darauf erwiderte Luitprand, Rom ſei frei; und der Kaiſer Otto habe noch erſt vor kurzem den Papſt in dem Rechte auf dieſe Stadt und die dazu gehörigen Güter beſtätigt. Nach ſolchen Wechſelreden mußte Luitprand einſehen, daß der Zweck ſeiner Sendung geſcheitert war, und er entſchloß ſich zur Heimkehr. Vorher kaufte er noch einige Purpurmäntel ein, um ſie den beiden kaiſerlichen Ottonen mitzubringen; allein das erfuhren die Miniſter des griechiſchen Kaiſers und ließen ihm ſagen, daß der Purpur ſich nur für den wirklichen römiſchen Kaiſer in Byzanz eigne und nicht für Barbaren. Alſo ward Luitprand gezwungen, die gekauften Purpurmäntel herauszugeben. Tief erbittert kehrte er dann heim zu ſeinem Herrn.

(Nach Luitprand, Biſchof v. Cremona, Geſchichtſchreiber des 10. Jahrhunderts, de Legatione Constantinopolitana).

Ottos III. letzter Aufenthalt in Italien und Tod. Im Jahre 1001 begab ſich Kaiſer Otto zum dritten Male nach Italien, das er ſo ſehr liebte und ſeinem Vaterlande ſo ſehr vorzog, daß er ſelber über ſeine Landsleute und ihre Roheit ſpottete. Aber kaum hatte er wieder einige Tage dort verweilt und auch wieder die Römer nach ſeiner oft bewieſenen Güte behandelt, als in der Stadt ein Auflauf gegen ihn entſtand. Denn die Römer hatten von dem Plane des Kaiſers vernommen, daß er die kaiſerliche Würde in aller Macht und allem Glanze wieder herſtellen wolle, und das ſchien ihnen gefährlich für ihre Freiheit. Sie belagerten ihn mit den Seinen in ſeinem eigenen Palaſte und hielten ihn dort ſo eng umſchloſſen, daß drei Tage lang weder Speiſe noch Trank hineingebracht werden konnte. Darum entſchloß ſich Otto zum Ausfall und zum Tode mit den Waffen in der Hand. Vorher jedoch trat er in einen Turm ſeines Palaſtes und redete aus einem Fenſter desſelben zu den Römern in folgender Weiſe: „Alſo erhebt ihr die Hand gegen mich, ihr Römer, denen zu Liebe ich mein Vaterland und meine Verwandten verlaſſen habe. Um euretwillen habe ich die Sachſen und alle Deutſche, ja mein eigenes Blut hintangeſetzt, und ihr trotzt mir in meinem eigenen Palaſt und wagt mir hier zu widerſtehen.“

Aber alle dieſe Worte vermochten nichts über die Römer, die ernſtlich zur Belagerung und zum Sturme auf den Palaſt entſchloſſen waren. Da nahm Otto mit den Seinen das Abendmahl und bereitete ſich zum Tode. Aber ſo weit kam es nicht: es gelang ihm mit ſeinen Begleitern, unter denen uns Biſchof Bernward von Hildesheim als ein wackerer Streiter genannt wird, aus dem Palaſte und aus Rom auf einem heimlichen Wege zu entkommen. Dann ſchickte er Boten nach allen Seiten und bald kamen viele Vaſallen heran, unter ihnen der Erzbiſchof Heribert von Köln und viele andere Biſchöfe, und erfreuten durch ihre Hilfe den jungen Kaiſer. Aber auch die Stadt Tivoli empörte ſich gegen ihn und ſie war zu feſt, als daß der Kaiſer ſie leicht hätte einnehmen können. Da wandte er ſich klagend an ſeinen treuen Biſchof Bernward von Hildesheim, der ihn ſchon um Erlaubnis zur Heimkehr gebeten hatte. Bernward erwiderte, daß er ſeinen Kaiſer in ſolcher Not nicht verlaſſen wollte. Darauf ward die Belagerung mit allem Eifer betrieben, und die Stadt mußte ſich ergeben. Da kamen die vornehmſten Bürger um Gnade bittend hervor, in der rechten Hand trugen ſie ein Schwert, in der linken Beſenreiſer. Sie bekannten, daß ſie das Leben verwirkt hätten, und daß der Kaiſer das Recht habe, ſie mit dem Schwerte zu ſchlagen, oder, wenn er ihnen Gnade erweiſen wolle, ſie mit Beſenruten zu ſtreichen. Otto verzieh ihnen, aber nicht den Römern.

Das Betragen derſelben hatte ihn tief gekränkt, und ſeine Schwermut und Traurigkeit ſchien mit jedem Tage zuzunehmen. Auch laſtete, wie man erzählte, die Reue über die Eröffnung des kaiſerlichen Grabes zu Aachen ſchwer auf ihm. Er verbrachte den größten Teil der Woche mit Faſten und Gebet, nur am Donnerstage ſuchte er ſich Erholung zu verſchaffen. Mißtrauen kam hinzu; denn es ward ihm kund gethan, daß die deutſchen Großen unzufrieden mit ihm wären und mehrere von ihnen ſich heimlich mit ſeinem Verwandten, dem Herzoge Heinrich von Bayern, gegen ihn verbunden hätten. Er ertrug die Nachricht mit ſcheinbarem Gleichmut; aber ſeine Geſundheit war tief erſchüttert. Als er in den letzten Tagen des Januar 1002 nach der Stadt Paterno kam, brachen die Frieſeln bei ihm aus, und dieſer Krankheit erlag Otto III. im 22. Jahre ſeines Lebens. Die Römer waren froh; denn ſie entgingen der Rache, die er ihnen gedroht. Noch um die Leiche des Kaiſers mußten die Deutſchen in Italien kämpfen. Es wird uns erzählt, daß der Erzbiſchof Heribert von Köln den Leichnam des Kaiſers aufrecht auf ſein Pferd ſetzte und befeſtigte, damit die Italier glauben ſollten, der Kaiſer ziehe lebend einher. Unter vielen Gefahren gelang es dem Trauerzuge den Leichnam über die Alpen zu bringen bis nach Aachen, wo er neben der Kaiſergruft Karls des Großen ſeine Ruheſtätte fand.

(Onno Klopp nach Thietmar von Merſeburg, 976—1019, deutſch. Geſchichtſchreiber, und Vita Bernwardi — Leben des heil. Bernward, Biſchofs v. Hildesheim, 993—1022.)

Konrad II. Als Kaiſer Heinrich II. im Jahre 1024 geſtorben war, wendeten die Biſchöfe, Herzöge und die übrigen Großen des Reiches alle Kraft und Thätigkeit daran, daß das Reich nicht lange ohne Regenten bleibe und unſicher hin- und herſchwanke. So ordneten ſie denn eine große öffentliche Wahlverſammlung an. Was hier geſchah, laßt mich jetzt erzählen: Zwiſchen Mainz und Worms am Rhein iſt ein weiter ebener Platz, der große Menſchenmengen faßt und infolge der Inſelverſtecke für geheime Beratungen ſicher und geeignet iſt. Hier verſammelten ſich alle Großen, Mark und Kern des Reichs und ſchlugen auf beiden Seiten des Stromes ihr Lager auf. Auf dem rechten Ufer fanden ſich ein die Sachſen mit den ihnen anwohnenden Slaven, die Oſtfranken, Noriker und Algmannen, von Gallien her aber vereinigten ſich jenſeits die Franken, Ripuarier und Lothringer. Als nun lange geſtritten wurde, wer König ſein ſollte, und da dem einen bald noch zu unreifes, bald ein zu hohes Alter, dem andern ſein nicht genügend erprobter Charakter, manchem ein offenkundiger Übermut hindernd im Wege ſtand, ſo wurden unter den vielen wenige gewählt, und aus den wenigen nur zwei ausgeſondert. Es waren zwei Konrade, zwei leibliche Vettern aus Deutſchfranken und ausgezeichnet durch vornehme Geburt. Zwiſchen dieſen beiden ſchwankte lange die Wahl. Schließlich aber geſchah es durch göttliche Fürſorge, daß beide ſich ſelbſt in der Weiſe einigten, daß jeder verſprach, dem andern unverzüglich zu weichen, für den ſich die Mehrheit des anweſenden Volkes entſcheide. Darauf rief der Erzbiſchof von Mainz, deſſen Stimme vor allen den Vorrang hatte, vom Volke um ſeine Meinung gefragt, mit freudiger Stimme: er wähle den älteren Konrad zu ſeinem Herrn und König. Dieſem Vorſchlage ſchloſſen ſich ſofort die meiſten Fürſten an: die Menge rief Beifall, alle waren mit dem Fürſten eines Sinnes, alle verlangten den älteren Konrad, der jüngere Konrad ſelbſt wählte ihn und huldigte ihm. Nur Erzbiſchof Friedrich von Köln und einige Lothringer zogen unzufrieden von dannen.

So ward Konrad II. König und empfing bald darauf in Mainz die hochheilige Salbung. Nach derſelben kehrte der König mit dem ganzen Gefolge heiteren Angeſichts und in würdevollem Schritt in ſeine Wohnung zurück. Hier wurde er an der Tafel mit königlicher Pracht empfangen und verlebte jenen erſten Tag ſeiner königlichen Herrſchaft ganz nach Gebühr. Wie man nun dem Könige Treue ſchwur, darüber zu ſprechen halte ich für unnötig, da ja der oft wiederkehrende Brauch zeigt, daß alle Biſchöfe, Herzöge und die übrigen Fürſten, die Bannerherren und die gemeine Ritterſchaft, ja ſogar alle Freien, wenn ſie von Bedeutung ſind, dem Könige den Eid der Treue leiſten. Bei der Einrichtung des Hofſtaates, der Beſetzung der Aemter des Kammerherren, Mundſchenken u. ſ. w. that das meiſte der Scharfblick Biſchofs Bruno von Augsburg und Werners von Straßburg. In kriegeriſchen Dingen aber war ſein

Vertrauter ein Kriegsmann, namens Werner, deſſen Kühnheit und Erfahrung der König oft kennen und ſchätzen gelernt hatte. Über dieſen allen aber ſtand des Königs geliebte Gemahlin Giſela mit ihrer Einſicht und Klugheit. Ihr Vater war Herzog Hermann von Alamannien, ihre Mutter Gerberga, Tochter des Königs Konrad von Burgund, der dem Geſchlechte Karls des Großen entſproſſen iſt.

(Wipo, Kaplan der Könige Konrad II. und Heinrich III., Geſchichtſchreiber, Leben Konrads.)

Heinrich III. (1039—1056) **und das Papſttum.** Um dieſelbe Zeit war in der Stadt Rom eine ſchmachvolle Verwirrung der Kirche Gottes, indem dort drei Eindringlinge jenen Sitz zugleich beſetzt hielten und zur Steigerung des Elends zugleich die Patriarchate ſamt ihren Einkünften geſpalten waren, da der eine in St. Peter, der andere bei Santa Maria Maggiore, der dritte im Lateran reſidirte; ſie führten ein laſterhaftes und ſchimpfliches Leben, wie ich ſelbſt in Rom aus den Erzählungen von Römern gehört habe. Der eine der drei, ſpäter Gregor VI. genannt, ging zu den beiden andern und überredete ſie durch Geld, vom heiligen Stuhle zu weichen. Da der König dies hörte, führte er ein Heer nach Italien. Gregor kam dem König bei Sutri entgegen und ſoll, um ſeinen Zorn zu beſänftigen, ein koſtbares Diadem ihm entgegengebracht haben. Der König nahm ihn, wie ſich's gebührte, ehrenvoll auf; nachher (20. Dezember 1046) aber verſammelte er eine Synode der Biſchöfe und überredete ihn wegen des Vorwurfs der Simonie vom Papſttume zu weichen; an ſeine Stelle ſetzte er Suidger, Biſchof von Bamberg, der auch Clemens II. heißt, mit Zuſtimmung der römiſchen Kirche. Dem Gregor VI. aber ſoll, als er die Alpen überſchritt, Hiltiprand gefolgt ſein, welcher, nachmals zum Papſt gewählt, wegen der Liebe zu jenem ſich Gregor VII. nennen ließ. Dieſem Hiltiprand, der immer in kirchlicher Strenge unerſchütterlich war, mißfiel die Sache, in welcher der Spruch des Fürſten und der Biſchöfe entſchieden hatte. Seitdem findet man die römiſche Kirche bei der kanoniſchen Wahl der Päpſte ſo ſehr geſchwächt, daß dieſer und die vier folgenden, als vom Kaiſer eingeſetzt, im Verzeichnis ſich finden. Wie ſie aber durch die Thätigkeit und die Anſtrengung genannten Hiltiprands unter dem jüngern Leo ihre Freiheit zum teil, unter Alexander aber vollſtändig wiedererlangt hat, werden wir unten erzählen, wie wir es aus dem Bericht erprobter Männer gelernt haben.

(Aus Biſchof Ottos von Freiſing, † 1158, Chronik.)

Heinrich IV. Wer möchte Waſſer meinem Haupte leihen und einen Zährenquell meinen Augen, daß ich bejammere nicht den Untergang einer bezwungenen Stadt, nicht die Gefangenſchaft geringen Volkes, nicht den Verluſt meiner Habe, ſondern den Tod Heinrichs, des kaiſerlichen Herren, der meine Hoffnung war und alleiniger Troſt, der Stolz Roms, die Zierde des Reichs, die Leuchte der Welt. Jetzt, indem ich aufſchreibe, was des Grames Leidenſchaft mir eingiebt, fallen Thränen nieder, benetzt vom Weinen ſich die Schrift, und was die Hand verzeichnet, verlöſcht das Auge.

Als dieſer Kaiſer Heinrich, von dem ich jetzt erzählen möchte, ſeinem Vater, dem ruhmreichen Kaiſer Heinrich III., noch ein Knabe an Jahren, in der Regierung folgte — denn während ſeiner frühen Kindheit ſtarb (1056) der Vater — da das Reich noch in altem Stande war, ſtörten Kämpfe nicht den Frieden, unterbrachen Kriegsſignale nicht die Ruhe, wütete nicht der Raub, und noch war die Gerechtigkeit ihrer Stärke und die Macht ihres Rechtes ſicher. Doch weil das kindliche Lebensalter zu wenig Scheu einflößt und mit erſchlaffender Furcht die Kühnheit wächſt, ſo erfüllten die jungen Jahre des Königs viele mit frevelhaftem Geiſte. Ein jeder ſtrebte ſich dem Mächtigen gleich oder über ihn zu ſtellen, und das Recht, das unter einem königlichem Kinde geringes Anſehen übt, verlor ſeine Schrecken. Um dann in allen Stücken deſto ungebundener zu ſein, raubte man vor allem den Knaben ſeiner Mutter Agnes, deren tüchtigen Verſtand und ernſte Sitten man ſcheute, mit dem Vorgeben, es zieme ſich nicht, daß das Reich von einer Frau verwaltet werde, obſchon man doch von vielen Königinnen lieſt, daß ſie die Länder mit männlicher Weisheit regiert haben. Dieſer Raub geſchah nämlich ſo: Als der junge Kaiſer zu Kaiſerswert am Rhein weilte, forderte ihn eines Tags nach heiterem Mahle der Erzbiſchof Hanno von Köln auf, eines ſeiner Schiffe, welches er zu dieſem Zweck mit wunderbarer Kunſt hatte zieren laſſen, in Augenſchein zu nehmen. Kaum aber hatte der Knabe, unbefangen und nichts argwöhnend, das Fahrzeug beſtiegen, da erheben ſich raſch die Schiffer, rudern mit angeſtrengten Kräften und treiben augenblicklich das Schiff in die Mitte des Stromes. Der König, der ganz außer Faſſung gebracht, nichts anderes dachte, als daß es auf ſeinen gewaltſamen Tod abgeſehen ſei, ſtürzte ſich jählings in den Fluß, und die heftige Strömung hätte ihn ſchnell verſchlungen, wenn nicht Graf Ecbert ihm nachgeſprungen und ihn mit eigener Lebensgefahr dem Untergange entriſſen und in das Schiff zurückgebracht hätte. Hierauf ſuchen ſie ihn mit Schmeichelworten zu tröſten und führen ihn nach Köln. Die Kaiſerin Agnes wollte ihrem Sohne weder nachfolgen, noch über die ihr zugefügten Beleidigungen Klage führen, ſondern zog ſich auf ihre eigenen Güter zurück und nahm ſich vor, von nun an ohne Anteil an den öffentlichen Geſchäften ihr Leben zuzubringen. Die Erziehung des Königs und die Anordnung aller Staatsgeſchäfte war nun bei den Biſchöfen, unter denen beſonders die von Mainz und Köln hervorragten, von denen ſpäter noch Erzbiſchof Adalbert von Bremen oft hinzugezogen wurde. Dieſer wußte den königlichen Knaben durch Nachgeben und Schmeicheln ſo an ſich zu feſſeln, daß er bald in der gemeinſamen Regierung die Alleinherrſchaft beanſpruchte. Die zweite Rolle nach ihm ſpielte Graf Wernheri, ein Jüngling, wild und feurig nicht allein durch ſein Alter, ſondern auch durch ſeine Sinnesart. Dieſe beiden herrſchten ſtatt des Königs nach ihrem Belieben.

(Aus der Vita Henrici quarti [königsfreundlich].)

Abſetzungsbrief Heinrichs IV. an Papſt Gregor VII. (1076). Heinrich, nicht durch Gewalt, ſondern durch Gottes weiſe Verordnung König an Hildebrand, nicht mehr den Papſt, ſondern den falſchen Mönch. — Solchen Gruß haſt du zu deiner Beſchimpfung verdient, der du keinen Stand in der Kirche verſchont, ſondern alle der Schmach anſtatt der Ehre, des Fluches anſtatt des Segens teilhaftig gemacht haſt. Denn um von vielem nur weniges und das Bedeutendſte anzuführen, die Vorſteher der heiligen Kirche, nämlich die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Prieſter, die Geſalbten des Herrn, haſt du dich nicht allein nicht geſcheut anzutaſten, ſondern wie Knechte haſt du ſie mit Füßen getreten. Sie alle, wähnteſt du, verſtänden nichts, du aber allein wiſſeſt alles. Dieſe Wiſſenſchaft aber haſt du nicht zur Erbauung, ſondern zur Zerſtörung anzuwenden getrachtet. Und dies alles haben wir geduldet, weil wir die Ehre des apoſtolichen Stuhles zu wahren ſuchten. Du aber hielteſt unſere Demut für Furcht und ſcheuteſt dich deshalb nicht, auch gegen die königliche Gewalt ſelber, die Gott uns verliehen hat, dich zu erheben und Drohungen auszuſtoßen, daß du ſie uns nehmen wollteſt, gleich als ob die Königs- oder Kaiſerkrone in deiner und nicht in Gottes Hand wäre . . . . Du alſo verdammt durch dieſen Fluch und durch den aller unſerer Biſchöfe und durch den unſrigen ſteige herab, verlaß den angemaßten Stuhl Petri! Ein anderer beſteige den apoſtoliſchen Thron, der nicht Gewalt hinter frommen Gebärden verſteckt, ſondern die reine Lehre Petri verkündet. Ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, ſamt allen meinen Biſchöfen ſpreche zu dir: „Steige herab, ſteige herab!"

(Bruno, Geiſtlicher in Magdeburg, Geſchichtſchreiber des 11. Jahrhunderts, gehäſſiger Gegner Heinrichs IV., de bello Saxonico.)

Heinrichs IV. Gang nach Kanoſſa (1077). Sieben Tage ſchon hatten die verſammelten Fürſten zu Tribur Rates gepflegt, wie dem Schiffbruch drohenden Staate aufzuhelfen ſei, deſſen König mit dem päpſtlichen Banne belaſtet war, und den meiſten ſchien es das beſte, daß Heinrich abgeſetzt und ein anderer König gewählt werde.

Da ſandte dieſer, der zu Oppenheim mit ſeinen Anhängern lagerte, ängſtlich häufige Botſchafter und verſprach in Zukunft Beſſerung alles desjenigen, was ihnen anſtößig geweſen war, und Nachgiebigkeit in allen Regierungsſachen, ſoweit es die königliche Ehre zuließe. Aber jene blieben ſtandhaft bei ihrem Vorſatz: „Denn ſchon oft habe er Beſſerung ſeines Wandels verſprochen, vor den Augen des allſehenden Gottes aufs heiligſte gelobt und dennoch alle Bande, womit er ſich verpflichtet, ſobald die eben drängende Not vorüber war, gleich Spinnweben zerriſſen." Endlich als alle in ſorgenvoller Erwartung des Ausgangs waren, und viele fürchteten, daß es zur blutigen Entſcheidung der Waffen kommen würde, ſandten die Schwaben und die Sachſen Geſandte an den König mit folgendem Vorſchlag: „obgleich alle Beſchuldigungen ſonnenklar erwieſen ſeien, wollten ſie doch die Entſcheidung ablehnen und ſie dem Papſte überlaſſen, den ſie ſofort bitten würden, nach Augsburg zu kommen, um in offener Reichsverſammlung ſein Urteil zu fällen. Bis dahin ſolle er ſich nach Entlaſſung ſeines Heeres und ſeiner Umgebung der Ausübung königlicher Rechte völlig enthalten und in aller Zurückgezogenheit in Speier leben." Der König, dem ſchon jede Hoffnung, den Thron zu behaupten, geſchwunden war, pries ſich glücklich, daß er unter irgend einer, wenn auch noch ſo ſchmählichen Bedingung, der augenblicklich drohenden Gefahr entgangen war und nahm dieſen Vorſchlag an, worauf die Geſandten freudig und frohlockend heimkehrten, um ſofort die Botſchaft und Einladung an den Papſt ergehen zu laſſen.

Als der König darauf ſeine Lage überdachte, ſchien es ihm keineswegs geraten, die Ankunft des römiſchen Biſchofs in Augsburg zu erwarten, und ſeine Sache einem ſo feindlichen Richter und ſo hartnäckigen Anklägern zur Aburteilung anheim zu ſtellen. Deshalb faßte er ebenſo ſchnell als heimlich den Entſchluß, dem Papſte entgegenzureiſen und von ihm, noch ehe er Italien verließe, Losſprechung vom Banne zu erlangen.

So zog er denn wenige Tage vor Weihnachten aus der Stadt Speier weg und trat mit ſeiner Gemahlin und ſeinem kleinen Sohne die Reiſe an. Kein freier Mann unter allen Deutſchen begleitete ihn, bis auf einen einzigen, und auch dieſer war weder durch Abkunft noch durch Macht bedeutend.

Dazu war die Heftigkeit und Rauheit des Winters in dieſem Jahre ſo ungewöhnlich, daß von dem Feſte des heiligen Martin an der Rheinſtrom durch eiſigen Froſt gebunden faſt bis zum April für Fußgänger gangbar blieb, und an den meiſten Orten die Weinreben bis an die Wurzeln erſtarrten und zu grunde gingen. Nachdem der König zu Beſançon, in Burgund, wo ihn Graf Wilhelm, ſein Verwandter, freundlich aufgenommen, das Weihnachtsfeſt gefeiert hatte, reiſte er weiter und kam bald an den Ort, der Cinis (Mont Cenis) heißt. Es war, wie ſchon geſagt, ein überaus harter Winter, und die faſt in die Wolken ragenden Berge, über welche der Übergang ſtattfand, ſtarrten ſo von Schneemaſſen und eiſigem Froſt, daß man auf dem ſchlüpfrigen und ſteilen Abhange weder zu Pferde noch zu Fuß ohne Gefahr hinabſteigen konnte. Aber die Reiſe duldete keine Verzögerung Deswegen mietete er einige von den Eingeborenen, welche der Gegend kundig und an die ſchroffen Alpengipfel gewöhnt waren, um ſeiner Begleitung voranzugehen und den Nachfolgenden mit allen Hilfsmitteln, deren ſie kundig, die rauhen Pfade zu ebenen. Beim Herabſteigen der ſchroffen Bergabhänge, die der eiſige Froſt ſo ſchlüpfrig gemacht hatte, daß ſelbſt die Männer nur mit Aufbietung aller Kräfte und oft auf die Schultern der Führer geſtützt, unter großer Lebensgefahr in die Ebene gelangten, ſetzte man die Königin und andere Frauen ihres Dienſtes auf Ochſenhäute und ließ ſie ſo von den Führern abwärts ziehen. Ebenſo mußte man die Pferde oft hinunter laſſen oder mit zuſammengebundenen Füßen hinabſchleifen, ſo daß viele umkamen. Als ſich in Italien der Ruf von der Ankunft des Königs verbreitete, da ſtrömten wetteifernd zu ihm alle Biſchöfe und Grafen Italiens, um ihn mit den größten Ehrenbezeugungen zu begrüßen, und binnen weniger Tage verſammelte ſich um ihn eine unermeßliche Heeresmacht. Aber der König lehnte jede Hilfe ab und eilte nach dem Schloſſe Canuſium (weſtlich von Bologna), Kanoſſa, wo der Papſt auf ſeiner Reiſe nach Augsburg bereits eingetroffen war. Dies Schloß gehörte ſeiner Freundin, der Gräfin Mathilde, und mit dieſer hielt König Heinrich eine Unterredung, um durch ihre Bitten und Fürſprache Zutritt zum Papſte zu erlangen. Mit großer Mühe und nach vielem Verhandeln ließ ſich dieſer endlich ſoweit erbitten, daß er ihm geſtattete, reumütig und zu jeder Buße in Gehorſam bereit, vor ihm zu erſcheinen. So kam denn Heinrich, wie ihm befohlen, vor die Burg (25. Januar 1077), und da dieſe mit einer dreifachen Mauer umgeben war, wurde er in den Umkreis der zweiten Ringmauer aufgenommen, während ſein ganzes Gefolge außerhalb zurückblieb. Hier ſtand er nach Ablegung des königlichen Schmuckes ohne alle Zeichen ſeiner Würde, mit nackten Füßen, faſtend vom Morgen bis zum Abend in Erwartung des Ausſpruchs des Papſtes. Dieſes that er am zweiten, dieſes am dritten Tage! Erſt am vierten Tage wurde er vor das Angeſicht des Papſtes geführt und nach vielen Reden und Gegenreden zuletzt unter folgenden Bedingungen vom Banne losgeſprochen: Er ſolle an jedem Tag und Orte, welchen der Papſt beſtimmen würde, vor einer allgemeinen Verſammlung der Fürſten ſich einfinden und ſich wegen aller Anklagen verantworten, worauf dann der Papſt entſcheiden wolle, ob er Reich und Krone behalten ſolle oder verlieren. Bis dahin habe er ſich aller königlichen Zierde und Macht zu enthalten.

Nachdem der Papſt ſo den Bann aufgehoben und zur Bekräftigung der Verſöhnung ein feierliches Hochamt abgehalten hatte, lud er den König zum Frühmahle und entließ ihn dann auf das freundlichſte bewirtet und in Frieden zu den Seinigen, die weiter außerhalb des Schloſſes zurückgeblieben und dort durch den Biſchof von Zeitz vom Kirchenbann losgeſprochen waren.

(Aus den Annalen des Lambert, Mönches von Hersfeld, Geſchichtſchreiber des 11. Jahrhunderts.)

Die Kirchenverſammlung zu Clermont und der Beginn des erſten Kreuzzuges (1095 und 1096). Durch die traurigen Verhältniſſe des heiligen Landes und die Briefe des oſtrömiſchen Kaiſers Alexius bewogen, ließ der Papſt und die ganze römiſche Kirche in dem Grenzgebiet Spaniens (in Clermont in der Auvergne) ein allgemeines Konzil zuſammentreten; auch er ſelbſt kam auf gar beſchwerlichem Wege dahin und trug den zahlloſen Völkern, die dort zuſammengekommen waren, und den Geſandten verſchiedener Reiche alles, was er an traurigen Nachrichten aus dem Morgenlande erfahren hatte, und noch weit mehr, mit wohlberedten Worten vor. Nachdem bald ſo viele Tauſende in Thränen zerfloſſen waren, auch die Klagen der mancherlei Zungen ſich zum Himmel erhoben hatten, verlieh hier denſelben der treffliche Lehrer Vergebung der Sünden, wenn ſie auf alles verzichteten, was ſie beſäßen, und einmütig, Chriſto das Kreuz nachtragend, den gefährdeten Mitchriſten Hilfe brächten. Nachdem durch dieſes Verſprechen ſich alle Gemüter aufgerichtet hatten, wurden für jetzt zum Dienſte Gottes gegen 100 000 Männer bezeichnet. Das Zeichen des Kreuzes trug dieſes, in Wahrheit das Kreuz tragende Heer auf dem Gewande zum Erinnerungszeichen, das zur Abtötung mahnt, in dem Glauben, daß es in dieſem gemäß der Erſcheinung, die ſich einſt dem großen Konſtantin offenbarte, über die Feinde des Kreuzes Chriſti triumphieren werde. Durch das wunderbare und unſchätzbare Walten göttlicher Eingebung aber wuchſen ſo viele Glieder Chriſti, nach Sprachen, Stämmen und Nationen verſchieden, durch die Liebe zu Chriſto verbunden, auf einmal zu einem Leibe zuſammen, alle unter dem einen Könige Chriſtus, aber die einzelnen Völker von einzelnen Führern geleitet. Über dieſe alle ſetzte der erwähnte Papſt einen Mann von verehrungswürdiger Heiligkeit und Weisheit, den Biſchof Hademar, und dieſem gewährte er auch die von dem ſeligen Petrus dem römiſchen Stuhle vererbte Macht zu binden und zu löſen allezeit an ſeiner ſtatt zu üben, und, indem er das mit dem Zeichen des göttlichen Kampfes bezeichnete Heer mit dem apoſtoliſchen Segen beſiegelte, kehrte er, nachdem von allen die Zeit des Abzugs beſtimmt war, ſelbſt mit einer großen Schar desſelben Zuges nach Italien zurück. Zu den Oſtfranken, den Sachſen und den Thüringern, den Bayern und den Alamannen erſcholl der Ruf zum Kreuzzug nicht, zumeiſt wegen jener Spaltung, die zwiſchen Staat und Prieſtertum von der Zeit des Papſtes Alexander bis auf den heutigen Tag (etwa 1120) ebenſo ſehr uns den Römern, als die Römer uns verhaßt gemacht und ſchon, ach, verfeindet hat. Nun trat in jenen Tagen ein Kriegsmann auf, ein Graf der Gegenden am Rhein, Emicho mit Namen, ſchon längſt durch ſein tyranniſches Weſen ſehr berüchtigt, damals aber wie ein zweiter Saulus durch göttliche Offenbarungen, wie er behauptete, zu ſolchem Berufe geweckt, der die Führung von faſt 12 000 Kreuzfahrern ſich anmaßte, welche, als ſie durch die Städte des Rheins, des Mains und auch der Donau geführt wurden, ihrem Eifer für das Chriſtentum auch inſofern ein Genüge thaten, als ſie das verwünſchte Volk der Juden, wo ſie es nur fanden, entweder gänzlich vernichteten oder auch der Kirche zuzutreiben trachteten.

(Nach Ekkehard von Aura.)

Die Einnahme von Jeruſalem (15. Juli 1099) **und der Sieg bei Askalon** (14. Auguſt 1099). Nachdem die Kreuzfahrer das gewaltige Heer der Türken von Antiochia zurückgeſchlagen hatten, zogen ſie zuerſt nach Syrien, wo eine ſo große Hungersnot im Heere ausbrach, daß die Leiber der ſchon ſtinkenden Sarazenen von dem Chriſtenvolke verzehrt wurden. Als ſie darauf nach Süden ſich wandten, ſchickten die Bürger und die Burgvögte jener Gegend, durch welche ſie vorrückten, Boten mit vielen Geſchenken voraus, bereit ihnen zu dienen und ihre Städte zu übergeben. Aber weil das Heer nicht zahlreich war und ſie einmütig nach Jeruſalem eilten, nahmen ſie nur Pfänder der Sicherheit und machten jene zinsbar, da ſchon eine einzige von den vielen Städten, welche in jenen Küſtengegenden liegen, mehr Menſchen hatte, als im Chriſtenheere waren. Da die in Syrien zurückgebliebenen Kreuzfahrer hörten, wie die Hand des Herrn mit ihnen war, holten ſie mehrere Heerſcharen jener bei Tyrus ein. So gelangten ſie nun unter Gottes Führung und Beiſtande bis nach Jeruſalem. Als ſie aber bei der Belagerung desſelben zu leiden hatten, beſonders wegen Mangel an Waſſer, erklärten in einer Verſammlung Biſchöfe und Fürſten, man müſſe barfuß um die Stadt herumziehen, auf daß derjenige, der für uns in Niedrigkeit in dieſelbe ſeinen Einzug gehalten, durch ihre Erniedrigung vor ihm ihnen dieſelbe öffne, damit ſie für ihn über ſeine Feinde Gericht hielten. Durch ſolche Demut nun verſöhnt, übergab ihnen der Herr am achten Tage nach der Erniedrigung derſelben die Stadt. Wenn aber jemand zu erfahren begehrt, was in betreff der dort angetroffenen Feinde geſchehen ſei, ſo mag er wiſſen, daß in dem Vorhofe, welcher der des Salomo heißt, und im Tempel desſelben die Sieger auf den Pferden bis an die Knie derſelben im Blute der Sarazenen ritten. Als darauf beſtimmt war, wer die Stadt behaupten ſollte, und andere aus Liebe zum Vaterlande und aus Anhänglichkeit an ihre Eltern hatten zurückkehren wollen, wurde ihnen gemeldet, daß der König der Ägyptier mit einer zahlloſen Menge Heiden nach Askalon gekommen ſei, um, wie er ſelbſt geſagt hatte, die Franken, welche in Jeruſalem waren, in Gefangenſchaft zu führen und Antiochien zu erobern; anders aber hatte der Herr über dieſe beſchloſſen. Die Kreuzfahrer eilten jenen nämlich entgegen, indem ſie ihr Gepäck und ihre Kranken mit einer Beſatzung in Jeruſalem zurückließen. Und als ſie das zahlloſe Heer der Feinde erblickt hatten, riefen ſie die Kniee beugend Gott an, daß er in der bevorſtehenden Schlacht die Kräfte der Heiden und des Teufels brechen möge. Und da war kein Säumen; den ihn Anrufenden ſtand Gott bei und gab ihnen ſolche Kraft und Kühnheit, daß ihre kleine Schar über mehrere hunderttauſend Feinde triumphierte. Nachdem man das Siegesfeſt gefeiert, kehrte das Heer nach Jeruſalem zurück, wo Herzog Gottfried blieb; die große Menge aber eilte, wie vorher geſagt wurde, in ihr Vaterland heimzukehren.

(Nach Ekkehard von Aura.)

Der zweite Kreuzzug (1147—1149). In demſelben Jahre nun, welches das zehnte Regierungsjahr des römiſchen Königs Konrads III. iſt, gerieten alle Reiche des Abendlands in Aufregung und wurden von Begierde entflammt, nach Jeruſalem zu ziehen, das Grab des Herrn zu beſuchen, gegen die Völker, welche Gott nicht kennen, zu ſtreiten, und die Grenzen der chriſtlichen Herrſchaft im Morgenlande auszudehnen. Urheber dieſes Kreuzzuges war beſonders Bernhard, Abt von Clairvaux, und ein gewiſſer Mönch, namens Rudolf. Es begaben ſich demnach, wie geſagt, nicht allein Leute aus dem gemeinen Volk und Ritter, ſondern auch die Vorſteher vieler Kirchen, Herzoge, Grafen, Fürſten, ſelbſt Könige in dieſen Krieg. Auch König Konrad und König Ludwig von Frankreich unternahmen den Zug, von einer unzähligen Kriegerſchar begleitet; denn es kann niemand glauben, was für eine große Menſchenmenge mit ihnen und durch ſie zuſammengeführt wurde. Nicht Griechenland ſchickte zur Zerſtörung Trojas ſoviel Kriegsvolk, niemals ward Cyrus von einer gleich ſtarken Schlachtreihe umgeben, und doch, o Jammer! hinterließen ſie um ſo geringere Spuren ihrer Tapferkeit, je zahlreicher und ſtärker ſie waren. Nichts, was würdig wäre, in eine Königschronik aufgenommen zu werden, iſt auf dieſem Zuge geſchehen, nur Dinge, welche für den Römer (d. h. den Abendländer) ein Denkmal der Schande und des Mißgeſchicks ſind. Jene ungeheure Menſchenzahl ging zum größten Teil zu grunde durch Hunger, Krankheit oder das Schwert der Heiden; ſehr viele, von den Türken und Sarazenen gefangen, ſchmachteten in ſchimpflicher Knechtſchaft und in Feſſeln dahin. Nur Damaskus, Syriens vornehmſte Stadt, griffen ſie feindlich an; doch als die Stadt ſchon der Gewalt des Königs Konrad übergeben werden ſollte, zogen ſie ohne Sieg von ihr ab, verleitet durch die Treuloſigkeit der Bewohner des heiligen Landes und die Habſucht einiger Fürſten. Das Land der Heiden bereicherte und füllte ſich mit der Beute und den Waffenrüſtungen, welche dem abendländiſchen Heere auf dieſem Kreuzzuge abgenommen wurden. Weil alſo alles, was auf demſelben geſchah, von Trauer und Elend und von keinem Siege Zeugnis giebt, ſo iſt es beſſer davon zu ſchweigen, das Schamgefühl der Abendländer zu ſchonen und die Ereigniſſe nicht der Kenntnis der Nachkommen zu überliefern.

(Nach den größten Jahrbüchern von Köln.)

Friedrich I. Rotbart (1152—1190). **Die Einnahme von Mailand** (1. März 1162). Als infolge des Winters die Straßen unzugänglich waren, und die Mailänder ſich ſchon ſtark einſchränken mußten, ſuchten ſie die Gemüter der Fürſten mit ſchlauen Vorſchlägen zu gewinnen, um ſie auf irgend eine Art, als ſei ſchon alles erreicht, ſicher zu machen und ſelbſt unterdeſſen aus Brescia oder Piacenza mit vereinten Kräften Zufuhr zu holen. Sie richteten jedoch nichts aus und kamen ſowohl an Mut als an Kräften ſehr herunter. Am erſten Tage des Monats März erſchienen demnach die Konſuln der Mailänder mit andern Edlen, gegen zwanzig an der Zahl, knieend, mit bloßen Schwertern auf dem Nacken, öffentlich vor dem ganzen Hofe, ergaben ohne jegliche Hinterliſt, durch welche ſie bei der erſten Unterwerfung den Kaiſer getäuſcht hatten, ſich und ihre Stadt ihrem Herrn, dem Kaiſer. Wiederum am darauf folgenden Sonntag, an welchem paſſend geſungen wurde: „Gedenke deiner Milde, o Herr!“ kamen mehr denn 300 ganz auserleſene Ritter der Mailänder mit den Konſuln, fielen vor dem Kaiſer, der auf ſeinem Throne ſaß, nieder, flehten um ſein Erbarmen, übergaben die Schlüſſel und die Hauptfahnen der Stadt und leiſteten dieſelben Eide, wie die Konſuln. Hierauf am Dienstag kam das Volk mit dem Fahnenwagen (Carroccio) und der übrigen Ritterſchar und überbrachte die Fahnen aller Stadtviertel, etwas mehr als hundert. Der Reihe nach zogen ſie nach Neulodi bis vor den Palaſt des Kaiſers. Sobald dieſer hoch auf ſeinem Throne ſitzend, von ihnen erblickt wurde, ſtießen die Trompeter, die auf dem Wagen ſtanden, ſtärker in die ehernen Poſaunen und hielten ihrem Stolze, der hier zu Grabe getragen wurde, gleichſam die Leichenfeier. Als der Klang verhallt war, wurden die Poſaunen dem Kaiſer dargereicht. Darnach traten die Vorſteher der Stadtviertel einzeln heran, bekannten ſich ſchuldig und übergaben der Reihe nach ihre Fahnen. Noch ſtand der Wagen, mit vielfachen Eichenbohlen eingefaßt, zum Kämpfen von oben herab hinlänglich ausgerüſtet und mit Eiſen ſehr ſtark beſchlagen; aus ſeiner Mitte erhob ſich ein ſchlanker Maſtbaum, von unten bis oben mit Metall, Riemen und Stricken aufs feſteſte umwunden. Auf der Spitze dieſes Maſtes ragte ein Kruzifix empor, in deſſen innerem Teile der heilige Ambroſius abgebildet war, vor ſich blickend und Segen ſpendend, wohin eben der Wagen ſich wandte. Nach Übergabe aller Ehrenzeichen der Mailänder kam zuletzt dieſer Wagen heran, um ſelbſt auch ſein Haupt zu neigen. Sein Lenker ſenkte kunſtvoll jenes ganze Gerüſt und jenen Maſtbaum bis zur Erde, ſo daß wir, die wir neben dem Throne des Kaiſers ſtanden, den Zuſammenſturz des Gerüſtes befürchtend, erbebten; doch der herabgeſenkte Maſtbaum fiel weder, noch erhob er ſich, bis der Kaiſer die Franſen der Fahne zuſammenlas und den Wagen wieder aufzurichten befahl. Dann fielen Krieger und Volk einmütig auf ihr Antlitz, ſtreckten die Kreuze, die ſie trugen, empor und flehten um Gnade. Der Kaiſer allein blieb unbeweglich wie Stein. Darauf wurde vom Kölner Biſchof die einfache Formel der Unterwerfung abgefaßt und von den Mailändern mit einem unumwundenen Schuldbekenntnis beantwortet. Am folgenden Tage kamen ſie bittflehend wieder und warfen in Hoffnung auf Erbarmen die Kreuze, die ſie in den Händen trugen, durch die Fenſtergitter in die Kemnate der Kaiſerin, da ſie vor ihr Angeſicht keinen Zutritt hatten. Am dritten Tage endlich fällte der Kaiſer ſein Urteil; er befahl, daß alle Konſuln und geweſenen Konſuln, Hauptleute und Ritter, Rechtskundigen und Richter als Geiſeln zurückblieben, das Volk aber als weniger ſchuldig nach Ablegung eines Eides in die Stadt zurückgeſchickt werde. Die einzelnen Stadtthore und die Mauern um die Thore mußten eingeriſſen, die Gräben ausgefüllt werden. — Nachdem der Kaiſer ſo Mailand beſiegt hatte, ſiegte endlich bei ihm das Erbarmen, und er ſprach die Mailänder für ihre Perſon vom kaiſerlichen Banne los. Darauf wurden die Stadtmauern, Gräben und Türme allmählich zerſtört, und ſo die ganze Stadt von Tag zu Tag mehr dem Verfall und der Verödung anheimgegeben. Die Mailänder erhielten den Befehl, ſich ſämtlich auf die Dörfer und in ihre Landhäuſer zu begeben und als Landleute mit Ackerbau ſich zu beſchäftigen. In der Stadt ſelbſt wurde keinem zu wohnen erlaubt.

(Nach den größten Jahrbüchern von Köln.)

Die Schlacht bei Legnano (29. Mai 1176) **und der Friede zu Venedig** (24. Juli 1177). Erzbiſchof Philipp von Köln ſammelte ein neues Heer und rückte mit einigen deutſchen Fürſten im Mai 1176 nach Italien, wo er das Heer in Como vereinigte. Dorthin kam auch der Kaiſer von Pavia aus. Unterdeſſen rückten die Mailänder und Veroneſer und die übrigen Longobarden, die eine ungeheure Streitmacht aufgebracht hatten, gegen Como heran, um das neue Heer, wenn es noch vom Marſche ermüdet wäre, in Kampf zu verwickeln und zu überwältigen. Als dies der Kaiſer erfuhr und ihm von vielen geraten wurde, vor einer ſo großen Menge für jetzt zurückzuweichen, hielt er es doch der kaiſerlichen Majeſtät für unwürdig, vor den Feinden zu fliehen, verſammelte die Bewohner der Stadt und alle, die mit dem Erzbiſchof gekommen waren, und ſtellte ſich den Feinden männlich entgegen. Die Longobarden aber, entſchloſſen entweder zu ſterben oder zu ſiegen, umgaben ihr Lager mit einem großen Graben, damit niemand, wenn er im Kampfe bedrängt würde, entfliehen könnte. Es wurde nun von der dritten Stunde des Tages bis zur neunten gekämpft; der Sieg jedoch blieb den Longobarden. Viele fielen auf beiden Seiten, einige Edle von der Partei der Kaiſerlichen gerieten in Gefangenſchaft. Auch wurde das Lager des Gepäcks beraubt.

In dieſem Jahre ferner fanden in Italien wegen der langwierigen Spaltung der heiligen Kirche viele Beratungen mit dem Kaiſer und ſeinen Freunden ſtatt, und er wurde um der Barmherzigkeit Gottes willen ermahnt, der Gerechtigkeit nachzugeben und die Einheit des ganzen Erdkreiſes nicht hintanzuſetzen; ſo ſchnell jedoch konnte dieſe Angelegenheit nicht zu Ende geführt werden.

Im Jahre des Herrn 1177, nachdem die Kirchenſpaltung ſchon 17 Jahre ununterbrochen gedauert hatte, wurde zu Venedig am Vorabend des Sankt Jakobusfeſtes der Friede und die Einheit unſerer heiligen Mutter der Kirche entworfen und beſtätigt und Alexander als katholiſcher Papſt und oberſter Prieſter der römiſchen Kirche anerkannt; dabei waren der Kaiſer, Biſchöfe, Äbte, Kirchenprälaten aus dem ganzen Erdkreiſe zugegen und gaben ihre Zuſtimmung.

(Nach den größten Jahrbüchern von Köln.)

Der Reichstag zu Mainz (Pfingſten 1184). Im Jahre 1184 der göttlichen Fleiſchwerdung ſagte der Kaiſer Friedrich, nachdem er alle Kriegsſtürme in Germanien beſänftigt hatte, allen Großen des Reichs einen allgemeinen Reichstag auf Pfingſten nach Mainz an und beſchloß, daſelbſt ſeine Söhne, nämlich den König Heinrich und Friedrich, den Schwabenherzog, mit dem Schwert zu umgürten und mit den Waffen zu zieren. Zu dieſem Feſte waren die Fürſten des ganzen Reichs, als der Franken, Deutſchen, Slaven, Italiener, von Illyrien bis nach Spanien verſammelt. Aber auch die Vornehmen der benachbarten Reiche waren, angelockt durch die Würde des Reichs, zuſammengekommen, und eine unglaubliche Menge von Menſchen der verſchiedenen Länder und Zungen war daſelbſt vereinigt. Deshalb war vor der Stadt auf ebenem Felde eine Pfalz mit ſehr geräumiger Kirche als Abſteigequartier des Kaiſers aus Holz erbaut worden, während die Häuſer der Fürſten aufs vornehmſte im Umkreis errichtet waren, indem jeder einzelne, um die Großartigkeit ſeiner Würde zu zeigen, große Summen in ehrgeizigſter Weiſe aufwandte. Außerdem war mit buntfarbigen, jede Zahl überſteigenden Zelten, einer ſehr großen Stadt vergleichbar, die ganze Ebene umgeben, und hier fehlte nichts, um den Glanz irdiſchen Elends zu zeigen, in der Fülle der Lebensmittel, der Verſchiedenheit der Trachten, den Behängen der Pferde, der Ergötzlichkeit der Schauſpiele. Als dann der heilige Pfingſttag mit größter Freude feſtlich begangen und durch ausgeſuchte, aufs koſtbarſte ausgerichtete Schmauſereien glänzend verbracht worden war, nahmen am zweiten Wochentage, nachdem früh eine feierliche Meſſe gehalten worden war, die Söhne des Kaiſers, König Heinrich und Herzog Friedrich, den Rittergürtel, nachdem ſie zuvor mit den Waffen angethan worden waren und im ritterlichen Ringplatze ſich mutig getummelt hatten. Nach Erledigung verſchiedener Reichsgeſchäfte durch den Kaiſer kehrten ſie am vierten Tage mit Freude in die Heimat zurück.

(Nach Otto, Abt von St. Blaſien, † 1223, deutſch. Geſchichtſchreiber.)

Kaiſer Friedrichs I. Tod (10. Juni 1190). Als der Sultan von Ikonium beſiegt und das Heer durch die Fülle der Beuteſtücke bereichert worden war, zog der Kaiſer nach Abbruch des Lagers von Ikonium hinweg im Triumphe, während die Fürſten der Armenier von allen Seiten ihm zuſtrömten und vornehmlich Leo, der edelſte Fürſt der Chriſten jenes Landes, welche in den Gebirgen wohnen; von ihnen mit Freude aufgenommen und durch würdige Lobeserhebungen für ſeine Herkunft und die Beſiegung der Heiden begrüßt, marſchiert er unter großem Jubel und Ruhm nach Tarſus zu, das berühmt iſt durch die Geburt des Apoſtels Paulus, während alle ihm zu Dienſten geneigt waren. Denn die Erde ſchwieg vor ſeinem Anblick. Aber Gott, der ſchrecklich iſt in ſeinem Rat über die Menſchenkinder, zeigte, daß noch nicht die Zeit gekommen ſei, ſich über Zion zu erbarmen; er ſchnitt den feſteſten Anker des Schiffleins Petri ab, indem er nach ſolchen und ſo vielen Glückserfolgen, in dem Kaiſer Friedrich das Tau der Hoffnung zerriß, und ließ das noch nicht ganz geläuterte Schifflein ſelbſt inmitten der Stürme dieſer Zeit erſchüttert und gepeitſcht werden. Denn der herrliche Kaiſer Friedrich, als er auf dem Marſche nach Tarſus in einen Fluß, über den ein Teil des Heeres ſchon übergeſetzt war, einſtieg, um ſich zu erfriſchen — denn die Hitze war allzugroß —, ſank unter, obwohl er des Schwimmens kundig war, da die plötzliche Kälte die natürliche Wärme auslöſchte, und ſo erreichte in jämmerlichem Tode der Kaiſer, mächtig zu Waſſer und zu Land, das Ende ſeines Lebens. Durch ſeinen Tod wurde das ganze Heer der Chriſten unheilbar verwundet; es betrauerte mit unermeßlicher, Wehklage den Kaiſer, der, wenn er länger gelebt hätte, dem ganzen Oſten furchtbar geweſen wäre.

(Nach Otto, Abt von St. Blaſien, † 1223, deutſch. Geſchichtſchreiber.)

Konradins Niederlage und Tod (1268). Im Jahre 1267 zog der junge 16jährige Konradin, Friedrichs II. Enkel, an der Spitze eines Heeres von 10000 Mann nach Italien, um das Königreich Neapel, das Erbe ſeiner Väter, dem grauſamen Karl von Anjou zu entreißen. Von Verona zog er über Pavia nach Genua und gelangte von dort zu Schiff nach Piſa. Mit großer Freude und faſt kaiſerlichen Ehren ward er daſelbſt, wie überall bisher von der Ghibellinenpartei empfangen, und obwohl der Papſt über ihn und ſeine Anhänger den Bann ausſprach, ſtrömten von allen Seiten Leute nach Piſa, welche an dem Zuge teilnehmen wollten. Auch zu Rom, wohin er nun ſeinen Marſch richtete, ward er mit Freude aufgenommen und ſowohl mit Geld als Truppen unterſtützt, ſo daß er voll Mut und Zuverſicht dem Lauf des Anio folgend, den Appennin überſchritt, um Karl von Anjou anzugreifen. Ohne Widerſtand zu finden gelangte Konradin in die Ebene von Tagliacozzo am Nordufer des Lago di Celano, in deſſen Nähe Karl von Anjou auf die Kunde von Konradins Anmarſch Aufſtellung genommen hatte. Ein kleiner Fluß ſchied beide Heere. Karls Feldherr Valeri riet angeſichts der zahlreichen gutgerüſteten Truppen Konradins zur Anwendung einer Liſt. Dieſelbe beſtand darin, daß Heinrich von Conſance des Königs Rüſtung anlegen mußte, während dieſer ſelbſt mit dem dritten Haufen der dreiteiligen Schlachtordnung in einem Seitenthälchen im Hinterhalt lag, und daß die nahe Stadt Aquila zum Schein Geſandte mit den Stadtſchlüſſeln als Zeichen der Unterwerfung an Konradin ſchickte.

Früh am Morgen begann die Schlacht. Heinrich von Conſance hatte die Brücke des kleinen Fluſſes mit ſeinen Provenzalen beſetzt, um den Spaniern den Übergang zu wehren. Aber dieſe überſchritten durch eine Furt den Fluß und fingen an jene zu umgehen; zugleich griff Konradin ſelbſt mit ſeinen deutſchen Kriegern ſo ungeſtüm an, daß binnen kurzem die Provenzalen geworfen und zerſprengt waren. Heinrich von Conſance fiel im Getümmel, und frohlockend meinten die Deutſchen, der König ſelbſt ſei gefallen. Mit um ſo größerem Ungeſtüm ſtürzten ſie ſich nun auf den zweiten, den franzöſiſchen Heeresteil, und trieben ihn in wilder Flucht vor ſich her. Da ſie nun von einem Hinterhalte nichts ahnten, ſondern die Schlacht für völlig beendigt hielten, zerſtreuten ſie ſich nach allen Richtungen zur Verfolgung oder um Beute zu machen. Mit großem Schmerze hatte König Karl von einem Hügel oberhalb des Hinterhaltes dieſem Verlaufe der Schlacht zugeſehen und ſich nur ſchwer von Valeri beſtimmen laſſen, den Seinigen keine Hilfe zu bringen, ſondern zu warten, bis die Deutſchen ſich völlig zerſtreut hätten. Plötzlich rief Valeri: „Jetzo iſt es Zeit!“ und ſofort wurden die Banner entfaltet, und ungeduldig brachen die Ritter aus dem Hinterhalt hervor und warfen ſich in dicht geſchloſſenen Reihen auf Konradin und ſeine Leute. Nicht lange währte der hartnäckige blutige Kampf; denn die Deutſchen waren noch zu erſchöpft vom Kampfe, die Franzoſen aber bei friſchen Kräften und ſtets wachſend an Zahl, da jetzt alle Flüchtigen umkehrten und ſich um des Königs Banner ſcharten. Als Konradin die Schlacht rettungslos verloren ſah, wandte er ſich endlich mit ſeinem Freunde Friedrich von Öſterreich und einigen Getreuen zur Flucht. Mit dieſen entkam er nach Rom und von dort nach dem nahen Küſtenorte Aſtura. Hier beſtieg er ein Schiff, um von dem befreundeten Sizilien aus den Kampf gegen Karl von Anjou zu erneuern.

Als der Beſitzer dieſes Küſtenortes, aus der Familie der Frangipani, den Namen der Flüchtigen erfuhr, ließ er denſelben eiligſt nachſetzen und ſie gefangen nehmen. Vergebens rechnete Konradin darauf, daß die Familie ſtets viel Gunſt von den Hohenſtaufen erfahren und der jetzige Graf Johann von Frangipani von Kaiſer Friedrich II. zum Ritter geſchlagen war. Aber dieſer ſelbſtſüchtige Mann kannte keine Treue gegen das jetzt herabgekommene Geſchlecht; unter Vorwänden zögerte er den Aufenthalt Konradins hin, bis Aſtura auf der Seeſeite von Karls Flotte, auf der anderen von einer päpſtlichen Reiterſchar eingeſchloſſen war. Dann, ſcheinbar gezwungen, lieferte er beide Gefangenen gegen großen Lohn an Karl von Anjou aus. Dieſer beſchloß, ſie zu töten, und klagte ſie vor einem beſonderen Gericht als Feinde der Kirche und Hochverräter an. Als alle Richter bis auf einen auf Freiſprechung erkannten, ſchloß ſich Karl dieſem einen an und fällte aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurteil. Auf einem Markt zu Neapel, angeſichts des Veſuvs und des herrlichen Meerbuſens, ward das Schafott errichtet, dorthin wurde Konradin mit 12 Gefährten geführt. Als Robert von Bari, jener eine Richter, das Urteil verlas, ſprang Graf Robert von Flandern auf und rief ihm entgegen: „Wie kannſt du, frecher, ungerechter Schurke, einen ſo großen und herrlichen Ritter zum Tode verurteilen?“ Doch hielt das die Vollſtreckung nicht auf. Schon auf dem Schafott ſtehend, erhob Konradin die Hände zum Himmel und rief: „O Mutter, welches Leid bereite ich dir!“ Darauf traf ihn das Schwert des Scharfrichters. Friedrich von Öſterreich ſchrie laut auf, als er das Haupt des Freundes fallen ſah, dann bot auch er ſein Haupt dem tötlichen Streiche dar. Das umſtehende Volk zerfloß in Thränen, Karl aber, der vom Balkon der benachbarten Burg der Vollſtreckung zugeſehen, blieb ungerührt.

(Nach Giovanni Villani, † 1348, ital. Geſchichtſchreiber.)

Das Interregnum (1256—1273). Im Jahre 1256, da Königtum und Kaiſerreich erledigt waren, befahl der Papſt den Kurfürſten, ſie ſollten einen Kaiſer wählen. Die Kurfürſten traten zuſammen, und einige wählten den Böhmenkönig Ottokar. Der aber lehnte die Wahl ab und gab nebſt dem Erzbiſchof von Mainz und dem Markgrafen von Brandenburg ſeine Wahlſtimme für Alfons, den König von Kaſtilien, ab, in der Erwartung, daß er, wenn ſeine Abſicht in Erfüllung gehe, das, was er gegen das Reich an ſich geriſſen hatte, ohne Anſtoß würde behaupten können. Die Erzbiſchöfe von Köln und Trier dagegen, der Pfalzgraf und der Herzog von Sachſen erklärten ſich für den Bruder des Königs von England, Richard, Grafen von Cornwallis, indem ſie hiervon größeren Vorteil zu haben glaubten, weil nämlich der König von England mit dem König von Frankreich bitter verfeindet war, wodurch ſie für ſich Vorteile und Reichtümer erwerben mochten. Auf beiden Seiten wurden alſo unendliche Geldſummen angenommen und Reich und Kirche befleckt und in allen Teilen des Reichs Spaltungen und langdauernder Hader erweckt und begründet. Deshalb ſagt Juvenal mit Recht:

„Schändliches Gold, du führteſt herein verderbliche Sitten,
Und es erlag das weiche Geſchlecht dem üppigen Mammon.“

So wurden dem Reiche Wunden geſchlagen; es hatte Könige und doch eigentlich keine und wurde unter die Füße getreten. Jeder that, was ihm beliebte; jeder verteidigte das, was er hatte, nach Kräften; einer ging wider den andern mit Trug und Hinterliſt, mit Gefangennahme, Brand und Raub vor; und kein Übelthäter hatte wegen ſolcher Frevel von irgend welcher Seite her Strafe oder Urteil zu fürchten. Und ſo wütete durch die Welt der Sturmwind jeglicher Leidenſchaft, oder, wie Proſper ſagt:

„Weh, zwieträchtige Wut durchtobt die zerrütteten Lande.“

(Nach Johann, 1307—47, Abt des Ciſtercienſerkloſters Viktring in Kärnten, Geſchichtſchreiber.)

Die Schlacht bei Mühldorf (28. September 1322). Am Tage vor Michaelis, im Jahre 1322, umſtellten früh morgens Ludwig, der König der Römer, der Böhmenkönig und Herzog Heinrich von Bayern ſamt vielen Edlen mit ihrem Heere den Herzog von Öſterreich derart, daß demſelben ein Ausweichen unmöglich ward. Dann ſtellen ſie ihre Reiſigen auf, ordnen die Reihen und ſchreiten, indem ſie die Ihren mahnen, tapfer zu ſtreiten, zum Angriff vor, ſo daß Herzog Friedrich von Öſterreich, mochte er wollen oder nicht, die Schlacht aufnehmen mußte. Als aber er und die Seinen ſahen, daß die Schlacht unvermeidlich ſei, begannen ſie, im Vertrauen auf ihre Stärke und Tapferkeit, nicht faul zum Streit, ſich wacker und mit ſo großem Nachdruck zur Wehr zu ſetzen, daß der Kampf geraume Zeit ſtand, und es zweifelhaft ſchien, wer den Sieg davon tragen werde. Eine lange Stunde hindurch blieb der Ausgang unentſchieden; endlich aber griff das ſtarke, trefflich geübte Fußvolk Herzog Heinrichs ein, warf ſich mit großer Wucht in den Kampf und erſchütterte die öſterreichiſchen Reiſigen, indem es deren Roſſe verwundete und durchbohrte, ſo daß die Reiter zur Erde ſtürzten und unterliegen mußten. In kurzer Zeit war daher die Schlacht zu Ende und nach Mittag, da die Sonne ihren Höhepunkt überſchritten hatte, ward König Ludwig mit dem Rufe: „Sieg!“ begrüßt.

Die geſchlagenen Öſterreicher aber geraten, Fürſten wie Miniſterialen und Edle, ſämtlich in Gefangenſchaft und werden in ſorgſame Haft genommen. Nun hatte der Burggraf von Nürnberg, welcher, wie man erzählt, an der Schlacht tapfer teilnahm, unter ſeinen Begleitern einen edlen, rechtſchaffenen Ritter, der ſich auf den Krieg trefflich verſtand. Dieſer nahm den Herzog Friedrich von Öſterreich und deſſen Bruder Heinrich, ohne ſie zu kennen, in der Schlacht gefangen. Als er aber ſpäter ihren Stand erfuhr, überwies er ſie ſeinem Herrn, dem Burggrafen, der ſie wiederum dem König Ludwig ehrfurchtsvoll zuführte. Als ſie vor dieſen gebracht wurden, ſtürzten ſie ſich weinend und jammernd vor ihm nieder, da ſie den Tod erleiden zu müſſen fürchteten. Aber der König erzeigte ihnen königliche Milde, wie ſie dem Herrſcher ziemt, und ſprach: „Stehet auf und fürchtet euch nicht; ihr ſollt nicht ſterben, ſondern ich werde euch bewahren, bis man mir euretwegen Genüge thun wird.“ Den jüngeren Herzog von Öſterreich, Heinrich, gab der König als Geſchenk an den König von Böhmen, der ihn mit ſich fortführte, um ihn dort in ſtrenger Haft zu halten. Den Herzog Friedrich von Öſterreich aber, den Urheber des ganzen Streites, den ihm Gott in die Hände geliefert hatte, brachte der König auf das Schloß Trausnitz in Haft und ließ ihn dort auf das ſorgfältigſte bewachen. Hier verblieb er nach Gottes gerechtem Ratſchluß drei Jahre lang als Gefangener, doch ohne Feſſeln, mit ſeiner eigenen Dienerſchaft und auf eigene Koſten.

„Wechſelvoll ſpielt mit des Menſchen Geſchick die göttliche Allmacht!
Denn der zu herrſchen dachte von Oſt bis Weſt, wurde ein Gefangener.“

Als im Jahre 1325 König Ludwig, vom päpſtlichen Bannfluch getroffen, ängſtlich mit ſich zu Rate ging, wohin er ſich wenden ſollte, da fiel ihm ein, zu ſeinem Gefangenen, dem Herzog von Öſterreich, zu gehen. Als er bei dieſem erſchien, erſchrak der Herzog, welcher täglich ſeinen Tod vor Augen ſah, heftig, da er argwöhnte, der König ſei gekommen, um ihm das Leben zu nehmen. Aber der König wurde, da er zu ihm trat, froh geſtimmt und zeigte ihm ein heiteres Antlitz. So verwandelte ſich das Entſetzen des Herzogs in Freude; die beiden Fürſten begrüßten einander und hielten trauliche Zwieſprache. Sie, welche einander auf das heftigſte befehdet hatten, ließen nach Gottes verborgenem Ratſchluß ihren Zwieſpalt fahren, ſchworen auf die hochheilige Hoſtie und verbündeten ſich aufs engſte mit einander, daß künftig zwiſchen ihnen nur ein Wille beſtehe. Und um ihrer Freundſchaft noch größere Feſtigkeit zu geben, verknüpften ſie ihre Kinder durch eheliche Bande mit einander. Auch beſchloſſen ſie, ſelbſt wenn alle, außer allein Gott, widerſtrebten, das römiſche Reich einmütig gleichmächtig mit einander zu lenken, die Widerſpenſtigen zu beugen und die Friedensſtörer auf jede Weiſe zu zerſchmettern.

(Nach der Chronik des Mönches von Fürſtenfeld.)

Der Zwiſt zwiſchen Ludwig dem Bayer und dem Papſttum (1338). Um das Jahr 1336 kamen gewiſſe Mönche aus dem Orden der Minderbrüder, nämlich der Engländer Wilhelm Okka (nach deſſen Namen einige Dialektiker Okkaniſten heißen) und andere gelehrte Männer, welche bei dem Papſte nicht in Gunſt ſtanden, zu Kaiſer Ludwig nach München und ſetzten ihm eine Appellation gegen den Papſt auf, mittels deren der Kaiſer in Frankfurt gegen die wider ihn ergangenen päpſtlichen Urteilſprüche Berufung einlegte. Weil aber dieſe Appellation vielfach angegriffen wurde, ſo ſchrieben ſie eine Abhandlung, in welcher ſie zu beweiſen ſuchten, daß die beiden Gewalten, die prieſterliche und die kaiſerliche, unmittelbar von Gott ſtammen und unter ſich verſchieden ſind, inſofern, als die eine, die prieſterliche, auf das geiſtliche, die andere, die kaiſerliche, auf das weltliche Gebiet beſchränkt iſt. Somit wird auch das Kaiſertum nicht vom Papſte verliehen, ſondern derjenige, welcher zum Kaiſer gewählt wird, iſt allein durch die Wahl wahrer römiſcher König. Ebenſo hat der Papſt keine allumfaſſende Jurisdiktion noch auch Gewalt in weltlichen Sachen, und dergleichen Dinge mehr, welche ich hier verſchweige und der Erörterung zwiſchen Predigermönchen und Minderbrüdern überlaſſe. Wie nämlich hier die Minderbrüder den Kaiſer zu verteidigen bemüht waren, ſo gingen die Predigermönche darauf aus, ihm Abbruch zu thun.

Während dieſes Hinundhertreibens ſchickte Ludwig im Jahre 1338 nach dem Rat der Fürſten wiederum eine feierliche Geſandtſchaft an Papſt Benedikt, um geſühnt zu werden; als ſie aber, ohne etwas erreicht zu haben, zurückkehrte, kamen die Kurfürſten des Reiches zuſammen und ſetzten eidlich feſt, „daß ein von der Mehrzahl der Wähler erwählter römiſcher König dasſelbe Recht zur Verwaltung des Reichs haben ſollte, wie ein gekrönter Kaiſer“; auch verſprachen ſie einander, dieſes Recht gegen jedermann zu verteidigen. Dieſer Beſchluß der Fürſten wurde im Monat Auguſt desſelben Jahres zu Frankfurt feierlich bekannt gemacht, und von den dort verſammelten Fürſten beſtimmt, „daß jeder, welcher in Zukunft Ludwig für gebannt halten oder wegen der päpſtlichen Befehle den Gottesdienſt unterlaſſen würde, mit ſeinem Leibe und ſeiner Habe der Acht verfallen ſein ſollte.“ Im ſelben Jahre wurde befohlen, daß niemand Briefe vom heiligen Stuhle empfangen oder in Ausführung bringen ſollte, ohne Erlaubnis ſeines Diözeſanvorſtandes.

(Nach der „Chronik von den Herzögen von Bayern“ und dem Geſchichtswerk Heinrichs des Tauben.)

Beſchluß des Kurvereins zu Renſe (1338). „Im Namen des Herrn! Amen. Durch dieſe gegenwärtige Urkunde ſei allen offen kund gethan, daß im Jahre der Menſchwerdung des Herrn 1338 am 16. Tage des Monats Juli in dem Baumgarten, der beim Dorfe Renſe am Ufer des Rheines liegt, wo die Kurfürſten des heiligen römiſchen Reiches zu Verhandlungen über die Wahlen und andere Angelegenheiten ſelbigen Reiches häufig zuſammenzukommen pflegen, die ehrwürdigen Väter in Chriſto, die Herren Erzbiſchöfe von Mainz, Köln, Trier, ſowie die erlauchten Fürſten und Herren von der Pfalz, von Sachſen und von Brandenburg ſich mit einander verſammelt und perſönlich eingefunden haben, um über die Rechte und Gewohnheiten im Reiche zu verhandeln. Dieſelben haben auch Verhandlungen gepflogen mit den zahlreichen Getreuen des oftgenannten Reiches, Geiſtlichen und Laien, die daſelbſt anweſend waren. Und nachdem ſie unter ſich ſelbſt der Reihe nach unter Ableiſtung von Eiden Umfrage gehalten hatten, wie es Brauch ſelbiger Fürſten iſt, haben ſie einhellig und eines Sinnes endgültig ausgeſprochen, entſchieden und als Urteil verkündigt: das ſei Rechtens und altbewährte Gewohnheit im Reiche, daß, wenn von den Kurfürſten des Reiches oder auch bei geteilter Meinung von dem an Zahl überwiegenden Teile ſelbiger Fürſten einer zum Könige gewählt worden iſt, er nicht der Ernennung, Genehmigung, Beſtätigung, Zuſtimmung oder Gutheißung des päpſtlichen Stuhles bedarf, um die Verwaltung der Güter und Rechte des Reiches oder den Königstitel zu übernehmen, und daß betreffs dieſer Dinge ein ſolcher Erwählter mit Recht nicht an ſelbigen Stuhl ſich zu wenden hat, ſondern daß es gehalten und Sitte und Brauch ſeit undenklichen Zeiten geweſen iſt, daß die von den Kurfürſten des Reiches einmütig oder von der Mehrheit derſelben Erwählten den Königstitel angenommen und die Güter und Rechte des Reiches verwaltet haben . . . ohne eine Genehmigung oder Erlaubnis des apoſtoliſchen Stuhles. . . . Nachdem dies verkündet und ſolcherweiſe entſchieden war, haben die vorgenannten Kurfürſten alle und jegliche Getreue des Reichs, die damals zugegen waren, auf ihre dem Reiche ſchuldigen oder ſchon geleiſteten Eide über ihre Anſicht betreffs der Verhandlungen gefragt. Dieſe alle und jegliche haben in denſelben oder ähnlichen Worten ſich ausgeſprochen, geurteilt, entſchieden und ſchließlich mit dem übereingeſtimmt, wobei der obengenannten Kurfürſten Meinung ſtehen geblieben.“

Der ſchwarze Tod (1348—49). In den Jahren 1348 und 1349 hielt die Peſt, der ſchwarze Tod genannt, ihren grauſigen Zug durch Europa. In Straßburg allein raffte ſie 16,000 Menſchen weg. Vielfach beſchuldigte man die Juden, ſie hätten die Brunnen vergiftet und dadurch das ſchreckliche Sterben verurſacht. Sie mußten deshalb heftige Verfolgungen erdulden. Bei vielen Chriſten wirkte die große Heimſuchung des ſchwarzen Todes das Bewußtſein von ihrer Sündenſchuld. Sie ſuchten Gottes Strafgerichte durch Bußübungen abzuwenden. Man nannte ſie Geißler oder Flagellanten. Der Geſchichtſchreiber Twinger von Königshofen ſchildert uns ihr Auftreten in folgender Weiſe:

„Da man zählte 1349 Jahr, da kamen gen Straßburg wohl 200 Geißler, die hatten Leben und Weiſe an ſich, als ich hier zum Teil ſagen will. Zum erſten, ſo hatten ſie gar koſtbare Fahnen von Sammttüchern und von Baldakin (Seidentuch) auf zehn oder acht Fahnen und eben ſo viele gewundene Kerzen; die trug man ihnen vor, wo ſie in Städte oder in Dörfer gingen, und ſtürmte alle Glocken gegen ſie, und die Geißler gingen den Fahnen nach je zwei und zwei mit einander und hatten alle Mäntel an und Hüte auf mit roten Kreuzen; zwei ſangen vor und dann die andern alle nach; und ihr Geſang war alſo:

Nu iſt die Betfahrt alſo her.
Chriſt ritt ſelber gen Jeruſalem;
Er führte ein Kreuze in ſeiner Hand.
Nu helfe uns der Heiland!

Nu iſt die Betfahrt alſo gut.
Hilf uns, Herr, durch dein heil'ges Blut,
Das du an dem Kreuze vergoſſen haſt
Und uns in dem Elende gelaſſen haſt.

Nu iſt die Straße alſo breit,
Die uns zu unſrer Frauen treit,
In unſ'rer lieben Frauen Land.
Nu helfe uns der Heiland!

Wir ſollen die Buße an uns nehmen,
Daß wir Gott deſto baß gezemen
Alldort in ſeines Vaters Reich.
Des bitten wir dich alle gleich.
So bitten wir den viel heil'gen Chriſt,
Der aller Welt gewaltig iſt.

So ſie alſo in die Kirchen kamen, ſo knieten ſie nieder und ſungen:

Jeſus, der ward gelabet mit Gallen,
Des ſollen wir alle an ein Kreuze fallen.

Und da vielen ſie alle kreuzweiſe an die Erde, daß es klapperte, und ſo ſie eine Weile alſo gelegen, ſo hub ihr Vorſänger an und ſang:

Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende.
Nu hebet auf eure Arme,
Daß ſich Gott über uns erbarme.

Und dann ſtunden ſie auf und thaten ſo drei Stund. Und dann luden ſie die Leute heim zum Imbiſſe, und eins lud zwanzig, eins zehn und jegliches nach ſeinem Stande und boten ihnen (zu eſſen und zu trinken) wohl. Und dies war ihre Regel: Wer in ihre Brüderſchaft wollte und an die Buße treten, der mußte $33\frac{1}{2}$ Tage darinne ſein und bleiben und mußte alſoviel Pfennige haben, daß ihm alle Tage vier Pfennige zukamen. Und darum, ſo durften ſie von niemand heiſchen, ſie durften auch keine Herberge heiſchen, noch in ein Haus kommen, man lüde ſie denn ohne Heiſchen drein. Sie durften auch zu keiner Frau reden, welcher aber das brach, der kniete vor ſeinen Meiſter und beichtete es ihm; ſo ſagte ihm der Meiſter Buße und ſchlug ihn mit der Geißel auf ſeinen Rücken und ſprach:

Stand auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

Sie hatten auch ein Geſetz, daß ſie Pfaffen unter ſich hätten, aber ihrer keiner ſollte Meiſter unter ihnen ſein, noch an ihren heimlichen Rat gehen.

Wann ſie nun wollten büßen (alſo nannten ſie das Geißeln, das war am Tage zweimal, früh und ſpät), ſo zogen ſie zu Felde aus; ſo läutete man die Glocken, und gingen je zwei und zwei und ſangen ihren Leis alſo, wie vorher geſagt iſt. Und wenn ſie kamen an die Geißelſtatt, ſo zogen ſie ſich aus und thaten Kittel oder weiße Linnen an bis auf die Füße und legten ſich nieder in einen weiten Kreis. Und wie jeglicher geſündigt hatte, darnach legte er ſich. War einer ein meineidiger Böſewicht, ſo legte er ſich auf eine Seite und reckte ſeine drei

Finger auf. Dabei erkannte man wohl, was Sünde ihrer jeglicher gethan hatte, ſo ſie ſich alſo hatten gelegt. So fing ihr Meiſter an, wo er wollte, und ſchritt über einen und rührte ihn mit ſeiner Geißel und ſprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

So ſchreitet er über ſie alle, und über welchen er ſchreitet, der ſteht auf und ſchreitet dem Meiſter nach über die vor ihm liegen, bis ſie alle aufgeſtanden, und ſangen dann und geißelten ſich mit Riemen, die hatten vorne Knöpfe und Nadeln darein geſteckt. Und wann ſie ſich alſo gegeißelt und geſungen, ſo las einer unter ihnen einen Brief und ſie ſprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herab gebracht, und in dem Brief ſtand, wie daß Gott erzürnet wäre über der Welt Sünde und wollte ſie haben laſſen untergehen. Da wurde er gebeten von ſeiner Mutter und von ſeinen Engeln, daß er ſich ſollte erbarmen über die Welt. Und viel anders Dinges ſtand in demſelben Briefe geſchrieben, und wenn der Brief geleſen war, ſo zogen ſie wieder in die Stadt, ſingend je zwei und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach. Auch wenn ſie ſich geißelten, ſo war gar groß Zulaufen, und das Volk weinte und hatte große Andacht; denn das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief vom Himmel herab wäre kommen und alles, das ſie ſagten, daß es alles wahr wäre. Und wenn die Pfaffen ſprachen, wobei man erkennen ſollte, daß die Geißelfahrt gerecht wäre, und wer den Brief beſiegelt hätte, da antworteten ſie und ſprachen, wer die Evangelien beſiegelt hätte. So brachten ſie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte, denn den Prieſtern, und wo ſie in die Städte kamen, da kam gar viel Volkes in ihre Brüderſchaft, die auch Geißler wurden.″

Die goldene Bulle Kaiſer Karls IV. (1356). „Wir heißen und ſetzen, wenn es dazu kommt, daß des Kaiſers oder des Königs Tod kund wird in dem Bistume von Mainz, daß der Erzbiſchof von Mainz innerhalb der Friſt eines Monats von der Kundwerdung des Todes an mit offenen Briefen jeglichem Kurfürſten beſonders den Tod anzeige. Wenn aber derſelbe Erzbiſchof ſäumig oder laß wäre mit ſolcher Verkündigung, ſo ſollen die Kurfürſten aus eigenem Antriebe und ungerufen, um der Tugend ihrer Treue willen, mit der ſie ſchuldig ſind das heilige Reich zu beſorgen, zuſammenkommen innerhalb drei Monaten und in der Stadt Frankfurt einen römiſchen König wählen zu einem künftigen Kaiſer. Die Mehrheit der Stimmen ſoll bei der Wahl entſcheiden. Der Neugewählte ſoll ſogleich die Lehen, Privilegien, Rechte und Freiheiten der Kurherren beſtätigen. Die Rangordnung der Kurfürſten aber iſt folgende:

Der Erzbiſchof von Mainz ſitzt in ſeinem Lande und ſoweit ſein deutſches Kanzleramt — Köln ausgenommen — reicht, zur Rechten des Kaiſers; in der Diözeſe Köln dagegen, in Italien und in Gallien ſoll dieſen Platz der Erzbiſchof von Köln einnehmen. Der Erzbiſchof von Trier ſitzt ſtets dem Kaiſer gegenüber. Von den weltlichen Fürſten kommt an erſter Stelle der König von Böhmen, dann folgen Pfalz, Sachſen und Brandenburg.

Bei der Wahl ſammelt der Mainzer Erzbiſchof die Stimmen in folgender Ordnung: Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachſen, Brandenburg; er ſelbſt ſoll ſeine Stimme zuletzt abgeben.

Auf dem Reichstage ſollen ſich die weltlichen Fürſten dergeſtalt in die Reichsämter teilen, daß der Markgraf von Brandenburg dem Kaiſer oder dem römiſchen Könige das Waſſer für die Hände reicht, der Böhmenkönig ſoll, falls er will, den erſten Trunk darbringen, der Pfalzgraf die Speiſen auftragen und der Herzog von Sachſen ſoll den Dienſt des Marſchalls verrichten.

Wenn das Reich erledigt iſt, ſo ſoll im Süden der Pfalzgraf, im Norden aber der Herzog von Sachſen die Reichsverweſerſchaft übernehmen.″

Die Schlachten bei Reutlingen (1377) **und bei Döffingen** (1388). Während der Krieg zwiſchen den Grafen von Württemberg und den ſchwäbiſchen Städten alſo währte und manch Scharmützeln unter ihnen geſchah, da ritten einſtmals die von Reutlingen und ihre Söldner aus der Stadt und nahmen in den Dörfern das Vieh, das ihrer Feinde war. Dies erfuhren die von Württemberg, und der junge Graf Ulrich von Württemberg machte ſich auf mit einem großen Volke und retteten das Vieh und rannten denen von Reutlingen nach bis an die Stadt, und ſaßen ab von den Hengſten und wollten zu Fuße ſtreiten. Inzwiſchen hatten ſich die in der Stadt heimlich gewaffnet und zogen zu einer andern Pforte aus derſelben, und dieweile die vorderſten mit einander plänkelten, da waren die von Reutlingen von hinten her an dieſe gekommen und umgaben die Herren, daß ihrer keiner möchte davon kommen, und ſtritten da miteinander. Da unterlagen die Herren, und es ſprang der von Württemberg auf ſeinen Hengſt und kam kaum davon und war verwundet worden. Und auf ſeiner Seite wurden erſchlagen drei Grafen und Herren, das waren die von Schwarzenberg, und der von Zollern und der von Tübingen. Auch wurden erſchlagen 72 Ritter und Edelknechte, die anderen entrannen. Aber derer von Reutlingen wurden kaum an 16 erſchlagen. Und in dieſem Streit nahm man zu beiden Seiten niemanden gefangen.

Es geſchah zu dieſen Zeiten, daß achthundert Lanzenreiter und zweitauſend Fußſoldaten aus den ſchwäbiſchen Städten ſtürmten einen Kirchhof in Schwaben, genannt Döffingen, bei der Stadt Weil; der Kirchhof war den Herren von Württemberg. Da machten ſich auf die zween Herren, der alte und ſein Sohn Ulrich der junge, mit fünfeinhalbhundert Lanzenreitern, die ſie und der alte Herzog Ruprecht und der junge Markgraf von Baden und ihre Helfer bei einander hatten, und an zweitauſend Bauern aus derer von Württemberg Lande, und zogen auch zu dem vorgenannten Kirchhofe, vor welchem die Städte lagen. Und da beide Heere einander anſichtig wurden, da ſaß der größte Teil der Herren von ihren Hengſten ab und gingen zu Fuß an das Volk von den Städten, und ſonderlich der junge von Württemberg trat vor den andern an den Streit. Da ſetzten ſich die Städte zur Wehr, daß ritterlich zu beiden Seiten gefochten ward. Und alsbald ward der junge Herr Graf Ulrich von Württemberg erſchlagen, und ein Graf von Löwenſtein, einer von Zollern, einer von Werdenberg und an 60 Ritter und Edelknechte, die ihnen folgten. Und es war der erſte Stoß auf die Herren geglückt, ſo daß ſie faſt verzagt waren. Da ſtärkte ſie der alte von Württemberg und ſchrie die Herren an und ſprach: „Sehet, wie die Städte fliehen! Fechtet unerſchrocken, ſie ſind bald alle unſer!″ Da glaubten etliche Städter, die bei dem Streite hintenan waren, es wäre alſo, und begannen zu fliehen. Inzwiſchen kamen die Herren von Bitſch und der Vogt zu Roſenfeld zugerannt mit 100 Lanzenreitern, die waren ausgeruht, und vernichteten der Städte Heer. Da wurden die Städte ſo zurückgedrängt, daß ſie unterlagen. Alſo ſiegten die Herren und behielten das Feld. Hiermit war der Streit vorbei, und wurden von den Städten erſchlagen an tauſend Mann und an ſechshundert gefangen. Die andern entrannen. Aber in der Herren Heer ward erſchlagen der junge von Württemberg und andere, alſo vor iſt geſagt, und viele Bauern. Dieſer Streit geſchah an einem Sonntage früh an St. Bartholomäus Abende, nach Gottes Geburt 1388 Jahr.

(Nach der Chronik des Straßburger Geiſtlichen Jakob Twinger von Königshofen, † 1420.)

Erfindung der Buchdruckerkunſt (um 1440). Johan Gutenberg, welcher einen Teil ſeiner Jugend und ſeiner beſten Mannesjahre in Straßburg im Elſaß zugebracht und da den Grund zur Erfindung der Buchdruckerkunſt gelegt hat, aber in Folge von Geldverlegenheiten nach Mainz, der Stadt ſeiner Ahnen, zurückgekehrt war, ſagt in der Unterſchrift ſeines Catholicon (1460): „Unter dem Beiſtande des Höchſten, auf deſſen Wink die Zungen der Kinder beredt werden, und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weiſen verbirgt, iſt dieſes vortreffliche Buch „Catholicon“ im Jahre der Menſchwerdung des Herrn 1460, in der guten Stadt Mainz (angehörig der ruhmreichen deutſchen Nation, welche die Gnade Gottes mit einem ſo hohen Geiſteslichte und freiem Gnadengeſchenke den übrigen Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen für würdig gehalten hat), nicht vermittelſt des Rohres, Griffels oder der Feder, ſondern durch der Patronen (Patrizen) und der Formen (Matrizen) bewunderungswerte Zuſammenſtimmung, Ebenmaß und Abmeſſung gedruckt und vollendet worden.″

Jakob Wimpheling, Altertumsforſcher und Geſchichtſchreiber in Schlettſtadt im Elſaß (1450—1528), rühmt: „Auf keine Erfindung oder Geiſtesfrucht können wir Deutſche ſo ſtolz ſein als auf die des Bücherdruckes, die uns zu neuen geiſtigen Trägern des Chriſtentums, aller göttlichen und irdiſchen Wiſſenſchaft und dadurch zu Wohlthätern der ganzen Menſchheit erhoben hat. Welch ein anderes Leben regt ſich jetzt in allen Klaſſen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der erſten Begründer und Förderer dieſer Kunſt gedenken!″

Die 95 Theſen Luthers (31. Oktober 1517). Einige derſelben: „Da unſer Herr und Meiſter Jeſus Chriſtus ſpricht: Thut Buße ꝛc.″, will er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße ſei.

Der Papſt will, noch kann nicht andere Strafen erlaſſen außer die, welche er nach ſeinem Gefallen oder laut der Kirchengeſetze auferlegt hatte.

Der Papſt kann keine Schuld vergeben, denn allein ſofern, daß er erkläre und beſtätige, was von Gott vergeben ſei.

Ein jeder Chriſt, der wahre Reue und Leid hat über ſeine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehört.

Die freche Predigt vom Ablaß macht, daß es auch den Gelehrten ſchwer wird, des Papſtes Ehre und Würde zu verteidigen vor Verleumdung oder vor den liſtigen Fragen der Laien: Zum Beiſpiel: „Warum baut jetzt der Papſt nicht lieber St. Peters Dom von ſeinem eigenen Gelde, als von der armen Chriſten Gelde, da doch ſein Vermögen ſich höher erſtreckt als die Güter des reichſten Kraſſus?″ (eines ſehr reichen Römers, der ums Jahr 50 v. Chr. lebte).

Karl V. [Eidesleiſtung.] Am 23. Oktober 1520 fand die feierliche Krönung Kaiſer Karls V. in Aachen ſtatt. „Willſt du," fragte der Erzbiſchof von Köln den Kaiſer nach alter Vorſchrift, „an dem heiligen katholiſchen Glauben, wie er von den Apoſteln her überliefert iſt, feſthalten und ihn bewähren durch Werke, die des Glaubens würdig ſind, und willſt du dem Papſte und der h. römiſchen Kirche ſchuldige Unterwerfung in Treue beweiſen?" „Ja, ich will es," erwiderte der Kaiſer, und indem er zwei Finger der rechten Hand auf den Altar legte und dadurch dem Eide einen förmlicheren Ausdruck gab, ſprach er: „Im Vertrauen auf den göttlichen Schutz, unterſtützt durch die Bitten aller Chriſten, will ich nach beſten Kräften das Verſprochene treu erfüllen, ſo wahr mir Gott helfe und ſein h. Evangelium."

[Der Reichstag zu Worms, 1521.] Karl V. ließ folgende von ihm eigenhändig franzöſiſch geſchriebene Erklärung den Kurfürſten und Fürſten in deutſcher Ueberſetzung vorleſen: „Ihr wißt alle, daß ich von den chriſtlichſten Kaiſern deutſcher Nation und den katholiſchen Königen der Spanier, von den öſterreichiſchen Erzherzögen und den burgundiſchen Herzögen ſtamme, welche alle bis zu ihrem Tode die treueſten Söhne der katholiſchen Kirche und die Verteidiger und Ausbreiter des katholiſchen Glaubens zur Ehre Gottes, zur Vermehrung des Glaubensund zum Heil ihrer Seelen geweſen ſind. Da ſie uns nach ihrem Tode durch die Natur und das Erbrecht dieſe heiligen katholiſchen Gebräuche hinterlaſſen haben, damit wir nach ihrem Beiſpiel in ihnen leben und ſterben, ſo haben wir bis jetzt mit göttlichem Beiſtand gelebt, wie es einem wahren Kaiſer geziemt. Wir haben es als Recht befunden, zu erhalten, was die genannten unſere Vorgänger ſowohl auf dem Konſtanzer als anderen Konzilien feſtgeſetzt haben. Da es nun aber offenbar iſt, daß ein einzelner Mönch, durch ſeine beſondere Meinung betrogen, in die Irre geht, ſich mit dem Glauben der ganzen Chriſtenheit in Widerſtreit ſetzt, ſowohl derjenigen, welche vor tauſend Jahren, als derjenigen, welche heute leben, und ſich anmaßt, zu behaupten, alle Chriſten ſeien bis jetzt im Irrtum geweſen, ſo haben wir beſchloſſen, an dieſe Sache alle unſere Reiche und Lande, unſere Freunde, unſer eigen Leib, Blut, Leben und Seele zu ſetzen. Denn eine große Schande wäre es wahrlich für uns und für euch, die ihr von der edeln und ausgezeichneten deutſchen Nation abſtammt, die wir alle durch ein beſonderes Vorrecht zu Beſchützern und Verteidigern des katholiſchen Glaubens eingeſetzt ſind, wenn zu dieſer unſerer Zeit nicht nur eine Ketzerei, ſondern auch nur ein Verdacht der Ketzerei und Minderung der chriſtlichen Religion durch unſere Nachläſſigkeit entſtände und das in dem Andenken der Menſchen als eine ewige Schmach für uns und unſere Nachkommen lebte. Da wir die hartnäckige Antwort vernommen, welche Luther geſtern in unſerer aller Gegenwart gegeben hat, ſo erklären wir euch, daß es uns ſehr leid iſt, ſo lange das Einſchreiten gegen genannten Luther und ſeine falſche Lehre verſchoben zu haben, daß wir beſchloſſen haben, ihn unter keinen Umſtänden weiter zu hören, ſondern er ſoll nach dem Inhalte ſeines freien Geleits, das wir halten wollen, zurückgeführt werden, verbieten aber, daß er predige und mit ſeiner ſehr ſchlechten Lehre das Volk verführe und Aufruhr errege. Wir haben beſchloſſen, gegen ihn wie gegen einen wahren und überführten Ketzer zu verfahren, und ermahnen euch, daß ihr in dieſer Sache wie gute Chriſten und ſo, wie ihr es verſprochen habt, eure Meinung kundgebt."

(Ueberſ. von H. Baumgarten.)

[Karl V. und Franz I. von Frankreich.] Karl V. erzählt in ſeinen „Aufzeichnungen": „König Franz machte fortwährend ſo unvernünftige Anſprüche und Vorſchläge, und zwar in ſo maßloſem Tone, daß der Kaiſer ſie weder annehmen noch zugeben konnte. Aus dieſen Gründen und wegen anderer Ränke und anderer geheimer Einverſtändniſſe, welche der König von Frankreich in Italien und mit den Communitades in Spanien unterhielt, begannen 1521 die Kriege zwiſchen Sr. Majeſtät und dem König von Frankreich, in welchen Meſſire Robert von der Mark den größten Teil ſeiner Beſitzungen verlor, die ihm vom Grafen Heinrich von Naſſau, damals Oberfeldherrn der Armee, weggenommen wurden. Dieſe Kriege dauerten bis ins Jahr 1525 fort. Der Kaiſer war aus dem genannten Grund genötigt, den Reichstag zu Worms zu ſchließen. Er that in dieſer Beziehung nur, was ihm möglich war, und nicht, was er gewünſcht und zu thun beſchloſſen hatte, und reiste ab, um jenen Kriegsangriffen Widerſtand zu leiſten. Se. Majeſtät kehrte auf dem Rhein in ſeine Staaten von Flandern das zweite Mal zurück. Während dieſes Zeitabſchnittes wurden die Communitades in Spanien beſiegt und die Franzoſen geſchlagen und aus dem Königreich Navarra vertrieben, deſſen ſie ſich, wie auch Fuentarabias, bemächtigt gehabt hatten. Alle dieſe Dinge wurden noch vor Ablauf des Jahres zu Ende gebracht. (Ueberſetzt von L. A. Warnkönig.)

Die 12 Artikel der Bauern (1525). Zum erſten iſt unſere demütige Bitte und Begehr, auch unſer aller Wille und Meinung, daß wir nun fürhin Gewalt und Macht haben wollen, eine ganze Gemeinde ſoll einen Pfarrer ſelbſt erwählen und kieſen (1. Timoth. 3), auch Gewalt haben, denſelben wieder zu entſetzen, wenn er ſich ungebührlich hielte (Tit. 1). Der ſoll uns das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menſchlichen Zuſatz, Menſchenlehr und Gebot (Apoſt. 14).

„Zum andern, nachdem der rechte Zehent aufgeſetzt iſt im alten Teſtament und im neuen als erfüllt, wollen wir nichts deſto minder den rechten Kornzehnt gern geben, doch wie es ſich gebührt.

„Zum dritten iſt der Brauch bisher geweſen, daß man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen iſt, angeſehen, daß uns Chriſtus alle mit ſeinem koſtbaren, vergoſſenen Blut erlöst und erkauft hat (Jeſaj. 53, 1. Petr. 1, 1., Cor. 7., Röm. 13), den niedern Hirten ebenſowohl als den allerhöchſten, keinen ausgenommen. Darum erfindet ſich in der Schrift, daß wir frei ſind, und wir wollen frei ſein (Weish. 6. 1. Pet. 2). Nicht daß wir gar frei ſein, keine Obrigkeit haben wollen; das lehret uns Gott nicht. Wir ſollen in Geboten leben, nicht in freiem fleiſchlichem Mutwillen (5. Moſ. 6. Matth. 4), ſondern Gott lieben als unſern Herrn, in unſern Nächſten ihn erkennen und alles das ihnen thun, was wir auch gern hätten, wie uns Gott am Nachtmahl geboten hat zu einer Letze (Lucä 4. 6. Matth. 5. Joh. 13).

„Zum vierten iſt bisher im Brauch geweſen, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildpret, Geflügel oder Fiſche im fließenden Waſſer zu fangen, was uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt, eigennützig und dem Worte Gottes nicht gemäß. Auch hegt in etlichen Orten die Obrigkeit das Gewild uns zu Trutz und mächtigem Schaden, weil wir leiden müſſen, daß uns das Unſere, was Gott dem Menſchen zu Nutz hat wachſen laſſen, die unvernünftigen Tiere zu Unnutz mutwillig verfreſſen, und wir ſollen dazu ſtillſchweigen, was wider Gott und den Nächſten iſt.

„Zum fünften ſind wir auch beſchwert der Beholzung halb; denn unſere Herrſchaften haben ſich die Hölzer alle allein zugeeignet, und wenn der arme Mann etwas bedarf, muß er's ums doppelte Geld kaufen. Unſere Meinung iſt, was für Hölzer Geiſtliche oder Weltliche, die ſie immer haben, nicht erkauft haben, die ſollen einer ganzen Gemeinde wieder anheim fallen.

„Zum ſechſten iſt unſere harte Beſchwerung der Dienſte halb, welche von Tag zu Tag gemehrt werden und täglich zunehmen. Wir begehren, daß man darein ein ziemlich Einſehen thue, und uns dermaßen nicht ſo hart beſchwere, ſondern uns gnädig hierin anſehe, wie unſere Eltern gedient haben, allein nach Laut des Wortes Gottes (Röm. 10).

„Zum ſiebenten wollen wir hinfür uns von einer Herrſchaft nicht weiter beſchweren laſſen, ſondern wie es eine Herrſchaft ziemlicher Weiſe einem verleiht, alſo ſoll er es beſitzen, laut der Vereinigung des Herrn und des Bauern. Der Herr ſoll ihn nicht weiter zwingen und dringen, nicht mehr Dienſte noch anderes von ihm umſonſt begehren (Luc. 3. Theſſ. 6), damit der Bauer ſolch Gut unbeſchwert, alſo geruhlich brauchen und genießen möge; wenn aber des Herrn Dienſt von Nöten wäre, ſoll ihm der Bauer willig und gehorſam vor andern ſein, doch zu Stund' und Zeit, da es dem Bauern nicht zum Nachteil diene, und ſoll ihm um einen ziemlichen Pfennig den Dienſt thun.

„Zum achten ſind wir beſchwert, und derer ſind viele, ſo Güter inne haben, indem dieſe Güter die Gült nicht ertragen können, und die Bauern das ihrige darauf einbüßen und verderben. Wir begehren, daß die Herrſchaft dieſe Güter ehrbare Leute beſichtigen laſſe und nach der Billigkeit eine Gült erſchöpfe, damit der Bauer ſeine Arbeit nicht umſonſt thue; denn ein jeglicher Tagwerker iſt ſeines Lohnes würdig (Matth. 10).

„Zum neunten ſind wir beſchwert der großen Frevel halb, indem man ſtets neue Anſätze macht, nicht daß man uns ſtraft nach Geſtalt der Sache, ſondern zu Zeiten aus großem Neid und zu Zeiten aus großer parteilicher Begünſtigung anderer. Unſere Meinung iſt, uns nach alter geſchriebener Straf zu ſtrafen, je nachdem die Sache gehandelt iſt, und nicht parteiiſch (Jeſaj. 10. Epheſ. 6. Luc. 3. Jer. 16).

„Zum zehnten ſind wir beſchwert, daß etliche ſich haben zugeeignet Wieſen und Aecker, die doch einer Gemeinde zugehören. Selbige werden wir wieder zu unſerer Gemeinden Handen nehmen, es ſei denn die Sache, daß man es redlich erkauft hätte; wenn man es aber unbilliger Weiſ' erkauft hätte, ſoll man ſich gütlich und brüderlich miteinander vergleichen nach Geſtalt der Sache.

„Zum elften wollen wir den Brauch, genannt der Todfall, ganz und gar abgethan haben, nimmer leiden noch geſtatten, daß man Witwen und Waiſen das Ihrige wider Gott und Ehren alſo ſchändlich nehmen und ſie berauben ſoll, wie es an vielen Orten in mancherlei Geſtalt geſchehen iſt.

„Zum zwölften iſt unſer Beſchluß und endliche Meinung: Wenn einer oder mehrere der hier geſtellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären, ſo wollen wir, wo uns ſelbige Artikel mit dem Worte Gottes als unziemlich nachgewieſen werden, davon abſtehen, ſobald man uns es mit Grund der Schrift erklärt."

Eine Heerpredigt wider den Türken. — Wiewohl ich[1] faſt genugſam Unterricht gethan habe, mit welcherlei Gewiſſen und Weiſe (wo es ſich begebe) der Krieg wider den Türken ſollte vorzunehmen ſein; doch habe ich bei meinen lieben Deutſchen die Gnade, daß ſie mir weder glauben noch zuhören, bis daß ſie zu lange harren und ihnen der Glaube in die Hand kommt, und dann weder Hilfe noch Rat da iſt. Gleichwie dem Volke Iſrael auch geſchah, daß ſie die Propheten (wie 2. Buch der Könige, 17 ſteht) ſo lange verachteten, daß zuletzt auch kein Rat noch Hilfe da war.

Ebenſo iſt es uns jetzt auch gegangen. Niemand wollte glauben, was ich von dem Türken ſchrieb, bis daß wir es nun mit ſo großem Jammer erfahren und ſo viel tauſend Menſchen in ſo wenig Tagen erwürgt und weggeführt geſehen haben. Das wollten wir haben, und hätte nicht Gott wunderbarlich und ſo unverſehens uns geholfen, ſo ſollten wir erſt einen rechten Jammer in Deutſchland erfahren haben. Und kenne ich meine lieben Deutſchen recht, ſo wollen ſie wohl ihrer Weiſe nach ſich wiederum niederſetzen und mit gutem Mut in aller Sicherheit zechen und wohlleben und ſolche große erzeugte Gnade gar nicht brauchen, ſondern mit aller Undankbarkeit vergeſſen und denken: Der Türke iſt nun weg und geflohen, was wollen wir viel ſorgen und unnütze Koſten darauf wenden? Er kommt vielleicht nimmermehr wieder! Auf daß wir ja unſere wohlverdiente Strafe von Gott redlich empfangen. Wohlan! Ich kann doch nicht mehr thun. Da ich anzeigte, man ſollte des Türken Gewalt nicht verachten; ei war das eine ſpöttiſche und nichtige Rede. Da waren viele Fürſten mächtiger als er; ich ſollte die deutſchen Fürſten nicht ſo ſchrecken noch verzagt machen. Laß nun dieſe Geiferer hervortreten und die Fürſten tröſten und des Türken Macht verachten! Ich meine ja, der Türke habe ſie zu Lügnern und meine Worte wahr gemacht. Aber doch um der Gottloſen und Chriſtus-Läſterer willen hat er nichts angefangen, alſo auch um ihrer willen nichts gelaſſen. Es haben Könige und Fürſten, Biſchöfe und Pfaffen bisher das Evangelium verjagt und verfolgt, viel Blut vergoſſen und den Dienern Chriſti alle Plage und Unglück aufgelegt, und iſt die Läſterung und Schmach auch wider die öffentliche erkannte Wahrheit ſo über die Maßen ſchändlich groß geweſen, und das Volk ſo überaus böſe und mutwillig, daß ich habe weiſſagen müſſen, Deutſchland müſſe in kurzem Gott eine Thorheit bezahlen. Daſſelbe kommt jetzt daher und fängt an, Gott helfe uns und ſei uns gnädig! Amen.

Denn weil ſie wider Chriſtum ſo trefflich zornig und böſe ſind, daß ſie ſein Wort und ſeine Diener unterſtellen, und er leiden und gegen ſie ſchwach ſein muß, ſo thut er wahrlich recht nach dem Sprichwort (es ward nie einer ſo böſe, es kam noch ein Böſerer über ihn) und zieht ab, läßt ſich unterſtellen, ſchickt aber an ſolche böſe zornige Junker noch einen Böſeren, den Türken, und will zuſehen, weil ſie ja böſe ſein wollen, welcher hier den andern an Bosheit übertreffen werde. Sei nun böſe, wer böſe ſein kann; jetzt gilt es böſe zu ſein und an Bosheit zu übertreffen.

Solches will ich geſagt haben wider die unbußfertigen, halsſtarrigen Feinde und Verfolger des Wortes Chriſti. Aber weil dennoch viele in Deutſchland ſind, die das Wort lieben und Chriſtus ohne Zweifel eine nicht geringe Zahl Glieder drinnen hat, ſoll um derſelben willen dieſe Heerpredigt ausgehen, ſie zu tröſten und zu vermahnen in dieſer greulichen und gefährlichen Zeit. Denn der Teufel ſucht durch ſein Zeug, den Türken, freilich nicht allein die weltliche Herrſchaft, ſondern auch das Reich Chriſti und ſeine Heiligen und Glieder vom Glauben zu ſtoßen, wie Daniel im 7. Kapitel ſagt. Darum will ich dieſe Predigt in zwei Stücke teilen: zuerſt die Gewiſſen unterrichten, danach auch die Fauſt vermahnen.

Das Gewiſſen zu unterrichten dient wohl zur Sache, daß man gewiß ſei, was der Türke iſt, und wofür er zu halten iſt nach der Schrift. Denn die Schrift weiſſagt uns von zwei großen Tyrannen, welche ſollten vor dem jüngſten Tage die Chriſtenheit verwüſten und zerſtören: Einer geiſtlich mit Liſt oder falſchem Gottesdienſt und Lehre wider den rechten chriſtlichen Glauben und das Evangelium, davon Daniel ſchreibt im 12. Kap., daß er ſich ſoll erheben über alle Götter und über allen Gottesdienſt ꝛc., welchen auch St. Paulus nennt den Antichriſt (2. Theſſal. 2). Der andere mit dem Schwert leiblich und äußerlich auf's Greulichſte, davon Daniel im 7. Kap. gewaltiglich weiſſaget und Chriſtus Matth., 24. Kap., von einer Trübſal, desgleichen auf Erden nicht geweſen ſei; das iſt der Türke.

Alſo muß der Teufel, weil der Welt Ende vorhanden iſt, die Chriſtenheit zuvor mit ſeiner Macht durch beide auf das Allergreulichſte angreifen und uns die rechte Letze geben, ehe wir gen Himmel fahren.

Wer nun ein Chriſt will ſein zu dieſer Zeit, der faſſe ein Herz zu Chriſto und denke nur hinfort nicht auf Friede und gute Tage. Die Zeit ſolcher Trübſal und Weiſſagung iſt da, deſſelbigengleichen unſer Trotz und Troſt auf die Zukunft Chriſti. Unſere Erlöſung iſt auch nicht fern, ſondern ſie wird flugs darauf folgen, wie wir hören werden. Darum ſo halte feſt und ſei ſicher, daß der Türke gewißlich der letzte und ärgſte Zorn des Teufels wider Chriſtum iſt, damit er dem Faß den Boden ausſtößt und ſeinen Grimm ganz ausſchüttet wider Chriſti Reich; dazu auch die größte Strafe Gottes auf Erden über die undankbaren und gottloſen Verächter und Verfolger Chriſti und ſeines Wortes, und ohne Zweifel der Vorläufer der Hölle und der ewigen Strafe. Denn Daniel ſagt, daß nach dem Türken flugs das Gericht und die Hölle folgen ſoll, und man ſieht es auch gar wohl an der That, wie greulich er die Leute, Kinder und Weiber, jung und alt erwürgt, ſpießt, zerhackt, die ihm doch nichts gethan, und wie er ſo handelt, als ſei er der zornige Teufel ſelber leibhaftig; denn nie ein Königreich alſo getobet hat mit Morden und Wüten, als er thut. Wohlan! wir wollen das hier von dem Propheten Daniel hören.

Vier Kaiſertümer hat Daniel beſchrieben, die auf Erden kommen ſollen, ehe der Welt Ende käme, wie wir leſen im 7. Kap., daß er vier große Tiere ſah aus dem Meere ſteigen: Das erſte war gleich einer Löwin und hatte Adlersflügel; das zweite war gleich einem Bären und hatte drei Reihen Zähne in ſeinem Maule; das dritte war gleich einem Parthel und hatte vier Flügel und vier Köpfe; das vierte war ein grauſames und wunderliches Tier und ſehr ſtark und hatte große eiſerne Zähne, damit es um ſich fraß und zermalmte, und was übrig blieb, zertrat es mit ſeinen Füßen; und es hatte zehn Hörner. Ich ſah die Hörner an und ſiehe, zwiſchen denſelbigen wuchs ein anderes kleines Horn, vor demſelbigen wurden drei der erſten Hörner abgeſtoßen, und daſſelbige Horn hatte Augen wie Menſchenaugen und ſein Maul redete greuliche Dinge. Ich ſahe zu, bis Stühle geſetzt wurden und der Alte ſich ſetzte. Das Gericht ward gehalten und die Bücher aufgethan. Ich ſah zu um der greulichen Rede willen, ſo das Horn redete, und ward gewahr, daß das Tier getötet ward, und ſein Leib umkam und ins Feuer geworfen ward zu verbrennen. Und der andern Tiere Gewalt wurde auch aufgehoben.

Das iſt der Text Daniels aufs kürzeſte erzählt, ſoviel uns jetzt notwendig iſt. Nun folgt die Auslegung im ſelbigen Kapitel nach, da er ſpricht:

Ich trat zu einem, der dabei ſtund, und fragte ihn nach der Wahrheit von dem allen. Und er legte mir es aus und lehrte mich alſo: Dieſe vier großen Tiere ſind vier Kaiſertümer, die auf Erden kommen ſollen, aber die Heiligen des Höchſten werden in Ewigkeit das Reich beſitzen. Darauf hätte ich gerne gewußt, was das vierte Tier, das ſo grauſam war, welches eiſerne Zähne und Pfoten hatte, fraß und zerriß und das Uebrige mit Füßen zertrat, und was die zehn Hörner auf ſeinem Kopfe wären, und was das andere Horn wäre, vor welchem drei Hörner gefallen waren und von demſelbigen Horn, das Augen hatte und ein Maul, das greuliche Dinge redete und das größer war, denn die andern. Ich ſah zu und ſiehe, das Horn ſtritt wider die Heiligen und ſiegte, bis der Alte kam und Gericht hielt mit den Heiligen des Höchſten, und bis die Zeit kam, daß die Heiligen das Reich beſaßen. Und er ſprach alſo: Das vierte Tier wird das vierte Kaiſertum ſein auf Erden, welches größer ſein wird denn alle Königreiche, und wird alle Lande freſſen, zertreten und zermalmen. Die zehn Hörner ſind zehn Könige, ſo zu ſolchem Kaiſertum gehören, und nach demſelbigen wird ein anderer aufkommen, der wird mächtiger ſein denn die erſten, und wird drei Könige demütigen. Und er wird wider den Höchſten reden und die Heiligen des Höchſten zertreten und er wird ſich unterſtehen, Ordnung und Geſetz zu ändern, und ſie werden in ſeine Hände gegeben werden eine zeitlang, und abermals etliche Zeit und noch ein wenig Zeit. So wird dann das Gericht gehalten werden, daß die Gewalt aufgehoben und zerbrochen werde und endlich umkomme. Aber das Reich, die Gewalt und Macht, ſo unter dem ganzen Himmel iſt, werde gegeben den Heiligen des Allerhöchſten, welches Reich ewig iſt, und dem alle Könige dienen werden.

Dieſe Weiſſagung Daniels iſt einträchtiglich von allen Lehrern ausgelegt von den vier folgenden Kaiſertümern: das erſte, das Kaiſertum zu Aſſyrien und Babylonien; das andere, das Kaiſertum der Perſer und Meder; das dritte, das Kaiſertum des großen Alexander und der Griechen; das vierte, das Römiſche Kaiſertum, welches das größte, gewaltigſte und grauſamſte, dazu auch das letzte iſt auf Erden, wie hier Daniel klar zeigt, daß nach dem vierten Tiere oder Kaiſertum das Gericht folgt, und kein anderes Kaiſertum mehr, ſondern das Reich der Heiligen, welches ewig iſt ꝛc.

Weil nun das gewiß iſt und keinen Zweifel hat, daß auf Erden das Römiſche Reich das letzte ſein ſoll, wie auch das zweite Kapitel des Daniel zeigt in dem großen Bilde oder den Säulen, die einen goldnen Kopf, ſilberne Bruſt, eherne Hüften und eiſerne Schenkel hatten, ſo muß daraus folgen, daß der Türke im Römiſchen Kaiſertum ſein wird und im vierten Tiere einbegriffen ſein muß. Denn das iſt beſchloſſen: weil das Römiſche Kaiſertum das letzte iſt, ſo wird und kann der Türke nimmermehr ſo mächtig werden, als das Römiſche Reich geweſen iſt, ſonſt würden nicht vier, ſondern fünf Kaiſertümer auf Erden kommen. Darum kann der Türke nicht Kaiſer werden, noch ein neues oder eigenes Kaiſertum aufrichten, wie er es wohl im Sinne hat. Aber es wird und muß ihm gewißlich fehlen, oder Daniel würde zum Lügner, was nicht möglich iſt. Weil aber dennoch der Türke ſo groß und mächtig iſt und im Römiſchen Reiche ſitzen ſoll, müſſen wir ihn in demſelbigen ſuchen und unter den Hörnern des vierten Tieres finden; denn es muß ein ſolch gewaltig Ding in der Schrift verkündigt ſein. Wohlan! Horn heißt ein Königreich in der Schrift, wie hier Daniel ſelber ſagt, daß die zehn Hörner zehn Könige ſind, die zum vierten Kaiſertum gehören. So kann nun der Türke keins dieſer zehn ſein, denn dieſe ſind die Königreiche, ſo zum römiſchen Kaiſertum gehört haben, als es in ſeiner vollen Macht geſtanden; nämlich Hiſpanien, Frankreich, Italien, Afrika, Aegypten, Syrien, Aſien, Griechenland, Deutſchland ꝛc. Solches Land haben die Römer alles gehabt in voller Macht, ehe Mahomed oder der Türke gekommen iſt.

---

[1] in meinem Büchlein vom Türkenkriege.

Daniel ſagt nun, daß nach ſolchen zehn Hörnern erſt das kleine Horn zwiſchen den zehn Hörnern kommt. Hier kommt und findet ſich der Türke. Denn gleichwie das kleine Horn unter den zehn aufwächſt und derſelbigen drei wegſtößt, alſo mußte ja ein Königreich kommen, das in den oben genannten Ländern und Königreichen des vierten Tieres oder Kaiſertums wächſt und drei von ihnen gewinnt. Solches alles zeigt und bezeugt auch das Werk, und es ſtimmt mit dem Texte, daß Mahomed dieſes kleine Horn ſein muß. Denn er iſt von geringem Anfang aufgekommen, iſt aber alſo gewachſen, daß er drei Hörner im Römiſchen Kaiſertum abgeſtoßen und eingenommen hat, nämlich Aegypten, Griechenland und Aſien. Denn der Sultan und die Sarazenen haben lange Zeit zwei dieſer Hörner oder Königreiche inne gehabt, Aegypten und Aſien, und ſind alſo drinnen ſitzen geblieben, wie auch der Türke drinnen ſitzt heutigen Tags, und das dritte Horn, Griechenland, dazu gewonnen hat. Solches hat ſonſt niemand gethan und wir ſehen es da vor Augen ſtehen, was geſchehen iſt: das iſt Mahomeds Reich.

Ob nun wohl der Türke den Sultan verjagt und ſolche Länder eingenommen hat und ſeinen Hof oder Sitz anderswo hält, als der Sultan that; iſt es darum doch kein anderes oder neues Reich, ſondern dasſelbe Reich Mahomeds; denn beide, Sultan und Türke, ſind ein und desſelben Glaubens, nämlich Mahomeds. Daß aber einer den andern verjagt, iſt auch wohl faſt in allen Kaiſertümern geſchehen, daß ein Bruder den andern verjagt, ein Amtmann ſeinen Herrn vertrieben hat. Alſo geſchah es in Perſien, da ſie den kaiſerlichen Sitz und Hof aus Medien nach Perſien verſetzten; es blieb dennoch dasſelbe Kaiſertum; und ebenſo da das Kaiſertum zu Aſſyrien von Ninive nach Babylon, und das Römiſche von Rom nach Konſtantinopel verſetzt ward. Alſo iſt auch jetzt Mahomeds Reich von Alkayr [Kairo] nach Konſtantinopel mit dem Hoflager verſetzt worden, aber es iſt dennoch dasſelbe Reich Mahomeds geblieben. Denn in einem Reiche mögen ſich wohl Perſonen und Hoflager ändern, aber das Reich kann dennoch für ſich ſelber bleiben in ſeiner Weiſe, ſeinem Regiment, Glauben und in allem Weſen.

So wir nun dieſes kleine Horn als den Mahomed und ſein Reich hier gewißlich haben, ſo können wir leicht und klar aus Daniel lernen, wofür der Türke und des Mahomeds Reich zu halten iſt. —

Der andere Teil der Heerpredigt wider den Türken.

Das ſei genug vom erſten Teil dieſer Predigt, nämlich die Gewiſſen zu unterrichten und zu tröſten. Nun wollen wir das andere vornehmen, auch die Fauſt zu vermahnen, das iſt, daß man Leib und Gut daran wagen und willig daran ſtrecken ſoll und, wo die Obrigkeit zu dieſem Streite Schatzung fordert, daß man dieſelbe gebe, wie man ſchuldig iſt. Römer 13, 7. Desgleichen, wo ſie die Perſon oder den Leib fordert, ſoll man auch zulaufen; denn da hat Gott Gehorſam geboten.

Unſere Junker von Adel haben bisher genug gepraßt, geſchlemmt, gerennt, geſtolziert, geprangt mit allzu überflüſſiger Koſt und Kleidung, wodurch ſie alles Geld aus Deutſchland gebracht und ſich (ohne was es für Sünde vor Gott iſt) an Leib und Gut verderbt haben. Es iſt Zeit, daß ſie auch ihren Stand und ihr Amt beweiſen und einmal mit Ernſt ſehen laſſen, daß ſie von Adel ſind. Desgleichen haben auch die Bürger und Kaufleute mit übermäßigem Schmuck und unzähligem Wucher und Geiz lange genug ihre Luſt gebüßt. Haben ſie ſo viele hunderttauſend Gulden ſo lange verkleidet, verthan oder geſammelt, ſo ſollen ſie auch einmal eine Buße davon geben um ihrer Hoffart willen. Dazu haben ſie bisher ſo guten ſtillen Frieden gehabt und ihn gemißbraucht. Alſo hat auch der Handwerks- und Bauersmann ſo lange her mit Ueberſetzen, Schinden, Stehlen und Rauben neben anderm großen Mutwillen und Ungehorſam eine redliche Buße wohl verdient, ſonderlich ſeitdem das Evangelium an den Tag gekommen iſt, dadurch ſie frei und reich und von allen Schindern und Bettlern erlöſt worden ſind, daß ſie meinen, ſie brauchen Gott, noch ſeinen Dienern nichts mehr zu geben, ſondern allein an ſich ſcharren und reißen, durch Ueberſetzen auf dem Markt wie aus dem Bentel Stehlen. Dazu haben ſie bisher großen Frieden gehabt, geſoffen, getanzt und geſungen in aller Sicherheit. Wohlan, was ſie geſpart, geſtohlen und geſammelt, was ſie ihren Predigern und Pfarrherren entzogen haben, das ſollen ſie Bruder Veit, den Landsknechten, zuſammengebracht haben und keinen Dank dazu haben. Die Fürſten ſollen es ohne alle Barmherzigkeit von ihnen nehmen und Kriegsvolk damit halten.

So ſoll es gehen. Haſt du nicht wollen einen Gulden geben zum Frieden, Gott zu Liebe und Dienſt, ſo gib nun zehn oder zwanzig zum Streit, Gott zur Strafe und Buße. Haben wir gutes empfangen von dem Herrn, ſagt Hiob, warum wollen wir das Böſe nicht auch leiden?

„Es hat ein jegliches Thun ſeine Zeit,“ ſpricht Salomo. Bisher iſt Zeit des Friedens geweſen, nun iſt Zeit des Streitens; bisher Zeit des Praſſens und Prangens, nun aber Zeit des Sorgens und Arbeitens; bisher Wucherns, Stehlens, Scharrens Zeit, nun aber Ausgebens, Bezahlens und Ausſtreuens Zeit; bisher Zeit des Eſſens, Trinkens, Tanzens, der Freuden und des Lachens, nun aber Trauerns, Schreckens, Fürchtens, Weinens Zeit; bisher war die Zeit des Schlafens, Müßiggehens und des ſichern Lebens; nun aber iſt die Zeit des Wachens und der Unruhe, des Schaffens und des Wehrens Zeit. Haben wir jene gute Zeit können gern haben und dennoch Gott dafür nicht danken können, noch erkennen, ſo laßt uns nun dieſe böſe Zeit auch dulden und daran lernen, für jene gute Zeit danken.

Weigerſt du dich aber und willſt weder geben noch ausziehen, wohlan! ſo wird dichs wohl der Türke lehren, wenn er ins Land kommt, und dir thun, wie er jetzt vor Wien gethan hat, nämlich daß er keine Schatzung noch Auszug von dir fordert, ſondern ſteckt dir Haus und Hof an, nimmt dir Vieh und Futter, Geld und Gut, ſticht dich tot (wo es dir noch ſo wohl wird), erwürgt dir dein Weib und deine Tochter vor deinen Augen, zerhackt deine Kinder und ſteckt ſie auf deine Zaunſtecken, und dazu mußt du, was das Aergſte iſt, das alles leiden und anſehen mit böſem, verzagtem Gewiſſen als ein verdammter Unchriſt, der Gott und ſeiner Obrigkeit ungehorſam geweſen iſt. Oder er führt dich weg in die Türkei und verkauft dich daſelbſt wie einen Hund, daß du dein Lebenlang mußt um ein Stück Brot und einen Trunk Waſſer dienen in ſtetiger Arbeit, Tag und Nacht mit Ruten und Knitteln getrieben, und daß du dennoch keinen Lohn, noch Dank verdienſt.

Alsdann würdeſt du gern von zwei Kühen eine zur Schatzung geben, gern würdeſt du ſelbſt die Hälfte deiner Güter anbieten, gern unter deinem Fürſten ausziehn, gern einen Prediger ernähren, und doch wird alles umſonſt ſein. Der Türke iſt der Mann, der dich lehren wird, was du jetzt für Zeit haſt, und wie undankbar gegen Gott, ſeine Diener und deinen Nächſten du ſie zugebracht, verſäumt und gemißbraucht haſt. Der Türke weiß den Adel zu muſtern und zu demütigen, die Bürger zu züchtigen und gehorſam zu machen, die Bauern zu zähmen und ſie den Mutwillen büßen zu laſſen. Darum bedenke es und ſei fromm und bitte Gott, daß der Türke nicht dein Schulmeiſter werde, das rate ich dir. Er hat es vor Wien allzu greulich bewieſen, wie ein wüſter und unſauberer Zuchtmeiſter er ſei.

Ich wünſchte (wo uns unſere Sünde vor Gott ſo viel Witz und Mut ließe), daß alle Deutſche ſo geſinnt wären, daß ſie ſich kein Flecklein noch Dörflein vom Türken plündern, noch wegführen ließen, ſondern wenn es zu ſolchem Ernſte und Not käme, daß ſich wehrte, was ſich wehren könnte, Jung und Alt, Mann und Weib, Knecht und Magd, bis daß ſie alle erwürgt würden, dazu daß ſie ſelber Haus und Hof abbrennten und alles zerſtörten, daß die Türken nichts fänden. Es wäre beſſer, daß man dem Türken ein leeres Land ließe, denn ein volles, und wer weiß, was ſolcher Eifer bei den Türken ſchaffen würde. Werden wir weggeführt, ſo haben wir es viel ärger, denn ſo wir erwürgt werden, wie wir oben gehört haben, und große Gefahr iſt, daß wir in der Türkei vom chriſtlichen Glauben zum türkiſchen Glauben und dem Teufel in die Hölle hinein fallen.

Schreiben doch die Römer von den Weibern der Deutſchen, daß ſie vor Zeiten ebenſowohl wie die Männer zu Felde gezogen ſind und geſtritten haben, und welche Magd und Jungfrau nicht einen Feind erwürgt, hat zur Strafe Jungfrau bleiben müſſen. So ſchreiben die neuen Hiſtorien von den Türken, da ſie zu Lemnos in Griechenland eingefallen ſind und den Thorhüter erſtochen haben, daß die Tochter des Thorhüters, da ſie den Vater tot geſehen, ſeine Wehre genommen und die Türken im Thore ſo lange abgewehrt hat, bis die Bürger dazu gekommen ſind und die Türken vertrieben haben.

Denn ich achte kein Häuslein ſo geringe, wo man ſich daraus wehren wollte, die Feinde müßten Haare drüber laſſen. Doch ſolches alles wiſſen die Kriegsleute beſſer denn ich, der ich mich auf ſolche Gelegenheit und Läufte nicht verſtehe, ſondern ich rede nur davon, weil es doch in ſolchem Falle gewagt ſein muß und bei dem Türken keine Gnade zu hoffen iſt, wenn er uns wegführt. Denn dann müſſen wir alles Unglück, allen Hohn und Spott leiden leiblich und dazu zur geiſtlichen Gefahr der Seele des Wortes beraubt ſein und ihr ärgerliches Leben ſehen. So dächte ich, es wäre das Beſte, Gott ſich befehlen und aus Pflicht und Gehorſam gegen die Obrigkeit ſich wehren, ſo lange und wie man immer könnte.

Wollen wir aber mit dem Türken ſtreiten und uns wehren, ſo werden wir andere und neue Gedanken faſſen und uns anders ſchicken und gewöhnen müſſen, beides mit Herz und Hand, als wir bisher gewöhnt ſind.

Hierbei muß ich auch eine Vermahnung und einen Troſt den Deutſchen geben, die bereits in der Türkei gefangen ſind oder noch gefangen werden möchten. Darum merke auf, mein lieber Bruder! Laß dich warnen und vermahnen, daß du ja im rechten Chriſtenglauben bleibſt und deinen lieben Herrn und Heiland Jeſum Chriſtum, der für deine Sünden geſtorben iſt, nicht verleugneſt, noch vergißt.

So lerne nun, weil du noch Raum und Zeit haſt, die zehn Gebote, den Glauben und dein Vaterunſer, und lerne ſie wohl, ſonderlich aber dieſen Artikel, da wir ſagen: Wir glauben an Jeſum Chriſtum, Gottes einigen Sohn unſern Herrn; denn an dieſem Artikel liegt alles, von dieſem Artikel heißen wir Chriſten und ſind auch auf denſelben getauft, durch das Evangelium berufen und in die Chriſtenheit aufgenommen worden, durch denſelben empfangen wir den heiligen Geiſt und Vergebung der Sünden, dazu die Auferſtehung von den Toten und das ewige Leben. Denn dieſer Artikel macht uns zu Gottes Kindern, und durch dieſen Artikel wird unſer Glaube von allen andern Glauben auf Erden geſondert. Darum laß uns wachen und wacker ſein in feſtem Glauben an Chriſtum! Ein jeglicher halte ſich gehorſam unter ſeiner Obrigkeit, und warte, was Gott machen wird, und laſſe gehn, was da geht, fahren wie es fährt! Es iſt doch hinfort nichts Gutes mehr zu hoffen, der Topf iſt zerbrochen und die Suppe verſchüttet.

Aber Gott, der Vater aller Gnade und Weisheit wolle uns mit Stärke und Weisheit begaben und bereiten, daß wir weislich und mannhaft wandeln und auf die Zukunft unſeres lieben Herrn Jeſu Chriſti fröhlich warten und von dieſem Jammerthal ſelig ſcheiden mögen, Amen.

Martin Luther.

Vermanung

kaiſerlicher majeſtat ſampt aller ſtend des römiſchen reichs eines herzugs wider den pluttürſtigen Türken.

Jn Bruder Veiten Ton zu ſingen.

Herr got in deinem reiche
im allerhöchſten thron,
ſchaw an, wie grauſamleiche
der Türk facht wider an,
verfolgt die chriſtenhaite
mit gefengnus, mord und prand
itzund in diſer zeite
durch das ganz Ungerland.

Das landvolk leidet note
biß an das Merherland
von der ſtreifenden rotte,
die allda hat verbrant
ſibenzig dörfer mere
und alles volk darin
an alle gegenwere
ermört, gefüret hin.

Und thut ſtet fürbaß ſtraifen
im ganzen land herauf
und iſt noch weiter greifen
und wo der gewaltig hauf
eilends hernach wird drücken,
als er auch vormals hat
beweiſt mit hindertücken
zu Wiene vor der ſtat.

Wo der im land erobert
die hauptſtet in der eil
und das geſchoß erkobert,
ſo hett er den vortail,
daß er ganz teutſches lande
damit ellend verwüſt
mit mörden und mit prande,
das got erbarmen müſt.

O großmechtiger kaiſer
Karol der fünft mit nam,
ein gewaltiger raiſer
von kaiſerlichem ſtamm,
erzaig kaiſerlich mechte
an dem türkiſchen her,
das die Chriſten durchechte,
durch kaiſerliche ehr.

Erſchwing das dein gefider,
du teurer adaler,
durch des reiches gelider,
nach küner heldes ger,
würf auf des reiches fanen,
ſamel ein here groß
mit außerwelten mannen
zu fuß und auch zu roſs.

Wach auf, du hailigs reiche
und ſchaw den jamer an,
wie der Türk grauſamleiche
verwüſt die ungriſch kron!
ſei einig unzutailet,
greif tapfer zu der wehr,
ehe du wirſt übereilet
von dem türkiſchen her!

O du löblicher punde
in Schwaben, thu darzu,
auf daß der türkiſch hunde
nicht weiter freßen thu!
wann es iſt hohe zeite,
daß man im komme bei,
on recht und pilligkaite
treibt er groß thirannei.

Jr durchlauchtigen fürſten
ganz teutſcher nacion,
lat euch nach ehren dürſten,
bringt kaiſerlicher kron
auß eurem fürſtenthume
ein raiſing zeug zu feld,
erlanget preis und rume
vor got und vor der welt!

Jr landherren und grafen,
ſecht, wie der Türk gewinnt,
greift tapfer nach den waffen
mit ewrem hoffgeſind,
kompt in das her geritten
zu kaiſerlicher macht,
daß der Türk werd beſtritten,
erlegt mit großer ſchlacht.

O ſtrenge ritterſchafte
ganz teutſcher nacion,
ub ritterliche krafte
an ungeriſcher kron,
beſchütz witwen und waiſen,
als dir dann zugehört,
der in des Türkes raiſen
on zal werden ermört!

Wach auf du teutſcher adel
in ehren ſtet und feſt,
an mannhait hetſt nie zadel,
thu in Ungren das peſt,
errett die zarten frawen
und auch die klainen kind,
werden ermört, zerhawen
vom argen Türken blind!

Jr reichſtet all geleiche,
nun ſchickt euch in das feld
mit dem römiſchen reiche
mit geſchoß, pulver und zelt,
laſt ewer macht erſcheine
im kaiſerlichen her,
mit fußvolk und nit klaine
erwerbet preis und ehr!

Friſch auf, ir reitersknaben,
manch wunderküner man,
lat ewre röſslein traben
mit kaiſerlicher kron,
thut ewer glenen brechen
mit der türkiſchen rott,
thut an den hunden rechen
manch unſchuldigen tod.

Wolauf, ir haubtleut gute,
nemet vil landsknecht an,
fürt ſie mit freiem mute
zu der ungriſchen kron
und ſeit gut anſchleg machen
bei nacht und auch bei tag,
fürſichtig in den ſachen
daß man den Türken ſchlag!

Jr püchſenmaiſter alle,
nun rüſt euch, es iſt zeit,
ins Ungerland mit ſchalle,
zu ſturme und zu ſtreit!
lat ewre haupſtuck hören
durch perg und tiefe tal,
den Türken zu verſtören,
der ſich regt abermal!

Jr freien püchſenſchützen,
nun machet euch herbei,
lat euch an Türken nützen
mit pulver und mit plei,
lat euer handgſchütz knellen
wol in des türken her,
ob ir in möcht gefellen,
erlangen preis und ehr!

O ir fromme landsknechte,
macht euch bald in das feld,
des krieges habt ihr rechte
vor got und vor der welt!
mit ſpieß und hellenparten
greifet den türken an
und thut ſein tapfer warten,
als ir vor habt gethan!

Spannt an, ir lieben pauren,
die herwegen allſant
lat euch kain mü nit tauren,
zufüren die prabant
mit harniſch, wehr und ſpießen!
die wegen nüzt man mehr,
ein wagenburg zu ſchließen
umb das kaiſerlich her.

Und laß got alles walten
dem chriſtenvolk zu ſchutz
und treulich zu erhalten
das raich und gmainen nutz
und das deutſch vaterlande
zu retten in der not
all von des Türken hande,
und hoff allain zu got!

Und wirſtu alſo leben
in dem türkiſchen krieg,
ſo würt got warlich geben
den veterlichen ſieg,
für dich geweltig ſtreiten
in deiner großen quel,
als er oft thet vor zeiten
ſeinem volk Jsrael.

Jr Chriſten außerkoren,
rüft ainmütig zu got,
daß er ablaß ſein zoren,
helf uns auß aller not,
verzeih uns ſünd und ſchulde,
die der plag urſach ſen,
geb uns genad und hulde;
nun ſprecht alle amen!

Hans Sachs.

Ein chriſtenlicher Zug wider den Türken.

Jm ton vom fräwlin auß Britannia.

Und aber wölln wirs heben an
zuo lob der römiſchen kron
ein newes lied zuo ſingen
von dem keiſer Karolo,
von ſeinr herlichen majeſtet,
wie er wider den Türken
ein zug vorhanden hat.

Keiſer Karle aus Hiſpania
ein chriſtenlicher fürſt
er berueft uns all zuoſammen,
denn in nach ehren dürſt,
er nimpt ein haufen landsknecht an,
die will er ehrlich halten;
wir wöllen mit freuden dran!

Er wirt auch ſelber ziehen
allzeit da vornen daran,
wer wolt denn von im fliehen,
in laßen einig ſtan?
bei im ſo laß ich leib und guot,
ja dapfer will ichs wagen
mit friſchem freien muot.

Ja bei ihm wöllen wir ſterben
und geneſen fruo und ſpat,
groß ehr und guot erwerben,
gott geb, wie es uns ergat;
er iſt ein fürſt auß Oſterreich,
gott laß ihn lang zeit leben!
wo findt man ſein geleich?

Die fürſten und die herren
wöllen im beiſtand thuon,
das reich das wirt ſich mehren,
ſolt keinen zweifel han!
es iſt kein mangel an dem gelt,
ich hoff er ſoll noch werden
ein herſchaft der ganzen welt.

Der Türk der muoß uns werden
wills gott in unſer hand,
und ſolt ich darumb ſterben
dort in dem Türkenland;
es ſoll nit lange zeit vergon,
ich will an meiner ſeiten
ein hübſchen ſebel hon.

Darzuo ein türkiſch pferde
und auch ein Türkenhuot,
mag es nit beſſer werden,
mit dem nimm ich vorguot,
viel leichter wirt mir das ungeriſch gold;
o edler keiſer Karle,
ich bin dir im herzen hold!

Jch will von deinetwegen
ja leiden lieb und leid
im wind und auch im regen,
allzeit bin ich bereit,
zuo dienen deiner majeſtat;
ich bin ein armer landsknecht,
der nit viel gelt mehr hat.

Der uns das lied hat gſungen,
von newem gſungen hat,
nicht lang hat er ſich bſunnen,
an einem abend ſpat;
den frommen landsknechten iſt er hold,
ſie ſeind nicht zuo bezalen
vor ſilber und rotes gold!

R. v. Liliencron, Volkslieder.

Die Schlacht bei Mühlberg (1547). Als der Kaiſer von Nördlingen nach Nürnberg reiste, traf auf ſeinen Befehl Graf Maximilian von Büren bei ihm ein, der mit 12 Fahnen Fußvolk und etwa 400 Reitern Frankfurt beſetzt hielt. Sobald dieſer nach Frankfurt wieder zurückkam, verurteilte er am 12. April ſowohl Wilhelm von Verden, einen Einwohner daſelbſt, als auch Johann von Gellnhauſen, einen Unterthan des Landgrafen, zum Tode. Die Urſachen ihrer Hinrichtung waren, weil ſie, wie man ſagte, von dem Landgrafen abgeſchickt worden, daß ſie bei einem Schloſſer Schlüſſel zu dem einen Stadttore ſollten verfertigen laſſen, daß ſie an 4 verſchiedenen Orten der Stadt Feuer anlegen, die Kanonen vernageln und unbrauchbar machen, während des Feuers den Grafen von Büren, ſeine Freunde, den Bürgermeiſter und Stadtrat mit ihren Gehilfen ermorden und endlich die Brunnen, vorzüglich den, woraus man für den Grafen kochte, und einen andern, der unter dem Rathauſe wäre, vergiften ſollten. Man behauptete auch in einer Schrift, die nachher ans Licht trat, daß ſie dieſe Verſchwörung im Gefängniſſe bekannt und bis an ihren Tod bei dieſem Bekenntniſſe beharrt hätten. Der Landgraf lehnte dagegen, zu ſeiner Rechtfertigung, die Verbrechen, deren man ihn beſchuldigte, weitläufig und nachdrücklich ab, und verſicherte, daß, ſeitdem Frankfurt in kaiſerliche Gewalt gekommen wäre, er nichts gegen daſſelbe unternommen habe. Er habe zwar einigemal dem Johann von Gellnhauſen aufgetragen, daß er ſich erkundigen ſollte, wohin ſich der Kaiſer oder der Graf von Büren mit ihren Truppen zögen; das wäre aber auch alles. Hätten ſie nun aus allzu heftigem Schmerze in der peinlichen Frage falſch ausgeſagt und dadurch ſowohl andern, als ihm ſelbſt Unrecht gethan: ſo bäte er, daß man ihn deswegen nicht verdächtig und verhaßt machen möchte. Die Folter und übertriebene peinliche Frage ſei überhaupt ein ſehr unzuverläßiges und gefährliches Mittel, die Wahrheit zu erforſchen. Ein Beweis hievon wäre, daß dieſe beiden diejenigen auf dem Richtplatze für unſchuldig erklärt hätten, die vorher von ihnen als Mitſchuldige wären angegeben worden.

Den 13. April ſchrieb der Ausſchuß in Prag abermals an die Stände des Königreichs und ermahnte ſie ausdrücklich, dem Bündniſſe mit dem Hauſe Sachſen treu zu bleiben. Zugleich beſchwerte er ſich, daß dies bereits von einigen wäre verletzt worden, und befahl, daß künftig niemand weiter etwas dagegen unternehmen ſollte. An eben dem Tag erließ derſelbe auch Briefe an Ferdinanden, worin er ihn bat, daß weder er noch der Kaiſer ihre Zurüſtungen zum Kriege ungnädig aufnehmen, er auch den Kurfürſten von Sachſen nicht angreifen möchte, teils weil ſie mit ihm im Bündniſſe ſtünden, teils weil derſelbe ſeine Sache einem rechtlichen Ausſpruche unterwerfen wollte.

An eben demſelben Tag fertigte auch Ferdinand den Biſchof Johann von Olmütz mit noch einigen Räten nach Prag zu dem Landtage ab, der auf den 18. April feſtgeſetzt worden war. Er entſchuldigte ſich durch dieſe zuförderſt, daß er nicht ſelbſt gekommen wäre, und verlangte hierauf, daß ſie das Bündnis, das ſie vor kurzem unter einander errichtet hätten, aufheben und die Waffen niederlegen möchten, weil ſonſt der Landtag nicht frei gehalten werden könne. Wofern man ſich dieſes zu thun weigern würde, ſo hätten die Abgeſandten Befehl, nichts weiter zu unternehmen. Würde man ſich aber bequemen, ſo ſollten ſie ihren Anweiſungen gemäß handeln, aber nichts entſcheiden, ſondern ihm ſelbſt von allem Bericht erſtatten.

Noch an eben dem Tage brach auch der Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere auf. Sein Bruder Ferdinand begleitete ihn mit 600 Mann ſchwerer Reiterei, 1000 Mann Huſaren und 10 Fahnen Fußvolk; und mit eben ſo vielen Truppen waren auch Moritz und deſſen Bruder Auguſt zu ihm geſtoßen. Nach einem ununterbrochenen Marſche von 10 Tagen langte der Kaiſer endlich den 22. April bei Meiſſen, wo der Kurfürſt von Sachſen ſtand, an. Bei ſeiner Ankunft verließ Johann Friedrich die Stadt, brannte die hölzerne Brücke hinter ſich ab und ſchlug ſein Lager bei Mühlberg an der Elbe auf. Weil nun der Kaiſer beſorgte, er möchte ſich nach Wittenberg, der vornehmſten Stadt des Kurfürſtentums, die eine ſtarke Beſatzung und anſehnliche Feſtungswerke hatte, ziehen, ſo glaubte er, er müſſe ihm ſchleunig nachfolgen. Daher ließ er nach einem einzigen Raſttage die Truppen wieder aufbrechen und langte den 14. April früh an der Elbe an. An dem andern Ufer ſtanden die ſächſiſchen Vorpoſten mit aufgepflanzten Kanonen, um dadurch teils den Kaiſer zu verhindern, daß er weder eine Brücke ſchlagen, noch durch eine Furt über den Strom ſetzen könnte, teils ihre eigene Schiffbrücke zu bedecken. Als ſie aber ſahen, daß der Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere zugegen wäre und daß ſich ein Korps Spanier, ungefähr 1000 Mann ſtark, mit ganzer Gewalt in den Strom ſtürzte, ſo daß ſie bis unter die Arme im Waſſer wateten und auf ſie feuerten, ſo zündeten ſie die Schiffbrücke an, die größtenteils verbrannte, und zogen ſich nach und nach vom Ufer zurück. Hierauf ſprangen einige ſpaniſche Soldaten, nackend und den Degen im Munde tragend, in den Fluß, und ſobald ſie durch Schwimmen an das jenſeitige Ufer gekommen waren, hielten ſie unter dem ſtärkſten Feuer die Schiffe an, die von den Sachſen abgeſtoßen worden waren und die der Strom mit ſich fortgeriſſen hatte, und führten ſie mit ſich fort. Aus dieſen und noch andern Pontons, die der Kaiſer auf Wagen hatte nachbringen laſſen, wurde ſehr bald eine Brücke geſchlagen, worüber Mannſchaft und Gepäck gehen konnte. Unter dieſen Umſtänden ſchickte der Kurfürſt, der damals eben eine Predigt hörte, das Gepäck nach Wittenberg voraus und folgte bald darauf ſelbſt nach. Allein der Kaiſer, der wohl einſah, daß hier alles auf die Geſchwindigkeit ankäme, ließ ſogleich durch eine entdeckte Furt erſtlich die Huſaren und die ganze leichte Reiterei ſetzen und folgte hierauf mit der ſchweren Reiterei glücklich nach. Alsdann rückte er, ohne das Geſchütz und das Fußvolk zu erwarten, weiter vor und traf den Kurfürſten 3 Meilen jenſeits der Elbe in der Lochauer Heide an. Hier ermunterte er ſeine Soldaten ſogleich zur Tapferkeit und machte den Anfang zum Treffen. Die ganze Reiterei war in zwei Treffen geteilt, wovon das eine der Herzog von Alba, Philipp de la Noy, Anton von Toledo, Baptiſta Spinelli und Herzog Moritz anführten, das andere aber von dem Kaiſer, dem Könige Ferdinand mit ſeinen zwei Söhnen und dem Prinzen des Herzogs von Savoyen befehligt wurde. Wenn daher der Kurfürſt nur ſein ganzes Heer beiſammen gehabt hätte, ſo würde er den Angriff leicht haben aushalten und vielleicht ſelbſt den Sieg haben davontragen können. Allein er hatte ſich durch die Beſatzungen in Wittenberg und andern Orten an Mannſchaft zu ſehr geſchwächt; zudem war Wilhelm Thomshern mit ſeinen Truppen nicht da und konnte auch wegen der Eilfertigkeit des Kaiſers nicht ſo bald herbeigezogen werden. Die Feinde waren ihm daher an Anzahl und Menge überlegen. Da man nun bis in die Nacht gefochten, er ſelbſt eine Streifwunde an dem linken Kinnbacken erhalten und ſich aufs tapferſte verteidigt hatte, wurde er gefangen zu dem Herzoge von Alba geführt und hierauf dem Kaiſer vorgeſtellt. Sobald er deſſelben anſichtig wurde, ſagte er: „Allergnädigſter Kaiſer, ich ergebe mich hiermit zu Ew. Majeſtät Gefangenen und bitte, mich auf eine, einem Fürſten anſtändige Art bewachen zu laſſen.“ Hierauf antwortete der Kaiſer: „Jetzt bin ich alſo Euer Kaiſer? Ich werde Euch, wie Ihr es verdient, aufnehmen.“ Noch weit härter fuhr ihn Ferdinand an, indem er ihm vorwarf, daß er ihn und ſeine Kinder um alle Habe und Güter habe bringen wollen. Ernſt von Braunſchweig, Herzog Philipps Prinz, wurde ebenfalls gefangen; nur des Kurfürſten älteſter Prinz entkam verwundet nach Wittenberg. Uebrigens machte man eine große Anzahl Gefangene, und nur etwa 400 retteten ſich durch die Flucht und erreichten Wittenberg. Die Reiterei, die den Flüchtigen nachſetzte, machte noch große Beute und eroberte das ganze ſchwere Geſchütz, das der Kurfürſt, wie wir erzählt haben, vorausgeſchickt hatte. Endlich übergab der Herzog von Alba den Kurfürſten und Ernſten von Braunſchweig an Alphonſum Vives zur Bewachung. Den 22. April, als der Kaiſer nach Meiſſen gekommen war, den folgenden, desgleichen den Tag, da er über den Fluß geſetzt und das Treffen geliefert hatte, und einige Tage hernach ſchien die Sonne ganz traurig, dunkel, bleich und wie mit Finſternis umgeben, ſo daß viele, die von Sachſen ſehr weit entfernt waren und von allen dieſen Begebenheiten nichts wußten, glaubten, es müſſe etwas Wichtiges vorgehen. Denn eben daſſelbe wurde nicht nur in ganz Deutſchland, ſondern auch in Frankreich und England beobachtet, und viele tauſend Menſchen können es bezeugen, daß ſich die Sache ſo verhalten habe.

Wir haben oben gemeldet, daß König Ferdinand gewiſſe Abgeſandte nach Prag zum Landtage geſchickt habe. Auf derſelben Anbringen und Forderungen nun antworteten die Stände des Königreichs, es ſei weder etwas Ungerechtes noch auch dem Herkommen in Böhmen zuwider, daß ſie ein Bündnis unter einander errichtet und die Waffen ergriffen hätten. Hierauf beſchloſſen ſie auch ihrerſeits, eine Abordnung an Ferdinand zu ſenden, die eben das vorſtellen und ihn zugleich bitten ſollte, daß er ſich bei dem Kaiſer für den Kurfürſten ins Mittel ſchlagen möchte. Ehe aber die Geſandten abreisten, benachrichtigte ſie Ferdinand von dem Siege des Kaiſers und der Gefangennehmung des Kurfürſten. Dies änderte ſogleich ihre Geſinnungen, und ſie verſtanden ſich nunmehr zu der verlangten Zufuhr von Lebensmitteln. Allein ſie baten Ferdinand, den Kaiſer dahin zu vermögen, daß das ganze Heer nach Ungarn gegen den Türken rücken möchte, weil man von deſſen Anmarſch häufige Nachrichten erhalten. Wofern auch andere Könige, wie es ihnen ſehr zuträglich ſchiene, zur Teilnahme an dieſem Kriege ſollten eingeladen werden, ſo würden ſie nicht die letzten ſein.

Der Kaiſer wandte ſich, nach der Gefangennehmung des Kurfürſten, nach Wittenberg, und langte den 4. Mai mit ſeinem Heere in den dortigen Gegenden an. Hier verurteilte er drei Tage darauf Johann Friedrich wegen Aufruhrs, wie er ſich ausdrückte, zum Tode. Als man demſelben das Urteil eröffnete, bezeigte er nicht die geringſte Spur eines niedergeſchlagenen Mutes, ſondern antwortete ruhig, er glaube nicht, daß der Kaiſer ſo mit ihm verfahren würde. Wofern es aber dennoch feſt über ihn beſchloſſen wäre, ſo bäte er, daß man es ihm gewiß ſagen möchte, damit er ſeine Angelegenheiten mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern in Richtigkeit bringen könnte. Indeſſen hatte ſich der Kurfürſt von Brandenburg, ſobald er von dem Treffen erfahren hatte, auf den Weg gemacht, ſo daß er bereits den 6. Mai im Lager ankam, wo er das Gemüt des Kaiſers ſo weit beſänftigte, daß derſelbe das Todesurteil über den Kurfürſten von Sachſen wieder aufhob. Der Kaiſer ſchrieb zugleich die Bedingungen vor, durch deren Genehmigung der Kurfürſt den 18. Mai ſein Leben loskaufen mußte. Unter andern war auch dieſe mit vorgeſchrieben, daß er alle Schlüſſe des Konzils und des Kaiſers in Religionsſachen anerkennen wolle. Weil er ſich nun hiezu durchaus nicht verſtehen wollte, auch hierin keine Gefahr ſcheute, ſo befahl endlich der Kaiſer, dieſen Punkt auszuſtreichen und wegzulaſſen. Die übrigen Bedingungen aber waren folgende: Der Kurfürſt leiſtet für ſich und ſeine Kinder auf die Kurfürſtliche Würde Verzicht und überläßt ſolche dem freien Wohlgefallen des Kaiſers; er übergiebt dem Kaiſer Wittenberg und Gotha, die zweite Feſtung des Landes, doch ſo, daß er alles Gepäck und allen Proviant, ausgenommen die Kanonen und den dritten Teil der Lebensmittel, mitnehmen kann; der Kaiſer verſtattet der Beſatzung freien Abzug, jedoch ohne Ehrenzeichen; der Kurfürſt ſetzt Albert von Brandenburg ohne Auslöſung in Freiheit und giebt ihm alles Abgenommene wieder zurück, ſo wie der Kaiſer hingegen Herzog Ernſt von Braunſchweig, nach abgelegtem Eid der Treue, losläßt; ferner tritt der Kurfürſt alles wieder ab, was er während des Krieges den Grafen von Mansfeld und Solms, desgleichen dem Heermeiſter von Preußen abgenommen hat, begiebt ſich aller Rechte auf Magdeburg, Halberſtadt und Halle, verſpricht, ſich dem Reichskammergericht, das der Kaiſer ſetzen wird, zu unterwerfen und das Seinige zu deſſen Unterhaltung dazu beizutragen; er willigt in die Befreiung Herzog Heinrichs von Braunſchweig und deſſen Sohnes, ohne den geringſten Anſpruch weiter an ſie zu machen, hebt alle Bündniſſe, in die er ſich wider den Kaiſer und den König Ferdinand eingelaſſen hat, auf und verbindet ſich, künftighin kein Bündnis einzugehen, in welches nicht ihre Staaten und Bundesgenoſſen eingeſchloſſen werden; alle ſeine Länder und Güter zieht der Kaiſer ein und ſchenkt ſie ſeinem Bruder Ferdinand und Moritzen, doch ſo, daß letzterer ihm und ſeinen Kindern jährlich 50.000 Goldgulden auszahlt; auf Gutbefinden des Kaiſers und mit Einwilligung Moritzens behält der Kurfürſt die Stadt und Schloß Gotha mit allen Nutzungen, doch müſſen die Feſtungswerke des Schloſſes geſchleift, und die Stadt darf nicht befeſtigt werden; weil der Kurfürſt viele Schulden gemacht hat, ſo wird Moritz ſeinen Kindern 100.000 Goldgulden bezahlen, wovon diejenigen Gelder bezahlt werden ſollen, die vor dem Schmalkaldiſchen Bunde aufgenommen worden, die übrigen Schulden, die auf den eingezogenen und von dem Kaiſer ihm wieder geſchenkten Herrſchaften haften, wird er ſelbſt abtragen; auf dieſe Art ſollen die Streitigkeiten und Mißhelligkeiten zwiſchen beiden gehoben ſein; gegen die, die dem Kaiſer gedient haben, ſowie auch gegen den König in Dänemark wird er nichts unternehmen; die Befehle des Kaiſers und der Reichsſtände wird er genau beobachten; ob ihm gleich alle Leib- und Lebensſtrafe geſchenkt worden, ſo wird er nichts deſto weniger in der Gefangenſchaft des Kaiſers oder ſeines Sohnes, des Prinzen von Spanien, bleiben; indeſſen ſollen ſeine Kinder, wenn ſie und ihre Stände vorſtehende Bedingungen werden genehmigt haben, die oben genannten Herrſchaften beſitzen und genießen.

Ehe alles dieſes völlig ausgemacht wurde, ließ der Kaiſer aus ſeinem Lager vor Wittenberg unterm 6. Mai an die Reichsſtände ein Ausſchreiben ergehen, daß ſie ſich auf den 13. Juni zu Ulm verſammeln ſollten, um daſelbſt ein Bündnis zu ſchließen. Zu dem Ende ſendete er als ſeine Abgeſandten dahin den Kardinal von Augsburg, Markgraf Johann von Brandenburg, den Herrn von Lire und Heinrich Haſen. Der König Ferdinand fertigte gleichfalls Deputierte ab. Eben derſelbe antwortete auch auf die letzte Erklärung der Stände in Prag, als ob ihr Bündnis unter einander weder etwas Neues noch dem Herkommen des Königreichs zuwider wäre, aus dem Lager bei Wittenberg den 15. Mai, daß dies Beiſpiel allerdings ganz neu und für ihn höchſt beleidigend ſei. Hierauf zeigte er, was ſie alles während ſeiner Abweſenheit unternommen und auf wie vielerlei Art ſie Aufruhr erregt hätten, und ſuchte endlich daraus mit vielen zuſammengehäuften Gründen darzuthun, daß ſie ſich wider den Kaiſer und wider ihn ſelbſt verbunden hätten. Er befehle ihnen daher, das Bündnis aufzuheben, zu trennen und eines jeden Siegel und Unterſchrift zurückzunehmen und ſodann die Bundesakte ſeinen Abgeſandten einzuhändigen. Würden ſie nicht gehorchen, ſo würde er auch ſeine Maßregeln darnach nehmen.

Ob ſich nun gleich der Kaiſer und Johann Friedrich, wie oben geſagt, mit einander völlig verglichen hatten, ſo wollte ſich doch weder die Bürgerſchaft in Wittenberg, noch die ungefähr 3000 Mann ſtarke Beſatzung ohne den ausdrücklichen Befehl ihres Landesherrn ergeben. Beſonders fürchteten ſich die Bürger vor der Ausgelaſſenheit der Soldaten, indem ſie von ihren Mauern und Wällen die Verwüſtungen mit anſehen konnten, welche die ſpaniſchen, vornehmlich aber die ungariſchen Truppen, in ihren Gegenden anrichteten. Der Kurfürſt ſprach daher den 21. Mai, da ſein Bruder, ſein Prinz und einige Räte aus der Stadt zu ihm gekommen waren, alle ſeine Truppen von ihrem Eide los und befahl ihnen, binnen drei Tagen abzuziehen. Auf dieſen Befehl baten die Bürger den Kaiſer, daß er keine fremde Truppen bei ihnen einlegen möchte, welches er ihnen nicht nur verſprach und auch hielt, ſondern ihnen auch die Gewalt gab, alle diejenigen zurückzuweiſen, die ſich ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl und ohne Beſcheinigung deſſelben eindrängen würden. Nach geſchehener Uebergabe begab ſich Sibilla von Cleve, die Gemahlin Johann Friedrichs, mit deſſen Prinzen und Bruder hinaus in das Lager, warf ſich dem Kaiſer zu Füßen und bat denſelben mit häufigen Thränen für ihren Gemahl um Gnade. Der Kaiſer nahm ſie ungemein gnädig auf, tröſtete ſie und erlaubte endlich Johann Friedrich, ſich in die Stadt zu begeben und ſich mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern 8 Tage daſelbſt aufzuhalten. Sobald indeſſen den 23. Mai die Beſatzung, auf Befehl des gefangenen Kurfürſten, abgezogen war, legte der Kaiſer deutſche Fußvölker, unter dem Kommando des Nikolaus Madruzzi, in Wittenberg. Zwei Tage darauf kam der König Ferdinand mit ſeinen Söhnen, dem Kurfürſten von Brandenburg und Herzog Moritzen, in die Stadt. Allein ſie ſahen ſich nur um und kehrten nach einem kurzen Aufenthalte wieder in das Lager zurück. Nach Mittag traf der Kaiſer gleichfalls daſelbſt ein, wobei er auf dem Schloſſe die Gemahlin ſeines Gefangenen beſuchte, ihr Troſt zuſprach und ſie ermahnte, guten Mutes zu ſein.

Inzwiſchen hob Herzog Erich von Braunſchweig, von welchem wir ebenfalls ſchon oben geredet haben, um ſein eigenes Land vor der Verheerung zu decken, den 22. Mai die Belagerung von Bremen wieder auf. Der von Wrisberg, der den andern Teil des Heeres anführte, that ein gleiches, worauf beide mit einander Abrede nahmen, wo ſie ſich wieder vereinigen wollten. Allein Herzog Erich ſtieß auf den Feind, nämlich auf die Hamburger, die den Bremern zu Hilfe gekommen waren. Das Gefecht dauerte mit der größten Hitze bis in die Nacht, da endlich Herzog Erich geſchlagen und mit ſeiner Reiterei in die Weſer gejagt wurde, worin er viel Volk verlor. Er ſelbſt kam noch, mit dem Verluſt ſeines ganzen Geſchützes, glücklich davon. Als er hierauf bei dem Kaiſer eintraf, ſchob er alle Schuld auf Wrisberg, der ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Bei den Bremern und ihren Bundesgenoſſen befanden ſich, außer mehreren andern, Graf Albert von Mansfeld, Herrns von Zeideck, Thomsherr und Konrad Pfenning. Allein alle ihre Mannſchaft zerſtreute ſich, ſobald der Kaiſer und der gefangene Kurfürſt ſich mit einander verglichen hatten.

(Sleidanus Joh., 1506—56, dtſch. Kirchengeſchichtſchreiber; deutſch von J. Salom. Semler.)

Bericht über die Schlacht bei Mühlberg. (Vom kurfürſtl. ſächſiſchen Oberſten Wolf von Kreutz an Herzog Albrecht von Preußen.) Sonntags Miſericordia iſt Kaiſ. Maj. mit allen Truppen um 8 Uhr jenſeits der Elbe gegen uns gekommen, hat allda ſein Lager geſchlagen. Da iſt ein Bauer geweſen, dem hat der Kaiſer 50 Gulden geſchenkt, weil er ihm eine Furt durch die Elbe gewieſen. Unter dem ſind 2 der Unſern von den Kaiſerlichen gefangen worden, die ſind vor den Kaiſer, den König und Herzog Moritz gebracht worden. Die haben geſagt, wie ſtark wir wären, einer wie der andere. Der Kaiſer, König und Herzog Moritz ſind in ein Dorf geritten, haben ſich angekleidet [gerüſtet] und Alarm ſchlagen laſſen. Zuerſt ſind Huſaren an uns gekommen, dann die ſpaniſchen Schützen zu Pferde mit ihren langen Feuerrohren, die uns großen Schaden gethan, folgends die ſchwarzen Reiter und des Herzog Moritz Hofgefolge, und hat gewährt von 9 an bis ungefähr nach 6 Uhr abends. Wie wir aber zum Walde [den Schweinhart] gekommen ſind und gehofft haben, es hätte nunmehr keine Not (war auch faſt über 6 Uhr abends), ſind die Befehlshaber in Eile ratſchlägig geworden, daß wir den Feinden mit den Reitern den Kopf bieten wollten, bis das Geſchütz und das Fußvolk durch den Wald wären. Die Schützen wollten wir bei uns behalten und ſich hinter die Reiter ziehen laſſen, damit ſie die Feinde von uns abhalten könnten. Während die Reiter wenden, rücken die Huſaren mit 6 Fahnen an uns, da ſetzen 2 Geſchwader ohne Befehl gegen ſie. Darauf drücken 2 Geſchwader und wollten die andern 2 Geſchwader, die Hauptfahne und die Hoffahne, auch drücken. Dieſe hielt ich mit großer Mühe zurück. Wie ſich aber unſere Reiter wieder wenden ſollten, da kommt von den aufgelöſten Truppen eine Flucht in die erſten 2 Fahnen, darnach in die anderen 2 Fahnen, und ſie dringen ſo hart auf die Hauptfahne und die Hoffahne und in das Fußvolk, daß ſie alle Ordnung zertrennen. Da war kein Wenden und half keine Ermahnung, kein Schlagen, wiewohl ſie ſahen, daß der gute Kurfürſt nicht weg konnte; denn die Feinde waren ſo hart an ihm. Letztlich bin ich zu Meinem Gnädigen Herrn gerückt und habe ihn durch ſeinen Kämmerer daraufhin anſprechen laſſen, wenn's Seiner Gnaden gefällig wäre, ſo wollte ich mit den Reitern zur linken Hand angreifen, damit Seiner Gnaden auf der andern Seite von uns kommen könnte. Das ließ er ſich gefallen. So bin ich von ihm gekommen, und ſeitdem habe ich ihn nicht mehr geſehen. Er iſt aber auf der linken Backe bis an den Mund von einem Huſar verwundet und von den Spaniern gefangen worden. Wir andern ſind nach Wittenberg und nach Sonnenberg in die Feſtung gelangt.

(Nach Dr. Max Schilling, Quellenbuch.)

◆

Einnahme von Magdeburg. — Gleich nach der Predigt ging ich aus der Kirche. Unterwegs kamen mir etliche Leute aus dem Jakobskirchſpiel entgegen und ſagten mir, daß der Feind in der Stadt wäre. Hier verlor ich meine Gegenwart des Geiſtes: und weil meine Frau und Magd bei mir waren, ſo liefen wir geraden Weges zu meines Collegen, des M. Malſio Haus, und ließen das unſrige offen. Beim M. Malſio trafen wir viele Leute an, die in der großen Beſtürzung zu ihm geflohen waren. Wir tröſteten und vermahnten eines das andere ſo gut, als es der Schrecken unſrer Gemüter uns erlauben wollte. Ich wurde von dannen weggeholt, um einem gefährlich verwundeten Oberſten die letzten Pflichten zu erweiſen. Ich entſchloß mich zu gehen, und ſchickte meine Magd nach dem Prieſterrock; ehe ich aber noch fortging, ſo ſagte ich zu meiner Frau und Nachbarn, daß mir alles ganz aus zu ſein ſchiene, und daß wir wohl in dieſer Welt nicht wieder zuſammen kommen würden. Meine Frau gab mir mit einer Thränenflut einen Verweis und ſagte: „Kannſt du es denn über dein Herz bringen, mich ganz allein umkommen zu laſſen? Du wirſt es einmal bei Gott zu verantworten haben!“ Ich ſtellte ihr vor, wie wichtig die Pflichten meines Amts, und wie koſtbar die Augenblicke wären, zu und in welchen ich aufgefordert würde, jemanden Beiſtand zu leiſten. — Indem ich nun über die Breite Straße ging, kam gleich eine Menge ehrbarer Frauen und Jungfrauen um mich zuſammen und baten mich in ihrer empfindlichen Angſt und Bekümmernis, ich möchte ihnen doch raten, was ſie machen ſollten. Ich ſagte zu ihnen, mein beſter Rat ſei, ſie empfählen ſich der beſchützenden Gnade Gottes, und machten ſich auf ihr Ende gefaßt. Endlich kam ich zu des Oberſten Wohnung, und fand ihn auf der Erde liegend und ſehr ſchwach. Ich tröſtete ihn ſo viel und ſo gut, als es die Unruhe meines Gemüts erlauben wollte. Er hörte mich ſehr aufmerkſam an, und befahl, mir ein kleines Geſchenk an Gold zu geben, welches ich aber auf dem Tiſche ließ. Während der Zeit brach der Feind, durch das Hamburger Thor, haufenweiſe in die Stadt, und ſchoß unter die Menſchen, wie unter wilde Tiere. Plötzlich kamen meine Frau und Magd in das Zimmer hinein, und redeten mir zu, daß ich unverzüglich von hier weggehen möchte: ſie ſchützten vor, wir würden kein Quartier bekommen, wenn uns der Feind in einem Zimmer voller Gewehre antreffen ſollte. Wir eilten alſo die Treppe hinab, in den Hof des Hauſes, und traten an den Thorweg. Mit einer Heftigkeit und Begierde, die nicht zu beſchreiben iſt, brachen unſere Feinde die Thüre bald auf. Die erſte Anrede, die ſie an mich thaten, war: „Pfarr, gieb dein Geld her!“ Ich gab ihnen ungefähr ſechs Thaler in einer kleinen Büchſe, welche ſie ganz vergnügt annahmen. Allein, da ſie die Büchſe öffneten und nur Silbermünze darinnen fanden, ſo fingen ſie an, in einem höhern Ton zu ſprechen, und verlangten Gold. Ich ſtellte ihnen vor, daß wir ziemlich weit von meinem Hauſe wären, und ich ihnen gegenwärtig unmöglich mehr geben könne. Sie waren doch noch ſo vernünftig, daß ſie ſich an meiner Antwort begnügen ließen. Sie plünderten hierauf das Haus und verließen uns, ohne uns weiter etwas zu leid zu thun. Unter dem Haufen war ein junger Menſch, der eine gute Miene hatte; dieſen redete meine Frau an und bat ihn um Gottes willen, uns zu beſchützen. „Mein liebes Kind,“ antwortete er aber, „das iſt eine unmögliche Sache; wir müſſen unſere Feinde verfolgen.“ Und ſo gingen ſie fort. — Dieſen Augenblick brach eine andere Partei Soldaten herein, die uns gleichfalls unſer Geld abforderten. Wir vergnügten ſie mit etlichen Gulden und einem Paar ſilberner Löffel, welche die Magd, zu unſrem Glück, in ihre Taſche geſteckt hatte. Dieſe waren kaum fort, ſo kam ein Soldat ganz allein herein und hatte die grauſamſte Miene, die ich jemals geſehen habe. Jeder Backen war mit einer Musketenkugel aufgepauſet, und er trug zwo Musketen auf ſeiner Schulter. Den Augenblick, da er mich wahrnahm, ſchrie er mich mit einer donnernden Stimme an: „Pfarr, gieb dein Geld heraus, oder du biſt des Todes!“ Ich hatte nichts und entſchuldigte mich deswegen auf die rührendſte Art; er zielte deshalben mit ſeiner Flinte nach mir, allein meine Frau ſtieß ſie, zu meinem Glück, mit ihrer Hand weg, und die Kugel ging über meinen Kopf hin. Endlich ſah er, daß wir kein Geld hatten, und verlangte Silberwerk; meine Frau gab ihm etliche Kleinigkeiten von Silber, und ſo ging auch er ſeine Wege. — Kurz darauf kamen 4 oder 5 Soldaten, die weiter nichts ſagten als: „Böſer Pfarr, was machſt du hier?“ Nach dieſen Worten gingen ſie wieder. — Wir waren nun geſonnen, uns in den obern Zimmern des Hauſes zu verſtecken, in der Hoffnung, daſelbſt der Gefahr weniger ausgeſetzt und mehr verborgen zu ſein. Wir gingen in ein Zimmer, worinnen verſchiedene Betten waren, und wo wir, in der unerträglichſten Todesangſt, einige Zeit zubrachten. Auf den Straßen hörte man nichts, als Flinten losſchießen und ſterbende Perſonen ächzen. Auch die Häuſer waren nicht viel ſicherer: alles wurde aufgebrochen oder in Stücke zerhauen. Wir wurden in unſerem Aufenthalt bald entdeckt. Eine Menge Soldaten brach in das Zimmer ein, und einer darunter holte mit ſeiner Axt ſchon aus, mir den Kopf zu zerſpalten; ſein Mitſoldat aber hinderte ihn und ſagte: „Kamerad, was willſt du thun? Sieheſt du nicht, daß er ein Geiſtlicher iſt?“ — Als dieſe wieder gegangen waren, kam ein einzelner Soldat hinein, dem meine Frau ein Kröppentuch von ihrem Halſe gab: worauf er fortlief, ohne uns ſonſt einiges Leid zuzufügen. Sein Nachfolger war nicht ſo vernünftig. Mit ſeinem bloßen Degen kam er in das Zimmer gerannt, gab mir ſogleich einen Hieb damit auf den Kopf und ſagte: „Pfaffe, gieb dein Geld her!“ Der Schlag betäubte mich ganz, das Blut drang häufig heraus, und meine Frau nebſt der Magd erſchrak ſo ſehr, daß ſie beide ohne Bewegung waren. Der Unmenſch drehte ſich zu meiner Frau, hieb auch nach ihr, allein die Klinge gleitete zum Glück von ihrem Rocke ab, der mit Pelz gefüttert war, und verwundete ſie nicht. Erſtaunt über unſere Geduld und Sanftmut, ſah er uns einige Minuten ſtarr an. Dieſen Zeitraum machte ich mir zu Nutzen, und ſtellte ihm vor, daß ich nicht in meinem Hauſe, ſondern bloß hieher gekommen wäre, einer ſterbenden Perſon die letzten Dienſte zu erweiſen; würde er uns aber Quartier geben und ſicher in unſer Haus bringen, ſo wollte ich ihm mein ganzes Vermögen ſchenken. „Ein Mann, ein Wort, Pfaffe,“ antwortete er, „gieb mir deinen Reichtum; ich will dir dafür das Loſungswort ſagen, es heißt: Jeſus Maria. Sage dieſes, ſo wird dir kein Menſch etwas thun.“ Wir gingen ſogleich die Treppe hinab und waren ſehr zufrieden, daß wir einen ſolchen Beſchützer gefunden hatten. Die Gaſſe war mit Verſtorbenen und Sterbenden bedeckt: ihr Schreien war zureichend, die Herzen der härteſten Barbaren zu erweichen. Wir wandelten über dieſe Leichen, und als wir zur Katharinenkirche kamen, begegneten wir einem vornehmen Offizier zu Pferde. Dieſe edelmütige Perſon wurde unſer bald gewahr, und weil er mich mit Blut beſchmieret ſah, ſo rief er unſerem Führer zu: „Kamerad, Kamerad, ſehet euch vor, daß ihr dieſen Leuten nichts thut.“ Zu gleicher Zeit fragte er mein Weib: „Frau, iſt jenes dort Ihr Haus?“ Sie antwortete: „Ja.“ — „Gut,“ ſprach er weiter, „haltet euch an meinen Steigbügel, führet mich hin, ihr ſollet Quartier haben.“ Alsdann wandte er ſich um nach mir, gab ſeinen Soldaten mit der Hand ein Zeichen und ſagte zu mir: „Ihr Herren Magdeburger, ihr ſeid ſelbſt Schuld an dieſer Zerſtörung; ihr hättet es anders machen können.“ Der Soldat, welcher mir ſo ſchlecht begegnet hatte, ergriff dieſe Gelegenheit ſich weggzuſtehlen. Beim Eingang in mein Haus fanden wir dieſes mit einer Menge Plünderer angefüllt, denen dieſer Offizier, der ein Oberſter war, gleich fortzugehen befahl. Hierauf ſagte er zu uns, daß er in unſerm Hauſe ſein Quartier nehmen wolle, ließ zwei Soldaten zu einer Wache für uns da, und ging fort mit dem Verſprechen bald wieder zu kommen. Wir gaben unſeren Schildwachen von Herzen gern ein gutes Frühſtück. Sie beglückwünſchten uns, daß wir das Glück gehabt hätten, in ihres Oberſten Hände zu fallen; dabei aber gaben ſie uns auch zu verſtehen, daß ihre Mitſoldaten eine beträchtliche Beute machen würden, da ſie indeſſen, bloß als eine Sicherheitswache für uns, müßig ſtünden; deswegen bäten ſie uns, daß wir ſie durch ein Geſchenk einigermaßen ſchadlos halten möchten. Ich gab ihnen vier Roſenobel, womit ſie wohl zufrieden waren und ſoviel Menſchlichkeit blicken ließen, daß ſie ſich ſogar erboten auszugehen, und diejenigen von unſren Bekannten aufzuſuchen, die wir gern bei uns und in Sicherheit haben möchten. — Einige Minuten darauf kam unſer Oberſter zurück und fragte, ob uns jemand nur im geringſten unhöflich begegnet wäre? Wir rechtfertigten die Soldaten in dieſer Hinſicht. Hierauf eilte er wieder fort, zu ſehen, ob irgend eine Möglichkeit vorhanden wäre, das Feuer zu löſchen; kaum war er auf die Straße gekommen, ſo kehrte er ungewöhnlich eilfertig um und ſprach: „Weiſet mir einen Weg aus der Stadt; denn ich ſehe augenſcheinlich, daß wir in den Flammen verderben müſſen, wenn wir noch etliche Minuten hier verweilen.“ Hierauf warfen wir unſere beſten Sachen in einen gewölbten Keller beſchütteten die Fallthüre mit Erde und ergriffen die Flucht. Die Straßen waren mit Leichen ganz verſetzt, und das Aechzen der Sterbenden unausſtehlich. Die Wallonen und Croaten fielen uns alle Augenblicke an; aber unſer edelmütiger Oberſter beſchützte uns vor ihrer Wut. Als wir die Baſtei an den Ufern der Elbe erreicht hatten, ſo ſtiegen wir an den Sturmleitern hinab, welche die Kaiſerlichen beim Angriff angelegt hatten, und kamen endlich, ganz müde und äußerſt unruhig, im feindlichen Lager bei Rothenſee an. — Der Oberſte ließ uns in ſein Zelt gehen und einige Erfriſchungen reichen. Nach dieſer Ceremonie ſagte er zu uns: „Wohlan, ich habe Euch das Leben erhalten, was für eine Vergeltung gebt Ihr mir dafür?“ Wir antworteten ihm: Wir verſprächen ihm alles Geld und Silber, das wir in den Keller vergraben hätten, zu überliefern. Mittlerweile zog uns der Oberſte als ſeine Gäſte mit an ſeine Tafel; und ſo lange wir bei ihm waren, begegnete er uns wie vertrauten Freunden. Endlich wagte ich einmal zu bitten, daß er uns abzureiſen erlauben möchte. Er willigte unter der Bedingung ein, daß wir unſer Löſegeld zahlen ſollten. Deswegen ſchickte ich meine Magd in die Stadt, ob es möglich ſei in den Keller zu kommen. Sie kam mit unſerem ganzen Reichtum. Nachdem wir gedankt hatten, gab uns der Oberſte einen Paßport mit der Erlaubnis uns niederzulaſſen, wo wir wollten. Dieſer brave Spanier war Oberſter des Savelliſchen Regiments, und hieß Don Joſeph von Ainſa. (Bericht von M. Thodänus, damals Prediger an der St. Katharinenkirche in Magdeburg)

Wallenſtein's Tod. Den 24. Februar 1634 iſt der Herzog von Friedland [Wallenſtein] allhier zu Eger wieder angelangt und hat alſobald aus dem Joachimsthal und anderer Orten die Beſatzung abzuführen anbefohlen, damit des Feindes Truppen deſto freier und ſicherer nach Eger durchgehen mögen, mit denen er ſich alſobald conjungieren [verbinden] wollen. Dahero als ſolches von dem ankommenden Volk der Obriſte Buttler, Obriſtlieutenant Gordon und Obriſt-Wachtmeiſter Leslie verſtanden, haben ſie mit einander beratſchlaget, was ihnen bei dieſer bevorſtehenden Gefahr zu thun, und ernſtlich vermeinet, das Sicherſte zu ſein, den Friedland in Arreſt zu nehmen, und ſolches alſobald Ihre Kaiſerlichen Majeſtät zu Dero fernerer Verordnung unterthänigſt zu berichten. Immittelſt und in ſelbiger Nacht um 11 Uhr ein Courier von Prag ankommen, hat Friedland den Obriſtwachtmeiſter Leslie zu ſich berufen, und demſelben die Stadtpforten zu eröffnen anbefohlen. Als er von demſelben die Briefe empfangen und die darin eingeſchloſſenen kaiſerlichen patenta [die Abſetzung und Achtserklärung], welche der General Gallas aller Orten ausgeführet, geſehen, hat er alſobald bemeldeten Leslie in ſein Zimmer kommen laſſen, und ſeinem bereits formierten Concept nach, deſſen er ſich zuvor auch zum öfteren gebrauchet, zum allerhöchſten wider Ihre Kaiſerliche Majeſtät und Deroſelben Undankbarkeit beklaget; indem er aller Orten für einen Rebellen declarieret worden, werde er ſich auch ferners entdecken, weilen nunmehro kein Mittel einiger Verſöhnung, und derowegen keine Zeit zu verlieren, als erforderte die höchſte Notwendigkeit ſeine Sachen zu ſtabilieren, daß er des Feindes Volk mit dem allereheſten in Böheim einlaße, und zu dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, als nächſt Gelegenem, ſchicke, ihm mit 2000 Pferd und 1000 zu Fuß zu ſuccurrieren, und demſelben die Päße im Königreiche Böheim, Eger und Ellbogen, einzuräumen. Item, daß er auch alsbalden den Ihlow abfertige, Kronach und Forchheim in ſeine Gewalt zu bringen, wie nicht weniger dahin zu trachten, damit ihm die Feſte Plaſſenburg zu einer ſicheren Reterada möchte vergunnet werden. Alſo hat er auch erzählet, wie ihm, Friedlanden, der Schafgotſch aus Schleſien geſchrieben, daß er 2000 zu Fuß, und 1000 Pferde zu ſeinem Dienſte habe, die Stadt Linz einnehmen, und den Colloredo auf ſeinen Befehl beim Schopf bekommen werde. So ſind auch eben dieſe Nacht, den 24. Februar, von dem Herzog Albrecht Schreiben angekommen, daß Herzog Bernhard von Weimar ihm alles eingewilliget, was Friedland begehret, doch werde er noch ſelbſten mit ihm wegen der Conjunction der Waffen reden.

Dieweilen nun der Leslie aus dieſem allen abgenommen, wie Friedland alles zu präcipitieren vorhabens, und daß bei ſolcher augenſcheinlichen Gefahr ſtill zu ſitzen ihnen nicht verantwortlich ſein möchte, hat er ſich alſobald in das Schloß zu den Obriſten Buttler und Gordon verfüget und ihnen ſolches referieret. Da dann der Buttler dem Leslie das kaiſerliche Patent und die von Herrn Generallieutenant Gallas immittelſt darüber empfangene Ordinanzen [Befehle] vorgewieſen. Darauf alle drei ſich entſchloſſen, die Rebellen, als welche innerhalb zwei Tagen mit dem Feind, der auch ſchon gar nahend an der Hand geweſen, ſich zu conjungieren reſolviert, ſolches auch zu verhindern kein anderes ſicheres Mittel wäre, als gegen ſolche offene und durch obgedachte, von ihnen geführte verräteriſche Anſchläge, noch vielmehr aber daſelbſt zu Eger gemachte Anſtellung, ehender an gedachte Verräter und Beleidiger der höchſten Majeſtät Hand anzulegen, und von Leben zum Tod hinzurichten, maßen ſie ſich auch mit körperlichem Jurament [Eid] zuſammen verbunden, ehender Leib und Leben bei dieſer äußerſten Gefahr zu laſſen, als von dieſer ihrer Reſolution abzuweichen. Des anderen Tages darauf, als den 25. Februar, hat Friedland vor Mittag mit Ihlow, Terzky und Kinsky Rat gehalten. Ungefähr aber um 10 Uhr hat Ihlow die vornehmſten drei, als den Obriſten Buttler, Gordon und Leslie zu ſich erfordert, und ihnen aus Befehl des Friedlands vorgehalten, wasgeſtalt des Haus Oeſterreichs Gebrauch wäre, ihre getreuen Diener etwann mit einem vergoldeten Schlüſſel, oder einem ſchönen Degen, oder mit einem krummen Roß zu compenſieren [entſchädigen], und im Fall, daß ſie einem eine Herrſchaft oder mehreres geben, ſei es ein Zeichen, daß er nicht lange mehr zu leben habe; denn darnach werden ſie ihm vergeben [vergiften], oder Urſach ſuchen, ihn um den Kopf zu bringen. Er, der General, habe alleweil Mittel geſuchet, die Armada [das Heer], welche ſo wohl gedienet, zu contentieren [zu befriedigen], welches die Urſach ſeiner Ungnad bei Hof ſei, verſpreche Ihnen aber allen dreien, dafern ſie bei ihm halten und einen Eid thun werden, des Kaiſers Befehl nicht mehr zu parieren, daß er ihnen nicht allein dasjenige, was Ihro Majeſtät ihnen ſchuldig, bezahlen, ſondern mit ſeinen eigenen Gütern und größeren Commendanten [Befehlshaberſtellen] im Kriegsweſen remuneriren wolle. Darauf ſie ihm geantwortet, daß ſie zwar Soldaten von Fortuna [Glücksſoldaten] wären und thäten dieſelbe annehmen, woher ſie auch komme, allein es ſtünde ihnen gleichwohl noch im Weg ihr juramentum [Fahneneid], welches ſie Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät geleiſtet hätten, und nicht ſo liederlich, als ehrliche Leute, hindann ſetzen könnten. Damit nun Ihlow ihnen dieſen scrupulum [Gewiſſenszweifel] benehmen mögte, hat er ihnen ferners vorgemachet, daß Friedland ihr General wäre, und weilen er ſie von dem Jurament, welches ſie anſtehend machte, abſolviere [losſpreche], als wären ſie damit Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät weiter nicht mehr verbunden. Entzwiſchen hat er, Friedland, alle Bürger allhier auf das Rathhaus erfordert, um ſelbige mit Bedrohung Schließens, Henkens, Prügelns und andere ſeine gewöhnlichen Anerbieten zu compelliren [anzutreiben], wider Ihre Kaiſerliche Majeſtät ihm zu ſchwören. Als nun vorbenannte drei Obriſten dieſes geſehen, ſind ſie wiederum zu Rat gangen, wasgeſtalt ſie ihre hiervorgeſchöpfte Reſolution zur Execution [Ausführung] bringen mögten, und weilen dabei gar leicht eine Meutenation [Aufruhr] zu beſorgen geweſen, als haben ſie für das beſte Mittel befunden, daß der Obriſtlieutenant Gordon dem Ihlow, Terzky, Kinsky und dem Rittmeiſter Neumann, welcher in dieſer Verräterei das Kanzleramt vertreten, zu ſich in die Burg auf den Abend zu Gaſt geladen. Gegen Abend ungefähr um 5 Uhr haben ſie ihre Vorhaben auch des Buttlers Obriſtwachtmeiſter Geraldin offenbaret, der ſelbiges nicht allein alſobald approbiert, und ſich darzu mit einem gleichmäßigen Jurament verbunden, ſondern auch offeriert, 6 tapfere Soldaten zu ordnen, welche dieſe Execution verrichten ſollten. Desgleichen haben ſie es aber eine Stunde hernach auch anderen drei Hauptleuten, Irländern von dem Buttleriſchen Regiment, und einem von den Terzkyſchen, Peſtolutzen genannt, um mehrerer Sicherheit wegen, entdecket, die ſich auch alle mit ihrem körperlichen Jurament darzu obligieret, und dieſelbige Nacht in der Burg die Wacht gehalten. Nachdem nun dieſes alles beſtellet geweſen, und die vier Eingeladenen um 6 Uhr in die Burg gekommen, und man zu Tiſch geſeſſen, ſeien auch 30 Buttleriſche Soldaten herbeigeführet, darunter die 6, welche die Execution thun ſollten, und mit Obriſtwachtmeiſter Geraldino zunächſt in eine Kammer, die übrigen aber für die zwei Thüren des Zimmers, darinnen die Mahlzeit geweſen geſtellet worden; bei welcher Mahlzeit ſich dann die Rebellen noch mehrers heraus gelaſſen, ſonderlich aber ihren Trunk auf des Friedländers Intention [Abſicht], des Friedländers, als nunmehro ſelbſt Herrn und nicht mehr General oder Dieners, Geſundheit angeſtellet. Nach aufgehobenen Speiſen, und als man das Confect aufgeſetzet, hat der Obriſtwachtmeiſter Leslie das Zeichen gegeben, die Aufzugbrücken zu ſperren, alle Schlüſſel zu den Thüren zu ſich ſelbſt genommen, und durch einen Jungen dem Geraldin ſagen laſſen, daß nunmehro keine Zeit zu verlieren. Darauf ſeien die 6 Soldaten durch die Thür zunächſt des Tiſches in das Zimmer hineingetreten und gerufen: Vivat Ferdinandus!, darauf ihre Degen gezucket, und die Rebellen alle niedergemacht. Auf dieſe vollbrachte Execution, ſo ungefähr zwiſchen 7 und 8 Uhr geſchehen, hat ſich der Leslie alſobald heraus in die Stadt auf den Platz gefüget, was derentwegen albereits für Reden wären, und wie ſolche Execution aufgenommen wurde; und weilen er befunden, daß die Wachen zu denen Wehren geloffen, wegen zweier Musqueten-Schuß, ſo auf den Leslie ſelbſten in der Burg von der Wacht allda beim Thor geſchehen, die vermeinet, daß er auch einer von den Rebellen ſeie, als hat er ihnen die fürgeweſte Prodition [den vorgehabten Verrat] und was derentwegen albereits in der Burg fürgegangen, auch was noch mit des Friedlands Perſon fürzunehmen, entdecket, und begehret, Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät nochmalen zu ſchwören, und mit Ihm in dieſer Sache zu halten, zu leben und zu ſterben, darin ſie alsbald conſentiert [eingewilligt]. Darauf er, Obriſtwachtmeiſter, die Stadtthor eröffnet, und 100 Dragoner von Buttler herein gelaſſen, hin und wieder in der Stadt zu reiten, darüber er, Buttler, mit ſeinem Obriſtwachtmeiſter Geraldin heraus kommen, und alsbald das vordere Thor gegen den Platz in des Friedlands Quartier occupieret, und das hintere mit 15 Soldaten beſetzet. Dieweilen aber der Ihlow über dem Eſſen vermeldet, daß der General inner 3 Tagen eine ſolche armadam werde zuſammen bringen, dergleichen er niemalen gehabt, und der Neumann geſagt: weilen Ihre Kaiſerliche Majeſtät die teutſche Freiheit alſo unterdrücken zu laſſen begehren, ſo verhoffe er für ſeinen Theil noch ſolche Revanche [Rache] zu haben, daß er eheſtens ſeine Hände in der Herren von Oeſterreich Blute waſchen wollte. Alſo iſt es bei voriger Reſolution, denſelbigen umzubringen, nochmalen verblieben, bevorab, weil auch der Feind ſchon gar nahe an der Hand geweſen, auf welches dann ein irländiſcher Capitän Deverour neben anderen 6 Hellebarden in des Friedländers Logement ſich begeben, auf der Stiege einen Pagen, welcher Lärmen machen wollen, maſſacrieret, dem Zimmer zugeeilet, in daſſelbe zwiſchen 9 und 10 Uhr mit Gewalt eingebrochen, der Friedland aber vom Bett, weilen er wegen des gehörten Tumults der Wache zurufen wollen, aufgeſtanden, und nahends bei dem Fenſter in bloßem Hemde ſtehen geblieben, welchen der Capitain mit dieſen Worten angeſchrieen: „Biſt du der Schelm, der des Kaiſers Volk zu dem Feinde überführen, und Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät die Krone von dem Haupt herunterreißen wollen, derowegen mußt du anjetzo ſterben.“ Doch aber noch was wenig zurückgehalten, ob vielleicht noch etwas reden würde, darauf der Friedland kein einziges Wort gemeldet, ſondern nur die Arme ausgeſpannt, den Stoß von dem Capitain mit der Partiſan vorn in die Bruſt empfangen, zu Boden gefallen und ſeinen Geiſt aufgegeben. (Auszug aus der in Eger aufbewahrten Chronik.)

Der Kurfürſt **Friedrich Wilhelm von Preußen an Richard Cromwell,** Protektor von England.

Dat. Hauptquartier zu Riepen, 28. Dez. 1658.

Daß England von der Zeit an, da der höchſte Gott die Lehre des Evangelii daſelbſt hat gnädiglich ausbreiten laſſen, alleweil der evangeliſchen und ſonderlich der reformirten Kirche in ihren ſchwereſten Widerwärtigkeiten und allerböſeſten Zeiten zu Hilf und Rettung kommen, ſolches iſt weltkundig, und erkennen es auch die franzöſiſche und niederländiſche Nationen mit dankbarem Gemüte, werden es auch nimmermehr zur Gnüge loben und rühmen können.

Nachdem Wir aber in ſolche Zeiten geraten, da in dieſen Orten der Evangeliſchen ſo geiſt- als weltlicher Zuſtand von Evangeliſchen ſelbſt turbiret und beunruhiget, auch faſt gar über einen Haufen geworfen wird, und dann wir bedacht ſind, wie ſo großem Unweſen abgeholfen werden möchte, ſo haben Wir nicht unbillig auf E. Hoh. reflektirt. Was für gute Affection und Zuneigung gegen die Evangeliſche und unter denen auch gegen Uns E. Hoh. Herr Vater (ganzer Titel) jederzeit getragen, ſolches iſt Uns durch deſſen Abgeſandteu zur Gnüge bezeuget worden, und zweifeln Wir gar nicht, E. Hoh. werden auch alſo geſinnet ſein.

Dannenhero Wir mit deſto beſſerer Zuverſicht bei dieſem allgemeinen Unheil mit E. Hoh. beides durch Unſern Geſandten, welchen Wir zu deroſelben abgeſchickt, deswegen zu handeln gut befunden und dann auch durch dieſes Unſer Schreiben (damit nicht etwa durch Verzug des Geſandten dem allgemeinen Beſten einiger Schade und Nachteil zuwachſe) Unſere Meinung zu erklären nötig geachtet.

Es iſt E. Hoh. nicht unbewußt, daß, als der jetzige König in Schweden vor 3 Jahren das Königreich Polen bekrieget, unter andern Vorwendungen auch dieſer Beſchönigung ſich gebrauchet, daß er nämlich das evangeliſche Weſen daſelbſt befördern wollte. Aber fürwahr, mit ſothanem böſen Fortgang, daß etliche hundert evangeliſche Kirchen in die Aſche geleget, unzählig viel evangeliſche Familien vertilget, die meiſten Verſammlungen zerſtöret und zerſtreut, und die Bekenner der göttlichen Wahrheit zu jedermänniglicheſ Haß und Verfolgung dargeſtellet worden: alſo und dergeſtalt, daß in denen Landen bei Menſchengedenken dem evangeliſchen Weſen niemalen größere Niederlage und Schaden zugefüget worden, und die Evangeliſchen unter der Katholiſchen Regiment niemals ein ſo Hartes ausgeſtanden und gelitten, als ſie unter dieſem ſchwediſchen Beförderer des evangeliſchen Weſens haben leiden und erfahren müſſen.

Nun iſt dieſes Unheil nicht nur in Polen allein verblieben, ſondern es hat der König von Schweden unter andern auch den Fürſten von Siebenbürgen mit eingeflochten und dadurch dieſen guten Herrn, der ſonſt einer von den größeſten Eiferern vor die evangeliſche Wahrheit iſt, in ſolches Unglück geſtürtzet, daß er ſeine herrliche Länder und die Unterthanen ihre Freiheit des Gewiſſens zu verlieren ſich annoch befahren müſſen.

Damit man aber handgreiflich ſehen möchte, daß man nicht den Himmel, ſondern die Welt, und durch Beherrſchung der Oſtſee man ſich auch der angränzenden Länder und Königreiche zu bemächtigen ſuche, ſo hat der König von Schweden wider gegebene Treu und Glauben, auch wider den von E. Hoh. Herrn Vatern vermittelten und beförderten Frieden, ohne eine vorhergehende Ankündigung (ſo doch ſonſten auch bei den Heiden gebräuchlich) den König von Dannemark von neuen überfallen (nämlich ein evangeliſcher Fürſt den andern), und zwar zu einer ſolchen unverſehenen und ungelegenen Zeit, da er von allen Mitteln beraubet geweſen und ſich dergleichen Unfall nimmermehr hätte träumen laſſen.

Dergleichen hohes aber trauriges Beiſpiel haben Wir auch an dem Herzoge von Curland erfahren müſſen; derſelbe iſt lutheriſch und eben derſelben Religion zugethan, deren ſich der König in Schweden auch rühmet und welche er einzig und allein in ſeinem Königreich zu dulden bei ſeiner Krönung geſchworen. Aber demungeachtet wird dennoch dieſer gute Herzog (nachdem er den Schweden ſo viel gutes erwieſen, daß er deswegen bei ſeinem Herrn, dem Könige in Polen, in Verdacht war, nachdem er ſich auch wegen der Neutralität richtig verglichen) hinterliſtiger Weiſe nebenſt ſeiner Gemahlin und ſieben fürſtlichen Kindern auf unerhörte Weiſe aus ſeinem Hauſe und Reſidenz geſtoſſen und alle ſämmtlich gefangen nach Riga weggeführet.

Aber gleichwie die Gleichförmigkeit in der Religion bei dem Könige von Schweden ſo viel nicht wirken kann, daß er ſeiner Glaubensgenoſſen ſchonete, wenn er ſiehet, daß ihre Länder und Vorteil ihme bequem und gelegen fallen; alſo treibet ihn auch der Eifergeiſt und Bitterkeit, die er gegen die Reformirten trägt, ſo ſehr, daß er ihnen in Glaubens- und geiſtlichen Sachen Geſetze vorzuſchreiben und ihnen Gewalt anzuthun kein Bedenken träget. Deſſen haben Wir ein augenſcheinlich Exempel an Elbingen, weſſen Wir Uns um ſo viel deſto lieber gebrauchen, weil es in England nicht unbewußt ſein kann. Daſelbſten hatten unter einem katholiſchen Könige die Reformirten mit den Lutheriſchen zuſammen ein freies und friedliches Exercitium religionis [Religionsübung]. Jetzo iſt ein lutheriſcher Inſpector oder Gewiſſenspeiniger beſtellet, bei deme diejenigen, ſo Kirchendiener ſein wollen, ihre Confeſſion ablegen und ihm in geiſtlichen Sachen auf eine daſelbſt ganz neue Manier gehorſamen müſſen, wodurch dann dem Rat ſelbiger Stadt ſein Recht, welches ihm hierunter zuſtund, benommen. So iſt auch die h. Communion nach der reformirten Kirchen Ceremonien niemandem als den Engländern und zwar nur in einem Privathauſe zu verrichten vergönnet, und iſt im übrigen die Bitterkeit wider die Reformirten ſo groß, daß auch die Pſalmen Davids, welche viel Jahr lang in ſelbigen Kirchen geſungen worden, deren ſich auch billig alle Chriſten gebrauchen und ihnen dieſelben recommandiret ſein laſſen ſollten, ganz und gar abgeſchaffet, alſo daß nicht allein Menſchen ſondern auch Gott geſchimpfet werden müſſen.

Wann wir nun dieſes alles wohl erwogen, können Wir nimmermehr glauben, daß E. Hoh. denen Schweden, wie ſie ſich berühmen, Hilfe leiſten und ihnen zu ihrem Vorhaben beförderlich ſein werden, als welche mit ſothaner Gewalt und ſo großer Ungerechtigkeit um ſich greifen, und ſowol ihre eigene als auch andere Macht zu unwiederbringlichem Schaden und Schmach der chriſtlichen Kirchen und dann den allgemeinen Frieden und Ruhe zu betrüben anwenden.

Es gebrauchen ſich zwar dieſe ärgſte Religionsfeinde annoch des Deckmantels der Religion, vorwendende, daß ſie mit Katholiſchen, und zwar den Oeſterreichiſchen zu thun, als welche nach denen an der Oſtſee gelegenen Hafen trachteten; auch verläſtern ſie Uns, daß Wir Bündniſſe mit Katholiſchen gegen die Evangeliſchen gemachet. Aber es iſt bekannt, daß der Krieg zwiſchen Dänen und Schweden, beiderſeits Evangeliſchen, geführet wird; und indem die Kaiſ. Maj. nicht zuläßet, ſondern durch Ihre Völker verhindert, damit die Schweden das Herzogthum Holſtein, als ein unſtreitig Glied des Röm. Reichs, dem König in Dänemark und Ihr ſelbſten, als dem Oberhaupte nicht entziehen oder abnehmen, ſo thun ja höchſtged. J. Kaiſ. Maj. hierunter nichts anders, als was einem chriſtlichen Kaiſer gebühret, und wenn Sie es nicht thäten, ſo unterließzen Sie Ihre Schuldigkeit und ſtünden Ihrem von Gott aufgetragenen Amte nicht recht für. Wann aber Wir hierinnen deroſelben auch Beiſtand leiſten, als ein Glied ſeinem Oberhaupte zu Verteidigung ſeines Mitgliedes, ſo thun Wir ja nichts anders, denn Unſere Pflicht erfordert, welche Wir nicht unterlaſſen dürfen, wo Wir nicht die Nachrede haben wollen, als hätten Wir Unſer geliebtes Vaterland in ſeinen Nöthen verlaſſen. Gewißlich haben weder die Oeſterreichiſche noch auch Wir hierunter einig anderes Abſehen noch Intereſſe; und da gleich das Haus Oeſterreich mit andern Königreichen, Fürſtentümern und Regimentern in einigen Streitigkeiten begriffen, ſo hat doch ſolches mit dieſer Sache nichts zu thun, und gehet das Röm. Reich oder desſelben Oberhaupt nichts an. Würde derhalben unbillig ſein, wenn man ein chriſtliches, ehrliches und notwendiges Vorhaben hemmen und hintertreiben wollte.

Die Seehafen belangend, fehlt es ſo weit, daß J. Kaiſ. Maj. dieſelbe jemand nehmen wollten, daß Sie auch nicht einer Hand Breite von denen Ländern Ihr zuzueignen begehreu. Sie haben Ihre Völker deswegen geſchickt, daß ſie dem rechten Herrn das ſeinige wieder erwerben ſollen; ſo gar weit mangelt es, daß Sie weder an Gütern noch andern Nützungen jemandem das geringſte entziehen wollten; daß auch ſolches an der Inſul Alſen kann bewieſen werden, daß man nicht alsbald dem Könige von Dännemark davon Nachricht gegeben, daß er ſolche ſelbſt in Defenſion nehmen und die Feſtungen nebenſt den Hafen, als welche den allerbeſten und bequemſten Oertern in der ganzen Oſtſee zu vergleichen, mit däniſchen Völkern beſetzen möchte.

Und was darf man viel Worte machen! Laßt Uns die Sache ſelbſt beſchauen: der König von Schweden gebe wieder, was er andern mit Gewalt und Unrecht angenommen; er erſetze Uns und andern die verurſachte Schaden und Unkoſten; er thue Verſicherung, daß er künftig niemanden überfallen wolle, wie er den Polen, Dänen und nun neulich den Curländern gethan; ſo wollen Wir hinwiederum Verſicherung thun, daß weder in eines andern Ländern, noch in fremden Seehafen kein Kriegsvolk, weder der Kaiſerlichen, noch der Alliirten ſollte gefunden werden.

So hat man ſich auch von dieſer Seiten keiner Schwierigkeit oder Gefahr des freien Handels und Wandels zu befürchten; dann Uns am meiſten daran gelegen, daß ſelbige frei ſein und ihr Wachstum haben; und ſehen Wir gar nicht, wie ſolches füglicher geſchehen könnte, als daß alles in vorigen Stand, wie es vor der däniſchen Unruhe geweſen, geſetzet werde, wohin Wir Uns auch einig und allein bemühen wollen.

Wie können Uns aber die Schweden aufrücken, daß Wir mit den Katholiſchen Uns in Bündniſſe eingelaſſen, da ſie doch ſelber mit den Franzoſen Bündniſſe gemacht, es wäre denn, daß ſie Franzoſen für Ketzer hielten, die ſie nicht ſein wollen!

Und was müſſen doch diejenigen vor ein Evangelium haben, welche, ob ſie ſchon der Katholiſchen Fegfeuer (von welchem wir durch Gottes Gnade wiſſen, daß es niemandem ſchaden werde) beſtreiten, dennoch in der chriſtlichen Kirchen nichts als einen Schlamm und Abgrund voller unmenſchlicher Ungerechtigkeit und grauſamen Tyrannei den Gliedern Chriſti über den Hals ziehen! Was müſſen diejenige für ein Evangelium haben, welche mit Feuer und Schwert Polen, Dänemark und nicht ein geringes Teil von Deutſchland verwüſtet, wo nicht gar um und umgekehret haben, und indem ſie die Katholiſchen, ſo da die gute Werke als nötig zur Seligkeit erfordern, verdammen, ſelbſten alſo leben und handeln, als wenn man mit nichts als mit grauſamen Sünden und Laſtern den Himmel und die ewige Seligkeit erwerben könnte! Was müſſen diejenigen Chriſtliches in ihrem Herzen haben, ſo da verurſachen, daß die Heiden, die ſo feſte über Treu und Glauben halten, nicht ohne geringe [sic] Beſchimpfung und Schmach des chriſtlichen Namens uns vorwerfen müſſen, daß die Treuloſigkeit nur allein bei den Chriſten zu finden ſei!

Weil dem nun alſo iſt, ſo erſuchen Wir E. Hoh. wegen der Ehre Gottes, der chriſtlichen Kirchen Wohlfahrt, der Liebe zur Gerechtigkeit und um der gemeinen Religion willen, daß wenn Sie von dem Könige von Schweden zur Hülfeleiſtung angerufen werden, Sie desſelben Thaten anſchauen, itztbeſagte hohe Obteſtation bei Ihr gelten laſſen und vielmehr den Unterdrückten als dem Unterdrücker zu Hülfe kommen wollen. Und gleichwie E. Hoh. dem höchſten Gott nichts wolgefälligeres als obbemeltes werden thun können, alſo werden auch Wir, nebſt allen der chriſtlichen Wohlfahrt Liebhabern, E. Hoh. allezeit höchlich deswegen verbunden ſein und verbleiben, die Wir im übrigen dem gn. [gnädigen] Schutz des Höchſten treulich empfehlen.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt,

an die Generalſtaaten von Holland.

[Mahnung, nachdem Schweden den Haager Traktat zurückgewieſen.]

Wir zweifeln nicht, E. H. M. [Eure Hoch=Mögenden] werden aus Unſeren vom 26. Mai und 26. Juli an Sie abgelaſſenen Schreiben, wie auch von Unſeren im Haage beſtehenden Geſandten Unſere bei gegenwärtigen Zeitläufen mit denen vorhabenden Sonderverträgen wohlmeinende Gedanken genugſam vernommen haben. Wiewohl Uns nun vorgekommen, als ſei es von E. H. M. ungleich aufgenommen worden, daß Wir die vorgeweſene Traktaten nicht als das rechte Mittel urteilen wollen, wodurch ein beſtändiger Friede zwiſchen den nordiſchen Kronen und was davon abhängt, erhalten werden könnte, ſo halten wir Uns dennoch verſichert, daß E. H. M. keine andere Opinion [Meinung] von uns haben können, denn daß Wir, der zwiſchen Uns ſo feſt verbundenen getreuen aufrechten Freundſchaft nach, nichts anders, als was ſich in der Wahrheit alſo verhält und auf gutem Untergrund beruhet, vorſtellen werden, und wiſſen gar wohl, woher dergleichen Erläuterungen herrühren; wie denn E. H. M. nunmehr in der That werden erfahren haben, daß Unſere wegen der daſelbſt ſtattgehabten Traktaten gethanen Erinnerungen nicht ohne Grund geweſen und aus treuer nachbarlicher Freundſchaft hergefloſſen ſind; indem E. H. M. zweifelfrei nunmehr bekannt gemacht ſein wird, daß der König von Schweden an nichts anderes, als an einen Frieden (ungeachtet derſelbe aufs allervorteilhafteſte vor ihm bedungen) denkt, im Fall nicht alles zugleich darunter begriffen, was zu einer vollſtändigen Oberherrſchaft gehört.

Dann ob zwar auch von glaubwürdigen Perſonen anhero [hieher] berichtet worden, welchergeſtalt hochgedachter König von Schweden E. H. M. Geſandten wider aller Völker Recht gar ſchimpflich und indigne traktieret [unwürdig behandelt], auch ſich gegen dieſelbe gewaltthätiger Bedrohungen vernehmen laſſen, ſo können Wir doch nimmermehr glauben, daß derſelbe ſich ſo weit ſollte haben emportieren [hinreißen] laſſen, einen ſo mächtigen Staat, der nun bei einem ganzen Saeculo [Jahrhundert] ſo viel glorwürdigſte Thaten gethan und ihre Reputation [Anſehen] aufs höchſte gebracht, ſolches auch um die Kron Schweden, zumal bei dieſem letzten Haagiſchen Traktat, gar nicht meritieret [verdienet], dergeſtalt zu laceſſieren und zu offendieren [zu reizen und zu beleidigen]. Allein dieſen iſt gar gewiß, daß er die von E. H. M. offerierten Traktaten, wobei ſich doch niemand beſſer als die Krone Schweden würde befunden haben, ſo ganz plat refuſieret, [glatt abweiſet], daß keine Gedanken mehr darauf zu machen.

Erſuchen demnach E. H. M. freundnachbarlich, Sie wollen nicht allein zu Conſervirung [Erhaltung] Ihrer hohen Reputation, ſondern auch zu Maintenirung [Erhaltung] ihres eigenen Intereſſes eine ſolche Reſolution [Entſchluß] ergreifen, damit dero koſtbare Flotten nicht länger müßig liegen, ſondern das Werk nunmehr mit Ernſt und Nachdruck angreifen mögen.

E. H. M. werden hierin ſo viel weniger Bedenken tragen, weil Sie auch vermöge des Haagiſchen Traktats ſich dazu verbunden, auch ſowohl dem Könige von Dänemark als Uns dieſe Verſicherung gegeben, daß, ſobald nur der König von Schweden dieſe Friedenshandlung ausſchlagen würde, ſie zu wirklicher Aktion und Rettung des höchſtged. Königs von Dänemark treten wollten.

E. H. M. wollen ſich verſichert halten, daß Sie auf dieſe Weiſe den ſo hochmütigen und von allen Alliierten [Verbündeten] höchſt deſiderierten [verlangten] und gewünſchten allgemeinen Frieden, vermittels göttlicher Gnade und Beiſtand, einzig und allein befördern und vermitteln werden.

(B. Erdmannsdörffer, „Urkunden z. Geſch. des Kurf. Friedr. Wilh. v. Brandenburg“.)

Nach der durch Ludwig XIV. im Jahr 1685 vollzogenen Aufhebung des Ediktes von Nantes wurden die Proteſtanten in Frankreich hart verfolgt und ſollten unter anderm durch Einlagerung von Soldaten (Dragonern) gezwungen werden, zur katholiſchen Kirche überzutreten. Viele flohen und fanden bei Friedrich Wilhelm eine Zufluchtſtätte.

Des Kurfürſten Wohlwollen für die Geretteten trug viel zu deren günſtiger Stellung in der Geſellſchaft bei. Er empfing jedes Mal die Neuankommenden und gab ihnen Audienz. Bei ſolchen Gelegenheiten erfuhren denn auch die Berliner von den Greueln, welche die Schergen des franzöſiſchen Königs gegen die Flüchtenden verübten, und wegen dieſer harten Verfolgungen geriet eines Tages der Kurfürſt, nachdem er wiederum die Berichte eines neuangelangten Trupps vernommen, in ſo heftigen Streit mit dem franzöſiſchen Geſandten, Herrn von Rebenac, daß es nur der Beſonnenheit des letzteren zuzuſchreiben war, daß die ganze Sache nicht zu den ſchlimmſten Folgen führte. Denn der Kurfürſt hatte gegen Ludwig XIV. harte Beleidigungen ausgeſprochen und dem Geſandten den Auftrag gegeben, „jene ſeine Worte dem Könige von Frankreich zu melden“. Rebenac aber, der des Kurfürſten Heftigkeit kannte, erwiderte, „er wolle noch 24 Stunden warten“. Nach Verlauf einer halben Stunde kam der Kurfürſt beruhigter zu dem Geſandten, reichte ihm die Hand und ſagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Gelaſſenheit. Sie ſind viel gemäßigter als ich. Halten Sie meiner Lebhaftigkeit etwas zu gute.“

Den erſten Gottesdienſt hielten die Refugiés [Flüchtlinge] in den Vorzimmern des Oberſtallmeiſters von Pöllnitz ab, der, damals noch Miniſter, das franzöſiſche Departement unter ſich hatte. Später erhielten ſie die Schloßkapelle angewieſen, durften dann nach Beendigung des deutſchen Gottesdienſtes im Dome Kirche halten und wurden ſpäter, unter Friedrich I., mit verſchiedenen Kirchen beſchenkt.

Daß Ludwig XIV. über dieſe Aufnahme und Begünſtigung ſeiner flüchtigen Unterthanen, welche er obenein für ſeine Feinde hielt, ſehr ungehalten war und bald in den bekannten „königlichen Zorn“ geriet, bedarf keiner Verſicherung. Er erließ ein Schreiben an den Kurfürſten, in welchem er ſagte, daß bei fortdauernder Begünſtigung der Refugiés Frankreich aufhören werde, die Hilfsgelder zu zahlen, und betonte, daß er ſelbſt ſich niemals um die Angelegenheiten der Katholiken in Brandenburg gekümmert, der Kurfürſt möge ſich deshalb nicht als einen Protektor [Beſchützer] der Proteſtanten anderer Länder betrachten. Der König habe mit Unwillen in dem vom Kurfürſten erlaſſenen Edikte das Wort „Verfolgung“ geleſen; es ſcheine, als ob der Kurfürſt einen Verſuch machen wolle, das franzöſiſche Bündnis zu brechen, um auf Seite des Kaiſers zu treten, er werde aber alle Urſache haben, dergleichen Schritte zu bereuen.

Hierauf erwiderte Friedrich Wilhelm in ſehr würdigem Tone, daß kein auswärtiges Verhältnis ihn hindern könne, in ſeinen Staaten zu verfügen, was er für gut halte. Was den Ausdruck „Verfolgung“ anbetreffe, ſo wiſſe er nicht, wie man jene „Dragonaden“ anders nennen ſolle, den Raub der Kinder von ihren Eltern, Galeerenſtrafen, Morde und ſelbſt Gräberentweihungen. Uebrigens habe ſein Edikt keineswegs die Abſicht, die Bürger Frankreichs von dem Gehorſam zu entbinden, den ſie dem Könige ſchuldig ſeien, ſondern lediglich denen, welche bereits die Grenzen des Reiches überſchritten, eine Freiſtätte in ſeinen Staaten anzubieten. Bezüglich der Hilfsgelder ſei ihm keineswegs das zu teil geworden, was man ihm verſprochen, und er ſei nicht gewillt, „Ehre und Reputation [guten Ruf] ſowie die ihm zukommende Staatsraiſon [Staatsklugheit] für Geld zu verkaufen.“

Ludwig hielt es ebenſowenig als der Kurfürſt für geraten, das Bündnis offen zu brechen, aber die herrſchende Mißſtimmung machte ſich durch allerlei Verfügungen Luft. So wurde in Paris verboten, dem proteſtantiſchen Gottesdienſte ſelbſt im Hauſe des brandenburgiſchen Geſandten beizuwohnen, wogegen der Kurfürſt wiederum verbot, den katholiſchen Gottesdienſt in Berlin beim franzöſiſchen Geſandten zu beſuchen.

(Hiltl, „Der Große Kurfürſt“.)

Gebet des Großen Kurfürſten.

Nach ſeiner eigenhändigen Niederſchrift.

„O Almechtiger Herr Herr, Alle Deine ſtraffen und Zügtigungen ſo ich von Deiner Vatterlichen handt empfange, ſeindt nur alle Zeichen Deiner gnaden, gegen mich, den [denn] ein Vatter ſo ſein Kindt liebet, züchtiget ſelbiges, Verlei[h] mir die gnadt da [daß] ich ſie auch alſo erkenne undt aufnehme, das Du dadurch recht Dein Vatterliches hertze gegen mich erweißeſt und mich prüffeſt, auf das ich mich ahn Dich deſto feſter in inbrünſtiger liebe Vertrauen und Hoffnung zu Volführung Deines heilligen Willens halte, undt gewis des Ewigen lebens undt Seligkeitt verſichert ſein, undt in Ewigkeitt geni[e]ßen mo[ö]ge. Amen.“

Die Schlacht von Fehrbellin, 28. Juni 1675.

Brief des Großen Kurfürſten an den Prinzen von Anhalt zu Berlin, am Abend der Schlacht bei Fehrbellin. — Durchlauchtigſter Fürſt, hochgeehrter Herr Vetter, Schwager undt Gevatter. Ew. Liebden thu Ich hirmitt zu wiſſen, da[ß] Ich heutte gegen 8. ahn den feindt gekommen, da Ich ſelbigen in voller Bataille [Schlachtordnung] gefunden, welcher Sich ahn ſeinem lincken Flügell ahn einem Dorffe geſetzet, undt groß avantage [Vorteil] gehatt, worauf ich resolviret [entſchloſſen] habe, den Feindt welcher auff mich loßgegangen, anzugreiffen, da es dann ein ſehr harttes gefecht gegeben, es hatt aber der höchſte Gott mir die genahde gethan, daß Wir denſelben außer Felde geſchlagen, welcher Sich aber wegen des Moraſtes mitt ſeiner Infanterie bis in Verrbellin reteriret [zurückgezogen], undt weill er 8 Brigaden zu Fuße gehatt, haben theils meine reutter nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquiriren [unterſuchen] laſſen, undt ſelbigen den Prozeß machen laſſen werde, 8 Fahnen 2 estandarden [Reiterfahnen] und eint ſtück [Geſchütz] hab ich bekommen, was für gefangene weiß ich noch nicht weill wenig quarttier gegeben worden. Der Feindt hatt viell Volck und fürnehme officir verlohren, man ſagt das Wolmer [Waldemar] Frangell [Wrangel], Wittenberger, wie auch der Obriſter (? unleſerlich) Wachtmeiſter und ſein Bruder ſein geblieben; wo der Feindt die Brücke nicht dieße nacht macht, gehe Ich auff Cremmen, wo ſelbiger aber ferttig, werde Ich es noch eins mitt Ihm wagen, Gott gebe [da]zu glück. In deſſen gnedigen ſchutz dieſelben Ich hiemitt befelle, undt verbleibe Allzeit Ew. Liebden Dienſtwilliger Vetter Schwager undt Gevatter. Linum, den 18. Juny Aº 1675.

Der Große Kurfürſt und die Schlacht bei Fehrbellin. (1675.) — Was vor frolocken über dieſe Victori in- und auſſerhalb Teutſchlands entſtunde, und wie dadurch die Veneration [Verehrung] und estime [Wertſchätzung], ſo man vor Sr. Churfürſtl. D.[urchlaucht] hatte, vermehret, auch die devotion [Unterwürfigkeit] und Liebe, ſo dero Unterthanen und Lande deroſelben zutrugen, vergröſſert wurde, ſtehet nicht zu beſchreiben. Viel tauſend weyneten darob vor Freuden und küſſeten abweſend den Arm dieſes Helden, der ſo tapffer ſtreiten lernen. Kriegs-Verſtändige betrachteten die unterſchiedene Actiones [Unternehmungen] jedweder rencontre [Zuſammenſtoß] und wunderten ſich bald über die Vorſichtigkeit, derer man ſich bey der Ankunft zu Magdeburg bedienet; bald über die Verſchwiegenheit, ſo bey dem Deſſein [Plan] auff Rathenau und execution deſſelben in obacht genommen worden; bald über die Klugheit, daß, umb den Feind zertheilet zu halten, auch ihme den Rückzug ſchwer zu machen, man alle Brücken und Paſſagen abwerffen und ruiniren laſſen; bald über die resolution [Entſchloſſenheit] und Valour [Tapferkeit] ſelbſt, daß man ohne Einzige Hülff dero Allirten und bloß mit der einen fernen Weg gebrachten und alſo ermatteten Cavallerie eine geruhete Armee, die in ihrer Avantage [Vorteil] und in Bataille [Schlachtordnung] geſtellet, von ſo viel alten Trouppen, die mehr als jetzmals Teutſchland in Schrecken bracht hatte, beſtunde, auch von einem der berühmteſten Generalen in der Welt, dem Feldherrn Wrangeln commandiret wurden, angegriffen und in wenig Tagen auß dem Lande nach Ihre Gräntzen gejaget; und bekenneten alle, daß, wie dieſe Action [Unternehmung] voller Wunder, alſo der Triumph unvergleichlich und deſto vollkommener wäre. Ihre R. K.M. [Römiſch. Kaiſ. Maj.], welcher S. Churfl. D. durch dero Cammer-Juncker, den von Ruck, von der gantzen Action Nachricht geben lieſſen, hatten ſich ſelbſten darob recht hertzlich erfreuet, ein Danck-Feſt in dero Burg angeſtellet und Se. Churfl. D. hingegen beglückwünſchet, nur daß ſie mit wehemüthiger Paſſion [Mitgefühl] beklaget, daß S. Churf. D. dero Perſon ſo wenig dabey geſchonet, dieſelbe freund- Oheim- und Väterlich erſuchend, ſie wolten ſolche in mehrere Obacht nehmen in Erwegung, wie hoch ſo wol J. Käyſ. M., als dem gantzen Röm. Reich an ſelbiger und deren Conservation [Erhaltung] gelegen.

Ihre Kön. Maj. in Dännemarck, die Herrn Staaten, denen durch den Obr. Brucktorf und Cammer-Junker Buch die Action notificiret wurde, die Herrn Hertzoge von Zell, Wolffenbüttel und Oſnabrück, auch andere Sr. Churf. D. zugethane Häuſer hatten nicht minder dero Glückwünſchungen darüber gegen Se. Churfl. D. abgeleget und hatten auch bei dero Armeen (wie auch von Montecuculi den 16. Julii unweit Straßburg geſchahe) auß allem Gewehr Freuden-Schüſſe thun laſſen; kurtz es ſchiene, als wären die Herrn Allirte durch dieſe action angefriſchet worden, ein gleichmäſſiges zu thun, wie ihnen dann der Höchſte Gott ebenfalls die Gnade gabe, daß bald darauf die Käyſ. Armee die Franzöſiſche über den Rhein zurück trieben, wobey dieſelbe viel Volcks, auch ihren groſſen Generaln, den Turenne, verloren [in der Schlacht bei Saßbach 27. Juli 1675], die Lüneburgiſche aber an der Saar den Franzöſiſchen General Crecqui totaliter [gänzlich] auß dem Felde ſchlugen und darauf die Stadt Trier wieder eroberten. . . .

Zum ſtetswährenden Andencken der Fehrbelliniſchen action lieſſen Se. Churfl. D. eine Medaille pregen, auf deren rechten Seite ſie zu Pferde, unter welchem die Schlacht repræsentiret [dargeſtellt] wurde, ſaſſen, mit den Worten: „Ob subditos servatos“; auf der andern Seiten aber dieſe Schrift zu leſen war: Justum suecorum exercitum Marchiam Pomeraniamque, dum Ipse alibi oppressis adest, vastantem prope Fehrbellinum die 18. Junii Anno 1675 nactus, solo cum equitatu suo, imò verò solâ Dei ope fretus, cædit, fundit, septimestres prædones, septum diebus terris suis ejicit; In Teutſch lautend: „Der Schweden vollſtändiges Kriegs-Heer, welches, als der Churfürſt andern Unterdruckten aufzuhelffen ferne auſſer Lande war, ſo wohl die Pommeriſche, als Märckiſche Lande verheerete, erhaſchete derſelbe den 18. Junii im Jahr 1675 bey Fehrbellin mit ſeiner Reuterey zwar nur alleine, jedoch vornehmlich auff die Hülfe ſeines Gottes ſich verlaſſend, ſchlägt und verjaget er in ſieben Tagen die ſieben monatlichen Räuber auß dem Lande.“

In allen dero Ländern aber lieſſen ſie an einem, dazu den 8 Julii solenniter angeſetzten Tag Gott dem Herrn nochmaln vor den verliehenen Sieg dancken, da dann unter andern Freuden-Bezeugungen, ſo von denen Regierungen in Preuſſen, Hinter-Pommern, Cleve ꝛc„ wie auch von denen Churfl. Geſandten an den Höfen, wo ſie ſich befunden, geſchahe, in der Reſidentz zu Cölln an der Spree Abends die Stücke von den Wällen loßgebrennet, ein ſtatliches Feuer-Werck angezündet und dabey unter dem Schall der Trompetten und Paucken die von den Schweden eroberte ſechs Stücke zu öfftern machlen abgefertiget wurden.

(Nach dem Wortlaute aus dem „Theatrum Europæum“, 1682.)

Fehrbellin.

Von J. Minding.

Herr Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der große Kriegesheld,
Seht, wie er auf dem Schimmel vor den Geſchützen hält;
Das war ein raſches Reiten vom Rhein bis an den Rhin,
Das war ein heißes Streiten am Tag von Fehrbellin.
Wollt ihr, ihr trotz'gen Schweden, noch mehr vom deutſchen Land?
Was tragt ihr in die Marken den wüt'gen Kriegesbrand?
Herr Ludwig von der Seine, der hat euch aufgehetzt,
Daß Deutſchland von der Peene zum Elſaß werd' zerfetzt.
Doch nein, Graf Guſtav Wrangel, hier ſteh nun einmal ſtill,
Dort kommt Herr Friedrich Wilhelm, der mit dir reden will.
Geſellſchaft aller Arten bringt er im raſchen Ritt
Samt Fahnen und Standarten zur Unterhaltung mit.
Nun ſeht ihn auf dem Schimmel, ein Kriegsgott iſt es, traun!
Den Boden dort zum Tanze will er genau beſchau'n.
Und unter ſeinen Treuen, da reitet hintenan
Zuletzt, doch nicht aus Scheuen, Stallmeiſter Froben an.
Und wie Herr Wrangel drüben den Schimmel nun erblickt,
Ruft er den Kanonieren: „Ihr Kinder, zielt geſchickt!
Der auf dem Schimmel ſitzet, der große Kurfürſt iſt's,
Nun donnert und nun blitzet; auf wen's geſchieht, ihr wißt's.“
Die donnern und die blitzen und zielen wohl nichts Schlecht's,
Und um den Herren fallen die Seinen links und rechts;
Dem Derflinger, dem Alten, faſt wird es ihm zu warm,
Er iſt kein Freund vom Halten mit dem Gewehr im Arm.
Und dicht und immer dichter ſchlägt in die Heeresreih'n
Dort in des Schimmels Nähe der Kugelregen ein.
„Um Gott, Herr Kurfürſt, weiche!“ Der Kurfürſt hört es nicht,
Es ſchaut ſein Blick, der gleiche, dem Feind ins Angeſicht.
Der Schimmel mocht' es ahnen, wem dieſes Feuer gilt,
Er ſteigt und ſchäumt im Zügel, er hebt ſich ſcheu und wild,
Die Herren alle bangen, doch ihm ſagt's keiner an;
Wär' doch nicht rückwärs gangen, der fürſtlich-große Mann.
O Preußen, damals wägte auf eines Auges Blick,
Auf eines Zolles Breite ſich furchtbar dein Geſchick;
O Zollern, deine Krone, o Friederich, dein Ruhm,
Hier galt's im Ahn dem Sohne, im Hut dem Königtum.
Da reitet zu dem Fürſten Emanuel Froben her:
„Herr Kurfürſt, Euer Schimmel, er ſcheut ſich vor'm Gewehr,
Das Tier zeigt ſeine Launen, Ihr bringt's nicht ins Gefecht,
So nehmt nur meinen Braunen, ich reit's indes zurecht.“
Der Herr ſchaut ihm herüber: „Es iſt mein Lieblingsroß;
Doch das verſtehſt du beſſer, ſo reit es nur zum Troß.“
Sie wechſeln ſtill; dann ſprenget raſch, ohne Gruß und Wort,
Den Zügel lang verhänget, der edle Froben fort.
Und weit von ſeinem Herren hält er zu Roſſe nun,
Für wenig Augenblicke ſcheint das Geſchütz zu ruhn,
Der Kurfürſt ſelber ſinnet, warum es jetzt verſtummt,
Und „Wacker war's geminnet“, der alte Derfling brummt.
Da plötzlich donnert's wieder gewaltig übers Feld,
Doch nur nach einem Punkte ward das Geſchütz geſtellt,
Hochauf der Schimmel ſetzet, Herr Froben ſinkt zum Sand,
Und Roß und Reiter netzet mit ſeinem Blut das Land.
Die Ritter alle ſchauen gar ernſt und treu hinein.
O Froben dort am Boden, wie glänzt dein Ruhmesſchein!
Der Kurfürſt ruft nur leiſe: „Ha! war das ſo gemeint?“
Und dann nach Feldherrnweiſe: „Nun vorwärts in den Feind!“

Der Choral von Leuthen.

Von H. Beſſer.

Geſiegt hat Friedrichs kleine Schar. Raſch über Berg und Thal
Von dannen zog das Kaiſerheer im Abendſonnenſtrahl;
Die Preußen ſtehn auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht;
Des Tages Schreckenswerke rings umſchleiert mild die Nacht.
Doch dunkel iſt's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht,
Die goldnen Sterne ziehn herauf wie Sand am Meer ſo dicht,
Sie ſtrahlen ſo beſonders heut', ſo feſtlich hehr ihr Lauf;
Es iſt, als wollten ſagen ſie: „Ihr Sieger, blicket auf!"
Und nicht umſonſt. Der Preuße fühlt's: es war ein großer Tag.
Drum ſtill im ganzen Lager iſt's, nicht Jubel noch Gelag;
So ſtill, ſo ernſt die Krieger all', kein Lachen und kein Spott —
Auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!"
Der Alte, dem's mit Macht entquoll, ſingt's fort, doch nicht allein:
Kam'raden um ihn her im Kreis, gleich ſtimmen ſie mit ein;
Die Nachbarn treten zu; er wächſt lawinengleich, der Chor,
Und voller, immer voller ſteigt der Lobgeſang empor.
Aus allen Zelten ſtrömt's, es reiht ſich ſingend Schar an Schar,
Einfallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Huſar;
Auch Muſika will feiern nicht, zu reiner Harmonie
Lenkt Horn, Hobo' und Klarinett' die heil'ge Melodie.
Und ſtärker noch und lauter noch, es ſchwillt der Strom zum Meer,
Am Ende wie aus einem Mund ſingt rings das ganze Heer.
Im Echo donnernd wiederhallt's das aufgeweckte Thal:
Wie hundert Orgeln brauſt hinan zum Himmel der Choral.

Ode an die preußiſche Armee.

Von Chriſtian Ewald v. Kleiſt (1715—1759.)

Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die gold'nen Flügel ſchwingt,
O Heer! bereit zum Siegen oder Sterben.
Sieh'! Feinde, deren Laſt die Hügel faſt verſinken,
Den Erdkreis beben macht,
Zieh'n gegen dich und droh'n mit Qual und ew'ger Nacht:
Das Waſſer fehlt, wo ihre Roſſe trinken.
Der dürre ſcheele Neid treibt niederträcht'ge Scharen
Aus Weſt und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen ſpei'n, ſo wie des Oſt's, Barbaren
Und Ungeheuer, dich zu verſchlingen aus.

Verdopp'le deinen Mut! Der Feinde wilde Fluten
Hemmt Friedrich und dein ſtarker Arm;
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm.
Sie blitzt durch dich auf ihn, und ſeine Rücken bluten.

Die Nachwelt wird auf dich als auf ein Muſter ſehen;
Die künft'gen Helden ehren dich,
Zieh'n dich den Römern vor, dem Cäſar Friederich,
Und Böhmens Felſen ſind dir ewige Trophäen.

Nur ſchone, wie bisher, im Lauf von großen Thaten
Den Landmann, der dein Feind nicht iſt!
Hilf ſeiner Not, wenn du von Not entfernet biſt!
Das Rauben überlaß den Feigen und Kroaten.

Ich ſeh', ich ſeh' ſchon — — freut euch, o Preußens Freunde
Die Tage deines Ruhms ſich nah'n.
In Ungewittern zieh'n die Wilden ſtolz heran:
Doch Friedrich winket dir, wo ſind ſie nun, die Feinde?

Du eileſt ihnen nach, und drückſt mit ſchweren Eiſen
Den Tod tief ihren Schädeln ein,
Und kehrſt voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreu'n,
Die jauchzend dich empfah'n und ihre Retter preiſen.

Auch ich, ich werde noch, — — vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden zieh'n.
Ich ſeh' dich, ſtolzer Feind! den kleinen Haufen flieh'n
Und find' Ehr' und Tod[1] im raſenden Getümmel.

Anmerkung: 1) Des Dichters Geſicht fand Erfüllung in der Schlacht von Kunersdorf. Als Kleiſt an der Spitze ſeines Bataillons drei feindliche Batterien genommen hatte und die vierte ſtürmte, wurde er an der rechten Hand verwundet; unentwegt nahm er den Degen in die Linke und ſtürmte vorwärts. Nun aber zerſchmetterte ihm eine Kanonenkugel das rechte Bein und warf ihn zu Boden. Er wurde aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt und ſo ſeinem Schickſale überlaſſen. Plündernde Koſaken riſſen ihm alles vom Leibe, ſelbſt das blutige Hemd, und ließen ihn nackt im Moraſt liegen. Sein Zuſtand jammerte einige ruſſiſche Huſaren, die vorbeiritten; ſie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brod und einen halben Gulden zu, allein andere Koſaken nahmen ihm dies Almoſen wieder weg. So mußte er ohne Verband die ganze Nacht hindurch in ſeinem Blute liegen. Er ſtarb am Tage nach der Schlacht zu Frankfurt a. O. als Gefangener. Die Ruſſen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängnis. Viele ihrer Offiziere vereinigten ſich mit den akademiſchen Lehrern und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Dieſen Mangel zu erſetzen, nahm ein ruſſiſcher Offizier den ſeinigen, legte ihn darauf und nun ging's den Weg zum Grabe.

Der alte Zieten.

Von Th. Fontane (geb. 1819).

Joachim Hans von Zieten,
Huſarengeneral,
Dem Feind die Stirne bieten
Er that es hundertmal;
Sie haben's all' erfahren,
Wie er die Pelze wuſch
Mit ſeinen Leibhuſaren,
Der Zieten aus dem Buſch.

Hei, wie den Feind ſie bläuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre!
Ritt ſelbſt der Fritz nachhauſ';
Doch Zieten ſprach: „Ich kehre
Erſt noch mein Schlachtfeld aus!"

Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz;
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz.
Es wies ſich keiner träge,
Drum ſchlug's auch immer ein;
Ob warm', ob kalte Schläge:
Sie pflegten gut zu ſein.
Der Friede war geſchloſſen;
Doch Krieges Luſt und Qual,
Die alten Schlachtgenoſſen
Durchlebten's noch einmal.
Wie Marſchall Daun gezaudert,
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tiſch in Sansſouci.
Einſt mocht' es ihm nicht ſchmecken,
Und ſieh, der Zieten ſchlief.
Ein Höfling wollt' ihn wecken,
Der König aber rief:
„Laßt ſchlafen mir den Alten!
Er hat in mancher Nacht
Für uns ſich wach gehalten,
Der hat genug gewacht!" —

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einſt, ſchlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Huſar.
Wie ſelber er genommen
Die Feinde ſtets in Huſch,
So war der Tod gekommen,
Wie Zieten aus dem Buſch.

Seidlitz.

Von Th. Fontane (geb. 1819).

Herr Seidlitz auf dem Falben
Sprengt an die Front heran,
Sein Aug' iſt allenthalben,
Er muſtert Roß und Mann;
Er reitet auf und nieder
Und blickt ſo luſtig drein;
Da wiſſen's alle Glieder:
Heut' wird ein Tanzen ſein.

Noch weit ſind die Franzoſen,
Doch Seidlitz will zu Ball:
Die gelben Lederhoſen
Sie ſitzen drum ſo prall,
Schwarz glänzen Hut und Krempe,
Im Sonnenſchein zumal,
Und gar die blanke Plempe
Blitzt ſelbſt wie Sonnenſtrahl.

Sie brechen auf von Halle,
Die Tänzer allbereit;
Bis Gotha hin zum Balle
Iſt freilich etwas weit.
Doch Seidlitz, vorwärts trabend,
Spricht: „Kinder, wohlgemut!
Ich denk', ein luſt'ger Abend
Macht alles wieder gut."

Die Nacht iſt eingebrochen;
Zu Gotha auf dem Schloß: —
Welch Tanzen da und Kochen
In Saal und Erdgeſchoß!
Die Tafel trägt das Beſte
An Wein und Wild und Fiſch; —
Da, ungebet'ne Gäſte
Führt Seidlitz an den Tiſch.

Die Witz- und Wortſpieljäger
Sind fort mit einem Satz,
Die Schwert- und Stulpenträger
Sie nehmen hurtig Platz;
Herr Seidlitz bricht beim Zechen
Den Flaſchen all' den Hals;
Man weiß, das Hälſebrechen
Verſtund er allenfalls.

Getrunken und gegeſſen
Hat jeder, was ihm ſcheint,
Dann heißt es: „Aufgeſeſſen
Und wieder nach — dem Feind!"
Der möchte ſich verſchnaufen
Und hält bei Roßbach an,
Doch nur um fortzulaufen
Mit neuen Kräften dann.

Das waren Seidlitz' Späße.
Bei Zorndorf galt es Zorn;
Als ob's im Namen ſäße,
Nahm man ſich da auf's Korn;
Das ſlaviſche Gelichter —
Herr Seidlitz hoffte, traun,
Noch menſchliche Geſichter
Aus ihnen zuzuhau'n.

Des Krieges Blutvergeuden —
Die Fürſten kriegten's ſatt;
Nur Seidlitz wenig Freuden
An ihrem Frieden hat;
Oft jagt er drum von Morgen
Bis in die Nacht hinein:
Es können dann die Sorgen
So ſchnell nicht hinterdrein.

Er kam nicht hoch zu Jahren,
Früh trat herein der Tod;
Könnt' er zu Roſſe fahren,
Da hätt's noch keine Not;
Doch auf dem Lager balde
Hat ihn der Feind beſiegt,
Der draußen auf der Halde
Noch lang' ihn nicht gekriegt.

Schlacht von Kunersdorf.

Ein Volkslied.

Malheur, Malheur! Wir ſeind geſchlagen!
Man waget es ſich kaum zu ſagen —
Nicht weit von Kunersdorf davon.
Friederikus ließe ſchon verkünden
Die Siegespoſt nach allen Winden,
Da witſcht daher noch der Laudon.

Ja der Laudon! — Die Ruſſen haben
Wir ſchön gebracht ins Laufen, Traben;
Wir legten ganze Haufen tot.
Da thät der Laudon unverſehen
Auf einmal uns entgegenſtehen;
Da kriegten wir die Schockſchwernot.

Gotts Blitz und Hagel, Sturm und Donner,
Da ware unſer Glück verronnen!
Friederikus ſelbſten war es ſchwül,
Dieweilen wir, ſo ſchwer ermüdet,
Dem Feind, der mit Kartätſchen wütet,
Nicht halten konnten Gegenſpiel.

Sehr übel ſeind wir zugerichtet,
Und unſer Häuflein ſo gelichtet,
Daß man den Feind nicht mehr beſteht.
Wer hätte dieſes wohl erraten,
Daß wir nach ſolchen Siegesthaten
Ganz plötzlich würden noch labet?[1]

Friederikus, ſei man doch nicht bange!
Es währet ſolch Malheur nicht lange;
Den Laudon kriegen wir ſchon noch.
Seind wir geſtellt nur wieder beſſer,
So ſchneiden wir mit unſerm Meſſer
Ihm in die Rechnung gleich ein Loch.

---

1) Labet werden = das Spiel verlieren.

Lobrede auf Friedrich den Großen (gehalten den 24. Januar 1781). — Meine Herren! Wenn ſchon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenſtand dem Redner nachteilig iſt, ſo iſt es weit mehr ein zu großer und zu erhabener. An jenem kann noch immer ſein Witz oder ſein Scharfſinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erſcheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredſamkeit ſeine Zuhörer täuſchen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigſtens Bewunderung für ſich ſelbſt erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten ſeines Helden zu glänzend, zu mannigfaltig, zu unbegrenzt ſind, wo er ſchon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, alle in Erwartung einer ebenſo außerordentlichen Kraft der Beredſamkeit findet, als außerordentlich der Mann iſt, der durch ſie geehrt werden ſoll; da muß der Mut auch des kühnſten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie ſeines Helden, er thut vielleicht ſeinem eigenen unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darſtellt, als er in der Natur iſt, und dieſem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunſt mit Schwäche des Redners verwechſelt. Darf ich's erſt ſagen, wie ſehr dies der Fall bei dem Lobredner eines Königs ſei, welcher die Ehre ſeines Jahrhunderts, auf das er ſo mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volkes iſt, das ihn als ſeinen zweiten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs, jene Thaten, die Europa in Erſtaunen ſetzten und oft mehr Wunder einer Gottheit, als Wirkungen menſchlicher Kräfte ſchienen; nicht irgend eine ſeiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, ſeine weiſe Kühnheit und Unerſchrockenheit, wenn er ſchlägt, ſeine vorſichtige Betriebſamkeit, wenn er unterhandelt, ſein über dem ganzen Staate offener, immer wachſamer, alles durchſpähender Blick, der ſo ſchnell jeden Mangel und die Mittel ihm abzuhelfen entdeckt, ſeine Milde, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Mäßigkeit, ſeine raſtloſe Geſchäftigkeit; nicht dieſe einzelne Thaten und Tugenden ſind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Harmonie, ihrer aller Hinſtreben durch ſo unzählige mittlere Zwecke hindurch zu einem einzigen letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in ſeiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in ſeinem Reich iſt: die höchſte in der Verbindung mögliche Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines ſolchen Charakters iſt, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo ſich jeder einzelne Teil in der Vorſtellung verdunkelt; alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinſel des Malers davon faſſen und darſtellen können, ſind nur einzelne Seiten, ſind nur hier und da herausgehobene Szenen. Das Ganze ſelbſt iſt kein Anblick und kein Gemälde mehr; es iſt eine Wirkung der nachſinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Im Folgenden ſchildert nun der Redner das Ideal eines Königs, mißt an dieſem Ideale die Wirkſamkeit und den Charakter Friedrichs des Großen (ſein Herrſchertalent, ſeine Thatkraft, Pflichttreue, Staatsklugheit, ſeinen edlen Ehrgeiz, der nur nach dem Beifall der Weiſeſten ſtrebt, ſeinen kühnen, genievollen und vielumfaſſenden Geiſt, ſeine Weisheit, Abſichten, Anſchläge und Entwürfe ꝛc.) und fährt dann fort:

Doch was red' ich nur immer von Weisheit, Abſicht, Anſchlägen, Entwürfen? Als ob ſich nicht in dieſem wunderbaren Könige mit dem Geiſt und den Einſichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Geſetzgebers zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden! oder als ob ſeine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, dieſe Talente ſchimmern zu laſſen, verſäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm ſelbſt zu verrichten möglich war, anderen übertragen hätte! War er's nicht ſelbſt, der mit aller Ueberredungsgabe, Feinheit, Geiſtesgeſchmeidigkeit eines Staatsmanns, jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der ſeine Staatsverbindungen errichtete? ſeine Verträge und Bündniſſe ſchloß? War's nicht ſein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurteile jeder Art in ihrer Blöße beſchämte? War's nicht ſein eigener Mut, der ſein unüberwindliches Heer befeuerte? ſeine eigene Kriegskunſt, die allerorten den zweimal, dreimal ſtärkeren Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem ſchwarzen, ſchrecklichen Zeitpunkt, da alles mit einer Wut auf ihn einbrach, daß römiſcher Mut hätte zagen und römiſche Standhaftigkeit wanken können: war's nicht ſeine eigene Entſchloſſenheit, Tapferkeit, Geiſtesgegenwart, unerſchütterte Feſtigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder, was ſag' ich, nur vor dem Untergange? — vor der mindeſten Einbuße einer Hütte, oder einer Erdſcholle an den äußerſten Grenzen rettete? War's nicht ſeine eigene haushälteriſche Kunſt, womit er ſo ſchnell jede Spur des Verderbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aſchenhaufen zu Städten erbaute? das Heer verſtärkte? die Zeughäuſer anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine ſo anhaltend, ſo wirkſam, auf ſo mannigfaltige Art bewieſene Größe des Geiſtes läßt ſchon von ſelbſt auf den Adel und die Stärke des Willens ſchließen, der ſich ſo einem Geiſte zugeſellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Raſtloſe, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchſten Punkt Gerichtete in der Thätigkeit dieſes Königs, daß er überall Leidenſchaft, und Leidenſchaft von ungewöhnlicher Stärke ahnet. Aber bald, bei mehrſeitiger Beobachtung, fällt er von Widerſprüchen in Widerſprüche, bis ſich ihm endlich der große Gedanke darbietet, daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung alles vermögen müſſe: — und die Widerſprüche verſchwinden. Wenn man die eigene häusliche Sparſamkeit des Monarchen, ſeine große Aufmerkſamkeit auf jede ſchon vorhandene oder noch zu entdeckende Quelle der Reichtümer, ſeine Sorgfalt ſieht, die Güter der Unterthanen innerhalb der Grenzen zu erhalten: wie ſollte man nicht auf herrſchende Begierde nach Schätzen raten? Aber nun bringe der Landmann, dem der überſchwellende Strom die Ernte nahm, ſeine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Mißwachs zugrunde gerichteter Adel fordere werkthätige Hilfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahneten Leidenſchaft werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Verteidigung ſammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerate das Gleichgewicht der Macht in Deutſchland, gerate Freiheit und Recht bundesverwandter Fürſten in Gefahr: und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererſtattung werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu ſetzen!

Wo der König als Feldherr erſcheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer ſeiner Unternehmungen zu einem anderen Irrtum. Dieſe anſcheinende Hitze, womit er ſo ſchnell jeden kommenden Frühling aufbrach; dieſe ungeduldige Eile, womit er oft ſchon ein Heer geſchlagen hatte und vor den Hauptſtädten der Provinzen lag, wenn ſie ihn kaum über den Grenzen glaubten; dieſe reißende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor ſich aufrollte, von ihren Bergen, aus ihren Verſchanzungen ſtürmte, in die Hauptſtadt zuſammenpreßte, belagerte; über Felſen und Ströme unter tauſend Gefahren einen anderen Feind ſuchte, ihn ſah und in alle Winde zerſtreute; durch neue Provinzen einer noch ſtolzeren, ſiegreichen Macht entgegenging, ſie angriff, vernichtete, alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Hauptſtadt und eines ganzen feindlichen Heeres ruhte; dieſe erſtaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt, was läßt ſie anders, als den entſchiedenſten Charakter eines Kriegers mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit, Härte vermuten? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie ſehr ſeine Leidenſchaft Krieg und Geräuſch der Waffen ſeine Wolluſt war, iſt je mit ſo ungeſtümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Siegen zu Siegen geeilt, als dieſer ſo gefürchtete, ſchreckliche, — friedliebende Weiſe, der, weil er alles iſt, was er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Notwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen ſeines Herzens vielleicht am meiſten ſtreitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig ſich ſelbſt überlaſſen handelt, in ſeiner Familienliebe und Freundſchaft, in ſeinen Vergnügungen, in den Arbeiten ſeiner müßigen Augenblicke: wo iſt da die Spur oder Verdacht eines wilden, kriegeriſchen Geiſtes? Blickt nicht vielmehr überall ein ſanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen geräuſchvollen, lärmenden Ergötzungen, wie die der Jagd ſind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe ſpricht, und ihr ſo gern für Feinheit und Geſchliffenheit ein wenig Schwäche vergiebt; jener entſchiedene Geſchmack für diejenige unter allen Künſten, die am meiſten zum Herzen redet; jenes Inſtrument, auf welchem er Meiſter und im Ausdruck des Zärtlichen groß ward, das weichſte und ſanfteſte unter allen; jener Tonkünſtler, dem er wegen der Anmut des Satzes und der Lieblichkeit des Geſanges vor allen den Preis gab: wie ſehr verkündigt das alles natürliche Milde, Empfindſamkeit, Sanftmut! Sollen wir ihn mehr bedauern, oder ihm Glück wünſchen, daß ihn die Vorſehung auf einen Thron rief, deſſen wichtigſte Pflichten ihm ſo wahrſcheinlich eine ſtete Verleugnung koſteten? Bedauern werden wir ihn mit der erſten Empfindung; aber Glück werden wir ihm nach der Ueberlegung wünſchen, daß eine ſo völlige Selbſtbeherrſchung, eine ſo wunderthätige Kraft des Entſchluſſes die höchſte Ehre der Menſchheit, und ſie fühlen und üben die edelſte aller Wollüſte iſt. — Nicht ſo glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heeres, aber in der That noch bewundernswürdiger, iſt der ſtille, ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Throns, und einmal beſchloſſen, konnten Thaten von ſolcher Wichtigkeit einen ſo großen Geiſt nicht anders als anziehen; aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerkſamkeit auch des mindeſten Unterthanen erwidern, und nie von dem einmal gemachten Geſetze ſich losſprechen, nie dieſe oft ſo verächtlich ſcheinenden, über ihre Geringfügigkeit mühſamen und ihre Einerleiheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage ausſetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entſchluſſes kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo ſie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch ſo einzelne feine, in dem Gewirre aller ſo leicht ſich verlierende Fäden verknüpft iſt! Und kennte noch dieſer Monarch nicht Arbeiten von ganz anderer Natur! Aber ſo geliebt, geſchmeichelt, begünſtigt von den Muſen, ſich ihnen entwinden, ihren ſo mächtigen, durch Unſchuld ſelbſt ſo verführeriſchen, immer ſchöneren und immer gefährlicheren Reizen widerſtehen, um freiwillig auch die kleinſten, reizloſeſten Pflichten zu erfüllen und in dieſer Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweiſt einen Adel und eine Größe, die, wenn ſie nicht ebenſo ſehr die Einbildungskraft füllt, wenigſtens in den Augen der Vernunft erhabener als ſelbſt die kühnſte Entſchloſſenheit in Gefahr iſt. —

Dieſe Herablaſſung des Königs, dieſe Achtung, deren er alle, auch ſeine geringſten Unterthanen würdigt, iſt das feſteſte Band der Liebe zwiſchen ihm und dem Volk. Wenn ſchon Größe an ſich mit ſo wunderthätiger Kraft auf die Gemüter wirkt, mit welcher Kraft muß erſt Güte in Verbindung mit Größe wirken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorſehung und gegen ihn, unter tauſend Wünſchen für die Verlängerung ſeines Lebens, feiert alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich iſt, dieſen Tag; feiern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da er mit ſo herablaſſender Aufmerkſamkeit auch für uns, auch nur noch jüngſt durch die weiſe Einrichtung unſerer Arbeiten, ſorgte. — Aber wie, teure Jünglinge, wollen wir ihn feiern, dieſen Tag? und was nennen wir feiern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhen, und den erſchlafften Kräften durch Ergötzlichkeiten Spannung und Ton zurückzugeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommnung in ſich ſelbſt kehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorſätze faſſen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden ſoll? Wenn wir auf dieſe beſſere, würdigere Art einen Tag wie den heutigen feiern: was für Ermunterungen zur Erfüllung unſeres Berufs werden wir ſelbſt in der Größe des Königs finden! —

Dem erleuchteten, weiſen Weltbürger iſt der Gedanke an einen Vater der Natur, deſſen Zwecke lauter Güte, ſo wie ſeine Mittel lauter Weisheit ſind, nicht nur ein entzückendes Licht für den Geiſt; er iſt ihm auch eine belebende Kraft für das Herz; ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwiderſtehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in ſeinen eigenen Augen ſo ſehr, und nichts entzündet ihn mit einer ſo brennenden Liebe ſeiner Pflichten, als die Erkenntnis, daß er durch Tugend mit dieſem Vater der Natur in Gemeinſchaft tritt, daß er durch ſie in ſeinem kleinen Wirkungskreiſe das Gegenbild Gottes in dem Unermeßlichen des Weltalls wird; und da ſein kleiner Kreis von jenem Unermeßlichen ein Teil iſt: daß er durch Tugend, gleichſam an der Seite des Allerhöchſten der Weſen, ein Freund, ein Gehilfe der Gottheit, zu ihren Abſichten mitwirkt. Und ſo wie dieſe Erkenntnis den Weltbürger, ſollte nicht ebenſo den edeldenkenden Bürger des Staates der ſtolze Gedanke rühren: daß die Abſicht, der er ſich widmet, mag ſie Aufklärung und Sittenbeſſerung des Volks, oder Dienſt im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger ſein, in den Plan ſeines wohlthätigen, großen, erhabenen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen iſt, die ſeine eigene königliche Seele beſchäftigen? Sollte ihn nicht der ſtolze Gedanke rühren: daß er ſich durch redliche, eifrige Erfüllung ſeines Berufs mit einem ſo erhabenen Geiſte zu einem Werke verbindet, und in einem höheren Sinne des Worts ſein Geſellſchafter und Freund wird, als manche, die nur ihrer Geburt wegen ſein Angeſicht ſehen und die Vergnügungen ſeiner Tafel teilen? Laſſen Sie uns trachten, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ungeachtet der Unendlichkeit des Abſtandes, kein ſinnloſer, ſondern vielmehr der erhabenſte aller Gedanken iſt, Gott nachahmen: ſo iſt es, bei einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abſtande, noch weit weniger ein ſinnloſer, es iſt ein würdiger, edler Gedanke, dem König nachahmen! Denn was heißt es im Grunde mehr, als, ſo wie er, die ganze Natur ſeines Berufs erforſchen, die Erfüllung der Pflichten dieſes Berufs zur herrſchenden Neigung ſeiner Seele machen, ihr mutig alle übrigen unterwerfen, und unermüdet alle ſeine Thätigkeit gegen den erkannten Punkt der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut und bei vorzüglicheren Kräften groß ſind, ſo ſind wir's überall, auf dem Thron, im Palaſt, in der Hütte, nur durch eine Tugend. Der Unterſchied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit iſt unendlich; aber im Grunde und im Weſen iſt es die nämliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt erleuchtet. (J. J. Engel.)

Brief Friedrichs II. an ſeinen Hofmeiſter Duhan de Jandun (1732).

Lieber Freund! Hat mich jemals etwas betrübt, ſo war es gewiß die Nachricht von Ihrem unglücklichen Schickſale. Ich glaube, Sie kennen mich hinlänglich, um mir die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, daß Sie mich für unſchuldig daran halten. Auch bin ich es in der That. Ich habe viele größtenteils vergebliche Schritte gethan, um Sie aus Ihrer traurigen Lage zu ziehen; aber jetzt kann ich Ihnen zu meinem Vergnügen ſagen, daß der liebe Gott meine Bemühungen geſegnet hat, und daß Sie ſpäteſtens in drei Wochen nicht nur aus Ihrem Gefängniſſe kommen[1]), ſondern auf meine Fürſprache auch eine jährliche Penſion von 400 Thalern erhalten werden. Dabei will ich es aber nicht bewenden laſſen und, ſo lange ich lebe, mein ganzes Anſehen und meine ganze Gewalt anwenden, Sie glücklich zu machen; denn ich bin gegen Sie noch ganz ſo geſinnt, wie ſonſt, und hoffe künftig einmal Gelegenheit zu haben, meinem lieben Jandun zeigen zu können, daß ich mehr mit der That als mit Worten ſein Freund bin. Leben Sie wohl! Auf Wiederſehen!

Zwei Briefe an den franzöſiſchen Schriftſteller, Marquis d'Argens, den der König mit ſeiner Freundſchaft beehrte.

(27. Auguſt 1760.) Sagen Sie mir nichts mehr von Gefahren; das letzte Gefecht koſtete mir nur ein Kleid und ein Pferd; und dafür iſt ein Sieg wohlfeil erkauft.

Den andern Brief, deſſen Sie erwähnen, habe ich nicht erhalten; in Anſehung der Korreſpondenz ſind wir einigermaßen blockiert, auf der einen Seite der Oder von den Ruſſen, auf der anderen von den Oeſterreichern. Um Cocceji durchzubringen, war erſt ein kleines Gefecht nötig. Hoffentlich wird er Ihnen meinen Brief zugeſtellt haben.

So lange ich lebe, bin ich in keiner ſo mißlichen Lage geweſen, als in dieſem Feldzuge. Glauben Sie mir, noch immer gehören Wunder dazu, wenn ich all die Schwierigkeiten überwinden ſoll, die ich vorherſehe. Ich werde, wenn ſich die Gelegenheit ereignet, ganz gewiß meine Pflicht thun; aber, lieber Marquis, vergeſſen Sie nicht, daß ich nicht über das Glück gebiete, und daß ich genötigt bin, in meinen Planen dem Zufalle zu viel zu überlaſſen, da es mir an Mitteln fehlt, gründlichere zu entwerfen. Ich ſoll herkuliſche Arbeiten in einem Alter endigen, worin mich die Kräfte verlaſſen, meine Schwachheiten zunehmen und, aufrichtig zu reden, ſelbſt die Hoffnung, der einzige Troſt der Unglücklichen, mir zu mangeln anfängt. Sie kennen die Umſtände nicht genug, um ſich einen deutlichen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen; ich kenne und verſchweige ſie. Alle Beſorgniſſe behalte ich für mich und teile dem Publikum bloß die Hoffnungen und die wenigen guten Nachrichten mit, die ich ihm geben kann. Gelingt der Streich, auf den ich denke, dann, lieber Marquis, wird es Zeit ſein, der Freude freien Lauf zu laſſen. Allein bis dahin wollen wir uns mit nichts ſchmeicheln, aus Furcht, daß eine unerwartete üble Nachricht uns zu ſehr niederſchlagen möchte.

Ich lebe hier wie ein kriegeriſcher Kartäuſer. Ich muß viel an meine Geſchäfte denken; die übrige Zeit widme ich den Wiſſenſchaften, die mich tröſten, wie jenen Konſul, den Redner, den Vater des Vaterlandes und der Beredſamkeit. Ob ich dieſen Krieg überleben werde, weiß ich nicht; aber wenn es geſchehen ſollte, ſo bin ich feſt entſchloſſen, den Ueberreſt meiner Tage in der Einſamkeit, im Schoße der Philoſophie und der Freundſchaft zuzubringen. Sobald der Briefwechſel ungehindert iſt, werden Sie mir Vergnügen machen, wenn Sie mir öfter ſchreiben. Wo wir diesmal unſere Winterquartiere haben werden, weiß ich noch nicht. Mein Haus in Breslau iſt bei dem Bombardement zerſtört worden. Unſere Feinde mißgönnen uns alles, ſelbſt das Tageslicht und die Luft, die wir atmen. Indes werden ſie uns doch einen Platz laſſen müſſen; und wenn er ſicher iſt, ſo wird es mir eine wahre Freude ſein, Sie bei mir zu ſehen.

(Reiſendorf, den 18. Sept. 1760.) Ihre beiden Briefe habe ich erhalten, lieber Marquis. In der That bin ich einer ſehr großen Gefahr entgangen, und bei Liegnitz hatte ich alles Glück, das ich in meiner Lage haben konnte. In einem gewöhnlichen Kriege würde es viel zu bedeuten haben; aber in dieſem iſt die Schlacht nur ein Scharmützel, und im ganzen genommen, hat ſich meine Lage eben dadurch nicht viel verbeſſert. Ich will Ihnen keine Jeremiaden vorſingen, oder ſie durch alle Gegenſtände meiner Furcht und meiner Beſorgniſſe beunruhigen; aber ich verſichere Sie, daß dieſe groß ſind. Die Kriſis, in der ich bin, hat eine andere Geſtalt gewonnen; aber bis jetzt entſcheidet ſich nichts, und die Entwickelung läßt ſich noch nicht abſehen. Ich brenne an einem langſamen Feuer; ich bin ein Körper, den man verſtümmelt und der täglich einige von ſeinen Gliedern verliert. Der Himmel ſtehe uns bei; wir haben es ſehr nötig.

Immer reden Sie von meiner Perſon. Es iſt, wie Sie wiſſen ſollten, nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit thue und für mein Vaterland kämpfe, um es, wo möglich, noch zu retten. In vielen kleinen Fällen habe ich Glück gehabt, und ich hätte große Luſt, mir den Wahlſpruch zu wählen: Maximus in minimis et minimus in maximis. (Im kleinen der Größte, im großen der Kleinſte.)

Sie können ſich unſere entſetzlichen Beſchwerlichkeiten gar nicht denken. Dieſer Feldzug iſt ärger, wie alle vorhergehenden; bisweilen weiß ich nicht, wohin ich mich wenden ſoll. — Doch ich mache Ihnen mit der Erzählung von meiner Unruhe und von meinem Kummer nur Langeweile. Mein Frohſinn und meine Munterkeit ſind mit den geliebten und hochachtungswürdigen Perſonen begraben, an die mein Herz gefeſſelt war. Das Ende meines Lebens iſt ſchmerzhaft und traurig.

Vergeſſen Sie Ihren alten Freund nicht, lieber Marquis. Die Poſten, der Briefwechſel, alles iſt unterbrochen. Es gehört viele Liſt dazu, Briefe durchzubringen; und dennoch wagt man viel dabei. Schreiben Sie mir auf gut Glück.

(Ueberſetzung, ſiehe Dr. C. Kehr und Th. Kriebitſch, „Leſebuch".)

---

[1]) Duhan wurde, als der Kronprinz bei ſeinem Vater in Ungnade fiel, auf einige Zeit nach Memel verwieſen. Nach der Thronbeſteigung Friedrichs wurde er nach Berlin zurückberufen.

Das Lied vom Schill. (1812.)

(Von Ernſt Moritz Arndt 1769—1860).

Es zog aus Berlin ein tapferer Held![1]
Er führte ſechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Die dürſteten alle Franzoſenblut.

Auch zogen mit Reitern und Roſſen im Schritt
Wohl tauſend der tapferſten Schützen mit.
Ihr Schützen, geſegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblaſſen muß!

So zieht der tapfre, der mutige Schill,
Der mit den Franzoſen ſich ſchlagen will;
Ihn ſendet kein Kaiſer, kein König aus,
Ihn ſendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Doſendorf färbten die Männer gut
Das Magdeburger Land mit franzöſiſchem Blut,
Zweitauſend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf ſtürmten ſie Dömitz,[2] das feſte Haus,
Und jagten die Schelmenfranzoſen heraus,
Dann zogen ſie luſtig ins Pommerland ein,
Da ſoll kein Franzoſe ſein „Kiwi!"[3] mehr ſchrei'n.

Auf Stralſund ſtürmte der reiſige Zug.
O Franzoſen, verſtändet ihr Vogelflug!
O wüchſen euch Federn und Flügel geſchwind!
Es nahet der Schill und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenſtein weiland belagert hat,[4]
Wo der zwölfte Carolus[5] im Thore ſchlief,
Jetzt liegen die Türme und Mauern tief.

O weh euch, Franzoſen! jetzt ſeid ihr tot,
Ihr färbet die Säbel der Reiter rot,
Die Reiter, ſie fühlen das deutſche Blut,
Franzoſen zu ſäbeln, das deucht ihnen gut.

O Schill! o Schill! du tapfrer Held!
Was ſind dir für bübiſche Netze geſtellt!
Viele ziehen zu Lande, es ſchleichet vom Meer
Der Däne, die tückiſche Schlange, daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was ſprengſt du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was ſchließeſt in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralſund da ſollſt du begraben ſein.

O Stralſund, du trauriges Straleſund!
In dir geht das tapferſte Herz zu grund,
Eine Kugel durchbohret das treueſte Herz,
Und Buben ſie treiben mit Helden Scherz.

Da ſchreiet ein frecher Franzoſenmund:
„Man ſoll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben ſatt."

So trugen ſie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenſpiel und ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmuſik und Flintengruß,
Womit man die Tapfern begraben muß.

Sie ſchnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und warfen den Leib in ein ſchlechtes Grab,
Da ſchläft er nun bis an den jüngſten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da ſchläft der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis geſtellt;
Doch hat er auch keinen Ehrenſtein,
Sein Name wird nimmer vergeſſen ſein.

Denn zäumet ein Reiter ſein ſchnelles Pferd,
Und ſchwinget ein Reiter ſein blankes Schwert,
So rufet er immer: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzoſen euch rächen will."

Anmerkungen.— 1) Ferdinand v. Schill, geb. 1776, gefallen 31. Mai 1809 zu Stralſund, preußiſcher Offizier, hatte ſich ſchon 1807 bei der Belagerung von Kolberg ausgezeichnet, wurde nach dem Frieden von Tilſit Major und Kommandeur des Leibhuſarenregimentes in Berlin. Als Oeſterreich im Jahre 1809 an Napoleon den Krieg erklärt hatte, glaubte er durch einen Gewaltſtreich Preußen und das deutſche Volk zum Kampfe gegen die Franzoſen hinreißen zu können. Am 28. April 1809 führte er ſein Regiment und eine Kompagnie Jäger, die ſich ihm angeſchloſſen hatte, gegen die Elbe. Nach einem Gefechte bei Dodendorf wandte er ſich gegen Mecklenburg, um an der Oſtſeeküſte mit der engliſchen Flotte in Verbindung zu treten. Holländiſche und däniſche Truppen zwangen ihn, ſich in die verfallene Feſtung Stralſund zu werfen. Dieſe aber wurde am 31. Mai von den Feinden erſtürmt, und Schill ſelbſt im Straßenkampfe getötet. Elf ſeiner Offiziere wurden erſchoſſen, die (543) gefangenen Soldaten zu den Galeeren verurteilt. Der Leiche des Helden ſchnitt man den Kopf ab und übergab ihn dem Muſeum in Leyden (Holland), von wo er erſt im Jahre 1837 nach Braunſchweig gebracht wurde. 2) Die kleine Feſtung Dömitz in Mecklenburg wurde von Schill durch Ueberfall genommen. 3) Qui vit (ſprich: Ki wi), franz.: Wer da? 4) Wallenſtein belagerte Stralſund im Jahre 1628. 5) Im Jahre 1715 wurde Karl XII., König von Schweden, in Stralſund von den Preußen belagert; er verteidigte ſich heldenmütig und übernahm einſt für einen übermüdeten Offizier die Nachtwache.

Auf Scharnhorſt's Tod.

Von

Max von Schenkendorf (1783- -1817).

In dem wilden Kriegestanze
Brach die ſchönſte Heldenlanze,
Preußen, euer General.[1]
Luſtig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesſtrahl.

„Kugel, raff'ſt mich doch nicht nieder.
Dien' euch blutend, werte Brüder.
Führt in Eile mich gen Prag;
Will mit Blut um Oeſtreich werben,
Iſt's beſchloſſen, will ich ſterben,
Wo Schwerin[2] im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken ſanken,[3]
Reißeſt alle Blüten ab —
Nennen dich mit leiſen Schauern
Heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches teure Grab.

Aus dem irdiſchen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele ſanft geführt:
Zu dem alten deutſchen Rate,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiſer Karl regiert.

„Grüß' euch Gott, ihr teuren Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden,
Unſer Volk iſt aufgewacht.
Deutſchland hat ſein Recht gefunden,
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferſchlacht."

Solches hat er dort verkündet;
Und wir alle ſteh'n verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge ſei.
Heer aus ſeinem Geiſt geboren,
Jäger, die ſein Mut erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeſchrei!

Zu den höchſten Bergesforſten,
Wo die freien Adler horſten,
Hat ſich früh ſein Blick gewandt;
Nur dem Höchſten galt ſein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorſt iſt er d'rum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher ſtand dem König keiner,
Doch dem Volke ſchlug ſein Herz.
Ewig auf den Lippen ſchweben
Wird er, wird im Volke leben,
Beſſer als in Stein und Erz.

Laß uns deine Blicke ſcheinen,
Darfſt nicht länger mehr beweinen,
Schöne Gräfin, ſeinen Fall.
Meinen's alle recht in Treue,
Schau', dein Vater lebt auf's neue
In des deutſchen Liedes Schall.

Anmerkungen: 1) An den Erfolgen der Freiheitskriege hat Gerhard Johann David von Scharnhorſt, geb. 1756 zu Bordenau in Hannover den hervorragendſten Anteil. Er war 1801 als Oberſtlieutenant aus dem hannoverſchen in das preußiſche Heer übergetreten und hatte als Vorſtand des Kriegsweſens (1807—1810) und ſpäter als Chef des Generalſtabs das preußiſche Volksheer geſchaffen, den Offizierſtand gehoben und dem ganzen Heere einen neuen Geiſt der Ehrliebe und Tüchtigkeit eingehaucht. Seine Ratſchläge bewogen König Friedrich Wilhelm III. ſich mit den Ruſſen zu verbinden und den Orden des Eiſernen Kreuzes zu ſtiften. Beim Ausbruch des Krieges trat er als Generallieutenant und Chef des Generalſtabes bei dem ſchleſiſchen Heere ein, wurde aber in der Schlacht von Großgörſchen oder Lützen (2. Mai 1813) verwundet. Nichtsdeſtoweniger machte er ſich auf den Weg nach Wien, um Oeſterreich zum Anſchluſſe an die Verbündeten zu bewegen („Will mit Blut um Oeſtreich werben"), ſtarb aber am 28. Juni zu Prag. 2) Der preußiſche Feldmarſchall Kurt Chriſtof, Graf von Schwerin, geb. 1684, fiel vor Prag 6. Mai 1757. 3) Der heilige Johann Nepomuk wurde in Prag von der Brücke in die Moldau geſtürzt.

Das Lied vom Feldmarſchall.

Von

Ernſt Moritz Arndt (1769—1860).

1813.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren, heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus,
Er reitet ſo freudig ſein mutiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert.

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter, wie greiſender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes ſein.

Der Mann iſt er geweſen, als alles verſank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch ſchwang.
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart,
Den Welſchen zu weiſen die preußiſche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel ſich ſchwang.
Da iſt er's geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernen Beſen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue[1] er hielt ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Welſchen der Atem ging aus,
Daß tauſende liefen dort haſigen Lauf,
Zehntauſend entſchliefen, die nimmer wachen auf.

Am Waſſer der Katzbach[2] er's auch hat bewährt,
Da hat er die Franzoſen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen,[3] den Walfiſch zum Grab.

Bei Wartburg an der Elbe,[4] wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen über's Feld,
Hinterdrein ließ erklingen ſein Huſſa! der Held.

Bei Leipzig[5] auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzoſen das G'lüſt und die Macht,
Da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren, heraus!
Du reit', Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein! über'n Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Anmerkungen: 1) Schlacht bei Lützen 2. Mai 1813. 2) Schlacht an der Katzbach 26. Auguſt 1813; der Hauptkampf war zwiſchen 4 und 6 Uhr morgens. 3) Ohnehoſen; franzöſ. Sansculottes (ſpr.: Sangkülott), Bezeichnung der wütendſten Umſturzmänner der franzöſiſchen Staatsumwälzung; hier Spottname der Franzoſen. 4) Bei Wartenburg, Dorf am linken Elbufer, preuß. Provinz Sachſen, ſchlug Blücher 28000 Franzoſen unter General Bertrand aus ihren Verſchanzungen heraus. Der preuß. General Graf York, deſſen 24000 Mann ſtarkes Corps ſich beſonders ausgezeichnet hatte, erhielt den Ehrennamen „von Wartenburg". 5) Schlacht bei Leipzig, 16.—19. Okt. 1819.

Die Leipziger Schlacht. (1813.)

Von Ernſt Moritz Arndt (1769—1860).

Wo kommſt du her in dem roten Kleid?
Und färbſt das Gras auf grünem Plan?
Ich komm' aus blutigem Männerſtreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die deutſche Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich ſo rot.

Sag' an, Geſell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr ſchlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und tauſenden mußte der Atem ſtocken.
Bei Leipzig der Stadt.

Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der ganzen Welt
Und zogen gegen Franzoſen aus,
Die Ruſſen, die Schweden, die tapfren Preußen

Und die nach dem glorreichen Oeſterreich heißen,
Die zogen all' aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wem ward der Preis mit der Eiſenhand?
Die Welſchen hat Gott wie die Spreu zerſtreut,
Die Welſchen hat Gott verweht wie den Sand;
Viel Tauſende decken den grünen Raſen,
Die übrig geblieben, entflohen wie Haſen,
Napoleon mit.
Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Geſell!
Das war wie Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmliſche Cymbeln hell,
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäteſten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenſtadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange ſcheinet der Sonnenſtrahl,
So lange die Ströme zum Meere reiſen,
Wird noch der ſpäteſte Enkel preiſen
Die Leipziger Schlacht.

Anmerk. Das Lied nimmt ein Zweigeſpräch zwiſchen einem aus der Schlacht bei Leipzig kommenden Krieger und einem des Ereigniſſes Unkundigen an. Die 2 erſten Verſe jeder Strophe, die 5. und 6. Strophe legt der Dichter dem Fragenden in den Mund.

Das Lied vom Stein.

Von Ernſt Moritz Arndt (1769—1860).

Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauſcht,
Da iſt ein Adler aufgeflogen,
Der früh dem Sphärenklang gelauſcht,
Der frühe in des Lichtes Wonne
Die junge Seele eing taucht,
Den früh der goldne Reiz der Sonne
Mit ſtolzer Sehnſucht angehaucht.
Da ſaß er in dem Felſenneſte,
Das ſeine Väter einſt gebaut,
Da klang ihm auf der hohen Feſte
Der grauen Vorzeit Wunderlaut:
Hei! wie dem Jüngling von dem Klingen
Die Bruſt erſchwoll im ſüßen Wahn!
Hei! wie er oft geregt die Schwingen,
Als meſſ' er ſchon die Sonnenbahn!
D'rauf in das Leben ausgeflogen,
Wie fand er alles anders gar!
Verfinſtert hat den Himmelsbogen
Ein wüſter Schwarm dem Sonnenaar,
Die Krähen und die Dohlen haben
Verhüllt des Lichtes gold'nen Schein,
Und Eulen wollen gar und Raben
Herolde und Propheten ſein.

Doch mitten in den Truggeſtalten
Ihn ſchirmt des Herzens fromme Scheu;
Er bleibt den himmliſchen Gewalten
Des Jugendwahnes redlich treu,
Er winkt hinauf zur höchſten Ferne,
Hinab zum tiefſten Geiſterort
Und ſpricht: „Die Götter und die Sterne,
Die halten ewig feſt ihr Wort.
Iſt gleich der Sonnenpfad der Väter
Vom ſchwarzen Pöbelſchwarm verhüllt,
So brennt mir doch vom lichten Aether
In tiefſter Bruſt ein Flammenbild:
Laß ew'ge Nacht das All bedecken,
Den Himmel thun den Höllenfall,
Die Seele zittert keinen Schrecken,
Sie trägt das All, ſie iſt das All.“

Heil dir, du Sohn vom Felſenneſte!
Heil dir, du mutig Sonnenkind!
Der hohe Walter ob der Feſte
Er hat geſandt den Sauſewind,
Die ſchwachen Flügel ſind zerbrochen,
Dem Adler ſind die Lüfte rein,
Das Nichts iſt in ſein Nichts gekrochen,
Der Tugend ſoll das Szepter ſein.
Heil feſter Stein von feſtem Steine!
Heil ſtolzer, freier, deutſcher Mann!
Der in des Ruhmes Sonnenſcheine
Vor aller Welt nun leuchten kann!
Zerſchmettert liegt die Pöbelrotte,
Zerflogen iſt der Knechte Wahn,
Und mit dem alten deutſchen Gotte
Geht Ehre auf der Ehrenbahn.

Heil feſter Stein von feſtem Steine!
Heil Freiheit, Vaterland und Recht!
Sieh lange noch am deutſchen Rheine
In Freiheit blühen Teuts Geſchlecht!
Sieh' lange noch vom Sitz der Ahnen
Im ſchönſten Lebensſonnenſchein
Die freien Enkel der Germanen
Das freie Land, den freien Rhein!

Blücher am Rhein.

Von Auguſt Kopiſch (1799—1853).

Die Heere blieben am Rheine ſteh'n:
Soll man hinein nach Frankreich geh'n?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher ſprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n iſt nicht ſo ſchwer.
Wo ſteht der Feind?“ — Der Feind? dahier.
„Den Finger drauf, den ſchlagen wir.
Wo liegt Paris?“ — Paris? dahier.
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun ſchlagt die Brücken über'n Rhein;
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächſt, am beſten ſein!
Vorwärts!“

Preußens Helden von 1813 und 1815.

A. Bercht.

Wer könnte jedem der Helden alle,
Die, wie ſich's gebührt,
Die Scharen geführt,
Mit Jubelſchalle
Deutſchen Weines
Der kleinſten Gläſer nur eines
Zu Ehren trinken?
Er würde, gebändigt vom Sohne des Rheines,
Zu Boden ſinken.
Denn welche reiche Saat der Ehren,
Seit bei Großbeeren
Sie ungern ſchluckten die großen Beeren!
Seit ſie bei Nollendorf, bei Kulm,
Vergeſſen zu prahlen mit ihrem Ulm!
Seit an dem ſchönen Bach der Katzen
Der Leu ſie packte mit grimmigen Tatzen!
Und ſeit bei Dennewitz — o gutes Dennewitz!
Zermalmend ſie traf der rächende Blitz!
Doch aus dem reichen Heldenchor
Drei Namen leuchten hell empor,
Drei Heldennamen von echtem Klang,
Unſterblich zu preiſen im Hochgeſang.
Zuerſt Herr Scharnhorſt, der Schweigende, Weiſe,
Der Denker der Schlachten! Leiſe, leiſe
Hat er in engeren Bogen
Die Zauberkreiſe
Um den Würger gezogen.
Doch als das Heer gerüſtet ſtand
Am rechten Ort,
Auf Königs Wort,
Zu retten Ehr' und Vaterland,
Und als er drauf in der Lützener Schlacht
Gar wacker ſein großes Examen gemacht,
Da ging er gen Himmel, zu melden den Alten,
Daß die Jungen ſich ehrlich gehalten,
Und wieder verdienen, zu heißen
Die alten Preußen.
Stolz brauſet daher in blutigen Wettern,
Auf ſchnaubendem Roſſe, den Feind zu zerſchmettern,
Der Vorwärtstreiber,
Der alte Blücher,
Der Feind der Bücher,
Der Feind der Schreiber.
Und doch iſt der Marſchall, auserleſen,
Selber ein guter Schreiber geweſen;
Seine Schrift war deutlich und leſenswert.
Seine Stahlfeder war das blanke Schwert,
Sein Schreibpapier waren alle Lande
Von Schleſien bis zum Seineſtrande,
Seine Tinte gut
Rot Feindesblut;
Damit ſtellt' er im Schlachtengraus
Urkunden aus,
Die nie verweſen,
Die noch in tauſend Jahren zu leſen.
Im heißen Zorne zuletzt
Hat der teure Held
Auf dem Montmartre ein Punktum geſetzt,
Wie's keines giebt in der ganzen Welt.
Als erobert die Ehrenbraut,
Legt er murrend ſich auf die Bärenhaut;
Doch als der große Korſe wieder
Reckte die eiſernen Rieſenglieder,
Aufſpringt vom Lager der alte Held
Und ſtürmt hinaus in das Schlachtenfeld.
Laut donnern und krachen die Todesgeſchoſſe,
Hohl bebte die Erde vom Huf der Roſſe,
Wild über ihn geht der Reiter Bahn,
Der Held ſieht ruhig ſein Schickſal nah'n;
Und wie ſein „Vorwärts“ ihm klingt in's Ohr,
Das teure Wort,
Da rafft er ſich herrlich wieder empor,
Der ſtarke Hort,
Und mit freudig-gerührtem Weinen
Begrüßen ihn wieder die Seinen —
Es hatten die Preußen nicht lange geruht,
Von den Schwertern zu wiſchen des Feindes Blut,
Sie hatten geruht nicht lange,
Vom Blute zu rein'gen die Wange.
In der Nacht, da der ſtrömende Regen floß,
Da rief er: „Ordnet die Scharen!
Dragoner, Huſaren,
Auf! zäumet das Roß!
Es kommt von der Katzbach der Bundesgenoß!“
Bei Waterloo es donnert und blitzt,
Herr Wellington auf der Erde ſitzt,
Und wie es näher und näher kracht,
Da ſpricht er: „Ich wollt', es wäre Nacht,
Oder es käme, wie er's verheißen,
Herr Blücher mit ſeinen Preußen.“
Und er hat kaum das Wort geſprochen,
Da ſind die Preußen hervorgebrochen,
Wetterſauſend,
Ob auch aus tauſend
Glühenden Schlünden die ehernen Schlangen
Verderben ſpei'n.
Ohne Bangen dringen ſie ein
In die mörd'riſchen Reih'n
Und der Feind mit Entſetzen,
Als ob hölliſche Geiſter ihn hetzen,
Fliehet wild
Atemlos durch das Kampfgefild.
Da ſprach der Marſchall, zum Freunde gewandt:
„Ich gebe ſie nun in deine Hand!“
Wer iſt der Freund, der dritt' im Bunde?
O Lied gieb von dem dritten Kunde!
Der dritt' in der Preußiſchen Heldenſchau
Das iſt der Neithardt von Gneiſenau
O Gneiſenau, Gneiſenau! Hoher Held,
Wie ſprengteſt du ritterlich durch das Feld!
Wie jagteſt du ſie auf und auf,
Wie ſtürmteſt du freudig drauf und drauf! —
Die Freundin der Müden, die liebe Nacht,
Hat ihnen den Schlummer nicht gebracht;
Denn als ſie entzäumet das dampfende Roß,
Und ſicher ſich däuchten,
Da ſprach der Mond:
„Ich bin der Deutſchen Bundesgenoß,
Ich will ihnen leuchten!“
Und fort nun rannten ſie fort und fort,
Und fanden die Ruh an keinem Ort.
In jener Nacht
Da ward das große Werk vollbracht;
In jener Nacht,
Da du,
Erbfeind der Ruh,
Zum letzten Mal vor uns gefloh'n
Napoleon,
Da ſtürzt' in lodernden Flammen
Dein gold'ner Thron zuſammen.
Da ſprach der Herr im Donner der Schlacht:
„Das deutſche Volk hat es wohlgemacht!
Und alſo ſoll in Europas Mitte
Des deutſchen Volkes Sprach' und Sitte
Fortan beſteh'n,
Bis einſt der Erdball wird untergeh'n!“

Der **Genferſee.** — Seit etwa einem Jahrhundert iſt der Genferſee einer der Punkte Europas, welche die Reiſenden aller Länder vorzugsweiſe an ſich ziehen. Mögen die Seen von Brienz und Thun durch ihre Lage inmitten der Rieſenberge des Berner Oberlandes, mag der Vierwaldſtätterſee durch die Wildheit ſeiner Felſenufer ihm den Vorzug abgewinnen, in der Vereinigung der verſchiedenſten Naturſchönheiten übertrifft der Leman ſie alle, vorzugsweiſe an ſeinem öſtlichen Ende, das ſich von Vevey bis Chillon erſtreckt. Den ſchneegekrönten Gipfeln der ſavoyiſchen Alpen gegenüber liegt ein ſich an herrlich geſchwungenen Hügeln hinziehendes Geſtade, das die wonnigſten Ausſichten auf die blaue Flut und die ſich in ihr ſpiegelnden Gebirgswelt darbietet. Durch die Schluchten der gewaltigen, von Gletſchern ſtarrenden Felſenmaſſen, welche die Schweiz von dem gelobten Lande Italien trennen; ſendet der Süden warme Hauche hierher, und oft glaubt man, ſelbſt an Wintertagen, am tiefblauen Himmel die Sonne Siciliens leuchten zu ſehen. So gedeiht an den Geländen von Montreux ein Pflanzenwuchs, wie ihn der Norden nicht kennt. Der von dort gekommene Wanderer ſieht hier zum erſten Mal die ſchlanken Säulen der Cypreſſen aufſteigen und die rote Flamme der Granatblüte aus dem Laub hervorleuchten. Aber ein kurzer Gang führt ihn wieder in waldige, vom Brauſen der Gebirgsbäche durchhallte Thäler, in denen ihn die ganze Erhabenheit der Alpennatur umfängt.

Um den Genferſee zu einem der bevorzugteſten Plätze der Erde zumachen, geſellen ſich an ſeinen Ufern zu den unvergänglichen Schönheiten der Natur geſchichtliche Erinnerungen, die den Geiſt auf die mannigfaltigſte Weiſe anregen. Allerdings iſt nicht jede dieſer Erinnerungen von erfreulicher Art. Noch ragen an verſchiedenen Uferſtellen des Sees düſtere alte Gemäuer, welche daran mahnen, daß der Menſch auch dieſe herrlich blühende Gegend in einen Ort des Jammers verwandelt hat, und ſelbſt wo kein Stein mehr Zeugnis von den ehemals begangenen Unthaten ablegt, wiſſen wir von jetzt lachenden Oertlichkeiten; daß ſie einſt Schauplätze grauſiger Schreckniſſe geweſen ſind.

Doch mögen dieſe Erinnerungen an eine düſtere Vergangenheit in den klaren Wellen des Sees verſinken, über denen, wie über den Uferhügeln, ein reiner, goldiger Herbſthimmel ruht. Alle Rebenpflanzungen erſchallen von fröhlichen Geſängen der Winzer, da eben Weinleſe gehalten wird, und Raketen leuchten durch die Nachtluft empor, die ſo leuchtend iſt, daß man die Schneehäupter der Walliſer und Savoyiſchen Alpen deutlich erblickt. Auch in dieſem Jahre zeigt ſich die Schweiz als der große Gaſthof Europas; und noch jetzt wimmelt ſie von Fremden aller Nationen, die ſich zum Teil rüſten, hier zu überwintern. Die Zeit der Bergbeſteigungen iſt zwar jetzt zu Ende; allein ich höre noch viel von ſolchen erzählen; bald wird kein Gipfel der Alpen mehr übrig ſein, der nicht erklommen worden wäre.

(Aus: A. F. Graf v. Schack, Pandora.)

Wie alles hier mit Staunen und Behagen
Zugleich den Sinn erfüllt! Der Silberſchaum
Des ſtillen, klaren See's benetzt den Blütenſaum
Der reichen Landſchaft. Grüne Hügel ragen
In unzählbarer Menge rings, das Land
Umkränzend mit dem heitern Laub der Reben.
In ſanftem Abhang hoch und höher heben
Sie ſich bis an der Berge ſchroffe Wand,
Die laſtend tief auf Pluto's finſterm Sitze
Des Aethers Dom berühren mit der Spitze
Des Schnees, des Ruhmes Schauplatz öffnet ſich
Den Blicken; ſtolz und unerſchütterlich
Ragt dort das Bollwerk, das mit ſeinem ew'gen Schilde
Doch der Lombarden liebliche Gefilde
Nicht ſchützte; jene Schreckensberge, hoch
Geprieſen in den Büchern der Geſchichte.
Ein Karl, ein Otto einſt in kühnem Fluge zog
Auf Fittigen des Siegs, im Sonnenlichte
Des Ruhms ſich badend, über ſie dahin,
Und Frankreichs Tapfere, vom ſelben Heldenſinn
Begeiſtert, folgten ihren ſtolzen Spuren
Auf gleicher Ruhmesbahn nach Welſchlands goldnen Fluren.

(Aus „Vom Genferſee" von Franç. Marie Arouet de Voltaire, 1694—1778.)

Der Zürcherſee (1750).

Ueber die Fahrt, deren Erinnerung der Ode zu grunde liegt, ſchreibt der Dichter am 1. Auguſt 1720 an ſeinen Freund und Vetter Schmidt: „Die Geſellſchaft beſtand aus 18 Perſonen, zur Hälfte Frauen und Mädchen. Wir fuhren morgens um 5 Uhr auf einem der größten Schiffe des See's aus. Der See iſt unvergleichbar eben, hat grünlich-helles Waſſer; beide Geſtade beſtehen aus hohen Weingebirgen, die mit Landgütern und Luſthäuſern ganz voll beſäet ſind. Wo ſich der See wendet, ſieht man eine lange Reihe Alpen gegen ſich, die recht in den Himmel hineingrenzen. Ich habe noch niemals eine ſo durchgehends ſchöne Ausſicht geſehen. Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, frühſtückten wir auf einem Landgute dicht an dem See. Hier breitete ſich die Geſellſchaft weiter aus und lernte ſich völlig kennen. Dr. Hirzels Frau, die Hallers „Doris" unvergleichlich wehmütig ſingt, war die Herrin der Geſellſchaft. Wir hatten zu Mittag etliche Meilen von Zürich auf einem Landgute [zu Meilen, einem Dorfe am öſtlichen Ufer] geſpeiſt. Wir fuhren hierauf über den See hinüber auf eine mit einem Walde bedeckte Inſel [richtiger eine Halbinſel, das weit in den See tretende Vorgebirge Au]. Hier blieben wir am längſten. Wir ſpeiſten gegen Abend am Ufer. Auf der Rückfahrt ſtiegen wir verſchiedene Male aus, gingen an den Ufern ſpazieren und genoſſen den ſchönſten Abend. Um 10 Uhr ſtiegen wir erſt wieder in Zürich aus." — Die Strophenform iſt die asklepiadiſche, benannt nach dem Dichter Asklepiades, der um 300 v. Chr. auf Samos lebte.

Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verſtreut, ſchöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des ſchimmernden Sees Traubengeſtaden her
Oder, floheſt du ſchon wieder zum Himmel auf,
Komm' in rötendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm' und lehre mein Lied jugendlich heiter ſein,
Süße Freude, wie du, gleich dem beſeelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny[1]) gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto;[2]) an deſſen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge,
Voll von Reben, vorbeigefloh'n.

Jetzt entwölkte ſich fern ſilberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz ſchlug ſchon empfindender,
Schon verriet es beredter
Sich der ſchönen Begleiterin.

Hallers „Doris",[3]) die ſang, ſelber des Liedes wert,
Hirzels Daphne,[4]) den Kleiſt[5]) innig wie Gleimen[6]) liebt;
Und wir Jünglinge ſangen
Und empfanden wie Hagedorn.[7])

Jetzo nahm uns die Au'[8]) in die beſchattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Inſel krönt;
Da, da kameſt du, Freude!
Volles Maßes auf uns herab!

Göttin Freude, du ſelbſt! dich, wir empfanden dich!
Ja, du wareſt es ſelbſt, Schweſter der Menſchlichkeit,
Deiner Unſchuld Geſpielin,
Die ſich über uns ganz ergoß!

Süß iſt, fröhlicher Lenz, deiner Begeiſt'rung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn ſich dein Odem ſanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ach, du machſt das Gefühl ſiegend, es ſteigt durch dich
Jede blähende Bruſt ſchöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beſſ're, ſanftere Luſt, wenn er Gedanken winkt,
Im ſokratiſchen Becher[9])
Von der tauenden Roſ' umkränzt;

Wenn er dringt bis in's Herz, und zu Entſchließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig der Weiſen iſt.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das ſchlagende Herz, und die Unſterblichkeit
Iſt ein großer Gedanke,
Iſt des Schweißes der Edlen wert!

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch ſein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr ſanfteres Herz bilden und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen in's ſanfte Herz
Iſt, beim Himmel! nicht wenig,
Iſt des Schweißes der Edlen wert!

Aber ſüßer iſt noch, ſchöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wiſſen ein Freund zu ſein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umſchattungen,
In den Lüften des Wald's und mit geſenktem Blick
Auf die ſilberne Welle,
That ich ſchweigend den frommen Wunſch:

„Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoß einſam von mir verſtreut,
Die in ſeligen Stunden
Meine ſuchende Seele fand:

„O, ſo bauten wir hier Hütten der Freundſchaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns ſich in Tempe,
Jenes Thal in Elyſium!"

(Friedr. Gottl. Klopſtock, 1724—1803.)

Anmerkungen. [1]) Fanny, die Schweſter Schmidt's, wurde von Klopſtock in mehreren Oden gefeiert. — [2]) Der Uetli- oder Hütliberg bei Zürich, der 873 Meter hohe Schlußpfeiler der Albiskette. — [3]) Doris war der Name, unter welchem Albrecht von Haller (1708—77) ſeine Gemahlin Marianne beſang. — [4]) Johanna, die Gattin des Zürcher Arztes und Schriftſtellers Joh. Kaſp. Hirzel (1725—1803), wird mit der Nymphe Daphne verglichen, welche nach der griechiſchen Götterſage in einen Lorbeerbaum verwandelt worden war. — [5]) Ewald Chriſt. von Kleiſt (1715—59), deutſcher Dichter. — [6]) Joh. Wilh. Gleim (1719—1803), deutſcher Dichter. — [7]) Friedrich von Hagedorn (1708—54), deutſcher Dichter. — [8]) Au, ein halbinſelartig in den Zürcherſee vortretendes Vorgebirge, gegenüber dem Dorfe Meilen. — [9]) Der griechiſche Schriftſteller Xenophon berichtet, Sokrates habe für die Gaſtmähler den Gebrauch kleiner Trinkbecher empfohlen.

Der ewige Bund der Waldſtätte vom 1. Auguſt 1291. – Im Namen Gottes Amen. 1. Man ſorgt für Ehrbarkeit und iſt auf die öffentliche Wohlfahrt bedacht, wenn man Bündniſſe zu gebührendem Beſtand der Ruhe und des Friedens befeſtigt. Jedermann möge daher wiſſen, daß die Leute des Thales Uri und die Landsgemeinde des Thales von Schwyz und die Gemeinde der Waldleute des unteren Thales, in Anbetracht der Argliſt der Zeit, damit ſie ſich und das Ihrige eher zu verteidigen und beſſer im gebührenden Stande zu bewahren vermögen, in guten Treuen verſprochen haben, ſich gegenſeitig beizuſtehen, mit Hilfe, mit jeglichem Rat und jeglicher Gunſt, mit Leib und Gut, innerhalb der Thäler und außerhalb, mit ganzer Macht und aller Anſtrengung, gegen alle und einzelne, welche ihnen oder irgend einem von ihnen irgend welche Gewaltthat, Beſchwerde oder Beleidigung zufügen und gegen ihr Leib und Gut irgend etwas Böſes im Schilde führen würden. 2. Und auf jeglichen Fall hat jede Gemeinde der andern verſprochen, ihr beizuſpringen, wenn es nötig ſein wird, Hilfe zu leiſten, und in eigenen Koſten, ſo weit es erforderlich ſein wird, dem Angriff Böswilliger zu widerſtehen und Beleidigungen zu rächen, indem ſie hierüber einen leiblichen Eid darauf geleiſtet haben, dies ohne Hintergedanken zu halten, und *die alte eidlich bekräftigte Geſtalt des Bundes durch Gegenwärtiges zu erneuern.* 3. So jedoch, daß jedermann nach dem Stande ſeines Geſchlechtes gehalten ſein ſoll, ſeinem Herrn nach Gebühr gehorſam zu ſein und zu dienen.

4. Wir haben auch in gemeinſamem Ratſchlag und mit einhelligem Beifall einander verſprochen und beſchließen und verordnen, daß wir in den vorgenannten Thälern keinen Richter, der dies Amt um irgend welchen Preis oder um Geld irgendwie erkauft hätte, oder der nicht unſer Einwohner oder Landsmann wäre, in irgend welcher Weiſe an- oder aufnehmen.

5. Wenn aber zwiſchen irgend welchen Eidgenoſſen Streit entſtünde, ſollen die Einſichtigſten von den Eidgenoſſen herzutreten, um die Mißhelligkeit zwiſchen den Parteien zu ſchlichten, wie es ihnen zu frommen ſcheint, und dem Teil, welcher jene Richtung verſchmähen würde, ſollen alsdann die andern Eidgenoſſen Gegner ſein.

6. Ueber dies alles aber wurde zwiſchen ihnen feſtgeſetzt, daß, wer einen andern vorſätzlich und ohne Schuld tötet, falls er ergriffen wird, das Leben verlieren ſoll; er ſei denn im ſtande, die Unſchuld in betreff der genannten Miſſethat zu erweiſen, wie es ſeine verruchte Schuld erfordert, und wenn er etwa entweichen würde, ſoll er niemals zurückkehren. Die Hehler und Schirmer des genannten Miſſethäters ſollen aus den Thälern verbannt ſein, bis ſie von den Verbündeten abſichtlich zurückberufen werden. 7. Wenn aber jemand einen von den Eidgenoſſen am Tage oder in der Stille der Nacht vorſätzlich durch Feuer ſchädigen würde, ſoll der nimmer für einen Landsmann gehalten werden. 8. Und wenn jemand den genannten Miſſethäter ſchirmt und verteidigt innerhalb der Thäler, ſo ſoll er dem Geſchädigten Genugthuung leiſten. 9. Ferner, wenn einer von den Verbündeten einen andern des Gutes beraubt, oder in irgend einer Weiſe beſchädigt, ſo ſoll das Gut des Schuldigen, wenn es innerhalb der Thäler gefunden werden kann, mit Beſchlag belegt werden, um den Geſchädigten der Gerechtigkeit gemäß Genugthuung zu verſchaffen. 10. Ueberdies ſoll keiner den andern pfänden, er ſei denn offenkundig ſein Schuldner oder Bürge, und dies ſoll nur geſchehen mit beſonderer Erlaubnis ſeines Richters. Außerdem ſoll jeder ſeinem Richter gehorchen und, falls es nötig wäre, ſelber in dem Thale den Richter nennen, vor welchem er eigentlich Recht ſtehen ſoll. 11. Und wenn einer dem Urteil ſich widerſetzt und in Folge ſeiner Hartnäckigkeit jemand von den Eidgenoſſen geſchädigt wird, ſo ſind ſämtliche Verbündeten gehalten, den vorgenannten Widerſpenſtigen zu zwingen, daß er Genugthuung leiſte.

12. Wenn aber Fehde oder Zwietracht zwiſchen irgend welchen Eidgenoſſen entſtehen würde und ein Teil der Streitenden ſich weigert, Recht oder Genugthuung anzunehmen, ſind die Verbündeten verpflichtet, dem andern zu helfen.

13. Dieſe obengeſchriebenen, zu gemeinem Wohle und Heile verordneten Beſtimmungen ſollen, ſo Gott will, auf *ewig* dauern, und zum Beweis deſſen iſt auf Verlangen der Vorgenannten gegenwärtige Urkunde gefertigt und mit den Siegeln der drei vorgenannten Gemeinden und Thäler bekräftigt worden. Geſchehen im Jahre des Herrn 1291, zu Anfang des Auguſtmonats.

Die Schlacht bei Sempach. In den Zeiten und Tagen, als die von Zürich und andere unſere liebe getreue Eidgenoſſen in dem Felde lagen, da zog Herzog Lütpolt von Oeſtreich mit einer großen Herrſchaft vor Sempach, das Städtlein, und drohte dieſen, [ſie] zu henken und zu ertränken, und verwüſtete da, was vor der Stadt war, und [ſie] mähten ihnen das Korn ab und ſpotteten ihrer dabei, und riefen in die Stadt, daß man den Mähdern das Morgeneſſen brächte. Unterdeſſen kamen die Eidgenoſſen mit 4 Hauptbannern von Luzern, von Schwiz, von Uri und von Unterwalden. Da kam die Herrſchaft den Berg herab mit einem großen Geſchrei und warfen mit Steinen und mit hartem Angreifen, daß der Eidgenoſſen wohl 60 Mann getötet wurden, ehe daß der Herrſchaft irgend etwas geſchah, und derer von Luzern Banner war untergegangen von großer Not wegen. Und da kam Herzog Lütpold und wähnte, die Seinen hätten obgeſiegt, und wollte Ritter geworden ſein. Und da half der allmächtige ewige Gott den getreuen Eidgenoſſen, daß ſie obſiegten mit großer Arbeit, und die Herren erſchlagen wurden, und auch mit ihnen Herzog Lütpold von Oeſtreich. Dazu half uns ein getreuer Mann unter den Eidgenoſſen. Da er ſah, daß es ſo übel ging und die Herren mit ihren Glenen [Speeren] und Spießen immer die vorderſten niederſtachen, ehe man ſie allda erlangen möchte mit den Hallbarden, da drang der ehrbare fromme Mann voran und faßte ſo viel Spieße, als er ergreifen mochte, und drückte ſie nieder, daß die Eidgenoſſen die Spieße alle abſchlugen mit den Hallbarden und da an ſie kamen, und tröſtete ſie und gab ihnen Freude und rief und ſprach: „Sie fliehen alle dahinten.“ Und da wurden viele Grafen und Ritter und Knechte erſchlagen und viele Edelleute; denn ſie wollten keinen armen Mann bei ſich laſſen; denn ſie wollten die Schwizer ſelber töten. Und da fiel Herzog Lütpold von Oeſtreich und mit ihm wohl 676 Mann. Und es wurden auch viele in den Hölzern tot gefunden und erſtickten auch viele. Ihrer ward auch wohl gehütet bis an den dritten Tag. Und dazumal ward den Eidgenoſſen großes Gut an Silber und Gold, an Harniſchen und an Bannern. Und da verloren die Eidgenoſſen nicht mehr als 113 Mann. Der Banner ſind 11, die ſie dazumal gewannen. Da ward auch Friede gegeben bis zum dritten Tage, daß man die Toten möchte von dannen bringen in ihre Länder. Und dieſer Streit geſchah in dem Jahre, da man zählte von Gottes Geburt 1386 Jahre, am 9. Tag Heumonats an einem Montag früh um die achte Stunde.

(Aus einer in der Zürcher ſtädt. Bücherſammlung aufbewahrten Handſchrift vom Jahre 1476.)

Winkelried.

Von Auguſt Adolf Ludwig Follen (1794—1855).

Im Harſt von Unterwalden da ragt ein Heldenkind
Hochhäuptling über alle, die ſelbſt gewaltig ſind;
Schön ſteht er wie der Engel des Herrn vor Edens Auen;
Finſter und verſchloſſen, faſt grauſig anzuſchauen,
Er ſchaut wohl durch der Feldſchlacht Funken und Wolkendunſt,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechterkunſt! —
Nun waren ſeine Blicke mit Düſternis erfüllt,
Wie wann ſich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt
Bewegt im tiefſten Herzen ward dieſer Schweizermann;
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele ſann,
Das ward noch nie geſonnen, das ſingt kein irdiſch Lied;
Denn dieſer Mann iſt Arnold Struthan von Winkelried!
Herr Arnold löſt den Panzer, der ſeine Bruſt umſpannt;
Er ſtund vom Haupt zur Sohle im lichten Stahlgewand;
Es fällt die ſchwere Brünne klirrend in's Gefild
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenſchild.
So wendet ſich Herr Struthan zu ſeinem teuern Volke
Und ſchmolz aus ſeinem Auge des Harms und Zweifels Wolke
Und ſchmolz aus ſeiner Seele, wie Oel im Flammenkuß,
Der alte Wahn der Sünde zerſchmolz das Will und Muß.
Ihm iſt, als ſchaut er ſauſend verſchwinden Evens Baum,
Den Kreuzesbaum des Lebens durchbrechend Zeit und Raum;
Sieg thront auf ſeiner Stirne; das Heldenauge glüht,
Wie an dem erſten Morgen die Sonne Glut geſprüht.
So aber hat der Arnold ſein großes Herz erſchloſſen:
„Geſtrenge und biderbe, liebe Eidgenoſſen!
Sorgt mir um Weib und Kinder; will euch 'ne Gaſſe machen!“
Und an die Feinde ſpringt er, wie der Ahnherr an den Drachen.
Da ſcheint der Held zu wachſen, breit, übermenſchlich lang,
Im ſchauerlichen Funkeln mit einem Satze ſprang
Gen Feind des Drachentöters Kind in gräßlicher Gebärde
Und unter dem Helden bebend erjauchzt die Schweizer-Erde!
Da hing am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht,
Da waren ſeine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenſchloß
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterſchoß.
Und ſeiner langen Arme ſimſonhafte Kräfte
Umklammernd, weitausgreifend, Ritterlanzenſchäfte;
So drückt er ſeinen Arm voll Tod, o Lieb' in Todesluſt!
Drückt' all die blanken Meſſer in ſeine große Bruſt.
Er ſtürzt, ein rieſiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder
Und rings die Kampfes-Bäume zermalmend wirft er nieder.
Dein Arnold ſtürzt: du bebſt u. ſtöhnſt in Mutterſchmerz, o Heide;
Doch wilder bebt dir, Oeſtreich, das Herz im Eiſenkleide!
Wie, wann in ſchwüle Mitternacht Berg und Thal ſich mummt,
In tiefen Odemzügen des Lebens Mund verſtummt:
Dann plötzlich durch die Finſter fähret der Wetterſchein,
So brennt mit einem Schlage der ganze Tannenhain;
Alſo zerfleucht wie Höh'nrauch, Zweifel, Angſt und Wahn
Und jede Schweizerſeele iſt wieder aufgethan,
Und was da ſchlief im Herzen in wundertiefer Nacht,
Bricht aus in tauſend Kerzen, iſt Licht zum Licht erwacht! —
Ein Augenblick Erſtaunen; Schlachtendonner ſchwieg;
Dann ſchrei'n aus einem Munde die Schweizerharſte: „Sieg!“
Und ab den Höhen wälzt ſich heißwogende Waffenmaſſe!
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf durch die Struthans-Gaſſe!“
Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt,
Wie Wirbel wühlend Stoß auf Stoß, Schweizer-Sturmgewalt!
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harſt
Und Oeſtreichs Eiſenmauer aus Band und Fuge barſt!

Ulrich Zwingli. — M. Ulrich Zwingli iſt im Eſſen und Trinken ein gar mäßiger Menſch und ſonſt auch einer ſtarken geſunden Komplexion, nicht ſchwermütig, ſondern eines freien, fröhlichen Gemüts geweſen, daß er ſeine große und vielfältige Arbeit, insbeſondere durch Gottes Gnade und beſondere Hilfe wohl hat aushalten mögen; zudem er dann die Muſicam gebraucht hat zur Erlabung und Ergötzung des beſchwerten Gemüts, wie er dann auch zu dieſem Ende hin ſeine ehrbare Geſellſchaft gottſeliger und freundlicher Leute und ergötzliche und nutzbare Geſpräche zu ſeinen Zeiten gehabt, ſonſt aber aller Stunden, daß er ſie wohl anwende und gebrauche, auf das allerfleißigſte geachtet hat, daß ihm auch nicht eine ohne Nutzen entginge oder verdürbe. Früh iſt er aufgeſtanden. Viel hat er bei Nacht ausgerichtet mit Schreiben, doch auch nur dann, wenn er mit Geſchäften, die keinen Aufſchub noch Verzug leiden mochten, überladen war. Sonſt befliß er ſich immer rechter notwendiger Ruhe.

Das Predigen an Sonn- und Feiertagen, auch in der Woche hat er alle Zeit ſelber zu ſeinen Tagen und Stunden verrichtet und hat ſelten andere an ſeiner ſtatt zu predigen angeſtellt, er wäre denn krank geweſen, was ihm wenig begegnete, oder mit gar großen und notwendigen Geſchäften überladen. In ſeinen Predigten war er ganz fleißig, einfach und verſtändlich, alſo daß ihn männiglich gern hörte, und ein großer Zulauf des Volkes zu ihm war. Wenn er nicht predigte, war anderer Lehrer Predigen nicht ſo wert als das ſeine gehalten. Denn im Lehren war er gar verſtändlich und gut zu merken, im Strafen ganz ernſtlich und erſchrecklich, doch väterlich, im Vermahnen gar inbrünſtig und eindringlich und im Tröſten ſehr anmutig und lieblich; denn er redete gar ländlich und war dem fremden angenommenen Geklapper, der kanzleiiſchen Verwirrung und Pracht der unnützen Worte ungünſtig. Das Gebet vor der Kirche hielt er mit großem Ernſt, vermahnte ſtreng zum Gebet und betete auch beſonders viel und ſtät.

Alle Tage, ausgenommen Feiertage und Freitags, profitierte, d. i. las er in der Schrift des alten Teſtamentes, erklärte in offener Lektion den Text der Siebzig, verglich ihn gegen den hebräiſchen und zeigte ſeinen rechten Sinn und Gebrauch an. Solche Arbeit allein wäre einem gelehrten, geſchickten und viel geübten Mann ſchwer genug geweſen. Darum wurden auch nach ſeinem Tod zwei Perſonen angeſtellt, ſein Amt zu verwalten, Heinrich Bullinger, daß er Pfarrer und Prädikant, und Theodorus Bibliander, daß er Profeſſor oder Leſer des alten Teſtaments wäre.

Viel Arbeit und Müh hat er auch mit der Schule gehabt, daß ſie recht eingerichtet und man die Jugend darin nützlich lehrte. Item, daß hin und her auf die Pfarren oder Prädikaturen geſchickte Perſonen geordnet würden, von welchen er dann wegen mancherlei Sachen viel angeſtrengt wurde. Nicht mindere Arbeit, Sorge und Unruhe hat er mit beſondern und auch allgemeinen öffentlichen Diſputationen gehabt,... mit den Boten des Biſchofs von Konſtanz, mit den Leſemeiſtern, Mönchen, Pfaffen und Chorherren zu Zürich, mit Franzisco Lamberto, mit Joachim am Grüt Unterſchreiber, mit Eck und Faber, der Zeit als zu Baden diſputirt wurde. Da beſtund er beſonders große Gefahr und doch erhielt er weislich mit der Hilfe Gottes Frieden in gemeiner Eidgenoſſenſchaft, welchen etliche gerne verkehrt hätten. Er mußte auch vom Zehnten diſputieren; item öffentlich und zum andern Mal zu Zürich wider männiglich im Jahre 1523, zu Anfang und Ausgang des Jahres. Großen Ruhm hat er erlangt von der Diſputation, die er zu Bern half fertigen und die er zu Marburg vor den Fürſten, vor dem Adel und vor den Gelehrten mit Doktor Luther ſelber gehalten hat. Item, zum dritten und vierten, ja zu öfteren Malen hat er im beſondern und öffentlich diſputiert mit den Täufern und ſie gewaltig überwunden. In dem Diſputieren hatte er beſondere Gnade. Denn er ließ ſeine Widerſacher nicht hin- und herſchweifen und allerlei hineinziehen, ſondern hielt ſie zur Sache, verwarf unnötige Reden, war geſchwind, ihnen ihre Argumente wider ſie ſelber zu richten, und drang nur immer auf die Schrift, machte es alles kurz.

Briefe hat er hin und her ſo viel geſchrieben, nämlich nach Deutſchland, Frankreich, Italien und in andere Lande, in denen allen er Kundſchaft und ſeine Gönner und Freunde hatte, daß jemand ſich wundern möchte, ob zwei, die nur fertig mit Schreiben wären, gefunden werden möchten, was Zwingli allein, inmitten ſo vielfältiger Geſchäfte, ordentlich ausgerichtet hat. Ihm iſt von fernen und vielen Orten, von Fürſten, Herren, Edeln, Gelehrten und Ungelehrten viel geſchrieben worden. Der hat dieſes, der andere anderes von ihm begehrt. Andere haben ihm allerlei Fragen vorgelegt, die andern ihm vielerlei Arten, die heilige Schrift zu erklären, vorgetragen. Viele haben ſonſt ihre Not und Anliegen erzählt und ſeines treuen Rates begehrt. Denen hat er immer willig wieder geſchrieben und geantwortet, daß ſie zufrieden, mit Verwunderung, ihm gedankt haben. Gar viele Briefe hat er unaufgefordert hin und her, nicht allein in der Eidgenoſſenſchaft, ſondern außerhalb der Eidgenoſſenſchaft an gelehrte, beſondere Perſonen, an denen viel gelegen war, geſchrieben, der evangeliſchen Mehrheit allenthalben aufzuhelfen, Sekten und Irrtümern zu wehren. Von dieſen Briefen ſind viele zu Baſel gedruckt in dem Buch, genannt Epistolæ Zwinglii und Oecolampadii. Der Bücher ſind vier, noch ſind von den Epiſteln ſehr viele hinterhalten, unterdrückt und verloren. In Sonderheit aber hat er mit dem Druck und Drucken große Arbeit gehabt. Darüber beklagt er ſich ſelbſt in ſeinen Büchern. Schaffte aber viel Nutzen damit.

Der tägliche Ueberlauf von Reichen, Armen, Einheimiſchen und Fremden, bei Tag und Nacht, war ihm ſehr beſchwerlich. Die, welche vertrieben waren von des Glaubens wegen, flohen zu ihm, als einem Vater. Viele gingen ihn an um Beförderung bei einem ehrſamen Rat von Zürich und bei andern geehrten, vornehmen, gewaltigen Leuten. Niemand ließ er ungetröſtet von ſich. Jedermann empfing er gar freundlich, und wenn er nicht mehr vermochte, erzeigte er ſich doch als der, welcher gern ſein Beſtes gethan, wenn er es gekonnt und vermocht hätte. Und hier, wie er niemand gern ſeine Dienſte abſchlug und vielmehr zu gütig und freigebig als zu rauh und karg war, ward er viel von vielen Gleisnern betrogen und an zeitlichen Gütern zu Schaden gebracht, bis er zuletzt dennoch erlernte, für ſich zu ſehen. Barmherzig iſt er vor allen geweſen. Jähzornig, aber er behielt keinen Unwillen lang, war weder neidig, noch häſſig, mochte Neid, Haß und ſeiner Widerſacher Schmähung und Läſtern geduldig leiden und tragen, und doch, wo es nötig war, ſeine Unſchuld und ſeinen guten Namen retten und ſchirmen.

Mit den Burgrechten der chriſtlichen Städte oder des Landgrafen Philipp zu Heſſen hat er viel und große Arbeit gehabt. Dem Landgrafen Philipp zu Heſſen iſt er vor allen lieb geworden, nachdem er ihn wider Luther zu Marburg hat diſputieren hören. Er brauchte in vielen ſchweren Sachen Zwinglis Rat und ſchrieb viel an ihn... Denn er iſt auch vom Rat in die heimlichen Räte (nicht ohne große Beſchwerung) genommen worden.., Was ſonſt die Händel der Religion und Reformation anbetraf, ward nicht allein mit ihm geratſchlagt vom Rat und von Burgern, ſondern er verfaßte ſchriftlich mehrteils das Ausſchreiben, ſo geſchehen ſollte. Und hieher gehören die Ordnungen des Chorgerichts und was dergleichen Ordnungen ſind. — —

Allezeit hat er fleißig ſtudiert, insbeſondere ſich aber in der heiligen Schrift geübt, wiewohl er mit dazu Græcos und Latinos autores classicos auch fleißig las. Viele Bücher hat er in Latein und Deutſch zum Druck geſchrieben,... daß, wenn er dieſe 11 Jahre, die er zu Zürich Gott und der Kirche gedienet, nichts anderes gethan, denn allein dieſe Bücher geſchrieben, niemand mit Wahrheit ſagen möchte, daß er wenig gethan hätte.

(Aus „Reformationsgeſchichte“ von Heinr. Bullinger, 1504—1575.)

Seine Art zu reden war... unfalſch, pur, verſtändig und nicht zu viel gefliſſen, noch auf die Schauſtellung zugeputzt, alles ſchlicht und männiglichem zu verſtehen; gar nichts lag hie oder ſchlich auf dem Boden; alles lebte, und mit Tapferkeit etlichermaßen zuſammengefügt, ging es leicht durch, ich weiß nicht was für eine liebliche Kraft, den Hörenden zu Herzen. In der Schrift war ſein Urteil unfalſch, ſcharf, heilig und nicht zu vergleichen, hatte eine wunderbare Geſchicklichkeit, der Schrift Geheimnis hervorzubringen, eine wunderbare Einfalt und Leichtigkeit, dieſelbe zu handhaben, wunderbar, wie treffend und verſtändig er aus einer Sprach in die andere weiß zu verdolmetſchen... Keiner iſt, der eines aus dem andern kräftiger ſchließe, denn dieſer Menſch, keiner, den Pfeil gegen den Widerpart ſchärfer abdrücke, oder hinwieder wunderbarer den ausſchlage, der gegen ihn angelegt iſt. Welcher beluſtiget doch ſtattlicher? welcher bewegt heftiger? lobt mit weniger Falſch? welcher beredet tapferer? welcher vermahnt inbrünſtiger? Alle Dinge ſind bei dieſem Menſchen aufs höchſte gekommen. So haben nun die Römer in ihrer Wohlredenheit ihren Tullium [Cicero], in der Freiheit wieder zu erlangen Brutum; die Griechen erheben die Ihren, es ſeien Kaiſer, Regierer oder Geſetzgeber, Themiſtoclem, Periclem, Lycurgum und Solonem; wie viel wahrhafter und gerechter ſollen wir unſern Zwinglium... mit etwas heiliger Dankbarkeit rühmen als den, der nach größter Uebung gottſeligen Wandels wiederum zu erlangen Freiheit und Güte und heilige Lehren zu erneuern wunderbarlich geübt hat. Denn in dieſem iſt geweſen eine inbrünſtige Liebe zur Gerechtigkeit, eine brennende Uebung der Billigkeit und eine unerſättliche Begierde nach der Wohlfahrt ſeines Vaterlandes. (Aus Keßlers Sabbata.)

Aus Zwingli's göttlicher Vermahnung an die Schwizer, daß ſie ſich vor fremden Herren hüten und entladen. Mai 1522. „Unſere Altvordern haben aus keiner andern, als göttlicher Kraft ihre Feinde überwunden und ſich in Freiheit geſetzt, haben auch ſolches immer an ſich treulich erkannt mit großer Dankbarkeit und Liebe. Dazu haben auch unſere Altvordern nicht um Lohn Chriſtenleute totgeſchlagen, ſondern um Freiheit allein geſtritten, damit ihr Leib, Leben, Weib und Kind einem üppigen Adel nicht ſo jämmerlich zu allem Mutwillen unterworfen wäre. Welcher Freiheit Gott ſelber günſtig iſt, wie er bezeugt hat, indem er alle Kinder Israels aus Aegypten geführt hat, darum daß ſie die ägyptiſchen Könige und Volk ungnädiglich und ſchmählich hielten,... auch, indem er ſie darnach, da ſie nach einem König ſchrieen, von den Mißbräuchen und der Gewalt der Könige berichtete, ohne Zweifel ſie vor der Herrſchaft warnend.

Darum hat ihnen Gott immer Sieg, Ehre und Gut gemehrt, ſo gewiß, ſo oft, daß kein Herr ſie nie überwunden hat, ſo ſtark iſt er nie geweſen; was ohne Zweifel nicht menſchlichen Vermögens iſt, ſondern göttlicher Kraft und Gnade. Ja, wo ſie ihr Vaterland beſchirmt haben und ihre Freiheit, wie am Morgarten, zu Sempach, zu Näfels in Glaris, da vierthalbhundert fünfzehntauſend eines Tags zum elften Mal angegriffen und zum letzten in die Flucht geſchlagen — bei denen auch ihr Frommen von Schwiz dreißig Mann gehabt habt — ja noch an viel Orten, da ſie angegriffen und immer mit Freud und Ehren wiederum heimgekommen,, jetzt gar nahe an zweihundert Jahre ruhig geweſen ſind und ungeſchändet.

Da nun leider ſeit einiger Zeit etliche unter uns kindiſch genug ihrer ſelbſt vergeſſen, Gottes vergeſſen, ſich von ihrer Begierde haben führen laſſen, hat der Teufel, aller Frommen Feind, gleich wie zum erſten der Geſchöpfe die Schlange, alſo zu unſern Zeiten die fremden Herren aufgerichtet, daß ſie mit uns ſprächen: „Ihr ſtarken Helden, ſollet nicht in euerm Land und Gebirge bleiben; was wollt ihr mit dem rauhen Lande? Dient uns um reichen Sold! Wird euch großen Namen und Gut gebären und wird eure Stärke den Menſchen kund und gefürchtet!“ Gleich wie der Teufel zu Eva ſprach durch die Schlange: „Ihr werdet wie die Götter…“ Alſo ſind ſie mit einer einfältigen Eidgenoſſenſchaft umgegangen, ihren Nutzen ſuchend, bis ſie uns in ſolche Gefahr und unfreundliche Hand gebracht, daß wir ungeachtet des Vaterlands größere Sorge haben, wie wir ihnen das Ihre, Reich und Gewalt, behalten, als unſere eigenen Häuſer, Weib und Kind. Und das wäre alles klein, wo uns nicht Schand noch Schaden damit Hand in Hand ginge. Wir haben in Menſchengedenken zu Neapel, Novara, Mailand größeren Schaden in der Herren Dienſt empfangen, denn dieweil eine Eidgenoſſenſchaft geſtanden iſt; und ſind in eigenem Krieg immer ſieghaft geweſen, in fremdem oft ſieglos.

Das aber alles zu beſorgen iſt aufgebracht worden von denen, ſo ihren eigenen Nutzen mehr denn den gemeinen angeſehen haben; und es kommt doch der Schaden der Gemeinſchaft ins Haus; ja es wächſt von Tag zu Tag immer mehr Geiz, Wolluſt, Mutwille, Ungehorſam; wir legen denn ein anderes Kleid an und thuen die Augen auf, daß wir die Gefährlichkeit, ſo darauf ſteht, ſehen und verhüten. *Deren Gefährlichkeiten die erſte und größte iſt, daß wir den Zorn Gottes damit ſchwer auf uns laden.* Es ſoll auch ein jeglicher die Gefahr des Krieges an ſich ſelbſt bedenken, wenn mit ihm gehandelt würde, wie er mit andern Chriſtenmenſchen handelt, daß, wo ein fremder Söldner dir in dein Land gewaltig zöge, deine Matten, Aecker, Weingärten verheerte, deine Rinder und Vieh hinweg triebe, allen Hausrat zuſammen bände und hinweg führte, deine Söhne vorher im Angriff, ſo ſie ſich und dich beſchirmten, erſchlagen hätte, deine Töchter mit Gewalt mißhandelte und beleidigte, deine liebe Hausfrau, ſo herfür geht und zu den Füßen fällt, dir und ihr Gnade begehrend, mit den Füßen hinſtieße, und dich, frommen alten Knecht, in deinem eigenen Haus und Gemach verborgen liegenden, hervorzöge und dich im Angeſicht deines Weibes jämmerlich erſtäche, unangeſehen dein zitternd ehrſam Alter, deiner frommen Hausfrau Jammer und Klage, und zuletzt erſt Haus und Hof verbrannte. So meinteſt du, wo ſich der Himmel nicht aufthäte und Feuer ſpiee, und das Erdreich ſich nicht zerriſſe und ſolche Böſewichte verſchluckte, ſo wäre kein Gott; und ſo du aber dergleichen einem andern thuſt, meinſt du, es ſei Kriegsrecht. —

Die andere Gefahr, die uns der Herren und ihres Kriegens halber bevorſteht, iſt, *daß daraus niedergedrückt wird die gemeine Gerechtigkeit*, als gar ein alt geſprochen Wort: Leges silent inter arma, das iſt, wo die Waffen die Oberhand haben, da müſſen die Geſetze ſtill ſtehn und ſchweigen. Auch iſt das Wort „Kriegsrecht“ nichts anders denn Gewalt. Noch werfen ſie entgegen: „Man muß die Ungehorſamen mit Gewalt und Waffen zwingen, wo ſie dem Rechten nicht folgen wollen.“ Ja wenn man mit Kriegen nur dieſelben träfe oder jeder die Seinen, ſo ungehorſam ſind, zum Gehorſam in ziemlichen Dingen zwänge, ginge es ſeinen Weg. Was redeſt du aber dazu, daß du Geld nimmſt und einem fremden Herrn hilfſt, ein anderes unverſchuldetes Land mit Gewalt berauben, einnehmen, verheeren? ja etwa Herren hilfſt, denen gar nicht ziemt, zu kriegen, als Biſchöfen, Päpſten, Aebten und andern Geiſtlichen, allein um Geldes willen? So wir aber chriſtlich von der Sache reden ſollten, ſo ziemt uns das Kriegen in keiner Weiſe. Wir ſollen aus der Lehre Chriſti Gott bitten für die, ſo uns übel reden und verfolgen, und nach einem Backenſtreich den andern auch darbieten. Denn ſo werden wir Söhne des himmliſchen Vaters.

Weiter ſchaden die Herren gemeiner Gerechtigkeit, indem ihre Gaben eines jeden Mannes, ſei er ſo weiſe als er wolle, Vernunft und Tugend verblenden, wie Moſes lehrt: „Die Gaben verblenden die Augen der Weiſen und verkehren die Worte der Gerechten.“ O weh, was mag uns hie in den Sinn kommen? Ohne Zweifel das, daß ſo mancher wohlkönnende biderbe Mann uns iſt verblendet worden, daß er alle ſeine Worte, Vernunft und Sinn darauf gelegt hat, daß er einem Herrn ſeinen Nutzen und Lob fördern möchte; damit die Einfältigen durch ſeine ſüßen, aber ſchädlichen Worte verleitet würden, ſeiner Meinung nachzufolgen. Auch iſt zu beſorgen, daß ein großer Teil derſelben einander die Hand bieten und helfen, es ſei vor Gericht, im Rat, in Gemeinden; dadurch ein lauterer und rechter Handel zuweilen getrübt und gebeugt werden müſſe, davon Jeſajas droht: „Weh euch, die ſagen, das Bös ſei gut und das Gute ſei bös, die die Finſternis zu einem Licht und das Licht zu einer Finſternis machen.“ Wann die da ſagen: „Wir müſſen aber Herren haben; wir ſind ein armes Volk, haben ein rauhes Land,“ ſo iſt es wahr: ſo man ſich nicht begnügen will mit ziemlicher Nahrung und Kleidung, muß es irgend woher kommen. Wenn aber keiner ſich weiter ſtreckte, als er Decke hat, bedürfte er dieſer Worte nicht. Denn der Kaiſer Julius hat, nachdem er die Helvetier (deren größter Teil wir in der Eidgenoſſenſchaft ſind) überwand, verordnet, daß ihr Land wieder angebaut werde, darum daß es fruchtbar wäre. Wie wäre es geſchehen, daß es nicht mehr fruchtbar wäre und vor ſechzehneinhalbhundert Jahren fruchtbar geweſen wäre. Ja, es iſt fruchtbarer an ſchönen, mannhaften Leuten, denn kein Land auf dem Erdboden iſt, und fruchtbar genug, dieſelbigen zu ernähren, ſo wir nur mit ihm vorlieb nähmen.

Ferner ſo verblendet uns der Herren Geld, daß wir wenig achten den Verluſt unſeres eigenen Fleiſches und Blutes, nur daß den Herren gedient werde; auch wenig des ganzen Regiments, ob aller Ungehorſam erwächſt und man um die Obrigkeit gar nichts giebt; womit aber mit der Zeit aller Schirm der Tugend niedergelegt wird und alle Rache des Uebeln. Auch erwächst daraus mit der Zeit, daß die Reisläufer mit Gewalt die Obrigkeit unter ſich zwingen werden und ſchalten, wie ſie wollen. Auch werden ſie uns zwingen zu halten, was wir nicht ſchuldig ſind, und ſprechen, wir ſeien es ſchuldig, und uns verblenden, daß wir unſern gemeinen Nutzen nicht erkennen mögen, noch unſern Vorteil und Recht ermeſſen und uns daran halten dürfen. Verſteht mich alſo: So ein Herr mit einem Rat oder einer Gemeinde öffentlich einen Handel vornimmt, da es ſich aber nicht ziemt, weder Miet noch Gaben zu nehmen, und er heimlich mit Gaben ſein Vornehmen durchſetzt; wenn dieſelben ſeine Gaben offenbart und die Untreue und Hintergehung entdeckt wird, iſt man ihm nicht nur nichts ſchuldig, ſondern man mag ſolche Untreue auch an ihm rächen nach den menſchlichen Rechten. Und laß dich das nicht wundernehmen; du findeſt die päpſtlichen Rechte darüber; und wenn ſchon der Papſt ſelbſt es thut, iſt man ihm nichts ſchuldig. Hier wird eure Frommheit verſtehen, daß ich einmal recht geredet habe, wiewohl es mir in Haß verkehrt ward, da ich ſprach: „Ich wollte, daß man durch des Papſtes Vereinigung ein Loch geſtochen und ſie dem Boten auf den Rücken gegeben hätte, heimzutragen.“ Das däuchte jedermann ein unbillig Ding; und redete ich aber ſolches aus oben angezeigtem Grund; denn ich wußte, daß der Papſt mit heimlichen Penſionen umgegangen war und man ihm darum nichts ſchuldig war. Alſo verſteht es von einem jeglichen Herrn.

Die dritte Gefahr iſt, daß man böſe Sitten mit fremdem Geld und Krieg heimbringt und pflanzet. Das ſehen wir eigentlich; denn die Unſern ſind nie heimgekommen aus fremden Kriegen, ſie hätten denn mit ſich etwas Neues gebracht an Kleidung ihrer ſelbſt und ihrer Weiber, an Speis, an Trank Unmaß, neue Schwüre; und was ſie ſündliches ſehen, das lernen ſie gern; alſo daß zu beſorgen iſt, laſſe man nicht von fremden Herren, man werde noch ſchädlichere Laſter mit der Zeit erlernen. Es wird auch alle Frauenzucht davon ſchwächer und unfrommer. Es iſt auch zu beſorgen, es werde mit der Zeit viel abgehn an Mannhaftigkeit, wiewohl wir deſſelben noch nicht inneworden ſind; dennoch ſo erlindet man in der Wolluſt; denn ſanft Leben wird nicht gern verlaſſen… Was meint ihr, daß zuletzt aus den goldenen Hemdlein werde, Fingerringen, ſeidener Kleidung? Hektor hielt ſeinem Bruder Alexander ſcharf vor, daß er immer ſo weichlich gelebt habe, annehmend, es habe ihn dazu gebracht, daß er vor ſeinem Feind Menelaus geflohen wäre.

Die vierte Gefahr, daß die Herrengaben großen Haß und Untreue unter uns gebären. Denn es iſt von Natur des Glückes Geſell der Haß, daß, wo man Glück hat, die Mißgunſt gleich darnach kommt; noch viel mehr wird man neidiſch, da einer ſo viel vor den andern gewertet wird; und ſo aber die Not kommt, iſt je ein biderber Mann des andern wert, und beſchirmen das Vaterland bie allerſchlichteſten viel mannhafter, denn die Geſtreiften[1] zum öfteren Mal. Und nach ſolcher Mißgunſt kommt auch Uneinigkeit und Unwillen derer, die da ſagen: „Geh du voran, thu du dies, thu du das; kannſt du mehr Geld aufleſen, lies auch mehr Streiche auf.“ Endlich, Krieg fremder Herren und Geld iſt eine Schule aller Laſter und Mutter, die uns ins Alter nichts anderes gebiert, als verkümmertes Gewiſſen.

Die letzte Gefahr iſt, daß man beſorgen muß, man komme zuletzt in der Herren Hände, entweder derer, die Freundſchaft mit uns haben, oder aber derer, die uns Feind ſind. Denn was iſt nicht zu fürchten, da Hoffart, Weichlichkeit, Neid und Zwietracht ſo ſtark ſind; auch, ſollte es dazu kommen, daß man uns mit dem Maß zumeſſen wird, mit dem wir gemeſſen haben, wir möchten unſern Jammer nicht genung beweinen... davor uns Gott behüte.

Darum, fromme, weiſe, getreue, liebe Ehrenleute von Schwyz! ermahne ich euch beim Leiden und Erlöſen Jeſu Chriſti, unſeres Herrn, bei aller Ehre, ſo der allmächtige Gott unſern frommen Altvordern je bewieſen hat, bei dem Schweiße und der übeln Zeit, die ſie gehabt haben um unſerer Freiheit willen. Hütet euch vor der fremden Herren Geld, das uns umbringen würde, und thut das, dieweil es noch geſchehen mag, und folget nicht denen, ſo da ſprechen, es könne nicht geſchehen. Es ſteht noch wohl in einer Eidgenoſſenſchaft; der Unwille, der ſich unter uns zeigt, iſt nur ein Wind, gleich wie zwiſchen zwei Ehemenſchen oder Brüdern oft geſchieht, nicht eine ſtarke Feindſchaft. Dazu haben wir ſo große Stärke an Leuten als je, Gott behüte ſie! Und es wird der Sach leichtlich Rat, ſo man ſie treulich und handlich vornehmen wird. Ihr habt dazu günſtig unſere frommen Leute von Zürich, Stadt und Gebiet, zu denen ich mich verſehe, daß ſie hinfür kein Herr vermögen werde, daß ſie etwas mit ihm ſolch ſchädlicher Geſtalt handeln oder ſich dazu verbinden werden; Gott befeſtige ſie in gutem Vorhaben! Dazu eure frommen Zugewandten, deren Ehrbarkeit fremden Herren auch ganz entgegen iſt. Und ſo ihr auch wiederum in die Fußſpur unſerer frommen Altvordern treten würdet, habe ich keinen Zweifel, es würde euch eine gemeine Eidgenoſſenſchaft folgen. Laſſet euch nicht bekümmern den Abgang der Reichtümer. Es iſt ein armer Reichtum, darum einer umkommen muß. Solcher Reichtum iſt nichts anderes denn ein Leim, darin man gefangen wird gleich wie die Vögel. Laſſet euch auch nicht bekümmern den Abgang fremder Hilfe, ſondern ſprecht mit dem heiligen Paulus: „Wenn Gott an unſerer Seite ſtehen wird, wer wird wider uns ſein?“ Wie haben unſere Vorfahren gethan, deren noch viel weniger waren, als unſer jetzt iſt; man bedarf der Letze zu Art und Näfels nicht mehr; der Rhein iſt jetzt die Letze. Wiewohl das alles nichts iſt, es behüte denn Gott ſein Volk. Es ſchadet nichts, daß der Widerſtrebenden viel ſind; Gott iſt ſtärker, denn ſie alle. Höre man nur nicht auf mit ängſtlichem Gebet ihn anzurufen; er wird uns wohl rechten Sinn und Verſtand geben, und vom Böſen zum Guten lehren. Das thut Gott. Amen.“

Die Schlacht bei Kappel (11. Oktober 1531). Die Hauptleute der V Orte, ſobald ſie auf die Höhe gekommen waren, auch wußten, daß das Panner von Zürich auch zum Fähnlein gekommen war, ritten ſie hin und her, das Volk zu beſichtigen und ein rechtes Nachtlager zu ſchlagen. Wie nun der gemeine Mann der V Orte ſah, daß die Hauptleute ein Lager zu ſchlagen gedachten, gefiel es ihm übel, geſchahen allerlei ungeſchickte Reden, die Hauptleute und großen Hanſen fürchteten ſich, wollten den Fuchs nicht beißen. Und man würde die Sache, wo man nicht angriffe, verderben.

Es war aber ein handfeſter Landmann von Uri, Hans Jauch, gemeinlich Vogt Jauch genannt, ein guter Büchſenſchütze, welcher etliche vertraute Leute zu ſich genommen und ſich in das Buchwäldli gewagt und gelaſſen hatte, zu erfahren und zu beſichtigen, wie doch die Zürcher lägen. Da iſt er am nächſten an ſie herangekommen, hat geſehen, wie ſie etliche Büchſen gerüſtet zu verändern, und daß ſie mit Leuten gar nicht verſehen, ſondern ihrer wenig waren, dazu unachtſam, daß ſie alſo den Wald leer und offen gelaſſen haben. Darauf er flugs ſolches angezeigt, und daß es Zeit ſei anzugreifen, man möge auch zum nächſten auf und an ſie ohne großen Schaden des Geſchützes kommen. Vogt Jauch und etliche andere bei ihm ſprachen: „Laſſet uns nur ein Scharmützel verſuchen!“ und ſchrien: „Welche redlicher Eidgenoſſen wert ſind, die laufen uns nach.“ Hiemit folgten ihnen etliche Büchſenſchützen, auch die Eſchenthaler, und ſonſt auch viel redliche Leute aus den V Orten, insbeſondere aber Unterwaldner, hinein in den Wald. Doch hat man ſolche alle nicht über 300 Mann geſchätzt. Als ſolches die Hauptleute der V Orte ſahen, muſterten ſie in Eile alles Volk bei den Pannern und ſtellten ſich auf dem Acker bei ihrem Geſchütz gegen den Wald hin in ihre Ordnung, daß ſie mit Gewalt auch durch den Wald auf die Zürcher drückten.

Als nun dieſe Dinge geſchahen, wollten die Zürcher ihren Ratſchlag (daß man nämlich einen Haufen Volkes hinüber an den Münchbühl führen ſollte) vollſtrecken; und ward aber der obere Haufen abgeführt; welches ein großer Fehler war und einen bedeutenden Schaden, nicht nur Verwirrung brachte.

Dieſe Dinge alle gewahrten die V Orte im Wald; deshalb drangen die Schützen der V Orte gegen das Sennhaus, verſuchten auch, durch die Matte auszubrechen. Solches ward ihnen verwehrt durch die Hakenſchützen der Zürcher mit gewaltigem Schießen. Deshalb ließen die Fünförtiſchen einen Lärmen rückwärts gegen die Panner und den Gewalthaufen gehen, und ſchoſſen damit auch ihr Handgeſchütz auf die Zürcher ab. Dieſelben hatten ſich niedergelegt auf den Boden, daß das Geſchütz über ſie hinausginge. Da ſie alſo eine Weile lagen, ſchrien etliche Zürcher: „Was liegen wir da alſo, wollen wir uns ermüden laſſen? Warum laufen wir den Feind nicht getroſt an?“ Indemſelben liefen die Fünförtiſchen an dem Teil des Waldes, der an das Moos ſtößt, aus dem Wald und über das Moos gegen die Ordnung der Zürcher mit ihren Spießen und andern Gewehren. Die Zürcher aber wiſchten vom Boden auf, die Feinde zu empfangen.

Die Knechte aber der V Orte, die den Anlauf und Angriff thaten, waren ſtarke, tapfere und wohlgerüſtete Männer, ſchrieen den Zürchern zu: „Wohlher, ihr Ketzer und ihr Kelchdiebe, da finden wir euch!“ Die Zürcher ſchrien den Fünförtiſchen zu: „Ihr Verräter und Fleiſchverkäufer, ſeid ihr hie?“ Hiemit ging es an mit heftigem Stechen, Schlagen und auch Werfen mit Steinen, von beiden Teilen. Und wurden viel mit Steinwerfen geſchädigt. Und als jetzt der Angriff und Streit eine Weile gewähret und die Fünförtiſchen nicht eine ſtarke Ordnung hatten — denn derer, die anliefen, waren nicht über 300, wie obgemeldet —, dazu ein jeder aus dem Wald und durch das Moos lief, wie er mochte, mußten die Fünförtiſchen (deren vorderſte faſt niedergeſtochen [waren] von den Zürchern, etwas zurücktreten; welches auch zum andern Mal geſchah, alſo daß etliche ſich verſahen, der Sieg wolle ſich neigen auf der Zürcher Seite. Und dieweil davor der Angriff und das Zurückweichen der Fünförtiſchen da unten an dem Moos war, geſchah es, daß der Zürcher Haufe und Ordnung dahinab ſich dem Moos zuſenkte. Dahinten aber gegen die Brücke über den Mühlegraben war eine große Verwirrung der Zürcher. Denn, da etliche (wie oben gemeldet) an den Münchbühl ziehen ſollten, und grad in ihrem Abzug der Angriff geſchah, waren ſie ob dem Angriff erſchrocken und nahmen ihrer etliche die Flucht; etliche wenige eilten wiederum von dem Graben zum Angriff. Welches alles die Fünförtiſchen aus dem Wald ſehen mochten und darum ſich wiederum ſtärkten, und einander zuſchrieen: „Tapfer dran, redliche Eidgenoſſen, ſeht ihr nicht, daß die Ketzer fliehen!“ Denen ward von den Zürchern vorne, die nicht wußten, wie es hinten ging, geantwortet: „Ihr lüget als Böswichte.“ Aber die Flucht wuchs hinten immerdar heftig, und ward auch gemehret durch einen Verräter Oswald Luſt von Baar (der auch hernach darum zu Zürich gerichtet ward), welcher ſich hinten unter die Zürcher geſtellt hatte und immerdar rief: „Fliehet, fromme Zürcher, fliehet, ihr ſeid verraten, euer Gebein kommt nicht davon!“

(Heinr. Bullinger, 1304—75, ſchweiz. Kirchengeſchichtſchreiber.)

Zwinglis Tod. Die, ſo den Feind in die Flucht geſchlagen, eine ſo ritterliche, ſchwere, ſaure Arbeit vollbracht und ihre tapfern Leiber dergeſtalt gebraucht, daß ſie nicht weit zu laufen gerichtet [waren], ſondern blieben ſamt andern müden, ſchweren, alten, zu laufen unvermögenden auf der Wahlſtatt, blieſen, ſuchten ihre Kräfte wieder, gingen hin und her als die zornigen wütenden Löwen, . . . mit Beſchauung und Erkennung vollbrachter That, da denn ſo mancher handfeſter, tapferer, redlicher Mann jetzt lag, ſterbend, tot und wund. Da redete hie und da einer, in ſeinem Blute röchelnd, mit halb entgangnem Leben, einen Ehrenmann an und gab ſich zu erkennen. Da ſtrengte man ſich denn an, die bei ihrem Hinſcheid zum wahren, alten Chriſtenglauben zu bekehren, mit Beicht und Empfang der Sakramente, was auch von etlichen angenommen ward. In ſolchem, nun auch vorne, da der Zürcher Ordnung geſtanden war, ward Zwingli gefunden, auf ſeinem Angeſicht liegend, der noch nicht mit beſondern Stichen noch Wunden verletzt war, dermaßen, daß er, ſo er Luft und Atem hätte haben mögen, noch von dannen gekommen wäre, welches die alten Chriſten bedünkt; kehrten ihn um, ſchüttelten ihn, kannten ihn jedoch nicht. That er ſeine Augen auf, ſah um ſich. Da ward er gefragt, ob er beichten wolle. Schüttelte er ſeinen Kopf und ſchüttelte ſich, gab zu verſtehen, daß er die Beichte nicht wolle. Darauf haut ein redlicher alter Chriſt mit einem Schlachtſchwert drein, Zwingli unter dem Kinn in den Hals; des Streiches ſtarb er. Indem kamen nun etliche herzu, ſo Zwingli in ſeinem Leben gekannt hatten, beſchauten ihn, ſuchten auch nach beſondern Wahrzeichen an ſeinem Leib und fanden, daß dies der Zwingli war, den ſie wahrlich mit mancherlei Reden nach ſeinem Tod begrüßten, mit vielen Titeln, die ihm alle wohl gemäß waren, nicht mit wenig hohem Dankſagen zu Gott, dem Allmächtigen, daß der rechte Grund, Urſprung, Anfang, Urſache und Verſchulder alles dieſes Uebels, Elends, Jammers und Angſt jetzt da lag, röchelnd in ſeinem verpeſteten Blut; dem doch Gott die Gnade gethan hat, vielleicht, weil er ein Prieſter geweſen, daß er von biderben Ehrenleuten, unter ihnen und in deren Beiſein ſtarb; ſonſt wäre es kein Wunder geweſen, es wären mehr Teufel bei ſeinem Ende geweſen, denn Kriegsleute im Felde waren. Alſo kamen fort und fort den ganzen Abend viele der alten Chriſten zu ihm über ſeinen toten Leichnam, zu beſchauen den, der fürwahr mehr Unfrieden, Unruh, Angſt, Not und Jammer angerichtet hat, als alle Fürſten, Herrn, Stände und Städte nie hätten zuwege bringen mögen, der nun da lag und von ihren Händen als von Gott dazu verordneten Inſtrumenten ſeiner Bosheit Lohn empfangen hatte. Da lag jetzt der Vogt aller Eidgenoſſen und von den Gnaden Gottes alle ſeine Anſchläge bei ihm in Endſchaft.

Johann Salat, Feldſchreiber der Fünfortiſchen Scharen, Gegner der Reformation. „Chronik der ſchweiz. Reformation.“

Johann III. Sobiesky, 1674—96 König von Polen.

Brief an ſeine Gemahlin nach der Befreiung Wien's von der türkiſchen Belagerung:

In den Zelten des Veziers, den 13. September 1683 nachts.

Gott ſei hochgelobt in Ewigkeit! Er hat unſerer Nation den Sieg verliehen; er hat ihr einen ſolchen Triumph gegeben, wie die vergangenen Jahrhunderte nie einen ſahen. Die ganze Artillerie, das ganze Lager der Muſelmanen, unermeßliche Reichtümer ſind uns in die Hände gefallen. Die Laufgräben der Stadt, ihre Umgebungen ſind mit den Toten der ungläubigen Armee bedeckt, und der Reſt flieht in größter Beſtürzung. Unſere Leute bringen uns jeden Augenblick Kameele, Maultiere, Rinder, Schafe, die der Feind bei ſich hatte, und überdies eine unzählige Menge Gefangener. Ferner kommt eine große Menge Ueberläufer, größtenteils Renegaten, die gut bekleidet und gut beritten ſind. Der Sieg war ſo ſchnell und ſo außerordentlich, daß man in der Stadt wie in unſerem Lager immer noch in Unruhe war; man glaubte jeden Augenblick den Feind zurückkommen zu ſehen. Er hat für mehr als eine Million Gulden Pulver und Munition zurückgelaſſen. Dieſe Nacht war ich Zeuge eines Schauſpiels, das ich lange gewünſcht hatte. Unſere Trainknechte haben an mehreren Orten das Pulver angezündet; es war ein Knall, wie am jüngſten Gericht, jedoch wurde niemand verwundet. Ich konnte bei dieſer Gelegenheit ſehen, wie ſich Wolken in der Atmoſphäre bilden, aber es iſt ein Unfall: der Verluſt dabei beträgt wenigſtens eine halbe Million. Der Vezier hat auf ſeiner Flucht alles zurückgelaſſen; er hat nur ſein Kleid und ſein Pferd behalten. Ich habe mich zu ſeinem Erben eingeſetzt; denn der größte Teil ſeiner Reichtümer iſt mir in die Hände gefallen. Als ich mit der erſten Linie vorrückte und den Vezier vor mir zurückdrängte, traf ich auf einen ſeiner Bedienten, der mich in die Zelte ſeiner Privat-Hofhaltung führte; dieſe Zelte nehmen für ſich allein einen Raum ein, ſo groß als die Stadt Warſchau oder Lemberg. Ich bemächtigte mich aller Ehrenzeichen und Fahnen, die man vor dem Vezier herzutragen pflegt. Was die große Fahne Mahomeds betrifft, die ihm ſein Herr für dieſen Krieg anvertraut hatte, ſo habe ich dieſelbe durch Talenti dem heiligen Vater geſchickt. Ferner haben wir reiche Zelte, prächtige Equipagen und tauſend andere ſehr ſchöne und ſehr koſtbare Spielereien. Ich habe noch nicht alles geſehen, aber es läßt ſich mit dem, was wir bei Choczim[1] geſehen haben, gar nicht vergleichen. Vier oder fünf mit Rubinen und Saphiren beſetzte Köcher ſind für ſich allein einige tauſend Dukaten wert. Sie können alſo nicht zu mir ſagen, mein Herz, was die Weiber der Tartaren zu ihren Männern ſagen, wenn ſie ohne Beute zurückkommen: „Du biſt kein Kriegsmann, weil du mir nichts zurückgebracht hat; denn nur der Mann, der vordringt, kann etwas erbeuten.“ Ich habe auch ein Pferd von dem Vezier mit dem ganzen Geſchirr. Er ſelbſt iſt auf der Ferſe verfolgt worden, aber er entkam. Sein Kihag oder erſter Lieutenant wurde getötet, ſowie eine Menge anderer Offiziere von hohem Range. Unſere Soldaten haben viele Säbel mit goldenen Griffen erbeutet. Die Nacht machte der Verfolgung ein Ende; übrigens verteidigten ſich die Türken auf ihrer Flucht mit großer Hartnäckigkeit. In dieſer Beziehung haben ſie den ſchönſten Rückzug von der Welt gemacht. Die Janitſcharen jedoch wurden in den Laufgräben vergeſſen und nachts alle in Stücke gehauen. So groß war der Eigendünkel der Türken, daß, während ein Teil der Armee uns die Schlacht anbot, ein anderer die Stadt ſtürmte. Auch hatten ſie Leute genug für beides. Ich ſchätzte ſie, ohne die Tartaren, auf 300.000 Streiter; andere haben 300.000 Zelte gerechnet, was eine Menſchenmenge ausmachen würde, die gegen alle bekannten Verhältniſſe wäre. Ich, für meine Perſon, rechne ungefähr 100.000 Zelte; denn ſie nahmen drei ungeheure Lager ein. Seit zwei Nächten und einem Tage bemächtigt ſich derſelben wer will; ſelbſt die aus der Stadt ſind gekommen, um an der Beute teil zu nehmen; ich bin überzeugt, ſie haben acht Tage damit zu thun. Die Türken haben bei ihrer Flucht viele gefangene Landeseingeborene, beſonders Frauen, zurückgelaſſen, nachdem ſie aber zuvor ſo viel von ihnen als ſie konnten, niedergemacht hatten. Es ſind alſo demzufolge viele Frauen getötet worden, aber viele andere ſind auch nur verwundet und können wieder hergeſtellt werden. Ich traf geſtern ein Kind von drei Jahren, einen artigen kleinen Knaben, an, welchem einer von dieſen Niederträchtigen den Kopf durch den Mund hindurch geſpalten hatte. Der Vezier hatte ſich in einem der kaiſerlichen Schlöſſer eines ſehr ſchönen lebenden Straußes bemächtigt; aber er hat ihm den Kopf abſchlagen laſſen, damit er nicht wieder in die Gewalt der Chriſten fiele. Es iſt unmöglich alle die ausgeſuchteſten Verfeinerungen des Luxus, die der Vezier in ſeinen Zelten vereinigte, einzeln zu ſchildern. Hier waren Bäder, kleine Gärten mit Springbrunnen, Kaninchengehege, ſogar ein Papagei, auf den unſere Soldaten Jagd machten, den ſie aber nicht einfangen konnten. Heute nahm ich die Stadt in Augenſchein, ſie hätte ſich nicht mehr über fünf Tage halten können. Das kaiſerliche Schloß iſt von Kugeln durchlöchert; die ungeheuren, geborſtenen und halb eingeſtürzten Baſteien gewähren einen ſchrecklichen Anblick; man könnte ſie Felsmaſſen nennen. Alle Truppen haben ihre Schuldigkeit gut gethan; ſie ſchreiben Gott und uns den Sieg zu. In dem Augenblicke, wo der Feind anfing, ſich zurückzuziehen (und der größte Stoß fand da ſtatt, wo ich mich befand, dem Vezier gegenüber), begab ſich die ganze Kavallerie der übrigen Armee zu mir auf den rechten Flügel, da das Zentrum und der linke Flügel nur noch wenig zu thun hatten; ich ſah dann den Kurfürſten von Bayern, den Fürſten von Waldeck und andere herbeieilen; ſie umarmten mich, ſie küßten mir das Geſicht; die Generale küßten mir Hände und Füße; die Soldaten, die Offiziere zu Fuß und zu Pferd riefen: „Ah! unſer braver König!“ Alle gehorchten mir beſſer als die Meinigen.

Erſt dieſen Morgen habe ich den Prinzen von Lothringen und den Kurfürſten von Sachſen wieder geſehen; wir konnten uns geſtern nicht begegnen, weil ſie auf dem äußerſten linken Flügel waren; ich hatte ihnen einige Schwadronen von unſern Huſaren unter dem Kommando des Hofmarſchalls gegeben. Der Stadt-Kommandant Stahremberg beſuchte mich heute auch. Alles hat mich umarmt und mir den Namen Retter gegeben. Ich war in zwei Kirchen, wo mir das Volk die Hände, die Füße, die Kleider küßte; andere, die mich nur von ferne berühren konnten, riefen aus: O geben Sie uns Ihre ſiegreichen Hände zu küſſen! Sie ſchienen Vivat rufen zu wollen, aber ſie wagten es nicht, aus Furcht vor den Offizieren und andern Beamten. Doch ließ ein Haufen Volks eine Art von Vivat hören. Ich bemerkte, daß die Obern dies mit ſcheelem Auge anſahen; als ich daher bei dem Kommandanten geſpeist hatte, beeilte ich mich, die Stadt zu verlaſſen und wieder in das Lager zu kommen. Die Menge begleitete mich bis zu den Thoren. Ich ſehe, daß Stahremberg mit dem Stadtmagiſtrat nicht in gutem Einverſtändniſſe iſt. Als er mich empfing, ſtellte er mir keinen von den Zivilbeamten vor. Der Kaiſer hat mich wiſſen laſſen, er ſei eine Meile von hier. Aber jetzt fängt der Tag an zu grauen; ich muß dieſen Brief endigen. Man läßt mir nicht mehr Zeit, Ihnen weiter zu ſchreiben und das Vergnügen Ihrer Unterhaltung länger zu genießen.

Wir haben viele von den Unſrigen in der Schlacht verloren; wir bedauern beſonders den Verluſt von zwei Perſonen. Unter den Fremden wurde der Prinz von Croy getötet; ſein Bruder iſt verwundet, und ſie haben noch einige Perſonen von Bedeutung verloren.

Der Pater d'Aviano hat mich in dem Erguß ſeiner Freude millionenmal umarmt; er behauptet, er habe während der Schlacht eine weiße Taube über unſern Armeen ſchweben ſehen.

Wir ſetzen uns heute in Marſch, um den Feind in Ungarn zu verfolgen. Die Kurfürſten haben mir ihre Begleitung zugeſagt.

Es iſt wirklich ein großer Segen von Gott. Ehre und Preis ſei ihm dafür gebracht, für jetzt und immerdar.

Sobald der Vezier ſah, daß er ſich nicht mehr halten konnte, ließ er ſeine Söhne zu ſich rufen und fing an zu weinen wie ein Kind. Er ſagte dann zu dem Chan der Tataren: „Rette mich, wenn du kannſt!“ Der Chan erwiderte ihm: „Wir kennen ihn wohl, den König von Polen; es iſt unmöglich, ihm zu widerſtehen; denken wir lieber darauf, wie wir uns aus der Sache ziehen können.“

Wir haben eine ſo drückende Hitze, daß wir nur noch durch vieles Trinken unſer Leben erhalten. Man hat ſoeben noch eine große Menge von Kriegsvorräten entdeckt. Ich weiß in der That nicht, was ihnen geblieben iſt und womit ſie den Feldzug machen wollen. In dieſem Augenblick wird mir berichtet, daß der Feind auf ſeiner Flucht 15 kleine Kanonen ſtehen ließ.

Ich bin im Begriff, aufs Pferd zu ſteigen, um nach Ungarn zu marſchieren, und ich hoffe, ſie in Stry wieder zu ſehen.

Dieſer Brief iſt die beſte Zeitung, und Sie können ſich desſelben zu dieſem Endzweck bedienen, mit der Bemerkung, daß es der Brief des Königs an die Königin iſt.

Die Fürſten von Bayern und von Sachſen ſind entſchloſſen, mir bis ans Ende der Welt zu folgen. In den erſten zwei Meilen werden wir mit verdoppelter Schnelligkeit marſchieren müſſen, wegen der unerträglichen verpeſtenden Ausdünſtungen der Leichname von ſo vielen Menſchen, Pferden und Kameelen.

Ich habe dem König von Frankreich geſchrieben; ich habe ihm geſagt, ich fände es angemeſſen, beſonders ihm, als dem allerchriſtlichſten König, einen Bericht abzuſtatten über die gewonnene Schlacht und die Rettung der Chriſtenheit.

Der Kaiſer iſt anderthalb Meilen von hier. Er fährt zu Waſſer die Donau herab, aber ich merke, daß er keine große Begierde hat, mich zu ſehen, vielleicht wegen der Etiquette. Er beeilt ſich, nach Wien zu kommen, um das Tedeum ſingen zu laſſen. Deswegen weiche ich ihm. Ich wünſche ſehr, alle dieſe Zeremonien zu vermeiden; bis auf dieſen Tag hat man uns nur mit Höflichkeiten abgeſpeist.

(M. A. v. Salvandy, „Briefe Sobiesky's an ſeine Gemahlin,“
deutſch herausgegeben von Ferd. Friedr. Oechsle.

---

[1] Hier hatte Sobieski eine Schlacht gewonnen.

Prinz Eugen von Savoyen.

Von Alfred Arneth.

Daß es dem Prinzen Eugen gebührt, Oeſterreichs größter Feldherr, ſein edelſter Staatsmann genannt zu werden, daß niemand ihm vorher ging oder nach ihm kam, welcher ihm den vorderſten Platz in der öſterreichiſchen Ruhmeshalle ſtreitig zu machen ſich erkühnen darf, wird wohl von jeder Seite zugegeben werden. Das raſtloſe Beſtreben, die Größe des Kaiſerhofes, die Macht und das Wohl Oeſterreichs zu fördern, bildete den Grundzug ſeiner politiſchen Thätigkeit wie ſeines militäriſchen Wirkens. Was zur Erreichung dieſes Zieles dienſam ſchien, darauf arbeitete Eugen hin, ohne irgend einer perſönlichen Vorliebe oder Abneigung den geringſten Einfluß auf ſeine Haltung zu geſtatten. Er bewies dies am beſten, indem er zu wiederholten Malen ſelbſt eine tiefgewurzelte Mißſtimmung gegen Frankreich zurückdrängte, um eine Annäherung des Hauſes Habsburg an den mächtigen Nebenbuhler möglich zu machen.

Da er ſich jedoch bald überzeugte, daß bei der feindſeligen Geſinnung, welche Frankreich, nur etwa die kurze Regierungszeit des Herzogs von Orleans ausgenommen, gegen Oeſterreich fortwährend an den Tag legte, eine bleibende Verbindung mit demſelben unmöglich ſei, war wohl die Hauptabſicht des Prinzen dahin gerichtet, eine Staaten-Einigung zu gründen, durch welche der Uebermacht der Bourbonen ein dauerndes Gegengewicht geſchaffen würde. Das innigſte Bündnis mit Preußen und Rußland und ein möglichſt enger Bund mit den Seemächten ſchien ihm das paſſendſte Mittel hiezu. Dieſen Gedanken zu verwirklichen, bildete den Gegenſtand ſeiner raſtloſen Beſtrebung, und es war nicht ſeine Schuld, wenn er ſein Ziel nur unvollkommen zu erreichen vermochte. Dem Zwieſpalte, der zwiſchen den Königen von England und Preußen obwaltete, und der Hinneigung der britiſchen Regierung zu Spanien, welches dieſelbe durch Handelsvorteile zu ködern wußte, muß es zugeſchrieben werden, wenn Eugens Pläne teilweiſe ſcheiterten.

Was insbeſondere Deutſchland anging, ſo hatten die Bemühungen des Prinzen den zweifachen Zweck, die ſtete Zwietracht zwiſchen den Fürſten dieſes Landes zu beſeitigen und die Macht des Kaiſers in demſelben zu ſtärken und auszudehnen. Er that, was möglich war, um die Einigkeit und durch ſie das Anſehen und die Größe Deutſchlands zu fördern. Und was die Kräftigung der Macht des Kaiſers in Deutſchland betraf, ſo ſah der Prinz dieſelbe als ein Gebot der Notwendigkeit für beide an. Selbſt durchdrungen von der Hoheit der kaiſerlichen Würde, verlangte er gleiche Verehrung für ſie auch von den Fürſten Deutſchlands, und er ſtieß dadurch bei vielen derſelben nicht wenig an, die ſich ein Geſchäft daraus machten, die Kaiſerwürde zu beſchränken, zu verkleinern und in den Staub zu ziehen.

Völlig Unrecht geſchieht ihm, wenn behauptet wird, er ſei es geweſen, der die Verhandlungen des Kaiſerhauſes mit fremden Mächten vorzugsweiſe durch das Mittel der Beſtechung zu fördern ſuchte. Für ſeine Perſon mißbilligte er alles, was einem krummen Wege ähnlich ſah, und wo es auf ihn ankam, da verlangte er immer, daß man, es ſei im Privatverkehre oder in demjenigen von Regierung zu Regierung, mit größter Redlichkeit zu Werke gehe.

Die Offenheit und Klarheit, welche Eugen in Staatsgeſchäften beobachtet ſehen wollte, war nur der Ausdruck ſeines eigenen Weſens. Wie ihm ſelbſt nichts fremder war als Unaufrichtigkeit und Falſchheit, ſo wollte er ſie auch aus den Beziehungen der Regierungen unter einander völlig verbannt wiſſen. Daher kam es, daß die Vertreter der fremden Staaten in Wien mit niemanden lieber als mit Eugen zu thun hatten. Außer dem zuvorkommenden Empfange und der gewinnenden Freundlichkeit, worauf jedermann bei ihm rechnen durfte, wußten ſie, daß keiner mehr als der Prinz es verſchmähte, ſie durch unaufrichtige Verſicherungen irre zu leiten. Oft ſetzte er zwar ihren drängenden Fragen ein ernſtes Stillſchweigen entgegen, wie denn niemand in höherem Grade Meiſter ſeiner ſelbſt, als Eugen, und ſicherer war, als er, ein Geheimnis nicht zu verraten. Aber es dadurch beſſer zu verhüllen, daß er falſche Erklärungen von ſich gab, zu dieſem damals ſo oft gebrauchten Mittel nahm Eugen niemals ſeine Zuflucht.

Es iſt anziehend zu beobachten, welche Veränderungen in der langen Lebenszeit des Prinzen, zwar nicht in ſeinem Charakter, der ſich unerſchütterlich gleich blieb vom Anfang bis zum Ende, wohl aber in ſeinem Verhalten gegen die Außenwelt vorgingen. Während er in ſeinen früheren Jahren von Zeitgenoſſen und Augenzeugen als heiter und geſprächig geſchildert wird, als gern ſich näher erklärend über kriegeriſche Ereigniſſe und ſtaatliche Verhältniſſe, wird er in ſpäteren Tagen wortkarg genannt und zurückhaltend mit ſeinem Urteile über Menſchen und Dinge. Wenn er früher nicht ſelten ſeine eigenen Thaten, aber immer mit der Parteiloſigkeit eines Unbeteiligten beſprach, vermied er es ſpäter ſichtlich, auf ſich ſelbſt die Rede zu bringen. Ja er ging ſo weit darin, daß man in dieſem Umſtande den Grund ſuchte, weshalb in Eugens Schule ſo wenig ausgezeichnete Feldherrn heranwuchſen. Denn man glaubte mit Recht, daß wenn er ſich herbeigelaſſen hätte, den Befähigteren unter ſeinen Generalen auch die Urſachen zu erklären, warum er eine Maßregel ergriffen oder einen Entſchluß gefaßt habe, ſolche Erläuterungen auf ihre militäriſche Ausbildung von günſtigſter Einwirkung hätten ſein müſſen.

So wie Eugen nie ein Wort des Selbſtlobes hören ließ, ſo hütete er ſich ſtreng, jemals einen Tadel auszuſprechen über Männer, welche ſich hervorragendes Verdienſt erworben hatten. Nur wenn er durch ſeine Pflicht gezwungen wurde, dies zu thun, ſo geſchah es, und auch da nur dem Kaiſer gegenüber, dem er über die Fähigkeiten der einzelnen Generale ſeine Meinung darlegen mußte. Niemals that er dies jedoch im Privatgeſpräche, und ſogar über diejenigen, welche ſtets an dem Prinzen zu mäkeln und ſeine Thaten zu verkleinern ſuchten, wurde nie ein Wort der Mißbilligung oder gar der Gereiztheit laut. So wie er ſchmeichleriſches Lob nicht achtete, ließ er auch den Tadel, ſo ſehr ihn derſelbe manchmal verletzen mochte, doch mit anſcheinender Ruhe über ſich ergehen. Er gab dadurch, wie in jeder Lage ſeines Lebens, das edelſte Beiſpiel der Mäßigung und Selbſtbeherrſchung, welche denn auch von allen Zeitgenoſſen Eugens als eine ſeiner ſchönſten Eigenſchaften geprieſen wird.

Die bitteren, ja hämiſchen Bemerkungen über Eugens Kriegsführung, welche von Männern, wie Guido Starhemberg[1] ausgingen und ihm durch geſchäftige Zungen wieder berichtet wurden, verwundeten ihn nicht darum, weil er glaubte, im Laufe eines langen und ereignisreichen Kriegerlebens keine Irrtümer begangen zu haben. Nur die feindſelige Geſinnung, die ſich darin ausſprach, war es, was den Prinzen verletzte. Denn daß er manchmal Fehler gemacht habe, das gab er ſelber zu, und er beſprach ſie öfter und in eingehenderer Weiſe, als er es jemals hinſichtlich ſeiner glänzendſten Siege that.

Der hauptſächlichſte Vorwurf, welcher Eugen gemacht wurde, und den er wohl nicht immer zu entkräften vermochte, war derjenige, daß wie ſeine eigene Perſon, er auch ſein Heer allzuleicht einer augenſcheinlichen Gefahr ausſetzte, die mit größerer Vorſicht ſich manchmal hätte vermeiden laſſen. Aber wer dieſen Vorwurf erhebt, muß gleichzeitig zugeben, daß der Prinz aus der gefährlichen Lage, in die er geraten ſein mochte, jedesmal und wie es wenigſtens den Anſchein hatte, mit größter Leichtigkeit wieder den Ausweg fand. Keiner beſaß gleich ihm die herrliche Gabe des Genies, welche den Glücklichen, dem ſie innewohnt, befähigt, ohne langes Beſinnen allſogleich nach dem Mittel zu greifen, das allein an das Ziel führt. Keiner beſaß wie Eugen die unvergleichliche Schnelligkeit und Sicherheit des Blickes, keiner den außerordentlichen Reichtum an genialen Ideen, keiner die Schärfe des Urteils, aus den Gedanken, die in ihm auftauchten, gerade den zu wählen und zu verfolgen, welcher der glücklichſte genannt werden mußte.

Trotz der kühnen Wagniſſe, welche der Prinz ſo gern unternahm, trotz der unwiderſtehlichen Energie, mit der er ſeine Angriffe vollführte, bewahrte er doch mitten im Toben der Schlacht eine unerſchütterliche Kaltblütigkeit, welche ihn jede Blöße, die der Feind gab, jeden Vorteil, der ſich ihm bot, allſogleich erſpähen und benützen ließ. Nichts bewunderte Marlborough[2] mehr an Eugen, als daß er zwei der wichtigſten, aber ſich ſcheinbar widerſprechenden Eigenſchaften eines Feldherrn, die der feurigſten Lebhaftigkeit mit der beſonnenſten Ruhe zu vereinigen wußte. An der erſteren entzündete ſich der Kampfesmut ſeiner Krieger, mit der letzteren beherrſchte er im wahren Sinne des Wortes die Schlacht.

Zeitgenoſſen behaupten, man habe es Eugens Kriegsführung immer angemerkt, daß er von Jugend auf bei der Reiterei gedient und dieſer Waffengattung ſtets eine große Vorliebe bewahrt habe. Zu oft wiederholten malen war es die Kavallerie, durch welche er in ſeinen Feldſchlachten die Entſcheidung herbeizuführen ſuchte. Freilich kam ihm dabei zu ſtatten, daß die kaiſerliche Reiterei, insbeſondere zur Zeit der erſten Türkenkämpfe, wahrhaft unvergleichlich genannt werden mußte. Manchmal geſchah es jedoch, wie bei Höchſtädt, daß die Kavallerie den an ſie geſtellten Anforderungen nicht entſprach, und dies wurde dann von Eugen immer doppelt ſchmerzlich empfunden. Aber dennoch blieb er ſeiner Vorliebe treu, und ſtets war es die Reiterei, insbeſondere aber ſein eigenes Dragoner-Regiment, denen er ſein beſonderes Augenmerk zuwandte. Doch ging er niemals ſo weit darin, daß er die Waffengattung, der er vor anderen zugethan war, auf Koſten der übrigen bevorzugt hätte. Für alle Beſtandteile des Heeres hegte er in gleicher Weiſe eine nie ermüdende Sorgfalt. Dafür erntete er aber auch die unbegrenzte Dankbarkeit deſſelben. Und obgleich es zu allen Zeiten Männer gegeben hat, deren Namen vom beſten Klange waren in Oeſterreichs Heer, obgleich auch nach Eugen noch Feldherrn kamen, an denen die Soldaten mit begeiſterter Liebe hingen, die zauberiſche Wirkung, welche er auf ſeine Kriegsleute auszuüben wußte, hat ſich in völlig gleichem Maße doch nicht mehr wiederholt.

---

[1] Guido von Starhemberg, 1657—1737, tüchtiger kaiſerlicher Feldherr, zeichnete ſich in Ungarn, Italien und Spanien aus. [2] Lord Churchill, Herzog von Marlborough, 1650—1722, engl. Feldherr, der die Franzoſen teils allein, teils in Verbindung mit Prinz Eugen mehrmals ſchlug.

Das Verdienſt des Prinzen iſt hiebei um ſo größer, als ihm ſo vieles abging, wodurch es Feldherren erleichtert wird, auf die Gemüter der Soldaten zu wirken. Die deutſche Sprache war ihm anfangs völlig fremd, und auch ſpäter noch ſcheint er ſich nicht mit allzu großer Leichtigkeit in derſelben ausgedrückt zu haben. Seine kleine, unanſehnliche Geſtalt, ſein ganzes unkriegeriſches Ausſehen konnte auf gewöhnliche Menſchen, die ſo leicht nach Aeußerlichkeiten urteilen, weil ſie die tiefer liegenden Eigenſchaften nicht zu ergründen vermögen, keinen gewinnenden Eindruck hervorbringen. Dazu kam noch die einfache Tracht, deren ſich Eugen gewöhnlich bediente, und welche ihn keineswegs als den oberſten Führer des Heeres kenntlich machte. Und dennoch bedurfte es nur kurzer Zeit, um dies alles völlig vergeſſen zu machen und dem Prinzen die unbegrenzte Verehrung, ja die faſt abgöttiſche Liebe der Truppen zu gewinnen und ſie ihm dauernd zu erhalten. Die immer ſich gleichbleibende Leutſeligkeit, welche er gegen Offiziere und Soldaten übte, ſeine ſtrenge Unparteilichkeit, insbeſondere aber die Ueberzeugung, mit der er ſie zu durchdringen wußte, daß ſie unter ſeiner Führung jedem anderen Heere der Welt überlegen, daß ſie völlig unbeſiegbar ſeien, dies waren die hauptſächlichſten Mittel zur Erlangung eines ſo überraſchenden Reſultates.

Was der Prinz als Präſident des Hofkriegsrates, als welchem ihm nicht das Kommando der Truppen, ſondern die Leitung des Kriegsweſens im allgemeinen oblag, für das Heer that, iſt ebenfalls ſehr beachtenswert. Er ließ es ſich angelegen ſein, das Verdienſt allein hervorzuziehen und zu belohnen, die Beförderung Unberechtigter möglichſt zu hintertreiben und den militäriſchen Geiſt, die Seele der Armee, ſo viel als nur immer möglich war, zu beleben und zu ſtärken. Dennoch ſoll nicht geleugnet werden, daß das kaiſerliche Heerweſen insbeſondere in den beiden Jahrzehnten, welche dem Paſſarowitzer Frieden [1718] folgten, nicht jenen Aufſchwung nahm, wie es in anderen deutſchen Ländern, hauptſächlich aber in Preußen, der Fall war. Der größte Teil der Schuld trifft nicht den Prinzen, ſondern vielmehr den troſtloſen Zuſtand der kaiſerlichen Finanzen. Von aller Anklage kann aber auch Eugen nicht freigeſprochen werden. So wie in Preußen vielleicht allzuviel geſchah für die unaufhörliche Einübung der Truppen, für unausgeſetzte Abhaltung von Manövern und Paraden, ſo that man hiefür in Oeſterreich gewiß zu wenig. Des Prinzen tiefgewurzelte Abneigung gegen jede Art von Schauſtellung und gegen die abgeblaßte Nachahmung des Krieges, den er ſo oft in ſeiner rauhen Wirklichkeit mitgemacht hatte, trugen nicht weniger dazu bei, als ſein entſchiedenes, manchmal vielleicht allzuhartnäckiges Feſthalten am Althergebrachten und das lebhafte Mißtrauen, mit welchem er jede Neuerung aufnahm und ſich nur ſelten und auch dann erſt nach langem Zögern und reiflichſter Prüfung zu deren Annahme entſchloß.

Die ungeheure Menge von Geſchäften, welche die Vereinigung der wichtigſten Stellen, die es im kaiſerlichen Staatsdienſte gab, dem Prinzen auferlegte, vermochte er nur dadurch zu bewältigen, daß er ſich mit Perſonen ſeines Vertrauens umgab, denen er die Ausarbeitung der meiſten Geſchäftsſtücke anvertraute. Er ſelbſt beſchränkte ſich, und mit vollem Rechte darauf, den Hauptinhalt anzugeben; denſelben in gehörige Form zu bringen, überließ er ſeinen Sekretären. Es fehlte nicht an Menſchen, die es Eugen zum Vorwurfe machten, daß er dieſen Männern allzuviel Zutrauen ſchenke. Aber es war dies nur eine Folge der edlen und großherzigen Natur des Prinzen. Wie er ſelbſt weder Falſchheit noch Eigennutz kannte, ſo traute er gleiches auch den Perſonen nicht zu, die er einmal als erprobt anſah. Und er that gewiß recht daran. Denn derjenige, welchem man wahrhaftes Vertrauen zeigt, wird ſich deſſen, iſt er nicht eine völlig verdorbene Natur, in den meiſten Fällen auch würdig erweiſen.

Es war jedoch nicht einzig und allein die vorteilhafte Meinung, welche Eugen von denjenigen hegte, die er ſich als Hilfsarbeiter beigeſellte, es war auch unumgängliche Notwendigkeit, die ihn vermochte, denſelben unter ſeiner eigenen Oberaufſicht die Ausarbeitung auch der wichtigeren Geſchäftsſtücke zum größten Teile zu überlaſſen. Denn bei der außerordentlich großen Anzahl derſelben wäre Eugen ſelbſt niemals damit zu ſtande gekommen. Seine zwar ſtets ſich gleichbleibende, aber immer holperige und ungelenke Schrift, über die er ſelbſt gerne zu ſpotten pflegte, war ſchuld, daß er mit der Feder nur langſam vorwärts kam. Größere Schwierigkeiten noch machte ihm der Gebrauch der deutſchen Sprache. Er ſcheint ſie zwar gut verſtanden zu haben; wenigſtens wußte er die äußerſt ſchwer zu leſenden Schriftzüge des Kaiſers Karl VI. wohl zu entziffern. Aber ſie ſchreiben zu können, dahin brachte er es niemals, wie denn unter den vielen tauſend Schriftſtücken, welche er hinterlaſſen hat, nicht ein einziger deutſcher Satz ſich befindet, der von des Prinzen eigener Hand herrührt.

Eigentlich war es nur die franzöſiſche Sprache, in welcher Eugen ſich leicht und geläufig auszudrücken verſtand. Auch das Italieniſche ſprach und ſchrieb er noch mit einiger Fertigkeit. In der lateiniſchen und der ſpaniſchen Sprache, welche damals zu Wien häufig geſprochen wurden, war er nur wenig bewandert. Daß er des Engliſchen nicht mächtig war, kann bei der damaligen geringen Ausdehnung dieſer Sprache auf dem europäiſchen Feſtlande nicht Wunder nehmen.

Zu keiner Zeit hat es an Menſchen gefehlt, die an der natürlichſten Handlung, wenn ſie von einem großen Manne herrührt, etwas ganz Abſonderliches entdecken und zur Erklärung derſelben ihm dasjenige, was ſie ſelbſt ausgeklügelt haben, unterſchieben. So wird behauptet, Eugen habe in ſeiner Unterſchrift „Eugenio von Sauoy“ durch das italieniſche Wort Eugenio ſeine Abſtammung, durch das deutſche von ſein Adoptiv-Vaterland, durch das franzöſiſche Sauoy aber ſein Geburtsland, und durch die ganze, aus drei Sprachen zuſammengeſetzte Unterſchrift die in ihm ſtattfindende Vereinigung drei verſchiedener Nationalitäten andeuten wollen.

Bei näherer Betrachtung wird es jedoch klar, daß dieſe Behauptung unbegründet erſcheint und Eugen jene Worte einfach aus dem Grunde unter ſeine deutſchen Depeſchen ſetzte, weil er ſie für gut deutſch anſah und niemand ſich fand, der ſich berufen fühlte, ihm als Sprachlehrer zu dienen.

Ebenſo irrig, wie dieſe Deutung der Unterſchrift des Prinzen, ſcheint die Behauptung zu ſein, Eugen habe ausführliche Memoiren verfaßt, dieſelben jedoch nach ihrer Vollendung den Flammen übergeben. In keinem ſeiner ſo ungemein zahlreichen Schreiben, in keinem der vielen Berichte über ihn kommt die leiſeſte Andeutung über eine ſolche Arbeit vor, welche, wenn ſie wirklich unternommen worden wäre, jedenfalls den Prinzen ſehr beſchäftigt hätte.

Wahrhafter iſt alles, was von Eugens außerordentlicher Herzensgüte, von ſeiner Wohlthätigkeit, von der Zuvorkommenheit, mit welcher er auch dem Niedrigſten entgegen kam, von ſeiner faſt zu übertriebenen Beſcheidenheit berichtet wird. Nichts war ihm widerlicher, als wenn in ſeiner Gegenwart die Rede auf ſeine Verdienſte fiel. Dem Beſtechenden, das in der Schmeichelei liegt, und wofür ſelbſt ausgezeichnete Männer oft ſo ſehr empfänglich ſind, zeigte er ſich völlig unzugänglich. So groß jedoch auch ſein Widerwille dagegen war, ſo ließ er ſich doch dadurch nicht verleiten, denjenigen in verletzender Weiſe zu begegnen, welche ihm ihre Huldigungen darzubringen ſich beſtrebten. Von allen Seiten, insbeſondere aber aus Italien mit Lobgedichten förmlich überſchüttet, hatte er für jedes derſelben ein paar Worte freundlicher Anerkennung, und es iſt faſt komiſch zu ſehen, wie einer der Verfaſſer jener Lobgeſänge ſich glücklich preiſt, von Eugen eine gütige Antwort erhalten zu haben, während er von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus gleichem Anlaſſe eigenhändig mit Stockſchlägen belohnt wurde.

Die Milde im Urteil, mit welcher Eugen Kundgebungen, die ihm an und für ſich zuwider waren, doch ohne Aeußerung des Mißfallens aufnahm, legte er auch in jeder anderen Richtung an den Tag. Insbeſondere war dies auf dem Felde religiöſer Anſchauung der Fall, und er haßte es, wenn jemand wegen abweichender Meinungen, ſo lang er dieſelben nicht in Aergernis erregender Weiſe zur Schau trug, verfolgt werden ſollte. Die Schreiben, die der Prinz über Fragen ſolcher Art an die Statthalterſchaft in den Niederlanden richtete, zeigen dies klar. Doch würde man ihm groß Unrecht thun, wenn man daraus den Schluß zöge, er ſei in Religionsſachen gleichgiltig, in der Ausübung der Pflichten, welche die katholiſche Kirche ihren Angehörigen auferlegt, läſſig geweſen. Ein unverfänglicher Zeuge, der Jeſuit Peikhart, verſichert das Gegenteil. „Eugen haßte,“ ſo ſagte er, „die Uebertretung der göttlichen Geſetze. Falſche Lehrgründe und Sätze der Gottloſigkeit, mit welchen ſich die heranreifende Jugend insgeheim anhauchen läßt, hat er verachtet. Zweier geiſtlichen Bücher, welche von Gottes Ehre und der Pflicht eines Chriſten handeln, bediente er ſich faſt täglich, und die Anſprache von göttlichen Dingen fand bei ihm nie ein ungeneigtes Gehör. Den Gebrauch der heiligen Sakramente hat er zu gebotener Zeit niemals übergangen. Gewöhnlich war, noch bevor er ins Feld zog, die Ausſöhnung mit Gott ſchon vorgenommen, obgleich dieſelbe oft auch mitten im Kriege nicht unterblieb. Und ſo ließ er ſich denn auch noch zwei Wochen vor ſeinem Tode mit den Sakramenten verſehen.“

Wie in dieſer, ſo war auch in jeder andern Beziehung Eugens Verhalten des höchſten Lobes würdig. In einer Zeit, in welcher die deutſchen Fürſten, übereifrige Nachahmer des üppigen Hofes von Verſailles, Laſter aller Art bei ſich einbürgerten und die Einkünfte ihrer Länder in unwürdigſter Weiſe vergeudeten, gab Eugen das ſchöne Beiſpiel edelſter Verwendung der Reichtümer, mit welchen ihn die Dankbarkeit des Hauſes Oeſterreich überhäufte. Gleich weit entfernt von eklem Geize wie von thörichter Verſchwendung, hatte er nur durch pünktliche Ordnung in ſeinem Haushalte ſein Vermögen in einen Stand geſetzt, der es ihm möglich machte, die prachtvollen Bauten und Sammlungen anzulegen, welche noch jetzt ungeteilte Bewunderung erwecken. Und was jedes Gemüt, wenn es auch gleich demjenigen Eugens durchaus nicht geneigt ſein mochte, zu eitler Selbſtüberhebung, doch mit gerechtem Stolze erfüllen durfte, das war der Umſtand, daß auch nicht der allergeringſte Teil ſeines Vermögens in anderer als der rechtmäßigſten Weiſe erworben war. Nicht ein etwaiger Gewinn bei Lieferungen für die Armee, nicht eine Erpreſſung aus feindlichem Lande, wie dies damals bei Feldherrn, nicht eine unter dem Namen eines Geſchenkes verhüllte Beſtechung, wie es bei Staatsmännern ſo oft vorkam, hatte beigetragen zur Anhäufung von Eugens Reichtum. Keine beſchämende Erinnerung an die Art ſeiner Erwerbung klebte daran und verbitterte deſſen Genuß. Er wurde vielmehr erhöht durch die erhebende Idee, daß Eugen ſich ſelbſt das alles verdankte und er im vollen Sinne des Wortes der Schöpfer war ſeines eigenen Glückes.

Den Schlußſtein der edlen Verwendung ſeines Vermögens hätte es gebildet, wenn es Eugen vergönnt geweſen wäre, dasſelbe einem Prinzen ſeiner Familie zu vererben und hiedurch den Namen in Oeſterreich fortzupflanzen, den er in ſo ruhmreicher Weiſe daſelbſt eingebürgert hatte. Daß dies wirklich Eugens Abſicht war, geht daraus hervor, daß er bei jeder neuen Erwerbung eines unbeweglichen Gutes allſogleich Vorkehrung traf, die Möglichkeit ſeiner Vererbung auf denjenigen zu ſichern, dem er es letztwillig zuzuwenden dachte. Aber dieſe Befriedigung ſollte ihm nicht zu teil werden. Er ſelbſt war, ſo wenig es auch in früherer Zeit an Projekten dazu fehlte, doch niemals vermählt.

Da er ſomit keinen eigenen Erben ſeines Namens beſaß, wandte ſich Eugens ganze Sorgfalt auf die Söhne, welche ſein älteſter Bruder, der Graf von Soiſſons, hinterließ. Aber ſowie hinſichtlich ſeiner Mutter und ſeiner Geſchwiſter, ſo war auch Eugen nicht glücklich mit ſeinen Neffen. Es ſchien, als ob die guten und edlen Gaben der Menſchen ſich einzig und allein in Eugen konzentriert hätten und den übrigen Mitgliedern ſeiner Familie nur die üblen Eigenſchaften geblieben wären. So kam es, daß man den baldigen Tod des jüngſten ſeiner Neffen, des Prinzen Moritz, den Folgen ſeines zügelloſen Lebenswandels zuſchrieb. Am 15. März 1710 ſtarb er, zwanzig Jahre alt, zu Barcelona, wohin Eugen ihn geſendet hatte, wahrſcheinlich, um ihn einer verderblich wirkenden Umgebung zu entrücken. Auch der zweite der Prinzen, nach ſeinem Oheim Eugen genannt, ſtarb ſchon in den Jünglingsjahren.

Eugen trug das widrige Geſchick, welches über ſeiner Familie waltete und die Sprößlinge derſelben in der Blüte der Jahre aus dem Leben rief, mit ruhiger Faſſung, die er ſtets bewährte. Freilich mag ihm die Trauer über ſo viele Verluſte durch die vielleicht noch ſchmerzlichere Betrachtung erleichtert worden ſein, daß keiner der Angehörigen ſeines Stammes ſich der Fortpflanzung eines ſo ruhmreichen Namens würdig zeigte. Daß jedoch Eugen bei ſeinem Tode kein Teſtament hinterließ, davon mag das nicht lange vorher erfolgte Ableben ſeines Großneffen die Haupturſache geweſen ſein. Wahrſcheinlich hatte er ſein früheres Teſtament, als nicht länger anwendbar, vernichtet. Unſchlüſſig über die Verfügungen, die er mit ſeinem Vermögen treffen könnte, wurde der Prinz vom Tode überraſcht, ohne daß er Zeit fand, ſeine letztwilligen Anordnungen zu Papier bringen zu laſſen. So kam es, daß unmittelbar nachdem Eugen die Augen geſchloſſen hatte, ſein reiches Erbe der Gegenſtand eines heftigen Streites zwiſchen denjenigen wurde, welche darauf Anſpruch erheben zu können meinten.

Es war ohne Zweifel ein glücklicher Umſtand, daß der größte Teil des Beſitztumes des Prinzen Eugen an das Kaiſerhaus gelangte. Viele behaupteten, er habe ihm ohnedies dieſe Beſtimmung zugedacht, und ſei nur durch ſeinen plötzlichen Tod an der Ausführung ſeiner Abſicht gehindert worden. Insbeſondere iſt es erfreulich, daß des Prinzen Lieblingsſchöpfung, das Belvedere, in Hände geriet, welche ihm allein eine ſeines erlauchten Erbauers würdige Beſtimmung zuſichern konnten. Auch gegenwärtig iſt es ein Tempel der Kunſt, wie es ſchon zu Eugens Lebzeiten ein ſolcher genannt werden durfte.

Sein Andenken wurde durch die Prägung einer verhältnismäßig großen Anzahl von Medaillen gefeiert. Jeder ſeiner Triumphe, von der Zentaer Schlacht angefangen bis zu derjenigen von Belgrad, bot einen gern ergriffenen Anlaß hiezu dar. Die Medaillen, auf denen er mit Marlborough zugleich erſcheint und welche die ſo berühmt gewordene Eintracht zwiſchen den beiden großen Feldherrn verherrlichen, dann diejenige, die ihn mit Villars vereint als Friedensſtifter zeigt, verdienen beſonders bemerkt zu werden. Tiefer jedoch, als ſein Bildnis dieſen Schaumünzen eingeprägt iſt, wurzelt die Verehrung für Eugens Andenken in den Herzen derjenigen, welchen die Liebe zum Vaterlande kein leerer Schall iſt, und die ſich nicht, wie jener berüchtigte Widerſacher Eugens, eines Gefühles ſchämen, welches den Prinzen ſelbſt zu ſeinen herrlichſten Thaten begeiſtert hat.

Denn das wird wohl aus der treuen Darſtellung der Erlebniſſe Eugens jedem klar geworden ſein, daß er nicht als Italiener, nicht als Franzoſe ſich fühlte, ſondern daß er ſich mit all der Energie, deren ſeine großdenkende Seele fähig war, ſeinem neuen Vaterlande zugewendet hatte. Von dem Augenblicke an, als er bei Petronell zum erſtenmale das Schwert zog wider Oeſterreichs Feinde, hielt er treu und unverrückt an ihm feſt bis an das Ende ſeiner Tage, tauſendfach die zuvorkommende Aufnahme vergeltend, welche er, ein kaum gekannter Jüngling, daſelbſt gefunden hatte. Und was er ſeinem ſelbſt gewählten Vaterlande geweſen war, das begriff nicht nur der Kaiſer, als er in der Bedrängnis ſeiner letzten Regierungsjahre in Eugens Tode den Grund ſeines Unglückes ſah. Auch ein anderer Beurteiler, den wohl niemand der Parteilichkeit verdächtigen wird, König Friedrich II. von Preußen, hielt den Tod des Prinzen für die Urſache, warum die Regierung Karls VI. ſo viel glanzloſer endete, als ſie begonnen hatte. Und noch Jahre nachher, als derſelbe Friedrich Oeſterreich bedrohte, da brach ein Mann, welcher den Ratſchlägen Eugens ſo oft entgegengearbeitet hatte, der Hofkanzler Sinzendorff in der Angſt ſeines Herzens in die Worte aus: „Wenn nur der einzige Eugen noch am Leben wäre, dann wäre uns allen geholfen.“

Aber ſo wenig die Klage um den Prinzen es vermochte, ihn ſelber wieder ins Leben zu rufen, ſo wenig war ſie im ſtande, andere zu erwecken, welche es wagen durften, ſich ihm an die Seite zu ſtellen. So dichtgedrängt die Reihe hervorragender Kriegsmänner auch war, die nach Eugen die Waffen des Hauſes Oeſterreich trugen, ſo berühmte Feldherrn ſich unter ihnen befanden, da gab es doch keinen, welcher ſechs ſo herrliche, ſo entſcheidende Siege, wie die Tage von Zenta und Höchſtädt, von Turin, Malplaquet, Peterwardein und Belgrad, alle die anderen Großthaten noch ungerechnet, aufzuweiſen vermochte. So ausgezeichnete Staatsmänner auch ſeither im Rate der Kaiſer ſaßen, keiner aus ihnen, ſelbſt Kaunitz nicht, nahm die Stellung ein, welche Eugen inne hatte. Keiner beſaß in demſelben Maße wie er die Liebe des eigenen Volkes, das Anſehen bei den fremden Regierungen. Und wenn gleich ſo manche hervorragende Männer als Schützer und Förderer der Wiſſenſchaft und Kunſt in Oeſterreich wirkten, nicht einer hat es auch hierin dem Prinzen im entfernteſten gleich gethan. Das iſt es aber, was den eigentlichen Maßſtab liefert zur Beurteilung der Größe Eugens, daß er nach jeder dieſer verſchiedenen Richtungen hin unübertroffen daſtand, daß ſo viele Eigenſchaften in ihm vereinigt waren, deren jede für ſich ſchon den Ruhm eines Mannes begründet, und daß ſie, was mit dem freudigſten Stolze betont werden darf, von einem Charakter getragen wurden, deſſen vollendete Reinheit und ſittliche Größe auch nicht der leiſeſte Flecken trübt.

Prinz Eugen.

Ein Volkslied, gedichtet von einem preußiſchen Krieger.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiſer wiedrum kriegen
Stadt und Feſtung Belgarad.
Er ließ ſchlagen einen Brucken,
Daß man kunnt' hinüber rucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.
Als der Brucken nun war geſchlagen,
Daß man kunnt' mit Stuck und Wagen
Frei paſſir'n den Donaufluß,
Bei Semlin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.
Am einundzwanzigſten Auguſt ſoeben kam
Ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken furagieren,
So viel als man kunnt' verſpüren,
An die dreimalhunderttauſend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zuſammen kommen
Seine General und Feldmarſchall.
Er thät ſie recht inſtrugieren,
Wie man ſollt' die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole that er befehlen,
Daß man ſollt' die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht.
Da ſollt' all's zu Pferd aufſitzen,
Mit dem Feinde zu ſcharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles ſaß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach ſeinem Schwerte,
Ganz ſtill rückt' man aus der Schanz.
Die Musketier wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer ſtreiten:
S' war fürwahr ein ſchöner Tanz!

Ihr Konſtabler auf der Schanze,
Spielet auf zu dieſem Tanze
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen —
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß ſie laufen all' davon!

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarſchall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
Halt't euch brav, ihr deutſchen Brüder
Greift den Feind nur herzhaft an!

Prinz Ludewig, der mußt' aufgeben
Seinen Geiſt und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen war ſehr betrübet,
Weil er ihn ſo ſehr geliebet;
Ließ ihn trag'n nach Peterwardein.

Joſef II., deutſcher Kaiſer († 1790).

Urteil Friedrich des Großen über Joſef II. (1770):

„Ich komme ſoeben von einer langen Reiſe zurück. Ich bin in Mähren geweſen und habe da den Kaiſer beſucht, der im Begriffe ſteht, eine große Rolle in Europa zu ſpielen. Er iſt an einem bigotten Hofe geboren, und hat den Aberglauben abgeworfen; iſt in Prunk erzogen, und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt, und iſt beſcheiden; glüht von Ruhmbegierde, und opfert ſeinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerſt gewiſſenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und doch Geſchmack genug, Voltaire's Werke zu leſen und ihr Verdienſt zu ſchätzen. Er ſagte mir einmal beinahe einen ganzen Geſang aus dem Pastor fido und einige Verſe aus dem Taſſo her."

Joſef über das Duell (1771):

„Ich will, ich leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; ich verachte die Grundſätze derjenigen, die ihn verteidigen, die ihn zu rechtfertigen ſuchen, und ſich mit kaltem Blute durchbohren.

Eine ſolche barbariſche Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazets angemeſſen iſt, und die oft ſo traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und beſtraft wiſſen, und ſollte es mir die Hälfte meiner Offiziers rauben!"

Joſef an ſeine Schweſter Marie Antoinette bei der Thronbeſteigung ihres Gemahls Ludwigs XVI. (1774).

„Madame! Ich wünſche Ihnen Glück zu der Thronbeſteigung Ihres Gemahls — er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen, er wird dem Volke die Liebe wiedergeben, die es ſonſt für ſeine Könige gehabt, und das Reich ſo glücklich und groß machen, als es einſtmals geweſen.

Die Nation ſeufzte unter der Laſt, welche ihr in den letzten Jahren von Ludwig XV. auferlegt worden.

Ich habe dieſen Prinzen oft in meinem Innerſten beklagt, daß er ſich ſo ſehr zum Spiel ſeiner Leidenſchaften gemacht, ſo herabgeſetzt vor den Augen ſeiner verehrungswürdigen Familie und ſeiner Unterthanen ſelbſt, und daß er ſo wankend in ſeinen Entſchließungen als König geweſen.

Vereinigen ſie ihre Bemühungen mit dem Beſtreben Ihres Gemahls, ihm die Liebe ſeines Volks zu erwerben. Laſſen Sie nichts unverſucht, um ſich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu verſichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigſte Geſchenk der Vorſehung für das Reich der Franken ſein.

Leben Sie immer zufrieden, Königin! befeſtigen Sie die Einigkeit zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reich, und entſprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Beſtimmung, die Sie zur Friedensſtifterin von zweien der berühmteſten Nationen Europa's gemacht hat."

Ueber Joſef's Aufenthalt in Paris erzählt Frau von Campan (1752—1822; erſte Kammerfrau der Königin) folgendes:

„Seit der Thronbeſteigung Ludwigs XVI. erwartete die Königin den Beſuch ihres Bruders, des Kaiſers Joſeph II. Dieſer Fürſt war gewöhnlich der Gegenſtand ihrer Unterhaltung; ſie rühmte ſeinen Verſtand, ſeine Liebe zur Arbeit, ſeine militäriſchen Kenntniſſe, ſeine außerordentliche Einfachheit. Anfangs wurde der Kaiſer allgemein bewundert: die Gelehrten, die unterrichteten Militärs und die berühmteſten Künſtler prieſen alle den Umfang ſeiner Kenntniſſe. Weniger Huldigungen empfing er am Hofe, und noch weniger von Seiten der Königin und des Königs. Er verhehlte ſeine Vorurteile gegen die Etikette und Gebräuche des Hofes keineswegs, und machte ſie oft in Gegenwart des Königs zum Gegenſtand ſeines beißenden Witzes. Die Kleidung der Königin war ein Gegenſtand der unaufhörlichen Kritik des Kaiſers. Er machte ihr den Vorwurf, daß ſie ſo viele Moden eingeführt habe, und neckte ſie wegen des übermäßigen Auflegens von Rot, an das ſich ſeine Augen nicht gewöhnen konnten. Eines Tages, als ſie mehr als gewöhnlich auflegte, ehe ſie ins Schauſpiel ging, riet er ihr, noch mehr aufzulegen, und ſagte, indem er auf eine Dame wies, welche in der That ſehr ſtark geſchminkt war: „„Noch ein wenig unter die Augen, damit Sie ausſehen wie eine Furie und wie dieſe Dame."" Als eines Tages die Königin ſich mit dem Kaiſer in der Oper befand und der letztere verborgen bleiben wollte, nahm ihn die Königin bei der Hand und zog ihn mit einiger Gewalt zu den erſten Plätzen hervor. Dieſe Art einer Vorſtellung ihres Bruders machte auf das Publikum den größten Eindruck. Man gab Iphigenie in Aulis. Man verlangte mit großem Ungeſtüm die Wiederholung des Chors: „Beſingen wir, feiern wir unſ're Königin!" und begleitete ihn mit allgemeinem ſtürmiſchem Beifall."

Handſchreiben an die Staatskanzlei, die Aufhebung der Orden betreffend (1781):

„Die Betrachtung, daß diejenigen geiſtlichen Orden, männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche ein bloß beſchauliches Leben (vitam contemplativam) führen und alſo in deſſen Betracht zum Beſten des Nächſten und der bürgerlichen Geſellſchaft nichts Sichtbarliches beitragen, hat mich veranlaßt, die Aufhebung ſolcher geiſtlichen Orden beiderlei Geſchlechts, die weder Schulen halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beichtſtuhl verſehen, noch Sterbenden beiſtehen, noch ſonſt in Studien ſich hervorthun, von nun an allgemein in meinen Staaten feſtzuſetzen."

Aufhebung der Leibeigenſchaft in Böhmen (1782):

„Da wir in Erwägung gezogen haben, daß die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Einführung einer gemäßigten, nach dem Beiſpiele unſerer öſterreichiſchen Erblande eingerichteten Unterthänigkeit auf die Verbeſſerung der Landeskultur und Induſtrie den nützlichſten Einfluß habe, auch daß Vernunft und Menſchenliebe für dieſe Aenderung das Wort ſprechen, ſo haben wir uns veranlaßt gefunden, von nun an alle Leibeigenſchaft auch in den ſlaviſchen Ländern aufzuheben und ſtatt derſelben eine gemäßigte Unterthänigkeit einzuführen."

Ausſpruch des Kaiſers über Steuerbemeſſung (1783):

„Ein klarer und richtiger Steuerfuß iſt gewiß das größte Glück eines Landes. Durch dieſen allein erhält man das eigentliche Mittel, den wahren Bedarf des Staates auf die billigſte und wohlfeilſte Art zu ſammeln und alles Gute im Lande zu ſtiften. — Der Grund und Boden, den die Natur zu des Menſchen Unterhalt angewieſen hat, iſt die einzige Quelle, aus welcher alles kommt, und wohin alles zurückfließt, und deſſen Daſein trotz allen Zeitläuften beſtändig verbleibet. Aus dieſer Urſache ergiebt ſich die untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein die Bedürfniſſe des Staates ertragen und nach der natürlichen Billigkeit kein Unterſchied gemacht werden könne. — Dieſes vorausgeſetzt, folgt nun von ſelbſt, daß zwiſchen herrſchaftlichen und bäuerlichen, dann ſtaatlichen und kirchlichen Grundſtücken eine vollkommene Gleichheit ſein, und jeder nur nach der Oberfläche, Fruchtbarkeit und Lage in die proportionierte Klaſſifikation geſetzt werden müſſe. Wenn Geſetze und Verfaſſungen dieſem entgegenſtehen, ſo können ſie doch die Wahrheit nicht ſchwächen, daß das Heil des Staats dieſen Grundſatz unentbehrlich macht. Iſt es nicht Unſinn, zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land beſaßen, bevor noch Unterthanen waren, und daß ſie das Ihrige unter gewiſſen Bedingungen an die letzteren abgetreten haben? Mußten ſie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn niemand den Grund bearbeitete? Eben ſo unſinnig wäre es, wenn ſich ein Landesfürſt einbildete, das Land gehöre ihm, und nicht er dem Lande zu; Millionen Menſchen ſeien für ihn, und nicht er für ſie gemacht, um ihnen zu dienen. Gleichwie aber die Bedürfniſſe des Staates gedeckt ſein müſſen, ſo können ſolche nicht übertrieben werden, ſondern der Landesfürſt in einem monarchiſchen Reiche hat über deren Verwendung nach ſeiner Ehre, Gewiſſen und Pflichten dem allgemeinen Rede und Antwort zu geben."

Der ſchwere Kampf, den der menſchenfreundliche Kaiſer gegen das Uebelwollen und die Nachläſſikeit der eigenen Beamten führte, drückt ſich in einer 1783 ergangenen Ermahnung an dieſelben aus, der wir folgende Stelle entnehmen:

„Ich habe mich nicht begnügt, einmal eine Sache nur zu befehlen; ich habe ſie ausgearbeitet und entwickelt. Ich habe die von Vorurteilen und eingewurzelten alten Gewohnheiten entſprungenen Umſtände durch Aufklärung geſchwächet und mit Beweiſen beſtritten; ich habe die Liebe, die ich für's allgemeine Beſte empfinde, und den Eifer für deſſen Dienſt jedem Staatsbeamten einzuflößen geſucht.

Nun erachte ich meiner Pflicht und derjenigen Treue gemäß, ſo ich dem Staate in allen meinen Handlungen lebenslänglich gewidmet habe, daß ich ernſtgemeſſenſt auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahme von mir gegebener Befehle und Grundſätze halte, welche ich bis jetzt nicht ohne Leidweſen ſo ſehr vernachläſſigt ſehe, daß zwar viel befohlen und auch expediert [ausgefertigt], aber auf die Befolgung und Ausübung auf keine Art geſehen wird."

Widerruf der Staatsveränderungen in Ungarn (28. Jan. 1890):

„Wir hatten ſeit unſerm Regierungsantritte in der öffentlichen Verwaltung eines und das andere, aus Eifer für das allgemeine Beſte, und bloß in der Hoffnung abgeändert, daß ihr, durch die Erfahrung belehrt, daran ein Wohlbehagen finden werdet. Jetzt haben wir uns überzeugt, daß ihr der alten Verwaltungsart den Vorzug gebet, und in ihr allein euere Glückſeligkeit ſuchet und findet; wir wollen alſo nicht anſtehen, euere Wünſche auch hierin zu erfüllen. Denn ſo wie wir nichts eifriger wünſchen, als die Wohlfahrt der unſerer Regierung anvertrauten Völker, ſo wird jener Weg zu dieſem Ziele uns der angenehmſte ſein, den die Uebereinſtimmung der Nation als den ſicherſten anpreiſet. Wir erklären alle, ſeit dem Antritte unſerer Regierung erlaſſenen Verordnungen, die nach der gemeinen Meinung den Reichsgeſetzen zu widerſtreben ſcheinen, für aufgehoben und außer Wirkung geſetzt. Um aber aller Unordnung in der öffentlichen Verwaltung vorzubeugen, wollen wir nicht, daß etwas eigenmächtig abgeändert werde, bis wegen Entlaſſung der Individuen unſere weiteren Verfügungen an euch gelangen werden, wozu wir bereits die nötigen Befehle gegeben haben; ſo habt ihr auch, bis der Obergeſpan, den wir, hiervon zu unterrichten zu gleicher Zeit befohlen haben, ſeine Amtsverrichtungen wieder vornehmen und ſeine geſetzmäßige Gewalt wieder wird ausüben können, euch noch immer der Leitung des jetzigen amtsführenden Obergeſpans zu überlaſſen. Sonſt iſt es unſer Wille, daß unſer Toleranzedikt, dann die Anordnungen über die Einrichtungen der Pfarren, ſowie die wegen der Unterthanen, ſowohl ihre Behandlung, als ihr Verhältnis mit den Grundherren betreffend, in ihrer Kraft verbleiben. Denn dieſe Anordnungen vertragen ſich mit den Geſetzen gar wohl und gründen ſich auf die natürliche Billigkeit.

(A. J. Groß-Hoffinger, „Geſchichte Joſef II.")

Die Utrechter Einung (Union, geſchloſſen am 23. Januar 1579 zu Utrecht:

„Die genannten Landſchaften [Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht und die frieſiſchen Umlande zwiſchen Ems und Lauwers] verbünden ſich hiermit unter einander für ewige Zeiten, ſo, als ob alle dieſelben nur eine Provinz ausmachten. Kein anderer Verband oder Akt, welcher Art er auch ſei, ſoll ſie fürder ſcheiden. Jedoch ſoll dieſe Konföderation die Privilegien, Freiheiten, löblichen und wohlhergebrachten Gewohnheiten und alle anderen Gerechtigkeiten der einzelnen Provinzen und einzelnen Städte, ſowie der Mitglieder oder Inſaßen derſelben in keiner Weiſe aufheben oder ſchwächen, vielmehr ſollen ſich letztere mit Leib und Gut wechſelſeitig beſchirmen. Streitſachen, welche die in dieſer neuen Union begriffenen Provinzen, Städte und ſonſtige Mitglieder über die erwähnten Privilegien und Gerechtigkeiten miteinander von früher her haben, oder neu bekommen, ſollen durch die gewöhnlichen Richter „gute Männer", oder auf dem Wege des Vergleichs geſchlichtet werden, ohne daß ſich die anderen Provinzen, Städte und Mitglieder unberufen darein zu miſchen haben."

„Die genannten Mitglieder dieſer Union ſollen einander in jeder Not und Gefahr mit Gut und Blut, mit Leib und Leben, wider jede Gewalt beiſtehen, habe eine ſolche auch was immer für einen Namen oder Vorwand, ſei es ein Name des Königs oder geſchehe ſie unter dem Vorwand, die katholiſche Religion mit bewaffneter Hand einzuführen, oder endlich um dieſer Union ſelbſt willen."

„Die genannten Provinzen haben einander auch gegen alle fremden und einheimiſchen Herren und Fürſten, Provinzen und Städte getreulich beizuſtehen, welche ihnen Gewalt anthun oder ſie mit Krieg überziehen; vorbehaltlich, daß die Geſamtheit der Union nach der Lage der Sache eine Hilfe beſchlöſſe."

„Zur beſſern Verſicherung der Provinzen ſollen die Städte an den Grenzen, wie auch andere, bei denen es nötig ſcheint, auf Koſten der Städte und der Landſchaften, in denen dieſe liegen, verſtärkt werden, zu welchen Koſten der Geſamtverband die Hälfte beizutragen hat. Wird es für rätlich befunden, neue Feſtungen anzulegen oder die alten zu verändern: ſo tragen die Provinzen insgemein die erforderlichen Koſten."

„Dieſe Koſten ſollen in allen Provinzen nach gleicher Proportion auf einen Fuß geſtellt und zur Aufbringung derſelben die Auflagen auf Wein, Bier, Korn, Salz, Stoffe verſchiedener Art, Zeuge und Schlachtvieh u. dgl. von drei zu drei Monaten an den Meiſtbietenden verſteigert werden. Auch ſollen die Einkünfte der königlichen Domeynen [Hausgüter] — nach Abzug der darauf fallenden Laſten — dazu verwendet werden."

„Dieſe Mittel ſollen durch gemeinſame Beſchlußnahme je nach den Umſtänden erhöht oder vermindert werden können, aber bloß zum Zwecke der gemeinſamen Beſchirmung verwendet werden dürfen."

„Die Grenzſtädte, wie auch andere Plätze ſind, wenn die Not es gebeut, gehalten, auf Verwendung der vereinigten Provinzen, Beſatzungen aufzunehmen. Die Initiative des Rates geht hierbei von dem Statthalter der betroffenen Provinz aus, die Beſoldung der Beſatzungen bezahlen die vereinigten Provinzen. Die Hauptleute und die gemeinen Soldaten der Beſatzungen haben außer dem allgemeinen Eid auch noch einen beſonderen an die Stadt oder Ortſchaft und die Provinz, in welche ſie verſetzt werden, zu leiſten. Zum Schutz der geiſtlichen und weltlichen Einwohner ſoll eine ſtrenge Kriegszucht gehandhabt werden, und die Soldaten genießen keine andere Befreiung von Impoſten als die Bürger. Letztere erhalten aus dem Geſamtſchatz der uniierten Provinzen Logisgelder."

„Alle männlichen Bewohner einer jeden von den vereinigten Provinzen, vom 18. bis zum 60. Jahre ſollen binnen einem Monat aufgezeichnet werden, damit man bei der nächſten Verſammlung über die der Verteidigung der Provinzen zu Gebote ſtehenden Mittel beratſchlagen könne."

„Ohne gemeinſame Beratung und Bewilligung ſämtlicher vereinigten Provinzen darf kein Waffenſtillſtand oder Frieden abgeſchloſſen, kein Krieg begonnen, keine den ganzen Verband betreffende Steuer auferlegt werden. In allen übrigen, die Verbindung betreffenden Angelegenheiten wird durch Stimmenmehrheit der Provinzen beſchloſſen, und ein ſolcher Beſchluß hat dann verbindende Kraft. Die Stimmen werden in der bei den Generalſtaaten gebräuchlichen Weiſe geſammelt. Dies gilt jedoch nur proviſoriſch bis zu einer feſteren Vereinigung der geſamten Bundesgenoſſen. Können ſich die Provinzen in Fragen über die oben genannten Fälle nicht vereinbaren: ſo wird (jedoch gleichfalls nur proviſoriſch) die Streitfrage den betreffenden Statthaltern derſelben anheim geſtellt, und vermögen auch dieſe nicht zu ſchlichten: ſo haben ſie unparteiiſche Beiſitzer zu ernennen."

„Ohne Bewilligung aller vereinigten Provinzen u. ſ. w. darf keine einzelne irgend ein Bündnis oder einen Vertrag mit benachbarten Herren oder Ländern eingehen."

„Wollen einige benachbarte Fürſten, Herren, Länder oder Städte ſich mit den zu Anfang genannten Provinzen vereinigen und in deren Konföderation treten: ſo kann dies, nach gemeinſamer Beratung und Einwilligung derſelben allerdings geſchehen."

„In Bezug auf die Münze und die Geldwährung ſollen ſich die Mitglieder der Union auf gleichen Fuß ſetzen, und zwar nach den Ordnungen, welche darüber mit nächſtem zu erlaſſen ſind."

„In Beziehung auf den Gottesdienſt ſollen ſich Holland und Seeland nach ihrem eigenen Gutachten halten. Die übrigen Mitglieder der Union ſollen ſich nach dem im vorigen Jahre aufgeſtellten Religionsfrieden richten, oder ſolche Ordnungen feſtſetzen, wie die Erhaltung der Ruhe und Wohlfahrt in jeder Provinz oder Stadt es verlangt. Frei und ungehindert darf jedermann ſeinen Glauben bekennen, ſeinen Gottesdienſt üben; keine Glaubensunterſuchung über die Gewiſſensfreiheit."

Hierzu wurde ſchon am 1. Februar 1579 folgender Ergänzungsſatz veröffentlicht:

„Es war keineswegs die Abſicht der Bundesgenoſſen, bloß diejenigen Provinzen und Orte, die den Religionsfrieden angenommen oder mindeſtens zwei Konfeſſionen dulden, in die Union aufzunehmen, und darnach ſolche davon auszuſchließen, in welchen entweder die katholiſche Religion allein herrſcht oder die Zahl der Reformierten ſo gering iſt, daß dieſe, dem Religionsfrieden gemäß, keinen eigenen Gottesdienſt halten können. Im Gegenteil: auch die ausſchließlich katholiſchen Provinzen und Städte werden bereitwillig in die Union aufgenommen, wenn ſie ſich nur den anderen Artikeln derſelben fügen wollen und wenn ſie gut patriotiſch ſind. Denn kein Mitglied der Union hat ſich irgend einen Einfluß auf die religiöſen Angelegenheiten eines anderen anzumaßen."

„Alle Geiſtlichen und Konventualen ſollen den Beſitz ihrer Güter wieder erlangen. Solche Konventualen aus den vereinigten Provinzen, die ſich während des Krieges von Holland und Seeland mit Spanien aus ihren damals unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtehenden Klöſtern nach Holland und Seeland geflüchtet hatten, ſollen aus ihren Klöſtern ihr Leben lang erhalten werden; ebenſo andererſeits jene Konventualen, welche ſich aus ihren in Holland und Seeland gelegenen Klöſtern in eine oder die andere jetzt zur Union gehörige Provinz begeben hatten."

„Jene Konventualen der im Umfange der Union gelegenen Klöſter, welche dieſelben bis jetzt aus irgend einem triftigen Grunde verlaſſen haben, oder zu verlaſſen wünſchen, ſollen ihr Leben lang aus den Einkünften ihrer Klöſter erhalten werden." (Eine nachträgliche Beſtimmung vom 1. Februar 1579 fügt hinzu; daß, wenn ſolche ausgetretene Konventualen über ihre zuſtändigen Erbſchaften Prozeſſe anfingen, dieſe letzteren vor der Hand bis auf weitere Verfügung vertagt werden ſollten.) „Wer ſich übrigens erſt nach dem Datum der Unionsakte in ein Kloſter begiebt und es dann wieder verläßt, hat auf die obige Vergünſtigung keinen Anſpruch, ſondern bloß das Recht, beim Austritt das Eigentum zurückzunehmen, welches er ins Kloſter mitbrachte. Außerdem ſollen die Konventualen Freiheit des Gottesdienſtes und der Tracht genießen, in allen übrigen Stücken ihrem Kloſterherrn gehorſam ſein."

„Sollten (was Gott verhüten möge!) zwiſchen einzelnen Provinzen der Union Mißverſtändniſſe und Zwietracht eintreten, ſo haben die übrigen Provinzen oder ihre Bevollmächtigten den Zwiſt beizulegen. Betrifft letzterer alle Provinzen der Union insgeſamt: ſo ſollen die Statthalter nach der im 9. Artikel angegebenen Weiſe binnen Monatsfriſt ſchlichten. Eine weitere Appellation kann hierauf nicht ſtattfinden."

„Die Mitglieder der Union ſollen ſich wohl in acht nehmen, fremden Fürſten oder Ländern Anlaß zum Kriege zu geben. Zu dieſem Ende ſollen ſie ſich befleißigen, Fremden, welche ſich in den unierten Provinzen aufhalten, ebenſo zu ihrem Rechte zu verhelfen, wie Einheimiſchen. Sollte ein Mitglied der Union hierin fehlen: ſo haben die anderen dasſelbe ernſtlich zur Handhabung der Gerechtigkeit anzuhalten."

„Keine Provinz oder Stadt ſoll die übrigen Verbündeten ohne gemeinſame Bewilligung aller mit Auflagen, Geleitsgeldern und ähnlichen Laſten, noch überhaupt Bundesgenoſſen mehr beſchweren, als die eigenen Einwohner."

„Die Bundesgenoſſen verpflichten ſich, auf Ausſchreiben von Männern, welche eigens dazu ermächtigt werden, zu beſtimmten Zeiten ſich in Utrecht zu verſammeln, um über wichtige Angelegenheiten zu beraten und zu beſchließen. Das letztere geſchieht durch Einmütigkeit oder nach Stimmenmehrheit — auch in dem Falle, wenn einzelne Mitglieder der Union fehlen ſollten. Wer auf der Tagſatzung nicht erſcheint, iſt gleichwohl gehalten, dem Beſchluſſe nachzukommen. Wer auch ein zweitesmahl, ungeachtet vorhergegangenen neuen Einberufungsſchreibens nicht erſcheint, verliert die ihm zuſtehende Stimme. Wer durch triftige Gründe abgehalten wird, ſich bei der Tagſatzung einzufinden, hat gleichwohl ſeine Meinung über die auf derſelben zu verhandelnden Angelegenheiten ſchriftlich anzuzeigen; zu welchem Ende die Gegenſtände der Beratung (wenn ſie nicht geheim bleiben müſſen) gleich in dem Einberufungsſchreiben angezeigt werden."

„Jeder Bundesgenoſſe iſt verpflichtet, ſolche vorfallende Angelegenheiten, von denen er glaubt, daß ſie das Wohl oder Wehe aller betreffen, jenen Männern anzuzeigen, die zur oben erwähnten Einberufung ermächtigt ſind, damit dieſe auch die übrigen Provinzen zur Beratung über ſolche Angelegenheiten einladen können."

„Sollten ſich in der Unionsakte dunkle oder Zweifel begründende Stellen vorfinden: ſo ſteht deren Auslegung dem gemeinſamen Ausſpruche der Bundesgenoſſen zu. Können ſie ſich über den richtigen Sinn nicht vereinigen: ſo haben ſie ihre Berufung an die Statthalter der Provinz zu machen.“

„Sollte eine Vermehrung oder Verminderung der Artikel in der Unionsakte nötig befunden werden: ſo darf eine ſolche nur durch vollſtändige Uebereinkunft aller Bundesgenoſſen und auf keine andere Weiſe vorgenommen werden.“

„Die anfangs genannten Provinzen geloben allen vorſtehenden Artikeln getreulich nachzukommen, wie für die Aufrechthaltung derſelben beſtens zu ſorgen. Sie erklären alles, was im Wortſtreit gegen dieſelben gethan werden möge, für null und nichtig.“

„Die gegenwärtigen und zukünftigen Statthalter der Provinzen, Magiſtrate und Befehlshaber der Städte und Ortſchaften im Umfang der Union müſſen dieſe Akte, und zwar jeden einzelnen Artikel derſelben, beſchwören und ſich ferner eidlich verpflichten, auch andere zur Aufrechthaltung derſelben anzuhalten.“

„Denſelben Eid müſſen auch alle Schuttereyen, Gilden und Kollegien in den Städten und Flecken der Union leiſten.“

„Ueber dieſe Vereinigung ſollen Urkunden in gehöriger Form ausgeſtellt, durch die Statthalter, ſowie durch die Mitglieder und Städte der Provinzen beſiegelt und von deren Schriftführern unterzeichnet werden.“ (Karl Ludw. Kloſe, 1791—1863, „Wilhelm I. von Oranien.“)

Wilhelm I., Prinz von Oranien (der Schweigſame; 1533—1584). Erhielt 22jährig von Karl V. den Oberbefehl in den Niederlanden, widerſetzte ſich jedoch der Einführung der ſpaniſchen Inquiſition, legte 1567 ſeine Aemter nieder und zog ſich nach Dillenburg zurück, erhob ſich ſpäter wieder gegen die Spanier, wurde proteſtantiſch und betrieb den Abſchluß der Utrechter Union. 1580 ließ Philipp II. die Acht über ihn ausſprechen. Es heißt in der betreffenden Urkunde:

„Wir erklären ihn für einen Verräter, für einen Böſewicht, für einen Feind von Uns und des Landes, Wir verbannen ihn für ewig aus Unſeren Staaten und verbieten allen Unſeren Unterthanen, öffentlich oder heimlich mit ihm zu verkehren, ihm Speiſe, Trank, Brennmaterial oder andere Lebensbedürfniſſe zu geben. Wir vergönnen einem jeden, ihm an Leib und Gut zu ſchaden . . ., und wenn ſich jemand, ſei es von Unſeren Unterthanen, ſei es ein Fremder, fromm und edel genug finden würde, um Uns von dieſer Peſt zu erlöſen und ihn Uns tot oder lebendig zu überliefern oder ihm das Leben zu nehmen, ſo werden Wir ihm ſofort nach der Ausführung der That 25.000 Kronen ausbezahlen laſſen, und wenn er irgend eine Mißethat begangen haben ſollte, ſie mag ſo groß ſein, als ſie will, ſo verſprechen Wir ihm Verzeihung; und wenn er nicht ſchon von Adel iſt, ſo werden Wir ihn ſeiner Frömmigkeit wegen in der Adelsſtand erheben.“

In ſeiner Verteidigungsſchrift ſagte Wilhelm:

„Gebe Gott, daß meine lebenslängliche Verbannung oder ſelbſt mein Tod euch für immer von ſo vielen Leiden befreien kann. O, wie troſtvoll würde ſolch eine Verbannung, ſolch ein Tod für mich ſein! Wofür habe ich denn meine Güter feil gehabt? — war es, um mich zu bereichern? wofür habe ich meine Brüder verloren? — Wofür habe ich meinen Sohn ſo lange in Gefangenſchaft gelaſſen? — könnt ihr mir einen anderen geben? Wofür habe ich mein Leben ſo oft in Gefahr gebracht? Welchen anderen Lohn habe ich von meinen langen Dienſten und dem beinahe vollſtändigen Verluſt meines Vermögens, als allein den Ruhm, euch vielleicht um den Preis meines Lebens die Freiheit errungen zu haben? So ihr alſo, meine Herren und Meiſter, urteilt, daß meine Entfernung oder mein Tod euch nützlich ſein kann, — ich bin bereit, zu gehorchen. Gebietet über mich — ſendet mich an das äußerſte Ende der Welt — ich werde euch gehorchen. Hier iſt mein Kopf, über den kein Fürſt, kein Monarch, außer euch verfügen kann; verfügt darüber zu eurem Heil und zur Erhaltung eures Staates; aber ſo ihr urteilt, daß meine geringe Erfahrung und mein Eifer, daß etwas von meinem Vermögen und von meinem Leben euch noch nützlich ſein kann, ſo biete ich es euch und dem Lande aufs neue an!“

Die Schlußworte lauten:

„Je maintiendrai“ (ich werde feſt bleiben; noch heute der Wahlſpruch auf dem niederländiſchen Wappen).

Er ſuchte ſich mit Frankreich gegen Spanien zu verbünden, als man ihn auf Friedensverhandlungen vertröſtete, erwiderte er:

„Nach ſo langem Warten und ſo oft betrogener Hoffnung iſt dies ein kalter und ſehr magerer Troſt; es iſt, um es rund heraus zu ſagen, geradeſo, wie wenn man jemanden, dem man drei Tage lang nichts zu eſſen giebt, auf ein ſplendides und üppiges Gaſtmahl vertröſtet und ihm dabei weißmacht, er thue beſſer, das Brot, das ihm indeſſen angeboten, zurückzuweiſen; ſind die drei Tage um, ſo wird ihm geſagt, daß das Gaſtmahl noch nicht fertig ſei, daß er aber dann ein viel beſſeres bekommen werde — glauben Sie nicht, daß dieſer arme Menſch, um dem Hungertode zu entgehen, das Brot von jedem annehmen muß, der es ihm darreicht?“

Am 18. Juni 1580 ſchrieb er an ſeine **Mutter**:

„Lieber alles verlieren, als den Schatz des Wortes Gottes verlieren.“

Am 10. Juli 1584 wurde er ermordet.

Gerade vier Wochen vorher — 10. Juni 1584 — war [ſein Gegner] Anjou geſtorben und einer der Boten, die an die Generalſtaaten und den Prinzen geſchickt worden waren, um dieſen die Nachricht zu überbringen, war Balthaſar Gerard oder, wie er zu heißen vorgab, François Guyon. Geboren in der Franche-comté aus einer ſtreng katholiſchen Familie, muß er ſchon im Knabenalter die Abſicht zu erkennen gegeben haben, den Prinzen aus dem Wege zu räumen. In Maastricht vernahm er den über den Prinzen ausgeſprochenen Bann, und nachdem er eine Zeit lang als Schreiber im Dienſte Mansfeldts, des Gouverneurs von Luxemburg, geweſen war, begab er ſich nach Trier, wo er ſeine Abſicht einem dortigen Jeſuiten entdeckte. Dieſer beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluſſe, ebenſo der Franziskaner Géry in Doornik, und er ſäumte denn auch nicht, in einem längeren Briefe dem Prinzen von Parma ſeinen Plan mitzuteilen. Dieſer nahm ihn zuerſt ſehr mißtrauiſch auf; denn Balthaſar war kaum 27 Jahre alt und hatte einen ſchwächlichen, faſt zarten Körper, und überdies war Parma von verſchiedenen Abenteurern ſchon betrogen worden, die das ihnen ausbezahlte Handgeld durchbrachten, ohne etwas auszuführen; in höchſt vorſichtiger Weiſe beauftragte er den Ratsherrn Aſſonleville, mit Balthaſar die Sache näher zu beſprechen, weigerte ſich aber ſtandhaft, den von letzterem geforderten Vorſchuß von 50 Kronen zur Deckung der Koſten zu geben; Balthaſar ließ ſich aber nicht abſchrecken, und es kam für ihn nunmehr nur darauf an, ſich bei dem Prinzen Zutritt zu verſchaffen. Er begab ſich nach Delft und ſtellte ſich dem Vertrauten Oraniens, dem Hofprediger Villers, als den Sohn eines in Beſançon wegen ſeines Glaubens hingerichteten Calviniſten vor. Daß er im Gefolge Noëls de Carron, der mit einer Sendung an Anjou beauftragt war, nach Frankreich ging, iſt ein Beweis, daß es ihm vollſtändig gelungen war, ſich in das Vertrauen der Umgebung des Prinzen einzuſchmeicheln. Er kehrte zurück, und Oranien, der ſehr ſpät aufzuſtehen pflegte, ließ ihn an ſein Bett kommen, um ſich näheres über das Ende Anjous berichten zu laſſen. Eine ſchönere Gelegenheit zur Ausführung ſeines Planes ließ ſich wohl nicht denken, aber Balthaſar hatte keine Waffen bei ſich, und überdies hatte er ſeine Vorbereitungen zur Flucht noch nicht getroffen. Da er in bälde den Befehl erwartete, wieder nach Frankreich zurückzukehren, zauderte er nicht länger; mit dem Gelde, das ihm der Prinz hatte reichen laſſen, um ſich Strümpfe und Schuhe zu kaufen, verſchaffte er ſich ein Paar Piſtolen, und als ſich Oranien am 10. Juli etwa um 12½ Uhr mit Louiſe de Coligny in den Speiſeſaal begab, erſchien Balthaſar an der Thür des Saales und bat um einen Paß, deſſen Ausfertigung denn auch alsbald angeordnet wurde. Obwohl die Prinzeſſin durch das verdächtige und unheimliche Ausſehen Balthaſars ſehr beunruhigt war und dies auch ihrem Manne mitteilte, war dieſer an der Tafel, zu der als Gaſt der Bürgermeiſter von Leeuwarden gezogen worden war, ſehr heiter und aufgeräumt. Um 2 Uhr ſtand die Geſellſchaft auf, und der Prinz ſchritt der Treppe zu, die nach ſeinen Gemächern führte; links von der Treppe war ein kleines Gewölbe, und als Oranien langſam die Treppe herabſtieg, ſchoß ein Mann aus demſelben ein Piſtol auf ihn ab. Drei Kugeln durchbohrten den Prinzen, die Worte: „Mon Dieu, ayez pitié de mon âme! mon Dieu, ayez pitié de ce pauvre peuple!“ [Mein Gott, erbarme dich meiner Seele! Mein Gott, erbarme dich dieſes armen Volkes!] entfuhren noch ſeinen Lippen, ſein Stallmeiſter Jakob von Maldere fing ihn in ſeinen Armen auf, man brachte ihn in den Speiſeſaal, aber bald darauf hauchte er ſeine Seele aus. Dem Mörder gelang es zwar, durch eine Seitenthür zu entkommen und durch einen engen Gang zu fliehen; ſchon hatte er beinahe die Gracht erreicht, die er zu durchſchwimmen gedachte, um das auf der anderen Seite bereit ſtehende Pferd zu beſteigen, da ſtrauchelte er über einen Haufen Stroh und wurde von den ihm nachſetzenden Dienern und Hellebardieren ergriffen. Freimütig geſtand er ſein Verbrechen ein, und bei den darauffolgenden Verhören, wo er dreimal gräulich gefoltert wurde, rühmte er ſich ſogar noch ſeiner That.

Wie ein gewaltiger Berg, der ſich ſtets mehr über die benachbarten Gebirgsketten und das flache Land zu erheben ſcheint, je weiter man ſich von ihm entfernt, ſteht Oraniens gewaltige Figur heute vor uns. Seine Bedeutung wächſt mit der Zeit, die uns von ihm trennt, und jemehr er der Vergangenheit angehört, deſto leichter überſieht man die kleinen dunklen Flecken an ſeiner hiſtoriſchen Erſcheinung. „Je mehr man ſich in das Studium ſeiner Perſönlichkeit vertieft“, ſagt ein Geſchichtsſchreiber, „deſto mehr muß man zur Ueberzeugung kommen, daß er eine der außerordentlichen Perſönlichkeiten geweſen iſt, welche die Vorſehung in ſchwierigen Zeiten zum Heile der Völker erſtehen läßt, deren Genie mit der Größe der Gefahr zu wachſen ſcheint und welche durch ihr Talent und mehr noch durch ihre Energie und Charaktergröße die Ereigniſſe und die Menſchen zu lenken ſcheinen. (Aus: „K. Th. Wenzelburger, Geſchichte der Niederlande“.)

Michiel de Ruiter (1607—77). — Michiel de Ruiter wurde am 24. März 1607 in Vliſſingen geboren und zwar als das vierte Kind von 11 Geſchwiſtern. Seine Eltern waren rechtliche Leute, aber mit irdiſchen Glücksgütern keineswegs geſegnet. Der Vater, Adrian Michielſon, hatte anfänglich als Matroſe zur See gefahren und war dann, als ſein Verdienſt zum Unterhalte der wachſenden Familie nicht mehr ausreichte, Bierträger geworden. Seine Mutter Alida Jans führte den Beinamen de Ruiter, welcher ſpäter auf ihre Söhne überging.

Mit ſeinem 10. Lebensjahre hörte jeder Schulunterricht für ihn auf, und er wurde als Seilerlehrling in die Werkſtätte der Gebrüder Lampſen gegeben, die zu den reichſten Bewohnern und Rhedern Vliſſingens zählten, und wo er ſich wöchentlich 6 Stüber [etwa 52 Pfennige] verdiente.

Ob die Armut ſeiner Eltern ihn dazu zwang, ſich in ſo früher Zeit ſchon ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, oder ob, wie einige erzählen, ſeine loſen Streiche ſchuld waren, daß kein Lehrer ihn länger in der Schule behalten wollte, bleibt dahingeſtellt. Letzteres iſt jedoch wahrſcheinlich, da er auch in ſeiner neuen Stellung kaum ein Jahr blieb und, wie er ſelbſt ſpäter humoriſtiſch erzählte, wegen beſtändiger dummer Streiche fortgeſchickt wurde. Er war ein ungemein aufgeweckter lebendiger Knabe, deſſen Jugendmut überſprudelte und ihn öfter zu den waghalſigſten Dingen verleitete. So erkletterte er einſt, zum Schrecken ganz Vliſſingens, die Spitze des in Ausbeſſerung befindlichen Kirchturms, um ſich von dort aus die Stadt zu beſchauen und dann kaltblütig den gefährlichen Rückweg anzutreten. Er pflegte ſpäter zu ſagen: „In meiner Jugend taugte ich zu nichts anderm, als zum Seefahren“, und allerdings verriet dieſer ungeſtüme Drang ſeine Lebensbeſtimmung.

1618 ſah er ſeinen ſehnlichen Wunſch erfüllt und trat mit 11 Jahren als Schiffsjunge ein. Er hatte damit ſeinen wahren Beruf gefunden; denn von dem Augenblicke an wandelte ſich ſein ganzes Weſen. Die dummen Streiche hörten auf; er wurde ein fleißiger, williger und gehorſamer Knabe, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf gründliche Erlernung des gewählten Faches richtete, ſich kein Ungemach verdrießen ließ und ſich ſehr bald in der ausgeſprochenen Gunſt ſeiner Vorgeſetzten und Kameraden feſtſetzte.

Mit 15 Jahren hatte Michiel es bei ſehr kräftiger Körperentwickelung bereits zum Matroſen gebracht, trat dann aber freiwillig eine Zeit lang zur Landarmee über, um unter dem berühmten Prinz Moritz von Oranien gegen die Spanier zu kämpfen. Als dann andere Truppen gegen Ende des Jahres 1622 verfügbar wurden, kehrte er zu ſeinem Fache zurück, um ſich auf einem Kriegsſchiffe anwerben zu laſſen. Auch hier zeigte er ſich ſo tüchtig, daß er, trotz ſeiner Jugend, ſehr bald zum Bootsmann (Unteroffizier) befördert wurde. Bei Gelegenheit der Enterung eines ſpaniſchen Schiffes, wobei er als einer der erſten auf das feindliche Deck hinüberſprang, wurde er durch einen Pikenſtich am Kopfe, wenn auch nicht ſehr gefährlich verwundet. Es war dies ſeine erſte und einzige Verwundung, bis ihn in ſeinem 70. Jahre die Todeskugel traf. Während eines halben Jahrhunderts wohnte er zahlloſen Kämpfen und mörderiſchen Schlachten bei, aber ſtets hielt die Vorſehung ihre ſchützende Hand über ihm.

Nach 2jährigem Dienſte auf der Flotte trat er wieder in die Kauffahrtei zurück und zwar auf Schiffen der Gebrüder Lampſen, in deren Seilerwerkſtatt er damals nicht gut thun wollte. Den in ſeinem Fache ausgezeichneten Seemann nahmen ſie jedoch gern wieder und hatten es nicht zu bereuen. De Ruiter's hoher Sinn ſtrebte nach anderem, als nur gewöhnlicher Matroſe zu bleiben. Sein Ziel war Kapitän eines Handelsſchiffes zu werden, und in den 7 Jahren, während welcher er bis 1631 ununterbrochen für Lampſen's zur See fuhr, benutzte er mit zäheſter Thatkraft und Ausdauer jeden freien Augenblick, um nicht nur die großen Lücken ſeines allgemeinen Wiſſens auszufüllen, ſondern auch namentlich ſich das Wiſſen ſeines Faches anzueignen und, ſoweit ihm dies möglich war, Meiſter der Schiffahrts-Wiſſenſchaft zu werden. Es gelang ihm im vollſten Maße, und als er mit ſeinem 24. Jahre Steuermann wurde, entſprach er den Anforderungen ſeiner Stellung nach jeder Richtung in ungewöhnlicher Weiſe.

Sein Ruf als geſchickter und mutiger Seemann verſchaffte ihm im folgenden Jahre den Befehl über zwei Kreuzer, welche Vliſſinger Kaufleute gegen die Dünkircher Kaper ausrüſteten, die dem holländiſchen Seehandel viel Schaden zufügten. Er nahm auf dieſem Seezuge 2 Schiffe und ſchickte ſie nach Vliſſingen, entging aber einige Zeit darauf mit genauer Not einer Flotte von 13 Dünkirchern, die ihn ſcharf jagten, und denen er nur durch überlegenes Manövrieren zu entkommen wußte.

Bei Teilung der gemachten Beute brach ein ſo heftiger, in blutige Ausſchreitungen ausartender Streit unter ſeinen Mannſchaften aus, daß der uneigennützige und friedfertige de Ruiter ſich mit Widerwillen davon abwandte. Er legte das Kommando der Kaper, an deren Beſchäftigung er wohl überhaupt keinen Gefallen finden mochte, freiwillig nieder und kehrte zur Kauffahrtei zurück. Im Jahre 1640 machten ihn ſeine früheren Rheder, Gebrüder Lampſen, deren volles Vertrauen er ſich zu erwerben gewußt hatte und welche jetzt ihre Handelsverbindungen weiter ausdehnten, zum Kapitän eines ihrer Schiffe, mit dem er Braſilien beſuchte. Auf der Rückreiſe begegnete er 2 Dünkircher Kapern, die eine holländiſche Priſe mit ſich führten. Er machte mit ſeinem großen und gut bewaffneten Schiffe Jagd auf ſie, und es gelang ihm, die Feinde ſo einzuſchüchtern, daß ſie ohne Widerſtand ihre Beute fahren ließen und er ſich in Beſitz derſelben ſetzen konnte, um ſie ihrem rechtmäßigen Eigentümer zurückzuerſtatten.

Die nächſten Reiſen führten ihn wieder nach Braſilien und nach den Weſtindiſchen Inſeln. Während er dort zum möglichſten Vorteile ſeiner Rheder ſeine Warenladungen zu verkaufen ſuchte, ging er andererſeits mit allem Eifer ſeiner Lieblingsbeſchäftigung nach, die Seekarten auf Grund eigener aſtronomiſcher Beobachtungen zu verbeſſern, und fand unter andern, daß die Karaibiſchen Inſeln auf jenen nicht weniger als 130 Seemeilen zu weit weſtlich verzeichnet waren. Durch dieſe Entdeckung leiſtete er der Schiffahrt, welcher zur damaligen Zeit nur ſehr unvollkommene wiſſenſchaftliche Hilfsmittel zu Gebote ſtanden, und die mit großer Unſicherheit der Karten zu kämpfen hatten, wichtige Dienſte; und es konnte nicht fehlen, daß ſeine bewährte Seetüchtigkeit auch die Augen der Regierung auf einen Mann lenkte, der ſich vor den meiſten ſeiner Fachgenoſſen in ſo vorteilhafter Weiſe auszeichnete. Bald wurde ihm dafür die ehrenvollſte Anerkennung zuteil.

Im Jahre 1641 erhielt Ruiter den Befehl über das Schiff „Der Haſe“ und nahm mit demſelben an einem unentſchiedenen Treffen gegen die Spanier teil (4. November 1641 am Kap St. Vincent).

Hier entwickelte er zum erſten Male alle die großen Eigenſchaften, die ihn zum geborenen Flottenführer machten und ſpäter ſo oft zu glänzenden Siegen führten: hoher Mut, weiter Blick, Geiſtesgegenwart, Ruhe und Meiſterſchaft im Manövrieren. Ihm allein war es zu danken, daß die Holländer nicht eine ſchwere Niederlage erlitten. Er warf ſich mitten zwiſchen die Feinde, trieb ſie durch ſein furchtbares Geſchützfeuer überall zurück, entſetzte gefährdete Kameraden und ließ durch ſeine Boote Leute von den ſinkenden holländiſchen Schiffen bergen. Er mußte ſich zweimal aus der Linie zurückziehen und ſein Schiff nach einer Seite überlegen, um die Kugellöcher unter Waſſer zu ſtopfen, durch welche letzteres ſtromweiſe eindrang. Trotzdem ging er zum dritten Male vor und ſchlug ſich ſo tapfer, daß die Spanier die Flucht ergriffen.

In welchem Zuſtande ſich ſein Schiff befand, mag man daraus entnehmen, daß dasſelbe, als er ſich nach Beendigung des Gefechts zum befohlenen Kriegsrat auf das Flaggſchiff begeben hatte, plötzlich an dieſes herangeſegelt kam und die Beſatzung ihm angſtvoll zurief, daß ſie im Sinken begriffen ſei. De Ruiter eilte ſofort an Bord, und ſeinen umſichtigen Anordnungen gelang es bald, wenigſtens das ſchwerſte Leck zu ſtopfen und das Schiff über Waſſer zu halten.

Im Jahre 1675 ſchiffte ſich Ruiter, zum letzten Male, als Befehlshaber einer Flotte von 18 Kriegsſchiffen ein, um mit derſelben im Mittelmeere die vereinigte franzöſiſche Flotte zu bekämpfen.

Die grauſame Schlacht von Mont Gibel am 22. April 1676 war geſchlagen. In ihr hatte de Ruiters glorreicher Name zum letzten Male die Feinde geſchreckt, er zum letzten Male für die von ihm zu hohen Ehren gebrachte Flagge ſeines Vaterlandes geſtritten. Eine verhängnisvolle Kugel vom „St. Eſprit“, welche ihm den Fuß zerſchmetterte, ſetzte ſeinem bewegten Leben ein Ziel. Acht Tage ſpäter hauchte er ſeine große Seele aus. Als er nach dem Schuſſe wieder zur Beſinnung gekommen war, da lauteten ſeine erſten Worte: „O Du gnädiger Gott, ich danke Dir, daß Du mich bisher in ſo vielen Gefahren väterlich bewahrt haſt. Laß dieſe Züchtigung zum Heile meiner Seele dienen. — Herr beſchütze des Landes Flotte,“ betete er inbrünſtig, „verſchone gnädig die Offiziere, Matroſen und Soldaten, die für ſo wenig Geld ſo viel Not und Gefahr zu beſtehen haben. Verleihe ihnen Mut und ſtärke ihre Kraft, damit wir mit deinem Segen den Sieg erringen.“

Am 29. April gegen Abend verlor er die Sprache, der Todeskampf trat ein und gegen 9 Uhr abends ſchlummerte er hinüber. Seine Admirale und Kapitäne umſtanden ſein Lager; über ihre wettergebräunten Wangen rannen Thränen, und als am anderen Tage die auf halbem Maſt gehißten Flaggen der Flotte verkündeten, daß der große Seeheld geſtorben ſei, da erfüllte die ſchmerzlichſte Trauer alle Herzen, und ſchwere Bekümmernis lagerte auf den Gemütern. Die Seeleute hatten nicht nur den ſorgenden Vater, ſondern auch den tapferen erfahrenen Führer verloren und mit dumpfer Ergebung ſahen ſie einer hoffnungsloſen Zukunft entgegen.

De Ruiter war einer der größten Männer, die je gelebt haben, gleich groß als Seeheld wie als Menſch. Alles, was er war und leiſtete, verdankte er ſich ſelbſt. Er war Admiral, Kapitän, Steuermann und Matroſe zugleich. Wie niemand eine große Flotte ſo meiſterhaft zu führen verſtand, kannte auch kein Lootſe die Gewäſſer, die er befahren, genauer, als er ſelbſt.

(Reinhold Werner, „Berühmte Seeleute“.)

Island.

Man mag ſich der Inſel Island nähern, in welcher Jahreszeit und von welcher Seite her man will, überall treten dem Ankömmling eine Menge wilder, mit ewigem Eis bedeckter Gebirgszüge und Bergkegel entgegen, woraus teils der gebirgige Charakter dieſes Landes, teils der hohe Breitegrad, unter welchem dasſelbe gelegen, ſogleich erkennbar iſt. Nur an wenigen Orten können Seeſchiffe landen, weil die Ufer gewöhnlich ſteil gegen das Meer abfallen, vor ihnen gefährliche Riffe, oder an den Mündungen größerer, doch ſämtlich nicht ſchiffbarer Flüſſe, Untiefen und Sandbänke lagern, — auch Meeresſtrömungen und Brandungen nicht unbedeutende Hinderniſſe verurſachen. Das ſchwärzliche Geſtein der vulkaniſchen Gebirge, welche Islands Feſte bilden, im Gegenſatze mit den ihm aufliegenden, blendend weißen Schneefeldern gewährt ſchon aus der Ferne für den Fremden einen eigentümlichen Anblick. In größerer Nähe ſieht man die zertrümmerten vulkaniſchen Felſen mit weithin ſich erſtreckenden Schuttwällen umgeben, und an zahlloſen barock geſtalteten Riffen und Blöcken brechen ſich ſchäumend die Wogen. Dazwiſchen bahnen ſich kleine, aber reißende Gletſcherflüſſe den Weg zum Meere, Gerölle, Schlacken und Sand führend, bisweilen von thonigen Beſtandteilen, weißlich, gelblich, grau, braun oder rötlich gefärbt.

(W. Ebel, „Geographiſche Naturkunde".)

Das Meer. Das isländiſche Meer ſteht durch Farbe und Bewegung im Einklang mit der Bildung der Wolken und der Geſtalt der Gebirge, es iſt eben ſo ſtürmiſch und ſo grau, als jene düſter und drohend ſind. Von der Ebbe und Flut erſt geſenkt, dann gehoben, rollen ſeine Wogen in den engen Fjorden aus und ein; einſam donnern ſie in der Stille der Nacht um überhängende dunkle Vorgebirge und um zernagte Klippen, die vom Staube der Brandung umhüllt, unter ihren Schlägen erzittern. Wenn aber dann in der Frühe die Sonne aus dem Nebel hervorbricht, ſo ziehen hellgrüne Streiflichter durch das einförmige endloſe Element. Dies iſt der Charakter des nördlichen Ozeans; vergebens ſucht man jenes laſurne Blau des Meeres bei Capri oder der Enge von Meſſina; vergebens ſucht man jene Pracht der Farben, welche die ebene Fläche des Golfes von Sorrent in den Abendſtunden vom Himmel zurückwirft.

(Sartorius von Waltershauſen, „Skizze von Island".)

Das Klima (lopts-lag, n.) iſt im allgemeinen bedingt von der geographiſchen Lage, im beſonderen aber von einer Reihe lokaler Verhältniſſe meteorologiſcher, orographiſcher, oft auch maritimer und ſonſtiger Natur. Seiner geographiſchen Lage nach müßte Island, das an ſeinem nördlichſten Teile vom Polarkreis berührt wird, ein überaus kaltes, ſtrenges Klima haben, wie denn auch ſo häufig angenommen und behauptet wird. Wie aber Island in ſo manch anderer Hinſicht als ein rätſelhaftes, wunderbares Land gilt, ſo erſcheint es als ſolches faſt auch in bezug auf ſein (normales) Klima. Dasſelbe iſt nämlich ganz unverhältnismäßig mild im Vergleich zur hohen Lage der Inſel. Um gleich einen praktiſchen Beleg für dieſe Thatſache zu bringen, ſei mitgeteilt, daß auf der nördlichſten zu Island gehörigen, innerhalb des Polarkreiſes gelegenen Inſel Grimſey die Durchſchnittstemperatur im Januar (= — 2° C.) um 3° höher iſt als die in Stockholm, um 17° höher als die in dem rund 10 Breitegrade ſüdlicher gelegenen Nain in Labrador, und daß die Hauptſtadt Islands, Reykjavik, im gleichen Monat dieſelbe Durchſchnittstemperatur hat, wie das liebliche Graz, die Hauptſtadt Steiermarks, die um 17 Breitegrade ſüdlicher gelegen iſt, als Reykjavik; für den Sommer aber iſt Island in neuerer Zeit von ärztlicher Seite geradezu als klimatiſcher Kurort für Lungenkranke vorgeſchlagen worden. Für dieſe Anomalie gibt es indeſſen eine leichte Erklärung in den Einflüſſen des Meeres ſowie der warmen Luft- und Meeresſtrömungen, welche die Inſel berühren. Da auch gegenteilige Einflüſſe derſelben Art ſich geltend machen, wird in gewiſſen Gegenden und für die ganze Inſel zu gewiſſen Zeiten das ſonſt normale Klima freilich wieder verſchlechtert, und es mag dann, beſonders im Winter, dem Fremden rauh genug erſcheinen.

Die Hekla (d. h. Haube, ſo genannt wegen der haubenförmigen Geſtalt des Berges). 1555 Meter hoch, Islands größter und berühmteſter Vulkan, weſtlich vom Torfajökull gelegen; dieſelbe iſt ein hoher und langer Bergrücken, der ſich von Nordoſt gegen Südweſt erſtreckt, und deſſen Krater ſich auf dem Rücken befinden. Sie erhebt ſich über einem Spalt, deſſen Richtung etwa Nord 65° Oſt beträgt; demſelben entlang hat ſich dieſer Vulkan im Laufe der Jahrtauſende allmälig erhoben und aus einer Reihe von Kratern zuſammengeſetzt, deren einzelne Ränder ſich mit einander verbinden. Der letzte Ausbruch iſt aufs neue aus dem 79 Jahre lang verſchloſſenen Längenſpalt hervorgebrochen, über welchem gegenwärtig fünf Krater wie tiefe Keſſel in einer Reihe liegen. Neben der Hekla laufen verſchiedene Berge und Rücken (von 300—500 Meter), die ſämtlich mit Kratern bedeckt ſind, genau in derſelben Richtung. Bei einem Beſuche in der Krater-Region der Hekla zählte der norwegiſche Mineraloge Amund Helland auf einer ſich von Südweſt nach Nordoſt erſtreckenden Linie nicht weniger denn 14 Krater, deren Lavaſtröme eine Mächtigkeit von 30—100 Meter beſaßen.

Die Hekla hatte im Ganzen 18 Ausbrüche, von denen wir ſichere Kunde beſitzen. Der erſte bekannte Ausbruch der Hekla fällt in das Jahr 1104.

Der ſtärkſte Ausbruch fand im Jahre 1300 ſtatt; es war dies der ſechste Ausbruch der Hekla. „Der Berg barſt an einer Seite der Länge nach, und aus dieſer klaffenden Spalte drangen Feuerſäulen und Lavaſtröme hervor, welche ſich faſt bis an das Meer erſtreckten und hie und da in den Niederungen große Feuerſeen hinterließen; der Krater ſpie glühende Lavablöcke zu niegeſehener Höhe aus, die in der Luft wegen der ſchnellen Abkühlung mit fürchterlichem Getöſe zerplatzten. Ein ſtarker Nordoſtwind trieb die unermeßlichen Sand- und Aſchenwolken bis auf 40 däniſche Meilen vom Vulkan, ſo daß in dieſer Richtung faſt alle Wege davon verſchüttet wurden; dieſer Ausbruch hielt ohne Unterbruch faſt während eines ganzen Jahres an; drei Tage vor Neujahr wurden Sand und Aſche wieder in ſolcher Menge ausgeſchleudert, daß ſelbſt in einem Abſtande von 376,6 Kilometer ſich mächtige Schichten davon bildeten, und ein heftiges Erdbeben verwüſtete den Teil der Umgegend, den die vorigen Ausbrüche noch unverſehrt gelaſſen hatten."

Im Jahre 1510 war der Ausbruch ſo ſtark, daß große Lavaſtücke bis nach Skalholt geſchleudert wurden und einen Mann töteten. Im Jahre 1597 (und zwar zu anfang des Januar) ſah man gleichzeitig 18 Feuerſäulen aufſteigen, und der Aſchenregen ging faſt über das halbe Land nieder. 1693 erfolgte gleichfalls ein ſehr heftiger Ausbruch, deſſen Wirkungen neben dem von 1300 die heftigſten von allen waren, welche bis dahin erfolgten. „Am 13. Februar wurde ein gewaltiges Toben und Knattern im Innern des Berges vernommen, rings um den Vulkan ſpaltete ſich an mehreren Stellen die Erde, eine mächtige Rauchſäule entfuhr dem Krater, und unmittelbar darauf erfolgte ein ſtarkes Erdbeben, welches ſich ſelbſt auf das Meer fortpflanzte und die Schiffe in Gefahr brachte. Aſchenwolken, die den Tag in dunkle Nacht verwandelten, und glühende Lavaſtröme, welche die Finſternis mit rotem Scheine erhellten, brachen hervor. Bis zu der Weſtküſte Norwegens (ungefähr 180 geographiſche Meilen) und der Faröer wurde die Aſche vom Winde getragen; ein heftiger Regen folgte. Abwechſelnd wiederholten ſich dieſe Erſcheinungen bis zu dem Pfingſtfeſte, an welchem der Vulkan zu ruhen anfing; das verſchont gebliebene Vieh, welches ſich unter der Aſche das verſengte Futter hervorſuchte, litt an einem ſkorbutartigen Uebel, verlor die Zähne oder kam gänzlich um."

Der letzte Ausbruch der Hekla fand im Jahre 1845 ſtatt.

Im Jahre 1878 fand ein Ausbruch in der Wildnis nordöſtlich von der Hekla ſtatt.

Der Geyſir. Heiße und warme Quellen trifft man auf Island faſt in allen, vornehmlich aber in den mittleren Teilen des Landes. Die bekannteſten und merkwürdigſten davon befinden ſich in der Landſchaft Biskupſtungur in der Arnes Syla. Davon ſind wieder am berühmteſten der Geyſir und der Strokkur im Haukadalur. Insbeſondere der Geyſir [der ſtark Sprudelnde] iſt wegen ſeiner impoſanten Ausbrüche ſo weltbekannt, daß nach demſelben auch in anderen Sprachen ſiedende (Spring-)Quellen Geyſirs genannt werden. Der Geyſir iſt eine der entfernteſten Quellen im Thale und befindet ſich am Fuße des öſtlichen Abhanges eines kleinen Berges — Laugafell —, deſſen zunächſt liegender Teil ganz mit rotgelbem Kieſel, Sand und Lehm bedeckt iſt. Um den Geyſir hat ſich ein großes Becken aus Kieſelſinter gebildet, eine flache, kegelförmige, außen wie eine Auſternſchale rauhe, innen weißglaſierte Erhöhung, welche durch die erſtaunliche Schönheit und Regelmäßigkeit, mit der dieſelbe aufgebaut iſt, wie auch durch die Größe des Beckens (18 Met. im Durchmeſſer und 7 Met. in der Höhe) Bewunderung erregt. Das Becken umſchließt eine ſchalenförmige (im Durchm. 17 Met. meſſende) Vertiefung, welche mit dem ſtillfließenden, nur Dampfwolken ausſendenden Waſſer angefüllt iſt. Die Wärme beträgt an der Oberfläche 76—86° C., nimmt aber gegen die Tiefe hin zu; das Waſſer, welches den Ausbruch bewirkt, iſt 120—130° warm.) Vor dem Ausbruche hört man ein Krachen und Stoßen unter der Erde, die Dampfmaſſen vermehren ſich und das Waſſer wallt über das Becken hinaus. Plötzlich ſchießt ein Waſſerſtrahl ſenkrecht in die Höhe, hierauf folgt ein zweiter, und ſodann in raſcher Folge einer nach dem andern. Die mächtigen, bläulichklaren Waſſerſtrahlen, welche ſich oben überaus ſchön wie ein Springbrunnen ausbreiten und nach allen Seiten niederfallen, ſehen inmitten des Dampfes wie ſenkrechte Säulen aus; aber plötzlich fallen ſie alle wieder in das Becken nieder; dieſes iſt dann eine Zeit lang leer, und man ſieht das (im Durchmeſſer 3 Met. in die Tiefe 24 Met. meſſende) Loch oder Rohr, durch welches das Waſſer aus der Erde hervorkommt; aber dasſelbe füllt ſich raſch wieder und bleibt ſodann eine Zeit lang ruhig. Die Waſſerſtrahlen ſteigen bis zu einer Höhe von 34 Met. empor, und die Kraft, welche der Geyſir bei ſeinen Ausbrüchen entwickelt, entſpricht den neueſten Berechnungen zufolge der einer Dampfmaſchine von 600 bis 700 Pferdekräften.

(J. C. Poeſtion, „Island".)

Dänemark unter Chriſtian IX.

„Nach Friedrich's VII. Tod [1863] beſtieg Chriſtian IX. den Thron Dänemarks, beſtimmt, der Vater eines neuen Königsgeſchlechtes zu werden, während er ſelbſt jedoch von dem alten Geſchlechte, von Chriſtian III. [† 1559], abſtammt. Die erſten Jahre waren dadurch für ihn ſchwere Jahre, daß er nicht die gebührende Anerkennung ſeiner perſönlichen Eigenſchaften fand. Nachdem aber der König einige Zeit unter uns geweſen war, nachdem man ſeinen Charakter, ſein Herz, ſeine aufrichtige vaterlandsliebende Geſinnung kennen gelernt hatte, gewann er immer größere Volkstümlichkeit. Hierzu kommt, daß das Familienleben, deſſen Mittelpunkt der König iſt, auf eine ſo ſchöne, muſtergiltige Art in das Volk heraus leuchtete, daß er notwendig allgemeine Anerkennung finden mußte. Es bildet einen Gegenſatz gegen Friedrichs VII. Ehe und Hofleben, von welchem man, auch ohne es auszuſprechen, keinen anderen Eindruck bekommen konnte, als dieſen, daß etwas Unwürdiges und Entſittlichendes ihm anklebte.

Indeſſen war es dem Könige und ſeinem Volke nicht vergönnt, ſich mit einander einzuleben, ohne in einem großen Nationalſchmerze mit einander geprüft zu werden, welcher ſchon alsbald nach Friedrichs VII. Tode im Jahre 1864 hereinbrach. Es giebt in dem menſchlichen Leben der Schmerzen und Bekümmerniſſe gar mancherlei; aber eine ganz beſondere Sorge iſt doch die um unſer Vaterland, wenn dieſes wirklich einen Hauptanteil an unſerer Liebe hat und wir uns innerlich mit ihm verbunden fühlen. Die Heimſuchung kam über uns ſchon im zweiten ſchleswig'ſchen Kriege. Denn ſo tapfer unſere Truppen auch waren, war das Kriegsglück uns nicht günſtig, wie wir es erfuhren bei der Räumung des Dannevirke, bei der nutzloſen Opferung von Menſchenleben auf Düppel, bei der Ueberrumpelung von Alſen. Aber die Hauptwunde wurde uns beim Ausgange des Krieges geſchlagen, durch den Verluſt der Herzogtümer. Ich meinesteils kann hiervon nicht ohne den tiefſten Kummer reden. Was damals in meinem Herzen vorging, iſt unſtreitig in vielen Herzen vorgegangen. Mit dem Schmerze darüber, daß Bande geſprengt wurden, welche Jahrhunderte hindurch verbunden hatten, was jetzt auseinander geriſſen wurde, Bande, welche ſo lange Mitbürger und Brüder zuſammengehalten hatten, ja, welche überdies in zahlreichen Fällen ſogar als Blutsbande konnten bezeichnet werden, mit dieſem Schmerze verknüpfte ſich tiefe Sorge für die Zukunft. Blickten wir auf die Vergangenheit zurück, welche noch in friſcher Erinnerung war, welche Verluſte hatte unſer Vaterland im Laufe dieſes Jahrhunderts erlitten! Im Jahre 1801 kämpften wir jenen ehrenvollen Kampf auf der Reede [gegen die engliſche Flotte], durch welchen wir nichts gewannen, außer der Ehre — freilich ein großer und unvergänglicher Gewinn. 1807 wurde Kopenhagen bombardiert und unſere Flotte fortgeführt; 1814 verloren wir Norwegen, und jetzt — kann eine dermaßen gefährdete und verſtümmelte Monarchie noch fortbeſtehen? Wird ſie ihre Selbſtändigkeit nicht gänzlich einbüßen und gezwungen werden, aufzugehen in irgend einer größeren Macht? Mehrere haben gemeint, in einem Zuſammenſchluſſe der ſkandinaviſchen Reiche eine Stütze zu finden. Der Gedanke iſt ſchön, wenn anders die Bedingungen zu ſeiner Ausführung vorhanden ſind, was aber ſeine große Schwierigkeit hat. Aber würde ſelbſt eine ſkandinaviſche Union uns zu ſchützen imſtande ſein? Ich habe hierüber oft nachgeſonnen. Während ich mich als Dänen fühle, fühlte ich mich meiner Geburt nach zugleich als Schleswiger. Durch die Losreißung Schleswigs von Dänemark ging gleichſam ein Riß durch mein Weſen; und ſo lange Schleswig von Dänemark getrennt iſt, kommt es mir vor, als fehle mir etwas zu meinem vollſtändigen Daſein. Jedoch iſt meine Hauptfrage nicht: wie ſoll Schleswig wieder mit Dänemark vereinigt werden? welche Umwälzungen in den Reichen dieſer Welt müſſen vorgehen, ehe es hierzu kommt? Meine Hauptfrage iſt: wie ſoll Dänemark und das däniſche Volk noch ferner beſtehen? Alsdann werden alle anderen Fragen ihre mehr oder weniger befriedigende Beantwortung finden.

Ich vermag ſie nicht zu beantworten, ſondern muß das Ganze in die Hand des Herrn legen, welcher über den Geſchicken der Völker und der einzelnen wacht, und in ſeinem unerforſchlichen Rate Zeiten und Stunden, die Auflöſung wie die Aufrichtung der Königreiche beſtimmt. Soll ich aber in dem irdiſchen Zuſammenhange der Dinge, in dem, was vor unſeren Augen liegt und zum Teil von uns beurteilt werden kann, einen einzelnen Punkt nachweiſen, an welchen ich eine Zukunftshoffnung knüpfen, gleichſam ein Pfand dafür nachweiſen kann, daß wir auch fortbeſtehen und nicht zugrunde gehen ſollen: ſo iſt dieſes eine, was ich nennen möchte — mag es auch manchem ſeltſam erſcheinen: die däniſche Litteratur. Dieſe Litteratur iſt nicht fertig und abgeſchloſſen, kein bloßes Denkmal aus der Vergangenheit: ſie iſt mitten in ihrer Entwickelung; und dasſelbe gilt von unſerer Sprache. Dieſe unſere Sprache iſt nicht fertig; ſie iſt in einem lebendigen Werden, in einer Bildungs- und Umbildungswandlung, als Folge ihrer Entwickelung, begriffen. Aber eine Litteratur, welche nicht bloß in einer einzelnen Richtung, z. B. der Poeſie, ſondern auf allen Gebieten des Geiſtes einen Reichtum von Zukunftskeimen, welche alſo im Volke leben, in ſich birgt, eine Litteratur, welche, je länger ſie ſich entwickelte, deſto mehr das Volk angezogen und angeſprochen, es um ſich geſammelt und jetzt einen weit größeren Kreis, als vor einigen Jahren, gewonnen hat, eine ſolche Litteratur kann nicht dazu beſtimmt ſein, daß ſie untergehe oder in geiſtigem Tode hinwelke; nein, ſie muß dem Geſetze des Lebens folgen. Wohl weiß ich, daß niemanden dieſe meine Betrachtung aufgenötigt werden kann, und daß es einen mathematiſchen Beweis hierfür nicht giebt. Jedoch, wie ich glaube, wird eine geſchichtliche Betrachtung darin nichts den Geſetzen der Geſchichte Widerſprechendes finden, daß ein Volk, welches eine lebendige Vergangenheit hat und einen geiſtigen Kern in ſich birgt, mit der Möglichkeit und der Keimkraft für die Entwickelung einer Zukunft, vielerlei äußere Widerwärtigkeiten und ſchweren Druck erleiden, und dennoch unter allen Wandlungen der Zeit ſeinen inneren Menſchen bewahren kann, alſo daß auch hierauf das Wort Anwendung findet: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten; ſie können doch die Seele nicht töten." Die äußeren Verhältniſſe können noch ſo drückend ſein: alles kann verloren und das Volk zu einer babyloniſchen Gefangenſchaft verurteilt ſcheinen; ſelbſt die Sprache kann durch fremde Macht unterdrückt und zurückgedrängt werden. So lange aber ein Volk ſelbſt an ſeiner Sprache feſthält, welche unter allen natürlichen Gaben ſeine heiligſte Mitgabe iſt, die Mitgabe, die ihm vom Schöpfer als etwas Unveräußerliches gegeben wurde, als Ausdruck der von Gott verliehenen geiſtigen und ſeeliſchen Eigentümlichkeit: ſo lange iſt es innerlich unbezwungen. Ich hörte einmal folgenden Vergleich: daß ein Volk, deſſen Sprache unterdrückt und zurückgedrängt ſei, während dieſe im Volke ſelbſt ein verborgenes, inneres Leben fortlebe, einem gebundenen, gefeſſelten Prometheus gleiche. Das Gleichnis will uns zugleich ſagen, daß, wenn ſolche Pein unter der Einförmigkeit und Unruhe der Zeiten ausgehalten wird, einmal die Stunde des Befreiers ſchlage, wo das Reich des despotiſchen Herrſchers vergeht, wo Jupiter von dem Throne ſeiner Gewaltherrſchaft geſtürzt wird, wo der Befreier kommt und den Adler tötet, der die Leber des Gebundenen frißt.

Iſt aber dies im Weſentlichen richtig, ſo werden wir hiermit auch zu einer anderen Ueberzeugung geführt, nämlich daß die fremde Nationalität, an welche wir uns recht nahe anſchließen, mit welcher wir in freundlicher Wechſelwirkung ſtehen müſſen, durchaus keine andere ſein könne, als die deutſche. Während einer langen Reihe von Jahren hat die deutſche Litteratur den eingreifendſten Einfluß auf die däniſche Litteratur geübt; und die däniſche Litteratur läßt ſich anders als in dieſer Verbindung gar nicht denken oder verſtehen. Nicht als hätten wir Grund zu der Beſorgnis, durch dieſen Anſchluß unſere Eigentümlichkeit zu verlieren. Gerade in jener Zeit, als unſer Verhältnis zu Deutſchland ein ſehr freundliches war, entfaltete die däniſche Litteratur ihre ſchönſten und eigentümlichſten Blüten. Aber eine Litteratur muß ſich nicht allein durch ihre eigenen, heimiſchen Lebensquellen befruchten wollen, ſondern auch durch die Berührung mit den allgemeinen, geiſtigen Weltſtrömungen. Dieſe Weltſtrömungen, dieſes Weltumſpannende ſpiegelt ſich auf eine ungewöhnliche Art in der deutſchen Litteratur, und in dieſer mehr als in irgend einer anderen. Die allgemeinen Streitfragen, die in der deutſchen Litteratur verhandelt werden, ſind die nämlichen, die ſich unter uns regen und die uns in Anſpruch nehmen müſſen."

(Dr. H. Martenſen, „Aus meinem Leben"; überſ. von A. Michelſen.)

Der Verfaſſer obiger Darlegung, der däniſche Biſchof Martenſen (1808—1884), ſchrieb an Profeſſor Dorner (1809—84) in Berlin am 8. Januar 1864:

„Das Jahr, in das wir eingetreten, iſt ein verhängnisvolles; die Heere ſtehen einander gegenüber diesſeits und jenſeits der Eider, und ich gedenke der Worte des Dichters:

Noch liegen die Loſe
Dunkel verhüllt in der Zukunft Schoße,
Doch es wird ſich, noch eh' wir uns trennen, entſcheiden!

Aber wie die Geſchicke ſich auch entſcheiden mögen, unſere Freundſchaft iſt entſchieden, und unſere geiſtige Gemeinſchaft ſoll nichts trennen können; denn ſie iſt gegründet in einem unbeweglichen Reiche. Auch iſt es meine Hoffnung zu Gott: Die Zeit der Verſöhnung wird kommen, wenn auch durch große Drangſale und mühſame Umwege."

Dorner antwortete am 29. März 1864

„Ueber den Schlachtenlärm am Belt und die blutigen Felder der Unſrigen hinüber reiche ich Ihnen die Hand und möchte ſie um ſo feſter halten, je mehr unſere Völker entzweit ſind. Iſt es erſt ſo weit gekommen, wie jetzt, ſo iſt Verſtändigung über die Grenze von Recht und Unrecht derſelben auch unter alten Freunden nicht mehr möglich. Aber wenn auch beide Völker politiſch bitter entzweit ſind, ſo iſt doch für uns noch ein Reich vorhanden, deſſen Sinnbild der Friedensbogen iſt, in das kein Unfriede und Streit der Zeit eindringt, und in welchem die Kraft wohnt, auch den irdiſchen Kampf und Streit zu veredeln."

Gründung des ruſſiſchen Staates. In den Jahren 6368 und 6369 (nach Erſchaffung der Welt = 860 und 861 n. Ch.) vertrieben ſie (die Slawen und Finnen in Rußland) die Warjager (Varinger, Skandinavier) und zahlten ihnen keinen Tribut mehr und begannen ſich ſelbſt zu regieren, und es war keine Gerechtigkeit unter ihnen, und erhob ſich Geſchlecht gegen Geſchlecht, und es herrſchte unter ihnen Zwietracht, und ſie begannen Krieg zu führen unter ſich. Und ſie ſprachen zu einander: „Laßt uns einen Fürſten ſuchen, der da herrſche über uns und Recht ſpreche nach dem Geſetz.“ Und ſie gingen über's Meer zu den Warjagern, den Rus; denn ſo nannten ſich dieſe Warjager: Rus, wie andere ſich nennen Swije (Schweden), andere wieder Normannen, andere Agljaner (Angeln), noch andere Goten, ſo auch jene. Und es ſprachen zu den Rus die Tſchuden (Finnen), Slowenen und die Kriwitſchen und die Wesj (auch ſlawiſche Stämme): „Unſer Land iſt groß und geräumig, aber Ordnung iſt nicht darin; kommt über uns zu herrſchen und uns zu regieren.“ Und es wurden drei Brüder mit ihren Sippen gewählt, und ſie nahmen den ganzen Stamm mit und kamen. Und der älteſte, Rurik (Hroerekr, Roderich), nahm ſeinen Sitz in Nowgorod, der andere aber, Sineus (Signjutr), in Bjeloozero und der dritte, Truwor (Throvardhr), in Izborsk. Und von dieſen Warjagern hat das ruſſiſche Land ſeinen Namen.

(Nach Neſtor, Mönch des Kiewer Höhlenkloſters; er hat eine wertvolle Chronik hinterlaſſen, die bis zum Jahre 1116 geht.)

Dmitrij's Sieg am Don (1380). Am 6. September 1380 rückte unſer Heer an den Don, und die Fürſten berieten ſich mit den Bojaren, ob ſie die Mongolen dort erwarten oder weiter vorrücken ſollten. Die Stimmen waren geteilt. Schon ſtießen unſere leichten Truppen mit den Tataren zuſammen und trieben ſie vor ſich her. Dmitrij verſammelte die Wojewoden [Heerführer] und ſprach: „Die Stunde des Gottesgerichtes naht.“ Den 7. September befahl er eine Furt für die Reiterei zu ſuchen und für das Fußvolk Brücken zu ſchlagen. Am folgenden Morgen fiel dichter Nebel, verzog ſich aber bald: das Heer überſchritt den Don und machte an den Ufern der Neprjadwa Halt, wo Dmitrij alle Heerhaufen in Schlachtordnung aufſtellte. Von einer Anhöhe aus ſah er die geordneten, unabſehbaren Reihen des Kriegsvolks, die unzähligen, im leichten Winde flatternden Fahnen, den Glanz der Waffen und Rüſtungen im hellen Strahl der Herbſtſonne und hörte überall den donnerlauten Ruf wiederhallen: „O Gott, gewähre unſerem Herrn den Sieg!“ Und wie er ſich vergegenwärtigte, daß viele Tauſende dieſer kühnen Recken binnen wenigen Stunden fallen würden als willige Opfer ihrer Vaterlandsliebe, beugte Dmitrij gerührt ſein Knie und, die Hände zum goldenen Bilde des Erlöſers erhebend, das in der Ferne auf dem ſchwarzen großfürſtlichen Banner erglänzte, betete er zum letzten Mal für die Chriſtenheit und für Rußland; ſtieg dann zu Pferde und ritt an jeden Heerhaufen heran, indem er jeden anredete und die Krieger ſeine treuen Gefährten und teuren Brüder nannte, ihren Mut hob und einem jeden unter ihnen herrlichen Nachruhm hienieden und die Märtyrerkrone jenſeits des Grabes in Ausſicht ſtellte. Das Heer brach gegen den Feind auf und traf ihn in der ſechſten Morgenſtunde auf dem weiten Kulikowofeld [Schnepfenfeld]. Von beiden Seiten beobachteten die Heerführer einander und rückten nur langſam vor, bemüht, die Streitmacht des Gegners auszuſpähen; die der Tataren war noch größer als die unſrige. Dmitrij brannte vor Verlangen allen zum Vorbild zu dienen und wollte daher im erſten Treffen kämpfen; die beſorgten Bojaren flehten ihn an, in der am wenigſten gefährdeten Stellung hinter den dichten Reihen des Haupttreffens zu bleiben. „Der Fürſt hat die Pflicht,“ ſagten ſie, „der Schlacht zu folgen, die Thaten der Feldherrn zu ſehen und die Würdigen zu belohnen. Wir ſind alle bereit zu ſterben, du aber, teurer Herrſcher, lebe und überliefere unſer Andenken der Nachwelt. Ohne dich giebt es keinen Sieg.“ Aber Dmitrij antwortete: „Wo ihr ſeid, da will ich auch ſein. Wenn ich mich hinten verſtecke, kann ich da zu euch ſagen: Brüder, wir wollen für's Vaterland ſterben! Mein Wort ſoll zur That werden. Ich bin Führer und Vorgeſetzter; darum werde ich mich an die Spitze ſtellen und will meinen Kopf dran geben andern zum Vorbild.“ Er blieb ſich und ſeinem hohen Sinne treu. Nachdem er den Pſalm: „Der Herr iſt meine Zuflucht“ laut geſprochen, warf er ſich zuerſt auf den Feind und kämpfte mutig, wie ein Gemeiner; endlich, da der Kampf allgemein geworden war, ritt er in die Mitte des Heeres zurück. Ueber 10 Werſt (ungefähr 10 Kilometer) erſtreckte ſich das Blutvergießen zwiſchen Chriſten und Ungläubigen. Die Reihen waren handgemein geworden: hier wurden die Mongolen von den Ruſſen bedrängt, dort die Ruſſen von den Mongolen; auf beiden Seiten blieben die Tapfern auf dem Platze, während die Furchtſamen flohen: ſo wandten einige unerfahrene junge Leute von den Moskauern den Rücken, in der Meinung, alles ſei verloren. Der Feind bahnte ſich den Weg zu den großen oder fürſtlichen Fahnen und hätte ſie beinahe erobert: die treue Leibwache behauptete ſie mit Aufbietung aller Kräfte. Bis jetzt war der Fürſt Wladimir Andrejewitſch [Vetter des Dmitrij] in ſeinem Hinterhalte bloß Zuſchauer des Kampfes geweſen und ſehnte ſich aus der Unthätigkeit heraus, während der erfahrene Dmitrij von Volynien [nach der Chronik Dmitrij Bobrok, der Volynier] ihn zurückhielt. Als die zehnte Tagesſtunde anbrach, zog dieſer Dmitrij, der alle Bewegungen der beiden Heere mit der größten Aufmerkſamkeit verfolgt hatte, plötzlich ſein Schwert und ſprach zu Wladimir: „Jetzt iſt unſere Zeit gekommen!“ Da brach der Hinterhalt aus dem Eichenwald, der ihn den Augen des Feindes entzogen hatte, hervor und ſtürzte ſich auf die Mongolen. Dieſer plötzliche Schlag entſchied die Schlacht: verwirrt, zerſprengt, konnten die Feinde dem neuen Heerhaufen, friſch und kampfesmutig wie er war, nicht widerſtehen, und Mamai[1], der von einem hohen Grabhügel aus dem Blutvergießen zuſchaute, ſah die allgemeine Flucht der Seinen. Voll Zorn und Schmerz rief er aus: „Groß iſt der Chriſtengott!“ und floh mit den Seinen. — —

Die Nachricht von einem ſo vollſtändigen Siege rief einen unbeſchreiblichen Jubel hervor. Froh, ſo glückliche Zeiten erlebt zu haben, beglückwünſchte man ſich gegenſeitig; alle rühmten Dmitrij als einen zweiten Jaroslaw den Großen[2] und einen neuen Alexander (Newskij)[3] und nannten einſtimmig ihn ſelbſt Donskoj [vom Don], Wladimir Andrejewitſch aber den Tapfern.

(Aus Karamzin's „Geſchicht e des ruſſiſchen Staates“.)

In einer gleichzeitigen Chronik heißt es über das Ende der Schlacht:

Da der Fürſt Wladimir Andrejewitſch aus der Schlacht zurückgekehrt war, hielt er an den Gebeinen und ſah eine Menge des chriſtlichen Kriegsvolks erſchlagen, Fürſten und Bojaren, Heerführer und Dienſtmannen, und Fußvolks ſo viel, daß es nicht zu zählen war; überall ergoſſen ſich Ströme von Blut. Und es begann der Fürſt Wladimir ſeinen Bruder [ſo bezeichnet der Ruſſe häufig den Vetter], den Fürſten Dmitrij Jwanowitſch, zu ſuchen, und da er ihn nicht fand, ſchlug er ſich an ſein Haupt und härmte ſich ab in großer Trauer. Und hieß in die Poſaunen ſtoßen, ſo da aufgeleſen waren; und es kam zuſammen, was da am Leben war von dem chriſtlichen Kriegsvolk. Und er fragte ſie: „Wer hat wohl den Großfürſten Dmitrij Jwanowitſch, meinen Bruder, irgend geſehen?“ Da begannen einige zu reden: „Wir haben ihn gar ſehr verwundet geſehen; wenn er nur nicht unter der Schar der Toten liegt!“ Ein anderer ſagte: „Ich ſah ihn, wie er ſich kräftiglich ſchlug und entfloh, und abermals ſah ich ihn, wie er ſich mit vier Tartaren ſchlug und vor ihnen floh, und weiß nicht, was mit ihm geſchehen iſt.“ Da ſprach der Fürſt Stephan Nowoſilskij: „Ich ſah ihn zu Fuß mit Mühe vom Schlachtfeld zurückkehren; denn er war gar ſehr verwundet, und ich vermochte ihm nicht zu helfen, dieweil ich ſelbſt gejagt wurde von drei Tartaren.“ Darauf rief Wladimir Andrejewitſch, welcher einer der Vettern des Großfürſten Dmitrij Jwanowitſch iſt, alle zuſammen und ſprach alſo zu ihnen unter Wehklagen und vielen Thränen: „Ihr Herren und Brüder und Söhne und Freunde, ſuchet doch fleißig nach dem Großfürſten Dmitrij Jwanowitſch, und wenn einer ihn lebend findet, ſo ſage ich, nicht trügeriſch, ſondern der Wahrheit gemäß ſage ich euch, wenn er Ruhm und Ehre und Macht hat, ſo ſoll er noch mehr Ruhm gewinnen und noch mehr Macht und Ehre; iſt er aber der Gemeinen einer und arm und gar in der äußerſten Dürftigkeit, ſo ſoll er der Erſte ſein an Reichtum und ſoll groß werden an Ehre und Ruhm.“ Und ſie zerſtreuten ſich alle nach allen Seiten und fingen an zu ſuchen . . . Und einer kehrte alsbald zurück zu dem Fürſten Wladimir Andrejewitſch und meldete ihm, daß der Großfürſt lebe.

Die Wahl des erſten Romanow zum Zaren (1613).

In einer zum Gedächtnis an dieſe Wahl verfaßten Staats-Urkunde heißt es:

„Als aus allen Städten des ganzen ruſſiſchen Reichs die Abgeordneten, die beſten und verſtändigſten Leute, ſo viele ihrer von nöten, in der Hauptſtadt Moskau angekommen waren, da ſandte unſer allgütiger, in der Dreieinigkeit geprieſener Gott, auf die Fürbitte ſeiner allheiligen Gottesmutter und der erhabenen moskowiſchen Wunderthäter, und weil er die ganze rechtgläubige Chriſtenheit nicht in unendlichem Elende ſchmachten und die wahrhafte, rechtgläubige chriſtliche griechiſche Religion durch die Lateiner und von dem lutheriſchen und gottesläſterlichen Glauben nicht beſchimpft ſehen wollte, nach ſeiner Menſchenliebe ſeinen heiligen Geiſt auf die Herzen aller rechtgläubigen Chriſten des ganzen ruſſiſchen Reichs hernieder, daß bei Jung und Alt, und nicht nur bei dem erwachſenen männlichen Geſchlecht, ſondern ſelbſt bis zu den Säuglingen herab, ein einmütiger und unumſtößlicher Rathſchluß entſtand.“

Der Beſchluß lautete: „Es ſolle über den wladimirſchen und moskowitiſchen Staat, ſowie über alle die großen und herrlichen Städte Rußlands Herrſcher, Zar und Großfürſt, wie auch Selbſtherrſcher aller Reußen Michael Feodorowitſch Romanow-Jurjew ſein.“ (E. Herrmann, „Geſchichte des ruſſ. Staates.“)

---

[1] Der allmächtige Vezier der Tartaren von der ſog. „goldenen Horde“.

[2] Sohn des erſten chriſtlichen Herrſchers von Rußland, Wladimir's des Heiligen, reg. 1015—1054, vereinigte nach Beſiegung ſeines ruchloſen Stiefbruders alle ruſſiſchen Lande unter ſeinem Szepter, nahm den Polen das „chorwatiſche Land“ (Galizien) ab, drängte die Finnen zurück und gründete in ihrem Lande die Feſte Jurjew (das jetzige Dorpat), kämpfte glücklich gegen das oſtrömiſche Reich und gegen das wilde Nomadenvolk der Petſchenegen; war um die Feſtigung und Verbreitung des Chriſtentums eifrig bemüht, wie auch um die Hebung des Wohlſtandes und der Aufklärung in ſeinem Volk; gab den Ruſſen ihr erſtes Geſetzbuch („Ruskaja Prawda“).

[3] Alexander Jaroslawitſch, Fürſt von Nowgorod, ſodann Großfürſt von Wladimir (1252—1263), ſchlug bald nach dem verderblichen Einfall der Tartaren die Schweden an der Newa (1240), die Deutſchen in der „Eisſchlacht“ auf dem Peipus-See (1241) und die Litauer in drei Schlachten. Newskij iſt ſein ehrender Beiname wegen des Sieges an der Newa.

Peter der Große (1682—1725).

Brief an den Blockmeiſter Tichon Lukin auf ſeine Anfrage über den Bau einer engliſchen Yacht.

Her[1]! Du haſt mir über die Kloben für die engliſche Yacht um eine Anweiſung geſchrieben, auf welche Manier ſie zu machen ſeien; worauf ich dir antworte: Die Länge der Yacht ſoll 42 Fuß ſein, die Breite 13 Fuß; die Segel Bootsſegel oder wie auf der holländiſchen Yacht; die Kloben ebenſo groß wie auf der holländiſchen Yacht und ſollt ihr ſie auf dieſelbe Manier machen, aber von jeglicher Art zwei, und ſollt euch befleißigen ſie recht ſauber zu machen; ſo ſollen auch die Taue gut gemacht ſein (auch jedes doppelt) und, wenn ſie geteert ſind, ſo ſollen ſie in der Sonne getrocknet werden, damit ſie nicht ſchmieren; ihre Dicke und Manier ſei dieſelbe wie für die holländiſche Yacht, doch müſſen ſie länger ſein, weil der Maſt höher wird als der holländiſche; desgleichen ſoll man drei Stämme ausſuchen, abgelagertes Kernholz für die Maſten, worüber du Iwan Jakowlew [Kommandant von Petersburg] zu verſtändigen haſt, daß es geſchehe. Platz zum Bau der Yacht ſoll man ſchaffen auf der Admiralitätswerft.

Dubrawna, den 3. Februar 1706. **Peter.**

Peter der Große an ſeinen Sohn Alexis (Okt. 1715):

„Es kann Dir nicht unbekannt ſein, wie ſehr unſere Unterthanen vor dem gegenwärtigen Kriege unter dem Druck der Schweden geſeufzt haben; ſie ſchnitten uns durch unrechtmäßigen Beſitz ſo vieler unſerem Reiche notwendigen Seeplätze von aller Verbindung mit der übrigen Welt ab. Aber der Feind, vor welchem wir zitterten, bebt jetzt vielleicht noch mehr vor uns. Dieſe Früchte verdanken wir nächſt Gottes Hilfe den Anſtrengungen unſerer treuen Unterthanen und Rußlands Söhnen. Erwäge ich indeſſen dieſe unſerem Vaterlande von Gott verliehene Wohlfahrt und blicke dann zurück auf mein Geſchlecht, das mir nachfolgen ſoll, ſo fühle ich mehr Kummer in Rückſicht der Zukunft, als Freude in Rückſicht der Gegenwart, weil Du, mein Sohn, alle diejenigen Mittel verſchmähſt, die Dich nach mir zur Herrſchaft tüchtig machen ſollen. Eigenſinn nenne ich Deine Unfähigkeit, da es Dir weder an Verſtand noch an Körperkraft gebricht. Denn biſt Du auch nicht einer der Stärkſten, ſo kann man doch auch nicht ſagen, daß Deine Natur die allerſchwächſte ſei. — Durch kriegeriſche Thätigkeit haben wir fremde Völker kennen gelernt und uns bei ihnen in Achtung geſetzt, Du aber willſt von einer ſolchen nicht einmal reden hören. Ohne Dir unrechtmäßige Kriege anzuraten, verlange ich von Dir bloß ſorgfältiges Erlernen deſſen, was zum Kriegführen gehört: denn niemand kann ordentlich herrſchen, der nicht weiß, was dieſe Kunſt vorſchreibt und fordert. Du irrſt ſehr, wenn Du glaubſt, daß ein Monarch bloß geſchickte Generale brauche, die nach ſeinem Befehle handeln, da jeder den Blick auf das Oberhaupt richtet, deſſen Geſinnung erforſcht und darnach handelt. Der Monarch, mein Bruder (Fedor Alexejewitſch), liebte zur Zeit ſeiner Herrſchaft köſtliche Kleider und Pferde, und obgleich niemand früher darauf geachtet hatte, ſo fanden doch die Unterthanen, aus Nachahmungsſucht, ein Vergnügen an dem, was dem Monarchen gefiel. Der jetzt verſtorbene König von Frankreich zog ſelten mit in den Krieg, aber er veranlaßte doch Waffenthaten; ſeine Feldzüge waren eine Schaubühne und Hochſchule der Tapferkeit, und dadurch machte er ſeinen Staat vor anderen berühmt; Du aber biſt der Waffenkunſt abgeneigt und kümmerſt Dich auch um nichts. Ich bin ein Menſch und dem Tode unterworfen und wem ſoll ich, was ich gethan und erobert habe, hinterlaſſen? Demjenigen, der gleich dem faulen Knechte im Evangelium ſein Pfund in der Erde vergräbt, d. h. verſchleudert, was Gott ihm verlieh? Noch einmal bedenke, was für ein arges, eigenſinniges Gemüt in Dir lebt; denn ob ich gleich deshalb auf Dich geſchmäht, Dich geſchlagen und ſeit ſo vielen Jahren mit Dir gar nichts davon geredet habe, ſo war dies doch alles umſonſt, alles in den Wind; und Du wollteſt nichts thun, als zu Hauſe leben und Dich ergötzen, unbekümmert, was daraus nicht bloß für Dich, ſondern auch für das ganze Reich entſtehen könnte. Sehr wahr ſchreibt der h. Paulus: Wer ſeinem eigenen Hauſe nicht wohl vorſteht, wie will der die Gemeinde Gottes verſorgen. Da ich nun dies alles mit Wehmut erwäge und ſehe, daß nichts Dich zum Guten bringen kann, ſo gebe ich Dir meinen letzten Entſchluß ſchriftlich zu erkennen, noch einige Zeit zu warten, ob Du Dich nicht aufrichtig beſſern wirſt; ſollte dies aber nicht geſchehen, ſo ſei hiermit verſichert, daß ich Dich als brandiges Glied von der Nachfolge trenne. Denke nicht, daß ich ſolches bloß zum Schrecken ſchreibe, oder daß ich ja keinen andern Sohn habe. Es ſoll wahrlich, ſo Gott will, erfüllt werden. Da ich mein Leben für Vaterland und Volk nicht geſchont habe und auch nicht ſchone: wie ſollte ich Dich als Unwürdigen ſchonen? Lieber ein würdiger Fremder, als ein unwürdiger Eigener.“

Antwort des Sohnes:

„Allergnädigſter Herr und Vater! Das am heutigen Tage, d. 27. Okt. 1715, nach Beerdigung meines Weibes, von Dir, Herr, empfangene Schreiben habe ich durchgeleſen und unterlege darauf: wofern ich nicht fähig ſein ſollte, die ruſſiſche Krone zu tragen — ſo möge mir geſchehen nach Deinem Willen. Ich bitte dringend darum, indem ich mich ſelbſt zu ſolchem Geſchäfte ungeſchickt und untauglich fühle, auch mein Gedächtnis faſt hin iſt (ohne welches man nichts thun kann), und ich an geiſtigen und körperlichen Kräften durch mancherlei Krankheiten geſchwächt, untüchtig bin, ein ſolches Volk zu beherrſchen, das keinen ſo verfaulten Menſchen verlangt, wie ich bin. Ich mache daher keine Anſprüche auf die ruſſiſche Thronfolge — (erhalte Gott Euch noch viele Jahre!) — und werde auch künftig keine darauf machen, und nehme Gott darüber zum Zeugen, auf Gefahr meiner Seele, und beglaubige dies eigenhändig.“

Die volkswirtſchaftlichen Vorſchläge des Barons v. Lüberas, den Peter 1717 in Spaa kennen lernte, gefielen dieſem ſo ſehr, daß er den weitſichtigen Ratgeber am folgenden Tage zum Geheimrat mit 5000 Rubeln Jahresgehalt ernannte. Die Urkunde über die zukünftige Wirkſamkeit des neuen Geheimrats lautet:

Wir, von Gottes Gnaden Peter der Erſte, Zar und Selbſtherrſcher aller Reußen ꝛc. ꝛc. ꝛc. thun hiemit kund und zu wiſſen jedem, dem es zu wiſſen obliegt. Sintemal wir allergnädigſt beſchloſſen haben, einige kunſtfertige und fähige Leute, um ſolche in unſeren Staatsgeſchäften zu verwenden, ingleichen auch einige Fabrikanten, Künſtler und Handwerksleute in unſeren Dienſt zu nehmen, deshalb haben wir unſerem Geheimen Rat, dem Baron v. Lüberas, die Kommiſſion und die Vollmacht erteilt, ſolche geeignete Leute und Perſonen in unſeren Dienſt zu nehmen und die Konditionen mit ſelbigen aufzuſetzen und abzuſchließen, alles ſo weit es von uns approbiert und gut geheißen wird. Urkund deſſen haben wir obiges eigenhändig unterſchrieben und mit unſerem Inſiegel verſehen laſſen. Gegeben zu Amſterdam, den 20. Auguſt 1717. **Peter.**

Anſprache Peters an den Senat (im Dez. 1718 nach dem Tode ſeines Sohnes):

„Ich kann nicht glauben, daß auch nur einer unter euch wäre, der nicht aus natürlicher Einſicht oder erworbener Kenntnis wiſſen ſollte, wie die vornehmſte und erſte Pflicht, die Gott den Beherrſchern der Völker auferlegt hat, darin beſtehe, zur Beſchützung gegen auswärtige Feinde in eigener Perſon ihre Heere zu führen, und die zweite, auf die innere Ruhe ihrer Völker zu achten, damit ohne Aufſchub und ohne Anſehen der Perſon jedem ſein Recht widerfahre, indem ſchlechte Thaten, von den Höchſten des Reichs, wie von den Niedrigſten des Volks begangen, verdientermaßen beſtraft werden. — Ihr wißt, wie ich ſeit meiner Regierung das erſte ausgeübt, und was für ein Beiſpiel ich in Rückſicht des andern euch gegeben, indem ich die mir von Gott verliehene Macht zur Ausführung deſſen benutzte, was ich für Recht hielt und was die Sicherheit meines Volks und der Wohlſtand meines Reichs von mir forderten. — Ich blickte über alle weltliche Rückſichten hinweg und bewährte meine Strenge in Handhabung der Gerechtigkeit, wie in Beſtrafung der Miſſethaten meines Sohnes, der unglücklicher Weiſe undankbarer, ränkevoller und ſchlechter war, als man ſich vorſtellen konnte, und außerdem auch bei der Bosheit derjenigen, die an ſeinen Vergehungen Teil hatten. — Ich habe hoffentlich ſo meinen Hauptzweck erreicht, das ruſſiſche Volk mächtig und furchtbar und meine Länder glücklich gemacht, welches alles, mit ſo viel Mühe und Koſten von mir und meinen Unterthanen erlangt, ſonſt in den erſten Jahren nach meinem Tode ohne mein Entgegenwirken vernichtet worden wäre. — Jetzt aber iſt es Zeit, die Frechheit derer zu zähmen, welche als Vorgeſetzte von Provinzen meines Reiches, ihre Macht zum Böſen gebrauchend, meine Unterthanen auf's äußerſte drücken und durch deren Schweiß und Blut ſich bereichern. Wie aber meine Unterthanen im gegenwärtigen, gerechten Kriege mit Leuten, Pferden und Lebensmitteln mir wacker beigeſtanden haben, ſo verdienen ſie auch gegen jene Blutigel meinen kräftigſten Schutz. Darum bin ich entſchloſſen, unter dem durch ſeine Rechtſchaffenheit bewährten General von der Infanterie, Adam Adamowitſch Weide, den Generallieutenants Buturlin und Schlippenbach und den Generalmajors Golizyn und Jaguſinski ein Tribunal zu errichten, und durch ſie die Schuldigen zur gebührenden Strafe zu ziehen, damit in Zukunft ein jeder die ihm anvertraute Gewalt mit Gerechtigkeit handhabe.“

An Beſtuſhew-Rjumin über die Hofhaltung der Herzogin Anna Iwanowna von Kurland, der Nichte Peter's.

Ukas [Befehl, Ordre] an den Herrn Beſtuſhew.

Sintemal ich höre, daß an dem Hofe meiner Nichte nicht alle Leute brauchbar ſind und darunter gar ſolche, die nur Schande bringen, ferner auch, daß am Hof keine Ordnung herrſcht, ſowohl in Bezug auf zu hohe Gehälter, als auch in der Handhabung der Strafgewalt über die Leute, ſo gebieten **wir** Euch hiermit auf's nachdrücklichſte, daß Ihr dieſen Hof in guter Aufſicht und Ordnung haltet, daß kein Gehalt höher als nach dem Range gegeben werde, wie unter den früheren Herzoginnen; die unbrauchbaren Leute ſollſt Du entlaſſen und nicht wieder annehmen, die Schuldigen ſtrafen, weil ſonſt die Pflichtverſäumnis an Euch geahndet werden wird.

Riga, den 22. Mai 1721. **Peter.**

---

[1] Von Peter mit lateiniſchen Lettern und einem r geſchrieben: offenbar holländiſch. (Er unterzeichnet oft: Piter.)

Aus den „Briefen eines ruſſiſchen Offiziers" (Th. Glinka 1788—1880):

Den 8. Auguſt 1812. Dorf Zurikowo.

Ich habe einen ſchauerlichen Anblick gehabt; ich war Zeuge des Untergangs von Smolensk. Die Vernichtung Liſſabon's kann nicht ſchlimmer geweſen ſein. Am 4. rückte der Feind gegen Smolensk und wurde unter ſeinen Mauern von einer Handvoll unerſchrockener Ruſſen aufgehalten. Am 5. dauerte der Kampf vom erſten Tagesgrauen an bis zum ſpäten Abend, bis 12 Uhr nachts, vor, auf und hinter den Mauern von Smolensk. Die Ruſſen wichen keinen Fuß breit; ſie fochten wie Löwen. Die Franzoſen oder, richtiger geſagt, die Polen kletterten in ſinnloſer Wut auf die Mauern, erbrachen die Thore, ſtürzten ſich auf die Wälle und bedrängten in zahlloſen Reihen die Stadt jenſeits des Dniepr. Endlich befahl Napoleon, ermattet durch den Widerſtand der Unſrigen, die Stadt anzuzünden, da er ſie auf keine Weiſe zu erſtürmen vermochte. Die Böſewichter vollſtreckten ſofort den Befehl des Unmenſchen. Wolken von Bomben, Granaten und gefüllten Hohlgeſchoſſen fielen auf die Häuſer, Türme, Speicher, Kirchen. Und die Häuſer, Kirchen und Türme wurden von den Flammen ergriffen, und alles, was nur brennen konnte, loderte auf! . . . Brennende Ortſchaften, dichter Rauch von mannigfacher Färbung, grellroter Widerſchein, das Krachen der platzenden Bomben, Kanonendonner, das Geknatter des Gewehrfeuers, Trommelwirbel, das Wehklagen der Greiſe, das Geſtöhn der Weiber und Kinder, eine ganze Bevölkerung, die auf den Knieen lag, die Hände zum Himmel erhoben: das ſtellte ſich unſeren Augen dar, erſchütterte unſere Ohren, preßte uns das Herz ab! Scharen von Eingeborenen flohen aus den Flammen, die ruſſiſchen Regimenter rückten in den Flammen vor; die einen ſuchten ihr Leben zu retten, die anderen brachten es zum Opfer. Eine lange Reihe von Bauernfuhren führte die Verwundeten weg.

Im tiefen Abenddunkel zog man mit dem Bild der heil. Gottesmutter von Smolensk zur Stadt hinaus unter dem dumpfen Klang der Glocken, der ſich zu dem Krachen der einſtürzenden Häuſer und dem Donner der Schlacht geſellte. Die Häuſerbrände beleuchteten dieſen Zug. Unterdeſſen legte ſich eine ſchwarzrote Rauchwolke auf die Stadt, und die Nacht fügte Finſternis zur Dunkelheit, Schrecken zum Schrecken. Die Verwirrung der Leute war ſo groß, daß viele von ihnen halbnackt hinausliefen und Mütter ihre Kinder verloren. Die Koſaken retteten auf ihren Pferden Kinder aus dem Höllenbrodem. Napoleon hatte den Befehl gegeben, daß Smolensk unter allen Umſtänden am 5. genommen ſein ſollte; indeſſen die Ruſſen haben die Stadt mit ihren Leibern bedeckt, am 5. war ſie nicht genommen. Aber am 6. in der Frühe — o Wandelbarkeit des Geſchicks! — wurde das, was wir mit ſolcher Anſtrengung behauptet hatten, aufgegeben. Der Höchſtkommandierende hatte wohl ſeine Gründe dafür. Jetzt iſt Smolensk ein ungeheurer Aſchenhaufen: ſeine Umgebung das, was die Umgebung des Veſuvs nach einem Ausbruch iſt. Die Unſrigen ziehen ſich eilig nach Dorogobusk zurück; doch machen ſie augenblicklich, d. h. am 8. abends, nicht weit von Bredicha Halt. Vorgeſtern haben ſie ſich geſchlagen, heute ſchlagen ſie ſich, morgen werden ſie ſich ſchlagen! Die Böſewichter gewinnen nur durch die Uebermacht. „Bewaffnet Euch alle, bewaffne ſich jeder, wer kann!" ruft uns endlich der Höchſtkommandierende in ſeiner letzten Proklamation zu. Und ſo haben wir denn — den Volkskrieg.

Kaiſer Alexander von Rußland (geb. 1777, regierte von 1801—25). Von früher Jugend durch weiſe Fürſorge mit allen Elementen der höheren Bildung umgeben, eignete er ſich vorzugsweiſe alles an, was der Feinheit eines edlen Sinnes, der Anmut einer wohlwollenden Seele dem Bedürfnis eines hellen Geiſtes entſprechen konnte. Doch wurde auch ſchon in früher Zeit dieſe ſchöne und heitere Bildung durch trübe Eindrücke verdüſtert, ſowohl der Welt im allgemeinen, die ſich in Kampf und Zerſtörung darſtellte, als auch der eignen perſönlichen Erfahrung, deren Prüfung ihm in großem Maße beſchieden war.

Für edle Gemüter ſind Prüfungen zugleich Stärkungen. Nur größer und reiner ging Alexander aus ihnen hervor. Den inneren Kern einer wahrhaften, tiefen Religioſität vermochten alle widerſtreitenden Bewegungen der Zeit, die verwirrenden Ereigniſſe und ſchwankenden Umſtände, welchen auch der ſonſt Mächtigſte nicht immer zu gebieten noch zu entgehen vermag, niemals in ihm zu erſchüttern. Dieſer Kern entfaltete ſich vielmehr im Gedränge der Schwierigkeiten, von welchen jede politiſche Richtung umgeben war, nur immer kräftiger, und wurde ihm zur Weihe ſeiner weltgeſchichtlichen Beſtimmung, die in den Jahrbüchern wenige ihres gleichen finden dürfte.

Was er für Rußland gethan, im Innern dieſes weiten, von mannigfaltigem Leben erfüllten Reichs, in ununterbrochener Sorgfalt des Menſchenfreundes, in ſegenvollſter Thätigkeit des Monarchen, nach außen zu des Landes Schutz, Erweiterung und Ruhm, das alles wird den dankbaren Völkern, die ſein Szepter vereinte, in fortdauernder Wirkung noch lange gegenwärtig bleiben, und ihrer Anerkennung wollen hier unſere Worte nicht vorgreifen. Aber nicht Rußland allein, ſondern ganz Europa — Deutſchland, Preußen ſeien hier insbeſondere genannt — haben ihm großes zu verdanken, und inſofern gehörte er uns allen an, wie jetzt uns alle ſein Verluſt betrifft. Höchſt ſelten wohl erſcheint eine Regierung durch ſo umfaſſende, glorreiche Weltereigniſſe ausgezeichnet, wie es die ſeinige war. Von keinem falſchen Ehrgeize getrieben, keiner eitlen Selbſtſucht huldigend, hat er im Waffenkampfe größere Triumphe errungen, als ſonſt dem leidenſchaftlichſten Streben in dieſer Bahn zu teil werden. Nachdem ſo viele Verſuche der Entgegenſetzung wie der Verſöhnung erſchöpft worden, um die unerſättliche Begier der wilden Eroberungsſucht, den Zwang treuloſer Willkür, unter welchen Europa ſeufzte, zu ſtillen, zu beſchränken, erſchien endlich dieſen Geſchicken ein Ziel durch den heldenmütigen Entſchluß und die großherzige Beharrlichkeit Alexanders in dem rieſenhaften Kampfe, der in dem Jahre 1812 begann, einem Kampfe, deſſen Größe und Bedeutung durch keinen ſpäteren verdunkelt werden wird, und in welchem die Schickſale der Welt zu neuen Richtungen übergingen. Das innere Bewußtſein und die gottvertrauende Zuverſicht, welche den Kaiſer bei ſeinem Entſchluß und in ſeiner Beharrlichkeit leiteten und ſtärkten, wurden ihm zur Weihe des großen Berufs, daß an ſeinem Widerſtande zuerſt die revolutionäre Gewalt einer alles zerſtörenden Uebermacht gebrochen wurde, und daß in ſeiner mächtigen und kräftigen Bundesgenoſſenſchaft das vereinte Europa jenes verderbliche Unheil völlig überwältigte.

Auch in dieſen glänzenden Erfolgen, wie in den früher beſtandenen Prüfungen, verleugnete ſich der edle Charakter Alexanders keinen Augenblick. Die Forderungen der Staatsklugheit ſcharf erwägend und beachtend, wußte er dieſelben ſtets mit den Regungen der Großmut zu verbinden; edles Wohlwollen und milde Menſchenfreundlichkeit bezeichneten überall ſein Wirken. Immer ſchöner und feſter, je nachdem der Raum dieſes Wirkens ſich erweiterte, entfaltete ſich in ſeinem Staatshandeln die reine und große Geſinnung, welche ihn für das Gute und Rechte beſeelte. Durch ihn zum erſtenmal ſah die Welt die Stiftung eines Bundes, der in der Politik einzig die Grundſätze der Religioſität, des Friedens, der allgemeinen Wohlfahrt anerkennt, und der bei aller Unvollkommenheit, welche den menſchlichen Abſichten in ihrer Anwendung beigegeben iſt, für immer das ehrenvollſte Denkmal ſein wird, wie Sieg und Macht den reinſten Zwecken huldigen. Die Möglichkeit eines ſolchen Bundes konnte ſich nur auf die gleiche Geſinnung der Mitverbündeten gründen, auf ihre gleich religiöſe, menſchenfreundliche, friedliebende Denkart; dieſe erkannt und gewürdigt, dieſe vereint zu haben in gemeinſame ausgeſprochene Verpflichtung, bleibt das hohe Verdienſt Alexanders.

Dieſer geſtifteten, mit Recht heilig genannten Bundesgenoſſenſchaft, immer ſtrenger, immer gewiſſenhafter anzugehören und zu folgen, in ihr immer thätiger und reiner zu wirken, wurde ſein entſchiedenſtes Bemühen. Ihr wußte er Opfer zu bringen, die ſeiner Neigung ſchwer fallen konnten, aber ſeinem Gewiſſen nicht. Doch er war nicht nur der Bundesgenoſſe ſeiner Mitverbündeten, er war als ſolcher zugleich ihr Freund. In dieſer Beziehung dürfen wir Preußen insbeſondere anerkennend preiſen, welche Bande wechſelſeitiger Zuneigung, bereitwilliger Dienſte, treuer Gemeinſchaft und feſter Verbindung unter ſo glücklichen Auſpizien beiderſeits geknüpft worden.

Nach einer ſo herrlich und ruhmvoll zurückgelegten Laufbahn, deren beglückender Einfluß noch ſpäte Geſchlechter dankbar empfinden werden, dürfen wir den Kaiſer Alexander mit Wahrheit den edelſten und größten Monarchen beizählen, deren die Weltgeſchichte gedenkt. Sie zeigt uns in ihm — ein ſeltenes Beiſpiel — den frommen, menſchenfreundlichen, den friedliebenden Beherrſcher des größten Reiches in dem nichtgeſuchten, doch überreich erlangten Schmucke des glorreichſten Siegeslorbeers, deſſen Rußland ſeit Peter dem Großen in der Reihe ſeiner zahlreichen Kriegserfolge ſich rühmen darf, und den der reine und große Sinn Alexanders nur einzig der Befeſtigung des Friedens, der Segnung der Welt geweihet hat.

(K. A. Varnhagen von Enſe.)

[Ueber Sklaverei unter ruſſiſchen Bauern.] Die Wohlhabenheit und Glückſeligkeit unſerer Bauern ſind die einzigen Grundlagen unſeres eigenen Gedeihens und der Vermehrung unſerer Einkünfte, und da dies ein feſtſtehender Grundſatz iſt, ſo müßte man geradezu toll ſein, wenn man in ſolcher Weiſe verfahren wollte, daß man die Quelle ſeines eigenen Intereſſes verminderte. Der Adel iſt die vermittelnde Macht zwiſchen der Krone und dem Sklaven.

Wenn die Monarchie, indem ſie die Glieder der Kette zerbricht, welche den Bauer an den Adel bindet, zugleich diejenigen zerriſſe, welche den Adel ihrem despotiſchen Willen unterthan macht, ſo würde ich einen ſolchen Kontrakt freudig mit meinem Blute unterzeichnen. Sie ſcheinen mir die Urſache mit dem Erfolg verwechſelt zu haben; denn es iſt Bildung, welche die Freiheit und nicht Freiheit, welche die Bildung bringt, die erſtere ohne die letztere hat niemals verfehlt Anarchie und Verwirrung zu erzeugen.

(Alexander Herzen, „Memoiren der Fürſtin Daſchkoff".)

Eroberung von Konſtantinopel. Am öſtlichen Winkel Thraciens erhebt ſich auf ſieben Bergen, wie die alte Roma, die neue, welche von ihrem erſten Gründer Byzanz, von ihrem zweiten die Stadt Konſtantin's, und aus dem verſtümmelten griechiſchen Namen der Stadt heute Iſtambol, oder mit weiterer, aber im Munde des Türken bedeutſamer Verſtümmelung, Islambol, d. i. Weit-Islam oder Fülle des Islams, heißt. Die Griechen nannten ſie auch Anthuſa, d. i. die Blühende, die Araber Conſtantanije und Farruk, d. i. die Trennende, weil ſie am Scheidungspunkte von Europa und Aſien gelegen; und wie die Araber Mekka die Mutter der Städte beibenennen, ſo legt der Osmane der Hauptſtadt ſeines Reiches den prächtigen und durch ihre Lage nicht unverdienten Namen Mutter der Welt (Ummeddünja) bei. Als die Herrin zweier Erdteile und zweier Meere, als die geborne Beherrſcherin Aſiens und Europas, als der größte Stapelplatz des Oſtens und Weſtens, thront ſie an beider Grenze, von zwei Seiten flutenumgürtet, und nur von der dritten mit dem feſten Lande Thraciens verbunden. Gegen Mittag ſchaut ſie auf die Propontis (das Meer von Marmara) und gegen den Ausfluß derſelben auf den fiſchreichen Hellespont (die Dardanellen); gegen Oſten auf den ſiebenmal wie eine große Schlange gewundenen, auf jedem Ufer durch ſieben Vorgebirge, durch ſieben Strömungen und ſieben Gegenſtrömungen ausgezeichneten Bosporos (der Kanal) und über die nördliche Mündung desſelben gegen den ſtürmiſchen Pontos (das Schwarze Meer) hin. An der ſüdlichen Mündung des Bosporos, d. i. an dem Haupte desſelben, krümmt er ſich weſtlich in den geräumigſten, ankerbarſten, durch alle Winde mit Schiffen bevölkerten und wieder alle Sicherheit gewährenden Hafen ein, welcher von ſeiner Geſtalt und ſeinem natürlichen Reichtume ehemals das goldene Horn hieß. Der Hafen bildet die eine Seite, das Ufer der Propontis die zweite, die Landmauer die dritte des großen krummlinigen Dreieckes der Stadt, welche von den beiden Waſſerſeiten nur durch eine einfache Mauer ohne Graben umfangen, auf der Landſeite durch eine zweifache hohe Mauer mit hohen Türmen und doppeltem tiefen und breiten Graben verteidigt war. Auf jedem der drei Winkel dieſes in drei Stunden wohl zu umgehenden Dreieckes erhob ſich ein befeſtigtes Schloß; an dem einen Ende des Hafens, an der von beiden Seiten meerumfloſſenen Spitze, welche ehemals die Akropolis hieß, und heute die Spitze des Serai iſt, ſtand das Schloß des heiligen Demetrios an der gleichnamigen Kirche, wovon dieſes Vorgebirge auch das Vorgebirge des heiligen Demetrios, ſo wie das Meer der Arm des heiligen Georg, von der nahe gelegenen Kirche desſelben, genannt ward. Am zweiten Winkel des Dreieckes, am andern Ende des Hafens, ſtand zu äußerſt an der Spitze das Kynegion (heute Haiwanſerai), ein Amphitheater, zu Tierkämpfen beſtimmt, und hinter demſelben der große Palaſt der Blachernen, welchem die letzten griechiſchen Kaiſer vor den andern Paläſten den Vorzug gaben, und deſſen Name ſich noch im heutigen, darnach genannten griechiſchen Stadtviertel erhalten hat. Am dritten Ende der Stadt, d. i. am anderen Ende der Landmauer, erhob ſich Kyklobion oder Pentapyrgion, d. i. die fünftürmige Feſtung, ſpäter unter dem Namen der ſieben Türme weltberühmt. Nachdem wir die drei Ecken des Dreieckes abgeſteckt, durchlaufen wir die Seiten desſelben, uns bloß an den Umfang der Stadt haltend, deren innere Paläſte und Kirchen, die von Aja Sofia, d. i. der göttlichen Weisheit, ausgenommen, in der Belagerungsgeſchichte und folglich auch hier nicht namentlich erſcheinen. Auf der gegen die Propontis gekehrten Meerſeite (an deren einem Ende die Spitze der Akropolis [des Serai] und auf dem andern die ſieben Türme) befanden ſich zwiſchen beiden zwei künſtliche, heute verſandete und inner den Mauern eingeſchloſſene Häfen, der eine der ehemalige eleutheriſche oder theodoſiſche, heute Wlangaboſtan, und der julianiſche oder ſophianiſche, heute noch Kadrighalimani, d. i. der Galeerenhafen, genannt, der letzte im Viertel von Kondoskale (die kurze Landungstreppe), welches ehemals Heptaskalon, d. i. die ſiebenfache Landungstreppe, hieß. Beide Häfen waren durch Paläſte geſchmückt, jener durch den eleutheriſchen, dieſer durch den ſophianiſchen. Zwiſchen der meerumfloſſenen Spitze des heiligen Demetrios und dem ſophianiſchen oder julianiſchen Hafen ſtand der untere kaiſerliche Palaſt Bukolion (bei Tſchatladikapu), von der in Stein gehauenen Gruppe eines Löwen und eines Ochſen ſo genannt, der obere oder große kaiſerliche Palaſt nahm zum Teile die Stelle des heutigen Serai ein. Zwiſchen dem eleutheriſchen oder theodoſiſchen Hafen (Wlangaboſtan) und dem Kyklobion (den ſieben Türmen) lag der Palaſt Pſamatia, an dem noch heute ſo genannten Thore.

Auf der zweiten Waſſerſeite der Stadt öffnen ſich heute zweimal ſieben Thore gegen den Hafen, von denen jedoch nur fünf in der Belagerungsgeſchichte erſcheinen: das erſte und äußerſte das Thor des Kynegion, das zweite Xyloporta, d. i. das hölzerne, das dritte das große Thor des Palaſtes der Blachernen, das vierte das Petrathor im heutigen Fanar oder Griechenviertel, endlich Oraia, heute das Juden- oder Fiſchmarktthor. An dem unteren Teile des Palaſtes der Blachernen befand ſich ein unterirdiſches vermauertes Thor, Kerkaporta, d. i. das Reifthor oder das des Circus, genannt, welches ſchon Iſaak der Comnene hatte vermauern laſſen, aus Furcht, die Prophezeiung, daß Kaiſer Friedrich durch dieſes Thor in die Stadt kommen werde, möchte erfüllt werden; dieſes iſt eines und dasſelbe mit Xyloporta. Auf der Landſeite iſt das erſte das charſiſche Thor, auch Kaligaria genannt, deſſen Namen die Türken in Egri Kapu, d. i. das krumme Thor, verſtümmelt haben. Das zweite Thor (heute das von Adrianopel) hieß Myriandri oder Polyandri, d. i. das der tauſend oder vielen Männer. Schon bei der Belagerung der Avaren hatte zwiſchen dieſem und dem nächſten Thore das heftigſte Gefecht ſtattgehabt; aber bei der türkiſchen war dies bei dem dritten und mittelſten Landthore der Fall, bei dem Thore des heiligen Romanos, welches von der vor demſelben aufgeführten ungeheueren Belagerungskanone noch heute Top kapusi, d. i. das Thor der Kanone, heißt. Hierauf folgte das Thor, woraus der Weg zunächſt nach dem Quellenpalaſte (heute Baliklü), dann über Rhegium (Tſchekmedſche) nach Selymbria (Silivri) führte. Es trug deshalb den dreifachen Namen des Thores der Quelle, des Thores von Rhegium und des Thores von Selymbria, welchen letzten dasſelbe bis heute beibehalten hat. Das fünfte und letzte der in der Belagerungsgeſchichte erwähnten Thore endlich iſt das goldene, durch welches die Triumphatoren eingezogen, und welches, mit Statuen und halberhabenen Bildwerken in Marmor verherrlicht, die große Triumphpforte der Stadt war. Bald nach dem letzten Triumphe Baſilius II., des Bulgarentöters (1018), wurde das Thor vermauert, aus Furcht, daß die Prophezeiung, welche den Lateinern die Eroberung der Stadt durch dasſelbe zuſchrieb, ſo leichter erfüllt werden möchte. Aus gleicher Furcht war am entgegengeſetzten Ende derſelben Seite der Mauer das unterirdiſche Thor des Circus (Kerkoporta) vermauert, in der Belagerung aber, wie wir ſehen werden, wieder geöffnet worden, aber ſtatt des Kaiſers Friedrich und der Lateiner drangen die Türken durch dasſelbe ein. Das goldene Thor blieb geſchloſſen, und die Prophezeiung dauert fort bis zum heutigen Tage; nur haben ſich bei dem Wechſel der Beſitzer der Stadt die Rollen vertauſcht; denn durch das goldene Thor, durch welches die chriſtliebenden Kaiſer ſo oft im Triumph eingezogen, ſollen, ſo will es die alte von den Türken ſelbſt beglaubigte Prophezeiung, wieder eines Tages die Chriſten in die der Religion ihrer Väter zurückgegebene Stadt Konſtantin's triumphierend einziehen.

Unter den Auſpicien von Prophezeiungen, welche den Griechen nur Unheil und Verderben, den Osmanen nur Sieg und Eroberung verkündeten, begann anfangs Februars 1453 der mühſame Zug der großen Belagerungskanone von Adrianopel aus. Fünfzig Paar Ochſen zogen dieſelbe, zweihundert Mann gingen auf jeder Seite, ſie im Gleichgewichte zu erhalten, voraus fünfzig Wagner und zweihundert Pioniere, um die Wege und Brücken herzuſtellen. Die Kanone brauchte zwei Monate, den Weg von zwei Tagen zurückzulegen. Karadſchabeg, welchem die Sorge der Beförderung übertragen war, durchrannte während des langſamen Fortſchrittes der Kanone die nördlichen und ſüdlichen Umgebungen Konſtantinopels längs den Ufern des Pontos und der Propontis. Während dieſer Verheerungen vor den Thoren Konſtantinopels befreundeten und befeindeten ſich die Einwohner untereinander, als Anhänger oder Gegner der Vereinigung der griechiſchen und römiſchen Kirche. Zwar hatten ſie ſich am 12. Dezember des verfloſſenen Jahres in der Aja Sofia ſcheinbar vereinigt, um von den katholiſchen Fürſten Hilfe wider die Türken zu erlangen; aber das Feuer der Kirchenſpaltung brach bei jeder Gelegenheit hervor; die Geiſtlichkeit des Hofes, die Kapläne und die Diakonen folgten dem Kaiſer, welcher dem katholiſchen Gottesdienſte beiwohnte; die Aebte aber, die Archimandriten und die Mönche bezeigten dawider laut ihren Abſcheu, indem ſie ſich an den ins Kloſter verwieſenen Patriarchen Gennadius hielten, welcher das Dekret der Kirchenvereinigung als eine gottloſe Maßregel verſchrie, und den heiligen Thomas von Aquin der Ketzerei zieh. Mit ihm vereinte ſich im Haſſe der Katholiken und der Lateiner der Großadmiral Lucas Notaras, der mächtigſte Mann des ohnmächtigen Reiches. Dieſer ſcheute ſich nicht zu ſagen, daß er in der Stadt lieber den türkiſchen Turban, als den lateiniſchen Hut herrſchen ſehen wollte; während das Volk laut den Wunſch äußerte, lieber den Lateinern, welche doch Chriſtus und die Mutter Gottes anriefen, als den gottloſen Türken überliefert zu werden. Statt gemeinſam zur Verteidigung der Stadt mitzuwirken, flohen und verabſcheuten ſich Griechen und Lateiner, die große Kirche ſtand einſam und verlaſſen, die Sakramente wurden von Prieſtern Sterbenden verweigert, die ſich nicht zu ihrer Meinung bekannten; Mönche und Nonnen wollten dieſelben aus den Händen der Beichtväter, welche ſich ans Henotikon hielten, nicht empfangen; in den Klöſtern herrſchte ein Geiſt des Schwindels; eine Kloſterfrau war, zum großen Aergernis der Gläubigen, und beſonders des Geſchichtſchreibers Ducas, Moslimin geworden, aß Fleiſch, trug ſich türkiſch, und opferte dem Propheten. So waren die Faſten vergangen.

Am Freitage nach Oſtern, am 6. April 1453, erſchien Mohamed mit ſeinem Heere vor der Stadt, ſchlug ſein Zelt hinter dem Hügel vor dem Thore des Charſias oder Kaligaria auf, und umzingelte die Stadt auf der Landſeite, von dem hölzernen Thore des Palaſtes bis an das goldene Thor. Die große Kanone wurde vor demſelben Thore Kaligaria aufgeführt, hernach aber, weil das neubefeſtigte Thor derſelben zu vielen Widerſtand bot, vor das Thor des heiligen Romanos gebracht. Neben dieſer zwölfhundertpfündigen ſtanden zwei kleinere, welche Kugeln von anderthalb Centner ſchoſſen, und den Verheerungen der großen den Weg bereiteten. Dieſe brauchte zwei Stunden, um geladen zu werden, und wurde des Tages nur ſiebenmal abgefeuert, das achte Mal noch vor Tagesanbruch, als Signal und Wegweiſerin des Angriffs. Aber bald ſprang ſie, und zerriß den Meiſter, der ſie gegoſſen, den ungariſchen Feuerwerker Orban. Die geſprungene wurde jedoch wieder brauchbar hergeſtellt, und fuhr fort, ſiebenmal des Tages die Mauern mit ſchweren Felſenmaſſen zu erſchüttern, aber der Meiſter, welcher die Schläge des Ungeheuers geleitet hatte, war nicht mehr, und die Wirkung entſprach nicht der gehegten Erwartung. Da erſchien im Lager Mohamed's ein Geſandter Johann's von Hunyady, welcher vor anderthalb Jahren mit dem Sultan dreijährigen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen hatte. „Hunyady habe," trug der Geſandte vor, „die Statthalterſtelle des Reichs niedergelegt, und ſeinem Herrn (Ladislaus) übergeben; was er verſprochen, könne er nun nicht mehr halten, er ſende ihm daher die türkiſche Urkunde des Waffenſtillſtandes zurück, und begehre die ſeinige; mit dem Könige von Ungarn möge der Sultan es nach Belieben halten." Als er zuſah, wie ungeſchickt der Feuerwerker der großen Kanone zielte und ſchoß, lächelte er über ſeine Ungeſchicklichkeit, und belehrte ihn, wie er das Geſchütz zu beſſerer Wirkung richten ſolle. So trugen ein ungariſcher Feuerwerker und ein ungariſcher Geſandter durch den Guß und die Leitung der großen Kanone das Ihrige zum Fall Konſtantinopels bei.

Außer der größten Kanone und den dieſelbe umflügelnden beiden großen, waren noch viele mittlere und kleinere in der ganzen Belagerungslinie aufgepflanzt, und von 14 Batterien wurde die Stadt aus großen und kleinen Kanonen, mit Balliſten und Bogen beſchoſſen. Zu Minengräbern wurden die ſerbiſchen Bergleute aus Novoberda verwendet; ſie drangen bis in den Graben der Stadt unter dem Schutze einer mit weißem und rotem Filze bedeckten Gallerie vor, und bohrten Löcher in die erſte Mauer, durch welche ſie den Griechen vielen Schaden zufügten, ohne daß ſie von dieſen erreicht werden konnten. Sie bauten vier Türme, auf Rädern beweglich, und eine ungeheure Belagerungsmaſchine oder Stadteinnehmerin, welche, durch viele Räder beweglich, von innen und außen dreifach mit Ochſenhäuten bekleidet, oben mit Türmen und Bruſtwehr verſehen, die angreifenden Krieger deckte. Drei Thüren öffneten ſich gegen die Seite des Grabens, von innen war dieſelbe voll Holz und Faſchinen, um damit den Graben zu füllen; von den Türmen ſenkten ſich Fallbrücken, um mittelſt derſelben ebenen Fußes zu den Türmen der Stadt überzugehen. Die ganze Macht des vor Konſtantinopel gezogenen türkiſchen Heeres betrug 250.000 Mann; davon ſtanden 100.000 Mann Reiterei im Rücken des Lagers, 100.000 Mann auf dem rechten Flügel bis zum goldenen Thore, und 50.000 auf dem linken bis zum Palaſte der Blachernen, in der Mitte der Sultan mit 15.000 Janitſcharen. Die Flotte, welche der Befehlshaber Baltaoghli, ein bulgariſcher Renegat, während des Winters in der Bucht des Bosporos, welche noch heute der Hafen Baltaoghli's heißt, ausgerüſtet hatte, beſtand aus 18 3rudrigen, und 48 2rudrigen Galeeren, 25 Transportſchiffen und über 300 kleineren Fahrzeugen, in allem aus 420 Schiffen. Dies war die Macht und die Rüſtung der Belagerer, 20fach den Streitkräften der Belagerteu und 1000fach ihrem Mute überlegen.

Die Zahl der bewaffneten Griechen belief ſich nach der vom Protoveſtiar Phranze während der Belagerung auf Befehl des Kaiſers verfertigten Muſterrolle auf 4973. Dazu kamen 2000 Fremde und 3 oder 500 Genueſer, unter der Anführung des Joannes Longus, aus der edlen Familie Giuſtiniani, auf zwei Galeeren der ſtürzenden Stadt zur letzten Hilfe geſandt. Der Kaiſer bewies ſich erkenntlich gegen dieſelben, indem er ſie mit Geſchenken überhäufte. Er ernannte den wackeren Longus zum Protoſtator, d. i. General über 300 Mann, und ließ ihm eine goldene Bulle ausfertigen, wodurch ihm die Inſel Lemnos zugeeignet ward, für den Fall, daß Mohamed, wie ſein Vater Murad, die Belagerung aufzuheben gezwungen ſein würde. Des ſchmeichelten ſich nicht nur die Griechen, ſondern auch die Genueſer, Herren von Galata, welche zwar Geſandte an Mohamed geſchickt, und, den geſchriebenen Verträgen gemäß, die Freundſchaft aufrecht zu erhalten verſprachen, zugleich aber den Konſtantinopolitanern alle mögliche Hilfe leiſteten, was Mohamed gewähren ließ, und ſich mit Recht verſprach, die Schlange leicht zu zertreten, ſobald er nur einmal den Drachen getötet haben würde. Der venetianiſche Bailo behielt die aus dem Schwarzen Meere zurückſegelnden venetianiſchen Schiffe zur Verteidigung der Stadt zurück, und ſo beſtand die im Hafen liegende Flotte aus 3 genueſiſchen Schiffen, aus 1 ſpaniſchen, 1 franzöſiſchen, 4 aus Kandia, 2 aus Kydonia und 3 großen venetianiſchen Kauffahrteiſchiffen, Galeazzen genannt, in allem 14 Segel. Nicht beſſer war es mit dem Geſchütze beſtellt; die Belagerten durften zwar nicht bedauern, daß ſie der ungeheuren Kanone der Belagerer keine von gleicher Größe entgegenzuſetzen hatten; denn die ihrige von anderthalb Centner im Kaliber waren noch viel zu groß und zu mächtig für die Mauern der Stadt, die ſie bei jedesmaligem Abfeuern ſo gewaltig erſchütterten, daß dadurch größerer Schade den Griechen als den Türken erwuchs. Die Breſchen füllten ſie in der größten Schnelligkeit mit Holzwerk und Fäſſern über Nacht aus, und die Minengräber vertrieben ſie mit Feuer aus den Minen. Wie das türkiſche Geſchütz durch Ungarn Form und Richtung erhalten hatte, ſo leitete den Gebrauch und die Richtung des griechiſchen Feuers der Deutſche Joannes Grant, und der deutſche Feuerwerker ſtand als Freund der Griechen dem ungariſchen Helfer der Türken gegenüber. Mittels des flüſſigen Feuers gelang es den Belagerten, die große, dreifach von innen und außen mit Stierhäuten bekleidete, ſtadteinnehmende Maſchine, welche in der Nacht den Turm des heiligen Romanos umgeſtürzt hatte, zu verbrennen, und Mohamed ſchwur bei allen Propheten, daß er nie geglaubt hätte, die Gottloſen könnten in einer Nacht ſo Großes vollbringen.

Am 15. April 1453 hatte ſich die türkiſche, 400 Segel ſtarke Flotte aus der Bucht von Phidalia nach der ſüdlichen Mündung des Bosporos heruntergezogen, und am europäiſchen Ufer bei der doppelten Säule (heute Beſchiktaſch) vor Anker gelegt; einige Tage darauf erſchienen in der Propontis fünf Schiffe, ein kaiſerliches und vier genueſiſche. Eine Abteilung der türkiſchen Flotte, 150 Segel ſtark, ſtellte ſich unmittelbar vor dem Hafen auf, den fünf Schiffen den Eingang zu verwehren. Der Himmel war heiter, eie See ruhig, die Mauern der Stadt waren mit Zuſchauern bedeckt, der Sultan ſchaute zu Pferd vom europäiſchen Ufer dem großen Schauſpieie der beginnenden Seeſchlacht zu, in welcher er ſich durch die dreißigmal der feindlichen Macht überlegene Zahl ſeiner Schiffe mit Gewißheit den Sieg verhieß; aber darunter waren nur 18 Galeeren, und dieſe von unkundigen Soldaten bemannt. Von dem hohen kaiſerlichen und den genueſiſchen Schiffen regnete es Pfeile und Feuer auf die niederen türkiſchen Fahrzeuge, welche ſich jedoch des kaiſerlichen Schiffes zu bemächtigen drohten. Töpfe voll flüſſigen Feuers und Steinmaſſen heruntergeſchleudert, ſenkten und verbrannten dieſelben. Das Meer war mit Pfeilen bedeckt, welche die übrigen türkiſchen Schiffe am Rudern hinderten; viele Galeeren ſcheiterten an einander, zwei gingen im Feuer auf. Da bleibt Mohamed ſeiner nicht mehr Meiſter. Der Entfernung, des Elementes und ſeiner ſelbſt vergeſſend, zähneknirſchend, Wut und Grimm ſchäumend, ſpornet er ſein Pferd in die ſchäumende Flut, um zur Flotte vorzudringen, und den Sieg den Griechen zu entreißen. Ihm folgen die ihn umgebenden Großen, mit ihren Pferden ſich in's Meer ſtürzend, um die Flotte, welche keinen Steinwurf entfernt war, zu erreichen. Die Schiffſoldaten, beſchämt und erſchreckt, erneuerten den Angriff mit großem Mute, aber mit keinem Erfolge. Mit dem friſchen Winde, der ſich erhoben, ſegelten die fünf Schiffe glücklich durch die türkiſchen Nachen in den Hafen, der hinter ihnen wieder durch die eiſerne, von dem Fiſcherthore Galata's nach dem Fiſcherthore Konſtantinopel's geſpannte Kette geſperrt ward. Groß war der Verluſt der Türken und noch größer die Schande. Mohamed, wütend gegen ſeinen Admiral Baltaoghli, deſſen Feigheit er die Niederlage zuſchrieb, wollte ihn ſpießen laſſen, nur auf die Fürbitte ſeiner Janitſcharen ſchenkte er ihm das Leben; doch wollte er ſeinen Zorn an ihm perſönlich auslaſſen. Vier Sklaven hielten den Admiral ausgeſpannt auf der Erde, und der Sultan ſelbſt verſetzte ihm mit ſeiner ſchweren Keule hundert Streiche, und ebenſo viele Wunden. So ward die Bitte der Janitſcharen gewährt, und ſo dem bulgariſchen Renegaten das Leben erhalten. So ward ſchon unter dem erſten Admirale des osmaniſchen Reichs die ſeitdem unter den Türken gang und gebe Rede, daß Gott ihnen die Herrſchaft der Erde gegeben, den Ungläubigen die des Meeres gelaſſen habe, begründet. Der Augenblick, wo die Belagerten trotz aller Hinderniſſe ſo glücklich Hilfe und Lebensmittel erhalten hatten, ſchien dem Großweſir Chalil-Paſcha der günſtigſte, um den Sultan zum Frieden zu ſtimmen. Es vereinten ſich wider ſeine Meinung der zweite Weſir, Schwager und Günſtling des Sultans, Saganos-Paſcha, der Erzieher des Sultans, der Molla Mohamed Kurani, und der die Truppen durch ſeine Predigten begeiſternde Scheich Akſchemseddin. In einem nach der Seeſchlacht gehaltenen Diwan ſtimmten ſie für die Fortſetzung der Belagerung; aber als der Sultan ſie um die Mittel fragte, wie die Kette des Hafens zu ſprengen, wie ungeachtet dieſer Sperre in denſelben zu dringen, und die Stadt, welche vorher nur von einer Seite angegriffen war, auf zweien anzugreifen ſei, verſtummten ſie. Da löſte der Sultan die Schwierigkeit durch einen kühnen Gedanken und raſchen Entſchluß. Derſelbe Unternehmungsgeiſt, welcher ihn zu Pferd in's Meer geſpornt hatte, gab ihm ein, mit Schiffen über das feſte Land zu fahren, einen Teil ſeiner Flotte von dem Ufer des Bosporos, wo ſie vor Diplonkion (Beſchiktaſch) geankert war, über Land in das Innere des Hafens zu ſchaffen. Die Entfernung iſt nicht mehr als zwei kleine Stunden Weges, aber der Grund iſt uneben und hügelig. Mohamed ließ eine Dielenbahn anlegen, und dieſelbe mit Ochſenſchmalz und Widderfett beſtreichen, um auf derſelben die Schiffe um ſo leichter fortzubringen; 70 2rudrige Schiffe und einige größere mit 3 und 5 Rudern wurden in Bewegung geſetzt, und in einer einzigen Nacht über Hügel und Thal von dem Geſtade des Bosporos in den Hafen gezogen. Jn jedem 2rudrigen Schiffe ſtanden hinten der Steuermann, vorne der Lotſe; die Segel waren entfaltet, um den Wind zu benützen. Die Trommeln und die Schiffstrompeten erklangen, und mit Tagesanbruch lief zum Entſetzen der Belagerten, den Stadtmauern der Hafenſeite gegenüber, eine türkiſche Flotte von einigen und 70 Segeln, auf einmal wie vom Stapel in den Hafen von oben ein.

Joannes Giuſtiniani faßte ſogleich den Entſchluß, die feindliche Flotte in der nächſten Nacht zu verbrennen, aber der Anſchlag ward den Türken von den Genueſen zu Galata verraten, welche während der ganzen Belagerung gegen beide Seiten, unter dem Scheine der Treue, treulos waren. Als ſich daher in der Nacht Giuſtiniani der feindlichen Flotte nahte, ſchoſſen die Türken eine große Kanone auf ſein Schiff ab, welches, von der Kugel zerſchmettert, mit 150 der auserleſenſten italieniſchen Jünglinge ſank. Giuſtiniani rettete ſich mit Mühe und Schrecken, und die Türken erhoben ein großes Siegesgeſchrei, das von den Ufern des Meeres und den ſieben Bergen der Stadt widerſcholl. Die Gefangenen, welche die Türken in der Nacht gemacht, führten ſie vor die Mauern der Stadt, und ſchlachteten ſie im Angeſichte der Griechen. Sogleich ließ Mohamed eine Brücke über den Hafen ſchlagen; Fäſſer, durch eiſerne Haken zuſammengeheftet, vertraten die Stelle der Brückenſchiffe, darüber wurden Bretter gelegt. Die Brücke war 5 Ellen breit, ſo daß 5 Soldaten neben einander marſchieren konnten, und 100 lang und ſtark genug für den Uebermarſch der Truppen und für eine Kanone, welche auf derſelben aufgeführt ward. Die Schiffe legten ſich hart vor den Mauern der Stadt vor Anker. Die Griechen dachten nun darauf, die Brücke und die Schiffe zu verbrennen, und der Auftrag, dieſes zu bewerkſtelligen, ward dem Venetianer Jakob Kok erteilt. Dieſer nahm drei ſchnellrudrige kleine Nachen, die er mit 40 Jünglingen bemannte, mit griechiſchem Feuer und anderer Notdurft verſah. Sie liefen in der Nacht aus. Zwei Jünglinge wurden an der Brücke gelaſſen, um dieſelbe zu gleicher Zeit anzuzünden, als das Feuer von den Schiffen aufflammen würde; ſie fanden aber die Schiffswachen nicht unvorbereitet, und wurden mit geſchleuderten Steinmaſſen empfangen, welche die Nachen brachen und ſenkten. Eine einzige Galeere verbrannte, das auf der Brücke zu gleicher Zeit aufgehende Feuer wurde gelöſcht, die Mannſchaft der Schiffe gefangen genommen, und morgens vor den Augen der Griechen geſchlachtet, welche, um Wiedervergeltung zu üben, die Köpfe von 260 türkiſchen Gefangenen auf den Zinnen aufſteckten. Nun ließ Mohamed auf dem ober Galata auf derſelben Seite des Hafens gelegenen Hügel des heiligen Theodoros Kanonen aufführen, um ſowohl die griechiſchen als genueſiſchen, vor Galata geankerten Schiffe zu beſchießen. Die Häuſer wurden zwar nicht verſchont, aber den Schiffen und den Leuten ward kein Schade zugefügt, und ſo zwecklos war das Feuer des türkiſchen Geſchützes, daß durch 150 Schüſſe niemand getötet ward, als ein Weib, und dieſes nur durch einen von der Mauer herabfallenden Stein.

Es waren nun bereits 7 Wochen der Belagerung verfloſſen, in denen dieſelbe von der Landſeite mit ununterbrochener Beſtändigkeit fortgeſetzt, und nun auch von der Hafenſeite begonnen worden war. Da beſchloß Mohamed, noch einmal eine Botſchaft an den Kaiſer zu ſchicken. Jſfendiaroghli, der Schwager des Sultans, verfügte ſich in die Stadt, aber ſich nicht als einen Geſandten des Sultans, ſondern als einen perſönlichen Wohlwünſcher der Griechen ankündigend, der ihnen rate, den Zorn des Sultans zu verſöhnen, und ſich und Weiber und Kinder, durch Ergebung der Stadt, von der unausbleiblichen harten Sklaverei loszukaufen. Der Kaiſer antwortete dem Geſandten, er wolle Gott danken, wenn der Sultan, wie ſeine Vorfahren, Frieden zu geben und zu halten gedenke. Keiner derſelben, welcher die Stadt belagert, habe lange regiert und gelebt, er möge Tribut, aber nicht die Stadt ſelbſt fordern, in deren Verteidigung ſie zu ſterben entſchloſſen ſeien. Auf dieſe Antwort ließ Mohamed am 24. Mai 1453 im Lager den 29. als den Tag des allgemeinen Sturmes von der Hafen- und Landſeite ausrufen. Er verſammelte die Führer des Heeres und ſchwur ihnen die Plünderung der Stadt zu, ſich nur die Mauern und die Gebäude als Anteil der Beute vorbehaltend. Freudenausruf durchſcholl das ganze Lager, als die Verſicherung kund gemacht ward. Ausrufer verkündeten Timare und Sandſchake1) als Lohn und Preis für die erſten Erſteiger der Mauern, und für die Flüchtlinge, welche ſich dem ungewiſſen Tode durch des Feindes Schwert durch die Flucht entziehen würden, unausbleiblichen durch des Henkers Beil. Derwiſche durchſtrömten das Lager, die Moslimen im Namen des Propheten und ſeines Fahnenträgers Ejub, der vor den Mauern Konſtantinopels gefallen, anrufend, die Fahne des Jslams auf die Zinnen der Hauptſtadt der Ungläubigen zu pflanzen. Mit einbrechender Nacht ward durch Trompetenſignal eine allgemeine Beleuchtung im Lager befohlen. Auf allen Schiffen und Zelten leuchteten Lampen und Fackeln, von dem Ufer des Bosporos, von den Höhen hinter Galata, von der Tiefe des Hafens, von der ganzen Linie des Belagerungsdammes brannten Freudenfeuer, deren Wiederſchein die aſiatiſchen Ufer und Skutari erhellte; die Stadt war von der Land- und Hafenſeite von dem großen feurigen Halbmonde, welchen die Beleuchtung der Flotte und des Lagers bildete, umgeben, und die ganze Nacht hindurch erſcholl das Geſchrei: „Es iſt kein Gott, als Gott, und Mohamed iſt ſein Prophet! Gott iſt einer, Jhm gleich iſt keiner!“ Aus der von außen beleuchteten, von innen finſteren Stadt ertönte Wehausruf und Klaggeſchrei: „Kyrieleiſon! Kyrieleiſon! [Herr erbarme dich.] Wende, o Herr, deine gerechten Drohungen von uns ab, und erlöſe uns aus den Händen unſeres Feindes.“

Jn jener Nacht der Freudenbeleuchtung von außen, und der Klagefinſternis von innen war Giovanni Giuſtiniani2) unabläſſig thätig, die Breſchen wieder in haltbaren Zuſtand herzuſtellen. Dort, wo die Mauer am Thore des heiligen Romanos gänzlich zerſchoſſen war, führte er mittels Faſchinen einen neuen Wall auf, hinter welchem er ſich mit einem Graben verſchanzte. Giuſtiniani hatte in dieſen Tagen der Not und Gefahr große Ueberlegenheit über ſeine Gegner durch Rat und That, durch aufmunterndes Wort und unerſchütterlichen Mut. Tag und Nacht that er den Feinden Abbruch von ferne durch Kanonen, oder in der Nähe, wenn ſie ſich auf die Mauern wagten, von denen er ſie mit eigener Hand hinabſtieß. Von den Griechen aus Schelſucht nicht hinlänglich in ſeinen Anſtalten unterſtützt, beſſerte er die Mauern bloß mit Hilfe ſeiner ſieben tapferen Waffengenoſſen aus. Der Sultan rief beim Anblicke dieſer Anſtalten aus: „Wie wollte ich, daß Giuſtiniani bei mir wäre!“ Er verſuchte es, ihn mit Geſchenken und Gold zu beſtechen, fand ihn aber eben ſo feſt wider das Gold, als wider das Eiſen. Alle Bemühungen Giuſtiniani's, die Mauern in haltbaren Stand zu ſetzen, waren umſonſt, weil dieſelben, längſt durch Wetter und Zeit verfallen, vor der Belagerung, wo noch Zeit und Geld vorhanden, nicht in gehörigen Verteidigungsſtand hergeſtellt worden waren. Die Mönche, denen die Sorge der Wiederherſtellung vor der Belagerung aufgetragen war, hatten das Geld, ſtatt dasſelbe auf den Bau zu verwenden, vergraben, und bei der nachmaligen Plünderung der Stadt wurden 70.000 Gulden gefunden, welche der Kaiſer auf den Bau der Mauern hergegeben hatte.

Von zwölf Poſten waren nur zwei Griechen anvertraut, auf allen übrigen befehligten Genueſer, Venetianer, Spanier, der ruſſiſche Kardinal, ein Dalmate und ein Deutſcher; die Geſamtzahl der Griechen betrug gegen 6000 Mann, die der Fremden die Hälfte; unter den Soldaten waren die Mönche eingeteilt, und das vorzüglichſte Vertrauen der Griechen war auf das Gnadenbild der wegweiſenden Mutter Gottes, Hodegetria, gerichtet, welche in der letzten türkiſchen Belagerung, in violettem Gewande, über die Mauern ſchreitend, die ſtürmenden Türken zurückgeſchreckt hatte, und deren Bildnis ſeit der Oſterwoche, wo die Belagerung begonnen, in der nach ihr genannten Kirche ausgeſetzt war. Schon glaubten die Belagerten durch wunderthätigen Beiſtand gerettet zu ſein; denn im türkiſchen Lager hatte ſich das Gerücht von annahender italieniſcher und ungariſcher Hilfe, und mit dem Gerüchte ein paniſcher Schrecken verbreitet. Drei Tage lang dauerte Mutloſigkeit im türkiſchen Heere. Am Abende des dritten Tages aber flammte ein blitzendes Nordlicht durch den Himmel über die Stadt, welches in den Türken den halberloſchenen Mut wieder entzündete, indem ſie es als ein Zeichen auslegten, daß Gott, den Chriſten zürnend, über dieſelben die Flut ſeines Grimmes als Blutbad ausgegoſſen habe. Mohamed, der ſchon halb in dem Entſchluſſe des Sturmes wankte, hielt noch einmal Kriegsrat, in welchem Chalil-Paſcha's friedfertige Meinung überſtimmt ward. Scham und Zorn verbeißend, gab er von dem Ausſchlage des Kriegsrats den Griechen heimliche Kunde, und munterte ſie nichts deſto weniger zu tapferer Verteidigung auf. Solches geſchah am Abende des 27. Mai 1453, Sonntags, am griechiſchen Feſte aller Heiligen. Am folgenden Tage ordnete der Sultan das Heer in zwei großen Kolonnen zum Angriffe auf die Landſeite; von der Flotte wurden 80 Galeeren in der Linie zwiſchen dem hölzernen Thore und dem von Platea aufgeſtellt, die andere Flotte zog von dem Eingange des Hafens bis nach dem Hafen von Blanka (heute noch Wlangaboſtan), einen großen Halbmond. Die türkiſche Heerſäule auf der Seite des goldenen Thores war über 100.000 Mann, auf der linken Seite des Lagers über 50.000 Mann ſtark; im Hintertreffen ſtanden 100.000 Mann zur Unterſtützung bereit, Mohamed in der Mitte an der Spitze von 15.000 Janitſcharen. Mit Sonnenuntergange Montags am 28. Mai war das ganze türkiſche Lager in Rüſtung zum Sturme auf und rege. Das Geſchrei: La ilah illallah, aus dem Lager, und Kyrie eleiſon, aus der Stadt, vermiſchte ſich mit dem Waffengetöſe und dem Trompetengeſchmetter, wie das Toſen der Brandung hochwogenden Meeres. Der Sultan und der Kaiſer hielten Reden an ihre Feldherrn, aber gewiß nicht ſo lange, als die von den Byzantinern ausgegebenen. Der Kaiſer verfügte ſich nach Aja Sofia, und empfing die Sakramente. Dann weilte er eine kurze Zeit am Geſtade, und bat die ihn Umgebenden um Verzeihung. Der ganze Palaſt ſchwamm in Thränen. Er ſaß dann mit ſeinen Begleitern (worunter auch Phranze, der Geſchichtſchreiber, mit deſſen Worten wir hier erzählen) zu Pferd, und ritt die Mauern entlang, um die Wachen zu ihrer Pflicht zu ermuntern. Mit dem erſten Hahnenrufe war der Kaiſer auf ſeinem gewöhnlichen Poſten am Thore des heiligen Romanos angekommen.

Mit dem zweiten Hahnenrufe des 29. Mai begann der Kampf. Um die Griechen zu ermüden, ſchickte Mohamed in der erſten Dämmerung die Rekruten und die Invaliden ſeines Heeres zum Angriffe, den Kern derſelben zum ſpäteren Sturme vorbehaltend. Als der Morgen anbrach, erſchien die ganze Stadt von den Türken umflochten; ein ungeheures Getöſe von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermiſcht, erſcholl; alle Batterien der Belagerer brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, ſo zu Land als im Hafen. Zwei Stunden lang wütete der Sturm ohne Fortſchritt des Feindes. Tſchauſche[3]) ſtanden in dem Rücken der Stürmer, ſie mit eiſernen Ruten und Ochſenſehnen voraustreibend. Der Sultan ſelbſt gebrauchte bald Schmeichelworte, bald Drohungen, von ſeiner eiſernen Keule unterſtützt. Steine, von den Türmen geſchleudert, ſtürzten die Angreifenden hinunter; griechiſches Feuer ſtrömte von den Mauern der Hafenſeite in das Meer, und brannte in demſelben fort; Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerſchellten an Kugeln, ſchwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Der Kaiſer ſaß zu Pferd und ermunterte die Seinigen durch Wort und That, da verwundet eine Kugel oder ein Pfeil den Giuſtiniani; er bittet den Kaiſer, auszuharren, indem er ſich nur auf's Schiff verfüge, ſeine Wunde zu verbinden. Der Kaiſer ermahnte ihn, der Wunde, als einer leichten, nicht zu achten, Giuſtiniani ließ ſich aber nicht abhalten. „Wohin? wohin?“ fragte der Kaiſer; „dorthin,“ entgegnete Giuſtiniani, „wohin Gott den Türken ſelbſt den Weg öffnet,“ und entwich nach Galata, vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergeſſend. Seine Entfernung verbreitete Mutloſigkeit unter der Truppe, und Saganos-Paſcha, welcher die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte ſeine Janitſcharen von neuem an. Während das Thor des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff gerichtet war, ſo tapfer verteidigt wurde, waren die Türken bereits an einem andern Punkte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das ſonſt verrammelte Thor der Xylokerku, welches erſt Tags vorher auf Befehl des Kaiſers geöffnet worden war. 50 Türken drangen durch daſſelbe ein, und griffen die Verteidiger im Rücken an. Da erſcholl an dem Thore des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen ſei, und verbreitete neuen Schrecken in den verbündeten Reihen um den Kaiſer. Zwar thaten Theophilos der Paläologe, Don Francesco Toledo der Spanier, und Joannes der Dalmate Wunder der Tapferkeit, aber der Kaiſer ſah, daß wider die Uebermacht der eindringenden Feinde der Widerſtand vergeblich. „Ich will lieber ſterben, als leben,“ ruft er, ſich den Stürmern entgegenwerfend, und als er ſich von den Seinigen verlaſſen ſieht, ruft er das beklagenswerte Wort: „Iſt denn kein Chriſt vorhanden, der mir den Kopf nehme!“ rief's und fiel unter den Schwertſtreichen zweier Türken, deren einer ihm in's Geſicht, der andere vom Rücken einhieb, unerkannt, mit den Erſchlagenen vermengt, der ſiebente Paläologe, Konſtantin Dragoſes, der letzte der griechiſchen Kaiſer, in Verteidigung der vom erſten Konſtantin erbauten Mauern der Hauptſtadt des von dieſem gegründeten tauſendjährigen byzantiniſchen Reiches. Die Türken brachen nun zugleich auf der Landſeite durch das Thor Charſias oder Kaligaria über einen Damm von Erſchlagenen, welche den Graben und die Breſche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil ſie die Beſatzung wenigſtens 50.000 Mann ſtark glaubten. So fielen ein Paar Tauſend, bis die wahre Schwäche der Griechen entdeckt, und hierauf das Blutbad eingeſtellt ward. Auch dieſe Paar tauſend würden nicht dem Schwerte geopfert worden ſein, hätten die Türken gleich anfangs gewußt, daß die Beſatzung nicht mehr, als 7 bis 8000 Mann ſtark ſei; ſo groß war ihre Gier nach Sklaven, daß ſie gewiß lieber alle lebendig in die Sklaverei geſchleppt hätten, als durch Mord die doppelte Ausſicht auf Luſt und Geld zu verlieren. Dieſe Opfer der erſten Uebereilung wurden aber ohne allen Widerſtand niedergemetzelt, denn von den Türken blieben kaum einer oder zwei. Alles flüchtete gegen die Hafenſeite, deren ſich der Feind noch nicht bemächtigt hatte; denn die durch die unterirdiſche Pforte des Reifthors eingedrungenen 50 Türken waren wieder zurückgeſchlagen worden, und mehreren der Fliehenden gelang es, ſich durch die offenen Thore der Hafenſeite auf griechiſche und genueſiſche Schiffe zu retten; als aber die Thorwachen den Andrang der Menge ſahen, und den Grund der Flucht vernahmen, ſperrten ſie die Thore und warfen die Schlüſſel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezeiung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt vordringen und von dort zurückgeſchlagen werden würden.

Nun ſtrömte die Volksmenge von der Hafenſeite der großen Kirche Aja Sofia[4]) zu, und dies abermals aus Aberglauben an dieſelbe Prophezeiung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Konſtantin des Großen vorgedrungen ſein würden, ein Engel vom Himmel ſteigen, und einem an der Säule ſitzenden armen und niedrigen Manne ein gezogenes Schwert mit den Worten übergeben werde: „Nimm dies Schwert, und räche das Volk Gottes!“ — Darauf würden die Türken ſogleich den Rücken wenden, und, von den Griechen verfolgt, nicht nur aus der Stadt und aus ganz Kleinaſien, ſondern bis an die Grenze Perſiens getrieben werden. So wogte die Volksmenge nach Aja Sofia hin, und in kurzem war die weite Kirche mit Menſchen dicht angefüllt. Die Türken brachen die verſchloſſenen Thore mit Beilen auf, und ſchleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachttiere in die Sklaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zuſammengebunden, ohne Rückſicht des Alters und des Standes. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und ſilbernen Geſchirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut, und das Kruzifix mit einer Janitſcharenhaube im Spotte herumgetragen. Die Altäre dienten ihnen zu Tafeln, Krippen und Lotterbetten, indem ſie ſelbſt darauf aßen, oder ihre Pferde darauf freſſen ließen. „So wurde,“ ſagt Ducas, „das Wort des Propheten Amos erfüllt: Von den Altären Bethel's will ich Rache nehmen, ſpricht der Herr, die Hörner des Opfertiſches werden untergraben zur Erde fallen, ich werde den Palaſt mit Zinnen niederſtürzen auf das Sommerhaus, die elfenbeinernen Häuſer werden vernichtet werden, und viele andere. Das Ende meines Volkes iſt gekommen, ſpricht der Herr, ich werde ſeine Züchtigung nicht länger verſchieben, und an jenem Tage werden die Gewölbe des Tempels heulen, ſpricht der Herr.“ Wirklich heulten die Gewölbe des damaligen größten Tempels der Chriſtenheit von den Bacchanalien der Räuber und den Threnodien [Klagen] der ihrer Güter, ihrer Freiheit, ihrer Ehre Beraubten. Indeſſen hatten von der Hafenſeite die Griechen die Mauern noch behauptet, bis die ſchon ſeit ein Paar Stunden die Stadt plündernden Türken ihnen in den Rücken kamen. Da liefen zugleich die von außen Belagernden Sturm und brachen bei dem Hafenthore von Petra und dem heutigen Thore des Mehlmagazins in die Stadt erobernd ein. Bei dieſem Anblicke ward auch hier die Flucht allgemein nach den Häuſern, in denen aber ſchon faſt überall die Türken plünderten. Auf dieſe Weiſe iſt die Stadt am 29. Mai 1453, in der 29., ſeit ihrer Gründung erlittenen, 53tägigen Belagerung, in die Hände der Türken gefallen.

Mohamed zog, von ſeinen Weſiren und Leibwachen umgeben, in die Stadt ein, gerade zur großen Kirche hin. Er ſprang vom Pferde und ging in dieſelbe zu Fuß ein. Er ließ einen ſeiner Gebetausrufer von der Eſtrade vor dem Heiligſten durch das Bekenntnis des Islams zum Gebet ausrufen, und er ſelbſt verrichtete daſſelbe nicht an, ſondern auf dem Hochaltar. Wie die griechiſchen Kaiſer ihre Triumphzüge mit Gebet zu Aja Sofia beſchloſſen, ſo begann Mohamed die Beſitznahme der Stadt durch das Gebet auf dem Hochaltare von Aja Sofia. Der Kopf des letzten byzantiniſchen Thronbeſitzers rollte zu Mohameds Füßen. Der Leichnam deſſelben war unter der Menge der Erſchlagenen an der kaiſerlichen purpurnen Fußbekleidung, in welche goldene Adler geſtickt waren, erkannt worden; der Kopf wurde auf dem Burgplatze angeheftet, wo Konſtantin der Große ſeiner Mutter Helena zu Ehren eine Säule errichtet hatte. Mohamed ſandte am dritten Tage nach der Erſtürmung das Heer und die Flotte zurück. Das Gemälde des Abzuges der mit Beute beladenen Flotte geben wir unverändert mit den Worten des Geſchichtſchreibers Ducas: „Am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt ließ er (Mohamed) die Flotte nach ihren Landſchaften und Städten abziehen, bis zum Unterſinken ſchwer beladen; und was war die Ladung? Koſtbare Kleidung, Geſchirre von Gold, Silber, Erz, Zinn, zahlloſe Bücher, Gefangene, Prieſter und Laien, Nonnen und Mönche; alle Schiffe waren voll von Ladung, auch die Zelte des Lagers waren voll von Gefangenen und voll von Beute, der beſchriebenen ähnlich. Da ſah man in Mitte der Barbaren einen mit erzprieſterlichem Habit angethan, den andern an goldenem Gürtel damit zuſammengekoppelte Hunde führen, und ſtatt der Satteldecke golddurchwebte Vließe. Andere bedienten ſich der heiligen Geſchirre als Schüſſeln, um Früchte daraus zu eſſen, und der Kelche, um Wein daraus zu trinken. Zahlloſe Bücher luden ſie auf Wagen, und verſchleppten ſie nach Oſten und Weſten; um ein Stück Münze waren zehn Bände von Ariſtoteles, Plato, Theologen und andere Bücher aller Art feil. Von den über alle Maßen reich verzierten Evangelien riſſen ſie das Gold und Silber herunter, verkauften dieſes, und warfen jene weg. Die Bilder verbrannten ſie alle, und kochten ſich beim Feuer ihr Fleiſch.“ Am dritten Tage war das Werk der Eroberung, die Plünderung, die Zerſtörung, die Entvölkerung vollendet, und am folgenden vierten begannen ſchon die Maßregeln neuer Anbauung, Einrichtung und Bevölkerung.

Anmerkungen. [1]) Sandſchak (Fahne) und Timare, größere und kleinere Lehengüter. [2]) Joannes Longus, aus der edlen Familie Giuſtiniani von Genua. [3]) Leibgarden des Sultans. [4]) Kirche der heil. Sophia Hauptkirche von Konſtantinopel.

Der Stein der Indianerin (1828).

Von Adalbert von Chamiſſo (1781 - 1838).

Der Dichter, ſelbſt ein bedeutender Forſchungsreiſender, verdankt die Kenntnis der dargeſtellten erſchütternden Begebenheit dem großartigen naturwiſſenſchaftlichen Reiſewerke, in welchem Alexander von Humboldt (1769—1859) und der Franzoſe Aimé Bonpland (1773—1858) die Erforſchungen und Ergebniſſe ihrer Reiſe in die Aequatorialländer von Südamerika (1799—1804) dargelegt haben (Voyage au régions équinoxiales du Nouveau Continent fait en 1799—1804 par Al. de Humboldt et Aimé Bonpland, redigé par Al. de Humboldt. Grande édition). Der Schauplatz derſelben ſind die teils bewaldeten, teils ſteppenartigen Gegenden, wo die ſüdliche Ebene des Orinoko mit dem Becken des Amazonenſtromes unvermittelt zuſammenhängt. — Denſelben Stoff aus derſelben Quelle hat der thüringiſche Dichter Adolf Bube (1802—1873) in der Ballade „Die Guahibamutter" behandelt. Dem ernſten ergreifenden Gegenſtande nach zählt das Gedicht unter die *Balladen*, der Form nach iſt es ein *Kettengedicht* und beſteht aus dreizeiligen Gruppen (Terzinen), die fortlaufend durch den Kettenreim verbunden ſind. In dieſer aus Italien ſtammenden Gedichtsform iſt Chamiſſo Meiſter.

Wo die Ebnen in der heißen Zone
In ihrem ſtolzen Laufe ſich geſellen
Der Orinoco[1] und der Amazone[2];

Und wenn zur Regenzeit die Ströme ſchwellen,
Unwirtbar, unzugänglich, wunderbar
Der Urwald ſich erhebet aus den Wellen:

Da herrſcht im Wald der grauſe Jaguar[3],
Das Krokodil[4] auf überfloſſ'ner Flur,
Den Tag verdunkelt der Mosquitos[5] Schar.

Der Menſch entſteht, verſchwindet ohne Spur,
Ein armer, unbedachter Gaſt der reichen,
Der rieſenhaft unbändigen Natur.

Es pflanzt der Miſſionar des Heiles Zeichen[6]
An Fluſſes Ufern weit hinauf, wovor
Der Wildnis freie Söhne fern entweichen.

Am Atabapos-Ufer[7] ragt empor
Ein Stein, der Stein der Mutter, wohlbekannt
Dem Schiffer, der den Stein zur Raſt erkor.

So ward er unſerm Humboldt[8] auch genannt
Als dieſen Strom der Wildnis er befahren,
Von Wiſſensdurſt und Thatenluſt entbrannt.

„Der Stein der Mutter? laſſet mich erfahren:
Was redet dieſer Stein mit ſeinem Munde?
Was ſoll für ein Gedächtnis er bewahren?"

Es ſchwiegen die Gefährten in der Runde.
Erſt ſpäter, zu San Carlos[9] angekommen,
Gab ihm ein Miſſionar die grauſ'ge Kunde:

Einſt ward von San Fernando[10] unternommen
Ein Zug, um Seelen für den heiligen Glauben,
Und Sklaven, die uns dienen, zu bekommen.

Des heiligen Ordens Satzungen erlauben,
Gewaltſam zu der Völker Heil zu ſchalten,
Und Heiden galt's am Guaviar zu rauben.

Es ward, wo Rauch vom Ufer ſtieg, gehalten,
Im Boote blieb, ein Betender, der Pater,
Und ließ die rauhe Kraft der Seinen walten.

Sie überfielen, ohne Schutz und Rater
Ein wehrlos Weib; mit ſeiner Macht
Verfolgte wohl den Jaguar der Vater, —

An Chriſten hatte nicht der Thor gedacht.
Und die Guahiba[11]-Mutter ward gebunden
Mit zwei unmünd'gen Kindern eingebracht.

Sich wehrend hätte ſie den Tod gefunden.
Sie ward umringt, ihr blieb zur Flucht nicht Raum;
Leicht ward ſie, ob verzweifelnd, überwunden.

Es war, wie dieſe, ſchmerzenreich wohl kaum
Noch eine der Gefangnen. Unverwandt
Rückſchauend nach der heim'ſchen Wälder Saum,

Entfremdet ihrer Heimat, unbekannt
Zu San Fernando, kaum erlöſt der Bande,
Hat ſich die Raſende zur Flucht gewandt.

Den Fluß durchſchwimmend nach dem Vaterlande
Entführen wollte ſie die kleinen beiden;
Sie ward verfolgt, erreicht am andern Strande.

Drob mußte harte Züchtigung ſie leiden;
Noch blut'gen Leibes hat zum andern mal
Verſucht ſie, zu entkommen zu den Heiden;

Und härter traf ſie noch der Geißel Qual;
Und abermals verſuchet ward die That:
Nur Freiheit oder Tod war ihre Wahl.

Da ſchien dem Miſſionar der beſte Rat,
Von ihren Kindern weit ſie zu entfernen,
Wo nimmer ihr der Hoffnung Schimmer naht.

Sie ſoll ihr Los am Rio Negro lernen.
Sie lag gefeſſelt, und es glitt das Boot
Den Fluß hinauf; ſie ſpähte nach den Sternen,

Sie fühlte nicht die eig'ne bittre Not,
Sie fühlte Mutterliebe, Kern des Lebens,
Und Feſſeln, und ſie wünſchte ſich den Tod.

Die Feſſeln ſprengt ſie plötzlich kräftigen Strebens,
Da, wo den Stein am Ufer man entdeckt,
Und wirft ſich in den Strom und ſchwimmt — vergebens!

Sie ward verfolgt, ergriffen, hingeſtreckt
Auf jenen Stein, geheißen nach der Armen,
Mit deren Schmerzensblut er ward befleckt.

Sie ward gepeitſcht, zerfleiſchet ohn' Erbarmen,
Geworfen in das Boot zur weitern Fahrt
Mit auf dem Rücken feſtgeſchnürten Armen.

Javita ward erreicht auf ſolche Art;
Die wund, gebunden, kaum ſich konnte regen,
Ward dort zu Nacht im Fremdenhaus verwahrt.

Es war zur Regenzeit, das wollt erwägen,
Zur Regenzeit, wo ſelbſt der kühnſte Mann
Nicht wagt den nächſten Gang auf Landeswegen;

Wo uferlos die Flüſſe waldhinan
Geſtiegen ſind; der Wald, der Nahrung zollte,
Dem Hunger kaum Ameiſen bieten kann;

Wo, wer in Urwaldsdickicht dringen wollte,
Und würd' er vor dem Jaguar nicht bleich,
Und wenn ihm durchzubrechen glücken ſollte,

Verſenkt ſich fände in ein Schattenreich,
Vom ſternenloſen Himmel ganz verlaſſen,
Dem führerlos verirrten Blinden gleich.

Was nicht der keckſte Jäger ohn' Erblaſſen
Nur denken mag, das hat das Weib vollbracht;
An dreißig Meilen mag die Strecke faſſen.

Wie ſich die Angeſchloſſ'ne frei gemacht,
Das bleibt in tiefem Dunkel noch verborgen,
Sie aber war verſchwunden in der Nacht;

Zu San Fernando fand der vierte Morgen
Sie händeringend um das Haus befliſſen,
Das ihre Kinder barg und ihre Sorgen. —

„O, ſagt's, o ſprecht es aus, daß wir es wiſſen,
Daß nicht der Mutterliebe Heldin wieder
Unmenſchlich ihren Kindern ward entriſſen!"

Er aber ſchwieg und ſchlug die Augen nieder
Und ſchien in ſich zu beten. Red' hinfort
Dem ihm Befragenden zu ſtehn, vermied er.

Doch was verſchwiegen blieb dem Humboldt dort,
Aus ſeinem Buche ſchaurig wiederhallt,
Es ward berichtet ihm an anderm Ort.

Sie haben ſie getrennt von ihren Kindern!
Sie konnten, Hoffnung fürder noch zu hegen,
Sie konnten nicht zu ſterben ſie verhindern.

Und, wie verzweifelnd die Indianer pflegen:
Sie war nicht, ſeit der letzten Hoffnung Stunde,
Daß Nahrung ein ſie nehme, zu bewegen.

So ließ ſie ſich verhungern! Dieſe Kunde
Zu der Guahiba und der Chriſtin Bildnis
Erzählet jener Stein mit ſtummem Munde
Am Atabapos-Ufer in der Wildnis.

Anmerkungen.

1) Hauptſtrom von Venezuela, Südamerika, bei Angoſtura 500 Meter breit, mündet in den Atlant. Ocean; eine ſich bei Esmeralda bildende 300 Meter breite Abzweigung' Caſiquiare genannt, ſtrömt zum Rio Negro, einem der großen Zuflüſſe des Amazonenſtromes. 2) Der Amazonenſtrom iſt der drittlängſte, aber waſſerreichſte Strom der Erde; hier iſt eigentlich der bei 1) erwähnte Rio Negro gemeint. 3) Größte ſüdamerikaniſche Katze, auch Onze, Unze, ſüdamerikaniſcher Tiger genannt. 4) Von den eigentlichen Krokodilen findet ſich nur eine Art in dieſen Gebieten, häufiger ſind die Kaimans. 5) Heftig ſtechende Arten der Stech- und der Kriebelmücken. 6) Das Kreuz. 7) Siehe Humboldt. 8) Atabapas, ein Fluß in Südamerika. 9) Zur Zeit von Humboldt's und Bonpland's Reiſe eine kleine Feſte am Rio Negro, 3 Breitengrade vom Gleicher entfernt. 10) San Fernando de Atabapo, Hauptort des Territoriums Alto Orinoco, Bundesſtaat Venezuela, am Einfluß des Guaviare in den Orinoco, in der damaligen Zeit Hauptſitz der Miſſion des Franziskanerordens. 11) Ein Indianerſtamm.

Die drei Indianer.

Von Nikolaus Lenau (1802—50).

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieſeneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit ſeiner Blitze Flammenruten
Peitſcht er ſchneller die beſchäumten Fluten,
Daß ſie ſtürzen mit empörtem Grimme.
Indianer ſteh'n am lauten Strande,
Lauſchen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgeſtöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend ſeine Jahre,
Die zwei andern ſeine ſtarken Söhne.
Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und ſein Blick ſich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel ſchwärzen,
Und ſein Aug' verſendet wild're Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er ſpricht aus tiefempörtem Herzen:
„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf ſie fuhren,
Die einſt, Bettler, unſern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienſtbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felſenriffe,
Das ſie nicht hat in den Grund geſchmettert!
Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile
Treffen unſ're Küſte mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelaſſen,
Als im Herzen tötlich-bitt'res Haſſen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen ſterben!"
Alſo ſprach der Alte, und ſie ſchneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
D'rauf ſie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen ſie weithin die Ruder,
Armverſchlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu ſingen.
Laut ununterbroch'ne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven ſturmesmunter;
Und die Männer kommen feſtentſchloſſen
Singend ſchon dem Falle zugeſchoſſen,
Stürzend jetzt den Katarakt hinunter.

Die heutigen Indianer.

Wir brauſen über die dürren Matten
Der öden Steppen, — da huſchen im Schatten
Geſtalten vorüber mit braunen Geſichtern
Und Augen darin gleich verglimmenden Lichtern.
Es ſind Indianer mit ihren Weibern,
Mit zerlumpt phantaſtiſch umhüllten Leibern.
Als Herren einſt zogen ſie ſtolz umher
Durchs Land und jagten Büffel und Bär,
Und ſtürmten mit wildem Kampfgeſchrei
Auf die weißen Eindringlinge herbei,
Die den Roten die Herrſchaft wollten entreißen.
Manch blutiges Ringen gab's mit den Weißen,
Bis dieſe das Land auf eiſernen Schienen
Durchbrauſten und zwangen die Roten zu dienen.
Jetzt ſind ſie, wie Bäume im Winter, entlaubt,
Keine wallenden Federn mehr ſchmücken ihr Haupt.
Wohl zuckt noch im Auge der alte Groll,
Doch weiß er nicht mehr, wo er einſchlagen ſoll.

(Friedrich Bodenſtedt, „Vom Atlantiſchen zum Stillen Ocean.")

Reiſe durch **Braſilien** von Pernambuco bis Bahia.

Es war an einem Junimorgen, als ich zum erſten Male bei herrlichem Wetter die braſilianiſche Küſte in der Höhe von Pernambuco in Sicht bekam. So ruhig die See auch war, ſchwankte doch unſer Schiff bedeutend, als wir uns dem Lande näherten und ziemlich weit vor dem Hafen draußen Anker warfen. Oft hoben die Wogen der ſtürmiſchen Brandung den großen Dampfer, auf welchem ich mich befand, ſo hoch empor, daß es den vielen kleinen Schiffen, welche uns ſofort nach unſerer Ankunft umſchwärmten, ſchwer wurde, an der Seite desſelben anzulegen. Es gehörte eine eigene Geſchicklichkeit dazu, von den Booten zu uns und umgekehrt von dem Dampfer in die Ruderboote zu gelangen. Zu meiner beſonderen Erbauung erzählte mir einer unſerer Schiffsoffiziere auch, daß es bei der Landung in Pernambuco, welche in jedem Wetter gleich gefährlich ſei, ſelten ohne einen Arm- oder Beinbruch abginge. Man hat auf verſchiedene Weiſe den ſtürmiſchen Charakter dieſes Ankerplatzes zu erklären verſucht, ohne jedoch allen Meinungen damit Genüge zu thun. Es ſteht feſt, daß viele Tauſende ſich dadurch abhalten laſſen, hier an das Land zu gehen, da ſogar die Gefahr beſteht, daß ihre Rückkehr auf den Dampfer zeitweiſe unmöglich iſt, und ihre Weiterreiſe dadurch mit demſelben in Frage geſtellt wird. Dennoch rühmt man, dieſe Schattenſeite abgerechnet, dem Hafen von Pernambuco eine ſehr günſtige geographiſche Lage nach, und in der That verſäumen es wenige Schiffe, bei dieſem wichtigen Handelsplatze anzulegen. Der eigentliche Hafen wird durch ein Riff gebildet, welches ſich als ſchmaler Felſendamm in einer langen geraden Linie, wie ein natürlicher Wellenbrecher, längs der Küſte fortzieht und die Lagune von Pernambuco von der See trennt. Nur zwei Durchgänge dienen zur Einfahrt der Seeſchiffe in das ſtillere Fahrwaſſer der Lagune. Schiffe, welche einen bedeutenderen Tiefgang haben, müſſen ſtets auf der Außenrhede liegen bleiben. Auch uns ging es ſo. Obgleich wir anſehnliche Maſſen von Gütern auszuſchiffen und einzunehmen hatten, auch viele Paſſagiere von Europa hier das Ziel ihrer Reiſe fanden, mußten wir uns doch darein fügen, das gelobte Land fürs erſte noch auf etwa ein paar engliſche Meilen Entfernung zu begrüßen. Unter den eben geſchilderten Umſtänden hätte ich vielleicht Verzicht darauf geleiſtet, meiner Gewohnheit nach auf jedem Ankerplatz ans Land zu gehen, wenn nicht die Schilderungen einiger Franzoſen meine Neugier rege gemacht und prächtige Ananas, Mangas und andere Früchte, welche von Negern mittlerweile zum Verkaufe an Bord gebracht waren, in mir die Luſt zum Beſuche der Gärten von Pernambuco erweckt hätten. Ich ſah mich daher unter den eigentümlichen uns umſchwärmenden Jangadas [Booten] nach einem nicht zu halsbrecheriſchen Boote um und turnte dann mit einigen Gefährten vom Decke unſeres Dampfers in das ſchwankende Fahrzeug hinab. Der Preis, welchen die ſchwarzen Bootführer für die kurze Ueberfahrt forderten, war zwar nichts weniger als beſcheiden und hätte hingereicht, um hier in Deutſchland eine Reiſe von Frankfurt nach Kaſſel zu machen, aber der Wettbewerb unter den Schiffern war nicht groß, und die Einſchiffung war fürs erſte ohne unglücklichen Zwiſchenfall abgelaufen.

So weit es ſich in der Geſchwindigkeit thun ließ — denn wir mußten noch am gleichen Tage an Bord des Dampfers zurückkehren, — durcheilten wir die engen und unregelmäßigen Straßen Recife's, indem wir nach allen Seiten die intereſſanteſten Gebäude ausſpähten. Eigentümlich iſt die Lage der Stadt, welche aus drei durch Brücken verbundenen Teilen beſteht. Am bedeutendſten unter dieſen Stadtteilen iſt das auf einer Inſel gelegene San Antonio, deſſen ſchöne Hauptſtraße, die Rua imperial, in einer Längenausdehnung von einer engliſchen Meile [1,6 Km] eine Menge der prächtigſten Häuſer aufzuweiſen hat. Das Treiben auf den Straßen iſt ein ungemein reges und läßt den Fremden ſofort erkennen, daß er ſich in einer Haupthandelsſtadt befindet. In der That iſt Pernambuco die drittgrößte Stadt des Kaiſerreiches. Hier iſt es, wo der eigentliche Markt des braſilianiſchen Zuckers und der Baumwolle ſich befindet, mit deren Verladung täglich tauſende von Negern beſchäftigt ſind.

Die Fülle der neuen Eindrücke, welche auf mich einſtürmten, war bei dieſem erſten Spaziergang durch eine braſilianiſche Stadt ſo groß, daß es mir ſchwer fallen würde, wenn ich ſie alle hier wiedergeben wollte. Weiße ſah man ſelten in den Straßen. Meiſt waren es Neger und Mulatten, welche laſttragend, nur notdürftig bekleidet, bei ſengender Sonnenglut die unreinlichen, ſchlecht gepflaſterten Straßen durcheilten. Viele der fremdartigen Geſtalten machten auf mich und meine Begleiter einen ſo komiſchen Eindruck, daß wir uns des Lachens nicht enthalten konnten, und einer meiner Gefährten, welcher ein trefflicher Zeichner war, nicht fertig wurde, einzelne der wunderlichſten Straßenfiguren mit wenigen Strichen in ſeinem Zeichenbuche zu verewigen. Wir waren etwa 1½ Stunden mit Nichtachtung einer wahren Treibhaustemperatur herumgeſchlendert, als einer nach dem andern von uns lebhaft eine Erfriſchung herbeiwünſchte. Bei dieſer Gelegenheit fielen uns die gerühmten Ananas von Pernambuco ein, und mit Zuhilfenahme aller bis zur Stunde gelernten portugieſiſchen Redensarten zogen wir bei einem vorübereilenden Neger Erkundigung ein, wo wir unſere leiblichen Bedürfniſſe befriedigen könnten. Anfangs hielt es ſchwer, ſich mit dem ſchwarzen Menſchenbruder zu verſtändigen, aber als wir zu dreien die Lücken unſeres portugieſiſchen Wortvorrats durch nicht mißzuverſtehende Gebärden erſetzten, grinste der Angeredete und zeigte uns bereitwilligſt ein nahe gelegenes Hotel. Europäiſchen Anforderungen an ein Gaſthaus vermochte die Spelunke, in welche wir geraten, nun gerade nicht zu genügen. Scharen von Fliegen ſummten durch das von Schmutz ſtarrende Zimmer, und ein Mulatte in Pantoffeln und Hemdärmeln frug ſchläfrig nach unſerm Begehr. Die Luſt zum Eſſen war uns vergangen, als wir beim Eintritt in die inneren Räume des ſogenannten Hotels die ſchwarzbraune Köchin in dem Heiligtum der Küche hatten ſchalten und walten ſehen. Wir gedachten daher unſern Appetit fürs erſte mit Früchten zu ſtillen, und zum Glück konnte dieſem Verlangen entſprochen werden. Einige herrlich duftende Ananas, wie ſie unter dem Namen Abacaxi vornehmlich in den Gärten Pernambucos gezogen werden, und etwas Portwein ließen uns vergeſſen, daß wir eigentlich nach einer derberen Mahlzeit Sehnſucht getragen.

Wie in allen ſüdamerikaniſchen Handelsplätzen iſt das deutſche Element unter den Kaufleuten verhältnismäßig ziemlich zahlreich vertreten. Die Zeit war aber zu kurz, um mit dem einen oder andern Landsmanne Bekanntſchaft anzuknüpfen, und ein Kanonenſchuß vom Hafen aus mahnte nur allzubald, den Rückzug nach dem Schiffe anzutreten. Die beſtellten Bootführer warteten glücklicherweiſe unſer ſchon, als wir den Hafen erreicht, und günſtiger, als wir gedacht, ging die Ueberfahrt von ſtatten. Das Meer auf der Außenrhede ſelbſt war ſo ſtill und friedlich, daß ſich kaum die Wellen kräuſelten und wir mit minder großen Fährlichkeiten die Schiffstreppe wieder emporklommen, als es in andern Häfen oftmals der Fall war.

Noch ehe die Sonne mit ihren letzten Strahlen die fliehenden Ufer vergoldete, eilte unſer Dampfer weiter dem Süden zu. Von der Seereiſe von Pernambuco bis Bahia iſt nicht viel zu erzählen. Schon wenige Tage nach dem Aufenthalte an erſterem Orte lief unſer Dampfer in die prachtvolle Allerheiligen-Bai der alten braſilianiſchen Reichshauptſtadt ein und eine ſo glänzende neue Welt zog beim Dahingleiten des Schiffes an dem mit tropiſchen Gewächſen beſtandenen und mit Landhäuſern geſchmückten Ufer meinen Blicken vorüber, daß ich gewünſcht hätte, meine Sehwerkzeuge verzehnfachen zu können. Wohl waren mir früher ſchon Palmen begegnet, nie aber glaubte ich ſo anmutig dieſe zierlichſten aller Pflanzengattungen aus dem glänzenden Grün einer herrlichen Vegetation hervorragen geſehen zu haben, wie hier. Mit jeder Wendung des Dampfers entrollte ſich ein glänzenderes Panorama vor unſeren Augen, bis endlich ſtolz an dem bergigen Ufer emporſteigend die mächtige Handelsſtadt mit ihren blendend weißen Gebäuden vor uns lag. Bahia liegt unendlich maleriſch an den Hängen des ziemlich ſteil anſteigenden Ufers hingeſtreckt, und die heiteren hellen Farben ſeiner Häuſermaſſen, das ſaftige Grün der dazwiſchen hervortauchenden Pflanzenwelt und der wunderbar leuchtende Himmel geben dem ganzen Bilde ein lachendes und glänzendes Anſehen.

Das Landen konnte hier ohne jede Fährlichkeit geſchehen, und ſobald wir daher Anker geworfen, ließ ich mich von einem der in zahlreicher Menge harrenden Bootsführer an das kaum ein paar hundert Schritte entfernte Ufer hinüberrudern. Der Quai war ungleich belebter als in Pernambuco, und mit dem Bewußtſein, nun alle Muße zur Betrachtung von Land und Leuten zu haben, ließ ich meine Augen verwundert durch die Menge ſchweifen. Europäer, welche unbeirrt durch die drückende Hitze in ziemlich modiſcher Kleidung ihren Geſchäften nachgingen, Neger, welche laſttragend in luftigem Koſtüm ſich einen Weg durch das Gedränge bahnten, ausländiſche Seeleute, welche ſich nach langer Fahrt zur Erholung auf dem Lande herumtummelten, und hauſierende Negerinnen belebten allenthalben die Straßen. Ich ſuchte mich zunächſt über die Stadt und ihre Lage ſelbſt zu orientieren. Sie zerfällt in einen oberen und unteren Teil, der untere zieht ſich am Meeresufer entlang, der obere krönt die mit der See parallel laufende Hügelkette. In der untern Stadt fällt das Auge auf die Baulichkeiten des Marinearſenals und auf eine alte architektoniſch geſchmückte Kirche; in der oberen Stadt feſſelt der Theaterplatz die Aufmerkſamkeit. Im allgemeinen entſpricht das Innere Bahias nicht dem hübſchen Aeußern, und die ſteilen, unregelmäßigen, ſchlecht gepflaſterten Straßen, die vielen vernachläßigten Gebäude machen einen ſehr verwahrlosten Eindruck. Die untere Stadt iſt das eigentliche Geſchäftsviertel; hier geben Handel und Gewerbe Leben. Die Kaufleute haben da ihre Schreibſtuben und Warenlager; das Hafenamt, das Zollhaus (Alfandega), die Werften, die Börſe und die meiſten Verkaufslokale finden ſich hier vereinigt, und von früh bis abends, mit Ausnahme nur der heißeſten Mittagsſtunden, wogt in Folge deſſen ringsum ein reges Leben. Weniger geräuſchvoll empfängt uns die obere Stadt, zu welcher man nur auf ſehr ſteilen Wegen emporſteigt; je höher man gelangt, um ſo einſamer wird der Weg, und ſo gering iſt hie und da der Verkehr, daß üppiges Gras die Straße zu beiden Seiten deckt. Wenn man überhaupt gegen das Gehen in Braſilien zu einer leicht erklärlichen Abneigung gelangt, ſo iſt dies in Bahia doppelt der Fall. Wer nicht Gelegenheit zum

Reiten oder Fahren hat, benutzt einen der hier gebräuchlichen Tragſtühle, in welchen man von ein paar Negern in ſchaukelnder Bewegung durch die Straßen befördert wird. Dieſe Stühle haben einige Aehnlichkeit mit der veralteten Einrichtung unſerer Sänften, nur mit dem Unterſchiede, daß der Inſaße ſeitwärts ſitzt und ſtatt der Wände nur ein bunter Vorhang ihn umſchließt. Auch iſt nur eine Tragſtange vorhanden, an welcher der Stuhl herniederhängt. In früheren Zeiten wurde mit den Cadeiras, ſo heißen dieſe Tragſtühle, viel Luxus getrieben. Heutzutage ſind ſie etwas in Abnahme gekommen, aber immerhin bilden ſie mit ihren bunten goldgeſchmückten Decken und flitterhaft ausgeſtatteten Vorhängen, bedient von zwei ſonderbar gekleideten Schwarzen, eine beſondere Eigentümlichkeit Bahia's.

Die Wagen, welche ebenfalls zur Perſonenbeförderung im Gebrauche ſind, findet man meiſt mit vier Pferden oder Maultieren beſpannt. Sie werden von den Kutſchern mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit die ſteilſten Hänge in ſchärfſter Gangart hinabgeführt.

Weniger aus Trägheit, als mit der Abſicht, die Vorrichtung näher kennen zu lernen, ließ ich mich in einem der bunten Tragſeſſel in die obere Stadt führen. Sehr bald wurde mir die ſchwankende Bewegung aber läſtig und unangenehm und ich ließ die Träger auf halbem Wege ſchon Halt machen, um meine Straße, deren Endziel der Paſſeio publico ſein ſollte, zu Fuß fortzuſetzen. Dieſer öffentliche Spaziergang bietet die wundervollſte Ausſicht auf die prachtvolle Allerheiligen-Bai mit ihren üppig grünenden Ufern, der freundlichen Inſel Itaparica und die bunt bewimpelten Schiffe ſo vieler Nationen, von der kleinſten Barke bis zur ſtattlichen Fregatte. Nächſt der entzückenden Ausſicht über die Stadt, den Hafen und das weite Meer, welche in ihrem Geſamteindruck wahrhaft großartig genannt zu werden verdient, bietet der Garten ſelbſt ein reiches Bild ſüdlicher Pflanzenpracht. Unmittelbar beim Eintritt empfing mich das Schattendach rieſiger Jacca-Bäume, die einen dichtbelaubten Hain bilden und dem Auge ſo wohlthuend die ſengenden Strahlen der Sonne abwehren. Einladend winkten hier auch Ruheplätze, und ihre Lockung war nicht vergebens. Dicht neben einem kleinen Brunnen ſetzte ich mich nieder und weidete meine Blicke an den für mich ſo neuen und feſſelnden Eindrücken. Unweit dieſer Ruheſtelle ſah man am Rande des Gartens hinab in eine Schlucht, in welcher, gleichſam als Gegenſatz zu der im Garten ſelbſt waltenden Ordnung, tauſende von Pflanzen, Sträuchern und Bäumen aller Art ſich auf- und durcheinander im bunteſten Gewirre drängten. Mein Auge ward nicht müde, in das blühende grünende Pflanzenmeer hinabzuſchauen. Nur eins ſtörte den reinen ungetrübten Genuß all dieſer Herrlichkeit; es war die drückende ſchwüle Luft, die über ſolchem Eden lag, die erſtickende Hitze, welche die Genußfähigkeit ſelbſt beſchränkte. Lange verweilte ich in dem ſchönen und doch ſo einſamen Garten. Dann trat ich langſam den Rückweg an, der mich über grasbewachſene Flächen, an Kirchen und Verkaufsplätzen vorüber wieder abwärts führte. Die etwas eleganteren Häuſer ſah ich häufig mit bunten Fließen bedeckt, von lebhaften Farben, wie denn überall ſich die Vorliebe für grelle bunte Farben in Braſilien kund giebt. Vor einem Hauſe bemerkte ich ein ſonderbares Fuhrwerk; es war ein phantaſtiſch bemalter vergoldeter Wagen, mit Federbüſchen an den Ecken geſchmückt und mit vier Pferden beſpannt, die gleichfalls mit Federbüſchen und bunten Decken geziert waren. Hoch auf dem Bocke thronte als Kutſcher ein Neger mit einem Dreimaſter auf dem Wollhaupte, mit weißer Kravatte und einer märchenhaften Livree bekleidet. Noch ehe mein Erſtaunen über dieſe eigentümliche Erſcheinung ſich erſchöpft hatte, donnerte das ſonderbare Fuhrwerk in ſauſendem Galopp die Straße entlang, und mit nicht geringer Verwunderung vernahm ich auf meine Frage, daß auf dieſe Weiſe man die Toten, denn eine Leiche war des Wagens Inſaße, zur letzten Ruheſtätte geleitet. Nur Neger und Negerinnen mit und ohne Kinder trieben ſich lärmend und mit entſetzlicher Zungenfertigkeit ſchnatternd, in mancherlei Hantierungen, oder auch einem ſüßen Nichtsthun hingegeben, auf Plätzen und Straßen umher. Eine für den Geruchsſinn nicht gerade angenehme Wahrnehmung, an die ſich der Fremdling bei ſeinem Aufenthalt in Braſilien allenthalben zu gewöhnen hat, drängte ſich mir hier zum erſten Male bei meiner Wanderung durch die Straßen Bahia's auf. Aus jedem der offenſtehenden Räume der Häuſer drang eine Art Modergeruch, der, wie ich ſpäter Gelegenheit fand zu erfahren, ſich in jedem Gelaß oder verſchloſſenen Möbel ſelbſt erzeugt und von dem Niederſchlag der Luft, die an Feuchtigkeit ſo reichhaltig iſt, herrührt. Kleider und Geräte aller Art nehmen allmälig dieſen eigentümlichen Geruch an, der ſich kaum durch häufiges Lüften derſelben etwas verringern läßt. Dieſem Uebelſtand leiſtet überdies noch die Unreinlichkeit Vorſchub, der man in Braſilien leider allenthalben begegnet. Iſt an und für ſich ſchon die Reinlichkeit keine Tugend des portugieſiſchen, beziehungsweiſe braſilianiſchen Volksſtammes, ſo trägt die Negerbevölkerung noch weſentlich dazu bei, die Gleichgiltigkeit gegen Schmutz und Unſauberkeit zu ſteigern. Man muß erſt längere Zeit in Braſilien zugebracht haben, um den Abſcheu und Ekel vor dieſer äußerlich ſelbſt ſo ſchmutzig erſcheinenden Menſchenraſſe etwas zu verlieren. Gleich bei dem erſten Ausgange fiel mir auf einer der belebteſten Straßen ein Gegenſtand in die Augen, welchen ich beim Nähertreten als den toten Körper eines Eſels erkannte. Als ich verwundert ſtehen blieb und ſpähend um mich ſchaute, ob niemand zugegen ſei, der ſich gleich mir von dem Anblick angewidert fühlte, bemerkte ich kaum hundert Schritte von mir entfernt, an einer Gartenmauer ſitzend, eine ganze Reihe Obſt verkaufender Negerinnen. Meine Aufmerkſamkeit wurde dadurch von dem Tierkörper abgelenkt, und ich heftete mit großem Intereſſe meine Blicke auf die Verſammlung abſtoßend häßlicher Schwarzen. Meiſt waren es alte abgelebte Negerinnen, deren ſchwarze Lederhaut in tauſend Runzeln über ein menſchliches Skelett nur loſe übergeſtülpt zu ſein ſchien. Die blendend weißen Zähne, der widerlich ſtechende Blick der Augen und die tieriſchen Gebärden der in lebhaftem Geſpräch begriffenen Weiber gaben der Gruppe etwas ungemein Abſtoßendes. Höchſtens vermochte die nicht unmaleriſche Tracht den Geſtalten etwas Anziehendes vom künſtleriſchen Standpunkt aus zu verleihen. Ein grellfarbiger geblümter Kattunrock ſchlotterte um die Hüften der Schönen, ein weißes Hemd ohne Aermel deckte nachläßig den Oberkörper, über die Schultern hing ein buntgewirkter Shawl und ein mächtiger Turban in bunten Farben ſchützte das Haupt vor den ſengenden Strahlen der Sonne. Jede der Negerinnen hatte einen muldenartigen Korb vor ſich ſtehen, in dem ſich vielerlei der gerühmten Früchte Bahia's zum Kauf ausgeboten fanden. Die Verkäuferinnen ſelbſt aber waren ſo wenig appetitlich, daß ich mich nicht dazu entſchließen konnte, aus ihren Händen Bananen und Orangen zu nehmen, wie ich dies ſpäter ohne alle Scheu zu thun allmälich lernte. Auffallend war mir der geringe Unterſchied in der Geſichtsbildung der Neger und der Negerinnen, welche ich in Bahia ſo vielfach zu beobachten Gelegenheit fand. Umfang und Alter ſchienen die einzigen Unterſcheidungszeichen zwiſchen ihnen zu ſein. Körperlich iſt die Negerraſſe meiſt ſehr kräftig entwickelt und ſchön gebaut. An die niedrigere Stufe, welche die Neger im Gegenſatze zu den Weißen einnehmen, erinnert nur der untere auffallend ſtark hervorſpringende Teil des Geſichtes, die langen Arme und Beine und das Fehlen der Waden. Die Männer, welche ich auf einem weiteren Spaziergange ſah, waren einfacher und weniger bunt als die Frauen gekleidet. Sie trugen in der Regel nur ein paar weite weiße Hoſen und ein offenes weißes Hemd, auf dem Kopfe einen kübelartigen zerriſſenen Strohhut. Einzelne der ſchwarzen Geſellen waren mit Bruchſtücken europäiſcher Kleidung angethan, was ſich durch die Art der Zuſammenſtellung unendlich komiſch ausnahm. Eines der liebſten Beſtandteile europäiſcher Kleidung für den Neger iſt der Cylinderhut. In Beſitz eines ſolchen ſuchen ſich die Schwarzen deshalb gerne zu ſetzen, ohne ſich ſonſt um die Uebereinſtimmung mit ihrer übrigen Bekleidung zu kümmern, ſo daß der Gegenſatz des hohen Hutes mit den unbeſchuhten nackten Füßen den Fremdling unwillkürlich zum Lachen reizt.

Das mehrſtündige Durchwandern von Straßen und Plätzen hatte mittlerweile den Wunſch nach einer kleinen Erfriſchung in mir wach gerufen; ich eilte hinab, ein Hotel ausfindig zu machen. Lange brauchte ich darnach nicht zu ſuchen; denn nach wenigen Schritten ſchon bemerkte ich verſchiedene durch ihr Ausſehen ſich kennzeichnende Landsleute, welche mit Schirmen zum Schutze gegen die Sonne bewaffnet, augenſcheinlich in gleicher Abſicht vor einer Thüre Halt gemacht, die ich als Eingang zu dem mir früher bereits empfohlenen Gaſthof des Herrn Mühling aus Aachen erkannte. Im erſten Stock des Hauſes fand ich eine Reſtauration, die ganz nach europäiſcher Art eingerichtet, wenig zu wünſchen übrig ließ, und die mich in die Geſellſchaft einer Menge von Landsleuten führte. Das reichliche und gute Mahl verfloß unter dem anregendſten Geplauder, wobei ich viel des Wiſſenswerten von den bereits länger in Bahia anweſenden Kaufleuten erfuhr. Die Zahl der hier weilenden Fremden ſoll einige Tauſend betragen; ſehr ſtark ſind die Farbigen im Gegenſatz zu den Weißen vertreten. Mehr als zwei Drittel der Bevölkerung beſteht aus Meſtizen und Negern, deren Uebergewicht noch größer zu ſein ſcheint, wenn man ihre Anzahl nur nach den auf der Straße verkehrenden Perſonen abſchätzt. Viel wurde von dem ungeſunden Klima Bahia's erzählt, woſelbſt häufiger als an andern Orten Braſiliens das ſo gefürchtete Gelbe Fieber herrſcht. Iſt für die einheimiſche Bevölkerung das Klima Bahia's ſchon wenig zuträglich, ſo vermag ihm die Natur der Europäer noch geringeren Widerſtand zu leiſten, und jeder betrachtet es als ſelbſtverſtändlich, nur für den Zeitraum weniger Jahre ſich hier aufzuhalten. Man erzählte mir, daß ſpäteſtens nach ſechs Jahren die Mitglieder eines hier errichteten Handlungshauſes nach Europa heimkehren, um durch andere Teilnehmer des Geſchäftes aus der Heimat erſetzt zu werden. Der hier lebende deutſche Arzt hatte gerade auch während meiner Anweſenheit ſeine Familie nach Europa geſchickt, um ſie eine Luftveränderung genießen zu laſſen.

Als wir unſer Mahl beendet hatten, warf ich einen Blick aus den Fenſtern des geräumigen Speiſeſaals, und war erfreut über die prächtige Ausſicht, welche man hier genoß. Dicht bei dem Zollhaus gelegen, ließ ſich der rege Verkehr beſſer als an irgend einer andern Stelle beobachten, und namentlich den laſttragenden Negern ward man nicht müde zuzuſehen. Es iſt eine ganz beſondere Race, der dieſe athletiſchen ſchwarzen Afrikaner entſtammen. Sie ſind bekannt unter dem Namen Minasneger, und wurden zur Zeit der Sklaveneinfuhr an der Küſte von Benin in Ober-Guinea eingefangen. Ihnen bekommt das Klima darum wohl auch beſſer, als andern, da es viele Aehnlichkeit mit dem ihres Heimatlandes an den Ufern des Niger hat. Eigentümlich iſt das Verfahren, mit welchem ſie die oft viele Zentner ſchweren Laſten tragen. In der Mitte einer langen Stange wird an Stricken ſchwebend Ballen, Kiſte oder Faß befeſtigt, und indem vier bis acht Neger, je nach der Schwere des Gegenſtandes, die Stange, manchmal auch die zwei Stangen, auf ihre Schultern nehmen, bewegen ſie ſich nach einem in eigentümlichem Rhythmus ausgeſtoßenen Geſchrei in ziemlich raſchem Tempo durch die Straßen. Es ſind keine geringen Laſten, welche auf ſolche Weiſe getragen werden; Kiſten, an welchen in Deutſchland vier Träger ſchleppen würden, ſah ich von einer dieſer herkuliſchen Geſtalten gleichſam ſpielend auf die Schulter gehoben und ein Piano von zwei Negern nur auf die oben erwähnte Weiſe mit Leichtigkeit transportiert. — Man rühmt die Arbeitskraft und Geſchicklichkeit der Minasneger wohl allgemein, verwendet ſie aber lieber zur Arbeit im Freien als im Hauſe, da ihre Stärke und Wildheit nicht mit Unrecht gefürchtet wird. In früheren Jahren ſoll es wiederholt zu höchſt bedenklichen Auftritten zwiſchen der ſchwarzen und weißen Bevölkerung in Bahia gekommen ſein, welche nur mit Aufwand aller Kräfte von den Weißen unterdrückt wurden.

Schilderung des Mangleſumpfes auf der Bahia, gegenüberliegenden Inſel Itaparica:

Weiter im Innern der Inſel gelangten wir zu einer höchſt merkwürdigen Gegend, wie ich ſie ähnlich kaum ſonſt wo in Braſilien gefunden, und welche ſeiner Zeit auch dem Erzherzog Maximilian [1832—1867] Rufe der Bewunderung und des Staunens entlockte. Letzterer beſchreibt dies Wunder der Natur in folgender Weiſe: „Die gewöhnliche Pflanzenwelt machte Halt und dehnte ſich in einem weiten Kreiſe zur Linken ins Innere der Inſel, während eine neue Pflanzenmenge hier herrſchte. Dicht gedrängt, halb tanzend, halb ſchwebend, halb wie Storch und Reiher auf ſpindeldürren Beinen in ſinnender Ruhe, halb wie eine Fata Morgana durch Zauber in der Luft erhalten, ſtand die neue Baumwelt da, — breitete ſie ſich über eine weite Fläche feinen, feſten, glänzendweißen Sandes, den die See, wenn ſie hoch flutet, mit ihrem naſſen Schaum überdeckt, ebnet und glättet. Wir ſtanden vor einem Mangleſumpfe, einer jener Brackwaſſerpartien, wo das vom Lande ablaufende Süßwaſſer ſich mit der äußerſten Linie der Flut verbindet, wo manchmal der ganze Sumpf in Waſſer ſteht, manchmal aber der Sand offen zu Tage liegt und das Waſſer nur in einzelnen Tümpeln und in ſeinen Fugen zurückbleibt. An dieſen Rändern, zwiſchen der friſchen, vom ſüßen Waſſer gelabten Waldvegetation und dem ſalzigen Reiche der brandenden See, regiert ausſchließlich jene Manglepflanzenwelt, jener kaum zu durchdringende Wald der Fluten. Der Manglewald, der hier das breite Brakwaſſerbecken überzog, war noch ſehr jung und beſtand mehr aus Sträuchern, wie aus Bäumen. Solch eine Manglewirtſchaft iſt für ein Auge, dem die Phantaſie durchs Fenſter ſchaut, höchſt ergötzlich. Dies verworrene Durcheinanderwachſen der Aeſte und Wurzeln, dieſe Angſt der hoch erhobenen Stämme, ſich im feuchten Schlamme zu beſchmutzen, dieſes märchenhafte Durcheinanderkriechen, dieſe feuchten inneren Waldbilder mit ihren geheimnisvoll lauſchigen Winkeln, dieſes Leben in verſchiedenen Stockwerken vom ſumpfigen krabbenbewohnten Keller, von dem wie auf venezianiſchem Pfahlroſt ruhenden Parterre bis in die grüne Pracht der obern Stockwerke, wo die luſtigen Paſſerinen und der kluge Eisvogel ihr freies ſonnenbeſchienenes Daſein führen; wie werde ich das alles Europäern erklären? Denkt euch ein Erlengehölze unſerer deutſchen Auen, das bei uns beſcheiden in Dammerde, Kies und Flut wurzelt; denkt euch nun dieſe beſcheidenen Gebüſche vom Hochmutsteufel gepackt und in dieſem Rauſche in die Tropen verſetzt. Es überfällt unſere guten Erlen die Angſt, mit ihrem Körper den Schlamm zu berühren, ſie lernen von den Waſſervögeln das Stelzengehen, ſie ziehen ihren Stamm in die Luft und berühren nur mit den äußerſten Enden ihrer Wurzeln den feuchten Boden; um aber nicht das Gleichgewicht zu verlieren, wohl wiſſend, daß Hochmut leicht vor dem Falle kommt, breiten ſie ängſtlich ihre Aeſte aus, ſtützen ſich gegenſeitig und werfen von den Aeſten aus wieder Wurzeln in den feuchten Grund. Wir ſehen alſo einen Erlenhain, der durch Zauberſchlag um einige Schuhe gehoben in der Luft ſchwebt.

Der Manglebaum iſt über die ganze Tropenwelt verbreitet. Ueberall, wo in den Tropen die See das Land küßt, in Amerika und in Indien, auf den tauſenden von Inſeln, wuchert dieſes Pflanzenamphibium und, ihm beigeſellt, gewöhnlich das Fieber mit ſeinem Gifte. Einen Manglehain zu durchdringen, gehört zu den größten Schwierigkeiten, die der Reiſende zu überwinden hat; denn ſchon mitten in der Flut ohne ſicheren Boden müßte er ſein Kunſtſtück beginnen; dieſem grünen Gürtel, der ſich an ſo vielen Küſten hinzieht, iſt es zuzuſchreiben, daß manche Gegend der Wiſſenſchaft bis jetzt unerforſchbar war. Dieſer ſchwebende Wald hat ſeine eigene Tierwelt, die wir hier gleich bei den erſten Schritten in Maſſen vertreten fanden; es ſind dies Krabben von dreierlei Gattungen nach ihren Altersſtufen von den verſchiedenſten Größen, von 27 mm im Durchmeſſer bis zu 158 mm. Die drei Gattungen, die wir hier und auch ſpäter im Verlaufe der Reiſe ſahen, unterſchieden ſich ſcharf und kenntlich durch ihre Farbe; die einen ſind korallenrot glänzend und ſchimmernd, wie das ſchönſte Siegellack, andere kanariengelb und die dritte Art, von der wir die größten Exemplare gefunden haben, himmelblau, an den Gliedern in lila übergehend. Dieſe Tiere ſind die eigentlichen Beherrſcher der Manglewälder, und führen in denſelben das angenehmſte Leben; in tiefen Löchern, unter den Wurzeln wohl geſchützt, nehmen ſie ihre weitläufige kühle Wohnung; an den Wurzeln ſteigen ſie hinan wie auf bequemer Stiege, und ſuchen ſich auf Stamm und Aeſten angenehme Balkone und Terraſſen, von wo ſie in mittäglicher Ruhe in Träume verſunken die Gegend betrachten und ſich der Sonne, des Lichts und des Lebens erfreuen. Naht etwas Außergewöhnliches, ihren Erfahrungen Neues, ſo entſteht eine bemerkbare Aufregung in den Parkanlagen, und in einem anmutigen Seitengalopp rücken die klugen Tiere für die kurze Zeit der Gefahr den Pforten ihrer ſicheren Wohnung zu; dort ſetzen ſie ſich, ich möchte faſt ſagen herausfordernd, an die Thorbank, heben ſich manchmal in die Höhe und warten mit geſpannter Neugierde das Ungeheuerliche ab. Naht der Schrecken, ſo ſind die frommen Hausväter wie der Blitz hinter ihren Thorflügeln verſchwunden und im ſicheren Schoße ihrer Familie geborgen. Mitunter geſchieht es aber, daß einer der älteren Herren infolge zu reichlicher Mahlzeit auf einem der höheren Manglebalkone in ein ehrſames Schläfchen verfällt, und daß der Sohn nicht mehr Zeit hatte, ihn zu wecken, ehe das Rauſchen der nahen Gefahr plötzlich den Schlafenden aufſchreckt. Hilf Himmel! Was iſt zu thun? Der alte Herr ſieht keinen Ausweg, der Seitengalopp iſt nicht mehr am Platze; Stiegen und Stege ſind abgeſchnitten; ſeine ganze Geſellſchaft hat den Park bereits verlaſſen und ſich in die inneren unerreichbaren Gemächer zurückgezogen. Er ſeufzt, daß es weithin ſchmerzlich tönt, reckt ſeine fetten Glieder, faßt einen verzweifelten Entſchluß und ſtürzt ſich kopfüber in die Tiefe. Weithin hört man das Klatſchen, wenn der gemäſtete Bauch auf das Waſſer prallt, aber das Glück beſchützt den Mutigen; wie ein Blitz iſt der Patriarch verſchwunden, und zieht, in kalten Schweiß gebadet, aber gerettet, in den Frieden ſeiner Familie ein. Bald iſt die Gefahr vorüber, und es heben die jungen Herren der Geſellſchaft ſorgſam ihren Kopf aus den Löchern hervor, blicken weit und lange umher, und von neuem zieht man in den fröhlichen Park hinaus.

Iſt das nicht ein ſüßes Daſein? Das Völkchen lebt frei und ungebunden, wie in einer arkadiſchen Republik, hat an den Wurzeln vollauf Auſtern zum Fraße und iſt wirklich ſo geſchickt, ſo raſch, ſo blitzſchnell in ſeinen Löchern verſchwunden, daß wir uns die längſte Zeit in der Hitze umſonſt abmühten, einiger derſelben habhaft zu werden; es gelang und zwar ſpäter mit großer Mühe, aber nicht vollkommen; denn wir bekamen nur leichtſinnige Jugend, kleine Geſellen und nicht von allen Farben; eines fetten dicken Großpapa's konnten wir doch trotz unſerer verzweifelten Anſtrengungen nicht habhaft werden; erſt ſpäter erfuhr ich, daß man dieſe Tiere nicht mit Schrot erlegt. Man ſoll dieſelben auch oft ziemlich weit im Innern des Landes von den Sümpfen entfernt finden. Ihre Farbe iſt überaus glänzend und leuchtet von weitem in ſchreiendem Ton aus dem Grün des Manglegehölzes, das von dieſen Bewohnern wimmelt. Die Raſchheit der Bewegung bei nahender Gefahr iſt um ſo auffallender, da ſie vorher ſtarr und unbeweglich liegen. Ihr Geſchmack iſt vortrefflich, auch werden ſie von den Bewohnern der Gegend häufig verzehrt. Aus eigener Erfahrung kann ich beſtätigen, daß der Genuß der Krabben von wenigen anderen wohlſchmeckenden Gerichten an Güte übertroffen wird. Bei den Manglebäumen, welche in die Region des Salzwaſſers und Süßwaſſers hineinnreichen, kommen in der ſüßen Flut die zahlloſen kleinen Auſtern vor, welche der Krabbe als Nahrung dienen, übrigens auch von den Menſchen recht gerne verſpeiſt werden."

Außer der Inſel Itaparica liegen in der Allerheiligen-Bai noch verſchiedene andere Eilande, unter denen die zauberhaften Küſten von Santa Barbara und Santa Roque beſonders gefielen.

Unter den Vorkommniſſen, welche ſich aus meinem ferneren Aufenthalte in Bahia und den Ausflügen in deſſen Umgebung am meiſten meinem Gedächtniſſe eingeprägt, gehört auch eine Zuckermühle. Die Arbeit der Zuckerbereitung war intereſſant zu ſehen. Das Rohr wird, in Haufen zuſammengeſchüttet, von der Maſchine zermalmt, während von der einen Seite die leere Hülle, zum Schweinefutter beſtimmt, herausfiel, von der andern Seite der dicke Syrup als ein grauer Strom in den Keſſel quoll. Hierauf wurde die dunkle Maſſe erſt fleißig gewaſchen, durch verſchiedene Rinnen im Gebäude hin und her geführt, erhitzt und gekocht, damit das Waſſer verdampfe, um endlich aus der Maſſe eine Art raffinierten Zucker zu erhalten, der aber immer an Schönheit und Reinheit dem in Europa bereiteten weit nachſteht. Die Arbeit, ſoweit ſie von menſchlichen Händen verrichtet werden kann, wurde von einer Schar von Negern aller Altersklaſſen verſehen, über welche einige ältere zuverläßigere Schwarze die Aufſicht führten.

(Oskar Canſtatt, „Braſilien".)

Aus den Briefen und Tagebüchern des Chriſtof Columbus.

[An Raphael Sanchez (Sanxis), den Schatzmeiſter des ſpaniſchen Königspaares.] — Dreiunddreißig Tage nach meiner Abreiſe von Cadix lief ich in das indiſche Meer ein, wo ich viele Inſeln fand, die mit unzähligen Einwohnern bevölkert waren; ich nahm davon Beſitz im Namen unſerer allerglücklichſten Monarchen unter dem Schall der Trometten und lauten Beifallsrufen. Nachdem ich meine Fahne entfaltet hatte, gab ich, ohne den geringſten Widerſtand, der erſten dieſer Inſeln den Namen unſeres göttlichen Erlöſers (San Salvador), deſſen allmächtiger Schutz mich an dieſe Inſeln und die andern gebracht; die Indianer nannten die Inſel Guanahanyn. Ich gab jeder der andern Inſeln einen neuen Namen. Nachdem wir der Inſel, welche ich Joanna genannt hatte, nahe gekommen, fuhr ich eine Weile die Küſte entlang und fand ſie ſo groß, daß ich nirgends eine Grenze fand, und daß ich dachte, das ſei keine Inſel, ſondern eine Provinz des Feſtlandes Cathai [Columbus glaubte ſtets in den Fußſtapfen von Marko Polo zu reiſen und ſuchte darum überall Spuren von China und Japan]; ich ſah indes die ganze Küſte entlang weder Stadt noch Dorf an der Meeresgrenze, ausgenommen kleine Hütten neben angebauten Feldern, konnte auch mit den Eingeborenen nicht reden, weil ſie die Flucht ergriffen, ſobald ſie uns ſahen. Ich näherte mich gleichwohl, da ich überzeugt war, ich müſſe Städte und eine Reſidenz entdecken. Als ich endlich erkannte, daß ich zu weit vorwärts gegangen und daß nichts Neues zu entdecken ſei, und daß wir ſo gegen Norden getrieben werden, während ich dieſe Richtung vermeiden wollte, wegen der Nebel, die hier herrſchen, weil es auch in erſter Linie meine Abſicht war, nach Süden zu ſteuern und die Winde uns nicht günſtig waren, veränderte ich den Kurs. Bei der Rückkehr lief ich in den Hafen ein, den ich bemerkt hatte; ich ſchickte zwei der Unſern an das Land, um zu erforſchen, ob ein König oder eine Stadt zu finden ſei. Drei Tage lang durchſtrichen ſie das Land; ſie fanden unzählige Menſchen; die Leute ſind klein, ſie haben keine Regierung weshalb ſie ſich gerne an uns anſchließen. Während ihrer Abweſenheit erfuhr ich von einigen Indianern, die ich aufgefunden hatte, daß dieſe Provinz ſicherlich eine Inſel ſei; daraufhin wandte ich mich die Küſte entlang nach Oſten und machte 322 Meilen bis zum Ende der Inſel. Von hier aus entdeckte ich eine von Joanna 54 Meilen entfernte Inſel, welche ich Hiſpanna nannte. Die Inſel Joanna und die andern Inſeln ſind gleich fruchtbar; die erſte iſt von ſehr weiten, ſichern Häfen umgeben, die alles übertreffen, was ich bisher geſehen. Sie iſt von großen Flüſſen durchſtrömt, deren Waſſer ſehr geſund iſt, und hat ſehr hohe Berge. Alle die Inſeln ſind ſehr ſchön und bieten den wechſelvollſten Anblick; ſie ſind leicht bebaubar und voll Bäumen der verſchiedenſten Art von wunderbarer Höhe; ich glaube, ſie behalten ihre Blätter zu allen Jahreszeiten; denn ich fand ſie ſo friſch und glänzend, als in Spanien im Monat Mai. Von dieſen Bäumen ſind die einen mit Blumen bekränzt, die andern mit Früchten beladen, die dritten in einem Zwiſchenzuſtand; ſie boten den Augen die größte Schönheit, beſonders auch durch den wunderbaren Wechſel der Arten. Die Nachtigall und tauſenderlei andere Vögel laſſen im Monat November ihren Geſang aus den Zweigen erſchallen. Auf der genannten Inſel Joanna giebt es auch 7 bis 8 Arten Palmen, die durch Schönheit und Höhe alle die unſrigen weit überragen; ſo iſt es auch mit den andern Bäumen, Gräſern und Früchten. Man ſieht prachtvolle Fichten, Felder und Wieſen in größter Ausdehnung, die größte Mannigfaltigkeit von Vögeln, verſchiedene Arten Honig, viele Metalle, nur Eiſen findet man nicht. Auf der Inſel, die wir oben Hiſpanna nannten, giebt es ſehr hohe, ſchöne Berge, weit ausgedehnte Felder und Gehölze, ſehr fruchtbare Wieſen, die für Samen aller Art außerordentlich geeignet wären, um zu Weideplätzen umgeſchaffen zu werden. Die Bequemlichkeit und Schönheit der Häfen, die große Menge Flüſſe, welche zur Geſundheit beitragen, übertreffen alles, was ſich denken läßt; nur wer es ſieht, kann ſich einen Begriff davon machen. Die Bäume, Weiden und Früchte ſind von denen der Inſel Joanna wie an Wohlgerüchen, ſo an Gold und anderen Metallen verſchieden. Die Einwohner haben durchaus kein Eiſen irgend einer Art, auch der Waffen ermangeln ſie und wiſſen ſich ihrer nicht zu bedienen, und ſie ſind ihnen überhaupt fremd, nicht weil es ihnen an Körperkraft fehlte; denn ſie ſind ihnen überhaupt fremd, nicht weil es ihnen an Körperkraft fehlte, denn ſie ſind wohlgebaut, aber ſie ſind ſchüchtern und feige. Eine Waffe beſitzen ſie indes doch, die aus einem Rohr beſteht, das in der Sonne getrocknet iſt, in deſſen breitere Oeffnung ſie ein Holz legen, das ſehr hart iſt und deſſen ſcharfe Spitze ſie im Feuer härten. Selbſt dieſer Waffe wagen ſie nicht immer ſich zu bedienen; denn es konnte geſchehen, daß, wenn ich zwei oder drei von meinen Leuten in eine Ortſchaft ſchickte, ſie zu Hunderten wie eine ſcheu gewordene Herde davon rannten, und daß, wenn ſie Spanier erblickten, der Vater ſein Kind ſtehen ließ und dieſes die Eltern. Und doch hatte ich ihnen nie ein Uebel gethan, oder ſie in irgend einer Weiſe beleidigt, im Gegenteil gab ich ihnen, ſobald ich mich ihnen irgendwo verſtändlich machen konnte, was irgend zu meiner Verfügung ſtand, ſei es Tuch oder anderes, ohne dagegen etwas zu verlangen; aber ſie ſind von Natur äußerſt ſcheu und furchtſam. Sie ſind ſehr einfach und zutraulich und geben alles, was ſie haben; keiner verweigert, um was er gebeten wird, ja ſie fordern dazu auf, von ihnen zu verlangen; ſie ſind gegen jedermann geſprächig und geben für die größten Kleinigkeiten Dinge von großem Wert. Ich mußte geradezu verbieten, daß man ihnen gar zu geringe Dinge gebe, wie zerbrochene Teller, abgebrochene Henkelkrüge, Nägel ꝛc., obwohl, wenn ſie ſolche Dinge erhielten, ſie ſich im Beſitz eines Schatzes wähnten. Sie ſind keine Götzendiener und ſind feſt überzeugt, daß alle Gewalt und Macht und alles Gute im Himmel wohne, und daß ich mit meinen Leuten und Schiffen von dort hernieder gekommen ſei; dieſer Glaube war es, warum ſie mich an ihren Herd aufnahmen, und die Furcht vor uns ſchwinden ließen. Sie ſind weder träge noch grob, haben nicht nur Verſtand, ſondern auch Klugheit, und alle, welche mit mir ſind, verwundern ſich, da ſie ſolches in allen Meeren, die ſie durchzogen, noch nie geſehen, die Indianer dagegen ſahen noch nie gekleidete Menſchen, noch Fahrzeuge wie die unſern. Sobald ich dieſe Länder entdeckte, nahm ich auf der erſten Inſel mit Gewalt einige Indianer mit, damit ſie lernen, was wir wiſſen, und wir von ihnen erfahren, was ſie von den Ländern wiſſen, und das gelang ganz nach Wunſch; denn in kurzer Zeit verſtand der eine den andern durch Zeichen, Bewegungen und Worte, was uns ſehr nützlich war. Sie ſind noch bei uns, und obwohl ſie ſchon ſo lange unter uns leben, laſſen ſie nicht vom Glauben, daß ich vom Himmel herniedergeſtiegen ſei, und verkünden das mit lanter Stimme; wohin wir kommen, rufen ſie den Indianern zu: „Kommet, kommet und ſehet die Männer, die von den himmliſchen Regionen gekommen ſind.“ Männer und Frauen, Kinder und Jungfrauen, Jünglinge und Greiſe bedeckten die Wege, beſuchten uns, ſobald die Furcht vor uns erſtickt war. Alle brachten uns zu eſſen, zu trinken, und boten uns mit unglaublicher Freundlichkeit alles Gute.

Jede dieſer Inſeln hat Canoës von ſehr ſchönem, feſtem Holz; ſie ſind zwar eng, gleichen aber doch nach Form und Länge unſern Fuſten; ſie gehen ſchneller als dieſe, und man bedient ſich zu ihrer Lenkung nur der Ruder. Sie haben große, mittlere und kleine; die größten haben 18 Ruderbänke; mittelſt dieſer Boote fahren ſie nach den unzähligen Inſeln, mit denen ſie in Handelsverkehr ſtehen. Ich ſah ein ſolches Canoë mit 70 bis 80 Ruderern. Es giebt auf dieſen Inſeln keinen Unterſchied der Phyſiognomie, der Sitten und Gebräuche; dieſe Indianer verſtehen ſich alle unter einander, was, wie mir ſcheint, ſehr günſtig für die Erfüllung der Wünſche unſerer Allerhöchſten Herrſchaften iſt, ich meine, ſoweit ſie in Bezug ſtehen für die Bekehrung zu unſerem allerheiligſten Glauben an Chriſtum. Soviel ich verſtehen konnte, ſind ſie bereit, ihn anzunehmen.

Die Frauen ſcheinen mehr zu arbeiten als die Männer; in welcher Weiſe ſie Eigentumsbegriffe haben, konnte ich nicht ergründen; denn ich bemerkte, daß, was dem einen gehörte, unter allen verteilt wurde, beſonders die Speiſen und ſonſtige Lebensbedürfniſſe. Menſchenfreſſer fand ich nicht unter ihnen und habe auch nicht gehört, daß es ſolche gebe, ausgenommen auf einer Inſel Namens Charis, der zweiten, die man auf dem Weg nach Indien von der Inſel Hiſpanna antrifft; dieſe ſoll von den Leuten bewohnt ſein, von denen man ſagt, daß ſie ſich von Menſchenfleiſch nähren; ſie haben mehrere Arten von Canoës, mit denen ſie an allen Inſeln von Indien landen, die ſie verheeren, und wo ſie wegſchleppen, was ſie irgend finden. Sie unterſcheiden ſich von den andern Indianern durch ſehr lange Haare, die wie Frauenhaare herabhängen. Sie bedienen ſich der Bogen und Pfeile, die, wie ich ſchon geſagt, in Rohre geſteckt werden und ſehr ſcharf geſpitzt ſind. Die Bewohner von Charis ſtehen in Verbindung mit den Weibern, welche auf der Inſel Mathenim leben (der erſten, welcher man, von Spanien kommend, begegnet), die für ſich allein einen Staat bilden. Dieſe Weiber thun keinerlei Arbeit ihres Geſchlechts, ſie bedienen ſich der Bogen und Schleudern, wie ihre Männer auf Charis, zu ihrer Verteidigung tragen ſie große Kupferplatten, daran ſie Ueberfluß haben. Man verſichert mich, daß es eine Inſel gebe, die noch größer iſt als Hiſpanna; die dortigen Einwohner ſollen keine Haare haben; es gebe aber dort mehr Gold als auf allen andern. Zur Beſtätigung alles deſſen, was ich ſagte, bringe ich Eingeborene von dieſer und den andern Inſeln mit, deren Zeugnis meinen Bericht beſtätigen wird. Um meine Her- und Heimreiſe zu vervollſtändigen und die Vorteile meines Unternehmens in’s Licht zu ſtellen, verſpreche ich, wenn die unbeſiegbaren Monarchen mir einige Hilfe gewähren wollen, denſelben in kurzer Zeit ſo viel Gold, Wohlgerüche, Baumwolle, Gummi, Maſtix zu bringen, als ſie ſich wünſchen können, und als man auf der Inſel Chios findet; auch Aloë und ſo viel Sklaven, als Ihre Hoheiten irgend bedürfen. Das Gleiche verſpreche ich für Rhabarber und Gewürze, die ich ſchon entdeckte. Obgleich das, was ich berichtete, außerordentlich und unerhört iſt, hätte ich noch viel, viel mehr ausrichten können, wenn ich die nötigen Schiffe gehabt hätte, wie es ſich gehört hätte. — Das ſind die Begebenheiten, die ich Ihnen hier in aller Kürze gemeldet habe.

(M. F. v. Navarette, Die Reiſen des Chriſtof Columbus; deutſch v. Fr. Pr.)

[Die Sage vom Eldorado.] Das Eldorado ſollte nach der Ausſage der Indianer eine Stadt ſein, deren Herrlichkeit der des Himmels glich, und deren Glanz ſich in der Milchſtraße widerſpiegelte. Die Sage von dieſer Wunderſtadt iſt faſt ſo alt wie die Entdeckung von Amerika, und ſchon Kolumbus glaubte, an fernen, unbekannten Geſtaden der neuen Welt liege eine Stadt mit vergoldeten Dächern, das goldene Cipango. Der Name dieſer Wunderſtadt, die wie eine Fata Morgana vor den neuen Ankömmlingen herſchwebte, wechſelte beſtändig bei ihrem weiteren Vordringen in die Neue Welt. Bald ſoll ſie am Geſtade eines Rieſenſtromes, bald in der Mitte gigantiſcher Berge, im Schoß unermeßlicher Wälder, am Strande grenzenloſer Meere liegen und ihre himmelragenden Tempelzinnen in deren Wogen ſpiegeln. Dann wieder glaubt man, ſie befinde ſich auf einer Inſel inmitten des gigantiſchen Sees Manoa. Je tiefer die Eroberer in das Innere des neuen Weltteils vordringen, deſto weiter entſchwebt ſie ihnen wie ein Regenbogen auf Wetterwolken oder wie die Mirage [Luftſpiegelung] der Wüſte. Philipp von Utre behauptet, die Stadt der Omegas und ihre unermeßliche Volksmenge geſehen zu haben, und Walther Raleigh, der zeitweilige Günſtling der Königin Eliſabeth von England, beſchreibt deren fabelhafte Pracht. Bald hier, bald dort in den ungeheuren Länderſtrecken zwiſchen Paraguay und dem Orinoco taucht dieſe mythiſche Stadt der Feen auf; doch wäre es ſchwer, ihre geographiſche Lage zu beſtimmen. In den unermeßlichen Länderſtrecken der Neuen Welt, am Fuße der Cordilleren, beim Rauſchen des Maranhon und des Orinoco erzählten ſich die Conquiſtadoren [Eroberer] von der Stadt mit den goldenen Dächern, und viele von den Wunderberichten getäuſchte Krieger ließen ſich auf abenteuervollen Zügen in den Untergang reißen. Doch erſcheint uns heute vielleicht der Glaube, der ſo ziemlich allen erſten Eroberern Amerikas die Köpfe verrückte, poetiſcher, als er in der That war. Das Gold, der lockende Gewinn dieſes köſtlichen Metalles, war es, was vor allem ihre Sinne bethörte. Uebrigens begegnet uns der Name Eldorado in den ſpaniſchen Berichten nicht früher als im Beginn des 16. Jahrhunderts. Zuvor hatte das Wundergebiet ſchon manchen Abenteurer ins Verderben geriſſen, aber ſeinen Namen kannte man nicht. Der Pater Pedro Simon ſagt darüber: „Was den Namen Dorado betrifft, der ſo berühmt in der Welt iſt, ſo war er bis zum Jahr 1536 unbekannt; erſt in dieſem Jahr wurde er von dem General Sebaſtian de Belalcazar und ſeinen Soldaten in der Provinz Quito aufgebracht und zwar bei folgender Gelegenheit: „Als Belalcazar ſich in der erwähnten Stadt befand und Erkundigungen über die neuen Länder einzog, traf er unter den Indianern einen, welcher ſagte, er ſei aus Bogota, und da der Feldherr ſich in Betreff ſeines Landes erkundigte, ſagte er ihm, ein Herr aus dieſen Gegenden ſei vermittels einiger Balſas (kleiner Fahrzeuge) in einen See vorgedrungen, und nachdem er ſich entkleidet habe, ſo daß ſein Leib völlig nackt geweſen, habe man ihn mit einer klebrigen Subſtanz geſalbt und dann mit Goldſtaub beſtreut, ſo daß ſein ganzer Leib geglänzt habe.“ Belalcazar und ſeine Leute gaben dem Lande aus dieſem Anlaß den Namen Eldorado. Nachdem dieſer Name aufgekommen, verbreitete er ſich über die weiten Länderſtrecken der Neuen Welt. Man ſuchte das Goldland überall in den undurchdringlichen Wildniſſen, und viele kühne Männer wurden dadurch ins Verderben verlockt. Schon verzweifelten die Conquiſtadoren, das Wunderland zu finden, als von Braſilien aus ihre Hoffnung von neuem mächtig belebt wurde. In einem Berichte des Magalhaens findet ſich darüber Folgendes: „Eine Anzahl Indianer aus dem Lande Santa-Cruz waren in ihrer Heimat nicht zufrieden und drangen in die weiten Einöden des Innern vor. Die Ermattung und große Entbehrung führten den Tod vieler von ihnen herbei, und diejenigen, welche am Leben blieben, langten in einer Gegend an, wo es große Dörfer, eine zahlreiche Bevölkerung und ſo viele Reichtümer gab, daß ſie behaupteten, es wären dort ſehr lange Straßen, welche von Menſchen bewohnt wären, die ſich einzig mit der Bearbeitung von Gold und Edelſteinen beſchäftigten. Sie blieben dort einige Tage, und als die Einwohner die Eiſeninſtrumente ſahen, welche ſie bei ſich führten, fragten ſie, woher ſie dieſelben hätten und wie ſie in ihre Hände gekommen wären. Die Indianer antworteten, ſie hätten die Werkzeuge von bärtigen Männern, welche am öſtlichen Ufer wohnten, indem ſie noch andere Kennzeichen hinzufügten, um die Portugieſen zu bezeichnen. Die Eingeborenen ſagten, indem ſie unſtreitig von den Spaniern in Peru ſprachen, ſie hätten gehört, auf dem gegenüberliegenden Ufer gäbe es ähnliche Menſchen. Sie ſchenkten ihnen goldbeſetzte Schilde, indem ſie dieſelben baten, ſie in ihr Land mitzunehmen und dort bekannt zu machen, daß ſie bereit wären, derartige Gegenſtände gegen eiſerne Werkzeuge umzutauſchen, und geneigt, diejenigen, welche mit ihnen in Handelsverkehr treten wollten, gut aufzunehmen.“

Magalhaens Gandavo erzählt ſodann, wie Indianer aus dem Lande Santa-Cruz, welche Zeugen ſo vieler Wunder geweſen, ſich auf dem Amazonenſtrom eingeſchifft hätten. Er ſagt weiter, wie nach zwei vollen, an Mühſalen und Leiden reichen Jahren ſie endlich in der Hauptſtadt von Peru anlangten, wo ihre Berichte mit Begierde angehört wurden.

[Vom Jugendbrunnen.] Von phantaſtiſchen Träumen eines Eldorado war auch dem Ponce de Leon, einem bejahrten ſpaniſchen Ritter, der lange Zeit Gouverneur von Porto-Rico geweſen, aber dann bei der ſpaniſchen Regierung in Ungnade gefallen war, der Kopf erfüllt. Er beſaß, wie ſo ziemlich alle Conquiſtadoren, ſchon gehörigen Reichtum, aber dieſer genügte ihm nicht. Wie er auf gutes Glück die Gegend durchſtreifte, hörte er die Indianer von einem Lande erzählen, das ſeine kühnſten Träume zu verwirklichen verſprach. Die Indianer verſicherten ihm, im Norden liege ein Land, wo ſich Ueberfluß an Gold finde, und das reich an allen irdiſchen Wonnen ſei; das größte Wunder desſelben beſtehe in einem Fluß, der die erſtaunliche Eigenſchaft habe, daß jeder, welcher ſich in ihm bade, wieder jung werde. In dieſem Lande finde ſich alles von Glückſeligkeit, was die reichſte Phantaſie nur erträumen könne. Einige der alten Indianer behaupteten zwar, es ſei nicht nötig, zur Auffindung der Jugendquelle ſo weit zu reiſen, denn auf einer gewiſſen Inſel der Bahamagruppe, die Bimini heiße und fern im Ozean liege, befinde ſich eine Quelle, welche dieſelben wunderbaren Eigenſchaften beſitze. Der alte Ritter zweifelte nicht an der Wahrheit dieſer Berichte. Sein Verlangen, in den Wellen dieſes ſo wunderſamen Stromes neue Kraft für ſeine gebrechlichen Glieder, friſche Jugend zu wonnigem Lebensgenuß zu gewinnen, war unbezwinglich. Er entſchloß ſich ſogleich, drei Schiffe auszurüſten. Auch fand er leicht eine Anzahl von Abenteurern, die ihm auf dem Entdeckungszuge zu folgen bereit waren.

Am 3. März 1512 ſegelte er von der Inſel Porto-Rico ab, fuhr eine Zeit lang an der Küſte von Hiſpaniola hin und ſchlug dann nordwärts den Weg nach den Bahamainſeln ein. Schnell war das erſte der Eilande erreicht. Das Wetter war ſchön, das Meer ruhig, und der Reiſende landete bald hier, bald dort, bis er in Guanahani anlangte, jener Inſel, wo Kolumbus und ſeine Gefährten zuerſt die Neue Welt betraten. Vergebens forſchte er nach Bimini, er trank aus allen Quellen und Flüſſen, die dort ſprudelten, und mochte wohl ſeinen Durſt löſchen, wurde jedoch um keine Minute jünger. Dennoch war er noch nicht entmutigt, er glaubte, Guanahani ſei nur nicht die richtige Inſel, und ſchlug, um dieſe zu finden, den Weg nach Nordweſten ein. An einem Sonntag, den 27. März, ſah er eine Küſte, die er für die geſuchte hielt, allein ſchlechtes Wetter machte ihm die Landung unmöglich. Nachdem er lange von dem wütenden Meer umhergeſchleudert worden war, gelang es ihm, am 30. April Anker zu werfen. Die Gegend blühte gerade in voller Pracht des Frühlings. Die Wieſen leuchteten und dufteten von Blumen, und die Landſchaft überraſchte den alten Ritter ſo ſehr durch ihre Reize, daß er dem Lande den Namen „Florida“, das Blühende, beilegte. Er warf Anker und nahm im Namen des katholiſchen Königspaares Beſitz von der Gegend. Sodann ſchiffte er wochenlang an den reizenden Küſten hin, umſegelte ein Vorgebirge, ſtand aber noch immer in dem Glauben, was er ſehe, ſei eine Inſel, ohne zu ahnen, daß er das Feſtland von Amerika vor ſich habe. Nicht ſo freundlich wie die Natur waren jedoch die Bewohner; er ward bei jedem Verſuche zu landen heftig von ihnen angegriffen. Gold, welches neben der Jugendquelle ihn zu ſeiner kühnen Fahrt gelockt hatte, fand er ebenſowenig wie jene. Enttäuſcht wandte er wieder den Kiel ſeines Schiffes, gab aber ſeine Hoffnung, das Wundereiland Bimini zu finden, noch nicht auf. Seine Matroſen fingen einmal auf der Fahrt 170 Schildkröten. Auch bemächtigten ſie ſich einer beträchtlichen Anzahl von Seewölfen und töteten eine Menge von Pelikanen und anderen Seevögeln. Dieſer Gruppe gab der alte Krieger den Namen der Tortugas- oder Schildkröteninſeln. Auf ſeiner weiteren Fahrt kam er an eine andere Gruppe von Eilanden, welche er die „Alte-Weiberinſeln“ nannte, weil er auf denſelben nur ein einziges altes Mütterchen fand. Er nahm dieſes auf ſein Schiff, um von ihm Notizen über den Archipel von Inſeln zu ſammeln, in welchen er nun eindrang. Doch Stürme machten die Schifffahrt hier ſehr beſchwerlich, Klippen drohten die Fahrzeuge zu zerſchellen, und überdrüſſig des langen vergeblichen Suchens nach der Inſel Bimini und dem Brunnen der Jugend, gab er dasſelbe auf, entſagte jedoch nicht dem Gedanken, daß das Gewünſchte noch entdeckt werden würde, betraute vielmehr den Kapitän Juan Perez de Ortubia, an ſeiner Stelle weiter zu forſchen. Dieſer begab ſich auf die Fahrt, geleitet von dem alten Weibe und einem Indianer. Ponce de Leon ſelbſt kehrte nach Porto-Rico zurück, wo er nach den Anſtrengungen ſeiner Abenteuerfahrt, ſtatt die erſehnte Jugend errungen zu haben, beträchtlich gealtert anlangte. Bald kam auch der von ihm auf die Entdeckungsfahrt geſandte Juan Perez an, geführt von dem alten indianiſchen Weibe. Er verſicherte, er habe das lang geſuchte Land Bimini entdeckt. Er ſchilderte es als ein grünendes, blühendes Paradies. Allein den erſehnten Brunnen der Jugend hatte auch er nicht gefunden.

(Aus: A. F. Graf v. Schack, Pandora.)

Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

[Gegeben im Kongreß am 4. Juli 1776.] — Wenn es in dem Laufe der menſchlichen Begebenheiten einem Volke zur Notwendigkeit wird, die Staatsbande zu zerreißen, die es bisher an ein anderes knüpften, und unter den Mächten der Erde einen gleichen und ſelbſtſtändigen Stand einzunehmen, wozu das Geſetz der Natur und der höchſte Beherrſcher der Dinge ihm ein Recht erteilen, ſo erfordert die Hochachtung, die man der Meinung der Menſchen ſchuldig iſt, daß es die Urſachen darlege, die es zu dieſer Trennung bewogen.

Wir halten folgende Wahrheiten für ſolche, die ihren Beweis in ſich führen: Alle Menſchen ſind gleich geſchaffen; ſie haben von ihrem Schöpfer gewiſſe Rechte erhalten, die ſie auf keine Art aufgeben dürfen; zu dieſen Rechten gehört das Leben, die Freiheit und das Streben nach einem glücklichen Zuſtande; um dieſe Rechte feſtzuſtellen, haben die Menſchen Landesregierungen angeordnet, die keinen andern Urſprung haben, als die Einwilligung derjenigen, die regiert werden. So oft eine Regierungsform dieſen Zwecken hinderlich wird, hat das Volk ein Recht, ſie abzuändern oder abzuſchaffen und eine andere einzuführen, die auf ſolche Grundſätze erbauet, und deren Gewalt in der Form eingerichtet iſt, daß ſie dem Volke am zuträglichſten ſcheint, ſeine Sicherheit und ſein Wohl zu gründen. Es iſt wahr, die Klugheit verlangt, daß Regierungsformen, die ſchon eine lange Zeit gedauert haben, nicht aus unbedeutenden oder vorübergehenden Urſachen abgeändert werden, und aus dieſem Grunde lehrt uns auch die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß das menſchliche Geſchlecht geneigter iſt, zu dulden, ſo lange ſeine Laſten erträglich ſind, als ſich durch Abſchaffung der Formen, an die es einmal gewöhnt iſt, ſelbſt Recht zu verſchaffen. Aber wenn eine lange Reihe von Mißbräuchen und Anmaßungen, die unveränderlich einerlei Gegenſtand zum Zweck haben, deutlich darthut, daß man die Abſicht habe, ein Volk einem unbeſchränkten Deſpotismus zu unterwerfen, ſo hat dasſelbe ein Recht, es iſt ſelbſt ſeine Pflicht, das Joch einer ſolchen Regierung abzuſchütteln und ſich neue Beſchützer ſeiner künftigen Sicherheit zu verſchaffen. Mit dieſer Geduld trugen die Kolonien; aber dieſe Notwendigkeit iſt es auch jetzt, die ſie zwingt, das Syſtem ihrer vorigen Regierungsform abzuändern. Die Geſchichte des jetzigen Königs von Großbritannien iſt die Geſchichte wiederholter Ungerechtigkeiten und Anmaßungen, die ſämtlich unmittelbar die Gründung einer uneingeſchränkten Tyrannei in dieſem Lande zum Zwecke hatten. Um dieſes zu beweiſen, unterwerfen wir folgende Thatſachen dem Richterſpruche der unparteiiſchen Welt: Er hat ſich geweigert, ſeine Einwilligung zu den nützlichſten und für das Wohl der Staaten notwendigſten Geſetzen zu geben. Er hat ſeinen Statthaltern verboten, Geſetze durchgehen zu laſſen, deren Erfüllung dringend war und augenblicklich eintreten mußte. Er ſchlug es ab, Geſetze durchgehen zu laſſen, die den Einwohnern große Erdſtriche anwieſen, wenn dieſe Einwohner nicht ihrem Rechte entſagten, Vertreter in der geſetzgebenden Verſammlung zu haben, dieſem für ſie unſchätzbaren Rechte, das nur allein Tyrannen fürchten dürfen. Er hat dieſe geſetzgebenden Körper an ungewöhnlichen, unbequemen und von den Staats-Archiven entfernten Orten zuſammenrufen laſſen, allein in der Abſicht, ſie ſo lange zu ermüden, bis ſie ſich ſeinen Maßregeln unterwürfen. Er hat zu wiederholten Malen die Verſammlungen der Volksvertreter aufgehoben, weil ſie ſich mit einer männlichen Standhaftigkeit den Eingriffen in die Rechte des Volkes widerſetzten. Er hat ſich lange geweigert, nachdem er ſie auf dieſe Art aufgehoben hatte, andere zuſammenzurufen. Da nun die geſetzgebende Gewalt nicht völlig vernichtet werden kann, ſo fiel ſie dadurch dem ganzen Körper des Volks anheim, welcher ſie ausüben mußte. Unterdeſſen war der Staat dieſe ganze Zeit hindurch den Gefahren eines Angriffs von außen und den Zuckungen von innen ausgeſetzt. Er hat alle Mühe angewandt, die Bevölkerung dieſer Staaten zu vermindern. In dieſer Abſicht hat er die Geſetze zur Einbürgerung der Fremden verhindert, die Beſtätigung derjenigen abgeſchlagen, welche ſie ermunterten, hierher zu kommen, und die Bedingungen, unter welchen die Ländereien den Ankommenden zugeſtanden wurden, erſchwert. Er hat der Verwaltung der Gerechtigkeit Feſſeln dadurch angelegt, daß er ſich weigerte, zu den Geſetzen ſeine Beiſtimmung zu geben, welche die gerichtliche Gewalt anordneten. Er hat Richter ernannt, die allein von ſeinem Willen abhingen, ſowohl in Bezug der Beibehaltung ihrer Stellen, als auch der Auszahlung und der Größe ihres Gehalts. Er hat eine Menge von neuen Aemtern errichtet; er hat einen Schwarm von Beamten hierher geſandt, um das Volk zu necken, ſein Vermögen zu benagen, oder es zu verſchlingen. Er hat zu Friedenszeiten ſtehende Armeen unter uns gehalten, ohne Einwilligung unſerer geſetzgebenden Verſammlungen. Er hat verſucht, die Heeresſtärke von der bürgerlichen Gewalt unabhängig, ja ſelbſt größer als dieſe zu machen. Er iſt mit andern zuſammengetreten, um uns einer Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, die unſerer Verfaſſung fremd und unſeren Geſetzen unbekannt iſt, indem er ſeine Einwilligung zu ihren angeblichen geſetzgebenden Beſchlüſſen erteilt hat, ſtarke Abteilungen bewaffneter Leute unter uns einzuquartieren: dieſe Soldaten, vermittelſt einer Vorſpiegelung gerichtlicher Unterſuchung, gegen alle Strafe des Mordes zu ſichern, welche ſie an den Einwohnern dieſer Staaten begehen könnten; unſern Handel in jedem Lande in der Welt zu hindern; uns Schatzungen wider unſern Willen aufzulegen; uns in vielen Fällen des Vorteils eines Gerichts durch Geſchworene zu berauben und uns jenſeits des Meeres hinzuſchleppen, um daſelbſt wegen vorgegebener Verbrechen gerichtet zu werden; das freie Syſtem der engliſchen Geſetze in einer benachbarten Provinz aufzuheben, und daſelbſt eine militäriſche Regierungsform einzuführen, wie auch die Grenzen dieſer Provinz auszudehnen, damit ſie zu gleicher Zeit ein Beiſpiel und ein brauchbares Werkzeug würde, dieſe uneingeſchränkte Regierungsform in dieſen Kolonien einzuführen, uns unſere Freiheitsbriefe zu rauben, unſere ſchätzbarſten Geſetze aufzuheben und die Geſtalt unſerer Regierung von grund aus abzuändern; unſern geſetzgebenden Körpern die Gewalt zu rauben und ſich ſelbſt für die Gewalt zu erklären, die das Recht habe, Geſetze zu geben, die für uns in jedem Falle verbindlich wären. Er hat der Regierung dieſes Landes entſagt, dadurch, daß er erklärt hat, daß wir aus ſeinem Schutze geſtoßen ſeien, und dadurch, daß er uns bekriegt. Er hat auf unſeren Meeren Seeräuberei treiben laſſen, unſere Küſten geplündert, unſere Städte verbrannt und unſeren Einwohnern das Leben geraubt. In dieſem Augenblicke ſelbſt iſt er beſchäftigt, große Heere von fremden Söldlingen hierher führen zu laſſen, um das Werk des Todes, der Verwüſtung und der Tyrannei, welches ſchon mit Werken der Grauſamkeit und Treuloſigkeit, von denen man kaum in den barbariſchen Jahrhunderten Beiſpiele finden wird, begonnen iſt, durch ſie vollenden zu laſſen. Er hat unſere Mitbürger, die auf offenem Meere zu Gefangenen gemacht ſind, gezwungen, die Waffen gegen ihr Vaterland zu führen, die Henker ihrer Freunde und ihrer Brüder zu werden, oder ſie in die Hände der Feinde zu liefern. Er hat unter uns inneren Aufruhr geſtiftet; er hat ſich bemüht, gegen unſere Grenzeinwohner die unerbittlichen indianiſchen Wilden aufzubringen, deren bekannte Art zu kriegen eine allgemeine Aufopferung der Menſchen iſt, ohne Hinſicht des Alters, des Geſchlechts und des Standes.

Bei jedem Grade dieſer Unterdrückung haben wir in den demütigſten Ausdrücken um Abänderung gebeten. Unſere wiederholten Bittſchriften wurden ſtets mit neuen Ungerechtigkeiten beantwortet. Ein Fürſt, deſſen Charakter ſo durch jede Handlung bezeichnet iſt, die den Tyrannen bilden, iſt unfähig, der Regent eines freien Volkes zu ſein.

Gegen unſere britiſchen Brüder haben wir es nicht an Aufmerkſamkeit fehlen laſſen. Wir haben ſie von Zeit zu Zeit von den Verſuchen benachrichtigt, die ihre geſetzgebende Gewalt machte, um uns einer widergeſetzlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Wir haben die Umſtände unſerer Auswanderung und Niederlaſſung in dieſem Lande ihnen in das Gedächtnis zurückgerufen. Wir haben ihre Gerechtigkeit, ihre natürliche Großmut angerufen und wir haben ſie bei den Banden unſerer gegenſeitigen Zuneigung beſchworen, dieſe Anmaßungen, die unvermeidlicherweiſe unſere Verbindung und unſern gegenſeitigen Verkehr unterbrechen müßten, zu mißbilligen. Aber auch ſie ſind gegen die Stimme der Gerechtigkeit und der Verwandtſchaft taub geweſen. Es bleibt uns alſo nichts weiter übrig, als uns ruhig der Notwendigkeit zu unterwerfen, die unſere Trennung fordert, und ſie, wie den übrigen Teil des menſchlichen Geſchlechts, für unſere Feinde im Kriege und für unſere Freunde im Frieden zu halten.

„Aus dieſen Gründen machen wir, die Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika, im Kongreß verſammelt, unter Anrufung des höchſten Richters der ganzen Welt über die Aufrichtigkeit unſerer Geſinnungen, hiermit feierlich bekannt und erklären, im Namen und aus Vollmacht des guten Volkes dieſer Kolonien, daß dieſe vereinigten Kolonien freie und unabhängige Staaten ſind, und nach dem Ausſpruche des Rechts ſein müſſen, daß ſie von allem Gehorſam gegen die britiſche Krone befreiet und desſelben entlaſſen ſind; daß alle Staatsverbindung zwiſchen ihnen und Großbritannien gänzlich aufgelöſt iſt und ſein ſoll; und daß ſie als freie und unabhängige Staaten völlig berechtigt ſind, Krieg und Friede zu machen, Bündniſſe zu ſchließen, Handelseinrichtungen zu treffen, und jede andere Arten von Verordnungen zu geben, und über Gegenſtände Einrichtungen zu treffen, über welche unabhängige Staaten ordnen können. Mit völligem Zutrauen auf den Schutz der göttlichen Vorſehung, machen wir uns gegenſeitig gegen einander verbindlich, daß unſer Leben, unſere Güter und unſere Ehre der Aufrechterhaltung dieſer Erklärung gewidmet ſein ſoll." (Johannes Froſt, „Geſchichte der Vereinigten Staaten.")

Die Monroe-Doktrin. [Am 2. Dezember 1823 abgegebene Erklärung des Präſidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, James Monroe, das Verhältnis des Freiſtaats zu den europäiſchen Mächten betreffend.] „Die Bürger der Vereinigten Staaten hegen die freundſchaftlichſten Gefühle für die Freiheit und das Glück ihrer Mitmenſchen auf jener [der europäiſchen] Seite des Atlantiſchen Ozeans. An den Kriegen der europäiſchen Mächte und an den ſie betreffenden Angelegenheiten haben wir nie teilgenommen. Auch verträgt es ſich nicht mit unſerer Staatskunſt, es zu thun, es ſei denn, daß unſere Rechte angegriffen oder ernſtlich bedroht werden, ſodaß wir Beleidigungen zu rächen oder Anſtalten zu unſerer Verteidigung zu treffen haben. Aus Gründen, welche jedem aufgeklärten und unparteiiſchen Manne einleuchten müſſen, ſtehen wir zu den Bewegungen auf unſerer Halbkugel in mehr unmittelbarer Beziehung. Unſer ganzes Volk iſt zur Verteidigung ſeiner Verfaſſung bereit, die mit ſo großem Blut- und Geldverluſt errungen wurde, die unter dem heilſamen Einfluß unſerer weiſeſten Bürger herangewachſen iſt, und die uns ein bisher beiſpielloſes Glück geſichert hat. Wir ſind deshalb der Offenheit und den freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen den Vereinigten Staaten und jenen Mächten die Erklärung ſchuldig, daß wir irgend einen Verſuch ihrerſeits, ihre Grundſätze auf einen Teil dieſer Halbkugel auszudehnen, als unſerem Frieden und unſerer Freiheit gefährlich betrachten. Mit den beſtehenden Niederlaſſungen oder Anhängſeln irgend einer europäiſchen Macht haben wir weder interferiert [uns eingemengt], noch werden wir damit inferieren. Aber Regierungen gegenüber, welche ihre Unabhängigkeit erklärt und behauptet, und deren Unabhängigkeit wir, nach reiflicher Ueberlegung und auf gerechte Grundſätze geſtützt, anerkannt haben, können wir die von irgend einer europäiſchen Macht zum Zweck der Unterdrückung oder der Kontrolierung ihres Geſchicks unternommene Einmiſchung in keinem anderen Lichte, als in dem einer unfreundlichen Geſinnung gegen die Vereinigten Staaten betrachten. In den Kriegen jener Regierungen mit Spanien haben wir zur Zeit ihrer Anerkennung unſere Neutralität erklärt. Dieſem Grundſatze ſind wir treu geblieben und werden ihm treu bleiben, vorausgeſetzt, daß kein Wechſel eintritt, der nach dem Urteil unſerer zuſtändigen Behörden auch einen entſprechenden Wechſel in der Politik der Vereinigten Staaten für ihre eigene Sicherheit unerläßlich macht.“

An dieſe allgemeine, gegen die heilige Allianz gerichtete Erklärung knüpfte ſich noch eine andere, welche ihre Spitze insbeſondere gegen Rußland kehrte und in Verbindung mit jener den vollen Inhalt der Monroe-Doktrin bildet. Wenn auch im Text der Botſchaft zuerſt angeführt, ſo nimmt ſie doch ſachlich eine untergeordnete Stellung ein. Es herrſchten zu jener Zeit Grenzſtreitigkeiten zwiſchen England und den Vereinigten Staaten auf der einen und Rußland auf der andern Seite. Alle drei Mächte beanſpruchten das Recht der Niederlaſſung auf der nordweſtlichen Küſte des amerikaniſchen Kontinents. England und die Vereinigten Staaten hatten ein gemeinſchaftliches Intereſſe daran, Rußland ſoweit als möglich nördlich zu halten, weshalb die Londoner Staatsregierung die Waſhingtoner zum Zuſammengehen gegen Rußland aufforderte. Zu dieſem Zwecke glaubte Monroe ſeine Stellung in der Sache näher erklären zu müſſen und erließ Rußland gegenüber folgende Erklärung:

„Auf Vorſchlag der kaiſerlich-ruſſiſchen Regierung ſind dem Miniſter der Vereinigten Staaten in Petersburg Inſtruktionen und Vollmacht geſandt, damit die Rechte und Intereſſen beider Nationen auf der nordweſtlichen Küſte dieſes Kontinents durch freundſchaftliche Verhandlung geſichert werden. Die Regierung der Vereinigten Staaten wünſchte durch dieſes zuvorkommende Verfahren dem Kaiſer den hohen Wert zu beweiſen, den ſie auf ſeine Freundſchaft und ein gutes Verhältnis zu ihm legt. Bei der Diskuſſion, zu welcher dieſes Intereſſe Veranlaſſung gegeben hat, und bei dem Abkommen, welches es endgiltig feſtſtellen wird, iſt die Gelegenheit für geeignet erachtet worden, es als einen die Rechte und Intereſſen der Vereinigten Staaten umfaſſenden Grundſatz aufzuſtellen, daß die amerikaniſchen Feſtländer, nachdem ſie ihre Freiheit errungen und ihre Unabhängigkeit behauptet haben, fortan nicht mehr als Gegenſtand künftiger Anſiedelung durch irgend eine europäiſche Macht angeſehen werden dürfen.“

(Friedr. Knapp, „Amerika.“

Aus der **Antrittsrede** des Präſidenten Abraham Lincoln (4. März 1861):

„Unter dem Volk der ſüdlichen Staaten ſcheint die Beſorgnis zu herrſchen, daß der Eintritt einer republikaniſchen Verwaltung ſein Eigentum, ſeinen Frieden und ſeine perſönliche Sicherheit gefährde. Zu einer ſolchen Befürchtung iſt nie eine vernünftige Urſache vorhanden geweſen. Ich berufe mich auf eine meiner frühern Reden, in der ich erklärte: ‚Es iſt weder mittelbar noch unmittelbar mein Vorſatz, an der Einrichtung der Sklaverei in den Staaten, wo ſie beſteht, zu rütteln! Ich glaube, ich habe dazu kein geſetzliches Recht, ſo wie ich keine Neigung dazu habe. Diejenigen, von denen ich zur Bewerbung aufgefordert und erwählt worden bin, haben als Richtſchnur für ſich und mich folgende Beſchlußfaſſungen aufgeſtellt: ‚Es iſt beſchloſſen, daß die unverletzte Aufrechthaltung der Rechte der Staaten und namentlich der Rechte eines jeden Staates, ſeine häuslichen Einrichtungen nach eigenem Urteil zu ordnen und zu beherrſchen, ausſchließlich weſentlich iſt zu jenem Gleichgewicht der Macht, von welchem die Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit unſeres politiſchen Gebäudes abhängen. Die geſetzloſe feindliche Beſetzung irgend eines Staates und Territoriums durch eine bewaffnete Macht, ſie geſchehe unter was immer für einem Vorwande, verdammen wir als das ſchwerſte Verbrechen.’ Ich wiederhole jetzt dieſe Erklärungen und mache das Volk dringend darauf aufmerkſam, daß der Beſitzſtand, der Frieden und die Sicherheit keines Teiles durch die ans Ruder tretende Regierung gefährdet ſind. Es herrſcht viel Streit über die Auslieferung der Dienſt- oder Arbeitsflüchtlinge. Folgende Beſtimmung jedoch ſteht in klaren Worten in der Verfaſſung: ‚Keine Perſon, die in einem Staate nach den Geſetzen desſelben zu Dienſt oder Arbeit gehalten iſt, ſoll, wenn ſie in einen andern Staat entkommt, infolge irgend eines Geſetzes oder einer Anordnung von ſolchem Dienſt und ſolcher Arbeit freigeſprochen, ſondern auf die Forderung desjenigen, der ein Recht auf ſolchen Dienſt und ſolche Arbeit haben mag, ausgeliefert werden.’ An den Grundſatz, daß Sklaven, deren Fall in dieſe Klaſſe gehört, auszuliefern ſind, haben alle Kongreßmitglieder ſich durch ihren Eid gebunden. Ich lege heute den Amtseid ab ohne geiſtigen Vorbehalt und ohne Abſicht, die Geſetze oder die Verfaſſung nach irgend einer Ausnahmsregel zu deuten. Ich trete meinen Poſten unter großen und eigentümlichen Schwierigkeiten an. Die früher bedrohte Verfaſſung unſerer liberalen Union iſt jetzt furchtbar angegriffen. Ich halte dafür, daß im Hinblick auf unſeren Geſamtſtaat und deſſen Verfaſſung die Union dieſer Staaten eine unaufhörliche iſt, und werde fortfahren, alle ihre ausdrücklichen Beſtimmungen zu vollſtrecken. Unſere nationale Verfaſſung und unſere Union dauern fort und fort. Kein Staat kann aus bloßem eigenem Antrieb die Union verlaſſen. Lostrennungsbeſchlüſſe und -Befehle ſind vor dem Geſetz null und nichtig, und wenn in einem Staate oder mehreren gegen die behördliche Macht der Vereinigten Staaten eine Gewalthandlung begangen wird, ſo iſt dieſelbe je nach den Umſtänden aufſtändiſch oder revolutionär. Ich ſehe daher die Union als ungebrochen an und werde nach Kräften dafür Sorge tragen, daß die Geſetze der Union in allen Staaten zur vollen Ausführung gelangen. Ich hoffe zuverſichtlich, daß man dies nicht als eine Drohung, ſondern als erklärten Vorſatz, die Union aufrecht zu halten und mit verfaſſungsmäßigen Mitteln zu verteidigen, betrachten wird. Indem dies geſchieht, ſoll kein Blutvergießen, keine Gewaltthätigkeit ſtattfinden, wofern es der nationalen Obrigkeit nicht aufgedrungen wird. Die mir anvertraute Gewalt ſoll ausgeübt werden, um das Eigentum und die Plätze, die der Regierung gehören, zu halten, zu beſetzen und inne zu haben, ſowie die auferlegten Steuern einzuſammeln. Außer inſofern es zu dieſen Zwecken notwendig iſt, wird kein kriegeriſcher Einfall und kein Zwang ſtattfinden. Wo die Feindſchaft gegen die Vereinigten Staaten ſo groß und allgemein iſt, daß ſie die Bürger abhält, Aemter zu bekleiden, wird kein Verſuch gemacht werden, dem Volke mißbeliebige Fremde aufzunötigen. Die Poſtfelleiſen werden, wenn man ſie nicht zurückweiſt, nach wie vor nach allen Teilen der Union beſorgt werden . . . In Euern Händen, unzufriedene Landsleute, und nicht in meinen, liegt die folgenſchwere Möglichkeit des Bürgerkrieges. Die Regierung wird Euch nicht angreifen, ſo daß Ihr in keinen Kampf geraten könnt, wenn Ihr nicht ſelbſt die Angreifenden ſeid. Ihr habt keinen Eid vor dem Himmel geſchworen, die Regierung zu vernichten, während ich den feierlichſten Eid abgelegt habe, ſie zu ſchützen und zu verteidigen. Ungern ſchließe ich ſo. Wir ſind nicht Feinde, ſondern Freunde, und dürfen nicht Feinde werden. Die Leidenſchaft mag die Bande unſerer Liebe angegriffen haben, darf ſie aber nimmer zerreißen. Die geheimnisvollen Saiten der Erinnerung, die jedes Schlachtfeld und jedes Patriotengrab mit jedem lebenden Herzen in dieſem weiten Lande verknüpfen, werden noch als Saiten der Union erklingen, wenn ſie, wie dies gewiß iſt, von den beſſern Schutzengeln unſerer Natur wieder angeſchlagen werden.“

Nach der Wiederwahl zum Präſidenten (8. November 1864) ſagte er in ſeiner **zweiten Antrittsrede**:

„Mitbürger, indem ich hier zum zweitenmal erſcheine, um den Eid als Präſident zu ſchwören, bedarf es weniger einer ausführlichen Anſprache, als es beim erſten Male der Fall war. Damals ſchien eine eingehende Darlegung der zu verfolgenden Politik geboten und geziemend. Jetzt, beim Ablauf von 4 Jahren, in welchen fortwährend Erklärungen abgegeben werden mußten, über jeden Punkt und Platz des großen Kampfes, welcher noch die Aufmerkſamkeit völlig in Anſpruch nimmt und die Thatkraft der Nation erheiſcht, kann wenig Neues geſagt werden.

Die Fortſchritte unſerer Waffen, von denen alles andere weſentlich abhängt, ſind dem Publikum ſo wohl bekannt wie mir ſelbſt; und ſie ſind, hoffe ich, wohl befriedigend und ermutigend für alle. Trotz hoher Hoffnungen für die Zukunft wage ich doch keine Prophezeiung bezüglich derſelben.

Bei der gleichen Gelegenheit vor 4 Jahren waren alle Gedanken auf den drohenden Bürgerkrieg gerichtet. Alle fürchteten ihn; alle ſuchten ihn zu vermeiden. Während die Antrittsrede von dieſer Stelle geſprochen wurde, welche durchaus der Erhaltung der Union ohne Krieg gewidmet war, waren Sendlinge der Aufſtändiſchen in der Stadt, beſtrebt, dieſelbe ohne Krieg zu zerſtören, die Union aufzulöſen und unſer Nationalvermögen durch Unterhandlung zu teilen.

Beide Parteien waren gegen den Krieg; doch die eine wollte lieber Krieg führen, als die Union leben laſſen, und die andere wollte lieber den Krieg annehmen, als ſie umkommen laſſen; und der Krieg kam.

Ein Achtel der ganzen Bevölkerung waren farbige Sklaven, die nicht über die ganze Union verteilt waren, ſondern ſich nur in ihrem ſüdlichen Teile befanden. Dieſe Sklaven bildeten ein eigentümliches und mächtiges Intereſſe. Alle wußten, daß dies Intereſſe irgendwie die Urſache des Krieges war. Die Befeſtigung, die Vereinigung und Ausdehnung dieſes Intereſſes war der Zweck, um deſſen willen die Aufrührer die Union durch Krieg zerreißen wollten, während die Regierung kein anderes Recht in Anſpruch nahm, als die Ausdehnung desſelben über die Gebiete zu verhüten.

Keine der beiden Parteien erwartete einen Krieg von der Größe oder der Dauer, welche er bereits erreicht hat. Keine von beiden erwartete, daß die Urſache des Kampfes aufhören würde, ehe der Kampf ſelbſt aufhörte. Beide erwarteten einen leichteren Sieg und ein weniger tief eingreifendes und erſtaunliches Ergebnis.

Beide leſen dieſelbe Bibel und beten zu demſelben Gott, und eine jede ruft ſeine Hülfe gegen die andere an. Es mag ſeltſam ſcheinen, daß Menſchen es wagen dürfen, einen gerechten Gott zu bitten, daß er ihnen beiſtehe, ihr Brot dem Schweiße des Angeſichts anderer zu entwinden; doch wir wollen nicht verurteilen, damit wir nicht verurteilt werden. Die Gebete beider ſollten nicht beantwortet werden. Vollſtändig wurde das Gebet keiner von beiden beantwortet. Der Allmächtige hat ſeine eigenen Abſichten. Wehe der Welt wegen ihrer Sünden — und Miſſethaten werden immer ſein; doch wehe dem Manne, von dem die Sünde kommt! Wenn wir annehmen, daß die amerikaniſche Sklaverei eine dieſer Sünden iſt, welche nach der Vorſehung Gottes kommen mußte, die er aber, nachdem ſie durch ihre beſtimmte Zeit gedauert, jetzt beſeitigen will, und daß er dem Norden und Süden dieſen ſchrecklichen Krieg giebt als das Wehe, welches denen gebührt, von denen die Miſſethat kam; — ſollen wir darin eine Abweichung von jenen göttlichen Eigenſchaften erblicken, die von denen, welche an einen lebendigen Gott glauben, ihm ſtets zugeſchrieben werden? Wir hoffen innig, wir beten inbrünſtig, daß dieſe gewaltige Kriegsgeißel baldigſt von uns weiche. Wenn aber Gott will, daß ſie fortdauere, bis aller Reichtum, der durch die 250jährige unbezahlte Sklavenarbeit angehäuft wurde, verſunken ſein wird, und bis jeder Tropfen Bluts, der mit der Peitſche hervorgebracht wurde, durch einen andren — mit dem Schwerte abgelaſſenen, bezahlt ſein wird, ſo muß, wie vor 3000 Jahren geſagt wurde, noch immer geſagt werden: die Gerichte Gottes ſind wahr und gerecht allzumal.

„Mit Bosheit gegen niemand, mit Wohlwollen für alle, mit Standhaftigkeit im Rechten, wie Gott uns das Rechte ſehen läßt, wollen wir das Werk zu beendigen ſuchen, an welchem wir ſind; die Wunden der Nation verbinden, für ihn ſorgen, der an der Schlacht teilgenommen, und für ſeine Witwe und Waiſen, und alles thun, was zu einem gerechten und dauernden Frieden unter uns ſelbſt und mit allen Nationen führen wird."

Ueber den Aufenthalt Lincoln's in Richmond, wo er am 15. April 1865 infolge eines Mordanfalls ſtarb ſchreibt ein Augenzeuge:

„Es waren 40 bis 50 Freigelaſſene, die ſeit 24 Stunden ihre alleinigen Beſitzer waren, an der Arbeit am Ufer des Kanals, indem ſie unter der Leitung eines Lieutenants Flußholz in Sicherheit brachten. Sie erhielten irgendwie Kunde, daß der Mann, deſſen Kopf und Schultern ſeine ganze Umgebung überragten, mit den großen und unregelmäßigen Zügen, mit den milden Augen und dem freundlichen Lächeln, Präſident Lincoln ſei.

„Gott ſegne Sie, Herr!" ſagte einer, ſeine Mütze abnehmend und ſich ſehr tief verbeugend.

„Hurrah! Hurrah! Präſident Lincoln iſt da!" war der Ruf, der durch die Straßen ſchallte.

„Der Lieutenant ſah ſich bald ohne Truppen. Was kümmerten ſich dieſe Befreiten, die eben aus dem Hauſe der Sklaverei kamen, um Flußholz und militäriſche Kommandos? Ihr Befreier war gekommen, — er, der nächſt dem Herrn Jeſus ihr beſter Freund war. Es war kein Hurrah, das ſie gaben, ſondern ein wilder Jubelſchrei von unausſprechlicher Freude.

„Sie ſcharten ſich um den Präſidenten, liefen voraus, umſchwärmten die Flanken der kleinen Kompagnie und umſchwebten ſeine Nachhut wie eine finſtere Wolke. Männer, Weiber und Kinder ſchloſſen ſich dem immer wachſenden Haufen an. Sie kamen aus allen Seitenſtraßen, liefen in atemloſer Haſt, ſchrien, riefen Hallo und tanzten vor Entzücken. Die Männer warfen ihre Hüte in die Luft; die Weiber ſchwenkten ihre Hüte und Tücher, klatſchten in die Hände und ſangen: „Glorie ſei Gott, Glorie, Glorie, Glorie!" und gaben Gott alle Ehre, der ihre Klagen in der Vergangenheit, ihr Aechzen nach Mann, Frau, Kind und Freund, die aus ihrer Nähe verkauft worden, erhört, ihnen die Freiheit gegeben und nach langjährigem Warten ihnen ſo unerwartet erlaubt hatte, das Antlitz ihres großen Wohlthäters zu ſehen.

„Ich danke dir, lieber Jeſus, daß ich Präſiden Linkum geſehen habe!" rief ein Weib, das auf der Schwelle ihrer beſcheidenen Heimat ſtand und mit überſtrömenden Augen laut ihren frommen Dank ausſprach.

Eine andere, die in ihrer Freude lärmender war, machte Sprünge und ſchlug ihre Hände mit aller Kraft und ſchrie: „Geprieſen ſei der Herr! geprieſen ſei der Herr! geprieſen ſei der Herr!" als ob ihr Dankſagen kein Ende nehmen wolle.

Die Luft ertönte von einem lärmenden Chor von Stimmen. Die Straßen wurden wegen der wachſenden Menge faſt unpaſſierbar. Soldaten wurden beordert, den Weg frei zu machen. Welch ſeltſame Begebenheit! Der Präſident der Vereinigten Staaten, — er, der mehr wie alle anderen lebenden Menſchen gehaßt, verachtet und verleumdet worden war, dem die Bevölkerung die gemeinſten Schimpfnamen beigelegt hatte, — zog durch ihre Straßen und erhielt die Dankſagungen, Segen und Gebete von tauſenden, die ihn als einen Verbündeten des Meſſias anſahen!

Abraham Lincoln zog durch ihre Straßen; und was das allerſchlimmſte war, dieſer einfache, redliche Mann erkannte die „Nigger" als menſchliche Weſen dadurch an, daß er ihre Grüße erwiederte. Der Weg war lang, und der Präſident hielt einen Augenblick, um auszuruhen. „Möge der gute Herr Euch ſegnen, Präſident Linkum!" ſagte ein alter Neger, ſeinen Hut abnehmend und ſich verbeugend, während Freudenthränen ſeine Wangen hinabrollten. Der Präſident zog ſeinen Hut und verbeugte ſich ſchweigend; doch es war eine Verbeugung, welche die Formen, Geſetze, Sitten und Gebräuche von Jahrhunderten umſtieß. Es war ein Todesſtoß für das Rittertum und eine tötliche Wunde für die Kaſte. Einem Neger danken! Pfui da! Ein Weib in einem anſtoßenden Hauſe ſah es und wandte ſich mit unausſprechlichem Ekel von der Szene ab. Es waren Menſchen in der Menge, die Dolche in den Augen hatten; aber der erleſene Mörder war nicht dort. Die Stunde für das verdammende Werk war noch nicht gekommen, und der großherzige Mann begab ſich in das Regierungsgebäude der Konföderation."

Der amerikaniſche Staatsmann und Geſchichtſchreiber Georges Bancroft (geb. 1800) ſchrieb nach der Ermordung Lincolns:

Der neue Präſident war nach ſeiner eigenen Beſchreibung ein Mann von mangelhafter Erziehung, von Beruf ein Advokat, der von der Verwaltung nichts weiter wußte, als was er als Vorſteher eines ſehr kleinen Poſtamts erfahren, — der vom Kriege nichts weiter wußte, als was er als Kapitän einer Kompagnie Freiwilliger in einem Zuge gegen einen Indianerhäuptling gelernt, — wiederholt Mitglied der Geſetzgebung von Illinois und einmal auch Kongreß-Repräſentant.

Er ſprach leicht und klar, doch nicht mit Beredſamkeit. Er ſchrieb bündig und ſachlich, war aber ungeſchickt in der feineren Handhabung der Feder. Er hatte keine genaue Kenntnis der Feſtungswerke des Landes, keine richtige Vorſtellungen von ſeinen Beziehungen zum Ausland, keine erſchöpfende Kenntnis ſeiner Pflichten. Seine natürlichen Eigenſchaften eigneten ſich nicht zu kühnem Handeln. Sein Gemüt war weich, ſanft und nachgiebig, er ſchlug ungern etwas ab, was ihm eine gute Handlung ſchien; er liebte zu gefallen und war bereit, zu vertrauen; er war nicht dazu erzogen, um wohlwollende Handlungen durch die ſtrengen Grenzen der Pflicht zu beſchränken. Er hatte ein ſogenanntes melancholiſches Temperament, das durch einen äußerlichen, ſcherzhaften Humor kaum verhüllt wurde; er beſaß einen tiefen und entſchiedenen Ernſt, ſcherzende Lippen und Herzensbläſſe. Und dieſer Mann wurde berufen, ſich direkt gegen eine Macht zu erheben, mit welcher Henry Clay nie unmittelbar zu kämpfen gewagt, vor welcher Webſter am Ende zurückgewichen war, welche kein Präſident angegriffen und dabei die Verwaltung glücklich geführt hatte, welcher jede politiſche Partei Zugeſtändniſſe gemacht, welcher ſich das Land bei verſchiedenen Kompromißmaßregeln ergeben hatte, und mit welcher er jetzt den Kampf um Leben und Tod der Nation kämpfen mußte.

Der Präſident und ſein Kabinet waren inmitten eines feindlichen Landes und in perſönlicher Gefahr, und es gab ſogar eine Zeit, wo ihre Verbindungen mit dem Norden und Weſten abgeſchnitten waren, und dieſen Zeitpunkt wählte des Generallieutenants Stabschef, dem man Vertrauen geſchenkt hatte, um zum Feinde überzugehen.

In manchen Hinſichten war Abraham Lincoln für ſeine Miſſion beſonders geeignet. Er ſtammte aus dem Nordweſten, und diesmal war es der Miſſiſſippi, der für den Reichtum des Nordweſtens notwendige Abzugskanal, welcher in der Behauptung der Notwendigkeit der Union eine große Rolle ſpielte. Er war aus der Maſſe des Volkes; er repräſentierte es, weil er dazu gehörte; und die Maſſe des Volkes, die Klaſſe, welche von ſelbſt auferlegter Arbeit lebt und gedeiht, ſah ein, daß das Werk, das geſchehen mußte, ihr eigenes Werk ſei: nämlich die Behauptung der Gleichheit gegen den oligarchiſchen Stolz, — der freien Arbeit gegen die Herrſchaft über Sklaven, — des großen, arbeitſamen Volkes gegen alle erlöſchenden Ariſtokratien. Er war religiös, ohne abergläubiſch zu ſein, und der unzerſtörte Glauben der Maſſe gleicht dem ſeinigen. Während er immer ſondierend ſeinen Weg entlang ging, ließ er die Hand des Volkes nicht los. „Seine Pulſe ſchlugen in gleichem Takte mit des Volkes Pulſen."

(P. A. Hanaford, „Abraham Lincoln"; überſ. von Jul. Würzburger.)

Der Niagarafall. — Das überwältigend großartige Naturſchauſpiel, das der Niagara als Grenzſtrom zwiſchen dem Staate Newyork und dem britiſchen Kanada bietet, indem er, die Waſſer des gewaltigen Erieſees in den Ontarioſee wälzend, an ſeinem Ausfluſſe ſich in zwei Arme teilt, welche die Inſel Grand-Island umſchließen und dann wieder zuſammenſtrömen, um bei weiterm Laufe plötzlich in ſcharfer Ausbiegung von Weſten nach Norden die großartigſten Waſſerfälle der Welt zu bilden, verbirgt ſich dem Blicke des Suchenden, bis er dicht am Rande des Stromes ſteht, in deſſen felſigem Grunde es ſich entrollt. Aber auch hier wird es von ſchimmernd hochauf ſteigenden, aus verſprühendem Schaum gebildeten Wolken verſchleiert. Man ſieht zuerſt nur die, ſelbſt bei trübem Wetter, wie wir es hatten, in wunderbarem Farbenſpiel herabtoſenden Stromſchnellen, welche durch ein hoch und breit aufragendes Eiland (Goat Island, auch Iriſinſel genannt) in zwei Teile zerriſſen werden und ſo getrennt in einem Sturze von etwa 150 Meter zwei Katarakte bilden, wovon der eine, welcher innerhalb des Unionsgebietes liegt, Fort Shlosher Fall, der andere, der halb zu Kanada gehört, Horseshoe Fall (Hufeiſenfall), genannt wird. Dieſer iſt der größere, bei einer Breite von 574 Meter. Doch der andere, obwohl nur 325 Meter breit, iſt der ſchönere; wenn hier überhaupt verglichen werden kann, wo ſich kein gleichmäßig überſichtliches Bild bietet, und jeder in ſeiner Art, bei näherer Betrachtung, überwältigend wirkt. Von oben herab geſehen, verlieren ſie beide an Wirkung; denn in ganzer Größe zeigen ſie ſich nur, wenn man in ihr tiefgewundenes Felſenbett hinabſteigt, um ſie mit aufwärts gerichtetem Blicke zu betrachten.

Mir fiel zunächſt der oben zuerſt genannte ſchmälere Fall in die Augen, der uns von der linken Seite entgegenſchimmerte, als wir die Schritte nach der hohen Hängebrücke lenkten, welche zum kanadiſchen Ufer hinüberführt und mir als ein Wunder der Baukunſt erſchien. Ich geſtehe, daß dieſe frei und kühn durch die Luft geſpannte Brücke, über welche eben ein langer Bahnzug hinraſſelte, deſſen Schwere ſie nicht im geringſten zu bewegen ſchien, während ſie doch ſelbſt ſo leicht und fein ausſah, wie aus Draht geſponnen, mir als Werk von Menſchenhand beim erſten Anblick einen noch größern Eindruck machte, als der mit Donnergetöſe in die Tiefe ſtürzende Arm des Niagara. Jene Brücke bot meinem Auge in ihrer zierlichen Geſtaltung, trotz der weiten Spannung ein völlig überſichtliches Bild, während die gewaltigen Waſſermaſſen, die ſich vor mir ſchweren Dranges über die Felswand herabwälzten, nur oben in einer gewiſſen Gleichmäßigkeit ſichtbar blieben, nach unten ſich mehr und mehr löſend, zerflatternd und Schaumfunken ſprühend, die Schleier und blitzende Wölkchen bildeten, unter welchen die Sturzflut in wilden Wirbeln vom Strome weiter getragen wurde. Die Möven, welche die Waſſergefilde umflatterten, machten den Eindruck, als ob ſie eben aus dem Schoße des Sprühſchaums in's Leben geflogen wären.

Je mehr ich mich in das wechſelvolle Schauſpiel vertiefte, deſto größer wurde der Zauber, den es auf mich übte, und doch mußte ich meinen Begleitern, als ſie mich weiter zogen, geſtehen, daß ich noch weit Größeres erwartet hatte, als ich gefunden. Sie begriffen das vollſtändig; war es ihnen doch einſt ebenſo ergangen; ſeit ſie aber die Fälle hundertmal geſehen und täglich ſehen konnten, war ihre Bewunderung mit der nähern Bekanntſchaft gewachſen. Was ſich vor meinen Augen aufgethan, und noch dazu bei ſchlechter Beleuchtung, war eben nur ein Teil vom ganzen. Um das übrige zu ſehen, beſchritten wir zunächſt die impoſante Hängebrücke (Suspensiou Bridge), die, durch Drahtſeile an beiden Ufern gehalten und ſonſt frei in der Luft ſchwebend, von amerikaniſchem Boden auf engliſchen führt. Sie beſteht aus zwei Stockwerken, welche zu gleicher Zeit Raum für lange Bahnzüge, Fuhrwerk aller Art, Reiter und Fußgänger bieten.

Von der Mitte dieſer Brücke aus gewahrten wir zuerſt die kanadiſchen Fälle, doch in einer Entfernung, welche ſie nicht größer erſcheinen ließ als die vorhin geſchilderten. Wir fuhren dann nach dem kanadiſchen Ufer hinüber, welches, abgeſehen von einem unbedeutenden Höhenzuge, in ziemlicher Entfernung vom Rande der Niagaraſchlucht ebenſo flach iſt wie das amerikaniſche, und auch ebenſo wie dieſes mit Rieſenhotels, Landhäuſern und indianiſchen Bazars geſchmückt oder verunziert, wie man es nehmen will. Hier befindet ſich, nahe am Hufeiſenfall auch ein ſogenanntes Muſeum und in geringer Entfernung davon iſt der beſte Standpunkt, um die Niagarafälle als Geſamtbild zu ſehen. Die ſteil abfallende Ziegeninſel (Goat Island) trennt den vor uns donnernden Hufeiſenfall (ſo genannt nach der hufeiſenförmigen Felswand, über welche er ſtürzt) von dem amerikaniſchen, und der Anblick dieſer unerſchöpflichen Waſſermaſſen, deren Wucht ſich in unſerer Nähe am mächtigſten zeigt, hat bei ihrem blendenden Farbenſpiel, von ſchneeigem Weiß bis zum ſmaragdenen Grün und tiefdunkeln Blau, etwas Ueberwältigendes, wozu das feierliche Schallen, Rauſchen, Plätſchern, Ziſchen und Stürmen der Sturzflut halb erhebend, halb betäubend mitwirkt. Wir ſtiegen nach dem Geſamtüberblick von oben ſo tief hinab, als wir konnten, um die Fälle von unten zu ſehen, wo die Felswände, über welche ſie ſich wälzen, in ganzer Höhe erſcheinen, und klommen dann, einen langen Weg machend, bis zur Höhe der Fälle ſelbſt empor, wo man einen großen Teil der hochſchäumenden Stromſchnellen, aus welchen ſie herabdonnern, überſehen kann.

Am nächſten Morgen ſah ich die Fälle bei heiterem Himmel und gelindem Froſte. Wir umgingen dieſelben in der Tiefe und Höhe, und diesmal machte mir der kanadiſche Hufeiſenfall den mächtigſten Eindruck; er erſchien im Sonnenglanze geradezu wie aus lauter Topaſen und auſtraliſchen Diamanten gebildet, und ſeine ſchimmernden Maſſen donnerten mit ſolcher Wucht in die Tiefe herab, daß der unten aufgewirbelte Silberſtaub ſich zu Bergen ballte, die noch über die Höhe des Falls emporſtiegen und dann wie Nebelſchleier zerflatterten. War mir früher, bei umwölkten Himmel, der Fall erſchienen wie ein ſchönes Werk auf Löſchpapier gedruckt, ſo erſchien er mir jetzt als daſſelbe Werk auf goldigem Grunde, in einer mit allen möglichen Edelſteinen verzierten Prachtausgabe. Doch iſt ein matter Vergleich, wie denn überhaupt zur Veranſchaulichung dieſer, immer neue Herrlichkeiten enthüllenden Lichtwelt kein Vergleich auch nur ein annäherndes Bild bieten kann. Dreimal ſah ich die Sonne über den Silberſtaubwolken des amerikaniſchen Falls einen Regenbogen bilden, wie ich vordem nichts ähnliches geſehen, denn was wir ſonſt Regenbogen nennen, iſt nichts, verglichen mit den Lichtwundern, welche hier ſo genannt werden.

Die gewundenen Felswände, innerhalb welcher der Niagara ſein wildes Zauberſpiel treibt, haben bei einer Weite von etwa 1000 Fuß eine Tiefe von nahezu 300 Fuß und nehmen ſich von unten weit mächtiger aus als von oben, gleichwie auch die Fälle. Dieſe in alleu Einzelheiten, mit Anführung der begleitenden Umſtände zu ſchildern, kann kein lebendiges Geſamtbild geben. Ein ſolches iſt nur möglich, wenn es gelingt, das Weſentliche der empfangenen Eindrücke in großen Zügen zuſammenzufaſſen. Mir iſt, indem ich dies verſuchte, ein Gedicht aus der Feder geſprungen, welches hier zum Schluß ſeinen Platz finden möge.

[Fr. Bodenſtedt, „Vom Attantiſchen zum Stillen Oceau."]

Trüb war der Himmel, als ich zuerſt dich ſah
In deiner wilden Größe, Niagara!
Wie fernes Donnern ſchlug mir dein Schall ins Ohr,
Als mein Blick ſich im Suchen nach dir verlor
Im flachen, verödeten Wintergefilde,
Verdüſtert durch bleierne Wolkengebilde.
Doch näher und näher ſtets hört' ich es ſchallen,
Wie wenn Waſſerberge an Felſen zerprallen
Im unendlichen Meer, vom Orkane gehoben,
Mit unſichtbaren Händen geſchleudert nach oben.
Da plötzlich erhebt ſich vor mir ein Geflimmer
Von verſprühendem Schaum, der in eigenem Schimmer
Aus der Tiefe aufſteigt, und ein Wolkengewimmel
Erzeugt, weit glänzender als das am Himmel.
Und ich folge dem Glanz, und jählings thut
Sich ein Abgrund auf voll demantener Glut,
Wo die mächtig ſtürzenden Waſſer von oben
Tief unten zerſtieben mit donnerndem Toben.
Da wühlt es und bäumt ſich und wirbelt und gärt
In verwirrender Wut, doch lieblich verklärt
Durch verſchleiernd Gewölk aus verſprühendem Schaum,
Das ſich ſchimmernd erhebt, leicht ſchwebend wie Flaum.
Nun, als trüg' er dem Glanze der Tiefe Neid,
Zerreißt auch der Himmel ſein Wolkenkleid
Und die Sonne gießt ihre ganze Glut
Hinab in die toſende Waſſerflut,
Um in flüchtigen Bildern noch Schön'res zu zeigen,
Als an ewigem Glanze ihr ſelber zu eigen.
Die Sturmfluten trinken den ſonnigen Glanz
Und ſtrahlen ihn wieder, geſättiget ganz.
Und wie Künſtler mit gottverliehnen Gewalten
Aus ſich ſelbſt die erhabenſten Bilder geſtalten,
So ſcheint nun in des Niagara Borden
Jede Welle, jeder Tropfen zum Künſtler geworden,
Und Schöneres kommt durch ſie an den Tag,
Als menſchliches Schaffen zu bilden vermag.
Die Wogen glühen von Schönheit trunken,
Aus den Schaumkronen ſpringen blitzende Funken
Es leuchtet in allen Formen und Farben:
Hier erheben ſich ſchimmernde Strahlengarben,
Dort, über die Iriſinſel gezogen,
Schwebt hoch ein durchſichtiger Regenbogen,
Und darunter die Felswand ſtemmt auf den Wegen
Des gewaltigen Stroms ſich ihm breit entgegen,
Daß die Waſſer geteilt das Eiland umwinden,
Bis ſie unten ſich wieder zuſammenfinden —
Nach tiefem Sprung von getrenntem Hang —
In donnerndem Triumphgeſang.
Nie erſchien mir ein Strombild an Wundern ſo reich,
So ſtürmiſch im Wechſel, doch immer ſich gleich
In bezaubernder Macht urgewaltigen Seins
Und hehrer Gebilde des Schalles und Scheins.
Trüb war der Himmel, als ich zuerſt dich ſah
In deiner wilden Größe, Niagara,
Und die Sonne war ſchon im Untergehn,
Als ich kam, dich zum letzten Male zu ſehn.
Und du hießeſt mich ſelbſt tief hinunterſteigen,
Um dich mir in voller Größe zu zeigen
Im tiefen, gewundenen Felſenbette.
Dich umragt keine ſchimmernde Bergeskette,
Deine Ufer ſind flach und öde ganz,
Doch du brauchſt keines prangenden Rahmens Glanz:
Deine eigene Glut, deiner Wellen Klang
Wird mir leuchten und klingen mein Leben lang.

(Frdr. Bodenſtedt, „Vom Atlantiſchen zum Stillen Ocean").

Auf der Goldſuche (in Californien). Am 29. Mai 1848. Heute früh war es hier in Monterey ſehr lebhaft. Ein Mann bringt die Meldung, daß am Rio de los Americanos viel Gold gefunden worden ſei. Die Leuten ſchwatzen darüber, namentlich die Weiber; es glaubt aber niemand recht an die Mär. Einige alte Frauen meinen indeſſen, die Sache habe ihre Richtigkeit; denn neulich ſei es vorgekommen, daß ein weißer Rabe mit einem Kinde geſpielt, auch habe eine Eule die Glocke in der Kirche geläutet.

Am 6. Juni. Das Geſchwätz über Goldentdeckungen will kein Ende nehmen; ich muß endlich wiſſen, was daran iſt, und habe deshalb einen Boten nach dem American River geſchickt. Er hat hin und zurück etwa 800 Kilom. zu machen, aber ſein Pferd iſt gut, und der Mann ſelbſt zuverläſſig.

Am 12. Juni. Heute kam ein Mann vom America Fort hier an und brachte ein Stück Erz mit, das gelb ausſieht und etwa eine Unze ſchwer iſt. Wie das von aller Welt beäugelt und beguckt wird! Viele wollen noch nicht glauben, daß es Gold ſei, weil es nicht genau ſo ausſieht, wie die Fingerringe oder die goldenen Knöpfe auf den Stöcken. Sie ſagen es ſei rein unmöglich, daß dergleichen Schätze bis heute hätten verborgen bleiben können.

Am 20. Juni. Mein Bote iſt wieder da und hat Goldproben mitgebracht. Die Leute machen alle lange Hälſe. Als er das gelbe Zeug aus der Taſche zog und den Leuten dicht unter die Naſe hielt, ſchwanden endlich alle Zweifel; nur ein alter Mann meinte, die ganze Geſchichte ſei von den Yankees ausgedacht worden. Aber er fand keinen Glauben. Jetzt, nachmittags, packt ſchon alles auf, jeder will Gold holen, und eine Amerikanerin, die ſeither ein Koſthaus hielt, iſt ſchon einige Stunden fort; ſie will auch täglich 1200 M. verdienen.

Am 15. Juli. Mit dem tollen Goldfieber iſt es nicht mehr auszuhalten. Dienſtboten ſind kaum noch zu haben; wer hier blieb, will ſich höchſtens auf eine Woche verdingen. General Maſon, Lieutenant Lanman und ich führen einen gemeinſamen Tiſch; wir haben Haus, Küche und alles nötige Gerät, aber alle Diener ſind fort, ſelbſt unſer Neger, der bis geſtern Abend aushielt, hat am Ende der Verlockung nicht widerſtehen können und ſich aus dem Staube gemacht. Heute beſorgen wir ſchon zum vierten Male die Küche ſelbſt. Ein General in der Armee der Vereinigten Staaten, der Commandant eines Kriegsſchiffes und ich, der wohlbeſtallte Alcalde, ſitzen in einer rauchenden Küche, mahlen Kaffee, ſchälen Zwiebeln, kochen Fleiſch, backen Fiſche.

Am 18. Juli. Heute kam hier ein Matroſe an; er hatte 136 Unzen Gold bei ſich, die er am Hubafluſſe grub. Nun ſind mir auch noch die Zimmerleute fortgelaufen, welche ſeither am Schulhauſe arbeiteten. Drei Matroſen von dem Kriegsſchiffe ſind auch ausgeriſſen und haben vierjährigen Heuerlohn im Stiche gelaſſen, auch viele Soldaten gingen durch. Was daraus noch werden ſoll, mag der Himmel wiſſen!

Am 12. Auguſt. Mein Diener Bob, ein Irländer, war etwa 8 Wochen lang in den Minen, dann kam er mit Gold im Wert von mehr als 8000 M. zurück. Ich zahlte ihm früher allwöchentlich ſeinen Lohn in barem Gelde aus, das er ſorgfältig aufbewahrte; er nahm nur eine Mark für ſich, das übrige hegte er ſparſam auf. Jetzt ritt er ein Paar hübſche Pferde und lebte ungemein flott; beſonders hielt er auf guten Wein, obwohl er ſelber keinen Tropfen trank, aber er traktierte ſeine Freunde. Der Jubel hat etwa 4 Wochen gedauert. Heute begegnete mir Bob, er geht wieder in die Minen, weil die 8000 M. verthan ſind. Den bei mir erworbenen Sparpfennig hat er noch, will ihn auch nicht angreifen. „Es hat Arbeit gekoſtet", ſagte er, „ehe ich ihn zuſammenbrachte, und damit will ich haushalten; aber die achttauſend fand ich wie beim Kinderſpiel, deshalb habe ich ſie wieder flüchtig gemacht."

Am 16. Auguſt. Geſtern ſind vier Bürger unſerer Stadt vom Federfluß zurückgekommen; ſie arbeiteten dort mit drei andern, haben dreißig wilde Indianer in Dienſt genommen, genau ſieben Wochen und drei Tage gearbeitet und für 326 587 M. Gold unter ſich verteilt, ſo daß auf den Kopf mehr als 80 000 kamen. Noch ein Item. Einer meiner Bekannten hat 64 Tage am Huba ganz allein gediggert und 22 763 M. heimgebracht; ein anderer, gleichfalls hier aus Monterey, gewann in 57 Tagen 17 269 M.; ein Knabe grub am Mokelunnen in 54 Tagen 14 735 M., und ſo könnte ich noch eine lange Reihe von ähnlichen Beiſpielen anführen. Kein Wunder, daß wir keine Diener mehr haben, unſere Stiefel und Pferde ſelber putzen, und daß auch die weibliche Dienerſchaft in die Goldgruben geflogen iſt.

Im September. Ich gehe auch hin, wo das Gold liegt. Eine Geſellſchaft von Freunden will die Reiſe gemeinſchaftlich machen.

Am 29. begegneten uns Leute, die aus den Goldgruben heimkamen; ich habe nie eine ſo abgeriſſene, zerlumpte, ausgehungerte, in jeder Beziehung klägliche Gruppe von Menſchen geſehen. Nur einige beſaßen abgemagerte Gäule, die übrigen ſchleppten ſich mühſam mit wunden Füßen weiter; ſie baten dringend um etwas Brot und Fleiſch. Wir gaben ihnen, ſo viel wir entbehren konnten. Da zog der eine einen ſchweren Beutel mit Gold hervor und wollte unſere Gabe bezahlen, er ließ ſich nur mit Mühe abweiſen. Dieſe Leute hatten für mehr als 400 000 M. bei ſich, fanden aber unterwegs nichts zu eſſen. Dergleichen kommt freilich alle Tage vor.

Am 3. Oktober. Bisher haben wir noch keine Schätze entdeckt. Wir fanden gaſtliche Aufnahme bei einem Herrn Murphy; er hat ſein Zelt unter einem Stamme wilder Indianer aufgeſchlagen, die Gold für ihn ſammeln; dafür giebt er ihnen Decken und Lebensmittel. Täglich läßt er zwei Ochſen für ſie ſchlachten, und ſie vergreifen ſich nie an ſeinem Eigentum. Er hat des Häuptlings Tochter geheiratet, eine Waldſchönheit mit brauner Haut und langwallendem ſchwarzem Haar. Geiſtige Getränke duldet er nicht.

Am 4. Oktober. Wir ſind in den Minen. 50 Kilogr. Mehl koſten 800 M., das Kilo ſchlechten Farinzuckers koſtet 34, das Kilo Kaffee 42 M. Es iſt kein anderes Fleiſch zu haben, als in Streifen geſchnittenes, an der Sonne gedörrtes von Bullen. Wie zäh und fade das iſt! Heute wurde eine Schachtel voll Brauſepulver mit 102 M. bezahlt; für 49 Tropfen Opium gab einer viermal ſo viele Mark. Ich habe für eine ſchon viel gebrauchte Spitzhacke 40 M. bar gegeben; das Eiſen daran mag etwa 2 Kilogr. ſchwer ſein.

Am 21. Oktober. Wir befinden uns im Lager der Goldgräber, welche aus Sonora herübergewandert ſind. Hier hat ſich folgendes ereignet: Ein Arzt, der aus einer etwa 5 Wegſtunden entfernten Schlucht hierhergekommen iſt, hatte ſeine Habſeligkeiten auf einen von zwei Maultieren gezogenen Karren geladen, der leer zurück wollte. Er mußte dafür 400 M. zahlen und that es, ohne auch nur eine Silbe einzuwenden. Einige Tage nachher bekommt der Fuhrmann die Kolik und wendet ſich an den Doktor, der ihm Pillen giebt. Der Fuhrmann verſchluckt ſie und muß genau 400 M. für ärztliche Bemühungen zahlen.

Am 27. Oktober. Die Sonoraner ſind Erzſpieler; die Bank wird von einer Frau gehalten. Auf dem Tiſche liegen im buchſtäblichen Sinne des Wortes ganze Haufen Goldes, die meinem Ueberſchlage gemäß zuſammen 50 Kilogr. wiegen. Die Bankhalterin mußte heute auf einmal nicht weniger als 5 Kilo an einen Mann auszahlen, im allgemeinen iſt ſie aber im Vorteil und gewinnt viel.

Am 29. Oktober. Heute ſah ich in einer Schlucht eine Frau aus San Joſé; ſie wuſch eben Gold. Ich fragte ſie, wie lange ſie ſchon hier ſei und wie viel ſie im Durchſchnitt täglich gewinne. Die Antwort lautete kurz: „Drei Wochen und eine Unze."

Das Kilo Mehl koſtet 16 M.; Zucker und Kaffee ſind noch mehr geſtiegen, für das Liter Rum zahlt man nun 80 M.

Die erſten Ankömmlinge in der Wildnis waren natürlich nicht die beſten Elemente, ſondern ſolche, die raſch gewinnen wollten, um der roheſten Genußſucht frönen zu können. Mit ihnen erſchienen zugleich Schenkwirte, welche durch Befriedigung dieſer Leidenſchaft, ohne Arbeit das Gold zu gewinnen hofften, das die Spitzhacke aus dem Boden ans Licht gebracht hatte.

Als die erſten Goldgräber ankamen, waren keine Flaſchen da; ſie nahmen alſo ihre Kaffeetöpfe, Pfannen oder was ſonſt eine Flüſſigkeit zu halten imſtande iſt. Nach einigen Stunden dachte keiner mehr ans Goldgraben, der Irländer lobte ſeine grüne Inſel, der Deutſche ſang vom Vaterland, der Amerikaner brüllte ins Weite oder nörgelte den Yankee-doodle, der Engländer hatte Luſt, ſich mit den Bären herumzuboxen und ſo weiter. Dann kam die Nacht, die Feuer erloſchen, die Trinker lagen auf den Ohren. Was doch alles in einem Faſſe Rum ſteckt!

Am 8. November. Jetzt ſind ſchon mehr als 50000 Goldgräber hier aus allen fünf Erdteilen zuſammengeſtrömt. Einige haben Zelte, andere nicht; einige beſitzen Lebensmittel, anderen fehlt jeder Biſſen; ſie arbeiten mit Brechſtangen, Spitzhacken, Spaten, Wiegen und Pfannen, Hämmern und Drillbohrern, an allen Ecken und Enden knallt es; denn man ſprengt das Geſtein mit Pulver weg. So buntſcheckiges Volk iſt wohl nie zuvor auf einem Punkte beiſammen geweſen! Da wo vor Wochen eine nun verlaſſene Lagerſtätte war, liegen Totengebeine umher, welche von den Wölfen ausſcharrt worden ſind. Der Senſenmann hält reiche Ernte. Ein Sonoraner hat mir für mein Paar Piſtolen ein vollwichtiges halbes Kilo Gold gegeben.

Am 13. November. Ich habe nun genug von der Goldgräberei geſehen und will wieder heim. Eben komme ich von einer Höhe zurück, von welcher ich weit und breit eine beträchtliche Strecke der Goldregion mit ihren Schluchten und Bächen, Zelten und Menſchen überblicken konnte. Ich bin ein weitgereiſter Mann, habe den Niagara rauſchen' hören, kenne die Parks und die City von London, die Boulevards von Paris, die ſchönen Ufer des Rheins, die Trümmer der ewigen Stadt Rom, Pompeji und den feuerſpeienden Veſuv. Ich habe auch Mondſcheinnächte in Venedig durchträumt, auf der Akropolis zu Athen geſtanden und in dem halbbarbariſchen Konſtantinopel verweilt. Aber alle dieſe Herrlichkeiten zuſammengenommen, haben doch keinen ſo eigentümlichen Eindruck auf mich gemacht, wie dieſe Goldgruben in Californien. (Walter Colton.)

Unter Eskimos. Im Begriffe von unſerm Schiffe wieder an Land zu gehen, erhielt ich von der Schiffswache die Meldung, daß man auf dem Eiſe in einiger Entfernung Menſchen ſähe. Ich folgte der mir bezeichneten Richtung und bemerkte bald vier Eskimo's in der Nähe eines kleinen Eisberges, unweit von dem Lande und ungefähr 2 Kilom. vom Schiffe entfernt. Sie zogen ſich hinter den Eisberg zurück, ſobald ſie mich erblickten; aber als ich mich nahte, kam plötzlich die ganze Geſellſchaft aus ihrem Hinterhalt hervor; ſie bildeten einen Zug, zehn in der Front, drei tief, und hatten einen Mann nach der Landſeite abgeſandt, welcher augenſcheinlich in einem Schlitten ſaß. Ich ſandte daher meinen Gefährten zum Kapitän Roß zurück, damit ſich dieſer mit einigen Leuten mit mir vereinigen möchte. dann ging ich allein bis auf 100 Meter vor und fand, daß jeder mit einem Speere und einem Meſſer bewaffnet war; aber ich ſah keine Bogen und Pfeile.

Ich wußte, daß das Wort des Grußes zwiſchen ſich begegnenden Stämmen „Tima tima“ ſei. Ich begrüßte ſie daher in ihrer eignen Sprache und ſie beantworteten es mit einem allgemeinen Ausruf derſelben Art; der entſendete Mann wurde dann in die Front ihrer Linie gerufen. Der Reſt meiner Partei kam nun ebenfalls heran; wir waren uns bis auf 60 Meter nahe und warfen dann unſre Flinten weg, mit dem Ausruf „Aya Tima“, was, wie wir es gelernt hatten, die gebräuchlichſte Art iſt, eine freundliche Verbindung zu eröffnen. Hierauf warfen ſie ihre Meſſer und Speere in die Luft nach jeder Richtung, gaben den Ausruf „Aya“ zurück und ſtreckten ihre Arme aus, um uns zu zeigen, daß auch ſie ohne Waffen ſeien. Aber da ſie ihre Plätze nicht verließen, gingen wir vor und umarmten nach der Reihe alle, die in der Frontlinie ſtanden. Dies ſchien großes Entzücken hervorzubringen, was ſich auf allen Seiten durch Lachen und Lärmen und fremdartige Gebärden ausdrückte, während wir uns ſo unmittelbar in ihr argloſes Vertrauen eingeſetzt fanden.

Da ſie erfuhren, daß wir Europäer „Kablunae“ wären, antworteten ſie, daß ſie Leute „Innuit“ ſeien. Ihre Zahl belief ſich auf 31. Sie waren alle gut, hauptſächlich in ſchöne Renntierfelle gekleidet; die Oberkleider waren doppelt und umſchloſſen dicht den Körper; ſie reichten nur vom Kinn bis zur Mitte des Schenkels und waren hinten mit einer Kappe verſehen, welche über den Kopf gezogen wurde, während der Schoß in Form einer Spitze, nicht unähnlich der eines Soldatenrockes früherer Tage, bis auf die Wade herunterhing. Die Finger wurden durch die Aermel bedeckt, und von den zwei Fellen, welche alles dies bildeten, waren die Haare des inneren nach dem Körper zu und die des äußern in der entgegengeſetzten Richtung gekehrt. Jeder hatte zwei Paar Stiefeln an, die haarige Seite an beiden nach innen gewendet, und über ihnen Beinkleider von Renntierleder, welche an den Beinen weit herunter reichten, während einige von ihnen über ihren Stiefeln noch Schuhe trugen und Beinkleider von Robbenfellen, ſtatt jener Renntierfelle.

Alle trugen Speere, den Spazierſtöcken nicht unähnlich, mit einer Kugel von Holz oder Elfenbein an einem Ende und einer Spitze von Horn an dem andern. Die Meſſer, welche wir zuerſt ſahen, beſtanden aus Knochen oder Renntiergeweihen ohne Spitze oder Schneide und bildeten eine ſehr unſchädliche Waffe; aber wir bemerkten, daß jeder von ihnen ein viel brauchbareres Meſſer auf ſeinem Rücken hängen hatte, welches mit Eiſen zugeſpitzt war und bei einigen auch einen Rand von dieſem Metalle hatte.

Gleich den andern Eskimoſtämmen bildeten ihre gutmütigen Geſichter ein regelmäßiges Oval; die Augen waren dunkel und einander nahe ſtehend, die Naſe klein und das Haar ſchwarz; auch hatte ihre Haut nicht die dunkle Kupferfarbe, wie ich ſie bei denen bemerkte, welche ich früher im Norden ſah. Sie ſchienen auch ziemlich reinlich zu ſein, und was ich früher nicht geſehen hatte, ihr Haar war kurz geſchnitten und ſorgfältig geordnet.

Ihre Anzüge waren mit beſonderer Sauberkeit angefertigt und zum Teil mit Franzen aus Sehnen oder mit Schnüren kleiner Knochen geſchmückt. Die Felle von Vielfraßen, Hermelinen und grauen Robben, welche ſie an der Bruſt hängen hatten, ſchienen auch ein Zubehör zum Schmuck zu ſein. Ihre Schlitten waren ſehr ungekünſtelt; die Seiten beſtanden aus Stücken von Knochen, die durch ein Fell verbunden und zuſammengehalten wurden, und das obere Kreuzholz war aus den Vorderbeinen des Renntiers gefertigt. An dem unteren Teile der Schleifen befand ſich ein Ueberzug von Eis, das ſich an das Fell angeſetzt hatte, was ihre Bewegung ſehr leicht machte.

Wir ſchlugen ihnen vor, ſie zu ihren Hütten zu begleiten; ſie waren damit einverſtanden und machten uns verſtändlich, daß ihre Weiber, Kinder, Hunde, Schlitten alle zu Hauſe wären, und daß ſie Ueberfluß an Vorräten hätten.

Bald darauf zeigte ſich das Dorf. Es beſtand aus 12 Schneehütten, die an dem Ende einer kleinen Bucht am Ufer errichtet waren, und befand ſich ungefähr 5 Kilom. vom Schiffe entfernt. Die Hütten hatten das Anſehen von umgekehrten Schalen und waren ohne Ordnung erbaut; jede derſelben hatte einen langen, gekrümmten Vorbau, in welchem der Hausflur war, an deſſen Eingange die Weiber mit den jungen Mädchen und den kleinen Kindern ſtanden. Wir wurden alsbald eingeladen, dieſe zu beſuchen, für welche glücklicherweiſe unſer Bote Geſchenke von Glaskorallen und Nadeln vom Schiffe mitgebracht hatte. Als wir dieſelben austeilten, verſchwand bald die Schüchternheit, die ſie bei unſerm erſten Erſcheinen gezeigt hatten.

Der Eingang, der jedesmal lang und gemeinhin gekrümmt war, führte zu der Hauptſtube, welche, wenn das Gebäude für eine Familie diente, aus einem kreisförmigen Gewölbe von 3 Meter im Durchmeſſer beſtand. Beherbergte es dagegen zwei Familien, ſo war das Hauptzimmer ein Oval von 5 Meter Länge und 3 Meter Breite. Der Thüre gegenüber war eine Bank von Schnee angebracht, welche beinahe den dritten Teil der Breite der Grundfläche einnahm, gegen 1 Meter hoch, auf der oberen Fläche eben und mit verſchiedenen Fellen bedeckt war. Sie bildete das gemeinſame Bett oder den Schlafplatz für die ganze Familie. Am Ende desſelben ſaß die Frau des Hauſes; ihr gegenüber hing die Lampe, deren Hauptbeſtandteile Moos und Thran waren, wie es die allgemeine Sitte in dieſen Gegenden iſt; ſie gab genügende Flamme und diente gleichzeitig zur Erleuchtung und Heizung, ſo daß das Zimmer vollkommen behaglich war. Ueber der Lampe war die Kochſchüſſel von Stein angebracht, welche das Fleiſch von Renntieren und Robben, mit Thran angemacht, enthielt, und an dergleichen Vorräten ſchien kein Mangel zu ſein.

Noch muß ich bemerken, daß dieſe Hütten, gänzlich von Schnee erbaut, alle durch große eirunde Stücke klaren Eiſes erhellt wurden, welche ungefähr auf der Hälfte der Höhe, an der öſtlichen Seite des Daches, angebracht waren; übrigens waren die Verſchiedenheiten in mehreren der Hütten, welche wir beſichtigten, nur unbedeutend. Späterhin indeſſen bemerkten wir auch, was uns vorher bei einem Mangel an Licht entgangen war, daß ungefähr in der Mitte jedes Eingangs eine Art von Vorzimmer angebracht war; welches zu einem Behälter für Hunde führte. Zugleich zeigte es ſich, daß die äußere Oeffnung ſo gedreht werden konnte, daß ſie ſich immer nur nach der Leeſeite hin öffnete und ſo den Wind vom Eindringen abhielt. Wir fanden, daß dieſe Hütten ſoeben erſt aufgerichtet worden; ſie waren kaum einen Tag alt; die baulichen Einrichtungen in dieſer Gegend koſten nicht viel Zeit. Endlich überzeugten wir uns davon, daß ihre Wintervorräte im Sommer eingelegt werden, und daß ſie im Winter zu denſelben zurückkehren.

Alle andern Dinge, Anzüge, Hausgeräte ſowohl als Lebensmittel, lagen in unbeſchreiblicher Unordnung umher und zeigten uns, daß Ordnung wenigſtens nicht unter die Zahl der Tugenden unſerer Wirte zu rechnen ſei..

Sie boten uns jetzt als Gegengeſchenk alles an, was wir nur auswählen mochten. Wir nahmen uns demnach einige Speere, Bogen und Pfeile, ſowie einen Ohrenſchmuck von Eiſen, der durch eine Kugel, die an einer Schnur befeſtigt war, gebildet wurde, und endlich einige Stücke für unſere naturhiſtoriſche Sammlung. Das eben bemerkte Ohrgehänge war noch durch einige Fuchszähne, welche daran hingen, ſowie durch eine Franſe von Sehnen verziert. Einige Nadeln, welche wir unſern frühern Geſchenken noch hinzufügten, dienten dazu, ihr unbedingtes Vertrauen und ihre Freundſchaft zu gewinnen.

Die Frauen waren allerdings nicht ſchön, aber ſie gaben wenigſtens ihren Ehegatten nichts nach und waren nicht weniger gutgeſittet. Ihr Wuchs war klein, und ſie ſtanden im Anzug und in der Reinlichkeit den Männern bei weitem nach; beſonders war ihr Haar in einem verwickelten und unordentlichen Zuſtande.

Die Geſichtszüge der Frauen waren mild und ihre Backen gleich denen der Männer rot. Alle waren mehr oder weniger tättowiert, beſonders über den Augen und an jeder Seite des Mundes und am Kinn. Dieſer Schmuck beſtand jedoch nur in Linien ohne beſondere Figuren; der Anzug der Weiber war nicht weſentlich von dem der Männer verſchieden, ausgenommen, daß das äußere Gewand ſowohl vorn, als hinten eine Spitze hatte, während einige mit Franſen und zerſchnittenen Fellen verziert waren.

Der Verſuch, den wir machten, eine Zeichnung des Dorfes aufzunehmen, erregte zuerſt mancherlei Beſorgnis; aber ſie waren zufriedengeſtellt, ſobald ihnen der Zweck erklärt wurde; und waren entzückt über die Aehnlichkeit der Darſtellung, als die Skizze beendigt war; jeder erkannte ſogleich ſeine eigene Hütte.

Als wir mit ihnen zum Schiff zurückkehrten, kam ein eiſiger Luftzug das Thal herauf. Einer der Eskimos bemerkte alsbald, daß der Froſt eine meiner Backen ergriffen habe. Sogleich machte er einen Schneeball, rieb ſie tüchtig und erſparte mir ſo gewiß einen empfindlichen Schmerz. Hierauf blieb er immer neben mir und erinnerte mich häufig daran, meine Hand an dieſelbe Stelle zu legen, indem eine Erneuerung des Froſtanfalls zu befürchten ſtehe. Dies war wirklich ein Zeichen von großer Gutmütigkeit und trug, ſowie alles andere, dazu bei, einen günſtigen Eindruck auf uns hervorzubringen.

(John Roß.)

Der Nil.

Den alten Aegyptern war, wenigſtens zur Zeit, als ſie vom untern Nilthale Beſitz ergriffen, der Urſprung des ſie ernährenden Stromes ſo unbekannt, daß ſie ſein Kommen und Wirken als ein hochheiliges Geheimnis betrachteten, über welches erſt nach der Befreiung von der irdiſchen Hülle dem wißbegierigen Menſchengeiſt Aufſchluß zu teil werden ſollte.

Herodot [II, 28] giebt nach dem Berichte eines Saïtiſchen Prieſters mit den Worten Auskunft: „Die Quellen des Nil aber vermaß ſich keiner von den Aegyptern, Libyern und Hellenen zu wiſſen, mit denen ich ins Geſpräch kam, außer in Aegypten in der Stadt Saïs der Schreiber der heiligen Schätze Athenes. Jedoch ſchien mir derſelbe zu ſcherzen, indem er ſie beſtimmt zu wiſſen behauptete. Er ſagte aber dieſes: ‚Es wären zwei Berge mit ſpitz zulaufenden Gipfeln, zwiſchen der Stadt Syene im thebiſchen Gebiet und der Stadt Elephantine gelegen, unter dem Namen Krophi der eine und Mophi der andere. Nun flöſſen die Quellen des Nil, eigentlich tiefe Schlünde, mitten aus dieſen Bergen, und die eine Hälfte des Waſſers ſtröme nordwärts nach Aegypten hin und gegen den Nordwind, die andere Hälfte nach Aethiopien und den Süd. Daß aber die Quellen tiefe Schlünde ſeien, das, behauptete er, habe der König von Aegypten, Pſammetich erprobt. Dieſer habe nämlich ein Seil, viele tauſend Klafter lang, geflochten und daſelbſt hinabgelaſſen, ohne auf den Grund zu reichen.‘ Damit führte mich denn der Schreiber darauf, wenn anders dem ſo iſt, wie er ſagte, dort gewaltige Wirbel und einen Strudel zu vermuten, ſo daß vor dem Stoß des Waſſers an den Bergen das Senkblei nicht auf den Grund kommen konnte.“

So viel über die Kenntnis des Altertums vom Urſprunge des Nil, und faſſen wir nun noch kurz zuſammen, was in Bezug hierauf in der Neuzeit durch die nach dem mittleren Afrika unternommenen Entdeckungsreiſen feſtgeſtellt worden. Der Nil hat in Anbetracht der Längenentwicklung ſeines Stromlaufes, ſo weit dies bis jetzt hat beſtimmt werden können, unter den größten Flüſſen der Erde nur im Amazonenſtrom (900 deutſche Meilen lang) einen Nebenbuhler, doch auch dieſen dürfte er vielleicht noch um ein Bedeutendes überbieten, denn die eigentliche Nilquelle, als welche wir doch wohl den fernſten Quellpunkt des fernſten ſeiner Quellflüſſe betrachten müſſen, iſt eben bis jetzt noch nicht ermittelt. Seine beiden Hauptarme, der ſogenannte Blaue und Weiße Nil (Bah’r-el-azrak und Bah’r-el-abiad) vereinigen ſich bei der Stadt Chartum, der Hauptſtadt des ägyptiſchen Sudan. Von hier ab nimmt nun der Nil bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Mittelmeer auf ſeinem ganzen 400 deutſche Meilen langen, faſt unausgeſetzt durch reines Wüſtengebiet führenden Wege nur einen einzigen Nebenfluß auf, den Atbara, welcher am öſtlichen Ufer, etwa 40 deutſche Meilen unterhalb Chartum einmündet. „Auf dieſer ganzen Strecke, die ein Gefälle von 378 m aufweiſt,“ ſagte Dr. Schweinfurth in einer kurz gefaßten Beſprechung des Nillaufes, „hat er demgemäß ausſchließlich waſſerentziehendes Gelände zu durchſtrömen, indem ihm nur ganz vereinzelte Regengüſſe des Winters von den zwiſchen ſeinem rechten Ufer und dem Roten Meere ſich hinziehenden Gebirgen her zugeführt werden. So erklärt es ſich, daß dieſer vielleicht längſte Strom der Welt ſelbſt da, wo er ſich weder in Arme teilt, noch durch dicht an ſeine Ufer herantretende Felswände eingeengt erſcheint, nur ſelten den majeſtätiſchen Anblick gewährt, wie wir ihn z. B. bei den großen Flüſſen des europäiſchen Rußlands wahrnehmen. Eine Breite von 1000 m erreicht der vereinigte Nil nur kurz unterhalb Chartum und kurz vor ſeiner abermaligen Teilung bei Kairo (auch bei der Stadt Minye, wo er ungeteilt fließt), während doch ſchon der Weiße Nil dieſe Breite auf einer weiten Strecke ſeines Unterlaufs überſteigt. Auf ſeinem vielfach gewundenen Laufe durch 15 Breitengrade durftigen Wüſtenlandes geht eben ein großer Teil ſeiner Waſſermaſſen in Folge von Verdunſtung und Verſickerung (wahrſcheinliche Urſache des tiefen Grundwaſſers in den Oaſen der libyſchen Wüſten, welche vom Nubiſchen Nil aus geſpeiſt werden) und noch mehr in einem Geflechte künſtlicher Bewäſſerungskanäle verloren. An ihrem Zuſammenfluß verhalten ſich Weißer und Blauer Nil, was die durchſchnittliche Breite und Waſſertiefe anlangt, wie 3 : 1; aber dieſes Verhältnis wird durch die ſtürmiſche Schwelle des Blauen Nils, deſſen Waſſer in den abeſſiniſchen Hochgebirgen zuſammenlaufen, ſobald dort die volle Regenzeit eintritt, weſentlich verändert. Der Blaue Nil iſt eben ein Gebirgsfluß, der plötzlich ſteigt und alles mit ſich fortreißt, was er auf ſeinem abſchüſſigen Laufe erfaßt. Daher heißt er der Bah’r-el-azrak, der blaue, d. h. der „dunkle“, „trübe“ Nil, im Gegenſatze zum Bah’r-el-abyad d. h. der weiße, richtiger der „helle“ oder „klare“ Nil, indem ſeine, durch endlos weite, von dichtem Graswuchs bedeckte Ebenen und zum großen Teil ſogar aus bereits abgeklärten See-Becken fließenden Waſſer geläutert, zum Teil durch ſchwimmende Grasdecken gereinigt erſcheinen. Der Blaue Nil (nebſt ſeinem Ableger, dem Atbara) kann daher ausſchließlich als die Mutter der ägyptiſchen Fruchtbarkeit und zugleich als die Urſache der Nilſchwelle (indem er einen Ueberfluß liefert zu der gleichbleibenden Maſſe des Fluſſes) betrachtet werden, wogegen der Weiße Nil der Vater ſeiner Lebensfähigkeit iſt, der ihm die Ausdauer und Gleichmäßigkeit erteilt, welche verhindert, daß das Land im Norden zur Sommerzeit verdurſte; der Blaue Nil allein würde nicht ausreichen, das 400 deutſche Meilen lange Bett das ganze Jahr hindurch mit Waſſer zu erfüllen. Stempelt demnach ſchon allein der Jahresdurchſchnitt ſeiner Waſſermenge den Weißen Nil zum Hauptfluſſe, ſo muß ihm dieſes Vorrecht in noch höherem Grade zuerkannt werden, wenn man die Längenausdehnung ſeiner Zuflüſſe berückſichtigt, welche diejenige des Blauen Nil weit um das Doppelte überſteigt. Aber auch er, wenn wir ihn hinaufſchiffen, bleibt nicht für lange ungeteilt. Zunächſt erreichen wir unter 9.° nördl. Breite die Mündung des Sobat, welcher, dem Atbara gleich, die Natur des Blauen Nil im kleinen wiederholt, indem er ſich von dem im Süden des eigentlichen Abeſſiniens ſich fortſetzenden Hochlande herabſtürzt. Dicht dahinter mündet von der entgegengeſetzten Seite der Bah’r-el-Ghazal oder Gazellenfluß, der, faſt ein Strom ohne Strömung, nur das vereinigte Sammelbett einer Unmaſſe von dem höher gelegenen Innern entſtrömender Quellflüſſe ausmacht. Oberhalb der Mündungen des Sobat und Bah’r-el-Ghazal nimmt der Fluß den Namen Bah’r-el-Gebel an und ſchrumpft zu unbeträchlicher Breite zuſammen, wie ein Fluß dritten Ranges; von 5.° nördl. Breite hört er auf, ſchiffbar zu ſein, indem er, wiederholt über Katarakte ſtrömend, aus dem Mwutan-See (dem ſogen. Albert-Nyanſa) ausfließt, der wiederum durch einen, immer noch als Weißer Nil zu betrachtenden Arm („Somerſet“ getauft), mit dem See Ukerewe (Viktoria-Nyanſa) im Zuſammenhang ſteht. Welches von beiden Sammelbecken wird nun den entfernteſten Urſprung, die längſten Zuflüſſe haben? darin gipfelt nun die große Frage nach den Nilquellen. Das Gebiet, auf welches ſich die letzteren beſchränken müſſen, iſt aber, Dank den Fortſchritten der neueren Reiſenden gegenwärtig ein bereits derartig nach allen Seiten hin begrenztes geworden, daß die endgiltige Löſung nicht lange mehr auf ſich warten laſſen kann.

Im Altertum war man auch über die Urſachen der alljährlich zu beſtimmter Zeit eintretenden Anſchwellung des Nilſtromes noch höchſt mangelhaft unterrichtet. Mit der Ergründung dieſer Urſachen haben ſich vielfach hervorragende Geiſter des Altertums befaßt und ſind auch da zum Teil der Wahrheit ziemlich nahe gekommen, doch ſelbſt Männer wie Thales und Anaxagoras, Demokrit von Abdera und Herodot haben noch höchſt abſonderliche Lehrmeinungen über dieſe merkwürdige Erſcheinung aufgeſtellt. Wie es ſich in Wirklichkeit damit verhält, darüber herrſcht heute kein Zweifel mehr. Es ſteht vollkommen feſt, daß unter den verſchiedenen im Altertum zur Erklärung aufgeſtellten Urſachen, gerade diejenige, welche Herodot als die irrigſte bezeichnet, die richtige iſt, daß gerade die von ihm ſo beſtrittenen Regengüſſe im mittleren Afrika es ſind, welche das regelmäßige Steigen des Nilſtromes herbeiführen. Wenn in ſeinen der heißen Zone angehörenden Quellländern die Schreckenszeit der Dürre ihr Ende erreicht hat, wenn da, bei einer jetzt nur von gluthauchenden Winden durchzogenen, immer ſchwüler und drückender werdenden Luft, ſich nun in immer dichteren Maſſen die Wolken am Himmel zuſammenſchichten, bis es zu jenem ſchauererregenden Aufruhr der Elemente kommt, wo beim Heulen des Sturmes und Toben des Donners aus allen Ecken und Enden der finſteren Himmelsdecke die Feuer des Blitzes hernieder zucken, und nun endlich aus den ſich öffnenden Wolken das Waſſer in einer Maſſenhaftigkeit und mit einer Gewalt herabſtürzt, daß es den Anſchein hat, als ſollte durch Feuer und Waſſer zugleich die Erde vom Himmel vernichtet werden, wenn da die Waſſermaſſen jener tropiſchen Gewitterregen, nachdem ſie das ausgedörrte, in breite, ſchluchtenähnliche Spalten aufgeriſſene Erdreich wieder zuſammengefügt, nun über den durch ſie getränkten Boden als reißende Ströme dahin brauſen, beginnt auch das Bett des Niles ſich neu zu füllen. Von Tag zu Tag ſteigt von dieſem Zeitpunkt an der Strom nun immer höher und höher, bis er nach Verlauf einiger Monate auf ſeiner höchſten Höhe angelangt, jetzt auch in dem am nördlichen Ende ſeines Laufes von ihm durchſtrömten Thal, in dem von keinem erfriſchenden Regen berührten Aegypten, teils überflutend, teils durch Kanäle an das Uferland geleitet, ſein befruchtendes Element über die lechzenden Felder ausgießt. Der Nilſtrom alſo, Abu-el-baraqa „der Vater des Segens“, wie der heutige Aegypter den Erzeuger und Ernährer ſeines Landes in Dankbarkeit nennt, er, dem die alten Bewohner ſeiner Ufer in noch höherem Grade ihre Verehrung zollten, den ſie als den geheimnisvoll wirkenden Gott Hapi in ſchwungvollen Hymnen verherrlichten, und auf deſſen verſchiedene Abteilungen ſeines jährlichen Lebens ſie die Hauptfeſte der nach ſeinem Kommen und Gehen geordneten Jahreszeiten bezogen, an denen ſie in pomphaften Aufzügen, unter allerlei religiöſen Feſthandlungen ſein geheimnisvolles, ſegensreiches Walten feierten, er iſt es, von dem, wie vor Jahrtauſenden, ſo auch noch heute Wohl und Wehe jenes Landes abhängt.

(Ed. Meyer, „Geſchichte des alten Aegyptens.“)

Empfang beim abeſſiniſchen Kaiſer Johannes (1881).

Früh zogen wir unſere beſten Kleider an, ließen unſere Maultiere beſonders ſchön ſatteln, und um 8 Uhr morgens, von unſerm Balderaba [Geſandteneinführer], dem Budjurun-Lauti, abgeholt, ritten wir, begleitet von einer Zahl unſerer Diener, welche bewaffnet waren, während andere die Geſchenke trugen, nach der kaiſerlichen Reſidenz hinauf.

Der Negus empfing mich feierlich in Gegenwart des Etſchege, zu der Zeit der oberſte Geiſtliche Abeſſiniens, da das Land anfangs 1881 keinen Abuna[1] beſaß. Von allen Abeſſiniern darf der Etſchege allein ſich in Gegenwart des Kaiſers ſetzen, ohne beſondere Erlaubnis dazu erhalten zu haben. Wie alle Geiſtliche des Landes, trug er einen weißen Turban, der, um ſeine hohe geiſtliche Würde auch äußerlich in die Augen fallen zu laſſen, von ungeheurem Umfang und pyramidaler Höhe war. Sein übriger Anzug beſtand in einem ſchwarztuchenen Burnus; hochſchnabelige Schuhe ſtanden ihm zur Seite. Er ſaß auf dem Teppich, der den Fußboden bedeckte. In der Hand hielt er ein großes Kreuz aus reinem Golde.

Freudiges Entzücken malte ſich auf dem Antlitz des Negus, als ich ihm den in einer rotſamtnen, geſchmackvoll verzierten Mappe ruhenden Brief des Kaiſers von Deutſchland überreichte. Der Herrſcher Aethiopiens löſte die ſchwarzweißrotſeidene Schnur, welche die Umhüllung zuſammenhielt, und jetzt auf weißem Atlas liegend, zeigte ſich ſeinen erſtaunten Augen der auch äußerlich prachtvoll ausgeſtattete kaiſerliche Brief. Der Umſchlag, von blauem Papier, wie alle die, welche von unſerm erhabenen Monarchen ausgehen, enthielt in goldenen und buntgemalten Buchſtaben die Adreſſe: „An Johannes, König der Könige von Aethiopien, Majeſtät.“

„Das iſt ein kaiſerliches Schreiben!“ rief der Negus entzückt aus, indem er den Brief hervorzog und das rote Siegel betrachtete, welches jedoch durch die fürchterliche Hitze in Maſſaua ganz den Wappeneindruck verloren hatte. Der Negus, dies bemerkend, ſtellte dann ſofort die Frage: — Schimper[2] dolmetſchte wieder — „Aber hat Deutſchland denn kein Wappen wie England und Frankreich?“ „Ja“, erwiderte ich, „aber die Hitze hat das Siegellack geſchmolzen; indes werden Djanhoi [Majeſtät] in dem Briefe ſelbſt das große Staatsſiegel Deutſchlands, welches das meines gnädigen Herrn iſt, finden.“

Der Negus drehte den Brief hin und her, triumphierende Blicke auf ſeine abeſſiniſche Umgebung werfend, als wollte er ſagen: Seht ihr dies Schreiben, welches der mächtigſte Monarch Europas dem mächtigſten König von Aethiopien ſendet? Habt ihr nun alle begriffen, daß ich wirklich der von Gott Auserwählte bin? Giebt es überhaupt noch jemand, welcher an meiner Allmacht Zweifel erheben könnte? Das mochten ſicher die Gedanken des abeſſiniſchen Monarchen ſein: man konnte ſie faſt von ſeinem Antlitz ableſen.

Der Negus drehte den Brief noch einmal hin und her; jede Einzelheit daran ſchien ihn zu intereſſieren, dann übergab er ihn dem Etſchege, damit auch dieſer die koſtbare Umhüllung bewundern könne. Endlich wagte ich die Frage, da das Bewundern gar kein Ende nahm: „Wollen Majeſtät nicht den Brief öffnen, damit ich ihn leſe und Herr Ngdaſchit ihn überſetze?“

Der Kaiſer ſah mich an, drehte noch einmal den Brief um, ja, er ſchien eine gewiſſe Angſt zu empfinden. Fürchtete er irgend einen geheimen Zauber? Dann ſchnell zu Ngdaſchit ſich wendend, ſagte er: „Bitte Herrn Rohlfs, das Siegel zu erbrechen und dann mir Satz für Satz den Brief vorzuleſen.“ Ich nahm alſo das kaiſerliche Schreiben wieder aus ſeinen Händen entgegen, zerbrach mit großer Langſamkeit, mit einer gewiſſen Feierlichkeit, das Siegel und entfaltete den auf großen Quartſeiten kalligraphirten Brief, welcher die eigenhändige Unterſchrift unſers Deutſchen Kaiſers enthielt.

Eben wollte ich mit dem Leſen desſelben beginnen, als der Negus rief: „Verzeih, laß mich vorher den Brief ſehen!“ Ich beeilte mich, das Schreiben dem Negus wieder zuzuſtellen. Jede Seite wurde nun genau unterſucht, beſonders aber das unten ſich befindende große Staatsſiegel gemuſtert. „Frankreich hat auch einen Adler im Wappen“, hob der Kaiſer wieder an. — „Ja“, ſagte ich, „es hatte vorübergehend dieſes Wappenzeichen unter der Herrſchaft der Napoleoniden.“

„Warum ſind gewiſſe Worte im Briefe beſonders ſchön und größer geſchrieben?“ fragte dann der Negus, und dabei zeigte er auf die Worte „Wilhelm“ und auf ſeinen eigenen Namen „Johannes“. Ich erklärte ihm, daß der Künſtler die Namen des Deutſchen Kaiſers und des Königs der Könige von Aethiopien ſtets durch beſondere kalligraphiſche Schönheiten hervorgehoben hätte.

„Das iſt eine große Aufmerkſamkeit, welche früher auch in Habeſch [Abeſſinien] Sitte war“, bemerkte er. — „Ihr Kaiſer iſt ein wirklicher Kaiſer“, hob der Negus wieder an, „er iſt Negus Negeſti von Deutſchland, wie ich es jetzt von Abeſſinien bin; denn man hat mir geſagt, daß viele Könige unter dem Kaiſer von Deutſchland regieren.“ — Das iſt vollkommen richtig, Majeſtät; früher hatten ſich zwar manche Fürſten mit Hilfe des Kaiſers Napoleon unabhängig gemacht, auch war die Kaiſerwürde ſchon einmal erloſchen, aber ſeit Jahren hat Deutſchland einen Kaiſer, und alle Fürſten Deutſchlands erkennen im Kaiſer ihren oberſten Kriegsherrn.“ — „Das iſt gerade wie bei uns in Abeſſinien“, erwiederte der Negus. „Aber ſeitdem ich den Thron meiner Väter beſtieg, den auswärtigen Feind, die gottloſen Mohammedaner, beſiegte und endlich im Innern Herr der Rebellen wurde, habe ich das alte äthiopiſche Reich geeint und wieder hergeſtellt, ſo wie es beſtand, als mein Urahn, Menelek, der Sohn Salomonis, es von ſeiner Mutter, der Königin von Saba, ererbte.“ Nach einer kleinen Pauſe — denn Schimper mußte mir das alles verdolmetſchen, und ich wußte nicht, was ich auf dieſe ſonderbare Abſtammungsrede erwidern ſollte — fuhr der Negus fort: „Frankreich hat jetzt keine Regierung, und die Königin von England keine Könige unter ſich, wie kommt das?“ — Er hatte ſich inzwiſchen beim Reden ſo belebt, daß ihm der Margef [Geſichtsſchleier], den er auch diesmal trug, ganz vom Geſichte glitt. Ich erwiderte durch meinen Dolmetſch: „Frankreich hat allerdings eine Regierung, und Englands Königin hat mehrere Könige, ſogar mohammedaniſche Fürſten unter ſich. Das engliſche Reich iſt überhaupt das größte der Welt, größer als alle übrigen europäiſchen Länder.“ — „Wie iſt das möglich? Man ſagte mir doch jüngſt noch, Griechenland ſei das mächtigſte Reich, mächtiger ſogar als Rußland, welches wir Abeſſinier bislang für das mächtigſte Reich hielten.“ — Ich mußte mich wirklich anſtrengen, um mein Lachen über dieſe ſonderbaren geographiſchen und politiſchen Anſichten zu unterdrücken. Aber wenn ſelbſt ſonſt für vollkommen vernünftig geltende Leute ſich nicht ſcheuen, bei Audienzen dieſen dergeſtalt unkundigen Beherrſchern, welche nebſt ihren Fürſten und Völkern doch nur auf ſolche Berichte angewieſen ſind, die ſonderbarſten Dinge zu erzählen, wie iſt es da zu verwundern, wenn ſich in ihren Köpfen über die Machtverhältniſſe europäiſcher Staaten die ſeltſamſten Anſichten bilden. „Iſt es alſo nicht wahr, daß Griechenland die Türken gezwungen hat, mit Rußland Frieden zu ſchließen und ganze Königreiche abzutreten?“ — Ich bat Schimper, mit wenigen Worten dem Negus den letzten Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei auseinander zu ſetzen. „Aber Griechenland iſt doch mächtiger als Deutſchland?“ hob von neuem der Negus an. Auch hier überließ ich die Antwort meinem Dolmetſch, welcher ja in Karlsruhe eine vorzügliche Ausbildung, mithin auch geographiſchen Unterricht erhalten hatte.

„Warum zwingt die Königin von England ihre mohammedaniſchen Könige und deren Unterthanen nicht, den chriſtlichen Glauben anzunehmen?“ fragte der Negus; „aus verſchiedenen Religionen in einem Lande entſpringen dem Herrſcher ſtets Schwierigkeiten. Ich habe alle meine mohammedaniſchen Unterthanen gezwungen, ſich taufen zu laſſen. Früher hatten ſie ſtets gemeinſame Intereſſen mit unſern Erbfeinden, mit den Aegyptern. Sie pilgerten nach Maſſaua und Mekka und verrieten dann ihr Vaterland an die Türken. Jetzt habe ich nur noch Chriſten und einige Falaſcha in Abeſſinien.“

Ich verbeugte mich bloß, denn was ſollte ich darauf erwidern, da ſelbſt bei den gebildetſten Abeſſiniern der Gedankengang ein ſo himmelweit von dem unſerigen verſchiedener iſt, daß es äußerſt gefährlich geweſen wäre, demſelben zu folgen, geſchweige denn zu widerſprechen. Hatte doch erſt vor kurzem der Kaiſer mit dem bald darauf aus Abeſſinien ausgewieſenen Biſchof Maſſaya und andern Geiſtlichen aus Schoa einen großen Diſput gehabt, der damit endete, daß man den eingebornen Geiſtlichen, welche katholiſch geworden und die Einheit in der Natur Chriſti anders auffaßten, die Zunge abſchnitt! Was gingen mich auch jene religiöſen Streitfragen an? Als aber der Negus ſah, daß ich keineswegs gewillt ſei, mich mit ihm auf dem Gebiete religiöſer Erörterungen zu tummeln, gab er mir den Brief, um ihn vorzuleſen. Das that ich denn auch laut und mit Betonung, während Schimper Satz für Satz überſetzte und ſpäter den Brief amhariſch zu Papier brachte.

Hierauf reichte ich den kaiſerlichen Brief zurück. Der Negus Negeſti dankte und fragte dann: „Die deutſche Sprache iſt ſehr wohltönend, verſtehen die Deutſchen auch die franzöſiſche, engliſche und italieniſche Sprache?“ (Mich wunderte, daß er nicht fragte, ob wir nicht auch „griechiſch“ verſtänden; denn ich glaube, innerlich war er doch noch immer überzeugt, daß Griechenland das mächtigſte Reich Europas ſei, „größer als alle übrigen Staaten zuſammen“.) — Ich erwiderte: „Nein, die Engländer, als unſere Vettern, können wir allerdings leichter verſtehen, aber das Franzöſiſche und Italieniſche muß gelernt werden, wie z. B. der Amhariner das Tigriſche oder der Abeſſinier das Arabiſche lernen muß.“

Darauf fragte ich den Negus, ob er geſtatte, daß ich ihm einige Gaben überreiche. Nach erhaltener Erlaubnis hieß ich Schimper die vor dem Gemach mit den Geſchenken wartenden Diener hereinrufen.

Zuerſt brachte man das prachtvolle Solinger Schwert, welches, urſprünglich für den Sultan von Uadaï beſtimmt, ſich eine Zeit lang in den Händen der räuberiſchen Suya von Kufra befand, ſpäter aber zurückgegeben wurde. „Hat Ihnen", fragte der Negus, „der Kaiſer von Deutſchland dieſe Geſchenke für mich mitgegeben?" — „Nein, Majeſtät, dieſe Gegenſtände ſind alle von mir und ſollten ein geringes Zeichen meiner Hochachtung ſein für den Herrſcher der Könige von Aethiopien."

---

[1] Abuna (unſer Vater), das Aberhaupt der abeſſiniſchen Kirche.

[2] Sohn des deutſchen Naturforſchers Wilhelm Schimper (1804—79), in Abeſſinien anſäſſig, war in Rohlf's Dienſte getreten.

Sodann erſchien der bei Gerſon in Berlin gefertigte Schirm, eigentlich ein kleines Sonnenzelt, und erregte durch ſeine gediegene Pracht faſt noch eine größere Wirkung als das Schwert. Von echtem grünem Samt, reich mit Stickereien echter Goldarabesken bedeckt und mit langen echten Goldfranſen ringsum behangen, war er inwendig mit dickem gelbem Atlas gefüttert und hatte aufgeſpannt etwa 2 m Durchmeſſer. Die Stange und oben der Knauf waren echt vergoldet. Der Schirm iſt in ganz Abeſſinien das Sinnbild der Fürſten, etwa wie bei uns das Szepter. In Abeſſinien iſt heute noch der Beſitz eines Schirmes ſowie Zeltes aus rotem Stoff Vorrecht allein des Negus. Und wenn mein grüner Schirm ſolch einen überraſchenden Erfolg erzielte, ſo war das nur der Goldſtickerei und überhaupt der in jeder Beziehung reichen und meiſterhaften Anordnung zuzuſchreiben. Wie bei uns in unſern militäriſch eingerichteten Ländern nur die größten kriegeriſchen Thaten jemand die Auszeichnung des Szeptertragens (Marſchallſtabes) verſchaffen können, ſo hängt bei den Abeſſiniern die Tragung eines ſeidenen Schirms immer von einer beſondern Gunſt des Negus ab. In letzterer Zeit erlaubte er allerdings vielen vornehmen Herren und Damen, ſich eines europäiſchen Schirmes zu bedienen, und er wird jetzt wohl bald jedem geſtatten, in dieſer Beziehung zu thun und zu laſſen, was ihm beliebt, aber 1881 war dieſe Erlaubnis als für jedermann geltend noch nicht erfolgt. Nur des abeſſiniſchen Strohſonnenſchirmes darf ſich gegenwärtig jeder bedienen. Man hält in der Nähe der Reſidenz und innerhalb derſelben ſo ſehr auf die Schirmordnung, daß, als ich tags nach der Hauptaudienz wieder zum Negus gerufen wurde, ein im Hofe anweſender General mir durch Schimper zuflüſtern ließ, „ich möge meinen Schirm niederſpannen laſſen" — ich ließ mir nämlich nach abeſſiniſcher Weiſe von einem Diener den Schirm tragen — „in der Reſidenz dürfe niemand, ausgenommen der Kaiſer, einen Schirm aufſpannen." Ich that es indes nicht, ſondern ließ erwidern, ich würde mich eines Schirmes bedienen, ſo lange der Negus mir es nicht verböte.

Der Burnus aus violettem Samt, auch reich mit echtem Gold beſtickt, 40 m deutſches Tuch feinſter Art war ebenfalls ſehr willkommen, ſowie einige Kleinigkeiten die in Spielſachen beſtanden. Natürlich bedachte ich auch in entſprechender Weiſe die erſten Hofbeamten; ich hatte für ſie Taſchenuhren, Goldbrokatgewänder, Doppelferngläſer, Revolver u. ſ. w. mitgebracht. Keiner von ihnen bettelte mich an, alle waren vollkommen mit ihren Geſchenken zufrieden, und es macht mir beſonderes Vergnügen, dies ausdrücklich bemerken zu können, weil faſt ſämtliche Reiſende über die Bettelhaftigkeit der Abeſſinier, namentlich auch der Großen, zu klagen pflegten.

Freilich im allgemeinen iſt in Abeſſinien Bettelei ſtarker Brauch. Hungersnot, Raub, Plünderung, Kriegführung tragen das Ihrige dazu bei. Schon früher erwähnte ich, daß in Abeſſinien eine ganze Menſchenklaſſe davon lebt, Reiſende zu begleiten und von deren Ueberfluß zu leben. Man ſieht und hört ſie, merkt aber keineswegs in unangenehmer Weiſe ihre Anweſenheit. Iſt für ſie etwas zu eſſen, ſo ſind ſie da; iſt nichts übrig geblieben, dann ſind ſie auch zufrieden. Sie ſind nie unzufrieden, zudringlich, nie klagen ſie. Ja, im Laufe der Zeit bildet ſich eine Art freundlichen Verhältniſſes zwiſchen den eigentlichen Reiſenden und dieſen Bettlern: ſie reiſen eben mit. Auch leiſten ſie gern kleine Dienſte, tragen Gepäck, bringen trockenes Holz zum Kochen und Brennen, holen Waſſer, richten Botſchaften aus und werden ſo, ohne je Geld oder Kleidungsſtücke zu verlangen, Diener der eigentlichen Diener.

So fehlten denn auch in Debra Tabor die Berufsbettler nicht. Schon früh morgens ſammelten ſie ſich außerhalb der Umzäunung unſerer Wohnung. Den näſelnden einförmigen Geſang der Geiſtlichkeit um Mitternacht in der nahen Kirche verſtärkten um 3 Uhr morgens Scharen von Mönchen durch Hymnen auf das Mitleid des deutſchen Geſandten. Jung und alt, Männer und Weiber, alles ſang, heulte, rief. Trat ich morgens um 6 Uhr oder ſpäter aus dem Zelt, ſah ich wohl Hunderte um mich her. Aber ſie baten auch nie vergebens, alle bekamen ihr Teil, und das geht in Südabeſſinien um ſo leichter, als man ja Kleingeld zur Verfügung hat: die Amole. Wenn ich ausging, gab ihnen einer der mich begleitenden Diener eine Hand voll Thaler, gewöhnlich 10 Stück. Daß dabei unter viel Lärm und Geſchrei die köſtlichſten Szenen vorkamen — prügeln durften ſie ſich nicht — verſteht ſich von ſelbſt, aber ſchließlich verteilten ſie ſämtliche Gaben mit mehr Gewiſſenhaftigkeit und Verſtändnis, als wir es ſelbſt hätten thun können.

Ich will noch erwähnen, daß ich dem Negus bezüglich der Herkunft der Geſchenke einige Erklärungen gab, wobei er ſich beſonders dafür intereſſierte, zu wiſſen, ob alles in Deutſchland verfertigt ſei

In Debra Tabor erlebten wir auch einen großen Markttag, welcher jeden Montag ſtattfindet, kleinere dagegen alle Tage, aber an verſchiedenen Orten des Diſtrikts. Die in Südabeſſinien vorkommenden Gegenſtände ſind hier ſchon ſehr billig. Für einen Thaler kauft man z. B. 30, manchmal 40 Pfd. Kaffeebohnen; das in Südabeſſinien gebräuchliche Pfund iſt freilich bedeutend kleiner als bei uns, etwa 350 Gramm. Ferner rote, gegerbte Ochſenhäute, drei bis vier Stück für einen Thaler. Billig ſind auch die in Abeſſinien gefertigten Waffen: für einen Thaler zwei Spieße; für einen Thaler einen aus Büffel- oder Rhinozeroshaut gut gearbeiteten Schild. Bei mit Silberplatten belegten Schilden kommt der Silberwert, kaum aber die Arbeit in betracht.

In Debra Tabor hatte ich keinen Augenblick frei, da ich jede Minute gewärtig ſein konnte, zum Negus gerufen zu werden. Dazu das läſtige Gefolge einer großen Ehrenkompagnie, ſelbſt bei einem Spaziergange. Es war mir daher keineswegs unangenehm, vom Negus ſelbſt zu hören, daß er eine Inſpektionsreiſe (d. h. einen Raubzug) nach dem Süden hin nur meiner Ankunft wegen verſchoben habe. Nun aber würde er am 17. Februar Debra Tabor verlaſſen, niemand bliebe zurück, und ſo brauche auch ich nur bis zum 17. Februar zu bleiben.

Dieſes „niemand bliebe zurück" iſt nicht genau wörtlich zu nehmen. Wie Asmara, wo der Ras Alula mit der Grenzarmee zu lagern pflegt, iſt Debra Tabor, vollends Gafat und Samara, ein faſt nur von Soldaten und Hofbeamten bewohnter Diſtrikt. Es giebt allerdings einige kleine Hüttenanſammlungen, z. B. um die Kirche von Medani Allem, wo auch Bürger und Bauern wohnen, aber alle dieſe ſtehen doch als Käufer und Verkäufer in irgend einem Verhältnis zur Armee.

Bei einer der folgenden Audienzen, zu welchen man mich täglich abholte, hielt mir der Negus eine faſt zweiſtündige Rede über die Vortrefflichkeit der abeſſiniſchen Religion, über die Einheit der Natur Jeſu Chriſti u. ſ. w. Ich hütete mich wohl, ihm je zu widerſprechen oder auch nur den Anſchein zu erwecken, als ob ich nicht auch überzeugt wäre.

Leider vermochte ich ihn nicht zu überzeugen, daß Gordon, als er in ägyptiſchen Dienſten ſtand, gar keine andern Friedensvorſchläge machen konnte als die, welche ihm von der ägyptiſchen Regierung zu machen befohlen waren. Daß Gordon gleich darauf den ägyptiſchen Dienſt verließ und zwar wohl hauptſächlich aus dem Grunde, weil er die Forderungen des Negus, zum Teil wenigſtens, für gerecht hielt, das konnte er allerdings nicht leugnen, aber er wollte durchaus nicht glauben, daß Gordon ſeine Anſprüche, d. h. die des Negus, jetzt unterſtütze. „Warum trat er nicht in meine Dienſte? Warum verließ er nicht die Dienſte des ungläubigen mohammedaniſchen Fürſten?" fragte er beſtändig.

Er legte mir die Frage vor, ob ich als ſein Bevollmächtigter für ihn Frieden ſchließen wolle. Ich erwiderte, falls meine Regierung dies geſtatte, würde ich es als eine große Ehre und für eine meiner ſchönſten Aufgaben betrachten. Frieden zwiſchen zwei Völkern zu ſtiften. „Aber", fügte ich hinzu, „ein vollkommen bindendes Verſprechen kann ich, da ich augenblicklich im Dienſte des Deutſchen Kaiſers ſtehe, nicht geben." — „Verſprechen Sie mir nur in feierlichſter Weiſe, daß Sie, wenn Ihnen Ihre Regierung keine Schwierigkeit bereitet, als mein Stellvertreter mit dem Chedive Frieden ſchließen wollen." Dies that ich, nachdem ich gefragt hatte, welche Forderungen er an Aegypten ſtelle. Als ich ihm bemerkte, daß ich vielleicht einige, nicht aber alle Forderungen durchſetzen könne, ſagte er: „Ich überlaſſe das Ihnen, führen Sie meine Sache als mein Anwalt nach beſtem Können und Wiſſen." Das konnte ich abermals verſprechen. Was in der That gab es Schöneres und Edleres, als zwiſchen zwei großen Ländern Frieden zu ſchließen, dazu beizutragen, daß man endlich jenen Raubzügen, jenen Plünderungen, jenem Abfangen von Menſchen ein Ziel ſetze! Iſt nicht Friedenvermitteln eine der erhabenſten Thaten? Jeder Krieg iſt verabſcheuungswürdig, wenn auch zuweilen unvermeidlich. Außerdem war der Antrag und Auftrag des abeſſiniſchen Kaiſers ſo ehrenvoll für mich, daß ich nicht umhin konnte, Schimper zu fragen, weshalb die Wahl des Negus auf mich gefallen ſei. Hatten ihm meine Geſchenke, welche ja perſönlich von mir kamen, ſo gefallen? Glaubte er, ich würde ihm mit Deutſchland einen guten Hinterhalt verſchaffen? Meinte er, daß, weil ich an dem Feldzuge der britiſchen Armee teilnahm, alſo auch früher ſchon die Verhältniſſe Abeſſiniens kennen lernte, für die mir zugedachte Rolle ich ihm beſonders geeignet erſcheine? Ich vermute, alles dieſes zuſammen beſtimmte den Negus zu ſeinem ſo ehrenvollen Vorſchlage, vornehmlich aber doch meine Teilnahme am britiſchen Feldzuge. Denn nicht nur fragte er wiederholt, ob ich auch Lord Napier perſönlich kenne, ſondern er gab mir auch den vor Jahresfriſt an ihn gerichteten Brief der Königin Viktoria zu leſen. In der That wußte Johannes den Einfluß und die Macht Englands nicht hoch genug anzuſchlagen und beſonders über Lord Napier war er des Lobes voll. Und auch mit Recht; denn ohne Lord Napier wäre Kaſſai nicht Johannes geworden. So teilte er mir auch mit, Lord Napier habe an ihn einen Brief gerichtet, Gordon nicht als Gefangenen zurückzubehalten, was er ſelbſtverſtändlich auch nie würde gethan haben; denn Gordon, obwohl ägyptiſcher Paſcha, ſei doch Engländer.

Auch dem Etſchege, damals dem höchſten Geiſtlichen des Landes, machte ich einen Beſuch. Ich war einigermaßen in Verlegenheit, was ich dieſem vornehmen Mann als Geſchenk geben ſollte, fand aber dann noch einen rottuchenen, mit Gold geſtickten Burnus, Brokatſtoff, Samt und andere Gegenſtände, womit er auch zufrieden zu ſein ſchien. Hätte ich ſeine Anweſenheit beim Negus vorher gewußt, würde ich natürlich paſſendere Geſchenke für ihn bereit gehalten haben. Ich fand in ihm einen höchſt aufgeklärten Mann, aufgeklärter, als man es von einem ſo hohen abeſſiniſchen Geiſtlichen erwarten ſollte.

Auch meine vorgefaßte Meinung über den Charakter des Negus Negeſti mußte ich zu ſeinen Gunſten verbeſſern. Ein Wüterich, ein perfider Menſch ſollte er ſein, und zwar fällte man ſchon während des engliſchen Kriegszuges dieſes Urteil über ihn. Und doch erwies er ſich dort als ein treuer Bundesgenoſſe, als ein Mann von Wort. Mit Zagen ging ich zu ihm hin. Ich fand aber in ihm einen ganz vernünftigen Menſchen.

Indes teilte er mir mit — ob dieſe Worte aber aufrichtig gemeint ſind, wage ich nicht zu unterſchreiben — daß er, im Fall es ihm gelänge, mit Aegypten Frieden zu ſchließen, ſein Land den Europäern öffnen wolle. Nicht nur wünſche er alsdann Handwerker und Künſtler, ſondern auch Gelehrte herbeizuziehen. Am liebſten wäre es ihm, wenn Eiſenbahnen und Straßen ſein Land durchzögen, um durch unmittelbare Verbindung mit europäiſchen Ländern ſeine Waren dorthin zu ſchaffen und andere von dort zu beziehen. Aber erſt müſſe Friede geſchloſſen ſein.

Bei den jetzigen militäriſchen Verhältniſſen des Landes iſt aber, auch nach geſchloſſenem Frieden, an eine eigentliche Ziviliſation des Volkes nicht zu denken. Die Soldaten leben eben nur durch Raub und Plünderung. Das Notwendigſte für Abeſſinien wäre, Regelmäßigkeit in die Abgaben zu bringen und ſonach auch eine Bezahlung der Soldaten möglich zu machen.

Am Tage vor meiner Abreiſe berief man mich zur Abſchiedsaudienz, und unſer Balderaba, der Budjurun-Lauti, hatte zugleich den Auftrag, mich zu beſchenken. Denn wenn es auch notwendige Sitte iſt, dem Kaiſer Geſchenke mitzubringen, ſo entläßt er doch keinen ohne Gegengeſchenke. Da wurden zuerſt zwei prächtige Hengſte und zwei ſchöne Maultiere vorgeführt. Das eine Pferd hatte ſilbernes Geſchirr, aber auch Sattelzeug und Geſchirr der andern Tiere war überaus prächtig.

Sodann wurde mir ein Goldbrokatkleid angezogen, eine ſilberne, mit Goldfiligran umſponnene Armſpange angeneſtelt, ein blauſamtner Schild mit Silberplatten nebſt zwei außerordentlich ſchönen Spießen dargeboten. Der Abſchied vom Negus war kurz und herzlich. Als man mir die Geſchenke nachführte, ſchickte ich den einen Hengſt zurück. Das Tier war zu edel, zu ſchön, um eine ſo beſchwerliche Reiſe bis zum Roten Meere ertragen zu können. Die Abeſſinier beſchlagen ihre Pferde und Maultiere nicht, und wenn letztere auch abgehärteter ſind und das Reiſen ohne Hufeiſen ertragen, ſo gehen Pferde faſt immer zu grunde. Der Budjurun-Lauti machte anfangs Schwierigkeiten, das Pferd zurückzunehmen, aber endlich nahm er es doch.

Größere Mühe machte das Ablehnen eines Geſchenkes von 1000 Thalern [4000 Mark], welches der Negus mir mittelſt Anweiſung auf den Gouverneur von Schire wollte auszahlen laſſen. Immer und immer kam unſer Balderaba darauf zurück, ich dürfe das Geld nicht ausſchlagen, und ebenſo beharrlich erwiderte ich, daß ich kein Geld nötig habe. Es beweist das aber auch, wie geldarm der Negus iſt; denn im Beſitze einer ſo großen Summe würde er ſie geſchickt und nicht angewieſen haben. Die Unterhandlung mit dem Balderaba wegen des Geldes dauerte über eine Stunde, bis ich endlich erklärte, ich bliebe bei meinem Nein und würde nun nicht mehr antworten.

Am 17. früh morgens brauchte auch der Feſtſchlafendſte ſich nicht wecken zu laſſen; denn ſchon lange vor Sonnenaufgang tönte ein eigentümliches Brauſen und Lärmen durch die Lüfte: es kam von dem Packen, Satteln, Aufladen der tauſende von Maultieren, Eſeln und Pferden; von dem Gebrüll und Stampfen der Tiere; von dem Rufen, Sprechen, Rennen und Gehen der Menſchen; es war, von fern gehört, wie ein Börſengeſumme im großen. Dazwiſchen knatterten Gewehrſchüſſe. Ich trete heraus und erblicke etwas Unbeſchreibliches. Das ganze große Lager um Samara herum iſt in Aufruhr. Ueberall Gruppen, Familien, Einzelne. Man ſchleppt aus den Hütten die Sachen, welche man mitnehmen will; ſie werden verladen, von halsſtarrigen Tieren abgeworfen, wieder aufgeladen, umgepackt. Wie ein umgerührter, wimmelnder Ameiſenhaufen. Einzelne Züge ordnen ſich. Hier hundert, dort weniger Leute mit ihren Tieren. Bei vielen Haufen beſteht nur die Hälfte, bei den meiſten nur ein Viertel aus Soldaten; die übrigen ſind Greiſe, Weiber, Kinder. Alle ziehen ab nach einer beſtimmten Richtung, nach Südoſt, als ob ſie irgend ein Punkt mit unwiderſtehlicher Gewalt anziehe. Die Hütten, die Gehöfte bleiben verwaist ſtehen. Kein Menſch kümmert ſich um ſie. Dann verſchwinden die lebendigen Säulen um eine Bergecke herum. Da — es war 8 Uhr morgens — ertönt plötzlich ein Kanonenſchuß, noch einer und mehrere: der Negus! Ich trat hervor. Zuerſt ein Zug Muſikanten, Leute mit rieſigen Trommeln, mit Pauken und Trompeten, mit erbeuteten ägyptiſchen Blasinſtrumten, denen ſie entſetzliche Töne entlockten. Dann ein langer und breiter Zug mit Gepäck; eine von Reiterei umſchwärmte Abteilung Fußſoldaten; Großwürdenträger; der Negus auf reichgeſchirrtem Maultier. Ueber ihm ausgeſpannt der prachtvolle deutſche Sonnenſchirm, deſſen Gold in dem ſtrahlenden Sonnenſchein ſich zu verdoppeln ſchien. Dicht hinter dem Negus, mit faſt ebenſo großer Pracht, der Etſchege. Hierauf wieder eine Abteilung Soldaten und andere Züge bis um 10 Uhr, wo alles hinterm Gebirg verſchwand. Das Lager war leer. Samara erſchien wie ausgeſtorben.

Wenn man bedenkt, daß vielleicht 40.000 Menſchen — ſo hoch muß man wohl die Zahl aller Anweſenden in Samara veranſchlagen — innerhalb ſechs Stunden mit verhältnismäßiger Ordnung abzogen, ſo muß man zugeſtehen, daß hier von vornherein eine feſte Ordnung waltete. Man hörte keine Befehle. Es war, als ob ein unſichtbarer Geiſt alles leitete. Auch Stockungen und wüſte Durcheinanderſchiebungen ſchienen nicht vorzukommen. Man muß eben wiſſen, daß in Abeſſinien für Kaiſer und Heer ſeit 1000 Jahren eine gewiſſe Lager- und Marſchordnung beſteht. Jeder Offizier, jeder Beamte weiß, wann und wo er mit ſeiner Truppe zu marſchieren und zu lagern hat. Voran der Fitorari[1], welcher gegenüber dem Zelte des Negus nach vorn lagert; zuletzt der Balata Geta[2] mit der Lagerung rückwärts vom Zelte des Negus; der Budjurun[3] unmittelbar vor dem Negus mit der Lagerung rechts vom Zelte desſelben. Der Agafari oder wirklich geheime Oberhofmeiſter marſchiert vor dem Budjurun und lagert auf dem äußerſten rechten Flügel u. ſ. w.

Der Bibelkundige erſieht hieraus, daß eine ſolche auf uraltem Herkommen beruhende Anordnung auf bibliſche Vorbilder hinweist. Ja, die Vermutung iſt nicht ausgeſchloſſen, daß dieſe moſaiſche Marſch- und Lagerordnung ſelber ihren Urſprung afrikaniſchen Völkern verdankt. —

Alſo alles davon! Nur unſer Balderaba blieb zurück und zwar auf beſondern Befehl des Kaiſers, um dieſem über unſere Abreiſe Bericht zu erſtatten.

Und nun mußten wir uns denn ebenfalls für die Reiſe rüſten, was ſo ziemlich den ganzen Tag hinnahm. Mein Gepäck hatte ſich zwar außerordentlich vermindert, ſo daß ich ſelbſt verſchiedene Maultiere zurücklaſſen konnte, aber andere Elemente vergrößerten meine Karawane. Da kam zuerſt der Budjurun-Lauti mit einer vornehmen Dame, welche nach Adua reiſen wollte, und die er nebſt ihren zehn Dienern unter meinen Schutz ſtellte. Eine andere Dame, Frau eines Beamten in Uogera, kam ſelbſt, um für ſich und ihre acht Diener die Mitreiſe unter meinem Schutze zu erbitten. Natürlich ſchlug ich es ihr nicht ab. Außerdem aber ſchloſſen ſich wieder kaufmännniſche Geſellſchaften an und, wie immer, eine ganze Bande von Bettlern beiderlei Geſchlechts. Auch Schimper'ſche Verwandte fanden ſich ein, und ein Oberſt mit einer ganzen Militärabteilung, es mochten etwa 100 Soldaten ſein, ſollte mich wegen Unſicherheit der Gegend von Uogera bis zum Tanaſee begleiten; bis dahin auch die Bezirksſtatthalter der Provinzen. Und der Etſchege gab mir einen Geleitsmann bis Gondar mit, da dieſe Stadt zum größten Teil, dann aber die ganze Gegend am Tanaſee ſein Eigentum iſt, und ohne ſeinen beſondern Befehl wären die Lieferungen ausgeblieben. Es handelte ſich um eine Geſellſchaft von 500 Menſchen, und alle dieſe zu ſättigen, mußte ſelbſt bei reichlichen Mitteln bedenklich machen.

Und recht ſchlimm ging es anfangs. Bis Dobarik herrſchte ſtets Mangel. Dazu kam das anſpruchsvolle Benehmen der vornehmen Damen, von denen die eine eine Frau Dedjadj [die meiſten überſetzen das mit Herzog] war. Kam ihnen einmal Brot, Fleiſch oder Bier etwas ſpäter als gewöhnlich, gleich ſchickten ſie, um zu klagen, einen ihrer Diener zu mir oder zu Schimper, den ich ihnen, ſowie allen, zum Balderaba gegeben. Allerdings mußte man mir täglich 1000 Brote liefern; aber wie oft fehlte daran mehr als die Hälfte! Und um einen Abeſſinier ſatt zu machen, bedarf es mindeſtens dreier Brote. Noch ſchlimmer aber ſah es mit dem Fleiſch aus. Täglich ſollte für mich ein Ochs und ein Schaf da ſein, aber bis wir Gondar erreichten, hielten die mich begleitenden Beamten es für zweckmäßiger, ſich das Geld dafür von den Ortſchaften geben, als die Tiere in natura einliefern zu laſſen. Zum Glück hatte ſich bei meinem Aufenthalt in Debra Tabor eine ganze Herde angeſammelt, ſo daß wir zwar täglich Fleiſch, aber keineswegs reichlich hatten.

(Gerhard Rohlfs, „Abeſſinien".)

---

[1] Der Vorkämpfer des kaiſerlichen Heeres.
[2] Der Oberſt-Hofmeiſter des Negus.
[3] Der Finanzminiſter.

Aus David Livingſtone's (1813—73) letzter Reiſe.

[Zuſammentreffen mit Henry Stanley.] 23. Oktober 1869. Bei Tagesanbruch nach Ujiji aufgebrochen. Daſelbſt von allen Arabern, beſonders von Moenüeghere begrüßt. Ich bin zum Skelett abgemagert, da aber hier täglich Markt gehalten wird und alle Arten hier heimiſcher Lebensmittel dort feilgeboten werden, ſo hoffte ich, gute Verpflegung und Ruhe würde mich bald wieder herſtellen; am Abend kamen jedoch meine Leute und meldeten mir, Shereef habe alle meine Waren verkauft. Dieſe Nachricht wurde durch Moenyegheree beſtätigt, der mir ſagte: „Wir erhoben Einſprache dagegen, er ließ aber von 3000 Ellen Kattun keine einzige Elle übrig, eben ſo wenig wie von 700 Pfund Perlen nur eine Schnur." Das war eine ſehr niederſchlagende Kunde. Ich hatte mich entſchloſſen, falls ich keine Leute in Ujiji bekommen könne, daſelbſt zu warten, bis Begleiter für mich von der Küſte her einzutreffen im ſtande wären, aber daß ich dort als Bettler warten ſollte, hatte ich nicht mit in Berechnung gezogen und ich fühlte mich ſehr unglücklich bei dieſem Gedanken. Shereef war offenbar nur als ein ſittlich Unzurechnungsfähiger zu betrachten; denn er kam ohne Scham und bot mir die Hand zum Gruße; als ich mich weigerte, ſie anzunehmen, machte er eine unzufriedene Miene, als ob er eine üble Behandlung erfahren habe; ſpäter kam er zwei Mal am Tage mit ſeinem Gruße „Balghere" — gutes Glück —; beim Fortgehen ſagte er: „Ich gehe beten", bis ich ihm bedeutete, wäre ich ein Araber, ſo würden ihm die Hand und beide Ohren wegen begangenen Diebſtahls abgeſchnitten, ſo viel wiſſe ich, und ich brauche ſeine Begrüßung nicht. In meinem Jammer wurde ich noch dadurch geärgert, daß ich Shereef's Sklaven, welche all die guten Dinge, die für meine Waren gekauft waren, vom Markte heimbrachten, bei mir mußte vorübergehen ſehen.

24. Oktober. — Meine Waren ſind an Shereef's Freunde für bloß ſcheinbare Preiſe verkauft worden. Seyed bin Majid, ein guter Mann, ſchlug vor, ſie ſollten mir zurückgegeben und Shereef das Elfenbein abgenommen werden; ſie wollten ſie aber nicht wieder zurückgeben, obſchon ſie wußten, daß ſie geſtohlen waren. Chriſten, ſelbſt aus den niedrigſten Klaſſen, würden anders gehandelt haben. In meiner Verlaſſenheit kam ich mir vor, wie der Mann, der von Jeruſalem nach Jericho ging und unter die Räuber fiel; ich konnte aber nicht hoffen, daß Prieſter, Levit oder ein guter Samariter von irgend einer Seite käme. Eines Morgens ſagte indes Seyed bin Majid zu mir: „Dies iſt heute das erſte Mal, daß wir allein beieinander ſind; ich habe zwar keine Waren, aber ich habe Elfenbein, laß mich, ich bitte dich, das Elfenbein verkaufen und dir dafür die Waren wiedergeben." Dies war ermutigend; ich ſagte jedoch: „Nicht ſogleich, aber nach und nach." Es waren mir immer noch einige Tauſchwaren geblieben, die ich vorſichtig genug geweſen war, vor meinem Abgange nach Manyuema Mohamed bin Saleh in Verwahrung zu geben für den Fall, daß ich von allem entblößt zurückkäme. Als jedoch meine Niedergeſchlagenheit den höchſten Grad erreicht hatte, war der gute Samaritaner wirklich dicht bei mir. Eines Morgens kam Suſi aus Leibeskräften gerannt und rief mir, nach Atem ſchnappend, ſchon von ferne zu: „Ein Engländer! Ich ſehe ihn!" Damit ſtürzte er wieder fort und ihm entgegen. Die amerikaniſche Flagge an der Spitze einer Karawane verkündete die Nationalität des Fremden. Warenballen, zinnerne Badewannen, ſehr große Keſſel, Kochtöpfe, Zelte u. ſ. w. ließen mich denken: „Das muß ein ſehr wohl ausgeſtatteter Reiſender ſein und nicht einer, der mit ſeinem Witz zu Ende iſt, wie ich." (28. Oktober.) Es war Henry Moreland Stanley, der reiſende Korreſpondent des New-York Herald, den James Gordon Benett Sohn mit einem Koſtenaufwand von über 4000 Pfd. Sterl. [80.000 Mark] ausgeſandt hatte, um genaue Erkuudigungen über Dr. Livingſtone einzuziehen, falls ich noch lebe, und falls ich tot ſei, meine Gebeine nach Hauſe zu bringen. Die Neuigkeiten, welche er mir, der ich zwei Jahre ohne jede Kunde von Europa geweſen war, zu erzählen hatte, machten meinen ganzen Körper erbeben. Das furchtbare Geſchick, das Frankreich heimgeſucht, die glückliche Legung des telegraphiſchen Kabels durch das Atlantiſche Meer, die Erwählung des Generals Grant, der Tod des Lord Clarendon — meines treuen Freundes, der Beweis, daß Ihrer Majeſtät Regierung meiner nicht vergeſſen, ſondern 1000 Pfund Sterling [20.000 Mk.] Hilfsgelder für mich beſtimmt habe, und viele andere anziehende Dinge machten eine Teilnahme für die Außenwelt in mir rege, welche lange ſchlafend in Manyuema gelegen hatte. Der Appetit ſtellte ſich wieder ein und ſtatt der ſchmalen, ſchmackloſen zwei Mahlzeiten des Tages aß ich täglich vier Mal, ſo daß ich mich nach einer Woche kräftig zu fühlen begann. Ich gehöre nicht zu den geſprächigen Naturen und bin wirklich ſo kalt, wie es uns Inſulanern als Grundzug unſeres Weſens nachgeſagt wird, aber die uneigennützige Güte, welche Mr. Benett für mich hatte, und zu deren ausübendem Werkzeuge Mr. Stanley ſich in ſo edler Weiſe gemacht, war doch überwältigend für mich. Ich fühle eine unbegrenzte Dankbarkeit und bin zugleich ein wenig beſchämt, mich dieſer Großmut nicht würdiger gemacht zu haben. Mr. Stanley hat ſeine Aufgabe mit unermüdlicher Thatkraft und großer Umſicht trotz ſehr ſchwerer Hinderniſſe, die ſich ihm in den Weg ſtellten, durchgeführt. Seine Begleiter erwieſen ſich als ganz verdorbene Lumpen, die in Zanzibar und anderwärts durch Ausſchweifungen aller Art ihre Geſundheit ruiniert und ſich zu Todeskandidaten gemacht hatten. Sie hatten ihre Kraft in elender Weiſe vergeudet und waren ſo gut wie von keinem Nutzen, wohl aber ein unerträglicher Ballaſt, der das Fortſchreiten hemmte.

[Letzte Aufzeichnungen Livingſtone's.] [27. April 1873.] „Ganz erſchöpft und bleibe — erholen — ſchicke, zwei Milchziegen zu kaufen. Wir ſind an den Ufern des Molilamo."

Bericht über Livingſtone's Tod nach der Ausſage ſeiner Begleiter:

Der Doktor glaubte, er könne etwas Mapira-Korn mit Erdnüſſen geſtoßen eſſen, und beauftragte 2 Frauen, es für ihn zuzurichten; als ſie es ihm aber brachten, vermochte er es nicht zu genießen.

28. April. Es wurden nun Leute nach den Dörfern auf den rechten Ufern des in den See gehenden Molilamo ausgeſchickt; unglücklicherweiſe hatte ihre Ausſendung keinen beſſern Erfolg; ſie kehrten ebenfalls mit leeren Händen zurück.

Am 29. April kam Kalunganjovu mit vielen ſeiner Leute ſchon frühzeitig ins Dorf. Der Häuptling wünſchte, ſeinem Gaſte, ſoviel nur in ſeinen Kräften ſtand, Beiſtand zu leiſten, und ſagte, er könne ſich nicht eher darauf verlaſſen, daß eine ausreichende Anzahl von Kanots für ihn geſtellt würde, bis er die Sache ſelbſt in die Hand nähme, er wolle die Karawane deshalb bis zum Ueberfahrtsort, der eine halbe Stunde Weges vom Dorfe entfernt lag, begleiten. „Für meinen Freund ſoll alles geſchehen," ſagte er.

Sie waren zum Aufbruch fertig. Suſi ging nach der Hütte des Doktors, um ihm das zu melden, dieſer erklärte ihm aber, er ſei unfähig, bis an die Thür der Hütte zu der Kitanda [Tragbahre] zu gehen; da nun der Eingang zu ſchmal war, um die Kitanda an das Lager des Kranken zu bringen, ſo befahl er, man ſollte eine Seite des kleinen Hauſes abbrechen. Das geſchah, die Kitanda ward dicht an das Lager des Kranken getragen, dieſer ſanft darauf gehoben und aus dem Dorfe gebracht.

Ihr Weg ging in derſelben Richtung wie der Fluß und ſie folgten dem Laufe desſelben bis zu einem Punkte, wo er nicht mehr von den vielen kleinen Inſeln unterbrochen ward, welche teils im Fluſſe, teils in der Ueberſchwemmung der obern Gewäſſer lagen. Kalunganjovu ſaß auf einer kleinen Anhöhe und überwachte die Einſchiffung. Dr. Livingſtone gebot aber ſeinen Trägern, ſie möchten ihn zu einem in einiger Entfernung ſtehenden Baume tragen, in deſſen Schatten er raſten wollte, bis die meiſten ſeiner Leute hinübergeſchafft waren. Die Ueberfahrt erforderte viel Vorſicht; denn der Fluß, der in gewöhnlichen Zeiten durchaus nicht groß war, breitete jetzt ſeine Gewäſſer nach allen Richtungen aus, ſo daß ein falſcher Tritt oder ein Ausgleiten in ein verborgenes Loch den Kranken und das Bett, auf dem er getragen ward, durchnäſſen konnte.

Das Ueberſetzen der Mannſchaft erforderte einige Zeit, und dann kam die ſchwierige Aufgabe, den Doktor hinüberzuſchaffen; denn die Kanots waren nicht groß genug, daß die Kitanda auf dem Boden eines ſolchen niedergelegt werden konnte. Bis dahin hatte Livingſtone, wie ſchwach er ſich auch zu Zeiten gefühlt, doch immer noch in den verſchiedenen Kanots, deren ſie ſich bei ähnlichen Gelegenheiten bedient, zu ſitzen vermocht; nunmehr beſaß er dazu nicht die Kraft. Man nahm ſein Bett aus der Kitanda, legte es auf den Boden des ſtärkſten Kanots und verſuchte ihn aufzuheben; er konnte aber den Schmerz nicht vertragen, den es ihm verurſachte, daß ihm eine Hand unter den Rücken geſchoben ward. Er bat Chuma mit ſchwacher Stimme, ſich ſo tief wie möglich zu ihm niederzubeugen, ſo daß er ſeine Hände um ſeinen Nacken ſchlingen könne, wobei er ihm zugleich Anweiſungen gab, wie er es machen müſſe, um jeden Druck auf den ſchmerzenden Rücken zu vermeiden. In dieſer Weiſe ward er denn wirklich in das Kanot geſchafft und von Chowpere, Suſi, Farijala und Chuma ſchnell über den Molilamo geſetzt. Dieſelben Vorſichtsmaßregeln wurden am andern Ufer angewendet; man brachte die Kitanda dicht an das Boot heran, um jeden unnötigen Schmerz, den das Ausſchiffen verurſachen konnte, zu vermeiden.

Suſi eilte nun voran nach Chitambo's Dorf, um dort den Bau eines neuen Hauſes zu leiten. Während der erſten Meilen mußte der Doktor durch Sumpf und Lachen getragen werden, und man war ſehr froh, als man endlich eine Gegend erreichte, welche wenigſtens einige Aehnlichkeit mit einer trockenen Ebene hatte.

Seine Schwäche ſcheint hier ihren höchſten Grad erreicht zu haben. Chuwa, welcher einer von denjenigen war, die den großen Reiſenden die letzten Meilen, die er lebend auf dieſer Erde zurücklegen wollte, trugen, erzählt, er habe ſie zu wiederholten Malen gebeten, ſtill zu ſtehen und ihre Laſt auf den Boden niederzuſetzen. Seine Schmerzen waren an dieſem Tage ſo groß, daß er nicht den Verſuch machen konnte, zu ſtehen, und hob man ihn, ſo kam nach einer kurzen Strecke eine Bewußtloſigkeit über ihn, welche ſeine Begleiter mit den ernſteſten Beſorgniſſen erfüllte. Dies war beſonders der Fall an einer Stelle, wo ein Baum am Wege ſtand. Er rief hier einen Begleiter zu ſich, als dieſer aber kam und ſich zu ihm niederbeugte, konnte er vor Schwäche nicht ſprechen. Sie hoben ihn wieder auf und bemühten ſich, ihren Weg, ſo gut es gehen wollte, fortzuſetzen. Nach einiger Zeit empfand er großen Durſt und fragte ſie, ob ſie Waſſer hätten; unglücklicherweiſe vermochten ſie ihm aber keins zu geben. Sie beeilten ſich, weil ſie fürchteten, zu weit hinter der vorauseilenden Reiſegeſellſchaft zurückzubleiben, und ſahen zu ihrer großen Freude Farijala, der ihnen mit Waſſer entgegenkam. In weiſer Vorſicht hatte Suſi jenen aus Chitambo's Dorf damit ausgeſandt.

Sie ſetzten ihren Weg fort, fürchteten aber beinahe, ſie würden die Aufgabe nicht vollenden; denn an einem freien Platze bat der Kranke ſie wieder, ihn niederzuſetzen und zu laſſen, wo er ſei. Glücklicherweiſe kamen in dieſem Augenblicke einige der außenliegenden Hütten des Dorfes in Sicht, und ſie ſuchten ihn durch die Ausſicht zu beruhigen, er werde nun bald in dem Hauſe ſein, das die anderen für ihn gebaut hätten. Es half aber nichts, ſie mußten ihn eine Stunde lang in den Gärten der Eingeborenen außerhalb der Stadt ruhen laſſen.

Als ſie endlich mit dem Kranken zu ihren Gefährten kamen, begab es ſich, daß ſie mit ihrer Arbeit noch nicht ganz fertig waren, und man mußte ihn deshalb unter die breite Rinne der Hütte eines Eingeborenen legen, bis die ſeinige in Ordnung war.

Chitambo's Dorf war damals beinahe leer. Wenn das Getreide in Aehren ſteht, pflegt man auf den Feldern kleine bewegliche Häuſer zu bauen, und die Einwohner verlaſſen ihre feſtern Hütten, um jene zu beziehen und die Saaten zu bewachen, die bei Tage ſo wenig ſicher ſind, wie bei Nacht. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß die Reiſenden reichlich Raum und Unterkommen fanden. Viele der Eingeborenen näherten ſich dem Orte, wo der Mann lag, deſſen Ruhm ſchon in früheren Tagen zu ihnen gedrungen war, und umſtanden ihn, auf ihre Bogen geſtützt, in ſchweigender Bewunderung. Ein leichter Sprühregen fiel; man machte eiligſt ſein Haus fertig und umgab es mit einer Umwallung von Erde.

Im Innern der Hütte machte man auf einer Erhöhung von Holz und Gras ein Bett, das in die Nähe des als Fenſter geformten Teiles der Hütte aufgeſtellt ward; in die Fenſterniſche ſelbſt wurden Ballen und Kiſten gerückt; von dieſen letzteren vertrat eine die Stelle eines Tiſches, und es wurden darauf die Reiſeapotheke und verſchiedene andere Dinge niedergelegt. Außerhalb der Hütte, ganz nahe der Thür, ward ein Feuer angerichtet, und der Knabe Majwana ſchlief mit in der Hütte, um des Winkes ſeines Herrn während der Nacht gewärtig zu ſein.

Am 30. April 1873 kam Chitambo ſchon frühzeitig, um dem Doktor einen Höflichkeitsbeſuch zu machen, und ward in deſſen Hütte geführt; Livingſtone mußte ihn aber fortſchicken und ihn bitten, am nächſten Tage wieder zu kommen, wo er hoffte mehr Kraft zu haben, um mit ihm ſprechen zu können; er ward nicht wieder geſtört. Nachmittags befahl er Suſi, ihm ſeine Uhr ans Bett zu bringen, und wies ihn an, wie er die Hand halten müſſe, damit die Uhr an ſeiner Handfläche liege, während er langſam den Schlüſſel drehe.

So verſtrichen zögernd die Stunden bis zum Einbruch der Nacht. Die Leute hielten ſich ſtill in ihren Hütten, während andere, an denen die Wache war, um die Feuer ſaßen; alle fühlten, das Ende könne nicht mehr fern ſein. Um 11 Uhr abends war Suſi, deſſen Hütte ganz nahe neben der ſeines Herrn lag, zu dieſem gerufen. Aus der Ferne hörte man lautes Geſchrei, und als er eintrat, fragte Dr. Livingſtone: „Sind das unſere Leute, die den Lärm machen?“ „Nein,“ erwiderte Suſi, „ich höre an dem Geſchrei, daß es von Leuten herrührt, welche Büffel von ihren Durra-Feldern jagen.“ Nach einigen Minuten ſprach er langſam und augenſcheinlich phantaſierend: „Iſt das der Luapula?“ Suſi ſagte ihm, ſie wären in Chitambo's Dorf in der Nähe des Molilamo, und er lag eine Weile ſtill. Dann begann er wieder zu Suſi zu ſprechen und zwar diesmal in der Suaheli-Sprache: „Sikun gapi kuenda Luapula?“ (Wie viel Tage ſind es bis zum Luapula?)

„Na zani zikutatu Bwana“ (ich denke, es ſind noch drei Tage, Herr), antwortete Suſi.

Nach einigen Sekunden ſtieß er halb ſeufzend, halb wie in großen Schmerzen die Worte aus: „O lieber Gott!“ und ſchlummerte dann wieder ein.

Ungefähr eine Stunde ſpäter hörte Suſi Majwara wieder vor ſeiner Thür rufen: „Bwana braucht dich, Suſi.“ Als er an das Bett des Doktors kam, ſagte ihm dieſer, er ſolle etwas Waſſer heiß machen. Suſi ging zu dieſem Zwecke zu dem außerhalb der Hütte brennenden Feuer und kam bald mit dem kupfernen Keſſel voll Waſſer zurück. Der Kranke rief ihn dicht an ſein Bett, hieß ihn die Reiſeapotheke bringen und ihn das Licht ganz nahe halten; er bemerkte dabei, daß Dr. Livingſtone kaum noch ſehen konnte. Mit großer Anſtrengung ſuchte der Kranke den Kalomel, den er ihn neben ſich ſtellen hieß, befahl ihm dann, etwas Waſſer in einen Becher zu gießen, einen leeren daneben zu ſetzen, worauf er ſagte: „So, jetzt iſt's gut, nun kannſt du gehen.“ Das waren die letzten Worte, die ihn jemand ſprechen hörte.

Es mochte 4 Uhr morgens ſein, als Suſi Majwara's Schritte wieder vernahm. „Komm zu Bwana,“ ſagte er, „ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob er noch lebt.“ Die Angſt, welche aus dem Knaben ſprach, veranlaßte Suſi, Chuma, Chowpere, Matthew und Muanyaſere zu wecken, und die ſechs Männer gingen unverzüglich nach der Hütte.

Beim Eintritt in dieſelbe wandten ſich alle Blicke ſofort dem Bette zu. Dr. Livingſtone lag nicht darauf, ſondern ſchien im Gebet begriffen neben demſelben zu knieen. Bei dieſem Anblick wollten ſich die Männer unwillkürlich zurückziehen, Majwara ſagte aber, indem er auf den Knieenden deutete: „Als ich mich niederlegte, kniete er ſchon ebenſo, und weil er ſich gar nicht rührt, denke ich, er müſſe wohl tot ſein.“ Sie fragten den Knaben, wie lange er geſchlafen habe. Majwara antwortete, genau könne er das nicht ſagen, er glaube aber, es müſſe eine ziemlich lange Zeit darüber vergangen ſein. Darauf traten die Männer näher.

Auf der Kiſte, welche als Tiſch diente, war eine Kerze mit ihrem eigenen Wachs geklebt und verbreitete brennend ſo viel Licht, daß man die Geſtalt des Kranken erkennen konnte. Dr. Livingſtone kniete neben ſeinem Bette, ſein Körper war ausgeſtreckt, der Kopf ruhte auf den Händen und war in die Kiſſen geſunken. Eine Minute beobachteten ſie ihn, er regte ſich nicht, man hörte keinen Atemzug; endlich ging Matthew leiſe an ihn heran und legte ſeine Hände an ſeine Wangen. Er wußte damit genug; das Leben mußte ſchon ſeit einiger Zeit entflohen ſein. Der Körper war kalt. Livingſtone war tot.

Seine tiefbetrübten Diener hoben ihn zärtlich auf, legten ihn ſeiner vollen Länge nach aufs Bett, deckten ihn ſorgfältig zu und gingen dann in die feuchte Nacht hinaus, um ſich miteinander zu beraten. Es währte nicht lange, ſo krähten die Hähne, und daraus, zuſammengehalten mit dem Umſtande, daß Suſi noch kurz vor Mitternacht mit ihm ſprach, vermögen wir abzunehmen, daß er in den erſten Stunden des 1. Mai verſchied.

Es erſchien am angemeſſenſten, die Erzählung ſeiner letzten Stunden ſo viel als möglich in den Worten derjenigen zu geben, die beſtändig um ihn waren, ſowohl hier, wie in den vielen ähnlichen Krankheitsfällen, die er während jener letzten ſechs Wanderjahre erduldete. Vom erſten Augenblicke an, da die Nachricht ſeines Todes England erreichte, war man darüber einig, daß es unerläßlich ſei, ſeine Begleiter kommen zu laſſen, um aus ihrem Munde das Geſchehene zu vernehmen.

Noch ehe der Tag anbrach, ward den Männern in der Hütte ruhig angeſagt, was geſchehen ſei, und daß ſie ſich verſammeln ſollten. Sobald es hell genug war, um alle Gegenſtände deutlich erkennen zu können, kamen ſie zuſammen, und Chuma und Suſi ſagten ihnen, ſie wünſchten, daß alle beim Oeffnen der Kiſten gegenwärtig wären, damit, für den Fall, daß Geld oder Wertſachen darin enthalten, ſie alle verantwortlich wären. Jakob Wainwright, der, wie ſie wußten, ſchreiben konnte, ward aufgefordert, einige Aufzeichnungen zu machen, die als Inventar dienen ſollten, und dann wurden die Kiſten aus der Hütte geſchafft.

Jakob Wainwright ſchrieb in ſinniger Weiſe in dasſelbe Taſchenbuch, das der Doktor bis zu ſeinem Tode in Gebrauch gehabt, den folgenden Bericht:

(11 Uhr abends, 28. April.) „In dem Kaſten ward ein und ein halber Schilling gefunden; in einem zweiten befanden ſich ſein Hut, eine Uhr und zwei kleine Kaſten mit Meß-Inſtrumenten, in jedem Kaſten eins; ein Kompaß, drei andere Arten von Meß-Inſtrumenten. In einem anderen Kaſten drei Drachmas und halbe Halb-Skruple.“

Die erſten Worte dieſer Aufzeichnung bedürfen noch einer Erklärung. Man erinnere ſich, daß Dr. Livingſtone ſeine letzte Notiz am 27. April machte. Jakob Wainwright hielt ſich daran als an die einzige ihm zugängliche Angabe von Tag und Monat, und ſetzte, in dem Glauben, die Aufzeichnung Livingſtone's ſei am vorhergehenden Tage gemacht, über die ſeinige „den 28. April“. Hätte er bemerkt, daß die wenigen Worte, welche auf der Seite geſchrieben ſtehen, die der mit 27. April bezeichneten gegenüber geheftet iſt, in Kalunganjovu's Dorf geſchrieben waren und während des Aufenthaltes in Chitambo's Dorf keine Aufzeichnung mehr gemacht worden war, ſo würde dieſer Irrtum vermieden worden ſein. Es war gegen 11 Uhr abends, als Suſi ſeinen Herrn zum letzten Male lebend ſah, deshalb ward dieſe Stunde angegeben, er ſowohl wie Chuma ſind aber infolge der Ausſagen des Knaben Majwara überzeugt, daß der Tod erſt einige Stunden ſpäter eingetreten iſt.

(Horace Waller, „Letzte Reiſe von David Livingſtone“.)

In der nun folgenden Beratſchlagung beſchloß die Reiſegeſellſchaft den Leichnam einzubalſamieren und nach der oſtafrikaniſchen Küſte zu bringen, des Doktors Tod ſelbſt aber geheim zu halten. Suſi und Chuma wurden zu Anführern ernannt. Nichtsdeſtoweniger erfuhr der Häuptling Chitambo das Abſcheiden Livingſtones. Er benahm ſich jedoch höchſt edel, geſtattete den Leuten ein beſonderes Dorf zu bauen, um darin den Leichnam für die Ueberführung vorzubereiten und veranſtaltete an der Spitze ſeines Volkes eine Leichenfeier und Totenklage. Das Herz des großen Menſchenfreundes barg man in einer Büchſe und begrub dieſelbe. Hierauf trat die trauernde Schar den Rückmarſch an, doch nur 5 der treuen Männer erreichten mit dem geliebten Leichname im Februar 1874 Bagamayo, wo der engliſche Konſul denſelben in Empfang nahm. Am 18. April wurde derſelbe in der Weſtminſter Abtei zu London feierlich beigeſetzt.

Der Kongo.

Von Henry M. Stanley.

[Ratſchläge über Kleidung, Nahrung und Lebensweiſe.] Vom Augenblicke der Ankunft in Afrika an muß der Körper einer veränderten Behandlung unterzogen werden, und wer klug iſt, beginnt auch ſein Eßverlangen und ſein ganzes Verhalten in entſprechender Weiſe zu regeln. Der Kopf, welcher bisher in dem Ueberfluß ſtolzer wallender Locken prangte oder dichtes, buſchiges Haar trug, muß faſt kahl geſchoren werden; der Körper muß ſich des wind- und regenſicheren Leinen- und Wollpanzers entkleiden, in welchen man denſelben in höheren Breiten einzuſchließen pflegte, und ſich, wenn man Wohlbehagen und Vergnügen der Unbehaglichkeit vorzieht, an weiche, leichte und loſe Flanelle gewöhnen; die Kopfbedeckung, die man in London und Paris trägt, muß dem Helm oder einer gut lüftenden leichten Mütze mit Schleier Platz machen. Wie der äußere europäiſche Menſch, die Kleidung, mit ihren düſtern Farben und ihrer läſtigen Dichtigkeit dem anmutigeren und luftigeren Flanell der Tropen das Feld zu räumen hat, ſo muß auch der Appetit trotz einer ſcheinbar außerordentlichen Verdauungskraft mit ſeinem unerſättlichen Verlangen nach tieriſcher Nahrung und ſeiner unmäßigen Gier nach hitzigen Getränken einer durchaus neuen Ordnung gemäß geregelt werden. Der neuangekommene Europäer muß während der Tageszeit jedes berauſchende, oder wie manche es zu nennen belieben, erheiternde oder anregende Getränk vermeiden, ſelbſt unter der Maske des allgemein für unſchädlich gehaltenen Lagerbieres, milden pilſener Bieres, wäſſerigen Bordeaux oder eines anderen „unſchuldigen“ Weines oder Bieres, ſonſt kann das geringſte Uebermaß, die leiſeſte ungewöhnliche Anſtrengung oder ein krampfhafter Fleiß binnen kurzer Zeit zum Tode führen. Es iſt meine Pflicht, den verderbten Geſchmack nicht zu beſtärken und nicht zu rückſichtsvoll zu ſein, wenn ich denſelben auch beleidige. Unſere Verluſte an wertvollen Menſchenleben, meine Trauer beim Gedanken an die jungen, ſtarken und mutigen Leute, welche durch eigene Unvorſichtigkeit ihren Tod herbeigeführt haben, zwingen mich, dies auszuſprechen.

„Ein kleines Glas Cognac? Ein Glas leichtes Bier? was kann das ſchaden?“ fragt der Unerfahrene, ſich verteidigend.

Mir perſönlich nichts, — dir bedeuten ſie plötzlichen Tod, vielleicht einen Sonnenſtich! Ein ungeſtümes und unvernünftiges Hinausſtürmen aus dem kühlen Schatten in die glühende Sonne, ein unkluges Sichbloßſtellen hat ein mehr oder weniger ſtarkes Gallen- oder rheumatiſches Fieber im Gefolge, welches dich für Wochen auf das Krankenlager wirft und dich zur Arbeit untauglich und unbrauchbar macht. Du wurdeſt durch jenes kleine Glas Cognac angeregt; — hätteſt du dasſelbe nicht getrunken, würdeſt du vorſichtiger in deinen Bewegungen geweſen ſein und ſo viel Klugheit beſeſſen haben, daß du dich nicht unnötigerweiſe einem ſo mächtigen Feinde gegenübergeſtellt hätteſt, wie die tropiſche Sonne für den durch die Dünſte des Cognacs noch empfindlicher gemachten Kopf des Weißen iſt.

Beſſert dein Befinden ſich, dann giebſt du Afrika die Schuld an deiner Krankheit. Das grauſame, das mörderiſche Afrika! Afrika iſt für den Europäer gleichbedeutend mit Tod! Und deine thörichten, nicht weiter nachdenkenden Freunde in Europa ſprechen dies wie ein Echo nach — nur weil ein Schwächling wie du dem kleinen Glaſe Cognac zur Mittagszeit nicht widerſtehen konnte. Soll denn dieſer ganze Erdteil die Strafe deiner Schimpfereien leiden?

„Ein Mann kann aber nicht von Thee und Kaffee leben und beſtändig Suppe und Waſſer trinken“, jammert einer, der wegen ſeiner Neigungen Beſorgniſſe hegt.

Ich verlange auch gar nicht, daß du dich auf Thee oder Kaffee, Suppe oder Waſſer, Limonade oder Selterwaſſer, Apollinaris-Brunnen oder ſonſtige angenehme Getränke beſchränken ſollſt, mit denen du den quälenden Durſt löſchen möchteſt. Ich rate dir nur, daß, wenn du dich des Lebens in Afrika freuen und die übernommene Arbeit verrichten willſt, du alle Reizmittel — einerlei, welchen Namen ſie tragen — zur Tageszeit vermeideſt; eine mäßige Menge Rotwein, Madeira, weißer Wein oder Champagner abends bei der Hauptmahlzeit ſchadet nichts, ſondern übt ſogar eine wohlthätige Wirkung aus. Dieſer Rat gilt nicht dir allein, ſondern allen jungen Leuten, welche ſich dadurch auszeichnen möchten, daß ſie im ſtande ſind, in Afrika zu leben. Der Tapfere ergiebt ſich dem Tode nicht ohne Kampf.

[Die Anſiedlung am Stanley-Pool.] Das einzige Geſchöpf, welches der Reiſende Gelegenheit hat, in dieſer Gegend zu ſtudieren, iſt der Menſch, der Eingeborene. Sein mit Kupfer- und Eiſenſtücken geladenes Gewehr, das er beſtändig bei ſich führt, hat alle anderen lebenden Weſen aus ſeiner Nähe verſcheucht mit Ausnahme der Haustiere, die ſeinen beſonderen Intereſſen dienen.

Der Eingeborene iſt nicht gerade ſchlecht, vorausgeſetzt, daß der Reiſende das Glück hat, ihm die Zuverſicht einzuflößen, daß er keinen perſönlichen Schaden oder Nachteil davon habe, wenn er jenen als Freund anerkennt. Der Eingeborene iſt gewiſſermaßen auch ein Reiſender, und dadurch entſteht eine Art Uebereinſtimmung, aber er iſt ſehr leicht geneigt, „Mandaka mabi“, d. h. „böſe Abſichten“, zu ſchreien, und wenn er dabei im Ernſte iſt und ſich nicht vom Gegenteil überzeugen laſſen will, dann ſind frühere Beweiſe der Freundſchaft und Zuneigung bald vergeſſen; es tritt Kälte ein, und ein Trinkgelage bei einer Marktverſammlung genügt, um die Schwierigkeit noch zu vermehren und die „Straße tot zu machen“, wie der Ausdruck der Eingeborenen lautet. Er weiß recht gut, daß ihn, wenn er das Karawanengeſchäft nicht aufzugeben beabſichtigt, für die „Tötung der Straße“ irgendwo ſonſt die Strafe und Vergeltung erreicht, und daß er, wenn er ſich von ſeiner Heimat fortbegiebt, Gefahr läuft, daß ihm mit demſelben Maße gemeſſen werde, mit welchem er gemeſſen hat. Die Nachricht von dem Friedensbruch verbreitet ſich raſch nach allen Richtungen, und nah und fern wird der Name des kriegeriſchen Diſtrikts und Dorfes bekannt gemacht. Indeſſen iſt der Eingeborene, und ganz beſonders bei Trinkgelagen, ein ſo gedankenloſes Geſchöpf, daß er, dieſe Folgen vollſtändig vergeſſend, ſeiner wütenden Laune Ausdruck verleiht.

Einer Expedition von einiger Stärke, die nur Forſchungszwecke verfolgt, würde ein ſolcher Friedensbruch und die Schließung der Straße wenig ausmachen und höchſtens den ſchlechten Ruf eintragen, daß ſie nur mit Gewalt ihren Weg habe erfolgreich fortſetzen können; für die unſrige aber, welche, jeden Eingeborenen für alle kommenden Zeiten ſich ſelbſt, ſeinem Stamme und Lande nützlich zu machen hofft, würde dies bedauerlich, wenn nicht ein tötlicher Schlag ſein. Wie ein Streit für uns auch enden möge, jedenfalls würden wir eine mehrmonatliche Verzögerung erleiden, eine Menge ärgerlicher Palaver [Beſprechungen] abzuhalten, Aufklärungen zu geben und maßloſe Geſchenke an jegliche Perſon von Rang zu verteilen haben.

Als die Eingeborenen heute vom Markte zurückkehrten, waren ſie ſehr angeheitert, wenn nicht noch ſchlimmer, ein Beweis, daß ſie viele Kürbisflaſchen Palmwein geleert hatten. Sie ſcharten ſich in großen Mengen um das Lager, doch hatten wir dasſelbe glücklicherweiſe mit Buſchholz umgeben, nicht zum Schutz gegen Angriffe, ſondern um die Verſuchung von ihnen abzuhalten, in ihrer herausfordernden Laune Hand an Dinge zu legen, welche ihnen nicht gehörten. War die Verſuchung zu groß, dann konnte ihre Trunkenheit ſie verleiten, unvernünftige Handlungen zu begehen, die ſie ſpäter zu bedauern haben würden.

Im Singa-Bezirk giebt es ſechs Häuptlinge, die insgeſamt über 18 Dörfer im Durchſchnitt von je 15 Häuſern oder Grashütten herrſchen, ſo daß der ganze Bezirk etwa 270 Häuſer zählt, welche ſich über einen Flächenraum von gegen 35 qkm verteilen. Rechnet man auf jedes Haus durchſchnittlch 5 Seelen, ſo beſitzt der ganze Diſtrikt Singa 2350 Einwohner, von denen je etwa 67 auf dem Quadratkilometer leben.

In der Nähe von Singa liegen viele volkreiche Bezirke: Mowa und Maſſaſſa im Oſten, und Mbelo, Bukala, Suki, Kilanga und Kinſore im Weſten.

Bei einem Rundblick vom Lager aus bemerke ich, daß die Weiler unter oder bei den Hainen gebaut ſind, welche den Gipfel faſt aller Hügel krönen, und daß jene für ein Land, welches geſchriebene Geſetze nicht kennt und der zufälligen Obhut patriarchaliſcher Dörfer überlaſſen iſt, ſehr alt ſind.

Der älteſte, höchſte und hervorragendſte Baum iſt, ſoweit man ſich aus ſeiner Höhe, dem Umfang und dem Laubdach ein Urteil bilden kann, vielleicht 200 Jahre alt. Daß er nicht durch einen Zufall hier gewachſen iſt, erkennt man, wenn man den Hügel, auf welchem der Baum ſteht, mit den anderen vergleicht; er wurde vielmehr von dem Gründer der Gemeinde gepflanzt, die jetzt unter dem Schatten des Rieſen blüht. Das Wachstum des Hains kann nicht durch unglückliche Ereigniſſe gehindert worden ſein, dagegen muß das Dorf oft durch Pocken, Ruhr, Götzendienſt und mörderiſche Kämpfe heimgeſucht worden ſein. Wäre die Gemeinde vollſtändig zugrunde gegangen, dann würden auch die Haine abgeſtorben ſein; denn die im Auguſt, September und Oktober auftretenden Feuersbrünſte greifen in ſolchen Fällen von Jahr zu Jahr weiter um ſich, bis ſchließlich das wilde Gras alles bedeckt.

Bei aufmerkſamer Betrachtung der Landſchaft und Nachdenken über dieſe Dinge beſchleicht mich eine gewiſſe Achtung, und ich ſchäme mich nicht, ſelbſt eine Art Ehrfurcht zu empfinden, nicht vor dem Dorfe, denn die Hütten ſind bloße Pilze und kaum eine derſelben iſt mehr als drei Jahre alt — auch nicht vor den Eingeborenen, denen die Häuſer gehören, denn wenige von ihnen können ſich rühmen, drei Generationen geſehen zu haben —, ſondern vor der Gemeinde als ſolcher, die trotz vieler Umwälzungen, trauriger häuslicher Vorfälle, der übeln Folgen der ſtärkſten Unwiſſenheit und niedrigſten Sittlichkeit ſich behauptet hat, feſt zuſammenhängt und blüht, die in den Beſitz von Ueberlieferungen gelangt iſt und, falls ſie die Einflüße der neuen Erſcheinungen überdauert, wie der eiſernen Dampfer, Maſchinen und noch ſeltſamerer Gegenſtände, die an ihren Dörfern durch das Land rollen, ohne dasſelbe zu erſchüttern, noch viele Geſchlechter fortzuleben verſpricht.

[Abwehr eines verräteriſchen Angriffes.] Ngaljema's[1] Dorf, in deſſen Nähe das Lager aufgeſchlagen war, liegt auf einem ſchmalen, aber ebenen Ausläufer der öſtlichen Abhänge des Jjumbi-Berges, von denen noch mehrere ähnliche Rücken hervorragen, die durch bewaldete oder mit Unterholz bedeckte Schluchten — die Betten kleiner, kriſtallheller Ströme — von einander getrennt werden. Auf einem, dem unſeren zunächſt gelegenen Ausläufer ſtand das Reſidenzdorf Makoko's[2], und wir erwarteten deshalb aus dieſer Richtung das Herannahen Ngaljema's, das freilich, wenn erſt die offenen Feindſeligkeiten erklärt waren, ohne die Gefahr vollſtändiger Vernichtung für ihn gänzlich unmöglich war, falls wir ihn beim Wort nehmen wollten. Ngaljema, obgleich ein Barbar, war jedoch viel zu ſchlau, um ſeine Operationen auf dieſe Weiſe zu beginnen; viel wahrſcheinlicher war, daß er im Vertrauen auf die frühere Brüderſchaft und das gegenſeitige Austauſchen von Höflichkeiten, mit lächelndem Geſicht, die brüderliche Liebe zur Schau tragend, zur prahleriſchen und lärmenden Begrüßung ins Lager kommen und uns beim geſelligen Trinken des Palmweins zu überraſchen hoffen würde.

Ich ließ daher meinen Leuten durch meinen Zeltdiener ſagen, ſie ſollten ſich am äußerſten Ende des Ausläufers, wo ſie von etwaigen Spionen auf Makoko's Hügel nicht geſehen werden konnten, verſammeln, und begab mich wenige Minuten ſpäter ſelbſt dorthin, um mich zu überzeugen, das ſie auch wirklich alle am Platze ſeien.

Die Anweiſungen, welche ich ihnen erteilte, waren nur kurz, damit ſie dieſelben beſſer im Gedächtnis behalten könnten:

„Gehe jeder von euch in ſeine Hütte und lege den Patronengürtel um; achtet alle darauf, daß die Taſchen mit Patronen gefüllt ſind. Legt eure Gewehre unter die Schlafmatten oder Grasbetten. Ihr alle, mit Ausnahme von Suſi's (20) Leuten, verteilt euch dann in den Buſch auf dieſer Seite des Hügels. Einige legen ſich im „En avant“[3] auf dem Wagen, andere hinter meinem Zelt, ein Dutzend im Vorratszelt nieder, und einige bleiben als angeblich Kranke in den Hütten. Einerlei wie viel Leute ins Lager kommen, oder was ihr hört, ihr dürft euch nicht von der Stelle rühren, bis ihr den Gong hört. Aber wenn ihr den Gong hört, dann ſpringt alle auf, ergreift eure Gewehre, ſtürzt herauf und ſchwingt die Gewehre ſo wütend, wie die Ruga-Ruga von Unjameſi! Habt ihr verſtanden?“

„Inſchallah!“ riefen ſie.

Suſi's Abteilung mußte ſich dagegen auf dem offenen Lande niederſetzen und eine gleichgiltige Haltung annehmen.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſah ich eine lange Reihe von Männern an Makoko's Hügel nach dem zwiſchenliegenden Thale hinabſteigen; ich zählte im ganzen 197 Perſonen jeglichen Ranges in der Expedition Ngaljema's. Trommeln, Trompeten und Eingeborenenmuſik kündigten an, daß der Häuptling in großem, feierlichen Staatsaufzuge komme. Noch ehe die Eingeborenen ſich auf unſerem Hügel zeigten, hatte ich mich auf einen Stuhl vor mein Zelt geſetzt und ein Buch ergriffen, doch blickte ich zuvor umher und bemerkte, daß das Lager bis auf einige Sanſibarer, die anſcheineud halb im Schlafe lagen und ihre Rolle faſt zu gut ſpielten, gänzlich verlaſſen war.

Unter dem Schirm meiner Mütze hervor alles aufmerkſam beobachtend, bemerkte ich den raſchen Blick, welchen die herankommenden Eingeborenen in dem anſcheinend einſamen Lager umherwarfen: als etwa der dritte Teil des Zuges dasſelbe betreten hatte, ſtand ich auf, weil die näher kommende nicht unharmoniſche Muſik andeutete, daß auch Ngaljema nun nicht mehr fern ſei.

Ich ſchritt den Eingeborenen entgegen, begrüßte Ngaljema, als dieſer erſchien, in der zuvorkommendſten Weiſe und wandte mich ſcheinbar ſtrenge an Suſi, um ihn auszuſchelten, daß er nicht Matten, Sonnenſegel u. ſ. w. für meine lieben Brüder und Freunde aus Kintamo ausgebreitet habe.

Ngaljema runzelte die Stirn und erwiderte mein Willkommen ſo ſteif und unbrüderlich wie nur möglich, während ich that, als wäre ich bereit, mich mit unwiderſtehlicher Liebe in ſeine Arme zu ſtürzen.

Ngaljema fragte, nachdem die in einer Gruppe zuſammenſitzenden Häuptlinge ihre flüſternde Beratung geendet hatten: „Was für ſchöne Sachen aus dem Lande des weißen Mannes hat mein Bruder für mich mitgebracht, ſeitdem ich ihn geſehen habe?“

Ich erwiderte einfach: „Komm' in mein Zelt und ſieh' ſelbſt.“

Ngaljema und ſein Sohn Endjeli, ſowie Gantſchu und andere ſprangen auf und folgten mir nach dem Zelte. Hier beſichtigten ſie eine Partie rotes Wollzeug, bunte Tücher und einen Stapel von mit Figuren durchwebten Decken und ließen mit lüſternen Blicken einige lackierte Blechkäſten und eiſerne Kiſtchen von Hand zu Hand gehen; als Ngaljema ſeine Neugierde auf das gründlichſte befriedigt und eine Menge der Waren, im Werte von 2760 Mark, für ſeinen eigenen Bedarf ausgeſucht hatte, erklärte er:

„Ich will dieſe Waren nehmen, aber nur unter der Bedingung, daß du bleibſt, wo du biſt. Du mußt dich darin fügen, daß du nicht nach Kintamo kommen kannſt. Die Häuptlinge wollen es nicht. Wenn du dies nicht verſprichſt, dann muß es Krieg geben, und ich kann nicht länger dein Freund ſein. Nun, was ſagſt du darauf?“

„Es iſt nutzlos, Ngaljema“, entgegnete ich, „noch weiter darüber zu ſprechen. Füge dich darein, daß ich nach oder in die Nähe von Kintamo kommen werde.“

„Was iſt das?“ fragte er, auf den Gong zeigend. „Ein Fetiſch“, erwiderte ich bedeutungsvoll.

Sein Sohn Endjeli, der weit gewitzter zu ſein ſchien als der Häuptling, flüſterte dieſem zu, er glaube, es ſei eine Glocke, worauf Ngaljema rief: „Bula-Matari[1], ſchlage dies, laß mich es hören.“ „Oh, Ngaljema, ich darf nicht, es iſt der Kriegsfetiſch!“ „Nein, nein“, erklärte er ungeduldig. „Schlage es, Bula-Matari, damit ich den Klang höre.“ „Ich darf nicht, Ngaljema. Es iſt das Zeichen zum Kriege. Es iſt der Fetiſch, der die bewaffneten Männer herbeiruft; es würde zu ſchlimm ſein.“ „Nein, nein, nein! Ich fordere dich auf zu ſchlagen. Schlage es Bula-Matari“, wiederholte er nochmals, in kindiſcher Ungeduld mit dem Fuße ſtampfend. „Gut denn“, entgegnete ich, den Klöppel in die Hand nehmend. „Aber bedenke, daß es ein böſer Fetiſch, der Fetiſch des Krieges iſt.“ Und während ich den Schlägel hoch hob, fragte ich nochmals: „Soll ich jetzt ſchlagen?“ „Schlage, ich ſage dir, ſchlage!“

Mit aller Kraft ſchlug ich auf den Gong; der laute, glockenähnliche Ton klang bei dem allgemeinen Schweigen, welches während unſerer Unterredung unter den aufmerkſamen Begleitern Ngaljema's und auf dem ganzen Schauplatz herrſchte, ſchon äußerſt beunruhigend; aber als die raſch aufeinanderfolgenden Schläge auf den Gong fielen, glaubten ſie den Donner zu hören. Noch hatten ſie ſich nicht von ihrer erſten Ueberraſchung erholt, als ſie Menſchengeſtalten über den gerade über ihrem Kopfe befindlichen Bord des „En avant“ ſpringen ſahen, aus meinem Zelte das Kriegsgeſchrei in ihr Ohr ſchallte, und in der ſchwarzen Schlucht hinter ihnen ein Strom wütender Wahnſinniger aus dem Erdboden hervorzudringen ſchien. Das Vorratszelt war in heftiger Bewegung und ſtürzte ſchließlich zuſammen, und aus dem Innern ſprang eine Horde Dämonen heraus, einer anſcheinend noch wilder als der andere. Die einzelnen trägen verſchlafenen Männer wurden zu Wüterichen, aus allen Hütten, unter den Schlafſtellen ſtrömten die bewaffneten Krieger hervor, ſo daß die von paniſchem Schrecken ergriffenen Eingeborenen glaubten, Himmel und Erde ſeien in Bewegung geſetzt, um die beſtändig zunehmende Zahl der Tod austeilenden Krieger noch zu vermehren. Alle anweſenden Eingeborenen, ob Freund oder Feind, verloren vor dieſer fürchterlichen Szene die Faſſung: die noch ſitzenden Krieger ließen ihre Gewehre im Stich, ſprangen auf und ergriffen vor dieſer ſeltſamen Sündflut die Flucht, die Munitionsträger warfen ihre Flaſchen fort, ſo daß dieſelben zerbrachen und das Pulver und die Metallſtückchen über den Erdboden zerſtreut wurden, und Ngaljema ſtand ſtumm und ſtarr vor Schrecken, wie vom Schlage getroffen. Ihn beim Arm faſſend, ſagte ich ſanft zu ihm:

„Fürchte dich nicht, Ngaljema. Bedenke, daß Bula-Matari dein Bruder iſt. Stelle dich hinter mich, ich werde dich ſchützen!“

Vor mir ſchrieen und wüteten die Sanſibarer, indem ſie mit gellendem Kreiſchen drohend ausriefen:

„Ha, ha, Ngaljema! Du biſt gekommen, um mit Bula-Matari zu kämpfen. Wo ſind deine Krieger, Ngaljema?“

Unbarmherzige, blutdürſtige Wut könnte kaum natürlicher dargeſtellt werden, als wie es von meinen ſchwarzen Schauſpielern bei dieſer ſo plötzlich improviſierten Szene geſchah. Ihre ſcheinbare Raſerei ſtreifte faſt an Wirklichkeit, und wäre ich nicht in das Geheimnis eingeweiht geweſen, ſo würde auch ich mich haben täuſchen laſſen; die Tapferkeit, mit welcher ich meinen armen Bruder verteidigte, der mich mit beiden Händen um den Leib gefaßt hielt und von einer Seite zur anderen tanzte, um den wütenden Streichen der wie Wahnſinnige ausſchauenden Krieger zu entgehen, während der junge Endjeli ſich an ſeinem Vater feſthielt und deſſen Bewegungen mitmachte, erinnerte mich an das längſtvergeſſene Spiel „Henne und Küchlein“, mit welchem wir in der Schule die Freiſtunden hinzubringen pflegten.

„Rette mich, Bula-Matari, laß ſie mir nichts thun!“ ſchrie Ngaljema. „Ich habe keine böſe Abſicht gehabt.“

„Halte dich feſt, Ngaljema; halte dich gut an mir feſt. Ich werde dich verteidigen, fürchte nichts. Kommt nun, kommt alle!“

Das Lager war faſt leer von unſeren Beſuchern, welche größtenteils die Munition zurückgelaſſen und die Gewehre über den Boden verſtreut hatten. Die Poſſe war ausgezeichnet zu Ende geſpielt.

Noch vor Abend kehrte Ngaljema, bei weitem klüger als vor ſeinem Kommen, mit ſeinen Leuten nach Kintamo zurück, und ich blieb allein.

(Henry M. Stanley, „Der Congo“; Ueberſetzung von H. v. Wobeſer.)

---

[1] Ein Elfenbeinhändler, der ſich für einen Häuptling ausgegeben hatte. [2] Einer der Häuptlinge, denen das Land gehörte. [3] Name eines kleinen Schiffes, das Stanley mitführte.

[1] Bula Matari: Felſenbrecher, Beiname Stanley's bei den Negern.

Zwerge im Centralafrikaniſchen Walde. Zerſtreut unter den Baleſſe zwiſchen Ipoto und dem Berge Pisgah im Lande zwiſchen den Flüſſen Ngaiju und Itwi, einer Gegend, welche etwa 2 Drittel ſo groß iſt wie Schottland, leben die Wambutti, die auch Batua, Akka und Baſungu genannt werden. Dieſe Leute ſind Nomaden von weniger als normaler Größe, Zwerge oder Pygmäen, leben in dem ungelichteten Urwalde und ernähren ſich von Wild, das ſie ſehr geſchickt zu fangen verſtehen. Ihre Größe iſt verſchieden, von 90 cm bis 1,4 m. Ein ausgewachſener männlicher Zwerg wiegt 40 kg. Sie ſchlagen ihre Dorflager in der Entfernung von 3—5 km im Umkreiſe um einen Stamm der ackerbautreibenden Eingeborenen auf, von denen die meiſten ſchöne kräftige Leute ſind. Um eine große Lichtung haben ſich vielleicht 8, 10 oder 12 getrennte Gemeinden dieſer kleinen Leute niedergelaſſen, die insgeſamt 2000—2500 Seelen zählen mögen. Mit ihren Waffen, kleinen Bogen und Pfeilen, deren Spitzen dick mit Gift beſchmiert ſind, und Speeren, töten ſie Elefanten, Büffel und Antilopen; außerdem graben ſie Gruben und bedecken ſie in geſchickter Weiſe mit leichten Stöcken und Blättern, worauf ſie Erde ſtreuen, um die unten drohende Gefahr den ahnungsloſen Tieren zu verbergen. Sie ſtellen ſchuppenartige Bauwerke her, deren Dach an einer Ranke hängt, und breiten Nüſſe oder reife Bananen darunter aus, um die Schimpanſen, Paviane und ſonſtige Affen hineinzulocken, worauf bei der geringſten Bewegung die Falle zufällt und die Tiere gefangen ſind. Längs der Fährten der Zibethkatzen, Bandiltiſſe, Ichneumons und kleiner Nagetiere ſtellen ſie Bogenfallen auf, welche dieſelben beim eiligen Durchſchlüpfen feſthalten und erdroſſeln. Außer dem Fleiſch des geſchlachteten Wildes benutzen ſie die Haut, um Schilde herzuſtellen, den Pelz und das Elfenbein; ferner fangen ſie Vögel der Federn wegen, ſammeln Honig im Walde, bereiten Gift und verkaufen alles an die größern Eingeborenen für Bananen, ſüße Kartoffeln, Tabak, Speere, Meſſer und Pfeile. Der Wald würde bald von Wild entblößt ſein, wenn die Zwerge ſich nicht auf wenige Quadratmeilen und die Lichtungen beſchränkten; ſobald das Wild ſpärlich wird, ſind ſie daher gezwungen, nach andern Niederlaſſungen weiter zu ziehen.

Sie leiſten übrigens den ackerbautreibenden größer gewachſenen Klaſſen der Eingeborenen noch weitere Dienſte. Sie ſind vorzügliche Kundſchafter und ermöglichen durch beſſere Kenntnis in den Wirrſalen des Waldes, raſch Nachrichten von dem Herannahen von Fremden zu erhalten und ihren angeſeſſenen Freunden Mitteilung davon zu machen. Sie ſind alle gewiſſermaßen freiwillige Poſten, welche die Lichtungen und Anſiedelungen bewachen. Jeder Pfad, gleichviel nach welcher Richtung er geht, führt durch ihr Lager; ihre Dörfer beherrſchen jeden Kreuzweg. Gegen fremde Eingeborene, welche angriffsluſtig ſind, würden ſie ſich mit ihren größern Nachbarn vereinigen, und ſie ſind als Feinde keineswegs zu verachten. Wenn Pfeil dem Pfeil, Gift dem Gift und Verſchlagenheit der Verſchlagenheit gegenüberſteht, dann wird vermutlich diejenige Partei gewinnen, der die Zwerge beiſtehen. Ihre kleinere Geſtalt, beſſere Weidmannskunſt und größere Böswilligkeit würden ſie zu ſehr ſtarken Gegnern machen, und das ſehen die ackerbautreibenden Eingeborenen ſehr gut ein. Manchmal dürften ſie allerdings wünſchen, daß die kleinen Leute ſich ſonſtwohin begeben möchten, da die Bevölkerung der nomadiſchen Gemeinden oft zahlreicher iſt als diejenige der Niederlaſſung und letztere für kleine und oft unzureichende Gegengaben an Pelzen und Fleiſch den Zwergen freien Zutritt zu ihren Bananenhainen und Gärten laſſen muß. Mit einem Wort, keine Nation der Welt iſt frei von menſchlichen Schmarotzern; die Stämme des centralafrikaniſchen Waldes haben viel von dieſen kleinen wilden Leuten zu ertragen, welche ſich an die Lichtungen heften und ihren Nachbarn ſchmeicheln, wenn ſie gut genährt werden, ſie aber ſonſt durch ihre Erpreſſungen und Räubereien bedrücken.

Die Zwerge ſtellen ihre Wohnungen, niedrige Bauwerke in Geſtalt eines der Länge nach durchſchnittenen eiähnlichen Körpers mit einer Thür von 60—90 cm Höhe an jedem Ende, roh in einem Kreiſe auf, deſſen Mittelpunkt für die Reſidenz des Häuptlings und ſeiner Familie ſowie als gemeinſamer freier Platz vorbehalten iſt. Etwa 100 m vor dem Lager befindet auf jedem Pfade ein Schilderhaus, das gerade groß genug für 2 der kleinen Leute iſt und auf den Weg hinausblickt. Würden je Eingeborenenkarawanen beiſpielsweiſe zwiſchen Ipoto und Ibwiri marſchieren, ſo könnte man nach dem, wie wir die Leute kennen gelernt haben, annehmen, daß jene eines großen Teils ihres Eigentums durch dieſe Nomaden beraubt werden würden, die ſie vor und hinter jeder Niederlaſſung antreffen, und da zwiſchen den genannten beiden Orten 10 Anſiedelungen liegen, ſo würden ſie 20 mal Zoll in Geſtalt von Tabak, Salz, Eiſen, Rohr und aus Rohr hergeſtelltem Schmuck, Äxten, Meſſern, Speeren, Pfeilen, Krummäxten, Ringen u. ſ. w. bezahlen müſſen. Man begreift daher, weshalb eine große Verſchiedenheit der Dialekte herrſcht und weshalb Gefangene ganz und gar nichts wußten über die Niederlaſſungen, die nur 30 km von ihnen entfernt lagen.

Es giebt unter dieſen Zwergen 2 Arten, die ſich an Hautfarbe, Form des Kopfes und charakteriſtiſchen Geſichtszügen durchaus unähnlich ſind. Die Batua und die Wambutti unterſcheiden ſich ebenſoſehr von einander wie der Türke von dem Skandinavier. Die Batua haben längliche Köpfe, lange, ſchmale Geſichter und rötliche kleine, nahe zuſammenſtehende Augen, die ihnen einen mürriſchen, ängſtlichen und zänkiſchen Blick geben. Die Wambutti haben ein rundes Geſicht, gazellenartige weit von einander entfernte Augen, hohe Stirn, die ihnen den Ausdruck unverhüllter Offenheit giebt, und ſind von dunkelgelber Elfenbeinfarbe. Die Wambutti bewohnen die ſüdliche, die Batua die nördliche Hälfte des geſchilderten Bezirks und dehnen ſich auf beiden Ufern des Semtiki und öſtlich vom Ituri ſüdöſtlich bis zu den Wäldern von Awamba aus.

Das Leben in den Walddörfern ähnelt demjenigen der ackerbautreibenden Klaſſen. Die Weiber verrichten alle Arbeit, indem ſie Brennholz und Lebensmittel ſammeln, kochen und den Transport der Güter der Gemeinde übernehmen; die Männer jagen und kämpfen, rauchen und beſorgen die Politik des Stammes. Einiges Wild iſt ſtets im Lager, außerdem auch Pelze, Federn und Häute. Sie fertigen Fiſchnetze und Fallen für kleineres Wild an. Die Knaben müſſen ſich ſtets mit Bogen und Pfeil üben, da wir niemals an einem der Zwergdörfer vorübergekommen ſind, ohne mehrere ganz kleine Bogen und Pfeile mit abgeſtumpften Spitzen zu ſehen; auch ſcheinen ſie reichlichen Gebrauch von den Äxten zu machen, da die Bäume ringsumher viele Zeichen tragen, die nur von dem Probieren der Äxte herrühren konnten. Ferner fanden wir in jedem Lager einen Baum mit Einſchnitten von mehreren Zoll Tiefe, ſowie etwa 450 m von dem Lager eine Anzahl rautenförmiger Einſchnitte auf der quer über den Weg liegenden Wurzel eines Baumſtammes, die uns jedesmal anzeigten, daß wir uns einem Dorfe der Wambutti-Zwerge näherten.

In der Nähe von Fort Bodo verſchwanden während meiner Abweſenheit 2 Ägypter, ein Korporal und ein Knabe von 15 Jahren aus Kairo, beide von heller Hautfarbe, ohne daß wir je entdeckten, was aus ihnen geworden war. Wahrſcheinlich ſind ſie zu Gefangenen gemacht worden. Ich habe mich oft gewundert, was mit ihnen geſchehen ſein könnte und welche Gefühle — beide waren gläubige Muſelmänner — ſie beſeelt haben mögen, als man ſie nach dem Lager der Wambutti brachte. Ich glaube, ſie müſſen ähnliche geweſen ſein, wie diejenigen des Matroſen Robert Baker im Jahre 1562:

Ob's Kannibalen ſind,
Das weiß man wirklich nicht,
Doch wenn ſie's ſind, dann ganz geſchwind
Sind wir ihr Leibgericht.
Nackt ſind ſie ganz und gar
Und ohne Scham geboren,

Nicht mal ein Hoſenpaar
Hat einer ſich erkoren;
Von Wurzeln leben ſie und Blatt
Wie Beſtien in dem Walde;
Von ſolcher Koſt wird man nicht ſatt
Und muß verhungern balde.

Eins der Gifte, welches die Stämme des Waldes zum Beſchmieren ihrer Waffen benutzen, um ſie tötlicher zu machen, iſt eine dunkle Subſtanz von der Farbe und Dichtigkeit des Peches. Wenn man den Eingeborenenweibern Glauben ſchenken darf, wird ſie aus einer Arumart, einer ſehr häufigen Pflanze mit großen Blättern, hergeſtellt, die man in großen Mengen zwiſchen Fort Bodo und Indeſura findet. Der Geruch der Subſtanz in friſchem Zuſtande erinnert an unſer altes Blaſenpflaſter; daß ſie tötlich wirkt, kann nicht bezweifelt werden. Die Eingeborenen töten Elefanten und anderes großes Wild ebenſo ſicher damit, wie man dieſe Tiere mit knochenzerſplitternden Kugeln niederſtrecken kann, und daß ſie Elefanten und Büffel wirklich töten, beweiſen die ungeheueren Vorräte von Elfenbein, welche Ugarrowwa, Kilonga-Longa und Tippu-Tib geſammelt haben, ſowie die Thatſache, daß jeder erwachſene Krieger einen Leib- und Schultergürtel beſitzt, in welchem der Dolch und das Meſſer zum Abhäuten hängen, und jede Mutter, welche ihr Kind trägt, und jede Frau, die einen Korb ſchleppt, ein aus Büffelhaut hergeſtelltes breites Stirnband braucht.

Das Gift darf nicht im Dorfe hergeſtellt werden. Um Unglücksfälle zu verhüten, ſcheint es notwendig zu ſein, daß dasſelbe im Gebüſch bereitet wird. Nach der Anfertigung wird es auf die eiſernen ſowie auf die aus hartem Holz hergeſtellten Pfeilſpitzen dick aufgeſtrichen.

Ein anderes Gift iſt von der Farbe eines hellen Leims. In Aviſibba entdeckten wir zwiſchen den Dachſparren der Hütten mehrere Körbe voll getrockneter roter Ameiſen und nach ihrer Ähnlichkeit mit der Farbe des tötlichen Giftes, welches die Aviſibba benutzten, mutmaßte ich, daß dasſelbe durch Zerſtoßen der Tiere zu feinem Pulver und Miſchen desſelben mit Palmöl bereitet werde. Wenn eins dieſer Inſekten auf der Haut eine Blaſe von der Größe eines Thalerſtücks hervorbringen kann, was mag dann die Wirkung mumificierter Tiere derſelben Art ſein? Iſt das helle Gift aus dieſem Material hergeſtellt, dann beſitzen ſie, wie man zugeben muß, im Walde unendliche Vorräte von Inſekten, die noch viel ſchlimmer ſind, wie z. B. die langen ſchwarzen Ameiſen, die auf dem Ameiſenbaum ſich aufhalten und deren Biß nur dem Brennen mit einem rotglühenden Eiſen verglichen werden kann. Woraus das Gift aber auch beſtehen mag, ich habe großes Zutrauen zur Einſpritzung einer ſtarken Gabe von kohlenſaurem Ammonium; vielleicht würde es auch gelingen, durch ſtärkere Gaben von Morphium, als ich zu geben wagte, die ſchrecklichen, der Mundſperre ähnlichen Krämpfe zu beſeitigen, welche jeder Verwundung folgten und die Vorboten des Todes waren.

(Henry M. Stanley, Im dunkelſten Afrika.)

Das Negervolk der Monbuttu. Sowohl ihrer körperlichen Beſchaffenheit als ihren geiſtigen Anlagen nach nehmen die Monbuttu eine völlige Sonderſtellung unter den Negervölkern ein. Sie erzählen, daß ihre Vorfahren von Nordweſten gekommen ſeien, auf ihrem Marſche an einen großen See — Waſſerfläche ohne Auslaß — gelangt, dort eine Zeit lang verweilt und ſchließlich den Kibali erreicht hätten, an deſſen Nordufer ſie für lange Zeit Aufenthalt genommen. Erſt allmählich ſeien einzelne Abteilungen über den Fluß vorgegangen; nach ihrer Vereinigung wären ſie an die Eroberung des Landes geſchritten, hätten dasſelbe auch nach Süd und Oſt hin unterjocht und die von Weſten vordringenden A-Sandeh zum Abweichen von ihrer eigentlichen Marſchlinie gezwungen. Auch ſcheinen ſich nie freundſchaftlichere Verhältniſſe zwiſchen dieſen beiden Völkern entwickelt, vielmehr die Monbuttu ſich ſtets den A-Sandeh gegenüber als überlegen betrachtet zu haben: nie würde ein Monbuttu einem A-Sandeh gutwillig ſeine Tochter zur Frau geben. Die Ureinwohner des Landes am Kibali ſollen verſchiedene Stämme ohne eigentliche Herrſcher gebildet haben, die heutzutage eine niedere geſellſchaftliche Stellung einnehmen. Die Akka aber führten ſchon damals dasſelbe unſtete Jägerleben, dem ſie noch heute ergeben ſind.

Die Verfaſſung der Monbuttu iſt eine äußerſt einfache. Die großen Häuptlinge ſind erbliche Würdenträger, und zwar vererbt ſich das Reich vom Vater auf den älteſten Sohn, dem die jüngeren Brüder zu gehorchen haben und dies gewöhnlich auch thun. Iſt kein erwachſener Sohn vorhanden, ſo folgt der Bruder oder nächſte männliche Verwandte; dasſelbe gilt bei der Minderjährigkeit des eigentlichen Erben. Es ſollen auch Fälle vorgekommen ſein, wo der ſtellvertretende Bruder des Verſtorbenen die Leute ſo für ſich zu gewinnen verſtand, daß er ſelbſt nach vollendeter Großjährigkeit des eigentlichen Erben im Beſitze blieb, der erſt nach ſeinem Tode an jenen zurückfiel. Außerdem ereignet es ſich, daß beim Vorhandenſein mehrerer nahezu gleichalter Brüder die Volksſtimme ſich dahin geltend macht, daß die Nachfolge nicht dem Aelteſten, ſondern dem Klügſten und Beliebteſten zufalle, und das wird denn auch durchgeführt, ohne Krieg oder Blutvergießen zu veranlaſſen. Die Abgelehnten treten ohne weiteres ins Privatleben zurück, wie denn auch die Angehörigen des Häuptlings in nichts ſich vom Volke unterſcheiden. Die Unterhäuptlinge wurden urſprünglich von den Herrſchern ernannt, denen auch heute das Recht zuſteht, ſolche zu ernennen. Es haben ſich jedoch die meiſten der Unterhäuptlinge im Laufe der Zeiten ebenfalls zu erblichen Beamten umgewandelt, weil außer im Falle ſehr wohlbegründeter Beſchwerden ſie nicht abgeſetzt werden und ſelbſt bei Herrſcherwechſel der neue Herr vorzieht, ſich eine Partei zu ſchaffen und keine Unzufriedenheit hervorzurufen. Doch iſt das Recht des Herrſchers, ſeine Unterhäuptlinge zu ernennen und zu entſetzen, unbezweifelt. Für beſondere Dienſte oder große Auszeichnung eines einzelnen, mag er auch der dienenden Klaſſe angehören, erfolgen Belehnungen mit Landſtrichen, gewöhnlich ſpärlich beſiedelter oder Grenzlandſchaften; der neue Häuptling mag hier ſeine Tüchtigkeit ſofort beweiſen durch Heranziehung von Leuten, Beſiedelung und Bebauung des Landes, Aneignung und Beruhigung der Grenzländer.

Eigentliche Steuern werden von den Herrſchern nicht erhoben, wohl aber ſind die Häuptlinge gehalten, von Zeit zu Zeit ihrem Herrſcher aufzuwarten, und bringen dann Geſchenke an Menſchen, Vieh, Eiern, Rindenſtoffen u. ſ. w. mit ſich. Während der Zeit ihres Aufenthalts bei Hofe iſt der Herrſcher verpflichtet ſie zu beköſtigen, daher der große Troß von Dienern und beſonders Frauen jedes Häuptlings, da ihnen die Beſtellung der Felder obliegt.

Dreimal wird in Monbuttu täglich geſpeiſt; aus dem Hauſe jeder Frau kommt eine große Holzſchüſſel, reichlich mit Palmöl verſetzt, vor den Häuptling, der mit eigener Hand an ſeine Gäſte austeilt. Er ſelbſt darf nicht öffentlich eſſen, ſondern zieht ſich dazu in die Hütte ſeiner Lieblingsfrau zurück und was, nachdem er, von ihr bedient, ſich geſättigt, und auch ihr gegeben hat, übrigbleibt wird vergraben. Die Speiſen ſind, da Vieh im Lande kaum vorhanden iſt, meiſt pflanzlicher Art, wozu die Natur Schätze liefert. Wurzeln aller Art, Yams, Maniok, von welchem nur die gute Art vorkommt (die giftige findet ſich häufig im A-Sandeh-Lande), Helmia, ſüße Bataten, Seſam, wenig Eleuſine [Getreideart], Kürbiſſe, Colocaſien [Zehrwurzel] und eine Menge Früchte bilden den Speiſezettel, deſſen Grundlage jedoch überall und immer die Banane (friſch und getrocknet) bleibt. Rechnet man hierzu Wild aller Art, ſogar die Affen inbegriffen und mit alleiniger Ausnahme der Löwen, Elefanten und der Schlangen, ferner Hühner und deren Eier, allerlei Vögel, als Leckerbiſſen auch fette Inſektenlarven, ſo ſcheint die Küche nicht gerade übel beſtellt, zumal noch Menſchenfleiſch ſie ergänzt.

Es iſt eine bedauerliche Thatſache, daß die Menſchenfreſſerei heute noch gerade ſo verbreitet iſt, wie zur Zeit, als die Araber das Land betraten, und daß kaum jemand beerdigt wird; der Leichenaustauſch vielmehr immer noch ſeine Geltung hat. Geradeſo wie bei den A-Sandeh gilt der für eine Ausnahme, welcher ſich dieſes Genuſſes enthält. Daß auch die Akka Menſchenfleiſch nicht verſchmähen, davon habe ich mich wiederholt überzeugen können.

Als Genußmittel habe ich nur den Tabak, das Bier und die Kolanuß kennen gelernt. Der Tabak in Monbuttu „Tobbu“ genannt, wird nicht im großen gebaut, aber deſto leidenſchaftlicher geraucht; ſogar kleine Kinder trifft man rauchend an. Als Rauchwerkzeug gilt noch heute der rieſige Tſchibuk aus der Mittelrippe eines Bananenblattes mit am breiten Ende eingeſteckter Blattdüte. Gewöhnlich werden nur zwei Züge gethan, obgleich der Tabak ſehr gut und wohlriechend iſt; daß aber beim Wegtragen der Rieſenpfeife auch der Diener einen Zug thut, iſt ſelbſtverſtändlich. Auch Waſſerpfeifen aus Kürbiſſen ſind hin und wieder im Gebrauch. Tabakkauen iſt von den Danagla eingeführt worden, erfreut ſich jedoch keiner rechten Verbreitung.

Zum Kauen dient dagegen die Kolanuß, eine flachgedrückte Frucht von ſchöner Roſafarbe, bedeckt von weißer Umhüllung. Der Baum iſt in den weiten Galeriewäldern des Landes durchaus nicht ſelten und ein ſtolzes, hohes Gewächs; die Frucht gleicht einer kurzen, dichten Banane, deren dünnere, grün-gelbe Schale ſich längs der Mitte ſpaltet und zwei Reihen flachgedrückter großer Samen enthält, die von einer ſtarken weißen Hülle umgeben ſind. Nachdem man dieſe beſeitigt, ſchneidet man Stücke von dem roſafarbenen Zellgewebe ab und ißt dieſe gewöhnlich beim Rauchen. Der Geſchmack iſt leicht bitter, etwas ſpeichelerregend. Die einen rühmen die Frucht als Mittel gegen Blutandrang, Schwindel und Ruhr. Mir iſt es nicht gelungen eine beſtimmte Wirkung feſtzuſtellen.

Allgemein verbreitet iſt der Genuß des Bieres, ſeltener aus Eleuſine, öfters aus Bananen beinahe wie in Uganda bereitet. Durch Ausziehen getrockneter Bananen in Waſſer und leichte Gärung wird ein weinartiges, nicht übel ſchmeckendes, ſchäumendes Getränk gewonnen, das bei Neulingen gewöhnlich Durchfall hervorruft, geradeſo wie der Genuß von getrockneten Bananen zunächſt Leibſchmerzen machen. Die Monbuttu rieten deshalb, die getrocknete Banane vor dem Eſſen in Palmöl zu tauchen. Auch Palmwein aus der Raphia [Nadelpalme] und der Elaeïs [Oelpalme] gewonnen, wird einem hin und wieder geboten. Da das Verfahren zur Gewinnung desſelben, welche in Ausſchneiden des Blütenſchaftes und Anhängen eines zum Schutz gegen den Regen von oben bedeckten Töpfchens beſteht, jedenfalls Verſtümmelung des Baumes zur Folge hat, darf man ſich ſolches Thun nicht zu häufig erlauben.

Beſonders koſtbar iſt die Oelpalme, da Fette im Lande ſelten ſind und doch ſo unendlich viel verbraucht werden. Es gelten hier als Fette: Termitenfett, Mberekaï (Art Kürbis), Seſam, Hyptis, Fett der Elaeïs und des Mbilibaumes. Die Lophira iſt in Monbuttu äußerſt ſelten, im A-Sandeh-Lande aber häufig. Daß Menſchenfett, wo es zu haben, gern verbraucht wird, iſt wohl unnötig zu ſagen.

Im Gegenſatz zu anderen Völkern, wo die beſitzende und namentlich die herrſchende Klaſſe ſich ſtreng von der dienenden getrennt hält, herrſchen hier viel leichtere Anſchauungen. Obgleich die Verheiratung von Mädchen aus den beſſeren Ständen mit ihresgleichen das Gewöhnliche, kommt es doch oft genug vor, daß Mädchen ſelbſt aus den Herrſcherfamilien, beſonders wenn ſie nicht hübſch ſind, ſich mit Leuten von gewöhnlicher Abkunft vereinen. Die Heirat geſchieht ſtets durch Vermittelung eines Dritten, der auch die als Brautpreis dienenden Geſchenke in Empfang nimmt und ſelbe teilweiſe an den Brautvater abgiebt, teilweiſe auch für ſich und die nächſten Verwandten behält. Es beſtehen dieſe Geſchenke in Sklaven, Vieh und beſonders Eiſen. Verheiratet ein Herrſcher ſeine Tochter, ſo will es der Brauch, daß man ihr vier Mädchen mitgebe, damit ſie nicht allein ſein und es ihr für die erſte Zeit nicht an Bedienung fehle; Frauen von beſſerer Stellung laſſen ſich nämlich, ſobald ſie ihre Hütte verlaſſen, von einem Diener und mehreren Dienerinnen begleiten. Obgleich nun das Verhältnis zwiſchen Dienern und Herren als ein ſehr herzliches erſcheint, iſt doch der Gehorſam ein unbedingter, und keine dienende Perſon dürfte einen Höhergeſtellten anders anreden als in gebeugter Stellung, mit auf die Knie geſtützten Händen.

Wollen ſich zwei verheiraten, ſo wird dies dem Vater des Mädchens eröffnet, der einen ſchwachen Verſuch macht, einen Brautpreis zu erhalten. Iſt der Liebhaber begütert, ſo wird der Brautpreis ſofort erlegt; iſt er arm, ſo ſieht man davon ab. Die Feſtlichkeiten bei Hochzeiten, wobei alle Anweſenden zu beſchenken ſind, dauern oft an zwanzig Tage. Ueberall herrſcht eine uneingeſchränkte Vielweiberei, vermehrt dadurch, daß die Brautpreiſe gering ſind oder wohl gar nicht verlangt werden und auch der ärmſte Mann, ſobald er ſich an ſeinen Häuptling wendet, ſofort mit einer Frau beglückt wird, ohne dafür Ausgaben zu haben.

Viele Kinder werden als Segen betrachtet; eigen iſt, daß unter den Kindern weibliche in größerer Zahl geboren zu werden ſcheinen als männliche. Fälle von offenkundigem Ehebruch werden dem Häuptling vorgetragen, der das Beſitztum des Ehebrechers einzieht und unter den Vater der Frau und deren Mann im Verhältnis von 2 : 1 teilt. Es hat nämlich der Vater der betreffenden Frau den geſchädigten Ehemann auf jeden Fall mit einer neuen Frau zu verſehen, gewöhnlich einer Schweſter jener, die ſelbſt übrigens im Hauſe bleibt.

Stirbt jemand, ſo bleibt ſeine geſamte Habe dem älteſten Sohne, welcher alle Frauen mit Kindern — ſeine Mutter ausgenommen — in ſein Haus aufnimmt, die kinderloſen aber, mit ſolchen Teilen der väterlichen Habe, die ihm gut ſcheint, unter ſeine Brüder verteilt. Kommen überhaupt Beerdigungen vor, ſo mögen die Gebräuche nicht ſonderlich verwickelt ſein, da das Wiederausgraben von Leichen an der Tagesordnung zu ſein ſcheint. Ganz vereinzelt ſtehen unter den Monbuttu die Madjo, ein Stamm, der ſeine Leichen verbrennen und ihre Aſche verſtreuen ſoll. Als Zeichen der Trauer gelten Scheren der Haare, Vernachläſſigung der Hautpflege und Zurückgezogenheit vom Verkehr. Eine beſtimmte Trauerzeit wird nicht innegehalten.

Ein ſchöner Zug im Charakter des Volkes iſt das allgemeine Mitgefühl, deſſen ſich Frauen, die ihre Kinder verlieren, erfreuen. Ueberhaupt hat die Frau eine viel höhere geſellſchaftliche Stellung als bei den übrigen Negervölkern. Wenngleich auch hier die Frau für ihre Kinder und die Küche zu ſorgen hat, fällt doch der größte Teil der ſchweren Arbeit, wie Feldbeſtellung, das Verfertigen von Thongefäßen und Matten den Dienerinnen anheim, und im eigenen Hauſe ſowohl als außerhalb genießt die Frau unbedingte Achtung. Kein Mann würde etwas von Belang unternehmen, ohne zuvor ſeine Frau zu Rate zu ziehen, und es ſollen oft genug Fälle vorgekommen ſein, wo Fraueneinfluß den Rat der Aelteſten aus dem Felde geſchlagen hat.

Als Bekleidung der Männer finden ſich überall Rindenſtoffe aus der Rinde einer Pflanze, welche hier „Noggi“ heißt, von den A-Sandeh jedoch als „Rokko“ bezeichnet wird, ein Name, der nun überall verbreitet iſt. Die Stoffe, friſch von ledergelber Farbe, werden meiſt mit Rotholz oder Erde gefärbt, können ſich jedoch weder an Feinheit des Gewebes noch Geſchmeidigkeit des Stückes mit ähnlichen Stoffen aus Uganda meſſen. Es mag dies teilweiſe von der Bereitung, teilweiſe auch davon abhängen, daß man die Rinde zu alt und zäh werden läßt, ehe man ſie verarbeitet. Dies geſchieht durch Spalten, Reinigen der äußeren Seite, Aufſpannen und Klopfen mit Elfenbeinſtücken, Ausſetzen an Luft und Sonne zum Entziehen des Waſſers und durch Bräunen. Die Streckung wird aber hier nicht allein durch Klopfen, ſondern auch durch Ziehen hervorgebracht. Riefung der Stoffe durch verſchieden geriefte Hämmer kennt man nirgends, auch kommen gemuſterte Stoffe nicht vor.

Während nun die Männer die zur Bruſt reichende Rindenſtoffhoſe, manche auch nur eine Art Badehoſe, und wieder andere nur zwei Schürzen tragen, keiner aber nackt geht, iſt die Frauenbekleidung auf eine äußerſt zweifelhafte Bedeckung verringert.

Iſt die Bekleidung Nebenſache, ſo wird um ſo mehr Sorgfalt auf den Kopfputz verwandt, und da die Natur durch reichen Haarwuchs behilflich iſt, kann man ſchon etwas leiſten. Neben den hohen Kopfwülſten finden ſich beſonders bei Mädchen eine Menge Phantaſiefriſuren durch Puffen und Strähne von Haaren hergeſtellt, die manchmal jeder Beſchreibung ſpotten. Wo eigenes Haar nicht hinreicht, nimmt man ſolches Verſtorbener zu Hilfe. Die Kopfbedeckungen und randloſen Strohhüte werden durch Elfenbeinnadeln befeſtigt, deren mehrere auch zur Verzierung ins Haar geſteckt werden. Sie ſind zierlich gearbeitet, oft mit viereckigen, runden oder halbmondförmigen Knöpfen, auf denen Punktmuſter eingebrannt werden; eiſerne Haarnadeln ſind hier ſelten. Als Verzierung für die Hüte werden runde Büſchel roter Papageienfedern, und kann man ſich dieſe nicht verſchaffen, denn ſie ſind koſtſpielig, ſolche von weißen Hühnern und Hähnen gebraucht. Von ſonſtigen Schmuckſachen ſieht man Ketten und Armbänder von Eiſen, Kupfer und Meſſing. Bemalen mit dem ſchwarzen Saft der Gardenia und Einreiben mit einer Pomade aus Palmöl und Rotholz iſt allgemein gebräuchlich.

Iſt das Tagewerk gethan, ſo tanzt und ſingt man. Bei beſonderen feſtlichen Gelegenheiten tanzt der Häuptling oder deſſen älteſter Sohn vor den im Halbkreiſe auf Schemeln ſitzenden Frauen, die ſeine phantaſtiſchen Bewegungen mit ſchwingenden Drehungen der Arme, Wiegen des Oberkörpers und Geſang begleiten. Die Bekleidung des Tanzenden iſt die rote Rokkohoſe mit dem kupfergeſchmückten Gürtel, dazu Bündel von Zibetkatzen-, Affen-, Leopardenſchwänzen, Stücke des ſchönen Otterfells und Bündel verſchiedenfarbiger Federn, beſonders die der Papageien und Helmvögel. Tänze der Frauen werden beſonders abgehalten; in großem Kreiſe trippeln ſie ſingend umher, umſchloſſen von doppelter Männerreihe. Als Muſikwerkzeuge dienen Poſaunen aus Elefantenzähnen, Trommeln und Pauken (die Schlägel mit Kautſchuk umwickelt), ſtark raſſelnde Klappern aus Geflecht, mit den Schalen einer Frucht gefüllt. Außerdem tragen die Tanzenden Gürtel und Halsbänder, aus den leuchtenden Hülſen einer großen Frucht zuſammengereiht, die ebenfalls viel Lärm machen.

Haben wir die Verzierungen erwähnt, ſo wäre auch der Verunſtaltungen zu gedenken. Daß alle Monbuttu, männlich und weiblich, ein großes Stück aus der Ohrmuſchel ausſchneiden, iſt allgemein bekannt, nicht aber, daß dieſe Sitte erſt von ihnen angenommen wurde, als ſie ihr heutiges Land beſetzten, um ſich deſſen Bewohnern gleich zu machen. Ein anderer viel geübter Brauch iſt der, die beiden oberen mittleren Schneidezähne ſo anzufeilen, das ein kleines Dreieck entſteht, während Zähne auszuziehen völlig unbekannt iſt. Der ſonderbarſte Gebrauch jedoch und zwar beſonders ſtreng geübt in den herrſchenden Familien, iſt das Einbinden des Kopfes der kleinen Kinder: durch Umwickeln desſelben mit dicht anliegenden Bändern wird eine Verlängerung in ſeiner Querachſe hervorgerufen, und während die gewöhnlichen Monbuttuleute ziemlich Rundköpfe ſind, zeigt die Kopfform der beſſeren Stände eine außerordentliche Längenzunahme, die allerdings dem Tragen des Kopfputzes und des Hutes zugute kommt.

Von Hausgeräten ſind die Holz- und Thonarbeiten vorzüglich. Begünſtigt durch eine reiche und außerordentlich verſchiedene Rohſtoffmenge an Holz, Rohr und Palmzweigen haben die Monbuttu ſchon ſeit alten Zeiten in Holzarbeiten ſich ausgezeichnet; die zierlichen Bänke und Bänkchen für Männer, die Stühle mit wechſelndem Muſtern für die Frauen, die Schüſſeln und Näpfe zum Eſſen, neuerdings auch Kiſten aus einem Stück Holz in Nachahmung der arabiſchen Kleiderkäſten ſind ebenſo viele Beweiſe dafür. Ankarebbeine[1], von den Monbuttu mit dem Meſſer aus geſchwärztem Holze geſchnitten, brauchen den Vergleich mit Drechslerarbeit nicht zu ſcheuen. Freilich finden ſich die eigentlichen Künſtler in Holzſchnitzereien, d. h. Köpfen, Figuren u. ſ. w. mehr unter den A-Sandeh. Die Thongefäße, wenn gleich aus grobem Stoffe geformt, überraſchen durch die Mannigfaltigkeit des Stils, die Reinheit der Verzierungen, die oft in erhabenen Muſtern erſcheinen und das Vorhandenſein von Henkeln oder Eindrücken für die Finger. Gewöhnlich ſind die Thongefäße ohne Glaſur und Schwärzung des urſprünglichen Thons, der nicht einmal von ſeinen Glimmerblättern befreit wird. In allen Arbeiten aber verraten die Monbuttu ein ausgeprägtes Zierlichkeitsgefühl, und wie ſie willig und geſchickt zur Arbeit ſind, ſo freuen ſie ſich ſelbſt eines wohlgelungenen Werkes. Wie weit dieſer Sinn für Ebenmaß geht, beweiſt, daß die in der trockenen Jahreszeit geſchlagenen und für die naſſe Jahreszeit im Innern der Hütten aufgeſchichteten Holzvorräte vor dem Aufſchichten völlig gleichförmig zugehauen und obendrein die Schnittflächen, die völlig glatt ſind, mit allerlei Farben verziert werden.

Aus dem Negerreiche Unyoro. Ganz Unyoro iſt in große Diſtrikte geteilt, denen je ein vom König zeitweilig ernannter „Makungo“ vorſteht, deſſen Pflicht es iſt, die für den Souverän beſtimmten Auflagen an Rindern, Getreide u. ſ. w. einzuziehen und die Rechtspflege auszuüben, doch ſteht ihm nicht das Recht zu, die Todesſtrafe auszuſprechen, was nur dem Herrſcher zukommt — ganz abweichend von Uganda, wo jeder Makungo töten darf. Oft kommen Berufungen von den Urteilen des Makungo an den König vor: der Bittſteller kniet vor der Thür Kabrega’s[2] in 10 Schritt Abſtand nieder und bringt ſein Anliegen vor. Kabrega entſcheidet dann — nicht immer zu Gunſten des Makungo. Dieſer iſt für ſeine und ſeiner Angehörigen Nahrung ebenfalls auf den von ihm verwalteten Diſtrikt angewieſen, in dem er große Landſtriche durch eigene Sklaven bebaut und eigene Herden hat. Entledigt er ſich ſeiner Pflichten gut, ſo bleibt er im Amte, wo nicht, wird eines Nachts eine kleine Strafmacht abgeſandt, ſein Haus umſtellt und alles, was ſich darin befindet, Frauen, Kinder, Herden u. ſ. w. mit Ausnahme erwachſener Söhne zum Beſten des Königs beſchlagnahmt. Ein anderer Makungo wird ernannt, und derſelbe richtet ſich ſofort ein. Dieſelben ſind gehalten, ſich von Zeit zu Zeit am Hofe des Königs mit Geſchenken vorzuſtellen. Jeder Makungo ernennt eine Anzahl von „Matongali“, welche Diſtriktsabteilungen nach denſelben Grundſätzen verwalten. Gewöhnlich werden alle von einem Makungo bei ſeinem Amtsantritt vorgefundenen Matongalis beibehalten, und ſo iſt dieſe Würde eine viel feſtere als jene, ja oft erblich geworden. Die Strafen beſtehen meiſt in Ablieferung von Menſchen oder Kühen; die Todesſtrafe wird nur ſelten verhängt, weil, wie Kabrega mir ſehr richtig bemerkte, „ein toter Mann keine Abgaben zahlt“ Hier wie in Uganda dürfen die Leichen Getöteter nicht begraben werden, ſondern werden ins hohe Gras geworfen.

Wie ſehr die Könige dieſer Länder für ihre eigene Perſon bedacht ſind, mag folgendes erhellen. Abgeſondert von allen Häuſern ſteht ein kleiner, von eigenem Zaun umgebener, ängſtlich bewachter Raum. In ihm befindet ſich der nur für Kabrega’s Gebrauch beſtimmte Brunnen, aus welchem täglich einmal, bei Sonnenaufgang, das für Kabrega nötige Waſſer geſchöpft und in verſchloſſenen Gefäßen nach ſeinem Hauſe gebracht wird. Ein durch Blut mit dem König verbrüderter Matongali iſt Oberhaupt der Wächter.

(„Sammlung von Reiſeberichten“ von Emin-Paſcha — Ed. Schnitzler.)

---

[1] Ankareb, arabiſcher Name der im Sudan gebräuchlichen Bettſtellen; ſie ſind mit einem Geflecht von Lederriemen überzogen.

[2] Kabrega, König von Unyoro.

Madagaskar: Madagaskar iſt zweifellos eine höchſt originelle Welt, in welcher die merkwürdigſten Gegenſätze vorkommen. Iſt ja ſchon der Boden voller Kontraſte. Ausgedehnte Küſtenebenen wechſeln mit einer gewaltigen Gebirgswelt. Reich bewäſſerte Gegenden finden ſich neben völlig dürren Regionen. Während auf weiten Gebieten der Boden mit einer gewaltigen Pflanzendecke geſchmückt iſt und hier wohl das Maximum der organiſchen Entwickelung auf unſerem Globus erreicht wird, kommen ebenſo viele troſtloſe Steppengebiete vor, deren Boden eine zwar originelle, aber kümmerliche Vegetation aufweiſt. Aehnliche Gegenſätze finden wir bei den Menſchen. Neben völlig dunkeln Raſſenelementen giebt es ſolche, welche an die hellen kaukaſiſchen Völker ſtreifen. Während einige Stämme unſchön und abſtoßend ſind, giebt es wiederum andere, deren Schönheit unſere Bewunderung verdient. In manchen Gegenden ſah ich die Leute ſtarren vor Schmutz, in anderen Gegenden dagegen fand ich eine muſterhafte Reinlichkeit und einen faſt pedantiſchen Sinn für Ordnung vor, eine ſo anſprechende und behagliche Häuslichkeit, daß ich aufs angenehmſte überraſcht wurde.

Bei einigen Völkern begegnet man einer ausſchweifenden Lebensweiſe und ziemlich lockeren ſittlichen Begriffen, bei anderen wiederum Nüchternheit und Sittenſtrenge. Meiſt ſind die Eingeborenen gaſtfrei und nehmen den Fremden liebenswürdig auf, daneben ſoll es aber auch Stämme geben, deren Gebiet der Fremde nicht ohne Gefahr betreten darf und welche durchaus ungaſtlich ſind.

Die Stämme des Weſtens führen ein freies und ungebundenes Leben und ſind Halbnomaden, während in Central-Madagaskar die Howa geregelte ſtaatliche Einrichtungen beſitzen und dieſe Autorität unbedingt anerkennen müſſen; auch haben ſich bei ihnen verſchiedene geſellſchaftliche Schichten ausgebildet.

Daß bei dieſen Gegenſätzen die Urteile der Reiſenden vielfach abweichen, iſt einleuchtend. Daß der Madagaſſe vielorts ein origineller Kauz iſt und nicht ſelten die wunderlichſten Vorurteile und abergläubiſche Meinungen erkennen läßt, muß ebenfalls zugegeben werden, und dem Reiſenden können daher gewiſſe Regeln nicht oft genug wiederholt werden. Man muß dieſe Vorurteile ſchonen; mit humanem Auftreten wird man auch hier, wie bei vielen primitiven Völkern, nie fehlgehen können und wird dann den Madagaſſen willig, dienſtfertig und im ganzen recht ſympathiſch finden, während er bei barſcher Behandlung zu einem ſehr unangenehmen Geſellen werden kann. Ich lernte aus eigener Anſchauung die Völker im Oſten, im Innern und im Weſten kennen.

So verſchieden im einzelnen der phyſiſche und geiſtige Charakter der zahlreichen Stämme zu ſein pflegt, ſo läßt ſich ſofort ein gemeinſamer Zug dieſer Volkselemente erkennen — es iſt eine durchſchnittlich bedeutende Intelligenz, welche mich wiederholt in Erſtaunen geſetzt hat. Damit Hand in Hand geht ein nicht ungewöhnliches ſprachliches Talent und eine redneriſche Begabung, die dem Reiſenden oft einen eigenartigen Genuß verſchafft.

Es wird nicht ſchwer ſein, eine Erklärung für die verhältnismäßig hohe geiſtige Begabung der Madagaſſen zu finden. Wir müſſen annehmen, daß Inſelgebiete im allgemeinen ziemlich ſpät vom Menſchen beſiedelt wurden. Erſt mußten ſich die Kontinente bis zu einem gewiſſen Grade mit menſchlichen Individuen anfüllen, bevor ein Ueberſchuß dieſes Menſchenmaterials an die Inſelwelt abgegeben wurde. Erſt wenn die ſozialen Bedingungen nicht mehr zuſagten und drückend zu werden begannen, wurde die Wanderung als natürliches Correctiv benutzt. Naturgemäß wird vorwiegend der begabtere Teil eines kontinentalen Volkes auswandern. Es gehört zu dieſem Schritte eine gewiſſe Initiative; es kommt der Kampf mit neuen Elementen, namentlich mit dem Meere, hinzu, welcher ſeinerſeits wieder als treibendes Element dient; die auswandernden Individuen müſſen unter gänzlich neuen Bedingungen ihren Kampf ums Daſein aufnehmen und ſich denſelben anſchmiegen können. Daher die Thatſache, daß ſelbſt unter primitiveren Völkern die Inſelbewohner den Kontinentalen, namentlich den Binnenländer, an geiſtiger Beweglichkeit übertreffen.

Es mag nun eine Schilderung eines der wichtigſten Stämme folgen; ich halte mich dabei an das, was mir aus eigener Anſchauung näher bekannt wurde.

Der Stamm der Howa. Im Sinne der Ethnographen bezeichnet man mit dem Namen Howa das malayiſche Volkselement, welches zur Zeit die Herrſchaft über die Inſel beſitzt und die Centralprovinz Imerina, ſowie einige Küſtenplätze bewohnt. Der Madagaſſe braucht jedoch dieſe Bezeichnung in viel engerem Sinne und verſteht unter Howa den freien, aber nicht adeligen Teil der Malayen, alſo etwa den bürgerlichen Mittelſtand.

Das Howavolk iſt in der jüngſten Zeit vielfach genannt und zeitweiſe in den Vordergrund der Ereigniſſe getreten, wozu namentlich die Verwickelungen mit Frankreich beigetragen haben. Die Urteile über dieſes Volk lauten äußerſt verſchieden. Hören wir dieſelben zunächſt an:

Der Madagaskar-Reiſende Audebert ſagt, daß ihre geiſtigen Fähigkeiten ſehr entwickelt, ihre Geſchicklichkeit in mehreren Zweigen der Induſtrie bemerkenswert, ihre moraliſchen Eigenſchaften aber ſehr geringe ſind. „Das Howavolk vereinigt in ſich alle Laſter der anderen Völkerſchaften Madagaskars, ſein Blick hat etwas Falſches und Unſtätes; Gefühle der Freundſchaft und Hochachtung ſind ihm unbekannt; die Sucht nach Gewinn wird bei ihm zur förmlichen Leidenſchaft. Wo er ſeiner Herrſchaft ſicher iſt, tritt er grauſam und herzlos auf u. ſ. w."

Ungefähr ein ähnliches Bild hat der ehemalige Miniſter und Deputierte von Réunion, de Mahy, in der franzöſiſchen Kammer entrollt, als es ſich um die Genehmigung des Friedensvertrages handelte, und mit echt ſüdlicher Lebhaftigkeit hat er ſich vernichtend über den Volkscharakter der Howa ausgedrückt.

In vollem Gegenſatze hierzu giebt ein ſo kompetenter und ruhiger Beobachter wie Alfred Grandidier folgende Charakterzeichnung der Howa: „Ihr Geiſt iſt mißtrauiſch, aber das Volk iſt der Aufmerkſamkeit würdig. Die Howa ſind mäßig und ausdauernd bei der Arbeit. Sie haben ein angeborenes Gefühl der Achtung für ihre Vorgeſetzten, eine ſtrenge Disciplin und ſind ihren Oberhäuptern bedingungslos ergeben. Ihre Vaterlandsliebe iſt aufrichtig, und nie vergißt ein Howa das Dorf, in welchem er geboren iſt. Das ſind Eigenſchaften, welche nicht gewöhnlich ſind, und ihnen verdanken ſie ihr Übergewicht über die übrigen Madagaſſen."

Ich kann nicht in die vielfachen Verdammungsurteile einſtimmen und muß nur beſtätigen, daß die Howabevölkerung mir im ganzen einen guten und ſehr ſympathiſchen Eindruck gemacht hat.

Die äußere Erſcheinung des Howa hat etwas, was dem Fremden Intereſſe einflößt. Die Männer ſind mittelgroß, doch findet man auch ſtattliche Figuren von kräftigem und muskulöſem Bau. Manche Individuen ſind auffallend hochbeinig. Die Kopfbildung iſt brachycephal oder höchſtens meſocephal, die ſchön gewölbte Stirn ſtark vortretend, ſo daß, da das Kinn meiſt gerundet zu ſein pflegt, die Köpfe mancher Howa im mittleren Alter faſt kugelig erſcheinen. Die nicht allzugroßen Augen ſind etwas tiefliegend, die Farbe nicht ſchwarz, ſondern dunkelbraun bis kaſtanienbraun. Einmal ſah ich einen Howa mit blauen Augen; in dieſem Falle haben wir es aber mit einer ſeltenen Ausnahme zu thun. Im ganzen erinnern die Männer ſehr an den Europäer und verraten nicht immer den Malayen. Manche Phyſiognomien glaubte ich als Süddeutſche, als Süditaliener oder Ungarn taxieren zu müſſen.

Anders verhält ſich die Sache bei den Frauen. Dem Geſetz entſprechend, nach welchem ſich der Raſſencharakter in weiblicher Linie viel getreuer vererbt als in männlicher Linie, kann man über die malayiſche Abſtammung der Howafrauen keinen Augenblick im Zweifel ſein. Ihre kohlſchwarzen, glatten Haare werden nach Art europäiſcher Frauen gekämmt und zu zwei im Nacken aufgebundenen Zöpfen geflochten oder auf verſchiedene Felder verteilt, zu Zöpfchen angeordnet und ſchneckenartig aufgerollt. Zur Zeit der Trauer werden die Haare offen getragen. Mehrmals haben Howafrauen wegen der ſchrägen Stellung ihrer Augen mich an Chineſinnen erinnert.

Der Trunkenheit wenig ergeben, nimmt der Howa nicht allzugroße Mengen von Spirituoſen zu ſich; in beſſeren Howafamilien ſind Weine und Biere beliebt. Dagegen iſt er dem Genuß von Tabak ſehr ergeben und trägt ihn in Bambusdoſen ſtets bei ſich. Der Tabak wird ſelten geraucht, ſondern in gepulverter Form mit einer geſchickten Handbewegung zwiſchen Unterlippe und Schneidezähne gebracht und gekaut.

Daß der Howa anfänglich ſehr zu Mißtrauen geneigt iſt, kann ich nur beſtätigen. Es iſt dies aber kein ſittlicher Mangel; der Howaſtamm hat mit großer Umſicht nach und nach die Herrſchaft in Madagaskar erlangt und iſt ſehr eiferſüchtig auf ſeine erlangte Macht. Daß er dem Europäer gegenüber, deſſen Ueberlegenheit ihm nicht entging, oft Grund zum Mißtrauen hat: wer wollte ihm dies zum Vorwurf machen?

Der Trieb nach Erwerb iſt bei dem Howa ſtärker ausgeſprochen als bei allen andern Madagaſſenſtämmen. Daher widmet der freie bürgerliche Howa ſich mit Vorliebe dem Handel und entwickelt hierin vieles Geſchick.

Auffallend iſt die redneriſche Begabung vieler Howa, von welcher ein nicht allzuſparſamer Gebrauch gemacht wird. Dem Gaſte werden dann auch häufig Trinkſprüche ausgebracht. Die angenehm klingende, vokalreiche Sprache, dieſes Italieniſche der ſüdlichen Halbkugel, mit den überſchwänglichen, echt orientaliſchen Bildern giebt allerdings ein vortreffliches Hilfsmittel der Beredſamkeit ab.

Mit beſonderer Vorliebe pflegt der Howa die Muſik. Auf Reiſen, namentlich auf Stromfahrten, ſingen die Begleiter, um ſich die Arbeit zu erleichtern, wobei einer als Improviſator dient.

Wunderbar bleibt, wie dieſer Volksſtamm ſeit Beginn dieſes Jahrhunderts ſo gewaltige Erfolge und eine ſo ausgedehnte Macht erlangen konnte. Dieſer Erfolg iſt nur zwei Faktoren zu verdanken, zunächſt ſeiner geiſtigen Begabung und dann der erſtaunlichen Meiſterſchaft in der Kunſt des Gehorchens. Ein Volk, das nicht gehorchen kann, wird niemals die Kunſt des Herrſchens lernen. Aber Subordination, unbedingte Anerkennung der Autorität — hierin iſt der Howa Meiſter. Auflehnung gegen die beſtehende Ordnung, Widerſetzlichkeit gegen die Befehle der herrſchenden Parteien wird ſchonungslos gezüchtigt, und die Geſchichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts beweiſt, daß dann der Howa auch vor Grauſamkeit nicht zurückſchreckt.

(Conrad Keller, Reiſebilder aus Afrika und Madagaskar.)

In Kamerun. Kamerun bietet uns das ſeltſame Beiſpiel eines regelrechten Mündungsdeltas, das nicht, wie beim Nil, von einem Strome allein, ſondern von nicht weniger als ſechs verſchiedenen Flüſſen und einigen kleineren Flüßchen gebildet worden iſt. Dieſes ausgedehnte Delta umſchließt ein die Mündung des Kamerun-Fluſſes darſtellendes ſeeartiges Waſſerbecken, in dem die nach Kamerun kommenden größeren Schiffe ankern, und das durch eine breite, vom Kap Kamerun und Kap Suellaba eingeſchloſſene Oeffnung mit dem Meere in Verbindung ſteht. Schiffe von mittlerem Tiefgang können auch über dieſes ſeeartige Becken hinaus im eigentlichen Kamerun-Fluß bis Dido-Stadt und Hickory-Stadt gelangen.

Aber an Bedeutung überragt der Kamerun-Fluß ſeine Bruderſtröme ſo ſehr, daß dieſe neben ihm kaum in betracht kommen. Es rührt dies daher, daß erſtens der Kamerun-Fluß ſo recht eigentlich den Hafen und Anlegeplatz für das ganze große Kamerun-Gebiet darſtellt, und daß zweitens die drei am linken Ufer des Kamerun-Fluſſes gelegenen Ortſchaften König Bells Stadt (jetzt niedergebrannt), König Acquas Stadt und Dido-Stadt als Mittelpunkt des Kamerun-Handels betrachtet werden müſſen. Bis zu dieſen drei Ortſchaften hat der Fluß, der ſelbſt hier noch immer zwiſchen 1200 und 1500 Meter breit iſt, recht tiefes Fahrwaſſer, aber auch zu beiden Seiten Sandbänke und Untiefen, die man ganz genau kennen muß, wenn man nicht ſelbſt mit einem Boot von geringem Tiefgang auf den Grund geraten will. Der Einfluß von Flut und Ebbe erſtreckt ſich außerordentlich weit flußaufwärts.

Nördlich, ſüdlich und öſtlich von dem ſeeartigen Mündungsbecken des Kamerun-Fluſſes erſtreckt ſich viele, viele Seemeilen weit ein merkwürdiges Mittelding zwiſchen Meer und Land, das, ſo grundverſchieden auch das Ausſehen ſein mag, dennoch am beſten mit den „Watts“ unſerer norddeutſchen Küſten verglichen werden kann. Es ſind das Dutzende, und faſt möchte ich ſagen Hunderte mit dichteſter Mangrove-Vegetation beſtandene Inſeln und Inſelchen, die zur Flutzeit teilweiſe vom Waſſer bedeckt werden und zur Ebbezeit ein unnahbares Gemiſch von Schlamm und den vielverſchlungenen Luftwurzeln der Mangrovebäume und Mangrovebüſche darſtellen. Die zauberhaft ſchöne Scenerie des Kamerungebirges reicht bloß bis Bimbia, wo ſie ſofort wie mit einem Schlage aufhört. Ueberblickt man vom Gebirge aus das wie eine Landkarte zu unſern Füßen ausgebreitete Mündungsdelta, ſo ſieht man, ſo weit das Auge reicht, bloß eintönig flaches Land von graugrüner Farbe, zwiſchen dem ſich gleich Hunderten von Silberfäden eben ſo viele Waſſeradern hindurchſchlängeln. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß faſt alle dieſe Inſeln, und namentlich die dem Meere zunächſt gelegenen, gänzlich unbewohnt ſind oder bloß Vögeln, Krabben und Meeresbewohnern als Aufenthaltsort dienen. Zwiſchen dieſen Mangrove-Inſeln führen zahlreiche, teils recht ſeichte, teils aber auch ziemlich tiefe Waſſeradern hindurch, auf denen man beiſpielsweiſe von Kamerun aus ſowohl in nördlicher Richtung nach Bimbia, als in ſüdlicher Richtung nach Malimba gelangen kann.

Den Uebergang von dem bei jeder Flut überſchwemmten zu feſterm Lande erkennt man daran, daß das Mangrove-Dickicht ſtellenweiſe mit Schilf und mit verſchiedenen Pandanus-Arten durchſetzt iſt. Am Kamerun-Fluß beginnt wirklich feſtes und eine mannigfaltigere Vegetation tragendes Land erſt jenſeits des Doktor-Creek. Von hier aus weiter flußaufwärts reiht ſich über den 10—12 Meter hohen, ſteilen, aus Laterit und Thon beſtehenden Ufergehängen ein Dualla-Dorf an das andere, während die Faktoreien für gewöhnlich tief unten am Fluſſe gelegen ſind, in welchem noch hie und da Hulks ankern, alte abgetakelte Schiffsrumpfe, gewiſſermaßen Faktoreien auf dem Waſſer.

Die Dualla, deren Geſamtziffer auf 26 000 bis 30 000 zu veranſchlagen ſein dürfte, wohnen zwiſchen ſtammverwandten Völkern, mit denen ſie Handel treiben.

Noch vor zehn Jahren konnte man behaupten, daß ſämtliche Dualla zwei Königen, Bell und Acqua, unterthan ſeien. Neuerdings aber hat die niemals zu einer vollkommenen Monarchie ausgebildete königliche Macht große Einbuße erlitten, ja es hat den Anſchein, als ob weit mehr Neigung zu fortſchreitender Zerſplitterung als zu einem engern Anſchluß der verſchiedenen Gruppen vorhanden wäre.

König Bells Dorf und König Acquas Dorf ſind unter allen Ortſchaften die bedeutendſten.

Da ſich zwiſchen König Bells Stadt und König Acquas Stadt ein kleiner Waſſerlauf befindet, ſo kann man die halbſtündige Entfernung bloß bei tiefſter Ebbe, wenn der Strand eine Strecke weit trocken iſt, zu Lande zurücklegen, muß ſich aber in allen übrigen Fällen eines Bootes bedienen. Am Strande von König Acquas Dorf liegt die große Hauptfaktorei von C. Woermann, während von der Höhe zwiſchen König Bells Dorf und König Acquas Dorf die weiß angeſtrichenen Gebäude der engliſchen Baptiſten-Miſſion recht freundlich herunterwinken.

Zu längern Fußmärſchen findet ſich von den am Kamerun-Fluß gelegenen Faktoreien aus nur wenig Gelegenheit. Denn abgeſehen von der Dichtigkeit des Buſches, durch den bloß die vielgewundenen ſchmalen Negerpfade hindurch führen, gelangt man jeden Augenblick an die Ufer von Creeks oder ſumpfigen Stellen, die in ſolcher Nähe des Meeres ſehr viel häufiger ſind, als weiter landeinwärts. Der Pflanzenwuchs erſcheint dem aus Europa Kommenden üppig, ohne daß er jedoch nur im entfernteſten mit demjenigen des Kamerun-Gebirges oder anderer Tropenländer verglichen werden könnte. Hochwald kommt nicht vor, und über die ausgedehnten Buſchkomplexe pflegen bloß vereinzelte oder in geringerer Anzahl zuſammenſtehende Eriodendren, Mangobäume, Papayas, Oelpalmen, Kokospalmen u. ſ. w. emporzuragen. Am Boden wuchern vielfach Farne und auch ein ganz feines Gras, aus dem vielleicht einmal bei höherer Entwickelung des Landes Raſenteppiche hergeſtellt werden könnten. Den klettenartigen Samen und die feinen Stacheln einiger Sträucher vermag man, wenn man einige Zeit durch ſolches Dickicht ſpaziert, kaum mehr aus den Kleidern herauszubringen. Der Ackerbau, dem wegen der Dichtigkeit der Bevölkerung ein gar nicht geringer Teil des Bodens unterthan iſt, der aber bei der ohnehin nicht fruchtbaren Beſchaffenheit der ziemlich ausgeſaugten Ackerkrume keinen ſo großen Ertrag bringt wie anderwärts, liefert hauptſächlich Bananen, Yams, Mandiocca, Coco, Bataten, Landespfeffer und Kürbiſſe. Apfelſinen und Zitronen ſind ziemlich ſelten. Auch beſchränkt ſich der Viehſtand auf Ziegen, Hühner, Schweine, Hunde und nicht ſehr zahlreiche Herden einer kleinen, wenig oder gar keine Milch gebenden Rindvieh-Raſſe. Ueberall findet man eine und dieſelbe Raſſe einheimiſcher afrikaniſcher Hunde, die in vielen Gegenden, wie z. B. im Gebirge, als Leckerbiſſen zur Nahrung dienen. Dieſe Hunde ſind am größten Teile des Körpers behaart, aber auch zuweilen am Bauch und untern Teil des Halſes weiß. Von mittlerer Hundegröße, ſtruppigem Haar, langen Ohren und ſcheuem Weſen, haben ſie etwas ſchalkartiges, das ſich, wenn ſie in den Beſitz von Europäern übergehen und beſſer gepflegt werden, teilweiſe verliert, ohne daß jedoch ein gewiſſer plebejiſcher Zug im Aeußern und im Charakter jemals ganz ausgemerzt werden könnte.

Von Moskito's und anderm Ungeziefer hat man in den Faktoreien von Kamerun lange nicht ſo viel zu leiden, wie das eigentlich in Anbetracht der vielen nahegelegenen Sumpfgegenden erwartet werden könnte. Eines Abends wurden wir, als wir gerade zu Tiſche ſaßen, von Tauſenden von Eintags-Fliegen überfallen, die das Eſſen beinahe zur Unmöglichkeit machten. Sehr häufig ſind auch die 1—1½ Centim. langen grünen „Gottesanbeterinnen“. Dann ſah ich etwa 4 Centim. lange Heuſchrecken, die man ſelbſt bei genauer Betrachtung für einen vertrockneten Baumzweig hätte halten können. An Schmetterlingen und Käfern herrſcht ein außerordentlicher Reichtum. Auch fehlt es nicht an Schlangen, obwohl man faſt niemals hört, daß ſie irgend welches Unheil angerichtet hätten. Weit unangenehmer ſind die großen, roten, zum Glück nicht ſehr häufigen Treiber-Ameiſen, die bisweilen auf ihren Wanderzügen eine Hütte, einen Viehſtall oder dergleichen überfallen und alles, was ſich darin befindet, zu ſchleuniger Flucht veranlaſſen. Von ſeltenen Tieren, die bisweilen von den Eingeborenen zum Verkauf angeboten werden, möchte ich Zibethkatze, Ameiſenfreſſer und die ſehr ſeltene Seekuh erwähnen.

Einen Blick in das Hinterland von Kamerun gewährte mir ein Ausflug nach Mungo-Land, zu dem der Generalkonſul Dr. Nachtigal [† 1885] mich einzuladen die Güte hatte.

Unſere Gigg wurde von acht Miſſionsnegern gerudert und erhielt außerdem noch einen Stewart und einen als Dolmetſcher fungierenden Dualla-Mann. Dieſer letztere, der Kock Acqua hieß, war ſehr ſtolz auf ſeinen, mit einer großen Hahnenfeder geſchmückten, hellgrauen Filzhut, und fragte mich mehrmals, ob ich ihm nicht ſeinen Namen mit Tinte vorn auf den Hut ſchreiben wollte.

Gerade als wir aus dem Mungo-Fluſſe hinaus in weſtlicher Richtung in den zu den Mungo-Dörfern führenden Creek hineinbogen, verkündeten Schüſſe und Trommelwirbel die Ankunft eines kleinen Geſchwaders von vier Kriegskanoes, die Manga Bell, den Sohn des Königs, auf einer Reiſe nach Bomano begleiteten. In dem größten, etwa ein Meter über die Waſſerfläche emporragenden und von wenigſtens 50 Menſchen geruderten Kanoe ſtand hochaufgerichtet Manga Bell, der, als er uns gewahr wurde, ſein Kanoe an unſer Boot heranrudern ließ. Manga Bell, der auch in Europa als eine imponierende Erſcheinung angeſehen werden würde, trug kurz geſchnittenen Bart, ein mit einer Kokarde und einem Zahnſtocher geſchmücktes Käppchen, ein dunkelfarbenes Hüftentuch, ein etwas helleres Wamms, über demſelben einen großen Revolver und in der Hand einen engliſchen Offizierſäbel. Das Merkwürdigſte an ſeiner ganzen Ausrüſtung war ein aus Elfenbein gefertigtes hornartiges Inſtrument, von dem ein weißer Pferdeſchweif herunterhing. Sollte er jemals in Gefahr geraten — ſo erzählte mir Manga Bell — oder aus irgend einem Grunde der Hilfe ſeines Volkes benötigen, ſo würde das Umherſenden dieſes Hornes ausreichend ſein, um jedermann zu den Waffen greifen zu laſſen. Der am Steuer des Kanoes ſitzende Schwarze, der ſo etwas wie Manga Bells Adjutant zu ſein ſchien, trug Huſarenmütze und Kavallerieſäbel, während die ſämtlichen Ruderer je ein Snider-Gewehr und einen Kriegshelm neben ſich liegen hatten.

Hugo Zöller

Aus James Cooks Reiſen.

[Forſter über die Reiſebeſchreibung von Cook.] Die Geſchichte von Kapitän Cooks erſter Reiſe um die Welt*), ward mit großer Begierde geleſen, ſie ward aber, in England, mit allgemeinem Tadel, ich möchte faſt ſagen, mit Verachtung aufgenommen. Sie war von einem Manne aufgeſetzt, der die Reiſe nicht mitgemacht hatte; und ihre üble Aufnahme wurde ſeinen geringhaltigen Beobachtungen, ſeinen unnötigen Abſchweifungen und ſeinen Grundſätzen zugeſchrieben, obgleich wenige Leſer zu beſtimmen imſtande ſein möchten, mit wie vielem Recht oder Unrecht ſolches geſchehen ſei. Die Geſchäftigkeit des Kapitän Cook und ſein unermüdeter Entdeckungsgeiſt haben ihn abermals gehindert, den Abdruck ſeines Tagebuches ſelbſt zu beſorgen; er hat alſo auch jetzt wieder einen Dolmetſcher annehmen müſſen, der an ſeinerſtatt mit dem Volk reden könnte. Außer dieſer Unannehmlichkeit hat ſeine Beſchreibung gegenwärtiger Reiſe noch einen anderen Fehler mit der vorigen gemein, dieſen nämlich, daß aus derſelben manche Umſtände und Bemerkungen weggelaſſen wurden, die man auf eine oder die andere Art für nachteilig anſah. Ohne mich weiter in dieſe Vergleichung einzulaſſen, will ich nur bemerken, wie die Richtigkeit einer Reiſebeſchreibung beſchaffen ſein kann, die vor dem Abdruck amtliche Durchſicht und Verſtümmelung über ſich ergehen laßen muß!

[Funchal.] Früh am 29. Juli 1772 wurden wir durch den Anblick der Stadt Funchal ſehr angenehm überraſcht. Sie liegt rund um die Rhede, auf einem ſanft anlaufenden Grunde der Vorberge, und hat die Geſtalt eines Amphitheaters. Vermittelſt dieſer Lage fallen ſämtliche Gebäude und Häuſer um ſo viel vorteilhafter ins Geſicht; ſie ſind faſt durchgehends weiß angeſtrichen; viele ſind zwei Stock, und haben flache Dächer, welches ihnen eine Aehnlichkeit mit der Einfachheit der morgenländiſchen Bauart giebt, die hier in England, unſeren ſchmalen Häuſern mit hohen, ſchräg zuſammenlaufenden und mit einer ganzen Reihe von Schornſteinen bepflanzten Dächern, gänzlich zu fehlen pflegt. Am Ufer ſieht man verſchiedene Batterien und Plattformen mit Kanonen, auch wird die Rhede von einem alten Kaſtell beſtrichen, welches auf einem ſteilen ſchwarzen Felſen liegt, der bei hohem Waſſer von der See umgeben iſt und von den Engländern the Loo-Rock genannt wird. Hinter der Stadt iſt noch ein anderes Kaſtell, St. Joanno do Pico genannt. Die nahe gelegenen Höhen, auf welchen man überall Weinberge, umzäunte Gründe, Pflanzungen und Buſchwerk nebſt Landhäuſern und verſchiedenen Kirchen erblickt, machen die Schönheit der Landſchaft vollkommen. Alles erweckte den Begriff einer bezauberten Inſel und gab uns eine Idee von den hängenden Gärten der Semiramis.

[Neu-Seeland.] Nach einer Fahrt von 122 Tagen, auf welcher wir ungefähr 3500 Seemeilen in offener See zurückgelegt hatten, kamen wir endlich am 26. März 1773 mittags in Dusky-Bai an. Dieſe Bai, welche an der Nordſeite des Kap Weſt liegt, hatte Kapitän Cook auf ſeiner vorigen Reiſe, in der Endeavour, bereits entdeckt, ihr auch damals ſchon einen Namen gegeben, ohne ſie jedoch ſelbſt zu beſuchen. Aus großer Ungeduld, bald vor Anker zu kommen, wünſchten wir, daß ſolches gleich an der Mündung der Bai thunlich ſein möchte. Allein, da das Senkblei dort eine allzu große Tiefe, nämlich von 73 Meter anzeigte, und etwas weiter hin gar mit 101 Meter kein Grund mehr zu finden war, ſo mußten wir es uns gefallen laſſen, noch ungleich weiter hinein zu ſegeln. Das Wetter war indeſſen ſchön und im Verhältnis zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müſſen, recht erquickend warm. Sanft wehende Winde führten uns nach und nach bei vielen felſigen Inſeln vorbei, die alle mit Bäumen und Buſchwerk überwachſen waren, deren mannigfaltiges, dunkleres Immergrün mit dem Grün des übrigen Laubes, welches die Herbſtzeit verſchiedentlich ſchattiert hatte, maleriſch vermiſcht war und ſehr angenehm von einander abſtach. Ganze Scharen von Waſſervögeln belebten die felſigen Küſten, und das Land ertönte überall vom wilden Geſang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und friſchen Gewächſen geſehnt hatten, deſto mehr entzückte uns nun dieſer Ausblick, und die Regungen der innigſten Zufriedenheit, welche der Anblick dieſer neuen Szene durchgängig veranlaßte. Um 3 Uhr nachmittags kamen wir endlich unter die Spitze einer Inſel vor Anker, woſelbſt wir einigermaßen gegen die See gedeckt und der Küſte ſo nahe waren, daß man ſie mit einem kleinen Taue erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unſere Matroſen ihre Angeln auswarfen, und in wenig Augenblicken ſah man ſie an allen Seiten des Schiffes eine Menge vortrefflicher Fiſche aus dem Waſſer ziehen, deren vielverſprechender Anblick die Freude über unſere glückliche Ankunft in der Bai ungemein vermehrte. Wir fanden ſie von vortrefflichem Geſchmack, und da wir zumal ſo lange darauf gefaſtet hatten, ſo war es kein Wunder, daß uns dieſe neu-ſeeländiſche Mahlzeit als die herrlichſte in unſerem ganzen Leben vorkam. Zum Nachtiſch ergötzte ſich das Auge an der vor uns liegenden wildnisartigen Landſchaft, die Salvator Roſa [italien. Maler, 1613—1673] nicht ſchöner hätte malen können. Sie war ganz im Geſchmack dieſes Künſtlers und beſtand aus Felſen, mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündflut hinauf zu reichen ſchien, und zwiſchen welche ſich allerorten Waſſerbäche mit ſchäumendem Ungeſtüm herabſtürzten. Zwar hätte es bei weitem nicht ſo vieler Schönheiten bedurft, um uns zu entzücken; denn nach einer langen Entfernung vom Lande iſt es wahrlich ſehr leicht, ſelbſt die ödeſte Küſte für das herrlichſte Land in der Schöpfung anzuſehen. Und aus dieſem Geſichtspunkte muß man auch die feurigen Beſchreibungen der wilden Klippen von Juan Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Tinian betrachten.

Gleich nach Tiſche wurden zwei Boote ausgeſetzt, um verſchiedene Gegenden der Bai zu unterſuchen, hauptſächlich aber, um für unſer Schiff einen ſicheren Hafen ausfindig zu machen, indem unſer jetziger Ankerplatz offen, unbequem und nur fürs erſte gut geweſen war. Wir machten uns dieſe Gelegenheit zu Nutzen, Unterſuchungen in der Naturgeſchichte anzuſtellen, und trennten uns, um von beiden Booten und ihren verſchiedenen Entdeckungen zu gleicher Zeit Gebrauch zu machen. Beide Parteien fanden bequeme und wohlgedeckte Häfen, nebſt Ueberfluß von Holz und Waſſer, auch trafen ſie allenthalben ſo viele Fiſche und Waſſervögel an, daß man hoffen konnte, es würde uns nicht leicht an Lebensmitteln dieſer Art fehlen, wenn wir gleich noch ſo lange hier verbleiben wollten. So günſtige Ausſichten bewogen den Kapitän Cook, einige Zeit hier zuzubringen, zumal, da er auf ſeiner erſten Reiſe das ſüdliche Ende von Neu-Seeland nur flüchtig unterſucht hatte. Unſererſeis fanden wir, ſowohl in dem Tier- als Pflanzenreiche, neue Reichtümer, und es gab kaum eine einzige Gattung, die mit den bekannten völlig übereinſtimmte, ja viele wollten ſich gar nicht einmal unter die bekannten Geſchlechter bringen laſſen. Hieran glaubten wir nun während unſeres Aufenthaltes hinlänglich Beſchäftigung zu finden, obgleich der Herbſt dem Pflanzenreich ſchon den Untergang anzukündigen ſchien.

Am folgenden Morgen ward in aller Frühe ein kleines Boot gegen die Küſte geſchickt, und nach Verlauf dreier Stunden brachte es ſchon ſo viele Fiſche, die bloß mit Angeln gefangen waren, zurück, daß das ganze Schiffsvolk eine Mahlzeit davon halten konnte. Der beſte und wohlſchmeckendſte darunter war eine Art von Cabeljau, den die Matroſen der Farbe wegen den Kohlenfiſch nannten. Außerdem bekamen wir auch verſchiedene Arten von vortrefflichen dünnen Seerappen, Meerſkorpionen, Dickköpfen, Baſtard-Makrelen und andere wohlſchmeckende Fiſche mehr, die in Europa ganz unbekannt ſind. Um 9 Uhr gingen wir von unſerem bisherigen, unzulänglichen Ankerplatz unter Segel und liefen in den geſtern ausfindig gemachten und Pickesgill genannten Hafen ein. Hier lagen wir in einer kleinen Bucht und ſo nahe am Ufer, daß wir es mit einem Gerüſte von wenigen Planken erreichen konnten. Die Natur kam uns dabei mit einem großen Baum zu Hilfe, der vom Lande aus in wagerechter Richtung ſchief über das Waſſer hingewachſen war. Das äußerſte Ende befeſtigten wir mitten aufs Schiff und machten längs dem Baume einen Steg von Brettern. Am Ufer ſelbſt fanden wir für unſere Bedürfniſſe nicht weniger Bequemlichkeiten. Die Bäume ſtanden ſo nahe am Schiffe, daß die Aeſte bis an unſere Maſten hinreichten, und ein ſchöner Strom friſchen Waſſers floß nur einen Piſtolenſchuß weit hinter dem Schiffe. Da nun Holz und Waſſer die Hauptartikel waren, welche wir vom Lande aus an Bord zu ſchaffen hatten, ſo gereichte uns die nahe Nachbarſchaft derſelben zu einer großen Erleichterung. Wir ließen es unſere erſte Arbeit ſein, einen nahe gelegenen Hügel vom Holz kahl zu machen, um die Sternwarte und Schmiede daſelbſt aufzuſtellen; denn unſer Eiſenwerk hatte eine ſchleunige Ausbeſſerung nötig. Zu gleicher Zeit wurden für die Segelmacher, Böttiger, Waſſerträger und Holzhauer am Waſſerplatze Zelte aufgeſchlagen. Bei Gelegenheit dieſer Arbeiten verringerte ſich ſchon die hohe Meinung, welche unſere Leute von dieſem Lande gefaßt hatten; denn die ungeheure Menge von Schlingſtauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder durchwachſen und überlaufen waren, machte es ungemein mühſam, ein Stück Land zu reinigen, und ließ uns ſchon zum voraus ſehen, daß es äußerſt ſchwer, wo nicht unmöglich ſein würde, tief in das Innere des Landes einzudringen. Wir fanden es nicht nur faſt unmöglich darin fortzukommen, ſondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Winde umgeworfen oder vor Alter umgefallen und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Geſchlechter von jungen Bäumen, ſchmarozenden Pflanzen, Farnkräutern und Mooſen reichlich aufſproßten. Oft bedeckte eine täuſchende Rinde das innere verfaulte Holz eines ſolchen umgefallenen Stammes, und wer es wagte daraufzutreten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Das Tierreich lieferte ſeinerſeits auch einen Beweis, daß dieſer Teil des Landes bis jetzt wohl noch keine Veränderung von Menſchen erlitten haben könne und ließ uns beim erſten Anblick vermuten, daß Dusky-Bai gänzlich unbewohnt ſein müſſe; denn eine Menge kleiner Vögel ſchienen noch nie eine menſchliche Geſtalt geſehen zu haben, ſo unbeſorgt blieben ſie auf den nächſten Zweigen ſitzen oder hüpften wohl gar auf dem äußerſten Ende unſerer Vogelflinten herum und betrachteten uns als fremde Gegenſtände mit einer Neugierde, die der unſrigen einigermaßen gleich kam. Dieſe unſchuldige Dreiſtigkeit ſchützte ſie anfänglich; denn wer hätte hartherzig genug ſein können, ſie zu ſchießen, wenn ſie ſo nahe waren; aber in wenig Tagen ward ſie ihnen ſehr nachteilig und verderblich, weil eine Katze aus unſerem Schiff nicht ſo bald ausfindig gemacht hatte, daß hier eine ſo treffliche Gelegenheit zu einem herrlichen Fraße ſei, als ſie richtig alle Morgen einen Spaziergang ins Holz vornahm, und eine ſchreckliche Niederlage unter den kleinen Vögeln anrichtete, die ſich vor einem ſo hinterliſtigen Feinde nicht hüteten, weil ſie nichts Arges von ihm vermuteten.

---

*) An der Endeavour in den Jahren 1768—1771 vollführt und beſchrieben von Dr. Hawkesworth.

Bei dem Ueberfluß an Fiſchen und der Menge Waſſervögeln, die uns mehrere Arten von Fleiſchſpeiſen zu verſprechen ſchien, fehlte es unſerer Tafel gleichſam nur noch allein an friſchem Gemüſe. Dieſem Mangel ſuchten wir daher auf unſeren erſten botaniſchen Spaziergängen abzuhelfen und fanden auch gleich den Tag nach unſerer Ankunft einen zum Myrtengeſchlecht gehörigen ſchönen Baum, der eben in Blüte ſtand, und davon auf Kapitän Cooks erſter Reiſe ein Abguß ſtatt Thee war getrunken worden. Obgleich uns dies noch keine Schüſſel gab, ſo war es uns doch, als ein friſches Kraut, willkommen und ward daher auch gleich verſucht. Die Blätter waren angenehm aromatiſch, etwas zuſammenziehend und gaben beim erſten Aufguß dem Waſſer einen ganz beſonders lieblichen Geſchmack; allein, wenn zum erſtenmal ſiedendes Waſſer aufgegoſſen ward, ſo verſchwand dieſer angenehme Geſchmack, und ſtatt deſſen bekam die Flüſſigkeit eine Bitterkeit, daher wir es auch nie zum zweitenmal ziehen ließen. Der Gebrauch dieſer Pflanze ward unter unſeren Leuten bald allgemein und trug dem Anſehen nach viel dazu bei, das Blut zu reinigen und alle Scharbock-Anzeichen zu vertreiben. In dem guten Boden und dicken Wäldern wächſt ſie bis zur Größe eines anſehnlichen Baumes, der oft 10 bis 14 Meter hoch iſt und etwa 35 Centimeter im Durchſchnitt hält. Auf bergigen, trockenen Gründen hingegen habe ich ſie als eine kleine Staude, ungefähr nur 15 Centimeter hoch gefunden, und daß ſie, dieſer geringen Größe unerachtet, geſund und vollkommen war, bezeugten Frucht und Blüte. Gewöhnlicherweiſe wird ſie aber 3 bis 4 Meter hoch und ungefähr 10 Centimeter im Durchſchnitt ſtark. Man verſuchte es auch, die Blätter eines anderen Baumes, der in dieſer Gegend ſehr häufig wuchs, zum Abguß zu gebrauchen; allein ſeiner Aehnlichkeit mit dem Fichtengeſchlecht und eines gewißen harzigen Geſchmacks wegen, fanden wir bald, daß er ſich zwar nicht zum Thee, hingegen zu jenem geſunden und angenehmen Getränk, das in Weſtindien unter dem Namen Sproſſenbier bekannt iſt, noch beſſer als der amerikaniſche Sprucebaum ſchicken würde. Wir brauten auch wirklich, mit einem Zuſatz von etwas Bier-Würz-Eſſenz und Syrup, eine ſehr gute Art von Bier daraus und machten dieſes in der Folge durch eine Beimiſchung von Blüten und Blättern des neuen Theebaumes noch angenehmer und beſſer. Der Geſchmack war lieblich, aber etwas bitter; und der einzige Fehler, den wir daran finden konnten, beſtand darin, daß es früh, bei nüchternem Magen getrunken, zuweilen eine Uebelkeit verurſachte. In jedem anderen Betracht war es vortrefflich und geſund. Der neuſeeländiſche Sprucebaum iſt von ſchönem Gewächs und Anſehen; denn er ſchießt bisweilen zu einer Höhe von 35 Metern auf und hat alsdann wohl 3 Meter im Umfange. Wegen ſeiner niederhängenden Aeſte fällt er ſehr in die Augen, und ſein Laub beſteht aus einer Menge langer, hellgrüner Blätter, die den Kiefernadeln gleichen und wie Faden von den Zweigen herabhängen. Ungeachtet ſich in den hieſigen Wäldern nur allein der Spruce- und der Theebaum fand, von welchen man etwas genießen konnte, ſo waren doch die übrigen, in großer Menge und Verſchiedenheit vorhandenen Bäume, teils zum Schiffbau, teils zu Tiſchler- und anderer Holzarbeit gut zu gebrauchen; und Kapitän Cook mußte geſtehen, daß er auf ganz Neu-Seeland keine beſſere Waldung, als hier in Dusky-Bai, angetroffen habe, ausgenommen längs den Ufern des Flußes Thames (Themſe), der die nördliche Inſel dieſes Landes durchſtrömt, und den er auf ſeiner vorigen Reiſe befahren hatte.

Wir waren nicht über zwei Tage in dieſer Bai geweſen, ſo wurden wir bereits überzeugt, daß ſie nicht unbewohnt ſein müſſe. Als nämlich am 28. morgens einige unſerer Offiziere in einem kleinen Boote auf die Jagd gingen und etwa 2 oder 3 engl. Meilen weit vom Schiffe in eine Bucht hineinruderten, wurden ſie auf dem Strande einige Einwohner gewahr, die ein Canot (Kahn) ins Waſſer ſetzen wollten. Bei ihrer Annäherung fingen die Neu-Seeländer an überlaut zu rufen; und da man ſie ihrem Schreien nach für zahlreicher hielt, als ſie wirklich waren, ſo gingen die Offiziere zurück und gaben dem Kapitän Nachricht von der Entdeckung, eine Vorſicht, die ihnen deſto nötiger dünkte, weil das Wetter ſehr regneriſch war, und ihr Schießgewehr leicht hätte hindern können, Feuer zu geben. Kaum waren ſie an Bord zurück, als ſich neben einer hervorragenden Landecke, die ungefähr eine engl. Meile weit vom Schiff entfernt ſein mochte, ein Canot ſehen ließ. Es war mit 7 oder 8 Leuten beſetzt, die uns eine Zeit lang anguckten, aber durch keine Zeichen der Freundſchaft als Zurufen, Aushängen von weißen Tüchern, Vorzeigung von Glas-Korallen und dergleichen ſich wollten bewegen laſſen, näher zu kommen, ſondern nach einer Weile den Weg zurückruderten, den ſie gekommen waren. So viel ſich in der Entfernung unterſcheiden ließ, gingen ſie in Matten gekleidet und hatten breite Ruder, mit welchen ſie ihr Canot, ebenſo wie die Einwohner des nördlichen Teils von Neu-Seeland, fortarbeiteten. Kapitän Cook nahm ſich vor, ſie noch heute nachmittag am Lande zu beſuchen, um ihnen die Beſorgnis zu benehmen, worin ſie unſertwegen zu ſein ſchienen. Er ließ zu dem Ende zwei Boote ausſetzen und fuhr nebſt uns und verſchiedenen Offizieren nach der Bucht hin, wo ſich die Wilden zuerſt hatten ſehen laſſen. Hier fanden wir ein doppeltes Canot, das neben etlichen alten, niedrigen Hütten aufs Land gezogen war, und in der Nachbarſchaft ſah man einige Stellen, wo Feuer gebrannt hatte; auch lagen Fiſchnetze und Fiſche umher. Das Canot war alt und in ſchlechtem Stande. Es beſtand aus zwei Trögen oder Booten, die in der Mitte durch Querhölzer verbunden und mit Stricken von der neuſeeländiſchen Flachspflanze zuſammengekoppelt waren. Ein jedes einzelne dieſer mit einander verbundenen Boote war für ſich aus Planken verfertigt, die mit Schnüren aneinander genähet und am Vorderteil durch ein grobgeſchnitztes Menſchengeſicht verziert waren, in welchem ſie ſtatt der Augen kleine Stücke von perlmutterartigen Seeohr-Muſcheln eingeſetzt hatten. In dieſem Canot fanden wir zwei Ruder, einen Korb voll Beeren und einige Fiſche. Von den Leuten aber bekamen wir nichts zu hören und zu ſehen, weil ſie, allem Anſchein nach, in den Wald geflüchtet waren. Um uns ihr Vertrauen und Zuneigung zu erwerben, legten wir ihnen einige Schaumünzen, Spiegel, Glas-Korallen und andere Kleinigkeiten in das Canot und gingen, ohne weiteren Aufenthalt, wieder zu unſerem Boot, um tiefer in die Bucht hinein zu rudern und einen Plan von derſelben aufzunehmen. Auf dem Rückweg konnten wir uns nicht enthalten, noch einmal nach dem Canot hinzuſehen, fanden aber noch alles wie wir es verlaſſen hatten. Den Wert der bereits vorher zurückgelaſſenen Geſchenke zu erhöhen, fügten wir jetzt noch ein Beil hinzu, und, um ihnen den Gebrauch desſelben begreiflich zu machen, hieben wir einige Späne von einem Baume ab und ließen es alsdann in dem Stamme ſtecken. Allein unſere Hauptabſicht erreichten wir bei dieſem zweiten Beſuche ebenſo wenig, als bei dem vorhergehenden; denn wir bekamen abermals keinen von den Einwohnern zu ſehen, unerachtet ſie, unſerem Bedünken nach, nicht weit weg ſein konnten und wir ſogar den Rauch von ihren Feuern zu riechen glaubten. Vermutlich wären ſie in dem nahe gelegenen Walde leicht zu entdecken geweſen; da ſie uns aber ſo geflißentlich aus dem Wege gegangen zu ſein ſchienen, ſo wollte ſie der Kapitän nicht aufſuchen laſſen.

Die folgenden Tage über hielt uns das regneriſche und ſtürmiſche Wetter an Bord eingeſchloſſen und benahm uns faſt den Mut; denn wenn dieſe Witterung ſo aushielt, welches der Jahreszeit nach allerdings zu befürchten ſtand, ſo ließ ſich voraus ſehen, wie unangenehm wir die Zeit unſeres übrigen Aufenthalts allhier zubringen würden. In dieſer Beſorgnis wandten wir, am 1. April nachmittags, den erſten heiteren Augenblick dazu an, die Bucht wieder zu beſuchen, in welcher wir die Indianer geſehen hatten. Wir fanden daſelbſt noch alles, wie wir es verlaſſen, und es ſchien die ganze Zeit über niemand bei dem Canot geweſen zu ſein.

Das Vergnügen dieſes Abends lockte uns, bei dem ſchönen, hellen Wetter des folgenden Tages, ſchon mit Sonnenaufgang wieder nach dieſer Bucht und hielt uns bis am ſpäten Abend dort zurück, da wir mit einer ganzen Ladung von neuen Vögeln und Pflanzen wieder auf dem Schiffe anlangten. Wir hatten einen jungen Hund mit uns genommen, den ſich einige Offiziere am Vorgebirge der guten Hoffnung angeſchafft hatten, und wollten verſuchen, ob er ſich nicht an das Schießen gewöhnen und zur Jagd abrichten ließe. Aber kaum ward die erſte Flinte abgefeuert, als er davon und ins Holz lief, auch allem Rufen und Locken unerachtet nicht zu uns zurückkommen wollte. In unſerer Abweſenheit hatte Kapitain Cook ſich das ſchöne Wetter ebenfalls zunutzen gemacht, um verſchiedene Gegenden der Bai genauer zu unterſuchen. Er kam bei dieſer Gelegenheit an einen kleinen Felſen, unweit unſerem erſten Ankerplatz, vorbei, den wir damals ſchon Seehundfelſen genannt hatten, weil eine Menge von dieſen Tieren ihr gewöhnliches Nachtlager dort zu nehmen pflegten. Auch heute fand er ihrer eine große Anzahl daſelbſt und erlegte drei Stück. Einer von dieſen Seehunden, der zu wiederholten Malen angeſchoſſen war, ward zuletzt ganz wütend und fiel das Boot an, was ihm dann vollends das Leben koſtete. Er war ungefähr 2 Meter lang und wog, unerachtet er nur ſehr mager war, doch 110 Kilo. Von hier aus lief der Kapitän an verſchiedenen kleinen Inſeln vorbei und gelangte zuletzt an das Nordweſtende der Bai, welches die Fünf-Finger-Spitze genannte Landſpitze ausmacht. Allda fand er in einer ſchönen Bucht eine Menge verſchiedener Waſſervögel, von denen er viele ſchoß und an Bord brachte.

Früh am 6. gingen einige Offiziere nach der Bucht, welche der Kapitän am 2. entdeckt hatte; der Kapitän ſelbſt aber nahm ein anderes Boot und ging nebſt Herrn Hodges, Dr. Sparrmann, meinem Vater und mir, nach der Nordſeite, um für ſeine Perſon in Abzeichnung der Bai fortzufahren, Herr Hodges, um Ausſichten nach der Natur aufzunehmen, und wir, um die natürlichen Merkwürdigkeiten des Landes zu unterſuchen. In dieſer Gegend trafen wir eine ſchöne geräumige Bucht an, die ſo tief und ſchräg ins Land hinein ragte, daß man von dort aus die See gar nicht ſehen konnte. Das Ufer derſelben war ſteil, und von demſelben ſtürzten ſich verſchiedene kleine Waſſerfälle aus großen Höhen herab, welches eine überaus ſchöne Szene ausmachte. Sie ſtrömten mitten aus dem Walde hervor und fielen alsdann in durchſichtig hellen Waſſerſäulen ſo ſenkrecht herunter, daß ein Schiff ganz nahe bei denſelben ſich hätte ans Ufer legen und vermittelſt eines Schlauchs von Segeltuch ſeine Waſſerfäſſer, allenfalls am Bord ſelbſt, in aller Sicherheit anfüllen können. Im Hintergrunde gab es einen Fleck, wo das Waſſer ſeicht und moraſtig war, das Ufer aber aus Muſchelſand beſtand, über welche hier, ſowie in allen Buchten dieſer Bai, ein kleiner Bach herabrieſelte. An dieſer Stelle fanden wir viel Federwildpret, beſonders wilde Enten, deren wir 14 Stück erlegten, und daher den Ort auch Entenbucht nannten. Auf dem Rückwege kamen wir an einer Inſel vorbei, die eine weit hervorragende Felſenſpitze hatte, auf welcher wir einen Menſchen ſehr laut rufen hörten. Da dies niemand anders als einer von den Eingebornen ſein konnte, ſo nannten wir dieſe Inſel Indian-Island, d. i. Indianerinſel, und näherten uns dem Ufer derſelben, um zu erfahren, von wem die Stimme herkäme. Als wir weiter heran kamen, entdeckte man, daß es ein Indianer war, der mit einer Keule oder Streitaxt bewaffnet, auf der Felſenſpitze ſtand, und hinter ihm erblickte man in der Ferne, am Eingang des Waldes, zwei Frauensperſonen, deren jede einen Spieß in der Hand hielt. Sobald wir mit dem Boot bis an den Fuß des Felſen hingekommen waren, rief man ihm in der Sprache von Taheiti zu: Tayo harre maï, d. i. Freund, komm her! Allein das that er nicht, ſondern blieb auf ſeinem Poſten, auf ſeine Keule gelehnt, ſtehen und hielt in dieſer Stellung eine lange Rede, die er bei verſchiedenen Stellen mit großem Nachdruck und Heftigkeit ausſprach, und alsdann zugleich die Keule um den Kopf ſchwenkte. Da er nicht zu bewegen war, näher zu kommen, ſo ging Kapitän Cook vorn ins Boot, rief ihm freundlich zu und warf ihm ſein und anderer Schnupftücher hin, die er jedoch nicht auffangen wollte. Der Kapitän nahm alſo etliche Bogen weißes Papier in die Hand, ſtieg unbewaffnet auf den Felſen aus und reichte dem Wilden das Papier zu. Der gute Kerl zitterte nunmehr ſichtbarer Weiſe über und über, nahm aber endlich, wiewohl noch immer mit vielen deutlichen Merkmalen von Furcht, das Papier hin. Da er dem Kapitän jetzt ſo nahe war, ſo ergriff ihn dieſer bei der Hand und umarmte ihn, indem er des Wilden Naſe mit der ſeinigen berührte, welches ihre Art iſt, ſich unter einander zu begrüßen. Dieſes Freundſchaftszeichen benahm ihm mit einemmale alle Furcht, denn er rief die beiden Weiber zu ſich, die auch ungeſäumt herbeikamen, indes von unſerer Seite ebenfalls verſchiedene ans Land ſtiegen, um dem Kapitän Geſellſchaft zu leiſten. Nunmehr erfolgte zwiſchen uns und den Indianern eine kleine Unterredung, wovon aber keiner etwas Rechtes verſtand, weil keiner in des andern Sprache hinreichend erfahren war. Herr Hodges zeichnete gleich auf der Stelle einen Umriß von ihrer Geſichtsbildung und aus ihren Mienen ließ ſich abnehmen, daß ſie begriffen, was er vorhatte. Sie nannten ihn desfalls tóa-tóa, welches Wort vermutlich eine Beziehung auf die bildenden Künſte haben mußte. Der Mann hatte ein ehrliches, gefälliges Anſehen, und die eine von den beiden Frauensperſonen, die wir für ſeine Tochter hielten, ſah gar nicht ſo unangenehm aus, als man in Neu-Seeland hätte vermuten ſollen, die andere hingegen war ausnehmend häßlich und hatte an der Oberlippe ein ungeheures, garſtiges Gewächs. Sie waren alle dunkelbraun oder olivenfarbig, hatten ſchwarzes und lockiges Haar, das mit Oel und Rotſtein eingeſchmiert, bei dem Mann oben auf dem Wirbel in einen Schopf zuſammengebunden, bei den Weibern aber kurz abgeſchnitten war. Den Oberteil des Körpers fanden wir wohl gebildet, die Beine hingegen außerordentlich dünn, übel geſtaltet und krumm. Ihre Kleidung beſtand aus Matten von neuſeeländiſchem Flachs und war mit Federn durchwebt. In den Ohren trugen ſie kleine Stücke von Albatroshaut, mit Rötel oder Oker gefärbt. Wir boten ihnen einige Fiſche und Enten an, ſie warfen ſolche aber zurück und gaben uns zu verſtehen, daß ſie keinen Mangel an Lebensmitteln hätten. Die einbrechende Nacht nötigte uns, von unſeren neuen Freunden Abſchied zu nehmen, wir verſprachen ihnen aber, ſie morgen wieder zu beſuchen. Der Mann ſah uns bei der Abfahrt in ernſthafter Stille und mit einer Aufmerkſamkeit nach, die tiefes Nachdenken anzuzeigen ſchien; die jüngſte Frauensperſon hingegen, die während unſerer Anweſenheit in einem fort und mit ſo geläufiger Zunge geplaudert hatte, als ſich keiner von uns je gehört zu haben erinnerte, fing nunmehr an zu tanzen und fuhr fort, ebenſo laut zu ſein, als vorher. Unſere Seeleute erlaubten ſich dieſes Umſtandes halber einige grobe Einfälle auf Koſten des weiblichen Geſchlechts, wir aber fanden durch dieſes Betragen die Bemerkung beſtätigt, daß die Natur dem Manne nicht nur eine Geſpielin gegeben, ſeine Sorgen und Mühſeligkeiten zu erleichtern, ſondern, daß ſie dieſer auch durchgehends die Begierde eingepflanzt habe, zu gefallen.

[Sitten der Neuſeeländer, Menſchenfreſſerei.] Als mein Vater mit ſeinen Begleitern aus dem Walde zurückkam, hatte er Gelegenheit zu bemerken, wie roh die Sitten dieſer Wilden ſind. Ein Junge von ungefähr 6 bis 7 Jahren verlangte von ſeiner Mutter ein Stück von einem gebrannten Pinguin, das ſie in Händen hatte, und da ſie ihm nicht gleich zu Gefallen war, ergriff er einen großen Stein und warf nach ihr. Sie lief auf ihn zu, um dieſe Ungezogenheit zu ahnden, kaum aber hatte ſie ihm einen Schlag gegeben, als der Mann hervorſprang, ſie zu Boden warf und unbarmherzig prügelte. Unſere am Waſſerplatz lagernden Leute erzählten meinem Vater, ſie wären von dergleichen Grauſamkeiten vielfältig Zeugen geweſen und hätten mehr denn einmal geſehen, daß auch die Kinder ſogar Hand an ihre unglücklichen Mütter legten und ſolche in Gegenwart des Vaters ſchlügen, der gleichſam nur acht gäbe, ob ſich jene etwa wehren oder widerſetzen würden. Zwar pflegen faſt alle wilden Völker, inſofern ſie bloß das Recht des Stärkeren unter ſich gelten laſſen, ihre Weiber durchgehends als Sklavinnen anzuſehen, die den Männern Kleider machen, Hütten bauen, Speiſen kochen und zutragen und bei aller ihrer Dienſtbarkeit doch noch mit der härteſten Begegnung vorlieb nehmen müſſen. Allein in Neu-Seeland ſcheint dieſe Tyrannei viel weiter getrieben worden zu ſein, denn irgend ſonſt wo. Die Mannsperſonen werden dazu von Kindheit auf ordentlich angehalten, daß ſie ihre Mütter gegen alle Grundſätze der Sittlichkeit verachten müſſen. Der Kapitän, nebſt Herrn Wales und meinem Vater, ließen ſich am Nachmittage nach Motu-Aro überſetzen, um die Pflanzgärten zu beſehen und Kräuterwerk für das Schiff einzuſammeln, indes verſchiedene von den Lieutenants nach Indian-Cove gingen, um mit den dortigen Indianern Handel zu treiben. Das erſte, was ihnen daſelbſt in die Augen fiel, waren die Eingeweide eines Menſchen, die nahe am Waſſer, auf einen Haufen geſchüttet lagen. Kaum hatten ſie ſich von der erſten Beſtürzung über dieſen Anblick erholt, als ihnen die Indianer verſchiedene Stücke vom Körper vorzeigten und mit Worten und Gebärden zu verſtehen gaben, daß ſie das übrige gefreſſen hätten. Unter den vorhandenen Gliedmaſſen war auch noch der Kopf befindlich, und nach dieſem zu urteilen, mußte der Erſchlagene ein Jüngling von 15 Jahren geweſen ſein. Die untere Kinnlade fehlte und über dem einen Auge war der Hirnſchädel, vermutlich mit einem Pättu-Pättu, eingeſchlagen. Unſere Leute fragten die Neu-Seeländer, wo ſie dieſen Körper hergenommen hätten? worauf jene antworteten, daß ſie ihren Feinden ein Treffen geliefertund verſchiedene derſelben getötet, von den Erſchlagenen aber nur allein den Leichnam dieſes Jünglings mit ſich fortbringen konnten. Sie ſetzten hinzu, daß auch von ihrer Partei verſchiedene umgekommen wären und zeigten zu gleicher Zeit auf einige ſeitwärts ſitzende Weiber, die laut wehklagten und ſich zum Andenken der Gebliebenen die Stirn mit ſcharfen Steinen verwundeten. Was wir alſo von den Zwiſtigkeiten der Indianer bisher nur bloß vermutet hatten, das fanden wir jetzt durch den Augenſchein beſtätigt, und allem Anſchein nach war die Mutmaßung, daß wir ſelbſt zu dieſem Unheil Gelegenheit gegeben hätten, nicht minder gegründet. Hiernächſt blieb uns nun auch kein Zweifel mehr übrig, die Neu-Seeländer für wirkliche Menſchenfreſſer zu halten. Herr Pickersgill wünſchte den Kopf an ſich zu kaufen und ſolchen zum Andenken dieſer Reiſe mit nach England zu nehmen. Er bot einen Nagel dafür und erhielt ihn um dieſen Preis ohne das mindeſte Bedenken. Als er mit ſeiner Geſellſchaft an Bord zurückkam, ſtellte er ihn oben auf das Geländer des Verdecks zur Schau hin. Indem wir noch alle darum her waren, ihn zu betrachten, kamen einige Neu-Seeländer vom Waſſerplatze zu uns. Sobald ſie des Kopfes anſichtig wurden, bezeugten ſie ein großes Verlangen nach demſelben und gaben durch Zeichen deutlich zu verſtehen, daß das Fleiſch von vortrefflichem Geſchmack ſei. Den ganzen Kopf wollte Herr Pickersgill nicht fahren laſſen, doch erbot er ſich, ihnen ein Stück von der Backe mitzuteilen, und es ſchien, als freuten ſie ſich darauf. Er ſchnitt es auch wirklich ab und reichte es ihnen; ſie wollten es aber nicht roh eſſen, ſondern verlangten es gar gemacht zu haben. Man ließ es alſo in unſerer Gegenwart ein wenig über dem Feuer braten, und kaum war dies geſchehen, ſo verſchlangen es die Neu-Seeländer vor unſeren Augen mit der größten Gierigkeit. Nicht lange nachher kam der Kapitän mit ſeiner Geſellſchaft an Bord zurück, und da auch dieſe Verlangen trugen, eine ſo ungewöhnliche Sache mit anzuſehen, ſo wiederholten die Neu-Seeländer die Sache noch einmal in Gegenwart der ganzen Schiffsgeſellſchaft. Maheine, ein junger Menſch von den Geſellſchafts-Inſeln, zeigte bei dieſem Vorfall wahre Empfindung. Er wandte die Augen von dem gräßlichen Schauſpiel weg und floh nach der Kajüte, um durch Thränen ſeinem Herzen Luft zu machen. Auf unſer Befragen erfuhren wir, daß er über die Eltern des armen Schlachtopfers weine! Einige Stunden vergingen, ehe er ſich wieder beruhigen konnte und auch in der Folge ſprach er von dieſem Vorfall nie ohne heftige Gemütsbewegung.

(Georg Forſter, „Reiſe um die Welt“.)

[Stewart-Atoll.] — Am 16. Auguſt (1858) abends waren wir den Stewart-Inſeln, dieſen ſüdöſtlich vom Salomon-Archipel gelegenen niederen Korallen-Inſeln, die auf einem atollförmigen Riffe liegen, ſo nahe, daß die Eingeborenen in ihren Kanoes zu uns an Bord kamen. (Atolle ſind ringförmige, durch Korallenriffe gebildete Inſeln. Die von ihnen eingeſchloſſene ruhige Waſſerfläche wird Lagune genannt.) Es waren heitere, lachende, zutrauliche Menſchen, die alle gebrochen engliſch ſprachen und ohne weiteres zu uns an Bord kamen, braune Kerle von wahrhaft athletiſchem Körperbau, an Armen und Schenkeln, einige auch auf dem Rücken und der Bruſt tättowiert, mit dem Lendengürtel, „Malo“, als einziger nationaler Bekleidung, außer welchem aber manche noch Teile europäiſcher Kleidung trugen. Ihr wohlgenährtes, geſundes Ausſehen bewies, daß es ihnen an guter Nahrung nicht fehlt, und wir hörten zu unſerer Freude, daß ſie Schweine, Hühner, Kokosnüſſe Arrow-root (ein aus den Wurzelknollen verſchiedener Pflanzen, z. B. der Pfeilwurz — Maranta — bereitetes Stärkemehl) im Ueberfluß haben und dafür gern von von uns Zeug, Meſſer, Tabak, Glasperlen und Spielkarten eintauſchen. Spielkarten! Auf einer Südſee-Inſel! Südſee-Inſulaner, die Karten ſpielen! — das war uns etwas ganz Neues. Noch mehr aber erſtaunten wir, als einige von ihnen in der Batterie zu dem gerade auf dem Tiſch ſtehenden Damenbrett ſich ſetzten und uns aufforderten, mit ihnen zu ſpielen. Und ſiehe da! ſelbſt geübten Spielern von uns gewannen ſie die Partie ab. Wir hatten manchen Spaß mit dieſen freundlichen, gutmütigen Menſchen, die bei uns an Bord blieben, bis die Nacht einbrach, und dann unter Händedruck und „good night“ (Gute Nacht) von uns Abſchied nahmen, Schweine, Hühner, und was ſie ſonſt haben, für uns vorzubereiten verſprachen, damit wir es morgen in unſeren Booten abholen könnten, da die Schweine für ihre Kanoes zu ſchwer ſeien.

Da ſich bereits, wenn auch in leichtem Grade, Spuren von Skorbut (Scharbock, eine beſonders häufig bei Seeleuten beobachtete Krankheit, entſteht infolge einer Veränderung der Blutmiſchung. Eine mit dieſer Krankheit oft verbundene Erſcheinung iſt z. B. das Faulwerden des Zahnfleiſches) unter der Mannſchaft zeigten, ſo war dieſe Gelegenheit, einige friſche Lebensmittel zu bekommen, eine ſehr erwünſchte, und am 7. morgens ſegelten, vom Kommandanten ſelbſt geführt, drei Boote von der Fregatte („Novara“) der Inſel zu. Die Eingeborenen erwarteten uns mit ihren Kanoes bei dem Kanal an der Nordweſtſeite des Riffes, an der Seite unter dem Winde, der einzigen Stelle, wo es möglich iſt, mit Booten über das Atollriff in die von demſelben umſchloſſene ruhige Lagune zu gelangen. Ueberall ſonſt tobt, auch beim ruhigſten Wetter, eine furchtbare Brandung gegen das Riff, und ſelbſt dieſe Stelle iſt unzugänglich, wenn eine nur einigermaßen friſche Briſe weht. Wir hatten aber gerade einen günſtigen Tag getroffen, der es unſern Booten möglich machte, in dem ruhigen Waſſer im Lee (die vom Winde nicht getroffene Seite des Schiffes) des Riffes bis dicht an dieſes ſelbſt heranzukommen und darauf zu ankern. Die Paſſage durch den Kanal bot aber trotzdem noch Schwierigkeiten genug, da durch denſelben ein reißender Strom aus der Lagune ins Meer ſich ergoß, und da er zur Ebbezeit, in der wir gerade ankamen, zu wenig Waſſer für unſere Boote hatte. Da wir nicht unverrichteter Dinge umkehren wollten, ſo wurde verſucht, was zu verſuchen möglich war. Wir ließen uns einzeln nacheinander mittelſt der Kanoes der Eingeborenen auf dem Riff abſetzen, das auch bei Ebbe, einzelne hervorragende Korallenblöcke abgerechnet, noch unter Waſſer ſteht —, dann gelang es, eines der Boote ganz leer durch den Kanal zu ziehen; die beiden anderen blieben außen geankert, und es wurde ihnen den Tag über dasjenige, was wir eingehandelt, auf Kanoes zugeführt; abends kehrten wir alle ſehr befriedigt mit gegen 20 Schweinen, 60 Hühnern, einer großen Menge Kokosnüſſe u. ſ. w. an Bord zurück.

Stewart-Atoll iſt ein halbmondförmiges Korallenriff von 16 Seemeilen (= 4 deutſchen Meilen) Umfang, mit einer tiefen Lagune in ſeiner Mitte und mit fünf kleinen, bewaldeten Inſeln auf dem Riffe ſelbſt. Nur die beiden größten dieſer Inſeln, von den Eingebornen Sikei’ana und Fa’ule genannt, ſind bewohnt. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 180 Seelen. Wir trafen einen engliſchen Matroſen unter den Eingebornen, welchen ein Wallfiſchfahrer vor ſieben Monaten hier ausgeſetzt, weil er in Folge von Fieber arbeitsuntüchtig geworden war. Die Eingebornen hatten ihn auf’s gaſtfreundlichſte aufgenommen, aber der arme Menſch war doch überglücklich, durch uns aus ſeiner unfreiwilligen Verbannung erlöſt zu werden. Es wurde ihm ſeine Bitte, Ueberfahrt nach Sydney zu bekommen, gern gewährt. Wir hatten uns in zwei Parteien auf die beiden genannten Inſeln verteilt. Ich war auf dem näher gelegenen Fa’ule geblieben, um genug Zeit zu haben, dieſe kleine Inſel zu unterſuchen.

Es hat einen eigenen Reiz, eine ſo beſchränkte Welt zu beobachten, die nichtsdeſtoweniger dem Menſchen als Wohnort dienen kann, und auf der er ſich, wie dieſe Inſulaner bewieſen, eines glücklichen, ſorgenloſen Daſeins erfreut. Die ganze Welt dieſer Inſulaner, alles bewohnbare Land des Korallenriffes, beträgt nicht mehr als ein Drittel einer Quadrat-Seemeile; kein Berg, kein Hügel, kein Fluß iſt da; der höchſte Punkt des Landes iſt nur ſo hoch, als Wellen und Wind Sand und Trümmer aufhäufen können, ringsum das endloſe Meer. Der ganze Mineralreichtum der Erde iſt hier auf ein einziges Mineral zuſammengeſchrumpft; es iſt kohlenſaurer Kalk, welchen Milliarden von Korallentierchen aus der Salzflut abſcheiden. In außerordentlichen Fällen führt der Ocean noch ſchwimmende Steine her; ſo kommen Bimsſteine, welche den Boden etwas verbeſſern, oder in dem Wurzelwerk angeſchwemmter Baumſtämme auch andere Steine an, auf welchen der Bewohner dieſer kleinen Welt Muſchelſchalen ſchleifen kann, die ihm als Schneidewerkzeug, als Meſſer und Axt dienen.

Die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt hat hier nur 20 bis 30 Vertreter. Das Meer hat die Samen von üppigeren, reicheren Geſtaden hergeführt und auf den Korallenſand ausgeworfen, ſo ſind aufgegangen: die Kokospalme, der Baum von tauſendfältigem Nutzen, welcher Nahrung, Hausgeräte, Baumaterial und Kleidung liefert, der „Pini-Pini“-Baum, aus deſſen Stamm ſich der Inſulaner mittelſt der geſchärften Muſchel ſein Kanoe aushöhlt. Noch beſchränkter iſt die Tierwelt: kein Vierfüßler, nur einige Seevögel und Inſekten. Die einzige Fiſchnahrung liefert das Meer in Fiſchen, Krabben und Schaltieren. Man fragt mit Recht, zu welcher Stufe geiſtiger und ſittlicher Entwicklung es die Menſchen bringen können, welchen die beſchränkte Welt einer ſolchen Koralleninſel zum Wohnplatz angewieſen iſt.

Die Stewart-Inſulaner leben indes nicht mehr in dieſen urſprünglichſten, einfachſten Verhältniſſen. Ein, wie es ſcheint, ziemlich häufiger Beſuch von Schiffen hat ihnen vieles zugeführt, was ihre Exiſtenz weſentlich verbeſſert. Sie haben nun Schweine, Hühner, Knollengewächſe aller Art, die vortrefflich auf den Inſeln gedeihen, um welche ſie wieder andere Dinge eintauſchen können, die zu ihren Bedürfniſſen gehören. Ebenſo ſcheinen ſie keine ganz reine polyneſiſche Raſſe zu ſein. Uns iſt vor allem andern die außerordentliche Verſchiedenheit ihrer Geſichtszüge aufgefallen. Nur wenige machen den Eindruck einer reinen malaiiſchen Raſſe. Von einer Vermiſchung mit der Papua-Raſſe auf den nahen Salomons-Inſeln iſt keine Spur. Dagegen tragen viele ſo entſchieden europäiſche Züge, daß man faſt geneigt iſt, der Anſicht eines Miſſionars in Sydney recht zu geben, nach welcher dieſe Inſulaner alle von einem engliſchen Matroſen und einem Weib von den Samoa-Inſeln herſtammen, die ſich im vorigen Jahrhundert hier niedergelaſſen. (Ferd. v. Hochſtetter.)

[Feuertanz der Papuas.] — Nach einem ſpärlichen Abendbrot und nach Rückkehr von einem Beſuche meines Pferdes erblickte ich hinter dem Hauſe hellen Lichtſchein und qualmenden Rauch und erfuhr, daß es eine bedeutende Horde Eingeborener ſei, die, im Buſch gelagert, dieſe Nacht bei Mondlicht ihren Feuertanz (Korobory) abhalten würden. Ich wanderte hin, wurde von den zahlreichen, mageren Hunden des Lagers recht unangenehm, jedoch von den auf dem Boden, am lodernden Feuer kauernden, und die räudigen, gerippartigen Beſtien zurückrufenden Männern, Weibern und Kindern freundlich grinſend empfangen. Die Hunde verzogen ſich kriechend und knurrend, den Schwanz zwiſchen den Beinen, unter die kauernde Maſſe der wild und elend ausſehenden Gruppen. Mit ausgeſtreckten Armen und dem Rufe a-la-la-la-la forderten ſie mich auf, näher zu treten, und mit Lauten und Zeichen auf ihre Pfeifen deutend und „Brandy“ [Branntwein] rufend, erbaten ſie ſich Tabak oder Geld zu einem Trunk, was ich denn auch ſvfort gab.

Wie üblich, war die Horde in einer kleinen Fläche gelben Graſes in der Nähe einer Waſſerſtelle gelagert und hatte dort ihre Hütten aufgeſchlagen. Die letzteren beſtanden aus breiten Streifen Baumrinde, die ſie an vorher dachförmig in den Boden geſteckte Stäbe mit Gras befeſtigen und das oft, da die Rinde ſeltener geworden, nur von der Windſeite, während ſie den Reſt mit Geſträuch oder Lumpen bedecken; oder aber ſie legen die Borke auf im Kreiſe eingerammte, ſpitz zulaufende, miteinander verbundene Stäbe. In einer ſolchen Behauſung raſten oft bis vier Erwachſene nebſt Kindern. Vor dem Eingang jeder Hütte brennt ſtets ein Feuer. Sie lagern nur in kleineren oder größeren Flächen, nie unter Bäumen oder Gebüſch, wahrſcheinlich des Blitzes und der Schlangen wegen.

Als ich erſchien, ſollte der Tanz beginnen. Das Feuer hierzu wurde angefacht und derart verſorgt, daß es recht viel Qualm erzeugte. Um dasſelbe kauerten Männer, Frauen und Kinder heulend, ſchreiend und mit höchſt geſchicktem Händegeklatſch, hin und wieder wirkliche Trommeltöne hervorbringend.

Es waren nur zwei Männer und zwei Frauen im Tanz, ſpäter vergrößerte ſich mehr und mehr ihre Zahl. Die Männer trugen langes, gekräuſeltes Haar, buſchig gekräuſelten Bart und mächtigen Schnurrbart, die Frauen hatten ebenfalls gleich langes, gekräuſeltes Haar, wie die Männer, und einige derſelben hatten ſogar einen auffallenden Bartanflug. Der Tanz erinnerte erſt an die ſpaniſche Tanza; denn er begann ebenfalls in langſamem Tempo, mit nur wenig Bewegung der Füße, aber deſto ſtärkeren Schwenkungen der Arme und Hände und des ganzen Oberkörpers. Die Männer hatten Knochen und Speere, die Frauen kurze Stäbe in den Händen. Allmählich wurden die Bewegungen heftiger; die Füße löſten ſich ſo zu ſagen aus ihrer Unthätigkeit. Speere, Knochen und Stäbe ſchlugen aneinander, hin und wieder trat einer der Männer in dieſes Durcheinander, mit Gewandheit rechts, links, vorwärts, rückwärts die Knochen, Stäbe und Speere parierend, ohne einen Schlag zu erhalten. Die Füße traten in das Feuer, und um ſich drehend, niederkauernd und wieder aufſchnellend, dabei die Beine bald hoch hinauf, bald von ſich ſtreckend, bot er einen Anblick ſondergleichen. Seine bald wilden, bald liebkoſenden Bewegungen waren ſtets begleitet von monotonem Geſang und Händegeklatſch. Plötzlich ſtürzten ſie auf mich ein, gleichwie um mich niederzuwerfen und a-la-la-la-la heulend; mit ausgeſtreckten Händen und tieriſch gierigem Ausdruck forderten ſie Geld zu Brandy oder Tabak. Nachdem ich ihr Verlangen nach meinen Kräften erfüllt, erfolgte ihr wild lebhafter Tanz in das Feuer, indem ſie dasſelbe mit den Füßen auslöſchten. Darauf zogen ſie ſich, mit Ruß und Aſche bedeckt, in ihre Hütten zurück, wo ſie, die brennende Pfeife im Munde, ſchnatternd und ſchreiend, umgeben von der Schar ihrer mageren Hunde- um das Feuer niederkauerten.

Die hieſigen Eingeborenen machten einen höchſt entarteten Eindruck, und wollte man die Ureingeborenen überhaupt nach ihnen beurteilen, ſo wären dieſelben freilich unter die niedrigſte Kategorie der Menſchenraſſen zu ſtellen; denn ſie ſind hier grenzenlos träge, ſchmutzig, boshaft, unverſchämt, undankbar, meiſt dem Trunk ergeben und, wie ich glaube, für Tabak oder Branntwein zu jeder That fähig. Ein Verſuch, den ich machte, mit einem martialiſch ausſehenden und etwas engliſch redenden Eingeborenen eine Unterhaltung anzuknüpfen, mißlang vollſtändig, während ich im Weſten von Queensland mehrfach Gelegenheit fand, engliſch ſprechende Ureingeborene anzutreffen, die mit klarem Verſtande mir Rede und Antwort gaben und mich überzeugten, daß die Raſſe doch nicht ſo unfähig zu einer Entwickelung iſt, als wie es ſo vieler Anſicht iſt, nach welcher die Papuas geiſtig vollſtändig unfähig zum Denken ſein ſollen. (R. Graf Anrep-Elmtp.)

[Die Maoris auf Auckland, 1859.] — Kaum verlautete es, daß der Befehlshaber der öſterreichiſchen [Novara] Fregatte mit Begleitung im Anzuge ſei, als die ganze, zu einem Volksfeſte gelagerte Maorimenge plötzlich wild durcheinander ſtob. Die bunten Fahnen wurden von den Spitzen der Zelte entfernt und dem tobenden Zuge vorangetragen. Ein raſcher, aber monotoner Geſang, abwechſelnd von taktmäßigem Stampfen mit den Füßen begleitet, durchdröhnte die Luft; die Häuptlinge hoben ihre koſtbaren, aus Grünſtein angefertigten Streitkolben (Meri-Meri, d. h. Feuer der Götter) hoch empor; wer von den Maoris einen Stock bei ſich führte, ſchwang dieſen mit wilder Begeiſterung, während die übrigen die Enden ihrer Wolldecken in die Höhe hielten. Um uns ein noch deutlicheres Bild von ihren alten Sitten zu geben, wurde hierauf ein Kriegstanz aufgeführt, an dem Männer, Weiber und Kinder teilnahmen. Obſchon derſelbe in nichts anderem, als in einem wirren Gegeneinanderraſen zweier künſtlich aufgeregter Volkshaufen beſtand, welche ſich jeder in einem andern Ende aufgeſtellt hatten und plötzlich mit wütender Haſt und grauenhaftem Lärm aufeinander losſtürzten, brachte doch das wilde Geſchrei, das Zucken der Gliedmaßen, das Verdrehen der Augen, das Herausſtrecken der Zungen eine ſchaudervolle Wirkung hervor, und man konnte ſich leicht einen Begriff von dem furchtbaren Schauſpiele machen, wenn die kämpfenden Teile nicht, wie hier, nur als ſcheinbare, ſondern als wirkliche Feinde und Gegner aneinander geraten. Nachdem unter den Kriegstänzern bereits eine gewiſſe Abſpannung und Ermattung ſichtbar geworden, bildeten ſie auf das Kommandowort des alten Häuptlings Patuonie auf beiden Seiten ein drei Mann hohes Spalier und ließen die fremden Gäſte bis ans obere Ende des Lagers ſchreiten. Hier wurden letztere von den verſchiedenen Häuptlingen neuerdings auf echt neuſeeländiſche Weiſe bewillkommt, indem ſich von dieſen jeder einzelne anſchickte, eine Anſprache zu halten.

Die Eingeborenen, welche, dicht aneinander gedrängt, zu beiden Seiten ſtanden und lautlos zugehört hatten, gaben nach Beendigung einer jeden Rede mit Kopf und Händen ihre Zuſtimmung zu erkennen. Die Art und Weiſe, wie die Maoris bei ſolchen feierlichen Anläſſen zu ſprechen pflegen, iſt höchſt eigentümlich. Der Redner ſteht ungefähr zehn Schritte von dem Angeredeten entfernt und geht ſprechend bis auf drei Schritte auf denſelben zu; hierauf kehrt er ſchweigend um, bis er, auf ſeinem früheren Standpunkt angelangt, wieder von neuem zu reden beginnt. Dieſe Sitte hat mehrfache Vorteile; ſie gewährt dem Sprecher Muße, ſich zu ſammeln, und läßt zugleich dem Zuhörer Zeit, in das eben Vernommene tiefer einzudringen. Ueberraſchend würdevoll und ruhig teilt jeder Redner ſeine Anſichten und Empfindungen mit. Nur an einzelnen, ihm beſonders wichtig erſcheinenden Stellen hebt er die rechte Hand empor, während in der geſenkten linken die ſteinerne Keule ruht, ohne welche kein Häuptling eine Anſprache zu halten pflegt. Als wir [bei der Rückkehr] an den einzelnen Gruppen vorüber gingen, fielen uns zwei auf, die ihre Köpfe unter einer Decke verborgen hatten und bitterlich weinten. Auf die Frage nach der Urſache dieſer trübſeligen Stimmung in ſo heiterer Geſellſchaft erfuhren wir, daß es zwei Verwandte ſeien, welche lange von einander getrennt waren und auf dieſe Weiſe ihre Begegnung feierten. Freunde und Verwandte drücken ihre Freude beim Wiederſehen dadurch aus, daß ſie ſich je nach dem Grade der Freundſchaft oder Hochachtung oft ſtundenlang zuſammenſetzen, ihre Naſen reibend aneinander legen und dazu bitterlich ſchluchzen und weinen. Sind ſie unbeobachtet ſo geſchieht dies, ohne den Kopf zu bedecken, während ſie im entgegengeſetzten Falle eine Decke über ſich werfen. Kuß und Händedruck ſind den Maoris erſt durch ihren vertraulicheren Verkehr mit den Weißen bekannt geworden.

[Brief von 2 Maoris an die Bewohner von Wien; 1860.] „Liebe Freunde und Männer von Wien, wir grüßen Euch. Wir beiden Männer von Neu-Seeland ſind auf Eurer Fregatte „Novara“ hierher gekommen, um Euer Land zu ſehen, dann damit Ihr die farbigen Eingebornen Neu-Seelands ſehet, und damit wir die Weißen hier zu Lande kennen lernen; wir haben Euer Vaterland geſehen; es iſt ſehr ſchön — die Häuſer und die Straßen, die Waſſerkünſte und vornämlich die Springbrunnen, die Fiſche in den Waſſerbaſſins, die Gärten, die Bilder und Bildſäulen — alles iſt ſchön in Wien. — Wir haben die Staatsdruckerei geſehen, in der wir uns auch aufhielten, um Eure Sprache und das Drucken zu lernen; wir haben auch das Münzhaus geſehen und die große St. Stephanskirche, ſo wie die neue und ſchönſte Kirche von Wien in der Vorſtadt Lerchenfeld, wir haben auch den Garten des Kaiſers von Oeſterreich in Schönbrunn beſucht und haben dort alle Tiere geſehen; es hat uns ſehr gefreut, dort die Tiere zu ſehen, von denen uns die Engländer in Neu-Seeland in der Schule erzählt haben: den Löwen, den Tiger, den Elephanten, den Wolf, das Renntier, den Fuchs, den Bär, die Giraffe, kurz alle Tiere, deren Abbildungen wir in Neu-Seeland geſehen haben. — Auch von Euren Fürſten haben uns unſere Lehrer in Neu-Seeland erzählt: von ihrer großen Tapferkeit und ſtarken Kriegsmacht; während unſeres Aufenthaltes hier haben wir im Arſenale Gewänder von Fürſten dieſes Landes und in der Gruft einer Kirche dieſer Stadt die Gräber vieler derſelben geſehen; von allem dem haben uns die Fremden in Neu-Seeland erzählt und haben uns geſagt, daß es ſehr ſchön ſei. Wir haben Euer Land geſehen, es gefällt uns ſehr; nur eines iſt uns ſehr unangenehm, das iſt die große Menge Schnee, die Heftigkeit des Windes, der unſern Augen Schmerz verurſacht, und die große Kälte; in Neu-Seeland iſt es nicht kalt; Schnee liegt dort nur in geringer Menge auf den höchſten Bergen, und dieſe ſind von unſerem Aufenthaltsorte weit entfernt. Wir grüßen Euch alle, liebe Freunde und Männer von Wien.

Wilhelm Toetoe. Samuel Rerehau.“

[Tättowieren.] — Das Tättowieren oder „Moko“ der Neuſeeländer iſt ſeit der Verbreitung der chriſtlichen Civiliſation faſt gänzlich aus dem Gebrauch gekommen. Gewöhnlich wurde dieſe ſchmerzvolle Operation durch einen Prieſter (tohunga) vorgenommen, welcher eine der zahlreichen Schablonen, gleichſam probeweiſe, mit ſchwarzer Farbe auf das Geſicht des zu Tättowierenden malte und vorerſt deſſen Urteil einholte, indem er denſelben, in Ermangelung eines Spiegels, in einen mit Waſſer gefüllten Kübel ſchauen ließ. Erſt wenn letzterer ſeine Zuſtimmung zu dem gewählten Muſter gegeben hatte, wurde mit der eigentlichen Ausführung begonnen. Die Inſtrumente, welche dabei in Anwendung kamen, waren: Der „Uhi“, ein ſchmales Stück Holz, an deſſen einem Ende in vertikaler Richtung ein kleines, ſcharf geſchliffenes Bein befeſtigt war. Dieſes nadelartige Inſtrument, zu deſſen Verfertigung in früheren Zeiten Menſchen- oder Albatrosknochen dienten, wurde ſeit der Einführung des Stahls durch dieſen erſetzt. Der „Ta“ oder „Tuki,“ ein Farnſtengel, mit welchem auf den „Uhi“ geklopft wurde, damit dieſer in die Haut eindringe und die beabſichtigte Zeichnung hervorbringe. Den dazu benötigten Färbeſtoff (Ngarahu) lieferte Ruß des karboniſierten Holzes der Kauri-Tanne (Dammara Australis), welcher auf den Blättern des Ti-Strauches (Cordyline Australis) geſammelt und mit einer Infuſion der Rinde des Hináu (Elaeocarpus Hinau) in Form kleiner Kugeln aufbewahrt wurde. Die Operation iſt ſo ſchmerzhafter Natur, daß ſie ohne Gefahr für das Leben nicht auf einmal vollendet werden kann. Nur ein einziger Fall iſt bekannt, wo ein Eingeborener den ganzen langen peinlichen Prozeß in einer Sitzung durchmachte; allein er ſtarb, als eben die letzten Linien vollendet waren. In der Regel geſchieht die erſte Tättowierung mit dem 18. Jahre und wird in verſchiedenen Zeitabſchnitten fortgeſetzt. Während der Operation liegt der zu Tättowierende auf der Erde, mit ſeinem Kopfe im Schoß des Tohunga, welcher in der linken Hand den „Uhi“, in der rechten den „Ta“ oder „Tuki“ hält, womit er in raſchem Tempo auf den erſteren ſchlägt. Sobald ein Einſchnitt gemacht iſt, wird das Blut mit etwas Flachs von der Haut entfernt und der Färbeſtoff eingerieben. Nach der Operation ſchwillt das Geſicht und bekommt für einige Zeit ein höchſt widerwärtiges Ausſehen; ja, es ſind ſogar einzelne Fälle vorgekommen, wo dasſelbe für immer mißgeſtaltet blieb. Aber im allgemeinen heilen die Wunden nach zehn bis zwölf Tagen, und die mit dem „Uhi“ eingeſchnittenen Linien erſcheinen in einer bläulich-ſchwarzen Färbung.

(Frh. v. Wüllerstorff-Urbair. Siehe „Aus allen Erdteilen“ von O. Hellinghaus u. J. Treuge.“)

Betrachtung der Werke der Kunſt. Willſt du über Werke der Kunſt urteilen, ſo ſiehe anfänglich hin über das, was ſich durch Fleiß und Arbeit anpreist, und ſei aufmerkſam auf das, was der Verſtand hervorgebracht hat; denn der Fleiß kann ſich ohne Talent zeigen, und dieſes erblickt man auch, wo der Fleiß fehlt. Ein ſehr mühſam gemachtes Bild vom Maler oder Bildhauer iſt, bloß als dieſes, mit einem mühſam gearbeiteten Buche zu vergleichen. Denn, wie gelehrt zu ſchreiben nicht die größte Kunſt iſt, ſo iſt ein ſehr fein und glatt ausgepinſeltes Bild allein kein Beweis von einem großen Künſtler. Was die ohne Not gehäuften Stellen vielmals nie geleſener Bücher in einer Schrift ſind, das iſt in einem Bilde die Andeutung aller Kleinigkeiten. Ebenſo ſind keine Kennzeichen, an welchen der Fleiß allein Anteil hat, fähig zur Kenntnis oder zum Unterſchiede des Alten vom Neuen.

Gieb Achtung, ob der Meiſter des Werks, welches du betrachteſt, ſelbſt gedacht oder nur nachgemacht hat; ob er die vornehmſte Abſicht der Kunſt, die Schönheit, gekannt oder nach den ihm gewöhnlichen Formen gebildet; und ob er als ein Mann gearbeitet oder als ein Kind geſpielt hat.

Es können Bücher und Werke der Kunſt gemacht werden, ohne viel zu denken; ich ſchließe von dem, was wirklich iſt; ein Maler kann auf dieſe mechaniſche Art eine Madonna bilden, die ſich ſehen läßt, und ein Profeſſor ſogar eine Metaphyſik ſchreiben, die tauſend jungen Leuten gefällt. Die Fähigkeit des Künſtlers, zu denken, aber kann ſich nur in oft wiederholten Vorſtellungen, ſowie in eigenen Erfindungen, zeigen. Denn ſo wie ein einziger Zug die Bildung des Geſichts verändert, ſo kann die Andeutung eines einzigen Gedankens, welcher ſich in der Richtung eines Gliedes äußert, dem Vorwurfe eine andere Geſtalt geben und die Würdigkeit des Künſtlers darthun. Plato in Raphaels Schule von Athen rührt nur den Finger, und er ſagt genug. Denn, wie es ſchwerer iſt, viel mit wenigem anzuzeigen, als es das Gegenteil iſt, und der richtige Verſtand mit wenigem mehr als mit vielem zu wirken liebt, ſo wird eine einzelne Figur der Schauplatz aller Kunſt eines Meiſters ſein können. Aber es würde den meiſten Künſtlern ein eben ſo hartes Gebot ſein, eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieſes in groß gezeichnet, vorzuſtellen, als es einem Schriftſteller ſein würde, zum Verſuch eine ganz kurze Schrift aus eigenem Stoff abzufaſſen; denn hier kann beider Blöße erſcheinen, die ſich in der Vielheit verſteckt. Ebendaher lieben faſt alle angehende und ſich ſelbſt überlaſſene junge Künſtler mehr, einen Entwurf von einem Haufen zuſammengeſtellter Figuren zu machen, als eine einzige völlig auszuführen. Da nun das Wenige, mehr oder geringer, den Unterſchied unter Künſtlern macht, und das wenige Unmerkliche ein Vorwurf denkender empfindlicher Geſchöpfe iſt, das Viele und Handgreifliche aber ſchlaffe Sinne und einen ſtumpfen Verſtand beſchäftigt, ſo wird der Künſtler, der ſich Klugen zu gefallen begnügt, im Einzelnen groß und im Wiederholten und Bekannten mannigfaltig und denkend erſcheinen können. Ich rede hier wie aus dem Munde des Altertums: dieſes lehren die Werke der Alten, und es würde ihnen ähnlich geſchrieben und gebildet werden, wenn ihre Schriften wie ihre Bilder betrachtet und unterſucht würden.

Die Schönheiten in einem einzigen Drucke ſind wie ein Bild in einem Worte bei Homerus; nur der kann ſie finden, welcher ſie kennt. Gaube gewiß, daß der alten Künſtler ſo wie ihrer Weiſen Abſicht war, mit wenigem viel anzudeuten. Daher liegt der Verſtand der Alten tief in ihren Werken; in der neueren Welt iſt es mehrenteils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Ware ausſtellen. Homerus giebt ein höheres Bild, wenn alle Götter ſich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erſcheint, als Kallimachus [ein mehr gelehrter als poetiſch veranlagter griechiſcher Dichter des 3. Jahrhunderts v. Chr.] mit ſeinem ganzen Geſange voller Gelehrſamkeit. Iſt ein Vorurteil nützlich, ſo iſt es die Ueberzeugung von dem, was ich ſage; mit derſelben nähere dich zu den Werken des Altertums, in Hoffnung, viel zu finden, ſo wirſt du viel ſuchen. Aber du mußt dieſelben mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen und die ſtille Einfalt wird dich ſonſt unerbaut laſſen, wie die eilfertige Leſung des ungeſchmückten großen Xenophon.

Gegen das eigene Denken ſetze ich das Nachmachen, nicht die Nachahmung: unter jenem verſtehe ich die knechtiſche Folge; in dieſer aber kann das Nachgeahmte, wenn es mit Vernunft geführt wird, gleichſam eine andere Natur annehmen und etwas eigenes werden.

Nachmachen ohne zu denken iſt, Figuren anderswo nehmen und ein Ganzes machen, wie eine große Menge Altarblätter auch in Rom ſind. Nachmachen nenne ich ferner, gleichſam nach einem gewiſſen Formular arbeiten, ohne ſelbſt zu wiſſen, daß man nicht denkt. Von dieſem Schlage iſt derjenige, welcher für einen Prinzen die Vermählung der Pſyche, die ihm vorgeſchlagen wurde, verfertigte. Er hatte vermutlich keine andere geſehen, als die vom Raphael in klein Farneſe [die Villa Farneſina bei Rom enthält Raphaels Fresken über die Geſchichte von Pſyche und Amor], die ſeinige könnte auch eine Königin aus Saba ſein.

Das zweite Augenmerk bei Betrachtung der Werke der Kunſt ſoll die Schönheit ſein. Der höchſte Vorwurf der Kunſt für denkende Menſchen iſt der Menſch, oder nur deſſen äußere Fläche, und dieſe iſt für den Künſtler ſo ſchwer auszuforſchen, wie von den Weiſen das Innere desſelben, und das Schwerſte iſt, was es nicht ſcheint, die Schönheit; weil ſie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maß fällt. Eben daher iſt das Verſtändnis des Verhältniſſes des Ganzen, die Wiſſenſchaft von Gebeinen und Muskeln nicht ſo ſchwer und allgemeiner als die Kenntnis des Schönen; und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff könnte beſtimmt werden, welches man wünſcht und ſucht, ſo würde ſie dem, welchem der Himmel das Gefühl verſagt hat, nicht helfen. Das Schöne beſteht in der Mannigfaltigkeit im Einfachen; dieſes iſt der Stein der Weiſen, den die Künſtler zu ſuchen haben, und welchen wenige finden; nur der verſteht die wenigen Worte, der ſich dieſen Begriff aus ſich ſelbſt gemacht hat. Die Linie, die das Schöne beſchreibt, iſt elliptiſch, und in derſelben iſt das Einfache und eine beſtändige Veränderung: denn ſie kann mit keinem Zirkel beſchrieben werden und verändert in allen Punkten ihre Richtung. Dieſes iſt leicht geſagt und ſchwer zu lernen; welche Linie, mehr oder weniger elliptiſch, die verſchiedenen Teile zur Schönheit formt, kann die Algebra nicht beſtimmen; aber die Alten kannten ſie, und wir finden ſie vom Menſchen bis auf ihre Gefäſſe. So wie nichts Zirkelförmiges am Menſchen iſt, ſo macht auch kein Profil eines alten Gefäſſes einen halben Zirkel.

Wenn von mir verlangt würde, ſinnliche Begriffe der Schönheit zu beſtimmen, welches ſehr ſchwer iſt; ſo würde ich, in Ermangelung alter vollkommener Werke oder deren Abgüſſe, kein Bedenken tragen, dieſelbe, nach einzelnen Teilen von den ſchönſten Menſchen genommen, an dem Orte, wo ich ſchriebe, zu bilden. Da nun dieſes jetzt im Deutſchen nicht geſchehen kann, ſo müßte ich, wenn ich lehren wollte, die Begriffe der Schönheit verneinungsweiſe mich anzudeuten begnügen; ich müßte mich aber aus Mangel an Zeit auf das Geſicht einſchränken.

Die Form der wahren Schönheit hat nicht unterbrochene Teile. Auf dieſen Satz gründet ſich das Profil der alten jugendlichen Köpfe, welches nichts Linealmäßiges, auch nichts Eingebildetes iſt; aber es iſt ſelten in der Natur und ſcheint ſich noch ſeltener unter einem rauhen, als glücklichen Himmel zu finden; es beſteht in der ſanftgeſenkten Linie von der Stirn bis auf die Naſe. Dieſe Linie iſt der Schönheit dermaßen eigen, daß ein Geſicht, welches, von vorne geſehen, ſchön ſcheint, von der Seite erblickt, vieles verliert, je mehr deſſen Profil von der ſanften Linie abweicht.

Die Form der wahren Schönheit hat die erhobenen Teile nicht ſtumpf und die gewölbten nicht abgeſchnitten; der Augenknochen iſt prächtig erhaben und das Kinn völlig gewölbt. Die beſten Künſtler der Alten haben daher dasjenige Teil, auf welchem die Augenbrauen liegen, ſcharf geſchnitten gehalten, und in dem Verfalle der Künſte im Altertume und in dem Verderbnis neuerer Zeiten iſt dieſes Teil rundlich und ſtumpf vertrieben und das Kinn iſt insgemein zu kleinlich. Dieſes iſt allgemein geſprochen von dem Weſentlichen der Schönheit des Geſichts, welches in der Form beſteht: die Züge und Reizungen, welche dieſelbe erhöhen, ſind die Grazie.

Eine männliche Figur hat ihre Schönheit wie eine jugendliche; aber da alles einfache Mannigfaltige in allen Dingen ſchwerer iſt, als das Mannigfaltige an ſich, ſo iſt eben deswegen eine ſchöne jugendliche Figur groß zu zeichnen (ich verſtehe in dem möglichen Grade der Vollkommenheit) das Schwerſte. Die Ueberzeugung iſt für alle Menſchen auch von dem Kopfe allein. Nehmet das Geſicht der ſchönſten Figur in neueren Gemälden, ſo werdet ihr faſt allezeit eine Perſon kennen, die ſchöner iſt: ich urteile nach Rom und Florenz, wo die ſchönſten Gemälde ſind.

Iſt ein Künſtler mit perſönlicher Schönheit, mit Empfindung des Schönen, mit Geiſt und Kenntnis des Altertums begabt geweſen, ſo war es Raphael; und dennoch ſind ſeine Schönheiten unter dem Schönſten in der Natur. Ich kenne Perſonen, die ſchöner ſind, als ſeine unvergleichliche Madonna im Palaſt Pitti zu Florenz, und als Alcibiades in der Schule von Athen; die Madonna des Correggio iſt keine hohe Idee; die berühmte Venus vom Tizian in der Tribune zu Florenz iſt nach der gemeinen Natur gebildet. Die Köpfe kleiner Figuren vom Albano ſcheinen ſchön; aber vom Kleinen ins Große zu gehen, iſt hier faſt, als wenn man, nach Erlernung der Schiffskunſt aus Büchern, die Führung eines Schiffes im Ozean unternehmen wollte. Pouſſin, welcher das Altertum mehr als ſeine Vorgänger unterſucht, hat ſich gekannt und ſich niemals ins Große gewagt.

Die Griechen aber ſcheinen Schönheiten entworfen zu haben, wie ein Topf gedreht wird; denn faſt alle Münzen ihrer freien Staaten zeigen Köpfe, die vollkommener ſind von Form, als was wir in der Natur kennen, und dieſe Schönheit beſteht in der Linie, die das Profil bildet. Sollte es nicht leicht ſcheinen, den Zug dieſer Linie zu finden? Und in allen Münzbüchern iſt von derſelben abgewichen. Hätte nicht Raphael, der ſich beklagte, zur Galatee keine würdige Schönheit in der Natur zu finden, die Bildung derſelben von den beſten ſyrakuſaniſchen Münzen nehmen können, da die ſchönſten Statuen, außer dem Laokoon, zu ſeiner Zeit noch nicht entdeckt waren? Weiter als dieſe

Münzen kann der menſchliche Begriff nicht gehen, und ich hier auch nicht. Ich muß dem Leſer wünſchen, den Kopf des ſchönen Genii in der Villa Borgheſe, die Niobe und ihre Töchter, die Bilder der höchſten Schönheit, zu ſehen: außer Rom müſſen ihn die Abgüſſe oder die geſchnittenen Steine lehren. Zwei der ſchönſten jugendlichen Köpfe ſind die Minerva von Aſpaſius, jetzt zu Wien, und ein jugendlicher Herkules in dem Stochiſchen Muſeum zu Florenz. Wer die beſten Werke des Altertums nicht hat kennen lernen, glaube nicht zu wiſſen, was wahrhaftig ſchön iſt; unſere Begriffe werden außer dieſer Kenntnis einzeln und nach unſerer Neigung gebildet ſein.

Daß die Kenntnis der wahren Schönheit in Beurteilung der Werke der Kunſt zur Regel dienen kann, bezeugen mit großem Fleiße nach alten geſchnittenen Steinen gearbeitete Steine. Natter hat ſich gewagt, den angeführten Kopf der Minerva in gleicher Größe und kleiner zu kopieren, und dennoch hat er die Schönheit der Form nicht erreicht: die Naſe iſt um ein Haar zu ſtark, das Kinn iſt zu platt und der Mund ſchlecht; und eben ſo verhält es ſich mit andern Nachahmungen in dieſer Art. Gelingt es den Meiſtern nicht, was iſt von Schülern zu hoffen, und was könnte man ſich von ſelbſt entworfenen Schönheiten verſprechen? Ich will nicht die Unmöglichkeit ſogar der einfachen Nachahmung alter Köpfe daraus zu erkennen geben; aber es muß ſolchen Künſtlern irgendwo fehlen.

Die eigene Ueberzeugung von der ſchwer zu erreichenden Schönheit der Alten iſt daher eine der vornehmſten Urſachen von der Seltenheit untergeſchobener griechiſcher Münzen in der beſten Zeit: eine falſche neue Münze, die in griechiſchen freien Staaten gepräget ausgegeben würde, wäre gegen eine jede ächte zu entdecken. Unter den kaiſerlichen Münzen iſt der Betrug leichter geweſen.

Was zum dritten die Ausarbeitung eines Werks der Kunſt im engern Verſtande, nach deſſen geendigtem Entwurfe, betrifft, ſo iſt der Fleiß in derſelben zu loben, aber der Verſtand zu ſchätzen. Die Hand des Meiſters erkennet ſich, ſo wie in der Schreibart an der Deutlichkeit und kräftigen Faſſung des Gedankens, alſo in der Ausarbeitung des Künſtlers an der Freiheit und Sicherheit der Hand. Auf der Verklärung Chriſti vom Raphael ſieht man die ſicheren und freien Züge des großen Künſtlers in den Figuren Chriſti, St. Peters und der Apoſtel zur rechten Hand, und an der mühſam vertriebenen Arbeit des Giulio Romano an einigen Figuren zur Linken. Bewundere niemals, weder am Marmor die glänzende ſanfte Oberhaut, noch an einem Gemälde die ſpiegelnde glatte Fläche; jene iſt eine Arbeit, die dem Tagelöhner Schweiß gekoſtet hat und dieſe dem Maler nicht viel Nachſinnen. Der Apollo des Bernini iſt ſo glatt, wie der im Belvedere, und eine Madonna vom Treviſano iſt noch viel fleißiger, als die vom Correggio gemalet. Wo Stärke der Arme und Fleiß in der Kunſt gilt, hat das Altertum nichts vor uns voraus; auch der Porphyr kann eben ſo gut verarbeitet werden, wie vor Alters.

Die größere Glätte an Figuren tiefgeſchnittener alter Steine iſt nicht das Geheimnis, wodurch ſich die Arbeit eines alten Künſtlers im Steinſchneiden von den neuern unterſcheidet, unſere Meiſter in ihrer Kunſt haben die Glätte ſo hoch als die Alten getrieben; die Glätte der Ausarbeitung iſt wie die feine Haut im Geſichte, die allein nicht ſchön macht.

Ich tadle dadurch nicht die Glätte einer Statue, da ſie zur Schönheit viel beiträgt, ohnerachtet ich ſehe, daß die Alten das Geheimnis erreicht haben, eine Statue bloß mit dem Eiſen auszuarbeiten, wie am Laokoon geſchehen iſt. Es iſt auch in einem Gemälde die Sauberkeit des Pinſels ein großer Wert desſelben; dieſes muß aber von Verſchmelzung der Tinten unterſchieden werden; denn eine baumrindenmäßige Fläche einer Statue würde ſo unangenehm ſein, als ein bloß mit Borſtpinſeln ausgeführtes Bild, ſowohl in der Nähe als in der Ferne. Man muß mit Feuer entwerfen und mit Ruhe ausführen. Meine Meinung geht auf ſolche Arbeiten, deren größtes Verdienſt der Fleiß allein iſt, wie die aus der Berniniſchen Schule in Marmor, und die von Denner, Seybold und ihresgleichen auf Leinwand.

Mein Leſer! Es iſt dieſe Erinnerung nötig. Denn da die meiſten Menſchen nur an der Schale der Dinge herumgehen, ſo zieht auch das Liebliche, das Glänzende, unſer Auge zuerſt an, und die bloße Warnung vor Irrungen, wie hier nur geſchehen können, macht den erſten Schritt zur Kenntnis.

Ich habe überhaupt in etlichen Jahren meines Aufenthaltes in Italien eine faſt tägliche Erfahrung, wie ſonderlich junge Reiſende von blinden Führern geleitet werden und wie nüchtern ſie über die Meiſterſtücke der Kunſt hinflattern.

(Joh. Joachim Winkelmann, 1717—68.)

Der vatikaniſche Apollo. Die Statue des Apollo iſt das höchſte Ideal der Kunſt unter allen Werken des Altertums, welche der Zerſtörung entgangen ſind. Der Künſtler derſelben hat dieſes Werk gänzlich auf das Ideal gebaut, und er hat nur eben ſo viel von der Materie dazu genommen, als nötig war, ſeine Abſicht auszuführen und ſichtbar zu machen. Dieſer Apollo übertrifft alle anderen Bilder desſelben ſo weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menſchheit erhaben iſt ſein Gewächs, und ſein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elyſium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und ſpielt mit ſanften Zärtlichkeiten auf dem ſtolzen Gebäude ſeiner Glieder. — Gehe mit deinem Geiſte in das Reich unkörperlicher Schönheiten und verſuche ein Schöpfer einer himmliſchen Natur zu werden, um den Geiſt mit Schönheiten, die ſich über die Natur erheben, zu erfüllen; denn hier iſt nichts Sterbliches, noch was die menſchliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen dieſen Körper, ſondern ein himmliſcher Geiſt, der ſich wie ein ſanfter Strom ergoſſen, hat gleichſam die ganze Umſchreibung dieſer Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerſt ſeinen Bogen gebraucht, verfolgt, und ſein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe ſeiner Genügſamkeit geht ſein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über ſeinen Sieg hinaus: Verachtung ſitzt auf ſeinen Lippen, und der Unmut, welchen er in ſich zieht, blähet ſich in den Nüſtern ſeiner Naſe und tritt bis in die ſtolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer ſeligen Stille auf derſelben ſchwebt, bleibt ungeſtört, und ſein Auge iſt voll Süßigkeit, wie unter den Muſen, die ihn zu umarmen ſuchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunſt verehrt, nähert er ſich nicht der Größe, in welcher er ſich dem Verſtande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Geſichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinſchaft zuſammen. Eine Stirn des Jupiter, darin die Göttin der Weisheit wohnt, und Augenbrauen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären, und die Augen der Königin der Göttinnen, mit Großheit gewölbet. Sein weiches Haar ſpielt, wie die zarten und flüſſigen Schlingen edler Weinreben, gleichſam von einer ſanften Luft bewegt, um dieſes göttliche Haupt: es ſcheint geſalbt mit dem Oele der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf ſeinen Scheitel gebunden. Ich vergeſſe alles andere über dem Anblicke dieſes Wunderwerkes der Kunſt, und ich nehme ſelbſt einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuſchauen. Mit Verehrung ſcheint ſich meine Bruſt zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiſte der Weisſagung aufgeſchwellt ſehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die lyciſchen Haine, Orte, welche Apollo mit ſeiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild ſcheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit. Wie iſt es möglich, es zu malen und zu beſchreiben! Die Kunſt ſelbſt müßte mir raten und die Hand leiten, die erſten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von dieſem Bilde gegeben habe, zu deſſen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche ſie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

(Joh. Joachim Winckelmann, „Geſchichte der Kunſt des Altertums".)

Laokoon. Laokoon iſt eine Natur im höchſten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geiſtes gegen denſelben zu ſammeln ſucht; und indem ſein Leiden die Muskeln aufſchwellet und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geiſt in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Bruſt erhebet ſich durch den beklemmten Atem und durch Zurückhaltung des Ausbruches der Empfindung, um den Schmerz in ſich zu faſſen und zu verſchließen. Das bange Seufzen, welches er in ſich und den Atem an ſich zieht, erſchöpfet den Unterleib und machet die Seiten hohl, welches uns gleichſam von der Bewegung ſeiner Eingeweide urteilen läßt. Sein eigenes Leiden aber ſcheinet ihn weniger zu beängſtigen, als die Pein ſeiner Kinder, die ihr Angeſicht zu ihrem Vater wenden und um Hilfe ſchreien; denn das väterliche Herz offenbart ſich in den wehmütigen Augen, und das Mitleiden ſcheint in einem trüben Dufte auf denſelben zu ſchwimmen. Sein Geſicht iſt klagend, aber nicht ſchreiend, ſeine Augen ſind nach der höheren Hilfe gewandt. Der Mund iſt voll von Wehmut, und die geſenkte Unterlippe ſchwer von derſelben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber iſt dieſelbe mit Schmerz vermiſcht, welcher mit einer Regung von Unmut, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Naſe hinauftritt, dieſelbe ſchwülſtig macht und ſich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüſtern offenbaret. Unter der Stirn iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand wie in einem Punkte vereiniget, mit großer Weisheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibet, ſo drücket das Sträuben wider denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, ſo daß dasſelbe durch das übergetretene Fleiſch beinahe ganz gedeckt wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er ausgewickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſuchet: da, wohin der größte Schmerz geleget iſt, zeiget ſich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wütenden Biſſe ihr Gift ausgießet, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint, und dieſer Teil des Körpers kann ein Wunder der Kunſt genannt werden. Seine Beine wollen ſich erheben, um ſeinem Uebel zu entrinnen; kein Teil iſt in Ruhe: ja die Meißelſtreiche ſelbſt helfen zur Bedeutung einer erſtarrten Haut.

(Joh. Joachim Winckelmann, „Geſchichte der Kunſt des Altertums".)

Laokoon,

oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.

Von Gotthold Ephraim Leſſing (1729—81).

(XIII.) Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von ſeiner Ilias und Odyſſee nichts übrig hätten als eine ähnliche Folge von Gemälden: würden wir wohl aus dieſen Gemälden, — ſie ſollen von der Hand des vollkommenſten Meiſters ſein, — ich will nicht ſagen, von dem ganzen Dichter, ſondern bloß von ſeinem maleriſchen Talente, uns den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben?

Man mache einen Verſuch mit dem erſten, dem beſten Stücke. Es ſei das Gemälde der Peſt. Was erblicken wir auf der Fläche des Künſtlers? Tote Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Geſtorbenen beſchäftiget, den erzürnten Gott auf einer Wolke, ſeine Pfeile abdrückend. Der größte Reichtum dieſes Gemäldes iſt Armut des Dichters. Denn ſollte man den Homer aus dieſem Gemälde wieder herſtellen: was könnte man ihn ſagen laſſen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und ſchoß ſeine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen ſtarben und ihre Leichname wurden verbrannt.“

Nun leſe man den Homer ſelbſt:

Und von den Höhen des Olympos enteilet' er, zürnendes Herzens,
Er auf der Schulter den Bogen und wohlverſchloſſenen Köcher.
Laut erſchollen die Pfeil' an der Schulter des zürnenden Gottes,
Als er einher ſich ſchwang; er wandelte, düſterer Nacht gleich;
Setzte ſich drauf von den Schiffen entfernt, und ſchnellte den Pfeil ab;
Grauenvoll aber erklang das Getön des ſilbernen Bogens.
Nur Maultier' erlegt' er zuerſt und hurtige Hunde:
Doch nun gegen ſie ſelbſt das herbe Geſchoß hinwendend,
Traf er; und raſtlos brannten die Totenfeuer in Menge.

(Ilias I., 44—52.)

So weit das Leben über das Gemälde iſt, ſo weit iſt der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt, mit Bogen und Köcher, ſteiget Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich ſehe ihn nicht allein herabſteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er gehet einher gleich der Nacht. Nun ſitzt er den Schiffen gegenüber, und ſchnellet — fürchterlich erklinget der ſilberne Bogen — den erſten Pfeil auf die Maultiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigeren Pfeile die Menſchen ſelbſt; und überall lodern unaufhörlich Holzſtöße mit Leichnamen. — Es iſt unmöglich, die muſikaliſche Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören laſſen, in eine andere Sprache überzutragen. Es iſt ebenſo unmöglich, ſie aus dem materiellen Gemälde zu vermuten, ob ſie ſchon nur der allerkleinſte Vorzug iſt, den das poetiſche Gemälde vor ſelbigem hat. Der Hauptvorzug iſt dieſer, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeiget, durch eine ganze Gallerie von Gemälden führet.

Aber vielleicht iſt die Peſt kein vorteilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier iſt ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die ratpflegenden trinkenden Götter. Ein goldener offener Palaſt, willkürliche Gruppen der ſchönſten und verehrungswürdigſten Geſtalten, den Pokal in der Hand, von Hebe, der ewigen Jugend, bedienet. Welche Architektur, welche Maſſen von Licht und Schatten, welche Kontraſte, welche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes? Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wann mich der Maler ſo bezaubert, wie viel mehr wird es der Dichter thun! Ich ſchlage ihn auf, und — ich finde mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterſchrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die ſelbſt kein Gemälde ſind.

Aber die Götter um Zeus ratſchlageten all' in Verſammlung,
Sitzend auf goldener Flur; ſie durchging die treffliche Hebe,
Nektar umher einſchenkend; und jen' aus goldenen Bechern
Tranken ſich zu einander und ſchaueten nieder auf Troja.

(Ilias, IV., 1—4.)

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht ſchlechter geſagt haben; und Homer bleibt hier ebenſo weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus[1] in dem ganzen vierten Buche der Ilias ſonſt kein einziges Gemälde, als nur eben in dieſen vier Zeilen. So ſehr ſich, ſagt er, das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abſtechender Charaktere und durch die Kunſt ausnimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung ſetzen will, zeigt: ſo iſt es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu ſetzen können: ſo reich es auch ſonſt an dem iſt, was man poetiſche Gemälde nennet. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche ſo häufige und ſo vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo iſt ein ausgeführteres, täuſchenderes Gemälde, als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenſtillſtand bricht, und ſeinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das, von dem Anrücken des griechiſchen Heeres? Als das, von dem beiderſeitigen Angriffe? Als das, von der That des Ulyſſes, durch die er den Tod ſeines Leucus rächet?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der ſchönſten Gemälde des Homers keine Gemälde für den Artiſten geben? Daß der Artiſt Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er ſelbſt keine hat? Daß die, welche er hat und der Artiſt gebrauchen kann, nur ſehr armſelige Gemälde ſein würden, wenn ſie nichts mehr zeigten, als der Artiſt zeigt? Was ſonſt, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des Homer Stoff geben, wann ihrer auch noch ſo viele, wann ſie auch noch ſo vortrefflich wären, ſich dennoch auf das maleriſche Talent des Dichters nichts ſchließen läßt.

(XIV.) Iſt dem aber ſo, und kann ein Gedicht ſehr ergiebig für den Maler, dennoch aber ſelbſt nicht maleriſch, hinwiederum ein anderes ſehr maleriſch und dennoch nicht ergiebig für den Maler ſein: ſo iſt es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probierſteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die ſie dem Artiſten darbieten, beſtimmen wollen.

Fern ſei es, dieſem Einfalle, auch nur durch unſer Stillſchweigen, das Anſehen einer Regel gewinnen zu laſſen. Milton würde als das erſte unſchuldige Opfer derſelben fallen. Denn es ſcheint wirklich, daß das verächtliche Urteil, welches Caylus über ihn ſpricht, nicht ſowohl Nationalgeſchmack, als eine Folge ſeiner vermeinten Regel geweſen. Der Verluſt des Geſichts, ſagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit ſein, die Milton mit dem Homer hat. Freilich kann Milton keine Gallerien füllen. Aber müßte, ſolange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desſelben auch die Sphäre meines inneren Auges ſein, ſo würde ich, um von dieſer Einſchränkung frei zu werden, einen großen Wert auf den Verluſt des erſteren legen.

Das verlorene Paradies iſt darum nicht weniger die erſte Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeſchichte Chriſti deswegen ein Poem iſt, weil man kaum den Kopf einer Nadel in ſie ſetzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artiſten beſchäftigt hätte. Die Evangeliſten erzählen das Faktum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artiſt nutzet die mannigfaltigen Teile desſelben, ohne daß ſie ihrerſeits den geringſten Funken von maleriſchem Genie dabei gezeigt haben. Es giebt malbare und unmalbare Fakta, und der Geſchichtſchreiber kann die malbarſten ebenſo unmaleriſch erzählen, als der Dichter die unmalbarſten maleriſch darzuſtellen vermögend iſt.

Man läßt ſich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetiſches Gemälde iſt nicht notwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln iſt; ſondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter ſeinen Gegenſtand ſo ſinnlich macht, daß wir uns dieſes Gegenſtandes deutlicher bewußt werden, als ſeiner Worte, heißt maleriſch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illuſion näher bringt, deſſen das materielle Gemälde beſonders fähig iſt, der ſich von dem materiellen Gemälde am erſten und leichteſten abſtrahieren laſſen.[1]

(XV.) Nun kann der Dichter zu dieſem Grade der Illuſion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorſtellungen anderer als ſichtbare Gegenſtände erheben. Folglich müſſen notwendig dem Artiſten ganze Klaſſen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilienstag iſt voller muſikaliſcher Gemälde, die den Pinſel müßig laſſen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernet, als daß die Farben keine Töne und die Ohren keine Augen ſind.

Ich will bei den Gemälden bloß ſichtbarer Gegenſtände ſtehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein ſind. Woran liegt es, daß manche poetiſche Gemälde von dieſer Art, für den Maler unbrauchbar ſind, und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Teil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: Das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias iſt eines von den ausgeführteſten, täuſchendſten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles iſt jeder Augenblick gemalt, und alle dieſe Augenblicke ſind ſo nahe und doch ſo unterſchieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus dieſem Gemälde allein lernen könnte. Pandarus zieht ſeinen Bogen hervor, legt die Sehne an, öffnet den Köcher, wählt einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, ſetzt den Pfeil an die Sehne, ziehet die Sehne mit ſamt dem Pfeile unten an dem

---

1) Anne Claude, Graf v. Caylus (ſpr.: Kälühs), 1692—1765, ein franzöſiſcher Altertumsforſcher

[1] Was wir poetiſche Gemälde nennen, nannten die Alten Phantaſien, wie man ſich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illuſion, das Täuſchende dieſer Gemälde heißen, hieß bei ihnen die Enargie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet, geſagt: die poetiſchen Phantaſien wären, wegen ihrer Enargie, Träume der Wachenden. Ich wünſchte ſehr, die neueren Lehrbücher der Dichtkunſt hätten ſich dieſer Benennungen bedienen, und des Wortes Gemälde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erſpart haben, deren vornehmſter Grund die Uebereinſtimmung eines willkürlichen Namens iſt. Poetiſche Phantaſien würde kein Menſch ſo leicht den Schranken eines materiellen Gemäldes unterworfen haben; aber ſobald man die Phantaſien poetiſche Gemälde nannte, ſo war der Grund zur Verführung gelegt.

Einſchnitte zurück, die Sehne nähert ſich der Bruſt, die eiſerne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große gerundete Bogen ſchlägt tönend auseinander, die Sehne ſchwirret, ab ſprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach ſeinem Ziele.

> Schnell entblößt' er den Bogen,
> Den nun ſtemmt' er geſchickt, nachdem er ihn ſpannt', auf die Erde
> Angelehnt;
> Jetzo des Köchers Deckel eröffnet' er, wählte den Pfeil dann,
> Ungeſchnellt und gefiedert, den Urquell dunkeler Qualen.
> Eilend ordnet er nun das herbe Geſchoß auf der Sehne;
> Und dann zog er die Kerbe zugleich, und die Nerve des Rindes,
> Daß die Sehne der Bruſt annaht' und das Eiſen dem Bogen.
> Als er nunmehr kreisförmig den mächtigen Bogen gekrümmet,
> Schwirrte das Horn, und tönte die Sehn', und ſprang das Geſchoß hin,
> Scharfgeſpitzt, in den Haufen hineinzufliegen verlangend. (Ilias IV., 103—136)

Ueberſehen kann Caylus dieſes vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er alſo darin, warum er es für unfähig achtete, ſeinen Artiſten zu beſchäftigen? Und was war es, warum ihm die Verſammlung der ratpflegenden zechenden Götter zu dieſer Abſicht tauglicher dünkte? Hier ſowohl als dort ſind ſichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr, als ſichtbare Vorwürfe, um ſeine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieſer ſein. Obſchon beide Vorwürfe, als ſichtbar, der eigentlichen Malerei gleich fähig ſind: ſo findet ſich doch dieſer weſentliche Unterſchied unter ihnen, daß jener eine ſichtbare fortſchreitende Handlung iſt, deren verſchiedene Teile ſich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieſer hingegen eine ſichtbare ſtehende Handlung, deren verſchiedene Teile ſich nebeneinander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die ſie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entſagen muß: ſo können fortſchreitende Handlungen, als fortſchreitend, unter ihre Gegenſtände nicht gehören, ſondern ſie muß ſich mit Handlungen nebeneinander, oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuten laſſen, begnügen. Die Poeſie hingegen — —

(XVI.) Doch ich will verſuchen, die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten.

Ich ſchließe ſo. Wenn es wahr iſt, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebrauchet, als die Poeſie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulierte Töne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müſſen: ſo können nebeneinander geordnete Zeichen, auch nur Gegenſtände, die nebeneinander, oder deren Teile nebeneinander exiſtieren, aufeinanderfolgende Zeichen aber, auch nur Gegenſtände ausdrücken, die aufeinander, oder deren Teile aufeinanderfolgen.

Gegenſtände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander exiſtieren, heißen Körper. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften die eigentlichen Gegenſtände der Malerei.

Gegenſtände, die aufeinander, oder deren Teile aufeinanderfolgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.

Doch alle Körper exiſtieren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen und in anderer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden und kann die Urſache einer folgenden, und ſonach gleichſam das Zentrum einer Handlung ſein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweiſe durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müſſen gewiſſen Weſen anhängen. Inſofern nun dieſe Weſen Körper ſind, oder als Körper betrachtet werden, ſchildert die Poeſie auch Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexiſtierenden Kompoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnanteſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird.

Ebenſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das ſinnlichſte Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher ſie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der maleriſchen Beiwörter und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände.

Ich würde in dieſe trockene Schlußkette weniger Vertrauen ſetzen, wenn ich ſie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen beſtätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer ſelbſt wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus dieſen Grundſätzen läßt ſich die große Manier des Griechen beſtimmen und erklären, ſowie der entgegengeſetzten Manier ſo vieler neueren Dichter ihr Recht erteilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem ſie notwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malet er nur durch ihren Anteil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Maler, da, wo Homer malet, wenig oder nichts für ſich zu thun ſieht, und daß ſeine Ernte nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchöner Körper, in ſchönen Stellungen, in einem der Kunſt vorteilhaften Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig malen, als er will?

Für ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter läßt er ſich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, ſechs beſondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer je beſondere Umſtände, unſeren Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenſtand länger zu heften: ſo wird dem ohngeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinſel folgen könnte; ſondern er weiß durch unzählige Kunſtgriffe dieſen einzelnen Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheint und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entſtehen ſehen.

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſeren Augen ſeine völlige Kleidung Stück für Stück umthun; das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die ſchönen Halbſtiefeln, den Degen; und ſo iſt er fertig und ergreift das Szepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malet: ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franſe gemalt haben, und nur von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen.

> — — — — — — — — und zog das weiche Gewand an,
> Sauber und neugewirkt, und warf den Mantel darüber;
> Unter die glänzenden Füß' auch band er ſich ſtattliche Sohlen;
> Hängt ſodann um die Schultern das Schwert voll ſilberner Buckeln;
> Nahm auch den Königsſtab, den ererbeten, ewiger Dauer.
> (Ilias, II, 42—46.)

Und wenn wir von dieſem Szepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Szepter heißt, ſowie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß das mit goldenen Stiften beſchlagene Szepter iſt, wenn wir von dieſem wichtigen Szepter ein vollſtändigeres genaueres Bild haben ſollen: was thut ſodann Homer? Malt er uns, außer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geſchnitzten Knopf? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geſchichte des Szepters: erſt iſt es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun iſt es der Kommandoſtab des kriegeriſchen Pelops; nun der Hirtenſtab des friedlichen Atreus ꝛc.

> — — — — — Da erhub ſich der Held Agamemnon,
> Haltend den Königsſtab, den mit Kunſt Hefäſtos gebildet.
> Dieſen gab Hefäſtos dem waltenden Zeus Kronion;
> Hierauf gab ihn Zeus dem beſtellenden Argoswürger;
> Hermes gab ihn, der Herrſcher, dem Roſſebändiger Pelops!
> Wieder gab ihn Pelops dem völkerweidenden Atreus;
> Dann ließ Atreus ihn ſterbend dem lämmerreichen Thyeſtes;
> Aber ihn ließ Thyeſtes dem Held Agamemnon zum Erbteil,
> Viel Eilande damit und Argos Reich zu beherrſchen.
> (Ilias II., 100—109.)

So kenne ich endlich dieſes Szepter beſſer, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen dergleichen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun iſt, wird er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Gegenſtandes verſtreuen, um die Teile desſelben, die wir in der Natur nebeneinander ſehen, in ſeinem Gemälde ebenſo natürlich aufeinanderfolgen, und mit dem Fluße der Rede gleichſam Schritt halten zu laſſen. Z. B. Er will uns den Bogen des Pandarus malen, einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliert und an beiden Spitzen mit Goldblech beſchlagen. Was thut er? Zählt er uns alle dieſe Eigenſchaften ſo trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen ſolchen Bogen angeben, vorſchreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus deſſen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felſen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen beſtimmte er ſie zu einem Bogen; ſie kommen in die Arbeit, der Künſtler verbindet ſie, poliert ſie, beſchlägt ſie. Und ſo, wie geſagt, ſehen wir bei dem Dichter entſtehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entſtanden ſehen können.

> — — — — — — — — geſchnitzt von des üppigen Steinbocks
> Schönem Gehörn, dem er ſelber die Bruſt von unten getroffen,
> Als er dem Felſen entſprang; am gewähleten Ort ihn erwartend,
> Zielt' und durchſchoß er die Bruſt, daß rücklings am Fels er hinabſank.
> Sechzehn handbreit ragten empor am Haupte die Hörner.
> Solche ſchnitzt' und verband der hornarbeitende Künſtler,
> Glättete alles genau, und beſchlug's mit goldener Krümmung.
> (Ilias IV, 105—111.)

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieſer Art ausſchreiben wollte. Sie werden jedem, der ſeinen Homer inne hat, in Menge beifallen.

Rafael von Urbino (1483—1520), Maler und Baumeiſter.

Von Giorgio Vaſari (1512—74).

Vaſari Giorgio, geb. 1511 oder 12 in Arrezo, † 1574 in Florenz, wirkte als Baumeiſter (Uffizien, Sakriſtei der Kirche Madonna dell Umiltà, Inneres des Palazzo Vecchio in Florenz ꝛc.), Maler (Altarbilder und Fresken) und vorzüglich als Lebensbeſchreiber von Künſtlern. In letzterer Beziehung hat er ſich durch ſein Werk „Leben der vorzüglichſten Baumeiſter, Maler und Bildhauer von Cimabur bis auf unſere Zeit" beſonderes Verdienſt um die Kunſtgeſchichte erworben. Demſelben ſind auch die nachſtehenden Zeilen über Rafaels Leben entnommen.

[Kindheit]. Rafael wurde am Charfreitag des Jahres 1483 um 3 Uhr des Nachts zu Urbino, einer bekannten Stadt Italiens, geboren; der Vater war Giovanni de Santi, ein nicht beſonders ausgezeichneter Maler, jedoch ein Mann von geſundem Verſtande und geeignet, dem Söhnlein den richtigen Weg zu zeigen, welcher ihm ſelbſt durch ſein böſes Glück in der Jugend nicht gezeigt worden war. Giovanni verſtand, wie wichtig es ſei, daß die Kinder nicht mit der Milch von Ammen, ſondern von ihren Müttern aufgezogen würden. Als ihm Rafael geboren wurde — zum guten Vorzeichen gab er ihm bei der Taufe dieſen Namen — und er nicht andere Kinder hatte, wie auch ſpäter nicht, wollte er, daß die Mutter ſelbſt ihn ernähre und daß er in den Jahren des zarteren Alters im Hauſe die väterliche Sitte annehme, als in den Häuſern von Bauern und gemeinen Leuten weniger artige oder rohe Sitten und Anſchauungen. Als er aufwuchs, fing er an, ihn in der Malerei zu üben, da er an ihm für dieſe Kunſt viele Neigung und ſehr ſchöne Anlage ſah. Daher vergingen nicht viele Jahre, daß Rafael noch als Kind dem Giovanni von großer Hilfe bei den Arbeiten war, welche er im Staate von Urbino ausführte.

[Lehrzeit.] Zuletzt erkannte dieſer gute und liebevolle Vater, daß das Söhnchen nur wenig von ihm lernen könne, und er entſchloß ſich, ihn zu Pietro Perugino[1] in die Lehre zu thun, welcher, wie es hieß, zu dieſer Zeit unter den Malern den erſten Platz einnahm. Er begab ſich daher nach Perugia, und da er dieſen nicht antraf, machte er ſich daran, in San Francesco einige Wochen zu arbeiten, um bequemer warten zu können. Nachdem Pietro von Rom zurückgekehrt war, ſchloß Giovanni, der ein wohlgeſitteter und edler Menſch war, mit ihm Freundſchaft. Als es ihm Zeit ſchien, ſagte er ihm in ſo höflicher Weiſe, als er wußte, ſein Verlangen; und Pietro, der ſehr gefällig und ein Freund guter Anlagen war, nahm den Rafael an. Ganz zufrieden kehrte nun Giovanni nach Urbino zurück, nahm den Sohn, nicht ohne viele Thränen der Mutter, welche ihn zärtlich liebte, hinweg und führte ihn nach Perugia, wo Pietro, ſobald er Rafaels Weiſe zu zeichnen und ſeine ſchöne Art und Sitte erkannt hatte, das Urteil über ihn ausſprach, das die Zeit in der That durch den Erfolg beſtätigte.

Es iſt allbekannt, daß Rafael, indem er Pietro's Malweiſe ſtudierte, dieſe auf das Tüpfelchen und in allen Dingen nachahmte, ſo daß ſeine Bilder von den Originalen des Lehrers, und ſeine Arbeiten von denen des Pietro nicht mit Sicherheit unterſchieden werden konnten. Deutlich zeigen dies einige Figuren in San Francesco in Perugia, die er auf eine Tafel [auf Holz] in Oel malte [die Jungfrau Maria im Himmel von Jeſus gekrönt]. Dieſe Arbeit iſt mit äußerſter Sorgfalt ausgeführt, und wer nicht die [Kenntnis der] Malweiſe in Uebung hat, würde faſt glauben, ſie ſei von Pietros Hand; dennoch iſt ſie zweifellos von Rafael gemalt.

[Rafael in Siena 1502.] Nach Vollendung dieſer Arbeit reiſte Rafael nach Perugia, da Pietro ſich wegen einiger Geſchäfte nach Florenz wendete, und wanderte mit mehreren Freunden nach Città di Caſtello, wo er in Santo Agoſtino eine Tafel in derſelben Malweiſe und gleicherweiſe in San Domenico eine Kreuzigung, die, wenn nicht ſein Name darauf geſchrieben wäre, niemand für ein Werk Rafaels, wohl aber für eines von Pietro halten würde. In San Francesco, in derſelben Stadt, malte er auf einer kleinen Holztafel eine Verlobung Unſerer lieben Frau, an welchem Bilde man deutlich den Zuwachs des Könnens Rafae's erkennt, indem er mit Feinheit ins Zartere geht und über die Malweiſe Pietros hinauskommt. In dieſer Arbeit iſt eine Kirche mit ſolcher Liebe perſpektiviſch aufgeriſſen, daß es ein Wunder iſt, die Schwierigkeit zu ſehen, welche er bei ſolcher Uebung aufſuchte.

Während er nun im Verfolgen dieſer Malweiſe ſehr großen Ruf erlangte, wurde dem Pinturichio[2] vom Papſt Pius II. die Ausmalung der Bücherei des Domes von Siena übertragen. Da dieſer ein Freund Rafaels war und ihn als ſehr guten Zeichner kannte, führte er ihn nach Siena, wo Rafael für ihn einige Zeichnungen und Kartons zu jenem Werk entwarf. Urſache, warum er nicht weiter damit fortfuhr, war, daß während des Aufenthaltes in Siena einige Maler mit den größten Lobſprüchen den Karton feierten, welchen Lionardo da Vinci im Saale des Papſtes zu Florenz gemacht hatte, eine ſehr ſchöne Gruppe von Pferden, um ſie im Saal des Palaſtes auszuführen, und gleicherweiſe einige nackte Geſtalten, von Michelangelo im Wettbewerb gegen Lionardo noch weit beſſer gearbeitet. Rafael geriet aus Liebe zur Vollkommenheit der Kunſt, die er immer im Herzen trug, in ſolches Verlangen, daß er mit Beiſeiteſetzung dieſer Arbeit, ſeines Vorteils und ſeiner Bequemlichkeit ſich aufmachte und nach Florenz kam.

[Rafael in Florenz 1503.] Dort angelangt, gefiel ihm die Stadt nicht weniger als jene Werke, die ihm göttlich ſchienen, und er beſchloß, einige Zeit in derſelben zu wohnen. Und ſo, nachdem er Freundſchaft mit einigen jungen Malern, unter denen Ridolfo Ghirlandajo, Ariſtotele San Gallo und andere ſich befanden, geſchloſſen hatte, genoß er hohe Ehre in der Stadt und beſonders von Taddeo Taddei [einem gelehrten Edelmanne, Freund des Kardinals Pietro Bembo], der ihn immer in ſeinem Hauſe und an ſeinem Tiſche haben wollte, als ein Mann, welcher ſtets der Kunſt zugewandte Leute liebte. Rafael, in allem, was er that, liebenswürdig, machte ihm 2 Gemälde, um nicht in der Höflichkeit übertroffen zu werden. Dieſelben ſind zwar noch in der erſten Malweiſe des Pietro gehalten, zugleich aber in jener anderen viel beſſeren, welche Rafael ſpäter durch Studium erwarb, wie geſagt werden wird.

[Für Lorenzo Naſi malte Rafael eine Madonna mit dem Chriſtuskinde, dem der h. Johannes ganz fröhlich ein Vögelchen reicht.]

[Rafael in Urbino.] Nachdem dieſe Werke durchgeführt waren, ſah ſich Rafael gezwungen, von Florenz abzureiſen und nach Urbino zu gehen, da dort, nachdem ſeine Mutter und ſein Vater Giovanni geſtorben waren, all ſein Eigentum verlaſſen war.

[Hier arbeitete er für Guidobaldi von Montefeltre 3 Gemälde in ſeiner zweiten Malweiſe.]

Nach Vollendung dieſer Arbeiten und nach Ordnung ſeiner Angelegenheiten kehrte Rafael nach Perugia zurück und malte dort Bilder für die Kapelle der Anſidei in der Kirche der Serviten, für San Severo, ein kleines Kloſter der Camaldulenſer, für die Nonnen des h. Antonius von Padua.

Ich darf nicht verſchweigen, daß ſpäter, nachdem Rafael in Florenz wohnte, er ſeine Malart durch das Betrachten vieler Gemälde und zwar ſolcher von den Händen ausgezeichneter Meiſter ſo ſehr veränderte, daß ſie mit der früheren nichts mehr gemein hatte und die erſten Arbeiten von anderen und in der Malerei minder geſchickten Händen zu ſein ſchienen.

Dieſer ausgezeichnete Maler ſtudierte in Florenz die alten Arbeiten des Maſaccio[1], und was er an den Leiſtungen des Lionardo [da Vinci] und des Michelangelo ſah, ließ ihn noch mehr auf ſeine Studien achten und folglich noch mehr an außergewöhnlicher Art in der Kunſt und ſeiner Malweiſe gewinnen. Während ſeines Aufenthaltes zu Florenz ſtand Rafael mit Fra Bartolommeo di San Marco[2] auf gutem Fuße, der ihm ſehr gefiel und deſſen Kolorit er nachzuahmen ſuchte, dagegen zeigte er dem guten Mann die Regeln der Perſpektive, wecher der Ordensbruder bis dahin keine Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.

Aber während dieſe Uebungen am häufigſten waren, wurde Rafael nach Perugia zurückgerufen und beendete dort zuerſt in S. Francesco die Arbeit für Frau Atalanta Baglioni, für die er den Karton in Florenz gemacht hatte. In dieſem göttlichen Bilde iſt ein toter Chriſtus, der zur Beerdigung getragen wird. Man darf mit Wahrheit ſagen, wer den Fleiß, die Liebe, die Kunſt und die Anmut in dieſem Werke betrachtet, hat große Urſache zur Verwunderung; denn es macht jeden ſtaunen durch den Ausdruck der Köpfe, durch die Schönheit der Gewänder, im ganzen durch die äußerſte Vollendung in allen Teilen.[3] Nach Beendigung dieſer Arbeit kehrte er nach Florenz zurück.

[Nach Rom berufen.] Seine Abreiſe von dort wurde durch Bramante von Urbino[4] hervorgerufen, der im Dienſte Julius II. ſtand. Wegen ſeiner entfernten Verwandtſchaft[5] mit Rafael, und da er ein Landsmann war, ſchrieb er dieſem, daß er mit dem Papſte verhandelt habe, der einige Gemächer habe neu erbauen laſſen, in denen er ſeinen Wert [in der Kunſt] zeigen könne. Der Vorſchlag gefiel Rafael, und er begab ſich nach Rom. Dort fand er, daß ein großer Teil der Zimmer des Palaſtes ſchon gemalt war und andere von mehreren Meiſtern mit Schildereien verſehen wurden.

[Schule von Athen.] Rafael, bei ſeiner Ankunft von Papſt Julius freundlich empfangen, begann im Saale der Segnatur ein Bild, wie die Gottesgelehrten die Philoſophie und Aſtrologie mit der Theologie verbinden. Alle Weiſen der Welt ſind verſammelt, welche in verſchiedenen Stellungen miteinander Meinungen austauſchen. — Außer einer Menge von [ſcheinbaren] Kleinigkeiten, welche vollſtändig beachtet ſind, iſt die Zuſammenſtellung des ganzen Bildes von ſo großer Anordnung und ſolchem Ebenmaß, daß er erkennen ließ, er wolle vor jedem, der den Pinſel führe, ohne Widerſtreit das Feld behaupten. Auch ſchmückte er dieſe Arbeit mit einer ſchönen Perſpektive und mit Geſtalten, die in ſo großer, zarter und weicher Malweiſe ausgeführt ſind, daß Papſt Julius alle Bilder anderer Meiſter, alter wie neuer, abſchlagen ließ und Rafael allein den Vorzug vor allen erhielt, welche ſich bis zu dieſer Stunde an der Arbeit verſucht hatten.

[Rafael malte nun an die Decke die Geſtalten der Philoſophie, der Dichtkunſt, der Theologie und der Gerechtigkeit, in den Zwickeln des Gewölbes brachte er den Sündenfall, die Aſtrologie, die Strafe des Marſyas (Schindung) und das Urteil des Salomo an.]

---

[1] Pietro Perngino, eigentlich Vanucci, 1446—1524, ital. Maler.

[2] Bernardino Pinturichio, eigentlich Betti, aus Perugia, 1454—1513, ital. Maler.

[1] Tommaſo Guidi Maſaccio, 1401—28, florentiniſcher Maler.

[2] eigentlich Baccio della Porta, 1475—1517, florentiniſcher Maler.

[3] Das Gemälde gehört der Borgheſiſchen Bilderſammlung an.

[4] eigentlich Donato Lazzari, 1444—1514, ital. Maler und Baumeiſter.

[5] Nach einer anderen Quelle war Bramante kein Verwandter, ſondern nur Landsmann und Freund Rafaels.

[Parnaß.] Auf der Wand wo der Berg Parnaß und die Quelle des Helikon gemalt iſt, machte er an dieſen Berg einen ſchattenreichen Lorbeerwald, in welchem man durch das Grün gewiſſermaßen das Zittern der Blätter im leiſen Lüftchen zu erkennen glaubt, und in der Luft eine Unzahl nackter Liebesgötter von ſehr ſchönen Zügen, welche Lorbeerzweige ſammeln, Gewinde daraus machen und dieſe über den Berg hin ſtreuen und auswerfen. In dieſem ſcheint wahrhaftig ein Hauch der Gottheit zu wehen, ſowohl in der Schönheit der Geſtalten, als in der Vornehmheit der Malerei. Es macht einen aufmerkſamen Beobachter darüber ſtaunen, wie ein menſchlicher Geiſt mit unvollkommenen einfachen Farben in Verbindung mit vorzüglicher Zeichnung, die Gegenſtände der Malerei wie lebend erſcheinen laſſen kann. Für durchaus lebend hält man die Dichter, welche auf dem Berge hin und wieder zu ſehen ſind, die einen ſtehend, andere ſitzend oder ſchreibend, andere ſprechend oder ſingend oder ſcherzend, zu vier oder ſechs, je nachdem es ihm beliebte, ſie zu geſellen. Alle berühmten alten wie neueren Dichter bis auf ſeine Zeit ſind nach der Natur abgebildet, teilweiſe nach Bildſäulen, teils nach Münzen und viele nach alten Gemälden; die, welche noch am Leben waren, von ihm ſelbſt aufgenommen. — Das ganze Bild iſt mit vieler Anmut gedacht und mit Fleiß vollendet.

[Disputa.] An der nächſten Wand machte er den Himmelsraum mit Chriſtus, Unſerer lieben Frau, dem heil. Johannes dem Täufer, den Apoſteln, Evangeliſten und Blutzeugen auf Gewölken, und Gott, dem Vater, der über alle den heiligen Geiſt ausgießt, beſonders über eine unendliche Anzahl von Heiligen, welche unten die Meſſe ſchreiben und über die auf dem Altare ſtehende Hoſtie ſich beſprechen. Die Heiligen ſind in der Luft und in einem Kreiſe ſitzend abgebildet, erſcheinen durch die Farben wie lebend und ſind derart verkürzt, daß ſie nicht anders als wie runde Geſtalten erſcheinen; ſie ſind verſchieden gekleidet, mit wunderbarem Faltenwurfe. Die Mienen der Köpfe ſind mehr göttlich als menſchlich, wie man es an dem Haupte Chriſti ſieht, das alle die Milde und Barmherzigkeit zeigt, in wieferne überhaupt die Gottheit durch ein Gemälde dargeſtellt werden kann. Rafael beſaß von der Natur die Gabe, die Mienen ſeiner Köpfe beſonders weich und anmutig zu geſtalten, wovon das Bild Unſerer Frau Zeugnis giebt, welche, die Hände über die Bruſt gefaltet, den Sohn beobachtet und betrachtet, daß es offenbar iſt, er könne ihr keine Gnade verſagen. Zugleich beobachtete er eine gewiſſe edle Würde, indem er in den Angeſichtern der Patriarchen das Alter, in denen der Apoſtel die Einfachheit, in denen der Blutzeugen die Glaubenstreue zur Anſchauung brachte. [An der Wand, an der das Fenſter nach dem Hofe iſt, malte er an einer Seite Juſtinian, welcher den Doktoren die Geſetze übergiebt, die ſie verbeſſern, oberhalb des Fenſters die Mäßigkeit, Stärke und Klugheit. Auf der anderen Seite bildete er den Papſt [Gregor IX.], der die kanoniſchen Dekretalen verleiht. Als dieſen Papſt zeichnete er den Papſt Julius II. nach dem Leben, neben ihm den Kardinal Johann von Medici, den ſpäteren Papſt Leo X., den Kardinal Antonio di Monte und den Kardinal Aleſſandro Farneſe, den ſpäteren Papſt Paul III., mit anderen Porträts.]

[Einfluß Michelangelo's.] Rafael hatte in Rom großen Ruf erworben, aber obgleich er eine reizende, ſehr ſchön gehaltene Malweiſe beſaß und unaufhörlich die Anticaglien [Kunſtwerke] des Altertums in dieſer Stadt ſtudierte, beſaß er doch bis dahin für ſeine Geſtalten noch nicht eine gewiſſe Größe und Majeſtät, welche er ihnen von nun an verlieh. In dieſer Zeit traf es ſich, daß Michelangelo dem Papſte in ſeiner Kapelle Lärm und Furcht verurſachte, daher gezwungen war, nach Florenz zu fliehen. Da nun Bramante den Schlüſſel zur Kapelle hatte, ließ er dem Rafael, als ſeinem Freunde, die Arbeiten des Michelangelo einſehen, damit er die Art desſelben in ſich aufnehmen könne. Dieſe Beſichtigung war Anlaß, daß Rafael in San Agoſtino in Rom den Propheten Iſaias über der heil. Anna von Sanſeverino ſchnell von neuem übermalte, obgleich er ihn ſchon vollendet hatte. Das Anſchauen von Michelangelo's Gemälde bewirkte, daß er ſeinem Werke eine bedeutendere Größe und mehr Würde gab. Agoſtino Chiſi, ein reicher ſaneſiſcher Kaufherr und ſehr großer Freund begabter Menſchen, übergab dem Rafael die Ausſchmückung einer Kapelle beim Haupteingang der Kirche Santa Maria della Pace. In dieſem Gemälde ſtellte Rafael einige Propheten und Sibyllen dar, ehe noch die Kapelle des Michelangelo aufgedeckt wurde, obgleich er dieſelbe ſchon geſehen hatte. Dieſe werden für die beſten ſeiner Arbeiten gehalten, für die ſchönſten unter ſo vielen ſchönen; denn an den dort befindlichen Frauen und Kindern ſieht man die größte Lebhaftigkeit und vollendetſte Färbung; und dieſes Werk ſchuf ihm im Leben wie nach dem Tode großartigen Ruhm, da es das ſeltenſte und ausgezeichnetſte Werk iſt, das Rafael in ſeinem Leben machte.

Auf Bitte eines Kämmerers des Papſtes Julius malte er ein Bild für den Hauptaltar von Araceli, auf welchem er Unſere Frau in der Luft ſchwebend darſtellte, darunter in einer wunderbaren Landſchaft, die Heiligen, Johannes, Franziskus und Hieronymus.

[In den Zimmern des päpſtlichen Palaſtes malte Rafael ferner das Wunder zu Bolſena — die heilige Hoſtie blutet vor den Augen des meſſeleſenden Prieſters; ferner den heil. Petrus im Kerker des Herodes; die Befreiung des Apoſtels durch einen Engel, den Gottesdienſt der Juden und Papſt Julius, der die Habgier aus dem Tempel jagt, wobei viele Porträts ſich befinden.]

Während das Glück dieſen Künſtler ſo große Wunderwerke ausführen ließ, beraubte der Neid des Geſchickes den Papſt Julius II. des Lebens [20. Febr. 1513], der ein Nährer ſolcher Kunſt und Freund von allem Guten war. Nach ihm wurde Leo X. gewählt, der dieſes Werk fortgeſetzt ſehen wollte. Rafael erhob ſich mit ſeiner Kunſtbis auf die höchſte Stufe und fand ſchrankenloſe Freigebigkeit, da er einem ſo großen Fürſten begegnete, welcher ſchon durch Ueberlieferung ſeines Hauſes der Kunſt ſehr geneigt war. Daher ließ ſich Rafael die Fortſetzung dieſer Arbeit [im päpſtlichen Palaſte] ſehr angelegen ſein. —

Fürwahr, andere Gemälde können nur Gemälde genannt werden, aber jene Rafaels lebende Dinge; denn das Fleiſch zittert, man ſieht das Atmen, die Pulſe ſchlagen in ſeinen Geſtalten und man erkennt lebendiges Leben. Daher wurden zu ſeinen Ehren viele lateiniſche und italieniſche Verſe gemacht, von denen ich nur einen bringen will, um nicht die Lebensgeſchichte länger zu machen, als ich mir vorgenommen habe:

Pingant sola alii, referantque coloribus ora,
Cæcilia os Raphael atque animum explicuit.
[Mögen andere die Züge allein malen und in Farben wiedergeben,
Cäciliens Antlitz und Geiſt hat Rafael uns entfaltet.]

[Dürer und Rafael.] Der Ruhm Rafaels wuchs immer höher und gleicherweiſe die Belohnungen, daher ließ er zu ſeinem Gedächtniſſe zu Rom im Borgo nuovo einen Palaſt bauen, welchen Bramante mit Stuck verzierte. Durch dieſe und andere Arbeiten war der Ruhm des ausgezeichneten Künſtlers bis nach Frankreich und Flandern gedrungen und Albrecht Dürer [1476—1528], ein Deutſcher und wundervoller Maler, der ſehr ſchöne Kupferſtiche verfertigte, hörte von ſeiner Trefflichkeit und gab eines ſeiner Werke [gewiſſermaßen] als Huldigung an Rafael. Es war ein Kopf, ſein eigenes Bildnis, von ihm ſelbſt mit Waſſerfarben auf Byſſus [ſehr feine Leinwand] gemacht, ſo daß es auf jeder Seite ſichtbar war; die Lichter waren durchſchimmernd, ohne Anwendung von Weiß, auf der Leinwand ausgeſpart, alles übrige mit Waſſerfarben gemalt und ſchattiert. Die Arbeit erſchien dem Rafael bewundernswert; daher übermittelte er dem Albrecht viele von ſeiner Hand gezeichnete Blätter, welche demſelben ungemein wert wurden. Da Rafael geſehen hatte, wie Albrecht Dürer bei ſeinen Kupferſtichen vorging, wollte er auch zeigen, was er in dieſer Kunſt vermöge und ließ den Marco Antonio aus Bologna[1] zahlloſe Uebungen in dieſer Arbeit machen. Dieſer kam ſo ausgezeichnet vorwärts, daß er ſeine erſten Sachen drucken ließ: Das Blatt mit dem Kindermord, das Abendmahl, den Neptun, die heilige Cäcilie, die in Oel geſotten wird. Marco Antonio machte für Rafael eine Anzahl von Kupferſtichen, welche dieſer ſpäter dem Baviera, ſeinem Gehilfen gab.

Die Begünſtigung des Baviera durch Rafael war Urſache, daß ſpäter Marc Antonio und unzählige andere ſich in ſolchen Arbeiten hervorthaten, ſo daß die Kupferſtiche von geringer Zahl zu der Menge anwuchſen, die wir jetzt ſehen.

Hierauf machte Rafael nach Palermo für das Kloſter der Brüder vom Oelberg, Santa Maria dello Spaſmo genannt, ein Gemälde von einem kreuztragenden Chriſtus, das für eine wunderbare Sache gehalten wird. Dieſe Malerei war nach ihrer Vollendung, aber da ſie noch nicht an ihren Platz gebracht worden war, ſehr nahe daran, zu grunde zu gehen. Denn da ſie, um nach Palermo gebracht zu werden, mitte auf dem Meere war, ſchmetterte ein furchtbarer Sturm das Schiff, welches ſie trug, an einen Felſen, ſo daß alles ſich öffnete und Menſchen und Waren zu Grunde gingen, mit einziger Ausnahme des Gemäldes, welches in ſeiner Umhüllung vom Meere bis Genua getragen wurde, wo es aufgefiſcht und an das Land gezogen, als ein göttliches Werk erkannt und darum in Gewahrſam gegeben wurde, da es unverletzt und ohne irgend einen Makel oder Fehler erhalten war. Denn die Wut der Winde und der Wellen hatten die Schönheit eines ſolchen Werkes geachtet. Da ſich davon der Ruf verbreitete, verſuchten die Mönche, es wieder zu bekommen, und erreichten, daß es mit Hilfe des Papſtes ihnen zurückgegeben wurde, da ſie jene gut befriedigten, die es gerettet hatten. Auf's neue eingeſchifft und nach Sizilien geführt, wurde es in Palermo aufgeſtellt, wo es mehr Ruf und Wertſchätzung hat, als der Vulkan [Aetna].

Während Rafael an dieſen Werken arbeitete, welche zu machen er nicht verfehlen konnte, da er bedeutenden und ausgezeichneten Perſonen zu dienen hatte, überdies auch um ſeines eigenen Vorteils willen nicht abſagen wollte, hörte er nicht auf, die Reihenfolge [in der Ausmalung] der Zimmer und Säle des Papſtes, die er begonnen hatte, fortzuſetzen. Er hielt in denſelben fortwährend Leute, welche nach ſeinen Zeichnungen die Arbeit fortſetzten. Indem er fortwährend jede Sache nachſah, ergänzte er dieſelbe durch jede beſſere Hilfe, welche er nur bei einer ſo gewichtigen Sache anwenden konnte. [Das 1. Bild ſtellt einen Brand im Borgo Vecchio zu Rom dar, der durch des

---

[1] Marco Antonio, meiſt Marcontonio genannt, hieß eigentlich Raimondi, 1488 zu Bologna geb., war von Fach Goldſchmied, widmete ſich ſpäter dem Kupferſtiche.

Papſtes Leo IV. Segen gedämpft wird; das 2. die Bekämpfung von einer türkiſchen Flotte im Hafen von Oſtia und Einbringung gefangener Mohamedaner vor Papſt Leo IV.; das 3. die Krönung Karls des Großen durch Leo III., wobei Karl die Züge des franzöſiſchen Königs Franz I., Leo III. die Leo's X. trägt; das letzte den Schwur Leo's III., durch welchen er vor Karl dem Großen ſeine Unſchuld erweiſt.] Die Decke des Zimmers war von Rafaels Lehrmeiſter, Pietro Perugino, gemalt; Rafael wollte ſie daher des Andenkens und Liebe wegen die er zu ihm trug, nicht verwüſten.

Die Größe dieſes Mannes war derart, daß er durch ganz Italien, zu Pozzuoli und bis nach Griechenland Zeichner unterhielt; er ließ nicht nach, ſich alles zu verſchaffen, was dieſer Kunſt zum Nutzen dienen konnte.

Er zeichnete die Architektur zur Villa des Papſtes [ſpäter „Villa Madama" genannt, auf dem Monte Mario, von Giulio Romano nach eigenen Plänen ausgeführt], zu mehreren Häuſern im Borgo, und vorzüglich zu dem ſehr ſchönen Palaſte des Meſſer Giovan Batiſta dall' Aquila.

[Es folgt nun die Schilderung des Gemäldes der Madonna mit den Heiligen Sixtus und Barbara, jetzt in Dresden, des Erzengels Michael, der den Teufel bekämpft, einiger Porträts, der Freskogemälde im Palaſte Chigi 2c.]

Rafael war zu ſolcher Höhe des Ruhmes gelangt, daß Leo X. anordnete, er ſolle den großen Saal anfangen, in dem die Siege Konſtantins dargeſtellt ſind, worauf er das Werk begann. Gleicherweiſe kam dem Papſte das Verlangen, ſehr reich gewirkte Tapeten von Gold und Seide machen zu laſſen, wozu Rafael mit eigener Hand farbige Kartons in der wirklichen Geſtalt und Größe vollendete. Dieſe wurden nach Flandern zum Weben geſchickt und die fertigen Gewebe kamen nach Rom. Das Werk war ſo erſtaunenswert durchgeführt, daß es Verwunderung erregte, zu ſehen und zu denken, wie es möglich war die Haare ſo zu weben und mit dem Faden dem Fleiſche Weichheit zu geben: eine Arbeit, mehr einem Wunderwerke als einem menſchlichen Kunſtwerke gleich, da in demſelben Gewäſſer, Tiere, Wohnſtätten u. dgl. ſo gut gemacht ſind, daß ſie nicht gewebt, ſondern in Wahrheit mit dem Pinſel gemacht ſchienen[1].

[Rafaels nächſte Schöpfungen waren ein heiliger Johannes und ſein letztes Werk, eine Verklärung Chriſti auf dem Berge Tabor; es befindet ſich in Paris.]

[Bildungsgang.] Nachdem ich über die Werke dieſes ausgezeichnetſten Künſtlers berichtet habe, ſoll es mir nicht als Mühe erſcheinen, zum Frommen unſerer Künſtler etwas über die Malweiſe Rafaels zu ſagen, bevor ich dazu komme, andere Einzelheiten über ſein Leben und ſeinen Tod zu ſagen. Er hatte in ſeinen Anfängen die Malweiſe des Pietro Perugino, ſeines Lehrers, nachgeahmt und vermeinte, genug gethan zu haben; als er jedoch in höheres Alter kam, erkannte er, daß er von der Wahrheit allzu weit entfernt ſei. Da er die Arbeiten des Lionardo da Vinci ſah, der im Ausdrucke der Köpfe, wie der männlichen, ſo der weiblichen, keinen ebenbürtigen hatte, blieb er ganz ſtarr und verwundert und machte ſich daran, die Malweiſe des Lionardo zu ſtudieren, indem er an ihr mehr Gefallen fand, als an irgend einer ſonſt, die er je geſehen hatte; indem er, zwar mit großer Mühe nach und nach, die Malweiſe des Pietro verließ, ſuchte er, ſo viel er konnte, die des Lionardo nachzuahmen. Aber trotz des angewendeten Fleißes und Studiums, konnte er doch in einigen Schwierigkeiten den Lionardo nicht überholen und obwohl es vielen ſcheint, er habe denſelben in der Zartheit und einer gewiſſen natürlichen Leichtigkeit übertroffen, war er ihm in der kraftvollen Grundlage der Entwürfe und der Großartigkeit des Könnens [bei der Ausführung] nicht gleich gekommen, worin wenige dem Lionardo gleichſtehen. Aber mehr als irgend ein anderer Maler hat ſich ihm Rafael doch genähert und zwar vorzüglich in der Lieblichkeit der Farben. Sehr ſtarke Behinderung und Mühe verurſachte dem Rafael die Malweiſe, die er als Jüngling von Pietro angenommen hatte (und mit Leichtigkeit annahm), da ſie kleinlich, trocken und von mangelhafter Zeichnung war. Da er ſie nicht vergeſſen konnte, war dies Urſache, daß er nur mit großer Schwierigkeit die Schönheit nackter Figuren und die Art ſchwieriger Verkürzungen an dem von Michelangelo für den Ratsſaal von Florenz verfertigten Karton lernte. Ein anderer, der den Mut verloren hätte, in dem Glauben, er habe bis dahin ſeine Zeit weggeworfen, würde niemals, auch wenn er die ſchönſten Anlagen gehabt hätte, vollbracht haben, was Rafael zuſtande brachte, der die Malweiſe Pietros von ſich warf, um die in allen Teilen ſo ſchwierige des Michelangelo ſich anzueignen und ſo von einem Meiſter gewiſſermaßen von neuem ein Schüler zu werden. Er zwang ſich, da er ſchon ein Mann war, mit unglaublichem Eifer in wenigen Monaten zu vollbringen, was Geſchäft eines zarten Alters, das jede Sache leichter lernt, wäre, und eines Zeitraums vieler Jahre bedürfte. Und in Wahrheit, wer nicht frühzeitig gute Grundlagen und die Malweiſe lernt, der er folgen will, und nach und nach durch die Erfahrung die Schwierigkeiten der Kunſt ſich erleichtert, indem er ſich bemüht, das einzelne zu verſtehen und in Anwendung zu bringen, der wird wohl niemals vollkommen werden; wird er es dennoch, ſo wird es mit vieler Zeit und bedeutend größerer Mühe geſchehen.

Als Rafael ſich entſchloß, ſeine Malweiſe zu ändern und zu verbeſſern, hatte er noch keine Arbeit mit unbekleideten Körpern mit dem dafür notwendigen Studium ausgeführt, ſondern ſolche einzig in der Weiſe gezeichnet, wie er ſie von ſeinem Lehrer Pietro hatte ausführen geſehen, indem er mit der ihm von der Natur verliehenen Anmut nachhalf. Von da an ging er daran, nackte Geſtalten zu ſtudieren und die Muskeln aufzufinden, ſowohl an toten und abgehäuteten, als an lebenden Menſchen, bei denen ſie aber durch die Hautdecke nicht ſo beſtimmt zu Tage treten, wie bei abgezogener Haut. Hiedurch ſah er, in welcher Weiſe man ſie fleiſchig und weich an ihren Lagern machen und wie man durch Wenden der Anſichten mit Anmut gewiſſe Verdrehungen geben könne und gleicherweiſe die Wirkungen beim Anſchwellen, Senken oder Erheben einzelner Glieder oder der ganzen Perſon und überdies die Verkettungen der Knochen, der Nerven und der Blutgefäße und bildete ſich in allen Teilen ſo vorzüglich aus, wie es von einem trefflichen Maler gefordert wird. Nichtsdeſtoweniger erkannte er, daß er in dieſer Sache die Vollkommenheit des Michelangelo nicht erreichen könne, aber als Mann von ſehr richtigem Urteil zog er auch in betracht, daß die Malerei nicht einzig und allein in der Darſtellung nackter Geſtalten beſtehe, ſondern daß ſie ein weites Feld habe und daß unter die vollendeten Maler diejenigen gezählt werden können, welche geſchichtliche Stoffe und ihre eigenen Phantaſiegebilde gut und mit Leichtigkeit auszudrücken verſtehen und welche die Anordnung des Stoffes durch ein Zuviel nicht verwirren, noch mit zu wenig zu machen wiſſen, ſondern mit ſchöner Erfindung und Gliederung zuſammenſtellen; denn auch dieſe würden als tüchtige und einſichtsvolle Künſtler geprieſen. Dazu kommt, wie Rafael ganz richtig dachte, die Bereicherung mittels abwechſelnder und ungewöhnlicher Perſpektive, Häuſer, Landſchaften, das Anmutige in der Bekleidung der Geſtalten, die Darſtellung derſelben, in der Art, daß ſie ſich bisweilen ins Dunkle verlieren, bisweilen ins volle Licht kommen, eine lebendige und ſchöne Bildung der Köpfe von Frauen, Kindern, jungen und alten Leuten und die Art, ihnen je nach dem Bedürfnis Bewegung und Kühnheit zu verleihen. Er beachtete, wie wichtig bei Schlachtſzenen die Flucht der Pferde, die kühne Stellung der Krieger ſei, wie man verſtehen müſſe, alle Arten von Tieren darzuſtellen und die Menſchen ſo ähnlich nachzubilden, daß man ſie lebend und in Wirklichkeit zu ſehen glaube. Dazu kommen zahlloſe Dinge, wie Bekleidungen aus Stoffen, Fußbekleidungen, Helme, Waffen, Kopfputz der Frauen, Haare, Bärte, Gefäße, Bäume, Grotten, Felſen, Feuer, trübe und klare Luft, Wolken, Regen, Blitze, Nacht, Mondſchein, Sonnenlicht und eine Menge andere Dinge, welche die Kunſt der Malerei notwendig mit ſich bringt. Indem Rafael dieſe Dinge in betracht zog, entſchloß er ſich, da er den Michelangelo nicht darin erreichen konnte, worin er ihm nachgeſtrebt hatte [im Studium des menſchlichen Körpers], ihm in dieſer andern Art der Kunſt gleichkommen oder ihn übertreffen zu wollen. So gab er es auf, deſſen Malweiſe nachzuahmen, um nicht Zeit zu verlieren, ſondern ſein Beſtes in allen den anderen Dingen zu thun, welche ſoeben aufgezählt worden ſind.

Wenn viele Künſtler unſeres Zeitalters [16. Jahrhundert] eben ſo gethan hätten, die einzig das Studium der Werke Michelangelo's verfolgten, ihn weder nachzuahmen, noch ſich zu ſeiner Vollkommenheit aufzuſchwingen vermochten, ſo hätten ſie ſich nicht vergeblich abgemüht, und nicht eine ſehr harte Malweiſe, erfüllt mit Schwierigkeit, ohne Reiz, ohne Farbenwirkung, und arm an Erfindung hervorgebracht; da ſie doch durch das Streben nach allgemeiner Durchbildung ſich und der Welt von Nutzen geweſen wären. Nachdem Rafael dieſen Entſchluß gefaßt und erkannt hatte, daß Fra Bartolomeo di San Marco eine gute Malweiſe, eine gut begründete Zeichnung und eine gefällige Farbengebung hatte, obwohl er zuweilen zu viel Dunkel anwendete, um die Sache mehr hervortreten zu laſſen: entnahm er von ihm nach ſeinem Bedürfnis und Gefallen, d. h. einen Mittelweg in der Zeichnung wie in der Farbengebung einzuſchlagen, und indem er damit einige andere Kunſtarten vereinigte, welche er aus den beſſeren Werken anderer Meiſter ausgewählt hatte, bildete er aus vielen eine einzige Malweiſe, die ſpäter immer für ſeine eigene gehalten und von den Künſtlern jederzeit außerordentlich hoch gehalten wurde. Dieſe kann am vollkommenſten an den Sibyllen und Propheten der Gemälde geſehen werden, welche er in der Kirche della Pace gemacht hatte, bei deren Durchführung ihm von großem Nutzen war, daß er früher in der päpſtlichen Kapelle die Werke des Michelangelo geſehen hatte. Wäre Rafael bei dieſer ſeiner Malweiſe feſt verblieben und hätte nicht verſucht, ſie zu vergrößern und zu verändern, um zu zeigen, er verſtehe nackte Figuren ebenſo gut als Michelangelo, ſo würde er nicht einen Teil des erworbenen guten Rufes verloren haben; denn die nackten Geſtalten, welche er in dem Zimmer des Turmes Borgia malte, wo der Brand des Borgo nuovo dargeſtellt iſt, ſind, obwohl gut, doch nicht in jeder Hinſicht ausgezeichnet; gleicherweiſe befriedigen auch nicht jene, welche in ähnlicher Art von ihm an der Decke des Palaſtes von Agoſtino Chigi in Trastevere gemacht wurden; denn es mangelt ihnen die Grazie und Weichheit, welche Rafael eigentümlich iſt; zu großem Teile iſt allerdings daran ſchuld, daß ſie nach ſeiner Zeichnung von anderen [Künſtlern] gemalt ſind. Als einſichtsvoller Mann kam Rafael von ſeinem Irrtum zurück und wollte das Gemälde der Verklärung Chriſti für San Pietro a Montorio für ſich allein und ohne Hilfe anderer malen, an dem ſich daher alles findet, was von einem guten Gemälde gefordert werden kann. Und wenn er bei dieſem Werke nicht, gleichſam aus Eigenſinn, Lampenruß, wie ihn die Drucker gebrauchen, angewendet hätte — der von Natur aus mit der Zeit immer dunkler wird und den anderen Farben ſchadet, mit denen er vermiſcht iſt — ſo glaube ich, würde das Werk [heute] noch eben ſo friſch ſein, wie [zu der Zeit] da er es machte, während es jetzt viel mehr gedunkelt erſcheint als früher.

---

[1] Die Kartons von Rafael wurden um 1630 von Karl I. von England erworben und ſind jetzt im Kenſington-Muſeum ausgeſtellt.

Ich wollte dieſe Betrachtung am Schluſſe dieſer Lebensbeſchreibung anführen, um zu zeigen, mit wie viel Anſtrengung, Studium und Fleiß dieſer geehrte Künſtler ſich immer geführt hat, und beſonders zum Nutzen anderer Maler, damit ſie die Hinderniſſe überwinden lernen, vor denen die Klugheit und Fähigkeit Rafaels ihn ſchützte. Ich wünſche noch anzufügen, daß jeder ſich begnügen ſolle, gerne zu thun, wozu er durch natürliche Anlage ſich geneigt fühlt, und nicht zu wollen, wozu er von der Natur keine Gabe empfangen hat, um ſich nicht vergeblich und oft mit Schande und Schaden abzumühen. Wo dies genug iſt zum [tüchtigen] Schaffen, muß man nicht verſuchen, ſich zu übertreiben, um jenen vorauszukommen, welche durch gewaltige Hilfe der Natur, durch beſondere Anlage und durch beſondere, ihnen von Gott gegebene Gnade in der Kunſt Wunderwerke hervorbringen. Wer daher einer Sache nicht fähig iſt wird ſie nicht durchzuführen vermögen; er mag ſich abmühen, ſo viel er will, er wird doch nicht dahin gelangen, wohin ein anderer mit Hilfe der Natur mit Leichtigkeit kam. Und dies kommt davon, weil der Himmel die Gaben ſo verteilt hat, daß ein jeder zufrieden bleibe mit dem, was er erhalten.

Da er enge Freundſchaft mit Bernardo Divizio, Kardinal von Bibbiena, hielt, hatte ihn der Kardinal viele Jahre gequält, eine Frau zu nehmen. Rafael hatte ſich nicht ausdrücklich geweigert, den Willen des Rardinals zu thun, ſondern die Sache mit dem Ausſpruche verſchoben, abwarten zu wollen, bis 3 oder 4 Jahre vorübergegangen wären. Als dieſe Zeit gekommen war und Rafael ſich deſſen nicht verſah, wurde er von dem Kardinal an ſein Verſprechen gemahnt, und da er ſich verpflichtet ſah, wollte er als feiner Mann ſeinem Worte nicht fehlen; und ſo empfing er als Verlobte eine Nichte dieſes Kardinals [Maria di Bibbiena, † 1515]. Weil er immer ſehr übel zufrieden war mit dieſem Bande, ſuchte er inzwiſchen Zeit zu gewinnen, ſo daß viele Monate verfloſſen, ohne daß die Ehe vollzogen wurde. Er that dies aber nicht ohne eine ehrenvolle Urſache: weil er ſo viele Jahre dem Hofe gedient hatte und für eine gute Summe Leo's Gläubiger war, erhielt er Anzeichen, daß nach Beendigung des Saales, den er machte, der Papſt als Belohnung ſeiner Mühen und ſeiner Tüchtigkeit ihm den roten Hut (die Kardinalswürde) geben werde, da er ſchon entſchloſſen war, eine gute Anzahl (von Kardinälen) zu ernennen, und unter dieſer mancher von weniger Verdienſt war, als Rafael. Während ſolchen Erwartens geſchah es, daß er einmal viel unordentlicher als gewöhnlich lebte; daher kehrte er mit einem ſehr heftigen Fieber nach Hauſe. Da er dem Arzte die begangene Unordentlichkeit aus geringer Klugheit nicht bekannte, nahm ihm dieſer Blut, in der Art, daß er geſchwächt ſich fühlte, während er eine Stärkung notwendig hatte. Er ſetzte daher ſeinen letzten Willen auf, und als Chriſt ſchickte er zuerſt ſeine Geliebte aus dem Hauſe und ließ ihr Mittel zu einem anſtändigen Leben; hierauf teilte er ſeine Sachen unter ſeine beiden Schüler, Giulio Romano, den er immer ſehr liebte, und den Florentiner Giovano Francesco, genannt il fattore, und ich weiß nicht, welchen Prieſter aus Urbino, ſeinem Verwandten. Ferner verordnete er, daß aus ſeinem Vermögen in St. Maria Rotonda ein Sakramentshäuschen wieder hergeſtellt und davor ein Altar mit einer Marmorſtatue Unſerer lieben Frau errichtet werde. All ſein ſonſtiges Eigentum blieb dem Giulio und Giovano Francesco, und zum Teſtamentsvollſtrecker ernannte er den Herrn Baldaſſare da Peſcia, damals Kanzlei-Präſident des Papſtes. Nachdem er dieſe Anordnungen getroffen, hierauf gebeichtet und bereut hatte, endete er den Lauf ſeines Lebens im 37. Lebensjahre an einem Charfreitage [des Jahres 1520], den gleichen Feſttag, an dem er geboren war; von der Seele kann man glauben, daß, wie ſie durch ihre Tüchtigkeit die Erde verſchönt hat, ſo durch dieſelbe ſie auch den Himmel geſchmückt habe.

In dem Saale, in dem er zuletzt gearbeitet, ſtand ſeine Leiche, dieſer zu Häupten das Bild von der Verklärung Chriſti [Transfiguration], welches er für den Kardinal von Medicis vollendet hatte; und der Anblick des lebendigen Gemäldes und des toten Körpers machte die Seele eines jeden Betrachters faſt zerſpringen vor Leid. Wegen des Verluſtes Rafaels wurde jenes Bild auf dem Hochaltare von San Pietro in Montorio aufgeſtellt, und es wurde ſpäter immer wegen der ſeltenen Schönheit in jeder Gebärde in hoher Wertſchätzung gehalten. Seinem Körper wurde das ehrenvollſte Begräbnis gegeben, welches ein ſo edler Geiſt verdient hatte; denn es war kein Künſtler in Rom, der ihn nicht ſchmerzlich beklagt und ſein Begräbnis nicht begleitet hätte. Er wurde im Pantheon hinter dem von ihm geſtifteten Altare unter der Statue der Madonna beigeſetzt. [Bei der 1833 vorgenommenen Eröffnung des Grabes fand man Gerippe und Schädel unverſehrt.] Auch dem ganzen päpſtlichen Hofe brachte ſein Tod höchſte Trauer; er hatte in ſeinem Leben das Amt eines Kammerherrn bekleidet und war dem Papſte ſo wert geworden, daß ſein Tod dieſen zu bitterem Weinen veranlaßte.

Glücklicher und ſeliger Geiſt, jeglicher Menſch ſpricht gerne von dir, feiert deine Werke und bewundert jede deiner hinterlaſſenen Zeichnungen! In Wirklichkeit haben wir durch ihn Kunſt, Farbengebung und Erfindung vereinigt zu einem Ziele und einer Vollkommenheit erhalten, welche man zu erreichen nicht hoffen konnte, und ihn zu übertreffen, denke kein Geiſt.

Und außer der Wohlthat, welche er der Kunſt als Freund derſelben erwies, zeigte er durch ſein Leben, wie man mit den Großen, mit mittleren und mit kleinen Leuten verkehren müſſe. Und ſicher unterſcheide ich unter ſeinen beſonderen Gaben eine von ſtaunenerregender Stärke, daß ihm der Himmel nämlich die Macht verlieh, in unſerer Kunſt eine der Natur unſerer Maler widerſtreitende Wirkung zu offenbaren; denn alle, nicht nur die geringen, ſondern auch die, welche die Laune hatten, groß ſein zu wollen (wie denn die Kunſt unzählige von dieſer Laune hervorbringt), waren einig, ſobald ſie in Geſellſchaft mit Rafael arbeiteten; ſo daß jede böſe Laune bei ſeinem Anblick erloſch und jeder ſchlechte und niedrige Gedanke dem Geiſte entfiel. Dieſe Einigkeit war in keiner anderen Zeit vorhanden, als in ſeiner. Und das kam daher, weil ſie ſich bezwungen fühlten, durch ſeine Höflichkeit und durch ſeine Kunſt, aber noch mehr durch die geiſtige Kraft ſeines edlen Weſens, welches ſo voll Anmut und erfüllt von Liebe war, daß ſelbſt die Tiere ihn ehrten, nicht bloß die Menſchen. Man ſagt, daß, wenn ein Maler, der ihn kannte oder auch nicht kannte, eine Zeichnung von ihm nötig hatte, er ſeine Arbeit beiſeite gelaſſen habe und jenem zu Hilfe gekommen ſei; er hielt ſtets ſehr viele in Arbeit und unterſtützte und lehrte ſie mit einer Liebe, wie ſie nicht Künſtlern, ſondern eigenen Kindern zukommt. Daher kam es, wenn er nach Hofe ging, daß vom Hauſe an 30 Maler mit ihm gingen, alle tüchtig und vorzüglich, welche ihn durch ihre Begleitung ehren wollten. Alles zuſammengefaßt, er lebte nicht wie ein Maler, ſondern wie ein Fürſt. Durch ihn konnteſt du, o Kunſt der Malerei, für ſehr glücklich geprieſen werden, da du einen Künſtler dein nannteſt, deſſen Tüchtigkeit und Sitten dich bis in den Himmel erhoben! Selig konnteſt du in Wahrheit dich preiſen, da durch das Vorbild eines ſo großen Mannes deine Schüler ein Beiſpiel hatten, wie man leben müſſe und wie wichtig es ſei, daß Kunſt und Sitte von einander begleitet ſeien! Dieſe beiden, in Rafael vereint, konnten die Größe Julius II. und die Großmut Leo X. beſiegen, ſo daß ſie, obwohl auf der höchſten Stufe und Würde, ihn zum Freunde erwählten und gegen ihn jede Art von Freigebigkeit übten, daher er mit der Gunſt und mit der Gnade, die ſie ihm ſchenkten, ſich und der Kunſt die größte Ehre machen konnte. Glückſelig können ſich die nennen, die in ſeinen Dienſten ſtanden, unter ihm arbeiteten; denn wer immer ihm nachahmte, gelangte zum ehrenvollen Ziele; die, welche ſeine Bemühungen um die Kunſt nachahmen, werden von der Welt geehrt, die, welche ſeinen frommen Sitten zu gleichen ſuchen, werden im Himmel belohnt werden.

An Giorgio Vaſari,

für ſeine Lebensgeſchichte der Künſtler.

Von Michelangelo Buonarotti (1475—1564).

1550.

Mit deinem Griffel, deinen Farbentönen
Haſt gleich die Kunſt du der Natur gemacht;
Ja übertroffen ſie zum Teil an Macht,
Da fähig du, ihr Schönes zu verſchönen.

Doch heut' erſt wird vollſtänd'ger Sieg dich krönen,
Dich, der auf höh're Werke jetzt bedacht;
Denn deine Schrift erhellt des Grabes Nacht
Und giebt Unſterblichkeit den Erdenſöhnen.

Ob auch die Kunſt oft die Natur bezwungen,
Ob Jahre ihre Werke nicht verletzen,
Sie hindert's nicht, daß alle einſt zerſtäuben.

Du aber Thaten ſingend, die verklungen,
Du, Tote weckend trotz Naturgeſetzen,
Wirſt du und werden ſie lebendig bleiben!

(Ueberſetzung von S. Haſenclever.)

Albrecht **Dürer** (1471—1528), deutſcher Maler.

Ich, Albrecht Dürer der Jüngere, habe aus meines Vaters Schriften zuſammengetragen, woher er geweſen, wie er hergekommen und hier geblieben ſei und ſelig geendet habe. Gott ſei ihm gnädig! Amen.

Anno 1524. Albrecht Dürer der Aeltere iſt ſeinem Geſchlechte nach geboren im Königreich Ungarn, nicht fern von einem Städtchen, genannt Gyula, acht Meilen weit unterhalb Großwardein, aus einem Dörfchen zunächſt dabei gelegen, mit Namen Eytas; und ſein Geſchlecht hat ſich mittels Ochſen und Pferden ernährt. Meines Vaters Vater aber war genannt Anton Dürer, kam als Knabe in das gedachte Städtchen zu einem Goldſchmied und hat das Handwerk bei ihm gelernt. Darnach hat er ſich verheiratet mit einer Jungfrau, namens Eliſabeth, die ihm eine Tochter Katharina und drei Söhne gebar. Den erſten Sohn hat er Albrecht genannt, der iſt mein lieber Vater geweſen; er iſt auch Goldſchmied geworden, ein kunſtreicher, reiner Mann.

Albrecht Dürer, mein lieber Vater, iſt ſodann nach Deutſchland gekommen, lange in den Niederlanden geweſen bei den großen Künſtlern und zuletzt hierher nach Nürnberg gekommen, als man zählte nach Chriſti Geburt das Jahr 1455, am St. Eulogiustage (11. März). Und an demſelben Tage hatte Philipp Pirkheimer Hochzeit auf der Veſte, und es war ein großer Tanz unter der großen Linde. Darnach hat mein lieber Vater, Albrecht Dürer, dem alten Hieronymus Holper, der mein Großvater geweſen iſt, eine lange Zeit gedient, bis daß man nach Chriſti Geburt zählte das 1467. Jahr, da gab ihm mein Ahnherr ſeine Tochter, eine hübſche gerade Jungfrau, Barbara genannt, 15 Jahre alt, und er hatte mit ihr Hochzeit acht Tage vor St. Viti (8. Juni). Und mein lieber Vater hat mit ſeinem Gemahl, meiner lieben Mutter, [18] Kinder gezeugt.

Nun ſind dieſe meine Geſchwiſter, meines lieben Vaters Kinder, alle geſtorben, etliche in der Jugend, die anderen, als ſie erwachſen waren; es leben allein wir drei Brüder noch, ſo lange Gott will, nämlich: ich Albrecht und mein Bruder Andreas, desgleichen mein Bruder Hans, der dritte des Namens, meines Vaters Kinder.

Dieſer obengemeldete Albrecht Dürer der Aeltere hat ſein Leben unter großer Mühe und ſchwerer, harter Arbeit zugebracht und nichts Anderes zu ſeinem Unterhalte gehabt, als was er für ſich, ſein Weib und ſeine Kinder mit ſeiner Hand verdiente. Darum hat er gar wenig gehabt. Er hat auch mancherlei Betrübnis, Anfechtung und Widerwärtigkeit erfahren. Er genoß aber von allen, die ihn kannten, ein gutes Lob; denn er führte ein ehrbares, chriſtliches Leben, war ein geduldiger Mann, ſanftmütig und friedſam gegen jedermann; und er war ſehr dankbar gegen Gott. Er hat für ſich auch nicht viel Geſellſchaft und weltlicher Freuden bedurft; er war auch von wenig Worten und war ein gottesfürchtiger Mann.

Dieſer mein lieber Vater wandte großen Fleiß auf ſeine Kinder, ſie zur Ehre Gottes zu erziehen; denn ſein höchſter Wunſch war, daß er ſeine Kinder in Zucht wohl aufbrächte, damit ſie Gott und den Menſchen angenehm würden. Darum war ſeine tägliche Rede zu uns, daß wir Gott lieb haben ſollten und treulich handeln gegen unſern Nächſten.

Und insbeſondere hatte mein Vater an mir ein Gefallen, da er ſah, daß ich fleißig in der Uebung war zu lernen. Darum ließ mich mein Vater in die Schule gehen. Und da ich Schreiben und Leſen gelernt hatte, nahm er mich wieder aus der Schule und lehrte mich das Goldſchmied-Handwerk. Und da ich nun ſäuberlich arbeiten konnte, zog mich meine Luſt mehr zu der Malerei als zu dem Goldſchmied-Handwerk. Das ſtellte ich meinem Vater vor, aber er war es nicht wohl zufrieden; denn ihn reuete die verlorene Zeit, die ich mit der Goldſchmiedlehre zugebracht hatte. Doch ließ er ſie mir nach; und da man zählte nach Chriſti Geburt 1486 am St. Andreastag (30. November) verſprach mich mein Vater in die Lehre zu Michel Wohlgemut, drei Jahre lang ihm zu dienen. In dieſer Zeit verlieh mir Gott Fleiß, daß ich gut lernte, aber ich mußte auch viel von ſeinen Geſellen leiden.

Und da ich ausgelernt hatte, ſchickte mich mein Vater hinweg, und ich blieb 4 Jahre aus, bis daß mich mein Vater wieder forderte. Und nachdem ich im Jahre 1490 nach Oſtern (Oſterſonntag, am 11. April) hinweggezogen war, kam ich darnach wieder, als man zählte 1494 nach Pfingſten (Pfingſtſonntag den 18. Mai).

Und als ich heimgekommen war, unterhandelte Hans Frey mit meinem Vater und gab mir ſeine Tochter, Jungfrau Agnes, und gab mir mit ihr 200 Gulden, und wir hielten die Hochzeit, die war am Montag vor St. Margarethä (7. Juli) im Jahre 1494.

Darnach begab es ſich durch Zufall, daß mein Vater ſo krank ward an der Ruhr, daß niemand derſelben Einhalt thun konnte. Und da er den Tod vor Augen ſah, gab er ſich willig darein mit großer Geduld und empfahl mir meine Mutter und befahl mir, gottgefällig zu leben. Er empfing auch die heiligen Sakramente und verſchied chriſtlich, im Jahre 1502 nach Mitternacht vor St. Matthäi Vorabend (20. September). Gott ſei ihm gnädig und barmherzig! Hierauf nahm ich meinen Bruder Hans zu mir; den Andreas aber ſchickten wir hinweg.

Sodann zwei Jahre nach meines Vaters Tode, nahm ich meine Mutter zu mir; denn ſie beſaß nichts mehr. Und da wohnte ſie bei mir, bis man zählte das Jahr 1513. Da ward ſie an einem Dienstag früh plötzlich und tötlich krank. So lag ſie ein ganzes Jahr lang darnieder, und von dem erſten Tage an, da ſie krank geworden, über ein Jahr — es war an einem Dienſtag — am 17. Tage des Mai im Jahre 1514 iſt ſie nach Empfang des heiligen Sakramentes chriſtlich verſchieden, zwei Stunden vor nachts. Ich ſelbſt habe ihr vorgebetet. Der allmächtige Gott ſei ihr gnädig!

Darnach im Jahre 1521, am Sonntag vor Bartholomäi — es war der 18. Tag des Auguſtmonates, im Zeichen der Zwillinge — ward meine liebe Schwiegermutter, die Hans Freyin, krank. Darauf am 29. Tag des Herbſtmonates (September) verſchied ſie in der Nacht zur neunten Stunde nach der Nürnberger Uhr. Der allmächtige Gott ſei ihr gnädig!

Darnach, als man zählte 1523, an Unſerer lieben Frauentag, da ſie im Tempel geopfert ward (21. November), früh vor dem Morgengeläute, iſt verſchieden Hans Frey, mein lieber Schwäher, der an die ſechs Jahre krank war und auch in dieſer Welt ganz unglaubliche Widerwärtigkeiten erduldet hat. Auch er iſt mit dem Sakrament verſchieden. Der allmächtige Gott ſei ihm gnädig!

Dürer an Wilibald Pirkheimer.

Venedig, 7. Februar 1506.

Ich wollte, daß Ihr hier zu Venedig wäret! Es ſind ſo viele artige Geſellen unter den Italienern, die ſich je länger je mehr zu mir geſellen, das es einem wohl ums Herz ſein möchte, vernünftige Gelehrte, gute Lautenſchläger und Pfeifer, Kenner in der Malerei und Leute von viel edler Geſinnung und rechter Tugend, und ſie erweiſen mir viele Ehre und Freundſchaft. Dagegen ſind unter ihnen auch die untreueſten, verlogene, diebiſche Böſewichter, von denen ich nicht geglaubt hätte, daß ſie auf dem Erdreich lebten. Und wenn's einer nicht wüßte, ſo dächte er, es wären die artigſten Leute, die es auf dem Erdreich giebt. Ich für meinen Teil muß immer über ſie lachen, wenn ſie mit mir reden. Sie wiſſen, daß man dieſe ihre Bosheit kennt, aber ſie fragen nichts darnach.

Ich habe viele gute Freunde unter den Italienern, die mich warnen, daß ich mit ihren Malern ja nicht eſſe und trinke. Auch ſind mir ihrer viele feind und machen mein Werk nach in den Kirchen und wo immer ſie es bekommen mögen; nachher ſchelten ſie es und ſagen, es ſei nicht antikiſcher Art, darum ſei es nicht gut. Aber Giambellin, der hat mich vor vielen Edelleuten gar ſehr gelobt. Er wollte gerne etwas von mir haben und iſt ſelber zu mir gekommen und hat mich gebeten, ich ſolle ihm etwas machen, er wolle es gut bezahlen. Und die Leute ſagen mir alle, was er für ein rechtſchaffener Mann ſei, daß ich ihm eben ſo gewogen bin. Er iſt ſehr alt und noch immer der beſte in der Malerei.

Und dasjenige, was mir vor eilf Jahren ſo wohl gefallen hat, das gefällt mir jetzt nicht mehr; und wenn ich's nicht ſelbſt ſähe, ſo hätte ich's keinem andern geglaubt. Auch laſſe ich Euch wiſſen, daß viele beſſere Maler hier ſind, als da draußen Meiſter Jakob iſt, aber Anton Kolb ſchwüre einen Eid, es lebe kein beſſerer Maler auf Erden, als Jakob. Die anderen ſpotten ſeiner; ſie ſagen, wäre er gut, ſo bliebe er hier ꝛc.

Und heute erſt habe ich angefangen mein Bild zu entwerfen; denn meine Hände waren ſo grindig, daß ich nicht arbeiten konnte; aber ich hab's vertreiben laſſen. Hiemit ſeid nachſichtig gegen mich und zürnt nicht ſo raſch, ſeid ſanftmütig, ſo wie ich.

Venedig, 2. April 1506.

Wißt auch, daß mir die Maler hier ſehr abhold ſind. Sie haben mich dreimal vor die Herren genötigt und ich muß vier Gulden in ihre Schule geben. Ihr ſollt auch wiſſen, daß ich viel Geld gewonnen haben könnte, wenn ich der Deutſchen Tafel nicht zu machen übernommen hätte. Es iſt doch eine große Arbeit daran, und ich kann ſie vor Pfingſten nicht völlig fertig machen. Gleichwohl giebt man mir nicht mehr als 85 Dukaten. Nun wißt Ihr, was auf Zehrung aufgeht; ich habe auch etliche Sachen gekauft, habe auch einiges Geld hinauf geſchickt, ſo daß ich noch nicht viel vor mir habe. Aber vernehmt meine Meinung: ich bin willens, nicht hinauszuziehen, bis daß Gott giebt, daß ich Euch mit Dank zahlen könne und noch 100 Gulden übrig behalte. Ich wollte es auch leicht gewinnen, wenn ich der Deutſchen Tafel nicht zu machen hätte; denn außer den Malern will mir alle Welt wohl.

Dürer an Georg Spalatin.

Nürnberg, Anfang des Jahres 1520.

Hochwürdiger, lieber Herr! meine Dankſagung habe ich zuvor in dem kleinen Briefchen niedergelegt, da ich nicht mehr als Eueren kleinen Zettel geleſen hatte. Nachträglich als das Säckchen, in welches das Büchlein eingebunden war, umgekehrt ward, fand ich erſt den eigentlichen Brief darin, aus dem ich vernommen habe, daß mir mein gnädigſter Herr ſelbſt die Büchlein Luther's zuſchickt. Deshalb bitte ich, Euer Ehrwürden wolle Seiner kurfürſtlichen Gnaden meine unterthänige Dankbarkeit aufs Höchſte anzeigen, und Seine kurf. Gnaden in aller unterthänigſt bitten, daß er ſich den löblichen Doktor Martinus Luther befohlen ſein laſſe, um der chriſtlichen Wahrheit willen, an der uns mehr gelegen iſt, als an allem Reichtume und Gewalt dieſer Welt; denn das alles vergeht mit der Zeit, allein die Wahrheit bleibt ewig. Und hilft mir Gott, daß ich zu Doktor Martinus Luther komme, ſo will ich ihn mit Fleiß abkonterfeien und in Kupfer ſtechen zu einem dauernden Andenken des chriſtlichen Mannes, der mir aus großen Aengſten geholfen hat. Und ich bitte Euer Ehrwürden, wenn Doktor Martinus etwas Neues macht, das deutſch iſt, wollet es mir für mein Geld zuſenden!

Da Ihr mir gleichfalls um die Schutzbüchlein Martini ſchreibt, ſo wiſſet, daß ihrer keines mehr vorhanden iſt; man druckt ſie aber zu Augsburg. Sobald ſie fertig werden, will ich Euch welche zuſchicken; aber wiſſet, daß dies Büchlein, wiewohl es hier gemacht iſt, auf den Kanzeln als ein Ketzerbüchlein, das man verbrennen ſoll, verrufen und ſchmählich gegen den geredet worden iſt, der es ohne Unterſchrift veröffentlicht hat. Es hat's auch Doktor Eck, wie man ſagt, öffentlich zu Ingolſtadt verbrennen wollen, wie es dem Büchlein des Doktor Reuchlin einſt geſchehen.

Zugleich ſchicke ich meinem gnädigſten Herrn hiemit drei Abdrücke von einem Kupferſtiche, den ich nach meinem gnädigſten Herrn von Mainz und auf deſſen Wunſch geſtochen habe. Habe Seiner kurfürſtlichen Gnaden die Kupferplatte mit 200 Abdrücken zugeſchickt und verehrt; wogegen ſich Seine Kurfürſtlichen Gnaden gnädig gegen mich erwieſen hat; denn Seine Kurfürſtliche Gnaden hat mir 200 Gulden in Gold und 20 Ellen Damaſt zu einem Rock geſchenkt. Das habe ich denn mit Freuden und Dankbarkeit angenommen und insbeſondere zu der Zeit, da ich deſſen bedürftig war. Denn Seine Kaiſerliche Majeſtät, löblichen Andenkens, der mir zu früh verſchieden iſt, hatte gleichwohl in Gnaden für mich vorgeſehen, für meine viele, lange Mühe, Sorge und Arbeit, die ich gehabt. Aber die 100 Gulden, mein Leben lang alle Jahre von der Stadtſteuer zu erheben, die ich denn auch jährlich bei Seiner Kaiſerlichen Majeſtät Lebzeiten erhoben habe, die wollen mir meine Herren jetzt nicht mehr ausfolgen. Muß alſo in meinen älteren Tagen entbehren, und meine lange Zeit, Mühe und Arbeit an Seiner Kaiſerlichen Majeſtät verloren haben; denn wenn es mir am Geſicht und an Freiheit der Hand abgeht, wird meine Sache nicht gut ſtehen. Das habe ich Euch als meinem vertrauten, günſtigen Herrn nicht verſchweigen wollen.

Ich bitte Euer Ehrwürden, wenn ſich mein gnädigſter Herr der Schuld mit den Hirſchgeweihen entſinnen will, daß Ihr mir ihn an dieſelben mahnen wollet, damit ich ein paar ſchöne Hörner bekomme; denn ich will zwei Leuchter daraus machen. Auch ſchicke ich hier zwei gedruckte Kreuzchen mit; ſie ſind in Gold geſtochen und eines für Euer Ehrwürden. Hiemit Euer Ehrwürden, befehlet mich getreulich meinem gnädigſten Herrn dem Kurfürſten.

Dürer an Wilibald Pirkheimer.

Ueber die Vorrede zu ſeiner Proportionslehre.

Ohne Datum.

Mein Herr! ich bitte Euch, wollet die Vorrede ſo einrichten, wie ich im Folgenden anzeige:

Erſtens begehre ich, daß gar keine Ruhmredigkeit oder Hochmut darin bemerkt werde.

Zweitens, daß gar keines Neides gedacht werde.

Drittens, daß von nichts anderem die Rede ſei, als von dem, was in dieſem Buche ſteht.

Viertens, daß nichts aus anderen Büchern Geſtohlenes gebraucht werde.

Fünftens, daß ich allein für unſere deutſche Jugend ſchreibe.

Sechſtens, daß ich die Italiener ſehr lobe in ihren nackten Figuren und zumal in der Perſpektive.

Siebentes, daß ich diejenigen, welche im Beſitze von etwas für die Kunſt Lehrreichem ſind, bitte, es zu veröffentlichen.

Dürer an Wilibald Pirkheimer.

Zueignung der Proportionslehre.

1528.

Wiewohl ich, günſtiger Herr und Freund! nicht zweifle, daß manche dies mein Unternehmen tadelnswert finden werden darum, weil ich als ein Ungelehrter von geringen Kenntniſſen und mit wenig Kunſt begabt, etwas ſchreibe und lehre, was ich doch ſelbſt nie gelernt habe, und ohne daß ich von jemand anderem darin unterwieſen worden wäre: habe ich mich dennoch — dieweil Ihr mir zu mehreren Malen vorgehalten, auch mich gewiſſermaßen gedrängt habt, daß ich dies mein Buch an den Tag fördere — viel lieber in die Gefahr übler Nachrede begeben wollen, als Euch Euere Bitte zu verſagen. Indeſſen hoffe ich doch, es werde mir niemand, der mit Tugend und Einſicht begabt iſt, es übel auslegen, daß ich das Folgende mit großem Fleiße, ſteter Mühe und Arbeit, auch mit nicht geringer Verſäumnis zeitlichen Gewinnes ſo freigebig, leutſelig und zu gemeinem Nutzen aller Künſtler an das Licht gelangen laſſe, ſondern männiglich werde meine Gutwilligkeit und meine wohlwollende Abſicht loben und dieſelbe im allerbeſten Sinne auffaſſen.

Dieweil ich nun nicht in Zweifel ziehe, ich werde allen denen, welche Liebe zur Kunſt haben und begierig ſind zu lernen, hierin einen Gefallen thun, muß ich dem Neid, der nichts ungeſcholten läßt, ſeinen gewöhnlichen Gang laſſen und antworten, daß es gar viel leichter ſei, ein Ding zu tadeln, als es ſelbſt zu erfinden. Wohl iſt es nicht zu läugnen, daß, wenn die Bücher der Alten, welche von den Künſten des Malens geſchrieben haben, uns noch vor Augen lägen, mir dies mein Vorhaben übel ausgelegt werden könnte, als vermeinte ich etwas Beſſeres zu finden. Dieweil aber dieſe Bücher im Laufe der Zeit ganz verloren gegangen ſind, ſo kann es mir billigermaßen nicht verwieſen werden, wenn ich, wie ja auch die Alten gethan haben, meine Meinung und Erfindung ſchriftlich veröffentliche, damit auch anderen Sachverſtändigen, desgleichen zu thun, ein Anlaß gegeben werde und unſere Nachkommen etwas haben, das ſie mehren und verbeſſern mögen, damit die Kunſt der Malerei mit der Zeit wieder zur Vollkommenheit hinanreichen und gelangen könne.

Denn es iſt offenbar, daß die deutſchen Maler mit ihrer Hand und im Gebrauch der Farben nicht wenig geſchickt ſind, wiewohl es ihnen bisher an der Kunſt der Meſſung, Perſpektive und anderem dergleichen gemangelt hat. Darum iſt zu hoffen, wenn ſie dieſe auch erlernen und alſo Geſchicklichkeit und Kenntnis mit einander übereinkommen, daß ſie dann mit der Zeit keiner anderen Nation den Preis vor ihnen laſſen werden.

Aber ohne Proportion kann nie eine Figur vollkommen ſein, wenn ſie auch ſo fleißig, wie das nur immer möglich iſt, gemacht würde; wiewohl es auch nicht Not thut, alle, und zumal ganz kleine Figuren nach dem Maß zu machen; denn das würde zu viel Mühe verurſachen. Wenn man aber in dem Maß recht Beſcheid weiß und daſſelbe in der Uebung hat, kann man nachträglich deſto leichter auch ohne das Maß eine jegliche Figur machen.

Damit nun auch dieſer mein Unterricht deſto beſſer verſtanden werden möge, habe ich zuvor ein Buch von der Meſſung, nämlich Linien, Ebenen, Körper u. a. betreffend, veröffentlicht, ohne deren Kenntnis dieſe meine Lehre nicht gründlich verſtanden werden kann. Darum thut es einem jeden not, der ſich in dieſer Kunſt verſuchen will, daß er zuvor in der Meſſung wohl unterrichtet ſei und wiſſe, wie von jeglichem Dinge ein Grundriß und Aufriß zu machen ſei; wie denn dies die kunſtgeübten Steinmetzen in täglichem Gebrauche haben. Denn ohne das würde man meinen Unterricht nicht vollkommen verſtehen können.

Es ſoll ſich auch niemand abſchrecken laſſen, wenn er nicht ſogleich alles verſteht; denn was ganz leicht iſt, kann nicht ſehr kunſtvoll ſein, was aber kunſtvoll iſt, das erfordert Fleiß, Mühe und Arbeit, bis es aufgefaßt und erlernt werden mag. Es iſt ſtets eine vergebene Mühe, wenn viel Arbeit und Fleiß auf ein falſch angelegtes Werk verwendet wird; hat es aber ſein richtiges Maß, ſo kann daſſelbe von niemand getadelt werden, wenn es auch ganz einfach ausgeführt iſt.

Ich will auch in dieſem meinem Unterricht bloß von den äußeren Umriſſen der Formen und Figuren ſchreiben, und wie die von Punkt zu Punkt gezogen werden ſollen, gar nicht aber den von den innerlichen Dingen.

Wie alt nun dieſe Kunſt ſei, wer ſie zuerſt erfunden habe, in welchem Anſehen und Würden ſie einſt bei den Griechen und Römern geſtanden und wie ein guter Maler oder Werkmann dazu herangebildet werden ſoll, davon zu ſchreiben, iſt hier nicht der Ort. Wer aber davon Kenntnis zu haben begehrt, der leſe den Plinius und Vitruvius, ſo wird er darüber genügende Auskunft erhalten.

Kaiſer Maximilian an den Rat von Nürnberg.

Landau, 12. Dezember 1512.

Maximilian, von Gottes Gnaden erwählter römiſcher Kaiſer ꝛc.

Ehrſame, liebe Getreue! Nachdem unſer und des Reiches Getreuer, Albrecht Dürer, an die Zeichnungen, die er uns zu unſerem Unternehmen gemacht hat, vielen Fleiß angewendet und ſich dabei erboten hat, hinfort desgleichen zu thun, woran wir unſer beſonderes Wohlgefallen gefunden haben; auch darum, weil derſelbe Dürer, wie wir vielfach berichtet ſind, in der Kunſt der Malerei vor andern Meiſtern gerühmt wird: haben wir uns dadurch bewogen gefühlt, ihn ganz insbeſondere mit unſeren Gnaden zu fördern, und begehren wir demnach mit ernſtlichem Anliegen von Euch, Ihr wollet uns zu Liebe, gedachten Dürer bei Euch von allen ſtädtiſchen Auflagen, als Ungelt, Steuern und anderem, befreien mit Rückſicht auf unſere Gnade und ſeine berühmte Kunſt, die ihm bei Euch billig zum Vorteile gereichen ſoll; und wollet uns dieſe unſere Forderung keineswegs abſchlagen, wie es ſich denn auch wohl ziemt, daß Ihr dies uns zu Gefallen und zur größeren Entfaltung dieſer Kunſt bei Euch thuet, deſſen wir uns zu Euch unzweifelhaft verſehen wollen. Damit entſprechet ihr unſerer Willensmeinung und unſerem ganz beſonderen Wohlgefallen das wir gegen Euch und Euere Stadt gnädig an den Tag legen wollen.

Michelangelo Buonarroti (1474—1564). Als der Knabe herangewachſen und zu Jahren gekommen war, der Vater aber, ſeinen Geiſt erkennend, den Wunſch faßte, ihn den Wiſſenſchaften zu widmen, ſchickte er ihn in die Schule eines Meiſters Franceſco von Urbino, der in jener Zeit zu Florenz die Grammatik lehrte: allein obwohl er darin einige Fortſchritte machte, ſo zogen ihn doch der Himmel und die Natur, denen man ſchwerlich widerſtehen kann, hin zur Malerei, in der Art, daß er ſich nicht abhalten ließ, ſo oft er ein Stündchen ſtehlen konnte, da- und dorthin zu laufen, und zu zeichnen und den Umgang der Maler aufzuſuchen, unter denen ihm ein gewißer Franceſco Granacci bekannt wurde, welcher, als er die Neigung und die entzündeten Triebe des Knaben bemerkte, ſich entſchloß, ihn zu unterſtützen, und ihn in ſeinem Vorhaben immerfort aneiferte und ihn entweder mit ſich nahm in die Werkſtatt des Meiſters oder wo ſonſt ein Werk war, von dem er Nutzen ziehen könnte. Dieſer Impuls, zu der Natur hinzugefügt, die ihn immer antrieb, vermochte ſo viel, daß er die Wiſſenſchaften vollſtändig aufgab. Darüber wurde er vom Vater und den Brüdern des Vaters, die gegen einen ſolchen Beruf einen Haß hatten, übel angeſehen und gar oft ausnehmend geſchlagen, da es ihnen, aus Unkenntnis der Hoheit und des Adels der Kunſt eine Schande ſchien, ſie in ihrem Hauſe zu haben. Dieſes, obwohl es ihm über die Maßen verdrießlich wurde, war nichtsdeſtoweniger nicht hinreichend, ihn zurückweichen zu laſſen, vielmehr wurde er noch eifriger gemacht und wollte verſuchen, die Farben anzuwenden. Und da ihm von Granacci ein gedrucktes Blatt vorgelegt wurde, worauf die Geſchichte des heil. Antonius vorgeſtellt war, wie er von den Teufeln geſchlagen wird, zeichnete er es auf eine Holztafel, und da ihn jener mit Farben und Pinſeln verſehen hatte, komponierte und führte er es dermaßen aus, daß es nicht nur jedem, der es ſah, zur Verwunderung, ſondern auch, wie einige wollen, dem Dominico (dem geſchätzteſten Maler jener Zeit) zum Neide gereichte, welcher, um das Werk weniger wunderbar erſcheinen zu machen, zu ſagen pflegte, es ſei aus ſeiner Werkſtatt hervorgegangen, gleichſam, als ob er teil daran gehabt hätte. Während er dieſes Bildchen machte, ſintemal auf demſelben, außer dem Conterfei des Heiligen, viele abſonderliche Geſtalten und hölliſche Ungeheuer ſich befanden, wandte Michelangelo einen ſolchen Fleiß daran, daß er keinen Teil kolorierte, bevor er ihn nicht mit der Natur verglichen hatte. So daß er auf den Fiſchmarkt ging und beobachtete, von welcher Form und Farbe die Floſſen der Fiſche wären, von welcher Farbe die Augen und jeder andere Teil, und es dann in ſeinem Gemälde darſtellte, wodurch er es zu der Vollkommenheit brachte, deren er fähig war, und von damals an die Bewunderung der Welt und, wie ich geſagt habe, den Neid des Grillandaio erweckte, der ſich umſomehr kund gab, da er, eines Tages von Michelangelo um ſein Zeichenbuch erſucht, worin Hirten mit ihren Schäflein und Hunden, Landſchaften, Gebäude, Ruinen nud ähnliche Dinge gemalt waren, es nicht leihen wollte.

Nicht geringere Verwunderung verurſachte zu derſelben Zeit ein anderes Werk von ihm, wobei es einigen Spaß abſetzte. Als man ihm einen Kopf gegeben hatte, damit er ihn abzeichne, bildete er ihn ſo genau nach, daß, als er dem Beſitzer die Nachzeichnung ſtatt des Vorbildes zurückgegeben hatte, der Betrug von demſelben nicht früher erkannt wurde, als bis er ihm entdeckt wurde, dadurch, daß der Knabe mit einem Geſpielen davon ſprach und darüber lachte. Viele wollten die Vergleichung machen, fanden aber keinen Unterſchied, weil Michelangelo außer der Vortrefflichkeit der Zeichnung ihr durch Rauch den Schein desſelben Alters gab, den die Vorlage hatte. Dies verſchaffte ihm ein großes Anſehen.

Wie nun der Knabe ſo bald dies, bald jenes zeichnete, ohne einen beſtimmten Ort, noch Werkſtatt zu haben, geſchah es, daß er eines Tages vom Granacci nach dem Garten der Medici in San Marco geführt wurde, welchen Garten der erlauchte Lorenzo, der Vater des Papſtes Leo, ein in allen Vortrefflichkeiten ausgezeichneter Mann, mit verſchiedenen antiken Statuen und Figuren ausgeſchmückt hatte. Nachdem Michelangelo dieſelbigen geſehen und die Schönheit der Arbeit kennen gelernt hatte, ging er dann weder in die Werkſtatt des Dominico noch anderswohin, ſondern den ganzen Tag blieb er hier, als in der beſten Schule für derlei Beſtrebungen und arbeitete alleweil irgend etwas. Als er eines Tages unter anderem den Kopf eines Fauns betrachtete, bereits alt von Anſehen, mit langem Bart und lachendem Geſicht, obgleich man den Mund kaum erblickte, ſei es des Alters wegen, oder damit man erkenne, wer es ſei, und da er ihm über die Maßen gefiel, nahm er ſich vor, ihn in Marmor nachzubilden. Und da der erlauchte Lorenzo damals in jenem Orte die Marmorblöcke oder vielmehr die ſchon zugehauenen Steine bearbeiten ließ, um jene herrliche Bibliothek zu verzieren, welche er und ſeine Vorfahren aus der ganzen Welt zuſammengebracht hatten, ließ ſich Michelangelo von jenen Meiſtern ein Stück geben und, von ihnen mit den Werkzeugen verſehen, machte er ſich mit ſo viel Aufmerkſamkeit und Eifer daran, den Faun nachzubilden, daß er ihn in wenig Tagen zur Vollendung brachte, wobei er aus ſeiner Phantaſie alles hinzufügte, was in dem Antiker fehlte, nämlich: den offenen Mund nach Art eines Menſchen, der lacht, ſo daß man die Höhlung desſelben ſah, mit allen den Zähnen. Währenddem der Erlauchte nachzuſehen kam, wie weit ſein Bau gediehen ſei, traf er den Jüngling, der daran war, ſeinen Kopf zu polieren, und nachdem er ſich ihm etwas genähert, dann zuförderſt die Vortrefflichkeit des Werkes bemerkt und deſſen Alter berückſichtigt hatte, verwunderte er ſich ungemein, und obgleich er die Arbeit lobte, ſcherzte er nichtsdeſtoweniger mit ihm, als wie mit einem Kinde, und ſagte: „O, Du haſt ja dieſen Faun alt gemacht und ihm alle Zähne gelaſſen! Weißt Du nicht, daß den Alten in dieſen Jahren immer ein und der andere fehlt?" Tauſend Jahre ſchienen es dem Michelangelo, bis der Erlauchte ſich entfernte, um den Fehler zu verbeſſern, und, allein gelaſſen, nahm er ſeinem Alten einen Zahn von den oberen, den Kiefer ausbohrend, als wenn er mitſamt der Wurzel heraus wäre, worauf er am nächſten Tage den Erlauchten mit großer Ungeduld erwartete. Als dieſer gekommen war und die Bravheit und Einfalt des Knaben geſehen hatte, lachte er darüber; ſpäter aber, da er die Vollendung des Werkes und ſein Alter erwogen hatte, als Vater aller Fähigkeiten, beſchloß er, ein ſolches Talent zu befördern und ihm zu helfen und es in ſein Haus zu nehmen; und als er von ihm erfuhr, weſſen Sohn er ſei, ſagte er: „Geh' Deinem Vater zu ſagen, daß es mir lieb wäre, ihn zu ſprechen."

Wie nun Michelangelo nach Hauſe zurückgekehrt war und die Botſchaft des Erlauchten ausgerichtet hatte, erriet der Vater, weshalb er gerufen werde, und nur mit großer Mühe konnte er vom Granacci und den anderen bewogen werden, hinzugehen; im Gegenteil beklagte er ſich, daß jener ihm ſeinen Sohn verleite, und blieb dabei, er werde es nie leiden, daß der Sohn Steinmetz werde, und nichts half es dem Granacci, daß er ihm auseinanderſetzte, ein wie großer Unterſchied zwiſchen einem Bildhauer ſei und einem Steinmetz, noch daß er lange darüber disputierte. Gleichwohl, nachdem er vor den Erlauchten gekommen und von ihm erſucht worden war, er möge ihm den Sohn als den ſeinigen abtreten, konnte er es ihm nicht abſchlagen: „Im Gegenteil," fügte er hinzu, „nicht bloß Michelangelo, wir anderen alle ſtehen mit unſerem Leben und Vermögen Euerer Erlaucht zu Dienſten." Und vom Erlauchten befragt, was ſein Beruf wäre, antwortete er ihm: „Ich habe niemals ein Handwerk getrieben, ſondern bis jetzt immer nur von meinem kleinen Einkommen gelebt, indem ich die wenigen Beſitzungen verwaltete, die mir von meinen Vorfahren hinterlaſſen worden waren, ſo daß ich ſie nicht nur zu erhalten, ſondern auch zu vermehren ſuche, ſo weit es durch meinen Fleiß geſchehen kann." Der Erlauchte darauf: „Gut," ſagte er, „ſeht Euch um, ob es in Florenz nichts giebt, was Euch zuträglich wäre, und zählt dabei auf mich; denn ich will Euch eine Gunſt erweiſen, ſo groß als ich ſie vermag." Und nachdem er den Alten entlaſſen, ließ er dem Michelangelo ein hübſches Zimmer im Hauſe anweiſen und verſchaffte ihm alle Bequemlichkeiten, welche dieſer wünſchte, ſo daß er ihn, wie in allem anderen, ſo auch an ſeiner Tafel, nicht anders behandelte, als wie ſeinen Sohn, an welcher, wie es bei einem ſolchen Mann geht, alle Tage die vornehmſten und anſehnlichſten Perſonen zu ſitzen pflegten. Und weil es daſelbſt Gebrauch war, daß jene, die von Anfang an gegenwärtig waren, ein jeder nach ſeinem Range ſich neben dem Erlauchten ſetzte und ſich nicht von der Stelle rührte, wer auch immer ſpäter kommen mochte, ſo geſchah es gar oft, daß Michelangelo höher ſaß, als die Söhne des Lorenzo und andere bedeutende Perſonen, von denen ein ſolches Haus beſtändig erfüllt und gleichſam in Blüte war, von denen allen Michelangelo ſehr geliebkoſt und zu ſeinem ehrenvollen Berufe angeeifert wurde, über alle aber vom Erlauchten, der ihn oftmals im Tage rufen ließ, ihm ſeine Edelſteine, Harniſche, Medaillen und ähnliche Dinge von hohem Werte zu zeigen, als einem, deſſen Geiſt und Urteil er wohl kannte.

Michelangelo war, als er in das Haus des Erlauchten kam, im Alter zwiſchen 15 und 16 Jahren, und er blieb daſelbſt bis zu deſſen Tode, welcher im Jahre 92 ſtattfand, ungefähr nach zwei Jahren. In ſelbiger Zeit, als eine Stelle beim Zollamt offen wurde, die keiner erhalten konnte, der nicht Bürger war, kam Ludwig, der Vater des Michelangelo, den Erlauchten aufzuſuchen, und verlangte ſie mit dieſen Worten: „Lorenzo, ich kann nichts anderes, als leſen und ſchreiben. Da nun der Kompagnon des Marcus Pucci im Zollamt geſtorben iſt, ſo wäre es mir lieb, an ſeine Stelle zu treten, da es mir ſcheint, ich könnte zu einem ſolchen Amte hinlänglich taugen." Der Erlauchte legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte lächelnd: „Du wirſt immer arm bleiben," wobei er erwartete, daß er ihn um etwas Größeres angehen werde. Dann fügte er hinzu: „Wenn Ihr mit Marcus in Kompagnie ſein wollt, ſo könnt Ihr es thun, bis ſich Gelegenheit zu etwas Beſſerem findet." Das Amt trug acht Scudi ein im Monat, etwas mehr oder weniger.

(Ascanio Condivi, († 1574). „Das Leben Michelangelo's", deutſch v. Rud. Valdeck.)

* * *

Begriff des Dramatiſchen. Was iſt dramatiſch? Die Antwort dürfte vielen ſehr leicht dünken: Wo verſchiedene Perſonen redend eingeführt werden, der Dichter aber in eigener Perſon gar nicht ſpricht. Dies iſt indeſſen nur die erſte äußere Grundlage der Form; ſie iſt **dialogiſch**. Wenn die Perſonen zwar Gedanken und Geſinnungen gegeneinander äußern, aber ohne eine Veränderung in dem Mitredenden zu bewirken, wenn beide am Ende ſich in derſelben Gemütsverfaſſung finden, wie zu Anfange, ſo kann das Geſpräch durch ſeinen Inhalt merkwürdig ſein, aber es erregt kein dramatiſches Intereſſe. Ich will dies an einer ruhigeren, nicht für die Schaubühne beſtimmten Gattung, dem philoſophiſchen Dialog, deutlich machen. Wenn beim Plato Sokrates den aufgeblaſenen Sophiſten Hippias befragt, was das Schöne ſei, dieſer anfangs mit einer oberflächlichen Antwort gleich bei der Hand iſt, nachher aber durch die verkleideten Einwendungen des Sokrates genötigt wird, ſeine erſte Erklärung aufzugeben und nach andern Begriffen umher zu tappen, endlich gar, beſchämt und unwillig über den überlegenen Weiſen, welcher ihm ſeine Unwiſſenheit bewieſen hat, das Feld zu räumen, ſo iſt dies Geſpräch nicht bloß philoſophiſch unterrichtend, ſondern es unterhält als ein kleines Drama. Und mit Recht hat man dieſe lebendige Bewegung in dem Gedankengange, dieſe Spannung auf den Ausgang, mit einem Wort das Dramatiſche an den Dialogen des Plato gerühmt.

Hieraus läßt ſich nun ſchon der große Reiz der dramatiſchen Poeſie begreifen. Thätigkeit iſt der wahre Genuß des Lebens, ja das Leben ſelbſt. Bloß leidende Genüſſe können in eine dumpfe Behaglichkeit einwiegen, wobei aber doch, wenn irgend innere Regſamkeit da iſt, die Langeweile nicht ausbleiben kann. Die meiſten Menſchen ſind nun durch ihre Lage, oder auch, weil ſie ungemeiner Anſtrengungen nicht fähig ſind, in einen engen Kreis unbedeutender Thätigkeit feſtgebannt. Ihre Tage wiederholen ſich nach dem einſchläfernden Geſetz der Gewohnheit; ihr Leben rückt nur unmerklich fort und wird aus einem reißenden Strome, den die erſten Leidenſchaften der Jugend gebildet hatten, zu einem ſtehenden Sumpf. Aus dem Mißbehagen, das ſie darüber empfinden, ſuchen ſie ſich durch allerlei Spiele zu retten, welche immer in einer willkürlich angegebenen, mit Schwierigkeiten kämpfenden, dennoch leichten Geſchäftigkeit beſtehen. Unter allen Spielen iſt aber das Schauſpiel unſtreitig das unterhaltendſte. Wir ſehen handeln, wenn wir nicht ſelbſt bedeutend handeln können. Der höchſte Gegenſtand menſchlicher Thätigkeit iſt der Menſch, und im Schauſpiel ſehen wir Menſchen in freundlichem und feindſeligem Verkehr ihre Kräfte aneinander meſſen, als verſtändige und ſittliche Weſen durch ihre Meinungen, Geſinnungen und Leidenſchaften aufeinander einwirken und ihre Verhältniſſe gegenſeitig entſcheidend beſtimmen. Durch Abſonderung alles nicht zum Weſen der Sache Gehörigen, alles deſſen, wodurch in der Wirklichkeit die täglichen Bedürfniſſe und die kleinliche Geſchäftigkeit, welche ſie fordern, den Fortſchritt weſentlicher Handlungen unterbrechen, weiß die Kunſt des Dichters vieles, die Aufmerkſamkeit und Erwartung Spannende in einen engen Raum zuſammenzudrängen. Auf dieſe Art giebt er uns ein verjüngtes Bild des Lebens, einen Auszug des Beweglichen und Fortrückenden im menſchlichen Daſein.

Dies iſt noch nicht alles. Schon in einer lebhaften mündlichen Erzählung pflegt man die Perſonen häufig redend einzuführen und danach Ton und Stimme zu wechſeln. Allein die Lücken, welche dieſe Reden noch in der Anſchaulichkeit der erzählten Geſchichte laſſen würden, füllt der Erzähler durch Schilderung der begleitenden Handlungen oder anderer Vorfälle in ſeinem eignen Namen aus. Auf dieſes Hilfsmittel thut der dramatiſche Dichter Verzicht, er findet aber reichlichen Erſatz dafür in folgender Erfindung. Er verlangt, daß jede ſeiner mithandelnden Perſonen durch einen wirklichen Menſchen vorgeſtellt werde; daß dieſer an Geſchlecht, Alter und Geſtalt ſoviel möglich den Vorausſetzungen von ſeinem erdichteten Weſen gleiche, ja deſſen ganze Eigentümlichkeit annehme; daß er jede Rede mit dem angemeſſenen Ausdrucke der Stimme, der Mienen und Gebärden begleite und die äußerlichen Handlungen hinzufüge, welche ſonſt, um den Zuhörern klar zu werden, der Erzählung bedürfen würden. Noch mehr: dieſe Stellvertreter der Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft ſollen auch in der, ihrem angenommenen Stande, Zeitalter und Landesart entſprechenden Tracht erſcheinen; teils um ihnen noch mehr zu gleichen, teils weil auch in den Kleidungen etwas Charakteriſtiſches liegt. Endlich will er ſie von einem Ort umgeben ſehen, welcher dem, wo nach ſeiner Dichtung die Handlung vorgefallen ſein ſoll, einigermaßen ähnlich ſei, weil dies ebenfalls zur Anſchaulichkeit beiträgt: er ſtellt ſie auf eine Szene. Dies alles führt uns auf den Begriff des Theaters. Es iſt offenbar, daß in der Form der dramatiſchen Poeſie, d. h. in der Vorſtellung einer Handlung durch Geſpräche ohne alle Erzählung, die Anforderung des Theaters, als ihrer notwendigen Ergänzung ſchon liegt. Wir geben zu, daß es dramatiſche Werke giebt, die von ihren Verfaſſern urſprünglich nicht für die Bühne beſtimmt worden ſind, die auch auf ihr keine ſonderliche Wirkung machen würden, während ſie ſich vortrefflich leſen laſſen. Ich bezweifle jedoch gar ſehr, ob ſie auf jemanden, der nie ein Schauſpiel geſehn, auch keine Beſchreibung davon gehört hätte, einen ebenſo lebendigen Eindruck machen würden als auf uns. Wir ſind ſchon darauf geübt, beim Leſen dramatiſcher Werke uns die Aufführung hinzu zu denken.

[Ueberblick des Theaters bei verſchiedenen Nationen.] Die Erfindung der Schauſpielkunſt und des Theaters ſcheint ſehr nahe zu liegen. Der Menſch hat eine große Anlage zur Mimik; indem er ſich lebhaft in die Lage, Geſinnungen und Leidenſchaften andrer verſetzt, verähnlicht er ſich ihnen, ſelbſt unwillkürlich, in ſeinem Aeußeren. Die Kinder gehen beſtändig aus ſich heraus: es iſt eins ihrer Lieblingsſpiele, die Erwachſenen vorzuſtellen, welche ſie Gelegenheit haben, zu beobachten, oder auch ſonſt, was ihnen einfällt; und bei der glücklichen Biegſamkeit ihrer Einbildungskraft muß ihnen alles taugen, um ſie mit den Kennzeichen der angenommenen Würde, ſei es eines Vater, eines Schulmeiſters oder eines Königs, auszuſtatten. Der einzige zur Erfindung des Schauſpiels erforderliche Schritt, nämlich die mimiſchen Elemente und Bruchſtücke aus dem geſelligen Leben auszuſcheiden und ſie ihm gegenüber in eine Maſſe verſammelt aufzuſtellen, iſt aber dennoch bei vielen Völkern nicht geſchehen. In den ſehr ausführlichen Beſchreibungen des alten Aegyptens beim Herodot und andern erinnere ich mich keiner Spur hievon. Die Etrusker hingegen, ſonſt in vielem den Aegyptern ſo ähnlich, haben ſchon theatraliſche Spiele gehabt, und, ſeltſam genug, hat ſich der etruskiſche Name für einen Schauſpieler, histrio, in lebenden Sprachen bis auf die neueſte Zeit erhalten. Das ganze vordere aſiatiſche Morgenland, die Araber und Perſer kennen bei einer ſonſt ſo reichen poetiſchen Litteratur keine Schauſpiele. Europa im Mittelalter ebenfalls nicht; nach der Einführung des Chriſtentums waren die unter den Griechen und Römern hergebrachten Schauſpiele abgeſchafft worden, teils weil ſie auf heidniſche Vorſtellungsarten Bezug hatten, teils weil ſie in eine freche Sittenloſigkeit ausgeartet waren; und nachher kamen ſie ungefähr tauſend Jahre lang nicht wieder auf. Noch im vierzehnten Jahrhundert finden wir in Boccaz, der uns doch ſonſt ſehr genau die ganze Verfaſſung des geſelligen Lebens ſchildert, keine Spur von Schauſpielen. An deren Stellen hatte man bloß die Conteurs, Meneſtriers und Jongleurs. Auf der andern Seite läßt ſich keineswegs annehmen, daß die Erfindung des Schauſpiels nur einmal in der Welt gemacht worden, und immer von einem Volke dem andern überliefert ſei. Die engliſchen Weltumſegler melden, daß ſie bei den Inſulanern der Südſee, die in aller geiſtigen Fähigkeit und Bildung noch auf einer ſo niedrigen Stufe ſtehen, dennoch ein rohes Schauſpiel ſahen, worin ein gewöhnliches Ereignis des Lebens zur Beluſtigung nachgeahmt wurde. Um zum andern Aeußerſten überzugehen: bei einem Volke, deſſen geſellige Verfaſſung und geiſtige Ausbildung unleugbar aus einem entfernten Altertume herſtammt, bei den Indiern, hat es Schauſpiele gegeben, lange ehe ſie irgend eine fremde Einwirkung erfuhren. Sie haben, wie in Europa erſt kürzlich bekannt geworden, eine reichhaltige dramatiſche Litteratur, deren Alter gegen zweitauſend Jahre hinaufgeht. Von ihren Schauſpielen kennen wir als Probe bis jetzt [1805] nur die liebliche Sakuntala, welche, bei dem fremden klimatiſchen Kolorit, im Bau des Ganzen eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit unſerm romantiſchen Schauſpiel hat, daß man argwöhnen ſollte, der engliſche Ueberſetzer Jones habe aus Vorliebe für den Shakeſpeare auf dieſe Aehnlichkeit hingearbeitet, wenn nicht andere Gelehrte ſeine Treue beſtätigten. Die Schauſpielkunſt ſcheint in Indien eine Lieblingsunterhaltung am Hofe einheimiſcher Fürſten geweſen zu ſein; und dazu eignete ſie ſich durch die Feinheit des geſellſchaftlichen Tones, die darin vorwaltet. Unter mohamedaniſchen Beherrſchern mußte ſie verſchwinden: die Landesſprache war ihnen fremd, da das Perſiſche die Sprache der Höfe geworden war; die mit der Dichtung ſo eng verwebte Mythologie ſtritt mit ihren Religionsbegriffen. Ueberhaupt gibt es keine dem Islamismus ergebene Nation, die in der dramatiſchen Poeſie etwas geleiſtet oder nur einen Begriff davon gehabt hätte. Die Chineſen hingegen haben ihr ſtehendes Nationaltheater; vermutlich in jeder Hinſicht ſtehend; ich zweifle nicht, daß ſie in der Feſtſtellung willkürlicher Regeln und der feinen Beobachtung unbedeutender Konvenienzen die korrekteſten Europäer weit hinter ſich laſſen.

Bei den Römern wurden die ſchönen Künſte nur als ein verderblicher, Ausartung andeutender und ſie befördernder Luxus eingeführt. Dieſen Luxus trieben ſie in Ausdehnung des Theaters ſo ins große, daß die Vollkommenheit im weſentlichen über den ausſchmückenden Zuthaten bald verabſäumt werden mußte. Auch unter den Griechen war das dramatiſche Talent nichts weniger als allgemein: in Athen war das Theater erfunden, in Athen wurde es ausſchließend vervollkommnet. Alle großen dramatiſchen Schöpfer der Griechen ſind in Attika geboren und haben ſich in Athen gebildet.

Die Spanier haben eine unermeßlich reiche dramatiſche Litteratur, ihre Dramatiker gleichen an Fruchtbarkeit den griechiſchen, von denen oft über hundert Stücke genannt werden. Wie man ſie auch ſonſt beurteilen möge, die Erfindungskraft hat ihnen doch niemand abgeſprochen; man hat ſie nur allzuſehr durch die That anerkannt, indem Italiener, Franzoſen, Engländer die ſinnreichen Erfindungen der Spanier benutzt haben, oft ohne die Quelle anzugeben. Die Portugieſen hingegen, die in andern Dichtarten mit den Spaniern wetteifern, haben faſt nichts in dieſem Fache gethan, ja nicht einmal ein Nationaltheater gehabt.

Auch unter den vielen künſtleriſchen und litterariſchen Talenten der Italiener iſt das dramatiſche keineswegs das hervorſtechende, und dieſer Mangel ſcheint ihnen beinahe von den Römern angeerbt zu ſein, ſo wie ſich das bei ihnen einheimiſche große mimiſche Talent zum Poſſenhaften ebenfalls aus den älteſten Zeiten herſchreibt. Bei den Italienern kam die Oper und das Ballett auf: theatraliſche Ergötzungen, wobei die dramatiſche Bedeutung gänzlich der Muſik und dem Tanze untergeordnet wird.

Wenn der deutſche Geiſt im dramatiſchen Fache ſich nicht mit der gleichen Fülle und Leichtigkeit entwickelt hat, wie in andern Teilen der Litteratur, ſo rührt dieſer Mangel vielleicht von einer wahren Eigenſchaft her. Die Deutſchen wollen dem Weſen von allem, womit ſie ſich beſchäftigen, durch Nachdenken auf den Grund kommen. Eben deswegen ſind ſie nicht praktiſch genug; denn um entſchloſſen und mit Feſtigkeit zu handeln, muß man endlich einmal ausgelernt zu haben glauben und nicht immer zur Prüfung der Theorie ſeines Geſchäftes zurückkehren; man muß ſich ſogar in einer gewiſſen Einſeitigkeit des Begriffs feſtgeſetzt haben. In der Einrichtung und Führung eines Schauſpiels ſoll aber der praktiſche Geiſt herrſchen; dem dramatiſchen Dichter iſt es nicht vergönnt, begeiſtert zu träumen; er muß den geradeſten Weg zu ſeinem Ziele gehen; und der Deutſche verliert ſo leicht ſein Ziel über dem Wege dahin aus den Augen. Ferner darf und muß im Drama die Nationalität am entſchiedenſten hervortreten, und die deutſche Nationalität iſt beſcheiden, ſie macht ſich nicht vorlaut geltend: mit dem edlen Beſtreben, alle fremde Vortrefflichkeit zu kennen und ſich anzueignen, iſt nicht ſelten Geringſchätzung des eignen Wertes verbunden. Darum hat unſre Bühne in Form und Gehalt oft mehr als billig fremde Einflüſſe erfahren.

Nach dieſem flüchtigen, gleichſam auf die Landkarte der dramatiſchen Litteratur geworfene Blicke kehren wir zur Erörterung der Grundbegriffe zurück. Da ſchon in der dramatiſchen Form die Vorausſetzung der ſichtbaren Darſtellung und der Anſpruch darauf liegt, ſo kann ein dramatiſches Werk immer aus einem doppelten Geſichtspunkte betrachtet werden, inwiefern es poetiſch und inwiefern es theatraliſch iſt. Eines kann ſehr wohl vom andern getrennt ſein. Man mißverſtehe hier nicht den Ausdruck poetiſch: nicht vom Versbau und vom Schmuck der Sprache iſt die Rede; damit wird, ohne höhere Belebung, auf der Bühne gerade am wenigſten geleiſtet, ſondern von der Poeſie im Geiſt und der Anlage eines Stücks; und dieſe kann in hohem Grade ſtattfinden, wenn es auch in Proſa geſchrieben wäre, ſowie umgekehrt. Wodurch wird nun ein Drama poetiſch? Unſtreitig eben dadurch, wodurch es auch Werke anderer Gattungen werden. Zuerſt ſoll es ein zuſammenhängendes, in ſich geſchloſſenes befriedigendes Ganzes ſein. Zum poetiſchen Gehalte iſt erforderlich, daß es Ideen, d. h. notwendige und ewig wahre Gedanken und Gefühle, die über das irdiſche Daſein hinausgehen, in ſich abſpiegle und bildlich zur Anſchauung bringe.

Wodurch wird aber ein dramatiſches Werk theatraliſch, d. h. geſchickt auf der Bühne mit Vorteil zu erſcheinen? Die Aufgabe iſt, auf eine verſammelte Menge zu wirken, ihre Aufmerkſamkeit zu ſpannen, ihre Teilnahme zu erregen. Der Dichter hat alſo einen Teil ſeines Geſchäftes mit dem Volksredner gemein. Wodurch gelangt der letzte vornehmlich zu ſeinem Zweck? Durch Klarheit, Raſchheit und Nachdruck. Alles, was das gewöhnliche Maß von Geduld und von Faſſungskraft überſteigt, muß er ſorgfältig vermeiden. Ferner: viele verſammelte Menſchen ſind ſich gegenſeitig eine Zerſtreuung, ſo lange ihr Ohr und Auge noch nicht auf ein gemeinſchaftliches Ziel außer ihrem Kreiſe hingelenkt iſt. Daher muß der dramatiſche Dichter ſowohl als der Volksredner ſeine Zuhörer gleich vom Anfange an durch ſtarke Eindrücke aus ſich herausverſetzen, er muß ihrer Aufmerkſamkeit gleichſam körperlich gebieten. Die ſchmelzende Harmonika iſt nicht dazu gemacht, den Tritt eines Heeres zu ordnen und anzufeuern. Dazu gehören durchdringende Inſtrumente, beſonders aber ein entſchiedener Rhythmus, der den Pulsſchlag beſchleunigt und das ſinnliche Leben in raſcheren Schwung ſetzt. Dieſen Rhythmus in der Fortbewegung eines Dramas ſichtbar zu machen, iſt das Haupterfordernis. Iſt dies einmal gelungen, dann darf der Dichter ſich ſchon eher in ſeiner raſchen Laufbahn verweilen und ſeiner Neigung nachhängen. Es giebt Punkte, wo die entfaltetſte oder geſchmückteſte Erzählung, die begeiſtertſte Lyrik, die tiefſinnigſten Gedanken und entfernteſten Andeutungen, die ſinnreichſten Spiele des Witzes, die glänzendſten Einfälle einer gaukelnden und in den Lüften ſchwebenden Phantaſie ſchon an ihrer Stelle ſind und wo die vorbereiteten Zuhörer, auch ſolche, die nicht ganz faſſen können, dieſem allem mit begierigem Ohr folgen werden, wie einer zu ihrer Stimmung paſſenden Muſik. In Anſehung des Theatraliſchen dürfen wir aber doch nicht vergeſſen, daß dabei immer etwas in Bezug auf die Fähigkeiten und Neigungen der Zuhörer beſtimmt werden muß, alſo nach den Nationen überhaupt und nach dem jedesmal vorhandenen Grade von Kunſtbildung wechſelt. Die dramatiſche Poeſie iſt gewiſſermaßen die weltlichſte von allen Gattungen; denn aus der Stille eines begeiſterten Gemüts ſcheut ſie ſich nicht unter das regſte Gewühl des geſelligen Lebens hinauszutreten. Der dramatiſche Dichter muß mehr als irgend ein andrer um äußere Gunſt, um lauten Beifall buhlen. Aber billig ſoll er ſich nur ſcheinbar zu ſeinen Zuhörern herablaſſen, in der That aber ſie zu ſich emporheben.

Bei der Wirkung auf eine verſammelte Menge verdient noch folgender Umſtand erwogen zu werden. Der Volksredner und der dramatiſche Dichter finden das Mittel, die Schranken konventioneller, durch die Sitte vorgeſchriebener Zurückhaltung einzureißen. Die Thränen, welche der Redner oder Schauſpieldichter ſie für einen verleumdeten Unſchuldigen, für einen in den Tod gehenden Helden zu vergießen nötigt, befreunden, verbrüdern ſie alle. Es iſt unglaublich, welche verſtärkende Kraft die ſichtbare Gemeinſchaft vieler für ein inniges Gefühl hat, das ſich ſonſt gewöhnlich in die Einſamkeit zurückzieht oder nur in freundſchaftlicher Zutraulichkeit offenbart. Der Glaube an deſſen Giltigkeit wird durch ſeine Verbreitung unerſchütterlich, wir fühlen uns ſtark unter ſo vielen Mitgenoſſen, und alle Gemüter fließen in einen großen unwiderſtehlichen Strom zuſammen. Vor allem hat ſich der komiſche Dichter zu hüten, daß er nicht dem Gemeinen und Niedrigen in der menſchlichen Natur Luft mache, ſich zuverſichtlich zu äußern: iſt durch den Anblick der Gemeinſchaft auch in ſolchen unedlen Neigungen die Scham einmal überwunden, welche ſie gewöhnlich in die Grenzen der Anſtändigkeit zurückdrängt, ſo bricht das Wohlgefallen am Schlechten bald mit zügelloſer Freiheit los.

[Wichtigkeit der Schaubühne.] Dieſe demagogiſche Kraft im Guten und Böſen hat billig von jeher die Aufmerkſamkeit der Geſetzgeber auf das Schauſpiel gerichtet. Durch mancherlei Anſtalten haben die Staaten geſucht, es nach ihrem Zwecke zu lenken und dem Mißbrauche vorzubeugen. Die Aufgabe dabei iſt, die zum Gedeihen ſchöner Kunſt nötige ungezwungene Bewegung mit den Rückſichten zu vereinbaren, welche die jedesmalige Staats- und Sittenverfaſſung fordern. In manchen chriſtlichen Ländern iſt die dramatiſche Kunſt gewürdiget worden, der Religion die Hand bieten zu dürfen, indem ſie geiſtliche Stoffe behandelte; beſonders in Spanien hat der Wetteifer hierin manche Werke hervorgebracht, welche gewiß weder die Andacht noch die Poeſie verleugnen wird. In andern Staaten, unter andern Umſtänden, hat man dies anſtößig und bedenklich gefunden. Wo aber eine vorgängige Aufſicht, nicht bloß Verantwortlichkeit des Dichters und Schauſpielers hintenach für das auf der Bühne zur Schau Gebrachte, nötig erachtet wird, da iſt ſie vielleicht gerade darauf am ſchwierigſten anzuwenden, wo ſie doch am wichtigſten wäre: nämlich auf den Geiſt und den Geſamteindruck eines Stücks. Vermöge der Natur der dramatiſchen Kunſt muß der Dichter ſeinen Perſonen manches in den Mund legen, was er keinesweges zu billigen meinet, er begehrt in Anſehung ſeiner Geſinnungen nach dem Zuſammenhange des Ganzen beurteilt zu werden. Es könnte hingegen auch ſein, daß ein Stück in Abſicht auf die einzelnen Reden ganz unanſtößig wäre und jeder bloß hierauf gerichteten Prüfung entginge, während es im ganzen doch ſchädliche Wirkungen bezweckte. Wir haben gerade in unſeren Zeiten Schauſpiele genug erlebt, und ſie haben in Europa Glück gemacht, die von Aufwallungen des guten Herzens und Streichen des Edelmutes überfließen, und worin für einen ſchärfern Blick dennoch die verſteckte Abſicht des Verfaſſers unverkennbar iſt, die Strenge ſittlicher Grundſätze und die Ehrerbietung vor dem, was dem Menſchen heilig ſein ſoll, zu untergraben und dadurch die ſchlaffe Weichlichkeit ſeiner Zeitgenoſſen für ſich zu beſtechen. [Schlegel ſpielt hier auf Aug. v. Kotzebue, 1761—1819, an.]

Alles Obige zweckt darauf ab, die Wichtigkeit des Gegenſtandes unſerer Betrachtungen einleuchtend zu machen. Das Theater hat einen außerordentlichen Reiz für alle Alter, Geſchlechter und Stände und war immer die Lieblingsergötzung geiſtreicher Völker. Hier ſieht der Fürſt, der Staatsmann und Heerführer die großen Weltbegebenheiten der Vorzeit, denen ähnlich, in welchen er ſelbſt mitwirken konnte, nach ihren innern Triebfedern und Beziehungen entfaltet; der Denker findet Anlaß zu den tiefſten Betrachtungen über die Natur und Beſtimmung des Menſchen; der Künſtler folgt mit lauſchendem Blick den vorüberfliehenden Gruppen, die er ſeiner Phantaſie als Keime künftiger Gemälde einprägt; die empfängliche Jugend öffnet ihr Herz jedem erhebenden Gefühl; das Alter verjüngt ſich durch Erinnerung: die Kindheit ſelbſt ſitzt mit ahnungsvoller Erwartung vor dem bunten Vorhange, der rauſchend aufrollen ſoll, um noch unbekannte Wunderdinge zu enthüllen: alle finden Erholung und Aufheiterung und werden auf eine Zeit lang der Sorgen und des täglichen Drucks ihrer Lebensweiſe enthoben. Da nun aber die dramatiſche Kunſt ſamt den begleitenden und zu ihrem Dienſte verwendeten Künſten durch Vernachläſſigung und gegenſeitige Herabſtimmung des Künſtlers und des Publikums dergeſtalt ausarten kann, daß das Theater zur gemeinſten und geiſtloſeſten, ja zu einer wahrhaft verderblichen Zeittötung herabſinkt, ſo iſt es gewiß nicht bloß auf eine flüchtige Unterhaltung abgeſehen, wenn man ſich mit Betrachtung der Werke, welche die ausgezeichnetſten Völker in ihren ſchönſten Zeiten dafür hervorgebracht, und mit den Mitteln beſchäftigt, eine ſo bedeutende Kunſt zu vervollkommnen.

Weſen des Tragiſchen und Komiſchen. Das Tragiſche und Komiſche verhalten ſich zu einander wie Ernſt und Scherz. Beide tragen zwar das Gepräge unſerer geſamten Natur an ſich; aber der Ernſt gehört mehr ihrer ſittlichen, der Scherz ihrer ſinnlichen Seite an. Die nicht mit Vernunft begabten Geſchöpfe ſind eigentlich weder des Ernſtes noch des Scherzes fähig. Ernſt, im weiteſten Sinne genommen, iſt die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Allein ſobald wir uns Rechenſchaft von unſerm eigenen Thun geben, nötigt uns die Vernunft, dieſen Zweck unſers Daſeins zu beziehen; und hier bricht ſich die unſerm Weſen inwohnende Forderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen ſind. Alles, was wir ſchaffen und wirken, iſt vergänglich und nichtig; überall ſteht der Tod im Hintergrunde, dem jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegen führt; im glücklichſten Falle, wenn ein Menſch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, ſteht ihm doch bevor, alles, was ihm hier wert war, verlaſſen zu müſſen oder davon verlaſſen zu werden. Es giebt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern ſeines Verluſtes. Wenn wir aber die Beziehungen unſers Daſeins bis an die äußerſte Grenze der Möglichkeiten überſchauen, wenn wir deſſen ganze Abhängigkeit von einer unüberſehlichen Verkettung der Urſachen und Wirkungen erwägen: wie wir ſchwach und hilflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und ſtreitender Begierden an die Küſten einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichſam bei der Geburt ſchon ſchiffbrüchig; wie wir allen Irrtümern, allen Täuſchungen ausgeſetzt ſind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenſchaft unſern eigenen Feind im Buſen tragen; wie jeder Augenblick im Namen der heiligſten Pflichten die Aufopferung der ſüßeſten Neigungen von uns fordern und durch einen plötzlichen Schlag uns alles ſchwer Erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Beſitzes die Gefahr des Verluſtes ſteigt, und wir den Tücken des feindſeligen Zufalls nur um ſo mehr Blößen darbieten: dann muß jedes nicht dem Gefühl verſchloſſene Gemüt von einer unausſprechlichen Wehmut befallen werden, gegen die es keine andere Schutzwehr giebt als das Bewußtſein eines über das Irdiſche hinausgehenden Berufs. Dies iſt die tragiſche Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiſte heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendſten Beiſpiele von gewaltſamen Umwälzungen menſchlicher Schickſale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewieſener Seelenſtärke in der Darſtellung durchdringt und beſeelt: dann entſteht tragiſche Poeſie.

Sowie der Ernſt, auf den höchſten Grad geſteigert, das Weſen der tragiſchen Darſtellungsart iſt, ſo der Scherz der komiſchen. Die Stimmung zum Scherz iſt ein Vergeſſen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlſeins. Man iſt dann geneigt, alles nur ſpielend zu nehmen und leicht über die Seele weggleiten zu laſſen. Die Unvollkommenheiten der Menſchen und ihre Mißverhältniſſe untereinander ſind dann nicht mehr ein Gegenſtand der Mißbilligung und des Bedauerns, ſondern dieſe wunderlichen Gegenſätze unterhalten den Verſtand und ergötzen die Phantaſie. Der Dichter muß daher in der komiſchen Darſtellung alles entfernt halten, was ſittlichen Unwillen über die Handlungen, wahre Teilname mit den Lagen ſeiner Menſchen erregen kann, weil wir ſonſt unfehlbar in den Ernſt zurückfallen. Er muß ihre verkehrten Handlungen als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Weſen entſprungen, und was ihnen begegnet, als eine bloß lächerliche Not ſchildern, die keine verderblichen Folgen haben wird. Dies iſt immer noch der Fall in dem, was wir Komödie nennen, worin jedoch ſchon eine Miſchung von Ernſt iſt, wie die ſpätere Komödie aufweißt. Die älteſte Komödie der Griechen aber war durchaus ſcherzhaft und bildete dadurch den vollkommenſten Gegenſatz mit ihrer Tragödie. Nicht bloß die Charaktere und Lagen einzelner Menſchen wurden in einem Gemälde des Wirklichen komiſch aufgefaßt; ſondern die geſamte geſellige Verfaſſung, der Staat, die Natur und die Götterwelt wurde mit ſcherzender Willkür phantaſtiſch geſchildert.

Wenn man auf dieſe Art die Begriffe des Tragiſchen und Komiſchen rein gefaßt hat, wie ſie an griechiſchen Beiſpielen vor uns daliegen, dann wird man auch die mancherlei Miſchungen von beiden, die bei den Neueren vorkommen, und die unechten Zuſätze erkennen und ihre Beſtandteile zerlegen könne.

Das **Luſtſpiel** iſt eine Miſchung von Scherz und Ernſt. Der Dichter ſucht in den Gegenſtänden das Scherzhafte auf: er ſchildert in den menſchlichen Charakteren und Lagen dasjenige, was zum Scherz veranlaßt, mit einem Wort, das Luſtige, das Lächerliche. Aber es ſoll nicht mehr als eine bloße Schöpfung ſeiner Phantaſie auftreten, ſondern wahrſcheinlich ſein, das heißt wirklich ſcheinen.

Der höchſte tragiſche Ernſt geht letztlich immer auf das Unendliche, und der Gegenſtand der Tragödie iſt eigentlich der Kampf zwiſchen dem endlichen äußeren Daſein und der unendlichen inneren Anlage. Der gemilderte Ernſt des Luſtſpiels bleibt hingegen innerhalb des Kreiſes der Erfahrung ſtehen. An die Stelle des Schickſals tritt der Zufall, denn dies iſt eben der erfahrungsmäßige Begriff von jenem, als dem, was nicht in unſerer Gewalt ſteht. Und ſo finden wir auch wirklich unter den Bruchſtücken der Komiker viele Ausſprüche über den Zufall; wie bei den Tragikern über das Schickſal. Der unbedingten Notwendigkeit ließ ſich nur die ſittliche Freiheit entgegenſtellen; den Zufall ſoll man verſtändig zu ſeinem Vorteile lenken. Deshalb iſt die ganze Sittenlehre des Luſtſpiels, gerade wie die der Fabel, nichts anderes als Klugheitslehre. In dieſem Sinne hat ein alter Kritiker zugleich erſchöpfend und mit unübertrefflicher Kürze geſagt, die Tragödie ſei die Flucht oder die Aufhebung des Lebens, die Komödie deſſen Anordnung.

Die Darſtellung der alten Komödie iſt eine phantaſtiſche Gaukelei, ein luſtiges Traumbild, das ſich am Ende bis auf die große Bedeutung in nichts auflöſt. Die Darſtellung des Luſtſpiels hingegen unterwirft ſich dem Ernſt in ihrer Form. Sie verwirft alles Widerſprechende und wodurch ſie ſelbſt wieder aufgehoben werden würde. Sie ſucht bündigen Zuſammenhang und hat mit der Tragödie eine förmliche Verwickelung und Auflöſung gemein. Sie verknüpft wie dieſe die Vorfälle als Urſachen und Wirkungen; nur daß ſie das Geſetz dieſer Verknüpfung ſo auffaßt, wie es ſich in der Erfahrung vorfindet, ohne es, wie jene, auf eine Idee zu beziehen. Wie die Tragödie Befriedigung des Gefühls am Schluſſe ſucht, ſo will das Luſtſpiel auch bei einem wenigſtens ſcheinbaren Ruhepunkte für den Verſtand anlangen. Dies iſt, um es beiläufig zu bemerken, nicht die leichteſte Aufgabe für den Luſtſpieldichter; er muß die Widerſprüche, deren verwirrtes Spiel uns ergötzt hat, am Ende geſchickt beiſeite ſchieben; wenn er ſie wirklich ausgleicht, wenn die Thoren vernünftig, die Schlechtgeſinnten gebeſſert oder beſtraft werden, ſo iſt es um den luſtigen Eindruck geſchehen.

Da wir das Luſtſpiel als eine gemiſchte Gattung aus komiſchen und tragiſchen, aus poetiſchen und proſaiſchen Elementen erklärt haben, ſo erhellet ſchon von ſelbſt, daß im Umfange dieſer Gattung mehrere Unterarten ſtattfinden können, je nachdem einer oder der andere Beſtandteil vorwaltet. Spielt der Dichter in ſcherzhafter Laune mit ſeinen eigenen Erfindungen, ſo entſteht eine Poſſe; beſchränkt er ſich auf das Lächerliche in den Lagen und Charakteren, mit möglichſter Vermeidung aller ernſthaften Beimiſchungen, ein reines Luſtſpiel; ſowie der Ernſt Feld gewinnt im Zweck der ganzen Zuſammenſetzung und in der hervorgerufenen Teilnahme und ſittlichen Beurteilung, ſo geht es in das belehrende oder rührende Schauſpiel über; und davon iſt nur ein Schritt bis zum bürgerlichen Trauerſpiel übrig.

Auch die hergebrachte Einteilung in Charakter- und Intriguenſtück können wir nicht ſo uneingeſchränkt gelten laſſen. Ein gutes Luſtſpiel ſoll immer beides zugleich ſein, ſonſt fehlt es entweder an Gehalt oder an Bewegung; nur freilich kann bald das eine, bald das andere ein Uebergewicht haben. Die Entwickelung der komiſchen Charaktere fordert kontraſtierende Lagen; und dieſe entſtehen ja eben aus der Durchkreuzung der Abſichten und Zufälle, wie ich weiter oben Intrigue im dramatiſchen Sinne erklärt habe. Was Intriguenſpielen im gemeinen Leben bedeutet, weiß jeder, nämlich durch Liſt und Verſtellung andere ohne ihr Wiſſen und gegen ihren Willen nach unſeren verborgenen Zwecken lenken. Im Schauſpiele treffen beide Bedeutungen zuſammen; denn die Liſt der einen wird ein kreuzender Zufall für die anderen.

In den Charakteren des Luſtſpiels herrſcht entweder das Komiſche der Beobachtung oder das ſelbſtbewußte und eingeſtandene Komiſche. Jenes giebt vornehmlich das feinere Luſtſpiel, die ſogenannte höhere Komödie, dieſes die niedrige oder das Poſſenſpiel.

Es giebt lächerliche Eigenſchaften, Narrheiten, Verkehrtheiten, um welche der Beſitzer ſelbſt nicht weiß, oder wenn er etwas davon merkt, ſo iſt er ſehr bemüht, ſie zu verbergen, weil ſie ihm in der Meinung der anderen ſchaden würden. Dergleichen Perſonen kündigen ſich alſo nicht an für das, was ſie ſind; ihr Geheimnis entfährt ihnen nur unbewußt oder wider Willen, und wenn der Dichter ſie ſchildert, ſo muß er uns ſeine eigene vortreffliche Beobachtungsgabe leihen, um ſie gehörig kennen zu lernen. Seine Kunſt beſteht darin, den Charakter in abgelauſchten, leicht hingeworfenen Zügen durchſcheinen zu laſſen und den Zuſchauer dennoch ſo zu ſtellen, daß er die Bemerkung, wie fein ſie auch ſei, nicht verfehlen kann.

(A. W. v. Schlegel, „Griechiſches und römiſches Theater“.)

Marcus Tullius **Cicero**, 106—43 v. Chr., Staatsmann und größter Redner der Römer, geboren zu Arpinum, zu Rom erzogen und für die öffentliche Laufbahn ausgebildet, erlangte ſchon frühzeitig großen Ruf als Redner vor Gericht und bewarb ſich ſodann mit Erfolg um römiſche Staatsämter. Während ſeines Conſulats (i. J. 63 v. Chr.) gelang es ihm, die von Lucius Sergius Catilina gegen die Staatsverfaſſung gerichtete Verſchwörung aufzudecken und zu unterdrücken, wofür ihn der Senat mit dem Ehrennamen „Vater des Vaterlandes“ auszeichnete. Nichtsdeſtoweniger wurde er ſchon im Jahre 60 v. Chr. wegen der Hinrichtung von Catilina's Genoſſen angeklagt und verbannt. Er floh nach Theſſalonika (Saloniki) in Macedonien, bis er im Jahre 57 wieder zurückgerufen wurde. Er verlebte nun einige Zeit (bis 54) in Zurückgezogenheit und ſchrieb (55) das Buch „Von dem Redner“ (De oratore). Im Bürgerkriege zwiſchen Pompejus und Cäſar folgte er anfangs dem erſteren, erlangte aber nach deſſen Beſiegung Cäſar's Verzeihung. An der Verſchwörung gegen des Diktators Leben nahm er zwar keinen Anteil, trat jedoch nach Cäſars Ermordung auf Seite der Freiheitsfreunde und wendete ſich in feurigen Reden gegen Marcus Antonius, der ſich der Staatsgewalt bemächtigen wollte. Nachdem jedoch Octavianus, Cäſars Neffe und Erbe, ſich mit dieſem verbündet hatte, fiel Cicero als eines der erſten Opfer ihres Einverſtändniſſes. Bevor er ſich noch in das Lager des M. Brutus retten konnte, wurde er durch ausgeſchickte Soldaten bei einem ſeiner Landgüter getötet. Obwohl viele von Cicero's zahlreichen Schriften verloren gegangen ſind, beſitzen wir doch noch 57, durch Lebendigkeit des Ausdrucks und kunſtvolle Anordnung ausgezeichnete Reden, eine Anzahl Schriften über die Beredſamkeit (De oratore, Brutus seu de claris oratoribus, Orator ꝛc.), über Philoſophie und mehr als 800 Briefe. Die Schrift „Von dem Redner“ (De oratore) iſt im Jahre 55 v. Chr. entſtanden und enthält in der Geſtalt eines Geſpräches eine Erörterung über die Grundſätze der Redekunſt. Die ſprechenden Perſonen ſind römiſche Staatsmänner und Redner aus der Jugendzeit Cicero's.

[Von dem Redner; aus dem 1. Geſpräch.] Will man von der geſamten und eigentümlichen Geſchicklichkeit des Redners eine vollſtändige Erklärung geben, ſo wird der, meines Erachtens, auf dieſen ſo ehrwürdigen Namen eines Redners gerechte Anſprüche haben, der über jegliche vorkommende Sache, die durch Rede entwickelt werden ſoll, mit Einſicht, in wohlgeordneten Worten, ſchön und aus dem Gedächtniſſe reden kann, mit einiger Würde auch des äußern Anſtandes. Wenn aber jemanden der von mir gebrauchte Ausdruck „über jegliche Sache“ zu unbeſtimmt ſcheint, ſo mag er davon, ſo viel ihm gut däucht, abziehen und wegſchneiden; jenes aber laſſe ich mir nicht nehmen, daß der Redner, wenn er auch die Kenntniſſe, welche zu den andern Künſten oder Wiſſenſchaften erforderlich ſind, nicht beſitzt, und nur dasjenige weiß, was auf Rechtserörterungen und gerichtliche Uebung Beziehung hat, doch über dieſe Sachen ſelbſt, wenn er darüber reden ſoll, nachdem er ſich von denen hat belehren laſſen, die das, was zu jeglicher Sache gehört, inne haben, viel beſſer, als diejenigen ſelbſt, denen dieſe Wiſſenſchaften eigen ſind, reden werde. Wenn z. B. unſer Sulpicius über Kriegsſachen reden ſoll, ſo wird er bei dem C. Marius, meinem Verſchwiegerten, Erkundigungen einziehen, und, wenn er ſie erhalten, ſich ſo darüber ausſprechen, daß C. Marius ſelbſt glauben wird, er verſtehe ſich darauf faſt beſſer, als er ſelber; wenn über das bürgerliche Recht, ſo wird er mit dir Rat pflegen, und dich, einen ſo einſichtsvollen und erfahrenen Mann, in den Dingen ſelbſt, die er von dir erlernt hat, vermittelſt der Redekunſt übertreffen; ſollte eine Sache vorkommen, wobei er über Natur, Laſter der Menſchen, Begierden, Mäßigung, Enthaltſamkeit, Schmerz, Tod, reden ſoll, ſo wird er vielleicht, wenn es ihm gut däucht (wiewohl ſolche Kenntniſſe der Redner ſchon beſitzen muß) Rückſprache halten mit dem Sex. Pompejus, einem in der Philoſophie bewanderten Manne; aber dahin wird er es wahrlich bringen, daß er, über was immer für eine Sache er reden und von wem auch immer er es erlernt haben mag, dieſe ſchöner vorträgt, als derjenige ſelbſt, von dem er ſie erlernt hat. Aber wenn mein Rat gilt, ſo wollen wir von den drei Teilen, in welche die Philoſophie geſondert iſt (ich meine die dunkle Naturwiſſenſchaft, die ſpitzfindige Dialektik, die Lebens- und Sittenlehre), die beiden erſtern andern überlaſſen, unſrer Gemächlichkeit willfahrend; wollen wir aber den dritten, der immer des Redners Eigentum war, uns nicht erhalten, ſo werden wir dem Redner nichts, worin er ſich groß zeigen kann, zurücklaſſen. Das ganze Fach alſo, das Leben und Sitten behandelt, muß gründlich vom Redner erlernt werden; das übrige wird er, wenn er es auch nicht erlernt hat, ſobald es einmal nötig ſein ſollte, doch ſchön vortragen können, wenn er darüber unterrichtet und belehrt worden.

Denn hat, wie die Gelehrten wiſſen, ein der Sternwiſſenſchaft unkundiger Mann, Aratus, in ſehr ſchönen und guten Verſen, über Himmel und Geſtirne geredet; hat über den Ackerbau, ein vom Lande ganz entfernt lebender Mann, der Kolophonier Nikander, nach der Geſchicklichkeit, die er als Dichter, nicht als Landbauer beſaß, vortrefflich geſchrieben: warum ſollte nicht der Redner über ſolche Dinge ſich beredt ausdrücken können, die er nur für eine beſtimmte Sache und Zeit erlernt hat? Denn in der nächſten Berührung mit dem Redner ſteht der Dichter, der durch das Versmaß etwas gebundner iſt, in den Worten aber eine freiere Wahl hat, in vielen Arten der Verſchönerung ihm Genoſſe und beinahe gleich, in der Rückſicht wenigſtens mit ihm beinahe eine Perſon iſt, daß er durch keine Schranken ſich ſein Recht einengt und abgrenzt, wornach es ihm nicht freiſtände, mit jener gleichen Geſchicklichkeit und Gewandtheit umherzuſchwärmen, wo es ihm beliebte. Denn warum, mein Scävola, haſt du geſagt, du würdeſt, wäreſt du nicht in meinem Reiche, jene Aeußerung von mir nicht dulden: in jeder Art des Vortrages, in jedem Teile menſchenwürdiger Wiſſenſchaft müſſe der Redner vollkommen ſein? Nie wahrlich, würde ich dieſes geſagt haben, wenn das Vorbild, das ich aufſtelle, ich ſelber zu ſein glaubte. Aber was C. Lucilius oft zu ſagen pflegte, der auf dich ein wenig grollte, und ſich deshalb auch an mich weniger, als ich wünſchte, anſchloß, übrigens aber ein gelehrter und ſehr gebildeter Mann iſt, ſtimmt mit dem, was ich urteile, überein: Niemand müſſe den Rednern beigezählt werden, der nicht durch alle die Wiſſenſchaften, die eines freien Mannes würdig ſind, völlig ausgebildet iſt; denn wenn wir dieſe auch beim Reden nicht gebrauchen, ſo iſt doch einleuchtend und ſichtbar, ob wir derſelben unkundig ſind, oder ſie erlernt haben. So wie diejenigen, welche Ball ſpielen, bei dem Spiele ſelbſt nicht von der Kunſt Gebrauch machen, die der Ringſchule eigen iſt, aber doch durch die Bewegung ſelbſt verraten, ob ſie die Ringkunſt gelernt haben, oder nicht verſtehen; und ſo wie diejenigen, welche etwas formen, wiewohl ſie dann von der Malerkunſt keinen Gebrauch machen, doch, ob ſie zu malen verſtehen, oder nicht verſtehen, nicht undeutlich zu erkennen geben; ſo offenbart es ſich bei dieſen Reden, wenn auch die andern nicht als eigentümliche Wiſſenſchaften gebraucht werden, ſehr leicht, ob der, welcher redet, ſich nur in den gewöhnlichen Schulübungen umgetrieben hat, oder ob er, mit allen edeln Wiſſenſchaften ausgerüſtet, als Redner aufgetreten iſt.

[Aus dem 3. Geſpräch.] Die ſchönſten nun ſind diejenigen Reden, welche ſich am weiteſten verbreiten, und von dem beſondern und einzelnen Streitigen Gelegenheit und Veranlaſſung hernehmen, die Gattung, zu welcher es gehört, nach ihrer innern Beſchaffenheit zu enthüllen, damit die Zuhörer, wenn ſie die Sache nach ihrem Weſen, nach ihrer Gattung und ihrem geſamten Umfange erkannt haben, über die einzelnen Beklagten, Verbrechen und ſtreitigen Fälle urteilen können. Euch an eine ſolche Art der Uebungen zu gewöhnen, ermahnte euch Antonius, indem er euch von kleinlichen und beſchränkten Zänkereien in das ganze innere und reiche Gebiet der Entwicklung überführen zu müſſen glaubte. Wenige Büchlein wollen nicht genügen für eine ſolche Verpflichtung, wie diejenigen geglaubt haben, welche über die Redekunſt ſchrieben, nicht eine tuskulaniſche Unterhaltung, nicht eine Luſtwandlung am Vormittage, nicht eine Sitzung am Nachmittage, wie die unſrige. Denn nicht bloß die Zunge müſſen wir ſchärfen und vorſpitzen, ſondern den Geiſt reichlich verſorgen und anfüllen mit den wichtigſten und edelſten Kenntniſſen, welche Lieblichkeit, Fülle und Mannigfaltigkeit darbieten. Denn unſer Eigentum (wenn wir anders Redner ſind), unſer Eigentum, ſage ich, iſt jene ganze Staatswiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, in welche, als auf ein Gut, worauf niemand mehr Rechte und Anſprüche hat, Menſchen, die ſich überflüſſiger Muße erfreuten, während wir beſchäftiget waren, eingeſtürmt ſind, ſo daß ſie nun entweder höhnend den Redner, wie jener den Sokrates im „Gorgias“, ſogar verſpotten, oder über die Redekunſt einige Regeln in wenigen Büchern erteilen, die ſie nach den Ueberſchriften für die Redner beſtimmen, gerade als wenn das nicht für die Redner gehörte, was ſie über Gerechtigkeit, Pflicht, Anordnung und Verwaltung der Staaten, über die rechte und vernünftige Art des Lebens, endlich ſogar über die Natur vortragen. Da wir aber jetzt nicht anderswoher dieſe Kenntniſſe entlehnen können, ſo müſſen wir ſie freilich von denen ſelbſt entlehnen, die uns geplündert haben. Nur müſſen wir ſie auf die Staatswiſſenſchaft, worauf ihr Nutzen und Zweck eigentlich geht, anwenden; nur müſſen wir nicht (wie ich vorhin ſagte) unſre ganze Lebenszeit auf die Erlernung ſolcher Sachen verbrauchen; ſondern wenn wir die Quellen erkannt haben (und wer dieſe nicht ſchnell kennen lernt, wird ſie überhaupt nie kennen lernen), dann können wir, ſo oft es nötig ſein wird, aus denſelben ſchöpfen. Denn ſowie die Menſchen nach ihren natürlichen Anlagen und Geiſteskräften nicht einen ſolchen Scharfblick haben, daß jemand von ihnen ſo wichtige Kenntniſſe, wenn ſie ihn gar nicht gelehrt wären, erlangen könnte; ſo haben doch dieſe Dinge keine ſo große Dunkelheit, daß ein Mann von durchdringendem Geiſte ſie nicht ganz durchſchauen könnte, wenn er ſie nur betrachtet hat. Da alſo der Redner in dieſem ſo großen, ſo unermeßlichem Felde frei umherſchwärmen, und überall, wo er verweilt, in ſeinem Eigentume verweilen kann, ſo iſt es ihm leicht, ſich allen Stoff und alle Mittel zur Verſchönerung der Rede zu verſchaffen. Denn Reichtum an Sachen erzeugt Reichtum an Worten; und wenn in den Sachen ſelbſt, worüber man redet, Würde liegt, ſo verbreitet ſich auch natürlich über die Worte ein gewiſſer Glanz. Sei nur derjenige, der reden und ſchreiben will, durch Erziehung und kindliche Unterweiſung ſo gebildet, wie es eines freien und edlen Mannes würdig iſt, glühe er von Eifer, werde er von der Natur begünſtigt, habe er ſich in den Erörterungen allgemeiner Streitfragen geübt, habe er ſich die ſchönſten Schriftſteller zur Erforſchung und Nachahmung ausgewählt: wahrlich, dann wird er nicht ſonderlich der Unterweiſung von jenen Lehrmeiſtern bedürfen, wie er die Worte bauen und in ein glänzendes Licht ſtellen ſoll.

(Ueberſetzung von Friedr. Carl Wolff.)

Quintilianus, Marcus Fabius, etwa vom Jahre 35 bis vor 118, ein geborener Spanier, erlangte als gerichtlicher Redner in Rom ſo großen Ruf, daß er als erſter, vom Staate beſoldeter Lehrer der Redekunſt angeſtellt wurde. Dadurch wurde er wohl veranlaßt, in einem vor dem Jahre 96 erſchienenen Werke „Institutio oratoria“ eine vollſtändige Anleitung zum Studium der Redekunſt in 12 Büchern zu verfaſſen, von dem nachſtehend eine Probe folgt. In dieſer Schrift erweiſet ſich Quinctilian als vollendeter Schulmann, Menſchenkenner und Redner. Mit Recht ſagt ſein Ueberſetzer Profeſſor Herzog zu Gera: „Alles iſt bei ihm voller Verſtand, voll praktiſcher Tüchtigkeit; er ſelbſt Muſter eines beredten und verſtändlichen und anziehenden Lehrers. — Leicht gewinnt auch ihn die Jugend lieb und wert; denn alles iſt bei ihm durchdacht, alles praktiſch und anwendbar; alle Bilder und Gleichniſſe fein gewählt und treffend, ſein Vortrag gemäßigt, aber lichtvoll; alles Kern und Wahrheit.“

Aus Institutio oratoria, 10. Buch.

Vom Ueberdenken. Ganz nahe verwandt mit den Uebungen im Schreiben iſt das Ueberdenken, welches am häufigſten in Anwendung gebracht werden kann. Denn ſchreiben können wir weder überall noch allemal; zum Ueberdenken giebt es Zeit und Gelegenheit ſehr viel. Es wird, ſo oft unſer Schlaf unterbrochen wird, gerade durch die Dunkelheit der Nacht gefördert; es findet mitten unter den Geſchäften des Lebens eine kleine Pauſe, und kennt keine Unthätigkeit. Auch ordnet es ja nicht bloß im Stillen, was an ſich ſchon genug wäre, die Reihefolge des jedesmaligen Stoffs; ſondern es verbindet auch die Worte, und fügt die ganze Rede ſo zuſammen, daß ihr nichts fehlt, als die Handſchrift. Denn auch in dem Gedächtniſſe bleibt meiſtenteils das treuer hängen, was nicht durch die Gemächlichkeit des Schreibens ſich verflüchtigt.

Doch auch zu dieſer Stärke im Denken kann man weder auf einmal, noch ſchnell gelangen. Denn für's erſte muß man ſich durch fleißiges Schreiben ein Schema bilden, das uns auch beim Nachdenken begleitet; dann muß allmählich die Uebung zu Hilfe genommen werden, ſo daß wir anfangs nur einiges wenige im Geiſte zuſammenfaſſen, was getreu wiedergegeben werden kann; bald darauf muß durch ſo mäßige Zugaben, daß man bei jener Anſtrengung keine Beläſtigung ſpürt, die Kraft vermehrt und durch fleißige Einübung in Gang erhalten werden; denn ſie beruht ja größtenteils auf dem Gedächtniſſe. Doch kann es dahin kommen, daß derjenige, dem das Talent nicht verſagt, von lebendigem Eifer unterſtützt, es ſo weit bringt, daß ihm das, was er überdacht, beim Sprechen ebenſo treu verbleibt, als was er geſchrieben und auswendig gelernt hat. Indes wenn zufällig während des Sprechens ein Zug von Extemporieren hervorleuchten ſollte, ſo darf man nicht mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit bloß an dem Ueberdachten hängen. Denn dieſes koſtete nicht ſo ſoviel Mühe, daß man nicht auch dem guten Glücke ein Plätzchen einräumen dürfte, da oft auch ſchriftlichen Arbeiten augenblickliche Einfälle eingewebt werden. Deshalb muß dieſe ganze Art der Uebung ſo eingerichtet werden, daß wir ſowohl davon abweichen, als auch leicht dahin zurückkehren können. Denn wie es das erſte Erfordernis iſt, von zu Hauſe einen fertigen und ſichern Gedankenvorrat zum Sprechen mitzubringen, ſo iſt es ſehr thöricht, die Geſchenke des Augenblicks zu verſchmähen. Daher richte man ſich beim Ueberdenken ſo ein, daß uns der Zufall nicht berücken, wohl aber unterſtützen könne. Dies aber wird möglich werden durch die Stärke des Gedächtniſſes, wenn dasjenige, was wir in Gedanken zuſammengefaßt haben, ruhig hervorſtrömt, uns aber nicht, indem wir ängſtlich beſorgt und rückwärtsblickend, durch die bloße Hoffnung, uns wieder zu beſinnen, in Spannung erhalten werden, vorwärts zu ſchauen hindert. Denn rückwärts ſucht es ſich ſchlechter, weil wir, während wir etwas Früheres vermiſſen, von andern Dingen abgezogen werden, und wir dann mehr das Gedächnis als den Stoff in Anſpruch nehmen. Muß aber beides geſucht werden, ſo giebt es deſſen, was gefunden werden kann, mehr, als was bereits gefunden worden iſt.

Von der Fertigkeit im unvorbereiteten freien Vortrage. Der bedeutendſte Gewinn aber wiſſenſchaftlicher Vorbildung und gleichſam eine Art reichlichſter Belohnung für lange Anſtrengung iſt die Fertigkeit, auf der Stelle einen freien Vortrag zu halten. Doch dringe ich nicht darauf, daß man lieber unvorbereitet ſpreche, ſondern daß man es im ſtande ſei.

Dies aber werden wir am beſten auf folgende Weiſe erreichen. Zuerſt muß uns der Gang des Vortrags bekannt ſein; denn es kann ja auch eher kein Wettlauf ſtattfinden, als bis wir wiſſen, wohin und wie man irgend wohin gelangen ſolle. Jeder aber, der nach einem Plane ſpricht, wird vor allem durch die Aufeinanderfolge der Gegenſtände ſelbſt, wie von einem Führer geleitet werden; weshalb auch nur mittelmäßig geübte Menſchen ſehr leicht in Erzählungen den Zuſammenhang beobachten. Sodann werden ſie wiſſen, was ſie an jedem Orte zu unterſuchen haben, und werden weder umherblicken, noch durch anderswoher ſich aufdringende Empfindungen ſich ſtören laſſen, noch werden ſie ihren Vortrag zu einem Miſchmaſch werden laſſen, wie Leute, die hierhin und dorthin ſpringen und nirgends feſten Fuß faſſen. Endlich werden ſie Maß und Ziel treffen, was ohne Einteilung durchaus nicht möglich iſt. Iſt alles nach Kräften ausgeführt, was ſie ſich entworfen hatten, ſo werden ſie wahrnehmen, daß ſie zum Schluſſe gelangt ſind.

Und zwar iſt dieſes Sache der Kunſttheorie; das Folgende aber Sache wiſſenſchaftlicher Uebung; daß wir uns nämlich einen Vorrat der beſten Ausdrücke erwerben; daß durch fleißige und unausgeſetzte ſtiliſtiſche Uebungen die Sprache ſo gebildet werde, daß auch das, was unvorbereitet aus uns herausſtrömt, das Gepräge des Aufgeſchriebenen an ſich trägt; daß wir, nachdem wir viel geſchrieben haben, auch recht viel ſprechen. Denn Gewohnheit und Einübung erzeugt am allermeiſten Gewandtheit; werden ſie eine Weile ausgeſetzt, ſo wird nicht bloß jene Behendigkeit gelähmt, ſondern der Mund ſelbſt auch zieht ſich gleichſam zuſammen. Denn obgleich eine gewiſſe natürliche Gelenkigkeit des Geiſtes nötig iſt, ſo daß wir, während wir das Letzte ſagen, das Weitere zu ordnen vermögen, und daß ſich an unſer letztes Wort jedesmal ein vorbereiteter und gehörig eingekleideter Gedanke anſchließe: ſo möchte doch kaum weder die Natur, noch die Theorie die Seelenkraft zu einem ſo vielſeitigen Dienſte verteilen können, daß ſie zur Erfindung, Einteilung, Darſtellung, zur Anordnung der Sachen und der Worte, ferner für das, was einer ſpricht, was er hinzuzuſetzen im Begriff iſt, was weiter hinaus zu berückſichtigen iſt, mit gleichzeitiger Beobachtung der Stimme, der Deklamation, der Gebärden zugleich ausreiche. Weit nämlich hinausgehen muß der Scharfblick der Seele, und über den Stoff gebieten können; und ſoviel im Sprechen aufgeht, ſo viel muß von dem Allernächſten zugeſetzt werden; ſo daß wir, bis wir ans Ende gelangen, nicht weniger mit dem Ueberblicke, als mit dem Schritte vorwärts gehen, wenn wir nicht anſtoßend und ſtockend, ſolche kurze und abgebrochene Sätze nach Art der Schluchzenden herauswürgen wollen.

Denn mir ſcheint überhaupt der nicht einmal zu ſprechen, der nicht geordnet, geſchmackvoll, periodiſch ſpricht, ſondern zu ſaalbadern (poltern); und ich werde niemals den Zuſammenhang eines zufälligen Geſprächs anſtaunen, der ſogar bei zankenden Weibern, wie man ſieht, in Ueberfluß zu haben iſt; ſo wenig als, was häufig geſchieht, wenn Wärme und Begeiſterung uns hinriſſen, daß den Eindruck des Extemporierens die Kunſt nicht zu erreichen vermag. Ein Gott habe dann mitgewirkt, wenn ſo etwas ſich ereignete, pflegten die alten Redner, wie Cicero verſichert, zu ſagen. Doch der Grund liegt auf der Hand. Denn Gefühle, von denen wir zur guten Stunde ergriffen werden, und friſche Bilder von Gegenſtänden ſtrömen dahin in ununterbrochener Begeiſterung.

Daher muß man lebendige Vorſtellungen von den Dingen, die Kinder der Einbildungskraft genannt werden, aufzufaſſen ſuchen, und alles, wovon wir zu ſprechen im Begriffe ſind, Perſonen, Fragen, Gegenſtände der Hoffnung und Furcht, faſſe man ins Auge und ergreife es mit dem Gefühle. Denn das Herz iſt es, welches die Menſchen beredt macht, und die Kraft des Verſtandes. Deshalb fehlen auch den Ungebildeten, wenn ſie nur von irgend einem Gefühle ſtärker bewegt ſind, die Worte nicht. Sodann muß unſere Aufmerkſamkeit nicht bloß auf einen Gegenſtand geſpannt ſein, ſondern auf mehrere zuſammenhängende zugleich, ſo wie wir, wenn wir den Blick über irgend eine grade Straße hinwerfen, alles, was darauf und daneben iſt, auf einmal überſchauen, nicht bloß das Ende ſehen, ſondern in einem fort bis ans Ende. Doch traue keiner ſeinem Talente ſo viel zu, daß er hoffe, es werde ihm dieſes gleich, ſo wie er es anfängt, glücken; ſondern, wie wir bei der Methode des Ueberdenkens lehrten, ſo müſſen wir die Gewandtheit im Extemporieren von kleinen Verſuchen allmählich zur Vollkommenheit ausbilden; dieſe aber kann nur gewonnen und erhalten werden durch praktiſche Uebung. Uebrigens muß es als Grundſatz gelten, daß das Ueberdenken nicht grade beſſer, aber doch ſichrer bleibt als jene Gewandtheit; denn ich möchte nicht, daß das Vertrauen auf die Gewandtheit jemals ſo ſtark wäre, daß wir uns nicht eine kurze Zeit wenigſtens, die in der Regel nirgends fehlen dürfte, nehmen, um das, was wir ſagen wollen, zu überblicken.

Manche Kunſtredner treibt ein verkehrter Ehrgeiz, ſo daß ſie über eine vorgelegte Streitfrage ſo fort ſprechen wollen; ja, daß ſie ſogar, was ganz beſonders dummdreiſt und theatraliſch iſt, das Wort ſich erbitten, mit welchem ſie anfangen ſollen. Doch die ſo ſchimpflich mit ihr umgehen, verſpottet ihrerſeits auch die Beredſamkeit; und die, welche den Dummen gelehrt ſcheinen wollen, werden von den Gebildeten für dumm erklärt. Hat jedoch ein Zufall eine plötzliche Notwendigkeit zu ſprechen herbeigeführt, dann möchte es wohl einer ſtärkeren Rührigkeit des Geiſtes bedürfen, und die geſamte Kraft muß auf die Sachen gerichtet und für den Augenblick von der Genauigkeit im Ausdrucke etwas nachgelaſſen werden, wenn beides zu erreichen nicht möglich ſein ſollte. Sodann gewährt teils der langſamere Vortrag einige Pauſen, teils die bedächtige und gleichſam in Ungewißheit ſchwebende Rede: doch ſo, daß wir zu überlegen, nicht ins Stocken zu geraten den Anſchein haben.

Doch nicht geringere Mühe koſtet es, dieſe Fertigkeit ſich zu erhalten, als zu erwerben. Die Kunſttheorie nämlich, iſt ſie einmal erlernt, ſteht feſt; auch das Schreiben verliert durch Unterlaſſung nur ſehr wenig an Schnelligkeit; dieſe Bereitſchaft und Schlagfertigkeit wird allein durch Ausübung erhalten.

(Ueberſetzung von Chriſt. Gottl. Herzog,)

Das Ghaſel.

(Perſiſche Liedform, wiederholt einen Endreim, der in den beiden erſten Verſen ſich ankündigt.)

Geiſt der Liebe.

Geiſt der Liebe, Weltenſeele, Vaterohr, das keine
Stimme überhöret der dich lobenden Gemeine!
Eine Reihe Dankgebetes, Lobgeſang's ein Faden,
Zieht ſich hin vom Duft des Morgens zu des Abends Scheine.
Eine Reihe Lobgeſanges, Dankgebet's ein Faden,
Zieht ſich hin vom Duft des Abends zu des Morgens Scheine.
Eine Schnur, woran geordnet dir zum Preiſe hangen
Aller Himmel Sterne, ſamt den Blüten aller Haine,
Eine Schnur, woran das Meer die Perlen ſeiner Andacht,
Und der Erdgrund reihet ſeiner Inbrunſt Edelſteine,
Gieb, daß in das Lobgeweb', das neu die Schöpfung täglich
Dir aus tauſend Fäden wirkt, ich wirken dürf' auch meine!
Der du gabeſt, dich zu loben, eine Stimme jedem
Leben, von der lichten Sonne bis zum dunklen Steine!
Gieb, daß dieſe Seele auch durch der Gebetesflammen
Schürung dir die innere Lebendigkeit beſcheine!
Laß im Pſalmenſtrom der Schöpfung, in der Weltenmeere
Großen Hymnenwogen mit hinſchwimmen dieſe kleine!
O Natur, mit deinem Hauche läutere die Seele,
Daß ſie widerhalle rein dein Glockenſpiel, das reine!
Gieb, daß in den großen Einklang deiner Stimmen jedes
Menſchenherz harmoniſch ſchmelze, ob es jauchz', ob weine!
Weltenohr! vor dem geſungen vom Beginn der Zeiten,
Die Jahrhunderte herab, viel Dichter im Vereine.
Ihrer Saiten Widerſpruch iſt vor dir ausgeglichen;
Ihre hunderttauſend Stimmen höreſt du als eine.
Laß in deinem Abendwinde Roſen ſäuſeln über
Eines jeden, der dir ſang, nun ſchlummernde Gebeine!
Laß den freien Dichtermund hier deinem Lobe dienen,
Bis in Engelzungen dort ſich freier miſchet ſeine!

(Friedrich Rückert.)

Seſtine.

Von Heinrich Viehoff (1804—86).

(Romaniſche Liedform, beſteht aus 6 ſechszeiligen Strophen und einer dreizeiligen zuſammenfaſſenden Schlußſtrophe.)

Noch ſteht im Jugendſchmuck dein Lebensbaum,
Und mild umfächelt ihn des Frühlings Luft;
Es wiegen Sänger ſich auf jedem Zweig,
Es lacht der Blüten Schnee aus zartem Laub,
Vordeutend auf zukünft'ge reiche Frucht —
O freue dich der flücht'gen Frühlingspracht!

Zwar jetzt erhöht noch jeder Tag die Pracht,
Nach jeder Nacht hebt tauerquickt der Baum
In reicherm Schmuck ſich in die Morgenluft;
Es dringen Blüt' auf Blüten aus dem Zweig,
Und voller, dunkler wölbt ſich ſtets das Laub
Und baut ein ſchirmend Dach der künft'gen Frucht.

Doch weicht die Blüte bald dem Keim der Frucht;
Denn eitlen Schmuck nicht gilt's und Farbenpracht.
Gott ſchuf zur Augenweide nicht den Baum
Und labt ihn darum nicht mit Licht und Luft;
Vom Segen beugen ſoll ſich einſt der Zweig,
Der Früchte Gold ſoll glühn im dunkeln Laub.

Drum fällt des Sommers Glutſtrahl auf das Laub
Und bäht im Blätterhaus die junge Frucht,
Aus der einſt ſprießet neuer Bäume Pracht.
Lenzlüftchen fächeln jetzt nicht mehr den Baum;
Im heißen Bad der ſchwülen Sommerluft
Regt ſich der Säfte Strom in Stamm und Zweig.

Und ſieh! ſchon neigt ſich von der Laſt der Zweig,
Den friſchen Frühlingsglanz verliert das Laub,
Und ſäfteſtrotzend ſchwillt der Schoß der Frucht.
Da legt der Herbſt ihm nun die Ehrenpracht
Von goldnen Früchten an und lohnt's dem Baum,
Daß er ertrug des Sommers ſchwüle Luft.

Weht aber dann des Winters eiſ'ge Luft
Und raubt den letzten Schmuck noch ſeinem Zweig
Und ſtreut auf Flur und Matten hin ſein Laub:
Dann freut die Welt ſich dankbar ſeiner Frucht
Und denkt mit Liebe ſeiner Blütenpracht
Und ſegnet noch den ſchneebedeckten Baum

Daß auch dein Lebensbaum, der in der Luft
Den Blütenzweig jetzt ſtreckt mit jungem Laub,
Von edler Frucht einſt prang' in ſchönrer Pracht!

Das Sonett (Klanggedicht).

Von Wilhelm Auguſt v. Schlegel (1767—1845).

(Aus der Provence ſtammende Gedichtform, beſteht aus 14 Verszeilen, von denen die erſten 8 und die letzten 6 ſich in kunſtvoller Weiſe reimen.)

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und ſtelle ſie, geteilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore ſteigen auf und nieder.

Dann ſchlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechſelnd, jegliches von dreien.
In ſolcher Ordnung, ſolcher Zahl gedeihen
Die zarteſten und ſtolzeſten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Weſen dünket
Und Eigenſinn die künſtlichen Geſetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, füll' in engen Gränzen,
Und reines Ebenmaß der Gegenſätze.

Die Kanzone.

(Aus der Provence ſtammende Liedform, zum Ausdruck ernſter oder ſchwermütiger Gedanken beſtimmt. — Probe v. Joſ. v. Zedlitz.)

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert Strahlen,
Die gottentſtammte Abkunft zu bewähren;
Begeiſtrung iſt die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären.
In welchem Spiegel ſich ihr Bild mag malen,
Mag ſie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz ſie ſtreben,
Sie ſucht das Höchſte ſtets, wie ſie's erkennet.
Längſt im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längſt wären ohne ſie zerſtäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie iſt der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben ſtammt, allein mit Leben füllet.

Rundgedicht (Rondeau).

(Liedform franzöſiſchen Urſprungs, beſteht aus je 13 Verſen mit zwei Reimen; die erſte Hälfte jedes Anfangsverſes wird als Kehrreim verwendet.)

Ein Rundgedicht? Und du gebieteſt gar,
Nach vorgeſchriebenem Reim es zu vollbringen?
Wohlan, ich ſtürze mich in die Gefahr!
Ein friſches Wagen iſt ein halb Gelingen;
Apollo mach' an mir den Spruch auch wahr;
Da wären nun ſchon fünf der Verſe zwar,
Allein nun ſteck' ich mitten in den Schlingen
Und dreh' und wende mich, um zu erzwingen
Ein Rundgedicht.

Warum auch mußteſt du den Reimklang ar,
Den unglückſel'gen, juſt dir ausbedingen?
Doch ſtill! Jetzt bin ich fertig auf ein Haar!
Ich laſſe friſch den zwölften Vers erklingen,
Und lege ſiegreich dir zu Füßen dar
Ein Rundgedicht!

Es iſt doch nicht ſo ſchlimm, ein Rundgedicht!
Man muß den Mut nur haben anzufangen,
Und rüſtig weiter ſchreiten ohne Bangen,
Und ſtolpert auch der Vers einmal, ſo bricht
Das Ganze darum doch den Hals noch nicht.
Im Grund iſt's gar ein luſtig Unterfangen:
Man ſieht mit leichter Müh, indem man ſpricht,
Sich unverſehens zum Gedicht gelangen;
Es iſt doch nicht ſo ſchlimm!

Viel Kluges freilich darf man nicht verlangen.
Wie ließen auch Gedanken von Gewicht
Sich in ſo kleinem luſt'gen Klangnetz fangen?
Wenn ſich nur Reim um Reime munter flicht,
Genügt ein Rundgedicht ſchon ſeiner Pflicht.
Es iſt doch nicht ſo ſchlimm!

Siciliane.

(Italieniſche Stanze mit nur 2 Reimen. — Probe v. H. Viehoff.)

Wohlan, ihr Töchter jener wärmern Zonen
Wo ſelbſt bei Winterzeit mit weichen Schwingen
Der Zephyr ſpielt um grüner Bäume Kronen,
Um Blumen, die aus friſchem Raſen dringen!
Wohl mögt ihr freundlicher dem Dichter lohnen,
Der euch in Taſſo's Sprache läßt erklingen;
Doch ſei's gewagt in deutſcher Zung', Oktonen,
Zu einem Doppelreimkranz euch zu ſchlingen.

Stets war es unſre Luſt, in fremden Landen
Zu ſchweifen, durch der Erde ſchön're Breiten,
Die friſchen Muſenquellen, die wir fanden,
In unſrer Dichtung weites Meer zu leiten.
Wir ſchmücken unſer Lied mit Kunſtgewanden
Entfernter Völker und vergangner Zeiten;
Was ſie verewigt in des Wohllauts Banden,
Nachklingen laſſen wir's auf deutſchen Saiten.

Der alte dunkle Trieb der kühnen Ahnen,
Die aus den Wäldern ſtromweis ſich ergoſſen,
Durch hundert Völkerſtämme ſich die Bahnen
Unwiderſtehlich mit dem Schwert erſchloſſen,
Der Wandertrieb im Herzen des Germanen,
Noch lebt er fort in uns, den jüngſten Sproſſen.
Doch ſteht ein Friedenswort auf unſern Fahnen,
Wir forſchen, wo der Schönheit Quellen floſſen.

Und was wir finden rings im Reich des Schönen,
Wir machen's heimiſch in den deutſchen Grenzen.
Wir wagen's kühn mit Hellas Muſenſöhnen
Zu meſſen uns in ſtolzen Rhythmustänzen;
Wir wagen's, mit des Morgenlandes Tönen,
Den echoreichen, unſer Lied zu kränzen.
So laßt denn auch, ſiziliſche Kamönen,
Mein Lied in eurem hellen Reimſchmuck glänzen.

Gloſſe.

(Spaniſche Gedichtform, beſteht aus 4 zehnzeiligen Strophen, deren Schlußzeilen, zuſammengeſtellt, wieder eine Strophe bilden.)

Die Sprache der Liebe.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern,
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.
Tieck.

Worte ſind nur dumpfe Zeichen
Die Gemüter zu entziffern,
Und mit Zügen, Linien, Ziffern
Läßt ſich Wiſſenſchaft erreichen.
Doch aus den äther'ſchen Reichen
Läßt ein Bild des ew'gen Schönen
Nieder zu der Erde Söhnen
Nur in Bild und Ton ſich ſchicken:
Liebe ſpricht in hellen Blicken,
Liebe denkt in ſüßen Tönen.

Liebe ſtammt vom Himmel oben,
Und ſo lehrte ſie der Meiſter,
Welchen ſeine hohen Geiſter
In derſelben Sprache loben.
Denn beſeelt ſind jene Globen,
Strahlend redet Stern mit Stern.
Und vernimmt den andern gern,
Wenn die Sphären rein erklingen.
Ihre Wonn' iſt Schau'n und Singen;
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Stumme Zungen, taube Ohren,
Die des Wohllauts Zauber fliehn,
Wachen auf zu Harmonien,
Wenn ſie Liebe neu geboren.
Memnons Säule, von Auroren
Angeſchienen leiſ' und fern,
Haucht ſo aus dem ſtarren Kern
Ihre Sehnſucht aus in Liedern,
Und der Mutter Gruß erwidern
Nur in Tönen mag ſie gern.

Muſik iſt die Kunſt der Liebe,
In der tiefſten Seel' empfangen,
Aus entflammendem Verlangen
Mit der Demut heil'gem Triebe.
Daß die Liebe ſelbſt ſie liebe,
Zorn und Haß ſich ihr verſöhnen,
Mag ſie nicht in raſchen Tönen
Bloß um Luſt und Jugend ſcherzen:
Sie kann Trauer, Tod und Schmerzen,
Alles, was ſie will, verſchönen. (Fr. Rückert.)

Corpus juris civilis heisst die im 12. Jahrhundert durch die Rechtsschule zu Bologna erfolgte einheitliche Zusammenfassung der auf Befehl des ost-römischen Kaisers Justinian (siehe diesen) verfassten Rechtsbücher: der 50 Bücher der Pandekten oder Digesten, der 4 Bücher Institutionen, der 12 Bücher des codex repetitæ prælectionis (der neu durchgesehenen Ausgabe seines ersten, für uns verloren gegangenen Gesetzbuches), des liber Authenticorum (einer Sammlung von 134 aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzter Verordnungen — novellæ — desselben Kaisers). Daran reihen sich noch 13 Edikte Justinians, Verordnungen späterer Kaiser, die sogenannten apostolischen Canones (kirchliche Rechtsvorschriften, die angeblich bis in die Zeit der Apostel hinaufreichen) und die libri feudorum, eine lose Zusammenstellung von Anordnungen des longobardischen Lehnsrechtes. — Die ganze Sammlung des corpus juris civilis diente ursprünglich zum Unterrichte in der Rechtsschule von Bologna und gelangte von da auch an die anderen Hochschulen.

Kaiser Justinian (527—565).

Zu dieser Zeit herrschte Kaiser Justinian mit Glück über das römische Reich; denn er war siegreich im Kriege und bewunderungswürdig im Regiment. Durch seinen General Belisar besiegte er die Perser, vernichtete die germanischen Vandalen in Afrika und nahm ihren König Gelimer gefangen [533]. Wiederum mit Belisars Hülfe überwand er das Volk der Ostgoten in Italien und brachte auch ihren König Vitiges in Gefangenschaft [553]. Gleichermassen siegte er über viele andere Völker, so dass er die Beinamen der Gotische, Germanische, Vandalische, Alanische mit erhielt, die er auch verdiente. Auch verbesserte und sammelte er die Gesetze der Römer, deren Weitläufigkeit ausserordentlich gross, und deren Mangel an Einklang sehr schädlich war. Alle kaiserlichen Gesetze, die durch viele Bände gingen, brachte er in 12 Bücher zusammen und befahl diesen Band den Codex Justinianus zu nennen. Ebenso ordnete er die Gesetze der einzelnen Obrigkeiten und Richter und zog sie, die durch 200 Bücher zerstreut waren, in 50 Bücher zusammen, welche er den Codex der Digesten oder Pandekten nannte. Ferner liess er 4 Bücher Institutionen, in denen der Inhalt sämtlicher Gesetze in kürzerer Form enthalten ist, neu abfassen. Derselbe Fürst erbaute in der Stadt Konstantinopel dem Herrn Christus, der die Weisheit Gottes ist, einen Tempel, den er mit dem griechischen Worte Hagia Sophia, d. h. heil. Weisheit nannte [und welcher jetzt eine türkische Moschee ist]. Dieses Bauwerk übertrifft alle andern Gebäude, so dass auf der ganzen weiten Erde nichts Aehnliches gefunden wird.

Paulus Diaconus, etwa von 730--797, longobard. Geschichtschr.: Geschichte der Longobarden.

Aus den Institutionen des Kaisers Justinian. --- Erstes Buch.

I. Titel. — Von der Gerechtigkeit und dem Recht.

Gerechtigkeit ist der beständige und immerwährende Wille, jedem sein Recht zukommen zu lassen. Rechtsgelehrtheit ist die Kenntnis der göttlichen und menschlichen Dinge, die Wissenschaft des Rechten und des Unrechten.

2. Nach dieser allgemeinen Begriffsbestimmung scheint uns, beim Beginn unserer Erklärung der Rechtsvorschriften des Römischen Volks, diese am bequemsten auf die Art vorgetragen werden zu können, wenn die einzelnen [Lehren] zuerst auf eine einfache und leichtfassliche Weise, nachher aber erst mit der genauesten und sorgsamsten Auseinandersetzung behandelt werden; denn wollte man den Geist des Studierenden unvorbereitet und ohne Vorkenntnisse gleich mit der Masse und Mannigfaltigkeit des Stoffs belasten, so würde man denselben entweder von diesem Studium abwendig machen, oder ihn nach langer Mühe, oft vielleicht mit einem Misstrauen [in seine Kräfte], das den Jüngling meistenteils zurückschreckt, erst spät zu dem Ziele führen, wohin er, auf leichterem Wege geleitet, ohne grosse Anstrengung und ohne alles Misstrauen früher hätte gelangen können.

3. Die Grundsätze des Rechts sind folgende: Anständig leben, keinen andern verletzen, jedem das Seine zukommen lassen. Das Studium desselben hat zwei Hauptteile, das öffentliche und das Privatrecht. Das öffentliche Recht bezieht sich auf den Römischen Staat; das Privatrecht aber auf den Nutzen des Einzelnen. Es soll nur vom Privatrecht die Rede sein, welches drei Bestandteile hat; denn es ist entweder aus Grundsätzen des Naturrechts, oder des Völkerrechts, oder des bürgerlichen Rechts zusammengestellt.

II. Titel. — Vom Naturrecht, Völkerrecht und bürgerlichem Recht.

Naturrecht heisst dasjenige, welches die Natur alle Geschöpfe lehrte; denn dieses Recht ist nicht allein den Menschen eigentümlich, sondern allen Tieren, die in der Luft, auf Erden und im Meere entstehen. Hieraus entspringt die Verbindung des Mannes mit dem Weibe, die wir Ehe nennen, die Erzeugung der Kinder und deren Erziehung; denn wir wissen, dass man die übrigen Geschöpfe dieses Rechts auch für kundig hält.

1. Das bürgerliche Recht aber wird vom Völkerrecht so unterschieden: Alle Nationen, die nach Gesetz und Herkommen regiert werden, haben teils ein eigenes, teils ein allen Menschen gemeinschaftliches Recht. Denn das Recht, welches sich ein gewisses Volk bildet, ist seinem Staate allein eigentümlich, und wird als solches bürgerliches Recht genannt, das Recht aber, welches eine natürliche Ursache bei allen Menschen begründet, wird auch bei allen gleichmässig beobachtet und heisst Völkerrecht, weil es gleichsam alle Völker befolgen. So gebraucht nun auch das Römische Volk teils eines eigenen, teils des allen Menschen gemeinschaftlichen Rechts. Wessen Ursprungs und welcher Art die einzelnen Lehren seien, werden wir an seinem Ort vortragen.

2. Das bürgerliche Recht eines jeden Staates wird aber nach diesem benannt, z. B. das der Athener; wer die Gesetze des Draco oder des Solon das bürgerliche Recht der Athener nennen wollte, der würde nicht Unrecht haben; denn so nennen wir auch das Recht, dessen sich das Römische Volk bedient, das bürgerliche Recht der Römer, oder das Recht der Quiriten, dessen sich die Quiriten bedienen; denn die Römer heissen Quiriten vom Quirin. So oft wir aber keinen Namen weiter hinzusetzen, wessen Staates es sei, so bezeichnen wir damit unser Recht, so wie, wenn man sagt: „der Dichter“, bei den Griechen der herrliche Homer, bei uns Virgil gemeint ist. — Das Völkerrecht ist dem ganzen Menschengeschlecht gemein. Denn durch den Gebrauch und die Notwendigkeit haben sich die Völker gewisse Rechte gebildet; es entstand Krieg, es erfolgte Gefangenschaft und Sklaverei, die dem Naturrecht zuwider sind, nach dem alle Menschen von Anfang an freigeboren wurden. Endlich sind fast alle Contrakte völkerrechtlichen Ursprungs, wie der Kauf, die Miete, der Gesellschaftskontrakt, die Niederlegung, das Darlehn und andere mehr.

Aus den Institutionen des Kaisers Justinian. — Zweites Buch.

I. Titel. — Von der Einteilung und Beschaffenheit der Sachen.

12. Wilde Tiere, Vögel und Fische, d. h. alle Geschöpfe, die im Meere, in der Luft und auf Erden entstehen, fangen von da an, wo sie jemand fängt, nach dem Naturrecht an, dessen Eigentum zu sein. Denn was niemandem gehört, erwirbt natürlicherweise der, welcher sich dessen zuerst bemächtigt, und es ist kein Unterschied, ob jemand wilde Tiere und Vögel auf eigenem oder auf fremden Grund und Boden fängt. Allerdings aber kann der, welcher, um zu jagen oder Vögel zu fangen, ein fremdes Grundstück betritt, vom Eigentümer daran verhindert werden, wenn dieser es vorhersieht. Was du nun von der Art fängst, wird als dir gehörig so lange angesehen, als es in deiner Verwahrung gehalten wird; entzieht es sich aber derselben und begiebt sich in die natürliche Freiheit zurück, so hört es auf, dein Eigentum zu sein, und gehört wieder dem, der sich seiner zuerst bemächtigt. Die natürliche Freiheit wieder erlangt zu haben, wird es dann aber angenommen, wenn es entweder aus deinen Augen flieht, oder du es zwar siehst. aber seine Verfolgung schwer ist. — 17. Was wir dem Feinde abnehmen, ist nach dem Völkerrecht sogleich unser, und zwar so, dass auch freie Menschen in unsere Sklaverei geraten; entziehen sie sich aber unserer Botmässigkeit, und kehren sie zu den Ihrigen zurück, so treten sie wieder in den vorigen Stand ein. — 20. Was ferner ein Fluss durch Anspülung an deinen Acker spült, ist nach Völkerrecht dein; Anspülung ist aber ein verborgenes Anwachsen. Durch Anspülung entsteht das, was so allmählig anwächst, dass man nicht bemerken kann, wieviel in jedem Augenblick hinzukommt.

Aus den Pandecten. — I. Teil. — VIII. Buch

I. Titel. — Von den Dienstbarkeiten.

1. MARCIAN. lib. III. Regul. — Dienstbarkeiten sind entweder persönliche, wie der Gebrauch und der Niesbrauch, oder dingliche, wie die Dienstbarkeiten ländlicher und städtischer Grundstücke.

2. ULP.[1] lib. XVII. ad. Ed. — Einer von mehreren Eigentümern eines gemeinschaftlichen Gebäudes kann [demselben] keine Dienstbarkeit auferlegen.

3. PAUL. lib. XXI. ad. Ed. — Die Dienstbarkeiten von Grundstücken bestehen teils am Grund und Boden, teils an der Oberfläche.

III. Titel. — Von den Dienstbarkeiten ländlicher Grundstücke.

1. ULP. lib. II. Institut. — Die Dienstbarkeiten ländlicher Grundstücke sind folgende: Fusssteig, Uebertrift, Fahrweg und Wasserleitung. Der Fusssteig ist das Recht, dass ein Mensch darüber gehen und hin wieder gehen, nicht auch Zugvieh übertreiben darf. Uebertrift ist das Recht, Zugvieh zu treiben. oder mit einem Wagen [überzufahren]. Wer daher die Fusssteig [sgerechtigkeit] hat, hat nicht auch die Uebertrift; wer aber die Uebertrift hat, der kann auch zu Fuss ohne Zugvieh darüber gehen. Fahrweg ist das Recht, zu gehen, zu fahren, und hin und wieder zu gehen; denn der Fahrweg begreift den Fusssteig und die Uebertrift in sich. Wasserleitung heisst das Recht, Wasser über ein fremdes Landgut zu leiten. § 1. Zu den ländlichen [Dienstbarkeiten] sind ferner zu zählen, das Wasserschöpfen, das Treiben des Viehes an das Wasser, das Weiderecht, das Recht Kalk zu löschen und Sand zu graben. § 2. [Geschehene] Uebergabe und Duldung der Dienstbarkeiten berechtigen, die Hilfe des Prätors in Anspruch zu nehmen.

2. NERATIUS lib. IV. Regul. — Dienstbarkeiten ländlicher Grundstücke können [auch] sein: die Erlaubnis höher zu bauen und dem Landhause des Nachbars [das Licht] zu schmälern, oder eine Kloake durch des Nachbars Haus oder Landhaus zu haben, oder ein Wetterdach anbringen zu dürfen.

3. ULP. lib. XVII. ad. Ed[ictum]. — Es können auch Dienstbarkeiten also auferlegt werden, dass Ochsen, womit ein Landgut bestellt wird, auf dem Nachbaracker weiden dürfen; eine solche Dienstbarkeit kann, wie Neratius im zweiten Buche seiner Membranen schreibt, [allerdings] statt finden.

IX. Buch.

III. Titel. — Von denen, die etwas aus dem Hause auf die Strasse gegossen oder geworfen haben.

1. ULP. lib. XXIII. ad. Ed. — Der Prätor[2] spricht von denen, die [etwas aus dem Hause auf die Strasse] gegossen oder geworfen haben, folgendermassen: Wider denjenigen, welcher in dem Hause wohnt, aus welchem auf einen Ort, wo eine gewöhnliche Strasse entlang geht, oder wo Leute zu stehen pflegen, etwas geworfen oder gegossen worden ist, werde ich eine Klage auf den doppelten Betrag des durch angerichteten und entstandenen Schadens erteilen. Ist durch eine daher entstandene Verletzung ein freier Mensch umgekommen, so werde ich Klage auf 50 Goldstücke erteilen; wenn er aber am Leben geblieben und nur beschädigt worden ist, so erteile ich Klage auf so hoch, als dem Richter dieserhalb billig scheinen wird, den Beklagten zu verurteilen. Hat ein Sklave es ohne Wissen seines Herrn gethan, so werde ich bei [Erteilung] der Klage hinzusetzen: oder Schädensstatt auszuliefern.

(Uebersetzung von Carl Ed. Otto Bruno Schilling und Carl Friedr. Ferd. Sintenis, Leipzig, 1830.)

---

[1] lies Ulpianus (Domitius, ermordet 228, römischer Rechtsgelehrter).

[2] Jeder Prätor entwickelte bei Antritt seines Amtes in einem Edikt [edictum] die Rechtsgrundsätze, nach denen er vorgehen würde; diese gewannen später oft Rechtskraft.

Sachſenſpiegel, Spiegel der Sachſen, nennt ſich die um 1230 entſtandene Aufzeichnung des damals geltenden ſächſiſchen Land- und Lehnsrechtes in niederſächſiſcher Mundart. Sie hat den aus der Gegend von Magdeburg ſtammenden Schöffen Eike von Repkow zum Urheber und iſt die älteſte bekannte ſchriftliche Zuſammenfaſſung deutſchen Rechtes. Dieſes Rechtsbuch gewann eine weitreichende Bedeutung, und gab die Grundlage für den „Schwabenſpiegel“ (ſiehe dieſen). Bis in die neueſte Zeit hat es Geltung in den ſächſiſchen Herzogtümern, in Anhalt, Schwarzburg, Reuß, Holſtein, Lauenburg, den Städten Lüneburg und Braunſchweig. Im Jahre 1374 erließ Papſt Gregor XI. gegen den Sachſenſpiegel eine Bulle, ohne das Anſehen desſelben vernichten zu können. Die nachfolgenden Stellen ſind der Ausgabe und Ueberſetzung des Sachſenſpiegels von Rob. Sachße (Heidelberg, 1848) entnommen.

Erſtes Buch.

Art. 1. Von zwei Schwertern.

Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden, zu beſchirmen die Chriſtenheit. Dem Papſte iſt geſetzt das geiſtliche; dem Kaiſer das weltliche. Dem Papſte iſt auch geſetzt zu beſchiedener Zeit auf weißem Roſſe zu reiten, und der Kaiſer ſoll ihm den Steigreif halten, auf daß der Sattel ſich nicht wende. Dies iſt zum Zeichen: Was dem Papſte widerſteht, das er mit geiſtlichem Rechte nicht zwingen mag; daß dies der Kaiſer zwinge mit weltlichem Rechte, dem Papſte gehorſam zu ſein. So ſoll auch die geiſtliche Gewalt helfen dem weltlichen Gerichte, wenn es deſſen bedarf.

Art. 2. Geiſtliche Gerichte und weltliche zu beſuchen.

§ 1. Jeder Chriſtenmann iſt pflichtig den Send zu beſuchen dreimal im Jahre, wenn er zu ſeinen Tagen gekommen iſt, binnen dem Bistume, darinnen er geſeſſen iſt. — Freiheit iſt aber dreierlei: ſchöffenbare Leute, die beſuchen ſollen den Send der Biſchöfe; pfleghafte, der Dompröbſte; Landſaſſen, der Erzprieſter. — § 2. Auf gleiche Weiſe ſollen ſie weltliche Gerichte beſuchen: die Schöffen des Grafen Ding je über achtzehn Wochen unter Königsbann. Legt man aber ein Ding aus um Ungericht über vierzehn Nächte vom echten Ding; das ſollen ſie bei Pflicht beſuchen, auf daß das Ungericht gerichtet werde. Hierzu haben ſie ihr Eigen dem Richter pflichtig gemacht, auf daß es alles andern Dinges von ihm ledig iſt. § 3. Die Pfleghaften ſind von ihrem Eigen auch pflichtig, des Schultheißen Ding zu beſuchen je über ſechs Wochen. Unter denen mag man einen Fronboten küren, wenn der Fronbote ſtirbt. — § 4. Landſaſſen, die kein Eigen haben in dem Lande, die ſollen beſuchen des Gografen Ding je über ſechs Wochen. Dort und in jedwedem Vogt-Ding ſoll jeglicher Bauermeiſter rügen das Gerüffte und der Menſchen blutende Wunden, die einem ein anderer zugefügt, und Schwerter, die auf Schaden eines andern Mannes gezogen worden, und diejenigen, die nicht zu Dinge kommen, welche dahin zu kommen pflichtig ſind, und alles Ungericht, welches an den Leib oder an die Hand geht, wenn es mit Klage nicht ſchon vor Gericht angebracht iſt. Anders darf er es nicht rügen.

Art. 38. Von des Reiches Acht.

§ 1. Die nach Jahr und Tag in des Reiches Acht ſind, die ſpricht man rechtlos, und ſpricht ihnen ab Eigen und Lehn: das Lehn erledigt dem Herren, das Eigen in die königliche Gewalt. Ziehen es die Erben nicht mit ihrem Eide binnen Jahr und Tage aus der königlichen Gewalt: ſie verlieren es ſamt jenem; es hindere ſie denn echte Not, daß ſie nicht vor zu kommen vermögen. Die echte Not ſoll man aber, wie Recht iſt, nachweiſen. Der Dienſtmannen Eigen mag in die königliche Gewalt nicht kommen, noch aus der Gewalt ihrer Herren, wenn ſie ſich an ihrem Rechte verwirken. — § 2. Echte Kinder mag der unechte Mann dann nicht mehr gewinnen. Wer Jahr und Tag in des Reiches Acht iſt, und ihm nach Jahresfriſt Echt und Recht aberkannt wird: aus der Acht mag er ſich doch noch herausziehen, ſo daß niemand um der Acht willen ſein Leben ihm nehmen darf. Zu ſeinem Rechte kann er aber nicht wieder gelangen; er breche denn vor des Kaiſers Schar eine Lanze, wenn dieſer gegen einen andern König zur Schlacht anrückt: ſo gewinnt er ſein Recht wieder; aber nicht ſein Gut, das ihm aberkannt iſt.

Art. 39. Wer das glühende Eiſen tragen ſoll.

Die, welche ihr Recht durch Raub oder Diebſtahl verwirkt haben: wenn man ſie anderweit des Diebſtahls oder Raubes beſchuldigt; ſie mögen mit ihrem Eide nicht unſchuldig werden. Sie haben dreierlei Wahl: das glühende Eiſen zu tragen, oder in einen ſiedenden Keſſel zu greifen bis an den Ellenbogen, oder ſich gegen einen Kämpfer zu wehren.

Zweites Buch.

Art. 7. Von der echten Not.

§ 1. Vier Sachen ſind, die echte Not heißen: Gefängnis, Krankheit, Gottesdienſt außer Landes und des Reiches Dienſt. Welche dieſer Sachen den Mann hindert, daß er nicht zu Dinge kommt: wird ſie von einem ſeiner Boten, wer er ſei, nachgewieſen, wie Recht iſt; er bleibt deshalb ohne Schaden und gewinnt, ſobald er von der echten Not ledig wird, Tag bis zum nächſten Ding. — § 2. Wer aber Bürgen ſetzt, vorzukommen: hindert ihn echte Not, daß er nicht vorzukommen vermag; die echte Not ſoll ſein Bürge benennen und auf den Heiligen bewähren, und anders kein Bote desſelben.

Drittes Buch.

Art. 54. Von des Königs Rechte.

§ 2. Wenn man den König küret, ſo ſoll er dem Reiche Hulde thun und ſchwören, daß er das Recht ſtärke und das Unrecht ſchwäche, und das Reich, wie er könne und möge, in ſeinem Rechte vertrete. Dann ſoll er nimmer einen Eid mehr ſchwören; es ſei denn, daß ihn der Papſt beſchuldige, daß er an dem rechten Glauben zweifle. Hernach ſoll er bei des Reiches Hulden in allen Dingen, die man an ihn zieht, Zeuge ſein, und ſein Angelöbnis ſoll er für den Eid leiſten, wo man einen Frieden beſchwört. — § 3. Einen gelähmten und miſelſüchtigen Mann, und den, der mit Recht in des Papſtes Banne iſt, den kann man nicht zum König küren. Der König ſoll echt und frei geboren ſein, ſo daß er ſein Recht auch behalten habe. — § 4. Der König ſoll, wenn er gekoren iſt, fränkiſch Recht haben, von welcher Geburt er ſei. Denn wie der Franke ſein Leben nicht verwirken mag, er werde denn auf handfeſter That gefangen oder ſein fränkiſch Recht ſei ihm aberkannt: ebenſo mag niemand dem Könige an ſein Leben ſprechen; ihm ſei denn das Reich mit Urteil aberkannt.

Art. 59. Wenn man Biſchöfe und Aebte küret.

§ 1. Wenn man Biſchöfe, oder Aebte, oder Aebtiſſinnen küret, die den Heerſchild haben; das Lehn ſollen ſie voran empfangen und die Seelſorge nachher. Wenn ſie das Lehen empfangen haben, ſo mögen ſie Lehnrecht üben und nicht eher. — § 2. Wenn man Biſchöfe und Aebte und Aebtiſſinnen da, wo die Belehnung an der Kaiſer geht, binnen ſechs Wochen nicht küret; er leiht ſie, wem er will, der ſich redlich betragen hat.

Art. 60. Der Kaiſer verleiht alle geiſtliche Lehne mit dem Zepter. Wenn der König zuerſt in das Land kommt, ſo ſollen alle Gefangene ihm ledig ſein.

§ 1. Der Kaiſer leiht allen geiſtlichen Fürſten Lehn mit dem Zepter; alle weltliche Fahnenlehne mit der Fahne. Kein Fahnenlehn mag er auch Jahr und Tag erlediget behalten. — § 2. In welche Stadt des Reichs er binnen dem Reiche kommt, da iſt ihm Zoll und Münze ledig, und in welches Land er kommt, da iſt ihm ledig das Gericht, auf daß er alle die Klagen wohl richten möge, die vor Gericht noch nicht begonnen, noch auch geendet ſind. — § 3. Wenn auch der König allererſt in das Land kommt, ſo ſollen zu Recht alle Gefangene ihm ledig ſein, und man ſoll ſie vor ihn bringen, und mit Recht überwinden, oder mit Recht entlaſſen, ſobald man ſie hinſenden mag, nach der Zeit, daß der König ſie mit Recht forderte, oder ſeine Boten zu dem Manne ſelbſt, oder dem Hofe oder zu dem Hauſe kommen, wo ſie gefangen ſind, oder geweſen ſind. Verweigert man, ſie vorzubringeu, nachdem man ſie zu Recht gefordert hat, und hat man Zeugnis deſſen an des Königs Boten; man thut alle, die ſie fingen, und Burg und Leute, die ſie wider Recht feſthalten, in die Acht.

Art. 64. Gebeut der König des Reiches Dienſt oder ſeinen Hof
Wieviel man jedwedem Richter büſſet.

§ 1. Gebeut der König mit Urteil des Reiches Dienſt oder ſeinen Hof, und läßt er ihn mit ſeinem Briefe und Inſiegel, ſechs Wochen, bevor er ſein ſoll, den Fürſten kündigen; den ſollen ſie binnen deutſcher Erde, wo er auch ſei, ſuchen. Kommen ſie nicht ſie büßen darum. — § 2. Die Fürſten, die Fahnenlehn haben, büßen dem Könige hundert Pfund; alle andere Leute büßen zehn Pfund, wo man nicht um Ungericht büßet. — § 3. Dem Herzoge büßet jeder edle Mann zehn Pfund. Der Gegenden ſind auch genug binnen dem Herzogtume [Sachſen], die ſonderliches Recht haben wollen als Holzſaſſen, und Stormaren, und Hadeler. Von ihrem Rechte ſpreche ich nicht, noch von ihrer Buße.

Art. 69. Wo man bei Königsbanne dinget.

§ 1. Wo man bei Königsbanne dinget, da ſollen weder Schöffen noch Richter Mützen, Hut, Hütchen, Hauben noch Handſchuh an haben. Mäntel ſollen ſie auf den Schultern haben. Ohne Waffen ſollen ſie ſein. — § 2. Nüchtern ſollen ſie Urteil finden über jeglichen Mann, er ſei deutſch oder wendiſch oder eigen oder frei. Da ſoll niemand außer ihnen, Urteil finden. — § 3. Schilt einer ihrer Genoſſen ihr Urteil; er ſoll die Bank ſich erbitten, ein anderes zu finden. So ſoll jener aufſtehen, der das Urteil fand, und dieſer ſoll ſich an ſeine Stelle ſetzen und finden, was ihm Recht dünket, und es ziehen, wohin er es nach Recht ziehen ſoll, und es erhalten nach Recht, wie hievor geſagt iſt.

Art. 71. Man muß den Mann in der Sprache beſchuldigen, die ihm angeboren iſt.

§ 1. Jeglicher Mann, den man beſchuldiget, mag verweigern zu antworten; man beſchuldige ihn denn in der Sprache, die ihm angeboren iſt, wenn er nicht deutſch kann, und ſein Recht dazu thut. Beſchuldigt man ihn in dieſer Sprache: er muß antworten oder ſein Vorſprecher von ſeinethalben, ſo daß der Kläger und Richter es vernehme. — § 2. Hat er aber im Deutſchen geklagt, oder geantwortet, oder Urteil gefunden vor Gericht, und man mag ihn deſſen durch Zeugen überführen: er antwortet in Deutſchem; außer vor dem Reiche. Denn dort hat jedweder Recht nach ſeiner Geburt.“

Schwabenſpiegel heißt ſeit Beginn des 17. Jahrhunderts ein deutſches Rechtsbuch, welches um 1275 von einem Unbekannten in oberdeutſcher Mundart geſchrieben iſt und auf der im „Sachſenſpiegel“ gegebenen Rechtsgrundlage ſich aufbaut, außerdem aber noch bayriſche und alamanniſche Rechtsanſchauungen, die Reichsgeſetze, die Stadtrechte von Augsburg und Freiburg i. Br., das römiſche und kirchliche Recht, die Heilige Schrift, die Lehrgedichte des „Strickers“ ꝛc. berückſichtigt. Der Schwabenſpiegel erlangte innerhalb und außerhalb Deutſchlands großes Anſehen im Gerichtsweſen und wurde ins Lateiniſche, Franzöſiſche und Tſchechiſche überſetzt; viele in Süddeutſchland, Oeſterreich ꝛc. entſtandene Rechtsquellen haben ihren Stoff dem Schwabenſpiegel, oft wörtlich, entnommen. Derſelbe iſt in 311 Kapitel eingeteilt. In Bezug auf Ueberſichtlichkeit, Klarheit der Sprache ſteht das Werk dem „Sachſenſpiegel“ nach.

Hier fängt das Landrechtbuch an. Kapitel 1. Vorrede.

§ 3. Gott ſchuf zuerſt Himmel und Erde, darnach den Menſchen und ſetzte ihn in das Paradies. Der brach den Gehorſam uns allen zum Schaden. Darum gingen wir irre, wie hirtenloſe Schafe, daß wir in das Himmelreich nicht konnten bis auf die Zeit, da uns Gott den Weg dahin wies durch ſein Leiden. Und darum ſollten wir Gott immer loben und ehren von all’ unſerem Herzen, von unſerer ganzen Seele und von aller unſerer Macht, daß wir nun zu den ewigen Freuden gelangen, wenn wir wollen. Und was vorher vielen heiligen Patriarchen und Propheten mangelte, die Gnade und die Seligkeit, das iſt uns Chriſtenleuten nun gegeben, ſo daß wir nun ganz wohl das Himmelreich verdienen können; und wer immer das nicht thut und die Gebote unſeres Herrn bricht, an dem rächet das billigerweiſe Gott, und die, denen er die Gewalt dazu verliehen hat. Das iſt der Papſt, der ſoll an Gottes ſtatt richten bis an den jüngſten Tag. Dann will Gott ſelbſt richten Kleine und Große, Böſe und Gute, alles, was hier nicht gerichtet worden iſt. Und darum will man in dieſem Buche alle die lehren, die Gerichtes pflegen ſollen, wie ſie zu Recht richten ſollen nach Gottes Willen, gleich vielen heiligen Männern, die im Alten und Neuen Bunde Richter waren, und alſo gerichtet haben, daß ſie mit ihrer Rechtſprechung die ewigen Freuden erlangt haben. Wer aber anders richtet, als in dieſem Buche ſteht, der ſoll wiſſen, daß Gott ſehr erzürnt über ihn richten wird am Jüngſten Tag.

Kapitel 26. Vom Nachlaß eines Verſtorbenen.

§ 1. Wo 2 Männer geboren ſind zu einem Nachlaß, da ſoll der ältere das Schwert im voraus nehmen, und das andere teilen ſie gleichmäßig. Wenn 2 oder mehrere ein Gut teilen, da ſoll der ältere teilen, der jüngere wählen. Wo die Söhne noch nicht zur Mündigkeit gekommen ſind, da ſoll der ältere Bruder ſeines Vaters Schwert nehmen, und er iſt der Unmündigen Vormund bis auf den Tag, da ſie zur Mündigkeit kommen. Dann ſoll er es ihnen wieder geben und alles ihr Gut; außer er könne ihnen Rechenſchaft geben, wohin er es gethan habe, oder ob es ihm durch Raub oder Diebſtahl entwendet oder durch Unglücksfall ohne ſein Verſchulden verloren ſei. Er iſt auch der Witwe Vormund, ſolange ſie ohne Mann iſt, wenn ſie will und er ebenbürtig iſt. § 2. Nach dem Todesfalle ſoll die Frau nehmen ihre Morgengabe und alles, das zu der fahrenden Habe gehört. Das ſind Schafe und Schweine und Geißen und Gänſe und alles Geflügel und die Kaſten, die nicht angenagelt ſind, und Garn und Betten und Polſter und Kiſſen, die ſie dahin brachte, und alle Betttücher, Tiſchtücher und Becken, Leuchter und alle Frauenkleider, Ringe, Armbänder und Kopfbinden, Pſalmbücher und alle Bücher, die zum Gottesdienſte gehören, Seſſeln und Laden, die nicht angenagelt ſind, Teppiche, Stuhldecken und Bettvorhänge und aller Frauenkopfputz. Das iſt, was zu der Frauen fahrender Habe gehört und die unverſchnittene Leinwand. Iſt Gold und Silber unverarbeitet da, ſo gehört es den Erben an und nicht der Frau. Wenn der Hausvater etwa eines dieſer Dinge verpfändet hat, ſo ſollen es die Erben auslöſen.

Kapitel 31. Von der Schwaben Erbe.

Das Reich und die Schwaben können ihr Erbrecht nicht durch Verſäumnis verlieren, ſo lange ſie es zu erweiſen vermögen. Dieſes Recht gab der König Karl den Schwaben. Das geſchah vor Rom zur Zeit, da die Römer den Papſt geblendet hatten. Der hieß Leo und war König Karls Bruder. Deswegen belagerte König Karl Rom. Da fiel der Herzog Gerold mit den Schwaben als der erſte ein in Rom und gewann Rom mit der Schwaben Hilfe. Er verlieh auch den Schwaben, wo man um des Reiches Not kämpfen würde, da ſollen die Schwaben vor allen [anderen] Sprachen kämpfen und der Herzog von Schwaben ſoll ihr Feldhauptmann ſein. Iſt der nicht anweſend, ſo ſoll es der Reichsmarſchall ſein.

Kapitel 45. Wie lange ein Mann Hausherrlichkeit haben ſoll.

So lange der Mann ſich mit dem Schwerte umgürten kann und ſich auf ein Roß mit einem Schilde und einer Lanze ſetzen kann — und man ſoll ihm einen Stock zu dem Roſſe ſetzen, der eine Daumenelle[1] lang iſt und man ſoll ihm den Steigbügel halten — und ſo lange er mit dieſen Dingen eine Meile weit reiten kann, ſo lange kann er mit ſeinem Gute laſſen und thun, als ob er 14 Jahre alt wäre.

Kapitel 63. Von der rechten Notwehr.

Wenn ein Mann an den andern gerät, es ſei nachts oder tags, und der eine fällt den andern an, und es iſt niemand dabei, und er ſieht auch niemand; der eine weicht zurück; wenn er entweichen kann, und wollte gerne von ihm [dem andern] kommen; der ſchlägt [aber] auf ihn; dieſer ſchlägt auf ihn zurück und wehrt ſich, wenn er ihm’s nicht erläßt und er ſchlägt jenen zu Tode in rechter Notwehr: nun fragen wir, wie er die rechte Notwehr eidlich erweiſen ſoll. Wir ſprechen alſo: Er ſoll ſogleich, ſo ſchnell er es vermag, zu dem Richter kommen und ſoll ſich in deſſen Gewalt mit ſeinem Leibe geben und ſoll ihm ſein Schwert bis zum Rechtsſpruche geben; und der Richter ſoll ihm geſetzmäßige Verteidigung geſtatten. Und klaget jemand gegen ihn, ſo ſoll ihn der Richter vor Gericht zur Verantwortung ſtellen und man ſoll den Toten vor Gericht tragen und durch Fürſpreche wegen ſeiner klagen. Dem, der ihn da erſchlagen hat, ſoll man geſtatten, daß er zu den Heiligen ſchwöre, daß er ihm 3 oder mehr Schritte zurück entwichen wäre, wenn er entweichen konnte, das iſt: wenn er [der andere] ſo jäh auf ihn ſchlug, daß er ihm nicht entweichen konnte, oder wenn es an einer Stätte war, auf der er nicht entweichen konnte, und er ſich dann erſt wehrte; und was er gethan habe, das habe er gethan in geſetzlicher Notwehr ſeines Lebens. Hat aber der tote Mann einen Verwandten von Vaters Seite und dieſer will mit ihm kämpfen, ſo kann er es ihm nicht weigern, außer dieſer wäre nicht in gleichem Rechte mit ihm. Und hat der tote Mann niemanden, ſo iſt er [der Notwehr geübt] ein entledigter Mann.

Kapitel 108. Wo man den König wählen ſoll.

Wann man einen König wählt, ſoll man dies thun zu Frankfurt [am Main]. Wenn man die Fürſten nicht in die Stadt läßt, ſo können ſie zu Recht vor der Stadt wählen. Und wenn ſie den König gewählt haben, ſo ſoll er die Stadt und die Leute, die darinnen ſind, in die Acht thun, ehe er von der Stadt weggeht. Und wenn ſie 6 Wochen in der Acht ſind, ſo ſoll ſie der Biſchof von Mainz in den Bann thun. Und wenn ſie 6 Wochen und einen Tag darin geweſen ſind, ſo ſollen ſie nach rechtens alle Biſchöfe in den Bann thun.

Kapitel 109. Wer den König wählen ſoll.

§ 1. Den König ſollen 3 geiſtliche und 4 weltliche Fürſten wählen. Der Biſchof von Mainz iſt Kanzler für die deutſchen Lande, der hat die erſte Stimme bei der Wahl. Der Biſchof von Trier iſt Kanzler für Arelat, der hat die zweite Stimme bei der Wahl. Der Biſchof von Köln iſt Kanzler für die Lombardei[1] und hat die dritte Stimme an der Wahl. Unter den weltlichen Fürſten hat der Pfalzgraf vom Rhein die erſte Stimme zu der Wahl; dieſer iſt des Reiches Truchſeß und er ſoll dem Könige die erſten Schüſſeln tragen. Der Herzog von Sachſen hat die zweite Stimme zur Wahl unter den Laien; der iſt des Königs Marſchall und ſoll dem Könige das Schwert tragen. Der Markgraf von Brandenburg hat die dritte Stimme zur Wahl und iſt des Reiches Kämmerer und ſoll dem König Waſſer geben. Der Herzog von Bayern hat die vierte Stimme zu der Wahl und iſt des Reiches Schenke und ſoll dem Könige den erſten Becher tragen. Dieſe vier ſollen deutſche Männer ſein von Vater und von Mutter her oder von einem von beiden. § 2. Und wenn ſie wählen wollen, ſo ſollen ſie eine Beratung zu Frankfurt anordnen. Dieſe ſoll der Biſchof von Mainz befehlen bei dem Banne und der Pfalzgraf vom Rheine bei der Acht. Sie ſollen dahin entbieten ihre Mitwähler und von den andern Fürſten, ſo viele ſie deren erhalten können. Darum iſt eine ungerade Zahl der Fürſten geſetzt: Wenn 4 [Stimmen] auf einen fallen und 3 auf den andern, ſo ſoll die Minderzahl der Mehrzahl folgen. Das iſt rechtens bei jeder Wahl. § 3. Bevor die Fürſten wählen, ſollen ſie auf das Heiligtum ſchwören, daß ſie nicht wählen um Lieb, noch um Leid, noch um eines Gutes Lohn, das ihnen verſprochen oder gegeben ſei, noch durch irgend etwas, das böſe Abſicht heißt, ſondern nur, wie ihnen ihr gutes Gewiſſen ſage. Wer anders wählt, als in dieſem Buche ſteht, der thut wider Gott und wider Recht. Und wird ihrer einer ſpäter rechtmäßig überführt, daß er darum Gut zu nehmen verſprochen oder wirklich genommen habe, ſo iſt das Simonie. Der hat ſein Wahlrecht verloren und ſoll es nimmermehr gewinnen und iſt dazu treubrüchig. § 4. Das ſoll geſchehen, wo der König einen Hof entbietet. Dahin ſoll man denſelben auch entbieten, er ſei weltlicher oder geiſtlicher Fürſt. Und kommt er nicht dahin, ſo ſoll man ihn zum zweiten male zu einem andern Hoftage entbieten. Und kommt er zum dritten mal nicht, ſo ſoll man ihn für treubrüchig erklären, und was er von dem Reiche hat, das iſt dem Reich verfallen. § 5. Und wird der König derſelben Schuld überwieſen, ſo iſt er zu Unrecht an dem Reiche. Da ſoll man ihn darum verklagen vor dem Pfalzgrafen am Rheine. Niemand kann über ihn wegen der Schuld richten als die Fürſten, ſie ſeien geiſtlich oder weltlich. (Ueberſetzt nach der Ausg. von Heinr. Gottfr. Gengler.)

---

[1] Längenmaß, von der Daumenbiegung bis zum Ellenbogengelenk reichend.

[1] In manchen Handſchriften fehlt die Kanzlerbezeichnung für die Biſchöfe von Trier und Köln; ſie dürfte vielleicht erſt ſpäter eingeſchoben worden ſein.

Kaiſer Karls V. und des heiligen Römiſchen Reiches peinliche Gerichtsordnung (1532).

Schon unter Kaiſer Maximilian I. war von dem deutſchen Reichstag im Jahre 1498 der Beſchluß gefaßt worden das deutſche Strafweſen von den vielen ihm anhaftenden Uebelſtänden zu befreien. Bei der ſchwerfälligen Arbeitsweiſe des Reichstages verzögerte ſich jedoch die Durchführung des Beſchluſſes derart, daß mehrere Fürſten ſich veranlaßt ſahen, ſelbſtändig vorzugehen. So führte Fürſtbiſchof Georg von Bamberg im Jahre 1507 eine „Halsgerichtsordnung" in ſeinem Lande ein, welche von ſeinem Hofmeiſter Johann von Schwarzenberg und Hohenlandsberg entworfen war. Im Jahre 1516 verkündeten die Markgrafen Georg und Kaſimir von Brandenburg in ihrem Lande eine „Brandenburgiſche Halsgerichtsordnung," die auf Schwarzenbergs Arbeit beruhte, und der Reichstag von Worms im Jahre 1521 empfahl denſelben Entwurf dem Reichsregimente zu Nürnberg zur Prüfung. Nach langen Verhandlungen erhob endlich im Jahre 1532 der Reichstag die ihm vorgelegte peinliche Gerichtsordnung zum Reichsgeſetze und ſie wurde unter dem Titel „Kaiſer Karls und des heiligen Römiſchen Reiches peinliche Gerichtsordnung" bekannt gemacht. Erſt nach und nach gelangte ſie jedoch zur allgemeinen Anerkennung und blieb dann bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts das in Deutſchland herrſchende Strafgeſetzbuch.

Von Richtern, Urteilern und Gerichtsperſonen. 1. Ferner erſtlich: Setzen, ordnen und wollen wir, daß alle peinlichen Gerichte mit Richtern, Urteilern und Gerichtsſchreibern verſehen und beſeizt werden ſollen, von frommen, ehrbaren, verſtändigen und erfahrenen Perſonen, wie ſie am tauglichſten und beſten nach Gelegenheit jedes Ortes zu haben und zu bekommen ſind. Dazu können auch Edle und Gelehrte gebraucht werden. In dieſem allen ſoll eine jede Obrigkeit [den] möglichſten Fleiß anwenden, damit die peinlichen Gerichte zum beſten verordnet [ſeien] und niemandem Unrecht geſchehe, daher zu dieſen großen Sachen, welche des Menſchen Ehre, Leib, Leben betreffen, feſter und wohl überlegter Fleiß gehört, darum dann bei allfälliger Uebertretung niemand mit rechtmäßig geltendem Grunde ſeine Unterlaſſung und Fahrläſſigkeit entſchuldigen kann, ſondern rechtmäßig deswegen vermöge dieſer unſerer [Gerichts-] Ordnung geſtraft [wird] deſſen alſo alle Obrigkeiten, die peinliches Gericht haben, hiermit ernſtlich gewarnt ſein ſollen.

Von Verhaltung des Anklägers bis er Bürgſchaft gethan. 12. Ferner, ſobald der Angeklagte zu Gefängnis gekommen iſt, ſoll der Ankläger oder ſein Gewalthaber mit ſeinem Leibe verwahrt werden, bis er mit Bürgen Gewähr und Sicherheit gethan hat, die der Richter ſamt 4 Schöffen nach Beſchaffenheit der Klageſache und Berückſichtigung beider Perſonen für genügend achtet. Und zwar ſo, daß der Ankläger, wenn er die ſtrafgerichtsmäßige Rechtfertigung [der Klage] nicht ausführen oder dem Rechte [nach] nicht verfolgen würde, und die geklagte Miſſethat oder aber redliche und genugſame Anzeichen und Verdacht derſelben in paſſender Friſt, die ihm der Richter ſetzen würde, nicht dermaßen bewieſe, daß es der Richter und das Gericht oder die Mehrzahl von ihnen für genügend erkennen oder ſonſt im Rechte ſchlüßig würden, ſodann für die Koſten, die verwendet wurden, auch dem Angeklagten für den ihm zugefügten Schaden und die Schmach Erſatz leiſten wolle, alles nach bürgerlicher rechtlicher Entſcheidung. Und damit der betreffende Angeklagte für ſeine erlittenen Koſten, Schmach und Schaden deſto ergiebiger und ſchneller Entſchädigung und Erſatz finden möge, ſo ſoll es in ſeinem Gefallen und Willen ſtehen den ſtrafrechtlichen Ankläger vor ſeinem, des Anklägers, ordentlichem Richter oder dem Strafgericht, je nachdem ſich die gerichtliche Uebung und Rechtfertigung dafür erhalten hat, wegen ſolcher Koſten, Schmach und Schaden rechtlich vorzurufen, worin auch kurzweg und ohne die Formen des Rechtsvorgehens [bürgerlichen Rechtsſtreites] vorgegangen, verhandelt und das Urteil ohne weitere Berufung und [Rechts-] Suchung vollzogen werden ſoll, wodurch jedoch dem betreffenden Strafgerichte außerhalb dieſer Fälle und weiter, als es vorher gehabt, keine bürgerliche Gerichtsbarkeit und Erkenntnis erwachſen ſoll.

Hinreichende Anzeichen zum Verdacht der Räuberei. 38. Ferner, wenn gefunden wird, daß jemand geraubte Güter bei ſich hat oder dieſelben verkauft, übergeben oder in anderer Art damit verdachterregender Weiſe behandelt hat, und ſeinen Verkäufer oder Gewährsmann nicht bekannt geben wollte, der hat genügende Anzeichen ſolchen Raubes halber gegen ſich, ſolange er nicht beweiſet, er habe nicht gewußt, daß dieſe Güter geraubt ſeien, ſondern er habe ſie mit gutem Glauben an ſich gebracht.

Ferner, wenn Reiſige oder Fußknechte für gewöhnlich bei Wirten liegen und zehren und nicht ehrliche Dienſte, Beſchäftigung und Einnahmen, die ſie haben, nachweiſen können, wovon ſie ſolche Zehrung paſſend thun können, die ſind beargwohnt und verdächtig zu vielen böſen Dingen und allermeiſt der Räuberei, wie beſonders aus unſerem und des Reiches „Landfrieden" zu erkennen, worin feſtgeſetzt iſt, daß man ſolche Buben [ſchlechte Menſchen] nicht leiden, ſondern gefangennehmen, ſtrenge unterſuchen und wegen ihrer Miſſethaten mit Ernſt [empfindlich] ſtrafen ſoll; desgleichen ſoll jede Obrigkeit auf die verdächtigen Bettler und Landfahrer [herumziehenden Leute] auch fleißige Aufſicht üben.

Von dem Maße der peinlichen Frage [der Folterung]. 58. Ferner ſoll die peinliche Frage [Folterung] vorgenommen werden nach Art des Argwohns und der Perſon, viel, oft oder wenig, hart oder gelinder nach Ermeſſen eines guten vernünftigen Richters und ſoll die Ausſage des Gefragten nicht angenommen oder aufgeſchrieben werden, ſolange er in der Marter iſt, ſondern er ſoll ſeine Ausſage thun, wenn er von der Marter losgelaſſen iſt.

Von falſchen Zeugen. 68. Ferner, wenn Zeugen gefunden und überwieſen werden, daß ſie durch falſche böswillige Zeugenſchaft jemanden unſchuldigerweiſe zu peinlicher Strafe zu bringen ſich vermaßen, die haben dieſelbe Strafe verwirkt, in welche ſie den Unſchuldigen durch ihre Zeugenſchaft haben bringen wollen.

Des Nachrichters Friede ausrufen. 107. Ferner, wenn der Richter nach dem Endurteil ſeinen Stab gebrochen hat, desgleichen auch, wenn der Nachrichter den Armen auf die Richtſtätte bringt, ſoll der Richter öffentlich ausrufen und verkünden laſſen und von Obrigkeitswegen bei Leib und Gut [Leibes- und Geldſtrafe] gebieten, dem Nachrichter keinerlei Hindernis zu machen, auch, wenn es ihm mißlinge, nicht Hand anzulegen.

Strafe der Meineidigen. 107. Ferner, wer vor dem Richter einen bewußten Meineid ſchwört, iſt, falls der Eid zeitliches Gut betrifft, das dem, der den falſchen Eid geſchworen hat, zunutze kommt, zuvörderſt ſchuldig, wenn er es vermag, ſolch fälſchlich abbeſchworenes Gut dem Verletzten wieder zuzuwenden, ſoll auch überdies verrufen und aller Ehren entſetzt ſein. Und nachdem im heiligen [römiſchen] Reich der allgemeine Gebrauch iſt, ſolchen Falſchſchwörern die 2 Finger abzuhauen, wollen wir dieſe allgemeine gewöhnliche Leibesſtrafe auch nicht ändern. Und wenn einer durch ſeinen falſchen Eid jemanden zu Leibesſtrafe ſchwöre, der ſoll mit derſelben Strafe, die er fälſchlich auf einen andern ſchwur, geſtraft werden. Wer ſolche Falſchſchwörer mit Wiſſen, abſichtlich und argliſtig dazu anleitet, der leidet gleiche Strafe.

Strafe der Zauberei. 109. Ferner, wenn jemand den Leuten durch Zauberei Schaden oder Nachteil zufügt, ſoll man [ihn] ſtrafen vom Leben zum Tode und ſolche Strafe mit dem Feuer vollziehen. Wenn aber jemand Zauberei gebraucht und niemanden Schaden zufügt, ſoll er anders, nach Art des Vergehens, geſtraft werden.

Strafe der Fälſcher mit Maß. 113. Ferner, wer böslicher und ſchädlicher Weiſe Maß, Wage, Gewicht, Gewürze und andere Kaufmannswaren fälſcht und ſie für richtige gebraucht und ausgiebt, der ſoll zu peinlicher Strafe angenommen, ihm das Land verboten oder an ſeinem Leibe mit Rutenaushauen oder dergleichen nach Art und Geſtalt der Ueberführung geſtraft werden, und es könnte ſolche Fälſchung in ſolcher Größe und Bosheit vorkommen, daß der Thäter bis zum Tode geſtraft werden ſoll.

Strafe des Verrates. 124. Ferner, wer durch böswilligen Verrat übelthut, ſoll der Gewohnheit nach, durch Vierteilung bis zum Tode geſtraft werden. Wäre es aber eine Frauensperſon, die ſoll man ertränken, und wo ſolcher Verrat großen Schaden oder Aergernis bringen könnte, wenn er ein Land, eine Stadt, den eigenen Herrn, Eheteil, nahen Verwandten betrifft, ſo kann die Strafe durch Schleifen und Zangenreißen gemehrt werden.

Strafe der Brandſtifter. 125. Ferner, die bewußten überführten Brandſtifter ſollen mit Feuer vom Leben zum Tode gebracht werden.

Strafe der Kindsmörderinnen. 131. Ferner, eine Frauensperſon, die ihr Kind, das Leben und Gliedmaßen empfangen hat, tötet, wird nach Gewohnheit lebendig begraben und gepfählt. Um aber Verzweiflung zu verhüten, können ſolche Uebelthäterinnen, wo die Gelegenheit des Waſſers dazu vorhanden iſt, ertränkt werden.

Strafe der Mörder und Totſchläger. 137. Ferner, jeder Mörder und Totſchläger hat das Leben verwirkt, wenn er nicht eine rechtmäßige Entſchuldigung ausführen kann. Aber da nach Gewohnheit etlicher Gegenden die vorſätzlichen Mörder und Totſchläger einander gleich mit dem Rade gerichtet werden, ſoll darin Unterſchied gemacht werden. Und zwar ſo, daß ein vorſätzlicher Mörder mit dem Rade und ein anderer, der einen Totſchlag aus Uebereilung oder Zorn gethan, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden.

Schlußfaſſung von Urteilen:

Zum Feuer: [ſoll] mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht werden.

Zu der Vierteilung: durch ſeinen ganzen Leib zu 4 Stücken zu ſchneiden und zerhauen und alſo zum Tode geſtraft werden ſoll, und ſollen die Vierteile auf 4 allgemeine Wegſtraßen öffentlich gehangen und geſteckt werden.

Zum Rade: mit dem Rade durch Zerſtoßung ſeiner Glieder vom Leben zum Tode gerichtet und ſodann öffentlich darauf gelegt werden ſoll.

Vom Schleifen: und ſoll dazu [zum Tode] auf die Richtſtatt durch die unvernünftigen Tiere geſchleift werden.

Vom Reißen mit glühenden Zangen: und ſoll dazu [zum Tode] vor der ſchließlichen Tötung auf einem Wagen bis zu der Richtſtätte herum geführt und der Leib mit glühenden Zangen geriſſen werden, nämlich mit [folgt die Anzahl] Griffen geriſſen werden.

Abſchneidung der Zunge: öffentlich in den Pranger oder ins Halseiſen geſtellt, die Zunge abgeſchnitten und dazu bis auf erhaltene Erlaubnis der höheren Behörde des Landes verweiſen.

Vergleichende Sprachwiſſenſchaft. Die Ergebniſſe der vergleichenden Sprachforſchung ſind rieſenhaft: ja man kann wohl ſagen, daß es kaum ein einziges Feld geiſtiger Thätigkeit giebt, das nicht mehr oder weniger den Einfluß dieſer neuen Wiſſenſchaft verſpürt habe. Wie könnte es auch anders ſein? Die Sprache iſt ja die Trägerin alles Wiſſens, und wenn wir auch gern glauben, daß wir die Sprache beherrſchen, uns ihrer bedienen, wie eines nützlichen Werkzeuges, glauben Sie mir, daß nur wenige ſelbſt unter den größten Denkern der Menſchheit der Sprache gegenüber ihre volle geiſtige Freiheit bewahren. Die Sprache, deren wir uns bedienen, geſchichtlich und nach ihrem Entſtehen kennen zu lernen, die Kunſtausdrücke namentlich bis zu ihrem Urſprung zu verfolgen, dies iſt das beſte Mittel in jeder Wiſſenſchaft, um die Gegenwart mit der Vergangenheit in lebendigem Zuſammenhang zu halten, und den Grund zu fühlen, auf dem wir ſtehen.

Fangen wir mit dem an, was uns am nächſten liegt, mit der Philologie. Ihr ganzes Weſen iſt ja wie verwandelt durch die vergleichende Sprachwiſſenſchaft. Die beiden klaſſiſchen Sprachen, Griechiſch und Lateiniſch, die uns früher wie vom Himmel gefallen oder wie am Zaun gefunden ſchienen, ſind jetzt zu ihrem Recht gekommeu, haben ihren rechtmäßigen Platz eingenommen in jener alten, großen Familie, die wir die Indo-Germaniſche, Indo-Europäiſche, oder, wenn nicht beſſer, doch kürzer, die Ariſche nennen. Hierdurch iſt zuerſt nicht nur ihre Vorgeſchichte aufgeklärt, ſondern auch ihr gegenſeitiges Verhältnis in das richtige Licht geſtellt worden.

Die Idee, daß Lateiniſch vom Griechiſchen abgeleitet oder daß Lateinich eine aus Italiſchen, Griechiſchen oder Pelasgiſchen Elementen gemiſchte Sprache ſei, eine Anſicht, die ſich noch bis zu Niebuhr's Zeit erhalten, alles dies iſt jetzt zur phyſiſchen Unmöglichkeit geworden. Griechiſch und Lateiniſch ſtehen ſich als vollkommen gleichberechtigt zur Seite, ſie ſind Schweſtern, ebenſo wie Franzöſiſch und Italieniſch.

Facies non omnibus una,
Nec diversa tamen qualem decet esse sororum.
(Das Antlitz iſt nicht bei allen gleich,
Und dennoch nicht verſchieden, wie es Schweſtern geziemt.)

Ja, wenn es eine wiſſenſchaftliche Frage wäre, welche von den beiden Schweſtern, ob Griechiſch oder Lateiniſch, die ältere ſei, ſo würde, glaube ich, das Latein beſſere Anſprüche auf Altersvorrang geltend machen können als das Griechiſche. So wie wir nun auf dem Gebiete der neueren Geſchichte manches, was uns im Franzöſiſchen und Italieniſchen dunkel iſt, durch Herbeiziehung des Provençaliſchen, des Spaniſchen, des Portugieſiſchen, ja ſelbſt des Walachiſchen und des Churwälſchen erklären, ſo iſt es auch in der alten Geſchichte der Sprache, wo wir manches, was uns vom lateiniſchen und griechiſchen Standpunkte aus ein Rätſel bleibt, durch Hinzuziehung des Sanskrit, des Zend, des Gotiſchen, des Iriſchen, ja ſelbſt des Altbulgariſchen in ein helleres Licht verſetzen. Wir können uns jetzt kaum noch eine Idee von der Ueberraſchung machen, mit welcher dieſe Entdeckung einer Ariſchen Sprachfamilie, die ihre Zweige vom Himâlaya bis zu den Pyrenäen ausdehnt, zuerſt von den Gelehrten Europa's begrüßt wurde. Ich will nicht ſagen, daß Gelehrte von Bedeutung am Ende des vorigen Jahrhunderts noch daran glaubten, daß Griechiſch und Lateiniſch vom Hebräiſchen abgeleitet ſeien: dieſem Vorurteil hatte, in Deutſchland wenigſtens, Leibniz ein für alle Mal ein Ende gemacht. Aber nachdem dieſe Lehrmeinung zu Schanden geworden, war eben gar keine neue wiſſenſchaftliche Theorie an ihre Stelle getreten. Die Sprachen der Welt, mit Ausnahme der Semitiſchen, deren Familien-Typus nicht zu verkennen war, lagen zerſtreut als disjecta membra poetae (auseinander geworfene Glieder des Sängers); und niemand dachte daran, ſie wiſſenſchaftlich zu einem lebendigen Ganzen zu ordnen. Es war die Entdeckung des Sanskrit, welche zur Wiedervereinigung der Ariſchen Sprachen führte, und hätte uns Sanskrit auch nichts weiter gelehrt, ſo würde ſchon dies allein ihm das Anrecht geben, Sitz und Stimme unter den akademiſchen Wiſſenſchaften unſeres Jahrhunderts zu fordern.

Waren nun Griechiſch und Lateiniſch einmal an ihre wahre Stelle im natürlichen Syſtem der Ariſchen Sprache eingerückt, ſo wurde auch ihre ſpezielle Behandlung notwendig eine andere. In der Gramatik z. B. war man nicht mehr damit zufrieden, Formen und Regeln zu geben, das Unregelmäßige und das Regelmäßige neben einander hinzuſtellen: man wollte den Grund des Regelmäßigen wie des Unregelmäßigen finden, man wollte wiſſen, weshalb die Formen ſo und nicht anders lauteten, man verlangte nicht nur nach logiſcher, ſondern nach hiſtoriſcher Begründung der Grammatik. Man wollte wiſſen, wie ein kleiner Wechſel als mensa (der Tiſch), mensae (die Tiſche), den Unterſchied zwiſchen einem und vielen Tiſchen ausdrücken könne; wie ein einziger Buchſtabe, das r, die Zaubermacht beſitzen könne amo, ich liebe, zu amor, ich werde geliebt, zu verwandeln. Anſtatt ſich in allgemeine Vermutungen über die Geſetze der Grammatik einzulaſſen, ſuchte man das Warum in der geſchichtlichen Entwickelung der Sprache ſelbſt. Man forderte für jede Sprache eine geſchichtliche, auf die Entwickelung derſelben gebaute Sprachlehre, und brachte hiermit einen Umſchwung in allen ſprachlichen Studien hervor, der ſich nur mit den Entdeckungen eines Lavoiſier in der Chemie, eines Lyell in der Geologie, vergleichen läßt. Anſtatt z. B. eine Erklärung zu verſuchen, warum denn in der erſten und zweiten Deklination, der Genitiv der Einzahl und der Ablativ der Mehrzahl den Ort der Ruhe ausdrücken können, Romae, zu Rom, Tarenti, zu Tarent, Athenis, zu Athen, Gabiis, zn Gabii, erkannte man durch einen Blick in die Vergangenheit der Ariſchen Sprache, daß dieſe ſogenannten Genitive und Ablative nie und nimmer Genitive und Ablative geweſen, ſondern den alten Lokativen in i und su im Sanskrit entſprechen. Einem Schüler kann man natürlich alles lehren, was in der Grammatik ſteht: ich glaube aber nicht, daß es zu einer geſunden Entwickelung des Denkvermögens beitragen kann, wenn man zuerſt auf der Schule die Bedeutung des Genitivs und Ablativs lernt, und dann auf Treu und Glauben hinnehmen muß, daß dieſe Caſus auch das Verweilen an einem Orte ausdrücken können. Ich glaube nicht, daß ſolche grammatiſche Regeln, wie die eben erwähnten über den Genitiv und Ablativ mit Lokativbedeutung, viel zur Stärkung des Denkvermögens auch auf unſern eigenen Schulen beigetragen haben.

Noch verderblicher für die geſunde Entwickelung der jungen Geiſteskräfte mußte die Wortbildungslehre ſein, wie man ſie ſonſt auf Schulen und Hochſchulen trieb. Alles war hier der Willkür, alles der Autorität überlaſſen, und es kam wohl vor, daß man zwei oder drei Abſtammungen von demſelben Worte zu lernen hatte, als ob ein und daſſelbe Wort mehr als eine Mutter haben könnte. Hier hat nun ſchon Otfried Müller vor vielen Jahren es ausgeſprochen, daß die klaſſiſche Philologie entweder das ganze Gebiet der geſchichtlichen Entwickelung der Sprache, der Wortbildungslehre, räumen, oder aber ſich auf dieſem Felde der Leitung der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft anvertrauen müſſe.

Was für Rieſenſchritte die wiſſenſchaftliche Wortbildungslehre, namentlich auch im Griechiſchen und Lateiniſchen gemacht hat, das kann jeder klaſſiſche Philolog an den Werken von Curtius und Corſſen ſehen. Und auch hier iſt wieder der weſentliche Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Schule hervorzuheben, daß, während man ſich früher begnügte ein Wort von einem andern auf gut Glück abzuleiten, man jetzt auf die bloße Herkunft eines Wortes nur wenig Wert legt, wenn nicht zu gleicher Zeit alle Veränderungen nach feſten Lautgeſetzen erklärt werden können, welche den Unterſchied eines Lateiniſchen von einem Sanskritwort bedingen. Wie weit dieſe Gewiſſenhaftigkeit geht, beweiſt wohl nichts beſſer, als daß die beſten Philologen den auf ſo vielen Gründen beruhenden gemeinſamen Urſprung zweier Wörter, wie des Griechiſchen θεός (Theos) und des Lateiniſchen deus, vom lautlichen Standpunkte aus, entſchieden leugnen.

Gehen wir zur Mythologie über. Wenn Mythologie ein alter Dialekt iſt, der ſich überlebt hat, und vermöge ſeines heiligen Charakters bis in die neue Periode einer Sprache hinüber reicht, ſo kann man leicht begreifen, wie die geſchichtliche Methode der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft hier zu den wichtigſten Ergebniſſen führen mußte und geführt hat. Nehmen Sie nur die eine Thatſache, welche wohl niemand jetzt in Frage ſtellen wird, daß der Name der höchſten Gottheit der Griechen und Römer, Ζεύς (Zeus) und Jupiter, derſelbe iſt als der Vediſche Dyaus, der Himmel, und der alte deutſche Gott, Zio, altnordiſch Tyr, deſſen Namen im Althochdeutſchen Ziestag, im Angelſächſiſchen tivesdag, im Altnordiſchen tysdagr, ja in Dienstag und Tuesday ſelbſt in den neueſten Sprachen lebendig iſt. Iſt dies eine Wort nicht wie ein Zauberwort? Sehen wir ſie nicht, die Väter des Ariſchen Geſchlechts, die Väter unſeres eigenen Geſchlechts, beim erſten Frührot der Geſchichte wie Brüder eines Hauſes im großen Tempel der Natur empor zum Himmel blicken, als ob ſie dort das finden müßten, was ſie ſuchten, einen Vater und einen Gott? Ja liegt nicht in dem alten Ariſchen Namen Jupiter, Himmel-Vater, der wahre Grundton, der noch heute fortklingt im „Vater Unſer, der du biſt im Himmel", ja der dieſem Gebete ſeinen vollſten Klang, ſeinen tiefſten hiſtoriſchen Sinn giebt? Und die Sprachforſchung kann dieſes Band der Sprache und des Glaubens noch enger ſchließen.

Daß auch die Geſchichte, namentlich die älteſte Geſchichte, neues Licht und Leben von der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft empfangen hat, iſt wohl natürlich. Sprache und Volk ſind ja in alten Zeiten faſt gleichbedeutend, und das, was die ideelle Einheit eines Volkes bildet — und ein Volk iſt eine ideelle Einheit — das liegt weit mehr in Religion und Sprache als in Verwandtſchaft und Gemeinſchaft des Bluts. Aber eben aus dieſem Grunde iſt hier auch große Vorſicht nötig. Man vergißt zu leicht, daß, wenn wir von Ariſchen und Semitiſchen Familien ſprechen, der Einteilungsgrund rein ſprachlich iſt. Es giebt Ariſche und Semitiſche Sprachen, aber es iſt unwiſſenſchaftlich, es ſei denn daß man ſich wiſſentlich einige Freiheit im Ausdruck geſtattet, von Ariſcher Race, von Ariſchem Blut oder von Ariſchen Schädeln zu ſprechen, und dann ethnologiſche Einteilungen auf ſprachlichen Grundlagen zu verſuchen. Dieſe beiden Wiſſenſchaften, Linguiſtik und Ethnologie, können, für jetzt wenigſtens, gar nicht ſtreng genug auseinander gehalten werden, und viele Mißverſtändniſſe, viele wiſſenſchaftliche Streitigkeiten haben ihren Grund eben darin, daß man von Sprache auf Blut, oder von Blut auf Sprache geſchloſſen hat. Haben erſt beide Wiſſenſchaften ihre Einteilung der Völker und Sprachen unabhängig von einander durchgeführt, dann wird es an der Zeit ſein, die Ergebniſſe zu vergleichen, aber ſelbſt dann kann man ſo wenig von einem Ariſchen Schädel als von einer Sprache der kurzköpfigen Stämme ſprechen.

Ebenſo ſcheint es ein verfrühtes Unternehmen, aus der größern oder kleinern Anzahl von Uebereinſtimmungen zwiſchen je zwei oder drei Sprachen der Ariſchen Familie, Rückſchlüſſe auf das frühere oder ſpätere Auseinandergehen der Völker zu ziehen, welche dieſe Sprachen ſprechen. Zuvörderſt iſt wohl nirgends die Meinungsverſchiedenheit unter den beſten Gelehrten ſo groß, als wenn es ſich um Beſtimmung dieſer Grade der Verwandtſchaft zwiſchen den verſchiedenen Sprachen der Ariſchen Familie handelt. Nur in einem Punkte herrſcht hier Uebereinſtimmung, nämlich daß Sanskrit und Zend enger mit einander verbunden ſind, als mit irgend einer andern Sprache. Darüber kann auch nie ein Zweifel herrſchen, obgleich die Erklärung dieſer Uebereinſtimmung durchaus noch nicht befriedigend iſt.

Gehen wir aber dann einen Blick weiter, ſo finden wir, daß die beſten Autoritäten in ſcharfen Widerſpruch geraten. Einige betrachten Griechiſch und Lateiniſch nicht nur als Schweſtern, ſondern als Zwillinge; andere geſtehen ihnen keine nähere Verwandtſchaft zu als die, welche alle Mitglieder der Ariſchen Familie zuſammenhält. Bei dieſem Streite der Anſichten iſt es klar, daß man nicht daran denken kann, für jetzt wenigſtens, irgend welche wahrhaft geſchichtliche Folgerungen zu ziehen, daß z. B. die Slaven länger mit den Indern und Perſern verbunden blieben; oder daß die Griechen länger mit den Indiern in Gemeinſchaft lebten, als die übrigen Ariſchen Völker. Ich muß offen geſtehen, daß ich zweifle, ob die Aufgabe ſelbſt überhaupt eine wiſſenſchaftlich lösbare iſt Wenn wir in einer großen Sprachfamilie bald zwiſchen dieſen, bald zwiſchen jenen Sprachen engere Beziehungen entdecken, ſo entſpricht dies ganz den Bedingungen der mundartlichen Fortbildung, welcher alle Sprachen in ihrer erſten Entwickelung unterworfen ſind. Sie entſtanden zuſammen, einige erhielten dieſes, andere jenes, und ſelbſt die entfernteſten Mitglieder deſſelben Sprachorganismus konnten in gewiſſen Punkten etwas Uebereinſtimmendes bewahrt haben, was in allen andern Dialekten verloren ging. Keine zwei Sprachen ſind ſo eng verſchwiſtert als Sanskrit und Zend. Doch giebt es Worte, die im Zend vorkommen, die im Sanskrit fehlen, und die dann hier im Griechiſchen, dort im Lateiniſchen, oder auch im Deutſchen auftauchen. So wie wir aus ſolchen Uebereinſtimmungen geſchichtliche Folgerungen ziehen, ſo geraten wir notwendig in eben ſolche Widerſprüche, wie wir ſie zwiſchen Männern wie Bopp, Pott, Grimm, Schleicher, Graßmann und Sonne finden. Mir ſcheint die Frage nach näheren Beziehungen zwiſchen einer Anzahl von unabhängigen Dialekten, um darauf geſchichtliche Folgerungen in Bezug auf Verzweigung der Völker zu bauen, eine der Natur der Sache nach fruchtloſe. Wir wußten ſehr wohl vorher, daß alle Ariſchen Dialekte eng verwandt waren; wir wiſſen jetzt, nachdem eine Anzahl von ſpeziellen Uebereinſtimmungen zwiſchen je zwei Sprachen geſammelt worden iſt, daß

Slawiſch ſehr eng mit Deutſch, (Grimm, Schleicher),
Deutſch ſehr eng mit Celtiſch, (Ebel, Lottner),
Celtiſch ſehr eng mit Lateiniſch, (Newman, Schleicher),
Lateiniſch ſehr eng mit Griechiſch, (Mommſen, Curtius),
Griechiſch ſehr eng mit Sanskrit, (Graßmann, Sonne, Kern),
Sanskrit ſehr eng mit Zend, (Burnouf),

verwandt, von andern Nebenverwandtſchaften gar nicht zu reden; d. h. wir wiſſen zu Ende, was wir zu Anfang wußten, daß alle dieſe Sprachen eng mit einander verwandt ſind, und haben nur das gelernt, daß die einzelnen Mundarten der ariſchen Sprache ſich nicht nacheinander von einander trennten, ſondern daß ſie, nach lang gehegter Gemeinſchaft, langſam, und in einigen Fällen ſelbſt wohl gleichzeitig, aus dem alten Familienzuſammenhang heraustraten und ihre eigene nationale Unabhängigkeit erlangten. Dies iſt wenigſtens für jetzt das Einzige, was man mit gutem Gewiſſen ſagen kann, und was mit dem Entwickelungsgange anderer Mundarten am beſten übereinſtimmt. Weitere Forſchungen mögen noch mehr Ergebniſſe zu Tage fördern; ich zweifle aber, ob man je eine ſo enge Zuſammengehörigkeit zwiſchen irgend welchen zwei Ariſchen Sprachen erweiſen wird, als zwiſchen Sanskrit und Zend.

Wenden wir uns nun von den rein ſprachlichen Ergebniſſen der Sprachwiſſenſchaft zu den Ergebniſſen, welche andern Wiſſenſchaften aus unſern Studien zugefloſſen ſind, ſo finden wir, daß ſie hauptſächlich in der Aufklärung alter Ausdrücke und dunkler Gebräuche beſtehen. Dieſer Nutzen iſt weit größer, als man wohl auf den erſten Anblick glauben möchte. Jedes Wort hat ſeine Geſchichte, und der Anfang dieſer Geſchichte, den uns die Wortbildungslehre aufdeckt, führt uns weit über ſein geſchichtliches Auftreten zurück. Jedes Wort hat natürlich urſprünglich eine Bedeutung, die in der Wurzel ſelbſt liegt. So bedeutet z. B. pater, Vater, urſprünglich Beſchützer, Nährer; deus, Gott, glänzender; fluvius, Fluß, fließender; stella, Stern, ſtreuender, d. h. Licht-ſtreuender. Und dieſe der Wurzel entſprechende Bedeutung iſt in vielen Fällen ſehr verſchieden von der überlieferten oder muſtergiltigen. Ueberall aber giebt ſie die urſprünglichſte Auffaſſung des Gegenſtandes und erlaubt uns hierdurch einen Einblick in die älteſte Ideenwelt eines Volkes.

So kann uns die Sprachwiſſenſchaft eine geiſtige Periode in der Geſchichte des Rechts, der Gebräuche und Sitten eröffnen, die uns bis jetzt ganz verſchloſſen geblieben, oder zu der man meiſt nur auf Irrwegen gelangte.

Ich könnte manche Wörter anführen, deren urſprüngliche Bedeutung uns anziehende Winke über die Entwickelung von Rechtsbegriffen und Rechtsgebräuchen giebt, über Ehe, über Erbſchaft, über Gottesurteile und ähnliches. Doch iſt es Zeit, einen Blick auf die theologiſchen Wiſſenſchaften zu werfen, die mehr noch als die juriſtiſchen, den Einfluß der Sprachwiſſenſchaft empfunden haben. Was ich bei der Mythologie bemerkte, gilt uatürlich auch von der Gottesgelehrſamkeit. Die Worte bleiben hier feſter als in irgend einem andern Kreiſe des geiſtigen Lebens der Menſchheit, und ihr Einfluß wird oft größer, je mehr ihre urſprüngliche Bedeutung verſchwindet. Hier gilt es für den verſtändigen Theologen die Mittel zu beſitzen, um den Urſprung und die hiſtoriſche Entwickelung der termini technici und sacrosancti ſicher verfolgen zu können, und dazu iſt natürlich die Sprachwiſſenſchaft unentbehrlich. Nicht nur die Wörter wie Prieſter und Biſchof, wie Sakrament und Teſtament müſſen richtig in der Bedeutung gefaßt werden, die ſie in der Sprache des erſten Jahrhunderts hatten, ſondern wir müſſen auch Ausdrücke wie Λόγος (logos; das Wort), πνεῦμα ἅγιον (pneuma hagion; heiliger Geiſt), δικαιόσουνη (dikaiosyne; Gerechtigkeit) über den Urſprung des Chriſtentums hinaus zu verfolgen ſuchen, wenn wir uns ihres Inhalts vollkommen klar bewußt werden wollen. Dazu kommt dann für die Religionsphiloſophie, die ja die feſteſte Grundlage aller Gelehrſamkeit bildet, der große Vorteil, daß die Sprachwiſſenſchaft zum erſten Mal die tiefſten Keime des Gottesbewußtſeins bei den verſchiedenen Völkern der Erde aufgedeckt hat. Wir wiſſen jetzt mit vollkommener Sicherheit, daß die Namen der Gottheit, d. h. die urſprünglichen Anſchauungen der Gottheit, unter den Ariſchen Völkern, ebenſoweit von grobem Fetiſchismus als von abſtraktem Idealismus entfernt ſind. Die Arier erkannten die Gegenwart des Göttlichen, ſo weit ihre Sprache zurückreicht, in den hellen, lichten, ſonnigen Erſcheinungen der Natur. Sie nannten deshalb den blauen Himmel, die fruchtbare Erde, das wärmende Feuer, den hellen Tag, die goldene Morgenröte und den jungen Frühling, ihre Devas, d. h. ihre Hellen. Daſſelbe Wort deva im Sanskrit, deus im Lateiniſchen, blieb feſt in all ihren Gebeten, in ihren Kulten, in ihrem Aberglauben, in ihrer Philoſophie, und noch heute ſteigt daſſelbe Wort, Deus, aus tauſend Kathedralen und Kapellen zum Himmel empor, das zuerſt, noch ehe es Germanen und Brahmanen gab, in der dunklen Werkſtatt des Ariſchen Geiſtes geſchmiedet wurde.

Daß auch die Naturwiſſenſchaften den elektriſchen Schlag unſerer neuen Wiſſenſchaft verſpürt haben, iſt wohl begreiflich, wenn wir bedenken, daß der Menſch ja die Krone der ganzen Natur iſt, die Spitze, zu der alle anderen Kräfte der Natur hinzielen und hinführen. Das aber, was den Menſchen zum Menſchen macht, iſt die Sprache. Buffon nannte die Pflanze ein ſchlafendes Tier, lebende Philoſophen nennen das Tier einen ſtummen Menſchen. In beiden Fällen ſcheint man nur vergeſſen zu haben, daß die Pflanze, wenn ſie erwacht, aufhören würde, eine Pflanze zu ſein, und daß das Tier, ſo wie es ein Wort ausgeſtoßen, ſo wie es „ich“ ſagte, aufhören würde, ein Tier zu ſein.

Es giebt in der Sprache einen Uebergang vom Körperlichen zum Geiſtigen: der rohe Stoff der Sprache gehört der Natur, aber die Form der Sprache, die die Sprache erſt zur Sprache macht, die gehört dem Geiſt. Könnte man die menſchliche Sprache direkt auf Naturlaute, auf Interjektionen und Lautnachahmungen zurückführen, ſo wäre damit der Streit, ob die Linguiſtik zu den Naturwiſſenſchaften oder zu den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gehört, auf einmal gelöſt. Ich glaube aber kaum, daß dieſe rohen Anſichten über den Urſprung der Sprache einen einzigen Anhänger in Deutſchland zählt. Die Sprache ſteht mit einem Fuße im Gebiete der Natur, mit dem andern aber im Gebiete des Geiſtes, und wenn es vor Jahren meine Abſicht war, das natürliche Element der Sprache recht klar zur Anſicht zu bringen, und ich deshalb beſonders darauf hinwies, in welchem Sinne die Sprachwiſſenſchaft die letzte und höchſte der

Naturwiſſenſchaften genannt werden könne, ſo brauche ich wohl kaum zu ſagen, daß ich deshalb die geiſtige oder hiſtoriſche Seite derſelben nicht aus dem Auge verloren habe.

Ich bin überzeugt, daß die Sprachwiſſenſchaft allein uns noch in den Stand ſetzen wird, der Evolutionstheorie der Darwinianer ein entſchiedenes Halt! entgegen zu rufen, und die Grenze ſcharf zu ziehen, welche den Geiſt vom Stoff, den Menſchen vom Tiere trennt.

Dieſe knrze Rundſchau muß genügen, um Ihnen zu zeigen, wie allgegenwärtig die Sprachwiſſenſchaft anf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens geworden iſt, wie weit ſich ihre Grenzen ausgedehnt, ſo daß ſie oft die Kräfte des Menſchen zu überſteigen ſcheint. Daraus will ich zum Schluß nur eine Lehre ziehen. Wer ſich dem Studium einer ſo umfaſſeuden Wiſſenſchaft widmen will, muß zwei Tugenden ernſtlich und getreulich üben: Gewiſſenhaftigkeit und Beſcheidenheit. Je älter wir werden, deſto mehr fühlen wir die Schranken des menſchlichen Wiſſens. Es iſt dafür geſorgt, wie Goethe ſagt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Jeder von uns kann nur ein ſehr kleines Gebiet der Wiſſenſchaft wirklich bemeiſtern, und was unſer Wiſſen an Ausdehnung gewinnt, das verliert es unvermeidlich an Tiefe. Es war unmöglich, daß Bopp das Sanskrit ſo genau kannte wie Colebrooke, das Zend ſo genau wie Burnouf, das Griechiſche ſo genau wie Hermann, das Lateiniſche ſo genau wie Lachman, das Deutſche ſo genau wie Grimm, das Slaviſche ſo genau wie Mikloſich, das Celtiſche ſo genau wie Zeuß. Dieſer Uebelſtand liegt in der Natur aller vergleichenden Wiſſenſchaften. Aber es folgt deshalb durchaus nicht, daß, wie das franzöſiſche Sprichwort ſagt, „qui trop embrasse, mal étreint.“ Bopp's vergleichende Grammatik wird ſtets ein bahnbrechendes Werk bleiben, und niemand hat den alten Meiſter der Oberflächlichkeit beſchuldigt. Es giebt eben zwei verſchiedene Arten des Wiſſens, das eine, was wir wirklich als Nahrung in uns nehmen, in succum et sanguinem verwandeln, das andere, was wir, ſo zu ſagen, in die Taſchen ſtecken, wo wir es finden, wenn wir es brauchen. Für vergleichende Studien iſt dieſe zweite Art des Wiſſens ebenſo notwendig als die erſte. Nur gehört zur Benützung dieſes Wiſſens große Gewiſſenhaftigkeit. Wir müſſen, wenn wir uns deſſelben bedienen, nicht nur ſtets auf die Quellen zurückgehn, nichts auf Treu und Glauben annehmen, nichts von zweiter Hand citieren, ſondern jeden einzelnen Punkt mit der größten Vorſicht verifizieren, ehe wir irgend welchen Gebrauch davon für vergleichende Zwecke machen. Aber ſelbſt dann, wenn wir alles gethan, um uns gegen Irrtum zu ſchützen, müſſen wir mit der größten Beſcheidenheit verfahren. Ich halte für ein erfolgreiches Studium der Sprachvergleichung auf ariſchem Gebiete eine gründliche Kenntnis des Sanskrit für eine conditio sine qua non. Hier muß, meiner Anſicht nach, der Mittelpunkt und Schwerpunkt aller unſerer Forſchungen ſein und bleiben. Es iſt aber unmöglich, bei einem wirklich kritiſchen Studium des Sanskrit zugleich den Rieſenſchritten der Lateiniſchen, Griechiſchen, Deutſchen, Slaviſchen, Celtiſchen Philologie zu folgen. Hier muß man ſich beſcheiden, und man muß lernen, ſich Rat zu erholen von denen, welche die verſchiedenen Gebiete der Philologie als Meiſter beherrſchen. Man hat wohl zuweilen von dem Antagonismus der vergleichenden mit der klaſſiſchen Philoſophie geſprochen: mir ſcheint im Gegenteil, daß zwiſchen dieſen Disciplinen das engſte kollegialiſche Verhältnis beſtehen ſollte. Wir müſſen Hand in Hand arbeiten, Rat ebenſo gern annehmen als erteilen. Ohne Hilfe der vergleichenden Philologie wäre z. B. die griechiſche Philologie nie zu einem richtigen Verſtändnis des Digamma gekommen, und ein etwas vertraulicheres Verhältnis zu ſeinem Kollege Bopp, würde Bekker gegen manche Mißgriffe in ſeiner Reſtituirung des Digamma in Homer bewahrt haben. Die lateiniſche Philologie würde gewiß mit weit zagenderer Hand das alte d des Ablativs im Plautus hergeſtellt haben, hätte die Analogie des Sanskrit nicht ſeine Berechtigung in ſo klarer Weiſe bezeugt. Auf der andern Seite müſſen wir vergleichende Philologen uns oft von unſern klaſſiſchen Kollegen Rat und Hilfe erbitten. Wir können ohne dieſen kollegialiſchen Beiſtand nie ſicher auftreten: ihr Widerſpruch iſt für uns vom größten Ntzen, ihr Beifall unſere beſte Belohnung. Wir ſind oft zu kühn, wir ſehen nicht immer alle die Schwierigkeiten, die unſern Erklärungen entgegenſtehen, wir vergeſſen oft, daß jede Sprache außer dem allgemeinen Ariſchen Familiencharakter auch ihren eigenen Genius hat. Hüten wir uns vor Allwiſſenheit und Unfehlbarkeit! Nur durch ein offenes, ehrliches, wahrhaft kollegialiſches Zuſammenwirken kann die Wiſſenſchaft gefördert werden. Wir wollen ja alle daſſelbe — wir wollen alle Etymologen, d. h. Erforſcher des Wahren ſein. Dazu gehört aber der Geiſt der Wahrheit, welcher der lebendige Geiſt aller Wiſſenſchaften iſt. Wer nicht der Wahrheit die Ehre geben, wer nicht offen ſagen kann, ich habe mich geirrt, in dem wohnt der wahre Geiſt der Wiſſenſchaft nicht. Erlauben Sie mir Ihnen zum Schluſſe noch eine Stelle aus Niebuhr ins Gedächtnis zurückzurufen: er gehört ja zum alten, guten Schlag der Deutſchen Gelehrten. „Vor allen Dingen, ſchreibt er, müſſen wir in den Wiſſenſchaften unſere Wahrhaftigkeit ſo rein erhalten, daß wir abſolut allen falſchen Schein fliehen, daß wir auch nicht das allergeringſte als gewiß ſchreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt ſind; daß wir, wo wir Vermutungen ausſprechen müſſen, alles anſtrengen, um den Grad unſeres Wahrhaltens anſchaulich zu machen; wenn wir eingeſehene Fehler, die ſchwerlich jemand entdeckt, nicht ſelbſt anzeigen, wo es möglich iſt; wenn wir die Feder niederlegend nicht vor Gottes Angeſicht ſagen können — ich habe wiſſentlich, und nach ſtrenger Prüfung, nichts geſchrieben, was nicht wahr iſt, und weder über uns ſelbſt noch über andere in nichts getäuſcht, unſeren verhaſſteſten Gegner in keinem andern Lichte gezeigt, als wir es in unſerer Todesſtunde vertreten können — wenn wir das nicht thun, ſo machen uns Studium und Litteratur ruchlos und ſündig.

Wenige wohl können mit Niebuhr hinzufügen: „Hierin bin ich mir bewußt, nichts von andern zu fordern, wovon ein höherer Geiſt, der in meiner Seele läſe, mir vorwerfen könnte, irgend einmal das Gegenteil gethan zu haben.“ Aber wir alle, jung und alt, ſollten dieſe Worte ſtets vor Augen und im Herzen behalten: nur dann wird unſer Studium ſein hohes Ziel nicht verfehlen; nur dann werden wir wahre Etymologen werden — wahre Freunde, Sucher, und, ich hoffe, Finder der Wahrheit. (Nach Max Müller.)

Urſprung und Entwickelung der Sprache. Die Töne, die wir von den Tieren vernehmen, ſind ſtets nur der Ausdruck einer mehr oder minder grob ſinnlichen Empfindung und meiſt wohl ein ganz unwillkürlicher Ausdruck. Und obſchon mehr als ein Tier körperlich wohl darauf eingerichtet wäre, den ausgeſtoßenen Lauten eine Artikulation zu geben, keines von ihnen thut das, keines alſo ſpricht in Worten. Der Menſch dagegen giebt mit den Lauten ſeiner Stimmorgane freilich wohl auch die bloße Empfindung kund, die auf ſeiner tieriſchen Seite ihn berührt, und giebt ſie kund mit Lauten gleich jenen der Tiere, bald unwillkürlich, wie das neugeborne Kind mit Geſchrei und Wimmern, bald willkürlich und bewußt, wie wenn er lacht; die meiſten Empfindungswörter ſind bloß Naturlaute von ſolcher Art. Aber der Menſch hat auch Vernunft, und auch dieſe äußert er in Lauten und giebt vermittelſt derſelben ſeinen Begriffen und Gedanken von den Dingen um ihn, von ihren Thätigkeiten, ihren Eigenſchaften, ihren gegenſeitigen Verhältniſſen Ausdruck: notwendigerweiſe und dem gemäß, um was es ſich handelt, verfließen hier die Laute, nicht wie dort ins Unbeſtimmte, ſondern grenzen ſich ab in feſter Geſtaltung, ſie gliedern, ſie artikulieren ſich, ſie vereinigen ſich in Worten: hier und ſo denn wird eigentlich erſt geſprochen, hier erſt haben wir Sprache.

„Die Sprache, Menſch, haſt du allein.“ Unter allem, worin der Vorrang und das Vorrecht des Menſchen vor dem Tiere beruht, iſt ſie das zuvorderſt und am unmittelbarſten Wahrzunehmende, und er bedarf ihrer auch in höherem Grade als das Tier; denn ihn erfüllt ein noch ſtärkerer Trieb zur Geſelligkeit; und weil er geſelliger und weil er im Geiſte begabt iſt, waltet auch in ihm ein ſtärkeres Bedürfnis nach Mitteilung, nach geiſtigem Geben und Empfangen. Dieſem Zwecke aber dient kein Mittel beſſer als der hörbare Laut, ein Mittel, das unter allen Umſtänden Anwendbarkeit beſitzt, in jeder Richtung wirkt, am weiteſten reicht, am mannigfaltigſten kann ausgebildet werden. Nur geiſtige Trägheit, wie die mancher Bewohner des heißeren Südens, zieht der Lautſprache die armſelige Gebärdenſprache vor, oder man bedient ſich einer ſolchen (und ſo geſchah und geſchieht es) um auch da zu ſprechen, wo ein hörbares Sprechen verboten iſt, oder um ſo zu ſprechen, daß niemand, der nicht im Geheimnis der feſtgeſetzten Zeichen iſt, es verſtehen könne, oder endlich es iſt der Blödſinnige, der Taubſtumme, den ſein leiblich-geiſtiger Mangel von der Wohlthat einer Sprache in Lauten ausſchließt. Wie aber der Menſch auch ſprechen möge, ſei es nur mit Hilfe der Hand, ſei es voller, fließender, allgemeiner verſtändlich vermittelſt des Mundes, ſei es mit Hand und Mund, indem das geſprochene Wort noch von einer Gebärde begleitet und bekräftigt wird, immer hat er dabei den Zweck geſelliger Mitteilung an einen andern, und es bleibt dieſer Zweck, auch wo er ein Selbſtgeſpräch führt: da iſt er ſich ſelbſt zugleich der andere und redet ſein eigenes Ich als ein Du oder altertümlicher redet er ſeine Seele, ſein Herz als ein von ihm Verſchiedenes an.

So hoch aber den Menſchen ſeine Vernunft über die Tierwelt erhebt, wir wiſſen dennoch, wie er hilfloſer beinah als jedes Tier ſein Leben beginnt, und wie wenig er auch fernerhin vermag unmittelbar durch die Kraft und die Geſchicklichkeit der eigenen Glieder ſich das Leben zu friſten und es gar zu verſchönen: ohne die Liebe der Mutter, das Kind verſchmachtete; ohne den überlegenen Geiſt, ohne die Waffen und Geräte, welche dieſer erfindet, die ſchwache Hand allein würde dem Menſchen weder Nahrung noch Kleidung noch Wohnung ſchaffen. Der Art verhält es ſich auch mit ſeinem Sprechen: was er mit auf die Welt bringt, ſind nur jene unartikulierten Laute, welche Menſch und Tier mit einander teilen, zuerſt nur ein wimmernder Schrei des Froſtes und des Hungers; und wohl bringt er auch die Sprachorgane mit, aber nicht die Sprache:

Monden lang, Jahre lang bleibt er ein Nichtſprechender, und nur allgemach, erſt durch die Nachahmung anderer lernt er auch jene Glieder zu dem gebrauchen, wozu ſie geſchaffen und geſtaltet ſind, lernt er mit ihnen ſprechen. Und er empfängt dieſes Hauptſtück ſeines geiſtigen Lebens zunächſt und zumeiſt durch daſſelbe Weſen, von dem auch das Leben ſeines Leibes herrührt: darum ſagen wir zwar Vaterland, aber Mutterſprache. Das Tier bedarf eines ſolchen Unterrichts nicht: man nehme einen Vogel noch im Flaum ſeiner erſten Tage aus dem Neſt, er wird ſpäterhin, ohne daß er Vater und Mutter ſingen gehört, dennoch ſingen wie ſie. Die Sprache des Menſchen aber geht nur auf dem Wege einer beſtändig ſich wiederholeuden Vermittelung durch Hören und durch Nachahmen des Gehörten weiter fort auf Kind und Kindeskind; der Taubgeborene wird auch ſtumm, und wären Romulus und Remus bei der Wölfin, welche ſie geſäugt, geblieben; es iſt kein Zweifel, ſie hätten dann auch nie lateiniſch ſprechen, ſondern nur mit den Wölfen heulen gelernt.

In ſolcher Art denn ſtehen die Stimmorgane des Menſchen im Dienſte ſeines Geiſtes, und von der Stunde an, wo das Kind noch unbeholfen die erſten Worte ſtammelt, wächſt die Sprachfertigkeit mit dem Geiſte und wächſt in unausbleiblicher Rückwirkung der Geiſt mit der Sprachfertigkeit. Denken und Sprechen werden hiemit zu einem und demſelben, und während und weil das Sprechen ein Denken iſt, das ſich äußerlich hörbar macht, iſt das Denken nur noch ein inneres Sprechen; lebhafteren Menſchennaturen (wir alle kennen dergleichen) begegnet es deshalb, daß ſie nur zu denken vermeinen, wider Wiſſen und Wollen aber auch laut genug ausſprechen, was ſie denken. Dieſe engſte Zuſammengehörigkeit, dieſe Einheit des Denkens und des Sprechens hat mehr als ein Volk von je her wohl erkannt und ausgedrückt: redlich war auf Altdeutſch: vernünftig; taub hat früher auch ſtumpfſinnig, dumm im Gotiſchen ſtumm bedeutet, und in der That, wie gebunden iſt der Geiſt des Tauben und Stummen, eh ſeiner Not die Liebe zu Hilfe kommt und ihn wenigſtens gleichſam ſprechen lehrt!

Aus dieſer Wechſelbeziehung der Menſchenſprache zu dem Geiſte des Menſchen, wie aus der Erhaltung und Fortpflanzung derſelben durch immer ſich erneuerndes Lernen geht noch ein weiterer, der letzte und nicht unerheblichſte Unterſchied zwiſchen ihr und der Sprache der Tiere hervor.

Allerdings ſind beide von gleichem Alter, und ſchon die erſten Menſchen haben ebenſo gut geſprochen als in ihrer Art die erſten Vierfüßer und Vögel. Annehmen, daß eine ganze längere Reihe von Geſchlechtern dahingegangen ſei, bevor aus ihrer Kehle das geflügelte Wort emporſtieg, heißt annehmen, daß ſie noch keine Menſchen geweſen ſeien; heißt annehmen, daß ſie den kunſtvollen Bau ihrer Stimmwerkzeuge zwecklos und unbenützt gelaſſen, als hätten ſie wohl auch Hände und Füße gehabt, aber noch nicht gelernt ſie zum Greifen und zum Gehen und Stehen brauchen, Lungen gehabt, aber noch nicht verſtanden damit zu atmen. Was anſtatt deſſen das einzig Richtige iſt, deutet uns ſchon die Moſaiſche Erzählung von der Welt- und Menſchenſchöpfung an: „Als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tier auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er ſie zu dem Menſchen, daß er ſähe, wie er ſie nennete: denn wie der Menſch allerlei lebendige Tiere nennen würde, ſo ſollten ſie heißen; und der Menſch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tiere auf dem Felde ſeinen Namen.“ Dieſem Winke der älteſten und ehrwürdigſten Geſchichtsurkunde gegenüber muß uns die Frage nach dem Urſprunge der Sprache, ſo viele und darunter je die Gelehrteſten und Weiſeſten ſie auch ſchon beſchäftigt hat, beinahe müßig erſcheinen, jedenfalls aber die Antworten, die man darauf zu geben pflegt, bald verkehrt, bald zum mindeſten unbefriedigend. Schon die erſten Menſchen müſſen ſprechen gekonnt, müſſen geſprochen haben. Nicht zwar, daß ihnen die Sprache zugleich mit den Sprachwerkzeugen fertig anerſchaffen war. Sondern die Sprache iſt durch den Menſchen und iſt bereits durch die erſten Menſchen geſchaffen worden; auf ihre eigene Schöpfung durch Gott iſt alſobald die Schöpfung der Sprache durch ſie erfolgt.

Die Empfindungen, von denen die dunkle Seele des Tieres bewegt, die Triebe, von denen es bei all ſeinem Thun und Laſſen geleitet wird, bleiben unwandelbar durch alle Jahrtauſende hin dieſelben und ebenſo unwandelbar die Laute, in denen es ſeine Empfindung äußert.

Ganz anders der Menſch und ſeine Sprache. Diejenigen Laute, deren Anlaß er mit den Tieren teilt, ſolche, mit denen auch er nur eine augenblickliche Empfindung des Leibes und der Seele kundgiebt, dieſe freilich ändern ſich ebenfalls mit keiner Zeit; das zu jüngſt geborene Kind ſchreit, wie bereits Abel geſchrien; wie jetzt wir, hatte man ſchon vor zwei Jahrtauſenden in Rom die Ausrufungen ah und ahah und o, hui und phy, hei und hem, eia und ohe. Die eigentliche Menſchenſprache jedoch, in der ſich Begriffe hörbar verkörpern und die durch Lehren und Lernen ſich fortverpflanzt, die ſomit von Geiſt auf Geiſt gleichſam immer aufs neue geſchaffen wird, ſie ſchreitet fort, wie von Geſchlecht zu Geſchlecht der Geiſt fortſchreitet; ſie bewegt, ſie entwickelt ſich, wie der Geiſt des Einzelnen, des Volkes, der Menſchheit in unabläſſiger Bewegung ſich entwickelt; ſie hat ihre Wandelungen gleich und mit dem Menſchen, ſie hat eine Geſchichte wie die Völker. Jegliches Volk hat ſeine beſondere Sprache, und die beſondere Sprache iſt das Hauptmerkmal der Nationalität.

Sehen wir uns jedoch vor, ehe wir dieſe Mannigfaltigkeit der Sprachen für eine uranfängliche halten, um aus ihr einen Beweis zu entnehmen für die Abſtammung der Menſchheit von mehr als einem Elternpaare. Die Forſchung erlauſcht immer mehr Zuſammenklang zwiſchen den einzelnen Sprachen und Sprachfamilien, z. B. zwiſchen der indogermaniſchen und der ſemitiſchen, und nachdem das Mittelalter wahrſcheinlich aus Anlaß einer Evangelienſtelle noch ſiebzig oder zweiundſiebzig verſchiedene Sprachen angenommen, führt nunmehr ſie die bunt wechſelnde Menge mit ſolcher Gewißheit auf immer weniger und immer einheitlichere Gruppen zurück, daß im entlegenſten Hintergrunde wohl eine einzige Urſprache denkbar wird. Somit wird einſtweilen auch für dieſen Punkt die Moſaiſche Darſtellung das Richtige treffen, welche die Teilung der Sprache erſt geraume Zeit nach deren Schöpfung geſchehen läßt und ſie unmittelbar in Verbindung bringt mit der erſten Teilung der Menſchheit in verſchiedene Völker. Volk und Volk, das aber iſt im Sinne des Altertums ebenſo viel als Feind und Feind: die geſellige Natnr des Menſchen hatte die Sprache zuerſt mit ins Leben gerufen, feindſelige Ungeſelligkeit zerſplitterte ſie.

In ihren Fortſchritten nimmt die Sprache einen Gang, der ebenſo auf- und abgeſtuft iſt wie die leiblich-geiſtige Entwickelung des Menſchen: überall, mögen wir nun auf einzelne Völker, mögen wir auf ganze Völkerfamilien, mögen wir auch auf die geſamte Menſchheit blicken, überall in der Sprache daſſelbe allmähliche Zurückweichen der leiblichen, ſinnlichen, und daſſelbe ſtets breitere Vordringen der geiſtigen Kraft, das wir nach der Jugend am Mannes- und Greiſenalter gewahren; wie hier ſo dort ein Umſchlag aus der zuerſt gleichmäßigen Wechſelwirkung beider in ein Wirken faſt nur von der einen, der geiſtigen Seite her.

Freilich bis in die Jugend und gar bis in die Kinderzeit, bis dahin zurück, wo die Schöpfung der Sprache noch in dem erſten vollſten Triebe ſtand, und der unterſte Grund zu ihr gelegt ward, reicht weder bei uns noch irgendwo ſonſt innerhalb des ganzen Stammverbandes die litterariſche Beglaubigung. Und dennoch beſitzen wir die Möglichkeit uns auch von jenen Urzuſtänden und Urvorgängen eine Vorſtellung zu bilden, die für alles Hauptſächliche mit Gewißheit zutrifft. Es giebt nämlich Sprachen, die ganz oder beinahe ganz ohne weitere Entwicklung gleich im Anfange ſtehen geblieben ſind, die bereits Jahrtauſende zählen, aber heut noch eine Geſtaltung zeigen, wie ſie nur zu der frühen, ja zu der früheſten Jugend paßt. Einmal die ſogenannten iſolierenden Sprachen, die, ohne irgendwelche Aenderung durch Flexion u. dgl. vorzunehmen und damit die Wechſelbezüge der Begriffe erkennbar zu machen, lediglich Wurzel auf Wurzel und alle nur von einer Sylbe folgen laſſen: Hauptbeiſpiel der Art das Chineſiſche. Sodann die Sprachen, welche man agglutinierende, anfügende nennt. Auch hier noch erfahren die Wurzeln ſelbſt keinerlei Wandelung: ſchon aber wird ein Verſuch zur Syntheſis gemacht; denn ein Teil der Worte, Pronomina und Partikeln treten in eine untergeordnete Stellung zurück, um ſich, voran oder hintennach geſetzt, an die begriffsvolleren, die Verba oder Nomina, anzulehnen. Von dieſer Art z. B. die Sprachen der Tataren; mit ihnen iſt, während jenes iſolierende Sprechen noch durchaus kindlich erſcheint, darüber der Sprachgeiſt ſchon hinaus gelangt, innerhalb der Jugendzeit aber ſteht er auch ſo noch.

Wie im Kinde und noch im Jüngling der leibliche und der geiſtige Teil das rechte Ebenmaß des Zuſammenwirkens noch nicht gefunden haben, das Leibliche noch vorwaltet, der Geiſt noch unter deſſen Einfluſſe ſteht und nur allmählich ſich dem entzieht und flücke wird, ganz ſo in der Sprache, die erſt beginnt: auch hier iſt Körperlichkeit, iſt Sinnlichkeit, iſt eine Phantaſie, die alles in ſinnlichſter körperlichſter Weiſe anſchaut, das herrſchende Merkmal. Der Nachahmungstrieb, der mit in der geſelligen Natur des Menſchen wurzelt und der nach Ariſtoteles den erſten Anſtoß zu der Kunſtthätigkeit deſſelben gegeben hat, kaum doch führt er ſchon jetzt zur Kunſt, zu bildender Kunſt: um ſo ungeteilter kann er und kann die Phantaſie ſich auf die Schöpfung und Geſtaltung der Sprache richten, der Sprache, die neben der Kunſt das andre und ſo ſchon das älter geübte Vorrecht des Menſchen iſt. Und es fehlen zu ſolchem Wirken nicht die Mittel: noch ſind die Laute alle ſo rein und beſtimmt, daß die nachahmende Einbildungskraft ſie wohl gebrauchen mag, um allem und jedem, was den Menſchen umgiebt, einen Namen zu finden, der es maleriſch darſtelle. Wenn es Wange, wanken, wälzen, weben, wehen, Welle, winden, Woge heißt und dem gegenüber Stab, Stamm, ſtarr, ſtechen, ſtehen, ſteigen, Stein, Stock, Stumpf, wenn alſo w das Runde, das Weiche, das Bewegte, ſt das Aufrechte, das Harte, das unbewegte Ruhende ausdrückt, wie eben deshalb ſt ſchon allein der uralte Befehl des Schweigens iſt, wer empfände in ſolchen Fällen nicht heute noch die treffende Paßlichkeit der Lautgebung? Derſelbe Trieb mithin, der die bereits gegebene Sprache fortverpflanzt, der Nachahmungstrieb, giebt ſie auch zu allererſt und pflanzt ſie. Für das Bewußtſein aber der Sprechenden ſelbſt beſteht zwiſchen der ſprachlichen Nachahmung und deren Gegenſtänden kein weſentlicher Unterſchied; die Sache wird von dem Worte dafür, das Ding von ſeinem Namen ſo vollſtändig gedeckt, daß beide in einen und denſelben Begriff zuſammenfließen. Die Phantaſie iſt aber weſentlich ein inneres Sehen: darum geht die Sprache, indem ſie jetzt den Grundſtock ihres geſamten Schatzes an Worten herausſtellt, an Worten d. h. an Begriffen, die ihre Geſtalt zwar für den edlen Sinn des Gehöres empfangen haben, ſie geht doch, was deren Gehalt betrifft, überall zunächſt auf die Wahrnehmungen des noch edleren Sinnes, des Geſichtes, und erſt von da aus, übertragungsweiſe auch auf die der andern: auch das Gehörte, das Gefühlte u. ſ. w. faßt ſie auf als ein Geſehenes. Das Sehen wird alſo auf das Gebiet der andern Sinne, noch um einen Schritt weiter wird es auf die ganz unſinnlichen Begriffe der Zeit übertragen: alle Zeitanſchauungen ſind zuerſt Anſchauungen des Raums und der Bewegung in demſelben: gleich die Namen der drei Abſtufungen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft haben eigentlich keinen andern Sinn als dieſen räumlichen: wir freilich denken daran nicht mehr. Ich habe geſagt „der Bewegung im Raume“: nämlich auch das gehört zu den Hauptmerkmalen der erſten Sprachſchöpfung, daß ſie voraus die Bewegung, die bewegte Thätigkeit ins Auge faßt. Die Worte hiefür, die Zeitwörter, machen deshalb in ihr den Anfang, und dann erſt kommen, auf ſie begründet, die übrigen Wortarten: ein Verhältnis, das bereits die Grammatik des klaſſiſchen Altertums wohl verſtanden hat und treffend ausdrückt, indem ſie dieſen Redeteil ῥῆμα [Rhema] oder verbum, ihn alſo vorzugsweiſe das Wort nennt; Und dieſe Urwörter bezeichnet ganz beſonders eine Eigenheit: während nämlich in ihnen der Wurzelvokal noch keinerlei Aenderung erleidet, pflegt eben derſelbe ſpäterhin, wie die Konjugation auch andere Laute neben ihm entwickelt, dem Tempus praeteritum [der Zeitform der Vergangenheit] zuzufallen, und es weiſen z. B. nur die Imperfecta rann und trieb noch die urſprüngliche Wurzelform von rinnen und treiben auf: ſchließen wir hieraus zurück, ſo ſind die Zeitwörter im Anfange ſtets nur erzählend geweſen. Allmählich jedoch reift die Sprache aus ſolcher Jugendlichkeit in das Mannesalter hinüber: das ſinnliche und das geiſtige Element finden ihr Gleichgewicht, das ſich aber je mehr und mehr in ein Uebergewicht des letzteren neigt; neben die Phantaſie und vor dieſelbe tritt die zartere Empfindung und tritt der Verſtand. Dies nun iſt die Stufe, die einerſeits von den Indogermaniſchen Sprachen mit ihren einſilbigen, andererſeits von den Semitiſchen mit Wurzeln eingenommen wird. All dieſe Sprachen ſind nun flektierende und zwar die indogermaniſchen auf das vollkommenſte, und ein einziger Laut genügt um das Medium und Paſſiv vom Aktivum, den Conjunktiv vom Indicativus, den Dual vom Pluralis ꝛc. zu unterſcheiden.

Schon aber beginnt, und von Jahrhundert zu Jahrhundert nimmt ſie zu, eine Gleichgiltigkeit der Sprechenden gegen den eigentlichen Sinn und Gehalt der Wurzeln, wie der Bildungsmittel das Bewußtſein, was dieſe Laute, dieſe Worte eigentlich bedeuten, erliſcht, und in demſelben Maße, als der Ausdruck der ganzen Gedanken klarer wird, trübt ſich die Durchſichtigkeit des Ausdrucks der einzelnen Begriffe: es werden zum Beiſpiel zahlreiche Zuſammenſetzungen durch ſchwächende Auffaſſung ihres zweiten Teiles zu dem, was in der Grammatik nun Ableitung heißt, und in den Ableitungen von ſteigendem und verkleinerndem Sinne häufen ſich die bezeichnenden Laute ſchrittweis einer auf den andern, damit dieſer Sinn, nachdem er ſich immer wieder verwiſcht hat, immer wieder erkennbar werde: ſo iſt unſer Büchelchen dreifach verkleinert, das lateiniſche postremus vier- oder gar fünffach geſteigert.

Auf dieſer zweiten Stufe der Sprache wurde zugleich die Schrift für ſie erfunden. Nachdem aber dies geſchehen war und ſich der Sprache zur Seite die Schrift geſtellt, da erſt begann denn auch die eigentliche Litteratur, und es traten damit an die Sprache neue Forderungen heran und mannigfaltige tief greifende Einwirkung.

Neben der Schrift und der Litteratur kommt hier aber noch ein zweites in Betracht, ein Ferment, das im Inneren der Sprache ſelbſt arbeitet und von da aus deren Leben ſowohl ſteigert als zerſetzt. Dahin gehören vor allem die zahlreichen und mannigfachen Fälle, wo die Wurzel den Vokal der Schlußſilbe auch in ſich herüber nimmt und in Folge davon diphthongiert oder gebrochen oder umgelautet oder abgelautet wird, und wie die Grammatik ſonſt es nenne; es gehört dahin auch jene Lautverſchiebung, die zwiſchen einigen Sprachen und Mundarten des indogermaniſchen Stammes, nach neueſten Ermittelungen ſogar zwiſchen dem Indogermaniſchen überhaupt und dem Semitiſchen waltet: denn wenn z. B. im Lateiniſchen und Griechiſchen dens, dentis, ὀδούς, ὀδόντος, [odus, odontos] im Gotiſchen tunthus, im Althochdeutſchen zand heißt oder φηγός [fegos], fagus auf Gotiſch bôka, auf Althochdeutſch puohha [Buche], ſo iſt das ebenfalls eine Ausgleichung, nur im größten Maßſtabe, über die ganzen Sprachen hin.

Die erſten beſtimmteren Laute, die das Kind hervorbringt, die erſten, weil ſie ihm am leichteſten fallen, ſind die Lippenlaute m und p, und es bedient ſich deren ſofort, um das ihm zunächſt Angelegene zu bezeichnen, ſo heißt denn die Mutter auf Griechiſch und Lateiniſch mamma oder umgeſtellt amma und ebenſo auf Althochdeutſch, in der gereifteren Sprache aber abgeleitet μήτηρ [Meter], mater, Mutter. Mit p erfolgt teils auch Benennung des Trinkens wie potus [Trank], puteus [Brunnen], teils aber des Eſſens: pappa, wenn die römiſchen Kinder das verlangten, pabulum [Futter], panis [Brot], und des Vaters: πά, πάππας [Pa, Pappas] oder umgeſtellt ἄππα [Appa]in der Kinderſprache Griechenlands und Roms und wieder mit einem ableitenden Zuſatze πατήρ [pater] und pater. Dies charakteriſtiſche p nun halten für die Vorſtellungen Eſſen und Vater allerdings auch unſre Kinder feſt: ſie können nicht anders; und ihnen zu Lieb wird ein Brei auch noch von uns älter Gewordenen Pappe genannt: höher hinauf jedoch hat auch dieſer gleich andern Lauten ſich der Verſchiebung fügen d. h. ſich aſpirieren müſſen, und es heißt nun Vater und Futter und dem griechiſchen ἄππα entſprechend der Großvater auf Altnordiſch afi: Umformungen, die nichts mehr haben von jener erſten Stimme der Natur. Wenn aber das Sprachvermögen noch etwas weiter gewachſen und von der Lippe zurück auch auf Zahn und Zunge gewandert iſt, dann werden die Amme und die Großmutter auf Griechiſch Titde und Tede, der Vater auf Griechiſch und Lateiniſch tata und atta genannt und ziemlich ebenſo Pate und Patin, d. i. Vater und Mutter im geiſtlichen Sinne, toto und totâ, der leibliche Vater gotiſch atta und jetzt noch in Mundarten Atto und verkleinert Aetti oder Tat und Tätte.

Aber wiederum hier die ſtörende Lautverſchiebung: neben Atto und Tatto, die unſer Altertum auch als Eigennamen braucht, kommt in ſolcher Anwendung zugleich Azzo und Zazo vor, auf das gotiſche Attila folgt im Althochdeutſchen Azzilo.

In Folge der erwähnten Lautſchwächungen und ſonſtigen Verderbniſſe verwiſchen und vermiſchen ſich je mehr und mehr die Unterſchiede der flektierten Formen, und die Sprache muß ſchrittweiſe eine derſelben nach der andern wiederum fallen laſſen: ſo hat ſchon das Gotiſche keinen Lokativus mehr, ſchon das Althochdeutſche keinen vom Accuſativ verſchiedenen Nominativ und Vocativ und kein Medium oder Paſſivum, und das Mittelhochdeutſche nur noch verwehte Spuren des Dualis und des Inſtrumentalis.

Unter ſolchen Einbußen gleitet die Sprache allgemach und unmerklich (wer vermöchte die Grenzlinie mit Beſtimmtheit anzugeben?) auf ihre dritte und letzte Stufe, in das Greiſenalter, hinab, wo alles Sinnliche, alles Körperliche welkt, wo der Geiſtesfunke vor dem letzten Erlöſchen noch einmal am hellſten flammt und faſt nur noch dieſes geiſtige Element zu gewahren iſt. Darum iſt auch für das Gefühl der Sprechenden kein rechter Unterſchied mehr vorhanden zwiſchen einheimiſchen und fremden Worten: die einen ſind ja um nichts verſtandener und liegen dem etymologiſchen Bewußtſein um nichts mehr näher als die andern; während die einheimiſchen in Menge, ja familienweis ausſterben, überhäuft ſich die Sprache, auch maſſen- und familienweis, mit ſolchen, die ſie rings aus aller Welt zuſammenborgt, und wie oft doch ſind dieſe Fremdwörter vollkommen entbehrlich, wie oft auch voll von barbariſchen Verſtößen gegen die Sprachen ſelbſt, denen man ſie entnommen vermeint, ja, wie oft ſind es nicht einmal rechte Fremdworte, ſondern gut und alt einheimiſche, und es hat ihnen das Ausland nur ein neues Kleid gegeben: aber dies ausländiſche Kleid machte ſie unkenntlich oder empfahl ſie beſſer. Wenn z. B. wir von Banditen oder Spionen, von Fresco und Email und Gravierung ſprechen, ſo klingt das wohl wie Italieniſch und Franzöſiſch, der Kern und Grund davon iſt aber Deutſch, unſre Worte „bannen und ſpähen, friſch und ſchmelzen und graben.“

Dies alles bringt die letzte Sprachſtufe in den entſchiedenſten Gegenſatz zu der erſten und zu deren Kraft, aus eigener Fülle zu ſchöpfen, und zu der Sinnlichkeit jeder ihrer Schöpfungen. Am auffallendſten iſt das in einer Beziehung, wo auf den erſten bloß flüchtigen Blick hin beide vielmehr überein zu ſtimmen ſcheinen. Dort, im Anfange, war noch keinerlei Flexion vorhanden: man brachte noch, was ſpäterhin durch dieſe bezeichnet wird, in ſelbſtändig aufgeſtellte Worte. Hier, am Ende, giebt es nur noch höchſt dürftige Flexion und teilweis wiederum gar keine mehr, und wiederum treten im Sinne derſelben und an deren ſtatt eigene Zu- und Vorſatzworte ein, Hilfsverben, Präpoſitionen oder wie im Schwediſchen, im Däniſchen, im Rumäniſchen, der hinten angehängte Artikel, um die Fälle der Deklination zu umſchreiben, und wie viel andres von der gleichen Art! Aber (und darin liegt der Unterſchied) alles das iſt hier nur Erſatz für erlittene Verluſte, alles das eben nur Umſchreibung, und den Worten und Wörtchen, die man dazu braucht, wohnt kein einziger

Bedeutungswert mehr inne. Während die älteſte Zeit in der einfacheren Art des Altertumes mit jedem Worte gleichſam Gold um Gold darwog, iſt, was die neueſte zahlt, ſtark untermiſcht mit Scheidemünze oder gar mit bloßen Rechenpfennigen. Und doch, ſo herabgeſunken nach dem allem die letzte Sprachgeſtaltung erſcheinen muß, inſofern man auf ihren leiblichen Teil und die ſinnliche Seite der Formgebung achtet, ſo iſt wahrlich damit nicht ausgeſchloſſen, daß ſich in ihr der größte Reichtum geiſtiger Art auspräge.

Die durchgehende Vergeiſtigung der Sprache, die ich verſucht habe darzulegen, würde die ſichere Vorbotin ihres baldigen Abſterbens ſein, wenn nicht eine Art von Erſtarrung, in welche ſie gerade jetzt verfällt, ſie bewahrte vor der Auflöſung und Verweſung. Auf der vorigen Stufe hatte ſie ſich zu einer Sprache der Litteratur erhoben: auf dieſer letzten entſteht, bei den Völkern der neueren Welt noch unterſtützt durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die Schriftſprache, ſie ſteht jetzt unter der Schulzucht der Grammatiker. Die ganze Sprache iſt nun wie geſättigt mit Tinte und mit der Schwärze des Bücher- und des Zeitungsdruckes; kaum hat das Kind zu ſprechen, kaum zu denken angefangen, ſo lernt es auch ſchon leſen und ſchreiben, und welche Einbuße dadurch, der Lähmung des Gedächtniſſes gar nicht zu erwähnen, die Gabe der freier fließenden Rede leidet, das erfahren die meiſten von uns zu ihrem Verdruſſe täglich an ſich ſelber. Das alſo iſt hier der große Gegenſatz zwiſchen der früheren und dieſer ſpäteren Stufe: als die Sprache zuerſt Litteraturſprache ward, lüfteten ſich ihr erſt recht die Schwingen zu weiterem ſchnellem Flug auf dem Wege der Entwickelung: nun die Schriftſprache iſt, ſind ihr die Flügel beſchnitten, und ſie iſt von den Buchſtaben und von den Regeln der Grammatiker, die ſie rings umgeben, wie von Zaubercharakteren und Zauberformeln feſtgebannt, aber eben dadurch auch feſtgeſtellt und auf lange hinaus verwahrt gegen ferneres und gegen das allerletzte Sinken.

Während jedoch ſo die Sprache ſelbſt ihr Leben behauptet, wirkt ſie um ſich her ertötend: Mundarten, welche einſt auf gleicher Linie neben der geſtanden, die nur ein Zufall zur Schriftſprache gemacht hat, verſtummen und ſterben eine nach der andern. Auch die Bergmannsſprache, die Jägerſprache, die Gaunerſprache haben dem gegenüber, was in der Litteratur und der Geſellſchaft gilt, verſtanden wird, etwas Mundartmäſſiges: ſie aber trifft kein ſolches Schickſal; denn es iſt keine Beſonderheit der Laute noch der Bildungs- noch Biegungsweiſe, worin hier die Abweichung beruht, es iſt nur ein Vorrat mannigfacher eigentümlicher Worte, und deren Beſtand wird ſowohl durch die Dinge ſelbſt geſichert, für welche ſie der Ausdruck ſind, als durch das Standesgefühl derer, die ſo ſprechen.

Und unſer Deutſch? wohl ſteht unſer Deutſch bereits auf dem Abſchuß des Weges; es iſt auch nach den fünfzehn Jahrhunderten ſeiner Litteraturgeſchichte und den, wer weiß wie vielen, die ohne Litteratur noch jenſeits liegen, wahrlich jetzt alt genug für das Greiſenalter, und nicht erſt in der neueren und neueſten Zeit iſt dieſe Senkung von ihm betreten worden, ſondern wir können vereinzelte Anfänge des Endes und Vorbereitungen darauf ſchon im Mittelalter gewahren. Manch altes Wort zwar hat ſich nicht weiter verändert, als der allgeweine und geſetzmäßige Gang der Lautentwickelung es mit ſich brachte, und doch verſtehen wir es nicht, weil es innerhalb der jetzigen Sprache keine Verwandten mehr hat, die uns etwa zum Verſtändnis hülfen. Andre aber, und ſolcher möchte die größere Zahl ſein, ſind verderbt und entſtellt, weil man ſie ſchon längſt nicht mehr verſteht, und man verſteht ſie nicht mehr, weil ſie ſchon längſt ſo entſtellt ſind.

Auch die Sprache iſt alſo geſchichtlich geworden, geſchichtlich gegeben, und zugleich ſchließt auch ſie eine Summe von Erſcheinungen in ſich, die weſentlich in den Bereich der Naturwiſſenſchaft gehören und deshalb nur durch eben jenes exakte Forſchen zu erkennen ſind, das man den Studien der Mathematik und der Natur als unterſcheidendes Merkmal vorzubehalten pflegt.

(W. Wackernagel, „Entwickelung der Sprache".)

Ueber den Urſprung der Sprache ſchreibt Herder:

Als ein nacktes, inſtinktloſes Tier betrachtet, iſt der Menſch das elendeſte der Weſen. Da iſt kein dunkler, angeborner Trieb, der ihn in ſein Element und in ſeinen Wirkungskreis, zu ſeinem Unterhalt und an ſein Geſchäfte ziehe. Kein Geruch und keine Witterung, die ihn auf die Kräuter hinreiße, damit er ſeinen Hunger ſtille! Kein blinder, mechaniſcher Lehrmeiſter, der für ihn ſein Neſt baue! Schwach und unterliegend, dem Zwiſt der Elemente, dem Hunger, allen Gefahren, den Klauen aller ſtärkern Tiere, einem tauſendfachen Tode überlaſſen, ſtehet er da, einſam und einzeln, ohne den unmittelbaren Unterricht ſeiner Schöpferin und ohne die ſichere Leitung ihrer Hand, von allen Seiten alſo verloren —

Doch, ſo lebhaft dies Bild ausgemalt werde, ſo iſt's nicht das Bild des Menſchen, es iſt nur eine Seite ſeiner Oberfläche, und auch die ſtehet im falſchen Licht. Wenn Verſtand und Beſonnenheit die Naturgabe ſeiner Gattnng iſt, ſo mußte dieſe ſich ſogleich äußern, da ſich die ſchwächere Sinnlichkeit und alle das Klägliche ſeiner Entbehrungen äußerte. Das inſtinktloſe, elende Geſchöpf, das ſo verlaſſen aus den Händen der Natur kam, war auch vom erſten Augenblicke an das freithätige, vernünftige Geſchöpf, das ſich ſelbſt helfen ſollte, und nicht anders als konnte. Alle Mängel und Bedürfniſſe als Tier waren dringende Anläſſe, ſich mit allen Kräften als Menſch zu zeigen; ſo wie dieſe Kräfte der Menſchheit nicht etwa bloß ſchwache Schadloshaltungen gegen die ihm verſagten größern Tiervollkommenheiten waren, wie eine neuere Philoſophie (die große Gönnerin der Tiere) will; ſondern ſie waren, ohne Vergleichung und eigentliche Gegeneinandermeſſung, ſeine Art. Der Mittelpunkt ſeiner Schwere, die Hauptrichtung ſeiner Seelenwirkungen fiel ſo auf dieſen Verſtand, auf menſchliche Beſonnenheit hin, wie bei der Biene ſogleich auf's Saugen und Bauen.

Wenn es nun bewieſen iſt, daß nicht die mindeſte Handlung ſeines Verſtandes ohne Merkwort geſchehen konnte, ſo war auch das erſte Moment der Beſinnung Moment zu innerer Entſtehung der Sprache.

Man laſſe ihm zu dieſer erſten deutlichen Beſinnung ſo viel Zeit, als man will; man laſſe nach Buffons Manier dies gewordene Geſchöpf ſich allmählich ſammeln; man vergeſſe aber nicht, daß gleich vom erſten Momente an kein Tier, ſondern ein Menſch, zwar noch kein Geſchöpf von Beſinnung, aber ſchon von Beſonnenheit, ins Univerſum erwache. Nicht wie eine ſchwerfällige, unbehilfliche Maſchine, die gehen ſollte und mit ſtarren Gliedern nicht gehen kann; die ſehen, hören, koſten ſollte und mit ſtarren Säften im Auge, mit verhärtetem Ohre und mit verſteinter Zunge nichts von alle dieſem vermag; — Leute, die Zweifel der Art machen, ſollten doch bedenken, daß dieſer Menſch nicht aus Platons Höhle, aus einem finſtern Kerker, wo er vom erſten Augenblick ſeines Lebens eine Reihe von Jahren hin ohne Licht und Bewegung ſich mit offnen Augen blind und mit geſunden Gliedern ungelenk geſeſſen, ſondern daß er aus den Händen der Natur im friſchſten Zuſtande ſeiner Kräfte und Säfte und mit der beſten, nächſten Anlage kam, vom erſten Augenblicke an ſich zu entwickeln. Ueber die erſten Momente der Sammlung und Leitung muß freilich die ſchaffende Vorſicht gewaltet haben — — doch, es iſt nicht Werk der Philoſophie, das Wunderbare in dieſen Momenten zu erklären, ſo wenig ſie ſeine Schöpfung erklären kann. Sie nimmt ihn im erſten Zuſtande der freien Thätigkeit, im erſten vollen Gefühl ſeines geſunden Daſeins, und erklärt alſo dieſe Momente nur menſchlich.

Nun darf ich mich auf das Vorige beziehen. Da hier keine metaphyſiſche Trennung der Sinne ſtattfindet, da die ganze Maſchine empfindet, und gleich vom dunkeln Gefühl heraufarbeitet zur Beſinnung, da dieſer Punkt, die Empfindung des erſten deutlichen Merkmals, eben auf das Gehör, den mittlern Sinn zwiſchen Augen und Gefühl, trifft; ſo iſt die Geneſis der Sprache ein ſo inneres Dringnis, wie der Drang des Embryos zur Geburt bei dem Moment ſeiner Reife. Die ganze Natur ſtürmt auf den Menſchen, um ſeine Sinne zu entwickeln, bis er Menſch ſei. Und wie von dieſem Zuſtande die Sprache anfängt, ſo iſt die ganze Kette von Zuſtänden in der menſchlichen Seele von der Art, daß jeder die Sprache fortbildet.

Tiere verbinden ihre Gedanken dunkel oder klar, aber nicht deutlich. So wie freilich die Gattungen, die nach Lebensart und Nervenbau dem Menſchen am nächſten ſtehen, die Tiere des Feldes, oft viel Erinnerung, viel Gedächtnis und in manchen Fällen ein ſtärkeres als der Menſch zeigen, ſo iſt's doch nur immer ein ſinnliches Gedächtnis; und keines hat die Erinnerung je durch eine Handlung bewieſen, durch die es für ſein ganzes Geſchlecht ſeinen Zuſtand verbeſſert und Erfahrungen generaliſiert hätte, um ſie in der Folge zu nutzen. Der Hund kann freilich die Gebärde erkennen, die ihn geſchlagen hat, und der Fuchs wird den unſichern Ort, wo ihm nachgeſtellt wurde, fliehen; aber keins von beiden vermag ſich eine allgemeine Reflexion aufzuklären, wie es dieſer ſchlagdrohenden Gebärde, dieſer Hinterliſt der Jäger je auf immer entgehen könnte. Es blieb alſo nur immer bei dem einzelnen ſinnlichen Falle hangen, und ſein Gedächtnis wurde eine Reihe dieſer ſinnlichen Fälle, die ſich produzieren und reproduzieren, nie aber durch Ueberlegung untereinander verbunden ſind. Ein Mannigfaltiges ohne deutliche Einheit; ein Traum ſehr ſinnlicher, klarer, lebhafter Vorſtellungen ohne ein Hauptgeſetz des hellen Wachens, das dieſen Traum ordne.

Freilich iſt unter dieſen Geſchlechtern und Gattungen noch ein großer Unterſchied. Je enger der Kreis, je ſtärker die Sinnlichkeit und der Trieb, je einförmiger die Kunſtfähigkeit und das Werk ihres Lebens iſt, deſto weniger iſt, wenigſtens für uns, die geringſte Progreſſion durch Erfahrung merklich. Solch eine Kette geht im Menſchen bis an den Tod fort.

(Herder, „Ueber den Urſprung der Sprache".)

Gelehrte Frauen.

Hypatia (ermordet 415 n. Chr.), Philoſophin.

Um 370 in Alexandria geboren, wurde ſie das Haupt der neuplatoniſchen Schule ihrer Vaterſtadt; ſie warf den Philoſophenmantel um, wandelte mitten durch die Stadt und erklärte öffentlich allen denen, die es hören wollten, die Lehren Plato's, des Ariſtoteles oder ſonſt eines Philoſophen. Sie war nicht nur gelehrt (in der Mathematik, Aſtronomie und Philoſophie), ſondern auch eine glänzende Rednerin, beſcheiden in ihrem Auftreten und von großer körperlicher Schönheit.

Eines Tages wurde ſie — die heidniſche Philoſophin — von einem rohen Haufen ergriffen, in eine Kirche geſchleppt und mit Scherben getötet.

Syneſius, welcher ſpäter Biſchof von Ptolemais wurde, nennt ſie ſeine „glückſelige Herrin“, „göttliche Seele“, „gottgeliebteſte Philoſophin“, und ihren Schülerkreis „den glücklichen Chor, dem vergönnt ſei, ihre Stimme zu genießen“. Sie iſt ihm „Mutter, Schweſter und Lehrerin, durch alles dies ſeine Wohlthäterin, ſein alles, was ihm ehrwürdig iſt dem Namen wie der Sache nach“. Wenn er in Hades ſein werde, wolle er auch dort ihrer gedenken.

Der gleichzeitige Dichter Palladas ſingt von ihr:

Bewundernd blick ich auf zu dir und deinem Wort,
Wie zu der Jungfrau Sternbild, das am Himmel glänzt;
Denn all' dein Thun und Denken ſtrebet himmelwärts,
Hypatia, du Edle, ſüßer Rede Born,
Gelehrter Bildung unbefleckter Stern.

Herrad von Landsberg, † 25. Juli 1195, Aebtiſſin des Kloſters von Hohenburg am Odilienberg im Elſaß. Beſonders berühmt geworden iſt dieſelbe durch ihren „Hortus deliciarum“ (Wonnegarten), der, aus verſchiedenen Schriften zuſammengetragen, in lateiniſcher Sprache verfaßt und mit ſchönen Bildern geziert, eine Zuſammenſtellung deſſen enthält, was für Frauen der damaligen Zeit am wiſſenswerteſten erſchien. Er bietet eine bibliſche Geſchichte, Mitteilungen aus der Stern-, Erd-, Naturkunde, der Philoſophie, den freien Künſten und ähnliche. Hie und da finden ſich auch Gedichte darin, z. B.:

„Hohenburger Jungfraun-Kreis,	Salve cohors virginum
Wie die Lilien rein und weiß,	Hohenburgiensum,
Die ihr alle Chriſtum minnt,	Albens quasi lilium
Euch begrüß ich treugeſinnt.	Amans dei filium.
Hört, was Herrad zu euch ſagt,	Herrat devotissima,
Herrad, Mutter euch und Magd,	Tua fidelissima
Die im frommen Herzensdrang	Mater et ancillula,
Zu euch ſinget dieſen Sang.“	Cantat tibi cantica.
„Lebe wohl, du keuſche Schar,	Vale casta concio,
Meine Wonne immerdar,	Mea jubilatio,
Mögt ihr rein und ſchuldlos leben,	Vivas sine crimine,
Allezeit dem Herrn ergeben.	Christum semper dilige.
Dieſes Buch hier, das ich ſchrieb	Sit hic liber utilis,
Euch zu Nutze, ſei euch lieb!	Tibi delectabilis
Wollet immer ſeine Lehren	Et non cessas volvere
Tief in euren Herzen ehren.“	Hunc in tuo pectore.

(Uebertragung nach A. Woltmann.)

Olympia **Morata** (1526—55).

In Ferrara geboren zu einer Zeit, in welcher die Wiederbelebung der Geiſteswerke des griechiſch-römiſchen Altertums in Italien ein reges Leben hervorgerufen hatte, und als Tochter eines Profeſſors, der mit Hingebung der Wiſſenſchaft lebte, erlernte ſie frühe die lateiniſche und die griechiſche Sprache. Schon als 12jähriges Mädchen genoß ſie den Ruf einer Gelehrten; 14jährig ſchrieb ſie ihrem Lehrer folgenden Brief:

„Obgleich von Jugend auf gewohnt, auf den Kreis des Hauſes beſchränkt zu ſein, will ich Ihnen heute meinen ergebenen Zoll der Dankbarkeit nicht verſagen, aus Furcht, dafür zu ſtrenge durch die Entbehrung Ihrer Briefe beſtraft zu werden. Der, den Sie mir geſchrieben haben, iſt für mich ein Gegenſtand des Glückes geweſen, eben ſo ſehr wegen der Liebe, die er atmet, als wegen der dringenden Ermunterungen, womit Sie mich zum Studium antreiben. Dieſes beſonders erfüllt mich mit Freude; denn es giebt für den Menſchen keinen köſtlichern Schatz als die Wiſſenſchaft. Unſer Geiſt, durch eine göttliche Hand geſchaffen und vielleicht, mit den Philoſophen zu ſprechen, aus einem geheimnisvollen Strahl, den ewigen Lichtern entlehnt, welche wir Geſtirne oder Sterne nennen, gebildet, kann ſich auf Erden nur vervollkommnen durch geiſtige Bildung, die allein ihn über die ganze übrige Schöpfung erhebt. Iſt dieſes wirklich der Vorzug der Studien, wie könnten dann Nadel und Spindel, dieſe traurige Ausſtattung meines Geſchlechts, mich unempfindlich für die ſüße Sprache der Muſen machen? Zu lange habe ich ihrer Stimme zu widerſtehen geſucht, wie Ulyſſes dem Zauber der Sirenen. Meine Anſtrengungen ſind erfolglos geblieben. Spinnrocken und Weberſchiff haben keine Sprache und keine Anziehungskraft für mich. Ich ſage ihnen daher für immer Lebewohl, um nicht dem Schiffer zu gleichen, der, die Hand am Steuerruder, das Segel zu entfalten vergäße, woher der Wind wehet. Das iſt die Antwort auf Ihren Brief und zugleich der Schluß des meinigen. Auf die Frage, die Sie in Beziehung auf Ihre Zöglinge an mich richten, will ich mit dem Sprichworte antworten: „Die Herde kann in Abweſenheit des Hirten nicht gewinnen.“ Eilen Sie alſo, hieher zurückzukehren; das iſt der Wunſch aller ihrer jungen Freundinnen, und beſonders der, die Ihnen ſchreibt. Leben Sie wohl.“

Da ſie alſo durch die Haushaltungsgeſchäfte wenig angezogen wurde, war ſie erfreut, daß ſie einen Ruf als Geſellſchafterin der älteſten Tochter der Herzogin von Ferrara, der Anna von Eſte, erhielt. Ein Freund ihres Vaters, Calcagnini, wünſchte ihr dazu Glück mit den Worten: „Du kannſt dich künftig den gewählten Studien widmen, den Spinnrocken mit der Feder vertauſchen, das Leinen mit den Büchern, die Nadel mit dem Werkzeuge des Gedankens. Deine Sache iſt es jetzt, den Schatz, den du von deinen Eltern empfangen haſt, zu bewahren, Sittſamkeit, Beſcheidenheit, Religiöſität, und damit Weisheit, Feinheit, Edelmut und die Verachtung gemeiner Dinge zu verbinden.“ Als Olympia ſich an den Hof begab, trennte ſie ſich nicht von dem erſten Lehrer ihrer Jugend. Fulvio behielt ſich das Vorrecht vor, in dem Palaſte des Herzogs die Tochter zu unterrichten, die er in der Verborgenheit ſeines eigenen Hauſes erzogen hatte, und deren Talente zugleich ſeine Belohnung und ſein Stolz waren. Sie hielt lateiniſche Vorträge, ſprach griechiſch aus dem Stegreife und beantwortete alle an ſie gerichtete Fragen. Einer ihrer Zuhörer ſagte: „Die jungen Mädchen deines Alters haben ihr Wohlgefallen daran, hie und da Frühlingsblumen zu pflücken, aus denen ſie Kränze mit vielen Farben binden; aber du, du verachteſt die Blumen eines Tages und pflückeſt in den Gärten der Muſen unſterbliche Kränze, die niemals welken und durch ein göttliches Vorrecht mit den Jahren wieder grünen.“

Mit großer Innigkeit wandte ſie ſich der durch Luther angeregten religiöſen Bewegung zu, durch welche mehrere Familien Ferrara's mächtig ergriffen worden waren.

1550 heiratete ſie den Andreas Grunthler aus Schweinfurt (Bayern), welcher des Studiums halber nach Ferrara gekommen war und daſelbſt die Prüfung als Doktor der Medizin ablegte. Sie folgte demſelben mit ihrem jüngſten Bruder Emilio nach Deutſchland. Wie hoch ſie ihn ſchätzte, ſagt ſie in einem Briefe: „Der Herr hat mich mit einem Gemahl verbunden, der mir teurer iſt als mein Leben. Sichern Schrittes würde ich ihm in die ungaſtlichen Einöden des Kaukaſus folgen, oder in die Eisfelder, wie über die Päſſe der Alpen. Fröhlichen Herzens würde ich ihn überall begleiten, wohin ſein Weg ihn führen mag. Das Vaterland des Mutigen iſt überall. (Omne solum forti patria est!) Auch die entfernteſte Küſte würde uns freundlich erſcheinen, wenn wir mit voller Freiheit des Gewiſſens unſerem Gott dienen könnten.“

Mit einem Italiener, der wegen ſeines Glaubens aus ſeinem Vaterlande hatte fliehen müſſen und in Baſel eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte, Curione, trat ſie in Briefwechſel. Derſelbe ſchrieb ihr: „Gott ſei gelobt, daß er deine Jugend in ihrer Blüte dem vergifteten Luftkreis der Höfe entriſſen hat, und daß er dir eine Freiheit gegeben hat, koſtbarer als Gold. Ich habe den Pſalm geleſen, den du ins Griechiſche überſetzt haſt, und ich kann ihn nur loben. Möchte Gott, du brächteſt dieſelbe Arbeit bei einer größern Anzahl zu ſtande! Wir werden Griechenland nicht mehr um Pindar beneiden. Mut, meine Olympia, folge dem Rufe der Muſe und kröne deine Stirne mit dem heiligen Lorbeer. Du haſt die poetiſche Begeiſterung aus einer reinern Quelle geſchöpft, als Sappho! Schreibe mir oft; nichts würde mir eine größere Freude ſein! Die Schönheit, die Heiligkeit und Lieblichkeit deiner Briefe geben mir wahrhaftes Entzücken!“ Sie überſetzte Pſalmen ins Griechiſche, ihr Mann ſchrieb Noten dazu. 1553—54 mußte ſie in Schweinfurt eine Belagerung aushalten, aber ſie ſchrieb: „Lieber würde ich unter den Trümmern dieſer Stadt umkommen, als anderswo alle Herrlichkeit der Welt genießen.“ Als die Stadt eingenommen wurde, entfloh ſie mit Mann und Bruder; ſie wurde aber all ihrer Habe beraubt. „Man hatte uns,“ ſchreibt ſie, „gänzlich ausgeplündert; auf der Flucht hatte ich noch meine Schuhe verloren, und nun waren wir genötigt, längs dem Ufer des Fluſſes auf Steinen und Kies zu gehen. Bei jedem Tritte ſchrie ich: Ich kann nicht mehr! ich bin tot! Herr, wenn du mich retten willſt, befiehl doch deinen Engeln, daß ſie mich tragen auf ihren Händen; denn wahrlich, ich kann nicht weiter!“ Bei den Grafen von Erbach fanden die Unglücklichen eine Zufluchtsſtätte, bis Grunthler als Profeſſor der Medizin an die Univerſität Heidelberg berufen wurde. Da ihre Bücherei, welche ſie mit vieler Mühe von Ferrara nach Schweinfurt hatte bringen laſſen, mitverbrannt war, ſammelten ihre Freunde eine neue für ſie.

Die Schickſalsſchläge hatten ſie zu hart getroffen; ſie begann zu kränkeln und ſtarb am 26. Oktober 1555. Ueber ihr Ende berichtet ihr Mann in einem Brief an Curione: „Sie ſehen, wie viele Prüfungen der Herr mich erdulden läßt. Er, der mich den Untergang meiner Vaterſtadt erleben ließ, dann den Verluſt meiner Güter, den Tod meiner Freunde und faſt aller meiner Bekannten, hat mir nun noch meine geliebte Frau genommen, deren Beſitz mich für alles tröſten konnte, was ich verlor. Das letzte Unglück, das größte von allen, gleich der Woge, die den Schiffbrüchigen bedeckt, ſtürzt mich in einen Abgrund, wo nichts die Bitterkeit meiner Leiden lindern kann. Sie verließ dieſe Welt mit Freude, entzückt, ich weiß nicht, von wie großer Freudigkeit des Todes, der ſie aus der Angſt dieſes Lebens in den Schoß der ewigen Seligkeit bringen ſollte. Die Erinnerung an eine ſo glückliche und ſo liebliche Zeit, die wir miteinander verlebt haben, läßt keinen Troſt zu. Sie verlebte mit mir nicht volle 5 Jahre, und niemals gab es auf Erden eine edlere, reinere, heiligere Seele. Was ſoll ich von ihrem Wiſſen, von ihrer ſeltenen Frömmigkeit ſagen? Ich glaube, es iſt nicht nötig, ſie bei Ihnen zu loben; ſie war Ihnen genug bekannt. Ich will nicht denen gleichen, welche das Ihrige übermäßig loben. Ihr Lob überlaſſe ich den gelehrten wiſſenſchaftlichen Männern, unter denen ſich mehrere finden werden, woran ich nicht zweifle, die ihrem Andenken durch Gedichte oder Abhandlungen den gerechten Zoll zahlen werden. Ich werde damit die Darbringung meiner Thränen verbinden, wenn der Schmerz ihnen endlich freien Lauf gewähren wird. Der, welchen ich empfinde, iſt von der Art oder vielmehr von ſolchem Uebermaße, daß ich ſelbſt nicht weinen kann. Meine Seele, gleichſam ertötet unter dem Drucke ſo vieler Leiden, würde ſelbſt nicht mehr neue Schläge empfinden. Sie befindet ſich in einer ſtummen Betäubung. Indes will ich verſuchen, wenn ich Kraft dazu finden kann, Ihnen in wenigen Worten ihre letzten Augenblicke mitzuteilen und ſo einem frommen Wunſche Ihres Herzens nachzukommen. Wenige Stunden vor ihrem Tode erwachte ſie aus kurzem Schlummer und lächelte wie über eine unausſprechliche Erſcheinung. Ich nahte ihr und fragte ſie um die Urſache dieſes ſo ſanften Lächelns: „Ich ſehe,“ ſagte ſie, „im Schlafe eine vom hellſten und reinſten Lichte erleuchtete Stätte.“ Ihre große Schwäche erlaubte ihr nicht, weiter davon zu ſprechen. „Sei guten Muts, meine Geliebte,“ antwortete ich, „du wirſt bald im Schoße dieſes ſo reinen Lichtes leben!“ Sie lächelte von neuem und gab mit einer leiſen Neigung des Hauptes ein Zeichen der Zuſtimmung. Ein wenig nachher ſagte ſie: „Ich bin glücklich, völlig glücklich,“ und hörte auf zu ſprechen bis zu dem Augenblicke, wo ihr Blick begann ſich zu verdunkeln. „Ich ſehe euch faſt nicht mehr,“ ſagte ſie alsdann, „meine Geliebten, aber alles, was mich umgiebt, ſcheint mir mit den ſchönſten Blumen geſchmückt!“ Das waren ihre letzten Worte; einen Augenblick nachher erſchien ſie wie eine in friedlichem Schlummer Ruhende, und ſie hauchte ihren letzten Seufzer aus. Sie hatte während ihrer letzten Tage oft wiederholt, daß ſie nichts ſo ſehr wünſchte, als zu ſterben, um bei Chriſto zu ſein. So oft ihr die Heftigkeit der Krankheit einige Ruhe ließ, hörte ſie nicht auf, der Wohlthaten ihres Erlöſers zu gedenken. Sie dankte ihm ganz beſonders, daß er ihre Seele den Weltfreuden entfremdet und das heilige Verlangen nach dem ewigen Leben in ihr angezündet hatte. Sie ſtand in allen ihren Reden nicht an, ſich den Namen des Kindes Gottes beizulegen. Nichts berührte ſie peinlicher, als die irdiſchen Tröſtungen und die Wünſche, die man ihr zuweilen für ihre Geneſung ausſprach. „Gott,“ ſagte ſie dann, hat mir eine kurze Laufbahn vorgezeichnet, aber voll von Prüfungen und Unruhen. Jetzt, wo ich dem Ziele meiner Laufbahn nahe bin, könnte ich da wünſchen, umzukehren auf meinem Wege?“ Ein gottesfürchtiger Mann fragte ſie in derſelben Zeit, ob ihr Gewiſſen ihr keinen Vorwurf mache; ſie antwortete: „Der Teufel hat keinen einzigen Tag ſeit ſieben Jahren verſäumt, daran zu arbeiten, mich am wahren Glauben irre zu machen, aber es ſcheint mir heute, daß er alle ſeine Pfeile verſchoſſen habe. Ich fühle in meinem Herzen nichts mehr als den Frieden Chriſti.“ Es würde zu weitläufig ſein, die frommen, heiligen und rührenden Worte, die ſie mit einer unüberwindlichen Ruhe ausſprach und die uns mit Bewunderung erfüllten, aufzuzählen. Sie ſtarb den 26. Oktober, 4 Uhr nachmittags, in einem Alter von nicht 29 Jahren.

Sie hatte Ihren Brief zu der Zeit der letzten Reiſe nach Frankfurt erhalten, und trotz ihrer großen Ermattung wollte ſie mit eigener Hand darauf antworten. Sie machte ſpäter in ihrem Briefe einige Aenderungen, und da ſie wegen ihrer Schwäche ihn nicht mehr abzuſchreiben im ſtande war, übertrug ſie mir dieſes. Ich ſchicke Ihnen dieſes Blatt, ein Vorzeichen ihres nahen Todes, mit einigen ins Griechiſche überſetzten Pſalmen, und eine kleine Anzahl Gedichte, die ſie verfaßt hat. Sie hatte Ihnen ſchon geſchrieben, als ich ſie an den Namen Ihres berühmten Freundes Bonifacius Amerbach erinnerte: „Du weißt,“ antwortete ſie mir, „daß ich ihm durch Herold ſchrieb, und daß ich noch keine Antwort von ihm empfangen habe. Ich weiß dieſem Briefe nichts hinzuzufügen .... und überhaupt würde es zu ſpät ſein! Wenn du Celio ſchreibſt, ſo trage ihm auf, Amerbach ſehr herzlich in meinem Namen zu grüßen.“ Ich behalte ihren Bruder Emilio immer bei mir. Aber ich fürchte, daß er wenig Fortſchritte macht, weil ich ihm wenig Zeit widmen kann, und weil er keine Mitſchüler mehr hat, um ſeinen Wetteifer anzuregen. Unſere Schulen ſind verlaſſen. Wenn Sie glaubten, lieber Celio, daß es für ihn vorteilhafter wäre, bei Ihnen zu ſein, ſo würde ich ihn hiezu nach meinen Kräften unterſtützen, und ich würde zu glücklich ſein, ihn auf dem Wege ſeiner Schweſter, die bis jetzt ſeine einzige Lehrerin geweſen iſt, fortſchreiten zu ſehen. Ich erwarte hierauf Ihre Antwort. Ein anderer Gedanke beſchäftigt mich in dieſer Zeit lebhaft, nämlich, wie meiner Schwiegermutter eine ſo traurige Nachricht mitgeteilt werde? Dieſe verehrungswürdige Frau, ſchon durch ſo viele andere Leiden geprüft, wird durch dieſen letzten Schlag erdrückt werden. Es iſt mein Wunſch, daß Sie, lieber Celio, deſſen Beredſamkeit und Frömmigkeit ich kenne, dieſelbe durch einen Brief auf den Empfang einer ſo ſchmerzlichen Botſchaft vorbereiten. Ich bitte Sie ungerne darum, aber was iſt zu thun? Und wen anders als Sie könnte ich mit dieſer Aufgabe beauftragen? Ich grüße Sie, lieber Celio, ebenſo diejenigen, welche Sie lieben. Sein Sie alle glücklicher als ich! Leben Sie wohl.“

Nach noch nicht 2 Monaten folgte auch der Gemahl und bald darauf der Bruder ihr im Tode nach. Ihre Grabſchrift lautet: „Im Namen des ewigen Gottes, und zum Andenken an Olympia Fulvia Morata, Tochter des Peregrino Morato aus Mantua, des berühmten Profeſſors in Ferrara, geliebte Gattin des Arztes Andreas Grunthler.“

„Ihr Geiſt und ihre ſeltene Begabung, ihre Kenntnis der Sprachen des Altertums, die unvergleichliche Reinheit ihrer Sitten und ihrer Frömmigkeit erheben ſie weit über ihr Geſchlecht. Dieſes Urteil der Menſchen über ihr Leben hat ein ſeliger, heiliger und ſanfter Tod mit göttlichem Zeugniſſe verſiegelt. Sie ſtarb im Jahre des Heils 1555 im Alter von 29 Jahren, und ruhet hier in fremder Erde mit ihrem Gatten und [ihren] Bruder Emilio.“

Ihre Werke wurden, ſoweit ſie nicht verloren gegangen waren, von ihrem Freunde Curione 1558 herausgegeben.

(Nach Jules Bonnet, „Leben der Olympia Morata“.)

Sophie **Germain** (1776—1831), Naturforſcherin und Philoſophin:

Ueber die Gründe, welche ſie zum Studium der Mathematik führten, wird berichtet:

Sophie Germain war 13 Jahre alt, als die revolutionäre Bewegung einen ſolchen Umfang gewann, daß das ſcharfſinnige, geiſtig ſehr früh entwickelte Mädchen die Tragweite und Dauer einer Staatsumwälzung vorausſah, in welcher die meiſten nur einen vorübergehenden Sturm erblicken wollten. Sie ſuchte mit größtem Eifer nach einer ernſten Beſchäftigung, um der quälenden Angſt zu entgehen. Stundenlang durchblätterte ſie die wiſſenſchaftlichen Werke, die ſie in der Bibliothek ihres Vaters fand. Da fiel ihr eines Tages eine Geſchichte der Mathematik in die Hände. In dieſem gelehrten Buche fand ſie eine glänzende Charakteriſtik des Archimedes († 212 v. Chr.), der ſo in Nachdenken vertieft, mit einer geometriſchen Figur ſo beſchäftigt iſt, daß er nichts von der Eroberung ſeiner Vaterſtadt Syrakus, nichts von dem Lärm der rohen Sieger vernimmt, die die Stadt plündern, daß er ſelbſt das Eindringen eines römiſchen Soldaten nicht bemerkt und unter dem Schwerte des brutalen Mörders den Tod findet, ohne die plumpen Fragen des Fremden einer Antwort gewürdigt zu haben. Dies war entſcheidend für den Entſchluß der jungen Sophie. Eine ſolche Beſchäftigung, die den Geiſt vollkommen beanſprucht, die durch nichts unterbrochen werden kann, bei der man ſelbſt eine Lebensgefahr nicht wahrnimmt, eine Wiſſenſchaft wie die Mathematik, welche die ſtrengſte Konzentration des Geiſtes erforderte, hatte ſie geſucht. Sofort war ſie entſchloſſen, ſich dieſer Wiſſenſchaft, die ſie kaum dem Namen nach gekannt, mit aller Thatkraft zu widmen. Es gehörte eine heldenmütige Thatkraft dazu, ein ſolches Ziel feſtzuhalten. Mit Hilfe eines ſehr mangelhaften Lehrbuches, ohne alle perſönliche Hilfe, ging ſie an die ſchwierige Arbeit. Sie überwindet die erſten Schwierigkeiten bei der Aneignung der Anfangsgründe, ſchreitet in raſchem Laufe immer weiter, fängt an, lebhafte Teilnahme für ihren Gegenſtand zu gewinnen, ja ſie wird davon begeiſtert. Tag und Nacht arbeitet ſie und entwickelt einen Eifer, der ihre Angehörigen mit Beſorgnis erfüllt. Man bemüht ſich, dieſe Liebhaberei zu bekämpfen. Um ſie zu der nötigen Nachtruhe zu zwingen, nimmt man aus ihrem Zimmer Heizſtoff, Kleider und Lichter weg. Sie ſcheint ſich darein zu ergeben. Aber ſobald ihre Familie zur Ruhe gegangen iſt, ſteht ſie von ihrem Lager auf, hüllt ſich in Decken ein und ſetzt bei einer Kälte, welche die Tinte in ihrem Schreibzeug zum Gefrieren bringt, ihre Studien fort. So wird ſie oft am Morgen überraſcht, im Eifer der Arbeit vor Kälte halb erſtarrt. Man ſieht ein, daß aller Zwang fruchtlos iſt, man hält es endlich für das Beſte, der jungen Sophie die ihrer Neigung und Befähigung entſprechende Beſchäftigung zu geſtatten. So ſchwer ihr die erſten Anfangsgründe wurden, ſo machte ſie doch von Tag zu Tag Fortſchritte, und war bald im ſtande, mit Erfolg die Differentialgleichung zu ſtudieren.

Das „Inſtitut von Frankreich“ ſchrieb eine Preisaufgabe aus: „Die mathematiſche Theorie der elaſtiſchen Oberflächen iſt zu entwickeln und mit dem Experiment zu vergleichen.“ Sophie Germain reichte eine Löſung ein, welche 1817 gekrönt wurde.

Die Tugend liebte ſie, wie „eine mathematiſche Wahrheit“; ſie konnte nicht begreifen, wie man die Idee der Ordnung auf einem Gebiete lieben, auf dem andern vernachläſſigen könne.

(Nach „Hugo Göring, Sophie Germain. Zürich 1889“.)

[Die alte chineſiſche Religion.] Man bezeichnet die chineſiſche Reichsreligion ſehr häufig als Konfuzianismus. Allein Konfuzius hat keine Religion geſtiftet, ſondern nur der ſchon vorhandenen das eigentümliche Gepräge ſeines Geiſtes aufgedrückt. Eines ſeiner Hauptverdienſte beſteht darin, daß er immer wieder auf die alte Litteratur hinwies und dadurch einen großen Teil derſelben vor dem drohenden Untergange rettete.

Das höchſte, ja unantaſtbare Anſehen beſitzen die fünf King, d. h. „klaſſiſchen Bücher“, die jedoch keinen Anſpruch auf göttliche Eingebung machen und alſo auch eigentlich keine „heiligen Bücher“ ſind. Das älteſte und wichtigſte unter dieſen Werken iſt Schu, eine lückenhafte Sammlung geſchichtlicher Nachrichten von 2357 bis 627 v. Chr. Vom 22. Jahrhundert an ſind die Ereigniſſe von Zeitgenoſſen mitgeteilt. Der Bedeutung nach am nächſten ſteht das Liederbuch Schi, mit 305 Liedern in vier Abteilungen, deren letzte Tempel- und Altarlieder enthält. Die älteſten Lieder gehören der Schang-Dynaſtie an (von 1766 v. Chr.), die jüngſten der Tſchau-Dynaſtie (bis 586 v. Chr.). Das dritte klaſſiſche Buch iſt das Li, eine Gebräucheſammlung. Obſchon das Li manche Aufſchlüſſe über die religiöſen Anſchauungen der Chineſen gibt, ſo hat es doch bei weitem nicht die Bedeutung des Schu und Schi, weil es keinem ſo hohen Altertume entſtammt. Das fünfte King ſtammt von Konfuzius und führt den Titel Tſchun Tſchin, d. h. Frühling und Herbſt. Es iſt eine kurze Chronik der Provinz Lu von 722—481 v. Chr.

Neben dieſen fünf „Klaſſikern“ haben noch großes Anſehen das Hſiao King, eine Abhandlung über die kindliche Liebe, und die vier Schu, philoſophiſche Geſpräche des Konfuzius und Abhandlungen ſeiner Schüler, unter denen Menzius (371—288 v. Chr.) der bedeutendſte iſt.

Die Religion Chinas nach dem Schu King. Die Stellen im Schu, welche ſich auf die Gottesverehrung beziehen, ſind ſo zahlreich, daß wir nur die eine oder die andere hier anführen können.

Von Schun, dem zweiten Herrſcher der erſten Dynaſtie, heißt es: „Er brachte Gott nach den vorgeſchriebenen Formen beſondere Opfer dar ... er brachte dem Himmel ein Brandopfer dar.“ Dem Himmel ſchrieb er ſeine Wahl zum Fürſten zu. Als Unglück über das Land kam, „ging er hinaus auf die Felder und rief mit Thränen um Erbarmen zum Himmel und zu ſeinen Vorfahren, und nahm alle Schuld auf ſich und trug die Bosheit.“ Denn „es iſt die Tugend, welche den Himmel bewegt; keine Entfernung iſt ihr unerreichbar. Stolz zehrt, Demut mehrt; das iſt der Weg des Himmels.“ „Vom Himmel“, ſagte Kao-Yao, der Miniſter Schuns, „kommen die geſellſchaftlichen Stellungen und ihre Pflichten; vom Himmel kommen die Stände mit ihren Gebräuchen; der Himmel zeichnet gnädig den Tugendhaften aus, der Himmel ſtraft den Schuldigen ... Wir müſſen zu aller Zeit und in den kleinſten Dingen vorſichtig umgehen mit den Gunſtbezeugungen des Himmels.“

Ueberall zeigt die quellenmäßige Geſchichte, daß das chineſiſche Volk nur eine Sprache führte und eine Lehre hatte. Dieſe Lehre läßt ſich in wenigen Worten zuſammenfaſſen: Seit dem Tagesgrauen ſeiner Geſchichte glaubt das chineſiſche Volk allgemein und beſtändig an ein perſönliches Weſen, den Gebieter, Kaiſer, höchſten Herrn des Himmels und der Erde, der ſichtbaren Natur und der Ereigniſſe in derſelben. Dieſer höchſte Herr, dieſer Gott iſt der Gebieter der irdiſchen Kaiſer. Er giebt und entzieht die irdiſche Macht und die übrigen Güter; die Könige ſind ſeine Stellvertreter. Er ſtraft und belohnt mit höchſter, unabhängiger Machtvollkommenheit. Dieſer Gott iſt der oberſte Herr der natürlichen und ſittlichen Welt. Die Moral iſt ſein Geſetz, ſein Wille; dieſem muß der Menſch ſich unterwerfen und in ſeinen Handlungen nachkommen. Die Uebertreter ſeiner Gebote und ſeines Geſetzes beſtraft Gott, die Befolger desſelben überhäuft er mit Gütern. Gott wird im Chineſiſchen bezeichnet durch Schang Ti, „höchſter Herr“, und im Mandſchu durch Dergi Abkai Han, „Herr des oberſten Himmels“, oder Dergi Di, „der oberſte Herr“. Anſtatt Schang Ti wird auch oft Tien geſagt; beide Ausdrücke ſind ganz gleichwertig, und die Behauptung, Tien bedeute nur den ſichtbaren Himmel, verdient höchſtens ein mitleidiges Lächeln.“

Die Lebenszeit des Khung-tſe fällt in die Jahre 550—479 v. Chr. Als Staatsbeamter hatte er ſich Achtung und Anerkennung erworben; aber durch den Neid ſeiner Nebenbuhler mußte er die Unzuverläſſigkeit der Hofgunſt erfahren und ſich ins Privatleben zurückziehen. Das verſchaffte ihm Gelegenheit, um ſo ungeſtörter der ſchon früh in ihm erwachten Neigung nachzuleben und ſeine Landsleute in die Weisheit des Altertums einzuführen. Dieſes Streben wurde mit einem großartigen und dauernden Erfolge gekrönt. In einem chineſiſchen Liede heißt es:

„Konfuzius! Konfuzius! Wie groß iſt Konfuzius!
Vor Konfuzius gab es nie einen Konfuzius!
Seit Konfuzius iſt nie ein Konfuzius geweſen;
Konfuzius! Konfuzius! Wie groß iſt Konfuzius!“

Er ſchrieb ſeinen Lehrberuf einem Auftrage des Himmels zu. „Wenn der Himmel nicht dieſe Lehre von der Erde vertilgen will,“ ſagte er, „ſo können die Männer von Kwang [ſeine Gegner] mir nichts anhaben.“ „Ich bin niemand bekannt, ich grolle darum dem Himmel nicht, ich klage darum die Menſchen nicht an; ein geringer und ſchlichter Studierender bin ich, aus mir ſelbſt dahin gekommen, in die Dinge einzudringen. Wenn einer mich kennt, ſo iſt es der Himmel.“ „Drei Dinge giebt es, welche der höhere Menſch verehrt: er verehrt die Ratſchlüſſe des Himmels, die großen Männer, die Worte der Heiligen.“ Als ihn Unglück traf, ſprach er: „Ach, der Himmel überhäuft mich mit Schmerzen.“ Zeigte man ſich mit ſeinem Verhalten unzufrieden, ſo erwiderte er: „Habe ich übel gethan, ſo verwerfe mich der Himmel.“

Praktiſch verehrte Khung-tſe den Tien oder Schang Ti wie alle Chineſen; aber lehrmäßigen Erörterungen über das Weſen der Gottheit und die Art ihrer Verehrung wich er thunlichſt aus und verfaßte ein Sittengeſetz, welches thatſächlich von Gott abſieht und inſofern religionslos iſt. Das iſt ſein größter Fehler, der für ſeine Anhänger und Bewunderer verhängnisvoll werden mußte. Ki-Lu fragte, wie man den Geiſtern und Genien dienen müſſe. Der Philoſoph ſagte: „Wenn man noch nicht im ſtande iſt, den Menſchen zu dienen, wie kann man dann den Geiſtern und Genien dienen?“ Im allgemeinen „redete der Philoſoph in ſeinen Unterhaltungen weder von außerordentlichen Dingen, noch von dem Heldenmute, noch von den bürgerlichen Unruhen, noch von den Geiſtern.“

Dieſer Zurückhaltung iſt es zuzuſchreiben, daß in den Philoſophenſchulen, welche ſich nach Khung-tſe benennen, alle möglichen Richtungen vertreten ſind, Theismus, Pantheismus, Atheismus.

In dem heutigen Zeremonienweſen, inſofern es ſich auf Konfuzius bezieht, ſind zwar alle Chineſen einig, aber dasſelbe iſt keine religiöſe, ſondern eine rein bürgerliche Einrichtung. Gelehrte und Staatsbeamte machen die öffentlichen Feierlichkeiten mit, ohne Rückſicht auf philoſophiſche oder religiöſe Meinungsverſchiedenheiten. Der ſogenannte Tempel des Konfuzius in Peking iſt lediglich eine Erinnerungshalle. Das einzige, was in derſelben einen religiöſen Anſtrich haben könnte, iſt eine Art Altar mit Namensinſchrift des Philoſophen. Die Statue des Khung-tſe und die ſeines Schülers Meng-tſe ſtehen in einem andern Raume. Tiefe Verbeugungen vor dem Bildniſſe, Verbrennen von Wohlgerüchen und Anzünden von Kerzen bilden die Ehrfurchtsbezeugungen, welche China dem „Führer der zehntauſend Welten“ erweiſt. Klar und ernſtgemeint iſt in dieſem ganzen Kulte nur die Verehrung des Khung-tſe. Jeder Chineſe weiß ganz gut, daß derſelbe nur Menſch war; weil aber das Land in ihm ſeinen größten Lehrer verehrt, ſo werden ihm von allen ſeinen Anhängern Höflichkeitserweiſe dargebracht. Seine Namensinſchrift prangt in allen Schulen, ſein Bild in allen Häuſern, in allen Städten erheben ſich Hallen zu ſeiner Ehre. Zu einem Gotte haben ihn die Chineſen nie gemacht; aber wenn ſie ſich das vollendete Ideal eines großen Mannes vorſtellen wollen, dann denken ſie an Khung-tſe.

Die heutige Staatsreligion. Die chineſiſche Religion hat durch Khung-tſes Einfluß an Tiefe und Friſche nicht gewonnen, wie wohlthätig in anderen Beziehungen ſein Wirken geweſen ſein mag. Die alte Religion wurde dem Volke immer fremder. Daran war ganz beſonders auch der Umſtand ſchuld, daß durch Staatsgeſetze die öffentlichen Handlungen der Gottesverehrung dem Kaiſer (oder ſeinen Stellvertretern) allein vorbehalten wurden. Gott wird zwar für alle und im Namen aller verehrt, aber nicht von allen. Der Kaiſer iſt der einzige Prieſter, obſchon dieſer Name eigentlich zu den chineſiſchen Anſchauungen nicht recht paßt. In Peking ſteht auf einer Erhöhung, die ſich in drei Terraſſen erhebt, der Altar des Himmels, vor welchem der Kaiſer zur Zeit der Winter-Sonnenwende allein niederkniet, um das nächtliche Opfer darzubringen. Das Opfer iſt hauptſächlich Dankopfer; der Begriff des Sühnopfers ſcheint der chineſiſchen Religion völlig fremd. Nicht nur der Himmel im allgemeinen, ſondern auch die einzelnen Kräfte und Erſcheinungen des Himmels werden verehrt: Sonne, Mond, Planeten, Sternbilder, Wind, Regen, Wolken, Donner. Im nördlichen Stadtteile dagegen ſteht der Tempel der Erde, in welchem die irdiſchen Mächte verehrt werden. Sonne und Mond haben überdies noch eigene Tempel im Oſten und Weſten der Stadt. Die Opfer für den Himmel werden verbrannt, die für die Erde vergraben.

Himmel und Erde werden jedoch nicht als ſelbſtändige Mächte, ſondern als Vertreter Gottes verehrt, durch welche dieſer den Menſchen ſeine Gaben zukommen läßt.

Die Unterthanen ſollen ſich ihrerſeits mit der Verehrung der Geiſter (Schin) und der Ahnen begnügen. Die Geiſter ſpielen ſchon im Schu und Schi eine große Rolle; aber ſie ſind keineswegs dem Schang Ti gleich, ſondern ſeine Diener; am eheſten ſind ſie unſern Engeln vergleichbar. Sonne, Mond, Sterne, Berge, Wälder, Flüſſe, Provinzen, Städte, Häuſer, alle haben ihre Schutzgeiſter, deren Gunſt man durch Opfer und Gebete zu gewinnen ſucht. Zu einer eigentlichen Vielgötterei iſt jedoch dieſer Kult der Geiſter nie geworden. Die Geiſter waren und ſind den Chineſen keine Götter, ſondern

Diener Gottes. So heißt es in einem Gebete aus der Zeit der Ming-Dynaſtie (1368—1642): „Es iſt euer Amt, o Geiſter, Aufſicht zu führen über die Wolken und den Regen, und die Winde auf und davon zu treiben; denn ihr ſeid Diener und Gehilfen des Schang Ti.“ Die Geiſter werden unterſchieden in himmliſche (Tſchi) und irdiſche (Schang). Dazu kommen als dritte Klaſſe die Manen der Verſtorbenen oder Kwei.

Die Ahnenverehrung iſt ein weſentlicher Beſtandteil des chineſiſchen Lebens. Ein Chineſe mag zu Konfuzius, Lao-tſe oder Buddha halten, das ſteht ihm frei; wollte er aber ſeine Vorfahren nicht ehren, ſo würde alle Welt ihn für einen verkommenen, ruchloſen Menſchen anſehen. Jedes Grab und jedes Haus hat ſeine Ahnentafeln, und einige male im Jahre findet vor denſelben ein Gedächtnisfeier ſtatt, wobei Goldpapier und Wohlgerüche verbrannt, Kerzen angezündet, Blumen und Speiſen vorgeſetzt, Kniebeugungen und Verneigungen des Hauptes gemacht werden. Doch hegen die Chineſen keineswegs die Meinung, die Toten bedürften der Speiſe oder genöſſen dieſelbe, wie es in einem Liede heißt:

„Denket ihr, daß eure Toten nähmen
Speiſe? Nein! Doch ehren wollen wir,
Gleich als lebten ſie noch, ihre Schemen;
Darum ſteht die Speiſe für ſie hier.“

Kein größeres Unglück giebt es für einen Chineſen, als der Nachkommen zu entbehren, die dereinſt ſeiner in Liebe und Verehrung gedenken; keine größere Strafe für eine Freveltḣat, als aus den Ahnenliſten ausgetilgt zu werden.

Mit Recht hat man aus dem Ahnenkulte geſchloſſen, daß die Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele beim chineſiſchen Volke allgemein iſt und immer war. Dafür bietet ſchon das Buch der Lieder zahlreiche Belege. So heißt es z. B. von Wan Wang, dem Gründer des Tſchau-Herrſcherhauſes:

„Es wohnet jetzt Wan Wang im Himmelsglanze,
Der einſt durch Tugend auf den Thron gelangt;
Ob er ſich aufwärts oder abwärts neiget,
Stets iſt er nah dem höchſten Weltenherrn.“

Es iſt nach alledem nicht zu bezweifeln, daß die alte chineſiſche Reichsreligion ſich von den ſchlimmſten Verderbniſſen des Heidentums freigehalten hat, ja urſprünglich auf einer ziemlich richtigen Gottesidee beruht. Geiſter und Ahnendienſt genügen dem Bedürfniſſe des Herzens nach Religon nicht, und ſo kam es, daß neben der Staatsreligion andere Kultusformen ſich mit Erfolg entwickeln konnten.

[Der Taoismus.] Unter Taoismus kann man zweierlei verſtehen: eine Philoſophie und eine Religion, die jedoch inſofern miteinander zuſammenhängen, als der Begründer der Philoſophie zugleich ein Hauptgegenſtand des Kultus in der Religion iſt.

Lao-tſe („ehrwürdiger Lehrer“) war ein älterer Zeitgenoſſe des Khung-tſe. Als ſein Geburtsjahr pflegt man 604 v. Chr. anzugeben. Die ſpätere chineſiſche Geſchichtſchreibung erzählte ſogar von einem Beſuche, den Khung-tſe dem Lao-tſe im Jahre 517 machte, um ihn über die Bräuche zu fragen. Der Beſuch lief aber nicht beſonders glücklich ab, da dem Khung-tſe zu verſtehen gegeben wurde, er ſei ein Wortmacher und hochmütiger Menſch mit „auswendigem Schein und ausſchweifenden Plänen“. Darum ſprach Khung-tſe, als er ſich verabſchiedet hatte, zu ſeinen Schülern: „Wenn ich zu dem Drachen komme, ſo weiß ich nicht, wie er ſich erhebt auf Wind und Wolken und zum Himmel aufſteigt. Heute habe ich den Lao-tſe geſehen. Iſt der nicht wie der Drache?“ Dem nüchternen, hausbackenen, moraliſirenden Khung-tſe ſtand in Lao-tſe ein ſpekulativer, ſtark myſtiſch angehauchter Philoſoph gegenüber, deſſen Lehre noch heutzutage von vielen bewundert und von wenigen verſtanden wird. Lao-tſe trat in den Staatsdienſt und wurde unter Kaiſer Ling-Wang „Archivgeſchichtſchreiber“. Doch unter den folgenden Fürſten verleideten ihm Thronſtreitigkeiten und Unruhen aller Art dieſe Stellung. Er zog ſich ins Privatleben zurück, um deſto ungeſtörter dem Studium obzuliegen, und legte die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens in dem einzigen Werke nieder, welches wir von ihm beſitzen, dem Tao-Te-King, d. h. Tao-Tugend-Buch. Es iſt dies dem Umfange nach ein winziges Werkchen (von etwas über 5000 Wörtern), welches in ſpruchartiger Kürze fertige Gedanken an Gedanken reiht, ohne von dem Entſtehen derſelben die geringſte Rechenſchaft zu geben.

Tao iſt der Hauptgegenſtand des Werkchens. Es iſt ein ähnlich unbeſtimmtes Wort, wie das lateiniſche ratio, welches Vernunft, Grund, Weiſe, Methode u. ſ. w. bedeuten kann.

[Lehre des Tao-te-king über Tao.] Es gab ein Weſen, unbegreiflich vollkommen, ehe denn Himmel und Erde entſtanden. Ich kenne nicht ſeinen Namen; bezeichne ich es, nenne ich es Tao.

Welches iſt das Weſen, welches ſind die Eigenſchaften Tao's? Tao iſt „ſo ſtill, ſo überſinnlich. Er allein beharrt und wandelt ſich nicht, geht durch alles und gefährdet ſich nicht. Des leeren Vermögens Inhalt, nur Tao folget er. Tao iſt Weſen, nur unfaßlich unbegreiflich. Wie unfaßlich, unbegreiflich in ihm ſind die Bilder! Wie unfaßlich, unbegreiflich in ihm iſt das Weſen! Wie unergründlich, wie dunkel in ihm iſt der Geiſt! Sein Geiſt iſt das Zuverläſſigſte. In ihm iſt Treu. Von alters her bis heute verging ſein Name nicht, indem er aller Dinge Anfang auserſieht. Woher weiß ich, daß aller Dinge Anfang alſo? Durch ihn. Sein Oberes iſt nicht klar, ſein Unteres iſt nicht dunkel. Immer und immer iſt er unnennbar und wendet ſich zurück ins Nichtweſen. Das heißt des Geſtaltloſen Geſtalt, des Bildloſen Bild, das iſt gar unerfaßlich.“ Gewiß unerfaßlich, dunkel oben und unten!

Der heutige Taoismus iſt eine Verbindung edler Lehren mit groteskem Aberglauben, eine wunderliche Verquickung von Gottesverehrung und Zauberweſen, von religiöſer Begeiſterung und gemeiner Betrügerei.

[Der Buddhismus in China.] Die dritte und jüngſte heidniſche Religion des Reiches der Mitte iſt von außen eingeführt, Die Zeit, wann dies geſchah, iſt nicht genauer bekannt. Schon im Anfange des 2. Jahrhunderts v. Chr. ſoll ein buddhiſtiſcher Mönch nach China gekommen ſein. Doch erlangte der Buddhismus eine bedeutende Verbreitung erſt in nachchriſtlicher Zeit.

Der chineſiſche Buddhismus, zumal wie er vom Volke verſtanden wird, iſt ein Götzendienſt, der ſich von anderen heidniſchen Kulten nicht weſentlich unterſcheidet. Buddha als Gott iſt Gegenſtand der Verehrung, oder vielmehr die Buddhas und Bodhiſattvas [zukünftige Buddhas]. Ueber jede Welt herrſcht nämlich nach den Chineſen ein eigener Buddha. „Verehrung dem ehrwürdigen, großen Buddha, allen Buddhas, vergangenen, künftigen, gegenwärtigen,“ lautet eine Gebetsformel der nördlichen Buddhiſten.

Den Buddha ſelbſt nennen die Chineſen Fo-to oder gewöhnlicher Fo. Weil aber Buddha der Vergangenheit angehört, ſo wollte man doch auch einen Gott für die Gegenwart haben, und als ſolchen verehrte man den Avalokiteſvara, den „Gott, der herunterſchaut“, d. h. der die Welt ſchafft, erhält und regiert. Ihn verehrt man als Retter in jeder Not und Bedrängnis.

Ebenſo alt und allgemein iſt die Verehrung des Mandſchuſri, des Gottes, „deſſen Glanz lieblich iſt“. Er iſt der Gott der Weisheit und des Frühlings.

Das Weſen dieſer Religion läßt ſich am beſten in einem Buddhatempel beobachten. Zwei berühmte Heiligtümer der Art finden ſich auf der Inſel Putu, gegenüber der Provinz Tſchekiang. Doppelte Thüren führen ins Hauptſchiff, in welchem ſich die Bildſäule der „drei Koſtbaren“ befindet, d. h. eigentlich des Buddha, Dharma (Geſetz), Shanga (Mönchsgemeinde). Die beiden Seitenſtatuen ſind alſo Vermenſchlichungen von reinen Begriffen, werden aber vom Volke einfach als Götter angeſehen und verehrt. Der mittlere Buddha läßt die gefalteten Hände auf ſeinem majeſtätiſchen Bauche ruhen, zum Zeichen der Vergangenheit und der ewigen und unabänderlichen Ruhe, zu welcher er gelangt iſt. Die beiden anderen Statuen halten, die eine den linken, die andere den rechten Arm empor, um ihre Thätigkeit in Gegenwart und Zukunft anzudeuten. Vor jedem Steinbilde erhebt ſich ein Altartiſch. Auf dieſem ſtehen Gefäße, in welche Opfer gelegt werden, und Pfannen aus Erz, in denen man Räucherſtäbchen verbrennt. Außerdem ſind die Bilder vieler Götter zweiten Ranges ringsumher angebracht, und der Saal iſt mit großen Laternen von buntem Papier oder gegoſſenem Horn geſchmückt. Wieder ein Saal ſtellt einen vollſtändigen Götterhimmel dar. In dieſem befinden ſich häßliche Götzen in Geſtalt von Ungeheuern und Gewürm. Durcheinander ſtehen Götter des Himmels und der Erde, fabelhafte Ungeheuer, Schutzgeiſter des Krieges, der Artillerie, der Seidenweberei, des Ackerbaues und der Heilkunde, Heilige des Altertums, kurz, ein förmliches Gewirre grotesker Geſtalten.

Auch auf den Ahnenkult hat der Buddhismus in einer durchaus nicht günſtigen Weiſe eingewirkt. Die Bonzen waren mit einer bloßen Gedächtnisfeier nicht zufrieden. Da nach der Lehre Buddha's alle Weſen, bevor ſie zum Nirwana gelangen, immer wieder geboren werden, oder richtiger, durch ihre Thaten den Keim zu neuen Weſen legen, welche die Folgen der früheren Werke zu tragen haben, ſo war es natürlich, daß man bald alle Weſen in Klaſſen einteilte, deren fünf unterſchieden werden: 1) Götter, 2) Menſchen, 3) Schatten Verſtorbener, 4) Tiere, 5) Höllenweſen. Das iſt der alten Lehre gemäß. Nun aber gingen die Bonzen weiter und behaupteten ganz im Gegenſatze zur Lehre Buddha's, ſie hätten die Macht, die Seligkeit der ſeligen Weſen zu mehren und die Leiden der Höllenweſen zu mindern; doch bedürften ſie hierzu der Opfer und Gaben der Lebenden. Ebenſo ſagen ſie, daß man ſich durch Almoſen, die man ihnen gebe, vor der Hölle bewahren könne, und daß umgekehrt diejenigen, welche keine Almoſen gäben, unfehlbar in die tiefſte Hölle ſtürzen.

(Chriſtian Peſch, „Der Gottesbegriff in den heidniſchen Religionen der Neuzeit“).

Zoroaſter und ſeine Religion.

Aus dem mythiſchen Nebel, in welchen die Sage die Geſchichte Perſiens vor der Zeit der Achaemeniden gehüllt hat, erhebt ſich, wenigſtens in den äußeren Umriſſen, ziemlich deutlich die Geſtalt eines Mannes, deſſen Geiſt dem iraniſchen Stamme während einer Reihe von Jahrhunderten ſein Gepräge gegeben hat: die Geſtalt **Zoroaſters**, des **Stifters der nationalen Religion der Perſer.**

Der einheimiſche Name des Propheten — als ſolchen hat er ſich ſelbſt bezeichnet — lautete **Zarathuſchtra**, im heutigen Neuperſiſch **Zerduſcht**, und bedeutet wahrſcheinlich „Alte Kamele beſitzend“, nicht „Goldſtern“ oder ähnliches; die uns geläufige Form **Zoroaſter** iſt dem Griechiſchen entnommen. Eine ſichere chronologiſche Beſtimmung der Lebenszeit Zoroaſters iſt unmöglich; wie faſt alle großen Männer der Vorzeit iſt derſelbe früh zu einer mythiſchen Perſönlichkeit geworden. Die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller wiſſen ebenſo wie die morgenländiſchen Quellen (beſonders das neuperſiſche Zerduſcht-Buch) eine Menge übernatürlicher Züge von ihm zu berichten. Man hat daher in neuerer Zeit daran gezweifelt, daß Zoroaſter eine geſchichtliche Perſon geweſen ſei, und hat das unter ſeinem Namen gehende Religionsſyſtem lediglich als das allmählich entſtandene Werk einer Prieſterkaſte aufgefaßt; die Geſtalt ſeines ſogenannten Stifters trage alle Züge eines Gewittergottes an ſich, der mit ſeinem göttlichen Wort, dem Donner, vom Himmel komme und die Dämonen zerſchmettere. Es ſind uns jedoch eine Anzahl Hymnen (gâthâs) des Propheten ſelbſt erhalten, in welchen derſelbe als ein gewöhnlicher Menſch erſcheint, der jedes wunderbaren Scheines entkleidet zweck- und zielbewußt nur der einen großen Lebensaufgabe lebt, ſeiner Religion zum Siege zu verhelfen. Dieſe Lieder, welche wir leider noch nicht vollſtändig verſtehen und überſetzen können, tragen ganz unverkennbar den Stempel der Originalität an ſich; ſo konnte nur der Stifter der Religion ſelbſt ſprechen und empfinden. Es iſt völlig undenkbar, daß ſie einer ſpäteren Zeit entſtammen, der das Verſtändnis für die Vergangenheit ſo ſehr abhanden gekommen war, wie dies gerade in Perſien der Fall war. Und weil wir dieſe Lieder beſitzen, vermögen wir uns von der Perſon Zoroaſters ein verhältnismäßig deutliches Bild zu machen. Er iſt alſo nicht nur ein Weſen der Sage. Mit der größten Wahrſcheinlichkeit dürfen wir ſein Auftreten um das Jahr 1000 v. Chr. ſetzen.

Auch über den Geburtsort des Propheten ſind wir nicht genau unterrichtet. Vielleicht iſt er in **Rhagae**[1] in Medien geboren, jedenfalls iſt der Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit Bactrien (Balkh) im Oſten Perſiens geweſen. Das Zend-Aveſta, die Bibel der Zoroaſtrier, nennt als ſeinen Vater den Pouruſchâspa, als Großvater den Haêtſchataspa; der Ahnherr des Geſchlechts ſoll Spitama geheißen haben, nach welchem Zoroaſter den Doppelnamen Spitama Zarathuſchtra führte. In dem Könige Viſchtâspa fand er einen eifrigen Förderer ſeiner Beſtrebungen, durch Verwandtſchaft war er mit der einflußreichen Familie des königlichen Miniſters verbunden. Der Name Viſchtâspa iſt derſelbe wie der Hyſtaspes der Griechen, der Vater des Darius iſt indes nicht mit dem baktriſchen Könige zu verwechſeln.

Über die weiteren Lebensſchickſale Zoroaſters iſt uns nichts Sicheres bekannt; die ſpätere Sage des perſiſchen Schâhnâme (Königsbuch) berichtet, er ſei gelegentlich einer Erſtürmung von Balkh durch die Turanier am Feueraltar ermordet worden. Die Erfüllung ſeines Strebens, ſeine Religion im ganzen Lande eingeführt zu ſehen, ſcheint ihm glücklich gelungen zu ſein.

Über die Form der iraniſchen Religion vor dem Auftreten Zoroaſters fehlt uns jede Nachricht. Es iſt jedoch ſehr wahrſcheinlich, daß ſie in den Grundzügen derjenigen der Inder, wie wir ſie in dem Rig-Vêda finden, ziemlich nahe ſtand. Nun war auch Zoroaſter keineswegs ein vollſtändiger Umſtürzler aller bisherigen religiöſen Vorſtellungen; neben einer Reihe in ſeinem eignen Kopfe entſtandener neuer Lehren knüpfte er an altes an und nahm dieſes in ſein Syſtem auf. Hierher gehört vor allem der Gegenſatz in den Namen der guten und böſen Geiſter bei Indern und Iraniern. Während die erſteren im Rig-Vêda den Namen dêva (lat. deus, aber nicht griech. theós) führen, heißen ſie im Zend-Aveſta daêva (ſprich daiva); die ſpäteren böſen Geiſter der Inder, die asura, haben dem höchſten Gotte der zoroaſtriſchen Religion den Namen gegeben: Ahura, mit dem Beinamen Mazda „der Weiſe“. Nach dem Namen Ahura Mazda wird die Lehre Zoroaſters auch als Mazdaglaube bezeichnet. Eine ſolche Verſchiebung der Namen bei ſo naheverwandten Völkern, wie Inder und Iranier es ſind, iſt an ſich höchſt auffällig; ihre Keime gehen indes bereits auf uralte Zeiten zurück. In Zoroaſters Zeit war der alte Gegenſatz zwiſchen daêva- und ahura-Verehrern zur offenen Fehde ausgebrochen, und er ergriff die Partei der letzteren. Ganz natürlich; denn auf ihrer Seite ſtand die höhere Kultur und Geſittung: der ſeßhafte Ackerbauer gegenüber dem räuberiſchen Nomaden.

Unſere Hauptquelle für die Kenntnis der Lehre Zoroaſters iſt das nationale Religionsbuch der Perſer, das **Zend-Aveſta**. Der eigentliche Titel des Werkes lautet nur Aveſta; Zend bedeutet „Erklärung“ und bezeichnet nur die zur Zeit der Saſſaniden angefertigte Überſetzung des Urtextes in das damals geſprochene Mittelperſiſche nebſt dem zur gleichen Zeit entſtandenen Kommentar über denſelben. Der Doppelname Zend-Aveſta iſt von dem Franzoſen Anquetil du Perron, welcher zuerſt das Aveſta in Europa bekannt gemacht hat, irrtümlicherweiſe eingeführt und ſeitdem beibehalten. Nächſt dem Aveſta kommen noch eine Reihe mittelperſiſcher und neuperſiſcher Schriften in betracht; ungleich wichtiger als die Nachrichten der Griechen und Römer ſind die Mitteilungen der Armenier über die zoroaſtriſche Religion.

Der Gegenſatz zwiſchen Böſe und Gut iſt nach Zoroaſters Lehre ſchon von Ewigkeit an vorhanden geweſen. Von Anbeginn an lebten die beiden Geiſter **Ahura Mazda** (Ormuzd, Hormuzd) und **Angra Mainju** (Ahriman), Ormuzd, ein lichtes, wahres und reines Weſen, während Ahrimans Charakter Finſternis, Lüge und Unreinheit iſt. Jener ſchafft Leben, dieſer ſinnt nur Zerſtörung und Tod. Als Gehilfen und Diener des Ormuzd, neben dem es in der älteſten Form des Zoroaſtrismus andere **Götter** nicht giebt, erſcheinen die ſechs „unſterblichen Heiligen“ (Amescha spenta):

1. **Aſcha**, die Verkörperung alles Wahren, Guten und Rechten, beſonders des Geſetzes, Rechtes und der Ordnung.
2. **Vohumanô**, „der gute Sinn“, welcher den Menſchen antreibt, das Gute, dem Ormuzd Wohlgefällige zu thun.
3. **Khſchathra vairja**, die Herrſchermacht. Dieſe drei ſind ſächlichen, die folgenden drei weiblichen Geſchlechts.
4. **Âramaiti**, der Genius der Fügſamkeit und des Gehorſams, als Tochter Ormuzds bezeichnet.
5. **Haurvatât**, „die Vollkommenheit“.
6. **Ameretatât**, „die Unſterblichkeit“.

Der „**Schöpfer der Kuh**“, der „**Geiſt des Rindes**“ (der Genius und Fürſprecher desſelben vor Mazda), der „**heilige Geiſt des Ormuzd**“ ſind dann noch weitere im Dienſte Ahura Mazdas ſtehende Weſen in den älteſten Liedern. Die Pflege des Viehs und ganz beſonders des Rindes galt als eine heilige Pflicht der Mazdagläubigen, während die Daêvaverehrer das Vieh töten und zum Opfer ſchlachten. Sehr bezeichnend iſt hierfür das folgende Lied des Zarathuſchtra ſelbſt, das in die Form eines Geſprächs zwiſchen dem Geiſt des Rindes, dem Schöpfer desſelben, Aſcha und Ahura Mazda gekleidet iſt. Die Szene ſpielt im Himmel wie auch noch in einem anderen Liede des Propheten. Das Rind hat ſich vertrauensvoll dem Landmann zum Dienſt geſtellt, es wird aber mißhandelt und muß im Himmel Schutz ſuchen. Mazda ſetzt ihm als Schützer den Zarathuſchtra, mit dem das Rind nicht zufrieden ſein will, da es einen kriegeriſchen Helfer erwartet hat. Es fügt ſich indes doch zuletzt im Vertrauen auf Ahura Mazdas Gerechtigkeit:

1. Euch[1] klagte der Geiſt des Rindes:
„Wozu ſchuft ihr mich? Wer bildete mich?
Zorn und Gewaltthat
Bedrängen mich, Mißhandlung und Tyrannei.
Keinen anderen Sorger habe ich außer euch,
Und doch kündetet ihr mir gutes vom Ackerbau.“
2. Da fragte der Schöpfer des Rindes:
„Aſcha, wie lautet deine Beſtimmung für das Rind?
Daß ihm ſeine Beſitzer ſpenden
Außer dem Futter auch ſorgſame Pflege?
Wen erkort ihr ihm als Schirmherrn,
Der Ungläubigen Zorn ihm zu wehren?“
3. Ihm entgegnete Aſcha: „Der Wohlwollende
Bricht nimmer dem Rinde den Bund;
Nur wiſſen ſie nicht,
Wie ſie gerecht die Untergebenen behandeln ſollen.
Der Geſchöpfe trefflichſtes iſt es,
Ihm möchte ich helfend mich nahen auf ſein Flehn.
4. Mazda kennt am genaueſten die Pläne,
Die vordem gemacht ſind
Von Teufeln und Menſchen,
Und auch die, welche in Zukunft gemacht werden.
Er fällt die Entſcheidung,
So geſchieht es, wie er es will.“
5. (Der Geiſt des Rindes:) „So laßt uns mit erhobenen Händen
Zu Ahura flehen —
Mein Geiſt und der der Kuh —
Daß wir ihn mahnen an ſeine Verheißungen:
Nicht ſoll dem gerecht Lebenden Bedrückung
Zu teil werden, noch dem Landmanne, durch die Ungläubigen.“
6. Da ſprach zu ihnen Ahura Mazda,
Kundig der Schickſalsbeſtimmungen:
„Nicht giebt es einen Schirmherrn
Noch einen Richter (für das Rind) von Rechts wegen.
Denn für den Landmann
Und Viehzüchter hat dich der Schöpfer gebildet.
7. Dieſe Beſtimmung hat des Opfers Herr,
Mazda, in Übereinſtimmung mit Aſcha getroffen
Für das Rind, und ſeine Milch[2]
Hat er dem Dürſtenden zugeſtanden.“

---

[1] Die Ruinen dieſer alten Stadt liegen unweit der heutigen Reſidenz Teherân.

[1] Nämlich dem Schöpfer des Rindes und Aſcha (der ewigen Gerechtigkeit).

[2] Das Fleiſch des Rindes darf nicht gegeſſen werden; ſelbſt **Jima**, der perſiſche Idealkönig, wird von Zarathuſchtra als Frevler bezeichnet, weil er gegen dies Gebot verſtoßen hat.

(Der Geiſt des Rindes:) „Wen aber haſt Du,
Der ſich unſer gegenüber den Menſchen annehme?"
8. (Ahura Mazda:) „Mir iſt hienieden nur einer bekannt,
Der Unſere Satzungen vernommen hat:
Zarathuſchtra, des Spitama Sproß.
Er will aus dem Gedächtnis
Unſere und Aſchas Gebote verkünden,
Wenn Ich ihm Beredſamkeit verleihe."
9. Da wehklagte der Geiſt des Rindes:
„Zufrieden ſoll ich ſein, wenn ich erhalte
Den Fürſpruch eines unkriegeriſchen Herrn,
Während ich einen machtvollen Helden begehre?
Wann wird der erſcheinen,
Der ihm (dem Rind) thatkräftige Hilfe bringt?
10. Darum ihr, o Herren, ſpendet ihnen (den Rindern)
Hilfe in gerechter Weiſe und Schutz,
Und wohlwollenden Sinns,
Daß man ihnen gute Ställe und Pflege gewähre.
Auch ich weiß ja, daß Du, o Mazda,
Den beſten Schutz zu ſpenden weißt.
11. Wo iſt ſonſt Recht, Wohlwollen
Und Macht? Darum nehmt mich rechtsmäßig
Auf in den fürſorglichen Bund.
Nun wird uns Hilfe zu teil, o Ahura,
Durch unſere Huldigung eurer Perſon."

Zoroaſter bezeichnet ſich in dieſem Liede ausdrücklich als Geſandten des Ahura Mazda (Vers 8) und zugleich als einen unkriegeriſchen Mann (Vers 9). Er hat ſich alſo wohl den Sieg ſeines Evangeliums auf friedlichem Wege vorgeſtellt; in ſeinem Sinne war es daher nicht, wenn ſpäter gewaltſame Bekehrungen mit dem Schwerte verſucht wurden, wie die Perſer zum Beiſpiel gegen die chriſtlichen Armenier vorgingen.

Eine wichtige Rolle ſpielt das Feuer, „der Sohn des Ahura Mazda". Die Bezeichnung „Feueranbeter", welche man den Zoroaſtriern häufig giebt, trifft aber nicht den Kern der Sache.

Es iſt ganz natürlich, daß ſolche unperſönliche Weſen, wie Aſcha, Vohumanô u. ſ. w. dem Geſchmack des Volkes auf die Dauer nicht zuſagen konnten. Der unbefangene Menſch verlangt nach greifbaren, körperlichen Geſtalten für die Götter, denen er ſeine Verehrung darbringen ſoll. Und ſo finden wir denn in den jüngeren Teilen des Aveſta überall wieder die alten Volksgötter neben Ahura Mazda eingeführt, welche der Stifter der Religion verbannt hatte. Auch in den Keilinſchriften der Achaemeniden heißt es: „Ahura Mazda, der größte der Götter, welcher dieſe Erde, jenen Himmel, der den Menſchen gemacht hat." Doch treten dieſe Götter wie Mithra (der Sonnengott) — dieſer Gott iſt ſpäter in Kleinaſien allgemein verehrt und ſogar in das Pantheon der Griechen und Römer aufgenommen worden — Anâhitâ (die Göttin des Waſſers), Tiſchtria (der Sirius), Mâh (der Mond), die Luft, Raſchnu (ſpäter einer der Totenrichter) u. v. a. m. immer hinter Ahura Mazda zurück. Eine wichtige Schöpfung der ſpäteren Zeit ſind auch die Schutzgeiſter der Frommen; jeder Fromme hat einen ſolchen, die Böſen nicht.

In der unendlichen Zeit, in welcher außer Ormuzd und Ahriman noch nichts vorhanden war, befanden ſich dieſe beiden jeder an einem beſonderen Orte: Ormuzd im „endloſen Licht", Ahriman in der „endloſen Finſternis". Zwiſchen beiden breitete ſich die Luft aus, ſo daß keiner zu dem andern kommen konnte. Ormuzd hatte in ſeiner Allwiſſenheit von dem Daſein des Ahriman Kunde, während dieſer nichts von jenem wußte. Der Trieb zu zerſtören führte den Ahriman einſt in die Lichträume Ormuzds, und dies war das erſte Zuſammentreffen beider Geiſter. Da Ormuzd wußte, daß Ahrimans Macht einſtmals ein Ende nehmen würde, wenn dieſer ſich zur Feſtſetzung einer beſtimmten Dauer ihres unausbleiblichen Kampfes verſtehen würde, ſo ſchlug er ihm für denſelben eine Periode von 9000 Jahren vor. Ahriman ſtimmte bei und verſcherzte ſich dadurch das ewige Daſein. In den erſten 3000 Jahren geſchah alles nur nach Ormuzds Willen, in den 3000 folgenden — die noch gegenwärtig zählen — haben beide gleiche Macht; in den letzten 3000 endlich nimmt die Macht des Ahriman allmählich immer mehr ab, bis ſie zuletzt ganz aufhört.

Wie Ormuzd ſich eine Reihe guter Genien als Diener ſchuf, ſo bildete ſich auch Ahriman eine Anzahl böſer Weſen; zunächſt ſechs als Gegenſchöpfung gegen die ſechs „unſterblichen Heiligen" des Ormuzd. Zu dieſen kommen noch andere wie Aêſchma (Dämon der Gewaltthat), der „Vernichter der Leiber" (eine Art Perſonifikation des Todes), die Lüge, Falſchheit, die Krankheiten, die Hexen und Zauberer u. a. m.

Eine abweichende Auffaſſung über die Entſtehung der beiden Geiſter vertrat die ſpätere Sekte der Zervaniten, welche im 5. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung mit einer feſt abgeſchloſſenen Lehre zuerſt auftreten. Der armeniſche Schriftſteller Esnik berichtet uns in ſeinem Buche: „Widerlegung der Irrlehren der Perſer" über dieſelbe das Folgende:

> Ehe etwas exiſtierte, weder Himmel noch Erde noch die Geſchöpfe, die im Himmel und auf der Erde ſind, war ein gewiſſer Zervan, deſſen Name „Schickſal" oder „Ruhm" bedeutet.[1] Tauſend Jahre lang brachte er Opfer dar, auf daß ihm ein Sohn Hormuzd geboren würde, der Himmel und Erde ſchaffe und alles, was darinnen iſt. Nachdem er tauſend Jahre ſo geopfert hatte, überlegte er: „Welchen Erfolg werden meine Opfer haben? werde ich einen Sohn Hormuzd bekommen, oder werden meine Bemühungen vergeblich ſein?" Und während er dies bedachte, entſtanden Hormuzd und Ahriman in ſeinem Leibe, Hormuzd für ſeine Opfer, Ahriman wegen ſeines Zweifelns. Zervan ſagte: „Zwei Söhne ſind in meinem Leibe; den, welcher zuerſt erſcheinen wird, will ich zum König machen." Hormuzd, der die Gedanken ſeines Vaters erkannt hatte, enthüllte ſie dem Ahriman. Dieſer verließ nun vorzeitig den Leib des Vaters und zeigte ſich ihm. Zervan kannte ihn nicht und fragte: „Wer biſt du?" Er erwiderte: „Ich bin dein Sohn." Zervan entgegnete: „Mein Sohn iſt wohlriechend und licht, du aber biſt finſter und übelriechend." Während dieſes Geſprächs ward Hormuzd geboren und erſchien vor ſeinem Vater, wohlriechend und licht. Zervan erkannte in ihm den erſehnten Sohn; als ihn Ahriman hierauf an ſein Gelübde erinnerte, ſagte er: „Falſches und böſes Weſen! dir iſt ein Reich von 9000 Jahren beſchieden. Danach werde ich Hormuzd zum König über dich machen. Nach 9000 Jahren wird Hormuzd herrſchen und alles, was er will, wird geſchehen." Hormuzd und Ahriman begannen nun Geſchöpfe zu ſchaffen; alles, was Hormuzd ſchuf, war gut und recht, und alles, was Ahriman ſchuf, war ſchlecht und verkehrt.

In dieſer Darſtellung erſcheinen Hormuzd und Ahriman als ein Zwillingspaar, hervorgegangen aus dem Schoße der unendlichen Zeit, während ſie nach der alten Lehre beide von Ewigkeit her vorhanden waren.

Im Mittelpunkte der ganzen Schöpfung ſteht der Menſch. Derſelbe iſt von Ormuzd nach dem Himmel, dem Waſſer, der Erde, den Pflanzen, den Tieren an ſechſter Stelle geſchaffen worden. Da er ſich nach ſeinem freien Willen für das Gute oder das Böſe ſelbſt entſcheiden kann, ſo iſt er oder vielmehr ſeine Seele der Gegenſtand des Kampfes zwiſchen den beiden Geiſtern. Allerdings nehmen dieſe nicht perſönlich an dem Kampfe teil, derſelbe wird nur durch die Heere der ihnen unterſtellten Geiſter geführt. Durch gute Gedanken, Worte (die Wahrheit reden) und Werke, durch treues Bekenntnis des Glaubens, durch Reinhalten von Seele und Leib thut der Menſch dem Reiche Ahrimans Abbruch und fördert das des Ormuzd; das gegenteilige Verhalten mehrt das Reich des böſen Geiſtes. Die ethiſchen Forderungen der zoroaſtriſchen Religion ſind ſehr hohe; aber dem Bilde, welches Xenophon in der Cyropaedie[1] von den Perſern entwirft, haben dieſe in Wahrheit niemals geglichen. Die ihnen hier nachgerühmte Wahrheitsliebe iſt immer nur die Tugend weniger geweſen. Darius warnt auf der großen Felseninſchrift am Berge Behiſtûn in moraliſierender Weiſe ſeinen Nachfolger vor der Lüge; aber im praktiſchen Leben nahm man es mit der Wahrheit nicht ſo genau. Die heutigen Perſer ſind in vielen Zügen die echten Nachkommen ihrer Ahnen; von der Liebe zur Wahrheit iſt bei ihnen auch nicht viel zu ſpüren.

Die Macht der Gebetsformeln gegen die Dämonen iſt eine große. Als Ormuzd bei dem erſten Zuſammentreffen mit Ahriman das heiligſte der Gebete, den Ahuna Vairja (Honovêr), herſagte

(Wie er (Zarathuſchtra) der beſte geiſtige Führer iſt,
So auch der beſte Protektor nach der Rechtsordnung,
Der Überbringer der Werke
Der frommgeſinnten Welt an Mazda.
Das Reich aber bleibt dem Ahura,
Welcher ihn (den Zarathuſchtra) den Bedrängten zum Hirten geſetzt hat.);

krümmte dieſer nach den erſten ſieben Worten den Leib vor Furcht zuſammen, nach den zweiten ſieben fiel er auf die Kniee und nach den letzten ward er ſo beſtürzt und machtlos, daß er 3000 Jahre lang der guten Schöpfung nicht zu ſchaden vermochte. Ebenſo kann auch der Menſch durch Gebete die Teufel bannen.

Da die ganze Schöpfung in eine gute und in eine böſe geſpalten iſt, ſo tritt eine Verminderung der Macht Ahrimans auch dann ein, wenn der Fromme möglichſt viele ſeiner Geſchöpfe tötet. Ahrimaniſches Getier ſind zum Beiſpiel Schlangen, Würmer, Wölfe, Heuſchrecken, Ameiſen, Mäuſe; der guten Schöpfung gehören die Haustiere an, nächſt dem Rinde beſonders der Hund, dazu kommen noch andere Tiere, wie der Igel, der Biber. Von den Pflanzen ſind die giftigen das Werk Ahrimans. Die Forderung der ſeeliſchen Reinheit wird ganz äußerlich auf den Körper übertragen. Wer eine Leiche berührt, wird dadurch unrein und muß ſich umſtändlichen Reinigungszeremonieen unterziehen. Die ſpätere Prieſterlitteratur hat wie der Talmud eine förmliche Kaſuiſtik ausgebildet und erörtert die verſchiedenſten Fälle, in welchen man auf einen Leichnam ſtoßen und ſich ſo verunreinigen kann. Da Feuer und Erde dem Ormuzd heilig ſind, ſo dürfen die Leichen weder verbrannt noch begraben werden, ſonſt würde eine Befleckung dieſer Elemente eintreten. Man ſetzt daher die Toten auf ſogenannten Leichentürmen (dakhma) aus, wo ſie von den Geiern verzehrt werden. Ein ſolcher Turm hat kein Dach, er liegt auf einem Berge außerhalb der Stadt; in drei Reihen werden die Leichname, jenachdem ſie von Männern, Frauen oder Kindern ſind, auf Roſte niedergelegt. Kaum haben die Träger den Turm wieder verlaſſen, ſo ſtürzt ſich die bereits auf den Zinnen auf die Beute lauernde Schar der Aasvögel hinab in das Innere. Die Knochen fallen durch die Roſte hinunter in die Tiefe.[2]

---

[1] Ein Irrtum Esniks, Zervan bedeutet vielmehr „Zeit".

[1] Die Cyropaedie iſt nur ein Roman, nach Niebuhrs Urteil ſogar ein „läppiſcher".

[2] Das Muſeum für Völkerkunde in Berlin beſitzt eine hübſche Nachbildung eines ſolchen Leichenturmes, wie er noch heute in Indien im Gebrauch iſt. Man nennt dieſe Türme jetzt „Türme des Schweigens".

Wohl hat der Menſch die Wahl der Entſcheidung zwiſchen Ormuzds und Ahrimans Reich, aber ſelbſt beim beſten Willen verfällt er leicht dem Irrtum und verſcherzt ſich ſo ſeine Seligkeit. Darum hat Ahura Mazda ſeinen Propheten in die Welt geſandt:

„Da ja für die Seele nicht klar
Daliegt der beſſere Pfad,
Trete ich vor euch alle
Als Richter, wie Ahura Mazda weiß,
Zwiſchen den beiden Parteien,
Daß wir in Frömmigkeit leben mögen."

Nach der ſpäteren Sage wollte Ormuzd ſchon vor Zoroaſter den Jima zum Propheten wählen; dieſer fühlte ſich aber nicht würdig für dieſes hohe Amt und ſo begnügte er ſich mit der Rolle eines irdiſchen Beglückers der Menſchheit. Dieſe Jimaſage iſt uns im Aveſta erhalten:

1. Es fragte Zarathuſchtra den Ahura Mazda:
„Ahura Mazda, heiligſter
Geiſt, gerechter Schöpfer
Der irdiſchen Weſen,
Wem zuerſt von den Menſchen
Haſt Du Dich geoffenbart, Ahura Mazda,
Außer mir, dem Zarathuſchtra?
Wem haſt Du den Glauben gelehrt
Des Ahura und des Zarathuſchtra?"
2. Da ſprach Ahura Mazda:
„Dem herrlichen, herdenreichen Jima,
Gerechter Zarathuſchtra.
Ihm zuerſt von den Menſchen
Offenbarte ich mich, ich Ahura Mazda,
Außer dir, dem Zarathuſchtra;
Ihm lehrte ich den Glauben
Des Ahura und des Zarathuſchtra.
3. Da ſprach ich zu ihm, o Zarathuſchtra,
Ich Ahura Mazda:
‚Sei mir, herrlichſter Jima, Vîvanhant's Sohn,
Prophet und Verbreiter des Glaubens.'
Da antwortete mir Jima,
Der herrliche, o Zarathuſchtra:
‚Nicht bin ich befähigt noch gelehrt
Als Prophet und Verbreiter des Glaubens.'
4. Da ſprach ich zu ihm, o Zarathuſchtra,
Ich Ahura Mazda:
‚Wenn Du mir, Jima, nicht ſein willſt
Prophet und Verbreiter des Glaubens,
So beglücke meine Geſchöpfe
Und mehre meine Geſchöpfe,
So ſei meiner Geſchöpfe
Schirmer, Hüter und Aufſeher.'
5. Da antwortete mir Jima,
Der herrliche, o Zarathuſchtra:
‚Ich will beglücken Deine Geſchöpfe
Und will mehren Deine Geſchöpfe,
Ich will ſein Deiner Geſchöpfe
Schirmer, Hüter und Aufſeher.'
7. Da brachte ich ihm zwei Werkzeuge,
Ich Ahura Mazda,
Einen goldenen Stab
Und einen goldverzierten Stachel.
8. Da verfloſſen dreihundert Jahre unter Jimas Herrſchaft.
Und die Erde ward ihm voll
Von Schafen, Großvieh und Menſchen,
Von Hunden, Vögeln und roten Feuern.
Nicht fanden mehr Platz
Schafe, Großvieh und Menſchen.
9. Da verkündete ich dem Jima:
‚Schöner Jima, Vîvanhant's Sohn,
Voll iſt die Erde geworden
Von Schafen, Großvieh und Menſchen,
Von Hunden, Vögeln und roten Feuern.
Nicht finden mehr Platz
Schafe, Großvieh und Menſchen.'
10. Da ſchritt Jima dem Lichte (der Sonne) zu,
Nach Oſten, der Bahn der Sonne zu.
Die Erde berührte er
Mit dem goldenen Stabe
Und ritzte ſie mit dem Stachel,
Alſo ſprechend: ‚Liebe, heilige Erde,
Rühre dich, neige dich auseinander,
Du Mutter der Tiere und Menſchen.'
11. Da ſpaltete Jima die Erde,
Um ein Drittel größer
Ward ſie als zuvor.
Unterkunft fanden dort
Schafe, Großvieh und Menſchen
Nach Wunſch und Begehr,
Wie es einem jeden gefiel."

Nach Verlauf von 600 und 900 Jahren wiederholen ſich dieſelben Vorgänge, die Erde wird von Jima um zwei bezw. drei Drittel vergrößert; als dann 1000 Jahre um ſind, ſetzt die Erzählung wieder ein.

21. Einen Rat hielt
Der Schöpfer Ahura Mazda
Mit den himmliſchen Göttern
Im Stammlande der ruhmreichen Arier
An der guten Dâitja.[1]
Zu dieſem Rate kam
Der Herrſcher Jima, der herdenreiche,
Mit den beſten Menſchen
Im Stammlande der ruhmreichen Arier
An den guten Dâitja.
22. Da ſprach Ahura Mazda zu Jima:
„Herrlicher Jima, Vîvanhant's Sohn,
Ueber die irdiſche Welt
Soll das Unheil des Winters kommen,
Und damit ein harter, ſtarrer Froſt.
Über die irdiſche Welt
Soll das Unheil des Winters kommen,
Wobei viel Schnee fallen wird
Auf den höchſten Bergen
Und in den Niederungen der Erde.
23. An allen drei Stellen wird das Vieh fliehen,
Das an den gefährdetſten Plätzen iſt,
Auf den Höhen der Berge
Und in den Thalgründen
In feſten Ställen.
24. Vor dem Winter
Trug das Land Weide;
Viel Waſſer wird es überſchwemmen,
Wenn der Schnee geſchmolzen iſt.
Keine Fußſpuren werden mehr erſcheinen,
Wo man ſonſt ſolche vom Vieh ſah.
25. Mache du eine Stadt[1],
Einen Roßlauf im Gevierte.
Dorthin bringe einen Stamm
Von Herden, Zugtieren und Menſchen,
Von Hunden, Vögeln und roten Feuern.
Mache die Stadt
Zur Wohnung für die Menſchen
Und zu Ställen für das Vieh.
26. Leite dorthin Waſſer
Einen Hâthra[2] Wegs lang,
Lege dort Straßen an
Und baue Häuſer
Und einen Graben und Stützpfeiler
An dem herum laufenden Wall.
27.[3] [Dorthin bringe einen Stamm von allen Männern und Frauen, welche auf Erden die größten, beſten und ſchönſten ſind. Dorthin bringe einen Stamm von allen Tierarten, welche auf Erden die größten, beſten und ſchönſten ſind.
28. Dorthin bringe einen Stamm von allen Gewächſen, welche auf Erden die höchſten und wohlriechendſten ſind. Dorthin bringe einen Stamm von allen Speiſen, welche auf Erden die wohlſchmeckendſten und wohlriechendſten ſind. Alles laß immer paarweiſe vorhanden ſein, ſo lange die Menſchen in der Stadt bleiben.
29. Nicht darf dort hinein ein Streitſüchtiger, Zankluſtiger noch Unruheſtifter; keine Feindſchaft, Not und Betrug ſoll es dort geben; keinen Zwerg, keinen Krüppel, keinen Zahnloſen, keinen vom Ausſatz Befallenen noch irgend einen anderen mit den Malen des böſen Geiſtes Gezeichneten.[4]
30. Nach dem oberen Teile der Stadt lege neun Brücken (über den Graben), nach dem mittleren ſechs, nach dem unteren drei. In die Oberſtadt führe über die Brücken einen Stamm von tauſend Männern und Frauen, in die mittlere einen von ſechshundert, in die Unterſtadt einen von dreihundert.]
Und treibe ſie in die Stadt
Mit dem goldenen Stabe
Und ſchließe das Thor
In der lichten, von natürlichen Lichtern (Sternen) erhellten Stadt.
31. Da überlegte Jima:
„Wie ſoll ich die Stadt machen,
Von der mir Ahura Mazda geſagt?"
Da ſprach Ahura Mazda zu Jima:
„Herrlicher Jima, Vîvanhant's Sohn,
Schreite ein Stück Lands mit den Füßen ab
Und ſcheide es mit den Händen ab,
So wie noch jetzt die Menſchen
Ein Stück Lands abgrenzen."

Jima thut hierauf ganz, wie ihm Ahura Mazda geheißen hat; wir ſehen ihn mit den Seinen in die Stadt einziehen und das Thor ſchließen. Damit bricht die Erzählung ab. Man hat in der Sage irrtümlicherweiſe eine Erinnerung an den Mythus der großen Flut (Sintflut) finden wollen; es handelt ſich jedoch vielmehr um das Paradies, welches Jima auf Erden ſchuf. In ſeinem Reiche gab es keinen Winter, „der von den Teufeln geſchaffen iſt". Jima iſt der Dſchemſchîd des Königsbuchs (Schâhnâme) und gilt immer als das Ideal eines perſiſchen Königs.

Mit dem Tode iſt nur der erſte Teil des Lebens der Seele zu Ende. Je nach ſeinen Thaten im irdiſchen Leben bereitet ſich der Menſch ſelbſt ſein Schickſal nach dem Tode. In ein Buch werden im Himmel alle ſeine Gedanken, Worte und Werke eingetragen, die guten als Guthaben, die böſen als Schulden. Auf Grund dieſes Hauptbuchs wird der Seele das Urteil geſprochen; auf einer Wage werden die guten und böſen Werke gewogen. Überwiegen die erſteren, ſo geht die Seele ſogleich in das Paradies ein, überwiegen die letzteren, ſo verfällt ſie der

---

[1] Ein Fluß; da das Stammland der Arier, wie es das Aveſta nennt, im Oſten Perſiens lag, ſo können wir uns unter der Dâitja etwa den Jaxartes denken.

---

[1] Die Überſetzung „Stadt" des nicht klaren Aveſtawortes iſt nach der folgenden Schilderung gewählt.

[2] Ein Wegmaß.

[3] Proſa, der alten poetiſchen Erzählung ſpäter angefügt.

[4] In Perſien konnte niemand König ſein, der mit irgend einem körperlichen Fehler behaftet war.

Hölle. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß beide einander das Gleichgewicht halten; dann kommt die Seele in eine Mittelwelt (Hamêſtakân), entſprechend dem Fegefeuer der Katholiken, in welcher ſie bis zum jüngſten Gericht bleibt, wo ihr Schickſal endgiltig entſchieden wird. Nachdem der Urteilsſpruch geſprochen iſt, müſſen die Seelen die „Gerichtsbrücke“ überſchreiten, welche den Frommen breit und bequem erſcheint und ſie in das Paradies führt; für die Böſen iſt ſie dagegen ſchmal, ſie betreten die Brücke mit Zagen und werden durch die Dämonen von derſelben in die Hölle hinabgeſtürzt. Über die Plagen der Sünder in der Hölle je nach ihren verſchiedenen Vergehen berichtet uns das Ardâ Vîrâf-Buch. In demſelben wird eine Höllenreiſe geſchildert, welche der fromme Prieſter Ardâ Vîrâf während ſeiner Lebenszeit unternahm. Es iſt derſelbe Stoff, den Dante in ſeiner „Hölle“ behandelt hat.

Am Ende der Welt wird die Macht Ahrimans gänzlich gebrochen werden. Zu dieſer Zeit wird eine allgemeine Auferſtehung der Toten ſtattfinden und Ormuzd das letzte entſcheidende Gericht abhalten. Dann wird in einem letzten großen Kampfe Ahriman ſamt allen ſeinen Geiſtern und der Hölle vernichtet werden und das ganze All wird nur noch ein großes Reich des Ormuzd bilden.

Das Aveſta, wie es uns gegenwärtig vorliegt, iſt nur ein geringer Teil des urſprünglichen Werkes. Nach dem griechiſchen Schriftſteller Hermippus ſoll Zoroaſter, der Magier (Magu war der Titel der perſiſchen Prieſter), zwanzig Bücher von je 100 000 Verſen hinterlaſſen haben; die orientaliſche Überlieferung erzählt von einundzwanzig Büchern, die auf 12 000 Kuhhäuten in der von Zoroaſter erfundenen heiligen Schrift aufgezeichnet waren. Die Zahl 21 erſcheint als eine heilige Zahl: 21 Worte hat das vornehmſte aller Gebete (Ahuna Vairja), 21 Kapitel haben einzelne Bücher des Aveſta bei einer ſpäteren Zuſammenſtellung des Werkes erhalten. Bis zu Alexander dem Großen (Iskender-î Rûmî) ſoll das Aveſta, das nur in einem einzigen mit goldener Tinte geſchriebenen Exemplare exiſtierte, im königlichen Archiv zu Perſepolis aufbewahrt geweſen ſein. Als der Königspalaſt auf Alexanders Befehl verbrannt wurde, gelang es nur einzelne Teile des Aveſta vor den Flammen zu retten. Unter dem letzten arſacidiſchen Könige begann dann eine Sammlung der verſtreuten, durch die Prieſter bewahrten Fragmente, die unter dem erſten ſaſſanidiſchen Herrſcher und deſſen Sohn Schâpûr I. (241—272 n. Chr.) beendet ward. König Schâpûr II. (309—379) befahl eine Sichtung dieſer Sammlung und ließ zugleich eine Überſetzung des Aveſta anfertigen.

Natürlich iſt ein guter Teil dieſer Nachrichten ſagenhaft, unzweifelhaft iſt es indes, daß Teile des Aveſta verloren gegangen ſind und daß man einſtmals eine Sammlung alter Bruchſtücke vorgenommen hat. Das Aveſta beſteht heute aus vier Teilen: dem Jasna, dem Vispered, dem Vendidad und dem Khorda Aveſta.

Der Jasna iſt liturgiſchen Inhalts, in ihm finden ſich die Formeln und Gebete, welche die Prieſter beim Jasna (Izeſchne), der feierlichen Opferhandlung, herſagen. Dem Jasna ſind auch die ſchon erwähnten Lieder des Zoroaſter, die Gâthâs, eingefügt.

Der Vispered iſt ebenfalls ein liturgiſches Buch; er iſt nach dem Vorbild des Jasna zuſammengeſtellt und enthält Zuſätze zu demſelben. Vispered bedeutet „alle Herren“ und bezieht ſich auf die einzelnen Häupter der guten Schöpfung, an welche die Gebete gerichtet werden.

Der Vendidad, „das Geſetz für die Feinde des Teufels (daêva)“, enthält die vorgeſchriebenen Reinigungsvorſchriften und Bußen für Sünden. Darunter begegnet uns auch eine Schöpfungsgeſchichte, die oben überſetzte Jimaſage, eine Verherrlichung des Ackerbaues, eine Sage über die Schöpfung der Krankheiten durch den böſen Geiſt u. a. m.

Dieſe drei Teile ſind beſonders für den Prieſter beſtimmt, das Khorda Aveſta „kleines Aveſta“ iſt auch für den Laien. Es enthält neben kurzen Gebeten für die tägliche Hausandacht vor allem eine Anzahl Lieder, welche an die Jazatas, die himmliſchen Gottheiten neben Ormuzd gerichtet ſind. In ihnen finden ſich die meiſten der alten Sagen, die im Aveſta überhaupt vorkommen.

Als Probe der Dichtungen des Jasna geben wir die folgende Hymne, die allerdings ſehr vorteilhaft von den ſonſtigen meiſt langweiligen Gebeten abſticht.

1. Um die Morgenzeit
Trat Haoma[1]) zum Zarathuſchtra,
Der das Feuer zurecht machte
Und die Gâthâs herſagte.
Ihn fragte Zarathuſchtra: „Wer, o Mann, biſt du,
Den von der ganzen irdiſchen Welt
Ich als den ſchönſten ſah
In meinem Leben?“
2. Da erwiderte mir dieſer,
Der fromme, weitleuchtende Haoma:
„Ich bin, o Zarathuſchtra,
Der fromme, weitleuchtende Haoma.
Sammle mich, Spitama,
Preſſe mich zum Tranke,
Singe mir Preislieder,
Wie mich auch die anderen Saoſchjant[1]) geprieſen haben.
3. Da ſprach Zarathuſchtra:
„Wer hat dich, Haoma, als der erſte Menſch
Für die irdiſchen Weſen ausgepreßt?
Welche Segnung ward ihm zu teil dafür?
Welchen Lohn erhielt er?
4. Da antwortete mir dieſer,
Der fromme, weitleuchtende Haoma:
„Vîvanhant hat als der erſte Menſch
Mich für die irdiſchen Weſen ausgepreßt.
Dieſe Segnung ward ihm zu teil dafür,
Dieſen Lohn erhielt er:
Daß ihm als Sohn geboren ward,
Jima, der herdenreiche Fürſt,
Der glorreichſte der Geſchöpfe,
Der ſonnengleiche unter den Menſchen.
Daß er (Jima) durch ſeine Herrſchaft
Unſterblich machte Menſchen und Tiere
Und unverſieglich Waſſer und Pflanzen,
So daß die Speiſe nie mangelte.
5. Unter des reiſigen Jima Herrſchaft
Gab es nicht Kälte noch Hitze,
Nicht Alter noch Tod,
Noch teufelgeſchaffene Krankheit.
Wie Fünfzehnjährige ſchritten einher
Vater und Sohn an Geſtalt,
So lange herrſchte der herdenreiche
Jima, des Vîvanhant Sohn.“
6. „Wer hat dich, Haoma, als zweiter Menſch
Für die irdiſchen Weſen ausgepreßt?
Welche Segnung ward ihm zu teil dafür?
Welchen Lohn erhielt er?“
7. Da erwiderte mir dieſer,
Der fromme, weitleuchtende Haoma:
„Âthwja[2]) hat als der zweite Menſch
Mich für die irdiſchen Weſen ausgepreßt.
Dieſe Segnung ward ihm zu teil dafür,
Dieſen Lohn erhielt er:
Daß ihm als Sohn geboren ward
Des kraftvollen Stammes Thraêtaona[3]).
8. Welcher erſchlug den Drachen Dahâka
Mit drei Mäulern und drei Köpfen,
Mit ſechs Augen und tauſend Sinnen,
Den überſtarken Teufelsunhold,
Den bösartigen gegen die Geſchöpfe, den frevleriſchen,
Den überſtärkſten Unhold,
Welchen geſchaffen hatte der böſe Geiſt
Gegen die irdiſchen Weſen
Zum Tod für die frommen Geſchöpfe.“
9. „Wer hat dich, Haoma, als der dritte Menſch
Für die irdiſchen Weſen ausgepreßt?
Welche Segnung ward ihm zu teil dafür?
Welchen Lohn erhielt er?“
10. Da entgegnete mir dieſer,
Der fromme, weitleuchtende Haoma:
„Thrita[4]), der hilfreichſte aus Sâmas Geſchlecht, hat als dritter Menſch
Mich für die irdiſchen Weſen ausgepreßt.
Dieſe Segnung ward ihm zu teil dafür,
Dieſen Lohn erhielt er:
Daß ihm zwei Söhne geboren wurden
Urvâkhſchaja und Kereſâspa.[5])
Der eine ein frommer Geſetzgeber,
Der andere ein hohe Thaten vollführender,
Lockiger, keulentragender Jüngling,
Welcher erſchlug den hörnenen Drachen,
11. Der Roſſe und Menſchen fraß,
Den giftigen, gelblichen,
Aus dem Gift hervorquoll
Daumesdick und gelb.
Auf ihm kochte Kereſâspa
In eiſernem Keſſel ſich Eſſen
Zur Mittagszeit; da ward es heiß
Dem Todbringer, und er ſchwitzte.
Unter dem Keſſel ſchnellte er hervor
Und verſchüttete das kochende Waſſer.
Seitwärts ſprang erſchreckt
Der mutige Kereſâspa.“
12. „Wer hat dich, Haoma, als vierter Menſch
Für die irdiſchen Weſen ausgepreßt?
Welche Segnung ward ihm zu teil dafür?
Welchen Lohn erhielt er?“
13. Da entgegnete mir dieſer,
Der fromme, weitleuchtende Haoma:
„Pouruſchâspa hat mich als vierter Menſch
Für die irdiſchen Weſen ausgepreßt.
Dieſe Segnung ward ihm zu teil,
Dieſen Lohn erhielt er:
Daß ihm du geboren wurdeſt,
Du, o wahrhafter Zarathuſchtra,

---

[1]) Sprich Hauma. Die Perſonifikation des beim Opfer gebrauchten Rauſchtranks, der indiſche Sôma. Welche Pflanze für denſelben verwendet wurde, iſt nicht mehr bekannt.

[1]) Sprich Sauſchjant. Dieſen Namen führen die hervorragenden Förderer der zoroaſtriſchen Religion, alſo auch der Stifter ſelbſt. Bei der Auferſtehung der Toten wird ebenfalls ein Sauſchjant, ein Nachkomme Zarathuſchtras, eine Rolle ſpielen.

[2]) Der Âbtîn oder Âtbîn der ſpäteren Sage.

[3]) Sprich: Thraitauna; der Ferêdûn des Königsbuchs, welcher den Aſchdahâ d. h. den „Drachen Dahâka“ tötete.

[4]) Asrit ſpäter.

[5]) Urvâkhſchaja begegnet in der ſpäteren Sage nicht mehr; Kereſâspa erſcheint als Gerſchasp. Die Szene, wie Kereſâspa auf dem Körper des Drachen ſich Mittageſſen kocht, iſt eine der reizendſten und humorvollſten des ganzen Aveſta.

Aus Pouruſchâspas Hauſe,
Der Teufelsfeind, der Ormuzdgläubige.
14. In dem Stammland der berühmten Arier
Haſt du zuerſt, Zarathuſchtra,
Den Ahuna Vairja[1]) hergeſagt;
15. Du zwangſt, ſich in die Erde zu verkriechen,
Alle Teufel, o Zarathuſchtra,
Die vordem in Menſchengeſtalt
Auf dieſer Erde umherſtrichen.
Der du der mächtigſte, ſchnellſte,
Der thätigſte, behendeſte,
Der allerſiegreichſte
Unter den Geſchöpfen der beiden Geiſter wardſt.“

Hierauf folgen noch Anrufungen des Haoma, der mancherlei Gnaden verleiht. In einem anderen Liede heißt es von dem Haomatrank:

Alle anderen Räuſche ſind gefolgt
Von Wunden ſchlagender Raſerei,
Aber der Rauſch des Haoma
Von friedlicher Frömmigkeit.

Im Rhorda Aveſta ſind von beſonderem Intereſſe die Jaſcht's, an verſchiedene Gottheiten gerichtete Lieder. Hier finden wir vorzüglich die alten perſiſchen Volksſagen, die ſpäter im Königsbuch, oft in einer jüngeren Geſtaltung, zuſammengeſtellt ſind. An Tiſchtria, den Regenſtern, iſt Jaſcht 8 gerichtet. Tiſchtria führt einen Kampf gegen Apaoſcha (ſprich Apauſcha), den Dämon der Trockenheit, welchen er nach hartem Streit endlich überwindet. Dieſer Kampf wird in folgender Weiſe beſungen:

20. Und es zieht hinunter
Der ſtrahlende, glanzvolle Tiſchtria
Zum See Vourukaſcha[2])
In Geſtalt eines weißen Roſſes,
Eines ſchönen, goldohrigen
Mit goldener Schabracke.
21. Ihm entgegen ſtürzt ſich
Der Dämon Apaoſcha
In Geſtalt eines ſchwarzen Roſſes,
Eines kahlen, kahlohrigen,
Eines kahlen, kahlrückigen,
Eines kahlen, kahlſchwänzigen,
Räudigen, vor der Schabracke ſcheuenden.
22. Beide werden handgemein,
Der ſtrahlende, glanzvolle Tiſchtria
Und der Dämon Apaoſcha.
Sie ſtreiten zuſammen
Drei Tage lang und drei Nächte.
Über ihn wird mächtig,
Über ihn wird ſiegreich
Der Dämon Apaoſcha,
Über den ſtrahlenden, glanzvollen Tiſchtria.
23. Dann vertreibt er ihn
Vom See Vourukaſcha
Einen Hâthra (ein Längenmaß) Weg's weit.
Leid und Tod kündet
Der ſtrahlende, glanzvolle Tiſchtria:
„Leid ward mir, Ahura Mazda,
Tod ward euch, ihr Waſſer und Pflanzen,
Das Verhängnis naht dir, o Mazdaglaube;
Nicht werden mich nun die Menſchen
Noch beim Namen im Gebet anrufen,
Wie ſie die anderen Götter
Bei Namen im Gebet anrufen.
24. Wenn mich die Menſchen
Beim Namen im Gebet anrufen würden,
Wie ſie die anderen Götter
Bei Namen im Gebet anrufen,
Dann würde mir zu teil werden
Die Stärke von zehn Roſſen,
Die Stärke von zehn Kamelen,
Die Stärke von zehn Stieren,
Die Stärke von zehn Bergen,
Die Stärke von zehn ſtrömenden Waſſern.“[3])
25. Ich, Ahura Mazda,
Rufe beim Namen im Gebet an
Den ſtrahlenden, glanzvollen Tiſchtria,
Ich verleihe ihm
Die Stärke von zehn Roſſen u. ſ. w.
26. Und wieder zieht hinunter
Der ſtrahlende, glanzvolle Tiſchtria
Zum See Vourukaſcha,
In Geſtalt eines weißen Roſſes u. ſ. w.
27. Ihm entgegen ſtürzt ſich
Der Dämon Apaoſcha u. ſ. w.
28. Beide werden handgemein,
Der ſtrahlende, glanzvolle Tiſchtria
Und der Dämon Apaoſcha,
Sie ſtreiten zuſammen.
Um die Mittagszeit
Wird über ihn mächtig,
Wird über ihn ſiegreich
Der ſtrahlende, glanzvolle Tiſchtria
Über den Dämon Apaoſcha.
29. Dann vertreibt er ihn
Vom See Vourukaſcha
Einen Hâthra Weg's weit.
Und er kündet Glück
Der ſtrahlende, glanzvolle Tiſchtria:
„Glück ward mir, o Ahura Mazda,
Glück euch, ihr Waſſer und Pflanzen!
Glück dir, o Mazdaglaube!
Glück ward euch, ihr Fluren!
Über euch werden Waſſerſtröme
Unaufhaltſam hinfluten,
Für die kornreichen Äcker,
Für die Wieſen
Der irdiſchen Geſchöpfe.“

Tiſchtria ſchafft nun den Regen, nach dem ſich die Natur lange geſehnt hat.

In dieſer Sage iſt uns eine der alten Sturm- und Gewittermythen erhalten, wie ſie bei allen indogermaniſchen Völkern vorkommen.

Die Religion Zoroaſters verbreitete ſich von Baktrien aus nach Medien und Perſien. Zur Zeit der Achaemeniden war ſie im perſiſchen Reiche die Landesreligion. In den Angaben Herodots über die Religion der Perſer finden wir manche Abweichungen von den Lehren des Aveſta. Herodot giebt indes keine umfaſſende Darſtellung der Religionslehren, ſondern er ſchildert nur die hauptſächlichſten äußeren Formen, unter welchen dieſelben dem fremden Beobachter vor Augen traten. Von manchen Lehren des Aveſta wiſſen wir zudem nicht, in welcher Zeit ſie entſtanden ſind, da es uns ganz unbekannt iſt, wann die einzelnen Teile des uns heute vorliegenden Buches verfaßt ſind. Als man etwa im dritten Jahrhundert nach Chriſti Geburt die Reſte des Aveſta zuerſt ſammelte und zu einem Ganzen vereinigte, war man gewiß oft genötigt, unzuſammenhängende Bruchſtücke zu verbinden, indem man in der alten, längſt erloſchenen Sprache die fehlenden Übergänge herzuſtellen ſuchte. Daher erklärt ſich auch die oft völlig ungrammatiſche Form einzelner Stücke des Aveſta.

Mit dem Sturz des achaemenidiſchen Reichs (331 v. Chr.) fiel auch die zoroaſtriſche Religion; das Herrſcherhaus der Saſſaniden (226 bis 651 n. Chr.), welches in jeder Beziehung an das alte nationale Reich anknüpfte, erhob den Zoroaſtrismus wieder zur Landesreligion, der nun ſeine höchſte Machtentfaltung erreichte. In der langen Zwiſchenzeit, in welcher das Verſtändnis der heiligen Schriften nur durch eine unterdrückte Prieſterſchaft erhalten wurde, war aber ganz natürlich eine Unſicherheit in der Auslegung derſelben eingetreten, und dieſe machte die bereits erwähnte Überſetzung des Urtextes in das damals geſprochene Mittelperſiſche notwendig. Unter dem Schutze der dem Glauben treu ergebenen Regierung erlangte die Kirche eine hohe Macht, welche der der katholiſchen Kirche im Mittelalter ſehr ähnlich war. Die Prieſter nahmen die unbeſchränkte Herrſchaft über die Seelen ihrer Gemeindeglieder in Anſpruch und verſtanden es oft auch in politiſchen Fragen ſich die ausſchlaggebende Stimme zu ſichern. Für eine ſolche Zeit ſind bezeichnend Lehrſätze wie die folgenden: Gute Werke ſeien nur diejenigen, welche auf Veranlaſſung und im Auftrag des Prieſters ausgeführt würden; jedes andere, ſelbſt an ſich gute Werk, werde eigenmächtig gethan, dem Thäter zur Sünde. Damals bildeten ſich auch einzelne Sekten, unter denen die der Manichaeer den meiſten Einfluß erlangt hat.

Im Jahre 641 machte die Schlacht bei Nehâwend dem Reiche der Saſſaniden eine Ende; der letzte König Jezdegird III. hielt ſich noch etwa zehn Jahre, war jedoch völlig machtlos, bis er 651 oder 652 wie ſeiner Zeit Darius von ſeinen eignen Dienern fern an der Oſtgrenze ſeines Reiches ermordet wurde. Die Sieger, die Muhammedaner, zwangen den beſiegten Perſern ihre Religion, den Islâm, auf und verfolgten die Anhänger der zoroaſtriſchen Lehre mit Feuer und Schwert. Dieſelben, ſo weit ſie dem alten Glauben treu blieben, zogen ſich in die Gebirgsgegenden der Provinz Khoraſſân zurück, bis ſie auch hier vor der Verfolgungswut der Araber nicht mehr ſicher waren. Nach mannigfachen Schickſalen wanderte die Mehrzahl der Pârſîs oder Parſen, wie ſich die heutigen Zoroaſtrier nennen, nach Indien aus und ließen ſich ſchließlich in Guzerat nieder. Nach der Zählung vom Jahre 1881 belief ſich die Zahl der Parſen in Indien auf 85 397; ſie bilden heute eine angeſehene Gemeinde mit den Hauptſitzen in Bombay und Surat. In Perſien leben noch etwa 8000 der alten Religion Angehörige, ſie wohnen dort beſonders in Jezd und Kirmân.

In vielen Beziehungen haben die Parſis die alten Formen der Religion getreu beibehalten; ſie ſtellen im allgemeinen den Stand derſelben zur Saſſanidenzeit dar, das Verſtändnis für das Aveſta iſt ihnen aber infolge der anhaltenden Verfolgungen auch vielfach abhanden gekommen. Es iſt natürlich, daß ſie manche der alten Sitten aufgegeben haben, ſo verabſcheuen ſie zum Beiſpiel die Heirat unter nahen Verwandten, die früher eine verbreitete Sitte in Perſien war.

Die Perſer der Jetztzeit ſind fanatiſche Anhänger des Muhammedanismus; ihre einſtige nationale Religion zählt im Lande nur noch die kleine, ſchon erwähnte Schar der Parſen.

Paul Horn.

---

[1]) Das ſchon öfter erwähnte Gebet.

[2]) Der Ozean, in welchen alle Waſſer der Erde münden.

[3]) Nach zoroaſtriſcher Vorſtellung wächſt die Macht der Götter durch Opfer und Gebete von Seite der Menſchen, während ſie ohne dieſelben abnimmt. Das Opfer iſt übrigens unblutig, nur Milch und Haoma werden dem Gotte geweiht. — Hier verleiht Ahura Mazda ſelbſt dem Tiſchtria die erbetene Kraft.

Kurze griechiſche und römiſche Mythologie.

Entſtehung der Welt und der Götter.

Nach einem Ausſpruch Herodot's haben Homer und Heſiod den Griechen ihre Götter geſchaffen, ſie haben denſelben, die ſie ſich als vollkommene menſchliche Weſen dachten, Namen, beſtimmte Verrichtungen und Geſtalt zugeteilt.

Heſiod läßt aus dem Chaos, dem allumfaſſenden Raum von undurchdringlicher Nacht und Finſternis, Gaea (die Erde), Erebos (die Unterwelt) und Eros (die Liebe) entſtehen. Aus der Erde bildet ſich Pontos (das Meer), Uranos (das Himmelsgewölbe) und die Gebirge.

Durch Vermählung des Uranos mit der Gaea werden die Titanen (6 männliche und 6 weibliche Rieſen), die 3 Cyclopen und die 3 hundertarmigen Rieſen erzeugt. Von den Titanen ſind Oceanos, Japetos und Kronos (Saturnus) die gewaltigſten.

Als Uranos die Titanen in den Tataros (die Unterwelt) einſchloß, überredete Gaea ihren jüngſten Sohn Kronos, den Vater mit einer Sichel zu verſtümmeln und der Herrſchaft zu berauben. Kronos vermählte ſich hierauf mit Rhea. Dieſe, ebenfalls von Uranos und Gaea entſtammt, wurde als Kybele zuerſt in Phrygien verehrt; ihr war, als der „Mutter der Götter“, ein unförmlicher Stein geweiht, der vom Himmel gefallen ſein ſollte. Ihre Prieſter waren die Korybanten. Aus ihrem Bunde mit Kronos gingen 3 Söhne Hades (Pluto), Poſeidon (Neptun), Zeus (Jupiter) und 3 Töchter Heſtia (Veſta), Demeter (Ceres), Hera (Juno) hervor.

Aus Furcht, ſeine Kinder möchten ihm daſſelbe Los bereiten, wie er ſeinem Vater, verſchlang er ſeine neugeborenen Kinder. Aber Rhea wußte durch Liſt den jüngſten der Söhne, Zeus, zu retten. Heimlich wurde er auf Kreta auferzogen, wo ihn die Nymphe Amalthea mit Ziegenmilch nährte; Bienen verſorgten ihn mit Honig vom Berge Ida, ein Adler brachte ihm Nektar und Ambroſia.

Unter des Kronos Regierung herrſchte das goldne Zeitalter auf der Erde, die glückliche Zeit, in welcher die Menſchen keine Verbrechen begingen, keine Kriege führten und von keiner Krankheit befallen wurden. Ihm zu Ehren feierten die Römer das Saturnalienfeſt, an welchem Gelage gehalten wurden, bei denen die Herren ihre Sklaven bedienten.

Jupiter, der Vater der Götter und Menſchen.

Als Jupiter herangewachſen war, zwang er mit Hilfe der Gaea ſeinen Vater, die verſchlungenen Kinder dem Leben wieder zurückzugeben und begann ſodann vom Olymp aus mit den Giganten gegen Kronos, der mit den Titanen auf dem niedrigeren Berge Othrys lagerte, den Kampf, in welchem Kronos unterlag. Die Titanen darunter Prometheus, der früher die Menſchen gebildet und ihnen ohne den Willen des Zeus das Feuer vom Himmel gebracht hatte, wurden in den Tartarus geſtürzt, und Jupiter teilte ſich mit ſeinen beiden Brüdern in die Herrſchaft der Welt: Neptun bekam das Meer, Pluto die Unterwelt. Jupiter ſelbſt herrſcht vom Olymp aus über die Erde, lenkt die Wolken, ſendet Donner und Blitz, Regen und Schnee und ordnet und erfüllt die ganze Welt.

Unter ſeiner Regierung begann das ſilberne Zeitalter, wo die Erde nicht mehr freiwillig Früchte trug. Dem ſilbernen folgte das eherne, in welchem die Menſchen bereits einander bekriegten; dieſem das eiſerne, wo ſie ſo ausarteten, daß Jupiter beſchloß, ſie durch eine Waſſerflut zu vertilgen.

Aus dieſer Flut rettete ſich nur Deukalion, von ſeinem Vater Prometheus gewarnt, mit ſeiner Gemahlin Pyrrha, des Epimetheus und der Pandora Tochter.

Aus dem Haupte Jupiters entſprang Pallas Athene (Minerva), die Göttin der Weisheit. Seine Kinder von Hera ſind:

Ares (Mars), Hephaeſtos (Vulcanus) und Hebe (Juventus), von Leto (Latona), der Titanin: Apollo und Artemis (Diana), von Dione: Aphrodite (Venus), von der Plejade Maja: Hermes (Mercur), von Demeter (Ceres): Perſephone (Proſerpina).

Auch ſterbliche Frauen erkor er zu ſeinen Gattinen: von Semele entſproßte ihm Dionyſos (Bacchus, Liber), Herakles (Hercules) war der Sohn der Alkmene, Perſeus, der Danae Sohn. Auch gelten die 9 Muſen und die 3 Grazien als ſeine Töchter.

Den Sohn des Tros, Ganymedes, entführte er wegen ſeiner Schönheit, damit er den Göttern im Olymp als Mundſchenk diene.

Von den Tieren wurden ihm, als dem höchſten Gotte, vornehmlich Stiere geopfert, unter den Bäumen war ihm die Eiche heilig, von den Vögeln ſtand ihm der Adler zur Seite.

In Griechenland wurden dem olympiſchen Zeus zu Ehren alle 4 Jahre die berühmten olympiſchen Spiele bei Olympia in Elis gegefeiert, die Römer verehrten ihn in dem großen Tempel auf dem Kapitol.

Die übrigen Götter des Olymp, des Meeres, der Erde und der Unterwelt.

Hera (Juno), des Zeus älteſte Schweſter und Gemahlin, die majeſtätiſche Himmelskönigin, iſt die Beſchirmerin der Ehe (Juno Pronuba). Eiferſüchtig wacht ſie über ihre Nebenbuhlerinnen und bereitet ihnen Ungemach. Hebe (Juventus), die Göttin der Jugend und Dienerin der Götter, hilft ihr den Wagen anſchirren, dem 2 Pfaue, die heiligen Vögel der Juno, vorgeſpannt ſind.

Hephaeſtos (Vulcanus) iſt der kunſtfertige Meiſter der Schmiedekunſt, der den Göttern ihre ehernen Paläſte auf dem Olymp, dem Achilles ſeinen wunderbaren Schild, dem Aeneas ſeine Waffen gebildet hat. Unter dem Aetna, auf Sizilien, ſoll er ſeine Eſſe gehabt haben. Da er von Geburt häßlich und lahm war, ſchleuderte ihn Juno aus dem Olymp, Meeresgöttinnen fingen ihn auf und erzogen ihn. Später in den Olymp zurückgekehrt, vermählte er ſich mit Aphrodite, als er es aber wagte, ſeiner von Zeus mißhandelten Mutter beizuſtehen, ſchleuderte ihn ſein Vater Zeus nochmals vom Olymp herab. Er ſtürzte auf die Inſel Lemnos nieder, wo er von den Menſchen gepflegt wurde. Seitdem iſt dieſe Inſel ſeine liebſte Wohnſtätte.

Pallas Athene (Minerva), des Zeus jungfräuliche Lieblingstochter, die kluge Lenkerin und Beſchützerin der Städte in Krieg und Frieden, erfahren in allen Wiſſenſchaften und in den Künſten männlicher und weiblicher Thätigkeit, ſteht ſie allen denen zur Seite, die (wie Odyſſeus) ſich als kluge und tapfere Männer erweiſen. Unzertrennlich iſt von ihr die Siegesgöttin Nike (Victoria), die auch Zeus beſtändig begleitet. Wie das attiſche Land als Athene's Eigentum galt, ſo wurden ihr auch in Athen die glänzendſten Feſte (Panathenaeen) gefeiert. In Rom wurde ſie mit Jupiter und Juno gemeinſam auf dem Capitol im Tempel des Jupiter Capitolinus verehrt. Ihr war der Oelbaum und die Eule heilig.

Phöbus Apollo, mit Artemis, ſeiner Zwillingsſchweſter, auf Delos geboren, iſt neben Zeus, deſſen Willen er den Menſchen verkündet und deſſen Befehle er vollſtreckt, der mächtigſte, Segen und Verderben ſpendende Gott. Als Gott des Lichtes (=Helios, die Sonne), der Weiſſagung (das berühmte Orakel zu Delphi war ihm geweiht), der Heilkunſt (ſein Sohn Asklepios [Aesculap] iſt der Gott der Heilkunde, der in Epidaurus ſeinen berühmten Tempel hat), des Geſangs und der Dichtkunſt (er iſt der Führer der 9 Muſen) genießt er die höchſte Verehrung. Unentrinnbar ſind die Pfeile, die er von fern her auf die Frevler herabſendet. Der Lorbeer iſt ihm heilig, von den Tieren der Schwan und der Wolf.

Artemis (Diana), das weibliche Gegenbild ihres Bruders, iſt die „pfeilfrohe“ Göttin der Jagd, der ſie, begleitet von den Nymphen des Waldes, ſich beſonders gerne hingiebt. Sie iſt die Beſchützerin des Waldes und ſeiner Tiere. Wie Apollo iſt auch ſie unvermählt, und wie er der Sonnengott iſt, ſo wird ſie als Selene, Hekate (Luna), Mondgöttin verehrt. Hochberühmt war ihr Tempel zu Epheſus in Kleinaſien.

Ares (Mars) iſt der furchtbare Gott des Schlachtengetümmels, dem im Gegenſatze zu Pallas die rohe Gewalt des Kampfes, das „Männermorden“ gefällt. Seine ſteten Begleiter ſind „Furcht“ und „Schrecken“ (Deimos und Phobos). Darum verehren ihn beſonders die kriegeriſchen Völker, wie die Thracier und die Römer; bei letzteren war er als Vater des Romulus und Remus einer ihrer Hauptgötter. Sie verehrten die Lanze als ein Sinnbild des Mars und hatten die Prieſterſchaft der Salier ihm zu Ehren eingeſetzt. Zur Seite war ihm Quirinus geſtellt, den ſie für ihren vergötterten Ahnherrn Romulus hielten.

Aphrodite (Venus), die Göttin der Liebe und Schönheit, iſt nach Heſiod aus dem Meeresſchaum entſtanden und auf Cypern ans Land geſtiegen, weshalb ſie auch da (und auf Cythera) beſonders verehrt wurde. In ihrer Begleitung ſind die Horen, die Göttinnen der Jahreszeiten, die alles zur ſchönen Blüte bringen und die Chariten (Grazien), die Göttinen der Anmut. Ihr Sohn iſt Eros (Amor, Cupido), deſſen Pfeile alles verwunden, was auf Erden und im Himmel iſt. Die Erzählung von ſeiner Verbindung mit der ſchönen Königstochter Pſyche (=Seele und Schmetterling — das Sinnbild der Unſterblichkeit) gleicht einem Feenmärchen.

Hermes (Mercurius) iſt wegen ſeiner Liſt und Gewandtheit von Zeus zu ſeinem Herold gemacht worden, der durch ſeine Geſchicklichkeit alles zu gutem Ende führt. Er iſt der ausrichtende Bote der Götter, während die Götterbotin Iris nur Verkünderin des Götterwillens iſt. Er iſt der Gott der Herden und Weiden; ihm werden viele Erfindungen (Leier, Buchſtaben) und Fertigkeiten zugeſchrieben, Handel, Verkehr, Betriebſamkeit, ſelbſt die Diebe ſtehen unter ſeinem Schutz. Er geleitet die Wanderer als Gott der Wege. Darum ſtehen ſeine Bilder, die Hermesſäulen, auf Straßen und öffentlichen Plätzen. Als Vollführer des Willens des Zeus führt er die Seelen der Toten in den Hades. Mit ſeinem Zauberſtabe verſenkte er die Menſchen in Traum und Schlaf. Seine Flügelſchuhe tragen ihn windſchnell durch die Lüfte zu den Menſchen herab, denen er als helfender, Glück und Reichtum bringender Gott willkommen iſt.

Ihm übergab Zeus den Dionyſosknaben zur Erziehung, welchen die Nymphen von Nyſa übernahmen. Als dieſer groß geworden, pflanzte er den Weinſtock und ſchwärmte mit ſeinen Begleiterinnen, den Bacchantinnen, in trunkener Fröhlichkeit umher. Lärmende Feſte, die Dionyſien (Bacchanalien), werden ihm zu Ehren gefeiert. In ſeiner Begleitung iſt Silen, der vielfach als Pflegevater des Bacchus erſcheint, und die Satyrn, die derben Elementargeiſter der Wälder und Berge.

Dem bacchiſchen Dienſte iſt auch der des Pan, des Gottes der Herden und Wälder, verwandt. Die Römer gaben ihm den Namen Faunus.

Heſtia (Veſta) iſt die Göttin des häuslichen Herdes, ſie wird als erſte Schützerin der häuslichen Eintracht verehrt. Schutzflehenden leiht ſie ihren Beiſtand. Neben Zeus wacht ſie über Wahrung des Eides und der Gaſtfreundſchaft: bei dem Herde ſchwor man und bei dem gaſtlichen Tiſche zu Zeus. In Rom dienten ihr 6 Prieſterinnen von jungfräulichem Stande, die Veſtalinnen, die als geheiligte Perſonen im höchſten Anſehen ſtanden und im Tempel der Göttin das ewige Feuer unterhalten mußten.

Neben ihr wurden Daemonen, die bald als Genien, Schutzgötter der Menſchen, als Laren und Penaten, Hausgötter, und als Manen, Geiſter der Abgeſchiedenen, erſcheinen, verehrt.

Poſeidon (Neptunus) der Gott des Meeres und der Inſeln, führt den Dreizack (Tridens), mit dem er Meere und Länder erſchüttert. Mit Poſeidons Hilfe bezwang Zeus die Titanen; mit Apollo baute Poſeidon dem Laomedon die Mauern Troja's. Als ihm der hiefür bedungene Lohn verweigert wurde, ſandte er ein verderbliches Seeungeheuer aus der Tiefe, dem die Königstochter Heſione zum Opfer gefallen wäre, wenn nicht Herkules das Ungeheuer getötet und ſo die Jungfrau gerettet hätte. Zu ſeiner Gemahlin nahm er Amphitrite, die Tochter des Nereus. Beider Sohn iſt Triton, der mit ſeinem Muſchelhorne die Nereiden, des Nereus ſchöne Töchter — Thetis war neben Amphitrite die berühmteſte unter ihnen — zuſammenruft. Wie die übrigen Meergötter (die Tritonen, die Sirenen, reizende Jungfrauen, welche die Schiffer verlocken, die Okeaniden, Töchter der Okeanos und der Thetys, Proteus, ein Wahrſager und Zauberer, der ſich in mancherlei Geſtalten verwandeln konnte, Glaukos, dem Apollo ebenfalls die Wahrſagekunſt verliehen hatte, Ino Leukothea und ihr Sohn Melicetes) werden auch dieſe mit menſchlichem Oberkörper, der in einen Delphinſchwanz endigt, abgebildet. Wie das Meer, ſo ſind auch die Flüſſe von Gottheiten bewohnt, von denen die bekannteſten die Najaden (Quellnymphen) ſind.

Demeter (Ceres) war als die „göttliche Mutter Erde“ Göttin der Pflanzenwelt und Stifterin des Ackerbaues. Als ſolche begründet ſie Geſetze und Sitten bei den Menſchen. Ihre Tochter Perſephone (Proſerpina), deren Vater Zeus iſt, entführte Hades (Pluto) in die Unterwelt und machte ſie zu ſeiner Gemahlin. Lange durchirrte die Mutter die ganze Erde, um ihre Tochter zu ſuchen. In ihrem Schmerze mied ſie den Olymp und machte die Erde unfruchtbar, bis Zeus ſeinen Bruder veranlaßte, die geraubte Tochter wenigſtens zwei Dritteile des Jahres auf die Erde zur Mutter zurückkehren zu laſſen.

In Eleuſis war der uralte Sitz des Demeterkultus; hier wurden alljährlich die eleuſiniſchen Feſte, bei denen beſonders myſteriöſe Gebräuche üblich waren, mit großem Pomp gefeiert. Die Römer begingen Ceres zu Ehren das Feſt der Cerealien.

Ein den Römern und überhaupt den Italikern allein angehörender Gott iſt Janus, zunächſt der Gott des glücklichen Ein- und Ausgangs (jani hießen die Durchgänge in der Stadtmauer).

Sein Bild wurde an Thüren und Durchgängen angebracht und hatte zwei Geſichter, die nach entgegengeſetzten Seiten blickten. Da er durch ſeine Macht jedem Werk in ſeinem Beginne die ſegnende Weihe giebt, ſteht er dem höchſten Jupiter nahe. Der erſte Monat des Jahres wurde ihm zu Ehren Januarius genannt. Beſonders bei Eröffnung eines Krieges genoß er feierliche Verehrung. Die Thore ſeines Tempels waren nur im Frieden geſchloſſen.

Noch ſind zu erwähnen die geheimnisvoll waltenden Geſtalten der Parzen (Mören), die Schickſalsgöttinnen Klotho, Lacheſis, Atropos, die Erinyen oder Eumeniden (Furien), grauſige Töchter der Nacht: Tiſiphone, Megaera, Alekto.

In der Unterwelt, dem Tartarus, wacht Cerberus, der Höllenhund; Charon, der Fuhrmann, führt die Seelen über den See Acheron, in den die Flüſſe Styx, Kokytos, Lethe ſich ergießen.

Hier herrſchen als Totenrichter Minos und Rhadamanthys.

R. B.

Die Götter Griechenlands.

Von Friedrich von Schiller (1749—1805).

Einleitung. — Dieſe „melancholiſch ſchöne“ Elegie iſt 1788 entſtanden, in einer Zeit, in welcher Schiller ſich mit Begeiſterung in die Kunſtſchöpfungen der Dichter des Altertums verſenkt hatte. Sie wurde zuerſt in der von Wieland herausgegebenen Zeitſchrift „Der deutſche Merkur“ veröffentlicht. Der Gegenſatz zwiſchen der ſcheinbar lichten und heiteren griechiſchen Götterwelt und dem „finſtern Ernſt“ des Chriſtentums, den das Gedicht aufſtellt, fand nicht bei allen Beifall. Körner, wohl des Dichters vertrauteſter Freund, machte ihn mit Recht aufmerkſam, daß die chriſtliche Religion „nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude iſt“. Der Dichter Friedrich, Graf Stolberg, ſprach noch deutlicher: „Die Poeſie kann, wenn ſie Poeſie ſein will, nicht die Unwahrheit im Gegenſatze gegen die Wahrheit feiern wollen. Dabei darf aber nicht überſehen werden, daß der Dichter ſich auch gegen den Unglauben wendet, welcher es wagt, aus dem Weltall und den Menſchenherzen den ſchöpferiſchen lebendigen Geiſt Gottes zu bannen und deſſen Stelle durch die Annahme allherrſchender toter Geſetze glaubt ausfüllen zu können.

Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia![1]

Da der Dichtung zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand. —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unſ're Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen gold'nen Wagen
Helios[2] in ſtiller Majeſtät.
Dieſe Höhen füllten Oreaden,[3]
Eine Dryas[4] lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden[5]
Sprang der Ströme Silberſchaum.

Jener Lorbeer[6] wand ſich einſt um Hilfe,
Tantals Tochter[7] ſchweigt in dieſem Stein,
Syrinx'[8] Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas[9] Schmerz aus dieſem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die ſie um Perſephonen[10] geweint,
Und von dieſem Hügel rief Cythere[11]
Ach, umſonſt! dem ſchönen Freund.

Zu Deukalions[12] Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrhas ſchöne Töchter zu beſiegen,
Nahm der Leto[13] Sohn den Hirtenſtab.
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor[14] einen ſchönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.[15]

Finſt'rer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt;
Glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen;
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig, als das Schöne,
Keiner Freude ſchämte ſich der Gott,
Wo die keuſch errötende Kamöne,[16]
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Paläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus[17] kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlung'ne ſeelenvolle Tänze
Kreiſten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe[18] munt'rer Thyrſusſchwinger[19]
Und der Panther[20] prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun[21] und Satyr[22] taumeln ihm voran;
Um ihn ſpringen raſende Mänaden,[23]
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Luſtig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel ſenkt ein Genius.[24]
Selbſt des Orkus[25] ſtrenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers[26] ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.[27]

Seine Freuden traf der hohe Schatten
In Elyſiens[28] Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker ſeine Bahn;
Linus'[29] Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,[30]
Seinen Freund[31] erkennt Oreſtes[32] wieder,
Seine Pfeile Philoktet.[33]

Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Toten[34]
Neigte ſich der Götter ſtille Schar;
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.[35]

Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten ſind gefallen
Von des Nordes ſchauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergeh'n.
Traurig ſuch' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene,[36] find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! ſie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geiſtes, der ſie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,

Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
[10] Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu ſich zu entbinden
Wühlt ſie heute ſich ihr eig'nes Grab,
[15] Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von ſelbſt die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachſen ihrem Gängelbande,
[20] Sich durch ei'gnes Schweben hält.

Ja, ſie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen ſie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entſeelte Wort.
[25] Aus der Zeitflut weggeriſſen, ſchweben
Sie gerettet auf des Pindus[37] Höh'n;
Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergeh'n.

---

e Anmerkungen: 1) Amathus oder Amathunt, eine Stadt im ſüdlichen Teil der Inſel Cypern, beſaß einen weithin berühmten Tempel der Aphrodite oder Venus, daher dieſe auch den Beinamen „Amathuſia", die Amathuſiſche, führte. 2) Helios oder Apollo lenkte den Sonnenwagen. 3) Bergnymphen. 4) Weibliche Baumgeiſter. 5) Weibliche Waſſergeiſter. 6) Der Lorbeerbaum ſoll aus einer Nymphe entſtanden ſein, die von Apollo verfolgt, Zeus um Rettung angefleht hatte und von ihm in dieſen Baum verwandelt wurde. 7) Niobe, Gemahlin des Königs Amphion von Theben wurde in einen Stein verwandelt, nachdem ihre Söhne und Töchter von Apollo und Artemis mit Pfeilen getötet worden waren. 8) Syrinx, eine Nymphe, wurde von dem Gotte Pan verfolgt; ſie rief Zeus um Rettung an, und dieſer verwandelte ſie in ein Schilfrohr, aus welchem ſich Pan ſodann die Hirtenflöte bildete. 9) Philomela, die Tochter des Pandion, Königs von Athen, war von ihrem Schwager Tereus ſchwer beleidigt worden; aus Rache töteten ſie und ihre Schweſter Prokne deſſen Sohn Itys und wurden zur Strafe verwandelt, Philomele in die Nachtigall, Prokne in die Schwalbe. 10) Pluto, der Fürſt der Unterwelt hatte Perſephone oder Proſerpina, der Demeter Tochter, heimlich geraubt. 11) Aphrodite wird von der Inſel Cythere auch mit dieſem Namen bezeichnet. Einſt liebte ſie den ſchönen Jüngling Adonis, aber Mars zerriß denſelben aus Eiferſucht, und Aphrodite rief vergeblich ſeinen Namen. 12) Siehe Schwab, Sagen. 13) Leto (Latona) war Mutter des Apollo und der Artemis. 14) Der Liebesgott. 15) Siehe Anmerkung 1. 16) Die Muſe. 17) Am Iſthmus (Landenge) von Korinth fanden in einem dem Poſeidon (Neptun) heiligen Fichtenhaine alle zwei Jahre die Iſthmiſchen Spiele ſtatt. 18) Das Jauchzen der Bacchusverehrer. 19) Der Thyrſus war der mit Weinlaub und Epheu umwundene Stab des Bacchus, welchen auch ſeine Diener trugen. 20) Der Wagen des Bacchus war mit Panthern beſpannt. 21) Waldgeiſter mit Bocksfüßen. 22) Begleiter des Bacchus, mit Bocksbeinen, Ziegenohren ꝛc. verſehen. 23) Begeiſterungstrunkene Verehrerinnen des Bacchus. 24) Die Alten ſtellten den Tod als einen Genius vor, welcher eine brennende Fackel ſenkt. 25) Unterwelt, in welcher die Totenrichter Minos, Rhadamanthys und Aeakus die Thaten der Menſchen richten. 26) Orpheus, ein thrakiſcheer Sänger, ſoll durch ſeinen Geſang die Mächte des Totenreiches bewogen haben, ihm die Rücknahme ſeiner geſtorbenen Gemahlin Eurydike zu geſtatten. Siehe Schwab, Sagen. 27) Die Rachegeiſter. 28) Sagenhafter Aufenthaltsort der Seligen im griech. Totenreiche. 29) Sagenhafter griech. Sänger, angeblich Erfinder des Liedes, er ſoll von Apollo mit der Leier erſchlagen worden ſein. 30) Siehe Schwab, Sagen. 31) Pylades. 32) Siehe Schwab, Sagen. 33) Siehe Schwab, Sagen. 34) Herakles brachte dem Admet ſeine Gemahlin Alceſte wieder aus dem Totenreiche; er wurde nach ſeinem Tode in den Kreis der Götter eingeführt. 35) Kaſtor und Pollux, die von Leda geborenen Zwillinge; ſie wurden unter die Sterne verſetzt und galten als Schutzgötter der Schiffer. 36) Die Mondgöttin. 37) Ein Gebirge in Griechenland, angeblicher Wohnſitz der Götter.

Elyſium.

Von Friedr. Matthiſſon (1761—1831).

Hain! der von der Götter Frieden,
Wie von Tau die Roſe, träuft,
Wo die Frucht der Heſperiden
Zwiſchen Silberblüten reift;
Den ein roſenfarb'ner Aether
Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verſchmähter
Zärtlichkeit verſtummen heißt;

Freudig ſchaudernd, in der Fülle
Hoher Götterſeligkeit,
Grüßt, entfloh'n der Erdenhülle,
Pſyche deine Dunkelheit,
Wonne! wo kein Nebelſchleier
Ihres Urſtoffs Reine trübt,
Wo ſie geiſtiger und freier
Den entbund'nen Fittich übt.

Ha! ſchon eilt auf Roſenwegen,
In verklärter Lichtgeſtalt,
Sie dem Schattenthal entgegen,
Wo die heil'ge Lethe wallt;
Fühlt ſich magiſch hingezogen
Wie von leiſer Geiſterhand,
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand;

Kniet voll ſüßer Ahnung nieder,
Schöpfet, und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
Der der Menſchheit Jammer ſtillt,
Wie auf ſanfter Meeresfläche
Die entwölkte Luna ſchwimmt,
Oder im Kryſtall der Bäche
Heſpers gold'ne Fackel glimmt.

Pſyche trinkt, und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluten Grab
Sinkt das Nachtſtück ihres Lebens
Wie ein Traumgeſicht hinab.
Glänzender, auf kühnern Flügeln,
Schwebt ſie aus des Thales Nacht
Zu den goldgeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht.

Welch' ein feierliches Schweigen!
Leiſe nur, wie Zephyrs Hauch,
Säuſelt's in den Lorbeerzweigen,
Bebt's im Amaranthenſtrauch!
So in heil'ger Stille ruhten
Luft und Wogen, alſo ſchwieg
Die Natur, als aus den Fluten
Anadyomene ſtieg.

Welch' ein ungewohnter Schimmer
Erde! dieſes Zauberlicht
Flammte ſelbſt im Lenze nimmer
Von Aurorens Angeſicht!
Sieh'! des glatten Epheu's Ranken
Tauchen ſich in Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
Funkeln wie ein Sternenkranz!

So begann's im Hain zu tagen,
Als die keuſche Cynthia
Hoch vom ſtolzen Drachenwagen
Den geliebten Schläfer ſah:
Als die Fluren ſich verſchönten,
Und, mit holdem Zauberton,
Göttermelodien tönten:
Seliger Endymion!

Klage der Ceres.

Von Friedr. v. Schiller (1759—1805).

Das vorliegende Gedicht entſtand anfangs Juni 1796. Es beruht auf der alten Sage vom Raube der Proſerpina durch Pluto. Doch hat Schiller den Stoff, ſeinem Zwecke entſprechend, verändert. Während in der Götterſage Pluto durch einen Ausſpruch des Jupiter gezwungen wird, der Gemahlin zu erlauben, einen Teil des Jahres bei der Mutter zuzubringen, läßt der Dichter die trauernde Mutter in den Pflanzenſamen, welche in die Erde gelegt werden, ſich Boten zur geraubten Tochter ſchaffen; Farbenreichtum und Duft der Blüten erſcheinen als der Schmuck, mit dem die Mutterliebe dieſelben ziert. — Die erſten 6 Strophen enthalten die eigentliche Klage der Mutter; in den folgenden wird das Mittel der Verſtändigung zwiſchen Ceres und Proſerpina beſchrieben.

Iſt der holde Lenz erſchienen?
Hat die Erde ſich verjüngt?
Die beſonnten Hügel grünen,
Und des Eiſes Rinde ſpringt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyr's Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade ſpricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach, wie lang iſt's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlor'ne fand er nicht.
Haſt du, Zeus, ſie mir entriſſen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus ſchwarzen Flüſſen
Pluto ſie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düſtern Strande
Meines Grames Bote ſein?
Ewig ſtößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem ſel'gen Aug' verſchloſſen
Bleibt das nächtliche Gefild',
Und ſo lang der Styx gefloſſen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tauſend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrha's Stamme
Sterbliche geboren ſind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verſchonet,
Parzen, eure ſtrenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels gold'nem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte;
Ach, ſie ſind der Mutter Qual!

Wo ſie mit dem finſtern Gatten
Freudlos thronet, ſtieg' ich hin,
Träte mit den leiſen Schatten
Leiſe vor die Herrſcherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umſonſt das gold'ne Licht,
Irret nach entfernten Sphären:
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude ſie entdecket,
Bis ſich Bruſt mit Bruſt vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbſt der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunſch! Verlor'ne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages ſich'rer Wagen,
Ewig ſteht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finſterniſſen
Wandt' er ſein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht geriſſen,
Bleibt ſie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Auroren's Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren ſchönen Bogen zieht.

Iſt mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein ſüß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen ſich noch lieben,
Keine Spur der teuren Hand?
Knüpfet ſich kein Liebesknoten
Zwiſchen Kind und Mutter an?
Zwiſchen Lebenden und Toten
Iſt kein Bündnis aufgethan?
Nein, nicht ganz iſt ſie entflohen!
Nein, wir ſind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder ſterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume ſich entfärben,
Traurig ſteht der naſſe Strauch,
Nehm' ich mir das höchſte Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens gold'nes Korn.
Traurend ſenk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Tote neu geboren
Von der Sonne Liebesblick.
Keime, die dem Auge ſtarben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heit're Reich der Farben
Ringen ſie ſich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel ſcheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege teilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren ſie der Toten,
Halb der Lebenden Gebiet;
Ach, ſie ſind mir teure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich ſie ſelbſt verſchloſſen
In dem ſchauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sproſſen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom gold'nen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Buſen ſchlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O ſo laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch ſoll überfließen
Von des Nektars reinſtem Tau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris ſchönſtem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Auroren's Angeſicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Leſe jede zarte Bruſt,
In des Herbſtes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Luſt.

Das Eleuſiſche Feſt.

Von Friedrich von Schiller (1759—1805).

„Eine Idee, mit der Schiller ſich vorzugsweiſe gern beſchäftigte, war die Bildung des rohen Naturmenſchen, wie er ihn annimmt, durch die Kunſt, ehe er der Kultur durch Vernunft übrrgeben werden konnte. Auch bei den Anfängen der Civiliſation überhaupt, dem Uebergang vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er ſich ſo ſchön ausdrückt, „mit der frommen mütterlichen Erde gläubig geſtifteten Bund“, verweilte ſeine Phantaſie vorzüglich gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde feſt. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter (Ceres), die Hauptgeſtalt in dieſem Kreis, indem er ſich in ihrer Bruſt menſchliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer eben ſo wundervollen als tief ergreifenden Erſcheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erſte Geſittung Attika's durch fremde Einwanderungen epiſch zu behandeln. Das „Eleuſiſche Feſt“ iſt an die Stelle dieſes unausgeführt gebliebenen Planes getreten.“

Mit dieſen Worten ſpricht ſich Wilhelm von Humboldt über die Entſtehung des Gedichtes aus, das 1798 entſtanden und zuerſt im Muſenalmanach für 1799 unter der Ueberſchrift „Bürgerlied“ erſchienen iſt. Letztere Aufſchrift entſpricht dem Inhalte, welcher den Ackerbau als die Grundlage des Staates, alſo des Bürgertums preiſt; die gegenwärtige knüpft an die Form an, welche die einer Hymne für das „Eleuſiſche Feſt“ iſt.

Die Dichtung ſteht in innerem Zuſammenhange mit der „Klage der Ceres“ und ganz beſonders mit dem mittleren Teile von „Der Spaziergang“. (Vergleiche 40.—55. Diſtichon.)

Nach der griechiſchen Sage war Perſephone (bei den Römern Proſerpina) die Tochter der Demeter (Ceres) plötzlich ſpurlos verſchwunden, als ſie ſich beim Suchen von Blumen von ihren Geſpielinnen entfernt hatte. Pluto, der Gott der Unterwelt, war vor ihr aus der Erde aufgetaucht und hatte die Erſchrockene in ſein düſteres Reich entführt. Die beinahe verzweifelnde Mutter durchforſchte nun beim Lichte einer an den Flammen des Aetna entzündeten Fackel die ganze Erde um das geliebte Kind. Auf dieſer ſchmerzlichen Irrfahrt gelangte ſie nach Attika in die Nähe der Stadt Eleuſis, welche König Triptolemos beherrſchte. Dort ruhte die ermüdete Göttin im Schatten eines Oelbaumes auf einem Steine aus, neben dem ein Born rieſelte. Hier fanden ſie die Töchter des Königs und führten ſie in ihres Vaters Haus. Triptolemos nahm die unbekannte Fremde gaſtfreundlich auf, bewirtete ſie und bereitete ihr eine Lagerſtätte. Die Göttin zog weiter und machte endlich mit Hilfe des Helios (nach anderen durch die Quellnymphe Arethuſa) den Aufenthalt ihrer Tochter ausfindig. Sie klagte Zeus die ihr widerfahrene Unbill. Pluto hätte Perſephone wieder herausgeben müſſen, wenn dieſelbe in der Unterwelt nicht ſchon etwas genoſſen hätte. Er mußte aber zugeſtehen, daß ſie wenigſtens die Hälfte des Jahres bei der Mutter auf der Oberwelt zubringen dürfe. Nun dachte Demeter daran, auch den freundlichen König von Eleuſis zu belohnen. Sie unterrichtete ihn im Ackerbau, befahl ihm, ihr in Eleuſis einen Tempel zu bauen, und offenbarte ihm, wie ſie verehrt ſein wolle. Dieſer Dienſt durfte als Geheimdienſt nur von Eingeweihten geübt werden. Die Einweihungen fanden unter beſonderen Feſtlichkeiten ſtatt, bei denen die Einzuweihenden mit einem ſchweren Eide Verſchweigen der ihnen mitgeteilten Geheimniſſe geloben mußten. So entſtanden die eleuſiſchen Feſte oder die Eleuſinien, welche bald nicht bloß in Eleuſis, ſondern auch in Athen, auf den Inſeln und in den Pflanzſtädten gefeiert wurden. — Wahrſcheinlich alle fünf Jahre wurden im Frühling die ſogenannten kleinen Eleuſinien (Frühlingsfeſt) gefeiert, die der Sage nach dem Herakles zulieb eingerichtet ſein ſollen, im Herbſte fanden dann die großen eleuſiſchen Feſte ſtatt. Bei dieſen waren Hauptperſonen der Oberprieſter (Hierophant), der Fackelträger (Daduchos), der heilige Herold (Hierokeryx) und der Opferprieſter (Ephibomios). Die Feier der großen Eleuſinien dauerte neun Tage, wurde mit Reinigungen begonnen, brachte an den einzelnen Tagen Umzüge mit Perſephones Blumenkorb, mit Demeter's Fackel, mit der Bildſäule des Jakchos (Dionyſos), Einweihungen in den Geheimdienſt oder die Myſterien (in der Nacht vom 6. auf den 7. Tag) und endete mit Wettſpielen und Waſſerſpenden. Ueber den Inhalt der Myſterien iſt keine ſichere Nachricht erhalten. Es ſcheint, daß in denſelben eine Hindeutung auf das Fortleben der Seele nach dem Tode des Leibes gegeben wurde, nach dem Vorbilde des im Frühling erfolgenden Wiederauflebens der erſtorben geweſenen Natur. Ausſprüche der weiſeſten und edelſten Männer des Altertums bezeugen uns den großen beſeligenden Eindruck, welchen die in der Einweihung erhaltenen Belehrungen ihren Seelen einprägten. Plato bezieht ſich im Phaedo (ſiehe dſ.) wiederholt darauf und nennt die vernommenen Worte „gewichtige Worte.“

„Das Eleuſiſche Feſt“ ſtellt nun einen Feſtgeſang vor, in dem Volk und Prieſter im Wechſelgeſange Demeter (Ceres) und die durch den Ackerbau den Menſchen, beſonders den Bewohnern von Attika zuteil gewordenen natürlichen und ſittlichen Gaben preiſen; als gemeinſamer Geſang iſt die 1., 14. und letzte Strophe gedacht. Die Götter erſcheinen nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt als vermenſchlichte Naturerſcheinungen und Naturkräfte, ſondern in ſpäterer Auffaſſung als Schützer und Förderer der Geſittung.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren
Flechtet auch blaue Cyanen[1] hinein!
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königin[2] ziehet ein,
5] Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt
Und in friedliche, feſte Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
10] Barg der Troglodyte[3] ſich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüſte liegen wo er ſtrich.
Mit dem Wurfſpieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
15] Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksſtrand![4]

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaſſ'ne Küſte,
20] Ach, da grünte keine Flur!
Daß ſie hier vertraulich weile,
Iſt kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heit're Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

25] Keine Frucht der ſüßen Aehren
Läd't zum reinen Mahl ſie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menſchliches Gebein.[5]
Ja, ſo weit ſie wandernd kreiſte,
30] Fand ſie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiſte
Jammert ſie des Menſchen Fall.

Find' ich ſo den Menſchen wieder,
Dem wir unſer Bild gelieh'n,
35] Deſſen ſchöngeſtalte Glieder
Droben im Olympus[6] blüh'n?
Gaben wir ihm zum Beſitze
Nicht der Erde Götterſchoß,
Und auf ſeinem Königsſitze
40] Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
45] In des Himmels ſel'gen Höhen
Rühret ſie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menſchheit Angſt und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Menſch zum Menſchen werde,
50] Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Geſetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,[7]
55] Welche ſtill gemeſſen ſchreiten
Im melodiſchen Geſang.

Und den Nebel teilt ſie leiſe,
Der den Blicken ſie verhüllt;
Plötzlich in der Wilden Kreiſe
60] Steht ſie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet ſie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

65] Aber ſchaudernd, mit Entſetzen
Wendet ſie ſich weg und ſpricht:
Blut'ge Tigermahle[8] netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer[9] will er haben,
70] Früchte, die der Herbſt beſchert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und ſie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
75] Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet ſie den leichten Sand.
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
80] Und der Trieb des Keimes ſchwillt.
Und mit grünen Halmen ſchmücket
Sich der Boden alſobald,
Und ſoweit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
85] Lächelnd ſegnet ſie die Erde,
Flicht der erſten Garbe Bund,
Wählt den Feldſtein ſich zum Herde,
Und es ſpricht der Göttin Mund:
Vater Zeus, der über alle
90] Götter herrſcht in Aethers Höh'n,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geſcheh'n!
Und dem unglückſel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
95] Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es ſeinen Gott erkennt.

Und es hört der Schweſter Flehen
Zeus auf ſeinem hohen Sitz.
Donnernd aus den blauen Höhen
100] Wirft er den gezackten Blitz.
Praſſelnd fängt es an zu lohen,
Hebt ſich wirbelnd vom Altar,
Und darüber ſchwebt in hohen
Kreiſen ſein geſchwinder Aar.[10]

105] Und gerührt zu der Herrſcherin Füßen
Stürzt ſich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menſchlichkeit erſtem Gefühl,
Werfen von ſich die blutige Wehre,
110] Oeffnen den düſtergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen ſteigen
Alle Himmliſchen herab,
115] Themis[11] ſelber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt ſie jedem ſeine Rechte,
Setzet ſelbſt der Grenze Stein,
Und des Styx[12] verborgne Mächte
120] Ladet ſie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Eſſe,[13]
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künſtlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
125] Und er lehrt die Kunſt der Zange
Und der Blaſebälge Zug;
Unter ſeines Hammers Zwange
Bildet ſich zuerſt der Pflug.
Und Minerva,[14] hoch vor allen
130] Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig ſchallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feſte Mauern will ſie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu ſein,
135] Die zerſtreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.
Und ſie lenkt die Herrſcherſchritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
140] Heftet ſich der Grenzgott an.
Meſſend führet ſie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt ſie in den heil'gen Raum.

145] Alle Nymphen,[15] Oreaden,[16]
Die der ſchnellen Artemis[17]
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerſpieß,
Alle kommen, alle legen
150] Hände an, der Jubel ſchallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend ſtürzt der Fichtenwald.

Auch aus ſeiner grünen Welle
Steigt der ſchilfbekränzte Gott,[18]
155] Wälzt den ſchweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;
Und die leicht geſchürzten Stunden
Fliegen an's Geſchäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
160] Zierlich ſich in ihrer Hand.

Auch den Meergott[19] ſieht man eilen;
Raſch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granit'nen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
165] Schwingt ſie in gewalt'gen Händen
Hoch, wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem Behenden,
Türmet er der Mauern Wall.

Aber aus den gold'nen Saiten
170] Lockt Apoll[20] die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunſtimmigem Geſange
Fallen die Kamönen ein;
175] Leiſe nach des Liedes Klange
Füget ſich der Stein zum Stein.
Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahr'ner Hand
Cybele,[21] und fügt die Riegel
180] Und der Schlöſſer feſtes Band.
Schnell durch raſche Götterhände
Iſt der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heit're Wände
Glänzen ſchon in Feſtespracht.

185] Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,[22]
Und ſie führt den ſchönſten Hirten
Zu der ſchönſten Hirtin hin.

Venus[23] mit dem holden Knaben
Schmücket ſelbſt das erſte Paar,
Alle Götter bringen Gaben,
Reiche, den Vermählten dar.
Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter ſel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gaſtlich off'ne Thor;
Und das Prieſteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht ſie zu des Volkes Kreis:
Freiheit liebt das Tier der Wüſte,
Frei im Aether herrſcht der Gott,
Ihrer Bruſt gewalt'ge Lüſte
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Menſch in ihrer Mitte
Soll ſich an den Menſchen reih'n,
Und allein durch ſeine Sitte
Kann er frei und mächtig ſein.
Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die ſüße Heimat gegeben,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt
Unſer Geſang ſoll ſie feſtlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt!

Anmerkungen.

1) Die Kornblumen. 2) Ceres (Demeter), die Königin des Feſtes. 3) Der Höhlenbewohner. 4) An den Strand von Attika, das noch als von Wilden bewohnt gedacht wird. 5) Menſchenopfer wurden gebracht und Menſchenfleiſch gegeſſen. 6) Die Halbgötter waren in den Götterkreis erhobene Menſchen. 7) Monate, weil nach dem Mondumlauf gemeſſen. 8) Tigermahl, [weil es aus Menſchenfleiſch beſtand. 9) Einſetzung des unblutigen Opfers aus Feldfrüchten. 10) Donner, Blitz und der Adler wurden von den alten Griechen als Zeichen des Zeus angeſehen. 11) Die Göttin der Gerechtigkeit; ihre Abzeichen ſind Wage und Palmzweig. 12) Ein Fluß in der Unterwelt, der bei beſonders heiligen Eiden angerufen wurde; Schwüre beim Styx waren auch für Götter bindend; hier ſo viel wie: die Gerechtigkeit führt die Heiligkeit des Schwures ein. 13) Hephäſtos oder Vulkan. 14) Athene oder Minerva war die Schutzgöttin von Athen; ihr ſchrieb man die Erfindung aller Künſte und Wiſſenſchaften zu. 15) Halbgöttinnen, welche in der Natur wohnten. 16) Bergnymphen. 17) Göttin der Jagd und des Mondes. 18) Der Flußgott. 19) Poſeidon oder Neptunus, der Meeresgott; ſein Abzeichen iſt der Dreizack (Trident), mittels deſſen er die Erderſchütterungen hervorbringt; er iſt auch Städteerbauer. 20) Apollo, Gott der Dichtkunſt; als ſolcher hat er die Lyra zum Abzeichen; ihn umgeben die neun Muſen oder Kamönen. 21) Cybele, Kybele, auch Rhea genannt, Gatin des Kronos, Mutter der Götter, wird abgebildet mit einer Mauerkrone auf dem Haupte, auf einem von Löwen gezogenen Wagen oder auf einem Löwen ruhend; ſie erſcheint hier als Erbauerin von Wohnſtätten und Tempeln. 22) Hera oder Juno, die Schutzgöttin des Eheſtandes. 23) Venus oder Aphrodite, die Göttin der Schönheit, iſt begleitet von Amor oder Eros, der als Knabe, mit Pfeil und Bogen bewehrt, gedacht wurde.

Die Kraniche des Ibykus. (1797.)

Von Friedr. v. Schiller (1759—1805).

Zum Kampf der Wagen und Geſänge,
Der auf Korinthus' Landesenge[1]
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus,[2] der Götterfreund.
Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüßen Mund Apoll;
So wandert er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.
Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poſeidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt ſich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geſchwader zieh'n.
„Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren;
Zum guten Zeichen nehm' ich euch;
Mein Los, es iſt dem euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach —
Sei uns der Gaſtliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"
Und munter fördert er die Schritte
Und ſieht ſich in des Waldes Mitte;
Da ſperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich ſeinen Weg.
Zum Kampfe muß er ſich bereiten,
Doch bald ermattet ſinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft geſpannt.
Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme ſchickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!"
Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder,
Da rauſcht der Kraniche Gefieder;
Er hört, ſchon kann er nicht mehr ſeh'n,
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine and're Stimme ſpricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und ſein Auge bricht.
Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer ſind.
„Und muß ich ſo dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Beſtrahlt von ſeines Ruhmes Glanz!"
Und jammernd hören's alle Gäſte,
Verſammelt bei Poſeidons Feſte,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und ſtürmend drängt ſich zum Prytanen
Das Volk, es fordert ſeine Wut,
Zu rächen des Erſchlag'nen Manen,
Zu ſühnen mit des Mörders Blut.
Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den ſchwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erſchlagen?
That's neidiſch ein verborg'ner Feind?
Nur Helios vermag's zu ſagen,
Der alles Irdiſche beſcheint.
Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache ſucht,
Genießt er ſeines Frevels Frucht.
Auf ihres eig'nen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreiſt in jene Menſchenwelle,
Die dort ſich zum Theater drängt.
Denn Bank an Bank gedränget ſitzen,
Es brechen faſt der Bühne Stützen,
Herbeigeſtrömt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrauſend wie des Meeres Wogen,
Von Menſchen wimmelnd wächſt der Bau
In weiter ſtets geſchweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.
Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammen kamen?
Von Theſeus' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Aſiens entleg'ner Küſte,
Von allen Inſeln kamen ſie,
Und horchen von dem Schaugerüſte
Des Chores grauſer Melodie,
Der ſtreng und ernſt, nach alter Sitte,
Mit langſam abgemeſſ'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So ſchreiten keine ird'ſchen Weiber,
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaß der Leiber
Hoch über menſchliches hinaus.
Ein ſchwarzer Mantel ſchlägt die Lenden;
Sie ſchwingen in entfleiſchten Händen
Der Fackel düſterrote Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich weh'n,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwoll'nen Bäuche bläh'n.
Und ſchauerlich, gedreht im Kreiſe,
Beginnen ſie des Hymnus Weiſe,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler ſchlingt.
Beſinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Geſang,
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:
„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere That vollbracht!
Wir heften uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht."
„Und glaubt er fliehend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Verſöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."
So ſingend, tanzen ſie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hauſe ſchwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langſam abgemeſſ'nem Schritte,
Verſchwinden ſie im Hintergrund.
Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet
Noch zweifelnd jede Bruſt und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet
Des Schickſals dunklen Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.
Da hört man auf den höchſten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh' da, ſieh' da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in ſchwärzlichtem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberzieh'n.
„Des Ibykus!" — Der teure Name
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's vom Mund zu Munde ſchnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erſchlug!
Was iſt's mit dem? was kann er meinen?
Was iſt's mit dieſem Kranichzug?" —
Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesſchlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das iſt der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar —
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"
Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Buſen gern bewahren,
Umſonſt! Der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und ſchleppt ſie vor den Richter;
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es geſteh'n die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

---

[1] Ibykus, ein wandernder Zitherſänger aus Rhegium in Unteritalien, lebte um 530 v. Chr. Die Sage erzählt, er ſei von Räubern getötet worden, die Mörder aber hätten ſich ſelbſt verraten, durch den Anblick von Kranichen veranlaßt. [2] Am Iſthmus (der Landenge) von Korinth fanden in einem dem Poſeidon (Neptun) geweihten Fichtenhaine alle 2 Jahre zu Ehren dieſes Gottes Wettkämpfe oder Spiele ſtatt; die Sieger wurden durch Fichtenkränze geehrt.

Kurze nordiſche und deutſche Mythologie.

Dargeſtellt von

Dr. Friedrich Lauchert.

Nordiſche Mythologie nach der Edda.[1]

Es war einſt eine Zeit, wo dieſe Welt nicht beſtand, wo nichts da war als ein klaffender Abgrund (Ginnungagap). An deſſen Nordſeite entſtand lange vor der Erde Niflheim, eine Welt der Dunkelheit und Kälte, und im Süden Muspelheim, die Feuerwelt. Dieſe beiden wirkten auf Ginnungagap ein: deſſen Nordſeite füllte ſich mit Eis, und es herrſchte Sturm und Ungewitter; die Südſeite aber wurde warm und licht, und wo die Glut aus Muspelheim mit dem Eiſe zuſammentraf, ſchmolz das Eis, und es entſtand das erſte lebende Weſen, der Urrieſe Ymir, der Stammvater der Rieſengeſchlechter.

Mit ihm war aber aus dem ſchmelzenden Eiſe auch die Kuh Audhumla entſtanden, deren Milch ihm zur Nahrung diente. Dieſe leckte aus den Eisblöcken einen Mann heraus, der Buri hieß; ſein Sohn war Bör, und deſſen drei Söhne Odin, Wili und We, die drei Götter, welche Himmel und Erde erſchufen. Sie töteten nämlich den Rieſen Ymir, „warfen ihn mitten in Ginnungagap und bildeten aus ihm die Welt: aus ſeinem Blute Meer und Waſſer; aus ſeinem Fleiſche die Erde; aus ſeinen Knochen die Berge, und die Steine aus ſeinen Zähnen, Kinnbacken und zerbrochenem Gebein," aus ſeinem Gehirn die Wolken, und das Himmelsgewölbe aus ſeiner Hirnſchale. Die Sterne ſind Feuerfunken aus Muspelheim, welche ſich an den Himmel ſetzten, um Himmel und Erde zu erhellen. Die Erde iſt kreisrund und rings vom Weltmeer umgeben, an deſſen Küſten die Rieſen wohnen; in der Mitte aber iſt die Wohnung der Menſchen, zu deren Schutze gegen die Rieſen die ſchaffenden Götter aus den Augenbrauen des Ymir ringsum eine Burg machten, Midgard genannt (das Gehege, die Wohnung in der Mitte.) Vom Urſprunge der Menſchen aber erzählt die jüngere Edda, daß die drei Götter am Meeresſtrande zwei Bäume fanden, aus denen ſie das erſte Menſchenpaar ſchufen und Ask und Embla nannten.

Außer der Erde als der Welt der Menſchen, gibt es aber noch andere Welten, die Wohnungen der Götter und anderer mythiſcher Weſen, im ganzen mit der Menſchenwelt neun. Getragen und unter ſich verbunden werden alle dieſe Welten von der Welteſche Yggdraſil, die von drei weit ausgedehnten Wurzeln aufrecht gehalten wird, und deren Zweige ſich über die ganze Welt ausbreiten und über den Himmel hinauf reichen.

Beherrſcht wird die Welt von Göttern, welche Aſen heißen und in Asgard wohnen, wo jeder für ſich ſeine Burg hat. Ihr vornehmſter Aufenthalt aber iſt bei der Eſche Yggdraſil, wo ſie täglich beiſammen ſitzen und Gericht halten.

Der oberſte der Aſen iſt Odin, der Vater der andern Götter, der als ſolcher und als Beherrſcher der Welt Allvater heißt und Vater der Zeiten. Er iſt auch der weiſeſte der Götter, der den Menſchen Verſtand verleiht. Sein Hochſitz in der Himmelsburg heißt Hlidſkialf, von wo aus er die ganze Welt überſieht und alles, was da geſchieht. Zwei Raben, Huginn und Muninn (Denkkraft und Erinnerung), ſitzen auf ſeinen Schultern und ſagen ihm in's Ohr, was ſie geſehen und gehört haben; jeden Morgen nämlich ſendet er ſie aus, um die Welten zu umfliegen. Er hat am Brunnen der Weisheit, den Mimir hütet, an einer Wurzel der Welteſche Yggdraſil, ſein eines Auge zum Pfande gegeben, um einen Trunk zu erhalten. Den Menſchen zeigt er ſich gewöhnlich als unbekannter Wanderer, verhüllt in einen Mantel und mit breitem Hute. Beſonders aber iſt er für das kriegeriſche Volk der alten Skandinavier der Gott des Krieges, der den Sieg verleiht, und die dem Tode weiht, über welche er ſeinen Speer hinfliegen läßt. Ihm dienen die Walküren, Schlachtjungfrauen, die er mit Helm und Schild gerüſtet ausſendet, um über den Kampf zu walten und die gefallenen Helden zu ihm zu bringen in ſeine Himmelsburg Walhall. Da führen dieſe Helden, die nun Einherier heißen, fortan bei Odin ein ſeliges Leben, wie ſich eben die germaniſchen Kriegshelden die Seligkeit dachten: Sie ziehen jeden Morgen aus um mit einander zu kämpfen, und kehren um Mittag heim zum Mahle; ſie trinken Meth und eſſen vom Fleiſche des Ebers Sährimnir, der jeden Tag geſotten wird und abends immer wieder ganz wird. Als Gott des Krieges und Sieges heißt er Walvater (Vater des Schlachtfeldes), Heervater, Siegvater.

Seine Gemahlin iſt Frigg, die erſte der Aſinnen, die bei Odin auf dem Hochſitze die Welt überſchaut und gleich ihm alles weiß, was vorgeht. Von den ihr dienenden Göttinnen ſind beſonders hervorzuheben Fulla, ihr Schmuckmädchen, ihre Botin Gna, und Hlin, deren Obhut jene anvertraut werden, die Frigg ſchützen will.

Der mächtigſte Gott nach Odin iſt Thôr, der Sohn Odins und der Jörd (Erdgöttin), der ſtarke Donnergott. Er iſt der Freund der Menſchen und der unabläſſige Bekämpfer der Rieſen, der Feinde der Götter und Menſchen, nach deren Wohnſitzen er jedes Frühjahr eine Fahrt unternimmt. Er fährt in einem von zwei Böcken gezogenen Wagen und führt als Waffe den Hammer Miölnir, der ſicher das Ziel trifft, worauf er ihn wirft, und immer in ſeine Hand zurückkehrt. Thôr's Gemahlin iſt Sif mit dem goldenen Haare.

Ein anderer Sohn Odins iſt Baldur, der beſte und mildeſte der Aſen und aller Liebling, von deſſen Tode ein beſonderer Mythus handelt. Er hatte ſchwere Träume, die ihm Gefahr drohten und alle Götter um ſeinetwillen in Beſorgnis ſetzten. Um ihm Sicherheit zu geben, nahm ſeine Mutter Frigg allen Geſchöpfen Eide ab, daß ſie ihm nicht ſchaden wollten; nur die Miſtel ließ ſie aus, weil ſie ihr noch zu ſchwach erſchien. Da ihn die Aſen dadurch nun ganz ſicher glaubten, ſo ſchoſſen und warfen ſie mit allen möglichen Gegenſtänden nach ihm, was ihm keinerlei Schaden zufügte. Der böſe Loki aber, der, von den Rieſen abſtammend, von der Urzeit an in Gemeinſchaft mit den Aſen getreten, ſpäter aber ihnen ein hinterliſtiger Feind geworden war, ſann auf ſein Verderben. Er gab dem blinden Hödur, Baldur's Bruder, der bei jener Kurzweil der Götter allein abſeits ſtund, den Miſtelzweig und leitete ihn an, damit auf Baldur zu ſchießen; dieſer war getroffen und fiel tot nieder. Darob erhob ſich großes Leid unter den Göttern; ſeine Leiche legten ſie zur Verbrennung auf ſein Schiff, und zu ihm auf den Scheiterhaufen ſeine Gattin Nanna, die vor Leid und Jammer geſtorben war. Hermodr aber, ein anderer Sohn Odins, ritt hinab in's Totenreich zu der Totengöttin Hel, zu der alle jene Geſtorbenen kommen, die nicht im Kampfe gefallen ſind, um ſie zu bewegen, daß ſie den Baldur wieder mit ihm ziehen laſſe nach Asgard. Hel ſagte ihm ſeine Entlaſſung zu, wenn alle Weſen ohne eine einzige Ausnahme über ſeinen Tod weinen würden. Als Hermodr dieſen Beſcheid den Göttern gebracht hatte, ſandten ſie Boten zu allen Weſen, daß ſie durch ihr Weinen dem Baldur die Rückkehr in den Götterhimmel erwirken ſollten; und alle weinten, nur ein Rieſenweib nicht, das in einer Höhle ſaß; ſo mußte er alſo bei der Hel bleiben. — Den Frevler Loki konnten die Götter nicht gleich ſtrafen, da das Unheil an einer heiligen Freiſtätte geſchehen war, und er entkam für dieſesmal. Später aber fiengen ſie ihn in einem Waſſerfalle, wo er ſich in Geſtalt eines Lachſes verborgen hatte. Sie banden ihn mit den Gedärmen ſeines einzigen Sohnes, und hiengen über ſeinem Antlitz eine Schlange auf, die brennendes Gift herabträufelte; ſo liegt er noch gebunden. Seine treue Gattin Sigyn aber ſitzt neben ihm und fängt das Gift in einer Schale auf. Nur wenn dieſe Schale jeweils voll iſt, fallen die Tropfen ihm in's Antlitz, während ſie dieſelbe wegträgt und ausgießt; dann windet er ſich vor Schmerz, daß die Erde zittert, und ſo entſteht das Erdbeben.

Heimdall, ein anderer Sohn Odin's, iſt der Wächter des Himmels, der die Brücke Bifröſt, die Regenbogenbrücke, bewacht, die Himmel und Erde mit einander verbindet. Er hat ein Horn, das Giallarhorn, deſſen Ton in allen Welten gehört wird, wenn er hineinbläſt.

Tyr iſt ein Kriegsgott, Bragi der Gott der Dichtkunſt. Des letztern Gemahlin iſt Idun, welche die Aepfel bewahrt, deren Genuß den Göttern die ewige Jugend erhält.

Von den Wanen, einem von den Aſen verſchiedenen Geſchlechte höherer Weſen, die in Wanaheim wohnen, wurde Niörd den Aſen zum Unterpfande des Friedens gegeben und fortan mit ſeinen beiden Kindern zu ihnen gerechnet. Er iſt ein Meeresgott. Sein Sohn heißt Freyr, ſeine Tochter Freya, jener der Gott über Regen und Sonnenſchein und die Fruchtbarkeit der Erde, dieſe die ſchönſte unter den Göttinnen.

Noch ein anderes Geſchlecht von höhern Weſen neben den Aſen und Wanen, obwohl von untergeordneter Bedeutung, ſind die Alfen, von denen es zwei Arten gibt: Die Lichtalfen, die in Alfheim wohnen und ſchöner als die Sonne ſind, und die dunklen Schwarzalfen in der Erde.

In den Klüften der Erde hauſen die Zwerge als kunſtreiche Schmiede, weiſe und zauberkundig.

Unter der dritten Wurzel der Welteſche Yggdraſil iſt der Brunnen der Urd; da haben die drei Frauen ihren Sitz, welche das Lebensgeſchick und die Lebenszeit der Menſchen beſtimmen, und welche Nornen genannt werden; ihre Namen ſind Urd, Skuld und Werdandi.

Am Himmel fahren die Nacht, eine Rieſentochter, und der Tag, ihr und ihres vom Aſengeſchlechte ſtammenden Gemahles Dellingr Sohn, nach der Beſtimmung Allvater Odin's in ihren Wagen alle zweimal zwölf Stunden rund um die Erde. Das Roß, das den Wagen der Nacht zieht, heißt Hrimfaxi (reifmähnig); der

---

[1] Die Skandinavier wurden zuletzt unter den Stämmen der Germanen zum Chriſtentum bekehrt. Und unter ihnen wieder erhielt ſich das alte Heidentum und die alte Sitte am längſten und ächteſten in Island, wo ſich ſeit dem Ende des 9. Jahrhunderts von Norwegen aus eine Kolonie gebildet hatte, und wo auch nach der endlichen Einführung des Chriſtentums (vom Anfange des 11 Jahrhunderts an) die Lieder, welche die alten Ueberlieferungen enthielten, ſich weiter fortpflanzten, nicht wie in Deutſchland faſt ſpurlos vernichtet wurden. Die etwa im Anfange des 12. Jahrhunderts entſtandene Sammlung dieſer alten Götter- und Heldenlieder, welche im Einzelnen größtenteils einer weit ältern Zeit angehören, iſt uns unter dem Titel Edda (d. i. Urgroßmutter) überliefert und ſoll von dem gelehrten Isländer Saemund Sigfuſſon († 1133) veranſtaltet worden ſein. Man nennt dieſe Edda die ältere, zum Unterſchiede von der etwa ein Jahrhundert ſpäter entſtandenen jüngern des Snorri Sturluſon, welche die alten Mythen in Proſa darſtellt. Dies ſind die beiden Hauptquellen der altnordiſchen Mythologie.

Tau, der jeden Morgen zur Erde niederfällt, iſt der Schaum ſeines Gebiſſes. Das Roß des Tages heißt Skinfaxi (glanzmähnig).

Der Wind entſteht vom Flügelſchlage des Rieſen Hraeſwelg (Leichenſchwelger), der in Adlergeſtalt am Ende des Himmels ſitzt.

Aber dieſe ganze Welt und die Götter ſollen einmal untergehen, und dieſes bevorſtehende Ereignis heißt die Götterdämmerung, Ragnarök (Dämmerung, Verfinſterung der ratſchlagenden, herrſchenden Götter). Mannigfach ſind die Vorbereitungen auf dieſes Weltende und ſeine Vorzeichen. Auf den Zweigen der Welteſche Yggdraſil weiden vier Hirſche und beißen die Knoſpen ab, an der Wurzel nagt der Drache Nidhöggr und viele Schlangen mit ihm, und die Seite des Baumes wird hohl. Zwiſchen dem Drachen und einem auf dem Wipfel ſitzenden Adler läuft ein Eichhörnchen auf und nieder und trägt Streitworte zwiſchen ihnen hin und her. Wenn aber die Götterdämmerung ſelbſt herannaht, ſo wird zuvor ein Winter kommen, der drei Jahre dauert, ohne einen Sommer dazwiſchen. Schwere Kriege werden die Welt erfüllen, unerhörte Greuelthaten geſchehen, und die heiligſten Bande unter den Menſchen nicht geachtet werden. Die Göttin Jdun ſinkt herab vom Weltbaum, und die Götter werden alt. Dann brechen die den Göttern feindlichen dämoniſchen Weſen los. Ein Wolf verſchlingt die Sonne, ein andrer den Mond, und die Sterne fallen vom Himmel; die Erde bebt und die Berge ſtürzen zuſammen. Beſonders werden dann auch die von Loki ſtammenden Ungeheuer los, der Wolf Fenrir, und die ſonſt im Weltmeere rings um die Erde herum liegende Weltſchlange (Midgardſchlange) Jörmungandr, die aus dem Meere an das Land herausſteigt. Auch der Hund Garm bricht los, der ſonſt vor der Gnupahöhle gefeſſelt lag. Dabei wird das Land vom Meere überflutet, und das aus den Nägeln der Toten hergeſtellte Schiff Naglfar wird von einem Rieſen herangeſteuert. Loki wird aus ſeinen Banden frei und fährt heran mit dem Gefolge der Hel und den götterfeindlichen Hrimthurſen (Reif-, Froſtrieſen). Aus der Flammenwelt Muspell kommen die Feuerdämonen, von Surtur geführt; ſie reiten über die Regenbogenbrücke Bifröſt, die unter ihnen zuſammenbricht, und vereinigen ſich dann mit den andern auf der Ebene Wigrid, wo der letzte Entſcheidungskampf zwiſchen den Göttern und den Götterfeinden ſtattfinden ſoll. Nun bläſt Heimdall in ſein Horn und ruft die Götter zuſammen. Sie ziehen aus in Kampfrüſtung, und mit ihnen zu ihrem Beiſtande die Einherier aus Walhall, achthundert aus jedem der Thore, deren es 540 ſind. Odin kämpft nun gegen den Wolf Fenrir und wird von dieſem verſchlungen. Sein Sohn Widar rächt ſeinen Tod, indem er dem Wolfe den Rachen auseinander reißt und ihn ſo tötet. Thôr, der nach einem andern Mythus früher einmal, da er mit einem Rieſen das Meer befuhr, die Midgardſchlange geangelt und in ihrer Machtloſigkeit heraufgezogen hatte, muß jetzt, da ſie Macht gewonnen hat, einen Kampf mit ihr beſtehen. Er bleibt zwar endlich Sieger und tötet ſie, erleidet aber gleich darauf auch ſelbſt den Tod von dem Gifte, das ſie auf ihn geſpieen hat. Heimdall tötet den Loki, wird aber auch von ihm getötet; ebenſo Tyr im Kampfe mit dem Hunde Garm, und Freyr findet ſeinen Tod durch Surtur. Wenn nun die alten Götter und die Einherier erlegen ſind, verbrennt Surtur die Welt mit ſeinem Feuer. Aber nach dieſem Weltbrande erhebt ſich aus dem Meere eine neue ſchönere Erde, und ein neues goldenes Zeitalter bricht an. Von den Aſenſöhnen leben noch Odins Söhne Widar und Wali, und Thor's Söhne Modi und Magni, die ſich auf dem Jdafelde vereinigen, wo früher Asgard war. Auch Baldur geſellt ſich wieder zu ihnen mit ſeinem Bruder Hödur. Dann kommt der ungenannte oberſte Gott als Beherrſcher der neuen Welt, „der Starke von oben,“ der allen Streit ſchlichtet und heilige Satzungen gibt, die ewig dauern ſollen.

Der Götterglauben und die Götterverehrung der alten Deutſchen.

Während wir ſo über den heidniſchen Glauben der ſtammverwandten Skandinavier noch vollſtändig unterrichtet ſind, haben wir dagegen von der Religion unſerer eigenen Vorfahren leider nur ſehr ſpärliche Kunde; zuerſt Nachrichten bei römiſchen Schriftſtellern, dann einige dürftige ſpärliche Ueberreſte altdeutſcher heidniſcher Dichtung und zerſtreute Bemerkungen bei den chriſtlichen lateiniſchen Geſchichtſchreibern germaniſcher Volksſtämme. Das alles zuſammen ergibt nicht viel mehr als eine Anzahl von Namen, mit denen ſich kaum etwas anfangen ließe, wenn wir allein darauf angewieſen wären. Aber durch die Vergleichung mit der nordiſchen Mythologie gewinnt das alles Leben und Verſtändlichkeit; wir ſehen, daß unſere Vorfahren dieſelben Götter hatten wie die alten Skandinavier, daß die Religion aller Stämme der Germanen im großen und ganzen dieſelbe war; im einzelnen wird freilich manches in der wilden großartigen Natur des Nordens eine andere Ausbildung erfahren haben, ſoweit die Vielgötterei auf einer Vergötterung von Naturkräften beruht.

Die älteſte Nachricht iſt die des Julius Cäſar in ſeinen Denkbüchern über den galliſchen Krieg (VI, 21), welche lautet: „Die Germanen haben weder Druiden (ſo hießen die Prieſter der Gallier), welche den göttlichen Dingen vorſtehen, noch ſind ſie eifrig im Opfern. Jn die Zahl der Götter rechnen ſie nur die, welche ſie ſehen, und durch deren Hülfe ſie in offenbarer Weiſe unterſtützt werden, den Sol (Sonne), den Vulcanus und die Luna (Mond); die übrigen kennen ſie nicht einmal dem Gerüchte nach.“ Daraus lernen wir nun ſehr wenig; Cäſar kannte eben die Germanen nur ſehr oberflächlich und ſcheint beſonders in dieſem Falle nicht genau berichtet geweſen zu ſein.[1]

Wir kommen nun an die äußerſt wertvollen Mitteilungen, die uns der große Geſchichtſchreiber Tacitus in ſeinem etwa anderthalb Jahrhunderte ſpäter (wahrſcheinlich 98 nach Chriſtus) geſchriebenen Schriftchen „Germania“ hinterlaſſen hat; dieſe ſollen als die älteſten genauern und zuverläſſigen Nachrichten für das Folgende die Grundlage bilden, und daher zunächſt vor allem in ihrem Wortlaute mitgeteilt werden:

Kapitel 2. „Sie feiern in alten Liedern, was bei ihnen die einzige Art von geſchichtlicher Erinnerung iſt, den von der Erde geborenen Gott Tuisco und ſeinen Sohn Mannus, den Urſprung und die Gründer des Volkes. Dem Mannus ſchreiben ſie drei Söhne zu, nach deren Namen die dem Ocean zunächſt wohnenden Jngaevonen, die mittlern Herminonen, die übrigen Jſtaevonen genannt werden.“

Kapitel 9. „Von den Göttern verehren ſie am meiſten den Mercurius, dem ſie an gewiſſen Tagen ſogar Menſchenopfer darzubringen für recht halten. Den Mars und Hercules verſöhnen ſie durch erlaubte Tiere.[2] Ein Teil der Sueben opfert auch der Jſis; woher dieſer fremde Dienſt ſeine Urſache und ſeinen Urſprung bei ihnen habe, habe ich nicht näher erfahren; nur zeigt ihr Zeichen ſelbſt, das nach Art eines Liburnerſchiffes gebildet iſt, daß ihre Verehrung von außen eingeführt ſei. Uebrigens halten ſie es der Größe der Himmliſchen weder für angemeſſen, die Götter in Wänden einzuſchließen, noch ſie irgendwie in menſchlicher Geſtalt bildend darzuſtellen; ſie weihen Haine und benennen mit dem Namen von Göttern jenes Geheime, das ſie nur in der Verehrung ſehen.“

Kapitel 39 erzählt von dem heiligen Haine der Semnonen, der älteſten und edelſten unter den Sueben, welcher das gemeinſame Stammesheiligtum der Sueben war. Dort wurden zu beſtimmten Zeiten gemeinſame Gottesdienſte gehalten mit Menſchenopfern. Die Scheu und Ehrfurcht vor dieſem Heiligtum war ſo groß, daß man nur gefeſſelt hineintrat, um ſich dadurch vor der Gottheit zu demütigen, und daß keiner, der darin zu Boden fiel, ſich im Haine ſelbſt wieder erheben durfte, ſondern hinausgewälzt werden mußte. Welche Gottheit hier verehrt wurde, wird nicht geſagt.

Jn Kapitel 40 wird von den Longobarden und einigen benachbarten Stämmen erzählt: „Bei dieſen iſt im Einzelnen nichts bemerkenswert, als daß ſie gemeinſam die Nerthus, das iſt die Mutter Erde, verehren und glauben, daß ſie in die Angelegenheiten der Menſchen eingreife und zu den Völkern gefahren komme. Es iſt auf einer Jnſel des Oceans ein keuſcher Hain, und darin ein ihr geweihter Wagen, mit Gewändern bedeckt. Jhn zu berühren iſt dem Prieſter allein geſtattet. Dieſer erkennt, wenn die Göttin im Heiligtume anweſend iſt, und geleitet ſie dann mit großer Verehrung, während ſie von weiblichen Rindern gezogen wird. Dann ſind frohe Tage, und feſtlich die Orte, welche ſie ihrer Ankunft und ihres Aufenthaltes würdigt. Man fängt keine Kriege an, ergreift keine Waffen; verſchloſſen iſt alles Eiſen; Friede und Ruhe ſind dann nur bekannt, nur geliebt, bis derſelbe Prieſter die Göttin, wenn ſie genug unter den Sterblichen geweilt hat, in den Tempel zurückbringt. Dann wird der Wagen und die Gewänder und, wenn man es glauben will, auch die Gottheit ſelbſt in einem geheimen See abgewaſchen. Sklaven verrichten dieſen Dienſt, welche dann ſofort derſelbe See verſchlingt. Daher geheimnisvoller Schrecken und heilige Unkunde, was denn das ſei, das nur ſolche ſehen dürfen, die zum Tode beſtimmt ſind.“

Kapitel 43. „Bei den Nahanarwalen wird ein Hain als Sitz eines alten Götterdienſtes gezeigt. Ein Prieſter in weiblicher Kleidung ſteht ihm vor; als die dort verehrten Götter aber nennt man nach römiſcher Auslegung den Caſtor und Pollux. Dies iſt die Bedeutung der Gottheit, der Name Alcis. Keine Bildniſſe, keine Spur, daß es ein fremder Glaube ſei; als Brüder aber, als Jünglinge verehrt man ſie.“

Jn Kapitel 45 wird noch von den Aeſtiern, die an der Bernſteinküſte der Oſtſee wohnten, geſagt: „Sie verehren die Mutter der Götter. Als Abzeichen ihres Glaubens führen ſie Eberbilder; dies gewährt dem Verehrer der Göttin ſtatt der Waffen und jeglichen Schutzes Sicherheit auch unter Feinden.“

Soweit dieſe älteſte Urkunde über die Religion der alten Deutſchen, die nun mit Beiziehung der anderweitigen Nachrichten näher ausgeführt und in Ordnung dargelegt werden ſoll.

---

[1] Jakob Grimm, Deutſche Mythologie, 2. Aufl. S. 92 f.: „Jch kann Caeſar's Worte für nichts als eine halbwahre, allgemein gehaltene Anſicht nehmen, die gegen Tacitus' beſtimmtere Ausſage weder andere Götter verdächtigen, noch viel weniger einen bloßen Elementardienſt unter den Germanen darthun mag.“ Döllinger, Heidentum und Judentum S. 563: „Der Beiſatz, daß kein anderer Gott als dieſe drei den Deutſchen bekannt ſei, läßt ſich nur retten, wenn wir ihn von römiſchen Göttern oder ſolchen, die ſich leicht mit einer römiſchen Gottheit verwechſeln ließen, verſtehen.“

[2] Als Opfertier wurde vor allem das Pferd benutzt; außerdem beſonders Rinder, Eber und Widder.

An der Spitze ſtehen alſo drei Götter, welche Tacitus mit denjenigen Namen aus der römiſchen Mythologie benennt, mit denen ihm die deutſchen Götter am nächſten übereinzuſtimmen ſchienen, Mercurius, Herkules und Mars, von denen der erſte der oberſte iſt. Die deutſchen Namen gewährt uns eine Taufformel aus dem 8. Jahrhundert in altſächſiſcher (niederdeutſcher) Sprache, welche den ſich bekehrenden Heiden bei der Taufe vorgelegt wurde, und wo es heißt: „Ich entſage... dem Thunaer und Woden und Saxnot und allen den Unholden, die ihre Genoſſen ſind.“ Hier haben wir alſo zunächſt einmal die Namen Woden und Thunar wieder, die wir in der nordiſchen Mythologie als Odin und Thor kennen lernten und die wir dann auch in andern Quellen wieder finden; dieſelben Namen und dieſelben Götter.

Wuotan heißt in althochdeutſcher Sprache der oberſte Gott der Deutſchen, Wodan im Niederdeutſchen, Woden bei den Angelſachſen, und bei den Skandinaviern Odin.[1] Dies iſt alſo der Gott, den die Römer mit ihrem Mercurius verglichen. Der Name hängt mit dem Zeitworte zuſammen, das althochdeutſch watan, wuot lautet (jetzt waten), und urſprünglich durchdringen bedeutet. Darin iſt alſo ſeine Bedeutung als geiſtiger Gott ausgedrückt; er iſt, wie ihn Grimm bezeichnet, „das allmächtige, alldurchdringende Weſen.“ Zugleich liegt auch die Bedeutung eines ungeſtümen Hindurchdringens oder überhaupt einer ungeſtümen Bewegung in dem Worte (das Wort „Wut“ hängt auch damit zuſammen), ſo daß wir alſo auch ſeine andere Seite ſchon im Namen finden, wonach er der Kriegsgott iſt. Daß ihn die Römer mit ihrem Mercurius, dem Götterboten, verglichen, kam wohl daher, weil ſie ihn nur von der einen Seite, als den wandernden Gott betrachteten. Eine Erinnerung an dieſen Gott und ſeinen Namen iſt noch im Aberglauben vorhanden, in dem in den meiſten Gegenden von Deutſchland beſtehenden Glauben an den wilden Jäger, der in gewiſſen Nächten mit dem geſpenſtiſchen wilden Heere auszieht; dieſer hat im Niederdeutſchen noch den Namen Wode, und an manchen Orten Schwabens heißt das Heer Wuotesheer, wovon die am meiſten bekannte Benennung „wütendes Heer“ nur eine Entſtellung iſt. Der Name kommt aber auch in den Sprachen von deutſcher Abſtammung noch in der Bezeichnung des vierten Wochentags vor, den wir Mittwoch nennen, und iſt hier eben in der hochdeutſchen Sprache allein verloren gegangen; z. B. engliſch Wednesday, was in alter Zeit angelſächſiſch Wodnes däg (Woden’s Tag) hieß. Auch hier ſehen wir wieder die Gleichſtellung von Wuotan mit Mercurius; die heidniſchen Deutſchen legten ſich ihre Bezeichnungen für die Wochentage nach denen der Römer zurecht, von denen ſie die Wocheneinteilung überkamen, und dort hieß dieſer Tag der Tag des Mercur, Mercurii dies, davon noch das franzöſiſche mercredi kommt.

Donar iſt der zweite (hochdeutſch), niederdeutſch Thunar, nordiſch zuſammengezogen Thor, der Donnergott, wie ſein Name ſagt. Ihn nennt Tacitus Herkules, weil er der ſtärkſte der Götter war, und zugleich ein den Menſchen wohlthätiger, volkstümlicher Gott. Sonſt vergleichen ihn andere Römer und ſpätere lateiniſche Schriftſteller mit dem Jupiter, als dem römiſchen Donnergotte. Seinen Namen haben wir noch in der Bezeichnung des Donnerſtags, der lateiniſch Jupiters Tag hieß, Jovis dies (franzöſiſch jeudi).

Der dritte Name in dem ſächſiſchen Taufgelübde, Saxnot, der ſich auch bei den Angelſachſen als Saxneat findet, bedeutet Schwertgenoſſe,[2] iſt alſo ein Kriegsgott, entſprechend dem Mars des Tacitus. Er iſt der Sohn des Woden, derſelbe Gott der im Altnordiſchen Tyr heißt. Saxnot war die beſondere ſächſiſche Benennung für ihn; der hochdeutſche Name, der dem Tyr entſpricht, muß Ziu gelautet haben. Wir haben ihn noch in dem in unſerer Schriftſprache entſtellten Wochentagsnamen Dienstag, in der ſchwäbiſchen und alemanniſchen Volksſprache aber richtig Ziestag; lateiniſch Tag des Mars; Martis dies, (franzöſiſch mardi). Im Bayriſchen aber heißt dieſer Tag Ertag oder Erchtag, worin noch ein anderer Name dieſes ſelben Gottes ſteckt, Eor oder Er.

Balder, der nordiſche Baldur, war ebenfalls ein deutſcher Gott, und hatte noch den zweiten Namen Phol. Wir haben von ihm in Deutſchland aber nur Kunde aus einem altdeutſchen heidniſchen Zauberſpruche, wo erzählt wird, wie er mit Wuotan „zu Holze“ fuhr, wobei ſeinem Pferde der Fuß[3] verenkt wurde; Wuotan richtet ihn durch ſeinen Zauberſpruch wieder ein, nachdem die Göttinnen, die es zuerſt damit verſuchen, nichts ausrichten können.

Fro hieß in Deutſchland der nordiſche Freyr. Das Wort frô kommt im Altdeutſchen in der Bedeutung Herr vor, und in zuſammengeſetzten Eigennamen; von dem Gotte erfahren wir weiter nichts.

Frea und Fria heißt die Gemahlin des Wuotan, die nordiſche Frigg. Nach ihr iſt der Freitag genannt. In dem vorhin genannten Zauberſpruche heißt Volla ihre Schweſter, die wir in der nordiſchen Mythologie als ihr Schmuckmädchen kennen lernten.

Am gleichen Orte werden uns noch die Namen von zwei weitern Göttinnen genannt, Sinthgunt und Sunna.

Von dem deutſchen Namen des Oſterfeſtes, und der Bezeichnung des Monats April als Oſtarmanoth, Oſtermonat, ſchon zur Zeit Karl’s des Großen, hat Jakob Grimm den Schluß gezogen, daß auch in Deutſchland eine Göttin Oſtara verehrt worden ſei, deren Feſt zu dieſer Zeit gefeiert wurde und deren Namen man dann auf das in die gleiche Zeit fallende große chriſtliche Feſt übertrug. Der Name hängt mit Oſten zuſammen, und ſie wird nach Grimm’s Worten eine „Gottheit des ſtrahlenden Morgens, des aufſteigenden Lichts geweſen ſein, eine freudige, heilbringende Erſcheinung.“ In Deutſchland finden wir freilich außer dem Namen keine Spur mehr von ihr; dagegen hat uns von den Angelſachſen in England der große Kirchenſchriftſteller Beda der Ehrwürdige (lebte 672—735) überliefert: „Bei den alten Völkern der Angeln, meinem Stamme, hatte der April einſt den Namen Eſturmonath, von einer ihrer Göttinnen, die Eoſtra hieß, und deren Feſt in jenem Monate gefeiert wurde. Nach ihrem Namen bezeichnen ſie jetzt die Oſterzeit, indem ſie mit dem gewohnten Worte des alten Götterdienſtes die Freude des neuen Feſtes benennen.“ — (Aehnlich wurde auch der Name Jul, wie das heidniſche Feſt der Winterſonnenwende hieß, im Norden und in England auf das Weihnachtsfeſt übertragen, und erhielt ſich teilweiſe bis auf den heutigen Tag.)

Wir kommen nun wieder zum Berichte des Tacitus, zu ſeiner Erzählung von der Göttin Nerthus. Hier iſt das Verhältnis zu der nordiſchen Mythologie nicht ſo ganz klar. Nach Grimm nimmt man an, daß ſie dem nordiſchen Gotte Niörd, dem Vater des Freyr und der Freya, entſpreche, zu dem ſie als die entſprechende weibliche Gottheit zuſammengehöre, wie Freya zu Freyr. Was die Fahrt durch das Land betrifft, ſo wird uns aus dem Norden erzählt, daß in Schweden der Gott Freyr in ähnlicher Weiſe im Frühjahr in einem verhüllten Wagen durch das Land zog.[1] Dieſen Umzug wird man ſich als Fruchtbarkeit ſpendend gedacht haben, nach dem Weſen der Göttin als Mutter Erde. Die von Tacitus an der andern Stelle aufgeführte Iſis war wohl dieſe ſelbe Göttin.

In einer andern Schrift, Annalen I, 51, nennt Tacitus noch eine Göttin Tanfana, deren Heiligtum im Lande der Marſen Germanicus im Jahre 14 n. Chr. zerſtörte; wir wiſſen ſonſt nichts von ihr.

Als beſonders wichtig erſcheint ferner die von Tacitus mitgeteilte Stammſage von dem erdgeborenen Gotte Tuisco und deſſen Sohne Mannus, welcher letztere die drei Stammväter der drei Hauptſtämme der Germanen zu Söhnen habe. Dies erinnert ſofort an den nordiſchen Mythus von der Abſtammung der drei Götter Odin, Wili und We, deren Großvater auch aus der Erde hervorkommt. Auf die Namen der Stammhelden wäre aus den Stammesnamen Ingaevonen, Iſtaevonen und Herminonen zu ſchließen, von denen der letztere richtiger ohne h Erminonen oder Irminonen lautet; unter Anderm kommt der Name auch noch vor in Irmenſul, dem Heiligtume der heidniſchen Sachſen, das Karl der Große zerſtörte.

Für das was Tacitus dann noch von der Verehrung der Brüder „Alcis“ ſagt, haben wir nirgends ſonſt einen Anhalt. Es iſt ſogar zweifelhaft, ob in dem Worte Alcis wirklich der Name dieſer Götter ſteckt, oder ob nicht vielmehr der Römer die deutſche Bezeichnung des heiligen Haines fälſchlich auf die darin verehrten Gottheiten übertrug. (Im Gotiſchen kommt das Wort alhs vor und heißt Tempel.)

Daß auch die Kampfmädchen Wuotans in Deutſchland ebenfalls bekannt waren, ſehen wir aus einem andern altheidniſchen Zauberſpruche. Walküren dürfen wir ſie bei uns nicht nennen, weil dieſer Name in Deutſchland wenigſtens nicht überliefert iſt; ihr deutſcher Name iſt Idiſe, den die nordiſchen Walküren in der entſprechenden Form daneben auch haben. Das Wort bedeutet ſonſt auch allgemein Frau, diente aber alſo in der heidniſchen Zeit noch beſonders zur Bezeichnung dieſer höhern göttlichen weiblichen Weſen. Wir ſehen ſie in dem genannten Gedichte in ihrer Thätigkeit auf dem Schlachtfelde, auf das ſie ſich heruntergelaſſen haben; ſie ſind in drei Teile geteilt, von denen es heißt: „Einige hefteten Haft, einige hielten das Heer auf, einige klaubten an den Feſſeln herum.“ Das heißt, wie es Weinhold erklärend umſchreibt: „Die einen legten den Gefangenen Feſſeln an, die andern hielten das angreifende Heer der Feinde auf, die dritten befreiten die gefangenen Freunde.“ Ein älteres Zeugnis haben wir auch ſchon bei Tacitus, der berichtet, daß bei den Cheruskern ein berühmtes Schlachtfeld an der Weſer Idiſiaviſo geheißen habe, alſo Wieſe der Schlachtjungfrauen (wie Grimm aus Idiſtaviſo, was in der Handſchrift ſteht, unzweifelhaft richtig verbeſſert hat).

Den Namen der Urd, der einen von den drei nordiſchen Schickſalsgöttinnen oder Nornen, finden wir wieder in dem deutſchen Worte Wurt, das ſpäter Schickſal bedeutet, aber auch noch perſonificiert gebraucht wird, ſo daß es jedenfalls früher auch Name einer

---

[1] Auch letztere Form iſt derſelbe Name, da im Nordiſchen ein anlautendes w auch ſonſt vor o und u abfällt; vgl. z. B. ulfr Wolf, ormr Wurm.

[2] Von dem Worte ſahs ſoll nach alter Ueberlieferung der Volksname der Sachſen kommen, weil dies der Name eines kurzen Schwertes war, das ſie als beſondere Waffe führten.

[3] Beſſer der Bug (buoc für vuoz zu ſchreiben), weil es das Versmaß verlangt.

[1] Weinhold, Die deutſchen Frauen in dem Mittelalter, ſieht in ihr die Tochter des Niörd, die nordiſche Freya, deren deutſcher Name ſonſt Frauwa muß gelautet haben.

Schickſalsgöttin war. Engliſch heißen noch in Shakeſpeare's Macbeth die drei Hexen weird sisters, Schickſalsſchweſtern, für welche Bezeichnung Grimm in ſeiner Mythologie, 2. Aufl. I, S. 378 noch mehr Beiſpiele anführt.

Die Elfen, Elben, den nordiſchen Alfen entſprechend, leben noch fort in zahlreichen Sagen und Märchen, bei uns und den andern verwandten Völkern, auch unter andern Namen, wie Heinzelmännchen, Wichtelmännchen, meiſt als wohlthätige, menſchenfreundliche Weſen. Beſonders hervortretend erſcheint darunter ein weibliches Weſen dieſer Art, das in verſchiedenen Gegenden verſchiedene Namen führt, wie Frau Frick, Holle (Holde), Berchta (die glänzende). In ihr wird wohl das Andenken an eine der großen Göttinnen, wahrſcheinlichan Wuotan's Gemahlin Fria fortleben. — Der aus Goethe's Ballade bekannte „Erlkönig“ iſt ein dem däniſchen Volksglauben angehöriger Elfenkönig, und die Bezeichnung ein Mißverſtändnis von Herder, der in einem däniſchen Volksliede das Wort, das Elfenkönig heißt, ſo wiedergegeben hatte.

Für die Erde als Wohnung des Menſchengeſchlechts finden wir auch im Althochdeutſchen ihren mythiſchen Namen Mittilgart, entſprechend im Niederdeutſchen und in England. Auch glaubte man in Deutſchland ebenfalls an eine dereinſtige Zerſtörung der Welt durch Feuer in Folge eines Götterkampfes, wie in der nordiſchen Götterdämmerung. Während wir dort den Namen Muspelheim für die Feuerwelt fanden, von der jenes Feuer am Ende ausgehen wird, finden wir im Deutſchen den Namen Muspilli für den Weltbrand ſelbſt; man gebraucht dieſes Wort aus der heidniſchen Mythologie dann auch in chriſtlichen geiſtlichen Dichtungen vom Untergange der Welt durch Feuer am jüngſten Tage; darin eben iſt es uns noch überliefert. Was ſich daran weiter für Vorſtellungen knüpften, in Bezug auf die Götterwelt, erfahren wir freilich auf dieſe Weiſe nicht mehr.

Was nun den Gottesdienſt der heidniſchen Deutſchen betrifft, ſo ſahen wir aus den Berichten des Tacitus ſchon, daß ſie ihre Götter hauptſächlich in heiligen Hainen verehrten. Zwar iſt das nicht ſo zu verſtehen, als ob ſie nicht auch Tempel gehabt hätten; Tacitus ſelbſt ſchon nennt gelegentlich ſolche; daß aber die Haine die üblichen Stätten waren, erfahren wir auch aus anderen Quellen, und die Worte, welche Heiligtümer der Götter bezeichnen, haben alle die doppelte Bedeutung von Hain und Tempel, urſprünglich alſo die erſtere. Wie bei Tacitus, ſo iſt dann auch noch lange ſpäter in den Erzählungen von den Bekehrern der Deutſchen zum Chriſtentume, von der Verehrung heiliger Wälder oder auch einzelner gewaltiger Bäume die Rede. Am bekannteſten iſt, daß Bonifacius bei Geismar in Heſſen (etwa 725) die große „Eiche des Jupiter“ (alſo des Donar) fällte.

Dem Gottesdienſte, deſſen wichtigſter Teil die Darbringung von Opfern war, ſtanden Prieſter vor, die aber nicht, wie bei den Galliern, einen beſondern abgeſchloſſenen Stand bildeten. Auch werden wir unten noch ſehen, daß auch der Hausvater für ſeine Familie prieſterliche Verrichtungen ausüben konnte. Ueber die Art dieſer Opfer ließen wir uns oben von Tacitus Näheres erzählen. Verbunden wurde die Darbringung des Opfers mit einem Schmauſe, indem die Teilnehmer das Fleiſch des geopferten Tieres verzehrten. Das hauptſächlichſte Opfertier war alſo das Pferd, und die Häupter der geopferten Pferde wurden in den Götterhainen, wo die Opferung geſchah, an den Stämmen der Bäume befeſtigt. Dabei wurde man gewöhnt, ſich das Schlachten und Eſſen von Pferden ſo ſehr mit Götteropfern verbunden zu denken, daß ſpäter, als die Deutſchen bekehrt wurden, ſchon der Genuß von Pferdefleiſch als ein heidniſcher Brauch galt und verboten wurde. Die beſondere Heiligkeit dieſes Tieres werden wir gleich noch weiter kennen lernen.

Weiter hängt mit dem Gottesdienſte das Erforſchen der Zukunft durch Einholung von Vorzeichen und Werfen von Loſen zuſammen, was immer geſchah, wenn man wichtige Angelegenheiten vorhatte. Darüber hat uns wieder Tacitus im 10. Kapitel der Germania berichtet, den wir hören wollen: „Vorzeichen und Loſe beobachten ſie ſo ſehr als irgend ein Volk. Ihre Art zu loſen iſt einfach. Sie zerſchneiden den Zweig eines fruchttragenden Baumes in Stäbchen, unterſcheiden dieſe durch gewiſſe Zeichen und zerſtreuen ſie planlos und nach dem Zufall über ein weißes Gewand. Dann betet, wenn in öffentlichen Angelegenheiten das Los befragt wird, der Prieſter des Staats, wenn es in einer Privatangelegenheit geſchieht, der Hausvater ſelbſt zu den Göttern, und hebt dann, indem er zum Himmel aufblickt, dreimal je ein Stäbchen auf und legt dieſe dann nach dem vorher ihnen aufgeprägten Zeichen aus. Iſt der Beſcheid ein ungünſtiger, ſo findet am gleichen Tage keine Befragung mehr über den gleichen Gegenſtand ſtatt; iſt er aber günſtig, ſo wird noch die Beſtätigung durch Vorzeichen verlangt. Und zwar iſt jener Brauch auch hier bekannt, die Stimmen und den Flug der Vögel zu befragen. Eigen aber iſt es dieſem Volksſtamme, auch die zukunftverkündenden Zeichen und Mahnungen der Pferde zu erproben. Oeffentlich gehalten werden in denſelben heiligen Hainen weiße von keiner irdiſchen Arbeit berührte Pferde; dieſe ſpannt man an den heiligen Wagen, und dann begleiten ſie der Prieſter und der König oder Fürſt des Staates und beobachten ihr Wiehern und Schnauben. Und kein Vorzeichen genießt größeres Vertrauen, nicht nur beim Volke, ſondern auch bei den Vornehmen, bei den Prieſtern; denn ſich ſelbſt halten ſie zwar für Diener der Götter, jene (die heiligen Pferde) aber für ihre Vertrauten. Es gibt auch noch eine andere Beobachtung von Vorzeichen, wodurch der Ausgang ſchwerer Kriege erforſcht wird. Sie laſſen nämlich einen Gefangenen aus dem Stamme, mit welchem ſie Krieg führen, den ſie auf irgend eine Weiſe aufgefangen haben, mit einem auserwählten Manne aus ihrem Volke kämpfen, jeden in den Waffen ſeiner Heimat. Der Ausgang des Kampfes, je nachdem der eine oder der andere ſiegt, gilt dann als Vorbedeutung.“

Auch im Kriege hatten die Prieſter als Vermittler der gegenwärtigen Gottheit eine größere Gewalt über die Einzelnen, als die Fürſten und Feldherrn ſelbſt, wie uns ebenfalls Tacitus erzählt, Kapitel 7: „Niemanden iſt es erlaubt, einen zu ſchelten, zu binden, noch zu ſchlagen, außer den Prieſtern, und ihnen nicht ſo, als ob es zur Beſtrafung geſchehe, noch auf das Geheiß des Heerführers, ſondern gleichſam nach dem Gebote des Gottes, an deſſen Gegenwart bei den Kriegführenden ſie glauben. Sie bringen auch gewiſſe Bilder und Zeichen, die ſie aus den Hainen wegnehmen, mit in die Schlacht.“

Neben den Prieſtern gab es auch noch weiſſagende Frauen als Vermittlerinnen der Götter, wie die alten Deutſchen überhaupt, was auch die verkommenen Römer beſonders hervorheben, eine hohe Verehrung vor den Frauen hatten und etwas Höheres in ihnen erkannten. So ſagt Tacitus in Kapitel 8: „Sie glauben ſogar, daß etwas Heiliges und Vorahnendes in ihnen ſei, und ſie verſchmähen weder ihre Ratſchläge, noch laſſen ſie ihre weiſſagenden Ausſprüche außer Acht.“ Er nennt dann als berühmteſte Seherin die Veleda, eine Jungfrau aus dem Stamme der Brukterer, die zu ſeiner Zeit lebte, und die wie eine Göttin geachtet worden ſei. Näheres über ſie erfahren wir aus einigen Stellen ſeiner größern Geſchichtswerke. Sie wohnte auf einem Turme und zeigte ſich gewöhnlich dem Volke gar nicht, ſondern ließ ihm ihre Ausſprüche durch Vermittlung ihrer Verwandten zukommen. Zuletzt geriet ſie wahrſcheinlich in die Kriegsgefangenſchaft der Römer und wurde nach Rom gebracht. Auch Cäſar ſchon erzählt uns von dem Stamme der Sueven die Sitte, daß man vor einer Schlacht durch die Frauen das Los werfen ließ und ihre Weiſſagungen einholte, ob es ratſam ſei, jetzt eine Schlacht zu liefern. Dies erfuhr er von deutſchen Gefangenen, zu der Zeit, da er dem Suevenkönige Arioviſt gegenüber ſtand und dieſer ſich in keine Schlacht einlaſſen wollte, weil die Frauen nach Erforſchung der Zukunft eine Schlacht vor dem Neumonde für gefahrvoll hielten. Es ſcheint Sitte geweſen zu ſein, daß überhaupt Volksfürſten und Heerführer eine weiſſagende Frau als Beraterin zur Seite hatten, gewiſſermaßen als „weiblichen Schutzgeiſt“, wie Uhland ſagt, ſo wie die Veleda dem Bataverfürſten Civilis zur Seite ſtand.

Von dem urſprünglichen Glauben an den einen wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, kamen die Heidenvölker in ihrer Entfremdung von ihm durch die Vergötterung der Natur in ihren Kräften und Erſcheinungen zur Vielgötterei. In der Art aber, wie ſich die einzelnen Völker daraus ihre Götterwelt bildeten, zeigt ſich zugleich auch ihr Charakter und ihre Weltanſchauung am beſten ausgeprägt. Das Volk der Griechen mit ſeinem heitern Lebensmute und ſeinem hohen Kunſtſinne dachte ſich auch ſeine Götter im Olymp in einem ewig heitern Leben und ſtellte ſie bildlich dar als Geſtalten von idealer Schönheit; aber auch ihre Schattenſeiten, ihren Leichtſinn und ihre ſittlichen Fehler trugen ſie auf ihre Götter über. In der Götterwelt der Germanen aber ſpiegelt ſich vor allem ihr tiefer ſittlicher Ernſt und daneben ihr kriegeriſcher Sinn. Von beſonderer Wichtigkeit iſt es auch, wie wir ſahen, daß in der nordiſchen Mythologie das verdunkelte Bewußtſein von dem einem höchſten Gotte doch noch bedeutungsvoll durchblickte, in der Bezeichnung Odin's als Allvater, und beſonders in der Erwartung des ungenannten Gottes, des „Starken von oben“, der nach der Götterdämmerung erſcheinen und die neue Welt beherrſchen ſollte. Andrerſeits aber zeigt ſich die ſittliche Verkommenheit, zu welcher die Römer um die Zeit Chriſti, und die Griechen ſchon lange vorher geſunken waren, eben auch in ihrem Verhältnis zu ihrer Religion. Der Glaube an die alten Götter war, ſo weit er unter der Maſſe bes Volks und auch bei den Gebildeten noch Beſtand hatte, aller höhern Weihe entkleidet und beſtand noch in rohem ſittenloſem Aberglauben, während ein andrer Teil der Gebildeten die alte Volksreligion mit frivolem Spotte von ſich warf, ohne anſcheinend überhaupt noch ein religiöſes Bedürfnis zu fühlen. Ein Volk, bei dem ſolches der Fall iſt, iſt unrettbar dem Untergange verfallen. Dagegen hielten die Deutſchen, als ihnen das Chriſtentum gebracht wurde, als ein kraftvolles Volk noch mit zäher Treue an ihrer alten Religion. Eben darum waren ſie auch, wenn einmal der Widerſtand gebrochen war, dazu vor allen andern Völkern angethan, die wahre Religion mit Wärme und Treue zu erfaſſen; und wie ſie ſeit ihrem Auftreten die Träger der Geſchichte werden ſollten, während die alte Welt zuſammenbrach, ſo waren ſie auch beſtimmt, die Träger des chriſtlichen Geiſtes zu ſein.

Der **Talmud** (=Lehre) iſt das Hauptreligionsbuch des nachbibliſchen Judentums. Man nimmt das Wort in einem weiteren und in einem engeren Sinne. Im weiteren Sinne verſteht man darunter die ganze mündliche Ueberlieferung der Juden, welche in die zwei Teile 1) Miſchna (Wiederholung) und 2) Gemara (Vollendung) zerfällt. Die mündliche Ueberlieferung ſoll das ſchriftliche Geſetz, die h. Bücher des Alten Teſtaments, erklären und vervollſtändigen. Im engeren Sinne wird bloß die Gemara Talmud genannt.

Wenn es z. B. Exodus 20, 10 heißt „der 7. Tag iſt Sabbat ... Du ſollſt keinerlei Arbeit verrichten", ſo wird hier der Begriff der Arbeit genau beſtimmt. Oder wenn eben daſelbſt 21, 12 „derjenige, der einen Menſchen ſchlägt, daß er ſtirbt" mit dem Tode beſtraft wird, ſo giebt der Talmud das ganze richterliche Verfahren in allen Einzelheiten an. Dabei verteilt ſich der Stoff zwiſchen Miſchna und Talmud in der Weiſe, daß die Erſtere die Ausführung dieſer Geſetze enthält, ſo wie ſie in den Schulen Paläſtina's bis um das Jahr 200 n. Chr. gelehrt wurde, in knapper, kurzer Form, unter Angabe der verſchiedenen Anſichten, wie ſie im Laufe der Zeiten zum Ausdruck gekommen, während der Talmud zeitlich und inhaltlich an die Miſchna anknüpft, ſich aber mit dieſer präziſen Formulierung nicht begnügt, ſondern auch die Motive, welche dieſen Geſetzen zu grunde liegen, überliefert, alſo gleichſam eine fortlaufende Erklärung zum Texte der Miſchna bietet. Natürlich ſpinnt er dann auch den Gedankengang noch weiter fort; aus allgemein gehaltenen Sätzen der Miſchna, welche oft mehr den Stempel grundlegender Anſchauungen tragen, werden einzelne Fälle abgeleitet; ſei es, daß die Freude an theoretiſchen Auseinanderſetzungen oder die Notwendigkeit des praktiſchen Lebens ſie aufgeſtellt hat.

Aber auch noch in anderer Weiſe unterſcheiden ſich dieſe beiden Quellenſchriften des Judentums. Die ältere behandelt zum größten Teil bloß Fragen einerſeits des bürgerlichen Geſetzbuches, anderſeits der Religion, inſofern ſie ſich in Beobachtung gewiſſer Aeußerlichkeiten, Formen und Ceremonien zeigt. Herz und Gemüt finden hier weniger Nahrung, bloß ein Traktat, die Sprüche der Väter genannt, iſt eine Fundgrube von Sittenſprüchen, die ſich den ſchönſten aller Völker würdig an die Seite ſtellen laſſen.

Im Talmud hingegen finden ſich überall Perlen der Moral zerſtreut; auf irgend eine mehr oder weniger ſpitzfindige juriſtiſche Auseinanderſetzung folgt ein Fragment einer erbaulichen Rede, wie ſie irgend einmal ein Rabbi gehalten, und nachdem ſo der Schlüſſel zum Schatze der Moral gefunden iſt, reiht ſich Ausſpruch an Ausſpruch aus den verſchiedenſten Jahrhunderten, von größerer oder geringerer Tiefe. Ja ſelbſt Abſchweifungen auf die wiſſenſchaftlichen Gebiete gehören nicht zu den Seltenheiten. Daß es dann auch an Trivialitäten nicht mangelt, liegt an dem ungleichen Bildungsgrade der geiſtlichen Redner, die damals nicht vollkommener waren, als unſere heutigen.

Der Talmud im engern Sinne liegt in einer doppelten Geſtalt vor:

1. Der jeruſalemiſche (im Umfang eines mäßigen Folio-Bandes), d. h. die Verhandlungen über die Miſchna, wie ſie in den Schulen Paläſtina's vom Ende des dritten, bis um die Mitte des fünften Jahrhunderts gepflogen wurden. Hier iſt die Sprache ein aramäiſcher Dialekt, wie er in Paläſtina um jene Zeit geſprochen wurde, den Kulturverhältniſſen entſprechend durchmengt von vielen griechiſchen Wörtern, neben rein hebräiſchen Partien.

2. Der babyloniſche (etwa fünf mal ſo groß als der vorher genannte), d. h. die Verhandlungen über die Miſchna, wie ſie in den Lehrhäuſern Babyloniens vom Ende des 2. bis zum Ende des 6. Jahrhunderts geführt wurden. Die Sprache iſt der aramäiſche Dialekt jener Gegend, durchſetzt mit perſiſchen Wörtern, von griechiſchen Wörtern nur dann, wenn paläſtinenſiſche Autoritäten redend auftreten. Der Verkehr zwiſchen beiden Ländern war ein ſolch reger, daß es es nicht ſelten zu einem Austauſch der Anſichten kam.

Die Miſchna wurde in ihrer heutigen Verfaſſung von dem Patriarchen Rabbi Jehuda um das Jahr 200 zum Abſchluß gebracht. Die Namen der Redakteure der beiden Talmude laſſen ſich mit Sicherheit nicht mehr ermitteln. Sie haben beide ihre Aufgabe darin erblickt, gleichſam einen Sitzungsbericht der Verhandlungen zu geben, wie ſie zu ihrer Zeit ſtattgefunden haben. Von einer ſchöpferiſchen Thätigkeit war damals keine Rede mehr. Das Ideal der Gelehrten jener Epoche war, die Anſichten der früheren Geſchlechter möglichſt wortgetreu der Nachwelt zu überliefern. So bietet denn jedes Blatt des Talmuds ein buntes Bild der Geiſtesprodukte verſchiedener Jahrhunderte, von ganz ungleichartigem Werte. Jeder Autor trägt die Verantwortung für die Anſicht, die er vorgetragen. Es iſt kein einheitliches litterariſches Produkt, ſondern einem Dome vergleichbar, an dem das prüfende Auge des Sachkundigen die Arbeit der einzelnen Baumeiſter ſelbſt verſchiedener Stile unterſcheidet.

Dr. S. L.

Seder Seraim (Ordnung von dem Samen und der Bebauung des Landes).

Traktat Berachoth.

[Von den Lobſprüchen und Gebeten.] — [Abſchnitt V, 1] Daß man zum Gebete nur mit ſchwerem [gebücktem] Haupte [d. h. mit ernſter, heiliger Stimmung] treten ſoll, beweiſt Rabbi Joſua ben Levi aus Pſ. 96, 9, Rabbi Joſſe ben Chanina aus Pſ. 2, 11, welche letztere Stelle Rabbi Acha dahin erklärt: Wenn ein furchtbarer Tag kommt, ſeid bei fröhlicher Stimmung.

Rabbi Jochanan ſaß und lehrte vor der Verſammlung in Sepphoris. Da ging der Archont [Bürgermeiſter] vorüber und er erhob ſich nicht vor ihm. Sie wollten ihn deshalb ſchlagen, aber jener ſprach zu ihnen: Laßt ihn, er iſt mit dem Geſetze ſeines Schöpfers beſchäftigt.

Rabbi Chanina und Rabbi Joſua ben Levi gingen vor dem Prokonſul von Cäſarea vorüber. Als er ſie ſah, erhob er ſich vor ihnen. Vor dieſen Juden erhebſt du dich? wurde er gefragt. Ja wohl, gab er zur Antwort, ich ſehe ihre Geſichter, als wären es Engel.

Rabbi Abbun erſchien vor dem König. Als er fort ging, wandte er ihm den Rücken zu, weshalb er am Leben geſtraft werden ſollte. Da erſchienen zwei Lichtſtrahlen aus ſeinem Nacken und es wurde ihm die Strafe erlaſſen, ſo daß in Erfüllung ging, was Deut. 28, 2 geſchrieben ſteht, welche Stelle Rabbi Simeon ben Jochai auf Grund des überflüſſigen Wortes dahin erklärte: Selbſt die ſchädlichen Geiſter werden ſich vor dir fürchten.

Rabbi Janai und Rabbi Jonathan luſtwandelten in einem Walde und ſahen einen Mann, welcher ſie mit den Worten grüßte: Ich wünſche euch großen Frieden! Sie ſprachen: Wir haben nicht einmal den Schein der Geſelligkeit zum Böſen mit dieſem Menſchen, d. h. es iſt eine Anmaßung von ihm, uns ſo zu grüßen, als ob wir ſeines Gleichen wären.

Von dem gelehrten Rabbi Chanina ben Doſa wird erzählt, daß er einmal zum Gebet ſtand, da kam eine bunt gefleckte Schlange (Chabarbar) und ſtach ihn, er aber unterbrach ſein Gebet nicht, zuletzt fand man dieſelbe tot an der Oeffnung ihres Loches. Da ſprachen ſeine Schüler: Wehe dem Menſchen, den eine buntgefleckte Schlange beißt, und wehe der buntgefleckten Schlange, welche den Rabbi Chanina ben Doſa beißt! — (Wie hat man ſich gegen den Biß einer ſolchen buntgefleckten Schlange zu verhalten? Kommt der Gebiſſene eher an ein Waſſer, ſo ſtirbt die Schlange, kommt aber umgekehrt dieſe eher an ein Waſſer, ſo ſtirbt der Menſch.) Haſt du, Rabbi, es denn nicht gefühlt? fragten ihn ſeine Schüler. Es komme über mich etwas anderes, als was mein Herz im Gebet gedacht, wenn ich den Biß gemerkt habe! Nach Rabbi Jizchak bar Eleaſar ſchuf Gott eine Quelle unter ſeinem Fußballen, um zu erfüllen, was Pſ. 145, 19 geſchrieben ſteht.

Traktat Pea.

[Vom Ackerwinkel.] — [Abſchn. I, 1] Miſchna. Von folgenden Dingen genießt der Menſch ſchon die Früchte in dieſer Welt, der Stamm verbleibt ihm aber in jener Welt: Von der Ehre gegen Vater und Mutter, von den Werken der Menſchenliebe und von dem Friedenſtiften zwiſchen den Menſchen. Das Geſetzſtudium aber wiegt alle auf.

Der König Munbaz [von Adiabene in Aſſyrien] verteilte alle ſeine Güter unter die Armen. Da ließen ihm ſeine Verwandten ſagen: Deine Väter haben zu dem, was ihre Vorfahren aufgeſpeichert, noch hinzugethan, du aber verteilſt das, was du und deine Vorfahren beſeſſen. Er antwortete: Meine Väter ſammelten Schätze auf Erden, ich aber ſammle Schätze im Himmel, ſ. Pſ. 85, 12; ſie ſammelten Schätze, welche keine Frucht brachten, ich aber ſammle ſolche, welche Frucht bringen, ſ. Jeſ. 3, 10; ſie häuften ihre Schätze an einem Orte auf, wo die Hand darüber Gewalt hatte, ich aber häufe ſie an einem ſolchen Orte, wo die Hand keine Gewalt darüber hat, ſ. Pſ. 97, 2; ſie ſammelten Geld und Gut, ich aber ſammle Seelen, ſ. Prov. 11, 13; ſie ſammelten für andere, ich aber ſammle für mich ſelbſt, ſ. Deut. 24, 13; ſie ſammelten nur für dieſe Welt, ich aber ſammle für jene Welt, ſ. Prov. 10, 2.

Der fromme Rabbi Abuhu erzählte im Namen des Rabbi Jochanan, man habe den Rabbi Elieſer gefragt, wie weit ſich die Ehre der Eltern erſtrecke. Er antwortete: Mich befragt ihr deshalb? Fraget den Dama ben Nethina, das Haupt der Ratsverſammlung. Einſt ſchlug ihn ſeine Mutter mit dem Schuh vor dem ganzen Rate, daß ihr derſelbe aus der Hand fiel. Er hob ihn auf und überreichte ihn der Mutter, damit ſie ſich nicht zu bemühen brauche. Nach Rabbi Chiskia war Dama ein Heide von Askalon und das Haupt der Ratsverſammlung; er ſaß nie auf dem Stein, worauf ſein Vater geſeſſen, und als derſelbe ſtarb, machte er ihn zu ſeinem Abgott. Einſt ging der Jaspis (aus dem Bruſtſchild des Hohenprieſters), welcher dem Stamm Benjamin zugehörte, verloren, und als man Nachfrage hielt, wer einen ſolchen Stein habe, hieß es, Dama ben Nethina. Sie kamen zu ihm und wurden mit ihm eins für 100 Denare. Als er hinging, denſelben zu holen, fand er ſeinen Vater ſchlafend. Manche ſagen, der Schlüſſel zu dem Käſtchen, worin der Stein ſich befand, lag zwiſchen ſeines Vaters Fingern, manche dagegen ſagen, die Füße des Vaters hätten auf dem Käſtchen gelegen. Er kam alſo wieder und ſagte, er könne ihnen den Stein nicht geben; ſie aber glaubten, er wolle einen höhern Preis erzielen, deßhalb boten ſie 200 und zuletzt 1000 Denare. Nachdem ſein Vater erwacht war, brachte er ihnen den Stein. Sie wollten ihn nun mit dem letzten Preiſe bezahlen, er aber ſprach: Wie ſollte ich euch die Ehre meines Vaters für Geld verkaufen, ich will keinen Gewinn haben! Nach Rabbi Joſe bar Rabbi Bun ließ ihm Gott dieſe Vergeltung dafür zuteil werden; ſeine Kuh brachte nämlich in derſelben Nacht ein rotes Kalb zur Welt und ganz Israel gab ihm ſo viel Geld dafür, als es ſchwer war. Hier beſtätigt ſich, ſagte Rabbi Sabdi, was Hi. 37, 23 geſchrieben ſteht, nämlich Gott hält auch den Heiden den Lohn nicht zurück, wenn ſie gute Werke üben.

Die Mutter des Rabbi Tarphon war am Sabbath in den Hof hinabgeſtiegen, um ſich zu ergehen, da breitete ihr derſelbe beide Hände unter ihre Füße, um darauf zu gehen, bis ſie in ihr Bett kam. Als er einſt krank wurde, und die Gelehrten kamen, ihn zu beſuchen, ſprach ſie zu ihnen: Bittet für meinen Sohn Tarphon, weil er mir mehr Ehre erwieſen, als mir zukommt. Sie fragten, worin dieſelbe beſtanden habe. Als ſie es ihnen erzählte, ſagten ſie: Wenn er euch tauſendmal tauſendmal ſo viel gethan, ſo hätte er noch nicht die Hälfte von dem geleiſtet, was das Geſetz fordert.

Seder Moed (Ordnung von Feſten und Feiertagen).

Traktat Schabbath.

Abſchnitt XV, 2. — Rabbi Chaggi hat geſagt: Die Sabbathe und Feſttage ſind eigentlich nur zum Eſſen und Trinken gegeben, weil dies aber dem Munde nachteilig werden könnte, ſo haben die Rabbinen geſtattet, daß man ſich auch an dieſen Tagen mit gelehrten Dingen beſchäftigen dürfe. Rabbi Berachja im Namen des Rabbi Chija bar Ba nimmt dagegen an, daß die Sabbathe und Feſttage nur zur Beſchäftigung mit gelehrten Dingen gegeben ſeien. Beide Anſichten werden dadurch ausgeglichen, daß geſagt wird: Einen Teil beſtimme man zum Eſſen und Trinken und einen Teil zum Studium. Rabbi Abuhu hat geſagt: Es heißt Lev. 32, 3: Ein Sabbath iſt dem Ewigen, d. h. ſowie der Schöpfer von ſeinem Schöpfungswerke, welches im Sprechen beſtand, ruhte, ſo ruhe auch du vom gewöhnlichen Sprechen.

Rabbi Chanina ſagte: Nur gezwungen haben die Alten den Gruß am Sabbath geſtattet. Wenn Rabbi Simeon ben Jochai ſeine Mutter im eifrigen Geſpräche ſah, ſagte er zu ihr: Mutter, es iſt heute Sabbath.

[Vom großen Rate.] — Der widerſpenſtige Sohn wird darum zum Tode verurteilt, weil Gott vorausſieht, daß er das Vermögen ſeiner Eltern vergeuden, am Scheideweg ſitzen, Menſchen anfallen und umbringen und zuletzt ſeinen ganzen genoſſenen Unterricht außer Acht laſſen werde. Da ſagt nun das Geſetz: Es iſt beſſer, er ſterbe unſchuldig als ſchuldig; denn der Tod der böſen Menſchen iſt für ſie wie für die Welt von Nutzen; dagegen der Tod der Gerechten iſt für ſie und für die Welt von Nachteil. Wein und Schlaf ſind gut für die böſen Menſchen und für die Welt ſind ſie ſchädlich. Nach Rabbi Abuhu iſt Wein mit vielem Schlaf nur für die Gerechten unſchädlich. Nach Rabbi Jonathan können die Gerechten ein wenig ſchlafen, damit ſie Ruhe für ihre große Beſchäftigung haben.

[Vom Schwur.] — Es heißt: Komm und ſiehe! Dinge, welche das Feuer nicht verzehrt, vertilgt der falſche Schwur. Nach Rabbi Jona thut das nur der [abſichtlich] falſche Schwur, nach Rabbi Joſe thut es aber auch der falſche Schwur, welchen man für einen wahrhaften Schwur hält. Ein Weib ging zu ihrer Nachbarin, um ſich einen Teig zu bereiten, und ſie hatte in ihrer Taſche zwei Denare. Dieſelben fielen in den Teig und wurden mit den Broten gebacken. Später erinnerte ſie ſich ihres Verluſtes, ſie ging nach Hauſe, ſuchte, fand ſie aber nicht. Darauf wandte ſie ſich wieder an die Nachbarin und ſprach: Gib mir die zwei Denare, welche ich in deinem Hauſe verloren habe. Die Nachbarin ſchwur: Ich weiß nichts; wenn ich es weiß, möge mein Sohn begraben werden! Es geſchah. Als ſie vom Friedhofe kam, hörte ſie die Leute ſagen: Wenn ſich die Sache ſo verhalten hätte, wie ſie geſagt, würde ſie das Unglück nicht betroffen haben. Sie wiederholte den Schwur. Als die Leute kamen, ſie zu tröſten und man beim üblichen Trauermahl das Brot brach, fielen die Denare heraus. Daher heißt es: Du magſt unſchuldig oder ſchuldig ſein, laß es nur nicht zu einem Eide kommen.

(Aus: Dr. Aug. Wünſche, „Der Jeruſalemiſche Talmud".)

Proben rabbiniſcher Weisheit.

Aus dem Talmud und Midraſch gezogen.

Von Moſes Mendelsſohn (1729—86).

(„Wer ſich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer ſich ihr entzieht, iſt ſchuld an ſeinem Verderben.") Rabbi Aſſi war krank, lag auf dem Bette, von ſeinen Schülern umgeben, und bereitete ſich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — „Was weinſt du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Haſt du etwa das heilige Geſetz nicht genug gelernt? Siehe, deine Schüler hier ſind Beweiſe vom Gegenteil. Haſt du etwa verſäumt, Werke der Gottſeligkeit auszuüben? Jedermann iſt eines beſſern überführt. Und die Demut war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wollteſt du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeinde wählte, ſo ſehr auch die Gemeinde es wünſchte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Aſſi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menſchenkindern handhaben und aus mißverſtandener Demut hab' ich es unterlaſſen. „Wer ſich der Gerechtigkeit entzieht, iſt ſchuld an dem Verderben des Landes."

(„Den Menſchen und dem Viehe hilft der Herr.") Auf ſeinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgeſonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrſchers, um ihn zu bewirten. Dieſer ſetzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und goldenes Brot vor. — Eſſet ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich ſtelle mir vor, antwortete der Beherrſcher, genießbare Speiſen hätteſt du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum biſt du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, ſprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, ſo weile denn bei uns, ſo lange es dir gefällt.

Indem ſie ſich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger ſprach: Ich habe von dieſem Mann ein Grundſtück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieſer iſt nicht mein; denn ich habe nur das Grundſtück erſtanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben ſo gewiſſenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, ſamt allem, was darin verborgen war, verkauft, und alſo auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit ſie ſähen, ob er ſie recht verſtanden hätte; und nach einiger Ueberlegung ſprach er: Du haſt einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn ſoll deine Tochter heiraten, und das Ehepaar den Schatz zum Heiratsgute bekommen. — Alexander ſchien betroffen. Iſt etwa mein Ausſpruch ungerecht? fragte der Beherrſcher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen ſein? fragte jener. — Die Wahrheit zu geſtehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Beſitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrſcher voller Verwunderung . . . . Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfreſſende Tiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, ſprach der Beherrſcher, ſo wird wohl das allgütige Weſen, um dieſer unſchuldigen Tiere willen, in eurem Lande die Sonne ſcheinen und regnen laſſen. Ihr verdienet es nicht.

(„Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köſtliche Perlen.") Einen ſolchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er ſaß am Sabbath in der Lehrſchule, und unterwies das Volk. Unterdes ſtarben ſeine beiden Söhne: beide ſchön von Wuchs und erleuchtet im Geſetz. Seine Hausfrau nahm ſie, trug ſie auf den Söller, legte ſie auf ihr Ehebette und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hauſe. — Wo ſind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie ſind in die Lehrſchule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgeſehen, erwiederte er, und bin ſie nicht gewahr geworden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: Wo ſind meine Söhne, daß ſie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit ſein, ſprach ſie, und ſetzte ihm vor zu eſſen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, ſprach ſie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So ſprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, ſprach ſie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er ſie zurück. Soll ich ſie ihm wieder geben? — Dies ſollte meine Frau nicht erſt fragen, ſprach Rabbi Meir. Wollteſt du Anſtand nehmen, einem jeden das Seine wieder zu geben? O nein! verſetzte ſie; aber auch wieder geben wollte ich, ohne dein Vorwiſſen, nicht. — Bald darauf führte ſie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne . . . . und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Geſetze. — Sie wendete ſich hinweg und weinte. Endlich ergriff ſie ihn bei der Hand und ſprach: Rabbi, haſt du mich nicht gelehrt, man müſſe ſich nicht weigern, wieder zu geben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn ſei gelobet! — Der Name des Herrn ſei gelobet! ſtimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es: „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köſtliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre."

(Der Lehrer und der Schüler.) Der Lehrer: Du willſt die Buße verſchieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur beſſre dich einen Tag vor deinem Tode!

Der Schüler: Weiß ich den Tag, wann ich ſterben werde?

Der Lehrer: Wenn du dieſen nicht weißt, ſo iſt kein andrer Rat, als heute noch anzufangen.

(Der Wein in irdnen Gefäſſen.) Je mehr die Kaiſertochter[1] mit dem Rabbi Joſua, dem Sohn Ananias, ſich unterhielt, deſto mehr ergötzte ſie ſein Scharfſinn, erfreuten ſie ſeine Kenntniſſe, erbauten ſie ſeine Tugendlehren. Doch entſchlüpfte ihr einſt, gleichſam unwillkürlich, das Wort: Welche ſchöne Seele und welche widrige Hülle? Konnten ſo liebliche Tugenden nicht in einem ſchönen Körper wohnen? — Sage mir, große Fürſtentochter, fragte ſie der Rabbi nach einer Weile: worin wird der edle Rebenſaft deines Vaters aufbewahrt? — In irdenen Gefäſſen. — Unmöglich! Darin bewahrt ja den ſeinigen jeder Bürger. Man ſollte doch des Kaiſers Weine in goldenen und ſilbernen aufbehalten. — Du haſt nicht Unrecht, erwiederte die Fürſtin: das wäre ſchicklicher, und das ſoll von nun an geſchehen. — Der Wein verdarb; ſein Geiſt entfloh. — Du haſt mich übel beraten, ſagte nach einiger Zeit die Fürſtentochter. In den Prachtgefäſſen iſt der Wein meines Vaters verdorben. — Sehr möglich! erwiederte Joſua: auch Tugend und Kenntniſſe gedeihen am beſten in wenig glänzenden Körpern.

---

1) Vermutlich die Tochter Antonins des Frommen.

Muhammed und der Muhammedanismus.

Von Dr. P. Jenſen.

Muhámmed, der Stifter der nach ihm benannten muhammedaniſchen Religion, wurde als Sohn des Händlers Abdallāh und ſeiner Frau Āmina um das Jahr 570 unſerer Zeitrechnung in Mekka geboren. Kurze Zeit vorher war ſein Vater auf der Rückkehr von einer Geſchäftsreiſe nach dem Norden geſtorben, ſo daß die ohnehin ſchon nicht glänzende Lage ſeiner Mutter jetzt noch weniger beneidenswert ward. Von ſeiner Jugend wiſſen wir ſo gut wie nichts ſicheres. Nachdem er ſpäter ein berühmter Mann geworden, war die Phantaſie ſeiner Anhänger nicht erfolglos bemüht, den weiten Raum zwiſchen ſeiner Geburt und ſeinem Mannesalter mit Ereigniſſen aller Art auszufüllen. Doch werden dieſe faſt ſamt und ſonders ins Gebiet der Fabel zu verweiſen ſein. Durch den Tod ſeiner Mutter in ſeinem ſechſten Jahre vollſtändig verwaiſt, nahm ihn zuerſt ſein Großvater von väterlicher Seite Abd-el-Muttalib, dann nach deſſen Tode ſein Oheim Abū-Tālib in ſein Haus zu ſich. Mit 24 Jahren befand er ſich als Kameltreiber im Dienſte einer reichen Kaufmannswitwe Namens Chadīdja und machte als ſolcher verſchiedene Reiſen nach dem Süden, vielleicht auch nach Städten im Norden von Arabien. Muhammed erwarb ſich ihre Zuneigung, und ſie trug ihm ihre Hand an. Dieſe Ehe, der ſich die Verwandten der Chadīdja vergebens widerſetzten, war trotz des großen Unterſchiedes im Alter der beiden (war doch die Frau bereits 39 Jahre alt!) eine ſehr glückliche, eine Ehe weit mehr in unſerem Sinne, als im Sinne der Orientalen auch darin, daß ſie ſich bis zu einer innigen geiſtigen Gemeinſchaft erhob, und Āïſcha, die ſpätere Lieblingsfrau des Propheten, die ihn überlebte, ſoll geſagt haben, daß ſie auf keine ihrer Nebenfrauen ſo eiferſüchtig geweſen ſei, wie auf die längſt verſtorbene Chadīdja. Aus dieſer Ehe entſproſſen 4 Töchter und 2 Söhne, welche letzteren er früh durch den Tod verlor. Bis zu ſeinem 40. Jahre floß ſein äußeres Leben ohne weitere beſondere Ereigniſſe hin. Er führte das Geſchäft ſeiner Frau fort und erhielt ihren Wohlſtand. In ſeinem Innern aber bereitete ſich allgemach eine gewaltige Bewegung vor. Vielleicht die Reiſen, die Muhammed gemacht haben ſoll, jedenfalls aber der dauernde Aufenthalt in Mekka und der durch ſeine kaufmänniſche Thätigkeit bedingte Verkehr mit Bekennern der verſchiedenen Religionen Arabiens, mit Chriſten aus dem Nordoſten, Nordweſten und Südoſten, mit Juden im Norden und Süden und mit Götzenanbetern aller Art aus allen Teilen Arabiens hatte ihm eine oberflächliche Kenntnis der Religionen ermöglicht und manche Zweifel an der Richtigkeit des Althergebrachten und von den Vätern Ererbten wachgerufen. Er war nicht der erſte Skeptiker unter den Arabern, auch nicht der erſte, der ſeine Zweifel offen ausſprach. Schon geraume Zeit quälten ihn ſeine Gedanken, verfolgten ihn Zweifel und Ungewißheit, bis ſie, übermächtig geworden, nicht mehr zurückzuhalten waren. Die muhammedaniſchen Schriftſteller berichten, daß er ſich geraume Zeit, ehe er offen als Prophet auftrat, tagelang in den Felſenlabyrinthen von Mekka, düſterer melancholiſcher Gedanken voll, vom menſchlichen Verkehr abſonderte. So irrte er eines Tages im Monat Ramadān um das Jahr 610 in dem Gebirge nördlich von Mekka umher. Dort in einer Höhle am Fuße des Berges Hirā verfiel er in einen mächtigen Schlaf. Da ſchien es ihm, als ob jemand (der Engel Gabriel) an ihm herankäme und zu ihm ſagte: „Lies". Er antwortete: „Ich kann nicht leſen". Darauf drückte ihn der Engel heftig und ſagte abermals „Lies". Wieder dieſelbe Antwort. Dies wiederholte ſich noch einmal. Als die Erſcheinung ihn das dritte Mal gepreßt hatte, hörte er die Worte: „Lies im Namen deines Herrn, der erſchaffen, den Menſchen aus einem Blutklumpen erſchaffen. Lies: Iſt dein Herr doch der Allergütigſte". Das las Muhammed, die Erſcheinung verließ ihn, und er erwachte. So unklar dieſe Worte waren, ſo regte doch die ganze Erſcheinung Muhammed im allerhöchſten Grade auf. Er war nahe daran, ſich für dämoniſch zu halten.

Von beängſtigenden Gedanken gequält, irrte er wieder einmal im Gebirge umher, als ihm plötzlich eine überirdiſche verklärte Geſtalt erſchien. Er eilte, kaum mehr Herr ſeiner Sinne, nach Haus, auf ſeinen Ruf wickelte man ihn ein, und im Fieberſchauer meinte er zu hören: Du Eingehüllter, ſtehe auf und warne! Und deinen Herren preiſe! Und deine Gewänder reinige! Und der Unreinigkeit geh aus dem Weg! Und ſei nicht gütig, um mehr zu bekommen! Und deinem Herren harre aus!" Dieſe Erſcheinung machte ihm den längſt gefaßten Gedanken ſeiner göttlichen Sendung, d. h. ſeines Prophetentums, zur feſten Gewißheit. Seine Spekulationen und Phantaſien über Gott den Einigen im Gegenſatz zur Vielheit der arabiſchen Götter, über das Paradies der Gläubigen und die Höllenſtrafen der Ungläubigen, dieſe Quinteſſenz ſeiner Dogmatik, die, durch Chriſten und Juden in ihm angeregt, lange in ihm gegoren hatten, wurden ihm unumſtößlich, und er fühlte den unbezwingbaren Drang in ſich, dieſelben zu lehren und zu verkünden. Von vorne herein fiel ihm ſeine Familie (Chadīdja mit ihren Kindern und ſeine Adoptivſöhne Zeid und Alī) zu, wie auch ein ihm befreundeter, allgemein geachteter Kaufmann Abū-Bekr. Seine ſonſtigen Verwandten ſetzten ihm hartnäckigen Unglauben entgegen, wenn ſie ihn auch gegen perſönliche Anfeindungen zu ſchützen nicht umhin konnten. Das gebot der ſtrenge arabiſche Familienſinn.

Trotz aller Verſuche, die Bewegung zu unterdrücken, die zu einer wiederholten Auswanderung eines Teils ſeiner Anhänger nach Abeſſinien führte und trotzdem daß im Jahre 617 alle mekkaniſchen Familien den Verkehr mit ſeiner Familie und der ſeines Großvaters abzubrechen beſchloſſen, breitete ſich doch ſeine Lehre immer weiter aus. Je mehr die Beſitzenden ihm feindlich entgegentraten, deſto mehr wandten ſich die Ärmeren ihm zu, und nach einigen Jahren mußte die Sperre gegen ihn und ſeine Familie als gänzlich nutzlos wieder aufgehoben werden. Aber ein folgenſchwerer Schlag für ihn und ſeine Sache war der Tod der Chadīdja und noch mehr der ſeines Oheims und Beſchützers Abū-Tālib. Dadurch wurde ſeine Stellung in Mekka ihrer beſten Stütze beraubt, und er mußte ernſtlich daran denken, vielleicht irgendwo anders einen feſteren Halt und einen empfänglicheren Boden für ſeine Lehren zu finden. Gelegentlich der Pilgerfahrten der Jahre 620 und 621 gewann er eine kleine Schar von Medinenſern für ſich, die ihrerſeits wieder Anhänger warben, ſo daß ſich im Jahre 622 73 Männer und 2 Frauen aus Medina zu ſeinem Schutze erboten, falls er nach Medina käme. Die Verhandlungen wurden ruchbar, und Muhammed mußte auf offene Feindſeligkeiten gefaßt ſein. So war keine Zeit zu verlieren, um den lange gehegten Plan, Mekka den Rücken zu kehren, zur Ausführung zu bringen. Nachdem im Laufe des Jahres 622 die meiſten Anhänger Muhammeds nach Medina ausgewandert, folgte ihnen im Sommer desſelben Jahres Muhammed mit Abū-Bekr, und bald darauf Alī mit der Familie Muhammeds. Von dieſer Auswanderung an, der ſogenannten Hidjra, datieren die Muhammedaner ihre Zeitrechnung und mit einem gewiſſen Recht. Denn die Hidjra iſt das erſte größere Ereignis in der Geſchichte des Islām. Sie ward die Veranlaſſung zu einer Machtſtellung Muhammeds, die die Grundlage für die Macht des Islām ward. Vorher Haupt einer kleinen religiöſen Sekte, ward Muhammed in kurzer Zeit in Medina Haupt eines größeren politiſchen Gemeinweſens. Zunächſt allerdings erwuchſen ihm allerlei Schwierigkeiten ſchon aus der Zuſammenſetzung der Bevölkerung Medinas. Er mußte als kluger Diplomat ſich mit den Juden zu befreunden ſuchen, ohne es mit den Heiden, den Arabern, zu verderben. Erſteres mißlang trotz allerlei Zugeſtändniſſen, die er ihnen in minder wichtigen Dingen machte. Seine Hoffnung, von ihnen als der erwartete Meſſias anerkannt zu werden, mußte zu Schanden werden. Denn es gehörte keine übermäßig große Kenntnis der Schrift dazu, um zu verſtehen, daß Muhammed mit ihrem Meſſias nichts gemein habe. Die Folge war, daß er überall bei ihnen auf Widerſtand traf, und daß nur wenige von ihnen, größtenteils wohl auch nur aus Nützlichkeitsrückſichten, ihm zufielen. Anders die übrigen Medinenſer. Zwar gab es auch eine widerſtrebende Partei. Aber dieſelbe hat nur wenig den Lauf der Ereigniſſe zu hemmen vermocht. Indes erſt nach dem Tode ihres Hauptes und Anführers Abdallāh Ibn-Ubajj (630) ſcharte ſich ganz Medina einmütig um Muhammed.

Die feſtere Grundlage, auf die nunmehr ſeine Religion gegründet war, machte die Feſtſetzung äußerer Formen möglich und notwendig. In Kubā in der Nähe von Medina wurde die erſte Moſchee (arab. Masdjid) erbaut, beſtimmte Gebetszeiten wurden angeordnet, der Freitag zum Haupttage für religiöſe Andachten auserſehen, der Gebetsruf, Adhān, eingeführt, ſtatt der Trompete der Juden und der Holzklöppel der Chriſten, als Gebetsrichtung (Kibla) die Richtung nach Mekka feſtgeſetzt, wodurch er in gewiſſer Weiſe dem Heidentum, welches in Mekka ſein Hauptheiligtum, die Kaʿba mit dem ſchwarzen Stein, verehrte, ein Zugeſtändnis machte u. ſ. w. Als wichtigſtes Ereignis aus ſeinem Privatleben iſt ſeine Verheiratung mit der Āïſcha, Tochter des Abū-Bekr, zu nennen. Seine immer wachſende Macht, das allmählich aufkeimende Beſtreben, aus einer Sekte eine Weltreligionsgemeinſchaft zu machen, wie nicht minder die Nötigung, für den Unterhalt der Seinigen zu ſorgen, trieben ihn aus ſeiner Thatenloſigkeit zum Angriff gegen die Mekkaner und machten aus einem Religionsſtifter nichts mehr und nichts minder als einen keineswegs ſkrupulöſen Banditenführer. Im Januar des Jahres 624 erfuhren die Medinenſer von dem Herannahen der großen jährlich aus dem Norden anlangenden mekkaniſchen Handelskarawane und beſchloſſen, ihr aufzulauern. Auf die Kunde hiervon ſandten die Mekkaner eiligſt eine Schar von wohl mehr als 950 Mann auf 100 Pferden und 700 Kamelen zur Hülfe. Als dieſe bei Bedr ſüdweſtlich von Medina auf die kleine Truppe Muhammeds (83 Fluchtgenoſſen und 241 Medinenſer) ſtießen, war die Karawane auf einem Umwege bereits in Sicherheit gebracht. Am 13. Januar eröffneten die Mekkaner den Angriff. Trotz der großen Übermacht der Mekkaner errangen die Leute des Muhammed einen vollſtändigen Sieg, und gegen Mittag ſtoben die erſteren in wilder ungeordneter Flucht auseinander. Der Eindruck dieſes Sieges bei Bedr war ein gewaltiger auf Sieger und Beſiegte. Es war das erſte Mal, daß ſich Mekkaner und Medinenſer in offenem Kampfe begegneten und die Überzahl der Geſchlagenen war eine ſo enorme, daß ſich vieler, die Muhammed bisher entgegengetreten waren, der Gedanke unabweisbar bemächtigte, daß Muhammed nicht ganz auf eigenen Füßen ſtehn, ſondern ſeiner eigenen Ausſage gemäß in höherem Auftrage handle und predige. Der nächſte ſichtbare Erfolg war die Aushändigung eines beträchtlichen Löſegeldes von ſeiten der Mekkaner für ihre gefangenen Mitbürger. Während Muhammed ſeine Anhänger durch Streifzüge gegen Araber und Juden beſchäftigte, bereiteten die Mekkaner die Rache vor. Unter Führung des Abū-Sufjān zogen zu Anfang des Jahres 625 3000 Mann mit 200 Pferden und 3000 Kamelen gegen Medina, unterſtützt von verſchiedenen Araberſtämmen, und lagerten ſich zwiſchen der Stadt und dem nördlich von ihr gelegenen Berge Ohod. Faſt hätte die bald folgende Schlacht einen ähnlichen Ausgang wie die bei Bedr gehabt. Schon waren die Medinenſer im Vorteil, ſchon hatten ſie die Schlachtlinie der Mekkaner durchbrochen, da ſollte ſich plötzlich das Blatt wenden. Die Medinenſer fielen gierig über die Beute her, die Verwirrung wurde allgemein, nun ſprengte der Mekkaner Chālid mit ſeinen Reitern in die Medinenſer hinein, und nach kurzer Zeit befanden ſich dieſelben in wilder Flucht. Selbſt das Leben Muhammeds kam in die äußerſte Gefahr, und ein Gerücht von ſeinem Tode genügte, um alles in wilder Flucht nach Medina zu treiben. 74 Muslime und 27 Mekkaner waren gefallen und der gewaltige Eindruck der Schlacht bei Bedr vollſtändig entkräftet. Muhammed aber, voll des feſteſten Vertrauens auf den endlichen Sieg ſeiner Sache, blieb unerſchütterlich und verſuchte den Mut der Seinen aufrechtzuerhalten, ſo durch kleinere Expeditionen gegen die umwohnenden Juden und Araber, während die Mekkaner abermals einen Zug gegen Medina vorbereiteten. Im Anfang des Jahres 627 zog ein Koalitionsheer von 10000 Mann unter Führung Abū-Sufjāns heran. Durch die letzte mißliche Erfahrung klüger gemacht, beſchloß Muhammed, mit ſeinen 3000 Mann nicht aus der Defenſive herauszutreten. Ein Perſer gab den Rat, Medina mit einem breiten Graben zu umgeben. Das that Muhammed und rettete ſo Medina. Gegen dieſe ihnen ganz neue Art der Kriegsführung kannten die Mekkaner keine Maßregeln. Alle ihre Angriffe wurden ſiegreich zurückgeſchlagen, und ſchließlich zwang die Ungunſt der Witterung, Kälte und Stürme, das ganze Heer zu plötzlichem nächtlichem Abzuge. Das war der berühmte Grabenkrieg. Die durch den ſo günſtigen Ausgang desſelben gehobene Stimmung der Seinen benutzte Muhammed zu abermaliger Erweiterung ſeiner Machtſphäre durch Züge gegen nahe Ortſchaften und Stämme der Juden und Araber.

Der Frühling des Jahres 628 kam, die Zeit der allgemeinen Pilgerfahrt nach Mekka. Muhammed, jetzt Herr der Lage, beſchloß die kleinere Pilgerfahrt, d. h. die nur nach Mekka ſelbſt. 1500 Medinenſer und Banū Aslam gingen mit. Bei Hudaībija, an der Grenze des heiligen Gebietes, kam es zu Verhandlungen mit den Mekkanern und zu einem für die Muslims etwas beſchämenden Vertrage, wonach Muhammed das heilige Gebiet räumen und erſt im nächſten Jahre an der Wallfahrt teilnehmen ſolle. Wieder folgten Streif- und Plünderzüge, und im nächſten Jahre (629) vollzog ſich ungeſtört im Februar die vereinbarte Beſuchsfahrt, und die Gelegenheit wurde benutzt, um nach verſchiedenen Seiten Verbindungen mit den Mekkanern anzuknüpfen. Endlich nahte ſich die Erfüllung auch des letzten Zieles. Eine Schar mekkaniſcher Bundesgenoſſen überfiel eine Anzahl mit Muhammed verbündeter Araber. Dadurch war der Vertrag von Hudaibija gebrochen. Eine nach Medina zum Zwecke der Begütigung geſchickte Geſandtſchaft erhielt keine beruhigenden Zuſicherungen, vielmehr rüſtete Muhammed zum Zuge nach Mekka. Es war im Januar 630, als er mit mehr als 1000 Mann 5/4 Meilen nordweſtlich von Mekka ſein Lager aufſchlug.

Muhammed ſagte denen, die ſich in ihre Häuſer zurückzögen, Pardon zu und zog dann von 4 Seiten in die Stadt ein. Faſt nirgends wurde Widerſtand geleiſtet, und ſo vollzog ſich die Beſitznahme Mekkas in würdevoller Ruhe. Feierlich machte Muhammed den 7maligen Umzug um die Kaʿba, alle Götzenbilder wurden vernichtet. Nur gegen den ſchwarzen Stein wagte er nichts zu verüben. Die große Milde, mit der Muhammed verfuhr, gewann ihm die Zuneigung der Mekkaner, und faſt alle nahmen nun den Islām an.

Der Einzug Muhammeds in Mekka iſt der Höhepunkt in ſeinem Leben. Er bedeutete mehr als die Unterwerfung Mekkas, er bedeutete den jetzt unvermeidlichen Sieg über den größten Teil Arabiens, deſſen religiöſer und Handels-Mittelpunkt die Stadt war. Von jetzt an werden nur noch Feldzüge von geringerer Bedeutung unternommen, die wir füglich übergehen können, und in den folgenden 2 Jahren war Muhammed im weſentlichen Mittelpunkt friedlicher Thätigkeit. Arabien lag zu ſeinen Füßen. Was war begreiflicher, als daß er jetzt mit Ernſt den Plan ins Auge faßte, ſeine Religion über Arabien hinauszutragen? Eine früher einmal gegen die Byzantiner erlittene Niederlage bei Mūta war noch ungerochen. Gerüchte von Rüſtungen des Kaiſers Heraklius drangen zu ſeinen Ohren, und die Sicherheit im eigenen Lande gebot, ſich bei dem Nordreiche in Achtung zu ſetzen. Muhammed zog mit 30000 Mann zu Fuß und 10000 Reitern nach dem Norden. Aus unbekannten Gründen kamen dieſelben zu keiner Verwendung. Muhammeds einziger Erfolg war die Abſchließung eines Tributvertrags mit dem chriſtlichen Fürſten Johannes von Aila an der Nordſpitze des Buſens von Akaba, während Chālid einen anderen nordarabiſchen Häuptling nach Medina ſchleppte und zur Abſchließung eines Vertrages mit Muhammed zwang.

Im Jahre 631 ging Muhammed nicht nach Mekka zum Zweck der Wallfahrt, vielmehr ſchickte er Abū-Bekr und Alī mit dem Pilgerzuge und ließ den anweſenden heidniſchen Arabern „Losſagung Gottes und ſeines Boten von den Götzendienern“ verkünden. Nach Ablauf etwa geſchloſſener Verträge ſollte ihnen nur die Wahl zwiſchen der Annahme des Islām und dem gänzlichen Vernichtungskriege gelaſſen werden. Die Folge dieſer gebieteriſchen Aufforderung war, daß im Laufe des nächſten Jahres ganz Arabien als muslimiſch angeſehen werden konnte.

Im Anfang des Jahres 632 beging Muhammed ſeine letzte Wallfahrt. Die dabei beobachteten Gebräuche ſind die Richtſchnur für die Muslims geworden. Die Ordnung des arabiſchen Kalenders (d. i. die Einführung des Jahres mit 12 Mondmonaten und alſo 354—355 Tagen) iſt ein weiteres Ergebnis dieſer Pilgerfahrt.

Soweit nur ſollte er ſeine Pläne vollenden. Mit Rüſtungen beſchäftigt, um die Niederlage bei Mūta endlich wieder gutzumachen, wurde Muhammed plötzlich krank; woran, iſt kaum zu ſagen. Aus den Anzeichen ſchließt man auf Bruſtfellentzündung, andere auf Wechſelfieber. Der Hauptſache nach war es ein heftiges Fieber, wogegen er ein paar Tage mit Erfolg ankämpfte, bis er ihm ſchließlich erlag. Am 7. Juni (an einem Sonntag) ſoll er in Phantaſien liegend nach Papier und Schreibzeug verlangt haben, um ſeinen letzten Willen zu diktieren. Man ſoll aber aus Furcht vor unſinnigen Beſtimmungen nicht mehr gewagt haben, ihm zu willfahren. Noch einmal raffte er ſich auf und überraſchte die Gläubigen dadurch, daß er ſich ihnen beim Frühgebete zeigte. Dann kehrte das Fieber zurück. Gegen Mittag wurde ſeine Hand ſchwer in der Āïſchas, in deren Hauſe er lag. Seine letzten Worte waren: „Nein — die erhabenen Genoſſen im Paradieſe“. Dann war Muhammed tot. Das war Montag, den 8. Juni 632. —

Wenn wir nicht Schritt für Schritt die Entwickelung und Ausbreitung des Muhammedanismus verfolgen könnten, ſo würden wir uns wohl über den ungeheuren Erfolg desſelben wundern müſſen. Trotz all des Ungemachs, das Muhammed durchzumachen hatte, müſſen wir doch zugeben, daß er in vielen Beziehungen von den Verhältniſſen begünſtigt war. In Rom oder Konſtantinopel hätte ſeine Lehre nie gepackt. Dort war die Lehre von der Einheit Gottes etwas Uraltes; über ſein Propheten- und Geſandtentum hätte man allerhöchſtens witzeln können, wenn ſich nicht der Pöbel an ihm vergriffen hätte. Aber in Arabien machten ihn die nervöſen Zufälle, während derer er ſeine vermeintlichen Eingebungen hatte, zum mindeſten merkwürdig, weil man darin, wenn auch nicht Wirkungen der Götter, ſo doch der Dämonen ſah; ſeine Lehre von der Einheit Gottes war für die Araber im allgemeinen etwas Neues, was ihr Denken noch nicht durchkreuzt hatte, und die Anmaßung, für Gottes Boten gehalten zu werden, brachte ihm zwar Hohn und Spott, ja Verfolgung und Ausſchließung aus der Stadtgemeinde ein, aber vor Thätlichkeiten ſchützte ihn das tiefgewurzelte Familienbewußtſein der mit ihm verwandten Araber, die, ob ſie zwar ſeine Lehre nicht annahmen, ſich doch zu ſeinem Schutze verpflichtet fühlten. Aber wir müſſen bei alledem zugeben, daß Muhammeds eigener Charakter auch viel zum Gelingen ſeines Werkes beigetragen hat, vor allem ſein unerſchütterliches Bewußtſein von ſeiner göttlichen Sendung, ſeine ausharrende Geduld in allen mißlichen Lagen und ſeine diplomatiſche Weltklugheit, mit der er die Umſtände benutzte, Schritt für Schritt vorwärts ging und beſonnen immer nur nach dem Erreichbaren die Hand ausſtreckte, eine diplomatiſche Weltklugheit, die häufig darauf verzichtete, auf geradem Wege raſch zum Ziele zu gelangen, wenn er langſam auf Seitenpfaden dasſelbe erreichen konnte, eine Klugheit, die oftmals auch vor anſtößigen Mitteln nicht zurückſchreckte. Eine derartige, teilweiſe recht geſchmeidige Moral hätte ihm kaum mehr als Anſehen und Furcht eingebracht, wenn nicht ſein im Grunde guter, wohlwollender Charakter ſich in Milde und freundlichem Entgegenkommen, in, wenn auch ſtets würdevoller Leutſeligkeit und ausſpruchsloſer Natürlichkeit geäußert hätte. So gewann er Volkstümlichkeit, die mit Anſehen zuſammen eine der beſten Leitern zur Macht iſt. Man hat den Charakter Muhammeds oft einen zweifelhaften genannt. Man findet in ſeinem Leben die widerſprechendſten Züge. Meiſt milde, iſt er bisweilen geradezu diaboliſch grauſam, meiſt wahrheitsliebend und lauter, gelegentlich ruchlos, hinterliſtig und doppelzüngig. Das verdammt ihn vom Standpunkt der chriſtlichen Religion aus. Aber mit der Sittlichkeit der zeitgenöſſiſchen Araber hält die ſeine allemal den Vergleich aus, ja auch wohl mit der vieler Chriſten, denen eine Macht wie die ſeinige zu Gebote ſtand, zumal ſolcher aus einer Zeit, wo die Macht das Regulativ der Moral, nicht die Moral das Regulativ der Macht war. Muhammed ließ 600 wehrloſe Juden niedermetzeln, aber Karl der Große, den man doch einen chriſtlichen Fürſten nennen muß, kalten Bluts 4500 Sachſen an der Aller. Ein ungebildetes, unerzogenes Kind der Natur, deſſen Grundanlage eine gute war, blieb er ſein Leben lang ein unbefeſtigter Charakter und ein im folgerichtigen Denken ungeübter Phantaſt. Seine Handlungen, wo ſie nicht ein Glied in der Kette ſeiner Lebensaufgaben waren, tragen den Stempel augenblicklicher Eingebung und ſtehen dann oft im Widerſpruch mit ſeinem Grundcharakter, wie auch ſeine Lehren zum Teil ein Ausfluß augenblicklicher Empfindung ſind und ein zuſammenhängendes feſtgegründetes Syſtem vermiſſen laſſen. Dies alles muß man erwägen, um Muhammed als Propheten gerecht zu werden. Wie man ihn als Moraliſten verdammt hat, ſo hat man ihn in Bezug auf ſein angemaßtes Prophetentum der Lüge geziehen. Wenn man nur die ſpäteren Suren des Koran durchlieſt, wenn man ſieht, wie er ſo oft ſcheinbar betrügeriſcher Weiſe alles durch göttliche Eingebung für gut erklären läßt, was ihm nützen, und verdammen, was ihm hinderlich werden konnte, ohne daß wir dieſen Eingebungen den Charakter von ſolchen, ſelbſt nicht im Sinne Muhammeds, zuerkennen könnten, wenn wir überhaupt bemerken, wie er ſo oft den Prophetenmantel als Deckmantel ſeiner Schwächen und Gebrechen, ſeiner unlauteren Abſichten und Vergewaltigungen benutzt, ſo könnten wir an ihm irre werden. Aber es giebt eine Zeit in ſeinem Leben, wo er, wie jeder Unvoreingenommene zugeſtehen muß, von ſeinem Prophetentum tief durchdrungen war. Das ſind die langen Jahre, in denen er verachtet, verſpottet, geſchmäht, verſtoßen in Mekka predigte und zum Glauben an Allāh und ihn, ſeinen Geſandten aufforderte, ohne Gehör zu finden, außer bei Wenigen. So wagt man ſeine feſtgegründete Exiſtenz nicht, wenn man nicht von der Göttlichkeit und Wahrhaftigkeit ſeiner Sache und der inneren Notwendigkeit derſelben feſt durchdrungen iſt. Was konnte ihn denn ſonſt dazu veranlaſſen, auszuharren und ſo herzhaft ſeinen Gegnern entgegenzutreten, ihn, dem männlicher Mut ſonſt nicht gerade nachgerühmt werden kann? Wie die mancherlei Züge, die uns an ſeiner Aufrichtigkeit zweifeln machen könnten, ſich mit dieſen Thatſachen vereinigen laſſen, iſt eine andere Sache. Hier liegt ein pſychologiſches Rätſel, aber gewiß kein ſolches, das ſich nicht löſen ließe. Es iſt vollkommen erklärlich, wie ein einmal gefaßter Gedanke von göttlicher Inſpiration, nachdem er im Laufe vieler Jahre feſte Wurzeln geſchlagen, trotz mancher ſcheinbarer Gegenbeweiſe unausrottbar ward und durch den guten Erfolg ſeiner Sache ſeine göttliche Sendung ihm ſo zweifellos wurde, daß ſich Muhammed geradezu für berechtigt hielt, Reſultate eigenen Nachdenkens für Ausflüſſe des göttlichen Willens zu erklären. Nachdem man einmal dem Gedanken Raum gegeben, daß Gott Einen zum Werkzeug ſeiner Offenbarung auserſehen, bedarf es nur eines Bewußtſeins eigener Machtvollkommenheit und des weiteren der Übereinſtimmung eigner und göttlicher Willensentſchließung, um eigene Gedanken für Ausflüſſe des göttlichen Willens zu erklären, ohne die innere Unwahrheit dieſes Thuns klar zu erfaſſen. Es liegt darum kein Grund vor, Muhammed vollbewußter Lüge zu zeihen, zugegeben auch, daß ſein Prophetentum vorurteilslos beſehen der lauteren Reinheit entbehrt.

Die einzige Richtſchnur für die Glaubens- und Sittenlehre iſt dem Muhammedaner der Korán. Der Name iſt urſprünglich eine Bezeichnung für eine einzelne Vorleſung, d. h. Vorleſung einer einzelnen Offenbarung Muhammeds, und wurde dann im weiteren Sinne für die Sammlung aller ſeiner Offenbarungen verwandt. Da es wohl kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß Muhammed des Leſens und Schreibens zum mindeſten ziemlich vollkommen unkundig war, ſo iſt es begreiflich, warum er bei ſeinen Lebzeiten an eine Zuſammenſtellung aller ſeiner Offenbarungen ſelbſt nicht denken konnte. Seine Worte wurden von Munde zu Munde weiter gebracht, auch zum Teil ſchriftlich feſtgehalten. Als im Jahre 633 nach der Schlacht gegen Muſailima viele ſogenannte Träger des Korāns d. h. ſolche, die ihn oder Teile desſelben auswendig wußten, gefallen waren, da erhob ſich die Befürchtung, daß der Korān allmählich in Vergeſſenheit geraten könne, woraus ſich die Notwendigkeit ergab, alles Erreichbare von Offenbarungen des Propheten niederzuſchreiben und zuſammenzuſtellen. Auf Anſtiften Omars betraute Abū-Bekr Zeid Ibn (d. i. Sohn des)-Thābit hiermit. Dieſer ſammelte nun die Ausſprüche und Reden Muhammeds von flachen Steinen, Schulterknochen, Lederſtücken, Rippen von Palmblättern und ähnlichem Schreibmaterial und beſonders aus dem Gedächtnis der Menſchen. Dieſe Sammlung (Eſſohof d. i. die Blätter genannt) ging von Abū-Bekr auf ſeinen Nachfolger Omar über. Sie hatte, weil ſie im Privatbeſitz blieb, keine weitere Bedeutung und bekam kein kanoniſches Anſehen. Die Herſtellung einer anerkannten Ausgabe erwies ſich aber von Jahr zu Jahr als dringender, je mehr die Zahl derer zuſammenſchmolz, die noch einige Kenntnis von den Ausſprüchen des Propheten hatten, und ſo wurde denn Zeid Ibn-Thābit von dem Chaliphen Othmān zu einer Wiederaufnahme ſeiner Arbeit aufgefordert, um eine allgemein gültige Verſion zu erzielen. 3 Männer aus dem Stamme Koreiſch, dem Muhammed auch angehörte, wurden ihm hierzu beigegeben. Bei der Neubearbeitung wurde die alte Sammlung zu Grunde gelegt und nach Vollendung des Werkes alle alten Handſchriften verbrannt, bis auf das Exemplar des Abū-Bekr, welches mittlerweile von Omar auf ſeine Tochter Haffſa, eine der Witwen des Propheten, gekommen war. Aber auch dieſes wurde bald darauf zerſtört.

Dieſe 2te Zuſammenſtellung des Koran iſt die bis heute und für alle Zeiten gültige Verſion. Sie kann nicht darauf Anſpruch machen, vollſtändig zu ſein. Verſchiedene Teile derſelben ſind offenbar nur fragmentariſch. Dazu beſitzen wir in der Überlieferung noch mehrere Ausſprüche Muhammeds, die wohl ebenſogut berechtigt geweſen wären, in den Koran aufgenommen zu werden, wie die von Zeid und ſeinen Mitarbeitern als echt erkannten. Nichtsdeſtoweniger haben wir keinen Grund zu der Annahme, daß die Redaktoren nicht nach beſtem Gewiſſen gehandelt oder gar allerlei in den Koran hineingefälſcht hätten. Das beſte Zeugnis für die Genuität der Zeidſchen Verſion dürfte der Umſtand ſein, daß, wenn auch zwei verſchiedene Koranſammler in Einzelheiten von Zeid und ſeinen Genoſſen abwichen, doch nirgends ein ernſthafter Verſuch gemacht worden iſt, ſich der Annahme ſeiner Verſion zu widerſetzen. 4 Exemplare werden von derſelben angefertigt, von denen eins in Medina blieb und je eins nach Kūfa, Basra und Damaskus geſandt wurde. Von dieſen 4 ſtammen alle ſpäteren Korane ab.

Bei der Anordnung des buntſcheckigen Stoffs verfuhr Zeid nach keinem wiſſenſchaftlichen Prinzip, welches auch undurchführbar geweſen wäre. Chronologiſch ließen ſich die einzelnen Teile nicht ordnen, weil die chronologiſche Reihenfolge, wenigſtens der älteren Stücke, ſehr ſchlecht bekannt war, auch ſolche aus verſchiedener Zeit zuſammengeſchweißt waren, und eine Ordnung nach Materien war ausgeſchloſſen, weil oft die verſchiedenſten Gegenſtände in den einzelnen Abſchnitten zur Behandlung kommen. So nahm denn Zeid ſeine Zuflucht zu einer Zuſammenſtellung nach dem rein äußerlichen Geſichtspunkte der Länge, indem er im allgemeinen längere Abſchnitte an den Anfang, kürzere an das Ende ſtellte. Doch war er hierbei nichts weniger als ſtrenge.

Der auf dieſe Weiſe zuſtande gekommene Korān beſteht aus 114 ſehr ungleichen Abſchnitten, genannt Suren, ungleich in manchen Beziehungen, ſowohl dem Inhalte als auch der Form nach. Jede Sure zerfällt wieder in einzelne Verſe, die durch den Reim, teilweiſe auch durch bloße Aſſonanz auch äußerlich von einander getrennt werden. Der Reim kann derſelbe in einer ganzen Sure ſein, kann aber auch unterbrochen und durch einen andern oder durch bloße Aſſonanz erſetzt werden. Der Inhalt dieſer Suren iſt ein ſo verſchiedenartiger wie der des Alten Teſtaments. Wir finden darin Gebete, Lobpreiſungen Gottes, Drohungen, Ermahnungen, Verheißungen, Heiligengeſchichten und andere Erzählungen, im Anſchluß teilweiſe an altteſtamentliche oder neuteſtamentliche Geſchichten, teilweiſe an arabiſche Volksſagen, teilweiſe auch an jüdiſche Überlieferungen, rechtliche Beſtimmungen, ja ſelbſt 2 Formeln, die wir nicht anders als Zauberformeln nennen können. Im Anfange des Korans ſteht die „Eröffnungsſure“, das hohe Gebet der Muhammedaner, unſerem Vaterunſer vergleichbar. Folgender iſt ihr Wortlaut: „Im Namen Gottes (Allāh's) des barmherzigen Erbarmers! Preis ſei Gott (Allāh), dem Herrn der Welten, dem barmherzigen Erbarmer, dem Könige des Gerichtstags! Dir dienen wir und dich flehen wir um Hilfe an. Führe uns den geraden Weg, den Weg derer, die du begnadeſt, derer, auf denen kein Zorn ruht, und nicht derer, die da irregehn.“

Um nun eine Einſicht in das Weſen des Koran zu geben, würde es wohl erforderlich ſein, auch von den folgenden Suren wenigſtens einige Proben anzuführen. Allein ſchon im Original oft tötlich langweilig und mit den meiſten Teilen unſeres Alten und Neuen Teſtaments weder nach Form noch nach Inhalt im entfernteſten vergleichbar, müſſen ſie für Laien jedes Intereſſe verlieren, ſobald ihnen das einzige Eigenartige, nämlich die urſprüngliche Form, abgeſtreift wird. Sie ſind großenteils ein Gemiſch von frommen Geſchichten, oft in ſehr willkürlich zurecht gemachter Form, frommen Ermahnungen und Warnungen oder auch Verſprechungen und Verheißungen. Als Probe davon, wie Muhammed mit dem ihm mitgeteilten Erzählungsſtoff verfuhr, mag die Geſchichte Noahs dienen, wie ſie in Sure 11, der Hūd-ſure, vorliegt (Vers 27 ff.):

Und Noah haben wir zu ſeinem Volke geſandt [um ihnen zu ſagen]: „Ich bin für euch ein offenkundiger Warner, damit ihr nur Gott dienet. Siehe, ich fürchte für euch die Strafe eines ſchmerzlichen Tages.“ Da ſagten die Vornehmen, die, welche ungläubig waren von ſeinem Volke: „Wir ſehen, daß du nur ein Menſch wie wir biſt, und wir ſehen, daß dir nur die gefolgt ſind, die die Geringſten von uns ſind, und zwar unüberlegter Weiſe. Auch ſehen wir nicht, daß ihr einen Vorzug vor uns habt. Vielmehr halten wir euch für Lügner.“ Da ſagte er: „O, mein Volk! Glaubt ihr, wenn ich auf deutlichem Beweiſe ſtehe, der mir von meinem Herrn geworden, und er mir Gnade zu teil werden ließ, die euch verborgen ward, daß ich euch denſelben aufnötigen will wider euren Willen? . .“ Und es ward dem Noah offenbart: „Niemand von deinem Volke wird glauben, außer wer bereits zum Glauben gelangt iſt. Verzweifle darum nicht ob dem, was ſie thun. Mach' das Schiff fertig mit unſeren Augen und nach unſerer Eingebung und ſprich nicht zu mir wegen der Frevler; denn ſie ſollen ertrinken. . . .“ Bis daß, als unſer Befehl eintraf und der Ofen wallend loderte, wir ſagten: „Bring' darin hinein von jeder Gattung ein Paar und deine Familie außer denen, über die vorher das Wort ergangen iſt. . .“ [Das Schiff] aber glitt dahin mit ihnen auf einer Wogenflut wie die Berge [hoch], und Noah rief ſeinen Sohn, der abſeits ſtand: „Oh, mein Sohn, ſteig mit uns ein und ſei nicht ungläubig.“ Der ſagte: „Ich werde mich auf einen Berg begeben, daß er mich vor dem Waſſer ſchütze.“ Er ſprach: „Heute ſchützt nichts vor dem Befehl Gottes, es ſei denn, daß er ſich jemandes erbarme.“ Und die Wogenflut trat zwiſchen ſie beide, und er ertrank. Da hieß es: „Erde, ſchling dein Waſſer ein und Himmel, halt zurück.“ Und das Waſſer nahm ab, und der Befehl ward Wirklichkeit, und [das Schiff] ſtieg [nieder] auf den Djūdī u. ſ. w.

Dieſe Stelle genüge als Probe für die Behandlung bibliſcher Stoffe. — Unter den kürzeren zum Teil nur aus einigen Verſen beſtehenden Suren des Korans, die alle hinten am Schluß zu finden ſind, ſind manche, die zwar nicht von großartigen dichteriſchen Fähigkeiten Muhammeds Zeugnis ablegen, doch aber von der flammenden Glut der Begeiſterung, die ihn wenigſtens im Anfange ſeiner prophetiſchen Thätigkeit füllte, denen man bei aller gelegentlichen Unklarheit eine gewiſſe Schönheit und Gewähltheit der Sprache nicht abſtreiten kann, wodurch ſie ſich vorteilhaft von dem eintönigen Stil der ſpäteren lehrhaften Suren unterſcheiden. Eine bloß wörtliche Überſetzung würde keinen richtigen Eindruck von dem Original erzeugen. Eine Nachbildung dieſer Suren iſt aber ſehr ſchwierig, weil wir im Deutſchen nicht über eine ſolche Fülle von Reimen verfügen, wie die arabiſche Sprache. Rückert hat in ſeinem Koran (herausgegeben von Auguſt Müller) viele meiſterhafte Überſetzungen dieſer Suren gegeben, hat ſich aber, was auch ganz unvermeidlich war, nur zu oft durch den Zwang des Reims ſehr weit von dem Original abführen laſſen, während er auf der anderen Seite, formvollendet wie er in ſeiner Sprache war, dem Koran viele Schönheiten angedichtet hat, von denen das Original keine

Spur zeigt. Immerhin darf die große Liebe, die ein Dichter wie Rückert dem Buche zugewandt hat, als ein Beweis dafür gelten, daß es der wirklichen Schönheit nicht entbehrt. Als ein Beiſpiel von den kürzeren Suren des Koran mag die 93. Sure nach der Rückertſchen Überſetzung gewählt werden. Dieſelbe (mit der Überſchrift: Der Tag, der ſteigt) lautet:

Beim Tag, der ſteigt.
Und bei der Nacht, die ſchweigt,
Verlaſſen hat dich nicht dein Herr, noch dir ſich abgeneigt.
Das dort iſt beſſer, als was hier ſich zeigt.
Er giebt dir noch, was dir zu deiner Luſt gereicht.
Fand er dich nicht als Waiſen, und ernährte dich?
Als irrenden, und führte dich?
Als dürftigen, und mehrte dich?
Darum den Waiſen plage nicht,
Dem Bittenden verſage nicht,
Und deines Herrn Huld vermelde!

Vergleichsweiſe finde hier Auguſt Müllers Überſetzung derſelben Sure (in ſeinem für unſere Skizze vielfach benutzten „Islam im Morgen- und Abendlande“) eine Stelle:

„Bei des Tages Pracht
Und beim Schweigen der Nacht:
Nicht hat dein Herr dich verlaſſen,
Nicht will er dich haſſen.
Wahrlich der Ausgang iſt beſſer als der Anfang.
Dein Herr wird ſicher dich begaben
Und du Genüge haben.
Hat er dich nicht gehegt,
Da er dich fand als Waiſe,
Da er irrend dich fand, geführt ins rechte Geleiſe
Da er arm dich fand, gewährt dir reichliche Speiſe?
Darum vergewaltige nicht die Waiſe
Und den Bittenden zurück nicht weiſe,
Die Segensſpenden aber deines Herren preiſe.“

Was nun die im Koran niedergelegte Glaubens- und Sittenlehre des Muhammedanismus oder Islām betrifft, ſo muß von ihr von vorn herein betont werden, daß ſie durchaus den Charakter der Zufälligkeit trägt. Sie iſt nicht das Ergebnis eines ſyſtematiſchen methodiſchen Denkens, kein geſchloſſenes Ganze, ſondern eine Anhäufung von Ausſprüchen, die zufällig einmal infolge irgend eines Anlaſſes zu Tage gefördert wurden. So erklären ſich denn auch zahlreiche Widerſprüche oder Lücken, die der ſpäteren Spekulation genug Gelegenheit zu Erörterungen oder Meinungsverſchiedenheiten gaben. Die Glaubens- und Sittenlehre des Islām trägt die ſinnlichen Züge des Muhammed an der Stirn. Abſtraktes Denken war nicht ſeine Sache. Darum liegen auch die Glaubensſätze in den Regionen der Sinnlichkeit. Seine Sittenlehre erklärt für geboten, was zu thun ihm ſelbſt nicht zu ſchwer ward, und für erlaubt, was er ſich ſchwer verſagen konnte. Doch mag auch die Rückſicht auf die Lebensgewohnheiten und Anſchauungsweiſe der Araber ſeine Lehren vielfach beeinflußt haben. Das Wichtigſte hiervon läßt ſich in ein paar Worten ſagen. Wir ſehen hier ganz ab von all' den aus Bibel, Talmud und anderen Quellen ſtammenden heiligen Geſchichten, an deren Geſchichtlichkeit und Wahrhaftigkeit, ſo wie ſie im Koran erzählt werden, mit all den Entſtellungen, Verdrehungen, Zuſätzen und Kürzungen zu glauben dem Muhammedaner ſo notwendig iſt, wie an die eigentlichen Glaubensſätze.

Dieſe ſind der Hauptſache nach: 1. Es giebt einen Gott, Allāh, den abſoluten Herrn, der alles vorherbeſtimmt, dem der Menſch als willenloſer Sklave untergeordnet iſt.

2. Es giebt eine Auferſtehung der Toten und ein einſtiges Gericht, für die Gläubigen zum Eintritt in die Gärten des Paradieſes, um dort in ſinnlichen Freuden in Ewigkeit dem Genuß zu leben und an waſſerreichen Strömen gelagert zu ſein, und für die Ungläubigen zum Eingang in die Hölle, um dort im ewigen Feuer zu brennen oder in ewiger Kälte zu erſtarren, ekelhafte Speiſen zu eſſen ꝛc.

3. Es giebt eine Offenbarung, d. h. eine Kundgebung des göttlichen Willens an die Menſchen. Die Träger derſelben ſind die Propheten. Zu dieſen gehören Abraham, deſſen Lehre noch die reine unverfälſchte Lehre iſt, welche der verfälſchten moſaiſchen und chriſtlichen zu Grunde liegt. Der vorletzte Prophet iſt Jeſus, der letzte Muhammed, der als Geſandter Gottes die Lehre Abrahams den Menſchen von neuem zu verkünden hat.

Die Sittenlehre des Koran beſteht zum größten Teil in der Einſchärfung äußerer Verhaltungsmaßregeln gegen Gott und Menſchen. Auf das innere Verhalten legt der Islam wenig Gewicht. Zu den Sittengeſetzen, deren Beobachtung für den Muslim als ſolchen erforderlich iſt, kommt noch eine ganze Reihe von Pflichten, die zum Teil kaum weniger bindend ſind. Zu dieſen gehören 1. die Befolgung gewiſſer Speiſegeſetze, ſo z. B. des Verbots, das Fleiſch verſchiedener Tiere zu eſſen, und des Verbots, berauſchende Getränke zu trinken, 2. des Verbots Hazardſpiele zu ſpielen, 3. Bilder lebender Weſen zu machen, 4. die Beſchneidung, 5. Waſchungen nach den natürlichen Entleerungen des Körpers oder nach Berührung unreiner Gegenſtände, als da ſind Wein, Aas, Ungläubige, 6. das Gebet zu beſtimmten Tageszeiten unter Beobachtung beſtimmter Ceremonien, 7. das Faſten an allen Tagen des Monats Ramadān, von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang. Iſt ſchon dies eine recht empfindliche Pflicht, zumal wenn der Ramadān, der in 33 Jahren alle Jahreszeiten durchläuft, in die heiße Jahreszeit fällt, ſo wird ſie noch an Mühſeligkeit und Beſchwerlichkeit durch die 8., die der Pilgerfahrt nach Mekka, dem Centrum des Islam, übertroffen. Heutzutage gehen ihr freilich die meiſten aus dem Wege. Aber doch ziehen noch in unſeren Tagen alljährlich Zehntauſende von allen Enden der Erde nach Mekka und ſcheuen nicht Hitze, Durſt, Hunger und Ermüdung, um den geſtrengen Herrn, den ſie Gott nennen, zu befriedigen. Der Gott des Islam iſt barbariſcher, als ihn Muhammed gewollt und gedacht hat. Als Muhammed das Gebot der Wallfahrt für jeden Araber erließ, hat er ſchwerlich geahnt, daß Muslims einmal, um dieſer Pflicht zu genügen, von Marokko oder von Ceylon her die Pilgerreiſe würden machen müſſen. Wenn der Pilger das Weichbild Mekkas betreten hat, hat er 2 Pilgergewänder, eins um die Lenden und eins um die Schulter zu legen. Unmittelbar nach der Ankunft in Mekka iſt die Kaʿba zu beſuchen, ein würfelförmiger Bau mit einer Seitenlänge von 30—40 Fuß, an deſſen ſüdöſtlicher Ecke der ſog. ſchwarze Stein (etwa 7 Zoll im Durchmeſſer) eingemauert iſt. Dieſelbe ſteht ungefähr in der Mitte eines von Säulengängen umgebenen annähernd 150—200 Schritt breiten Platzes. An einen 7maligen Umgang um die Kaʿba ſchließt ſich die 7malige Durchmeſſung einer beſtimmten Entfernung im Eilſchritt. Findet die Pilgerfahrt als große Pilgerfahrt im Monate der Pilgerfahrt ſtatt, ſo ziehen die Pilger zuhauf am 8. des Monats nach dem 200 Fuß hohen Hügel Arafāt 3 Meilen von Mekka, wo der Imām am 9. eine genau mit Sonnenuntergang endigende religiöſe Anſprache hält.

Die Karawane zieht dann zurück, und nach Erfüllung weiterer Gebräuche und Feierlichkeiten ſchließt die eigentliche feſtliche Zeit damit ab, daß jeder ein Schaf ſchlachtet. Die Pilgerkleider werden ausgezogen und das Haar geſchoren. Nach nochmaliger Vollführung einiger Feſthandlungen kehrt man am 12. nach Mekka zurück, verrichtet zum letzten Male den Umgang um die Kaʿba und den Eilgang und iſt dann am Ende der Pilgerfahrt, des ſogenannten Haddj.

Als weitere Pflichten gegen Gott können 9. genannt werden: der heilige Krieg, der unbedingt gegen alle Heiden, Juden und Chriſten zu führen iſt, wenn ſie nach 3maliger Aufforderung zum Islam bei ihrem Glauben verharren und 10. die ſogenannte Armenſteuer.

Wie die Pflichten gegen Gott rein äußerlicher Natur ſind, ſo deckt ſich die Lehre von den Pflichten gegen die Menſchen zu einem guten Teile mit dem Strafgeſetzbuche. Töten iſt ſelbſtverſtändlich verboten. Mord wird mit dem Tode beſtraft, Totſchlag mit Reugeldern und anderen Bußen. Ein Muslim darf einen anderen nicht körperlich ſchädigen. Zuwiderhandeln zieht die Vergeltung mit gleichem oder die Forderung einer Geldbuße nach ſich. Selbſt Sklaven ſollen gut behandelt werden. Stehlen iſt ebenſo unerlaubt. Schwerer Diebſtahl zieht den Verluſt der rechten Hand nach ſich. Ehebruch hat 100 Peitſchenhiebe zur Folge; wenn ein Ungläubiger ihn gegen eine Gläubige begeht, den Tod. — Aus dieſem kurzen Überblick ergiebt ſich zur Genüge, daß ein Vergleich der Glaubens- und Sittenlehre des Islam mit der des Chriſtentums durchweg die Erhabenheit der letzteren erweiſen würde. Allein dieſe darf nicht als Maßſtab für die geſchichtliche Würdigung betrachtet werden, vielmehr in erſter Linie die Religion und Sittenlehre der vorislamiſchen Araber. Und darüber hinaus bezeichnet jedenfalls der Islam einen ungeheuren Fortſchritt. Arabien war, wie ſchon oben bemerkt, an verſchiedenen Stellen für das Chriſtentum gewonnen, an anderen von Juden beſiedelt worden. Aber der übrige Teil der Halbinſel lag noch in den Banden des roheſten Heidentums, über das ſich nur wenige, wohl alle durch chriſtliche oder jüdiſche Gedanken angeregt, zu erheben begannen. Geſtirndienſt und Steinkultus waren die niedrigſten Formen dieſes Polytheismus. Tiefere Gemüter mögen ſich zu der Anſchauung aufgeſchwungen haben, daß die ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſtände der Verehrung nur als Sinnbilder aufzufaſſen ſeien. Noch höher ſtehende waren zu der Verehrung eines Gottes der Götter, Allāh's, gelangt. Aber das unbeſtreitbare Verdienſt Muhammeds bleibt es, dieſem mehr abſtrakten Weſen zur Alleinherrſchaft verholfen, die übrigen Götter zurückgedrängt, mit anderen Worten den ſchlechthinigen Monotheismus aufgeſtellt und gelehrt zu haben. Aber auch die Sittenlehre iſt nicht ohne Veredlung von ſeiten Muhammeds geblieben und, wenn heutzutage Glaubens- und Sittenlehre zu rein äußerlichen Einrichtungen herabgeſunken ſind, ſo darf man mit Recht behaupten, daß er ſelbſt auf die Innerlichkeit des Verhaltens zu Gott weit mehr Gewicht gelegt hat. Ja, wenn vielfach mit Recht der Verfall der muhammedaniſchen Staaten auf den Einfluß der muhammedaniſchen Religion zurückgeführt und dieſer ſo ein weiterer Vorwurf gemacht wird, beweiſt doch jene Zeit, wo der Islam der Träger von Sitte und Kultur im Morgen- und Abendlande war, während letzteres in troſtloſem Dämmerlichte ein Schattenleben führte, daß auch der Islam die Völker zu heben oder doch in der Höhe zu erhalten imſtande iſt, wo die Völker einer ſolchen Hebung fähig ſind. Immerhin darf der Islam als eine Station auf dem Wege zu ſittlicher und religiöſer Vollendung bezeichnet werden.

* * *

Leo X. gegen Luther.

Papſt Leo X. richtete an Kaiſer Karl V. folgendes Breve; dasſelbe wurde aber nicht abgeſandt, nachdem bekannt geworden, daß der Kaiſer Luther's Proteſt [gegen die Bannbulle] nicht habe leſen wollen, ſondern ihn vor vielen Zeugen zerriſſen habe. Erſt ſpäter (8. März 1521) ward es dem Nuntius Aleander zu ſeinem perſönlichen Gebrauche zugeſandt:

„Ueberaus groß, darum allgemein bekannt und dem ganzen Erdkreis offenbar iſt die Verwegenheit des Häreſiarchen [Ketzerhauptes] Martin Luther, nicht bloß gegen Uns und dieſen heiligen Stuhl, ſondern auch gegen die Wahrheit des Glaubens ſelbſt und die Dekrete der heiligen Väter, übergroß die verabſcheuungswürdige Hartnäckigkeit in der Verwegenheit, die er mit ſeinem übelriechenden Munde öffentlich zu verkündigen und auch durch Briefe und andere ſchändliche Schriften zu verbreiten ſich nicht ſcheut, ja ſogar mit unerhörter und zügelloſer Wut befliſſen iſt. Deshalb iſt es weder Unſerer eigenen, noch der Würde dieſes heiligen Stuhles angemeſſen, ſie des weiteren zu widerlegen, da ſie ja von ihrem eigenen Urheber von Tag zu Tag mehr nicht bloß mit höchſt unreinen und ſakrilegiſchen Worten, ſondern auch mit gottloſen Thaten enthüllt und geoffenbart werden. Da dieſelben zugleich auch die Stellung und die Ehre Deiner Majeſtät berühren und nicht zu bezweifeln iſt, daß dieſelbe wohl weiß, was ihres Amtes iſt, nämlich zu ſorgen, daß dieſe an den Grenzen Deines Reiches entſtandene Peſt, bevor ſie größeres Wachstum erlangt und noch mehr Chriſtgläubige von ihrer gefährlichen Anſteckung befallen werden, in zweckmäßiger Weiſe beſeitigt und gänzlich ausgetilgt werde, da neulich ein öffentlich im Druck herausgegebener Brief zu Uns gekommen iſt, in welchem der genannte Martin, indem er in Geſtalt eines ſanften Schafes einen höchſt raubgierigen Wolf darſtellt und den Hochmut des Luzifer mit erheuchelten, demütigen Worten widerſpiegelt, Deiner Majeſtät ſich hinterliſtig zu inſinuieren und ihr einzureden ſucht, als ſei er wider Willen öffentlich aufgetreten und habe, durch Gewaltthätigkeit und Nachſtellungen anderer dazu gebracht, das geſchrieben, was er geſchrieben hat, als habe er wegen der evangeliſchen Wahrheit (die er gegen abergläubiſche Meinungen menſchlicher Ueberlieferung zu verbreiten ſich brüſtet) die Zornesergüſſe, Beſchimpfungen, Gefahren und was nur Schlimmes erdacht werden kann, unaufhörlich zu erleiden, als bitte er vergeblich um Verzeihung, biete vergeblich Stillſchweigen an, ſchlage vergeblich Friedensbedingungen vor, verlange vergeblich eines beſſeren belehrt zu werden, gleich als ob man, während er das alles vergeblich verſucht habe, dennoch darauf hinarbeite, daß er mit dem geſamten Evangelium vertilgt werde, weshalb er die kaiſerliche Majeſtät anruft, ſich mit dem hl. Athanaſius vergleichend — da er ſolches und ähnliches in lügenhafter Weiſe an Dich zu ſchreiben und öffentlich vor allen zu proteſtieren ſich herausgenommen hat: hat es Uns gut geſchienen, ihm ſelbſt zwar auf ſo viele und unzeitige Lügen keine Antwort zu geben, da Wir ſeine falſchen und häretiſchen Meinungen als für ſolche, die durch das geſunde Urteil der meiſten verworfen und mißbilligt ſind, und ihn ſelbſt für ein räudiges Glied, das vom Verkehr der Gläubigen auszuſchließen und von allen zu meiden iſt, erklärt haben, dagegen Deiner Hoheit mit väterlicher Liebe kundzugeben, daß Du einem höchſt lügenhaften und mit ſich ſelbſt (wie es bei Lügnern zu geſchehen pflegt) in Widerſpruch ſtehenden Menſchen keinerlei Glauben ſchenken mögeſt. Während er behauptet, wider Willen ſei er zum öffentlichen Auftreten gebracht und durch Gewaltthätigkeit und hinterliſtige Nachſtellungen genötigt worden zu ſchreiben, was er ſchrieb, erweiſet er ſich Uns wie Deiner Majeſtät und allen als unredlich und verabſcheuungswürdig, und (wie ſeine Werke zeigen) zum Diener und Werkzeug des Teufels geworden, zeigt er auch, daß er von ſeinem eigenen Gewiſſen, welchem, da Gott es gegeben, niemand entfliehen, welches niemand von ſich lostrennen kann, beſtändig bedrängt wird, ſo daß er bei der Betrachtung ſeines Verbrechens dasſelbe wegen ſeines Uebermaßes zu verabſcheuen ſich genötigt ſieht, wo möglich von ihm ſich loszumachen und es auf einen anderen abzuwälzen ſucht. Indem nun der ſchändliche Menſch wahrnimmt, welchen Brand er angerichtet, nachdem er die Zelle des Hauſes, in dem er Profeß abgelegt, verlaſſen und das Joch des Gehorſams abgeſchüttelt hat, aufgeblaſen vom Winde des Ehrgeizes und mit der Makel des Abfalls befleckt, unter den Aufruhrluſtigen zu wandeln, die Gemüter des unwiſſenden Volkes zu gewinnen und zu Neuerungen aufzuſtacheln begann, nachdem er ſich herausnahm, das, was im Volke Aergernis, in der Kirche Gottes keine geringe Spaltung, hervorrief, nicht bloß zu predigen, ſondern auch in Schriften zu veröffentlichen: will er jetzt die Schuld auf diejenigen hinüberwälzen, die ſich mit brüderlicher Liebe bemühten, ihn von ſeinen wahnwitzigen Meinungen zu befreien und ihn von den ſchweren Irrtümern, in die er gefallen war, loszumachen. Daher kann er niemanden anklagen als ſich ſelbſt und ſeinen Führer, den Satan, der ihn aus der Verborgenheit herauszog und ihn lehrte, ein verderbliches Gift auszuſtreuen und alles mit ſeinem Peſthauch zu berühren und zu beflecken. Auch kann er keineswegs klagen, daß er wegen der evangeliſchen Wahrheit viel Widriges erleide, da er vielmehr ſich rühmen könnte, daß er als verwegener Fälſcher der evangeliſchen Wahrheit, als Läſterer und Verleumder der heiligen Schriftausleger ſo lange ungeſtraft blieb — wenn nämlich das eher ein Aufſchub der Strafe zu nennen iſt, als ein Aufbewahren für eine härtere Beſtrafung. Es wagt dieſer ganz aus Verbrechen und Lüge zuſammengeſetzte Menſch — um Erbarmen zu erſchleichen — zu ſagen, vergebens bitte er um Verzeihung und biete Stillſchweigen an, während er die von Uns mit väterlicher Liebe für den Fall der Beſſerung und der Anerkennung ſeiner Schuld angebotene Verzeihung gänzlich vernachläſſigt, zu Uns mit freiem Geleite zu kommen in Güte eingeladen, ſich geweigert, ſeine Schmähungen gegen Uns und die häretiſche Hartnäckigkeit noch vermehrt hat. Wenn er aber beifügt, daß er vergebens Friedensbedingungen vorſchlage, ſo iſt das nicht einfach geſagt, ſondern aus den innerſten Abgründen des Hochmuts entnommen, gleich als ob er als Sieger (wie er bei ſich im Wachen träumt) Uns Friedensbedingungen vorzulegen, nicht aber fußfällig Vergebung ſeiner Miſſethaten und Verbrechen, ſowie eine heilſame Buße von Uns zu erbitten gehabt hätte. Er ſagt auch, um Beſcheidenheit zu heucheln, er verlange vergebens eines beſſeren belehrt zu werden, während er doch in verſchiedenen, auch in den an Uns gerichteten Briefen, die er unter Luzifers Eingebung geſchrieben, öffentlich und deutlich bezeugt hat, er zweifle nicht an dem, was er geſagt, ſondern ſei bereit, Feuer und Tod dafür hinzunehmen, er erkläre jeden, der entgegengeſetztes annehme, für einen Ketzer, er werde ſeine Meinung nicht ändern, weil er die göttliche Wahrheit rede — und anderes mehr voll der Thorheit und Anmaßung — mit Zurückweiſung jeder geſunden Lehre. Obſchon er ſich deſſen bewußt iſt, bemüht er ſich, um ſeine Falſchheit allen kundzugeben, vergebens, Deine Majeſtät zu täuſchen, ſich unſchuldig, demütig und beſcheiden zu ſtellen und zu heucheln, während er doch das niemals geweſen iſt, noch zu ſein geſorgt, ja ſogar die dieſen Tugenden entgegengeſetzten Laſter, wie ſeine Werke und Schriften beweiſen, ſtets gehegt hat. Man muß fragen, ob die Thorheit oder die Hoffart größer iſt, wenn er ſagt: man arbeite gegen ihn darauf hin, daß er zugleich mit dem Evangelium vertilgt werde. Gleich als ob ohne ihn das Evangelium nicht beſtehen könne und mit ihm ſofort untergehen würde! Wenn er ſo evangeliſch iſt, wie er zu ſein vorgiebt, und die Glorie des Martyriums für das Evangelium gleichſam beanſprucht, warum hütet er ſich ſo ſehr, daß er nicht einmal unter dem Schutze des freien Geleites zu kommen gewagt hat und nicht einmal jetzt vor irgendwelchen Richtern mit Ausnahme der ihm nicht verdächtigen und nur unter gehöriger, öffentlich gegebener Sicherheit und mit freiem Geleite (wie er ſelbſt ſagt) erſcheinen zu wollen verſichert? Was anders macht ihn ſo furchtſam und argwöhniſch als ſein ſchlechtes Gewiſſen und ſeine ſchändlichen Gedanken, die ihn Tag und Nacht beunruhigen und erſchrecken, ſo daß er ſich auch vor dem fürchtet, was nicht zu fürchten iſt, und niemals ſicher genug zu ſein glaubt? Darum hat er ſich in den Schutz der weltlichen Fürſten begeben und hat mit Hutten und anderen Miſſethätern und Begünſtigern von Empörungen eine Verſchwörung und ein Bündnis abgeſchloſſen. Wäre er, wie er ſein ſollte, wäre er Urheber und Vertreter des Friedens, den Chriſtus bei ſeiner Auffahrt uns hinterlaſſen hat, nicht aber Verbreiter von Unkraut und Zwietracht, wäre er Herold der evangeliſchen Wahrheit, nicht aber unzeitiger Wiedererwecker ſchon erloſchener Irrlehren, wäre er angethan mit dem Panzer des Glaubens und mit dem Schwerte der Wahrheit gegürtet, ſo würde er nicht einmal bewaffnete Legionen fürchten, Martern und Feuerqualen verachten. Nun aber, da er ſieht, wie ſchwere Frevel er begangen hat, fürchtet er eine ſeinen Sünden entſprechende Strafe, glaubt ſie ſtets vor ſeinen Augen ſchweben zu ſehen, ſcheut ſich, dieſes Leben zu verlaſſen, wohl wiſſend, welche Strafen ihn in der anderen Welt erwarten. Endlich, als ob ſeine Sache und die des hl. Athanaſius identiſch ſeien, ruft er, nachdem Wir ihn wegen ſeiner Halsſtarrigkeit mit Recht verurteilt, Deine Majeſtät an und flüchtet unter den Schatten Deiner Fittiche. Ihn wird Deine Majeſtät nicht nach den jetzt bei ihr vorgebrachten Lügen und Verleumdungen beurteilen, ſondern nach den von ihm gegen die Wahrheit des Glaubens veröffentlichten ſchändlichen Schriften und nach ſeinen gottloſen und ärgernisvollen Werken, und umſichtig erwägen, was er mit ſeinen Schuldgenoſſen und Anhängern, die ſich gleichſam ſelber Statuen errichten und ſein läſterliches Bild auf Papier gedruckt dem Volke vorzeigen, nicht bloß gegen Uns und den Heiligen Stuhl, ſondern auch gegen die Ehre Deiner Hoheit aufrühreriſche Weiſe zu planen und auszuführen verſucht hat und auch jetzt noch zu verſuchen nicht aufhört. Indem Deine Majeſtät ſich in das Gedächtnis zurückruft, daß Juſtinian und überhaupt die römiſchen Kaiſer, Deine Vorgänger, und Lobſprüchen ganz vorzüglich ſtets das Lob ſich zu verſchaffen ſuchten, daß ſie mit allen Kräften die entſtandenen Häreſien mit der Wurzel ausrotteten und der katholiſchen Kirche Chriſti Frieden und Einheit wieder herſtellten, wird dieſelbe von eben dieſem Ruhm eine glückliche und geſegnete Reichsregierung beginnen. Daß Du alſo handeln mögeſt, das wünſchen und erhoffen wir.

(Hefele-Hergenröther, „Conciliengeſchichte“.)

Dr. Martin Luther.

Albrecht Dürer ſchreibt in ſeinem Tagebuche:

Am Freitag vor Pfingſten (17. Mai) im Jahre 1521 kam die Märe nach Antwerpen, daß man Martin Luther ſo verräteriſch gefangen genommen hätte. Denn da ihm der Herold des Kaiſers Karl mit dem kaiſerlichen Geleite beigegeben war, ſo ward dem vertraut. Nachdem ihn aber der Herold bei Eiſenach an einen unfreundlichen Ort gebracht hatte, ſagte er, er bedürfe ſeiner nun nicht mehr und ritt von ihm fort. Alsbald waren zehn Reiter da; die führten verräteriſch den verkauften, frommen, mit dem heiligen Geiſte erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Bekenner des wahren chriſtlichen Glaubens. Und lebt er noch? oder haben ſie ihn gemordet — was ich nicht weiß — dann hat er das erlitten um der chriſtlichen Wahrheit willen, weil er gezüchtigt hat das Papſttum, das da mit ſeiner ſchweren Laſt von menſchlichen Geſetzen der Freilaſſung Chriſti widerſtrebt; und auch darum hat er es erlitten, damit wir noch ferner alles deſſen, was die Frucht unſeres Blutes und Schweißes iſt, wie bisher beraubt und ganz ausgezogen werden und dasſelbe auf ſo ſchändliche und läſterliche Art verzehrt werde von müßig gehendem Volke, indes die durſtigen, kranken Menſchen darob Hungers ſterben. Und insbeſondere iſt mir noch das Schwerſte, daß uns Gott vielleicht noch länger unter ihrer falſchen, blinden Lehre will bleiben laſſen, welche doch nur die Menſchen, die ſie Väter nennen, erdichtet und aufgeſetzt haben, und wodurch uns das köſtliche Wort Gottes an vielen Orten fälſchlich ausgelegt oder gar nicht vorgetragen wird.

Ach Gott im Himmel, erbarme dich unſer! O, Herr Jeſu Chriſte, bitte für dein Volk, erlöſe uns zur rechten Zeit, bewahre in uns den rechten, wahren, chriſtlichen Glauben, verſammle deine weit getrennten Schafe durch deine Stimme, in der Schrift dein göttlich Wort genannt! Hilf uns, daß wir dieſe deine Stimme erkennen, und keinem anderen Lockrufe folgen, der Menſchenwahn iſt, auf daß wir, Herr Jeſu Chriſte, nimmer von dir weichen! Rufe die Schafe deiner Weide, die ſich noch zum Teil in der römiſchen Kirche befinden, wieder zuſammen mit ſamt den Indianern, Moskowitern, Reußen und Griechen, die durch den Druck und Geiz der Päpſte und durch falſche Scheinheiligkeit getrennt worden ſind. Ach Gott! erlöſe dein armes Volk, das da durch den großen Bann und durch Gebote bedrängt wird, deren es keines gern erfüllt, daher es ſtets ſündigen muß in ſeinem Gewiſſen, wenn es dieſelben übertritt. O Gott! nun haſt du ja mit Menſchengeſetzen nie ein Volk ſo gräßlich beſchwert, wie uns Arme unter dem römiſchen Stuhle, die wir doch täglich durch dein Blut erlöſte, freie Chriſten ſein wollen. O höchſter, himmliſcher Vater! gieß' in unſer Herz durch deinen Sohn Jeſum Chriſtum ſolch' ein Licht, bei dem wir erkennen, zu welchem Boten wir zu halten gebunden ſind, auf daß wir die Beſchwernis der anderen mit gutem Gewiſſen fahren laſſen und dir, ewiger, himmliſcher Vater, mit freudigem, fröhlichem Herzen dienen können!

Und wenn wir dieſen Mann, der da klarer geſchrieben hat, als irgend einer, der ſeit 140 Jahren gelebt hat, und dem du ſolch' einen evangeliſchen Geiſt gegeben haſt, verloren haben ſollen, ſo bitten wir dich, o himmliſcher Vater! daß du deinen heiligen Geiſt wiederum einem gäbeſt, der da deine heilige, chriſtliche Kirche allenthalben wieder verſammle, auf daß wir wieder einig und chriſtlich zuſammenleben, und damit alle Ungläubigen, als da ſind Türken, Heiden und Kalikuten [Indier], unſerer guten Werke wegen von ſelbſt zu uns begehren und den chriſtlichen Glauben annehmen. Du willſt aber, o Herr! ehe du richteſt, ſo wie dein Sohn Jeſus Chriſtus durch die Prieſter ſterben mußte, um vom Tode zu erſtehen und darnach gen Himmel zu fahren, daß es gleichermaßen auch ſeinem Nachfolger Martin Luther ergehe, den der Papſt mit ſeinem Gelde verräteriſch gegen Gott um ſein Leben bringt. Du aber wirſt ihn erquicken. Und wie du darnach, o mein Herr! verhängteſt, daß Jeruſalem dafür zerſtöret ward, alſo wirſt du auch dieſe eigenmächtig angenommene Gewalt des römiſchen Stuhles zerſtören. Ach Herr! gieb uns darnach das neue, geſchmückte Jeruſalem, das vom Himmel herabſteigt, wovon in der Apokalypſe geſchrieben ſteht, das heilige, reine Evangelium, das nicht mit menſchlicher Lehre verdunkelt ſei!

Sieht doch ein jeglicher, der da Martin Luther's Bücher lieſt, wie ſeine Lehre ſo klar und durchſichtig iſt, wo er das heilige Evangelium vorträgt. Und darum ſind dieſelben in großen Ehren zu halten und nicht zu verbrennen; es wäre denn, daß man ſeine Widerſacher, die allezeit der Wahrheit widerſtreiten, auch ins Feuer würfe mit allen ihren Opinionen [Lehrmeinungen], die da aus Menſchen Götter machen wollen; dabei aber doch ſo verführe, daß man dann wieder neue Drucke von Luther's Büchern hätte. O Gott! iſt Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium ſo klar vortragen? Ach Gott! was hätte er uns noch in 10 oder 20 Jahren ſchreiben können!

O ihr frommen Chriſtenmenſchen alle! helft mir fleißig beweinen dieſen gottbegeiſterten Menſchen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann ſende. O Erasmus von Rotterdam, wo willſt du bleiben? Sieh! was vermag die ungerechte Tyrannei der weltlichen Gewalt, der Macht der Finſternis? Höre, du Ritter Chriſti! reite hervor neben dem Herrn Jeſus, beſchütze die Wahrheit, erlange der Märtyrer Krone! Du biſt doch ohnedies ſchon ein altes Männchen. Ich habe ja von dir gehört, daß du dir ſelbſt nur noch zwei Jahre zugegeben habeſt, die du noch taugeſt, etwas zu thun. Lege dieſelben wohl an, dem Evangelium und dem wahren chriſtlichen Glauben zu gute, und laſſe dich denn hören! Dann werden, wie Chriſtus ſagt, der Hölle Pforten — der römiſche Stuhl — nichts wider dich vermögen. Und wenn du hienieden deinem Meiſter Chriſto ähnlich würdeſt und Schmach und Schande von den Lügnern in dieſer Zeit erlitteſt und darob um eine kleine Weile früher ſtürbeſt, ſo würdeſt du doch deſto eher aus dem Tode ins Leben eingehen und durch Chriſtum verherrlicht werden. Denn ſo du aus dem Kelche trinkeſt, den er getrunken hat, ſo wirſt du mit ihm regieren und richten mit Gerechtigkeit jene, die nicht redlich gehandelt haben. O Erasmus! halte dich zu uns, daß ſich Gott deiner rühme, wie von David geſchrieben ſteht; denn du kannſt es vollbringen, und fürwahr! du kannſt den Goliath fällen. Denn Gott ſteht der heiligen chriſtlichen Kirche bei, wie er ja auch der römiſchen nur unterſteht nach ſeinem göttlichen Willen. Er helfe uns zu der ewigen Seligkeit, Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt, ein ewiger Gott, Amen!

Philipp Melanchthon ſagt in einer Schrift gegen Th. Placentinus v. J. 1521: „Wenn ich Luther verteidige, ſo geſchieht es, weil er das Evangelium wieder ans Licht gezogen hat. Luther hat nie daran gedacht, den Frieden der Kirche zu ſtören, die chriſtliche Einheit zu zerreißen, Empörung im Reiche anzurichten. Nicht er iſt der Urheber des angebrochenen Kampfes, die Widerſacher ſind es, die die Wahrheit unterdrücken wollen; ſie ſuchen nicht die Ruhe der Kirche, ſondern nur ungeſtörte Ausübung ihrer tyranniſchen Gewalt. — Luther hat nicht das Alte verworfen, ſondern nur das Neue, das was von Menſchen erfunden und den Gewiſſen aufgebürdet worden iſt: ſcholaſtiſche Theologie, päpſtliche Obergewalt, Ablaß und alles Aehnliche iſt der urſprünglichen Kirche fremd; kann der nun ein Empörer heißen, der ſolche Mißbräuche und Irrtümer abſchaffen will? Es iſt wahrlich ein ſchlechter Beweisgrund, das Beſtehende müſſe nur darum erhalten werden, weil es beſteht. Die hergebrachten Ordnungen in der Kirche ſind mit der heiligen Schrift zu vergleichen, und nur das iſt zu behalten, was dieſer entſpricht. Luther will nicht, wie man ihm vorwirft, das Prieſtertum aufheben; er ſtreitet nur wider die Tyrannei der römiſchen Prieſterherrſchaft; ſo lange dieſe fortdauert, hat das Prieſtertum ſeine Würde nicht; Luther will es zu ſeiner alten reinen Beſtimmung zurückführen, zur Predigt von Chriſto. Und dies will er nicht durch Gewalt, durch weltliche Hilfe, ſondern nur durch die geiſtige Macht des Wortes. Dadurch wird das Vaterland nicht zu grunde gerichtet; es wäre vielmehr deſſen rechtes Heil, wenn ihm Chriſtus wieder leuchtete als beglückende Sonne. Luther hat keine andere Abſicht, als die Menſchen wieder zum Evangelium zu leiten; nehmt dieſes zur Hand, laßt Luther Luther ſein, hört nicht auf ihn, ſondern auf das göttliche Wort. Thut ihr dies, ſo werdet ihr ſelber die chriſtliche Wahrheit erkennen und einſehen, wie das römiſche Weſen ihr widerſtrebt.“

Kurfürſt Johann Friedrich zu Sachſen an die Theologen zu Wittenberg, 28. Februar 1546. Nachdem der Allmächtige nach ſeinem göttlichen Willen den ehrwürdigen, unſeren auch lieben Herrn Martin Luther, der heiligen Schrift Doktor, von dieſem Jammerthal hat hinweg nehmen laſſen, daran wir denn alle einen treuen Lehrer, der die rechte wahre chriſtliche Lehre wiederum durch die Gnade des Allmächtigen in dieſen letzten Zeiten an Tag gebracht und gepflanzt hat, verloren; weil es aber alſo Gottes Wille geweſen, ſo müſſen wir es auch dahin ſtellen, und wollten gern, daß ſolch von Gott angefangene Werk weiter gefördert und erhalten werden möchte. Und ob wir wohl Eurer Perſonen halben, als die ſolche chriſtliche Religion mit und neben Dr. Martin ſel. bisher allwegen treulich haben fördern und fortſetzen helfen, nicht Zweifel haben, ſie werden nachmals dasſelbe ihres Vermögens ferner mit treuer Sorge und Aufmerken der chriſtlichen Gemeine zu gut und zuförderſt Gott zu Ehren und Heiligung ſeines Namens ihnen obliegen laſſen und fördern helfen; ſo haben wir doch von wegen unſeres Amts und ſonderlicher chriſtlicher Neigung nicht umgehen mögen, bei Euch deshalb gnädige Erinnerung zu thun. Und iſt an Euch unſer gnädiges Begehren, Ihr, Doktor Pommer, wollet Euch neben den andern die Sachen treulich befohlen ſein laſſen, damit die reine Lehre, wie bisher in unſerer Univerſität erhalten, die Lektiones und Predigt, wie die von uns fundiert, in den Kirchen und Schulen mit Fleiß getrieben und gute Einigkeit bleiben möge, in maßen denn mit Euch, Philippo, wie Ihr jüngſt bei uns zu Torgau geweſen, derhalben auch geredet habt.

Hexenprozeß. Nun ſage mir die Summe und kurzen Inhalt des Prozeſſes im Zaubereilaſter, wie derſelbe gemeiniglich geführt wird. – Das will ich thun. Du mußt aber zum Eingang merken, daß bei uns Deutſchen der Aberglaube, Mißgunſt, Läſtern, Afterreden, Schänden, Schmähen und hinterliſtiges Ohrenblaſen unglaublich tief eingewurzelt ſei, welches weder von der Obrigkeit nach Gebühr geſtraft, noch von der Kanzel der Notdurft nach widerlegt und die Leute davor gewarnt und abgemahnt werden; und eben daher entſtehet der erſte Verdacht der Zauberei, daher kommt es, daß alle Strafen Gottes, ſo er in ſeinem heiligen Worte den Ungehorſamen gedroht, von Zauberern und Hexen geſchehen ſein ſollen, da muß weder Gott oder die Natur etwas mehr gelten, ſondern die Hexen müſſen alles gethan haben. — Dahero erfolgt denn, daß jderman mit Unvernunft ruft und ſchreit: Die Obrigkeit ſoll auf die Zauberer und Hexen inquirieren (nämlich deren ſie mit ihren Zungen ſo viel gemacht haben). Hierauf befiehlt die hohe Obrigkeit ihren Richtern und Räten, daß ſie gegen dieſe beſchreite laſterhafte Perſonen prozedieren ſollen. — Ziehet aber der Magiſtrat die Sache als ein gefährlich und ſchwer Werk weiter in Bedenken, ſo ſchickt die Obrigkeit einen Inquiſitor oder Kommiſſarium. Obgleich dann derſelbe aus Unverſtand oder erhitztem Gemüte der Sachen zu viel thut, ſo muß er dennoch nicht unrecht gethan haben, ſondern man giebt ihm den Namen eines gottſeligen Eiferers um die Gerechtigkeit, und dieſer Eifer wird durch die Hoffnung einer guten Beſoldung erhalten, ſonderlich wenn ihm auf jedes Haupt eine gewiſſe Summe von Thalern zugelegt wird, und er das Recht hat, von den Bauern ein und andere Steuer zu fordern. — Damit es nicht den Anſchein habe, als ob man auf das bloße Geſchrei prozediere, ſo iſt gleich ein unfehlbar Anzeichen vorhanden und das aus dieſem Fallſtrick: Entweder Gaja[1] hat ein leichtfertiges oder ein gottſeliges Leben geführt. Iſt's jenes, dann iſt's ein großes Indicium, iſt's dieſes, ſo iſt's kein geringeres; denn die Hexen wollen allezeit für die Frömmſten gehalten ſein. Dann folgt der Befehl, daß man mit der Gaja zu Loch ſolle.

Nun iſt ſtracks ein neues Indicium da und zwar wieder durch Fallſtrick: entweder die Gaja giebt irgend zu verſtehen, daß ſie ſich fürchte, oder ſie erzeigt ſich unerſchrocken. Im erſteren Fall heißt's: das Gewiſſen macht ihr bang; im andern Fall ſagen ſie: ſo thun die Hexen, der Teufel macht ſie mutig. Zu gleicher Zeit hat der Inquiſitor ſeine Jagdhunde zur Hand, oftmals gottloſe, leichtfertige, beſchreite Leute, die müſſen dann der armen Gaja ganzes Leben, Handel und Wandel durchſuchen, daß nichts anders ſein kann, als daß ſich etwas findet, was argwöhniſche Leute auf Zauberei deuten. – Bei dieſen Prozeſſen wird keinem Menſchen ein Advocatus oder einige Defenſion geſtattet, wie aufrichtig ſie auch immer ſein möchte; denn, ſagen ſie, dies ſei ein crimen exceptum, ſolch ein Laſter, das dem gerichtlichen Prozeß nicht unterworfen ſei, und wollte einer ſich als Advocatus gebrauchen laſſen oder die Herrſchaft erinnern, daß ſie vorſichtig verfahren wolle, der iſt ſchon im Verdacht des Laſters und muß ein Patron und Schutzherr der Hexen heißen. — Ehe ſie aber gefoltert wird, führet ſie der Henker auf eine Seite und beſiehet ſie aufmerkſam mit ſcharfem Blick, ob ſie ſich etwa durch zauberiſche Kunſt unempfindlich gemacht habe. Damit ja nichts verborgen bleibe, ſchneiden und ſengen ſie die Haare. Wenn nun die Gaja alſo geſenget und enthärt iſt, dann wird ſie gefoltert, daß ſie die Wahrheit ſage, d. h. ſich ſchlecht vor eine Zauberiſche bekennen ſoll. Sie mag anders ſagen, was ſie wolle, ſo iſt es nicht wahr und kann nicht wahr ſein. Man foltert ſie über erſt auf die einfachſte Manier, was du alſo verſtehen mußt: ob ſie gleich auf's ſchärfſte torquieret wird, ſo heißt man dies die einfache, im Hinblick auf die ſpätere. Bekennet nun die Gaja auf ſolche Manier, ſo geben ſie vor, ſie habe gutwillig und ohne Folter bekannt. Bekennt ſie nicht, ſo torquieret man zum zweiten, dritten und vierten Mal; denn bei dieſem Prozeſſe gilt, was nur dem Kommiſſario beliebt. Wendet nun etwa die Gaja auf der Folter vor Schmerz die Augen, ſo ſagen ſie: „Seht, ſie ſchaut nach ihrem Buhlen“; ſtarrt ſie mit den Augen, dann heißt, ſie hat ihn geſehen; wird ſie härter gefoltert und verſtellet aus Schmerz ihre Gebärden oder fällt in eine Ohnmacht: dann rufen ſie, ſie lachet und ſchläft auf der Folter, ſie hat etwas gebraucht, man muß ſie verbrennen. Begiebt ſich's, daß die eine oder die andere auf der Folter ſtirbt, dann ſagt man, der Teufel habe ihr den Hals gebrochen. — Inmittelſt ſchickt man ungeſtüme Prieſter zu der Gefangenen, welche ihr oft verdrießlicher ſein, als der Henker ſelbſt; die plagen dann die arme Perſon ſo lange, bis ſie bekennt, ſie ſei eine Hexe, rufen und ſchreien, daß, wenn ſie nicht bekenne, ſo könne ſie nicht ſelig oder der heiligen Sakramente nicht teilhaftig werden. — O du elende Gaja! Worauf haſt du gehofft? Warum haſt nicht, ſobald du das Gefängnis betreten, geſagt, du wäreſt des Laſters ſchuldig? O du thörichtes Weib? Warum willſt du ſo oft ſterben, da du anfangs mit einem Tode hätteſt bezahlen können! Folge meinem Rat und ſage ſtracks du ſeiſt eine Hexe und ſtirb; denn vergebens hoffſt du, los zu werden, ſolches läſſet der Eifer der Gerechtigkeit bei uns Deutſchen nicht zu! — So nun eine aus Qual der Folter fälſchlich über ſich bekennet, ſo gehet das Elend erſt an; denn die Gaja muß andere, ob ſie ſchon von ihnen nichts Böſes weiß, anzeigen und oftmals die, welche ihr von den Schergen in den Mund gegeben werden, oder wovon ſie wiſſen, daß ſie beſchreit ſind. Werden dann dieſe auch gefoltert, ſo müſſen ſie wieder andere angeben und die wieder andere, und iſt alſo hier kein Ende oder Aufhören. — Unterdeſſen kommt's aus, daß dieſe oder jene beſagt ſei; dann giebt's eine zweifache Fallthür zu Indicien; denn entweder fliehen dieſe oder ſie warten ab. Fliehen ſie, dann hat das böſe Gewiſſen ſie getrieben, fliehen ſie nicht, ſo hält ſie der Teufel feſt. Gehet eine zu den Inquiſitoren und fragt, dann iſt's abermal ein Indicium; denn ſie fürchtet ſich vor dem eigenen Schatten. — Aehnlich geht's dem, welcher von einem leichtfertigen Buben für einen Zauberer geſcholten wird. Verteidigt er ſich nicht, ſo iſt er ſchuldig, verteidigt er ſich, ſo kommt die Sache weiter, zuletzt vor den Richter. So kommt es, daß kein Menſch, wenn der Prozeß begonnen hat, wes Geſchlechts, Vermögens, Standes oder Würden er ſein möge, vor dem Verdacht dieſes Laſters ſicher iſt.

Es kam zu mir ein anſtändiges Weib aus einem benachbarten Dorfe, weil ſie im Verdacht ſtand, dies und jenes gethan zu haben. Sie erklärte ausdrücklich, ſie wolle nicht fliehen, ſondern zurückkehren und nur Rats erholen, da ſie fürchtete, auf der Folter trotz ihrer Unſchuld ſich ſchuldig zu bekennen. Ich ermunterte ſie, zurückzukehren, weil ich glaubte, daß ſie nach dem Geſetz nicht eingeſetzt werden dürfe, und erklärte außerdem: wer gegen ſeinen Willen lüge, begehe keine Todſünde. Nach wenigen Tagen wurde ſie eingeſetzt, gefoltert, ſie gab im Schmerze alles zu und wurde hingerichtet. Auf dem Hinrichtungswege ſagte der Inquiſitor dem begleitenden Prieſter: ſie wäre nicht verurteilt worden, wenn ſie nicht eingeſtanden hätte, daß ſie drei Meilen weit zu mir gelaufen wäre; denn das betrachtete man als das ſchwerſte Anzeichen ihrer Schuld. Solcher Art ſind die Prozeſſe.

(Friedrich von Spee, 1591—1635.)

Die Sünde Adams war die bedeutungsvollſte unter allen Sünden; denn Adam war in der Gnade Gottes und im Stande der Vollkommenheit geſchaffen und darum ſeine Strafe und ſeine Verdammnis ſo ſchwer; denn das ganze Menſchengeſchlecht wurde durch dieſe Sünde der Unſchuld und der Unſterblichkeit beraubt. Die Sünden aber der Hexen ſind ſchwerer; denn Adam that nur, was eine Sünde war nicht an ſich, ſondern nur mit Bezug auf das Verbot. Die Sünden der Maleficae aber widerſprechen nicht bloß dem Verbot, ſondern ſie ſind an ſich ſelbſt Schlechtigkeiten. Sie ſind aber zugleich größer als jede andere Sünde, den einzigen Abfall Lucifers ausgenommen. Denn nach welcher Seite man auch die Größe dieſer Sünde betrachte, ſie übertrifft alle andern in Betreff der Entartung der menſchlichen Natur, denn die Hexen verleugnen dieſelbe, nach dem innewohnenden Hang; nach der Verſtocktheit des Geiſtes und der Größe des Schadens; denn ſie haben es in der Boshaftigkeit ihres Geiſtes auf Leib und Seele, auf Menſchen und Vieh abgeſehen. Ihre Sünde iſt eine dreifache Verleugnung des Glaubens. Ihr Abfall und ihre Treuloſigkeit iſt größer als die des Julian des Abtrünnigen, größer als die Heuchelei Salomo's; denn ſie ſchließen einen Bund mit der Hölle; ihre Apoſtaſie iſt ſchlimmer als die der Magier und Aſtronomen, ſie ſind nach ihren Worten und Werken Häretiker und Abgefallene. Mit Recht verdienen ſie darum die ſchwerſten Strafen, ſchwerer als alle Laſterhaftigkeit.

Die Hexen ſind Zauberer und Dämonenbeſchwörer, weiſſagen aus flüſſigem Blei, ſind Gaukler, die allerlei Erſcheinungen herzaubern, ſie ſind Totenbeſchwörer (Nigromantes et pythonissae) wie die Frau in Endor (1. Kön. 28), die Samuels Geiſt erſcheinen ließ, alles zu gleicher Zeit. Ja die Größe des Verbrechens der Hexerei überſteigt ſogar die Sünde des Teufels. Denn der Teufel iſt einmal aus dem Stand der Gnade gefallen und niemals in dieſelbe zurückverſetzt worden; er übertrat ein natürliches Gut. Das Gut der Gnade übertrifft aber das Gut der Natur; ſo übertreffen darum auch die Sünden der Maleficae die des Teufels, weil ſie die in der Taufe empfangene Gnade verleugnen.

(Aus dem „Hexenhammer“, 1489.)

Die Hexen können unter Eheleuten Haß erregen, die Verſiechung der Milch bei den Ammen herbeiführen, eine unglückliche Niederkunft bei den Frauen, das Verwerfen beim Vieh oft in einem ganzen Stalle bewirken, Krankheiten verurſachen, Speiſe und Trank aus den entfernteſten Gegenden in kürzeſter Zeit herbeiſchaffen, Thüren öffnen, Regen, Hagel, Blitz, Stürme und Donner erregen, ebenſo Mücken, Schlangen, Fröſche, Würmer, Mäuſe und dergleichen hervorbringen und unter die Früchte ſenden. Auch können ſie mit Hilfe des Teufels Steine werfen, heimlich in verſchloſſene Gemächer eindringen, den Körper von einem Ort zum andern bringen. Deßwegen ſei es durchaus nicht wider die Vernunft (absurde), daß die Unholde körperlich zu den teufliſchen Zuſammenkünften fliegen und in Wirklichkeit ihnen anwohnen.

(Aus „Practica nova rerum criminalium“ — Neue Behandlung von Verbrechen — von Benedikt Carpzow, 1595—1666).

(Vergl. „Religion und Hexenprozeß“ von Georg Längin; Leipzig 1888.)

---

[1] Erfundener Name der Angeklagten.

Rede für uneingeſchränkte Religionsfreiheit, gehalten von Herrn Rabaut de Saint-Etienne am 22. Auguſt 1789 in der franzöſiſchen Nationalverſammlung. — „Da die Verſammlung entſchieden hat, daß der Satz desjenigen Mitgliedes, welches ſeine Meinung vor mir ſagte, unterſucht werden ſoll, ſo iſt es mir erlaubt, ihn zu widerlegen und die gefährlichen Grundſätze, worauf er baute, an's Licht zu ziehen.

Er hatte die Güte zu bekennen, daß man freilich kein Recht habe, in die geheimen Gedanken der Menſchen einzudringen; aber damit hat er wahrlich weder eine ſehr merkwürdige, noch eine tiefſinnige Wahrheit geſagt. Denn nie iſt es ja wohl in irgend eines Tyrannen Sinn gekommen, in das Geheimnis der Gedanken eingehen zu wollen; und ſelbſt der armſeligſte Sklave behauptet ohne allen Zweifel eine Freiheit, die mein Vorgänger freien Menſchen verwilligen zu wollen die Güte hat.

Er fügte hinzu: die Bekanntmachung der Gedanken könne ſehr gefährliche Folgen haben; über dieſe müſſe daher notwendig gewacht werden, und das Geſetz müſſe zu verhindern ſuchen, daß man ſeine Gedanken gar zu frei äußere; denn dadurch wären eben die neuen Religionen entſtanden. Es fehlte hier weiter nichts, als daß man nun auch auf der Stelle ein Gericht ernannte, welches die Aufſicht darüber führen ſollte.

Nun behaupte aber ich von meiner Seite, daß jenes Gutachten, ſo ausgedrückt, ungemein geſchickt ſein würde, uns wieder dem Despotismus der Inquiſition zu unterwerfen; wofern nicht ſchon die Stimme des Publikums, an welches der Gutachtende appelliert hat, die ſeinige laut verworfen hätte.

Das iſt gerade die Sprache, welche die Unduldſamen von jeher geführt haben; die Inquiſition ſelbſt war auf keine andere Maximen gegründet. Auch ſie ſagte in ihrer ſüßlichen und gemäßigten Sprache immer, daß man die Gedanken freilich nicht antaſten dürfe; daß in Anſehung der Meinungen jedermann frei ſei, wofern er ſie nur nicht äußern wollte; daß aber die Aeußerung derſelben die öffentliche Ordnung ſtören könnte, und daß daher das Geſetz gar ſorgfältig darüber wachen müßte. Durch ſolche Grundſätze brachten die Unduldſamen es dahin, daß man ihnen jenes Aufſeheramt übertrug, welches die Denkkraft ſo viele Jahrhunderte hindurch unterjocht und gefeſſelt hat.

Wäre dieſe Maxime immer giltig geweſen, ſo gäbe es keine Chriſten, meine Herren. Es gäbe kein Chriſtentum, wenn die Heiden, denen dieſe Grundſätze nicht unbekannt waren, ihnen immer treu geblieben wären; wenn ſie über die Bekanntmachung neuer Meinungen ſorgfältig genug gewacht und immer fortgefahren hätten zu behaupten, daß die öffentliche Ordnung darunter litte.

Die Ehre, die ich mit Ihnen, meine Herren, teile, ein Stellvertreter der Nation und ein Mitglied dieſer ehrwürdigen Verſammlung zu ſein, giebt mir das Recht, auch meine Meinung über die Frage zu ſagen, die Sie jetzt beſchäftigt.

Ich begehre es nicht zu leugnen, daß ich bei der Sache, die ich verteidige, ſelbſt intereſſiert bin. Dies könnte meiner Verteidigung ein ungünſtiges Vorurteil zuziehen; aber die Schutzrede eines Mannes, der für ſeine Rechte ſtreitet, ſollte doch, meine ich, deswegen, weil es ſeine eigenen Rechte ſind, niemandem verdächtig ſcheinen. Wenn der unglückliche Sklave vom Jura-Gebirge vor dieſer ehrwürdigen Verſammlung erſchiene, ſo würde er Ihnen, meine Herren, die größte Teilnehmung, aber keineswegs ein ungünſtiges Vorurteil einflößen. Hierzu kommt, daß ich mich eines heiligen Auftrages entledige, daß ich meiner Vorſchrift nachkomme, daß ich den Willen meiner Abſender erfülle. Es iſt eine Landvogtei von 360.000 Einwohnern, worunter über 120.000 Proteſtanten ſind, die ihren Stellvertretern aufgetragen hat, ſich bei ihnen um die Ergänzung des Edikts vom November 1787 zu bewerben. Eine zweite Landvogtei in Languedoc und verſchiedene Amtmannsſchaften des Königsreichs haben den nämlichen Wunſch dargelegt, und erſuchen Sie für die Nichtkatholiken um Freiheit der öffentlichen Uebungen ihrer Religion.

Ich gründe mich, meine Herren, auf Ihre eigenen Grundſätze, indem ich Sie bitte, in einem beſonderen Artikel zu erklären, daß jeder Bürger in Anſehung ſeiner Meinungen frei ſei, daß er das Recht habe, ſeinen Glauben durch öffentliche Gottesverehrungen an den Tag zu legen, und daß er ſeiner Religion wegen von niemandem beunruhigt werden müſſe.

Ihre Grundſätze nämlich ſind, daß die Freiheit ein gemeinſchaftliches Gut ſei, und daß alle Bürger ein gleiches Recht daran haben. Dem zufolge muß die Freiheit allen Franzoſen ohne Ausnahme und auf einerlei Weiſe angehören. Alle haben ein Recht daran; oder dieſes Recht hat keiner. Wer ſie auf eine ungleiche Weiſe austeilen will, der kennt ſie nicht. Wer, es ſei in welcher Sache es wolle, die Freiheit anderer angreift, der greift ſeine eigene an, der verdient die ſeinige zu verlieren, unwert eines Geſchenks, deſſen ganzen Wert er nicht zu würdigen verſteht.

Ihre Grundſätze ſind, daß die Freiheit der Gedanken und Meinungen ein unveräußerliches und unverjährbares Menſchenrecht ſei. Dieſe Freiheit, meine Herren, iſt unter allen die heiligſte; ſie liegt außerhalb der Grenzen menſchlicher Herrſchaft; ſie wohnt, wie in einem unverletzlichen Heiligtum, in der Tiefe unſeres Gewiſſens, wohin kein Sterblicher zu dringen das Recht hat; ſie iſt die einzige, welche die Menſchen den Geſetzen der gemeinſchaftlichen Verbindung nicht unterworfen haben. Sie zu beſchränken, iſt eine Ungerechtigkeit; ſie anzutaſten ein Tempelraub.

Ich behalte mir vor, in der Folge darauf zu antworten, wenn man mir etwas einwerfen wollte, daß man dem Gewiſſen der Diſſidenten keine Gewalt anthue, indem man ihnen den öffentlichen Gottesdienſt unterſage. Ich hoffe beweiſen zu können, daß das allerdings eine Ungerechtigkeit erſter Art ſei; daß das allerdings das Gewiſſen ſelbſt antaſten und ihm Gewalt anthun heiße; daß es unduldſam, verfolgungsſüchtig, ungerecht, mit einem Worte, ſo an andern handeln heiße, wie wir nicht wünſchen, daß man an uns handeln möge.

Aber da ich die Ehre habe, zu Ihnen, meine Herren, zu reden, um Sie zu erſuchen, in die Erklärung der Rechte des Menſchen einen feſten und beſtimmt ausgedrückten Grundſatz aufzunehmen, auf den Sie einſt gerechte Geſetze, die Nicht-Katholiken betreffend, bauen können; ſo muß ich erſt ein Wort über die Lage derſelben in Frankreich reden.

Die Nicht-Katholiken — vielleicht giebt es einige unter Ihnen, meine Herren, welche dies noch nicht wiſſen — haben durch das Edikt vom November 1787 weiter nichts erhalten, als was man ihnen nicht verweigern konnte. Ja, weiter nichts, als man ihnen nicht verweigern konnte — ich wiederhole es, nicht ohne ein wenig ſchamrot dabei zu werden. Es iſt dies keine Beſchuldigung ohne Grund; es iſt der eigene Ausdruck des Edikts ſelbſt. Dieſes mehr berühmte als gerechte Geſetz ſetzt die Form feſt, unter welcher die Geborenen, die Verehelichten und die Geſtorbenen unter ihnen einregiſtriert werden werden ſollen; es erlaubt ihnen alſo einiger bürgerlichen Rechte zu genießen und ihr Gewerbe zu treiben — das iſt alles!

So, meine Herren, hat man in Frankreich noch im achtzehnten Jahrhundert die Maxime barbariſcher Zeiten befolgt, die Nation in eine begünſtigte und unbegünſtigte Kaſte zu teilen; ſo hat man es ſogar für einen Fortſchritt in der Geſetzgebung gehalten, daß Franzoſen, die ſeit hundert Jahren verbannt waren, wieder erlaubt worden iſt, ihr Gewerbe zu treiben, d. i. zu leben, und daß man ihre Kinder von der Schmach der unehelichen Geburt befreit hat! Noch ſind die Formalitäten, denen das Geſetz ſie unterworfen hat, mit Zwang und Feſſeln verbunden; und die Vollziehung dieſes Gnadengeſetzes hat in diejenigen Provinzen, worin Proteſtanten leben, nichts als Betrübnis und Unordnung gebracht. Doch dies iſt ein Gegenſtand, gegen welchen ich meine Stimme erſt dann erheben werde, wann Sie zur Entwerfung der Geſetze werden gekommen ſein. Unterdes, meine Herren — ſo groß iſt der Unterſchied, den man zwiſchen Franzoſen und Franzoſen gemacht hat! — ſind die Proteſtanten vieler Vorteile der Geſellſchaft beraubt. Jener Ehrenlohn des Muts und der dem Vaterlande geleiſteten Dienſte, das Ordenskreuz, iſt ihnen verſagt; denn verſagt nenne ich für Männer von Ehre, für Franzoſen, einen Ehrenlohn, der nur durch Heuchelei erworben werden kann. Endlich, meine Herren, um das Maß der Demütigung und der Schmach voll zu machen, hat man ſie als Strafbare, als Geächtete ihrer Gedanken und Meinungen wegen der Freiheit des öffentlichen Gottesdienſtes beraubt. Die Strafgeſetze (und welche Geſetze, die auf dem Grundſatze beruhen, daß der Irrtum ein Verbrechen ſei!) die Strafgeſetze gegen ihren Gottesdienſt ſage ich, ſind nicht aufgehoben worden; in verſchiedenen Provinzen ſehen ſie ſich gezwungen, ihn bei jeder Witterung in der Wildnis zu halten; ſich wie Verbrecher der Tyrannei des Geſetzes zu entziehn, oder vielmehr dies Geſetz, ſeiner Ungerechtigkeit wegen lächerlich zu machen, indem ſie ſich nicht daran kehren, es vielmehr täglich übertreten.

So, meine Herren, geſchieht es, daß die Proteſtanten für's Vaterland alles thun, und daß das Vaterland ſie mit Undankbarkeit behandelt; daß ſie ihm als Bürger dienen, und daß es mit ihnen, als mit Geächteten verfährt; daß ſie ihm als Menſchen dienen, die von Ihnen frei gemacht wurden, und daß es ſie nichts deſto weniger als Sklaven behandelt. Aber es gibt jetzt endlich einmal eine franzöſiſche Nation, und an dieſe appelliere ich im Namen zweier Millionen nützlicher Bürger, welche das ihnen, als Franzoſen, zuſtehende Recht zurückfordern. Ich denke nicht ſo ungerecht von ihr, um es für möglich zu halten, daß ſie das Wort Intoleranz über uns ausſprechen könne; dies Wort iſt aus unſerer Sprache verbannt, wird wenigſtens nur als eins von jenen barbariſchen und veralteten Wörtern aufbewahrt werden, deren man ſich nicht mehr bedient, weil die ihnen entſprechende Idee vernichtet worden iſt. Aber auch nicht die Toleranz, meine Herren, nein, die Freiheit iſt es, die ich zurückfordere. Toleranz — Nachſicht — Verzeihung — Gnade — welche höchſt ungerechte Ideen, in Beziehung auf Diſſidenten gedacht, ſo lange es wahr iſt, daß eine Abweichung in Meinungen und religiöſen Begriffen kein Verbrechen ſein kann! Toleranz! Ich verlange, daß dies Wort nunmehr ſelbſt geächtet werde; und das wird es, dieſes ungerechte Wort, welches uns unter einem Geſichtspunkte zeigt, wo wir nur als mitleidswürdige

Bürger und als Verbrecher erſcheinen, denen verziehen wird, von ſolchen verziehen wird, die oft ein bloßes Ungefähr und die Erziehung zu einer Art zu denken gebracht haben, worin ſie von der unſrigen abgehn. Der Irrtum, meine Herren, iſt kein Verbrechen; wer ihn annimmt, nimmt ihn für Wahrheit an; ihm iſt er Wahrheit; er fühlt ſich gedrungen, ſich dazu zu bekennen, und kein einzelner Menſch, keine menſchliche Geſellſchaft hat das Recht, es ihm zu verbieten.

O meine Herren! Wo iſt bei der allgemeinen Verteilung der Irrtümer und Wahrheiten, welche die Menſchen einander zuſchreiben, einander übertragen oder einander ſtreitig machen, wo iſt der Mann, der zu behaupten wagt, daß er ſich nie geirrt habe, daß die Wahrheit immer auf ſeiner Seite, daß der Irrtum immer auf der Seite anderer geweſen ſei?

Ich begehre alſo, meine Herren, für die franzöſiſchen Proteſtanten, für alle Nicht-Katholiken des Königreichs das, was jeder von Ihnen für ſich begehrt: Freiheit und gleiche Rechte. Ich begehre ſie auch für jenes aus Aſien vertriebene, faſt ſeit achtzehn Jahrhunderten immer herumirrende, immer verbannte, immer verfolgte Volk, das unſere Sitten und Gebräuche annehmen würde, wenn unſere Geſetze es unſerem Staate einkörpern wollten, und dem wir aus dem niedrigen Grade ſeiner Sittlichkeit keinen Vorwurf machen müſſen, weil dieſer die Frucht unſerer Barbarei, die Folge der Erniedrigung iſt, wozu wir ungerechter Weiſe es verdammt haben.

Ich begehre, meine Herren, alles, was Sie für ſich begehren: daß alle franzöſiſchen Nicht-Katholiken allen andern Bürgern in allem, und zwar ohne irgend eine Ausnahme, gleich gemacht werden, weil auch ſie Bürger ſind, und weil das Geſetz, und weil die Freiheit, die immer unparteiiſch ſein müſſen, bei der ſtrengen Ausübung ihrer Gerechtigkeit nicht ungleich verfahren können.

Und wer von Ihnen, meine Herren, — verzeihen Sie mir die Frage, hätte das Herz, wer von Ihnen wünſchte, wer von Ihnen verdiente, der Freiheit zu genießen, wenn er zwei Millionen ſeiner Mitbürger durch ihre Knechtſchaft mit dem falſchen Prunk einer Freiheit im Abſtich ſähe, die, weil ſie ungleich verteilt wäre, aufhörte Freiheit zu ſein? Was könnten Sie ihnen antworten, wenn Sie Ihnen vorwürfen, daß Sie ihre Seelen in Feſſeln hielten, indeſſen Sie die Freiheit ſich nur allein zueigneten? Und wozu, ich bitte Sie, dieſe Ariſtokratie der Meinungen, wozu dieſes Lehnſyſtem der Gedanken, welches zwei Millionen Bürger zu einer ſchimpflichen Knechtſchaft herabwürdigte, weil ſie — Ihren Gott auf eine andere Weiſe, als Sie, anbeten?

Ich begehre für alle Nicht-Katholiken, was Sie für ſich begehren: gleiche Rechte und Freiheit; die Freiheit ihrer Religion, die Freiheit ihres Gottesdienſtes, die Freiheit ihn in ihren Häuſern zu halten, welche zu dieſem Zwecke geheiligt ſind, die Gewißheit, bei dieſer ihrer Religion künftig eben ſo wenig, als Sie bei der Ihrigen beunruhigt zu werden; die völlige Gewißheit, von dem gemeinſchaftlichen Geſetze, im gleichen Grade mit Ihnen und auf gleiche Weiſe mit Ihnen geſchützt zu ſein.

Leiden Sie nicht, meine Herren — edelmütige und freie Nation, leide es nicht, daß man dir das Beiſpiel der noch unduldſamen Völker vorhalte, welche deine Religion bei ſich verbannen. Du biſt nicht dazu gemacht, Beiſpiele anzunehmen, ſondern ſie zu geben; und es iſt ein falſcher Schluß, daß, weil es noch ungerechte Völker gibt, du gleichfalls ungerecht ſein müſſeſt. Europa, welches nach Freiheit ſtrebt, erwartet große Lehren von dir; und du biſt es wert, ſie ihm zu geben. Das Geſetzbuch, welches du machen wirſt, müſſe allen andern zum Muſter dienen können und ohne Makel ſein. Sollen aber Beiſpiele dennoch angeführt werden, ſo ahmen Sie, meine Herren, das jener edelmütigen Amerikaner nach, welche an die Spitze ihres bürgerlichen Geſetzbuches den heiligen Grundſatz einer allgemeinen Religionsfreiheit geſtellt haben; jene Pennſilvanier, ſage ich, die da erklärt haben, daß alle und jede, die einen Gott anbeten, nach was für einer Weiſe ſie ihn auch immer anbeten mögen, ſich aller Rechte eines Bürgers zu erfreuen haben ſollen; jener ſanften und weiſen Bewohner von Philadelphia, die alle Arten von Gottesdienſt bei ſich aufgenommen haben, die zwanzig verſchiedene Tempel verſchiedener Religionsverwandten in ihren Mauern ſehen, und die vielleicht eben dieſer tiefen Kenntnis des Weſens der Freiheit diejenige Freiheit verdanken, die ſie ſich erworben haben.

Endlich, meine Herren, komme ich noch einmal auf meine Grundſätze zurück; denn es ſind ja die Ihrigen, Sie haben ſich ja das Eigentum derſelben durch Ihren Mut erworben, und Sie haben ſie im Angeſicht der Welt geheiliget, als Sie erklärten: daß alle Menſchen frei und einander gleich geboren werden und ſo auch bleiben.

Die Rechte aller Franzoſen ſind die nämlichen; alle Franzoſen ſind ſich gleich am Recht.

Ich ſehe daher ſchlechterdings keinen Grund, warum ein Teil der Franzoſen dem andern ſagen dürfte: eure Rechte und die unſrigen ſind ungleich; wir ſind in unſerm Gewiſſen frei, ihr hingegen könnt in dem eurigen es nicht ſein, weil wir das nicht haben wollen.

Ich ſehe ſchlechterdings keinen Grund, warum der unterdrückte Teil ihm nicht ſollte antworten können: vermutlich würdet ihr anders reden, wenn ihr die kleinſte Zahl ausmachtet; euer ausſchließender Wille iſt weiter nichts, als das Geſetz des Stärkeren, und dieſem bin ich nicht verbunden zu gehorchen. Dieſes Geſetz des Stärkeren konnte unter dem despotiſchen Regiment eines einzigen gelten, deſſen Wille allein Geſetze gab; allein bei einem freien Volke, bei einem Volke, dem die Rechte eines jeden heilig ſind, kann es mit nichten gelten.

So wenig, wie Sie, meine Herren, weiß ich, was ein ausſchließendes Recht ſei; ich kann kein ausſchließendes Vorrecht, es ſei, worin es wolle, anerkennen; aber ein ausſchließendes Vorrecht in Meinungen, im Gottesdienſt, ſcheint mir vollends der Ungerechtigkeiten höchſte zu ſein. Sie können nicht ein einziges Recht haben, welches ich nicht auch hätte; üben Sie eins aus, ſo muß ich es auch ausüben dürfen; ſind Sie frei, ſo muß ich auch frei ſein; wenn Sie Ihren Glauben öffentlich bekennen können, ſo muß ich den meinigen gleichfalls öffentlich bekennen können; dürfen Sie nicht beunruhigt werden, ſo darf man mich auch nicht beunruhigen; und wenn Sie nun, trotz der Augenſcheinlichkeit dieſer Grundſätze, uns demungeachtet unſern öffentlichen gemeinſchaftlichen Gottesdienſt unter dem Vorwande unterſagen wollten, daß Ihrer viele, unſerer aber nur wenige ſind: ſo wäre das weiter nichts, als das Geſetz des Stärkern; es wäre die höchſte Ungerechtigkeit, und Sie ſündigten gegen Ihre eigenen Grundſätze.

Sie werden ſich alſo, meine Herren, dem Vorwurfe nicht ausſetzen wollen, daß man von Ihnen ſagen könne: Sie hätten ſich gleich beim Anfange Ihrer heiligen Geſetzgebung ſelbſt widerſprochen; erſt hätten Sie vor einigen Tagen erklärt, daß alle Menſchen an Rechten einander gleich wären, und nun erklärten Sie heute, daß die Menſchen an Rechten ungleich wären; erſt hätten Sie feſtgeſetzt, daß dem Menſchen die Freiheit zukomme, alles zu thun, was niemanden ſchaden könne, und nun ſetzten Sie heute feſt, daß zwei Millionen Ihrer Mitbürger nicht die Freiheit hätten, einen öffentlichen Gottesdienſt zu halten, der doch auf der Welt niemanden ſchaden kann.

Sie ſind zu weiſe, meine Herren, um aus der Religion einen Gegenſtand des Eigendünkels zu machen, und der Unduldſamkeit des Hochmuts und der Herrſchſucht, die faſt fünfzehn Jahrhunderte hindurch Ströme von Menſchenblut hat fließen laſſen, eine Unduldſamkeit der Eitelkeit unterzuſchieben. Sie werden es ſich nicht befremden laſſen, daß es Menſchen gibt, die anders denken als Sie, welche Gott auf eine andere Weiſe verehren als Sie; und Sie werden die Verſchiedenheit der Vorſtellungsarten nicht für ein Unrecht halten, welches man Ihnen thut. Belehrt durch eine lange und blutige Erfahrung ganzer Jahrhunderte, belehrt durch die Fehler Ihrer Väter und durch das dadurch verdiente Mißgeſchick derſelben, werden Sie zuverläſſig ſagen: Es iſt Zeit, das unmenſchliche Schwert, das noch von dem Blute unſerer Mitbürger trieft, in die Scheide zu ſtecken; es iſt Zeit, dieſen unſern Mitbürgern ihre ſo lange verkannten Rechte wieder zu geben; es iſt Zeit, die ungerechten Scheidewände, die ſie von uns abſonderten, einzureißen, und ſie ein Vaterland lieben zu lehren, welches ſie ehemals verbannte, ſie aus ſeinem Schoße ſtieß.

Sie ſind zu weiſe, meine Herren, um ſich den Gedanken zu erlauben, daß es Ihnen vorenthalten ſei, zu bewerkſtelligen, was alle Menſchen, die ſeit ſechstauſend Jahren lebten, zuſammen genommen, nicht haben bewerkſtelligen können — die Menſchen alle zu einer einzigen Art von Gottesverehrung zu vereinigen. Sie werden nie glauben, daß es der Nationalverſammlung vorbehalten ſei, eine Verſchiedenheit aufzuheben, welche immer da war, und daß Ihnen ein Recht zuſtehe, wovon Ihr Gott ſelbſt keinen Gebrauch machen wollte.

Ich unterdrücke, meine Herren, eine Menge von Bewegungsgründen, welche zwei Millionen unglücklicher Mitbürger Ihnen intereſſant und wert machen könnten. Ich könnte ſie Ihnen vorführen, beſpritzt mit dem Blute ihrer Väter und bezeichnet mit Schwielen, die von ihren eigenen Feſſeln herrühren. Aber mein Vaterland iſt jetzt frei, und gleich ihm will ich vergeſſen der Uebel, die wir mit ihm gemeinſchaftlich erduldeten, ſamt den größern Leiden, unter denen wir allein erlagen. Ich begehre nur, daß es ſich jetzt ſeiner Freiheit würdig zeige, indem es alle ſeine Bürger ohne Unterſchied des Standes, der Geburt und der Religion einen gleichen Anteil daran nehmen läßt, und daß Sie den Diſſidenten eben das verwilligen mögen, was Sie ſich ſelbſt zueignen.

Ich ſchließe daher, meine Herren, in Erwartung der Zeit, da Sie alle, die Nicht-Katholiken betreffenden Geſetze abſchaffen und ſie den übrigen Franzoſen völlig gleich machen werden, mit der Bitte, daß Sie vorläufig folgenden Artikel in die Erklärung der Rechte des Menſchen aufnehmen mögen:

„Jeder Menſch iſt frei in Anſehung ſeiner Meinungen; jeder Bürger hat das Recht, ſeinen öffentlichen Gottesdienſt frei zu halten, und niemand darf ſeiner Religion wegen beunruhigt werden."

Noch fügte der Verfaſſer, nachdem er ſchon geendigt hatte, folgende Worte hinzu:

„Meine Herren! Ich beſorge nicht, mir Ihr Mißfallen zugezogen zu haben, indem ich, meiner Vorſchrift gemäß, Ihnen den

Wunſch meiner Abſender vorgetragen und Sie um einen freien öffentlichen Gottesdienſt für eine zahlreiche Menge Ihrer Mitbürger gebeten habe, die durch Ihre Grundſätze eingeladen werden, an Ihren Rechten teil zu nehmen. Ich glaubte ſogar, der rührenden Würde Ihrer Sache ſchuldig zu ſein, den ehrwürdigen Charakter eines Stellvertreters der Nation auf einen Augenblick abzulegen, um gewiſſermaßen den eines Flehenden anzunehmen. Es ſchien mir, daß die Maximen, die wir in dieſer Sitzung noch einmal hatten anregen hören, dieſe Sprache nötig machten, und daß ich Ihre Menſchlichkeit auch durch's Gefühl intereſſieren müßte, nachdem ich verſucht hatte, ſie durch Vernunftgründe zu überzeugen.

Ich habe aber noch eine wichtige Anmerkung hinzuzufügen; dieſe nämlich: daß der freie Gottesdienſt, um den ich Sie bitte, ein gemeinſchaftlicher Gottesdienſt iſt. Jeder Gottesdienſt iſt notwendig eine gemeinſchaftliche Verehrung, die von mehreren zugleich angeſtellt wird. Die Gottesverehrung eines Einzigen heißt Anbetung, heißt Gebet. Sie wiſſen aber alle, daß es nie eine Religion ohne öffentlichen Gottesdienſt gab, und daß dieſer immer in einer Vereinigung mehrerer beſtand. Chriſten können einen ſolchen Gottesdienſt ihren Mitchriſten nicht verſagen, ohne ihren eigenen Grundſätzen entgegen zu handeln; denn alle glauben, daß ein gemeinſchaftlicher Gottesdienſt notwendig ſei.

Ich habe noch eine zweite Anmerkung zu machen, die nicht minder wichtig iſt; dieſe nämlich: daß der Begriff von einem gemeinſchaftlichen Gottesdienſt ein Lehrſatz, ein Glaubensartikel iſt. Es iſt alſo auch eine religiöſe Meinung im ſtrengſten Sinne des Worts. Es iſt Ihnen alſo unmöglich, die Nicht-Katholiken ihres Gottesdienſtes zu berauben; denn es iſt Ihnen unmöglich, die Freiheit ihrer Meinungen einzuſchränken. (Joach. Heinrich Campe, „Briefe aus Paris".)

Ueber Toleranz. O ſorgen Sie nicht, liebſter Freund, die Religion wird immer oben bleiben, wenn ſie auch noch ſo ſehr gedrückt wird. Der Menſch bedarf ihrer zu ſehr, um ſie gänzlich zu entbehren; er wird ſie immer unter den Ruinen wieder hervorſuchen, wenn es jemals einem Heroſtratus gelingen ſollte, ihren Tempel zu verbrennen. Daß viele der ſcharfſinnigſten Männer ſich gegen ſie verbunden haben, irrt mich nicht. Zu ſcharfe Sinne geben unrichtige Empfindungen, und zu ſcharfes Nachdenken macht ſchwindeln. Die Religion iſt für Menſchen von geſundem Verſtande, und ihr weiſer Urheber hat wohl dafür geſorgt, daß wir ihn aus ſeinen Werken anſchauend erkennen, lieben und verehren können. Wie viele Millionen Menſchen würden nichts von ihm wiſſen und folglich ohne Troſt, ohne Hoffnung und ohne Furcht dahinleben, wenn ſie ſich an dem Faden der Metaphyſik zu ihm hinaufſpinnen müßten.

Jedoch, Sie wollten eigentlich nur wiſſen, ob eine unbeſchränkte Duldung aller Meinungen nicht zuletzt eine gänzliche Gleichgiltigkeit gegen alle Religion hervorbringen werde. Auch dieſes, liebſter Freund, beſorge ich nicht. Denn eine ſolche unbeſchränkte Duldung, welche Atheiſten, Deiſten und Chriſten zu einem Zweck oder zu einem Staat verbinden ſoll, wird ſich nirgends einführen laſſen. Der Atheismus iſoliert ſeiner Natur nach und kann niemals ein Band der Menſchen abgeben. Der Deismus, ſolange er ganz rein bleibt und nicht exoteriſch verſinnlicht, iſt nur für ewige Eklektiker. Die chriſtliche Religion hingegen bindet die größte Geſellſchaft, wenn ſie auch noch ſo ſehr gemiſcht iſt, und kommt überall den Bedürfniſſen der Menſchen in Glück und Unglück beſtens zu ſtatten. Eine allgemeine Duldung wird ſich alſo nur auf Chriſten erſtrecken, und hiervon hat man um ſo viel weniger eine Gleichgültigkeit gegen alle Religion zu befürchten, je gewiſſer uns eine lange Erfahrung von dem Gegenteil überzeugt hat; denn ihre verſchiedenen Sekten lehren nichts, was das allgemeine Band der bürgerlichen Geſellſchaft ſchwächen kann, oder wo ſie es thun, werden ſie ſolches mit der Zeit gewiß ablegen, wenn der Duldungsgeiſt ſich erſt völlig ausgebreitet hat.

Ueber die allgemeine Toleranz. Sie wollen wiſſen, liebſter Freund, wie wir bei der hier eingeführten allgemeinen Duldung gefahren ſind. Gut, das will ich Ihnen erzählen, wie ich es ſelbſt mit erlebt und erfahren habe.

Anfangs, wie einer mit dem andern nicht viel zu teilen hatte, ging alles gut. Chriſt und Unchriſt gingen ganz friedfertig mit einander um. Man richtete einen jeden nach ſeinen Handlungen; und keiner fragte den andern: was glaubſt du?

Allein dieſe ruhige Verträglichkeit währte nicht lange. Ein ſchlechter Menſch hatte von einem Kaufmann, der ſich einmal in Geſellſchaft hatte verlauten laſſen, daß er an keinen Gott glaube, für mehr als 500 Dollars Waren auf Borg erhalten und leugnete jetzt die Schuld. Der Kaufmann klagte, und der Richter erkannte, daß ihn, wenn er ſein Buch beſchworen haben würde, der andere bezahlen ſollte. „Das geht nicht, Herr Richter," verſetzte der Beklagte, „oder der Mann muß erſt bekennen, daß er an einen Gott glaubt, der die Meineidigen beſtraft." „So recht!" urteilte der Richter und wollte eben den Kläger, der ſich hierzu nicht verſtehen wollte, abweiſen, als ein Quäker auftrat und behauptete, man müſſe einem ehrlichen Manne auf ſeine Verſicherung glauben. Nun galt aber das Nein des Beklagten ſo viel als das Ja des Klägers; und der Richter ſah ſich genötigt, die ganze Kolonie zuſammenzurufen, um von der geſetzgebenden Macht zu vernehmen, wie er ſich dabei zu verhalten habe.

Der Sprecher fing damit an, daß auch die Götter den Eid nicht entbehren könnten. Allein um die vielen Quäker nicht vor den Kopf zu ſtoßen, faßte man endlich das Geſetz dahin: „Daß jeder Koloniſt ſein Glaubensbekenntniß zu Protokoll geben ſollte; danach wollte man urteilen, wie er ſein Wort bekräftigen ſolle. So habe man es in Europa mit dem Judeneide und der Quäkerverſicherung gemacht. Wer aber gar keinen Gott glaube, ſolle nur gegen ſeinesgleichen zeugen können."

„Auf dieſe Weiſe," ſagten die Atheiſten, deren jedoch nur wenige waren, „ſind wir übel daran. Die gemeinen Leute hier, denen wir wegen des großen Geldmangels borgen müſſen, ſind alle Chriſten und werden ſich vielleicht ein Verdienſt daraus machen, einen Atheiſten zu betrügen."

„Nicht allein das," rief einer aus dem Volke, „ſondern ihr Atheiſten ſeid auch unfähig, ein obrigkeitliches Amt zu verwalten oder Vertreter des Volkes zu werden; ihr könnt auch von andern Religionsverwandten kein Zeugnis verlangen, weil ihr ihnen keins wiedergeben könnt. Und wenn einmal das Unglück ſein ſollte, daß wir gegen die Wilden ziehen müßten, ſo fechten wir nicht mit euch, weil ihr mit uns nicht gleichen Mut haben könnt, indem ihr mit dem Leben alles verliert, wir aber nur aus einem Leben ins andere übergehen. Ihr ſeid alſo nicht beſſer als Sklaven, die ſich den Geſetzen und Steuern, die wir ihnen ohne ihre Zuſtimmung auflegen, unterwerfen müſſen."

Nun ging es ans Protokollieren, da ein jeder ſein Glaubensbekenntnis ablegen mußte. Der eine glaubte dies, der andere das; und was das Schlimmſte dabei war, ſo hatte faſt ein jeder alle acht Tage ſeiner Meinung etwas ab- oder zuzuſetzen, wie dieſes faſt immer der Fall iſt, wenn man erſt anfängt, einer Sache recht nachzudenken.

Endlich erforderte es doch die Notwendigkeit, weil eine bevorſtehende Magiſtratswahl nicht länger verſchoben werden konnte, die ſämmtlichen bis dahin eingebrachten Glaubensbekenntniſſe vorläufig, jedoch mit Vorbehalt des Rechts eines jeden wegen des Ab- und Zuſetzens, in einen Auszug zu bringen und feſtzuſetzen, welchem ein Koloniſt beipflichten ſollte, um in vorkommenden Fällen zum Eide, zum Zeugniſſe, zur Repräſentation, zur Magiſtratur und zur Landesverteidigung zugelaſſen zu werden.

Die Atheiſten wurden ſogleich aus der Zahl der ehrenfähigen Männer ausgeſtrichen. Man erklärte ihnen jedoch dabei, daß ſie bleiben, handeln, bauen und leben könnten wie andere Koloniſten, und daß auch ihre Kinder ehrenfähig werden ſollten, wenn ſie die feſtzuſetzenden Artikel künftig mit annehmen würden, wogegen ſie ſich aber gefallen laſſen müßten, wenn es zum Kriege mit den Wilden ginge, als Trainknechte zu dienen, da ſie nicht in Reihe und Glied ſtehen könnten.

Vergeblich beriefen ſie ſich dagegen auf die bekanntgemachte allgemeine Duldung, auf die Freiheit des Glaubens und die Unſchuld des Irrtums, auf ihre guten moraliſchen, phyſiſchen und politiſchen Eigenſchaften. Die Antwort war immer: das Vertrauen laſſe ſich ſo wenig wie der Glauben erzwingen. Beide Teile folgten mit gleichem Rechte ihrer Freiheit zu denken, die Atheiſten, indem ſie keinen Gott glaubten, und die andern, indem ſie einem Atheiſten in keinem Stücke trauten. Und damit blieb der Stärkere oben, von Rechts wegen.

In den Glaubensbekenntniſſen von Gott fand ſich jedoch eine ſolche Verſchiedenheit, daß es eine lange Zeit unmöglich ſchien, alle zu vereinigen. Einige hielten es für höchſt verwegen und für unmöglich, daß ein endliches Weſen ſich einen Begriff vom Unendlichen machen wollte; andere glaubten, man brauche davon nicht mehr zu wiſſen, als man mit ſeinen fünf Sinnen und mit dem von Gott erhaltenen Verſtande begreifen könnte; und noch andere hatten beſondere Offenbarungen angenommen, woraus ſie das unendliche Weſen erkennen wollten. Endlich kam man doch darin überein: „daß ein jeder, der in dieſer Kolonie ehrenfähig ſein wollte, ein allweiſes, allmächtiges und allgütiges Weſen, welches dieſe Welt erſchaffen habe und regiere, bekennen, jedoch dabei die Freiheit haben ſollte, von dieſen drei großen Eigenſchaften des allerhöchſten oder allererſten Weſens ſo viel zu hoffen und zu fürchten, als er könnte und brauchte."

Jede Partei mußte endlich ihr Glaubensbekenntnis der Obrigkeit vorlegen und, wenn dieſe es gebilligt hatte, ſolches in ihren Schulen und Tempeln getreulich ohne allen weitern Zuſatz lehren, ſodann ihre Jugend ſich dazu auf eine feierliche Art bekennen laſſen, um ſolchergeſtalt ſicher zu ſein, daß keine der Kolonie ſchädliche Meinungen verbreitet würden. Wer dieſes nicht thun wollte, konnte es bleiben laſſen, aber ſein Handelsbuch hatte keinen geſetzmäßigen Glauben, ſein Zeugnis ward nicht angenommen, er konnte zu keinem obrigkeitlichen Amte gelangen, und wenn es zum Kriege ging, mußte er ſeinen Mann bezahlen. Dabei aber ward er, wenn er nach den von der Mehrheit beliebten Geſetzen ſich verging, ebenſo beſtraft, als wenn er in der Eigenſchaft eines ehrenfähigen Mannes das Geſetz ſelbſt mit bewilligt hätte. (Juſtus Möſer, „Patriotiſche Phantaſien".)

Syllabus. Zuſammenſtellung der hauptſächlichſten Irrtümer unſerer Zeit, welche in den Anſprüchen, Encykliken und andern apoſtoliſchen Schreiben Papſt Pius' IX. gerügt werden.

(Pantheismus, Naturalismns und abſoluter Rationalismus.) — 1. Es giebt kein höchſtes, allweiſes und allvorſehendes, von der Welt unterſchiedenes göttliches Weſen, und Gott iſt eins mit der Natur, daher dem Wechſel unterworfen; Gott wird thatſächlich im Menſchen und der Welt; das All iſt Gott und beſitzt das eigentliche Weſen Gottes; Gott und die Welt ſind eins und dasſelbe, daher auch der Geiſt und die Materie, die Notwendigkeit und die Freiheit, das Wahre und das Falſche, das Gute und das Böſe, das Gerechte und das Ungerechte.

2. Jede Einwirkung Gottes auf die Menſchen und die Welt iſt zu leugnen.

3. Die menſchliche Vernunft iſt ohne irgend welche Rückſicht auf Gott der einzige Schiedsrichter zwiſchen Wahr und Falſch, Gut und Böſe: ſie iſt ſich ſelbſt Geſetz uud reicht hin, durch ihre natürlichen Kräfte das Wohl des Menſchen und der Völker zu begründen.

4. Alle Wahrheiten der Religion fließen aus der natürlichen Kraft der menſchlichen Vernunft; daher iſt die Vernunft die vorzüglichſte Norm, wonach der Menſch die Erkenntnis aller Wahrheiten jeglicher Art ſich erwerben kann und ſoll.

5. Die göttliche Offenbarung iſt unvollkommen und daher einem fortwährenden und unendlichen Fortſchritt unterworfen, der dem Fortſchreiten der menſchlichen Vernunft entſpricht.

6. Der chriſtliche Glaube widerſpricht der menſchlichen Vernunft, und die göttliche Offenbarung nützt nicht allein nichts, ſondern ſie ſchadet auch der Vervollkommnung des Menſchen.

7. Die in der heiligen Schrift mitgeteilten und erzählten Prophezeiungen und Wunder ſind Erfindungen von Dichtern, und die Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens ſind die Zuſammenfaſſung von philoſophiſchen Forſchungen; in den Büchern beider Teſtamente ſind mythiſche Erfindungen enthalten, und Jeſus Chriſtus ſelber iſt eine mythiſche Erdichtung.

(Gemäßigter Rationalismus.) — 8. Da die menſchliche Vernunft der Religion gleichzuſtellen iſt, ſo ſind deswegen die theologiſchen Disziplinen ebenſo wie die philoſophiſchen zu behandeln.

9. Alle Dogmen der chriſtlichen Religion ohne Unterſchied ſind ein Gegenſtand der natürlichen Wiſſenſchaft oder der Philoſophie; und die bloß hiſtoriſch gebildete menſchliche Vernunft kann aus ihren eigenen natürlichen Kräften und Prinzipien zu der wahren Erkenntnis aller, auch der dunkleren Dogmen gelangen, wofern nur dieſe Dogmen der Vernunft ſelbſt als Objekt vorgelegt werden.

10. Da etwas anderes der Philoſoph und etwas anderes die Philoſophie iſt, ſo hat jener das Recht und die Pflicht, ſich der Autorität, welche er ſelbſt für die wahre erkannt hat, zu unterwerfen; aber die Philoſophie kann und darf ſich keiner Autorität unterwerfen.

11. Die Kirche muß ſich nicht allein niemals gegen die Philoſophie wenden, ſondern muß auch die Irrtümer der Philoſophie dulden und es ihr überlaſſen, ſich ſelbſt zu korrigieren.

12. Die Dekrete des apoſtoliſchen Stuhles und der römiſchen Kongregationen hindern den freien Fortſchritt der Wiſſenſchaft.

13. Die Methode und die Prinzipien, nach welchen die alten ſcholaſtiſchen Lehrer die Theologie ausgebildet haben, entſprechen gar nicht den Bedürfniſſen unſerer Zeit und dem Fortſchritt der Wiſſenſchaften.

14. Die Philoſophie muß ohne Rückſicht auf die übernatürliche Offenbarung betrieben werden.

(Indifferentismus, Latitudinarismus.) — 15. Es ſteht jedem Menſchen frei, jene Religion anzunehmen und zu bekennen, welche er, durch das Licht ſeiner Vernunft geführt, für wahr hält.

16. Die Menſchen können bei der Uebung jeder Religion den Weg des ewigen Heils finden und die ewige Seligkeit erlangen.

17. Wenigſtens darf man gute Hoffnung hegen über die ewige Seligkeit aller, welche nicht in der wahren Kirche Chriſti leben.

18. Der Proteſtantismus iſt nichts anderes, als eine verſchiedene Form derſelben chriſtlichen Religion, in welcher es ebenſo gut möglich iſt, Gott zu gefallen, wie in der katholiſchen Kirche.

(Sozialismus, Communismus, geheime Geſellſchaften, Bibel-Geſellſchaften, Geſellſchaften liberaler Geiſtlichen.) — Dieſe verderblichen Dinge werden oft und in den ernſteſten Ausdrücken verdammt.

(Irrtümer über die Kirche und ihre Rechte.) — 19. Die Kirche iſt keine wahre und vollkommene, völlig freie Geſellſchaft und beſitzt nicht ihre eigenen und beſtändigen, von ihrem göttlichen Stifter ihr verliehenen Rechte, ſondern es iſt Sache der Staatsgewalt, zu beſtimmen, welches die Rechte der Kirche und welches die Schranken ſeien, innerhalb deren ſie dieſe Rechte ausüben könne.

20. Die Kirchengewalt darf ihre Autorität nicht ohne Erlaubnis und Zuſtimmung der Staatsgewalt ausüben.

21. Die Kirche hat nicht die Macht, dogmatiſch zu entſcheiden, daß die Religion der katholiſchen Kirche die einzig wahre Religion ſei.

22. Die Verpflichtung, welche katholiſche Lehrer und Schriftſteller überhaupt bindet, iſt auf das beſchränkt, was durch den unfehlbaren Ausſpruch der Kirche als von allen zu glaubender Glaubensſatz aufgeſtellt wird.

23. Die römiſchen Päpſte und die allgemeinen Konzilien haben die Grenzen ihrer Gewalt überſchritten, Rechte der Fürſten uſurpiert und auch in Feſtſetzung der Glaubens- und Sittenlehren geirrt.

24. Die Kirche hat nicht die Macht, Gewaltmittel anzuwenden, noch irgend eine direkte oder indirekte zeitliche Gewalt.

25. Außer der dem Episkopat inhärierenden Gewalt giebt es noch eine andere zeitliche, welche vom Staate ausdrücklich oder ſtillſchweigend verliehen iſt und daher von der Staatsregierung nach Belieben zurückgenommen werden kann.

26. Die Kirche hat kein angeborenes und legitimes Recht auf Erwerb und Beſitz.

27. Die Diener der Kirche und der Papſt ſind von aller Leitung und Herrſchaft über weltliche Dinge ganz auszuſchließen.

28. Die Biſchöfe dürfen ohne Erlaubnis der Staatsregierung nicht einmal apoſtoliſche Schreiben veröffentlichen.

29. Die vom Papſte verliehenen Gnadenbezeugungen müſſen als ungiltig angeſehen werden, wenn ſie nicht durch die Staatsregierung erlangt worden ſind.

30. Die Immunität der Kirche und der kirchlichen Perſonen hatte ihren Urſprung im bürgerlichen Rechte.

31. Die geiſtliche Gerichtsbarkeit iſt für die weltlichen Zivil- wie Kriminal-Angelegenheiten der Geiſtlichen durchaus abzuſchaffen, auch ohne Befragen und gegen den Einſpruch des apoſtoliſchen Stuhles.

32. Ohne alle Verletzungen des natürlichen Rechtes und der Billigkeit kann die perſönliche Befreiung der Geiſtlichen vom Kriegsdienſt abgeſchafft werden, und dieſe Abſchaffung verlangt der ſtaatliche Fortſchritt, namentlich in freiheitlich konſtituierten Staaten.

33. Es ſteht nicht einzig kirchlicher Jurisdiktionsgewalt zu, aus eigenem und angeborenem Rechte die theologiſchen Studien zu leiten.

34. Die Lehre derjenigen, welche den römiſchen Papſt mit einem freien und in der ganzen Kirche ſeine Macht ausübenden Fürſten vergleichen, iſt eine Lehre, die im Mittelalter vorherrſchte.

35. Nichts ſteht im Wege, durch Beſchluß eines allgemeinen Konzils oder durch die That aller Völker das Papſttum von dem römiſchen Biſchof und der Stadt Rom auf einen andern Biſchof und eine andere Stadt zu übertragen.

36. Die Entſcheidung eines Nationalkonzils läßt keine weitere Erörterung zu, und die Staatsregierung kann demgemäß verfahren.

37. Es können Nationalkirchen errichtet werden, welche der Autorität des Papſtes entzogen und von ihr völlig getrennt ſind.

38. Zur Trennung der Kirche in eine morgenländiſche und abendländiſche haben die zu großen Willkürlichkeiten der römiſchen Päpſte beigetragen.

(Irrtümer über die bürgerliche Geſellſchaft ſowohl an ſich, als in ihren Beziehungen zur Kirche.) — 39. Der Staat beſitzt als der Urſprung und die Quelle aller Rechte ein ganz ſchrankenloſes Recht.

40. Die Lehre der katholiſchen Kirche iſt dem Wohl und Vorteile der menſchlichen Geſellſchaft zuwider.

41. Die Staatsgewalt hat, auch wenn ſie von einem ungläubigen Fürſten ausgeübt wird, ein indirektes negatives Recht in den religiöſen Dingen; ſie hat alſo nicht nur das Recht des Exequatur, ſondern auch das Recht der ſogenannten appellatio ab abusu.

42. Bei einem Widerſpruche der Geſetze beider Gewalten geht das weltliche Recht vor.

43. Die weltliche Gewalt hat die Macht, feierliche Verträge (ſog. Konkordate), die über die Ausübung der zur kirchlichen Immunität gehörigen Rechte mit dem heiligen Stuhle geſchloſſen wurden, ohne deſſen Einwilligung, ja ſogar gegen ſeinen Widerſpruch aufzuheben, für nichtig zu erklären und außer Kraft zu ſetzen.

44. Die Staatsgewalt kann ſich in Sachen der Religion, der Sittenzucht und des geiſtlichen Regiments einmiſchen. Sie kann alſo über die Weiſungen urteilen, welche die kirchlichen Oberhirten ihrem Amte gemäß für die Leitung der Gewiſſen erlaſſen, und kann ſogar über die Verwaltung der heiligen Sakramente und die zu deren Empfang nötigen Dispoſitionen entſcheiden.

45. Die ganze Leitung der öffentlichen Schulen, in denen die Jugend eines chriſtlichen Staates erzogen wird, nur die biſchöflichen Seminarien in einiger Beziehung ausgenommen, kann und muß der Staatsgewalt zngewieſen werden, und zwar ſo, daß keiner andern Autorität irgend ein Recht, ſich in die Schulzucht, in die Anordnung der Studien, in die Verleihung der Grade und die Wahl oder Approbation der Lehrer zu miſchen, zuerkannt werden kann.

46. Selbſt in den Klerikalſeminarien unterliegt der zu befolgende Studienplan der Staatsgewalt.

47. Die beſte Staatseinrichtung erfordert, daß die Volksſchulen, die den Kindern aller Volksklaſſen zugänglich ſind, und überhaupt die öffentlichen Anſtalten, die für den höhern wiſſenſchaftlichen Unterricht und die Erziehung der Jugend beſtimmt ſind, aller Autorität, aller

Leitung und allem Einfluß der Kirche enthoben und vollſtändig unter die Leitung der bürgerlichen und politiſchen Autorität geſtellt werden, nach dem Belieben der Regierenden und nach Maßgabe der herrſchenden Zeitmeinungen.

48. Katholiſche Männer können eine Art von Jugendbildung billigen, die von dem katholiſchen Glauben und der Autorität der Kirche ganz abſieht, und welche die Kenntnis der natürlichen Wiſſenſchaften und die Zwecke des irdiſchen ſozialen Lebens ausſchließlich oder doch als Hauptziel im Auge hat.

49. Die Staatsgewalt darf es verhindern, daß die Biſchöfe und die gläubigen Völker frei und gegenſeitig mit dem römiſchen Stuhle verkehren.

50. Die weltliche Obrigkeit hat von ſich aus das Recht, Biſchöfe zu präſentieren, und kann von ihnen verlangen, daß ſie die Verwaltung ihrer Diözeſen antreten, bevor ſie vom heiligen Stuhle die kanoniſche Einſetzung und die apoſtoliſchen Schreiben erhalten haben.

51. Die weltliche Regierung hat ſogar das Recht, die Biſchöfe der Ausübung ihres oberhirtlichen Amtes zu entheben und iſt nicht verpflichtet, in dem, was die Errichtung von Biſtümern und die Einſetzung der Biſchöfe betrifft, dem Papſte zu gehorchen.

52. Eine Regierung kann aus eigenem Rechte das von der Kirche vorgeſchriebene Alter für die Ablegung der Ordens-Gelübde ſowohl bei Männern als Frauen abändern, und allen Ordensgenoſſenſchaften verbieten, ohne ihre Erlaubnis jemanden zur Ablegung der feierlichen Gelübde zuzulaſſen.

53. Die Geſetze ſind abzuſchaffen, welche den Schutz der religiöſen Orden, ihre Rechte und Verrichtungen betreffen; die ſtaatliche Regierung kann ſogar allen Hilfe leiſten, welche den gewählten Ordensſtand verlaſſen und die feierlichen Gelübde brechen wollen; ebenſo kann ſie Ordenshäuſer, Kollegiatkirchen und einfache Benefizien, auch wenn ſie dem Patronatsrechte unterſtehen, aufheben und ihre Güter und Einkünfte der ſtaatlichen Verwaltung und Verfügung überweiſen.

54. Könige und Fürſten ſind nicht nur von der Jurisdiktion der Kirche ausgenommen, ſondern ſtehen auch bei Entſcheidung von Jurisdiktionsfragen höher als die Kirche.

55. Die Kirche iſt vom Staate, der Staat von der Kirche zu trennen.

Irrtümer über die natürliche und die chriſtliche Moral. — 56. Die Sittengeſetze bedürfen der göttlichen Sanktion nicht, und es iſt gar nicht notwendig, daß die menſchlichen Geſetze mit dem natürlichen Rechte übereinſtimmen oder ihre verpflichtende Kraft von Gott erhalten.

57. Die Wiſſenſchaft der Philoſophie und der Moral, ſowie die bürgerlichen Geſetze können und ſollen von der göttlichen und kirchlichen Autorität abweichen.

58. Es ſind keine andern Kräfte anzuerkennen, als die im Stoffe ruhenden, und alle Sittlichkeit iſt in die Anhäufung und Vermehrung von Reichtümern auf jede Art und in den Genuß der Vergnügungen zu ſetzen.

59. Das Recht beſteht in der materiellen Thatſache; alle Pflichten der Menſchen ſind ein leerer Name, und alle menſchlichen Thaten haben Rechtskraft.

60. Die Autorität iſt nichts anderes als die Summe der Zahl und materiellen Kräfte.

61. Eine mit Erfolg gekrönte thatſächliche Ungerechtigkeit bringt der Heiligkeit des Rechtes keinen Schaden.

62. Das ſogenannte Nicht-Interventions-Prinzip iſt zu verkünden und zu beobachten.

63. Man darf den rechtmäßigen Fürſten den Gehorſam verſagen, ja ſogar gegen ſie ſich empören.

64. Der Bruch jedes noch ſo heiligen Eides und jede verbrecheriſche und ſchändliche, dem ewigen Geſetze zuwiderlaufende Handlung ſind nicht nur nicht verdammenswert, ſondern ganz erlaubt und ſogar höchſt lobenswert, wenn ſie aus Liebe zum Vaterlande geſchehen.

65. Es kann in keiner Weiſe zugelaſſen werden, daß Chriſtus die Ehe zur Würde eines Sakramentes erhoben habe.

66. Das Sakrament der Ehe iſt etwas bloß zu dem Vertrage Hinzukommendes und von ihm Trennbares, und das Sakrament ſelbſt liegt einzig und allein in der ehelichen Einſegnung.

67. Nach dem Naturrecht iſt das Eheband nicht unauflöslich und in verſchiedenen Fällen kann die Eheſcheidung im eigentlichen Sinne durch die weltliche Behörde feſtgeſetzt werden.

68. Die Kirche hat nicht die Gewalt, trennende Ehehinderniſſe aufzuſtellen; dieſe Gewalt ſteht vielmehr der weltlichen Macht zu, von welcher auch die beſtehenden Hinderniſſe aufzuheben ſind.

69. Die Kirche hat erſt in ſpätern Jahrhunderten angefangen, trennende Ehehinderniſſe aufzuſtellen, nicht aus eigenem, ſondern aus dem von der weltlichen Gewalt entliehenen Rechte.

70. Die tridentiniſchen Kanones, welche das Anathem über jene verhängen, die das Recht der Kirche zur Aufſtellung trennender Ehehinderniſſe zu leugnen wagen, ſind entweder nicht dogmatiſcher Natur, oder von jener entliehenen Gewalt zu verſtehen.

71. Die tridentiniſche Form (der Eheſchließung) iſt nicht bei Strafe der Ungiltigkeit verbindlich, wo das ſtaatliche Geſetz eine andere Form vorſchreibt und eine nach dieſer neuen Form abgeſchloſſene Ehe für giltig erklärt.

72. Bonifazius VIII. hat zuerſt erklärt, daß das bei der Ordination abgelegte Gelübde der Keuſchheit die Ehe nichtig mache.

73. Kraft eines bloßen Zivilvertrages kann unter Chriſten eine wahre Ehe beſtehen, und es iſt falſch, daß entweder der Ehevertrag zwiſchen Chriſten ſtets ein Sakrament ſei, oder daß auch kein Vertrag vorhanden ſei, wenn das Sakrament davon ausgeſchloſſen werde.

74. Eheſachen und Verlobungen gehören ihrer Natur nach vor das weltliche Gericht. (Hierher können gezählt werden zwei andere Irrtümer, über die Abſchaffung der Eheloſigkeit der Geiſtlichen und darüber, daß der Eheſtand dem jungfräulichen Stande vorzuziehen ſei.

(*Irrtümer über die weltliche Herrſchaft des Papſtes.*) — 75. Ueber die Vereinbarkeit der weltlichen Herrſchaft mit der geiſtlichen ſind die Söhne der chriſtlichen und katholiſchen Kirche nicht einig.

76. Die Abſchaffung der weltlichen Herrſchaft, die der apoſtoliſche Stuhl beſitzt, würde zur Freiheit und zum Glücke der Kirche ſehr viel beitragen. (Außer dieſen ausdrücklich hervorgehobenen Irrtümern werden noch mehrere andere thatſächlich verworfen durch die Aufſtellung der Lehre von der weltlichen Herrſchaft des Papſtes, an welcher alle Katholiken durchaus feſthalten ſollen.

(*Irrtümer, welche mit dem modernen Liberalismus zuſammenhängen.*) — 77. In unſerer Zeit iſt es nicht mehr nützlich, daß die katholiſche Religion unter Ausſchluß aller andern Kulte als einzige Staatsreligion gelte.

78. Es iſt daher zu loben, daß in gewiſſen katholiſchen Ländern geſetzlich verordnet iſt, daß den Einwanderern die öffentliche Ausübung ihres Kultus, welcher er auch ſei, geſtattet ſein ſolle.

79. Denn es iſt falſch, daß die ſtaatliche Freiheit aller Kulte und die allen garantierte volle Freiheit, alle Meinungen und Anſichten öffentlich bekannt zu machen, zum leichtern Verderbnis der Sitten und Gemüter und zur Verbreitung der Peſt des Indifferentismus beitrage.

80. Der römiſche Papſt kann und muß ſich mit dem Fortſchritt, dem Liberalismus und der modernen Ziviliſation verſöhnen und vergleichen.

Beſtimmung des **Vatikaniſchen Konzils (1870)** über **die Kirche Chriſti** [insbeſondere die Unfehlbarkeit des römiſchen Papſtes]: Pius, Biſchof, Knecht der Knechte Gottes. Unter Zuſtimmung des heiligen Konzils zum immerwährenden Gedächtnis.

Der ewige Hirte und Biſchof unſerer Seelen hat, um dem heilbringenden Werke der Erlöſung unvergängliche Dauer zu ſichern, die heilige Kirche aufzubauen beſchloſſen, in welcher, als im Hauſe des lebendigen Gottes, alle Gläubigen durch das Band eines Glaubens, und einer Liebe vereint ſein ſollten. Darum hat er, bevor er verklärt wurde, den Vater nicht bloß für die Apoſtel, ſondern auch für diejenigen gebeten, welche durch deren Wort an ihn glauben würden, daß ſie alle eins ſeien, wie der Sohn ſelbſt und der Vater eins ſind. Wie er alſo die Apoſtel, welche er ſich von der Welt auserwählt hatte, geſandt hat, gleich wie er ſelbſt vom Vater geſandt war: ſo wollte er auch, daß in ſeiner Kirche Hirten und Lehrer ſeien bis an das Ende der Zeiten. Auf daß aber der Episkopat ſelbſt eins und ungeteilt ſei, und durch den gegenſeitigen Verband der Prieſter zugleich die geſamte Menge der Gläubigen in der Einheit des Glaubens und der Gemeinſchaft bewahrt werde, hat er den heiligen Petrus den übrigen Apoſteln vorgeſetzt und in ihm das beſtändige Prinzip und ſichtbare Fundament jener doppelten Einheit geſtiftet, damit auf deſſen Stärke der ewige Tempel erbaut werde, und die Erhabenheit der Kirche, die bis in den Himmel ragen ſoll, auf dieſes Glaubens Feſtigkeit emporſteige. Und weil die Pforten der Hölle, um, wenn es möglich wäre, die Kirche umzuſtürzen, gegen ihr von Gott gelegtes Fundament ſich mit täglich größerem Haſſe von allen Seiten erheben, ſo erachten wir es zum Schutz, zur Sicherheit und zum Wachstum der katholiſchen Herde für notwendig, unter Zuſtimmung des heiligen Konzils die Lehre von der Einſetzung, der beſtändigen Dauer und der Natur des heiligen apoſtoliſchen Primates, auf welchem die Kraft und Feſtigkeit der ganzen Kirche beruht, allen Gläubigen als eine ſolche vorzuſtellen, die ſie dem alten und ſtets unveränderten Glauben der allgemeinen Kirche gemäß zu glauben und feſtzuhalten haben; die entgegengeſetzten Irrtümer aber, welche der Herde des Herrn ſo verderblich ſind, zu ächten und zu verdammen.

1. Kapitel. *Von der Einſetzung des apoſtoliſchen Primates in dem hl. Petrus.* — Wir lehren und erklären alſo, daß nach den Zeugniſſen des Evangeliums von Chriſtus dem Herrn der Primat der Jurisdiktion über die ganze Kirche Gottes unmittelbar und direkt dem hl. Apoſtel Petrus verheißen und übertragen worden iſt. Denn einzig den Simon, zu dem er ſchon früher die Worte geſprochen: „Du ſollſt Kephas heißen“, hat der Herr nach dem von ihm abgelegten Bekenntniſſe: „Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes“, mit folgenden feierlichen Worten angeredet: „Selig biſt

du Simon, des Jonas Sohn; denn Fleiſch und Blut hat es dir nicht geoffenbaret, ſondern mein Vater, der im Himmel iſt. Und ich ſage dir: Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüſſel des Himmelreiches geben, und was immer du binden wirſt auf Erden, wird auch im Himmel gebunden ſein; und was immer du löſen wirſt auf Erden, wird auch im Himmel gelöſet ſein“. Und einzig dem Simon Petrus übertrug Jeſus nach ſeiner Auferſtehung die oberſte Hirten- und Führergewalt über ſeinen ganzen Schafſtall, mit den Worten: „Weide meine Lämmer. Weide meine Schafe.“ Mit dieſer ſo offenbaren Lehre der hl. Schrift, wie ſie von der katholiſchen Kirche allzeit iſt verſtanden worden, treten in offenen Widerſpruch die verwerflichen Meinungen jener, welche, die von Chriſtus dem Herrn in ſeiner Kirche feſtgeſetzte Regierungsform verkehrend, leugnen, daß Petrus allein vor den übrigen Apoſteln, ſei es vor jedem insbeſondere, oder vor allen insgeſamt, mit dem wahren und eigentlichen Primate der Jurisdiktion von Chriſtus ausgerüſtet worden ſei: oder welche behaupten, daß eben dieſer Primat nicht unmittelbar und direkt dem hl. Petrus, ſondern der Kirche, und von dieſer jenem, als ihrem Diener, ſei übertragen worden.

2. Kapitel. Von der beſtändigen Fortdauer des Primates des hl. Petrus in den römiſchen Päpſten. — Was aber in dem hl. Apoſtel Petrus der Fürſt der Hirten und große Hirte der Schafe, der Herr Chriſtus Jeſus, zum immerwährenden Heile und bleibenden Wohle ſeiner Kirche eingeſetzt hat, das muß notwendig kraft eben ſeiner Anordnung in der Kirche, die auf einen Felſen gegründet, bis zum Weltende feſtſtehen wird, immerdar fortdauern. Niemandem fürwahr iſt es zweifelhaft, ja allen Jahrhunderten iſt es bekannt, daß der heilige und ſeligſte Petrus, der Fürſt und das Haupt der Apoſtel, des Glaubens Säule und der katholiſchen Kirche Fundament, von unſerem Herrn Jeſus Chriſtus, dem Heiland und Erlöſer des Menſchengeſchlechtes, die Schlüſſel des Reiches empfangen hat; er, der bis zu dieſer Zeit und immerfort in ſeinen Nachfolgern, den Biſchöfen des heiligen römiſchen Stuhles, den er ſelbſt gegründet und mit ſeinem Blute eingeweiht hat, lebt, den Vorſitz führt und das Richteramt übt. Wer immer daher Petrus auf dieſem Stuhle nachfolgt, der beſitzt nach Chriſti eigener Anordnung den Primat Petri über die geſamte Kirche. Es bleibt alſo die Anordnung der Wahrheit, und der hl. Petrus hat, da er in der empfangenen Felſenſtärke beharrt, das übernommene Steuer der Kirche nicht verlaſſen. Aus dieſem Grunde war es jederzeit notwendig, daß mit der römiſchen Kirche wegen ihres mächtigeren Prinzipates jede Kirche, d. h. die Gläubigen aller Orten übereinſtimmten, damit ſie in dem Stuhle, von welchem die Rechte der ehrwürdigen Gemeinſchaft auf alle ausſtrömen, wie Glieder im Haupte geeint, zu dem einen Gefüge eines Körpers zuſammenwuchſen.

Wenn alſo jemand ſagt, es ſei nicht aus Chriſti des Herrn ſelbſteigener Anordnung oder kraft göttlichen Rechtes, daß der hl. Petrus im Primate über die ganze Kirche beſtändige Nachfolger habe; oder der römiſche Papſt ſei nicht des hl. Petrus Nachfolger in eben dieſem Primate; ſo ſei er im Banne.

3. Kapitel. Von der Bedeutung und dem Weſen des Primates des römiſchen Papſtes. — Darum erneuern wir, geſtützt auf die unzweideutigen Zeugniſſe der hl. Schrift und feſthaltend an den deutlichen und klaren Beſchlüſſen ſowohl unſerer Vorgänger, der römiſchen Päpſte, als der allgemeinen Konzilien, die Erklärung des ökumeniſchen Konzils in Florenz, wonach alle Chriſtgläubigen zu glauben haben, daß der heilige apoſtoliſche Stuhl und der römiſche Papſt den Primat über den ganzen Erdkreis inne hat, und daß eben der römiſche Papſt der Nachfolger des hl. Apoſtelfürſten Petrus und der wahre Stellvertreter Chriſti, das Haupt der ganzen Kirche, der Vater und Lehrer aller Chriſten iſt; und daß ihm im hl. Petrus von unſerm Herrn Jeſus Chriſtus die Vollgewalt übertragen worden, die allgemeine Kirche zu weiden, zu regieren und zu leiten; wie es auch in den Akten der ökumeniſchen Konzilien und den heiligen Kanones enthalten iſt.

Wir lehren und erklären demnach, daß kraft der Anordnung des Herrn die römiſche Kirche über alle übrigen den Prinzipat der ordentlichen Gewalt beſitzt und daß dieſe, wahrhaft biſchöfliche Jurisdiktionsgewalt des römiſchen Papſtes eine unmittelbare iſt, gegen welche die Hirten und Gläubigen jeglichen Ritus und jeglichen Ranges, ſowohl jeder insbeſondere, als alle insgeſamt, zur hierarchiſchen Unterordnung und zum wahren Gehorſam verpflichtet ſind, nicht bloß in den auf den Glauben und die Sitten bezüglichen Dingen, ſondern auch in jenen, welche die Disziplin und Regierung der über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche betreffen; ſo daß, durch die Bewahrung der Einheit ſowohl der Gemeinſchaft, als des nämlichen Glaubensbekenntniſſes mit dem römiſchen Papſte, die Kirche Chriſti eine Herde unter einem oberſten Hirten iſt. Dies iſt die Lehre der katholiſchen Wahrheit, von welcher niemand unbeſchadet ſeines Glaubens und ſeines Heiles abweichen kann.

Dieſe Gewalt des oberſten Biſchofes thut indes jener ordentlichen und unmittelbaren biſchöflichen Jurisdiktionsgewalt, womit die Biſchöfe, die vom hl. Geiſte geſetzt, als Nachfolger an die Stelle der Apoſtel getreten ſind, die ihnen zugewieſenen Herden, jeder die ſeinige, als wahre Hirten weiden und regieren, ſo wenig Eintrag, daß dieſe letztere vielmehr von dem oberſten und allgemeinen Hirten zur Geltung gebracht, gefeſtigt und verteidigt wird, gemäß jenen Worten des hl. Gregor des Großen: „Meine Ehre iſt die Ehre der allgemeinen Kirche. Meine Ehre iſt die ungeſchwächte Kraft meiner Brüder. Dann bin ich wahrhaft geehrt, wenn keinem derſelben die ſchuldige Ehre verſagt wird.“

Aus jener oberſten Regierungsgewalt des römiſchen Papſtes über die ganze Kirche folgt ſodann, daß demſelben das Recht zuſteht, in Ausübung dieſes ſeines Amtes mit den Hirten und Herden der ganzen Kirche frei zu verkehren, damit ſie von ihm auf dem Wege des Heiles unterwieſen und geleitet werden können. Daher verdammen und verwerfen wir die Aufſtellungen jener, welche dieſen Verkehr des Oberhauptes mit den Hirten und Herden der ganzen Kirche zu hindern für erlaubt erklären oder denſelben von der weltlichen Gewalt abhängig machen, ſo daß ſie die Behauptung ausſprechen, die vom apoſtoliſchen Stuhle oder kraft ſeiner Auktorität zur Leitung der Kirche erlaſſenen Verordnungen hätten keine Kraft und Giltigkeit, wenn ſie nicht durch das Plazet der weltlichen Gewalt beſtätigt würden.

Und da nach dem göttlichen Rechte des apoſtoliſchen Primates der römiſche Papſt der Geſamtkirche vorſteht, ſo lehren und erklären wir auch, daß er der oberſte Richter der Gläubigen iſt, und daß in allen dem kirchlichen Erkenntnis zuſtehenden Sachen die Berufung an ſein Urteil offen ſteht; daß dagegen der Richterſpruch des apoſtoliſchen Stuhles, deſſen Auktorität die höchſte iſt, von niemanden einer Reviſion unterzogen werden darf, und daß niemand befugt iſt, über ſein Urteil zu richten. Daher irren diejenigen vom rechten Pfade der Wahrheit ab, welche behaupten, es ſei erlaubt, von den Entſcheidungen der römiſchen Päpſte an ein ökumeniſches Konzil, als an eine über dem römiſchen Papſte ſtehende Auktorität zu appellieren.

Wenn alſo jemand ſagt, der römiſche Papſt habe nur das Amt der Aufſicht oder der Leitung, nicht aber die volle und höchſte Jurisdiktionsgewalt über die geſamte Kirche, nicht bloß in Sachen des Glaubens und der Sitten, ſondern auch in Sachen, welche die Disziplin und Regierung der über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche betreffen; oder derſelbe habe nur den vorzüglicheren Anteil, nicht aber die ganze Fülle dieſer höchſten Gewalt, oder dieſe ſeine Gewalt ſei nicht eine ordentliche und unmittelbare, ſei es über alle und jede einzelnen Kirchen, oder über alle und jede einzelnen Hirten und Gläubigen; ſo ſei er im Banne.

4. Kapitel. Von dem unfehlbaren Lehramte des römiſchen Papſtes. — Daß aber gerade der apoſtoliſche Primat, welchen der römiſche Papſt, als Nachfolger des Apoſtelfürſten Petrus über die geſamte Kirche inne hat, auch die oberſte Lehrgewalt in ſich ſchließt, hat dieſer heilige Stuhl ſtets feſtgehalten, die beſtändige Uebung der Kirche beweiſt es, und ſelbſt die ökumeniſchen Konzilien, beſonders jene, auf welchen der Orient mit dem Occident in dem Glauben und der Liebe ſich vereinte, haben es ausdrücklich erklärt. So haben die Väter des vierten Konziliums von Konſtantinopel, in die Fußſtapfen der Vorfahren tretend, dieſes feierliche Bekenntnis abgelegt: „Das erſte Heilsſtück iſt, die Regel des rechten Glaubens zu bewahren. Und weil der Ausſpruch unſeres Herrn Jeſu Chriſti nicht übergangen werden kann, der da ſagt: „„Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen““, ſo wird die Wahrheit dieſes Ausſpruches durch den Erfolg beſtätigt, indem auf dem apoſtoliſchen Stuhle ſtets die katholiſche Religion unverſehrt bewahrt und die heilige Lehre hochgehalten worden iſt. Da wir alſo von deſſen Glauben und Lehre durchaus nicht getrennt werden wollen, ſo hoffen wir, daß wir gewürdigt werden, in der einen Gemeinſchaft zu ſein, welche der apoſtoliſche Stuhl predigt, worin die ganze und wahre Feſtigkeit der chriſtlichen Religion beruht.“ Unter Zuſtimmung des zweiten Konzils von Lyon legten die Griechen das Bekenntnis ab: „Die heilige römiſche Kirche beſitze den höchſten und vollen Primat und vollen Prinzipat über die ganze katholiſche Kirche, den ſie von dem Herrn ſelbſt in dem hl. Petrus, dem Fürſten und Haupte der Apoſtel, deſſen Nachfolger der römiſche Papſt iſt, mit der Fülle der Gewalt empfangen zu haben wahrheitsgetreu und demütig ſich bewußt iſt; und ſowie ſie vor den übrigen verpflichtet iſt, die Wahrheit des Glaubens zu verteidigen, ſo müſſen auch die etwa auftauchenden Glaubensfragen durch ihr Urteil entſchieden werden.“ Das florentiniſche Konzil endlich hat definiert: „Der römiſche Papſt ſei der wahre Stellvertreter Chriſti und das Haupt der ganzen Kirche und der Vater und Lehrer aller Chriſten; und ihm ſei im heiligen Petrus von unſerm Herrn Jeſus Chriſtus die volle Gewalt, die allgemeine Kirche zu weiden, zu leiten und zu regieren, übertragen worden.“

Um dieſem Hirtenamte zu genügen, haben unſere Vorgänger ſelbſt einen unermüdlichen Fleiß angewendet, die heilſame Lehre Chriſti bei allen Völkern der Erde zu verbreiten und mit gleicher Sorge darüber gewacht, daß ſie da, wo ſie Aufnahme gefunden, auch unverſehrt und rein erhalten werde. Daher haben die Biſchöfe des ganzen Erdkreiſes bald einzeln, bald auf Synoden verſammelt, im Anſchluſſe an die alte Gewohnheit der Kirchen und die Norm der alten Regel, vor allem über die in Glaubensangelegenheiten auftauchenden Gefahren dieſem apoſtoliſchen Stuhle Bericht erſtattet, damit vorzugsweiſe da die Schäden des Glaubens geheilt würden, wo der Glaube keine Einbuße erleiden kann. Die römiſchen Päpſte aber haben, wie es die Zeitumſtände und Verhältniſſe erheiſchten, bald durch Berufung allgemeiner Konzilien oder Erforſchung des Urteils der über den Erdkreis zerſtreuten Kirche, bald durch Partikular-Synoden, bald mit Anwendung anderer von der göttlichen Vorſehung dargebotenen Hilfsmittel, das feſtzuhalten entſchieden, was ſie unter Gottes Beiſtand als übereinſtimmend mit der hl. Schrift und den apoſtoliſchen Ueberlieferungen erkannt hatten. Denn den Nachfolgern Petri iſt der hl. Geiſt nicht dazu verheißen worden, daß ſie durch ſeine Eingebung eine neue Lehre verkünden ſollten, ſondern damit ſie unter ſeinem Beiſtande die durch die Apoſtel überlieferte Offenbarung oder Glaubenshinterlage heilig bewahrten und treu auslegten. Deren apoſtoliſche Lehre haben denn auch alle ehrwürdigen Väter angenommen und die heiligen rechtgläubigen Lehrer verehrt und befolgt, im vollkommenen Bewußtſein, daß dieſer Stuhl des hl. Petrus ſtets von allem Irrtum unverſehrt bleibt, gemäß der göttlichen, von unſerm Herrn und Heiland dem Apoſtelfürſten gegebenen Verheißung: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht gebreche, und du hinwiederum beſtärke dereinſt deine Brüder.“

Dieſer Gnadenvorzug der Wahrheit und des nie gebrechenden Glaubens iſt alſo Petrus und ſeinen Nachfolgern auf dieſem Stuhle von Gott verliehen worden, damit ſie ihr erhabenes Amt zum Heile aller verwalten, auf daß die geſamte Herde Chriſti durch ſie von der giftigen Speiſe des Irrtums abgehalten und auf der Weide der himmliſchen Lehre genährt werde, auf daß die Gelegenheit zur Spaltung beſeitiget und die ganze Kirche in der Einheit erhalten werde, und auf ihr Fundament geſtützt, feſtſtehe gegen die Pforten der Hölle.

Da jedoch eben in unſeren Tagen, wo die heilbringende Wirkſamkeit des apoſtoliſchen Amtes höchſt dringend vonnöten iſt, nicht wenige ſich finden, welche ſeine Auktorität zu ſchmälern ſuchen, ſo erachten wir es durchaus für notwendig, die Prärogative, welche der eingeborne Sohn Gottes mit dem oberſten Hirtenamte zu verbinden ſich gewürdigt hat, feierlich zu wahren.

In treuem Anſchluſſe alſo an die von dem Urſprunge des chriſtlichen Glaubens ererbte Tradition, zur Ehre Gottes unſeres Heilandes, zur Erhöhung der katholiſchen Religion und zum Heile der chriſtlichen Völker, unter Zuſtimmung des heiligen Konzils, lehren und erklären wir als von Gott geoffenbartes Dogma: daß der römiſche Papſt, wenn er ex Cathedra ſpricht, d. h. wenn er in Ausübung ſeines Amtes als Hirte und Lehrer aller Chriſten, kraft ſeiner höchſten apoſtoliſchen Auktorität eine den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre als von der geſamten Kirche feſtzuhalten entſcheidet, vermöge des göttlichen, ihm im hl. Petrus verſprochenen Beiſtandes mit jener Unfehlbarkeit ausgerüſtet iſt, womit der göttliche Erlöſer ſeine Kirche in Entſcheidung einer auf den Glauben oder die Sitten ſich beziehenden Lehre ausgeſtattet wiſſen wollte; und daß daher derartige Entſcheidungen des römiſchen Papſtes aus ſich, nicht aber infolge der Zuſtimmung der Kirche, unabänderlich ſind.

Wenn aber jemand, was Gott verhüte, ſich vermeſſen ſollte, dieſer unſerer Definition zu widerſprechen; ſo ſei er im Banne.

Gegeben zu Rom in der feierlich gehaltenen öffentlichen Sitzung in der vatikaniſchen Baſilika, im Jahre der Menſchwerdung unſeres Herrn eintauſend achthundert und ſiebenzig, am achtzehnten Juli.

(Stimmen aus Maria-Laach.)

Schreiben des Papſtes Pius IX. an den deutſchen Kaiſer Wilhelm I. (Aus dem Vatikan, 7. Auguſt 1873.)

„Majeſtät! Alle Anordnungen, welche ſeit einiger Zeit von der Regierung Eurer Majeſtät getroffen werden, zielen immer mehr auf die Zerſtörung des Katholizismus hin. Wenn ich indeſſen bei mir ſelber über die Urſachen nachdenke, welche zu jenen ſehr harten Maßregeln die Veranlaſſung gegeben haben können, ſo geſtehe ich ein, keine zu finden. Anderſeits ſagt man mir, daß Eure Majeſtät die Haltung Ihrer Regierung nicht billige, und die Strenge der Maßregeln gegen die katholiſche Religion nicht gutheiße. Aber wenn es wahr iſt, daß Eure Majeſtät dies nicht billigt, und die Briefe, welche Sie in vergangener Zeit geſchrieben hat, würden es zur Genüge beweiſen, daß Sie nicht billigen kann, was alles jetzt geſchieht; wenn Eure Majeſtät, ſage ich, es nicht billigt, daß von Ihrer Regierung auf der begonnenen Bahn weiter fortgeſchritten wird und die harten Maßregeln gegen die Religion Jeſu Chriſti vervielfältigt werden, die indeſſen der letzteren zu ſo großem Nachteile gereichen, wird Eure Majeſtät dann verſichert ſein, daß dieſelben nichts anderes zuwege bringen, als den Thron Eurer Majeſtät ſelber zu unterwühlen? Ich ſpreche mit Freimut; denn die Wahrheit iſt mein Panier, und ich ſpreche, um einer meiner Pflichten in erſchöpfendem Maße nachzukommen, die mir auferlegt, allen das Wahre zu ſagen, und auch dem, der nicht Katholik iſt; denn jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Art, welche [hier] nicht der Ort iſt, darzulegen, dem Papſte an. Ich bin überzeugt, daß Eure Majeſtät mit Ihrer gewohnten Courtoiſie meine Erwägungen entgegennehmen und diejenigen Maßregeln ergreifen wird, welche im vorliegenden Falle erfordert werden. Unterdeſſen bitte ich Gott mit der Fülle von Ehrfurcht und Ergebung, Sie mit mir mit den gleichen Banden der Liebe zu vereinen.“

Antwort Kaiſer Wilhelms I. (Berlin, den 3. September 1873.)

„Ich bin erfreut, daß Eure Heiligkeit mir, wie in früheren Zeiten, die Ehre erweiſen, Mir zu ſchreiben; Ich bin es umſomehr, als Mir dadurch die Gelegenheit zu teil wird, Irrtümer zu berichtigen, welche nach Inhalt des Schreibens Eurer Heiligkeit vom 7. Auguſt in den Ihnen über deutſche Verhältniſſe zugegangenen Meldungen vorgekommen ſein müſſen. Wenn die Berichte, welche Eurer Heiligkeit über deutſche Verhältniſſe erſtattet werden, nur Wahrheit meldeten, ſo wäre es nicht möglich, daß Eure Heiligkeit der Vermutung Raum geben könnten, daß Meine Regierung Bahnen einſchlüge, welche ich nicht billigte. Nach der Verfaſſung Meiner Staaten kann ein ſolcher Fall nicht eintreten, da die Geſetze und die Regierungsmaßregeln in Preußen meiner landesväterlichen Zuſtimmung bedürfen.

Zu Meinem tiefen Schmerze hat ein Teil Meiner katholiſchen Unterthanen ſeit zwei Jahren eine politiſche Partei organiſiert, welche den in Preußen ſeit Jahrhunderten beſtehenden konfeſſionellen Frieden durch ſtaatsfeindliche Umtriebe zu ſtören ſucht. Leider haben höhere katholiſche Geiſtliche dieſe Bewegung nicht nur gebilligt, ſondern ſich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die beſtehenden Landesgeſetze angeſchloſſen.

Der Wahrnehmung Eurer Heiligkeit wird nicht entgangen ſein, daß ähnliche Erſcheinungen ſich gegenwärtig in der Mehrzahl der europäiſchen und in einigen überſeeiſchen Staaten wiederholen.

Es iſt nicht Meine Aufgabe, die Urſachen zu unterſuchen, durch welche Prieſter und Gläubige einer der chriſtlichen Konfeſſionen bewogen werden können, den Feinden jeder ſtaatlichen Ordnung in Bekämpfung der letzteren behilflich zu ſein; wohl aber iſt es Meine Aufgabe, in den Staaten, deren Regierung Mir von Gott anvertraut iſt, den inneren Frieden zu ſchützen und das Anſehen der Geſetze zu wahren. Ich bin Mir bewußt, daß ich über Erfüllung dieſer Meiner königlichen Pflicht Gott Rechenſchaft ſchuldig bin, und Ich werde Ordnung und Geſetz in Meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrecht halten, ſo lange Gott Mir die Macht dazu verleiht; Ich bin als chriſtlicher Monarch dazu verpflichtet auch da, wo Ich zu Meinem Schmerz dieſen königlichen Beruf gegen die Diener einer Kirche zu erfüllen habe, von der Ich annehme, daß ſie nicht minder, wie die evangeliſche Kirche, das Gebot des Gehorſams gegen die weltliche Obrigkeit als einen Ausfluß des uns geoffenbarten göttlichen Willens erkennt.

Zu Meinem Bedauern verläugnen viele der Eurer Heiligkeit unterworfenen Geiſtlichen in Preußen die chriſtliche Lehre in dieſer Richtung und ſetzen Meine Regierung in die Notwendigkeit, geſtützt auf die große Mehrzahl Meiner treuen katholiſchen und evangeliſchen Unterthanen, die Befolgung der Landesgeſetze durch weltliche Mittel zu erzwingen.

Ich gebe Mich gern der Hoffnung hin, daß Eure Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um der unter bedauerlicher Entſtellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des prieſterlichen Anſehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Jeſu Chriſti hat, wie Ich Eurer Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit dieſen Umtrieben nichts zu thun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Eurer Heiligkeit angerufenen Panier Ich Mich rückhaltslos bekenne.

Noch eine Aeußerung in dem Schreiben Eurer Heiligkeit kann Ich nicht ohne Widerſpruch übergehen, wenn ſie auch nicht auf irrigen Berichterſtattungen, ſondern auf Eurer Heiligkeit Glauben beruht, die Aeußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papſte angehöre. Der evangeliſche Glaube, zu dem Ich Mich, wie Eurer Heiligkeit bekannt ſein muß, gleich Meinen Vorfahren und mit der Mehrheit meiner Unterthanen bekenne, geſtattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler als unſern Herrn Jeſum Chriſtum anzunehmen.

Dieſe Verſchiedenheit des Glaubens hält Mich nicht ab, mit denen, welche den unſeren nicht teilen, in Frieden zu leben und Eurer Heiligkeit den Ausdruck Meiner perſönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen.

Die Unfehlbarkeit des Papſtes (verteidigt von Alban Stolz). — In der allgemeinen Kirchenverſammlung vom Jahre 1870 wurde feſtgeſetzt, daß der katholiſche Chriſt nicht nur das, was auf großen Kirchenverſammlungen ausgemacht wurde, anzunehmen hat, ſondern auch das, was der Papſt, als von Gott beſtellter Wächter der Offenbarung, der Chriſtenheit als Glaubenswahrheit verkünde. Heißt das, der Papſt könne nicht fehlen oder ſündigen? So wahnſinnig iſt kein Katholik, der noch drei zählen kann, zu glauben, der Papſt könne nicht ſündigen. Der Papſt muß ebenſo beichten, wie unſer einer, alſo muß er auch etwas zu beichten haben, nämlich Sünden. Desgleichen iſt kein Papſt vor ſeinem Tode ſicher, ob er nicht in die Hölle kommt, ſo gut als unſer einer nicht ſicher iſt. Das geſteht auch jeder Papſt, indem er, wie der ärmſte Dorfkaplan, alle Tage beim Beginn der hl. Meſſe ſich an den Stufen des Altars verbeugt und ſpricht: „Ich bekenne Gott dem Allmächtigen, der ſeligen Maria ſtätigen Jungfrau, dem ſeligen Erzengel Michael, dem ſeligen Johann dem Täufer, den hl. Apoſteln Petrus und Paulus und allen Heiligen und euch, Brüder, daß ich viel geſündigt habe in Gedanke, Wort und Werk durch meine Schuld, meine Schuld, meine größte Schuld.“ Und bei der Opferung ſagt der Papſt, wie der geringſte Dorfkaplan, alle Tage in der heiligen Meſſe im Anfang des Opfergebetes: „Nimm an, heiliger Vater, allmächtiger ewiger Gott, dieſe unbefleckte Hoſtie, welche ich, dein unwürdiger Diener, Dir, meinem lebendigen und wahren Gott, darbringe für meine unzählbaren Sünden und Beleidigungen und Vernachläſſigungen und für alle Anweſende, aber auch für alle gläubige Chriſten, lebendige und abgeſtorbene, damit es mir und jenen zum Heil gereiche in das ewige Leben.“ Wenn ich dieſe Stelle dem Papſt ſelber ſchicken und ihn fragen würde: „Iſt das wahr, was ich geſchrieben? Kannſt du ſündigen und in die Hölle kommen?“ — ſo müßte er mir antworten: „Das verſteht ſich; denn ich bin auch nur ein ſchwacher Menſch wie du, und habe ohnedies durch meine Stellung eine ſchwerere Verantwortung als andere Leute.“

Wie ſteht es aber damit, daß ein ſterblicher ſündiger Menſch gar nicht irren könne, daß alles, was er ſagt, unfehlbare Wahrheit, ſei, gerade wie wenn es der Heiland ſelber geſagt hätte? Kann der Papſt ſündigen, wie ein anderer Menſch, ſo kann er auch irren wie ein anderer Menſch. — Das ſage ich auch; und wenn es irgend einem Leſer beliebt, auch ſeinen Landesbiſchof zu fragen: „Iſt es wahr, daß der Papſt irren kann?“ — ſo wird der Landesbiſchof, ſei er in Freiburg oder in Mainz oder in Köln oder oben in der Schweiz oder in Tyrol, ſagen und auf Verlangen ſchriftlich geben: „Allerdings, der Papſt kann auch irren.“ Ich will ein Beiſpiel anführen: Beim Antritt des Papſttums hat Pius IX. gemeint, wenn man im Kirchenſtaat auch eine freiſinnige Verfaſſung gebe, wie es in Frankreich Mode war, das werde die Leute zufrieden und ordentlich machen: — der Papſt hatte ſich gewaltig geirrt. Sein erſter Miniſter Roſſi wurde ermordet, und der gute wohlmeinende Papſt mußte ſich flüchten und kam mit genauer Not mit dem Leben davon. Und ich ſelber habe ihn einmal etwas ſagen hören, wobei er ſich im Ort geirrt hat und einen unrichtigen bezeichnete. Und wenn er heute gefragt würde, was es in 14 Tagen für Wetter giebt, würde er entweder ſagen: „Ich weiß nicht;“ oder wenn er raten wollte, ſo könnte man ſich auch nicht beſſer darauf verlaſſen, als wenn einer im Lahrer Kalender ſchaut, was in 14 Tagen für Wetter prophezeit wird. — Und wenn der Papſt ſagen würde: in drei Monaten kommt das Ende der Welt, ſo könnte jeder ſagen, ohne aufzuhören, ein guter Katholik zu ſein: Wir wollen ſehen; vor der Hand glaub' ich es nicht. Alſo daran fehlt es nicht, daß der Papſt auch irren kann, wie ich und Du, liebſamer oder unliebſamer Leſer! Ja, was ſoll aber das heißen: Der Papſt iſt unfehlbar, wenn er doch irren kann? Es will heißen: Wenn der Papſt in ſeinem Amte als Oberhaupt der Kirche, nachdem er die Sache ernſtlich überlegt, unterſucht und beraten hat, eine feierliche Erklärung für die ganze Chriſtenheit erläßt in betreff einer Glaubenswahrheit, ſo bewahrt ihn Gott, der Chriſten wegen, vor Irrtum; gerade ſo, wie wenn eine ganze Kirchenverſammlung eine ſolche Glaubensentſcheidung gegeben hätte. Wie aber auch eine Kirchenverſammlung keinen Glaubensſatz aufſtellen kann, wovon keine Spur in der ſchriftlichen oder mündlichen Ueberlieferung aus der apoſtoliſchen Zeit zu finden iſt, und wie die Kirchenverſammlung nur vom heiligen Geiſt vor Irrtum bewahrt wird, wenn ſie einen Ausſpruch darüber thut, was die alte urſprüngliche Offenbarung in ſich ſchließe: ſo iſt auch der Ausſpruch des Papſtes nur inſoweit vor Irrtum geſichert, als dieſer Ausſpruch eine von Chriſtus und den Apoſteln geoffenbarte Lehre betrifft. Dies iſt die Bedeutung des vermeintlich neuen Glaubensſatzes. Iſt ja auch der Prophet nur unfehlbar geweſen, wenn er einen Ausſpruch Gottes zu verkünden hatte, nicht aber in Privatangelegenheiten. Und auch Paulus macht einen Unterſchied zwiſchen dem, was er perſönlich meint, und zwiſchen dem, was er im Auftrag des Herrn verkündet.

Dem Weſen nach hat man eigentlich in der katholiſchen Kirche ſchon vorher dieſen Glauben gehabt und ſich darnach gerichtet. Wenn bei Kirchenverſammlungen manche Biſchöfe für ja geſtimmt haben und andere für nein, ſo hat jedesmal das für den wahren Ausſpruch der Kirche gegolten, wozu der Papſt geſtimmt hat. Die Biſchöfe, welche anfänglich dagegen waren, haben ſich dann unterworfen und haben geſagt: Wo der Papſt iſt, da iſt die Kirche, wir wollen uns nicht trennen von der Kirche und halten dieſe Erklärung von Gott geleitet und darum geben wir unſere Privatmeinung auf. Vor dieſer Kirchenverſammlung ſchon iſt in den Katechismen mancher Diözeſen, auch in Deutſchland, dieſe Lehre von der Unfehlbarkeit des Papſtes zu finden. Auch haben die Päpſte ſchon oft, wenn in der katholiſchen Kirche neue Lehren in Schrift und Unterricht aufgekommen ſind, darüber einen Ausſpruch gethan. Und wenn der Ausſpruch gethan war, iſt die Sache fertig geweſen; kein Biſchof hat mehr geduldet, daß eine vom Papſt irrig erklärte Behauptung weiter gelehrt werde. Es haben alſo die Biſchöfe ſtets die Ausſprüche des Papſtes als endgültig angeſehen. Schon der große Kirchenvater Auguſtinus hat geſagt: „Rom hat geſprochen, die Sache iſt entſchieden.“

Chriſtus hat zu Petrus geſagt: „Ich habe für dich gebetet, daß ſich dein Glaube nicht verliere. Wirſt du nun einſt umgekehrt ſein, ſo ſtärke auch du deine Brüder.“ Luc. 22, 32. Die Kirchenväter legen dieſe Stelle ſo aus, daß dieſe Verheißung nicht nur auf Petrus, ſondern auf alle ſeine Nachfolger ſich beziehe. Und wirklich iſt von den 257 Päpſten, die es bis jetzt gegeben hat, niemals einer vom Glauben abgefallen, während ſchon zahllos viele Biſchöfe vom katholiſchen Glauben abgefallen ſind. Im 4. Jahrhundert wurde durch einen Prieſter Arius eine Ketzerei verbreitet, wornach Chriſtus nicht Gott, ſondern nur das vornehmſte Geſchöpf Gottes ſei. Da der römiſche Kaiſer Conſtantius ſelber dieſer Ketzerei ergeben war, ſo verbreitete ſie ſich ſo in den chriſtlichen Ländern, daß der hl. Hieronymus ſchreibt: „Der ganze Erdkreis ſeufzte und ſtaunte, daß er arianiſch geworden ſei.“ — Es ſchien beinahe fertig zu ſein mit der katholiſchen Kirche. Wodurch iſt ſie aber gerettet worden bei dieſem wilden ſchweren Anſtürmen des Irrglaubens, wobei noch die härteſten Verfolgungen gegen den katholiſchen Glauben von den irrgläubigen Kaiſern ausgeübt, die katholiſchen Biſchöfe abgeſetzt und eine Menge Biſchöfe abgefallen waren? Sie iſt gerettet worden durch den Fels in Rom, indem die Päpſte feſthielten am katholiſchen Glauben. Wenn nun wieder ſo etwas käme, und die Hälfte der Biſchöfe in einer Glaubensſache in Zwiſtigkeit käme mit der andern Hälfte, wo ſollte ſich der Katholik hinwenden, um ſicher zu gehen? Eben zu Petrus, zu dem Papſt, deſſen Glaube ſich nicht verlieren wird.

Die letzte Kirchenverſammlung hat alſo nichts Neues, Unerhörtes eingeführt, wenn ſie nach langer Beratung den Ausſpruch gethan: das Lehramt des Papſtes, inſofern er über eine Wahrheit, welche in Schrift und Ueberlieferung enthalten iſt, ſich amtlich für die ganze katholiſche Chriſtenheit ausſpricht, ſei gerade ſo vor Irrtum geſichert, wie bisher immer die Entſcheidung einer allgemeinen Kirchenverſammlung über eine Glaubenswahrheit von den Katholiken für unfehlbar und unabänderlich gehalten worden ſei. Und was ich noch ausdrücklich hinzuſetze: Nicht der Papſt, ſondern eine große Mehrheit von Biſchöfen haben den Antrag gemacht, daß es zum Glaubensſatz erklärt werde, das Lehramt des Oberhaupts der Kirche ſei irrtumsfrei.

Die Sache iſt ſo einfach. Wenn Gott uns durch den Heiland den Weg zeigen wollte, wie wir unſere Seelen für die Ewigkeit retten können; ſo muß er ſeine Offenbarung auch ſicher ſtellen, ſo daß jeder Chriſt zu allen Zeiten und überall erfahren kann, was zum Seelenheil notwendig iſt. Dazu iſt bloß das Wort der Bibel nicht genügend; denn es iſt geſchrieben in fremder Sprache, und in einer Bedeutung, die an vielen Stellen nicht zu ergründen iſt vom gemeinen Mann, und noch ſchwerer vom gelehrten, weil es dieſem oft an etwas fehlt, was der gemeine Mann noch hat, geſunden Menſchenverſtand und Glaube. Daher läßt die Bibel ſich kneten wie Wachs; dies lehrt die Erfahrung an den vielen Sekten. Gott hat aber ſeine Kirche nicht auf das Wachs willkürlicher Auslegung, ſondern auf einen Felſen gegründet, und dieſer Fels iſt Petrus. Freilich iſt damit nicht die Privatperſon des Petrus gemeint; denn ſein Leib wurde ans Kreuz genagelt und dann begraben, ſondern ſein Vorſteheramt, das bis auf den heutigen Tag fortgeführt wird durch den jeweiligen Papſt. Was wäre auch aus der Kirche geworden, wenn ſie nicht durch ein Oberhaupt zuſammengehalten wäre? Iſt es aber nicht natürlich, daß dieſem oberſten Aufſeher der Kirche die nämliche Zuverläſſigkeit vom göttlichen Stifter der Kirche verliehen iſt, wie der Verſammlung der Kirche ſelbſt, wenn es ſich um feſte ſichere Erklärung handelt über die erſte Offenbarungslehre. Das Wunder iſt doch nicht größer, wenn der oberſte Lehrer der Kirche in ſeinem lehramtlichen Ausſpruch vor Irrtum bewahrt wird, als wenn eine ganze Kirchenverſammlung davor bewahrt wird; kann Gott einige hundert Köpfe lenken, ſo kann er auch einen Einzigen lenken. — Darum ſagen alle, die katholiſch ſind, katholiſch bleiben wollen, zur Kirche und ihrem Oberhaupt, wie Petrus zum Stifter der Kirche: „Zu wem wollten wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens!“

(Aus: Alban Stolz, „Wohin ſollen wir gehen?“)

Wert gemeinſamer Arbeit. — Wenn ein Baum allein iſt, wird er von den Winden zerſchlagen und ſeiner Blätter beraubt; und ſeine Zweige, ſtatt ſich zu erheben, beugen ſich, als ſuchten ſie die Erde. — Wenn eine Pflanze allein ſteht, findet ſie kein Obdach gegen die Hitze der Sonne; ſie zehrt ſich ab, ſie welkt, ſie ſtirbt. — Wenn der Menſch allein ſteht, beugt ihn der Wind der Macht zur Erde, und die Heftigkeit der Begierden der Großen dieſer Erde verzehrt den Saft, der ihn ernährt.

Seid daher nicht wie die Pflanze und der Baum, die allein ſtehen; ſondern vereinigt euch mit einander, unterſtützt euch, ſeid euch gegenſeitig ein Obdach. So lange ihr uneins ſeid, und jeder nur an ſich denkt, ſo habt ihr nichts zu erwarten als Leiden, Unglück, Unterdrückung. Giebt es wohl etwas Schwächeres als den Sperling, etwas Waffenloſeres als die Schwalbe. Und doch naht ſich ein Raubvogel, ſo gelingt es den Schwalben und den Sperlingen, ihn in die Flucht zu treiben, dadurch daß ſie ſich um ihn her vereinigen und ihn gemeinſchaftlich verfolgen. Mögen der Sperling und die Schwalbe euch zum Vorbilde dienen!

Wer ſich von ſeinen Brüdern trennt, dem folgt die Furcht, wann er geht; ſie ſetzt ſich zu ihm, wann er ruht; ſie verläßt ihn ſelbſt nicht, wann er ſchläft. Frägt man euch daher: Wie viel ſeid ihr? ſo antwortet: Wir ſind einer; denn unſere Brüder, die ſind wir, und wir ſind unſere Brüder.

Gott hat weder Kleine noch Große geſchaffen; weder Herren noch Knechte, weder Könige noch Unterthanen: er hat alle Menſchen gleich gemacht. Aber unter den Menſchen haben einige mehr Kraft des Körpers, des Geiſtes oder des Willens; und dieſe ſind es, welche dahin ſtreben, ſich die anderen unterwürfig zu machen, wann der Hochmut oder die Begierde die Liebe zu ihren Brüdern in ihnen erſticken. Und Gott wußte, daß es ſo ſein würde, deswegen hat er den Menſchen befohlen, ſich zu lieben, damit ſie eins ſeien und die Schwachen nicht unter das Joch der Starken geraten. Denn derjenige, der ſtärker iſt als ein einziger, wird weniger ſtark ſein als zwei, wird weniger ſtark ſein als vier; und ſo werden die Schwachen nichts zu befürchten haben, wenn ſie ſich einander lieben und wahrhaft einig ſind.

Ein Mann kam auf einer Bergreiſe an eine Stelle, wo ein großer Fels, der auf den Weg gerollt war, denſelben ganz ausfüllte, und außer dieſem Wege gab es keinen Ausgang weder zur Rechten, noch zur Linken. Da dieſer Mann nun ſah, daß er wegen dieſes Felſens ſeine Reiſe nicht fortſetzen könne, verſuchte er es, ihn zu bewegen, um ſich Bahn zu machen; er mattete ſich ſehr ab bei dieſer Arbeit und alle ſeine Anſtrengungen waren vergebens. Als er dies ſah, ſetzte er ſich ganz traurig nieder und ſprach zu ſich: Was wird aus mir werden, kömmt die Nacht und überfällt mich in dieſer Einſamkeit, ohne Nahrung, ohne Obdach, ohne irgend ein Verteidigungsmittel, zur Zeit, wo die wilden Tiere ihre Höhlen verlaſſen, um auf Raub auszugehen? Und als er ſo in dieſe Gedanken verſunken war, kam ein anderer Reiſender; als dieſer nun ebenfalls begonnen, was der erſtere that und aber auf gleiche Weiſe ſein Unvermögen, den Felſen zu bewegen, eingeſehen hatte, ſetzte er ſich ſchweigend hin und neigte das Haupt. Und nach dieſem kamen noch mehrere andere, und keiner vermochte den Felſen zu bewegen, und aller Furcht war groß. Endlich ſprach einer zu den andern: Meine Brüder, laßt uns beten zu unſerm Vater, der im Himmel iſt; vielleicht hat er Mitleiden mit uns in dieſer Not. Und dieſes Wort fand Eingang und ſie beteten mit Inbrunſt zu dem Vater im Himmel. Und als ſie gebetet hatten, ſo ſprach derjenige, der geſagt hatte: Laßt uns beten! nun alſo: Wer weiß, meine Brüder, ob es mit vereinten Kräften uns nicht gelingt, zu bewerkſtelligen, was keinem einzelnen von uns gelingen könnte? Und ſie erhoben ſich und drückten alle zugleich an dem Felſen, da wich der Fels, und ſie wandelten ihre Straße in Frieden.

Der Reiſende iſt der Menſch, die Reiſe iſt das Leben, der Fels ſind die Beſchwerden, die er mit jedem Schritte auf ſeinem Wege antrifft. (F. v. La Mennais, „Worte eines Gläubigen"; überſ. v. E. Stöber.)

Die Mähderin.

Von Johann Ludwig Uhland (1787—1862).

1815.

„Guten Morgen, Marie! ſo frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treu'ſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja, mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen." —

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen;
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mahden[1] darnieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch ſchaffen im heißen Gefilde die ſummenden Bienen;
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne verſinkt, es ertönet das Abendgeläute;
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug iſt's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Herde von hinnen;
Marie, ſie dengelt die Senſe zu neuem Beginnen.

Schon ſinket der Tau, ſchon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall ſchlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum drittenmal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen;
Dort ſeht ihr Marien, die wonniglich weinende, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! was ſeh' ich! o fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! das lohn ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirat — du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen;
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen." —

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig, ein Tropfen, das iſt ihre einzige Speiſe.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Die Quelle dieſes Gedichtes findet ſich, nach dem Tagebuche Uhlands, in einer Nachricht des „Nürnberger Korreſpondenten". Dieſelbe lautet:

„Opfer der Liebe. Vor einiger Zeit ſtarb in dem Dorfe Diſouguin bei Aire, in der ehemaligen Grafſchaft Artois, ein Mädchen Marie Joſephe Dalb, als Opfer einer unmenſchlichen Härte, nach einem mehr als 11jährigen Leiden. Sie war Dienſtmagd bei einem Pächter, liebte den Sohn ihres Herrn mit aller Stärke eines jungen Herzens, und wurde ebenſo von ihm wieder geliebt. Der Vater will in keine Verbindung willigen, weil Marie arm iſt. Einſt zur Erntezeit ſagte er im Scherz, aber ernſt ſich ſtellend, zu ihr: „Marie, wenn du binnen jetzt und drei Tagen dieſes Feld abmähſt, ohne daß dir jemand dabei hilft, ſo ſollſt du meinen Sohn haben.' Das liebende Geſchöpf, dieſem Wort vertrauend, beginnt das Werk; die Liebe giebt ihr ungewöhnliche Stärke, ſie arbeitet Tag und Nacht, und als ſie es vollendet hat, und den verheißenen Lohn fordert, weiſt der Vater ſie ſchnöde mit den Worten ab: „Ho, Närrchen, es war ja nur Spaß!" Das hatte die Arme nicht erwartet. Getäuſchte Hoffnung und die übermenſchliche Anſtrengung in den letzten Tagen und Nächten verſetzten ſie in einen bewußtloſen Zuſtand, aus dem ſie auch nicht mehr erwachte; ihr Körper hatte alle Spannkraft verloren. Seit 10 Jahren war ſie ohne Bewußtſein, ohne Gefühl und gänzlich bewegungslos; ſie hätte während dieſer Zeit nichts als Waſſer mit etwas Honig vermiſcht genoſſen. Seit zwei Jahren hatte ſie ſich nicht ſelbſt von der Stelle bewegt, und kein Lebenszeichen von ſich gegeben, als ein faſt unmerkliches Atemholen, und daß ſie das dargereichte Honigwaſſer hinunterſchluckte."

Die alte Waſchfrau.

Von Adalbert v. Chamiſſo (1781—1838).

Die Veranlaſſung zu dem Gedichte gab dem Dichter eine fromme alte Waſchfrau, die für ihn arbeitete. Als die Frau ſpäter arbeitsunfähig wurde, ſchrieb er ein zweites Gedicht, in welchem er für ſie die Hilfe anderer anrief. Die Schlußſtrophe lautete:

> Ihr Frau'n und Herrn, Gott lohn's euch zumal.
> Er geb euch dieſes Weibes Jahre Zahl
> Und ſpät dereinſt ein gleiches Sterbekiſſen!
> Denn wohl vor allem, was man Güter heißt,
> Sind's dieſe beiden, die man billig preiſt,
> Ein hohes Alter und ein gut Gewiſſen.

Ueber den Erfolg berichtet Chamiſſo in einem Briefe vom 4. Juli 1838: „Wenn ich mich nicht ſelber reich ſchreiben kann, ſo kann ich doch andere reich machen. Er macht Herrſcher und verachtet ſelbſt, einer zu ſein. Beikommendes Blatt hat bei 150 Reichsthaler eingebracht, ein ſchönes Honorar für 30 Zeilen."

Du ſiehſt geſchäftig bei den Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüſtigſte der Wäſcherinnen
Im ſechs und ſiebenzigſten Jahr.
So hat ſie ſtets mit ſaurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegeſſen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemeſſen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und ſich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog ſie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung, ſind ihr Gut.
Zu ſuchen ihren Unterhalt,
Entließ ſie ſegnend ihre Lieben;
So ſtand ſie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

Sie hat geſpart und hat geſonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn geſponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand.
Die Schere brauchte ſie, die Nadel,
Und nähte ſo mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde, ſonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, ſie ſchätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es iſt ihr erſtes und ihr letztes,
Ihr Kleinod, ihr erſparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh ſich einzuprägen;
Dann legt ſie's wohlgefällig fort,
Bis ſie darin zur Ruh' ſie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte dieſem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen ſollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte ſo gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Luſt
An meinem Sterbehemde haben.

---

[1] Mahd bedeutet: 1) die zu mähende Wieſe; 2) das Gemähte.

Smith (ſpr.: Smiß), Adam, 1722—90, geboren zu Kirkcaldy in Schottland, wurde durch ſein Werk „Unterſuchung über das Weſen und die Urſachen des Wohlſtandes der Völker" der Stifter des ſogenannten Induſtrieſyſtems der Volkswirtſchaft, welches die Arbeit als die Hauptquelle jedes Einkommens erklärt, den Volksreichtum in der Arbeit des Landmanns wie des Gewerbsmannes ſieht, für die Arbeit ſelbſt Teilung der Kräfte, hinreichende Kapitalien und durch freien Wettbewerb zu erzielende angemeſſene Preiſe fordert. Dieſe Grundſätze Smiths ſind von durchgreifendem Einfluſſe auf die volkswirtſchaftlichen und ſtaatlichen Einrichtungen der gebildeten Völker geworden. Der folgende Aufſatz iſt dem 1. Buche ſeines bahnbrechenden Werkes entnommen.

Teilung der Arbeit. — Was die hervorbringende Kraft der Arbeit am meiſten vergrößert, und den zu ihrer nützlichen Anwendung nötigen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten am meiſten fortgeholfen hat, iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit der Umſtand geweſen, daß man die Arbeiten geteilt hat.

Den Einfluß, den die Teilung der Arbeit auf die allgemeine Betriebſamkeit der bürgerlichen Geſellſchaft hat, wird man am beſten einſehen, wenn man die Wirkung derſelben bei einzelnen Manufakturen beobachtet. Sie ſcheint nirgends weiter getrieben, als gerade in einigen, die nur Kleinigkeiten hervorbringen. Die Manufakturen, die nur eine kleine Anzahl von Menſchen mit kleinen und unbedeutenden Bedürfniſſen verſehen, beſchäftigen verhältnismäßig auch nur wenige Arbeiter. Alle diejenigen alſo, unter welche die verſchiedenen Zweige derſelben verteilt ſind, können oft unter demſelben Dache und in einerlei Werkſtätte verſammelt ſein, und laſſen ſich daher von dem Beobachter mit einem Blicke überſehen.

Ein Beiſpiel eines Handwerks, das eine geringe Sache hervorbringt, aber wegen der darin vorgenommenen Teilung der Arbeiten, ſchon oft angeführt iſt, giebt die Stecknadelfabrik. Ein zu dieſem Geſchäfte, nicht erzogener, und mit den darin erfundenen und jetzt gebräuchlichen Maſchinen unbekannter Handwerksmann, würde, mit dem äußerſten Fleiße, in einem Tage vielleicht nicht mehr als eine Nadel zu ſtande bringen; und gewiß würde der ausgelernteſte, wenn er alles an jeder Nadel allein machte, nicht mehr als 10 verfertigen können. Nach der Art aber, wie jetzt dieſe Fabrik betrieben wird, wo jeder Arbeiter nur einen geringen Teil deſſen, was zur Verfertigung einer ganzen Nadel gehört, und dieſen allein verfertiget, liefern die Arbeiter zuſammen eine verhältnismäßig weit größere Anzahl von Nadeln. Der eine Menſch zieht den Draht, der andere ſtreckt ihn, der dritte ſchneidet ihn in Stücke, der vierte macht die Spitze daran, der fünfte ſchleift ihn am andern Ende, um den Knopf darauf zu ſetzen. Den Nadelknopf zu machen, erfordert ſelbſt zwei oder drei von einander verſchiedene Arbeiten. Den Knopf auf die Nadel zu ſetzen, iſt ein eigenes Geſchäft; — die Nadeln weiß zu machen, ein anderes. Es macht ſogar ein Gewerbe aus, die Nadeln in die Papiere zu ſtecken. Und ſo findet ſich die wichtige Arbeit eine Stecknadel zu verfertigen, in achtzehn von einander abgeſonderte Arbeiten geteilt, die, in einigen Fabriken dieſer Art, von eben ſo viel verſchiedenen Händen verrichtet werden, obgleich in andern vielleicht zu zwei oder drei derſelben nur ein einziger Menſch gebraucht wird. Ich habe eine geringe Fabrik dieſer Art geſehen, worin nicht mehr als zehn Menſchen arbeiteten, daher zwei oder drei der gedachten Arbeiten von einem verrichtet wurden. Ob nun gleich dieſe Menſchen arm und alſo mit den nötigen Maſchinen nur mittelmäßig verſorgt waren, ſo konnten ſie doch, wenn ſie ſich angriffen, zuſammen über zwölf Pfund Nadeln in einem Tage machen. In einem Pfunde ſind mehr als 4000 Nadeln von mittlerer Größe. Dieſe zehn Perſonen alſo konnten in einem Tage mehr denn 48.000 Nadeln machen. Jeder einzelne unter den zehn alſo, da der zehnte Teil der Arbeit auf ihn kömmt, kann ſo angeſehen werden, als hätte er 4800 Nadeln in einem Tage verfertigt. Wenn aber jeder für ſich hätte alles machen müſſen, was zur Verfertigung einer Nadel gehört, ohne daß ſie einander in die Hand gearbeitet, ohne daß jeder von ihnen in einem beſondern Zweige der ganzen Arbeit eine eigene Fertigkeit erworben hätte: ſo würde, wie geſagt, jeder vielleicht nur eine, gewiß aber nicht mehr als zehn Nadeln zu ſtande gebracht haben, und alſo im ganzen nicht der 240ſte, vielleicht nicht der 4800ſte Teil der Anzahl verfertigt worden ſein, die jetzt dieſe 10 Perſonen, durch eine geſchickte Teilung und Anordnung ihrer verſchiedenen Arbeiten, zu verfertigen im ſtande waren.

In jeder andern Kunſt, in jedem Handwerke ſind die Wirkungen der verteilten Arbeit denen, welche ſie in dieſer unbedeutenden Kunſt hat, vollkommen ähnlich; ob es gleich vielleicht in mancher andern nicht möglich iſt, die ganze Arbeit in ſo viele Verrichtungen zu teilen, und die einem jeden einzelnen Menſchen aufgetragene ſo einfach zu machen.

Hieraus iſt urſprünglich die Abſonderung der verſchiedenen Arten der Handwerke und Gewerbe von einander entſtanden. Je höher in jedem Lande die Kultur ſteigt, je vollkommener der Kunſtfleiß in demſelben wird: deſto weiter geht auch die Abteilung und Trennung der Gewerbsarten. Was unter einem noch rohen Volke und in einem noch wenig gebildeten Zuſtande der Geſellſchaft das Werk eines einzigen Menſchen iſt, macht in einem betriebſamen und verfeinerten Volke die Arbeit von vielen aus. In jedem Staate, welcher Fortſchritte in der Civiliſation gemacht hat, iſt der Landwirt nichts weiter als Landwirt und der Handwerker nichts weiter als Handwerker. Selbſt diejenigen Arbeiten, welche zu vollſtändiger Verfertigung eines einzigen Fabrikats gehören, ſind bei ihm faſt immer unter eine Menge von Händen geteilt. Wie viele von einander abgeſonderte Gewerbe ſind nicht mit der Verarbeitung der Leinen- und Wollenwaren beſchäftigt, von dem Landwirte an zu rechnen, der den Flachs erzeugt und die Schaftriften unterhält, bis auf den Bleicher und Mangelmeiſter, der an die Leinwand, — oder bis auf den Färber und Bereiter, der an das Tuch die letzte Hand legt! Der Ackerbau macht hier allein eine Ausnahme. Die Natur deſſelben erlaubt es nicht, daß die verſchiedenen zu ihm gehörigen Arbeiten ſo von einander abgeſondert, und daß jede derſelben einer eigenen Klaſſe von Menſchen anvertrauet würden, wie beides in Manufakturarbeiten ſo gewöhnlich iſt. Die Beſtellung des Getreidefeldes kann von der Kultur und Benutzung der Weideplätze nicht dergeſtalt getrennt werden, daß der eine Mann ein bloßer Ackersmann, der andere ein Wieſenbauer ſein könne, ſo wie der eine Mann ein Zimmermann, der andere ein Schmied iſt. — Gemeiniglich iſt der Schmied eine andere Perſon, als der Weber: aber der, welcher das Feld pflügt, den Acker eggt, ihn beſäet, und das Getreide endlich einerntet, iſt gemeiniglich eine und dieſelbe Perſon. Da jede dieſer Arbeiten eine beſondere Jahreszeit verlangt, mit der ſie erſt wieder zurückkehrt: ſo kann keine derſelben ihren Mann ganz beſchäftigen. Vielleicht iſt dieſe Unmöglichkeit, die Arbeiten der Landwirtſchaft unter mehrere von einander verſchiedene Perſonen zu teilen, eine der Urſachen, warum ihre Fortſchritte mit den Künſten und Manufakturen in einem Lande nicht immer gleichen Schritt halten; warum die hervorbringenden Kräfte der erſten nicht in eben dem Grade, als die der letzten vermehrt werden. Reiche und blühende Nationen zeichnen ſich zwar von ihren Nachbarn ebenſowohl durch einen vollkommenen Landbau, als durch beſſere Manufakturen aus: aber doch iſt die Ueberlegenheit, die ſie in Abſicht der letzteren haben, größer, als die im erſtern. Ihr Grund und Boden iſt ohne Zweifel im ganzen beſſer angebauet, und bringt, da mehr Arbeit und Koſten auf ihn verwandt ſind, nach dem Verhältniſſe ſeines Umfangs und ſeiner natürlichen Fruchtbarkeit, auch mehr hervor. Aber dieſer Ueberſchuß der Produktenmenge beträgt ſelten mehr, als die Summe der neu hinzugekommenen Arbeit und Koſten. Vom Ackerbaue iſt der Satz nicht allgemein wahr, daß einerlei Menge Arbeit in einem begüterten Lande mehr, als in einem armen hervorbringe; oder wenigſtens iſt dieſer Unterſchied nicht ſo groß, als er bei den Erzeugniſſen der Manufakturarbeiten iſt. Das Korn, welches in einem reichen Lande erzeugt wird, kömmt nicht immer wohlfeiler zu Markte, als das Korn des armen Landes, wenn es mit dieſem von gleicher Güte iſt. Aber wenn das arme Land, ſeines ſchlechteren Ackerbaues ungeachtet, in der Wohlfeilheit und Güte ſeines Getreides, mit dem reichern wetteifern kann: ſo kann es ſich doch, in Abſicht ſeiner Manufakturwaren, mit dieſem in gar keine Vergleichung ſtellen; wenigſtens dann nicht, wenn die Manufakturen des reichen Landes, ſeinem Boden, Klima und ſeiner Lage angemeſſen ſind.

Daß durch die Verteilung der Arbeiten die Menge der verfertigten Sachen, bei einer gleichen Anzahl damit beſchäftigter Hände, ſo ſehr vermehrt wird, kommt von dreierlei ganz verſchiedenen Urſachen her. Erſtlich davon, daß dadurch die Geſchicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters, in dem, was er zu thun über ſich genommen hat, vermehrt wird: zweitens davon, daß die Zeit erſpart wird, die, wenn ein Menſch mehrere Arbeiten treibt, bei dem Uebergange von einer zur andern, unausbleiblich verloren geht; und endlich drittens, von den Maſchinen, zu deren Erfindung dieſe Verteilung der Arbeit Anlaß giebt, — durch welche Maſchinen die Arbeit dergeſtalt abgekürzt und erleichtert wird, daß ein Menſch im ſtande iſt, die Arbeit von vielen zu thun.

Erſtlich: je geſchickter ein Handwerksmann in ſeiner Arbeit iſt, deſto mehr bringt er dadurch zu ſtande. Die Verteilung der Arbeiten aber macht notwendig den Arbeiter geſchickter, weil ſie die Verrichtung eines jeden auf eine einzige einfache Operation einſchränkt, und aus dieſer Operation die Beſchäftigung ſeines ganzen Lebens macht. Ein gemeiner Schmied, der zwar den Hammer zu führen verſteht, aber nicht in der Uebung iſt, Nägel zu machen, wird ſicherlich nicht über ein- oder zweihundert Nägel des Tages zu ſtande bringen, die auch noch dazu ziemlich ſchlecht ſein werden. Ein Schmied, der zwar Nägel zu machen gewohnt iſt, aber daraus nie ſein einziges oder ſein vornehmſtes Geſchäft gemacht hat, wird, bei dem äußerſten Fleiße, nicht mehr als 800 bis 1000 Nägel in einem Tage verfertigen. Hingegen habe ich Burſchen von nicht zwanzig Jahren geſehen, die nie etwas anderes gethan hatten, als Nägel machen, und die, wenn ſie ſich anſtrengten, in einem Tage mehr als 2300 Nägel verfertigen konnten. Und doch iſt die Verfertigung eines Nagels noch bei weitem nicht eine der einfachſten Handwerksarbeiten. Derſelbe Menſch muß das Gebläſe beſorgen, muß das Feuer, ſo oft es notthut, anſchüren, oder neue Kohlen zulegen, muß das Eiſen glühend machen und alle Teile des Nagels ſchmieden. Wenn er den Kopf des Nagels ſchmie det, iſt er ſogar genötigt, neue Werkzeuge zur Hand zu nehmen. Die verſchiedenen Thätigkeiten, in welche die, zu Verfertigung einer Nadel oder eines metallenen Knopfes nötigen Arbeiten verteilt ſind, ſind ſämtlich weit einfacher; und die Fertigkeit einer Perſon, die ihr ganzes Leben hindurch kein anderes Geſchäft als dieſes getrieben hat, iſt gewöhnlicherweiſe weit größer. In der That werden einige Arbeiten der genannten beiden Manufakturen mit einer Geſchwindigkeit gemacht, die jedem, welcher nicht Augenzeuge davon geweſen iſt, unglaublich ſcheint.

Zweitens, der Vorteil, welcher dadurch erhalten wird, wenn man die Zeitverſäumnis des Ueberganges von einer Arbeit zur andern erſparen kann, iſt weit größer, als man beim erſten Anblicke denken ſollte. Es iſt unmöglich, mit Arbeiten, deren jede an einem anderen Orte, und mit ganz anderen Werkzeugen verrichtet werden muß, ſehr geſchwind zu wechſeln. Ein Leineweber auf dem Lande, der zugleich ein kleines Gütchen bewirtſchaftet, verliert einen guten Teil ſeiner Zeit damit, vom Felde zu ſeinem Weberſtuhle, — und vom Weberſtuhle aufs Feld zu gehen. Wenn die beiden Gewerbe in demſelben Arbeitshauſe getrieben werden können: ſo iſt freilich der Zeitverluſt geringer, aber auch dann noch beträchtlich. Jeder faulenzt und zaudert gemeiniglich ein wenig, wenn er eine Art der Arbeit bei Seite legt, um eine andere vorzunehmen. Beim erſten Anfange der neuen geht der Arbeiter ſelten recht herzhaft und thätig zu Werke. Sein Geiſt iſt noch nicht gleich dabei, wenn er auch ſchon die Hand angelegt hat, und eine zeitlang ſpielt er mehr, als daß er ernſtlich und mit Erfolg arbeiten ſollte. Die meiſten Dorfhandwerker, die alle halbe Stunden mit ihren Arbeiten und mit ihren Werkzeugen wechſeln, werden durch die Gewohnheit, bei dieſem Uebergange zu zaudern oder eine zeitlang ſaumſelig und läſſig zu arbeiten, faſt durchgängig faul und läſſig gemacht, — und ſind auch dann zu einem angeſtrengten Fleiße unfähig, wenn die Umſtände ſie am dringendſten dazu auffordern.

Drittens und letztens: Jedermann ſieht ein, wie ſehr durch wohlausgedachte Maſchinen die Arbeit abgekürzt und erleichtert wird; es iſt unnötig davon Beiſpiele zu geben. Ich will nur das einzige anmerken, daß es ſcheint, als ob die Erfindung dieſer, die Arbeit ſo ſehr abkürzenden und erleichternden Maſchinen durch die Verteilung der Arbeiten urſprünglich veranlaßt worden wäre. Jeder Menſch entdeckt die leichteſten und bequemſten Mittel zur Erreichung ſeines Endzwecks weit eher, wenn die ganze Aufmerkſamkeit ſeines Geiſtes auf dieſen einzigen Gegenſtand gerichtet, als wenn ſie unter einer großen Mannigfaltigkeit von Dingen geteilt iſt. Nun wird aber, durch die Verteilung der Arbeit, dieſe ungeteilte, auf einen Gegenſtand vereinigte Aufmerkſamkeit erhalten. Es iſt alſo alsdann natürlicherweiſe zu erwarten, daß eine oder die andere der Perſonen, die zu jedem beſondern Zweige der Arbeit angeſtellt werden, leichtere und beſſere Methoden in dem, was ihre immerwährende Verrichtung iſt, ausfindig machen wird, wenn anders die Natur der Sache eine ſolche Verbeſſerung zuläßt. Ein großer Teil der Maſchinen, die jetzt bei ſolchen Manufakturen im Gebrauche ſind, wo die Verteilung der Arbeit am größten iſt, waren urſprünglich Erfindungen gemeiner Arbeiter, die, da ſie nur eine einzige und noch dazu ganz einfache Sache zu thun hatten, natürlicherweiſe ihre Gedanken damit beſchäftigten, wie ſie ſie noch leichter und geſchwinder verrichten könnten. Diejenigen, welche die Werkſtätten ſolcher Manufakturen oft beſuchen, werden ſich erinnern, oft ſolche ſehr fein ausgedachte Maſchinen geſehen zu haben, welche von gemeinen Arbeitsleuten, bloß in der Abſicht, ihre beſondere und einzelne Arbeit zu erleichtern und zu beſchleunigen, erfunden waren. In den erſten Feuermaſchinen wurde ein Knabe dazu gebraucht, die Verbindung zwiſchen dem Keſſel und dem Cylinder, ſo wie der Stempel in die Höhe ging oder herunterſtieg, wechſelsweiſe zu öffnen und wieder zu ſchließen. Einer von dieſen Burſchen, der gerne mit ſeinen Kameraden ſpielen wollte, bemerkte, daß wenn er an die Handhabe des Ventils, welches die Verbindung geöffnet, einen Strick befeſtigte, und ihn mit einem gewiſſen andern Teile der Maſchine in Verbindung brächte, das Ventil ſich von ſelbſt, ohne ſein Zuthun, öffnen und ſchließen, und er alſo Freiheit haben würde, ſich mit ſeinen Spielgeſellen zu erluſtigen. Auf dieſe Weiſe ward eine der größten Verbeſſerungen, die bei dieſer Maſchine ſeit ihrer erſten Erfindung angebracht worden iſt, von einem mutwilligen Knaben entdeckt, der ſich gerne etwas Arbeit erſparen wollte.

Doch ſind bei weitem nicht alle Verbeſſerungen in dem Maſchinenweſen Erfindungen der Perſonen geweſen, die dieſer Maſchinen bedurften. Einige ſind durch Mechaniker erfunden worden, die aus der Verfertigung von Maſchinen ihr eigentümliches Gewerbe machten. Andere ſind das Werk derjenigen geweſen, die wir Philoſophen oder Spekulanten nennen, deren Geſchäft es nicht iſt, irgend etwas zu machen, ſondern alles zu beobachten, und die eben deswegen im ſtande ſind, zwiſchen den Kräften der entfernteſten und einander unähnlichſten Gegenſtände eine Verknüpfung zu finden. Bei dem Fortſchritte der Kultur in der bürgerlichen Geſellſchaft, wird aus dem Philoſophieren und der Spekulation eben ſo gut ein eigener Nahrungszweig und die einzige Beſchäftigung einer ganzen Klaſſe von Menſchen, als aus jeder andern Verrichtung. Auch wird es, gleich dieſen andern Verrichtungen, in eine große Anzahl verſchiedener Zweige geteilt, wovon jeder einer beſonderen Klaſſe der Philoſophen Beſchäftigung giebt. Und dieſe Einteilung der Beſchäftigungen hat in der Philoſophie eben ſowohl, als bei den übrigen Gewerben, die Geſchicklichkeit der Arbeitenden vermehrt und ihnen Zeit erſpart. Jeder, auf einen kleinen Teil der Wiſſenſchaften eingeſchränkte Gelehrte, dringet tiefer in denſelben ein; — im ganzen wird alſo mehr ausgerichtet: und — die Maſſe von Einſicht und Wiſſenſchaft in der Nation wird anſehnlich vermehrt.

Dieſe, aus der Verteilung der Arbeiten entſtehende Vervielfältigung der Erzeugniſſe aller Künſte iſt das, was in einer wohleingerichteten, und weiſe regierten bürgerlichen Geſellſchaft diejenige allgemeine Wohlhabenheit veranlaßt, die ſich auch bis auf die unterſten Stände erſtreckt. Jeder Arbeiter hat alsdann von der Sache, welche er hervorbringt, über die Menge, deren er ſelbſt bedarf, noch einen großen Ueberſchuß und dieſen kann er ablaſſen. Und da jeder andere Arbeiter in gleichem Falle iſt: ſo kann der erſte die ihm überflüſſige Menge ſeiner Ware, gegen eine gleiche Menge, — oder, welches auf eins hinausläuft, gegen den Preis einer gleichen Menge Waren, welche die übrigen verfertiget haben, austauſchen. Er verſorgt ſie reichlich mit dem, was ſie bedürfen, und wird von ihnen hinwiederum eben ſo reichlich mit demjenigen verſorgt, was er nötig hat; — und ſo verbreitet ſich ein allgemeiner Ueberfluß über alle Klaſſen der Geſellſchaft.

Man gebe nur auf die Bequemlichkeiten Achtung, deren, in einem kultivierten und blühenden Lande, der gemeinſte Handwerker oder Tagelöhner genießt, und man wird finden, daß die Anzahl von Menſchen, deren Fleiß ſich vereinigen mußte, um ihm jene Bequemlichkeiten zu verſchaffen, — ob ſie gleich von dem ſämtlichen Erzeugnis ihres Fleißes nur einen ſehr kleinen Teil ausmachen, — über alle Berechnung groß iſt. Der wollene Rock zum Beiſpiel, der den Tagelöhner deckt, ſo grob und gemein er ausſehen mag, iſt doch das Erzeugnis der vereinigten Arbeit einer ſehr großen Anzahl fleißiger Menſchen. Der Schäfer, der, welcher die Wolle ſortierte, der Wollkämmer, der Färber, der Spinner, der Weber, der Walkmüller, der Tuchſcherer, — dieſe alle mußten, mit vielen andern, ihre Kunſtarbeiten vereinigen, wenn auch nur dieſes ſchlechte Fabrikat zum Vorſchein kommen ſollte. Wie viele Kaufleute und Fuhrleute waren nicht überdies beſchäftigt, das Material von einem dieſer Arbeiter zum andern, oft in einer entfernten Gegend des Landes wohnenden, zu führen! Welche ausgebreitete Schiffahrt und Handlung — wie viele Schiffbauer, Segelmacher, Seiler und Schifferleute waren nicht erforderlich, um die zum Färben dieſes Tuches gehörigen Materialien zuſammen zu bringen, welche oft von den entlegenſten Gegenden des Erdbodens herbeigeholt werden müſſen! Welche mannigfaltige Arbeit iſt nicht auch zur Hervorbringung der Werkzeuge der niedrigſten unter dieſen Arbeiten nötig? Ohne der ſehr künſtlichen und zuſammengeſetzten Maſchine zu gedenken, dergleichen ein Schiff, ein Weberſtuhl, oder eine Walkmühle iſt: wollen wir nur einmal unterſuchen, wie viele verſchiedene Arten von Arbeit dazu erfordert werden, um die ſo äußerſt einfache Maſchine, eine Schere, wie ſie zum Schafſcheren erfordert wird, hervorzubringen. Da kommen erſtlich die Bergleute, dann die, welche die Oefen zur Schmelzung des Eiſenerzes erbauen, die, welche dazu das Holz fällen, oder die Kohlen brennen, — der Ziegelſtreicher und Maurer, dann alle die Arbeiter, welche die Schmelzöfen zu beſorgen haben, der Hammermeiſter, der Schmied. Alle dieſe mußten ihre ganz verſchiedenen Arbeiten und Gewerbe vereinigen, wenn eine einzige ſolche Schere zu ſtande gebracht werden ſollte. Unterſuchten wir auf gleiche Weiſe alle Teile der Kleidung und des Hausrats des geringſten Landmanns, das grobe leinene Hemd, welches er auf dem Leibe trägt, die Schuhe an ſeinen Füßen, das Bett, worin er liegt und deſſen ſämtliche Teile, den Roſt, auf welchem er ſeine Speiſen zubereitet, die Steinkohlen, die er dazu braucht, — die vielleicht aus tiefen Schachten gegraben werden müſſen, betrachteten wir alle die Hände, die mit der Zubereitung des von ihm verzehrten Brotes und Bieres beſchäftigt ſind, die, welche ſeine Glasfenſter, (wodurch er Wärme und Licht in ſeine Wohnung erhält, indes er ſie vor Regen und Wind verſchließen kann) verfertigen; betrachteten wir, ſage ich, alle dieſe Dinge, und die zu ihrer Hervorbringung unentbehrlichen Arbeiten: ſo würden wir einſehen, daß in einem ziviliſierten Lande ſelbſt der geringſte Einwohner nicht ohne den Beiſtand und die vereinigte Wirkſamkeit von vielen Tauſenden die gewohnte Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe erhalte, — Bedürfniſſe, die man für viel einfacher und viel leichter zu befriedigen hält, als ſie wirklich ſind. Freilich ſind ſie beides verhältnismäßig, wenn man ſie mit dem Luxus der Großen, und mit den unermeßlichen Forderungen ihrer Sinnlichkeit und Eitelkeit vergleicht. Aber doch übertrifft vielleicht die Summe aller Bequemlichkeiten, welche die Haushaltung eines europäiſchen Fürſten erfordert, die, welche ein wohlhabender, ſparſamer Bauer genießt, nicht ſo ſehr, als letztere die häusliche Einrichtung vieler afrikaniſchen Könige übertreffen, wenn gleich dieſe unumſchränkte Herren über das Leben und die Freiheit von zehntauſend nackten Sklaven ſind. Adam Smith, „Nationalreichtum“.

Nahrungsaufnahme der Pflanzen. — Die Pflanzen, welche der Landwirt auf ſeinen Feldern baut, die Halmpflanzen, Rüben und Knollengewächſe, verhalten ſich bezüglich der Aufnahme ihrer unverbrennlichen Nahrungsſtoffe auf eine ganz eigentümliche Weiſe. Während die Seegewächſe ihren ganzen Bedarf an dieſen Stoffen von dem umgebenden Mittel in gelöſtem Zuſtand empfangen, führt das Waſſer, welches den fruchtbaren Ackerboden durchdringt, keinen der drei wichtigſten und weſentlichſten Nahrungsſtoffe, keine Phosphorſäure, kein Kali, kein Ammoniak den Wurzeln der Landpflanzen zu. Die Ackerkrume giebt an das Waſſer für ſich keinen dieſer Nahrungsſtoffe ab, und ihr Uebergang in den Organismus muß demnach, unter Mitwirkung des Waſſers, direkt durch ihre Organe der Aufſaugung, die ſich im Boden befinden, vermittelt werden. Die Wurzeln entziehen dieſe Stoffe den vom Waſſer durchdrungenen Teilen der Ackerkrume, die ſich in Berührung mit ihrer aufſaugenden Oberfläche befinden, und wenn die Pflanze zu ihrer vollen Entwicklung gelangen ſoll, ſo muß in dieſen Teilen notwendig der entſprechende ganze Bedarf vorhanden ſein; denn von andern als den ſie berührenden Teilen kann die Wurzel dieſe Stoffe nicht empfangen.

Wenn aber die Nahrung ſich nicht der Wurzel zubewegt, ſo muß notwendig die Wurzel der Nahrung nachgehen.

Der Boden kann natürlich an die Pflanze nicht mehr abgeben, als er ſelbſt an Nahrungsſtoffen enthält, und nicht die Summe von Nahrungsſtoffen, die ſich darin befindet, giebt ein Maß ab für ſeine Fruchtbarkeit, ſondern dieſe hängt ab von den Teilen der Summe, die ſich in den kleinſten Teilchen der Ackerkrume befinden; nur dieſe können mit der Wurzel in Berührung kommen.

Ein Knochenſtück von zwei Lot (=30000 Milligr.) in einem Kubikfuß Erde hat keinen merklichen Einfluß auf deſſen Fruchtbarkeit; ſind aber dieſe 30000 Milligrammen phosphorſaurer Kalk in allen Teilen der Erde gleichmäßig verteilt und verbreitet, ſo reichen ſie hin für die Ernährung von 120 Weizenpflanzen; 10000 Milligrammen Nahrungsſtoff von 100 Quadratmillimeter Oberfläche ſind in derſelben Zeit nicht wirkſamer als 10 Milligramme von derſelben Oberfläche; von zwei Feldern von gleichem Gehalt an Nahrungsſtoffen kann das eine ſehr fruchtbar ſein, während auf dem andern die Pflanze nicht gedeiht, wenn in dem erſten die Nahrung mehr und gleichmäßiger als in dem andern verteilt und verbreitet iſt.

Der gewöhnliche Pflug bricht und wendet das Erdreich, ohne es zu miſchen, und verſchiebt nur etwas den Ort, wo Pflanzen gewachſen ſind. Der Spaten bricht, wendet und miſcht.

Eine Kartoffel-, Rüben- oder Weizenpflanze wird an der Stelle, wo in einem vorhergehenden Jahre die nämliche Pflanze ſich entwickelt hat, nicht mehr gedeihen können, wenn der Boden in den Teilen, mit welchen die Pflanzenwurzeln in Berührung waren, keinen Nahrungsſtoff oder nur unzureichenden Reſt enthält; die Wurzeln der folgenden Pflanzen finden an allen dieſen Stellen keine oder nur eine ungenügende Menge Nahrung vor; jede andere Stelle iſt reicher daran.

Da die kleinſten Teilchen der Nahrung von ſelbſt den Ort im Boden nicht verlaſſen, an welchem ſie in der Ackerkrume feſtgehalten ſind, ſo ſieht man ein, welch' einen außerordentlichen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Landes oder die Ernteerträge die mechaniſche Bearbeitung des Bodens, ſeine ſorgfältige Zerteilung und innige Miſchung haben muß.

Dies iſt unter allen Schwierigkeiten, welche der Landwirt zu überwinden hat, die größte.

Wenn das Feld eine Ernte liefern ſoll, welche ſeinem vollen Gehalt an Nahrungsſtoffen entſprechend iſt, ſo gehört hierzu als nächſte und wichtigſte Bedingung, daß ſeine phyſikaliſche Beſchaffenheit auch den feinſten Wurzeln geſtatten muß, an die Orte zu gelangen, wo ſich die Nahrung befindet; der Boden darf ihre Ausbreitung durch ſeinen Zuſammenhang nicht hindern. Pflanzen mit feinen dünnen Wurzeln gedeihen in einem zähen ſchweren Boden nicht mehr, auch wenn er reich an mineraliſcher Nahrung iſt, und es erklärt ſich eine der vielerlei günſtigen Wirkungen der Gründüngung und der Vorzug, den in manchen Fällen die Landwirte dem friſchen vor dem verrotteten Stallmiſt geben, auf eine ſehr einfache Art.

Die mechaniſche Beſchaffenheit des Feldes wird in der That durch das Unterpflügen von Pflanzen und Pflanzenteilen auf eine bemerkenswerte Weiſe verändert. Ein zäher Boden verliert hierdurch ſeinen Zuſammenhang; er wird mürbe und leicht zerdrückbar, mehr als durch das fleißigſte Pflügen. In einem Sandboden, deſſen Teile keinen Zuſammenhang haben, wird dadurch eine gewiſſe Bindung hergeſtellt. Jedes Hälmchen der untergepflügten Gründüngungspflanze öffnet, indem es verweſt, den feinen Wurzeln der Getreidepflanze eine Thür und einen Weg, durch welche ſie ſich nach allen Richtungen im Boden verbreiten und ihre Nahrung holen kann. Der Boden empfängt außer den verbrennlichen Beſtandteilen von der Gründüngungspflanze nichts, was er nicht ſchon vorher enthielt; ohne das Vorhandenſein der nötigen mineraliſchen Nahrungsſtoffe würden dieſe für ſich allein ohne alle Wirkung auf die Erhöhung des Ertrages ſein. Keiner von den drei wichtigſten Nahrungsſtoffen der Pflanzen iſt für ſich in löslichem Zuſtand im Boden zugegen, und keins von allen Mitteln, welche der Landwirt gebraucht, um ſie ſeinen Pflanzen nutzbar zu machen, nimmt der Ackerkrume das Vermögen, ſie feſtzuhalten, oder, wären ſie gelöſt, dieſer Löſung zu entziehen. Alle dieſe Mittel dienen hauptſächlich nur, um ſie in dem Boden gleichförmig zu verbreiten und den Pflanzenwurzeln erreichbar zu machen. — Der Gehalt an Nahrungsſtoff in jedem Teil des Querſchnitts des Bodens, in jedem Quadratmillimeter abwärts beſtimmt ſeinen Ernährungswert. Jede Wurzelfaſer nimmt auf, was ſie, entſprechend ihrem Querſchnitt, auf ihrem Wege abwärts in die Tiefe antrifft. — Ein Hektar Feld, welches von der Oberfläche abwärts nicht mehr als 250 Ko. Bodenbeſtandteile (und darin 50 Ko. = 100 Pfd. Kali, und 25 Ko. = 50 Pfd. Phosphorſäure) enthielte, würde, wie aus dieſer Betrachtung ſich ergibt, für eine Weizenernte vollkommen unfruchtbar ſein, denn wenn auch die Weizenpflanze ſtatt hundert Wurzeln deren tauſend, jede von der Dicke einer Hyazinthenwurzel; beſäße, ſo würde ſie durch dieſe dennoch nur den zehnten Teil ihres Bedarfs vom Boden empfangen können.

Nach unſerer Annahme, welche den vollen Gehalt in Wirklichkeit nicht erreichen dürfte, müßte ein Hektar Weizenfeld, um eine mittlere Weizenernte zu liefern, von der Oberfläche abwärts mindeſtens 5000 Ko. Kali und 2500 Ko. Phosphorſäure enthalten. — Wenn der Boden auf das ſorgfältigſte gemiſcht worden iſt, ſo findet die im nächſten Jahr auf demſelben Felde wachſende Weizenpflanze an jeder Stelle ein Prozent weniger Nahrung vor, und der Ertrag an Korn und Stroh muß in eben dieſem Verhältnis kleiner ſein.

Welches auch die durch klimatiſche Verhältniſſe bedingte Abweichungen in den Ernteerträgen der dazwiſchen liegenden Jahre geweſen ſein mögen, ſo ſieht man ein, daß auf dieſem Felde, in dem 31ſten Jahr, wenn kein Erſatz ſtattgefunden hat, im günſtigſten Falle nur $^{185}/_{250}=0{,}74$ oder etwas weniger als $^3/_4$ einer mittleren Ernte erzielt werden kann. Wenn dieſe drei Viertel der mittleren Ernte dem Landwirt keinen hinlänglichen Ueberſchuß in ſeiner Einnahme verſchaffen, wenn ſie einfach ſeine Ausgaben decken, ſo heißt der Ertrag kein lohnender Ertrag. Von dem Felde ſagt er alsdann, es ſei erſchöpft für die Weizenkultur, obwohl es noch vierundſiebenzigmal mehr an Nahrungsſtoffen enthält, als eine mittlere Ernte jährlich bedarf; die ganze Summe hatte bewirkt, daß im erſten Jahr jede Wurzel in den Teilen des Bodens, mit denen ſie in Berührung kam, die erforderliche Menge von Bodenbeſtandteilen zu ihrer vollen Entwicklung vorfand, und die auf einander folgenden Ernten haben bewirkt, daß ſich im 31ſten Jahr nur $^3/_4$ dieſer Quantität in dieſen Teilen davon vorfindet. — Ein für den Weizenbau erſchöpftes Feld liefert lohnende Ernten von Roggen. Unſerer Rechnung nach enthält ein für die Weizenkultur erſchöpftes Feld immer noch 18492 Ko. Bodenbeſtandteile, die ihrer Beſchaffenheit nach identiſch mit denen ſind, welche die Roggenpflanze nötig hat. Ein Feld, welches keine lohnende Roggenernte mehr liefert, iſt deshalb nicht unfruchtbar für die Haferpflanze. Eine mittlere Haferernte (2000 Ko. Korn und 3000 Ko. Stroh) entzieht dem Boden 310 Ko. Aſchenbeſtandteile; 60 Ko. mehr als eine Weizenernte, und 130 Ko. mehr als eine Roggenernte. Die Haferernten werden hiernach den Boden am raſcheſten erſchöpfen; ſchon nach $12^3/_4$ Jahren wird die Ernte auf drei Viertel ihres anfänglichen Betrags herabſinken müſſen. — Wenn die Summe der Nahrungsſtoffe um eine gewiſſe Anzahl von Teilen vermindert worden iſt, ſo hört der Boden auf, in landwirtſchaftlichem Sinne fruchtbar für ein Kulturgewächs zu ſein. Wenn durch Einverleibung von atmoſphäriſchen Nahrungsſtoffen, von organiſchen Materien und Ammoniakſalzen die Erträge eine Reihe von Jahren hindurch geſteigert worden ſind, ſo tritt der Zuſtand der Erſchöpfung früher ein; durch Hinderniſſe und Widerſtände in der Aufnahme der Nahrung werden die Erträge kleiner, und die Grenze der Erſchöpfung tritt alsdann ſpäter ein. — Für eine jede Kulturpflanze beſteht ein ſolches Geſetz. Dieſer Zuſtand der Erſchöpfung tritt unabwendbar ein, auch wenn in einer Reihenfolge von Kulturen dem Boden nur ein einziger von allen den verſchiedenen, für die Ernährung der Gewächſe notwendigen, mineraliſchen Nahrungsſtoffen entzogen worden iſt; denn der eine, welcher fehlt oder mangelt, macht alle andern wirkungslos, oder nimmt ihnen ihre Wirkſamkeit.

Mit einer jeden Frucht, mit einer jeden Pflanze oder Teil einer Pflanze, die man vom Feld hinwegnimmt, verliert der Boden einen Teil von den Bedingungen ſeiner Fruchtbarkeit, d. h. er verliert das Vermögen, dieſe Frucht, Pflanze oder Teil einer Pflanze nach Ablauf einer Reihe von Kulturjahren wieder zu erzeugen. Tauſend Körner bedürfen tauſendmal ſo viel Phosphorſäure vom Boden wie ein Korn, und wenn es an dem tauſendſten Teil von Phosphorſäure im Boden fehlt, ſo bildet ſich das tauſendſte Korn nicht aus. Ein einzelner von dem Getreidefeld hinweggenommener Getreidehalm macht, daß dies Feld einen gleichen Getreidehalm nicht mehr trägt.

(Aus „Chemiſche Briefe“ von Juſtus v. Liebig.)

Was iſt Dünger, und warum wird gedüngt? Soll der Acker- und Wieſenboden nicht um ſo viel ärmer werden, als man ihm durch die Ernten nimmt, ſo müſſen die weggenommenen Pflanzennährſtoffe ihm wieder zurückgegeben werden, und das geſchieht weſentlich durch die Düngung. Der Dünger liefert dem Boden die Stoffe, aus welchen ſich mittels Zerſetzung und Verbindung mit Waſſer fertige Pflanzennahrung bildet. Demzufolge iſt jeder Körper Dünger, welcher alle oder teilweiſe die gleichen Beſtandteile wie die Pflanzen enthält und zwar in einer Form und Beſchaffenheit, welche zum Uebergang in die Pflanze geeignet iſt.

Die Nahrungsmittel der Pflanzen ſind teils Waſſer, Kohlenſäure, Salpeterſäure und Ammoniak, teils gewiſſe unverbrennliche, mineraliſche Beſtandteile des Erdreichs. Das Ammoniak iſt eine Luftart und zwar eine luftförmige Verbindung von zwei Urſtoffen, nämlich von (14 Teilen) Stickſtoff mit (3 Teilen) Waſſerſtoff. Es entſteht überall, wo ſtickſtoffhaltige tieriſche oder pflanzliche Körper faulen, und giebt ſich in ſchlecht gelüfteten Abtritten, Pferde- und Schafſtällen, bei Düngerhaufen, durch den bekannten ſtechenden Geruch zu erkennen. Iſt es recht reichlich vorhanden, ſo beengt es ſogar den Atem und treibt das Waſſer in die Augen. Es entſteht aber auch als ſalpetrigſaures Ammoniak bei jeder Verbrennung mittels Verwandlung eines Teiles des Stickſtoffgehaltes der freien Luft und auch bei jeder Verdunſtung von Waſſer an freier Luft.

Die Ammoniakluft ſteigt aus den faulenden Stoffen leicht auf in die freie Luft; denn ſie iſt bloß etwa halb ſo ſchwer wie dieſe und überall in ihr in geringem Maße vorhanden. Rings um den Erdball vermöchte ſie aber kaum eine 6 mm hohe Schicht zu bilden. Rein kommt das Ammoniak in der Natur nicht vor, ſondern ſtets an Säuren gebunden, als kohlenſaures, ſalpeterſaures, ſchwefelſaures Ammoniak. Da es als kohlenſaures ſehr flüſſig iſt, ſucht man es in eine beſtändigere Form überzuführen, z. B. in ſchwefelſaures zu verwandeln. Im Waſſer löſt ſich die Ammoniakluft ſehr gerne auf und verbindet ſich innig mit ihm. Solche mit Waſſer verbundene Ammoniakluft heißt gewöhnlich Salmiakgeiſt (oder flüſſiges Ammoniak). Der Salmiakgeiſt iſt ein vortreffliches Hausmittel. Er dient zum Vertilgen von Fett- und Säureflecken, zum Auswaſchen von Wunden, die durch den Biß giftiger Tiere entſtanden ſind, und beſeitigt, rechtzeitig angewendet, die üblen Folgen der Kohlenſäure im lebendigen Körper, indem er ſich mit derſelben verbindet. Menſchen, die in kohlenſäurereichen Kellern bewußtlos geworden ſind, läßt man am Salmiakgeiſt riechen; 6 bis 10 Tropfen davon, in ein Glas voll Waſſer gegoſſen und getrunken, tilgen die Berauſchung durch geiſtige Getränke; zwei Löffel voll Salmiakgeiſt, mit einem Schoppen lauen Waſſers eingegeben, benehmen dem Rindvieh die Völle (Aufblähen, Trommelſucht), die durch Gährung des grünen Futters im Magen und durch Entwickelung einer Menge von Kohlenſäure entſtanden iſt.

Daß das Ammoniak ſich ſo leicht verflüchtigt, daß alſo vom Düngerhaufen und aus dem Güllenkaſten ein großer Teil dieſes wichtigen Nahrungsmittels für die Pflanzen verloren geht, iſt unbequem für den Landwirt. Freilich geht es nicht ganz verloren, ſondern verbreitet ſich bloß in der Luft und wird aus dieſer von den Pflanzen aufgenommen oder durch den Regen und Tau wieder den Wurzeln zugeführt; aber doch nicht gerade denen, für die der Dünger beſtimmt war. Deshalb iſt es gut, daß dem Landwirt Mittel zu Gebote ſtehen, die Entweichung des Ammoniaks zu verhindern und es im Dünger zurückzuhalten. Dies geſchieht dadurch, daß man es mit einer Säure verbindet und dadurch in ein nichtflüchtiges Salz verwandelt. Tröpfelt man in eine zum Teil mit Salmiakgeiſt gefüllte Taſſe langſam und unter ſtetem Umrühren z. B. Schwefelſäure (Vitriol), ſo hört der ſcharfe Geruch ſogleich auf, und aus beiden Stoffen bildet ſich ſchwefelſaures Ammoniakſalz. Würde man nun wieder etwas Waſſer und gebrannten Kalk mit dieſem Salz zuſammenrühren, ſo würde ſich die Schwefelſäure vom Ammoniak trennen und mit dem Kalk zu ſchwefelſaurem Kalk oder Gips verbinden, während das Ammoniakgas mit üblem Geruch entweicht. Deshalb darf man nicht gleichzeitig Miſt und gebrannten Kalk auf dem nämlichen Felde als Dünger verwenden, weil der Kalk das Ammoniak aus dem Miſte austreibt. Stellt man in einem ſtarkriechenden Abtritt oder Viehſtall ein Gefäß mit Salzſäure offen hin, ſo zieht dieſe aus der Luft das Ammoniak an und es bildet ſich auf dem Boden des Gefäßes ſalzſaures Ammoniakſalz oder Salmiak.

Wenn nun der Landwirt ſeinem Dünger das Ammoniakgas erhalten will, ſo miſcht er ſorgſam und allmählich in ſeinem Jauchekaſten die Jauche mit ſtark mit Waſſer verdünntem Vitriol, nämlich auf drei Hektoliter derſelben etwa ein Kilo; ſeinen Düngerhaufen aber überſtreut er fleißig mit gemahlenem Gips. Der mtr. Zentner Gips enthält etwa 45 Kilo Schwefelſäure, und dieſe verbindet ſich mit dem Ammoniak und hält es feſt (ſchwefelſaures Ammoniak). Das ſich ſo bildende Ammoniakſalz löſt ſich dann auf dem Felde bei Zutritt von Tau und Regen leicht auf und geht in die Gewächſe über. Der Thon hat beſonders ſtarke Neigung, Ammoniak in ſich aufzunehmen und feſtzuhalten, woher auch der eigentümliche Thongeruch und ein weſentlicher Teil der Fruchtbarkeit des Thonbodens kommt.

Nun beſteht aber die Pflanzenwelt nicht ausſchließlich aus Waſſer, Kohlenſäure und Ammoniak. Alle Gewächſe bedürfen zu ihrem Wachstum außer jenen Luftſtoffen und dem Waſſer auch noch mineraliſche (oder ſogen. Aſchen-) Bodenbeſtandteile und ſolche aus der Erde. Sie ſind zwar in der Pflanze verhältnismäßig in geringer Menge vorhanden, aber eben ſo unentbehrlich, als die organiſchen. Wenn man die Pflanzen recht austrocknet und dann verbrennt, ſo laſſen ſie ſtets Aſche zurück, die einen mehr, die anderen weniger. So giebt ein mtr. Zentner Buchenholz bloß $\frac{1}{3}$ Kilo, ein mtr. Zentner Tannenholz etwa $\frac{1}{2}$ Kilo, ein mtr. Zentner Eichenholz 2 Kilo, ein mtr. Zentner Runkelrüben 6 Kilo, ein mtr. Zentner Kartoffelkraut $17\frac{1}{2}$ Kilo, ein mtr. Zentner Hanf- oder Tabaksblätter 22 Kilo Aſche. Unterſucht man dieſe Aſche genauer, ſo findet man darin ſtets Kalkerde, Bittererde, Eiſen, Kali, Natron, Phosphorſäure und Schwefelſäure, in allen Ackerbaupflanzen ferner Kieſelſäure und in einigen (wie in Wieſenheu, Gerſten- und Maisſtroh, in Erbſen, Tabak, Hopfen, Kartoffeln) auch etwas Kochſalz. Am meiſten herrſchen vor: Kieſelerde in allen Getreidearten und Gräſern, daher nennt man dieſe auch „Kieſelpflanzen“; Laugenſtoffe, nämlich Kali, d. i. der Grundſtoff der Pottaſche, welche aus Kali und Kohlenſäure beſteht, in den Kartoffeln, Runkeln, Rüben, Möhren, Reps und Rübſen (daher „Kalipflanzen“); Kalkerde in den Hülſenfrüchten, Kleearten, Tabak, Hopfen und Geſpinnſtpflanzen (daher „Kalkpflanzen“).

Da die Pflanzen dieſe ihre Aſchenbeſtandteile aus dem Boden aufnehmen, muß derſelbe auch ſtets die nötigen mineraliſchen Nahrungsmittel in gelöſter Beſchaffenheit (als Salze, Säuren, Oxyde) für ſie vorrätig haben, wenn ſie gut gedeihen ſollen. Die luftförmigen Beſtandteile ſind für die Pflanze unerſchöpflich, die Aſchenteile aber erſchöpfbar. Die Düngung hat alſo dem Boden vornehmlich auch dieſe Aſchenteile zu geben, d. h. ſie in gleicher Menge ihm wieder zuzuführen oder in ſeinem Schoße zu löſen, wenn ſie mit der Ernte abgeführt worden ſind.

Der Auswurf von Menſchen und Tieren iſt im allgemeinen am meiſten geeignet, die dem Boden entzogene Luft- und Aſchennahrung wieder zurückzuerſtatten. Denn dieſe Auswürfe ſind gleichſam die Aſche der im Leibe verbrannten Nahrung, welche auf dem Felde geerntet wurde. Indem ſie verweſen, geben ſie dem Boden teils die mineraliſchen Teile, die ihm in der Erde entzogen worden, zurück, teils bilden ſie ſelbſt Kohlenſäure und Ammoniak, teils endlich bewirken ſie durch dieſe beiden auch die Auflöſung weiterer im Boden vorhandener Nahrungsſtoffe. Daher bilden auch dieſe Auswürfe das allgemeine und Hauptdüngmittel für alle Anbaupflanzen, und würden alle auf einem Gute erzeugten Pflanzenprodukte auf dem Gute ſelbſt verzehrt und im Dünger dem Boden zurückgegeben, und ebenſo die Knochen ꝛc. der auf dem Gute gezogenen Tiere, ſo würde der ſo erzeugte Haus- und Stalldünger auch imſtande ſein, wenn nicht die Kraft und Fruchtbarkeit des Bodens zu erhöhen, ſie doch im gleichen Maße zu erhalten. Der Boden nähme wie eine Kaſſe wieder ſo viel ein, als er ausgegeben hat, und ſein Vermögen bliebe ſich gleich.

So gut aber auch die Düngung mit den tieriſchen Auswürfen im allgemeinen iſt, ſo iſt ſie doch nicht immer das Beſte, beſonders dann nicht, wenn der Boden überhaupt ungünſtig zuſammengeſetzt, oder wenn ihm durch den Anbau einzelne Beſtandteile in großer Menge entzogen ſind. Einem kalkarmen Boden z. B. giebt der tieriſche Dünger bei weitem nicht genügend Kalkgehalt, um ihn für Kalkpflanzen hinlänglich fruchtbar zu machen; eine Düngung mit Kalkerde, Mergel oder Gips wäre ungleich wirkſamer. Auf einem humusreichen Boden, deſſen Humusteile verſauert oder verſtockt ſind, leiſten nur einzelne Beſtandteile des Miſtes etwas. Würde man Quarzſand und ungelöſchten Kalk aufführen, ſo käme der Landwirt wohlfeiler weg und würde den Boden gründlicher verbeſſern und ertragreicher machen. Da heißt es eben: „Aufgepaßt und nachgedacht!“ und wenn der Landmann beobachtet, daß ſein Acker ſchlechte und unvollkommene Ernten bringt, ſo hat er daran ein Zeichen, daß demſelben Beſtandteile fehlen, welche für die gebauten Gewächſe unentbehrlich ſind. Er wird bei näherer Unterſuchung unſchwer erkennen, welches die fehlenden Beſtandteile ſind, und dieſe in einzelnen Fällen wohlfeiler und wirkſamer erſetzen können, als durch Stallmiſt. Dieſe ſind dann für den betreffenden Fall der rechte Dünger. Wir erkennen daraus die wichtige Thatſache, daß nicht jeder Dünger in jedem Boden und für jede Pflanzung wirkſamer Dünger iſt und wirkſame Pflanzennahrung bildet. Daß er das werde, hängt weſentlich mit von der Beſchaffenheit des Bodens, ſowie der zu bauenden Gewächſe ab. Enthält der Boden bereits diejenigen Pflanzennährteile, welche ihm irgend ein Dünger zuführt, in zureichender Menge, ſo bleibt natürlich die Düngung ganz wirkungslos. Dünger iſt alſo nur dann wirklicher und wirkſamer Dünger, wenn er ſowohl die Mängel des Bodens ergänzt, als auch die Bedürfniſſe der Pflanzennahrung deckt.

(Dr. Friedrich v. Tſchudi, „Landwirtſchaftliches Leſebuch“.)

Bewäſſerungsarten. — Es klingt unwahrſcheinlich, wenn man behauptet, daß nicht nur in Afrika und Aſien, ſondern auch in Amerika die Länder, welche vor allen anderen bevorzugt ſind, ihre Vorzüge nicht der Fülle, ſondern der Spärlichkeit der Elemente des Lebens, der Niederſchläge, welche in denſelben fallen, verdanken, und doch iſt es alſo. In Kalifornien beträgt die Regenmenge nur 500 bis 738 mm jährlich. In Babylonien iſt ſie viel geringer und beträgt ſchwerlich halb ſo viel. In dieſen Regionen muß ſich der Menſch, wenn er ſeinem Berufe nachkommen, wachſen, ſich vermehren, das Land erfüllen und die Natur beherrſchen will, ſelbſt helfen und die Fluren bewäſſern. In ihrer ganzen Ausdehnung vom Atlantiſchen bis zum Stillen Ocean iſt dieſe Zone mehr oder weniger verdorrt, und in der Regel finden wir nur dort, wo es Quellwaſſer giebt, eine üppige Vegetation und Leben, und die Ufer der Flüſſe und Bäche ſind wie Oaſen in der Wüſte. Der Reiſende H. Moſer berichtet von Centralaſien: „In unſerer Zeit ſind dieſe Oaſen nicht überall bewohnt. Selbſt die Ufer der beiden Flüſſe, des Oxus und des Jaxartes, ſind ſtellenweiſe öde. Dem war in früheren Zeiten anders; denn überall längs den Ufern der großen Flüſſe finden wir Ruinen großer Städte und Ueberreſte großartiger Kanaliſationen. Von welchen vorgeſchichtlichen Völkern ſtammen dieſe Rieſenbauten ab? Niemand iſt im ſtande dies zu erklären. Man ſtaunt vor den Rieſenwerken dieſer teilweiſe jetzt noch exiſtierenden Bauten. Meilenweit von den Oaſen ſind Quellen geſammelt, ganze Flüſſe abgeleitet, dieſelben durch Tunnele unter Höhenzügen durchgeführt, an Bergwänden durch rieſige Bauten entlanggezogen, vermittelſt Waſſerleitungen über Thäler geleitet, um als netzartiges Bewäſſerungsſyſtem große Flächen zu bewäſſern. Das ſind die Kulturarbeiten in Turan, das zum letztenmal unter der Herrſchaft der Dynaſtie Saman, alſo vor 900 Jahren, in Blüte ſtand, damals aber alle anderen muslimiſchen Länder an Wohlſtand übertraf.

Aehnliche Bewäſſerungsarbeiten wie jenſeits des Oxus finden wir in andern aſiatiſchen Ländern dieſer Zone. Einen Tunnel fanden Munzinger und Miles in Südarabien; ein vom Fluß Barrada, dem Fuße des Berges entlanggezogener Kanal verſieht Damaskus und ſeine Gärten mit Waſſer, und Spuren ähnlicher Bauten findet man auch anderwärts. Da Damaskus ohne dieſen Kanal, aus dem durch unterirdiſche Röhren in jedes Haus Waſſer geleitet wird, nicht beſtehen könnte, muß er ſo alt ſein als die Stadt — eine der älteſten in Vorderaſien. Nicht alles paßt für alle, es ſind daher in verſchiedenen Ländern dieſer Zonen andere Vorkehrungen getroffen worden, das Waſſer zu ſammeln und auszunutzen als die, welche Moſer erwähnt.

In Syrien und in Meſopotamien, vielleicht auch anderwärts giebt es außer den Ciſternen, in welchen das Waſſer für den Hausgebrauch geſammelt wird, auch ſolche, aus denen man Gärten und Aecker bewäſſert. Man findet ſie in Gegenden mit felſigem Boden — ſie ſind in den Fels gemeißelt, haben die Geſtalt eines Eies mit einem Hals wie eine Flaſche, die Tiefe mißt oft 20 Meter und die größte Weite 12 bis 15 Meter; der Eingang hat etwa 2 Meter Diameter.

In hügeligen Gegenden, wo die Abdachung gegen ein Thal oder die Mulde ausgedehnter iſt, verſperrte man den Ausgang desſelben mit einem Querdamm, in welchem ein Schleuſenthor angebracht war. Es entſtand ſomit ein künſtlicher See, deſſen Inhalt man in geeigneter Zeit zur Bewäſſerung benutzte. Solche Bauten heißt man im Perſiſchen Bandâb, Waſſerſperre. Sie waren ſehr häufig in Perſien, und ſelbſt bei Dehli ſind Ueberreſte von einem ſolchen Teich, die nicht weit von den Ruinen von Indrapraſta (jetzt Kotob), der älteſten Stadt Indiens, zwiſchen niedrigen Hügeln liegen. Der in der Geſchichte berühmteſte Waſſerbehälter dieſer Art iſt der, welcher die Hauptſtadt der Sabäer und ihre Gärten und Felder mit Waſſer verſah. Auch von dieſem ſind noch Ueberreſte vorhanden.

Um das Quellwaſſer zu ſammeln, grub man in geeigneten Orten einen Stollen, welchen die Perſer Kârêz nennen. Sie waren häufig in Perſien, in Afghaniſtan, in Arabien, und einige funktionieren noch. In Syrien weiß ich nur von einem, welcher ſich in nächſter Nähe von Damaskus befindet. Die Berge dieſer Regionen, wenn ſie nicht eine große Höhe und Ausdehnung haben, ſind kahl; aber es entſpringen am Fuß derſelben häufig Quellen, deren Waſſer unter dem Geröll dahinläuft und verdunſtet. Um es zu gewinnen, gräbt man einen Stollen (Kârêz), der oft 2—3 Stunden lang iſt, und leitet das Quellwaſſer in die humusbedeckten Ebenen. Die Stollen ſind gewölbt, oft 15 und mehr Meter unter dem Niveau des Bodens und gerade ſo groß, daß ein Menſch auf allen vieren durchkriechen kann, und alle 30 bis 40 Schritt iſt von oben herunter ein Schacht angebracht, ſo weit wie ein Schornſtein, daß ein Menſch, wie ein Kaminfeger ſich an die Wände ſpreizend, auf- und niederſteigen kann. Wo man Waſſer für den Ackerbau ſchöpfen will, giebt man den Schachten einen Durchmeſſer von wenigſtens 3 Meter, damit man ein perſiſches Rad in dieſelben hineinfügen kann. Zum obern Eingang des Stollens führt ein unbedeckter Graben, unten endet er häufig in Röhrenleitungen. Um lecke Röhrenleitungen waſſerdicht zu machen, haben die Orientalen ein Mittel, das für Springbrunnenbaſſins nachgeahmt zu werden verdient. Sie löſen Kameelmiſt (Kuhmiſt leiſtet dieſelben Dienſte) im Waſſer auf, laſſen die Löſung in die Röhren fließen, verſperren aber den Abfluß für einige Stunden.

In Arabien wird das Quellwaſſer durch Röhrenleitungen und Stollen wie anderwärts aus felſigen, mit Geröll gefüllten Thälern den Fluren zugeführt, aber auch aus den — Sandfeldern! Die mit feinem Sand bedeckten Flächen haben ein höheres Niveau als der harte Boden, und wo der Uebergang plötzlich iſt, beträgt der Unterſchied oft 1,9 Meter und mehr. In allen Teilen Arabiens fallen in langen Zwiſchenräumen heftige Platzregen; und es ſind Fälle vorgekommen, daß in einem engen Thal gelagerte Karawanen durch einen Wildbach weggeſchwemmt wurden, der ſein kurzes Daſein einem weiter oben gefallenen Wolkenbruch verdankte. Die Sandwüſten verſchlingen gierig den Regen, und wo ſie tief genug ſind, verdunſtet nur wenig; er ſinkt bis zur felſigen Unterlage des Sandes, und die unteren Schichten bleiben fortwährend feucht. Vom großen Sandmeer Saihad im ſüdöſtlichen Arabien ſickert das Waſſer unter dem, wie es ſcheint, mehrere hundert Meter tiefen Sand in eine Vertiefung, deren Boden unter dem Waſſerniveau des Perſiſchen Meerbuſens liegt, und bildet einen Moraſt, der in denſelben mündet. Es iſt der größte Moraſt der Welt und ſeine Weite mißt bei der Mündung über 100 Kilometer; ſeine Länge iſt unbekannt. In andern Gegenden, beſonders in Centralarabien, kommt das Waſſer am Rande der Sandfelder zu Tag, oder man findet es, wenn man Sand wegräumt. Solche Orte heißt man Ahſa. Wo die Waſſermenge groß genug iſt, führt man es durch Röhrenleitungen oder durch Stollen in die Fluren.

In Babylonien empfahlen ſich Bewäſſerungsarbeiten, namentlich Kanaliſation im ausgedehnteſten Maßſtabe und trugen die reichſten Früchte. Der Boden iſt ein reiches Alluvium von ungeheurer Ausdehnung. Es wird von den zwei größten Flüſſen Vorderaſiens, dem Tigris und dem Euphrat, durchſtrömt, und außerdem fließen Gewäſſer vom Zagrosgebirg in die Ebene hinunter. Die atmoſphäriſchen Niederſchläge fallen aber ſo ſpärlich, daß der größte Teil dieſes ſchönen Alluviums eine Heide iſt, wenn es nicht bewäſſert wird. Herodot, welcher Babylonien beſuchte, als es noch in hoher Blüte ſtand, äußert ſich über dieſen Gegenſtand wie folgt: „Es regnet dort nur ſehr wenig und das Wenige reicht, um die Wurzel der Saat zu nähren, zum Wachstum aber und zur Reiſe kommt ſie durch Bewäſſerung aus dem Strom. Denn da der Strom nicht, wie in Aegypten, von ſelber austritt auf die Aecker, ſo muß man das Waſſer hinaufbringen mit Menſchenhand und Hebewerken. Das ganze Land um Babylon iſt gleichwie das ägyptiſche durchſchnitten mit Kanälen, davon der größte ſchiffbar iſt und vom Euphrat gegen Südoſten läuft bis zu einem andern Strom, dem Tigris. Kein Land von allen, die wir kennen, iſt ſo ergiebig an Korn als dieſes.“ Die Bewäſſerung der Felder war nicht überall ſo beſchwerlich, wie Herodot in der Nähe der Hauptſtadt beobachtete. Das aber ſteht feſt, daß Babylonien ohne künſtliche Bewäſſerung eine Wüſte iſt, und davon haben wir, da die Kanaliſation ſeit 800 Jahren mehr und mehr vernachläſſigt und jetzt ganz verſiegt iſt, Gelegenheit uns zu überzeugen.

Wer das Einſt und Jetzt vergleichen will, klettere auf die Ruine des Gewölbes der Thronhalle des Chosroes und überblicke die unabſehbare Ebene, die ſich zu ſeinem Füßen ausbreitet. Es iſt eine dürre Heide, nur wenig verſchieden von der Syriſchen Wüſte, und die fernen, kaum wahrnehmbaren Minarets von Baghdâd ſind die einzigen Zeichen der Kultur. Selbſt die Schutthaufen der Ruinen von Kteſiphon und Seleucia am Tigris ſind dermaßen abgeflacht und verwiſcht, daß das beruhigende Gefühl der Einſamkeit nicht durch die Erinnerung an das rege Treiben, welches einſt in dieſen beiden Städten, wovon die letztere zu Anfang unſerer Zeitrechnung noch 600 000 Einwohner zählte, geſtört wird. Gerade die Ebene, welche ſich jenſeits des Tigris gegen Weſten hin ausgedehnt, iſt es, welche von Plinius fertilissimus ager totius orientis [der fruchtbarſte Ackerboden des ganzen Morgenlandes] genannt wird, und zur Zeit Mamuns noch, obſchon die Kultur ſehr vernachläſſigt war, bedeutende Getreidelieferungen an den Staat machte.

Heute vermöchte das geübteſte Auge nicht zu entdecken, welche Schätze das Alluvium birgt, und es würde für die ſorgfältigſte Nivellierung und Terrainſtudien ſchwer ſein, ein zweckmäßiges Syſtem der Kanaliſation, wodurch dieſe Schätze gehoben werden können, zu entwerfen. In unſerer Zeit wird die Teilung der Erde und die Gründung von Kolonien mit fieberhaftem Eifer betrieben, und daß Babylonien noch nicht die Aufmerkſamkeit Europas auf ſich gezogen hat, iſt wohl dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Kapitaliſten und Politiker ſich nicht mit Geſchichte befaſſen und Geſchichtsforſcher keine Kapitalien beſitzen.

(Dr. A. Sprenger, „Babylonien“.)

Kleinjogg, der verſtändige Bauer. (1716—1784). Es iſt ein arges Vorurteil, daß nur einzelne Stände den großen Vorzug haben, perſönliches Verdienſt mehr als andere zu begünſtigen. Es iſt dem Menſchen vielmehr in jedem Stande und bei jedem Berufe möglich, ein Wohlthäter ſeiner Zeitgenoſſen und ſelbſt der Nachwelt zu werden, wenn er mit Einſicht redlichen Willen und unermüdliche Ausdauer verbindet. Ein erfreuliches Beiſpiel für dieſe Wahrheit liefert der Bauer Rudolf Häge und beſonders Jakob Gujer, auch genannt „Kleinjogg“ oder der „philoſophiſche Bauer“, Bürger von Wermetſchwil der Kirchengemeinde Uſter des Kantons Zürich.

Sein Vater hinterließ ihm am Katzenſee bei Regensdorf einen verſchuldeten Bauernhof, deſſen Ertrag kaum die jährlichen Zinſen zu decken vermochte. Dennoch übernahm Jakob das väterliche Erbe mit einem ſeiner Brüder, mit dem er ſich zugleich zu einer gemeinſamen Haushaltung verband, und fing nun an, dasſelbe mit Fleiß und Einſicht zu bewirtſchaften. Von der Natur mit klarem Verſtande ausgerüſtet, fand er durch ſeine unausgeſetzte Sorgfalt bei ſeinem älteren Bruder ſo viel Achtuug und Vertrauen, das dieſer ihn bald als eigentlichen Hausvater ſchalten und walten ließ.

Außerdem, daß Jakob im ganzen Hausweſen eine gute Ordnung einführte, und er ſelbſt der erſte und letzte bei der Arbeit war, richtete er nun vor allem ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf, durch vermehrte Düngerbereitung ſeine Felder in einen einträglicheren Stand zu bringen. Obgleich er keinen zahlreichen Viehſtand hielt, weil er dazu nicht Futter genug beſaß und ihm der Weidgang wegen Verderbniſſes der Matten und wegen des Düngerverluſtes doppelt nachteilig ſchien, ſo brachte er es doch dahin, jährlich etwa 100 Fuder Dünger zu bereiten. Dazu war ihm keine Mühe zu groß, und kein brauchbarer Stoff zu gering. Er ſammelte auf ſeinem Lande Laub, Moos, Tannen- und Fichtenreiſer und benutzte dieſe Stoffe entweder als Streu im Stall oder bereitete daraus Kompoſtdünger. Dabei blieb er aber nicht ſtehen, ſondern machte auch Verſuche mit paſſender Miſchung von Erdarten, um dem Boden größere Fruchtbarkeit zu verleihen. So miſchte er ſchweren mit leichtem Grunde, Letten mit Sand ꝛc., und es gelang ihm, wohlfeil angekaufte ſchlechte Aecker zu verbeſſern und dann zu hohem Preiſe wieder loszuſchlagen. Unergiebige oder gering begraste Matten pflügte er um, bepflanzte ſie einige Jahre mit Getreide und verwandelte ſie dann wieder in Wieſen, die nun reichliches und gutes Futter lieferten. Den Graswuchs beförderte er durch Bewäſſerung der Wieſen, vorzüglich mit ſolchem Waſſer, an welchem reichlich Pflanzen wuchſen.

Natürlich hatte Gujer in ſeinem Dorfe mit manchem Vorurteil zu kämpfen. Man achtete da des Baues mannigfaltiger Gemüſe wenig und des Kartoffelbaues gar nicht, da man ſolchen Neuerungen abhold war. Er aber pflanzte für ſeine ganze Haushaltung hinreichende Küchengewächſe und zuerſt Kartoffeln im Ueberfluſſe zu verſchiedenem Gebrauche im Hausweſen, und ſeine Mitbürger mögen dies durch das Teuerungsjahr 1771 wohl auch gelernt haben. Nicht minder ſorgſam verfuhr er beim Getreidebau. Er hatte beobachtet, daß jede Getreideart, wenn ſie auf dem gleichen Boden geſät wird, an Güte und Ergiebigkeit abnimmt, und ließ es ſich daher nicht verdrießen, neuen Samen von entlegenen Orten her zu holen. Im Jahre 1774 erntete er 8000 Garben, was damals für etwas Unerhörtes galt.

Es war natürlich, daß dieſer fleißige und verſtändige Landwirt ſich allmählich aus ſeiner urſprünglich gedrückten Lage herausarbeitete und zu einer kommlichen Wohlhabenheit gelangte. Dennoch blieb er in ſeinem ganzen Weſen ſchlicht und einfach. Sich und die Seinigen kleidete er ſtets in die dauerhafteſten Stoffe, die zugleich verhältnismäßig am wohlfeilſten waren. Strenge hielt er auf Reinlichkeit. Selbſt wenn er in die Stadt ging, trug er nur einen grauen Kittel von Zwilch, den wohl die beiden Hausfrauen geſponnen haben mochten. Die meiſten Arbeiten verrichtete er, bis die Kinder herangewachſen waren, mit ſeinem Bruder allein, und ihre beiden Frauen beſorgten hauptſächlich nur die häuslichen Geſchäfte; voraus aber war ihnen zunächſt die Kindererziehung überlaſſen.

So mehrte ſich nicht bloß das äußere, ſondern auch das innere Glück der ganzen Familie; denn Kleinjogg war ein gottesfürchtiger Mann, und ſeine Gottesfurcht, aus welcher Fleiß und Arbeitſamkeit, Ausdauer und Geduld, Vertragſamkeit und Seelenheiterkeit floßen, war auch der Anfang ſeiner Weisheit. So blieb er auch ſein ganzes Leben hindurch gleich, immer abhold dem Müßiggang, der Genußſucht und Weichlichkeit. Wie er ſeiner Gewohnheit gemäß faſt immer zu Fuß ging, ſo ging auch am Hochzeitstage ſeiner Tochter, nachdem alle Hausgenoſſen bis Mittag gearbeitet hatten, das Brautpaar zu Fuß in die Stadt, um ſich trauen zu laſſen. Dafür belebte dann aber des Alten Witz beim Hochzeitsmahle die ganze Geſellſchaft und teilte ihr ſeine eigene frohe Stimmung mit, wobei er aber nicht unterlaſſen konnte, über die zunehmende Pracht und Verweichlichung in milder Weiſe ſeinen Spott auszulaſſen.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß Kleinjogg in ſeiner Heimatgemeinde zu großer Achtung gelangte und in ſeinem jeder Zeit auch auf das allgemeine Beſte gerichteten Streben manches Unternehmen durchſetzen konnte, was ein anderer nicht wagen durfte. Er war zugleich auch Dorfſchulmeiſter und benützte ſeine Stellung vorteilhaft. Trotz des Widerſtrebens vieler Eltern ſtellte er mit aller Entſchiedenheit das nächtliche Herumſchwärmen und den Wirtshausbeſuch der Schüler ab, welche ſich gewöhnen mußten, aus der Abendſchule ſtill nach Hauſe zu gehen. Sie ließen es ſich auch bald gefallen, den üblichen gemeinen Faſtnachtsbeluſtigungen zu entſagen. Allen derartigen Mißbräuchen trat Kleinjogg ernſt und feſt entgegen, war aber dabei immer milde und wohlwollend, gegen jedermann äußerſt dienſtbereit und in Geſellſchaften als verſtändiger, freimütiger und treuherziger Mann beliebt. Er fühlte ſich dabei ſo zufrieden, daß er oft äußerte: „Ich habe noch keinen in einer Lage gefunden, daß ich mit ihm tauſchen möchte.“ Seine Kinder und Enkel behielt er alle in gemeinſamer Haushaltung vereinigt, und ſo ſtand der glückliche Greis wie ein Erzvater des Alten Teſtaments an der Spitze einer zahlreichen Genoſſenſchaft treu ergebener Familienglieder.

Der Ruf dieſes wackeren Mannes drang bald über die Grenzen ſeiner Gemeinde. Seine Obrigkeit übertrug ihm die Aufſicht über einen großen Lehnhof, wo er neue Gelegenheit zu allerlei Verbeſſerungen fand. Aber auch anderwärts wurde der Name des Biedermannes mit Achtung genannt. Als der Prinz Ludwig Eugen von Württemberg im Jahre 1765 die helvetiſche Geſellſchaft zu Schinznach beſuchte, hatte er vorher den Wunſch geäußert, Kleinjogg kennen zu lernen. Dieſer erſchien wirklich und wurde von dem Fürſten und der ganzen Geſellſchaft mit Auszeichnung empfangen. Der Prinz fand ein inniges Vergnügen in der Unterhaltung mit dem verſtändigen Landwirt und konnte das Geſtändnis nicht zurückhalten, wie ſehr der ſchlichte Bauer ihn an Wert übertreffe. Als er das Weſen desſelben verkennend, ihm beim Abſchied ein Goldſtück in die Hand drücken wollte, gab Kleinjogg dasſelbe wieder zurück und ſagte: „Ich bedarf dieſes Geldes nicht. Meine Arbeit verſchafft mir alles, was ich brauche. Eine Belohnung kann ich nicht annehmen, weil Ihr mir ſo viele Freude gemacht habt, als ich Euch. Auch hat mir meine Reiſe keine Unkoſten verurſacht. Ich bin mit einem Stück Brot hieher gekommen, und mit einem Stück Brot kann ich wieder heimkehren. Dieſen verſäumten Tag kann ich durch größeren Fleiß wieder einbringen.“ Der Fürſt nahm das Goldſtück wieder zurück und geſtand, er habe ſich in ſeinem Leben nie ärmer gefühlt als dieſem Bauern gegenüber.

Wie iſt Kleinjogg der treffliche Mann geworden, als welchen wir ihn kennen gelernt haben?

Dieſe Frage findet ihre Antwort in ſeinem ganzen Lebensgang. Was er unternahm, das pflegte er vorher reiflich zu überlegen. Was er aber einmal als ausführbar, gut und zweckmäßig erkannt hatte, das betrieb er dann auch mit unverdroßener Beharrlichkeit. Unfälle ertrug er mit männlicher Geduld und frommer Ergebung. Nie ſuchte er Gewinn und Vorteil auf unrechtem Wege zum Nachteil ſeiner Nebenmenſchen. Er der im ſtande war, von der Gemeinweide des Dorfes mehr Nutzen zu ziehen als mancher andere, wünſchte doch nichts ſehnlicher, als daß ſeine Mitbürger ſich entſchließen möchten, dieſelbe zu verteilen, weil das Land alsdann viel beſſer benützt werden und der einzelne Beſitzer aus ſeinem Anteil einen viel größeren Gewinn ziehen könnte. Er, der im ganzen Dorfe die einzige Weinſchänke beſaß, gab keinem Gaſte Wein im Uebermaß, weil er den Ausſchweifungen der Trunkſucht keinen Vorſchub leiſten und ſeine Kinder vor böſen Beiſpielen bewahren wollte. In allen Dingen war er ſparſam und haushälteriſch, ohne geizig zu ſein. Sein Geld verwendete er bloß zu notwendigen Zwecken. Auch bei den ſchwerſten und widrigſten Arbeiten legte er ſelbſt mit Hand an. Ein fleißiger Bauer, pflegte er zu ſagen, hat kein Fehljahr; nur der Müßiggänger erwartet alles vom Himmel und jammert über Unglück, wenn er weniger einſammelt als ſein Nachbar. Darum hielt er auch ſeine Kinder fleißig zur Arbeit an und widmete ſeine ſonntäglichen Ruheſtunden ihrer Unterweiſung.

Dieſer Muſterbauer war mit ſeinem Stande höchſt zufrieden und hielt ihn ſo in Achtung, daß er glaubte, wenn alle Menſchen das Feld bauten, ſo wäre viel weniger Betrug und Gewaltthätigkeit in der Welt. In ſeinem Berufe ſtrebte er, ein ganzer Mann zu ſein, und hoffte nicht, da zu ernten, wo er nicht geſät hatte. Sein Wahlſpruch war:

„Arbeite getreu in deinem Berufe und thue jederzeit das, was dein Gemüt und dein Gewiſſen dich thun heißt. Erſt nach wohlüberlegter und getreuer Arbeit den Segen zum Lohn.“

(Dr. Friedrich v. Tſchudi, „Landwirtſchaftliches Leſebuch.“)

Joh. Kaſp. Lavater (1741—1801) ſagt über Kleinjogg:

„Der ganze Menſch Bauer, ſo ohne Sorge, ohne Anſtrengung, Wärme ohne Hitze, inniges Selbſtgefühl ohne Selbſtſucht, Glaube an ſich ſelbſt ohne Stolz, immer in Arbeit und Ruhe, voll edler Betriebſamkeit und einfältiger Gelaſſenheit. Immer Gold und Erdenkloß; immer ein Ganzes.“

(„Phyſiognomiſche Fragmente“.)

Würdigung der Wälder (in Bezug auf deren Nützlichkeit). Zunächſt berühren wir einen, wohl am großartigſten ſich darſtellenden Nutzen der Waldungen, namentlich deren ſo entſchiedenen gewaltigen Einfluß auf Klima und Fruchtbarkeit der Länder.

Wohl kein Land der Erde möchte ſich anführen laſſen, wo die Belege dafür nicht, wenn gleich in verſchiedenem Umfange, aber doch immer fühlbar genug, zu finden wären.

Die ungeheuren Wüſten Afrikas und Perſiens, die Steppen Rußlands, die nackten Flächen und Hügel der Champagne, die entblößten Strandgegenden von Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Sizilien, Spanien, Preußen, bieten jetzt den bedauernswerteſten Anblick dar, wo ſonſt üppige, geſegnete Fluren mit labenden Baumgruppen, rieſelnden Quellen, reichen Getreidefeldern und muntern Viehherden bedeckt waren. Wo vormals der ſchützende Wald am Nordſeeſtrande die kalten Winde abhielt und unter dieſem Schutze der Anbau des Weines und anderer edler Früchte ein günſtiges Gedeihen zeigte, da ſproſſen kaum noch ſpärliche Grashalmen für die dürftigen Bewohner hervor. Wo lockere Sandmaſſen und Dünen von einer dichten waldigen Schutzwehr feſtgehalten und gebunden waren und wo der Abfall der Blätter und Nadeln, Zweige und Rinden die loſe Maſſe in fruchtbaren Humus umwandelte, da bedeckt nach dem Verſchwinden der Bäume ein bewegliches Sandmeer die grünen Matten, die üppigen Gärten und Felder, und füllt ſogar Buchten, worin wimpelnde Schiffe aus allen Weltteilen ſich verſammelten, mit nahr- und kraftloſem Boden.

Wo früher kein Winter über die wellenſchlagenden Flüſſe eine Brücke von Eis baute, da geſchieht es alljährlich, ſeitdem die mörderiſche rückſichtsloſe Art des ungenügſamen oder unverſtändigen Menſchen die herrliche Bewaldung der Umgegend darniederlegte; wir ſehen es an dem Tiber bei Rom und in andern ſüdlichen Ländern. Italiens Soracte, ſonſt blühend und grünend, trägt jetzt fußhohen Schnee auf ſeinem Gipfel und ſcheint ob der vorgängigen Barbarei mit ſeinem weißen Haupte zu trauern.

Arndt ſagt in ſeiner Abhandlung über die Erhaltung und Pflege der Wälder: „Die ganze Atmoſphäre ändert ſich mit den zerſtörten Wäldern, und das Land wird dürr und häßlich und ſtellt das Bild dar, als wäre es auf ewig ausgebraucht und erſchöpft. Wer den Ländern die Wälder auszieht, und beſonders wer die Berge und Höhen entwaldet, der beraubt den Menſchen an ſeinem köſtlichſten Teile.“

Dieſes Sinken aller Naturkräfte, dieſe Aermlichkeit, die nicht zu beſeitigenden Entbehrungen ſtumpfen gleichzeitig den Sinn und den Mut und die Geiſteskräfte der Menſchen ab, und auch ſie verſinken daher in einen Zuſtand, welcher nur bedauernswert genannt werden kann. — Die Trockenheit der Luft, die kümmerliche Ernährung entziehet aber auch dem Körper die ſonſtige Kraft und Elaſtizität, und von Tage zu Tage verſchwindet jede Spur der früher oft nicht genug erkannten Glückſeligkeit.

Daß hier aber keine Täuſchung obwaltet und nicht etwa anderen Urſachen, als der rückſichtsloſen Entwaldung, das Abnehmen der Fruchtbarkeit, die nachteilige Veränderung des Klimas und der ſonſtigen Temperatur, das Verſiegen der Quellen zuzuſchreiben iſt, dafür liegen uns entſcheidende großartige Belege vor.

In Schottland z. B., wo durch die Entblößung der ſchützenden Bergrücken die Unfruchtbarkeit der dahinter liegenden Ebenen ungemein zugenommen hatte, iſt ſie ſeit der Zeit, daß die Wiederbepflanzung jener Höhen mit Kraft und in großem Umfang begonnen hat, ſchon merklich verſchwunden, es iſt dies mit der Ausdehnung jener Anlagen in ſtätem günſtigen Abnehmen begriffen; und ſo iſt dies auch anderwärts der Fall. Nicht immer aber iſt es möglich, die Wiederbewaldung freventlich entblößter Flächen und Landſtriche herbeizuführen. — In Urzeiten bedeckte den nackten Felſen, das tote Geröll, der Staub, die Flechte, das Moos; aus deren Verwitterung erzeugte ſich das Gras, das Kraut und endlich auch die Staude; der Uebergang von da zur Bewaldung mit Strauch und Baum war ein leichter, doch auch hier eine langſam bildende Stufenleiter nicht zu verkennen; die Birke, die Eſpe, die Kiefer begründete die neue Schöpfung, und nachdem ſie durch Beſchattung Blattabfall und Erhaltung der nötigen Feuchtigkeit das Bett für die Eichel, die Fichte, die Lärche, den Platanus bereitet und fruchtbar gemacht hatte, waren die Fortſchritte zur Erreichung der oberſten Stufe der Vegetationskraft ſchnell und ſicher.

Dieſe Bildungsbedingungen mangeln jetzt aber; die ſonſt menſchenleere Wüſte iſt mit einer dichten Bevölkerung verſehen, deren mutwillige, unverſtändige Hände die Zerſtörung überall hintragen. Ueberfüllung von Viehherden gönnt der Bodenfläche keine Ruhe, indem da, wo das Maul nicht verzehrt, die Hufe alles umwühlen, zertreten und vernichten, und ſo wirken noch hundert andere Urſachen verderblich auf den Zuſtand ein und führen die traurigen Erfolge herbei, welche wir oben geſchildert haben. Allerdings iſt ein ungebührliches Uebermaß von Waldungen dem Klima und der Fruchtbarkeit auch nicht günſtig, da Spätfröſte, Verſumpfungen, länger dauernde Winter ꝛc. die natürlichen und ungünſtigen Folgen davon ſind. — Aber eben deshalb gilt auch hier die rechte Mitte als dasjenige, was feſtgehalten werden muß und Segen brigt.

Wie nun die Wälder ihre Wirkungen auf Klima, Feuchtigkeit und Lufttemperatur ausüben, ſo geſchieht es auch, wie eben ſchon bemerkt, in mechaniſcher Beziehung gegen die Verſandungen. Deren Bildung hindern ſie nicht nur durch die Befeſtigung des Bodens auf dem eigenen Standorte ſowohl durch Wurzelverbreitung, Aſt- und Blattabfall und Beförderung des Wachstums anderer Pflanzen, ſondern ſie hindern auch da, wo ſchon Verſandungen beſtehen, deren weitere Ausdehnung auf die ſicherſte und leichteſte Weiſe mittelſt der durch ihre Stämme gebildeten Schutzwand.

Ganze Landſtriche, welche ihrem Untergange durch Beſchüttung mit Sand, beſonders an den Seeküſten, trauernd entgegenſahen, ſind durch zweckmäßige Anlage von Schutzwaldungen gerettet worden und bleiben es, ſo lange dieſe entſprechend behandelt und erhalten werden; die Beweiſe dafür liegen uns klar und vielfach vor Augen. — Wenn wir aber ſchon durch die reichliche Ausdünſtung der Wälder einen ſo entſchiedenen Einfluß derſelben auf die Fruchtbarkeit des Bodens und der Länder überhaupt beobachten, ſo macht ſich derſelbe noch anderweit faſt eben ſo wichtig durch den Abfall der Nadeln, Blätter und andere pflanzliche Abfälle der Bäume, da hierdurch die hauptſächlichſte Herſtellung oder Erhaltung der Bodenkraft, mittelſt Erzeugung der Ackererde, erlangt wird.

Es iſt jedem Land- und Forſtwirte durch die Erfahrung hinreichend bekannt, welchen unglaublichen ausgedehnten Einfluß die Bildung oder Zerſtörung der humoſen Beſtandteile der Erdoberfläche auf Holz-, Frucht-, Futter- und Graserzeugung ausübt, und es muß daher die Quelle dieſer Erzeugung vor allem hoch gehalten und gepflegt werden.

Die pflanzlichen Abfälle aus dem landwirtſchaftlichen Gebiete, z. B. Stoppel, Gründüngen ꝛc. ſind nicht ſo nachhaltig wirkſam, als die durch Wälder erlangten Stoffe der Fruchterde-Bildung, da bei letzteren der Schutz im Schatten der ſchirmenden Wipfel keine ſo ſchnelle Aufſaugung der eben hervorgegangenen Erzeugung geſtattet, wie dies ſonſt bei Bloßſtellung gegen Sonne, Luft und Winde unvermeidlich der Fall iſt.

Folgerecht ſchließt ſich die Betrachtung über die Benutzung der Laub- und Nadelſtreu hier an, welche in vielen Ländern in ungemeſſener Ausdehnung ſtattfindet. — Mögen verſtändige Landwirte dagegen ſagen, was ſie wollen, und die geringe Nützlichkeit und Nachhaltigkeit, und ſelbſt zum Teil den volkswirtſchaftlichen Nachteil der Waldſtreu theoretiſch und praktiſch erweiſen, mögen die Forſtwirte gegen die Schädlichkeit der Streuentnahme mit vollem Rechte noch ſo ſehr eifern und die Beweiſe deutlich anführen, — es wird dies alles in vielen Gegenden und Landſtrichen nichts helfen; die Not kennt kein Gebot, alte eingewurzelte Gewohnheiten laſſen ſich nicht wegreden, und ſo wenig als gemahlene Baumrinde in Schweden, zur Zeit des Hungers, als Mehlerſatz verſchmäht werden wird, ſo wenig wird in vielen Fällen die Waldſtreu außer Anwendung geſetzt werden. Verwendet der Ackerbauer übrigens die weichen blattreichen Zweigſpitzen aus den wenig benutzten Abfällen der Schläge als grüne Hackſtreu, ſo thut er dem Walde wenig oder gar keinen Schaden, und der unbefangene Forſtmann wird der Entnahme dieſes Erſatzmittels ſeine Zuſtimmung gewiß nicht verſagen.

Anerkannt nützlicher in landwirtſchaftlicher Beziehung iſt dagegen die auch hier nicht zu übergehende Benutzung des Laubes der Bäume als Futtererſatzmittel, und der Forſtwirt wird hiegegen weit weniger Einwand erheben, als gegen Entnahme der Waldſtreu.

Das Jahr 1842 hat uns die Wichtigkeit dieſes Erſatzes wieder recht lebhaft vor Augen geſtellt; denn viele tauſend Stück Vieh wären ohne dieſe, oft nur einzige, erreichbare Hilfe unrettbar verloren geweſen. Bei manchen Baumarten, welche nur zu Brennholz verwendbar ſind, kann der Verluſt an Kubik-Stamm-Zuwachsmaſſe gar nicht inbetracht kommen gegen den Ertrag an Laubnutzung, zumal da die deshalb in Zeiträumen vorzunehmende Abäſtung noch eine nicht unbeträchtliche Reisholzmaſſe liefert, welche zum kleinen ländlichen Brennverbrauch ſehr gut zu benutzen iſt.

Noch zahlreicher ſind die Verwendungsarten des Holzes der Wälder.

Deren Zahl iſt Legion; und es würde viele dicke Bände füllen, wollte man alles nachweiſen, was hierauf Bezug hat; wir können daher nur das Wichtigere erwähnen und ſogar dieſes nur dem Namen nach aufführen, da ſelbſt bei der gedachten Beſchränkung eine weitere Ausführung die Grenzen dieſes Raumes überſchreiten würde.

Zunächſt dürfte wohl, bei Beobachtung einiger logiſchen Ordnungen, dasjenige Erwähnung verdienen, was die erſten Menſchen ſelbſt im roheſten Naturzuſtande nicht entbehren konnten und daher aus den Wäldern entnahmen, und was wohl auch heute noch die größte Bedeutung hat; — es iſt dies nämlich das Holz zum Erwärmen und Kochen und nächſtdem zum Bau der Wohnungen.

Blicken wir uns um und wir finden, daß auch das Brennholz faſt immer das Mittel iſt, um andere Urſtoffe brauch- und verwendbar zu machen. Das Meſſer, das Schloß, die Zange, welche unſere Hand erfaßt, konnte aus dem Eiſenerze nur ſeine Geſtaltung erhalten, indem es durch Holz und Feuer geſchah; der Porzellanteller, die koſtbare Vaſe, der beſcheidene irdene Topf, der gläſerne Becher, die metallenen Feuerſchlünde, die Bronze-Statuen der lieblichen Venus und des kräftigen Helden, die kühn gewölbte Eiſenbrücke, dies alles würde uns fehlen, vermöchten wir die Schmelzung und Formung der rohen Urſtoffe nicht durch Holz zu erzielen, und wer liefert das Holz? Die viel zu wenig im Wert erkannten, oft mißachteten Wälder!

Aber neben der Erwärmung haben wir uns auch der Erleuchtung durch den Ertrag der Wälder zu erfreuen; das trauliche Kienfeuer im Kamin bietet faſt allen Landbewohnern in der Nähe der Forſten die Erhellung der Wohnungen dar, ſo wie die Buchen ꝛc. das Material zu den Brennſchleuſen liefern. Die Pechfackeln und Pechbeckenflammen würden endlich auch ohne die Harzſäfte der Nadelhölzer fehlen.

Da tritt nun auch der Baumeiſter hervor und beweiſt uns, daß er vergeblich uns ſeine Hilfe bieten würde, gäbe es kein Holz zu Hütten und Paläſten, würden damit die Backſteine nicht bereitet, ſchaffte es nicht den Meißel und die Brechſtange für die Sandſtein- und Marmorbrüche zum Fundament ſeiner Schöpfungen! Der Lappländer und der Buſchmann, der König und der beſcheidene Landmann, keiner kann die Wohnung, das gegen Kälte, Hitze, Sturm oder Regen ſchützende Dach je entbehren, und wem haben wir, ſind unſere Wünſche dabei erfüllt, den Dank dafür zu entrichten? Doch immer und immer unſeren freundlichen Wäldern!

Kühn ſehen wir die Schiffe, welche uns mit anderen Weltteilen verbinden, welche unſere Erzeugniſſe ihnen zuführen und ihren Ueberfluß uns zurückbringen, durch das Stille und das Atlantiſche Meer um das Vorgebirge der Guten Hoffnung herumſegeln; und wer machte dies allein möglich! Immer und immer unſere Wälder, welche das Holz zu dieſen Schiffen hergaben.

Erinnern wir uns aber hierbei nicht auf die Verwendung des Holzes zum Bau unter der Erde für unſere Bergwerke? Die Grubenhölzer werden zur Haltung der Stollen und Schachte unerſetzlich und in nicht geringer Maſſe verwendet; die aus Holz erzeugten Kohlen müſſen die rohen Stoffe, welche dem Bauch der Erde entwunden ſind, zu unſerem Gebrauche formen und fügen, und ſo ſehen wir auch beim Bergbaue unſere Waldungen als ſeine Grundlage und Hebel. Brücken, Fähren, Bollwerke und Waſſerbauten aller Art erheiſchen ungeheure Maſſen von Derbholz, Faſchinen und Flechtmaterialien.

Betrachten wir ferner das geniale Verbindungsmittel neueſter Zeit, die Eiſenbahnen, ob nicht auch dieſes ſeine Anwendung und Vollkommenheit den Wäldern verdankt. Erfahrungsmäßig ſind hölzerne Schwellen dem Schienenwege erſprießlich. Die Heizung der Lokomotiven erheiſcht eine Maſſe von Holz, und wenn Steinkohlen dazu benutzt werden, können auch dieſe nicht ohne das dem Bergbau unentbehrliche Holz erlangt werden, wie uns eben die Betrachtung der Bergbauverhältniſſe zeigte.

Gehen wir nun aber zu der Betrachtung der vielfachen techniſchen und gewerblichen Gegenſtände über, wozu wir die Erzeugniſſe der Wälder bedürfen, ſo treten uns zwar nicht ſo koloſſale Maſſen von Verwendungen entgegen, als wir bei Feuerungen, Wohnungen, Schiffs- und Bergbau, Eiſenbahnen, konzentrirt finden. Es iſt aber die Zahl der einzelnen kleineren Erforderniſſe ſo völlig unabſehbar, daß ſie, in der Summe zuſammengeſtellt, ein ungeheures Ganze bilden; es iſt völlig unmöglich, die vielen Einzelheiten vollſtändig aufzuzählen und näher zu entwickeln; es möge daher genügen, wenn nur wenige Gegenſtände, ohne weitere Beſchreibung, im Nachſtehenden erörtert werden.

Erwähnen wir nun zuerſt die Bedürfniſſe, welche wir in unſeren Wohnungen nicht entbehren können; es ſind dies die Möbel und Geräte aller Art, welche von Holz gefertigt ſind und auch nur gefertigt werden können. Die Maſſe derſelben tritt nur dann ganz in die Augen, wenn ſie zuſammengeſtellt werden, wie dies z. B. bei Brandunglück oder Umzug ſtattfindet. — Zählt man zu den diesfälligen Gegenſtänden auch noch die Metallgeräte, zu deren Erzeugung doch ebenfalls Holz erforderlich iſt, ſo wird man zu einem Ergebnis gelangen, welches alle Erwartungen überſteigt.

Hieran knüpfen ſich alle diejenigen Einrichtungen und Geräte an, welche außer dem Hauſe und zum Transport von Sachen gebraucht werden, namentlich Wagen, Bretter, Kiſten, Gerüſte, Verzäunungen, Bauſtangen, Geländer ꝛc.

Die landwirtſchaftlichen Gerätſchaften an Pflügen, Eggen, Leitern, Harken, Spaten, Schaufeln, Raufen, Krippen, Trögen, Stangen, Geſchirrholz, Maſchinen, Eimern, ſind ſo vielfach, daß nur dieſe Andeutungen hier Platz finden können.

Für Wind- und Waſſermühlen zur Bereitung von Mehl, Graupe, Schrot, Brettern, Latten, Oel, Lohe, zu Dampfmaſchinen, Walken, Hammerwerken, Teichanlagen, iſt ein Holzbedürfnis vorhanden, welches ohne Zahlenangabe ſich nicht überſehen läßt. Zu Waſſer- und Rohrleitungen, Brunnen, Pumpen, ſowie zu Rinnen wird eine Menge Holz verbraucht, ebenſo zu Wein-, Oel-, Saft- ꝛc. Preſſen.

Zur Bereitung von Bier und Branntwein, Syrup, Oel ꝛc. ſind die vielen Apparate, an Bottichen, Fäſſern, Tonnen, und für die Weinerzeugung ebenfalls eine Menge Fäſſer erforderlich; ſelbige werden auch zur Verpackung von trockenen Gegenſtänden, z. B. Kaffee, Zucker, Tabak, bei deren Verſendung nötig. Viele kleine hölzerne Schnitzwaren werden ſo häufig in den Hauswirtſchaften verwendet, daß im ganzen doch auch ein beträchtlicher Holzverbrauch dadurch erwächſt. Es ſind dazu Löffel, Teller, Quirle, Schachteln, Maße, Siebe, Mulden ꝛc. zu rechnen.

Ein nicht unbeträchtlichen Holzverbrauch veranlaßt die Fertigungen von Schäften zu Militär- und Jagdgewehren. Die Drechsler und Formenſchneider verbrauchen zu ihren Waren ebenfalls viel Holz, und wollen wir auch das Geringfügige nicht überſehen, ſo müſſen Spazier- und Peitſchenſtöcke, Korbflechtwaren, Pfeifenröhren ꝛc. hier noch aufgeführt werden.

Es wird aber auch nicht das Holz im unveränderten, unzerſetzten Zuſtande allein verwendet, ſondern auch zu Kohle, Aſche, Pottaſche verwandelt, wird es in großen Maſſen verbraucht.

Außer dem Holze liefern uns die Waldungen noch eine Menge Nebenerzeugniſſe. Dazu gehören namentlich die Baumſäfte, und wird aus denen, welche harziger Natur ſind, Teer, Pech, Kien- und Terpentinöl, Kolophonium, Ruß, Daggert und Gummi von verſchiedener Beſchaffenheit und Verwendbarkeit bereitet.

Eine wichtige Rolle ferner iſt dem Gerbeſtoff zugetheilt, welcher in den Rinden vieler Waldbäume enthalten iſt.

Von der Rinde mancher Bäume werden auch Baſtwaren gefertigt, welche zu Verpackung von Waren, zu Schuhwerk, zur Stellung der Dohnen, zu Stricken und mancherlei anderem Flechtwerke, zu Verkleidung zarter Bäume vor Froſt, zu deren Befeſtigung an Pfähle, beim Pfropfen und zu mancherlei anderen Zwecken benutzt werden.

Zum Verſchluß der Flaſchen, Krüge ꝛc., welche Flüſſigkeiten enthalten, wird die Rinde des Korkbaumes faſt ausſchließlich benutzt, und da dieſe Pfropfen nicht allein faſt luftdicht verſchließen, ſondern auch den Flüſſigkeiten keinen üblen Beigeſchmack geben, ſelbſt von den ſchärferen und beizenden wenig und oft gar nicht angegriffen werden, ſo iſt ihr Gebrauch ungemein ausgedehnt. Daß aber auch zu Schwimmapparaten, zu elektriſchen Verſuchen und zu Schuhſohlen der Kork vielfach benutzt wird, iſt genügend bekannt.

In unſerem ſchreibſüchtigen Zeitalter darf hierbei die vortretende Wichtigkeit der Galläpfel und Eichenknoppern bei der Tintebereitung nicht übergangen werden, deren Beſtandteil ſie meiſt ſind. Auch zur Erzeugung anderer Farben geben die Wälder mancherlei Stoffe her; daß in anderen Weltteilen, z. B. Amerika, eine Maſſe Hölzer unſere Farben liefern, z. B. Fernambuck, Blauholz, Campeche ꝛc., dies iſt allbekannt; aber auch in den europäiſchen Wäldern fehlt es nicht an dieſen Stoffen, wie z. B. die Beeren des Kreuzdorns (mit Alaun behandelt) die ſchöne, im Handel unter dem Namen des Saft-Blaſengrüns bekannte Saftfarbe liefern; die Berbisbeere giebt ein ſchönes Gelb; die Erlen-, Schlehdorn- und Ahornrinde Rot, Elsbeer, Sumach, Eiche ꝛc. Schwarz und dergl. mehr.

Eine nützliche Erfindung, welche uns die Baumwollen-Transporte, die koſtbaren Roßhaare und noch manchen andern Stoff der Art gewiß meiſt entbehrlich machen wird, verwandelt unſere Kiefernadel in heilſame ſchöne Decken und tüchtige Matratzen, zierliche Schlummerkiſſen, bequeme Morgenröcke und dergl. nützliches mehr. Die Abgänge liefern uns Terpentin, Latwerge und wirkſame Bäder, und alles das aus einem bisher wertlos geachteten Stoffe.

Wo iſt die Allmacht des Schöpfers deutlicher zu erkennen, als da, wo er aus unſcheinbaren Samenkörnchen dunkle hohe Waldmaſſen entſtehen ließ, in denen die koloſſalen Wipfel wie die Bodenflächen unzählige Tiere aller Reiche in ſich beherbergen und ihnen zum Tummelplatze ihrer Scherze, zur Erlangung ihrer Nahrung und zur Ernährung anderer Tiere, ſo wie des Menſchen ſelbſt, dienen.

Die Jagdluſt, dieſe echt ritterliche Neigung, welche faſt allen Völkern mehr oder minder angeboren iſt, findet auch nur in den Wäldern eigentlich ihre würdige volle Befriedigung.

Faſſen wir das Ganze zuſammen, ſo werden wir nicht zweifelhaft ſein, daß in allen und jeden Beziehungen, ſichtbar und unſichtbar, unſere Waldungen vom höchſten und unſchätzbarſten Werte ſind; daß ihnen der Segen der Fruchtbarkeit und des milden wohnlichen Klimas entquillt, daß die ſittliche und körperliche Bildung des Menſchen auf dieſer Grundlage weſentlich mit ruhet, und daß tauſend und abermals tauſend Bedürfniſſe des Lebens nur durch die Erzeugniſſe der Wälder befriedigt werden.

Wünſchen wir uns die unabſehbaren Waldmaſſen zur Zeit der Schöpfung nicht wieder zurück, fürchten wir aber auch eben ſo arg den Fortſchritt, welchen die Verwüſtung der Wälder ſo vielfach genommen! — Glühender Samum, fliegende Sandwolken, tote ertragsloſe Sandflächen, nackte Felſengerippe, wildleere Oeden, verarmte und verdummte Menſchen ſind die ſichere unvermeidliche Folge davon; kein hohles Hirngeſpinnſt, keine unbegründete Furcht, nein, die herbe, die ausgedehnteſte Erfahrung ſpricht dies aus, und darum

„Friede und Pflege den Wäldern!"

(v. Pannewitz, „Cotta-Album".)

Zur Geſchichte der deutſchen Wälder. Nach den älteſten Nachrichten, die wir den Römern verdanken, war Deutſchland einſt faſt ganz mit Wald bedeckt und der Baumwuchs nur ſoweit eingeſchränkt, als die Ueberſchwemmungen der Flüſſe reichten und große Moor- und Heideflächen ſich ausdehnten. Plinius weiß kaum Worte zu finden, um ſeinen Landsleuten die Großartigkeit des hercyniſchen Urforſtes zu ſchildern. Dort ſtanden Eichen, Mitgeborene der Erdfeſte ſelber, die unſterblich den Druck der Jahrhunderte zu überragen ſchienen. Unabſehbar drängten ſich die Stämme, und, ihre Wurzeln ineinander klammernd, hoben die gewaltigen Ringer ſich ſelber empor, ſo daß die Erde berſtend aufſprang und ſich Thore wölbten, die weit genug waren, um ganze Reitergeſchwader hindurchzulaſſen. Und mit gleicher Verwunderung ſchildert zwei Jahrhunderte ſpäter der Dichter Claudian die Schauer jener Waldwüſten und die Rieſengeſtalten der Eichen, an denen die römiſche Art den Kampf begann. Noch im zwölften Jahrhundert hören wir ſelbſt in dem jetzt waldarmen Norden von gewaltigen Wäldern reden, die die ganze Oſtſeite der cimbriſchen Halbinſel bedeckten, und in denen der deutſche Anſiedler ſeine Art ſchwang. Wer möchte dieſem Kampf ſein Recht abſprechen? wer die Zeiten zurückwünſchen, in denen die Saat des deutſchen Ackers faſt regelmäßig dem Froſte erlag, und der Rhein, den noch kein Rebenufer ſchmückte, Monate hindurch vom Eiſe ſtarrte? Nicht dem Pfluge bloß und dem Licht der Sonne, jene eiſernen Legionen und jene ſächſiſchen Anſiedler haben auch dem anderen Lichte Bahn geſchaffen, in deſſen Glanze das alte Heidentum erblich.

Urſprünglich waren die Wälder wie das Waſſer und die Weiden als ungeteiltes Land in gemeinſamem Beſitz, auf dem jedem Mitgliede der Gemeinde nach Bedürfnis und Herkommen Benutzungsrechte zuſtanden, mochte der Verband nun eine Mark oder einen Gau umfaſſen. Nicht eher als zur Zeit der Karolinger erſcheinen Wälder auch im Privatbeſitz von Klöſtern, Großen und Königen. Der Kampf gegen den Wald dauerte bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein; erſt als der Holzvorrat für die ſtark gewachſene Bevölkerung nicht mehr ausreichte, die Holznot vor der Thür ſtand, ſuchten die mächtig gewordenen Landesherren, ſelbſt für die Erhaltung ihres Wildſtandes beſorgt, mit Rodungsverboten einzugreifen und hier und da auch auf Regelung der Waldwirtſchaft ihr Augenmerk zu richten. So entſtanden die Bannforſten, worunter man urſprünglich einen Wald oder ein Gebiet von Wäldern und Fluren verſtand, in denen die Jagd allen Nichteigentümern bei Strafe des Königsbannes verboten war. Schon früh hatten auch die Markgenoſſen in den Tagen der Gefahr ihren Waldbeſitz dem Schutze des Landesherrn unterſtellt, der ihnen gegen geringe Abgaben alle Nutzungen zugeſtand; aber infolge der allgemeinen Unterdrückung des Bauernſtandes gingen alle dieſe Rechte eines nach dem anderen verloren; der Wald wurde ein landesherrliches Recht. Die Bauern, völlig mürbe gemacht und ohne allen Gemeinſinn, teilten ihre Markwaldungen oder ruinierten ſie durch eine wüſte Raubwirtſchaft. Nur an einer Stelle des weſtlichen Deutſchlands ſind die Markgenoſſenſchaften damals neu geordnet worden, dort ſind ſie uns auch noch heute erhalten in den Hauberggenoſſenſchaften der Gegend um Siegen und Olpe.

Erſt im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem die ehemaligen Kron- und Kammerforſten für unveräußerliches Staatseigentum erklärt waren, finden wir im allgemeinen eine größere forſtliche Aufmerkſamkeit, und mit derſelben trat ein kräftigerer Waldſchutz, der Waldanbau, eine geregelte Bewirtſchaftung und Benutzung nach und nach ins Leben. Die rapide Abnahme der Privatwaldungen, die man ohne Aufſicht gelaſſen, durch gewinnſüchtige Rodung oder durch die Vorliebe der Landwirte für friſch gebrochenes Land rief auch zuletzt das Einſchreiten der Geſetzgebung hervor, da ſelbſt Handel und Verkehr zu leiden begannen.

Nur durch eine Jahrhunderte hindurch dauernde Verwüſtung der Wälder iſt es zu erklären, daß auch in den waldbildenden Baumarten im Laufe der Zeiten ein Wechſel eingetreten iſt. Während ehedem das Laubholz im deutſchen Walde entſchieden vorherrſchte, hat es namentlich in den letzten Jahrhunderten dem zäheren Nadelholz, der Fichte in den Gebirgen und der Kiefer in den ſandigen Ebenen, weichen müſſen. So iſt der reine Laubwald, aus Buchen und Eichen beſtehend, nur noch im nordweſtlichen Deutſchland vorherrſchend, wo er im heſſiſchen Hügellande wie an der Oſtſeeküſte hauptſächlich dazu beiträgt, der Landſchaft den anmutigen Charakter zu verleihen. Doch haben der Schwarzwald, der ſchon 793 nigra silva heißt, die Alpen und der Bayriſche Wald von Anfang an nur Nadelholzwaldungen getragen und ſich von hier aus die Edeltannen über den milderen und tiefgründigen Gebirgsboden Süd- und Mitteldeutſchlands verbreitet.

Was iſt nun von dem ehemaligen Waldreichtum erhalten geblieben? Noch heute wird ein Viertel des deutſchen Bodens von Wald bedeckt, ein im Vergleich mit dem Bewaldungszuſtand der übrigen Staaten Europas nicht ungünſtiges Verhältnis, da nur Schweden, Rußland, Norwegen und Oeſterreich-Ungarn größere Beſtände aufweiſen. Freilich iſt der Süden weit reicher als der Norden. Die Regierungsbezirke Kaſſel, Koblenz, Oberbayern, die Rheinpfalz, der Jaxtkreis, Starkenburg in Württemberg, bilden neben den mitteldeutſchen Schwarzburg-Rudolſtadt, Reuß-Gera und Waldeck die bewaldetſten Bezirke. Auch iſt nur noch im Süden an einigen Stellen, wie in den Alpen, im Glatzer Gebirge und beſonders im Bayriſchen Wald, der echte alte Urwald erhalten.

Ueberall iſt ſonſt der Urwald von des Menſchen Hand zerſtört und ein neuer Beſtand geſchaffen worden. In der niederdeutſchen Ebene insbeſondere vereinigten ſich Natur und Wirtſchaft, um den Wald zu verringern. Der Reichtum an Moorflächen, die Marſchbildungen, die durchaus wüſten Ortſteinflächen des Geeſtlandes (Ahlheiden) ſchränkten den Waldboden von anfang an ein, rauhe Seewinde, von deren Gewalt man im Binnenlande keine Vorſtellung hat, erſchwerten die Neuanpflanzung ausgerodeter Flächen ganz ungemein, und daß das Holz nicht geſchont wurde, dafür ſorgten die nahen Seeſtädte, die es gut bezahlten. Man möge ſich nur daran erinnern, daß der Bau eines einzigen mäßig großen Kriegsſchiffes über 2000 völlig ausgewachſene Bäume, d. h. den Ertrag von vierzehn Acker Landes, hinwegraffte.

(Aug. Sach, „Die deutſche Heimat“.)

Forſtliche Betriebsarten. Je nach der Art und Weiſe, wie die Waldungen verjüngt, gepflegt und benutzt werden, unterſcheidet man drei Betriebsarten: Hochwald, Mittelwald und Niederwald. Während bei dem Hochwald der junge Beſtand aus Samen oder durch anderwärts erzogene Samenpflanzen, die in den betreffenden Boden verſetzt werden, erwächſt, geſchieht dies beim Niederwald nur durch die aus Stock und Wurzel hervortreibenden Schößlinge (Stock- und Wurzelausſchläge). Im Mittelwald iſt beides vereinigt. Die Niederwälder werden entweder bloß oder doch vorzugsweiſe der Holzerzeugung wegen gepflegt und benutzt, oder es wird der Gewinnung der Rinde eine große Aufmerkſamkeit zugewendet. Die erſten ſind die Niederwälder im gewöhnlichen Sinne des Wortes, die zweiten bezeichnet man mit dem Namen Eichenſchälwälder. Im eigentlichen Niederwald wird noch ein weiterer Unterſchied gemacht: zwiſchen Beſtänden, in denen die Laubhölzer mit größerer Lebensdauer vorherrſchen, und ſolchen, in welchen die ſchnell wachſenden, ein geringeres Alter erreichenden Holzarten den Hauptbeſtand bilden. Die letzte Beſtandesform nennt man, zum Unterſchiede vom Niederwald im engeren Sinne des Wortes, Buſchholz und die Behandlung derſelben die Buſchholzwirtſchaft. Buſchholzwaldungen findet man in der Regel nur an den Fluß- und Bachufern und im Ueberſchwemmungsgebiet fließender Gewäſſer.

Im Hochwalde läßt man die Bäume, die überhaupt auf der Fläche Platz haben, ſo lange ſtehen, bis dieſelben ſich völlig entwickelt haben und den höchſten Ertrag geben, was bei den verſchiedenen Baumarten und auch auf verſchiedenem Boden zu verſchiedener Zeit eintritt. So nimmt man im Mittel an, daß ein Fichtenhochwald im 90. Jahre, ein Buchenhochwald im 120. Jahre geſchlagen werden muß. Damit die älter werdenden Bäume immer die zu ihrer Ernährung nötige Bodenfläche, ſowie den erforderlichen Luftraum haben, wird zu gewiſſen Zeiten ein Teil nach zweckmäßiger Ordnung aus dem zum Hochwaldbetrieb beſtimmten Walde weggenommen, d. h. der Wald wird „durchforſtet“. Nach der Erfahrung liefert das wiederholte Herausnehmen eines Teiles der Stämme, welche bei einer gewiſſen Größe zu dicht neben einander ſtehen, in 100 Jahren beinahe $^1/_3$ des ganzen Holzertrages und iſt der Entwicklung der verſchonten Bäume günſtig, welche mehr Luft, Licht und Nahrung aus dem Boden genießen.

Wenn in gewiſſen Fällen der Waldeigentümer durch beſſere Verzinſung ſich bewogen fühlt, den Niederwald oder eine kürzere Umtriebszeit vorzuziehen, ſo iſt damit nicht auch ſchon die volkswirtſchaftliche Nützlichkeit dieſer Handlungsweiſe außer Zweifel geſetzt. Ueberhaupt thut man ſehr Unrecht, wenn man, wie dies leider häufig der Fall iſt, das Waldkapital dem Geldkapital des Handels gleichſtellen und für das erſtere dieſelbe Rente beanſpruchen will.

In Bezug auf die dauernde Befriedigung des Holzbedürfniſſes in einem Volke erſcheint der Hochwald volkswirtſchaftlich am nützlichſten, und zwar nimmt der Buchenholzwaldbetrieb ohne Zweifel die erſte Stelle ein. Unter den mannigfachen Formen, welche Natur, wirtſchaftliche und unwirtſchaftliche Behandlung unſeren deutſchen Waldungen aufgeprägt haben, ſteht der Buchenhochwald als eine der naturgemäßeſten obenan. Die Buchenhaine waren und ſind noch heute die Zierde unſeres ſchönen Vaterlandes, und in der That unvergleichlich erhebend iſt der Eindruck, den ihre in voller Kraft und Herrlichkeit prangenden Säulenhallen — die natürlichen Vorbilder der gotiſchen Spitzbogen — auf jedes Gemüt ausüben, das für wahre Naturſchönheit Sinn und Verſtändnis hat. In ihnen fühlt ſich der rechte Forſtmann wohler und heimiſcher; hier iſt es, wo er ſich mit den mannigfachen Verkümmerungen ſeines Lebenskreiſes ausſöhnt, wo er, unberührt von dem Treiben der Welt, volle innere Befriedigung in ſeinem ſchönen Berufe und in ſinniger Naturanſchauung und Forſchung findet. Stolzer hebt ſich die Bruſt des Förſters von echtem Schrot und Korn, wenn er auf ſeine geliebten Buchenverjüngungen, auf ſeine liebſten Pfleglinge, hinweiſen kann; denn er weiß, daß er ſich damit ein ſchönes und ehrenvolles Denkmal geſetzt hat.

(W. Roſcher, „Volkswirtſchaft“.)

Der wilde Jäger.

Von
Gottfried Auguſt Bürger (1747—1794).

Der Wild- und Rheingraf[1] ſtieß in's Horn:
„Halloh, halloh, zu Fuß und Roß!“
Sein Hengſt erhob ſich wiehernd vorn;
Laut raſſelnd ſtürzt ihm nach der Troß;
Laut klifft und klafft es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernſter Feierklang;
Fern tönten lieblich die Geſänge
Der andachtsvollen Chriſtenmenge.

Riſchraſch! quer über'n Kreuzweg ging's,
Mit Horridoh und Huſſaſa.
Sieh' da! Sieh' da! kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarb'ner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht;
Lichthehr erſchien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangeſicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug' wie Ungewitter.

„Willkommen hier zu rechter Friſt!
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel iſt
Kein Spiel, das lieblicher behagt!“ —
Er rief's, ſchlug laut ſich an die Hüfte
Und ſchwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht ſtimmet deines Hornes Klang,“
Sprach der zur Rechten, ſanften Muts,
“Zu Feierglock' und Chorgeſang.
Kehr' um! Erjagſt dir heut' nicht's Gut's.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Böſen dich umgarnen!“

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!“
Fiel raſch der linke Reiter d'rein,
„Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdluſt mag euch baß erfreu'n!
Laßt mich, was fürſtlich iſt, euch lehren
Und euch von jenem nicht bethören!“ —

„Ha! Wohl geſprochen, linker Mann!
Du biſt ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der ſcher' ans Pater noſter hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Luſt doch büßen!“

Und hurre, hurre, vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf ſprang ein weißer Hirſch von ferne
Mit ſechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter ſtieß der Graf in's Horn,
Und raſcher flog's zu Fuß und Roß;
Und ſieh'! bald hinten und bald vorn
Stürzt' einer tot dahin vom Troß.
„Laß ſtürzen! Laß zur Hölle ſtürzen!
Das darf nicht Fürſtenluſt verwürzen!“

Das Wild duckt ſich in's Aehrenfeld
Und hofft da ſichern Aufenthalt.
Sieh' da! Ein armer Landmann ſtellt
Sich dar in kläglicher Geſtalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verſchont den ſauren Schweiß des Armen!“

Der rechte Ritter ſprengt heran
Und warnt den Grafen ſanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu ſchadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verſchmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken ſich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!“ ſchnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonſt hetz' ich ſelbſt, beim Teufel! dich.
Halloh, Geſellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geſchworen,
Knallt ihm die Peitſchen um die Ohren!“

Geſagt, gethan! Der Wildgraf ſchwang
Sich übern Hagen raſch voran
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann.
Und Hund und Mann und Roß zerſtampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgeſcheucht,
Feld ein und aus, bergab und an
Geſprengt, verfolgt, doch unerreicht
Ereilt das Wild des Angers Plan
Und miſcht ſich da, verſchont zu werden,
Schlau mitten zwiſchen zahme Herden.

Doch hin und her, durch Feld und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raſchen Hunde ſeine Spur.
Der Hirt, voll Angſt für ſeine Herde,
Wirft vor dem Grafen ſich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, ſtilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier graſt
So mancher armen Witwe Kuh.
Ihr eins und alles ſpart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!“

Der rechte Ritter ſprengt heran
Und warnt den Grafen ſanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu ſchadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verſchmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken ſich umgarnen.

„Verweg'ner Hund, der du mir wehrſt!
Ha, daß du deiner beſten Kuh
Selbſt um- und angewachſen wärſt,
Und jede Vettel noch dazu!
So ſollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch ſtracks in's Himmelreich zu hetzen.

Halloh, Geſellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Huſſaſaſa!“ —
Und jeder Hund fiel wütend an,
Was er znächſt vor ſich erſah.
Bluttriefend ſank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.

Dem Mordgewühl entrafft ſich kaum
Das Wild mit immer ſchwächerm Lauf.
Mit Blut beſprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt ſich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

Riſch ohne Raſt mit Peitſchenknall,
Mit Horridoh und Huſſaſa
Und Kliff und Klaff und Hörnerſchall!
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit ſanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieſer Spur!
Entweihe Gottes Freiſtatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heiſcht von Gott dein Strafgericht.
Zum letztenmale laß dich warnen,
Sonſt wird Verderben dich umgarnen!“

Der Rechte ſprengt beſorgt heran
Und warnt den Grafen ſanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu ſchadenfrohem Frevelmut,
Und wehe, trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken ſich umgarnen.

„Verderben hin, Verderben her!
„Das,“ ruft er, „macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Luſt doch büßen!“

Er ſchwingt die Peitſche, ſtößt in's Horn:
„Halloh, Geſellen, drauf und dran!“
Hui, ſchwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten ſchwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verſchlingt auf einmal Totenſtille.

Erſchrocken blickt der Graf umher;
Er ſtößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört ſich ſelbſt nicht mehr,
Der Schwung der Peitſche ſauſet nicht;
Er ſpornt ſein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor-, nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düſter um ihn her
Und immer düſtrer, wie ein Grab.
Dumpf rauſcht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über ſeinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urteil eine Donnerſtimme:

„Du Wütrich, teufliſcher Natur,
Frech gegen Gott und Menſch und Tier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Miſſethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch, und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel ſelbſt gehetzt!
Zum Schreck der Fürſten jeder Zeit,
Die, um verruchter Luſt zu frohnen,
Nicht Schöpfer, noch Geſchöpf verſchonen!“

Ein ſchwefelgelber Wetterſchein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angſt rieſelt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird ſo ſchwül, ſo dumpf und taub.
Entgegen weht ihm kaltes Grauſen,
Dem Nacken folgt Gewitterſauſen.

Das Grauſen weht, das Wetter ſauſt,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine ſchwarze Rieſenfauſt.
Sie ſpannt ſich auf, ſie krallt ſich zu;
Hui! will ſie ihn beim Wirbel packen,
Hui! ſteht ſein Angeſicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, roter Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tauſend Höllenhunde,
Laut angehetzt empor vom Schlunde.

Er rafft ſich auf durch Wald und Feld
Und flieht laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauſcht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt ſein Antlitz ſtehn;
So raſch die Flucht ihn vorwärts reißt,
Er muß die Ungeheuer ſehn,
Laut angehetzt vom böſen Geiſt;
Muß ſehn das Knirſchen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm ſchnappen. —

Das iſt des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngſten Tage währt
Und oft dem Wüſtling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt' er ſonſt nicht ſchweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Anmerkung: 1) Wild- und Rheingrafen hießen weſtdeutſche Grafengeſchlechter; heute führt nur mehr die fürſtliche Linie Solms-Horſtmar dieſen Titel.

Bergbau. Das Befahren der zwei vorzüglichſten Clausthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Carolina“, fand ich ſehr intereſſant, und ich muß ausführlich davon erzählen. Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen, ſchwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Dieſe tragen dunkle, gewöhnlich ſtahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hoſen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine, grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine ſolche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Beſuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er ſein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunklen Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch ausſieht, ſteigt bis an die Bruſt hinab, giebt Regeln, wie man ſich an den Leitern feſtzuhalten habe, und bittet, angſtlos zu folgen. Die Sache ſelbſt iſt nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerksweſen verſteht. Es giebt ſchon eine eigene Empfindung, daß man ſich ausziehen und die dunkle Sträflingstracht anziehen muß. Und nun ſoll man auf allen vieren hinabklettern, und das dunkle Loch iſt ſo dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter ſein mag. Aber bald merkt man, daß es nicht eine einzige, in die ſchwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter iſt, ſondern daß es mehrere von fünfzehn bis zwanzig Sproſſen ſind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man ſtehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerſt in die Carolina geſtiegen. Die Leiterſproſſen ſind kotig-naß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieſer beteuert immer, es ſei gar nicht gefährlich; nur müſſe man ſich mit den Händen feſt an den Sproſſen halten und nicht nach den Füßen ſehen und nicht ſchwindelig werden und nur beileibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das ſchnurrende Tonnenſeil heraufgeht, und wo vor vierzehn Tagen ein unvorſichtiger Menſch hinuntergeſtürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten iſt ein verworrenes Rauſchen und Summen, man ſtößt beſtändig an Balken und Seile, die in Bewegung ſind, um die Tonnen mit geklopften Erzen oder das hervorgeſinterte Waſſer heraufzuwinden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachſen ſieht und wo der einſame Bergmann den ganzen Tag ſitzt und mühſam mit dem Hammer die Erzſtücke aus der Wand herausklopft. Bis in die unterſte Tiefe bin ich nicht gekommen; unter uns geſagt, dort, bis wohin ich kam, ſchien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brauſen und Sauſen, unheimliche Maſchinenbewegung, unterirdiſches Quellengerieſel, von allen Seiten herabtriefendes Waſſer, qualmig aufſteigende Erddünſte, und das Grubenlicht immer bleicher hineinflimmernd in die einſame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Atmen wurde mir ſchwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitſcherigen Leiterſproſſen. Ich habe keinen Anflug von ſogenannter Angſt empfunden; aber, ſeltſam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahre ungefähr um dieſelbe Zeit einen Sturm auf der Nordſee erlebte, und ich meinte jetzt, es ſei doch eigentlich recht traulich-angenehm, wenn das Schiff hin- und her-ſchaukelt, die Winde ihre Trompeterſtückchen losblaſen, zwiſchendrein der luſtige Matroſenlärm erſchallt, und alles friſch überſchauert wird von Gottes lieber, freien Luft. Ja Luft! — Nach Luft ſchnappend, ſtieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einer ſchmalen, ſehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube „Dorothea“. Hier iſt es luftiger und friſcher, und die Leitern ſind reiner, aber auch länger und ſteiler als in der „Carolina“. Hier wurde es mir auch beſſer zumute, beſonders da ich wieder Spuren lebendiger Menſchen gewahrte. In der Tiefe zeigten ſich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählich in die Höhe, mit dem Gruße: „Glück auf!“, und mit demſelben Wiedergruße von unſerer Seite ſteigen ſie an uns vorüber; und wie eine befreundete, ruhige und doch zugleich quälend rätſelhafte Erinnerung trafen mich mit ihren tiefſinnig-klaren Blicken die ernſt-frommen, etwas blaſſen und vom Grubenlicht geheimnisvoll beleuchteten Geſichter dieſer jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einſamen Bergſchachten den ganzen Tag gearbeitet hatten und ſich jetzt hinaufſehnten nach dem lieben Tageslicht und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone ſelbſt war eine kreuzehrliche, pudeldeutſche Natur. Mit inniger Freudigkeit zeigte er mir jene Stelle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit ſeinem großen Gefolge geſpeiſt hat, und wo noch der lange, hölzerne Speiſetiſch ſteht, ſowie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog geſeſſen. Dieſer bleibe zum ewigen Andenken ſtehen, ſagt der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er, wie viele Herrlichkeiten damals ſtattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert geweſen, wie ein Bergknappe die Zither geſpielt und geſungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog ſehr viele Geſundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute, und er ganz beſonders, ſich gern würden totſchlagen laſſen für den lieben Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich ſehe, wie ſich dieſes Gefühl der Unterthanentreue in ſeinen einfachen Naturlauten ausſpricht. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl, und es iſt ein ſo wahrhaft deutſches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter ſein und witziger und ergötzlicher; aber keines iſt ſo treu wie das treue deutſche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue ſo alt iſt wie die Welt, ſo würde ich glauben, ein deutſches Herz habe ſie erfunden.

Wie die deutſche Treue hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker ſtill und ſicher geleitet durch das Labyrinth der Schachte und Stollen; wir ſtiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht ſtrahlt — Glückauf!

Die meiſten Bergarbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergſtädtchen Zellerfeld. Ich beſuchte mehrere dieſer wackeren Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die ſie mit der Zither, ihrem Lieblingsinſtrument, gar hübſch begleiten, ließ mir alte Bergmärchen von ihnen erzählen und auch die Gebete herſagen, die ſie in Gemeinſchaft zu halten pflegen, ehe ſie in den dunkeln Schacht hinunterſteigen, und manches gute Gebet habe ich mitgebetet. Heinrich Heine (1799—1856), „Harzreiſe“.

Bergmannslied.

Von Novalis (Friedr. v. Hardenberg),
1772—1801.

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schoß vergißt.

Wer ihrer Felſenglieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

Er iſt mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' ſie eine Braut.

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und ſcheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh'.

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloſſ'nen Zeit
Iſt ſie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umweh'n ſein Angeſicht,
Und in der Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

Ihm folgen die Gewäſſer
Hilfreich den Berg hinauf;
Und alle Felſenſchlöſſer
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Bergmannsleben.

Von Theodor Körner (1791—1813).

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'ſchen Welt.
Er, der ſtillen Nacht Gefährte,
Atmet tief im Schoß der Erde,
Den kein Himmelslicht erhellt.
Neu erzeugt mit jedem Morgen,
Geht die Sonne ihren Lauf,
Ungeſtört ertönt der Berge
Uralt Zauberwort: „Glück auf!“
Da umſchwebt uns heil'ges Schweigen,
Und aus blauen Flammen ſteigen
Geiſter in die grauſe Nacht.
Doch ihr eig'nes Thun verſchwindet,
Feſter ſind ſie uns verbündet,
Bauen uns den düſtern Schacht.
Nimmer können ſie uns zwingen,
Und ſie hält ein ew'ger Bann;
Wir bekämpfen alle Mächte
Durch der Mutter Talisman.

Auch die lieblichen Najaden,
Die im reinen Quell ſich baden,
Stürzen hilfreich in die Gruft,
Mit den zauberiſchen Händen
Das gewalt'ge Rad zu wenden,
Und es rauſcht in ferner Kluft.
Selbſt Vulkan, der Eiſenbänd'ger,
Reicht uns ſeine Götterhand:
Und durch ſeines Armes Stärke
Zwingen wir das Mutterland.

Auch mit Proſerpinens Gatten,
Mit dem ſchwarzen Fürſt der Schatten,
Flechten wir den ew'gen Bund,
Und er läßt auf ſchwankem Steige
Eingeh'n uns in ſeine Reiche,
In des Todes grauſen Schlund.
Doch der Weg iſt uns geöffnet
Wieder auf zum gold'nen Licht,
Und wir ſteigen aus der Tiefe;
Denn der Gott behält uns nicht.

Durch der Stollen weite Länge,
Durch das Labyrinth der Gänge
Wandern wir den ſichern Weg.
Ueber nie erforſchte Gründe,
Ueber dunkle Höllenſchlünde
Leitet ſchwankend uns der Steg;
Ohne Grauen, ohne Zaudern
Dringen wir in's düſt're Reich,
Führen auf metall'ne Wände
Jauchzend den gewalt'gen Streich.

Unter unſers Hammers Schlägen
Quillt der Erde reicher Segen
Aus der Felſenkluft hervor.
Was wir in dem Schacht gewonnen,
Steigt zum reinen Glanz der Sonnen,
Zu des Tages Licht empor.
Herrlich lohnt ſich unſer Streben,
Bringet eine gold'ne Welt
Und des Demants Pracht zu Tage,
Die in finſt'rer Tiefe ſchwellt.

In der Erde dunk'lem Schoße
Blühen uns die ſchönſten Loſe,
Strahlet uns ein göttlich Licht.
Einſt durch düſtr'e Felſenſpalten
Wird es ſeinen Sitz entfalten,
Aber wir erblinden nicht.
Wie wir treu der Mutter bleiben,
Lebend in dem düſtern Schacht,
Hüllt uns in der Mutter Schleier
Einſt die ewig lange Nacht.

Entwicklung der Gewerbe. — Zahlreich ſind die Gedenkſtücke aus jener ſpäteren Epoche, wo der dem tieriſchen Zuſtande ſich entringende Menſch anfing, aus handlichen Steinen, Muſchelſchalen, Knochen, Gräten, Zähnen und Tiergeweihen brauchbare Werkzeuge herzurichten, geeignet zur Arbeitserleichterung, zum erfolgreichen Angriff, zum Verteidigungskampfe oder zu Jagdzwecken. Einmal im Beſitze der Sprache, des Feuers und der einfachſten Werkzeuge nahm der Menſch alsbald ſeine dominierende Stellung im Naturreiche ein. Er hatte ſich zum Beherrſcher der Tiere aufgeſchwungen mit ſelbſtbewußten Abſichten und mit einſtweilen genügenden Hilfsmitteln zur Erreichung derſelben. Jagd und Fiſchfang, mit Keulen, Spießen, Harpunen, Netzen und anderen Fangapparaten betrieben, lieferten fortwährend reichlichen und geſicherten Ertrag. Die dem erlegten Wilde abgezogenen Felle wurden zur Bereitung weicher und warmer Lagerſtätten, ſowie zur Anfertigung von um die Schulter geſchlagenen Pelzmänteln verwendet, zum Schutze gegen Inſektenſtiche, Näſſe, Kälte, Sonnenbrand. Denn zu jener Periode trieb ſich der Wilde nackt in ſeiner Behauſung und im Felde umher, wie auch noch heute, um ſo viele Jahrtauſende ſpäter, Millionen Bewohner Afrikas und Auſtraliens, und noch viele andere barbariſche Völkerſchaften im Zuſtande vollkommener Nacktheit angetroffen werden.

Nach und nach lernte der Menſch — wer kann ermeſſen, wie lange Zeit es hierzu bedurfte? — den Baumaſt als Hebel, den Stein als Hammer, die loſe gemachte Pflanzenfaſer als Bindfaden gebrauchen. Die zur Behauſung gewählte Felſenſpalte oder Erdhöhle wurde durch vorgewälzte Steine oder Holzpflöcke gegen den Einbruch von Raubtieren geſichert, und mit Hilfe von bereits ererbten Brech- und Klopfwerkzeugen (alſo nicht mehr, wie zur Zeit der erſten Väter, mit kralligen Fingern) je nach Bedürfnis erweitert. Die Erfahrung des Tages wirkte ziviliſatoriſch fort und führte zu weiteren Errungenſchaften. Am Feuer wurden erbeutetes Wild und Fiſche mürbe und ſchmackhaft gebraten, ſo daß allmählich der Genuß des rohen Fleiſches, welcher noch gegenwärtig bei einigen Stämmen üblich iſt, abgeſtellt werden konnte. Vorräte von Nahrungs- und Brennſtoffen wurden angeſammelt, Decken, ſowie Kleidungs- und Beſchuhungsſtücke verfertigt, aus Binſen und Gräſern die erſten Matten, aus gereinigten Pflanzenfaſern Gewebe hergeſtellt; der Boden in der Nähe der Lagerſtätten mit Hacke und Schaufel urbar gemacht, Getreide gebaut und das Korn zwiſchen zwei platten Steinen gemahlen und endlich ſogar Brot oder Kuchen gebacken.

Es wäre irrig, anzunehmen, daß die Vervollkommnungen der Individuen, die Verbeſſerungen ihrer geſellſchaftlichen Zuſtände und die kulturellen Einrichtungen überhaupt gleichmäßig und gleichzeitig in allen Niederlaſſungen zum Durchbruch gelangten, in welchen die abgetrennten Gruppen der Menſchenfamilie ſich abgezweigt hatten. Zeigen ſich doch noch heute einfachſte, vom Wellenſchlag der Ziviliſation unberührt gebliebene Zuſtände in allen Erdteilen, Europa ausgenommen! Die Bahn zur Kultur wird wohl im allgemeinen durch Klima, Boden und andere äußere Verhältniſſe vorgezeichnet, aber ſie wird, wie die geſchichtliche Erfahrung lehrt, nicht von allen unter denſelben Himmelsſtrichen und natürlichen Begünſtigungen lebenden Geſchlechtern in gleicher Weiſe betreten.

Die ägyptiſche Geſchichte ragt, wie Lepſius ſich ausdrückt, gleich einem weit vorgeſchobenen Vorgebirge über die geſchichtliche Zeit aller übrigen Völker in das Nebelmeer der menſchlichen Vorgeſchichte hinaus. Wir gelangen an der Hand einer ununterbrochenen Reihe von Monumenten bis 5000 oder 6000 Jahre vor unſerer Zeitrechnung zurück, zu welcher Periode bereits eine ausgebildete Bildhauerkunſt, nebſt Malerei, geſchäftige Induſtrie, ein vollendetes Schriftſyſtem, eine ſtaunenswerte Technik und ein verfeinerter Luxus ſich entfalteten. — Daſſelbe Lob muß den alten Monarchien am Euphrat und Ganges geſpendet werden, in deren Wunderthälern die Herrlichkeiten von Babylon, Niniveh und Ecbatana unter Trümmerhaufen, beſtehend aus Backſteinfragmenten, Ziegelſteinen, Verglaſungen und Bitumenreſten begraben liegen. Noch ragt auf der Ebene „Sinear" der Birs Nimrud (Turm des Nimrod), ein Tempel des Gottes Bel, empor, ſieben Stockwerke hoch und in ſieben verſchiedenen Farben ausgeführt, zur Verſinnbildlichung von Sonne, Mond und Erde und den anderen damals bekannten vier Hauptplaneten. Der Birs Nimrud, aus gebrannten Ziegeln erbaut, weil nicht, wie für die Pyramiden Egyptens, Steinmaſſen herbeigeſchafft werden konnten, ſoll bis zu einer Höhe von 50 Meter gefördert worden ſein. Wie viele Jahrtauſende weiter zurück in der Zeit müſſen, vor Inangriffnahme ſo koloſſaler Bauwerke, die erſten Anfänge der Meßkunſt, des Maurer- und Zimmerhandwerks, der Berechnungsarten und der Aſtronomie gelegen haben. — An den Mumienſärgen, in welchen die Leichen einen Jahrtauſend langen Schlaf vollbrachten, iſt es nachweisbar, daß die Fabrikation leinener Gewebe im alten Egypten bereits zu hoher Vollendung gebracht war. Teppiche und buntgeſchmückte Gewänder, ſowie Segelzeuge gehörten zu den vorzüglichſten Handelsartikeln, welche die Tyrer im Welthandelsverkehr aus Aegypten bezogen. Plinius ſpricht voll Bewunderung von der vorzüglichen Art der Aegypter, bunt zu färben. Prieſtergewänder durften, in früheren Zeiten wenigſtens, bei den Juden wie bei den Aegyptern, nur aus glänzend feinen Leinen gefertigt ſein. In den Mumienſärgen werden Schmuckgegenſtände, Götzenbilder, Scarabäen [geſchnitzte Miſtkäfer], Amulette aus Gold, Bronze und grünem Steingut, aus gemaltem und vergoldetem Holze gefunden. Die mittelſt aromatiſcher Harze einbalſamierte Leiche wurde mit Binden umwickelt, welche eine Länge von Hunderten bis Tauſend Ellen hatten; für vornehme Perſonen wurden Holzſärge verwendet, die nicht ſelten bemalt waren. Keine Steinart war den ägyptiſchen Steinmetzen zu hart oder zu ſchwierig, nicht Granit, noch Baſalt; in den Steinbrüchen findet man jetzt noch Obelisken, die mit einer Seite noch am Felſen haften, während die drei anderen Seiten bearbeitet und mit Hieroglyphen verſehen ſind; ſo gewiß waren ſie der glücklichen Ablöſung des ſchlanken Felſenbalkens. In den Felſengräbern von Beni Haſſan ſind die Verrichtungen von Webern, Tiſchlern, Töpfern, Zimmerleuten, Schuhmachern, Eiſen- und Goldſchmieden, nebſt anderen Handwerkern abgebildet. — In den, durch die Verehrung der ziviliſierten Nationen geheiligten Schriften des Alten Teſtamentes finden wir, beinahe auf jedwedem Blatte, beſtimmte Nachrichten über die gewerbliche Erziehung des Menſchengeſchlechtes. Zwar erſcheint, durch ſymboliſche Einkleidung manches darin in zweifelhaftem Dämmerlichte und bis zur Unkenntlichkeit verhüllt; immerhin aber werden, wenn auch mitunter ganz wunderbar klingende Berichte über das Entſtehen ſowie über die Verbreitung von Erfindungen und ſinnlichen Kultur-Elementen in der Kindheitsperiode unſeres Geſchlechtes gegeben. — Gott ſelbſt iſt es, welcher dem Adam und ſeinem Weibe „Röcke von Häuten machte und ſie damit bekleidete." Von deren Söhnen betrieb der eine bereits ergiebige Viehzucht und der andere den Ackerbau. Jubal wird als Vater aller Zither- und Flötenſpieler, Tubal Kain als ein Schmied in allen Erzeugniſſen aus Kupfer und Eiſen hingeſtellt. Noah hatte eine nach Ellen vermeſſene, in drei Stockwerke und zahlreiche Kammern abgeteilte, mit Fenſtern und Thüren verſehene Schiffsarche zu zimmern, welche von innen und außen mit Pech kalfatert wurde; nach Verlauf der Sündflut kultivierte dieſer Patriarch Weingärten und bereitete berauſchenden Weinmoſt. Abraham war ſehr reich an Silber und Gold; an der Spitze eines ſchwachbewaffneten Heeres bekriegt er mehrere zu jener Zeit ſchon beſtehende Königreiche, unternimmt zur Zeit einer Hungersnot Handelsreiſen, um in Aegypten Getreide anzukaufen und tauſcht ſpäter ein kleines Stück Landes für 400 Shekel Silber ein. Rebecca kommt mit einem Waſſerkruge zu einem Brunnen und wird daſelbſt mit Naſen- oder Ohrringen, künſtlich gearbeiteten Armbändern und andern Schmuckgegenſtänden aus Gold und Silber ſowie mit reichgewebten Kleidern beſchenkt. — Es giebt, wenn wir von gewiſſen modernen Erfindungen abſehen, kaum irgend eine Art techniſchen Betriebes und hierzu dienlicher Werkzeuge, deren nicht in den älteſten bibliſchen Schriften Erwähnung gethan würde.

Mit den alten Kulturreichen des Morgenlandes ging der angeſammelte Schatz von Kenntniſſen und Erfahrungen, welche uns in wiederausgegrabenen Bautrümmern, Monumenten und Inſchriften mit ſtaunender Bewunderung erfüllen, für lange Zeit wenigſtens, verloren. Erſt im Abendlande, unter dem Sporn eines zwar rauhen, aber kräftigenden Klimas, entfaltete, frei von orientaliſchem Despotendruck, der von Kaſtenbanden erlöſte Schaffensgeiſt neue Blüten; eine individuelle Regſamkeit der Kräfte begann ſich zu bethätigen; es waren nicht mehr Hunderttauſende von Sklaven, welche auf prieſterliches Gebot Monolithe ſchleppen, Pyramiden bauen und Felſentempel aushauen mußten, ſondern perſönliches Bedürfnis rang auf eigenen Bahnen nach Befriedigung. Der Knechtſchaft, gleich den Juden aus Mizraim entfliehend, löſte ſich die Menſchheit in zahlreiche Arbeitergruppen auf, welche, obſchon außer Berührung untereinander ſtehend, in iſolierten, aber der Hauptſache nach analogen Weiſen von Stufe zu Stufe bis zur heutigen Kultur ſich emporarbeiteten.

Die wunderbare Entfaltung von gewerblichen Künſten und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, von Handelsbetrieb und Schifffahrtsunternehmungen bei einzelnen Völkern des Altertums iſt durch verwüſtende politiſche Stürme unter den Trümmern verfallender großer Reiche begraben worden, ſo daß die in Neubildung begriffenen, aber an Kenntniſſen verarmten neueren Staatsgeſellſchaften die früher dageweſenen und wieder verloren gegangenen Erfahrungen aufs neue zu erwerben genötigt waren. — Wenn wir den Roman der Menſchheit zu analyſieren verſuchen, ſo gewahren wir, daß alle geiſtige Kultur eigentlich aus der Mechanik, nämlich aus der Aneignung mechaniſcher Fertigkeiten und deren allmähliger Vervollkommnung entſprungen iſt. — In der Geſchichte der Phönizier, der Juden und Aegypter zeigen ſich die erſten Spuren der Weltwirtſchaft. Aber auch ſie ſind nur die Erben und Fortbildner der in ungezählten Zeiträumen allmählich angeſammelten Kulturelemente.

(Aus: Karl v. Scherzer's „Die Anfänge menſchlicher Induſtrie".)

Bedeutung der Erfindungen in der Geſchichte. Vor einigen Monaten las ich in einer unſerer angeſehenſten Zeitſchriften einen Aufſatz, der folgendermaßen begann: „Der Ausgang des Mittelalters verzeichnet zwei Erfindungen, welche das Antlitz dieſer Erde verändert haben. Denn in der That kann man behaupten, daß das Ausſehen der menſchlichen Geſellſchaft durch die Erfindung des Schießpulvers und des Buchdruckes mehr als durch alle andern Entdeckungen verwandelt wurde. Daß die ungeheure Mehrheit von uns als freie Männer ſich bewegen und nicht als Hörige an der Scholle haften, iſt das Werk jenes Zerſtörungsmittels, welches die überlegene Kraft des Einzelnen zu Gunſten des allgemeinen Weſens gebrochen hat. Das Schießpulver hat Fauſtrecht und Hörigkeit abgeſchafft; daß wir uns aber nicht bloß als ein freies, ſondern auch als ein in der Maſſe ſeiner Mitglieder gebildetes und geiſtig freies Geſchlecht fühlen dürfen, iſt die Wirkung des Buchdruckes.“

Dieſe Worte erinnerten mich daran, daß vor einigen Jahren einmal ein Naturforſcher von Ruf die Anſicht aufſtellte, daß der Untergang der antiken Kultur hätte der Menſchheit erſpart werden können, wenn die Römer bereits das Pulver gekannt hätten. „Wenn die Römer auch nur das Steinſchloß-Gewehr gehabt hätten“, ſagt der betreffende Gelehrte, „ſo würden ſie alle Angriffe der Germanen, von den Cimbern und Teutonen bis zu den Goten und Vandalen mit Leichtigkeit zurückgeſchlagen haben.“ Dieſer Nichtbeſitz der modernen Erfindungen wird dann weiter zurückgeführt auf den niedrigen Stand der Naturwiſſenſchaften bei den Alten. „Das Zurückbleiben der Alten in der Naturwiſſenſchaft“, heißt es, „ward verhängnisvoll für die Menſchheit. In ihm liegt einer der vornehmſten Gründe, aus denen die alte Kultur unterging. Das größte Unglück, welches die Menſchheit traf, Ueberrennung der Mittelmeerländer durch die Barbaren, blieb ihr wahrſcheinlich erſpart, hätten die Alten Naturwiſſenſchaft in unſerm Sinne gehabt.“ In den genannten Aeußerungen tritt eine Auffaſſung von der Bedeutung der Erfindungen in der Geſchichte zu Tage, welche man vielleicht als die in der öffentlichen Meinung vorherrſchende bezeichnen darf. Ich benenne dieſelbe die populäre, ich füge gleich hinzu, daß ſie unrichtig iſt, und werde verſuchen, ihr die wiſſenſchaftliche Auffaſſung gegenüberzuſtellen.

Beginnen wir mit der Betrachtung der Erfindung und Wirkung des Schießpulvers. Das Pulver iſt der Menſchheit ſchon in älterer Zeit bekannt geweſen. Bei mittelalterlichen Schriftſtellern aus der Zeit der Hohenſtaufen'ſchen Kaiſer finden wir richtige Pulverrecepte. Die Erzählung alſo von dem Mönche Berthold Schwarz, der Gold machen wollte und das Pulver erfand, iſt eine Sage. Die epochemachende Erfindung beſteht in der Verwendung jenes ſchon früher bekannten Stoffes zum Schleudern von Geſchoſſen. Der Vorläufer dieſer Erfindung war vermutlich die Rakete. Die erſte Erwähnung eines Inſtrumentes, welches wirklich als eine Feuer-Schuß-Waffe aufgefaßt werden kann, findet ſich bei einem ſpaniſch-arabiſchen Schriftſteller, Haſſan Alrammah im Jahre 1290, alſo zu der Zeit, da noch Rudolf von Habsburg in Deutſchland regierte. Etwa 30 Jahre ſpäter, ſeit dem Jahre 1320 tauchen, dann in Europa allenthalben wirkliche Geſchütze auf, und nach einigen ziemlich zuverläſſigen Nachrichten war es in der That ein deutſcher Mönch, der dieſe Erfindung gemacht hat. So kommt alſo der ſagenberühmte Berthold Schwarz, den wir ſchon der großen Zahl derjenigen zuzählen mußten, die das Pulver nicht erfunden haben, doch noch wieder zu Ehren.

Welche Wirkung hatte nun die neue Erfindung des Schießens? Der Gedankengang der populären Auffaſſung iſt folgender: Die Gewehrkugel durchſchlägt den ritterlichen Panzer. Sie macht dadurch den Knecht und den Ritter im Kampfe gleich. Was hilft es, ſein ganzes Leben in Waffenübung zugebracht zu haben, wenn nachher jeder beliebige Burſche, dem am Tage vorher eine Muskete eingehändigt iſt, alle Kunſt zu ſchanden macht? Das Pulver hat alſo die Standesunterſchiede militäriſch aufgehoben, und der militäriſchen Gleichheit der Menſchen iſt auch bald die politiſche gefolgt. Ganz beſonders haben ferner noch die ſchweren Geſchütze dazu gedient, die ritterlichen Burgen zu brechen und die Ritter gezwungen, ſich der öffentlichen Ordnung zu unterwerfen. Die ſteinerne Kugel war ſtärker als die ſteinerne Mauer, die räuberiſchen Ritter flehten um Gnade, und es entſtand das moderne Fürſtentum. Geſchütz und Muskete alſo waren es, welche die groß Wandlung heraufführten und die Herrlichkeit des Rittertums auf allen Seiten zugleich überwältigten. Aller andere Fortſchritt geht auf dieſen zurück. An die Stelle der mittelalterlichen Anarchie trat die Ordnung und Sicherheit des modernen Staats, und die Erfindung des Pulvers iſt es, welche das Angeſicht der Erde ſo wohlthätig verwandelt hat.

Richtig iſt in dieſer Auffaſſung, daß eines der weſentlichen Momente, durch welches die Neuzeit vom Mittelalter geſchieden wird, die Umwandlung des Kriegsweſens iſt. Die ritterliche Fechtweiſe wird erſetzt durch die Infanterie, die Schweizer und die Landsknechte. Vorläufer dieſer Umwandlung ſind die alten Schweizer Siege bei Morgarten und Sempach und die Flutwelle der Huſſitenſiege. Vollendet wird ſie in den Siegen der Schweizer über Karl den Kühnen, Herzog von Burgund. Die Schlachten von Grandſon und Murten bezeichnen die endgillige Niederlage des Rittertums.

Welche Rolle hat in dieſen Entſcheidungsſchlachten die Feuerwaffe geſpielt? Hat ſie wirklich den Sieg der Infanterie über das Rittertum entſchieden? Die Antwort iſt ausgeſprochen in der Thatſache, daß die Ueberlegenheit an Feuerwaffen in den Schweizer Schlachten nicht auf Seite der Schweizer, ſondern auf Seite der Burgunder war. Dieſe Waffen können alſo nur von einer ſehr geringen Wirkſamkeit geweſen ſein.

Worin liegt denn nun aber der Fehler des vorhin mitgeteilten populären Schlußes? Er liegt darin, daß die damalige Feuerwaffe die ihr zugeſchriebene Ueberlegenheit gar nicht beſaß. Die Handrohre der Zeit waren ſo ſchwer zu laden und hatten einen ſo unſicheren Schuß, daß ſie der Armbruſt und dem Bogen noch keineswegs als überlegen angeſehen wurden. Bogen, Armbruſt und Handrohr gingen nebeneinander her. Hatte die Kugel des letzteren die größere Durchſchlagekraft, ſo folgten ſich dafür die Pfeile des Bogens mit viel größerer Geſchwindigkeit. Die Armbruſt hielt in beidem die Mitte. Auch die Geſchütze, die Feldſchlangen, deren Karl der Kühne ſehr viele beſaß, thaten den Schweizern geringen Schaden. Erſt ein ganzes Menſchenalter ſpäter hat Kaiſer Maximilian die Armbruſt gänzlich von der Muſterung ausgeſchloſſen. Von jetzt an wächſt die Wirkſamkeit des Feuergewehrs, namentlich der Geſchütze. In das Jahr 1525, nach der Erfindung der Musketen, fällt die erſte Schlacht, von der man ſagen kann, daß das Feuergewehr an ihr entſcheidenden Anteil genommen. Es iſt die Schlacht von Pavia, in welcher König Franz von Frankreich von den Spaniern und deutſchen Landsknechten geſchlagen und gefangen genommen wurde. Aber auch in dieſer Schlacht beſteht noch die bei weitem größere Hälfte des Fußvolkes aus Hellebardieren und Pikenieren. Noch hundert Jahr ſpäter, im 30jährigen Kriege, iſt das Verhältnis etwa halb und halb, und die völlige Abſchaffung der Piken, die Bewaffnung der geſamten Infanterie mit dem Feuergewehr hat erſt zur Zeit Prinz Eugens und Ludwigs XIV. ſtattgefunden, nachdem man es fertig gebracht hatte, durch die Erfindung des Bajonetts Spieß und Muskete in einer Waffe zu vereinigen.

Als das Feuergewehr anfing Schlachten zu entſcheiden, gehörte alſo das Rittertum ſchon zu den Toten, und ſelbſt dann ſind noch Jahrhunderte vergangen, bis das Feuergewehr den alten Spieß völlig verdrängte.

Etwas anders, aber nicht beſſer, ſteht es mit der Zerſtörung der Ritterburgen durch das ſchwere Geſchütz. Hier iſt wenigſtens die vorausgeſetzte Thatſache richtig, aber unrichtig iſt der Rückſchluß, daß man ohne das Geſchütz der Burgen nicht habe Herr werden können. Selbſt die feſteſten Burgen mußten der Aushungerung erliegen, und dazu gehörte bei der geringen Beſatzung, die eine Burg nur haben konnte, höchſtens das Zuſammenhalten von ein paar hundert Mann auf eine Anzahl von Monaten. Auch ohne das Geſchütz hätten die Fürſten die Ritterburgen gebrochen; es hat ihnen nur in einigen Fällen dieſe Aufgabe erleichtert.

Stellen wir nunmehr die wiſſenſchaftliche Auffaſſung von der Natur der Erfindung der Feuerwaffen der populären gegenüber. Um die Erfindung hervorzubringen, dazu gehört ein durch viele Generationen, ja Jahrhunderte fortwährend dazu anreizendes Bedürfnis. So wenig wie ein Menſch geboren werden kann, ohne eine Mutter dazu, ſo wenig kann die Erfindung getrennt werden von ihrer Zeit und ihren Bedürfniſſen. Nicht als ob, wenn nur die Zeit gekommen iſt, die Erfindung ſo zu ſagen vom Himmel fiele. Immer muß erſt der Genius erſcheinen, der ſie erzeugt. Aber man kann nicht die Annahme machen, daß dieſer Genius nun auch in einer andern Epoche der Weltgeſchichte hätte erſcheinen können und einen anders gearteten Lauf der Geſchichte daraus berechnen. Das iſt ein Phantaſieſtück, wie die Luftballon-Reiſe von Amerika nach Europa in ſechs Stunden.

Einen ſehr ſchönen poſitiven Belag für dieſen Satz bietet eine andere große Erfindung, die Dampfmaſchine, insbeſondere das Dampfſchiff Man pflegt zu ſagen, das Dampfſchiff ſei erfunden im Jahre 1807 durch Fulton in New-York. Das iſt auch richtig; von hier aus hat die moderne Dampfſchiffahrt ihren Ausgang genommen. Aber es ſteht ebenſo feſt, daß bereits 100 Jahre früher, genau 100 Jahre, im Jahre 1707 ein Profeſſor in Marburg ein Dampfſchiff gebaut hat und mit demſelben auf der Fulda von Kaſſel nach Münden gefahren iſt. Es war Papin, ein Franzoſe von Geburt, derſelbe, von dem die Erfindung des unſeren Hausfrauen bekannten Papin'ſchen Topfes ſtammt. Papin ſoll die Abſicht gehabt haben, auf ſeinem Schiff nach England hinüberzufahren, aber zwei Mächte erhoben ſich gegen ſein Unternehmen, zwei Mächte, die oft widereinanderſtreben, wenn ſie aber einmal vereinigt ſind, alles, was ihnen zuwider iſt, zu zermalmen und auszutilgen im Stande ſind: die Regierung und das Volk. Die Obrigkeit verbot Papin die Weiterfahrt, und die Weſerſchiffer fielen über die neue Erfindung her und zerſchlugen ſie. Arm, hilflos und verzweifelt kehrte Papin nach Marburg zurück.

Wir haben hier alſo ein Beiſpiel, daß in der That einmal ein außerordentliches Genie eine Erfindung machte, ehe ihre Zeit gekommen war. Aber eine ſolche vorzeitige Geburt ſtirbt ab. Vielleicht war die Maſchine Papins überhaupt nicht derart, daß man auf dieſem Grunde weiterbauen konnte, aber wenn ſie es auch geweſen wäre: da die Welt ihr nicht die rechte Liebe, Pflege und Wartung entgegenbrachte, ſo konnte ſie nicht am Leben bleiben. Induſtrie und Verkehr mußten noch erſt mehrere Menſchenalter hindurch wachſen, die Anſprüche der Menſchheit an Arbeitsleiſtung noch geſteigert werden, um das Bedürfnis nach der Unterſtützung durch Maſchinen, erſt ſtehender, dann auch ſich fortbewegender, zu wecken.

Der Gang der Entwickelung in der Erfindung der Dampfmaſchine iſt ganz gleich demjenigen der Feuerwaffe. Nicht plötzlich wird die Erfindung gemacht, ſondern ſtufenweiſe in verſchiedenen Abſätzen, unter denen drei, die Maſchine Watts [1736—1819], das Dampfſchiff Fultons [1765—1815] und die Lokomotive Stephenſons [1781—1848], nur die hervorragendſten ſind.

An die Erfindung des Dampfſchiffs hat man öfter eine ähnliche Betrachtung mit einem „wenn“ geknüpft, wie ich es vorhin bezüglich der Musketen beſprach. Fultons Dampfſchiff machte ſeine erſte Fahrt im Jahre 1807, alſo zu einer Zeit, da Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht ſtand. Nur England und Rußland hielt ſich noch neben ihm aufrecht. Hätte nun, ſagt man, Napoleon Scharfblick genug beſeſſen, ſich die Fulton'ſche anzueignen, ſo hätte er mit einer Dampferflotte in England landen und ſich dieſes Land unterwerfen können, wie Preußen und Oeſterreich, Italien und Spanien, und dann würde ihm auch Rußland nicht haben widerſtehen können.

Dieſe Beweisführung wäre unanfechtbar, wenn nicht eine Hinterthür offen bliebe, nämlich die, durch welche die Engländer ſo gut zu den ſiegbringenden Dampfſchiffen hätten gelangen können, wie die Franzoſen. Eine große Flotte baut ſich doch nicht ſo im Handumdrehen, und die Leute, welche ſie bemannen und benutzen ſollen, wollen erſt eingeübt ſein. Wie in aller Welt wäre es denkbar, daß die Engländer in den vielen Jahren, die dazu gehören, nicht auch etwas von den Dampfſchiffen vernommen, die jenſeits des Kanals gebaut und probiert worden und ſich ihrerſeits ebenfalls der neuen Erfindung bemächtigt hätte? So wären die Waffen wieder gleich geweſen.

Es möchte jemand dagegen einwenden, daß doch 1866 die Preußen die Oeſterreicher vermöge des Zündnadelgewehrs beſiegt haben. Die Antwort iſt, daß auch dieſe Meinung zu den populären Sagen gehört. Freilich war das Gewehr der Preußen ein beſſeres als das der Oeſterreicher, aber keineswegs ſo viel beſſer, als gewöhnlich angenommen wird. Dazu wurde der Unterſchied einigermaßen wieder ausgeglichen dadurch, daß die Oeſterreicher die beſſeren Geſchütze hatten; ſie hatten bereits lauter Hinterlader, die Preußen noch nicht. Daß die techniſch mechaniſche Ueberlegenheit aber niemals das Entſcheidende ſein kann, zeigt ſofort der nächſte Krieg, der von 1870. In dieſem Kriege hatten die Franzoſen am Chaſſepot ein ſehr viel beſſeres Gewehr als die Deutſchen und wurden dennoch geſchlagen. Welche Kräfte auch immer einen Krieg entſcheiden, der zufällige Beſitz mechaniſcher Hilfsmittel kann es niemals ſein, weil Nationen, welche ſich an ſittlichen und geiſtigen Kräften gleich ſind, ſich auch immer annähernd dieſelben mechaniſchen Hilfsmittel verſchaffen werden. Läßt ein Volk es einmal daran fehlen, ſo iſt nicht die ſchlechtere Waffe, ſondern die moraliſche Schlaffheit, die es verſäumt, ſich der bereit ſtehenden mechaniſchen Mittel zu bedienen, der wahre Grund der Niederlage.

Dieſe letztere Bemerkung leitet uns über zu der Frage, welche thatſächliche Bedeutung den Erfindungen für die Fortentwickelung der menſchlichen Kultur bleibt. Wir wollen die Unterſuchung an eine dritte große Erfindung, die ſchon am Anfang genannte Buchdruckerkunſt, anknüpfen. Zunächſt einige Worte über die Natur dieſer Erfindung, welche viel beſprochen, viel unterſucht und viel beſtritten iſt. Man glaubte früher, die urſprünglichen Lettern Gutenbergs ſeien aus Holz geſchnitten geweſen und erſt ſpäter durch gegoſſene metallene Lettern erſetzt. Die wirkliche Erfindung beſteht jedoch gerade in dem Gießen der Lettern. Mit hölzernen Lettern iſt es unmöglich, ein Buch, ja auch nur eine einzige Seite zu drucken, weil keine menſchliche Sorgfalt den Lettern die genügende Gleichmäßigkeit zu geben vermag. Sind die Lettern nicht gleich groß, ſo werden die Zeilen krumm, geraten bald untereinander, und das Gedruckte wird unlesbar. Man kannte vor Gutenberg die Kunſt, man hatte ſie ſchon ſehr ausgebildet, ganze Seiten in Holz- oder Metallplatten auszuſchneiden und ſo zu drucken. Es gab ganze Zünfte von ſolchen Druckern, den ſogenannten Briefdruckern. Man hat auch wohl ſchon zu Buchbinder-Zwecken Zuſammenſetzungen hölzerner Lettern gemacht. Der wirkliche Buchdruck aber wurde erſt möglich durch Gutenbergs Erfindung der durchaus gleichmäßigen gegoſſenen Lettern. Gutenberg ſelbſt war auch vorher kein Briefdrucker, ſondern ein Goldſchmied, beſchäftigte ſich alſo ſeinem Gewerbe nach mit dem Gießen und der Behandlung von Metall.

Seiner Erfindung ſollen wir nun nach der populären Auffaſſung unſere geiſtige Freiheit verdanken. Die Reformation, heißt es, wäre ohne die vorhergehende Buchdruckerkunſt unmöglich geweſen. Dieſer letztere Satz iſt auch nach der wiſſenſchaftlichen Auffaſſung richtig, und damit wird es auch der erſte, ſobald man ihm die richtige Faſſung giebt. Man muß nicht ſagen: es iſt die Buchdruckerkunſt, der wir unſere geiſtige Freiheit verdanken, ſondern man muß ſagen: die Menſchheit würde die geiſtige Freiheit, auf welche unſer Jahrhundert ſtolz iſt, nicht haben erreichen können ohne die Buchdruckerkunſt. „Nicht ohne“ iſt etwas anderes als „durch“. Goethe und Shakeſpeare hätten nicht dichten können ohne Luft und Licht, auch nicht ohne Waſſer und Brot zu ihrer Nahrung. Aber doch verdanken wir nicht die Goethe'ſchen und Shakeſpeare'ſchen Dramen dem Waſſer und Brot, das ſie genoſſen.

Man darf alſo mit Recht ſagen: die Reformation wäre nicht möglich geweſen, hätte wenigſtens nicht die weltüberwindende Gewalt erlangen können, ohne die Buchdruckerkunſt. Damit iſt aber noch nicht alles geſagt. Die Buchdruckerkunſt iſt wieder ein Ergebnis des unendlich geſteigerten Bedürfniſſes jener Zeit nach geiſtiger Nahrung, desſelben Strebens nach geiſtiger Bildung und Freiheit, welches endlich auch zur Reformation führte. Der gar nicht mehr zu befriedigende Begehr nach Büchern war es, der Gutenberg zu ſeiner Erfindung trieb. Der Geiſt der Zeit, welcher die Reformation hervorbrachte, ſchuf ſich alſo in der Buchdruckerkunſt auch das Werkzeug, deſſen er zu ſeinem Studium bedurfte.

Derſelbe Satz, den wir an der Buchdruckerkunſt gefunden haben, läßt ſich nun auf jede große Erfindung anwenden.

Völlig einleuchtend iſt, daß das politiſche wie das geſellſchaftliche Leben Europa's nicht die heutigen Formen hätte annehmen können, ohne die Dampfmaſchinen. Aber die Grundlage dieſes Lebens war bereits gelegt durch die Bildung der Groß-Staaten und die franzöſiſche Revolution, als dieſes neue Element der Entwicklung, die Verbeſſerung und Ausbreitung der Dampfmaſchinen, hinzutrat; ja wie wir ſehen, das Bedürfnis dieſer ſchon beſtehenden Verhältniſſe hat erſt der Dampfmaſchine zu rechtem Leben verholfen.

Von der Feuerwaffe möchte es ſcheinen, nach dem, was ich vorhin ausgeführt habe, als ob ich derſelben gar keinen tief greifenden Einfluß auf die Umwandlung der politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe der europäiſchen Völker zuerkennen wollte. So iſt es aber nicht. Von Guſtav Adolf, von Friedrich dem Großen, von der franzöſiſchen Revolution und Napoleon kann man ſagen, daß ſie ihre eigentümliche Ueberlegenheit nicht ohne die Benutzung der Feuerwaffe hätten erlangen können. Wohlverſtanden, nicht etwa, daß die genannten Perſonen und Mächte über eine techniſch beſſere Waffe — abgeſehen von vorübergehenden Momenten — verfügt hätten als ihre Gegner, ſondern die Kriegführung, vermöge deren ſie ihre Stellung in der Weltgeſchichte eingenommen haben, wäre nicht denkbar ohne die Feuerwaffe.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen: es iſt falſch zu ſagen, daß die Erfindungen die Kultur hervorbringen; ſie ſind nur die Bedingungen der Kultur und werden ihrerſeits ſelbſt durch die Kultur ins Leben gerufen. Kultur und Erfindung ſtehen in Wechſelwirkung mit einander, ſie ſchrauben ſich gegenſeitig empor. Man würde zu weit gehen, wenn man etwa die populäre Auffaſſung umkehren wollte und ſagen: die Kultur bringt die Erfindungen hervor. Immer bedarf es des ſelbſtſchöpferiſchen, durch kein Geſetz urſächlicher Notwendigkeit gegebenen Genius des Erfinders, um angeregt von dem Bedürfnis des Beſtehenden, den Stoff, den ihm ſeine Zeit und Umgebung darbietet, zu ergreifen und ihn zu einem neuen Inſtrument der Macht des menſchlichen Geiſtes zu geſtalten. Wäre der Geiſt der europäiſchen Völker nicht im ſtande geweſen, ſich unausgeſetzt ſolche neuen Inſtrumente der Macht und der Kultur zu verſchaffen, ſo hätte die Entwickelung dieſer Völker auch nicht die hohe Stufe erreichen können, auf der ſie ſich jetzt über allen anderen Völkern der Erde befinden. Die Nachwelt kann das Andenken der großen Erfinder nicht dankbar und hoch genug ehren. Immer aber bleiben die Erfindungen nur Mittel der Kultur; der menſchliche Geiſt ſchafft ſie ſich als ſeine unentbehrlichen Hilfsmittel zu ſeiner eigenen Fortentwickelung; denn das iſt Kultur.

Es iſt der Fluch des Menſchengeſchlechts, daß die böſen Mächte in ihm auch die Gaben des Segens ſofort ergreifen, um ſie in Unſegen und Unheil zu verkehren. Machtmittel ſind ſie, die Erfindungen, der Herrſchaft des Menſchen über die Natur. Aber Macht iſt ebenſowohl Macht zum Böſen, wie zum Guten. Im Dienſt der Wahrheit und der Erkenntnis ſoll die Buchdruckerkunſt ſtehen — täglich ſehen wir, wie ſie mit feinſter Liſt ausgenutzt wird im Dienſte der Lüge. Die Maſchine ſoll den Menſchen von der Ueberlaſt der mechaniſchen Arbeit befreien — wir ſehen, wie ſie gleichzeitig die geſellſchaftlichen Lebensverhältniſſe, nicht nur die patriarchalen, ſondern auch die Bedingungen des Familienlebens untergräbt und auflöſt. Die furchtbaren Zerſtörungsmittel, Pulver und Dynamit, haben auch das Verbrechen mit neuen unerhörten Waffen ausgerüſtet, gegen welche Staat und Geſellſchaft ſich kaum zu ſchützen wiſſen.

Nur da kann die Macht der Erfindung zum reinen Segen werden, wo die ordnende Vernunft der Menſchheit, das Geſetz, weiſe und ſtark genug iſt, die neue Macht dem Böſen zu entreißen und ſie nicht anders anwenden zu laſſen, als im Dienſte des Guten.

(Nach H. Delbrück, „Preußiſche Jahrbücher“. 57. Band.)

Das Sparen. — „Hör', Mann, wir müſſen uns doch einen eigenen Topf kaufen", ſo ſagte eine Frau in Berlin zu ihrem nachdenklich neben ihr einherſchreitenden Gatten. Tief hat ſich mir, der ich hinter den beiden herging, dies Wort eingeprägt. Die Armen hatten keinen eigenen Kochtopf! Auf welch bittere Not ließ dieſer eine Ausſpruch ſchließen! Wahrſcheinlich hatte dieſe bemitleidenswerte Familie auch keine eigene Wohnſtube für ſich. Bekannt iſt ja, daß ſich in großen Städten oft viele Familien in den zeitweiligen Beſitz eines Zimmers teilen. Auf dem Fußboden gezogene Striche bezeichnen dann etwa die Gebiete, welche jeder einzelnen zugehören. Wie iſt da ein menſchenwürdiges Daſein denkbar? Wie kann die Kinderzucht eine gute ſein? Was müſſen die beklagenswerten Kleinen alles mit anſehen und anhören, wie verkümmern ſie an Leib und Seele! Iſt es zu verwundern, wenn in ſolchen Stätten Unzufriedenheit entſteht gegen Geſetz und Ordnung, gegen alle, die etwas beſitzen?

Wer trägt die Schuld an dieſem, die ganze menſchliche Geſellſchaft nahe berührenden Jammer? Gewiß kommen bei deſſen Erklärung mannigfache Urſachen in betracht, ſo z. B. die Liebloſigkeit vieler, die aus ihren Nebenmenſchen nur Nutzen für ſich zu ziehen ſuchen, für dieſelben aber kein ermunterndes Wort, keinen guten Rat, keine aufrichtende Hand haben, ihnen ihr Daſein nicht zu verſchönern ſuchen, ſich ihrer nicht annehmen in Krankheit und Not. Es ſcheint mir nicht zweifelhaft: Wenn die Begüterten wollten, ſo könnte, ſoweit dies durch äußere, darreichbare Mittel möglich iſt, allen ein menſchenwürdiges Daſein verſchafft werden. Es könnte ſo ſein, ob dies aber auch, die Bereitwilligkeit der Begüterten vorausgeſetzt, nur ganz kurze Zeit anhielte? Gewiß dann nicht, wenn die Reichen einen Teil ihrer Habe den Armen geben, wenn die Arbeitgeber den Lohn der Arbeitenden kurzweg erhöhen würden. Da müßte man an Orten des Vergnügens nachſehen, um bald inne zu werden, daß viele Arme aus ihrer Not nicht herauskommen wollen. Ja, Gott ſei's geklagt, viele wollen nicht. Und nicht nur Arbeiter „mit ſchwieligen Händen", auch Leute mit bedeutendem Einkommen, auch ſolche, denen man auf den oberflächlichen Blick keine Not anſieht, wollen häufig nicht. Dem Schreiber dieſer Zeilen ſagte einmal ein ſehr gebildeter, gutgeſtellter Mann, ſich ſelbſt damit meinend: „Wer kein Geld hat, iſt ein L . . ." Er ſprach dies in wirklich gedrückter Stimmung aus, hat er aber ſeiner Not mit Anſpannung aller Kräfte zu entkommen geſucht? Vielleicht einige Tage, aber dann ging's wieder den alten Gang: Mehr ausgeben als einnehmen!

Wir ſagten: Viele Leute wollen nicht, zum Glück müſſen wir aber nicht ſagen: Alle. Und ſobald jemand will, kann er erſtaunlich viel erreichen, wenn er es nur auf dem rechten Wege will und wenn er zähe Ausdauer an die Erreichung ſeines Zieles ſetzt. Wohl wird auch er oft die Erfahrung machen, daß das Leben ein Kampf, oft ein ſchwerer Kampf iſt, aber auch die wird nicht ausbleiben, daß wer recht kämpft und nicht um ein unerreichbares Ziel ſich abmüht, ſich auch meiſt des Sieges erfreuen darf. Wir halten uns berechtigt zu dem Ausſpruche: Ein geſunder, kräftiger, fleißiger Menſch kann in unſerem Vaterlande ſein Brot verdienen, mehr noch als das, er kann auch etwas erſparen. Sollen wir dies mit vielen Worten beweiſen? Nicht doch! Wir wollen uns lieber jenes Sprichworts erinnern: Worte belehren, Beiſpiele reißen mit ſich fort. Alſo Beiſpiele!

Erſt heute ſagte mir ein lieber Bekannter, ein junger Mann im Anfang der dreißiger Jahre: „In dieſen Tagen hab' ich's endlich erreicht, das langerſehnte Ziel, ich habe mir jetzt eine Million erſpart, zwar nicht Thaler, auch nicht Mark, ſelbſt nicht „Nickel", aber doch Pfennige, erſpart durch viele Mühe, durch langjähriges Zurücklegen einzelner Pfennige, aber wie frei fühle ich mich nun, wie unabhängig von den Launen mißgünſtiger Menſchen; nun kann ich von den Zinſen meines Kapitals bereits meine Kleidung, Wäſche, Heizung und einen guten Teil meiner Beköſtigung beſtreiten; nun kann ich auch hoffen, einen eigenen Herd gründen zu können, und eigener Herd iſt Goldes wert."

„Darf ich erfahren, wie Sie es gemacht haben, um ſich dieſe große Summe zu erwerben?" fragte ich den friſch und wohlgemut dreinſchauenden Mann.

„Erlaſſen Sie mir lieber die Mitteilung des „Wie", nicht als ob ich etwa nicht auf ehrlichem Wege zu dieſem Ziele gelangt wäre, aber ich müßte ihnen da von einfachen, alltäglichen Dingen reden, die jedermann längſt kennt, auch könnte eine ſolche Erzählung den Schein erwecken, als wollte ich mich rühmen."

„Keineswegs, mein Herr. Es iſt nicht Neugierde, um derentwillen ich mir erlaubte, jene Frage an Sie zu richten, es iſt vielmehr mein aufrichtiger Wunſch, etwas von Ihnen zu lernen. Wie einfach auch die Mittel geweſen ſein mögen, welche Sie anwandten, ſo wiſſen Sie ja, daß das Einfachſte am wenigſten beachtet wird und nicht oft genug wiederholt werden kann."

„Nun, wenn ich etwa andern mit meinen Erfahrungen dienen kann, thu' ich es gerne; ich würde mich herzlich freuen, wenn recht viele dieſelbe Freude haben dürften, welche ich in dieſen Tagen empfinde."

„Alſo bitte, erzählen Sie!"

„Die Weiſe, in welcher ich mir die genannte Summe erſparte, iſt eine ſehr einfache.

In meinem 17. Lebensjahre kam ich in die kaufmänniſche Lehre. Da ich das Gymnaſium unſerer Stadt bis zu einer höheren Klaſſe beſucht hatte und dadurch manches ſchon wußte, was andere erſt lernen mußten, erhielt ich wöchentlich ſogleich 4 M. 50 Pf.[1]

„„Hör"", ſagte mir mein Vater, „„biſt Du brav und ſparſam, ſo brauchſt Du für Koſt und Wohnung nichts zu geben, darfſt ſogar Dein Gehalt für Dich nehmen; wenn nicht, ſo mußt Du es an mich abliefern.""

Ich muß ſagen: Das war nicht nach meinem Sinn, wohl das, daß ich das Geld behalten durfte, nicht aber, daß ich es ſparen ſollte. Da konnte ich ja nicht dabei ſein, wenn meine Altersgenoſſen ſich gütlich thaten, die vielen Vergnügungen nicht mitmachen, welche der aus der Schule Entlaſſene nun einmal für unerläßlich zu halten pflegt.

Aber! Aber! 4 M. 50 Pf. jede Woche! Das giebt ja im Jahre 234 Mark und immer noch 134 Mark, wenn ich etwa 100 Mark davon verbrauche, und jede 4 M. 50 Pf., welche ich zur Sparkaſſe bringe, tragen Zinſen!

„„I was, man genießt nur einmal ſein Leben; in der Jugend ſpart man nicht. Das kannſt Du thun, wenn Du einmal ein alter Philiſter biſt."" So lautete die Lockſtimme eines Kameraden.

Halb zog ſie mich, doch zum Glück, ſie ſiegte nicht. 4 M. 50 Pf. jede Woche! Ganz leicht 130 Mark, im Jahr! Was kann man damit anfangen! Bis jetzt haſt du höchſtens ein paar Mark gehabt, und nun hängt es nur von dir ab, ob du ſchon nach einem Jahre ein gewaltiger Kapitaliſt biſt.

In der That, nach einem Jahre hatte ich 150 Mark, im zweiten konnte ich mir einen Staatsſchuldſchein von 300 Mark kaufen, und nun war ſchon mein Heimatsland, das Königreich Preußen, mein Schuldner. Ich hatte es ja ſchwarz auf weiß, daß das Königreich Preußen mir, dem Inhaber einer ſeiner Obligationen, 100 Thaler ſchulde!

Die Lehrzeit war keine leichte. Da mußte ich manches Mal von halb 5 Uhr morgens bis nachts gegen 10 Uhr arbeiten.

Aber es kam beſſer. Nach 2 Jahren erhöhte mein Lehrherr das Wochengehalt auf 6 Mark; nach 4 Jahren hatte ich „ausgelernt". Nun war ich Gehilfe und erhielt in den 2 erſten Jahren je 840 Mark.

Einem mir ſtark fühlbaren Wandertriebe folgend, verließ ich meine Heimat. Wie getroſt konnte ich dies thun! Weit über 1000 Mark waren mein Eigentum. Selbſt wenn es mir nicht gelang, eine Stelle zu finden, brauchte ich keine Sorge zu haben, niemanden anzubetteln, niemanden zur Laſt zu fallen; ich konnte ja ſchon allein mit den Zinſen meines Kapitals eine weite Strecke zurücklegen.

Doch bald war Beſchäftigung gefunden. Nun ging's auf's neue an die Arbeit; ich ſage Ihnen, ich habe mich geplagt wie ein Kärrner.

„„Wollen Sie nicht ein hübſches Taſchengeld verdienen?"" hatte mich mein Brotherr gefragt. „„Ich habe eine Arbeit, welche Sie abends nach und morgens vor den Geſchäftsſtunden fertigen können. Da Sie von abends 7 Uhr an Ihre Zeit frei haben, läßt ſich das ganz hübſch machen. Sie können ſich auf dieſe Weiſe in manchem Monat noch 60 Mark erübrigen.""

Raſch ſagte ich zu. Wie freue ich mich des noch heute! Denn dreierlei Gewinn hatte ich von dieſer Thätigkeit.

Erſtens ich lernte etwas; ich mußte Druckbogen verbeſſern, d. h. die Fehler, welche der Setzer beim Zuſammenſtellen der Buchſtaben gemacht hatte, an den Rand bemerken. Die Handſchrift des Verfaſſers, welche neben mir lag, hatte ich genau mit dem Druckbogen zu vergleichen und die Fehler anzumerken. Dadurch gewöhnte ich mich an Genauigkeit und Pünktlichkeit und lernte auch manches von dem Gedruckten.

Zweitens konnte ich den Einladungen meiner Altersgenoſſen zum Mitmachen ihrer Vergnügungen nicht folgen; ich hatte keine Zeit dazu.

Drittens verdiente ich viel Geld."

„Aber haben Sie durch dieſes viele Arbeiten Ihre Geſundheit nicht untergraben? Ihrem jetzigen Ausſehen nach zu ſchließen, dürfte ich Sie allerdings nicht ſo fragen; denn Sie ſchauen aus wie das Leben."

„Gott ſei Dank, ich habe mich bei jener Arbeit recht wohl befunden. Oft mußte ich morgens 4 Uhr anfangen, aber auch ich kann aus langer Erfahrung die Wahrheit des Wortes beſtätigen: Morgenſtund hat Gold im Mund. Die Stimmung meines Gemüts war großenteils eine roſige, da ich ſah, daß es mit jedem Tage vorwärts gehe; mein Leben war ein ſehr geregeltes, und ich glaube, daß das auf das Befinden eines jungen Mannes einen größeren Einfluß ausübt, als die meiſten zugeben möchten. Meinen Sie übrigens ja nicht, daß ich ein Stubenhocker geweſen ſei! Zwiſchen Licht und Dunkel erging ich mich in Gottes freier Natur, und an Sonntagnachmittagen ſchüttelte ich den Laden- und Straßenſtaub von den Füßen und durchſtreifte die Umgegend meiner neuen Heimat. Gleichgeſinnte Freunde gab es auch, ſo daß wir ſolche Ausflüge gemeinſam machten. Außer friſchem Mut brachten wir rote Backen nach Hauſe und freuten uns wieder eine ganze Woche lang auf „Fortſetzung folgt." Und was bei dieſen Spaziergängen gar nicht zu unterſchätzen war, iſt das: ſie koſteten nichts oder doch ſehr wenig. Läßt ja doch Gott die Sonne ſcheinen und die Gräſer und Blumen wachſen und die Vöglein zwitſchern und ſingen für jedermann; durch die Bäume des Waldes zieht für Reiche und Arme dieſelbe erfriſchende und ſtärkende Luft, und auf den Bergen haben wir umſonſt herrliche Rundſchau und das Bewußtſein:

Hier iſt Freiheit.
Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf
In die heiteren Lüfte.

Durch ſolche Ausflüge und darauffolgenden geſunden Schlaf neu geſtärkt, ging ich wohlgemut am andern Morgen wieder an meine Arbeit; ſeit damals bis jetzt hat nie ein Doktor auch nur einen Pfennig an mir verdient."

⁂

„Ja" — ſagte ein mit dem Satze obiger Darlegung beſchäftigter Schriftſetzer, als er unſere Darlegung über das Sparen geleſen hatte — „der Mann, von dem Sie erzählen, hat es gut gehabt. So kann jeder ſparen. Dem ließ ſein Vater gleich am Anfang den ganzen Lohn. So gut geht es unſereinem nicht; unſern erſten Verdienſt müſſen wir faſt ganz unſern Eltern geben und ſpäter erarbeiten wir nur ſo viel, als wir für uns ſelbſt brauchen."

---

[1] Damals gab's freilich noch keine Mark; unſer Erzähler erhielt Thaler, der Einfachheit wegen jedoch verwandeln wir den Betrag in den gleichwertigen Markbetrag.

Zugegeben, mein lieber Herr! So leicht, wie er es hatte, haben es Leute Ihres Standes nicht, aber wer verlangt auch, daß Sie im Anfang der dreißiger Lebensjahre 10.000 Mark erſpart haben? Wir wollen ein Mal in das wirkliche Leben hineingreifen und ſehen, ob einer, der in dem Hauſe, in dem Sie arbeiten, beſchäftigt iſt, nicht ebenfalls Erſparniſſe machen kann.

Bald erhält der ins Geſchäft eingetretene Knabe wöchentlich 3 Mark. Das muß er der Regel nach an ſeine Eltern abliefern; nur etwas Weniges davon bekommt er als Taſchengeld zurück. Wie pflegt dies Wenige angewandt zu werden? Meiſt nicht in einer Weiſe, die den Knaben vorwärts bringt, während derſelbe andrerſeits das, was ihm auf ſeinem künftigen Lebensgange förderlich wäre, nicht benützt. Kann er nicht in der Fortbildungsſchule ſein Wiſſen erweitern, aus der Volksbibliothek Bücher entlehnen und zwar umſonſt oder doch gegen eine geringe Vergütung? Ein wie brauchbarer Mann wird er werden, wenn er dies thut! Wiſſen iſt ja eine Macht. Mit ſeinen Kenntniſſen ſteigert ſich ſeine Arbeitskraft, vergrößert ſich ſein Wochenlohn. Sie wiſſen, daß es nicht ſehr lange währt, bis er 12 Mark verdienen kann. Ob ſich in einer Stadt, wie der hieſigen, damit leben läßt, wollen wir gleich ſehen.

Wir nehmen an, der junge Mann habe nun ſelbſt für ſich zu ſorgen, er ſtehe allein da. Er braucht ein Zimmer. Er kann ein ſeinen Verhältniſſen entſprechendes für 8 Mark monatlich recht wohl mieten. Das giebt im Jahr 96 Mark. Mittageſſen erhält er billig und gut in der Volksküche, und da darf er wohl hingehen; es iſt ja keine Armenanſtalt. Er bezahlt hier 40 Pf.; morgens und abends kann er ſich ſelbſt etwas zubereiten, Kaffee, Milch, Suppe oder ähnliches. Für weitere 40 Pfennige läßt ſich da viel ausrichten; ich bin überzeugt, daß es mancher billiger machen kann, obwohl ich durchaus der Meinung bin, daß wer über Gebühr am Eſſen ſpart, am falſchen Orte ſpart.

Wir haben demnach für Wohnung 96 Mark, für Eſſen 80 Pfennige × 365 = 292 Mark.

Nun die Kleidung! Wie hoch berechnen Sie den Jahresbedarf an ſolcher, alles inbegriffen?

„Mit 100 Mark.“

Die bisherige Auslage beläuft ſich alſo auf 96 + 292 + 100 = 488 Mark; wir wollen annehmen, dieſelbe erhöhe ſich für Heizung, Beleuchtung u. dergl. um weitere 32 Mark auf zuſammen 520 Mark. Die Einnahmen betragen 12 × 52 = 624 Mark. Es bleiben alſo rund 100 Mark übrig. Läßt ſich davon in der That nichts erſparen? Und wenn der junge Mann fleißig iſt und einen Teil ſeiner freien Zeit auf ſeine Fortbildung verwendet, wird dann nicht ſein Lohn wachſen? Wird er nicht nach und nach etwa 30 Mark die Woche verdienen? Seine nötigen Auslagen werden ſich nicht in demſelben Maße ſteigern, und da frage ich, iſt es nicht auch einem Manne Ihres Standes möglich, mit dem Beginn ſeines 30. Lebensjahres einige 1000 Mark erſpart zu haben?

„Das hört ſich ganz glatt an, aber in der Wirklichkeit iſt es nicht ſo. Da kommen ſo viele Nebenausgaben dazu, auch möchte man bald einen Hausſtand gründen, und dann mag ſich der glücklich preiſen, bei dem Null von Null aufgeht.“

Geſtatten Sie mir nur eine Frage: Nicht wahr, der Beſitzer des Geſchäftes, in welchem Sie angeſtellt ſind, war früher Arbeiter in demſelben?

„Ja, viele Jahre.“

Und wie viele Leute ſind nun im Hauſe beſchäftigt?

„Etwa 150.“

Wie hat wohl dieſer Herr ein ſo großes Ziel erreicht? Er ſparte, lernte, erwarb ſich das Vertrauen ſeines früheren Herrn, und ſo ging's bei ihm von Stufe zu Stufe aufwärts.

Wer das Ziel will, darf den Weg nicht ſcheuen: beim Dahinſchreiten muß man oft mit ſich ſelbſt und mit andern kämpfen, aber wer erreicht ein Ziel ohne Kampf?

Sie berührten einen Punkt, den ich nicht übergehen möchte: das Gründen eines Hausſtandes. Aber wie, wenn der junge Mann etwa bis zu ſeinem 30. Lebensjahre damit wartet, ſich jedenfalls nicht eher dazu entſchließt, als bis er eine Familie ernähren kann, bis er wenigſtens ſo viel erſpart hat, daß er eine Vermögensgrundlage beſitzt, auf der ſich weiter bauen läßt, und die ihm in Zeiten der Geſchäftsſtockung und in kranken Tagen einen Stab darreicht, auf den er ſich zu ſtützen vermag?

Glauben Sie nicht, daß ich den bloßen Beſitz des Geldes für ein hohes, erſtrebenswertes Ziel betrachte! An und für ſich iſt das Geld kalt und tot, aber es iſt das unerläßliche Mittel, um uns ſelbſt ein menſchenwürdiges Daſein zu verſchaffen, mehr noch, um auch andern zu einem ſolchen zu verhelfen. Welchen Wert gewinnt doch dieſes tote Geld, wenn wir andern damit Freude bereiten, Thränen trocknen und nagenden Kummer ſtillen können! Wie viele Tauſende merken es an den frohen Geſichtchen der Kleinen, an dem warmen Händedruck der Erwachſenen, daß Geben ſeliger iſt denn Nehmen! Und ein unfehlbarer Weg dazu iſt: das *Sparen*.

„Aller Anfang iſt ſchwer“: Das wird dem beſonders deutlich, welcher kein Eigentum hat, als was er an ſich trägt, für den Eltern nichts zurücklegen konnten oder wollten, oder der durch ſonſt einen Umſtand auf dem Punkt ſteht, von der Hand in den Mund leben zu müſſen. Mit allgemeinen Ermahnungen zur Sparſamkeit iſt bei einem ſolchen wenig zu erzielen, aber es könnte manchem angenehm ſein, zu erfahren, wie's andere machten, um zu etwas zu kommen. Vielleicht ermuntert das dann zur Nachahmung.

1) *Das Sparen im gewöhnlichen Sinne des Wortes.* — Wer 3 Mark täglich verdient und davon 10 Pfennige zurücklegt, hat (300 Arbeitstage gerechnet) im Jahre 30 Mark erſpart. Fährt er ſo fort, ſo ſind am Ende des zweiten Jahres erſpart:

	Mark	Pf.
Vom 1. Jahr	30	—
Zins davon zu 4 %	1	20
Erſparniſſe des 2. Jahres	30	—
	61	20
Ende des 3. Jahres obige	61	20
Zins davon (auf 60 abgerundet)	2	40
Erſparniſſe des 3 Jahres	30	—
	93	60

Am Ende des 5. Jahres etwa: 162 Mark.

Eine alleinſtehende Perſon, die täglich 3 Mark verdient, kann vielleicht aber auch 1 Mark erübrigen. Dann hat ſie am Ende des 5. Jahres bereits über 1620 Mark, wenn 4 % Zinſen gerechnet und die Zinſen, welche von den allwöchentlich erſparten Groſchen während des Jahres ſich ergeben, gar nicht in Anſchlag gebracht werden. Viele Knechte und Mägde können mit ihren auf dieſe Weiſe geſammelten Erſparniſſen beſſer Geſtellte beſchämen.

2) *Sparen durch Eintritt in Genoſſenſchaften.* — An vielen Orten haben ſich Vereine gebildet, welche dadurch, daß ſie Unterhaltsbedürfniſſe auf eigene Rechnung in größerer Menge einkaufen, den Gewinn unter ihre Mitglieder verteilen können, ſtatt daß ſie denſelben den Unterhändlern geben müſſen. Es giebt ſolche „Konſum- (d. h. Verbrauchs-) Vereine“ oder auch „Spar- und Konſumvereine“, deren Mitglieder ihre Waren durchſchnittlich um 1/10 billiger beziehen, als wenn ſie dieſelben in andern Läden einkauften. Eine Geſellſchaft in England, die ſog. „Pioneers in Rochdale“, konnte in dem einen Jahre 1866 jedem ihrer mehr als 6000 Mitglieder durchſchnittlich etwa 125 Mark geben, welche dieſelben nur durch Ankauf der Gegenſtände des täglichen Bedarfs in den Vereinsmagazinen gegen Barzahlung verdient hatten. Dieſe Geſellſchaft war 1844 von etwa 40 armen Webern gebildet worden, von denen jeder ungefähr 2 Groſchen in der Woche einbezahlen mußte, damit das Geſchäft begonnen und betrieben werden konnte. Beträgt aber die Erſparnis auch nur 5 %, ſo ergiebt ſich für den, welcher jährlich 600 Mark verbraucht, ein Gewinn von 15 Mark, wenn wir annehmen, daß er etwa die Hälfte ſeiner Lebensbedürfniſſe aus einem ſolchen Vereine bezieht (Wohnung und ähnliches kann er von demſelben gewöhnlich nicht erhalten). Eine Gefahr iſt dabei allerdings vorhanden: Wenn der Verein ſchlecht verwaltet wird, Veruntreuungen u. dergl. vorkommen, ſo, können die Mitglieder auch Verluſte erleiden. Als Mitglieder haben ſie jedoch das Recht, bei der Verwaltung mitzureden.

3) *Das Sparen durch Auferlegung von Entſagungen* iſt nicht jedermanns Ding. Wer aber ein Ziel erreichen will, ſcheut wohl auch einen etwas rauheren Weg nicht, wenn derſelbe zwar nicht bequemer, aber doch ſchneller dazu führt, ja wenn er vielleicht der einzig mögliche iſt. Wir meinen die Enthaltung von ſonſt erlaubten Dingen, welche aber zur Lebenserhaltung und Geſundheit nicht nötig ſind, z. B. von geiſtigen Getränken, vom Rauchen. Man achtet den Groſchen ſo gering, den man täglich verraucht oder unnötig vertrinkt, und doch werden daraus in *einem* Jahre ſchon 36 M. 50 Pf. Was wäre dem Manne von 30 Jahren lieber, zu ſagen: Ich habe ſeit meinem 24. Jahre (wir nehmen dies Jahr als das der Befreiung vom Dienſte bei der Fahne an) ſo und ſo viele Schoppen Bier getrunken und Pfunde Tabak geraucht, oder: Ich beſitze jetzt 240 Mark, welche ich mir durch tägliches Zurücklegen eines Groſchens erſparte? Das iſt doch Thatſache, daß Tauſende geſund ſind, ſich wohl fühlen und alt wurden ohne Wein, Bier und Tabak. Wo fühlſt Du Dich geſünder wohler und freudiger geſtimmt an einem Sonntagnachmittage: in einer Bierſtube in dickem Tabakrauch oder in Gottes freier Natur im grünen Walde bei Vogelgeſang, allein oder in Begleitung von edeln Freunden? Wie großen Wert das Geld in der Welt auch hat, viele ſchöne Freuden können wir doch umſonſt haben. Es iſt erſtaunlich, wie wenig der Menſch im Grunde braucht, um nicht etwa nur kümmerlich, ſondern gut leben zu können. Nur einige Beiſpiele!

Flattig, ein württembergiſcher Pfarrer, der viel wirkte, blieb in ſeiner einfachen Lebensweiſe, bei der er keinen Wein und Kaffee trank, kein Fleiſch und Gemüſe aß, ſondern ſich mit einem Brei begnügte, bis zu ſeinem Ende (er ſtarb in ſeinem 84. Lebensjahre). — *Hyrtl*, ein berühmter, öſterreichiſcher Univerſitätsprofeſſor, ſagte von ſich: „Ich genieße von animaliſchen Nahrungsmitteln ſeit einer Reihe von Jahren nichts als Suppe, hiezu Reis und Maccaroni — und ich verſichere, daß ich jetzt viel ruhiger und klarer denke, daß ich froheren Muts und arbeitsluſtiger bin, als in meiner Jugend; ich verſuchte ſogar in letzterer Zeit auch die Suppe auszuſetzen und mich bloß von Zwetſchen zu nähren; ich nahm deren täglich 30 zu mir, doch die Abnahme meiner Kräfte beſtimmte mich, von dieſem etwas gewagten Verſuche abzulaſſen.“ — *Luigi Cornaro* aus Venedig war infolge leichtſinnigen und ausſchweifenden Lebenswandels in ſeinem 35. Lebensjahre ſo krank und abgezehrt, daß die Aerzte ihn aufgegeben hatten. Da ging er in ſich und beſchloß, fortan ein nüchternes und mäßiges Leben zu führen. Mit beiſpielloſer Strenge verfolgte er ſeinen Weg. 24 Lot feſte Speiſe, nämlich 1/4 Pfund Fleiſch und 1/2 Pfund Brot, dazu täglich 28 Lot (eine halbe Flaſche) Wein bildeten länger als ein halbes Jahrhundert ſeine tägliche Nahrung. Schon nach wenigen Monaten ſchwanden die Anzeichen der Abzehrung, des anſcheinend unheilbaren Siechtums, ſeine gebeugte Geſtalt erhob ſich, ſeine Geſichtsfarbe wurde blühend und ſeine Geſundheit erhielt ſich ungetrübt bis an's Ende ſeines Lebens über's 100. Jahr hinaus.

(Dr. Chr. G. Hottinger, „Das Geld.“)

Troſtgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Geld — entſetzliche Erfindung! du biſt das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei wär' kein Räuber oder Held vermögend das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptſtadt zuſammenzuziehen und unzählbare Heere zum Fluch ſeiner Nachbarn zu erhalten. Du warſt es, wodurch er zuerſt die Herden ſeiner getreuen Nachbarn, ihre Ernten und ihre Kinder ſich eigen machte und, zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armer Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdeſt, waren keine Schatzungen und keine ſtehenden Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von ſeiner Herde, der Weinbauer von ſeinem Stocke einen Eimer Weins und der Ackersmann den Zehnten gern von allem, was er baute; denn er hatte genug für ſich und genoß des Opfers mit, welches er von ſeinem Ueberfluſſe brachte. Der Herr war froh, ſeinen Acker zu verleihen und ſo viel Korn dafür zu empfangen, als er für ſich und ſeine Freunde gebrauchte. Er würde erſtaunt ſein, wenn ihm ſein Knecht durch die Zauberkraft des Geldes die ganze Ernte von 50 Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grauſames und lächerliches Geſchöpf würde ein Geizhals zu der Zeit geweſen ſein, da man deine Zauberei, die Kunſt das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verſchreibung zu beſitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Herden hätten ſeinen Schatz ausmachen müſſen. Zwiſchen dieſen Reichtümern hätte er verhungern, hätte er dem Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfniſſe des Staats dem Geringern zuwälzen ſollen? Auf ſeinem Kornhaufen würde man den Böſewicht verbrannt haben; und wer hätte ſeinen Vorrat vor Würmern, ſeine Herden vor Seuchen und ihn ſelbſt wider die Rache ſeiner Nachbarn ſicherſtellen wollen?

Ehe du kamſt, war die Wohlthätigkeit die gemeinſte Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. „Komm' zu mir", ſprach der Reiche zum Armen, „und labe dich an meinem Biere und iß von meinem Brote. Es verdirbt ja doch, und die Ernte iſt wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer ſparen und dich darben laſſen?" So ſprach der Deutſche, wie er noch dem römiſchen Golde fluchte; und in der Wohlthätigkeit beſaß er alle Tugenden.

Ehe du kamſt, war der Unterſchied der Stände, und die Begierde ſich zu erheben, nicht groß unter den Menſchen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er ſeine Früchte in hartes Metall verwandelt und bei unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit ſeiner Herde und mit ſeinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterſtrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorſehung bei jeder Landplage, gleich den Geringſten unter ſeinen Flurgenoſſen, an.

Ehe du kamſt, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und ſicher den Schwächern zu Haupte ſteigen, kein Richter konnte heimlich beſtochen werden und brauchte ſich beſtechen zu laſſen, kein Zankſüchliger konnte eine Rechtsſache weiter bringen als ſeine Futterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korn nach dem Kammergericht reiſen, und kein Kluger in die Verſuchung geraten, mehr Prozeſſe für andere zu führen, als er zu ſeiner täglichen Notdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindſchaften währten nicht länger als bis der Kriegsvorrat verzehrt war, und der Hunger war ein ſicherer Friedensbote.

Ehe du kamſt, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Laſtern. Deutſchland konnte weder in Frankreich verzehrt, noch die Ernten aus Weſtfalen für Wein und Kaffee verſandt werden. Wer ſatt hatte, konnte nichts mehr verlangen; und ſatt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte ſeinen eigenen Acker und ſein Vaterland, weil er nicht anders reiſen konnte als ein Bettler, auf die Rechnung der allgemeinen Gaſtfreiheit, und, wo er mit einer ſtolzen Begleitung reiſen wollte, als ein Feind zurückgewieſen wurde.

Ehe du kamſt, war der Landbeſitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgeſetze geſchah nach einem ſichtbaren Verhältnis. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das Seinige mit dem Maßſtabe in der Hand zumeſſen, die Gleichheit der Menſchen durch eine ſichere Anweiſung der Aeckerzahl beſtimmen, und ewig verhindern daß keiner zwei Erbteile zuſammenbrachte, Man kannte keine geldreiche Leute, dieſe Verräter der menſchlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen und tauſend Schuldner zu heimlichen Sklaven zu haben, war den Menſchen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht ſchätzen laſſen und von dem geſetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Wert deſſelben zu gleichen Teilen herausgeben ſollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurteilte die Billigkeit in dieſem leicht, weil ſie auf ſichtbaren Gründen beruhte, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften zum Vorteil der abgehenden Kinder beſchwert wurde.

Ehe du kamſt, entſchieden Klugheit und Stärke, dieſe wahren Vorzüge der Tiere und Menſchen, das Schickſal der Völker. Die Krämer herrſchten nicht mit ihrem Gelde über die Tapferſten, und der Zugang zu den geheimſten Staatsräten konnte für eine Tonne Pökelfleiſch nicht ſo leiſe als für eine Tonne Goldes in Wechſeln eröffnet werden.

Glückſelige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zuſehends verſchwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie ſicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können, wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen als ſie mit Gewalt verzehren und vor Würmern bewahren können, wenn der Bettler mit ſeinem täglichen Brote zufrieden ſein muß, und keine Pfänder mehr verkauft werden können!

Bedauert demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr, den Reſt dieſes Uebels vollends los zu werden! Werft euere Reichtümer ins Meer, oder ſchickt ſie den böſen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Kaffee und neuen Moden verſorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, bloß von einer Thorheit leben, völlig aus und zwingt ſie, euch bei euerer Mäßigkeit zu laſſen. Ihr braucht alsdann nichts wie Mauſefallen, um euch von der gefährlichſten Art von Feinden und Dieben ſicher zu ſtellen.

Johann Jakob . . .

Nachſchrift. Ich hoffe, meine geneigten Leſer werden dem Sophiſten zu Gefallen, wenn ſie auch deſſen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünſche aber auch, daß ſie die Deklamationes der Freigeiſter unſerer Zeiten gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung leſen mögen.

Juſtus Möſer, „Patriotiſche Phantaſien".

Aus dem Schreiben über die Cultur der Induſtrie.

Ueberhaupt muß ich Ihnen ſagen, es iſt ein wunderliches Ding mit Verpflanzung der Fabriken. Unſere alten Linnenhändler ſagen, ſie wollen es jedem Stücke Linnen anſehen, in welchem Dorfe es gemacht iſt; ja ich habe einen Garnhändler gekannt, der einige hunderttauſend Stück Garn des Jahrs verſandte und die Hand der Familie, welche es geſponnen hatte, ebenſo gut zu unterſcheiden wußte, als man die Schrift eines Menſchen von der des andern unterſcheiden kann. Der Aufſeher über eine Galerie von Gemälden, der die Werke von hundert Meiſtern zu unterſcheiden weiß, war ein Kind gegen den Garnhändler. Jeder Ort hat alſo ebenſo etwas Eigentümliches in ſeinen Arbeiten als in ſeinem Biere, welches von andern nicht leicht nachgeahmt und nachgemacht werden kann. Vielleicht hat die göttliche Vorſehung auch hierin ihre Weisheit zeigen und nicht zugeben wollen, daß ein Land ſich allein alle Künſte zueignen ſolle. Dem ſei aber wie ihm wolle, es möge das Original von andern Ländern nachgeahmt, oder aber durch die Nachahmung eine neue Art von Originalien hervorgebracht werden können: ſo glaube ich doch, daß eine lange und mühſame Vorbereitung dazu erfordert werde, um eine neue Fabrik mit Vorteil anzulegen, ja daß die Erziehung der Kinder, ſowohl dem Geiſte als dem Körper nach, dazu eingerichtet ſein, und Gewohnheit, Sittenlehre, Vorurteile, Exempel und viele andere Umſtände zu dem glücklichen und dauerhaften Fortgange derſelben mitwirken müſſen. Was für Mühe wandte Nicolini nicht an, um Kinder zur Pantomime zu bilden! Was iſt dieſelbe aber in Vergleichung des ſtarken Exempels, des beſtändigen Anführens und der unaufhörlichen Verſuche, wodurch Kinder in den Nähnadelfabriken zu der ihnen eigenen Fertigkeit gebracht werden! Jene fällt freilich mehr in die Augen; aber dieſe iſt unbemerkt unendlich. Wie viel heimlicher Einfluß muß auf die Kinder wirken, welche zu Gütersloh von ihrer zarteſten Jugend an das Garn zu den brabantiſchen Spitzen ſpinnen! Wie viel eigentümliche Handgriffe muß das Dorf Brokhagen im Ravensbergiſchen haben, welches den Flachs dazu bereitet, da es ihm kein ander Dorf hierin gleichthun kann! Was für eine eigentümliche Beſchaffenheit muß der Boden um dieſes Dorf haben, da auch der Hanfſamen, welcher dort fällt und hier von Kennern um ein Drittel höher als der zwolliſche bezahlt wird, einen Hanf liefert, der unendlich feiner und ſeidenhafter verarbeitet werden werden kann, als aller übriger! Was für ein früher und ſtarker Eindruck gehört dazu, um den Wollenſpinnern jeden Unterſchleif mit der Wolle als die größte Sünde einzubilden! Wie früh wird das Ohr des künftigen Virtuoſen gewöhnt! Welch eine Reihe von Jahren arbeitet er, um ſeine Finger, ſeinen Arm und ſein ganzes Gefühl zu bilden! Wie anhaltend ſind ſeine Bemühungen! Und wenn ſolche frühe, ſtarke und große Studien dazu erfordert werden, um geſchickte Leute in jeder Kunſt zu bilden; wenn der Einfluß ſo vieler Exempel, wenn eine beſtändige Gewohnheit nöthig iſt, um dieſe Nation mit Luſt auf die See, und jene ſingend in die Bergwerke zu führen; wenn man dem Volke mit Hilfe der Erziehung gleichſam alle anderen Sinnen nehmen muß: wie darf man dann von neuen Fabriken an Orten, wo ſolche gar nicht zu Hauſe ſind, das erwarten, was an andern Orten ſchon längſt vorbereitet iſt?

Juſtus Möſer, „Patriotiſche Phantaſien".

Die Handelsgeſchäfte. Die eigentlichen Handelsgeſchäfte zerfallen in drei große Abteilungen, den Großhandel, den gewöhnlichen Handel (ſogenannten Detailhandel) und die Spekulation. Der Großhändler kauft oder verkauft ſeine Waren in großen Mengen. Was ihn hauptſächlich kennzeichnet, iſt der Umſtand, daß er bei ſeinen Einkäufen oder Verkäufen oder bei beiden durchaus nur mit Kaufleuten verkehrt. Der gewöhnliche Kaufmann dagegen verkehrt unmittelbar mit dem Volke und ſetzt ſeine Waren an den Einzelnen je nach dem Bedürfnis desſelben in kleineren Mengen ab.

Unter Großhandel im eigentlichen Sinne verſteht man diejenige Thätigkeit, welche ſich mit dem Umtauſch der Erzeugniſſe des einen Volks gegen diejenigen eines anderen befaßt: den Einfuhr- und Ausfuhrhandel. Manchmal macht der Großhändler nur Geſchäfte im großen, wie z. B. ein Kaufherr in Havre oder Liverpool, welcher Baumwolle, Zucker, Kaffee in großen Maſſen bei den Großhändlern in New-Orleans, oder auf den Antillen einkauft, um ſie wieder an die Spinnereien, an Zuckerfabriken und an mittlere oder kleinere Häuſer des Binnenlandes zu verkaufen. Manchmal und ſogar häufig tritt indeſſen auch der Großhändler bei einem Teil ſeiner Geſchäfte mit dem Einzelnen in unmittelbaren Verkehr. Derjenige, welcher z. B. ſeine Baumwolle in New-Orleans ankauft, um ſie in Havre oder Liverpool wieder abzuſetzen, kauft ſie unmittelbar an Ort und Stelle und in kleinen Mengen vom Pflanzer oder von kleineren Händlern, verkauft ſie aber nur im großen. Ganz ähnlich verhält es ſich mit dem Aufkauf von Oel in Italien, von Wein in ausgezeichneten Weingegenden, um dann mit dieſen Erzeugniſſen einen Handel im großen und in alle Weltgegenden zu beginnen.

Ehemals und zu jener Zeit, wo die Waren zuvor weite und lange Wanderungen durchzumachen hatten, ehe ſie zum Verbrauch in die letzten Hände gelangten, hatte der Großhandel eine bedeutende Ausdehnung und beſchäftigte zahlreiche Häuſer. Heutzutage aber bei einer weit größeren Zahl von Handelsgeſchäften, bei den ſicheren und verbeſſerten Verkehrsmitteln und bei der allgemeinen Erleichterung des Verkehrs überhaupt ſind eine Menge von Zwiſchenhändlern, die ehemals von hohem Nutzen waren, verſchwunden, und man ſucht ſich mehr zu nähern und einander unmittelbar in die Hände zu arbeiten. In unſeren Tagen hat ſich der Großhandel beinahe durchaus auf die Hafen- und Hauptſtädte, und mit einem Wort auf alle diejenigen Plätze gezogen, in welchen Angebot und Nachfrage unmöglich mit einander in unmittelbaren Verkehr zu treten imſtande wären.

So geſtattet den Weingärtnern Herkommen und Beſchäftigung nicht, ſelbſt in größerer Entfernung Leute aufzuſuchen, welche ihren Weinertrag zum eigenen Verbrauch oder auch nur zum Ausſchank in kleineren Mengen kaufen. Es iſt vorteilhafter für ſie, an Ort und Stelle an Weinhändler zu verkaufen, welche bar bezahlen und ſogar häufig auf den Herbſtertrag hin Vorſchüſſe gewähren. Dieſelbe Beobachtung findet ſich bei denjenigen Händlern, welche bei den Pflanzern herumreiſen, ihnen ihre Ernte abkaufen, und ſo ungeheure Maſſen von Baumwolle oder Tabak in den Vereinigten Staaten, von Zucker und Kaffee auf den Antillen und in Braſilien, von Indigo in Indien, von Thee in China, von Häuten in Buenos-Ayres u. ſ. w. zuſammenbringen. Dieſe ſo aufgekauften Waren werden dann entweder wieder an andere Großhändler im Ausland oder an den gewöhnlichen Kaufmann im Inland verſtellt.

Man kann beobachten, daß der Großhandel ſich beinahe ausſchließlich in allen Ländern auf die Erzeugniſſe der Landwirtſchaft beſchränkt, d. h. auf Gegenſtände des Genuſſes oder auf Rohſtoffe, welche einen geſicherten Abſatz, demzufolge auch jederzeit einen laufenden Preis haben, dabei aber doch hinſichtlich der Vorräte ſtarken Schwankungen unterworfen ſind, je nachdem der Himmel der Ernte günſtig iſt oder nicht. Alle dieſe Verhältniſſe treffen merkwürdig auch bei der Spekulation zu, auf welche ſich der Großhandel iu der That häufig, vielleicht nur zu häufig verlegt.

Viel ſeltener wirft ſich der Großhandel auf gewerbliche Erzeugniſſe. Wenn indes eine Ware Gegenſtand eines ausgedehnten Verbrauchs iſt und eine große Anzahl armer Gewerbsleute beſchäftigt, ſo bildet dieſelbe in der Regel auch den Gegenſtand eines Großhandels. Als Beiſpiel hiefür kann man den Handel mit Seideſtoffen von Lyon, den Handel mit Eiſenwaren in armen Gebirgs- oder Waldgegenden, den Handel mit Leinwand in den Ländern anführen, wo, wie in Rußland, noch von Hand geſponnen und gewoben wird.

Dieſe Aufgabe des Großhandels zeigt ſchon zur Genüge, daß man ſich demſelben nur zuwenden kann, wenn man über beträchtliche Mittel zu verfügen hat. Das Anlagekapital des Großhändlers iſt im Verhältnis zum geſamten Geſchäftskapital höchſt unbedeutend. Was will in Wirklichkeit der Mietzins für ein Geſchäftszimmer und ein oder mehrere Magazine im Verhältnis zu dem Geldwert der Geſchäfte, welche er macht, heißen? Beinahe nichts, beſonders in Ländern, wo es öffentliche Lagerhäuſer oder Stapelplätze giebt, in welchen die Ware mit aller Sicherheit gelagert und gegen einen einfachen Schein ſofort wieder weiter begeben werden kann. Auch findet man Häuſer, welche beträchtliche Geſchäfte machen, ohne nur einen Schuppen oder eine Kaſſe zu haben. Ihre Waren birgt das Lagerhaus und ihre Kaſſe iſt die Bank; ſie kaufen oder verkaufen auf dem Papier und machen oder erhalten Zahlungen mittelſt Anweiſungen auf ihren Bankier. Unter ſolchen Verhältniſſen genügt für einen Großhändler, welcher Millionen umſetzt, ein Gehilfe, um die laufenden Geſchäfte zu beſorgen und höchſtens noch ein zweiter, um die Bücher zu führen.

Die Hauptaufgabe des Großhändlers iſt: ſich über den Stand der Preiſe und über die Verhältniſſe der Geſchäftsleute, mit welchen er im Verkehr ſteht, fortwährend auf dem Laufenden zu erhalten und zu prüfen, ob es ihm nicht möglich wäre, da oder dort unter günſtigeren Bedingungen zu kaufen oder zu verkaufen.

Die Thätigkeit des Großhändlers, beſonders wenn es ſich um den Verkehr mit fremden Völkern handelt, iſt vorzugsweiſe geiſtiger Art und im höchſten Grad geeignet, Urteil und Charakter zu bilden und den Verſtand zu ſchärfen. Auch gelten diejenigen, welche ſich mit Erfolg dieſem Beruf gewidmet haben, im allgemeinen als hervorragende Beiſpiele von kaufmänniſcher Einſicht und Ehrenhaftigkeit.

Die Unverletzlichkeit der Verträge gilt als das oberſte und unverbrüchlichſte Geſetz im Großhandel, wovon es keinerlei Ausnahme giebt. Selbſtverſtändlich ſind aber infolge deſſen auch Unvorſichtigkeit und Leichtſinn in Eingehung und Uebernahme von Verbindlichkeiten ſtrenge verpönt.

Derjenige Handel, welcher ſich mit dem Einzeln-Aufkauf großer Maſſen dieſer oder jener Ware bei inländiſchen kleinen Geſchäftsleuten und mit dem Wiederverkauf derſelben im größeren und großen befaßt, iſt ſeinem Weſen nach etwas von dem eigentlichen Großhandel durchaus Verſchiedenes. Seinen Hauptgewinn verdankt derſelbe nur zu oft der Kunſt, eine Unvorſichtigkeit oder ein Unglück der kleineren Geſchäftsleute, mit welchen er in Verbindung tritt, zu eigenem Vorteil auszubeuten. Dazu gehört aber nichts, als ſtets verfügbares Kapital entweder in Form von barem Gelde oder wenigſtens von Kredit bereit zu haben, um daraus den kleinen Geſchäftsleuten gegenüber, welchen es an ſonſtigem Abſatz fehlt, ſo viel als möglich Gewinn zu ziehen.

Der gewöhnliche kaufmänniſche Handel, der ſogenannte „Detailhandel“, kennzeichnet ſich dadurch, daß der Kaufmann ſeine Waren je nach dem Bedarf des Einzelnen in kleineren Mengen unmittelbar an den verbrauchenden Teil der Bevölkerung abſetzt. Derſelbe hat ſich, insbeſondere ſeit einiger Zeit her, beträchtlich entwickelt und in der That eine höhere Bedeutung erhalten. Der gewöhnliche Kaufmann giebt ſich mit einer Menge von Geſchäften und ſehr häufig mit ganz handelsunkundigen Leuten ab, welche bei ihren Einkäufen eine Maſſe von Anſichten, von verſchiedenen und oft widerſinnigen Wünſchen, von launenhaften Begehreu und unmöglichen Anſprüchen zutage fördern.

Gut einzukaufen iſt für den Kleinkaufmann verhältnismäßig leicht, die Hauptſache iſt: gut verkaufen und viel verkaufen. Aus dieſen Vorausſetzungen geht mit Notwendigkeit hervor, daß das Anlagekapital des kleinen Kaufmanns im Verhältnis zum Betriebskapital überhaupt viel beträchtlicher iſt, als dasjenige des Großhändlers. Er bedarf geeignete Räumlichkeiten, den ſogenannten „Laden“, hell, geräumig, reinlich und ſauber gehalten, worin ſeine Waren zuſammengeſtellt, geordnet und dem Auge des Käufers offen dargelegt ſind. Dieſer Laden verurſacht für ſich allein ſchon beträchtliche Koſten; er erfordert beinahe immer eigene Leute für das Herbeitragen und Wiederaufräumen der Waren, und dieſe Leute wollen bezahlt ſein. Ferner müſſen die Waren doch auch beaufſichtigt werden, da ſie Gegenſtand von Entwendung und Diebſtahl ſein können; endlich können dieſelben allein durch den Einfluß der Zeit an Wert verlieren, wie z. B. ein Stoff, der nicht mehr in der Mode iſt, eine Ware oder Gegenſtände, welche der Käufer nicht mehr verlangt, Genußmittel, welche dem Verderben ausgeſetzt ſind u. ſ. w. Der kleine Kaufmann hat nicht den Ausweg, welchen im Großhandel eine ſchließliche Verſteigerung nicht abgehender Güter bietet, und ſeine Waren haben demzufolge keinen feſten Preis. Seine allgemeinen Geſchäftsunkoſten ſind darum auch verhältnismäßig bedeutend und ein großer Teil ſeines Vermögens muß als ſtehendes Anlagekapital betrachtet werden. Dazu kommt noch, daß ſein Geſchäft beinahe immer und notwendigerweiſe einen ziemlich beſchränkten Kreis hat und daß er deshalb, um ſeine Geſchäftsunkoſten zu decken, häufig genötigt iſt, ſeine perſönliche Arbeit ſich im Verhältnis viel teurer bezahlen zu laſſen, als dies bei dem Großhändler der Fall iſt.

Seine Käufer verſtehen ſehr häufig nichts von der Ware, welche ſie kaufen wollen, noch häufiger kennen ſie weder die Herſtellungs- oder Anſchaffungskoſten derſelben im großen, noch ihre verſchiedene Güte u. ſ. w., allein nichts deſto weniger wollen ſie dies alles verſtehen, und nicht allein ſo billig als möglich, ſondern noch unter den Selbſtkoſten des Kaufmanns einkaufen, ſo daß ſie leicht den Wunſch rege machen müſſen, ihnen eben gerade dann höhere Preiſe abzuverlangen, wann ſie durch ihren Mangel an Sachkenntnis die Möglichkeit einer Uebervorteilung als leicht erſcheinen laſſen. Es liegt hierin für den Kaufmannsſtand eine ſtarke, häufig unwiderſtehliche Verſuchung, daneben aber auch die Veranlaſſung einer Menge nichts weniger als ehrenhafter Kunſtgriffe, welche man indeſſen nicht bloß an einzelnen Orten oder in einem einzelnen Lande, ſondern in der ganzen Welt trifft. Es giebt überall ehrenvolle Ausnahmen und mehr ſogar, als man gewöhnlich glaubt, aber es ſind zur Zeit eben immer noch Ausnahmen.

Nichts iſt einer raſchen Geſchäfts-Erledigung hinderlicher und der Würde des Handels widerſtrebender, als die Unſitte des Marktens, welche noch in gewiſſen Zweigen des gewöhnlichen Handels beſteht. Dieſe den Kaufleuten ſo oft zum Vorwurf gemachte Unſitte rührt durchaus nicht eigentlich von ihnen her; ſie iſt denſelben vielmehr durch die Kaufenden ſelber aufgezwungen worden, welche häufig viel übrige Zeit haben und weder vorteilhaft einzukaufen, noch vorteilhaft zu verkaufen glauben, wenn ſie nicht vorher gemarktet haben. Die Gewohnheit zu markten iſt ein Zeichen mangelnder kaufmänniſcher Bildung, und je größer dieſer Mangel iſt, deſto mehr wird gemarktet. Man marktet weniger in einem Laden, als unter Krämerbuden, und weniger unter Krämerbuden, als auf Vieh- und Wochenmärkten, um ein Stück Vieh oder Geflügel zu kaufen oder zu verkaufen.

Die kaufmänniſche Spekulation. Ankauf von Waren zu einer Zeit, wo dieſelben wohlfeil ſind, um ſie mit Nutzen zu einer Zeit wieder zu verkaufen, wo die Preiſe geſtiegen ſind, iſt das Geſchäft, welches man gewöhnlich als „Spekulation" bezeichnet.

Was verſteht man unter einem „Spekulanten"? Nach der Bedeutung des lateiniſchen Stammwortes iſt es „ein Mann, welcher von einem erhöhten Standpunkt aus in die Ferne ſpäht," es iſt eine Art von Plänkler, welcher neue und unbekannte Wege und Gegenden für das große Heer der Handeltreibenden ausfindig macht und abſucht. Der gewöhnliche Kaufmann treibt ſein Geſchäft mit Rückſicht auf einen bekannten und gewohnten Abſatz und mit einer gewiſſen angeborenen Sicherheit der Geſchäftsbehandlung; er kauft dieſe oder jene Ware heute oder morgen zu dieſem oder jenem Preiſe, weil er weiß, daß dieſelbe bisher zu einem Preiſe Abſatz gefunden hat, welcher ihm noch einen Nutzen an der Ware ſichert. Sieht er nun auch voraus, daß der Verkaufspreis in Bälde ſteigen, oder daß ſich ein neues und vorteilhaftes Abſatzgebiet öffnen wird, und ſchließt er im Hinblick darauf auch weitere Ankäufe ab, ſo macht er wohl ein Geſchäft, um zu gewinnen, eine Spekulation, aber er iſt darum noch kein Spekulant. Man bezeichnet vielmehr mit dieſem Ausdruck nur ſolche Leute, deren einzige oder Hauptbeſchäftigung das Spekulieren iſt.

Die Spekulation erkennt man leicht an dem Merkmal, daß der Spekulant mehr und weiter ſehen will, als der gewöhnliche Kaufmann, daß er neue Abſatzwege, welche der letztere nicht bemerkt, aufzufinden bemüht iſt, und daß er auch unbekannte Neuerungen nicht ſcheut. Seine Geſchäfte verlangen einen höheren Schwung, als die des gewöhnlichen Kaufmanns; ſie bieten darum zwar größere Gefahren, aber zu gleicher Zeit auch Ausſicht auf höheren Gewinn. Die Kühnheit des Spekulanten hat immer etwas von derjenigen des Spielers, mit welchem er auch ſonſt noch in mehr als einer Hinſicht Aehnlichkeit hat; und dies iſt einer der Gründe, warum der Spekulant vom gewöhnlichen Kaufmann mit ſcheelen Augen angeſehen wird.

Indeſſen hat die Thätigkeit einer richtig eingeleiteten Spekulation das Gute, daß ſie den Gang des Tauſchverkehrs erleichtert und jedermann zu gute kommt; ſie bezweckt einen gleichartigen und regelmäßigeren Zufluß der Waren, ähnlich wie die Wehre und Seen dazu dienen, den Zufluß des Waſſers zu regeln. Wenn freilich die Spekulation ſchlecht angelegt iſt, oder wenn die Ereigniſſe dem Spekulanten einen Strich durch die Rechnung machen, ſo treten die gerade entgegengeſetzten Wirkungen ein. Die Spekulation eröffnet für ſolche Erzeugniſſe, welche auf dem gewöhnlichen Weg keine Abnehmer gefunden haben, eine vorläufige Abſatzgelegenheit, allein wenn dieſe Abſatzwege mit der Zeit aufhören, ſo iſt die Spekulation nicht allein für den Spekulanten, ſondern auch für den einfachen Geſchäftsmann von nachteiligen Folgen; ſie überſchüttet den Markt mit Waren, gerade in einem Zeitpunkt, wo der Verkehr ſo frei und leicht als möglich ſein ſollte und kehrt auf dieſe Weiſe die ganze Ordnung des Abſatzverkehrs um. Die Spekulation kann daher gut oder ſchlimm, vorteilhaft oder nachteilig ſein, je nach den Geſchäften, welche ſie macht; niemals aber wird das allgemeine Wohl und der perſönliche Gewinn des Spekulanten im Gegenſatz zu einander ſtehen, vorausgeſetzt, daß der letztere ſich dabei ſtets in den Schranken des Rechts und der Geſetze hält.

Die Unternehmer eines Spekulationsgeſchäftes ſind nun bald Kaufleute, welche ſich bei paſſender Gelegenheit und neben ihrem eigentlichen Berufe damit befaſſen, bald ſind es Kapitaliſten, welche außerdem nicht dem Handelsſtande angehören, oder, was dasſelbe iſt, es ſind Kaufleute, welche in einem ihnen fremden Handelsgebiete derartige Geſchäfte machen, bald endlich wird die Spekulation als ein eigener, regelmäßiger und gewiſſermaßen für ſich beſtehender Geſchäftszweig in der Handelswelt angeſehen.

Die größten und häufigſten Spekulationen werden in ſolchen Waren gemacht, welche ſich entweder durch die Ausdehnung ihres Abſatzgebietes und durch die Leichtigkeit ihrer Aufbewahrung, oder durch gewiſſe unvermeidliche Ungleichheiten und Schwankungen der laufenden Preiſe hiezu empfehlen; ſo Staatspapiere, Früchte, Wein und Weingeiſt, rohe Baumwolle, Seife, Oel u. ſ. w. Begründet werden die Spekulationen bald auf Mittelpreiſe mit Ausſicht auf ein außerordentliches Steigen, bald auf ſehr niedere Preiſe mit Ausſicht auf Wiedereintritt der Mittelpreiſe.

Jede Spekulation verlangt Kapital und zwar viel, ſehr viel Kapital. Ein Spekulant, welcher nun glaubt, daß etwa die Baumwolle im Preiſe ſteigen werde, begnügt ſich nicht damit, bloß ſein eigenes Kapital in das Geſchäft hineinzuſtecken, nein, er möchte zwanzig-, dreißig-, ja hundertmal ſo viel kaufen, und manchmal bringt er auch das Geld dazu zuſammen. Was wird in dieſem Falle die Folge ſein? Gelingt die Spekulation, ſo zahlt der Spekulant eben den üblichen Zins für das entlehnte Geld; ſchlägt ſie fehl, ſo iſt ſie ſein Untergang. Iſt es nun aber ehrenhaft, das Kapital des Darleihers in dieſer Weiſe auf das Spiel zu ſetzen und zwar ohne deſſen Vorwiſſen und ohne daß er zugleich im Falle des Gelingens auch am Gewinn Anteil nimmt oder nehmen kann? Nein, gewiß nicht! Und dann, mit welchen Namen ſoll man die falſchen oder gefälſchten Nachrichten bezeichnen, welche die Spekulanten ſchon ſeit den früheſten Zeiten des Altertums auszuſprengen ſich erlaubten? „Die Ernte iſt mißraten, die Vorräte ſind erſchöpft, die Zufuhren ſind unmöglich gemacht, große Feuersbrünſte haben alles zerſtört, u. ſ. w. u. ſ. w." Man erdichtete und verbreitete ſolche Nachrichten ſchon im alten Athen zu Zeiten des Demoſthenes, ſo geſchah es im Mittelalter in Genua und Venedig, und ſo geſchieht es endlich heute noch in London, in Paris, in New-York und überhaupt auf allen großen Handelsplätzen.

Eine andere Art von Geſchäften, welche man auch gewöhnlich mit dem Ausdruck „Spekulationen" bezeichnet, welche einen viel ſtrengeren Namen verdienen, ſind die Warenverkäufe zum Zwecke des Wuchers und in Verbindung mit einem durch den Staat geſchützten Rechte des Alleinhandels (Monopol). Dieſe Geſchäfte beſtehen darin: alle Waren irgend einer Gattung, welche in einer beſtimmten Zeit auf den Markt gebracht werden können, erſt zuſammenzukaufen und ſie dann ſofort zu einem willkürlichen und natürlich bedeutend erhöhten Preiſe wieder zu verkaufen, ohne daß hiebei irgend ein anderer Geſchäftsmann dieſem Treiben entgegenzutreten imſtande wäre. Man kann verſchiedene Beiſpiele eines ſolchen Verfahrens aus der alten und der neuen Geſchichte anführen.

Im Jahre 1767, unter der Regierung Ludwigs XV., geriet eine Geſellſchaft, welche dazumal thatſächlich das Recht des Alleinhandels mit Korn hatte, auf den Gedanken, eine große Menge Früchte gerade ſo lange planlos in der Welt herumführen zu laſſen, bis die Kornpreiſe ſchließlich ſo hoch geſtiegen waren, daß man mit dem dadurch geſicherten Nutzen ſich nunmehr begnügen zu können dachte.

In den Vereinigten Staaten ſah man im Jahre 1839 die alte Staatsbank, welche nun Bank von Philadelphia geworden war, die ganze Baumwollen-Ernte zuſammenkaufen, um dem europäiſchen Markt willkürliche Preiſe aufzuzwingen. Die Spekulation ſchlug jedoch fehl, weil die betreffenden Geſchäftsleute lieber ihre letzten Vorräte verarbeiteten und dann ihre Ankäufe einſchränkten, weil Indien und Egypten reiche Baumwoll-Ernten hatten und dadurch dem drückendſten Mangel abgeholfen werden konnte, und endlich weil in den Vereinigten Staaten ſelbſt die Ernte des folgenden Jahres günſtig ausfiel und die Bank nicht genügende Mittel beſaß, um auch deren Ertrag vollſtändig auszukaufen. Auch einen einzelnen Geſchäftsmann ſah man einmal in dieſer Weiſe und mit einem anfangs günſtigen Erfolge das für den Markt von New-York erforderliche Fleiſch zuſammenkaufen.

Je mehr die Freiheit Platz greift und je mehr der Verkehr zwiſchen den einzelnen Märkten ſich hebt, deſto ſeltener wird man ſolches Treiben zu verſuchen wagen. Die Spekulation mit eigentlichen Kaufmannswaren bleibt mehr in anſtändigen und vernünftigen Grenzen und wird weniger von den gewerbsmäßigen Spekulanten ausgebeutet. Dieſe letzteren richten ihr Augenmerk und ihr Kapital auf den Geldmarkt, auf den Ankauf und Verkauf von Staats-Papieren, von Aktien, von Schuldſcheinen großer Handelsgeſellſchaften und auf die Börſengeſchäfte.

Die Wertpapiere laſſen ſich ohne Koſten aufbewahren: ſie haben fortwährend einen laufenden Preis, einen „Kurs," und dieſer iſt täglichen und manchmal beträchtlichen Schwankungen unterworfen, ſo daß er geſtattet, nach Belieben bald vom Steigen auf das Sinken, bald vom Sinken auf das Steigen der Preiſe und zwar zu jeder Zeit und in jedem Augenblicke überzuſpringen.

(J. G. Courcelle-Seneuil, „Geſchäftsbetrieb"; überſetzt von G. A. Eberbach.)

Johann Jakob Aſtor (1763—1848) war der Sohn eines liederlichen Metzgers, namens Jakob Aſtor, und in Walldorf, einem Dorfe zwiſchen Heidelberg und Speyer im Großherzogtum Baden, alſo mitten in dem Gebiete geboren, deſſen Bewohner ſeit Anfang des Jahrhunderts maſſenhaft nach Amerika ſtrömten. Seine äußeren Lebensſchickſale ſind mit ein paar Worten erſchöpft. Er wuchs ohne jeden anderen Unterricht als den der armen Dorfſchule auf und wanderte, der engen Dürftigkeit des elterlichen Hauſes überdrüſſig, etwa ſiebzehn Jahre alt in die weite Welt, zuerſt nach London, wo ihm ein älterer Bruder die erſten Wege ebnete, und im Winter 1783 nach Newyork, wo er mit Ausnahme verſchiedener Geſchäftsreiſen bis an ſeinen, am 29. März 1848 erfolgten Tod beſtändig wohnte. Aſtor heiratete jung, hinterließ eine zahlreiche Familie von Kindern und Enkeln und war einige Zeit vor ſeinem Ende nicht mehr im Beſitz ſeiner geiſtigen Fähigkeiten.

Aſtors Vater war eine jener leichtlebigen pfälzer Naturen, wie man ſie noch heute vielfach in jenem geſegneten Landſtriche trifft. Die paar Pfennige, welche er einnahm, wanderten ins Wirtshaus. Gab es guten Verdienſt, ſo lebte der Mann flott, ſtockte die Arbeit, ſo wurde, um die Sorgen zu verſcheuchen, erſt recht gezecht und getrunken, ſo lange der Wirt borgte. Natürlich litt die Familie daheim Not und Elend; allein das kümmerte den verſchwenderiſchen Metzger wenig. Das trauernde Auge der gebeugten Frau und der vorwurfsvolle Ausdruck in den Mienen der Kinder trieben ihn eher wieder aus dem Kreiſe der Seinigen, als daß ſie ihn zu demſelben hinzogen. Bald erlag die Mutter dem ſtillen Gram; unſer Aſtor war ein kleiner Knabe, als ſie ſtarb. Der Vater brachte bald eine Stiefmutter ins Haus, ſetzte ſeinen alten Lebenswandel fort und prügelte Frau und Kinder oder „wetterte“ derartig, daß der junge Johann Jakob öfters ſein Nachtlager auf dem Heuboden des Nachbarn ſuchte oder ſeinen Hunger an einem ihm geſchenkten Stück Brot ſtillte. Die älteren Söhne hatten es, nachdem ſie aus der Schule entlaſſen waren, bei dieſer Wirtſchaft keinen Augenblick länger ausgehalten und ſich alle den Rhein hinunter in die Fremde gewandt. Der eine von ihnen war in Neuwied hängen geblieben, der andere freute ſich als Inſtrumentenmacher in London eines guten Auskommens, und von dem Wohlergehen des dritten drang die Kunde herüber über den Ozean aus dem fernen Newyork. So war Johann Jakob der einzige von den Brüdern, welcher noch in der Heimat weilte und dem Vater in deſſen verwahrloſten Geſchäfte helfen oder die jüngeren Geſchwiſter beaufſichtigen mußte. Je größer der Knabe wurde, deſto mehr empfand er im Gegenſatz zu ſeinen Altersgenoſſen ſeine drückende Lage. Gelernt hatte er nichts Rechtes; aber ſein Verſtand ſagte ihm, deß er ohne Kenntniſſe in der Welt nicht fortkommen könne. Hinter der troſtloſen Gegenwart lauerte eine noch troſtloſere Zukunft, und wie ein Bleigewicht hing ſich das Elend des Vaterhauſes an ſeine Sohlen. Hier gab es keine Rettung für ihn, nur durch die Flucht aus der Heimat; draußen in der Fremde konnte er den Fluch ererbter Armut von ſich abſchütteln, ſich auf eigene Füße ſtellen und durch Ehrlichkeit und Fleiß zur Unabhängigkeit emporarbeiten. Unter Entbehrungen und Entſagungen aller Art reifte der Charakter des Jünglings. Manche Nacht mag er im ſtillen Sinnen und Nachdenken gewacht und ſeine kindlichen Pläne für eine ſchönere und beſſere Zukunft geſchmiedet haben, aber dieſe Pläne irrlichtelierten recht ſchwankend hin und her. Die häufige Einkehr bei ſich ſelbſt machte aber aus dem armen verwahrloſten Bauernjungen ſehr früh einen von keiner Jugendthorheit beirrten, einem beſtimmten Ziele zuſtrebenden kraftbewußten Mann.

Aſtor wagte alſo den Bruch mit der Heimat, an welche ihn nichts feſſelte, und zog ſeinen Brüdern nach. Der Abſchied wurde ihm nicht ſchwer; wann er ihn nahm, iſt nicht mehr zu ermitteln. Genug, er wandte ſich zuerſt zu ſeinem Bruder nach London, blieb dort einige Jahre und ging von da im November 1783 nach Amerika. Er zahlte fünf Pfund für einen Platz im Zwiſchendeck und behielt außer ſieben Flöten, die er vor ſeiner Abreiſe zur Spekulation gekauft hatte, noch fünf Pfund bar übrig. Das Schiff, welches ihn nach Baltimore tragen ſollte, fror im Januar 1784 in Hampton Roads an der virginiſchen Küſte feſt und blieb wochenlang im Eiſe ſtecken. Während Aſtor hier auf milderes Wetter warten mußte, wurde er mit einem Landsmann bekannter, der mit ihm von Europa herübergekommen war, wo er eine Ladung Pelze verkauft hatte. Dieſer erzählte ihm u. a., daß er ſich in ſehr kurzer Zeit ein kleines Vermögen durch den Pelzhandel erworben habe, und ſchilderte ihm deſſen außerordentliche Vorteile in den glänzendſten Farben. Aſtor beſchloß daraufhin, dasſelbe Geſchäft zu wählen, und trat, nach ſeiner Landung nach Newyork wandernd, ſofort bei einem Kürſchner in die Lehre. Sein Meiſter war ein braver alter Quäker, der ihm anfangs nebſt freier Koſt und Wohnung nur zwei Dollars per Woche gab, aber ſchon nach dem erſten Monat, als er die außerordentliche Brauchbarkeit und den großen Fleiß ſeines Lehrlings erkannte, unaufgefordert ſeinen Lohn erhöhte. Aſtor diente von unten auf und hatte wochenlang nichts anderes zu thun, als Pelze zu klopfen. Er erlernte aber bald das Geſchäft in allen ſeinen Zweigen, lernte die Bezugsquellen des Marktes unterrichtete ſich bei Indianern und Trappern über die Eigenſchaften der einzelnen Pelzarten und kaufte ſelbſt bei den armen Farmern am Hudſon und weiter hinauf von den Indianern im Innern des Staates. So war Aſtor in kurzer Zeit nicht allein ein gründlicher Kenner ſeiner Ware, ſondern auch den meiſten Fachgenoſſen an Urteil und Einſicht überlegen. Noch in ſpäteren Jahren hatte er in ſeinem Komptoir über dem Schreibpulte einen feinen Pelz hängen, wie andere Leute ein ſchönes Bild, und pflegte ihn zu ſtreicheln oder dem Beſucher ſeine Vorzüge zu beſchreiben.

In jeder Beziehung gehörig vorbereitet und ſich des vorteilhafteſten Rufes erfreuend, fing Aſtor ſchon 1786 ein eigenes Geſchäft an. Es war damals noch eine Eigentümlichkeit des Pelzhandels, daß er mit verhältnismäßig geringen Mitteln betrieben und je nach Umſtänden eingeſchränkt oder ausgedehnt werden konnte. Aſtor verwertete jetzt ſeine in fremdem Dienſte gewonnenen Erfahrungen und kaufte ſtets ſelbſt im Lande ein. Während andere Händler auf den Beſuch ihrer Geſchäftsfreunde warteten oder aus zweiter Hand kauften, unternahm Aſtor ſelbſt regelmäßige Reiſen und trat mit den Verkäufern an Ort und Stelle in perſönlichen Verkehr. Bald gab es kaum einen Punkt in Newyork und Kanada, den Aſtor im Intereſſe ſeines Geſchäftes nicht beſucht und gehörig ausgebeutet hätte. Im Herbſte fuhr er aber ſelbſt nach London, wo er ſeine Pelze verkaufte und andere für den Newyorker Markt paſſende Waren dagegen einkaufte. So wurde allmälich aus dem Kleinhändler ein Großhändler, der mit jedem Tage an Stellung und Bedeutung gewann. Als er 1790 heiratete, brachte ihm ſeine Frau zwar nur eine Mitgift von 300 Dollars, aber außer dieſer geringen Summe ſchenkte ſie ihm ein viel wertvolleres Kapital; denn ſie verſtand ſich, wie ihr Mann von ihr rühmte, auf die Pelze beſſer, als die meiſten Kaufleute, und arbeitete emſig in deſſen aufblühendem Geſchäfte mit. Als das Jahrhundert zu Ende ging, ſchätzte er ſein Vermögen ſchon auf eine viertel Million Dollars.

Aſtor hatte ſich nie ausſchließlich auf ſein Geſchäft beſchränkt, vielmehr von Anfang an Auge und Ohr ſtets für Spekulationen — namentlich in Land — offen gehabt, deren Erfolg ihm durch die inneren und äußeren Bedingungen geſichert zu ſein ſchien. Sein ſcharfer Blick erkannte auch hier ebenſo ſchnell, wenn nicht ſchneller, als die erfahrenſten Geſchäftsleute das Richtige; ſeine Berechnungen knüpften ſtets an die gegebenen Vorausſetzungen an und ſchlugen deshalb ſelten fehl. Aſtor verkaufte einſt im Jahre 1810, um hier ein Beiſpiel aus vielen herauszugreifen, einen wertvollen Bauplatz in der Nähe der Wallſtreet für nur 8000 Dollars, alſo für einen Preis, den der Käufer ſehr niedrig fand. Als die Urkunde ſchon unterzeichnet war, machte dieſer ihn auf den wohlfeilen Kaufſchilling aufmerkſam. „Ganz gewiß“, antwortete der Verkäufer, „haben Sie heute Recht; aber mit den 8000 Dollars, welche Sie mir gezahlt haben, kaufe ich 80 Bauplätze oberhalb Kanalſtreet, und in demſelben Zeitpunkte, wo Sie für Ihren Platz 12.000 Dollars erhalten werden, ſind die meinigen 80.000 Dollars wert“ — und er hatte Recht. Bei einer andern Gelegenheit kaufte Aſtor den Landſitz Aron Burrs, den ſog. Richmond Hill; er bezahlte die 160 Acker mit je 1000 Dollars, nach 12 Jahren aber war der einzelne Bauplatz, deren fünfzehn auf einen Acker gingen, ſchon 1500 Dollars wert.

So legte er denn Tauſende und Hunderttauſende in Grundeigentum auf der Inſel Newyork an, nicht etwa, wie der Zufall es bot, ſondern in den beſten Teilen der werdenden, faſt zu ſieben achteln auf dem Papier ſtehenden Stadt, und noch heute ſtützt ſich der gutgegründete Reichtum der Familie Aſtor auf ihr daſelbſt befindliches rieſiges unbewegliches Vermögen. Aſtor war bereits einer der reichſten Männer Newyorks, als er 1810 ſein großes Unternehmen, die Gründung von Aſtoria, ausführte. Sie bildet die bedeutendſte That ſeines Lebens und wird, trotz des ihr mangelnden Erfolges, ewig groß und glänzend daſtehen. Der Kaufmann wird Entdecker, Eroberer und Staatsmann. 1809 erwirkte Aſtor von der Geſetzgebung des Staates Newyork einen Freibrief für die Gründung der „amerikaniſchen Pelz-Kompagnie“. Sein unermüdlicher Geiſt plante nichts Geringeres, als den Pelzhandel des ganzen Feſtlandes von den großen Inlandſeen an bis an die Felſengebirge und bis an die Geſtade des Stillen Ozeans ſich und dadurch der amerikaniſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Die Bundesregierung verſprach die Förderung des Unternehmens. Aſtor rüſtete zu wiederholten malen Schiffe und Sendungen zu Lande aus und eine derſelben gründete 1811 Aſtoria, die erſte amerikaniſche Niederlaſſung am Stillen Ozean. Der Krieg aber, der 1812 zwiſchen Nordamerika und Großbritannien ausbrach, zerſtörte das Unternehmen. Aſtor wurde fünfundzwanzig bis dreißig Millionen Dollars reich geſchätzt, als er ſtarb. In ſeinem Geburtsort Walldorf ſtiftete er mit 50.000 Dollars [225.000 Mk.] das ſog. Aſtorhaus, eine Verſorgungsanſtalt für alte gebrechliche oder arbeitsunfähige Arme und eine Schule zur Erziehung junger Armen, zunächſt aus Walldorf. Der Stadt Newyork beſtimmte ſein letzter Wille 400.000 Dollars [1.200.000 Mk.] zur Errichtung einer öffentlichen Bücherſammlung.

(Friedrich Kapp, „Geſchichte der deutſchen Einwanderung“.)

Alfred Krupp (1812—1887).

Der „Kanonenkönig" Alfred Krupp (1812—1887) richtete am 15. März 1877 „Ein Wort an die Angehörigen ſeiner gewerblichen Anlagen." Daſſelbe lautet:

„Ich richte dieſe Worte an die Angehörigen meiner gewerblichen Anlagen, der Gußſtahlfabrik, der Gruben und Hüttenwerke, vertraulich und ausdrücklich beſchränkt auf den Verband von Arbeitern, Meiſtern und Beamten. Sie treffen meine eigene Hausordnung und ſind nicht beſtimmt für das große Publikum. Ich verwahre mich daher ausdrücklich dagegen, Grundſätze, Verfahren und Entſchließung anderer Arbeitgeber hiermit berühren oder beeinfluſſen oder auf irgend welchen Zeitungskampf mit ſtreitluſtigen Gegnern mich einlaſſen zu wollen. Das Urteil darüber, ob meine Mahnung zeitgemäß, ob ſie eine erkannte Pflicht iſt, ob Eigennutz ſie mir eingegeben oder Wohlwollen, das klar zu ſtellen überlaſſe ich getroſt der Zukunft. Von jedem, Mann und Frau, auch von den weniger Gebildeten, will ich verſtanden ſein. Darum ſpreche ich einfaches deutliches Deutſch. In ähnlicher Weiſe richtete ich an Euch früher die Mahnung zu Frieden und Verträglichkeit trotz jeder Glaubensverſchiedenheit — und, wie ich glaube, nicht ohne Erfolg. Heute trete ich noch einmal an Euch heran in einer ebenſo ernſten Frage. Die Gefahr, um die es ſich handelt, iſt zwar noch nicht drohend, und ich vertraue, daß der geſunde Geiſt des Volkes ſie bei Zeiten abwenden werde. Dennoch will ich heute ſchon mich ausſprechen, weil ich glaube, Euch nützen zu können, und weil ich nach 50jähriger Dienſtzeit nicht darauf rechnen darf, heute Verſäumtes ſpäter noch nachzuholen. Wohl aber rechne ich auf das alte Vertrauen. Trotz wiederholter Warnung ſcheint ſich unter einem Teile von Euch der Geiſt der Sozialdemokratie einſchleichen zu wollen. Dieſer Geiſt aber iſt verderblich, und jeder Verſtändige muß ihn bekämpfen, der Arbeiter ſo gut wie der Arbeitgeber. Daß Ihr dies erkennen möchtet, das iſt mein Wunſch und Streben.

„In der mildeſten Form geht die Lehre der Sozialiſten dahin, das Eigentum des Einzelnen zu beſchränken, es ihm teilweiſe zu nehmen. Die Geſamtheit oder größere Genoſſenſchaften ſollen es beſitzen, und der einzelne Arbeiter Anteil am Gewinn haben. So ſoll die Lage der Arbeiter verbeſſert werden, ſie wird aber nur dadurch verſchlechtert. — Nehme man z. B. an, daß ich aus meinem Beſitz ſogar freiwillig zurückträte und die Leitung meiner Werke dem Belieben der Geſamtheit überlaſſen wäre. Aus der bisherigen oberen Verwaltung und von den wirklich Eingeweihten und Befähigten würde ſchwerlich auch nur einer der neuen Herrſchaft ſich unterordnen. An Stelle der Erfahrung, welche allein im ſtande iſt, durch geſchickte Leitung der Fabrikation und Verwaltung die Werke zu erhalten und über die Gefahren ungünſtiger Zeitumſtände hinwegzuführen, würden daher gar leicht zweifelhafte unbewährte Kräfte treten und damit das Ganze dem Untergange bald zutreiben. Das braucht wohl niemandem näher erklärt zu werden. — Aber ſelbſt angenommen, daß man Leute finden würde, welche die Werke zu führen im ſtande wären, welche in Preis und Qualität die bisher uns vorbehaltene Leiſtung ausführen würden, mit der mächtigen fremden Induſtrie zu konkurrieren und ſie zu überflügeln — ſelbſt in dieſem Falle würde dennoch die Fabrik aus Mangel an Arbeit untergehen müſſen, folglich ferner niemandem mehr Nahrung geben; denn die Ware muß nicht bloß gemacht, ſie muß auch verkauft werden. Der inländiſche Verbrauch aber iſt nicht groß genug, um alle unſere Werkſtätten zu beſchäftigen, und ohne eine ununterbrochene, vereinte, volle Thätigkeit iſt das Werk nicht lebensfähig. Der größte Teil der Arbeiten muß alſo in fremde Länder verkauft werden und geht über die ganze Erde. Dieſe Ausnahmeſtellung und ſeine Größe verdankt das Werk dem alten Ruf, der Bekanntſchaft und dem Vertrauen, welches die Verwaltung ſich ſeit dem Beginne der Fabrik vor und nach erworben hat. Ohne dieſes an Perſonen gebundene Vertrauen fällt der ganze Weltverkehr weg. Kein Staat und keine Regierung würde das Werk als das alte anſehen, wenn es unter die Herrſchaft der Sozialiſten käme; an Stelle des Vertrauens würde Mißtrauen treten, und dadurch allein ſchon würden alle Beſteller von Kriegs- und Friedensbedarf, Staaten und Private, ferngehalten werden.

Die neuen Volksbeglücker werden ſich übrigens auch nicht mit dieſem bloßen Anfange der Umwälzung begnügen, ſie werden weiter gehen von Stufe zu Stufe. Was eine fleißige ſparſame Familie, was eine Generation ehrlich erworben hat, ſoll der Faule, Liederliche ſich aneignen dürfen, und der Unfähige dem Tüchtigen gleich geſtellt werden. Von ſelbſt müſſen dann dieſe Volksbeglücker, welche um jeden Preis ihre Pläne durchführen wollen, dazu kommen, alles Eigentum und Erbe, jeden Thron und jede feſte Staatsgewalt beſeitigen zu wollen. Viele geſtehen es offen oder verſteckt zu, daß ſie auch die Religion und die Ehe aufheben wollen, damit aber würde Ordnung und Zucht, Scham und Sitte verſchwinden. Was Jahrhunderte an gutem geſchaffen, veredelt, geheiligt haben, ſoll vernichtet werden — vernichtet natürlich mit Feuer und Schwert. Das iſt das Ende, zu welchem dieſe Lehre führt. Die vielbeſprochene Pariſer Commune, ihre Schreckenswirtſchaft mit Mord, Brandſtiftung und Zerſtörung war ein Beiſpiel der Ausführung ſolcher verwilderter Anſchauungen. Dabei begann auch ſchon bald, was ſich überall früher oder ſpäter wiederholen würde, der Kampf der Leiter und Wortführer unter ſich um die Oberherrſchaft. Dieſe zu erlangen, iſt eben das verborgene Streben vieler, die jetzt noch für den gemeinſamen nächſten Zweck, für den Umſturz der beſtehenden Ordnung in Staat und Haus, vereint kämpfen und ſpäter kein Bedenken tragen werden, die verleitete Maſſe ihrem Eigennutz zu opfern. Freilich dürfen wir uns ſagen, daß in unſerm Vaterlande eine Umwälzung ſolcher Art von vornherein ſcheitern würde an der Solidität aller beſtehenden Verhältniſſe und Ordnungen, an der Macht des Staates. Aber ich hege die Zuverſicht, daß es deren nicht einmal bedürfen wird, um uns vor jenem Aeußerſten zu bewahren. Die Mehrzahl der Leute, welche für die Sozialdemokratie gewonnen ſind, bleiben nur dabei, weil ſie keine Ahnung haben von den verbrecheriſchen und verderblichen Zwecken derſelben. Der Mann, der täglich um ſein Brot ſich abmüht, iſt zwar geneigt, auf die Verheißungen eines beſſeren Loſes zu hören und möchte es glauben, wenn ihm müheloſer Genuß des Lebens verſprochen wird. Aber die große Mehrheit ſteht zu hoch in Bildung und Rechtsgefühl, um ſolchen Bethörern dauernd zu folgen. Darum werden deren Beſtrebungen ſchon an dem geſunden Sinne des Volkes ſcheitern. Das kann ihm nicht verborgen bleiben: die Pläne der Sozialiſten ſind unausführbar in ſich ſelbſt und eine Thorheit; denn die Welt läßt es ſich einmal nicht gefallen, daß jeder Unterſchied in Stellung und Wert von Menſchen und Dingen, daß alles Beſtehende, das Gute und Bewährte, auf Koſten von Recht und Geſetz vertilgt werde, damit Verbrecher aus den Trümmern ihre Leſe halten.

„Ich verlaſſe nun dieſes häßliche Bild und ſo unerquickliche Betrachtungen, um zu einem anderen Gegenſtand überzugehen und zwar zu der Geſchichte meiner Werke, damit ihr einſehen möget, aus welchen Gründen und mit welchem Rechte ich nicht ein Haar breit nachgebe in meinen Forderungen, welche den Schluß dieſer Anſprache bilden werden. Es iſt bekannt, daß im Jahre 1826 die verfallene Gußſtahlfabrik ohne Vermögen mir zur Führung anvertraut wurde. Mit wenigen Leuten fing ich an, ſie verdienten mehr und lebten beſſer als ich; ſo ging es faſt 25 Jahre fort mit Sorgen und mühevoller Arbeit, und als ich dann eine größere Zahl von Leuten beſchäftigte, war dennoch mein Vermögen geringer, als was heute mancher Arbeiter der Gußſtahlfabrik beſitzt. Es waren alle ſehr brave Leute, mit denen ich die Arbeiten begonnen und durchgeführt habe. Allen, von denen viele bereits in die Ewigkeit hinübergegangen ſind, habe ich meinen vollen Dank für ihre Treue bewahrt. Jene aber, die ich von der Herde, vom Pflug, als tüchtige Handwerker, als Arbeitsloſe von allen Profeſſionen, oder als Kinder von Witwen angenommen habe, traten bereitwillig bei mir ein, weil ſie ihr Los verbeſſerten, und ſie haben in den meiſten Fällen auch dafür ihren Dank gerne ausgedrückt. Mancher von ihnen iſt ein wohlhabender Mann geworden. (Viele Aeltere, Meiſter und Arbeiter die zum Teil ſchon vor ca. 46 Jahren bei mir eingetreten ſind, genießen ſchon ſeit lange ihre Penſion; andere arbeiten noch mit voller Kraft und alter Treue.) Den Leuten, die ich gebraucht habe, habe ich ihren Lohn gezahlt, meiſtens ihre Stellung verbeſſert und nach geſetzlichen Beſtimmungen den Kontrakt verlängert oder ſie entlaſſen. Mancher verließ die Fabrik, um anderswo ſich zu verbeſſern, der eine iſt gegangen, und ein anderer hat die Stelle wieder beſetzt, und wo urſprünglich 3 Mann beſchäftigt waren, ſtanden ſpäter 15 000. Im Laufe der Zeit haben mehr als 100 000 Mann ſolchen Wechſel auf meinen Werken durchgemacht, und es iſt ganz natürlich, daß ſolcher Ab- und Zugang fortdauern wird. Jeder Mann hat nach ſeiner Kraft und Fähigkeit ſeinen Lohn erhalten, und anſtatt eines jeden konnte in den meiſten Fällen auch ein anderer hingeſtellt werden.

„Es iſt bisher keinem eingefallen, nach Empfang des vereinbarten Lohnes noch einen Anſpruch zu erheben an den Gewinn. Für dieſen Anſpruch treten aber heutigen Tages gelehrte Volksbeglücker mit den ſchönſten Redensarten auf, und dieſe haben weſentlich zu den bethörenden ſozialiſtiſchen Lehren geführt. Der Arbeiter hat die Erfindungen nicht gebracht. Er wird nicht betroffen von den Koſten und Verluſten, welche der Fabrikant für Verſuche und Anlagen zu tragen hat. Für die Arbeit erhält er den Lohn. Es kann keine Rede davon ſein, daß irgend jemand einen beſonderen Anſpruch behalte, außer ſolchem, der in Steigerung des Lohnes und des Gehaltes beſteht und immer nur Folge größerer Leiſtungen iſt. Das iſt Sache der freien Vereinbarung. Die Erfindungen und dazu gehörenden Produktionen habe ich eingeführt, der Arbeiter darf aber nicht die Frucht verlangen von der Thätigkeit anderer; das iſt gegen das jedem Menſchen eingeborene Rechtsgefühl. Wie jedermann, verteidige auch ich mein Eigentum; wie mein Haus, ſo iſt auch meine Erfindung mein und die Frucht derſelben, ſie mag Gewinn ſein oder Verluſt. In ſeinem Lohne hat der Arbeiter den größeren Anteil am Ertrage. Denn durchſchnittlich beträgt in guten Zeiten der Lohn mehr als drei viertel des ganzen Wertes der Fabrikate; der Reſt muß Zinſen, Entwertung, Verwaltungskoſten, verlorene Poſten u. dergl. decken. Dann erſt kommt der Gewinn. In ſchlechten Zeiten aber, wo der Arbeitgeber oft nichts verdient, vielleicht viel verliert, behält der Arbeiter immer noch ſeinen Lohn. Der Arbeiter, der in guten Zeiten Anteil am Gewinn verlangen möchte, müßte doch auch in ſchlechten Zeiten, wo zugeſetzt wird, den Verluſt teilen und doch verlangt er auch dann vollen Lohn. Daher iſt es notwendig, daß der Arbeitgeber in guten Jahren mehr verdient, als er gebraucht. Gerade wie der Landwirt muß er auf Wechſelfälle vorbereitet ſein. Beide haben oft die Koſten für die Saat und keine Ernte. Hat die Fabrik in guten Jahren ihr Kapital nicht vergrößert, ſo könnte ſie in ſchlechten Jahren nicht beſtehen und müßte die Arbeiter entlaſſen. — Das iſt bisher in größerem Maße nicht nötig geweſen, ſie hat, wenn alles darnieder lag, dennoch die Arbeit fortgeſetzt, auf Vorrat fabriziert oder mit Verluſt verkauft, um die Leute zu ernähren, und ihren Herd warm gehalten. Wie ich den Verluſt allein tragen muß, ſo iſt auch der Gewinn mein von rechtswegen; denn ich habe ihn erworben mit meiner Kraft und meiner Sorge. Ich habe das Bewußtſein, daß dieſe Werke ein Segen ſind für das Land und für die Arbeiter. Sie ſind das umſomehr, weil mein Intereſſe mir empfohlen haben würde, dieſelben im Auslande zu errichten, wo ich früher und mehr Anerkennung und Abſatz gefunden habe und größere Vorteile haben würde.

„Um die Lage meiner Arbeiter zu verbeſſern, war ich von jeher zunächſt darauf bedacht, ihnen ein möglichſt ſorgenfreies Daſein für die Zeiten zu verſchaffen, in denen ſie ſelbſt nicht mehr arbeiten könnten. Ihr ſelbſt wißt es am beſten, wie es mit Kranken, Invaliden und ausgedienten Arbeitern bei uns gehalten wird. Dann habe ich den Arbeitern Wohnungen gebauet, worin bereits 20 000 Seelen untergebracht ſind, habe Schulen gegründet, Schenkungen verliehen und Einrichtungen getroffen zur billigen Beſchaffung von allem Lebens- und Hausbedarf. Ich habe mich dadurch in eine Schuldenlaſt geſetzt, die abgetragen werden muß. Damit dies geſchehen kann, muß jeder ſeine Schuldigkeit thun in Frieden und Eintracht und in Uebereinſtimmung mit unſern Vorſchriften. Die jetzt allgemein verbreitete Geſchäftsſtille hat bereits viele Fabriken, Hütten und Gruben unſeres Landes empfindlich berührt. Geringe Preiſe haben geringe Löhne zur Folge gehabt, und bei einigen Werken iſt ſchon vollſtändiger Mangel an Arbeit und dadurch Stillſtand eingetreten. In den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft giebt es Leute, die irrtümlich die Beſſerung ihrer Lage von der Aenderung der Verfaſſung, der Regierung und der Geſetze erwarten, dabei aber das Weſentlichſte vernachläſſigen, was in ihrer eigenen Gewalt liegt. Fleiß, Ordnung und Sparſamkeit iſt der erſte und ſicherſte Schutz gegen die beklagte Not, und wo ſie fehlen, helfen auch die beſte Regierung und die beſten Geſetze nichts. Umwälzungen jeder Art ſind ebenſo verkehrte Mittel zur Beſſerung der Lage, als wenn man ein Haus wegen einzelner Fehler abbrechen wollte. Dann wird man obdachlos. Man verbeſſert und repariert und erhält das Beſtehende

„Die augenblickliche Not hat ihre Haupturſache in den übertriebenen Unternehmungen der vergangenen Jahre, in einer allgemeinen Verirrung. Der Arbeiter hatte aber für ſich dabei zunächſt nur einen höheren Lohn erzielt, und wenn er von demſelben nicht ſo viel erübrigt hat, daß er damit über die ſchlechte Zeit ſich hinweghilft, ſo hat er damals ſeinen großen Lohn, der ſchließlich die Arbeitgeber häufig ruinierte, leichtſinnig vergeudet und nur ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen. Das kann er nur ausgleichen durch Sparſamkeit, Ordnung und Fleiß. Mit Gewalt und Umwälzungen geht das nicht. In den 70er Jahren haben wir das Beiſpiel erlebt, das trotz der nie dageweſenen Höhe der Löhne Bergleute ihre Gruben verließen und ebenſo Arbeiter die Fabriken, um die Beſitzer zu unmöglichen Erhöhungen der Löhne zu zwingen. Das hat keinen Segen gebracht und hat auch nur zurückgeführt werden können auf Verführungen Fremder, die auch jetzt noch fortfahren, Aufregung hervorzubringen. — Ich erinnere daran, daß Bergwerke ſtille gelegt wurden, um dadurch auch meine Fabrik zum Stillſtand zu zwingen, und daß nur mit Aufwand großer Koſten dieſes Unheil von meinen Leuten abgewandt wurde, indem ich ſogar bis von Saarbrücken Kohlen bezog. England iſt groß und mächtig geworden durch Induſtrie; die Arbeiter haben dann Vereine gegründet und die Arbeit eingeſtellt, um höhere Löhne zu erpreſſen. Dadurch iſt zum teil die Arbeit von England auf das Ausland übergegangen. Die deutſche Induſtrie hat von dieſem Fehler der engliſchen Arbeiter Nutzen gehabt. Dies iſt auch eine Warnung! Die Nachahmung des ſchlechten Beiſpiels würde auch unſere Induſtrie ins Ausland treiben. Unter den ſchwierigſten Umſtänden habe ich den Mut gehabt, für meine Leute einzutreten, und behalte ihn auch in der jetzigen ſchweren Zeit. Ich hoffe, daß wir ſie überwinden werden, daß wir Arbeit behalten werden. Alle Kräfte werden dafür nach allen Seiten aufgewandt. — Das ſollten die Arbeiter dankbar erkennen und diejenigen, welche täglich für dieſen Zweck Sorge und Mühe aufwenden, durch freundliche Dienſtfertigkeit aufmuntern für den ſchweren Beruf. In welchem Maße die Gußſtahlfabrik noch weiter von der Geſchäftsſtille betroffen werden wird, das läßt ſich noch nicht vorausſehen, wenn auch für die nächſte Zeit Arbeit beſchafft iſt. Jedermann möge vorbereitet ſein auf die Ereigniſſe.

„In früheren Zeiten, wo die Löhne auch verhältnismäßig ſehr viel niedriger ſtanden als jetzt, waren die Arbeiter mit beſcheideneren Anſprüchen glücklicher und zufriedener und kannten nicht den verderblichen heutigen Aufwand für Kleidung und Durſt. Ich gebe Euch nun dieſen Rat: Laßt Euch nicht blenden durch ſchöne Worte und erwartet das Heil nicht von ſolchen, die einen neuen müheloſen Weg zur Volksbeglückung gefunden haben wollen. Die Angelegenheiten des ganzen Vaterlandes ſollen jedem wichtig und teuer ſein, aber dazu hilft gar nichts das Kannegießern, das Schwatzen über politiſche Angelegenheiten, das iſt nur den Aufwieglern willkommen und ſtört die Pflichterfüllung. Eine ernſte Beſchäftigung mit der Landespolitik erfordert mehr Zeit und tiefere Einſicht in ſchwierige Verhältniſſe, als Euch zu Gebote ſteht. Das Politiſieren in der Kneipe iſt nebenbei ſehr teuer, dafür kann man im Hauſe beſſeres haben. Nach gethaner Arbeit verbleibet im Kreiſe der Eurigen, bei den Eltern, bei der Frau und den Kindern. Da ſucht Eure Erholung, ſinnt über den Haushalt und die Erziehung. Das und Eure Arbeit ſei zunächſt und vor allem Eure Politik. Dabei werdet Ihr frohe Stunden haben. Mit dem Laufe der Zeit, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wird alles beſſer. Wer zurückblickt in die Vergangenheit, muß ſich überzeugen, daß große Fortſchritte gemacht worden ſind zum Beſten aller und vor allem auch der arbeitenden Klaſſe. Schlechte Zwiſchenzeiten müſſen durch treues Zuſammenhalten der Arbeiter mit ihrem Arbeitgeber überwunden werden. Aber vor 50 Jahren lebte kein Arbeiter ſo gut in Nahrung, Wohnung und Kleidung als heute. Keiner wird tauſchen wollen mit dem Loſe ſeiner Eltern und Vorfahren. Was ich nun hiermit ausgeſprochen habe, möge jedem zur Aufklärung dienen und deutlich machen, was er zu erwarten hat von Handlungen und Beſtrebungen im Dienſte des Sozialismus. So ſehr ich auch wünſche, daß meine Arbeiter ſtatt der verführenden Schriften nur nützliche, belehrende leſen, ſo kann ich doch niemand dazu zwingen. Die Neigung zum Guten und Schlechten zeigt nur den Geiſt der Leſer und kann nicht ohne Folgen bleiben. Jeder muß die Folge ſeiner Handlungsweiſe tragen. Man erwärmt keine Schlange an ſeiner Bruſt, und wer nicht von Herzen ergeben mit uns geht, wer unſeren Ordnungen widerſtrebt, kann nicht im Kreiſe unſerer Arbeiter bleiben. Denn wo mit Wohlwollen und Gerechtigkeit das Regiment geführt wird, muß auch Strenge gehandhabt werden gegen ſolche, die das gute Einvernehmen und den Frieden zum Nachteile der großen Gemeinſchaft ſtören wollen. Wie dies ſeither mein feſter Wille geweſen, ſo iſt dies auch eine ausdrückliche Beſtimmung meines letzten Willens. Statt der zeitweiſe geübten Nachſicht wird daher auch, wie hier angekündigt, Strenge eintreten müſſen, wenn die Ordnung dies fordert. Möge ſich alſo niemand durch bisher erfahrene Nachſicht verleiten laſſen, auf unrechtem Wege zu beharren.

So ſchließe ich mit den beſten Wünſchen für alle.

Alfred Krupp.″

Dieſe kernige und lichtvolle Anſprache fand nicht nur unter den Krupp'ſchen Arbeitern, ſondern in ganz Deutſchland große Beachtung. Die Zeitungen druckten den Hauptinhalt der Broſchüre ab. Allerorts war man der Anſicht, daß die Widerſinnigkeit der ſozialdemokratiſchen Eigentumslehre bisher kaum beſſer dargethan worden, als es hier Seitens des erſten Fabrikherrn Deutſchlands an der Hand ſeiner eigenen langjährigen Lebenserfahrungen geſchehen ſei. Bemerkenswert war beſonders auch der letzte Teil der Anſprache, in der „Kannegießern und Schwatzen über politiſche Angelegenheiten″ überhaupt den Arbeitern abgeraten wurde, weil „eine ernſte Beſchäftigung mit der Landespolitik mehr Zeit und tiefere Einſicht in ſchwierige Verhältniſſe erfordert, als den Arbeitern zu Gebote ſteht″. Das Ideal eines Arbeiters nach dem Vorbilde und der Ueberzeugung Alfred Krupp's wird freilich gerade von der ſozialdemokratiſchen Partei, welche ſich als die eigentlich arbeiterfreundliche ausgiebt, als das am wenigſten anzuſtrebende Ziel angeſehen. Unter anderen Verhältniſſen und einem anderen Fabrikherrn, der über der Sorge für den eigenen größtmöglichen Gewinn diejenige für das leibliche und geiſtige Wohl ſeiner Mitarbeiter vernachläſſigt, mag der Arbeiter vielleicht gezwungen werden, ſeine „Politik″ jenſeits der Grenzen ſeines Haushalts und ſeiner Arbeiter zu etſtrecken. Deshalb aber hatte Krupp auch im Anfang ſeiner Broſchüre ausdrücklich betont, daß dieſelbe lediglich ſeine eigene Hausordnung angehe.

(Diederich Baedeker, „Alfred Krupp.″)

Johann Friedrich **Oberlin** (1740—1826), evangeliſcher Pfarrer zu Waldersbach im Steinthale, Elſaß, erhob ſeine Gemeinde aus tiefer Verkommenheit zu Wohlhabenheit, wurde der Begründer der Kleinkinderſchulen. Während der Schreckenszeit der franz. Revolution bewahrte er ſich und ſeine Gemeinde vor Gewaltthaten. Ein Frankfurter Arzt, Bekannter Oberlins, erzählt darüber:

In dieſer aufgeregten Zeit kam ſelbſt in das einſame Steinthal der Befehl der neuen Regierung: die gewöhnliche gottesdienſtliche Feier ſolle aufhören; die Gemeinden ſollten ſich einen Präſidenten wählen, dieſer einen Bruder Redner ernennen, und dann ſollten an gewiſſen Tagen Verſammlungen gehalten werden, bei denen der Bruder Redner gegen die Tyrannen ſprechen und mit der Gemeinde ſich über die Mittel beraten ſolle, die Tyrannen abzuſchaffen. Selbſt im Steinthal fehlte es nun wohl damals nicht an mehreren ſolchen, denen dieſe Sache ganz verführeriſch neu und anlockend vorkam, und die auch gerne das mit- und nachgemacht hätten, was die große Nation ihnen vormachte.

Der Pfarrer Oberlin ließ demnächſt ſeine Gemeinde unter der Linde zuſammenkommen. Er las ihr das eingegangene Schreiben vor und fügte hinzu, es ſei der Befehl ihrer welſchen (ſo nannten die deutſchen Bewohner des Steinthals die Franzoſen) Regierung, und da es die Obrigkeit geböte, dem müſſe man auch gehorchen. Er hielte es für gut, noch heute gleich zu den nötigen, vorläufigen Beratungen zu ſchreiten. Zuerſt müſſe ein Präſident gewählt werden, und da er als der bisherig geweſene Pfarrer des Ortes für heute wohl noch einmal ſich das Recht nehmen dürfe, ſeine Meinung zuerſt zu ſagen, ſo gäbe er ſeine Stimme dem bisherigen Schulmeiſter des Orts und ſchlage dieſen zum Präſidenten vor. Der Schulmeiſter ſträubte ſich zwar etwas gegen dieſe Wahl, aber Oberlin beſtimmte ihn bald, ſie anzunehmen, und ſo wurde denn die Wahl des Bruders Schulmeiſters zum Bruder Präſidenten einſtimmig von den Bauern beſtätigt. Jetzt war nun die Reihe an dem Präſidenten, aus der Mitte der Verſammlung jemand zum Bruder Redner zu ernennen. Wer paßte nun aber dazu beſſer als der bisherige Pfarrer Oberlin! Die Wahl wurde mit lautem Beifallrufen der Verſammlung beſtätigt.

„Jetzt iſt nun die Frage,“ ſagte Oberlin, welches Haus und welchen Tag wir zu unſern Verſammlungen (Clubbs) wählen wollen? Das Haus des Bruders Präſidenten hat nur eine Stube: die Schulſtube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, beſonders da auch die Weiber werden gern zuhören wollen; im bisherigen Pfarrhauſe iſt auch der Raum gering, und ſo wüßte ich eben doch im ganzen Steinthale kein ſchicklicheres Haus zu unſern Clubbs, als die bisherige geweſene Kirche.“ — Die Bauern gaben hierzu allgemein ihren Beifall. — „Was nun den Tag der Verſammlung betrifft,“ ſagte Oberlin, „ſo iſt der Montag unſchicklich, weil da viele nach Straßburg zu Markte fahren, ebenſo Mittwoch und Freitag. Ich dächte aber doch der ſchicklichſte und bequemſte Tag zu unſeren Verſammlungen wäre der bisherige und geweſene Sonntag, und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von 9 Uhr an.“ — Die Bauern gaben auch hierzu ihren Beifall. Als nun die Bauern am Sonntage in die Kirche kamen, und mit ihrer allgemeinen Bewilligung der Bruder Redner die Kanzel zum Rednerſtuhl gewählt hatte, las derſelbe abermals den Befehl der Regierung vor. „Dieſelbe,“ ſagte er, „will alſo, wir ſollen gegen die Tyrannen reden und über ihre Abſchaffung uns beraten. Tyrannen ſind nun in der alten Zeit ſolche und ſolche geweſen, und die haben dies und dies gethan. Hier in unſerem ſtillen Steinthal haben wir nun freilich keinen dergleichen Tyrannen, es wäre daher vergeblich, gegen einen ſolchen zu ſprechen. Ich wüßte Euch aber dennoch Tyrannen zu nennen und zu beſchreiben, die nicht bloß im Steinthal und in euern Häuſern, ſondern ſogar in euern Herzen wohnen. Und gegen dieſe Tyrannen (Mord, Ehebruch, Fleiſchesluſt und alles gottloſe Weſen) will ich alſo hier reden, ſo wie ich euch dann auch das beſte Mittel nennen und beſchreiben will, dieſe Tyrannen abzuſchaffen, welches kein anderes iſt, ewig kein anderes iſt als das dargebotene Heil in Jeſu Chriſto.“

Als der Pfarrer eine Zeitlang geſprochen hatte, ſagte er: „Sollte es nicht beſſer ſein, für mich und euch, dazwiſchen auch eins zu ſingen. Und zwar, da wir keine andere Lieder können, aus unſerem bisherigen Geſangbuche den und den euch allen wohlbekannten Pſalm.“

So ſangen und beteten die Bauern friedlich und in Gott vergnügt mit ihrem Pfarrer; und viele gute Seelen aus der Umgegend, denen dieſe Art der Verſammlung, und das, was da geſprochen wurde, beſſer gefiel als jene Clubbs, die man an anderen Orten hielt, ſammelten ſich um Oberlin und ſeine Steinthaler und fanden da Erquickung und Troſt in der Zeit jener großen äußern und innern Not.

„In Oberlins Hauſe fanden alle gaſtfreie und liebevolle Aufnahme; die Würgeherren ſelber, wenn ſie kamen. „Einſt“, ſo erzählt ein edler Mann, der damals auch in Waldbach verweilte, „ſahe ich eins der Häupter der Revolution in Oberlins Hauſe, und es ſchien, als hätte dasſelbe in dieſer Atmoſphäre ſeine blutgierige Natur verloren und ſtatt der Wut des Tigers die Sanftmut des Lammes angezogen.“ Im Jahr 1794 erließ unſer Pfarrer im Steinthal an das junge, aufgährende Volk ſeiner Gemeinde ein Sendſchreiben folgenden Inhaltes:

„Die aufblühende Jugend iſt hochgeachtet und teuer in den Augen Gottes und guter Menſchen, wenn ſie wahrhaft ſo iſt, wie ſie ſein ſoll: edelgeſinnt, mutig, fleißig, beſcheiden, fromm, gelehrig, bereit, zum wahren Beſten der Ihrigen alles zu thun und zu opfern, voll Achtung gegen ihre Vorgeſetzten, gehorſam der Ermahnung.“

„Ich wünſche von Herzen, daß alle Mitglieder der franzöſiſchen Republik von wahrhaft republikaniſcher Geſinnung ſein möchten. Ja, möchten ſie vorerſt erkennen, wie das Wohl des einzelnen nur begründet werden könne auf das Wohl aller und des Ganzen, und daß deshalb jeder einzelne zunächſt nur das allgemeine Wohl bedenken und beachten müſſe. Gott ſiehet hierbei unſern Willen an.“

Wir ſind rechte Republikaner, wenn wir nur und lediglich leben, wirken, ringen und ſtreben für das Wohl, das aller iſt; wenn wir durch Beiſpiel und Lehren unſere Kinder dahin bringen, daß ſie das Heil aller Menſchenſeelen ſuchen; begierig lernen alles das, wodurch ſie einſt den Brüdern nützen können, vor allem aber in Kraft und That das Gebot: Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt.?“

„Endlich ſind wir Republikaner, wenn wir unſere Kinder aus allen Kräften vor jenem ſelbſtſüchtigen Geiſt zu bewahren ſuchen, der in unſern Tagen mehr als jemals eine Nation beherrſcht, welche unaufhörlich das Wort „Bruderliebe“ in ihrem geſchwätzigen Munde führt, während jeder einzelne immer nur für ſich ſelber ſorgt, an das allgemeine Wohl aber nur dann denkt, wenn er muß. Ferne ſei von uns dieſer Geiſt des Abgrundes, welcher zugleich anti-republikaniſch und antichriſtlich iſt.“

„O möchtet ihr doch, meine jungen Freunde, von nun an wahrhafte Wohlthäter eures Vaterlandes werden, dadurch, daß ihr dem allgemeinen Heil alle eure Kräfte und Fähigkeiten, eure Zeit und Kenntniſſe widmet. Dann werdet ihr teuer geachtet ſein in den Augen aller guten Menſchen; Gott wird euch ſchützen, euch lieben, eurem Thun guten Fortgang ſchenken. Und dereinſt wird er euch eure Treue vergelten, euch Ehre, Ruhm, Macht und Seligkeit ſchenken, wenn er vor allen Scharen der verſammelten Geiſter zu euch ſagen wird: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du biſt über wenigem getreu geweſen, ich will dich über viel ſetzen: gehe ein zu deines Herrn Freude!“ — Mein Gott, ſegne die Republik und alle wahrhafte Republikaner. Amen.“

George **Peabody** (1795—1869), geboren in Danvers (Maſſachuſetts), wurde 11jährig Lehrling bei einem Gewürzkrämer. Am Krieg gegen England (1812) nahm er als Freiwilliger teil. 1837 ſiedelte er nach England und gründete 1843 ein eigenes Geſchäft als Kaufmann und Geldmakler. Er trug viel zur Hebung des Kredits ſeines Vaterlandes in England bei, namentlich während der Handelskriſis 1857. Leute, welche mit auf ſein Haus ausgeſtellten Kreditbriefen nach London kamen, pflegte er als Gäſte einzuladen.

Gleich im Anfange ſeiner kaufmänniſchen Laufbahn hatte er ſich gelobt, die Früchte ſeiner Thätigkeit in ſeinem Geſchäft mit ſeinen Nebenmenſchen zu teilen und infolge deſſen hat er ſeine Wohlthaten nach allen Seiten verbreitet. So übernahm er 1851 die Koſten für die Anordnung und die Verzierung der nordamerikaniſchen Abtheilung in der großen allgemeinen Ausſtellung in London. Im Jahre 1852 trug er 10.000 Dollars zu den Koſten der Nordpolexpedition unter Dr. Kane bei, die zu dem Zweck unternommen wurde, um Sir John Franklin und deſſen Begleiter aufzuſuchen. In demſelben Jahre ſchenkte er ſeiner Geburtsſtadt Danvers 100.000 Dollars zur Gründung eines Kollegiums und einer Bibliothek; für einen ähnlichen Zweck erhielt Maryland von ihm eine Schenkung von 400.000 Dollars, um in Baltimore ein Inſtitut der Wiſſenſchaften und der Künſte und eine öffentliche Bibliothek zu errichten, der er ſpäter noch weit größere Schenkungen hat zuteil werden laſſen.

Den Armen der Stadt London ſchenkte Peabody 1862 150.000 Pf. Sterl., um zweckmäſſige und bequeme Arbeiterwohnungen errichten zu laſſen, wofür er noch eine zweite Schenkung von 100.000 Pf. St. machte. Die City erteilte ihm das Ehrenbürgerrecht und errichtete ihm zu Ehren auf dem Börſenplatze ſein Standbild, deſſen Einweihung unter dem Vorſitz des Prinzen von Wales ſtattfand. Im Jahre 1867 kehrte er nach Nordamerika zurück, wo er ſeine großmütigen Gaben vervielfältigte. Unter anderem ſchenkte er 2.000.000 Dollars für die Erziehung der Söhne der Weißen und der Neger in den Südſtaaten, 300.000 Dollars dem Muſeum der amerikaniſchen Altertümer der Kollegien in Harvard und Yale, 50.000 Dollars dem Muſeum in Salem, 25.000 Dollars dem Kollegium in Kenyon, 250.000 Dollars dem Staate Maryland. Außerdem verausgabte er 100.000 Dollars für den Bau einer Kirche zum Andenken ſeiner Mutter und 2.000.000 Dollars verteilte er unter ſeine Familie.

Er war aus Nordamerika wieder in England angekommen, um ſich von da ins ſüdliche Frankreich zu begeben und dort den Winter zu verleben, als er von einer Krankheit befallen wurde, die ihn der Erde entriß.

(Nach Friedrich Coßmann.)

Ausſtellung.

Was allen Völkerſtämmen aller Zonen
Im Ernſt gelingt und was im Scherz gedeiht,
Die Mühſal derer, die den Pol bewohnen,
Und was der Tropenſonne Glut verleiht,
Die Arbeitsfrüchte aller Nationen,
Was ſtilgemäß, und was zum Himmel ſchreit:
Das alles läd't in dieſen Zauberſchränken
Zum Kunſtgenuſſe wie zum Weiterdenken.

Staunt hier der Feinheit der Brabanterſpitzen,
Dort ind'ſcher Stickereien Farbenbrunſt,
Hier jenes Prunkfracks vielverſchlungner Litzen,
Dort wieder Perſiens Teppichknüpferkunſt!
Wie hübſch die Blumen auf der Decke ſitzen,
Dem Denkmal keuſcher Kloſterfrauengunſt!
Seht, wie, wonach die Völker alle ſtreben,
Schönheitsgeſtalten ihren Blick umſchweben!

Die Seidenpracht chineſ'ſcher Hofgewänder
Wetteifert mit des Regenbogens Glanz.
Doch alle Flitterkunſt der Abendländer
Erbleicht vor jenem Federblumenkranz,
Der dort auf hohem Fenſterniſchenſtänder
Selbſt nachts entwickelt einen Farbentanz,
Wie außerhalb Braſiliens ihm nichts wieder
Nur ähnlich ſieht, als Kolibrigefieder.

O bunter Farbenſchmelz der Sèvresvaſen!
Der netten Drechslerei'n aus Bein und Dorn!
Hier zierliches Gefäß, aus Glas geblaſen,
Dort Unſre Liebe Frau im Gerſtenkorn!
Dann des Niello Guß- und Glättungsphaſen,
Die Fächerreih'n und Sächelchen aus Horn!
Und du auch, Wonne unſrer kleinen Flenner,
O Spottgeburt japan'ſcher Hampelmänner!

Wohl, dieſe Einſicht widerglänzt hier innen:
Was immer auch aus ihrem Geiſteswerg
Selbſt höchſtbegabte Führervölker ſpinnen,
Die einzle Nation iſt nur ein Zwerg;
Denn von der Weltgeſchichte Sonnenzinnen
Iſt nur die Menſchheit jener Rieſenberg,
Des' Gipfelglanz ſich lohnt in's Aug' zu faſſen,
Indes der Zwerge Schatten bald verblaſſen.

Nicht einzig der Hellenen Bildungsſtufen
Sind uns das Ziel der Kunſtentwicklungsbahn;
Auch was die Morgenländer Schönes ſchufen,
Darf kühn ſich jedem Wettbewerber nah'n.
Und zum Gewerbsfortſchritt ſind nur berufen,
Die, frei von jeglichem Philiſterwahn,
Nachahmenswertes ſelbſt an Wilden loben
Und deren Künſte herzhaft nacherproben.

Wer aber kann dem Wahne ſich entringen
Im ſteten Hinblick auf deſſelben Flut?
Wie ſoll das fremde Schöne volkwärts dringen,
Wenn es im Moderſchrank verſchloſſen ruht?
Drum auf, ihr Freunde, hebet eure Schwingen!
Bringt, was ihr Schönes findet, uns zur Hut!
Und bald ſollt ihr bei Männern und bei Frauen
Geſchmack und Kunſturteil veredelt ſchauen.

Hermann Brunnhofer.

Weltausſtellung (London 1851).

Bei Gelegenheit eines vom Lord-Mayor von London, für die Gemeinde-Vorſtände des Vereinigten Königreiches [Großbritannien] ſprach Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria, über die zu veranſtaltende (erſte) Weltausſtellung Folgendes:

„Mit großer Befriedigung finde ich, daß ein Vorſchlag, eine Ausſtellung zu veranſtalten, den ich als für die gegenwärtige Zeit wichtig bezeichnet hatte, mit ſo allgemeiner Beiſtimmung und Lebhaftigkeit aufgenommen iſt: denn dies beweiſt mir, daß die Anſicht, welche ich von dem beſonderen Charakter und den Bedürfniſſen unſeres Zeitalters gefaßt hatte, mit den Gefühlen und Meinungen des Landes in Uebereinſtimmung ſtehet. Meine Herren! Ich halte es für Pflicht jedes gebildeten Mannes, die Zeit, in welcher er lebt, aufmerkſam zu beobachten und zu ſtudieren, und, ſo weit an ihm liegt, ſein kleines Teil perſönlicher Mitwirkung zur Förderung derjenigen Zwecke anzuwenden, welche er im Plane der Vorſehung angeordnet glaubt. Es wird aber niemand, der den beſonderen Richtungen unſeres gegenwärtigen Zeitalters einige Aufmerkſamkeit geſchenkt hat, auch nur einen Augenblick zweifeln, daß wir in der Zeit eines wunderbaren Uebergangs leben, welche der Verwirklichung des großen Zieles, auf das in der That die ganze Weltgeſchichte gerichtet iſt, — der Darſtellung der Einheit der Menſchheit — raſch zuſtrebt. Nicht einer Einheit, welche die Grenzen niederreißt und die beſonderen Charakterzüge der verſchiedenen Nationen der Erde vernichtet, ſondern mehr einer Einheit, welche das Ergebnis und Erzeugnis der nationalen Verſchiedenheiten und miteinander wetteifernden Volkscharaktere iſt. Die Entfernungen, welche die verſchiedenen Nationen und Teile des Erdkreiſes trennen, verſchwinden ſchrittweiſe vor den Vervollkommnungen der neueren Erfindungen und wir können ſie jetzt mit unglaublicher Leichtigkeit zurücklegen; die Sprachen aller Völker ſind bekannt und ihre Leiſtungen ſind in den Kreis des Erreichbaren für jedermann geſtellt; der Gedanke wird mit der Schnelligkeit und ebenſo mit der Gewalt des Lichtſtrahls verbreitet."

„Auf der andern Seite wird der große Grundſatz der Arbeitsteilung, welche die bewegende Kraft der Civiliſation genannt werden mag, auf alle Zweige der Wiſſenſchaft, des Gewerbfleißes und der Kunſt ausgedehnt. Während früher die größten geiſtigen Anſtrengungen ſich zu einem univerſellen Wiſſen zerſtreuten und dieſes Wiſſen auf wenige zerſtreut war, ſind ſie gegenwärtig auf ſpezielle Fächer, und in dieſen wieder auf die kleinſten Punkte gerichtet; aber das errungene Wiſſen wird auf einmal Eigentum des großen Ganzen. Während früher Entdeckungen geheim gehalten wurden, veranlaßt die Oeffentlichkeit unſerer Tage, daß, ſobald eine Entdeckung oder Erfindung gemacht iſt, ganze Weltteile zu unſerer Verfügung ſtehen, ſo daß wir nur den beſten und wohlfeilſten Plan für unſere Zwecke zu wählen haben und gewaltige Produktionskräfte dem Anreize der Mitbewerbung und des Kapitals zu Gebote ſtehen."

„Auf dieſe Weiſe nähert ſich der Menſch einer vollſtändigeren Erreichung der großen und heiligen Beſtimmung, welche er in dieſer Welt zu erfüllen hat. Da ſein Geiſt nach dem Bilde Gottes geſchaffen iſt, ſo hat er ihn zur Ergründung derjenigen Geſetze zu verwenden, durch welche der Allmächtige ſeine Schöpfung regiert, und indem er dieſe Geſetze zur Richtſchnur ſeines Handelns macht, die Natur zu ſeinem Gebrauche zu erobern — er ſelbſt ein Werkzeug Gottes. Die Wiſſenſchaft entdeckt dieſe Geſetze der Kraft, der Bewegung und der Verarbeitung: der Gewerbfleiß wendet ſie auf die Rohſtoffe, welche die Erde uns in Ueberfluß hinſtreuet, welche aber nur durch das Wiſſen Wert erhalten, an: die Kunſt lehrt uns die unveränderlichen Geſetze der Schönheit und des Ebenmaßes und giebt unſeren Erzeugniſſen Formen, welche mit denſelben übereinſtimmen."

„Die Ausſtellung des Jahres 1851 ſoll uns ein treues Zeugnis und lebendiges Bild von demjenigen Standpunkte der Entwickelung, zu welchem die ganze Menſchheit in dieſem großen Werke gelangt iſt, und einen neuen Höhepunkt, von welchem aus alle Völker ihre ferneren Beſtrebungen in gewiſſe Richtungen zu bringen vermögen, geben. Ich hoffe mit Vertrauen, daß der erſte Eindruck, welchen der Anblick dieſer großartigen Sammlung auf den Beſucher hervorbringen wird, der eines tiefen Dankes gegen den Allmächtigen für die Segnungen, welche er ſchon hienieden über uns ausgeſäet hat, und daß der zweite Gedanke, die Ueberzeugung ſein wird, daß dieſelben nur in dem Maße zur Verwirklichung gelangen können, wie wir uns gegenſeitig Hilfe zu leiſten bereit ſind — alſo allein durch Frieden, Liebe und bereitwilligen Beiſtand, nicht allein unter den einzelnen Menſchen, ſondern unter den Nationen der Erde."

Dieſen Gedanken entſprechend wurde zum Wahlſpruch des Ausſtellungs-Unternehmens der Spruch erhoben:

Die Erde iſt des Herrn, und was darin iſt;
Der Erdboden, und was darauf wohnt. (Pſalm 24, 1.)

Den Ausſtellungs-Verzeichniſſen wurde vorgedruckt.

NE NOSTRA, ISTA QUÆ INVENIMUS, DIXERIS :
INSITA SUNT NOBIS OMNIUM ARTIUM SEMINA,
MAGISTERQUE EX OCCULTO DEUS PRODUCIT INGENIA,
Nenne nicht unſer, was von uns erfunden:
In uns gelegt iſt aller Künſte Saat —
Und ungeahnt zieht Gottes Hand den Schöpferſinn hervor.

HUMANI GENERIS PROGRESSUS,
EX COMMUNI OMNIUM LABORE ORTUS,
UNIUSCUJUSQUE INDUSTRIÆ DEBET ESSE FINIS:
HOC ADJUVANDO,
DEI OPT: MAX: VOLUNTATEM EXSEQUIMUR.
Der Menſchheit Fortſchritt,
Aus der gemeinſchaftlichen Arbeit aller entſproſſen,
Sollte auch Endzweck der Thätigkeit eines jeden ſein:
Dies wirkend
Erfüllen wir den Willen des allgütigen allmächtigen Gottes.

Am 15. Oktober 1851 wurde die Ausſtellung durch den Prinzen Albert geſchloſſen, worauf der Biſchof von London ein Dankgebet ſprach, dem das Folgende entnommen iſt.

„Wir danken dir, daß du die Herzen vieler Völker dazu bewegt haſt, auf einen edlen und friedlichen Wetteifer in den Künſten einzugehen, welche durch deine gnadenvolle Anordnung dienen zur Wohlfahrt der Menſchen und ſich wieder aufwenden zu deinem Ruhme, als dem Spender jeder guten und vollkommenen Gabe.

Wir bitten demütig, daß alle geleitet werden mögen zur Erkenntnis deiner Macht, Weisheit und Güte in den Werken menſchlichen Fleißes und Geſchickes und daß ſie zu ihren verſchiedenen Kreiſen zurückkehren mögen, zu „preiſen in ihren eigenen Zungen die wundervollen Werke Gottes". Erhalte ihnen, wir flehen darum, deine Huld und deinen Schutz: laß deine gnädige Vorſehung ſie in Sicherheit zum Lande ihrer Heimat geleiten und ſegne ſie mit Gedeihen und mit Frieden! Gieb, o Herr! daß dieſe Verſammlung deiner Diener aus allen Völkern ein Zeichen und eine Bürgſchaft werde eines fortgeſetzten Austauſches von gegenſeitiger Freundlichkeit unter den verſchiedenen Zweigen deiner großen Familie. Möge ſie beitragen zur Reife der chriſtlichen Liebe und fördern das Anbrechen des geſegneten Friedensreiches, wo „kein Volk das Schwert mehr hebt gegen das andere Volk und ſie den Krieg nicht mehr lernen in keiner Weiſe."

(Amtlicher Ausſtellungs-Bericht.)

Ein Reiſetag in der Wüſte: Ich ſchicke voraus, daß ich gereiſt bin, in Tracht und Lebensweiſe mich kaum von meinen Beduinen unterſcheidend; ich führte nie ein Zelt mit mir, wuſch mich nur dann, wenn ich Waſſer zu verſchwenden hatte, teilte mit jenen bald dieſelbe Unreinlichkeit und daſſelbe Ungeziefer, das ich zu Beginn ſo greulich an ihnen verabſcheut hatte, fand mich — wenn auch ſchwer — in die beduiniſche Gleichheitsflegelei, war nach Ueberſtehung einiger Akklimatiſationskrankheiten (Fußwunden) in mein Schickſal ergeben, und wußte zum Schluſſe nur noch aus der Erinnerung; daß auch noch ein beſſeres Daſein auf dieſer irdiſchen Erde exiſtiert, als das elende Hungerleben unter den Beduinen.

Die Reiſetage in der Wüſte verlaufen, abgeſehen von der landſchaftlichen Veränderung, ſo ziemlich einer wie der andere. Früh morgens, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, wird aufgebrochen, die Kameele beladen und ihrer Fußfeſſeln befreit. Frühſtück giebt's nicht, außer wenn etwa ein vorſichtiger Schlemmer von der reichlichen Mahlzeit abends zuvor noch eine Hand voll übrigen Reis in einen Lederbeutel zu ſich geſteckt hatte; den kann er ja jetzt kalt eſſen. In weniger als fünf Minuten iſt die Geſellſchaft in Bewegung. „Bismillah" (im Namen Gottes!). In der Kühle, ja Kälte des Morgens reitet jeder ſchweigend in ſeinen Mantel gehüllt. Bei Tagesanbruch wird eine große weiße Gazelle überraſcht, doch ehe noch einer mit den erſtarrten Gliedern ſich ſchußfertig machen kann, iſt ſie bereits über den nächſten Sandhügel verſchwunden. Wenn das Geſtirn des Tages den Körper zu wärmen beginnt, meint ſogar der beduiniſche Führer, wenn wir uns beeilten, könnten wir jetzt einen Kaffee kochen. Raſch wird abgeſtiegen, den Tieren ein Teil ihrer Laſt abgenommen und ihnen dann überlaſſen, ſich ihr Futter in der Wüſte zuſammenzuſuchen. Schon hat einer der Begleiter einen Fetzen ſeines Kopftuches oder Hemdes abgeriſſen, der Lumpen brennt wie Zunder am Funken des Stahles; vermengt mit einem Brocken Kameelmiſt iſt bald ein kleiner Glutherd angeblaſen; da kommen ſchon zwei und ſchleppen in ihrem Aba (Mantel) einen Berg Hatab herbei. Im Handumdrehen lodert die Flamme empor, auf der die Bohnen geröſtet werden. Mit melodiſchem Klingklang des Mörſers — um freigebig Gäſte anzulocken — werden ſie geſtoßen und nicht ohne eine gewiſſe umſtändliche Feierlichkeit zu braunem Naß verkocht. Während dieſer erfreulichen Vorgänge werden ſchon wieder die Tiere beigetrieben und beladen. Kaum iſt der dunkle Labetrunk über die Lippen und eine kurze Pfeife geſtopft, ſo treibt der Führer mit nicht zu bezähmender Ungeduld zum Wiederaufbruch. Wer den europäiſchen Hunger noch nicht ganz verwinden kann, erhaſcht vor dem Aufſteigen auf's Kameel noch eine Hand voll Datteln, und nun heißt es jallah, jallah! (Vorwärts). Es geht auch vorwärts, und zwar zehn Stunden ohne Unterbrechung. Um den Durſt zu mildern und die immer grellere Lichtwirkung zu mäßigen, wird ein Zipfel des Kopftuches vors Geſicht gezogen, und nur ein ſchmaler Spalt zum Auslug bleibt offen. Hände und Füße ſind unter dem Mantel eingewickelt. Die einzige Unterhaltung der Beduinen iſt jetzt, nach Fußſpuren von Menſchen und Tieren auszuſpähen, herauszubringen, welcher Stamm oder gar welche Perſonen hier zuletzt durchgezogen ſind; was für ein Triumph, nachweiſen zu können, wem dieſe oder jene Fußſtapfe angehört oder nachzurechnen, wieviel Tage der und der Kameelmiſt alt iſt. Mit viel Geräuſch ſteht auf einmal dicht vor uns eine Trappe auf, entgeht aber noch glücklich den nachgeſandten Schüſſen. Da wird plötzlich auch noch ein Haſe aufgeſtöbert; gleich beginnt die Jagd zu Fuß — wozu das ausſichtsloſe Vorhaben? der Kreis, in dem er gefangen werden ſoll, iſt zu weit Wir reiten zu, und wollten lieber, unſere Begleiter ſtünden von der thörichten Abſchweifung ab. Da plötzlich fällt ein Schuß, noch einer; hinter uns mit Jubelruf kommt der glückliche Schütze über die Sandlehne nachgelaufen und empfängt die wohlverdienten Lobſprüche. Die Ausſicht auf das ſchwelgeriſche Abendeſſen verſetzt alle in die heiterſte Stimmung; die Beduinen verleihen ihr durch ihren ohrenmarternden Geſang einen vermeintlich lieblichen Ausdruck. Um denſelben etwas zu unterbrechen, rufe ich nach Waſſer. Ein 40—50 Pfund ſchwerer Schlauch wird mir während des Gehens aufs Kameel heraufgereicht, der erſte Schluck geht mir vor dem Mund weg, über die Achſel den Rücken hinunter, der zweite begießt mir klatſchend das ganze Geſicht, und mein Badawi jammert über Waſſerverſchwendung. Zuletzt komm' ich doch zu meinem Zweck und bin zufrieden, daß ich wenigſtens nicht geſehen habe, was ich getrunken. Der Badawi aber meint, er hätte jetzt wohl auch etwas Tabak verdient. Nun ja, den ſoll er haben! aus ſeinem Pfeifenkopf, notabene ohne Rohr, ſaugt er den ſeelenberuhigenden Rauch, verfällt indes bald wieder in muſikaliſche Ausbrüche. Die Sonne hat mittlerweile bereits ihren Höhepunkt überſchritten, die Schatten ſind ſchon nicht mehr ſo kurz; dabei zeigt ſich ſo was wie Hunger, und die Ausſicht auf die außergewöhnlichen Leckerbiſſen des Mahles läßt die Nachmittagsſtunden unſäglich lang erſcheinen. Dort vorne an dem Gebüſch wäre eigentlich ein herrlicher Lagerplatz, allein der Führer weiſt den Gedanken mit Entrüſtung zurück: in erſter Linie müſſe doch für die Tiere geſorgt ſein, das Futter hier ſei zu ſchlecht und zu wenig. Alſo weiter. Ein armſeliger Hirte, der abſeits ſeine paar Kamele und Schafe weidet, zuerſt erſchreckt über die auftauchenden Geſtalten, wird durch beruhigende Zeichen herbeigewinkt und macht die tröſtliche Eröffnung, ganz nahe da vorn ſei noch ein unberührter Futterplatz. Auch der Mann verdient ſeinen Tabak. Mit einem „itawwil amrak" (Gott verlängre dein Leben) ſteckt er ihn zu ſich, entlehnt ſich gleich noch einen Pfeifenkopf, um ihn vorzüglich rauchen zu können, während er den Reſt des Krautes in ſeinem Aermelzipfel einknöpft. Raſch ſchließt er ſeine wenigen Tiere den unſrigen an, und marſchiert mit uns in der angenehmen Ausſicht auf ein köſtliches Mahl. Während des Marſches erklärt der Hirte die Spuren der verſchiedenen Raubzüge, die in letzter Zeit die Gegend gekreuzt hätten, und wie er um ein Haar ein paar Reitern zu Pferd, die mit Windeseile geritten, in die Hände gefallen wäre. Dann hören wir, wie ihm hinter unſrem Rücken über unſre Perſon und über unſre Reichtümer eine fabuloſe Beſchreibung ausgemalt wird. Um dem Menſchen einen Begriff beizubringen von unſrer Vornehmheit, wird ihm erzählt. daß wir jeden Tag Brot äßen — etwa, wie wenn man hier zu Land von jemand ſagte, daß er den ganzen Tag nur Champagner tränke! — Folgt eine phantaſtiſch-geheimnisvolle Erläuterung unſerer Gewehre, von denen der Erzähler ſelbſt bis jetzt nur die Futterale geſehen hat. Allein er weiß aufs beſtimmteſte, daß mein Gewehr „ein Vater von 30" iſt, d. h. daß man 30 mal hintereinander damit ſchießen kann, und das auf unglaubliche Entfernungen. Ich drehe mich ſchnell um und ſehe jetzt, wie der Kerl ſchier die Augen aus dem Kopf ſich renkt, um von allen Waffen möglichſt viel zu ſehen; ich höre dann noch etwas von „Chriſten", von dem eben erſt in den Begriffskreis eingetretenen Lande Alemania, von der rätſelhaften Schwere unſeres Gepäcks u. dgl. mehr. Endlich mag es 5 Uhr geworden ſein. Wir ſind zur Stelle.

Im Nu ſind die Tiere abgeladen und thun ſich gütlich an dem überreichen Futter. Hinter dem ſchattenſpendenden Buſch wirft der Reiſende ſeinen Teppich in den weichen Sand, pflanzt ſein Nargileh (die Waſſerpfeife) in den Boden und ſtreckt ſich wonniglich aus, um die Ruhe noch verfeinert zu genießen. Zunächſt: einen Schluck Waſſer, dann: rauchend zuſchauen, wie die Mahlzeit bereitet wird. Heute ſind es zwei Feuerherde, die ihren Rauch um die Wette in die Luft wirbeln. Der erſte liefert die Eröffnung der Mahlzeit, den Kaffee, an dem zweiten kocht inzwiſchen der Reis und, o Schreck — im Waſſer der Haſe. Warum die Leute kein Fleiſch braten wollen, habe ich nie herausbringen können. Sollte es gar religiöſer Abſcheu ſein, begründet in der Erinnerung an alte heidniſche Opfer? — Ich weiß es nicht. Jedenfalls habe ich in ganz Arabien nie ein Stück gebratenes Fleiſch geſehen. Und ſo wird auch der Haſe, in nacktem Waſſer geſotten, auf dem Reis ſerviert und über das ganze noch flüſſige Kameelsbutter (vom letzten Winter ſtammend!) aus einem Schlauch ausgegoſſen. Die eine große Schüſſel oder Platte wird auf ein Stück Leder geſtellt, das als Tiſchtuch dient, und ſämtliche Reiſegefährten, außer dem Wächter der Tiere, arbeiten, kräftig mit den Händen zugreifend, lautlos an der Vertilgung der Herrlichkeiten. Zuerſt erheben ſich die Gaſtgeber, dann der Hirte mit einem el-hamdu lillah (Lob ſei Gott); er hilft jetzt dem Wächter die weit verlaufenen Tiere durch ſeinen Ruf Hrrtsbo! Hrrtsbo! näher zu bringen. Der Wächter wird von einem andern Badawi abgelöſt und lädt ſeinerſeits den Hirten ein, mit ihm nochmals zuzugreifen; der läßt ſich das nicht zweimal ſagen; wer weiß, wann er in ſeinem Leben wieder einmal zu einer ſolchen Mahlzeit kommt, und in einen vollen Beduinenmagen geht immer noch etwas hinein. Da erſt mit Sonnenuntergang aufgebrochen werden ſoll, ſo iſt noch Zeit einen Leckerbiſſen zu bereiten, nämlich das Brot. Das lederne Tiſchtuch wird herbeigebracht, einige Hände voll Mehl nebſt Salz und Waſſer hineingeſchüttet, und das ganze tüchtig durchgeknetet. Das Erzeugnis wird zwiſchen den Händen zur Geſtalt eines etwa zwei Finger dicken Kuchens geklopft, die größte Glut in dem Feuerloch bei Seite geſchoben, der Kuchen in die Kohle und Aſche eingebettet und mit ſchwacher Glut zugedeckt. Nach bis 5—6 Minuten belehrt ein Klopfen mit dem Stock, ob das Brot auf der Oberſeite reif iſt; der Kuchen wird nun umgewendet, um auch auf der andern Seite durchgebacken zu werden. Notdürftig von Aſche, Kohlen und Holzbrocken geſäubert, wird er dampfend zerbrochen und an die glücklichen Teilnehmer der Mahlzeit verabreicht. Nebenher werden noch einige zerriſſene Stricke zuſammengeknüpft, ſonſtige Kleinigkeiten ausgebeſſert, die Kochgeſchirre grob gereinigt, einem geſchundenen Kameel noch eine Hand voll Stroh zwiſchen die Wunden und den Packſattel geſtopft und alles zum Wiederaufbruch gerüſtet. Eben ſteigt die Sonne am Abendhimmel hinunter. Dem Ruf zum Gebet folgen die Gläubigen, und auf dem ausgebreiteten Mantel gegen Makkeh gewendet, vollziehen ſie die einfachen Gebete. — Unter Stöhnen und Klagen werden nun die Tiere auf die Beine gebracht, und in langſamer etwas verzettelter Marſchweiſe ſetzt ſich die Geſellſchaft in Bewegung. Die Kühle in erleichterter Kleidung genießend, reite ich voraus; die Beduinen, zuerſt noch zu Fuß gehend, haben dem Hirten noch alle möglichen Fragen zu beantworten, die er ſich in ſeiner langen Einſamkeit aufgeſpart. Ob all den ausgetauſchten Neuigkeiten haben ſie gar nicht bemerkt, daß mehrere Tiere ermüdet zurückbleiben und ſich beim Freſſen ungebührlich aufhalten. Da es ſchon dunkel geworden, iſt es Zeit ſich zu verabſchieden; der Hirt hilft noch die Tiere zuſammenbringen, wird an Rückgabe des entlehnten Pfeifenkopfes gemahnt und will dann ſeine eigene Herde wieder aufſuchen. Mit einem „fi amani 'llah!“ (Gott befohlen! eigentlich: im Schutze Gottes) verſchwindet er im Dunkel der Nacht. Bald ſind alle Tiere beſtiegen und werden mit dem unausſtehlichen Rufe Heik! Heik! zu beſchleunigter Gangart angetrieben. Bei feierlichem Sternenhimmel geht der Marſch noch zwei auch drei Stunden; „nur noch ein wenig“, meint der Führer, das wenige kann jedoch abermals eine Stunde ſein, bis eben eine geeignete Vertiefung gefunden iſt, in der es rätlich erſcheint, die Nacht zu verbringen. Endlich iſt auch dieſe gefunden, und hocherfreut laſſe ich mich von meinem Delul heruntergleiten, aber o weh! — mit bloßen Füßen in einen heimtückiſchen Dornbuſch. „Ma ikhalif!“ (thut nichts) meint der nebenan ſtehende Beduine. „Ja dir nicht, aber mir!“ Nun, ſchließlich hat's auch nicht ſo viel gethan.

Mit dem Rufe Tll! Tll! werden die Tiere unter dem üblichen Sichdrehen und Wenden mit Stöhnen und Knurren zum Niederknieen gebracht. In ſtockdunkler Nacht werden die Teppiche ausgebreitet; der Reiſende ſchlüpft mit Gewehr und Säbel unter ſeine Bettdecke, wickelt den Kopf in die Keffijjeh, den Mantel, als Kiſſen, und der Schlaf kommt über ihn, wie ein Gewappneter. Von der Arbeit der anderen merkt er ſchon nichts mehr, wie noch die Kameele abgeladen werden müſſen, die Stricke gelockert, die linken Vorderfüße in der Kniebeuge gebunden. Endlich iſt alles ruhig. Nur der Alte, ganz vorne, den der heutige Marſch noch nicht mürbe gemacht hat, hält noch einen Umgang und legt ſich dann auch in leiſen Schlaf, und wie um Mitternacht die Tiere plötzlich mit dem Geräuſch des Wiederkäuens innehalten, erhebt er ſich augenblicks, um zu ſpähen, was da Verdächtiges um den Weg iſt; es war eitle Sorge: irgend ein Tier der Wüſte in der Nähe. Doch nur zu kurz währt die Ruhe. „Auf! auf!“ ſchreit der Schreckliche in die Ohren und treibt zum Aufbruch. Schon lang vor dem erſten Tagesgrauen iſt alles wieder lebendig. Ein neuer Tag und doch derſelbe wie geſtern. (Prof. Julius Euting.)

Reiſe durch die Lybiſche Wüſte. — Unſere Expedition hatte ſich die Erforſchung der an Aegypten grenzenden unbekannten Wüſtenſtriche als Hauptaufgabe geſtellt. Bis zu den Nil-Oaſen war alles trefflich von ſtatten gegangen, allein von hier an ſchienen faſt unüberwindliche Hinderniſſe jedem weiteren Vorgehen im Wege zu ſtehen.

Dennoch hielten wir unſeren Vorſatz feſt und drangen mehrere Tagereiſen weit in weſtlicher Richtung in die Wüſte ein, bis uns eine unüberſehbare Reihe hoher Dünenketten Halt gebot. Während der erſten Marſchtage hatte die Wüſte noch ihren gewöhnlichen Charakter bewahrt; ebene Strecken wechſelten mit hügeligen Landrücken, ſchmalen Dünenzungen und vereinzelten, von ſpärlicher Vegetation bedeckten Streifen. Mit dem braunen Quarzſandſtein aber hörte jede Spur von Pflanzenwuchs auf, und wenn auch zuweilen mit dem Sandſtein Schichten vortrefflichen Eiſenerzes wechſelten, die in einer zugänglicheren Gegend faſt unſchätzbaren Wert beſäßen, ſo haben ſie hier lediglich für den Geologen Intereſſe; denn niemandem wird es je einfallen, dieſe an der Oberfläche liegenden Schätze nur aufzuheben, geſchweige denn auszubeuten.

Nunmehr aber verwandelte ſich die Lybiſche Wüſte in ein einziges undurchdringliches Sandmeer. So weit das Auge reichte, folgte Dünenkette auf Dünenkette, die Zwiſchenräume waren ausgefüllt mit Sand und gleichfalls mit niedrigen Hügelreihen bedeckt. Wie ein plötzlich erſtarrtes, vom Sturm aufgeregtes Meer liegt dieſe Sandmaſſe vor dem Beſchauer, ſcheinbar feſt und doch beweglich. Wenn der Wind auf dem Dünenkamm einen Schleier feinen Sandes aufwirbelt und jeden ſcharfen Umriß verwiſcht, dann machen dieſe lichtgelben, zuweilen 100 m hohen Gebirgszüge einen beängſtigenden, faſt geiſterhaften Eindruck. Man hat das Gefühl, die ganze Sandmaſſe ſei in Bewegung, um ſich auf einen zu wälzen; und alle Schreckensgeſchichten vom Samum aus der Kinderſtube drängen ſich unwillkürlich auf.

Wir ſollten ihn übrigens bald kennen lernen, dieſen Giftwind, deſſen Gefährlichkeit zwar vielfach übertrieben wird, der aber ſicherlich zu den ſchlimmſten Plagen der Wüſtenreiſenden gehört. Nach einem herrlichen wolkenloſen Tage bemerkten wir nach Sonnenuntergang einen allmählich aufſteigenden fahlen Dunſt in der Luft und gleichzeitig einen auffallend niedrigen Barometerſtand. Gegen Mitternacht verkündigte ein fernes Brauſen das Herannahen des Sturmes; unſere Zelte wurden bei jedem Windſtoß mit Sand beworfen und die Stangen heftig hin und hergerüttelt. Den folgenden Tag tobte der Wind immer heftiger, die ganze Luft war mit wirbelndem Sand erfüllt, gegen deſſen ſchmerzlichen Anprall Geſicht und Hände ſorgfältig geſchützt werden mußten; die Zelte ließen ſich nicht mehr halten, wir ſchlugen ſie ab, errichteten aus Kiſten eine kleine Hütte und breiteten darüber eine Decke von Segeltuch. In dieſem unbehaglichen Verſteck mußten wir 15 Stunden zubringen, bis der Samum ausgetobt hatte und wir uns aus unſerm tief zugeſchütteten Lager herausſchaufeln und von dem überall eingedrungenen feinen Sande reinigen konnten.

Zwei Tage nach dieſem Sturm trat ein für die hieſige Gegend höchſt bemerkenswertes Ereignis ein, das in Europa freilich kaum der Erwähnung für wert gehalten würde. Es beſtand dies in einem ſehr ergiebigen, 48 Stunden dauernden Regenfall, der uns ſehr eindringlich den Beweis lieferte, daß die Lybiſche Wüſte nicht zu den abſolut regenloſen Regionen gehört.

Daß einem geradlinigen Vorgehen gegen Weſten, wie es urſprünglich beabſichtigt geweſen, ſchon jetzt ein unbeſiegbares Hindernis entgegenſtand, hatte uns leider die Rekognoscierung des vor uns liegenden Sandmeeres mit unfehlbarer Sicherheit gezeigt. Nach unſeren bisherigen Erfahrungen wären auch die beſten Kameele bei unausgeſetztem Ueberſchreiten von Dünenketten in wenigen Tagen zu grunde gegangen. Wer eine Karawane langſam und mühſam die ſteile Böſchung einer Düne erklimmen geſehen hat, wo bald dieſes bald jenes Kameel, durch ſeine Laſt aus dem Gleichgewicht gebracht, entweder niederſtürzt oder ſich ſeiner Ladung entledigt und dann mit großem Zeitverluſt von neuem bepackt werden muß; wer beobachtet hat, wie ſich die armen Tiere auf dem andern Gehänge, fußtief im Sande verſinkend, langſam durcharbeiten, kann nur mit einer unangenehmen Empfindung dieſe eigentümlichen Gebilde der Wüſte betrachten. Iſt das Kameel ſeinem ganzen Bau nach für die Ebene eingerichtet, ſo laſſen ſich dennoch anſehnliche Gebirge bei ſorgfältiger Auswahl der Päſſe mit Karawanen überſchreiten; mehrtägige Dünenmärſche dagegen bringen dem Wüſtenreiſenden faſt ſicheres Verderben.

Unſere Vorräte an Waſſer und Lebensmitteln reichten für zwanzig Tage; wir beſchloſſen daher, ohne weiteres Zögern in nordweſtlicher Richtung vorzugehen, um entweder einen nach Weſten führenden Weg zu erkunden oder die Oaſe Siwah zu erreichen.

So traten wir denn unſern Marſch an; täglich wurden etwa zwei bis drei Dünenketten in ſehr ſpitzem Winkel überſchritten, wo ſich gerade ein günſtiger Uebergang darbot; in den ſandigen Längsthälern fanden unſere Kameele ſo trefflichen Weg, daß wir jeden Tag ungefähr 36 bis 40 Kilometer in 9½ Stunden zurücklegen konnten. Unſer fünfzehntägiger Marſch durch das große lybiſche Sandmeer gehört ſicherlich zu den eigentümlichſten Reiſeleiſtungen und war überhaupt nur durch unſere eiſernen Waſſerkiſten möglich, in welchen ſich das Waſſer ganz vorzüglich erhielt. Während der erſten drei Tage tauchte hin und wieder noch feſtes Geſtein aus dem Sande hervor. Dann aber verhüllte neidiſcher Sand alles anſtehende Geſtein, und ſo weit das Auge reichte, fiel der Blick nur auf das wellige Meer blendenden Sandes. Nach ſechs Tagemärſchen mußten wir unſeren Kameelen 24 Stunden Ruhe gönnen, zugleich konnten wir ihnen zur Wiederbelebung ihrer Kräfte vier Kiſten von unſerem reichen Waſſervorrat opfern. Dann ging es von neuem langſamen, aber ſtetigen Schrittes voran, jeder Tag brachte uns der Erlöſung aus dieſem troſtloſen Sandmeere näher.

Unſere Wüſtenreiſe beſaß die größte Aehnlichkeit mit einer Fahrt auf offener See; wie dort der Kapitän hauptſächlich nach Log und Peilung fährt, ſo wurde unſere Karawane mittelſt des Kompaſſes geführt und die zurückgelegte Strecke teils nach Kameelſtunden, teils nach den aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen beſtimmt. Am vierzehnten Tage hatten wir uns der Breite von Siwah genähert; unſere Vorräte neigten ſich zu Ende und unſere drei arabiſchen Diener begannen ängſtlich zu werden. Auch wir ſpähten ſorgſam nach allen Seiten; denn bei der Unſicherheit aller aſtronomiſchen Längenbeſtimmungen konnten wir wohl eine Tagereiſe zu weit weſtlich oder öſtlich geraten ſein, und in dieſem Falle hätte uns möglicherweiſe erſt eine lange Irrfahrt nach Siwah geführt.

Ein jubelnder Ruf verkündigte uns den Fund eines Wegzeichens, dem bald weitere folgten; wir fanden Kameelſpuren und kamen nach kurzer Friſt auf eine große Karawanenſtraße, die uns, wie aus ihrer Richtung zu ſchließen war, nach Siwah bringen mußte. Noch lag ein breites Stück verworrener Dünen vor uns, einzelne felſige Hügelköpfe ragten verheißungsvoll aus dem Sande hervor. Der äußerſte dieſer Hügel wurde beſtiegen und zu unſerer unſäglichen Freude lag die Oaſe nur auf wenige Stunden vor uns. Da ſchauten wir nun hinab auf die tiefblauen Seen unmittelbar zu unſern Füßen, dann ſchweifte der Blick über den langgeſtreckten Felsrand, um darauf an einem faſt unüberſehbaren Palmenhain zu haften, aus welchem die beiden hochgelegenen Städtchen Achermi und Siwah wie ſtolze Burgen hervorragten.

Noch vor dem Abend zogen wir ein in die berühmte Oaſe des Jupiter Ammon; am Sonnenquell tränkten wir unſere faſt verſchmachteten Kameele; wir ſchwelgten im Anblick ſaftigen Grüns, des klaren Waſſers, wir betrachteten die romantiſchen, kaſtellartigen Anſiedelungen der Siwahner, deren Scheichs uns in feierlichem Zuge entgegenkamen. (Karl Zittel.)

Froſtgeſchichten. Wie die Germanen ganz ſicher die glühendſten Bilder von den ſüdlichen Ländern ſich ausmalten, ſo mußte dem Griechen und auch dem Römer alles Nordland rauh, ſtarrend vor Froſt, begraben in unermeßlichen Schneemaſſen als menſchenunwürdig vorkommen. Der gemeine Volksglaube konnte hier genug Nahrung ziehen aus den Wundermärchen, welche infolge der dem Süden faſt unbekannten Erſcheinungen eines ſtrengen und anhaltenden Winters ſich wie von ſelbſt boten. Daß man alles, was mit Eis und Schnee zuſammenhing, übertrieb, entſtellte und zu einem „Wunder“, wie Herodot alles Seltſame nennt, aufbauſchte, iſt der regen Phantaſie der Griechen von vornherein zuzutrauen. Ihnen folgten die Römer und aus deren Schriften ſogen wiederum die Gelehrten des Mittelalters ihre unterhaltende Nahrung. Dichtungen des Altertums fanden bis zum 16. Jahrhundert ihre Nachahmung in grauſiger Uebertreibung der Gefahren der Schneeregion in den Alpen, ja ſogar ein bekanntes Lügenmärchen des Herrn von Münchhauſen läßt ſich bis auf eine altgriechiſche Quelle zurückführen.

Doch nun zur Sache! Sonſt möchten meine Leſer mit Recht fürchten, die in Ausſicht geſtellten Froſtgeſchichten könnten in der wohlthuenden Wärme einer einſchläfernden Vorrede vor der Zeit zu Waſſer werden.

Dem Südländer fing das Polarland ſchon hinter den Alpen und dem Balkan an. Dort fuhr man mit Laſtwagen übers Eis und kämpfte auch auf dem Eiſe mit Heeresmacht gegen einander. Rhein und Rhone galten als arktiſche Ströme und das Aſowſche Meer lag dem Dichter Seneca nicht weit vom Nordpol.

Schon daß man in allen dieſen Ländern Beinkleider trug, galt als untrügliches Zeichen entſetzlicher Kälte. Dem Mangel an Wärme und Licht in dieſen Gegenden ſchrieb man auch die blaſſe Geſichtsfarbe und das ſpärliche blonde Haar der Slaven und Germanen zu.

Die Griechen ſchöpften ihre Kenntnis vom Norden namentlich aus den Ländern Südrußlands, aus dem Bereich der nomadiſierenden Skythen. Der Vater der Geſchichte, der brave Herodot, welcher auf ſeinen weiten Wanderungen auch bis zu jenen Hirtenſtämmen gelangt war, tiſcht uns die erſte heitere Froſtgeſchichte auf. Er will von den Skythen gehört haben, daß nördlich von ihrem Weidegebiet Himmel und Erde beſtändig in einen grauen Schleier gehüllt ſei und daß man infolge deſſen nichts ſehen könne. Dieſer graue Schleier wurde aber dadurch gebildet, daß Luft und Erde voll Federn waren. Daß die ganze Erſcheinung nichts weiter als ein dichtes Schneegeſtöber bedeutet, verſchweigt unſer Erzähler zunächſt; er kommt aber einige zwanzig Kapitel weiter auf die Angelegenheit zurück, nicht um ſie zu erklären, ſondern nur um ſeine Meinung darüber zu äußern, welche dahin geht, daß es jenſeit des Skythenlandes „immer ſchneit, nur im Sommer ſchwächer als im Winter, wie man denken kann“. Dann fügt er hinzu: „Wer nun ſchon in der Nähe Schneeflocken hat fallen ſehen, der weiß, was ich ſage.“ Das im Innern Rußlands theoretiſch geforderte Gebirge, wo man die Quellen der großen ſüdruſſiſchen Flüſſe zu ſuchen hatte, erhielt in der Folge, wie Plinius bezeugt, den Namen „Federträger“ und galt als „ein von der Natur verdammter Erdſtrich, der, in dichtes Dunkel gehüllt, nur geeignet ſchien, zur Erzeugung der Kälte und zum eisſtarrenden Behältniſſe des Nords.“

Neben dieſen Bergen und noch hinter dem Nord dachte man ſich ein glückliches Völkchen, die Hyperboreer, welche ſteinalt wurden und durch eine Menge Wunderdinge berühmt waren. Dort befanden ſich die Pole der Welt und die äußerſten Punkte der Bahnen der himmliſchen Geſtirne. Dort war es ein halbes Jahr lang ununterbrochen Tag. — Schon im erſten Jahrhunderte vor Chriſto gelangte durch Germanen nach Rom die Kunde von einem im hohen Norden lebenden Volke, das man ſpäter Schrittfinnen oder Schreitfinnen nannte. Es waren finniſche Stämme gemeint, welche im Winter mittels ihrer 2—3 Meter langen Schneeſchuhe weite Reiſen machen. Wunderdinge wurden natürlich auch von dieſem Polarvolke berichtet, welches ſelbſt in zarteſter Kindheit die Muttermilch nicht kannte, ſondern mit Bärenmark aufgezogen wurde. Auf ihren bogenförmig gekrümmten Hölzern machten ſie gewaltige Sätze und überholten die wilden Tiere. Von den benachbarten Germanen kam der finniſche Name der Kainulaiſet, d. h. Bewohner des Flachlandes, in der Umformung Kvenir oder Cuenas auf. Da aber die Deutſchen dieſen Ausdruck Quäne, Queen als weibliches Weſen, nach ihrer eigenen Sprache deuteten, ſo meinten ſie, jenes Polarvolk beſtehe nur aus Weibern oder werde, wie Tacitus meldet, von einem Weibe regiert (Germania, Kap. 45). Gelehrte fanden weiter heraus, daß man alſo am nördlichen Ende des Bottniſchen Meeres das längſt vermißte Volk der Amazonen wiedergefunden habe. So waren alſo die Nachkommen der Pentheſilea ſchließlich mit Schneeſchuhen bewehrt und tummelten ſich auf den weißen Flächen wie rieſige — Schneeflöhe. Selbſt noch die arabiſchen Schriftſteller des 12. und 13. Jahrhunderts, Edriſi und Kaswini, fabelten von dieſem Frauenvolke, das ſich ebenſo, wie ehemals die Amazonen, nur durch Sklaven fortpflanzte.

Herodot weiß nun auch noch von einem zweiten Wunder zu berichten, wodurch der Norden als die verkehrte Welt erſcheint. Wenn man in andern Ländern Waſſer auf den Boden gießt, ſo entſteht Schmutz, und wenn man ein Feuer anmacht, wird der Boden trocken. Im Skythenlande aber, wo 8 Monate im Jahre eine unerträgliche Eiskälte herrſcht, iſt's gerade umgekehrt. „Wenn dort einer Waſſer ausſchüttet, da giebt's keinen Schmutz, aber wenn einer Feuer anmacht, dann wird der Boden ſchmutzig!“ Ob wohl die alten Griechen das nicht anfangs für — Münchhauſiaden erklärt haben?

Wie mußte ein Dichter den Wechſel empfinden, wenn er ſich in das kalte Küſtenland am Schwarzen Meere verbannt ſah! Wie klagt Ovid aus ſeinem Exil, aus Tomi, in der heutigen Dobrudſcha, über die entſetzliche Kälte:

. . . Wenn traurig der Winter ſein ſtarrendes Antlitz emporhebt,
Und der marmorne Froſt weiß die Gefilde bereift,
Dann zeigt Boreas ſich, dann Schnee, von der Bärin geſchüttet.
. . . Schnee liegt rings; den gefallenen löſt nicht Sonne noch Regen,
Weil der härtende Nord ſtetige Dauer ihm ſchafft.“

Zunächſt folgt, nur durch wenige Jahrzehente getrennt, der unglückliche Dichter Silius Italicus. Wenn er den Alpenübergang Hannibals ſchildert, dann malt er weiß auf weiß und türmt Eis auf Eis zu ſchaurigen Bergen, um ſein Vorbild Ovid noch zu überbieten:

„Hier hemmt alles der Froſt, grau liegt ein ewiger Hagel
Rings und hundertjähriges Eis; empor in den Aether
Starrt das rauhe Gebirg und entgegen der ſteigenden Sonne
Schauend, erweicht es nie an dem Strahl die gehärtete Reife . . .
Hier blüht nimmer der Lenz, hier ſchmückt kein Sommer die Landſchaft;
Einſam wohnt auf den grauſen Höhen und hütet den ſteten
Sitz der gräßliche Winter . . .
Hier iſt der Winde Reich, hier haben die wilden Orkane
Ihre Wohnung gewählt . . .
. . . und der Wanderer ſucht im Nebel den Felspfad!“

Von Hannibals Führerſchaft heißt es dann weiter:

Da, wo zuſammengefrornes Eis den gehärteten Hügel
Deckt, wo ſchlüpfriger Steg ſich entſenkt grauſchimmerndem Abhang,
Bändigt er widerſpenſtigen Froſt mit gezogenem Schwerte.
Spalten geborſtenen Eiſes verſchlingen die Männer, und nieder
Stürzt auf das Heer und begräbt es die feuchte Hülle des Berges.
Nicht iſt die einzige Not Hinſturz; vom Eiſe zerriſſen
Bleiben Glieder zurück und der Froſt verſtümmelt die Körper.

Den Eindruck, den die alpine Schneeregion auf Südländer, in dieſem Falle alſo auf die afrikaniſchen Truppen Hannibals gemacht haben muß, iſt von überwältigender Wahrheit. Trotzdem kann man dem römiſchen Dichter nicht den Vorwurf der Uebertreibung erſparen.

Seine Alpenbilder wurden von den Humaniſten neubelebt, welche in ſchöngebauten Hexametern oder Diſtichen, dem klaſſiſchen Muſter nacheifernd, einander von ihren Alpenübergängen berichteten und als einſame Wanderer trotz beinahe zweitauſendjähriger Gangbarkeit der Päſſe ſich mit der Ueberwindung gleicher Mühſal wie Hannibal meinten brüſten zu dürfen. Nach überſtandener Reiſe malten ſie ſich daheim am Schreibtiſche die Gefahren, denen ſie entronnen, mit Wonneſchauern noch einmal wieder aus und dünkten ſich auf dem hohen Kothurn lateiniſcher Phraſen jeder ein Alpenüberwinder wie Hannibal.

So ſchildert Georg Sabinus aus Brandenburg uns die Schrecken der Eisregion in den Alpen mit Worten und Wendungen, welche das römiſche Muſter verraten. Er ſchreibt:

„Firn und erhärteter Schnee bedecken die Gipfel; denn immer
Wütet der Winter hier oben mit ſchneidendem Froſt.
Stürme brechen herein und es kämpfen in nächtlichem Wirbel
Unheilbringenden Kampf raſende Winde aus Nord.
Oft ſind Wanderer ſchon ſelbſt mitten im Sommer vor Kälte
Starr geworden, als ob Gorgo's Haupt ſie geſeh'n . . .
Oft auch, wenn ſie der Pfad durch die Engſchlucht führte, erdrückt ſie
In der Lawine Sturz plötzlich der fallende Schnee . . .
Als wir nun dieſes Gebirge durchzogen und oben die Felſen
Himmelher drohten, und ſchon müde ſich zeigte das Roß,
Hingen mir oft Eiszapfen herab, ſteinhart, von der Wange,
Und in der Kälte gelähmt waren die Glieder erſtarrt.
Doch wir bezwangen bisweilen durch Laufen die ſchneidende Kälte,
Und vor dem hauchenden Mund machten die Hände wir warm.“

Noch unheimlicher malt Nathan Chyträus ſeinen Rückweg von Italien über die Alpen, wobei er vom Luganerſee aus, den Bernhardin überſchritt und nach Chur gelangte:

„Schweiz und Italien trennt von einander ein rauhes Gebirge,
Bernhardino nennen es jetzt die Bewohner Miſoccos.
Zu den unnahbaren Felſen hinan vermochte der Frühling
Nimmer zu ſteigen, nicht Philomele, nicht Bacchus noch Ceres,
Selbſt nicht der Sommer naht; es empfängt ſchon vom Mutterſchoß und
Härtet mit Froſtes Gewalt die zarten Glieder der Hirten
Eis und Schnee. Wenn der glühende Hundsſtern anderer Orten
Dörret das trockene Feld, herrſcht hier in eiſigen Schluchten
Unumſchränkt des Winters Gewalt, und wütende Stürme
Kämpfen, und hochauflaſtender Schnee im hohen Gebirge
Decket das Land und zugleich die Grauen erregenden Klippen.
Donnernd in eiſiger Höhe verbirgt ſich der Gipfel in Wolken,
Fern von den Felſen hinweg entweichet das Feuer der Sonne.
Seit undenklicher Zeit ſtarrt rings kriſtallenes Eisfeld,
Feſt und hart, und es brauſt durch die ausgewaſchenen Schluchten
Schäumend der Bach, weiß ſtrahlet der Gipfel und reicht an die Sterne;
Ach, wie wenig vergleicht ſich dieſes Gebiet italiſchen Fluren!
Ach, wie groß ſind die Mühen und ach, wie ſchwer die Gefahren,

An dem Gehänge hinan auf ſchlüpfrigem Steige zu klimmen.
(Leider mit äußerſter Lebensgefahr hab' ich's ſelber empfunden,
Als ich die Nacht zubrachte am Kamme des ſteilen Gebirgswalds
Und aus den Maſſen von Schnee umſonſt mich zu ringen verſuchte,
Nur mit dem Kopf ausragend und dann allmählich erſtarrend.)
Schnee in den Augen und Schnee im Geſicht, es hangen am Kinne
Eiſige Zöpfe herab; und wenn man am Ende die Höhe
Wähnt zu erreichen, erheben von neuem ſich hintereinander
Gipfel auf Gipfel, es ragen die Spitzen hinein in den Himmel.
Alſo wachſen die Mühen! — Das Haar vom Scheitel hat vielen
Bittere Kälte geraubt, die Kieſel zu ſprengen vermöchte.
Andere ſind im Froſte erſtarrt, als ob ſie der Gorgo
Haupt geſehen. Es leitet der Pfad durch Engen und Krümmen;
Hoch von den Felſen herab droht rings die Lawine zu ſtürzen.
Weh dem Unglücklichen, welcher in ſolcher Zeit ſich begeben
Muß auf den Weg und die ſchrecklich erklingenden Alpen durchwandern:
Vaterland, Eltern und Freunde, er wird ſie nie wieder erblicken! —

Dieſe Humaniſten-Poeſie geht doch etwas zu weit, ſie artet faſt in klägliches Gewimmer aus und läßt kaum noch ahnen, daß ihre Verfaſſer die Nachkommen jener Germanen ſind, welche zur Winterszeit auf ihren Schildern die verſchneiten Alpenhänge hinabſauſten, um die Römer zum Kampf zu reizen. Zu ihrer Ehrenrettung wollen wir lieber annehmen, daß die lateiniſche und dichteriſche Schulung des 16. Jahrhunderts geſtattete, der ſchönen Form oder einem gewagten Ausdruck die Wahrheit zum Opfer zu bringen. Wir dürfen dies um ſo eher vermuten, als gerade um dieſelbe Zeit der geſunde Volkshumor Froſtmotive gern für die draſtiſche Ausſchmückung ſeiner Schwänke und Schnurren wählte. Und erfreulich iſt zu ſehen, daß gerade ein gelehrter Tübinger Profeſſor, Heinrich Bebel (geſt. 1516), die erſte Sammlung ſolcher Geſchichtchen zuſammengetragen hat. Da berichtet er von einem guten Schwaben, welcher um den Sankt Niklastag, 6. Dezember, von Cannſtatt gegen Hohen-Urach geritten und bei ſtarker Kälte dermaßen an den Sattel angefroren iſt, daß er am Ziel der Reiſe mitſamt dem Sattel hat vom Pferd gehoben und in der Stube hinter dem Ofen hat von Sattel und Stegreif aufgetaut werden müſſen. Derſelbe Reiter iſt auch einmal bei einem Flußübergange mit dem Pferde durchs Eis gebrochen, dann eine Zeit lang am Grunde des Waſſers umhergeirrt, bis er an einer lichten dünneren Stelle des Eiſes mit ſeinem Spieß ſich eine Oeffnung verſchafft und hat ans Ufer kommen können. Wir begegnen hier auch der vielverwendeten Anekdote von jenem ſchlauen Betrüger, welcher Schnee im Ofen gedörret und dann für Salz verkauft hat. Die ſtärkſte Geſchichte derart lieferte indes Kirchhof in ſeinem „Wendunmut“ 1563. Es iſt eine Münchhauſiade vom reinſten Waſſer und lautet folgendermaßen: „Ich habe einen gekannt, der ſagte, er habe einſt geſehen, daß ein Scharfrichter einem armen Menſchen im Winter den Kopf ſtehend und ſo ſchnell abgehauen, daß derſelbe auf dem Rumpf geblieben und ſofort wieder angefroren ſei. Der Delinquent war nunmehr frei. Er nahm ihn alſo und ſetzte ihn an den Tiſch. Wie nun der arme Menſch warm geworden und mit der Hand die Naſe hat ſchneuzen wollen, hat er ſeinen Kopf hinter die Stubenthür geworfen und iſt nun erſt geſtorben!“ — Uebrigens hat auch Anderſen in ſeinen Märchen den Stoff verwertet. Münchhauſen'ſche Jagdgeſchichten finden hier in dieſen älteren Sammlungen unverkennbar ihr Original. Die Reiſe unſeres berühmten Freiherrn nach Rußland, welche den erſten Teil ſeiner ſpannenden Erlebniſſe bildet, beginnt bekanntlich mit einigen Froſtgeſchichten und endigt auch mit einer ſolchen. Alle übrigen Jagdgeſchichten ſind alſo von denſelben garniert. Zum Schluß ſpart er ſich natürlich den Knalleffekt auf, es iſt die Geſchichte von dem Poſthorn, welches die in ſcharfer Winterkälte hinein geblaſenen Melodien erſt vernehmen läßt, als die Eisluft in dem Inſtrument beim Herdfeuer auftaut. Der geneigte Leſer hat dieſes Tauſpäßchen gewiß für Münchhauſens eigene Erfindung genommen. Da ich mir nun zum Schluß meiner Froſtgeſchichten auch einen Haupteffekt aufbehalten habe, ſo will ich zeigen, daß die Grundidee zu dieſem Hiſtörchen ſchon im Altertum zu finden iſt, und zwar bei dem griechiſchen Schriftſteller Plutarch. Danach hat Antiphanes einmal im Scherz behauptet, in einer gewiſſen Stadt gefrören vor Kälte alle Worte, ſowie ſie ausgeſprochen ſeien. Nachher, wenn ſie auftauten, höre man im Sommer, was im Winter geſprochen worden ſei. Die Griechen bauten daraus eine feine Nutzanwendung, daß für manche das Verſtändnis erhabener Lehren, z. B. der Philoſophie des Plato, erſt im Alter aufgehe, nachdem ihnen dieſelben in der Jugend bereits vorgetragen ſeien. Ohne dieſe Nutzanwendung taucht die Geſchichte aber im 16. Jahrhundert wieder auf.

Seit dem Schluß des Mittelalters war das ſo eben von dem Druck der Mongolenherrſchaft befreite Moskowiterland für den Weſteuropäer mehr zugänglich geworden, wie die nun in raſcher Folge eintretenden gelehrten und ungelehrten Berichte offizieller Geſandtſchaften und privater Geſchäftsreiſen kundthaten. Beim Mangel an Wegen und Stegen, namentlich durch die reichlich vertretenen Sumpfgegenden und über die großen Ströme, reiſte man am ſchnellſten im Winter und lernte hier natürlich noch ganz andere Kältetemperatur an der eignen Haut kennen, als man daheim gewohnt war. Die Reiſenden mußten und wußten davon vielfach zu erzählen. Das altgriechiſche Fabelland der Froſtgeſchichten aus Herodots Zeiten kam wieder zu Ehren. Daß die ruſſiſche Kälte das denkbar Höchſte leiſtete, klingt auch aus Münchhauſens Erfindungen am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder. Wir ſind wiederum der Erfahrung jener Zeit um ein Jahrhundert voraus und wiſſen von ſibiriſcher Kälte zu erzählen, gegen welche die ruſſiſche nur ein Kinderſpiel ſein ſoll. Genug, im 16. Jahrhundert treffen wir in Rußland den Antiphanes redivivus.

Es machte nämlich der Stadtſchreiber von Antwerpen, Herr Johann Bach, im Jahre 1578 eine Reiſe nach Moskau und hat ſeine Erlebniſſe und Erfahrungen teilweiſe in den Anmerkungen zu ſeinem gewagten Verſuche, die Pſalmen Davids in lateiniſche Hexameter umzuprägen, verwertet. Da findet er — ſeltſame Zuſammenſtellung! — Gelegenheit, das Märlein, welches von Geſchäftsreiſenden oft vorgetragen iſt, zurückzuweiſen, daß die Kaufleute im Winter auf beiden Ufern des Dnjepr, wenn ſie über den Strom mit einander reden, ſich nicht verſtändigen können, überhaupt nichts hören, weil die Worte in der Luft unterwegs frieren. Erſt im Frühling beim Tauwetter vernimmt man, was im Winter geſprochen iſt. Durch Münchhauſen iſt dieſe brauchbare Idee recht melodiſch weitergebildet; allein Ben Akiba hat mit ſeinem Ausſpruche: Es iſt alles ſchon dageweſen! auch hier wieder Recht gehabt.

(Dr. Sophus Ruge, „Zur Geſchichte der Erdkunde.“

Schickſal De Long's und ſeiner Gefährten.

Die „Jeanette“, unter dem Befehl des Kapitäns De Long, verließ San Franzisco am 8. Juli 1879, um auf dem Wege durch die Bering-Straße den Nordpol zu erreichen. Noch vor Ende November war das Schiff vollſtändig eingefroren, um nicht wieder frei zu kommen. Am 13. Juni 1881 ging es, durch Stauungen des Packeiſes erdrückt, in der Nähe der Neuſibiriſchen Inſeln zu Grunde. Die Mannſchaft, welche das ſinkende Fahrzeug rechzeitig verlaſſen hatte, trat über Eis und Schnee den Rückzug nach Süden an. Als man an offenes Waſſer kam, verteilte De Long ſeine Leute auf die drei mitgenommenen Boote. Er ſelbſt nebſt 13 Mann beſtieg den erſten Kutter. Schon in der erſten Nacht (12. September) trieb ein heftiger Nordoſtſturm die Boote auseinander.

[Aus De Long's Tagebuch.] Sonnabend, den 1. Oktober 1881. Vierzehn Offiziere und Mannſchaften des Vereinigten Staaten-Norpol-Dampfers „Jeanette“ kamen am Mittwoch, 28. September, bei dieſer Hütte an; mußten bis heute Vormittag auf das Zufrieren des Fluſſes warten und werden jetzt auf das weſtliche Ufer hinübergehen, um ihren Marſch nach irgend einer Anſiedelung an der Lena fortzuſetzen. Wir haben Proviant für 2 Tage; da wir bis jetzt aber glücklich genug geweſen ſind, in der dringendſten Not immer Wild zu finden, ſo ſind wir auch um die Zukunft nicht beſorgt. Mit Ausnahme eines Mannes, Erickſen, deſſen Zehen infolge Erfrierens amputiert werden mußten, ſind alle Mitglieder der Abteilung geſund. In mehreren Hütten auf dem öſtlichen Ufer dieſes Fluſſes, an dem wir von Norden her entlang gekommen ſind, wird man noch andere Berichte vorfinden.

Sonntag, 2. Oktober. Ich glaube, daß wir alle bis Mitternacht gut geſchlafen haben; dann wurde es aber ſo kalt und unbehaglich, daß von Schlaf nicht mehr die Rede ſein konnte. Um 4 Uhr 30 Minuten waren wir ſchon alle draußen und am Feuer; der Tag fing eben an zu dämmern. Frühſtück um 5 Uhr morgens — ein halbes Pfund Fleiſch und Thee. Brachen um 7 Uhr wieder auf und folgten dem zugefrorenen Waſſer, wo wir es finden konnten. Um 9 Uhr 20 Minuten war ich ganz ſicher, daß wir eine Strecke auf dem Hauptfluſſe gegangen waren. Ich glaube, wir haben mindeſtens 2 Meilen [engl.] in der Stunde gemacht und ſind 2 Stunden und 40 Minuten unterwegs geweſen. Zwei Meilen Weges auf die Stunde gerechnet, hätte unſer heutiger Tagesmarſch gut 10—12 Meilen betragen — aber wo ſind wir? Ich denke doch, daß dies endlich der Anfang des Lena-Fluſſes iſt. Ein heller, windſtiller, ſchöner Tag hat uns erheiternden Sonnenſchein gebracht. Der Weg eiſig; Rationen nur noch für einen Tag vorhanden. Nirgends eine Hütte zu ſehen; ſo machen wir auf dem hohen, ſteilen Ufer Halt, um eine kalte, unbehagliche Nacht zu verbringen. Abendeſſen — ein halbes Pfund Fleiſch und Thee. Zündeten ein mächtiges Feuer an und bauten ein Bett aus Treibholzſtämmen. Rüſteten uns dann zu der zweiten kalten, traurigen Nacht. Der Wind war ſo ſtark, daß wir unſere Zelthälften als Schirm aufſtellen und, vor Froſt zitternd, in unſern Decken dahinter ſitzen mußten.

Montag, 3. Oktober 1881, 113. Tag. Es war ſo entſetzlich kalt und ſchaurig, daß ich allen Leuten Thee gab; dann brachten wir uns mühſam vorwärts bis um 5 Uhr morgens, wo wir unſere letzte Ration Fleiſch aßen und wieder Thee tranken. Wir haben jetzt nur noch $^{4}/_{14}$ Pfund Pemmikan [gepreßtes, mit Fett vermiſchtes Fleiſch] pro Mann und einen halbverhungerten Hund. Möge Gott uns beiſtehen! Uns blieb zum Abendeſſen nichts anderes mehr, als der Hund. Ich befahl Iverſon, ihn zu ſchlachten und zurechtzumachen; dann wurden die Teile, die ſich nicht gut mitnehmen ließen, zu einem Gerichte geſchmort, von dem alle, außer dem Doktor und mir, begierig aßen. Ich ließ das übrige wiegen und bin ſicher, daß wir im ganzen 27 Pfund hatten. Gleich nachdem wir Halt gemacht, hatte ich Alexia mit ſeiner Flinte landeinwärts geſchickt, um feſtzuſtellen,

einen Theelöffel Glycerin [aus Fett gewonnene farb- und geruchloſe ſirupartige Flüſſigkeit]. Alle Mann ſchwach und kraftlos, aber heiter. Gott helfe uns! —

Dienſtag, 11. Oktober, 121. Tag. Südweſtſturm mit Schnee. Unfähig zur Bewegung. Kein Wild. Als Nahrung nur einen Theelöffel Glycerin und heißes Waſſer. Kein Brennholz mehr in unſerer Nähe.

Mittwoch, 12. Oktober, 122. Tag. Frühſtück: letzter Theelöffel Glycerin und heißes Waſſer. Mittags hatten wir ein paar Hände voll arktiſcher Weide in einem Topf Waſſer; wir tranken den Aufguß. Wir alle werden ſchwächer und ſchwächer. Haben kaum noch Kraft genug, um Brennholz zu holen. Südweſtſturm mit Schnee.

Donnerſtag, 13. Oktober, 123. Tag. Weidenthee. Starke ſüdweſtliche Winde. Keine Nachricht von Nindermann. Wir ſind in Gottes Hand; wenn er ſich unſer nicht erbarmt, ſind wir verloren. Wir können nicht gegen den Wind vordringen, und Hierbleiben heißt verhungern. Nach Mittag gingen wir etwa eine Meile vorwärts, überſchritten entweder einen neuen Fluß oder eine Windung des großen. Als wir hinüber waren, vermißten wir Lee. Gingen nach einer Höhle in der Uferbank und lagerten dort. Sandte nach Lee zurück. Er hatte ſich niedergelegt und erwartete den Tod. Wir ſprachen alle zuſammen das Vaterunſer und das Glaubensbekenntnis. Nach dem Abendeſſen ſtarker Sturm. Entſetzliche Nacht.

Freitag, 14. Oktober, 124. Tag. Frühſtück: Weidenthee. Mittags halber Theelöffel Glycerin und Weidenthee. Alexia ſchoß ein Schneehuhn. Kochten Suppe. Der Südweſtwind läßt nach.

Sonnabend, 15. Oktober, 125. Tag. Frühſtück: Weidenthee und zwei alte Stiefel. Beſchließen, bei Sonnenaufgang weiterzugehen. Alexia kraftlos; Lee ebenfalls. Kamen an ein leeres Getreideboot. Halt und Lager. In der Dämmerung am ſüdlichen Horizont Rauch geſehen.

Sonntag, 16. Oktober, 126. Tag. Alexia gänzlich erſchöpft. Gottesdienſt.

Montag, 17. Oktober, 127. Tag. Alexia [ein heidniſcher Lappe] im Sterben. Doktor taufte ihn Wir ſprachen das Gebet für Kranke. Mr. Collin's Geburtstag, 40 Jahre alt. Bei Sonnenuntergang ſtarb Alexia. Entkräftung durch Hunger. Bedeckten ihn mit der Fahne, legten ihn in den Kahn.

Dienſtag, 18. Oktober, 128. Tag. Stille, milde Luft. Schneefall. Nachmittags begruben wir Alexia. Legten ihn auf das Eis des Fluſſes, deckten Eisplatten über ihn.

Mittwoch, 19. Oktober, 129. Tag. Zerſchnitten das Zelt, machten Fußbekleidung daraus. Doktor ging voraus, um neuen Lagerplatz zu ſuchen. Siedelten bei Dunkelwerden dahin über.

Donnerſtag, 20. Oktober, 130. Tag. Klar und ſonnig, aber ſehr kalt. Lee und Kaach völlig erſchöpft.

Freitag, 21. Oktober, 131. Tag. Gegen Mitternacht fanden der Doktor und ich Kaach tot zwiſchen uns liegend. Lee ſtarb mittags. Während er im Sterben lag, ſprachen wir das Gebet für Kranke.

Sonnabend, 22. Oktober, 132. Tag. Zu ſchwach, um Lee's und Kaach's Leichen auf das Eis hinabzubringen. Der Doktor Collins und ich trugen ſie nur bis um die Ecke des Hügellandes außer Sicht. Dann ſchloſſen ſich meine Augen.

Sonntag, 23. Oktober, 133. Tag. Alle ziemlich ſchwach. Schliefen oder ruhten wenigſtens heute; brachten dann vor Dunkelwerden noch das nötige Holz zuſammen. Ich las ein Stück der Sonntagsandacht vor. Leiden alle an den Füßen.

Montag, 24. Oktober, 134. Tag. Furchtbare Nacht.

Dienstag, 25. Oktober, 135. Tag.

Mittwoch, 26. Oktober, 136. Tag.

Donnerſtag, 27. Oktober, 137. Tag. Iverſon ganz kraftlos.

Freitag, 28. Oktober, 138. Tag. Frühmorgens ſtarb Iverſon.

Sonnabend, 29. Oktober, 139. Tag. Heute Nacht ſtarb Dreßler.

Sonntag, 30. Oktober, 140. Tag. Boyd und Görtz ſind während der Nacht geſtorben. Mr. Collins liegt im Sterben.

[Die Auffindung der Toten.] Am 16. März 1882 brach unter dem Oberingenieur Melville eine Expedition von der Station Kas-Charta auf, um Nachforſchungen nach De Long und ſeinen unglücklichen Gefährten anzuſtellen. Man folgte den Spuren De Longs bis Matvey, fand auf dieſer ganzen Strecke aber keinerlei neue Anzeichen, aus denen man auf den Verbleib der Vermißten hätte ſchließen können. So entſchied ſich Melville denn dafür, auf dem Wege Nindermanns zurückzugehen, und bald fanden ſie auch das Wrack eines Flachbootes, nach dem ſie, als dem ſicherſten Wegzeichen, auf Nindermanns Rat ſcharfe Ausſchau gehalten hatten. An dieſem Wrack war nämlich Nindermann gleich am erſten Tage, nachdem er mit Noros die Wanderung nach Süden angetreten hatte, vorübergekommen, und da er nur zu wohl wußte, in welch traurigem Zuſtande die zurückgebliebenen Gefährten ſich ſchon damals befunden und wie ihnen die Kräfte zu einem weiteren Marſche gefehlt hatten, war er feſt überzeugt, daß ſie nicht weit mehr über dieſe Stelle hinausgekommen ſein konnten. Und ſeine Annahme beſtätigte ſich. Am Ufer entlang gehend, hatten die Suchenden ſich jetzt kaum 500 Meter von dem Wrack entfernt, als ſie an eine große Schneewehe kamen, aus der neben den Spitzen von vier zuſammengebundenen Pfählen der Lauf eines Gewehres hervorragte, das mit ſeinem Riemen an den Pfählen hing. Hier mußte ſich ein Lagerplatz der Vermißten befunden haben. Auf den zuſammengebundenen Pfählen ruhte das eine Ende der Firſtſtange des Zeltes, das andere lag auf einem Vorſprunge der nahen Uferbank. Unverzüglich wurden nun zwei Arbeiter angeſtellt, den etwa 2 ${}^{1}/_{2}$ Meter hohen Schnee zu beiden Seiten der Pfähle fortzuſchaufeln — es währte nicht lange, ſo kamen zwei Leichen zum Vorſchein, die dicht nebeneinander lagen. Es waren Boyd und Görtz.

Während nun Melville die Leute mit dem Wegräumen des Schnees fortfahren ließ, erſtieg er ſelber die Uferbank. Langſam ſchritt er in weſtlicher Richtung vorwärts, als ſeine Aufmerkſamkeit plötzlich von einem dunklen Gegenſtande angezogen wurde, der ſich weithin ſichtbar von der einförmig weißen Fläche abhob. Etwa ein Kilometer von dem Zeltplatze entfernt, ragte hier ein Feldkeſſel aus dem Schnee hervor — und nicht der Feldkeſſel allein. Eilig nähergehend, ſtieß Melville mit dem Fuße an etwas Hartes; er bückte ſich danach und ſah, daß es eine ſtarre, bloße Hand war, die ſich aus der weißen Decke vorſtreckte. Schnell war der Schnee, der hier kaum 30 Centimeter hoch lag, fortgeſcharrt, und nun ſah Melville die Leiche des unglücklichen Befehlshabers der Expedition, Kapitäns De Long, vor ſich; etwa ein Meter von ihm entfernt lag Dr. Ambler, und zu den Füßen beider ausgeſtreckt Ah Sam, der chineſiſche Koch. Das Halbzelt, das ſie wohl vom Lagerplatze mit hierher gebracht hatten, als ihre Gefährten dort ſeiner nicht mehr bedurften, war über ihre Füße gebreitet, auch einige Stücke von einer großen wollenen Decke hatten ihnen als wärmende Hülle gedient. Nicht weit von der Stelle, wo ſie lagen, fanden ſich die Ueberreſte eines Feuers vor; der Feldkeſſel aber enthielt noch einige Stückchen arktiſcher Weidenzweige, aus denen ſie Thee gekocht hatten.

Dicht neben De Longs Leiche lag ſein Taſchenbuch am Boden, von deſſen traurigem Inhalte oben einige Auszüge mitgeteilt ſind. Bevor er und ſeine beiden letzten Gefährten das Zelt verlaſſen hatten, um ſich mit den müden, unbeſchuhten Füßen durch den Schnee zu ihrem letzten Ruheorte zu ſchleppen, hatten ſie das Antlitz ihres verſtorbenen Kameraden Collins noch ehrfurchtsvoll mit einem Tuche bedeckt.

Das Zelt war in einer Einbuchtung der Uferbank aufgeſchlagen geweſen; auf dem vorderen, niedrigen Terrain fanden ſich die beiden Kaſten mit den Schiffsbüchern vor, etwas weiter nach Oſten der Arzneikaſten und die Schiffsflagge, die noch an ihrer Stange befeſtigt war.

Die Leichen Iverſons und Dreßlers lagen nebeneinander außerhalb des von dem Zelte bedeckt geweſenen Raumes; Mr. Collins dagegen innerhalb des Raumes und etwas näher an dem Hügelrande. Nach Lee und Kaach ſuchte man lange vergebens, bis die Notiz in De Longs Tagebuch vom 22. Oktober auf die richtige Spur führte. Die Füße ſämtlicher bis jetzt aufgefundenen Toten waren mit Lappen umwickelt und umbunden, die nur einen ſehr unzureichenden Schutz gegen Kälte und Feuchtigkeit gewährt haben konnten. Keiner von ihnen hatte noch Stiefel getragen — in den Taſchen ihrer Kleider aber fanden ſich Stücke halbverbrannten Leders vor, Ueberreſte von Pelzſtiefeln, die nur zu deutlich erkennen ließen, wie weit der entſetzliche Hunger die Unglücklichen gebracht hatte. Die Hände ſowohl als auch die Kleider aller waren verbrannt und verſengt — es ſchien, als wären ſie in der letzten verzweifelten Anſtrengung, ſich zu erwärmen, geradezu ins Feuer gekrochen. Boyd lag in der That mitten auf den Ueberreſten eines Feuers, ſeine Kleider waren bis auf die Haut durchgeſengt, doch zeigte ſein Körper noch keine Brandwunden.

Melville ließ ſämtliche Leichen auf den Gipfel eines etwa 100 Meter hohen Felſenhügels bringen, der ſich ungefähr 40 Werſt (1 W. = 1,067 km) ſüdweſtlich von jener Uferſtelle erhebt, und hier aus dem Holze des Flachbootwracks, bei dem die Toten gefunden wurden, ein Grabmal errichten. Ein großes, aus einem ungeheuren Treibholzſtamme zugehauenes Kreuz wurde auf der Spitze des Hügels aufgepflanzt, um den Fuß dieſes Kreuzes aber ein feſter Kaſten von 7 Meter Länge, 2 Meter Breite und ${}^{2}/_{3}$ Meter Höhe gezimmert, der mit ſeiner Längsachſe genau in den magnetiſchen Meridian geſtellt wurde. Nachdem man die Leichen in dieſen großen gemeinſamen Sarg gelegt hatte, wurde derſelbe zunächſt mit einem Deckel von ſtarken Brettern verſchloſſen, und auf dieſem wiederum ein $1{}^{1}/_{2}$ Meter hoher dachförmiger Oberbau aus ſchräg aufgeſtellten Pfählen errichtet. Schließlich wurde der ganze Bau mit einer dicken Lage von Sand und Steinen beſchüttet und ſomit ein ſtattlicher Grabhügel hergeſtellt, der zu dem koloſſalen, im ganzen 7 Meter hohen Kreuze in richtigem Verhältnis ſteht. Die Inſchrift des Kreuzes, die Melville und ſeine Leute während der Abendraſtſtunden in ihrer Lagerhütte einſchnitten, lautete: „Zum Gedächtnis der 12 Offiziere und Matroſen des Polardampfers ‚Jeanette‘, die im Oktober 1881 im Lena-Delta Hungers ſtarben.“ (Folgen die Namen.)

(William Gilders, „In Schnee und Eis“.)

Poſtweſen. — Botenanſtalten beſaßen bereits die Regierungen in Indien, China, Aegypten, Aſſyrien, Babylonien und die Könige der Hebräer.

In Indien waren an den Endpunkten der ziemlich kurzen Stationen Hütten errichtet. Sobald ein Bote bei einer ſolchen Hütte ankam, empfing der ſchon bereitſtehende andere das Schreiben, um damit bis zur folgenden Station zu laufen. Jeder war mit einer Schelle verſehen, auf deren Laut alle Begegnenden ausweichen mußten; zugleich kündigte damit der Bote ſeine Ankunft auf der Station an. Bei wichtigeren Depeſchen oder gefährlichen Paſſagen gingen zwei Boten zur Erhöhung der Sicherheit. Zum Ueberſetzen über Gewäſſer bedienten ſie ſich, wo keine Brücken oder Fähren vorhanden waren, eines Schwimmgürtels. Alle zehn Stadien ($^1/_4$ geogr. Meile) war auch eine Säule geſetzt, welche die etwaigen Nebenwege, ſowie die Entfernungen anzeigte. Beſondere Beamte ſtanden überdies dem Verkehrs- und Straßenweſen vor.

Von Aegypten erzählen die alten Geſchichtſchreiber, daß nach Vorſchrift des Geſetzes jeder König früh aufgeſtanden ſei und zuerſt die eingegangenen Briefe geleſen habe.

Bei den Aſſyrern wird ſchon gelegentlich der Erzählung der Vorbereitungen, welche die Königin Semiramis zu ihrem großen Zuge nach Indien traf, der Boten gedacht, welche deren Briefe und Befehle beförderten.

In Bezug auf Babylonien heißt es im Alten Teſtament: „Nebukadnezar ſandte von Ninive Botſchaften zu allen, die da wohnten in Cilicien, Damaskus und auf dem Libanon, Karmel und in Kedar; auch zu denen in Galiläa und auf dem großen Felde Esdrelom; und zu allen, die da waren in Samaria, und jenſeits des Jordan bis gen Jeruſalem; auch in das ganze Land Geſem bis an das Gebirge des Mohrenlandes."

Bei den Hebräern wurden während der Regierung der Könige die Schreiben derſelben und die Berichte der Oberſten und Aelteſten ebenfalls durch beſoldete königliche Boten befördert, die der Leibwache zugeteilt waren. „Und die Läufer gingen hin mit den Briefen von der Hand des Königs und ſeiner Oberſten durch Iſrael und Juda" (Hiskia, 728—699 v. Chr.; 2. Chron. 30, 6). Ja ſogar aus dem 10. Jahrh. v. Chr. beſitzen wir eine desfallſige Nachricht im erſten Buch der Könige: „Und ſie (die Königin Iſebel, Gemahlin Ahabs, 918—890 v. Chr.) ſchrieb Briefe unter Ahabs Namen und verſiegelte ſie unter ſeinem Petſchier und ſandte ſie zu den Aelteſten und Oberſten."

Den nächſten Fortſchritt nach der Zerlegung in Stationen bildete die Anwendung des Pferdes für den Kurierdienſt. Die erſte desfallſige Einrichtung ging der gewöhnlichen Annahme nach von dem Perſerkönige Cyrus aus und beſtand hauptſächlich in folgendem: In einer Entfernung von ca. 4 zu 4 Paraſangen (3—4 Meilen) waren Pferde und Reiter ſtationiert, von welch letzteren ſtets einer bereit zu ſein hatte, um nach Einlauf eines königlichen Schreibens dasſelbe in der ſchnellſten Gangart des Pferdes bei Tage oder bei Nacht, in der größten Hitze des Sommers oder im Schnee des Winters zur nächſten Station zu befördern. Außerdem war bei jeder Station ein Aufſeher beſtellt, deſſen Aufgabe es war, die Briefe in Empfang zu nehmen, wieder zu übergeben, die ermüdeten Pferde und Männer zu beherbergen und friſche abzuſenden. Bei den Griechen ſagte man, die perſiſchen Poſtreiter flögen ſchneller als Kraniche, und Herodot verſichert, daß nichts in dieſer Welt geſchwinder ſei, als dieſe Reiter. Briefe konnten durch ſie auf der großen Straße von Sardes nach Suſa, die 450 Paraſangen (337 Meilen) maß, welche wieder in 111 Stationen geteilt waren, in 5—7 Tagen befördert werden. Ein Fußgänger hingegen, der fünf Paraſangen (3 $^3/_4$ Meilen) täglich zurücklegte, brauchte hierzu 90 Tage.

Die geſamte Poſteinrichtung nannte man angara, ein Wort, das ſoviel bedeutet als Frondienſt. Die Griechen entlehnten dieſe Bezeichnung von den Perſern und überlieferten dieſelbe ihrerſeits wiederum an die Römer, ſo daß noch bis ins Mittelalter das Kurierweſen im Lateiniſchen mit angaria bezeichnet wurde. Der Chef der ganzen Anſtalt war ein hoher, dem königlichen Hofe naheſtehender Beamter. Das Volk war von der Benützung der Anſtalt ausgeſchloſſen; ſie trug rein ſtaatlichen Charakter; nur der König bediente ſich ihrer zu ſeinen Regierungszwecken.

Wohl ebenſo frühzeitig als in Perſien, vielleicht noch früher, ſcheint die Verwendung des Pferdes zum Poſtdienſte auch in China ſtattgefunden zu haben. Hierauf läßt beſonders die ſchon in alten Zeiten ſehr vorgeſchrittene Einrichtung der Verwaltung des weitläufigen Reiches und das Vorhandenſein trefflich angelegter und gut unterhaltener Straßen ſchließen.

Frühzeitig ſchon wurde den Griechen die Buchſtabenſchrift und das Briefſchreiben von Aſien aus überliefert, aber die Einrichtung einer beſtimmten Staatsverkehrsanſtalt haben ſie den aſiatiſchen Monarchieen nicht nachgeahmt. Infolge davon beſchränkte ſich die ganze Poſteinrichtung des Landes auf die ſogen. Hemerodromen (d. i. Tagläufer, vom griech. heméra d. i. Tag, und griech. dromos, der Lauf) oder Schnellläufer, die nur aus beſonderer Veranlaſſung abgeſandt wurden, und deren ſich nicht nur die Obrigkeiten, ſondern auch Private bedienten. Dieſe Hemerodromen waren mitunter von erſtaunlicher Geſchwindigkeit, und die alten Schriftſteller erwähnen einzelne bei Namen. Die Ausrüſtung dieſer Schnellläufer bildeten Bogen, Pfeile, Wurfſpieß und Feuerſteine.

Die Römer waren ein eroberndes Volk; jede Nation, die ſie ſich unterwarfen, mußten ſie daher wenigſtens anfänglich durch die Gewalt der Waffen niederhalten. Um aber über ihre Legionen und Kohorten raſch verfügen, um ſie ſchnell dorthin werfen zu können, wo der Staat ſie nötig hatte, bedurften die Römer eines gut ausgebildeten und weitverzweigten Straßennetzes. In erſter Reihe waren nun dieſe Straßen für militäriſche Zwecke beſtimmt, aber ſie dienten doch ſchon frühzeitig auch dem Verkehre. So gingen vor allem, wie in den übrigen älteren Reichen, ſtaatliche Boten von Rom zu den auswärts beſtellten Beamten und Befehlshabern, um Befehle oder Nachrichten zu überbringen, oder es wurden von dieſen ſolche nach Rom geſendet. Die Boten hießen viatores, cursores, statores, tabellarii (letzterer Name rührt davon her, daß die Alten ſtatt der Briefbogen Täfelchen [tabellæ] benutzten). Die Vergütung, welche ſie für die Uebermittlung von Nachrichten erhielten, nannte man calcearium, Schuhgeld. Außerdem gab es noch zahlreiche Privatboten.

Zur Beförderung der reiſenden Beamten beſtand eine Art Vorſpannweſen, zu deſſen Benutzung der Senat von Fall zu Fall eine beſondere Ermächtigung erteilte. So bediente ſich Cäſar, wenn er ſich zum Heere begab, ſtets einer Tag und Nacht fahrenden Kaleſche, deren Vorſpann ihm unentgeltlich geleiſtet wurde. An mißbräuchlicher Ausnützung dieſer Einrichtung fehlte es auch nicht. Die Senatoren z. B. verſchmähten es nicht, mit Freipäſſen, die mehrere Jahre giltig waren, koſtenfrei zu reiſen. Erſt von den Kaiſern an, kann man von einem gegliederten, ſtaatlich geordneten Poſtweſen reden. Das größte Verdienſt in dieſer Beziehung erwarb ſich gleich der erſte röm. Kaiſer, Octavianus Auguſtus, durch die Errichtung des ſogen. cursus publicus. Der cursus publicus war eine Staatsverkehrsanſtalt, welche die Beförderungen ſtationsweiſe, mit Wechſel der Transportmittel, zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen ſowohl für Verſendungen, als auch für Reiſen wahrzunehmen hatte. Dieſe Einrichtung war zunächſt beſtimmt für die Reiſen des Kaiſers und ſeines Hofes, dann der Militärperſonen und Staatsbeamten im Dienſte, der Geſandten und der zur Benutzung des cursus publicus im einzelnen Falle beſonders ermächtigten Perſonen; ferner zur Beförderung der Depeſchen, Akten, Dokumente und der Staatsgelder, ſowie zum Transport von Mundvorrat, Bewaffnungs- und Montierungsſtücken, Bau-Bedürfniſſen, Kunſtwerken u. ſ. w. Der cursus publicus beförderte demnach nicht bloß Briefe, ſondern auch Gepäckſtücke und Frachten und vor allem Perſonen. Privatperſonen und Privatangelegenheiten waren von Anfang an ausgeſchloſſen; für Staats- und Regierungszwecke gegründet und eingerichtet, ſollte er auch ausſchließlich nur ſolchen Zwecken dienen. Jeder Kurs war in beſtimmte Stationen geteilt. Solcher Stationen gab es zweierlei: ſolche, bei welchen bloß der Wechſel der Geſpanne ſtattfand, und welche mutationes (vom lat. mutare, wechſeln) genannt wurden, und ſolche, bei welchen auch die Wagen und Poſtillone gewechſelt wurden, und die außerdem noch zur Beherbergung der Reiſenden eingerichtet waren, daher ihr Name mansiones (von manere, bleiben), d. i. Raſtorte. Manche dieſer mansiones waren ſehr reichlich und ſchön ausgeſtattet. Die mansiones waren in der Regel eine Tagreiſe, die mutationes 1—2 Meilen von einander entfernt. Auf jeder Mutatio mußten in der Regel 20 Zugtiere unterhalten werden, während die Manſionen deren 40 und noch mehr hatten. Die oberſte Leitung des Poſtweſens lag ſeit Auguſtus in der Hand des Præfectus prætorio in Rom. Mit der Auflöſung des Römiſchen Reichs verfiel, wie alle anderen Einrichtungen, auch das Poſtweſen.

Erſt in den letzten Regierungsjahren Karls des Großen ſtoßen wir auf einen Verſuch dieſes Fürſten, die weiten Gebiete ſeines Reiches durch eine Art Staatspoſt einander näher zu bringen. Allein dieſe karolingiſchen Einrichtungen ſcheinen ſchon den Vertrag von Verdun (843) nicht überdauert zu haben. Ein geordneter Poſtverkehr erſtand erſt in ſpäteren Jahrhunderten wieder, doch nicht durch den Staat, ſondern durch beſondere Intereſſentenkreiſe. Dieſe letzteren waren einerſeits die Univerſitäten und geiſtlichen Orden, andererſeits die Städte, und man kann deshalb die folgende Periode der Poſt als die Epoche des Botenweſens oder der korporativen Botenanſtalten bezeichnen.

Die erſte umfaſſende ſtaatliche Einrichtung wurde durch die Kaiſer Maximilian I. und Karl V. begründet. Im J. 1516 legte Franz v. Taſſis die erſte wirkliche Poſt zwiſchen Wien und Brüſſel an, und die Geſchichte des Poſtweſens blieb von nun an auf lange Zeit mit dem Namen des jetzigen Fürſtengeſchlechts der Thurn und Taxis verknüpft.

Als eigentlicher Schöpfer der preußiſchen Staatspoſt gilt der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm I. Das preußiſche Poſtweſen war ſchon damals ſo muſterhaft verwaltet, daß es 20000 Thaler Reineinnahmen abwarf, und als Vorbild für ganz Deutſchland galt.

(Aus „Der Weltverkehr" von Dr Michael Geiſtbeck.)

Die Nürnberg-Fürther Bahn [1835]. (Die erſte Eiſenbahn in Deutſchland). — Bereits im Jahre 1814 hatte Joſeph, Ritter v. Baader auf die günſtige Lage Nürnbergs und Fürths aufmerkſam gemacht und den Gedanken angeregt, dieſe beiden Städte durch eine Eiſenbahn zu verbinden.

Zum zweiten Male tauchte dasſelbe Projekt 1818 in der bayeriſchen Kammer auf.

Dem Abgeordneten Sekretär Mehmel gebührt das Verdienſt, dieſe Anregung gegeben zu haben. Bei Beratung über den Brücken-, Waſſer- und Straßenbau ſprach ſich derſelbe in der 32. allgemeinen Sitzung am 24. Mai 1819 folgendermaßen aus: „Bei der großen Sorgfalt teils für die Erhaltung ſchon errichteter, teils für die Erbauung neuer Straßen iſt es mir aufgefallen, eine Erfindung hier gar nicht berückſichtigt zu ſehen, welche die Vervollkommnung des Straßenbaues von mehreren Seiten zum Zweck hat. Ich meine die Eiſenbahnen, welche Oberbergrat v. Baader nach dem Vorbilde der engliſchen Eiſenbahnen erfunden und verbeſſert hat. Je weniger man es den Deutſchen zum Vorwurf machen kann, daß ſie den Erfindungsgeiſt zu lebhaft begünſtigen und nützliche Erfindungen unterſtützen und befördern, deſto mehr, dünkt mich, ſollte man es ſich zur Pflicht machen, ſolchen Erfindungen das Wort zu reden. Die Eiſenbahnen verdienen ſchon als eine bloße höchſt intereſſante Aufgabe die größte Aufmerkſamkeit. Aber was hier noch ganz beſonders in betracht kommt, iſt die Erſparung, die ihr Erfinder dabei beabſichtigt.

Dieſer giebt ausdrücklich an, daß durch die Einführung der Eiſenbahnen an Zugkräften $^{19}/_{20}$ Teile, an Frachtkoſten $^{5}/_{6}$ erſpart werden.

Was aber die Möglichkeit der Ausführung betrifft, ſo iſt dieſe bereits durch ſachkundige Urteile, durch unwiderſprechliche Beweiſe und auffallende Proben außer Zweifel geſetzt. Ich ſtelle es daher der hohen Kammer anheim, ob die Sache nicht einer näheren Unterſuchung und Berechnung ihrer wirklichen Anwendung würdig ſei. Eine ſehr angemeſſene Gelegenheit dazu, wie ich glaube, würde die Straße von Fürth nach Nürnberg darbieten, weil ſie in einer geraden Linie, ungehemmt durch Erhöhungen und Vertiefungen, fortläuft und zugleich für einen erſten Verſuch nicht zu lang iſt.“

Der Abgeordnete Freiherr v. Weinbach ſtimmte dem Vorredner bei. „Ein kleines Kind könne eine Laſt von 16 bis 20 Zentnern in Gang und Bewegung ſetzen; was würde erſt die Kraft eines Pferdes vermögen!“

Wenn auch noch ein und der andere Anſtand ſich ergeben ſollte, ſo würde es doch der Mühe lohnen, durch anzuſtellende Verſuche dieſe „talentvolle“ Maſchine der Prüfung zu würdigen und dieſelbe zur wirklichen Ausführung zu befördern.

In der 60. allgemeinen Sitzung am 16. Juli 1819 kam jedoch dieſe Frage nochmals zur Sprache. Der Abgeordnete Heydekam hatte den durch Freiherrn v. Hofſtetten in der 32. Sitzung angeregten Gedanken, den Plan Karls des Großen auszuführen und die Donau mit dem Main zu verbinden, aufgenommen und den Antrag geſtellt, dieſe kommerzielle Verbindung des Rheins mit der Donau ſtatt durch einen Kanal vermittelſt einer Eiſenbahn zu bewerkſtelligen, da dies viel leichter, wohlfeiler und zweckmäßiger ſei. Die Zeit drängte jedoch dem Schluſſe zu, und ſo wurde dieſer Antrag dem k. Finanzminiſterium zur Berückſichtigung empfohlen.

Erſt König Ludwig I. nahm den Gedanken im Jahre 1826 von neuem auf, indem er auf der Durchreiſe gegen den Bürgermeiſter Bäumen von Fürth äußerte, daß eine Eiſenbahn zwiſchen Nürnberg und Fürth wünſchenswert und leicht ausführbar ſei. Mit der ihm eigenen Energie ſuchte der König dafür verſchiedene Kreiſe zu intereſſieren, um die Verwirklichung ſeines Planes herbeizuführen. Aber Aengſtlichkeit und Voreingenommenheit ließen die Ausführung nicht ſo raſch von ſtatten gehen, als es der königliche Wille wünſchte.

Mittlerweile war die Aufmerkſamkeit Sr. Majeſtät auf das Kanalprojekt gelenkt worden, welches das königliche Intereſſe ganz in Anſpruch nahm und von den Eiſenbahnen abzog.

Im Jahre 1828 hatte Freiherr v. Pechmann den ſchon 1819 in der Ständekammer gemachten Vorſchlag zur Erbauung des Donau-Main-Kanals erneuert. Der Idee, das Unternehmen Karls des Großen wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen, gab ſich König Ludwig I. mit ganzer Seele hin. Er glaubte durch dieſen Kanalbau dem Lande mehr zu nützen, als durch eine kurze Eiſenbahn zwiſchen zwei Städten. Selbſt das Gutachten des Ritters v. Klenze im Jahre 1829, der, nachdem er die Vorteile der Kanäle und Eiſenbahnen gegen einander abgewogen, zu dem Schluſſe kam, daß die Schienenwege dem Lande größeren Nutzen brächten, konnte die königliche Entſcheidung für den Ludwigskanal nicht mehr beeinfluſſen. Wie verhängnißvoll der von Frhrn. v. Pechmann empfohlene Kanalbau, der nach ſeinen geringen Dimenſionen erhebliche Vorteile nicht verſprechen konnte, der Entwicklung des bayeriſchen Eiſenbahnnetzes werden ſollte, geht daraus hervor, daß lediglich dem Kanal zu Liebe der Bau einer Eiſenbahn von Würzburg über Nürnberg nach Regensburg mehrere Jahrzehnte lang verweigert wurde.

Erſt im Jahre 1832 trat die Eiſenbahn zwiſchen Nürnberg und Fürth wieder auf die Tagesordnung, diesmal angeregt von einem Bürger Nürnbergs, von Joh. Scharrer, der dieſe Frage mit ebenſo großer Einſicht als praktiſchem Geſchick aufnahm und behandelte. In Berlin, wohin er von den k. Miniſterien des Handels und der Finanzen geſandt worden war, um einesteils das techniſche Schulweſen der preußiſchen Hauptſtadt genau zu ſtudieren, anderenteils den bayeriſchen Bevollmächtigten bei den Zollvereinsverhandlungen mit Rat an die Seite zu gehen, war Scharrer auch mit preußiſchen Technikern in Verbindung getreten.

Gleich nach ſeiner Rückkehr aus Berlin, noch im Jahre 1832, ging Scharrer ans Werk, um den gefaßten Plan zu verwirklichen. Und was hochangeſehene Techniker nicht zu Wege gebracht, was die Vertreter des Landes und der königliche Wille nicht vermocht hatten, das iſt einem einfachen, aber allerdings hochbegabten Nürnberger Bürger im Verein mit gleichgeſinnten Männern und einer intelligenten, für den Ruhm der Stadt in ihrer großen Mehrzahl begeiſterten Bürgerſchaft gelungen. Es iſt das ein Zeichen und ein Beweis, was Städte aus eigener Kraft zu leiſten vermögen, wenn Gemeinſinn und Bürgertugend die einzelnen beſeelt und ziert.

[Eröffnet wurde die Bahn am 7. Dezember 1835.]

Man darf nicht mit Geringſchätzung auf dieſe kleine Bahn blicken, die keine weitere Ausdehnung im Laufe der Zeit erfahren hat; für die damalige Zeit war der Bau der Nürnberg-Fürther Bahn eine That, an deren Gelingen ganz Deutſchland intereſſiert war. In mehr als einer Beziehung iſt ſie wichtig geworden für die Entwicklung des deutſchen Eiſenbahnweſens; ſie hat ſowohl die Luſt als auch das Vertrauen und den Mut zu Eiſenbahnunternehmungen geweckt; nicht das geringſte Verdienſt aber war, daß durch den Bau dieſer Bahn der Bann der Abhängigkeit vom Auslande gebrochen wurde, und daß ſie weſentlich dazu beigetragen hat, der Anglomanie das Ende zu bereiten.

Wie in anderen Beziehungen, ſo iſt Nürnberg auch im Eiſenbahnbau Muſter und Vorbild Deutſchlands geworden.

(Dr. Rud. Hagen, „Die erſte deutſche Eiſenbahn“.)

Feſtgedicht zur Eröffnung.

Glück auf, mit Gott! Der Anfang iſt geſchehen,
Es liegt die Strecke Bahn!
Und ſoll's nach Oſt und Weſten weiter gehen,
So knüpft man eben an.

Das ſchöne Werk, der Gegenwart zum Lobe,
Wird's ſicher anerkannt
Als erſter Punkt, als muſterhafte Probe
In unſerm Vaterland.

Zwar eben geht's zu Nutz und zum Ergötzen
Von hier zur Schweſterſtadt,
Doch kann der Menſch wohl Berge auch verſetzen,
So er den Willen hat.

Und kann's nicht einer, nun ſo können's viele,
Wenn Eintracht ſie umſchlingt.
Geht aller Streben feſt nach einem Ziele,
Gewiß das Werk gelingt.

Seht ihr die Bahn, die Linien von Eiſen,
Die feſt und ſchnurgerad
Bedeutungsvoll nach Oſt und Weſten weiſen?
Seht ihr den Zauberpfad?

Was ſchnaubt und qualmt dort vor der Wagen Reihe?
Es ſcheint ein Elephant,
Daß er als Zugtier ſich zum Dienſte weihe,
Gemacht von Menſchenhand.

Und ſeht! es zieht mit wunderbarer Schnelle
Den langen Wagenzug.
Dies Werk der Kunſt gar mächtig von der Stelle
In adlergleichem Flug.

Was iſt's, das wunderbarlich heut zu Tage
Solch Menſchenwerk belebt?
Das Element, auf dem nach heil'ger Sage
Einſt Gottes Geiſt geſchwebt.

Und noch ein Element mit ihm verbunden,
Ihm ſcheinbar nicht verwandt,
Das Prometheus in thatenvollen Stunden
Dem Himmel kühn entwand.

Kennt ihr das Kind des Waſſers und der Flammen?
Es wird nur Dampf genannt;
Doch Wunder wirkt's, hält man es klug zuſammen,
Gezähmt von Menſchenhand.

„Hans Dampf“ hat man zum Schimpf oft den geheißen,
Der nicht viel hergeſchafft;
Doch Dampf iſt nun auf ſolcher Bahn von Eiſen
Das Ideal von Kraft.

Vergeudet nicht zu Kriegs- und Mordgewehren
Hinfort dies edle Erz!
In Fried' und Glück auf ſolcher Bahn verkehren,
Erfreue Aller Herz.

Ja! alle Ketten, Feſſeln, Wehr und Waffen
Aus roher harter Zeit,
Sie werden einſt in Schienen umgeſchaffen
Zum Preis der Menſchlichkeit.

Mit Schienen, Freunde, webet ohne Bangen
Ein Netz von Pol zu Pol!
Sieht ſich Europa einſt darin gefangen,
Dann wird es ihr erſt wohl.

Jakob Schnerr.

Elektriſche Fernverſtändigung. — In dem Beſtreben, ſich von den Schranken des Raumes und der Zeit zu löſen, erſetzten die Menſchen ihre Stimme durch Schallmittel von großem Hörbereich — Hörner, Trommeln, Glocken — und geſellten dazu die Lichtmale. Dieſe, meiſt Feuer auf weit ſichtbaren Bergen, wurden ſchon von Perſern, Griechen und Römern, ſpäter häufiger, in großer Ausdehnung von den Engländern zum Aufrufe des Heerbanns beim Herannahen der ſpaniſchen Flotte angewandt. Die Wende des achtzehnten Jahrhunderts brachte die erſten Verſtändigungslinien, hohe Stangen auf erhöhten Orten mit mehreren Armen, deren verſchiedene Lagen als Bilder der Buchſtaben durch ein Fernrohr beobachtet und dann weitergegeben wurden. Man übermittelte bei klarer Luft nicht nur wie vordem verabredete Zeichen, ſondern beliebige Nachrichten, Buchſtaben auf Buchſtaben. So iſt die überraſchend ſchnelle Verbreitung der Kriegsberichte Napoleons I, möglich geweſen. Ziemlich lange beherrſchte dieſe Einrichtung den Fernverkehr; von 1774 bis 1833 währte es, bis der Draht den Zeigermaſt verdrängte. Im Nahverkehr behaupten die alten Mittel noch heute ihre Stellung. Wie Schüſſe, Glockenſchläge, Läutewerke, Wecker, Sprachrohr, Nebelhorn, Trompete, Trommel, Knallkapſeln im Bahnbetriebe zu Schallzeichen benutzt werden, ſo dienen Flaggen, Raketen, Feuer, die Lampen an den Wagen, Schiffen, Leuchttürmen und Weichenſcheiben, die Zeichenträger im Bahn- und Feſtungsdienſt, die Blitze bei der Landesvermeſſung zu Lichtmalen.

1. Verſuche mit Reibungselektrizität. 1774 zog Leſage in Genf 24 gleichlaufende, mit je einem Buchſtaben bezeichnete Drähte; wurde einer derſelben, z. B. Draht m, mit dem Sammler einer in Betrieb befindlichen Elektriſiermaſchine verbunden, ſo flog ein am andern Ende desſelben Drahtes hängendes Goldblättchenpaar m auseinander. Salva benutzte 1798 zu Fernzeichen den ſtarken Funken der Kleiſtſchen Flaſche. Als Empfänger diente eine Glasplatte mit 24 unterbrochenen Silberſtreifen; jeder derſelben konnte durch 2 Drähte mit den Belegungen der Gebeflaſche verbunden werden; bei der dann erfolgenden Entladung dieſer überſprang ein Funken die Lücke im Silberſtreifen und beleuchtete dabei kurz einen in ihr angebrachten Buchſtaben. Im Madrider Schloſſe unterhielten ſich ſo Salva und der Kronprinz durch mehrere Zimmer hindurch, freilich ſehr langſam, da nach jedem Zeichen die Flaſche wieder geladen werden mußte. Ronalds in England leiſtete 1816 alles, was mit Reibungselektrizität zu erreichen iſt. Er legte nur einen Draht, welcher durch die Elektriſiermaſchine ſtändig geladen wurde, ſo daß 2 Holundermarkkugeln an ſeinem Ende auseinanderhingen. Auf beiden Aemtern wurde durch ein Triebwerk je eine mit Buchſtaben beklebte Scheibe, beide im Gleichlauf untereinander, gedreht. War der zu meldende Buchſtabe oben, leitete der Geber durch Anfaſſen des Drahtes die Elektrizität ab; auf dem Empfangsamt fiel augenblicklich das Kugelpaar zuſammen. Alle dieſe Vorrichtungen waren jedoch für einen öffentlichen Betrieb unbrauchbar, weil die Luft, zumal bei großem Feuchtigkeitsgehalt, Reibungselektrizität ſehr ſtark ableitet, außerdem das Verfahren des Uebermittelns ſelbſt ein überaus langſames war; bei Ronalds kam noch die Schwierigkeit, den Gleichgang der beiden Scheiben zu erzielen, hinzu. So blieb dieſer erſte Anlauf zum elektriſchen Verkehr ohne Erfolg.

2. Anwendung der Waſſerzerſetzung. 1808 benutzte Sömmering in München die einzige damals bekannte Wirkung des von Volta entdeckten galvaniſchen Stroms, die Zerlegung des Waſſers in 2 Teile Waſſerſtoff und 1 Teil Sauerſtoff. Er verſeilte 27 mit Seide umwickelte Drähte, deren vergoldete Enden am Empfangsorte aus dem Boden eines Waſſerbehälters hervorſtanden. Wurde auf der Sendeſtelle durch 2 dieſer Drähte eine Volta'ſche Säule geſchloſſen, ſo entwickelten ſich an den zugehörigen Goldſpitzen Gasblaſen; die dieſen zugeteilten Buchſtaben galten als übermittelt, der durch die reichere Waſſerſtoffentwickelung bezeichnete als der erſte. Obwohl Sömmering die Brauchbarkeit ſeiner Erfindung bis auf 3 km nachwies, ſcheiterte die Einführung derſelben doch an der langſamen Handhabung und den hohen Koſten der vielen Drähte.

3. Erſte brauchbare Werke. Erſt die Entdeckung einer anderen Wirkung der fließenden Elektrizität, der Ablenkung einer Magnetnadel durch einen um ſie geführten Strom, im Jahre 1819 ſeitens des Dänen Oerſtedt — eine frühere (1802) Veröffentlichung dieſer Thatſache in der Trientiner Zeitung durch Romagnoſi in Innsbruck war bei den damaligen Kriegswirren unbeachtet geblieben — näherte den Gedanken der elektriſchen Fernverſtändigung der Verwirklichung. 1820 verfertigten Schweigger in Halle und Poggendorf in Berlin gleichzeitig den Strommeſſer, eines der noch jetzt allgemein gebräuchlichen Hilfsmittel im elektriſchen Verkehr; er zeigt die Stärke eines Stromes durch die Größe des Ausſchlages einer in vielen Windungen umſtrömten Magnetnadel an. Dieſes Werk zu Fernzeichen zu benutzen und dabei für jeden Buchſtaben einen Draht nebſt Nadel anzulegen, wurde von dem Franzoſen Ampère angeregt. Der Ruſſe Schilling v. Canſtatt, ſowie die Lehrer an der Göttinger Hochſchule Gauß und Weber gaben Vorrichtungen mit 2 Drähten an; in dieſer Beſchränkung lag die wichtigſte Vereinfachung, durch ſie wurde eine Verwendung im Großen überhaupt erſt ermöglicht. Jener ſtarb 1837 vor einer Ausführung ſeines Vorſchlags, dieſe legten ſchon 1833 in Göttingen von ihrem Arbeitszimmer über Häuſer und Kirchen der Stadt hinweg bis zur Sternwarte eine 3 km lange Drahtleitung. Sie iſt die erſte aller wirklich betriebenen Linien. Daß die Erbauer die Bedeutung ihrer Erfindung wohl erfaßt haben, beweiſt ein Brief von Gauß an Olbers, in welchem er nach Beſchreibung derſelben ſagt, er ſei überzeugt, daß man bei Anwendung hinlänglich ſtarker Drähte auf einen Schlag von Göttingen bis Bremen, ja durchs Meer und nach den Gegenfüßlern drahten werde. 50 Jahre ſpäter, Ende 1883, gab es 2 000 000 km Drahtlänge, was etwa dem 50fachen Erdumfang, der 5fachen Mondentfernung gleichkommt, und wurden täglich im Durchſchnitt 500 000 Drahtnachrichten befördert. Jetzt beträgt die Länge ſämtlicher Linien etwa 1 000 000 km = 25 Erdgleichern, die ſämtlicher Drähte gegen 3 000 000 km = der 7,5fachen Mondentfernung, wovon auf Europa mehr als die Hälfte, auf Deutſchland ein Elftel entfällt. Durchſchnittlich laufen auf ihnen täglich ungefähr 1 000 000 Nachrichten. Dabei ſind die unterſeeiſchen Kabel, die Fernſprechdrähte, die Dienſtleitungen der Eiſenbahnen, ſowie die in dieſen übermittelten Meldungen und Geſpräche noch gar nicht mitgezählt. Dieſen großartigen Aufſchwung erlebte Weber noch, Gauß ſtarb ſchon 1856.

Die weitere Ausbildung ihrer Erfindung übertrugen die beiden Gelehrten ihrem Freunde Steinheil in München. Dieſer machte die wichtige Entdeckung, daß zur Rückführung des Stromes die Erde benutzt werden kann, wodurch die Hälfte der Drahtleitung, mithin ein Drittel der Anlagekoſten erſpart und an Stromſtärke noch gewonnen wird. 1837 zog er eine derartige Leitung von Bogenhauſen nach München, 12 km, welche ſich ſo gut bewährte, daß im folgenden Jahre die eben eröffnete Eiſenbahn Nürnberg-Fürth mit elektriſchen Meldeeinrichtungen verſehen wurde. Es traf ſich günſtig, daß dieſe beiden Verkehrsmittel, die Dampffahrt und die elektriſche Verſtändigung, welche eine ſo bedeutende Umwälzung im Völkerverkehr und geſellſchaftlichen Leben hervorrufen ſollten, faſt gleichzeitig erdacht und brauchbar hergeſtellt wurden, ſo daß ſie ſich gegenſeitig unterſtützen und zu immer größerer Entwickelung und Verbreitung aneifern und zwingen mußten. 1839 wurden längs der Bahn Liverpool-Mancheſter, 1840 längs anderen engliſchen und deutſchen Bahnen, 1844 in Amerika, 1845 auf der Strecke Rouen-Paris Dienſtleitungen gebaut. Dem allgemeinen Verkehr wurde 1846 als erſte Linie Berlin-Potsdam übergeben.

4. Erſte Untergrundleitungen. Jene Linien waren oberirdiſch. Die Schwierigkeiten einer guten Verwahrung des Drahtes, zumal bei Regenwetter und Schneefall, die häufigen Brüche der Leitungen durch Unwetter, Blitze, Eiszapfen, dagegenfliegende Vögel und mutwillige Beſchädigungen, der ſtarke Abgang an Stangen infolge Fäulnis oder Zerſtörung durch kerfſuchende Spechte, die ſtörenden Einflüſſe der Luftelektrizität machten jedoch die Anlage unterirdiſcher Linien wünſchenswert. Erſt nachdem 1843 durch Montgomerie aus Singapore ein neuer Verwahrungsſtoff, die Guttapercha, geſandt war, und Siemens in Berlin 1846 die Behandlung des Tauguts gefunden und eine einen gleichmäßigen, unnähtigen Ueberzug liefernde Preßmaſchine erdacht hatte, wurde 1847 die erſte, wirklich betriebene unterirdiſche Linie Berlin-Großbeeren gelegt. Preußen ging nun mit der Herſtellung von Untergrundlinien voran und beſaß 1850 bereits 7 große Stränge von 3 000 km Länge; es folgten Sachſen, Oeſterreich mit 1 400 km, Rußland 1852 mit Warſchau-Petersburg-Moskau, England 1853 mit London-Mancheſter, Dänemark mit Hamburg-Helſingör. Leider wurde die Guttapercha teils von Baumwurzeln und Nagetieren zerſtört, teils ward ſie an Orten mit häufigem Feuchtigkeitswechſel ſpröde und riſſig, während ſie in ſtets feuchtem Erdreich ſich gut hielt. Wenige Jahre nach dem Legen begannen die Leitungen hie und da zu verſagen, man mußte immer mehr Zwiſchenämter einſchieben und hohe Wiederherſtellungskoſten aufbringen, ſchließlich den Betrieb einſtellen; nur auf kleineren Strecken, z. B. beim Ueberſchreiten von ſchiffbaren Flüſſen, Bahnhofsgeleiſen und ähnlichen Geländehinderniſſen, ſowie in den Netzen größerer Städte behielt man die verſenkten Leitungen bei. Dieſe werden jetzt teils, wie in Paris, mit Blei umſchmolzen längs den Wänden vorhandener Siele auf Haken gelegt, teils, zuerſt in Berlin, ſpäter in Wien, London und Newyork, in weite gußeiſerne, durch Unterſuchungsbrunnen unterbrochene Röhren eingezogen, ſo daß auftretende Fehler leicht zu finden und auszubeſſern ſind.

5. Die oberirdiſchen Leitungen. Gauß nahm als Unterlage für den Draht Filzplatten, welche in trockenem Zuſtande zur Verwahrung genügten, naß geworden den Strom teilweiſe ableiteten. In England wurden Gänſekiele oder Glasröhren an den Stützſtellen über den Draht geſchoben, in Amerika zuerſt Porzellan- und Glasglocken angewandt, welche ſich nach unten öffneten und oben den Draht trugen. Der innere Hohlraum, in den es nicht hineinregnen konnte, und die Glasmaſſe trennten den Draht von der Stange und

gaben eine leidliche Verwahrung. Bei Nebel und feuchter Luft jedoch beſchlug das durch Ausſtrahlung kalt gewordene Glas außen und innen, wodurch um die Glocke herum ein Weg zur Erde entſtand. Dieſen Mißſtand beſeitigte, ſo weit als möglich, 1858 v. Chauvain in Berlin durch ſeine Doppelglocke, eine Porzellan- oder Hartgummiglocke mit doppeltem Mantel, welche ſeitdem in faſt allen Ländern eingeführt iſt. Die deutſche Reichspoſtverwaltung hat z. B. über 4 000 000 im Gebrauche. Die möglichſt tiefe und enge Höhlung zwiſchen den Mänteln erſchwert dem Winde und der wärmeren Luft den Zutritt, ſo daß die oben befindliche Luftſchicht und Wandung dem Wärmewechſel nicht ſo leicht ausgeſetzt ſind, ſich dort alſo ſchwerlich Waſſerdampf niederſchlagen kann; und ſelbſt dann iſt der Weg des Nebenſtroms größer als bei der einfachen Glocke, der Verluſt mithin geringer. Freilich bieten dieſe Höhlungen Kerfen und Spinnen willkommene Schlupfwinkel zur Anlage ihrer Geſpinſte, welche die Verwahrung mindern können; eine wiederkehrende Beſichtigung und Reinigung der Glocken iſt deshalb angezeigt.

Die hölzernen Stangen, welche früher wegen Fäulnis alle 2 bis 5 Jahre ausgewechſelt werden mußten, werden jetzt mittelſt ſtarken Drucks ihres Saftes und Luftgehaltes entledigt und mit fäulnishindernden Stoffen durchtränkt; ſie halten ſich dann gegen 20 Jahre. Aus Eiſen werden Dachgeſtänge und Mauerbügel regelmäßig, die gewöhnlichen Stangen nur in holzarmen Gegenden hergeſtellt.

Zu Leitungsdrähten verſuchte man anfangs das vorzüglich leitende Kupfer; es erwies ſich als zu dehnbar und zu wenig bruchfeſt; die Drähte erreichten infolge ihrer Schwere einen ſolchen Durchhang, daß die Gefahr einer Verwickelung bei Wind drohte und das Leitungsvermögen durch Zunahme der Länge und Abnahme des Querſchnitts arg litt. Man verwandte ſeitdem allgemein Eiſendraht und verſah denſelben zum Schutz gegen die ſchädlichen Einflüſſe der Luft, beſonders gegen das Roſten, zuerſt mit einem öfters zu erneuernden Leinölanſtrich, ſpäter mit einem Zinküberzug; während unverzinkter Eiſendraht ſich höchſtens 20 Jahre brauchbar hält, zeigt verzinkter nach 25 Jahren noch keine Spur von Verſchlechterung. Seine Feſtigkeit genügt für die gewöhnlichen Leitungen, jedoch nicht für Sprechdrähte. Dieſe müſſen trotz der vorkommenden großen Entfernung der Stützpunkte mit unbedingter Sicherheit gegen das Reißen und deſſen verhängnisvollen Folgen in verkehrsreichen Städten geſpannt werden, dabei doch möglichſt dünn und leicht ſein, damit ſie die Geſtänge nicht ſehr belaſten und einen leichten Bau derſelben geſtatten; die Leitungsfähigkeit ſteht erſt an zweiter Stelle. Dieſen Anſprüchen genügt am beſten der von Felten und Guilleaume in Köln verfertigte, faſt allgemein benutzte verzinkte Gußſtahldraht. In anderen Fällen iſt dagegen das Leitungsvermögen der Hauptgeſichtspunkt. Weiler in Angouleme verſuchte zu dieſem Zwecke Kupfermiſchungen herzuſtellen; das zuerſt verfertigte Phosphorkupfer zeigte bei guter Leitungsfähigkeit noch zu geringe Feſtigkeit, der ſpäter von ihm angegebene Kieſelkupferdraht, welcher bei leidlicher Feſtigkeit weit dünner und 4mal ſo leicht als Gußſtahldraht desſelben Leitvermögens iſt, hat große Verbreitung in langen Weltverkehrslinien, zuerſt von Paris nach Bordeaux, in Verbindungen zweier Sprechnetze, zuerſt 1887 auf den Strecken Paris-Brüſſel und Berlin-Hamburg, und in den Sprechnetzen ſelbſt bei kurzen Spannungen gefunden. Auch für den Heeresdienſt eignet er ſich gut, da ſeine Vorzüge gerade für die Beweglichkeit im Felde ins Gewicht fallen. In Amerika ſucht man dieſe beiden Ziele, Leitungsfähigkeit und Bruchfeſtigkeit, durch Herſtellung von Verbunddrähten aus Stahlſeele und Kupferhaut zu vereinen.

Bei den Sprechdrähten innerhalb der Städte wurde das Summen derſelben, welches auf das Geſtänge und das Gebälke des Stützhauſes überging, den Einwohnern arg läſtig. Zur Verhinderung der Fortpflanzung dieſes unangenehmen Geräuſches bringt man eine Federharzunterlage oder ein Gummiröhrchen mit einem Schlitz nach außen zwiſchen Draht und Glocke oder umwickelt ihn von der Glocke an eine kurze Strecke weit locker mit einem Bleiſtreifen oder einem anderen Drahte; in England ſucht man neuerdings ſchon die Entſtehung dieſer Töne durch Anwendung von Litzendrähten zu verhüten.

In den Fernſprechnetzen iſt noch eine beſondere Betriebsſtörung zu bekämpfen, die Erregung oder Induktion, welche bei Drähten, die länger als 2 km neben einander laufen, ſo bedeutend wird, daß man ein in dem einen geführtes Geſpräch in dem anderen mithört. In den Städten befeſtigt man deshalb nie 2 Drähte länger als 2 km an derſelben Geſtängefolge; bei den langen Verbindungslinien zweier Stadtnetze zieht man ſogenannte Schleifen, das ſind Doppelleitungen mit Hin- und Rückdraht. Alle fremdartigen Einflüſſe, ſei es ſeitens der Erd- oder Luftelektrizität, ſei es ſeitens benachbarter Sprech- oder Schreib-, Licht-, Kraft- oder ſonſtiger Ströme, vernichten ſich ſelber, da ſie auf beide Drähte gleichmäßig, auf die dieſe in verſchiedener Richtung durchlaufenden Stromhälften alſo entgegengeſetzt wirken. 2 Schleifen an einem Geſtänge werden rautenförmig gelegt. Bei mehreren Doppelleitungen ändert man in gewiſſen Abſtänden die Gruppierung derſelben, ſo daß nie 2 Leitungen zu lange die zunächſt benachbarten bleiben; jede Leitung bildet dabei eine Art Schraube. Dieſe um Berlin zuerſt erprobte Ziehweiſe iſt jetzt überall im Gebrauche. Seit 1885 verſucht man in Deutſchland eine andere, von Münch angegebene Leitungslage. Alle Schleifen werden wagerecht und gleichlaufend gezogen; die erſte iſt eine einfache Schleife; die zweite kreuzt ſich in der Mitte ihrer Länge, die dritte nach dem 1. und 3. Viertel, die vierte nach dem 1., 3., 5., 7. Achtel u. ſ. f. Bis auf 80 km ſind dieſe Verſuche mit Erfolg ausgedehnt worden. Um die Einwirkungen der ziemlich gleichmäßigen Starkſtröme, wie es Licht- und Kraftſtröme ſind, auf den Sprechdraht zu mindern, legte Lockwood in Amerika 1889 an dieſen kurz vor ſeiner Endſtelle einen Erdſchluß, der um einen Elektromagneten in einigen Windungen führt. Letzterer ſetzt den Sprechſtrömen, welche ihn in ſehr ſchnellem Richtungswechſel und Aufeinanderfolge umlaufen, dadurch, daß er ſeinen Magnetismus nicht ſo ſchnell zu ändern vermag und deshalb oft widerwirkt, eine bedeutende Hemmung entgegen, ſo daß ſie den Weg um den Fernhörer vorziehen; die ſeltenen Erregungen der Starkſtröme finden dagegen durch die wenigen Windungen einen bequemen Weg zur Erde und ſtören ſomit nicht mehr im Fernhörer.

6. **Die Kabel.** Durch Meere getrennte Länder bleiben auf unterſeeiſche Stränge angewieſen. Nach manchen vergeblichen Verſuchen legte am 28. Auguſt 1850 der Engländer Brett das erſte wirklich betriebene Kabel, einen einfachen, mit Guttapercha überzogenen Kupferdraht, von Calais nach Dover; leider ſcheuerte es ſich in 24 Stunden an den ſcharfen Küſtenriffen durch. Im Jahre 1851 verſenkte er ein neues mit Eiſendrähten umwickeltes, bei welchem erſt 1875 kleine Ausbeſſerungen nötig wurden. 1853 wurde England mit Irland und Holland, Petersburg mit Kronſtadt durch Kabel mit eiſerner Schutzhülle verbunden; 1855 während des Krimzuges legten die Berliner Siemens und Halske durchs Schwarze Meer den erſten Kriegsſtrang, ohne Schutzhülle, welcher bis zum Ende des Krieges betriebsfähig blieb. Größere Schwierigkeiten entſtanden im Mittelländiſchen Meere. Es waren Tiefen von mehreren Kilometern zu überwinden, wodurch an die Gleichmäßigkeit und Zähigkeit der verhältnismäßig dünnen Kupferſeele, ſowie an die Feſtigkeit des ganzen Kabels beim Verſenken hohe Anforderungen geſtellt wurden. Die urſprünglich gegen das Durchreiben herumgelegten Eiſendrähte mußten hier auch für die genügende Feſtigkeit ſorgen; der einfache Kupferdraht wurde zur Verminderung ſeiner Gebrechlichkeit durch eine aus mehreren Drähten zuſammen gewickelte Litze erſetzt. Nach mehreren mißglückten, ſchon 1854 begonnenen Unternehmungen verband Brett 1857 Europa mit Afrika. 1860 verſagte die Leitung und bei der Unterſuchung ſtellte ſich heraus, daß Seetiere, vor allen Bohrmuſcheln, ſich zwiſchen die Eiſenwindungen durch die Verwahrungsſchicht bis zur Seele hinein gearbeit und ſo Ableitungen erzeugt hatten. Seitdem umwickelt man auf Siemens Vorſchlag die Meerkabel, welche weniger als 200 m tief liegen — in größeren Tiefen finden ſich obgenannte Tiere nicht — mit übereinandergreifenden dünnen Meſſingſtreifen; bis jetzt hat ſich dieſer Schutz bewährt. Um dieſelbe Zeit beſchäftigten ſich die Amerikaner, an ihrer Spitze Cyrus Field, mit der Herſtellung einer Leitung nach der alten Welt. Wohl ſelten iſt ein Unternehmen von ſo viel Mißgeſchick getroffen wie dieſes, und nur dem Wagegeiſt und der Thatkraft dieſer amerikaniſchen Geſchäftsleute und Fachmänner, ihrer Ausdauer und Beharrlichkeit iſt der endliche Erfolg zu verdanken. Nach vielen Vorverſuchen und 2 mißglückten Unternehmungen, Herbſt 1857 und Frühjahr 1858, gelang es Canning vom 29. Juli bis 5. Auguſt 1858 von Irland nach Neufundland die erſte Verbindung, 3745 km, zu legen. Am 6. Auguſt wurde Field's erſter Drahtgruß nach England geſandt. Am 1. September jedoch verſagte ſchon die Leitung für immer, die Verwahrungsſchicht war infolge des Gebrauchs einer ſehr ſtarken Batterie und der dadurch erzeugten hohen Spannung durchſchlagen. Mit größter Sorgfalt wurde ein neues Kabel hergeſtellt, und 1865 begann Canning auf dem „Great Eaſtern“ die Verſenkung. Schon waren 2196 km abgerollt, als infolge verſchiedener ungünſtiger Umſtände, die durch die ſchwere Lenkfähigkeit des Schiffes hervorgerufen wurden, das Seil ſich verwickelte und ſchließlich riß. 1866 endlich gelang das große Unternehmen; am 13. Juli dampfte Canning mit einem neuen Kabel an Bord ab und am 27. Juli landete er das Ende desſelben in Neufundland. Zwei Monate ſpäter holte er das 1865 verſunkene herauf und ſetzte es bis Amerika fort. Jetzt liegen bereits 11 Stränge zwiſchen dieſen beiden Erdteilen und andere ſind in Vorbereitung. Auch in die übrigen Meere ſind ſeitdem viele Leitungen verſenkt worden. In Amerika hat ſich kürzlich eine Geſellſchaft gebildet, die das Stille Meer unterbrücken und ihren Erdteil mit Japan, China und Neuholland verbinden will. England ſteht bereits mit allen ſeinen Töchterländern in Drahtverkehr; eine Nachricht vom Mutterlande geht in 80 Minuten nach Indien, in 2 Stunden nach Singapore, in 6 nach Neuſeeland. Der Geſamtbeſtand ſämtlicher Seekabel beträgt [im Jahre 1890] 950; davon liegen in Binnenmeeren 774 mit 22 748 km, in den Weltmeeren 176 mit 188 567 km Länge.

(Dr. W. Seifert, „Geſchichte der Fernverſtändigung“.)

Die Luftſchifferkunſt. Der Wunſch, nicht nur auf dem Waſſer, ſondern in und auf dem luftigen Meere der Atmoſphäre herumzufahren, mußte ſich dem Menſchen öfters aufdrängen, wenn er die Bewohner der Lüfte, die Vögel und geflügelten Inſekten, ſo leicht in der Luft ſchweben und herumfliegen ſah. Was der Geſchicklichkeit der Hände nicht gelingen wollte, das gelang deſto leichter der Phantaſie und ihren Dichtungen; denn wie einſt Dädalus und Ikarus mit wächſernen Flügeln ſich der Gefangenſchaft des Minos entzogen haben ſollten, ſo fabelte man auch von einem großen Mathematiker des Altertums: von Archytas [griechiſcher Weltweiſer und Mathematiker zwiſchen 400 und 305 v. Chr.], daß er das Kunſtwerk einer hölzernen Taube zuwege gebracht habe, welche, gleich einer natürlichen, in der Luft flog.

Dieſe und ähnliche, ſpäter erfundene Dichtungen fanden dennoch hin und wieder Leute, die ſie für wahr hielten und hierdurch zu Verſuchen ſich verführen ließen, welche mehreren von ihnen das Leben koſteten. Der Italiener Giovanni Battiſta Danti aus Perugia, zu Ende des 15. Jahrhunderts, ein kühner Abenteurer, kam bei einem Verſuche, über den Traſimeniſchen See zu fliegen, zwar mit dem Leben, bloß mit einem zerbrochenen Bein, davon, weil er zu ſeinem Glück auf einen Turm gefallen war, während ein ähnlicher Flugverſuch dem gelehrten Olivier de Malmesbury in England und dem Backwelle in Padua den Tod brachte.

Etwas ganz anderes iſt es für den Menſchen, im Waſſer zu ſchwimmen, als in der Luft. Denn ſein lebender Körper iſt in der Regel nicht ſchwerer, ja ſogar noch ein wenig leichter als das Waſſer, während das Eigengewicht des Menſchenleibes zu jenem der leichten Luft in einem faſt hundertfach größeren Verhältnis ſteht, als die Schwere des Eiſens zu der des Waſſers. Durch Erwägung dieſer Schwierigkeit ſprachen einige andere Gelehrte, namentlich Lana in Brescia und Sturm zu Altdorf (bei Nürnberg), jener im Jahr 1670, dieſer 1678, den Gedanken aus, daß die Erhebung eines feſten, vielleicht ſchiffartigen Körpers in die Luft nur dadurch könne möglich gemacht werden, daß man denſelben mit Hohlkugeln in Verbindung ſetze, welche leichter wögen, als die Luft, und deshalb von ſelbſt in dieſer emporſtiegen. Die Erfindung der Luftpumpe, welche Otto von Guerike zwei Jahrzehnde vorher gemacht hatte, ſchien ein Mittel darzubieten zur Ausführung jenes Gedankens. Denn eine luftleere Hohlkugel, wenn die Maſſe, aus welcher ſie beſtünde, nicht zu ſchwer wäre, müßte ſich, ſo ſchien es, in der Luft erheben können. Allein, woraus ſollte eine ſolche, inwendig luftleere Hohlkugel gemacht werden, wenn man derſelben eine Feſtigkeit geben wollte, hinreichend, um dem ungeheuren Druck zu widerſtehen, den die Atmoſphäre auf jeden Punkt der Erdoberfläche ausübt. Dieſer Druck beträgt auf jeden Flächenraum von 1 qcm 1034 Gramm, auf die Geſamtfläche eines mittleren menſchlichen Körpers 20 000 kg; ein dünnes Metallblech wird von ihm zuſammengepreßt, die dichteſte Blaſe, über einen luftleeren Raum geſpannt, wird zerſprengt. Daher war der Gedanke des Pater Galien zu Avignon, den derſelbe im Jahr 1755 ausſprach, daß ſolche Hohlkugeln nicht leer, ſondern nur mit einer ſpezifiſch leichteren Luftart gefüllt ſein müßten, deren Dehnkraft dem Druck von außen das Gleichgewicht halten könne, nicht ganz unrichtig, ſo abenteuerlich auch der Vorſchlag zur Ausführung erſcheint, daß man jene Luftart aus den oberen, luftdünneren Räumen der Atmoſphäre herabholen ſolle. Der berühmte engliſche Chemiker Henry Cavendiſh (geb. zu Nizza im Jahr 1731, geſt. 1810 zu London), entdeckte im Jahr 1766 die große Leichtigkeit des Waſſerſtoffgaſes, und hiermit war für die Geſchichte der Luftſchifferei eine neue Bahn gebrochen.

Es war verhältnismäßig nur noch eine kleine Schwierigkeit zu überwinden, welche in der Zubereitung des luftdichten Materials lag, aus dem der Ballon gebildet werden ſollte; dieſer letzte Schritt, der noch zu thun war, gelang bald hernach den Brüdern Stephan und Robert Montgolfier, Beſitzern einer Papierfabrik zu Annonay in Vivarais. Schon im Jahr 1782 war es ihnen im kleinen gelungen, bloß durch erhitzte Luft Ballons zur Höhe der Zimmer, dann zur Höhe der Häuſer emporſteigen zu laſſen, und ſchon dieſe Verſuche fanden eine große Teilnahme, die ſich noch viel höher ſteigerte, als den beiden Brüdern die Fertigung eines ziemlich luftdichten Leinwandballons gelang, deſſen Inneres mit Papier gefüttert war und deſſen Durchmeſſer 10 Meter betrug. Dieſer Ballon hatte nach unten eine Oeffnung, in welche man die erhitzte Luft eines Feuers, das mit Stroh und mit gekrempelter Wolle unterhalten wurde, hineinſteigen ließ. Die verhältnismäßig größere Leichtigkeit der durch die Wärme verdünnten Luft bewirkte nicht bloß, ſobald der Ballon damit gefüllt war, daß dieſer ſelber, obgleich ſein Gewicht 250 kg betrug, emporſtieg, ſondern daß er auch noch eine Laſt von mehr denn 200 kg mit ſich emporhob, und zwar ſo ſchnell, daß er in Zeit von 10 Minuten die Höhe von 200 Meter erreichte, wobei er durch die Luftſtrömung, welche an jenem Tage (es war der 5. Juni) nicht ſehr ſtark war, eine Strecke Weges von faſt drei Viertelſtunden hinweggeführt wurde, und dort zu Boden fiel.

Profeſſor Charles in Paris, der zur Fertigung ſeines aus Taffet gebildeten und mit dem Firnis des elaſtiſchen Harzes überzogenen, ſcheinbar vollkommen geſchloſſenen Ballons die Gebrüder Robert zu Hilfe nahm, wendete zuerſt, ſtatt der durch Wärme verdünnten Luft, das leichte Waſſerſtoffgas zur Füllung an; ſein Ballon, der nur 4 Meter im Durchmeſſer betrug, ſtieg bei dem erſten Verſuche am 27. Auguſt 1783 auf dem Marsfelde bei Paris in Zeit von 2 Minuten gegen 1000 Meter hoch empor, verlor ſich dann, von den Wolken verdeckt, aus den Augen, nahm aber drei Viertelſtunden nachher ſeine Richtung wieder hinabwärts nach dem mütterlichen Erdboden, auf welchem er, fünf Stunden Weges von dem Ort ſeines Aufſteigens, ſich niederließ.

Den Phyſikern, ſowie allen Freunden der neugebornen Luftſchifferkunſt, wäre es lieber geweſen, wenn der Ballon ſeinen, für Menſchenaugen unerforſchbaren Lauf, wer weiß, wie lange? in den Höhen des Luftkreiſes fortgeſetzt hätte, denn dieſes wäre ein Zeichen geweſen, daß die Wände der taffetnen Hohlkugel dicht genug waren, um der emporhebenden, brennbaren Luft gar keinen Ausgang zu geſtatten, welcher jederzeit das Niederſinken zur Folge haben muß. Um dieſe Undurchdringlichkeit der Wände zu bewirken, wendete H. Romain zu Paris einen neu erfundenen Firnis an, und ein Ballon, den der Bierbrauer Kaps zu Danzig gefertigt hatte, erhielt 3 Monate lang die brennbare Luft in ſeinem Inneren, ohne Verminderung, entflog bei einem Verſuch im Freien den leichten Banden, daran man ihn halten wollte, und man weiß nicht, welchen Weg derſelbe genommen.

Noch war kein lebendiges Weſen mit den Hohlkugeln in die Luft geſtiegen, und die erſten Luftſchiffer, welche der jüngere Montgolfier am 19. September zu Verſailles, in Gegenwart des Königs, in die Höhe ſteigen ließ, waren ein Hammel, ein Hahn und eine Ente. Dieſe 3 kamen eine Stunde weit von Paris unverſehrt zum Boden nieder. Was dem Hammel, dem Hahn und der Ente ſo wohl gelungen war, das durfte doch jetzt wohl auch der Menſch wagen, doch wurde der erſte Verſuch der Art noch mit großer Behutſamkeit gemacht; man hielt den Ballon, mit welchem der Phyſiker Pilatre de Rozier vier Wochen ſpäter emporſtieg, an Stricken feſt, ſo daß er ſich nur zu 28 Meter Höhe erheben konnte, und ſchon nach 4 Minuten zog man ihn wieder zum Boden. Noch eine etwas kühnere Luftfahrt, welche derſelbe Gelehrte 4 Tage nachher (am 19. Oktober) unternahm, war gelungen, obgleich ſich der Ballon zuerſt mit ſeinen Stricken in Turmeshöhe an Bäumen verfangen hatte, und ſchon hatte der Mut zu ſolchem Unternehmen ſich ſo geſteigert, daß ſelbſt der Marquis von Arlandes ſich dem jungen Phyſiker zum Geſellſchafter anbot für die erſte, etwas größere Luftreiſe, die am 21. November vom Schloſſe la Muette unternommen wurde, und welche die beiden Reiſenden in Zeit von 25 Minuten zuerſt in bedeutende Höhe, dann faſt 3 Stunden weit von la Muette hinwegführte. Sie kamen wohlbehalten und nicht wenig erfreut über das Gelingen ihrer Fahrt zum Boden. Ihr Beiſpiel reizte alsbald auch andere zur Nacheiferung auf. Charles trat jetzt, in Geſellſchaft des einen der Gebrüder Robert, am 1. Dezember eine Luftreiſe an. Die Tuilerien waren zur Stätte des Aufſteigens beſtimmt. 20 Minuten vor 2 Uhr des Nachmittags ſah man, vom Glanz der Sonne beleuchtet, den ſchönen, aus buntem Taffet gebildeten Ballon ſich erheben, welcher eine Art von Triumphwagen, an Seilen gehalten, mit ſich in die Lüfte trug, darinnen die beiden Beſtürmer der Wolkengegend ihren Sitz hatten. Bald erhoben ſie ſich zur 5- und 6-fachen Höhe der Türme der Hauptſtadt, und in dieſer Höhe von nahezu 600 Meter überließen ſie 2 Stunden lang ihren Ballon der mäßigen Strömung des Windes, die ſie 9 Stunden Weges von Paris in die Gegend von Nesle führte. Herr Robert hatte jetzt genug an dem Vergnügen der kühlen Fahrt; man öffnete, um den Ballon zum Sinken zu bringen, einige Klappen an demſelben, durch welche ein Teil der leichten, brennbaren Luft aus- und eben ſo viel ſchwerere atmoſphäriſche Luft einſtrömte; der Gefährte trat heraus auf den ſicheren Boden, H. Charles aber ſtieg mit dem von neuem geſchloſſenen Ballon, der jetzt 130 Pfund weniger zu tragen hatte, noch einmal bis zu einer Höhe von 3000 Meter (gleich jener des Aetnagipfels) empor. Die Beſchwerden der eiſigen Kälte und der dünnen Luft dort in der Region des beſtändigen Froſtes wurden nicht allein durch den Genuß aufgewogen, den die mächtig weite Ausſicht auf das von der Abendſonne beleuchtete Land gewährte, ſondern faſt mehr noch durch den Reiz des Gedankens, daß bisher noch keinem Erdenbürger ein ſolcher kühner Aufſchwung in die Höhen gelungen ſei. Die Gondel hatte nicht umſonſt die Geſtalt eines Triumphwagens; als dieſelbe nach 35 Minuten bei einem Gehölz ſich zur Erde niederließ und Herr Charles unverſehrt aus derſelben ausſtieg, da feierte die Kunſt des Menſchen einen ihrer augenfälligſten Siege.

Es trat aber jetzt ein anderer Mann auf den Schauplatz, Franz Blanchard, der die Leute der verſchiedenſten Länder mehr von ſich reden machte, als alle ſeine Vorgänger und Mitgenoſſen auf jener neuen Bahn des Ruhmes. Blanchard, geboren 1738 zu Andely im Departement der Eure, war Mechaniker von Profeſſion, und hatte ſich von Jugend an mit allerhand Entwürfen und Verſuchen zur Erfindung einer Flugmaſchine beſchäftigt. Plötzlich, nachdem durch Hülfe der Ballons ſchon manche Luftreiſe gelungen war, trat er auf mit einem von ihm erfundenen Luftſchiff, an welchem zwar der Ballon die eigentliche Hauptſache war, daran jedoch vor allem die zu beiden Seiten angebrachten Paare von Flügeln, das Steuerruder, Ankerſeil und nach unten ein mächtig großer Fallſchirm ins Auge fielen. Nach mehreren glücklichen Fahrten wagte er eine Ueberfahrt von England nach Frankreich über den Kanal. Ein Ballon, mit Waſſerſtoffgas gefüllt, der bereits 5 Luftfahrten glücklich beſtanden hatte, trug die Gondel, in welcher neben Blanchard der Amerikaner Dr. Jefferins ſaß; aus einer unüberſehbaren Menge von Zuſchauern erhoben ſich die beiden Lufthelden am 7. Januar 1785 bei Dover, und trieben, vom Winde geführt, mehrere Türme hoch über das wogende Meer hin. Bald aber hätten ſie Urſache gefunden, ihre Kühnheit zu bereuen. Das Gas entwich ſchnell aus dem Ballon, dieſer drohte ins Meer zu ſinken; die Luftſchiffer warfen ihren 30 Pfund betragenden Ballaſt, warfen dann alle ihre Gerätſchaften und ſelbſt einen Teil ihrer Kleider in das nahe unter ihnen brauſende Meer. Dennoch wären ſie verloren geweſen, wenn der Wind ſie nicht noch zur rechten Zeit hinübergebracht hätte zur franzöſiſchen Küſte, in deren Nähe zu ihrer großen Freude der Ballon ſich wieder hob und ſie unverſehrt bis in den Wald von Guienne, eine Stunde Weges von Calais, brachte.

Mit all ſeinen glücklich gelungenen Luftfahrten aber, deren er bei ſeinem Tode, im Jahr 1809, 66 zählte, hat er der Wiſſenſchaft ſowie der Nachwelt keinen eigentlichen Nutzen gebracht, obgleich einige die Erfindung des Fallſchirms, welche dem Etienne Montgolfier gebührt, ihm zuſchreiben wollen, jenes Fallſchirms, mittelſt deſſen er ſich zur Beluſtigung der Zuſchauer, in verſchiedenen Ländern von Europa und Amerika, mehrmals aus bedeutender Höhe herabließ, und deſſen Kenntnis dennoch ſeiner Gemahlin, die nach ſeinem Tode das Gewerbe der Luftſchiffahrten fortſetzte, nichts nützte, als ſie im Jahr 1819 in Paris in die Luft ſtieg, um die Zuſchauer in der ſchönen Sommernacht durch ein oben abgebranntes Feuerwerk zu ergötzen, wobei der Ballon in Brand geriet und die bedauernswürdige Heldin ſich zu Tode fiel.

Der Phyſiker Rozier war nach Lyon zum älteren Montgolfier gegangen und hatte mit dieſem einen Ballon von mehr denn 4000 Meter Flächeninhalt gefertigt. Es zeigte ſich indes bei der Auffahrt, bei der noch 7 andere Perſonen den Phyſiker begleiteten, daß mit der Größe zugleich auch die Möglichkeit einer Beſchädigung ſich ſteigere; denn der rieſenhafte Ballon, als er bis zur Höhe von 1000 Meter ſich erhoben, bekam nach 15 Minuten einen Riß, ſank jedoch zum Glück nur langſam nieder. Alle Verſuche, dem Luftſchiff durch Anwendung von Rudern eine beſtimmte Richtung ſeiner Fortbewegung zu geben, blieben zweifelhaft und haben ſich nicht bewährt. Dagegen gelang es dem Phyſiker Rozier und nach ihm mehreren, namentlich dem Grafen Zambeccari, eine größere Erhebung ſowie das Sinken der Montgolfiere in ihre Gewalt zu bringen. Dieſes Mittel war durch die Anwendung einer Weingeiſtlampe gegeben, an der ſich durch Oeffnen oder Schließen von eben ſo viel Klappen eine gewiſſe Zahl von Flammen entzünden und wieder verlöſchen ließ. Die Erhitzung und die hiermit bewirkte Ausdehnung der Luft im Ballon konnte ſchon durch eine geringe Vermehrung oder Verminderung der Weingeiſtflamme ſo merklich geſteigert oder herabgeſetzt werden, daß der Ballon, je nachdem man wollte, binnen wenig Sekunden in größere Höhen getrieben oder binnen wenig Minuten zum Boden geſenkt wurde. Dieſes Mittel war jedoch mit großer Gefahr verbunden, da bei den öfteren ſtarken Windſtößen, denen der leichte Ballon oben in der Höhe ausgeſetzt iſt, der Weingeiſt verſchüttet werden und hierbei ſich der Ballon entzünden kann. Vielleicht durch einen ähnlichen Unfall wurde der unglückliche Ausgang des zweiten Unternehmens herbeigeführt, das die franzöſiſchen Luftſchiffer zur Ueberfahrt über den Kanal machten. Man hatte ſich für dieſen zweiten Verſuch, in der Luft über das Meer zu gehen, einen wenigſtens eben ſo günſtigen Ausgang verſprochen, als bei dem erſten von Blanchard gewagten; denn der diesmalige Unternehmer war ein gründlich unterrichteter Phyſiker, die Jahreszeit war ſcheinbar die günſtigſte, und alle Vorkehrungen zu der Fahrt waren mit der ſorgfältigſten Ueberlegung getroffen. So wie Blanchard gethan hatte, nahm auch Rozier einen Gefährten und Zeugen mit ſich: den Parlamentsadvokaten Romain aus Boulogne. Blanchard war von England aus herüber nach Frankreich geflogen; der diesmalige Flug ſollte umgekehrt von der franzöſiſchen Küſte bei Calais hinüber nach der engliſchen bei Dover gehen. Der 14. Juni war zu der Auffahrt beſtimmt; des Morgens bald nach 7 Uhr ſtieg der Ballon mit den beiden Gelehrten majeſtätiſch empor; der Südoſtwind, in deſſen Strom ſie in einiger Höhe gerieten, ſchien das Fahrzeug in gerader Richtung ſeinem Ziele entgegenzuführen. Bald aber ſetzte ſich der Südoſt in entſchiedenen Oſtwind um, und dieſer Veränderung folgte eine noch viel ungünſtigere: eine Luftſtrömung aus Südweſt trieb den Ballon von dem Meere her wieder zurück nach der franzöſiſchen Küſte. Die beiden wackeren Männer ſollten wenigſtens ihr Grab nicht in den Fluten, ſondern im vaterländiſchen Boden finden. Die brennbare Luft des oberen Ballons mochte entzündet worden ſein, die ganze Vorrichtung ſtürzte aus großer Höhe mit unbeſchreiblicher Heftigkeit und Schnelle nieder; ihre Trümmer lagen anderthalb Stunden weit von Boulogne, nur wenige hundert Schritte vom Meere entfernt, am Boden zerſtreut; die Körper der beiden Luftſchiffer waren ſo zerſchmettert, daß man kaum noch die menſchliche Geſtalt an ihnen zu erkennen vermochte.

Es war dies der erſte Fall, in welchem die neuerfundene Kunſt der Luftſchiffahrt ein ſo abſchreckendes Unglück herbeigeführt hatte; denn, mit Ausnahme des franzöſiſchen Malers Bouche, der ſich bei Aranjuez, als ſein Ballon in Flammen geriet, doch noch durch einen Sprung gerettet hatte, waren damals (im Jahr 1785) ſchon 35 Luftfahrten, von 58 verſchiedenen Perſonen, ganz glücklich zurückgelegt worden. Unter dieſen war Madame Thible zu Lyon die erſte ihres Geſchlechtes, die das Wageſtück am 4. Juni 1784 beſtand. Zu den intereſſanteſten Luftfahrten gehörte namentlich die von Crosbie, welcher in Dublin emporſtieg, um über den Kanal zwiſchen Irland und England zu fliegen. Seine Gondel war zum Fahren in der Luft wie auf dem Waſſer gleich bequem gebaut, und dieſer Einrichtung verdankte er die Rettung ſeines Lebens. Denn der anfangs günſtige Weſtwind, der ihn geraden Weges nach England zu führen verſprach, ſetzte ſich in Nordoſtwind um; der kühne Mann fand ſich jetzt, 40 engliſche Meilen von der irländiſchen Küſte, in einer Höhe, von welcher ſich ihm zwar der Anblick von England wie von Irland zugleich darbot, wo aber der Genuß, welchen dieſe herrliche Ausſicht unter anderen Umſtänden hätte gewähren können, gar ſehr durch den Einfluß geſchwächt wurde, den die umgebende Luft auf ſeinen Körper hatte. Denn obgleich unten am Boden die heiße Juliſonne mit voller Kraft ſchien, war es dennoch in der Höhe, in der ſich der Luftſchiffer befand, ſo kalt, daß die Tinte des Schreibzeuges zu Eis wurde und das Queckſilber im Thermometer bis in die Kugel herabſank. Dennoch war dies noch bei weitem nicht die größte Beſchwerde jener Luftfahrt. Crosbie hatte einen Teil des Gaſes aus dem Ballon entlaſſen, um ſich in eine tiefere, mildere Region hinunter zu laſſen, da ergriff ihn ein Luftſtrom aus Norden, führte ſein immer tiefer ſinkendes Fahrzeug durch eine Wolke, darin ſich Blitze ſehen, Donnerſchläge vernehmen ließen, und trieb ihn dann herab auf das Meer, deſſen Wellen in die Gondel ſchlugen, während der noch immer oben ſchwebende Ballon, vom Winde getrieben, das Fahrzeug mit ſich gegen die engliſche Küſte hinüberriß, wo ein Schiff von Dunleary dem Luftſchiffer hilfreich begegnete und ihn ſamt ſeinem Ballon mit ſich in den ſicheren Hafen nahm.

Die größte ebene Geſchwindigkeit, die man an einem Luftfahrzeug beobachtete, war die von 17½ deutſchen Meilen in einer Stunde. Einen ſolchen Raum in der angegebenen Zeit hatte das Luftſchiff zurückgelegt, in welchem Garnerin in Geſellſchaft des Kapitän Sowdon im Jahr 1802 von London nach Colcheſter fuhr.

Die lotrechte Geſchwindigkeit, mit welcher die gut gebauten Ballons in die Höhe ſteigen, wurde in manchen Fällen zu 10, in einem ſogar zu 17 Meter in der Sekunde berechnet. Wenn bei der Auffahrt der Weg mitten durch Wolken hindurchführt, ſtellen ſich dieſe dem Auge des Luftſchiffers nicht, wie uns von der Tiefe aus, als feſt umgrenzte Maſſen, ſondern etwa als herabhängende, lappig zerriſſene Gewebe dar, die eben ſo ſchnell, als das Fahrzeug emporfährt, hinabzuſtürzen ſcheinen. Einer der höchſten, mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit durch den Stand des Barometers beſtimmten Punkte, bis zu welchem ein Luftſchiffer ſich emporhob, iſt der, welchen der berühmte franzöſiſche Naturkundige Gay Luſſac bei ſeiner Auffahrt am 16. September 1804 erreichte. Derſelbe betrug faſt 7000 Meter, übertraf mithin die Höhe des Chimboraſſogipfels, blieb jedoch noch immer unter der Höhe des höchſten gemeſſenen Berges der Erde: des Kindſchindjinga im Himalaya-Gebirge. Die Beobachtungen über die allmälige, einem gewiſſen Geſetze unterworfene Abnahme der Dichtigkeit der Luft und zugleich der Wärme ſind im ganzen dieſelben, welche man auch beim Beſteigen ſehr hoher Gebirge gemacht hat. In großen Höhen geraten wir in der dünnen, kalten Luft der Hochgebirgsgipfel bei jeder kleinen Bewegung in ſtarke Ausdünſtung und Schweiß. Die Luftſchiffer, wie Biot und Gay Luſſac, empfanden wenig von jener Beſchwerde, weil ſie, in ihrer Gondel ruhig hingelehnt, keine Bewegung zu machen hatten, außer etwa eine ganz geringe der Finger und Hände. Ein 1. Verſuch, die Luftſchiffahrt zum Dienſt des öffentlichen Weſens anzuwenden, wurde während der Kriege der franzöſiſchen Republik dadurch gemacht, daß man Luftſchiffe, in denen ſachverſtändige Beobachter ſaßen, in die Höhe ſteigen ließ, damit ſie die Stellung des feindlichen Heeres in Augenſchein nehmen möchten.

(Gotthilf Heinrich von Schubert, „Spiegel der Natur“.)

Seit dem Jahr 1852 wurden immer zahlreichere Verſuche mit ſpindelförmigen Luftballons in Verbindung mit einer treibenden Maſchine und einem Steuer zum Lenken gemacht. Gaſton Tiſſandier, geb. 1843, benützte zuerſt eine elektriſche Kraftmaſchine, und die franzöſiſchen Hauptleute Renard und Krebs ſuchten dem Luftſchiffe die Steuerbarkeit auch gegen den Wind zu geben, was aber bisher noch nicht vollſtändig erreicht iſt. Während der Belagerung von Paris durch die Deutſchen in den Jahren 1870 und 71 vermittelten auch Luftballons die Verbindung der Stadt mit der Außenwelt. Seither ſind in mehreren Heeren eigene Luftſchifferabteilungen für Kriegszwecke gebildet, welche ſich ebenſowohl gefeſſelter als freier Ballons bedienen.

Alexander v. Humboldt (1769-1859).

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr v. Humboldt war der zweite, in Berlin am 14. September 1769 geborene Sohn aus der Ehe des Majors und Kammerherrn Friedrich II., Alexander Georg Freiherrn von Humboldt, mit der verwitweten Frau Baronin von Hohwede, geb. von Colomb, welche ohne andere Nachkommen blieb. Der nachherige Staatsminiſter Wilhelm von Humboldt war der um zwei Jahre ältere Bruder. Beide Brüder wurden zuſammen erzogen, und mit unbegrenzter Liebe und Verehrung ſchloß ſich beſonders der jüngere dem älteren an.

Der durch ſeine anregenden Kinderſchriften berühmte Campe leitete nach Wahl des Vaters die erſte Bildung der Knaben nur bis zum 7. Jahre Alexanders.

Im Jahre 1799 verloren die Brüder den Vater, welcher Erbherr von Hathersleben und Ringenwalde in der Neumark und vom Schlößchen Tegel bei Berlin war. Der Major von Humboldt und ſeine Gemahlin pflegten in dem von anmutigen Parkanlagen umgebenen Tegel höhere Staatsdiener und Gelehrte aus dem nahen Berlin oft gaſtlich aufzunehmen, und Goethe ſah daſelbſt 1778 in ſeinem 29. Jahre die Knaben in ihrem 11. und 9. Jahre. Selbſt königliche Prinzen und Könige ſind in Tegel öfter, damals wie ſpäter empfangen worden. So wurden die Knaben mit den höchſten, ſowohl äußeren als geiſtigen Umgangsverhältniſſen ſehr früh vertraut. Die verwitwete Frau Majorin von Humboldt erzog die Knaben noch mehrere Jahre in Tegel, wo der damalige Phyſikus in Spandau, ſpätere Geheimrat Dr. Ernſt Ludwig Heim, ein viel Vertrauen beſitzender freiſinniger Arzt und guter Botaniker, beſonders ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber der Mooſe, als Hausarzt verkehrte und den Knaben dabei, offenbar ohne alle Schulfuchſerei, die Kenntnis der Elemente der Botanik und das Lernen und Einprägen der Pflanzennamen auf kleinen Ausflügen bei Tegel in Begleitung ihres Erziehers Kunth zur Erholung und Freude machte. Zur Erweiterung des Lernkreiſes wurden beide Knaben 1784 mit ihrem Erzieher nach Berlin verſetzt, wo Willdenow's jugendlicher Eifer großen Einfluß auf Alexander, und deſſen Richtung auf Botanik eine breite und ſichere Grundlage gewann.

Vom 16. Jahre Alexanders an, 1785, erhielten beide Brüder, zwei Jahre lang privatim mannigfachen Einleitungsunterricht in das Univerſitätsſtudium, beſonders auch in den alten Sprachen von hervorragenden Perſönlichkeiten der Hauptſtadt. Im 18. Jahre Alexanders bezogen beide Brüder mit ihrem Erzieher die Univerſität Frankfurt a. d. Oder, wo Rechtslehre und Cameral-Wiſſenſchaften, dem künftigen Berufe des Staatsdienſtes gemäß, zwei Jahre lang ihre Zeit in Anſpruch nahmen. Im 20. Jahre Alexanders (1789) wurde die Univerſität Frankfurt mit der Univerſität Göttingen vertauſcht. Hier traten die von dem phyſiologiſchen, lebendig anregenden Naturforſcher Blumenbach hauptſächlich für Zoologie und Phyſiologie und dem geiſtvollen Philologen Profeſſor Heyne vertretenen naturwiſſenſchaftlichen und philologiſchen Studien wieder in den Vordergrund, und der damals längere Zeit in Göttingen verweilende Georg Forſter, welcher Cook's geiſtvoller Begleiter auf der zweiten Weltumſegelung geweſen und mit der Tochter des Profeſſor Heyne verheiratet war, mag Alexanders Phantaſie mit weltbürgerlichen und geographiſch weitgreifenden fruchtbaren Ideen lebhaft erregt haben. Mit dem 20. Jahre Alexanders, dem 22. Wilhelm von Humboldt's, wurden die Univerſitätsſtudien beider beſchloſſen. Alexander von Humboldt war in ſeinen Knaben- und Jünglingsjahren oft kränklich. Der ſtete Anſchluß ſeiner Ausbildung an die ſeines um zwei Jahre älteren und reiferen Bruders hatte bei ſeiner frühen Ehrliebe eine Ueberreizung zur Folge gehabt. Der jüngere, unreifere Geiſt hatte ſogar anfangs weniger empfänglich geſchienen; allein die ſchärfer Blickenden hatten, wie aus einem vorhandenen direkten Zeugnis Georg Forſter's hervorgeht, die Ueberanſtrengung der jüngeren Kraft und ihren ſchwächenden Einfluß auf den Körper nicht verkannt. Die große Verehrung, welche Alexander gegen den älteren, reiferen, aber liebevollen, milden, ihm als unerreichbar vorſchwebenden Bruder ſtets behielt, hatte hierin offenbar mit ihren Grund. Ein bitteres Gefühl des Nichtverſtandenſeins war aus jener Zeit an die Erinnerung von Tegel bei Alexander zurückgeblieben. Eine ſchwere Gemütslaſt lag auf den ſonſt friſchen Jünglingen durch körperliche Krankheit der Mutter, welche den Verkehr mit derſelben ſehr beſchränkt zu haben ſcheint und mit qualvollen langdauernden Zuſtänden erſt 1796 ein erſehntes Ende der hoffnungsloſen Leiden brachte.

Nachdem im 20. und 21. Lebensjahre Alexander von Humboldt in nähere Bekanntſchaft und ſchriftliche Verbindung mit Georg Forſter getreten war, iſt eine beſtimmtere Richtung in ſeinen Beſtrebungen unverkennbar entwickelt worden. Einerſeits drängten die Verhältniſſe und wahrſcheinlich beſtimmte Ratgeber zur Entſcheidung für den Staatsdienſt im Bergbaufache, andererſeits lag in ihm ein Drängen, das rätſelhafte Natur-Ganze, ſo weit es möglich ſei, ſich vertraut zu machen und zu überblicken. Dieſer Kampf währte ſchwankend bis zum Tode der Mutter im Jahre 1795, ſeinem 26. Lebensjahre, wo ihm, wie dem Bruder, die Verfügung über das große elterliche Vermögen zufiel. Einflußreichen, der Familie befreundeten Männern im Staate war es längſt erwünſcht, beide thatkräftigen und intelligenten Brüder, deren glänzend entwickelter Geiſt geeignet erſchien, höhere und allgemeinere Geſichtspunkte im Staatsorganismus zu erfaſſen, für den Staatsdienſt zu gewinnen, und ſo iſt es erklärlich, daß Wilhelm von Humboldt ſchon 1790, 23 Jahre alt, zum Legationsrat ernannt und als Aſſeſſor am Kammergericht in Berlin in ihm zuſagende praktiſche Thätigkeit gezogen wurde und Alexander von Humboldt mit baldiger Ausſicht zu einflußreicher Wirkſamkeit im Bergweſen des Vaterlandes, welches zur praktiſchen genaueſten Kenntnis der Geologie führte, gewonnen wurde. Alexander von Humboldt ſchrieb damals, 1790, 21 Jahre alt, auf einer mit Georg Forſter unternommenen Reiſe nach dem Rhein und England eine im gleichen Jahre veröffentlichte Arbeit über die Baſalte am Rhein, beſonders den Baſalt von Unkel, die eine gelehrte Arbeit war, von der er in einem Briefe 1792 ſagt, daß ſie während ſeiner Abweſenheit in England mit vielen Druckfehlern erſchienen ſei; er würde, da er mineralogiſch noch nicht hinreichend unterrichtet geweſen, nicht gewagt haben, ſie drucken zu laſſen, wenn ihn nicht beſondere Verhältniſſe dazu bewogen hätten, und bittet um Nachſicht beſonders für den letzten, den Baſalt am Rhein betreffenden Abſchnitt. Dieſe kleine Schrift iſt weit über den Baſalt am Rhein hinaus bedeutend und Zeuge eines anſehnlichen litterariſchen, philologiſch kritiſchen Studiums ägyptiſcher Altertümer, beſonders der Baumaterialien des Labyrinthes und der Pyramiden.

Um ſich weiter für das praktiſche Bergweſen auszubilden, entſchloß ſich Alexander von Humboldt, erſt noch mit dem Buchhalten, mit den verſchiedenen neueren Verkehrsſprachen, ſowie mit den Geld- und Comptoir-Verhältniſſen ſich bekannt zu machen und dann in Freiberg das bergmänniſche Fach praktiſch zu erlernen. So ging Humboldt 1791 nach Freiberg. Er fuhr voll Pläne und Hoffnungen zuerſt in die Grube „Churprinz" in das Innere der Erde ein.

Der Eindruck, welchen dieſe erſte, unter Leitung eines ſchon geübten Bergakademikers — Freiesleben — eines offenen, freundlichen und eifrig belehrenden jungen Mannes, ausgeführte Befahrung der Grube auf Alexander von Humboldt machte, iſt, wie ſeine ſpäteren Briefe immer und immer wiederholen, ein überwältigender geweſen. Er erfüllte ihn mit Begeiſterung für ſeinen Beruf und knüpfte ein ſeltenes unvergängliches Freundſchaftsband zwiſchen beiden altersgleichen Jünglingen. Daß es aber nicht bloß die Gebirgsverhälniſſe oder das Romantiſche des Neuen war, was ihn ergriff, zeigte ſich bald an ſeiner ſchon im folgenden Jahre 1792 erſchienenen Schrift über die in den lichtloſen Bergwerken von Freiberg lebenden Schimmel und Pilze. Im nächſtfolgenden Jahre 1793 folgte die Herausgabe einer vollſtändigen kryptogamiſchen allgemeinen Flora aller Flechten und Pilze von Freiberg. Wie ſehr aber die phyſiologiſche und kosmologiſche Richtung in ihm überwog, das zeigte ſich in den als Anhang zu dieſer Flora beigefügten phyſiologiſchen, phyſikaliſchen und chemiſchen Aphorismen, beides in lateiniſcher Sprache. Weder Botanik war es noch Mineralogie, weder Phyſik noch Chemie, noch Bergbau, was ihn fruchtbringend zuerſt beſchäftigt hatte; es waren die Bedingungen des organiſchen Lebens ſelbſt in Bergwerken, die Erwägung, daß nur 18 von den 37 damals bekannten Erd-Elementen das Organiſche bedingen, 19 aber ohne Einfluß darauf ſind. Gleichzeitig veröffentlichte er die von ihm beobachteten Geſetze der Pflanzen-Reizung, das raſche Keimen der Samen unter verdünnter oxydierter Salzſäure, der Bewegung der Staubfäden an Parnassia palustris, des Erſcheinens grüner Pflanzenfarben auch in lichtloſen Orten, Gegenſtände, welche er ſpäter noch viel weiter entwickelt hat.

Es war beſonders der Miniſter von Heinitz, welcher ſeinen Studiengang und ſeine raſch wachſende Entwickelung im Auge behielt. So wurde er im Mai 1792 im 23. Lebensjahre ſchon zum Aſſeſſor beim Bergwerks-Departement in Berlin befördert und ſchon am 26. Auguſt ward er eines vortrefflichen Berichtes halber zum königlichen Oberbergmeiſter in den beiden fränkiſchen Fürſtentümern wirklich ernannt. Erſt im folgenden Jahre, im Mai 1793, trat er in Bayreuth in das Amt ein, wo er vier Jahre lang, bis 1797, eine große bergmänniſche Thätigkeit entwickelte. Ein Aufenthalt in Wien war wichtig für ihn. Er ſagt ſelbſt in der Vorrede zu dem ſpäteren Werke über die gereizte Muskel- und Nervenfaſer, daß er 1792 in Wien mit der Entdeckung Galvani's, des Anatomen in Bologna, bekannt geworden und ſich ſeitdem immer mehr mit ihr beſchäftigt habe.

Aber auch zu diplomatiſchen Verhandlungen fand ihn der Miniſter von Hardenberg, deſſen ganzes Vertrauen er gewonnen, ſo geeignet, daß er ihn im April 1794 bei ſeinen Verhandlungen mit dem engliſchen Geſandten Lord Malmesbury und dem Feldmarſchall von Möllendorff als Mittelsperſon benutzte.

Die Briefe an ſeinen Freund Freiesleben ſchildern ſeine angeſtrengte bergmänniſche Thätigkeit in der nächſtfolgenden Zeit; daß er aber noch viel mehr und vielſeitiger arbeitete, davon geben verſchiedene Veröffentlichungen Zeugnis ab. In den Horen von Schiller erſchien 1795 die liebliche, gelehrte und äſthetiſch ſchöne Novelle, welche überſchrieben iſt: „Die Lebenskraft oder der Rhodiſche Genius".

Am 1. Mai 1795 erhielt er ſchon wieder eine Beförderung. Das ehrenvolle Kabinettsſchreiben an den Geheimen Staatsminiſter Freiherrn von Hardenberg lautete: „Ferner will ich Eurem Vorſchlage gemäß den bisherigen Oberbergmeiſter von Humboldt zum wirklichen Oberbergrat ernennen, und zwar mit Beibehaltung ſeines jetzigen Gehaltes, und Ihr könnt denſelben bei Eurem Departement in Bergwerks-, Manufaktur- und Commerceſachen vortragen laſſen, und zu Kommiſſionen gebrauchen, dagegen aber ihm zugleich zu ſeinen vorhabenden auswärtigen Reiſen den Urlaub nach Umſtänden erteilen. Ich hoffe, daß der von Humboldt auf dieſe Weiſe ferner ſehr nützlich ſein werde, da ich weiß, daß er äußerſt fleißig iſt und ſich appliziert."

Mit ſolchem Urlaub trat Humboldt 1795 zuerſt eine weitere Reiſe nach Italien an. Er war begleitet von einem ihm ſehr befreundeten Offizier, Reinhardt von Haften, den er nicht anſtrengen, nur mit Italien bis Venedig bekannt machen wollte, während er ſich geologiſch orientierte. Im November kehrten ſie zurück.

Zurückgekehrt nach Bayreuth, widmete er ſich zwar den amtlichen Geſchäften, wo es nötig war, beſchäftigte ſich aber viel mit den wunderbaren galvaniſchen Reizverſuchen und mit Eudiometrie, dem Meſſen des Sauerſtoffgehaltes der Luft, dabei mit der Verbeſſerung der bergmänniſchen Lampen und mit dem Schutze der Bergleute gegen die böſen Wetter oder tötlichen Gasarten. Mitten aus dieſen Beſchäftigungen zog ihn die Nachricht der immer ſchwereren Erkrankung der Mutter im Juni nach Tegel, von wo er ſchon im Juli wieder durch eine diplomatiſche Sendung an den General Moreau abberufen wurde. Es gelang ihm, vom franzöſiſchen General nach der Schlacht von Cannſtatt die Anerkennung der Neutralität der preußiſchen Provinzen in Franken und der der Fürſten von Hohenlohe in Oettingen zu erhalten. Dabei wurde er durch den General Deſaix von Napoleons Plänen zu einer Unternehmung nach Aegypten unterrichtet, deren Ausführung, ſehr im geheimen vorbereitet, erſt ſpäter zuſtande kam. Abermals nach Bayreuth zurückgekehrt, erfuhr er daſelbſt, lange mit dem Gedanken vertraut, den Tod der hoffnungslos leidenden Mutter.

Nach Ordnung der Familien-Angelegenheiten geſtalteten ſich die Pläne für ſein künftiges Wirken, ſeine Reiſen in ferne Weltgegenden immer genauer, die Form öfter wechſelnd, den Grundgedanken feſthaltend. Er verkaufte ſein Erbe, das Rittergut Ringenwalde, an den Dichter Kleiſt und ſchied aus dem Staatsdienſt. Vom Aſtronomen von Zach in Gotha ließ er ſich in praktiſcher Aſtronomie unterrichten, um genaue geographiſche Ortsbeſtimmungen zu machen. In Jena, wo ſich ſein Bruder, der kürzlich verheiratet war, aufhielt, ließ er ſich von Loder eine Privat-Vorleſung über Anatomie halten und beſchäftigte ſich zwei Monate lang eifrigſt den ganzen Tag über auf dem anatomiſchen Hörſaale, wobei er ſeine ruhmvolle, an wichtigen Verſuchen reiche Schrift über die gereizte Muskel- und Nervenfaſer vollendete, welche 1797 in Berlin und Poſen in zwei Bänden gedruckt erſchien.

Reiſepläne nach Aegypten, Indien, einer Weltumſegelung, mußten der Ungunſt der europäiſchen Verhältniſſe wegen aufgegeben werden, dagegen gelang es Humboldt, dem ſich der franzöſiſche Gelehrte Aimé Bonpland angeſchloſſen hatte, bei einem Aufenthalte in Madrid die Erlaubnis zur Bereiſung des ſpaniſchen Amerika zu erhalten. Alle ſpaniſchen Länder Amerikas und der Inſeln wurden ihm geöffnet, Schutz der Behörden wurde ihm zugeſichert und allen ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen durch beſonderen Befehl volle Freiheit gegeben. So wurden Afrika und Indien aufgegeben und Amerika trat an die Stelle.

Die Reiſe begann Humboldt auf der Korvette Pizarro am 4. Juni 1799 im 30. Lebensjahre. Er beſuchte Teneriffa, landete zu Cumana in Venezuela, ging über Neu-Valencia nach Fernando de Apure, auf einem Kahne im Orinoko bis zum Rio Negro, deſſen Verbindung mit dem Amazonenſtrome feſtgeſtellt wurde und ſchiffte dann nach Kuba. Von dort kehrte er auf das ſüdamerikaniſche Feſtland zurück, durchquerte dasſelbe bis Lima und kam mit ſeinen Reiſegefährten am 3. Auguſt 1804 wieder in Europa (Bordeaux) an. Vom Jahre 1809—27 arbeitete der große Naturforſcher in Paris an der Herausgabe der Werke, in denen er die Ergebniſſe der Reiſen und Beobachtungen veröffentlichte, worauf er, einem Wunſche des Königs Friedrich Wilhelm entſprechend, ſich in Berlin niederließ. Das Jahr 1827 traf den Unermüdlichen auf einer Reiſe im ruſſiſchen Reiche, die er über Aufforderung des Kaiſers Nikolaus in Gemeinſchaft mit dem Chemiker Guſtav Roſe (1798—1873) und dem Zoologen C. G. Ehrenberg unternahm. Seinen 60. Geburtstag feierte Humboldt auf dem Uralgebirge. Nach der Rückkehr verwendete ſein König den ſchon früher zum Wirklichen Geheimen Rat Erhobenen mehrfach zu diplomatiſchen Sendungen. Im Jahre 1845 erſchien der erſte Band des Kosmos, den Humboldt ſelbſt als das Hauptwerk ſeines Lebens bezeichnete.

Nur kleine Mahnungen der ſinkenden Körperkraft machten Humboldt aufmerkſam auf eintretende Veränderungen ſeines Geſundheitszuſtandes, ſo daß ärztlicher Rat nötig erſchien, und am 6. Mai 1859 endete er in zunehmender Schwäche ſchmerzlos ſein dem Wiſſensdrange gewidmetes Leben.

(C. G. Ehrenberg, „Gedächtnisrede auf Alexander von Humboldt".)

Anſichten der Natur.

Von Alexander Humboldt (1769—1859).

Vorrede zur 1. Ausgabe. Schüchtern übergebe ich dem Publikum eine Reihe von Arbeiten, die im Angeſicht großer Naturgegenſtände, auf dem Ocean, in den Wäldern des Orinoco, in den Steppen von Venezuela, in der Einöde peruaniſcher und mexikaniſcher Gebirge, entſtanden ſind. Einzelne Fragmente wurden an Ort und Stelle niedergeſchrieben und nachmals nur in ein Ganzes zuſammengeſchmolzen. Ueberblick der Natur im großen, Beweis von dem Zuſammenwirken der Kräfte, Erneuerung des Genuſſes, welchen die unmittelbare Anſicht der Tropenländer dem fühlenden Menſchen gewährt: ſind die Zwecke, nach denen ich ſtrebe. Jeder Aufſatz ſollte ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes ausmachen, in allen ſollte eine und dieſelbe Tendenz ſich gleichmäßig ausſprechen. Dieſe äſthetiſche Behandlung naturhiſtoriſcher Gegenſtände hat, trotz der herrlichen Kraft und der Biegſamkeit unſerer vaterländiſchen Sprache, große Schwierigkeiten der Kompoſition. Reichtum der Natur veranlaßt Anhäufung einzelner Bilder, und Anhäufung ſtört die Ruhe und den Totaleindruck des Gemäldes. Das Gefühl und die Phantaſie anſprechend, artet der Stil leicht in eine dichteriſche Proſa aus. Dieſe Ideen bedürfen hier keiner Entwickelung, da die nachſtehenden Blätter mannigfaltige Beiſpiele ſolcher Verirrungen, ſolchen Mangels an Haltung darbieten.

Mögen meine Anſichten der Natur, trotz dieſer Fehler, welche ich ſelbſt leichter rügen als verbeſſern kann, dem Leſer noch einen Teil des Genuſſes gewähren, welchen ein empfänglicher Sinn in der unmittelbaren Anſchauung findet. Da dieſer Genuß mit der Einſicht in den inneren Zuſammenhang der Naturkräfte vermehrt wird, ſo ſind jedem Aufſatze wiſſenſchaftliche Erläuterungen und Zuſätze beigefügt.

Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewieſen, welchen die phyſiſche Natur auf die moraliſche Stimmung der Menſchheit und auf ihre Schickſale ausübt. Bedrängten Gemütern ſind dieſe Blätter vorzugsweiſe gewidmet. „Wer ſich herausgerettet aus der ſtürmiſchen Lebenswelle", folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabſehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andeskette. Zu ihm ſpricht der weltrichtende Chor:

> Auf den Bergen iſt Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
> Die Welt iſt vollkommen überall,
> Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Vorrede zur 2. und 3. Auflage. Die zweifache Richtung dieſer Schrift (ein ſorgſames Beſtreben, durch lebendige Darſtellungen den Naturgenuß zu erhöhen, zugleich aber nach dem dermaligen Stande der Wiſſenſchaft die Einſicht in das harmoniſche Zuſammenwirken der Kräfte zu vermehren) iſt in der Vorrede zur 1. Ausgabe, faſt vor einem halben Jahrhundert, bezeichnet worden. Es ſind damals ſchon die mannigfaltigen Hinderniſſe angegeben, welche der äſthetiſchen Behandlung großer Naturſzenen entgegenſtehen. Die Verbindung eines litterariſchen und eines rein ſzientifiſchen Zweckes, der Wunſch, gleichzeitig die Phantaſie zu beſchäftigen und durch Vermehrung des Wiſſens das Leben mit Ideen zu bereichern: machen die Anordnung der einzelnen Teile und das, was als Einheit der Kompoſition gefordert wird, ſchwer zu erreichen. Trotz dieſer ungünſtigen Verhältniſſe hat das Publikum der unvollkommenen Ausführung meines Unternehmens dauernd ein nachſichtsvolles Wohlwollen geſchenkt.

Die zweite Ausgabe der Anſichten der Natur habe ich in Paris im Jahre 1826 beſorgt. Zwei Aufſätze: ein „Verſuch über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in den verſchiedenen Erdſtrichen", und die „Lebenskraft oder der rhodiſche Genius", wurden damals zuerſt beigefügt. Schiller, in jugendlicher Erinnerung an ſeine mediziniſchen Studien, unterhielt ſich während meines langen Aufenthalts in Jena gern mit mir über phyſiologiſche Gegenſtände. Meine Arbeit über die Stimmung der gereizten Muskel- und Nervenfaſer durch Berührung mit chemiſch verſchiedenen Stoffen gab oft unſeren Geſprächen eine ernſte Richtung. Es entſtand in jener Zeit der kleine Aufſatz von der Lebenskraft. Die Vorliebe, welche Schiller für den „rhodiſchen Genius" hatte, den er in ſeine Zeitſchrift der Horen aufnahm, gab mir den Mut, ihn wieder abdrucken zu laſſen. Mein Bruder berührt in einem Briefe mit Zartheit denſelben Gegenſtand, ſetzt aber treffend hinzu: „Die Entwickelung einer phyſiologiſchen Idee iſt der Zweck des ganzen Aufſatzes. Man liebte in der Zeit, in welcher derſelbe geſchrieben iſt, mehr, als man jetzt thun würde, ſolche halbdichteriſche Einkleidungen ernſthafter Wahrheiten."

Es iſt mir noch im achtzigſten Jahre die Freude geworden, eine 3. Ausgabe meiner Schrift zu vollenden und dieſelbe nach den Bedürfniſſen der Zeit ganz umzuſchmelzen. Faſt alle wiſſenſchaftlichen Erläuterungen ſind ergänzt oder durch neue, inhaltreichere erſetzt worden. Ich habe gehofft, den Trieb zum Studium der Natur dadurch zu beleben, daß in dem kleinſten Raume die mannigfaltigſten Reſultate gründlicher Beobachtung zuſammengedrängt, die Wichtigkeit genauer numeriſcher Angaben und ihrer ſinnigen Vergleichung unter einander erkannt und dem dogmatiſchen Halbwiſſen wie der vornehmen Zweifelſucht geſteuert werde, welche in den ſogenannten höheren Kreiſen des geſelligen Lebens einen langen Beſitz haben.

Die Expedition, die ich in Gemeinſchaft mit Ehrenberg und Guſtav Roſe auf Befehl des Kaiſers von Rußland im Jahre 1829 in das nördliche Aſien (in den Ural, den Altai und an die Ufer des Kaſpiſchen Meeres) gemacht, fällt zwiſchen die Epochen der 2. und 3. Ausgabe meines Buches. Sie hat weſentlich zur Erweiterung meiner Anſichten beigetragen in allem, was die Geſtaltung der Bodenfläche, die Richtung der Gebirgsketten, den Zuſammenhang der Steppen und Wüſten, die geographiſche Verbreitung der Pflanzen nach gemeſſenen Temperatur-Einflüſſen betrifft. Die Unkenntnis, in welcher man ſo lange über die zwei großen ſchneebedeckten Gebirgszüge zwiſchen dem Altai und Himalaya, über den Thian-ſchan und den Kuenlin, geweſen iſt, hat bei der ungerechten Vernachläſſigung chineſiſcher Quellen die Geographie von Inner-Aſien verdunkelt und Phantaſien als Reſultate der Beobachtung in vielgeleſenen Schriften verbreitet. Seit wenigen Monaten ſind faſt unerwartet der hypſometriſchen Vergleichung der kulminierenden Gipfel beider Kontinente ſwichtige und berichtigende Erweiterungen zugekommen, deren Kunde zuerſt in der nachfolgenden Schrift hat gegeben werden können. Die von früheren Irrtümern befreiten Höhenbeſtimmungen zweier Berge in der öſtlichen Andeskette von Bolivia, des Sorata und Illimani, haben dem Chimborazo ſeinen alten Rang unter den Schneebergen des Neuen Kontinents mit Gewißheit noch nicht ganz wieder erteilt, während im Himalaya die neue trigonometriſche Meſſung des Kinchinjinga (8130 Meter) dieſem Gipfel den nächſten Platz nach dem, nun ebenfalls trigonometriſch genauer gemeſſenen Dhawalagiri einräumt

Um die numeriſche Gleichförmigkeit mit den zwei vorigen Ausgaben der Anſichten der Natur zu bewahren, ſind die Temperatur-Angaben in dieſem Werke, wenn nicht das Gegenteil beſtimmt ausgeſprochen iſt, in Graden des 80-teiligen Reaumur'ſchen Thermometers ausgedrückt. Das Fußmaß iſt das altfranzöſiſche, in welchem die Toiſe 6 Pariſer Fuß (2 Meter) zählt. Die Meilen ſind geographiſche, deren 15 auf einen Aequatorial-Grad gehen. Die Längen ſind vom erſten Meridian der Pariſer Sternwarte gerechnet.

Berlin, im März 1849.

[**Küſtenkette und Bergthäler von Caracas.**] — Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unſeres Planeten, bei Bildung des antilliſchen Meerbuſens, dem Einbruch der Waſſer getrotzt hat, beginnt eine weite, unabſehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inſelreichen See Tacarigua, in dem die nahen Piſang-Stämme ſich ſpiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitiſchen Zuckerſchilfes prangen, oder den ernſten Schatten der Cacao-Gebüſche zurückläßt, ſo ruht der Blick im Süden auf Steppen, die ſcheinbar anſteigend, in ſchwindender Ferne, den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organiſchen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumloſen, pflanzenarmen Wüſte. Kein Hügel, keine Klippe erhebt ſich inſelförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flözſchichten von 200 Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Teile. Bänke nennen die Eingebornen dieſe Erſcheinung, gleichſam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zuſtand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuſchung dieſe Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raſchen Aufſteigen und Niederſinken die leitenden Geſtirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn ſie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünſte, glaubt man den küſtenloſen Ocean vor ſich zu ſehen. Wie dieſer, erfüllt die Steppe das Gemüt mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dies Gefühl, wie den ſinnlichen Eindrücken des Raumes ſich entwindend, mit geiſtigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich iſt der Anblick des klaren Meeresſpiegels, in welchem die leichtbewegliche, ſanft aufſchäumende Welle ſich kräuſelt; tot und ſtarr liegt die Steppe hingeſtreckt, wie die nackte Felsrinde[1] eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur die Erſcheinung dieſer großen Ebenen dar; in jeder haben ſie einen eigentümlichen Charakter, eine Phyſiognomie, welche durch die Verſchiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres beſtimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, welche, von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland ſich bis an den Ausfluß der Schelde erſtrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglichter Oberfläche, wenn man ſie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Miſſouri und Kupferfluſſe vergleicht, in denen der zottige Biſon und der kleine Moſchusſtier einherſchwärmen.

Einen größeren und ernſteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des Stillen Oceans hat man ſie erſt in neueren Zeiten zu durchforſchen verſucht; ſie ſind Teile eines Sandmeeres, welches gegen Oſten fruchtbare Erdſtriche von einander trennt oder inſelförmig einſchließt, wie die Wüſte am Baſaltgebirge Harudſch, wo in der dattelreichen Oaſis von Siwah die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menſchenbildung bezeichnen. Kein Tau, kein Regen benetzt dieſe öden Flächen und entwickelt im glühenden Schoß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftſäulen ſteigen überall aufwärts, löſen die Dünſte und verſcheuchen das vorübereilende Gewölk.

Wo die Wüſte ſich dem Atlantiſchen Ocean nähert, wie zwiſchen Wadi Nun und dem Weißen Vorgebirge, da ſtrömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene ſenkrechten Winde erregt wird. Selbſt wenn der Schiffer durch ein Meer, das wieſenartig mit Seetang bedeckt iſt, nach der Mündung des Gambia ſteuert, ahnet er, wo ihn plötzlich der tropiſche Oſtwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten wärmeſtrahlenden Sandes.

Herden von Gazellen und ſchnellfüßige Strauße durchirren den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeer unentdeckten Gruppen quellenreicher Inſeln, an deren grünen Ufern die nomadiſchen Tibbos und Tuaryks[2] ſchwärmen, ſo iſt der übrige Teil der oſtafrikaniſchen Wüſte als dem Menſchen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angrenzenden gebildeten Völker ſie nur periodiſch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr ſeit Jahrtauſenden unwandelbar beſtimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Tombuktu, oder von Murzuk bis Bornu; kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Exiſtenz des Kameels beruht, des Schiffs der Wüſte,[3] wie es die alten Sagen der Oſtwelt nennen.

Dieſe afrikaniſchen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres faſt drei Mal übertrifft. Sie liegen zum Teil unter den Wendekreiſen ſelbſt, zum Teil denſelben nahe; und dieſe Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen iſt in der öſtlichen Hälfte der alten Welt daſſelbe geognoſtiſche Phänomen mehr der gemäßigten Zone eigentümlich.

Auf dem Bergrücken von Mittel-Aſien, zwiſchen dem Goldberge oder Altai und dem Kuen-lün, von der chineſiſchen Mauer an bis jenſeits des Himmelsgebirges und gegen den Aral-See hin, in einer Länge von mehreren tauſend Meilen, breiten ſich, wenn auch nicht die höchſten, doch die größten Steppen der Welt aus. Einen Teil derſelben, die Kalmücken- und Kirghiſen-Steppen zwiſchen dem Don, der Wolga, dem Kaſpiſchen Meere und dem chineſiſchen Dſaiſang-See, alſo in einer Erſtreckung von faſt 700 geographiſchen Meilen, habe ich ſelbſt zu ſehen Gelegenheit gehabt, volle 30 Jahre nach meiner ſüdamerikaniſchen Reiſe. Die Vegetation der aſiatiſchen, bisweilen hügeligen und durch Fichtenwälder unterbrochenen Steppen iſt gruppenweiſe viel mannigfaltiger als die der Llanos und Pampas von Caracas und Buenos Ayres. Der ſchönere Teil der Ebenen, von aſiatiſchen Hirtenvölkern bewohnt, iſt mit niedrigen Sträuchern üppig weißblühender Roſaceen, mit Kaiſerkronen (Fritillarien), Tulpen und Frauenſchuharten geſchmückt. Wie die heiße Zone ſich im ganzen dadurch auszeichnet, daß alle Pflanzen baumartig zu werden ſtreben, ſo kennzeichnen einige Steppen der aſiatiſchen gemäßigten Zone die wunderſame Höhe, zu der ſich blühende Kräuter erheben: Sauſſureen und andere Synanthereen, Schotengewächſe, beſonders ein Heer von Aſtragalus-Arten. Wenn man in den niedrigen tatariſchen Fuhrwerken ſich durch wegloſe Teile dieſer Krautſteppen bewegt, kann man nur aufrechtſtehend ſich zurechtfinden, und ſieht die waldartig dichtgedrängten Pflanzen ſich vor den Rädern niederbeugen. Einige dieſer aſiatiſchen Steppen ſind Grasebenen; andere mit ſaftigen, immergrünen, gegliederten Kali-Pflanzen bedeckt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufſprießendem Salze, das ungleich, wie friſchgefallener Schnee, den lettigen Boden verhüllt.

Dieſe mongoliſchen und tatariſchen Steppen, durch mannigfaltige Gebirgszüge unterbrochen, ſcheiden die uralte, lange gebildete Menſchheit in Tübet und Hindoſtan von den rohen, nord-aſiatiſchen Völkern. Auch iſt ihr Daſein von mannigfaltigem Einfluß auf die wechſelnden Schickſale des Menſchengeſchlechts geweſen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zuſammengedrängt; mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nationen geſtört, und im Norden Aſiens unwandelbare Grenzen geſetzt der Verbreitung milderer Sitten und des ſchaffenden Kunſtſinns.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geſchichte die Ebene von Inner-Aſien betrachten. Unheil und Verwüſtung hat ſie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieſer Steppe, die Mongolen, Geten, Alanen und Uſün, haben die Welt erſchüttert. Wenn in dem Lauf der Jahrhunderte frühe Geiſteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Oſten nach Weſten gewandert iſt, ſo haben ſpäterhin, in derſelben Richtung, Barbarei und ſittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenſtamm (tukiuiſcher, d. i. türkiſcher Abkunft), die Hiongnu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chineſiſchen Macht lange furchtbar, ward ein Teil des Stammes ſüdlich nach Inner-Aſien zurückgedrängt. Dieſer Stoß der Völker pflanzte ſich unaufhaltſam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chaſaren und mannigfaltige Gemiſche aſiatiſcher Menſchenraſſen hervor. Hunniſche Kriegsheere erſchienen erſt an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Marne und den Ufern des Po, die ſchön bepflanzten Fluren verheerend, wo ſeit Antenors Zeiten die bildende Menſchheit Denkmal auf Denkmal gehäuſt. So wehte aus den mongoliſchen Wüſten ein verpeſteter Windeshauch, der auf cisalpiniſchem Boden die zarte, langgepflegte Blüte der Kunſt erſtickte.

Von den Salzſteppen Aſiens, von den europäiſchen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, rötlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüſten Afrika's kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück, deren Gemälde ich bereits angefangen habe mit rohen Zügen zu entwerfen.

Das Intereſſe, welches ein ſolches Gemälde dem Beobachter gewähren kann, iſt aber ein reines Naturintereſſe. Keine Oaſe erinnert hier an frühere Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geſchlechter. Wie den Schickſalen der Menſchheit fremd, allein an die Gegenwart feſſelnd, liegt dieſer Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Tier- und Pflanzenlebens.

Von der Küſtenkette von Caracas erſtreckt ſich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana; von den Schneebergen von Merida, an deren Abhang der Natrum-See Urao ein Gegenſtand des religiöſen Aberglaubens der Eingebornen iſt, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an ſeiner Mündung bildet. Südweſtlich zieht ſie ſich, gleich einem Meeresarme, jenſeits der Ufer des Meta und des Vichada, bis zu den unbeſuchten Quellen des Guaviare, und bis zu dem einſamen Gebirgsſtock hin, welchen ſpaniſche Kriegsvölker, im Spiel ihrer regſamen Phantaſie, den Paramo de la Suma Paz, gleichſam den ſchönen Sitz des ewigen Friedens nannten.

Dieſe Steppe nimmt einen Raum von 16.000 Quadratmeilen ein. Aus geographiſcher Unkunde hat man ſie oft in gleicher Breite als ununterbrochen bis an die Magellaniſche Meerenge fortlaufend geſchildert, nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenfluſſes, welche gegen Norden und Süden von den Grasſteppen des Apure und des La Plata-Stromes begrenzt wird. Die Andeskette von Cochabamba und die braſilianiſche Berggruppe ſenden, zwiſchen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella, einzelne Bergjoche ſich entgegen. Eine ſchmale Ebene vereinigt das Waldgebiet des Amazonenfluſſes mit den Pampas von Buenos Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung iſt ſo wundervoll groß, daß ſie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüſche begrenzt, und auf der ſüdlichen faſt mit ewigem Eiſe bedeckt ſind. Der caſuar-ähnliche Tuyu (Struthio Rhea) iſt dieſen Pampas eigentümlich, wie die Colonien verwilderter Hunde,3) welche geſellig in unterirdiſchen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menſchen anfallen, für deſſen Verteidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Teile der Wüſte Sahara liegen die Llanos, oder die nördliche Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erſcheinen ſie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verſchiedenen Geſtalt; bald verödet, wie das libyſche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie ſo viele Steppen von Mittel-Aſien.

Es iſt ein belohnendes, wenn gleich ſchwieriges Geſchäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeſchaffenheit entlegener Erdſtriche mit einander zu vergleichen und die Reſultate dieſer Vergleichung in wenigen Zügen darzuſtellen. Mannigfaltige, zum Teil noch wenig entwickelte Urſachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Weltteils.

Schmalheit der vielfach eingeſchnittenen Feſte in der nördlichen Tropengegend, wo eine flüſſige Grundfläche der Atmoſphäre einen minder warmen aufſteigenden Luftſtrom darbietet; weite Ausdehnung gegen beide beeiſte Pole hin; ein freier Ocean, über den die tropiſchen kühleren Seewinde wegblaſen; Flachheit der öſtlichen Küſten; Ströme kalten Meereswaſſers aus der antarctiſchen Region, welche, anfänglich von Südweſt nach Nordoſt gerichtet, unter dem Parallelkreis von 35° ſüdlicher Breite an die Küſte von Chili anſchlagen und an den Küſten von Peru bis zum Cap Parinna nördlich vordringen, ſich dann plötzlich gegen Weſten wendend; die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren ſchneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenſchichten emporſtreben und an ihrem Abhange herabſteigende Luftſtrömungen veranlaſſen; die Fülle der Flüſſe von ungeheurer Breite, welche nach vielen Windungen ſtets die entfernteſte Küſte ſuchen; ſandloſe, und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche, den Boden vor den Sonnenſtrahlen ſchützend, oder durch ihre Blattflächen wärmeſtrahlend, die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegenſten ſind, ungeheure Maſſen teils eingeſogenen, teils ſelbſterzeugten Waſſers aushauchen, — alle dieſe Verhältniſſe gewähren dem flachen Teile von Amerika ein Klima, das mit dem afrikaniſchen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar kontraſtiert. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen, ſaftſtrotzenden Pflanzenwuchſes, jener Blattüppigkeit, welche das eigentümliche Merkmal der Neuen Welt iſt.

Wird daher eine Seite unſers Planeten luftfeuchter als die andere genannt, ſo iſt die Betrachtung des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge hinlänglich, das Rätſel dieſer Ungleichheit zu löſen. Der Phyſiker braucht die Erklärung ſolcher Naturerſcheinungen nicht in das Gewand geologiſcher Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe ſich auf dem uralten Erdkörper in der öſtlichen Halbkugel ungleichzeitig geſchlichtet der verderbliche Streit der Elemente; oder als ſei aus der chaotiſchen Waſſerbedeckung Amerika ſpäter als die übrigen Weltteile hervorgetreten, ein ſumpfreiches, von Krokodilen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika, nach der Geſtalt ſeines Umriſſes und der Richtung ſeiner Küſten, eine auffallende Aehnlichkeit mit der ſüdweſtlichen Halbinſel der alten Welt. Aber innere Struktur des Bodens und relative Lage zu den angrenzenden Ländermaſſen bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermeßlichen Räumen der Entwickelung des organiſchen Lebens entgegenſteht. Vier Fünfteile von Südamerika liegen jenſeits des Aequators, alſo in einer Halbkugel, welche wegen der größeren Waſſermenge und wegen mannigfaltiger anderer Urſachen kühler und feuchter als unſere nördliche Halbkugel iſt. Dieſer letzteren gehört dagegen der beträchtlichere Teil von Afrika zu.

Die ſüdamerikaniſche Steppe, die Llanos, haben, von Oſten nach Weſten gemeſſen, eine dreimal geringere Ausdehnung als die afrikaniſchen Wüſten. Jene empfangen den tropiſchen Seewind; dieſe, unter einem Breiten-Zirkel mit Arabien, und dem ſüdlichen Perſien gelegen, werden von Luftſchichten berührt, die über heiße, wärmeſtrahlende Feſtlande hinwehen. Auch hat bereits der ehrwürdige, langverkannte Vater der Geſchichte, Herodot, im ächten Sinn einer großen Naturanſicht, alle Wüſten in Nordafrika, in Yemen, Kerman und Mekran (der Gedroſia der Griechen), ja bis Multan in Vorder-Indien hin, als ein einziges zuſammenhängendes Sandmeer4) geſchildert.

Zu der Wirkung heißer Landwinde geſellt ſich in Afrika, ſo weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüſſen, an Waſſerdampf aushauchenden, kälteerregenden Wäldern und hohen Gebirgen. Mit ewigem Eiſe bedeckt iſt bloß der weſtliche Teil des Atlas, deſſen ſchmales Bergjoch, ſeitwärts geſehen, den alten Küſtenfahrern wie einzeln ſtehende luftige Himmelsſtütze erſchien. Oeſtlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul hin, wo, jetzt in Schutt verſunken, das meergebietende Carthago lag. Als langgedehnte Küſtenkette, als gätuliſche Vormauer, hält es die kühlen Nordwinde und mit ihnen die aus dem Mittelmeere aufſteigenden Dämpfe zurück.

Ueber die untere Schneegrenze erhaben, dachte man ſich einſt das Mondgebirge, Djebel al-Komur,5) von welchem man fabelte, daß es einen Berparallel zwiſchen dem afrikaniſchen Quito, der hohen Ebene von Habeſch, und den Quellen des Senegal bilde. Selbſt die Cordillere von Lupata, die ſich an der öſtlichen Küſte von Mozambique und Monomotapa, wie die Andeskette an der weſtlichen Küſte von Peru, hinzieht, iſt in dem goldreichen Machinga und Mocanga mit ewigem Eiſe bedeckt. Aber dieſe waſſerreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheuren Wüſte, welche ſich von dem ſüdlichen Abfall des Atlas bis an den öſtlich fließenden Niger erſtreckt. Vielleicht wären alle dieſe aufgezählten Urſachen der Dürre und Wärme nicht hinlänglich, ſo beträchtliche Teile der afrikaniſchen Ebenen in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht irgend eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ocean, einſt dieſe flache Gegend ihrer Pflanzendecke und der nährenden Dammerde beraubt. Wann dieſe Erſcheinung ſich zutrug, welche Kraft den Einbruch beſtimmte, iſt tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war ſie Folge des großen Wirbels, welcher die wärmeren mexikaniſchen Gewäſſer über die Bank von Neufundland an die alte Welt treibt, und durch welchen weſtindiſche Cocosnüſſe und andere Tropenfrüchte nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigſtens iſt ein Arm dieſes Meeresſtromes noch gegenwärtig, von den Azoren an, gegen Südoſten gerichtet und ſchlägt, dem Schiffer Unheil bringend, an das weſtliche Dünenufer von Afrika. Auch zeigen alle Meeresküſten (ich erinnere an die peruaniſchen zwiſchen Amotape und Coquimbo), wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtauſende vergehen bevor in heißen, regenloſen Erdſtrichen, wo weder Kruſtenflechten noch andere Flechten keimen, der bewegliche Sand den Kräuterwurzeln einen ſicheren Standort zu gewähren vermag.

Dieſe Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äußern Aehnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika doch die abweichendſten klimatiſchen Verhältniſſe, den verſchiedenſten Vegetations-Charakter darbieten. Iſt aber auch die ſüdamerikaniſche Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird ſie auch periodiſch durch Regengüſſe getränkt und dann mit üppig aufſchießendem Graſe geſchmückt, ſo hat ſie doch die angrenzenden Völkerſtämme nicht reizen können die ſchönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlaſſen, um ſich in dieſer baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe, bei der Ankunft europäiſcher und afrikaniſcher Anſiedler, faſt menſchenleer gefunden.

Allerdings ſind die Llanos zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Tiere war den urſprünglichen Einwohnern des Neuen Feſtlandes faſt unbekannt. Kaum wußte einer der amerikaniſchen Völkerſtämme die Vorteile zu benutzen, welche die Natur auch in dieſer Hinſicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikaniſche Menſchenrace (eine und dieſelbe von 65° nördlicher bis 55° ſüdlicher Breite, die Eskimos etwa abgerechnet) ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Zwei Arten einheimiſcher Rinder weiden in den Grasfluren von Weſt-Canada, in Quivira, wie um die coloſſalen Trümmer der Azteken-Burg, welche (ein amerikaniſches Palmyra) ſich verlaſſen in der Einöde am Gila-Fluſſe erhebt. Ein langhörniges Mouflon, ähnlich dem ſogenannten Stammvater des Schafes, ſchwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelſen von Californien umher. Der ſüdlichen Halbinſel ſind die Vicunnas, Huanacos, Alpacas und Lamas eigentümlich. Aber von dieſen nutzbaren Tieren haben nur die erſten zwei Jahrtauſende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Genuß von Milch und Käſe iſt, wie der Beſitz und die Cultur mehlreicher Grasarten, ein charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen der Nationen des alten Weltteils.

Sind daher von dieſen einige Stämme durch das nördliche Aſien auf die Weſtküſte von Amerika übergegangen, und haben ſie, kälteliebend, den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt, ſo muß die Wanderung auf Wegen geſchehen ſein, auf welchen weder Herden noch Kornfrüchte den neuen Ankömmling begleiten konnten. Sollte vielleicht, als das lang erſchütterte Reich der Hiongnu zerfiel, das Fortwälzen dieſes mächtigen Stammes auch im Nordoſten von China und Korea veranlaßt haben, bei denen gebildete Aſiaten in den Neuen Weltteil übergingen? Wären dieſe Ankömmlinge Bewohner von Steppen geweſen, in denen Ackerbau nicht betrieben wird, ſo würde dieſe gewagte, durch Sprachvergleichung bisher wenig begünſtigte Annahme wenigſtens den auffallenden Mangel der eigentlichen

Getreidearten in Amerika erklären. Vielleicht landete an den Küſten von Neu-Californien, durch Stürme verſchlagen, eine von jenen aſiatiſchen Prieſter-Kolonien, welche myſtiſche Träumereien zu fernen Seefahrten veranlaßten und von denen die Bevölkerungsgeſchichte von Japan zur Zeit der Thſinſchihuang-ti ein denkwürdiges Beiſpiel liefert. Blieb demnach das Hirtenleben, dieſe wohlthätige Mittelſtufe, welche nomadiſche Jägerhorden an den grasreichen Boden feſſelt und gleichſam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerika's unbekannt; ſo liegt in dieſer Unbekanntſchaft ſelbſt der Grund von der Menſchenleere der ſüdamerikaniſchen Steppen. Um ſo freier haben ſich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Tiergeſtalten entwickelt. Frei, und nur durch ſich ſelbſt beſchränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern des Orinoco, wo der Hymenäe [bis 20 Meter hoch, Alter auf 2000 Jahre geſchätzt] und dem rieſenſtämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menſchen, ſondern nur der üppige Andrang ſchlingender Gewächſe droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirſche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Haſen in ſeiner unterirdiſchen Höhle aufſchrecken; Herden von trägen Chiguiren; ſchön geſtreifte Viverren, welche die Luft verpeſten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (meiſt Tiger genannt), die den jungen ſelbſterlegten Stier auf einen Hügel zu ſchleppen vermögen. — Dieſe und viele andere Tiergeſtalten durchirren die baumloſe Ebene.

Faſt nur ihnen bewohnbar, hätte ſie keine der nomadiſchen Völkerhorden, die ohnedies (nach aſiatiſch-indiſcher Art) die pflanzliche Nahrung vorziehen, feſſeln können, ſtände nicht hier und da die Fächerpalme zerſtreut umher. Weit berühmt ſind die Vorzüge dieſes wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausfluſſe des Orinoco, nördlich von der Sierra de Imataca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als ſie zahlreicher und zuſammengedrängt waren, erhoben ſie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfoſten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; ſie ſpannten auch (ſo geht die Sage) Hängematten, aus den Blattſtielen der Mauritia gewebt, künſtlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überſchwemmt iſt, nach Art der Affen, auf den Bäumen zu leben. Dieſe ſchwebenden Hütten wurden teilweiſe mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage ſchürten die Weiber, zu häuslichem Bedürfnis, Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Fluſſe vorüberfuhr, ſah die Flammen reihenweiſe auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer phyſiſchen und vielleicht ſelbſt ihrer moraliſchen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüſſigen Moorboden, über den ſie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freiſtatt, zu der religiöſe Begeiſterung wohl nie einen amerikaniſchen Styliten[5] leiten wird.

Aber nicht bloß ſichere Wohnung, auch mannigfaltige Speiſe gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blütenſcheide ausbricht, und nur in dieſer Periode der Pflanzen-Metamorphoſe enthält das Mark des Stammes ein ſagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen brotähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegorene Saft des Baumes iſt der ſüße, berauſchende Palmwein der Guaraunen. Die engſchuppigen Früchte, welche rötlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Piſang und faſt alle Früchte der Tropenwelt, eine verſchiedenartige Nahrung, je nachdem man ſie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerſtoffes, oder früher, im mehlreichen Zuſtande genießt. So finden wir auf der unterſten Stufe menſchlicher Geiſtesbildung (gleich dem Inſekt, das auf einzelne Blütenteile beſchränkt iſt) die Exiſtenz eines ganzen Völkerſtammes an faſt einen einzigen Baum gefeſſelt.

Seit der Entdeckung der Neuen Welt ſind die Ebenen (Llanos) dem Menſchen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwiſchen der Küſte und der Guyana (dem Orinoco-Lande) zu erleichtern, ſind hier und da Städte[6] an den Steppenflüſſen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereiſen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahlloſe Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Mauleſel (man ſchätzte ſie zur friedlichen Zeit meiner Reiſe noch auf anderthalb Millionen Köpfe) ſchwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieſer Tiere der alten Welt iſt um ſo bewunderungswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren ſind, mit denen ſie in dieſen Erdſtrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter den ſenkrechten Strahl der niebewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen iſt, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdſtößen erſchüttert. Berühren ihn dann entgegengeſetzte Luftſtröme, deren Streit ſich in kreiſender Bewegung ausgleicht, ſo gewährt die Ebene einen ſeltſamen Anblick. Als trichterförmige Wolken[7], die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, ſteigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektriſch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauſchenden Waſſerhoſen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, faſt ſtrohfarbiges Halblicht wirft die nun ſcheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüt des Wanderers. Die heiße, ſtaubige Erde, welche im nebelartig verſchleierten Dunſtkreiſe ſchwebt, vermehrt die erſtickende Luftwärme.[8] Statt Kühlung führt der Oſtwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verſchwinden allmählich die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunſtung ſchützte. Wie im eiſigen Norden die Tiere durch Kälte erſtarren, ſo ſchlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boa-Schlange, tief vergraben in trockenem Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürſtenden, im Spiele des gebogenen Lichtſtrahles, das Trugbild des wellenſchlagenden Waſſerſpiegels. Ein ſchmaler Luftſtreifen trennt das ferne Palmengebüſch vom Boden. Es ſchwebt durch Kiemung gehoben bei der Berührung ungleich erwärmter und alſo ungleich dichter Luftſchichten. In finſtere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durſte geängſtigt, ſchweifen Pferde und Rinder umher, dieſe dumpf aufbrüllend, jene mit langgeſtrecktem Halſe gegen den Wind anſchnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftſtroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten.

Bedächtiger und verſchlagener ſucht das Maultier auf andere Weiſe ſeinen Durſt zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Kaktus[9], verſchließt unter ſeiner ſtacheligen Hülle ein waſſerreiches Mark. Mit dem Vorderfuße ſchlägt das Maultier die Stacheln ſeitwärts, und wagt es dann erſt die Lippen behutſam zu nähern und den kühlen Diſtelſaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieſer lebendigen vegetabiliſchen Quelle iſt nicht immer gefahrlos; oft ſieht man Tiere, welche von Kaktus-Stacheln am Hufe gelähmt ſind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, ſo können Rinder und Pferde ſelbſt dann nicht ſich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuſe ſaugen ihnen, während des Schlafes, vampyrartig das Blut aus; oder hängen ſich an dem Rücken feſt, wo ſie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Pferdebremſen und eine Schar ſtechender Inſekten ſich anſiedeln. So führen die Tiere ein ſchmerzenvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Waſſer auf dem Erdboden verſchwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, ſo verändert ſich plötzlich die Szene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den ſchwarzen Raum im Sternbild des ſüdlichen Kreuzes. Der ſanfte phosphorartige Schimmer der Magellaniſchen Wolken verliſcht. Selbſt die ſcheitelrechten Geſtirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetariſchem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge, erſcheint einzelnes Gewölk im Süden, ſenkrecht aufſteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählich die vermehrten Dünſte ſich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum iſt die Oberfläche der Erde benetzt, ſo überzieht ſich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielriſpigem Paspalum und mannigfaltigen Gräſern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimoſen ihre geſenkt ſchlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgeſang der Vögel und die ſich öffnenden Blüten der Waſſerpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genuſſe des Lebens. Das hoch aufſchießende Gras birgt den ſchön gefleckten Jaguar. Im ſicheren Verſteck auflauernd und die Weite des einzigen Sprunges vorſichtig meſſend, erhaſcht er die vorüberziehenden Tiere, katzenartig, wie der aſiatiſche Tiger.

Bisweilen ſieht man (ſo erzählen die Eingeborenen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten ſich langſam und ſchollenweiſe erheben. Mit heftigem Getöſe, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geſchleudert. Wer des Anblicks kundig iſt, flieht die Erſcheinung; denn eine rieſenhafte Waſſerſchlange, oder ein gepanzertes Krokodil ſteigen aus der Gruft hervor, durch den erſten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüſſe, welche die Ebene ſüdlich begrenzen, der Arauca, der Apure und der Payara, ſo zwingt die Natur dieſelben Tiere, welche in der erſten Jahreshälfte auf dem waſſerleeren, ſtaubigen Boden vor Durſt verſchmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Teil der Steppe erſcheint nun wie ein unermeßliches Binnenwaſſer.[10] Die Mutterpferde ziehen ſich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inſelförmig über den Seeſpiegel hervorragen. Mit jeden Tage verengt ſich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide ſchwimmen die zuſammengedrängten Tiere ſtundenlang umher, und nähren ſich kärglich von der blühenden Grasriſpe, die ſich über dem braungefärbten gärenden Waſſer erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhaſcht, mit dem zackigen Schwanze zerſchmettert, und verſchlungen. Nicht ſelten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieſer blutgierigen, rieſenhaften Eidechſen entſchlüpft, die Spur des ſpitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein ſolcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernſten Beobachter an die Biegſamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewiſſe Tiere und Pflanzen begabt habt. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, ſo ſind Stier und Roß dem Menſchen über den ganzen Erdkreis gefolgt, vom Ganges bis an den Plata-Strom, von der afrikaniſchen Meeresküſte bis zur Gebirgsebene des Antiſana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier ſchützt die nordiſche Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagsſonne. Dieſelbe Tiergattung, welche im öſtlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem andern Himmelsſtriche von den Angriffen der Tiger und Krokodile bedroht!

Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein ſtellen den ſüdamerikaniſchen Pferden nach, auch unter den Fiſchen haben ſie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwaſſer von Bera und Raſtro ſind mit zahlloſen elektriſchen Aalen gefüllt, deren ſchleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Teile die erſchütternde Kraft nach Willkür ausſendet. Dieſe Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie ſind mächtig genug die größten Tiere zu töten, wenn ſie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günſtiger Richtung entladen. Die Steppenſtraße von Uritucu mußte einſt verändert werden, weil ſich die Gymnoten in ſolcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle andern Fiſche die Nähe dieſer furchtbaren Aale. Selbſt den Angelnden am hohen Ufer ſchrecken ſie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erſchütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektriſches Feuer aus dem Schoße der Gewäſſer aus.

Ein maleriſches Schauſpiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maultiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die mutigen Fiſche zum Angriff reizt. Schlangenartig ſieht man ſie auf dem Waſſer ſchwimmen und ſich verſchlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von dieſen erliegen viele der Stärke unſichtbarer Schläge. Mit geſträubter Mähne, ſchnaubend, wilde Angſt im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusſtäben bewaffnet, treiben ſie in die Mitte der Lache zurück. Allmählich läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerſtreuen ſich die ermüdeten Fiſche. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu ſammeln, was ſie an galvaniſcher Kraft verſchwendet haben. Schwächer und ſchwächer erſchüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräuſch der ſtampfenden Pferde erſchreckt, nahen ſie ſich furchtſam dem Ufer, wo ſie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies iſt der wunderbare Kampf der Pferde und Fiſche. Was unſichtbar die lebendige Waffe dieſer Waſſerbewohner iſt; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Teile erweckt,[11] in allen Organen der Tiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt; was Eiſen an Eiſen bindet und den ſtillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt; alles, wie die Farbe des geteilten Lichtſtrahls, fließt aus einer Quelle; alles ſchmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zuſammen.

Ich könnte hier den gewagten Verſuch eines Naturgemäldes der Steppen ſchließen. Aber wie auf dem Ocean die Phantaſie ſich gern mit den Bildern ferner Küſten beſchäftigt, ſo werfen auch wir, ehe die große Ebene uns entſchwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdſtriche, welche die Steppe begrenzen.

Afrika's nördliche Wüſte, ſcheidet die beiden Menſchenarten, welche urſprünglich demſelben Weltteil angehören, und deren unausgeglichener Zwiſt ſo alt als die Mythe von Oſiris und Typhon[12] ſcheint. Nördlich vom Atlas wohnen ſchlicht- und langhaarige Völkerſtämme von gelber Farbe und kaukaſiſcher Geſichtsbildung. Dagegen leben ſüdlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civiliſation gefunden werden. In Mittelaſien iſt, durch die mongoliſche Steppe, ſibiriſche Barbarei von der uralten Menſchenbildung auf der Halbinſel von Hindoſtan getrennt.

Auch die ſüdamerikaniſchen Ebenen begrenzen das Gebiet europäiſcher Halbkultur.[13] Nördlich, zwiſchen der Gebirgskette von Venezuela und dem Antilliſchen Meere, liegen gewerbſame Städte, reinliche Dörfer und ſorgſam bebaute Fluren an einanger gedrängt. Selbſt Kunſtſinn, wiſſenſchaftliche Bildung und die edle Liebe zu Bürgerfreiheit ſind längſt darinnen erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine ſchaudervolle Wildnis. Tauſendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdſtrich zwiſchen dem Orinoco und dem Amazonenſtrome. Mächtige, bleifarbige[14] Granitmaſſen verengen das Bett der ſchäumenden Flüſſe. Berge und Wälder hallen wider von dem Donner der ſtürzenden Waſſer, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, regenverkündenden[15] Geheul der bärtigen Affen.

Wo der ſeichte Strom eine Sandbank übrig läßt, die liegen, mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsſtücke hingeſtreckt, oft bedeckt mit Vögeln[16], die ungeſchlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumaſt befeſtigt, zuſammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die ſchachbrett-fleckige Boa-Schlange. Schnell entrollt und vorgeſtreckt, ergreift ſie in der Furt den jungen Stier oder das ſchwächere Wildpret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühſam durch den ſchwellenden[17] Hals.

In dieſer großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geſchlechter der Menſchen. Durch wunderbare Verſchiedenheit der Sprachen geſondert, ſind einige nomadiſch, dem Ackerbau fremd, Ameiſen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menſchheit (wie die Otomaken und Jaruren); andere angeſiedelt, von ſelbſterzielten Früchten genährt, verſtändig und ſanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Macos). Große Räume zwiſchen dem Caſſiquiare und dem Atabapo ſind nur vom Tapir und von geſelligen Affen, nicht von Menſchen bewohnt. In Felſen gegrabene Bilder beweiſen, daß auch dieſe Einöde einſt der Sitz höherer Kultur war. Sie zeugen für die wechſelnden Schickſale der Völker; wie es auch die ungleich entwickelten, biegſamen Sprachen thun, welche zu den älteſten und unvergänglichſten hiſtoriſchen Denkmälern der Menſchheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, ſo ſehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildniſſen der Guyana, ewig den Menſchen gegen den Menſchen gerüſtet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerſtämme das ausgeſogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, ſcheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet[18], mit vergiftetem Daumnagel. Die ſchwächeren Horden, wenn ſie das ſandige Ufer betreten, vertilgen ſorgſam mit den Händen die Spur ihrer ſchüchternen Tritte.

So bereitet der Menſch auf der unterſten Stufe tieriſcher Roheit, ſo im Scheinglanze ſeiner höheren Bildung ſich ſtets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geſchichtsforſcher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, troſtloſe Bild des entzweiten Geſchlechts.

Darum verſenkt, wer im ungeſchlichteten Zwiſt der Völker nach geiſtiger Ruhe ſtrebt, gern den Blick in das ſtille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angeſtammten Triebe, der ſeit Jahrtauſenden der Menſchen Bruſt durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Geſtirnen, welche in ungeſtörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.

Erläuterungen.

1) Man glaubt den küſtenloſen Ocean vor ſich zu ſehen. Die Ausſicht auf die ferne Steppe iſt um ſo auffallender, als man lange, im Dickicht der Wälder, an einen engen Geſichtskreis, und mit dieſem an den Anblick einen reichgeſchmückten Natur gewöhnt iſt. Unauslöſchlich wird mir der Eindruck ſein, den uns die Llanos gewährten, als wir ſie auf der Rückkehr vom Oberen Orinoco, von einem Berge, der dem Ausfluß des Rio Apure gegenüber liegt, bei dem Hato del Capuchino, zuerſt in weiter Ferne wieder ſahen. Die Sonne war eben untergegangen. Die Steppe ſchien wie eine Halbkugel anzuſteigen. Das Licht der aufgehenden Geſtirne war gebrochen in der Schicht der unteren Luft. Weil die Ebene durch die Wirkung der ſcheitelrechten Sonnenſtrahlen übermäßig erhitzt wird, ſo dauert das Spiel der ſtrahlenden Wärme, des aufſteigenden Luftſtroms und der unmittelbaren Berührung ungleich dichter Schichten der Atmoſphäre die ganze Nacht über fort.

2) Dieſe beiden Nationen bewohnen die Wüſte zwiſchen Bornu, Fezzan und Nieder-Aegypten. Sie ſind uns erſt durch Hornemann's und Lyon's Reiſen genauer bekannt geworden. Die Tibbos oder Tibbous ſchwärmen in dem öſtlichen, die Tuaryks (Tuaregs) in dem weſtlichen Teile des großen Sandmeeres. Die erſteren werden von anderen Stämmen wegen ihrer Beweglichkeit Vögel genannt. Die Tuaryks unterſcheidet man in die von Aghadez und Tagazi. Sie ſind oft Karawanenführer und Handelsleute. Ihre Sprache iſt die der Berbern, und ſie gehören unſtreitig zu den primitiven libyſchen Völkern. Die Tuaryks bieten eine merkwürdige phyſiologiſche Erſcheinung dar. Einzelne Stämme derſelben ſind nach Beſchaffenheit des Klima's weiß, gelblich, ja faſt ſchwarz: doch immer ohne Wollhaar und ohne negerartige Geſichtszüge.

3) In den Grasfluren (Pampas) von Buenos Ayres ſind die europäiſchen Hunde verwildert. Sie leben geſellſchaftlich in Gruben, in welchen ſie ihre Jungen verbergen. Häuft ſich die Geſellſchaft zu ſehr an, ſo ziehen einzelne Familien aus und bilden eine neue Colonie. Der verwilderte europäiſche Hund bellt ebenſo laut als die urſprünglich amerikaniſche, behaarte Raſſe. Garcilaſo erzählt, die Peruaner hätten vor Ankunft der Spanier perros gozques gehabt. Er nennt den einheimiſchen Hund Allco. Um dieſen gegenwärtig in der Quichua-Sprache von dem europäiſchen Hunde zu unterſcheiden, bezeichnet man ihn mit dem Worte Runa-allco, gleichſam indiſcher Hund (Hund der Landeseinwohner). Der behaarte Runo-allco ſcheint eine bloße Varietät des Schäferhundes zu ſein. Er iſt kleiner, langhaarig, meiſt ockergelb, weiß und braun gefleckt, mit aufrechtſtehenden ſpitzigen Ohren. Er bellt ſehr viel, beißt deſto ſeltener die Eingeborenen, ſo tückiſch er auch gegen die Weißen iſt. Als der Inca Pachacutec in ſeinen Religionskriegen die Indianer von Xauxa und Huanca (dem jetzigen Thal von Huancaya und Jauja) beſiegte und gewaltſam zum Sonnendienſte bekehrte, fand er göttliche Verehrung der Hunde unter ihnen. Die Prieſter blieſen auf ſkelettierten Hundsköpfen. Auch wurde die Hundsgottheit von den Gläubigen in Subſtanz verzehrt. Die Verehrung der Hunde im Valle de Huancaya iſt wahrſcheinlich die Urſache, daß man in den Huacas, den peruaniſchen Grabmälern der älteſten Epoche, bisweilen Hundeſchädel, ja Mumien ganzer Hunde findet. Der Verfaſſer einer trefflichen Fauna peruana, Herr von Tſchudi, hat dieſe Hundeſchädel unterſucht und glaubt, daß ſie von einer eigenen Hundeart herrühren, die er Canis Ingae nennt und die von dem europäiſchen Hunde verſchieden iſt. Die Huancas werden von den Bewohnern anderer Provinzen noch jetzt ſpottweiſe „Hundefreſſer" genannt. Auch bei den Eingebornen von Nordamerika in den Rocky Mountains wird dem zu bewirtenden Fremden als Ehrenmahl gekochtes Hundefleiſch vorgeſetzt. Der Capitän Frémont mußte in der Nähe des Fort Laramie (einer Station der Hudſonsbai-Geſellſchaft zur Betreibung des Fell- und Pelzhandels bei den Sioux-Indianern) ſolchem Hundegaſtmahl (dog-feast) beiwohnen.

Bei den Mondsfinſterniſſen ſpielten die peruaniſchen Hunde eine eigene Rolle. Sie wurden ſo lang geſchlagen, bis die Verfinſterung vorüber war. Der einzige ſtumme, aber ganz ſtumme Hund war der mexicaniſche Techichi, eine Spielart des gemeinen Hundes, den man in Anahuac Chichi nennt. Techichi bedeutet wörtlich Steinhund, vom aztekiſchen tetl, Stein. Dieſer ſtumme Hund wurde (nach altchineſiſcher Sitte) gegeſſen. Auch den Spaniern war dieſe Speiſe vor Einführung des Rindviehs ſo unentbehrlich, daß nach und nach faſt die ganze Raſſe ausgerottet wurde.

[4] So wie die geſellſchaftlich lebenden Ericeen, welche das Heideland bilden, von dem Ausfluß der Schelde bis an die Elbe, von der Spitze von Jütland bis an den Harz als ein zuſammenhängender Pflanzenzug zu betrachten ſind; ſo kann man auch die Sandmeere durch Afrika und Aſien, von dem Cabo Blanco bis jenſeits des Indus, in einer Strecke von 1400 geographiſchen Meilen verfolgen. Herodot's ſandige Region, welche die Araber die Wüſte Sahara nennen, durchſetzt, von Oaſen unterbrochen, ganz Afrika wie ein ausgetrockneter Meeresarm. Jenſeits des Iſthmus von Suez fängt das wüſte Bergplateau Nedſchd an, welches das ganze Innere der arabiſchen Halbinſel ausfüllt. Der Euphrat ſchließt gegen Oſten die arabiſche und ſyriſche Wüſte. Ungeheure Sandmeere durchſchneiden ganz Perſien vom Kaſpiſchen bis zum Indiſchen Meere hin. Dahin gehören die kochſalz- und kalireichen Wüſten von Kerman, Seiſtan, Beludſchiſtan und Mekran. Die letzte iſt von der Wüſte Multan durch den Indus getrennt.

[5] Der Stifter der Styliten-Sekte, der Säulenheilige Simeon Siſanites, Sohn eines ſyriſchen Hirten, ſoll 37 Jahre in heiliger Beſchauung auf fünf Säulen von ſteigender Höhe zugebracht haben. Er ſtarb um das Jahr 461. Die letzte Säule, die er bewohnte, war 40 Ellen hoch. 700 Jahre lang gab es Menſchen, welche dieſe Lebensart nachahmten, und Sancti columnares (Säulenheilige) hießen. Selbſt in Deutſchland, im Trierſchen, verſuchte man Luftklöſter anzulegen; aber die Biſchöfe widerſetzten ſich der gefahrvollen Unternehmung.

[6] Familien, die von der Viehzucht, nicht vom Ackerbau, leben, haben ſich mitten in der Steppe in kleinen Städten zuſammengedrängt, in Städten, die in dem kultivierten Teile von Europa kaum als Dörfer betrachtet werden würden; wie Calabozo, Villa del Pao, S. Sebaſtian, u. a.

[7] Das ſonderbare Phänomen dieſer Sandhoſen, von denen wir in Europa etwas Analoges auf allen Kreuzwegen ſehen, iſt beſonders der peruaniſchen Sandwüſte zwiſchen Amotape und Coquimbo eigentümlich. Eine ſolche dichte Staubwolke kann dem Reiſenden, der ihr nicht mit Vorſicht ausweicht, gefährlich werden. Merkwürdig iſt noch, daß dieſe partiellen, entgegenſtrebenden Luftſtröme nur bei allgemeiner Windſtille eintreten. Der Luft-Ocean iſt darin dem Meere ähnlich. Auch in dieſem ſind die kleinen Ströme, in denen das Waſſer oft hörbar plätſchernd fortrieſelt (filets de courant), nur bei toter Stille (calme plat) bemerklich.

[8] Ich habe in den Llanos de Apure, in der Meierei Guadelupe, beobachtet, daß das Réaumur'ſche Thermometer von 27° bis 29° ſtieg, ſo oft der heiße Wind der nahen, mit Sand und kurzem gedörrtem Raſen bedeckten Wüſte zu wehen anfing. Mitten in der Staubwolke war die Temperatur einige Minuten lang 35°. Der dürre Sand im Dorfe San Fernando de Apure hatte 42° Wärme.

[9] Der Cactus melocactus, welcher oft 10 bis 12 Zoll im Durchmeſſer und meiſt 14 Rippen hat. Der Cactus erſcheint in vielfacher Geſtaltung, gerippt und melonenartig (Melocacti), gegliedert (Opuntiæ), ſäulenförmig aufgerichtet (Cerei), ſchlangenartig kriechend (Rhipsalides), oder mit Blättern verſehen (Pereskiæ). Viele ſteigen hoch an dem Abhange der Gebirge hinauf. Nahe am Fuß des Chimborazo, in der ſandigen Hochebene um Riobamba, habe ich eine neue Art von Pitahaya. den Cactus sepium, bis zur Höhe von 3300 Meter gefunden.

[10] Nirgends ſind dieſe Ueberſchwemmungen ausgebreiteter, als in dem Netze von Flüſſen, welches der Apure, Arachuna, Pajara, Arauca und Cabuliare bilden. Große Fahrzeuge ſegeln hier 10 bis 12 Meilen weit über die Steppe quer durch das Land.

[11] In allen organiſchen Teilen ſtehen ungleichartige Stoffe mit einander in Berührung. In allen iſt das Starre mit dem Flüſſigen gepaart. Wo alſo Organismus und Leben iſt, da tritt elektriſche Spannung oder das Spiel der Voltaiſchen Säule ein, wie die Verſuche von Nobili und Mateucci, vor allem eber die neueſten bewundernswürdigen Arbeiten von Emil Dubois-Reymond lehren. Dem letztgenannten Phyſiker iſt es geglückt „das Daſein des elektriſchen Muskelſtromes am lebenden, ganz unverſehrten tieriſchen Körper darzuthun"; er zeigt, „wie der menſchliche Körper durch Vermittelung eines Kupferdrahtes die Magnetnadel in der Ferne, nach Willkür, bald hierhin, bald dorthin ablenken kann." Ich bin Zeuge dieſer nach Willkür hervorgebrachten Bewegungen geweſen, und ſehe unerwartet ein großes Licht über Erſcheinungen verbreitet, denen ich ſo viele Jugendjahre mühevoll und hoffend gewidmet habe.

[12] Angedeutet und gemeint iſt der Kampf der zwei Menſchenraſſen, der arabiſchen Hirtenvölker in Unterägypten und der gebildeten ackerbauenden Stämme in Oberägypten; der blonde, Peluſium gründende Fürſt Baby oder Typhon und der dunkelfarbige Dionyſos oder Oſiris.

[13] In der Capitania general de Caracas wie in dem ganzen öſtlichen Teile von Amerika iſt die, durch Europäer eingeführte Kultur auf den ſchmalen Landesſtrich längs der Küſte eingeſchränkt. In Mexico, Neu-Granada und Quito dagegen dringt europäiſche Geſittung tief in das Innere des Landes, bis zu dem Rücken der Cordilleren, ein. In dieſer letzteren Region exiſtierte nämlich ſchon im 15. Jahrhundert eine frühere Bildung des angeſiedelten Menſchengeſchlechts. Wo die Spanier dieſe Bildung fanden, ſind ſie ihr gefolgt: unbekümmert, ob der Wohnſitz derſelben der Meeresküſte nahe oder fern lag. Die alten Städte wurden erweitert, und die indiſchen altbedeutſamen Namen wurden teils verſtümmelt, teils gegen chriſtliche Heiligennamen vertauſcht.

[14] Im Orinoco, beſonders in den Kataracten von Maypures und Atures (nicht im Schwarzen Fluſſe, Rio Negro), nehmen alle Granitblöcke, ja ſelbſt weiße Quarzſtücke, ſo weit ſie das Orinoco-Waſſer berührt, einen graulich-ſchwarzen Ueberzug an, der nicht um 0,01 Linie ins Innere des Geſteins eindringt. Man glaubt Baſalt oder mit Graphit gefärbte Foſſilien zu ſehen. Am Orinoco geben dieſe bleifarbigen Steine, befeuchtet, ſchädliche Ausdünſtungen. Man hält ihre Nähe für eine fiebererregende Urſache. Auffallend iſt es auch, daß die Flüſſe mit ſchwarzen Waſſern, aguas negras, die kaffeebraunen oder weingelben, in Südamerika die Granitfelſen nicht ſchwarz färben, d. h. auf das Geſtein nicht die Wirkung hervorbringen aus ſeinen Beſtandteilen eine ſchwarze oder bleifarbene Rinde zu erzeugen.

[15] Einige Stunden, ehe der Regen beginnt, vernimmt man das melancholiſche Geheul der Affen. Man glaubt den Sturm in der Ferne wüten zu hören. Die Intenſität des Lärmens läßt ſich bei ſo kleinen Tieren nur daraus erklären, daß ein Baum oft eine Herde von 70 bis 80 Affen beherbergt.

[16] Die Krokodile liegen ſo unbeweglich, daß ich Flamingos (Phoenicopterus) auf ihrem Kopfe ruhend geſehen habe. Der ganze Leib war dabei, wie ein Baumſtamm, mit Waſſervögeln bedeckt.

[17] Der Speichel, mit dem die Boa ihre Beute bedeckt, vermehrt die ſchnelle Fäulnis. Das Muskelfleiſch wird dadurch gallertartig erweicht, ſo daß die Schlange ganze Glieder des erlegten Tieres durch den ſchwellenden Hals zwingt. Die Kreolen nennen davon die Rieſenſchlange Tragavenado, gleichſam Hirſch-Verſchlinger. Sie fabeln von Schlangen, in deren Rachen man ein Hirſchgeweih erblickt, das nicht verſchlungen werden konnte. Ich habe die Boa im Orinoco und in den kleineren Waldflüſſen Tuamini, Temi und Atabapo mehrmals ſchwimmen ſehen. Sie hebt den Kopf wie ein Hund über dem Waſſer empor. Ihr Fell iſt prachtvoll gefleckt. Man behauptet, ſie erreiche bis 15 Meter Länge, aber die größten Schlangenhäute, die man bisher in Europa mit Sorgfalt hat meſſen können, überſteigen nicht 6 bis 7 Meter. Die ſüdamerikaniſche Boa (ein Python) iſt von der oſtindiſchen verſchieden.

[18] Die Otomaken vergiften oft den Nagel am Daumen mit Curare. Bloßes Eindrücken dieſes Nagels wird tötlich, wenn der Curare ſich dem Blute beimiſcht. Richard Schomburgk fand die Schlingpflanze in Blüte in der Guyana am Ufer des Pomeroon und Sururu im Gebiete der Caraiben, welche aber der Giftbereitung unkundig ſind. Sein lehrreiches Werk enthält die chemiſche Analyſe des Saftes der Strychnos toxifera, welche trotz ihres Namens und ihres organiſchen Baues nach Bouſſingoult keine Spur von Strychnin enthalten ſoll. Virchow's und Münter's intereſſante phyſiologiſche Verſuche beweiſen, daß das Curare- oder Urari-Gift durch Reſorption von außen nicht zu töten ſcheint, ſondern hauptſächlich nur, wenn es von der lebendigen Tierſubſtanz nach Trennung des Zuſammenhanges derſelben reſorbiert wird: daß der Curare nicht zu den tetaniſchen Giften gehört, und daß er beſonders Lähmung, d. h. Aufhebung der willkürlichen Muskelbewegung, bei fortdauernder Funktion der unwillkürlichen Muskeln (Herz, Darm) erzeugt.

Ueber die Waſſerfälle des Orinoco bei Atures und Maypures.

Mit den Llanos, im ſüdlichen Teile des Neuen Kontinents, kontraſtieren die furchtbaren Sandmeere, welche das Innere von Afrika einſchließt; mit dieſen die Steppen von Mittel-Aſien, der Wohnſitz weltbeſtürmender Hirtenvölker, die einſt, von Oſten her gedrängt, Barbarei und Verwüſtung über die Erde verbreitet hatten.

Wenn ich damals (1806) es wagte, große Maſſen in ein Naturgemälde zu vereinigen, und eine öffentliche Verſammlung mit Gegenſtänden zu unterhalten, deren Colorit der trüben Stimmung unſeres Gemüts entſprach; ſo werde ich jetzt, auf einen engeren Kreis von Erſcheinungen eingeſchränkt, das freundlichere Bild eines üppigen Pflanzenwuchſes und ſchäumender Flußthäler entwerfen. Ich beſchreibe zwei Naturſcenen aus den Wildniſſen der Guyana: Atures und Maypures, die weitberufenen, aber vor mir von wenigen Europäern beſuchten Waſſerfälle des Orinoco.

Der Eindruck, welchen der Anblick der Natur in uns zurückläßt, wird minder durch die Eigentümlichkeit der Gegend, als durch die Beleuchtung beſtimmt, unter der Berg und Flur, bald bei ätheriſcher Himmelsbläue, bald im Schatten tiefſchwebenden Gewölkes, erſcheinen. Auf gleiche Weiſe wirken Naturſchilderungen ſtärker oder ſchwächer auf uns ein, je nachdem ſie mit den Bedürfniſſen unſerer Empfindung mehr oder minder in Einklang ſtehen. Denn in dem innerſten, empfänglichen Sinne ſpiegelt lebendig und wahr ſich die phyſiſche Welt. Was den Charakter einer Landſchaft bezeichnet: Umriß der Gebirge, die in duftiger Ferne den Horizont begrenzen, das Dunkel der Tannenwälder, der Waldſtrom, welcher tobend zwiſchen überhangende Klippen hinſtürzt; alles ſteht in altem, geheimnisvollem Verkehr mit dem gemütlichen Leben des Menſchen.

Auf dieſem Verkehr beruht der edlere Teil des Genuſſes, den die Natur gewährt. Nirgends durchdringt ſie uns mehr mit dem Gefühl ihrer Größe, nirgends ſpricht ſie uns mächtiger an als in der Tropenwelt, unter dem „indiſchen Himmel", wie man im frühen Mittelalter das Klima der heißen Zone benannte. Wenn ich es daher wage, dieſe Verſammlung auf's neue mit einer Schilderung jener Gegenden zu unterhalten, ſo darf ich hoffen, daß der eigentümliche Reiz derſelben nicht ungefühlt bleiben wird. Die Erinnerung an ein fernes, reichbegabtes Land, der Anblick eines freien, kraftvollen Pflanzenwuchſes erfriſcht und ſtärkt das Gemüt, wie von der Gegenwart bedrängt, der emporſtrebende Geiſt ſich gern des Jugendalters der Menſchheit und ihrer einfachen Größe erfreut.

[Der Orinoco.] Weſtliche Strömung und tropiſche Winde begünſtigen die Fahrt durch den friedlichen Meeresarm,1) der das weite Thal zwiſchen dem Neuen Weltteil und dem weſtlichen Afrika erfüllt. Ehe noch die Küſte aus der hochgewölbten Fläche hervortritt, bemerkt man ein Aufbrauſen ſich gegenſeitig durchſchneidender und überſchäumender Wellen. Schiffer, welche der Gegend unkundig ſind, würden die Nähe von Untiefen, oder ein wunderbares Ausbrechen ſüßer Quellen,2) wie mitten im Ocean zwiſchen den Antilliſchen Inſeln, vermuten.

Der Granitküſte der Guyana näher, erſcheint die weite Mündung eines mächtigen Stromes, welcher wie ein uferloſer See hervorbricht und rund umher den Ocean mit ſüßem Waſſer überdeckt. Die grünen, aber auf den Untiefen milchweißen Wellen des Fluſſes kontraſtieren mit der indigoblauen Farbe des Meeres, die jene Flußwellen in ſcharfen Umriſſen begrenzt.

Der Name Orinoco, welchen die erſten Entdecker dem Fluſſe gegeben, und der wahrſcheinlich einer Sprachverwirrung ſeinen Urſprung verdankt, iſt tief im Innern des Landes unbekannt. Im Zuſtande tieriſcher Roheit bezeichnen die Völker nur ſolche Gegenſtände mit eigenen geographiſchen Namen, welche mit andern verwechſelt werden können. Der Orinoco, der Amazonen- und Magdalenen-Strom werden ſchlechthin der Fluß, ebenfalls der große Fluß, das große Waſſer genannt, während die Uferbewohner die kleinſten Bäche durch beſondere Namen unterſcheiden.

Die Strömung, welche der Orinoco zwiſchen dem ſüdamerikaniſchen Kontinent und der asphaltreichen Inſel Trinidad erregt, iſt ſo mächtig, daß Schiffe, die bei friſchem Weſtwinde mit ausgeſpannten Segeln dagegen anſtreben, ſie kaum zu überwinden vermögen.

Dieſe öde und gefürchtete Gegend wird die Trauerbucht (golfo triste) genannt. Den Eingang bildet die Drachenſchlucht (boca del drago). Hier erheben ſich einzelne Klippen turmähnlich zwiſchen der tobenden Flut. Sie bezeichnen gleichſam den alten Felsdamm,[3]) welcher, von der Strömung durchbrochen, die Inſel Trinidad mit der Küſte Paria vereinigte.

[Ideen, welche der Anblick der Orinoco-Mündung bei Columbus erweckte.] Der Anblick dieſer Gegend überzeugte zuerſt den kühnen Weltentdecker Colon von der Exiſtenz eines amerikaniſchen Kontinents. „Eine ſo ungeheure Maſſe ſüßen Waſſers (ſchloß der naturkundige Mann) könnte ſich nur bei großer Länge des Stromes ſammeln. Das Land, welches dieſe Waſſer liefere, müſſe ein Kontinent und keine Inſel ſein." Wie die Gefährten Alexanders, über den ſchneebedeckten Paropamiſus[4]) vordringend, nach Arrian in dem krokodilreichen Indus einen Teil des Nils zu erkennen glaubten, ſo wähnte Colon, der phyſiognomiſchen Aehnlichkeit aller Erzeugniſſe des Palmenklima's unkundig, daß jener Neue Kontinent die öſtliche Küſte des weit vorgeſtreckten Aſiens ſei. Milde Kühle der Abendluft, ätheriſche Reinheit des geſtirnten Firmaments, Balſamduft der Blüten, welchen der Landwind zuführte, alles ließ ihn ahnen (ſo erzählt Herrera in den Dekaden), daß er ſich hier dem Garten von Eden, dem heiligen Wohnſitz des erſten Menſchengeſchlechts genähert habe. Der Orinoco ſchien ihm einer von den vier Strömen, welche, nach der ehrwürdigen Sage der Vorwelt, von dem Paradieſe herabkommen, um die mit Pflanzen geſchmückte Erde zu wäſſern und zu teilen. Dieſe poetiſche Stelle aus Colon's Reiſebericht, oder vielmehr aus einem Briefe an Ferdinand und Iſabella aus Haiti (Oktober 1498) hat ein eigentümliches pſychiſches Intereſſe. Sie lehrt auf's neue, daß die ſchaffende Phantaſie des Dichters ſich im Weltentdecker, wie in jeglicher Größe menſchlicher Charaktere, ausſpricht.

Wenn man die Waſſermenge betrachtet, die der Orinoco dem Atlantiſchen Ocean zuführt, ſo entſteht die Frage: Welcher der ſüdamerikaniſchen Flüſſe, ob der Orinoco, der Amazonen- oder La Plata-Strom der größte ſei? Die Frage iſt unbeſtimmt, wie der Begriff von Größe ſelbſt. Die weiteſte Mündung hat der Rio de la Plata, deſſen Breite 23 geographiſche Meilen beträgt- Aber dieſer Fluß iſt, wie die engliſchen Flüſſe, verhältnismäßig von einer geringeren Länge. Seine unbeträchtliche Tiefe wird ſchon bei der Stadt Buenos Ayres der Schiffahrt hinderlich. Der Amazonenſtrom iſt der längſte aller Flüſſe. Von ſeinem Urſprung im See Lauricocha bis zu ſeinem Ausfluß beträgt ſein Lauf 720 geographiſche Meilen. Dagegen iſt ſeine Breite in der Provinz Jaen de Bracamoros bei der Katarakte von Rentama, wo ich ihn unterhalb des maleriſchen Gebirges Patachuma maß, kaum gleich der Breite unſeres Rheins bei Mainz.

Wie der Orinoco bei ſeiner Mündung ſchmäler iſt als der La Plata- und Amazonen-Strom, ſo beträgt auch ſeine Länge, nach meinen aſtronomiſchen Beobachtungen, nur 280 geographiſche Meilen. Dagegen fand ich tief im Innern der Guyana, 140 Meilen von der Mündung entfernt, bei hohem Waſſerſtande den Fluß noch über 5300 Meter breit. Sein periodiſches Anſchwellen erhebt dort den Waſſerſpiegel jährlich 9—11 Meter hoch über dem Punkt des niedrigſten Standes. Zu einer genauen Vergleichung der ungeheuren Ströme, welche das ſüdamerikaniſche Feſtland durchſchneiden, fehlt es bisher an hinlänglichen Kenntniſſen. Um dieſelbe anzuſtellen, müßte man das Profil des Strombettes und ſeine in jedem Teile ſo verſchiedene Geſchwindigkeit kennen.

[Die noch unerforſchten Quellen des Orinoco liegen öſtlich vom Duida.] Zeigt der Orinoco in dem Delta, welches ſeine vielfach geteilten, noch unerforſchten Arme einſchließen, in der Regelmäßigkeit ſeines Anſchwellens und Sinkens, in der Menge und Größe ſeiner Krokodile mannigfaltige Aehnlichkeit mit dem Nilſtrome, ſo ſind beide auch darin einander analog, daß ſie lange als brauſende Waldſtröme zwiſchen Granit- und Syenit-Gebirgen ſich durchwinden, bis ſie, von baumloſen Ufern begrenzt, langſam, faſt auf ſöhliger Fläche, hinfließen. Von dem berufenen Bergſee bei Gondar der abyſſiniſchen Gojam-Alpen, bis Syene und Elephantine hin, dringt ein Arm des Nils (der grüne, Bahr el-Azrek) durch die Gebirge von Schangalla und Sennaar. Ebenſo entſpringt der Orinoco an dem ſüdlichen Abfalle der Bergkette, welche ſich unter dem 14. und 15. Grade nördlicher Breite, von der franzöſiſchen Guyana aus, weſtlich gegen die Andes von Neu-Granada vorſtreckt. Die Quellen des Orinoco ſind von keinem Europäer, ja von keinem Eingebornen, der mit den Europäern in Verkehr getreten iſt, beſucht worden.

Als wir im Sommer 1800 den Ober-Orinoco beſchifften, gelangten wir jenſeits der Miſſion der Esmeralda zu den Mündungen des Sodomoni und Guapo. Hier ragt hoch über den Wolken der mächtige Gipfel des Yconnamari oder Duida hervor, ein Berg, der nach meiner trigonometriſchen Meſſung ſich 2689 Meter über den Meeresſpiegel erhebt und deſſen Anblick eine der herrlichſten Naturſcenen der Tropenwelt darbietet. Sein ſüdlicher Abhang iſt eine baumleere Grasflur. Dort erfüllen weit umher Ananasdüfte die feuchte Abendluft. Zwiſchen niedrigen Wieſenkräutern erheben ſich die ſaftſtrotzenden Stengel der Ananas. Unter der blaugrünen Blätterkrone leuchtet fernhin die gelbe Frucht. Wo unter der Grasdecke die Bergwaſſer ausbrechen, da ſtehen einzelne Gruppen hoher Fächerpalmen. Ihr Laub wird in dieſen heißen Erdſtrichen nie von kühlenden Luftſtrömen bewegt.

Oeſtlich vom Duida beginnt ein Dickicht von wilden Cacao-Stämmen, welche den berufenen Mandelbaum, Bertholletia excelsa,[6]) das kraftvolle Erzeugnis der Tropenwelt, umgeben. Hier ſammeln die Indianer das Material zu ihren Blasröhren, koloſſale Grasſtengel, die von Knoten zu Knoten über 17 Fuß lange Glieder haben.[7]) Einige Franziskaner-Mönche ſind bis zur Mündung des Chiguire vorgedrungen, wo der Fluß bereits ſo ſchmal iſt, daß die Eingebornen über denſelben, nahe am Waſſerfall der Guahariben, aus rankenden Pflanzen eine Brücke geflochten haben. Die Guaicas, eine weißliche, aber kleine Menſchenrace, mit vergifteten Pfeilen bewaffnet, wehren das weitere Vordringen gegen Oſten.

Daher iſt alles fabelhaft, was man von dem Urſprung des Orinoco aus einem See vorgegeben. Vergebens ſucht man in der Natur die Lagune des Dorado [des ſagenhaften Goldkönigs], welche noch Arrowſmith's Karten als ein 20 geographiſche Meilen langes inländiſches Meer bezeichnen. Sollte der mit Schilf bedeckte, kleine See Amucu, bei welchem der Pirara (ein Zweig des Mahu) entſpringt, die Mythe veranlaßt haben? Dieſer Sumpf liegt indes 4 Grad öſtlicher als die Gegend, in welcher man die Orinoco-Quellen vermuten darf. In ihn verſetzte man die Inſel Pumacena, einen Fels von Glimmerſchiefer, deſſen Glanz ſeit dem 16. Jahrhundert in der Fabel des Dorado eine denkwürdige, für die betrogene Menſchheit oft verderbliche Rolle geſpielt hat.

Nach der Sage vieler Eingebornen ſind die Magellaniſchen Wolken des ſüdlichen Himmels, ja die herrlichen Nebelflecken des Schiffes Argo, ein Wiederſchein von dem metalliſchen Glanze jener Silberberge der Parime. Auch iſt es eine uralte Sitte dogmatiſierender Geographen, alle beträchtlichen Flüſſe der Welt aus Landſeen entſtehen zu laſſen.

[Urſachen der Hauptkrümmungen des Fluſſes.] Der Orinoco gehört zu den ſonderbaren Strömen, die, nach mannigfaltigen Wendungen gegen Weſten und Norden, zuletzt dergeſtalt gegen Oſten zurücklaufen, daß ſich ihre Mündung faſt in einem Meridian mit ihren Quellen befindet. Vom Chiguire und Gehette bis zum Guaviare hin, iſt der Lauf des Orinoco weſtlich, als wolle er ſeine Waſſer dem Stillen Meere zuführen. In dieſer Strecke ſendet er gegen Süden den in Europa wenig bekannten Caſſiquiare, einen merkwürdigen Arm aus, welcher ſich mit dem Rio Negro, oder, wie ihn die Eingebornen nennen, mit dem Guainia vereinigt, das einzige Beiſpiel einer Bifurkation im Innerſten eines Kontinents, einer natürlichen Verbindung zwiſchen zwei großen Flußthälern.

Die Natur des Bodens und der Eintritt des Guaviare und Atabapo in den Orinoco beſtimmen den letzteren ſich plötzlich gegen Norden zu wenden. Aus geographiſcher Unkunde hat man den von Weſten zuſtrömendeu Guaviare lange als den wahren Urſprung des Orinoco betrachtet. Die Zweifel, welche ein berühmter Geograph, Herr Buache, ſeit dem Jahr 1797 gegen die Möglichkeit einer Verbindung mit dem Amazoneuſtrome erregte, ſind, wie ich hoffe, durch meine Expedition vollkommen widerlegt worden. Bei einer ununterbrochenen Schiffahrt von 230 geographiſchen Meilen bin ich, durch ein ſonderbares Flußnetz, vom Rio Negro, mittelſt des Caſſiquiare, in den Orinoco, durch das Innere des Kontinents, von der braſilianiſchen Grenze bis zur Küſte von Caracas gelangt.

In dieſem oberen Teile des Flußgebiets zwiſchen dem 3. und 4. Grade nördlicher Breite hat die Natur die rätſelhafte Erſcheinung der ſogenanten ſchwarzen Waſſer mehrmals wiederholt. Der Atabapo, deſſen Ufer mit Carolineen und baumartigen Melaſtomen geſchmückt iſt, der Temi, Tuamini und Guainia ſind Flüſſe von kaffeebrauner Farbe. Dieſe Farbe geht im Schatten der Palmengebüſche faſt in Tintenſchwärze über. In durchſichtigen Gefäßen iſt das Waſſer goldgelb. Mit wunderbarer Klarheit ſpiegelt ſich in dieſen ſchwarzen Strömen das Bild der ſüdlichen Geſtirne. Wo die Waſſer ſanft hinrieſeln, da gewähren ſie dem Aſtronomen, welcher mit Reflexions-Inſtrumenten beobachtet, den vortrefflichſten künſtlichen Horizont.

Mangel an Krokodilen, aber auch an Fiſchen, größere Kühlung, mindere Plage der ſtechenden Mosquitos und Salubrität der Luft bezeichnen die Region der ſchwarzen Flüſſe. Wahrſcheinlich verdanken ſie ihre ſonderbare Farbe einer Auflöſung von gekohltem Waſſerſtoff, der Ueppigkeit der Tropen-Vegetation und der Kräuterfülle des Bodens, auf dem ſie hinfließen. In der That habe ich bemerkt, daß am weſtlichen Abfall des Chimborazo, gegen die Küſte der Südſee hin, die ausgetretenen Waſſer des Rio de Guayaquil allmählich eine goldgelbe, faſt kaffeebraune Farbe annehmen, wenn ſie wochenlang die Wieſen bedecken.

Unfern der Mündung des Guaviare und Atabapo findet ſich eine der edelſten Formen aller Palmengewächſe, der Piriguao, deſſen glatter, 19 Meter hoher Stamm mit ſchilfartig zartem, an den Rändern gekräuſeltem Laube geſchmückt iſt. Ich kenne keine Palme, welche gleich große und gleich ſchön gefärbte Früchte trägt. Dieſe Früchte ſind Pfirſichen ähnlich, gelb, mit Purpurröte untermiſcht. 70 bis 80 derſelben bilden ungeheure Trauben, deren jährlich jeder Stamm 3 zur Reife bringt. Man könnte dieſes herrliche Gewächs eine Pfirſichpalme nennen. Die fleiſchigen Früchte ſind wegen der großen Ueppigkeit der Vegetation meiſt ſamenlos. Sie gewähren deshalb den Eingeborenen eine nahrhafte und mehlreiche Speiſe, die, wie Piſang und Kartoffeln, einer mannigfaltigen Zubereitung fähig iſt.

Bis hierher, oder bis zur Mündung des Guaviare, läuft der Orinoco längs dem ſüdlichen Abfall des Gebirges Parime hin: aber von ſeinem linken Ufer bis weit jenſeits des Aequators, gegen den 15. Grad ſüdlicher Breite hin, dehnt ſich die unermeßliche, waldbedeckte Ebene des Amazonenſtromes aus. Wo nun der Orinoco bei San Fernando de Atabapo ſich plötzlich gegen Norden wendet, durchbricht er einen Teil der Gebirgskette ſelbſt. Hier liegen die großen Waſſerfälle von Atures und Maypures. Hier iſt das Strombett überall durch koloſſale Felsmaſſen verengt, gleichſam in einzelne Waſſerbehälter durch natürliche Dämme abgeteilt.

Vor der Mündung des Meta ſteht in einem mächtigen Strudel eine iſolierte Klippe, welche die Eingeborenen ſehr paſſend den „Stein der Geduld" nennen, weil ſie bei niedrigem Waſſer den aufwärts Schiffenden bisweilen einen Aufenthalt von zwei vollen Tagen koſtet. Tief in das Land eindringend, bildet hier der Orinoco maleriſche Felsbuchten. Der Indianer-Miſſion Carichana gegenüber wird der Reiſende durch einen ſonderbaren Anblick überraſcht. Unwillkürlich haftet das Auge auf einem ſchroffen Granitfelſen, el Mogote de Cocuyza, einem Würfel, der, 63 Meter hoch ſenkrecht abgeſtürzt, auf ſeiner oberen Fläche einen Wald von Laubholz trägt. Wie ein cyclopiſches Monument von einfacher Größe, erhebt ſich dieſe Felsmaſſe hoch über dem Gipfel der umherſtehenden Palmen. In ſcharfen Umriſſen ſchneidet ſie ſich gegen die tiefe Bläue des Himmels ab, ein Wald über dem Walde.

Schifft man in Carichana weiter abwärts, ſo gelangt man an den Punkt, wo der Strom ſich einen Weg durch den engen Paß von Baraguan gebahnt hat. Hier erkennt man überall Spuren chaotiſcher Verwüſtung. Nördlicher gegen Uruana und Encaramada hin erheben ſich Granitmaſſen von groteskem Anſehen. In wunderbare Zacken geteilt und von blendender Weiße, leuchten ſie hoch aus dem Gebüſche hervor.

In dieſer Gegend, von der Mündung des Apure an, verläßt der Strom die Granitkette. Gegen Oſten gerichtet, ſcheidet er, bis zu dem atlantiſchen Ocean hin, die undurchdringlichen Wälder der Guyana von den Grasfluren, auf denen in unabſehbarer Ferne das Himmelsgewölbe ruht. So umgiebt der Orinoco von drei Seiten: gegen Süden, gegen Weſten und gegen Norden, den hohen Gebirgsſtock der Parime, welcher den weiten Raum zwiſchen den Quellen des Jao und Caura ausfüllt. Auch iſt der Strom klippen- und ſtrudelfrei von Carichana bis zu ſeinem Ausfluß hin: den Höllenſchlund (Boca del Infierno) bei Muitaco abgerechnet, einen Wirbel, der von Felſen verurſacht wird, welche aber nicht, wie die bei Atures und Maypures, das ganze Strombette verdämmen. In dieſer meernahen Gegend kennen die Schiffenden keine andere Gefahr als die der natürlichen Flöße, gegen welche zumal bei Nacht die Canots oftmals ſcheitern. Dieſe Flöße beſtehen aus Waldbäumen, welche durch den wachſenden Strom am Ufer entwurzelt und fortgeriſſen werden. Mit blühenden Waſſerpflanzen wieſenartig bedeckt, erinnern ſie an die ſchwimmenden Gärten der mexikaniſchen Seen.

Nach dieſem ſchnellen Ueberblick des Laufs des Orinoco und ſeiner allgemeinſten Verhältniſſe gehe ich zur Beſchreibung der Waſſerfälle von Maypures und Atures über.

[Die Katarakte von Maypures.] Von dem hohen Gebirgsſtock Cunavami aus, zwiſchen den Quellen der Flüſſe Sipapo und Ventuari, drängt ſich ein Granitrücken weit gegen Weſten, nach dem Gebirge Uniama, vor. Von dieſem Rücken fließen vier Bäche herab, welche die Katarakte von Maypures gleichſam begrenzen; an dem öſtlichen Ufer des Orinoco der Sipapo und Sanariapo, an dem weſtlichen Ufer der Cameji und der Toparo. Wo das Miſſionsdorf Maypures liegt, bilden die Berge einen weiten, gegen Südweſten geöffneten Buſen.

Der Strom fließt jetzt ſchäumend an dem öſtlichen Berggehänge hin. Fern in Weſten erkennt man das alte verlaſſene Ufer. Eine weite Grasflur dehnt ſich zwiſchen beiden Hügelketten aus. In dieſer haben die Jeſuiten eine kleine Kirche von Palmenſtämmen gebaut. Die Ebene iſt kaum 30 Fuß über dem oberen Waſſerſpiegel des Fluſſes erhaben.

Der geognoſtiſche Anblick dieſer Gegend, die Inſelform der Felſen Keri und Oco, die Höhlungen, welche die Flut in dem erſten dieſer Hügel ausgewaſchen und welche mit den Löchern in der gegenüberliegenden Inſel Uivitari genau in gleicher Höhe liegen: alle dieſe Erſcheinungen beweiſen, daß der Orinoco einſt dieſe ganze, jetzt trockene Bucht ausfüllte. Wahrſcheinlich bildeten die Waſſer einen weiten See, ſo lange der nördliche Damm Widerſtand leiſtete. Als der Durchbruch erfolgte, trat zuerſt die Grasflur, welche jetzt die Guareken-Indianer bewohnen, als Inſel hervor. Vielleicht umgab der Fluß noch lange die Felſen Keri und Oco, die, wie Bergſchlöſſer aus dem alten Strombette hervorragend, einen maleriſchen Anblick gewähren. Bei der allmählichen Waſſerverminderung zogen die Waſſer ſich ganz an die öſtliche Bergkette zurück.

Dieſe Vermutung wird durch mehrere Umſtände beſtätigt. Der Orinoco hat nämlich, wie der Nil bei Philä und Syene, die merkwürdige Eigenſchaft, die rötlich-weißen Granitmaſſen, welche er Jahrtauſende lang benetzt, ſchwarz zu färben. So weit die Waſſer reichen, bemerkt man am Felsufer einen bleifarbenen, mangan- und vielleicht auch kohlenſtoffhaltigen Ueberzug, der kaum zwei Zehntel-Millim. tief in das Innere des Geſteins eindringt. Dieſe Schwärzung, und die Höhlungen, deren wir oben erwähnten, bezeichnen den alten Waſſerſtand des Orinoco.

Im Felſen Keri, in den Inſeln der Katarakten, in der gneißartigen Hügelkette Cumadaminari, welche oberhalb der Inſel Tomo fortläuft, an der Mündung des Jao endlich: ſieht man jene ſchwarzen Höhlungen 50 bis 60 Meter über dem heutigen Waſſerſpiegel erhaben. Ihre Exiſtenz lehrt (was übrigens auch in Europa in allen Flußbetten zu bemerken iſt), daß die Ströme, deren Größe jetzt unſre Bewunderung erregt, nur ſchwache Ueberreſte von der ungeheuren Waſſermenge der Vorzeit ſind.

Selbſt den rohen Eingeborenen der Guyana ſind dieſe einfachen Bemerkungen nicht entgangen. Ueberall machten uns die Indianer auf die Spuren des alten Waſſerſtandes aufmerkſam. Ja in einer Grasflur bei Uruana liegt ein iſolierter Granitfels, in welchen (laut der Erzählung glaubwürdiger Männer), in über 24 Meter Höhe, Bilder der Sonne, des Mondes und mannigfaltiger Tiere, beſonders Bilder von Krokodilen und Boaſchlangen, faſt reihenweiſe eingegraben ſind. Ohne Gerüſte kann gegenwärtig niemand an jener ſenkrechten Wand hinaufſteigen, welche die aufmerkſamſte Unterſuchung künftiger Reiſenden verdient. In eben dieſer wunderbaren Lage befinden ſich die hieroglyphiſchen Steinzüge in den Gebirgen von Uruana und Encaramada.

Fragt man die Eingeborenen, wie jene Züge eingegraben werden konnten, ſo antworten ſie: es ſei zur Zeit der hohen Waſſer geſchehen, weil ihre Väter damals in dieſer Höhe ſchifften. Ein ſolcher Waſſerſtand war alſo eines Alters mit den rohen Denkmälern menſchlichen Kunſtfleißes. Er deutet auf eine ehemalige ſehr verſchiedene Verteilung des Flüſſigen und des Feſten, auf einen vormaligen Zuſtand der Erdoberfläche, der jedoch mit demjenigen nicht verwechſelt werden muß, in welchem der erſte Pflanzenſchmuck unſeres Planeten, die rieſenmäßigen Körper ausgeſtorbener Landtiere und die pelagiſchen Geſchöpfe einer chaotiſchen Vorwelt in der ſich erhärtenden Erdrinde ihr Grab fanden.

Der nördlichſte Ausgang der Katarakten zieht die Aufmerkſamkeit auf ſich durch die ſogenannten natürlichen Bilder der Sonne und des Mondes. Der Felſen Keri, deſſen ich ſchon mehrmals erwähnt, hat nämlich ſeine Benennung von einem fernleuchtenden weißen Flecken, in welchem die Indianer eine auffallende Aehnlichkeit mit der vollen Mondſcheibe zu erkennen glauben. Ich habe ſelbſt nicht dieſe ſteile Felswand erklimmen können; aber wahrſcheinlich iſt der weiße Flecken ein mächtiger Quarzknoten, welchen zuſammenſcharende Gänge in dem graulich-ſchwarzen Granite bilden.

Dem Keri gegenüber, auf dem baſalt-ähnlichen Zwillingsberge der Inſel Uivitari, zeigen die Indianer mit geheimnisvoller Bewunderung eine ähnliche Scheibe, welche ſie als das Bild der Sonne Camosi, verehren. Vielleicht hat die geographiſche Lage beider Felſen mit zu dieſer Benennung beigetragen; denn in der That fand ich Keri gegen Abend und Camoſi gegen Morgen gerichtet. Etymologiſierende Sprachforſcher haben in dem amerikaniſchen Worte Camosi einige Aehnlichkeit mit Camoſh, dem Sonnen-Namen in einem der phöniciſchen Dialekte, mit Apollo Chomeus, oder Beelphegor und Amun, erkennen wollen.

Die Katarakten von Maypures beſtehen nicht, wie der über 50 Meter hohe Fall des Niagara, in dem einmaligen Herabſtürzen einer großen Waſſermaſſe. Sie ſind auch nicht Flußengen: Päſſe, durch welche ſich der Strom mit beſchleunigter Geſchwindigkeit durchdrängt, wie der Pongo von Manſeriche im Amazonenfluſſe. Die Katarakten von Maypures erſcheinen als eine zahlloſe Menge kleiner Cascaden, die reihenweiſe wie Staffeln auf einander folgen, Der Raudal (ſo nennen die Spanier dieſe Art von Katarakten) wird durch einen Archipelagus von Inſeln und Klippen gebildet, welche das 2500 Meter weite Flußbett dermaßen verengen, daß oft kaum ein 7 Meter breites freies Fahrwaſſer übrig bleibt. Die öſtliche Seite iſt gegenwärtig weit unzugänglicher und gefahrvoller als die weſtliche.

An dem Ausfluß des Cameji ladet man die Güter aus, um das leere Canot, oder, wie man hier ſagt, die Piragua, durch die des Raudals kundigen Indianer bis zur Mündung des Toparo zu führen, wo man die Gefahr für überwunden hält. Sind die einzelnen Klippen oder Staffeln (jede derſelben wird mit einem eigenen Namen bezeichnet) nicht über 1 Meter hoch, ſo wagen es die Eingeborenen, ſich mit dem Canot herabzulaſſen. Geht aber die Fahrt ſtromaufwärts, ſo ſchwimmen ſie voran, ſchlingen nach vieler vergeblicher Anſtrengung ein Seil um die Felsſpitzen, welche aus dem Strudel hervorragen, und ziehen, mittels dieſes Seils, das Fahrzeug empor. Bei dieſer mühevollen Arbeit wird das letztere oft gänzlich mit Waſſer gefüllt oder umgeſtürzt.

Bisweilen, und dieſen Fall allein beſorgen die Eingeborenen, zerſchellt das Canot auf der Klippe. Mit blutigem Körper ſuchen ſich dann die Lotſen dem Strudel zu entwinden und ſchwimmend das Ufer zu erreichen. Wo die Staffeln ſehr hoch ſind, wo der Felsdamm das ganze Bett durchſetzt, wird der leichte Kahn ans Land gebracht und am nahen Ufer auf untergelegten Baumzweigen, wie auf Walzen, eine Strecke fortgezogen.

Die berufenſten und ſchwierigſten Staffeln ſind Purimarimi und Manimi. Sie haben an 3 Meter Höhe. Mit Erſtaunen habe ich durch Barometermeſſungen gefunden (ein geodätiſches Nivellement iſt wegen der Unzugänglichkeit des Lokals und bei der verpeſteten, mit zahlloſen Mosquitos gefüllten Luft nicht auszuführen), daß das ganze Gefälle des Raudals, von der Mündung des Cameji bis zu der des Toparo, kaum 9—10 Meter beträgt. Ich ſage: mit Erſtaunen; denn man erkennt daraus, daß das fürchterliche Getöſe und das wilde Aufſchäumen des Fluſſes Folge der Verengung des Bettes durch zahlloſe Klippen und Inſeln, Folge des Gegenſtromes iſt, welchen Form und Lage der Felsmaſſen veranlaſſen. Von der Wahrheit dieſer Behauptung, von der geringen Höhe des ganzen Gefälles, überzeugt man ſich am beſten, wenn man aus dem Dorfe Maypures über den Felſen Manimi zum Flußbette hinabſteigt.

Hier iſt der Punkt, wo man eines wundervollen Anblicks genießt. Eine meilenlange ſchäumende Fläche bietet ſich auf einmal dem Auge dar. Eiſenſchwarze Felsmaſſen ragen ruinen- und burgartig aus derſelben hervor. Jede Inſel, jeder Stein iſt mit üppig anſtrebenden Waldbäumen geſchmückt. Dichter Nebel ſchwebt ewig über dem Waſſerſpiegel. Durch die dampfende Schaumwolke dringen die Gipfel der hohen Palmen. Wenn ſich im feuchten Dufte der Strahl der glühenden Abendſonne bricht, ſo beginnt ein optiſcher Zauber. Farbige Bögen verſchwinden und kehren wieder. Ein Spiel der Lüfte, ſchwankt das ätheriſche Bild.

Umher auf den nackten Felſen haben die rieſelnden Waſſer in der langen Regenzeit Inſeln von Dammerde zuſammengehäuft. Mit Melaſtomen und Droſeren, mit kleinen ſilberblättrigen Mimoſen und Farnkräutern geſchmückt, bilden ſie Blumenbeete mitten auf dem öden Geſtein. Sie rufen bei dem Europäer das Andenken an jene Pflanzengruppen zurück, welche die Alpenbewohner Courtils nennen: Granitblöcke, mit Blüten bedeckt, die einſam aus den ſavoyiſchen Gletſchern hervorragen.

In blauer Ferne ruht das Auge auf der Gebirgskette Cunavami: einem langgedehnten Bergrücken, der prallig in einem abgeſtumpften Kegel ſich endigt. Den letztern (Calitamini iſt ſein indiſcher Name) ſahen wir bei untergehender Sonne wie in rötlichem Feuer glühen. Dieſe Erſcheinung kehrt täglich wieder. Niemand iſt je in der Nähe dieſer Berge geweſen. Vielleicht rührt der Glanz von einer ſpiegelnden Ablöſung von Talk- oder Glimmerſchiefer her.

Während der 5 Tage, welche wir in der Nähe der Katarakten zubrachten, war es auffallend, wie man das Getöſe des tobenden Stroms dreimal ſtärker bei Nacht als bei Tage vernahm. Bei allen europäiſchen Waſſerfällen bemerkt man die nämliche Erſcheinung. Was kann die Urſache derſelben in einer Einöde ſein, wo nichts die Ruhe der Natur unterbricht? Wahrſcheinlich die Ströme aufſteigender warmer Luft, welche, durch ungleiche Miſchung des elaſtiſchen Mittels, der Fortpflanzung des Schalles hinderlich ſind, die Schallwellen mannigfach brechen, und während der nächtlichen Erkältung der Erdrinde aufhören.

Die Indianer zeigten uns Spuren von Wagengeleiſen. Sie reden mit Bewunderung von den gehörnten Tieren (Ochſen), welche zur Zeit, als hier die Jeſuiten ihr Bekehrungsgeſchäft trieben, die Canots auf Wagen auf dem linken Orinoco-Ufer von der Mündung des Cameji zu der des Toparo zogen. Die Fahrzeuge blieben damals beladen, und wurden nicht wie jetzt durch das beſtändige Stranden und Hinſchieben auf den rauhen Klippen abgenutzt.

Der Situationsplan, welchen ich von der umliegenden Gegend entworfen habe, zeigt, daß ſelbſt ein Kanal vom Cameji zum Toparo eröffnet werden kann. Das Thal, in dem jene waſſerreichen Bäche fließen, iſt ſanft verflächt. Der Kanal, deſſen Ausführung ich dem General-Gouverneur von Venezuela vorgeſchlagen, würde, als ein ſchiffbarer Seitenarm des Fluſſes, das alte, gefahrvolle Strombette entbehrlich machen.

[Die Katarakte von Atures.] Der Raudal von Atures iſt ganz dem Raudal von Maypures ähnlich: wie dieſer, eine Inſelwelt, zwiſchen welcher der Strom ſich in einer Länge von 6–8000 Meter durchdrängt; ein Palmengebüſch, mitten aus dem ſchäumenden Waſſerſpiegel hervortretend. Die berufenſten Staffeln der Katarakte liegen zwiſchen den Inſeln Avaguri und Javariveni, zwiſchen Suripamana und Uirapuri.

Als wir, Herr Bonpland und ich, von den Ufern des Rio Negro zurückkehrten, wagten wir es, die letzte oder untere Hälfte des Raudals von Atures mit dem beladenen Canot zu paſſieren. Wir ſtiegen mehrmals auf den Klippen aus, welche, als Dämme, Inſel mit Inſel verbinden. Bald ſtürzen die Waſſer über dieſe Dämme weg, bald fallen ſie mit dumpfem Getöſe in das Innere derſelben. Daher ſind oft ganze Strecken des Flußbettes trocken, weil der Strom ſich durch unterirdiſche Kanäle einen Weg bahnt. Hier niſten die goldgelben Klippenhühner (Pipra rupicola): einer der ſchönſten Vögel der Tropenwelt, mit doppelter beweglicher Federkrone, ſtreitbar wie der oſtindiſche Haushahn.

Im Raudal von Canucari bilden aufgetürmte Granitkugeln den Felsdamm. Wir krochen dort in das Innere einer Höhle, deren feuchte Wände mit Conferven und leuchtendem Byſſus bedeckt waren. Mit fürchterlichem Getöſe rauſchte der Fluß hoch über uns weg. Wir fanden zufällig Gelegenheit, dieſe große Naturſcene länger, als wir wünſchen konnten, zu genießen. Die Indianer hatten uns mitten in der Katarakte verlaſſen. Das Canot ſollte eine ſchmale Inſel umſchiffen, um uns, nach einem langen Umwege, an der unteren Spitze derſelben wieder aufzunehmen. Anderthalb Stunden lang harrten wir bei furchtbarem Gewitterregen. Die Nacht brach ein; wir ſuchten vergebens Schutz zwiſchen den klüftigen Granitmaſſen. Die kleinen Affen, die wir Monate lang in geflochtenen Käfigen mit uns führten, lockten durch ihr klagendes Geſchrei Krokodile herbei, deren Größe und bleigraue Farbe ein hohes Alter andeuteten. Ich würde dieſer, im Orinoco ſo gewöhnlichen Erſcheinung nicht erwähnen, hätten uns nicht die Indianer verſichert, kein Krokodil ſei je in den Katarakten geſehen worden; ja im Vertrauen auf ihre Behauptung hatten wir es mehrmals gewagt, uns in dieſem Teile des Fluſſes zu baden.

Indeſſen nahm die Beſorgnis, daß wir, durchnäßt und von dem Donner des Waſſerſturzes betäubt, die lange Tropennacht mitten im Raudal durchwachen müßten, mit jedem Augenblicke zu: bis die Indianer und unſer Canot erſchienen. Sie hatten die Staffel, auf der ſie ſich herablaſſen wollten, bei allzu niedrigem Waſſerſtande unzugänglich gefunden. Die Lotſen waren genötigt geweſen, in dem Labyrinth von Kanälen ein zugänglicheres Fahrwaſſer zu ſuchen.

[Die Höhle von Ataruipe.] Am ſüdlichen Eingange des Raudals von Atures, am rechten Ufer des Fluſſes, liegt die unter den Indianern weit berufene Höhle von Ataruipe. Die Gegend umher hat einen großen und ernſten Naturcharakter, der ſie wie zu einem National-Begräbniſſe eignet. Man erklimmt mühſam, ſelbſt nicht ohne Gefahr, in eine große Tiefe hinabzurollen, eine ſteile, völlig nackte Granitwand. Es würde kaum möglich ſein, auf der glatten Fläche feſten Fuß zu faſſen, träten nicht große Feldſpatkryſtalle, der Verwitterung trotzend, zollang aus dem Geſteine hervor.

Kaum iſt die Kuppe erreicht, ſo wird man durch eine weite Ausſicht über die umliegende Gegend überraſcht. Aus dem ſchäumenden Flußbette erheben ſich mit Wald geſchmückte Hügel. Jenſeits des Stromes, über das weſtliche Ufer hinweg, ruht der Blick auf der unermeßlichen Grasflur des Meta. Am Horizont erſcheint, wie ein drohend aufziehendes Gewölk, das Gebirge Uniama. So die Ferne; nahe umher iſt alles öde und eng. Im tief gefurchten Thale ſchweben einſam der Geier und die krächzenden Ziegenmelker. An der nackten Felswand ſchleicht ihr ſchwindender Schatten hin.

Dieſer Keſſel iſt von Bergen begrenzt, deren abgerundete Gipfel ungeheure Granitkugeln tragen. Der Durchmeſſer dieſer Kugeln beträgt 14 bis 17 Meter. Sie ſcheinen die Unterlage nur in einem einzigen Punkte zu berühren: eben als müßten ſie, bei dem ſchwächſten Erdſtoße, herabrollen.

Der hintere Teil des Felsthals iſt mit dichtem Laubholze bedeckt. An dieſem ſchattigen Orte öffnet ſich die Höhle von Ataruipe: eigentlich nicht eine Höhle, ſondern ein Gewölbe, eine weit überhangende Klippe, eine Bucht, welche die Waſſer, als ſie einſt dieſe Höhe erreichten, ausgewaſchen haben. Dieſer Ort iſt die Gruft eines vertilgten Völkerſtammes.[8]) Wir zählten ungefähr 600 wohlerhaltene Skelette, in eben ſo vielen Körben, die von den Stielen des Palmlaubes geflochten ſind. Dieſe Körbe, (welche die Indianer Mapires nennen, bilden eine Art viereckiger Säcke, die nach dem Alter des Verſtorbenen von verſchiedener Größe ſind. Selbſt neugeborene Kinder haben ihr eigenes Mapire. Die Skelette ſind ſo vollſtändig, daß keine Rippe, keine Phalange fehlt.

Die Knochen ſind auf dreierlei Weiſe zubereitet: teils gebleicht, teils mit Onoto, dem Pigment der Bixa Orellana, rot gefärbt; teils mumienartig zwiſchen wohlriechendem Harze in Piſangblätter eingeknetet. Die Indianer verſichern, man grabe den friſchen Leichnam auf einige Monate in feuchte Erde, welche das Muskelfleiſch allmählich verzehre; dann ſcharre man ihn aus, und ſchabe mit ſcharfen Steinen den Reſt des Fleiſches von den Knochen ab. Dies ſei noch der Gebrauch mancher Horden in der Guyana. Neben den Mapires oder Körben findet man auch Urnen von halbgebranntem Thone, welche die Knochen von ganzen Familien zu enthalten ſcheinen.

Die größeren dieſer Urnen ſind 1 Meter hoch und 1,7 Meter lang, von angenehmer ovaler Form, grünlich, mit Henkeln in Geſtalt von Krokodilen und Schlangen, an dem oberen Rande mit Mäandern und Labyrinthen geſchmückt. Dieſe Verzierungen ſind ganz denen ähnlich, welche die Wände des mexikaniſchen Palaſtes bei Mitla bedecken. Man findet ſie unter allen Zonen, auf den verſchiedenſten Stufen menſchlicher Kultur: unter Griechen und Römern, wie auf den Schildern der Otaheiter und anderer Inſelbewohner der Südſee; überall, wo rhythmiſche Wiederholung regelmäßiger Formen dem Auge ſchmeichelt. Die Urſachen dieſer Aehnlichkeiten beruhen, wie ich an einem andern Ort entwickelt habe, mehr auf pſychiſchen Gründen, auf der innern Natur unſerer Geiſtesanlagen, als daß ſie Gleichheit der Abſtammung und alten Verkehr der Völker beweiſen.

Unſere Dolmetſcher konnten keine ſichere Auskunft über das Alter dieſer Gefäße geben. Die mehrſten Skelette ſchienen indes nicht über hundert Jahre alt zu ſein. Es geht die Sage unter den Guareca-Indianern, die tapferen Aturer haben ſich, von menſchenfreſſenden Kariben bedrängt, auf die Klippen der Katarakten gerettet; ein trauriger Wohnſitz, in welchem der bedrängte Völkerſtamm und mit ihm ſeine Sprache unterging. In dem unzugänglichſten Teile des Raudals befinden ſich ähnliche Grüfte; ja es iſt wahrſcheinlich, daß die letzte Familie der Aturer ſpät erſt ausgeſtorben ſei. Denn in Maypures (ein ſonderbares Faktum) lebt noch ein alter Papagei, von dem die Eingeborenen behaupten, daß man ihn darum nicht verſtehe, weil er die Sprache der Aturer rede.

Wir verließen die Höhle bei einbrechender Nacht, nachdem wir mehrere Schädel und das vollſtändige Skelett eines bejahrten Mannes, zum größten Aergernis unſrer indianiſchen Führer, geſammelt hatten. Einer dieſer Schädel iſt von Blumenbach in ſeinem vortrefflichen kraniologiſchen Werke abgebildet worden. Das Skelett ſelbſt aber ging, wie ein großer Teil unſrer Naturalienſammlungen, beſonders der entomologiſchen, in einem Schiffbruch verloren, welcher an der afrikaniſchen Küſte unſerem Freunde und ehemaligen Reiſegefährten, dem jungen Franziskanermönche Juan Gonzalez, das Leben koſtete.

Wie im Vorgefühl dieſes ſchmerzhaften Verluſtes, in ernſter Stimmung, entfernten wir uns von der Gruft eines untergegangenen Völkerſtammes. Es war eine der heiteren und kühlen Nächte, die unter den Wendekreiſen ſo gewöhnlich ſind. Mit farbigen Ringen umgeben, ſtand die Mondſcheibe hoch im Zenith. Sie erleuchtete den Saum des Nebels, welcher in ſcharfen Umriſſen, wolkenartig, den ſchäumenden Fluß bedeckte. Zahlloſe Inſekten goſſen ihr rötliches Phosphorlicht über die krautbedeckte Erde. Von dem lebendigen Feuer erglühte der Boden, als habe die ſternenvolle Himmelsdecke ſich auf die Grasflur niedergeſenkt. Rankende Bignonien, duftende Vanille und gelbblühende Baniſterien ſchmückten den Eingang der Höhle. Ueber dem Grabe rauſchten die Gipfel der Palmen.

So ſterben dahin die Geſchlechter der Menſchen. Es verhallt die rühmliche Kunde der Völker. Doch wenn jede Blüte des Geiſtes welkt, wenn im Sturm der Zeiten die Werke ſchaffender Kunſt zerſtieben, ſo entſprießt ewig neues Leben aus dem Schoße der Erde. Raſtlos entfaltet ihre Knospen die zeugende Natur: unbekümmert, ob der frevelnde Menſch (ein nie verſöhntes Geſchlecht) die reifende Frucht zertritt.

Erläuterungen.

1) Der Atlantiſche Ocean hat zwiſchen dem 23. Grade ſüdlicher und dem 70. Grade nördlicher Breite die Form eines eingefurchten Längenthals, in dem die vor- und einſpringenden Winkel ſich gegenüberſtehen. Von den canariſchen Inſeln, beſonders vom 24. Grad nördl. Breite und 25. Grad weſtl. Länge, bis zu der Nordoſtküſte von Südamerika iſt die Meeresfläche ſo ruhig und von ſo niedrigem Wellenſchlage, daß ein offenes Boot ſie ſicher beſchiffen könnte.

2) An der ſüdlichen Küſte der Inſel Cuba, ſüdweſtlich von dem Hafen Batabano, in dem Meerbuſen von Xagua, aber 2 bis 3 Seemeilen von dem feſten Lande entfernt, brechen mitten im ſalzigen Waſſer, wahrſcheinlich durch hydroſtatiſchen Druck, Quellen ſüßen Waſſers aus dem Meeresboden aus. Der Ausbruch geſchieht mit ſolcher Kraft, daß Canots ſich nur mit Vorſicht dieſem, wegen des hohen und durchkreuzten Wellenſchlags berufenen Orte nahen. Handelsſchiffe, welche an der Küſte vorbeiſegeln und nicht landen wollen, beſuchen bisweilen dieſe Quellen, um gleichſam mitten im Meere ſich einen Vorrat ſüßen Waſſers zu verſchaffen. Je tiefer man ſchöpft, deſto ſüßer iſt das Waſſer. Dort wird auch häufig die Flußkuh, Trichecus Manati, erlegt, ein Tier, welches ſich nicht im ſalzigen Waſſer aufhält.

3) Chriſtoph Colombus, deſſen raſtloſer Beobachtungsgeiſt auf alles gerichtet war, ſtellt in ſeinen Briefen an die ſpaniſchen Monarchen eine geognoſtiſche Hypotheſe über die Geſtalt der Großen Antillen auf. Ernſt beſchäftigt mit der Stärke des oft weſtlichen Aequinoctialſtromes, ſchreibt er dieſem Strome die Zerſtückelung der Kleinen Antillengruppe und die ſonderbar in die Länge gedehnte Configuration der ſüdlichen Küſten von Portorico, Haiti, Cuba und Jamaica zu, welche faſt genau den Breitenkreiſen folgen. Auf der dritten Reiſe (Ende Mai 1498 bis Ende November 1500), auf welcher er von der Boca del Drago bis zur Inſel Margarita und ſpäter von dieſer Inſel bis Haiti die ganze Kraft der Aequinoctialſtrömung, die Bewegung der Waſſer „in Uebereinſtimmung mit den himmliſchen Bewegungen, movimiento de los cielos", fühlte, ſagt er ausdrücklich, daß die Gewalt der Strömung die Inſel Trinidad vom Continent abgeriſſen hat. Er verweiſt die Monarchen auf eine Seekarte, die er ihnen ſchenkt, eine von ihm ſelbſt verfaßte pintura de la tierra, auf welche in dem berühmten Prozeſſe gegen Don Diego Colon über die Rechte des erſten Admirals häufig Bezug genommen wird.

4) In Diodors Beſchreibung des Paropaniſus glaubt man ein Gemälde der peruaniſchen Andeskette zu erkennen. Die Armee zog durch bewohnte Orte, in denen täglich Schnee fiel!

5) So ſchrieb ich über dieſe Quellen im Jahr 1807 in der erſten Ausgabe der Anſichten der Natur, und dieſelbe Behauptung wiederhole ich mit gleichem Recht heute, 41 Jahre ſpäter. Die, für alle Teile des Naturwiſſens und der Länderkenntnis ſo wichtigen Reiſen der Gebrüder Robert und Richard Schomburgk haben andere und intereſſantere Thatſachen ergründet, aber das Problem von der Lage der Orinoco-Quellen iſt von Sir Robert Schomburgk nur annähernd gelöſt worden.

6) Der rieſenartig prachtvolle Baum bietet in der Ausbildung ſeiner cocosartigen, runden, dicht-holzigen Frucht, welche die dreikantigen, wiederum holzigen Samenbehälter umſchließt, das merkwürdigſte Beiſpiel geſteigerter organiſcher Entwickelung dar. Die Bertholletia wächſt in den Wäldern des Ober-Orinoco zwiſchen dem Padamo und Ocamu, unfern dem Berge Mapaya, wie auch zwiſchen den Flüſſen Amaguaca und Gehette.

7) Robert Schomburgk ſagt von der Pflanze: „Sie wachſe in großen Büſcheln gleich der Bambusa: das erſte Glied erhebe ſich bei dem alten Rohre ohne Knoten bis 5 und 5,2 Meter Höhe, und treibe dann erſt Blätter. Die ganze Höhe der Arundinaria am Fuße des Gebirgsſtockes Maravaca betrage 9—13 Meter, bei einer Dicke von kaum einem Centimeter Durchmeſſer. Der Gipfel ſei ſtets geneigt, und dieſe Grasart nur den Sandſteingebirgen zwiſchen dem Ventuari, Paramu (Padamo) und Mavaca eigentümlich. Der indiſche Name ſei Curata; daher wegen der Trefflichkeit dieſer weit berühmten langen Blaſerohre die Majonkongs und Guinaus dieſer Gegenden den Namen des Curata-Volkes erhalten haben."

8) Als ich mich in den Wäldern des Orinoco aufhielt, wurden auf königlichen Befehl Nachforſchungen über dieſe Knochenhöhlen angeſtellt. Der Miſſionar der Katarakten war fälſchlich beſchuldigt worden, in dieſen Höhlen Schätze aufgefunden zu haben, welche die Jeſuiten, vor ihrer Flucht, darin verborgen hätten.

Das nächtliche Tierleben im Urwalde.

[Die Sprachen und die Naturbeſchreibung.] Wenn die, stammweiſe ſo verſchiedene Lebendigkeit des Naturgefühls, wenn die Beſchaffenheit der Länder, welche die Völker bewohnen oder durchzogen haben, die Sprachen mehr oder minder mit ſcharf bezeichnenden Wörtern für Berggeſtaltung, Zuſtand der Vegetation, Anblick des Luftkreiſes, Umriß und Gruppierung der Wolken bereichern, ſo werden durch langen Gebrauch und durch litterariſche Willkür viele dieſer Bezeichnungen von ihrem urſprünglichen Sinne abgewendet. Für gleichbedeutend wird allmählich gehalten, was getrennt bleiben ſollte; und die Sprachen verlieren von der Anmut und Kraft, mit der ſie naturbeſchreibend, den phyſiognomiſchen Charakter der Landſchaft darzuſtellen vermögen. Um den linguiſtiſchen Reichtum zu beweiſen, welchen ein inniger Kontakt mit der Natur und die Bedürfniſſe des mühevollen Nomadenlebens haben hervorrufen können, erinnere ich an die Unzahl von charakteriſtiſchen Benennungen, durch die im Arabiſchen und Perſiſchen 1) Ebenen, Steppen und Wüſten unterſchieden werden: je nachdem ſie ganz nackt oder mit Sand bedeckt oder durch Felsplatten unterbrochen ſind, einzelne Weideplätze umſchließen oder lange Züge geſelliger Pflanzen darbieten. Faſt eben ſo auffallend ſind in altcaſtilianiſchen Idiomen die vielen Ausdrücke für die Phyſiognomik der Gebirgsmaſſen, für diejenigen ihrer Geſtaltungen, welche unter allen Himmelsſtrichen wiederkehren und ſchon in weiter Ferne die Natur des Geſteins offenbaren. Da Stämme ſpaniſcher Abkunft den Abhang der Andeskette, den gebirgigen Teil der canariſchen Inſeln, der Antillen und Philippinen bewohnen, und die Bodengeſtaltung dort in einem größeren Maßſtabe als irgendwo auf der Erde (den Himalaya und das tübetaniſche Hochland etwa abgerechnet) die Lebensart der Bewohner bedingt, ſo hat die Formbezeichnung der Berge in der Trachyt-, Baſalt- und Porphyr-Region wie im Schiefer-, Kalk- und Sandſteingebirge in täglichem Gebrauche ſich glücklich erhalten. In den gemeinſamen Schatz der Sprache geht dann auch das Neugeformte über. Der Menſchen Rede wird durch alles belebt, was auf Naturwahrheit hindeutet, ſei es in der Schilderung der von der Außenwelt empfangenen ſinnlichen Eindrücke oder des tief bewegten Gedankens und innerer Gefühle.

Das unabläſſige Streben nach dieſer Wahrheit iſt im Auffaſſen der Erſcheinungen wie in der Wahl des bezeichnenden Ausdruckes der Zweck aller Naturbeſchreibung. Es wird derſelbe am leichteſten erreicht durch Einfachheit der Erzählung von dem Selbſtbeobachteten dem Selbſterlebten, durch die beſchränkende Individualiſierung der Lage, an welche ſich die Erzählung knüpft. Verallgemeinerung phyſiſcher Anſichten, Aufzählung der Reſultate gehört in die Lehre vom Kosmos, die freilich noch immer für uns eine induktive Wiſſenſchaft iſt; aber die lebendige Schilderung der Organismen (der Tiere und der Pflanzen) in ihrem landſchaftlichen, örtlichen Verhältnis zur vielgeſtalteten Erdoberfläche (als ein kleines Stück des geſamten Erdenlebens) bietet das Material zu jener Lehre dar. Sie wirkt anregend auf das Gemüt da, wo ſie einer äſthetiſchen Behandlung großer Naturerſcheinungen fähig iſt.

[Urwald.] Zu dieſen letzteren gehört vorzugsweiſe die unermeßliche Waldgegend, welche in der heißen Zone von Südamerika die mit einander verbundenen Stromgebiete des Orinoco und des Amazonenfluſſes füllt. Es verdient dieſe Gegend im ſtrengſten Sinne des

Worts den Namen Urwald, mit dem in neueren Zeiten ſo viel Mißbrauch getrieben wird. Urwald, Urzeit und Urvolk ſind ziemlich unbeſtimmte Begriffe, meiſt nur relativen Gehalts. Soll jeder wilde Forſt, voll dichten Baumwuchſes, an den der Menſch nicht die zerſtörende Hand gelegt, ein Urwald heißen, ſo iſt die Erſcheinung vielen Teilen der gemäßigten und kalten Zone eigen. Liegt aber der Charakter in der Undurchdringlichkeit, in der Unmöglichkeit, ſich in langen Strecken zwiſchen Bäumen von 3 bis 4 Meter Durchmeſſer durch die Axt einen Weg zu bahnen, ſo gehört der Urwald ausſchließlich der Tropengegend an. Auch ſind es keineswegs immer die ſtrickförmigen, rankenden, kletternden Schlingpflanzen (Lianen), welche, wie man in Europa fabelt, die Undurchdringlichkeit verurſachen. Die Lianen bilden oft nur eine ſehr kleine Maſſe des Unterholzes. Das Haupthindernis ſind die, allen Zwiſchenraum füllenden, ſtrauchartigen Gewächſe: in einer Zone, wo alles, was den Boden bedeckt, holzartig wird. Wenn Reiſende, kaum in einer Tropengegend gelandet, und dazu noch auf Inſeln, ſchon, in der Nähe der Küſte, glauben in Urwälder eingedrungen zu ſein, ſo liegt die Täuſchung wohl nur in der Sehnſucht nach Erfüllung eines lange gehegten Wunſches. Nicht jeder Tropenwald iſt ein Urwald. Ich habe mich des letzteren Wortes in meinem Reiſewerke faſt nie bedient, und doch glaube ich unter allen jetzt lebenden Naturforſchern mit Bonpland, Martius, Pöppig, Robert und Richard Schomburgk im Innerſten eines großen Kontinents am längſten in Urwäldern gelebt zu haben.

Trotz des auffallenden Reichtums der ſpaniſchen Sprache an naturbeſchreibenden Bezeichnungen, deſſen ich oben erwähnte, wird ein und dasſelbe Wort, monte, zugleich für Berg und Wald, für cerro (montana) und selva [Wald] gebraucht. Dieſe zweifache Bedeutung des Wortes monte iſt die Veranlaſſung geweſen, daß eine ſchöne und weit verbreitete engliſche Karte von Südamerika Ebenen mit hohen Bergreihen bedeckt hat. Wo die ſpaniſche Karte von La Cruz Olmedilla, die ſo vielen anderen zum Grunde gelegt worden iſt, Cacao-Wald, montes de Cacao, angegeben hatte, ſind Cordilleren entſtanden, obgleich der Cacaobaum nur die heißeſte Niederung ſucht.

Wenn man die Waldgegend, welche ganz Südamerika zwiſchen den Grasſteppen von Venezuela (los Llanos de Caracas) und den Pampas von Buenos Ayres, zwiſchen 8° nördlicher und 19° ſüdlicher Breite einnimmt, mit einem Blicke umfaßt, ſo erkennt man, daß dieſer zuſammenhängenden Waldgegend der Tropenzone keine andere an Ausdehnung auf dem Erdboden gleichkommt. Sie hat ohngefähr 12mal den Flächeninhalt von Deutſchland. Nach allen Richtungen von Strömen durchſchnitten, deren Bei- und Zuflüſſe erſter und zweiter Ordnung unſere Donau und unſeren Rhein an Waſſerreichtum bisweilen übertreffen, verdankt ſie die wunderſame Ueppigkeit ihres Baumwuchſes der zweifach wohlthätigen Einwirkung großer Feuchtigkeit und Wärme. In der gemäßigten Zone, beſonders in Europa und dem nördlichen Aſien, kann man die Wälder nach Baumgattungen benennen, die als geſellige Pflanzen (plantae sociales) zuſammen wachſen und die einzelnen Wälder bilden. In den nördlichen Eichen-, Tannen- und Birken-, in den öſtlichen Linden-Waldungen herrſcht gewöhnlich nur eine Species der Amentaceen, der Coniferen oder der Tiliaceen; bisweilen iſt eine Art der Nadelhölzer mit Laubholz gemengt. Eine ſolche Einförmigkeit in der Zuſammengeſellung iſt den Tropenwaldungen fremd. Die übergroße Mannigfaltigkeit der blütenreichen Waldflora verbietet die Frage: woraus die Urwälder beſtehen? Eine Unzahl von Familien drängt ſich hier zuſammen; ſelbſt in kleinen Räumen geſellt ſich kaum gleiches zu gleichem. Mit jedem Tage, bei jedem Wechſel des Aufenthalts bieten ſich dem Reiſenden neue Geſtaltungen dar; oft Blüten, die er nicht erreichen kann, wenn ſchon Blattform und Verzweigung ſeine Aufmerkſamkeit anziehen.

Die Flüſſe mit ihren zahlloſen Seitenarmen ſind die einzigen Wege des Landes. Aſtronomiſche Beobachtungen oder, wo dieſe fehlen, Kompaßbeſtimmungen der Flußkrümmung haben zwiſchen dem Orinoco, dem Caſſiquiare und dem Rio Negro mehrfach gezeigt, wie in der Nähe einer wenigen Meilen zwei einſame Miſſionsdörfer liegen, deren Mönche anderthalb Tage brauchen, um in den aus einem Baumſtamm gezimmerten Canoen, den Windungen kleiner Bäche folgend, ſich gegenſeitig zu beſuchen. Den auffallendſten Beweis von der Undurchdringlichkeit einzelner Teile des Waldes giebt aber ein Zug aus der Lebensweiſe des großen amerikaniſchen Tigers oder pantherartigen Jaguars. Während durch Einführung des europäiſchen Rindviehes, der Pferde und Mauleſel die reißenden Tiere in den Llanos und Pampas, in den weiten baumloſen Grasfluren von Varinas, dem Meta und Buenos Ayres, reichliche Nahrung finden und ſich ſeit der Entdeckung von Amerika dort, im ungleichen Kampfe mit den Viehherden, anſehnlich vermehrt haben; führen andere Individuen derſelben Gattung in dem Dickicht der Wälder, den Quellen des Orinoco nahe, ein mühevolles Leben. Der ſchmerzhafte Verluſt eines großen Hundes vom Doggengeſchlechte (unſeres treueſten und freundlichſten Reiſegefährten), in einem Bivouac nahe bei der Einmündung des Caſſiquiare in den Orinoco, hatte uns bewogen, ungewiß, ob er vom Tiger zerriſſen ſei, aus dem Inſektenſchwarm der Miſſion Esmeralda zurückkehrend, abermals eine Nacht an demſelben Orte zuzubringen, wo wir den Hund ſo lange vergebens geſucht. Wir hörten wieder in großer Nähe das Geſchrei der Jaguars, wahrſcheinlich derſelben, denen wir die Unthat zuſchreiben konnten. Da der bewölkte Himmel alle Sternbeobachtungen hinderte, ſo ließen wir uns durch den Dolmetſcher wiederholen, was die Eingebornen, unſre Ruderer, von den Tigern der Gegend erzählten.

Es findet ſich unter dieſen nicht ſelten der ſogenannte ſchwarze Jaguar, die größte und blutgierigſte Abart, mit ſchwarzen, kaum ſichtbaren Flecken auf tief dunkelbraunem Felle. Sie lebt am Fuß der Gebirge Maraguaca und Unturan. „Die Jaguars", erzählte ein Indianer aus dem Stamm der Durimunder, „verirren ſich aus Wanderungsluſt und Raubgier in ſo undurchdringliche Teile der Waldung, daß ſie auf dem Boden nicht jagen können und, ein Schrecknis der Affenfamilien und der Viverre mit dem Rollſchwanze (Cercoleptes), lange auf den Bäumen leben."

Die deutſchen Tagebücher, welchen ich dies entnehme, ſind in der franzöſiſch von mir publicierten Reiſebeſchreibung nicht ganz erſchöpft worden. Sie enthalten eine umſtändliche Schilderung des nächtlichen Tierlebens, ich könnte ſagen der nächtlichen Tierſtimmen, im Walde der Tropenländer. Ich halte dieſe Schilderung für vorzugsweiſe geeignet, einem Buche anzugehören, das den Titel: Anſichten der Natur führt. Was in Gegenwart der Erſcheinung oder bald nach den empfangenen Eindrücken niedergeſchrieben iſt, kann wenigſtens auf mehr Lebensfriſche Anſpruch machen, als der Nachklang ſpäter Erinnerung.

Durch den Rio Apure, deſſen Ueberſchwemmungen ich in dem Aufſatz über die Wüſten und Steppen gedacht, gelangten wir, von Weſten gegen Oſten ſchiffend, in das Bett des Orinoco. Es war die Zeit des niedrigen Waſſerſtandes. Der Apure hatte kaum 390 Meter mittlerer Breite, während ich die des Orinoco bei ſeinem Zuſammenfluß mit dem Apure (unfern dem Granitfelſen Cariquima, wo ich eine Standlinie meſſen konnte) noch über 3700 Meter fand. Doch iſt dieſer Punkt, der Fels Cariquima, in gerader Linie noch 100 geographiſche Meilen vom Meere und von dem Delta des Orinoco entfernt. Ein Teil der Ebenen, die der Apure und der Payara durchſtrömen, iſt von Stämmen der Yaruros und Achaguas bewohnt. In den Miſſionsdörfern der Mönche werden ſie Wilde genannt, weil ſie unabhängig leben wollen. In dem Grad ihrer ſittlichen Roheit ſtehen ſie aber ſehr gleich mit denen, die, getauft, „unter der Glocke (baxo la campana)" leben und doch jedem Unterrichte, jeder Belehrung fremd bleiben.

[Tierleben.] Von der Inſel del Diamante an, auf welcher die ſpaniſch ſprechenden Zambos Zuckerrohr bauen, tritt man in eine große und wilde Natur. Die Luft war von zahlloſen Flamingos (Phoenicopterus) und anderen Waſſervögeln erfüllt, die, wie ein dunkles, in ſeinen Umriſſen ſtets wechſelndes Gewölk, ſich von dem blauen Himmelsgewölbe abhoben. Das Flußbett verengte ſich bis zu 300 Meter Breite, und bildete in vollkommen gerader Richtung einen Kanal, der auf beiden Seiten von dichter Waldung umgeben iſt. Der Rand des Waldes bietet einen ungewohnten Anblick dar. Vor der faſt undurchdringlichen Wand rieſenartiger Stämme von Caesalpinia, Cedrela und Desmanthus erhebt ſich auf dem ſandigen Flußufer ſelbſt, mit großer Regelmäßigkeit, eine niedrige Hecke von Sauso. Sie iſt nur etwas über 1 Meter hoch und beſteht aus einem kleinen Strauche, Hermesia castaneifolia, welcher ein neues Geſchlecht aus der Familie der Euphorbiaceen bildet. Einige ſchlanke dornige Palmen ſtehen der Hecke am nächſten. Das Ganze gleicht einer beſchnittenen Gartenhecke, die nur in großen Entfernungen von einander thorartige Oeffnungen zeigt. Die großen vierfüßigen Tiere des Waldes haben unſtreitig dieſe Oeffnungen ſelbſt gemacht, um bequem an den Strom zu gelangen. Aus ihnen ſieht man, vorzüglich am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang, heraustreten, um ihre Jungen zu tränken, den amerikaniſchen Tiger, den Tapir und das Nabelſchwein (Pecari, Dicotyles). Wenn ſie, durch ein vorüberfahrendes Canot der Indianer beunruhigt, ſich in den Wald zurückziehen wollen, ſo ſuchen ſie nicht die Hecke des Sauso mit Ungeſtüm zu durchbrechen, ſondern man hat die Freude, die wilden Tiere 4—500 Schritt langſam zwiſchen der Hecke und dem Fluß fortſchreiten und in der nächſten Oeffnung verſchwinden zu ſehen. Während wir 74 Tage lang auf einer wenig unterbrochenen Flußſchiffahrt von 380 geographiſchen Meilen auf dem Orinoco, bis ſeinen Quellen nahe, auf dem Caſſiquiare und dem Rio Negro in ein enges Canot eingeſperrt waren, hat ſich uns an vielen Punkten dasſelbe Schauſpiel wiederholt; ich darf hinzuſetzen: immer mit neuem Reize. Es erſcheinen, um zu trinken, ſich zu baden oder zu fiſchen, gruppenweiſe Geſchöpfe der verſchiedenſten Tierklaſſen: mit den großen Mammalien vielfarbige Reiher, Palamedeen und die ſtolz einherſchreitenden Hokkohühner (Crax Alector, C. Pauxi). „Hier geht es zu wie im Paradieſe", ſagte mit frommer Miene unſer Steuermann, ein alter Indianer, der in dem Hauſe eines Geiſtlichen erzogen war. Aber der ſüße Friede goldener Urzeit herrſcht nicht in dem Paradieſe der amerikaniſchen Tierwelt. Die Geſchöpfe ſondern, beobachten und meiden ſich. Die Capybara, das über 1 Meter lange Waſſerſchwein, eine koloſſale Wiederholung des gewöhnlichen braſilianiſchen Meerſchweinchens (Cavia Aguti), wird im Fluſſe vom Krokodil, auf der Trockne vom Tiger gefreſſen. Es läuft dazu ſo ſchlecht, daß wir mehrmals einzelne aus der zahlreichen Herde haben einholen und erhaſchen können.

Unterhalb der Miſſion von Santa Barbara de Arichuna brachten wir die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel, auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen, undurchdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Mühe, dürres Holz zu finden, um die Feuer anzuzünden, mit denen nach der Landesſitte jedes Bivouac wegen der Angriffe des Jaguars umgeben wird. Die Nacht war von milder Feuchte und mondhell. Mehrere Krokodile näherten ſich dem Ufer. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Anblick des Feuers ſie eben ſo anlockt wie unſre Krebſe und manche andere Waſſertiere. Die Ruder unſerer Nachen wurden ſorgfältig in den Boden geſenkt, um unſere Hängematten daran zu befeſtigen. Es herrſchte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwaſſer-Delphine[2], welche dem Flußnetze des Orinoco wie (nach Colebrooke) dem Ganges bis nach Benares hin eigentümlich ſind und in langen Zügen auf einander folgten.

Nach 11 Uhr entſtand ein ſolcher Lärmen im nahen Walde, daß man die übrige Nacht hindurch auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Tiergeſchrei durchtobte den Forſt. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pauſe einzeln gehört wurden. Es waren das einförmig jammernde Geheul der Aluaten (Brüllaffen), der winſelnde, fein flötende Ton der kleinen Sapajous, das ſchnarrende Murren des geſtreiften Nachtaffen[3], das abgeſetzte Geſchrei des großen Tigers, des Cuguars oder ungemähnten amerikaniſchen Löwen, des Pekari, des Faultiers und einer Schar von Papageien, Parraquas (Ortaliden) und anderer faſanenartigen Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, ſuchte unſer Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hängematten. Bisweilen kam das Geſchrei des Tigers von der Höhe eines Baumes herab. Es war dann ſtets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachſtellung zu entgehen ſuchten.

Fragt man die Indianer, warum in gewiſſen Nächten ein ſo anhaltender Lärmen entſteht, ſo antworten ſie lächelnd: „Die Tiere freuen ſich der ſchönen Mondhelle, ſie feiern den Vollmond". Mir ſchien die Scene ein zufällig entſtandener, lang fortgeſetzter, ſich ſteigernd entwickelnder Tierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelſchweine und Tapirs, die dicht aneinander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erſchreckt, miſchen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geſchrei in das der größeren Tiere. Sie erwecken die geſellig horſtenden Vogelgeſchlechter, und ſo kommt allmählich die ganze Tierwelt in Aufregung. Eine längere Erfahrung hat uns gelehrt, daß es keineswegs immer „die gefeierte Mondhelle" iſt, welche die Ruhe der Wälder ſtört. Die Stimmen waren am lauteſten bei heftigem Regenguſſe, oder wenn bei krachendem Donner der Blitz das Innere des Waldes erleuchtete. Der gutmütige, viele Monate ſchon fieberkranke Franziskanermönch, der uns durch die Katarakten von Atures und Maypures nach San Carlos des Rio Negro, bis an die braſilianiſche Grenze, begleitete, pflegte zu ſagen, wenn bei einbrechender Nacht er ein Gewitter fürchtete: „Möge der Himmel, wie uns ſelbſt, ſo auch den wilden Beſtien des Waldes eine ruhige Nacht gewähren!"

Mit den Naturſcenen, die ich hier ſchildere, und die ſich oft für uns wiederholten, kontraſtiert wunderſam die Stille, welche unter den Tropen an einem ungewöhnlich heißen Tage in der Mittagsſtunde herrſcht. Ich entlehne demſelben Tagebuche eine Erinnerung an die Flußenge des Baraguan. Hier bahnt ſich der Orinoco einen Weg durch den weſtlichen Teil des Gebirges Parime. Was man an dieſem merkwürdigen Paß eine Flußenge nennt, iſt ein Waſſerbecken von noch über 1700 Meter Breite. Außer einem alten dürren Stamme der Aubletia (Apeiba Tiburbu) und einer neuen Apocinee, Allamanda salicifolia, waren an dem nackten Felſen kaum einige ſilberglänzende Croton-Sträucher zu finden. Ein Thermometer, im Schatten beobachtet, aber bis auf einige Centimeter der Granitmaſſe turmartiger Felſen genähert, ſtieg auf mehr als 40° Réaumur. Alle fernen Gegenſtände hatten wellenförmig wogende Umriſſe, eine Folge der Spiegelung oder optiſchen Kimmung. Kein Lüftchen bewegte den ſtaubartigen Sand des Bodens. Die Sonne ſtand im Zenith; und die Lichtmaſſe, die ſie auf den Strom ergoß und die von dieſem, wegen einer ſchwachen Wellenbewegung funkelnd, zurückſtrahlte, machte bemerkbarer noch die nebelartige Röte, welche die Ferne umhüllte. Alle Felsblöcke und nackten Steingerölle waren mit einer Unzahl von großen, dickſchuppigen Iguanen, Gecko-Eidechſen und buntgefleckten Salamandern bedeckt. Unbeweglich, den Kopf erhebend, den Mund weit geöffnet, ſcheinen ſie mit Wonne die heiße Luft einzuatmen. Die größeren Tiere verbergen ſich dann in das Dickicht der Wälder, die Vögel unter das Laub der Bäume oder in die Klüfte der Felſen; aber lauſcht man bei dieſer ſcheinbaren Stille der Natur auf die ſchwächſten Töne, die uns zukommen, ſo vernimmt man ein dumpfes Geräuſch, ein Schwirren und Sumſen der Inſekten, dem Boden nahe und in den unteren Schichten des Luftkreiſes. Alles verkündigt eine Welt thätiger, organiſcher Kräfte. In jedem Strauche, in der geſpaltenen Rinde des Baumes, in der von Hymenoptern bewohnten, aufgelockerten Erde regt ſich hörbar das Leben. Es iſt wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüte des Menſchen.

---

[1] Man könnte mehr als 20 Wörter anführen, durch welche der Araber die Steppe (tanufah), die waſſerloſe, ganz nackte, oder mit Kiesſand bedeckte und mit Weideplätzen untermiſchte Wüſte (sahara, kafr, mikfar, tih, mehme) bezeichnet. Sahl iſt eine Ebene als Niederung, dakkah eine öde Hochebene. Im Perſiſchen iſt beyaban die dürre Sandwüſte (wie das mongoliſche gobi, und chineſiſche han-hai und scha-mo), yaila eine Steppe mit mehr Gras als mit Kräutern bedeckt (wie mongoliſch küdah, türkiſch tala oder tschol, chineſiſch huang). Deschti-reft iſt eine nackte Hochebene.

[2] Es ſind nicht Delphine des Meeres, die, wie einige Pleuronektes-Arten (Schollen, welche beide Augen ſtets auf einer Seite des Leibes haben), hoch in die Flüſſe hinaufſteigen, z. B. die Limande bis Orleans. In den großen Flüſſen beider Kontinente wiederholen ſich einige Formen des Meeres: ſo Delphine und Rochen (Raya). Der Süßwaſſer-Delphin des Apure und Orinoco iſt ſpezifiſch von dem Delphinus gangeticus, wie von allen Meer-Delphinen, verſchieden.

[3] Es iſt der Duruculi oder Cusi-cusi des Caſſiquiare, den ich als Simia trivirgata beſchrieben nach einer von mir ſelbſt nach dem Leben gemachten Zeichnung. Wir haben dieſen Nachtaffen ſpäter lebendig in der Menagerie des Jardin des Plantes zu Paris gehabt. Spix fand das merkwürdige Tierchen auch am Amazonenfluſſe und nannte es Nyctipithecus vociferans.

Humboldts Anſichten der Natur.

Zweiter Band.

Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe.

[Allgemeine Verbreitung der Tierwelt.] Wenn der Menſch mit regſamem Sinne die Natur durchforſcht oder in ſeiner Phantaſie die weiten Räume der organiſchen Schöpfung mißt, ſo wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner ſo tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, ſelbſt nahe an den beeiſten Polen, ertönt die Luft von dem Geſang der Vögel wie von dem Summen ſchwirrender Inſekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünſte ſchweben, auch die oberen, ätheriſch-reinen ſind belebt. Denn ſo oft man den Rücken der peruaniſchen Cordilleren oder, ſüdlich vom Leman-See [Genfer-See], den Gipfel des Weißen Berges [Montblanc] beſtieg, hat man ſelbſt in dieſen Einöden noch Tiere entdeckt. Am Chimborazo[1], faſt achttauſend Fuß höher als der Aetna, ſahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Inſekten. Wenn auch, von ſenkrechten Luftſtrömen getrieben, ſie ſich dahin als Fremdlinge verirrten, wohin unruhige Forſchbegier des Menſchen ſorgſame Schritte leitet, ſo beweiſt ihr Daſein doch, daß die biegſamere animaliſche Schöpfung ausdauert, wo die vegetabiliſche längſt ihre Grenze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa, auf den ſchneebedeckten Rücken der Pyrenäen getürmt, höher als alle Gipfel der Andeskette, ſchwebte oft über uns der Condor, der Rieſe unter den Geiern. Raubſucht und Nachſtellung der zartwolligen Vicunnas, welche gemſenartig und herdenweiſe in den beſchneiten Grasebenen ſchwärmen, locken den mächtigen Vogel in dieſe Region.

Zeigt nun ſchon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, ſo enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Rädertiere, Brachionen und eine Schar mikroſkopiſcher Geſchöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewäſſern empor. Unbeweglich und in Scheintod verſenkt, ſchweben ſie in den Lüften, bis der Tau ſie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löſt, die ihren durchſichtigen wirbelnden Körper einſchließt, und (wahrſcheinlich durch den Lebensſtoff, welchen alles Waſſer enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht. Die atlantiſchen gelblichen Staubmeteore (Staubnebel), welche von dem kapverdiſchen Inſelmeere von Zeit zu Zeit weit gegen Oſten in Nord-Afrika, in Italien und Mittel-Europa eindringen, ſind nach Ehrenberg's glänzender Entdeckung Anhäufungen von kieſelſchaligen mikroſkopiſchen Organismen. Viele ſchweben vielleicht lange Jahre in den oberſten Luftſchichten, und kommen bisweilen durch die obern Paſſate oder durch ſenkrechte Luftſtröme lebensfähig und in organiſcher Selbſtteilung begriffen, herab.

Neben den entwickelten Geſchöpfen trägt der Luftkreis auch zahlloſe Keime künftiger Bildungen, Inſekten-Eier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbſtreiſe geſchickt ſind. Selbſt den belebenden Staub, welchen, bei getrennten Geſchlechtern, die männlichen Blüten ausſtreuen, tragen Winde und geflügelte Inſekten über Meer und Land den einſamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforſchers dringt, iſt Leben, oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht ſind, und über deſſen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organiſchen Geſchöpfen zur notwendigſten Nahrung, ſo bedürfen dieſelben dabei doch noch einer gröberen Speiſe, welche nur der Boden dieſes gasförmigen Oceans darbietet. Dieſer Boden iſt zweifacher Art. Den kleineren Teil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umfloſſen; den größeren Teil bildet das Waſſer, — vielleicht einſt vor Jahrtauſenden durch elektriſches Feuer aus luftförmigen Stoffen zuſammengeronnen und jetzt unaufhörlich in der Werkſtatt der Wolken wie in den pulſierenden Gefäßen der Tiere und Pflanzen zerſetzt. Organiſche Gebilde ſteigen tief in das Innere der Erde hinab: überall, wo die meteoriſchen Tagewaſſer in natürliche Höhlen oder Grubenarbeiten dringen können. Das Gebiet der kryptogamiſchen unterirdiſchen Flora iſt früh ein Gegenſtand meiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten geweſen. Heiße Quellen nähren kleine Hydroporen, Conferven und Oſcillatorien bei den höchſten Temperaturen. Dem Polarkreis nahe, an dem Bären-See im Neuen Continent, ſah Richardſon den Boden, der in 0,54 Meter Tiefe im Sommer gefroren bleibt, mit blühenden Kräutern geſchmückt.

Unentſchieden iſt es, wo größere Lebensfülle verbreitet ſei: ob auf dem Kontinent, oder in dem unergründeten Meere. Durch Ehrenberg's treffliche Arbeit „über das Verhalten des kleinſten Lebens" im tropiſchen Weltmeere, wie in dem ſchwimmenden und feſten Eiſe des Südpols, hat ſich vor unſeren Augen die organiſche Lebensſphäre, gleichſam der Horizont des Lebens, erweitert. Kieſelſchalige Polygaſtren, ja Coſcinodiſken, mit ihren grünen Ovarien, ſind 12° vom Pole, lebend, in Eisſchollen gehüllt, aufgefunden worden; eben ſo bewohnen der kleine ſchwarze Gletſcherfloh und die Podurellen enge Eisröhren der von Agaſſiz erforſchten ſchweizeriſchen Gletſcher. Ehrenberg hat gezeigt, daß auf mehreren mikroſkopiſchen Infuſionstieren wieder andere läuſeartig leben; daß von den Gallionellen, bei ihrer ungeheuren Teilungskraft und Maſſenentwickelung, ein unſichtbares Tierchen in vier Tagen zwei Kubikfuß von dem Biliner Polierſchiefer bilden kann. In dem Ocean erſcheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgeſtorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöſchlich wird mir der Eindruck jener ſtillen Tropen-Nächte der Südſee bleiben, wenn aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das geſenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetariſches Licht ausgoſſen, und wenn zugleich in der ſchäumenden Meeresflut die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwaſſer verbergen zahlloſe Gewürme von wunderbarer Geſtalt. Unſerem Auge faſt unerkennbar ſind die Cyklidien, die Euglenen, das Heer der Naiden: teilbar durch Aeſte, wie die Lemna, deren Schatten ſie ſuchen. Von mannigfaltigen Luftgemengen umgeben und mit dem Lichte unbekannt, atmen die gefleckte Aſcaris, welche die Haut des Regenwurms, die ſilberglänzende Leucophra, welche das Innere der Ufer-Naide, und ein Pentaſtoma, welches die weitzellige Lunge der tropiſchen Klapperſchlange[3] bewohnt. Es giebt Bluttiere in Fröſchen und Lachſen, ja (nach Nordmann) Tiere in den Flüſſigkeiten der Fiſchaugen, wie in den Kiemen des Bleies. So ſind auch die verborgenſten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bei den Geſchlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Daſein beruht das Daſein der tieriſchen Schöpfung. Unabläſſig ſind ſie bemüht den rohen Stoff der Erde organiſch an einander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu miſchen, was nach tauſend Umwandlungen zur regſamen Nervenfaſer veredelt wird. Derſelbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des tieriſchen Leben, das von jener genährt und erhalten wird.

[Geſchichte der Pflanzendecke.] Ungleich iſt der Teppich gewebt, welchen die blütenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet: dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporſteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Froſt bald die entwickelte Knoſpe tötet, bald die reifende Frucht erhaſcht. Doch überall darf der Menſch ſich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Flut, und ſchiebt plötzlich (wie einſt zwiſchen den griechiſchen Inſeln) einen ſchlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerſcheinung zu erinnern) auf einem unterſeeiſchen Gebirgsrücken die einträchtigen Lithophyten [Korallen] ihre zelligen Wohnungen, bis ſie nach Jahrtauſenden, über den Waſſerſpiegel hervorragend, abſterben und ein flaches Korallen-Eiland bilden: ſo ſind die organiſchen Kräfte ſogleich bereit, den toten Fels zu beleben. Was den Samen ſo plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel, oder Winde, oder die Wogen des Meeres, iſt bei der großen Entfernung der Küſten ſchwer zu entſcheiden. Aber auf dem nackten Steine, ſobald ihn die Luft berührt, bildet ſich in den nordiſchen Ländern ein Gewebe ſammetartiger Faſern, welche dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erſcheinen. Einige ſind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere ſind in Furchen durchſchnitten und in Fächer geteilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt ſich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt ſich nach und nach in ein ſtaubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden ſich neue, zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert ſich ſchichtenweiſe ein organiſches Gewebe auf das andere; und wie das ſich anſiedelnde Menſchengeſchlecht beſtimmte Stufen der ſittlichen Kultur durchlaufen muß, ſo iſt die Verbreitung der Pflanzen an beſtimmte phyſiſche Geſetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel luftig erheben, da überzogen einſt zarte Flechten das erdenloſe Geſtein. Laubmooſe, Gräſer, krautartige Gewächſe und Sträucher füllen die Kluft der langen aber ungemeſſenen Zwiſchenzeit aus. Was im Norden Flechten und Mooſe, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere fette niedrige Uferpflanzen. Die Geſchichte der Pflanzendecke und ihre allmähliche Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geſchichte der wandernden Tierwelt.

Iſt aber auch die Fülle des Lebens überall verbreitet, iſt der Organismus auch unabläſſig bemüht, die durch den Tod entfeſſelten Elemente zu neuen Geſtalten zu verbinden: ſo iſt dieſe Lebensfülle und ihre Erneuerung doch nach Verſchiedenheit der Himmelsſtriche verſchieden. Periodiſch erſtarrt die Natur in der kalten Zone; denn Flüſſigkeit iſt Bedingnis zum Leben. Tiere und Pflanzen (Laubmooſe und andere Kryptogamen abgerechnet) liegen hier viele Monate hindurch im Winterſchlaf vergraben. In einem großen Teile der Erde haben daher nur ſolche organiſche Weſen ſich entwickeln können, welche einer beträchtlichen Entziehung von Wärmeſtoff widerſtehen, und ohne Blatt-Organe einer langen Unterbrechung der Lebensfunktionen fähig ſind. Je näher dagegen den Tropen: deſto mehr nimmt die Mannigfaltigkeit der Geſtaltung, Anmut der Form und des Farbengemiſches, ewige Jugend und Kraft des organiſchen Lebens zu.

Dieſe Zunahme kann leicht von denen bezweifelt werden, welche nie unſeren Weltteil verlaſſen, oder das Studium der allgemeinen Erdkunde vernachläſſigt haben. Wenn man aus unſeren dicklaubigen Eichenwäldern über die Alpen- oder Pyrenäen-Kette nach Welſchland oder Spanien hinabſteigt, wenn man gar ſeinen Blick auf einige afrikaniſche Küſtenländer des Mittelmeeres richtet; ſo wird man leicht zu dem Fehlſchluſſe verleitet, als ſei Baumloſigkeit der Charakter heißer Klimate. Aber man vergißt, daß das ſüdliche Europa eine andere Geſtalt hatte, als pelasgiſche oder karthagiſche Pflanzvölker ſich zuerſt darin feſtſetzten; man vergißt, daß frühere Bildung des Menſchengeſchlechtes die Waldungen verdrängt, und daß der umſchaffende Geiſt der Nationen der Erde allmählich den Schmuck raubte, welcher uns in dem Norden erfreut, und welcher (mehr als alle Geſchichte) die Jugend unſerer ſittlichen Kultur anzeigt. Die große Kataſtrophe, durch welche das Mittelmeer ſich gebildet, indem es, ein anſchwellendes Binnenwaſſer, die Schleuſen der Dardanellen und die Säulen des Herkules durchbrochen: dieſe Kataſtrophe ſcheint die angrenzenden Länder eines großen Teils ihrer Dammerde beraubt zu haben. Was bei den griechiſchen Schriftſtellern von den ſamothraciſchen Sagen[4] erwähnt wird, deutet die Neuheit dieſer zerſtörenden Naturveränderung an. Auch iſt in allen Ländern, welche das Mittelmeer beſpült und welche Tertiär-Kalk und untere Kreide (Nummuliten und Neocomien) charakteriſieren, ein großer Teil der Erdoberfläche nackter Fels. Das Maleriſche italieniſcher Gegenden beruht vorzüglich auf dieſem lieblichen Kontraſte zwiſchen dem unbelebten öden Geſtein und der üppigen Vegetation, welche inſelförmig darin aufſproßt. Wo dieſes Geſtein, minder zerklüftet, die Waſſer auf der Oberfläche zuſammenhält, wo dieſe mit Erde bedeckt iſt (wie an den reizenden Ufern des Albaner Sees); da hat ſelbſt Italien ſeine Eichenwälder, ſo ſchattig und grün, als der Bewohner des Nordens ſie wünſcht.

[Pflanzenarmut der Wüſten.] Auch die Wüſten jenſeits des Atlas und die unermeßlichen Ebenen oder Steppen von Südamerika ſind als bloße Lokal-Erſcheinungen zu betrachten. Dieſe findet man, in der Regenzeit wenigſtens, mit Gras und niedrigen, faſt krautartigen Mimoſen bedeckt; jene ſind im Sandmeere, im Innern des alten Kontinents, große pflanzenleere Räume, mit ewig grünen waldigen Ufern umgeben. Nur einzeln ſtehende Fächerpalmen erinnern den Wanderer, daß dieſe Einöden Teile einer belebten Schöpfung ſind. Im trügeriſchen Lichtſpiele, das die ſtrahlende Wärme erregt, ſieht man bald den Fuß dieſer Palmen frei in der Luft ſchweben, bald ihr umgekehrtes Bild in den wogenartig zitternden Luftſchichten wiederholt. Auch weſtlich von der peruaniſchen Andeskette, an den Küſten des Stillen Meeres, haben wir Wochen gebraucht, um ſolche waſſerleere Wüſten zu durchſtreichen.

Der Urſprung derſelben, dieſe Pflanzenloſigkeit großer Erdſtrecken, in Gegenden, wo umher die kraftvollſte Vegetation herrſcht, iſt ein wenig beachtetes geognoſtiſches Phänomen, welches ſich unſtreitig auf alte Naturrevolutionen (auf Ueberſchwemmungen oder vulkaniſche Umwandlungen der Erdrinde) gründet. Hat eine Gegend einmal ihre Pflanzendecke verloren, iſt der Sand beweglich und quellenleer, hindert die heiße, ſenkrecht aufſteigende Luft den Niederſchlag der Wolken[5], ſo vergehen Jahrtauſende, ehe von den grünen Ufern aus organiſches Leben in das Innere der Einöde dringt.

[Jeder Erdſtrich hat beſondere Pflanzenformen.] Wer demnach die Natur mit einem Blick zu umfaſſen, und von Lokal-Phänomenen zu abſtrahieren weiß, der ſieht, wie mit Zunahme der belebenden Wärme von den Polen zum Aequator hin, ſich auch allmählich organiſche Kraft und Lebensfülle vermehren. Aber bei dieſer Vermehrung ſind doch jedem Erdſtriche beſondere Schönheiten vorbehalten: den Tropen Mannigfaltigkeit und Größe der Pflanzenformen; dem Norden der Anblick der Wieſen und das periodiſche Wiedererwachen der Natur beim erſten Wehen der Frühlingslüfte. Jede Zone hat außer den ihr eigenen Vorzügen auch ihren eigentümlichen Charakter. Die urtiefe Kraft der Organiſation feſſelt, trotz einer gewiſſen Freiwilligkeit im abnormen Entfalten einzelner Teile, alle tieriſche und vegetabiliſche Geſtaltung an feſte, ewig wiederkehrende Typen. So wie man an einzelnen organiſchen Weſen eine beſtimmte Phyſiognomie erkennt; wie beſchreibende Botanik und Zoologie, im engeren Sinne des Worts, Zergliederung der Tier- und Pflanzenformen ſind: ſo giebt es auch eine Naturphyſiognomie, welche jedem Himmelsſtriche ausſchließlich zukommt.

Was der Maler mit den Ausdrücken: ſchweizer Natur, italieniſcher Himmel bezeichnet, gründet ſich auf das dunkle Gefühl dieſes lokalen Naturcharakters. Luftbläue, Beleuchtung, Duft, der auf der Ferne ruht, Geſtalt der Tiere, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umriß der Berge: alle dieſe Elemente beſtimmen den Totaleindruck einer Gegend. Zwar bilden unter allen Zonen dieſelben Gebirgsarten: Trachyt, Baſalt, Porphyrſchiefer und Dolomit, Felsgruppen von einerlei Phyſiognomie. Die Grünſtein-Klippen in Südamerika und Mexiko gleichen denen des deutſchen Fichtelgebirges, wie unter den Tieren die Form des Allco oder der urſprünglichen Hunde-Raſſe des Neuen Kontinents mit der europäiſchen Raſſe übereinſtimmt. Denn die unorganiſche Rinde der Erde iſt gleichſam unabhängig von klimatiſchen Einflüſſen; ſei es, daß die erhärtende, wärmeleitende und wärmeentbindende Erdmaſſe ſich ſelbſt ihre Temperatur gab, ſtatt ſie von außen zu empfangen. Alle Formationen ſind daher allen Weltgegenden eigen und in allen gleichgeſtaltet. Ueberall bildet der Baſalt Zwillingsberge und abgeſtumpfte Kegel; überall erſcheint der Trapp-Porphyr in grotesken Felsmaſſen, der Granit in ſanftrundlichen Kuppen. Auch ähnliche Pflanzenformen, Tannen und Eichen, bekränzen die Berggehänge in Schweden wie die des ſüdlichſten Teils von Mexiko. Und bei aller dieſer Uebereinſtimmung in den Geſtalten, bei dieſer Gleichheit der einzelnen Umriſſe nimmt die Gruppierung derſelben zu einem Ganzen doch den verſchiedenſten Charakter an.

So wie die oryktognoſtiſche Kenntnis der Geſteinarten ſich von der Gebirgslehre unterſcheidet; ſo iſt von der individuellen Naturbeſchreibung die allgemeine, oder die Phyſiognomik der Natur, verſchieden. Georg Forſter in ſeinen Reiſen und in ſeinen kleinen Schriften; Goethe in den Naturſchilderungen, welche ſo manche ſeiner unſterblichen Werke enthalten; Buffon, Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsſtriche geſchildert. Solche Schilderungen ſind aber nicht dazu bloß geeignet, dem Gemüte einen Genuß der edelſten Art zu verſchaffen; nein, die Kenntnis von dem Naturcharakter verſchiedener Weltgegenden iſt mit der Geſchichte ſeiner Kultur auf's innigſte verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieſer Kultur nicht durch phyſiſche Einflüſſe allein beſtimmt wird, ſo hängt doch die Richtung derſelben, ſo hängen Volkscharakter, düſtere oder heitere Stimmung der Menſchheit großenteils von den klimatiſchen Verhältniſſen ab. Wie mächtig hat der griechiſche Himmel auf ſeine Bewohner gewirkt! Wie ſind nicht in dem ſchönen und glücklichen Erdſtriche zwiſchen dem Euphrat, dem Halys und dem Aegeiſchen Meere die ſich anſiedelnden Völker früh zu ſittlicher Anmut und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei verſank und religiöſe Begeiſterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unſere Voreltern aus jenen milden Thälern von neuem mildere Sitten heimgebracht? Die Dichterwerke der Griechen und die rauheren Geſänge der nordiſchen Urvölker verdankten größtenteils ihren eigentümlichen Charakter der Geſtalt der Pflanzen und Tiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt ſich nicht, um ſelbſt nur an nahe Gegenſtände zu erinnern, anders geſtimmt in dem dunklen Schatten der Buchen, auf Hügeln, die mit einzeln ſtehenden Tannen bekränzt ſind, oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke ſäuſelt? Melancholiſche, ernſt erhebende oder fröhliche Bilder rufen dieſe vaterländiſchen Pflanzengeſtalten in uns hervor. Der Einfluß der phyſiſchen Welt auf die moraliſche, das geheimnisvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außerſinnlichen giebt dem Naturſtudium, wenn man es zu höheren Geſichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz.

Wenn aber auch der Charakter verſchiedener Weltgegenden von allen äußeren Erſcheinungen zugleich abhängt; wenn Umriß der Gebirge, Phyſiognomie der Pflanzen und Tiere, wenn Himmelsbläue, Wolkengeſtalt und Durchſichtigkeit des Luftkreiſes den Totaleindruck bewirken: ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß das Hauptbeſtimmende dieſes Eindrucks die Pflanzendecke iſt. Dem tieriſchen Organismus fehlt es an Maſſe; die Beweglichkeit der Individuen und oft ihre Kleinheit entziehen ſie unſeren Blicken. Die Pflanzenſchöpfung dagegen wirkt durch ſtetige Größe auf unſere Einbildungskraft. Ihre Maſſe bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächſen allein ſind Alter und Ausdruck ſtets ſich erneuernder Kraft mit einander gepaart. Der rieſenförmige Drachenbaum[6], den ich auf den kanariſchen Inſeln ſah und der über 5 m im Durchmeſſer hat, trägt noch immerdar (gleichſam in ewiger Jugend) Blüte und Frucht. Als franzöſiſche Abenteurer, die Béthencourts, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die glücklichen Inſeln eroberten, war der Drachenbaum von Orotava (heilig den Eingeborenen, wie der Oelbaum in der Burg zu Athen oder die Ulme zu Epheſus) von eben der koloſſalen Stärke als jetzt. In den Tropen iſt ein Wald von Hymenäen und Cäſalpinien vielleicht das Denkmal von mehr als einem Jahrtauſend.

Umfaßt man mit einem Blick die verſchiedenen phanerogamiſchen Pflanzenarten, welche bereits den Herbarien einverleibt ſind und deren Zahl jetzt auf weit mehr den 80000 geſchätzt wird, ſo erkennt man in dieſer wundervollen Menge gewiſſe Hauptformen, auf welche ſich viele andere zurückführen laſſen. Zur Beſtimmung dieſer Typen, von deren individueller Schönheit, Verteilung und Gruppierung die Phyſiognomie der Vegetation eines Landes abhängt, muß man nicht (wie in den botaniſchen Syſtemen aus anderen Beweggründen geſchieht) auf die kleinſten Fortpflanzungs-Organe, Blütenhüllen und Früchte, ſondern nur auf das Rückſicht nehmen, was durch Maſſe den Totaleindruck einer Gegend individualiſiert. Unter den Hauptformen der Vegetation giebt es allerdings ganze Familien der ſogenannten natürlichen Syſteme. Bananengewächſe und Palmen, Caſuarineen und Koniferen werden auch in dieſen einzeln aufgeführt. Aber der botaniſche Syſtematiker trennt eine Menge von Pflanzengruppen, welche der Phyſiognomiker ſich gezwungen ſieht mit einander zu verbinden. Wo die Gewächſe ſich als Maſſen darſtellen, fließen Umriſſe und Verteilung der Blätter, Geſtalt der Stämme und Zweige in einander. Der Maler (und gerade dem feinen Naturgefühle des Künſtlers kommt hier der Ausſpruch zu!) unterſcheidet in dem Hintergrunde einer Landſchaft Pinien oder Palmengebüſche von Buchen-, nicht aber dieſe von anderen Laubholzwäldern!

[Pflanzenformen, welche die Phyſiognomie der Natur beſtimmen.] Sechzehn Pflanzenformen beſtimmen hauptſächlich die Phyſiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich auf meinen Reiſen durch beide Kontinente und bei einer vieljährigen Aufmerkſamkeit auf die Vegetation der verſchiedeneu Himmelsſtriche zwiſchen dem 60ten Grade nördlicher nnd dem 12ten Grade ſüdlicher Breite beobachtet habe. Gewiß wird die Zahl dieſer Formen anſehnlich vermehrt werden, wenn man einſt in das Innere der Kontinente tiefer eindringt und neue Pflanzengattungen entdeckt. Im ſüdöſtlichen Aſien, im Inneren von Afrika und Neu-Holland, in Südamerika vom Amazonenſtrome bis zu der Provinz Chiquitos hin iſt die Vegetation uns noch völlig unbekannt. Wie, wenn man einmal ein Land entdeckte, in dem holzige Schwämme oder Mooſe hohe Bäume bildeten? Neckera dendroïdes, ein deutſches Laubmoos, iſt in der That baumartig; und die Bambuſaceen (baumartige Gräſer) wie die tropiſchen Farnkräuter, oft höher als unſere Linden und Erlen, ſind für den Europäer noch jetzt ein ebenſo überraſchender Anblick, als dem erſten Entdecker ein Wald hoher Laubmooſe ſein würde! Die abſolute Größe und der Grad der Entwickelung, welche die Organismen (Pflanzen- und Tierarten) erreichen, die zu einer Familie gehören, werden durch noch unerkannte Geſetze bedingt. In jeder der großen Abteilungen des Tierreiches: den Cruſtaceen, Reptilien, Vögeln, Fiſchen oder Säugetieren, oſcilliert die Dimenſion des Körperbaues zwiſchen gewiſſen äußerſten Grenzen. Das durch die bisherigen Beobachtungen feſtgeſetzte Maß der Größen-Schwankung kann durch neue Entdeckungen, durch Auffindung bisher unbekannter Tierarten berichtigt werden.

Bei den Landtieren ſcheinen vorzüglich Temperatur-Verhältniſſe, von den Breitengraden abhängig, die organiſche Entwickelung genetiſch begünſtigt zu haben. Die kleine und ſchlanke Form der Eidechſe dehnt ſich im Süden zu dem koloſſalen, ſchwerfälligen, gepanzerten Körper furchtbarer Krokodile aus. In den ungeheuren Katzen von Afrika und Amerika, im Tiger, im Löwen und Jaguar, iſt die Geſtalt eines unſerer kleinſten Haustiere nach einem größeren Maßſtabe wiederholt. Dringen wir gar in das Innere der Erde, durchwühlen wir die Grabſtätte der Pflanzen und Tiere, ſo verkündigen uns die

Verſteinerungen nicht bloß eine Verteilung der Formen, die mit den jetzigen Klimaten in Widerſpruch ſteht: ſie zeigen uns auch koloſſale Geſtalten, welche mit denen, die uns gegenwärtig umgeben, nicht minder kontraſtieren als die erhabenen, einfachen Heldennaturen der Hellenen mit dem, was unſere Zeit mit dem Worte Charaktergröße bezeichnet. Hat die Temperatur des Erdkörpers beträchtliche, vielleicht periodiſch wiederkehrende Veränderungen erlitten; iſt das Verhältnis zwiſchen Meer und Land, ja ſelbſt die Höhe des Luftoceans und ſein Druck[7] nicht immer derſelbe geweſen: ſo muß die Phyſiognomie der Natur, ſo müſſen Größe und Geſtalt des Organismus ebenfalls ſchon vielfachem Wechſel unterworfen geweſen ſein. Mächtige Pachydermen (Dickhäuter), elefantenartige Maſtodonten, Owen's Mylodon robustus und die Koloſſochelys, eine Landſchildkröte von 2 Meter Höhe, bevölkerten vormals die Waldung, welche aus rieſenartigen Lepidodendren, kaktus-ähnlichen Stigmarien und zahlreichen Geſchlechtern der Cycadeen beſtand. Unfähig dieſe Phyſiognomie des alternden Planeten nach ihren gegenwärtigen Zügen vollſtändig zu ſchildern, wage ich nur diejenigen Charaktere auszuheben, welche jeder Pflanzengruppe vorzüglich zukommen. Bei allem Reichtum und aller Biegſamkeit unſerer vaterländiſchen Sprache iſt es doch ein ſchwieriges Unternehmen, mit Worten zu bezeichnen, was eigentlich nur der nachahmenden Kunſt des Malers darzuſtellen geziemt. Auch iſt das Ermüdende des Eindrucks zu vermeiden, das jede Aufzählung einzelner Formen unausbleiblich erregen muß.

Wir beginnen mit den Palmen, der höchſten und edelſten aller Pflanzengeſtalten; denn ihr haben ſtets die Völker (und die früheſte Menſchenbildung war in der aſiatiſchen Palmenwelt, wie in dem Erdſtriche, welcher zunächſt an die Palmenwelt grenzt) den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, ſchlanke, geringelte, bisweilen ſtachlige Schäfte endigen mit anſtrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter ſind oft grasartig gekräuſelt. Der glatte Stamm erreicht, von mir mit Sorgfalt gemeſſen, 60 Meter Höhe. Die Palmenform nimmt an Pracht und Größe ab vom Aequator gegen die gemäßigte Zone hin. Europa hat unter ſeinen einheimiſchen Gewächſen nur einen Repräſentanten dieſer Form: die zwergartige Küſtenpalme, den Chamärops, der in Spanien und Italien ſich nördlich bis zum 44ten Breitegrade erſtreckt. Das eigentliche Palmen-Klima der Erde hat zwiſchen $20^{1}/_{2}{}^{0}$ und 22^{0} Réaum. mittlerer jährlicher Wärme. Aber die aus Afrika zu uns gebrachte Dattelpalme, welche weit minder ſchön als andere Arten dieſer Gruppe iſt, vegetiert noch im ſüdlichen Europa in Gegenden, deren mittlere Temperatur 12^{0} bis $13^{1}/_{2}{}^{0}$ beträgt. Palmenſtämme und Elefantengerippe liegen im nördlichen Europa im Innern der Erde vergraben; ihre Lage macht es wahrſcheinlich, daß ſie nicht von den Tropen her gegen Norden geſchwemmt wurden, ſondern, daß in den großen Revolutionen unſeres Planeten die Klimate, wie die durch ſie beſtimmte Phyſiognomie der Natur, vielfach verändert worden ſind.

Zu den Palmen geſellt ſich in allen Weltteilen die Piſang- oder Bananen-Form: die Scitamineen und Muſaceen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia; ein niedriger, aber ſaftreicher, faſt krautartiger Stamm, an deſſen Spitze ſich dünn und locker gewebte, zartgeſtreifte, ſeidenartig glänzende Blätter erheben. Piſang-Gebüſche ſind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung faſt aller Bewohner des heißen Erdgürtels. Wie die mehlreichen Cerealien oder Getreidearten des Nordens, ſo begleiten Piſang-Stämme den Menſchen ſeit der früheſten Kindheit ſeiner Kultur. Semitiſche Sagen ſetzen die urſprüngliche Heimat dieſer nährenden Pflanze an den Euphrat, andere mit mehr Wahrſcheinlichkeit an den Fuß des Himalaya-Gebirges in Indien. Nach griechiſchen Sagen waren die Gefilde von Enna das glückliche Vaterland der Cerealien. Wenn die ſikuliſchen Früchte der Ceres, durch die Kultur über die nördliche Erde verbreitet, einförmige, weitgedehnte Grasfluren bildend, wenig den Anblick der Natur verſchönern; ſo vervielfacht dagegen der ſich anſiedelnde Tropenbewohner durch Piſang-Pflanzungen eine der herrlichſten und edelſten Geſtalten.

Die Form der Malvaceen und Bombaceen iſt dargeſtellt durch Ceiba, Cavanilleſia und den mexikaniſchen Händebaum, Cheirostemon: koloſſaliſch dicke Stämme, mit zartwolligen, großen, herzförmigen oder eingeſchnittenen Blättchen, und prachtvollen, oft purpurroten Blüten. Zu dieſer Pflanzengruppe gehört der Affenbrotbaum, welcher bei mäßiger Höhe bisweilen 10 Meter Durchmeſſer hat, und wahrſcheinlich das größte und älteſte organiſche Denkmal auf unſerem Planeten iſt. In Italien fängt die Malvenform bereits an, der Vegetation einen eigentümlichen ſüdlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unſere gemäßigte Zone im Alten Kontinent leider ganz die zartgefiederten Blätter, die Form der Mimoſen; ſie herrſcht durch Acacia, Desmanthus, Gleditschia, Porleria, Tamarindus. Den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannigfaltiger und üppiger als in Europa iſt, fehlt dieſe ſchöne Form nicht. Bei den Mimoſen iſt eine ſchirmartge Verbreitung der Zweige, faſt wie bei den italieniſchen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropen-Klimas, durch die zartgefiederten Blätter ſchimmernd, iſt von überaus maleriſchem Effekte.

Eine meiſt afrikaniſche Pflanzengruppe ſind die Heidekräuter; dahin gehören, dem phyſiognomiſchen Charakter oder allgemeinen Anblick nach, auch die Epacrideen und Diosmeen, viele Proteaceen und die auſtraliſchen Acacien mit bloßen Blattſtielblättern (Phyllodien): eine Gruppe, welche mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat, und eben deshalb oft mit dieſer, durch die Fülle glockenförmiger Blüten, deſto reizender kontraſtiert. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere afrikaniſche Gewächſe erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie ſchmücken Welſchland und die Ciſtus-Gebüſche des ſüdlichen Spaniens. Am üppigſten wachſend habe ich ſie auf Teneriffa, am Abhange des Pics von Teyde, geſehen. In den baltiſchen Ländern und weiter nach Norden hin iſt dieſe Pflanzenform gefürchtet, Dürre und Unfruchtbarkeit verkündigend. Unſere Heidekräuter ſind geſellſchaftlich lebende Gewächſe, gegen deren fortſchreitenden Zug die ackerbauenden Völker ſeit Jahrhunderten mit wenigem Glücke ankämpfen. Sonderbar, daß der Hauptrepräſentant der Familie bloß einer Seite unſeres Planeten eigen iſt! Von den 300 jetzt bekannten Arten von Erica findet ſich nur eine einzige im Neuen Kontinent von Pennſylvanien und Labrador bis gegen Nutka und Alaſchka hin.

Dagegen iſt bloß dem Neuen Kontinent eigentümlich die Kaktus-Form: bald kugelförmig, bald gegliedert; bald in hohen, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen aufrechtſtehend. Dieſe Gruppe bildet den auffallendſten Kontraſt mit der Geſtalt der Liliengewächſe und der Bananen. Sie gehört zu den Pflanzen, welche Bernardin de St. Pierre ſehr glücklich vegetabiliſche Quellen der Wüſte nennt. In den waſſerleeren Ebenen von Südamerika ſuchen die von Durſt geängſtigten Tiere den Melonen-Kaktus: eine kugelförmige, halb im dürren Sande verborgene Pflanze, deren ſaftreiches Inneres unter furchtbaren Stacheln verſteckt iſt. Die ſäulenförmigen Kaktus-Stämme erreichen bis 10 Meter Höhe; und kandelaberartig geteilt, oft mit Lichenen bedeckt, erinnern ſie, durch Aehnlichkeit der Phyſiognomie, an einige afrikaniſche Euphorbien.

Wie dieſe grüne Oaſen in den pflanzenleeren Wüſten bilden, ſo beleben die Orchideen den vom Licht verkohlten Stamm der Tropen-Bäume und die ödeſten Felſenritzen. Die Vanillenform zeichnet ſich aus durch hellgrüne, ſaftvolle Blätter, wie durch vielfarbige Blüten von wunderbarem Baue. Die Orchideen-Blüten gleichen bald geflügelten Inſekten, bald den Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt. Das Leben eines Malers wäre nicht hinlänglich, um, auch nur einen beſchränkten Raum durchmuſternd, die prachtvollen Orchideen abzubilden, welche die tief ausgefurchten Gebirgsthäler der peruaniſchen Andeskette zieren.

Blattlos, wie faſt alle Kaktus-Arten, iſt die Form der Caſuarinen: eine Pflanzengeſtalt, bloß der Südſee und Oſtindien eigen; Bäume mit ſchachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden ſich auch in anderen Erdſtrichen Spuren dieſes mehr ſonderbaren als ſchönen Typus.

So wie in den Piſang-Gewächſen die höchſte Ausdehnung, ſo iſt in den Caſuarinen und in den Nadelhölzern die höchſte Zuſammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypreſſen bilden eine nordiſche Form, welche in den Tropen ſeltener iſt, und in einigen Koniferen (Damara, Salisburia) ein breitblättriges Nadellaub zeigt. Ihr ewig friſches Grün erheitert die öde Winterlandſchaft. Es verkündet gleichſam den Polarvölkern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheiſche Feuer nie auf unſerem Planeten erliſcht.

Paraſitiſch, wie bei uns Mooſe und Flechten, überziehen in der Tropenwelt außer den Orchideen auch die Pothos-Gewächſe den alternden Stamm der Waldbäume; ſaftige, krautartige Stengel erheben große, bald pfeilförmige, bald gefingerte, bald längliche, aber ſtets dickadrige Blätter. Die Blüten der Aroideen, ihre Lebenswärme erhöhend, ſind in Scheiden eingehüllt; ſtammlos treiben ſie Luftwurzeln. Verwandte Formen ſind: Pothos, Dracontium, Kaladium, Arum; das letzte bis zu den Küſten des Mittelmeeres fortſchreitend, in Spanien und Italien mit ſaftvollem Huflattig, mit hohen Diſtelſtauden und Akanthus die Ueppigkeit des ſüdlichen Pflanzenwuchſes bezeichnend.

Zu dieſer Arum-Form geſellt ſich die Form der tropiſchen Lianen, in den heißen Erdſtrichen von Südamerika in vorzüglichſter Kraft der Vegetation; Bignonien und Paſſifloren. Unſer rankender Hopfen und unſere Weinreben erinnern an dieſe Pflanzengeſtalt der Tropenwelt. Am Orinoco haben die blattloſen Zweige der Bauhinien oft über 13 Meter Länge. Sie fallen teils ſenkrecht aus dem Gipfel hoher Swietenien herab, teils ſind ſie ſchräg wie Maſttaue ausgeſpannt; und die Tigerkatze hat eine bewunderungswürdige Geſchicklichkeit daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegſamen, ſich rankenden Lianen, mit ihrem friſchen und leichten Grün kontraſtirt die ſelbſtändige Form der bläulichen

Aloë-Gewächſe: Stämme, wenn ſie vorhanden ſind, faſt ungeteilt, eng geringelt und ſchlangenartig gewunden. An dem Gipfel ſind ſaftreiche, fleiſchige, langzugeſpitzte Blätter ſtrahlenartig zuſammengehäuft. Die hochſtämmigen Aloë-Gewächſe bilden nicht Gebüſche, wie andere geſellſchaftlich lebende Pflanzen, ſie ſtehen einzeln in dürren Ebenen und geben dadurch der Tropengegend oft einen eigenen melancholiſchen (man möchte ſagen afrikaniſchen) Charakter. Zu dieſer Aloëform gehören wegen phyſiognomiſcher Aehnlichkeit im Eindruck der Landſchaft aus den Bromeliaceen die Pitcairnien, welche in der Andeskette aus Felsritzen aufſteigen, die große Pournetia pyramidata (Atſchupalla der Hochebenen von Neu-Granada), die amerikaniſche Aloë (Agave), Ananas und Karatas; aus den Euphorbiaceen die ſeltenen Arten mit dicken, kurzen, kandelaber-artig geteilten Stämmen; aus der Familie der Aſphodeleen die afrikaniſche Aloë und der Drachenbaum; endlich unter den Liliaceen die hochblühende Yucca.

Wie die Aloëform ſich durch ernſte Ruhe und Feſtigkeit, ſo charakteriſiert ſich die Grasform, beſonders die Phyſiognomie der baumartigen Gräſer, durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. Bambusgebüſche bilden ſchattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinſchwebende Stamm der Tropengräſer übertrifft die Höhe unſerer Erlen und Eichen Schon in Italien fängt im Arundo Donax dieſe Form an ſich vom Boden zu erheben, und durch Höhe und Maſſe den Naturcharakter des Landes zu beſtimmen.

Mit der Geſtalt der Gräſer iſt auch die der Farne in den heißen Erdſtrichen veredelt. Baumartige, bis 13 Meter hohe Farne haben ein palmenartiges Anſehen; aber ihr Stamm iſt minder ſchlank; kürzer, ſchuppig-rauher als der der Palmen. Das Laub iſt zarter, locker gewebt, durchſcheinend, und an den Rändern ſauber ausgezackt. Dieſe koloſſalen Farnkräuter ſind faſt ausſchließlich den Tropen eigen; aber in dieſen ziehen ſie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor. Da nun die Milderung der Hitze bloß eine Folge der Höhe iſt, ſo darf man Gebirge, welche 700 bis 1000 Meter über dem Meere erhaben ſind, als den Hauptſitz dieſer Form nennen. Hochſtämmige Farnkräuter begleiten in Südamerika den wohlthätigen Baum, der die heilende Fieberrinde darbietet. Beide bezeichnen die glückliche Region der Erde, in welcher ewige Milde des Frühlings herrſcht.

Noch nenne ich die Form der Lilien-Gewächſe (Amaryllis, Ixia, Gladiolus, Pancratium), mit ſchilfartigen Blättern und prachtvollen Blüten: eine Form, deren Hauptvaterland das ſüdliche Afrika iſt; ferner die Weidenform, in allen Weltteilen einheimiſch, und in den Hochebenen von Quito, nicht durch die Geſtalt der Blätter, ſondern durch die der Verzweigung, in Schinus Molle wiederholt; Myrten-Gewächſe Metrosideros, Eucalyptus, Escallonia myrtilloides), Melaſtomen- und Lorbeer-Form.

Es wäre ein Unternehmen, eines großen Künſtlers wert, den Charakter aller dieſer Pflanzengruppen nicht in Treibhäuſern oder in den Botaniken, ſondern in der großen Tropen-Natur ſelbſt zu ſtudieren. Wie intereſſant und lehrreich für den Landſchaftsmaler wäre ein Werk, welches dem Auge die aufgezählten ſechzehn Hauptformen, erſt einzeln und dann in ihrem Kontraſte gegen einander darſtellte! Was iſt maleriſcher als baumartige Farne, die ihre zartgewebten Blätter über die mexikaniſchen Lorbeer-Eichen ausbreiten? Was reizender als Piſang-Gebüſche von hohen Guadua- und Bambusgräſern umſchattet? Dem Künſtler iſt es gegeben die Gruppen zu zergliedern; und unter ſeiner Hand löſt ſich (wenn ich den Ausdruck wagen darf) das große Zauberbild der Natur, gleich den geſchriebenen Werken der Menſchen, in wenige einfache Züge auf.

Am glühenden Sonnenſtrahl des tropiſchen Himmels gedeihen die herrlichſten Geſtalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmooſen bedeckt iſt, ſo beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der rieſenmäßigen Feigenbäume. Das friſche Grün der Pothos-Blätter und der Dracontien kontraſtiert mit den vielfarbigen Blüten der Orchideen. Rankende Bauhinien, Paſſifloren und gelbblühende Baniſterien umſchlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten ſich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Creſcentien und der Guſtavia. Bei dieſer Fülle von Blüten und Blättern, bei dieſem üppigen Wuchſe und der Verwirrung rankender Gewächſe wird es oft dem Naturforſcher ſchwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüten und Blätter zugehören. Ein einziger Baum, mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geſchmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen ſind die Gewächſe ſaftſtrotzender, von friſcherem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert als in den nördlichen Erdſtrichen. Geſellſchaftlich lebende Pflanzen, welche die europäiſche Vegetation ſo einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, faſt zweimal ſo hoch als unſere Eichen, prangen dort mit Blüten, welche groß und prachtvoll wie unſere Lilien ſind. An den ſchattigen Ufern des Magdalenenfluſſes in Südamerika wächſt eine rankende Ariſtolochia, deren Blume, von über 1 Meter Umfang, ſich die indiſchen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im ſüdindiſchen Archipel hat die Blüte der Raffleſia faſt 1 Meter Durchmeſſer und wiegt über 7 Kilogramm.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher ſich unter den Wendekreiſen nicht bloß einzelne Berge, ſondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieſer Höhe iſt: gewähren dem Tropen-Bewohner einen ſeltſamen Anblick. Außer den Palmen und Piſang-Gebüſchen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordiſchen Ländern anzugehören ſcheinen. Cypreſſen, Tannen und Eichen, Berberis-Sträucher und Erlen (nahe mit den unſerigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im ſüdlichen Mexiko, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menſchen in der heißen Zone verliehen, ohne ſeine Heimat zu verlaſſen, alle Pflanzengeſtalten der Erde zu ſehen: wie das Himmelsgewölbe[8] von Pol zu Pol ihm keine ſeiner leuchtenden Welten verbirgt.

Dieſen und ſo manchen anderen Naturgenuß entbehren die nordiſchen Völker. Viele Geſtirne und viele Pflanzenformen, von dieſen gerade die ſchönſten (Palmen, hochſtämmige Farne und Piſang-Gewächſe, baumartige und feingefiederte Mimoſen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächſe, welche unſere Treibhäuſer einſchließen, gewähren nur ein ſchwaches Bild von der Majeſtät der Tropen-Vegetation Aber in der Ausbildung unſerer Sprache, in der glühenden Phantaſie des Dichters, in der darſtellenden Kunſt der Maler iſt eine reiche Quelle des Erſatzes geöffnet. Aus ihr ſchöpft unſere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotiſchen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide kann der einſame Menſch ſich aneignen, was in den fernſten Erdſtrichen erforſcht wird; und ſo in ſeinem Innern eine Welt ſich ſchaffen, welche das Werk ſeines Geiſtes, frei und unvergänglich wie dieſer, iſt.

Anmerkungen:

[1] Kleine Singvögel und ſelbſt Schmetterlinge werden bei Stürmen, die vom Lande her blaſen, mitten auf dem Meere, in großen Entfernungen von den Küſten, angetroffen. Eben ſo unwillkürlich gelangen Inſekten 5000 bis 6000 Meter hoch über die Ebenen in die höchſte Luftregion. Die erwärmte Erdrinde veranlaßt nämlich eine ſenkrechte Strömung, durch welche leichte Körper aufwärts getrieben werden.

[2] Fontana erzählt in ſeinem vortrefflichen Werke über das Viperngift, daß es ihm glückte, ein Rädertier, welches 2½ Jahr getrocknet und unbeweglich lag, durch einen Waſſertropfen in 2 Stunden wiederum zu beleben.

Doyère zieht (1842) aus ſeinen ſchönen Verſuchen folgende Reſultate: Rädertiere reviviſcieren, d. h. können vom bewegungsloſen Zuſtande in den der Bewegung wiederum übergehen, wenn ſie auch vorher bis 19,2° Réaum. unter dem Gefrierpunkt erkältet oder bis 36° erwärmt worden ſind. Sie bewahren die Eigenſchaft, ſcheinbar wieder belebt zu werden in trockenem Sande bis 56,4° Wärme; aber ſie verlieren dieſe Eigenſchaft und bleiben unerregbar, wenn ſie in feuchtem Sande auch nur bis 44° erwärmt werden. Eine 28tägige Austrocknung im luftleeren Barometer-Raume, ſelbſt bei Anwendung von Chlorkalk oder Schwefelſäure, hindert die Möglichkeit der ſogenannten Wiederbelebung nicht.

[3] Das Tier ſcheint bei näherer Unterſuchung zu der Abteilung der Pentaſtomen zu gehören. Es bewohnt die Bauchhöhle und die weitzelligen Lungen einer Klapperſchlangen-Art, welche in Cumana bisweilen ſelbſt im Innern der Häuſer lebt und den Mäuſen nachſtellt. Die Aſcaris des Regenwurms wohnt unter der Haut des gemeinen Regenwurms und iſt die kleinſte von allen Aſcaris-Arten. Gleichen's Perlentierchen iſt von Otto Friedrich Müller in dem Innern der rötlichen Nais beobachtet worden. Wahrſcheinlich werden dieſe mikroſkopiſchen Tiere wieder von anderen bewohnt. Alle ſind mit Luftſchichten umgeben, die an Sauerſtoff arm und mannigfaltig mit Hydrogen und Kohlenſäure gemiſcht ſind.

[4] Die Inſel Samothrace, einſt auch Aethiopea, Dardania, Leucania oder Leucoſia, beim Scholiaſten zum Apollonius Rhodius genannt, ein Sitz der alten Myſterien der Kabiren, ward von dem Reſt eines Urvolkes bewohnt, aus deſſen eigentümlicher Sprache ſich mehrere Worte ſpäterhin noch bei den Opferceremonien erhalten haben. Die Lage der Inſel, dem thraciſchen Hebrus gegenüber und den Dardanellen nahe, macht begreiflich, warum gerade hier eine umſtändlichere Tradition von der großen Kataſtrophe eines Durchbruchs der Pontus-Binnenwaſſer unter den Menſchen übrig geblieben war.

„Strato von Lampſacus", heißt es im Strabo, „behauptet, der Euxinus habe ehedem keine Mündung bei Byzantium gehabt, ſondern die in denſelben einſtrömenden Flüſſe hätten durch den Andrang der angeſchwollenen Waſſermaſſe ihn geöffnet, worauf das Waſſer in die Propontis und den Hellespont abfloß. Dasſelbe ſei auch unſerem Meere (dem Mittelländiſchen) widerfahren; denn ebenfalls hier ſei die Landenge bei den Säulen durchbrochen worden, als das Meer von den Strömen gefüllt war, durch deren Abfluß die ehemaligen Sumpfufer aufgedeckt (getrocknet) wurden.

[5] Wenn eine Wüſte, eine pflanzenleere, ſandige Fläche, von einer hohen Gebirgskette begrenzt iſt, ſo ſieht man den Seewind dickes Gewölk über die Wüſte hintreiben, ohne daß der Niederſchlag früher als an dem Gebirgsrücken erfolgt. Der Grund ſcheint in der von der Sandebene aufſteigenden Säule warmer Luft zu liegen, welche die Dunſtbläschen hindert ſich zu zerſetzen. Je vegetationsleerer die Fläche iſt, je mehr ſich der Sand erhitzt; deſto höher ziehen die Wolken hin, deſto weniger kann der Niederſchlag erfolgen. Ueber dem Abhange des Gebirges hören die Urſachen auf. Das Spiel des ſenkrechten Luftſtroms iſt dort ſchwächer, die Wolken ſenken ſich, und die Zerſetzung geſchieht in der kühleren Luftſchicht. So ſtehen Mangel an Regen und Pflanzenloſigkeit der Wüſte in Wechſelwirkung mit einander. Es regnet nicht, weil die unbedeckte, vegetationsleere Sandfläche ſich ſtärker erhitzt und mehr Wärme ausſtrahlt. Die Wüſte wird nicht zur Steppe oder Grasflur, weil ohne Waſſer keine organiſche Entwickelung möglich iſt.

[6] Der koloſſale Drachenbaum ſteht in dem Städtchen Orotava, dem alten Taoro, einem der anmutigſten Orte der Welt. Wir fanden den Umfang des Drachenbaums im Junius 1799, als wir den Pic von Teneriffa beſtiegen, 15 Meter. Unſere Meſſung geſchah zwiſchen 1 und 2 Meter über der Wurzel. Noch tiefer, dem Boden näher, giebt Le Dru dem Rieſenbaume 24 Meter Umfang. Nach Georg Staunton hat in 3 Meter Höhe der Stamm noch 4 Meter Durchmeſſer. Die Höhe iſt nicht viel über 22 Meter. Bedenkt man, daß die Dracaena überaus langſam wächſt, ſo kann man auf das hohe Alter des Baums von Orotava ſchließen.

[7] Der Druck der Atmoſphäre hat einen entſcheidenden Einfluß auf die Geſtalt

und das Leben der Gewächſe. Dies Leben iſt, wegen der Fülle und Wichtigkeit der mit Spaltöffnungen verſehenen Blattorgane, großenteils nach außen gekehrt. Die Pflanzen leben hauptſächlich an und durch ihre Oberfläche; daher ihre Abhängigkeit von dem umgebenden Medium. Tiere folgen mehr inneren Reizen; ſie geben und unterhalten ſich ſelbſt ihre Temperatur, durch Muskelbewegung ihre elektriſchen Strömungen, die chemiſchen Lebensprozeſſe, welche von dieſen Strömungen abhängen und auf ſie zurückwirken. Eine Art Haut-Reſpiration iſt eine thätige Lebensfunktion der Gewächſe; und dieſe Reſpiration, in ſo fern ſie Verdampfung, Ein- und Aushauchen von Flüſſigkeiten iſt, hängt vom Druck des Luftkreiſes ab.

Ob der Luftocean, welcher unſeren Erdkörper umgiebt, ſtets denſelben mittleren Druck ausgeübt hat, iſt völlig unentſchieden. Wir wiſſen nicht einmal genau, ob die mittlere Barometerhöhe an einem und demſelben Orte ſeit hundert Jahren dieſelbe geblieben iſt.

[8] Den Bewohnern von Europa bleibt der prachtvollere Teil des ſüdlichen Himmels, wo der Centaur, das Schiff Argo und das ſüdliche Kreuz glänzen, wo die Magellaniſchen Wolken kreiſen, ewig verborgen. Unter dem Aequator allein genießt der Menſch des einzig ſchönen Anblicks, zugleich alle Geſtirne des ſüdlichen und des nördlichen Himmels zu ſehen. Einige unſerer nördlichen Sternbilder erſcheinen von dort aus betrachtet, wegen ihres niedrigen Standes, von wunderbarer, faſt furchtbarer Größe, z. B. der Große und der Kleine Bär. So wie der Tropen-Bewohner alle Sterne ſieht: ſo hat ihn auch die Natur da, wo Ebenen, tiefe Thäler und hohe Gebirge abwechſeln, mit Repräſentanten aller Pflanzenformen umgeben.

Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulkane

in den verſchiedenen Erdſtrichen.

[Einfluß der Forſchungsreiſen auf die Kenntnis der Gebirgsbildungen.] Wenn man den Einfluß betrachtet, welchen ſeit Jahrhunderten die erweiterte Erdkunde und wiſſenſchaftliche Reiſen in entfernte Regionen auf das Studium der Natur ausgeübt haben, ſo erkennt man bald, wie verſchiedenartig derſelbe geweſen iſt, je nachdem die Unterſuchung auf die Formen der organiſchen Welt oder auf das tote Erdgebilde, auf die Kenntnis der Felsarten, ihr relatives Alter und ihre Entſtehung gerichtet war. Andere Geſtalten von Pflanzen und Tieren beleben die Erde in jeglicher Zone: ſei es, wo in der meergleichen Ebene die Wärme des Luftkreiſes nach der geographiſchen Breite und den mannigfaltigen Krümmungen der iſothermen Linien, oder wo ſie faſt ſcheitelrecht, an dem ſteilen Abhange der Gebirgsketten, wechſelt. Die organiſche Natur giebt jedem Erdſtrich ſeinen eigenen phyſiognomiſchen Charakter; nicht ſo die unorganiſche, da wo die feſte Rinde des Erdkörpers von der Pflanzendecke entblößt iſt. Dieſelben Gebirgsarten, wie gruppenweiſe ſich anziehend und abſtoßend, erſcheinen in beiden Hemiſphären vom Aequator an bis zu den Polen hin. In einem fernen Eilande, von fremdartigen Gewächſen umgeben, unter einem Himmel, wo nicht mehr die alten Sterne leuchten: erkennt oft der Seefahrer, freudig erſtaunt, den heimiſchen Thonſchiefer, die wohlbekannte Gebirgsart des Vaterlandes.

Dieſe Unabhängigkeit der geognoſtiſchen Verhältniſſe von der gegenwärtigen Konſtitution der Klimate mindert nicht den wohlthätigen Einfluß, welchen zahlreiche, in fremden Weltgegenden angeſtellte Beobachtungen auf die Fortſchritte der Gebirgskunde und der phyſikaliſchen Geognoſie ausüben; ſie giebt dieſen Wiſſenſchaften eine eigentümliche Richtung. Jede Expedition bereichert die Naturkunde mit neuen Pflanzen- und Tiergattungen. Bald ſind es organiſche Formen, die ſich an längſt bekannte Typen anreihen und uns das regelmäßig gewebte, oft ſcheinbar unterbrochene Netz belebter Naturbildungen in ſeiner urſprünglichen Vollkommenheit darſtellen; bald ſind es Bildungen, welche iſoliert auftreten, als entkommene Reſte untergegangener Geſchlechter oder als unbekannte, Erwartung erregende Glieder noch zu entdeckender Gruppen. Eine ſolche Mannigfaltigkeit gewährt freilich nicht die Unterſuchung der feſten Erdrinde. Sie offenbart uns vielmehr eine Uebereinſtimmung in den Gemengteilen, in der Auflagerung verſchiedenartiger Maſſen und in ihrer periodiſchen Wiederkehr, welche die Bewunderung des Geognoſten erregt. In der Andeskette wie in dem Centralgebirge Europa's ſcheint eine Formation gleichſam die andere herbeizurufen. Gleichnamige Maſſen geſtalten ſich zu ähnlichen Formen: in Zwillingsberge Baſalt und Dolerit; als prallige Felswände Dolomit, Quader-Sandſtein und Porphyr; zu Glocken oder hochgewölbten Domen der glaſige, feldſpatreiche Trachyt. In den entfernteſten Zonen ſondern ſich gleichartig, wie durch innere Entwickelung, größere Kryſtalle aus dem dichten Gewebe der Grundmaſſen ab, umhüllen einander, treten in untergeordnete Lager zuſammen und verkündigen oft, als ſolche, die Nähe einer neuen, unabhängigen Formation. So ſpiegelt ſich, mehr oder minder klar, in jedem Gebirge von beträchtlicher Ausdehnung die ganze unorganiſche Welt; doch um die wichtigen Erſcheinungen der Zuſammenſetzung, des relativen Alters und der Entſtehung der Gebirgsarten vollſtändig zu erkennen, müſſen Beobachtungen aus den verſchiedenſten Erdſtrichen mit einander verglichen werden. Probleme, die dem Geognoſten lange in ſeiner nordiſchen Heimat rätſelhaft geſchienen, finden ihre Löſung nahe am Aequator. Wenn die fernen Zonen, wie ſchon oben bemerkt ward, uns nicht neue Gebirgsarten liefern, d. h. unbekannte Gruppierungen einfacher Stoffe; ſo lehren ſie uns dagegen die großen, überall gleichen Geſetze enthüllen, nach denen die Schichten der Erdrinde ſich wechſelſeitig tragen, ſich gangartig durchbrechen oder durch elaſtiſche Kräfte gehoben werden.

[Einfluß der Mittelmeerländer auf die älteſte Kenntnis von den Vulkanen.] Bei dem eben geſchilderten Gewinn, den das geognoſtiſche Wiſſen aus Unterſuchungen zieht, welche große Länderſtrecken umfaſſen, darf es uns nicht befremden, daß eine Klaſſe von Erſcheinungen, die ich hier vorzugsweiſe behandle, lange um ſo einſeitiger betrachtet worden iſt, als die Vergleichungspunkte ſchwieriger, man könnte ſagen mühevoller, aufzufinden waren. Was man bis gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts von der Geſtalt der Vulkane und dem Wirken ihrer unterirdiſchen Kräfte zu wiſſen glaubte, war von zwei Bergen des ſüdlichen Italiens, dem Veſuv und dem Aetna, hergenommen. Da der erſte zugänglicher iſt und (wie faſt alle niedrigen Vulkane) häufiger auswirft, ſo hat ein Hügel gleichſam zum Typus gedient, nach welchem man ſich eine ganze ferne Welt, die mächtigen an einander gereihten Vulkane von Mexiko, Südamerika und den aſiatiſchen Inſeln, gebildet dachte. Ein ſolches Verfahren mußte mit Recht an Virgils Hirten erinnern, welcher in ſeiner engen Hütte das Vorbild der ewigen Stadt, des königlichen Roms, zu ſehen wähnte.

Allerdings hätte eine ſorgfältigere Unterſuchung des ganzen Mittelmeeres, beſonders der öſtlichen Inſeln und Küſtenländer, wo die Menſchheit zuerſt zu geiſtiger Kultur und edleren Gefühlen erwachte, eine ſo einſeitige Naturanſicht vernichten können. Aus dem tiefen Meeresgrunde haben ſich hier, unter den Sporaden, Trachytfelſen zu Inſeln erhoben: dem azoriſchen Eilande ähnlich, das in drei Jahrhunderten dreimal, faſt in gleichen Zeitabſtänden, periodiſch erſchienen iſt. Zwiſchen Epidaurus und Trözene, bei Methone, hat der Peloponnes einen Monte nuovo, den Strabo beſchrieben und Dodwell wieder geſehen hat: höher als der Monte nuovo der phlegräiſchen Felder bei Bajä, vielleicht ſelbſt höher als der neue Vulkan von Xorullo in den mexikaniſchen Ebenen, welchen ich von mehreren tauſend kleinen, aus der Erde herausgeſchobenen, noch gegenwärtig rauchenden Baſaltkegeln umringt, gefunden habe. Auch im Becken des Mittelmeeres bricht das vulkaniſche Feuer nicht bloß aus permanenten Kratern, aus iſolierten Bergen aus, die eine dauernde Verbindung mit dem Inneren der Erde haben, wie Stromboli, der Veſuv und der Aetna. Auf Iſchia, am Epomäus und, wie es nach den Berichten der Alten ſcheint, auch in der Lelantiſchen Ebene bei Chalcis ſind Laven aus Erdſpalten gefloſſen, die ſich plötzlich geöffnet haben. Neben dieſen Erſcheinungen, welche in die hiſtoriſche Zeit, in das enge Gebiet ſicherer Traditionen fallen, und welche Carl Ritter in ſeiner meiſterhaften Erdkunde ſammeln und erläutern wird, enthalten die Küſten des Mittelmeeres noch mannigfaltige Reſte älterer Feuerwirkung. Das ſüdliche Frankreich zeigt uns in der Auvergne ein eigenes geſchloſſenes Syſtem aneinandergereihter Vulkane: Trachytglocken, abwechſelnd mit Auswurfskegeln, aus denen Lavaſtröme bandförmig ſich ergießen. Die lombardiſche ſeegleiche Ebene, welche den innerſten Buſen des Adriatiſchen Meeres bildet, umſchließt den Trachyt der Euganeiſchen Hügel, wo Dome von körnigem Trachyt von Obſidian und Perlſtein ſich erheben: drei aus einander ſich entwickelnde Maſſen, welche die untere Kreide und den Nummuliten-Kalk durchbrechen, aber nie in ſchmalen Strömen gefloſſen ſind Aehnliche Zeugen alter Erdrevolutionen findet man in vielen Teilen des griechiſchen Kontinents und in Vorder-Aſien: Ländern, welche dem Geognoſten einſt reichen Stoff zu Unterſuchungen darbieten werden, wenn das Licht dahin zurückkehrt, von wo es zuerſt über die weſtliche Welt geſtrahlt, wenn die gequälte Menſchheit nicht mehr der wilden Barbarei der Osmanen erliegt.

Ich erinnere an die geographiſche Nähe ſo mannigfaltiger Erſcheinungen, um zu bewähren, daß der Keſſel des Mittelmeeres mit ſeinen Inſelreihen dem aufmerkſamen Beobachter alles hätte darbieten können, was neuerlichſt unter mannigfaltigen Formen und Bildungen in Südamerika, auf Teneriffa, oder in den Aleuten, der Polargegend nahe, entdeckt worden iſt. Die Gegenſtände der Beobachtungen fanden ſich allerdings zuſammengedrängt; aber Reiſen in ferne Klimate, Vergleichungen großer Länderſtriche in und außerhalb Europa's waren nötig, um das Gemeinſame der vulkaniſchen Erſcheinungen und ihre Abhängigkeit von einander klar zu erkennen

[Vergleichende Geognoſie der Vulkane.] Der Sprachgebrauch, welcher oft den erſten irrigen Anſichten der Dinge Daue und Anſehen verleiht, oft aber auch inſtinktmäßig das Wahre bezeichnet; — der Sprachgebrauch nennt vulkaniſch: alle Ausbrüch unterirdiſchen Feuers und geſchmolzener Materien; Rauch- un Dampfſäulen, die ſporadiſch aus den Felſen aufſteigen, wie bei Colares nach dem großen Erdbeben von Liſſabon: Salſen oder feuchte Kot, Aſphalt und Hydrogen auswerfende Lettenkegel, wie bei Girgenti in Sizilien und bei Turbaco in Südamerika; heiße Geiſerquellen, die, von elaſtiſchen Dämpfen gedrückt, ſich erheben; ja i allgemeinen alle Wirkungen wilder Naturkräfte, welche ihren Si tief im Inneren unſeres Planeten haben. In Mittel-Amerika (Guatemala) und auf den philippiniſchen Inſeln unterſcheiden die Eingeborenen ſogar förmlich zwiſchen Waſſer- und Feuer-Vulkanen, Vol canes de agua y de fuego. Mit dem erſteren Namen bezeichnen ſie Berge, aus welchen bei heftigen Erdſtößen und mit dumpfem Krachen, von Zeit zu Zeit unterirdiſche Waſſer ausbrechen.

Ohne den Zuſammenhang der ſoeben genannten Phänomene zu läugnen, ſcheint es doch ratſam, dem phyſiſchen wie dem oryktognoſtiſchen Teile der Geognoſie eine beſtimmtere Sprache zu geben, und mit dem Worte Vulkan nicht bald einen Berg zu bezeichnen, der ſich in einen permanenten Feuerſchlund endigt, bald jegliche unterirdiſche Urſache vulkaniſcher Erſcheinungen. Im gegenwärtigen Zuſtande der Erde iſt freilich in allen Weltteilen die Form iſolierter Kegelberge (die des Veſuvs, des Aetna, des Pics von Teneriffa, des Tunguragua und Cotopaxi) die gewöhnlichſte Form der Vulkane; ich habe ſie von dem niedrigſten Hügel bis zu 6000 Meter Höhe über der Meeresfläche anwachſen ſehen. Aber neben dieſen Kegelbergen findet man auch permanente Feuerſchlünde, bleibende Communikationen mit dem Inneren der Erde, auf langgedehnten zackigen Rücken, und zwar nicht einmal immer in der Mitte ihrer mauerartigen Gipfel, ſondern am Ende derſelben, gegen den Abfall hin: ſo der Pichincha, der ſich zwiſchen der Südſee und der Stadt Quito erhebt, und den Bouguer's früheſte Barometer-Formeln berühmt gemacht haben; ſo die Vulkane, welche in der 3000 Meter hohen Steppe de los Paſtos ſich erheben. Alle dieſe Gipfel von mannigfaltigen Geſtalten beſtehen aus Trachyt, einſt Trapp-Porphyr genannt: einem körnigen, riſſig-zerklüfteten Geſteine, zuſammengeſetzt aus Feldſpat-Arten (Labrador, Oligoklas, Albit), Augit, Hornblende und bisweilen eingemengtem Glimmer, ja ſelbſt Quarz. Wo die Zeugen des erſten Ausbruches, ich möchte ſagen das alte Gerüſte, ſich vollſtändig erhalten haben, da umgiebt die iſolierten Kegelberge zirkusartig eine hohe Felsmauer, ein Mantel, aus aufgelagerten Schichten zuſammengeſetzt. Solche Mauern oder ringförmige Umgebungen heißen Erhebungs-Krater: eine große, wichtige Erſcheinung, über welche der erſte Geognoſt unſerer Zeit, Leopold von Buch, deſſen Schriften ich auch in dieſer Abhandlung mehrere Anſichten entlehne, unſerer Akademie vor Jahren eine ſo denkwürdige Abhandlung vorgelegt hat.

Mit dem Luftkreiſe durch Feuerſchlünde kommunizierende Vulkane, koniſche Baſalthügel und glockenförmige, kraterloſe Trachytberge: letztere bald niedrig, wie der Sarcouy, bald hoch, wie der Chimborazo; bilden mannigfaltige Gruppen. Bald zeigt uns die vergleichende Erdkunde kleine Archipele, gleichſam geſchloſſene Bergſyſteme, mit Krater und Lavaſtrömen in den Kanariſchen Inſeln und den Azoren, ohne Krater und ohne eigentliche Lavaſtröme in den Euganeen und dem Siebengebirge bei Bonn; bald beſchreibt ſie uns Vulkane, in einfachen oder doppelten Ketten an einander gereiht, viele hundert Meilen lange Züge, entweder der Hauptrichtung der Gebirge parallel, wie in Guatemala, in Peru und Java, oder die Axe der Gebirge ſenkrecht durchſchneidend, wie im tropiſchen Mexico. In dieſem Lande der Azteken erreichen feuerſpeiende Trachytberge allein die hohe Schneegrenze, und folgen einem Breitenkreiſe, wahrſcheinlich auf einer Kluft ausgebrochen, die in einer Ausdehnung von 105 geographiſchen Meilen den ganzen Kontinent, vom Stillen Meer bis zum Atlantiſchen Ocean, durchſchneidet.

Dieſes Zuſammendrängen der Vulkane, bald in einzelne rundliche Gruppen, bald in doppelte Züge, liefert den entſcheidendſten Beweis, daß die vulkaniſchen Wirkungen nicht von kleinlichen, der Oberfläche nahen Urſachen abhangen, ſondern daß ſie große, tief begründete Erſcheinungen ſind. Der ganze öſtliche, an Metallen arme Teil des amerikaniſchen Feſtlandes iſt in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ohne Feuerſchlünde, ohne Trachytmaſſen, vielleicht ſelbſt ohne Baſalt mit Olivin. Alle amerikaniſchen Vulkane ſind in dem, Aſien gegenüberliegenden Teile vereinigt, in der meridianartig ausgedehnten, 1800 geographiſche Meien langen Andeskette.

Auch iſt das ganze Hochland von Quito, deſſen Gipfel der Pichincha, der Cotopaxi und Tunguragua bilden, ein einziger vulkaniſcher Herd. Das unterirdiſche Feuer bricht bald aus der einen, bald aus der anderen dieſer Oeffnungen aus, die man ſich als abgeſonderte Vulkane zu betrachten gewöhnt hat. Die fortſchreitende Bewegung des Feuers iſt hier ſeit drei Jahrhunderten von Norden gegen Süden gerichtet. Selbſt die Erdbeben, welche ſo furchtbar dieſen Weltteil heimſuchen, liefern merkwürdige Beweiſe von der Exiſtenz unterirdiſcher Verbindungen, nicht bloß zwiſchen vulkanloſen Ländern, was längſt bekannt iſt, ſondern auch zwiſchen Feuerſchlünden, die weit von einander entfernt liegen. So ſtieß der Vulkan von Paſto, öſtlich vom Fluſſe Guaytara, drei Monate lang im Jahre 1797 ununterbrochen eine hohe Rauchſäule aus; die Säule verſchwand in demſelben Augenblick, als 60 Meilen davon das große Erdbeben von Riobamba und der Schlamm-Ausbruch der Moya 30.000 bis 40.000 Indianer töteten.

Die plötzliche Erſcheinung der azoriſchen Inſel Sabrina, am 30. Januar 1811, war der Vorbote der fürchterlichen Erdſtöſſe, welche weit weſtlich, vom Monat Mai 1811 bis zum Junius 1813, faſt unaufhörlich, erſt die Antillen, dann die Ebene des Ohio und Miſſiſippi, und zuletzt die der Ebene gegenüberſtehenden Küſten von Venezuela oder Caracas erſchütterten. Dreißig Tage nach der gänzlichen Zerſtörung der ſchönen Hauptſtadt des Landes erfolgte der Ausbruch des lange ruhenden Vulkans von Sanct Vincent in den nahen Antillen. Eine merkwürdige Naturerſcheinung begleitete dieſen Ausbruch. In demſelben Augenblick, als dieſe Exploſion erfolgte, am 30. April 1811, wurde in Südamerika ein ſchreckenerregendes unterirdiſches Getöſe in einem Landſtrich von 2200 geographiſchen Quadratmeilen vernommen. Die Anwohner des Apure, beim Einfluß des Rio Nula, verglichen dies Getöſe, ebenſo als die fernſten Küſtenbewohner von Venezuela, mit der Wirkung ſchweren Geſchützes. Nun werden aber von dem Einfluß des Rio Nula in den Apure, durch welchen ich in den Orinoco gekommen bin, bis zum Vulkan von Sanct Vincent in gerader Richtung 157 geographiſche Meilen gezählt. Dies Getöſe, welches ſich gewiß nicht durch die Lüfte fortpflanzte, muß eine tiefe unterirdiſche Urſache gehabt haben. Seine Intenſität war kaum größer an den Küſten des Antilliſchen Meeres, dem ausbrechenden Vulkan näher, als in dem Inneren des Landes, in dem Flußbecken des Apure und Orinoco.

Es würde zwecklos ſein, die Zahl ſolcher Beiſpiele, die ich geſammelt, zu vermehren; aber, um an eine Erſcheinung zu erinnern, die für Europa hiſtoriſch wichtiger geworden iſt, gedenke ich nur noch des bekannten Erdbebens von Liſſabon. Gleichzeitig mit demſelben, am 1. November 1755, wurden nicht nur die ſchweizer Seen und das Meer an den ſchwediſchen Küſten heftig bewegt; ſelbſt in den öſtlichen Antillen, um Martinique, Antigua und Barbados, wo ſie nie über 62 Centimeter erreicht, ſtieg die Flut plötzlich 7 Meter hoch. Alle dieſe Phänomene beweiſen, daß die unterirdiſchen Kräfte entweder dynamiſch, ſpannend und erſchütternd in Erdbeben, oder produzierend und chemiſch verändernd in den Vulkanen ſich äußern. Sie beweiſen auch, daß dieſe Kräfte nicht oberflächlich, aus der dünnen Erdrinde, ſondern tief aus dem Inneren unſeres Planeten durch Klüfte und unausgefüllte Gänge nach den entfernteſten Punkten der Erdfläche gleichzeitig hinwirken.

Je mannigfaltiger der Bau der Vulkane, d. h. der Erhebungen iſt, welche den Kanal umſchließen, durch den die geſchmolzenen Maſſen des inneren Erdkörpers an die Oberfläche gelangen, deſto wichtiger iſt es, dieſen Bau mittelſt genauer Meſſungen zu ergründen. Das Intereſſe dieſer Meſſungen, die in einem anderen Weltteile ein beſonderer Gegenſtand meiner Unterſuchungen geweſen ſind, wird durch die Betrachtung erhöht, daß das zu Meſſende an vielen Punkten eine veränderliche Größe iſt. Die philoſophiſche Naturkunde iſt bemüht, in dem Wechſel der Erſcheinungen die Gegenwart an die Vergangenheit anzureihen.

Um eine periodiſche Wiederkehr oder überhaupt die Geſetze fortſchreitender Naturveränderungen zu ergründen, bedarf es gewiſſer feſter Punkte, ſorgfältig angeſtellter Beobachtungen, die an beſtimmte Epochen gebunden, zu numeriſchen Vergleichungen dienen können. Hätte auch nur von tauſend zu tauſend Jahren die mittlere Temperatur des Luftkreiſes und der Erde in verſchiedenen Breiten, oder die mittlere Höhe des Barometers an der Meeresfläche beſtimmt werden können, ſo würden wir wiſſen, in welchem Verhältnis die Wärme der Klimate zu- oder abgenommen, ob die Höhe der Atmoſphäre Veränderungen erlitten hat. Eben dieſer Vergleichungspunkte bedarf man für die Neigung und Abweichung der Magnetnadel, wie für die Intenſität der magnetiſch-elektriſchen Kräfte, über welche im Kreiſe dieſer Akademie zwei treffliche Phyſiker, Seebeck und Erman, ein ſo großes Licht verbreitet haben. Wenn es ein rühmliches Geſchäft gelehrter Geſellſchaften iſt den kosmiſchen Veränderungen der Wärme, des Luftdrucks, der magnetiſchen Richtung und Ladung beharrlich nachzuſpüren; ſo iſt es dagegen die Pflicht des reiſenden Geognoſten, bei Beſtimmung der Unebenheiten der Erdoberfläche hauptſächlich auf die veränderliche Höhe der Vulkane Rückſicht zu nehmen. Was ich vormals in den mexikaniſchen Gebirgen, am Volcan de Toluca, am Popocatepetl, am Cofre de Perote oder Nauhcampatepetl und am Xorullo, was ich in den Andes von Quito am Pichincha verſucht, habe ich Gelegenheit gehabt, ſeit meiner Rückkehr nach Europa, zu verſchiedenen Epochen am Veſuv zu wiederholen. Wo vollſtändige trigonometriſche oder barometriſche Meſſungen fehlen, können ſie ſchon durch ſcharf gefaßte Höhenwinkel, die an genau beſtimmten Punkten genommen ſind, erſetzt werden. Die Vergleichung ſolcher in verſchiedenen Zeitepochen gemeſſenen Höhenwinkel kann oft ſogar der Komplikation vollſtändiger Operationen vorzuziehen ſein.

Sauſſure hatte den Veſuv im Jahre 1773 zu einer Zeit gemeſſen, wo beide Ränder des Kraters, der nordweſtliche und ſüdöſtliche, ihm gleich hoch ſchienen. Er fand ihre Höhe über der Meeresfläche 1218 Meter. Die Eruption von 1794 verurſachte einen Abſturz gegen Süden, die Ungleichheit der Kraterränder, welche das ungeübteſte Auge ſelbſt in großer Entfernung unterſcheidet. Wir maßen, Leopold von Buch, Gay-Luſſac und ich, im Jahr 1805 den Veſuv dreimal; und fanden den nördlichen Rand, der der Somma gegenüberſteht, la Rocca del Palo, genau wie Sauſſure, den ſüdlichen Rand aber 150 Meter niedriger als 1773. Die ganze Höhe des Vulkans hatte damals gegen Torre del Greco hin (nach einer Seite, gegen welche ſeit 30 Jahren das Feuer gleichſam vorzugsweiſe hinwirkt) um $^1/_8$ abgenommen. Der Aſchenkegel verhält ſich zur ganzen Höhe des Berges am Veſuv wie 1 zu 3, am Pichincha wie 1 zu 10, am Pic von Teneriffa wie 1 zu 22. Der Veſuv hat alſo von dieſen drei Feuerbergen verhältnismäßig den höchſten Aſchenkegel; wahrſcheinlich ſchon darum, weil er, als ein niedriger Vulkan, am meiſten durch ſeinen Gipfel gewirkt hat.

Vor wenigen Monaten (des Jahres 1822) iſt es mir geglückt nicht bloß meine früheren Barometer-Meſſungen am Veſuv zu wiederholen, ſondern auch, bei dreimaliger Beſteigung des Berges, eine vollſtändigere Beſtimmung aller Kraterränder zu unternehmen. Dieſe Arbeit verdient vielleicht darum einiges Intereſſe, weil ſie die lange Epoche großer Eruptionen zwiſchen 1805 und 1822 umfaßt, und vielleicht die einzige in allen ihren Teilen vergleichbare Meſſung iſt, welche man bisher von irgend einem Vulkan bekannt gemacht hat. Sie beweiſt, daß die Ränder der Krater nicht bloß da, wo ſie (wie am Pic von Teneriffa und an allen Vulkanen der Andeskette) ſichtbar aus Trachyt beſtehen, ſondern überall ein weit beſtändigeres Phänomen ſind, als man bisher nach flüchtig angeſtellten Beobachtungen geglaubt hat. Nach meinen letzten Beſtimmungen hat ſich der nordweſtliche Rand des Veſuvs ſeit Sauſſure, alſo ſeit 49 Jahren, vielleicht gar nicht, der ſüdöſtliche Rand, gegen Boſche Tre Caſe hin, welcher 1794 um 130 Meter niedriger ward, kaum um 20 Meter verändert.

Wenn man in öffentlichen Blättern, bei der Beſchreibung großer Auswürfe, ſo oft der gänzlich veränderten Geſtalt des Veſuvs erwähnt findet; wenn man dieſe Behauptungen durch die pittoresken Anſichten bewährt glaubt, welche in Neapel von dem Berge entworfen werden, ſo liegt die Urſache des Irrtums darin, daß man die Umriſſe der Kraterränder mit den Umriſſen der Auswurfskegel verwechſelt, welche zufällig in der Mitte des Kraters auf dem durch Dämpfe gehobenen Boden des Feuerſchlundes ſich bilden. Ein ſolcher Auswurfskegel, von Rapilli und Schlacken locker aufgetürmt, war in den Jahren 1816 und 1818 allmählich über dem ſüdöſtlichen Kraterrand ſichtbar geworden. Die Eruption vom Monat Februar 1822 hatte ihn dergeſtalt vergrößert, daß er ſelbſt 30 bis 34 Meter höher als der nordweſtliche Kraterrand (die Rocca del Palo) geworden war. Dieſer merkwürdige Kegel nun, den man ſich in Neapel als den eigentlichen Gipfel des Veſuvs zu betrachten gewöhnt hatte, iſt bei dem letzten Auswurf, in der Nacht vom 22. Oktober, eingeſtürzt; ſo daß der Boden des Kraters, der ſeit 1811 ununterbrochen zugänglich war, gegenwärtig 250 Meter tiefer liegt als der nördliche, 66 Meter tiefer als der ſüdliche Rand des Vulkans. Die veränderliche Geſtalt und relative Lage der Auswurfskegel, deren Oeffnungen man ja nicht, wie ſo oft geſchieht, mit dem Krater des Vulkans verwechſeln muß, giebt dem Veſuv zu verſchiedenen Epochen eine eigentümliche Phyſiognomie; und der Hiſtoriograph des Vulkans könnte aus dem Umriß des Berggipfels, nach dem bloßen Anblicke der Hackert'ſchen Landſchaften im Palaſte von Portici, je nachdem die nördliche oder ſüdliche Seite des Berges höher angedeutet iſt, das Jahr erraten, in welchem der Künſtler die Skizze zu ſeinem Gemälde entworfen hat.

Einen Tag nach dem Einſturz des 133 Meter hohen Schlackenkegels, als bereits die kleinen, aber zahlreichen Lavaſtröme abgefloſſen waren, in der Nacht vom 23. zum 24. Oktober begann der Ausbruch der Aſche und der Rapilli. Er dauerte ununterbrochen 12 Tage fort, doch war er in den erſten 4 Tagen am größten. Während dieſer Zeit wurden die Detonationen im Innern des Vulkans ſo ſtark, daß die bloße Erſchütterung der Luft (von Erdſtößen hat man durchaus nichts geſpürt) die Decken der Zimmer im Palaſte von Portici ſprengte. In dem nahe gelegenen Dörfern Reſina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und Boſche Tre Caſe zeigte ſich eine merkwürdige Erſcheinung. Die Atmoſphäre war dermaßen mit Aſche erfüllt, daß die ganze Gegend, in der Mitte des Tages, mehrere Stunden lang in das tiefſte Dunkel gehüllt blieb. Man ging mit Laternen in den Straßen, wie es ſo oft in Quito, bei den Ausbrüchen des Pichincha, geſchieht. Nie war die Flucht der Einwohner allgemeiner geweſen. Man fürchtet Lavaſtröme weniger als einen Aſchenauswurf: ein Phänomen, das in ſolcher Stärke hier unbekannt iſt, und durch die dunkle Sage von der Zerſtörungsweiſe von Herculanum, Pompeji und Stabiä die Einbildungskraft der Menſchen mit Schreckbildern erfüllt.

Der heiße Waſſerdampf, welcher während der Eruption aus dem Krater aufſtieg und ſich in die Atmoſphäre ergoß, bildete beim Erkalten ein dickes Gewölk um die 3000 Meter hohe Aſchen- und Feuerſäule. Eine ſo plötzliche Kondenſation der Dämpfe und, wie Gay-Luſſac gezeigt hat, die Bildung des Gewölkes ſelbſt vermehrten die elektriſche Spannung. Blitze fuhren ſchlängelnd nach allen Richtungen aus der Aſchenſäule umher, und man unterſchied deutlich den rollenden Donner von dem inneren Krachen des Vulkans. Bei keinem anderen Ausbruche war das Spiel der elektriſchen Schläge ſo auffallend geweſen.

Am Morgen des 26. Oktobers verbreitete ſich die ſonderbare Nachricht: ein Strom ſiedenden Waſſers ergieße ſich aus dem Krater und ſtürze am Aſchenkegel herab. Monticelli, der eifrige und gelehrte Beobachter des Vulkans, erkannte bald, daß eine optiſche Täuſchung dies irrige Gerücht veranlaßt habe. Der vorgebliche Strom war eine große Menge trockener Aſche, die aus einer Kluft in dem oberſten Rande des Kraters, wie Triebſand hervorſchoß. Nachdem eine die Felder verödende Dürre dem Ausbruch des Veſuvs vorangegangen war, erregte, gegen das Ende desſelben, das eben beſchriebene vulkaniſche Gewitter einen wolkenbruchartigen, aber lange anhaltenden Regen. Solch eine Erſcheinung charakteriſiert, unter allen Zonen, das Ende einer Eruption. Da während derſelben gewöhnlich der Aſchenkegel in Wolken gehüllt iſt und da in ſeiner Nähe die Regengüſſe am ſtärkſten ſind, ſo ſieht man Schlammſtröme von allen Seiten herabfließen. Der erſchrockene Landmann hält dieſelben für Waſſer, die aus dem Innern des Vulkans aufſteigen und ſich durch den Krater ergießen; der getäuſchte Geognoſt glaubt in ihnen Meerwaſſer zu erkennen oder kotartige Erzeugniſſe des Vulkans, ſogenannte Eruptions boueuses, oder, nach der Sprache alter franzöſiſcher Syſtematiker, Produkte einer feurig-wäſſerigen Liquefaktion.

Wenn die Gipfel der Vulkane (und dies iſt meiſt in der Andeskette der Fall) über die Schneeregion hinausreichen, oder gar bis zur zwiefachen Höhe des Aetna anwachſen, ſo werden, des geſchmolzenen und einſinternden Schnee's wegen, die ſoeben beſchriebenen Inundationen überaus häufig und verwüſtend. Es ſind Erſcheinungen, die mit den Eruptionen der Vulkane meteorologiſch zuſammenhangen, und durch die Höhe der Berge, den Umfang ihrer ſtets beſchneiten Gipfel und die Erwärmung der Wände der Aſchenkegel vielfach modifiziert werden: aber als eigentliche vulkaniſche Erſcheinungen dürfen ſie nicht betrachtet werden. In weiten Höhlen, bald am Abhange, bald am Fuße der Vulkane, entſtehen unterirdiſche Seen, die mit den Alpenbächen vielfach kommunizieren. Wenn Erdſtöſſe, welche allen Feuerausbrüchen der Andeskette vorhergehen, die ganze Maſſe des Vulkans mächtig erſchüttern, ſo öffnen ſich die unterirdiſchen Gewölbe, und es entſtürzen ihnen zugleich Waſſer, Fiſche und tuffartiger Schlamm. Dies iſt die ſonderbare Erſcheinung, welche der Wels der Cyclopen (Pimelodes Cyclopum) gewährt, den die Bewohner des Hochlandes von Quito Prennadilla nennen und den ich, kurz nach meiner Rückkunft, beſchrieben habe. Als nördlich vom Chimborazo in der Nacht vom 19. zum 20. Junius 1698 der Gipfel des 6000 Meter hohen Berges Carguairazo einſtürzte, da bedeckten Schlamm und Fiſche, auf faſt zwei Quadratmeilen, alle Felder umher. Ebenſo wurden, ſieben Jahre früher, die Faulfieber der Stadt Ibarra einem ähnlichen Fiſch-Auswurfe des Vulkans Imbaburu zugeſchrieben.

Ich gedenke dieſer Thatſachen, weil ſie über den Unterſchied zwiſchen dem Auswurf trockener Aſche und ſchlammartiger, Holz, Kohle und Muſcheln umwickelnder Anſchwemmungen von Tuff und Traß einiges Licht verbreiten. Die Aſchenmenge, welche der Veſuv neuerlichſt ausgeworfen, iſt, wie alles, was mit den Vulkanen und anderen großen, ſchreckenerregenden Naturerſcheinungen zuſammenhängt, in öffentlichen Blättern übermäßig vergrößert worden; ja zwei neapolitaniſche Chemiker, Vicenzo Pepe und Guiſeppe di Nobili, ſchrieben ſogar, trotz der Widerſprüche von Monticelli und Covelli, der Aſche Silber- und Goldgehalt zu. Nach meinen Unterſuchungen hat die in 12 Tagen gefallene Aſchenſchicht gegen Boſche Tre Caſe hin, am Abhange des Conus, da wo Rapilli beigemengt waren, nur einen Meter, in der Ebene höchſtens 5 bis 6 Centimeter Dicke erreicht. Meſſungen dieſer Art müſſen nicht an ſolchen Stellen geſchehen, wo die Aſche, wie Schnee oder Sand, vom Winde zuſammengeweht oder durch Waſſer breiartig angeſchwemmt iſt. Die Zeiten ſind vorüber, wo man, ganz nach Art der Alten, in den vulkaniſchen Erſcheinungen nur das Wunderbare ſuchte, wo man, wie Kteſias, die Aſche des Aetna bis nach der indiſchen Halbinſel fliegen ließ. Ein Teil der mexikaniſchen Gold- und Silbergänge findet ſich freilich in trachytartigem Porphyr; aber in der Veſuv-Aſche, die ich mitgebracht und die ein vortrefflicher Chemiker, Heinrich Roſe, auf meine Bitte unterſucht hat, iſt keine Spur von Gold oder Silber zu erkennen.

So entfernt auch die Reſultate, welche ich hier entwickle und welche Monticelli's genaueren Beobachtungen entſprechen, von denen ſind, die man in den letzten Monaten verbreitet hat; ſo bleibt doch der Aſchenauswurf des Veſuvs vom 24. zum 28. Oktober der denkwürdigſte, von dem man, ſeit des älteren Plinius Tode, eine ſichere Nachricht hat. Die Menge iſt vielleicht dreimal größer geweſen, als alle Aſche, welche man hat fallen ſehen, ſo lange vulkaniſche Erſcheinungen mit Aufmerkſamkeit in Italien beobachtet werden. Eine Schicht von 5 bis 6 Centimeter ſcheint, auf den erſten Anblick, unwichtig gegen die Maſſe, mit der wir Pompeji bedeckt finden. Aber ohne auch der Regengüſſe und Anſchwemmungen zu gedenken, die allerdings dieſe Maſſe, ſeit Jahrhunderten, vermehrt haben mögen;

ohne den lebhaften Streit wieder aufzuregen, welcher, jenſeits der Alpen, über die Zerſtörungs-Urſachen der campaniſchen Städte mit vielem Skepticismus geführt worden iſt, darf man wohl hier in Erinnerung bringen, daß die Ausbrüche eines Vulkans, in weit von einander entfernten Zeitepochen, ihrer Intenſität nach, keineswegs miteinander zu vergleichen ſind. Alle auf Analogien geſtützte Schlüſſe ſind unzureichend, wenn ſie ſich auf quantitative Verhältniſſe, auf Menge der Lava und Aſche, auf Höhe der Rauchſäulen, auf Stärke der Detonationen beziehen.

Aus der geographiſchen Beſchreibung des Strabo und einem Urteil des Vitruvius über den vulkaniſchen Urſprung des Bimsſteins erſieht man, daß bis zu Veſpaſians Todesjahre, d. h. bis zum Ausbruch, der Pompeji bedeckte, der Veſuv mehr einem ausgebrannten Vulkan als einer Solfatara ähnlich ſah. Wenn plötzlich nach langer Ruhe die unterirdiſchen Kräfte ſich neue Wege eröffneten, wenn ſie Schichten von uranfänglichem Geſtein und Trachyt wiederum durchbrachen, ſo mußten Wirkungen ſich äußern, für welche die ſpäter erfolgten kein Maß abgeben können. Aus dem bekannten Briefe, in welchem der jüngere Plinius den Tod ſeines Oheims dem Tacitus berichtet, erſieht man deutlich, daß die Erneuerung der Ausbrüche, man könnte ſagen die Wiederbelebung des ſchlummernden Vulkans, mit Eruption der Aſche anfing. Eben dies wurde bei Xorullo bemerkt, als der neue Vulkan im September 1759, Syenit- und Trachytſchichten durchbrechend, ſich plötzlich in der Ebene erhob. Die Landleute flohen, weil ſie auf ihren Hütten Aſche fanden, welche aus der überall geborſtenen Erde hervorgeſchleudert ward. Bei den gewöhnlichen periodiſchen Wirkungen der Vulkane endigt dagegen der Aſchenregen jede partielle Eruption. Ueberdies enthält der Brief des jüngeren Plinius eine Stelle, welche deutlich anzeigt, daß gleich anfangs, ohne Einfluß von Anſchwemmungen, die aus der Luft gefallene trockene Aſche eine Höhe von $1^{1}/_{3}$ bis 2 Meter erreichte. „Der Hof", heißt es im Verfolg der Erzählung, „durch den man in das Zimmer trat, in welchem Plinius Mittagsruhe hielt, war ſo mit Aſche und Bimsſtein angefüllt, daß, wenn der Schlafende länger gezögert hätte, er den Ausgang würde verſperrt gefunden haben." In dem geſchloſſenen Raume eines Hofes kann die Wirkung Aſche zuſammenwehender Winde wohl eben nicht beträchtich geweſen ſein.

Ich habe meine vergleichende Ueberſicht der Vulkane durch einzelne, am Veſuv angeſtellte Beobachtungen unterbrochen, teils des großen Intereſſes wegen, welches der letzte Ausbruch erregt hat, teils aber auch, weil jeder ſtarke Aſchenregen uns faſt unwillkürlich an den klaſſiſchen Boden von Pompeji und Herkulanum erinnert. In einer Beilage [welche als ausſchließlich wiſſenſchaftlich hier nicht mitgeteilt wird] habe ich alle Elemente der Barometer-Meſſungen zuſammengedrängt, welche ich am Ende des letztverfloſſenen Jahres am Veſuv und in den phlegräiſchen Feldern zu machen Gelegenheit gehabt habe.

[Vulkane mit dauernden Kratern.] Wir haben bisher die Geſtalt und die Wirkungen derjenigen Vulkane betrachtet, die durch einen Krater in einer dauernden Verbindung mit dem Inneren der Erde ſtehen. Die Gipfel ſolcher Vulkane ſind gehobene, durch Gänge mannigfaltig durchſchnittene Maſſen von Trachyt und Laven. Die Permanenz ihrer Wirkungen läßt auf eine ſehr zuſammengeſetzte Struktur ſchließen. Sie haben ſozuſagen einen individuellen Charakter, der in langen Perioden ſich gleich bleibt. Nahe gelegene Berge der Art geben meiſt ganz verſchiedene Produkte: Leucit- und Feldſpat-Laven, Obſidian mit Bimsſtein, olivinhaltige, baſaltartige Maſſen. Sie gehören zu den neueren Erſcheinungen der Erde, durchbrechen meiſt alle Schichten des Flözgebirges, und ihre Auswürfe und Lavaſtröme ſind ſpäteren Urſprungs als unſere Thäler. Ihr Leben, wenn man ſich dieſes figürlichen Ausdruckes bedienen dürfte, hängt von der Art und Dauer ihrer Verbindungen mit dem Inneren des Erdkörpers ab. Sie ruhen oft Jahrhunderte lang, entzünden ſich plötzlich wieder und enden als Waſſerdampf, Gas-Arten und Säuren ausſtoßende Solfataren, aber bisweilen, wie man an dem Pic von Teneriffa bemerkt, iſt ihr Gipfel bereits eine Werkſtatt regenerierter Schwefels geworden, und doch entfließen noch mächtige Lavaſtröme den Seiten des Berges, baſaltartig in der Tiefe, obſidianartig mit Bimsſtein nach oben hin, wo der Druck geringer iſt.

[Vulkane mit zeitweiligen Kratern.] Unabhängig von dieſen mit permanenten Kratern verſehenen Vulkanen, giebt es eine andere Art vulkaniſcher Erſcheinungen, die ſeltener beobachtet werden, aber vorzugsweiſe belehrend für die Geognoſie, an die Urwelt, d. h. an die früheſten Revolutionen unſeres Erdkörpers, erinnern. Trachytberge öffnen ſich plötzlich, werfen Lava und Aſche aus und ſchließen ſich wieder, vielleicht auf immer. So der mächtige Antiſana in der Andeskette, ſo der Epomäus auf Iſchia im Jahre 1302. Bisweilen geſchieht ein ſolcher Ausbruch ſelbſt in der Ebene: wie im Hochlande von Quito, auf Island, fern vom Hekla, und auf Euböa in den Lelantiſchen Gefilden. Viele der gehobenen Inſeln gehören zu dieſen vorübergehenden Erſcheinungen. Die Verbindung mit dem inneren Erdkörper iſt dann nicht permanent; die Wirkung hört auf, ſobald die Kluft, der kommunizierende Kanal wiederum geſchloſſen iſt. Gänge von Baſalt, Dolerit und Porphyr, welche in verſchiedenen Erdſtrichen faſt alle Formationen durchſchneiden: Syenit, Augit-Porphyr und Mandelſtein-Maſſen, welche die neueſten Schichten des Uebergangs-Gebirges und die älteſte Schicht des Flözgebirges charakteriſieren, ſind wahrſcheinlich auf eine ähnliche Weiſe gebildet worden. In dem Jugendalter unſeres Planeten drangen die flüſſig gebliebenen Stoffe des Inneren durch die überall geborſtene Erdrinde hervor: bald erſtarrend als körniges Ganggeſtein, bald ſich überlagernd und ſchichtenweiſe verbreitend. Was die Urwelt von ausſchließlich ſogenannten vulkaniſchen Gebirgsarten uns überliefert hat, iſt nicht bandartig, wie die Laven unſerer iſolierten Kegelberge, gefloſſen. Die Gemenge von Augit, Titan-Eiſen, Feldſpat und Hornblende mögen zu verſchiedenen Epochen dieſelben geweſen ſein, bald dem Baſalte, bald dem Trachyte näher: die chemiſchen Stoffe mögen ſich (wie es Mitſcherlich's wichtige Arbeiten und die Analogie künſtlicher Feuerprodukte lehren) in beſtimmten Miſchungsverhältniſſen kryſtalliniſch an einander gereiht haben, immer erkennen wir, daß ähnlich zuſammengeſetzte Stoffe auf ſehr verſchiedenen Wegen an die Oberfläche der Erde gekommen ſind, entweder bloß gehoben oder aus temporären Spalten vorgedrungen; und daß ſie, die älteren Gebirgsſchichten, d. h. die früher oxydierte Erdrinde, durchbrechend, ſich endlich aus Kegelbergen, die einen permanenten Krater haben, als Lavaſtröme ergoſſen. Die Verwechſelung dieſer ſo verſchiedenartigen Erſcheinungen führt die Geognoſie der Vulkane in das Dunkel zurück, dem eine große Zahl vergleichender Erfahrungen ſie allmählich zu entreißen angefangen hat.

[Urſachen der unterirdiſchen Wärme.] Es iſt oft die Frage aufgeworfen worden, was in den Vulkanen brenne, was die Wärme errege, bei welcher Erde und Metalle ſchmelzend ſich miſchen. Die neuere Chemie hat zu antworten verſucht: was da brennt, ſind die Erden, ſind die Metalle, ſind die Alkalien ſelbſt; es ſind die Metalloide dieſer Stoffe. Die feſte, bereits oxydierte Erdrinde ſcheidet das umgebende ſauerſtoffhaltige Luftmeer von den brennbaren unoxydierten Stoffen im Inneren unſeres Planeten. Bei dem Kontakt jener Metalloide mit zudringendem Sauerſtoff entſteht die Wärme-Entbindung. Der berühmte, geiſtreiche Chemiker, der dieſe Erklärung vulkaniſcher Erſcheinungen vortrug, hat ſie bald ſelbſt wiederum aufgegeben. Die Erfahrungen, welche man unter allen Zonen in Bergwerken und Höhlen gemacht und welche ich mit Arago in einer eigenen Abhandlung zuſammengeſtellt, beweiſen, daß ſchon in geringer Tiefe die Wärme des Erdkörpers um vieles höher, als an demſelben Orte die mittlere Temperatur des Luftkreiſes iſt. Eine ſo merkwürdige und allgemein bewährte Thatſache ſteht in Verbindung mit dem, was die vulkaniſchen Erſcheinungen uns lehren. Es iſt die Tiefe berechnet worden, in welcher man den Erdkörper als eine geſchmolzene Maſſe betrachten könne. Die primitive Urſache dieſer unterirdiſchen Wärme iſt, wie an allen Planeten, der Bildungsprozeß ſelbſt, das Abſcheiden der ſich ballenden Maſſe aus einer kosmiſchen dunſtförmigen Flüſſigkeit, die Abkühlung der Erdſchichten verſchiedener Tiefen durch Ausſtrahlung. Alle vulkaniſchen Erſcheinungen ſind wahrſcheinlich das Reſultat einer ſteten oder vorübergehenden Verbindung zwiſchen dem Inneren und Aeußeren unſeres Planeten. Elaſtiſche Dämpfe drücken die geſchmolzenen, ſich oxydierenden Stoffe durch tiefe Spalten aufwärts. Die Vulkane ſind demnach intermittierende Erdquellen; die flüſſigen Gemenge von Metallen, Alkalien und Erden, welche zu Lavaſtrömen erſtarren, fließen ſanft und ſtille, wenn ſie, gehoben, irgendwo einen Ausgang finden. Auf ähnliche Weiſe ſtellten ſich die Alten (nach Plato's Phädo) alle vulkaniſchen Feuerſtröme als Ausflüſſe des Pyriphlegeton vor.

Dieſen Betrachtungen ſei es mir erlaubt eine andere, gewagtere, anzuſchließen. Liegt nicht auch in der inneren Wärme des Erdkörpers, auf welche Thermometer-Verſuche über Quellen, die aus verſchiedenen Tiefen emporſteigen, und Beobachtungen über die Vulkane hindeuten, die Urſache eines der wunderbarſten Phänomene, welche die Petrefaktenkunde uns darbietet? Tropiſche Tiergeſtalten, baumartige Farrenkräuter, Palmen und Bambus-Gewächſe liegen vergraben im kalten Norden. Ueberall zeigt uns die Urwelt eine Verteilung organiſcher Bildungen, mit welcher die dermalige Beſchaffenheit der Klimate im Widerſpruch ſteht. Zur Löſung eines ſo wichtigen Problems hat man mehrerlei Hypotheſen erſonnen: Annäherung eines Kometen, veränderte Schiefe der Ekliptik, vermehrte Intenſität des Sonnenlichtes. Keine derſelben hat den Aſtronomen, den Phyſiker und den Geognoſten zugleich befriedigen können. Ich laſſe gern unverändert die Achſe der Erde, oder das Licht der Sonnenſcheibe, aus deren Flecken ein berühmter Sternkundiger Fruchtbarkeit und Mißwachs der Felder erklärt hat; aber ich glaube zu erkennen, daß in jeglichem Planeten, unabhängig von ſeinen Verhältniſſen zu einem Zentralkörper und von ſeinem aſtronomiſchen Stande, mannigfaltige Urſachen der Wärme-Entbindung liegen: durch Oxydations-Prozeſſe, Niederſchläge und chemiſch veränderte Kapazität der Körper, durch Zunahme elektro-magnetiſcher Ladung, durch geöffnete Kommunikation zwiſchen den inneren und äußeren Teilen.

Wo in der Vorwelt die tiefgeſpaltete Erdrinde aus ihren Klüften Wärme ausſtrahlte, da konnten vielleicht Jahrhunderte lang, in ganzen Länderſtrecken, Palmen und baumartige Farrenkräuter, und alle Tiere der heißen Zone gedeihen. Nach dieſer Anſicht der Dinge wäre die Temperatur der Vulkane die des inneren Erdkörpers ſelbſt; und dieſelbe Urſache, welche jetzt ſo ſchauervolle Verwüſtungen anrichtet, hätte einſt, auf der neu oxydierten Erdrinde, anf den tief zerklüfteten Felsſchichten, unter jeglicher Zone den üppigſten Pflanzenwuchs hervorrufen können.

Iſt man geneigt anzunehmen, um die wunderbare Verteilung der Tropen-Bildungen in ihren alten Grabſtätten zu erklären, daß langbehaarte, elefantenartige Tiere, jetzt von Eisſchollen umſchloſſen, einſt den nördlichen Klimaten urſprünglich eigen waren; daß ähnliche, demſelben Haupttypus zugehörige Bildungen, wie Löwen und Luchſe, zugleich in ganz verſchiedenen Klimaten leben konnten: ſo würde eine ſolche Erklärungsweiſe ſich doch wohl nicht auf die Pflanzen-Produkte ausdehnen laſſen. Aus Gründen, welche die Phyſiologie der Gewächſe entwickelt, können Palmen, Piſang-Gewächſe und baumartige Monokotyledonen nicht die Beraubung ihrer Appendikular-Organe durch nordiſche Kälte ertragen; und in dem geognoſtiſchen Problem, das wir hier berühren, ſcheint es mir ſchwer Pflanzen- und Tierbildungen von einander zu trennen. Dieſelbe Erklärungsart muß beide Bildungen umfaſſen.

Ich habe am Schluſſe dieſer Abhandlung den Thatſachen, die in den verſchiedenſten Weltgegenden geſammelt worden ſind, unſichere hypothetiſche Vermutungen angereiht. Die philoſophiſche Naturkunde erhebt ſich über die Bedürfniſſe einer bloßen Naturbeſchreibung. Sie beſteht nicht in einer ſterilen Anhäufung iſolierter Thatſachen. Dem neugierig regſamen Geiſte des Menſchen ſei es erlaubt, bisweilen aus der Gegenwart in das Dunkel der Vorzeit hinüberzuſchweifen; zu ahnen, was noch nicht klar erkannt werden kann, und ſich ſo an den alten, unter vielerlei Formen wiederkehrenden Mythen der Geognoſie zu ergötzen.

Die Lebenskraft oder der rhodiſche Genius.

Eine Erzählung.

Die Syrakuſer hatten ihre Poikile[1] wie die Athener. Vorſtellungen von Göttern und Heroen, griechiſche und italieniſche Kunſtwerke bekleideten die bunten Hallen des Portikus. Unabläſſig ſah man das Volk dahin ſtrömen: den jungen Krieger, um ſich an den Thaten der Ahnherren, den Künſtler, um ſich an dem Pinſel großer Meiſter zu weiden. Unter den zahlloſen Gemälden, welche der emſige Fleiß der Syrakuſer aus dem Mutterlande geſammelt hatte, war nur eines, das ſeit einem vollen Jahrhundert die Aufmerkſamkeit aller Vorübergehenden auf ſich zog. Wenn es dem olympiſchen Jupiter, dem Städtegründer Cecrops, dem Heldenmut des Harmodius und Ariſtogiton an Bewunderern fehlte, ſo ſtand um jenes Bild das Volk in dichten Rotten gedrängt. Woher dieſe Vorliebe für dasſelbe? War es ein gerettetes Werk des Apelles, oder ſtammte es aus der Malerſchule des Kallimachus her? Nein, Anmut und Grazie ſtrahlten zwar aus dem Bilde hervor, aber an Verſchmelzung der Farben, an Charakter und Stil des Ganzen durfte es ſich mit vielen anderen in der Poikile nicht meſſen.

Das Volk ſtaunt an und bewundert, was es nicht verſteht, und dieſe Art des Volkes begreift viele Klaſſen unter ſich. Seit einem Jahrhundert war das Bild aufgeſtellt, und unerachtet Syrakus in ſeinen engen Mauern mehr Kunſtgenie umfaßte als das ganze übrige meerumfloſſene Sizilien, ſo blieb der Sinn desſelben doch immer unenträtſelt. Man wußte nicht einmal beſtimmt, in welchem Tempel dasſelbe ehemals geſtanden habe. Denn es ward von einem geſtrandeten Schiff gerettet, und nur die Waren, die dieſes führte, ließen ahnen, daß es von Rhodus kam.

An dem Vorgrunde der Gemäldes ſah man Jünglinge und Mädchen in eine dichte Gruppe zuſammengedrängt. Sie waren ohne Gewand, wohlgebildet, aber nicht von dem ſchlanken Wuchſe, den man in den Statuen des Praxiteles und Alkamenes bewundert. Der ſtärkere Gliederbau, welcher Spuren mühevoller Anſtrengung trug, der menſchliche Ausdruck ihrer Sehnſucht und ihres Kummers, alles ſchien ſie des Himmliſchen und Götterähnlichen zu entkleiden und an ihre irdiſche Heimat zu feſſeln. Ihr Haar war mit Laub und Feldblumen einfach geſchmückt. Verlangend ſtreckten ſie die Arme gegen einander aus; aber ihr ernſtes, trübes Auge war nach einem Genius gerichtet, der, von lichtem Schimmer umgeben, in ihrer Mitte ſchwebte. Ein Schmetterling ſaß auf ſeiner Schulter, und in der Rechten hielt er eine lodernde Fackel empor. Sein Gliederbau war kindlich rund, ſein Blick himmliſch lebhaft. Gebieteriſch ſah er auf die Jünglinge und Mädchen zu ſeinen Füßen herab. Mehr Charakteriſtiſches war an dem Gemälde nicht zu unterſcheiden. Nur am Fuße glaubten einige noch die Buchſtaben ζ [z] und ς [s] zu bemerken, woraus man (denn die Antiquarier [Altertumsforſcher] waren damals nicht minder kühn als jetzt) den Namen eines Künſtlers Zenodorus, alſo gleichnamig mit dem ſpäteren Koloß-Gießer,[1] ſehr unglücklich zuſammenſetzte.

Dem rhodiſchen Genius, ſo nannte man das rätſelhafte Bild, fehlte es indes nicht an Auslegern in Syrakus. Kunſtkenner, beſonders die jüngſten, wenn ſie von einer flüchtigen Reiſe nach Korinth oder Athen zurückkamen, hätten geglaubt alle Anſprüche auf Talent verläugnen zu müſſen, wenn ſie nicht ſogleich mit einer neuen Erklärung hervorgetreten wären. Einige hielten den Genius für den Ausdruck geiſtiger Liebe, die den Genuß ſinnlicher Freuden verbietet; andere glaubten, er ſolle die Herrſchaft der Vernunft über die Begierden andeuten. Die Weiſeren ſchwiegen, ahnten etwas Erhabeneres und ergötzten ſich in der Poikile an der einfachen Kompoſition der Gruppe.

So blieb die Sache immer unentſchieden. Das Bild war mit mannigfachen Zuſätzen kopiert und nach Griechenland geſandt, ohne daß man auch nur über ſeinen Urſprung je einige Aufklärung erhielt. Als einſt mit dem Früh-Aufgang der Plejaden die Schiffahrt ins Aegeiſche Meer wieder eröffnet ward, kamen Schiffe aus Rhodus in den Hafen von Syrakus. Sie enthielten einen Schatz von Statuen, Altären, Kandelabern und Gemälden, welche die Kunſtliebe der Dionyſe in Griechenland hatte ſammeln laſſen. Unter den Gemälden war eines, das man augenblicklich für ein Gegenſtück zum rhodiſchen Genius erkannte. Es war von gleicher Größe und zeigte ein ähnliches Kolorit, nur waren die Farben beſſer erhalten. Der Genius ſtand ebenfalls in der Mitte, aber ohne Schmetterling, mit geſenktem Haupte, die erloſchene Fackel zur Erde gekehrt. Der Kreis der Jünglinge und Mädchen ſtürzte in mannigfachen Umarmungen gleichſam über ihm zuſammen; ihr Blick war nicht mehr trübe und gehorchend, ſondern kündigte die Befriedigung lang genährter Sehnſucht an.

Schon ſuchten die ſyrakuſiſchen Altertumsforſcher ihre vorigen Erklärungen vom rhodiſchen Genius umzumodeln, damit ſie auch auf dieſes Kunſtwerk paßten, als der Tyrann Befehl gab, es in das Haus des Epicharmus zu tragen. Dieſer Philoſoph, aus der Schule des Pythagoras, wohnte in dem entlegenen Teile von Syrakus, den man Tyche nannte. Er beſuchte ſelten den Hof der Dionyſe, nicht, als hätten nicht ausgezeichnete Männer aus allen griechiſchen Pflanzſtädten ſich um ihn verſammelt, ſondern weil ſolche Fürſtennähe auch den geiſtreichſten Männern von ihrem Geiſte und ihrer Freiheit raubt. Er beſchäftigte ſich unabläſſig mit der Natur der Dinge und ihren Kräften, mit der Entſtehung von Pflanzen und Tieren, mit den harmoniſchen Geſetzen, nach denen Weltkörper im großen und Schneeflocken und Hagelkörner im kleinen ſich kugelförmig ballen. Da er überaus bejahrt war, ſo ließ er ſich täglich in die Poikile und von da nach Naſos an den Hafen führen, wo ihm im weiten Meere, wie er ſagte, ſein Auge ein Bild des Unbegrenzten, Unendlichen gab, nach dem der Geiſt vergebens ſtrebt. Er ward von dem niederen Volke und doch auch von dem Tyrannen geehrt. Dieſem wich er aus, wie er jenem freudig und oft hilfreich entgegenkam.

Epicharmus lag jetzt entkräftet auf ſeinem Ruhebette, als der Befehl des Dionyſius ihm das neue Kunſtwerk ſandte. Man hatte Sorge getragen, ihm eine treue Kopie des rhodiſchen Genius mit zu überbringen, und der Philoſoph ließ beide neben einander vor ſich ſtellen. Sein Blick war lange auf ſie geheftet, dann rief er ſeine Schüler zuſammen und hub mit gerührter Stimme an:

„Reißt den Vorhang von dem Fenſter hinweg, daß ich mich noch einmal weide an dem Anblick der reichbelebten lebendigen Erde! Sechzig Jahre lang habe ich über die inneren Triebräder der Natur, über den Unterſchied der Stoffe geſonnen, und erſt heute läßt der rhodiſche Genius mich klarer ſehen, was ich ſonſt nur ahnte. Wenn der Unterſchied der Geſchlechter lebendige Weſen wohlthätig an einander kettet, ſo wird in der anorganiſchen Natur der rohe Stoff von gleichen Trieben bewegt. Schon im dunklen Chaos häufte ſich die Materie und mied ſich, je nachdem Freundſchaft oder Feindſchaft ſie anzog oder abſtieß. Das himmliſche Feuer folgt den Metallen, der Magnet dem Eiſen; das geriebene Elektrum bewegt leichte Stoffe; Erde miſcht ſich zur Erde; das Kochſalz gerinnt aus dem Meere zuſammen, und die ſaure Feuchte der Stypteria, wie das wollige Haarſalz Trichitis lieben den Thon von Melos. Alles eilt in der unbelebten Natur ſich zu dem Seinen zu geſellen. Kein irdiſcher Stoff iſt daher irgendwo in Einfachheit und reinem, jungfräulichem Zuſtande zu finden. Alles ſtrebt von ſeinem Entſtehen an zu neuen Verbindungen; und nur die ſcheidende Kunſt des Menſchen kann ungepaart darſtellen, was Ihr vergebens im Inneren der Erde und in dem beweglichen Waſſer- oder Luft-Oceane ſucht. In der toten anorganiſchen Materie iſt träge Ruhe, ſo lange die Bande der Verwandtſchaft nicht gelöſt werden, ſo lange ein dritter Stoff nicht eindringt, um ſich den vorigen beizugeſellen. Aber auch auf dieſe Störung folgt dann wieder unfruchtbare Ruhe.

---

[1] Bunte, mit Wandgemälden geſchmückte Halle.

[1] Gemeint iſt der Koloß von Rhodus.

„Anders iſt die Miſchung derſelben Stoffe im Tier- und Pflanzenkörper. Hier tritt die Lebenskraft gebieteriſch in ihre Rechte ein; ſie kümmert ſich nicht um die demokritiſche Freundſchaft und Feindſchaft der Atome; ſie vereinigt Stoffe, die in der unbelebten Natur ſich ewig fliehen, und trennt, was in dieſer ſich unaufhaltſam ſucht.

„Tretet näher um mich her, meine Schüler, und erkennet im rhodiſchen Genius, in dem Ausdruck ſeiner jugendlichen Stärke, im Schmetterling auf ſeiner Schulter, im Herrſcherblick ſeines Auges das Symbol der Lebenskraft, wie ſie jeden Keim der organiſchen Schöpfung beſeelt. Die irdiſchen Elemente, zu ſeinen Füßen, ſtreben gleichſam ihrer eigenen Begierde zu folgen und ſich mit einander zu miſchen. Befehlend droht ihnen der Genius mit aufgehobener, hochlodernder Fackel, und zwingt ſie, ihrer alten Rechte uneingedenk, ſeinem Geſetze zu folgen.

„Betrachtet nun das neue Kunſtwerk, welches der Tyrann mir zur Auslegnng geſandt; richtet Eure Augen vom Bilde des Lebens ab auf das Bild des Todes. Aufwärts entſchwebt iſt der Schmetterling, ausgelodert die umgekehrte Fackel, geſenkt das Haupt des Jünglings. Der Geiſt iſt in andere Sphären entwichen, die Lebenskraft erſtorben. Nun reichen ſich Jünglinge und Mädchen fröhlich die Hände. Nun treten die irdiſchen Stoffe in ihre Rechte ein. Der Feſſeln entbunden, folgen ſie wild, nach langer Entbehrung, ihren geſelligen Trieben; der Tag des Todes wird ihnen ein bräutlicher Tag. — So ging die tote Materie, von Lebenskraft beſeelt, durch eine zahlloſe Reihe von Geſchlechtern; und derſelbe Stoff umhüllte vielleicht den göttlichen Geiſt des Pythagoras, in welchem vormals ein dürftiger Wurm in augenblicklichem Genuſſe ſich ſeines Daſeins erfreute.

„Geh, Polykles, und ſage dem Tyrannen, was du gehört haſt! Und Ihr, meine Lieben, Euryphamos, Lyſis und Skopas, tretet näher und näher zu mir! Ich fühle, daß die ſchwache Lebenskraft auch in mir den irdiſchen Stoff nicht lange mehr beherrſchen wird. Er fordert ſeine Freiheit wieder. Führt mich noch einmal in die Poikile und von da ans offene Geſtade. Bald werdet Ihr meine Aſche ſammeln!“

Das Hochland von Caxamarca,

der alten Reſidenzſtadt des Inca Atahuallpa.

[Der Fieberrindenbaum; altperuaniſche Bauten in den Paramo's. — Wenn man ein volles Jahr lang auf dem Rücken der Anti- oder Andeskette verweilt hat, zwiſchen 4° nördlicher und 4° ſüdlicher Breite, in den Hochebenen von Neu-Granada, Paſtos und Quito, alſo in den mittleren Höhen von 3- bis 4000 Metern über der Meeresfläche; ſo freut man ſich, durch das mildere Klima der China-Wälder von Loxa allmählich in die Ebenen des oberen Amazonenſtromes, — eine unbekannte Welt, reich an herrlichen Pflanzengeſtalten, — herabzuſteigen. Das Städtchen Loxa hat der wirkſamſten aller Fieberrinden den Namen gegeben: Quina oder Cascarilla fina de Loxa. Sie iſt das köſtliche Erzeugnis des Baumes, welchen wir botaniſch als Cinchona Condaminea beſchrieben haben, während er vorher in der irrigen Vorausſetzung, als käme alle China des Handels von einer und derſelben Baumart, Cinchona officinalis genannt worden war. Erſt gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die Fieberrinde nach Europa gebracht: entweder, wie Sebaſtian Badus behauptet, 1632 nach Alcala de Henares, oder 1640 nach Madrid bei der Ankunft der vom Wechſelfieber in Lima geheilten Vizekönigin, Gräfin von Chinchon, begleitet von ihrem Leibarzt, Juan del Vego. Die vortrefflichſte China von Loxa wächſt 2 bis 3 Meilen ſüdöſtlich von der Stadt, in den Bergen von Urituſinga, Villonaco und Rumiſitana, auf Glimmerſchiefer und Gneiß, in den mäßigen Höhen zwiſchen 1800 und 2400 Metern: ungefähr gleich den Höhen des Grimſel-Hoſpitals und des Großen Bernhard-Paſſes. Die eigentlichen Grenzen der dortigen China-Gebüſche ſind die Flüßchen Zamora und Cachiyacu.

Man fällt den Baum während der erſten Blütezeit, alſo im vierten oder ſiebenten Jahre, je nachdem er aus einem kräftigen Wurzelſchößling oder aus Samen entſtanden iſt. Mit Erſtaunen vernahmen wir, daß, zur Zeit meiner Reiſe, jährlich um Loxa auf königliche Rechnung nur 110 Zentner Fieberrinde von der Cinchona Condaminea durch die China-Sammler (Cascarilleros oder China-Jäger, Cazadores de Quina) eingebracht wurden. Nichts von dieſem herrlichen Produkte kam damals in den Handel, ſondern der ganze Vorrat wurde über den Südſee-Hafen Payta um das Kap Horn nach Cadix für den Gebrauch des Hofes geſchickt. Um dieſe geringe Zahl von 11.000 ſpaniſchen Pfunden abzuliefern, fällte man jährlich 800 bis 900 China-Bäume. Die älteren und dickeren Stämme werden immer ſeltener; aber die Ueppigkeit des Wuchſes iſt ſo groß, daß die jüngeren jetzt benutzten bei kaum 16 Centimeter Durchmeſſer oft ſchon 17 bis 20 Meter Höhe erreichen. Der ſchöne Baum, mit 13 Centimeter langen und 4 Centimeter breiten Blättern geſchmückt, ſtrebt immer, wo er im wilden Dickicht ſteht, ſich über die Nachbarbäume zu erheben. Das höhere Laub verbreitet, vom Winde ſchwankend bewegt, einen ſonderbaren, in großer Ferne erkennbaren, rötlichen Schimmer. Die mittlere Temperatur in den Gebüſchen von Cinchona Condaminea oscilliert zwiſchen 12½° und 15° Réaumur; das iſt ungefähr die mittlere Jahres-Temperatur von Florenz und der Inſel Madera, doch ohne um Loxa je die Extreme der Hitze und Kälte zu erreichen, welche an dieſen Orten der gemäßigten Zone beobachtet werden. Die Vergleichungen des Klima's in ſehr verſchiedenen Breitengraden mit dem Klima der Hochebenen der Tropen-Zone ſind ihrer Natur nach wenig befriedigend.

Um von den Gebirgsknoten von Loxa herab ſüd-ſüd-öſtlich in das heiße Thal des Amazonenſtromes zu gelangen, muß man die Paramos von Chulucanas, Guamani und Yamoca überſteigen: Gebirgs-Einöden, deren wir ſchon an anderen Orten gedacht haben und die man in den ſüdlicheren Teilen der Andeskette mit dem Namen Puna (Wort der Qquechhua-Sprache) belegt. Die meiſten von ihnen erheben ſich über 3170 Meter; ſie ſind, ſtürmiſch, oft tagelang in dichten Nebel gehüllt, oder von furchtbaren Hagelwettern heimgeſucht, aus denen das Waſſer nicht bloß zu vielgeſtalteten, meiſt durch Rotation abgeplatteten Körnern, ſondern auch zu einzeln ſchwebenden dünnen, Geſicht und Hände verletzenden Platten (Papa-cara) zuſammengerinnt. Während dieſer meteoriſchen Prozeſſe habe ich bisweilen das Thermometer bis 7° oder 5° (über dem Gefrierpunkt) herabſinken und die elektriſche Spannung des Luftkreiſes, am Volta'ſchen Elektrometer gemeſſen, in wenigen Minuten vom Poſitiven zum Negativen übergehen ſehen. Unter 5° fällt Schnee in großen, weit von einander entfernten Flocken. Er verſchwindet nach wenigen Stunden. Der baumloſen Vegetation der Paramos geben die ſparrige Verzweigung kleinblättriger, myrtenartiger Geſträuche, die Größe und Fülle der Blüten, die ewige Friſche aller von feuchter Luft getränkten Organe einen eigentümlichen phyſiognomiſchen Charakter. Keine Zone der Alpen-Vegetation in dem gemäßigten oder kalten Erdſtriche läßt ſich mit jener der Paramos in der tropiſchen Andeskette vergleichen.

Der ernſte Eindruck, welchen die Wildniſſe der Cordilleren hervorrufen, wird auf eine merkwürdige und unerwartete Weiſe dadurch vermehrt, daß gerade noch in ihnen bewundernswürdige Reſte von der Kunſtſtraße der Incas, von dem Rieſenwerke ſich erhalten haben, durch welches auf einer Länge von mehr als 250 geographiſchen Meilen alle Provinzen des Reiches in Verbindung geſetzt waren. Stellenweiſe, meiſt in gleichen Entfernungen, finden ſich aus wohlbehauenen Quaderſteinen aufgeführte Wohnhäuſer, eine Art Caravanſerais, Tambos, auch Inca-Pilca (von pircca, die Wand?) genannt. Einige ſind feſtungsartig umgeben, andere zu Bädern mit Zuleitung von warmem Waſſer eingerichtet, die größeren für die Familie des Herrſchers ſelbſt beſtimmt. Ich hatte bereits am Fuß des Vulkans Cotopaxi bei Callo ſolche wohlerhaltene Gebäude (Pedro de Cieça nannte ſie im 16. Jahrhundert Apoſentos de Mulalo) mit Sorgfalt gemeſſen und gezeichnet. Auf dem Andespaß zwiſchen Alauſi und Loxa, den man den Paramo del Aſſuay nennt (4855 Meter über dem Meere, alſo ein viel beſuchter Weg über die Ladera de Cadlud faſt in der Höhe des Montblanc), hatten wir in der Hochebene del Pullal große Mühe, unſere ſchwer belaſteten Maultiere durch den ſumpfigen Boden durchzuführen, während neben uns in einer Strecke von mehr als einer deutſchen Meile unſere Augen ununterbrochen auf die großartigen Reſte der 7 Meter breiten Inca-Straße geheftet waren. Es hatte dieſelbe einen tiefen Unterbau und war mit wohlbehauenem, ſchwarzbraunen Trapp-Porphyr gepflaſtert. Was ich von römiſchen Kunſtſtraßen in Italien, dem ſüdlichen Frankreich und Spanien geſehen, war nicht impoſanter, als dieſe Werke der alten Peruaner; dazu finden ſich letztere nach meinen Barometer-Meſſungen in der Höhe von 4150 Metern. Dieſe Höhe überſteigt demnach den Gipfel des Pic von Teneriffa um mehr als 300 Meter. Ebenſo liegen am Aſſuay die Trümmer des ſogenannten Palaſtes des Inca Tupac Yupanqui, welche unter dem Namen der Paredones del Inca bekannt ſind. Von ihnen führt ſüdlich gegen Cuenca hin die Kunſtſtraße nach der kleinen, aber wohl erhaltenen Feſtung des Canar, wahrſcheinlich aus derſelben Zeit des Tupac Yupanqui oder ſeines kriegeriſchen Sohnes Huayna Capac.

Noch herrlichere Trümmer der alt-peruaniſchen Kunſtſtraßen haben wir auf dem Wege zwiſchen Loxa und dem Amazonenſtrome bei den Bädern der Incas auf dem Paramo de Chulucanas, unfern Guancabamba, und um Ingatambo bei Pomahuaca geſehen. Von dieſen Trümmern liegen die letzteren ſo wenig hoch, daß ich den Niveau-Unterſchied zwiſchen der Inca-Straße bei Pomahuaca und der Inca-Straße des Paramo del Aſſuay größer als 3000 Meter gefunden habe. Die Entfernung beträgt in gerader Linie nach aſtronomiſchen Breiten genau 46 geographiſche Meilen, und das Anſteigen der Straße iſt 1200 Meter mehr als die Höhe des Paſſes vom Mont Cenis über dem Comer-See. Von den zwei Syſtemen gepflaſterter, mit platten Steinen belegter, bisweilen ſogar mit cementierten Kieſeln überzogener (macadamiſierter) Kunſtſtraßen gingen die einen durch die weite und dürre Ebene zwiſchen dem Meeresufer und der Andeskette, die anderen auf dem Rücken der Cordilleren ſelbſt. Meilenſteine gaben oft die Entfernungen in gleichen Abſtänden an. Brücken dreierlei Art, ſteinerne, hölzerne oder Seilbrücken (Puentes de Hamaca oder de Marema), führten über Bäche und Abgründe; Waſſerleitungen zu den Tambos (Hotellerien) und feſten Burgen. Beide Syſteme von Kunſtſtraßen waren nach dem Zentralpunkte Cuzco, dem Sitz des großen Reiches (Br. 13° 31′ ſüdl.), gerichtet; die Höhe dieſer Hauptſtadt iſt nach Pentland's Karte von Bolivia 3560 Meter über dem Meeresſpiegel. Da die Peruaner ſich keines Fuhrwerkes bedienten, die Kunſtſtraßen nur für Truppenmarſch, Laſtträger und Scharen leicht bepackter Lamas beſtimmt waren; ſo findet man ſie, bei der großen Steilheit des Gebirges, hier und da durch lange Reihen von Stufen unterbrochen, auf denen Ruheplätze angebracht ſind. Francisco Pizarro und Diego Almagro, die ſich mit ſo vielem Vorteil auf ihren weiten Heerzügen der Militärſtraßen der Incas bedienten, fanden für die ſpaniſche Reiterei eine beſondere Schwierigkeit da, wo Stufen und Treppen die Kunſtſtraße unterbrachen. Das Hindernis war um ſo größer, als die Spanier ſich im Anfang der Conquiſta bloß der Pferde, nicht der bedächtigen, im Gebirge jeden Fußtritt gleichſam überdenkenden Maultiere bedienten. Erſt ſpäter kam der Gebrauch der Maultiere in der Reiterei auf.

Sarmiento, der die Inka-Straßen noch in ihrer ganzen Erhaltung ſah, fragt ſich in einer Relation, die lange in einer Bibliothek des Escorial unbenutzt vergraben lag: „wie ein Volk ohne Gebrauch des Eiſens in hohen Felsgegenden ſo prachtvolle Werke, von Cuzco nach Quito und von Cuzco nach der Küſte von Chili, habe vollenden können?" „Kaiſer Carl", ſetzt er hinzu, „würde mit aller ſeiner Macht nicht einen Teil deſſen ſchaffen, was das wohl eingerichtete Regiment der Incas über die gehorchenden Volksſtämme vermochte." Hernando Pizarro, der gebildetſte der drei Brüder, welcher für ſeine Unthaten in zwanzigjähriger Gefangenſchaft zu Medina del Campo büßte und hundertjährig ſtarb im Geruch der Heiligkeit, ruft aus: „In der ganzen Chriſtenheit ſind ſo herrliche Wege nirgends zu ſehen als die, welche wir hier bewundern." Die beiden wichtigen Reſidenzſtädte der Incas, Cuzco und Quito, ſind in gerader Linie (SSO—NNW), ohne die vielen Krümmungen des Weges in Anſchlag zu bringen, 225 geographiſche Meilen von einander entfernt; mit den Krümmungen rechnen Garcilaſo de la Vega und andere Conquiſtadores 500 Leguas[2786 km]. Trotz dieſer Länge des Weges ließ Huayna Capac deſſen Vater Quito erobert hatte, nach dem ſehr vollgiltigen Zeugnis des Licentiaten Polo de Ondegardo, für die fürſtlichen Bauten (Inca-Wohnungen) in Quito gewiſſe Baumaterialien aus Cuzco kommen. Ich habe ſelbſt noch an dem erſteren Orte dieſe Sage unter den Eingebornen verbreitet gefunden.

Wo durch Geſtaltung des Bodens die Natur dem Menſchen großartige Hinderniſſe zu überwinden darbietet, wächſt bei unternehmenden Volksſtämmen mit dem Mut auch die Kraft. Unter dem deſpotiſchen Zentraliſations-Syſteme der Inca-Herrſchaft waren Sicherheit und Schnelligkeit der Kommunikation, beſonders der Truppenbewegung, ein wichtiges Regierungsbedürfnis. Daher die Anlage von Kunſtſtraßen und von ſehr vervollkommneten Poſt-Einrichtungen. Bei Völkern, welche auf den verſchiedenſten Stufen der Bildung ſtehen, ſieht man die Nationalthätigkeit ſich mit beſonderer Vorliebe in einzelnen Richtungen bewegen; aber die auffallende Entwickelung ſolcher vereinzelten Thätigkeiten entſcheidet keineswegs über den ganzen Kulturzuſtand. Aegypter, Griechen, Etruſker und Römer, Chineſen, Japaner und Inder zeigen uns dieſe Kontraſte. Welche Zeit erforderlich geweſen iſt, um die peruaniſchen Kunſtſtraßen zu ſchaffen, iſt ſchwer zu entſcheiden. Die großen Werke im nördlichen Teile des Inca-Reichs, auf dem Hochlande von Quito, müſſen allerdings in weniger als 30 oder 35 Jahren vollendet worden ſein: in der kurzen Epoche, welche zwiſchen die Beſiegung des Herrſchers von Quitu und den Tod des Inca Huayna Capac fällt; während über das Alter der ſüdlichen, eigentlich peruaniſchen Kunſtſtraßen ein tiefes Dunkel herrſcht.

Man ſetzt gewöhnlich die geheimnisvolle Erſcheinung von Manco Capac 400 Jahre vor der Landung von Francisco Pizarro auf der Inſel Puná (1532), alſo gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts, faſt 200 Jahre vor der Gründung der Stadt Mexiko (Tenochtitlan); einige ſpaniſche Schriftſteller zählen ſtatt 400 gar 500 bis 560 Jahre. Aber die Reichsgeſchichte von Peru kennt nur 13 regierende Fürſten aus der Inca-Dynaſtie, welche, wie Prescott ſehr richtig bemerkt, nicht eine lange Periode von 400 oder 550 Jahren ausfüllen können. Quetzalcoatl, Botſchica und Manco Capac ſind die drei mythiſchen Geſtalten, an welche ſich die Anfänge der Kultur unter den Azteken, Muyscas (eigentlicher Chibchas) und Peruanern knüpfen. Quetzalcoatl bärtig, ſchwarz gekleidet, Großprieſter von Tula, ſpäter ein Büßender auf einem Berge bei Tlaxapuchicalco, kommt von der Küſte von Panuco, alſo von der öſtlichen Küſte von Anahuac, auf das mexikaniſche Hochland. Botſchica, oder vielmehr der bärtige, lang gekleidete Gottesbote Nemterequeteba (ein Buddha der Muyscas), gelangt aus den Grasſteppen öſtlich von der Andeskette auf die Hochebene von Bogota. Vor Manco Capac herrſchte ſchon Kultur an dem maleriſchen Geſtade des Sees von Titicaca. Die feſte Burg von Cuzco auf dem Hügel Sacſahuaman war den älteren Gebäuden von Tiahuanaco nachgebildet. Ebenſo ahmten die Azteken den Pyramidenbau der Tolteken, dieſe den der Olmeken (Hulmeken) nach; und allmählich aufſteigend, gelangt man auf hiſtoriſchem Boden in Mexiko bis in das 6. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Die toltekiſche Treppen-Pyramide von Cholula ſoll nach Siguenza die Form der hulmekiſchen Treppen-Pyramide von Teotihuacan wiederholen. So dringt man durch jegliche Civiliſationsſchicht immer in eine frühere ein; und da das Bewußtſein der Völker in beiden Kontinenten ungleichzeitig erwacht iſt; liegt das phantaſtiſche Reich der Mythen bei jeglichem Volke immer unmittelbar vor dem hiſtoriſchen Wiſſen.

Trotz der großen Bewunderung, welche die erſten Konquiſtadores den Kunſtſtraßen und Waſſerleitungen der Peruaner gezollt haben, ſind die einen und die anderen nicht bloß nicht unterhalten, ſondern mutwillig zerſtört worden; ſchneller noch, Unfruchtbarkeit durch Waſſermangel erzeugend in dem Littoral, um ſchön behauene Steine zu neuen Bauten anzuwenden, als auf dem Rücken der Andeskette, oder in den tiefen ſpaltartigen Gebirgsthälern, von welchen dieſe Kette durchſchnitten wird. Wir waren gezwungen, in den langen Tagereiſen von den Syenitfelſen von Zaulaca bis zu dem verſteinerungsreichen Thale von San Felipe (am Fuße des eiſigen Paramo de Yamoca) den Rio de Guancabamba, welcher ſich in den Amazonenſtrom ergießt, wegen ſeiner vielen Krümmungen 27mal zu durchwaten, während wir hier abermals an einer uns nahen, ſteilen Felswand immerfort die Reſte der hoch aufgemauerten, geradlinigen Kunſtſtraße der Inkas mit ihren Tambo's ſahen. Der kleine, kaum 40 bis 47 Meter breite Gießbach war ſo reißend, daß unſere ſchwer beladenen Maultiere oft Gefahr liefen in der Furt fortgeriſſen zu werden. Sie trugen unſere Manuſkripte, unſere getrockneten Pflanzen, alles, was wir ſeit einem Jahre geſammelt hatten. Man harret dann am jenſeitigen Ufer mit unbehaglicher Spannung, bis der lange Zug von 18 bis 20 Laſttieren der Gefahr entgangen iſt.

Derſelbe Rio de Guancabamba wird in ſeinem unteren Laufe, da wo er viele Waſſerfälle hat, auf eine recht ſonderbare Weiſe zur Korreſpondenz mit der Südſee-Küſte benutzt. Um die wenigen Briefe, welche von Truxillo aus für die Provinz Jaen de Bracamoros beſtimmt ſind, ſchneller zu befördern, bedient man ſich eines ſchwimmenden Poſtboten. Man nennt ihn im Lande den Boten, der ſchwimmt. In zwei Tagen ſchwimmt der Poſtbote (gewöhnlich ein junger Indianer) von Pomahuaca bis Tomependa, erſt auf dem Rio de Chamaya (ſo heißt der untere Teil des Rio de Guancabamba) und dann auf dem Amazonenſtrome. Er legt die wenigen Briefe, die ihm anvertraut werden, ſorgfältig in ein weites baumwollenes Tuch, das er turbanartig ſich um den Kopf wickelt. Bei den Waſſerfällen verläßt er den Fluß und umgeht ſie durch das nahe Gebüſch. Damit er von dem langen Schwimmen weniger ermüde, umfaßt er oft mit einem Arm einen Bolzen von leichtem Holze (Ceibo, Palo de balsa) aus der Familie der Bombaceen. Auch wird der Schwimmende bisweilen von einem Freunde als Geſellſchafter begleitet. Für den Proviant brauchen beide nicht zu ſorgen, da ſie in den zerſtreuten, reichlich mit Fruchtbäumen umgebenen Hütten der ſchönen Huertas de Pucara und Cavico überall gaſtliche Aufnahme finden.

Der Fluß iſt glücklicherweiſe frei von Krokodilen; ſie werden auch in dem oberen Laufe des Amazonenſtromes erſt unterhalb der Katarakte von Mayaſi angetroffen. Das träge Untier liebt die ruhigeren Waſſer. Nach meiner Meſſung hat der Rio de Chamaya von der Furt (Paso) de Pucara bis zu ſeiner Einmündung in den Amazonenſtrom unter dem Dorfe Choros, in der kleinen Entfernung von 91 Kilometern, nicht weniger als 556 Meter Gefälle. Der Gouverneur der Provinz Jaen de Bracamoros hat mich verſichert, daß auf dieſer ſonderbaren Waſſerpoſt ſelten Briefe benetzt oder verloren werden. Ich habe in der That ſelbſt, bald nach meiner Rückkunft aus Mexiko, in Paris auf dem eben beſchriebenen Wege Briefe aus Tomependa erhalten. Viele wilde Indianer-Stämme, die an den Ufern des oberen Amazonenfluſſes wohnen, machen ihre Reiſen auf ähnliche Weiſe, geſellig ſtromabwärts ſchwimmend. Ich hatte Gelegenheit ſo 30 bis 40 Köpfe (Männer, Weiber und Kinder) aus dem Stamme der Xibaros im Flußbette bei ihrer Ankunft im Tomependa zu ſehen. Der Correo quel nada [der ſchwimmende Poſtbote] kehrt zu Lande zurück auf dem beſchwerlichen Wege des Paramo del Paredon.

Wenn man ſich dem heißen Klima des Amazonenbeckens nähert, wird man durch eine anmutige, zum Teil ſehr üppige Vegetation erfreut. Schönere Citrus-Bäume, meiſt Apfelſinen, in geringerer Zahl bittere Pomeranzen hatten wir nie vorher, ſelbſt nicht auf den Kanariſchen Inſeln oder in dem heißen Littoral von Cumana und Caracas, geſehen als in den Huertas de Pucara. Mit vielen tauſend goldenen Früchten beladen, erreichen ſie dort eine Höhe von 20 Meter. Sie hatten, ſtatt der abgerundeten Krone, faſt lorbeerartig anſtrebende Zweige. Unweit davon, gegen die Furt von Cavico hin, wurden wir durch einen ſehr unerwarteten Anblick überraſcht. Wir ſahen ein Gebüſch von kleinen, kaum 6 Meter hohen Bäumen, ſcheinbar nicht mit grünen, ſondern mit ganz roſenroten Blättern. Es war eine neue Spezies des Geſchlechts Bougainvillaea, das Juſſieu der Vater zuerſt nach einem braſilianiſchen Exemplare des Commerſonſchen Herbariums beſtimmt hatte. Die Bäume waren faſt ganz ohne wirkliche Blätter; was wir für dieſe in der Ferne gehalten, waren dichtgedrängte, hell roſenrote Bracteen (Blüten- oder Deckblätter). Der Anblick war an Reinheit und Friſche der Färbung ganz verſchieden von dem, welchen mehrere unſerer Waldbäume im Herbſt ſo anmutig darbieten. Aus der ſüd-afrikaniſchen Familie der Proteaceen ſteigt hier von den kalten Höhen des Paramo de Yamoca in die heiße Ebene von Chamaya eine einzige Art herab, Rhopala ferruginea. Die feingefiederte Porlieria hygrometrica (aus den Zygophylleen), welche durch Schließen der Blättchen eine baldige Wetterveränderung, bebeſonders den nahen Regen, mehr als alle anderen Mimoſaceen, verkündigt, haben wir hier oft aufgefunden. Sie hat uns ſelten getäuſcht.

In Chamaya fanden wir Flöße (balsas) in Bereitſchaft, die uns bis Tomependa führen ſollten, um dort (was für die Geographie von Südamerika wegen einer alten Beobachtung von La Condamine von einiger Wichtigkeit war) den Längen-Unterſchied zwiſchen Quito und der Mündung des Chinchipe zu beſtimmen. Wir ſchliefen wie gewöhnlich unter freiem Himmel an dem Sandufer (Playa de Guayanchi), am Zuſammenfluße des Rio de Chamaya mit dem Amazonenſtrome. Am nächſten Tage ſchifften wir dieſen herab bis an die Katarakte und Strom-Enge (Pongo; in der Qquechhua-Sprache puncu, Thür oder Thor) von Rentema, wo Felſen von grobkörnigem Sandſtein (Konglomerat) ſich turmartig erheben und einen Felsdamm durch den Strom bilden. Ich maß eine Standlinie am flachen und ſandigen Ufer und fand bei Tomependa den weiter öſtlich ſo mächtigen Amazonenfluß nur etwas über 433 Meter breit. In der berühmten Strom-Enge des Pongo von Manſeritſche zwiſchen Santiago und San Borja, einer Gebirgsſpalte, die an einigen Punkten wegen der überhangenden Felſen und des Laubdachs nur ſchwach erleuchtet iſt, und in der alles Treibholz, eine Unzahl von Baumſtämmen, zerſchellt und verſchwindet, iſt die Breite nur 50 Meter. Die Felſen, welche alle jene Pongos bilden ſind im Laufe der Jahrhunderte vielen Veränderungen unterworfen. So war der Pongo de Rentema, deſſen ich oben erwähnte, durch hohe Flut, ein Jahr vor meiner Reiſe, teilweiſe zertrümmert worden; ja unter den Anwohnern des Amazonenfluſſes hat ſich durch Tradition eine lebhafte Erinnerung von dem Einſturz der damals ſehr hohen Felsmaſſen des ganzen Pongo im Anfange des 18ten Jahrhunderts erhalten. Der Lauf des Fluſſes wurde durch jenen Einſturz und die damit erfolgte Abdämmung plötzlich gehemmt, und in dem unterhalb des Pongo de Rentema liegenden Dorfe Puyaya ſahen die Einwohner mit Schrecken das weite Flußbett waſſerleer. Nach wenigen Stunden brach der Strom wieder durch. Man glaubt nicht, daß Erdſtöße die Urſache dieſer merkwürdigen Erſcheinung geweſen ſind. Im ganzen arbeitet der gewaltige Strom unabläſſig, ſein Bett zu verbeſſern; und von der Kraft, welche er auszuüben vermag, kann man ſich ſchon dadurch eine Vorſtellung machen, daß man ihn trotz ſeiner Breite bisweilen in 20 bis 30 Stunden über 8 Meter anſchwellen ſieht.

Wir blieben 17 Tage in dem heißen Thale des oberen Marannon oder Amazonenfluſſes. Um aus dieſem an die Küſte der Südſee zu gelangen, erklimmt man die Andeskette da, wo ſie nach meinen magnetiſchen Inklinations-Beobachtungen zwiſchen Micuipampa und Caxamarca (Br. 6° 57′ ſüdl., Länge 80° 56′) von dem magnetiſchen Aequator durchſchnitten wird. Man erreicht, noch mehr anſteigend, die berühmten Silbergruben von Chota und beginnt von da an über das alte Caxamarca, wo vor mehr als 300 Jahren das blutigſte Drama der ſpaniſchen Conquiſta ſpielte, über Aroma und Gangamarca mit einiger Unterbrechung in die peruaniſche Niederung herabzuſteigen. Die größten Höhen ſind hier, wie faſt überall in der Andeskette und in den mexikaniſchen Gebirgen, durch turmartige Ausbrüche von Porphyr und Trachyt maleriſch bezeichnet: die erſteren vorzugsweiſe in mächtige Säulen geſpalten. Solche Maſſen geben teilweiſe dem Gebirgsrücken ein bald klippenartiges, bald domförmiges Anſehen. Sie haben hier eine Kalkſtein-Formation durchbrochen, welche diesſeits und jenſeits des Aequators im Neuen Kontinent eine ungeheure Ausdehnung gewinnt und nach Leopolds von Buch großartigen Unterſuchungen zur Kreide-Formation gehört. Zwiſchen Guambos und Montan, 4000 Meter über dem Meere, fanden wir pelagiſche Muſchel-Verſteinerungen (Ammoniten von 42 Centimeter Durchmeſſer, den großen Pecten alatus, Auſterſchalen, Seeigel, Iſocardien und Exogyra polygona). Eine Cidaris-Art, nach Leopold von Buch nicht zu unterſcheiden von einer, die Brongniart in der alten Kreide bei der Perte du Rhône gefunden, haben wir zugleich bei Tomependa im Becken des Amazonenfluſſes und bei Micuipampa, in einem Höhenunterſchiede von nicht weniger als 3300 Meter, geſammelt. Ebenſo erhebt ſich in der Amuich'ſchen Kette des kaukaſiſchen Dagheſtan die Kreide von den Ufern des Sulak, kaum 170 Meter über dem Meere, bis auf den Tſchunum, auf volle 3000 Meter Höhe, während auf dem 4330 Meter hohen Gipfel des Schagdagh ſich Oſtrea diluviana Goldf. und dieſelben Kreideſchichten wiederfinden. Abich's treffliche kaukaſiſche Beobachtungen beſtätigen demnach auf das glänzendſte Leopolds von Buch geognoſtiſche Anſichten über die alpiniſche Verbreitung der Kreide.

[Der Silberberg Gualgayoc.] Von [dem Meierhofe Montan ſtiegen wir weiter nach Süden an dem öſtlichen Abhange der Cordillere hinan, und gelangten in eine Hochebene, in welcher uns der Silberberg Gualgayoc, der Hauptſitz der weitberufenen Gruben von Chota, bei einbrechender Nacht einen wunderbaren Anblick gewährte. Der Cerro de Gualgayoc, durch ein tiefes, kluftartiges Thal vom Kalkberge Cormolatſche getrennt, iſt eine iſolierte Hornſtein-Klippe, von zahlloſen, oft zuſammenſcharenden Silbergängen durchſetzt, gegen Norden und Weſten tief, faſt ſenkrecht, abgeſtürzt. Die höchſten Gruben liegen 482 Meter über der Sohle des Stollens, Socabon de Eſpinachi. Der Umriß des Berges iſt durch unzählige turm- und pyramiden-ähnliche Spitzen und Zacken unterbrochen. Auch führt ſein Gipfel den Namen Las Puntas. Dieſe Lagerſtätte kontraſtiert auf das Entſchiedenſte mit dem „ſanften Aeußeren“, das der Bergmann im allgemeinen den metallreichen Gegenden zuzuſchreiben pflegt. „Unſer Berg“, ſagte ein reicher Grubenbeſitzer, mit dem wir anfuhren, „ſteht da, als wäre er ein Zauberſchloß.“ Der Gualgayoc erinnert einigermaßen an einen Dolomit-Kegel, noch mehr aber an den geſpaltenen Bergrücken des Monſerrate in Catalonien, den ich ebenfalls beſucht und den ſpäter mein Bruder ſo anmutig beſchrieben hat. Der Silberberg Gualgayoc iſt nicht bloß bis zu ſeiner größten Höhe von vielen hundert, nach allen Seiten angeſetzten Stollen durchlöchert; ſelbſt die Maſſe des kieſelartigen Geſteins bietet natürliche Spaltöffnungen dar, durch welche das in dieſer Gebirgshöhe ſehr dunkelblaue Himmelsgewölbe dem am Fuß des Berges ſtehenden Beobachter ſichtbar wird. Das Volk nennt dieſe Oeffnungen Fenſter, las ventanillas de Gualgayoc; an den Trachyt-Mauern des Vulkans von Pichincha zeigte man uns ähnliche Fenſter, unter gleicher Benennung, als ventanillas de Pichincha. Die Sonderbarkeit eines ſolchen Anblicks wird noch durch viele kleine Stollhäuſer und Menſchenwohnungen vermehrt, die an dem Abhange des feſtungsartigen Berges da neſtartig hangen, wo eine kleine Bodenfläche es irgend erlaubt hat. Die Bergleute tragen die Erze auf ſteilen, gefährlichen Fußpfaden in Körben zu den Amalgations-Plätzen herab.

Der Wert des Silbers, welches die Gruben in den erſten 30 Jahren geliefert haben (von 1771 bis 1802), beträgt wahrſcheinlich weit über 32 Millionen Piaſter. Trotz der Feſtigkeit des quarzigen Geſteins haben die Peruaner ſchon vor der Ankunft der Spanier (wie alte Stollen und Abteufen erweiſen) am Cerro de la Lin und am Chupiquiyacu auf reichen ſilberhaltigen Bleiglanz und im Curimayo (wo auch natürlicher Schwefel in Quarzgeſtein wie im braſilianiſchen Itacolumit gefunden wird) auf Gold gearbeitet. Wir bewohnten, den Gruben nahe, die kleine Bergſtadt Micuipampa, welche 3714 Meter hoch über dem Meere liegt und wo, wenn gleich nur 6° 43′ vom Aequator entfernt, in jeder Wohnung, einen großen Teil des Jahres hindurch, das Waſſer nächtlich gefriert. In dieſer vegetationsloſen Einöde leben 3000 bis 4000 Menſchen, denen alle Lebensmittel aus den warmen Thälern zugeführt werden, da ſie ſelbſt nur Kohlarten und vortrefflichen Salat erzielen. Wie in jeder peruaniſchen Bergſtadt, treibt Langeweile in dieſen hohen Einöden die reichere und deshalb nicht gebildetere Menſchenklaſſe zu ſehr gefahrvollem Karten- und Würfelſpiel. Schnell gewonnener Reichtum wird noch ſchneller eingebüßt. Alles erinnert hier an den Kriegsmann aus Pizarro's Heere, der nach der Tempelplünderung in Cuzco klagte, in einer Nacht, „ein großes Stück von der Sonne“ (ein Goldblech) im Spiel verloren zu haben. Das Thermometer zeigte mir in Micuipampa, um 8 Uhr morgens erſt 1°, um Mittag 7° Réaumur. Zwiſchen dem dünnen Ichhu-Graſe fanden wir eine ſchöne Calceolaria, die wir nicht auf ſolcher Berghöhe erwartet hätten.

Nahe bei der Bergſtadt Micuipampa, in einer Hochebene die man Llanos oder Pampa de Navar nennt, hat man in einer Ausdehnung von mehr als $^1/_4$ Quadratmeile unmittelbar unter dem Raſen, wie mit den Wurzeln des Alpengraſes verwachſen, in nur 3 bis 4 Lachter Tiefe, ungeheure Maſſen von reichem Rotgülden-Erz und drahtförmigem Gediegen-Silber (in remolinos, clavos und vetas manteadas) gewonnen. Eine andere Hochebene, weſtlich vom Purgatorio, nahe an der Quebrada de Chiquera, heißt Choropampa, das Muſchelfeld (churu in der Qquechhua-Sprache: Muſcheln, beſonders kleine eßbare Muſcheln, hoſtion, mexillon). Der Name deutet auf Verſteinerungen der Kreide-Formation, welche ſich dort in ſolcher Menge finden, daß ſie früh die Aufmerkſamkeit der Eingeborenen auf ſich gezogen haben. Dort iſt gewonnen worden nahe an der Oberfläche der Erde ein Schatz von Gediegen-Gold, mit Silberfäden reichlichſt umſponnen. Ein ſolches Vorkommen bezeugt die Unabhängigkeit vieler aus dem Inneren der Erde auf Spalten und Gängen ausgebrochener Erze von der Natur des Nebengeſteins, von dem relativen Alter der durchbrochenen Formationen. Das Geſtein im Cerro de Gualgayol und in Fuenteſtiana iſt ſehr waſſerreich, aber in dem Purgatorio herrſcht eine abſolute Trockenheit. Dort fand ich zu meinem Erſtaunen, trotz der Höhe der Erdſchichten über dem Meere, die Gruben-Temperatur 15° Réaum., während in der nahen Mina de Guadalupe die Grubenwaſſer gegen 9° zeigten. Da im Freien das Thermometer nur bis $4^1/_2$° ſtieg, ſo wird von dem nackt und ſchwer arbeitenden Grubenvolke die unterirdiſche Wärme im Purgatorio erſtickend genannt.

Der enge Weg von Micuipampa nach der alten Inca-Stadt Caxamarca iſt ſelbſt für die Maultiere ſchwierig. Der Name der Stadt war urſprünglich Caſſamarca oder Kazamarca, d. i. die Froſtſtadt; marca in der Bedeutung einer Ortſchaft gehört dem nördlichen Dialekt, Chinchayſuyo oder Chinchaſuyu, an, während das Wort in der allgemeinen Qquechhua-Sprache: Stockwerk des Hauſes, auch Schützer und Bürge bedeutet. Der Weg führte uns fünf bis ſechs Stunden lang durch eine Reihe von Paramos, in denen man faſt ununterbrochen der Wut der Stürme und jenem ſcharfkantigen Hagel, welcher dem Rücken der Andes ſo eigentümlich iſt, ausgeſetzt bleibt. Die Höhe des Weges erhält ſich meiſt zwiſchen 3000 und 3500 Metern. Es hat mir derſelbe zu einer magnetiſchen Beobachtung von allgemeinem Intereſſe Veranlaſſung gegeben: zu der Beſtimmung des Punktes, wo die Nord-Inklination der Nadel in die Süd-Inklination übergeht, wo alſo der magnetiſche Aequator von dem Reiſenden durchſchnitten wird.

Wenn man endlich die letzte jener Bergwildniſſe, den Paramo de Yanaguanga, erreicht hat, ſo blickt man um ſo freudiger in das fruchtbare Thal von Caxamarca hinab. Es iſt ein reizender Anblick; denn das Thal, von einem Flüßchen durchſchlängelt, bildet eine Hochebene von ovaler Form und 6 bis 7 Quadratmeilen Flächeninhalt. Es iſt dieſe Hochebene der von Bogota ähnlich, und wahrſcheinlich wie ſie ebenfalls ein alter Seeboden. Es fehlt hier nur die Mythe des Wundermannes Botſchica oder Idacanzas, des Hohenprieſters von Iraca, welcher den Waſſern am Tequendama durch die Felſen einen Weg öffnete. Caxamarca liegt gegen 200 Meter höher als Santa Fé de Bogota und daher faſt ſo hoch als die Stadt Quito, hat aber, durch Berge rund umher geſchützt, ein weit milderes und angenehmeres Klima. Der Boden iſt von der herrlichſten Fruchtbarkeit, voll Ackerfeld und Gartenbau, mit Alleen von Weiden, von großblütigen roten, weißen und gelben Datura-Abarten, von Mimoſen und den ſchönen Quinuar-Bäumen durchzogen. Der Weizen giebt in der Pampa de Caxamarca im Mittel das 15. bis 20. Korn; doch vereiteln bisweilen Nachtfröſte, welche die Wärmeſtrahlung gegen den heiteren Himmel in den dünnen und trockenen Schichten der Bergluft verurſacht und welche in den bedachten Wohnungen nicht bemerkbar ſind, die Hoffnung reicher Ernten.

Kleine Porphyrkuppen (wahrſcheinlich einſt Inſeln im alten, noch unabgelaufenen See) erheben ſich in dem nördlichen Teile der Ebene und durchbrechen weit verbreitete Sandſtein-Flöze. Wir genoſſen auf dem Gipfel einer dieſer Porphyrkuppen, auf dem Cerro de Santa Polonia, eine anmutige Ausſicht. Die alte Reſidenz des Atahuallpa iſt von dieſer Seite mit Fruchtgärten und wieſenartig bewäſſerten Luzernfeldern umgeben. In der Ferne ſieht man die Rauchſäulen der warmen Bäder von Pultamarca aufſteigen, die noch heute den Namen bannos del Inca führen. Ich habe die Temperatur dieſer Schwefelquellen 55,2° Réaumur gefunden. Atahuallpa brachte einen Teil des Jahres in den Bädern zu, wo noch ſchwache Reſte ſeines Palaſtes der Zerſtörungswut der Conquiſtadores widerſtanden haben. Das große und tiefe Waſſerbecken, in welchem der Tradition nach einer der goldenen Tragſeſſel ſoll verſenkt und immer vergebens geſucht worden ſein, ſchien mir, ſeiner regelmäßigen runden Form wegen, künſtleriſch über einer der Quellenklüfte im Sandſtein ausgehauen.

Von der Burg und dem Palaſte des Atahuallpa ſind ebenfalls nur ſchwache Reſte in der mit ſchönen Kirchen geſchmückten Stadt übrig geblieben. Die Wut, in der man, von Golddurſt getrieben, ſchon vor Ende des 16. Jahrhunderts, um nach tief liegenden Schätzen zu graben, Mauern umſtürzte und Fundamente aller Wohnungen unvorſichtig ſchwächte, hat die Zerſtörung beſchleunigt. Der Palaſt des Inca lag auf einem Porphyrhügel, welcher urſprünglich an der Oberfläche (d. i. am Ausgehenden der Geſteinſchichten) dermaßen behauen und ausgehöhlt worden war, daß er die Hauptwohnung faſt mauerartig umzingelt. Ein Stadtgefängnis und das Gemeindehaus ſind auf einem Teil der Trümmer aufgeführt. Dieſe Trümmer ſind am anſehnlichſten noch, aber doch nur 4 bis 5 Meter hoch, dem Kloſter des heil. Franciskus gegenüber; ſie beſtehen, wie man in der Wohnung des Caciquen beobachten kann, aus ſchön behauenen Quaderſteinen von $^1/_2$ bis 1 Meter Länge, ohne Cement auf einander gelegt, ganz wie an der Inca-Pilcaoder feſten Burg des Cannar im Hochlande von Quito.

In dem Porphyrfelſen iſt ein Schacht abgeteuft, der einſt in unterirdiſche Gemächer und in eine Galerie (Stollen) führte, von der man behauptet, daß ſie bis zu einer anderen, ſchon oben erwähnten, Porphyrkuppe, zu der von Santa Polonia, führt. Dieſe Vorrichtungen deuten auf Beſorgniſſe von Kriegszuſtänden und auf Sicherung der Flucht. Das Vergraben von Koſtbarkeiten war übrigens eine alt-peruaniſche, ſehr allgemein verbreitete Sitte. Unter vielen Privatwohnungen in Caxamarca findet man noch unterirdiſche Gemächer.

Man zeigte uns im Felſen ausgehauene Treppen und das ſogenannte Fußbad des Inca. Ein ſolches Fußwaſchen des Herrſchers war von läſtigen Hofzeremonien[1] begleitet. Nebengebäude, die, der Tradition nach, für die Dienerſchaft des Inca beſtimmt waren, ſind zum Teil ebenfalls von Quaderſteinen aufgeführt und mit Giebeln verſehen, zum Teil aber von wohlgeformten Ziegeln, die mit Kies-Cement abwechſeln. In denen der letztgenannten Konſtruktion kommen gewölbte Blenden (Wandvertiefungen) vor, an deren hohem Alter ich lange, aber wohl mit Unrecht, gezweifelt habe.

Man zeigt in dem Hauptgebäude noch das Zimmer, in welchem der unglückliche Atahuallpa vom Monat November 1532 an neun Monate lang gefangen gehalten wurde[2]; man zeigt auch den Reiſenden die Mauer, an der er das Zeichen machte, bis zu welcher Höhe er das Zimmer mit Gold füllen wolle, wenn man ihn frei ließe. Xerez in der „Conquiſta del Peru“, die uns Barcia aufbewahrt hat, Hernando Pizarro in ſeinen Briefen und andere Schriftſteller jener Zeit geben dieſe Höhe ſehr verſchieden an. Der gequälte Fürſt ſagte: „Das Gold in Barren, Platten und Gefäßen ſolle ſo hoch aufgetürmt werden, als er mit der Hand reichen könne.“ Das Zimmer ſelbſt giebt Xerez zu $7^1/_3$ Meter Länge und $5^2/_3$ Meter Breite an. Was von den Schätzen der Sonnentempel von Cuzco, Huaylas, Huamachuco und Pachacamac bis zu dem verhängnisvollen 29. Auguſt 1533 (dem Todestage des Inca) zuſammengebracht wurde, ſchätzt Garcilaſo de la Vega, der Peru ſchon 1560, in ſeinem 20ten Jahre, verließ, auf 3.838.000 Ducados de Oro.[3]

In der Kapelle des Stadtgefängniſſes, das, wie ich ſchon oben erwähnte, auf den Ruinen des Inca-Palaſtes gebaut iſt, wird Leichtgläubigen mit Schauder der Stein gezeigt, auf dem „unauslöſchliche Blutflecke“ zu ſehen ſind. Es iſt eine 4 Meter lange, ſehr dünne Platte, die vor dem Altar liegt, wahrſcheinlich dem Porphyr oder Trachyt der Umgegend entnommen. Eine genaue Unterſuchung wird nicht geſtattet. Die berufenen drei oder vier Flecken ſcheinen hornblend- oder pyroxen-reiche Zuſammenziehungen in der Grundmaſſe der Gebirgsart zu ſein. Der Licentiat Fernando Monteſinos, ob er gleich kaum 100 Jahre nach der Einnahme von Caxamarca Peru beſuchte, verbreitet ſchon die Fabel: Atahuallpa ſei in dem Gefängnis enthauptet worden, und man ſehe noch Blutſpuren auf einem Steine, auf dem die Hinrichtung geſchehen ſei. Unbeſtreitbar iſt es, und durch viele Augenzeugen bewährt, daß der betrogene Inca ſich willig unter dem Namen Juan de Atahuallpa, von ſeinem ſchändlichen Verfolger (dem Dominikaner-Mönch Vicente de Valverde) taufen ließ, um nicht lebendig verbrannt zu werden. Strangulation machte ſeinem Leben ein Ende, öffentlich unter freiem Himmel. Eine andere Sage giebt vor, man habe eine Kapelle auf dem Stein errichtet, wo die Strangulation vorgefallen ſei, und Atahuallpa's Körper ruhe unter dem Steine. Die vermeintlichen Blutflecke blieben dann freilich unerklärt. Der Leichnam hat aber nie unter dieſem Steine gelegen; er wurde nach einer Totenmeſſe und einer feierlichen Beerdigung, bei welcher die Gebrüder Pizarro in Trauerkleidern (!) zugegen waren, zuerſt auf dem Kirchhofe des Convento de San Francisco und ſpäter nach Quito, Atahuallpa's Geburtsſtadt, gebracht. Die letztere Translation geſchah nach dem ausdrücklichen Wunſche des ſterbenden Inca. Sein perſönlicher Feind, der verſchlagene Ruminnavi (das ſteinerne Auge genannt, wegen der Entſtellung des einen Auges durch eine Warze; rumi Stein, naui Auge im Qquechhua), veranſtaltete in Quito, aus Liſt und politiſchen Abſichten, eine feierliche Beerdigung.

In den traurigen architektoniſchen Reſten dahin geſchwundener alter Herrlichkeit wohnen in Caxamarca Abkömmlinge des Monarchen. Es iſt die Familie des indiſchen Caciquen, nach dem Qquechhua-Idiom des Curaca, Aſtorpilco. Sie lebt in großer Dürftigkeit doch genügſam, ohne Klage, voll Ergebung in ein hartes, unverſchuldetes Verhängnis. Ihre Abkunft von Atahuallpa durch die weibliche Linie wird in Caxamarca nirgends geläugnet, aber Spuren des Bartes deuten vielleicht auf einige Vermiſchung mit ſpaniſchem Blute. Beide vor dem Einfalle der Spanier regierenden Söhne des großen, aber für einen Sonnenſohn etwas freigeiſteriſchen Huayna Capac[4], Huaſcar und Atahuallpa, hinterließen keine anerkannten Söhne. Huaſcar wurde Atahuallpa's Gefangener in den Ebenen von Quipaypan, und auf deſſen heimlichen Befehl bald darauf ermordet. Auch von den beiden übrigen Brüdern des Atahuallpa, von dem unbedeutenden jungen Toparca, welchen Pizarro (Herbſt 1533) als Inca krönen ließ, und von dem unternehmenderen, ebenfalls gekrönten, aber dann wieder rebelliſchen Manco Capac, ſind keine männlichen Nachkommen bekannt. Atahuallpa hinterließ einen Sohn, als Chriſt Don Franciſco genannt, der ſehr jung ſtarb, und eine Tochter, Donna Angelina, mit welcher Franciſco Pizarro in wildem Kriegsleben einen, von ihm ſehr geliebten Sohn, des hingerichteten Herrſchers Enkel, zeugte. Außer der Familie des Aſtorpilco, mit der ich in Caxamarca verkehrte, wurden zu meiner Zeit noch die Carguaraicos und Titu-Buscamayta als Verwandte der Inca-Dynaſtie bezeichnet. Das Geſchlecht Buscamayta iſt aber jetzt ausgeſtorben.

Der Sohn des Caciquen Aſtorpilco, ein freundlicher junger Menſch von 17 Jahren, der mich durch die Ruinen ſeiner Heimat, des alten Palaſtes, begleitete, hatte in großer Dürftigkeit ſeine Einbildungskraft mit Bildern angefüllt von der unterirdiſchen Herrlichkeit und den Goldſchätzen, welche die Schutthaufen bedecken, auf denen wir wandelten. Er erzählte, wie einer ſeiner Altväter einſt der Gattin die Augen verbunden und ſie durch viele Irrgänge, die in den Felſen ausgehauen waren, in den unterirdiſchen Garten des Inca hinabgeführt habe. Die Frau ſah dort kunſtreich nachgebildet im reinſten Golde Bäume mit Laub und Früchten, Vögel auf den Zweigen ſitzend und den vielgeſuchten goldenen Tragſeſſel des Atahuallpa. Der Mann gebot ſeiner Frau, nichts von dieſem Zauberwerke zu berühren, weil die längſt verkündigte Zeit (die Wiederherſtellung des Inca-Reichs) noch nicht gekommen ſei. Wer früher ſich davon aneigne, müſſe ſterben in derſelben Nacht. Solche goldene Träume und Phantaſien des Knaben gründeten ſich auf Erinnerungen und Traditionen der Vorzeit. Der Luxus künſtlicher goldener Gärten iſt von Augenzeugen vielfach beſchrieben: von Cieza de Leon, Sarmiento, Garcilaſo und anderen frühen Geſchichtsſchreibern der Conquiſta. Man fand ſie unter dem Sonnentempel von Cuzco, in Caxamarca, in dem anmutigen Thale von Yucay, einem Lieblingsſitze der Herrſcherfamilie. Da, wo die goldenen Huertas nicht unterirdiſch waren, ſtanden lebend vegetierende Pflanzen neben den künſtlich nachgebildeten. Unter den letzteren nennt man immer die hohen Mais-Stauden und Mais-Früchte in Kolben als beſonders gelungen.

Die krankhafte Zuverſicht, mit welcher der junge Aſtorpilco ausſprach, daß unter mir, etwas zur Rechten der Stelle, wo ich eben ſtand, ein großblütiger Datura-Baum, von Golddraht und Goldblech künſtlich geformt, den Ruheſitz des Inca mit ſeinen Zweigen bedecke: machte einen tiefen, aber trüben Eindruck auf mich. Luftbilder und Täuſchung ſind hier wiederum Troſt für große Entbehrung und irdiſche Leiden. „Fühleſt Du und Deine Eltern“, fragte ich den Knaben, „da Ihr ſo feſt an das Daſein dieſer Gärten glaubt, nicht bisweilen ein Gelüſte in Eurer Dürftigkeit nach den nahen Schätzen zu graben?“ Die Antwort des Knaben war ſo einfach, ſo ganz der Ausdruck der ſtillen Reſignation, welche der Raſſe der Urbewohner des Landes eigentümlich iſt, daß ich ſie ſpaniſch in meinem Tagebuche aufgezeichnet habe: „Solch ein Gelüſte kommt uns nicht; der Vater ſagt, daß es ſündlich wäre. Hätten wir die goldenen Zweige ſamt allen ihren goldenen Früchten, ſo würden die weißen Nachbarn uns haſſen und ſchaden. Wir beſitzen ein kleines Feld und guten Weizen.“

Wenige meiner Leſer, glaube ich, werden es tadeln, daß ich der Worte des jungen Aſtorpilco und ſeiner goldenen Traumbilder hier gedenke.

Der unter den Eingeborenen ſo weit verbreitete Glaube, daß es ſtrafbar ſei und Unglück über ein ganzes Geſchlecht bringe, wenn man ſich vergrabener Schätze, die den Incas gehört haben können, bemächtige, hängt mit einem anderen, beſonders im 16ten und 17ten Jahrhunderte herrſchenden Glauben mit dem an die Wiederherſtellung eines Inca-Reichs zuſammen. Jede unterdrückte Nationalität hofft Befreiung, eine Erneuerung des alten Regiments. Die Flucht von Manco-Inca, dem Bruder des Atahuallpa in die Wälder der Vilcapampa am Abhange der öſtlichen Cordillere, der Aufenthalt von Sayri Tupac und Inca Tupac Amaru in jenen Wildniſſen haben bleibende Erinnerungen zurückgelaſſen. Man glaubte, daß zwiſchen den Flüſſen Apurimac und Beni oder noch öſtlicher in der Guyana Nachkommen der entthronten Dynaſtie angeſiedelt wären. Die von Weſten nach Oſten wandernde Mythe des Dorado und der goldenen Stadt Manoa vermehrt ſolche Träume. Raleigh's Einbildungskraft war ſo davon entflammt, „daß er eine Expedition auf die Hoffnung gründete, die Inſelſtadt zn erobern, eine Garniſon von 3000 bis 4000 Engländer hineinzulegen und dem Emperor of Guiana [Kaiſer von Guyana], der von Huayna Capac abſtammt und ſein Hoflager mit derſelben Pracht hält, einen jährlichen Tribut von 300.000 Pfund Sterling [6 Mill. Mark] aufzulegen, als Preis für die verheißene Reſtauration in Cuzco und Caxamarca.“ Spuren von ſolchen Erwartungen einer wiederkehrenden Inca-Herrſchaft haben ſich, ſo weit die peruaniſche Qquechhua-Sprache verbreitet iſt, in den Köpfen vieler der vaterländiſchen Geſchichte etwas kundigen Eingeborenen erhalten.

Wir blieben fünf Tage in der Stadt des Inca Atahuallpa, die damals kaum noch 7000 bis 8000 Einwohner zählte. Die große Menge Maultiere, die der Transport unſerer Sammlungen erheiſchte, und die ſorgfältige Auswahl der Führer, welche uns über die Andeskette bis in den Eingang der langen, aber ſchmalen peruaniſchen Sandwüſte geleiten ſollten, verzögerten die Abreiſe. Der Uebergang über die Cordillere war von Nordoſt gegen Südweſt. Kaum hat man den alten Seeboden der anmutigen Hochebene von Caxamarca verlaſſen, ſo wird man im Anſteigen auf eine Höhe von kaum 3200 Metern durch den Anblick zweier grotesker Porphyrkuppen, Aroma und Cunturcaga (eines Lieblingsſitzes des mächtigen Geiers, den wir gewöhnlich Condor nennen; kacca im Qquechhua der Felſen) in Erſtaunen geſetzt. Sie beſtehen aus fünf- bis ſiebenſeitigen, 12 bis 13 Meter hohen, zum Teil gegliederten und gekrümmten Säulen. Die Porphyrkuppe des Cerro Aroma iſt beſonders maleriſch. Sie gleicht durch die Verteilung ihrer über einander ſtehenden, oft konvergierenden Säulenreihen einem Gebäude von zwei Geſchoſſen. Domartig iſt dies Gebäude mit einer abgerundeten, nicht in Säulen geſonderten, dichten Felsmaſſe bedeckt. Solche Porphyr- und Trachyt-Ausbrüche charakteriſieren, wie wir ſchon oben bemerkt, recht eigentlich den hohen Rücken der Cordilleren, und geben denſelben eine ganz andere Phyſiognomie, als die ſchweizer Alpen, die Pyrenäen und der ſibiriſche Altai darbieten.

Von Cunturcaga und Aroma ſteigt man nun im Zickzack an einem ſteilen Felsabhange volle 2000 Meter hinab in das kluftartige Thal der Magdalena, deſſen Boden doch aber noch 1400 Meter über dem Meer liegt. Einige elende Hütten, von denſelben Wollbäumen umgeben, die wir zuerſt am Amazonenfluſſe geſehen, werden ein indiſches Dorf genannt. Die ärmliche Vegetation des Thales iſt der Vegetation der Provinz Jaen de Bracamoros ziemlich ähnlich, nur vermißten wir ungern die roten Gebüſche der Bougainvillaea. Das Thal gehört zu den tiefſten, die ich in der Andeskette kenne. Es iſt eine Spalte, ein wahres Querthal, oſt-weſtlich gerichtet, eingeengt von den gegenüberſtehenden Altos de Aroma und Guangamarca. Es beginnt in demſelben von neuem die mir lange ſo rätſelhafte Quarz-Formation, welche wir ſchon im Paramo de Yanaguanga zwiſchen Micuipampa und Caxemarca in 4000 Meter Höhe beobachtet und die an dem weſtlichen Abfall der Cordillere eine Mächtigkeit von vielen tauſend Metern erreicht. Seitdem Leopold von Buch uns gezeigt hat, daß auch in der höchſten Andeskette diesſeits und jenſeits der Landenge von Panama die Kreide-Formation weit verbeitet iſt, fällt jene Quarz-Formation, vielleicht durch vulkaniſche Kräfte in ihrer Textur umgewandelt, dem Quader-Sandſtein zwiſchen der oberen Kreide und dem Gault und Greenſand anheim. Aus dem milden Magdalenen-Thal hatten wir gegen Weſten nun wieder dritthalb Stunden lang die den Porphyrgruppen des Alto de Aroma gegenüberſtehende Wand 1600 Meter hoch zu erklimmen. Der Wechſel des Klimas war um ſo empfindlicher, als wir an der Felswand oft in kalten Nebel eingehüllt wurden.

[Anblick der Südſee.] Die Sehnſucht, nachdem wir nun ſchon 18 Monate lang ununterbrochen des einengende Innere eines Gebirgslandes durchſtrichen hatten, endlich wieder der freien Anſicht des Meeres uns zu erfreuen, wurde durch die Täuſchungen erhöht, denen wir ſo oft ausgeſetzt waren. Von dem Gipfel des Vulkans von Pichincha, über die dichten Waldungen der Provincia de las Esmeraldas hinblickend, unterſcheidet man deutlich keinen Meerhorizont, wegen der zu großen Entfernung des Littorals und der Höhe des Standorts. Man ſieht, wie aus einem Luftball herab, ins Leere. Man ahnt, aber man unterſcheidet nicht. Als wir ſpäter zwiſchen Loxa und Guancabamba den Paramo de Guamani erreichten, wo viele Gebäude der Incas in Trümmern liegen, hatten uns die Maultiertreiber mit Sicherheit verkündigt, daß wir jenſeits der Ebene, jenſeits der Niederungen von Piura und Lambajeque das Meer erblicken ſollten; aber ein dicker Nebel lag auf der Ebene und auf dem fernen Littoral. Wir ſahen nur vielgeſtaltete Felsmaſſen ſich inſelförmig über dem wogenden Nebelmeere erheben und wechſelsweiſe verſchwinden, ein Anblick, dem ähnlich, welchen wir auf dem Gipfel des Pic von Teneriffa genoſſen. Faſt derſelben Täuſchung unſerer Erwartungen waren wir auf dem Andespaß von Guangamarca, deſſen Uebergang ich hier erzähle, ausgeſetzt. So oft wir, gegen den mächtigen Bergrücken mit geſpannter Hoffnung anſtrebend, eine Stunde mehr geſtiegen waren, verſprachen die des Weges nicht ganz kundigen Führer, unſere Hoffnung würde erfüllt werden. Die uns einhüllende Nebelſchicht ſchien ſich auf Augenblicke zu öffnen, aber bald wurde auf's neue der Geſichtskreis durch vorliegende Anhöhen feindlich begrenzt.

Das Verlangen, welches man nach dem Anblick gewiſſer Gegenſtände hat, hängt gar nicht allein von ihrer Größe, von ihrer Schönheit oder Wichtigkeit ab; es iſt in jedem Menſchen mit vielen zufälligen Eindrücken des Jugendalters, mit früher Vorliebe für individuelle Beſchäftigungen, mit Hang nach der Ferne und einem bewegten Leben verwebt. Die Unwahrſcheinlichkeit, einen Wunſch erfüllt zu ſehen, giebt ihm dazu einen beſonderen Reiz. Der Reiſende genießt zum voraus die Freude des Augenblickes, wo er das Sternbild des Kreuzes und die Magellaniſchen Wolken, die um den Südpol kreiſen, wo er den Schnee des Chimborazo und die Rauchſäule der Vulkane von Quito, wo er ein Gebüſch baumartiger Farne, wo er den Stillen Ocean zuerſt erblicken wird. Tage der Erfüllung ſolcher Wünſche ſind Lebensepochen von unverlöſchlichem Eindruck: Gefühle erregend, deren Lebendigkeit keiner vernünftelnden Rechtfertigung bedarf. In die Sehnſucht nach dem Anblick der Südſee vom hohen Rücken der Andeskette miſchte ſich das Intereſſe, mit welchem der Knabe ſchon auf die Erzählung von der kühnen Expedition des Vasco Nunnez de Balboa[5] gelauſcht: des glücklichen Mannes, der, von Franz Pizarro gefolgt, der erſte unter den Europäern, von den Höhen von Quarequa auf der Landenge von Panama, den öſtlichen Teil der Südſee erblickte. Die Schilfufer des Kaſpiſchen Meeres, da wo ich dasſelbe zuerſt an dem Mündungs-Delta des Wolgaſtromes geſehen, ſind gewiß nicht maleriſch zu nennen; und doch war mir ihr erſter Anblick um ſo freudiger, als mich in früheſter Jugend auf Karten die Form des aſiatiſchen Binnenmeeres angezogen hatte. Was ſo durch kindliche Eindrücke, was durch Zufälligkeiten der Lebensverhältniſſe in uns erweckt wird, nimmt ſpäter eine ernſtere Richtung an, wird oft ein Motiv wiſſenſchaftlicher Arbeiten, weitführender Unternehmungen.

Als wir nach vielen Undulationen des Bodens auf dem ſchroffen Gebirgsrücken endlich den höchſten Punkt des Alto de Guangamarca erreicht hatten, erheiterte ſich plötzlich das lang verſchleierte Himmelsgewölbe. Ein ſcharfer Südweſt-Wind verſcheuchte den Nebel. Das tiefe Blau der dünnen Bergluft erſchien zwiſchen den engen Reihen des höchſten und gefiederten Gewölks. Der ganze weſtliche Abfall der Cordillere bei Chorillos und Cascas, mit ungeheuren Quarzblöcken von 4 bis 5 Meter Länge bedeckt, die Ebenen von Chala und Molinos bis zu dem Meeresufer bei Truxillo lagen, wie in wunderbarer Nähe, vor unſeren Augen. Wir ſahen nun zum erſten Male die Südſee; wir ſahen ſie deutlich: dem Littorale nahe eine große Lichtmaſſe zurückſtrahlend, anſteigend in ihrer Unermeßlichkeit gegen den mehr als geahnten Horizont. Die Freude, welche meine Gefährten, Bonpland und Carlos Montufar, lebhaft teilten, ließ uns vergeſſen, das Barometer auf dem Alto de Guangamarca zu öffnen. Nach der Meſſung, die wir nahe dabei, aber tiefer als der Gipfel, in einer iſolierten Meierei, im Hato de Guangamarca, machten, muß der Punkt, wo wir das Meer zuerſt geſehen, nur 2900 bis 3000 Meter hoch liegen.

Der Anblick der Südſee hatte etwas Feierliches für den, welcher einen Teil ſeiner Bildung und viele Richtungen ſeiner Wünſche dem Umgange mit einem Gefährten des Kapitän Cook verdankte. Meine Reiſepläne hatte Georg Forſter früh ſchon in allgemeinen Umriſſen gekannt, als ich den Vorzug genoß, unter ſeiner Führung das erſte Mal England zu beſuchen. Durch Forſters anmutige Schilderungen von Otaheiti war beſonders im nördlichen Europa für die Inſeln des Stillen Meeres ein allgemeines, ich könnte ſagen ſehnſuchtsvolles, Intereſſe erwacht. Es hatten dieſe Inſeln damals noch das Glück, wenig von Europäern beſucht zu werden. Auch ich konnte die Hoffnung nähren, einen Teil derſelben in kurzem zu berühren; denn der Zweck meiner Reiſe nach Lima war zweifach: der, den Durchgang des Merkur vor der Sonnenſcheibe zu beobachten und das Verſprechen zu erfüllen, das ich dem Kapitän Baudin bei meiner Abreiſe von Paris gegeben, mich ſeiner Weltumſeglung anzuſchließen, ſobald die franzöſiſche Republik die früher dazu beſtimmte Geldſumme darbieten könnte.

Nordamerikaniſche Zeitungen hatten in den Antillen die Nachricht verbreitet, daß beide Korvetten, le Géographe und le Naturaliste, um das Kap Horn ſegeln und im Callao de Lima landen würden. Auf dieſe Nachricht gab ich in der Havana, wo ich mich damals, nach Vollendung der Orinoco-Reiſe, befand, meinen urſprünglichen Plan auf, durch Mexiko nach den Philippinen zu gehen. Ich mietete ſchnell ein Schiff, das mich von der Inſel Cuba nach Cartagena de Indias führte. Aber die Baudin'ſche Expedition nahm einen ganz anderen als den erwarteten und angekündigten Weg: ſie ging nicht um das Kap Horn, wie es der frühere Plan war, als Bonpland und ich dazu beſtimmt worden waren; ſie ſchiffte um das Vorgebirge der Guten Hoffnung. Der eine Zweck meiner peruaniſchen Reiſe und des letzten Ueberganges über die Andeskette war demnach verfehlt; aber ich hatte das ſeltene Glück, während einer ungünſtigen Jahreszeit in dem Nebellande des Niederen Peru einen heiteren Tag zu erleben. Ich beobachtete den Durchgang des Merkur vor der Sonnenſcheibe im Callao: eine Beobachtung, welche für die genaue Längenbeſtimmung von Lima und des ſüdweſtlichen Teiles des Neuen Kontinents von einiger Wichtigkeit geworden iſt. So liegt oft in der Verwickelung ernſter Lebensverhältniſſe der Keim eines befriedigenden Erſatzes.

Anmerkungen und Zuſätze:

[1] Nach einem uralten Hofzeremonial ſpuckte Atahuallpa nie auf den Boden, ſondern nur in die Hand einer der vornehmſten Damen ſeiner Umgebung; „alles", ſagt Garcilaſo, „der Majeſtät wegen".

[2] Der gefangene Inca wurde kurz vor ſeiner Hinrichtung auf ſein Verlangen ins Freie geführt, um ihm einen großen Kometen zu zeigen.

Humboldt, Anſichten der Natur.

[3] Wenn von ihm die ganze peruaniſche Beute, welche die Gebrüder Pizarro und Almagro teilten, zu dem übergroßen Werte von 3½ Millionen Pfund Sterling geſchätzt wird, ſo iſt darin gewiß das Gold des Löſegeldes, der verſchiedenen Sonnentempel und Zaubergärten zuſammengefaßt.

[4] Die nächtliche Abweſenheit der Sonne erregte in dem Inca allerhand philoſophiſche Zweifel über die Weltregierung dieſes Geſtirns. Der Pater Blas Valera hat aufgezeichnet, was der Inca über die Sonne geſagt: „Viele behaupten, die Sonne lebe und ſei die Urheberin alles Geſchaffenen; aber der, welcher etwas vollbringen will, muß bei der Sache bleiben, die er vorhat. Nun geſchieht jedoch vieles, wenn die Sonne abweſend iſt; alſo iſt ſie nicht der Urheber des Ganzen. Auch darf man daran zweifeln, daß ſie etwas Lebendiges ſei; denn kreiſend, iſt ſie nie ermüdet. Wäre ſie etwas Belebtes, ſo würde ſie ſich wie wir ermüden; und wäre ſie gar ein freies Weſen, ſo käme ſie gewiß auch in ſolche Himmelsteile, wo wir ſie nie ſehen. Die Sonne iſt alſo wie ein Tier, an ein Seil gebunden, um immer denſelben Lauf zu machen, oder wie ein Pfeil, der nur dahin geht, wohin man ihn ſchickt, nicht, wohin er ſelbſt will." Die Naturbetrachtung über das Kreiſen eines Weltkörpers, als wäre er an ein Seil gebunden, iſt recht auffallend. Was der Pater Valera mag, um den Eingeborenen den offiziellen, dynaſtiſchen Sonnendienſt, die Hofreligion, zu verleiden, aus ſeinen eigenen Predigten in die Häreſien des Inca eingemengt haben, iſt hier nicht zu unterſuchen. Daß die unteren Volksklaſſen vor ſolchen Zweifeln ſtreng zu bewahren ſeien, lag übrigens in der ſehr konſervativen Staatsklugheit und in den Staatsmaximen des Inca Roca, des Eroberers der Provinz Charcas. Er ſtiftete Schulen nur für die oberen Stände und verbot bei ſchwerer Strafe, daß dem gemeinen Volke irgend etwas gelehrt werde: „damit es nicht übermütig werde und den Staat erſchüttere!"

[5] Columbus hat ſchon lange vor ſeinem Tode, volle zehn Jahre vor der Expedition Balboa's, die Exiſtenz der Südſee und ihre große Nähe zu der Oſtküſte von Veragua gekannt. Er wurde zu dieſer Kenntnis geleitet, nicht durch theoretiſche Spekulationen über die Geſtaltung von Oſt-Aſien, ſondern durch die beſtimmten und lokalen Ausſagen der Eingeborenen, welche er auf ſeiner vierten Reiſe (11. Mai 1502 bis 7. November 1504) eingeſammelt. Dieſe vierte Reiſe führte den Admiral von der Küſte Honduras bis zum Puerto de Mosquitos, bis an das weſtliche Ende der Landenge von Panama. Die Eingeborenen erzählten: „daß unfern des Rio de Belen das andere Meer (die Südſee) ſich wende zu den Mündungen des Ganges, ſo daß die Länder der Aurea (d. h. die der Cherſoneſus aurea des Ptolemäus) ſich zu den öſtlichen Küſten von Veragua verhielten wir Tortoſa (an der Mündung des Ebro) zu Fuentarrabia (an der Bidaſſoa) in Viscaya oder wie Venedig zu Piſa." Wenn gleich Balboa ſchon am 25. September zuerſt das Südmeer von der Höhe der Sierra de Quarequa ſah, ſo wurde doch erſt mehrere Tage ſpäter, durch Alonſo Martin de Don Benito, welcher einen Weg vom Gebirge Quarequa nach dem Golf von San Miguel aufgefunden, das Südmeer in einem Canot beſchifft. Da in dieſer neueſten Zeit die Beſitznahme eines beträchtlichen Teils der Weſtküſte des Neuen Kontinents durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika und der Ruf des Goldreichtums von Neu-Californien den Drang nach einer Verbindung der atlantiſchen Staaten mit der Weſt-Region durch die Landenge von Panama mehr als je erhöht hat, ſo halte ich es für meine Pflicht, hier noch einmal darauf aufmerkſam zu machen, daß der kürzeſte Weg, welchen die Eingeborenen dem Alonſo Martin de Don Benito zeigten, um an das Ufer der Südſee zu gelangen, dem öſtlichen Teile der Landenge angehört und zu dem Golfe de San Miguel leitete. In den offiziellen Dokumenten, die wir von den Jahren 1505, 1507 und beſonders von 1514 beſitzen, iſt der zu findenden Oeffnung und des Paſſes erwähnt, welche in dieſer Gegend zu dem „indiſchen Lande der Spezereien" unmittelbar führen können. Seit mehr als vierzig Jahren mit den Kommunikations-Mitteln zwiſchen beiden Meeren beſchäftigt, habe ich in meinen gedruckten Schriften ſowohl, als in den verſchiedenen Memoires, welche mir in ehrenvollem Vertrauen von den Freiſtaaten im ſpaniſchen Amerika abgefordert worden ſind, immer darauf gedrungen: den Iſthmus in ſeiner ganzen Länge hypſometriſch zu unterſuchen; beſonders da, wo er ſich an das Feſtland von Südamerika durch den Darien und die unwirtbare ehemalige Provincia de Biruquete anſchließt, und wo zwiſchen dem Atrato und der Bai von Cupica (im Littoral der Südſee) die Bergkette des Iſthmus faſt gänzlich verſchwindet. Die wichtigſten Punkte des öſtlichen und ſüdöſtlichen Teils des Iſthmus ſind an beiden Meeresufern unberückſichtigt geblieben! So lange dieſer Teil nicht geographiſch nach genauen, aber leicht und ſchnell zu erlangenden, Breiten- und chronometriſchen Längen-Beſtimmungen, wie hypſometriſch in ſeiner Oberflächen-Geſtaltung nach barometriſchen Höhenmeſſungen dargeſtellt iſt, halte ich den jetzt (1849) ſo vielfach wiederholten Ausſpruch: „der Iſthmus ſei keiner Anlage eines oceaniſchen Kanals (eines Kanals mit weniger Schleuſen als der kaledoniſche Kanal), keiner ungehemmten, nicht von Jahreszeiten abhangenden Durchfahrt fähig, mit denſelben Seeſchiffen, die von Chili und Californien, von New-York und Liverpool kommen", für unbegründet und vollkommen übereilt. Man ſuche vorzugsweiſe da, wo die Scheideberge gegen die Kontinental-Maſſe von Südamerika hin zu Hügeln herabſinken. Bei der Wichtigkeit, welche der Gegenſtand für den großen Welthandel hat, darf man nicht, wie bisher, in einen engen Kreis gebannt bleiben.

[Die Muysca's in Neu-Granada.] Die Regierungsform der Muysca's von Neu-Granada erinnert an die [frühere] Verfaſſung von Japan, an das Verhältnis des weltlichen Herrſchers zu der heiligen Perſon des Daïri in Miyako. Als Gonzalo Ximenez de Queſeda auf das Hochland von Bogota (Bacata, d. i. Aeußerſtes der bebauten Felder, wohl wegen der Nähe der Gebirgswand) vordrang, fand er daſelbſt drei Gewalten, deren gegenſeitige Unterordnung etwas dunkel bleibt. Das geiſtliche Oberhaupt war der wählbare Oberprieſter von Iraca oder Sogamoſo; die weltlichen Fürſten waren der Zake (Zaque von Hunſa oder Tunja) und der Zipa von Funza. Der letzgenannte Fürſt ſcheint in der Feudalverfaſſung dem Zake urſprünglich untergeordnet geweſen zu ſein. Die Muysca's hatten eine geregelte Zeitrechnung, mit Interkalation, um das Mondjahr zu verbeſſern; ſie bedienten ſich kleiner gegoſſener Goldſcheiben von gleichem Durchmeſſer als Münze, hatten Sonnentempel mit ſteinernen Säulen, deren Reſte ganz neuerlich in dem Thale von Leiva aufgefunden worden ſind. Der Stamm der Muysca's ſollte eigentlich immer mit dem Namen Chibcha's bezeichnet werden; denn Muysca bedeutet in der Chibcha-Sprache bloß Menſchen, Leute. Der Urſprung und die Elemente eingewanderter Kultur wurden zwei mythiſchen Geſtalten, dem Bochica (Botſchica) und dem Nemterequeteba, zugeſchrieben. Der erſte iſt noch mythiſcher, als der zweite; denn Botſchica allein wird für göttlich gehalten und faſt der Sonne ſelbſt gleichgeſtellt. Seine erſte Begleiterin Chia oder Huythaca veranlaßte durch ihre Zauberkünſte die Ueberſchwemmung des Thals von Bogota und wurde deshalb durch Botſchica von der Erde verbannt, um als Mond nun erſt ſie zu umkreiſen. Botſchica ſchlug an die Felſen von Tequendama und gab den Waſſern Abfluß, nahe bei dem Rieſenfelde, in welchem 2780 Meter über dem Meere die Gebeine elephantenartiger Maſtodonten vergraben liegen. Nemterequeteba, auch Chinzapogua genannt, iſt eine menſchliche Perſon: ein bärtiger Mann, der von Oſten, von Pasca, kam und bei Sogamoſo verſchwand. Die Stiftung des Heiligtums von Iraca wird bald ihm, bald dem Botſchica zugeſchrieben; und da dieſer zugleich auch den Namen Nemqueteba geführt haben ſoll, ſo iſt die Verwechſelung auf ſo unhiſtoriſchem Boden leicht zu erklären.

Kosmos.

Entwurf einer phyſiſchen Weltbeſchreibung

von

Alexander von Humboldt.

(Ein Teil des erſten und der größte Teil des zweiten Bandes.)

> Naturae vero rerum vis atque majestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes ejus ac non totam complectatur animo. **Plin.** H. N. lib. 7 c. 1.

Vorrede.

Ich übergebe am ſpäten Abend eines vielbewegten Lebens dem deutſchen Publikum ein Werk, deſſen Bild in unbeſtimmten Umriſſen mir faſt ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele ſchwebte. In manchen Stimmungen habe ich dieſes Werk für unausführbar gehalten und bin, wenn ich es aufgegeben, wieder, vielleicht unvorſichtig, zu demſelben zurückgekehrt. Ich widme es meinen Zeitgenoſſen mit der Schüchternheit, die ein gerechtes Mißtrauen in das Maß meiner Kräfte mir einflößen muß. Ich ſuche zu vergeſſen, daß lange erwartete Schriften gewöhnlich ſich minderer Nachſicht zu erfreuen haben.

Wenn durch äußere Lebensverhältniſſe und durch einen unwiderſtehlichen Drang nach verſchiedenartigem Wiſſen ich veranlaßt worden bin mich mehrere Jahre und ſcheinbar ausſchließlich mit einzelnen Disziplinen: mit beſchreibender Botanik, mit Geognoſie, Chemie, aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen und Erd-Magnetismus als Vorbereitung zu einer großen Reiſe-Expedition zu beſchäftigen, ſo war doch immer der eigentliche Zweck des Erlernens ein höherer. Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Beſtreben, die Erſcheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zuſammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufaſſen. Ich war durch den Umgang mit hochbegabten Männern früh zu der Einſicht gelangt, daß ohne den ernſten Hang nach der Kenntnis des Einzelnen alle große und allgemeine Weltanſchauung nur ein Luftgebilde ſein könne. Es ſind aber die Einzelheiten im Naturwiſſen ihrem inneren Weſen nach fähig wie durch eine aneignende Kraft ſich gegenſeitig zu befruchten. Die beſchreibende Botanik, nicht mehr in den engen Kreis der Beſtimmung von Geſchlechtern und Arten feſtgebannt, führt den Beobachter, welcher ferne Länder und hohe Gebirge durchwandert, zu der Lehre von der geographiſchen Verteilung der Pflanzen über den Erdboden nach Maßgabe der Entfernung vom Äquator und der ſenkrechten Erhöhung des Standortes. Um nun wiederum die verwickelten Urſachen dieſer Verteilung aufzuklären, müſſen die Geſetze der Temperatur-Verſchiedenheit der Klimate wie der meteorologiſchen Prozeſſe im Luftkreiſe erſpähet werden. So führt den wißbegierigen Beobachter jede Klaſſe von Erſcheinungen zu einer anderen, durch welche ſie begründet wird oder die von ihr abhängt.

Es iſt mir ein Glück geworden, das wenige wiſſenſchaftliche Reiſende in gleichem Maß mit mir geteilt haben: das Glück, nicht bloß Küſtenländer, wie auf den Erdumſeglungen, ſondern das Innere zweier Kontinente in weiten Räumen und zwar da zu ſehen, wo dieſe Räume die auffallendſten Kontraſte der alpiniſchen Tropen-Landſchaft von Südamerika mit der öden Steppennatur des nördlichen Aſiens darbieten. Solche Unternehmungen mußten, bei der eben geſchilderten Richtung meiner Beſtrebungen, zu allgemeinen Anſichten aufmuntern, ſie mußten den Mut beleben, unſre dermalige Kenntnis der ſideriſchen und telluriſchen Erſcheinungen des Kosmos in ihrem empiriſchen Zuſammenhange in einem einigen Werke abzuhandeln. Der bisher unbeſtimmt aufgefaßte Begriff einer phyſiſchen Erdbeſchreibung ging ſo durch erweiterte Betrachtung, ja, nach einem vielleicht allzu kühnen Plane, durch das Umfaſſen alles Geſchaffenen im Erd- und Himmelsraume in den Begriff einer phyſiſchen Weltbeſchreibung über.

Bei der reichen Fülle des Materials, welches der ordnende Geiſt beherrſchen ſoll, iſt die Form eines ſolchen Werkes, wenn es ſich irgend eines litterariſchen Vorzugs erfreuen ſoll, von großer Schwierigkeit. Den Naturſchilderungen darf nicht der Hauch des Lebens entzogen werden, und doch erzeugt das Aneinanderreihen bloß allgemeiner Reſultate einen ebenſo ermüdenden Eindruck als die Anhäufung zu vieler Einzelheiten der Beobachtung. Ich darf mir nicht ſchmeicheln ſo verſchiedenartigen Bedürfniſſen der Kompoſition genügt, Klippen vermieden zu haben, die ich nur zu bezeichnen verſtehe. Eine ſchwache Hoffnung gründet ſich auf die beſondere Nachſicht, welche das deutſche Publikum einer kleinen Schrift, die ich unter dem Titel Anſichten der Natur gleich nach meiner Rückkunft aus Mexiko veröffentlicht, lange Zeit geſchenkt hat. Dieſe Schrift behandelte einzelne Teile des Erdelebens (Pflanzengeſtaltung, Grasfluren und Wüſten) unter generellen Beziehungen. Sie hat mehr durch das gewirkt, was ſie in empfänglichen, mit Phantaſie begabten jungen Gemütern erweckt hat, als durch das, was ſie geben konnte. In dem Kosmos, an welchem ich jetzt arbeite, wie in den Anſichten der Natur habe ich zu zeigen geſucht, daß eine gewiſſe Gründlichkeit in der Behandlung der einzelnen Thatſachen nicht unbedingt Farbenloſigkeit in der Darſtellung erheiſcht.

Man hat es oft eine nicht erfreuliche Betrachtung genannt, daß, indem rein litterariſche Geiſtesprodukte gewurzelt ſind in den Tiefen der Gefühle und der ſchöpferiſchen Einbildungskraft, alles, was mit der Empirie, mit Ergründung von Naturerſcheinungen und phyſiſcher Geſetze zuſammenhängt, in wenigen Jahrzehenden, bei zunehmender Schärfe der Inſtrumente und allmählicher Erweiterung des Horizonts der Beobachtung, eine andere Geſtaltung annimmt; ja daß, wie man ſich auszudrücken pflegt, veraltete naturwiſſenſchaftliche Schriften als unlesbar der Vergeſſenheit übergeben ſind. Wer von einer echten Liebe zum Naturſtudium und von der erhabenen Würde desſelben beſeelt iſt, kann durch nichts entmutigt werden, was an eine künftige Vervollkommnung des menſchlichen Wiſſens erinnert. Viele und wichtige Teile dieſes Wiſſens, in den Erſcheinungen der Himmelsräume wie in den telluriſchen Verhältniſſen, haben bereits eine feſte, ſchwer zu erſchütternde Grundlage erlangt. In anderen Teilen werden allgemeine Geſetze an die Stelle der partikulären treten, neue Kräfte ergründet, für einfach gehaltene Stoffe vermehrt oder zergliedert werden. Ein Verſuch, die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Größe zu ſchildern, in dem wellenartig wiederkehrenden Wechſel phyſiſcher Veränderlichkeit das Beharrliche aufzuſpüren, wird daher auch in ſpäteren Zeiten nicht ganz unbeachtet bleiben.

Potsdam, im November 1844.

Einleitende Betrachtungen

über

die Verſchiedenartigkeit des Naturgenuſſes

und eine

wiſſenſchaftliche Ergründung der Weltgeſetze.

(Vorgetragen am Tage der Eröffnung der Vorleſungen in der großen Halle der Singakademie zu Berlin.)

Wenn ich es unternehme, nach langer Abweſenheit aus dem deutſchen Vaterlande, in freien Unterhaltungen über die Natur die allgemeinen phyſiſchen Erſcheinungen auf unſerem Erdkörper und das Zuſammenwirken der Kräfte im Weltall zu entwickeln, ſo finde ich mich mit einer zwiefachen Beſorgnis erfüllt. Einesteils iſt der Gegenſtand, den ich zu behandeln habe, ſo unermeßlich und die mir vorgeſchriebene Zeit ſo beſchränkt, daß ich fürchten muß, in eine encyklopädiſche Oberflächlichkeit zu verfallen oder, nach Allgemeinheit ſtrebend, durch aphoriſtiſche Kürze zu ermüden. Andernteils hat eine vielbewegte Lebensweiſe mich wenig an öffentliche Vorträge gewöhnt; und in der Befangenheit meines Gemüts wird es mir nicht immer gelingen, mich mit der Beſtimmtheit und Klarheit auszudrücken, welche die Größe und die Mannigfaltigkeit des Gegenſtandes erheiſchen. Die Natur aber iſt das Reich der Freiheit; und um lebendig die Anſchauungen und Gefühle zu ſchildern, welche ein reiner Naturſinn gewährt, ſollte auch die Rede ſtets ſich mit der Würde und Freiheit bewegen, welche nur hohe Meiſterſchaft ihr zu geben vermag.

Wer die Reſultate der Naturforſchung nicht in ihrem Verhältnis zu einzelnen Stufen der Bildung oder zu den individuellen Bedürfniſſen des geſelligen Lebens, ſondern in ihrer großen Beziehung auf die geſamte Menſchheit betrachtet, dem bietet ſich, als die erfreuliche Frucht dieſer Forſchung, der Gewinn dar, durch Einſicht in den Zuſammenhang der Erſcheinungen den Genuß der Natur vermehrt und veredelt zu ſehen. Eine ſolche Veredlung iſt aber das Werk der Beobachtung, der Intelligenz und der Zeit, in welcher alle Richtungen der Geiſteskräfte ſich reflektieren. Wie ſeit Jahrtauſenden das Menſchengeſchlecht dahin gearbeitet hat, in dem ewig wiederkehrenden Wechſel der Weltgeſtaltungen das Beharrliche des Geſetzes aufzufinden und ſo allmählich durch die Macht der Intelligenz den weiten Erdkreis zu erobern, lehrt die Geſchichte den, welcher den uralten Stamm unſeres Wiſſens durch die tiefen Schichten der Vorzeit bis zu ſeinen Wurzeln zu verfolgen weiß. Dieſe Vorzeit befragen heißt dem geheimnisvollen Gange der Ideen nachſpüren, auf welchem dasſelbe Bild, das früh dem inneren Sinne als ein harmoniſch geordnetes Ganzes, Kosmos, vorſchwebte, ſich zuletzt wie das Ergebnis langer, mühevoll geſammelter Erfahrungen darſtellt.

In dieſen beiden Epochen der Weltanſicht, dem erſten Erwachen des Bewußtſeins der Völker und dem endlichen, gleichzeitigen Anbau aller Zweige der Kultur, ſpiegeln ſich zwei Arten des Genuſſes ab. Den einen erregt, in dem offenen kindlichen Sinne des Menſchen, der Eintritt in die freie Natur und das dunkle Gefühl des Einklangs, welcher in dem ewigen Wechſel ihres ſtillen Treibens herrſcht. Der andere Genuß gehört der vollendeteren Bildung des Geſchlechts und dem Reflex dieſer Bildung auf das Individuum an: er entſpringt aus der Einſicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zuſammenwirken der phyſiſchen Kräfte. So wie der Menſch ſich nun Organe ſchafft, um die Natur zu befragen und den engen Raum ſeines flüchtigen Daſeins zu überſchreiten; wie er nicht mehr bloß beobachtet, ſondern Erſcheinungen unter beſtimmten Bedingungen hervorzurufen weiß; wie endlich die Philoſophie der Natur, ihrem alten dichteriſchen Gewande entzogen, den ernſten Charakter einer denkenden Betrachtung des Beobachteten annimmt: treten klare Erkenntnis und Begrenzung an die Stelle dumpfer Ahnungen und unvollſtändiger Induktionen. Die dogmatiſchen Anſichten der vorigen Jahrhunderte leben dann nur fort in den Vorurteilen des Volks und in gewiſſen Disziplinen, die, in dem Bewußtſein ihrer Schwäche, ſich gern in Dunkelheit hüllen. Sie erhalten ſich auch als ein läſtiges Erbteil in den Sprachen, die ſie durch ſymboliſierende Kunſtwörter und geiſtloſe Formen verunſtalten. Nur eine kleine Zahl ſinniger Bilder der Phantaſie, welche, wie vom Dufte der Urzeit umfloſſen, auf uns gekommen ſind, gewinnen beſtimmtere Umriſſe und eine erneuerte Geſtalt.

Die Natur iſt für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Miſchung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte, als ein lebendiges Ganzes. Das wichtigſte Reſultat des ſinnigen phyſiſchen Forſchens iſt daher dieſes: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen; von dem Individuellen alles zu umfaſſen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten; die Einzelheiten prüfend zu ſondern und doch nicht ihrer Maſſe zu unterliegen: der erhabenen Beſtimmung des Menſchen eingedenk, den Geiſt der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erſcheinungen verhüllt liegt. Auf dieſem Wege reicht unſer Beſtreben über die enge Grenze der Sinnenwelt hinaus; und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empiriſcher Anſchauung gleichſam durch Ideen zu beherrſchen.

Wenn wir zuvörderſt über die verſchiedenen Stufen des Genuſſes nachdenken, welchen der Anblick der Natur gewährt, ſo finden wir, daß die erſte unabhängig von der Einſicht in das Wirken der Kräfte, ja faſt unabhängig von dem eigentümlichen Charakter der Gegend iſt, die uns umgiebt. Wo in der Ebene, einförmig, geſellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloſer Ferne das Auge ruht; wo des Meeres Wellen das Ufer ſanft beſpülen und durch Ulyen und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres „Beſtehens nach inneren ewigen Geſetzen“. In ſolchen Anregungen ruht eine geheimnisvolle Kraft; ſie ſind erheiternd und lindernd, ſtärken und erfriſchen den ermüdeten Geiſt, beſänftigen oft das Gemüt, wenn es ſchmerzlich in ſeinen Tiefen erſchüttert oder vom wilden Drange der Leidenſchaften bewegt iſt. Was ihnen ernſtes und feierliches beiwohnt, entſpringt aus dem faſt bewußtloſen Gefühle höherer Ordnung und innerer Geſetzmäßigkeit der Natur, aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde, wo in dem Beſonderſten des Organismus das Allgemeine ſich ſpiegelt, aus dem Kontraſte zwiſchen dem ſittlich Unendlichen nnd der eigenen Beſchränktheit, der wir zu entfliehen ſtreben. In jedem Erdſtriche, überall wo die wechſelnden Geſtalten des Tier- und Pflanzenlebens ſich darbieten, auf jeder Stufe intellektueller Bildung ſind dem Menſchen dieſe Wohlthaten gewährt.

Ein anderer Naturgenuß, ebenfalls nur das Gefühl anſprechend, iſt der, welchen wir, nicht dem bloßen Eintritt in das Freie (wie wir tief bedeutſam in unſerer Sprache ſagen), ſondern dem individuellen Charakter einer Gegend, gleichſam der phyſiognomiſchen Geſtaltung der Oberfläche unſeres Planeten verdanken. Eindrücke ſolcher Art ſind lebendiger, beſtimmter und deshalb für beſondere Gemütszuſtände geeignet. Bald ergreift uns die Größe der Naturmaſſen im wilden Kampfe der enzweiten Elemente oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Öde der unermeßlichen Grasfluren und Steppen, wie in dem geſtaltloſen Flachlande der Neuen Welt und des nördlichen Aſiens; bald feſſelt uns, freundlicheren Bildern hingegeben, der Anblick der bebauten Flur, die erſte Anſiedelung des Menſchen, von ſchroffen Felsſchichten umringt, am Rande des ſchäumenden Gießbachs. Denn es iſt nicht ſowohl die Stärke der Anregung, welche die Stufen des individuellen Naturgenuſſes bezeichnet, als der beſtimmte Kreis von Ideen und Gefühlen, die ſie erzeugen und welchen ſie Dauer verleihen.

Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung großer Naturſcenen überlaſſen: ſo gedenke ich des Oceans, wenn in der Milde tropiſcher Nächte das Himmelsgewölbe ſein planetariſches, nicht funkelndes Sternenlicht über die ſanftwogende Wellenfläche ergießt, oder der Waldthäler der Cordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenſtämme das düſtere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, „ein Wald über dem Walde"; oder des Pics von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenſchichten den Aſchenkegel von der unteren Erdfläche trennen, und plötzlich durch eine Öffnung, die der aufſteigende Luftſtrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters ſich auf die weinbekränzten Hügel von Orotava und die Heſperidengärten der Küſte hinabſenkt. In dieſen Scenen iſt es nicht mehr das ſtille, ſchaffende Leben der Natur, ihr ruhiges Treiben und Wirken, die uns anſprechen: es iſt der individuelle Charakter der Landſchaft, ein Zuſammenfließen der Umriſſe von Wolken, Meer und Küſten im Morgendufte der Inſeln; es iſt die Schönheit der Pflanzenformen und ihrer Gruppierung. Denn das Ungemeſſene, ja ſelbſt das Schreckliche in der Natur, alles was unſere Faſſungskraft überſteigt, wird in einer romantiſchen Gegend zur Quelle des Genuſſes. Die Phantaſie übt dann das freie Spiel ihrer Schöpfungen an dem, was von den Sinnen nicht vollſtändig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechſel in der Gemütsſtimmung des Beobachters. Getäuſcht, glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir ſelbſt in dieſe gelegt haben.

Wenn nach langer Seefahrt, fern von der Heimat, wir zum erſten Male ein Tropenland betreten, erfreut uns, an ſchroffen Felswänden, der Anblick derſelben Gebirgsarten, die wir auf europäiſchem Boden verließen und deren Allverbreitung zu beweiſen ſcheint, es habe die alte Erdrinde ſich unabhängig von dem äußeren Einfluß der jetzigen Klimate gebildet; aber dieſe wohlbekannte Erdrinde iſt mit den Geſtalten einer fremdartigen Flora geſchmückt. Da offenbart ſich uns, den Bewohnern der nordiſchen Zone, von ungewohnten Pflanzenformen, von der überwältigenden Größe des tropiſchen Organismus und einer exotiſchen Natur umgeben, die wunderbar aneignende Kraft des menſchlichen Gemütes. Wir fühlen uns ſo mit allem Organiſchen verwandt, daß, wenn es anfangs auch ſcheint, als müſſe die heimiſche Landſchaft, wie ein heimiſcher Volksdialekt, uns zutraulicher, und durch den Reiz einer eigentümlichen Natürlichkeit uns inniger anregen als jene fremde üppige Pflanzenfülle, wir uns doch bald in dem Palmen-Klima der heißen Zone eingebürgert glauben. Durch den geheimnisvollen Zuſammenhang aller organiſchen Geſtaltung (und unbewußt liegt in uns das Gefühl der Notwendigkeit dieſes Zuſammenhangs) erſcheinen unſerer Phantaſie jene exotiſchen Formen wie erhöht und veredelt aus denen, die unſere Kindheit umgaben. So leiten dunkle Gefühle und die Verkettung ſinnlicher Anſchauungen, wie ſpäter die Thätigkeit der kombinierenden Vernunft, zu der Erkenntnis, welche alle Bildungsſtufen der Menſchheit durchdringt, daß ein gemeinſames, geſetzliches Band die ganze lebendige Natur umſchlinge.

Es iſt ein gewagtes Unternehmen, den Zauber der Sinnenwelt einer Zergliederung ſeiner Elemente zu unterwerfen. Denn der großartige Charakter einer Gegend iſt vorzüglich dadurch beſtimmt, daß die eindrucksreichſten Naturerſcheinungen gleichzeitig vor die Seele treten, daß eine Fülle von Ideen und Gefühlen gleichzeitig erregt werde. Die Kraft einer ſolchen über das Gemüt errungenen Herrſchaft iſt recht eigentlich an die Einheit des Empfundenen, des Nicht-Entfalteten geknüpft. Will man aber aus der objektiven Verſchiedenheit der Erſcheinungen die Stärke des Totalgefühls erklären, ſo muß man ſondernd in das Reich beſtimmter Naturgeſtalten und wirkender Kräfte hinabſteigen. Den mannigfaltigſten und reichſten Stoff für dieſe Art der Betrachtungen gewährt die landſchaftliche Natur im ſüdlichen Aſien oder im Neuen Kontinent: da, wo hohe Gebirgsmaſſen den Boden des Luftmeers bilden, und wo dieſelben vulkaniſchen Mächte, welche einſt die lange Andes-Mauer aus tiefen Erdſpalten emporgehoben, jetzt noch ihr Werk zum Schrecken der Anwohner oft erſchüttern.

Naturgemälde, nach leitenden Ideen an einander gereihet, ſind nicht allein dazu beſtimmt, unſeren Geiſt angenehm zu beſchäftigen; ihre Reihenfolge kann auch die Graduation der Natureindrücke bezeichnen, deren allmählich geſteigerten Intenſität wir aus der einförmigen Leere pflanzenloſer Ebenen bis zu der üppigen Blütenfülle der heißen Zone gefolgt ſind. Wenn man als ein Spiel der Phantaſie den Pilatus auf das Schreckhorn, oder unſere Sudetiſche Schneekoppe auf den Montblanc auftürmt, ſo hat man noch nicht eine der größten Höhen der Andeskette, den Chimboraza, die doppelte Höhe des Ätna erreicht; wenn man auf den Chimborazo den Rigi oder den Athos türmt, ſo ſchaffen wir uns ein Bild von dem höchſten Gipfel des Himalaya-Gebirges, dem Dhawalagiri. Obgleich das indiſche Gebirge in der Größe ſeiner koloſſalen, jetzt durch wiederholte Meſſung wohl beſtimmten Maſſen die Andeskette weit übertrifft, ſo gewährt ihr Anblick doch nicht die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, welche die Kordilleren von Südamerika charakteriſieren. Höhe allein beſtimmt nicht den Eindruck der Natur. Die Himalaya-Kette liegt ſchon weit außerhalb der Grenze tropiſcher Klimate. Kaum verirrt ſich eine Palme bis in die ſchönen Thäler der Vorgebirge von Nepaul und Kumaon. Unter dem 28. und 34. Grade der Breite, am Abhange des alten Paropamiſus, entfaltet die vegetabiliſche Natur nicht mehr die Fülle baumartiger Farnkräuter und Gräſer, großblütiger Orchideen und Bananen-Gewächſe, welche unter den Wendekreiſen bis zu den Hochebenen hinaufſteigen. Unter dem Schatten der cederartigen Deodwara-Fichte und großblättriger Eichen bedecken das granitartige Geſtein europäiſche und nord-aſiatiſche Pflanzenformen. Es ſind nicht dieſelben Arten, aber ähnliche Gebilde: Wachholder, Alpen-Birken, Gentianen, Parnaſſien und ſtachlige Ribes-Arten. Dem Himalaya fehlen die wechſelnden Erſcheinungen thätiger Vulkane, welche in der indiſchen Inſelwelt drohend an das innere Leben der Erde mahnen. Auch fängt, wenigſtens an ſeinem ſüdlichen Abhange, wo die feuchtere Luft Hinduſtans ihren Waſſergehalt abſetzt, der ewige Schnee meiſt ſchon in der Höhe von 3—4000 Meter an, und ſetzt ſo der Entwickelung des organiſchen Lebens eine frühere Grenze als in den Äquinoktial-Gegenden von Südamerika, wo der Organismus faſt 800 Meter höher verbreitet iſt.

Die dem Äquator nahe Gebirgsgegend hat einen anderen nicht genugſam beachteten Vorzug: es iſt der Teil der Oberfläche unſeres Planeten, wo im engſten Raume die Mannigfaltigkeit der Natureindrücke ihr Maximum erreicht. In der tiefgefurchten Andeskette von Neu-Granada und Quito iſt es dem Menſchen gegeben, alle Geſtalten der Pflanzen und alle Geſtirne des Himmels gleichzeitig zu ſchauen. Ein Blick umfaßt Heliconien, hochgefiederte Palmen, Bambuſen, und über dieſen Formen der Tropenwelt: Eichenwälder, Meſpilus-Arten und Dolden-Gewächſe, wie in unſerer deutſchen Heimat; ein Blick umfaßt das ſüdliche Kreuz, die Magelhaniſchen Wolken und die leitenden Sterne des Bären, die um den Nordpol kreiſen. Dort öffnen der Erde Schoß und beide Hemiſphären des Himmels den ganzen Reichtum ihrer Erſcheinungen und verſchiedenartigen Gebilde; dort ſind die Klimate, wie die durch ſie beſtimmten Pflanzen-Zonen ſchichtenweiſe über einander gelagert; dort die Geſetze abnehmender Wärme, dem aufmerkſamen Beobachter verſtändlich, mit ewigen Zügen in die Felſenwände der Andeskette, am Abhange des Gebirges, eingegraben. Um dieſe Verſammlung nicht mit Ideen zu ermüden, die ich verſucht habe, in einem eigenen Werke über die Geographie der Pflanzen bildlich darzuſtellen, hebe ich hier nur einige wenige Erinnerungen aus dem „Naturgemälde der Tropengegend" hervor. Was in dem Gefühle umrißlos und duftig, wie Bergluft, verſchmilzt, kann von der, nach dem Kauſalzuſammenhang der Erſcheinungen grübelnden Vernunft nur in einzelne Elemente zerlegt, als Ausdruck eines individuellen Naturcharakters, begriffen werden. Aber in dem wiſſenſchaftlichen Kreiſe, wie in den heiteren Kreiſen der Landſchaftdichtung und Landſchaftmalerei, gewinnt die Darſtellung um ſo mehr an Klarheit und objektiver Lebendigkeit, als das Einzelne beſtimmt aufgefaßt und begrenzt iſt.

Sind die tropiſchen Länder eindrucksreicher für das Gemüt durch Fülle und Üppigkeit der Natur, ſo ſind ſie zugleich auch (und dieſer Geſichtspunkt iſt der wichtigſte in dem Ideengange, den ich hier verfolge) vorzugsweiſe dazu geeignet, durch einförmige Regelmäßigkeit in den meteorologiſchen Prozeſſen des Luftkreiſes und in der periodiſchen Entwickelung des Organismus, durch ſcharfe Scheidung der Geſtalten bei ſenkrechter Erhebung des Bodens, dem Geiſte die geſetzmäßige Ordnung der Himmelsräume, wie abgeſpiegelt in dem Erdeleben, zu zeigen. Mögen wir einige Augenblicke bei dieſem Bilde der Regelmäßigkeit, die ſelbſt an Zahlenverhältniſſe geknüpft iſt, verweilen!

In den heißen Ebenen, die ſich wenig über die Meeresfläche der Südſee erheben, herrſcht die Fülle der Piſang-Gewächſe, der Cycadeen und Palmen; ihr folgen, von hohen Thalwänden beſchattet, baumartige Farnkräuter und, in üppiger Naturkraft, von kühlem Wolkennebel unaufhörlich getränkt und erfriſcht, die Cinchonen, welche die lange verkannte, wohlthätige Fieberrinde geben. Wo der hohe Baumwuchs aufhört, blühen, geſellig an einander gedrängt, Aralien, Thibaudien und myrtenblättrige Andromeden. Einen purpurroten Gürtel bildet die Alpenroſe der Cordilleren, die harzreiche Befaria. Dann verſchwinden allmählich, in der ſtürmiſchen Region der Paramos, die höheren Geſträuche und die großblütigen Kräuter. Riſpen-tragende Monocotyledonen bedecken einförmig den Boden: eine unabſehbare Grasflur, gelb leuchtend in der Ferne; hier weiden einſam das Kamel-Schaf und die von den Europäern eingeführten Rinder. Wo die nackten Felsklippen trachytartigen Geſteins ſich aus der Raſendecke emporheben, da entwickeln ſich, bei mangelnder Dammerde, nur noch Pflanzen niederer Organiſation: die Schar der Flechten, welche der dünne, kohlenſtoffarme Luftkreis dürftig ernährt; Parmelien, Lecideen und der vielfarbige Keimſtaub der Leprarien. Inſeln friſch gefallenen Schnees verhüllen hier die letzten Regungen des Pflanzenlebens, bis, ſcharf begrenzt, die Zone des ewigen Eiſes beginnt. Durch die weißen, wahrſcheinlich hohlen, glockenförmigen Gipfel ſtreben, doch meiſt vergebens, die unterirdiſchen Mächte auszubrechen. Wo es ihnen gelungen iſt durch runde, keſſelförmige Feuerſchlünde oder langgedehnte Spalten mit dem Luftkreiſe in bleibenden Verkehr zu treten, da ſtoßen ſie, faſt nie Laven, aber Kohlenſäure, Schwefel-Hydrate und heiße Waſſerdämpfe aus.

Ein ſo erhabenes Schauſpiel konnte bei den Bewohnern der Tropenwelt, in dem erſten Andrange roher Naturgefühle, nur Bewunderung und dumpfes Erſtaunen erregen. Der innere Zuſammenhang großer, periodiſch wiederkehrender Erſcheinungen, die einfachen Geſetze, nach denen dieſe Erſcheinungen ſich zonenweiſe gruppieren, bieten ſich dort allerdings dem Menſchen in größerer Klarheit dar; aber bei den Urſachen, welche in vielen Teilen dieſes glücklichen Erdſtrichs dem lokalen Entſtehen hoher Geſittung entgegentreten, ſind die Vorteile eines leichteren Erkennens jener Geſetze unbenutzt geblieben. (Gründliche Unterſuchungen der neueſten Zeit haben es mehr als zweifelhaft gemacht, daß der eigentliche Urſitz indiſcher Kultur, einer der herrlichſten Blüten des Menſchengeſchlechts innerhalb der Wendekreiſe geweſen ſei. Airyana Vaedjô, das alte Zendland, lag im Nordweſten des oberen Indus; und nach dem religiöſen Zwieſpalt, dem Abfall der Iranier vom brahmaniſchen Inſtitute und ihrer Trennung von den Indern hat bei dieſen die urſprünglich gemeinſchaftliche Sprache ihre eigentümliche Geſtaltung, wie das bürgerliche Weſen ſeine Ausbildung im Magadha oder Madhya Deſa, zwiſchen der kleinen Vindhya-Kette und dem Himalaya, erlangt.)

Tiefere Einſicht in das Wirken der phyſiſchen Kräfte hat ſich (trotz der Hinderniſſe, welche, unter höheren Breiten, verwickelte örtliche Störungen in den Naturprozeſſen des Dunſtkreiſes oder in der klimatiſchen Verbreitung organiſcher Gebilde dem Auffinden allgemeiner Geſetze entgegenſtellen) doch nur, wenn gleich ſpät, bei den Volksſtämmen gefunden, welche die gemäßigte Zone unſerer Hemiſphäre bewohnen. Von daher iſt dieſe Einſicht in die Tropen-Region und in die ihr nahen Länder durch Völkerzüge und fremde Anſiedler gebracht worden: eine Verpflanzung wiſſenſchaftlicher Kultur, die auf das intellektuelle Leben und den induſtriellen Wohlſtand der Kolonien, wie der Mutterſtaaten, gleich wohlthätig eingewirkt hat. Wir berühren hier den Punkt, wo, in dem Kontakt mit der Sinnenwelt, zu den Anregungen des Gemütes ſich noch ein andrer Genuß geſellt, ein Naturgenuß, der aus Ideen entſpringt: da, wo in dem Kampf der ſtreitenden Elemente das Ordnungsmäßige, Geſetzliche nicht bloß geahnt, ſondern vernunftmäßig erkannt wird; wo der Menſch, wie der unſterbliche Dichter (Friedrich von Schiller in „Der Spaziergang") ſagt:

„ſucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht".

Um dieſen Naturgenuß, der aus Ideen entſpringt, bis zu ſeinem erſten Keime zu verfolgen, bedarf es nur eines flüchtigen Blicks auf die Entwickelungsgeſchichte der Philoſophie der Natur oder der alten Lehre vom Kosmos.

Ein dumpfes, ſchauervolles Gefühl von der Einheit der Naturgewalten, von dem geheimnisvollen Bande, welches das Sinnliche und Überſinnliche verknüpft, iſt allerdings (und meine eigenen Reiſen haben es beſtätigt) ſelbſt wilden Völkern eigen. Die Welt, die ſich dem Menſchen durch die Sinne offenbart, ſchmilzt, ihm ſelbſt faſt unbewußt, zuſammen mit der Welt, welche er, inneren Anklängen folgend, als ein großes Wunderland, in ſeinem Buſen aufbaut. Dieſe aber iſt nicht der reine Abglanz von jener; denn ſo wenig auch noch das Äußere von dem Inneren ſich loszureißen vermag, ſo wirkt doch ſchon unaufhaltſam, bei den roheſten Völkern, die ſchaffende Phantaſie und die ſymboliſierende Ahnung des Bedeutſamen in den Erſcheinungen. Was bei einzelnen mehr begabten Individuen ſich als Rudiment einer Naturphiloſophie, gleichſam als eine Vernunft-Anſchauung darſtellt, iſt bei ganzen Stämmen das Produkt inſtinktiver Empfänglichkeit. Auf dieſem Wege, in der Tiefe und Lebendigkeit dumpfer Gefühle, liegt zugleich der erſte Antrieb zum Kultus, die Heiligung der erhaltenden wie der zerſtörenden Naturkräfte. Wenn nun der Menſch, indem er die verſchiedenen Entwickelungsſtufen ſeiner Bildung durchläuft, minder an den Boden gefeſſelt, ſich allmählich zu geiſtiger Freiheit erhebt, genügt ihm nicht mehr ein dunkles Gefühl, die ſtille Ahnung von der Einheit der Naturgewalten. Das zergliedernde und ordnende Denkvermögen tritt in ſeine Rechte ein; und wie die Bildung des Menſchengeſchlechts, ſo wächſt gleichmäßig mit ihr, bei dem Anblick der Lebensfülle, welche durch die ganze Schöpfung fließt, der unaufhaltſame Trieb, tiefer in den urſächlichen Zuſammenhang der Erſcheinungen einzudringen.

Schwer iſt es, einem ſolchen Triebe ſchnelle und doch ſichere Befriedigung zu gewähren. Aus unvollſtändigen Beobachtungen und noch unvollſtändigeren Induktionen entſtehen irrige Anſichten von dem Weſen der Naturkräfte: Anſichten, die, durch bedeutſame Sprachformen gleichſam verkörpert und erſtarrt, ſich, wie ein Gemeingut der Phantaſie, durch alle Klaſſen einer Nation verbreiten. Neben der wiſſenſchaftlichen Phyſik bildet ſich dann eine andere, ein Syſtem ungeprüfter, zum Teil gänzlich mißverſtandener Erfahrungs-Kenntniſſe. Wenige Einzelheiten umfaſſend, iſt dieſe Art der Empirik um ſo anmaßender, als ſie keine der Thatſachen kennt, von denen ſie erſchüttert wird. Sie iſt in ſich abgeſchloſſen, unveränderlich in ihren Axiomen, anmaßend wie alles Beſchränkte: während die wiſſenſchaftliche Naturkunde, unterſuchend und darum zweifelnd, das feſt Ergründete von dem bloß Wahrſcheinlichen trennt, und ſich täglich durch Erweiterung und Berichtigung ihrer Anſichten vervollkommnet.

Eine ſolche rohe Anhäufung phyſiſcher Dogmen, welche ein Jahrhundert dem andern überliefert und aufdringt, wird aber nicht bloß ſchädlich, weil ſie einzelne Irrtümer nährt, weil ſie hartnäckig wie das Zeugnis ſchlecht beobachteter Thatſachen iſt; nein, ſie hindert auch jede großartige Betrachtung des Weltbaus. Statt den mittleren Zuſtand zu erforſchen, um welchen, bei der ſcheinbaren Ungebundenheit der Natur, alle Phänomene innerhalb enger Grenzen oſzillieren, erkennt ſie nur die Ausnahmen von den Geſetzen; ſie ſucht andere Wunder in den Erſcheinungen und Formen als die der geregelten und fortſchreitenden Entwickelung. Immer iſt ſie geneigt, die Kette der Naturbegebenheiten zerriſſen zu wähnen, in der Gegenwart die Analogie mit der Vergangenheit zu verkennen; und ſpielend, bald in den fernen Himmelsräumen, bald im Innern des Erdkörpers, die Urſache jener erdichteten Störungen der Weltordnung aufzufinden. Sie führt ab von den Anſichten der vergleichenden Erdkunde, die, wie Karl Ritters großes und geiſtreiches Werk bewieſen hat, nur dann Gründlichkeit erlangt, wenn die ganze Maſſe von Thatſachen, die unter verſchiedenen Himmelsſtrichen geſammelt worden ſind, mit einem Blicke umfaßt, dem kombinierenden Verſtande zu Gebote ſteht.

Es iſt ein beſonderer Zweck dieſer Unterhaltungen über die Natur, einen Teil der Irrtümer, die aus roher und unvollſtändiger Empirie entſprungen ſind und vorzugsweiſe in den höheren Volksklaſſen (oft neben einer ausgezeichneten litterariſchen Bildung) fortleben, zu berichtigen und ſo den Genuß der Natur durch tiefere Einſicht in ihr inneres Weſen zu vermehren. (Das Bedürfnis eines ſolchen veredelten Genuſſes wird allgemein gefühlt; denn ein eigener Charakter unſeres Zeitalters ſpricht ſich in dem Beſtreben aller gebildeten Stände aus, das Leben durch einen größeren Reichtum von Ideen zu verſchönern. Der ehrenvolle Anteil, welcher meinen Vorträgen in zwei Hörſälen dieſer Hauptſtadt geſchenkt wird, zeugt für die Lebendigkeit eines ſolchen Beſtrebens.)

Ich kann der Beſorgnis nicht Raum geben, zu welcher Beſchränkung oder eine gewiſſe ſentimentale Trübheit des Gemüts zu leiten ſcheinen: der Beſorgnis, daß, bei jedem Forſchen in das innere Weſen der Kräfte, die Natur von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnisvollen und Erhabenen verliere. Allerdings wirken Kräfte, im eigentlichen Sinne des Worts, nur dann magiſch, wie im Dunkel einer geheimnisvollen Macht, wenn ihr Wirken außerhalb des Gebietes allgemein erkannter Naturbedingungen liegt. Der Beobachter, der durch ein Heliometer oder einen prismatiſchen Doppelſpat den Durchmeſſer der Planeten beſtimmt, Jahre lang die Meridianhöhe desſelben Sternes mißt, zwiſchen dichtgedrängten Nebelflecken teleſkopiſche Kometen erkennt, fühlt (und es iſt ein Glück für den ſichern Erfolg dieſer Arbeit) ſeine Phantaſie nicht mehr angeregt als der beſchreibende Botaniker, ſo lange er die Kelch-Einſchnitte und die Staubfäden einer Blume zählt und in der Struktur eines Laubmooſes die einfachen oder doppelten, die freien oder ringförmig verwachſenen Zähne der Samenkapſel unterſucht; aber das Meſſen und Auffinden numeriſcher Verhältniſſe, die ſorgfältigſte Beobachtung des einzelnen bereitet zu der höheren Kenntnis des Naturganzen und der Weltgeſetze vor. Dem Phyſiker, welcher (wie Thomas Young, Arago und Fresnel) die ungleich langen Ströme der durch Interferenz ſich vernichtenden oder verſtärkenden Lichtwellen mißt; dem Aſtronomen, der mittelſt der raumdurchdringenden Kraft der Fernröhre nach den Monden des Uranus am äußerſten Rande unſeres Sonnenſyſtems[1]) forſcht, oder (wie Herſchel, South und Struve) aufglimmende Lichtpunkte in farbige Doppelſterne zerlegt; dem eingeweihten Blick des Botanikers, welcher die chara-artig kreiſende Bewegung der Saftkügelchen in faſt allen vegetabiliſchen Zellen, die Einheit der Geſtaltung, das iſt die Verkettung der

---

[1]) Seit der 1846 erfolgten Entdeckung des Planeten Neptun kann Uranus nicht mehr als äußerſter Planet des Sonnenſyſtems angeſehen werden.
Anmerk. d. Herausgebers.

Formen in Geſchlechtern und natürlichen Familien, erkennt: gewähren die Himmelsräume, wie die blütenreiche Pflanzendecke der Erde, gewiß einen großartigeren Anblick als dem Beobachter, deſſen Naturſinn noch nicht durch die Einſicht in den Zuſammenhang der Erſcheinungen geſchärft iſt. Wir können daher dem geiſtreichen Burke nicht beipflichten, wenn er behauptet, daß „aus der Unwiſſenheit von den Dingen der Natur allein die Bewunderung und das Gefühl des Erhabenen entſtehe."

Während die gemeine Sinnlichkeit die leuchtenden Geſtirne an ein kryſtallenes Himmelsgewölbe heftet, erweitert der Aſtronom die räumliche Ferne; er begrenzt unſere Weltengruppe, nur um jenſeits andere und andere ungezählte Gruppen (eine aufglimmende Inſelflur) zu zeigen. Das Gefühl des Erhabnen, in ſo fern es aus der einfachen Naturanſchauung der Ausdehnung zu entſpringen ſcheint, iſt der feierlichen Stimmung des Gemüts verwandt, welche dem Ausdruck des Unendlichen und Freien in den Sphären ideeller Subjektivität, in dem Bereich des Geiſtigen angehört. Auf dieſer Verwandtſchaft, dieſer Bezüglichkeit der ſinnlichen Eindrücke beruht der Zauber des Unbegrenzten: ſei es auf dem Ocean und im Luftmeere, wo dieſes eine iſolierte Bergſpitze umgiebt; ſei es im Weltraume, in den die nebel-auflöſende Kraft großer Fernröhre unſere Einbildungskraft tief und ahnungsvoll verſenkt.

Einſeitige Behandlung der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, endloſes Anhäufen roher Materialien konnten freilich zu dem, nun faſt verjährten Vorurteile beitragen, als müßte notwendig wiſſenſchaftliche Erkenntnis das Gefühl erkälten, die ſchaffende Bildkraft der Phantaſie ertöten und ſo den Naturgenuß ſtören. Wer in der bewegten Zeit, in der wir leben, noch dieſes Vorurteil nährt, der verkennt, bei dem allgemeinen Fortſchreiten menſchlicher Bildung, die Freuden einer höheren Intelligenz: einer Geiſtesrichtung, welche Mannigfaltigkeit in Einheit auflöſt und vorzugsweiſe bei dem Allgemeinen und Höheren verweilt. Um dies Höhere zu genießen, müſſen in dem mühſam durchforſchten Felde ſpezieller Naturformen und Naturerſcheinungen die Einzelheiten zurückgedrängt und von dem ſelbſt, der ihre Wichtigkeit erkannt hat und den ſie zu größeren Anſichten geleitet, ſorgfältig verhüllt werden.

Zu den Beſorgniſſen über den Verluſt eines freien Naturgenuſſes unter dem Einfluß denkender Betrachtung oder wiſſenſchaftlicher Erkenntnis geſellen ſich auch die, welche aus dem, nicht allen erreichbaren Maße dieſer Erkenntnis oder dem Umfange derſelben geſchöpft werden. In dem wundervollen Gewebe des Organismus, in dem ewigen Treiben und Wirken der lebendigen Kräfte führt allerdings jedes tiefere Forſchen an den Eingang neuer Labyrinthe. Aber gerade dieſe Mannigfaltigkeit unbetretener, vielverſchlungener Wege erregt auf allen Stufen des Wiſſens freudiges Erſtaunen. Jedes Naturgeſetz, das ſich dem Beobachter offenbart, läßt auf ein höheres, noch unerkanntes ſchließen; denn die Natur iſt, wie Carus trefflich ſagt, und wie das Wort ſelbſt dem Römer und dem Griechen andeutete, „das ewig Wachſende, ewig im Bilden und Entfalten Begriffene". Der Kreis der organiſchen Typen erweitert ſich, je mehr die Erdräume auf Land- und Seereiſen durchſucht, die lebendigen Organismen mit den abgeſtorbenen verglichen, die Mikroſkope vervollkommnet und verbreitet werden. In der Mannigfaltigkeit und im periodiſchen Wechſel der Lebensgebilde erneuert ſich unabläſſig das Urgeheimnis aller Geſtaltung, ich ſollte ſagen: das von Goethe ſo glücklich behandelte Problem der Metamorphoſe; eine Löſung, die dem Bedürfnis nach einem idealen Zurückführen der Formen auf gewiſſe Grundtypen entſpricht. Mit wachſender Einſicht vermehrt ſich das Gefühl von der Unermeßlichkeit des Naturlebens; man erkennt, daß auf der Feſte, in der Lufthülle, welche die Feſte umgiebt, in den Tiefen des Oceans, wie in den Tiefen des Himmels, dem kühnen wiſſenſchaftlichen Eroberer, auch nach Jahrtauſenden, nicht „der Weltraum fehlen wird".

Allgemeine Anſichten des Geſchaffenen (ſei es der Materie, zu fernen Himmelskörpern geballt; ſei es der uns nahen telluriſchen Erſcheinungen) ſind nicht allein anziehender und erhebender als die ſpeziellen Studien, welche abgeſonderte Teile des Naturwiſſens umfaſſen; ſie empfehlen ſich auch vorzugsweiſe denen, die wenig Muße auf Beſchäftigungen dieſer Art verwenden können. Die naturbeſchreibenden Disziplinen ſind meiſt nur für gewiſſe Lagen geeignet; ſie gewähren nicht dieſelbe Freude zu jeder Jahreszeit, in jedem Lande, das wir bewohnen. Der unmittelbaren Anſchauung der Naturkörper, die ſie erheiſchen, müſſen wir in unſerer nördlichen Zone oft lange entbehren; und iſt unſer Intereſſe auf eine beſtimmte Klaſſe von Gegenſtänden beſchränkt, ſo gewähren uns ſelbſt die trefflichſten Berichte reiſender Naturforſcher keinen Genuß, wenn darin gerade ſolche Gegenſtände unberührt bleiben, auf welche unſere Studien gerichtet ſind.

Wie die Weltgeſchichte, wo es ihr gelingt, den wahren urſächlichen Zuſammenhang der Begebenheiten darzuſtellen, viele Rätſel in den Schickſalen der Völker und ihrem intellektuellen, bald gehemmten, bald beſchleunigten Fortſchreiten löſt; ſo würde auch eine phyſiſche Weltbeſchreibung, geiſtreich und mit gründlicher Kenntnis des bereits Entdeckten aufgefaßt, einen Teil der Widerſprüche heben, welche die ſtreitenden Naturkräfte in ihrer zuſammengeſetzten Wirkung dem erſten Anſchauen darbieten. Generelle Anſichten erhöhen den Begriff von der Würde und der Größe der Natur; ſie wirken läuternd und beruhigend auf den Geiſt, weil ſie gleichſam den Zwieſpalt der Elemente durch Auffindung von Geſetzen zu ſchlichten ſtreben: von Geſetzen, die in dem zarten Gewebe irdiſcher Stoffe, wie in dem Archipel dichtgedrängter Nebelflecke und in der ſchauderhaften Leere weltenarmer Wüſten walten. Generelle Anſichten gewöhnen uns jeden Organismus als Teil des Ganzen zu betrachten: in der Pflanze und im Tier minder das Individuum oder die abgeſchloſſene Art als die mit der Geſamtheit der Bildungen verkettete Naturform zu erkennen; ſie erweitern unſere geiſtige Exiſtenz und ſetzen uns, auch wenn wir in ländlicher Abgeſchiedenheit leben, in Berührung mit dem ganzen Erdkreiſe. Durch ſie erhält die Kunde von dem, was durch Seefahrten nach dem fernen Pole oder auf den neuerlichſt faſt unter allen Breiten errichteten Stationen über das gleichzeitige Eintreten magnetiſcher Ungewitter erforſcht wird, einen unwiderſtehlichen Reiz; ja wir erlangen ein Mittel, ſchnell den Zuſammenhang zu erraten, in dem die Reſultate neuer Beobachtungen mit den früher erkannten Erſcheinungen ſtehen.

Man hat vielleicht mit einigem Rechte wiſſenſchaftlichen Werken unſerer Litteratur vorgeworfen, das Allgemeine nicht genugſam von dem Einzelnen, die Überſicht des bereits Ergründeten nicht von der Herzählung der Mittel zu trennen, durch welche die Reſultate erlangt worden ſind. Dieſer Vorwurf hat ſogar den größten Dichter unſerer Zeit (Goethe) zu dem humoriſtiſchen Ausruf verleitet: „Die Deutſchen beſitzen die Gabe, die Wiſſenſchaften unzugänglich zu machen." Bleibt das Gerüſte ſtehen, ſo wird uns durch dasſelbe der Anblick des Gebäudes entzogen. Wer kann zweifeln, daß das phyſiſche Geſetz in der Verteilung der Kontinental-Maſſen, welche gegen Süden hin eine pyramidale Form annehmen, indem ſie ſich gegen Norden in der Breite ausdehnen (ein Geſetz, welches die Verteilung der Klimate, die vorherrſchende Richtung der Luftſtröme, das weite Vordringen tropiſcher Pflanzenformen in die gemäßigte ſüdliche Zone ſo weſentlich bedingt), auf das klarſte erkannt werden kann, ohne die geodätiſchen Meſſungen und die aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen der Küſten zu erläutern, durch welche jene Pyramidal-Formen in ihren Dimenſionen beſtimmt worden ſind? Eben ſo lehrt uns die phyſiſche Weltbeſchreibung, um wie viel Meilen die Äquatorial-Achſe unſeres Planeten größer als die Polar-Achſe iſt; daß die ſüdliche Hemiſphäre keine größere Abplattung als die nördliche hat: ohne daß es nötig iſt, ſpeziell zu erzählen, wie durch Gradmeſſungen und Pendel-Verſuche die wahre Geſtalt der Erde, als eines nicht regelmäßigen, elliptiſchen Revolutions-Sphäroids, gefunden iſt; und wie dieſe Geſtalt in der Bewegung des Mondes, eines Erd-Satelliten, ſich abſpiegelt.

Unſere Nachbarn jenſeits des Rheins beſitzen ein unſterbliches Werk, Laplaces Entwickelung des Weltſyſtems, in welchem die Reſultate der tiefſinnigſten mathematiſch-aſtronomiſchen Unterſuchungen verfloſſener Jahrhunderte, abgeſondert von den Einzelheiten der Beweiſe, vorgetragen werden. Der Bau des Himmels erſcheint darin als die einfache Löſung eines großen Problems der Mechanik. Und wohl noch nie iſt die Exposition du Système du Monde, ihrer Form wegen, der Ungründlichkeit beſchuldigt worden. Die Trennung ungleichartiger Anſichten, des Allgemeinen von dem Beſondern, iſt nicht bloß zur Klarheit der Erkenntnis nützlich: ſie giebt auch der Behandlung der Naturwiſſenſchaft einen erhabenen und ernſten Charakter. Wie von einem höheren Standpunkte, überſieht man auf einmal größere Maſſen. Wir ergötzen uns, geiſtig zu faſſen, was den ſinnlichen Kräften zu entgehen droht. Wenn die glückliche Ausbildung aller Zweige des Naturwiſſens, der ſich die letzten Dezennien des verfloſſenen Jahrhunderts erfreuten, beſonders dazu geeignet iſt, das Studium ſpezieller Teile (der chemiſchen, phyſikaliſchen und naturbeſchreibenden Disziplinen) zu erweitern, ſo wird durch jene Ausbildung in noch höherem Grade der Vortrag allgemeiner Reſultate abgekürzt und erleichtert.

Je tiefer man eindringt in das Weſen der Naturkräfte, deſto mehr erkennt man den Zuſammenhang von Phänomenen, die lange, vereinzelt und oberflächlich betrachtet, jeglicher Anreihung zu widerſtreben ſchienen; deſto mehr werden Einfachheit und Gedrängtheit der Darſtellung möglich. Es iſt ein ſicheres Kriterium der Menge und des Wertes der Entdeckungen, die in einer Wiſſenſchaft zu erwarten ſind, wenn die Thatſachen noch unverkettet, faſt ohne Beziehung auf einander daſtehen; ja wenn mehrere derſelben, und zwar mit gleicher Sorgfalt beobachtete, ſich zu widerſprechen ſcheinen. Dieſe Art der Erwartungen erregt der Zuſtand der Meteorologie, der neueren Optik und beſonders, ſeit Mellonis und Faraday's herrlichen Arbeiten, der Lehre von der Wärmeſtrahlung und vom Elektro-Magnetismus. Der Kreis glänzender Entdeckungen iſt hier noch nicht durchlaufen, ob ſich gleich in der Voltaiſchen Säule ſchon ein bewundernswürdiger Zuſammenhang der elektriſchen, magnetiſchen und chemiſchen Erſcheinungen offenbart hat. Wer verbirgt uns, daß auch nur die Zahl der lebendigen, im Weltall wirkenden Kräfte bereits ergründet ſei?

In meinen Betrachtungen über die wiſſenſchaftliche Behandlung einer allgemeinen Weltbeſchreibung iſt nicht die Rede von Einheit durch Ableitung aus wenigen, von der Vernunft gegebenen Grundprinzipien. Was ich phyſiſche Weltbeſchreibung nenne (die vergleichende Erd- und Himmelskunde), macht daher keine Anſprüche auf den Rang einer rationellen Wiſſenſchaft der Natur; es iſt die denkende Betrachtung der durch Empirie gegebenen Erſcheinungen, als eines Naturganzen. In dieſer Beſchränktheit allein konnte dieſelbe, bei der ganz objektiven Richtung meiner Sinnesart, in den Bereich der Beſtrebungen treten, welche meine lange wiſſenſchaftliche Laufbahn ausſchließlich erfüllt haben. Ich wage mich nicht auf ein Feld, das mir fremd iſt und vielleicht von anderen erfolgreicher bebaut wird. Die Einheit, welche der Vortrag einer phyſiſchen Weltbeſchreibung, wie ich mir dieſelbe begrenze, erreichen kann, iſt nur die, welcher ſich geſchichtliche Darſtellungen zu erfreuen haben. Einzelheiten der Wirklichkeit: ſei es in der Geſtaltung oder Aneinanderreihung der Naturgebilde, ſei es in dem Kampfe des Menſchen gegen die Naturmächte, oder der Völker gegen die Völker; alles, was dem Felde der Veränderlichkeit und realer Zufälligkeit angehört: können nicht aus Begriffen abgeleitet (konſtruiert) werden. Weltbeſchreibung und Weltgeſchichte ſtehen daher auf derſelben Stufe der Empirie; aber eine denkende Behandlung beider, eine ſinnvolle Anordnung von Naturerſcheinungen und von hiſtoriſchen Begebenheiten durchdringen tief mit dem Glauben an eine alte innere Notwendigkeit, die alles Treiben geiſtiger und materieller Kräfte, in ſich ewig erneuernden, nur periodiſch erweiterten oder verengten Kreiſen, beherrſcht. Sie führen (und dieſe Notwendigkeit iſt das Weſen der Natur; ſie iſt die Natur ſelbſt in beiden Sphären ihres Seins, der materiellen und der geiſtigen) zur Klarheit und Einfachheit der Anſichten, zu Auffindung von Geſetzen, die in der Erfahrungs-Wiſſenſchaft als das letzte Ziel menſchlicher Forſchung erſcheinen.

Das Studium jeglicher neuen Wiſſenſchaft, beſonders einer ſolchen, welche die ungemeſſenen Schöpfungskreiſe, den ganzen Weltraum umfaßt, gleicht einer Reiſe in ferne Länder. Ehe man ſie in Gemeinſchaft unternimmt, fragt man, ob ſie ausführbar ſei; man mißt ſeine eigenen Kräfte, man blickt mißtrauiſch auf die Kräfte der Mitreiſenden: in der vielleicht ungerechten Beſorgnis, ſie möchten läſtige Zögerung erregen. Die Zeit, in der wir leben, vermindert die Schwierigkeit des Unternehmens. Meine Zuverſicht gründet ſich auf den glänzenden Zuſtand der Naturwiſſenſchaften ſelbſt: deren Reichtum nicht mehr die Fülle, ſondern die Verkettung des Beobachteten iſt. Die allgemeinen Reſultate, die jedem gebildeten Verſtande Intereſſe einflößen, haben ſich ſeit dem Ende des 18. Jahrhunderts wundervoll vermehrt. Die Thatſachen ſtehen minder vereinzelt da; die Klüfte zwiſchen den Weſen werden ausgefüllt. Was in einem engeren Geſichtskreiſe, in unſerer Nähe, dem forſchendem Geiſte lange unerklärlich blieb, wird oft durch Beobachtungen aufgehellt, die auf einer Wanderung in die entlegenſten Regionen angeſtellt worden ſind. Pflanzen- und Tier-Gebilde, die lange iſoliert erſchienen, reihen ſich durch neu entdeckte Mittelglieder oder durch Übergangsformen an einander. Eine allgemeine Verkettung, nicht in einfacher linearer Richtung, ſondern in netzartig verſchlungenem Gewebe, nach höherer Ausbildung oder Verkümmerung gewiſſer Organe, nach vielſeitigem Schwanken in der relativen Übermacht der Teile ſtellt ſich allmählich dem forſchenden Naturſinn dar. Schichtungs-Verhältniſſe von trachytartigem Syenit-Porphyr, von Grünſtein und Serpentin, welche im gold- und ſilberreichen Ungarn, oder im Platin-Lande des Urals, oder tiefer in Aſien, im ſüdweſtlichen Altai, zweifelhaft blieben, werden durch geognoſtiſche Beobachtungen in den Hochebenen von Mexiko und Antioquia, in den Flußthälern des Chaco unerwartet aufgeklärt. Die Materalien, welche die allgemeine Erdkunde anwendet, ſind nicht zufällig aufgehäuft. Unſer Zeitalter erkennt, nach der Tendenz, die ihm ſeinen individuellen Charakter giebt, daß Thatſachen nur dann fruchtbringend werden, wenn der Reiſende den dermaligen Zuſtand und die Bedürfniſſe der Wiſſenſchaft kennt, deren Gebiet er erweitern will; wenn Ideen, d. h. Einſicht in den Geiſt der Natur, das Beobachten und Sammeln vernunftmäßig leiten.

Durch dieſe Richtung des Naturſtudiums, durch dieſen glücklichen, aber oft auch allzu leicht befriedigten Hang zu allgemeinen Reſultaten kann ein beträchtlicher Teil des Naturwiſſens das Gemeingut der gebildeten Menſchheit werden; ein gründliches Wiſſen erzeugen, nach Inhalt und Form, nach Ernſt und Würde des Vortrags ganz von dem verſchieden, das man bis zum Ende des letzten Jahrhunderts dem populären Wiſſen genügſam zu beſtimmen pflegte. Wem daher ſeine Lage es erlaubt, ſich bisweilen aus den engen Schranken des bürgerlichen Lebens heraus zu retten, errötend, „daß er lange fremd geblieben der Natur und ſtumpf über ſie hingehe"; der wird in der Abſpiegelung des großen und freien Naturlebens einen der edelſten Genüſſe finden, welche erhöhte Vernunftthätigkeit dem Menſchen gewähren kann. Das Studium der allgemeinen Naturkunde weckt gleichſam Organe in uns, die lange geſchlummert haben. Wir treten in einen innigeren Verkehr mit der Außenwelt; bleiben nicht unteilnehmend an dem, was gleichzeitig das induſtrielle Fortſchreiten und die intellektuelle Veredelung der Menſchheit bezeichnet.

Je klarer die Einſicht iſt, welche wir in den Zuſammenhang der Phänomene erlangen, deſto leichter machen wir uns auch von dem Irrtume frei, als wären für die Kultur und den Wohlſtand der Völker nicht alle Zweige des Naturwiſſens gleich wichtig: ſei es der meſſende und beſchreibende Teil, oder die Unterſuchung chemiſcher Beſtandteile, oder die Ergründung allgemein verbreiteter phyſiſcher Kräfte der Materie. In der Beobachtung einer anfangs iſoliert ſtehenden Erſcheinung liegt oft der Keim einer großen Entdeckung. Als Galvani die ſenſible Nervenfaſer durch Berührung ungleichartiger Metalle reizte, konnten ſeine nächſten Zeitgenoſſen nicht hoffen, daß die Kontakt-Elektrizität der Voltaiſchen Säule uns in den Alkalien ſilberglänzende, auf dem Waſſer ſchwimmende, leicht entzündliche Metalle offenbaren; daß die Säule ſelbſt das wichtigſte Inſtrument für die zerlegende Chemie, ein Thermoſkop und ein Magnet werden würde. Als Huyghens die Lichterſcheinungen des Doppelſpats zu enträtſeln anfing, ahnte man nicht, daß durch den bewunderungswürdigen Scharfſinn eines Phyſikers unſerer Zeit farbige Polariſations-Phänomene dahin leiten würden, mittels des kleinſten Fragments eines Minerals zu erkennen, ob das Licht der Sonne aus einer feſten Maſſe oder aus einer gasförmigen Umhüllung ausſtrömte, ob Kometen ſelbſtleuchtend ſind oder fremdes Licht wiedergeben.

Gleichmäßige Würdigung aller Teile des Naturſtudiums iſt aber vorzüglich ein Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit, wo der materielle Reichtum und der wachſende Wohlſtand der Nationen in einer ſorgfältigeren Benutzung von Naturprodukten und Naturkräften gegründet ſind. Der oberflächlichſte Blick auf den Zuſtand des heutigen Europas lehrt, daß bei ungleichem Wettkampfe oder dauernder Zögerung notwendig partielle Verminderung und endlich Vernichtung des National-Reichtums eintreten müſſe; denn in dem Lebensgeſchick der Staaten iſt es wie in der Natur: für die, nach dem ſinnvollen Ausſpruche Goethes, „es im Bewegen und Werden kein Bleiben giebt und die ihren Fluch gehängt hat an das Stilleſtehen." Nur ernſte Belebung chemiſcher, mathematiſcher und naturhiſtoriſcher Studien wird einem von dieſer Seite einbrechenden Übel entgegentreten. Der Menſch kann auf die Natur nicht einwirken, ſich keine ihrer Kräfte aneignen, wenn er nicht die Naturgeſetze, nach Maß- und Zahl-Verhältniſſen kennt. Auch hier liegt die Macht in der volkstümlichen Intelligenz. Sie ſteigt und ſinkt mit dieſer. Wiſſen und Erkennen ſind die Freude und die Berechtigung der Menſchheit; ſie ſind Teile des National-Reichtums, oft ein Erſatz für die Güter, welche die Natur in allzu kärglichem Maße ausgeteilt hat. Diejenigen Völker, welche an der allgemeinen induſtriellen Thätigkeit, in Anwendung der Mechanik und techniſchen Chemie, in ſorgfältiger Auswahl und Bearbeitung natürlicher Stoffe zurückſtehen, bei denen die Achtung einer ſolchen Thätigkeit nicht alle Klaſſen durchdringt, werden unausbleiblich von ihrem Wohlſtande herabſinken. Sie werden es um ſo mehr, wenn benachbarte Staaten, in denen Wiſſenſchaft und induſtrielle Künſte in regem Wechſelverkehr mit einander ſtehen, wie in erneuerter Jugendkraft vorwärts ſchreiten.

Die Vorliebe für Belebung des Gewerbfleißes und für die Teile des Naturwiſſens, welche unmittelbar darauf einwirken (ein charakteriſtiſches Merkmal unſeres Zeitalters), kann weder den Forſchungen im Gebiete der Philoſophie, der Altertumskunde und der Geſchichte nachteilig werden, noch den allbelebenden Hauch der Phantaſie den edlen Werken bildender Künſte entziehen. Wo, unter dem Schutze weiſer Geſetze und freier Inſtitutionen, alle Blüten der Kultur ſich kräftig entfalten, da wird im friedlichen Wettkampfe kein Beſtreben des Geiſtes dem andern verderblich. Jedes bietet dem Staate eigene, verſchiedenartige Früchte dar: die nährenden, welche dem Menſchen Unterhalt und Wohlſtand gewähren und die Früchte ſchaffender Einbildungskraft, welche, dauerhafter als dieſer Wohlſtand ſelbſt, die rühmliche Kunde der Völker auf die ſpäteſte Nachwelt tragen. Die Spartiaten beteten, trotz der Strenge doriſcher Sinnesart: „Die Götter möchten ihnen das Schöne zu dem Guten verleihen".

Wie in jenen höheren Kreiſen der Ideen und Gefühle, in dem Studium der Geſchichte, der Philoſophie und der Wohlredenheit, ſo iſt auch in allen Teilen des Naturwiſſens der erſte und erhabenſte Zweck geiſtiger Thätigkeit ein innerer: nämlich das Auffinden von Naturgeſetzen, die Ergründung ordnungsmäßiger Gliederung in den Gebilden, die Einſicht in den notwendigen Zuſammenhang aller Veränderungen im Weltall. Was von dieſem Wiſſen in das induſtrielle Leben der Völker überſtrömt und den Gewerbfleiß erhöht, entſpringt aus der glücklichen Verkettung menſchlicher Dinge, nach der das Wahre, Erhabene und Schöne mit dem Nützlichen, wie abſichtslos, in ewige Wechſelwirkung treten. Vervollkommnung des Landbaus durch freie Hände und in Grundſtücken von minderem Umfang, Aufblühen der Manufakturen, von einengendem Zunftzwange befreit, Vervielfältigung der Handelsverhältniſſe, und ungehindertes Fortſchreiten in der geiſtigen Kultur der Menſchheit wie in den bürgerlichen Einrichtungen ſtehen (das ernſte Bild der neuen Weltgeſchichte dringt dieſen Glauben auch dem Widerſtrebendſten auf) in gegenſeitigem, dauernd wirkſamen Verkehr mit einander.

Ein ſolcher Einfluß des Naturwiſſens auf die Wohlfahrt der Nationen und auf den heutigen Zuſtand von Europa bedurfte hier nur einer flüchtigen Andeutung. Die Laufbahn, welche wir zu vollenden haben, iſt ſo unermeßlich, daß es mir nicht geziemen würde, von dem Hauptziele unſeres Beſtrebens, der Anſicht des Naturganzen, abſchweifend, das Feld gefliſſentlich zu erweitern. An ferne Wanderungen gewöhnt, habe ich ohnedies vielleicht den Mitreiſenden den Weg gebahnter und anmutiger geſchildert, als man ihn finden wird. Das iſt die Sitte derer, die gern andere auf den Gipfel der Berge führen. Sie rühmen die Ausſicht, wenn auch ganze Teile der Gegend in Nebel verhüllt bleiben. Sie wiſſen, daß auch in dieſer Verhüllung ein geheimnisvoller Zauber liegt, daß eine duftige Ferne den Eindruck des Sinnlich-Unendlichen hervorruft: ein Bild, das (wie ich ſchon oben erinnert habe) im Geiſt und in den Gefühlen ſich ernſt und ahnungsvoll ſpiegelt. Auch von dem hohen Standpunkte aus, auf den wir uns zu einer allgemeinen, durch wiſſenſchaftliche Erfahrungen begründeten Weltanſchauung erheben, kann nicht allen Anforderungen genügt werden. In dem Naturwiſſen, deſſen gegenwärtigen Zuſtand ich hier entwickeln ſoll, liegt noch manches unbegrenzt; vieles (wie ſollte ich es, bei dem Umfange einer ſolchen Arbeit, nicht gern eingeſtehen!) wird nur darum unklar und unvollſtändig erſcheinen, weil Befangenheit dem Redenden dann doppelt nachteilig wird, wenn er ſich des Gegenſtandes in ſeiner Einzelheit minder mächtig fühlt.

Der Zweck dieſes einleitenden Vortrages war nicht ſowohl, die Wichtigkeit des Naturwiſſens zu ſchildern: welche allgemein anerkannt iſt und längſt ſchon jedes Lobes entbehren kann; es lag mir vielmehr ob zu entwickeln, wie, ohne dem gründlichen Studium ſpezieller Disziplinen zu ſchaden, den naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ein höherer Standpunkt angewieſen werden kann, von dem aus alle Gebilde und Kräfte ſich als ein, durch innere Regung belebtes Naturganzes offenbaren. Nicht ein totes Aggregat iſt die Natur: ſie iſt dem „begeiſterten Forſcher (wie Schelling in der trefflichen Rede über die bildenden Künſte ſich ausdrückt) die heilige, ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeugt und werkthätig hervorbringt." Der bisher ſo unbeſtimmt aufgefaßte Begriff einer phyſiſchen Erdbeſchreibung geht durch erweiterte Betrachtung und das Umfaſſen alles Geſchaffenen im Erd- und Himmelsraume in den Begriff einer phyſiſchen Weltbeſchreibung über. Eine dieſer Benennungen iſt nach der anderen gebildet. Es iſt aber die Weltbeſchreibung oder Lehre vom Kosmos, wie ich ſie auffaſſe, nicht etwa ein encyklopädiſcher Inbegriff der allgemeinſten und wichtigſten Reſultate, die man einzelnen naturhiſtoriſchen, phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Schriften entlehnt. Solche Reſultate werden in der Weltbeſchreibung nur als Materialien und in ſofern teilweiſe benutzt, als ſie das Zuſammenwirken der Kräfte im Weltall, das gegenſeitige ſich Hervorrufen und Beſchränken der Naturgebilde erläutern. Die räumliche und klimatiſche Verbreitung organiſcher Typen (Geographie der Pflanzen und Tiere) iſt ſo verſchieden von der beſchreibenden Botanik und Zoologie, als die geognoſtiſche Kenntnis des Erdkörpers verſchieden iſt von der Oryktognoſie. Eine phyſiſche Weltbeſchreibung darf daher nicht mit der ſogenannten Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften (ein weitſchichtiger Name für eine ſchlecht umgrenzte Disziplin) verwechſelt werden. In der Lehre vom Kosmos wird das einzelne nur in ſeinem Verhältnis zum ganzen, als Teil der Welterſcheinungen betrachtet; und je erhabener der hier bezeichnete Standpunkt iſt, deſto mehr wird dieſe Lehre einer eigentümlichen Behandlung und eines belebenden Vortrags fähig.

Gedanken und Sprache ſtehen aber in innigem alten Wechſelverkehr mit einander. Wenn dieſe der Darſtellung Anmut und Klarheit verleiht, wenn durch ihre angeſtammte Bildſamkeit und ihren organiſchen Bau ſie das Unternehmen begünſtigt, die Totalität der Natur-Anſchauung ſcharf zu begrenzen, ſo ergießt ſie zugleich, und faſt unbemerkt, ihren belebenden Hauch auf die Gedankenfülle ſelbſt. Darum iſt das Wort mehr als Zeichen und Form, und ſein geheimnisvoller Einfluß offenbart ſich am mächtigſten da, wo er den freien Volksſinn und dem eigenen Boden entſprießt. Stolz auf das Vaterland, deſſen intellektuelle Einheit die feſte Stütze jeder Kraftäußerung iſt, wenden wir froh den Blick auf dieſe Vorzüge der Heimat. Hochbeglückt dürfen wir den nennen, der bei der lebendigen Darſtellung der Phänomene des Weltalls aus den Tiefen einer Sprache ſchöpfen kann, welche ſeit Jahrhunderten ſo mächtig auf alles eingewirkt hat, was durch Erhöhung und ungebundene Anwendung geiſtiger Kräfte, in dem Gebiete ſchöpferiſcher Phantaſie, wie in dem der ergründenden Vernunft, die Schickſale der Menſchheit bewegt.

Zweiter Band.

A.

Anregungsmittel zum Naturſtudium.

Reflex der Außenwelt auf die Einbildungskraft: Dichteriſche Naturbeſchreibung — Landſchaftmalerei — Kultur exotiſcher Gewächſe, den phyſiognomiſchen Charakter der Pflanzendecke auf der Erdoberfläche bezeichnend.

Wir treten aus dem Kreiſe der Objekte in den Kreis der Empfindungen. Die Hauptreſultate der Beobachtung, wie ſie, von der Phantaſie entblößt, der reinen Objektivität wiſſenſchaftlicher Naturbeſchreibung angehören, ſind, eng an einander gereiht, in dem erſten Bande dieſes Werks, unter der Form eines Naturgemäldes, aufgeſtellt worden. Jetzt betrachten wir den Reflex des durch die äußeren Sinne empfangenen Bildes auf das Gefühl und die dichteriſch geſtimmte Einbildungskraft. Es eröffnet ſich uns eine innere Welt. Wir durchforſchen ſie, nicht um in dieſem Buche von der Natur zu ergründen, — wie es von der Philoſophie der Kunſt gefordert wird —, was in der Möglichkeit äſthetiſcher Wirkungen dem Weſen der Gemütskräfte und den mannigfaltigen Richtungen geiſtiger Thätigkeit zukommt, ſondern vielmehr um die Quelle lebendiger Anſchauung, als Mittel zur Erhöhung eines reinen Naturgefühls, zu ſchildern; um den Urſachen nachzuſpüren, welche, beſonders in der neueren Zeit, durch Belebung der Einbildungskraft ſo mächtig auf die Liebe zum Naturſtudium und auf den Hang zu fernen Reiſen gewirkt haben.

Die Anregungsmittel ſind, wie wir ſchon früher bemerkt haben, von dreierlei Art: äſthetiſche Behandlung von Naturſcenen, in belebten Schilderungen der Tier- und Pflanzenwelt: ein ſehr moderner Zweig der Litteratur; Landſchaftmalerei, beſonders in ſo fern ſie angefangen hat die Phyſiognomik der Gewächſe aufzufaſſen; mehr verbreitete Kultur von Tropengewächſen und kontraſtierende Zuſammenſtellung exotiſcher Formen. Jedes der hier bezeichneten Anregungsmittel könnte ſchon ſeiner hiſtoriſchen Beziehungen wegen der Gegenſtand vielumfaſſender Erörterung werden; aber nach dem Geiſte und dem Zweck meiner Schrift ſcheint es geeigneter, nur wenige leitende Ideen zu entwickeln: daran zu erinnern, wie die Naturwelt in verſchiedenen Zeitepochen und bei verſchiedenen Volksſtämmen ſo ganz anders auf die Gedanken- und Empfindungswelt eingewirkt hat, wie in einem Zuſtande allgemeiner Kultur das ernſte Wiſſen und die zarteren Anregungen der Phantaſie ſich gegenſeitig zu durchdringen ſtreben. Um die Natur in ihrer ganzen erhabenen Größe zu ſchildern, darf man nicht bei den äußeren Erſcheinungen allein verweilen; die Natur muß auch dargeſtellt werden, wie ſie ſich im Inneren des Menſchen abſpiegelt, wie ſie durch dieſen Reflex bald das Nebelland phyſiſcher Mythen mit anmutigen Geſtalten füllt, bald den edlen Keim darſtellender Kunſtthätigkeit entfaltet.

Indem wir uns hier auf die einfache Betrachtung der Anregungsmittel zum wiſſenſchaftlichen Naturſtudium beſchränken, erinnern wir zuerſt an die mehrfach ſich wiederholende Erfahrung, daß oft ſinnliche Eindrücke und zufällig ſcheinende Umſtände in jungen Gemütern die ganze Richtung eines Menſchenlebens beſtimmen. Kindliche Freude an der Form von Ländern und eingeſchloſſenen Meeren, wie ſie auf Karten dargeſtellt ſind; der Hang nach dem Anblick der ſüdlichen Sternbilder, deſſen unſer Himmelsgewölbe entbehrt; Abbildungen von Palmen und libanotiſchen Cedern in einer Bilderbibel können den früheſten Trieb nach Reiſen in ferne Länder in die Seele pflanzen. Wäre es mir erlaubt eigene Erinnerungen anzurufen, mich ſelbſt zu befragen, was einer unvertilgbaren Sehnſucht nach der Tropengegend den erſten Anſtoß gab, ſo müßte ich nennen: Georg Forſters Schilderungen der Südſee-Inſeln; Gemälde von Hodges, die Ganges-Ufer darſtellend, im Hauſe von Warren Haſtings zu London; einen koloſſalen Drachenbaum in einem alten Turme des botaniſchen Gartens bei Berlin. Die Gegenſtände, welche wir hier beiſpielsweiſe aufzählen, gehörten den drei Klaſſen von Anregungsmitteln an, die wir früher bezeichneten: der Naturbeſchreibung, wie ſie einer begeiſterten Anſchauung des Erdenlebens entquillt, der darſtellenden Kunſt als Landſchaftmalerei, und der unmittelbaren objektiven Betrachtung charakteriſtiſcher Naturformen. Dieſe Anregungsmittel üben aber ihre Macht nur da aus, wo der Zuſtand moderner Kultur und ein eigentümlicher Gang der Geiſtesentwicklung unter Begünſtigung urſprünglicher Anlagen die Gemüter für Natureindrücke empfänglicher gemacht hat.

I.

Naturbeſchreibung. — Naturgefühl nach Verſchiedenheit der Zeiten und der Völkerſtämme.

Es iſt oftmals ausgeſprochen worden, daß die Freude an der Natur, wenn auch dem Altertume nicht fremd, doch in ihm als Ausdruck des Gefühls ſparſamer und minder lebhaft geweſen ſei denn in der neueren Zeit. „Wenn man ſich", ſagt Schiller in ſeinen Betrachtungen über die naive und ſentimentale Dichtung, „der ſchönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieſes Volk unter ſeinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte; wie ſehr viel näher ſeine Vorſtellungsart, ſeine Empfindungsweiſe, ſeine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derſelben ſeine Dichterwerke ſind: ſo muß die Bemerkung befremden, daß man ſo wenig Spuren von dem ſentimentaliſchen Intereſſe, mit welchem wir Neueren an Naturſcenen und Naturcharakteren hangen können, bei denſelben antrifft. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben: aber mit nicht mehrerem Herzensanteil, als er es in der Beſchreibung eines Gewandes, eines Schildes, einer Rüſtung iſt. Die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſieren; er hängt nicht mit Innigkeit und ſüßer Wehmut an derſelben, wie die Neueren." So viel Wahres und Vortreffliches auch im einzelnen in dieſen Äußerungen liegt, ſo können ſie doch keineswegs auf das ganze Altertum ausgedehnt werden. Auch dürfen wir es wohl eine beſchränkte Anſicht nennen, unter dem Altertum, wenn dasſelbe der neueren Zeit entgegengeſetzt werden ſoll, immer nur ausſchließlich die helleniſche und römiſche Welt zu verſtehen. Tiefes Naturgefühl ſpricht ſich in den älteſten Dichtungen der Hebräer und

Inder aus: alſo bei Volksſtämmen ſehr verſchiedener, ſemitiſcher und indogermaniſcher Abkunft.

Wir können auf die Sinnesart der alten Völker nur aus den Äußerungen der Naturgefühle ſchließen, welche in den Überbleibſeln ihrer Litteratur ausgeſprochen ſind; wir müſſen daher dieſen Äußerungen um ſo ſorgfältiger nachſpüren und ſie um ſo vorſichtiger beurteilen, als ſie ſich unter den großen Formen der lyriſchen und epiſchen Dichtung nur ſparſam darbieten. In dem helleniſchen Altertum, in dem Blütenalter der Menſchheit, finden wir allerdings den zarteſten Ausdruck tiefer Naturempfindung den dichteriſchen Darſtellungen menſchlicher Leidenſchaft, einer der Sagengeſchichte entnommenen Handlung beigemiſcht; aber das eigentlich Naturbeſchreibende zeigt ſich dann nur als ein Beiwerk, weil in der griechiſchen Kunſtbildung ſich alles gleichſam im Kreiſe der Menſchheit bewegt.

Beſchreibung der Natur in ihrer geſtaltenreichen Mannigfaltigkeit, Naturdichtung als ein abgeſonderter Zweig der Litteratur war den Griechen völlig fremd. Auch die Landſchaft erſcheint bei ihnen nur als Hintergrund eines Gemäldes, vor dem menſchliche Geſtalten ſich bewegen. Leidenſchaften in Thaten ausbrechend feſſelten faſt allein den Sinn. Ein bewegtes öffentliches Volksleben zog ab von der dumpfen, ſchwärmeriſchen Verſenkung in das ſtille Treiben der Natur; ja den phyſiſchen Erſcheinungen wurde immer eine Beziehung auf die Menſchheit beigelegt, ſei es in den Verhältniſſen der äußeren Geſtaltung oder der inneren anregenden Thatkraft. Faſt nur ſolche Beziehungen machten die Naturbetrachtung würdig, unter der ſinnigen Form des Gleichniſſes, als abgeſonderte kleine Gemälde voll objektiver Lebendigkeit in das Gebiet der Dichtung gezogen zu werden.

Zu Delphi wurden Frühlings-Päane geſungen, wahrſcheinlich beſtimmt die Freude des Menſchen nach der überſtandenen Not des Winters auszudrücken. Eine naturbeſchreibende Darſtellung des Winters iſt den Werken und Tagen des Heſiodus eingewebt. In edler Einfachheit, aber in nüchtern didaktiſcher Form giebt dies Gedicht Anweiſungen zum Feldbau, Erwerbs- und Arbeitsregeln, ethiſche Mahnungen zu tadelloſem Wandel. Es erhebt ſich ebenfalls zu mehr lyriſchem Schwunge nur, wenn der Sänger das Elend des Menſchengeſchlechts oder die ſchöne allegoriſche Mythe des Epimetheus und der Pandora in ein anthropomorphiſches Gewand einhüllt. Auch in der Theogonie des Heſiodus finden ſich mehrfach Naturſchilderungen des neptuniſchen Reichs unter bedeutſamen Namen mythiſcher Perſonen verſteckt. Die böotiſche Sängerſchule und überhaupt die ganze alte Dichtkunſt wenden ſich den Erſcheinungen der Außenwelt zu, um ſie menſchenartig zu perſonifizieren.

Iſt, wie ſo eben bemerkt, Naturbeſchreibung, ſei ſie Darſtellung des Reichtums und der Üppigkeit tropiſcher Vegetation, ſei ſie lebensfriſche Schilderung der Sitten der Tiere, gleichſam nur in der neueſten Zeit ein abgeſonderter Zweig der Litteratur geworden: ſo iſt es nicht, als habe da, wo ſo viel Sinnlichkeit atmet, die Empfänglichkeit für das Naturſchöne gemangelt; als müſſe man da, wo die ſchaffende Kraft der Hellenen in der Poeſie und der bildenden Kunſt unnachahmliche Meiſterwerke erzeugte, den lebensfriſchen Ausdruck einer anſchauenden Dichternatur vermiſſen. Was wir, nach dieſer Richtung hin, im Gefühl unſerer modernen Sinnesart, in jenen Regionen der antiken Welt nur zu ſparſam auffinden, bezeugt in ſeiner Negation weniger den Mangel der Empfänglichkeit als den eines regen Bedürfniſſes, das Gefühl des Naturſchönen durch Worte zu offenbaren. Minder der unbelebten Erſcheinungswelt als dem handelnden Leben und der inneren, ſpontanen Anregung der Gefühle zugewandt, waren die früheſten und auch die edelſten Richtungen des dichteriſchen Geiſtes epiſch und lyriſch. In dieſen Kunſtformen aber können Naturſchilderungen ſich nur wie zufällig beigemiſcht finden. Sie erſcheinen nicht als geſonderte Erzeugniſſe der Phantaſie. Je mehr der Einfluß der alten Welt verhallte, je mehr ihre Blüten dahinwelkten, ergoß ſich die Rhetorik in die beſchreibende wie in die belehrende, didaktiſche Poeſie. Dieſe war ernſt, großartig und ſchmucklos in ihrer älteſten philoſophiſchen, halb prieſterlichen Form: als Naturgedicht des Empedokles; ſie verlor allmählich durch die Rhetorik von ihrer Einfachheit und früheren Würde.

Möge es uns erlaubt ſein, um das allgemein Geſagte zu erläutern, hier bei einzelnen Beiſpielen zu verweilen. Wie der Charakter des Epos es erheiſcht, finden ſich in den homeriſchen Geſängen immer nur als Beiwerk die anmutigſten Scenen des Naturlebens. „Der Hirte freut ſich in der Windſtille der Nacht des reinen Äthers und des Sternenglanzes am Himmelsgewölbe; er vernimmt aus der Ferne das Toben des plötzlich angeſchwollenen, Eichenſtämme und trüben Schlamm fortreißenden Waldſtroms.“ Mit der großartigen Schilderung der Waldeinſamkeit des Parnaſſos und ſeiner dunkeln, dickbelaubten Felsthäler kontraſtieren die heiter lieblichen Bilder des quellenreichen Pappelhaines in der Phäaken-Inſel Scheria, und vor allem das Land der Cyklopen: „wo ſchwellend von ſaftreichem, wogendem Graſe die Auen den ungepflegten Rebenhügel umgrenzen.“[1] Pindaros beſingt in einem Frühlings-Dithyrambus, den er zu Athen hat aufführen laſſen, „die mit neuen Blüten bedeckte Erde, wenn in der Argeiſchen Nemea der ſich zuerſt entwickelnde Sprößling des Palmbaums dem Seher den anbrechenden, duftenden Frühling verkündigt“; er beſingt den Ätna: „die Säule des Himmels, Nährerin dauernden Schnees“; aber eilend wendet er ſich ab von der toten Natur und ihren Schauern, um Hieron von Syrakus zu feiern und die ſiegreichen Kämpfe der Hellenen gegen das mächtige Volk der Perſer.

Vergeſſen wir nicht, daß die griechiſche Landſchaft den eigentümlichen Reiz einer innigeren Verſchmelzung des Starren und Flüſſigen, des mit Pflanzen geſchmückten oder maleriſch felſigen, luftgefärbten Ufers und des wellenſchlagenden, lichtwechſelnden, klangvollen Meeres darbietet. Wenn anderen Völkern Meer und Land, das Erd- und Seeleben wie zwei getrennte Sphären der Natur erſchienen ſind, ſo ward dagegen den Hellenen: und nicht etwa bloß den Inſelbewohnern, ſondern auch den Stämmen des ſüdlichen Feſtlandes, faſt überall gleichzeitig der Anblick deſſen, was im Kontakt und durch Wechſelwirkung der Elemente dem Naturbilde ſeinen Reichtum und ſeine erhabene Größe verleiht. Wie hätten auch jene ſinnigen, glücklich geſtimmten Völker nicht ſollen angeregt werden von der Geſtalt waldbegrenzter Felsrippen an den tief eingeſchnittenen Ufern des Mittelmeeres, von dem ſtillen nach Jahreszeit und Tagesſtunden wechſelnden Verkehr der Erdfläche mit den unteren Schichten des Luftkreiſes, von der Verteilung der vegetabiliſchen Geſtalten? Wie ſollte in dem Zeitalter, wo die dichteriſche Stimmung die höchſte war, ſich nicht jegliche Art lebendiger ſinnlicher Regung des Gemütes in idealiſche Anſchauung auflöſen? Der Grieche dachte ſich die Pflanzenwelt in mehrfacher mythiſcher Beziehung mit den Heroen und Göttern. Dieſe rächten ſtrafend eine Verletzung geheiligter Bäume und Kräuter. Die Einbildungskraft belebte gleichſam die vegetabiliſchen Geſtalten; aber die Formen der Dichtungsarten, auf welche bei der Eigentümlichkeit griechiſcher Geiſtesentwickelung das Altertum ſich beſchränkte, geſtatteten dem naturbeſchreibenden Teile nur eine mäßige Entfaltung.

Einzeln bricht indes ſelbſt bei den Tragikern mitten in dem Gewühl aufgeregter Leidenſchaft und wehmütiger Gefühle ein tiefer Naturſinn in begeiſterte Schilderungen der Landſchaft aus. Wenn Ödipus ſich dem Haine der Eumeniden naht, ſingt der Chor „den edeln Ruheſitz des glanzvollen Kolonos: wo die melodiſche Nachtigall gern einkehrt und in helltönenden Lauten klagt“; er ſingt „die grünende Nacht der Epheu-Gebüſche, die von himmmliſchem Tau getränkten Narziſſen, den goldſtrahlenden Krokos und den unvertilgbaren, ſtets ſelber ſich wiedererzeugenden Ölbaum.“[2] Indem Sophokles ſeinen Geburtsort, den Gau von Kolonos, zu verherrlichen ſtrebt: ſtellt er die hohe Geſtalt des ſchickſalverfolgten, herumirrenden Königs an die ſchlummerloſen Gewäſſer des Kephiſſos, von heiteren Bildern ſanft umgeben. Die Ruhe der Natur vermehrt den Eindruck des Schmerzes, welchen die hehre Geſtalt des Erblindeten, das Opfer verhängnisvoller Leidenſchaft, hervorruft. Auch Euripides gefällt ſich in der maleriſchen Beſchreibung von „Meſſeniens und Lakoniens Triften: die, unter dem ewig milden Himmel, durch tauſend Quellenbrunnen genährt, von dem ſchönen Pamiſos durchſtrömt werden.“

Die bukoliſche Dichtung, in den Gefilden von Sizilien entſtanden und zum Dramatiſchen volkstümlich hingeneigt, führt mit Recht den Namen einer Übergangsform. Sie ſchildert im kleinen Hirten-Epos mehr den Naturmenſchen als die Landſchaft. So erſcheint ſie in ihrer anmutigſten Vollendung, in Theokrit. Ein weiches elegiſches Element iſt übrigens dem Idyll eigen: gleichſam als wäre es „aus der Sehnſucht nach einem verlorenen Ideal“ entſtanden, als ſei immerdar in der Bruſt des Menſchen dem tiefen Naturgefühl eine gewiſſe Wehmut beigemiſcht.

Wie nun mit dem freien Volksleben die Poeſie in Hellas erſtarb, wurde dieſe beſchreibend, didaktiſch, eine Trägerin des Wiſſens. Sternkunde, Erdbeſchreibung, Jagd und Fiſchfang treten auf in der alexandriniſchen Zeit als Gegenſtände der Dichtkunſt, oft geziert durch eine ſehr vorzügliche metriſche Technik. Die Geſtalten und Sitten der Tierwelt werden mit Anmut und oft mit einer Genauigkeit geſchildert, daß die neuere klaſſifizierende Naturkunde Gattungen und ſelbſt Arten in den Beſchreibungen erkennen kann. Es fehlt aber allen dieſen Dichtungsarten das innere Leben, eine begeiſterte Anſchauung der Natur: das, wodurch die Außenwelt dem angeregten Dichter faſt unbewußt ein Gegenſtand der Phantaſie wird. Das Übermaß des beſchreibenden Elements findet ſich in den durch kunſtreichen Versbau ausgezeichneten 48 Geſängen der Dionysiaca des Ägyptiers Nonnus. Der Dichter gefällt ſich in der Darſtellung großer Natur-Umwälzungen: er läßt durch ein vom Blitz entzündetes Waldufer, im Flußbette des Hydaspes, ſelbſt die Fiſche verbrennen; er lehrt, wie aufſteigende Dämpfe den meteorologiſchen Prozeß des Gewitters und eines elektriſchen Regens erzeugen. Zur romantiſchen Poeſie hingeneigt, iſt Nonnus von Panopolis wunderſam ungleich: bald begeiſtert und anregend, bald langweilig und wortreich.

---

[1] Od. XIX, 431—445; VI, 290; IX, 115—199. Vergl. „des grünendes Haines Umſchattung“ bei der Felſengrotte der Kalypſo: „wo ein Unſterblicher ſelbſt würde bewunderungsvoll weilen und ſich herzlich erfreuen des Anblicks“: V, 55—73; die Brandung im Lande der Phäaken V, 400—442; die Gärten des Alcinous VII, 113—130.

[2] Öd. in Kolonos v. 668—719. Als Beſchreibungen der Landſchaft, in denen ſich ein tiefes Naturgefühl offenbart, muß ich hier noch erwähnen: der Schilderung des Cithäron in Euripides Bachen V. 1045, wo der Bote aus dem Aſoposthal aufſteigt; des Sonnenaufganges im Delphiſchen Thale bei Euripides, Jon v. 82; des Anblickes der heiligen Delos, mit trüben Farben gemalt: „von Möven umflattert, von ſtürmiſchen Wellen gegeißelt“, bei Kallimachus im Hymnos auf Delos V. 11.

Mehr Naturgefühl und Zartheit der Empfindung offenbaren ſich in einzelnen Teilen der griechiſchen Blumenleſe (Anthologie), welche auf ſo verſchiedenen Wegen und aus verſchiedenen Zeiten zu uns gelangt iſt. In der anmutigen Überſetzung von Jacobs iſt alles, was das Tier- und Pflanzenleben betrifft, in eine Abteilung vereinigt. Es ſind kleine Bilder, meiſt nur Anſpielungen auf individuelle Formen. Die Platane, welche „in ihrem Gezweige die moſtſchwellende Traube ernährt", und aus Kleinaſien über die Inſel des Diomedes erſt unter Dionyſius dem Älteren bis zu den Ufern des ſiziliſchen Anapus vordrang, wird vielleicht nur zu oft beſungen; doch ſcheint im ganzen der antike Sinn in dieſen Liedern und Epigrammen mehr der Tier- als der Pflanzenwelt zugewandt. Eine edle und zugleich etwas größere Kompoſition iſt das Frühlings-Idyllium des Meleager von Gadara in Cöleſyrien.

Schon des alten Rufes der Gegend wegen muß ich der Schilderung des Waldthales von Tempe erwähnen, welche Älian wahrſcheinlich nach dem Vorbilde des Dicäarchus entworfen hat. Es iſt das Ausführlichſte, was uns von Naturbeſchreibungen aus den griechiſchen Proſaikern erhalten iſt: topographiſch freilich, aber doch auch maleriſch zugleich; denn das ſchattige Thal wird belebt durch den pythiſchen Aufzug (theoria), „welcher vom heiligen Lorbeer die ſühnenden Zweige bricht". In der ſpäten byzantiniſchen Zeit, ſeit dem Ende des vierten Jahrhunderts, ſehen wir landſchaftliche Schilderungen ſchon häufiger in die Romane der griechiſchen Proſaiker eingewebt. Durch dieſe Schilderungen zeichnet ſich der Schäferroman des Longus aus: in welchem aber doch zarte Lebensbilder den Ausdruck der Naturgefühle weit übertreffen.

Es war nicht der Zweck dieſer Blätter, mehr zu liefern, als was durch ſpezielle Erinnerung an einzelne Kunſtformen die allgemeinen Betrachtungen über die dichteriſche Auffaſſung der Außenwelt zu erläutern vermag. Ich würde ſchon den Blütenkreis des helleniſchen Altertums verlaſſen: wenn in einem Werke, dem ich gewagt, den Namen Kosmos vorzuſetzen, mit Stillſchweigen die Naturſchilderung übergangen werden dürfte, mit der das Pſeudo-Ariſtoteliſche Buch vom Kosmos (oder von der Weltordnung) anhebt. Es zeigt uns dieſelbe „den Erdball mit üppigem Pflanzenwuchſe geſchmückt, reich bewäſſert und (als das Preiswürdigſte) von denkenden Weſen bewohnt". Die rhetoriſche Färbung eines ſo reichen Naturbildes, der conciſen und rein wiſſenſchaftlichen Darſtellungsweiſe des Stagiriten völlig unähnlich, iſt ſelbſt als eines der vielen Zeichen der Unechtheit jener Schrift über den Kosmos erkannt worden. Mag ſie immerhin dem Appulejus oder dem Chryſippus oder wem ſonſt zugehören! Die naturbeſchreibende Stelle, die wir als ariſtoteliſch entbehren, wird uns gleichſam durch eine andere echte erſetzt, welche Cicero uns erhalten hat. Aus einem verlorenen Werke des Ariſtoteles führt dieſer in wörtlicher Übertragung folgendes an: „Wenn es Weſen gäbe, die in den Tiefen der Erde immerfort in Wohnungen lebten, welche mit Statuen und Gemälden und allem dem verziert wären, was die für glücklich Gehaltenen in reicher Fülle beſitzen; wenn dann dieſe Weſen Kunde erhielten von dem Walten und der Macht der Götter, und durch die geöffneten Erdſpalten aus jenen verborgenen Sitzen herausträten an die Orte, die wir bewohnen; wenn ſie urplötzlich Erde und Meer und das Himmelsgewölbe erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkennten, die Sonne bewunderten in ihrer Größe, Schönheit und lichtausſtrömenden Wirkung; wenn ſie endlich, ſobald die einbrechende Nacht die Erde in Finſternis hüllt, den Sternenhimmel, den lichtwechſelnden Mond, den Auf- und Untergang der Geſtirne und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten: ſo würden ſie wahrlich ausſprechen, es gebe Götter und ſo große Dinge ſeien ihr Werk." Man hat mit Recht geſagt, daß dieſe Worte allein ſchon hinreichen, Ciceros Ausſpruch über „den goldenen Strom der Ariſtoteliſchen Rede" zu bewähren, daß in ihnen etwas von der begeiſternden Kraft des Platoniſchen Genius weht. Ein ſolcher Beweis für das Daſein himmliſcher Mächte aus der Schönheit und unendlichen Größe der Werke der Schöpfung ſteht in dem Altertum ſehr vereinzelt da.

Was wir, ich ſage nicht in der Empfänglichkeit des griechiſchen Volkes, ſondern in den Richtungen ſeiner litterariſchen Produktivität vermiſſen, iſt noch ſparſamer bei den Römern zu finden. Eine Nation, die nach alter ſikuliſcher Sitte dem Feldbau und dem Landleben vorzugsweiſe zugethan war, hätte zu anderen Hoffnungen berechtigt, aber neben ſo vielen Anlagen zur praktiſchen Thätigkeit war der Volkscharakter der Römer in ſeinem kalten Ernſte, in ſeiner abgemeßnen, nüchternen Verſtändigkeit, ſinnlich weniger erregbar, der alltäglichen Wirklichkeit mehr als einer idealiſierenden dichteriſchen Natur-Anſchauung hingegeben. Dieſe Unterſchiede des inneren Lebens der Römer und der griechiſchen Stämme ſpiegeln ſich ab in der Litteratur als dem geiſtigen Ausdruck alles Volksſinnes. Zu ihnen geſellt ſich noch, trotz der Verwandtſchaft in der Abſtammung, die anerkannte Verſchiedenheit in dem organiſchen Bau der beiden Sprachen. Der Sprache des alten Latium wird mindere Bildſamkeit, eine beſchränktere Wortfügung, „eine mehr realiſtiſche Tendenz" als idealiſche Beweglichkeit zugeſchrieben. Dazu konnte im Auguſteiſchen Zeitalter der entfremdende Hang griechiſchen Vorbildern nachzuſtreben den Ergießungen heimiſcher Gemütlichkeit und eines freien Naturgefühls hinderlich werden; aber, von Vaterlandsliebe getragen, wußten kräftige Geiſter durch ſchöpferiſche Individualität, durch Erhabenheit der Ideen, wie durch zarte Anmut der Darſtellung jene Hinderniſſe zu überwinden.

Reichlich mit poetiſchem Genius ausgeſtattet iſt das begeiſterte Naturgedicht des Lucretius. Es umfaßt den ganzen Kosmos; dem Empedocles und Parmenides verwandt, erhöht die archaiſtiſche Diktion den Ernſt der Darſtellung. Das große phyſiſche Weltgemälde des römiſchen Dichters kontraſtiert in ſeiner erkältenden Atomiſtik und ſeinen oft wilden geognoſtiſchen Träumen mit ſeiner lebensfriſchen Schilderung von dem Übergange des Menſchengeſchlechts aus dem Dickicht der Wälder zum Feldbau, zur Beherrſchung der Naturkräfte, zur erhöhten Kultur des Geiſtes und alſo auch der Sprache, zur bürgerlichen Geſittung.

Wenn bei einem Staatsmann, in einem bewegten und vielbeſchäftigten Leben, in einem durch politiſche Leidenſchaft aufgeregten Gemüte, lebendiges Naturgefühl und Liebe zu ländlicher Einſamkeit ſich erhalten, ſo liegt die Quelle davon in den Tiefen eines großen und edlen Charakters. Cicero's eigene Schriften bezeugen die Wahrheit dieſer Behauptung. Allerdings iſt, wie allgemein bekannt, in dem Buche von den Geſetzen und in dem vom Redner manches dem Phädrus des Plato nachgebildet; das italiſche Naturbild hat aber darum nichts von ſeiner Individualität verloren. Plato preiſt in allgemeinen Zügen den „dunkeln Schatten der hochbelaubten Platane, die Kräuterfülle in vollem Dufte der Blüten; die Lüfte, welche ſüß und ſommerlich in den Chor der Cicaden wehen". In Ciceros kleinem Naturbilde iſt, wie noch neuerlichſt ein ſinniger Forſcher bemerkt hat, alles ſo dargeſtellt, wie man es heute noch in der wirklichen Landſchaft wiederfindet. Den Liris ſehen wir von hohen Pappeln beſchattet; man erkennt, wenn man von dem ſteilen Berge hinter der alten Burg von Arpinum gegen Oſten hinabſteigt, den Eichenhain am Bache Fibrenus, wie die Inſel, jetzt Isola di Carnello genannt, welche durch die Teilung des Flüßchens entſteht und in die Cicero ſich zurückzog, um, wie er ſagt, „ſeinen Meditationen nachzuhangen, zu leſen oder zu ſchreiben". Arpinum am Volskiſchen Gebirge war des großen Staatsmannes Geburtsſitz, und die herrliche Umgebung hat gewiß auf ſeine Stimmung im Knabenalter gewirkt. Dem Menſchen unbewußt, geſellt ſich früh, was die umgebende, mehr oder minder anregende Natur in der Seele abſpiegelt, zu dem, was tief und frei in den urſprünglichen Anlagen, in den inneren geiſtigen Kräften gewurzelt iſt.

Mitten unter den verhängnisvollen Stürmen des Jahres 708 (nach Erbauung der Stadt) fand Cicero Troſt in ſeinen Villen: abwechſend in Tuſkulum, in Arpinum, bei Cumä und Antium. „Nichts iſt erfreulicher", ſchreibt er an Atticus, „als dieſe Einſamkeit; nichts anmutiger als dieſer Landſitz, als das nahe Ufer und der Blick auf das Meer. — In der Einöde der Inſel Aſtura, an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, am Ufer des tyrrheniſchen Meeres, ſtört mich kein Menſch; und wenn ich mich früh morgens in einem dichten und rauhen Wald verborgen halte, verlaſſe ich denſelben vor Abend nicht. Nächſt meinem Atticus iſt mir nichts ſo lieb als die Einſamkeit; in ihr pflege ich meinen Verkehr mit den Wiſſenſchaften; doch wird dieſer oft durch Thränen unterbrochen. Ich kämpfe (als Vater) dagegen an, ſo viel ich es vermag; aber noch bin ich ſolch einem Kampfe nicht gewachſen." Man hat mehrfach bemerkt, daß in dieſen Briefen und in denen des jüngeren Plinius Anklänge moderner Sentimentalität nicht zu verkennen ſeien. Ich finde darin nur Anklänge tiefer Gemütlichkeit, die in jedem Zeitalter, bei jedem Volksſtamme aus dem ſchmerzlich beklommenen Buſen emporſteigen.

Die Kenntnis der großen Dichterwerke des Virgil, des Horatius und des Tibullus iſt mit der allgemeinen Verbreitung der römiſchen Litteratur ſo innig verwebt, daß es überflüſſig wäre, hier bei einzelnen Zeugniſſen des zarten und immer regen Naturgefühls, das einige dieſer Werke belebt, zu verweilen. In Virgils National-Epos konnte nach der Natur dieſer Dichtung die Beſchreibung des Landſchaftlichen allerdings nur als Beiwerk erſcheinen und einen ſehr kleinen Raum einnehmen. Individuelle Auffaſſung beſtimmter Lokalitäten bemerkt man nicht, wohl aber in mildem Farbenton ein inniges Verſtändnis der Natur. Wo iſt das ſanfte Spiel der Meereswogen, wo die Ruhe der Nacht glücklicher beſchrieben? Wie kontraſtieren mit dieſen heiteren Bildern die kräftigen Darſtellungen des einbrechenden Ungewitters im erſten Buche vom Landbau, der Meerfahrt und Landung bei den Strophaden, des Felſenſturzes oder des flammenſprühenden Ätnas in der Äneis! Von Ovidius hätten wir als Frucht ſeines langen Aufenthalts in den Ebenen von Tomi (in Unter-Möſien) eine dichteriſche Naturbeſchreibung der Steppen erwarten können, deren keine aus dem Altertum auf uns gekommen iſt. Der Verbannte ſah freilich nicht die Art von Steppen, welche im Sommer mit 1 bis 2 Meter hohen ſaftreichen Kräutern dicht bedeckt ſind und bei jedem Windeshauch das anmutige Bild bewegter Blütenwellen darbieten; der Verbannungsort des Ovidius war ein ödes, ſumpfreiches Steppenland, und der gebrochene Geiſt des unmännlich Klagenden war mit Erinnerungen an die Genüſſe der geſelligen Welt, an die politiſchen Ereigniſſe in Rom, nicht mit der Anſchauung der ihn umgebenden ſcythiſchen Einöde erfüllt. Als Erſatz hat uns der hochbegabte, jeder lebensfriſchen Darſtellung ſo mächtige Dichter neben den, freilich nur zu oft wiederholten, allgemeinen Schilderungen von Höhlen, Quellen und „ſtillen Mondnächten“, eine überaus individualiſierte, auch geognoſtiſch wichtige Beſchreibung des vulkaniſchen Ausbruchs bei Methone, zwiſchen Epidaurus und Trözen, gegeben. Es iſt dieſer Beſchreibung ſchon an einem anderen Orte, in dem Naturgemälde, gedacht. Ovidius zeigt uns, „wie durch der eingezwängten Dämpfe Kraft der Boden gleich einer luftgefüllten Blaſe, gleich dem Fell des zweigehörnten Bockes anſchwillt und ſich als ein Hügel erhebt.“

Am meiſten iſt zu bedauern, daß Tibullus keine große naturbeſchreibende Kompoſition von individuellem Charakter hat hinterlaſſen können. Unter den Dichtern des Auguſteiſchen Zeitalters gehört er zu den wenigen, die der alexandriniſchen Gelehrſamkeit glücklicherweiſe fremd, der Einſamkeit und dem Landleben ergeben, gefühlvoll und darum einfach, aus eigener Quelle ſchöpften. Elegien müſſen freilich als Sittenbilder betrachtet werden, in welchen die Landſchaft den Hintergrund bildet; aber die Feldweihe und die 6. Elegie des erſten Buches lehren, was von Horazens und Meſſalas Freund wäre zu erwarten geweſen.

Lucanus, der Enkel des Rhetors M. Annäus Seneca, iſt dieſem freilich durch redneriſchen Schmuck der Diktion nur zu ſehr verwandt; doch finden wir bei ihm ein vortreffliches und naturwahres Gemälde von der Zerſtörung des Druidenwaldes an dem jetzt baumloſen Geſtade von Marſeille. Die gefällten Eichenſtämme erhalten ſich ſchwebend an einander gelehnt; entblättert laſſen ſie den erſten Lichtſtrahl in das ſchauervolle, heilige Dunkel dringen. Wer lange in den Wäldern der Neuen Welt gelebt, fühlt, wie lebendig mit wenigen Zügen der Dichter die Üppigkeit eines Baumwuchſes ſchildert, deſſen rieſenmäßige Reſte noch in einigen Torfmooren von Frankreich begraben liegen. In dem didaktiſchen Gedichte Ätna des Lucilius Junior, eines Freundes des L. Annäus Seneca, ſind allerdings die Ausbruchs-Erſcheinungen eines Vulkans mit Wahrheit geſchildert; aber die Auffaſſung iſt ohne Individualität, mit viel minderer, als wir ſchon oben an dem Ätna, dialogus, des jungen Bembo gerühmt haben.

Als endlich die Dichtkunſt in ihren großen und edelſten Formen, wie erſchöpft, dahinwelkte, ſeit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, waren die poetiſchen Beſtrebungen, vom Zauber ſchöpferiſcher Phantaſie entblößt, auf die nüchternen Realitäten des Wiſſens und des Beſchreibens gerichtet. Eine gewiſſe redneriſche Ausbildung des Stils konnte nicht erſetzen, was an einfachem Naturgefühl und idealiſierender Begeiſterung abging. Als Erzeugnis dieſer unfruchtbaren Zeit, in der das poetiſche Element nur wie ein zufälliger äußerer Schmuck des Gedankens erſcheint, nennen wir das Moſel-Gedicht des Auſonius. Im aquitaniſchen Gallien geboren, hatte der Dichter dem Feldzuge Valentinians gegen die Alemannen beigewohnt. Die Mosella, in dem alten Trier gedichtet, beſingt in einzelnen Stellen nicht ohne Anmut die ſchon damals rebenbepflanzten Hügel eines der ſchönſten Ströme unſres vaterländiſchen Bodens; aber die nüchterne Topographie des Landes, die Aufzählung der der Moſel zuſtrömenden Bäche, die Charakteriſtik der Fiſchgattungen in Geſtalt, Farbe und Sitten ſind Hauptgegenſtände dieſer ganz didaktiſchen Kompoſition.

In den römiſchen Proſaikern, unter denen wir ſchon oben einige denkwürdige Stellen des Cicero angeführt haben, ſind Naturbeſchreibungen eben ſo ſelten als in den griechiſchen. Nur die großen Hiſtoriker Julius Cäſar, Livius und Tacitus bieten einzelne Beiſpiele dar, wo ſie veranlaßt ſind, Schlachtfelder, Übergänge von Flüſſen oder unwegſame Bergpäſſe zu beſchreiben; da, wo ſie das Bedürfnis fühlen, den Kampf der Menſchen mit Naturhinderniſſen zu ſchildern. In den Annalen des Tacitus entzücken mich die Beſchreibung der unglücklichen Schiffahrt des Germanicus auf der Ems (Amisia) und die großartige geographiſche Schilderung der Bergketten von Syrien und Paläſtina. Curtius hat uns ein ſchönes Naturbild von einer waldigen Wildnis hinterlaſſen, die das macedoniſche Heer weſtlich von Hekatompylos in dem feuchten Mazenderan durchziehen mußte. Ich würde desſelben hier ausführlicher erwähnen, wenn man mit einiger Sicherheit unterſcheiden könnte, was ein Schriftſteller, deſſen Zeitalter ſo ungewiß iſt, aus ſeiner lebhaften Phantaſie, was er aus hiſtoriſchen Quellen geſchöpft hat.

Des großen encyklopädiſchen Werkes des älteren Plinius, dem an Reichtum des Inhalts kein anderes Werk des Altertums gleich kommt, wird ſpäterhin, in der Geſchichte der Weltanſchauung, gedacht werden. Es iſt, wie der Neffe (der jüngere Plinius) ſich ſchön ausdrückt, „mannigfach wie die Natur.“ Ein Erzeugnis des unwiderſtehlichen Hanges zu allumfaſſendem, oft unfleißigem Sammeln, im Stile ungleich, bald einfach und aufzählend, bald gedankenreich, lebendig und rethoriſch geſchmückt iſt die Naturgeſchichte des älteren Plinius, ſchon ihrer Form wegen, an individuellen Naturſchilderungen arm; aber überall, wo die Anſchauung auf ein großartiges Zuſammenwirken der Kräfte im Weltall, auf den wohlgeordneten Kosmos (Naturae majestas) gerichtet iſt, kann eine wahre, aus dem Innern quellende Begeiſterung nicht verkannt werden. Das Werk hat auf das ganze Mittelalter mächtig nachgewirkt.

Als Beweiſe des Naturgefühls bei den Römern würden wir gern auch die anmutig gelegenen Villen auf dem Pincius, bei Tuſculum und Tibur, am Vorgebirge Miſenum, bei Puteoli und Bajä anführen, wenn ſie nicht, wie die des Scaurus und Mäcenas, des Lucullus und des Hadrian, mit Prachtgebäuden überfüllt geweſen wären. Tempel, Theater und Rennbahnen wechſelten ab mit Vogelhäuſern und Gebäuden, der Zucht von Schnecken und Haſelmäuſen beſtimmt. Seinen, allerdings einfacheren Landſitz zu Liternum hatte der ältere Scipio feſtungsartig mit Türmen umgeben. Der Name eines Freundes des Auguſtus (Matius) iſt uns aufbewahrt, weil er, Zwang und Unnatur liebend, zuerſt die Sitte des Beſchneidens der Bäume aufbrachte, um ſie nach architektoniſchen und plaſtiſchen Vorbildern kunſtmäßig umzuformen. Die Briefe des jüngeren Plinius liefern uns anmutige Beſchreibungen zweier ſeiner zahlreichen Villen (Laurentinum und Tuſculum). Wenn man auch in beiden der Baulichkeiten, von beſchnittenem Buxus umgeben, mehr zuſammengedrängt findet, als nach unſerem Naturgefühl zu wünſchen wäre, ſo beweiſen doch dieſe Schilderungen, wie die Nachahmung des Thals von Tempe in der tiburtiniſchen Villa des Hadrian, daß neben der Liebe zur Kunſt, neben der ängſtlichen Sorgfalt für Behaglichkeit durch Stellung der Landhäuſer nach Verhältnis zur Sonne und zu vorherrſchenden Winden, auch Liebe zu freiem Genuß der Natur den römiſchen Stadtbewohnern nicht fremd war. Mit Freude ſetzen wir hinzu, daß dieſer Genuß auf den Landgütern des Plinius durch den widrigen Anblick des Sklaven-Elendes minder geſtört war. Der reiche Mann war nicht bloß einer der gelehrteſten ſeiner Zeit, er hatte auch, was im Altertum wenigſtens ſelten ausgedrückt iſt, rein menſchliche Gefühle des Mitleids für die unfreien unteren Volksklaſſen. Auf den Villen des jüngeren Plinius gab es keine Feſſeln; der Sklave als Landbauer vererbte frei, was er ſich erworben.

Von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn ſie ſich am Abend oder am frühen Morgen röten, von der Schönheit des blauen Gletſcher-Eiſes, von der großartigen Natur der ſchweizeriſchen Landſchaft iſt keine Schilderung aus dem Altertum auf uns gekommen, und doch gingen ununterbrochen Staatsmänner, Heerführer, und in ihrem Gefolge Litteraten durch Helvetien nach Gallien. Alle dieſe Reiſenden wiſſen nur über die unfahrbaren, ſcheußlichen Wege zu klagen; das Romantiſche der Naturſcenen beſchäftigte ſie nie. Es iſt ſogar bekannt, daß Julius Cäſar, als er zu ſeinen Legionen nach Gallien zurückkehrte, die Zeit benutzte, um „während des Überganges über die Alpen“ eine grammatiſche Schrift de analogia anzufertigen. Silius Italicus (er ſtarb unter Trajan, wo die Schweiz ſchon ſehr angebaut war) beſchreibt die Alpengegend als eine ſchreckenerregende, vegetationsloſe Einöde, während er mit Liebe alle Felſenſchluchten Italiens und die buſchigen Ufer des Liris (Garigliano) beſingt. Auffallend iſt dabei, daß der wunderſame Anblick gegliederter Baſaltſäulen, wie das mittlere Frankreich, die Rheinufer und die Lombardei ſie in vielfältigen Gruppen darbieten, die Römer zu keiner Beſchreibung, ja nicht einmal zu einer Erwähnung angeregt hat.

Während die Gefühle abſtarben, welche das klaſſiſche Altertum belebten und den Geiſt auf Handlung und Äußerung menſchlicher Thatkraft, nicht auf Zuſtände und Beſchauung der Außenwelt, leiteten, gewann eine neue Sinnesart Raum. Es verbreitete ſich allmählich das Chriſtentum; und wie dieſes, ſelbſt wo es als Staatsreligion auftrat, in der großen Angelegenheit der bürgerlichen Freiheit des Menſchengeſchlechts für die niederen Volksklaſſen wohlthätig wirkte, ſo erweiterte es auch den Blick in die freie Natur. Das Auge haftete nicht mehr an den Geſtalten der olympiſchen Götter; der Schöpfer (ſo lehren es die Kirchenväter in ihrer kunſtgerechten, oft dichteriſch phantaſiereichen Sprache) zeigt ſich groß in der toten Natur wie in der lebendigen, im wilden Kampf der Elemente wie im ſtillen Treiben der organiſchen Entfaltung. Bei der allmählichen Auflöſung der römiſchen Weltherrſchaft verſchwinden freilich nach und nach, in den Schriften jener traurigen Zeit, die ſchöpferiſche Kraft, die Einfachheit und Reinheit der Diktion; ſie verſchwinden zuerſt in den lateiniſchen Ländern, ſpäter auch in dem griechiſchen Oſten. Hang zur Einſamkeit, zu trübem Nachdenken, zu innerer Verſenkung des Gemüts wird ſichtbar; ſie wirkt gleichzeitig auf die Sprache und auf die Färbung des Stils.

Wenn ſich auf einmal etwas Neues in den Gefühlen der Menſchen zu entwickeln ſcheint, ſo kann faſt immer ein früher, tiefliegender Keim, wie vereinzelt, aufgeſpürt werden. Die Weichheit des Mimnermos hat man oft eine ſentimentale Richtung des Gemüts genannt. Die alte Welt iſt nicht ſchroff von der neueren geſchieden; aber Veränderungen in den religiöſen Ahnungen der Menſchheit, in den zarteſten ſittlichen Gefühlen, in der ſpeziellen Lebensweiſe derer, welche Einfluß auf den Ideenkreis der Maſſen ausüben, machten plötzlich vorherrſchend, was früher der Aufmerkſamkeit entgehen mußte. Die chriſtliche Richtung des Gemüts war die, aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und die Güte des Schöpfers zu beweiſen. Eine ſolche Richtung, die Verherrlichung der Gottheit aus ihren Werken, veranlaßte den Hang nach Naturbeſchreibungen. Die früheſten und ausführlichſten finden wir bei einem Zeitgenoſſen des Tertullianus und Philoſtratus, bei einem rhetoriſchen Sachwalter zu Rom, Minucius Felix, aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts. Man folgt ihm gern im Dämmerlichte an den Strand bei Oſtia, den er freilich maleriſcher und der Geſundheit zuträglicher ſchildert, als wir ihn jetzt finden. In dem religiöſen Geſpräch Octavius wird der neue Glaube gegen die Einwürfe eines heidniſchen Freundes mutvoll verteidigt.

Es iſt hier der Ort, aus den griechiſchen Kirchenvätern einige Naturſchilderungen fragmentariſch einzuſchalten, da ſie meinen Leſern gewiß weniger bekannt ſind, als was aus der römiſchen Litteratur uns die alt-italiſche Liebe zum Landleben überliefert hat. Ich beginne mit einem Briefe Baſilius des Großen, für den ich lange ſchon eine beſondere Vorliebe hege. Aus Cäſarea in Kappadocien gebürtig, hatte Baſilius, nicht viel über dreißig Jahre alt, dem heiteren Leben zu Athen entſagt, auch ſchon die chriſtlichen Einſiedeleien in Cöleſyrien und Ober-Ägypten beſucht, als er ſich nach Art der vorchriſtlichen Eſſener und Therapeuten in eine Wildnis am armeniſchen Fluſſe Iris zurückzog. Dort war ſein zweiter Bruder Naucratius nach fünfjährigem ſtrengen Anachoreten-Leben beim Fiſchen ertrunken. „Ich glaube endlich," ſchreibt er an Gregorius von Nazianz, „das Ende meiner Wanderungen zu finden. Die Hoffnung, mich mit Dir zu vereinigen, ich ſollte ſagen, meine ſüßen Träume (denn mit Recht hat man Hoffnungen Träume des wachenden Menſchen genannt), ſind unerfüllt geblieben. Gott hat mich einen Ort finden laſſen, wie er uns beiden oft in der Einbildungskraft vorgeſchwebt. Was dieſe uns in weiter Ferne gezeigt, ſehe ich jetzt vor mir. Ein hoher Berg, mit dichter Waldung bedeckt, iſt gegen Norden von friſchen, immerfließenden Waſſern befeuchtet. Am Fuß des Berges dehnt ſich eine weite Ebene hin, fruchtbar durch die Dämpfe, die ſie benetzen. Der umgebende Wald, in welchem ſich vielartige Bäume zuſammendrängen, ſchließt mich ab wie eine feſte Burg. Die Einöde iſt von zwei tiefen Thalſchluchten begrenzt. Auf der einen Seite bildet der Fluß, wo er vom Berge ſchäumend herabſtürzt, ein ſchwer zu überſchreitendes Hindernis; auf der anderen verſchließt ein breiter Bergrücken den Eingang. Meine Hütte iſt auf dem Gipfel ſo gelegen, daß ich die weite Ebene überſchaue, wie den ganzen Lauf des Iris, welcher ſchöner und waſſerreicher iſt, als der Strymon bei Amphipolis. Der Fluß meiner Einöde, reißender als irgend einer, den ich kenne, bricht ſich an der vorſpringenden Felswand und wälzt ſich ſchäumend in den Abgrund, dem Bergwanderer ein anmutiger, wundervoller Anblick, den Eingebornen nutzbar zu reichlichem Fiſchfang. Soll ich Dir beſchreiben die befruchtenden Dämpfe, welche aus der (feuchten) Erde, die kühlen Lüfte, welche aus dem (bewegten) Waſſerſpiegel aufſteigen? ſoll ich reden von dem lieblichen Geſang der Vögel und der Fülle blühender Kräuter? Was mich vor allem reizt, iſt die ſtille Ruhe der Gegend. Sie wird bisweilen nur von Jägern beſucht; denn meine Wildnis nährt Hirſche und Herden wilder Ziegen, nicht eure Bären und eure Wölfe. Wie möchte ich einen anderen Ort mit dieſem vertauſchen! Alkmäon, nachdem er die Echinaden gefunden, wollte nicht weiter umherirren." Es ſprechen ſich in dieſer einfachen Schilderung der Landſchaft und des Waldlebens Gefühle aus, welche ſich mit denen der modernen Zeit inniger verſchmelzen als alles, was uns aus dem griechiſchen und römiſchen Altertume überkommen iſt. Von der einſamen Berghütte, in die Baſilius ſich zurückgezogen, ſenkt ſich der Blick auf das feuchte Laubdach des tief liegenden Waldes. Der Ruheſitz, nach welchem er und ſein Freund Gregorius von Nazianz ſo lange ſich geſehnt, iſt endlich gefunden. Die dichteriſch-mythiſche Anſpielung am Ende des Briefes erklingt wie eine Stimme, die aus einer anderen, früheren Welt in die chriſtliche herüberſchallt.

Auch des Baſilius Homilien über das Hexaëmeron zeugen von ſeinem Naturgefühl. Er beſchreibt die Milde der ewig heiteren Nächte in Kleinaſien, wo, wie er ſich ausdrückt, die Sterne, „die ewigen Blüten des Himmels," den Geiſt des Menſchen vom Sichtbaren zum Unſichtbaren erheben. Wenn er in der Sage von der Weltſchöpfung die „Schönheit des Meeres" preiſen will, ſo beſchreibt er den Anblick der grenzenloſen Fläche in ihren verſchiedenen, wechſelnden Zuſtänden: „wie ſie, vom Hauch der Lüfte ſanft bewegt, vielfarbig, bald weißes, bald blaues, bald rötliches Licht zurückwirft, wie ſie die Küſte liebkoſt in ihren friedlichen Spielen." Dieſelbe ſentimental-ſchwermütige, der Natur zugewandte Stimmung finden wir bei Gregorius von Nyſſa, dem Bruder des Großen Baſilius. „Wenn ich," ruft er aus, „jeden Felſenrücken, jeden Thalgrund, jede Ebene mit neu-entſproſſenem Graſe bedeckt ſehe, dann den mannigfaltigen Schmuck der Bäume, und zu meinen Füßen die Lilien, doppelt von der Natur ausgeſtattet mit Wohlgeruch und mit Farbenreiz; wenn ich in der Ferne ſehe das Meer, zu dem hin die wandelnde Wolke führt, ſo wird mein Gemüt von Schwermut ergriffen, die nicht ohne Wonne iſt. Verſchwinden dann im Herbſte die Früchte, fallen die Blätter, ſtarren die Äſte des Baumes, ihres Schmuckes beraubt, ſo verſenken wir uns (bei dem ewig und regelmäßig wiederkehrenden Wechſel) in den Einklang der Wunderkräfte der Natur. Wer dieſe mit dem ſinnigen Auge der Seele durchſchaut, fühlt des Menſchen Kleinheit bei der Größe des Weltalls."

Leitete eine ſolche Verherrlichung Gottes in liebevoller Anſchauung der Natur die chriſtlichen Griechen zu dichteriſchen Naturſchilderungen, ſo waren ſie dabei auch immer, in den früheren Zeiten des neuen Glaubens, nach der Eigentümlichkeit ihrer Sinnesart, voll Verachtung aller Werke der menſchlichen Kunſt. Chryſoſtomus ſagt in unzähligen Stellen: „Siehſt du ſchimmernde Gebäude, will dich der Anblick der Säulengänge verführen, ſo betrachte ſchnell das Himmelsgewölbe und die freien Felder, in welchen die Herden am Ufer der Seen weiden. Wer verachtet nicht alle Schöpfungen der Kunſt, wenn er in der Stille des Herzens früh die aufgehende Sonne bewundert, indem ſie ihr goldenes Licht über den Erdkreis gießt; wenn er, an einer Quelle im tiefen Graſe oder unter dem dunkeln Schatten dichtbelaubter Bäume ruhend, ſein Auge weidet an der weiten dämmernd hinſchwindenden Ferne!" Antiochien war damals von Einſiedeleien umgeben, und in einer derſelben lebte Chryſoſtomus. Es war, als hätte die Beredſamkeit am Quell der Natur, in den damals waldigen Berggegenden von Syrien und Kleinaſien ihr Element, die Freiheit, wiedergefunden.

Als aber in den ſpäteren, aller Geiſteskultur feindlichen Zeiten das Chriſtentum ſich unter germaniſche und keltiſche Volksſtämme verbreitete, die vormals, dem Naturdienſt ergeben, in rohen Symbolen die erhaltenden und zerſtörenden Mächte verehrten, wurden allmählich der nahe Umgang mit der Natur und das Aufſpüren ihrer Kräfte, als zur Zauberei anregend, verdächtigt. Dieſer Umgang ſchien eben ſo gefahrbringend wie dem Tertullian, dem Clemens von Alexandrien und faſt allen älteren Kirchenvätern die Pflege der plaſtiſchen Künſte. In dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte unterſagten Kirchenverſammlungen zu Tours (1163) und zu Paris (1209) den Mönchen das ſündhafte Leſen phyſikaliſcher Schriften. Erſt durch Albert den Großen und Roger Bacon wurden die Geiſtesfeſſeln mutvoll gebrochen, wurde die „Natur entſündigt" und in ihre alten Rechte eingeſetzt.

Wir haben bisher die Kontraſte geſchildert, welche bei Griechen und Römern, in zwei ſo nahe mit einander verwandten Litteraturen, ſich nach Verſchiedenheit der Zeitepochen offenbarten. Aber nicht die Zeit allein, d. h. die Weltbegebenheiten, welche Regierungsform, Sitten und religiöſe Anſchauungen unaufhaltſam umwandeln, bringen dieſe Kontraſte in der Gefühlsweiſe hervor; noch auffallender ſind die, welche die Stammverſchiedenheit der Menſchen und ihre geiſtigen Anlagen erzeugen. Wie ganz anders zeigen ſich uns Lebendigkeit des Naturgefühls und dichteriſche Färbung der Naturſchilderungen bei den Hellenen, den Germanen des Nordens, den ſemitiſchen Stämmen, den Perſern und Indern! Es iſt eine vielfach geäußerte Meinung, daß bei den nordiſchen Völkern die Freude an der Natur, eine alte Sehnſucht nach den anmutigen Gefilden von Italien und Griechenland, nach der wundervollen Üppigkeit der Tropen-Vegetation hauptſächlich einer langen winterlichen Entbehrung alles Naturgenuſſes zuzuſchreiben ſei. Wir leugnen nicht, daß die Sehnſucht nach dem Palmen-Klima abnimmt, je nachdem man ſich dem mittäglichen Frankreich oder der iberiſchen Halbinſel nähert; aber der jetzt ſo allgemein gebrauchte, auch ethnologiſch richtige Name indogermaniſcher Stämme ſollte allein ſchon daran erinnern, daß man jenen Einflüſſen des nordiſchen Winters nicht eine zu allgemeine Wirkſamkeit zuſchreiben müſſe. Die überreiche dichteriſche Litteratur der Inder lehrt, daß zwiſchen den Wendekreiſen und denſelben nahe, ſüdlich von der Himalaya-Kette, immer grüne und immer blütenreiche Wälder die Einbildungskraft der oſt-ariſchen Völker von je her lebhaft anregten; daß dieſe Völker ſich zur naturbeſchreibenden Poeſie mehr noch hingeneigt fühlten als die im unwirtbaren Norden bis Island verbreiteten echt germaniſchen Stämme. Eine Entbehrung oder wenigſtens eine gewiſſe Unterbrechung des Naturgenuſſes iſt aber auch den beglückteren Klimaten des ſüdlichen Aſiens eigen. Die Jahreszeiten ſind ſchroff von einander geſchieden, durch Wechſel von allbefruchtendem Regen und ſtaubig verödender Dürre. In Perſien (der weſt-ariſchen Hochebene) dringt die pflanzenleere Wüſte mannigfach buſenförmig in die geſegnetſten Fruchtländer ein. Waldung bildet oft in Mittel- und Vorder-Aſien das Ufer der weitgedehnten inneren Steppenmeere. So gewähren dem Bewohner jener heißen Klimate die räumlichen Verhältniſſe des Bodens in horizontaler Richtung denſelben Kontraſt der Öde und des Pflanzenreichtums als in ſenkrechter Richtung die ſchneebedeckten Bergketten von Indien und Afghaniſtan. Großartige Kontraſte der Jahreszeiten, der Vegetation und der Höhe ſind aber überall, wo eine lebendige Natur-Anſchauung mit der ganzen Kultur und den religiöſen Ahnungen eines Volksſtammes verwebt iſt, die anregenden Elemente dichteriſcher Phantaſie.

Freude an der Natur, dem beſchaulichen Hang der germaniſchen Nationen eigentümlich, ſpricht ſich in einem hohen Grade in den früheſten Gedichten des Mittelalters aus. Die ritterliche Poeſie der Minneſänger in der hohenſtaufiſchen Zeit giebt zahlreiche Beweiſe dafür. So mannigfaltige hiſtoriſche Berührungspunkte auch dieſe Poeſie mit der romaniſchen der Provençalen hat, iſt doch das echt germaniſche Prinzip nie daran verkannt worden. Ein inniges, alles durchdringendes Naturgefühl leuchtet aus den germaniſchen Sitten und allen Einrichtnngen des Lebens, ja aus dem Hange zur Freiheit hervor. Viel in höfiſchen Kreiſen lebend, ja oft aus ihnen entſproſſen, blieben die wandernden Minneſänger mit der Natur in beſtändigem Verkehr. Es erhielt ſich friſch in ihnen eine idylliſche, oft elegiſche Gemütsſtimmung. Um das zu würdigen, was eine ſolche Stimmung hervorgebracht, wende ich mich zu den Forſchungen der tiefſten Kenner unſeres deutſchen Mittelalters, zu meinen edeln

Freunden **Jakob** und **Wilhelm Grimm**. „Die vaterländiſchen Dichter jener Epoche“, ſagt der Letztere, „haben ſich nirgends einer abgeſonderten Naturſchilderung hingegeben, einer ſolchen, die kein anderes Ziel hat, als den Eindruck der Landſchaft auf das Gemüt mit glänzenden Farben darzuſtellen. Der Sinn für die Natur fehlte den altdeutſchen Meiſtern gewiß nicht; aber ſie hinterließen uns keine andre Äußerung dieſes Sinnes als die, welche der Zuſammenhang mit geſchichtlichen Vorfällen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyriſche Gedichte ausſtrömten. Um mit dem Volks-Epos, den älteſten und wertvollſten Denkmälern, zu beginnen, ſo findet ſich weder in den **Nibelungen** noch in der **Gudrun** die Schilderung einer Naturſcene: ſelbſt da, wo dazu Veranlaſſung war. Bei der ſonſt umſtändlichen Beſchreibung der Jagd, auf welcher Siegfried ermordet wird, geſchieht nur Erwähnung der blumenreichen Heide und des kühlen Brunnens unter der Linde. In der **Gudrun**, die eine gewiſſe feinere Ausbildung zeigt, bricht der Sinn für die Natur etwas mehr durch. Als die Königstochter mit ihren Gefährten, zu niedrigem Sklavendienſt gezwungen, die Gewänder ihrer grauſamen Gebieter an das Ufer des Meeres trägt, wird die Zeit bezeichnet, wo der Winter ſich eben gelöſt und der Wettgeſang der Vögel beginnt. Noch fallen Schnee und Regen herab, und das Haar der Jungfrauen wird vom rauhen Märzwinde gepeitſcht. Als Gudrun, ihre Befreier erwartend, das Lager verläßt und nun das Meer beim Aufgang des Morgenſterns zu ſchimmern beginnt, unterſcheidet ſie die dunkeln Helme und die Schilde der Freunde. Es ſind wenige Worte, welche dies andeuten: aber ſie geben ein anſchauliches Bild, beſtimmt, die Spannung vor einem wichtigen geſchichtlichen Ereignis zu vermehren. Nicht anders macht es Homer, wenn er die Cyklopen-Inſel ſchildert und die geordneten Gärten des Alkinous; er will anſchaulich machen die üppige Fülle der Wildnis, in der die rieſigen Ungeheuer leben, und den prächtigen Wohnſitz eines mächtigen Königs. Beide Dichter gehen nicht darauf aus, eine für ſich beſtehende Naturſchilderung zu entwerfen.“

„Dem ſchlichten Volks-Epos ſtehen die inhaltreichen Erzählungen der ritterlichen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts entgegen: die eine bewußte Kunſt übten und unter welchen ſich Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg im Beginn des Jahrhunderts ſo ſehr hervorheben, daß man ſie die großen und klaſſiſchen nennen kann. Aus ihren umfangreichen Werken würde man Beweiſe genug von tiefem Gefühl für die Natur, wie es zumal in Gleichniſſen ausbricht, ſammeln können; aber der Gedanke an unabhängige Naturſchilderungen war auch ihnen fremd. Sie hemmten nicht den Fortſchritt der Handlung, um bei der Betrachtung des ruhigen Lebens der Natur ſtille zu ſtehen. Wie verſchieden davon ſind die neueren dichteriſchen Kompoſitionen! Bernardin de St. Pierre braucht die Ereigniſſe nur als Rahmen für ſein Gemälde. Die lyriſchen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, zumal wenn ſie die **Minne** beſingen (was ſie nicht immer thun), reden oft genug von dem milden Mai, dem Geſang der Nachtigall, dem Tau, welcher an den Blüten der Heide glänzt: aber immer nur in Beziehung der Gefühle, die ſich darin abſpiegeln ſollen. Um traurende Stimmungen zu bezeichnen, wird der falben Blätter, der verſtummenden Vögel, der in Schnee vergrabenen Saaten gedacht. Dieſelben Gedanken, freilich ſchön und ſehr verſchiedenartig ausgedrückt, kehren unabläſſig wieder. Der ſeelenvolle Walther von der Vogelweide und der tiefſinnige Wolfram von Eſchenbach, von dem wir leider nur wenige lyriſche Geſänge beſitzen, ſind hier als glänzende Beiſpiele aufzuführen.“

„Die Frage: ob der Kontakt mit dem ſüdlichen Italien, oder durch die Kreuzzüge mit Kleinaſien, Syrien und Paläſtina die deutſche Dichtkunſt nicht mit neuen Naturbildern bereichert habe? kann im allgemeinen nur verneint werden. Man bemerkt nicht, daß die Bekanntſchaft mit dem Orient dem Minnegeſang eine andere Richtung gegeben habe. Die Kreuzfahrer kamen wenig in nahe Verbindung mit den Sarazenen; ja ſie lebten ſelbſt mit anderen Völkern, die für dieſelbe Sache kämpften, in großer Spannung. Einer der älteſten lyriſchen Dichter war Friedrich von Hauſen. Er kam in dem Heere Barbaroſſas um. Seine Lieder enthalten vielfache Beziehungen auf die Kreuzfahrt, aber ſie drücken nur religiöſe Anſichten aus oder den Schmerz ſich von der Geliebten getrennt zu ſehen. Von dem Lande fanden er und alle, die an den Kreuzzügen teil nahmen: wie Reinmar der Alte, Rubin, Neidhart und Ulrich von Lichtenſtein, nicht Veranlaſſung etwas zu ſagen. Reinmar kam als Pilgrim nach Syrien: wie es ſcheint, im Gefolge Herzogs Leopolds VI. von Öſterreich. Er klagt, daß die Gedanken an die Heimat ihn nicht loslaſſen, und ihn von Gott abziehen. Die Dattelpalme wird hier einige Male genannt, wo der Palmenzweige gedacht iſt, welche fromme Pilger auf der Schulter tragen ſollen. Ich erinnere mich auch nicht, daß die herrliche Natur Italiens die Phantaſie der Minneſänger angeregt habe, welche die Alpen überſtiegen. Walther von der Vogelweide, der weit umhergezogen, hatte nur den Po geſehen; aber Freidank[3]) war in Rom. Er bemerkt bloß, daß in den Paläſten derer, welche ſonſt dort herrſchten, Gras wachſe.“

Das deutſche **Tier-Epos**, welches nicht mit der **Tierfabel** des Orients verwechſelt werden darf, iſt aus einem Zuſammenleben mit der Tierwelt entſtanden, ohne die Abſicht zu haben, dieſe darzuſtellen. Das Tier-Epoch, welches Jakob Grimm in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe des **Reinhart Fuchs** ſo meiſterhaft behandelt, bezeugt eine innige Freude an der Natur. Die nicht an den Boden gefeſſelten, mit Stimme begabten, leidenſchaftlich aufgeregten Tiere kontraſtieren mit dem Stillleben der ſchweigſamen Pflanzen. Sie ſind ein immerdar thätiges, die Landſchaft belebendes Prinzip. „Die alte Poeſie betrachtet das Naturleben gern mit menſchlichem Auge; ſie leiht den Tieren und bisweilen ſelbſt den Pflanzen Sinn und Empfindungen des Menſchen, indem ſie phantaſiereich und kindlich alles Wahrgenommene in Geſtalt und Trieben zu deuten weiß. Kräuter und Blumen ſind von Göttern und Helden gepflückt und gebraucht worden, ſie führen dann nach ihnen den Namen. Man fühlt, daß es wie ein alter Waldgeruch uns aus dem deutſchen Tiergedicht anwehe.“

An die Denkmäler germaniſcher Naturdichtuug hätte man vormals geneigt ſein können Reſte keltiſch-iriſcher Dichtung anzuſchließen, die ein halbes Jahrhundert lang unter dem Namen Oſſians wie Nebelgeſtalten von Volk zu Volk gewandelt ſind; aber der Zauber iſt verſchwunden, ſeitdem des talentvollen Macpherſon's litterariſches Benehmen durch die Herausgabe des von ihm geſchmiedeten galliſchen Urtextes (einer Rückübertragung des engliſchen Werkes) vollkommen aufgedeckt worden iſt. Es giebt alt-iriſche Fingal-Lieder, unter dem Namen der **Finnianiſchen** aufgezeichnet, aus chriſtlicher Zeit, vielleicht nicht einmal bis zu der des achten Jahrhunderts hinaufreichend; aber dieſe Volksgeſänge enthalten wenig von den ſentimentalen Naturſchilderungen, welche den Macpherſonſchen Gedichten einen beſonderen Reiz geben.[4])

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß, wenn ſentimental-romantiſche Anregungen der Gefühle dem indogermaniſchen Menſchenſtamme des nördlichen Europas in einem hohen Grade eigentümlich ſind, man dieſe Erſcheinung nicht allein als Folge des Klimas, d. h. der durch lange Entbehrung geſteigerten Sehnſucht, betrachten darf. Wir haben erinnert, wie die indiſche und perſiſche Litteratur, unter der Glut des ſüdlichen Himmels entwickelt, die reizendſten Schilderungen liefert ſowohl der organiſchen als der toten elementariſchen Natur: des Überganges der Dürre zum tropiſchen Regen, der Erſcheinung des erſten Gewölkes im tiefen Blau der reinen Lüfte, wenn die langerſehnten eteſiſchen Winde in dem gefiederten Laube der Palmengipfel allmählich zu rauſchen beginnen.

Es iſt hier der Ort, etwas tiefer in das Gebiet der indiſchen Naturſchilderung einzudringen. „Denken wir uns,“ ſagt Laſſen in ſeiner vortrefflichen indiſchen Altertumskunde, einen Teil des ariſchen Stammes aus ſeinem Urſitz, dem Nordweſtlande, nach Indien eingewandert, ſo fand ſich derſelbe dort von einer ganz neuen, wundervoll reichen Natur umgeben. Die Milde des Klimas, die Fruchtbarkeit des Bodens, ſeine freigebige Fülle an herrlichen Gaben mußten dem neuen Leben eine heitere Farbe mitteilen. Bei den urſprünglichen herrlichen Anlagen des ariſchen Volkes, bei dem Beſitze einer höheren Ausſtattung des Geiſtes, in der alles Erhabene und Große, das von den Indern ausgeführt iſt, wie in einem Keime wurzelt, erzeugte früh die Anſchauung der Außenwelt ein tiefes Nachdenken über die Kräfte der Natur, ein Nachdenken, welches die Grundlage der kontemplativen Richtung iſt, die wir innigſt mit der älteſten Poeſie der Inder verwebt finden. Ein ſo allbeherrſchender Eindruck, welchen die Natur auf das Bewußtſein des Volkes gemacht, bethätigt ſich am deutlichſten in ſeiner religiöſen Grundanſicht, in der Erkenntnis des Göttlichen in der Natur. Die ſorgenloſe Leichtigkeit des äußeren Daſeins kam einer kontemplativen Richtung fördernd entgegen. Wer konnte ſich ungeſtörter und inniger der Betrachtung hingeben; nachſinnen über das irdiſche Leben, den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode, über das Weſen des Göttlichen, als die indiſchen Büßer, die waldbewohnenden Brahmanen? deren alte Schulen eine der eigentümlichſten Erſcheinungen des indiſchen Lebens bilden und auf die geiſtige Entwickelung des ganzen Stammes einen weſentlichen Einfluß ausgeübt haben.“

Soll ich hier, wie ich, von meinem Bruder und anderen Sanskritkundigen geleitet, in meinen öffentlichen Vorleſungen gethan, einzeln an das erinnern, was ein lebendiges und häufig ausbrechendes Naturgefühl in die beſchreibenden Teile der indiſchen Poeſie eingewebt hat, ſo beginne ich mit den Veden, dem erſten und heiligſten Denkmale der Kultur oſt-ariſcher Völker. Ihr Hauptgegenſtand iſt die Verehrung der Natur. Reizende Schilderungen der Morgenröte und des Anblicks der „goldhändigen“ Sonne enthalten die Hymnen des Rigveda. Die großen Heldengedichte Ramayana und Mahabharata ſind jünger als die Veden, älter als die Puranen. In den epiſchen Schöpfungen iſt ihrem Weſen nach die Verherrlichung der Natur an die Sage geknüpft. Wenn in den Veden ſich ſelten örtlich die Scene angeben läßt, welche die heiligen Weiſen begeiſterte, ſo ſind dagegen in den Heldengedichten die Naturſchilderungen meiſt individuell und an beſtimmte Lokalitäten gebunden, daher, was hauptſächlich Leben giebt, aus ſelbſtempfangenen Eindrücken geſchöpft. Von reicher Färbung iſt die Reiſe Ramas von Ayodhya nach der Reſidenzſtadt Dſchanakas, ſein Leben im Urwalde, das Bild von dem Einſiedlerleben der Panduiden.

---

[3]) **Vridankes Beſcheidenheit** von **Wilhelm Grimm** 1834 S. L und CXXVIII. Das ganze Urteil über das deutſche Volks-Epos und über den Minnegeſang habe ich einem Briefe von **Wilhelm Grimm** an mich (Okt. 1845) entlehnt. Aus einem ſehr alten angelſächſiſchen Gedichte über die Namen der Runen, welches Hickes zuerſt bekannt gemacht und das eine gewiſſe Verwandtſchaft mit eddiſchen Liedern hat, ſchalte ich hier noch eine recht charakteriſtiſche Beſchreibung der Birke ein: „**Beorc** iſt in Äſten ſchön; an den Spitzen rauſcht ſie, lieblich bewachſen mit Blättern, von den Lüften bewegt.“ Einfach und edel iſt die Begrüßung des Tages: „Tag iſt des Herren Bote, teuer dem Menſchen, herrliches Licht Gottes, Freude und Zuverſicht Reichen und Armen, allen gedeihlich!“ Vgl. **Wilhelm Grimm über deutſche Runen** 1821 S. 94, 225 und 234.

[4]) **Die Unechtheit der Lieder Oſſians und des Macpherſonſchen Oſſians insbeſondere**, von **Talvj** (1840), der geiſtreichen Überſetzerin der ſerbiſchen Volkspoeſien. Die erſte Publikation des Oſſian von Macpherſon iſt von 1760. Die Finnianiſchen Lieder ertönen allerdings in den ſchottiſchen Hochlanden wie in Irland, aber ſie ſind nach O'Reilly und Drummond von Irland aus dahin übergetragen.

Der Name Kalidaſas iſt vielfach und früh unter den weſtlichen Völkern gefeiert worden. Der große Dichter glänzte an dem hochgebildeten Hofe des Vikramaditya, alſo gleichzeitig mit Virgil und Horaz. Die engliſchen und deutſchen Ueberſetzungen der Sakuntala haben die Bewunderung angeregt, welche dem Kalidaſa in ſo reichem Maße gezollt worden iſt.[5] Zartheit der Empfindungen und Reichtum ſchöpferiſcher Phantaſie weiſen ihm ſeinen hohen Rang unter den Dichtern aller Nationen an. Den Reiz ſeiner Naturſchilderungen bezeugen das liebliche Drama Vikrama und Urvaſi: wo der König im Dickicht der Wälder umherirrt, um die Nymphe Urvaſi zu ſuchen; das Gedicht der Jahreszeiten und der Wolkenbote (Meghaduta). Mit bewundernswürdiger Naturwahrheit iſt in dieſem die Freude geſchildert, mit welcher nach langer tropiſcher Dürre die erſte Erſcheinung eines aufſteigenden Gewölkes als Anzeige der nahen Regenzeit begrüßt wird. Der Ausdruck Naturwahrheit, deſſen ich mich eben bedient habe, kann allein die Kühnheit rechtfertigen neben dem indiſchen Wolkenboten an ein Naturbild von dem Eintritt der Regenzeit zu erinnern, das ich in Südamerika zu einer Epoche entworfen, wo Kalidaſas Meghaduta mir auch nicht einmal aus Chézys Überſetzung bekannt ſein konnte. Die geheimnisvollen meteorologiſchen Prozeſſe, welche im Luftkreiſe vorgehen: in Dunſtbildung, Wolkengeſtalt und leuchtenden elektriſchen Erſcheinungen, ſind zwiſchen den Wendekreiſen dieſelben in beiden Kontinenten; und die idealiſierende Kunſt, deren Beruf es iſt, die Wirklichkeit zu einem Bilde zu erheben, würde nicht von ihrem Zauber verlieren, wenn es dem zergliedernden Beobachtungsgeiſte ſpäterer Jahrhunderte glückte die Naturwahrheit einer alten, nur beſchauenden Dichtung zu bekräftigen.

Von den Oſt-Ariern, den brahmaniſchen Indern, und der entſchiedenen Richtung ihres Sinnes auf die maleriſche Schönheit der Natur gehen wir zu den Weſt-Ariern, den Perſern, über, welche ſich im nördlicheren Zendlande getrennt hatten und urſprünglich einer geiſtigen Verehrung der Natur neben der dualiſtiſchen Anſchauung von Ahriman und Ormuzd zugethan waren. Was wir perſiſche Litteratur nennen, ſteigt nur in die Zeit der Saſſaniden hinauf; die älteſten Denkmale der Dichtung ſind untergegangen. Erſt nachdem das Land von den Arabern unterjocht und ſich ſelbſt entfremdet war, erhielt es wieder eine National-Litteratur unter den Samaniden, Gazneviden und Seldſchuken. Der Flor der Poeſie von Firduſi bis Hafiz und Dſchami dauerte kaum vier- bis fünfhundert Jahre; er reicht faſt nur bis zur Schiffahrt von Vasco de Gama. Wenn wir dem Naturgefühl bei Indern und Perſern nachſpüren, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß beide Völker, nach dem Maß ihrer Bildung betrachtet, gleichmäßig durch Zeit und Raum von einander getrennt erſcheinen. Die perſiſche Litteratur gehört dem Mittelalter, die große indiſche im eigentlichſten Sinne dem Altertume zu. Die Natur im iraniſchen Hochlande hat nicht die Üppigkeit der Baum-Vegetation, die wunderſame Mannigfaltigkeit von Geſtalt und Farbe der Gewächſe, welche den Boden von Hinduſtan ſchmücken. Die Vindhya-Kette, lange die Grenzſcheide der oſt-ariſchen Völker, fällt noch in die Tropenzone: während ganz Perſien jenſeits des Wendekreiſes liegt, ja die perſiſche Dichtung teilweiſe ſogar dem nördlichen Boden von Balkh und Fergana zugehört. Die von den perſiſchen Dichtern gefeierten vier Paradieſe waren das anmutige Thal von Soghd bei Samarkand, Maſchanrud bei Hamadan, Scha'abi Bowan bei Kal'eh Sofid in Fars, und Ghute, die Ebene von Damaskus. Beiden, Iran und Turan, fehlt indes die Waldnatur und mit ihr das Einſiedlerleben des Waldes: welche beide ſo mächtig auf die Einbildungskraft der indiſchen Dichter gewirkt haben. Gärten, durch ſpringende Waſſer erfriſcht, mit Roſengebüſch und Fruchtbäumen gefüllt, erſetzen nicht die wilden, großartigen Naturſcenen von Hinduſtan. Kein Wunder daher, daß die beſchreibende Poeſie minder lebensfriſch, oft nüchtern und von gekünſtelter Zierlichkeit iſt. Wenn nach dem Sinne der Eingeborenen das höchſte Lob dem gezollt wird, was wir durch die Worte Geiſt und Witz bezeichnen, ſo muß die Bewunderung ſich auf die Fruchtbarkeit der perſiſchen Dichter, auf die unabſehbare Mannigfaltigkeit der Formen beſchränken, unter welchen ſie denſelben Stoff zu behandeln wiſſen; Tiefe und Innigkeit der Gefühle werden vermißt.

Auch die Schilderung der Landſchaft unterbricht nur ſelten die Erzählung in dem National-Epos oder geſchichtlichen Heldenbuche des Firduſi. Beſonders anmutig und von lokaler Wahrheit, die Milde des Klimas und Kraft der Vegetation beſchreibend, ſcheint mir das Lob des Küſtenlandes Mazenderan im Munde eines wandernden Sängers. Der König Kei Kawus wird durch dies Lob zu einem Zuge nach dem Kaſpiſchen Meere und zu einer neuen Eroberung angereizt. Die Frühlingsgedichte von Enweri, Dſchelal-eddin Rumi, Adhad und des halb-indiſchen Feiſi (der zweite gilt für den größten myſtiſchen Dichter des Orients) atmen ein friſches Leben, da wo der kleinliche Drang nach ſpielenden Gleichniſſen den Genuß nicht unbehaglich ſtört. Sadi im Boſtan und Guliſtan (Frucht- und Roſengarten), Hafiz, deſſen fröhliche Lebensphiloſophie man mit der des Horaz verglichen hat, bezeichnen, der erſte ein Zeitalter der Sittenlehre, der zweite als Minneſänger den höchſten Schwung der Lyrik; aber Schwulſt und Ziererei verunſtalten oft die Schilderung der Natur. Der Lieblingsgegenſtand der perſiſchen Dichtung, „die Liebe der Nachtigall und der Roſe“ kehrt immer ermüdend wieder, und in den konventionellen Künſteleien der Blumenſprache erſtirbt im Morgenlande das innere Naturgefühl.

Wenn wir von dem iraniſchen Hochlande durch Turan (im Zend Tûirja) nordwärts in die Europa und Aſien ſcheidende Uralkette übergehen, ſo gelangen wir zu dem Urſitze des finniſchen Stammes; denn der Ural iſt ein alt-finniſches, wie der Altai ein alt-türkiſches Land. Bei den finniſchen Stämmen nun, die ſich weit im Weſten auf europäiſchem Boden in der Niederung angeſiedelt, hat aus dem Munde der Karelier und der Landleute von Olonez Elias Lönnrot eine große Zahl finniſcher Lieder geſammelt, in denen nach dem Ausdruck von Jakob Grimm „ein reges ſinniges Naturgefühl waltet, wie es faſt nur in indiſchen Dichtungen angetroffen wird“. Ein altes Epos von faſt dreitauſend Verſen dreht ſich um den Kampf zwiſchen Finnen und Lappen und um die Schickſale eines göttlichen Helden, der Vaino genannt wird. Es enthält das Epos eine anmutvolle Beſchreibung des finniſchen Landlebens: beſonders da, wo die Frau des Eiſenſchmidts Ilmarinen ihre Herden in die Wälder ſendet und Gebete zum Schutze der Tiere ſpricht. Wenige Völkerſtämme bieten in ihrer Geiſtesbildung und in der Richtung ihrer Gefühle, wie ſie durch entartende Knechtſchaft, oder kriegeriſche Wildheit, oder ausdauerndes Streben nach politiſcher Freiheit beſtimmt worden iſt, mannigfaltigere und wunderſamere Abſtufungen dar als der finniſche Stamm in ſeinen ſprachverwandten Unterabteilungen. Wir erinnern an jene, jetzt ſo friedlichen Landleute, bei denen das Epos aufgefunden worden; an die lange mit Mongolen verwechſelten weltſtürmenden Hunnen und an ein großes und edles Volk: die Magyaren.

Bei der Betrachtung deſſen, was in der Lebendigkeit des Naturgefühls und der Form ſeiner Äußerungen von der Verſchiedenheit der Raſſen, von dem eigentümlichen Einfluſſe der Geſtaltung des Bodens, von der Staatsverfaſſung und der religiöſen Stimmung abzuhängen ſcheint, bleibt uns übrig einen Blick auf die Völker Aſiens zu werfen, welche mit den ariſchen oder indogermaniſchen Stämmen, den Indern und Perſern, am meiſten kontraſtieren. Die ſemitiſchen oder aramäiſchen Nationen zeigen uns in den älteſten und ehrwürdigſten Denkmälern ihrer dichteriſchen Gemütsart und ſchaffenden Phantaſie Beweiſe eines tiefen Naturgefühls. Der Ausdruck desſelben offenbart ſich großartig und belebend in Hirtenſagen, in Tempel- und Chorgeſängen, in dem Glanz der lyriſchen Poeſie unter David, in der Seher- und Prophetenſchule, deren hohe Begeiſterung, der Vergangenheit faſt entfremdet, ahnungsvoll auf die Zukunft gerichtet iſt.

Die hebräiſche Dichtungsweiſe bietet den Bewohnern des Abendlandes bei ihrer inneren, erhabnen Größe noch den beſonderen Reiz, daß ſie mit den lokalen Glaubens-Erinnerungen der Anhänger von drei weitverbreiteten Religionen: der moſaiſchen, chriſtlichen und mohammedaniſchen, vielfach verwebt iſt. Durch Miſſionen, welche der Handelsgeiſt und die Eroberungsſucht ſchiffahrender Nationen begünſtigen, ſind geographiſche Namen und Naturſchilderungen des Morgenlandes, wie ſie die Schriften des Alten Bundes uns aufbewahrt, tief in die Wälder der Neuen Welt und in die Inſeln der Südſee eingedrungen.

Es iſt ein charakteriſtiſches Kennzeichen der Naturpoeſie der Hebräer, daß, als Reflex des Monotheismus, ſie ſtets das Ganze des Weltalls in ſeiner Einheit umfaßt: ſowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt ſeltener bei dem Einzelnen der Erſcheinung, ſondern erfreut ſich der Anſchauung großer Maſſen. Die Natur wird nicht geſchildert als ein für ſich Beſtehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräiſchen Sänger erſcheint ſie immer in Beziehung auf eine höher waltende geiſtige Macht. Die Natur iſt ihm ein Geſchaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deshalb iſt die lyriſche Dichtung der Hebräer ſchon ihrem Inhalte nach großartig und von feierlichem Ernſt; ſie iſt trübe und ſehnſuchtsvoll, wenn ſie die irdiſchen Zuſtände der Menſchheit berührt. Bemerkenswert iſt auch noch, daß dieſe Poeſie trotz ihrer Größe, ſelbſt im Schwunge der höchſten, durch den Zauber der Muſik hervorgerufenen Begeiſterung, faſt nie maßlos wie die indiſche Dichtung wird. Der reinen Anſchauung des Göttlichen hingegeben, ſinnbildlich in der Sprache, aber klar und einfach in dem Gedanken: gefällt ſie ſich in Gleichniſſen, die faſt rhythmiſch, immer dieſelben, wiederkehren.

---

[5] Kalidaſa, am Hofe des Vikramaditya, lebte ungefähr 56 Jahr vor unſrer Zeitrechnung. Das Alter der beiden großen Heldengedichte, des Ramayana und Mahabharata, reicht ſehr wahrſcheinlich weit über die Erſcheinung Buddahs, d. i. weit über die Mitte des ſechſten Jahrhunderts vor Chr., hinauf. Georg Forſter hat durch die Überſetzung der Sakuntala, d. i. durch die geſchmackvolle Verdeutſchung einer engliſchen Übertragung von William Jones (1791) viel zu dem Enthuſiasmus beigetragen, welcher damals zuerſt für indiſche Dichtkunſt in unſerm Vaterlande ausbrach. Ich erinnere gern an zwei ſchöne Diſtichen Goethes, die 1792 erſchienen:

Willſt du die Blüte des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres;
Willſt du, was reizt und entzückt, willſt du, was ſättigt und nährt;
Willſt du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen:
Nenn' ich, Sakontala, dich, und ſo iſt alles geſagt.

Als Naturbeſchreibungen ſind die Schriften des alten Bundes eine treue Abſpiegelung der Beſchaffenheit des Landes, in welchem das Volk ſich bewegte: der Abwechslung von Öde, Fruchtbarkeit und libanotiſcher Waldbedeckung, die der Boden von Paläſtina darbietet. Sie ſchildern die Verhältniſſe des Klima's in geregelter Zeitfolge, die Sitten der Hirtenvölker und deren angeſtammte Abneigung gegen den Feldbau. Die epiſchen oder hiſtoriſchen Darſtellungen ſind von naiver Einfachheit, faſt noch ſchmuckloſer als Herodot, naturwahr: wie, bei ſo geringer Umwandlung der Sitten und aller Verhältniſſe des Nomadenlebens, die neueren Reiſenden einſtimmig es bezeugen. Geſchmückter aber und ein reiches Naturleben entfaltend iſt die Lyrik der Hebräer. Man möchte ſagen, daß in dem einzigen 104. Pſalm das Bild des ganzen Kosmos dargelegt iſt: „Der Herr, mit Licht umhüllet, hat den Himmel wie einen Teppich ausgeſpannt. Er hat den Erdball auf ſich ſelbſt gegründet, daß er in Ewigkeit nicht wanke. Die Gewäſſer quellen von den Bergen herab in die Thäler; zu den Orten, die ihnen beſchieden: daß ſie nie überſchreiten die ihnen geſetzten Grenzen, aber tränken alles Wild des Feldes. Der Lüfte Vögel ſingen unter dem Laube hervor. Saftvoll ſtehen des Ewigen Bäume; Libanons Cedern, die der Herr ſelbſt gepflanzt: daß ſich das Federwild dort niſte, und auf Tannen ſein Gehäus der Habicht baue.“ Es wird beſchrieben „das Weltmeer, in dem es wimmelt von Leben ohne Zahl. Da wandeln die Schiffe, und es regt ſich das Ungeheuer, das du ſchufeſt darin zu ſcherzen.“ Es wird „die Saat der Felder, durch Menſchenarbeit beſtellt, der fröhliche Weinbau und die Pflege der Ölgärten“ geſchildert. Die Himmelskörper geben dieſem Naturbilde ſeine Vollendung. Der Herr ſchuf den Mond, die Zeiten einzuteilen; die Sonne, die das Ziel kennt ihrer Bahn. Es wird Nacht: da ſchwärmt Gewild umher. Nach Raube brüllen junge Löwen und verlangen Speiſe von Gott. Erſcheint die Sonne, ſo heben ſie ſich davon und lagern ſich in ihre Höhlen; dann geht der Menſch zu ſeiner Arbeit, zu ſeinem Tagewerk bis Abend.“ Man erſtaunt, in einer lyriſchen Dichtung von ſo geringem Umfange, mit wenigen großen Zügen, das Univerſum, Himmel und Erde geſchildert zu ſehen. Dem bewegten Elementarleben der Natur iſt hier des Menſchen ſtilles, mühevolles Treiben vom Aufgang der Sonne bis zum Schluß des Tagewerks am Abend entgegengeſtellt. Dieſer Kontraſt, dieſe Allgemeinheit der Auffaſſung in der Wechſelwirkung der Erſcheinungen, dieſer Rückblick auf die allgegenwärtige unſichtbare Macht, welche „die Erde verjüngen“ oder in Staub zertrümmern kann, begründen das Feierliche einer minder lebenswarmen und gemütlichen als erhaben poetiſchen Dichtung.

Ähnliche Anſichten des Kosmos kehren mehrmals wieder (Pſalm 65, 7—14 und 74, 15—17): am vollendetſten vielleicht in dem 37. Kapitel des alten Buches Hiob. Die meteorologiſchen Prozeſſe, welche in der Wolkendecke vorgehen, die Formbildung und Auflöſung der Dünſte bei verſchiedener Windrichtung, ihr Farbenſpiel, die Erzeugung des Hagels und des rollenden Donners, werden mit individueller Anſchaulichkeit beſchrieben; auch viele Fragen vorgelegt, die unſere heutige Phyſik in wiſſenſchaftlicheren Ausdrücken zu formulieren, aber nicht befriedigend zu löſen vermag. Das Buch Hiob wird allgemein für die vollendetſte Dichtung gehalten, welche die hebräiſche Poeſie hervorgebracht hat. Es iſt ſo maleriſch in der Darſtellung einzelner Erſcheinungen als kunſtreich in der Anlage der ganzen didaktiſchen Kompoſition. In allen modernen Sprachen, in welche das Buch Hiob übertragen worden iſt, laſſen ſeine Naturbilder des Orients einen tiefen Eindruck. „Der Herr wandelt auf des Meeres Höhen, auf dem Rücken der vom Sturm aufgetürmten Wellen. — Die Morgenröte erfaßt der Erde Saumen und geſtaltet mannigfach die Wolkenhülle, wie des Menſchen Hand den bildſamen Thon.“ — Es werden die Sitten der Tiere geſchildert: des Waldeſels und der Roſſe, des Büffels, des Nilpferds und der Krokodile, des Adlers und des Straußen. — Wir ſehen „den reinen Äther in der Schwüle des Südwindes wie einen gegoſſenen Spiegel über die dürſtende Wüſte hingedehnt.“ Wo die Natur kärglich ihre Gaben ſpendet, ſchärft ſie den Sinn des Menſchen: daß er auf jeden Wechſel im bewegten Luftkreiſe wie in den Wolkenſchichten lauſcht, daß er in der Einſamkeit der ſtarren Wüſte wie in der des wellenſchlagenden Oceans jedem Wechſel der Erſcheinungen bis zu ſeinem Vorboten nachſpürt. Das Klima iſt beſonders in dem dürren und felſigen Teile von Paläſtina geeignet ſolche Beobachtungen anzuregen. Auch an Mannigfaltigkeit der Form fehlt es der dichteriſchen Litteratur der Hebräer nicht. Während von Joſua bis Samuel die Poeſie eine kriegeriſche Begeiſterung atmet, bietet das kleine Buch der ährenleſenden Ruth ein Naturgemälde dar von der naiveſten Einfachheit und von unausſprechlichem Reize. Goethe in der Epoche ſeines Enthuſiasmus für das Morgenland nennt es „das lieblichſte, das uns epiſch und idylliſch überliefert worden iſt“.

Selbſt in den neueren Zeiten, in den erſten Denkmalen der Litteratur der Araber, bemerkt man einen ſchwachen Abglanz der großartigen Natur-Anſchauung, welche dem ſemitiſchen Stamme ſo früh eigentümlich war. Ich erinnere an die maleriſche Schildrung des beduiniſchen Wüſtenlebens, die der Grammatiker Asmai an den großen Namen Antars geknüpft und mit anderen vor-mohammedaniſchen Sagen ritterlicher Thaten zu einem großen Werke verſchmolzen hat. Die Hauptperſon dieſer romantiſchen Novelle iſt derſelbe Antar aus dem Stamme Abs, Sohn des fürſtlichen Häuptlings Schebdad und einer ſchwarzen Sklavin, deſſen Verſe unter den in der Kaaba aufgehangenen Preisgedichten (moallakât) bewahrt werden. Der gelehrte engliſche Überſetzer Terrick Hamilton hat ſelbſt ſchon auf die bibliſchen Anklänge des Stils im Antar aufmerkſam gemacht. Den Sohn der Wüſte läßt Asmai nach Konſtantinopel reiſen, wodurch ein maleriſcher Gegenſatz von griechiſcher Kultur und nomadiſcher Roheit herbeigeführt wird. Daß in der früheſten arabiſchen Dichtung die Naturſchilderung des Bodens nur einen ſehr geringen Raum einnimmt, darf um ſo weniger Wunder nehmen, als die Hauptgegenſtände der Dichtung Erzählungen von Waffenthaten, Lob der Gaſtfreundſchaft und der Liebestreue ſind; als faſt kein einziger der Sänger aus dem glücklichen Arabien ſtammte. Eine traurige Einförmigkeit von Grasfluren und ſtaubbedeckte Einöden konnten nur in eigentümlichen ſeltneren Stimmungen das Naturgefühl beleben.

Wo dem Boden der Schmuck der Wälder fehlt, beſchäftigen, wie wir bereits früher bemerkt, die Lufterſcheinungen: Sturm, Gewitter und langerſehnter Regen, um ſo mehr die Einbildungskraft. Ich erinnere vorzugsweiſe hier, um naturwahre Bilder dieſer Art den arabiſchen Dichtern zu entlehnen, an Antars Moallakat: welches die vom Regen befruchtete, vom Schwarm ſummender Inſekten beſuchte Flur beſchreibt; an die herrlichen und dazu noch örtlichen Schilderungen des Gewitters von Amrul Kais und im 7. Buche der berühmten Hamaſa; endlich an das Anſchwellen des Euphrat, wenn der Strom Schilfmaſſen und Baumſtämme in ſeinen Fluten fortrollt, im Nabegha Dhobyani. Das achte Buch der Hamaſa, welches „Reiſe und Schläfrigkeit“ überſchrieben iſt, mußte natürlich meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich lenken. Ich wurde bald belehrt, daß die Schläfrigkeit ſich nur auf das erſte Fragment des Buches bezieht: und auch in dieſem um ſo verzeihlicher iſt, als ſie einer Nachtreiſe auf dem Kamel zugeſchrieben wird.

Ich habe in dieſem Abſchnitt fragmentariſch zu entwickeln geſucht, wie die Außenwelt, d. h. der Anblick der belebten und unbelebten Natur, zu verſchiedenen Zeitepochen und bei verſchiedenen Volksſtämmen ungleichartig auf die Gedanken- und Empfindungswelt eingewirkt hat. Aus der Geſchichte der Litteratur wurde das ausgehoben, was die lebendige Äußerung des Naturgefühls charakteriſiert. Es kam dabei, wie in meinem ganzen Werke vom Kosmos, nicht auf Vollſtändigkeit: ſondern nur auf Allgemeinheit der Anſicht, auf die Auswahl ſolcher Beiſpiele an, in denen ſich die Eigentümlichkeiten der Zeiten und der Menſchenraſſen offenbaren. Ich habe die Griechen und Römer geſchildert bis zu dem allmählichen Abſterben der Gefühle, die dem klaſſiſchen Altertume in den Abendlanden einen unverlöſchbaren Glanz gegeben; ich habe in den Schriften der chriſtlichen Kirchenväter dem ſchönen Ausdruck des Naturgefühls nachgeſpürt, den in ſtiller Rührung das Einſiedlerleben erzeugte. Bei Betrachtung der indogermaniſchen Völker (ich nehme die Benennung hier in dem engeren Sinne des Worts) ſind wir übergegangen von den Dichtungen der Deutſchen im Mittelalter zu denen der hochgebildeten alten Oſt-Arier (Inder) und der minder begabten Weſt-Arier, der Bewohner des alten Iran. Nach einem flüchtigen Blicke auf die keltiſchen (galiſchen) Geſänge und ein neu-entdecktes finniſches Epos, habe ich das reiche Naturleben geſchildert, das in einem Zweige des ſemitiſchen (aramäiſchen) Stammes: in den erhabenen Gedichten der Hebräer und in denen der Araber, atmet. So haben wir die Erſcheinungswelt abgeſpiegelt geſehen in der Phantaſie der Völker im Norden und Südoſten von Europa, in Vorder-Aſien, in den perſiſchen Hochebenen und dem indiſchen Tropenlande. Um die Natur in ihrer ganzen Größe zu umfaſſen, glaubte ich ſie nach zweierlei Anſichten: einmal objektiv, als thatſächliche Erſcheinung, und dann in den Gefühlen der Menſchheit reflektiert, darſtellen zu müſſen.

Nach dem Hinſchwinden aramäiſcher, griechiſcher und römiſcher Herrlichkeit, ich könnte ſagen nach dem Untergange der alten Welt: zeigt uns der große und begeiſterte Schöpfer einer neuen, Dante Alighieri, von Zeit zu Zeit das tiefſte Gefühl des irdiſchen Naturlebens. Er entzieht ſich dann den Leidenſchaften, wie dem Subjektiven ſeines weiten Ideenkreiſes, einer ahnungsſchweren Myſtik. Die Zeitepoche, in der er lebte, folgt unmittelbar der, in welcher diesſeits der Alpen der ſchwäbiſche Minnegeſang, den wir oben geſchildert, zu verhallen anfing. Unnachahmlich malt Dante am Ende des erſten Geſanges des Purgatorio (Fegefeuer, im 2. Teil der „Göttlichen Komödie“) den Morgenduft und das zitternde Licht des ſanft bewegten fernen Meeresſpiegels (il tremolar de la marina); im fünften Geſange den Wolkenbruch und das Anſchwellen der Flüſſe, wobei nach der Schlacht von Campaldino der Leichnam des Buonconte da Montefeltro in den Arno verſank. Der Eingang in den dichten Hain des irdiſchen Paradieſes erinnert den Dichter an den Pinienwald bei Ravenna, wo in den Wipfeln der Frühgeſang der Vögel erſchallt. Mit der örtlichen Wahrheit dieſes Naturbildes kontraſtiert im himmliſchen Paradieſe der Lichtſtrom, aus welchem Funken ſprühen: „die ſich in die Blumen des Ufers ſenken, aber wie von Düften berauſcht, zurücktauchen in den Strom, während andere ſich erheben“. Man möchte glauben, einer ſolchen Fiktion liege die Erinnerung an den eigentümlichen und ſeltneren Zuſtand der Phosphorescenz des Oceans zum Grunde, wo leuchtende Punkte beim Zuſammenſchlagen der Wellen ſich über der Oberfläche zu erheben ſcheinen und die ganze flüſſige Ebene ein bewegtes Sternenmeer bildet. Die außerordentliche Konziſion des Stils vermehrt in der Divina Commedia (Göttliche Komödie) den Ernſt und die Tiefe des Eindrucks.

Um noch auf italieniſchem Boden zu verweilen, aber dem froſtigen Schäferromane fremd zu bleiben, nenne ich hier, nach dem Dante: Petrarcas Trauer-Sonett; den Eindruck ſchildernd, welchen das anmutige Thal von Vaucluſe ihm ohne Laura, ſeit ihrem Hinſterben, gemacht; die kleineren Dichtungen des Bojardo, des Freundes des Herkules von Eſte, und die ſpäteren Stanzen der Vittoria Colonna.

Als nun die klaſſiſche Litteratur allgemeiner wieder aufblühte durch den plötzlichen Verkehr mit dem politiſch tief geſunkenen Griechenlande, finden wir unter den Proſaikern das erſte Beiſpiel reizender Naturbeſchreibungen bei dem kunſtliebenden Kardinal Bembo, Raphaels Ratgeber und Freunde. Seine kleine Jugendſchrift Aetna dialogus giebt uns ein lebendiges Bild der geographiſchen Verteilung der Gewächſe an dem Abhange des Gebirges, von Siziliens kornreichen Fluren bis zu dem ſchneebedeckten Rande des Kraters. Das vollendete Werk des reiferen Alters, die Historiae Venetae, charakteriſieren auf eine noch mehr maleriſche Weiſe das Klima und die Vegetation des Neuen Kontinents.

Alles war damals dazu geeignet den Geiſt gleichzeitig mit den großen Bildern des plötzlich erweiterten Weltraums und der Erhöhung menſchlicher Kräfte zu erfüllen. Wie, in dem Altertume, der makedoniſche Zug nach dem Paropamiſus und den waldreichen Flußthälern von Vorder-Indien, durch den Anblick einer reich geſchmückten exotiſchen Natur, Eindrücke zurückließ, deren Lebendigkeit ſich nach Jahrhunderten noch, in den Werken hochbegabter Schriftſteller, offenbart; ſo wirkte zum zweiten Male, und ſelbſt in einem höheren Maßſtabe als die Kreuzzüge, auf die weſtlichen Völker die Entdeckung von Amerika. Die Tropenwelt mit der ganzen Üppigkeit ihrer Vegetation in der Ebene, mit allen Abſtufungen des Organismus am Abhange der Cordilleren, mit allen Anklängen nördlicher Klimate in den bewohnten Hochebenen von Mexiko, Neu-Granada und Quito wurde nun zuerſt den Europäern eröffnet. Die Phantaſie, ohne deren Anregung kein wahrhaft großes Werk der Menſchheit gedeihen kann, gab den Naturſchilderungen von Kolumbus und Veſpucci einen eigentümlichen Reiz. Den Letzteren charakteriſiert in der Beſchreibung der braſiliſchen Küſte eine genaue Bekanntſchaft mit den Dichtern alter und neuer Zeit; jenen in der Beſchreibung des milden Himmels von Paria und der (wie erwähnt) dem öſtlichen Paradieſe entſtrömenden Waſſermenge des Orinoco eine ernſte religiöſe Stimmung. Bei zunehmendem Alter, beim Ankämpfen gegen ungerechte Verfolgung ging dieſe Stimmung in Trübſinn und ſchwärmeriſche Begeiſterung über.

In den heroiſchen Zeiten der portugieſiſchen und kaſtilianiſchen Volksſtämme führte nicht Golddurſt allein (wie man aus Unkunde des damaligen Volkslebens behauptet hat), ſondern allgemeine Aufregung zu den Wagniſſen ferner Reiſen. Die Namen Haiti, Cubagua und Darien wirkten, im Anfang des 16. Jahrhunderts, auf die Einbildungskraft der Menſchen wie in den neueren Zeiten die, ſeit Anſon und Cook gefeierten Namen von Tinian und Otaheiti. Wenn damals die Kunde weit entlegener Länder die Jugend aus der ſpaniſchen Halbinſel, aus Flandern, Mailand und Süddeutſchland unter die ſiegreichen Fahnen des großen Kaiſers auf den Rücken der Andeskette oder in die heißen Fluren von Uraba und Coro lockte: ſo gewann unter dem milden Einfluſſe ſpäterer Geſittung, bei gleichmäßigerer Eröffnung aller Teile des Erdraums, jenes unruhige Sehnen nach der Ferne andere Motive und eine andere Richtung. Leidenſchaftliche Liebe zum Naturſtudium, welche hauptſächlich vom Norden ausging, entflammte die Gemüter. Intellektuelle Größe der Anſichten wurde der materiellen Erweiterung des Wiſſens beigeſellt; und die dichteriſch ſentimentale Stimmung des Zeitalters individualiſierte ſich, ſeit dem Ende des verfloſſenen Jahrhunderts, in litterariſchen Werken, deren Formen der Vorzeit unbekannt waren.

Werfen wir noch einmal den Blick zurück in die Zeit der großen Entdeckungen, welche jene moderne Stimmung vorbereiteten, ſo müſſen wir vor allem der Naturſchilderungen gedenken, die wir von Kolumbus ſelbſt beſitzen. Erſt ſeit kurzem kennen wir ſein eigenes Schiffsjournal; ſeine Briefe an den Schatzmeiſter Sanchez, an die Amme des Infanten Don Juan, Frau Juana de la Torre, und an die Königin Iſabella. Ich habe ſchon an einem anderen Orte, in den kritiſchen Unterſuchungen über die Geſchichte der Geographie des 15. und 16. Jahrhunderts, zu zeigen geſucht, mit welchem tiefen Naturgefühle der große Entdecker begabt war; wie er das Erdenleben und den neuen Himmel, die ſich ſeinem Blicke offenbarten, mit einer Schönheit und Einfachheit des Ausdrucks beſchrieb, die nur diejenigen ganz zu ſchätzen vermögen, welche mit der alten Kraft der Sprache jener Zeit vertraut ſind.

Die phyſiognomiſche Geſtaltung der Pflanzen; das undurchdringliche Dickicht der Wälder: „in denen man kaum unterſcheiden kann, welche Blüten und Blätter jedem Stamme zugehören“; die wilde Üppigkeit des krautbedeckten Bodens der feuchten Ufer; die roſenfarbigen Flamingos, welche fiſchend ſchon am frühen Morgen die Mündung der Flüſſe beleben: beſchäftigen den alten Seemann, als er längs den Küſten von Kuba, zwiſchen den kleinen lucayiſchen Inſeln und den, auch von mir beſuchten Jardinillos hinfuhr. Jedes neu entdeckte Land ſcheint ihm noch ſchöner als das früher beſchriebene; er beklagt, nicht Worte zu finden, um die ſüßen Eindrücke wiederzugeben, die er empfangen. Mit der Kräuterkunde völlig unbekannt, wenn gleich durch Einfluß arabiſcher und jüdiſcher Ärzte ſich damals ſchon einige oberflächliche Kenntnis der Gewächſe in Spanien verbreitet hatte: treibt das einfache Naturgefühl den Entdecker an, alles Fremdartige einzeln aufzufaſſen. Er unterſcheidet in Kuba ſchon ſieben oder acht verſchiedene Palmenarten, die ſchöner und höher als die Dattelpalme ſind; er meldet ſeinem geiſtreichen Freunde Anghiera, daß er in derſelben Ebene Tannen und Palmen zuſammengruppiert, wundervoll gemengt geſehen; er betrachtet die Vegetation mit ſolchem Scharfblick, daß er zuerſt bemerkt, es gebe im Cibao auf den Bergen Pinien, deren Früchte nicht Tannenzapfen ſind, ſondern Beeren wie die Oliven des Axarafe de Sevilla. Columbus hat alſo ſchon das Geſchlecht Podocarpus von der Familie der Abietineen getrennt.

„Die Anmut dieſes neuen Landes“, ſagt der Entdecker, „ſteht hoch über der der campiña de Cordoba (Landſchaft von Cordoba). Alle Bäume glänzen von immergrünem Laube und ſind ewig mit Früchten beladen. Auf dem Boden ſtehen die Kräuter hoch und blühend. Die Lüfte ſind lau wie im April in Kaſtilien; es ſingt die Nachtigall ſüßer, als man es beſchreiben kann. Bei Nacht ſingen wieder ſüß andere, kleinere Vögel; auch höre ich unſeren Grashüpfer und die Fröſche. Einmal kam ich in eine tief eingeſchloſſene Hafenbucht und ſah, was kein Auge geſehen: hohes Gebirge, von dem lieblich die Waſſer herabſtrömen. Das Gebirge war bedeckt mit Tannen und anderen vielfach geſtalteten, mit ſchönen Blüten geſchmückten Bäumen. Den Strom hinaufſteuernd, der in die Bucht mündete, war ich erſtaunt über die kühlen Schatten, die kryſtallklaren Waſſer und die Zahl der Singvögel. Es war mir, als möchte ich ſo einen Ort nie verlaſſen, als könnten tauſend Zungen dies alles nicht wiedergeben, als weigere ſich die verzauberte Hand, es niederzuſchreiben.

Wir lernen hier aus dem Tagebuche eines litterariſch ganz ungebildeten Seemannes, welche Macht die Schönheit der Natur in ihrer individuellen Geſtaltung auf ein empfängliches Gemüt auszuüben vermag. Gefühle veredeln die Sprache; denn die Proſa des Admirals iſt beſonders da, wo er, bereits 67 Jahre alt, auf der vierten Reiſe ſeinen großartigen Wundertraum an der Küſte von Veragua erzählt, wenn auch nicht beredter, doch anregender als der allegoriſche Schäferroman des Boccaccio und die zwei Arcadien von Sannazaro und Sidney, als Garcilaſſo's Salicio y Nemoroso oder die Diana des Jorge de Montemayor. Das elegiſch idylliſche Element war leider! nur zu lange vorherrſchend in der italieniſchen und in der ſpaniſchen Litteratur. Es bedurfte des lebensfriſchen Bildes, in dem Cervantes die Abenteuer des Ritters aus der Mancha darſtellte, um die Galatea desſelben Schriftſtellers zu verdunkeln. Der Hirtenroman, ſo ſehr ihn auch bei den ebengenannten großen Dichtern Schönheit der Sprache und Zartheit der Empfindungen veredelten, bleibt ſeiner Natur nach, wie die allegoriſchen Verſtandeskünſteleien des Mittelalters, froſtig und ermüdend. Individualität des Beobachteten führt allein zur Naturwahrheit in der Darſtellung; auch hat man in den herrlichſten beſchreibenden Stanzen des befreiten Jeruſalem Eindrücke von der maleriſchen Umgebung des Dichters, Erinnerungen an die anmutige Landſchaft von Sorrent zu erkennen geglaubt.

Jene individuelle Naturwahrheit, die aus eigner Anſchauung entſpringt, glänzt im reichſten Maße in dem großen National-Epos der portugieſiſchen Litteratur. Es weht wie ein indiſcher Blütenduft durch das ganze unter dem Tropenhimmel (in der Felsgrotte bei Macao und in den Molukken) geſchriebene Gedicht. Mir geziemt es nicht einen kühnen Ausſpruch Friedrich Schlegels zu bekräftigen, nach welchem die Luſiaden des Camoens „an Farbe und Fülle der Phantaſie den Arioſt bei weitem übertreffen“; aber als Naturbeobachter darf ich wohl hinzufügen, daß in den beſchreibenden Teilen der Luſiaden nie die Begeiſterung des Dichters, der Schmuck der Rede und die ſüßen Laute der Schwermut der Genauigkeit in der Darſtellung phyſiſcher Erſcheinungen hinderlich werden. Sie haben vielmehr, wie dies immer der Fall iſt, wenn die Kunſt aus ungetrübter Quelle ſchöpft, den belebenden Eindruck der Größe und Wahrheit der Naturbilder erhöht. Unnachahmlich ſind in Camoens die Schilderungen des ewigen Verkehrs zwiſchen Luft und Meer, zwiſchen der vielfach geſtalteten Wolkendecke, ihren meteorologiſchen Prozeſſen und den verſchiedenen Zuſtänden der Oberfläche des Oceans. Er zeigt uns dieſe Oberfläche, bald wenn milde Winde ſie kräuſeln und die kurzen Wellen im Spiel des zurückgeworfenen Lichtſtrahls funkelnd leuchten, bald wenn Coelhos und Paul de Gamas Schiffe in einem furchtbaren Sturme gegen die tief aufgeregten Elemente ankämpfen. Camoens iſt im eigentlichſten Sinne des Worts ein großer Seemaler. Als Kriegsmann hatte er gefochten an dem Fuße des Atlas im marokkaniſchen Gebiete, im Roten Meere und im Perſiſchen Meerbuſen; zweimal hatte er das Kap umſchifft und, mit tiefem Naturgefühl begabt, 16 Jahre lang an dem indiſchen und chineſiſchen Geſtade alle Phänomene des Weltmeers belauſcht. Er beſchreibt das elektriſche St. Elmsfeuer (Caſtor und Pollux der alten griechiſchen Seefahrer): „das lebende Licht, dem Seevolke heilig“; er beſchreibt die gefahrdrohende Trombe in ihrer allmählichen Entwickelung: „wie der Dunſt, aus feinem Duft gewoben, ſich im Kreiſe dreht, ein dünnes Rohr herabläßt und die Flut dürſtend aufpumpt; wie er, wenn das ſchwarze Gewölk ſich ſatt geſogen, den Fuß des Trichters zurückzieht und, zum Himmel fliegend, auf der Flucht als ſüßes Waſſer den Wogen wiedergiebt, was die Trombe ihnen brauſend entzogen.“ Die Schriftgelehrten, ſagt der Dichter (und er ſagt es faſt auch zum Spott der jetzigen Zeit), die Schriftgelehrten mögen verſuchen „der Welt verborgene Wunderdinge zu erklären: da, vom Geiſt allein und von der Wiſſenſchaft geleitet, ſie ſo gern für falſch ausgeben, was man aus dem Munde des Schiffers hört, dem einziger Leiter die Erfahrung iſt.“

Das naturbeſchreibende Talent des begeiſterten Dichters weilt aber nicht bloß bei den einzelnen Erſcheinungen; es glänzt auch da, wo es große Maſſen auf einmal umfaßt. Der dritte Geſang ſchildert mit wenigen Zügen die Geſtaltung von Europa vom kälteſten Norden an bis „zum Luſitanen-Reiche und zu der Meerenge, wo Herkules ſein letztes Werk gethan“. Überall wird auf die Sitten und den Kulturzuſtand der Völker angeſpielt, welche den vielgegliederten Weltteil bewohnen. Von den Preußen, Moskoviten und den Stämmen, „que o Rheno *frio lava*“, eilt er zu den herrlichen Auen von Hellas: „que creastes os peitos eloquentes, e os juizos de alta phantasia“. Im zehnten Geſange erweitert ſich der Blick. Tethys führt den Gama auf einen hohen Berg, um ihm die Geheimniſſe des Weltbaues und der Planeten Lauf (nach Ptolemäiſchen Anſichten) zu enthüllen. Es iſt ein Traumgeſicht im Stil des Dante; und da die Erde das Centrum des Bewegten bildet, ſo wird zuletzt bei Beſchreibung des Erdglobus die ganze Kenntnis der damals erforſchten Länder und ihrer Erzeugniſſe dargelegt. Es gilt hier nicht mehr Europa allein zu ſchildern, wie früher im dritten Geſange: alle Erdteile werden durchmuſtert; ſelbſt das Land des heiligen Kreuzes (Braſilien) und die Küſten werden genannt, die Magelhan entdeckte: „durch die That, aber nicht durch die Treue ein Sohn Luſitaniens“.

Wenn ich vorher den Camoens vorzugsweiſe als Seemaler rühmte, ſo war es, um anzudeuten, daß das Erdeleben ihn minder lebhaft angezogen hat. Schon Sismondi bemerkt mit Recht, daß das ganze Gedicht keine Spur von etwas Anſchaulichem über die tropiſche Vegetation und ihre phyſiognomiſche Geſtaltung enthält. Nur die Arome und nützlichen Handelsprodukte werden bezeichnet. Die Epiſode der Zauberinſel bietet freilich das reizendſte Gemälde einer Landſchaft dar; aber die Pflanzendecke iſt gebildet, wie eine Ilha de Venus [Inſel der Venus] es erfordert, von „Myrten, dem Citrums-Baume, duftenden Limonen und Granaten“: alle dem Klima des ſüdlichen Europas angeeignet. Bei dem größten der damaligen Seefahrer, Chriſtoph Columbus, finden wir mehr Freude an den Küſtenwäldern, mehr Aufmerkſamkeit auf die Formen des Gewächsreiches; aber Columbus ſchreibt ein Reiſejournal und verzeichnet in dieſem die lebendigen Eindrücke jedes Tages, während das Epos des Camoens die Großthaten der Portugieſen verherrlicht. Pflanzennamen den Sprachen der Eingeborenen zu entlehnen und ſie in die Beſchreibung einer Landſchaft einzuflechten, in der, wie vor einem Hintergrund, die Handelnden ſich bewegen: konnte den an harmoniſche Klänge gewöhnten Dichter wenig reizen.

Neben der ritterlichen Geſtalt des Camoens hat man oft die eben ſo romantiſche eines ſpaniſchen Kriegers aufgeſtellt, der unter dem großen Kaiſer in Peru und Chili diente und unter jenen fernen Himmelsſtrichen die Thaten beſang, an denen er rühmlichſt teil genommen. In dem ganzen Epos der Araucana des Don Alonſo de Ercilla hat die unmittelbare Anſchauung, der Anblick mit ewigem Schnee bedeckter Vulkane, heißer Waldthäler und weit in das Land eindringender Meeresarme faſt nichts hervorgebracht, was man darſtellend nennen könnte. Das übermäßige Lob, welches Cervantes, bei Gelegenheit der geiſtreich ſatiriſchen Bücherſchau des Quixote, dem Ercilla geſpendet hat, iſt wohl nur durch leidenſchaftliche Rivalität zwiſchen der ſpaniſchen und italieniſchen Poeſie hervorgerufen worden. Man möchte faſt ſagen, es habe Voltairen und viele neuere Kritiker irre geführt. Die Araucana iſt allerdings ein Werk, welches ein edles Nationalgefühl durchdringt; die Schilderung der Sitten eines wilden Volksſtammes, der im Kampf für die Freiheit des Vaterlandes erliegt, iſt darin nicht ohne Leben, aber die Diktion des Ercilla iſt ſchleppend, mit Eigennamen überhäuft, ohne alle Spur dichteriſcher Begeiſterung.

Dieſe Begeiſterung findet ſich in mehreren Strophen des Romancero caballeresco; in der religiöſen Melancholie des Fray Luis de Leon: z. B. in ſeiner „heiteren Nacht“, wenn er die ewigen Lichter des geſtirnten Himmels beſingt; und in den großen Schöpfungen des Calderon. „Als ſich die Komödie der Spanier bis zu einer hohen Vollendung ausgearbeitet hatte“, ſagt der tiefſte Forſcher aller dramatiſchen Litteratur, mein edler Freund Ludwig Tieck, „finden wir oft beim Calderon und bei ſeinen Zeitgenoſſen, in romanzen- und kanzonartigen Silbenmaßen, blendend ſchöne Schilderungen vom Meere, von Gebirgen, Gärten und waldigen Thälern: doch faſt immer mit allegoriſchen Beziehungen, und mit einem künſtlichen Glanz übergoſſen: der uns nicht ſowohl die freie Luft der Natur, die Wahrheit des Gebirges, die Schatten der Thäler fühlen läßt; als daß in harmoniſchen, wohlklingenden Verſen eine geiſtvolle Beſchreibung gegeben wird, die mit kleinen Nüancen immer wiederkehrt.“ In dem Schauſpiel Das Leben ein Traum läßt Calderon den Prinzen Sigismund das Unglück ſeiner Gefangenſchaft in anmutigen Gegenſätzen mit der Freiheit der ganzen organiſchen Natur beklagen. Es werden geſchildert die Sitten der Vögel, „die im weiten Himmelsraume ſich in raſchen Flügen regen“; die Fiſche, „welche, kaum aus Laich und Schlamm entſproſſen, ſchon das weite Meer ſuchen, deſſen Unendlichkeit ihnen bei ihren kecken Zügen nicht zu genügen ſcheint. Selbſt dem Bache, der im Ringelgange zwiſchen Blüten hingleitet, gewährt die Flur einen freien Pfad.“ Und ich, ruft Sigismund verzweiflungsvoll aus, der mehr Leben hat, ſoll bei freierem Geiſte mich in mindere Freiheit fügen! Auf ähnliche Weiſe, aber auch oft durch Antitheſen, witzige Gleichniſſe und Künſteleien aus Gongoras Schule verunſtaltet, ſpricht im Standhaften Prinzen Don Fernando zum Könige von Fez. Wir erinnern an dieſe einzelnen Beiſpiele, weil ſie zeigen, wie in der dramatiſchen Dichtung, die es vornehmlich mit Begebenheiten, Leidenſchaften und Charakteren zu thun hat, „die Beſchreibungen nur Abbildungen des Gemüts, der Stimmung der handelnden Perſonen werden. Shakeſpeare, der in dem Drang ſeiner bewegten Handlung faſt nie Zeit und Gelegenheit hat, ſich auf Naturſchilderungen gefliſſentlich einzulaſſen, malt durch Vorfälle, Andeutungen und Gemütsbewegung der Handelnden Landſchaft und Natur, daß wir ſie vor uns zu ſehen glauben und in ihr zu leben ſcheinen. So leben wir in der Sommernacht im Walde, ſehen wir in den letzten Scenen des Kaufmanns von Venedig den Mondſchein, welcher eine warme Sommernacht erhellt, ohne daß beide geſchildert werden. Eine wirkliche Naturbeſchreibung iſt aber die der Dover-Klippe im König Lear, wo der ſich wahnſinnig ſtellende Edgar, ſeinem blinden Vater Gloſter, auf der Ebene gehend, vorbildet, ſie erſtiegen die Klippe. Schwindelerregend iſt die Schilderung des Blicks in die Tiefe von oben hinab.“

Wenn in Shakeſpeare innere Lebendigkeit der Gefühle und großartige Einfachheit der Sprache die Anſchaulichkeit und den individuellen Natur-Ausdruck ſo wundervoll beleben; ſo iſt in Miltons erhabener Dichtung des verlorenen Paradieſes, dem Weſen einer ſolchen Kompoſition nach, das beſchreibende mehr prachtvoll als darſtellend. Der ganze Reichtum der Phantaſie und der Sprache iſt auf die Schilderung der blühenden Natur des Paradieſes ausgegoſſen; aber hier wie in Thomſons lieblichem Lehrgedichte der Jahreszeiten hat die Schilderung der Vegetation nur in allgemeinen, unbeſtimmteren Umriſſen entworfen werden können. Nach dem Urteile tiefer Kenner der indiſchen Dichtkunſt individualiſiert zwar Kalidaſas ähnliches indiſches Gedicht, Rituſanhara, das weit über anderthalbtauſend Jahre älter iſt, die kräftige Tropennatur mit größerer Lebendigkeit; es entbehrt aber der Anmut, welche in Thomſon aus der den höheren Breiten eigenen vielfacheren Scheidung der Jahreszeiten, aus den Übergängen des obſtreichen Herbſtes zum Winter und des Winters zum wiederbelebenden Frühling, aus der Schilderung des arbeitſamen oder heiteren Treibens der Menſchen in jedem Teile des Jahres entſpringt.

Gehen wir zu der uns näheren Zeit über, ſo bemerken wir, daß ſeit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſich vorzugsweiſe die darſtellende Proſa in eigentümlicher Kraft entwickelt hat. Wenn auch bei dem nach allen Seiten hin erweiterten Naturſtudium die Maſſe des Erkannten übermäßig angewachſen iſt, ſo hat ſie darum doch nicht bei den Wenigen, die einer hohen Begeiſterung fähig ſind, die intellektuelle Anſchauung unter dem materiellen Gewichte des Wiſſens erdrückt. Dieſe intellektuelle Anſchauung (das Werk dichteriſcher Spontaneität) hat vielmehr ſelbſt an Umfang und an Erhabenheit des Gegenſtandes zugenommen, ſeitdem die Blicke tiefer in den Bau der Gebirge (der geſchichteten Grabſtätte untergegangener Organiſationen), in die geographiſche Verbreitung der Tiere und Pflanzen, in die Verwandtſchaft der Menſchenſtämme eingedrungen ſind. So haben zuerſt, durch Anregung der Einbildungskraft, mächtig auf die Belebung des Naturgefühls, den Kontakt mit der Natur und den davon unzertrennlichen Trieb zu fernen Reiſen gewirkt: in Frankreich Jean Jacques Rouſſeau, Buffon, Bernardin de St. Pierre und, um hier ausnahmsweiſe einen noch lebenden Schriftſteller zu nennen, mein vieljähriger Freund Auguſt von Chateaubriand; in den britiſchen Inſeln der geiſtreiche Playfair; in Deutſchland Cooks Begleiter auf ſeiner zweiten Weltumſegelung, der beredte und dabei jeder Verallgemeinerung der Natur-Anſicht glücklich zugewandte Georg Forſter.

Es muß dieſen Blättern fremd bleiben, zu unterſuchen, was jeden dieſer Schriftſteller charakteriſiert, was in ihren überall verbreiteten Werken den Schilderungen der Landſchaft Reiz und Anmut verleiht, was die Eindrücke ſtört, die ſie hervorrufen wollten; aber einem Reiſenden, welcher ſein Wiſſen hauptſächlich der unmittelbaren Anſchauung der Welt verdankt, wird es erlaubt ſein, hier einige zerſtreute Betrachtungen über einen jüngeren und im ganzen wenig bearbeiteten Teil der Litteratur einzuſchalten. Buffon: großartig und ernſt; Planetenbau, Organiſation, Licht und magnetiſche Kraft gleichzeitig umfaſſend; in phyſikaliſchen Unterſuchungen weit gründlicher, als es ſeine Zeitgenoſſen wähnten, iſt, wenn er von den Sitten der Tiere zu der Beſchreibung des Landſchaftlichen übergeht, in kunſtreichem Periodenbau, mehr rhetoriſch pomphaft als individualiſierend wahr, mehr zur Empfänglichkeit des Erhabenen ſtimmend als das Gemüt durch anſchauliche Schilderung des wirklichen Naturlebens, gleichſam durch Anklang der Gegenwart, ergreifend. Man fühlt, ſelbſt in den mit Recht bewunderten Verſuchen dieſer Art, daß er Mittel-Europa nie verließ, daß ihm die eigene Anſicht der Tropenwelt fehlt, die er zu beſchreiben glaubt. Was wir aber beſonders in den Werken dieſes großen Schriftſtellers vermiſſen, iſt die harmoniſche Verknüpfung der Darſtellung der Natur mit dem Ausdruck der angeregten Empfindung; es fehlt faſt alles, was der geheimnisvollen Analogie zwiſchen den Gemütsbewegungen und den Erſcheinungen der Sinnenwelt entquillt.

Größere Tiefe der Gefühle und ein friſcherer Lebensgeiſt atmen in Jean Jacques Rouſſeau, in Bernardin de St. Pierre und in Chateaubriand. Wenn ich hier der hinreißenden Beredſamkeit des Erſten, der maleriſchen Scenen von Clarens und Meillerie am Leman-See erwähne; ſo iſt es, weil in den Hauptwerken des wenig gelehrten, aber eifrigen Pflanzenſammlers die Begeiſterung ſich hauptſächlich in der innerſten Eigentümlichkeit der Sprache offenbart, ja in der Proſa eben ſo überſtrömend ausbricht als in Klopſtocks, Schillers, Goethes und Byrons unſterblichen Dichtungen. Auch da, wo nichts beabſichtigt wird, was unmittelbar an das Studium der Natur geknüpft iſt, kann doch unſere Liebe zu dieſem Studium durch den Zauber einer poetiſchen Darſtellung des Naturlebens, ſei es auch in den engſten, uns wohlbekannten Erdräumen, erhöht werden.

Indem wir zu den Proſaikern wieder zurückkehren, verweilen wir gern bei der kleinen Schöpfung, welcher Bernardin de St. Pierre den ſchöneren Teil ſeines litterariſchen Ruhmes verdankt. Paul und Virgina, ein Werk, wie es kaum eine andere Litteratur aufzuweiſen hat, iſt das einfache Naturbild einer Inſel mitten im tropiſchen Meere, wo, bald von der Milde des Himmels beſchirmt, bald von dem mächtigen Kampf der Elemente bedroht, zwei anmutvolle Geſtalten in der wilden Pflanzenfülle des Waldes ſich maleriſch wie von einem blütenreichen Teppich abheben. Hier und in der Chaumière indienne [Indiſche Hütte], ja ſelbſt in den Études de la Nature [Naturſtudien], welche leider durch abenteuerliche Theorien und phyſikaliſche Irrtümer verunſtaltet werden, ſind der Anblick des Meeres, die Gruppierung der Wolken, das Rauſchen der Lüfte in den Bambus-Gebüſchen, das Wogen der hohen Palmengipfel mit unnachahmlicher Wahrheit geſchildert. Bernardin de St. Pierres Meiſterwerk Paul und Virginia hat mich in die Zone begleitet, der es ſeine Entſtehung verdankt. Viele Jahre lang iſt es von mir und meinem teuren Begleiter und Freunde Bonpland geleſen worden; dort nun (man verzeihe den Anruf an das eigene Gefühl) in dem ſtillen Glanze des ſüdlichen Himmels, oder wenn in der Regenzeit, am Ufer des Orinoco, der Blitz krachend den Wald erleuchtete, wurden wir beide von der bewundernswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der in jener kleinen Schrift die mächtige Tropennatur in ihrer ganzen Eigentümlichkeit dargeſtellt iſt. Ein ſolches Auffaſſen des Einzelnen, ohne dem Eindruck des Allgemeinen zu ſchaden, ohne dem zu behandelnden äußeren Stoffe die freie innere Belebung dichteriſcher Phantaſie zu rauben, charakteriſiert in einem noch höheren Grade den geiſtreichen und gefühlvollen Verfaſſer von Attala, René, der Märtyrer und der Reiſe nach Griechenland und Paläſtina. In ſeinen Schöpfungen ſind alle Kontraſte der Landſchaft in den verſchiedenartigſten Erdſtrichen mit wundervoller Anſchaulichkeit zuſammengedrängt. Die ernſte Größe hiſtoriſcher Erinnerungen konnte allein den Eindrücken einer ſchnellen Reiſe Tiefe und Ruhe verleihen.

In unſerm deutſchen Vaterlande hat ſich das Naturgefühl wie in der italieniſchen und ſpaniſchen Litteratur nur zu lange in der Kunſtform des Idylls, des Schäferromans und des Lehrgedichts offenbart. Auf dieſem Wege wandelten oft der perſiſche Reiſende Paul Flemming, Brockes, der gefühlvolle Ewald von Kleiſt, Hagedorn, Salomon Geßner und einer der größten Naturforſcher aller Zeiten: Haller, deſſen lokale Schilderungen wenigſtens beſtimmtere Umriſſe und eine mehr objektive Wahrheit des Kolorits darbieten. Das elegiſch-idylliſche Element beherrſchte damals eine ſchwermütige Landſchaftspoeſie; und die Dürftigkeit des Inhalts konnte, ſelbſt in Voß, dem edeln und tiefen Kenner des klaſſiſchen Altertums, nicht durch eine höhere und glückliche Ausbildung der Sprache verhüllt werden. Erſt als das Studium der Erdräume an Tiefe und Mannigfaltigkeit gewann, als die Naturwiſſenſchaften ſich nicht mehr auf tabellariſche Aufzählungen ſeltſamer Erzeugniſſe beſchränkten, ſondern ſich zu den großartigen Anſichten einer vergleichenden Länderkunde erhoben, konnte jene Ausbildung der Sprache zu lebensfriſchen Bildern ferner Zonen benutzt werden.

Die älteren Reiſenden des Mittelalters: wie John Mandeville (1353), Hans Schiltberger aus München (1425) und Bernhard von Breytenbach (1486), erfreuen uns noch heute durch eine liebenswürdige Naivetät, durch ihre Freiheit der Rede; durch die Sicherheit, mit welcher ſie vor einem Publikum auftreten, das ganz unvorbereitet, und darum um ſo neugieriger und leichtgläubiger anhört, weil es ſich noch nicht ſchämen gelernt hat, ergötzt oder gar erſtaunt zu ſcheinen. Das Intereſſe der Reiſen war damals faſt ganz dramatiſch, ja die notwendige und dazu ſo leichte Einmiſchung des Wunderbaren gab ihnen beinahe eine epiſche Färbung. Die Sitten der Völker werden minder beſchrieben, als ſie ſich durch den Kontakt des Reiſenden mit den Eingeborenen anſchaulich machen. Die Vegetation bleibt namenlos und unbeachtet, wenn nicht hier und da einer ſehr angenehmen oder ſeltſam geſtalteten Frucht oder einer außerordentlichen Dimenſion von Stamm und Blättern gedacht wird. Unter den Tieren werden zunächſt die menſchenähnlichen, dann die reißenden, gefahrbringenden mit beſondrer Vorliebe beſchrieben. Die Zeitgenoſſen des Reiſenden glaubten noch an alle Gefahren, die in ſolchen Klimaten wenige unter ihnen geteilt; ja die Langſamkeit der Schiffahrt und der Mangel an Verbindungsmitteln ließ die indiſchen Länder (ſo nannte man die ganze Tropenzone) wie in einer unabſehbaren Ferne erſcheinen. Kolumbus hatte noch nicht das Recht gehabt, der Königin Iſabella zu ſchreiben: „die Erde iſt nicht gar groß, viel kleiner denn das Volk es wähnt".

In Hinſicht auf Kompoſition hatten demnach die vergeſſenen Reiſen des Mittelalters, die wir hier ſchildern, bei aller Dürftigkeit des Materials viele Vorzüge vor unſeren meiſten neueren Reiſen. Sie hatten die Einheit, welche jedes Kunſtwerk erfordert; alles war an eine Handlung geknüpft, alles der Reiſebegebenheit ſelbſt untergeordnet. Das Intereſſe entſtand aus der einfachen, lebendigen, meiſt für glaubwürdig gehaltenen Erzählung überwundener Schwierigkeiten. Chriſtliche Reiſende: unbekannt mit dem, was Araber, ſpaniſche Juden und buddhiſtiſche Miſſionare vor ihnen gethan, rühmten ſich alles zuerſt geſehen und beſchrieben zu haben. Bei der Dunkelheit, in welche der Orient und Inner-Aſien gehüllt erſchienen, vermehrte die Ferne ſelbſt die Größe einzelner Geſtalten. Eine ſolche Einheit der Kompoſition fehlt meiſt den neueren Reiſenden: beſonders denen, welche wiſſenſchaftliche Zwecke verfolgen. Die Handlung ſteht dann den Beobachtungen nach, ſie verſchwindet in der Fülle derſelben. Nur mühſelige, wenn gleich wenig belehrende Bergbeſteigungen und vor allem kühne Seefahrten, eigentliche Entdeckungsreiſen in wenig erforſchten Meeren oder der Aufenthalt in der ſchauervollen Öde der beeiſten Polarzone gewähren ein dramatiſches Intereſſe, wie die Möglichkeit einer individualiſierenden Darſtellung. Die Einſamkeit der Umgebung und die hilfloſe Abgeſchiedenheit der Seefahrer iſolieren dann das Bild und wirken um ſo anregender auf die Einbildungskraft.

Wenn es nun nach den vorliegenden Betrachtungen unleugbar iſt, daß in den neueren Reiſebeſchreibungen das Element der Handlung in den Hintergrund tritt, daß ſie der größeren Zahl nach nur ein Mittel geworden ſind, Natur- und Sitten-Beobachtungen der Zeitfolge nach an einander zu ketten; ſo bieten ſie dagegen für dieſe teilweiſe Entfärbung einen vollen Erſatz durch den Reichtum des Beobachteten, die Größe der Weltanſicht und das rühmliche Beſtreben die Eigentümlichkeit jeder vaterländiſchen Sprache zu anſchaulichen Darſtellungen zu benutzen. Was die neuere Kultur uns gebracht: iſt die unausgeſetzt fortſchreitende Erweiterung unſeres Geſichtskreiſes, die wachſende Fülle von Ideen und Gefühlen, die thätige Wechſelwirkung beider. Ohne den heimatlichen Boden zu verlaſſen, ſollen wir nicht bloß erfahren können, wie die Erdrinde in den entfernteſten Zonen geſtaltet iſt, welche Tier- und Pflanzenformen ſie beleben; es ſoll uns auch ein Bild verſchafft werden, das wenigſtens einen Teil der Eindrücke lebendig wiedergiebt, welche der Menſch in jeglicher Zone von der Außenwelt empfängt. Dieſer Anforderung zu genügen, dieſem Bedürfnis einer Art geiſtiger Freuden, welche das Altertum nicht kannte, arbeitet die neuere Zeit; die Arbeit gelingt, weil ſie das gemeinſame Werk aller gebildeten Nationen iſt, weil die Vervollkommnung der Bewegungsmittel auf Meer und Land die Welt zugänglicher, ihre einzelnen Teile in der weiteſten Ferne vergleichbarer macht.

Ich habe hier die Richtung zu bezeichnen verſucht, in welcher das Darſtellungsvermögen des Beobachters, die Belebung des naturbeſchreibenden Elements und die Vervielfältigung der Anſichten auf dem unermeßlichen Schauplatze ſchaffender und zerſtörender Kräfte als Anregungs- und Erweiterungsmittel des wiſſenſchaftlichen Naturſtudiums auftreten können. Der Schriftſteller, welcher in unſrer vaterländiſchen Litteratur nach meinem Gefühle am kräftigſten und am gelungenſten den Weg zu dieſer Richtung eröffnet hat, iſt mein berühmter Lehrer und Freund Georg Forſter geweſen. Durch ihn begann eine neue Ära wiſſenſchaftlicher Reiſen, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde iſt. Mit einem feinen äſthetiſchen Gefühle begabt; in ſich bewahrend die lebensfriſchen Bilder, welche auf Tahiti und anderen, damals glücklicheren Eilanden der Südſee ſeine Phantaſie (wie neuerlichſt wieder die von Charles Darwin) erfüllt hatten, ſchilderte Georg Forſter zuerſt mit Anmut die wechſelnden Vegetations-Stufen, die klimatiſchen Verhältniſſe, die Nahrungsſtoffe in Beziehung auf die Geſittung der Menſchen nach Verſchiedenheit ihrer urſprünglichen Wohnſitze und ihrer Abſtammung. Alles, was der Anſicht einer exotiſchen Natur Wahrheit, Individualität und Anſchaulichkeit gewähren kann, findet ſich in ſeinen Werken vereint. Nicht etwa bloß in ſeiner trefflichen Beſchreibung der zweiten Reiſe des Kapitän Cook, mehr noch in den kleinen Schriften liegt der Keim zu vielem Großen, das die ſpätere Zeit zur Reife gebracht hat. Aber auch dieſes ſo edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben durfte kein glückliches ſein!

Hat man die Naturſchilderungen, deren ſich die neuere Zeit: vorzüglich in der deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und nordamerikaniſchen Litteratur, erfreut, mit den Benennungen „beſchreibender Poeſie und Landſchaftsdichtung" tadelnd belegt, ſo bezeichnen dieſe Benennungen wohl nur den Mißbrauch, welcher vermeintlichen Grenz-Erweiterungen des Kunſtgebietes ſchuld gegeben wird. Dichteriſche Beſchreibungen von Natur-Erzeugniſſen, wie ſie am Ende einer langen und rühmlichen Laufbahn Delille geliefert, ſind bei allem Aufwande verfeinerter Sprachkunſt und Metrik keineswegs als Naturdichtungen im höheren Sinne des Wortes zu betrachten. Sie bleiben der Begeiſterung und alſo dem poetiſchen Boden fremd, ſind nüchtern und kalt, wie alles, was nur durch äußere Zierde glänzt. Wenn demnach die ſogenannte „beſchreibende Poeſie" als eine eigene, für ſich beſtehende Form der Dichtung mit Recht getadelt worden iſt, ſo trifft eine ſolche Mißbilligung gewiß nicht ein ernſtes Beſtreben die Reſultate der neueren inhaltreicheren Weltbetrachtung durch die Sprache, d. h. durch die Kraft des bezeichnenden Wortes, anſchaulich zu machen. Sollte ein Mittel unangewandt bleiben, durch welches uns das belebte Bild einer fernen, von andern durchwanderten Zone, ja ein Teil des Genuſſes verſchafft werden kann, den die unmittelbare Natur-Anſchauung gewährt? Die Araber ſagen figürlich und ſinnig, die beſte Beſchreibung ſei die, „in welcher das Ohr zum Auge umgewandelt wird". Es gehört in die Leiden der Gegenwart, daß ein unſeliger Hang zu inhaltloſer poetiſcher Proſa, zu der Leere ſogenannter gemütlicher Ergüſſe, gleichzeitig in vielen Ländern verdienſtvolle Reiſende und naturhiſtoriſche Schriftſteller ergriffen hat. Verirrungen dieſer Art ſind um ſo unerfreulicher, wenn der Stil aus Mangel litterariſcher Ausbildung, vorzüglich aber aus Abweſenheit aller inneren Anregung in rhetoriſche Schwülſtigkeit und trübe Sentimentalität ausartet.

Naturbeſchreibungen, wiederhole ich hier, können ſcharf umgrenzt und wiſſenſchaftlich genau ſein, ohne daß ihnen darum der belebende Hauch der Einbildungskraft entzogen bleibt. Das Dichteriſche muß aus dem geahnten Zuſammenhange des Sinnlichen mit dem Intellektuellen, aus dem Gefühl der Allverbreitung, der gegenſeitigen Begrenzung und der Einheit des Naturlebens hervorgehen. Je erhabener die Gegenſtände ſind, deſto ſorgfältiger muß der äußere Schmuck der Rede vermieden werden. Die eigentliche Wirkung eines Naturgemäldes iſt in ſeiner Kompoſition begründet; jede gefliſſentliche Anregung von ſeiten deſſen, der es aufſtellt, kann nur ſtörend ſein. Wer, mit den großen Werken des Altertums vertraut, in ſicherem Beſitze des Reichtums ſeiner Sprache, einfach und individualiſierend wiederzugeben weiß, was er durch eigene Anſchauung empfangen, wird den Eindruck nicht verfehlen; er wird es um ſo weniger, als er, die äußere, ihn umgebende Natur und nicht ſeine eigene Stimmung ſchildernd, die Freiheit des Gefühls in anderen unbeſchränkt läßt.

Aber nicht die lebendige Beſchreibung jener reich geſchmückten Länder der Äquinoktial-Zone allein, in welcher Intenſität des Lichts und feuchte Wärme die Entwicklung aller organiſchen Keime beſchleunigen und erhöhen, hat in unſeren Tagen dem geſamten Naturſtudium einen mächtigen Reiz verſchafft. Der geheime Zauber, durch den ein tiefer Blick in das organiſche Leben anregend wirkt, iſt nicht auf die Tropenwelt allein beſchränkt. Jeder Erdſtrich bietet die Wunder fortſchreitender Geſtaltung und Gliederung, nach wiederkehrenden oder leiſe abweichenden Typen, dar. Allverbreitet iſt das furchtbare Reich der Naturmächte, welche den uralten Zwiſt der Elemente in der wolkenſchweren Himmelsdecke wie in dem zarten Gewebe der belebten Stoffe zu bindender Eintracht löſen. Darum können alle Teile des weiten Schöpfungskreiſes, vom Äquator bis zur kalten Zone, überall wo der Frühling eine Knoſpe entfaltet, ſich einer begeiſternden Kraft auf das Gemüt erfreuen. Zu einem ſolchen Glauben iſt unſer deutſches Vaterland vor allem berechtigt. Wo iſt das ſüdlichere Volk, welches uns nicht den großen Meiſter der Dichtung beneiden ſollte, deſſen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werthers wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphoſe der Gewächſe wie in ſeinen vermiſchten Gedichten? Wer hat beredter ſeine Zeitgenoſſen angeregt „des Weltalls heilige Rätſel zu löſen"; das Bündnis zu erneuern, welches im Jugendalter der Menſchheit Philoſophie, Phyſik und Dichtung mit einem Bande umſchlang? wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geiſtig heimiſche Land, wo

Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?

II.

Landſchaftsmalerei in ihrem Einfluß auf die Belebung des Naturſtudiums. — Graphiſche Darſtellung der Phyſiognomik der Gewächſe. — Charakteriſtik ihrer Geſtaltung unter verſchiedenen Zonen.

Wie eine lebensfriſche Naturbeſchreibung, ſo iſt auch die Landſchaftsmalerei geeignet die Liebe zum Naturſtudium zu erhöhen. Beide zeigen uns die Außenwelt in ihrer ganzen geſtaltenreichen Mannigfaltigkeit; beide ſind fähig, nach dem Grade eines mehr oder minder glücklichen Gelingens in Auffaſſung der Natur, das Sinnliche an das Unſinnliche anzuknüpfen. Das Streben nach einer ſolchen Verknüpfung bezeichnet das letzte und erhabenſte Ziel der darſtellenden Künſte. Dieſe Blätter ſind durch den wiſſenſchaftlichen Gegenſtand, dem ſie gewidmet ſind, auf eine andere Anſicht beſchränkt: es kann hier der Landſchaftsmalerei nur in der Beziehung gedacht werden, als ſie den phyſiognomiſchen Charakter der verſchiedenen Erdräume anſchaulich macht, die Sehnſucht nach fernen Reiſen vermehrt, und auf eine eben ſo lehrreiche als anmutige Weiſe zum Verkehr mit der freien Natur anreizt.

In dem Altertum, welches wir vorzugsweiſe das klaſſiſche nennen, bei den Griechen und Römern, war nach der beſonderen Geiſtesrichtung dieſer Völker die Landſchaftsmalerei eben ſo wenig als die dichteriſche Schilderung einer Gegend ein für ſich beſtehendes Objekt der Kunſt. Beide wurden nur als Beiwerk behandelt. Anderen Zwecken untergeordnet, diente die Landſchaftsmalerei lange nur als Hintergrund hiſtoriſcher Compoſitionen oder als zufälliges Ornament in Wandgemälden. Auf eine ähnliche Weiſe verſinnlichte der epiſche Dichter durch eine maleriſche Beſchreibung der Landſchaft — ich könnte wieder ſagen des Hintergrundes, vor dem die handelnden Perſonen ſich bewegen — das Lokal eines geſchichtlichen Vorganges. Die Kunſtgeſchichte lehrt, wie allmählich das Beiwerk zur Hauptſache der Darſtellung wurde; wie die Landſchaftsmalerei, von der hiſtoriſchen geſondert, als eine eigene Gattung auftrat; wie die menſchlichen Geſtalten bald nur als Staffage einer Berg- und Waldgegend, eines Seeſtrandes oder einer Gartenanlage gedient haben. Die Trennung zweier Gattungen, der Geſchichts- und Landſchaftsmalerei, iſt ſo, den allgemeinen Fortſchritt der Kunſt auf verſchiedenen Bildungsſtufen begünſtigend, allmählich vorbereitet worden; und man hat mit Recht bemerkt, daß, wenn überhaupt bei den Alten die Malerei der Plaſtik untergeordnet blieb, insbeſondere das Gefühl für die landſchaftliche Schönheit, welche der Pinſel wiedergeben ſoll, kein antikes, ſondern ein modernes Gefühl iſt.

Graphiſche Andeutung von der Eigentümlichkeit einer Gegend mußte ſich allerdings ſchon in den älteſten Gemälden der Griechen finden: wenn, um einzelne Beiſpiele anzuführen, nach Herodots Berichte Mandrokles von Samos für den großen Perſerkönig den Übergang des Heeres über den Bosporus darſtellen ließ, oder wenn Polygnot in der Lesche zu Delphi den Untergang von Troja malte. Unter den Bildern, die der ältere Philoſtrat beſchreibt, wird ſogar eine Landſchaft erwähnt, in der man Rauch aus den Gipfel eines Vulkans aufſteigen und Lavaſtröme ſich in das nahe Meer ergießen ſah. In dieſer ſehr verwickelten Compoſition einer Anſicht von ſieben Inſeln glauben die neueſten Commentatoren ſogar die Darſtellung einer wirklichen Gegend, die kleine Äoliſche oder Lipariſche Vulkan-Gruppe, nördlich von Sicilien, zu erkennen. Die perſpektiviſche Bühnenmalerei, durch welche die Aufführung der Meiſterwerke des Aeſchylus und Sophokles verherrlicht worden war, erweiterte allmählich dieſen Teil des Kunſtgebietes, indem ſie das Bedürfnis einer täuſchenden Nachahmnng lebloſer Gegenſtände (von Baulichkeiten, Wald und Felſen) vermehrte.

Von der Bühne, durch die Vervollkommnung der Szenographie, ging die Landſchaftsmalerei bei den Griechen und den nachahmenden Römern in die durch Säulen gezierten Hallen über: wo lange Wandflächen erſt mit eingeſchränkten Naturſzenen, bald aber mit großen Proſpekten von Städten, Seeufern und weiten Triften bedeckt wurden, auf denen Viehherden weiden. Solche anmutige Wandverzierungen hatte, in dem Auguſteiſchen Zeitalter, nicht erfunden, aber allgemein beliebt gemacht und durch die Staffage kleiner Figuren erheitert der römiſche Maler Ludius. Faſt zu derſelben Zeit und wohl noch ein halbes Jahrhundert früher finden wir ſchon bei den Indern in der glänzenden Epoche des Vikramaditya der Landſchaftsmalerei als einer ſehr geübten Kunſt erwähnt. In dem reizenden Drama Sakuntala wird dem König

Duſchmanta das Bild ſeiner Geliebten gezeigt. Er iſt nicht zufrieden damit; denn er will: „daß die Malerin die Plätze abbilde, welche der Freundin beſonders lieb ſind: den Malini-Fluß mit einer Sandbank, auf der die roten Flamingos ſtehen; eine Hügelkette, welche ſich an den Himalaya anlehnt, und Gazellen, auf dieſer Hügelkette gelagert." Das ſind Anforderungen nicht geringer Art; ſie deuten wenigſtens auf den Glauben an die Ausführbarkeit einer verwickelten Kompoſition.

Seit den Cäſaren trat die Landſchaftsmalerei zu Rom als eine eigene abgeſonderte Kunſt auf; aber nach dem vielen, was uns die Ausgrabungen von Herculaneum, Pompeji und Stabiä zeigen, waren dieſe Naturbilder oft nur landkartenähnliche Überſichten der Gegend: wieder mehr Darſtellung von Hafenſtädten, Villen und Kunſtgärten als der freien Natur zugewandt. Den Griechen und Römern ſchien faſt allein das gemächlich Bewohnbare anziehend in der Landſchaft: nicht das, was wir wild und romantiſch nennen. Die Nachahmung konnte genau ſein, ſo weit eine oft ſtörende Sorgloſigkeit in der Perſpektive und ein Streben nach konventioneller Anordnung es erlaubten; ja die arabeskenartigen Kompoſitionen, denen der ſtrenge Vitruvius abhold war, vereinigten, rhythmiſch wiederkehrend und genialiſch aufgefaßt, Tier- und Pflanzengeſtalten; aber, um mich eines Ausſpruchs von Otfried Müller zu bedienen, „der ahnungsvolle Dämmerſchein des Geiſtes, mit welchem die Landſchaft uns anſpricht, erſchien den Alten nach ihrer Gemütsrichtung jeder künſtleriſchen Ausbildung unfähig: ihre Landſchaften waren mehr ſcherzhaft als mit Ernſt und Gefühl entworfen."

Wir haben die Analogie des Entwickelungsganges bezeichnet, auf dem im klaſſiſchen Altertume zwei Mittel die Natur anſchaulich darzuſtellen, durch die Sprache (das begeiſterte Wort) und durch graphiſche Nachbildungen, allmählich zu einiger Selbſtändigkeit gelangt ſind. Was uns die neuerlichſt ſo glücklich fortgeſetzten Ausgrabungen in Pompeji von antiker Landſchaftsmalerei in der Manier des Ludius zeigen, gehört höchſt wahrſcheinlich einer einzigen und zwar ſehr kurzen Zeitepoche von Nero bis Titus an; denn die Stadt war 16 Jahre vor dem berühmten Ausbruch des Veſuvs ſchon einmal durch Erdbeben gänzlich zerſtört worden.

Die ſpätere chriſtliche Malerei blieb nach ihrem Kunſtcharakter, von Conſtantin dem Großen an bis zu dem Anfange des Mittelalters, der ächt griechiſchen und römiſchen nahe verwandt. Es offenbart uns dieſelbe einen Schatz von alten Erinnerungen ſowohl in den Miniaturen, welche prachtvolle und wohlerhaltene Manuſkripte zieren, wie in den ſeltneren Moſaiken derſelben Epochen. Rumohr gedenkt eines Pſalmen-Manuſkripts in der Barberina zu Rom, wo in einer Miniatur „David die Harfe ſchlägt, von einem anmutigen Haine umgeben, aus deſſen Gezweige Nymphen hervorlauſchen. Dieſe Perſonifikation deutet auf die antike Wurzel des ganzen Bildes." Seit der Mitte des 6. Jahrhunderts, wo Italien verarmt und politiſch zerrüttet war, bewahrte vorzugsweiſe die byzantiniſche Kunſt im öſtlichen Reiche den Nachklang und die ſchwer verlöſchenden Typen einer beſſeren Zeit. Solche Denkmäler bilden den Übergang zu den Schöpfungen des ſpäteren Mittelalters, nachdem die Liebe zu der Ausſchmückung der Manuſkripte ſich aus dem griechiſchen Orient nach den Abendländern und dem Norden, in die fränkiſche Monarchie, unter den Angelſachſen und in die Niederlande, verbreitet hatte. Es iſt daher von nicht geringer Wichtigkeit für die Geſchichte der neueren Kunſt, „daß die berühmten Brüder Hubert und Johann van Eyck dem Weſentlichen nach aus einer Schule der Miniaturmaler hervorgegangen ſind, welche ſeit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts in Flandern eine ſo große Vollkommenheit erlangt hatte."

Sorgfältige Ausbildung des Landſchaftlichen findet ſich nämlich zuerſt in den hiſtoriſchen Bildern dieſer Brüder van Eyck. Beide haben nie Italien geſehen; aber der jüngere Bruder Johann genoß den Anblick einer ſüdeuropäiſchen Vegetation, als er im Jahre 1428 die Geſandtſchaft begleitete, welche der Herzog von Burgund Philipp der Gute wegen ſeiner Bewerbung um die Tochter König Johanns I. von Portugal nach Liſſabon ſchickte. Wir beſitzen hier in dem Muſeum zu Berlin die Flügel des herrlichen Bildes, welches die eben genannten Künſtler, die eigentlichen Begründer der großen niederländiſchen Malerſchule, für die Kathedralkirche zu Gent angefertigt hatten. Auf den Flügeln, welche die heiligen Einſiedler und Pilger darſtellen, hat Johann van Eyck die Landſchaft durch Orangenbäume, Dattelpalmen und Cypreſſen geſchmückt: welche äußerſt naturgetreu über andere dunkele Maſſen einen ernſten, erhabenen Charakter verbreiten. Man fühlt bei dem Anblick des Bildes, daß der Maler ſelbſt den Eindruck einer Vegetation empfangen hat, die von lauen Lüften umweht iſt.

Bei dem Meiſterwerke der Gebrüder van Eyck ſtehen wir noch in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als die vervollkommnete Ölmalerei eben erſt angefangen hatte, die Malerei in Tempera zu verdrängen und doch ſchon eine hohe techniſche Vollendung erlangt hatte. Das Streben nach einer lebendigen Darſtellung der Naturformen war erweckt; und will man die allmähliche Verbreitung eines ſich erhöhenden Naturgefühls verfolgen, ſo muß man erinnern, wie Antonello di Meſſina, ein Schüler der Brüder van Eyck, den Hang zu landſchaftlicher Auffaſſung nach Venedig verpflanzte, und wie die Bilder der van Eyckſchen Schule ſelbſt in Florenz auf den Domenico Ghirlandajo und andere Meiſter in ähnlichem Sinne eingewirkt haben. Die Beſtrebungen dieſer Zeit waren auf eine ſorgſame, aber meiſt ängſtliche Nachahmung der Natur gerichtet. Frei und großartig aufgefaßt erſcheint dieſe erſt in den Meiſterwerken des Tizian, dem auch hier Giorgione zum Vorbild gedient. Ich habe das Glück gehabt viele Jahre lang im Pariſer Muſeum das Gemälde des Tizian bewundern zu können, welches den Tod des von einem Albigenſer im Walde überfallenen Petrus Martyr[6] in Gegenwart eines anderen Dominikaner-Mönches darſtellt. Die Form der Waldbäume und ihre Belaubung, die bergige blaue Ferne, die Abtönung und Beleuchtung des Ganzen laſſen einen feierlichen Eindruck von Ernſt und Größe, von einer Tiefe der Empfindungen, welche die überaus einfache landſchaftliche Kompoſition durchdringt, zurück. So lebendig war das Naturgefühl des Tizian, daß er nicht etwa bloß in Bildniſſen ſchöner Frauen, wie in dem Hintergrunde der üppigen Geſtalt der Dresdner Venus, ſondern auch in den Bildniſſen ſtrengerer Auffaſſung, z. B. in dem des Dichters Pietro Aretino: ſei es der Landſchaft, ſei es dem Himmel, einen der individuellen Darſtellung entſprechenden Charakter gab. Einem ſolchen Charakter der Erhabenheit blieben treu in der Bologneſer Schule Annibal Carraci und Domenichino.

War aber die große Kunſt-Epoche der Hiſtorienmalerei das cinquecento, ſo iſt die Epoche der größten Landſchafter das 17. Jahrhundert. Bei dem immer mehr erkannten und ſorgſamer beobachteten Reichtum der Natur konnte das Kunſtgefühl ſich über eine größere Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden verbreiten; auch vermehrte ſich zugleich die Vollkommenheit der techniſchen Darſtellungsmittel. Beziehungen auf die Stimmung des Gemüts wurden inniger, und durch ſie erhöhte ſich der zarte und milde Ausdruck des Naturſchönen, wie der Glaube an die Macht, mit welcher die Sinnenwelt uns anregen kann. Wenn dieſe Anregung, dem erhabenen Zwecke aller Kunſt gemäß, die wirklichen Gegenſtände in ein Objekt der Phantaſie verwandelt, wenn ſie harmoniſch in unſerm Inneren den Eindruck der Ruhe erzeugt, ſo iſt der Genuß nicht ohne Rührung; ſie ergreift das Herz, ſo oft wir in die Tiefen der Natur oder der Menſchheit blicken. In ein Jahrhundert finden wir zuſammengedrängt Claude Lorrain, den idylliſchen Maler des Lichts und der duftigen Ferne, Ruysdaels dunkle Waldmaſſen und ſein drohendes Gewölk, die heroiſchen Baumgeſtalten von Gaspard und Nikolaus Pouſſin; die naturwahren Darſtellungen von Everdingen, Hobbema und Cuyp.[7]

In dieſer glücklichen Entwickelungsperiode der Kunſt ahmte man geiſtreich nach, was die Vegetation des Nordens von Europa, was das ſüdliche Italien und die iberiſche Halbinſel darboten. Man ſchmückte die Landſchaft mit Orangen- und Lorbeerbäumen, mit Pinien und Dattelpalmen. Die letzten (das einzige Glied dieſer herrlichen Familie, das man außer der kleinen, urſprünglich europäiſchen Strandpalme, Chamaerops, durch eigenen Anblick kannte) wurden meiſt konventionell mit ſchlangenartig ſchuppigem Stamme dargeſtellt;[8] ſie dienten lange zum Repräſentanten der ganzen Tropen-Vegetation, wie Pinus pinea nach einem noch ſehr verbreiteten Glauben die Vegetation Italiens ausſchließlich charakteriſieren ſoll. Die Umriſſe hoher Gebirgsketten wurden wenig ſtudiert; ja Schneegipfel, welche ſich über grüne Alpenwieſen erheben, wurden damals noch von Naturforſchern und Landſchaftsmalern für unerreichbar gehalten. Die Phyſiognomik der Felsmaſſen reizte faſt nur da zu einer genaueren Nachbildung an, wo der Gießbach ſich ſchäumend und furchend eine Bahn gebrochen hat. Auch hier iſt wieder die Vielſeitigkeit eines freien, ſich in die ganze Natur verſenkenden, künſtleriſchen Geiſtes zu bezeichnen. Ein Geſchichtsmaler, derſelbe Rubens, der in ſeinen großen Jagdſtücken das wilde Treiben der Waldtiere mit unnachahmlicher Lebendigkeit geſchildert hat, faßte beinahe gleichzeitig die Geſtaltung des Erdreichs in der dürren, gänzlich öden, felſigen Hochebene des Escorials mit ſeltenem Glücke landſchaftlich auf.

---

[6] Im Belvedere des Vatican malte ſchon Pinturicchio Landſchaften als ſelbſtändige Verzierung; ſie waren reich und componirt. Er hat auf Raphael eingewirkt: in deſſen Bildern viele landſchaftliche Seltſamkeiten nicht von Perugino abzuleiten ſind. Bei Pinturicchio und bei deſſen Freunden finden ſich auch ſchon die ſonderbaren ſpitzigen Bergformen, welche Sie früher in Ihren Vorleſungen geneigt waren von den, durch Leopold von Buch ſo berühmt gewordenen tyroler Dolomitkegeln abzuleiten, die auf reiſende Künſtler bei dem ſteten Verkehr zwiſchen Italien und Deutſchland könnten Eindruck gemacht haben. Ich glaube vielmehr, daß dieſe Kegelformen auf den früheſten italieniſchen Landſchaften entweder ſehr alte konventionelle Übertragungen ſind aus Berg-Andeutungen in antiken Reliefs und muſiviſchen Arbeiten, oder daß ſie als ungeſchickt verkürzte Anſichten des Sorakte und ähnlicher iſolierter Gebirge in der Campagna di Roma betrachtet werden müſſen. Um die Kegel- und Spitzberge näher zu bezeichnen, von denen hier die Rede iſt, erinnere ich an die phantaſtiſche Landſchaft, welche in Leonardo da Vinci's allgemein bewundertem Bilde der Mona Liſa (Gemahlin des Francesco del Giocondo) den Hintergrund bildet. — Unter denen, welche in der niederländiſchen Schule die Landſchaft vorzugsweiſe als eine eigene Gattung ausgebildet haben, ſind noch Patenier's Nachfolger Herry de Bles, wegen ſeines Tier-Monogramms Civetta genannt, und ſpäter die Brüder Matthäus und Paul Bril zu erwähnen: die bei ihrem Aufenthalte in Rom große Neigung zu dieſem abgeſonderten Zweige der Kunſt erweckten. In Deutſchland behandelte Albrecht Altdorfer, Dürer's Schüler, die Landſchaftsmalerei noch etwas früher und mit größerem Erfolge als Patenier.

[7] Das große Jahrhundert der Landſchaftsmalerei vereinigte: Johann Breughel 1569—1625, Rubens 1577—1640, Domenichino 1581—1641, Philippe de Champaigne 1602—1674, Nikolas Pouſſin 1594—1655, Gaspard Pouſſin (Dughet) 1613—1675, Claude Lorrain 1600—1682, Albert Cuyp 1606—1672, Jan Both 1610—1650, Salvator Roſa 1615—1673, Everdingen 1621—1675, Nikolaus Berghem 1624—1683, Swanevelt 1620—1690, Ruysdael 1635—1681, Minderhoot Hobbema, Jan Wynants, Adriaan van de Velde 1638—1672, Carl Dujardin 1644—1687.

[8] Wunderbar phantaſtiſche Darſtellungen der Dattelpalmen, die in der Mitte der Laubkrone einen Knopf haben, zeigt mir ein altes Bild von Cima da Conegliano aus der Schule des Bellino (Dresdener Gallerie 1835 Nr. 40).

Die Darſtellung individueller Naturformen, den Teil der Kunſt berührend, welcher der eigentliche Gegenſtand dieſer Blätter iſt, konnte an Mannigfaltigkeit und Genauigkeit erſt dann zunehmen, als der geographiſche Geſichtskreis erweitert, das Reiſen in ferne Klimate erleichtert und der Sinn für die relative Schönheit und Gliederung der vegetabiliſchen Geſtalten, wie ſie in Gruppen natürlicher Familien verteilt ſind, angeregt wurden. Die Entdeckungen von Columbus, Vasco de Gama und Alvarez Cabral in Mittel-Amerika, Süd-Aſien und Braſilien; der ausgebreitete Spezerei- und Droguen-Handel der Spanier, Portugieſen, Italiener und Niederländer; die Gründung botaniſcher, aber noch nicht mit eigentlichen Treibhäuſern verſehener Gärten in Piſa, Padua und Bologna zwiſchen 1544 und 1568 machten die Maler allerdings mit vielen wunderbaren Formen exotiſcher Produkte, ſelbſt mit denen der Tropenwelt, bekannt. Einzelne Früchte, Blüten und Zweige wurden von Johann Breughel, deſſen Ruhm ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts begann, mit anmutiger Naturtreue dargeſtellt; aber es fehlte bis kurz vor der Mitte des 17. Jahrhunderts an Landſchaften, welche den individuellen Charakter der heißen Zone, von dem Künſtler ſelbſt an Ort und Stelle aufgefaßt, wiedergeben konnten. Das erſte Verdienſt einer ſolchen Darſtellung gehört wahrſcheinlich dem niederländiſchen Maler Franz Poſt aus Harlem, der den Prinzen Moritz von Naſſau nach Braſilien begleitete, wo dieſer mit den Erzeugniſſen der Tropenwelt lebhaft beſchäftigte Fürſt in den Jahren 1637 bis 1644 holländiſcher Statthalter in den eroberten portugieſiſchen Beſitzungen war. Poſt machte viele Jahre lang Studien nach der Natur am Vorgebirge San Auguſtin, in der Bucht Aller Heiligen, an den Ufern des Rio San Francisco und am unteren Laufe des Amazonenſtromes. Dieſe Studien wurden von ihm ſelbſt teils als Gemälde ausgeführt, teils mit vielem Geiſte radiert. Zu derſelben Zeit gehören die in Dänemark (in einer Gallerie des ſchönen Schloſſes Frederiksborg) aufbewahrten, ſehr ausgezeichneten großen Ölbilder des Malers Eckhout, der 1641 ſich ebenfalls mit Prinz Moritz von Naſſau an der braſilianiſchen Küſte befand. Palmen, Melonenbäume, Bananen und Heliconien ſind überaus charakteriſtiſch abgebildet, auch die Geſtalten der Eingeborenen, buntgefiederte Vögel und kleine Quadrupeden.

Solchen Beiſpielen phyſiognomiſcher Naturdarſtellung ſind bis zu Cooks zweiter Weltumſegelung wenige begabte Künſtler gefolgt. Was Hodges für die weſtlichen Inſeln der Südſee, was unſer verewigter Landsmann Ferdinand Bauer für Neu-Holland und Van Diemens Land geleiſtet, haben in den neueſten Zeiten in viel größerem Stile und mit höherer Meiſterſchaft für die amerikaniſche Tropenwelt Moritz Rugendas, der Graf Clarac, Ferdinand Bellermann und Eduard Hildebrandt, für viele andere Teile der Erde Heinrich von Kittlitz, der Begleiter des ruſſiſchen Admirals Lütke auf ſeiner Weltumſegelung, gethan.

Wer, empfänglich für die Naturſchönheit von Berg-, Fluß- und Waldgegenden, die heiße Zone ſelbſt durchwandert iſt; wer Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation nicht etwa bloß an den bebauten Küſten, ſondern am Abhange der ſchneebedeckten Andes, des Himalaya und des myſoriſchen Nilgherry-Gebirges oder in den Urwäldern des Flußnetzes zwiſchen dem Orinoco und Amazonenſtrom geſehen hat, der allein kann fühlen, welch ein unabſehbares Feld der Landſchaftsmalerei zwiſchen den Wendekreiſen beider Continente oder in der Inſelwelt von Sumatra, Borneo und der Philippinen zu eröffnen iſt; wie das, was man bisher geiſtreiches und treffliches geleiſtet, nicht mit der Größe der Naturſchätze verglichen werden kann, deren einſt noch die Kunſt ſich zu bemächtigen vermag. Warum ſollte unſere Hoffnung nicht gegründet ſein, daß die Landſchaftsmalerei zu einer neuen, nie geſehenen Herrlichkeit erblühen werde, wenn hochbegabte Künſtler öfter die engen Grenzen des Mittelmeeres überſchreiten können, wenn es ihnen gegeben ſein wird, fern von der Küſte mit der urſprünglichen Friſche eines reinen jugendlichen Gemütes, die vielgeſtaltete Natur in den feuchten Gebirgsthälern der Tropenwelt lebendig aufzufaſſen?

Jene herrlichen Regionen ſind bisher meiſt nur von Reiſenden beſucht worden, denen Mangel an früher Kunſtbildung und anderweitige wiſſenſchaftliche Beſchäftigung wenig Gelegenheit gaben, ſich als Landſchaftsmaler zu vervollkommnen. Die Wenigſten von ihnen wußten bei dem botaniſchen Intereſſe, welches die individuelle Form der Blüten und Blätter erregte, den Total-Eindruck der tropiſchen Zone aufzufaſſen. Oft wurden die Künſtler, welche große, auf Koſten des Staats ausgerüſtete Expeditionen begleiten ſollten, wie durch Zufall gewählt: und dann unvorbereiteter befunden, als es eine ſolche Beſtimmung erheiſcht. Das Ende der Reiſe nahete dann heran, wenn die Talentvolleren unter ihnen, durch den langen Anblick großer Naturſcenen und durch häufige Verſuche der Nachbildung, eben angefangen hatten eine gewiſſe techniſche Meiſterſchaft zu erlangen. Auch ſind die ſogenannten Weltumſeglungen wenig geeignet den Künſtler in ein eigentliches Waldland oder zu dem oberen Laufe großer Flüſſe und auf den Gipfel innerer Gebirgsketten zu führen.

Skizzen, im Angeſicht der Naturſcenen gemalt, können allein dazu leiten, den Charakter ferner Weltgegenden, nach der Rückkehr, in ausgeführten Landſchaften wiederzugeben; ſie werden es um ſo vollkommner thun, als neben denſelben der begeiſterte Künſtler zugleich eine große Zahl einzelner Studien von Baumgipfeln, wohlbelaubten, blütenreichen, fruchtbehangenen Zweigen, von umgeſtürzten Stämmen, die mit Pothos und Orchideen bedeckt ſind, von Felſen, Uferſtücken und Teilen des Waldbodens nach der Natur in freier Luft gezeichnet oder gemalt hat. Der Beſitz ſolcher, in recht beſtimmten Umriſſen entworfenen Studien kann dem Heimkehrenden alle mißleitende Hülfe von Treibhaus-Gewächſen und ſogenannten botaniſchen Abbildungen entbehrlich machen.

Eine große Weltbegebenheit: die Unabhängigkeit des ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerikas von europäiſcher Herrſchaft; die zunehmende Kultur in Indien, Neu-Holland, den Sandwich-Inſeln und den ſüdlichen Kolonien von Afrika werden unausbleiblich, nicht der Meteorologie und beſchreibenden Naturkunde allein, ſondern auch der Landſchaftsmalerei einen neuen, großartigen Charakter und einen Schwung geben, den ſie ohne dieſe Lokalverhältniſſe nicht erreichen würden. In Südamerika liegen volkreiche Städte faſt bis zu 4000 Meter Höhe über der Meeresfläche. Von da hinab bieten ſich dem Auge alle klimatiſchen Abſtufungen der Pflanzenformen dar. Wie viel iſt nicht von maleriſchen Studien der Natur zu erwarten, wenn, nach geendigtem Bürgerzwiſte und hergeſtellten freien Verfaſſungen, endlich einmal Kunſtſinn in jenen Hochländern erwacht!

Alles, was ſich auf den Ausdruck der Leidenſchaften, auf die Schönheit menſchlicher Form bezieht, hat in der temperierten nördlichen Zone, unter dem griechiſchen und heſperiſchen Himmel, ſeine höchſte Vollendung erreichen können; aus den Tiefen ſeines Gemüts wie aus der ſinnlichen Anſchauung des eigenen Geſchlechts ruft, ſchöpferiſch frei und nachbildend zugleich, der Künſtler die Typen hiſtoriſcher Darſtellungen hervor. Die Landſchaftsmalerei, welche eben ſo wenig bloß nachahmend iſt, hat ein mehr materielles Subſtratum, ein mehr irdiſches Treiben. Sie bedarf einer großen Maſſe und Mannigfaltigkeit unmittelbar ſinnlicher Anſchauung, die das Gemüt in ſich aufnehmen und, durch eigene Kraft befruchtet, den Sinnen wie ein freies Kunſtwerk wiedergeben ſoll. Der große Stil der heroiſchen Landſchaft iſt das Ergebnis einer tiefen Natur-Auffaſſung und jenes inneren geiſtigen Prozeſſes.

Allerdings iſt die Natur in jedem Winkel der Erde ein Abglanz des Ganzen. Die Geſtalten des Organismus wiederholen ſich in anderen und anderen Verbindungen. Auch der eiſige Norden erfreut ſich Monate lang der krautbedeckten Erde, großblütiger Alpenpflanzen und milder Himmelsbläue. Nur mit den einfacheren Geſtalten der heimiſchen Floren vertraut, darum aber nicht ohne Tiefe des Gefühls und Fülle ſchöpferiſcher Einbildungskraft, hat bisher unter uns die Landſchaftsmalerei ihr anmutiges Werk vollbracht. Bei dem Vaterländiſchen und dem Eingebürgerten des Pflanzenreichs verweilend, hat ſie einen engeren Kreis durchlaufen; aber auch in dieſem fanden hochbegabte Künſtler: die Carracci, Gaspard Pouſſin, Claude Lorrain und Ruysdael Raum genug, um durch Wechſel der Baumgeſtalten und der Beleuchtung die glücklichſten und mannigfaltigſten Schöpfungen zauberiſch hervorzurufen. Was die Kunſt noch zu erwarten hat, und worauf ich hindeuten mußte, um an den alten Bund des Naturwiſſens mit der Poeſie und dem Kunſtgefühl zu erinnern, wird den Ruhm jener Meiſterwerke nicht ſchmälern; denn, wie wir ſchon oben bemerkt, in der Landſchaftsmalerei und in jedem anderen Zweige der Kunſt iſt zu unterſcheiden zwiſchen dem, was beſchränkterer Art die ſinnliche Anſchauung und die unmittelbare Beobachtung erzeugt, und dem, was Unbegrenztes aus der Tiefe der Empfindung und der Stärke idealiſierender Geiſteskraft aufſteigt. Das Großartige, was dieſer ſchöpferiſchen Geiſteskraft die Landſchaftsmalerei, als eine mehr oder minder begeiſterte Naturdichtung, verdankt (ich erinnere hier an die Stufenfolge der Baumformen von Ruysdael und Everdingen durch Claude Lorrain bis zu Pouſſin und Hannibal Carracci hinauf), iſt, wie der mit Phantaſie begabte Menſch, etwas nicht an den Boden Gefeſſeltes. Bei den großen Meiſtern der Kunſt iſt die örtliche Beſchränkung nicht zu ſpüren; aber Erweiterung des ſinnlichen Horizonts, Bekanntſchaft mit edleren und größeren Naturformen, mit der üppigen Lebensfülle der Tropenwelt gewähren den Vorteil, daß ſie nicht bloß auf die Bereicherung des materiellen Subſtrats der Landſchaftsmalerei, ſondern auch dahin wirken, bei minder begabten Künſtlern die Empfindung lebendiger anzuregen und ſo die ſchaffende Kraft zu erhöhen.

Sei es mir erlaubt, hier an die Betrachtungen zu erinnern, welche ich faſt vor einem halben Jahrhunderte in einer wenig geleſenen Abhandlung: Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe mitgeteilt habe; Betrachtungen, die in dem innigſten Zuſammenhange mit den eben behandelten Gegenſtänden ſtehen. Wer die Natur mit einem Blicke zu umfaſſen und von Lokal-Phänomenen zu abſtrahieren weiß, der erkennt, wie mit Zunahme der belebenden Wärme von den Polen zum Äquator hin ſich auch allmählich die organiſche Kraft und die Lebensfülle vermehren.

Der Zauber der Natur nimmt in einem geringeren Maße noch vom nördlichen Europa nach den ſchönen Küſtenländern des Mittelmeeres als von der iberiſchen Halbinſel, von Süd-Italien und Griechenland gegen die Tropenwelt zu. Ungleich iſt der Teppich gewebt, den die blütenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet: dichter, wo die Sonne höher an dem dunkel-reinen oder von lichtem Gewölk umflorten Himmel emporſteigt; lockerer gegen den trüben Norden, hin wo der wiederkehrende Froſt bald die entwickelte Knoſpe tötet, bald die reifende Frucht erhaſcht. Wenn in der kalten Zone die Baumrinde mit dürren Flechten oder mit Laubmooſen bedeckt iſt, ſo beleben, in der Zone der Palmen und der feingefiederten baumartigen Farren, Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und rieſenmäßiger Ficus-Arten. Das friſche Grün der Dracontien und der tief eingeſchnittenen Pothosblätter kontraſtiert mit den vielfarbigen Blüten der Orchideen; rankende Bauhinien, Paſſifloren und gelbblühende Baniſterien umſchlingen, weit und hoch durch die Lüfte ſteigend, den Stamm der Waldbäume; zarte Blumen entfalten ſich aus den Wurzeln der Theobromen wie aus der dichten und rauhen Rinde der Creſcentien und der Guſtavia. Bei dieſer Fülle von Blüten und Blättern, bei dieſem üppigen Wuchſe und der Verwirrung rankender Gewächſe wird es oft dem Naturforſcher ſchwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüten und Blätter zugehören; ja ein einzelner Baum, mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geſchmückt, bietet eine Fülle von Pflanzen dar, die, von einander getrennt, einen beträchtlichen Flächenraum bedecken würden.

Aber jedem Erdſtrich ſind eigene Schönheiten vorbehalten: den Tropen Mannigfaltigkeit und erhabene Größe der Pflanzengeſtalten, dem Norden der Anblick der Wieſen und das periodiſche, langerſehnte Wieder-Erwachen der Natur beim erſten Wehen milder Frühlingslüfte. So wie in den Muſaceen (Piſang-Gewächſen) die höchſte Ausdehnung, ſo iſt in den Caſuarinen und in den Nadelhölzern die höchſte Zuſammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypreſſen bilden eine nordiſche Form, welche in den ebenen Gegenden der Tropen ſehr ſelten iſt. Ihr ewig friſches Grün erheitert die öde Winterlandſchaft; es verkündet gleichſam den nordiſchen Völkern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen wie das prometheiſche Feuer nie auf unſerem Planeten erliſcht.

Jede Vegetations Zone hat außer den ihr eigenen Vorzügen auch ihren eigentümlichen Charakter, ruft andere Eindrücke in uns hervor. Wer fühlt ſich nicht, um an uns nahe vaterländiſche Pflanzenformen zu erinnern, anders geſtimmt in dem dunklen Schatten der Buchen, auf Hügeln, die mit einzelnen Tannen bekränzt ſind, und auf der weiten Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birken ſäuſelt? So wie man an einzelnen organiſchen Weſen eine beſtimmte Phyſiognomie erkennt, wie beſchreibende Botanik und Zoologie im engeren Sinne des Worts Zergliederung der Tier- und Pflanzenformen ſind: ſo giebt es auch eine gewiſſe Naturphyſiognomie, welche jedem Himmelsſtriche ausſchließlich zukommt. Was der Künſtler mit den Ausdrücken: Schweizernatur, italieniſcher Himmel bezeichnet, gründet ſich auf das dunkle Gefühl eines lokalen Naturcharakters. Himmelsbläue, Wolkengeſtaltung, Duft, der auf der Ferne ruht, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umriß der Berge ſind die Elemente, welche den Total-Eindruck einer Gegend beſtimmen. Dieſen aufzufaſſen und anſchaulich wiederzugeben iſt die Aufgabe der Landſchaftsmalerei. Dem Künſtler iſt es verliehen die Gruppen zu zergliedern, und unter ſeiner Hand löſt ſich (wenn ich den figürlichen Ausdruck wagen darf) das große Zauberbild der Natur, gleich den geſchriebenen Werken der Menſchen, in wenige einfache Züge auf.

Aber auch in dem jetzigen unvollkommenen Zuſtande bildlicher Darſtellungen der Landſchaft, die unſere Reiſeberichte als Kupfer begleiten, ja nur zu oft verunſtalten, haben ſie doch nicht wenig zur phyſiognomiſchen Kenntnis ferner Zonen, zu dem Hange nach Reiſen in die Tropenwelt und zu thätigerem Naturſtudium beigetragen. Die Vervollkommnung der Landſchaftsmalerei in großen Dimenſionen (als Dekorationsmalerei, als Panorama, Diorama und Neorama) hat in neueren Zeiten zugleich die Allgemeinheit und die Stärke des Eindrucks vermehrt. Was Vitruvius und der Ägyptier Julius Pollux als „ländliche (ſatyriſche) Verzierungen der Bühne" ſchildern; was in der Mitte des 16. Jahrhunderts, durch Serlio's Kouliſſen-Einrichtungen, die Sinnestäuſchung vermehrte: kann jetzt, ſeit Prevoſt's und Daguerre's Meiſterwerken, in Parker'ſchen Rundgemälden, die Wanderung durch verſchiedenartige Klimate faſt erſetzen. Die Rundgemälde leiſten mehr als die Bühnentechnik, weil der Beſchauer, wie in einen magiſchen Kreis gebannt und aller ſtörenden Realität entzogen, ſich von der fremden Natur ſelbſt umgeben wähnt. Sie laſſen Erinnerungen zurück, die nach Jahren ſich vor der Seele mit den wirklich geſehenen Naturſzenen wunderſam täuſchend vermengen. Bisher ſind Panoramen: welche nur wirken, wenn ſie einen großen Durchmeſſer haben, mehr auf Anſichten von Städten und bewohnten Gegenden als auf ſolche Szenen angewendet worden, in denen die Natur in wilder Üppigkeit und Lebensfülle prangt. Phyſiognomiſche Studien, an den ſchroffen Berggehängen des Himalaya und der Cordilleren oder in dem Inneren der indiſchen und ſüdamerikaniſchen Flußwelt entworfen: ja durch Lichtbilder berichtigt, in denen nicht das Laubdach, aber die Form der Rieſenſtämme und der charakteriſtiſchen Verzweigung ſich unübertrefflich darſtellt; würden einen magiſchen Effekt hervorbringen.

Alle dieſe Mittel, deren Aufzählung recht weſentlich in ein Buch vom Kosmos gehört, ſind vorzüglich geeignet die Liebe zum Naturſtudium zu erhöhen; ja die Kenntnis und das Gefühl von der erhabenen Größe der Schöpfung würden kräftig vermehrt werden, wenn man in großen Städten neben den Muſeen, und wie dieſe dem Volke frei geöffnet, eine Zahl von Rundgebäuden aufführte, welche wechſelnd Landſchaften aus verſchiedenen geographiſchen Breiten und aus verſchiedenen Höhezonen darſtellten. Der Begriff eines Naturganzen, das Gefühl der Einheit und des harmoniſchen Einklanges im Kosmos werden um ſo lebendiger unter den Menſchen, als ſich die Mittel vervielfältigen, die Geſamtheit der Naturerſcheinungen zu anſchaulichen Bildern zu geſtalten.

III.

Kultur von Tropengewächſen. — Kontraſtierende Zuſammenſtellung der Pflanzengeſtalten. — Eindruck des phyſiognomiſchen Charakters der Vegetation, ſo weit Pflanzungen dieſen Eindruck hervorbringen können.

Die Wirkung der Landſchaftsmalerei iſt, trotz der Vervielfältigung ihrer Erzeugniſſe durch Kupferſtiche und durch die Vervollkommnung der Lithographie, doch beſchränkter und minder anregend als der Eindruck, welchen der unmittelbare Anblick exotiſcher Pflanzengruppen in Gewächshäuſern und freien Anlagen auf die für Naturſchönheit empfänglichen Gemüter macht. Ich habe mich ſchon früher auf meine eigene Jugenderfahrung berufen; ich habe daran erinnert, wie der Anblick eines koloſſalen Drachenbaums und einer Fächerpalme in einem alten Turme des botaniſchen Gartens bei Berlin den erſten Keim unwiderſtehlicher Sehnſucht nach fernen Reiſen in mich gelegt hatte. Wer ernſt in ſeinen Erinnerungen zu dem hinaufſteigen kann, was den erſten Anlaß zu einer ganzen Lebensbeſtimmung gab, wird dieſe Macht ſinnlicher Eindrücke nicht verkennen.

Ich unterſcheide hier den pittoresken Eindruck der Pflanzengeſtaltung von den Hilfsmitteln des anſchaulichen botaniſchen Studiums; ich unterſcheide Pflanzengruppen, die durch Größe und Maſſe ſich auszeichnen (an einander gedrängte Gruppen von Piſang und Heliconien, abwechſelnd mit Corypha-Palmen, Araucarien und Mimoſaceen; moosbedeckte Stämme, aus denen Dracontinn, feinlaubige Farnkräuter und blütenreiche Orchideen hervorſproſſen), von der Fülle einzeln ſtehender niederer Kräuter, welche familienweiſe in Reihen zum Unterricht in der beſchreibenden und ſyſtematiſchen Botanik kultiviert werden. Dort iſt die Betrachtung vorzugsweiſe geleitet auf die üppige Entwickelung der Vegetation in Cecropien, Carolineen und leichtgefiederten Bambuſen; auf die maleriſche Zuſammenſtellung großer und edler Formen, wie ſie den oberen Orinoco oder die von Martius und Eduard Pöppig ſo naturwahr beſchriebenen Waldufer des Amazonenfluſſes und des Huallaga ſchmücken; auf die Eindrücke, welche das Gemüt mit Sehnſucht nach den Ländern erfüllen, in denen der Strom des Lebens reicher fließt, und deren Herrlichkeit unſere Gewächshäuſer (einſt Krankenanſtalten für halbbelebte gärende Pflanzenſtoffe) in ſchwachem, doch freudigem Abglanze darbieten.

Der Landſchaftsmalerei iſt es allerdings gegeben, ein reicheres, vollſtändigeres Naturbild zu liefern, als die künſtlichſte Gruppierung kultivierter Gewächſe es zu thun vermag. Die Landſchaftsmalerei gebietet zauberiſch über Maſſe und Form. Faſt unbeſchränkt im Raume, verfolgt ſie den Saum des Waldes bis in den Duft der Ferne; ſie ſtürzt den Bergſtrom herab von Klippe zu Klippe, und ergießt das tiefe Blau des tropiſchen Himmels über die Gipfel der Palmen wie über die wogende, den Horizont begrenzende Grasflur. Die Beleuchtung und die Färbung, welche das Licht des dünnverſchleierten oder reinen Himmels unter den Wendekreiſen über alle irdiſchen Gegenſtände verbreitet, giebt der Landſchaftsmalerei, wenn es dem Pinſel gelingt, dieſen milden Lichteffekt nachzuahmen, eine eigentümliche, geheimnisvolle Macht. Bei tiefer Kenntnis von dem Weſen des griechiſchen Trauerſpiels hat man ſinnig den Zauber des Chors in ſeiner allvermittelnden Wirkungsweiſe mit dem Himmel in der Landſchaft verglichen.

Die Vervielfältigung der Mittel, welche der Malerei zu Gebote ſteht, um die Phantaſie anzuregen und die großartigſten Erſcheinungen von Meer und Land gleichſam auf einen kleinen Raum zu konzentrieren, iſt unſeren Pflanzungen und Gartenanlagen verſagt; aber wo in dieſen der Totaleindruck des Landſchaftlichen geringer iſt, entſchädigen ſie im einzelnen durch die Herrſchaft, welche überall die Wirklichkeit über die Sinne ausübt. Wenn man in dem Palmenhauſe von Loddiges oder in dem der Pfaueninſel bei Potsdam von dem hohen Altane bei heller Mittagsſonne auf die Fülle ſchilf- und baumartiger Palmen herabblickt, ſo iſt man auf Augenblicke über die Örtlichkeit, in der man ſich befindet, vollkommen getäuſcht. Man glaubt unter dem Tropenklima ſelbſt, von dem Gipfel eines Hügels herab, ein kleines Palmengebüſch zu ſehen. Man entbehrt freilich den Anblick der tiefen Himmelsbläue, den Eindruck einer größeren Intenſität des Lichtes; dennoch iſt die Einbildungskraft hier noch thätiger, die Illuſion größer als bei dem vollkommenſten Gemälde. Man knüpft an jede Pflanzenform die Wunder einer fernen Welt; man vernimmt das Rauſchen der fächerartigen Blätter, man ſieht ihre wechſelnd ſchwindende Erleuchtung, wenn, von kleinen Luftſtrömen ſanft bewegt, die Palmengipfel wogend einander berühren. So groß iſt der Reiz, den die Wirklichkeit gewähren kann, wenn auch die Erinnerung an die künſtliche Treibhauspflege wiederum ſtörend einwirkt. Vollkommenes Gedeihen und Freiheit ſind unzertrennliche Ideen auch in der Natur; und für den eifrigen, vielgereiſten Botaniker haben die getrockneten Pflanzen eines Herbariums, wenn ſie auf den Cordilleren von Südamerika oder in den Ebenen Indiens geſammelt wurden, oft mehr Wert als der Anblick derſelben Pflanzenart, wenn ſie einem europäiſchen Gewächshauſe entnommen iſt. Die Kultur verwiſcht etwas von dem urſprünglichen Naturcharakter; ſie ſtört in der gefeſſelten Organiſation die freie Entwickelung der Teile.

Die phyſiognomiſche Geſtaltung der Gewächſe und ihre kontraſtierende Zuſammenſtellung iſt aber nicht bloß ein Gegenſtand des Naturſtudiums oder ein Anregungsmittel zu demſelben; die Aufmerkſamkeit, welche man der Pflanzen-Phyſiognomik ſchenkt, iſt auch von großer Wichtigkeit für die Landſchaftsgärtnerei, d. h. für die Kunſt eine Gartenlandſchaft zu komponieren. Ich widerſtehe der Verſuchung, in dieſes, freilich ſehr nahe gelegene Feld überzuſchweifen, und begnüge mich hier nur in Erinnerung zu bringen, daß, wie wir bereits in dem Anfange dieſer Abhandlung Gelegenheit fanden, die häufigeren Ausbrüche eines tiefen Naturgefühls bei den ſemitiſchen indiſchen und iraniſchen Völkern zu preiſen, ſo uns auch die Geſchichte die früheſten Parkanlagen im mittleren und ſüdlichen Aſien zeige. Semiramis hatte am Fuß des Berges Bagiſtanos Gärten anlegen laſſen, welche Diodor beſchreibt, und deren Ruf Alexander, auf ſeinem Zuge von Kelonä nach den Nyſäiſchen Pferdeweiden, veranlaßte, ſich von dem geraden Wege zu entfernen. Die Parkanlagen der perſiſchen Könige waren mit Cypreſſen geſchmückt, deren obeliskenartige Geſtalt an Feuerflammen erinnerte und die deshalb nach der Erſcheinung des Zerduſcht (Zoroaſter) zuerſt von Guſchtasp um das Heiligtum der Feuertempel gepflanzt wurden. So leitete die Baumform ſelbſt auf die Mythe von dem Urſprunge der Cypreſſe aus dem Paradieſe.9) Die aſiatiſchen irdiſchen Paradieſe hatten ſchon früh einen Ruf in den weſtlichen Ländern; ja der Baumdienſt ſteigt bei den Iraniern bis zu den Vorſchriften des Hom, des im Zendaveſta angerufenen Verkünders des alten Geſetzes, hinauf. Man kennt aus Herodot die Freude, welche Xerxes noch an der großen Platane in Lydien hatte, die er mit goldenem Schmuck beſchenkte und der er in der Perſon eines der „zehntauſend Unſterblichen" einen eigenen Wächter gab. Die uralte Verehrung der Bäume hing, wegen des erquickenden und feuchten Schattens eines Laubdaches, mit dem Dienſte der heiligen Quellen zuſammen.

In einen ſolchen Kreis des urſprünglichen Naturdienſtes gehören bei den helleniſchen Völkern der Ruf des wundergroßen Palmbaumes auf Delos, wie der einer alten Platane in Arkadien. Die Buddhiſten auf Ceylon verehren den koloſſalen indiſchen Feigenbaum (Banyane) von Anurahdepura. Es ſoll derſelbe aus Zweigen des Urſtammes entſproſſen ſein, unter welchem Buddha, als Bewohner des alten Magadha, in Seligkeit (Selbſtverlöſchung, nirwâna) verſunken war. Wie einzelne Bäume wegen ihrer ſchönen Geſtalt ein Gegenſtand der Heiligung waren, ſo wurden es Gruppen von Bäumen als Haine der Götter. Pauſanias iſt voll des Lobes von einem Haine des Apollotempels zu Grynion in Äolis; der Hain von Kolonos wird in dem berühmten Chore des Sophokles gefeiert.

Wie nun das Naturgefühl ſich in der Auswahl und ſorgfältigen Pflege geheiligter Gegenſtände des Pflanzenreichs ausſprach, ſo offenbarte es ſich noch lebendiger und mannigfaltiger in den Gartenanlagen früh kultivierter oſt-aſiatiſcher Völker. In dem fernſten Teile des Alten Kontinents ſcheinen die chineſiſchen Gärten ſich am meiſten dem genähert zu haben, was wir jetzt engliſche Parks zu nennen pflegen. Unter der ſiegreichen Dynaſtie der Han hatten freie Gartenanlagen ſo viele Meilen im Umfange, daß der Ackerbau durch ſie gefährdet und das Volk zum Aufruhr angeregt wurde. „Was ſucht man", ſagt ein alter chineſiſcher Schriftſteller, Lieu-tſcheu, „in der Freude an einem Luſtgarten? In allen Jahrhunderten iſt man darin übereingekommen, daß die Pflanzung den Menſchen für alles Anmutige entſchädigen ſoll, was ihm die Entfernung von dem Leben in der freien Natur, ſeinem eigentlichen und liebſten Aufenthalte, entzieht. Die Kunſt den Garten anzulegen beſteht alſo in dem Beſtreben Heiterkeit (der Ausſicht), Üppigkeit des Wachstums, Schatten, Einſamkeit und Ruhe ſo zu vereinigen, daß durch den ländlichen Anblick die Sinne getäuſcht werden. Die Mannigfaltigkeit, welche der Hauptvorzug der freien Landſchaft iſt, muß alſo geſucht werden in der Auswahl des Bodens, in dem Wechſel von Hügelketten und Thalſchluchten, von Bächen und Seen, die mit Waſſerpflanzen bedeckt ſind. Alle Symmetrie iſt ermüdend; Überdruß und Langeweile werden in Gärten erzeugt, in welchen jede Anlage Zwang und Kunſt verrät." Eine Beſchreibung, welche uns Staunton von dem großen kaiſerlichen Garten von Zhe-hol, nördlich von der chineſiſchen Mauer, gegeben hat, entſpricht jenen Vorſchriften des Lieu-tſcheu, Vorſchriften, denen einer unſerer geiſtreichen Zeitgenoſſen, der Schöpfer des anmutigen Parks von Muskau, ſeinen Beifall nicht verſagen wird.

In dem großen beſchreibenden Gedichte, in welchem der Kaiſer Kien-long um die Mitte des 18. Jahrhunderts die ehemalige mandſchuriſche Reſidenzſtadt Mukden und die Gräber ſeiner Vorfahren verherrlichen wollte, ſpricht ſich ebenfalls die innigſte Liebe zu einer freien, durch die Kunſt nur ſehr teilweiſe verſchönerten Natur aus. Der poetiſche Herrſcher weiß in geſtaltender Anſchaulichkeit zu verſchmelzen die heiteren Bilder von der üppigen Friſche der Wieſen, von waldbekränzten Hügeln und friedlichen Menſchenwohnungen mit dem ernſten Bilde der Grabſtätte ſeiner Ahnherrn. Die Opfer, welche er dieſen bringt nach den von Konfucius vorgeſchriebenen Riten, die fromme Erinnerung an die hingeſchiedenen Monarchen und Krieger ſind der eigentliche Zweck dieſer merkwürdigen Dichtung. Eine lange Aufzählung der wildwachſenden Pflanzen, wie der Tiere, welche die Gegend beleben, iſt, wie alles didaktiſche, ermüdend; aber das Verweben des ſinnlichen Eindrucks von der Landſchaft, die gleichſam nur als Hintergrund des Gemäldes dient, mit erhabenen Objekten der Ideenwelt, mit der Erfüllung religiöſer Pflichten, mit Erwähnung großer geſchichtlicher Ereigniſſe giebt der ganzen Kompoſition einen eigentümlichen Charakter. Die bei dem chineſiſchen Volke ſo tief eingewurzelte Heiligung der Berge führt Kien-long zu ſorgfältigen Schilderungen der Phyſiognomik der unbelebten Natur, für welche die Griechen und Römer keinen Sinn hatten. Auch die Geſtaltung der einzelnen Bäume, die Art ihrer Verzweigung, die Richtung der Äſte, die Form ihres Laubes werden mit beſonderer Vorliebe behandelt.

Wenn ich, der, leider! zu langſam unter uns verſchwindenden Abneigung gegen die chineſiſche Litteratur nicht nachgebe und bei den Natur-Anſichten eines Zeitgenoſſen Friedrichs des Großen nur zu lange verweilt bin, ſo iſt es hier um ſo mehr meine Pflicht, ſieben und ein halbes Jahrhundert weiter hinaufzuſteigen und an das Gartengedicht des See-ma-kuang, eines berühmten Staatsmannes, zu erinnern. Die Anlagen, welche das Gedicht beſchreibt, ſind freilich teilweiſe voller Baulichkeiten, nach Art der alten italiſchen Villen; aber der Miniſter beſingt auch eine Einſiedelei, die zwiſchen Felſen liegt und von hohen Tannen umgeben iſt. Er lobt die freie Ausſicht auf den breiten, vielbeſchifften Strom Kiang; er fürchtet ſelbſt die Freunde nicht, wenn ſie kommen, ihm ihre Gedichte vorzuleſen, weil ſie auch die ſeinigen anhören. See-ma-kuang ſchrieb um das Jahr 1086: als in Deutſchland die Poeſie, in den Händen einer rohen Geiſtlichkeit, nicht einmal in der vaterländiſchen Sprache auftrat.

Damals, und vielleicht ein halbes Jahrtauſend früher, waren die Bewohner von China, Hinter-Indien und Japan ſchon mit einer großen Mannigfaltigkeit von Pflanzenformen bekannt. Der innige Zuſammenhang, welcher ſich zwiſchen den buddhiſtiſchen Mönchsanſtalten erhielt, übte auch in dieſem Punkte ſeinen Einfluß aus. Tempel, Klöſter und Begräbnisplätze wurden von Gartenanlagen umgeben, welche mit ausländiſchen Bäumen und einem Teppich vielfarbiger, vielgeſtalteter Blumen geſchmückt waren. Indiſche Pflanzen wurden früh ſchon nach China, Korea und Nipon verbreitet. Siebold, deſſen Schriften einen weitumfaſſenden Überblick aller japaniſchen Verhältniſſe liefern, hat zuerſt auf die Urſache einer Vermiſchung der Floren entlegener buddhiſtiſcher Länder aufmerkſam gemacht.

Der Reichtum von charakteriſtiſchen Pflanzenformen, welche unſere Zeit der wiſſenſchaftlichen Beobachtung wie der Landſchaftsmalerei darbietet, muß lebhaft anreizen, den Quellen nachzuſpüren, welche uns dieſe Erkenntnis und dieſen Naturgenuß bereiten. Die Aufzählung dieſer Quellen bleibt der nächſtfolgenden Abteilung dieſes Werkes, der Geſchichte der Weltanſchauung, vorbehalten. Hier kam es darauf an, in dem Reflex der Außenwelt auf das Innere des Menſchen, auf ſeine geiſtige Thätigkeit und ſeine Empfindungsweiſe die Anregungsmittel zu ſchildern, welche bei fortſchreitender Kultur ſo mächtig auf die Belebung des Naturſtudiums eingewirkt haben. Die urtiefe Kraft der Organiſation feſſelt, trotz einer gewiſſen Freiwilligkeit im Entfalten einzelner Teile, alle tieriſche und vegetabiliſche Geſtaltung an feſte, ewig wiederkehrende Typen; ſie beſtimmt in jeder Zone den ihr eingeprägten, eigentümlichen Charakter, d. i. die Phyſiognomik der Natur. Deshalb gehört es unter die ſchönſten Früchte europäiſcher Völkerbildung, daß es dem Menſchen möglich geworden, ſich faſt überall, wo ihn ſchmerzliche Entbehrung bedroht, durch Kultur und Gruppierung exotiſcher Gewächſe, durch den Zauber der Landſchaftsmalerei und durch die Kraft des begeiſterten Wortes einen Teil des Naturgenuſſes zu verſchaffen, den auf fernen, oft gefahrvollen Reiſen durch das Innere der Kontinente die wirkliche Anſchauung gewährt.

---

9) Im Schahnameh des Firduſi heißt es: „Eine ſchlanke Cypreſſe, dem Paradieſe entſproſſen, pflanzte Zerduſcht vor die Thür des Feuertempels (zu Kiſchmer in Choraſan). Geſchrieben hatte er auf dieſe hohe Cypreſſe: Guſchtasp habe angenommen den guten Glauben; ein Zeuge ward ſomit der ſchlanke Baum; ſo verbreitet Gott die Gerechtigkeit. Als viele Jahre darüber verfloſſen waren, entfaltete ſich die hohe Cypreſſe und ward ſo groß, daß des Jägers Fangſchnur ihren Umfang nicht befaßte. Als ihren Gipfel vielfaches Gezweige umgab, umſchloß er ſie mit einem Palaſt von reinem Golde . . . . und ließ ausbreiten in der Welt: wo auf Erden giebt es eine Cypreſſe wie die von Kiſchmer? Aus dem Paradieſe ſandte ſie mir Gott und ſprach: Neige dich von dort zum Paradieſe."

B.

Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung.

Hauptmomente der allmählichen Entwickelung und Erweiterung des Begriffs vom Kosmos, als einem Naturganzen.

Die Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung iſt die Geſchichte der Erkenntnis eines Naturganzen, die Darſtellung des Strebens der Menſchheit, das Zuſammenwirken der Kräfte in dem Erd- und Himmelsraume zu begreifen; ſie bezeichnet demnach die Epochen des Fortſchrittes in der Verallgemeinerung der Anſichten, ſie iſt ein Teil der Geſchichte unſerer Gedankenwelt: in ſo fern dieſer Teil ſich auf die Gegenſtände ſinnlicher Erſcheinung, auf die Geſtaltung der geballten Materie und die ihr inwohnenden Kräfte bezieht.

Die Geſchichte der Erkenntnis des Weltganzen, zu welcher ich hier die leitenden Ideen darlege und welche ich der Kürze wegen bald Geſchichte des Kosmos, bald Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung nenne, darf nicht verwechſelt werden mit der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften, wie ſie mehrere unſerer vorzüglichſten Lehrbücher der Phyſik oder die der Morphologie der Pflanzen und Tiere liefern.

Um Rechenſchaft von der Bedeutung deſſen zu geben, was hier unter den Geſichtspunkt einzelner hiſtoriſcher Momente zuſammenzuſtellen iſt, ſcheint es am geeignetſten beiſpielsweiſe aufzuführen, was nach dem Zweck dieſer Blätter behandelt oder ausgeſchloſſen werden muß. In die Geſchichte des Naturganzen gehören die Entdeckungen des zuſammengeſetzten Mikroſkops, des Fernrohrs und der farbigen Polariſation: weil ſie Mittel verſchafft haben, das, was allen Organismen gemeinſam iſt, aufzufinden, in die fernſten Himmelsräume zu dringen und das erborgte, reflektierte Licht von dem ſelbſtleuchtender Körper zu unterſcheiden: d. i. zu beſtimmen, ob das Sonnenlicht aus einer feſten Maſſe oder aus einer gasförmigen Umhüllung ausſtrahle. Die Aufzählung der Verſuche aber, welche ſeit Huygens allmählich auf Arago's Entdeckung der farbigen Polariſation geleitet haben, werden der Geſchichte der Optik vorbehalten. Eben ſo verbleibt der Geſchichte der Botanik die Entwickelung der Grundſätze, nach denen die Maſſe vielgeſtalteter Gewächſe ſich in Familien aneinander reihen läßt: während die Geographie der Pflanzen, oder die Einſicht in die örtliche und klimatiſche Verteilung der Vegetation über den ganzen Erdkörper, über die Feſte und das algenreiche Becken der Meere, einen wichtigen Abſchnitt in der Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung ausmacht.

Die denkende Betrachtung deſſen, was die Menſchen zur Einſicht eines Naturganzen geführt hat, iſt eben ſo wenig die ganze Kulturgeſchichte der Menſchheit, als ſie eine Geſchichte der Naturwiſſenſchaften genannt werden kann. Allerdings iſt die Einſicht in den Zuſammenhang der lebendigen Kräfte des Weltalls als die edelſte Frucht der menſchlichen Kultur, als das Streben nach dem höchſten Gipfel, welchen die Vervollkommnung und Ausbildung der Intelligenz erreichen kann, zu betrachten; aber das, wovon wir hier Andeutungen geben, iſt nur ein Teil der Kulturgeſchichte ſelbſt. Dieſe umfaßt gleichzeitig, was den Fortſchritt der einzelnen Völker nach allen Richtungen erhöhter Geiſtesbildung und Sittlichkeit bezeichnet. Wir gewinnen nach einem eingeſchränkteren phyſikaliſchen Geſichtspunkte der Geſchichte des menſchlichen Wiſſens nur eine Seite ab: wir heften vorzugsweiſe den Blick auf das Verhältnis des allmählich Ergründeten zum Naturganzen; wir beharren minder bei der Erweiterung der einzelnen Disziplinen als bei Reſultaten, welche einer Verallgemeinerung fähig ſind oder kräftige materielle Hilfsmittel zu genauerer Beobachtung der Natur in verſchiedenen Zeitaltern geliefert haben.

Vor allem müſſen ſorgfältig ein frühes Ahnen und ein wirkliches Wiſſen ſcharf von einander getrennt werden. Mit der zunehmenden Kultur des Menſchengeſchlechts geht von dem erſten vieles in das zweite über, und ein ſolcher Übergang verdunkelt die Geſchichte der Erfindungen. Eine ſinnige, ideelle Verknüpfung des früher Ergründeten leitet oft faſt unbewußt das Ahnungsvermögen und erhöht dasſelbe wie durch eine begeiſtigende Kraft. Wie manches iſt bei Indern und Griechen, wie manches im Mittelalter über den Zuſammenhang von Naturerſcheinungen ausgeſprochen worden: erſt unerwieſen und mit dem Unbegründetſten vermengt, aber in ſpäterer Zeit auf ſichere Erfahrung geſtützt und dann wiſſenſchaftlich erkannt! Die ahnende Phantaſie, die allbelebende Thätigkeit des Geiſtes, welche in Plato, in Kolumbus, in Kepler gewirkt hat, darf nicht angeklagt werden, als habe ſie in dem Gebiete der Wiſſenſchaft nichts geſchaffen, als müſſe ſie notwendig ihrem Weſen nach von der Ergründung des Wirklichen abziehen.

Da wir die Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung als die Geſchichte der Erkenntnis eines Naturganzen, gleichſam als die Geſchichte des Gedankens von der Einheit in den Erſcheinungen und von dem Zuſammenwirken der Kräfte im Weltall, definiert haben; ſo kann die Behandlungsweiſe dieſer Geſchichte nur in der Aufzählung deſſen beſtehen, wodurch der Begriff von der Einheit der Erſcheinungen ſich allmählich ausgebildet hat. Wir unterſcheiden in dieſer Hinſicht: 1) das ſelbſtändige Streben der Vernunft nach Erkenntnis von Naturgeſetzen, alſo eine denkende Betrachtung der Naturerſcheinungen; 2) die Weltbegebenheiten, welche plötzlich den Horizont der Beobachtung erweitert haben; 3) die Erfindung neuer Mittel ſinnlicher Wahrnehmung: gleichſam die Erfindung neuer Organe, welche den Menſchen mit den irdiſchen Gegenſtänden wie mit den fernſten Welträumen in näheren Verkehr bringen, welche die Beobachtung ſchärfen und vervielfältigen. Dieſer dreifache Geſichtspunkt muß uns leiten, wenn wir die Haupt-Epochen (Hauptmomente) beſtimmen, welche die Geſchichte der Lehre vom Kosmos zu durchlaufen hat. Um das Geſagte zu erläutern, wollen wir hier wiederum ſolche Beiſpiele anführen, die die Verſchiedenheit der Mittel charakteriſieren, durch welche die Menſchheit allmählich zum intellektuellen Beſitz von einem großen Teile der Welt gelangt iſt: Beiſpiele von erweiterter Naturkenntnis, von großen Begebenheiten und von der Erfindung neuer Organe.

Die Kenntnis der Natur, als älteſter Phyſik der Hellenen, war mehr aus inneren Anſchauungen, aus der Tiefe des Gemüts als aus der Wahrnehmung der Erſcheinungen geſchöpft. Die Naturphiloſophie der ioniſchen Phyſiologen iſt auf den Urgrund des Entſtehens, auf den Formenwechſel eines einigen Grundſtoffes gerichtet; in der mathematiſchen Symbolik der Pythagoreer, in ihren Betrachtungen über Zahl und Geſtalt offenbart ſich dagegen eine Philoſophie des Maßes und der Harmonie. Indem die doriſch-italiſche Schule überall numeriſche Elemente ſucht, hat ſie von dieſer Seite, durch eine gewiſſe Vorliebe für die Zahlenverhältniſſe, die ſie im Raum und in der Zeit erkennt, gleichſam den Grund zur ſpäteren Ausbildung unſerer Erfahrungswiſſenſchaften gelegt. Die Geſchichte der Weltanſchauung, wie ich ſie auffaſſe, bezeichnet nicht ſowohl die oft wiederkehrenden Schwankungen zwiſchen Wahrheit und Irrtum als die Hauptmomente der allmählichen Annäherung an die Wahrheit, an die richtige Anſicht der irdiſchen Kräfte und des Planetenſyſtems. Sie zeigt uns, wie die Pythagoreer, nach dem Berichte des Philolaus aus Croton, die fortſchreitende Bewegung der nicht rotierenden Erde, ihren Kreislauf um den Weltherd (das Zentralfeuer, Heſtia) lehrten: wenn Plato und Ariſtoteles ſich die Erde weder als rotierend noch fortſchreitend, ſondern als unbeweglich im Mittelpunkt ſchwebend vorſtellten. Hicetas von Syrakus, der mindeſtens älter als Theophraſt iſt, Heraklides Pontikus und Ekphantus kannten die Achſendrehung der Erde; aber nur Ariſtarch von Samos und beſonders Seleukus der Babylonier, anderthalb Jahrhunderte nach Alexander, wußten, daß die Erde nicht bloß rotiere, ſondern ſich zugleich auch um die Sonne, als das Zentrum des ganzen Planetenſyſtems, bewege. Kehrte auch in den dunkeln Zeiten des Mittelalters durch chriſtlichen Fanatismus und den herrſchend bleibenden Einfluß des ptolemäiſchen Syſtems der Glaube an die Unbeweglichkeit der Erde zurück, wurde auch ihre Geſtalt bei dem alexandriniſchen Kosmas Indikopleuſtes wieder die Scheibe des Thales; ſo hatte dagegen ein deutſcher Kardinal, Nikolaus de Kuß, zuerſt die Geiſtesfreiheit und den Mut, faſt hundert Jahre vor Kopernikus, unſerem Planeten zugleich wieder die Achſendrehung und die fortſchreitende Bewegung zuzuſchreiben. Nach Kopernikus war Tychos Lehre allerdings ein Rückſchritt, aber ein Rückſchritt von kurzer Dauer. Sobald eine große Maſſe genauer Beobachtungen, zu der Tycho ſelbſt reichlich beigetragen, angeſammelt war, konnte die richtige Anſicht des Weltbaues nicht auf lange verdrängt bleiben. Wir haben hier gezeigt, wie die Periode der Schwankungen vorzüglich die der Ahnungen und naturphiloſophiſchen Phantaſien geweſen iſt.

Nach der vervollkommneten Kenntnis der Natur, als einer gleichzeitigen Folge unmittelbarer Beobachtung und ideeller Kombinationen, haben wir oben der Aufzählung großer Begebenheiten gedacht: d. i. ſolcher, durch welche der Horizont der Weltanſchauung räumlich erweitert wurde. Zu dieſen Begebenheiten gehören Völkerwanderungen, Schiffahrt und Heerzüge. Sie haben von der natürlichen Beſchaffenheit der Erdoberfläche (Geſtaltung der Kontinente, Richtung der Gebirgsjoche, relativen Anſchwellung der Hochebenen) Kunde verſchafft, ja in weiten Länderſtrecken Material zur Ergründung allgemeiner Naturgeſetze dargeboten. Es bedarf bei dieſen hiſtoriſchen Betrachtungen nicht der Darſtellung eines zuſammenhängenden Gewebes von Begebenheiten. Für die Geſchichte der Erkenntnis des Naturganzen iſt es hinlänglich in jeder Epoche nur an ſolche Begebenheiten zu erinnern, welche einen entſchiedenen Einfluß auf die geiſtigen Beſtrebungen der Menſchheit und auf eine erweiterte Weltanſicht auszuüben vermochten. In dieſer Hinſicht ſind von großer Wichtigkeit geweſen für die Völker, die um das Becken des Mittelmeeres angeſiedelt waren, die Fahrt des Koläus von Samos jenſeits der Herkules-Säulen, der Zug Alexanders nach Vorder-Indien, die Weltherrſchaft der Römer, die Verbreitung arabiſcher Kultur, die Entdeckung des Neuen Kontinents. Wir verweilen nicht ſowohl bei der Erzählung von etwas Geſchehenem als bei der Bezeichnung der Wirkung, welche das Geſchehene, d. i. die Begebenheit, ſei ſie eine Entdeckungsreiſe, oder das Herrſchend-Werden einer hochausgebildeten litteraturreichen Sprache, oder die plötzlich verbreitete Kenntnis der indo-afrikaniſchen Monſune, auf die Entwickelung der Idee des Kosmos ausgeübt hat.

Wenn ich bei der Aufzählung ſo heterogener Anregungen ſchon beiſpielsweiſe der Sprachen erwähne, ſo will ich hier im allgemeinen auf ihre unermeßliche Wichtigkeit in zwei ganz verſchiedenen Richtungen aufmerkſam machen. Die Sprachen wirken einzeln durch große Verbreitung als Kommunikations-Mittel zwiſchen weit von einander getrennten Völkerſtämmen; ſie wirken, mit einander verglichen, durch die erlangte Einſicht in ihren inneren Organismus und ihre Verwandtſchaftsgrade auf das tiefere Studium der Geſchichte der Menſchheit. Die griechiſche Sprache und die mit derſelben ſo innigſt verknüpfte Nationalität der Griechen (das Griechenleben) haben eine zauberiſche Gewalt geübt über alle fremde von ihnen berührte Völker. Die griechiſche Sprache erſcheint in Inner-Aſien durch den Einfluß des baktriſchen Reiches als eine Trägerin des Wiſſens, das ein volles Jahrtauſend ſpäter, mit indiſchem Wiſſen gemiſcht, durch die Araber in den äußerſten Weſten von Europa zurückgebracht wird. Die alt-indiſche und die malayiſche Sprache haben in der Inſelwelt des ſüdöſtlichen Aſiens wie an der Oſtküſte von Afrika und auf Madagaskar den Handel und den Völkerverkehr befördert: ja wahrſcheinlich, durch die Nachrichten von den indiſchen Handelsſtationen der Banianen, das kühne Unternehmen von Vasco de Gama veranlaßt. Herrſchend gewordene Sprachen, die leider den verdrängten Idiomen einen frühen Untergang bereiten, haben wie das Chriſtentum und wie der Buddhismus wohlthätig zur Einigung der Menſchheit beigetragen.

Verglichen unter einander und als Objekte der *Naturkunde des Geiſtes* betrachtet, nach der Analogie ihres inneren Baues in Familien geſondert, ſind die Sprachen eine reiche Quelle des hiſtoriſchen Wiſſens geworden. Eben weil ſie das Produkt der geiſtigen Kraft des Menſchen ſind, führen ſie uns mittelſt der Grundzüge ihres Organismus in eine dunkle Ferne, in eine ſolche, zu welcher keine Tradition hinaufreicht. Das vergleichende Sprachſtudium zeigt, wie durch große Länderſtrecken getrennte Völkerſtämme ſprachlich mit einander verwandt und aus einem gemeinſchaftlichen Urſitze ausgezogen ſind; es offenbart den Weg und die Richtung alter Wanderungen; es erkennt, den Entwickelungsmomenten nachſpürend, in der mehr oder minder veränderten Sprachgeſtaltung, in der Permanenz gewiſſer Formen oder in der bereits fortgeſchrittenen Zertrümmerung und Auflöſung des Formenſyſtems, welcher Volksſtamm der gemeinſamen Sprache näher geblieben iſt. Zu dieſer Art der Unterſuchungen über die erſten altertümlichen Sprachzuſtände, in denen das Menſchengeſchlecht im eigentlichſten Sinne des Worts als ein lebendiges Naturganzes betrachtet wird, giebt die lange Kette der indogermaniſchen Sprachen, vom Ganges bis zum iberiſchen Weſt-Ende von Europa, von Sizilien bis zum Nordkap, vielfachen Anlaß. Dieſelbe hiſtoriſche Sprachvergleichung leitet auch auf das Vaterland gewiſſer Erzeugniſſe, welche ſeit den älteſten Zeiten wichtige Gegenſtände des Tauſchhandels geweſen ſind. Die Sanskritnamen ächt indiſcher Produkte: die von Reis, Baumwolle, Narde und Zucker, finden wir in die griechiſche und teilweiſe ſogar in die ſemitiſchen Sprachen übergegangen.

Nach den hier angedeuteten und durch Beiſpiele erläuterten Betrachtungen erſcheint die vergleichende Sprachkunde als ein wichtiges rationelles Hilfsmittel, um durch wiſſenſchaftliche, echt philologiſche Unterſuchungen zu einer Verallgemeinerung der Anſichten über die Verwandtſchaft des Menſchengeſchlechts und ſeine mutmaßlich von mehreren Punkten ausgehenden *Verbreitungsſtrahlen* zu gelangen. Die *rationellen Hilfsmittel* der ſich allmählich entwickelnden Lehre vom Kosmos ſind demnach ſehr verſchiedener Art: Erforſchung des Sprachbaues, Entzifferung alter Schriftzüge und hiſtoriſcher Monumente in Hieroglyphen und Keilſchrift, Vervollkommnung der Mathematik: beſonders des mächtigen, Erdgeſtalt, Meeresflut und Himmelsräume beherrſchenden, analytiſchen Kalkuls. Zu dieſen Hilfsmitteln geſellen ſich endlich die *materiellen Erfindungen*: welche uns gleichſam neue Organe ſchaffen, die Schärfe der Sinne erhöhen, ja den Menſchen in einen näheren Verkehr mit den irdiſchen Kräften wie mit den fernen Welträumen ſetzen. Um hier nur diejenigen Inſtrumente zu erwähnen, welche große Epochen der Kulturgeſchichte bezeichnen, nennen wir das Fernrohr und deſſen leider zu ſpäte Verbindung mit Meßinſtrumenten, das zuſammengeſetzte Mikroſkop, welches uns Mittel verſchafft den Entwickelungszuſtänden des Organiſchen („der geſtaltenden Thätigkeit als dem Grunde des *Werdens*," wie Ariſtoteles ſchön ſagt) zu folgen; die Bouſſole und die verſchiedenen Vorrichtungen zur Ergründung des Erd-Magnetismus, den Gebrauch des Pendels zum Zeitmaße, das Barometer, den Wärmemeſſer, hygrometriſche und elektrometriſche Apparate, das Polariſkop in Anwendung auf farbige Polariſations-Phänomene im Licht der Geſtirne oder im erleuchteten Luftkreiſe.

Die *Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung*, gegründet, wie wir eben entwickelt haben, auf denkende Betrachtung der Naturerſcheinungen, auf eine Verkettung großer Begebenheiten, auf Erfindungen, welche den Kreis ſinnlicher Wahrnehmung erweitern, ſoll aber hier in ihren Hauptzügen nur fragmentariſch und überſichtlich dargeſtellt werden. Ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, daß die Kürze dieſer Darſtellung den Leſer in den Stand ſetzen könne den Geiſt, in welchem ein ſo ſchwer zu begrenzendes Bild einſt auszuführen wäre, leichter zu erfaſſen. Hier wird nicht nach Vollſtändigkeit in Aufzählung von Einzelheiten, ſondern nach der klaren Entwickelung von leitenden Ideen getrachtet, ſolchen, welche einige der Wege bezeichnen, die der Phyſiker als Geſchichtsforſcher durchlaufen kann. Die Kenntnis von dem Zuſammenhang der Begebenheiten und ihren Kauſalverhältniſſen wird als ein Gegebenes vorausgeſetzt; die Begebenheiten brauchen nicht erzählt zu werden: es genügt ſie zu nennen und den Einfluß zu beſtimmen, den ſie auf die allmählich anwachſende Erkenntnis eines Naturganzen ausgeübt haben. Vollſtändigkeit, ich glaube es wiederholen zu müſſen, iſt hier weder zu erreichen noch als das Ziel eines ſolchen Unternehmens zu betrachten. Indem ich dies ausſpreche, um meinem Werke vom Kosmos den eigentümlichen Charakter zu bewahren, der dasſelbe allein ausführbar macht, werde ich mich freilich von neuem dem Tadel derer ausſetzen, welche weniger bei dem verweilen, was ein Buch enthält, als bei dem, was nach ihrer individuellen Anſicht darin gefunden werden ſollte. In den älteren Teilen der Geſchichte bin ich gefliſſentlich weit umſtändlicher als in den neueren geweſen. Wo die Quellen ſparſamer fließen, iſt die Kombination ſchwieriger, und die aufgeſtellten Meinungen bedürfen dann der Anführung nicht allgemein bekannter Zeugniſſe. Auch Ungleichmäßigkeit in der Behandlung der Materien habe ich mir da frei geſtattet, wo es darauf ankam durch Aufzählung von Einzelheiten dem Vortrag ein belebenderes Intereſſe zu geben.

Wie die Erkenntnis eines Weltganzen mit intuitiver Ahnung und wenigen wirklichen Beobachtungen über iſolierte Naturgebiete begonnen hat, ſo glauben wir auch in der geſchichtlichen Darſtellung der Weltanſchauung von einem eingeſchränkten Erdraume ausgehen zu müſſen. Wir wählen das Meeresbecken, um welches diejenigen Völker ſich bewegt haben, auf deren Wiſſen unſere abendländiſche Kultur (die einzige faſt ununterbrochen fortgeſchrittene) zunächſt gegründet iſt. Man kann die Hauptſtröme bezeichnen, welche die Elemente der Bildung und der erweiterten Naturanſichten dem weſtlichen Europa zugeführt haben; aber bei der Vielfachheit dieſer Ströme iſt nicht ein einiger Urquell zu nennen. Tiefe Einſicht in die Kräfte der Natur, Erkenntnis der Natureinheit gehört nicht einem ſogenannten *Urvolke* an, für welches, nach dem Wechſel hiſtoriſcher Anſichten, bald ein ſemitiſcher Stamm im nord-chaldäiſchen Arpaxad (Arrahpachitis des Ptolemäus), bald der Stamm der Inder und Iranier im alten Zendlande am Quellgebiet des Oxus und Jaxartes ausgegeben wurden. Die Geſchichte, ſo weit ſie durch menſchliche Zeugniſſe begründet iſt, kennt kein *Urvolk*, keinen einigen erſten Sitz der Kultur; keine *Urphyſik* oder Naturweisheit, deren Glanz durch die ſündige Barbarei ſpäterer Jahrhunderte verdunkelt worden wäre. Der Geſchichtsforſcher durchbricht die vielen über einander gelagerten Nebelſchichten ſymboliſierender Mythen, um auf den feſten Boden zu gelangen, wo ſich die erſten Keime menſchlicher Geſittung nach natürlichen Geſetzen entwickelt haben. Im grauen Altertume, gleichſam am äußerſten Horizont des wahrhaft hiſtoriſchen Wiſſens, erblicken wir ſchon gleichzeitig mehrere leuchtende Punkte, Zentra der Kultur, die gegen einander ſtrahlen, ſo Ägypten, auf das wenigſte fünftauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung; Babylon, Ninive, Kaſchmir, Iran, und China ſeit der erſten Kolonie, die vom nordöſtlichen Abfall des Kuen-lün her in das untere Flußthal des Hoangho eingewandert war. Dieſe Zentralpunkte erinnern unwillkürlich an die größeren unter den funkelnden Sternen des Firmaments, an die ewigen Sonnen der Himmelsräume: von denen wir wohl die Stärke des Glanzes, nicht aber, einige wenige ausgenommen, die relative Entfernung von unſerem Planeten kennen.

Eine dem erſten Menſchenſtamme geoffenbarte *Urphyſik*, eine durch Kultur verdunkelte *Naturweisheit wilder Völker* gehört einer Sphäre des Wiſſens oder vielmehr des Glaubens an, welche dem Gegenſtande dieſes Werkes fremd bleibt. Wir finden einen ſolchen Glauben indes ſchon tief in der älteſten indiſchen Lehre Kriſchnas gewurzelt. „Die Wahrheit ſoll urſprünglich in den Menſchen gelegt, aber allmählich eingeſchläfert und vergeſſen worden ſein; die Erkenntnis kehrt wie eine *Erinnerung* zurück." Wir laſſen es gern unentſchieden, ob die Volksſtämme, die wir gegenwärtig Wilde nennen, alle im Zuſtande urſprünglich natürlicher Roheit ſind; ob nicht viele unter ihnen, wie der Bau ihrer Sprachen es oft vermuten läßt, verwilderte Stämme, gleichſam zerſtreute Trümmer aus den Schiffbrüchen einer früh untergegangenen Kultur ſind. Ein naher Umgang mit dieſen ſogenannten Naturmenſchen lehrt nichts von dem, was die Liebe zum Wunderbaren von einer gewiſſen Überlegenheit roher Völker in der Kenntnis der Erdkräfte gefabelt hat. Allerdings ſteigt ein dumpfes, ſchauervolles Gefühl von der Einheit der Naturgewalten in dem Buſen des Wilden auf; aber ein ſolches Gefühl hat nichts mit den Verſuchen gemein, den Zuſammenhang der Erſcheinungen unter Ideen zu faſſen. Wahrhaft kosmiſche Anſichten ſind erſt Folge der Beobachtung und ideeller Kombination, Folge eines lange dauernden Kontakts der Menſchheit mit der Außenwelt; auch ſind ſie nicht das Werk eines einzigen Volkes: ſie ſind die Frucht gegenſeitiger Mitteilung, eines, wo nicht allgemeinen, doch großen Völkerverkehrs.

Wie in den Betrachtungen über den Reflex der Außenwelt auf die Einbildungskraft wir, im Eingange dieſes Bandes, aus der allgemeinen *Litteraturgeſchichte* das ausgehoben haben, was ſich auf den Ausdruck eines lebendigen Naturgefühls bezieht; ſo wird in der Geſchichte der Weltanſchauung aus der allgemeinen *Kulturgeſchichte* dasjenige ausgeſondert, was die Fortſchritte in der Erkenntnis eines Naturganzen bezeichnet. Beide, nicht willkürlich, ſondern nach beſtimmten Grundſätzen abgeſonderte Teile haben wieder unter einander dieſelben Beziehungen als die Disziplinen, welchen ſie entlehnt ſind. Die Geſchichte der Kultur der Menſchheit ſchließt in ſich die Geſchichte der Grundkräfte des menſchlichen Geiſtes und alſo auch der Werke, in denen nach verſchiedenen Richtungen dieſe Grundkräfte in Litteratur und Kunſt ſich offenbart haben. Auf gleiche Weiſe erkennen wir in der Tiefe und Lebendigkeit des Naturgefühls, die wir nach dem Unterſchiede der Zeiten und der Völkerſtämme geſchildert, wirkſame Anregungsmittel zu ſorgfältigerer Beachtung der Erſcheinungen, zu ernſter Ergründung ihres kosmiſchen Zuſammenhanges.

Eben weil nun ſo mannigfaltig die Ströme ſind, welche die Elemente des erweiterten Naturwiſſens getragen und im Laufe der Zeiten ungleich über den Erdboden verbreitet haben, iſt es, wie wir bereits oben bemerkt, am geeignetſten, in der Geſchichte der Weltanſicht von einer Völkergruppe und zwar von der auszugehen, in der unſere jetzige wiſſenſchaftliche Kultur und die des ganzen europäiſchen Abendlandes urſprünglich gewurzelt ſind. Die Geiſtesbildung der Griechen und Römer iſt allerdings ihrem Anfange nach eine ſehr neue zu nennen, in Vergleich mit der Kultur der Ägypter, Chineſen und Inder; aber was ihnen von außen, von dem Orient und von Süden her, zugeſtrömt iſt, hat ſich mit dem, was ſie ſelbſt hervorgebracht und verarbeitet, trotz des ewigen Wechſels der Weltbegebenheiten und des fremdartigen Gemiſches eindringender Völkermaſſen, ununterbrochen auf europäiſchen Boden fortgepflanzt. In den Regionen, wo man vor Jahrtauſenden vieles früher gewußt, iſt entweder eine alles verdunkelnde Barbarei wiederum eingetreten, oder neben der Erhaltung alter Geſittung und feſter, complicierter Staatseinrichtungen (wie in China) iſt doch der Fortſchritt in Wiſſenſchaft und gewerblichen Kunſtfertigkeiten überaus geringe, noch geringer der Anteil an dem Weltverkehr geweſen, ohne den allgemeine Anſichten ſich nie bilden können. Europäiſche Kulturvölker und die von ihnen abſtammenden, in andere Kontinente übergegangenen ſind durch eine rieſenmäßige Erweiterung ihrer Schiffahrt in den fernſten Meeren, an den fernſten Küſten gleichſam allgegenwärtig geworden. Was ſie nicht beſitzen, können ſie bedrohen. In ihrem faſt ununterbrochen vererbten Wiſſen, in ihrer lang vererbten wiſſenſchaftlichen Nomenklatur liegen, wie Markſteine der Geſchichte der Menſchheit, Erinnerungen an die mannigfaltigen Wege, auf denen wichtige Erfindungen oder wenigſtens der Keim zu denſelben den Völkern Europa's zugeſtrömt ſind: aus dem öſtlichen Aſien die Kenntnis von der Richtkraft und Abweichung eines frei ſich bewegenden Magnetſtabes, aus Phönicien und Ägypten chemiſche Bereitungen (Glas, tieriſche und vegetabiliſche Färbeſtoffe, Metall-Oxyde), aus Indien allgemeiner Gebrauch der Poſition zur Beſtimmung des erhöhten Wertes weniger Zahlzeichen.

Seitdem die Civiliſation ihre älteſten Urſitze innerhalb der Tropen oder in der ſubtropiſchen Zone verlaſſen, hat ſie ſich bleibend in dem Weltteile angeſiedelt, deſſen nördlichſte Regionen weniger kalt als unter gleicher Breite die von Aſien und Amerika ſind. Das Feſtland von Europa iſt eine weſtliche Halbinſel von Aſien und verdankt eine größere, die allgemeine Geſittung begünſtigende Milde ſeines Klimas dieſem Umſtande und ſeiner mannigfaltigen, vielgegliederten, ſchon von Strabo gerühmten Form, ſeiner Stellung gegen das in der Äquatorial-Zone weit ausgedehnte Afrika, ſo wie den vorherrſchenden, über den breiten Ocean hinſtreichenden und deshalb im Winter warmen Weſtwinden. Die phyſiſche Beſchaffenheit von Europa hat der Verbreitung der Kultur weniger Hinderniſſe entgegengeſtellt, als ihr in Aſien und Afrika geſetzt waren; da, wo weitausgedehnte Reihen von Parallelketten, Hochebenen und Sandmeeren als ſchwer zu überwindende Völkerſcheiden auftreten. Wir beginnen demnach hier, bei der Aufzählung der Hauptmomente in der Geſchichte der phyſiſchen Weltbetrachtung, mit einem Erdwinkel, der durch ſeine räumlichen Verhältniſſe und ſeine Weltſtellung den wechſelnden Völkerverkehr und die Erweiterung kosmiſcher Anſichten, welche Folge dieſes Verkehres iſt, am meiſten begünſtigt hat.

Hauptmomente einer Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung.

I.

Das Mittelmeer als Ausgangspunkt für die Darſtellung der Verhältniſſe, welche die allmähliche Erweiterung der Idee des Kosmos begründet haben. — Anreihung dieſer Darſtellung an die früheſte Kultur der Hellenen. — Verſuche ferner Schiffahrt gegen Nordoſt (Argonauten), gegen Süden (Ophir), gegen Weſten (Coläus von Samos).

Ganz in dem Sinne einer großen Weltanſicht ſchildert Plato im Phädon die Enge des Mittelmeeres. „Wir", ſagt er, „die wir vom Phaſis bis zu den Säulen des Herkules wohnen, haben inne nur einen kleinen Teil der Erde; in dem wir uns, wie um einen Sumpf Ameiſen oder Fröſche, um das (innere) Meer angeſiedelt haben." Und dieſes enge Becken, an deſſen Rande ägyptiſche, phöniziſche und helleniſche Völker zu einem hohen Glanze der Kultur erblühten, iſt der Ausgangspunkt der wichtigſten Weltbegebenheiten, der Koloniſierung großer Länderſtrecken von Afrika und Aſien, der nautiſchen Unternehmungen geweſen, durch welche eine ganze weſtliche Erdhälfte enthüllt worden iſt.

Das Mittelmeer zeigt noch in ſeiner jetzigen Geſtaltung die Spuren einer ehemaligen Unterabteilung in drei geſchloſſene, an einander grenzende, kleinere Becken. Das Ägäiſche iſt ſüdlich begrenzt durch die Bogenlinie, welche, von der kariſchen Küſte Kleinaſiens an, die Inſeln Rhodus, Kreta und Kerigo bilden, und die ſich an den Peloponnes anſchließt unfern des Vorgebirges Malea. Weſtlicher folgt das Joniſche Meer; das Syrten-Baſſin, in dem Malta liegt. Die Weſtſpitze von Sizilien nähert ſich dort auf 12 geographiſche Meilen der Küſte von Afrika. Die plötzliche, aber kurzdauernde Erſcheinung der gehobenen Feuerinſel Ferdinandea (1831) ſüdweſtlich von den Kalkſtein-Felſen von Sciacca mahnt an einen Verſuch der Natur das Syrten-Baſſin zwiſchen Kap Grantola, der Adventure-Bank, Pantellaria und dem afrikaniſchen Kap Bon wiederum zu ſchließen und ſo von dem weſtlichſten, dritten Baſſin, dem Tyrrheniſchen, zu trennen. Letzteres empfängt durch die Herkules-Säulen den von Weſten her einbrechenden Ocean und umſchließt Sardinien, die Balearen und die kleine vulkaniſche Gruppe der ſpaniſchen Kolumbraten.

Dieſe Form des dreimal verengten Mittelmeeres hat einen großen Einfluß auf die früheſte Beſchränkung und ſpätere Erweiterung phöniziſcher und griechiſcher Entdeckungsreiſen gehabt. Die letzteren blieben lange auf das Aegäiſche und auf das Syrtenmeer beſchränkt. Zu der homeriſchen Zeit war das kontinentale Italien noch ein „unbekanntes Land". Die Phokäer eröffneten das tyrrheniſche Baſſin weſtlich von Sizilien; Tarteſſusfahrer gelangten zu den Säulen des Herkules. Man darf nicht vergeſſen, daß Karthago an der Grenze des tyrrheniſchen und Syrten-Beckens gegründet ward. Die phyſiſche Geſtaltung der Küſten wirkte auf den Gang der Begebenheiten, auf die Richtung nautiſcher Unternehmungen, auf den Wechſel der Meeresherrſchaft; die letzte wirkte wiederum auf die Erweiterung des Ideenkreiſes.

Das nördliche Geſtade des Mittelmeeres hat den, ſchon von Eratoſthenes bemerkten Vorzug: reicher geformt, „vielgeſtalteter", mehr gegliedert zu ſein als das ſüdliche libyſche. Dort treten drei Halbinſeln hervor: die iberiſche, italiſche und helleniſche, welche, mannigfach buſenförmig eingeſchnitten, mit den nahen Inſeln und den gegenüberliegenden Küſten Meer- und Landengen bilden. Solche Geſtaltungen des Kontinents und der teils abgeriſſenen, teils vulkaniſch, reihenweiſe wie auf weit fortlaufenden Spalten, gehobenen Inſeln haben früh zu geognoſtiſchen Anſichten über Durchbrüche, Erdrevolutionen und Ergießungen der angeſchwollenen höheren Meere in die tiefer ſtehenden geführt. Der Pontus, die Dardanellen, die Straße von Gades und das inſelreiche Mittelmeer waren ganz dazu geeignet die Anſichten eines ſolchen Schleuſenſyſtems hervorzurufen. Der orphiſche Argonautiker, wahrſcheinlich aus chriſtlicher Zeit, hat alte Sagen eingewebt; er ſingt von der Zertrümmerung des alten Lyktonien in einzelne Inſeln: wie „Poſeidon, der Finſtergelockte, dem Vater Kronion zürnend, ſchlug auf Lyktonien mit dem goldenen Dreizack". Ähnliche Phantaſien, die freilich oft aus einer unvollkommenen Kenntnis räumlicher Verhältniſſe entſtanden ſein konnten, waren in der eruditionsreichen, allem Altertümlichen zugewandten, alexandriniſchen Schule ausgeſponnen worden. Ob die Mythe der zertrümmerten Atlantis ein ferner und weſtlicher Reflex der Mythe von Lyktonien iſt, oder ob „der Untergang von Lyktonien (Leukonia) auf die ſamothraziſche Sage von einer jene Gegend umgeſtaltenden großen Flut hindeute", braucht hier nicht entſchieden zu werden.

Was aber die geographiſche Lage des Mittelmeers vor allem wohlthätig in ihrem Einfluß auf den Völkerverkehr und die fortſchreitende Erweiterung des Weltbewußtſeins gemacht hat, iſt die Nähe des in der kleinaſiatiſchen Halbinſel vortretenden öſtlichen Kontinents; die Fülle der Inſeln des Ägäiſchen Meeres; welche eine Brücke für die übergehende Kultur geweſen ſind; die Furche zwiſchen Arabien, Ägypten und Abyſſinien, durch die der große Indiſche Ocean unter der Benennung des Arabiſchen Meerbuſens oder des Roten Meeres eindringt, getrennt durch eine ſchmale Erdenge von dem Nil-Delta und der ſüdöſtlichen Küſte des Inneren Meeres. Durch alle dieſe räumlichen Verhältniſſe offenbarte ſich in der anwachſenden Macht der Phönizier und ſpäter in der der Hellenen, in der ſchnellen Erweiterung des Ideenkreiſes der Völker der Einfluß des Meeres, als des verbindenden Elementes. Die Kultur war in ihren früheren Sitzen in Ägypten, am Euphrat und Tigris, in der indiſchen Pentapotamia und in China an reiche Stromlandſchaften gefeſſelt geweſen; nicht ſo in Phönizien und Hellas. In dem bewegten Leben des Griechentums, vorzüglich im ioniſchen Stamme, fand der frühe Drang nach ſeemänniſchen Unternehmungen eine reiche Befriedigung in den merkwürdigen Formen des mittelländiſchen Meerbeckens, in ſeiner relativen Stellung zu dem Ocean im Süden und Weſten.

Die Exiſtenz des Arabiſchen Meerbuſens, als Folge des Einbruchs des Indiſchen Oceans durch die Meerenge Bab-el-Mandeb, gehört zu der Reihe großer phyſiſcher Erſcheinungen, welche uns erſt die neuere Geognoſie hat offenbaren können. Der europäiſche Kontinent nämlich iſt in ſeiner Hauptaxe von Nordoſt gegen Südweſt gerichtet; aber faſt rechtwinklig mit dieſer Richtung findet ſich ein Syſtem von Spalten, die teils zum Eindringen des Meereswaſſers, teils zu Hebung paralleler Gebirgsjoche Anlaß gegeben haben. Ein ſolches inverſes Streichen von Südoſt gegen Nordweſt zeigen (vom Indiſchen Ocean bis zum Ausfluß der Elbe im nördlichen Deutſchland) das Rote Meer in dem ſüdlichen Teile der Spalte, zu beiden Seiten von vulkaniſchen Gebirgsarten umgeben, der Perſiſche Meerbuſen mit dem Tieflande des Doppelſtromes Euphrat und Tigris, die Zagroskette in Luriſtan, die Ketten von Hellas und den nahen Inſelreihen des Archipels, das Adriatiſche Meer und die dalmatiſchen Kalkalpen. Die Kreuzung der beiden Syſteme geodätiſcher Linien (NO—SW und SO—NW): die ihre Urſachen gewiß in Erſchütterungs-Richtungen des Inneren unſeres Erdkörpers gehabt haben und von denen ich die Spalten SO—NW für neueren Urſprungs halte, hat den wichtigſten Einfluß auf die Schickſale der Menſchheit und die Erleichterung des Völkerverkehrs gehabt. Die relative Lage und die, nach der Abweichung der Sonne in verſchiedenen Jahreszeiten ſo ungleiche Erwärmung von Oſt-Afrika, Arabien und der Halbinſel von Vorder-Indien erzeugen eine regelmäßige Abwechſelung von Luftſtrömen (Monſun), welche die Schiffahrt nach der Myrrhifera Regio der Adramiten in Süd-Arabien, nach dem Perſiſchen Meerbuſen, Indien und Ceylon dadurch begünſtigten, daß in der Jahreszeit (April und Mai bis Oktober), wo Nordwinde auf dem Roten Meere wehen, der Südweſt-Monſun von Oſt-Afrika bis zur Küſte Malabar herrſcht, während der dem Rückweg günſtige Nordoſt-Monſun (Oktober bis April) zuſammentrifft mit der Periode der Südwinde zwiſchen der Meerenge Bab-el-Mandeb und dem Iſthmus von Suez.

Nachdem wir nun, in dieſem Entwurf einer Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung, den Schauplatz geſchildert haben, auf dem von ſo verſchiedenen Seiten fremde Elemente der Kultur und Länderkenntnis dem Griechenvolke zugeführt werden konnten, bezeichnen wir hier zuerſt diejenigen der das Mittelmeer umwohnenden Völker, welche ſich einer alten und ausgezeichneten Bildung erfreuten: die Ägypter, die Phönikier ſamt ihren nord- und weſt-afrikaniſchen Kolonien, und die Etrusker. Einwanderung und Handelsverkehr haben am mächtigſten gewirkt. Je mehr ſich in der neueſten Zeit durch Entdeckung von Monumenten und Inſchriften, wie durch philoſophiſchere Sprachforſchung unſer hiſtoriſcher Geſichtskreis erweitert hat, deſto mannigfaltiger erſcheint der Einfluß, welcher in der früheſten Zeit auch vom Euphrat her, aus Lykien und durch die mit den thrakiſchen Stämmen verwandten Phrygier auf die Griechen ausgeübt wurde.

In dem Nilthale, das eine ſo große Rolle in der Geſchichte der Menſchheit ſpielt, „gehen ſichere Königsſchilder“ bis in den Anfang der vierten Manethoniſchen Dynaſtie: welche die Erbauer der großen Pyramiden von Giſeh in ſich ſchließt. Dieſe Dynaſtie beginnt mehr als 34 Jahrhunderte vor unſrer chriſtlichen Zeitrechnung, 23 Jahrhunderte vor der doriſchen Einwanderung der Herakliden in den Peloponnes. Die großen Steinpyramiden von Dahſchur, etwas ſüdlich von Giſeh und Sakara, hält Lepſius für Werke der dritten Dynaſtie. Auf den Blöcken derſelben finden ſich Steinmetz-Inſchriften, aber bis jetzt keine Königsnamen. Die letzte Dynaſtie des alten Reichs, das mit dem Einfall der Hykſos endigte, wohl 1200 Jahre vor Homer, war die 12. Manethoniſche: welcher Amenemha III. angehörte, der Erbauer des urſprünglichen Labyrinths, der den Möris-See künſtlich ſchuf durch Ausgrabung und mächtige Erddämme im Norden und Weſten. Nach der Vertreibung der Hykſos beginnt das neue Reich mit der 18. Dynaſtie (1600 Jahre vor Chr.). Der große Ramſes-Miamen (Ramſes II.) war der zweite Herrſcher der 19. Dynaſtie. Seine Siege, durch Abbildungen in Stein verewigt, wurden dem Germanikus von den Prieſtern in Theben erklärt. Herodot kennt ihn unter dem Namen Seſoſtris, wahrſcheinlich durch eine Verwechſelung mit dem faſt eben ſo kriegeriſchen und mächtigen Eroberer Seti (Setos), welcher der Vater Ramſes II. war.*)

Wir haben geglaubt hier bei dieſen Einzelheiten der Zeitrechnung verweilen zu müſſen, um da, wo für uns feſter Geſchichtsboden iſt, das relative Alter großer Begebenheiten in Ägypten, Phönikien und Griechenland annäherungsweiſe beſtimmen zu können. Wie wir vorher das Mittelmeer nach ſeinen räumlichen Verhältniſſen mit wenigen Zügen geſchildert, ſo mußten wir jetzt auch an die Jahrtauſende erinnern, um welche die menſchliche Kultur im Nilthal der von Hellas vorangegangen iſt. Ohne dieſe ſimultanen Beziehungen von Raum und Zeit können wir, nach der inneren Natur der Gedankenwelt, uns kein klares und befriedigendes Geſchichtsbild entwerfen.

Die Kultur im Nilthale: früh durch geiſtiges Bedürfnis, durch eine ſonderbare phyſiſche Beſchaffenheit des Landes, durch prieſterliche und politiſche Einrichtungen erweckt und unfrei gemodelt, hat, wie überall auf dem Erdboden, zum Kontakt mit fremden Völkern, zu fernen Heerzügen und Anſiedelungen angeregt. Was aber Geſchichte und Denkmäler uns darüber aufbewahrt haben, bezeugt vorübergehende Eroberungen auf dem Landwege und wenig ausgedehnte eigene Schiffahrt. Ein ſo altes und mächtiges Kulturvolk ſcheint weniger dauernd nach außen gewirkt zu haben als andere vielbewegte, kleinere Volksſtämme. Die lange Arbeit ſeiner Nationalbildung, mehr den Maſſen als den Individuen gedeihlich, iſt wie räumlich abgeſchieden und deshalb für die Erweiterung kosmiſcher Anſichten wahrſcheinlich unfruchtbarer geblieben. Ramſes-Miamen (von 1388 bis 1322 vor Chr., alſo volle 600 Jahre vor der erſten Olympiade des Koröbus) unternahm weite Heerzüge: nach Herodot „in Äthiopien (wo ſeine ſüdlichſten Bauwerke Lepſius am Berg Barkal fand), durch das paläſtiniſche Syrien, von Kleinaſien nach Europa überſetzend: zu den Skythen, Thrakiern; endlich nach Kolchis und an den Phaſis-Strom, wo von ſeinen Soldaten des Herumziehens müde Anſiedler zurückblieben. Auch habe Ramſes zuerſt, ſagten die Prieſter, mit langen Schiffen die Küſtenbewohner längs dem Erythräiſchen Meere ſich unterworfen: bis er endlich im Weiterſchiffen in ein Meer kam, das vor Seichtigkeit nicht mehr ſchiffbar war.“ Diodor ſagt beſtimmt, daß Seſoſtris (der große Ramſes) in Indien bis über den Ganges ging, auch Gefangene aus Babylon zurückführte. „Die einzige ſichere Thatſache in Bezug auf die eigene alt-ägyptiſche Schiffahrt iſt die, daß ſeit den früheſten Zeiten die Ägypter nicht bloß den Nil, ſondern auch den Arabiſchen Meerbuſen befuhren. Die berühmten Kupferminen bei Wadi Magara auf der Sinai-Halbinſel wurden bereits unter der 4. Dynaſtie, unter Cheops-Chufu, bebaut. Bis zur 6. Dynaſtie gehen die Inſchriften von Hamamat an der Koſſêr-Straße, welche das Nilthal mit der weſtlichen Küſte des Roten Meeres verband. Der Kanal von Suez wurde unter Ramſes dem Großen zu bauen verſucht, zunächſt wohl wegen des Verkehrs mit dem arabiſchen Kupferlande.“ Größere nautiſche Unternehmungen, wie ſelbſt die ſo oft beſtrittene, mir gar nicht unwahrſcheinliche Umſeglung von Afrika unter Neku II. (611—595 vor Chr.) wurden phönikiſchen Schiffen anvertraut. Faſt um dieſelbe Zeit, etwas früher, unter Nekus Vater Pſammitich (Pſemetek), und etwas ſpäter nach geendigtem Bürgerkriege unter Amaſis (Aahmes), legten griechiſche Mietstruppen und ihre Anſiedelung in Naukratis den Grund zu bleibendem auswärtigem Handelsverkehr, zur Aufnahme fremder Elemente, zu dem allmählichen Eindringen des Hellenismus in Nieder-Ägypten. Es war ein Keim geiſtiger Freiheit, größerer Unabhängigkeit von lokaliſierenden Einflüſſen, ein Keim, der ſich in der Periode einer neuen Weltgeſtaltung durch die makedoniſche Eroberung ſchnell und kräftig entwickelte. Die Eröffnung der ägyptiſchen Häfen unter Pſammitich bezeichnet eine um ſo wichtigere Epoche, als bis dahin das Land wenigſtens an ſeiner nördlichen Küſte ſich ſeit langer Zeit gegen Fremde völlig abgeſchloſſen hielt.

In der Aufzählung der nicht-helleniſchen Kulturvölker, welche das Becken des Mittelmeers, den älteſten Sitz und Ausgangspunkt unſeres Wiſſens, umwohnen, reihen wir hier an die Ägypter die Phönikier an. Dieſe ſind als die thätigſten Vermittler der Völkerverbindung vom Indiſchen Meere bis in den Weſten und Norden des alten Kontinents zu betrachten. Eingeſchränkt in manchen Sphären geiſtiger Bildung, den ſchönen Künſten mehr als den mechaniſchen entfremdet, nicht großartig-ſchöpferiſch wie die ſinnigeren Bewohner des Nilthals, haben die Phönikier doch als ein kühnes, allbewegtes Handelsvolk, vorzüglich durch Ausführung von Kolonien, deren eine an politiſcher Macht die Mutterſtadt weit übertraf, früher als alle anderen Stämme des Mittelmeers auf den Umlauf der Ideen, auf die Bereicherung und Vielſeitigkeit der Weltanſichten gewirkt. Der phönikiſche Volksſtamm hatte babyloniſches Maß und Gewicht, auch, wenigſtens ſeit der perſiſchen Herrſchaft, geprägte metalliſche Münze als Tauſchmittel: das — ſonderbar genug — den politiſch, ja künſtleriſch ſo ausgebildeten Ägyptern fehlte. Wodurch aber die Phönikier faſt am meiſten zu der Kultur der Nationen beitrugen, mit denen ſie in Kontakt traten, war die räumliche Verallgemeinerung und Mitteilung der Buchſtabenſchrift, deren ſie ſich ſchon längſt ſelbſt bedienten. Wenn auch die ganze Sagengeſchichte einer angeblichen Kolonie des Kadmus in Böotien in mythiſches Dunkel gehüllt bleibt, ſo iſt es darum nicht minder gewiß, daß die Hellenen die Buchſtabenſchrift, welche ſie lange phönikiſche Zeichen nannten, durch den Handelsverkehr der Jonier mit den Phönikiern erhielten. Nach den Anſichten, die ſich ſeit Champollions großer Entdeckung immer mehr über die früheren Zuſtände alphabetiſcher Schrift-Entwickelung verbreiten, iſt die phönikiſche wie die ganze ſemitiſche Zeichenſchrift als ein aus der Bilderſchrift allerdings urſprünglich ausgegangenes Laut-Alphabet zu betrachten, d. h. als ein ſolches, in welchem die ideelle Bedeutung der Bildzeichen völlig unbeachtet bleibt, und letztere nur phonetiſch, als Lautzeichen, behandelt werden. Ein ſolches Laut-Alphabet, ſeiner Natur und Grundform nach ein Sylben-Alphabet, war geeignet, alle Bedürfniſſe graphiſcher Darſtellung von dem Lautſyſteme einer Sprache zu befriedigen. „Als die ſemitiſche Schrift“, „nach Europa zu indogermaniſchen Völkern überging, die durchgängig eine weit höhere Tendenz zu ſtrenger Sonderung der Vokale und Konſonanten zeigen und hierzu durch die weit höhere Bedeutung des Vokalismus in ihren Sprachen geleitet werden mußten, nahm man überaus wichtige und einflußreiche Veränderungen mit dieſen Sylben-Alphabeten vor.“*) Das Streben, die Syllabität aufzuheben, fand bei den Hellenen ſeine volle Befriedigung. So verſchaffte die Übertragung der phönikiſchen Zeichen faſt allen Küſtenländern des Mittelmeers, ja ſelbſt der Nordweſtküſte von Afrika, nicht bloß Erleichterung in dem materiellen Handelsverkehr und ein gemeinſames Band, das viele Kulturvölker umſchlang: nein die Buchſtabenſchrift, durch ihre graphiſche Biegſamkeit verallgemeinert, war zu etwas Höherem berufen. Sie wurde die Trägerin des Edelſten, was in den beiden großen Sphären der Intelligenz und der Gefühle, des forſchenden Sinnes und der ſchaffenden Einbildungskraft, das Volk der Hellenen errungen und als eine unvergängliche Wohlthat der ſpäteſten Nachwelt vererbt hat.

---

*) Nach handſchriftlichen Mitteilungen von Lepſius.

*) Lepſius.

Die Phönikier haben aber nicht bloß vermittelnd und anregend die Elemente der Weltanſchauung vermehrt, ſie haben auch erfinderiſch und ſelbſtthätig nach einzelnen Richtungen hin den Kreis des Wiſſens erweitert. Ein induſtrieller Wohlſtand, der auf eine ausgebreitete Schiffahrt und auf den Fabrikfleiß von Sidon in weißen und gefärbten Glaswaren, in Geweben und Purpurfärberei gegründet war, führte hier wie überall zu Fortſchritten in dem mathematiſchen und chemiſchen Wiſſen, vorzüglich aber in den techniſchen Künſten. „Die Sidonier", ſagt Strabo, „werden geſchildert als ſtrebſame Forſcher ſowohl in der Sternkunde als in der Zahlenlehre, wobei ſie ausgingen von der Rechenkunſt und Nachtſchiffahrt; denn beides iſt dem Handel und dem Schiffsverkehr unentbehrlich." Um den Erdraum zu meſſen, der durch phönikiſche Schiffahrt und phönikiſchen Karawanenhandel zuerſt eröffnet wurde, nennen wir die Anſiedelung im Pontus an der bithyniſchen Küſte (Pronektus und Bithynium), wahrſcheinlich in ſehr früher Zeit, den Beſuch der Cykladen und mehrerer Inſeln des Ägäiſchen Meeres zur Zeit des homeriſchen Sängers, das ſilberreiche ſüdliche Spanien (Tarteſſus und Gades), das nördliche Afrika weſtlich von der kleinen Syrte (Utica, Hadrumetum und Karthago), die Zinn- und Bernſteinländer des Nordens von Europa; zwei Handelsfaktoreien im Perſiſchen Meerbuſen (Tylos und Aradus, die Baharein-Inſeln).

Der Bernſteinhandel, welcher wahrſcheinlich zuerſt nach den weſtlichen cimbriſchen Küſten und dann ſpäter nach der Oſtſee, dem Lande der Äſtyer, gerichtet war, verdankt der Kühnheit und der Ausdauer phönikiſcher Küſtenfahrer ſeinen erſten Urſprung. Er bietet uns in ſeiner nachmaligen Ausdehnung für die Geſchichte der Weltanſchauung ein merkwürdiges Beiſpiel von dem Einfluſſe dar, den die Liebe zu einem einzigen fernen Erzeugnis auf die Eröffnung eines inneren Völkerverkehrs und auf die Kenntnis großer Länderſtrecken haben kann. So wie die phokäiſchen Maſſilier das britiſche Zinn quer durch Gallien bis an den Rhodanus führten, ſo gelangte der Bernſtein (electrum) von Volk zu Volk durch Germanien und das Gebiet der Kelten an beiden Abhängen der Alpen zum Padus, durch Pannonien an den Boryſthenes. Dieſer Landhandel ſetzte ſo zuerſt die Küſten des nördlichen Oceans in Verbindung mit dem Adriatiſchen Meerbuſen und dem Pontus.

Von Karthago und wahrſcheinlich von den 200 Jahre früher gegründeten Anſiedelungen Tarteſſus und Gades aus haben die Phönikier einen wichtigen Teil der Nordweſt-Küſte von Afrika erforſcht, weit jenſeits des Kap Bojador; wenn auch der Chretes des Hanno wohl weder der Chremetes der Meteorologie des Ariſtoteles, noch unſer Gambia iſt. Dort lagen die vielen Städte der Tyrier: deren Zahl Strabo bis zu 300 erhöht und die von den Pharuſiern und Nigriten zerſtört wurden. Unter ihnen war Cerne die Hauptſtation der Schiffe wie der Hauptſtapelplatz der koloniſierten Küſte. Die Kanariſchen Inſeln und die Azoren, welche letzteren des Kolumbus Sohn Don Fernando für die von den Karthagern aufgefundenen Caſſiteriden hielt, ſind gegen Weſten; die Orkaden, Färöer-Inſeln und Island ſind gegen Norden gleichſam vermittelnde Stationen geworden, um nach dem Neuen Kontinent überzugehen. Sie bezeichnen die zwei Wege, auf denen zuerſt der europäiſche Teil des Menſchengeſchlechts mit dem von Nord- und Mittel-Amerika bekannt geworden iſt. Dieſe Betrachtung giebt der Frage: ob und wie früh die Phönikier des Mutterlandes oder die der iberiſchen und afrikaniſchen Pflanzſtädte (Gadeira, Karthago, Cerne) Porto Santo, Madera und die Kanariſchen Inſeln gekannt haben, eine große, ich möchte ſagen eine weltgeſchichtliche Wichtigkeit. In einer langen Verkettung von Begebenheiten ſpürt man gern dem erſten Kettengliede nach. Wahrſcheinlich ſind ſeit der phönikiſchen Gründung von Tarteſſus und Utica bis zur Entdeckung von Amerika auf dem nördlichen Wege: d. i. bis zu Erich Raudas Übergang nach Grönland, dem bald Seefahrten bis Nord-Karolina folgten, volle 2000 Jahre; auf dem ſüdweſtlichen Wege: welchen Chriſtoph Kolumbus einſchlug, indem er nahe bei dem alt-phönikiſchen Gadeira auslief, 2500 Jahre verfloſſen.

Wenn wir nun nach dem Bedürfnis der Verallgemeinerung der Ideen, welche dieſem Werke obliegt, die Auffindung einer Inſelgruppe, die nur 42 geographiſche Meilen von der afrikaniſchen Küſte entfernt iſt, als das erſte Glied einer langen Reihe gleichmäßig gerichteter Beſtrebungen betrachten, ſo iſt hier nicht von einer aus dem Innern des Gemütes erzeugten Dichtung: von dem Elyſion, den Inſeln der Seligen die Rede, welche an den Grenzen der Erde im Oceanus von der nahe untergehenden Sonnenſcheibe erwärmt werden. In der weiteſten Ferne dachte man ſich alle Anmut des Lebens, die koſtbarſten Erzeugniſſe der Erde. Das ideale Land, die geographiſche Mythe des Elyſion, ward weiter gegen Weſten geſchoben, über die Säulen des Herkules hinaus, je nachdem die Kenntnis des Mittelmeers bei den Hellenen ſich erweiterte. Die wirkliche Weltkunde, die früheſten Entdeckungen der Phönikier, über deren Epoche keine beſtimmte Nachricht zu uns gekommen iſt, haben wahrſcheinlich nicht zu jener Mythe von ſeligen Inſeln Veranlaſſung gegeben; es iſt die Mythe erſt nachher gedeutet worden. Die geographiſche Entdeckung hat nur ein Phantaſie-Gebilde verkörpert, ihm gleichſam zum Subſtrat gedient.

Wo ſpätere Schriftſteller der anmutigen Inſeln erwähnen, die man für die Kanariſchen halten kann, wird großer Stürme gedacht, welche die zufällige Entdeckung veranlaßt haben. Phönikiſche und karthagiſche Schiffe, heißt es, „welche nach den (damals ſchon vorhandenen) Niederlaſſungen an der Küſte Libyens ſegelten", wurden in das Meer hinausgetrieben. Die Begebenheit ſoll ſich in der frühen Zeit der tyrrheniſchen Seeherrſchaft, in der des Streites zwiſchen den tyrrheniſchen Pelasgern und den Phönikiern, zugetragen haben. Statius Seboſus und der numidiſche König Juba nannten zuerſt die einzelnen Inſeln: aber leider nicht mit puniſchen Namen, wenn auch gewiß nach Notizen, die aus puniſchen Büchern geſchöpft waren. Weil Sertorius, aus Hiſpanien vertrieben, nach Verluſt ſeiner Flotte ſich mit den Seinen, „nach einer Gruppe von nur zwei atlantiſchen Inſeln, 10 000 Stadien im Weſten vom Ausfluſſe des Bätis", retten wollte, ſo hat man vermutet, Plutarch habe die beiden Inſeln Porto Santo und Madera gemeint, welche Plinius nicht undeutlich als Purpurariae bezeichne. Die heftige Meeresſtrömung, welche jenſeits der Herkules-Säulen von Nordweſten gegen Südoſt gerichtet iſt, konnte allerdings die Küſtenfahrer lange hindern, die vom Kontinent entfernteſten Inſeln, von denen nur die kleinere (Porto Santo) im 15. Jahrhundert bevölkert gefunden ward, zu entdecken. Der Gipfel des großen Vulkans von Teneriffa hat, wegen der Erdkrümmung, auch bei einer ſtarken Strahlenbrechung von den phönikiſchen Schiffern, die an der Kontinental-Küſte hinſchifften, nicht geſehen werden können; wohl aber nach meinen Unterſuchungen von den mäßigen Anhöhen, welche das Kap Bojador umgeben, beſonders bei Feuerausbrüchen und durch den Reflex eines hohen über dem Vulkan ſtehenden Gewölkes. Behauptet man doch in Griechenland in neueren Zeiten Ausbrüche des Ätna vom Gebirge Taygetos aus geſehen zu haben.

In der Aufzählung der Elemente einer erweiterten Erdkenntnis, welche früh den Griechen aus anderen Teilen des mittelländiſchen Meerbeckens zuſtrömten, ſind wir bisher den Phönikiern und Karthagern in ihrem Verkehr mit den nördlichen Zinn- und Bernſteinländern wie in ihren der Tropengegend nahen Anſiedelungen an der Weſtküſte von Afrika gefolgt. Es bleibt uns übrig an eine Schiffahrt gegen Süden zu erinnern, welche die Phönikier tauſend geographiſche Meilen öſtlich von Cerne und Hannos Weſthorne weit über den Wendekreis in das Praſodiſche und Indiſche Meer führte. Mag auch Zweifel über die Lokaliſierung der Namen von fernen Goldländern (Ophir und Supara) übrig bleiben; mögen dieſe Goldländer die Weſtküſte der indiſchen Halbinſel oder die Oſtküſte von Afrika ſein: immer iſt es gewiß, daß derſelbe regſame, alles vermittelnde, früh mit Buchſtabenſchrift ausgerüſtete ſemitiſche Menſchenſtamm von den Caſſiteriden an bis ſüdlich von der Straße Bab-el-Mandeb tief innerhalb der Tropen-Region in Kontakt mit den Erzeugniſſen der verſchiedenartigſten Klimate trat. Tyriſche Wimpel wehten zugleich in Britannien und im Indiſchen Ocean. Die Phönikier hatten Handelsniederlaſſungen in dem nördlichſten Teile des Arabiſchen Meerbuſens in den Häfen von Elath und Ezion-Geber, wie im Perſiſchen Meerbuſen zu Aradus und Tylos, wo nach Strabo Tempel ſtanden, im Stil der Architektur denen am Mittelmeer ähnlich. Auch der Karawanenhandel, welchen die Phönikier trieben, um Gewürze und Weihrauch zu holen, war über Palmyra nach dem glücklichen Arabien und dem chaldäiſchen oder nabatäiſchen Gerrha am weſtlichen oder arabiſchen Geſtade des Perſiſchen Meerbuſens gerichtet.

Von Ezion-Geber aus gingen die Hiram-Salomoniſchen Expeditionen, gemeinſchaftliche Unternehmungen der Tyrier und Israeliten, durch die Meerenge Bab-el-Mandeb nach Ophir. Der prachtliebende Salomo ließ eine Flotte am Schilfmeere bauen, Hiram gab ihm ſeekundige phönikiſche Schiffsleute und auch tyriſche Schiffe, Tarſchiſchfahrer. Die Waren, welche aus Ophir zurückgebracht wurden, waren Gold, Silber, Sandelholz (algummim), Edelgeſteine, Elfenbein, Affen (kophim) und Pfauen (thukkiim). Die Namen für dieſe Waren ſind nicht hebräiſch, ſondern indiſch. Nach den ſcharfſinnigen Unterſuchungen von Geſenius, Benfey und Laſſen iſt es überaus wahrſcheinlich, daß die durch ihre Kolonien am Perſiſchen Meerbuſen und ihren Verkehr mit den Gerrhäern der periodiſch wehenden Monſune früh kundigen Phönikier die weſtliche Küſte der indiſchen Halbinſel beſuchten. Chriſtoph Kolumbus war ſogar überzeugt, daß Ophir (Salomos Eldorado) und der Berg Sopora ein Teil von Oſt-Aſien, von der Chersonesus aurea des Ptolemäus ſei. Wenn es ſchwierig ſcheint, ſich Vorder-Indien als eine ergiebige Quelle des Goldes zu denken; ſo glaube ich, daß man nicht etwa an die „goldſuchenden Ameiſen" oder an Kteſias unverkennbare Beſchreibung eines Hüttenwerkes, in welchem aber nach ſeinem Vorgeben Gold und Eiſen zugleich geſchmolzen wurde, ſondern nur an die Verhältniſſe der geographiſchen Nähe des ſüdlichen Arabiens, der von indiſchen Anſiedlern bebauten Inſel des Dioskorides und an die goldführende oſt-afrikaniſche Küſte von Sofala zu erinnern braucht. Arabien und die eben genannte Inſel, ſüdöſtlich von der Meerenge Bab-el-Mandeb, waren für den phönikiſch-jüdiſchen Handelsverkehr gleichſam vermittelnde Elemente zwiſchen der indiſchen Halbinſel und Oſt-Afrika. In dieſem hatten ſich ſeit den älteſten Zeiten Inder wie auf einer ihrem Vaterlande gegenüberſtehenden Küſte niedergelaſſen, und die Ophirfahrer konnten in dem Baſſin des erythräiſch-indiſchen Meeres andere Quellen des Goldes als in Indien ſelbſt finden.

Nicht ſo vermittelnd als der phönikiſche Stamm, auch den geographiſchen Geſichtskreis weniger erweiternd und früh ſchon unter dem griechiſchen Einfluſſe eines ſeewärts einbrechenden Stromes pelasgiſcher Tyrrhener zeigt ſich uns das düſtre, ſtrenge Volk der Tuſker. Es trieb einen nicht unbeträchtlichen Landhandel durch das nördliche Italien über die Alpen, da, wo eine heilige Straße von allen umwohnenden Stämmen geſchützt wurde, nach fernen Bernſteinländern. Faſt auf demſelben Wege ſcheint das tuſkiſche Urvolk der Raſener aus Rhätien an den Padus und weiter ſüdlich gelangt zu ſein. Am wichtigſten iſt für uns nach dem Standpunkte, den wir hier einnehmen, um immer das Allgemeinſte und Dauerndſte zu erfaſſen, der Einfluß, welchen das Gemeinweſen Etruriens auf die älteſten römiſchen Staatseinrichtungen und ſo auf das ganze römiſche Leben ausgeübt hat. Man darf ſagen, daß ein ſolcher Reflex (in ſo fern er durch das Römertum die Bildung der Menſchheit gefördert oder wenigſtens auf Jahrhunderte eigentümlich geſtempelt hat) in ſeinen abgeleiteten und entfernten Äußerungen politiſch noch heute fortwirkt.

Ein eigentümlicher, hier beſonders zu bezeichnender Charakterzug des tuſkiſchen Stammes war die Neigung zu einem innigen Verkehr mit gewiſſen Naturerſcheinungen. Die Divination (das Geſchäft der ritterlichen Prieſterkaſte) veranlaßte eine tägliche Beobachtung der meteorologiſchen Prozeſſe des Luftkreiſes. Die Blitzſchauer (Fulguratoren) beſchäftigten ſich mit Erforſchung der Richtung der Blitze, dem „Herabziehen" und dem „Abwenden" derſelben. Sie unterſchieden ſorgfältig Blitze aus der hohen Wolkenregion von denen, welche Saturn, ein Erdgott, von unten aufſteigen läßt und die man ſaturniſche Erdblitze nannte: ein Unterſchied, welchen die neuere Phyſik wieder einer beſonderen Aufmerkſamkeit gewürdigt hat. So entſtanden offizielle Verzeichniſſe täglicher Gewitter-Beobachtungen. Auch die von den Tuſkern geübte Kunſt des Waſſerſpürens (aquaelicium) und Quellen-Hervorlockens ſetzte bei den Aquilegen eine aufmerkſame Erforſchung natürlicher Merkmale der Schichtung des Geſteins und der Unebenheiten des Bodens voraus. Diodor preiſt deshalb die Tuſker als forſchende Naturkundige. Wir wollen zu dieſem Lobe hinzuſetzen, daß die vornehme und mächtige Prieſterkaſte von Tarquinii das ſeltene Beiſpiel einer Begünſtigung des phyſikaliſchen Wiſſens dargeboten hat.

Wir haben, ehe wir zu den Hellenen: zu dem hochbegabten Stamme übergehen, in deſſen Kultur die unſrige am tiefſten wurzelt, und aus deſſen Überlieferungen wir einen wichtigen Teil aller früheren Völkerkunde und Weltanſicht ſchöpfen, die alten Sitze der Menſchenbildung in Ägypten, Phönikien und Etrurien genannt. Wir haben das Becken des Mittelmeers in ſeiner eigentümlichen Geſtaltung und Weltſtellung, in dem Einfluß dieſer Verhältniſſe auf den Handelsverkehr mit der Weſtküſte von Afrika, mit dem hohen Norden, mit dem arabiſch-indiſchen Meere betrachtet. An keinem Punkte der Erde iſt mehr Wechſel der Macht und unter geiſtigem Einfluß mehr Wechſel eines bewegten Lebens geweſen. Die Bewegung hat ſich durch Griechen und Römer, beſonders ſeitdem letztere die phönikiſch-karthagiſche Macht gebrochen, weit und dauernd fortgepflanzt. Dazu iſt das, was wir den Anfang der Geſchichte nennen, nur das Selbſtbewußtſein ſpäter Generationen. Es iſt ein Vorzug unſerer Zeit, daß durch glänzende Fortſchritte in der allgemeinen und vergleichenden Sprachkunde, durch das ſorgfältigere Aufſuchen der Monumente und die ſichere Deutung derſelben ſich der Blick des Geſchichtsforſchers täglich erweitert, daß ſchichtweiſe ſich ein höheres Altertum unſeren Augen zu offenbaren beginnt. Neben den Kulturvölkern des Mittelmeers, die wir oben angeführt, zeigen noch manche andere Stämme Spuren alter Bildung: in Vorder-Aſien die Phrygier und Lykier, im äußerſten Weſten die Turduler und Turdetaner. Von dieſen ſagt Strabo: „Sie ſind die gebildetſten aller Iberer, bedienen ſich der Schreibkunſt und haben Schriftbücher alter Denkzeit, auch Gedichte und Geſetze in Versmaß, denen ſie ein Alter von ſechstauſend Jahren beilegen." Ich habe bei dieſem einzelnen Beiſpiele verweilt, um daran zu erinnern, wie vieles von einer alten Kultur ſelbſt bei europäiſchen Nationen für uns ſpurlos verſchwunden iſt, wie die Geſchichte der früheſten Weltanſchauung auf einen engen Kreis beſchränkt bleibt.

Über den 48ten Breitengrad hinaus, nördlich vom Aſowſchen und Kaſpiſchen Meere: zwiſchen dem Don, der nahen Wolga und dem Jaik, wo dieſer dem goldreichen ſüdlichen Ural entquillt, ſind Europa und Aſien durch flache Steppenländer wie in einander verfloſſen. Auch betrachtet Herodot wie ſchon Pherecydes von Syros das ganze nördliche ſkythiſche Aſien (Sibirien) als zum ſarmatiſchen Europa gehörig, ja als Europa ſelbſt. Gegen Süden iſt unſer Erdteil von Aſien ſcharf getrennt; aber die weit vorgeſtreckte kleinaſiatiſche Halbinſel wie der formreiche Archipelagus des Ägäiſchen Meeres (gleichſam eine Völkerbrücke zwiſchen zwei Weltteilen) haben den Menſchenſtämmen, den Sprachen und der Geſittung leichten Übergang gewährt. Vorder-Aſien iſt ſeit der früheſten Zeit die große Heerſtraße von Oſten her einwandernder Völker geweſen, wie der Nordweſten von Hellas die Heerſtraße vordringender illyriſcher Stämme war. Die ägäiſche Inſelwelt, welche teilweiſe nach einander phönikiſcher, perſiſcher und griechiſcher Herrſchaft unterlag, war das vermittelnde Glied zwiſchen dem Griechentum und dem fernen Orient.

Als das phrygiſche Reich dem lydiſchen und dieſes dem Perſerreiche einverleibt wurde, erweiterte der Kontrakt den Ideenkreis der aſiatiſchen und europäiſchen Griechen. Die perſiſche Weltherrſchaft erſtreckte ſich durch die kriegeriſchen Unternehmungen des Cambyſes und Darius Hyſtaspis von Cyrene und dem Nil bis in die Fruchtländer des Euphrats und des Indus. Ein Grieche, Scylax von Karyanda, wurde gebraucht, den Lauf des Indus von dem damaligen Gebiete von Kaſchmir (Kaspapyrus) bis zu ſeiner Mündung zu erforſchen. Der Verkehr der Griechen mit Ägypten (mit Naucratis und dem peluſiſchen Nilarme) war ſchon lebhaft vor der perſiſchen Eroberung, er war es unter Pſammitich und Amaſis. Die hier geſchilderten Verhältniſſe entzogen viele Griechen dem heimiſchen Boden: nicht etwa bloß bei Stiftung von fernen Kolonien, deren wir ſpäter erwähnen werden, ſondern um als Söldner den Kern fremder Heere zu bilden: in Karthago, Ägypten, Babylon, Perſien und dem baktriſchen Oxus-Lande.

Ein tieferer Blick in die Individualität und volkstümliche Geſtaltung der verſchiedenen griechiſchen Stämme hat gezeigt, daß, wenn bei den Doriern und teilweiſe bei den Äoliern eine ernſte, faſt innungsartige Abgeſchloſſenheit herrſcht, dem heiteren ioniſchen Stamme dagegen ein durch Forſchbegier und Thatkraft unaufhaltſam angeregtes, nach innen und außen bewegtes Leben zuzuſchreiben iſt. Von objektiver Sinnesart geleitet, durch Dichtung und Kunſt phantaſiereich verſchönert, hat das ioniſche Leben überall, wo es in den Pflanzſtädten verbreitet war, die wohlthätigen Keime fortſchreitender Bildung ausgeſtreut.

War dem Charakter der griechiſchen Landſchaft der eigentümliche Reiz einer innigen Verſchmelzung des Feſten und Flüſſigen gegeben, ſo mußte die Gliederung der Länderform, welche dieſe Verſchmelzung begründet, auch früh die Griechen zu Schiffahrt, zu thätigem Handelsverkehr und zu der Berührung mit Fremden anreizen. Auf die Seeherrſchaft der Kreter und Rhodier folgten die, freilich anfangs auf Menſchenraub und Plünderung gerichteten Expeditionen der Samier, Phokäer, Taphier und Thesproten. Die Heſiodiſche Abneigung gegen das Seeleben bezeugt wohl nur eine individuelle Anſicht oder die ſchüchterne Unkunde in der Nautik bei anfangender Geſittung im Feſtlande von Hellas. Dagegen haben die älteſten Sagengeſchichten und Mythen Bezug auf weite Wanderungen, auf eine weite Schiffahrt: eben als erfreue ſich die jugendliche Phantaſie des Menſchengeſchlechts an dem Kontraſte zwiſchen den idealen Schöpfungen und einer beſchränkten Wirklichkeit, ſo die Züge des Dionyſus und Herkules (Melkarth im Tempel zu Gadeira), die Wanderung der Io, des oft wieder erſtandenen Ariſteas, des hyperboreiſchen Wundermannes Abaris, in deſſen leitendem Pfeile man einen Kompaß zu erkennen gewähnt hat. In ſolchen Wanderungen ſpiegeln ſich gegenſeitig Begebenheiten und alte Weltanſichten; ja die fortſchreitende Veränderlichkeit der letzteren wirkt auf das Mythiſch-Geſchichtliche zurück. In den Irrfahrten der von Troja zurückkehrenden-Helden ließ Ariſtonikus den Menelaus ſelbſt Afrika mehr denn 500 Jahre vor Neko umſchiffen und von Gadeira nach Indien ſegeln.

In der Periode, die wir hier behandeln, in dem Griechentum vor dem makedoniſchen Feldzuge nach Aſien, giebt es drei Begebenheiten, welche einen vorzüglichen Einfluß auf den erweiterten Geſichtskreis helleniſcher Weltanſchauung gehabt haben. Dieſe Begebenheiten ſind die Verſuche, aus dem Becken des Mittelmeeres gegen Oſten und Weſten vorzudringen, und die Gründung zahlreicher Kolonien von der Herkules-Straße bis zum nordöſtlichſten Pontus: Kolonien, welche ihrer politiſchen Verfaſſung nach vielgeſtalteter und den Fortſchritten geiſtiger Bildung günſtiger waren als die der Phönikier und der Karthager im Ägäiſchen Meere, in Sizilien, Iberien, an der Nord- und Weſtküſte von Afrika.

Das Vordringen gegen Oſten ungefähr 12 Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung, 150 Jahre nach Ramſes Miamen (Seſoſtris) wird, als geſchichtliche Begebenheit betrachtet, der Zug der Argonauten nach Kolchis genannt. Die wirkliche, aber mythiſch eingekleidete, d. h. in der Darſtellung mit Idealem, Innerlich-Erzeugtem gemiſchte Begebenheit iſt ihrem einfachen Sinne nach die Erfüllung eines nationalen Beſtrebens den unwirtbaren Pontus zu eröffnen. Die Prometheus-Sage und die Entfeſſelung des feuerzündenden Titanen am Kaukaſus auf der öſtlichen Wanderung des Herkules, das Aufſteigen der Io aus dem Thal des Hybrites nach dem Kaukaſus, die Mythe von Phrixus und Helle bezeichnen alle dieſelbe Richtung des Weges: die Beſtrebung in den euxiniſchen Pontus vorzudringen, in welchen früh ſchon ſich phönikiſche Schiffer gewagt hatten.

Vor der doriſchen und äoliſchen Wanderung war das böotiſche Orchomenos, nahe dem nördlichſten Ende des Sees Kopais, ein durch Handelsverkehr reicher Seeſtaat der Minyer. Die Argofahrt aber begann in Iolkos, dem Hauptſitz der theſſaliſchen Minyer am Pagaſetiſchen

Meerbuſen. Zu verſchiedenen Zeiten mannigfach umgeſtaltet, hat ſich das Lokal der Sage, als Ziel und Endpunkt des Unternehmens, ſtatt des unbeſtimmten Fernlandes Äa, an die Mündung des Phaſis (Rion) und an Kolchis, einen Sitz älterer Kultur, gebunden. Die Seefahrten der Mileſier und ihre zahlreichen Pflanzſtädte am Pontus verſchafften eine genauere Kenntnis von der Oſt- und Nordgrenze des Meeres. Sie gaben dem geographiſchen Teile der Mythe beſtimmtere Umriſſe. Eine wichtige Reihe neuer Anſichten bot ſich gleichzeitig dar. Von dem nahen Kaſpiſchen Meere kannte man lange nur das weſtliche Geſtade: noch Hekatäus hält dies weſtliche Geſtade für das des kreiſenden öſtlichen Weltmeeres ſelbſt. Erſt der ehrwürdige Vater der Geſchichte lehrte (was nach ihm ſechs Jahrhunderte lang, bis Ptolemäus, wiederum beſtritten ward), daß das Kaſpiſche Meer ein von allen Seiten geſchloſſenes Becken ſei.

Auch der Völkerkunde ward in dem nordöſtlichen Winkel des Schwarzen Meeres ein weites Feld eröffnet. Man erſtaunte über die Vielzüngigkeit der Stämme, und das Bedürfnis geſchickter Dolmetſcher (der erſten Hilfsmittel und roher Werkzeuge vergleichender Sprachkunde) wurde hier lebhaft gefühlt, Tauſchhandel leitete von dem, übermäßig groß geglaubten, Mäotiſchen Buſen durch die Steppe, in welcher jetzt die mittlere Kirghiſen-Horde weidet, durch eine Kette ſkythiſch-ſkolotiſcher Völkerſchaften von den Argippäern und Iſſedonen zu den goldreichen Arimaspen an den nördlichen Abfall des Altai. Hier iſt das alte Reich der Greife, der Sitz des meteorologiſchen Mythus der Hyperboreer, welcher mit Herkules weit nach Weſten gewandert iſt.

Man darf vermuten, daß der oben bezeichnete, in unſeren Tagen durch die ſibiriſchen Goldwäſchen wieder ſo berühmt gewordene Teil des nördlichen Aſiens, wie das viele bei den Maſſageten zu Herodots Zeiten angehäufte Gold, eine durch den Verkehr mit dem Pontus eröffnete wichtige Quelle des Reichtums und des Luxus für die Hellenen geworden iſt. Ich ſetze dieſe Quelle zwiſchen den 53ten und 55ten Breitengrad. Die Region des Goldſandes aber, von welcher die im Mahabharata und in des Megaſthenes Fragmenten genannten Daradas (Darder oder Derder) den Reiſenden Nachricht gaben und an welche wegen des zufälligen Doppelſinnes von Tiernamen die oft wiederholte Fabel der Rieſen-Ameiſen geknüpft worden iſt, gehört ſüdlicheren Breiten von 35° oder 37° zu. Sie fällt, nach zweierlei Kombinationen, entweder in das tübetiſche Hochland öſtlich von der Bolor-Kette zwiſchen den Himalaya und Kuen-lün, weſtlich von Iskardo; oder nördlich vom Kuen-lün gegen die Wüſte Gobi hin, welche der immer ſo genau beobachtende chineſiſche Reiſende Hiuen-thſang (aus dem Anfang des 7ten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung) ebenfalls als goldreich beſchreibt. Wie viel zugänglicher mußte dem Verkehr der mileſiſchen Kolonien an der nordöſtlichen Küſte des Pontus der nördliche Goldreichtum der Arimaspen und Maſſageten ſein! Es ſchien mir geeignet in der Geſchichte der Weltanſchauung hier alles das zu berühren, was als eine wichtige, ſpät noch wirkende Folge der Eröffnung des Pontus und des erſten Vordringens der Griechen nach Oſten betrachtet werden darf.

Die große alles umgeſtaltende Begebenheit der doriſchen Wanderung und der Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes fällt ungefähr anderthalb Jahrhunderte nach der halb mythiſchen Argonautenfahrt, d. h. nach der Eröffnung des Pontus für die griechiſche Schiffahrt und den Handelsverkehr. Dieſe Wanderung hat gleichzeitig mit der Gründung neuer Staaten und neuer Verfaſſungen den erſten Anlaß zu dem Syſtem der Anlegung von Pflanzſtädten gegeben: einem Kolonial-Syſtem, das eine wichtige Lebensperiode des helleniſchen Volkes bezeichnet und am einflußreichſten für die auf intellektuelle Kultur gegründete Erweiterung der Weltanſicht geworden iſt. Die engere Verkettung von Europa und Aſien iſt recht eigentlich durch Ausführung von Kolonien begründet worden. Es bildeten dieſelben eine Kette von Sinope, Dioskurias und dem tauriſchen Panticapäum an bis Saguntum und Cyrene, das von der regenloſen Thera geſtiftet worden war.

Kein Volk der alten Welt hat zahlreichere und in der Mehrzahl mächtigere Pflanzſtädte dargeboten als die Hellenen. Von der Ausführung der älteſten äoliſchen Kolonien, unter denen Mytilene und Smyrna glänzten, bis zu der Gründung von Syrakus, Kroton und Cyrene ſind aber auch vier bis fünf Jahrhunderte verfloſſen. Die Inder und Malayen haben nur ſchwache Anſiedelungen an der Oſtküſte von Afrika, in Zokotora (Dioskorides) und im ſüdlichen aſiatiſchen Archipel verſucht. Bei den Phönikiern hat ſich zwar ein ſehr ausgebildetes Kolonial-Syſtem auf noch größere Räume als das griechiſche ausgedehnt: indem dasſelbe, doch mit ſehr großer Unterbrechung der Stationen, ſich vom perſiſchen Meerbuſen bis Cerne an der Weſtküſte von Afrika erſtreckte. Kein Mutterland hat je eine Kolonie geſchaffen, welche in dem Grade mächtig erobernd und handelnd zugleich geweſen iſt, als es Karthago war, aber Karthago ſtand trotz ſeiner Größe in geiſtiger Kultur und artiſtiſcher Bildſamkeit tief unter dem, was in den griechiſchen Pflanzſtädten ſo herrlich und dauernd unter den edelſten Kunſtformen erblühte.

Vergeſſen wir nicht, daß gleichzeitig viele volkreiche griechiſche Städte in Kleinaſien, im Ägäiſchen Meere, in Unteritalien und Sizilien glänzten; daß, wie Karthago, ſo auch die Pflanzſtädte Miletus und Maſſilia andere Pflanzſtädte gründeten; daß Syrakus auf dem Gipfel ſeiner Macht gegen Athen und die Heere von Hannibal und Hamilkar kämpfte, daß Milet nach Tyrus und Karthago lange Zeit die erſte Handelsſtadt der Welt war. Indem ſich durch die Thatkraft eines, in ſeinem Inneren oft erſchütterten Volkes ein ſo reich bewegtes Leben nach außen entfaltete, wurden, bei zunehmendem Wohlſtande, durch die Verpflanzung einheimiſcher Kultur überall neue Keime der geiſtigen National-Entwickelung hervorgerufen. Das Band gemeinſamer Sprache und Heiligtümer umfaßte die fernſten Glieder. Durch dieſe trat das kleine helleniſche Mutterland in die weiten Lebenskreiſe anderer Völker. Fremde Elemente wurden aufgenommen, ohne dem Griechentum etwas von ſeinem großen und ſelbſtändigen Charakter zu entziehen. Der Einfluß eines Kontakts mit dem Orient und, über hundert Jahre vor dem Einfall des Kambyſes, mit dem noch nicht perſiſch gewordenen Ägypten war ohnedies ſeiner Natur nach dauernder als der Einfluß ſo viel beſtrittener, in tiefes Dunkel gehüllter Niederlaſſungen des Cekrops aus Sais, des Kadmus aus Phönikien und des Danaus aus Chemmis.

Was die griechiſchen Kolonien von allen anderen, beſonders von den ſtarren phönikiſchen, unterſchied und in den ganzen Organismus ihres Gemeinweſens eingriff, entſprang aus der Individualität und uralten Verſchiedenheit der Stämme, in welche die Nation ſich teilte. Es war in den Kolonien wie im ganzen Hellenismus ein Gemiſch von bindenden und trennenden Kräften. Dieſe Gegenſätze erzeugten Mannigfaltigkeit in der Ideenrichtung und den Gefühlen, Verſchiedenheiten in Dichtungsweiſe und meliſcher Kunſt; ſie erzeugten überall die reiche Lebensfülle, in welcher ſich das ſcheinbar Feindliche, nach höherer Weltordnung, zu mildernder Eintracht löſte.

Waren auch Milet, Epheſus und Kolophon ioniſch; Cos, Rhodus und Halikarnaß doriſch; Croton und Sybaris achäiſch: ſo übte doch mitten in dieſer Vielſeitigkeit der Kultur, ja da, wo in Unteritalien Pflanzſtädte verſchiedener Volksſtämme neben einander lagen, die Macht der homeriſchen Geſänge, die Macht des begeiſterten, tiefempfundenen Wortes ihren allvermittelnden Zauber aus. Bei feſt gewurzelten Kontraſten in den Sitten und in den Staatsverfaſſungen, bei dem wechſelnden Schwanken der letzteren erhielt ſich das Griechentum ungeteilt. Ein weites durch die einzelnen Stämme errungenes Reich der Ideen und Kunſttypen wurde als das Eigentum der geſamten Nation betrachtet.

Es bleibt mir übrig in dieſem Abſchnitt noch des dritten Punktes zu erwähnen, den wir oben als vorzüglich einflußreich auf die Geſchichte der Weltanſichten neben der Eröffnung des Pontus und der Stiftung der Kolonien am Rande des inneren Meeresbeckens bezeichnet haben. Die Gründung von Tarteſſus und Gades, wo ein Tempel dem wandernden Gotte Melkarth (einem Sohne des Bal) geheiligt war, die Pflanzſtadt Utica, älter als Karthago, erinnern daran, daß die Phönikier ſchon viele Jahrhunderte lang durch den freien Ocean ſchifften, als den Hellenen noch die Straße, welche Pindar die Gadeiriſche Pforte nennt, verſchloſſen war. So wie die Mileſier in Oſten durch den geöffneten Pontus Verbindungen ſtifteten, durch welche der Landhandel mit dem europäiſchen und aſiatiſchen Norden und in viel ſpäteren Zeiten mit dem Oxus und Indus belebt wurde, ſo ſuchten unter den Hellenen die Samier und Phokäer zuerſt aus dem Becken des Mittelmeers gegen Weſten vorzudringen.

Coläus von Samos wollte nach Ägypten ſchiffen, wo zu dieſer Zeit der, vielleicht nur erneuerte Verkehr mit den Griechen unter Pſammitichus begonnen hatte. Er wurde durch Oſtſtürme nach der Inſel Platea und von da (Herodot fügt bedeutſam hinzu: „nicht ohne göttliche Schickung") durch die Meerenge in den Ocean getrieben. Nicht bloß der Zufall eines unerwarteten Handelsgewinnſtes in dem iberiſchen Tarteſſus: ſondern die räumliche Entdeckung, der Eintritt in eine unbekannte, nur mythiſch geahnete Welt gab der Begebenheit Größe und Ruf, ſo weit im Mittelmeer die griechiſche Zunge verſtändlich war. Hier, jenſeits der Säulen des Herkules (früher Säulen des Briareus, des Ägeon und Kronos genannt), an dem weſtlichen Erdrande, auf dem Wege zum Elyſium und zu den Heſperiden: ſah man zuerſt die Urwaſſer des kreiſenden Okeanos, in welchem damals noch der Urſprung aller Flüſſe geſucht ward.

Am Phaſis war der Schiffer wieder an eine den Pontus begrenzende Küſte gelangt, jenſeits deren er ſich einen Sonnenteich fabeln durfte; ſüdlich von Gadeira und Tarteſſus ruhte frei der Blick auf dem Unbegrenzten. Dieſer Umſtand hat anderthalb Jahrtauſende lang der Pforte des Inneren Meeres eine eigene Wichtigkeit gegeben. Immerfort nach dem Jenſeitigen ſtrebend, haben ſeefahrende Völker: haben hinter einander Phönikier, Hellenen, Araber, Catalanen, Mayorcaner, Franzoſen aus Dieppe und la Rochelle, Genueſer, Venetianer, Portugieſen und Spanier Verſuche gemacht in dem Atlantiſchen Oceane (er galt lange für ein ſchlammerfülltes, ſeichtes, nebliges Dunkelmeer, Mare tenebrosum) vorzudringen: bis gleichſam ſtationsweiſe jene ſüdlichen Nationen, von den Kanariſchen Inſeln und den Azoren aus, endlich den Neuen Kontinent erreichten, welchen aber Normannen ſchon früher und auf anderem Wege erreicht hatten.

Während Alexander den fernen Oſten eröffnete, leiteten ſchon Betrachtungen über die Geſtalt der Erde den großen Stagiriten (Ariſtoteles) auf die Idee der Nähe von Indien zu den Säulen des Herkules; ja Strabo ahnte ſogar, „daß in der nördlichen Hemiſphäre: vielleicht in in dem Parallelkreiſe, welcher durch die Säulen, die Inſel Rhodus und Thinä geht, zwiſchen den Küſten des weſtlichen Europas und des öſtlichen Aſiens mehrere andere bewohnbare Ländermaſſen liegen könnten.“ Die Angabe einer ſolchen Örtlichkeit in der fortgeſetzten Längen-Axe des Mittelmeeres hing mit einer großartigen, im Altertum ſehr verbreiteten Erdanſicht des Eratoſthenes zuſammen, nach welcher der ganze alte Kontinent in ſeiner weiteſten Ausdehnung von Weſten nach Oſten, ungefähr im Parallel von 36°, eine wenig unterbrochene Hebungslinie darbietet.

Aber die Expedition des Coläus von Samos bezeichnet nicht bloß eine Epoche, in welcher ſich den griechiſchen Stämmen und den Nationen, auf die ihre Civiliſation vererbt wurde, neue Ausſicht zu fernen nautiſchen Unternehmungen entfaltete: ſie erweiterte auch unmittelbar den Kreis der Ideen. Ein großes Naturphänomen, das im periodiſchen Anſchwellen des Meeres den Verkehr der Erde mit dem Mond und der Sonne ſichtbar macht, feſſelte nun zuerſt dauernd die Aufmerkſamkeit. In den afrikaniſchen Syrten hatte das Phänomen den Griechen unregelmäßiger geſchienen, es war ihnen ſogar bisweilen gefahrbringend geweſen. Poſidonius beobachtete Ebbe und Flut zu Ilipa und Gadeira, und verglich ſeine Beobachtungen mit dem, was ihm dort über den Einfluß des Mondes die erfahrneren Phönikier mitteilen konnten.

II.

Feldzüge der Makedonier unter Alexander dem Großen. — Umgeſtaltung der Weltverhältniſſe. — Verſchmelzung des Weſtens mit dem Oſten. — Das Griechentum befördert die Völkervermiſchung vom Nil bis zum Euphrat, dem Jaxartes und Indus. — Plötzliche Erweiterung der Weltanſicht durch eigene Beobachtung der Natur wie durch den Verkehr mit altkultivierten, gewerbtreibenden Völkern.

In dem Entwickelungsgange der Menſchengeſchichte, ſo fern dieſelbe eine innigere Verbindung der europäiſchen Abendländer mit dem ſüdweſtlichen Aſien, dem Nilthale und Libyen darſtellt, bezeichnen die Heerzüge der Makedonier unter Alexander dem Großen, der Untergang der Perſerherrſchaft, der beginnende Verkehr mit Vorder-Indien, die Einwirkung des, 116 Jahre dauernden, griechiſch-baktriſchen Reichs eine der wichtigſten Epochen des gemeinſamen Völkerlebens. War die Sphäre der Entwickelung faſt maßlos dem Raume nach, ſo gewann ſie dazu noch an intenſiver moraliſcher Größe durch das unabläſſige Streben des Eroberers nach Vermiſchung aller Stämme, nach einer Welteinheit unter dem begeiſtigenden Einfluſſe des Hellenismus. Die Gründung ſo vieler neuer Städte an Punkten, deren Auswahl höhere Zwecke andeutet, die Anordnung und Gliederung eines ſelbſtändigen Gemeinweſens zur Verwaltung dieſer Städte, die zarte Schonung der Nationalgewohnheiten und des einheimiſchen Kultus: — alles bezeugt, daß der Plan zu einem großen organiſchen Ganzen gelegt war. Was vielleicht urſprünglich dieſem Plane nicht angehörte, hat ſich, wie es immer in dem Drange vielumfaſſender Weltbegebenheiten der Fall iſt, ſpäter aus der Natur der Verhältniſſe von ſelbſt entwickelt. Erinnert man ſich nun, daß von der Schlacht am Granikus bis zu dem zerſtörenden Einbruch der Saker und Tocharer in Baktrien nur 52 Olympiaden verfloſſen ſind, ſo bewundert man die Ausdauer und die zauberiſch vermittelnde Macht der von Weſten eingeführten helleniſchen Bildung. Dem Wiſſen der Araber, der Neuperſer und Inder beigemengt, hat dieſe Bildung ihre Wirkſamkeit bis in das Mittelalter ausgeübt: ſo daß es oft zweifelhaft bleibt, was der griechiſchen Litteratur, was unvermiſcht dem Erfindungsgeiſte jener aſiatiſchen Völker urſprünglich zugehört.

Das Prinzip der Einigung und Einheit oder vielmehr das Gefühl von dem wohlthätigen politiſchen Einfluſſe dieſes Prinzips lag, wie alle ſeine Staatseinrichtungen beweiſen, tief in dem Gemüt des kühnen Eroberers. Selbſt auf Griechenland angewandt, war es ihm von ſeinem großen Lehrer ſchon früh eingeprägt worden. In der Politik des Ariſtoteles leſen wir: „Den aſiatiſchen Völkern fehlt es nicht an Thätigkeit des Geiſtes und Kunſtgeſchicklichkeit, doch mutlos leben ſie in Unterwürfigkeit und Knechtſchaft: während die Hellenen, kräftig und regſam, in Freiheit lebend und deshalb gut verwaltet, wären ſie zu einem Staate vereinigt, alle Barbaren beherrſchen könnten.“ So ſchrieb der Stagirite bei ſeinem zweiten Aufenthalte in Athen, ehe noch Alexander über den Granikus ging. Die Grundſätze des Lehrers, ſo „widernatürlich dieſem auch das unumſchränkte Königtum (die *παμβασιλεία*) erſchien“, haben zweifelsohne einen lebendigeren Eindruck auf den Eroberer gemacht als die phantaſiereichen Berichte des Kteſias über Indien, denen Auguſt Wilhelm von Schlegel und vor ihm ſchon Sainte-Croix eine ſo große Wirkung zuſchreiben.

In dem vorhergehendem Abſchnitte haben wir das Meer als ein vermittelndes, völkerverbindendes Element, die durch Phönikier und Karthager, Tyrrhener und Tuſker erweiterte Schiffahrt in wenigen Zügen geſchildert. Wir haben gezeigt, wie, durch zahlreiche Kolonien in ihrer Seemacht verſtärkt, die Griechen gegen Oſten und Weſten, durch die Argonauten von Jolkos und durch den Samier Coläus, aus dem Becken des Mitttelmeers vorzudringen geſtrebt; wie gegen Süden die Salomon-Hiramſchen Expeditionen, in Ophirfahrten, durch das Rote Meer ferne Goldländer beſuchten. Der zweite Abſchnitt führt uns vorzugsweiſe in das Innere eines großen Kontinents auf Wegen, die dem Landhandel und der Fluß-Schiffahrt geöffnet werden. In den kurzen Zeitraum von zwölf Jahren fallen der Zeitfolge nach: die Feldzüge in Vorder-Aſien und Syrien mit den Schlachten am Granikus und in den Strandpäſſen von Iſſus, die Einnahme von Tyrus und die leichte Beſitznahme Ägyptens; der babyloniſch-perſiſche Feldzug: als bei Arbela (in der Ebene von Gaugamela) die Weltherrſchaft der Achämeniden vernichtet wurde; die Expedition nach Baktrien und Sogdiána zwiſchen dem Hindu-Kho und dem Jaxartes (Syr), endlich das kühne Vordringen in das Fünfſtromland (Pentapotamia) von Vorder-Indien. Faſt überall hat Alexander helleniſche Anſiedelungen gegründet und in der ungeheuren Länderſtrecke vom Ammonstempel in der libyſchen Oaſe und von Alexandria am weſtlichen Nil-Delta bis zum nördlichen Alexandria am Jaxartes (dem jetzigen Khodjend in Fergana) griechiſche Sitten verbreitet.

Die Erweiterung des Ideenkreiſes, — und dies iſt der Standpunkt, aus welchem hier des Makedoniers Unternehmen und die längere Dauer des baktriſchen Reiches betrachtet werden müſſen —, war begründet: in der Größe des Raumes, in der Verſchiedenheit der Klimate von Cyropolis am Jaxartes (unter der Breite von Tiflis und Rom) bis zu dem öſtlichen Indus-Delta bei Tira unter dem Wendekreiſe des Krebſes. Rechnen wir dazu die wunderbar wechſelnde Geſtaltung des Bodens, von üppigen Fruchtländern, Wüſten und Schneebergen mannigfaltig durchzogen; die Neuheit und rieſenhafte Größe der Erzeugniſſe des Tier- und Pflanzenreichs, den Anblick und die geographiſche Verteilung ungleich gefärbter Menſchenraſſen; den lebendigen Kontakt mit teilweiſe vielbegabten, uralt kultivierten Völkern des Orients, mit ihren religiöſen Mythen, ihren Philoſophemen, ihrem aſtronomiſchen Wiſſen und ihren ſterndeutenden Phantaſien. In keiner anderen Zeitepoche (die, achtzehn und ein halbes Jahrhundert ſpäter erfolgende Begebenheit der Entdeckung und Aufſchließung des tropiſchen Amerikas ausgenommen) iſt auf einmal einem Teile des Menſchengeſchlechts eine reichere Fülle neuer Naturanſichten, ein größeres Material zur Begründung der phyſiſchen Erkenntnis und des vergleichenden ethnologiſchen Studiums dargeboten worden. Für die Lebhaftigkeit des Eindrucks, welchen eine ſolche Bereicherung der Anſichten hervorgebracht, zeugt die ganze abendländiſche Litteratur; es zeugen ſelbſt dafür, wie bei allem, was unſere Einbildungskraft in Beſchreibung erhabener Naturſcenen anſpricht, die Zweifel, welche bei den griechiſchen und in der Folge bei den römiſchen Schriftſtellern die Berichte des Megaſthenes, Nearchus, Ariſtobulus und anderer Begleiter Alexanders erregt haben. Dieſe Berichterſtatter, der Färbung und dem Einfluß ihres Zeitalters unterworfen, Thatſachen und individuelle Meinungen eng mit einander verwebend, haben das wechſelnde Schickſal aller Reiſenden, die Oscillation zwiſchen anfänglichem bitteren Tadel und ſpäter, mildernder Rechtfertigung, erfahren. Die letztere iſt in unſeren Tagen um ſo häufiger eingetreten, als tiefes Sprachſtudium des Sanskrit, als allgemeinere Kenntnis einheimiſcher geographiſcher Namen, als baktriſche Münzen in den Tropen aufgefunden, und vor allem eine lebendige Anſicht des Landes und ſeiner organiſchen Erzeugniſſe der Kritik Elemente verſchafft haben, die dem vielverdammenden Eratoſthenes, dem Strabo und Plinius bei ihrem ſo einſeitigen Wiſſen unbekannt blieben.

Wenn man nach Unterſchieden der Längengrade die Erſtreckung des ganzen Mittelmeeres mit der Entfernung von Weſten nach Oſten vergleicht, welche Kleinaſien von den Ufern des Hyphaſis (Beas), von den Altären der Rückkehr trennt, ſo erkennt man, daß die Erdkunde der Hellenen in wenigen Jahren um das Zwiefache vermehrt wurde. Um nun näher zu bezeichnen, was ich ein, durch Alexanders Heerzüge und Städtegründung ſo reichlich vermehrtes Material der phyſiſchen Geographie und Naturkunde genannt habe, erinnere ich zuerſt an die neu eingeſammelten Erfahrungen über die beſondere Geſtaltung der Erdoberfläche. In den durchzogenen Ländern kontraſtieren Tiefländer (pflanzenleere Wüſten oder Salzſteppen: wie nördlich von der Asferah-Kette, einer Fortſetzung des Thian-ſchan, und vier große angebaute Stromgebiete: des Euphrat, Indus, Oxus und Jaxartes) mit Schneegebirgen von über 6000 Meter Höhe. Der Hindu-Kho oder indiſche Kaukaſus der Makedonier, eine Fortſetzung des nord-tübetiſchen- Kuen-lün, weſtlich von der durchſetzenden Meridiankette des Bolor, iſt in ſeiner Erſtreckung gegen Herat hin in zwei große das Kafiriſtan begrenzende Ketten geteilt; die ſüdlichere dieſer Ketten iſt die mächtigere. Alexander gelangte durch das noch 2500 Meter hohe Plateau von Bamian, in dem man die Höhle des Prometheus zu ſehen wähnte, auf den Kamm des Kohibaba: um über Kabura, längs dem Choes, etwas nördlich vom jetzigen Attok, über den Indus zu ſetzen. Vergleichung des niedrigeren Taurus, an den die Griechen gewöhnt waren, mit dem ewigen Schnee des Hindu-Kho, welcher bei Bamian nach Burnes erſt in 4000 Meter Höhe beginnt, muß Veranlaſſung gegeben haben, hier in einem koloſſalerem Maßſtabe das Übereinanderliegen der Klimate und Pflanzenzonen zu erkennen. In regſamen Gemütern wirkt bleibend und tiefer, was die elementare

Natur dem Menſchen unmittelbar vor den Sinnen entfaltet. Strabo beſchreibt anſchaulich den Übergang über das Bergland der Paropaniſaden, wo das Heer mit Mühe ſich durch den Schnee einen Weg bahnte und wo alle Baumvegetation aufhört.

Was von indiſchen Erzeugniſſen und Kunſtprodukten durch ältere Handelsverbindungen oder aus den Berichten des Kteſias von Cnidus, der 17 Jahre lang als Leibarzt des Artaxerxes Mnemon am perſiſchen Hoflager lebte, unvollkommen, ja faſt nur dem Namen nach gekannt war; davon wurde jetzt in dem Abendlande durch die makedoniſchen Anſiedelungen eine ſichrere Kunde verbreitet. Es gehören dahin: die bewäſſerten Reisfelder, von deren Kultur Ariſtobulus beſondere Nachricht gegeben; die Baumwollenſtaude, wie die feinen Gewebe und das Papier, zu welchen jene Staude den Stoff lieferte; Gewürze und Opium; Wein aus Reis und aus dem Saft der Palme, Zucker aus Zuckerrohr, freilich oft in griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern mit dem Tabaſchir des Bambusrohres verwechſelt; Wolle von großen Bombax-Bäumen, Shwals aus tübetiſcher Ziegenwolle, ſeidene Gewebe, Öl aus weißem Seſamum, Roſenöl und andere Wohlgerüche, Lack und endlich der gehärtete indiſche Wutzſtahl.

Neben der materiellen Kenntnis dieſer Produkte, welche bald ein Gegenſtand des großen Welthandels wurden und von welchen die Seleukiden mehrere nach Arabien verpflanzten, verſchaffte der Anblick einer ſo reich geſchmückten ſubtropiſchen Natur den Hellenen noch geiſtige Genüſſe anderer Art. Große und niegeſehene Tier- und Pflanzengeſtalten erfüllten die Einbildungskraft mit anregenden Bildern. Schriftſteller, deren nüchtern-wiſſenſchaftliche Schreibart ſonſt aller Begeiſterung fremd bleibt, werden dichteriſch, wenn ſie beſchreiben die Sitten der Elefanten; die „Höhe der Bäume, deren Gipfel mit einem Pfeile nicht erreicht werden kann, deren Blätter größer als die Schilde des Fußvolks ſind"; die Bambuſa, ein leichtgefiedertes, baumartiges Gras, „deſſen einzelne Knoten (internodia) als vielrudrige Kähne dienen"; den durch ſeine Zweige wurzelnden indiſchen Feigenbaum, deſſen Stamm bis 28 Fuß Durchmeſſer erreicht und der, wie Oneſikritus ſehr naturwahr ſich ausdrückt, „ein Laubdach bildet gleich einem vielſäuligen Zelte". Der hohen baumartigen Farren, nach meinem Gefühl des größten Schmuckes der Tropenländer, erwähnen indes Alexanders Gefährten nie, wohl aber der herrlichen fächerartigen Schirmpalmen, wie des zarten, ewig friſchen Grünes angepflanzter Piſang-Gebüſche.

Die Kunde eines großen Teils des Erdbodens wurde nun erſt wahrhaft eröffnet. Die Welt der Objekte trat mit überwiegender Gewalt dem ſubjektiven Schaffen gegenüber; und indem, durch Alexanders Eroberungen, griechiſche Sprache und Litteratur ſich fruchtbringend verbreiteten, waren gleichzeitig die wiſſenſchaftliche Beobachtung und die ſyſtematiſche Bearbeitung des geſamten Wiſſens durch Ariſtoteles Lehre und Vorbild dem Geiſte klar geworden. Wir bezeichnen hier ein glückliches Zuſammentreffen günſtiger Verhältniſſe; denn gerade in der Epoche, in der ſich plötzlich ein ſo ungeheurer Vorrat von neuem Stoffe der menſchlichen Erkenntnis darbot, war durch die Richtung, welche der Stagirite gleichzeitig dem empiriſchen Forſchen nach Thatſachen im Gebiete der Natur, der Verſenkung in alle Tiefen der Spekulation und der Ausbildung einer alles ſcharf umgrenzenden wiſſenſchaftlichen Sprache gegeben hatte, die geiſtige Verarbeitung des Stoffes erleichtert und vervielfältigt worden. So bleibt Ariſtoteles, wie Dante ſich ſchön ausdrückt, auf Jahrtauſende noch: il maestro di color che sanno. (Der Lehrer der Wiſſenden.)

Der Glaube an eine unmittelbare Bereicherung des Ariſtoteliſchen zoologiſchen Wiſſens durch die Heerzüge des Makedoniers iſt jedoch durch ernſte neuere Unterſuchungen, wo nicht gänzlich verſchwunden, doch wenigſtens ſehr ſchwankend geworden. Die elende Kompilation eines Lebens des Stagiriten, welche lange dem Ammonius, Sohn des Hermias, zugeſchrieben ward, hatte unter vielen hiſtoriſchen Irrtümern auch den verbreitet, daß der Philoſoph ſeinen Zögling wenigſtens bis an die Ufer des Nils begleitet habe. Das große Werk über die Tiere ſcheint um ſehr weniges neuer als die Meteorologica; und dieſe fallen nach inneren Kennzeichen in die 106. am ſpäteſten in die 111. Olympiade: alſo entweder 14 Jahre früher als Ariſtoteles an den Hof des Philippus kam, oder auf das höchſte 3 Jahre vor dem Übergange über den Granikus. Gegen dieſe Anſicht einer frühen Vollendung der neun Bücher Ariſtoteliſcher Tiergeſchichte werden nun freilich einzelne Angaben als widerſtreitend angeführt. Dahin gehört die genaue Kenntnis, welche Ariſtoteles von dem Elephanten, dem bärtigen Pferd-Hirſche (hippelaphos), dem baktriſchen zweibuckligen Kamele, dem Hippardion, das man für den Jagdtiger (Guepard) hält, und von dem indiſchen Büffel zu haben ſcheint, welcher letzte erſt zur Zeit der Kreuzzüge in Europa eingeführt wurde. Es iſt aber zu bemerken, daß gerade der Geburtsort jenes merkwürdig großen Hirſches mit der Pferdemähne, den Diard und Duvaucel aus dem öſtlichen Indien an Cuvier geſchickt haben und welchem dieſer ſogar den Namen Cervus Aristotelis gegeben hat, nach des Stagiriten eigener Angabe nicht die von Alexander durchzogene indiſche Pentapotamia iſt, ſondern Arachoſien: eine Landſchaft weſtlich von Kandahar, die mit Gedroſien eine altperſiſche Satrapie ausmachte. Sollten nicht die, der Mehrzahl nach ſo kurzen Nachrichten über die Geſtalt und die Sitten der oben genannten Tiere dem Ariſtoteles, ganz unabhängig von dem makedoniſchen Heerzuge, aus Perſien und dem weltverkehrenden Babylon überliefert worden ſein? Bei gänzlicher Unbekanntſchaft mit der Bereitung des Alkohols konnten ohnedies nur Felle und Knochen, nicht aber weiche, der Zergliederung fähige Teile aus dem fernen Aſien nach Griechenland geſchickt werden. So wahrſcheinlich es übrigens auch iſt, daß Ariſtoteles zur Förderung ſeiner phyſikaliſchen und naturbeſchreibenden Studien, zur Herbeiſchaffung eines ungeheuren zoologiſchen Materials aus dem geſamten Griechenland und aus den griechiſchen Meeren: ja zur Gründung der für ſeine Zeit einzigen Bücherſammlung, die an Theophraſt und ſpäter an Neleus von Skepſis überging, von Philippus und Alexander die freigiebigſte Unterſtützung erhalten habe, ſo ſind doch wohl die Geſchenke von achthundert Talenten und die „Beköſtigung ſo vieler tauſend Sammler, Aufſeher von Fiſchteichen und Vogelhüter" nur für ſpäte Übertreibungen und mißverſtandene Traditionen des Plinius, Athenäus und Älian zu halten.

Die makedoniſche Expedition, welche einen großen und ſchönen Teil der Erde dem Einfluſſe eines einzigen und dazu eines ſo hochgebildeten Volkes eröffnete, kann demnach im eigentlichſten Sinne des Worts als eine wiſſenſchaftliche Expedition betrachtet werden; ja als die erſte, in der ein Eroberer ſich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wiſſens: mit Naturforſchern, Landmeſſern, Geſchichtſchreibern, Philoſophen und Künſtlern umgeben hatte. Ariſtoteles wirkte aber nicht bloß durch das, was er ſelbſt hervorgebracht; er wirkte auch durch die geiſtreichen Männer ſeiner Schule, welche den Feldzug begleiteten. Unter dieſen glänzte vor allen des Stagiriten naher Verwandter, Kalliſthenes aus Olynth, der ſchon vor dem Heerzuge botaniſche Werke und eine feine anatomiſche Unterſuchung über das Geſichtsorgan geliefert hatte. Durch die ernſte Strenge ſeiner Sitten und die ungemeſſene Freiheit ſeiner Rede ward er dem, ſchon von ſeiner edlen und hohen Sinnesart herabgeſunkenen Fürſten, wie deſſen Schmeichlern, verhaßt. Kalliſthenes zog unerſchrocken die Freiheit dem Leben vor: und als man ihn zu Baktra in die Verſchwörung des Hermolaus und der Edelknaben ſchuldlos verwickelte, ward er die unglückliche Veranlaſſung zu der Erbitterung Alexanders gegen ſeinen früheren Lehrer. Theophraſt, des Olynthiers gemütlicher Freund und Mitſchüler, hatte den Biederſinn ihn nach ſeinem Sturze öffentlich zu verteidigen; von Ariſtoteles wiſſen wir nur, daß er ihn vor ſeiner Abreiſe zur Vorſicht gemahnt und, durch den langen Aufenthalt bei Philipp von Makedonien des Hoflebens, wie es ſcheint, ſehr kundig, ihm geraten habe: „mit dem König ſo wenig als möglich, und wenn es ſein müßte, immer beifällig zu reden".

Von auserwählten Männern aus der Schule des Stagiriten unterſtützt, hatte Kalliſthenes, als ein ſchon in Griechenland mit der Natur vertrauter Philoſoph, in den neu aufgeſchloſſenen weiteren Erdkreiſen die Forſchungen ſeiner Mitarbeiter zu höheren Anſichten geleitet. Nicht die Pflanzenfülle und das mächtige Tierreich, nicht die Geſtaltung des Bodens oder die Periodicität des Anſchwellens der großen Flüſſe konnten allein die Aufmerkſamkeit feſſeln; der Menſch und ſeine Geſchlechter in ihren mannigfaltigen Abſtufungen der Färbung und Geſittung mußten nach dem eigenen Ausſpruche des Ariſtoteles als „der Mittelpunkt und Zweck der geſamten Schöpfung erſcheinen: als komme der Gedanke des göttlichen Denkens hienieden erſt in ihm zum Bewußtſein". Aus dem Wenigen, was uns von den Berichten des im Altertum ſo getadelten Oneſikritus übrig iſt, erſehen wir, wie ſehr man in der makedoniſchen Expedition, weit zum Sonnenaufgang gelangend, verwundert war, zwar die von Herodot genannten dunkelfarbigen, den Äthiopen ähnlichen, indiſchen Stämme, aber nicht die afrikaniſchen kraushaarigen Neger zu finden; man beachtete ſcharf den Einfluß der Atmoſphäre auf Färbung, die verſchiedene Wirkung der trockenen und feuchten Wärme. In der früheſten homeriſchen Zeit und noch lange nach den Homeriden wurde die Abhängigkeit der Luftwärme von den Breitengraden, von den Polar-Abſtänden, vollkommen verkannt; Oſten und Weſten beſtimmten damals die ganze thermiſche Meteorologie der Hellenen. Die nach dem Aufgang gelegenen Erdſtriche wurden für „ſonnennäher, für Sonnenländer" gehalten. „Der Gott färbt in ſeinem Laufe mit des Ruſſes finſterem Glanze die Haut des Menſchen und kräuſelt ihm dörrend das Haar."

Alexanders Heerzüge gaben zuerſt Veranlaſſung, in einem großen Maßſtabe die, beſonders in Ägypten zuſammenſtrömenden, afrikaniſchen Menſchenraſſen mit den ariſchen Geſchlechtern jenſeits des Tigris und den alt-indiſchen, ſehr dunkel gefärbten, aber nicht kraushaarigen Urvölkern zu vergleichen. Die Gliederung der Menſchheit in Abarten, ihre Verteilung auf dem Erdboden: mehr als Folge geſchichtlicher Ereigniſſe als des langdauernden klimatiſchen Einfluſſes da, wo die Typen einmal feſtgeſetzt ſind; der ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen Färbung und Wohnort mußten denkende Beobachter auf das lebhafteſte anregen. Noch findet ſich im Inneren des großen indiſchen Landes ein weites Gebiet, das von ſehr dunkel, faſt ſchwarz gefärbten, von den ſpäter eingedrungenen helleren ariſchen Stämmen gänzlich verſchiedenen Ureinwohnern bevölkert iſt. Dahin gehören unter den Vindhya-Völkern die Gonda, die Bhilla in den Waldgebirgen von Malava und Guzerat, wie die Kola von Oriſſa. Der ſcharfſinnige Laſſen hält es für wahrſcheinlich, daß zu Herodots

Zeit die ſchwarze aſiatiſche Raſſe, deſſen „Äthiopier vom Aufgang der Sonne", den libyſchen wohl in der Hautfarbe, aber nicht in der Beſchaffenheit des Haares ähnlich, viel weiter als jetzt gegen Nordweſten verbreitet waren. Eben ſo dehnten im alten ägyptiſchen Reiche die eigentlichen wollhaarigen, oft beſiegten Negerſtämme ihre Wohnſitze weit in das nördliche Nubien aus.

Zu der Bereicherung des Ideenkreiſes, welche aus dem Anblick vieler neuen phyſiſchen Erſcheinungen, wie aus dem Kontakt mit verſchiedenen Volksſtämmen und ihrer kontraſtierenden Civiliſation entſprang, geſellten ſich leider! nicht die Früchte ethnologiſcher Sprachvergleichung, in ſo fern dieſelbe philoſophiſch, abhängig von den Grundverhältniſſen des Gedankens, oder bloß hiſtoriſch iſt. Dieſe Art der Unterſuchung war dem ſogenannten klaſſiſchen Altertume fremd. Dagegen lieferte Alexanders Expedition den Hellenen wiſſenſchaftliche Materialien, welche den lange aufgehäuften Schätzen früher kultivierter Völker entnommen werden konnten. Ich erinnere hier vorzugsweiſe daran, daß mit der Kenntnis der Erde und ihrer Erzeugniſſe durch die Bekanntſchaft mit Babylon, nach neueren und gründlichen Unterſuchungen, auch die Kenntnis des Himmels anſehnlich vermehrt wurde. Allerdings war durch die Eroberung des Cyrus der Glanz des aſtronomiſchen Prieſter-Kollegiums in der orientaliſchen Weltſtadt bereits tief geſunken. Die Treppen-Pyramide des Belus (zugleich Tempel, Grab und eine, die nächtlichen Stunden verkündende Sternwarte) war von Xerxes der Zerſtörung preis gegeben; das Monument lag zur Zeit des makedoniſchen Heerzuges bereits in Trümmern. Aber eben weil die geſchloſſene Prieſterkaſte ſich bereits aufgelöſt, ja der aſtronomiſchen Schulen ſich eine große Zahl gebildet hatte, war es dem Kalliſthenes möglich geworden, Sternbeobachtungen aus einer ſehr langen Periode von Jahren (Porphyrius ſagt: für eine Periode von 1903 Jahren vor Alexanders Einzug in Babylon, Ol. 112, 2) nach Griechenland zu ſenden. Die älteſten chaldäiſchen Beobachtungen, deren das Almageſt erwähnt (wahrſcheinlich die älteſten, welche Ptolemäus zu ſeinen Zwecken tauglich fand), gehen aber freilich nur bis 721 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, d. h. bis zu dem erſten meſſeniſchen Kriege. Gewiß iſt es, „daß die Chaldäer die mittleren Bewegungen des Mondes mit einer Genauigkeit kannten, welche die griechiſchen Aſtronomen veranlaßte, ſich derſelben zur Begründung der Mondestheorie zu bedienen." Auch ihre Planeten-Beobachtungen, zu denen ſie eine uralte Liebe der Aſtrologie anregte, ſcheinen ſie zur wirklichen Konſtruktion aſtronomiſcher Tafeln benutzt zu haben.

Was der Kontakt der Hellenen mit den Völkern indiſchen Urſprungs in der Epoche der makedoniſchen Heerzüge unmittelbar hervorgerufen, iſt in Dunkel gehüllt. Von wiſſenſchaftlicher Seite konnte wahrſcheinlich wenig gewonnen werden, weil Alexander in dem Fünfſtromlande (in dem Pantſchanada), nachdem er das Reich des Porus zwiſchen dem cederreichen Hydaspes (Jelum) und dem Aceſines (Tſchinab) durchzogen, nur bis zum Hyphaſis vorgedrungen war: doch bis zu dem Punkte, wo dieſer Fluß bereits die Waſſer des Satadru (Heſidrus bei Plinius) empfangen hat. Mißmut ſeiner Kriegsvölker und Beſorgnis vor einem allgemeinen Aufſtande in den perſiſchen und ſyriſchen Provinzen zwangen den Helden, der gegen Oſten bis zum Ganges vordringen wollte, zur großen Kataſtrophe der Rückkehr. Die Länder, welche die Makedonier durchſtreiften, waren der Wohnſitz wenig kultivierter Stämme. In dem Zwiſchenlande zwiſchen dem Satadru und der Yamuna (dem Indus- und Ganges-Gebiete) bildet ein unbedeutender Fluß, die heilige Saraſvati, eine uralte klaſſiſche Grenze zwiſchen den reinen, würdigen, frommen Brahma-Anbetern in Oſten und den unreinen, nicht in Kaſten geteilten, königsloſen Stämmen in Weſten. Demnach gelangte Alexander nicht bis zu dem eigentlichen Sitze höherer indiſcher Kultur. Erſt Seleukus Nikator, der Gründer des großen Seleukiden-Reiches, drang von Babylon aus gegen den Ganges vor und knüpfte durch die mehrfachen Geſandtſchaften des Megaſthenes nach Pataliputra politiſche Verbindungen mit dem mächtigen Sandrakottus (Tſchandraguptas).

Auf dieſe Weiſe erſt entſtand ein lebhafter und dauernder Kontakt mit dem civiliſierteſten Teile von Madhya-Deſa (dem Land der Mitte). Zwar gab es auch im Pendſchab (in der Pentapotamia) einſiedleriſch lebende gelehrte Brachmanen. Wir wiſſen aber nicht, ob das herrliche indiſche Zahlenſyſtem, in dem die wenigen Zeichen ihren Wert durch bloße Stellung (Poſition) erlangen, jenen Brachmanen und Gymnoſophiſten bekannt war, ob (wie wohl zu vermuten ſteht) damals ſchon im kultivierteſten Teile des indiſchen Landes der Stellenwert erfunden war. Welch eine Revolution würde die Welt in der ſchnelleren Entwickelung und erleichterten Anwendung mathematiſcher Kenntniſſe erfahren haben, wenn der, Alexanders Heer begleitende Brachmane Sphines (im Heere Kalanos genannt), wenn ſpäter zu Auguſts Zeiten der Brachmane Bargoſa, ehe ſie beide freiwillig den Scheiterhaufen zu Suſa und Athen beſtiegen, den Griechen das indiſche Zahlenſyſtem auf eine Weiſe hätten mitteilen können, durch die dasſelbe zu einem allgemeinen Gebrauche gelangt wäre! Die ſcharfſinnigen und vielumfaſſenden Unterſuchungen von Chasles haben allerdings gelehrt, daß die ſogenannte Methode des pythagoriſchen Abacus oder Algorismus, wie ſie ſich in der Geometrie des Boethius beſchrieben findet, mit dem indiſchen Zahlenſyſteme des Stellenwertes faſt identiſch ſei; aber jene Methode, lange unfruchtbar bei Griechen und Römern, hat erſt im Mittelalter eine allgemeine Verbreitung gewonnen; beſonders als das Nullzeichen an die Stelle des leeren Faches trat. Die wohlthätigſten Erfindungen bedürfen oft Jahrhunderte, um anerkannt und vervollſtändigt zu werden.

III.

Zunahme der Weltanſchauung unter den Ptolemäern. — Muſeum im Serapeum. — Eigentümlicher Charakter der wiſſenſchaftlichen Richtung in dieſer Zeitepoche. — Encyclopädiſche Gelehrſamkeit. — Verallgemeinerung der Natur-Anſichten in den Erd- und Himmelsräumen.

Nach der Auflöſung des makedoniſchen Weltreichs, das Gebiete dreier Kontinente umfaßte, entwickelten ſich, doch in ſehr verſchiedener Geſtaltung, die Keime, welche das vermittelnde, völkerverbindende Regierungsſyſtem des großen Makedoniers in einen fruchtbaren Boden gelegt hatte. Je mehr die nationale Abgeſchloſſenheit der helleniſchen Denkart dahinſchwand, je mehr ihre ſchöpferiſche begeiſternde Kraft an Tiefe und Stärke verlor, deſto gewinnreicher waren durch Belebung und Erweiterung des Völkerverkehrs, wie durch rationelle Verallgemeinerung der Natur-Anſichten, die Fortſchritte in der Kenntnis des Zuſammenhangs der Erſcheinungen. Im ſyriſchen Reiche, bei den Attaliden von Pergamum, unter den Seleukiden und Ptolemäern wurden ſie überall und faſt gleichzeitig von ausgezeichneten Herrſchern begünſtigt. Das griechiſche Ägypten hatte den Vorzug politiſcher Einheit; es hatte auch den einer geographiſchen Weltſtellung, die durch den Einbruch des Arabiſchen Meerbuſens von Bab-el-Mandeb bis Suez und Akaba (in der Erſchütterungs-Richtung SSO—NNW) den Verkehr auf dem Indiſchen Ocean dem Verkehr an den Küſten des Mittelmeers auf wenige Meilen nahe bringt.

Das Reich der Seleukiden genoß nicht dieſe Vorteile des Seehandels, wie ſie Form und Gliederung der Ländermaſſen den Lagiden darboten; ſeine Stellung war gefährdeter: von den Zerſplitterungen bedroht, welche die verſchiedenartige Nationalität der Satrapien erzeugte. Der Verkehr im Seleukiden-Reiche war überdies mehr ein innerer, an Stromgebiete oder an Karawanenſtraßen gefeſſelt: die allen hindernden Naturgewalten von ſchneebedeckten Gebirgsketten, Hochebenen und Wüſten trotzten. Der große Warenzug, in welchem die Seide das koſtbarſte Produkt war, ging aus Inner-Aſien von der Hochebene der Serer nördlich von Uttara-Kuru, über den ſteinernen Turm (wahrſcheinlich einen befeſtigten Karawanſerei) ſüdlich von den Quellen des Jaxartes nach dem Oxus-Thale zum Kaſpiſchen und Schwarzen Meere. Dagegen war der Hauptverkehr des Lagiden-Reiches, ſo lebhaft auch die Fluß-Schiffahrt auf dem Nil und die Kommunikation zwiſchen den Nil-Ufern und den Kunſtſtraßen längs dem Geſtade des Roten Meeres ſein mochte, doch im eigentlichſten Verſtande des Wortes der Seehandel. Nach Alexanders großen Anſichten ſollten, in Weſten und Oſten, das neugegründete ägyptiſche Alexandria und das uralte Babylon die beiden Hauptſtädte des makedoniſchen Weltreichs werden; doch Babylon hat dieſen Hoffnungen ſpäter nie entſprochen; und die Blüte der, von Seleukus Nikator am unteren Tigris erbauten, durch Kanäle mit dem Euphrat verbundenen Seleukia trug dazu bei, den völligen Verfall von Babylon zu veranlaſſen.

Drei große Regenten: die erſten drei Ptolemäer, deren Regierung ein ganzes Jahrhundert ausfüllt, haben, durch ihre Liebe für die Wiſſenſchaften, durch die glänzendſten Anſtalten zur Beförderung geiſtiger Bildung und durch ununterbrochenes Streben nach Erweiterung des Seehandels, der Natur- und Länderkenntnis einen Zuwachs verſchafft, wie derſelbe bis dahin noch von keinem Volke errungen worden war. Dieſer Schatz echt wiſſenſchaftlicher Kultur ging von den in Ägypten angeſiedelten Hellenen zu den Römern über. Schon unter Ptolemäus Philadelphus, kaum ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Alexanders (ſelbſt eher als der erſte puniſche Krieg den ariſtokratiſchen Freiſtaat der Karthager erſchütterte), war Alexandria der größte Handelsplatz der Welt. Über Alexandria ging der nächſte und bequemſte Weg von dem Becken des Mittelmeers nach dem ſüdöſtlichen Afrika, nach Arabien und Indien. Die Lagiden haben die Straße des Weltverkehrs, welche die Natur durch die Richtung des Arabiſchen Meerbuſens gleichſam vorgezeichnet, mit beiſpielloſem Erfolge benutzt: eine Straße, die ihr Recht in vollem Maße erſt dann wird wieder gelten laſſen, wenn die Verwilderung des morgenländiſchen Lebens und die ſtörende Eiferſucht der abendländiſchen Mächte gleichzeitig abnehmen. Selbſt als Ägypten eine römiſche Provinz wurde, blieb es der Sitz eines unermeßlichen Reichtums, da der wachſende Luxus von Rom unter den Cäſaren auf das Nilland zurückwirkte und die Mittel ſeiner Befriedigung hauptſächlich in dem Weltverkehr von Alexandria fand.

Die wichtige Erweiterung der Natur- und Länderkenntnis unter den Lagiden war gegründet auf den Karawanenhandel in dem Inneren von Afrika über Cyrene und die Oaſen, auf die Eroberungen in Äthiopien und dem glücklichen Arabien unter Ptolemäus Evergetes, auf den Seehandel mit der ganzen weſtlichen Halbinſel Indiens vom Meerbuſen von

Barygaza (Guzerat und Cambay) an längs den Küſten von Kanara und Malabar (Malayavara, Gebiet von Malaya) bis zu den brahmaniſchen Heiligtümern des Vorgebirges Comorin (Kumari) und der großen Inſel Ceylon (Lanka im Ramayana; Taprobane, ein von den Zeitgenoſſen Alexanders verſtümmelter einheimiſcher Name). Schon Nearchs mühevolle, fünf Monate dauernde Beſchiffung der Küſten von Gedroſien und Karamanien (zwiſchen Pattala an der Mündung des Indus und dem Ausfluß des Euphrat) hatte weſentlich zu den Fortſchritten der Nautik beigetragen.

Die Kenntnis der Monſun-Winde, welche die Schiffahrt zwiſchen der Oſtküſte von Afrika und der Nord- und Weſtküſte von Indien ſo wirkſam begünſtigen, fehlte Alexanders Gefährten nicht. Nachdem, um den Indus dem Weltverkehr zu eröffnen, der Makedonier in einer zehn Monate langen Fahrt den Fluß zwiſchen Nicäa am Hydaspes und Pattala unterſucht hatte, eilte Nearch im Anfang des Oktobers (Ol. 113, 3) von der Mündung des Indus bei Stura abzuſegeln: weil er wußte, daß ſeine Seefahrt bis zum Perſiſchen Meerbuſen von dem Nordoſt- und Oſt-Monſun, längs der in einem Parallelkreiſe laufenden Küſte, begünſtigt werden würde. Die Ergründung eines ſo merkwürdigen lokalen Geſetzes der Windrichtung gab den Piloten ſpäter den Mut, von Ocelis an der Straße Bab-el-Mandeb geradezu durch das hohe Meer nach dem großen malabariſchen Stapelplatze Muziris (ſüdlich von Mangalor) zu ſchiffen: wo durch inneren Verkehr auch die Waren der öſtlichen Küſte der indiſchen Halbinſel, ja ſelbſt das Gold der fernen Chryſe (Borneo?) zuſammenfloſſen. Die Ehre, dies neue Syſtem der indiſchen Schiffahrt zuerſt in Anwendung gebracht zu haben wird einem übrigens unbekannten Seemanne Hippalus zugeſchrieben, deſſen Zeitalter zweifelhaft iſt.

In die Geſchichte der Weltanſchauung gehört die Aufzählung aller Mittel, durch welche die Völker ſich genähert, große Teile des Erdkreiſes zugänglicher geworden, die Erkenntnis-Sphären der Menſchheit erweitert worden ſind. Unter dieſen Mitteln iſt eines der großartigſten geweſen die materielle Eröffnung einer Waſſerſtraße vom Roten zum Mittelländiſchen Meere vermittelſt des Nils. Wo zwei kaum zuſammenhängende Kontinental-Maſſen die tiefſten maritimen Einſchnitte darbieten, hatte, wenn auch nicht der große Seſoſtris (Ramſes-Miamen), welchem Ariſtoteles und Strabo es zuſchreiben, doch Necho (Neku) die Ausgrabung eines Kanals begonnen, aber, durch prieſterliche Orakelſprüche geſchreckt, wiederum aufgegeben. Herodot ſah und beſchrieb einen vollendeten, der etwas oberhalb Bubaſtus in den Nil einmündete, ein Werk des Achämeniden Darius Hyſtaspis. Wieder in Verfall geraten, ward endlich dieſer Kanal von Ptolemäus Philadelphus ſo vollkommen hergeſtellt, daß er, wenn auch nicht, trotz ſeiner künſtlichen Schleuſen-Einrichtung, zu jeder Jahreszeit ſchiffbar, doch bis zu der Römer Herrſchaft bis Marc-Aurel, vielleicht bis Septimius Severus, alſo über vier und ein halbes Jahrhundert, den äthiopiſchen, arabiſchen und indiſchen Handel belebte. Zu denſelben Zwecken des Völkerverkehrs durch das Rote Meer wurde der Hafenbau in Myos Hormos und Berenice ſorgſam betrieben und durch eine herrliche Kunſtſtraße mit Coptos in Verbindung geſetzt.

Allen dieſen Anſtalten und Unternehmungen der Lagiden, den merkantilen wie den wiſſenſchaftlichen, lag ein unaufhaltſames Streben nach dem Ganzen und Fernen, die Idee des Anknüpfens und der vermittelnden Einigung, des Umfaſſens großer Maſſen von Verhältniſſen und Anſchauungen zum grunde. Eine ſo fruchtbringende Richtung der helleniſchen Gedankenwelt, lange im Stillen vorbereitet, war durch Alexanders Heerzüge, durch ſeinen Verſuch den Weſten mit dem Oſten zu verſchmelzen, zu einer großartigen Manifeſtation gelangt. Sie charakteriſiert in ihrer Erweiterung unter den Lagiden die Epoche, deren Bild ich hier entwerfe; ſie darf als ein wichtiger Fortſchritt zur Erkenntnis eines Weltganzen betrachtet werden.

In ſo fern nun zu dieſer wachſenden Erkenntnis Reichtum und Fülle der Anſchauungen erforderlich ſind: konnte der Verkehr Ägyptens mit fernen Ländern, konnten wiſſenſchaftliche Unterſuchungsreiſen in Äthiopien auf Koſten der Regierung, ferne Strauß- und Elefantenjagden, Menagerien wilder und ſeltener Tiere in den „Königshäuſern vom Bruchium" anregend zum Studium der Naturgeſchichte wirken und den Anforderungen des empiriſchen Wiſſens genügen; aber der eigentümliche Charakter der ptolemäiſchen Epoche wie der ganzen alexandriniſchen Schule, die ihre beſondere Richtung bis in das 3. und 4. Jahrhundert behielt, offenbarte ſich auf einem anderen Wege: minder im Selbſtbeobachten des einzelnen als in dem mühevollen Zuſammenfaſſen des Vorhandenen; in der Anordnung, Vergleichung und geiſtigen Befruchtung des längſt Geſammelten. Nachdem, ſo viele Jahrhunderte hindurch, bis zum mächtigen Auftreten des Ariſtoteles, die Naturerſcheinungen, jeder ſcharfen Beobachtung entzogen, in ihrer Deutung der alleinigen Herrſchaft der Ideen, ja der Willkür dumpfer Ahnungen und wandelbarer Hypotheſen anheim gefallen waren; offenbarte ſich jetzt eine höhere Achtung für das empiriſche Wiſſen. Man unterſuchte und ſichtete, was man beſaß. Die Naturphiloſophie, minder kühn in ihren Spekulationen und phantaſtiſchen Gebilden, trat endlich der forſchenden Empirie näher auf dem ſicheren Wege der Induktion. Ein mühevolles Streben nach Anhäufung des Stoffes hatte eine gewiſſe Polymathie notwendig gemacht; und wenn auch das vielſeitige Wiſſen in den Arbeiten ausgezeichneter Denker wohlthätige Früchte darbot, ſo zeigte ſich dasſelbe doch, bei der hingeſunkenen Schöpfungskraft der Hellenen, nur zu oft von Geiſtloſigkeit und nüchterner Erudition begleitet. Auch haben Mangel an Pflege der Form wie an Lebendigkeit und Anmut der Diktion dazu beigetragen die alexandriniſche Gelehrſamkeit ſtrengen Urteilen der Nachwelt auszuſetzen.

Es iſt in dieſen Blättern vorbehalten, hauptſächlich das hervorzuheben, was die Epoche der Ptolemäer durch das Zuſammenwirken äußerer Verhältniſſe, durch Stiftung und planmäßige Ausſtattung zweier großer Anſtalten (des alexandriniſchen Muſeums und zweier Bücherſammlungen im Bruchium und in Rhakotis), durch die kollegialiſche Annäherung ſo vieler Gelehrten, die ein praktiſcher Sinn belebte, geleiſtet hat. Das encyklopädiſche Wiſſen erleichterte die Vergleichung des Beobachteten, die Verallgemeinerung von Natur-Anſichten. Das große wiſſenſchaftliche Inſtitut, welches den erſten beiden Lagiden ſeinen Urſprung verdankte, hat unter vielen Vorzügen lange auch den behauptet, daß ſeine Mitglieder frei nach ganz verſchiedenen Richtungen arbeiteten und dabei doch, in einem fremden Lande angeſiedelt und von vielerlei Volksſtämmen umgeben, das Charakteriſtiſche helleniſcher Sinnesart, helleniſchen Scharfſinnes bewahrten.

Wenige Beiſpiele mögen, nach dem Geiſte und der Form dieſer hiſtoriſchen Darſtellung, genügen, um zu beweiſen, wie in der Erd- und Himmelskunde unter dem ſchützenden Einfluß der Ptolemäer Erfahrung und Beobachtung ſich als die wahren Quellen der Erkenntnis Geltung verſchafften, wie in der Richtung des alexandriniſchen Zeitalters neben dem ſtoffanhäufenden Sammelfleiße doch immer eine glückliche Verallgemeinerung der Anſichten ſich offenbarte. Hatten auch die verſchiedenen griechiſchen Philoſophenſchulen, nach Nieder-Ägypten verpflanzt, in ihrer orientaliſchen Ausartung, zu vielen mythiſchen Deutungen über die Natur der Dinge Anlaß gegeben; ſo blieb doch im Muſeum den platoniſchen Lehren als ſicherſte Stütze das mathematiſche Wiſſen. Die Fortſchritte dieſes Wiſſens umfaßten faſt gleichzeitig reine Mathematik, Mechanik und Aſtronomie. In Platos hoher Achtung für mathematiſche Gedankenentwickelung wie in den alle Organismen umfaſſenden morphologiſchen Anſichten des Stagiriten lagen gleichſam die Keime aller ſpäteren Fortſchritte der Naturwiſſenſchaft. Sie wurden der Leitſtern, welcher den menſchlichen Geiſt durch die Verirrungen der Schwärmerei finſterer Jahrhunderte ſicher hindurchgeleitet, ſie haben die geſunde wiſſenſchaftliche Geiſteskraft nicht erſterben laſſen.

Der Mathematiker und Aſtronom Eratoſthenes von Cyrene, der berühmteſte in der Reihe der alexandriniſchen Bibliothekare, benutzte die Schätze, welche ihm geöffnet ſtanden, um ſie zu einer ſyſtematiſchen Univerſal-Geographie zu verarbeiten. Er reinigte die Erdbeſchreibung von den mythiſchen Sagen. Selbſt mit Chronologie und Geſchichte beſchäftigt, trennte er doch die Erdbeſchreibung von den geſchichtlichen Einmiſchungen, welche dieſelbe früher nicht ohne Anmut belebten. Einen befriedigenden Erſatz lieferten mathematiſche Betrachtungen über die gegliederte Form und Ausdehnung der Kontinente; geognoſtiſche Vermutungen über den Zuſammenhang der Bergketten, die Wirkung der Strömungen und die vormalige Waſſerbedeckung von Ländern, welche jetzt noch alle Spuren des trockenen Meeresbodens an ſich tragen. Der oceaniſchen Schleuſen-Theorie des Strato von Lampſacus günſtig, leitete der Glaube an das einſtige Anſchwellen des Pontus, an den Durchbruch der Dardanellen und die dadurch veranlaßte Eröffnung der Herkules-Säulen den alexandriniſchen Bibliothekar auf die wichtige Unterſuchung des Problems von der Gleichheit des Niveaus aller äußeren, die Kontinente umfließenden Meere. Wie glücklich er in Verallgemeinerung der Anſichten war, bezeugt ferner ſeine Behauptung, daß der ganze Kontinent von Aſien in dem Parallel von Rhodus (in dem Diaphragma des Dicäarchus) von einer zuſammenhangenden, weſt-öſtlich ſtreichenden Bergkette durchſchnitten ſei.

Ein reger Wunſch nach Allgemeinheit der Anſichten, Folge der geiſtigen Bewegung jener Zeit, veranlaßte auch die erſte (helleniſche) Gradmeſſung zwiſchen Syene und Alexandrien: d. i. den Verſuch des Eratoſthenes den Umfang der Erde annäherungsweiſe zu beſtimmen. Es iſt nicht das erlangte Reſultat, auf unvollkommene Angaben von Bematiſten gegründet, welches unſer Intereſſe erregt; es iſt das Streben, ſich von dem engen Raume des heimatlichen Landes zu der Kenntnis der Größe des Erdballs zu erheben.

Ein ähnliches Streben nach Verallgemeinerung der Anſichten bezeichne in dem Zeitalter der Ptolemäer die glänzenden Fortſchritte einer wiſſenſchaftlichen Kenntnis der Himmelsräume. Ich erinnere hier an die Beſtimmung der Fixſtern-Örter der früheſten alexandriniſchen Aſtronome Ariſtyllus und Timochares; an Ariſtarch von Samos, den Zeitgenoſſe des Kleanthes, welcher, mit alt-pythagoreiſchen Anſichten vertraut, di räumliche Konſtruktion des ganzen Weltgebäudes zu ergründen wagte den unermeßlichen Abſtand des Fixſternhimmels von unſerem kleine Planetenſyſteme zuerſt erkannte, ja die zwiefache Bewegung der Erde un ihre Achſe und fortſchreitend um die Centralſonne mutmaßte; an den Seleukus aus Erythrä, der ein Jahrhundert ſpäter die, noch wenig Anklang findende (kopernikaniſche) Meinung des Samiers zu begründen ſuchte, an Hipparch, den Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Aſtronomie. den größten ſelbſtbeobachtenden Aſtronomen des ganzen Altertums. Hipparch war unter den Griechen der eigentliche Urheber aſtronomiſcher Tafeln, der Entdecker des Vorrückens der Nachtgleichen. Seine eigenen Fixſtern-Beobachtungen, als er ſie mit denen des Timochares und Ariſtyllus verglichen, leiteten ihn zu dieſer großen Entdeckung, auf welche eine langfortgeſetzte Beobachtung des Frühaufgangs des Sirius die Ägypter allerdings ſollte geführt haben können.

Ein eigentümlicher Charakterzug der Hipparchiſchen Beſtrebungen iſt noch der geweſen, Erſcheinungen in den Himmelsräumen zu geographiſchen Ortsbeſtimmungen zu benutzen. Eine ſolche Verbindung der Erd- und Himmelskunde, der Reflex der einen auf die andere, belebte wie durch einigende Vermittelung die große Idee des Kosmos. Die Konſtruktion einer neuen Weltkarte des Hipparchus, auf die des Eratoſthenes gegründet, beruht, wo die Anwendung aſtronomiſcher Beobachtungen möglich war, auf Mondfinſterniſſen und Schattenmeſſungen für die geographiſchen Längen und Breiten. Die hydrauliſche Uhr des Kteſibius, eine Vervollkommnung der früheren Klepſidren, konnte genauere Zeitmeſſungen verſchaffen: während für Beſtimmungen im Raume vom alten Gnomon und den Skaphen an bis zu der Erfindung von Aſtrolabien, von Solſtitial-Armillen und Diopter-Linialen den alexandriniſchen Aſtronomem allmählich beſſere Winkelmeſſer dargeboten wurden. So gelangte ſtufenweiſe der Menſch wie durch neue Organe zu einer genaueren Kenntnis der Bewegungen im Planetenſyſteme. Nur die Kenntnis von der abſoluten Größe, Geſtaltung, Maſſe und phyſiſchen Beſchaffenheit der Weltkörper machte Jahrtauſende lang keine Fortſchritte.

Nicht allein mehrere ſelbſtbeobachtende Aſtronomen des alexandriniſchen Muſeums waren ausgezeichnete Geometer, das Zeitalter der Ptolemäer war überhaupt die glänzendſte Epoche der Bearbeitung des mathematiſchen Wiſſens. Es erſcheinen in demſelben Jahrhundert Euclides, der Schöpfer der Mathematik als Wiſſenſchaft, Apollonius von Perga und Archimedes, der Ägypten beſuchte und durch Konon mit der alexandriniſchen Schule zuſammenhing. Der lange Weg, welcher von der ſogenannten geometriſchen Analyſis des Plato und den Menechmeiſchen Dreigeſtalten bis zu dem Zeitalter von Kepler und Tycho, Euler und Clairaut, d'Alembert und Laplace führt, bezeichnet eine Reihe mathematiſcher Entdeckungen, ohne welche die Geſetze der Bewegung der Weltkörper und ihre gegenſeitigen Verhältniſſe in den Himmelsräumen dem Menſchengeſchlechte nicht offenbart worden wären. Wie das Fernrohr, ein ſinnliches näherndes, raumdurchdringendes Hilfsmittel: hat die Mathematik durch Ideenverknüpfung in jene fernen Himmelsregionen geführt, von einem Teil derſelben ſicheren Beſitz genommen; ja bei Anwendung aller Elemente, die der Standpunkt der heutigen Aſtronomie geſtattet, hat in unſeren, für Erweiterung des Wiſſens glücklichen Tagen das geiſtige Auge einen Weltkörper (den von Leverrier entdeckten Planeten) geſehen, ihm ſeinen Himmelsort, ſeine Bahn und ſeine Maſſe angewieſen, ehe noch ein Fernrohr auf ihn gerichtet war!

IV.

Römiſche Weltherrſchaft. — Einfluß eines großen Staatsverbandes auf die kosmiſchen Anſichten. — Fortſchritte der Erdkunde durch Landhandel. — Strabo und Ptolemäus. — Anfänge der mathematiſchen Optik und des chemiſchen Wiſſens. — Verſuch einer phyſiſchen Weltbeſchreibung durch Plinius. — Die Entſtehung des Chriſtentums erzeugt und begünſtigt das Gefühl von der Einheit des Menſchengeſchlechts.

Wenn man die geiſtigen Fortſchritte der Menſchheit und die allmähliche Erweiterung kosmiſcher Anſichten verfolgt, ſo tritt die Periode der römiſchen Weltherrſchaft als einer der wichtigſten Zeitpunkte hervor. Alle die fruchtbaren Erdſtriche, welche das Becken des Mittelmeers umgeben, finden wir nun zum erſten Male in einem engen Staatsverbande vereinigt. Große Ländermaſſen haben ſich ihm beſonders im Oſten angeſchloſſen.

Es iſt hier der Ort, aufs neue daran zu erinnern, wie das Bild, das ich mich beſtrebe als Geſchichte der Weltanſchauung in allgemeinen Zügen zu entwerfen, eben durch das Auftreten eines ſolchen Staatsverbandes eine objektive Einheit der Darſtellung empfängt. Unſere Civiliſation, d. i. die geiſtige Entwickelung aller Völker des ganzen europäiſchen Kontinents, kann man als gewurzelt betrachten in der der Anwohner des mittelländiſchen Meerbeckens, und zunächſt in der Civiliſation der Griechen und Römer. Was wir vielleicht nur zu ausſchließlich klaſſiſche Litteratur nennen, erhielt dieſe Bezeichnung durch die Kenntnis von dem Urſprunge unſeres früheſten Wiſſens, von der erſten Anregung zu ſolchen Ideenkreiſen und Gefühlen, die mit der Vermenſchlichung und Geiſteserhebung eines Volksſtammes am innigſten verwandt ſind. Es wird in dieſer Betrachtungsweiſe keineswegs für unwichtig erklärt, was dem großen Strome griechiſcher und römiſcher Kultur auf mannigfaltigen, noch nicht genugſam ergründeten Wanderungswegen aus dem Nilthale und aus Phönizien, vom Euphrat her oder aus Indien zugeführt worden iſt; aber auch dieſe fremdartigen Elemente verdanken wir zuerſt dem Griechentume und den von Etruskern und Griechen umgebenen Römern. Wie ſpät erſt haben die großen Denkmäler älterer Kulturvölker unmittelbar durchforſcht, gedeutet, nach ihrem relativen Alter geordnet werden können! wie ſpät ſind Hieroglyphen und Keilſchriften geleſen worden: vor denen Jahrtauſende lang Heerſcharen und Karawanen vorbeigezogen waren, ohne etwas von ihrem Inhalte zu ahnen!

Das Becken des Mittelmeeres iſt allerdings in ſeinen beiden vielgegliederten, nördlichen Halbinſeln der Ausgangspunkt rationeller und politiſcher Bildung für diejenigen Nationen geweſen, welche jetzt den, wir hoffen, unvergänglichen, täglich ſich mehrenden Schatz wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe und ſchöpferiſcher Kunſtthätigkeiten beſitzen; welche Geſittung und mit ihr erſt Knechtſchaft und dann unwillkürlich Freiheit über eine andere Erdhälfte verbreiten, aber es bleiben doch auch in unſerer Erdhälfte, wie durch die Gunſt des Schickſals, wieder Einheit und Mannigfaltigkeit anmutig mit einander gepaart. Die Elemente, die aufgenommen wurden, waren ſo verſchieden als ihre Aneignung und Transformation nach den grell kontraſtierenden Eigentümlichkeiten und den individuellen Gemütsrichtungen der einzelnen Völkerraſſen von Europa. Selbſt jenſeits des Oceans bewahren Kolonien und Anſiedelungen, die mächtige freie Staaten geworden ſind oder hoffentlich einſt ſich organiſch dazu ausbilden werden, den Reflex dieſer Kontraſte.

Der römiſche Staat in der Form einer Monarchie unter den Cäſaren iſt, nach ſeinem Flächeninhalte betrachtet, an abſoluter Größe allerdings von der chineſiſchen Weltherrſchaft unter der Dynaſtie der Thſin und der öſtlichen Han (30 Jahre vor bis 116 Jahre nach unſerer Zeitrechnung), von der Weltherrſchaft der Mongolen unter Dſchingischan und dem jetzigen Areal des ruſſiſchen, europäiſch-aſiatiſchen Kaiſerreichs übertroffen worden; aber, die einzige ſpaniſche Monarchie, ſo lange ſie über den Neuen Kontinent ausgebreitet war, ausgenommen, iſt nie eine größere Maſſe durch Klima, Fruchtbarkeit und Weltſtellung begünſtigter Erdſtriche unter einem Scepter verbunden geweſen denn in dem römiſchen Reiche von Oktavian bis Konſtantin.

Von dem weſtlichen Ende Europas bis zum Euphrat, von Britannien und einem Teile Kaledoniens bis Gätulien und zur Grenze des wüſten Libyens bot ſich nicht bloß die größte Mannigfaltigkeit von Bodengeſtaltung, organiſchen Erzeugniſſen und phyſiſchen Erſcheinungen dar; auch das Menſchengeſchlecht zeigte ſich dort in allen Abſtufungen ſeiner Kultur und Verwilderung, im Beſitze alten Wiſſens und lang geübter Künſte, wie im erſten Dämmerlichte des intellektuellen Erwachens. Ferne Expeditionen in Norden und Süden: nach den Bernſteinküſten, und unter Älius Gallius und Balbus nach Arabien und zu den Garamanten wurden mit ungleichem Glücke ausgeführt. Vermeſſungen des ganzen Reichs wurden durch griechiſche Geometer (Zenodorus und Polykletus) ſchon unter Auguſtus begonnen, auch Itinerarien und Spezial-Topographien angefertigt (was freilich im chineſiſchen Reiche viele Jahrhunderte früher geſchah), um ſie unter die einzelnen Statthalter der Provinzen zu verteilen. Es waren die erſten ſtatiſtiſchen Arbeiten, welche Europa aufzuweiſen hat. Römerſtraßen, in Milien geteilt, durchſchnitten viele ausgedehnte Präfekturen; ja Hadrian beſuchte, doch nicht ohne Unterbrechung, in einer elfjährigen Reiſe ſein Weltreich von der iberiſchen Halbinſel an bis Judäa, Ägypten und Mauretanien. So war ein großer der römiſchen Herrſchaft unterworfener Teil der Welt aufgeſchloſſen und wegſam gemacht: pervius orbis (der wegſame Weltkreis), wie mit minderem Rechte von dem ganzen Erdkreiſe der Chor in der Medea des Seneka weisſagt.

Bei dem Genuſſe eines langen Friedens hätte man vielleicht erwarten ſollen, daß die Vereinigung ſo ausgedehnter, unter den verſchiedenartigſten Klimaten gelegener Länder zu einer Monarchie; daß die Leichtigkeit, mit der Staatsbeamte mit einem zahlreichen Gefolge vielſeitig gebildeter Männer die Provinzen durchreiſten, nicht bloß der Erdbeſchreibung, ſondern der geſamten Naturkunde und den höheren Anſichten über den Zuſammenhang der Erſcheinungen auf eine außerordentliche Weiſe förderlich geweſen ſein würde, aber ſo hochgeſpannte Erwartungen ſind nicht in Erfüllung gegangen. In dieſer langen Periode der ungeteilten römiſchen Weltherrſchaft, in faſt vier Jahrhunderten, erhoben ſich als Beobachter der Natur nur Dioskorides der Cilizier und Galenus von Pergamus. Der erſtere, die Zahl der beſchriebenen Pflanzenarten anſehnlich vermehrend, ſteht tief unter dem philoſophiſch kombinierenden Theophraſt, während durch Feinheit der Zergliederung und den Umfang phyſiologiſcher Entdeckungen Galenus, welcher ſeine Beobachtungen auf mehrere Tiergattungen ausgedehnt hat, „ſehr nahe neben Ariſtoteles und meiſt über ihn geſtellt werden kann.“ Dieſes Urteil hat Cuvier gefällt.

Neben Dioskorides und Galenus glänzt nur noch ein dritter großer Name, der des Ptolemäus. Wir nennen ihn hier nicht als aſtronomiſchen Syſtematiker oder als Geographen; ſondern als experimentierenden, die Strahlenbrechung meſſenden Phyſiker, als erſten Gründer eines wichtigen Teils der Optik. Seine ganz unbezweifelbaren Rechte ſind erſt ſpät erkannt worden. So wichtig auch die Fortſchritte in der Sphäre des organiſchen Lebens und in den allgemeinen Anſichten der vergleichenden

Zootomie waren: müſſen doch hier in einer Periode, welche der der Araber um ein halbes Jahrtauſend vorhergeht, phyſiſche Experimente über den Gang der Lichtſtrahlen unſere Aufmerkſamkeit beſonders feſſeln. Es iſt wie der erſte Schritt in einer neugeöffneten Laufbahn, in dem Streben nach einer mathematiſchen Phyſik.

Die ausgezeichneten Männer, welche wir ſo eben genannt als wiſſenſchaftlichen Glanz über die Kaiſerzeit verbreitend (der tiefſinnige, aber noch ſymbolloſe, arithmetiſche Algebriſt Diophantus gehört einer ſpäteren Zeit an), ſind alle griechiſchen Stammes. Bei dem Zwieſpalt der Bildung, den die römiſche Weltherrſchaft darbietet, blieb dem älteren, glücklicher organiſierten Kulturvolke, den Hellenen, die Palme; aber es zerſtreuten ſich nach dem allmählichen Untergange der ägyptiſch-alexandriniſchen Schule die geſchwächten Lichtpunkte des Wiſſens und des rationellen Forſchens: ſie erſcheinen erſt ſpäter wieder in Griechenland und Kleinaſien. Wie in allen unumſchränkten Monarchien, welche bei einem ungeheuren Umfange aus den heterogenſten Elementen zuſammengeſetzt ſind, war das Streben der Regierung hauptſächlich darauf gerichtet, durch militäriſchen Zwang und durch die innere Rivalität einer vielfach geteilten Adminiſtration die drohende Zerſtückelung des Länderverbandes abzuwenden, durch Wechſel von Strenge und Milde den Familienzwiſt im Hauſe der Cäſaren zu verdecken; unter edeln Herrſchern den Völkern die Ruhe zu geben, welche der ungehinderte, ſtill ertragene Despotismus periodenweiſe gewähren kann.

Das Erringen der römiſchen Weltherrſchaft iſt allerdings ein Werk geweſen der Größe des römiſchen Charakters, einer lang bewährten Sittenſtrenge, einer ausſchließlichen, mit hohem Selbſtgefühl gepaarten Vaterlandsliebe. Nachdem aber die Weltherrſchaft errungen war, fanden ſich nach dem unvermeidlichen Einfluſſe der hervorgerufenen Verhältniſſe jene herrlichen Eigenſchaften allmählich geſchwächt und umgewandelt. Mit dem Nationalgeiſte erloſch die volkstümliche Beweglichkeit der Einzelnen. Es verſchwanden Öffentlichkeit und Bewahrung der Individualität der Menſchen, die zwei Hauptſtützen freier Verfaſſungen. Die ewige Stadt war das Centrum eines zu großen Kreiſes geworden. Es fehlte der Geiſt, der einen ſo vielteiligen Staatskörper hätte dauernd beſeelen können. Das Chriſtentum wurde Staatsreligion, als das Reich bereits tief erſchüttert und die Milde der neuen Lehre durch den dogmatiſchen Zwiſt der Parteien in ihren wohlthätigen Wirkungen geſtört war. Auch begann ſchon damals „der läſtige Kampf des Wiſſens und des Glaubens“, welcher unter mancherlei Geſtaltung, der Forſchung hinderlich, durch alle Jahrhunderte fortgeſetzt wird.

Wenn aber auch ſeinem Umfange und ſeiner durch den Umfang bedingten Verfaſſung nach das römiſche Kaiſerreich, ganz im Gegenſatz des partiellen ſelbſtändigen Lebens der kleinen helleniſchen Republiken, die ſchaffende geiſtige Kraft der Menſchheit nicht zu beleben und zu ſtärken vermochte, ſo bot es dagegen andere eigentümliche Vorteile dar, die hier zu bezeichnen ſind. Es entſtand ein großer Reichtum von Ideen als Folge der Erfahrung und vielſeitiger Beobachtung. Die Welt der Objekte wurde anſehnlich vergrößert, und ſo für ſpätere Zeiten einer denkenden Betrachtung der Naturerſcheinungen vorgearbeitet. Der Völkerverkehr wurde durch die Römerherrſchaft belebt, die römiſche Sprache verbreitet über den ganzen Occident und einen Teil des nördlichen Afrikas. Im Orient blieb das Griechentum heimiſch, nachdem das baktriſche Reich ſchon längſt unter Mithridates I. (dreizehn Jahre vor dem Einfall der Sacen oder Skythen) zerſtört war.

Der Ausdehnung, d. h. der geographiſchen Verbreitung nach, gewann, ſelbſt ehe der Sitz des Reichs nach Byzanz verlegt wurde, die römiſche Sprache über die griechiſche. Dieſes Eindringen zweier hochbegabter, an litterariſchen Denkmalen reicher Idiome wurde ein Mittel der größeren Verſchmelzung und Einigung der Volksſtämme: ein Mittel zugleich die Geſittung und Bildungsfähigkeit zu vermehren, „den Menſchen menſchlich zu machen und ihm ein gemeinſames Vaterland zu geben“. So viel Verachtung auch im ganzen der Sprache der Barbaren zugewandt war: gab es doch einzelne Beiſpiele, daß in Rom, nach dem Vorbilde der Lagiden, die Übertragung eines litterariſchen Werkes aus dem Puniſchen in das Lateiniſche befördert wurde. Die Schrift des Mago vom Ackerbau iſt bekanntlich auf Befehl des römiſchen Senats überſetzt worden.

Wenn das Weltreich der Römer im Weſten des Alten Kontinents, wenigſtens an der nördlichen Küſte des Mittelmeeres, ſchon das heilige Vorgebirge, alſo das äußerſte Ende erreicht hatte; ſo erſtreckte es ſich in Oſten ſelbſt unter Trajan, der den Tigris beſchiffte, doch nur bis zum Meridian des Perſiſchen Meerbuſens. Nach dieſer Seite hin war in der Periode, welche wir ſchildern, der Fortſchritt des Völkerverkehrs, des für die Erdkunde wichtigen Landhandels am größten. Nach dem Sturze des griechiſch-baktriſchen Reiches begünſtigte dazu die aufblühende Macht der Arſakiden den Verkehr mit den Serern; doch war derſelbe nur ein mittelbarer: indem der unmittelbare Kontakt der Römer mit Inner-Aſien durch den lebhaften Zwiſchenhandel der Parther geſtört wurde. Bewegungen, die aus dem fernſten China ausgingen, veränderten ſtürmiſch ſchnell, wenn auch nicht auf eine lange Dauer, den politiſchen Zuſtand der ungeheuren Länderſtrecke, welche ſich zwiſchen dem vulkaniſchen Himmelsgebirge (Thian-ſchan) und der Kette des nördlichen Tübet (dem Kuen-lün) hinzieht. Eine chineſiſche Kriegsmacht bedrängte die Hiungnu, machte zinsbar die kleinen Reiche von Khotan und Kaſchgar und trug ihre ſiegreichen Waffen bis an die öſtliche Küſte des Kaſpiſchen Meeres. Das iſt die große Expedition des Feldherrn Pantſchab unter dem Kaiſer Mingti aus der Dynaſtie der Han. Sie fällt in die Zeiten des Vespaſian und Domitianus. Chineſiſche Schriftſteller ſchreiben ſogar dem kühnen und glücklichen Feldherrn einen großartigeren Plan zu; ſie behaupten, er habe das Reich der Römer (Thatſin) angreifen wollen, aber die Perſer hätten ihn abgemahnt. So entſtanden Verbindungen zwiſchen den Küſten des Stillen Meeres, dem Schenſi und jenem Oxus-Gebiete, in welchem von früher Zeit her ein lebhafter Handel mit dem Schwarzen Meere getrieben wurde.

Die Richtung der großen Völkerfluten in Aſien war von Oſten nach Weſten, in dem neuen Kontinente von Norden gegen Süden. Anderthalb Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung, faſt zur Zeit der Zerſtörung von Korinth und Karthago, gab der Anfall der Hiungnu auf die blonde und blauäugige, wahrſcheinlich indogermaniſche Raſſe der Yueti (Geten?) und Uſün, nahe an der chineſiſchen Mauer, den erſten Anſtoß zu der Völkerwanderung: welche die Grenzen von Europa erſt um ein halbes Jahrtauſend ſpäter berührte. So hat ſich langſam die Völkerwelle vom oberen Flußthal des Huangho nach Weſten bis zum Don und zur Donau fortgepflanzt; und Bewegungen nach entgegengeſetzten Richtungen haben in dem nördlichen Gebiete des Alten Kontinents einen Teil des Menſchengeſchlechts mit dem anderen zuerſt in feindlichen, ſpäter in kommerziellen, friedlichen Kontakt gebracht. So werden große Volksſtrömungen, fortſchreitend wie die Strömungen des Oceans zwiſchen ruhenden, unbewegten Maſſen, Begebenheiten von kosmiſcher Bedeutung.

Unter der Regierung des Kaiſers Claudius kam die Geſandtſchaft des Rachias aus Ceylon über Ägypten nach Rom. Unter dem Marcus Aurelius Antoninus erſchienen römiſche Legaten am chineſiſchen Hofe. Sie waren zu Waſſer über Tunkin gekommen. Wir bezeichnen hier die erſten Spuren eines ausgebreiteten Verkehrs des Römerreiches mit China und Indien ſchon deshalb, weil höchſt wahrſcheinlich durch dieſen Verkehr in beide Länder, ohngefähr in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung, die Kenntnis der griechiſchen Sphäre, des griechiſchen Tierkreiſes und der aſtrologiſchen Planetenwoche verbreitet worden iſt. Die großen indiſchen Mathematiker Warahamihira, Brahmagupta und vielleicht ſelbſt Aryabhatta ſind neuer als die Periode, die wir hier ſchildern; aber was früher ſchon auf ganz einſamen, abgeſonderten Wegen in Indien entdeckt war und dieſem altgebildeten Volke urſprünglich zugehört, kann auch vor Diophantus durch den unter den Lagiden und Cäſaren ſo ausgebreiteten Welthandel teilweiſe in den Occident eingedrungen ſein. Es ſoll hier nicht unternommen werden abzuſondern, was jedem Völkerſtamme und jeder Zeitepoche eigentümlich iſt; es iſt genug, an die Wege zu erinnern, die dem Ideenverkehr geöffnet waren.

Wie vielfach dieſe Wege und alle Fortſchritte des allgemeinen Verkehrs geworden waren, bezeugen am lebhafteſten die Rieſenwerke des Strabo und Ptolemäus. Der geiſtreiche Geograph von Amaſea hat nicht die Hipparchiſche Genauigkeit des Meßbaren und die Anſichten mathematiſcher Erdkunde des Ptolemäus; aber an Mannigfaltigkeit des Stoffes, an Großartigkeit des entworfenen Planes übertrifft ſein Werk alle geographiſchen Arbeiten des Altertums. Strabo hatte, wie er ſich deſſen gern rühmt, einen beträchtlichen Teil des Römerreichs mit eigenen Augen geſehen: „von Armenien bis an die tyrrheniſchen Küſten, vom Euxinus bis an die Grenzen Äthiopiens“. Nachdem er als Fortſetzung des Polybius 43 Geſchichtsbücher vollendet, hatte er in ſeinem drei-undachtzigſten Lebensjahre den Mut, die Redaktion ſeines geographiſchen Werkes zu beginnen. Er erinnert, „daß zu ſeiner Zeit die Herrſchaft der Römer und Parther die Welt eröffnet haben: mehr noch als Alexanders Heerzüge, auf die Eratoſthenes ſich ſtützen konnte“. Der indiſche Handel war nicht mehr in den Händen der Araber; Strabo ſtaunte in Ägypten über die vermehrte Zahl der Schiffe, die von Myos Hormos unmittelbar nach Indien ſegeln: ja ſeine Einbildungskraft führte ihn weiter über Indien hinaus an die öſtliche Küſte von Aſien. Da, wo nach ihm in dem Parallel der Herkules-Säulen und der Inſel Rhodos eine zuſammenhangende Gebirgskette (Fortſetzung des Taurus) den Alten Kontinent in ſeiner größten Breite durchzieht, ahnt er die Exiſtenz eines anderen Feſtlandes zwiſchen dem weſtlichen Europa und Aſien. „Es iſt ſehr wohl möglich“, ſagt er, „daß in demſelben gemäßigten Erdgürtel nahe an dem Parallelkreiſe von Thinä (oder Athen?), welcher durch das Atlantiſche Meer geht, außer der von uns bewohnten Welt noch eine andere oder ſelbſt mehrere liegen: mit Menſchen bevölkert, die von uns verſchieden ſind.“ Es muß Wunder nehmen, daß dieſer Ausſpruch nicht die Aufmerkſamkeit der ſpaniſchen Schriftſteller auf ſich gezogen hat, welche am Anfang des 16. Jahrhunderts überall in den Klaſſikern Spuren einer Kenntnis des neuen Weltteils zu finden glaubten.

„Wie bei allen Kunſtwerken“, ſagt Strabo ſchön, „die etwas Großes darſtellen ſollen, es nicht vorzüglich auf die Vollendung einzelner Teile ankommt“, ſo wolle er „in ſeinem Rieſenwerke“ auch vor allem den Blick auf die Geſtaltung des Ganzen heften. Dieſer Hang nach Verallgemeinerung der Ideen hat ihn nicht abgehalten, gleichzeitig eine große Zahl trefflicher phyſikaliſcher, beſonders geognoſtiſcher Reſultate aufzuſtellen. Er behandelt wie Poſidonius und Polybius den Einfluß der ſchneller oder langſamer auf einander folgenden Durchgänge der Sonne durch den Zenith auf das Maximum der Luftwärme unter dem Wendekreiſe oder dem Äquator; die mannigfaltigen Urſachen der Veränderungen, welche die Erdfläche erlitten; den Durchbruch urſprünglich abgeſchloſſener Seen; das allgemeine, ſchon von Archimedes anerkannte Niveau der Meere; die Strömungen derſelben; die Eruption unterſeeiſcher Vulkane, Muſchel-Verſteinerungen und Fiſchabdrücke; ja, was am meiſten unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, weil es der Kern der neueren Geognoſie geworden iſt, die periodiſchen Oscillationen der Erdrinde. Strabo ſagt ausdrücklich, daß die veränderten Grenzen zwiſchen Meer und Land mehr der Hebung und Senkung des Bodens als den kleinlichen Anſchwemmungen zuzuſchreiben ſeien, „daß nicht bloß einzelne Felsmaſſen oder kleine und große Inſeln, ſondern ganze Kontinente können emporgehoben werden“. Wie Herodot, iſt Strabo auch auf die Abſtammung der Völker und die Raſſen-Verſchiedenheit des Menſchen aufmerkſam: welchen er merkwürdig genug „ein Land- und Lufttier“ nennt, das „vieles Lichtes bedürftig“ iſt. Die ethnologiſche Abſonderung der Stämme finden wir am ſchärfſten aufgefaßt in den Kommentaren des Julius Cäſar wie in des Tacitus herrlicher Lobrede auf den Agricola.

Leider iſt Strabos großes, an Thatſachen ſo reichhaltiges Werk, deſſen kosmiſche Anſichten wir hier zuſammenſtellen, in dem römiſchen Altertume bis in das fünfte Jahrhundert faſt unbekannt, ſelbſt von dem vielſammelnden Plinius unbenutzt geblieben. Es hat erſt am Ende des Mittelalters auf die Richtung der Ideen gewirkt: aber in minderem Maße als die mehr mathematiſche, den phyſikaliſchen Anſichten faſt ganz entfremdete, tabellariſch-nüchterne Geographie des Claudius Ptolemäus. Letztere iſt bis in das 16. Jahrhundert der Leitfaden aller Reiſenden geweſen. Was man entdeckte, glaubte man faſt immer in ihr unter anderen Benennungen zu erkennen. Wie die Naturhiſtoriker lange neu aufgefundene Pflanzen und Tiere den klaſſiſchen Verzeichniſſen des Linnäus anſchloſſen; ſo erſchienen auch die früheſten Karten des Neuen Kontinents in dem Atlas des Ptolemäus, welchen Agathodämon zu derſelben Zeit anfertigte, als im fernſten Aſien bei den hochgebildeten Chineſen ſchon die weſtlichen Provinzen des Reichs in 44 Abteilungen verzeichnet waren. Die Univerſal-Geographie des Ptolemäus hat allerdings den Vorzug, uns die ganze alte Welt ſowohl graphiſch (in Umriſſen) als numeriſch (in ſogenannten Ortsbeſtimmungen nach Längen, Polhöhen und Tagesdauer) darzuſtellen; aber ſo oft auch in derſelben der Vorzug aſtronomiſcher Reſultate vor den Angaben der Weglängen zu Waſſer und zu Lande ausgeſprochen wird, iſt doch leider in jenen unſicheren Ortsbeſtimmungen (über 2500 an der Zahl) nicht zu erkennen, auf welche Art von Fundamenten ſie gegründet ſind, welche relative Wahrſcheinlichkeit nach den damaligen Itinerarien ihnen zugeſchrieben werden könne. Die völlige Unkenntnis der Nordweiſung der Magnetnadel, d. i. der Nichtgebrauch der Bouſſole, welche ſchon 1250 Jahre vor Ptolemäus neben einem Wegmeſſer in der Konſtruktion der magnetiſchen Wagen des chineſiſchen Kaiſers Tſchingwang angebracht war, machte bei Griechen und Römern die ausführlichſten Itinerarien wegen Mangels der Sicherheit in den Richtungen (in dem Winkel mit dem Meridian) höchſt ungewiß.

Je mehr man in der neueſten Zeit mit den indiſchen Sprachen und der altperſiſchen (dem Zend) bekannt geworden iſt, deſto mehr hat man erſtaunen müſſen, wie ein großer Teil der geographiſchen Nomenklatur des Ptolemäus als geſchichtliches Denkmal von den Handelsverbindungen zwiſchen dem Occident und den fernſten Regionen von Süd- und Mittel-Aſien zu betrachten iſt. Für eine der wichtigſten Folgen ſolcher Handelsverbindungen darf auch die richtige Anſicht der völligen Abgeſchloſſenheit des Kaſpiſchen Meeres gelten: eine Anſicht, welche die Ptolemäiſche Erdkunde nach fünfhundertjährigem Irrtume wiederherſtellte. Herodot und Ariſtoteles hatten dieſe Abgeſchloſſenheit gekannt. Die Olbiopoliten, aus deren Munde der Vater der Geſchichte ſeine Nachrichten ſchöpfte, waren vertraut mit der nördlichen Küſte des Kaſpiſchen Meeres zwiſchen der Kuma, der Wolga (Rha) und dem Jaik (Ural). Nichts konnte dort bei ihnen die Idee eines Ausfluſſes nach dem Eismeere anregen. Ganz andere Urſachen der Täuſchung boten ſich dem Heere Alexanders dar, welches über Hekatompylos (Damaghan) in die feuchten Waldungen des Mazenderan herabſtieg und das Kaſpiſche Meer bei Zadrakarta, etwas weſtlich von dem jetzigen Aſterabad, ſich endlos gegen Norden hindehnen ſah. Dieſer Anblick erzeugte, wie Plutarch in dem Leben Alexanders erzählt, zuerſt die Vermutung, das geſehene Meer ſei ein Buſen des Pontus. Die makedoniſche Expedition, im ganzen wohlthätig für die Fortſchritte der Erdkunde, führte zu einzelnen Irrtümern, die ſich lange erhalten haben. Der Tanais wurde mit dem Jaxartes (Herodots Araxes), der Kaukaſus mit dem Paropaniſus (Hindu-Kho) verwechſelt. Ptolemäus konnte durch ſeinen Aufenthalt in Alexandrien ſichere Nachrichten aus den Ländern, welche das Kaſpiſche Meer zunächſt umgrenzen (aus Albanien, Atropatene und Hyrkanien), wie von den Zügen der Aorſer haben, deren Kamele indiſche und babyloniſche Waren zum Don und zum Schwarzen Meere führten. Wenn er, gegen Herodots richtigere Kenntnis, die große Achſe des Kaſpiſchen Binnenmeeres von Weſten gegen Oſten gerichtet glaubte, ſo verführte ihn vielleicht eine dunkle Kenntnis der ehemaligen großen Ausdehnung des Skythiſchen Golfes (Karabogas) und der Exiſtenz des Aral-Sees: deſſen erſte beſtimmte Andeutung wir bei einen byzantiniſchen Schriftſteller, dem Menander, welcher den Agathias fortſetzte, finden.

Es iſt zu beklagen, daß Ptolemäus, der das Kaſpiſche Meer wiederum geſchloſſen, nachdem es durch die Hypotheſe von vier Meerbuſen und ſelbſt nach Reflexen in der Mondſcheibe lange für geöffnet gehalten wurde, nicht die Mythe von dem unbekannten Südlande aufgegeben hat, welches das Vorgebirge Praſum mit Cattigara und Thinä, Sinarum metropolis, alſo Oſt-Afrika mit dem Lande der Tſin (China), verbinden ſollte. Dieſe Mythe, welche den Indiſchen Ocean zu einem Binnenmeer macht, wurzelt in Anſichten, die von Marinus aus Tyrus zu Hipparch und Seleukus dem Babylonier, ja ſelbſt bis zum Ariſtoteles hinaufſteigen. Es muß in dieſen kosmiſchen Schilderungen fortſchreitender Weltanſicht genügen, durch einige wenige Beiſpiele daran erinnert zu haben, wie durch lange Schwankungen im Erkennen und Wiſſen das ſchon halb Erkannte oft wieder verdunkelt wird. Je mehr durch Erweiterung der Schiffahrt und des Landhandels man glauben durfte, das Ganze der Erdgeſtaltung zu begreifen, deſto mehr verſuchte, beſonders im alexandriniſchen Zeitalter, unter den Lagiden und der römiſchen Weltherrſchaft, die nie ſchlummernde Einbildungskraft der Hellenen in ſinnreichen Kombinationen alte Ahnungen mit neuem wirklichen Wiſſen zu verſchmelzen und die kaum entworfene Erdkarte vorſchnell zu vollenden.

Wir haben bereits oben beiläufig daran erinnert, wie Claudius Ptolemäus durch ſeine Optik, welche uns die Araber, wenn gleich ſehr unvollſtändig, erhalten haben, der Gründer eines Teils der mathematiſchen Phyſik geworden iſt: eines Teils, der freilich nach Theon von Alexandrien in Hinſicht auf die Strahlenbrechung ſchon in der Katoptrik des Archimedes berührt worden war. Es iſt ein wichtiger Fortſchritt, wenn phyſiſche Erſcheinungen, ſtatt bloß beobachtet und mit einander verglichen zu werden: wovon wir denkwürdige Beiſpiele in dem griechiſchen Altertume in den inhaltreichen pſeudo-ariſtoteliſchen Problemen, in dem römiſchen Altertume bei Seneca vorfinden, willkürlich unter veränderten Bedingungen hervorgerufen und gemeſſen werden. Dieſes Hervorrufen und Meſſen charakteriſiert die Unterſuchungen des Ptolemäus über die Brechung der Lichtſtrahlen bei ihrem Durchgange durch Mittel ungleicher Dichtigkeit. Ptolemäus leitet die Strahlen von der Luft in Waſſer und in Glas, wie von Waſſer in Glas unter verſchiedenen Einfallswinkeln. Die Reſultate ſolcher phyſiſchen Experimente werden von ihm in Tabellen zuſammengeſtellt. Dieſe Meſſung einer abſichtlich hervorgerufenen phyſiſchen Erſcheinung, eines Naturprozeſſes, der nicht auf Bewegung von Lichtwellen reduziert iſt (Ariſtoteles nahm beim Lichte eine Bewegung des Mittels zwiſchen dem Auge und dem Geſehenen an), ſteht ganz iſoliert in dem Zeitraume, den wir hier behandeln. Es bietet derſelbe in der Erforſchung der elementaren Natur nur noch einige wenige chemiſche Arbeiten (Experimente) des Dioskorides dar und, wie ich an einem anderen Orte entwickelt habe, die techniſche Kunſt des Auffangens übergetriebener tropfbarer Flüſſigkeiten in echten Deſtillier-Apparaten. Da Chemie erſt dann beginnt, wenn der Menſch ſich mineraliſche Säuren, als mächtige Mittel der Löſung und Entfeſſelung der Stoffe, verſchaffen kann, ſo iſt die von Alexander aus Aphrodiſias unter Caracalla beſchriebene Deſtillation des Seewaſſers einer großen Beachtung wert. Sie bezeichnet den Weg, auf welchem man allmählich zur Kenntnis der Heterogeneität der Stoffe, ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung und gegenſeitigen Anziehungskraft gelangt iſt.

In der organiſchen Naturkunde iſt neben dem Anatomen Marinus, dem Affen-Zergliederer Rufus von Epheſus, welcher Empfindungs- und Bewegungs-Nerven unterſchied, und dem alle verdunkelnden Galenus von Pergamus kein anderer Name zu nennen. Die Tiergeſchichte des Älianus aus Präneſte, das Fiſchgedicht des Ciliciers Oppianus enthalten zerſtreute Notizen, nicht Thatſachen auf eigene Forſchung gegründet. Es iſt kaum zu begreifen, wie die Unzahl ſeltener Tiere, welche 4 Jahrhunderte lang im römiſchen Zirkus gemordet wurden (Elefanten, Rhinozeros, Nilpferde, Elenntiere, Löwen, Tiger, Panther, Krokodile und Strauße), für die vergleichende Anatomie ſo völlig unbenutzt blieben. Des Verdienſtes des Dioskorides um die geſamte Pflanzenkunde iſt ſchon oben gedacht worden; er hat einen mächtigen, langdauernden Einfluß auf die Botanik und pharmaceutiſche Chemie der Araber ausgeübt. Der botaniſche Garten des über hundet Jahre erreichenden Arztes Antonius Caſtor zu Rom, vielleicht den botaniſchen Gärten des Theophraſt und Mithridates nachgebildet, hat den Wiſſenſchaften wahrſcheinlich nicht mehr genützt als die Sammlung foſſiler Knochen des Kaiſers Auguſtus oder die Naturalienſammlung, die man aus ſehr ſchwachen Gründen dem geiſtreichen Appulejus von Madaura zugeſchrieben hat.

Am Schluß der Darſtellung deſſen, was zu der Zeit römiſcher Weltherrſchaft in Erweiterung des kosmiſchen Wiſſens geleiſtet worden iſt, muß noch des großartigen Unternehmens einer Weltbeſchreibung gedacht werden, welche Cajus Plinius Secundus in 37 Büchern zu umfaſſen ſtrebte. Im ganzen Altertume iſt nichts Ähnliches verſucht worden; und wenn das Werk auch während ſeiner Ausführung in eine Art von *Encyklopädie der Natur und Kunſt* ausartete (der Verfaſſer, in der Zueignung an den Titus, ſcheuet ſich ſelbſt nicht den damals edleren griechiſchen Ausdruck *ἐγκυκλοπαιδεία* [Enkyklopaideia], gleichſam den „Inbegriff und *Vollkreis* allgemeiner Bildungswiſſenſchaften“, auf ſein Werk anzuwenden): ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß trotz des Mangels eines inneren Zuſammenhanges der Teile das Ganze den Entwurf einer phyſiſchen Weltbeſchreibung darbietet.

Die *Historia naturalis* (Naturgeſchichte) des Plinius, in der tabellariſchen Überſicht, welche jetzt das ſogenannte erſte Buch bildet, Historiae Mundi (Geſchichte der Welt); in einem Briefe des Neffen an ſeinen Freund Macer ſchöner Naturae Historia (Geſchichte der Natur) genannt, begreift Himmel und Erde zugleich: die Lage und den Lauf der Weltkörper, die meteorologiſchen Prozeſſe des Luftkreiſes, die Oberflächen-Geſtaltung der Erde; alles telluriſche, von der Pflanzendecke und den Weich-Gewürmen des Oceans an bis hinauf zu dem Menſchengeſchlechte. Dieſes iſt betrachtet nach Verſchiedenheit ſeiner geiſtigen Anlagen wie in der Verherrlichung derſelben zu den edelſten Blüten der bildenden Künſte. Ich nenne die Elemente des allgemeinen Naturwiſſens, welche in dem großen Werke faſt ungeordnet verteilt liegen. „Der Weg, den ich wandeln werde“, ſagt Plinius mit edler Zuverſicht zu ſich ſelbſt, „iſt unbetreten; keiner unter uns, keiner unter den Griechen hat unternommen, einer, das Ganze (der Natur) zu behandeln. Wenn mein Unternehmen mir nicht gelingt, ſo iſt es doch etwas Schönes und Glänzendes dergleichen verſucht zu haben.“

Es ſchwebte dem geiſtreichen Manne ein einziges großes Bild vor; aber, durch Einzelheiten zerſtreut, bei mangelnder lebendiger Selbſtanſchauung der Natur, hat er dies Bild nicht feſtzuhalten gewußt. Die Ausführung iſt unvollkommen geblieben: nicht etwa bloß wegen der Flüchtigkeit und oftmaligen Unkenntnis der zu behandelnden Gegenſtände (wir urteilen nach den exzerpierten Werken, welche uns noch heute zugänglich ſind) als wegen der Fehler in der Anordnung. Man erkennt in dem Verfaſſer einen vielbeſchäftigten vornehmen Mann, der ſich gern ſeiner Schlafloſigkeit und nächtlichen Arbeit rühmte, aber als Statthalter in Spanien und Oberaufſeher der Flotte in Unteritalien gewiß nur zu oft ſeinen wenig gebildeten Untergebenen das lockere Gewebe einer endloſen Kompilation anvertraute. Dies Streben nach Kompilation, d. h. nach mühevollem Sammeln einzelner Beobachtungen und Thatſachen, wie ſie das damalige Wiſſen liefern konnte, iſt an ſich keineswegs zu tadeln; das unvollkommene Gelingen des Unternehmens lag in der Unfähigkeit den eingeſammelten Stoff zu beherrſchen, das Naturbeſchreibende höheren, allgemeineren Anſichten unterzuordnen, den Geſichtspunkt einer *vergleichenden Naturkunde* feſtzuhalten. Die Keime zu ſolchen höheren, nicht bloß orographiſchen, ſondern wahrhaft geognoſtiſchen Anſichten liegen in Eratoſthenes und Strabo; der erſtere wird ein einziges Mal, der zweite nie benutzt. Aus der anatomiſchen Tiergeſchichte des Ariſtoteles hat Plinius weder die auf die Hauptverſchiedenheit der inneren Organiſation gegründete Einteilung in große Tierklaſſen, noch den Sinn für die allein ſichere Induktions-Methode in Verallgemeinerung der Reſultate zu ſchöpfen gewußt.

Mit pantheiſtiſchen Betrachtungen anhebend, ſteigt Plinius aus den Himmelsräumen zum Irdiſchen herab. Wie er die Notwendigkeit anerkennt, der Natur Kräfte und Herrlichkeit als ein großes und zuſammenwirkendes Ganzes darzuſtellen (ich erinnere an das Motto auf dem Titel meiner Schrift), ſo unterſcheidet er auch, im Eingange des 3. Buches, generelle und ſpezielle Erdkunde; aber dieſer Unterſchied wird bald wieder vernachläſſigt, wenn er ſich in die dürre Nomenklatur von Ländern, Bergen und Flüſſen verſenkt. Der jüngere Plinius charakteriſiert in einem ſeiner Briefe die Arbeit des Oheims ſehr richtig als ein „inhaltſchweres und gelehrtes Werk, das nicht minder mannigfaltig als die Natur ſelbſt iſt.“ Manches, das dem Plinius zum Vorwurf gemacht worden iſt, als wäre es eine unnötige und zu fremdartige Einmiſchung, bin ich geneigt, hier lobend hervorzuheben. Es ſcheint mir beſonders erfreulich, daß er ſo oft und immer mit Vorliebe an den Einfluß erinnert, welchen die Natur auf die Geſittung und geiſtige Entwickelung der Menſchheit ausgeübt hat. Nur die Anknüpfungspunkte ſind ſelten glücklich gewählt. Die Natur der Mineral- und Pflanzenſtoffe z. B. führt zu einem Fragment aus der Geſchichte der bildenden Künſte: einem Fragmente, das für den heutigen Stand unſeres Wiſſens freilich wichtiger geworden iſt als faſt alles, was wir von beſchreibender Naturgeſchichte aus dem Werke ſchöpfen können.

Der Stil des Plinius hat mehr Geiſt und Leben als eigentliche Größe; er iſt ſelten maleriſch bezeichnend. Man fühlt, daß der Verfaſſer ſeine Eindrücke nicht aus der freien Natur, ſo viel er auch dieſe unter ſehr verſchiedenen Himmelsſtrichen genoſſen, ſondern aus Büchern geſchöpft hat. Eine ernſte, trübe Färbung iſt über das Ganze ausgegoſſen. In dieſe ſentimentale Stimmung iſt Bitterkeit gemiſcht, ſo oft die Zuſtände des Menſchengeſchlechts und ſeine Beſtimmung berührt werden. Faſt wie in Cicero, doch in minderer Einfachheit der Diktion, wird dann als aufrichtend und tröſtlich geſchildert der Blick in das große Weltganze der Natur.

Der Schluß der Historia naturalis des Plinius: des größten römiſchen Denkmals, welches der Litteratur des Mittelalters vererbt wurde, iſt in dem echten Geiſte einer Weltbeſchreibung abgefaßt. Er enthält einen Blick auf die vergleichende Naturgeſchichte der Länder in verſchiedenen Zonen, das Lob des ſüdlichen Europas zwiſchen den natürlichen Grenzen des Mittelmeeres und der Alpenkette, das Lob des heſperiſchen Himmels: „wo Mäßigung und ſanfte Milde des Klimas (ein Dogma der älteſten Pythagoreer) früh die Entwilderung der Menſchheit beſchleunigt“ hätten.

Der Einfluß der Römerherrſchaft als ein fortwirkend einigendes und verſchmelzendes Element hat in einer *Geſchichte der Weltanſchauung* um ſo ausführlicher und kräftiger bezeichnet werden dürfen, als dieſer Einfluß ſelbſt zu einer Zeit, wo die Einigung lockerer gemacht, ja durch den Sturm einbrechender Barbaren zerſtört wurde, bis in ſeine entfernten Folgen erkannt werden kann. Noch ſingt Claudian, der zu einer trüben und ſpäten Zeit, unter Theodoſius dem Großen und deſſen Söhnen, im Verfall der Litteratur mit neuer dichteriſcher Produktivität auftritt, freilich nur zu lobend, von der Herrſchaft der Römer:*)

Haec est, in gremium victos quae sola recepit,
Humanumque genus communi nomine fovit,
Matris, non dominae, ritu; civesque vocavit
Quos domuit, nexuque pio longinqua revinxit.
Hujus pacificis debemus moribus omnes
Quod veluti patriis regionibus utitur hospes . . . .

[Dieſe (die Stadt Rom) iſt es allein, welche in ihrem Schoß die Beſiegten aufnahm,
Das menſchliche Geſchlecht unter einem einzigen Namen hegte,
Nicht wie eine Herrin, wie eine Mutter pflegte; und zu Bürgern berufen hat,
Die ſie bezwang und obwohl entfernt, in heiliger Verſchlingung neu verband,
Deren friedbringenden Sitten wir alle verdanken,
Daß auch der Fremdling wie in heimatlichen Gefilden ſich fühlt.]

Äußere Mittel des Zwanges, kunſtreiche Staatsverfaſſungen, eine lange Gewohnheit der Knechtſchaft konnten freilich einigen, ſie konnten das vereinzelte Daſein der Völker aufheben, aber das Gefühl von der Gemeinſchaft und Einheit des ganzen Menſchengeſchlechts, von der gleichen Berechtigung aller Teile desſelben hat einen edleren Urſprung. Es iſt in den inneren Antrieben des Gemüts und religiöſer Überzeugungen gegründet. Das Chriſtentum hat hauptſächlich dazu beigetragen den Begriff der Einheit des Menſchengeſchlechts hervorzurufen; es hat dadurch auf die „Vermenſchlichung“ der Völker in ihren Sitten und Einrichtungen wohlthätig gewirkt. Tief mit den früheſten chriſtlichen Dogmen verwebt, hat der Begriff der Humanität ſich aber nur langſam Geltung verſchaffen können: da zu der Zeit, als der neue Glaube aus politiſchen Motiven in Byzanz zur Staatsreligion erhoben wurde, die Anhänger desſelben bereits in elenden Parteiſtreit verwickelt, der ferne Verkehr der Völker gehemmt; und die Fundamente des Reichs mannigfach durch äußere Angriffe erſchüttert waren. Selbſt die perſönliche Freiheit ganzer Menſchenklaſſen hat lange in den chriſtlichen Staaten, bei geiſtlichen Grundbeſitzern und Korporationen, keinen Schutz gefunden.

Solche unnatürlichen Hemmungen, und viele andere, welche dem geiſtigen Fortſchreiten der Menſchheit wie der Veredlung des geſellſchaftlichen Zuſtandes im Wege ſtehen, werden allmählich verſchwinden. Das Prinzip der individuellen und der politiſchen Freiheit iſt in der unvertilgbaren Überzeugung gewurzelt von der gleichen Berechtigung des einigen Menſchengeſchlechts. So tritt dieſes, wie ſchon an einem andern Orte geſagt worden iſt, „als ein großer verbrüderter Stamm, als ein zur Erreichung *eines* Zweckes (*der freien Entwickelung innerlicher Kraft*) beſtehendes Ganzes“ auf. Dieſe Betrachtung der *Humanität*, des bald gehemmten, bald mächtig fortſchreitenden Strebens nach derſelben (keineswegs die Erfindung einer neueren Zeit!) gehört durch die Allgemeinheit ihrer Richtung recht eigentlich zu dem, was das *kosmiſche Leben* erhöht und begeiſtigt. In der Schilderung einer großen welthiſtoriſchen Epoche, der der Herrſchaft der Römer, ihrer Geſetzgebung und der Entſtehung des Chriſtentums, mußte vor allem daran erinnert werden, wie dieſelbe die Anſichten des Menſchengeſchlechts erweitert und einen milden, langdauernden, wenn gleich langſam wirkenden Einfluß auf Intelligenz und Geſittung ausgeübt hat.

V.

Einfall der Araber. — Geiſtige Bildſamkeit dieſes Teils des ſemitiſchen Volksſtammes. — Einfluß eines fremdartigen Elements auf den Entwickelungsgang europäiſcher Kultur. — Eigentümlichkeit des Nationalcharakters der Araber. — Hang zum Verkehr mit der Natur und ihren Kräften. — Arzneimittellehre und Chemie. — Erweiterung der phyſiſchen Erdkunde im Innern der Kontinente, der Aſtronomie und der mathematiſchen Wiſſenſchaften.

Wir haben in dem Entwurf einer Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung, d. h. in der Darſtellung der ſich allmählich entwickelnden *Erkenntnis von einem Weltganzen*, bereits vier Hauptmomente aufgezählt. Es ſind: die Verſuche aus dem Becken des Mittelmeeres gegen Oſten nach dem Pontus und Phaſis, gegen Süden nach Ophir und den tropiſchen Goldländern, gegen Weſten durch die Herkules-Säulen in den „alles umſtrömenden Oceanus" vorzudringen; der makedoniſche Feldzug unter Alexander dem Großen, das Zeitalter der Lagiden und die römiſche Weltherrſchaft. Wir laſſen nun folgen den mächtigen Einfluß, welchen die Araber, ein fremdartiges Element europäiſcher Ziviliſation, und 6 bis 7 Jahrhunderte ſpäter die maritimen Entdeckungen der Portugieſen und Spanier auf das allgemeine phyſiſche und mathematiſche Naturwiſſen, auf Kenntnis der Erd- und Himmelsräume, ihrer meßbaren Geſtaltung, der Heterogeneität der Stoffe und der ihnen inwohnenden Kräfte ausgeübt haben. Die Entdeckung und Durchforſchung des Neuen Kontinents, ſeiner vulkanreichen Kordilleren, ſeiner Hochebenen, in denen gleichſam die Klimate über einander gelagert ſind, ſeiner in 120 Breitengraden entfalteten Pflanzendecke bezeichnet unſtreitig die Periode, wo dem menſchlichen Geiſte in dem kürzeſten Zeitraum die größte Fülle neuer phyſiſcher Wahrnehmungen dargeboten wurde.

---

*) Claudian. in secundum consulatum Stilichonis v. 150—155.

Von da an iſt die Erweiterung des kosmiſchen Wiſſens nicht an einzelne politiſche, räumlich wirkende Begebenheiten zu knüpfen. Die Intelligenz bringt fortan großes hervor aus eigener Kraft, nicht durch einzelne äußere Ereigniſſe vorzugsweiſe angeregt. Sie wirkt in vielen Richtungen gleichzeitig, ſchafft durch neue Gedankenverbindung ſich neue Organe, um das zarte Gewebe des Tier- und Pflanzenbaues als Subſtrat des Lebens, wie die weiten Himmelsräume zu durchſpähen. So erſcheint das ganze 17. Jahrhundert, glänzend eröffnet durch die große Erfindung des Fernrohrs, wie durch die nächſten Früchte dieſer Erfindung, von Galileis Entdeckung der Jupiterstrabanten, der ſichelförmigen Geſtalt der Venusſcheibe und der Sonnenflecken an bis zu Iſaac Newtons Gravitations-Theorie, als die wichtigſte Epoche einer neugeſchaffenen phyſiſchen Aſtronomie. Es zeigt ſich hier noch einmal, durch Einheit der Beſtrebungen in der Beobachtung des Himmels und der mathematiſchen Forſchung hervorgerufen, ein ſcharf bezeichneter Abſchnitt in dem großen, von nun an ununterbrochen fortlaufenden Prozeſſe intellektueller Entwickelung.

Unſeren Zeiten näher, wird das Herausheben einzelner Momente um ſo ſchwieriger, als die menſchliche Thätigkeit ſich vielſeitiger bewegt und als mit einer neuen Ordnung in den geſelligen und ſtaatlichen Verhältniſſen auch ein engeres Band alle wiſſenſchaftlichen Richtungen umſchließt. In den einzelnen Disziplinen, deren Entwickelung eine Geſchichte der phyſiſchen Wiſſenſchaften darſtellt: in der Chemie und der beſchreibenden Botanik, iſt es möglich bis in die neueſte Zeit Perioden zu iſolieren, in denen die Fortſchritte am größten waren oder plötzlich neue Anſichten herrſchend wurden; aber in der Geſchichte der Weltanſchauung, welche ihrem Weſen nach der Geſchichte der einzelnen Disziplinen nur das entlehnen ſoll, was am unmittelbarſten ſich auf die Erweiterung des Begriffs vom Kosmos als einem Naturganzen bezieht, wird das Anknüpfen an beſtimmte Epochen ſchon darum gefahrvoll und unthunlich, weil das, was wir eben einen intellektuellen Entwickelungsprozeß nannten, ein ununterbrochenes gleichzeitiges Fortſchreiten in allen Sphären des kosmiſchen Wiſſens vorausſetzt. An dem wichtigen Scheidepunkte angelangt, wo nach dem Untergange der römiſchen Weltherrſchaft ein neues, fremdartiges Element der Bildung ſich offenbart, wo unſer Kontinent dasſelbe zum erſten Male unmittelbar aus einem Tropenlande empfängt: ſchien es mir nützlich einen allgemeinen, überſichtlichen Blick auf den Weg zu werfen, welcher noch zu durchlaufen übrig iſt.

Die Araber, ein ſemitiſcher Urſtamm, verſcheuchen teilweiſe die Barbarei, welche das von Völkerſtürmen erſchütterte Europa bereits ſeit 2 Jahrhunderten bedeckt hat. Sie führen zurück zu den ewigen Quellen griechiſcher Philoſophie; ſie tragen nicht bloß dazu bei, die wiſſenſchaftliche Kultur zu erhalten: ſie erweitern ſie und eröffnen der Naturforſchung neue Wege. In unſerm Kontinent begann die Erſchütterung erſt, als unter Valentinian I. die Hunnen in dem letzten Viertel des 4. Jahrhunderts über den Don vordrangen, und die Alanen ſpäter mit dieſen die Oſtgoten bedrängten. Fern im öſtlichen Aſien war der Strom wandernder Völker in Bewegung geſetzt mehrere Jahrhunderte früher, als unſere Zeitrechnung beginnt. Den erſten Anſtoß zur Bewegung gab, wie wir ſchon früher erinnert, der Anfall der Hiungnu (eines türkiſchen Stammes) auf das blonde und blauäugige, vielleicht indogermaniſche Volk der Uſün: die, an die Yueti (Geten?) grenzend, im oberen Flußthal des Huangho im nordweſtlichen China wohnten. Der verheerende Völkerſtrom, fortgepflanzt von der, gegen die Hiungnu (214 vor Chr.) errichteten großen Mauer bis in das weſtlichſte Europa, bewegte ſich durch Mittel-Aſien, nördlich von der Kette des Himmelsgebirges. Kein Religionseifer beſeelte dieſe aſiatiſchen Horden, ehe ſie Europa berührten; ja man hat beſtimmt erwieſen, daß die Mongolen noch nicht Buddhiſten waren, als ſie ſiegreich bis nach Polen und Schleſien vordrangen. Ganz andere Verhältniſſe gaben dem kriegeriſchen Ausbruch eines ſüdlichen Volkes, der Araber, einen eigentümlichen Charakter.

In dem wenig gegliederten Kontinent von Aſien dehnt ſich, ausgezeichnet durch ſeine Form, als ein merkwürdig abgeſondertes Glied, die arabiſche Halbinſel zwiſchen dem Roten Meere und dem Perſiſchen Meerbuſen, zwiſchen dem Euphrat und dem ſyriſch-mittelländiſchen Meere hin. Es iſt die weſtlichſte der drei Halbinſeln von Süd-Aſien, und ihre Nähe zu Ägypten und einem europäiſchen Meeresbecken bietet ihr große Vorteile ſowohl der politiſchen Weltſtellung als des Handels dar. In dem mittleren Teile der arabiſchen Halbinſel lebte das Volk des Hedſchaz: ein edler, kräftiger Menſchenſtamm, unwiſſend, aber nicht roh, phantaſiereich und doch der ſorgfältigen Beobachtung aller Vorgänge in der freien Natur (an dem ewig heiteren Himmelsgewölbe und auf der Erdfläche) ergeben. Nachdem dies Volk, Jahrtauſende lang faſt ohne Berührung mit der übrigen Welt, größtenteils nomadiſch umhergezogen, brach es plötzlich aus, bildete ſich durch geiſtigen Kontakt mit den Bewohnern alter Kulturſitze, bekehrte und herrſchte von den Herkules-Säulen bis zum Indus, bis zu dem Punkt, wo die Bolor-Kette den Hindu-Kho durchſchneidet. Schon ſeit der Mitte des 9. Jahrhunderts unterhielt es Handelsverkehr gleichzeitig mit den Nordländern Europas und Madagaskar, mit Oſt-Afrika, Indien und China; es verbreitete Sprache, Münze und indiſche Zahlen, gründete einen mächtigen, langdauernden, durch religiöſen Glauben zuſammengehaltenen Länderverband. Oft bei dieſen Zügen wurden große Provinzen nur vorübergehend durchſtreift. Der ſchwärmende Haufe, von den Eingeborenen bedroht, lagerte ſich (ſo ſagt die einheimiſche Naturdichtung) „wie Wolkengruppen, die bald der Wind zerſtreut". Eine lebensreichere Erſcheinung hat keine andere Völkerbewegung dargeboten, und die dem Islam ſcheinbar inwohnende geiſtbedrückende Kraft hat ſich im ganzen minder thätig und hemmend unter der arabiſchen Herrſchaft als bei den türkiſchen Stämmen gezeigt. Religiöſe Verfolgung war hier wie überall (auch unter chriſtlichen Völkern) mehr Wirkung eines ſchrankenloſen dogmatiſierenden Despotismus als Wirkung der urſprünglichen Glaubenslehre, der religiöſen Anſchauung der Nation. Die Strenge des Korans iſt vorzugsweiſe gegen Abgötterei und den Götzendienſt aramäiſcher Stämme gerichtet.

Da das Leben der Völker außer den inneren geiſtigen Anlagen durch viele äußere Bedingniſſe des Bodens, des Klimas und der Meeresnähe beſtimmt wird, ſo muß hier zuvörderſt an die ungleichartige Geſtaltung der arabiſchen Halbinſel erinnert werden. Wenn auch der erſte Impuls zu den großen Veränderungen, welche die Araber in drei Kontinenten hervorgebracht haben, von dem ismaelitiſchen Hedſchaz ausging und ſeine hauptſächlichſte Kraft einem einſamen Hirtenſtamme verdankte, ſo iſt doch der übrige Teil der Halbinſel an ſeinen Küſten ſeit Tauſenden von Jahren nicht von dem übrigen Weltverkehr abgeſchnitten geblieben. Um den Zuſammenhang und die Möglichkeit großer und ſeltſamer Ereigniſſe einzuſehen, muß man zu den Urſachen aufſteigen, welche dieſelben allmählich vorbereitet haben.

Gegen Südweſten, am Erythräiſchen Meere, liegt das ſchöne Land der Joctaniden, Yemen, fruchtbar und ackerbauend, der alte Kulturſitz von Saba. Es erzeugt Weihrauch, Myrrhe (eine Amyris-Art, von Ehrenberg zuerſt genau beſchrieben) und den ſogenannten Mekka-Balſam (Balsamodendron gileadense, Kunth): Gegenſtände eines wichtigen Handels der Nachbarvölker, verführt zu den Ägyptern, Perſern und Indern wie zu den Griechen und Römern. Auf dieſe Erzeugniſſe gründet ſich die geographiſche Benennung des „glücklichen Arabiens", welche wir zuerſt bei Diodor und Strabo finden. Im Südoſten der Halbinſel, am Perſiſchen Meerbuſen, lag Gerrha, den phönikiſchen Niederlaſſungen von Aradus und Tylus gegenüber, ein wichtiger Stapelplatz des Verkehrs mit indiſchen Waren. Wenn gleich faſt das ganze Innere des arabiſchen Landes eine baumloſe Sandwüſte zu nennen iſt, ſo findet ſich doch in Oman (zwiſchen Jailan und Batna) eine ganze Reihe wohl kultivierter, durch unterirdiſche Kanäle bewäſſerter Oaſen; ja der Thätigkeit des verdienſtvollen Reiſenden Wellſted verdanken wir die Kenntnis dreier Gebirgsketten, deren höchſter, waldbedeckter Gipfel, Dſchebel Akhdar, ſich bis 2000 Meter Höhe über dem Meeresſpiegel bei Maskat erhebt. Auch in dem Berglande von Yemen öſtlich von Loheia und in der Küſtenkette von Hedſchaz, in Aſyr, wie öſtlich von Mekka bei Tayef, befinden ſich Hochebenen, deren perpetuierlich niedrige Temperatur ſchon dem Geographen Edriſi bekannt war.

Dieſelbe Mannigfaltigkeit der Gebirgslandſchaft charakteriſiert die Halbinſel Sinai, das Kupferland der Ägypter des alten Reiches (vor der Hykſos-Zeit), und die Felsthäler von Petra. Der phönikiſchen Handelsniederlaſſungen an dem nördlichſten Teile des Roten Meeres und der Hiram-Salomoniſchen Ophirfahrt, die von Ezion-Geber ausging, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Arabien und die von indiſchen Anſiedlern bewohnte nahe Inſel Sokotora (die Inſel des Dioskorides) waren Mittelglieder des Welthandels nach Indien und der Oſtküſte von Afrika. Die Produkte dieſer Länder wurden gemeinhin mit denen von Hadhramaut und Yemen verwechſelt. „Aus Saba werden ſie kommen" (die Dromedare von Midian), ſingt der Prophet Jeſaias, „werden Gold und Weihrauch bringen." Petra war der Stapelplatz koſtbarer Waren, für Tyrus und Sidon beſtimmt; ein Hauptſitz des einſt ſo mächtigen Handelsvolks der Nabatäer, denen der ſprachgelehrte Quatremère als urſprünglichen Wohnſitz die Gerrhäer-Gebirge am unteren Euphrat anweiſt. Dieſer nördliche Teil von Arabien iſt vorzugsweiſe durch die Nähe von Ägypten, durch die Verbreitung arabiſcher

Stämme in dem ſyriſch-paläſtiniſchen Grenzgebirge und den Euphratländern, wie durch die berühmte Karawanenſtraße von Damaskus über Emeſa und Tadmor (Palmyra) nach Babylon in belebendem Kontakt mit anderen Kulturſtaaten geweſen. Mohammed ſelbſt, entſproſſen aus einem vornehmen, aber verarmten Geſchlecht des Koreiſchiten-Stammes, hatte, ehe er als inſpirierter Prophet und Reformator auftrat, in Handelsgeſchäften die Warenmeſſe von Bosra an der ſyriſchen Grenze, die in Hadhramaut, dem Weihrauchlande, und am meiſten die zwanzigtägige von Okadh bei Mekka beſucht: wo Dichter, meiſt Beduinen, ſich alljährlich zu lyriſchen Kampfſpielen verſammelten. Wir berühren dieſe Einzelheiten des Verkehrs und ſeiner Veranlaſſungen, um ein lebendigeres Bild von dem zu geben, was vorbereitend auf eine Weltveränderung wirkte.

Die Verbreitung der arabiſchen Bevölkerung gegen Norden erinnert zunächſt an zwei Begebenheiten, deren nähere Verhältniſſe freilich noch in Dunkel gehüllt ſind, welche aber doch dafür zeugen, daß ſchon Jahrtauſende vor Mohammed die Bewohner der Halbinſel ſich durch Ausfälle nach Weſten und Oſten, gegen Ägypten und den Euphrat hin, in die großen Welthändel gemiſcht hatten. Die ſemitiſche oder aramäiſche Abſtammung der Hykſos, welche unter der zwölften Dynaſtie, 2200 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, dem alten Reiche ein Ende machten, wird jetzt faſt allgemein von Geſchichtsforſchern angenommen. Auch Manetho ſagt: „Einige behaupten, daß dieſe Hirten Araber waren". In anderen Quellen werden ſie Phönikier genannt, ein Name, der im Altertume auf die Bewohner des Jordanthales und auf alle arabiſchen Stämme ausgedehnt wird. Der ſcharfſinnige Ewald gedenkt beſonders der Amalekiter (Amalekäer), welche urſprünglich in Yemen wohnten, dann über Mekka und Medina ſich nach Kanaan und Syrien verbreiteten und in arabiſchen Urkunden als zu Joſephs Zeit über Ägypten herrſchend genannt werden. Auffallend iſt es immer, wie die nomadiſchen Stämme der Hykſos das mächtige, wohleingerichtete alte Reich der Ägypter haben überwältigen können. Freier geſinnte Menſchen traten glücklich gegen die an lange Knechtſchaft gewöhnten auf; und doch waren die ſiegreichen arabiſchen Einwanderer damals nicht, wie in neuerer Zeit, durch religiöſe Begeiſterung aufgeregt. Aus Furcht vor den Aſſyrern (Stämmen von Arpachſchad) gründeten die Hykſos den Waffenplatz und die Feſte Avaris am öſtlichen Nilarme. Vielleicht deutet dieſer Umſtand auf nachdringende Kriegsſcharen, auf eine große gegen Weſten gerichtete Völkerwanderung. Eine zweite, wohl um tauſend Jahre ſpätere Begebenheit iſt die, welche Diodor dem Kteſias nacherzählt. Ariäus, ein mächtiger Himyariten-Fürſt, wird Bundesgenoſſe des Ninus am Tigris, ſchlägt mit ihm die Babylonier und kehrt mit reicher Beute beladen in ſeine Heimat, das ſüdliche Arabien, zurück.

War im ganzen das freie Hirtenleben das herrſchende im Hedſchaz, war es das Leben einer großen und kräftigen Volkszahl, ſo wurden doch auch dort die Städte Medina und Mekka (letztere mit ihrem uralten rätſelhaften Tempelheiligtum, der Kaaba) als anſehnliche, von fremden Nationen beſuchte Orte bezeichnet. In Gegenden, welche den Küſten oder den Karawanenſtraßen, die wie Flußthäler wirken, nahe lagen, herrſchte wohl nirgends die völlige rohe Wildheit, welche die Abgeſchloſſenheit erzeugt. Schon Gibbon, der die menſchlichen Zuſtände immer ſo klar auffaßt, erinnert daran, wie in der arabiſchen Halbinſel das Nomadenleben ſich weſentlich von dem unterſcheidet, welches Herodot und Hippokrates in dem ſogenannten Skythenlande beſchreiben, weil in dieſem kein Teil des Hirtenvolkes ſich je in Städten angeſiedelt hat, während auf der großen arabiſchen Halbinſel das Landvolk noch jetzt mit den Städtebewohnern verkehrt, die es von gleicher urſprünglicher Abkunft mit ſich ſelbſt hält. In der Kirghiſen-Steppe, einem Teile der Ebenen, welche die alten Scythen (Scoloten und Sacer) bewohnten, hat es auf einem Raume, der an Flächeninhalt Deutſchland übertrifft, ſeit Jahrtauſenden nie eine Stadt gegeben; und doch überſtieg, zur Zeit meiner ſibiriſchen Reiſe, die Zahl der Zelte (Yurten oder Kibitken) in den drei Wanderhorden noch 400 000, was ein Nomadenvolk von zwei Millionen andeutet. Wie ſehr ſolche Kontraſte der größeren oder minderen Abgeſchloſſenheit des Hirtenlebens (ſelbſt wenn man gleiche innere Anlagen vorausſetzen will) auf die geiſtige Bildſamkeit wirken, bedarf hier keiner umſtändlicheren Entwickelung.

Bei dem edeln, von der Natur begünſtigten Stamme der Araber machen gleichzeitig die inneren Anlagen zu geiſtiger Bildſamkeit, die von uns angedeuteten Verhältniſſe der natürlichen Beſchaffenheit des Landes und der alte Handelsverkehr der Küſten mit hochkultivierten Nachbarſtaaten erklärlich, wie der Einbruch nach Syrien und Perſien und ſpäter der Beſitz von Ägypten ſo ſchnell Liebe zu den Wiſſenſchaften und Hang zu eigener Forſchung in den Siegern erwecken konnten. In den wunderſamen Beſtimmungen der Weltordnung lag es, daß die chriſtliche Sekte der Neſtorianer, welche einen ſehr wichtigen Einfluß auf die räumliche Verbreitung der Kenntniſſe ausgeübt hat, auch den Arabern, ehe dieſe nach dem vielgelehrten und ſtreitſüchtigen Alexandrien kamen, nützlich wurde; ja daß der chriſtliche Neſtorianismus unter dem Schutze des bewaffneten Islam tief in das öſtliche Aſien dringen konnte. Die Araber wurden nämlich mit der griechiſchen Litteratur erſt durch die Syrer, einen ihnen verwandten ſemitiſchen Stamm, bekannt, während die Syrer ſelbſt, kaum anderthalb Jahrhunderte früher, die Kenntnis der griechiſchen Litteratur erſt durch die verketzerten Neſtorianer empfangen hatten. Ärzte, die in den Lehranſtalten der Griechen und auf der berühmten von den neſtorianiſchen Chriſten zu Edeſſa in Meſopotamien geſtifteten mediziniſchen Schule gebildet waren, lebten ſchon zu Mohammeds Zeiten, mit dieſem und mit Abu-Bekr befreundet, in Mekka.

Die Schule von Edeſſa, ein Vorbild der Benediktiner-Schulen von Monte-Caſſino und Salerno, erweckte die naturwiſſenſchaftliche Unterſuchung der Heilſtoffe aus dem Mineral- und Pflanzenreiche. Als durch chriſtlichen Fanatismus unter Zeno dem Iſaurier ſie aufgelöſt wurde, zerſtreuten ſich die Neſtorianer nach Perſien, wo ſie bald eine politiſche Wichtigkeit erlangten und ein neues, vielbeſuchtes mediziniſches Inſtitut zu Dſchondiſapur in Khuſiſtan ſtifteten. Es gelang ihnen, ihre Kenntniſſe und ihren Glauben gegen die Mitte des 7. Jahrhunderts bis nach China unter der Dynaſtie der Thang zu verbreiten, 572 Jahre nachdem der Buddhismus dort aus Indien eingedrungen war.

Der Samen abendländiſcher Kultur, in Perſien durch gelehrte Mönche und durch die von Juſtinian verfolgten Philoſophen der letzten platoniſchen Schule von Athen ausgeſtreuet, hatte einen wohlthätigen Einfluß auf die Araber während ihrer erſten aſiatiſchen Feldzüge ausgeübt. So ſchwach auch die Kenntniſſe der neſtorianiſchen Prieſter mögen geweſen ſein, konnten ſie doch, ihrer eigentümlichen mediziniſch-pharmazeutiſchen Richtung nach, anregend auf einen Menſchenſtamm wirken, der lange im Genuß der freien Natur gelebt und einen friſcheren Sinn für jede Art der Natur-Anſchauung bewahrte als die griechiſchen und italiſchen Städtebewohner. Was der Epoche der Araber die kosmiſche Wichtigkeit giebt, die wir hier hervorheben müſſen, hängt großenteils mit dem eben bezeichneten Zuge ihres Nationalcharakters zuſammen. Die Araber ſind, wir wiederholen es, als die eigentlichen Gründer der phyſiſchen Wiſſenſchaften zu betrachten in der Bedeutung des Wortes, welche wir ihm jetzt zu geben gewohnt ſind.

Allerdings iſt in der Gedankenwelt, bei der inneren Verkettung alles Gedachten, ein abſoluter Anfang ſchwer an einen beſtimmten Zeitabſchnitt zu knüpfen. Einzelne Lichtpunkte des Wiſſens, wie der Prozeſſe, durch die das Wiſſen erlangt werden kann, zeigen ſich frühe zerſtreut. Wie weit iſt nicht Dioskorides, welcher Queckſilber aus dem Zinnober übertrieb, vom arabiſchen Chemiker Dſcheber, wie weit iſt Ptolemäus als Optiker von Alhazen getrennt! aber die Gründung der phyſiſchen Disziplinen, der Naturwiſſenſchaften ſelbſt, hebt da erſt an, wo auf neu geöffneten Wegen zugleich von vielen, wenn auch mit ungleichem Erfolge, fortgeſchritten wird. Nach der bloßen Naturbeſchauung, nach dem Beobachten der Erſcheinungen, die ſich in den irdiſchen und himmliſchen Räumen zufällig dem Auge darbieten, kommt das Erforſchen, das Aufſuchen des Vorhandenen, das Meſſen von Größe und Dauer der Bewegung. Die früheſte Epoche einer ſolchen, doch aber meiſt auf das Organiſche beſchränkten Naturforſchung iſt die des Ariſtoteles geweſen. Es bleibt eine dritte und höhere Stufe übrig in der fortſchreitenden Kenntnis phyſiſcher Erſcheinungen, die Ergründung der Naturkräfte: die des Werdens, bei dem dieſe Kräfte wirken, die der Stoffe ſelbſt, die entfeſſelt werden, um neue Verbindungen einzugehen. Das Mittel, welches zu dieſer Entfeſſelung führt, iſt das willkürliche Hervorrufen von Erſcheinungen, das Experimentieren.

Auf dieſe letzte, in dem Altertum faſt ganz unbetretene Stufe haben ſich vorzugsweiſe im großen die Araber erhoben. Sie gehörten einem Lande an, das ganz des Palmen- und zur größeren Hälfte des Tropen-Klimas genießt (der Wendekreis des Krebſes durchſchneidet die Halbinſel ungefähr von Maskat nach Mekka hin), alſo einer Weltgegend, in der bei erhöhter Lebenskraft der Organe das Pflanzenreich eine Fülle von Aromen, von balſamiſchen Säften, dem Menſchen wohlthätigen oder gefahrdrohenden Stoffen liefert. Früh mußte daher die Aufmerkſamkeit des Volkes auf die Erzeugniſſe des heimiſchen Bodens und der durch Handel erreichbaren malabariſchen, ceyloniſchen und oſt-afrikaniſchen Küſten gerichtet ſein. In dieſen Teilen der heißen Zone „individualiſieren" ſich die organiſchen Geſtalten in den kleinſten Erdräumen. Jeder derſelben bietet eigentümliche Erzeugniſſe dar und vervielfältigt durch ſtete Anregung zum Beobachten den Verkehr des Menſchen mit der Natur. Es kam darauf an, ſo koſtbare, der Medizin, den Gewerben, dem Luxus der Tempel und Paläſte wichtige Waren ſorgfältig von einander zu unterſcheiden und ihrem oft mit gewinnſüchtiger Liſt verheimlichten Vaterlande nachzuſpüren. Ausgehend von dem Stapelplatze Gerrha am Perſiſchen Meerbuſen und aus dem Weihrauch-Diſtrikte von Yemen, durchſtrichen zahlreiche Karawanenſtraßen das ganze Innere der arabiſchen Halbinſel bis Phönikien und Syrien, und die Namen jener kräftigen Naturprodukte, wie das Intereſſe für dieſelben, wurden überall verbreitet.

Die Arzneimittellehre, gegründet von Dioskorides in der alexandriniſchen Schule, iſt ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung nach eine Schöpfung der Araber, denen jedoch eine reiche Quelle der Belehrung und die älteſte von allen, die der indiſchen Ärzte, ſchon früher geöffnet war. Die chemiſche Apothekerkunſt iſt von den Arabern geſchaffen worden, und die erſten obrigkeitlichen Vorſchriften über Bereitung der Arzneimittel, die jetzt ſogenannten Dispenſatorien, ſind von ihnen ausgegangen. Sie wurden ſpäter von der Salernitaniſchen Schule durch das ſüdliche Europa verbreitet. Pharmazie und Materia medica, die erſten Bedürfniſſe der praktiſchen Heilkunſt, leiteten nach zwei Richtungen gleichzeitig zum Studium der Botanik und zu dem der Chemie. Aus den engen Kreiſen der Nützlichkeit und einſeitiger Anwendung gelangte die Pflanzenkunde allmählich in ein weiteres und freieres Feld; ſie erforſchte die Struktur des organiſchen Gewebes, die Verbindung der Struktur mit den Kräften, die Geſetze, nach welchen die Pflanzenformen familienweiſe auftreten und ſich geographiſch nach Verſchiedenheit der Klimate und Höhen über den Erdboden verteilen.

Seit den aſiatiſchen Eroberungen, für deren Erhaltung ſpäter Bagdad ein Zentralpunkt der Macht und der Kultur wurde, bewegten ſich die Araber in dem kurzen Zeitraume von 70 Jahren über Ägypten, Cyrene und Karthago durch das ganze nördliche Afrika bis zu der fernſten iberiſchen Halbinſel. Der geringe Bildungszuſtand des Volkes und ſeiner Heerführer konnte allerdings jeglichen Ausbruch wilder Roheit vermuten laſſen; aber die Mythe von Verbrennung der alexandriniſchen Bibliothek durch Amru (das ſechsmonatliche Heizen von 4000 Badſtuben) beruht auf dem alleinigen Zeugnis von zwei Schriftſtellern, welche 580 Jahre ſpäter lebten, als die Begebenheit ſich ſoll zugetragen haben. Wie in friedlicheren Zeiten, doch ohne daß die geiſtige Kultur der ganzen Volksmaſſe einen freien Aufſchwung hätte gewinnen können, in der glanzvollen Epoche von Al-Manſur, Harun Al-Raſchid, Mamun und Motaſem, die Höfe der Fürſten und die öffentlichen wiſſenſchaftlichen Inſtitute eine große Zahl der ausgezeichnetſten Männer vereinigen konnten, bedarf hier keiner beſonderen Entwickelung. Es gilt nicht in dieſen Blättern eine Charakteriſtik der ſo ausgedehnten und in ihrer Mannigfaltigkeit ſo ungleichartigen arabiſchen Litteratur zu geben oder zu unterſcheiden, was in den verborgenen Tiefen der Organiſation eines Menſchenſtammes und der Naturentfaltung ſeiner Anlagen, was in äußeren Anregungen und zufälligen Bedingniſſen gegründet iſt. Die Löſung dieſer wichtigen Aufgabe gehört einer anderen Sphäre der Ideen an. Unſere hiſtoriſchen Betrachtungen ſind auf eine fragmentariſche Herzählung deſſen beſchränkt, was in mathematiſchen, aſtronomiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen das Volk der Araber zur allgemeineren Weltanſchauung beigetragen hat.

Alchymie, Zauberkunſt und myſtiſche Phantaſien, durch ſcholaſtiſche Dialektik jeder dichteriſchen Anmut entblößt, verunreinigen freilich auch hier, wie überall im Mittelalter, die wahren Reſultate der Erforſchung; aber unabläſſig ſelbſtarbeitend, mühevoll durch Überſetzungen ſich die Früchte früher gebildeter Generationen aneignend, haben die Araber die Natur-Anſichten erweitert und vieles Eigene geſchaffen. Man hat mit Recht auf den großen Unterſchied der Kultur-Verhältniſſe aufmerkſam gemacht zwiſchen den einwandernden germaniſchen und den arabiſchen Stämmen. Jene bildeten ſich erſt nach der Einwanderung aus; dieſe brachten mit ſich ſchon aus der Heimat nicht bloß ihre Religion, auch eine hochausgebildete Sprache und die zarten Blüten einer Poeſie, welche nicht ganz ohne Einfluß auf die Provenzalen und die Minneſänger geblieben iſt.

Die Araber beſaßen merkwürdige Eigenſchaften, um aneignend und vermittelnd zu wirken vom Euphrat bis zum Guadalquivir und bis zu dem Süden von Mittelafrika. Sie beſaßen eine beiſpielloſe weltgeſchichtliche Beweglichkeit, eine Neigung, von dem abſtoßenden israelitiſchen Kaſtengeiſte entfernt, ſich mit den beſiegten Völkern zu verſchmelzen und doch trotz des ewigen Bodenwechſels ihrem Nationalcharakter und den traditionellen Erinnerungen an die urſprüngliche Heimat nicht zu entſagen. Beiſpiele von größeren Landreiſen einzelner Individuen, nicht immer des Handels wegen, ſondern um Kenntniſſe einzuſammeln, hat kein anderer Volksſtamm aufzuweiſen; ſelbſt die buddhiſtiſchen Prieſter aus Tübet und China, ſelbſt Marco Polo und die chriſtlichen Miſſionare, welche zu den Mongolen-Fürſten geſandt wurden, haben ſich nur in engeren Räumen bewegt. Durch die vielen Verbindungen der Araber mit Indien und China (ſchon am Ende des 7. Jahrhunderts unter dem Chalifat der Ommajaden wurden die Eroberungen bis nach Kaſchgar, Kabul und den Pendſchab ausgedehnt) gelangten wichtige Teile des aſiatiſchen Wiſſens nach Europa. Die ſcharfſinnigen Forſchungen von Reinaud haben gelehrt, wie viel aus arabiſchen Quellen für die Kenntnis von Indien zu ſchöpfen iſt. Der Einfall der Mongolen in China ſtörte zwar den Verkehr über den Oxus, aber die Mongolen ſelbſt wurden bald ein vermittelndes Glied für die Araber, welche durch eigene Anſchauung und mühevolles Forſchen von den Küſten des Stillen Meeres bis zu denen Weſt-Afrikas, von den Pyrenäen bis zu des Scherifs Edriſi Sumpflande des Wangarah in Inner-Afrika die Erdkunde aufgeklärt haben. Die Geographie des Ptolemäus wurde ſchon auf Befehl des Chalifen Mamun zwiſchen 813 und 833 in das Arabiſche überſetzt; und es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß bei der Überſetzung einige nicht auf uns gekommene Fragmente des Marinus Tyrius benutzt werden konnten.

Von der langen Reihe vorzüglicher Geographen, welche die arabiſche Litteratur uns liefert, iſt es genug, die äußerſten Glieder, El-Iſtachri und Alhaſſan (Johannes Leo, den Afrikaner), zu nennen. Eine größere Bereicherung hat die Erdkunde nie auf einmal vor den Entdeckungen der Portugieſen und Spanier erhalten. Schon fünfzig Jahre nach dem Tode des Propheten waren die Araber bis an die äußerſte weſtliche Küſte von Afrika, bis an den Hafen Asfi, gelangt. Ob ſpäter, als die unter dem Namen der Almagrurin bekannten Abenteurer das Mare tenebrosum (Dunkelmeer, bei den Alten Bezeichnung des Atlantiſchen Oceans) beſchifften, die Inſeln der Guanſchen von arabiſchen Schiffen beſucht worden ſind, wie mir lange wahrſcheinlich war, iſt neuerdings wieder in Zweifel gezogen worden. Die große Maſſe arabiſcher Münzen, die man in den Oſtſee-Ländern und im hohen Norden von Skandinavien vergraben findet, iſt nicht der eigenen Schiffahrt, ſondern dem weit verbreiteten inneren Handelsverkehr der Araber zuzuſchreiben.

Die Erdkunde blieb nicht auf die Darſtellung räumlicher Verhältniſſe, auf Breiten- und Längen-Beſtimmungen, wie ſie Abul-Haſſan vervielfältigt hat, auf Beſchreibung von Flußgebieten und Bergketten beſchränkt; ſie leitete vielmehr das mit der Natur ſo befreundete Volk auf die organiſchen Erzeugniſſe des Bodens, beſonders auf die der Pflanzenwelt. Der Abſcheu, welchen die Bekenner des Islams vor anatomiſchen Unterſuchungen hatten, hinderte ſie an allen Fortſchritten in der Tiergeſchichte. Sie begnügten ſich für dieſe mit dem, was ſie aus Überſetzungen des Ariſtoteles und Galenus ſich aneignen konnten; doch iſt die Tiergeſchichte des Avicenna, welche die königliche Bibliothek zu Paris beſitzt, von der des Ariſtoteles verſchieden. Als Botaniker iſt Ibn-Baithar aus Malaga zu nennen, den man wegen ſeiner Reiſen in Griechenland, Perſien, Indien und Ägypten auch als ein Beiſpiel von dem Streben anſehen kann, durch eigene Beobachtungen die Erzeugniſſe verſchiedener Zonen des Morgen- und Abendlandes mit einander zu vergleichen. Der Ausgangspunkt aller dieſer Beſtrebungen war aber immer die Arzneimittelkunde, durch welche die Araber die chriſtlichen Schulen lange beherrſchten und zu deren Ausbildung Ibn-Sina (Avicenna), aus Afſchena bei Bochara gebürtig, Ibn-Roſchd (Averroes) aus Cordova, der jüngere Serapion aus Syrien und Meſue aus Maridin am Euphrat alles benutzten, was der arabiſche Karawanen- und Seehandel darbieten konnten. Ich nenne gefliſſentlich weit von einander entfernte Geburtsörter berühmter arabiſcher Gelehrten, weil dieſe Geburtsörter recht lebhaft daran erinnern, wie das Naturwiſſen ſich durch die eigentümliche Geiſtesrichtung des Stammes über einen großen Erdraum erſtreckte, wie durch gleichzeitige Thätigkeit ſich der Kreis der Anſichten erweitert hatte.

In dieſen Kreis wurde auch das Wiſſen eines älteren Kulturvolkes, das der Inder, gezogen, da unter dem Chalifate von Harun Al-Raſchid mehrere wichtige Werke, wahrſcheinlich die unter den halb fabelhaften Namen des Tſcharaka und Susruta bekannten, aus dem Sanskrit in das Arabiſche überſetzt wurden. Avicenna, ein vielumfaſſender Geiſt, den man oft mit Albert dem Großen verglichen, giebt in ſeiner Materia medica (Heilkunde) ſelbſt einen recht auffallenden Beweis dieſes Einfluſſes indiſcher Litteratur. Er kennt die Deodvara-Ceder der ſchneebedeckten, gewiß im 11. Jahrhundert von keinem Araber beſuchten Himalaya-Alpen unter ihrem wahren Sanskrit-Namen und hält ſie für einen hohen Wacholderbaum, eine Juniperus-Art, welche zu Terpentinöl benutzt wird. Die Söhne von Averroes lebten am Hofe des großen Hohenſtaufen Friedrichs II., der einen Teil ſeiner naturhiſtoriſchen Kenntnis indiſcher Tiere und Pflanzen dem Verkehr mit arabiſchen Gelehrten und ſprachkundigen ſpaniſchen Juden verdankte. Der Chalife Abdurrhaman I. legte ſelbſt einen botaniſchen Garten bei Cordova an und ließ durch eigene Reiſende in Syrien und andern aſiatiſchen Ländern ſeltene Sämereien ſammeln. Er pflanzte bei dem Palaſte der Rißafah die erſte Dattelpalme, die er in einem Gedichte voll ſchwermütiger Sehnſucht nach ſeiner Heimat Damaskus beſang.

Der wichtigſte Einfluß aber, den die Araber auf das allgemeine Naturwiſſen ausgeübt haben, iſt der geweſen, welcher auf die Fortſchritte der Chemie gerichtet war. Mit den Arabern fing gleichſam ein neues Zeitalter für dieſe Wiſſenſchaft an. Allerdings waren bei ihnen alchymiſtiſche und neu-platoniſche Phantaſien mit der Chemie eben ſo verſchwiſtert wie Aſtrologie mit der Sternkunde. Die Bedürfniſſe der Pharmazie und die gleich dringenden der techniſchen Künſte leiteten zu Entdeckungen, welche von den alchymiſtiſch-metallurgiſchen Beſtrebungen bald abſichtlich, bald durch glückliche Zufälle begünſtigt wurden. Die Arbeiten von Geber oder vielmehr Djaber (Abu-Mußah Dſchafar al-Sufi) und die viel ſpäteren des Razes (Abu-Bekr Arraſi) ſind von den wichtigſten Folgen geweſen. Die Bereitung von Schwefel- und Salpeterſäure,*) von Königswaſſer, Queckſilber-Präparaten und anderen Metall-Oxyden, die Kenntnis des alkoholiſchen Gärungsprozeſſes bezeichnen dieſe Epoche. Die erſte wiſſenſchaftliche Begründung und die Fortſchritte der Chemie ſind für die Geſchichte der Weltanſchauung um ſo wichtiger, als nun zuerſt die Heterogeneität der Stoffe und die Natur von Kräften erkannt wurden, die ſich nicht durch Bewegung ſichtbar verkündigen und neben der pythagoreiſch-platoniſchen „Vollkommenheit" der *Form* auch der *Miſchung* Geltung verſchafften. Unterſchiede der *Form* und *Miſchung* ſind aber die Elemente unſeres ganzen Wiſſens von der Materie, die Abſtraktionen, unter denen wir glauben das allbewegte *Weltganze* zu *erfaſſen*, meſſend und zerſetzend zugleich.

---

*) Die Bereitung der Salpeterſäure und des Königswaſſers von Djaber (eigentlich Abu-Mußah Dſchafar) iſt über 500 Jahre älter als Albert der Große und Raymund Lullus, ja faſt 700 Jahre älter als der Erfurter Mönch Baſilius Valentinus. Doch wurde lange dieſen Dreien die Epoche machende Entdeckung jener zerlegenden (aufſchließenden) Säuren zugeſchrieben.

Was die arabiſchen Chemiker mögen aus ihrer Bekanntſchaft mit der indiſchen Litteratur, aus den uralten techniſchen Künſten der Ägypter, aus den neuen alchymiſtiſchen Vorſchriften des Pſeudo-Demokritus und des Sophiſten Syneſius oder gar aus chineſiſchen Quellen durch Vermittelung der Mongolen geſchöpft haben: iſt für jetzt ſchwer zu entſcheiden. Nach den neueſten ſehr ſorgfältigen Unterſuchungen darf wenigſtens die Erfindung des *Schießpulvers* und deſſen Anwendung zur Fortſchleuderung von hohlen Projektilen nicht den Arabern zugeſchrieben werden. Haſſan Al-Rammah, welcher zwiſchen 1285 und 1295 ſchrieb, kannte dieſe Anwendung nicht: während daß bereits im zwölften Jahrhundert, alſo faſt 200 Jahre vor Berthold Schwarz, im Rammelsberge am Harz eine Art Schießpulver zur Sprengung des Geſteins gebraucht wurde. Auch die Erfindung eines *Luft-Thermometers* wird nach einer Angabe des Sanktorius dem Avicenna zugeſchrieben; aber dieſe Angabe iſt ſehr dunkel: und es verfloſſen noch ſechs volle Jahrhunderte, bis Galilei, Cornelius Drebbel und die Academia del Cimento durch die Begründung einer genauen *Wärmemeſſung* ein großartiges Mittel verſchafften, in eine Welt unbekannter Erſcheinungen einzudringen, den kosmiſchen Zuſammenhang von Wirkungen im Luftkreiſe, in den über einander gelagerten Meeresſchichten und in dem Inneren der Erde zu begreifen, Erſcheinungen, deren Regelmäßigkeit und Periodizität Erſtaunen erregt. Unter den Fortſchritten, welche die Phyſik den Arabern verdankt, darf man nur Alhazen's Arbeit über die Strahlenbrechung, vielleicht teilweiſe der Optik des Ptolemäus entlehnt, und die Kenntnis und erſte Anwendung des Pendels als Zeitmeſſers durch den großen Aſtronomen Ebn-Junis erwähnen.

Wenn auch die Reinheit und dabei ſo ſelten geſtörte Durchſichtigkeit des arabiſchen Himmels das Volk bereits in dem Zuſtand der früheſten Urkultur in ſeiner Heimat auf die Bewegung der Geſtirne beſonders aufmerkſam gemacht hatte (neben dem Sterndienſt des Jupiter unter den Lachmiten finden wir, bei dem Stamm der Aſediten, ſelbſt die Heiligung eines ſonnennahen, ſeltener ſichtbaren Planeten, des *Merkur*), ſo iſt die ſo ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Thätigkeit der gebildeten Araber in allen Teilen der praktiſchen Aſtronomie doch wohl mehr chaldäiſchen und indiſchen Einflüſſen zuzuſchreiben. Zuſtände der Atmoſphäre begünſtigen nur, was durch geiſtige Anlagen und den Verkehr mit gebildeteren Nachbarvölkern bei hochbegabten Stämmen hervorgerufen wird. Wie viele regenloſe Gegenden des tropiſchen Amerikas (Cumana, Coro, Payta) haben eine noch durchſichtigere Luft als Ägypten, Arabien und Bochara! Das tropiſche Klima, die ewige Heiterkeit des in Sternen und Nebelflecken prangenden Himmelsgewölbes wirken überall auf das Gemüt; doch folgenreich: d. h. zu Ideen führend, zur Arbeit des Menſchengeiſtes in Entwickelung mathematiſcher Gedanken, regen ſie nur da an, wo andere, vom Klima ganz unabhängige, innere und äußere Antriebe einen Völkerſtamm bewegen, wo z. B. die genaue Zeiteinteilung zur Befriedigung religiöſer oder agronomiſcher Bedürfniſſe eine Notwendigkeit des geſelligen Zuſtandes wird. Bei rechnenden Handelsvölkern (Phönikiern); bei konſtruierenden, bauluſtigen, feldmeſſenden Nationen (Chaldäern und Ägyptern) werden früh *empiriſche Regeln* der Arithmetik und der Geometrie aufgefunden: aber alles dies kann nur die Entſtehung mathematiſcher und aſtronomiſcher *Wiſſenſchaft* vorbereiten. Erſt bei höherer Kultur wird geſetzliche Regelmäßigkeit der Veränderungen am Himmel in den irdiſchen Erſcheinungen wie reflektiert erkannt, auch in letzteren, laut dem Ausſpruch unſeres großen Dichters, nach dem „ruhenden Pole" geforſcht. Die Überzeugung von dem Geſetzmäßigen in der Planeten-Bewegung hat unter allen Klimaten am meiſten dazu beigetragen, in dem wogenden Luftmeere, in den Oscillationen des Oceans, in dem periodiſchen Gange der Magnetnadel, in der Verteilung des Organismus auf der Erdfläche Geſetz und Ordnung zu ſuchen.

Die Araber erhielten indiſche Planetentafeln ſchon am Ende des achten Jahrhunderts. Wir haben bereits oben erinnert, daß der *Susruta*, der uralte Inbegriff aller mediziniſchen Kenntniſſe der Inder, von Gelehrten überſetzt wurde, welche zu dem Hofe des Chalifen Harun Al-Raſchid gehörten, ein Beweis, wie ſehr die Sanskrit-Litteratur früh Eingang gefunden hatte. Der arabiſche Mathematiker Albyruni ging ſelbſt nach Indien, um dort Aſtronomie zu ſtudieren. Seine Schriften, die erſt neuerlichſt zugänglich geworden ſind, beweiſen, wie genau er das Land, die Traditionen und das vielumfaſſende Wiſſen der Inder kannte.

Aber die arabiſchen Aſtronomen: ſo viel ſie den früher ziviliſierten Völkern, vorzüglich den indiſchen und alexandriſchen Schulen, verdankten, haben doch auch, bei ihrem eigentümlichen praktiſchen Sinne: durch die große Zahl und die Richtung ihrer Beobachtungen, durch die Vervollkommnung der winkelmeſſenden Inſtrumente, durch das eifrigſte Beſtreben die älteren Tafeln bei ſorgfältiger Vergleichung mit dem Himmel zu verbeſſern, das Gebiet der Aſtronomie anſehnlich erweitert. In dem 7. Buche von dem Almageſt des Abul-Wefa hat Sédillot die wichtige Störung der Länge des Mondes erkannt, welche in den Syzygien und Quadraturen verſchwindet, ihren größten Wert in den Oktanten hat und bisher unter dem Namen der *Variation* lange für Tycho's Entdeckung gehalten wurde. Die Beobachtungen von Ebn-Junis in Kairo ſind für die Störungen und ſäkularen Bahn-Änderungen der beiden größten Planeten, Jupiter und Saturn, beſonders wichtig geworden. Eine Gradmeſſung, welche der Chalif Al-Mamun in der großen Ebene von Sindſchar zwiſchen Tadmor und Rakka durch Beobachter ausführen ließ, deren Namen uns Ebn-Junis erhalten hat, iſt minder wichtig durch ihr Reſultat als durch das Zeugnis geworden, das ſie uns von der wiſſenſchaftlichen Bildung des arabiſchen Menſchenſtammes gewährt.

Als der Abglanz einer ſolchen Bildung müſſen betrachtet werden: im Weſten, im chriſtlichen Spanien, der aſtronomiſche Kongreß zu Toledo unter Alfons von Kaſtilien, auf dem der Rabbiner Iſaak Ebn-Sid-Hazan die Hauptrolle ſpielte; im fernen Oſten die von Ilſchan Holagu, dem Enkel des Weltſtürmers Dſchingiſchan, auf einem Berge bei Meragha mit vielen Inſtrumenten ausgerüſtete Sternwarte, in welcher Naßir-Eddin aus Tus in Choraſan ſeine Beobachtungen anſtellte. Dieſe Einzelheiten verdienen in der Geſchichte der Weltanſchauung inſofern Erwähnung, als ſie lebhaft daran erinnern, wie die Erſcheinung der Araber vermittelnd in weiten Räumen auf Verbreitung des Wiſſens und Anhäufung der numeriſchen Reſultate gewirkt hat, Reſultate, die in der großen Epoche von Kepler und Tycho weſentlich zur Begründung der theoretiſchen Sternkunde und einer richtigen Anſicht von den Bewegungen im Himmelsraume beigetragen haben. Das Licht, welches in dem von katariſchen Völkern bewohnten Aſien angezündet war, verbreitete ſich im 15. Jahrhundert weiter in Weſten bis Samarkand, wo der Timuride Ulugh Beig neben der Sternwarte ein Gymnaſium nach Art des alexandriſchen Muſeums ſtiftete und einen Sternenkatalog anfertigen ließ, der ſich ganz auf neue und eigene Beobachtungen gründete.

Nach dem Lobe, welches hier dem Naturwiſſen der Araber in beiden Sphären, der Erdräume und des Himmels, gezollt worden iſt, haben wir auch an das zu erinnern, was ſie, auf den einſamen Wegen der Gedankenentwickelung, dem Schatze des reinen mathematiſchen Wiſſens hinzufügten. Nach den neueſten Arbeiten, welche in England, Frankreich und Deutſchland über die Geſchichte der Mathematik unternommen worden ſind, iſt die Algebra der Araber „wie aus zwei lange von einander unabhängig fließenden Strömen, einem indiſchen und einem griechiſchen, urſprünglich entſtanden". Das Kompendium der Algebra, welches auf Befehl des Chalifen Al-Mamun der arabiſche Mathematiker Mohammed Ben-Muſa (der Chowarezmier) verfaßte, gründet ſich nicht auf Diophantus, ſondern auf indiſches Wiſſen; ja ſchon unter Almanſor am Ende des 8. Jahrhunderts waren indiſche Aſtronomen an den glänzenden Hof der Abbaſſiden berufen. Diophantus wurde nach Caſiri und Colebrooke erſt gegen das Ende des 10. Jahrhunderts von Abul-Wefa Buzjani ins Arabiſche überſetzt. Was bei den alten indiſchen Algebriſten ſoll vermißt werden, die von Satz zu Satz fortſchreitende Begründung des Erlangten, hatten die Araber der alexandriniſchen Schule zu verdanken. Ein ſo ſchönes von ihnen vermehrtes Erbteil ging im 12. Jahrhundert durch Johannes Hispalenſis und Gerhard von Cremona in die europäiſche Litteratur des Mittelalters über. „In den algebraiſchen Werken der Inder findet ſich die allgemeine Löſung der unbeſtimmten Gleichungen des erſten Grades und eine weiter ausgebildete Behandlung derer des zweiten als in den auf uns gekommenen Schriften der Alexandriner; es unterliegt daher keinem Zweifel, daß, wären die Werke der Inder zwei Jahrhunderte früher und nicht erſt in unſeren Tagen den Europäern bekannt geworden, ſie auf die Entwickelung der modernen Analyſis fördernd hätten einwirken müſſen."

Auf demſelben Wege und durch dieſelben Verhältniſſe, welche den Arabern die Kenntnis der indiſchen Algebra zuführten, erhielten dieſe auch in Perſien und am Euphrat die indiſchen Zahlzeichen im 9. Jahrhundert. Perſer waren damals als Zollbediente am Indus angeſtellt, und der Gebrauch der indiſchen Zahlen hatte ſich allgemein in die Zollämter der Araber im nördlichen Afrika (den Küſten von Sizilien gegenüber) verpflanzt. Dennoch machen die wichtigen und überaus gründlichen hiſtoriſchen Unterſuchungen, zu welchen Chasles durch ſeine richtige Interpretation der ſogenannten pythagoreiſchen Tafeln in der Geometrie des Boethius veranlaßt worden iſt, es mehr als wahrſcheinlich, daß die Chriſten im Abendlande ſelbſt früher als die Araber mit den indiſchen Zahlen vertraut waren und daß ſie unter dem Namen des *Syſtems des Abacus* den Gebrauch der neun Ziffern nach ihrem Stellenwerte kannten.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſen Gegenſtand näher zu erläutern; aber bei einem hiſtoriſchen Probleme, über das noch viel zu entdecken übrig iſt, entſteht die Frage: ob auch der *Stellenwert*, der ſinnreiche Kunſtgriff der Poſition, welcher ſchon im tuskiſchen Abacus wie im Suanpan von Inner-Aſien hervortritt, zweimal abgeſondert, im Orient und Occident, erfunden worden? oder ob durch die Richtung des Welthandels unter den Lagiden das Syſtem des Stellenwertes von der indiſchen weſtlichen

Halbinſel aus nach Alexandrien verpflanzt und in der Erneuerung der Träumereien der Pythagoreer für eine Erfindung des erſten Stifters des Bundes ausgegeben worden iſt? An die bloße Möglichkeit uralter, uns völlig unbekannter Verbindungen vor der 60. Olympiade iſt wohl nicht zu erinnern. Warum ſollten in dem Gefühl ähnlicher Bedürfniſſe dieſelben Ideenverbindungen ſich nicht bei hochbegabten Völkern verſchiedenen Stammes abgeſondert dargeboten haben?

Wie nun die Algebra der Araber durch das, was dies morgenländiſche Volk von Griechen und Indern aufgenommen und ſelbſt geſchaffen, trotz einer großen Dürftigkeit in der ſymboliſchen Bezeichnung, wohlthätig auf die glänzende Periode der italieniſchen Mathematiker des Mittelalters gewirkt hat, ſo bleibt auch den Arabern das Verdienſt, von Bagdad bis Cordova durch ihre Schriften und ihren ausgebreiteten Handelsverkehr den Gebrauch des indiſchen Zahlenſyſtems beſchleunigt zu haben. Beide Wirkungen, die gleichzeitige Verbreitung der Wiſſenſchaft und der numeriſchen Zeichen mit Stellenwert, haben verſchiedenartig, aber mächtig, die Fortſchritte des mathematiſchen Teils des Naturwiſſens befördert, den Zugang zu entlegenen Regionen in der Aſtronomie, in der Optik, in der phyſiſchen Erdkunde, in der Wärmelehre, in der Theorie des Magnetismus erleichtert, welche ohne jene Hilfsmittel uneröffnet geblieben wären.

Man hat mehrmals in der Völkergeſchichte die Frage aufgeworfen, welche Folge die Weltbegebenheiten würden gehabt haben, wenn Karthago Rom beſiegt und das europäiſche Abendland beherrſcht hätte? Man kann mit gleichem Rechte fragen, in welchem Zuſtande ſich unſere heutige Kultur befinden würde, wenn die Araber, wie ſie es eine lange Zeit hindurch waren, im alleinigen Beſitz der Wiſſenſchaft geblieben wären und ſich über das Abendland dauernd verbreitet hätten? Ein weniger günſtiger Erfolg ſcheint mir in beiden Fällen nicht zweifelhaft. Derſelben Urſache, welche die römiſche Weltherrſchaft hervorbrachte, dem römiſchen Geiſt und Charakter, nicht äußeren mehr zufälligen Schickſalen, verdanken wir den Einfluß der Römer auf unſere bürgerlichen Einrichtungen, auf unſere Geſetze, Sprache und Kultur. Durch dieſen wohlthätigen Einfluß und durch innere Stammverwandtſchaft wurden wir für griechiſchen Geiſt und für griechiſche Sprache empfänglich: da die Araber vorzugsweiſe nur an den wiſſenſchaftlichen Reſultaten griechiſcher Forſchung (den naturbeſchreibenden, phyſiſchen, aſtronomiſchen, rein mathematiſchen) hingen. Die Araber haben, bei ſorgſamer Bewahrung der reinſten heimiſchen Mundart und des Scharfſinnes ihrer bildlichen Reden, dem Ausdruck der Gefühle und edeln Weisheitsſprüchen allerdings die Anmut dichteriſcher Färbung zu geben gewußt; aber ſie würden, nach dem zu urteilen, was ſie unter den Abbaſſiden waren, auch auf der Grundlage desſelben Altertums, mit dem wir ſie vertraut finden, wohl nie vermocht haben, die Werke erhabener Dichtung und bildend-ſchaffenden Kunſtſinnes ins Leben zu rufen, deren ſich in harmoniſcher Verſchmelzung die Blütezeit unſerer europäiſchen Kultur zu rühmen hat.

VI.

Zeit der oceaniſchen Entdeckungen. — Eröffnung der weſtlichen Hemiſphäre. — Begebenheiten und Erweiterung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, welche die oceaniſchen Entdeckungen vorbereitet haben. — Columbus, Sebaſtian Cabot und Gama. — Amerika und das Stille Meer. — Cabrillo, Sebaſtian Vizcaino, Mendaña und Quiros. — Die reichſte Fülle des Materials zur Begründung der phyſiſchen Erdbeſchreibung wird den weſtlichen Völkern Europas dargeboten.

Das 15. Jahrhundert gehört zu den ſeltenen Zeitepochen, in denen alle Geiſtesbeſtrebungen einen beſtimmten und gemeinſamen Charakter andeuten, die unabänderliche Bewegung nach einem vorgeſteckten Ziele offenbaren. Die Einheit dieſes Strebens, der Erfolg, welcher es gekrönt, die handelnde Thatkraft ganzer Völkermaſſen geben dem Zeitalter des Columbus, des Sebaſtian Cabot und Gama Größe und dauernden Glanz. In der Mitte von zwei verſchiedenen Bildungsſtufen der Menſchheit iſt das 15. Jahrhundert gleichſam eine Übergangs-Epoche, welche beiden, dem Mittelalter und dem Anfang der neueren Zeit, angehört. Es iſt die Epoche der größten Entdeckungen im Raume: ſolcher, die faſt alle Breitengrade und alle Höhen der Erdoberfläche umfaſſen. Wenn dieſelbe für die Bewohner Europas die Werke der Schöpfung verdoppelt hat, ſo bot ſie zugleich der Intelligenz neue und mächtige Anregungsmittel zur Vervollkommnung der Naturwiſſenſchaften in ihren phyſiſchen und mathematiſchen Teilen dar.

Wie in Alexanders Heerzügen, aber mit noch überwältigenderer Macht, drängte ſich jetzt die Welt der Objekte, in den Einzelformen des Wahrnehmbaren wie in dem Zuſammenwirken lebendiger Kräfte, dem kombinierenden Geiſte auf. Die zerſtreuenden Bilder ſinnlicher Anſchauung wurden, trotz ihrer Fülle und Verſchiedenartigkeit, allmählich zu einem konkreten Ganzen verſchmolzen, die irdiſche Natur in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt: eine Frucht wirklicher Beobachtung, nicht nach bloßen Ahnungen, die in wechſelnden Geſtalten der Phantaſie vorſchweben. Auch das Himmelsgewölbe entfaltete dem noch immer unbewaffneten Auge neue Gebiete, nie geſehene Sternbilder, einzeln kreiſende Nebelwolken. Zu keiner anderen Zeit (wir haben es bereits oben bemerkt) iſt einem Teile des Menſchengeſchlechts ein größerer Reichtum von Thatſachen, ein größeres Material zur Begründung der vergleichenden phyſiſchen Erdbeſchreibung dargeboten worden. Niemals haben aber auch Entdeckungen im Raume, in der materiellen Welt: durch Erweiterung des Geſichtskreiſes, durch Vervielfältigung der Erzeugniſſe und Tauſchmittel, durch Kolonien von einem Umfange, wie man ſie nie gekannt, außerordentlichere Veränderungen in den Sitten, in den Zuſtänden langer Knechtſchaft eines Teils der Menſchheit und ihres ſpäten Erwachens zu politiſcher Freiheit hervorgerufen.

Was in jedem einzelnen Zeitpunkte des Völkerlebens einen wichtigen Fortſchritt der Intelligenz bezeichnet, hat ſeine tiefen Wurzeln in der Reihe vorhergehender Jahrhunderte. Es liegt nicht in der Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts, eine Verfinſterung zu erleiden, die gleichmäßig das ganze Geſchlecht ergriffe. Ein erhaltendes Prinzip nährt den ewigen Lebensprozeß der fortſchreitenden Vernunft. Die Epoche des Columbus erlangte nur deshalb ſo ſchnell die Erfüllung ihrer Beſtimmungen, weil befruchtende Keime von einer Reihe hochbegabter Männer ausgeſtreuet worden waren, die wie ein Lichtſtreifen durch das ganze Mittelalter, durch finſtere Jahrhunderte hindurchgeht. Ein einziges derſelben, das 13. zeigt uns Roger Baco, Nikolaus Scotus, Albert den Großen, Vincentius von Beauvais. Die erweckte Geiſtesthätigkeit trug bald ihre Früchte in Erweiterung der Erdkunde. Als Diego Ribero im Jahr 1525 von dem geographiſch-aſtronomiſchen Kongreß zurückkam, welcher an der Puente de Caya nahe bei Yelves zur Schlichtung der Streitigkeiten über die Grenze zweier Weltreiche, der portugieſiſchen und ſpaniſchen Monarchie, gehalten wurde, waren ſchon die Umriſſe des Neuen Kontinents von dem Feuerlande bis an die Küſten von Labrador verzeichnet. Auf der weſtlichen Seite, Aſien gegenüber, waren die Fortſchritte natürlich langſamer. Doch war Rodriguez Cabrillo 1543 ſchon nördlicher als Monterey vorgedrungen; und wenn auch dieſer große und kühne Seefahrer ſeinen Tod in dem Kanal von Santa Barbara bei Neu-Kalifornien fand, ſo führte der Steuermann der Expedition, Bartholomäus Ferrelo, doch die Expedition bis 43° der Breite, wo Vancouvers Vorgebirge Orford liegt. Die wetteifernde Thätigkeit der Spanier, Engländer und Portugieſen, auf einen und denſelben Gegenſtand gerichtet, war damals ſo groß, daß ein halbes Jahrhundert genügte, um die äußere Geſtaltung der Ländermaſſe in der weſtlichen Halbkugel, d. h. die Hauptrichtung ihrer Küſten, zu beſtimmen.

Wenn die Bekanntſchaft der Völker Europas mit dem weſtlichen Teile des Erdballes der Hauptgegenſtand iſt, welchem wir dieſen Abſchnitt widmen und um welchen ſich als folgenreichſte Begebenheit ſo viele Verhältniſſe der richtigeren und großartigeren Weltanſicht gruppieren, ſo muß die unbeſtreitbar erſte Entdeckung von Amerika in ſeinen nördlichen Teilen durch die Normänner von der Wieder-Auffindung desſelben Kontinents in ſeinen tropiſchen Teilen ſtreng geſchieden werden. Als noch das Chalifat in Bagdad unter den Abbaſſiden blühete, wie in Perſien die der Poeſie ſo günſtige Herrſchaft der Samaniden, wurde Amerika um das Jahr 1000 von Leif, dem Sohne Eriks des Roten, vom Norden her bis zu 41° $^{1}/_{2}$ nördlicher Breite entdeckt. Der erſte, aber zufällige Anſtoß zu dieſer Begebenheit kam aus Norwegen. Naddod war in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts, da er nach den ſchon früher von den Irländern beſuchten Färöern hatte ſchiffen wollen, durch Sturm nach Island verſchlagen. Die erſte normänniſche Anſiedelung daſelbſt geſchah (875) durch Ingolf. Grönland, die öſtliche Halbinſel einer Ländermaſſe, welche überall durch Meereswaſſer vom eigentlichen Amerika getrennt erſcheint, wurde früh geſehen, aber erſt 100 Jahre nachher (983) von Island aus bevölkert. Die Koloniſierung von Island, welches Naddod zuerſt Schneeland genannt hatte, führte nun über Grönland in ſüdweſtlicher Richtung nach dem Neuen Kontinent.

Die Färöer und Island muß man als Zwiſchenſtationen, als Anfangspunkte zu Unternehmungen nach dem amerikaniſchen Skandinavien betrachten. Auf ähnliche Weiſe hatte die Niederlaſſung zu Karthago den Tyriern zur Erreichung der Meerenge von Gadeira und des Hafens Tarteſſus gedient; eben ſo führte Tarteſſus dies unternehmende Volk von Station zu Station nach Cerne, dem Gauleon (der Schiffsinſel) der Karthager.

Trotz der Nähe der gegenüberliegenden Küſte von Labrador (Helluland it mikla) vergingen doch 125 Jahre von der erſten Anſiedelung der Normänner auf Island bis zu Leifs großer Entdeckung von Amerika. So gering waren die Mittel, welche zur Förderung der Schiffahrt in dieſem abgelegenen öden Erdwinkel von einem edeln, kräftigen, aber warmen Menſchenſtamme angewandt werden konnten. Die Küſtenſtrecke Winland: ſo wegen der von einem Deutſchen, Tyrker, dort aufgefundenen wilden Weintrauben genannt, reizte durch Fruchtbarkeit des Bodens und Milde des Klimas in Vergleich mit Island und Grönland. Durch Leif mit dem Namen des guten Winlands (Vinland it goda) bezeichnet, begriff es das Littoral zwiſchen Boſton und New-York: alſo Teile der jetzigen Staaten Maſſachuſetts, Rhode-Island und Connecticut, zwiſchen den Breitenparallelen von Civitàvecchia und Terracina; denen aber hier doch nur die mittleren Jahres-Temperaturen von 8°,8 und 12°,2 entſprechen. Das war die Haupt-Anſiedelung der Normänner. Die Koloniſten hatten oft mit dem recht kriegeriſchen Stamme der Esquimaux, welcher damals unter dem Namen der Skrälinger viel ſüdlicher verbreitet war, zu kämpfen. Der erſte grönländiſche Biſchof, Erik Upſi, ein Isländer, unternahm 1121 eine chriſtliche Miſſionsfahrt nach Winland; und der Name des koloniſierten Landes iſt ſogar in alten National-Geſängen bei den Eingeborenen der Färöer aufgefunden worden.

Von der Thätigkeit und dem kühnen Unternehmungsgeiſte der isländiſchen und grönländiſchen Abenteurer zeugt der Umſtand, daß, nachdem ſie ſich im Süden bis unter 41° $^{1}/_{2}$ Breite angeſiedelt, ſie an der Oſtküſte der Baffinsbai unter der Breite von 72° 55′ auf einer der Weiber-Inſeln,*) nordweſtlich von der jetzt nördlichſten däniſchen Kolonie Upernavik, drei Grenzſäulen aufrichteten. Der Runenſtein, welchen man im Herbſt des Jahres 1824 aufgefunden, enthält nach Raſk und Finn Magnuſen die Jahrzahl 1135. Von dieſer öſtlichen Küſte der Baffinsbai aus beſuchten die Anſiedler des Fiſchfangs wegen ſehr regelmäßig den Lancaſter-Sund und einen Teil der Barrow-Straße, und zwar mehr denn ſechs Jahrhunderte vor den kühnen Unternehmungen von Parry und Roß. Die Lokalität des Fiſchfanges iſt ſehr beſtimmt beſchrieben, und grönländiſche Prieſter aus dem Bistum Gardar leiteten (1266) die erſte Entdeckungsfahrt. Man nannte dieſe nordweſtliche Sommerſtation die Kroksfjardar-Heide. Es geſchieht ſchon Erwähnung des angeſchwemmten (gewiß ſibiriſchen) Treibholzes, welches man dort ſammelte, der vielen Walfiſche, Phoken, Walroſſe und Seebären.

Über den Verkehr des hohen europäiſchen Nordens, wie über den der Grönländer und Isländer mit dem eigentlichen amerikaniſchen Kontinent reichen ſichere Nachrichten nur bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Noch im Jahr 1347 wurde von Grönland aus ein Schiff nach Markland (Neu-Schottland) geſandt, um Bauholz und andere Bedürfniſſe einzuſammeln. Auf der Rückreiſe von Markland wurde das Schiff vom Sturme verſchlagen und mußte in Straumfjörd im Weſten von Island landen. Dies iſt die letzte Nachricht von dem normänniſchen Amerika, welche uns alt-ſkandinaviſche Quellenſchriften aufbewahrt haben.

Wir ſind bisher ſorgfältig auf hiſtoriſchem Boden geblieben. Durch die kritiſchen, nicht genug zu lobenden Bemühungen von Chriſtian Rafn und der königlichen Geſellſchaft für nordiſche Altertumskunde in Kopenhagen ſind die Sagas und Urkunden über die Fahrten der Normänner nach Helluland (Neufundland), nach Markland (der Mündung des St. Lorenz-Fluſſes mit Nova Scotia) und nach Winland (Maſſachuſetts) einzeln abgedruckt und befriedigend kommentiert worden. Die Länge der Fahrt, die Richtung, in der man geſegelt, die Zeit des Aufganges und Unterganges der Sonne ſind genau angegeben.

Geringere Gewißheit gewähren noch die Spuren, die man von einer früheren iriſchen Entdeckung von Amerika, vor dem Jahre 1000, glaubt gefunden zu haben. Die Skrälinger erzählten den in Winland angeſiedelten Normännern: weiter in Süden jenſeit der Cheſapeak-Bai wohnten „weiße Menſchen, die in langen weißen Kleidern einhergingen, Stangen, an welche Tücher geheftet ſeien, vor ſich hertrügen und mit lauter Stimme riefen.“ Dieſe Erzählung wurde von den chriſtlichen Normännern auf Prozeſſionen gedeutet, in denen man Fahnen trug und ſang. In den älteſten Sagas, in den geſchichtlichen Erzählungen von Thorfinn Karlsefne und dem isländiſchen Landnama-Buche ſind dieſe ſüdlichen Küſten zwiſchen Virginien und Florida durch den Namen des Weißmännerlandes bezeichnet. Sie werden darin beſtimmt Groß-Irland (Irland it mikla) genannt, und es wird behauptet, ſie ſeien von den Iren bevölkert worden. Nach Zeugniſſen, die bis 1064 hinaufreichen, wurde, ehe noch Leif Winland entdeckte, wahrſcheinlich ſchon um das Jahr 982, Ari Marsſon, aus dem mächtigen isländiſchen Geſchlechte Ulfs des Schielers, auf einer Fahrt von Island gegen Süden durch Sturm an die Küſte des Weißmännerlandes verſchlagen, in demſelben als Chriſt getauft und, da man ihm nicht erlaubte, ſich zu entfernen, dort von Männern aus den Orkney-Inſeln und Island erkannt.

Die Meinung einiger nordiſchen Altertumsforſcher iſt nun, daß, da in den älteſten isländiſchen Dokumenten die erſten Bewohner der Inſel „über das Meer gekommene Weſtmänner“ genannt werden (Ankömmlinge, die ſich in Papyli an der Südoſt-Küſte und auf dem nahe gelegenen kleinen Papar-Eilande niedergelaſſen), Island zuerſt nicht unmittelbar von Europa, ſondern von Virginien und Karolina her, d. i. aus Groß-Irland (dem amerikaniſchen Weißmännerlande), von nach Amerika früh verpflanzten Iren bevölkert worden ſei. Die wichtige Schrift des irländiſchen Mönches Dicuil, de Mensura Orbis Terrae, welche um das Jahr 825 verfaßt wurde, alſo 38 Jahre früher als die Normänner durch Naddod Kenntnis von Island erhielten, beſtätigt aber nicht dieſe Meinung.

Im Norden von Europa haben chriſtliche Anachoreten, im Innern Aſiens fromme Buddhiſten-Mönche unzugängliche Gegenden zu erforſchen und der Ziviliſation zu eröffnen gewußt. Das emſige Beſtreben, religiöſe Dogmen zu verbreiten, hat bald kriegeriſchen Unternehmungen, bald friedlichen Ideen und Handelsverbindungen den Weg gebahnt. Der den Religionsſyſtemen von Indien, Paläſtina und Arabien ſo eigentümliche, dem Indifferentismus der polytheiſtiſchen Griechen und Römer durchaus fremde Eifer hat die Fortſchritte der Erdkunde in der erſten Hälfte des Mittelalters belebt. Letronne, der Kommentator des Dicuil, hat auf eine ſcharfſinnige Weiſe dargethan, daß, ſeitdem die irländiſchen Miſſionare von den Normännern aus den Färöer-Inſeln verdrängt waren, ſie um das Jahr 795 Island zu beſuchen anfingen. Die Normänner, als ſie Island betraten, fanden daſelbſt irländiſche Bücher, Meßglocken und andere Gegenſtände, welche frühere Ankömmlinge, die Papar genannt werden, dort zurückgelaſſen hatten. Dieſe Papae (Väter) aber ſind die Clerici des Dicuil. Gehörten nun, wie man nach ſeinem Zeugnis vermuten muß, jene Gegenſtände irländiſchen Mönchen, die aus den Färöer-Inſeln kamen, ſo fragt ſich, warum die Mönche (Papar) nach einheimiſchen Sagen Weſtmänner, Vestmenn, „von Weſten über das Meer gekommene (komnir til vestan um haf)“ genannt wurden? Über die Schiffahrt des galiſchen Häuptlings Madoc, Sohnes des Owen Guineth, nach einem großen weſtlichen Lande im Jahr 1170 und den Zuſammenhang dieſer Begebenheit mit dem Groß-Irland der isländiſchen Sagas iſt bis jetzt alles in tiefes Dunkel gehüllt. Auch verſchwindet nach und nach die Raſſe der Celto-Amerikaner, welche leichtgläubige Reiſende in mehreren Teilen der Vereinigten Staaten wollten gefunden haben; ſie verſchwindet, ſeitdem eine ernſte, auf grammatiſche Formen und organiſchen Bau, nicht auf zufällige Laut-Ähnlichkeiten, gegründete Sprachvergleichung eingeführt iſt.

Daß dieſe erſte Entdeckung von Amerika in oder vor dem 11. Jahrhundert nichts Großes und Bleibendes zu Erweiterung der phyſiſchen Weltanſchauung ſchaffen konnte, wie es das Wieder-Auffinden desſelben Kontinents durch Columbus am Ende des 15. Jahrhunderts hervorbrachte, ergiebt ſich aus dem Zuſtande der Unkultur des Volksſtammes, welcher die erſte Entdeckung machte, und aus der Natur der Gegenden, auf welche dieſelbe beſchränkt blieb. Durch keine wiſſenſchaftliche Kenntnis waren die Skandinavier vorbereitet, um, über die Befriedigung des nächſten Bedürfniſſes hinaus, die Länder, in denen ſie ſich angeſiedelt, zu durchforſchen. Als das eigentliche Mutterland jener neuen Kolonien waren Grönland und Island zu betrachten, Regionen, in denen der Menſch alle Beſchwerden eines unwirtbaren Klimas zu bekämpfen hatte. Der wunderbar organiſierte isländiſche Freiſtaat erhielt allerdings ſeine Selbſtändigkeit viertehalb-hundert Jahre lang, bis die bürgerliche Freiheit unterging und das Land ſich dem norwegiſchen König Hakon VI. unterwarf. Die Blüte der isländiſchen Litteratur: die Geſchichtsſchreibung, die Aufſammlung der Sagas und der Edda-Lieder, bezeichnen das 12. und 13. Jahrhundert.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung in der Kulturgeſchichte der Völker, den Nationalſchatz der älteſten Überlieferungen des europäiſchen Nordens, durch Unruhen in der Heimat gefährdet und nach Island übergetragen, dort ſorgſam gepflegt und für die Nachwelt gerettet zu ſehen. Dieſe Rettung, die entfernte Folge von Ingolfs erſter Anſiedelung auf Island (875), iſt eine wichtige Begebenheit in den Kreiſen der Dichtung und ſchaffender Einbildungskraft in der formloſen Nebelwelt ſkandinaviſcher Mythen und ſinnbildlicher Kosmogonien geworden. Nur das Naturwiſſen gewann keine Erweiterung. Reiſende Isländer beſuchten allerdings die Lehranſtalten Deutſchlands und Italiens; aber die Entdeckungen der Grönländer im Süden, der geringe Verkehr mit Winland, deſſen Vegetation keinen merkwürdig eigentümlichen phyſiognomiſchen Charakter darbot, zogen Anſiedler und Seefahrer ſo wenig von ihrem ganz europäiſchen Intereſſe ab, daß ſich unter den Kulturvölkern des ſüdlichen Europas keine Nachricht von jenen neu-angeſiedelten Ländern verbreitete. Ja in Island ſelbſt ſcheint eine ſolche Nachricht nicht einmal zu den Ohren des großen genueſiſchen Seefahrers gelangt zu ſein. Island und Grönland waren nämlich damals ſchon über zwei 2 Jahrhunderte von einander getrennt: da Grönland 1261 ſeine republikaniſche Verfaſſung verloren hatte und ihm, als Krongut Norwegens, aller Verkehr mit Fremden und auch mit Island förmlich unterſagt wurde. Chriſtoph Columbus erzählt in ſeiner Schrift „über die fünf bewohnbaren Erdzonen“, daß er im Monat Februar 1477 Island beſuchte: „wo damals das Meer nicht mit Eis bedeckt war und das von vielen Kaufleuten von Briſtol beſucht wurde“. Hätte er dort von der alten Koloniſation eines gegenüberliegenden ausgedehnten zuſammenhängenden Landſtriches: von Helluland it mikla, Markland und dem „guten Winland“ reden hören; hätte er dieſe Kenntnis eines nahen Kontinents mit den Projekten in Verbindung geſetzt, welche ihn ſchon ſeit 1470 und 1473 beſchäftigten: ſo würde in dem berühmten, erſt 1517 beendigten Prozeſſe über das Verdienſt der erſten Entdeckung um ſo mehr von der Reiſe nach Thyle (Island) die Rede geweſen ſein, als der argwöhniſche Fiſcal ſelbſt einer Seekarte (mappamundo) erwähnt, die Martin Alonſo Pinzon in Rom geſehen hatte und auf der der Neue Kontinent ſoll abgebildet geweſen ſein. Wenn Columbus ein Land hätte aufſuchen wollen, von dem er in Island Kenntnis erhalten, ſo würde er gewiß nicht auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe von den kanariſchen Inſeln aus in ſüdweſtlicher Richtung geſteuert haben. Zwiſchen Bergen und Grönland gab es aber noch

---

*) Der Runenſtein war auf dem höchſten Punkte der Inſel Kingittorſoak geſetzt: „an dem Samstage vor dem Siegestage“, d. i. vor dem 21. April, einem heidniſchen Hauptfeſte der alten Skandinavier, das bei der Annahme des Chriſtentums in ein chriſtliches Feſt verwandelt wurde.

Handelsverbindungen bis 1484, alſo bis 7 Jahre nach des Columbus Reiſe nach Island.

Ganz verſchieden von der erſten Entdeckung des Neuen Kontinents im 11. Jahrhundert iſt durch ihre weltgeſchichtlichen Folgen, durch ihren Einfluß auf die Erweiterung phyſiſcher Weltanſchauung die Wieder-Auffindung dieſes Kontinents durch Chriſtoph Columbus, die Entdeckung der Tropenländer von Amerika geworden. Wenn auch der Seefahrer, welcher am Ende des 15. Jahrhunderts das große Unternehmen leitete, keineswegs die Abſicht hatte einen neuen Weltteil zu entdecken; wenn es auch entſchieden iſt, daß Columbus und Amerigo Veſpucci in der Überzeugung geſtorben ſind, ſie hätten bloß Teile des öſtlichen Aſiens berührt; ſo hat die Expedition doch ganz den Charakter der Ausführung eines nach wiſſenſchaftlichen Kombinationen entworfenen Planes gehabt. Es wurde ſicher geſchifft nach Weſten, durch die Pforte, welche die Tyrier und Coläus von Samos geöffnet, durch das „unermeßliche Dunkelmeer" (mare tenebrosum) der arabiſchen Geographen. Man ſtrebte nach einem Ziele, deſſen Abſtand man zu kennen glaubte. Die Schiffer wurden nicht zufällig verſchlagen, wie Naddod und Gardar nach Island, wie Gunnbjörn, der Sohn von Ulf Kraka, nach Grönland. Auch wurde der Entdecker nicht durch Zwiſchenſtationen geleitet, der große Nürnberger Kosmograph Martin Behaim, welcher den Portugieſen Diego Cam auf ſeinen wichtigen Expeditionen nach der Weſtküſte von Afrika begleitet hatte, lebte vier Jahre, von 1486 bis 1490, auf den Azoren; und nicht von dieſen Inſeln aus, welche zwiſchen den iberiſchen Küſten und der Küſte Penſylvaniens in $^3/_5$ Entfernung von der letzteren liegen, wurde Amerika entdeckt. Das Vorſätzliche der That iſt dichteriſch ſchön in den Stanzen des Taſſo gefeiert. Er ſingt von dem, was Herkules nicht wagte:

Non asò di tentar l'alto Oceano:	Er vertraute doch dem Weltmeer nicht genug:
Segnò le mete, e'n troppo brevi chiostri	Er ſteckt ein Ziel und ſchloß des Menſchen Wagen
L'ardir ristrinse dell' ingegno umano	In Schranken ein, zu enge ſeinem Flug.
Tempo verrà che fian d'Ercole i segni	Die Stunde kommt, da werden Herkuls Zeichen
Javola vile ai naviganti industri	Erfahrnen Schiffern zum verlachten Wahn.
Un uom della Liguria avrà ardimento	Ein Mann von Genua wird ſich ohne Grauſen
All' incognito corso esporsi in prima	Zuerſt vertraun der unbekannten Flut.

Tasso XV, st. 25, 30 und 31. (Überſ. von J. D. Gries.)

Und doch weiß von dieſem „uom della Liguria" der große portugieſiſche Geſchichtsſchreiber Johann Barros, deſſen erſte Dekade 1552 erſchienen iſt, nicht mehr zu ſagen, als daß er ein eitler phantaſtiſcher Schwätzer geweſen ſei (homem fallador, e glorioso em mostrar suas habilidades, e mais fantastico, e de imaginaçõc com sua Ilha Cypango). So hat durch alle Jahrhunderte, durch alle Abſtufungen der errungenen Civiliſation hindurch Nationalhaß den Glanz ruhmvoller Namen zu verdunkeln geſtrebt. Die Entdeckung der Tropenländer von Amerika durch Chriſtoph Columbus, Alonſo de Hajeda und Alvarez Cabral kann in der Geſchichte der Weltanſchauung nicht als eine iſolierte Begebenheit betrachtet werden. Ihr Einfluß auf die Erweiterung des phyſiſchen Wiſſens und auf die Bereicherung der Ideenwelt im allgemeinen wird nur dann richtig aufgefaßt, wenn man einen flüchtigen Blick auf diejenigen Jahrhunderte wirft, welche das Zeitalter der großen nautiſchen Unternehmungen von dem der Blüte wiſſenſchaftlicher Kultur unter den Arabern trennen. Was der Ära des Columbus ihren eigentümlichen Charakter gab: den eines ununterbrochenen und gelingenden Strebens nach Entdeckungen im Raume, nach erweiterter Erdkenntnis, wurde langſam und auf vielfachen Wegen vorbereitet. Es wurde durch eine kleine Zahl kühner Männer, welche früher auftraten und gleichzeitig zu allgemeiner Freiheit des Selbſtdenkens wie zum Erforſchen einzelner Naturerſcheinungen anregten, durch den Einfluß, welchen auf die tiefſten Quellen des geiſtigen Lebens ausübte die in Italien erneuerte Bekanntſchaft mit den Werken der griechiſchen Litteratur und die Erfindung einer Kunſt, die dem Gedanken Flügel und lange Dauer verlieh, durch die erweiterte Kenntnis des öſtlichen Aſiens, welche Mönchsgeſandtſchaften an die Mongolen-Fürſten und reiſende Kaufleute unter die weltverkehrenden Nationen des ſüdweſtlichen Europas verbreiteten, unter ſolche, denen ein kürzerer Weg nach den Gewürzländern ein Gegenſtand der eifrigſten Wünſche war. Zu den hier genannten Anregungsmitteln geſellten ſich noch, was die Befriedigung jener Wünſche gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts am meiſten erleichterte: die Fortſchritte der Schiffahrtskunde, die allmähliche Vervollkommnung der nautiſchen Inſtrumente, der magnetiſchen wie der aſtronomiſch meſſenden, endlich die Anwendung gewiſſer Methoden zur Ortsbeſtimmung des Schiffes und der allgemeinere Gebrauch der Sonnen- und Mond-Ephemeriden des Regiomontanus.

Ohne, was dieſen Blättern fremd bleiben muß, auf das Einzelne in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einzugehen, nennen wir nur unter den Menſchen, welche die Epoche von Columbus und Gama vorbereitet haben, drei große Namen: Albertus Magnus, Roger Baco und Vincenz von Beauvais. Sie ſind hier der Zeitfolge nach aufgeführt; denn der wichtigere, mehrumfaſſende, geiſtreichere iſt Roger Baco, ein Franziskaner-Mönch aus Ilcheſter, der ſich zu Oxford und Paris für die Wiſſenſchaften ausbildete. Alle drei ſind ihrem Zeitalter vorangeeilt und haben mächtig auf dasſelbe eingewirkt. In den langen, meiſt unfruchtbaren Kämpfen dialektiſcher Spekulationen und des logiſchen Dogmatismus einer Philoſophie, die man mit dem unbeſtimmten, vieldeutigen Namen der ſcholaſtiſchen belegt hat, läßt ſich der wohlthätige Einfluß, man könnte ſagen die Nachwirkung der Araber nicht verkennen. Die Eigentümlichkeit ihres Nationalcharakters, die wir im vorigen Abſchnitte geſchildert, ihr Hang zum Verkehr mit der Natur hatte den neu überſetzten Schriften des Ariſtoteles eine Verbreitung verſchafft, welche mit der Vorliebe und der Begründung der Erfahrungswiſſenſchaften auf das innigſte zuſammenhing. Bis an das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts herrſchten mißverſtandene Lehren der platoniſchen Philoſophie in den Schulen. Schon die Kirchenväter glaubten in derſelben die Vorbilder zu ihren eigenen religiöſen Anſchauungen zu finden. Viele der ſymboliſierenden phyſikaliſchen Phantaſien des Timäus wurden mit Begeiſterung aufgenommen; und durch chriſtliche Autorität lebten wieder verworrene Ideen über den Kosmos auf, deren Nichtigkeit die mathematiſche Schule der Alexandriner längſt erwieſen hatte. So pflanzten ſich von Auguſtinus an bis Alcuin, Johannes Scotus und Bernhard von Chartres tief in das Mittelalter hinab, unter wechſelnden Formen, die Herrſchaft des Platonismus oder richtiger zu ſagen neu-platoniſche Anklänge fort.

Als nun, dieſe verdrängend, die ariſtoteliſche Philoſophie den entſchiedenſten Einfluß auf die Bewegungen des Geiſtes gewann, war es in zwei Richtungen zugleich: in den Forſchungen der ſpekulativen Philoſophie und in der philoſophiſchen Bearbeitung des *empiriſchen Naturwiſſens*. Die erſte dieſer Richtungen, wenn ſie auch dem Gegenſtande meiner Schrift entfernter zu liegen ſcheint, darf hier ſchon deshalb nicht unberührt bleiben, weil ſie mitten in der Zeit dialektiſcher Scholaſtik einige edle, hochbegabte Männer zum freien Selbſtdenken in den verſchiedenartigſten Gebieten des Wiſſens antrieb. Eine großartige *phyſiſche Weltanſchauung* bedarf nicht bloß der reichen Fülle der Beobachtungen, als Subſtrats der Verallgemeinerung der Ideen; ſie bedarf auch der vorbereitenden Kräftigung der Gemüter, um in den ewigen Kämpfen zwiſchen Wiſſen und Glauben nicht vor den drohenden Geſtalten zurückzuſchrecken, die bis in die neuere Zeit an den Eingängen zu gewiſſen Regionen der Erfahrungswiſſenſchaft auftreten und dieſe Eingänge zu verſperren trachten. Man darf nicht trennen, was in dem Entwickelungsgange der Menſchheit gleichmäßig belebt hat das Gefühl der Berechtigung zur intellektuellen Freiheit und das lange unbefriedigte Streben nach Entdeckungen in fernen Räumen. Jene freien Selbſtdenker bildeten eine Reihe, welche im Mittelalter mit Duns Scotus, Wilhelm von Occam und Nikolaus von Cuſa anhebt und durch Ramus, Campanella und Giordano Bruno bis zu Descartes leitet.

Die unüberſteiglich ſcheinende „Kluft zwiſchen dem Denken und dem Sein, die Beziehungen zwiſchen der erkennenden Seele und dem erkannten Gegenſtande" trennten die Dialektiker in jene zwei berühmten Schulen der *Realiſten* und *Nominaliſten*. Des faſt vergeſſenen Kampfes dieſer mittelalterlichen Schulen muß hier gedacht werden, weil er einen weſentlichen Einfluß auf die endliche Begründung der Erfahrungswiſſenſchaften ausgeübt hat. Die Nominaliſten, welche den allgemeinen Begriffen nur ein ſubjektives Daſein in dem menſchlichen Vorſtellungsvermögen zugeſtanden, wurden nach vielen Schwankungen zuletzt im 14. und 15. Jahrhundert die ſiegreiche Partei. Bei ihrer größeren Abneigung vor leeren Abſtraktionen drangen ſie zuerſt auf die Notwendigkeit der Erfahrung, auf die Vermehrung der ſinnlichen Grundlage der Erkenntnis. Eine ſolche Richtung wirkte wenigſtens mittelbar auf die Bearbeitung des empiriſchen Naturwiſſens; aber auch ſchon da, wo ſich nur noch realiſtiſche Anſichten geltend machten, hatte die Bekanntſchaft mit der Litteratur der Araber Liebe zum Naturwiſſen, in glücklichem Kampfe mit der alles abſorbierenden Theologie, verbreitet. So ſehen wir in den verſchiedenen Perioden des Mittelalters, dem man vielleicht eine zu große Charakter-Einheit zuzuſchreiben gewohnt iſt, auf ganz verſchiedenen Wegen: auf rein ideellen und empiriſchen, das große Werk der Entdeckungen im Erdraume und die Möglichkeit ihrer glücklichen Benutzung zur Erweiterung des kosmiſchen Ideenkreiſes ſich allmählich vorbereiten.

Unter den gelehrten Arabern war das Naturwiſſen eng an Arzneikunde und Philoſophie, im chriſtlichen Mittelalter war es neben der Philoſophie an die theologiſche Dogmatik geknüpft. Die letztere, ihrer Natur nach zur Alleinherrſchaft ſtrebend, bedrängte die empiriſche Forſchung in den Gebieten der Phyſik, der organiſchen Morphologie und der, meiſt mit Aſtrologie verſchwiſterten Sternkunde. Das von den Arabern und jüdiſchen Rabbinern überkommene Studium des allumfaſſenden Ariſtoteles hatte aber die Richtung nach einer philoſophiſchen Verſchmelzung aller Disziplinen hervorgerufen; daher galten Ibn-Sina (Avicenna) und Ibn-Roſchd (Averroes), Albertus Magnus und Roger Bacon für die Repräſentanten des ganzen menſchlichen Wiſſens ihrer Zeit. Der Ruhm, welcher im Mittelalter ihre Namen umſtrahlte, läßt ſich dieſem allgemein verbreiteten Glauben beimeſſen.

Albert der Große, aus dem Geſchlechte der Grafen von Bollſtädt, muß auch als Selbſtbeobachter in dem Gebiete der zerlegenden Chemie genannt werden. Seine Hoffnungen waren freilich auf die Umwandlung der Metalle gerichtet; aber, um ſie zu erfüllen, vervollkommnete er nicht bloß die praktiſchen Handgriffe in Behandlung der Erze, er vermehrte auch die Einſicht in die allgemeine Wirkungsart der chemiſchen Naturkräfte. Über den organiſchen Bau und die Pflanzen-Phyſiologie enthalten ſeine Werke einzelne überaus ſcharfſinnige Bemerkungen. Er kannte den Schlaf der Pflanzen, das periodiſche ſich Öffnen und Schließen der Blumen, die Verminderung des Saftes durch Verdunſtung aus der Oberhaut der Blätter, den Einfluß der Teilung der Gefäßbündel auf die Ausſchnitte des Blattrandes. Er kommentierte alle phyſikaliſchen Schriften des Stagiriten, doch die Tiergeſchichte nur nach der lateiniſchen Überſetzung des Michael Scotus aus dem Arabiſchen. Ein Werk Alberts des Großen, welches den Titel führt: Liber cosmographicus de natura locorum, iſt eine Art phyſiſcher Geographie. Ich habe darin Betrachtungen aufgefunden über die gleichzeitige Abhängigkeit der Klimate von der Breite und der Höhe des Orts, wie über die Wirkung des verſchiedenen Einfallswinkels der Sonnenſtrahlen auf Erwärmung des Bodens, die mich ſehr überraſcht haben. Daß Albert von Dante gefeiert worden iſt, verdankt er vielleicht nicht ſo ſehr ſich ſelbſt als ſeinem geliebten Schüler, dem heiligen Thomas von Aquino, welchen er 1245 von Köln nach Paris und 1248 nach Deutſchland zurückführte.

In dem, was unmittelbar auf die Erweiterung der Naturwiſſenſchaften gewirkt hat, auf ihre Begründung durch Mathematik und durch das Hervorrufen von Erſcheinungen auf dem Wege des Experiments, iſt Alberts von Bollſtädt Zeitgenoſſe Roger Bacon die wichtigſte Erſcheinung des Mittelalters geweſen. Beide Männer füllen faſt das ganze dreizehnte Jahrhundert aus; aber dem Roger Bacon gehört der Ruhm, daß der Einfluß, welchen er auf die Form und Behandlung des Naturſtudiums ausgeübt hat, wohlthätiger und dauernd wirkſamer geweſen iſt als das, was man ihm von eigenen Erfindungen mit mehr oder minderem Rechte zugeſchrieben hat. Zum Selbſtdenken erweckend, rügte er ſtreng den blinden Autoritätsglauben der Schule; doch, weit davon entfernt, ſich nicht um das zu kümmern, was das griechiſche Altertum erforſcht, pries er gleichzeitig gründliche Sprachkunde, Anwendung der Mathematik und die Scientia experimentalis: der er einen eigenen Abſchnitt des Opus majus gewidmet hat. Von einem Papſte (Clemens IV.) geſchützt und begünſtigt, von zwei anderen (Nikolaus III. und IV.) der Magie beſchuldigt und eingekerkert, hatte er die wechſelnden Schickſale der großen Geiſter aller Zeiten. Er kannte die Optik des Ptolemäus und das Almageſt. Da er den Hipparch immer, wie die Araber, Abraxis nennt, ſo darf man ſchließen, daß auch er ſich nur einer aus dem Arabiſchen herſtammenden lateiniſchen Überſetzung bediente. Neben Bacons chemiſchen Verſuchen über brennbare explodierende Miſchungen ſind ſeine theoretiſch-optiſchen Arbeiten über die Perſpektive und die Lage des Brennpunktes bei Hohlſpiegeln am wichtigſten. Sein gedankenvolles Großes Werk enthält Vorſchläge und Entwürfe zu möglicher Ausführung, nicht deutliche Spuren gelungener optiſcher Erfindungen. Tiefe des mathematiſchen Wiſſens iſt ihm nicht zuzuſchreiben. Was ihn charakteriſiert, iſt vielmehr eine gewiſſe Lebhaftigkeit der Phantaſie: deren ungemeſſene Aufregung bei den Mönchen des Mittelalters in ihren naturphiloſophiſchen Richtungen durch den Eindruck ſo vieler unerklärter, großer Naturerſcheinungen wie durch langes angſtvolles Spähen nach Löſung geheimnisvoller Probleme krankhaft erhöht wurde.

Die durch das Koſtſpielige des Abſchreibens vermehrte Schwierigkeit, vor Erfindung des Bücherdrucks eine große Zahl einzelner Handſchriften zu ſammeln, erzeugte im Mittelalter, als der Ideenkreis ſich ſeit dem 13. Jahrhunderte wieder zu erweitern anfing, eine große Vorliebe für encyklopädiſche Werke. Dieſe verdienen hier eine beſondere Beachtung, weil ſie zu Verallgemeinerung der Anſichten führten. Es erſchienen, meiſt auf einander gegründet, die zwanzig Bücher de rerum natura von Thomas Cantipratenſis, Profeſſor in Löwen (1230); der Naturſpiegel (Speculum naturale), welchen Vincenz von Beauvais (Bellovacenſis) für den heiligen Ludwig und deſſen Gemahlin Margarete von Provence ſchrieb (1250); das Buch der Natur von Konrad von Meygenberg, Prieſter zu Regensburg (1349); und das Weltbild (Imago Mundi) des Kardinals Petrus de Alliaco, Biſchofs von Cambray (1410). Dieſe Encyklopädien waren die Vorläufer der großen Margarita philosophica des Pater Reiſch: deren erſte Ausgabe 1486 erſchien und welche ein halbes Jahrhundert lang die Verbreitung des Wiſſens auf eine merkwürdige Weiſe befördert hat. Bei dem Weltbilde des Cardinals Alliacus (Pierre d'Ailly) müſſen wir hier noch beſonders verweilen. Ich habe an einem anderen Orte erwieſen, daß das Buch Imago Mundi mehr Einfluß auf die Entdeckung von Amerika als der Briefwechſel mit dem gelehrten Florentiner Toſcanelli ausgeübt hat. Alles, was Chriſtoph Columbus von den griechiſchen und römiſchen Schrifſtellern wußte, alle Stellen des Ariſtoteles, des Strabo und des Seneca über die Nähe des öſtlichen Aſiens zu den Herkules-Säulen, welche, wie der Sohn Don Fernando ſagt, den Vater hauptſächlich anregten die indiſchen Länder zu entdecken, ſchöpfte der Admiral aus den Schriften des Kardinals. Er hatte ſie bei ſich auf ſeinen Reiſen; denn in einem Briefe, den er im Monat Oktober 1498 von der Inſel Haiti an die ſpaniſchen Monarchen ſchrieb, überſetzt er wörtlich eine Stelle aus des Alliacus Abhandlung de quantitate terrae habitabilis, welche ihm den tiefſten Eindruck gemacht hatte. Er wußte wahrſcheinlich nicht, daß Alliacus auch von ſeiner Seite ein anderes, früheres Buch, das Opus majus des Roger Bacon, wörtlich ausgeſchrieben hatte. Sonderbares Zeitalter, in welchem ein Gemiſch von Zeugniſſen des Ariſtoteles und Averroes (Avenryz), des Esra und Seneca über die geringe Ausdehnung der Meere in Vergleich mit der der Kontinental-Maſſen den Monarchen die Überzeugung von der Sicherheit eines koſtſpieligen Unternehmens geben konnte!

Wir haben erinnert, wie mit dem Ende des 13. Jahrhunderts ſich eine entſchiedene Vorliebe zum Studium der Kräfte der Natur: auch eine fortſchreitend philoſophiſchere Richtung in der Form dieſes Studiums, in ſeiner wiſſenſchaftlichen Begründung durch Experimente, zeigte. Es bleibt uns übrig, in wenigen Zügen den Einfluß zu ſchildern, welchen die Erweckung der klaſſiſchen Litteratur ſeit dem Ende des 14. Jahrhunderts auf die tiefſten Quellen des geiſtigen Lebens der Völker, und alſo auch auf eine allgemeine Weltanſchauung ausgeübt hat. Die Individualität einzelner hochbegabter Männer hatte dazu beigetragen den Reichtum der Ideenwelt zu vermehren. Die Empfänglichkeit für eine freiere Ausbildung des Geiſtes war vorhanden, als, durch viele zufällig ſcheinende Verhältniſſe begünſtigt, die griechiſche Litteratur, in ihren alten Wohnſitzen bedrängt, eine ſichere Stelle in den Abendländern gewann. Die klaſſiſchen Studien der Araber waren allem fremd geblieben, was der begeiſterten Sprache angehört. Sie waren auf eine ſehr geringe Anzahl von Schriftſtellern des Altertums beſchränkt: nach der entſchiedenen Vorliebe des Volkes für das Naturſtudium vorzugsweiſe auf die phyſiſchen Bücher des Ariſtoteles, auf das Almageſt des Ptolemäus, die Botanik und Chemie des Dioskorides, die kosmologiſchen Phantaſien des Plato. Die ariſtoteliſche Dialektik wurde bei den Arabern mit der Phyſik, wie in den früheren Zeiten des chriſtlichen Mittelalters mit der Theologie verſchwiſtert. Man entlehnte den Alten, was man zu ſpeziellen Anwendungen benutzen konnte; aber man war weit entfernt, den Geiſt des Griechentums im ganzen zu erfaſſen, in den organiſchen Bau der Sprache einzudringen, ſich der dichteriſchen Schöpfungen zu erfreuen, den wundervollen Reichtum in dem Gebiet der Redekunſt und der Geſchichtſchreibung zu ergründen.

Faſt zwei Jahrhunderte vor Petrarca und Boccaccio hatten allerdings ſchon Johann von Salisbury und der platoniſierende Abälard wohlthätig auf die Bekanntſchaft mit einigen Werken des klaſſiſchen Altertums gewirkt. Beide hatten Sinn für die Anmut von Schriften, in denen Freiheit und Maß, Natur und Geiſt ſich ſtets mit einander verſchwiſtert finden; aber der Einfluß des in ihnen angeregten äſthetiſchen Gefühls ſchwand ſpurlos dahin. Der eigentliche Ruhm, den geflüchteten griechiſchen Muſen in Italien einen bleibenden Wohnſitz vorbereitet, an der Wiederherſtellung der klaſſiſchen Litteratur am kräftigſten gearbeitet zu haben, gebührt zwei innigſt befreundeten Dichtern: Petrarca und Boccaccio. Ein Mönch aus Calabrien, Barlaam, der lange in Griechenland in der Gunſt des Kaiſers Andronicus gelebt hatte, unterrichtete beide. Mit ihnen fing die ſorgfältige Sammlung römiſcher und griechiſcher Handſchriften an. Selbſt der hiſtoriſche Sinn für Sprachvergleichung war bei Petrarca erwacht, deſſen philologiſcher Scharfſinn wie nach einer allgemeineren Weltanſchauung ſtrebte. Wichtige Beförderer der griechiſchen Studien waren Emanuel Chryſoloras, welcher als griechiſcher Geſandter nach Italien und England (1391) geſchickt wurde, der Kardinal Beſſarion aus Trapezunt, Gemiſtus Pletho und der Athener Demetrius Chalcondylas, dem man die erſte gedruckte Ausgabe des Homer verdankt. Alle dieſe griechiſchen Einwanderungen geſchahen vor der verhängnisvollen Einnahme von Konſtantinopel (29. Mai 1453); nur Konſtantin Laſcaris, deſſen Vorfahren dort einſt auf dem Throne geſeſſen, kam ſpäter nach Italien. Die koſtbare Sammlung griechiſcher Handſchriften, die er mitbrachte, iſt in die ſelten benutzte Bibliothek des Escorials verſchlagen. Das erſte griechiſche Buch wurde nur 14 Jahre vor der Entdeckung von Amerika gedruckt: wenn gleich die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſelbſt, wahrſcheinlich gleichzeitig und ganz ſelbſtändig von Guttenberg in Straßburg und Mainz, von Lorenz Jansſon Koſter in Harlem gemacht, zwiſchen 1436 und 1439 fällt: alſo in die glückliche Epoche der erſten Einwanderung der gelehrten Griechen in Italien.

Zwei Jahrhunderte früher als alle Quellen der griechiſchen Litteratur dem Abendlande eröffnet wurden, 25 Jahre vor der Geburt des Dante, einer der großen Epochen in der Kulturgeſchichte des ſüdlichen Europas, ereigneten ſich im inneren Aſien wie im öſtlichen Afrika Begebenheiten, welche bei dem erweiterten Handelsverkehr die Umſchiffung von Afrika und die Expedition des Columbus beſchleunigten. Die Heerzüge der Mongolen, in 26 Jahren von Peking und der chineſiſchen Mauer bis Krakau und Liegnitz, erſchreckten die Chriſtenheit. Eine Zahl rüſtiger Mönche wurden als Bekehrer und Diplomaten ausgeſandt: Johann de Plano Carpini und Nicolas Aſcelin an Batu Chan, Ruisbroeck (Rubruquis) an Mangu Chan nach Karakorum. Von dieſen reiſenden Miſſionaren hat uns der zuletzt genannte feine und wichtige Bemerkungen über die räumliche Verteilung der Sprach- und Völkerſtämme in der Mitte des 13. Jahrhunderts aufbewahrt. Er erkannte zuerſt, daß die Hunnen, die Baſchkiren (Einwohner von Paskatir, Baſchgird des Ibn-Fozlan) und die Ungarn finniſche (uraliſche) Stämme ſind; er fand noch gotiſche Stämme, die ihre Sprache beibehalten, in den feſten Schlöſſern der Krim. Rubruquis machte die beiden mächtigen ſeefahrenden Nationen Italiens, die Venetianer und Genueſer, lüſtern nach den unermeßlichen Reichtümern des öſtlichen Aſiens. Er kennt, ohne den großen Handelsort zu nennen, „die ſilbernen Mauern und goldenen Türme“ von Quinſay: dem heutigen Hangtſcheufu, welches 25 Jahre ſpäter durch den größten Landreiſenden aller Jahrhunderte, Marco Polo, ſo berühmt geworden iſt. Wahrheit und naiver Irrtum finden ſich ſonderbar in Rubruquis, deſſen Reiſenachrichten uns Roger Bacon aufbewahrt, vermiſcht. Nahe bei dem Kathai, „das vom öſtlichen Meere begrenzt iſt“, beſchreibt er ein glückliches Land, „in welchem fremde Männer und Frauen, ſo wie ſie eingewandert ſind, zu altern aufhören“. Leichtgläubiger noch als der Brabanter Mönch, aber deshalb auch weit mehr geleſen, war der engliſche Ritter John Mandeville. Er beſchreibt Indien und China, Ceylon und Sumatra. Der Umfang und die individuelle Form ſeiner Beſchreibungen haben (wie die Itinerarien von Balducci Pegoletti und die Reiſe des Ruy Gonzalez de Clavijo) nicht wenig dazu beigetragen, den Hang zu einem großen Weltverkehr zu beleben.

Man hat oft und mit ſonderbarer Beſtimmtheit behauptet, das vortreffliche Werk des wahrheitsliebenden Marco Polo, beſonders die Kenntnis, welche dasſelbe über die chineſiſchen Häfen und den indiſchen Archipelagus verbreitete, habe einen großen Einfluß auf Columbus ausgeübt, ja dieſer ſei ſogar im Beſitz eines Exemplars von Marco Polo auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe geweſen. Ich habe bewieſen, daß Chriſtoph Columbus und ſein Sohn Fernando wohl des Äneas Sylvius (Papſts Pius II.) Geographie von Aſien, aber nie Marco Polo und Mandeville nennen. Was ſie von Quinſay, Zaitun, Mango und Zipangu wiſſen: kann aus dem berühmten Briefe des Toſcanelli von 1474 über die Leichtigkeit das öſtliche Aſien von Spanien aus zu erreichen, aus den Erzählungen des Nicolo de' Conti, welcher 25 Jahre lang Indien und das ſüdliche China durchreiſt hatte, genommen ſein, ohne unmittelbare Bekanntſchaft mit den Kapiteln 68 und 77 des 2. Buchs des Marco Polo. Die älteſte gedruckte Ausgabe ſeiner Reiſe iſt eine, dem Columbus und Toſcanelli gewiß gleich unverſtändlich gebliebene, deutſche Überſetzung von 1477. Daß Columbus zwiſchen den Jahren 1471 und 1492, in denen er ſich mit ſeinem Projekte, „den Oſten durch den Weſten zu ſuchen“, beſchäftigte, ein Manuſkript des venetianiſchen Reiſenden geſehen haben könne: darf als Möglichkeit freilich nicht geleugnet werden; aber warum würde er ſich in dem Briefe an die Monarchen aus Jamaica vom 7. Junius 1503, wo er die Küſte von Veragua als einen Teil des aſiatiſchen Ciguare nahe beim Ganges beſchreibt und Pferde mit goldenem Geſchirr zu ſehen hofft, nicht lieber des Zipangu von Marco Polo als des Papa Pio erinnert haben?

Wenn die diplomatiſchen Miſſionen der Mönche und wohlgeleitete merkantiliſche Landreiſen zu einer Zeit, wo die Weltherrſchaft der Mongolen vom Stillen Meere bis an die Wolga das Innere von Aſien zugänglich machte, den großen ſeefahrenden Nationen eine Kenntnis von Khatai und Zipangu (China und Japan) verſchafften, ſo bahnte die Sendung des Pedro de Covilham und Alonſo de Payva (1487), welche König Johann II. veranſtaltete, um den „afrikaniſchen Prieſter Johannes“ aufzuſuchen, den Weg: wenn auch nicht für Bartholomäus Diaz, doch für Vasco de Gama. Vertrauend den Nachrichten, welche in Calicut, Goa und Aden wie in Sofala an der Oſtküſte Afrikas von indiſchen und arabiſchen Piloten eingezogen wurden: ließ Covilham den König Johann II. durch zwei Juden aus Kairo wiſſen, daß, wenn die Portugieſen ihre Entdeckungsreiſen an der Weſtküſte gegen Süden weiter fortſetzten, ſie an die Endſpitze von Afrika gelangen würden: von wo aus die Schiffahrt nach der Mond-Inſel (Magaſtar des Polo), nach Zanzibar und dem goldreichen Sofala überaus leicht wäre. Ehe aber dieſe Nachrichten nach Liſſabon gelangten, wußte man dort längſt, daß Bartholomäus Diaz das Vorgebirge der guten Hoffnung nicht bloß entdeckt, ſondern (wenn auch nur auf eine kleine Strecke) umſchifft hatte. Durch Ägypten, Abyſſinien und Arabien konnten ſich übrigens ſehr früh im Mittelalter Nachrichten von den indiſchen und arabiſchen Handelsſtationen an der afrikaniſchen Oſtküſte und von der Konfiguration der Südſpitze des Kontinents nach Venedig verbreitet haben. Die triangulare Geſtalt von Afrika iſt in der That ſchon auf dem Planiſphärium des Sanuto von 1306, in dem genueſiſchen Portulano della Mediceo-Laurenziana von 1351, welchen der Graf Baldelli aufgefunden, und auf der Weltkarte von Fra Mauro deutlich abgebildet. Die Geſchichte der Weltanſchauung bezeichnet, ohne dabei zu verweilen, die Epochen, in denen die Hauptgeſtaltung der großen Kontinental-Maſſen zuerſt erkannt wurde.

Indem die ſich allmählich entwickelnde Kenntnis der Raumverhältniſſe dazu anregte, auf Abkürzungen von Seewegen zu denken, wuchſen auch ſchnell die Mittel, durch Anwendung der Mathematik und Aſtronomie, durch Erfindung neuer Meßinſtrumente und geſchicktere Benutzung der magnetiſchen Kräfte die praktiſche Nautik zu vervollkommnen. Die Benutzung der Nord- und Südweiſung des Magnets, d. i. den Gebrauch des Seekompaſſes, verdankt Europa ſehr wahrſcheinlich den Arabern und dieſe verdanken ſie wiederum den Chineſen. In einem chineſiſchen Werke (in dem hiſtoriſchen Szuki des Szumathſian, eines Schriftſtellers aus der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung) wird der magnetiſchen Wagen erwähnt, welche der Kaiſer Tſchingwang aus der alten Dynaſtie der Tſcheu über 900 Jahre früher den Geſandten von Tunkin und Cochinchina geſchenkt hatte, damit ſie ihren Landweg zur Rückkehr nicht verfehlen möchten. Im dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, unter der Dynaſtie der Han, wird in Hiutſchins Wörterbuche Schuewen die Art beſchrieben, wie man durch methodiſches Streichen einem Eiſenſtabe die Eigenſchaft giebt, ſich mit dem einen Ende gegen Süden zu richten. Wegen der gewöhnlichſten Richtung der daſigen Schiffahrt wird immer vorzugsweiſe die Südweiſung erwähnt. Hundert Jahre ſpäter, unter der Dynaſtie der Tſin, benutzen dieſelbe ſchon chineſiſche Schiffe, um ihre Fahrt auf offenem Meere ſicher zu leiten. Durch dieſe Schiffe hatte die Kenntnis der Buſſole ſich nach Indien und von da nach der Oſtküſte von Afrika verbreitet. Die arabiſchen Benennungen zohron und aphron (für Süd und Nord), welche Vincenz von Beauvais in ſeinem Naturſpiegel den beiden Enden der Magnetnadel giebt, bezeugen (wie die vielen arabiſchen Sternnamen, deren wir uns heute noch bedienen), auf welchem Wege und durch wen das Abendland belehrt wurde. In dem chriſtlichen Europa iſt von dem Gebrauch der Nadel, als von einem ganz bekannten Gegenſtande, zuerſt in einem politiſch-ſatiriſchen Gedichte la Bible des Guyot von Provins 1190 und in der Beſchreibung von Paläſtina des Biſchofs von Ptolemais, Jacob von Vitry, zwiſchen 1204 und 1215 geredet worden. Auch Dante (Parad. XII, 29) erwähnt in einem Gleichniß der Nadel, „die nach dem Sterne weiſt“.

Dem Flavio Gioja aus Poſitano, unweit des ſchönen und durch ſeine weit verbreiteten Seegeſetze ſo berühmten Amalfi, hat man lange die Erfindung des Seekompaſſes zugeſchrieben; vielleicht war von demſelben (1302) irgend eine Vervollkommnung in der Vorrichtung angegeben worden. Eine viel frühere Benutzung des Kompaſſes in den europäiſchen Gewäſſern als im Anfang des 14. Jahrhunderts beweiſt auch eine nautiſche Schrift des Raymundus Lullus aus Majorca, des ſonderbaren geiſtreichen, exzentriſchen Mannes, deſſen Doktrinen Giordano Bruno ſchon als Knaben begeiſterten, und der zugleich philoſophiſcher Syſtematiker, Scheidekünſtler, chriſtlicher Bekehrer und Schiffahrtskundiger war. In ſeinem Buche Fenix de las maravillas del orbe, das im Jahr 1286 verfaßt iſt, ſagt Lullus, daß die Seefahrer ſeiner Zeit ſich der „Meßinſtrumente, der Seekarten und der Magnetnadel“ bedienten. Die frühen Schiffahrten der Catalanen nach der Nordküſte von Schottland und nach der Weſtküſte des tropiſchen Afrikas (Don Jayme Ferrer gelangte im Monat Auguſt 1346 an den Ausfluß des Rio de Ouro), die Entdeckung der Azoren (Bracir-Inſeln der Weltkarte von Picigano 1367) durch die Normänner erinnern uns, daß lange vor Columbus man den freien weſtlichen Ocean durchſchiffte. Was unter der Römerherrſchaft im Indiſchen Meere zwiſchen Ocelis und der malabariſchen Küſte bloß im Vertrauen auf die Regelmäßigkeit der Windesrichtungen ausgeführt wurde, geſchah jetzt unter Leitung der Magnetnadel.

Die Anwendung der Aſtronomie auf die Schiffahrtskunde war vorbereitet durch den Einfluß, welchen vom 13. zum 15. Jahrhundert in Italien Andalone del Nero und der Berichtiger der Alphonſiniſchen Himmelstafeln Johann Bianchini; in Deutſchland Nicolaus von Cuſa, Georg von Peurbach und Regiomontanus ausübten. Aſtrolabien zur Beſtimmung der Zeit und der geographiſchen Breite durch Meridianhöhen, anwendbar auf einem immer bewegten Elemente, erhielten allmähliche Vervollkommnung: ſie erhielten ſie von dem Aſtrolabium der Piloten von Majorca an, welches Raymund Lullus in dem Jahre 1295 in ſeiner Arte de navegar beſchreibt, bis zu dem, das Martin Behaim 1484 zu Liſſabon zuſtande brachte und das vielleicht nur eine Vereinfachung des Meteoroſkops ſeines Freundes Regiomontanus war. Als der Infant Heinrich der Seefahrer (Herzog von Viſeo) in Sagres eine Piloten-Akademie ſtiftete, wurde Maeſtro Jayme aus Majorca zum Direktor derſelben ernannt. Martin Behaim hatte den Auftrag vom König Johann II. von Portugal, Tafeln für die Abweichung der Sonne zu berechnen und die Piloten zu lehren „nach Sonnen- und Sternhöhen zu ſchiffen“. Ob man ſchon am Ende des 15. Jahrhunderts die Vorrichtung der Logleine gekannt habe, um neben der durch den Kompaß beſtimmten Richtung auch die Länge des zurückgelegten Weges zu ſchätzen, kann nicht entſchieden werden; doch iſt gewiß, daß Pigafetta, Magellans Begleiter, von dem Log wie von einem längſt bekannten Mittel ſpricht, den zurückgelegten Weg zu meſſen.

Der Einfluß der arabiſchen Civiliſation, der aſtronomiſchen Schulen von Cordova, Sevilla und Granada auf das Seeweſen in Spanien und Portugal iſt nicht zu überſehen. Man ahmte für das Seeweſen im kleinen die großen Inſtrumente der Schulen von Bagdad und Kairo nach. Auch die Namen gingen über. Der des Aſtrolabon, welches

Martin Behaim an den großen Maſt befeſtigte, gehört urſprünglich dem Hipparch. Als Vasco de Gama an der Oſtküſte von Afrika landete, fand er, daß die indiſchen Piloten in Melinde den Gebrauch der Aſtrolabien und Balleſtillen kannten. So war durch Mitteilung bei zunehmendem Weltverkehr wie durch eigene Erfindungsgabe und gegenſeitige Befruchtung des mathematiſchen und aſtronomiſchen Wiſſens alles vorbereitet, um die Entdeckung des tropiſchen Amerikas, die ſchnelle Beſtimmung ſeiner Geſtaltung, die Schiffahrt um die Südſpitze von Afrika nach Indien, und die erſte Weltumſegelung: d. h. alles, was großes und ruhmwürdiges für die erweiterte Kenntnis des Erdraumes in dreißig Jahren (von 1492 bis 1522) geſchehen iſt, zu erleichtern. Auch der Sinn der Menſchen war geſchärfter, um die grenzenloſe Fülle neuer Erſcheinungen in ſich aufzunehmen, zu verarbeiten und durch Vergleichung für allgemeine und höhere Weltanſichten zu benutzen.

Von den Elementen dieſer höheren Weltanſichten: ſolcher, die zu der Einſicht in den Zuſammenhang der Erſcheinungen auf dem Erdkörper leiten konnten, genügt es hier, nur die vorzüglicheren zu berühren. Wenn man ſich ernſthaft mit den Originalwerken der früheſten Geſchichtsſchreiber der Conquista beſchäftigt, ſo erſtaunt man, oft ſchon den Keim wichtiger phyſiſcher Wahrheiten in den ſpaniſchen Schriftſtellern des 16. Jahrhunderts zu entdecken. Bei dem Anblick eines Feſtlandes, welches in den weiten Einöden des Oceans von allen anderen Gebieten der Schöpfung getrennt erſchien, bot ſich ſowohl der angeregten Neugierde der erſten Reiſenden als denen, welche ihre Erzählungen ſammelten, ein großer Teil der wichtigen Fragen dar, die uns noch heute beſchäftigen: Fragen über die Einheit des Menſchengeſchlechts und deſſen Abweichungen von einer gemeinſamen Urgeſtaltung, über die Wanderungen der Völker und die Verſchwiſterung von Sprachen, welche in ihren Wurzelwörtern oft größere Verſchiedenheit als in den Flexionen oder grammatiſchen Formen offenbaren, über die Möglichkeit der Wanderung von Pflanzen- und Tierarten, über die Urſache der Paſſatwinde und der konſtanten Meeresſtrömungen, über die regelmäßige Wärme-Abnahme an dem Abhange der Cordilleren und in der Tiefe des Oceans in über einander gelagerten Waſſerſchichten, über die gegenſeitige Einwirkung der in Ketten auftretenden Vulkane und den Einfluß derſelben auf die Frequenz der Erdbeben und die Ausdehnung der Erſchütterungskreiſe. Die Grundlage von dem, was man heute phyſikaliſche Erdbeſchreibung nennt, iſt, die mathematiſchen Betrachtungen abgerechnet, in des Jeſuiten Joſeph Acoſta Historia natural y moral de las Indias (Natur- und Sittengeſchichte beider Indien) wie in dem, kaum 20 Jahre nach dem Tode des Columbus erſchienenen Werke von Gonzalo Hernandez de Oviedo enthalten. In keinem anderen Zeitpunkte ſeit dem Entſtehen des geſellſchaftlichen Zuſtandes war der Ideenkreis in Bezug auf die Außenwelt und die räumlichen Verhältniſſe ſo plötzlich und auf eine ſo wunderbare Weiſe erweitert, das Bedürfnis lebhafter gefühlt worden, die Natur unter verſchiedenen Breitengraden und in verſchiedenen Höhen über der Meeresfläche zu beobachten, die Mittel zu vervielfältigen, durch welche ſie befragt werden kann.

Man möchte ſich vielleicht zu der Annahme verleiten laſſen, daß der Wert ſo großer Entdeckungen, die ſich gegenſeitig hervorriefen, der Wert dieſer zwiefachen Eroberungen in der phyſiſchen und in der intellektuellen Welt erſt in unſeren Tagen anerkannt worden iſt, ſeitdem die Kulturgeſchichte des Menſchengeſchlechts ſich einer philoſophiſchen Behandlung erfreut. Eine ſolche Annahme wird durch die Zeitgenoſſen des Columbus widerlegt. Die talentvollſten unter ihnen ahnten den Einfluß, welchen die Begebenheiten der letzten Jahre des 15. Jahrhunderts auf die Menſchheit ausüben würden. „Jeder Tag", ſchreibt Peter Martyr von Anghiera in ſeinen Briefen aus den Jahren 1493 und 1494, „bringt uns neue Wunder aus einer Neuen Welt, von jenen Antipoden des Weſtens, die ein gewiſſer Genueſer (Christophorus quidam, vir Ligur) aufgefunden hat. Von unſeren Monarchen, Ferdinand und Iſabella, ausgeſandt, hatte er mit Mühe drei Schiffe erlangen können, weil man für fabelhaft hielt, was er ſagte. Unſer Freund Pomponius Lätus (einer der ausgezeichnetſten Beförderer der klaſſiſchen Litteratur und wegen ſeiner religiöſen Meinungen zu Rom verfolgt) hat ſich kaum der Freudenthränen enthalten können, als ich ihm die erſte Nachricht von einem ſo unverhofften Ereigniſſe mitteilte." Anghiera, dem wir dieſe Worte entlehnen, war ein geiſtreicher Staatsmann an dem Hofe Ferdinands des Katholiſchen und Karls V, einmal Geſandter in Ägypten, perſönlicher Freund von Columbus, Amerigo Veſpucci, Sebaſtian Cabot und Cortes. Sein langer Lebenslauf umfaßt die Entdeckung der weſtlichſten azoriſchen Inſel, Corvo; die Expeditionen von Diaz, Columbus, Gama und Magellan. Der Papſt Leo X. las ſeiner Schweſter und den Kardinälen „bis in die tiefe Nacht" die Oceanica des Anghiera vor. „Spanien", ſagt dieſer, „möchte ich von jetzt an nicht wieder verlaſſen, weil ich hier an der Quelle der Nachrichten aus den neu entdeckten Ländern ſtehe und als Geſchichtſchreiber ſo großer Begebenheiten hoffen darf, meinem Namen einigen Ruhm bei der Nachwelt zu verſchaffen." So lebhaft wurde von den Zeitgenoſſen gefühlt, was glänzend in den ſpäteſten Erinnerungen aller Jahrhunderte leben wird.

Columbus, indem er das weſtlich von dem Meridian der azoriſchen Inſeln noch ganz unerforſchte Meer durchſchiffte und zur Ortsbeſtimmung das neu vervollkommnete Aſtrolabium anwandte, ſuchte das öſtliche Aſien auf dem Wege gegen Weſten nicht als ein Abenteurer; er ſuchte es nach einem feſten vorgefaßten Plane. Er hatte allerdings die Seekarte an Bord, welche ihm der florentiner Arzt und Aſtronom Paolo Toſcanelli 1477 geſchickt hatte und welche 53 Jahre nach ſeinem Tode noch Bartholomäus de las Caſas beſaß. Nach der handſchriftlichen Geſchichte des letzteren, die ich unterſucht, war dies auch die Carta de marear, welche der Admiral am 25. September 1492 dem Martin Alonſo Pinzon zeigte und auf der mehrere vorliegende Inſeln eingezeichnet waren. Wäre indes Columbus der Karte ſeines Ratgebers Toſcanelli allein gefolgt, ſo würde er einen nördlicheren Kurs und zwar im Parallelkreiſe von Liſſabon gehalten haben; er ſteuerte dagegen, in der Hoffnung Zipangu (Japan) ſchneller zu erreichen, die Hälfte des Weges in der Breite der kanariſchen Inſel Gomera: und ſpäter in Breite abnehmend, befand er ſich am 7. Oktober 1492 unter 25° ½. Unruhig darüber, die Küſten von Zipangu nicht zu entdecken, die er nach ſeiner Schiffsrechnung ſchon 216 Seemeilen öſtlicher hatte finden ſollen, gab er nach langem Streite dem Befehlshaber der Caravele Pinta, dem eben genannnten Martin Alonſo Pinzon (einem der drei reichen, einflußvollen, ihm feindlichen Brüder), nach und ſteuerte gegen Südweſt. Dieſe Veränderung der Richtung führte am 12. Oktober zur Entdeckung von Guanahani.

Wir müſſen hier bei einer Betrachtung verweilen, die eine wunderſame Verkettung kleiner Begebenheiten und den nicht zu verkennenden Einfluß einer ſolchen Verkettung auf große Weltſchickſale offenbart. Der verdienſtvolle Waſhington Irving hat mit Recht behauptet, daß, wenn Columbus, dem Rate des Martin Alonſo Pinzon widerſtehend, fortgefahren hätte, gegen Weſten zu ſegeln, er in den warmen Golfſtrom geraten wäre und nach Florida und von dort vielleicht nach dem Cap Hatteras und Virginien würde geführt worden ſein, ein Umſtand von unermeßlicher Wichtigkeit, da er den jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika ſtatt einer ſpät angelangten proteſtantiſch-engliſchen Bevölkerung eine katholiſch-ſpaniſche hätte geben können. „Es iſt mir", ſagte Pinzon zu dem Admiral, „wie eine Eingebung, daß wir anders ſteuern müſſen." Auch behauptete er deshalb in dem berühmten Prozeſſe, der (1513—1515) gegen die Erben des Columbus geführt wurde, daß die Entdeckung von Amerika ihm allein gehöre. Die Eingebung aber und, „was das Herz ihm ſagte", verdankte Pinzon, wie in demſelben Prozeß ein alter Matroſe aus Moguer erzählt, dem Flug einer Schar von Papageien, die er abends hatte gegen Südweſten fliegen ſehen, um, wie er vermuten konnte, in einem Gebüſch am Lande zu ſchlafen. Niemals hat der Flug der Vögel gewichtigere Folgen gehabt. Man könnte ſagen, er habe entſchieden über die erſten Anſiedelungen im Neuen Kontinent, über die urſprüngliche Verteilung romaniſcher und germaniſcher Menſchenraſſen.

Der Gang großer Begebenheiten iſt wie die Folge der Naturerſcheinungen an ewige Geſetze gefeſſelt, deren wir nur wenige vollſtändig erkennen. Die Flotte, welche König Emanuel von Portugal auf dem Wege, den Gama entdeckt, unter dem Befehle des Pedro Alvarez Cabral nach Oſtindien ſchickte, wurde unvermutet am 22. April 1500 an die Küſte von Braſilien verſchlagen. Bei dem Eifer, welchen die Portugieſen ſeit der Unternehmung des Diaz (1487) für die Umſchiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung zeigten, hätte es nicht an einer Wiederholung von Zufällen fehlen können, denen ähnlich, welche oceaniſche Strömungen auf Cabrals Schiffe ausgeübt haben. Die afrikaniſchen Entdeckungen würden demnach die Entdeckung von Amerika ſüdlich vom Äquator veranlaßt haben. So durfte Robertſon ſagen, es habe in den Schickſalen der Menſchheit gelegen, daß vor dem Ende des 15. Jahrhunderts der Neue Kontinent den europäiſchen Seefahrern bekannt würde.

Unter den Charakter-Eigenſchaften von Chriſtoph Columbus müſſen beſonders der durchdringende Blick und der Scharfſinn hervorgehoben werden, womit er, ohne gelehrte Bildung, ohne phyſikaliſche und naturhiſtoriſche Kenntniſſe, die Erſcheinungen der Außenwelt erfaßt und kombiniert. Bei ſeiner Ankunft „in einer neuen Welt und unter einem neuen Himmel" beachtet er aufmerkſam die Form der Ländermaſſen, die Phyſiognomik der Vegetation, die Sitten der Tiere, die Verteilung der Wärme und die Variationen des Erd-Magnetismus. Während der alte Seemann ſich beſtrebt, die Spezereien Indiens und den Rhabarber aufzufinden, der durch die arabiſchen und jüdiſchen Ärzte, durch Rubruquis und die italieniſchen Reiſenden ſchon eine ſo große Berühmtheit erlangt hatte, unterſuchte er auf das genaueſte Wurzeln und Früchte und Blattbildung der Pflanzen. Indem hier an den Einfluß erinnert werden ſoll, welchen die große Epoche der Seefahrten auf die Erweiterung der Natur-Anſichten ausgeübt, wird die Schilderung an Lebendigkeit gewinnen, wenn ſie an die Individualität eines großen Mannes geknüpft iſt. In ſeinem Reiſejournal und in ſeinen Berichten, die erſt 1825 bis 1829 veröffentlicht worden ſind, findet man bereits faſt alle Gegenſtände berührt, auf welche ſich in der letzten Hälfte des 15. und im ganzen 16. Jahrhundert die wiſſenſchaftliche Thätigkeit gerichtet hat.

Was die Geographie der weſtlichen Hemiſphäre gleichſam durch Eroberungen im Raume von der Epoche an gewonnen hat, wo der Inſant Dom Henrique der Seefahrer ſeine erſten Entdeckungspläne entwarf, bis zu den Südſee-Expeditionen von Gaetano und Cabrillo bedarf nur einer allgemeinen Erinnerung. Die kühnen Unternehmungen der Portugieſen, der Spanier und Engländer bezeugen, daß ſich auf einmal wie ein neuer Sinn für das Große und Unbegrenzte erſchloſſen hatte. Die Fortſchritte der Nautik und die Anwendung aſtronomiſcher Methoden zur Korrektion der *Schiffsrechnung* begünſtigten jene Beſtrebungen, welche dem Zeitalter einen eigentümlichen Charakter gaben, das Erdbild vervollſtändigten, den Weltzuſammenhang dem Menſchen offenbarten. Die Entdeckung des feſten Landes des *tropiſchen Amerikas* (1. Auguſt 1498) war 17 Monate ſpäter als Cabots Beſchiffung der labradoriſchen Küſte von Nordamerika. Columbus ſah zuerſt die Tierra firma von Südamerika, nicht, wie man bisher geglaubt, in der Gebirgsküſte von Paria, ſondern in dem Delta des Orinoco öſtlich vom Caño Macareo. Sebaſtian Cabot landete ſchon am 24. Junius 1497 an der Küſte von Labrador zwiſchen 56° und 58° Breite. Daß dieſe unwirtbare Gegend ein halbes Jahrtauſend früher von dem Isländer Leif Erikſon beſucht worden war, iſt ſchon oben entwickelt worden.

Columbus legte bei ſeiner *dritten* Reiſe mehr Wert auf die Perlen der Inſeln Margarita und Cubagua, als auf die Entdeckung der Tierra firma: da er bis zu ſeinem Tode feſt überzeugt war, ſchon im November 1492 auf der *erſten Reiſe* in Cuba einen Teil des feſten Landes von Aſien berührt zu haben. Von dieſem Teile würde er (wie ſein Sohn Don Fernando und ſein Freund, der Cura de los Palacios, erzählen), wenn er Lebensmittel genug gehabt hätte, „die Schiffahrt gegen Weſten fortſetzend, entweder zu Waſſer über Ceylon (Taprobane) oder zu Lande über Jeruſalem und Jaffa nach Spanien zurückgekehrt ſein.“ Solche Projekte nährte der Admiral bereits 1494: alſo vier Jahre vor Vasco de Gama, und eine Weltumſegelung träumend 27 Jahre vor Magellan und Sebaſtian de Elcano. Die Vorbereitungen zur zweiten Reiſe des Cabot, auf welcher dieſer bis $67^{0\,1}/_{2}$ nördlicher Breite zwiſchen Eisſchollen vordrang und eine nordweſtliche Durchfahrt zum Chatai (China) ſuchte, ließen ihn „für ſpätere Zeiten an eine Fahrt nach dem Nordpol“ denken. Je mehr man nach und nach erkannte, daß das Entdeckte von dem Labrador an bis zum Vorgebirge Paria und, wie die berühmte, ſpät erkannte Karte von Juan de la Coſa (1500) beweiſt, bis jenſeits des Äquators weit in die ſüdliche Halbkugel einen zuſammenhangenden Erdſtrich bildete; deſto heißer wurde der Wunſch nach einer Durchfahrt im Süden oder im Norden. Nächſt der Wieder-Auffindung des Feſtlandes von Amerika und der Überzeugung von der meridianartigen Ausdehnung des Neuen Kontinents von der Hudſonsbai bis zu dem von Garcia Jofre de Loayſa entdeckten Cap Horn iſt die erlangte Kenntnis der Südſee, eines Meeres, das die weſtlichen Küſten von Amerika beſpült, das wichtigſte kosmiſche Ereignis der großen Zeitepoche, welche wir hier ſchildern.

Zehn Jahre, ehe Balboa die Südſee (25. September 1513) von der Höhe der Sierra de Quarequa auf der Landenge von Panama erblickte, hatte bereits Columbus, als er die öſtliche Küſte von Veragua beſchiffte, beſtimmt erfahren, daß weſtlich von dieſem Lande ein Meer liege, „welches in weniger als neun Tagesfahrten nach der Chersonesus aurea (goldene Halbinſel) des Ptolemäus und der Mündung des Ganges führe“. In derſelben Carta rarissima (höchſt ſeltenen Landkarte), welche die ſchöne und ſo poetiſche Erzählung eines Traumes enthält, ſagt der Admiral, daß „die ſich gegenüberliegenden Küſten von Veragua bei dem Rio de Belen ſich in ihrer Lage gegenſeitig verhalten wie Tortoſa nahe am Mittelmeer und Fuenterrabia in Biscaya, wie Venedig und Piſa“. Der *Große Ocean* (die Südſee) erſchien damals nur noch wie eine Fortſetzung des Sinus magnus [*μέγας κόλπος* (megas Kolpos: großer Meerbuſen)] des Ptolemäus, dem der goldene Cherſones vorlag: während ſein öſtliches Ufer Cattigara und das Land der Sinen (*Thinen*) bilden ſollte. Hipparchs phantaſtiſche Hypotheſe, nach welcher dieſe öſtliche Küſte des Großen Buſens ſich an den gegen Morgen weit vorgeſtreckten Teil des afrikaniſchen Kontinents anſchloß und ſo aus dem *indiſchen Meere* ein geſperrtes *Binnenmeer* machte, war glücklicherweiſe im Mittelalter, trotz der Anhänglichkeit an die Ausſprüche des Ptolemäus, wenig beachtet worden; ſie würde gewiß auf die Richtung großer nautiſcher Unternehmungen einen nachteiligen Einfluß ausgeübt haben.

Die Entdeckung und Beſchiffung der Südſee bezeichnen für die Erkenntnis großer *kosmiſcher Verhältniſſe* eine um ſo wichtigere Epoche, als durch dieſelben zuerſt und alſo vor kaum viertehalb-hundert Jahren nicht bloß die Geſtaltung der Weſtküſte des Neuen und der Oſtküſte des Alten Kontinents beſtimmt wurde: ſondern weil auch, was meteorologiſch noch weit folgereicher wurde, die numeriſche Größen-Vergleichung der Areale des *Feſten* und *Flüſſigen* auf der Oberfläche unſeres Planeten nun endlich von den irrigſten Anſichten befreit zu werden anfing. Durch die Größe dieſer *Areale*, durch die relative Verteilung des Feſten und Flüſſigen werden aber der Feuchtigkeits-Gehalt der Atmoſphäre, der wechſelnde Luftdruck, die Vegetationskraft der Pflanzendecke, die größere oder geringere Verbreitung gewiſſer Tiergeſchlechter und ſo viele andere allgemeine Erſcheinungen und phyſiſche Prozeſſe mächtig bedingt. Der größere Flächenraum, welcher dem Flüſſigen, als dem das Feſte bedeckenden Elemente, eingeräumt iſt (im Verhältnis von $2^{4}/_{5}$ zu 1), vermindert allerdings das bewohnbare Feld für die Anſiedelung des Menſchengeſchlechts, die nährende Fläche für den größeren Teil der Säugetiere, Vögel und Reptilien: er iſt aber nach den jetzt herrſchenden Geſetzen des Organismus ein notwendiges Bedingnis der Erhaltung, eine wohlthätige Natureinrichtung für alles, was die Kontinente belebt.

Als am Ende des 15. Jahrhunderts der lebhafte Drang nach dem kürzeſten Wege entſtanden war, der zu den aſiatiſchen Gewürzländern führen könnte; als faſt gleichzeitig in zwei geiſtreichen Männern Italiens, in dem Seefahrer Chriſtoph Columbus und dem Arzte und Aſtronomen Paul Toſcanelli, die Idee aufkeimte, den Orient durch eine Schiffahrt gegen Weſten zu erreichen, war die Meinung herrſchend, welche Ptolemäus im Almageſt aufgeſtellt, daß der Alte Kontinent von der weſtlichen Küſte der iberiſchen Halbinſel bis zu dem Meridian der öſtlichſten Sinen einen Raum von 180 Äquatorial-Graden ausfülle: d. i. ſeiner Erſtreckung nach von Weſten nach Oſten die ganze Hälfte des Erdſphäroids. Columbus, durch eine lange Reihe falſcher Schlüſſe verleitet, erweiterte dieſen Raum auf 240°; die erwünſchte aſiatiſche Oſtküſte ſchien ihm bis in den Meridian von San Diego in Neu-Kalifornien vorzutreten. Columbus hoffte demnach, daß er nur 120 Meridiangrade würde zu durchſchiffen haben: ſtatt der 231°, um welche z. B. die reiche ſineſiſche Handelsſtadt Quinſay weſtlich von der Endſpitze der iberiſchen Halbinſel wirklich gelegen iſt. Auf eine noch ſonderbarere, ſeine Entwürfe begünſtigende Weiſe verminderte Toſcanelli in ſeinem Briefwechſel mit dem Admiral das Gebiet des flüſſigen Elements. Das Waſſergebiet ſollte von Portugal bis China auf 52° Meridian-Unterſchied eingeſchränkt werden: ſo daß, ganz wie nach dem alten Ausſpruche des Propheten Esdras, ${}^{6}/_{7}$ der Erde trocken lägen. Columbus zeigte ſich dieſer Annahme in ſpäteren Jahren (in einem Briefe, den er an die Königin Iſabella von Haiti aus gleich nach vollbrachter dritter Reiſe richtete) um ſo geneigter, als dieſelbe von dem Manne, welcher für ihn die höchſte Autorität war, von dem Kardinal d'Ailly, in ſeinem *Weltgemälde* (*Imago Mundi*) verteidigt worden war.

Erſt ſechs Jahre nachdem Balboa, ein Schwert in der Hand, bis zum Knie in die Fluten tretend, für Kaſtilien Beſitz von der Südſee zu nehmen glaubte, zwei Jahre nachdem ſein Haupt in dem Aufruhr gegen den tyranniſchen Pedrarias Davila durch Henkers Hand gefallen war, erſchien Magellan (27. November 1520) in der Südſee, durchſchiffte den weiten Ocean von Südoſt nach Nordweſt in einer Strecke von mehr als drittehalb-tauſend geographiſchen Meilen; und ſah, durch ein ſonderbares Geſchick, ehe er die Marianen (ſeine Islas de los Ladrones oder de las Velas Latinas) und die Philippinen entdeckte, kein anderes Land als zwei kleine unbewohnte Inſeln (die *Unglücklichen*, Desventuradas), von denen, wenn man ſeinem Journale und ſeiner Schiffsrechnung trauen könnte, die eine öſtlich von den *Niedrigen* Inſeln (Low Islands), die andere etwas ſüdweſtlich vom Archipel des Mendaña liegt. Sebaſtian de Elcano vollendete nach Magellans Ermordung auf der Inſel Zebu die erſte Weltumſeglung in der Nao Victoria und erhielt zum Wappen einen Erdglobus, mit der ruhmvollen Inſchrift: Primus circumdedisti me. Er lief erſt im September 1522 in den Hafen von San Lucar ein; und noch war kein volles Jahr vergangen, ſo drang ſchon Kaiſer Karl, von Kosmographen belehrt, in einem Briefe an Hernan Cortes auf die Entdeckung einer Durchfahrt, „die den Weg nach den Gewürzländern um ${}^{2}/_{3}$ verkürzen würde.“ Die Expedition des Alvaro de Saavedra wird aus einem Hafen der Provinz Zacatula an der Weſtküſte von Mexiko nach den Molukken geſchickt. Hernan Cortes korreſpondiert (1527) von der neu eroberten mexikaniſchen Hauptſtadt Tenochtitlan aus „mit den Königen von Zebu und Tidor in der aſiatiſchen Inſelwelt.“ So ſchnell vergrößerte ſich räumlich die Weltanſicht und mit ihr die Lebhaftigkeit des Weltverkehrs!

Später ging der Eroberer von Neu-Spanien ſelbſt auf Entdeckungen in der Südſee und durch die Südſee auf die einer nordöſtlichen Durchfahrt aus. Man konnte ſich nicht an die Idee gewöhnen, daß das Feſtland undurchbrochen ſich von ſo hohen Breiten der ſüdlichen bis zu hohen Breiten der nördlichen Hemiſphäre meridianartig ausdehne. Als von den Küſten Kaliforniens her das Gerücht von dem Untergange der Expedition des Cortes verbreitet wurde, ließ die Gemahlin des Helden, Juana de Zuñiga, die ſchöne Tochter des Grafen von Aguilar, zwei Schiffe ausrüſten, um ſichere Nachricht einzuholen. Kalifornien wurde, was man im 17. Jahrhundert wieder vergaß, ſchon vor 1541 für eine dürre, waldloſe Halbinſel erkannt. Aus den uns jetzt bekannten Berichten von Balboa, Pedrarias Davilla und Hernan Cortes leuchtet übrigens hervor, daß man damals in der Südſee, als in einem Teile des *Indiſchen Oceans*, gruppenweiſe „an Gold, Edelſteinen, Gewürzen und Perlen reiche Inſeln“ zu entdecken hoffte. Die aufgeregte Phantaſie trieb zu großen Unternehmungen an, wie denn die Kühnheit dieſer im Gelingen und Nicht-Gelingen auf die Phantaſie zurückwirkte und ſie mächtiger entflammte. So vereinigte ſich vieles in dieſer wunderbaren Zeit der Conquista (Zeit der Anſtrengung, der Gewaltthätigkeit und des Entdeckungsſchwindels auf Meer und Land), das, trotz des gänzlichen Mangels politiſcher Freiheit, die individuelle Ausbildung der Charaktere begünſtigte und einzelnen höher begabten manches Edle erringen half, was nur den Tiefen des Gemütes entquillt. Man irrt, wenn man die Conquistadores allein von Goldgeiz oder gar von religiöſem Fanatismus geleitet glaubt. Gefahren erhöhen immer die Poeſie des Lebens; dazu gab das mächtige Zeitalter, das wir hier in ſeinem Einfluſſe auf die Entwickelung kosmiſcher Ideen ſchildern, allen Unternehmungen, wie den Natureindrücken, welche ferne Reiſen darbieten, einen Reiz, der unſerem gelehrten Zeitalter in den jetzt ſo vielfach aufgeſchloſſenen Erdräumen zu mangeln beginnt, den Reiz der Neuheit und ſtaunenerregender Überraſchung. Nicht eine Erdhälfte, ſondern faſt $^2/_3$ der Erdkugel waren damals noch eine neue und unerforſchte Welt, ungeſehen wie die eine abgewandte Mondhälfte, welche nach den waltenden Gravitations-Geſetzen dem Blick der Erdbewohner für immer entzogen bleibt. Unſerem tiefer forſchenden und in Ideenreichtum fortgeſchrittenen Zeitalter iſt ein Erſatz geworden für die Abnahme jener Überraſchung, welche die Neuheit großer, maſſenhaft imponierender Naturerſcheinungen einſt hervorrief, ein Erſatz, freilich nicht für den großen Haufen, ſondern lange noch für die kleine Zahl der mit dem Zuſtand der Wiſſenſchaften vertrauten Phyſiker. Ihn gewährt die zunehmende Einſicht in das ſtille Treiben der Kräfte der Natur, ſei es in dem Elektro-Magnetismus oder in der Polariſation des Lichtes, in dem Einfluß diathermaner Subſtanzen oder in den phyſiologiſchen Erſcheinungen lebendiger Organismen; — eine ſich enthüllende Wunderwelt, an deren Eingang wir kaum gelangt ſind!

Noch in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden die Sandwich-Inſeln, das Land der Papuas und einige Teile von Neu-Holland entdeckt. Dieſe Entdeckungen bereiteten vor zu denen von Cabrillo, Sebaſtian Vizcaino, Mendaña und Quiros, deſſen Sagittaria Tahiti, deſſen Archipelago del Espiritu Santo die Neuen Hebriden von Cook ſind. Quiros war von dem kühnen Seefahrer begleitet, welcher ſpäter der Torres-Straße ſeinen Namen gab. Die Südſee erſchien nun nicht mehr, wie dem Magellan, eine Einöde; ſie erſchien durch Inſeln belebt, die aber freilich aus Mangel genauer aſtronomiſcher Ortsbeſtimmungen, wie ſchlecht gewurzelt, auf den Karten hin und her ſchwankten. Die Südſee blieb auch lange der alleinige Schauplatz von den Unternehmungen der Spanier und Portugieſen. Die wichtige ſüdindiſch-malayiſche Inſelwelt, von Ptolemäus, Cosmas und Polo dunkel beſchrieben, entfaltete ſich in beſtimmteren Umriſſen, ſeitdem Albuquerque (1511) ſich in Malacca feſtſetzte und Anton Abreu ſchiffte. Es iſt das beſondere Verdienſt des klaſſiſchen portugieſiſchen Geſchichtſchreibers Barros, eines Zeitgenoſſen von Magellan und Camoens, die Eigentümlichkeit des phyſiſchen und ethniſchen Charakters der Inſelwelt ſo lebendig erkannt zu haben, daß er zuerſt das auſtraliſche Polyneſien als einen fünften Erdteil abzuſondern vorſchlug. Erſt als die holländiſche Macht in den Molukken die herrſchende wurde, fing Auſtralien an aus dem Dunkel herauszutreten und ſich für den Geographen zu geſtalten. Es begann nun die große Epoche von Abel Tasman. Wir liefern hier nicht die Geſchichte der einzelnen geographiſchen Entdeckungen; wir erinnern bloß an die Haupt-Ereigniſſe, durch welche in kurzer Zeit und in enger Verkettung, folgend dem plötzlich erwachten Streben nach allem Weiten, Unbekannten und Fernen, zwei Dritteile der Erdoberfläche erſchloſſen wurden.

Einer ſolchen erweiterten Kenntnis von Land- und Meeresräumen entſprach auch die erweiterte Einſicht in das Weſen und die Geſetze der Naturkräfte, in die Verteilung der Wärme auf dem Erdkörper, in den Reichtum der Organismen und die Grenzen ihrer Verbreitung. Die Fortſchritte, welche am Schluſſe des, wiſſenſchaftlich zu gering geachteten Mittelalters die einzelnen Disziplinen gemacht hatten, beſchleunigten das Auffaſſen und die ſinnige Vergleichung einer maßloſen Fülle phyſiſcher Erſcheinungen, die auf einmal der Beobachtung dargeboten wurden. Die Eindrücke waren um ſo tiefer, zur Ergründung von kosmiſchen Geſetzen um ſo anregender, als die weſtlichen Völker Europas vor der Mitte des 16. Jahrhunderts den Neuen Kontinent bereits in den verſchiedenſten Breitengraden beider Hemiſphären, wenigſtens den Küſten nahe, durchforſcht hatten; als ſie hier zuerſt in der eigentlichen Äquatorial-Gegend feſten Fuß gefaßt, und als durch die dortige ſonderbare Höhengeſtaltung der Erdoberfläche auf engen Räumen die auffallendſten Kontraſte der vegetabiliſchen Organiſation und der Klimate ſich ihren Blicken dargeſtellt hatten. Wenn ich mich hier wieder veranlaßt finde, die begeiſtigenden Vorzüge der Gebirgsländer in der Äquinoctial-Zone beſonders hervorzuheben, ſo kann mich der ſchon mehrfach wiederholte Ausſpruch rechtfertigen, daß es den Bewohnern dieſer Länder allein verliehen iſt, alle Geſtirne der Himmelsräume wie faſt alle Familien-Geſtaltungen der Pflanzenwelt zu ſchauen; aber ſchauen iſt nicht beobachten, d. h. vergleichend kombinieren.

Wenn ſich auch in Columbus, wie ich in einem anderen Werke glaube bewieſen zu haben, bei völligem Mangel naturhiſtoriſcher Vorkenntniſſe, bloß durch den Kontakt mit großen Naturphänomenen, der Sinn für genaue Beobachtung auf mannigfaltige Weiſe entwickelte, ſo darf man keineswegs eine ähnliche Entwickelung in der rohen und kriegeriſchen Maſſe der Conquiſtadoren vorausſetzen. Was Europa unbeſtreitbar durch die Entdeckung von Amerika als Bereicherung ſeines naturhiſtoriſchen und phyſikaliſchen Wiſſens über die Konſtitution des Luftkreiſes und ſeine Wirkungen auf die menſchliche Organiſation, über die Verteilung der Klimate am Abhange der Cordilleren, über die Höhe des ewigen Schnees nach Maßgabe der verſchiedenen Breitengrade in beiden Hemiſphären, über die Reihenfolge der Vulkane, die Begrenzung der Erſchütterungskreiſe bei Erdbeben, die Geſetze des Magnetismus, die Richtung der Meeresſtröme, die Abſtufungen neuer Tier- und Pflanzenformen allmählich erlangt hat, verdankt es einer anderen, friedſameren Klaſſe von Reiſenden, einer geringen Zahl ausgezeichneter Männer unter den Munizipal-Beamten, Geiſtlichen und Ärzten. Dieſe konnten, in alt-indiſchen Städten wohnend, deren einige 4000 Meter hoch über dem Meere liegen, mit eigenen Augen beobachten, während eines langen Aufenthaltes das von anderen Geſehene prüfen und kombinieren; Naturprodukte ſammeln, beſchreiben und ihren europäiſchen Freunden zuſenden. Es genügt hier Gomara, Oviedo, Acoſta und Hernandez zu nennen. Einige Naturprodukte (Früchte und Tierfelle) hatte Columbus bereits von ſeiner erſten Entdeckungsreiſe heimgebracht. In einem Briefe aus Segovia (Auguſt 1494) fordert die Königin Iſabella den Admiral auf, in ſeinem Einſammeln fortzufahren. Sie begehrt von ihm beſonders „alle Strand- und Waldvögel von Ländern, die ein anderes Klima und andere Jahreszeiten haben." Man hat bisher wenig darauf geachtet, daß von derſelben Weſtküſte Afrikas, von der Hanno faſt 2000 Jahre früher „gegerbte Felle wilder Frauen" (der großen Gorilla-Affen) mitbrachte, um ſie in einem Tempel aufzuhängen, Martin Behaims Freund Cadamoſto ſchwarzes, $1^1/_2$ Palmen langes Elefantenhaar für den Infanten Heinrich den Seefahrer ſammelte. Hernandez, Leibarzt Philipps II., und von dieſem Monarchen nach Mexiko geſandt, um alle vegetabiliſchen und zoologiſchen Merkwürdigkeiten des Landes in herrlichen Abbildungen darſtellen zu laſſen, konnte ſeine Sammlungen durch die Kopie mehrerer ſehr ſorgfältig ausgeführter naturhiſtoriſcher Gemälde bereichern, welche auf Befehl eines Königs von Tezcuco, Nezahualcoyotl ($^1/_2$ Jahrhundert vor Ankunft der Spanier) angefertigt worden waren. Auch benutzte Hernandez eine Zuſammenſtellung von Medizinalpflanzen, die er in dem berühmten alt-mexikaniſchen Garten von Huaxtepec noch vegetierend gefunden. Wegen eines nahen neu angelegten ſpaniſchen Krankenhauſes hatten die Conquiſtadoren jenen Garten nicht verwüſtet. Faſt gleichzeitig ſammelte man und beſchrieb, was ſpäter für die Theorie der ſucceſſiven Hebung der Gebirgsketten ſo wichtig wurde, foſſile Maſtodonten-Knochen auf den Hochebenen von Mexiko, Neu-Granada und Peru. Die Benennungen: Giganten-Knochen und Giganten-Felder (Campos de Gigantes) bezeugen das Phantaſtiſche der erſten Deutungen.

Was in dieſer vielbewegten Zeit auch weſentlich zur Erweiterung der Weltanſichten beitrug, war der unmittelbare Kontakt einer zahlreichen europäiſchen Menſchenmaſſe mit der freien und dabei großartigen exotiſchen Natur in den Ebenen und Gebirgsländern von Amerika, wie auch (als Folge der Schiffahrt von Vasco de Gama) an den öſtlichen Küſten von Afrika und Südindien. Hier legte ſchon im Anfange des 16. Jahrhunderts ein portugieſiſcher Arzt, Garcia de Orta, da wo jetzt Bombay liegt, unter dem Schutze des edlen Martin Alfonſo de Souſa, einen botaniſchen Garten an, in welchem er die Arzneigewächſe der Umgegend kultivierte. Die Muſe des Camoens hat ihm ein patriotiſches Lob geſpendet. Der Trieb zum Selbſtbeobachten war nun überall erwacht, während die kosmographiſchen Schriften des Mittelalters minder das Reſultat eigener Anſchauung geweſen ſind als Kompilationen, welche die Meinungen des klaſſiſchen Altertums einförmig wiedergaben. Zwei der größten Männer des 16ten Jahrhunderts, Conrad Gesner und Andreas Cäſalpinus, haben in Zoologie und Botanik einen neuen Weg rühmlichſt vorgezeichnet.

Um anſchaulicher den frühen Einfluß zu bezeichnen, welchen die oceaniſchen Entdeckungen auf die erweiterte Sphäre des phyſiſchen und aſtronomiſch-nautiſchen Wiſſens ausgeübt haben, will ich, am Schluß dieſer Schilderung, auf einige Lichtpunkte aufmerkſam machen, die wir bereits in den Berichten des Columbus aufglimmen ſehen. Ihr erſter ſchwacher Glanz verdient um ſo ſorgfältiger beachtet zu werden, als ſie die Keime allgemeiner kosmiſcher Anſichten enthalten. Ich übergehe die Beweiſe von Reſultaten, welche ich hier aufſtelle, weil ich dieſelben in einer anderen Schrift: „Kritiſche Unterſuchungen über die hiſtoriſche Entwickelung der geographiſchen Kenntniſſe von der Neuen Welt und der nautiſchen Aſtronomie in dem 15ten und 16. Jahrhundert," ausführlich gegeben habe. Um aber dem Verdacht zu entgehen, daß ich die Anſichten der neueren Phyſik den Beobachtungen des Columbus unterlege, fange ich ausnahmsweiſe damit an, aus einem Briefe, den der Admiral im Monat Oktober 1498 aus Haiti geſchrieben, einige Zeilen wörtlich zu überſetzen. Es heißt in dieſem Briefe: „Jedesmal wenn ich von Spanien nach Indien ſegle, finde ich, ſobald ich hundert Seemeilen nach Weſten von den Azoren gelange, eine außerordentliche Veränderung in der Bewegung der himmliſchen Körper, in der Temperatur der Luft und in der Beſchaffenheit des Meeres. Ich habe dieſe Veränderungen mit beſonderer Sorgfalt beobachtet, und erkannt, daß die Seekompaſſe, deren Deklination bisher in Nordoſten war, ſich nun nach Nordweſten hinüberbewegten; und wenn ich dieſen Strich (rava), wie den Rücken eines Hügels überſchritten hatte, fand ich die See mit einer ſolchen Maſſe von Tang, gleich kleinen Tannenzweigen, die Piſtacien-Früchte tragen, bedeckt, daß wir glauben mußten, die Schiffe würden aus Mangel von Waſſer auf eine Untiefe auflaufen. Vor dem eben bezeichneten Striche aber war keine Spur von ſolchem Seekraute zu ſehen. Auch wird auf der Grenzſcheide (hundert Meilen weſtlich von den Azoren) auf einmal das Meer ſtill und ruhig, faſt nie von einem Winde bewegt. Als ich von den canariſchen Inſeln bis zum Parallel von Sierra Leone herabkam, hatte ich eine furchtbare Hitze zu ertragen; ſobald wir aber uns jenſeits der oben erwähnten raya (im Weſten des Meridians der azoriſchen Inſelgruppe) befanden, veränderte ſich das Klima: die Luft wurde gemäßigt, und die Friſche nahm zu, je weiter wir vorwärts kamen."

Dieſe Stelle, welche durch mehrere andere in den Schriften des Columbus erläutert wird, enthält Anſichten der phyſiſchen Erdkunde; Bemerkungen über den Einfluß der geographiſchen Länge auf die Abweichung der Magnetnadel, über die Inflexion der iſothermen Linien zwiſchen den Weſtküſten des Alten und den Oſtküſten des Neuen Kontinents, über die Lage der großen Sargaſſo-Bank in dem Becken des Atlantiſchen Meeres, und die Beziehungen, in welchen dieſer Meeresſtrich zu dem über ihm liegenden Teile der Atmoſphäre ſteht. Irrige Beobachtungen der Bewegung des Polarſternes in der Nähe der azoriſchen Inſeln hatten Columbus ſchon auf der erſten Reiſe, bei der Schwäche ſeiner mathematiſchen Kenntniſſe, zu dem Glauben an eine Unregelmäßigkeit in der Kugelgeſtalt der Erde verführt. In der weſtlichen Hemiſphäre iſt nach ihm „die Erde angeſchwollener, die Schiffe gelangen allmählich in größere Nähe des Himmels, wenn ſie an den Meeresſtrich (raya) kommen, wo die Magnetnadel nach dem wahren Norden weiſt; eine ſolche Erhöhung iſt die Urſache der kühleren Temperatur." Der feierliche Empfang des Admirals in Barcelona war im April 1493, und ſchon am 4. Mai desſelben Jahres wird jene berühmte Bulle, welche die Demarkations-Linie zwiſchem dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Beſitzrechte in einer Entfernung von 100 Meilen weſtlich von den Azoren „auf ewige Zeiten" feſtſtellt, vom Papſte Alexander VI. unterzeichnet. Wenn man dazu erwägt, daß Columbus gleich nach ſeiner Rückkehr von der erſten Entdeckungsreiſe die Abſicht hatte, ſelbſt nach Rom zu gehen, um, wie er ſagt, „dem Papſte über alles, was er entdeckt, Bericht abzuſtatten;" wenn man der Wichtigkeit gedenkt, welche die Zeitgenoſſen des Columbus auf die Auffindung der magnetiſchen Kurve ohne Abweichung legten, ſo kann man wohl eine von mir zuerſt aufgeſtellte hiſtoriſche Behauptung gerechtfertigt finden, die Behauptung, daß der Admiral in dem Augenblicke der höchſten Hofgunſt daran gearbeitet hat „die phyſiſche Abgrenzungslinie in eine politiſche verwandeln zu laſſen."

Der Einfluß, welchen die Entdeckung von Amerika und die damit zuſammenhängenden oceaniſchen Unternehmungen ſo ſchnell auf das geſamte phyſikaliſche und aſtronomiſche Wiſſen ausgeübt haben, wird am lebendigſten fühlbar gemacht, wenn man an die früheſten Eindrücke der Zeitgenoſſen und an den weiten Umfang wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen erinnert, von denen der wichtigere Teil in die erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt. Chriſtoph Columbus hat nicht allein das unbeſtreitbare Verdienſt zuerſt eine Linie ohne magnetiſche Abweichung entdeckt, ſondern auch, durch ſeine Betrachtungen über die fortſchreitende Zunahme der weſtlichen Abweichung, indem er ſich von jener Linie entfernte, das Studium des Erd-Magnetismus in Europa zuerſt angeregt zu haben. Daß meiſt überall die Endſpitzen einer ſich frei bewegenden Magnetnadel nicht genau nach dem geographiſchen Nord- und Südpol hinweiſen, würde zwar in dem Mittelländiſchen Meere und an allen Orten, wo im zwölften Jahrhunderte die Abweichung über 8 bis 10 Grade betrug, auch bei einer großen Unvollkommenheit der Inſtrumente leicht mehrfach erkannt worden ſein. Es iſt aber nicht unwahrſcheinlich, daß die Araber oder die Kreuzfahrer, die mit dem Orient von 1096 bis 1270 in Berührung ſtanden, indem ſie den Gebrauch der chineſiſchen und indiſchen Seekompaſſe verbreiteten, zugleich auch damals ſchon auf die Nordoſt- und Nordweſt-Weiſung in verſchiedenen Weltgegenden wie auf eine längſt erkannte Erſcheinung aufmerkſam machten. Wir wiſſen nämlich beſtimmt aus dem chineſiſchen Penthſaoyan, welches unter der Dynaſtie der Song zwiſchen 1111 und 1117 geſchrieben iſt, daß man damals die Quantität der weſtlichen Abweichung längſt zu meſſen verſtand. Was dem Columbus gehört, iſt nicht die erſte Beobachtung der Exiſtenz der Abweichung (letztere findet ſich z. B. ſchon auf der Karte von Andrea Bianco 1436 angegeben), ſondern die Bemerkung, welche er am 13. September 1492 machte, „daß 2° $^1/_2$ öſtlich von der Inſel Corvo die magnetiſche Variation ſich verändert, daß ſie von NO nach NW überging."

Dieſe Entdeckung einer magnetiſchen Linie ohne Abweichung bezeichnet einen denkwürdigen Zeitpunkt in der nautiſchen Aſtronomie. Sie wird, mit gerechtem Lobe, von Oviedo, las Caſas und Herrera gefeiert. Wenn man dieſelbe mit Livio Sanuto dem berühmten Seemann Sebaſtian Cabot zuſchreibt, ſo vergißt man, daß deſſen erſte, auf Koſten einiger Kaufleute von Briſtol unternommene und durch die Berührung des Feſtlandes von Amerika gekrönte Reiſe um fünf Jahre ſpäter fällt, als die erſte Expedition des Columbus. Dieſer aber hat nicht bloß das Verdienſt gehabt, im Atlantiſchen Oceane eine Gegend aufgefunden zu haben, in welcher damals der magnetiſche Meridian mit dem geographiſchen zuſammenfiel; er machte zugleich auch die ſinnreiche Bemerkung, daß die magnetiſche Abweichung mit dazu dienen könne, den Ort des Schiffes in Hinſicht auf deſſen Länge zu beſtimmen. In dem Journale der zweiten Reiſe (April 1496) ſehen wir den Admiral ſich wirklich nach der beobachteten Abweichung orientieren. Die Schwierigkeiten, welche dieſer Längen-Methode beſonders da entgegenſtehen, wo die magnetiſchen Abweichungs-Kurven ſich ſo beträchtlich krümmen, daß ſie nicht der Richtung der Meridiane, ſondern in großen Strecken der der Parallele folgen, waren freilich damals noch unbekannt. Magnetiſche und aſtronomiſche Methoden wurden ängſtlich geſucht, um auf Land und Meer die Punkte zu beſtimmen, welche von der ideal aufgeſtellten Demarkations-Linie durchſchnitten werden. Die Wiſſenſchaft und der unvollkommene Zuſtand aller auf dem Meere zu brauchender, raum- und zeitmeſſender Inſtrumente waren 1493 der praktiſchen Löſung einer ſo ſchwierigen Aufgabe noch nicht gewachſen. Unter dieſen Verhältniſſen leiſtete Papſt Alexander VI., indem er den Übermut hatte, eine Erdhälfte unter zwei mächtige Reiche zu teilen, ohne es zu wiſſen, gleichzeitig weſentliche Dienſte der aſtronomiſchen Nautik und der phyſikaliſchen Lehre vom Erd-Magnetismus. Auch wurden die Seemächte von da an mit einer Unzahl unausführbarer Vorſchläge bedrängt. Sebaſtian Cabot rühmte ſich noch auf ſeinem Sterbebette, daß ihm „durch göttliche Offenbarung eine untrügliche Methode mitgeteilt worden ſei, die geographiſche Länge zu finden." Dieſe Offenbarung war der feſte Glaube an die mit den Meridianen ſich regelmäßig und ſchnell verändernde magnetiſche Abweichung. Der Kosmograph Alonſo de Santa Cruz, einer der Lehrer des Kaiſers Carl V., unternahm es die erſte allgemeine Variations-Karte zu entwerfen, ſchon um das Jahr 1530, alſo anderthalb Jahrhunderte vor Halley, freilich nach ſehr unvollſtändigen Beobachtungen.

Von dem Fortſchreiten, d. h. der Bewegung der magnetiſchen Linien, deren Kenntnis man gewöhnlich dem Gaſſendi zuſchreibt, hatte ſelbſt William Gilbert noch keine Ahnung, während früher Acoſta, „durch portugieſiſche Seefahrer unterrichtet", auf dem ganzen Erdboden vier Linien ohne Abweichung annahm. Kaum war in England durch Robert Norman 1576 die Inklinations-Bouſſole erfunden, ſo rühmte ſich Gilbert, mittels dieſes Inſtruments in dunkler, ſternloſer Nacht den Ort des Schiffes zu beſtimmen. Ich habe, auf eigene Beobachtungen in der Südſee geſtützt, gleich nach meiner Rückkehr nach Europa gezeigt, wie unter gewiſſen Lokalverhältniſſen, z. B. an den Küſten von Peru in der Jahreszeit der beſtändigen Nebel, aus der Inklination die Breite mit einer für die Bedürfniſſe der Schiffahrt hinreichenden Genauigkeit beſtimmt werden kann. Es iſt hier bei dieſen Einzelheiten in der Abſicht verweilt worden, um an der gründlichen Betrachtung eines wichtigen kosmiſchen Gegenſtandes zu zeigen, wie (wenn man die Meſſung der Intenſität der magnetiſchen Kraft und der ſtündlichen Veränderungen der Deklination abrechnet) im 16. Jahrhundert ſchon alles zur Sprache kam, was die Phyſiker noch heute beſchäftigt. Auf der merkwürdigen Karte von Amerika, welche der römiſchen Ausgabe der Geographie des Ptolemäus vom Jahre 1508 beigefügt iſt, findet ſich nördlich von Gruentlant (Grönland), das als ein Teil von Aſien dargeſtellt wird, der magnetiſche Pol als ein Inſelberg verzeichnet. Martin Cortes in dem breve Compendio de la Sphera (1545) und Livio Sanuto in der Geographia di Tolomeo (1588) ſetzen ihn ſüdlicher. Letzterer nährte ſchon das, leider! noch bis in die neuere Zeit verbreitete Vorurteil, daß „wenn man ſo glücklich wäre, den magnetiſchen Pol (il calamitico) ſelbſt zu erreichen, man dort alcun miracoloso stupendo effetto erleben würde."

In dem Gebiete der Wärme-Verteilung und Meteorologie war ſchon am Ende des 15. und in dem Anfange des 16. Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit gerichtet auf die mit weſtlicher geographiſcher Länge abnehmende Wärme (auf die Krümmung der iſothermen Linien), auf das von Bacon von Verulam verallgemeinerte Drehungsgeſetz der Winde, auf die Abnahme der Luftfeuchtigkeit und Regenmenge durch Zerſtörung der Waldungen, auf die mit der zunehmenden Höhe über dem Meeresſpiegel ſich vermindernde Temperatur und auf die untere Grenze des ewigen Schnees. Daß dieſe Grenze Funktion der geographiſchen Breite iſt, wurde zuerſt von Petrus Martyr Anghiera 1510 erkannt. Alonſo de Hojeda und Amerigo Veſpucci hatten die Schneeberge von Santa Marta bereits 1500 geſehen, Rodrigo Baſtidas und Juan de la Coſa unterſuchten ſie mehr in der Nähe 1501, aber erſt nach den Nachrichten, welche der Pilot Juan Veſpucci, Neffe des Amerigo, ſeinem Beſchützer und Freunde Anghiera über die Expedition des Colmenares mitteilte, bekam die an dem Gebirgsufer des Antilliſchen Meeres ſichtbare tropiſche Schneeregion eine große, man möchte ſagen, eine kosmiſche Bedeutung. Die untere Schneegrenze wurde nun mit allgemeinen Verhältniſſen der Wärme-Abnahme und der Verſchiedenheit der Klimate in Verbindung geſetzt. Herodot in ſeinen Unterſuchungen über das Steigen des Nils hatte (II, 22) die Exiſtenz der Schneeberge ſüdlich vom Wendekreiſe des Krebſes gänzlich geleugnet. Alexanders Heerzüge führten die Griechen zwar zu den Nevados des Hindu-Kho (ὄρη ἀγάννιφα), aber dieſe liegen zwiſchen 34° und 36° nördlicher Breite. Die einzige, von Phyſikern ſehr unbeachtete, Angabe von „Schnee in der Äquatorial-Zone“, die ich vor der Entdeckung von Amerika und vor dem Jahre 1500 kenne, iſt in der berühmten Inſchrift von Adulis enthalten, welche von Niebuhr für jünger als Juba und Auguſt gehalten wurde. Die gewonnene Erkenntnis der Abhängigkeit der unteren Schneegrenze von dem Polar-Abſtande des Orts, die erſte Einſicht in das Geſetz der ſenkrecht abnehmenden Wärme und die dadurch bedingte Senkung einer ohngefähr gleich kalten oberen Luftſchicht vom Äquator gegen die Pole hin bezeichnen einen nicht unwichtigen Zeitpunkt in der Geſchichte unſeres phyſikaliſchen Wiſſens.

Begünſtigten dieſes Wiſſen zufällige, ihrem Urſprunge nach ganz unwiſſenſchaftliche Beobachtungen in den plötzlich erweiterten Naturkreiſen, ſo blieb dagegen dem Zeitalter, das wir ſchildern, eine andere Begünſtigung, die einer rein ſcientifiſchen Anregung, durch das Mißgeſchick ſonderbarer Verhältniſſe entzogen. Der größte Phyſiker des 15. Jahrhunderts, welcher mit ausgezeichneten mathematiſchen Kenntniſſen den bewundernswürdigſten Tiefblick in die Natur verband, Leonardo da Vinci, war der Zeitgenoſſe des Columbus; er ſtarb drei Jahre nach ihm. Die Meteorologie hatte den ruhmgekrönten Künſtler eben ſo viel als die Hydraulik und Optik beſchäftigt. Er wirkte bei ſeinem Leben durch die großen Werke der Malerei, welche er ſchuf, und durch ſeine begeiſterte Rede, nicht durch Schriften. Wären die phyſiſchen Anſichten des Leonardo da Vinci nicht in ſeinen Manuſkripten vergraben geblieben, ſo würde das Feld der Beobachtung, welches die neue Welt darbot, ſchon vor der großen Epoche von Galilei, Paſcal und Huygens in vielen Teilen wiſſenſchaftlich bearbeitet worden ſein. Wie Francis Bacon und ein volles Jahrhundert vor dieſem, hielt er die Induktion für die einzige ſichere Methode in der Naturwiſſenſchaft.

So wie nun, ſelbſt bei dem Mangel meſſender Inſtrumente, klimatiſche Verhältniſſe in den tropiſchen Gebirgsländern, durch Verteilung der Wärme, Extreme der Lufttrockenheit und Frequenz elektriſcher Exploſionen, in den Schriften über die erſten Landreiſen häufig beſprochen wurden, ſo faßten auch ſehr früh die Seefahrer richtige Anſichten von der Direktion und Schnelligkeit von Strömungen, die, Flüſſen von ſehr veränderlicher Breite vergleichbar, den Atlantiſchen Ocean durchſetzen. Der eigentliche Äquatorial-Strom, die Bewegung der Waſſer zwiſchen den Wendekreiſen, iſt zuerſt von Columbus beſchrieben worden. Es drückt ſich derſelbe darüber auf das beſtimmteſte und in großer Allgemeinheit in ſeiner dritten Reiſe aus. „Die Waſſer bewegen ſich con los cielos (wie das Himmelsgewölbe) von Oſten nach Weſten.“ Selbſt die Richtung einzeln ſchwimmender Maſſen von Seetang bekräftigten dieſen Glauben. Eine kleine Pfanne von leichtem Eiſenblech, welche er in den Händen der Eingebornen der Inſel Guadalupe fand, leitete Columbus auf die Vermutung, daß ſie europäiſchen Urſprungs und aus den Trümmern eines geſcheiterten Schiffes entlehnt ſein könnte, welche die Äquatorial-Strömung von den iberiſchen Küſten nach den amerikaniſchen geführt hätte. In ſeinen geognoſtiſchen Phantaſien hielt er die Exiſtenz der Inſelreihe der Kleinen Antillen wie die eigentümliche Geſtaltung der Großen, d. i. die Übereinſtimmung der Richtung ihrer Küſten mit der der Breiten-Parallele, für die lange Wirkung der oſt-weſtlichen Meeresbewegung zwiſchen den Wendekreiſen.

Als auf ſeiner vierten und letzten Reiſe der Admiral die nord-ſüdliche Richtung der Küſten des Kontinents vom Vorgebirge Gracias á Dios bis zur Laguna de Chiriqui erkannte, fühlte er die Wirkungen der heftigen Strömung, welche nach N und NNW treibt und eine Folge des Stoßes des oſt-weſtlichen Äquatorial-Stromes gegen die dammartig vorliegende Küſte iſt. Anghiera überlebte den Columbus lange genug, um die Ablenkung der atlantiſchen Gewäſſer in ihrem ganzen Zuſammenhange aufzufaſſen, um den Wirbel in dem Golf von Mexiko und die Fortpflanzung der Bewegung bis zu der Tierra de los Bacallaos (Neufundland) und der Mündung des St. Lorenzfluſſes zu erkennen. Ich habe an einem anderen Orte umſtändlich entwickelt, wie viel die Expedition des Ponce de Leon im Jahre 1512 zur genaueren Feſtſtellung der Ideen beigetragen hat; und daß man in einer von Sir Humphrey Gilbert zwiſchen 1567 und 1576 geſchriebenen Abhandlung die Bewegung der Gewäſſer des Atlantiſchen Meeres von dem Vorgebirge der guten Hoffnung bis zur Bank von Neufundland nach Anſichten behandelt findet, welche mit denen meines vortrefflichen dahingeſchiedenen Freundes, des Major Rennell, faſt ganz übereinſtimmen.

Mit der Kenntnis der Strömungen verbreitete ſich auch die der großen Bänke von Seetang (Fucus natans), der oceaniſchen Wieſen, welche das merkwürdige Schauſpiel der Zuſammenhäufung einer geſelligen Pflanze auf einem Raume darbieten, deſſen Flächeninhalt faſt ſiebenmal den von Frankreich übertrifft. Die große Fucus-Bank, das eigentliche Mar de Sargasso, breitet ſich aus zwiſchen 19° und 34° nördlicher Breite. Ihre Haupt-Achſe liegt ohngefähr ſieben Grad weſtlich von der Inſel Corvo. Die kleine Fucus-Bank fällt dagegen in den Raum zwiſchen den Bermuden und den Bahama-Inſeln. Winde und partielle Strömungen wirken nach Verſchiedenheit der Jahre auf die Lage und den Umfang dieſer atlantiſchen Tangwieſen, deren erſte Beſchreibung wir dem Columbus verdanken. Kein anderes Meer beider Hemiſphären zeigt in ähnlicher Größe die Gruppierung geſelliger Pflanzen.

Aber die wichtige Zeitepoche der Entdeckungen im Erdraume, die plötzliche Eröffnung einer unbekannten Erdhälfte hat auch die Anſicht der Welträume oder, wie ich mich beſtimmter ausdrücken ſollte, des ſcheinbaren Himmelsgewölbes erweitert. Weil der Menſch, nach einem ſchönen Ausdruck des elegiſchen Garcilaſo de la Vega, in der Wanderung nach fernen Ländern (unter verſchiedenen Breitengraden) „Land und Geſtirne“ gleichzeitig ſich ändern ſieht, ſo mußte das Vordringen zum Äquator an beiden Küſten von Afrika und bis über die Südſpitze des Neuen Kontinents den Seefahrern und Landreiſenden jetzt länger und öfter das prachtvolle Schauſpiel der ſüdlichen Sternbilder vorführen, als es zu den Zeiten des Hiram und der Ptolemäer, zu der der römiſchen Weltherrſchaft und des arabiſchen Handelsverkehrs im Roten Meere oder in dem Indiſchen Ocean zwiſchen der Straße Bab-el-Mandeb und der weſtlichen Halbinſel Indiens geſchehen konnte. Amerigo Veſpucci in ſeinen Briefen, Vicente Yañez Pinzon, Pigafetta, der Magellans und Elcanos Begleiter war, haben, wie Andrea Corſali auf der Fahrt nach Cochin in Oſtindien, in dem Anfange des 16. Jahrhunderts die erſten und lebendigſten Anſchauungen des ſüdlichen Himmels (jenſeits der Füße des Centauren und des herrlichen Sternbildes des Schiffes Argo) geliefert. Amerigo, litterariſch gelehrter, aber auch ruhmrediger als die anderen, preiſt nicht ohne Anmut die Lichtfülle, die maleriſche Gruppierung und den fremdartigen Anblick von Geſtirnen, die um den ſternarmen Südpol kreiſen. Er behauptet in ſeinem Briefe an Pierfranceſco de' Medici, daß er ſich auf ſeiner dritten Seefahrt ſorgfältig mit den ſüdlichen Konſtellationen beſchäftigt, den Polar-Abſtand der hauptſächlichſten gemeſſen und ſie gezeichnet habe. Was er davon mitteilt, läßt freilich den Verluſt jener Meſſungen leicht verſchmerzen.

Die rätſelhaften ſchwarzen Flecke (Kohlenſäcke) finde ich zuerſt von Anghiera im Jahr 1510 beſchrieben. Sie waren ſchon 1499 von den Begleitern des Vicente Yañez Pinzon bemerkt worden auf der Expedition, die von Palos auslief und Beſitz von dem braſilianiſchen Kap San Auguſtin nahm. Der Canopo fosco (Canopus niger) des Amerigo iſt wahrſcheinlich auch einer der coalbags. Der ſcharfſinnige Acoſta vergleicht ſie mit dem verfinſterten Teile der Mondſcheibe (in partieller Finſternis) und ſcheint ſie einer Leerheit im Himmelsraume, einer Abweſenheit von Sternen zuzuſchreiben. Rigaud hat gezeigt, wie ein berühmter Aſtronom die Kohlenſäcke, von denen Acoſta beſtimmt ſagt, daß ſie in Peru (nicht in Europa) ſichtbar ſind und wie andere Sterne ſich um den Südpol bewegen, für die erſte Angabe von Sonnenflecken gehalten hat. Die Kenntnis der beiden Magellaniſchen Wolken wird mit Unrecht dem Pigafetta zugeſchrieben. Ich finde, daß Anghiera, geſtützt auf die Beobachtungen portugieſiſcher Seefahrer, dieſer Wolken ſchon 8 Jahre vor der Beendigung der Magellaniſchen Weltumſchiffung erwähnt. Er vergleicht ihren milden Glanz mit dem der Milchſtraße. Der Scharfſichtigkeit der Araber ſcheint aber die große Wolke nicht entgangen zu ſein. Sie iſt ſehr wahrſcheinlich der weiße Ochſe, el Bakar, ihres ſüdlichen Himmels, d. h. der weiße Flecken, von dem der Aſtronom Abdurrahman Sofi ſagt, daß man ihn nicht in Bagdad, nicht im nördlichen Arabien, wohl aber im Tehama und in dem Parallel der Meerenge Bab-el-Mandeb ſehen kann. Griechen und Römer ſind denſelben Weg unter den Lagiden und ſpäter gewandert, und haben nichts bemerkt oder wenigſtens in auf uns gekommenen Schriften nichts aufgezeichnet über eine Lichtwolke, welche doch unter 11° bis 12° nördlicher Breite zu der Zeit der Ptolemäus ſich 3°, zu der des Abdurrahman im Jahr 1000 zu mehr als 4 Graden über den Horizont erhob. Jetzt kann die Meridianhöhe der Mitte der Nubecula major bei Aden 5° erreichen. Wenn Seefahrer die Magellaniſchen Wolken gewöhnlich erſt in weit ſüdlicheren Breiten, dem Äquator nahe oder gar ſüdlich von demſelben, deutlich erkennen, ſo liegt der Grund davon wohl in der Beſchaffenheit der Atmoſphäre und den weißes Licht reflektierenden Dünſten am Horizont. Im ſüdlichen Arabien muß im Innern des Landes die dunkle Bläue des Himmelsgewölbes und die große Trockenheit der Luft das Erkennen der Magellaniſchen Wolken begünſtigen. Beiſpiele von der Sichtbarkeit von Kometenſchweifen am hellen Tage zwiſchen den Wendekreiſen und in ſehr ſüdlichen Breiten ſprechen dafür.

Die Einreihung der dem antarktiſchen Pole nahen Geſtirne in neue Sternbilder gehört dem 17. Jahrhundert an. Was die holländiſchen Seefahrer Petrus Theodori von Emden und Friedrich Houtman, der (1596—1599) ein Gefangener des Königs von Bantam und Atſchin auf Java und Sumatra war, mit unvollkommenen Inſtrumenten beobachteten, wurde in die Himmelskarten von Hondius, Bleaw (Jansonius Caesius) und Bayer eingetragen.

Der an zuſammengedrängten Nebelflecken und Sternſchwärmen ſo reichen Zone des ſüdlichen Himmels zwiſchen den Parallelkreiſen von 50° und 80° giebt die ungleichmäßigere Verteilung der Lichtmaſſen einen eigentümlichen, man möchte ſagen landſchaftlichen Charakter; einen Reiz, der aus der Gruppierung der Sterne erſter und zweiter Größe und ihrer Trennung durch Regionen hervorgeht, welche dem bloßen Auge verödet und glanzlos erſcheinen. Dieſe ſonderbaren Kontraſte, die mehrfach in ihrem Laufe heller auflodernde Milchſtraße, die iſoliert kreiſenden, abgerundeten Magellaniſchen Lichtwolken und die Kohlenſäcke, von denen der größere einer ſchönen Konſtellation ſo nahe liegt, vermehren die Mannigfaltigkeit des Naturbildes; ſie feſſeln die Aufmerkſamkeit empfänglicher Beſchauer an einzelne Regionen in der äußerſten Hälfte des ſüdlichen Himmelsgewölbes. Eine dieſer Regionen iſt ſeit dem Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts durch beſondere, zum Teil religiöſe Beziehungen ſowohl chriſtlichen Seefahrern in den tropiſchen und ſüdlicheren Meeren wie chriſtlichen Miſſionaren in beiden Indien wichtig geworden: es iſt die des ſüdlichen Kreuzes. Die vier Hauptſterne, welche es bilden, werden im Almageſt, alſo in den Epochen des Hadrian und Antonius des Frommen, den Hinterfüßen des Sternbildes des Centauren beigezählt. Es darf faſt Wunder nehmen, da die Geſtaltung des Kreuzes ſo auffallend iſt und ſich merkwürdig abſondernd individualiſiert: wie in dem großen und kleinen Wagen (den Bären), im Skorpion, in der Caſſiopea, im Adler, im Delphin, daß jene vier Sterne nicht früher von dem mächtigen alten Sternbilde des Centauren getrennt worden ſind; es muß es um ſo mehr, als der Perſer Kazwini und andere mohammedaniſche Aſtronomen aus dem Delphin und Drachen eigene Kreuze mit Mühe zuſammenſetzten. Ob höfiſche Schmeichelei alexandriniſcher Gelehrten, welche den Canopus in ein Ptolemäon umgewandelt, auch die Geſtirne unſeres jetzigen ſüdlichen Kreuzes, zur Verherrlichung des Auguſtus, „an einen, in Italien nie ſichtbaren Caesaris thronon" geheftet hatte; bleibt ziemlich ungewiß. Zur Zeit des Claudius Ptolemäus erreichte der ſchöne Stern am Fuß des ſüdlichen Kreuzes bei ſeinem Durchgang durch den Meridian in Alexandrien noch 6° 10′ Höhe, während er jetzt daſelbſt mehrere Grade unter dem Horizonte kulminiert. Um gegenwärtig (1847) α Crucis in 6° 10′ Höhe zu ſehen, müßte man mit Rückſicht auf Strahlenbrechung ſich 10° ſüdlich von Alexandrien, in 21° 43′ nördlicher Breite, befinden. Auch die chriſtlichen Einſiedler in der Thebaide können im vierten Jahrhundert das Kreuz noch in 10° Höhe geſehen haben. Ich zweifle indes, daß von ihnen ſeine Benennung herrühre; denn Dante in der berühmten Stelle des Purgatorio:

Io mi volsi a man destra, e posi mente	Ich wendete mich zur rechten Hand
All' altro polo, e vidi quattro stelle	Zum andern Pole und ſah 4 Sterne,
Non viste mai fuor ch' alla prima gente	Nicht mehr geſehen außer von den erſten Menſchen.

und Amerigo Veſpucci, welcher dieſer Stelle in ſeiner dritten Reiſe bei dem Anblick des geſtirnten ſüdlichen Himmels zuerſt gedachte, ja ſich rühmte, „die vier nur von dem erſten Menſchenpaar geſehenen Sterne nun ſelbſt zu ſchauen", kennen die Benennung des Südkreuzes noch nicht. Amerigo ſagt ganz einfach: die vier Sterne bilden eine rhomboidale Figur, una mandorla, und dieſe Bemerkung iſt vom Jahr 1501. Je mehr die Seereiſen auf den durch Gama und Magellan eröffneten Wegen ſich um das Vorgebirge der guten Hoffnung und durch die Südſee vervielfältigten und chriſtliche Miſſionare in den neu entdeckten Tropenländern Amerikas vordrangen, deſto mehr nahm der Ruf jenes Sternbildes zu. Ich finde es zuerſt als ein Wunderkreuz (croce maravigliosa), „herrlicher als alle Konſtellationen des ganzen Himmels", von dem Florentiner Andrea Corſali (1517), ſpäter (1520) auch von Pigafetta genannt. Der beleſenere Florentiner rühmt Dantes prophetiſchen Geiſt, als hätte der große Dichter nicht eben ſo viel Erudition wie Schöpfungsgabe beſeſſen, als hätte er nicht arabiſche Sterngloben geſehen und mit vielen orientaliſchen Reiſenden aus Piſa verkehrt. Daß in den ſpaniſchen Niederlaſſungen im tropiſchen Amerika die erſten Anſiedler ſich gern, wie noch jetzt, der verſchiedentlich geneigten oder ſenkrechten Stellung des ſüdlichen Kreuzes als einer Himmelsuhr bedienten, bemerkt ſchon Acoſta in ſeiner Historia natural y moral de las Indias.

Durch das Vorrücken der Nachtgleichen verändert ſich an jedem Punkte der Erde der Anblick des geſtirnten Himmels. Das alte Menſchengeſchlecht hat im hohen Norden prachtvolle ſüdliche Sternbilder aufſteigen ſehen, welche lange unſichtbar, erſt nach Jahrtauſenden wiederkehren werden. Canopus war ſchon zur Zeit des Columbus zu Toledo (Br. 39° 54′) voll 1° 20′ unter dem Horizont; jetzt erhebt er ſich noch faſt ebenſo viel über den Horizont von Cadix. Für Berlin und die nördlichen Breiten überhaupt ſind die Sterne des ſüdlichen Kreuzes, wie α und β des Centauren, mehr und mehr im Entfernen begriffen, während ſich die Magellaniſchen Wolken unſeren Breiten langſam nähern. Canopus iſt in dem verfloſſenen Jahrtauſend in ſeiner größten nördlichen Annäherung geweſen, und geht jetzt, doch überaus langſam wegen ſeiner Nähe am Südpol der Ekliptik, immer mehr ſüdlich. Das Kreuz fing in 52° 1/2 nördlicher Breite an unſichtbar zu werden 2900 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, da dieſes Sternbild, nach Galle, ſich vorher auf mehr als 10° Höhe hatte erheben können. Als es an dem Horizont unſerer baltiſchen Länder verſchwand, ſtand in Ägypten ſchon ein halbes Jahrtauſend die große Pyramide des Cheops. Das Hirtenvolk der Hykſos machte ſeinen Einfall 700 Jahre ſpäter. Die Vorzeit tritt uns ſcheinbar näher, wenn man ihr Maß an denkwürdige Ereigniſſe knüpft.

Gleichzeitig mit der Erweiterung einer mehr beſchaulichen als wiſſenſchaftlichen Kenntnis der Himmelsräume waren die Fortſchritte in der nautiſchen Aſtronomie, d. h. in der Vervollkommnung der Methoden den Ort des Schiffes (ſeine geographiſche Breite und Länge) zu beſtimmen. Alles, was in dem Laufe der Zeiten dieſe Fortſchritte der Schiffahrtskunde hat begünſtigen können, der Kompaß und die ſichrere Ergründung der magnetiſchen Abweichung, die Meſſung der Geſchwindigkeit durch die ſorgfältigere Vorrichtung des Logs wie den Gebrauch der Chronometer und Mond-Abſtände, die beſſere Konſtruktion der Fahrzeuge, die Erſetzung der Kräfte des Windes durch eine andere Kraft, vor allem aber die geſchickte Anwendung der Aſtronomie auf die Schiffsrechnung, darf als kräftiges Mittel betrachtet werden zur Erſchließung der geſamten Erdräume, zur beſchleunigten Belebung des Weltverkehrs, zur Ergründung kosmiſcher Verhältniſſe. Dieſen Standpunkt auffaſſend, erinnern wir hier von neuem daran, wie ſchon in der Mitte des 13. Jahrhunderts in der Marine der Catalanen und der Inſel Majorka „nautiſche Inſtrumente üblich waren, um die Zeit durch Sternhöhen zu finden"; und wie das von Raymundus Lullus in ſeiner Arte de Navegar beſchriebene Aſtrolabium faſt zweihundert Jahre älter iſt als das des Martin Behaim. Die Wichtigkeit der aſtronomiſchen Methoden wurde in Portugal ſo lebhaft anerkannt, daß gegen das Jahr 1484 Behaim zum Präſidenten einer „Junta de Mathematicos" ernannt wurde, welche Tafeln der Deklination der Sonne berechnen und, wie Barros ſagt, die Piloten lehren ſollte, die maneira de navegar per altura do Sol. Von dieſer Schiffahrt „nach den Meridianhöhen der Sonne" wurde damals ſchon ſcharf die Schiffahrt por la altura del Este-Oeste, d. h. durch Längen-Beſtimmungen, unterſchieden.

Das Bedürfnis, die Lage der päpſtlichen Demarkations-Linie, und ſo in dem neu entdeckten Braſilien und in den ſüdindiſchen Inſeln die Grenze zwiſchen dem rechtmäßigen Beſitze der portugieſiſchen und ſpaniſchen Krone aufzufinden, vermehrte, wie wir ſchon oben bemerkt, den Drang nach praktiſchen Längen-Methoden. Man fühlte, wie ſelten die alte unvollkommene hipparchiſche Methode der Mondfinſterniſſe anzuwenden ſei, und der Gebrauch der Mond-Diſtanzen wurde ſchon 1514 von dem Nürnberger Aſtronomen Johann Werner, und bald nachher von Orontius Finäus und Gemma Friſius anempfohlen. Leider mußte aber dieſe Methode lange unanwendbar bleiben, bis, nach den vielen vergeblichen Verſuchen mit den Inſtrumenten von Peter Apianus (Bienewitz) und Alonſo de Santa Cruz, durch Newtons Scharfſinn (1700) der Spiegel-Sextant erfunden und durch Hadley (1731) unter die Seefahrer verbreitet wurde.

Der Einfluß der arabiſchen Aſtronomen wirkte von Spanien aus auch auf die Fortſchritte der nautiſchen Aſtronomie. Man verſuchte freilich zur Längen-Beſtimmung vieles, das nicht gelang; und die Schuld des Nicht-Gelingens wurde ſeltener auf die Unvollkommenheit der Beobachtung als auf Druckfehler in den aſtronomiſchen Ephemeriden des Regiomontanus geſchoben, deren man ſich bediente. Die Portugieſen verdächtigten ſogar die Ergebniſſe der aſtronomiſchen Angaben der Spanier, deren Tafeln aus politiſchen Gründen verfälſcht ſein ſollten. Das auf einmal erwachte Bedürfnis nach den Hilfsmitteln, welche die nautiſche Aſtronomie wenigſtens theoretiſch verhieß, ſpricht ſich beſonders lebhaft aus in den Reiſeberichten des Columbus, Amerigo Veſpucci, Pigafetta und Andres de San Martin: des berühmten Piloten der Magellaniſchen Expedition, der die Längen-Methoden des Ruy Falero beſaß. Oppoſitionen der Planeten, Sternbedeckungen, Höhen-Differenzen zwiſchen dem Monde und Jupiter, Veränderungen der Deklination des Mondes wurden mit mehr oder wenigerem Erfolge verſucht. Wir beſitzen Konjunktions-Beobachtungen von Columbus in der Nacht des 13. Januar 1493 aus Haiti. Die Notwendigkeit, einen eigenen, wohlunterrichteten Aſtronomen jeder großen Expedition beizugeben, wurde ſo allgemein gefühlt, daß die Königin Iſabella dem Columbus am 5. Sept. 1493 ſchreibt: „ob er gleich in ſeinem Unternehmen bewieſen habe, daß er mehr wiſſe als irgend ein ſterblicher Menſch, ſo rate ſie ihm doch, den Fray Antonio de Marchena, als einen gelehrten und fügſamen Sternkundigen, mit ſich zu nehmen". Columbus ſagt in der Beſchreibung ſeiner vierten Reiſe: „Es giebt nur eine untrügliche Schiffsrechnung, die der Aſtronomen. Wer dieſe verſteht, kann zufrieden ſein. Was ſie gewährt, gleicht einer visio profetica. Unſere unwiſſenden Piloten, wenn ſie viele Tage die Küſte aus den Augen verloren haben, wiſſen nicht, wo ſie ſind. Sie würden die Länder nicht wiederfinden, die ich entdeckt. Zum Schiffen gehört Compas y arte, die Buſſole und das Wiſſen, die Kunſt der Aſtronomen."

Ich habe dieſe charakteriſtiſchen Einzelheiten erwähnt, weil ſie anſchaulicher machen, wie die nautiſche Sternkunde, das mächtige Werkzeug der Sicherung der Schiffahrt und durch dieſe Sicherung das Mittel der erleichterten Zugänglichkeit zu allen Erdräumen, in dem hier geſchilderten Zeitabſchnitt die erſte Entwickelung empfing; wie in der allgemeinen Bewegung der Geiſter früh die Möglichkeit von Methoden erkannt wurde, die erſt nach Vervollkommnung der Uhren, der winkelmeſſenden Inſtrumente und der Sonnen- und Mondtafeln von ausgebreiteter praktiſcher Anwendung ſein konnten. Wenn der Charakter eines Jahrhunderts „die Offenbarung des menſchlichen Geiſtes in einer beſtimmten Zeitepoche" iſt, ſo hat das Jahrhundert des Columbus und der großen nautiſchen Entdeckungen, indem es auf eine unerwartete Weiſe die Objekte des Wiſſens und der Anſchauungen vermehrte, auch den folgenden Jahrhunderten einen neuen und höheren Schwung gegeben. Es iſt die Eigentümlichkeit wichtiger Entdeckungen, daß ſie zugleich den Kreis der Eroberungen und die Ausſicht in das Gebiet, das noch zu erobern übrig bleibt, erweitern. Schwache Geiſter glauben in jeder Epoche wohlgefällig, daß die Menſchheit auf den Kulminationspunkt intellektueller Fortſchritte gelangt ſei; ſie vergeſſen, daß durch die innige Verkettung aller Naturerſcheinungen, in dem Maße, als man vorſchreitet, das zu durchlaufende Feld eine größere Ausdehnung gewinnt; daß es von einem Geſichtskreiſe begrenzt iſt, der unaufhörlich vor dem Forſcher zurückweicht.

Wo hat die Geſchichte der Völker eine Epoche aufzuweiſen, der gleich, in welcher die folgenreichſten Ereigniſſe: die Entdeckung und erſte Koloniſation von Amerika, die Schiffahrt nach Oſtindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung und Magellans erſte Erdumſeglung, mit der höchſten Blüte der Kunſt, mit dem Erringen geiſtiger, religiöſer Freiheit und der plötzlichen Erweiterung der Erd- und Himmelskunde zuſammentrafen? Eine ſolche Epoche verdankt einen ſehr geringen Teil ihrer Größe der Ferne, in der ſie uns erſcheint; dem Umſtand, daß ſie ungetrübt von der ſtörenden Wirklichkeit der Gegenwart nur in der geſchichtlichen Erinnerung auftritt. Wie in allen irdiſchen Dingen, iſt auch hier des Glückes Glanz mit tiefem Weh verſchwiſtert geweſen. Die Fortſchritte des kosmiſchen Wiſſens wurden durch alle Gewaltthätigkeiten und Greuel erkauft, welche die ſogenannten ziviliſierenden Eroberer über den Erdball verbreiten. Es iſt aber eine unverſtändig vermeſſene Kühnheit, in der unterbrochenen Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit über das Abwägen von Glück und Unglück dogmatiſch zu entſcheiden. Es geziemt dem Menſchen nicht, Weltbegebenheiten zu richten, welche, in dem Schoße der Zeit langſam vorbereitet, nur teilweiſe dem Jahrhundert zugehören, in das wir ſie verſetzen.

Die erſte Entdeckung des mittleren und ſüdlichen Teils der Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die Skandinavier iſt faſt gleichzeitig mit der Erſcheinung und dem geheimnisvollen Auftreten von Manco Capac in dem Hochlande von Peru, ſie iſt 200 Jahre älter als die Ankunft der Azteken im Thale von Mexiko. Die Gründung der Hauptſtadt (Tenochtitlan) fällt um volle 325 Jahre ſpäter. Hätten dieſe normänniſchen Koloniſationen langedauernde Folgen gehabt, wären ſie von einem mächtigen, politiſch einigen Mutterlande genährt und beſchützt worden, ſo würden die vordringenden germaniſchen Stämme viele unſtäte Jägerhorden noch da umherziehend gefunden haben, wo die ſpaniſchen Eroberer anſäſſige Ackerbauer fanden.

Die Zeiten der Conquista, das Ende des 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts, bezeichnet ein wunderſames Zuſammentreffen großer Ereigniſſe in dem politiſchen und ſittlichen Leben der Völker von Europa. In demſelben Monat, in welchem Hernan Cortes nach der Schlacht von Otumba gegen Mexiko anzog, um es zu belagern, verbrannte Martin Luther die päpſtliche Bulle zu Wittenberg und begründete die Reform, welche dem Geiſte Freiheit und Fortſchritte auf faſt unverſuchten Bahnen verhieß. Früher noch traten, wie aus ihren Gräbern, die herrlichſten Gebilde der alten helleniſchen Kunſt hervor: der Laokoon, der Torſo, der Apoll von Belvedere und die mediceiſche Venus. Es blüheten in Italien Michelangelo, Leonardo da Vinci, Titian und Raphael; in unſerem deutſchen Vaterlande Holbein und Albrecht Dürer. Die Weltordnung war von Copernikus aufgefunden, wenn auch nicht öffentlich verkündigt, in dem Todesjahr von Chriſtoph Columbus, vierzehn Jahre nach der Entdeckung des Neuen Kontinents.

Die Wichtigkeit dieſer Entdeckung und der erſten Anſiedelung der Europäer berührt auch andere Sphären als die, welcher dieſe Blätter vorzugsweiſe gewidmet ſind; ſie gehört jenen intellektuellen und moraliſchen Wirkungen an, welche die plötzliche Vergrößerung der Geſamtmaſſe der Ideen auf die Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes ausgeübt hat. Wir erinnern daran, wie ſeit jenem großen Zeitpunkte ein neues, regſameres Leben des Geiſtes und der Gefühle, wie mutige Wünſche und ſchwer enttäuſchte Hoffnungen allmählich ſämtliche Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft durchdrungen haben; wie die geringe Bevölkerung einer Hälfte der Erdkugel, beſonders an den Europa gegenüberliegenden Küſten, die Niederlaſſung von Kolonieen begünſtigen konnte, welche ihre Ausdehnung und ihre Lage zu unabhängigen, in der Wahl ihrer freien Regierungsform unbeſchränkten Staaten umwandelte; wie endlich die religiöſe Reform, ein Vorſpiel großer politiſcher Umwälzungen, die verſchiedenen Phaſen ihrer Entwickelung unter einem Himmelsſtrich durchlaufen mußte, welcher der Zufluchtsort aller Glaubensmeinungen und der verſchiedenartigſten Anſichten von göttlichen Dingen geworden war. Die Kühnheit des genueſiſchen Seefahrers iſt das erſte Glied in der unermeßlichen Kette dieſer verhängnisvollen Begebenheiten. Zufall, nicht Betrug und Ränke, haben dem Feſtland von Amerika den Namen des Columbus entzogen. Durch Handelsverkehr und Vervollkommnung der Schiffahrt ſeit einem halben Jahrhundert Europa näher gebracht, hat der Neue Weltteil einen wichtigen Einfluß auf die politiſchen Inſtitutionen, auf die Ideen und Neigungen der Völker ausgeübt, welche in Oſten das, ſcheinbar immer enger werdende Thal des Atlantiſchen Oceans begrenzen.

VII.

Große Entdeckungen in den Himmelsräumen durch Anwendung des Fernrohrs. — Haupt-Epoche der Sternkunde und Mathematik von Galilei und Kepler bis Newton und Leibnitz. — Geſetze der Planeten-Bewegung und allgemeine Gravitations-Theorie.

Indem wir uns beſtreben, die am meiſten geſonderten Perioden und Entwickelungsſtufen kosmiſcher Anſchauung aufzuzählen, haben wir zuletzt die Periode geſchildert, in welcher den Kulturvölkern der einen Erdhälfte die andere bekannt geworden iſt. Auf das Zeitalter der größten Entdeckungen im Raume an der Oberfläche unſeres Planeten folgt unmittelbar die Beſitznahme eines beträchtlichen Teils der Himmelsräume durch das Fernrohr. Die Anwendung eines neugeſchaffenen Organes, eines Werkzeuges von raumdurchdringender Kraft ruft eine neue Welt von Ideen hervor. Es beginnt ein glänzendes Zeitalter der Aſtronomie und der Mathematik; für die letztere beginnt die lange Reihe tiefſinniger Forſcher, welche zu dem „alles umgeſtaltenden" Leonhard Euler führt, deſſen Geburtsjahr (1707) dem Todesjahre von Jacob Bernoulli ſo nahe liegt.

Wenige Namen können genügen, um an die Rieſenſchritte zu erinnern, welche der menſchliche Geiſt vorzugsweiſe in Entwickelung mathematiſcher Gedanken, durch eigne innere Kraft, nicht durch äußere Begebenheiten angeregt, im Laufe des 17. Jahrhunderts gemacht hat. Die Geſetze des Falles der Körper und der Planeten-Bewegung werden erkannt. Der Druck der Luft, die Fortpflanzung des Lichts, ſeine Brechung und Polariſation werden erforſcht. Die mathematiſche Naturlehre wird geſchaffen und auf feſte Grundpfeiler geſtützt. Die Erfindung der Infiniteſimal-Rechnung bezeichnet den Schluß des Jahrhunderts; und dadurch erſtarkt, hat die menſchliche Intelligenz ſich in den folgenden 150 Jahren mit Glück an die Löſung von Problemen wagen können, welche die Störungen der Weltkörper, die Polariſation und Interferenz der Lichtwellen, die ſtrahlende Wärme, die elektro-magnetiſchen in ſich zurückkehrenden Ströme, die ſchwingenden Saiten und Flächen, die Kapillaranziehung enger Röhren, und ſo viele andere Naturerſcheinungen darbieten.

Die Arbeit in der Gedankenwelt geht nun ununterbrochen und ſich gegenſeitig unterſtützend fort. Keiner der früheren Keime wird erſtickt. Es nehmen gleichzeitig zu die Fülle des zu verarbeitenden Materials, die Strenge der Methoden und die Vervollkommnung der Werkzeuge. Wir beſchränken uns hier hauptſächlich auf das 17. Jahrhundert, das Zeitalter von Kepler, Galilei und Bacon, von Tycho, Descartes und Huygens, von Fermat, Newton und Leibnitz. Die Leiſtungen dieſer Männer ſind ſo allgemein bekannt, daß es nur leiſer Andeutungen bedarf, um das herauszuheben, wodurch ſie in Erweiterung kosmiſcher Anſichten glänzen.

Wir haben ſchon früher gezeigt, wie dem Auge, dem Organ ſinnlicher Weltanſchauung, durch die Erfindung des teleſkopiſchen Sehens eine Macht verliehen wurde, deren Grenze noch lange nicht erreicht iſt, die aber ſchon in ihrem erſten ſchwachen Anfange, bei einer kaum 32maligen Linear-Vergrößerung der Fernröhre, in die bis dahin uneröffneten Tiefen des Weltraums drang. Die genaue Kenntnis vieler Himmelskörper, welche zu unſerem Sonnenſyſtem gehören, die ewigen Geſetze, nach denen ſie in ihren Bahnen kreiſen; die vervollkommnete Einſicht in den wahren Weltbau ſind das Charakteriſtiſche der Epoche, welche wir hier zu ſchildern verſuchen. Was dieſe Epoche hervorgebracht, beſtimmt gleichſam die Hauptumriſſe von dem großen Naturbilde des Kosmos; es fügt den neu erkannten Inhalt der Himmelsräume, wenigſtens in einer Planetengruppe ſinnig geordnet, dem früher durchforſchten Inhalt der telluriſchen Räume hinzu. Nach allgemeinen Anſichten ſtrebend, begnügen wir uns, hier nur die wichtigſten Objekte der aſtronomiſchen Arbeiten des 17. Jahrhunderts zu nennen. Wir weiſen zugleich auf den Einfluß hin, welchen dieſe auf eine kräftige Anregung zu großen und unerwarteten mathematiſchen Entdeckungen wie zu der mehr umfaſſenden, erhabneren Anſchauung des Weltganzen ausgeübt haben.

Es iſt bereits früher erwähnt worden, wie das Zeitalter von Columbus, Gama und Magellan, das der nautiſchen Unternehmungen, verhängnisvoll mit großen Ereigniſſen, mit dem Erwachen religiöſer Denkfreiheit, mit der Entwickelung eines edleren Kunſtſinnes und der Verbreitung des copernikaniſchen Weltſyſtems, zuſammentraf. Nicolaus Copernikus (in zwei noch vorhandenen Briefen nennt er ſich Koppernik) hatte bereits ſein 21. Lebensjahr erreicht und beobachtete mit dem Aſtronomen Albert Brudzewski zu Krakau, als Columbus Amerika entdeckte. Kaum ein Jahr nach dem Tode des Entdeckers, nach einem ſechsjährigen Aufenthalte in Padua, Bologna und Rom, finden wir ihn, wieder in Krakau, mit gänzlicher Umwandlung der aſtronomiſchen Weltanſicht beſchäftigt. Durch die Gunſt ſeines Oheims, des Biſchofs von Ermland, Lucas Waißelrode von Allen, 1510 zum Domherrn in Frauenburg ernannt, arbeitete er dort noch 33 Jahre lang an der Vollendung ſeines Werkes de Revolutionibus orbium coelestium (Über die Bewegungen der Himmelskörper). Das erſte gedruckte Exemplar wurde ihm gebracht, als, an Körper und Geiſt gelähmt, er ſich ſchon zum Tode bereitete. Er ſah es, berührte es auch, aber ſein Sinn war nicht mehr auf das Zeitliche gerichtet; er ſtarb nicht, wie Gaſſendi in dem Leben des Copernikus erzählt, wenige Stunden, ſondern mehrere Tage-nachher, am 24. Mai 1543. Zwei Jahre früher war aber ſchon ein wichtiger Teil ſeiner Lehre durch den Brief eines ſeiner eifrigſten Schüler und Anhänger, Joachim Rhäticus, an Johann Schoner, Profeſſor zu Nürnberg, durch den Druck bekannt geworden. Doch iſt es nicht die Verbreitung des copernikaniſchen Syſtems, die erneuerte Lehre von einer Centralſonne (von der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde) geweſen, welche etwas mehr als ein halbes Jahrhundert nach ſeinem erſten Erſcheinen zu den glänzenden Entdeckungen in den Himmelsräumen geführt hat, die den Anfang des 17. Jahrhunderts bezeichnen. Dieſe Entdeckungen ſind die Folge einer zufällig gemachten Erfindung, des Fernrohrs, geweſen. Sie haben die Lehre des Copernikus vervollkommnet und erweitert. Durch die Reſultate der phyſiſchen Aſtronomie (durch das aufgefundene Satelliten-Syſtem des Jupiter und die Phaſen der Venus) bekräftigt und erweitert, haben die Grundanſichten des Copernikus der theoretiſchen Aſtronomie Wege vorgezeichnet, die zu ſicherem Ziele führen mußten; ja zur Löſung von Problemen anregten, welche die Vervollkommnung des analytiſchen Kalküls notwendig machten. So wie Georg Peurbach und Regiomontanus (Johann Müller aus Königsberg in Franken) wohlthätig einwirken auf Copernikus und ſeine Schüler Rhäticus, Reinhold und Möſtlin; ſo wirken dieſe, wenn gleich der Zeit nach getrennter, auf die Arbeiten von Kepler, Galilei und Newton. Dies iſt die ideelle Verkettung zwiſchen dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert; und man kann die erweiterte aſtronomiſche Weltanſicht in dieſem nicht ſchildern, ohne die Anregungen zu berühren, welche aus jenem überſtrömen.

Es iſt eine irrige und leider! noch in neuerer Zeit ſehr verbreitete Meinung, daß Copernikus aus Furchtſamkeit und in der Beſorgnis prieſterlicher Verfolgung die planetariſche Bewegung der Erde und die Stellung der Sonne im Centrum des ganzen Planetenſyſtems als eine bloße Hypotheſe vorgetragen habe, welche den aſtronomiſchen Zweck erfülle, die Bahn der Himmelskörper bequem der Rechnung zu unterwerfen, „aber weder wahr noch auch nur wahrſcheinlich zu ſein brauche". Allerdings lieſt man dieſe ſeltſamen Worte in dem anonymen Vorbericht, mit dem des Copernikus Werk anhebt und der de Hypothesibus hujus operis [Über die Hypotheſen, Grundlagen dieſes Werkes] überſchrieben iſt; ſie enthalten aber Äußerungen, welche, dem Copernikus ganz fremd, in geradem Widerſpruch mit ſeiner Zueignung an den Papſt Paul III. ſtehen. Der Verfaſſer des Vorberichts iſt, wie Gaſſendi in ſeinem Leben des großen Mannes auf das beſtimmteſte ſagt, ein damals in Nürnberg lebender Mathematiker, Andreas Oſiander, der mit Schoner den Druck des Buches de Revolutionibus beſorgte und, ob er gleich keines bibliſchen Skrupels ausdrücklich Erwähnung thut, es doch für ratſam hielt, die neuen Anſichten eine Hypotheſe und nicht, wie Copernikus, eine erwieſene Wahrheit zu nennen.

Der Gründer unſeres jetzigen Weltſyſtems (die wichtigſten Teile desſelben, die großartigſten Züge des Weltgemäldes gehören allerdings ihm) war durch ſeinen Mut und die Zuverſicht, mit welcher er auftrat, faſt noch ausgezeichneter als durch ſein Wiſſen. Er verdiente in hohem Grade das ſchöne Lob, das ihm Kepler giebt, wenn er ihn in der Einleitung zu den Rudolphiniſchen Tafeln „den Mann freien Geiſtes" nennt; „vir fuit maximo ingenio et, quod in hoc exercitio (in der Bekämpfung der Vorurteile) magni momenti est, animo liber." [Er war ein Mann von größter Begabung und was bei dieſem Geſchäfte von großer Wichtigkeit iſt, im Geiſte frei.] Da, wo Copernikus in der Zueignung an den Papſt die Entſtehung ſeines Werkes ſchildert, ſteht er nicht an, die auch unter den Theologen allgemein verbreitete Meinung von der Unbeweglichkeit und der Centralſtellung der Erde ein „abſurdes acroama" [ein unſinniges Gerede] zu nennen und die Stupidität derer anzugreifen, welche einem ſo irrigen Glauben anhingen. „Wenn etwa leere Schwätzer, alles mathematiſchen Wiſſens unkundig, ſich doch ein Urteil über ſein Werk anmaßen wollten durch abſichtliche Verdrehung irgend einer Stelle der heiligen Schrift, ſo werde er einen ſolchen verwegenen Angriff verachten! Es ſei ja weltbekannt, daß der berühmte Lactantius, den man freilich nicht zu den Mathematikern zählen könne, recht kindiſch von der Geſtalt der Erde geſprochen und diejenigen verhöhnt habe, welche ſie für kugelförmig halten. Über mathematiſche Gegenſtände dürfe man nur für Mathematiker ſchreiben. Um zu beweiſen, daß er, von der Richtigkeit ſeiner Reſultate tief durchdrungen, kein Urteil zu ſcheuen habe, wende er ſich aus einem fernen Erdwinkel an das Oberhaupt der Kirche, auf daß es ihn vor dem Biß der Verleumder ſchütze, da die Kirche ſelbſt von ſeinen Unterſuchungen über die Jahreslänge und Mondbewegungen Vorteil ziehen werde." Aſtrologie und Kalender-Verbeſſerung verſchafften der Sternkunde lange allein Schutz bei der weltlichen und geiſtlichen Macht, wie Chemie und Botanik zuerſt nur der Arzneimittellehre dienten.

Die kräftige, aus der innerſten Überzeugung hervorbrechende, freie Sprache des Copernikus widerlegt hinlänglich die alte Behauptung, er habe das Syſtem, das ſeinen unſterblichen Namen führt, als eine dem rechnenden Aſtronomen bequeme Hypotheſe, als eine ſolche, die wohl auch unbegründet ſein könne, vorgetragen. „Durch keine andere Anordnung", ſagt er begeiſtert, „habe ich eine ſo bewundernswürdige Symmetrie des Univerſums, eine ſo harmoniſche Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreiſender Geſtirne lenkend, wie in die Mitte des ſchönen Naturtempels auf einen königlichen Thron geſetzt." Auch die Idee von der allgemeinen Schwere oder Anziehung gegen den Welt-Mittelpunkt, die Sonne, aus der Schwerkraft in kugelförmigen Körpern geſchloſſen, ſcheint dem großen Manne vorgeſchwebt zu haben, wie eine denkwürdige Stelle des 9. Kapitels im erſten Buche der Revolutionen beweiſt.

Wenn wir die verſchiedenen Entwickelungsſtufen kosmiſcher Anſchauungen durchlaufen, ſo ſehen wir in den früheſten Zeiten Ahnungen von Maſſen-Anziehungen und Centrifugalkräften. Jacobi verweilt mit Recht bei der „tiefen Naturbetrachtung des Anaxagoras, von dem wir nicht ohne Staunen vernehmen, daß der Mond, wenn ſeine Schwungkraft aufhörte, zur Erde fallen würde, wie der Stein in der Schleuder." Von der Ziehkraft, welche das Centrum der Erde ausübt gegen alle ſchwere Maſſen, die man von demſelben trennt, hatte allerdings Plato einen klareren Begriff als Ariſtoteles, der zwar, wie Hipparch, die Beſchleunigung der Körper im Fall kannte, ohne jedoch ihren Grund richtig aufzufaſſen. Im Plato und bei Demokritus wird die Anziehung auf die Affinität, das Streben gleichartiger elementarer Stoffe beſchränkt. Nur der Alexandriner Johannes Philoponus, ein Schüler des Ammonius Hermeae, wahrſcheinlich erſt aus dem 6. Jahrhundert, ſchreibt die Bewegung der Weltkörper einem primitiven Stoße zu, und verbindet mit dieſer Idee die des Falles, des Strebens aller ſchweren und leichten Stoffe gegen die Erde.. Was Copernikus ahnte, Kepler aber in ſeinem herrlichen Werke de Stella Martis (Über den Stern Mars) deutlicher ausſprach, dort ſelbſt auf die Ebbe und Flut des Oceans anwandte, findet man neu belebt und reich befruchtet (1666 und 1674) durch den Scharfſinn des geiſtreichen Robert Hooke. Nach ſolchen Vorbereitungen bot Newtons Lehre von der Gravitation das großartige Mittel dar, die ganze phyſiſche Aſtronomie in eine Mechanik des Himmels zu verwandeln.

Copernikus kannte, wie man nicht bloß aus der Zueignung an den Papſt, ſondern in mehreren Stellen des Werkes ſelbſt ſieht, ziemlich vollſtändig die Vorſtellungen der Alten vom Weltbau. Er nennt indes aus der vor-hipparchiſchen Zeit nur Hicetas aus Syrakus, den er immer als Nicetas aufführt, Philolaus den Pythagoreer, den Timäus des Plato, Ecphantus, Heraklides den Pontiker und den großen Geometer Apollonius von Perga. Von den beiden ſeinem Syſteme am nächſten ſtehenden Mathematikern, dem Ariſtarch von Samos und Seleucus dem Babylonier, erwähnt er den erſteren ohne alle Bezeichnung und den zweiten gar nicht. Man hat oft behauptet, er habe die Meinung des Ariſtarch von Samos von der Centralſonne und der planetariſchen Erde darum nicht gekannt, weil der Arenarius und alle Werke des Archimedes erſt ein Jahr nach ſeinem Tode, ein volles Jahrhundert nach Erfindung der Buchdruckerkunſt, erſchienen ſeien; aber man vergißt, daß Copernikus in der Zueignung an den Papſt Paul III. eine lange Stelle über Philolaus, Ecphantus und Heraklides vom Pontus aus des Plutarchus Werke über die Meinungen der Philoſophen (III, 13) citiert und daß er in demſelben (II, 24) hätte leſen können, wie Ariſtarch von Samos die Sonne den Fixſternen beigezählt habe. Was unter allen Meinungen der Alten den tiefſten Einfluß auf die Richtung und allmähliche Entwickelung ſeiner Ideen ausgeübt haben könnte, ſind nach Gaſſendis Behauptung eine Stelle in dem encyclopädiſchen, in halb barbariſcher Sprache abgefaßten Werke des Martianus Mineus Capella und das Weltſyſtem des Apollonius von Perga. Nach der Vorſtellungsart des Martianus Mineus aus Madaura, die mit zu großer Zuverſicht bald den Ägyptern, bald den Chaldäern zugeſchrieben wird, ruht die Erde unbeweglich im Mittelpunkte, aber die Sonne wird, als kreiſender Planet, von zwei Satelliten (Merkur und Venus) umgeben. Eine ſolche Anſicht des Weltgebäudes konnte freilich zu der der Centralkräfte der Sonne vorbereiten. Nichts rechtfertigt aber, weder in dem Almageſt und überhaupt in den Schriften der Alten, noch in dem Werke des Copernikus de Revolutionibus, die von Gaſſendi ſo beſtimmt ausgeſprochene Behauptung über die vollkommene Ähnlichkeit des tychoniſchen Syſtems mit dem, welches man dem Apollonius von Perga zuſchreiben will. Von der Verwechſelung des copernikaniſchen Syſtems mit dem des Pythagoreers Philolaus, in welchem die nicht rotierende Erde (die Antichthon oder Gegenerde iſt nicht ein eigener Planet, ſondern die entgegengeſetzte Halbkugel unſeres Planeten) wie die Sonne ſelbſt ſich um den Weltherd, das Centralfeuer, die Lebensflamme des ganzen Planetenſyſtems, bewegt, kann nach Böckhs vollendeten Unterſuchungen ferner keine Rede ſein.

Die wiſſenſchaftliche Revolution, deren Urheber Nikolaus Copernikus war, hat das ſeltene Glück gehabt (eine kurze rückſchreitende Bewegung der tychoniſchen Hypotheſe abgerechnet), ununterbrochen zum Ziele, zur Entdeckung des wahren Weltbaues zu führen. Die reiche Fülle genauer Beobachtungen, welche der eifernde Gegner ſelbſt, Tycho de Brahe lieferte, begründete die Entdeckung der ewigen Geſetze planetariſcher Bewegung, die Keplers Namen einen unſterblichen Ruhm bereiteten und, von Newton gedeutet, theoretiſch als notwendig erwieſen, in das Lichtreich des Gedankens, eines denkenden Erkennens der Natur, übertragen wurden. Man hat mit Scharfſinn, aber vielleicht mit zu ſchwacher Bezeichnung des freien, ſelbſtändig die Gravitations-Theorie ſchaffenden Geiſtes geſagt: „Kepler ſchrieb ein Geſetzbuch, Newton den Geiſt der Geſetze".

Die ſinnbildlichen dichteriſchen Mythen pythagoriſcher und platoniſcher Weltgemälde, wandelbar wie die Phantaſie, die ſie erzeugt, fanden teilweiſe noch ihren Reflex in Kepler; ſie erwärmten und erheiterten ſein oft getrübtes Gemüt, aber ſie lenkten nicht ab von der erſten Bahn, die er verfolgte und an deren Ziel er gelangte zwölf Jahre vor ſeinem Tode in der denkwürdigen Nacht des 15. Mai 1618. Copernikus hatte durch die tägliche Rotation der Erde um ihre Achſe eine genügende Erklärung der ſcheinbaren Umwälzung des Fixſternhimmels und durch die jährliche Bewegung um die Sonne eine eben ſo vollkommene Auflöſung der auffallendſten Bewegungen der Planeten (Stationen und Rückgänge) gegeben und ſo den wahren Grund der ſogenannten zweiten Ungleichheit der Planeten gefunden. Die erſte Ungleichheit, die ungleichförmige Bewegung der Planeten in ihren Bahnen, ließ er unerklärt. Getreu dem uralten pythagoriſchen Prinzipe von der den Kreisbewegungen inwohnenden Vollkommenheit, bedurfte Copernikus noch zu ſeinem Weltenbau excentriſcher, im Mittelpunkt leerer Kreiſe, auch einiger Epicykeln des Apollonius von Perga. So kühn der Weg war, den man eingeſchlagen, konnte man doch nicht auf einmal ſich von allen früheren Anſichten befreien.

Der gleiche Abſtand, in welchem die Sterne von einander bleiben, indem das ganze Himmelsgewölbe ſich von Oſten nach Weſten bewegt, hatte zu der Vorſtellung eines Firmaments, einer ſoliden kryſtallenen Sphäre geführt, an welche ſich Anaximenes (vielleicht nicht viel jünger als Pythagoras) die Sterne wie Nägel angeheftet dachte. Geminus der Rhodier, gleichzeitig, mit Cicero, bezweifelt, daß die Sternbilder in einer Fläche liegen; einige liegen nach ihm höher, andere tiefer. Die Vorſtellung vom Fixſternhimmel wurde auf die Planeten übertragen; und ſo entſtand die Theorie der exzentriſchen in einander geſchachtelten Sphären des Eudoxus, Menächmus und des Ariſtoteles, der die rückwirkenden Sphären erfand. Die Theorie der Epicykeln, eine Konſtruktion, welche ſich der Darſtellung und Berechnung der planetariſchen Bewegungen leichter anpaßte, verdrängte nach einem Jahrhundert durch den Scharfſinn des Apollonius die ſtarren Sphären. Ob man, wie Ideler glaubt, erſt nach Errichtung des alexandriniſchen Muſeums angefangen habe „eine freie Bewegung der Planeten im Weltraume für möglich zu halten;" ob man ſich allgemein früher ſowohl die eingeſchachtelten durchſichtigen Sphären (nach Eudoxus 27, nach Ariſtoteles 55) als die Epicykeln, die Hipparch und Ptolemäus dem Mittelalter überlieferten, nicht als feſt, von materieller Dichte, ſondern nur als ideelle Anſchauungen dachte, darüber enthalte ich mich hier aller hiſtoriſchen Entſcheidung, ſo ſehr ich auch der „bloß ideellen Anſchauung" zugethan bin. Gewiſſer iſt es, daß in der Mitte des 16. Jahrhunderts, da die Theorie des 77 homozentriſchen Sphären des gelehrten Polyhiſtors Girolamo Fracaſtoro Beifall fand und da ſpäter die Gegner des Copernikus alle Mittel aufſuchten, das ptolemäiſche Syſtem aufrecht zu halten, die, beſonders von den Kirchenvätern begünſtigte Vorſtellung von der Exiſtenz ſolider Sphären, Kreiſe und Epicykeln noch weit verbreitet war. Tycho de Brahe rühmt ſich ausdrücklich des Verdienſtes, durch ſeine Betrachtungen über die Kometenbahnen zuerſt die Unmöglichkeit ſolider Sphären erwieſen, das künſtliche Gerüſte derſelben zertrümmert zu haben. Er füllte den freien Himmelsraum mit Luft und glaubte ſogar, das widerſtehende Mittel könne, von den kreiſenden Weltkörpern erſchüttert, Töne erzeugen. Dieſe erneuerte pythagoriſche Ton-Mythe glaubte der wenig poetiſche Rothmann widerlegen zu müſſen.

Die große Entdeckung Keplers, daß alle Planeten ſich in Ellipſen um die Sonne bewegen und daß die Sonne in dem einen Brennpunkt dieſer Ellipſen liegt, hat endlich das urſprüngliche kopernikaniſche Syſtem von den exzentriſchen Kreiſen und von allen Epicykeln befreit. Der planetariſche Weltbau erſchien nun objektiv, gleichſam architektoniſch, in ſeiner einfachen Größe; aber das Spiel und der Zuſammenhang der inneren, treibenden und erhaltenden Kräfte wurden erſt von Iſaak Newton enthüllt. Wie man oft ſchon in der Geſchichte der allmählichen Entwickelung des menſchlichen Wiſſens bemerkt hat, daß wichtige, aber ſcheinbar zufällige Entdeckungen, wie das Auftreten großer Geiſter ſich in einen kurzen Zeitraum zuſammendrängen, ſo ſehen wir dieſe Erſcheinung auf die auffallendſte Weiſe in dem erſten Dezennium des 17. Jahrhunderts wiederholt. Tycho, der Gründer der neueren meſſenden Aſtronomie, Kepler, Galilei und Bacon von Verulam ſind Zeitgenoſſen. Alle, außer Tycho, haben in reifen Jahren noch die Arbeiten von Descartes und Fermat erlebt. Die Grundzüge vou Bacons Instauratio Magna erſchienen in engliſcher Sprache ſchon 1605, fünfzehn Jahre vor dem Novum Organon (Neues Handbuch der Wiſſenſchaften). Die Erfindung des Fernrohrs und die größten Entdeckungen der phyſiſchen Aſtronomie (Jupiterstrabanten, Sonnenflecken, Phaſen der Venus, Wundergeſtalt des Saturn) fallen zwiſchen die Jahre 1609 und 1612. Keplers Spekulationen über die elliptiſche Marsbahn beginnen 1601 und geben Anlaß zu der acht Jahre darauf vollendeten Astronomia nova seu Physica coelestis [Neue Sternkunde oder Phyſik des Himmels]. „Durch das Studium der Bahn des Planeten Mars," ſchreibt Kepler, „müſſen wir zu den Geheimniſſen der Aſtronomie gelangen oder wir bleiben in derſelben auf immer unwiſſend. Es iſt mir durch hartnäckig fortgeſetzte Arbeit gelungen die Ungleichheiten der Bewegung des Mars einem Naturgeſetz zu unterwerfen." Die Verallgemeinerung desſelben Gedankens hat Kepler zu den großen Wahrheiten und kosmiſchen Ahnungen geführt, die der phantaſiereiche Mann zehn Jahre ſpäter in ſeiner Weltharmonie (Harmonices Mundi libri quinque) dargelegt. „Ich glaube," ſagt Kepler ſchön in einem Briefe an den däniſchen Aſtronomen Longomontanus, „daß Aſtronomie und Phyſik ſo genau mit einander verknüpft ſind, daß keine ohne die andere vervollkommnet werden kann." Auch erſchienen die Früchte ſeiner Arbeiten über die Struktur des Auges und die Theorie des Sehens 1604 in den Paralipomenen zum Vitellion, die Dioptrik ſelbſt ſchon 1611. So verbreitete ſich das Wiſſen über die wichtigſten Gegenſtände der Erſcheinungswelt in den himmliſchen Räumen wie über die Art, durch Erfindung neuer Organe, dieſe Gegenſtände zu erfaſſen in dem kurzen Zeitraume der erſten 10 bis 12 Jahre eines, mit Galilei und Kepler anbrechenden, mit Newton und Leibnitz endenden Jahrhunderts.

Die zufällige Erfindung der raumdurchdringenden Kraft der Fernröhre wurde zuerſt in Holland, wahrſcheinlich ſchon in den letzten Monaten des Jahres 1608, bekannt. Nach den neueſten [1847] archivariſchen Unterſuchungen können Anſprüche auf dieſe große Erfindung machen: Hans Lippershey, gebürtig aus Weſel, Brillenmacher zu Middelburg; Jacob Adriaansz mit dem Beinamen Metius, der auch Brennſpiegel von Eis verfertigt haben ſoll, und Zacharias Janſen. Der erſte wird in dem wichtigen Briefe des holländiſchen Geſandten Boreel an den Arzt Borelli, Verfaſſer der Abhandlung de vero telescopii inventore (1655) [über den wahren Erfinder des Fernrohrs], immer Laprey genannt. Wenn man die Priorität nach den Zeitepochen beſtimmen will, in denen den Generalſtaaten Anträge gemacht wurden, ſo gehört dem Hans Lippershey der Vorrang. Er bietet der Regierung drei Inſtrumente an, „mit denen man in die Ferne ſieht," am 2. Oktober 1608. Des Metius Anerbieten iſt erſt vom 17. Oktober desſelben Jahres, aber er ſagt ausdrücklich in der Bittſchrift: „daß er durch Fleiß und Nachdenken ſchon ſeit zwei Jahren ſolche Inſtrumente konſtruiert habe." Zacharias Janſen (wie Lippershey Brillenmacher zu Middelburg) erfand in Gemeinſchaft mit ſeinem Vater Hans Janſen gegen das Ende des 16. Jahrhunderts (wahrſcheinlich nach 1590) das zuſammengeſetzte Mikroſkop, deſſen Okular ein Zerſtreuungsglas iſt; aber erſt 1610, wie der Geſandte Boreel es bezeugt, das Fernrohr, welches er und ſeine Freunde zwar auf ferne irdiſche, aber nicht auf himmliſche Gegenſtände richteten. Der Einfluß, welchen das Mikroſkop auf die tiefere Kenntnis alles Organiſchen in Geſtaltung und Bewegung der Teile, das Fernrohr auf die plötzliche Erſchließung der Welträume ausgeübt haben, iſt ſo unermeßlich geweſen, daß die Geſchichte der Entdeckung hier umſtändlicher berührt werden mußte.

Als die Nachricht von der in Holland gemachten Erfindung des teleſkopiſchen Sehens im Mai 1609 ſich nach Venedig verbreitete, wo Galilei zufällig anweſend war, erriet dieſer das Weſentliche der Konſtruktion eines Fernrohrs und brachte ſogleich das ſeinige in Padua zuſtande. Er richtete dasſelbe zuerſt auf die Gebirgslandſchaften des Mondes, deren höchſte Punkte er zu meſſen lehrt, während er, wie Leonardo da Vinci und Möſtlin, das aſchfarbene Licht des Mondes dem von der Erde auf den Mond reflektierten Sonnenlichte zuſchrieb; er durchforſchte mit ſchwacher Vergrößerung die Gruppe der Plejaden, den Sternenhaufen der Krippe im Krebſe, die Milchſtraße und die Sterngruppe im Kopf des Orion. Dann folgten ſchnell hintereinander die großen Entdeckungen der vier Trabanten des Jupiter, der zwei Handhaben des Saturn (ſeine undeutlich geſehene, nicht erkannte Ring-Umgebung), der Sonnenflecken und der ſichelförmigen Geſtalt der Venus.

Die Monde des Jupiter, die erſten aller durch das Fernrohr aufgefundenen Nebenplaneten, wurden, wie es ſcheint, faſt zugleich, und ganz unabhängigerweiſe, am 29. Dezember 1609 von Simon Marius zu Ansbach und am 7. Januar 1610 von Galilei zu Padua entdeckt. In der Publikation dieſer Entdeckung kam Galilei durch den Nuncius Sidereus (Sternbote) (1610) dem Mundus Jovialis (1614); (Jupiterswelt) des Simon Marius zuvor. Dieſer hatte den Jupiterstrabanten den Namen Sidera Brandenburgica (Brandenburgiſche Geſtirne) zugedacht; Galilei ſchlug die Namen Sidera Cosmica oder Medicea (Kosmiſche oder Mediceiſche Geſtirne) vor, von denen in Florenz der letztere am Hofe mehr Beifall fand. Die kollektiven Namen genügten aber nicht dem ſchmeichleriſchen Sinne. Statt die Monde, wie wir jetzt thun, durch Zahlen zu bezeichnen, nannte ſie Marius: Jo, Europa, Ganymed und Calliſto; durch Galileis Nomenklatur traten an die Stelle dieſer mythologiſchen Weſen die Familiennamen des mediceiſchen Herrſcherhauſes: Catharina, Maria, Coſimo der ältere und Coſimo der jüngere.

Die Bekanntſchaft mit dem Satelliten-Syſtem des Jupiter und die mit den Phaſen der Venus haben den weſentlichſten Einfluß auf die Befeſtigung und Verbreitung des copernikaniſchen Syſtemes gehabt. Die kleine Jupiterswelt (Mundus Jovialis) bot dem geiſtigen Blicke ein vollkommenes Bild des großen Planeten- und Sonnenſyſtems dar. Man erkannte, daß die Nebenplaneten den von Kepler entdeckten Geſetzen gehorchen; am früheſten, daß die Quadrate der Umlaufszeiten ſich verhalten wie die Würfel der mittleren Entfernungen der Satelliten vom Hauptplaneten. Deshalb ruft Kepler, in der Harmonice Mundi [Schöne Einheitlichkeit der Welt], in dem feſten Vertrauen und der Sicherheit, welche „einem deutſchen Manne" die philoſophiſche Freimütigkeit einflößt, den Stimmführenden jenſeits der Alpen zu: „Achtzig Jahre ſind verfloſſen, in denen des Copernikus Lehre von der Bewegung der Erde und von der Ruhe der Sonne ungehindert geleſen wurde, weil man für erlaubt hielt, über natürliche Dinge zu disputieren und die Werke Gottes zu beleuchten; und jetzt, da neue Dokumente zum Beweis der Lehre aufgefunden ſind: Dokumente, welche den (geiſtlichen) Richtern unbekannt waren, wird die Verbreitung des wahren Syſtems vom Weltbau bei euch verpönt!" Dieſe Verpönung, Folge des alten Kampfes der Naturwiſſenſchaft mit der Kirche, hatte ſchon früh Kepler ſelbſt in dem proteſtantiſchen Deutſchland erfahren.

Für die Geſchichte der Aſtronomie, ja für die Schickſale ihrer Begründung, bezeichnet die Entdeckung der Jupiterstrabanten eine ewig denkwürdige Epoche. Die Verfinſterungen der Trabanten, ihr Eintritt in den Schatten Jupiters haben auf die Geſchwindigkeit des Lichts (1675) und durch die Kenntnis dieſer Geſchwindigkeit zur Erklärung der Aberrations-Ellipſe der Fixſterne (1727) geleitet, in der ſich gleichſam am Himmelsgewölbe die große Bahn der Erde in ihrem jährlichen Laufe um die Sonne abſpiegelt. Man hat dieſe Entdeckungen Römers und Bradleys mit Recht „den Schlußſtein des copernikaniſchen Syſtems", den ſinnlichen Beweis von der translatoriſchen Bewegung der Erde genannt.

Auch die Wichtigkeit, welche die Verfinſterungen der Jupiterstrabanten für die geographiſchen Längenbeſtimmungen auf dem feſten Lande darbieten, wurde von Galilei früh (Sept. 1612) erkannt. Er ſchlug dieſe Längen-Methode erſt dem ſpaniſchen Hofe (1616), ſpäter den Generalſtaaten von Holland, und zwar für das Seeweſen vor, wenig bekannt, wie es ſcheint, mit den unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche die praktiſche Anwendung der Methode auf dem vielbewegten Elemente findet. Er wollte mit hundert von ihm anzufertigenden Fernröhren ſelbſt nach Spanien gehen oder ſeinen Sohn Vicenzio dahin ſchicken. Er verlangt als Belohnung „una Croce di S. Jago“ und ein Jahrgehalt von 4000 Scudi; eine geringe Summe, ſagt er, da man ihm anfangs im Hauſe des Kardinals Borgia zu 6000 Dukaten Renten Hoffnung gemacht.

Auf die Entdeckung der Nebenplaneten des Jupiter folgte bald die Beobachtung der ſogenannten Dreigeſtaltung des Saturn, planeta tergeminus. Schon im November 1610 meldete Galilei an Kepler, daß „der Saturn aus drei Sternen beſtehe, die ſich gegenſeitig berühren". In dieſer Beobachtung lag der Keim zur Entdeckung des Saturnringes. Hevelius beſchrieb (1656) das Veränderliche dieſer Geſtaltung, die ungleiche Öffnung der Anſen (Henkel) und ihr zuweilen eintreffendes gänzliches Verſchwinden. Das Verdienſt, alle Erſcheinungen des einigen Saturnringes wiſſenſchaftlich erklärt zu haben, gehört aber (1655) dem ſcharfſinnigen Huygens, der nach der mißtrauiſchen Sitte der Zeit ſeine Entdeckung, wie Galilei, in ein Anagramm und zwar von 88 Buchſtaben einhüllte. Erſt Dominikus Caſſini ſah den ſchwarzen Streifen am Ringe und erkannte (1684), daß er ſich (wenigſtens) in zwei konzentriſche Ringe teile. Ich faſſe zuſammen, was ein Jahrhundert über die wunderbarſte, ungeahnetſte aller Geſtaltungen in den himmliſchen Räumen gelehrt hat: über eine Geſtaltung, die auf ſcharfſinnige Vermutungen über die urſprüngliche Bildung von Neben- und Hauptplaneten hat leiten können.

Die Sonnenflecken ſind zuerſt durch Fernröhre von Johann Fabricius, dem Oſtfrieſen, und von Galilei (man behauptet: zu Padua oder Venedig) beobachtet worden; in der Veröffentlichung der Entdeckung iſt unſtreitbar Fabricius (Junius 1611) dem Galilei (erſter Brief an den Bürgermeiſter Marcus Welſer vom 4. Mai 1612) um ein Jahr zuvorgekommen. Die erſten Beobachtungen des Fabricius ſind nach Arago's ſorgfältiger Unterſuchung vom März 1611, nach Sir David Brewſter ſogar von dem Ende des Jahres 1610, wenn Chriſtoph Scheiner die ſeinigen ſelbſt nur bis April 1611 zurückführt und wahrſcheinlich ſich erſt im Oktober desſelben Jahres ernſthaft mit den Sonnenflecken beſchäftigte. Über Galilei beſitzen wir nur ſehr dunkle und von einander abweichende Angaben. Wahrſcheinlich erkannte er die Sonnenflecken im April 1611; denn er zeigte ſie öffentlich zu Rom im Garten des Kardinals Bandini am Quirinal im April und Mai desſelben Jahres. Harriot, welchem Baron Zach die Entdeckung der Sonnenflecken (am 16. Januar 1610!) zuſchreibt, ſah allerdings ſchon drei derſelben den 8. Dez. 1610 und bildete ihre Lage in einem Regiſter der Beobachtungen ab; er wußte aber nicht, daß er Sonnenflecken geſehen, ſo wenig als Flamſteed am 23. Dez. 1690 oder Tobias Mayer am 25. Sept. 1756 den Uranus als Planeten erkannten, als er durch ihr Fernrohr ging. Harriot erkennt die Sonnenflecken erſt den 1. Dez. 1611, alſo 5 Monate, nachdem Fabricius die Entdeckung veröffentlicht hatte. Galilei bemerkt ſchon, daß die Sonnenflecken: „von denen viele größer als das Mittelländiſche Meer, ja als Afrika und Aſien ſind", eine beſtimmte Zone auf der Sonnenſcheibe einnehmen. Er ſieht bisweilen denſelben Flecken wiederkehren; er iſt überzeugt, daß ſie zu dem Sonnenkörper ſelbſt gehören. Die Unterſchiede der Dimenſionen im Centrum der Sonne und bei dem Verſchwinden am Rande feſſeln beſonders ſeine Aufmerkſamkeit; doch finde ich in dem merkwürdigen zweiten Briefe an Markus Welſer (vom 14. Auguſt 1612) nichts, das ſich auf eine beobachtete Ungleichheit des aſchfarbenen Randes zu beiden Seiten des ſchwarzen Kernes am Sonnenrande (Alexander Wilſons ſchöne Bemerkung von 1773!) deuten ließe. Von dem Kanonikus Tarde (1620) und von Malapertus (1633) wurden alle Verdunkelungen der Sonne kleinen um dieſelbe zirkulierenden, lichtraubenden Weltkörpern zugeſchrieben, den bourboniſchen und öſterreichiſchen Geſtirnen (Borbonia und Austriaca Sidera). Fabricius erkannte, wie Galilei, daß die Sonnenflecken dem Sonnenkörper ſelbſt angehören; auch er ſah früher geſehene verſchwinden und dann wiederkehren; ſolche Erſcheinungen lehrten ihn die Rotation der Sonne, die Kepler ſchon vor Entdeckung der Flecken geahnt hat. Die genaueſten Beſtimmungen (1630) der Rotations-Dauer ſind aber von dem fleißigen Scheiner. Wenn in der neueſten Zeit (1847) das ſtärkſte Licht, welches die Menſchen bisher hervorgebracht, das Drummondſche Erglühen des Kalkes, auf die Sonnenſcheibe projiziert, tintenartig ſchwarz erſchienen iſt; ſo darf es nicht Wunder nehmen, daß Galilei, der zweifelsohne die großen Sonnenfackeln zuerſt beſchrieben hat, das Licht des Kernes der Sonnenflecken für intenſiver hielt als das des Vollmondes oder der Luft nahe um die Sonnenſcheibe. Phantaſien über die mehrfachen Luft-, Wolken- und Lichthüllen, welche den (ſchwarzen) erdhaften Kern der Sonne umgeben, finden ſich ſchon in den Schriften des Kardinals Nicolaus von Cuſa aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Um den Cyklus der bewundernswürdigen Entdeckungen zu ſchließen, welcher kaum zwei Jahre umfaßt und in welchem des großen, unſterblichen Florentiners Name vorleuchtet, muß ich noch der Lichtgeſtalten der Venus erwähnen. Schon im Februar 1610 ſah Galilei den Planeten ſichelförmig, und verbarg (11. Dez. 1610), nach einer Sitte, deren wir bereits oben erwähnt, die wichtige Entdeckung in ein Anagramm, deſſen Kepler in der Vorrede zu ſeiner Dioptrik gedenkt. Auch von der wechſelnden Lichtgeſtalt des Mars glaubt er etwas trotz der ſchwachen Vergrößerung ſeiner Fernröhre zu erkennen, wie er in einem Briefe an Benedetto Caſtelli (30. Dez. 1610) ſagt. Die Entdeckung der mondartigen Sichelgeſtalt der Venus war der Triumph des copernikaniſchen Syſtems. Dem Urheber dieſes Syſtems konnte gewiß die Notwendigkeit der Exiſtenz der Phaſen nicht entgehen; er diskutiert umſtändlich in dem 10. Kapitel des erſten Buchs die Zweifel, welche in Hinſicht der Lichtgeſtalten die neueren Anhänger platoniſcher Meinungen gegen den ptolemäiſchen Weltbau erheben. Bei der Entwickelung ſeines eigenen Syſtems ſpricht er ſich aber nicht beſonders über die Phaſen der Venus aus, wie Thomas Smith es in ſeiner Optik behauptet.

Die Erweiterungen des kosmiſchen Wiſſens, deren Schilderung leider! nicht ganz von dem unheimlichen Hader über Prioritätsrecht der Entdeckungen zu trennen iſt, fanden, wie alles, was die phyſiſche Aſtronomie berührt, einen um ſo allgemeineren Anklang, als die Erfindung der Fernröhre (1608) in eine Zeit fiel, in welcher 36, 8 und 4 Jahre zuvor, große Himmelsbegebenheiten (das plötzliche Erſcheinen und Verlöſchen dreier neuer Sterne: in der Caſſiopea 1572, im Schwan 1600 und am Fuß des Ophiuchus 1604) das Zuſammenlaufen von erſtaunten Volksmaſſen erregt hatten. Alle dieſe Sterne waren heller als Sterne erſter Größe, und der von Kepler beobachtete im Schwan blieb 21 Jahre leuchtend am Himmelsgewölbe die ganze Periode der Galilei'ſchen Entdeckungen hindurch. Drei und ein halbes Jahrhundert ſind nun faſt verfloſſen, und kein neuer Stern erſter oder zweiter Größe iſt ſeitdem erſchienen; denn die merkwürdige Himmelsbegebenheit, deren Zeuge Sir John Herſchel (1837) in der ſüdlichen Halbkugel war, iſt die übergroße Zunahme der Licht-Intenſität eines längſt geſehenen Sternes zweiter Größe (η Argo), den man bisher nicht als veränderlich gekannt. Wie mächtig das Erſcheinen neuer Sterne zwiſchen 1572 und 1604 die Neugierde gefeſſelt, den Anteil an aſtronomiſchen Entdeckungen vermehrt, ja zu phantaſiereichen Kombinationen angeregt hat, lehren Keplers Schriften; lehrt alles, was wir erfahren, wenn dem bloßen Auge ſichtbare Kometen auftreten. Auch irdiſche Naturbegebenheiten, wie Erdbeben in Gegenden, wo dieſelben ſehr ſelten geſpürt worden ſind, Ausbrüche lang ruhender Vulkane, das Geräuſch der Aërolithen, die unſere Atmoſphäre durchſtreichen und ſich in derſelben erhitzen, beleben auf eine gewiſſe Zeit von neuem das Intereſſe für Probleme, die dem Volke noch ungelöſter als den dogmatiſierenden Phyſikern erſcheinen.

Wenn ich in dieſen Betrachtungen über den Einfluß der unmittelbaren Sinnesanſchauung Kepler vorzugsweiſe genannt habe, ſo war es, um daran zu erinnern, wie ſich in dieſem großen, herrlich begabten und wunderbaren Manne jener Hang zu phantaſiereichen Kombinationen mit einem ausgezeichneten Beobachtungstalente und einer ernſten, ſtrengen Induktionsmethode, mit einer mutigen, faſt beiſpielloſen Beharrlichkeit im Rechnen, mit einem mathematiſchen Tiefſinne vereinigt fand, der, in der Stereometria doliorum offenbart, auf Fermat und durch dieſen auf die Erfindung der Rechnung des Unendlichen einen glücklichen Einfluß ausgeübt hat. Ein ſolcher Geiſt war recht vorzugsweiſe vor allen dazu geeignet, durch den Reichtum und die Beweglichkeit ſeiner Ideen, ja durch die Wagniſſe kosmologiſcher Ahnungen Leben um ſich her zu verbreiten, die Bewegung zu vermehren, welche das 17. Jahrhundert unaufhaltſam ſeinem erhabenen Ziele erweiterter Weltanſchauung zuführte.

Die vielen dem Auge ſichtbaren Kometen von 1577 an bis zu der Erſcheinung des Halleyſchen Kometen 1607 (acht an der Zahl) und das bereits oben erwähnte Erſcheinen von drei neuen Sternen faſt in derſelben Periode regten zu Spekulationen über die Entſtehung dieſer Weltkörper aus einem die Himmelsräume füllenden kosmiſchen Nebel und Weltdunſte an. Kepler glaubte, wie Tycho, daß die neuen Sterne ſich aus dieſem Weltdunſte zuſammengeballt und daß ſie ſich in ihn wieder auflöſen. Auch die Kometen, denen er vor der thatſächlichen Ergründung der elliptiſchen Bahn der Planeten, eine geradlinige, nicht in ſich wiederkehrende und geſchloſſene Bahn zuſchrieb, ließ er (1608) in ſeinem neuen und ſeltſamen Diskurſe über die Haarſterne „aus himmliſcher Luft" entſtehen. Er ſetzte ſogar nach uralten Phantaſien über die mutterloſe Erzeugung hinzu, daß Kometen entſtehen, „wie aus jeder Erde ein Kraut auch ohne Samen wachſe und wie aus dem Salzwaſſer Fiſche durch generatio spontanea, freiwillige Zeugung, Urzeugung, erzeugt werden."

Glücklicher in anderen kosmiſchen Ahnungen, wagte Kepler folgende Sätze aufzuſtellen: alle Fixſterne ſind Sonnen wie die unſrige, von Planetenſyſtemen umgeben; unſere Sonne iſt in eine Atmoſphäre gehüllt, die ſich als eine weiße Lichtkrone in den totalen Sonnenfinſterniſſen offenbart; unſere Sonne liegt in der großen Welteninſel ſo, daß ſie das Centrum des zuſammengedrängten Sternenringes der Milchſtraße bildet; ſie ſelbſt, deren Flecken damals noch nicht entdeckt waren, alle Planeten und alle Fixſterne haben eine Rotation um ihre Achſen; um Saturn (und um Mars) wird man Trabanten, wie die von Galilei um den Jupiter aufgefundenen, entdecken; in dem viel zu großen Abſtand zwiſchen Mars und Jupiter, wo wir jetzt 7 Aſteroiden kennen (wie zwiſchen Venus und Merkur), bewegen ſich, ihrer Kleinheit wegen dem bloßen Auge unſichtbare Planeten. Ahnungsvolle Ausſprüche dieſer Art, ein glückliches Erraten von dem, was großenteils ſpäter aufgefunden wurde, erregten ein allgemeines Intereſſe, während keiner von Keplers Zeitgenoſſen, Galilei ſelbſt nicht ausgenommen, der Entdeckung der drei Geſetze mit gerechtem Ruhme erwähnt, welche ſeit Newton und der Erſcheinung der Gravitations-Theorie Keplers Namen auf ewig verherrlichen. Kosmiſche Betrachtungen, ſelbſt die, welche nicht auf Beobachtungen, ſondern auf ſchwache Analogien gegründet ſind, feſſelten damals, wie oft noch jetzt, die Aufmerkſamkeit mehr als die wichtigſten Ergebniſſe der rechnenden Aſtronomie.

Nachdem ich die wichtigen Entdeckungen geſchildert, die in einem ſo kleinen Cyklus von Jahren die Kenntnis der Welträume erweitert haben, muß ich noch der Fortſchritte in der phyſiſchen Aſtronomie gedenken, durch welche ſich die zweite Hälfte des großen Jahrhunderts auszeichnet. Die Vervollkommnung der Fernröhre veranlaßte die Auffindung der Saturnstrabanten. Huygens entdeckte zuerſt (25. März 1655) den ſechſten durch ein von ihm ſelbſt geſchliffenes Objektiv, 45 Jahre nach der Entdeckung der Jupiterstrabanten. Nach dem Vorurteil, welches er mit mehreren Aſtronomen ſeiner Zeit teilte, daß die Zahl der Nebenplaneten die der Hauptplaneten nicht übertreffen könne, bemühte er ſich nicht, andere Saturnsmonde zu entdecken. Vier derſelben, Sidera Lodovicea, d. i. den 7. äußerſten, mit großer Licht-Abwechſelung (1671), den 5. (1672), den 4. und 3., durch Campaniſche Objektive von 100—136 Fuß Fokallänge (1684), fand Dominikus Caſſini; die zwei innerſten, den 1. und 2., mehr als ein Jahrhundert ſpäter (1788 und 1789) durch ſein Rieſenteleſkop Wilhelm Herſchel. Der letztgenannte Saturnmond bietet die merkwürdige Erſcheinung eines Umlaufs um den Hauptplaneten von weniger als einem Tage dar.

Bald nach Huygens Entdeckung eines Saturnstrabanten beobachtete Childrey (1658—1661) das Tierkreislicht, deſſen räumliche Verhältniſſe aber erſt Dominikus Caſſini (1683) beſtimmt hat. Der letztere hielt dasſelbe nicht für einen Teil der Sonnen-Atmoſphäre, ſondern wie Schubert, Laplace und Poiſſon für einen abgeſondert kreiſenden Nebelring. Nächſt der erwieſenen Exiſtenz von Nebenplaneten und von dem freien und dazu konzentriſch geteilten Saturnsringe gehört unſtreitig die mutmaßliche, wahrſcheinliche Exiſtenz des dunſtartigen Tierkreisringes zu den großartigſten Erweiterungen der Anſicht des, früher ſo einfach ſcheinenden Planetenſyſtems. In unſeren Tagen haben die in einander geſchlungenen Bahnen der kleinen Planeten zwiſchen Mars und Jupiter, die inneren Kometen, deren erſten Encke als ſolchen erwieſen, und an beſtimmte Tage geknüpften Sternſchnuppenſchwärme (wenn man ſie anders als kleine, mit planetariſcher Geſchwindigkeit ſich bewegende, kosmiſche Maſſen betrachten darf) je Weltanſichten wie mit neuen Objekten der Betrachtung in wunderſamer Mannigfaltigkeit bereichert.

Auch die Ideen über den Inhalt der Welträume jenſeits des äußerſten Planetenkreiſes und jenſeits aller Kometenbahnen, über die Verteilung der Materie (des Geſchaffenen, wie man das Seiende und Werdende zu nennen pflegt) wurden in dem Zeitalter von Kepler und Galilei großartig erweitert. In derſelben Periode, in welcher (1572—1604) drei neue Sterne erſter Größe in der Caſſiopea, im Schwan und im Schlangenträger aufloderten, bemerkten David Fabricius, Pfarrer zu Oſtell in Oſtfriesland (Vater des Entdeckers der Sonnenflecken) (1596) und Johann Bayer zu Augsburg (1603) am Halſe des Walfiſches einen wieder verſchwindenden Stern, deſſen veränderlichen Lichtwechſel aber, wie Arago in einer für die Geſchichte aſtronomiſcher Entdeckungen wichtigen Abhandlung gezeigt hat, erſt Johann Phocylides Holwarda, Profeſſor in Franeker (1638 und 1639) erkannt hat. Das Phänomen zeigte ſich nicht iſoliert. Noch in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden periodiſch veränderliche Sterne im Meduſenhaupte, in der Waſſerſchlange und im Schwane entdeckt. Wie genaue Beobachtungen des Lichtwechſels des Algol unmittelbar zur Beſtimmung der Geſchwindigkeit des Lichts dieſes Sternes führen können, iſt in der eben angeführten Abhandlung von 1842 mit vielem Scharfſinn gezeigt worden.

Der Gebrauch der Fernrohrs reizte nun auch zu der ernſteren Beobachtung einer Klaſſe von Erſcheinungen, von denen einige wenige auch dem unbewaffneten Auge nicht entgehen konnte. Simon Marius beſchrieb (1612) den Nebelfleck der Andromeda, Huygens entwarf (1656) das Bild von dem am Schwert des Orion. Beide Nebel konnten als Typen dienen von einer verſchiedenartig, mehr oder weniger fortgeſchrittenen Verdichtung der dunſtförmigen kosmiſchen Materie. Indem Marius den Nebelfleck der Andromeda mit „einem Kerzenlichte" vergleicht, „das man durch einen halb durchſichtigen Körper betrachtet", bezeichnet er durch dieſe Vergleichung ſehr paſſend den Unterſchied zwiſchen den Nebelflecken überhaupt und den von Galilei unterſuchten Sternhaufen und Sternſchwärmen, den Plejaden und der Krippe im Krebſe. Schon im Anfange des 16. Jahrhunderts hatten ſpaniſche und portugieſiſche Seefahrer, ohne den Vorteil des teleſkopiſchen Sehens, die beiden Magellaniſchen, um den Südpol kreiſenden Lichtwolken bewundert, deren eine wie ſchon oben bemerkt, der weiße Fleck oder Ochſe des perſiſchen Aſtronomen Abdurrahman Sufi (aus der Mitte des 10. Jahrhunderts) iſt. Galilei gebraucht im Nuncius Sidereus die Benennungen Stellae nebulosae und Nebulosae (nebelartige Sterne und Nebelartige) eigentlich für Sternſchwärme, die (wie er ſich ausdrückt) als areolae sparsim per aethera subfulgent (kleine Sternbeete, zerſtreut durch den Äther, leuchten). Da er den, dem bloßen Auge ſichtbaren, aber für die ſtärkſten Vergrößerungen bisher ſternloſen Nebelfleck der Andromeda keiner beſonderen Aufmerkſamkeit gewürdigt hat; ſo hält er allen Schein des Nebels, alle ſeine Nebulosae, wie die Milchſtraße ſelbſt, für Lichtmaſſen ſehr zuſammengedrängter Sterne. Er unterſcheidet nicht Nebel und Stern, wie Huygens im Nebelfleck des Orion thut. Das ſind die ſchwachen Anfänge der großen Arbeiten über die Nebelflecke, welche die erſten Aſtronomen unſerer Zeit in beiden Hemiſphären rühmlichſt beſchäftigt haben.

Wenn auch das 17. Jahrhundert in ſeinem Anfang der plötzlichen Erweiterung der Kenntnis der Himmelsräume durch Galilei und Kepler, an ſeinem Ende den Fortſchritten des reinen mathematiſchen Wiſſens durch Newton und Leibnitz ſeinen Hauptglanz verdankt; ſo hat doch zugleich auch der größte Teil der phyſikaliſchen Probleme, welche uns gegenwärtig beſchäftigen, in jenem Jahrhundert eine wohlthätige und befruchtende Pflege erfahren. Um der Geſchichte der Weltanſchauung nichts von ihrem eigentümlichen Charakter zu rauben, beſchränke ich mich, nur die Arbeiten zu erwähnen, welche unmittelbar einen weſentlichen Einfluß auf allgemeine, d. h. kosmiſche Natur-Anſichten ausgeübt haben. Für die Prozeſſe des Lichts, der Wärme und des Magnetismus nennen wir zuerſt Huygens, Galilei und Gilbert. Als Huygens mit der doppelten Brechung des Lichts im isländiſchen Kryſtall, d. h. mit der Zerſpaltung in zwei Lichtſtrahlen, beſchäftigt war, entdeckte er (1678) auch die Art der Polariſation des Lichtes, welche ſeinen Namen führt. Der Entdeckung dieſer vereinzelten Erſcheinung, welche erſt 1690, alſo fünf Jahre vor ſeinem Tode, veröffentlicht wurde, ſind die großen Entdeckungen von Malus, Arago und Fresnel, von Brewſter und Biot erſt nach mehr als einem Jahrhunderte gefolgt! Malus fand (1808) die Polariſation durch Zurückwerfung von ſpiegelnden Flächen, Arago (1811) die farbige Polariſation. Eine Wunderwelt mannigfach modifizierter, mit neuen Eigenſchaften begabter Lichtwellen ward nun eröffnet. Ein Lichtſtrahl, der viele Millionen Meilen weit aus den fernſten Himmelsräumen zu unſerem Auge gelangt, verkündigt in Aragos Polariſkop gleichſam von ſelbſt, ob er reflektiert oder gebrochen ſei; ob er von einem feſten, oder tropfbar flüſſigen, oder gasförmigen Körper emaniert; er verkündigt ſogar den Grad ſeiner Intenſität. Auf dieſem Wege, der uns zu dem 17. Jahrhundert durch Huygens zurückführt, werden wir über die Konſtitution des Sonnenkörpers und ſeiner Hüllen, über das reflektierte oder eigene Licht der Kometenſchweife und des Tierkreislichtes, über die optiſchen Eigenſchaften unſerer Atmoſphäre und die Lage von vier neutralen Punkten der Polariſation unterrichtet, welche Arago, Babinet und Brewſter entdeckt haben. So ſchafft ſich der Menſch Organe, die, mit Scharfſinn angewandt, neue Weltanſichten eröffnen.

Neben der Polariſation des Lichtes iſt noch der auffallendſten aller optiſchen Erſcheinungen, der Interferenz, zu erwähnen, von welcher ebenfalls im 17. Jahrhundert ſchon ſchwache Spuren ohne Verſtändnis der urſächlichen Bedingungen von Grimaldi (1665) und Hooke beobachtet worden waren. Die Auffindung dieſer Bedingungen, die klare Erkenntnis der Geſetze, nach denen (unpolariſierte) Lichtſtrahlen ſich zerſtören und Finſternis hervorbringen, wenn ſie aus einer und derſelben Quelle mit verſchiedener Länge des Weges kommen, verdankt die neuere Zeit dem glücklichen Scharfblicke von Thomas Young. Die Geſetze der Interferenz des polariſierten Lichtes haben Arago und Fresnel (1816) entdeckt. Die von Huygens und Hooke angeregte, von Leonhard Euler verteidigte Undulations-Theorie fand endlich feſten und ſicheren Grund.

War die letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts durch die erlangte Einſicht in die Natur der doppelten Strahlenbrechung für die Erweiterung des optiſchen Wiſſens wichtig geworden, ſo hat ſie einen weit höheren Glanz noch durch Newtons Experimental-Arbeiten und durch Olaus Römers Entdeckung (1675) der meßbaren Geſchwindigkeit des Lichts gewonnen. Ein halbes Jahrhundert ſpäter (1728) hat dieſe Entdeckung Bradley in den Stand geſetzt die von ihm aufgefundene Veränderung des ſcheinbaren Orts der Sterne als eine Folge der Bewegung der Erde in ihrer Bahn verbunden mit der Fortpflanzung des Lichts zu betrachten. Newtons herrliches Werk, ſeine Optik, erſchien (1704) aus perſönlichen Gründen erſt zwei Jahre nach Hookes Tode, in engliſcher Sprache; es wird aber verſichert, daß der große Mann ſchon vor den Jahren 1666 und 1667 im Beſitz des Hauptſächlichſten ſeiner optiſchen Anſchauungen, ſeiner Gravitations-Theorie und der Differential-Rechnung (method of fluxions) geweſen ſei.

Um das gemeinſame Band nicht aufzulöſen, welches die allgemeinen primitiven Erſcheinungen der Materie umſchlingt, laſſen wir hier auf die aphoriſtiſche Erwähnung der optiſchen Entdeckungen von Huygens, Grimaldi und Newton die Betrachtungen über Erd-Magnetismus und Wärme des Luftkreiſes folgen, in ſo fern beide Lehren im Laufe des Jahrhunderts begründet worden ſind, deſſen Schilderung wir hier unternommen haben. Das geiſtreichſte und wichtigſte Werk über die magnetiſchen und elektriſchen Kräfte, William Gilberts Physiologia nova de Magnete (Neue Naturkunde vom Magnete), erſchien in dem Jahre 1600. Ich habe Gelegenheit gehabt, desſelben ſchon mehrmals zu gedenken. Der von Galilei wegen ſeines Scharfſinnes ſo bewunderte Mann ahnt vieles von dem, was wir jetzt wiſſen. Er hält Magnetismus und Elektrizität für zwei Emanationen der einigen aller Materie inwohnenden Grundkraft. Er behandelt daher beide zugleich. Solche dunkle auf Analogien gegründete Ahnungen über die Wirkung des herakleiſchen Magnetſteins auf das Eiſen, und die Ziehkraft des, wie Plinius ſagt, durch Wärme und Reibung beſeelten Amber gegen dürre Spreu gehören allen Zeiten, ja allen Volksſtämmen, der ioniſchen Naturphiloſophie wie den chineſiſchen Phyſikern an. Dem William Gilbert iſt die Erde ſelbſt ein Magnet, und die Kurven gleicher Abweichung und Neigung hangen in ihren Inflexionen von der Maſſenverteilung oder Geſtaltung der Kontinente, von der Form und Ausdehnung der tiefen dazwiſchen liegenden oceaniſchen Becken ab. Die periodiſche Veränderlichkeit, welche die drei Hauptformen der magnetiſchen Erſcheinungen (die iſokliniſchen, iſogoniſchen und iſodynamiſchen) charakteriſiert, iſt mit dieſem ſtarren Syſtem der Kraft- und Maſſenverteilung ſchwer zu vereinigen, wenn man ſich nicht die Ziehkraft der materiellen Teile durch ebenfalls periodiſche Temperatur-Veränderungen im Innern des Erdkörpers modifiziert vorſtellt.

In Gilberts Theorie wird bloß, wie bei der Gravitation, die Quantität der materiellen Teile geſchätzt, ohne auf die ſpezifiſche Heterogeneität der Stoffe zu achten. Dieſer Umſtand hat ſeinem Werke, zu Galileis und Keplers Zeit, einen Charakter kosmiſcher Größe gegeben. Durch die unerwartete Entdeckung des Rotations-Magnetismus von Arago (1825) iſt faktiſch bewieſen worden, daß alle Arten der Materie des Magnetismus fähig ſind; die neueſten Arbeiten von Faraday über die diamagnetiſchen Subſtanzen beſtätigen, unter beſonderen Bedingniſſen der Meridian- oder Äquatorial-Richtung, des feſten, flüſſigen oder gasförmig-unwirkſamen Zuſtandes der Körper, jenes wichtige Reſultat. Gilbert hatte einen ſo klaren Begriff von der Mitteilung der telluriſchen Magnetkraft, daß er bereits den magnetiſchen Zuſtand von Eiſenſtangen am Kreuz alter Kirchtürme dieſer Einwirkung der Erde zuſchrieb.

Die zunehmende Thätigkeit der Schiffahrt bis zu den höchſten Breiten und die Vervollkommnung der magnetiſchen Inſtrumente, denen ſich ſchon ſeit 1576 die von Robert Norman aus Ratcliffe konſtruierte Neigungs-Nadel (das Inklinatorium) beigeſellt hatte, verallgemeinerten erſt im Lauf des 17. Jahrhunderts die Kenntnis von dem periodiſchen Fortſchreiten eines Teils der magnetiſchen Kurven, der Linien ohne Abweichung. Die Lage des magnetiſchen Äquators, den man lange mit dem geographiſchen identiſch glaubte, blieb ununterſucht. Inklinations-Beobachtungen wurden nur in einigen Hauptſtädten des weſtlichen und ſüdlichen Europas angeſtellt; und die ebenfalls in Raum und Zeit veränderliche Intenſität der magnetiſchen Erdkraft iſt zwar von Graham zu London (1723) durch die Oſcillationen einer Magnetnadel zu meſſen verſucht worden, aber nach dem reſultatloſen Unternehmen von Borda auf ſeiner letzten Reiſe nach den kanariſchen Inſeln (1776) iſt es erſt Lamanon (1785) in la Pérouſes Expedition geglückt, die Intenſität in verſchiedenen Erdzonen mit einander zu vergleichen.

Auf eine große Maſſe ſchon vorhandener Deklinations-Beobachtungen von ſehr ungleichem Werte (Beobachtungen von Baffin, Hudſon, James Hall und Schouten) geſtützt, entwarf Edmund Halley 1683 ſeine Theorie von vier magnetiſchen Polen oder Konvergenz-Punkten und von der periodiſchen Bewegung der magnetiſchen Linie ohne Abweichung. Um dieſe Theorie zu prüfen und mit Hilfe neuer und genauerer Beobachtungen zu vervollkommnen, ließ die engliſche Regierung ihn drei Reiſen (1698—1702) in dem Atlantiſchen Ocean auf einem Schiffe machen, das er ſelbſt befehligte. Er gelangte auf einer dieſer Seefahrten bis zu 52° ſüdlicher Breite. Dies Unternehmen hat Epoche in der Geſchichte des telluriſchen Magnetismus gemacht. Eine allgemeine Variations-Karte, in der die Punkte, an welchen die Seefahrer die Abweichung von gleicher Größe gefunden hatten, durch krumme Linien verbunden ſind, war die Frucht derſelben. Nie vorher, glaube ich, hatte ein Gouvernement eine See-Expedition zu einem Zwecke angeordnet, von deſſen Erreichung die praktiſche Nautik ſich zwar viel verſprechen durfte, der aber doch recht eigentlich ein wiſſenſchaftlicher, phyſiko-mathematiſcher genannt zu werden verdiente.

Da von einem aufmerkſamen Forſcher keine Erſcheinung iſoliert ergründet werden kann, ohne in ihrem Verhältnis zu einer anderen betrachtet zu werden, ſo wagte auch ſchon Halley, von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, die Vermutung, daß das Nordlicht eine magnetiſche Erſcheinung ſei. Ich habe in dem allgemeinen Naturgemälde bemerkt, daß Faradays glänzende Entdeckung (Lichtentwickelung durch magnetiſche Kräfte) jene 1714 ausgeſprochene Hypotheſe zu einer empiriſchen Gewißheit erhoben hat.

Sollen aber die Geſetze des Erd-Magnetismus gründlich, d. h. in dem großen Cyklus des periodiſchen räumlichen Fortſchreitens aller drei Arten von magnetiſchen Kurven, erforſcht werden, ſo iſt es nicht genug, den täglichen regelmäßigen oder geſtörten Gang der Nadel in den magnetiſchen Stationen zu beobachten, die ſeit 1828 angefangen haben, einen beträchtlichen Teil der Erdoberfläche in nördlichen und ſüdlichen Breiten zu bedecken; es müßte auch viermal in jedem Jahrhundert eine Expedition von drei Schiffen ausgeſandt werden, welche möglichſt gleichzeitig den Zuſtand des Magnetismus der Erde, ſo weit er ſich auf ihrer mit Waſſer bedeckten Oberfläche für uns meßbar offenbart, zu unterſuchen hätten. Der magnetiſche Äquator, d. h. die Kurve, auf welcher die Neigung null iſt, müßte nicht bloß aus der geographiſchen Ortslänge ihrer Knoten (der Interſektion mit dem geographiſchen Äquator) geſchloſſen werden, ſondern, den Kurs des Schiffes nach den Inklinations-Angaben perpetuierlich abändernd, müßte man den dermaligen magnetiſchen Äquator nie verlaſſen. Land-Expeditionen wären mit dieſem Unternehmen zu verbinden, um da, wo eine Ländermaſſe nicht ganz durchſtrichen werden kann, genau zu beſtimmen, an welchen Punkten des Littorals die magnetiſchen Kurven (beſonders die Linien ohne Abweichung) eintreten. Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit möchten in ihrer Bewegung und allmählichen Auflöſung zwei iſolierte geſchloſſene Syſteme von eiförmiger Geſtaltung mit faſt konzentriſchen Abweichungs-Kurven, im öſtlichen Aſien und in der Südſee im Meridian der Marqueſas-Inſelgruppe, verdienen. Seitdem die ruhmvolle antarktiſche Expedition von Sir James Clark Roß (1839—1843), mit vortrefflichen Inſtrumenten ausgerüſtet, ein großes Licht über die ſüdliche Erdhälfte bis zum Polar-Abſtand verbreitet und empiriſch den magnetiſchen Südpol beſtimmt hat; ſeitdem es dem großen Mathematiker unſeres Zeitalters, Friedrich Gauß, gelungen iſt, die erſte allgemeine Theorie des Erd-Magnetismus aufzuſtellen, darf man, bei ſo vielfachem Bedürfnis der Wiſſenſchaft und der Schiffahrt, die Hoffnung nicht aufgeben, daß dieſer ſo oft ſchon von mir angeregte Plan dereinſt ausgeführt werde. Möge das Jahr 1850 als die erſte normale Epoche bezeichnet werden können, in der die Materialien zu einer magnetiſchen Weltkarte geſammelt werden ſollen! mögen permanente wiſſenſchaftliche Inſtitute (Akademien) es ſich zum Geſetz machen, von 25 zu 25 Jahren ein die Fortſchritte der Nautik begünſtigendes Gouvernement an die Wichtigkeit des Unternehmens zu erinnern, deſſen großer kosmiſcher Wert an eine lange Wiederholung geknüpft iſt!

Die Erfindung wärmemeſſender Inſtrumente (Galileis Thermoſkope von 1593 und 1602 waren gleichzeitig von den Veränderungen der Temperatur und des äußeren Luftdruckes abhängig) regte zuerſt den

Gedanken an, durch eine Reihe zuſammenhangender Beobachtungen, der Zeitfolge nach, die Modifikationen des Luftkreiſes zu ergründen. Wir erfahren aus dem Diario der Academia del Cimento, welche in der kurzen Dauer ihrer Wirkſamkeit einen ſo glücklichen Einfluß auf die Liebe zu planmäßigem Experimentieren ausgeübt hat, daß mit Alkohol-Thermometern, den unſrigen ähnlich, in vielen Stationen, zu Florenz im Kloſter degli Angeli, in den Ebenen der Lombardei und den Gebirgen um Piſtoja, ja in der Hochebene von Innsbruck, bereits ſeit 1641, fünfmal täglich Temperatur-Beobachtungen angeſtellt wurden. Der Großherzog Ferdinand II. beauftragte mit dieſer Arbeit die Mönche mehrerer Klöſter in ſeinen Staaten. Auch die Temperatur der Mineralquellen wurde damals beſtimmt, was zu vielen Fragen über die Erd-Temperatur Veranlaſſung gab. Da alle Naturerſcheinungen, alle Veränderungen der irdiſchen Materie mit Modifikationen der Wärme, des Lichtes und der Elektrizität, der ruhenden oder der in Strömen bewegten, zuſammenhangen, zugleich die Phänomene der Wärme, auf Ausdehnung wirkend, der ſinnlichen Wahrnehmung am zugänglichſten ſind, ſo mußte die Erfindung und Vervollkommnung von Wärmemeſſern eine große Epoche unter den Fortſchritten des allgemeinen Naturwiſſens bezeichnen. Das Gebiet der Anwendung des Thermometers und der rationellen Folgerungen, die aus ſeinen Anzeigen gezogen werden können, iſt ſo unermeßlich als das Gebiet der Naturkräfte ſelbſt, welche in dem Luftmeer, auf der Feſte oder in den über einander gelagerten Schichten des Oceans, in den unorganiſchen Stoffen wie in den chemiſchen Lebensprozeſſen der organiſchen walten.

Auch die Wirkungen der ſtrahlenden Wärme ſind mehr als ein Jahrhundert vor Scheele's großen Arbeiten, von den Florentiner Mitgliedern der Academia del Cimento, durch merkwürdige Verſuche mit Hohlſpiegeln, gegen welche nicht leuchtende erhitzte Körper und Eismaſſen bis zu 500 Pfund Gewicht wirklich und ſcheinbar ſtrahlten, ergründet worden. Mariotte am Ende des 17. Jahrhunderts unterſuchte die Verhältniſſe der ſtrahlenden Wärme bei ihrem Durchgange durch Glastafeln. Es mußte dieſer vereinzelten Experimente hier gedacht werden, da in ſpäterer Zeit die Lehre von der Wärmeſtrahlung ein großes Licht über Erkaltung des Bodens, die Entſtehung des Taues und viele allgemeine klimatiſche Modifikationen verbreitet, ja durch Mellonis bewundernswürdigen Scharfſinn zu der kontraſtierenden Diathermanie des Steinſalzes und Alauns geführt hat.

Den Unterſuchungen über die nach Maßgabe der geographiſchen Breite, der Jahreszeiten und der Erhebung des Bodens veränderte Wärme des Luftkreiſes geſellten ſich bald andere bei über den wechſelnden Druck und die Dunſtmenge der Atmoſphäre, über die oft beobachtete periodiſche Folge, d. h. das Drehungsgeſetz, der Winde. Galileis richtige Anſichten vom Luftdrucke hatten Torricelli ein Jahr nach dem Tode ſeines großen Lehrers auf die Konſtruktion des Barometers geleitet. Daß die Queckſilberſäule in der Torricelli'ſchen Röhre minder niedrig am Fuß eines Turmes oder eines Berges als auf deren Höhe ſtehe, bemerkte, wie es ſcheint, zuerſt in Piſa Claudio Beriguardi; und fünf Jahre ſpäter in Frankreich, auf Pascals Aufforderung, des letzteren Schwager Perrier, da er den Puy de Dôme (840 Fuß höher als der Veſuv) beſtieg. Die Idee, das Barometer zu Höhenmeſſungen anzuwenden, bot ſich nun wie von ſelbſt dar; vielleicht ward ſie in Pascal durch einen Brief von Descartes geweckt. Wie viel das Barometer, als hypſometriſches Werkzeug auf die Beſtimmung der partiellen Oberflächen-Geſtalt der Erde, als meteorologiſches Werkzeug auf Ergründung des Einfluſſes der Luftſtröme angewandt, zur Erweiterung der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung und der Witterungslehre beigetragen habe; erheiſcht hier keine beſondere Erörterung. Die Theorie der eben erwähnten Luftſtröme iſt in ihren feſten Grundpfeilern ebenfalls vor dem Schluß des 17. Jahrhunderts erkannt worden. Bacon hat das Verdienſt (1664) gehabt, in ſeiner berühmten historia naturalis et experimentalis de Ventis (Natur- und Erfahrungsgeſchichte der Winde) die Richtung der Winde in ihrer Abhängigkeit von der Temperatur und den Hydrometeoren zu betrachten; aber die Richtigkeit des copernikaniſchen Syſtems unmathematiſch leugnend, fabelte er von der Möglichkeit, „daß unſere Atmoſphäre ſich auf gleiche Weiſe als der Himmel täglich um die Erde drehen und ſo den tropiſchen Oſtwind veranlaſſen könne."

Hookes allumfaſſendes Genie verbreitete auch hier wieder Geſetzmäßigkeit und Licht. Er erkannte den Einfluß der Rotation der Erde, wie die oberen und unteren Strömungen warmer und kalter Luft, vom Äquator zu den Polen, und von dieſen zum Äquator zurückkehrend. Galilei hatte in ſeinem letzten Dialogo allerdings auch die Paſſatwinde als Folge der Rotation der Erde betrachtet; aber das Zurückbleiben der Luftteile innerhalb der Tropen gegen die Rotations-Geſchwindigkeit der Erde ſchrieb er einer dunſtloſen Reinheit der Luft zwiſchen den Wendekreiſen zu. Hookes richtigere Anſicht iſt ſpät erſt im 18. Jahrhundert von Halley wiederum aufgenommen und in Hinſicht auf die Wirkung der jedem Parallelkreiſe zugehörigen Umdrehungs-Geſchwindigkeit umſtändlicher und befriedigend erläutert worden. Halley, durch ſeinen langen Aufenthalt in der heißen Zone dazu veranlaßt, hatte früher (1686) eine treffliche empiriſche Arbeit über die geographiſche Verbreitung der Paſſate (trade-winds und monsoons) geliefert. Es iſt zu verwundern, daß er in ſeinen magnetiſchen Expeditionen des für die geſamte Meteorologie ſo wichtigen Drehungsgeſetzes der Winde gar nicht erwähnt, da es doch durch Bacon und Johann Chriſtian Sturm aus Hippolſtein (nach Brewſter den eigentlichen Erfinder des Differential-Thermometers) in allgemeinen Zügen erkannt war.

In dem glänzenden Zeitalter der Gründung einer mathematiſchen Naturphiloſophie fehlte es auch nicht an Verſuchen, die Luftfeuchtigkeit in ihrem Zuſammenhange mit den Veränderungen der Temperatur und der Windesrichtung zu erforſchen. Die Academia del Cimento hatte den glücklichen Gedanken, die Dampfmenge durch Verdunſtung und Niederſchlag zu beſtimmen. Das älteſte Florentiner Hygrometer war demnach ein Kondenſations-Hygrometer, ein Apparat, in welchem die Menge des niedergeſchlagenen ablaufenden Waſſers durch Abwägen beſtimmt wurde. Dieſem Kondenſations-Hygrometer, das durch Benutzung der Ideen von le Roy in unſeren Tagen zu den genauen pſychrometriſchen Methoden von Dalton, Daniell und Auguſt allmählich geleitet hat, geſellten ſich, ſchon nach Leonardos da Vinci Vorgange, Abſorptions-Hygrometer aus Subſtanzen des Tier- und Pflanzenreiches von Santori (1625), Torricelli (1646) und Molineux bei. Darmſaiten und Grannen von Gräſern wurden faſt gleichzeitig angewandt. Solche Inſtrumente, welche ſich auf die Abſorption der in der Atmoſphäre enthaltenen Waſſerdämpfe durch organiſche Stoffe gründeten, waren mit Zeigern und kleinen Gegengewichten verſehen, der Konſtruktion nach den Sauſſureſchen und Delucſchen Haar- und Fiſchbein-Hygrometern ſehr ähnlich; aber es fehlte bei den Inſtrumenten des 17. Jahrhunderts die zur Vergleichung und zum Verſtändnis der Reſultate ſo notwendige und endlich durch Regnault erreichte Beſtimmung feſter Punkte der Trockenheit und Näſſe, minder die Empfindlichkeit bei langer Dauer der angewandten hygrometriſchen Subſtanzen. Pictet fand in einem Sauſſureſchen Hygrometer befriedigend empfindlich das Haar einer Guanſchen-Mumie von Teneriffa, die vielleicht an tauſend Jahre alt war.

Der elektriſche Prozeß ward als Wirkung einer eigenen, wenn gleich der magnetiſchen verwandten, Naturkraft von William Gilbert erkannt. Das Buch, in welchem dieſe Anſicht zuerſt ausgeſprochen, ja die Worte elektriſche Kraft, elektriſche Ausflüſſe, elektriſche Anziehung zuerſt gebraucht ſind, iſt die oft genannte im Jahr 1600 erſchienene Phyſiologie vom Magnete und von dem Erdkörper als einem großen Magnet (de magno magnete tellure). „Die Fähigkeit," ſagt Gilbert, „gerieben, leichte Stoffe, welcher Natur ſie auch ſeien, anzuziehen, iſt nicht dem Bernſtein allen eigen, der ein verdickter Erdſaft iſt, welchen die Meereswogen aufwühlen und in dem fliegende Inſekten, Ameiſen und Gewürme wie in ewigen Gräbern (aeternis sepulchris) eingekerkert liegen. Die Ziehkraft gehört einer ganzen Klaſſe von ſehr verſchiedenen Subſtanzen an: wie Glas, Schwefel, Siegellack und allen Harzen, dem Bergkryſtall und allen Edelſteinen, dem Alaun und dem Steinſalze." Die Stärke der erregten Elektrizität mißt Gilbert an einer nicht eiſernen kleinen Nadel, die ſich auf einem Stifte frei bewegt (versorium electricum), ganz dem Apparate ähnlich, deſſen ſich Hauy und Brewſter bei Prüfung der Elektrizität geriebener und erwärmter Mineralien bedienten. „Die Reibung," ſagt Gilbert weiter, „bringt ſtärkere Wirkungen hervor bei trockner als bei feuchter Luft; das Reiben mit ſeidenen Tüchern iſt am vorteilhafteſten befunden. Die Erdkugel wird wie durch eine elektriſche Kraft (?) zuſammengehalten (globus telluris per se electrice congregatur et cohaeret); denn das elektriſche Streben geht auf bindende Anhäufung aus (motus electricus est motus coacervationis materiae)." In dieſen dunkeln Axiomen liegt ausgedrückt die Anſicht einer telluriſchen Elektrizität, die Äußerung einer Kraft, welche, wie der Magnetismus, der Materie als ſolcher angehört. Von Abſtoßung, von Unterſchied zwiſchen Iſolatoren und Leitern iſt noch keine Rede.

Mehr als bloße Anziehungs-Erſcheinungen beobachtete zuerſt der ſinnige Erfinder der Luftpumpe, Otto von Guerike. In ſeinen Verſuchen mit einem geriebenen Schwefelkuchen erkannte er Phänomene der Abſtoßung und ſolche, die ſpäter auf die Geſetze der Wirkungskreiſe und Verteilung der Elektrizität geleitet haben. Er hörte das erſte Geräuſch, ſah das erſte Licht in ſelbſthervorgerufener Elektrizität. In einem Verſuche, welchen Newton 1675 anſtellte, zeigten ſich die erſten Spuren der elektriſchen Ladung an einer geriebenen Glasplatte. Wir haben hier bloß nach den erſten Keimen des elektriſchen Wiſſens geforſcht, das in ſeiner großen, ſonderbar verſpäteten Entwickelung nicht bloß einer der wichtigſten Teile der Meteorologie geworden iſt, ſondern auch, ſeitdem man gelernt, daß der Magnetismus eine der vielfachen Formen iſt, unter denen die Elektrizität ſich offenbart, ſo vieles von dem inneren Treiben der Erdkräfte aufgehellt hat.

Wenn gleich ſchon Wall (1708), Stephan Gray (1734) und Nollet die Identität der Reibungs-Elektrizität und des Blitzes vermuteten, ſo wurde die empiriſche Gewißheit doch erſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch die glücklichen Beſtrebungen des edeln Benjamin Franklin erlangt. Von dem Zeitpunkte an trat der elektriſche Prozeß aus dem Gebiet der ſpekulativen Phyſik in das Gebiet kosmiſcher Natur-Anſchauung, aus dem Studierzimmer in das Freie. Die Lehre von der Elektrizität hat, wie die Optik und wie der Magnetismus, lange Epochen überaus ſchwacher Entwickelung gehabt bis, in den eben genannten drei Disziplinen die Arbeiten von Franklin und Volta, Thomas Young und Malus, Oersted und Faraday die Zeitgenoſſen zu einer bewundernswürdigen Thätigkeit anregten. An ſolchen Wechſel von Schlummer und plötzlich erweckter Thätigkeit iſt der Fortſchritt des menſchlichen Wiſſens geknüpft.

Sind aber auch, wie wir eben entwickelt, durch die Erfindung geeigneter, obgleich noch ſehr unvollkommener, phyſikaliſcher Werkzeuge und durch den Scharfblick von Galilei, Torricelli und der Mitglieder der Academia del Cimento die Temperatur-Verhältniſſe, der wechſelnde Luftdruck und die Dunſtmenge der Atmoſphäre ein Gegenſtand unmittelbarer Forſchung geworden, ſo iſt dagegen alles, was die chemiſche Zuſammenſetzung des Luftkreiſes betrifft, in Dunkel gehüllt geblieben. Allerdings ſind die Grundlagen der pneumatiſchen Chemie durch Johann Baptiſt van Helmont und Jean Rey in der erſten, durch Hooke, Mayow, Boyle und den dogmatiſierenden Becher in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelegt worden; aber ſo auffallend auch die richtige Auffaſſung einzelner und wichtiger Erſcheinungen iſt, fehlte doch die Einſicht in ihren Zuſammenhang. Der alte Glaube an die elementariſche Einfachheit der, auf Verbrennung, Oxydation der Metalle und das Atmen wirkenden Luft war ein ſchwer zu überwindendes Hindernis.

Die entzündlichen oder lichtverlöſchenden Gas-Arten in Höhlen und Bergwerken (die spiritus letales des Plinius), das Entweichen dieſer Gas-Arten in Form von Bläschen in Sümpfen und Mineralquellen: alſo Grubenwetter und Brunnengeiſter, hatten ſchon die Aufmerkſamkeit des Erfurter Benediktiners Baſilius Valentinus (wahrſcheinlich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts) und des Libavius (1612), eines Bewunderers des Paracelſus, gefeſſelt. Man verglich, was man in alchymiſtiſchen Laboratorien zufällig bemerkte, mit dem, was man in den großen Werkſtätten der Natur, beſonders im Inneren der Erde, bereitet ſah. Bergbau auf erzführenden Lagerſtätten (vorzüglich auf ſchwefelkieshaltigen, die ſich durch Oxydation und Kontakt-Elektrizität erwärmen) führte zu Ahnungen über den chemiſchen Verkehr zwiſchen Metall, Säure und zutretender äußerer Luft. Schon Paracelſus, deſſen Schwärmereien in die Epoche der erſten Eroberung von Amerika fallen, bemerkte die Gas-Entwickelung während der Auflöſung von Eiſen in Schwefelſäure. Van Helmont, welcher ſich zuerſt des Wortes Gaſe bedient hat, unterſcheidet dieſelben von der atmoſphäriſchen Luft, und wegen ihrer Nicht-Kondenſierbarkeit auch von den Dämpfen. Die Wolken ſind ihm Dämpfe, ſie werden zu Gas bei ſehr heiterem Himmel „durch Kälte und den Einfluß der Geſtirne.“ Gas kann nur zu Waſſer werden, wenn es vorher wiederum in Dampf verwandelt iſt. Das ſind Anſichten über den meteorologiſchen Prozeß aus der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Van Helmont kennt noch nicht das einfache Mittel ſein Gas sylvestre (unter dieſem Namen begriff er alle unentzündbaren, die Flamme und das Atmen nicht unterhaltenden, von der reinen atmoſphäriſchen Luft verſchiedenen Gaſe) aufzufangen und abzuſondern; doch ließ er ein Licht unter einem durch Waſſer abgeſperrten Gefäße brennen, und bemerkte, als die Flamme erloſch, das Eindringen des Waſſers und die Abnahme des Luftvolums. Auch durch Gewichtsbeſtimmungen, die wir ſchon bei Cardanus finden, ſuchte van Helmont zu beweiſen, daß ſich alle feſten Teile der Vegetabilien aus Waſſer bilden.

Die mittelalterlichen alchymiſtiſchen Meinungen von der Zuſammenſetzung der Metalle, von ihrer glanzzerſtörenden Verbrennung (Einäſcherung, Vererdung und Verkalkung) unter Zutritt der Luft regten an zu erforſchen, was dieſen Prozeß begleite, welche Veränderung die ſich verkalkenden oder vererdenden Metalle und die mit ihnen in Kontakt tretende Luft erleiden. Schon Cardanus hatte (1553) die Gewichtszunahme bei der Oxydation des Bleies wahrgenommen und ſie, ganz im Sinne der Mythe vom Phlogiſton, einer entweichenden, leichtmachenden „himmliſchen Feuermaterie“ zugeſchrieben; aber erſt achtzig Jahre ſpäter ſprach Jean Rey, ein überaus geſchickter Experimentator zu Bergerac, der mit größerer Genauigkeit die Gewichtszunahme der Metallkalke des Bleies, des Zinnes und des Antimons erforſcht hatte, das wichtige Reſultat aus, die Gewichtszunahme ſei dem Zutritt der Luft an den Metallkalk zuzuſchreiben.

Man war nun auf den Weg geraten, der zur Chemie unſerer Tage und durch ſie zur Kenntnis eines großen kosmiſchen Phänomens, des Verkehrs zwiſchen dem Sauerſtoff der Atmoſphäre und dem Pflanzenleben, führen ſollte. Die Gedankenverbindung aber, die ſich ausgezeichneten Männern darbot, war zunächſt von ſonderbar komplizierter Natur. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts trat, dunkel bei Hooke in ſeiner Mycrographia (1665), ausgebildeter bei Mayow (1669) und bei Willis (1671), ein Glaube an ſalpetrige Partikeln (spiritus nitro-aëreus, pabulum nitrosum) auf, welche, mit den im Salpeter fixierten identiſch, in der Luft enthalten und das Bedingende in den Verbrennungsprozeſſen ſein ſollten. „Es wurde behauptet, das Erlöſchen der Flamme im geſchloſſenen Raume finde nicht deshalb ſtatt, weil die vorhandene Luft mit Dämpfen aus dem brennenden Körper überſättigt werde, ſondern das Erlöſchen ſei eine Folge der gänzlichen Abſorption des urſprünglich in der Luft enthaltenen ſalpetrigen spiritus nitro-aëreus.“ Das plötzliche Beleben der Glut, wenn ſchmelzender (Sauerſtoffgas ausſtoßender) Salpeter auf Kohle geſtreuet wird, und das ſogenannte Auswittern des Salpeters an Thonwänden im Kontakt mit der Atmoſphäre ſcheinen dieſe Meinung gleichzeitig begünſtigt zu haben. Die ſalpetrigen Partikeln der Luft bedingen, nach Mayow, das Atmen der Tiere, deſſen Folge die Hervorbringung tieriſcher Wärme und Entſchwärzung des Blutes iſt; ſie bedingen alle Verbrennungsprozeſſe und die Verkalkung der Metalle; ſie ſpielen ohngefähr die Rolle des Sauerſtoffs in der antiphlogiſtiſchen Chemie. Der vorſichtig zweifelnde Robert Boyle erkannte zwar, daß die Anweſenheit eines gewiſſen Beſtandteils der atmoſphäriſchen Luft zum Verbrennungsprozeſſe notwendig ſei; aber er blieb ungewiß über die ſalpetrige Natur desſelben.

Der Sauerſtoff war für Hooke und Mayow ein ideeller Gegenſtand, eine Fiktion der Gedankenwelt. Als Gas ſah den Sauerſtoff zuerſt der ſcharfſinnige Chemiker und Pflanzen-Phyſiolog Hales aus dem Blei, das er zu Mennige verkalkte, bei ſtarker Hitze in großer Menge (1727) entweichen. Er ſah das Entweichen, ohne die Natur der Luftart zu unterſuchen oder das lebhafte Brennen der Flamme in derſelben zu bemerken. Hales ahnte nicht die Wichtigkeit der Subſtanz, die er bereitet hatte. Die lebhafte Lichtentwickelung brennender Körper im Sauerſtoffgas und die Eigenſchaften desſelben wurden, — wie viele behaupten, ganz unabhängig —, von Prieſtley (1772—1774), von Scheele (1774 und 1775), und von Lavoiſier und Trudaine (1775) entdeckt.

Die Anfänge der pneumatiſchen Chemie ſind in dieſen Blättern, ihrem hiſtoriſchen Zuſammenhange nach, berührt worden, weil ſie, wie die ſchwachen Anfänge des elektriſchen Wiſſens, das vorbereitet haben, was das folgende Jahrhundert an großen Anſichten über die Konſtitution des Luftkreiſes und deſſen meteorologiſche Veränderungen hat offenbaren können. Die Idee ſpezifiſch verſchiedener Gas-Arten wurde im 17. Jahrhundert denen, welche dieſe Gas-Arten erzeugten, nie völlig klar. Man fing wieder an, den Unterſchied zwiſchen der atmoſphäriſchen Luft und den irreſpirabeln, lichtverlöſchenden oder entzündlichen Gas-Arten der Einmengung von gewiſſen Dünſten ausſchließlich zuzuſchreiben. Black und Cavendiſh erwieſen erſt 1766, daß Kohlenſäure (fixe Luft) und Waſſerſtoffgas (brennbare Luft) ſpezifiſch verſchiedene luftförmige Flüſſigkeiten ſind. So lange hatte der uralte Glaube an die elementare Einfachheit des Luftkreiſes jeden Fortſchritt des Wiſſens gelähmt. Die endliche Ergründung der chemiſchen Zuſammenſetzung der Atmoſphäre (die feinſte Beſtimmung ihrer quantitativen Verhältniſſe durch die ſchönen Arbeiten von Bouſſingault und Dumas) iſt einer der Glanzpunkte der neueren Meteorologie.

Die hier fragmentariſch geſchilderte Erweiterung des phyſikaliſchen und chemiſchen Wiſſens konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf die früheſte Ausbildung der Geognoſie. Ein großer Teil der geognoſtiſchen Fragen, mit deren Löſung ſich unſer Zeitalter beſchäftigt, wurden durch einen Mann von den umfaſſendſten Kenntniſſen, den großen däniſchen Anatomen Nicolaus Steno (Stenſon), welchen der Großherzog von Toſcana Ferdinand II. in ſeine Dienſte berief; durch einen anderen (engliſchen) Arzt, Martin Liſter, und den „würdigen Nebenbuhler Newtons“, Robert Hooke, angeregt. Allerdings hatten ſchon Leonardo da Vinci gegen das Ende des 15. Jahrhunderts (wahrſcheinlich indem er in der Lombardei Kanäle anlegte, welche Schuttland und Tertiärſchichten durchſchnitten), Fracaſtoro (1517) bei Gelegenheit zufällig entblößter fiſchreicher Geſteinſchichten im Monte Bolca bei Verona, und Bernard Paliſſy bei ſeinen Nachforſchungen über die Springbrunnen (1563) das Daſein einer untergegangenen oceaniſchen Tierwelt in ihren hinterlaſſenen Spuren erkannt. Leonardo, wie im Vorgefühl einer philoſophiſcheren Einteilung tieriſcher Geſtaltung, nennt die Conchylien „animali che hanno l'ossa di fuori“ (Tiere, welche die Knochen früherer enthalten). Steno, in ſeinem Werke „über das in den Geſteinen Enthaltene“ (de Solido intra Solidum naturaliter contento), unterſcheidet (1669) „Geſteinſchichten (uranfängliche?), die ſich früher erhärtet haben, als es Pflanzen und Tiere gab, unb daher nie organiſche Reſte enthalten: von Sedimentſchichten (turbidi maris sedimenta sibi invicem imposita), welche unter einander abwechſeln und jene bedecken. Alle verſteinerungshaltigen Niederſchlagsſchichten waren urſprünglich horizontal gelagert. Ihre Neigung (Fallen) iſt entſtanden teils durch den Ausbruch unterirdiſcher Dämpfe, welche die Centralwärme (ignis in medio terrae) erzeugt, teils durch das Nachgeben von ſchwach unterſtützenden unteren Schichten. Die Thäler ſind die Folge der Umſtürzung.“

Stenos Theorie der Thalformen iſt die von Deluc, während Leonardo da Vinci, wie Cuvier, die Thäler durch ablaufende Fluten einfurchen läßt. In der geognoſtiſchen Beſchaffenheit des Bodens von Toſcana erkennt Steno Umwälzungen, welche ſechs großen Natur-Epochen zugeſchrieben werden müſſen (sex sunt distinctae Etruriae facies, ex praesenti facie Etruriae collectae). Sechsmal nämlich iſt periodiſch das Meer eingebrochen und hat ſich, erſt nach langem Verbleiben im Innern des Landes, in ſeine alten Grenzen zurückgezogen. Alle Petrefakte gehören aber nicht dem Meere an; Steno unterſcheidet die pelagiſchen von den Süßwaſſer-Petrefakten. Scilla (1670) gab Abbildungen von den Verſteinerungen von Calabrien und Malta. Unter den letzteren hat unſer großer Zergliederer und Zoologe Johannes Müller die älteſte Abbildung der Zähne des rieſenhaften Hydrarchus (Zeuglodon cetoides von Owen) von Alabama, eines Säugetiers aus der großen Ordnung der Cetaceen, entdeckt, Zähne, deren Krone wie bei den Seehunden geſtaltet iſt.

Liſter ſtellte ſchon (1678) die wichtige Behauptung auf, daß jede Gebirgsart durch eigene Foſſilien charakteriſiert iſt; und daß „die Arten von Murex, Tellina und Trochus, welche in den Steinbrüchen von Northamptonſhire vorkommen, zwar denen der heutigen Meere ähnlich, aber, genauer unterſucht, von dieſen verſchieden gefunden werden.“ Es ſeien, ſagt er, ſpezifiſch andere. Die ſtrengen Beweiſe von der Richtigkeit ſo großartiger Ahnungen konnten freilich, bei dem unvollkommenen Zuſtande der beſchreibenden Morphologie, nicht gegeben werden. Wir bezeichnen ein früh aufdämmerndes, bald wieder erſticktes Licht vor den herrlichen paläontologiſchen Arbeiten von Cuvier und Alexander Brongniart, welche der Geognoſie der Sediment-Formationen eine neue Geſtaltung gegeben haben. Liſter, aufmerkſam auf die regelmäßige Reihenfolge der Schichten in England, fühlte zuerſt das Bedürfnis geognoſtiſcher Karten. Wenngleich dieſe Erſcheinungen und ihr Zuſammenhang mit alten Überflutungen (einer einmaligen oder mehrfachen) das Intereſſe feſſelten und, Glauben und Wiſſen mit einander vermengend, die ſogenannten Syſteme von Ray, Woodward, Burnet und Whiſton in England erzeugten, ſo blieb doch, bei gänzlichem Mangel *mineralogiſcher* Unterſcheidung in den Beſtandteilen zuſammengeſetzter Gebirgsarten, alles, was das kryſtalliniſche und *maſſige Eruptions-Geſtein* und ſeine Umwandlung betrifft, unbearbeitet. Trotz der Annahme einer Centralwärme des Erdkörpers wurden Erdbeben, heiße Quellen und vulkaniſche Ausbrüche nicht als Folgen der Reaktion des Planeten gegen ſeine äußere Rinde angeſehen, ſondern kleinlichen Lokal-Urſachen: z. B. der Selbſtentzündung von Schwefelkies-Lagern, zugeſchrieben. Spielende Verſuche von Lemery (1700) ſind leider von langdauerndem Einfluß auf vulkaniſche Theorien geblieben, wenngleich die letzteren durch die phantaſiereiche *Protogaea* (Urerde) von Leibnitz (1680) zu allgemeineren Anſichten hätten erhoben werden können.

Die *Protogaea*, bisweilen dichteriſcher als die vielen metriſchen Verſuche desſelben Philoſophen, lehrt „die Verſchlackung der kavernöſen, glühenden, einſt ſelbſtändig leuchtenden Erdrinde; die allmähliche Abkühlung der in Dämpfe gehüllten, wärmeſtrahlenden Oberfläche, den Niederſchlag und die Verdichtung der allmählich erkalteten Dampf-Atmoſphäre zu Waſſer, das Sinken des Meeresſpiegels durch Eindringen der Waſſer in die inneren Erdhöhlen; endlich den Einſturz dieſer Höhlen, welche das *Fallen* der Schichten (ihre Neigung gegen den Horizont) veranlaßt.“ Der phyſiſche Teil dieſes wilden Phantaſiebildes bietet einige Züge dar, welche den Anhängern der neuen, nach allen Richtungen mehr ausgebildeten Geognoſie nicht verwerflich ſcheinen werden. Dahin gehören die Bewegung der Wärme im Innern des Erdkörpers und die Abkühlung mittels der Ausſtrahlung durch die Oberfläche, die Exiſtenz einer Dampf-Atmoſphäre; der Druck, welchen dieſe Dämpfe während der Konſolidierung der Schichten auf letztere ausüben; der doppelte Urſprung der Maſſen, als *geſchmolzen* und *erſtarrt* oder aus den Gewäſſern niedergeſchlagen. Von dem typiſchen Charakter und dem mineralogiſchen Unterſchiede der *Gebirgsarten*, d. h. der in den entfernteſten Gegenden wiederkehrenden Aſſociationen gewiſſer, meiſt kryſtalliſierter Subſtanzen, iſt in der *Protogaea* ſo wenig die Rede wie in Hookes geognoſtiſchen Anſichten. Auch bei dieſem haben die phyſiſchen Spekulationen über die Wirkung unterirdiſcher Kräfte im Erdbeben, in der plötzlichen *Hebung des Meeresbodens und der Küſtenländer*, in der Entſtehung von Inſeln und Bergen die Oberhand. Die Natur der organiſchen Ueberreſte der Vorwelt leitete ihn ſogar auf die Vermutung, daß die gemäßigte Zone früher die Wärme des *tropiſchen Klimas* müſſe genoſſen haben.

Es bleibt noch übrig der größten aller geognoſtiſchen Erſcheinungen zu gedenken, der mathematiſchen *Geſtalt der Erde*, in welcher die Zuſtände der Urzeit ſich erkennbar abſpiegeln, die Flüſſigkeit der rotierenden Maſſe und ihre Erhärtung als Erdſphäroid. In ſeinen Hauptzügen, freilich nicht genau in den numeriſchen Angaben des Verhältniſſes zwiſchen der Polar- und Äquatorial-Achſe, wurde das Bild der Erdgeſtaltung am Ende des 17. Jahrhunderts entworfen. Picards *Gradmeſſung*, mit von ihm ſelbſt vervollkommneten Meßinſtrumenten (1670) ausgeführt, iſt um ſo wichtiger geweſen, als ſie zuerſt Newton veranlaßte ſeine ſchon 1666 aufgefundene und ſpäter vernachläſſigte Gravitations-Theorie wiederum mit erneuertem Eifer aufzunehmen; weil ſie dem tiefſinnigen und glücklichen Forſcher die Mittel zu beweiſen darbot, wie die Anziehung der Erde den, durch die Schwungkraft umgetriebenen Mond in ſeiner Bahn erhalte. Die viel früher erkannte Abplattung des Jupiter hatte, wie man glaubt, Newton angeregt über die Urſache einer ſolchen von der Sphärizität abweichenden Erſcheinung nachzudenken. Den Verſuchen über die wahre Länge des Sekunden-Pendels zu Cayenne von Richer (1673) und an der weſtlichen afrikaniſchen Küſte von Varin waren andere, weniger entſcheidende zu London, Lyon und Bologna in 7° Breiten-Unterſchied vorhergegangen. Die Abnahme der Schwere vom Pol zum Äquator, welche lange noch ſelbſt Picard geleugnet, wurde nun allgemein angenommen. Newton erkannte die *Polar-Abplattung* der Erde und ihre ſphäroidiſche Geſtalt als eine Folge der Rotation; er wagte ſogar unter der Vorausſetzung einer *homogenen* Maſſe das Maß dieſer Erd-Abplattung numeriſch zu beſtimmen. Es blieb den verglichenen Gradmeſſungen des 18. und 19. Jahrhunderts unter dem Äquator, dem Nordpol nahe und in den gemäßigten Zonen beider Halbkugeln, der ſüdlichen und nördlichen, vorbehalten, dieſes Maß der *mittleren* Abplattung und ſo die wahre *Figur der Erde* genau zu erörtern. Die Exiſtenz der Abplattung ſelbſt verkündigt, was man die älteſte aller *geognoſtiſchen* Begebenheiten nennen kann, den Zuſtand der allgemeinen Flüſſigkeit eines Planeten, ſeine frühere und ſpätere Erhärtung.

Wir haben die Schilderung des großen Zeitalters von Galilei und Kepler, Newton und Leibnitz mit den Entdeckungen in den Himmelsräumen durch das neu-erfundene Fernrohr begonnen. Wir endigen mit der Erdgeſtaltung, wie ſie aus theoretiſchen Schlüſſen erkannt worden iſt. „Newton erhob ſich zu der *Erklärung* des Weltſyſtems, weil es ihm glückte, die *Kraft* zu finden, von deren Wirkung die Keplerſchen Geſetze die notwendige Folge ſind, und welche den Erſcheinungen entſprechen mußte, indem dieſe Geſetze ihnen entſprachen und ſie vorher verkündigten.“ Die Auffindung einer ſolchen *Kraft*, deren Daſein Newton in ſeinem unſterblichen Werke der *Prinzipien* (einer allgemeinen *Naturlehre*) entwickelt hat, iſt faſt gleichzeitig geweſen mit den durch die *Infiniteſimal-Rechnung* eröffneten Wegen zu neuen mathematiſchen Entdeckungen. Die Geiſtesarbeit zeigt ſich in ihrer erhabenſten Größe da, wo ſie, ſtatt äußerer materieller Mittel zu bedürfen, ihren Glanz allein von dem erhält, was der mathematiſchen Gedankenentwickelung, der reinen Abſtraktion entquillt. Es wohnet inne ein feſſelnder, von dem ganzen Altertum gefeierter Zauber in der Anſchauung mathematiſcher Wahrheiten, der ewigen Verhältniſſe der Zeit und des Raumes, wie ſie ſich in Tönen und Zahlen und Linien offenbaren. Die Vervollkommnung eines geiſtigen Werkzeuges der Forſchung, der Analyſis, hat die gegenſeitige Befruchtung der Ideen, welche eben ſo wichtig als der Reichtum ihrer Erzeugung iſt, mächtig befördert. Sie hat der phyſiſchen Weltanſchauung in ihrer irdiſchen und himmliſchen Sphäre (in den periodiſchen Schwankungen der Oberfläche des Weltmeeres, wie in den wechſelnden Störungen der Planeten) neue Gebiete von ungemeſſenem Umfange eröffnet.

VIII.

Rückblick auf die Reihenfolge der durchlaufenden Perioden. — Einfluß äußerer Ereigniſſe auf die ſich entwickelnde Erkenntnis des Weltganzen. — Vielſeitigkeit und innigere Verkettung der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in der neueſten Zeit. — Die Geſchichte der phyſiſchen Wiſſenſchaften ſchmilzt allmählich mit der Geſchichte des Kosmos zuſammen.

Ich nähere mich dem Ende eines vielgewagten, inhaltſchweren Unternehmens. Mehr als zwei Jahrtauſende ſind durchlaufen worden, von den frühen Zuſtänden der Kultur unter den Völkern, die das Becken des Mittelmeeres und die fruchtbaren Stromgebiete des weſtlichen Aſiens umwohnten, bis zu dem Anfange des letztverfloſſenen Jahrhunderts, alſo bis zu einer Zeit, in der Anſichten und Gefühle ſich ſchon mit den unſrigen verſchmelzen. Ich habe in ſieben ſcharf von einander geſchiedenen Abteilungen, gleichſam in der Reihenfolge von eben ſo viel einzelnen Gemälden, die *Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung*, d. h. die Geſchichte der ſich allmählich entwickelnden Erkenntnis des Weltganzen, darzuſtellen geglaubt. Ob es einigermaßen gelungen iſt, die Maſſe des angehäuften Stoffes zu beherrſchen, den Charakter der Haupt-Epochen aufzufaſſen, die Wege zu bezeichnen, auf denen Ideen und Geſittung zugeführt worden ſind, darf, in gerechtem Mißtrauen der ihm übrig gebliebenen Kräfte, der nicht entſcheiden, dem mit Klarheit nur in allgemeinen Zügen der Entwurf zu einem ſo großen Unternehmen vor der Seele ſchwebte.

Ich habe bereits in dem Eingange zu der arabiſchen Epoche, als ich den mächtigen Einfluß zu ſchildern begann, den ein der europäiſchen Civiliſation eingemiſchtes fremdartiges Element ausgeübt, die Grenze angegeben, über welche hinaus die Geſchichte des Kosmos mit der der phyſiſchen Wiſſenſchaften zuſammenfällt. Die geſchichtliche Erkenntnis der allmählichen Erweiterung des Naturwiſſens in beiden Sphären, der Erd- und Himmelskunde, iſt nach meiner Anſicht an beſtimmte Perioden, an gewiſſe räumlich und intellektuell wirkende Ereigniſſe gebunden, die jenen Perioden Eigentümlichkeit und Färbung verleihen. Solche Ereigniſſe waren die Unternehmungen, welche in den Pontus führten und jenſeits des Phaſis ein anderes Seeufer ahnen ließen; die Expeditionen nach tropiſchen Gold- und Weihrauchländern; die Durchſchiffung der weſtlichen Meerenge, oder Eröffnung der großen maritimen Völkerſtraße, auf der in langen Zeitabſtänden Cerne und die Heſperiden, die nördlichen Zinn- und Bernſtein-Inſeln, die vulkaniſchen Azoren und der Neue Kontinent des Columbus, ſüdlich von den alten ſkandinaviſchen Anſiedelungen, entdeckt wurden. Auf die Bewegungen, welche aus dem Becken des Mittelmeeres und dem nördlichſten Ende des nahen arabiſchen Meerbuſens ausgingen, auf die Pontus- und Ophirfahrten, folgen in meiner hiſtoriſchen Schilderung die Heerzüge des Makedoniers und ſein Verſuch, den Weſten mit dem Oſten zu verſchmelzen; die Wirkungen des indiſchen Seehandels und der alexandriniſchen Inſtitute unter den Lagiden, die Weltherrſchaft der Römer unter den Cäſaren; der folgenreiche Hang der Araber zum Verkehr mit der Natur und ihren Kräften, zu aſtronomiſchem, mathematiſchem und praktiſch-chemiſchem Wiſſen. Mit der Beſitznahme einer ganzen Erdhälfte, welche verhüllt lag; mit den größten Entdeckungen im Raume, welche je den Menſchen geglückt, iſt für mich die Reihe der Ereigniſſe und Begebenheiten geſchloſſen, welche plötzlich den Horizont der Ideen erweitert, zum Erforſchen von phyſiſchen Geſetzen angeregt, das Streben nach dem endlichen Erfaſſen des Weltganzen belebt haben. Die Intelligenz bringt fortan, wie wir ſchon oben angedeutet, großes ohne Anregung durch Begebenheiten, als Wirkung eigener innerer Kraft, gleichzeitig nach allen Richtungen hervor.

Unter den Werkzeugen, gleichſam neuen Organen, die der Menſch ſich geſchaffen und welche das ſinnliche Wahrnehmungsvermögen erhöhen, hat eines jedoch wie ein plötzliches Ereignis gewirkt. Durch die raumdurchdringende Eigenſchaft des Fernrohrs wird, faſt wie auf einmal, ein beträchtlicher Teil des Himmels erforſcht, die Zahl der erkannten Weltkörper vermehrt, ihre Geſtaltung und Bahn zu beſtimmen verſucht. Die Menſchheit gelangt jetzt erſt in den Beſitz der „himmliſchen Sphäre" des Kosmos. Ein ſiebenter Abſchnitt der Geſchichte der Weltanſchauung konnte auf die Wichtigkeit dieſer Beſitznahme und auf die Einheit der Beſtrebungen gegründet werden, welche der Gebrauch des Fernrohrhervorrief. Vergleichen wir mit der Erfindung dieſes optiſchen Werkrzeuges eine andere große Erfindung und zwar der neueren Zeit, die des Volta'ſchen Säule, wie den Einfluß, welchen dieſelbe auf die ſcharfſinnige elektro-chemiſche Theorie, auf die Darſtellung der Alkali- und Erd-Metalle und auf die lange erſehnte Entdeckung des Elektro-Magnetismus ausgeübt, ſo gelangen wir an eine Verkettung nach Willkür hervorzurufender Erſcheinungen, welche nach vielen Seiten tief in die Erkenntnis des Waltens der Naturkräfte eingreift, aber mehr einen Abſchnitt in der Geſchichte der phyſiſchen Disziplinen als unmittelbar in der Geſchichte der kosmiſchen Anſchauungen bildet. Eben dieſe vielſeitige Verknüpfung alles jetzigen Wiſſens erſchwert die Abſonderung und Umgrenzung des einzelnen. Den Elektro-Magnetismus haben wir ja neuerlichſt ſelbſt auf die Richtung des polariſierten Lichtſtrahls wirken ſehen, Modifikationen hervorbringend wie chemiſche Miſchungen. Wo durch die Geiſtesarbeit des Jahrhunderts alles im Werden begriffen ſcheint, iſt es eben ſo gefahrvoll, in den intellektuellen Prozeß einzugreifen und das unaufhaltſam Fortſchreitende wie am Ziele angelangt zu ſchildern als, bei dem Bewußtſein eigener Beſchränktheit ſich über die relative Wichtigkeit ruhmvoller Beſtrebungen der Mitlebenden oder Nächſt-Hingeſchiedenen auszuſprechen.

In den hiſtoriſchen Betrachtungen habe ich faſt überall bei Angabe der frühen Keime des Naturwiſſens den Grad der Entwickelung bezeichnet, zu dem ſie in der neueſten Zeit gelangt ſind. Der dritte und letzte Teil meines Werkes liefert zur Erläuterung des allgemeinen Naturgemäldes die Ergebniſſe der Beobachtung, auf welche der jetzige Zuſtand wiſſenſchaftlicher Meinungen hauptſächlich gegründet iſt. Vieles, das man nach anderen Anſichten der Kompoſition eines Buches von der Natur, als die meinigen ſind, hier vermiſſen kann, wird dort ſeinen Platz finden. Durch den Glanz neuer Entdeckungen angeregt, mit Hoffnungen genährt, deren Täuſchung oft ſpät erſt eintritt, wähnt jedes Zeitalter, dem Kulminationspunkte im Erkennen und Verſtehen der Natur nahe gelangt zu ſein. Ich bezweifle, daß bei ernſtem Nachdenken ein ſolcher Glaube den Genuß der Gegenwart wahrhaft erhöhe. Belebender und der Idee von der großen Beſtimmung unſeres Geſchlechtes angemeſſener iſt die Überzeugung, daß der eroberte Beſitz nur ein ſehr unbeträchtlicher Teil von dem iſt, was bei fortſchreitender Thätigkeit und gemeinſamer Ausbildung die freie Menſchheit in den kommenden Jahrhunderten erringen wird. Jedes Erforſchte iſt nur eine Stufe zu etwas Höherem in dem verhängnisvollen Laufe der Dinge.

Was die Fortſchritte der Erkenntnis in dem 19. Jahrhundert beſonders befördert und den Hauptcharakter der Zeit gebildet hat, iſt das allgemeine und erfolgreiche Bemühen, den Blick nicht auf das Neu-Errungene zu beſchränken, ſondern alles früher Berührte nach Maß und Gewicht ſtreng zu prüfen, das bloß aus Analogien Geſchloſſene von dem Gewiſſen zu ſondern; und ſo einer und derſelben ſtrengen kritiſchen Methode alle Teile des Wiſſens, phyſikaliſche Aſtronomie, Studium der irdiſchen Naturkräfte, Geologie und Altertumskunde, zu unterwerfen. Die Allgemeinheit eines ſolchen kritiſchen Verfahrens hat beſonders dazu beigetragen, die jedesmaligen Grenzen der einzelnen Wiſſenſchaften kenntlich zu machen; ja die Schwäche gewiſſer Disziplinen aufzudecken, in denen unbegründete Meinungen als Thatſachen, ſymboliſierende Mythen unter alten Firmen als ernſte Theorien auftreten. Unbeſtimmtheit der Sprache, Übertragungen der Nomenklatur aus einer Wiſſenſchaft in die andere haben zu irrigen Anſichten, zu täuſchenden Analogien geführt. Die Zoologie iſt lange in ihren Fortſchritten dadurch gefährdet worden, daß man in den unteren Tierklaſſen alle Lebensthätigkeiten an gleichgeſtaltete Organe wie in den höchſten Tierklaſſen gebunden glaubte. Noch mehr iſt die Kenntnis von der Entwickelungsgeſchichte der Pflanzen in den ſogenannten kryptogamiſchen Cormophyten (den Laub- und Lebermooſen, Farren, Lycopodiaceen) oder in den noch niedrigeren Thallophyten (Algen, Flechten, Pilzen) dadurch verdunkelt worden, daß man überall Analogien aus der geſchlechtlichen Fortpflanzung des Tierreichs zu finden glaubte.

Wenn die Kunſt innerhalb des Zauberkreiſes der Einbildungskraft recht eigentlich innerhalb des Gemütes liegt, ſo beruhet dagegen die Erweiterung des Wiſſens vorzugsweiſe auf dem Kontakt mit der Außenwelt. Dieſer wird bei zunehmendem Völkerverkehr mannigfaltiger und inniger zugleich. Das Erſchaffen neuer Organe (Werkzeuge der Beobachtung) vermehrt die geiſtige, oft auch die phyſiſche Macht des Menſchen. Schneller als das Licht trägt in die weiteſte Ferne Gedanken und Willen der geſchloſſene elektriſche Strom. Kräfte, deren ſtilles Treiben in der elementariſchen Natur, wie in den zarten Zellen organiſcher Gewebe, jetzt noch unſeren Sinnen entgeht, werden — erkannt, benutzt, zu höherer Thätigkeit erweckt, — einſt in die unabſehbare Reihe der Mittel treten, welche der Beherrſchung einzelner Naturgebiete und der lebendigeren Erkenntnis des Weltganzen näher führen.

Lebensbeſchreibungen hervorragender Naturforſcher.

Euklid (Eukleides; um 300 v. Chr.), der Schöpfer der Geometrie, lebte in Alexandria am Hofe des Königs Ptolemäus Lagi. Geburtsort und nähere Lebensumſtände desſelben ſind nicht auf uns gekommen. Seine Werke wurden grundlegend für alle ſpäteren mathematiſchen Studien nicht bloß der Europäer, ſondern auch der Araber. Die Schrift „Phänomena" behandelt den Auf- und Niedergang der Geſtirne.

Seinem Könige gab er auf die Frage, ob es einen kürzeren und bequemeren Weg zur Geometrie als den durch die von ihm verfaßten „Elemente" gebe, zur Antwort: „Nein; es führt kein beſonders für die Könige geebneter Weg zur Geometrie."

Albertus Magnus, eigentlich Albert, Graf Bollſtädt (1193 bis 1280), erhielt von ſeinen Zeitgenoſſen wegen ſeiner umfaſſenden Gelehrſamkeit den Beinamen: Doctor universalis (der alles umfaſſende Lehrer). Geboren wurde er zu Lauingen in Schwaben; er beſuchte die Hochſchulen von Padua und Bologna und trat dann in den Prediger- (Dominikaner-) Orden. Seine Oberen beſtimmten ihn zum Lehramte, und Köln, Hildesheim, Regensburg, Freiburg i. Br. und Straßburg wurden die Stätten ſeiner Wirkſamkeit. 1243 kehrte er auf kurze Zeit nach Köln zurück, erwarb noch 1245 zu Paris an der Sorbonne die Doktorwürde und nahm 1248, dem Jahre der Grundſteinlegung zum Kölner Dome, in dieſer Stadt ſeine Thätigkeit als Lehrer der Philoſophie wieder auf. Das Wirken des geiſtvollen Lehrers fand Anerkennung ſowohl in ſeinem Orden, der ihm das Amt eines Provinzials übertrug, als bei dem Papſte Alexander, der ihn 1262 zum Biſchof von Regensburg ernannte. Da ihm aber die Durchführung der biſchöflichen Pflichten ſeinen Studien vollſtändig entfremdet hatte, legte er 1262 ſein Amt nieder und lebte fortan in der Stille des Ordenshauſes zu Köln. Von Alberts Thätigkeit rühmt ein ſpäterer lateiniſcher Dichter aus Köln:

„Luft, Vulkan, das Meer, den Himmel, die Sterne, die Erde,
Was nur der Weltkreis umſchließt, wußte er alles zumal."

In der That ſuchte der Forſcher alles in den Kreis ſeiner Erkenntniſſe zu ziehen und möglichſt aus eigener Wahrnehmung zu urteilen. Dadurch ſtellte er ſich auf den Boden der Wirklichkeit und kam der wiſſenſchaftlichen Arbeitsweiſe der Neuzeit nahe. Beſonders in der Pflanzenkunde trat er als ſelbſtändiger Forſcher auf, ſo daß er der kenntnisreichſte Botaniker der ſeit Ariſtoteles verfloſſenen Zeit genannt werden muß. In anderen naturwiſſenſchaftlichen Zweigen folgt er freilich ſo genau den Lehren dieſes großen Denkers, daß man ihn ſpottweiſe als „Affen des Ariſtoteles" bezeichnet hat. Nichts deſto weniger trat er kräftig gegen deſſen Lehre von der Ewigkeit der Welt auf.

Galilei, Galileo (18./2. 1564—8./2. 1642), Phyſiker und Sternkundiger, war aus altadeligem Geſchlechte entſproſſen, zu Piſa geboren und widmete ſich auf der Hochſchule ſeiner Vaterſtadt philoſophiſchen und mediziniſchen Studien. Als der 19jährige einſt eine im Dome von Piſa frei hängende Lampe ſchwingen ſah, ſoll er, unverbürgter Sage nach, zur Erforſchung der Geſetze der Pendelbewegung angeregt worden ſein. Nachdem er kurze Zeit (1589—91) zu Piſa Mathematik gelehrt hatte, wurde er 1592 zum Lehrer derſelben Wiſſenſchaft an der damals hochberühmten Schule von Padua ernannt. Bis 1610 wirkte er hier, hochgefeiert von ſeinen Schülern, glücklich und an wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen reich geſegnet. In dieſem Jahre wurde er zum Mathematiker und Philoſophen am Hofe des Großherzogs von Florenz ernannt und nahm in dieſer Stadt ſeinen Wohnſitz. Offen bekannte er ſich zur Lehre des Kopernikus, daß nicht die Erde, ſondern die Sonne der Mittelpunkt der Wandelſterne ſei und erregte dadurch bei vielen Anſtoß, welche dieſe Lehre als gewiſſen Stellen der heiligen Schrift widerſprechend und darum für unrichtig erklärten. Galilei ſprach ſich gegen dieſes Verfahren bei der Beſprechung wiſſenſchaftlicher Behauptungen in einem vom 21. Dezember 1613 datierten Schreiben in ſcharfer Weiſe aus. Er ſagte unter anderem: „Die heilige Schrift kann nie irren, nur ihre Ausleger können in verſchiedener Weiſe irren; denn ſie iſt an verſchiedenen Stellen einer vom unmittelbarem Wortſinn verſchiedenen Auslegung nicht bloß fähig, ſondern auch bedürftig." Und an einer anderen Stelle zieht er aus dieſen und andern Gründen den Schluß: „Es würde das Klügſte ſein, niemandem zu geſtatten, daß er Bibelſtellen dazu benütze, die Wahrheit wiſſenſchaftlicher Schlußfolgerungen zu ſtützen, deren Gegenteil ſpätere Beobachtung mittels überzeugender Gründe lehren könnte. Und wer wird dem Menſchengeiſte Schranken ſetzen, wer wird behaupten wollen, wir wüßten ſchon alles, was in der Welt gewußt werden kann!" Infolge dieſes Schreibens wurde Galilei bei dem Glaubensgerichte in Rom verdächtigt und eilte im Jahre 1616 freiwillig zur Rechtfertigung in dieſe Stadt. Allein die Richter erklärten die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne für „thöricht und abſurd in der Philoſophie" und für teils „ganz ketzeriſch", teils „irrig im Glauben". Galilei ließ ſich herbei, Gehorſam zu geloben und zu verſprechen, die angefochtenen Sätze weder vorzutragen noch zu verteidigen. Als er aber im Jahre 1632, im Vertrauen auf die Gunſt des damaligen Papſtes Paul III., ein „Zwiegeſpräch (dialogo)" erſcheinen ließ, in welchem die wiſſenſchaftliche Richtigkeit der verurteilten Sätze klar dargelegt wurde, rief ihn das Glaubensgericht wegen Bruches ſeines Verſprechens nach Rom, und nachdem dem Greiſe entweder die Folterung angedroht oder er wirklich gefoltert worden war, wurde er 22. Juni 1633 zu immerwährendem Kerker verurteilt, ihm jedoch geſtattet, unter Aufſicht der Inquiſition in ſeiner Villa zu Arcetri bei Florenz zu leben, wo er bis zu ſeinem Tode blieb. Galilei iſt für die Phyſik wie für die Aſtronomie gleich wichtig geworden. Für erſtere beobachtete er die Pendelſchwingungen, zeigte, daß die Fallgeſchwindigkeit der Körper von deren Dichte und nicht von deren Schwere abhänge, ſchrieb die Abhandlung über die mechaniſche Wiſſenſchaft, in welcher er die Lehre von den einfachen Maſchinen auf die virtuelle Geſchwindigkeit zurückführte, die Abhandlung über ſchwimmende Körper, in welcher er die Grundſätze der Lehre vom Gleichgewichte der Flüſſigkeiten darlegte, erfand die hydroſtatiſche Wage, um das Eigengewicht der Körper zu beſtimmen, und eine Vorrichtung zum Meſſen der Wärmeverhältniſſe, baute ein Fernrohr von eigentümlicher Art; ja Galilei darf als der Begründer der neueren Phyſik angeſehen werden. Als Sternforſcher entdeckte er in raſcher Folge die Jupitersmonde, die Sichelgeſtalt der Venus, die Gebirge des Mondes, zahlreiche neue Sterne, erkannte er in der Milchſtraße eine Anhäufung von Sternen und beobachtete die Sonnenflecken.

Linnée, Karl (er ſelbſt nannte ſich Linnaeus Carolus) 23./5. 1707—10./9. 1778, wurde zu Råshult in Småland als Sohn eines Landpfarrers geboren. Nur mit Widerſtreben gab ihm ſein Vater die Erlaubnis, ſtatt Theologie die Naturwiſſenſchaften zu ſtudieren. Freunde der Pflanzenkunde erleichterten dem ſtrebſamen Jünglinge das Fortkommen in der Univerſitätsſtadt Lund. Für ſeine ganze Studienzeit nahm er nicht mehr als 240 Mark bares Geld in Anſpruch, wobei er allerdings ſeine alten Schuhe mit Karten- und Baumblättern flickte. Auch ſeine erſte wiſſenſchaftliche Reiſe nach Lappland machte er mit 60 Thalern Reiſegeld. Auf einer 2. Studienreiſe nach Dalekarlien lernte er Sarah Liſa Moräus kennen, mit der er ſich verlobte. Dadurch erhielt er die Mittel, Holland zu beſuchen, und in Leiden erſchien im Sommer 1735, auf nur 14 Seiten Folio gedruckt, ſein Naturſyſtem der 3 Reiche. Zum erſten Male war hier der Verſuch gemacht worden, die zahlloſen Erzeugniſſe der Erde an Tieren, Pflanzen und Steinen nach beſtimmten Merkmalen in Ordnungen einzuteilen. Dieſes Werk bildete von jetzt an ſeine Lebensarbeit. Den großartigen Rahmen, den er geſchaffen hatte, ſuchte er nun durch klar unterſchiedene Arten auszufüllen. Im nächſten Jahre beſuchte er England, 1738 Paris und kehrte nach 3jähriger Abweſenheit in die Heimat zurück, um ſich zu vermählen. Aber erſt 1741 erreichte er die Erfüllung ſeines Wunſches, in Upſala das Lehramt der Pflanzenkunde und die Leitung des Pflanzengartens zn erhalten. Von da an lebte er nur ſeiner Lehrthätigkeit und der Forſchung. „Vordem" — ſagte er 1744 — „hatte ich Pflanzen, aber kein Geld, und jetzt, was hilft das Geld ohne Pflanzen?": 1752 ſchrieb er: „Ich danke der Vorſehung, die meine Schickſale ſo geleitet hat, daß ich zu jetziger Zeit lebe und zwar ſo, daß ich glücklicher als der König von Perſien lebe. Ich ſage die Wahrheit, wenn ich mich für glücklich erkläre. Ihr wißt es, Väter und Mitbürger der Akademie, daß meine ganze Beſchäftigung der akademiſche Garten, daß dies mein Rhodus oder vielmehr mein Elyſium iſt. Ich beſitze da die Schätze des Morgenlandes und des Abendlandes, welche ich wünſche und die prächtiger ſind, wie ich glaube, als die Seidenkleider der Babylonier und als die Porzellan-Gefäße der Chineſen. Hier lerne und lehre ich. Hier bewundere ich die Weisheit des Schöpfers, die ſich auf eine ſo vielfach neue Art zu erkennen giebt und zeige ſie anderen." In ſeiner „Species plantarum" (Pflanzenarten), welche 1753 erſchien, verzeichnete er 7300 Pflanzenarten. Auch äußere Ehren blieben nicht aus: ſo brachte ihm das Jahr 1757 den Adelſtand, das Jahr 1762 die Aufnahme unter die, auf die Zahl von 8 beſchränkten auswärtigen Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie; ſeine von ihm begeiſterten Schüler wurden erfolgreiche Mitarbeiter.

Das edelſte der Metalle, das Gold liebte er ſehr. „Aber warum", fragte einer ſeiner Verehrer, „ſollte er dasſelbe nicht ſammeln, der alles ſammelte, was die Natur koſtbares und ſchönes in ihrem Schoße hatte?" Deshalb hing er jedoch nicht ſein Herz daran; zu einem ſeiner Schüler ſagte er: „Ihr ſeid ein Schweizer und zwar der einzige Schweizer, welcher mich beſucht. Ich nehme kein Geld von Euch, ſondern mache mir ein Vergnügen daraus, Euch alles, was ich weiß, umſonſt zu ſagen."

An Gegnern fehlte es ihm nicht; im Hinblick auf ſolche ſchrieb er: „Ich bin in die dichten und ſchattigen Wälder der Natur eingetreten, welche da und dort von den ſpitzeſten und von ſtachlichten Dornen ſtarrten; ich habe deren vermieden, ſo viel ich konnte, aber auch gelernt, daß ſich niemand durch ſeine Vorſicht und Aufmerkſamkeit vollkommen ſichern könne. Ruhig habe ich daher das Hohngelächter grinſender Satyrn und das Springen der Affen auf meinen Schultern ertragen. Ich habe die Bahn betreten und den Weg vollendet, welchen das Schickſal mir anwies.“

Über die Thüre ſeines Hörſaales hatte er die Inſchrift geſetzt: „Innocui vivite’. Numen adest“ (lebet unſträflich. Die Gottheit iſt anweſend).

Liebig, Juſtus (13./5. 1803—18./4. 1873), Chemiker, Profeſſor an den Univerſitäten Gießen und München. Sein Berufsgenoſſe A. W. v. Hofmann ſagte von ihm anläßlich der Enthüllung ſeines Denkmals in München (6. Auguſt 1883): „Dem Eroberer, welcher der Wiſſenſchaft neue Provinzen errungen hat, gehört unſere volle Bewunderung; dieſer Bewunderung geſellt ſich indeſſen noch unſere tiefempfundene Dankbarkeit, wenn er uns gleichzeitig die Waffen bereitet hat, mit denen wir hoffen dürfen, den von ihm gewonnenen Beſitz zu befeſtigen und zu erweitern. Und das hat Liebig gethan! Nicht zufrieden, ſelber die Natur zu erkennen, iſt er, um auch andere in den Stand zu ſetzen, ſich an ihrer Erkenntnis zu beteiligen, ſtets mit Vorliebe beſtrebt geweſen, die Mittel der Forſchung zu vereinfachen und zu vervollkommnen. Ihm verdanken wir jene folgereichen Methoden der Analyſe organiſcher Körper, die noch heute allgemein im Gebrauch ſind und auf unabſehbare Zeit dem Bedürfniſſe der Chemiker entſprechen werden. So iſt Liebig der Ruhm geſichert, daß er, weit über die kurze Spanne ſeiner eigenen Arbeitszeit hinaus, an der Arbeit der nach ihm in der Wiſſenſchaft Weiterbauenden für und für beteiligt bleibt und die Triumphe derſelben mitfeiert.

Aber wenn von den wichtigen analytiſchen Hilfsmitteln die Rede iſt, welche ihm das Studium der Natur verdankt, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß er uns auch den erſten methodiſchen Unterricht in der Kunſt des chemiſchen Forſchens gegeben hat. Die experimentale Lehrmethode, wie ſie heute mit ſo glänzendem Erfolge auf den deutſchen Univerſitäten geübt wird, iſt in Form und Inhalt weſentlich dieſelbe, welche Liebig nach Übernahme des Lehrſtuhls in Gießen vor mehr als einem halben Jahrhundert, eingeführt hat. Wohl haben die uns zur Verfügung ſtehenden Mittel diejenigen, über welche Liebig zu gebieten hatte, weit überflügelt; wir wollen uns gleichwohl ſtets erinnern, daß den prachtvollen Tempeln der Wiſſenſchaft, die mittlerweile an unſeren Hochſchulen erſtanden ſind, jenes beſcheidene Laboratorium als Vorbild gedient hat, welches er damals an der kleinen Lahn-Univerſität begründete, und in dem er jahrzehendelang die Blüte der chemiſchen Jugend aller Länder um ſich verſammelte.

Hätte die Geſchichte der Wiſſenſchaft keine anderen Verdienſte Liebigs zu melden als die, welche er ſich um den Ausbau der Chemie erworben hat, ſein Name würde auf ihren Blättern in goldener Schrift erglänzen. Unſer Vaterland hat ſich indeſſen jederzeit vieler ausgezeichneter Männer rühmen dürfen, welche in ihrer Wiſſenſchaft großes geleiſtet haben, und wir würden heute vielleicht nicht an den Stufen eines Liebig-Denkmals ſtehen, wenn nicht der Gefeierte weit über die Grenzen der Chemie hinaus bahnbrechend gewirkt hätte. Aber es war ein großer Zug in ſeinem Weſen, daß er, ein Mann der reinen Wiſſenſchaft, gleichwohl ſtets die höchſte Befriedigung empfand, wenn er das in der Wiſſenſchaft erkannte für die Aufgaben des praktiſchen Lebens verwerten konnte. So kam es, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten in eine ganze Reihe von Induſtriezweigen eingriffen, welche auf chemiſche Prinzipien begründet ſind. Der Vorteile, welche die Herſtellung der Exploſivſtoffe aus dieſen Arbeiten gezogen hat, iſt bereits gedacht worden. In ähnlicher Weiſe ſind ſeine Unterſuchungen den Induſtrien der Fettkörper, der Eſſigſäure, des Blutlaugenſalzes zu gute gekommen; endlich hat ſeine Methode der Darſtellung des Cyankaliums, welches für die Zwecke der Vergoldung und Verſilberung ſo umfangreiche Verwendung findet, wenn auch indirekt, unverkennbar zur heutigen Entfaltung des Kunſtgewerbes beigetragen.

Wie bedeutungsvoll indeſſen ſich Liebigs Wirkſamkeit für dieſe einzelnen Zweige der chemiſchen Induſtrie geſtaltet hat, ſie verſchwindet gegenüber dem weitreichenden Einfluſſe ſeiner Studien auf zwei Gebieten der Forſchung, welchen die Teilnahme der ganzen Menſchheit angehört.

Es iſt in der That zumal das Gebiet der Agrikultur, auf welchem Liebig für die gedeihliche Entwickelung des Menſchengeſchlechtes das Höchſte geleiſtet hat, und wohl erſcheint es wunderbar, daß es der jüngſten der Wiſſenſchaften vorbehalten war, in der älteſten aller menſchlichen Gewerbthätigkeiten, in der Landwirtſchaft, Reformen einzuführen, welche einer Umwälzung nahezu gleichkommen, und daß dieſe Reformen von einem Gelehrten ausgegangen ſind, der nie hinter einem Pfluge geſtanden, der nie einen Acker beſtellt hatte. Seltſam! — Seit Jahrtauſenden war geſäet und geerntet worden, ohne daß man einen klaren Einblick in die Geſetze des Pflanzenlebens gewonnen hatte; über die Wirkſamkeit des Düngers konnte die Erfahrung keine Zweifel laſſen, allein bezüglich der Rolle, welche er in dem Ernährungsprozeſſe der Pflanze ſpielt, ſtanden die abenteuerlichſten Vorſtellungen einander gegenüber. Nur ſchwer verſetzen wir uns heute noch in die Anſchauungen zurück, in denen der Laudwirt befangen war, als Liebig von der chemiſchen Seite her das Studium des Feldbaues aufnahm. Indem er die wiſſenſchaftlichen Grundlagen des Pflanzenlebens kennen lehrte, indem er zum erſtenmale die wahre Natur des Düngers enthüllte, hatte er dem Landwirte, man könnte ſagen, den Schlüſſel zu ſeinem eigenen Hauſe in die Hand gegeben. Es war, als ob ihm ein Schleier von den Augen fortgenommen wäre, als er erfuhr, welche Beſtandteile die wachſende Pflanze der Luft, welche ſie dem Boden entnimmt, und wie dieſer Verluſt an Bodenbeſtandteilen gedeckt werden muß, wenn ſich die Fruchtbarkeit ſeines Ackers unverändert erhalten ſoll. Mit dem Einblick in die Natur dieſes Erſatzes war aber auch die Frage aufgetaucht, ob dieſer Erſatz nur auf dem bisher eingehaltenen Wege, durch animaliſchen Dünger, geleiſtet werden könne, und dieſe Frage hatte alsbald in der Entfaltung der Induſtrie der künſtlichen Dünger eine unzweideutige Beantwortung gefunden. Die Fabrikation chemiſcher Erſatzmittel des animaliſchen Düngers, welche in kurzer Friſt einen kaum geahnten Aufſchwung genommen hat, iſt ganz eigentlich aus dem Geiſte Liebigs hervorgegangen. Mit der Entwickelung dieſer Fabrikation war der Feldbau, nicht länger mehr ausſchließlich der Reihe der Gewerbe angehörig, in die Kreiſe der Wiſſenſchaft und der Induſtrie eingetreten, und es wird daher ſtets ein glänzender Ruhmestitel Liebigs bleiben, daß ſeine Bemühungen auf dem Gebiete der Agrikulturchemie eine neue Ära in der Geſchichte der Landwirtſchaft bezeichnen.

Die Nahrung des Tieres iſt in letzter Inſtanz die Pflanze, und wenn daher das Endziel aller Landwirtſchaft die Ernährung des Tieres iſt, ſo liegt es nur in der Natur der Dinge, daß das Auge, welchem ſich die Entwickelung der Pflanze enthüllt hatte, auch die Schickſale, welche dieſe Pflanze in dem Körper des Tieres erleidet, zu ergründen verſuchen mußte. Ein ſolcher Verſuch konnte aber nur Demjenigen Ausſicht auf Erfolg verſprechen, welcher es unternahm, die Bedingungen des tieriſchen Lebens ihrem ganzen Umfange nach in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Liebigs unerſchöpflicher Arbeitskraft ſchien dieſe Rieſenaufgabe nicht zu ſchwer, und ſeinem Scharfſinn und ſeiner Ausdauer verdanken wir eine Reihe von Unterſuchungen über die Beſtandteile des Tierkörpers und über die Vorgänge in demſelben, wie ſich ihrer kein anderer Chemiker rühmen darf. Seine Verſuche bewieſen, was man auch früher ſchon vermutet hatte, daß der Leib des Tieres in der Pflanze vorbereitet iſt, daß in der Pflanze das Tier ſich ſelber verzehrt. Die Abhängigkeit des Tierlebens von dem der Pflanze iſt nicht länger zweifelhaft, und das richtige Verſtändnis der Lebensbedingungen des Tieres und der Pflanze in ihrer Gegenſeitigkeit läßt uns den Kreislauf der Natur in ſeiner bewundernswürdigen Einfachheit erkennen. Der Fachmann erinnert ſich Liebigs großer, jahrelang fortgeſetzter Unterſuchungen über den Stoffwechſel im Tiere, über Fleiſch- und Fettbildung, über die Funktion der verſchiedenen Nahrungsmittel — welche ihn plaſtiſche und reſpiratoriſche Nahrung unterſcheiden ließen, — und wenn auch heute den Phyſiologen manches anders erſcheint als dem Gelehrten, welcher vor mehr als einem Vierteljahrhundert zuerſt die Leuchte der chemiſchen Methode in die dunklen Vorgänge des tieriſchen Lebens hineintrug, ſo haben ſie doch alle, und diejenigen zumal, welche einige ſeiner Anſichten erweitert und verbeſſert haben, ſtets freudig anerkannt, daß ſie auf ſeinen Schultern ſtehen. Und wie ſich Liebigs Erkenntnis der Entwickelung der Pflanze — über die enge Umgrenzung der Wiſſenſchaft hinaus — der ganzen Menſchheit dienſtbar erwies, indem ſie den Landmann lehrte, nicht nur die Fruchtbarkeit ſeines Ackers zu erhalten, ſondern die Ertragsfähigkeit desſelben noch zu ſteigern, ſo ſind auch ſeine Studien auf dem Gebiete der Tierchemie — weit entfernt, ein ausſchließlich wiſſenſchaftliches Intereſſe zu beanſpruchen — ſofort den Anforderungen des Lebens zu gute gekommen.

In der That, wer gedächte nicht alsbald der belebenden Würze, welche, reichlicher als je zuvor, unſere Nahrung aus ſeinen Händen empfangen hat? Kaum hatte Liebigs umfaſſende Unterſuchung des Fleiſches ein einfaches Verfahren kennen gelehrt, die wertvollen Beſtandteile der Fleiſchbrühe abzuſcheiden und feſtzuhalten, als auch Induſtrie und Handel bereits begannen, den Erwerb der Wiſſenſchaft auszubeuten. Schon ſeit Jahren erfreut ſich Europa des Fleiſchreichtums einer andern Hemiſphäre in Geſtalt eines Genußmittels, welches in kürzeſter Friſt ſich überall eingebürgert hat, um bald vielleicht eine ähnliche Verbreitung wie Kaffee und Thee zu finden. Oder ſoll ich daran erinnern, wie Liebig beſtrebt geweſen iſt, ſeine Unterſuchung des Fleiſches auch zum Heile der leidenden Mitmenſchen zu verwerten, und wie die Analyſe der Milch ſofort den Wunſch in ihm wachrief, durch Herſtellung eines Erſatzmittels der Muttermilch auch den kommenden Geſchlechtern dienſtbar zu werden?“

Charles R. **Darwin** (12./2. 1809—19./4. 1882), Begründer der Lehre von der „Entſtehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl.“ Geboren zu Shrewsbury in England, ſtudierte er Naturwiſſenſchaften, machte 1831—36 auf dem engliſchen Kanonenboote „Beagle“ eine Seereiſe nach Südamerika, Auſtralien, St. Helena ꝛc. ꝛc., deren Ergebniſſe er in einem großen Werke niederlegte. Seit 1842 lebte er zurückgezogen auf ſeinem Landgute zu Dowe in der Grafſchaft Kent. Oft von körperlichen Leiden heimgeſucht, gelang es ihm, durch treue Ausnützung ſeiner Zeit viele hochwichtige Unterſuchungen anzuſtellen und zu veröffentlichen. Sein bedeutendſtes Buch erſchien 1859 unter dem Titel: „Über die Entſtehung der Arten vermittelſt natürlicher Auswahl oder die Erhaltung begünſtigter Raſſen in dem Kampfe ums Leben.“ Er ſtellte darin die Frage: „Wie ſind die organiſchen Weſen der Erde entſtanden, und welches iſt die Geſchichte derſelben von den erſten bis auf die gegenwärtig Lebenden?“ Da er den Menſchen als ein Naturweſen anſah und ihn für die Naturwiſſenſchaft in Anſpruch nahm, hängt dieſe Frage zuſammen mit der andern: „Wie iſt das Menſchengeſchlecht ſelbſt entſtanden?“ Er betrachtet die Veränderungen, welche durch Einfluß des Menſchen mit Tieren und Pflanzen vorgegangen ſind; aus den Erfolgen, welche die Zucht der Haustiere wie der Garten- und Feldgewächſe erzielt hat, glaubt er ſchließen zu können, daß einerſeits die Bildung neuer Arten derſelben Tiere und Pflanzen noch nicht abgeſchloſſen ſei, andererſeits neu erworbene körperliche Eigenſchaften von dieſen auf die Nachkommen übergehen, ſobald die Zucht durch gleichbeſchaffene Individuen geſchehe. Er ſagt, die Natur bringe nicht ſo viele Nahrungsmittel hervor, daß ſich damit alle Einzelweſen erhalten könnten, wenn ſie ſich ungehindert fortpflanzen würden. Daraus entſtehe unter dem Weſen derſelben Art ein Kampf ums Daſein, in welchem diejenigen ſiegen, die mehr Eigenſchaften und Mittel haben als die andern, ſich die Nahrungsmittel anzueignen: ſie ſind durch „natürliche Auswahl“ der Werkzeuge, Waffen ꝛc. ausgezeichnet. Früher vorhandene Arten und Gattungen wurden auf dieſe Weiſe vernichtet, neue ſind entſtanden. Am Schluſſe des Werkes heißt es: „Ich bin der Anſicht, daß die Tiere von höchſtens 4 oder 5 Urvätern und die Pflanzen von einer gleichen oder noch geringeren Zahl abſtammen. Analogie würde mich noch einen Schritt weiter führen, zu der Annahme nämlich, daß alle Tiere und Pflanzen von einer Urform abſtammen. Aber Analogie kann möglicherweiſe irre leiten. Gleichwohl haben alle lebenden Weſen vielerlei gemeinſchaftlich. Ich würde demnach aus der Analogie ſchließen, daß alle organiſchen Weſen, die je auf dieſer Erde gelebt haben, von einer Urform abſtammen, der zuerſt das Leben eingehaucht wurde.“

Dieſe „Auswahlslehre“ läßt eine doppelte Annahme zu: 1. die Urform verdankt ihr Daſein einer beſonderen Schöpfung oder: 2. die Urform iſt als eine Modifikation des unorganiſchen Stoffes durch natürliche Urſachen hervorgebracht worden.

Darwins Aufſtellungen haben einen tiefgehenden Einfluß auf die Entwickelung der Naturwiſſenſchaften ausgeübt. Darwins Hauptverdienſt beſteht darin, durch die Betonung der Entſtehungsgeſchichte zunächſt der Lebeweſen, der geſamten Naturwiſſenſchaft neue Wege des Erkennens eröffnet zu haben. Er hat viele Gegner, aber auch viele Bewunderer gefunden; einer der letzteren rief ihm (im „Ulk“) nach:

Ein Herrſcher, ſchlummerſt du, vom Tod umfangen,
Ein König in des Wiſſens weiten Schranken,
Aus deſſen Haupt die mächtigen Gedanken,
Die welterobernden, hinausgegangen,
Die durch der Schöpfung Labyrinth ſich ſchwangen,
Am Baum des Lebens die verworrnen Ranken
Entwirrend und der Form vieldeutig Schwanken,
Bis ſie zum Kern des Welträtſels drangen.
Entrafft der Tod die Mächt'gen unſrer Mitte,
Bald hat, als wären ſie in Sand gegraben,
Die Zeit verweht die Spuren ihrer Schritte;
Doch werden an dem Reichtum deiner Gaben —
Als ob dein Geiſt noch unter ihnen ſtritte —
In aller Zukunft ſich die Völker laben.

Guſtav Kirchhoff (12./3. 1824 bis 17./10. 1887), Phyſiker. Er iſt geboren in Königsberg und lehrte beſonders an den Hochſchulen Heidelberg und Berlin. Der Chemiker A. W. von Hofmann ſagte in einem Kreiſe von Fachgenoſſen kurz nach ſeinem Tode über ihn: „Seine Arbeiten, namentlich die aus früherer Zeit, beſchäftigen ſich faſt ausſchließlich mit der mathematiſchen Bearbeitung phyſikaliſcher Fragen. Wenn wir heute das elektriſche Licht, mit den Strahlen der Sonne wetteifernd, auf unſeren Straßen und in unſeren Prachtbauten erglänzen ſehen, und wenn der Beleuchtung ſelbſt unſerer Wohnſtätten ein Umſchwung bevorſteht, wie ihn vor einem halben Jahrhunderte das Gaslicht gebracht hat, ſo wollen wir uns jederzeit dankbar daran erinnern, daß es zumal Guſtav Kirchhoff geweſen iſt, welcher der neuen Verwertung des Stromes im Dienſte des Lebens die wiſſenſchaftliche Grundlage gegeben hat.

Zu Ende der 50er Jahre ſehen wir den noch immer jugendlichen Forſcher in neue Bahnen einlenken. Im Jahre 1859 erſcheint die Abhandlung über das Sonnenſpektrum; bald darauf wird die Arbeit über die Fraunhofer'ſchen Linien und endlich die über den Zuſammenhang zwiſchen Emiſſion und Abſorption von Licht und Wärme veröffentlicht. Wie Schuppen fällt es von den Augen der Phyſiker. Das Rätſel der dunkeln Linien, welche geheimnisvoll das Sonnenſpektrum durchfurchen, iſt gelöſt, und mit der Löſung hat ſich der chemiſchen Forſchung eine neue Welt erſchloſſen. Wohl hatten jene Bruchſtücke in Trümmer zerfallener Himmelskörper, welche von Zeit zu Zeit auf unſerem Planeten anlangen, Kunde von dem Vorkommen telluriſcher Elemente in dem Weltenraume gegeben; das war indes auch alles, was man wußte. Mit der Erkenntnis der Beziehung zwiſchen den dunklen Linien im Sonnenſpektrum und den glänzenden Farbenlinien im Flammenſpektrum der telluriſchen Elemente war die Zuſammenſetzung der Geſtirne unzweifelhaft geworden. Selten hat eine Entdeckung auf die Menſchen berückendere Macht geübt! War es ſchon als höchſte Errungenſchaft erſchienen, daß der Lichtſtrahl dem menſchlichen Geiſte unterthan, das ehedem nur flüchtig dem Auge anvertraute Bild dauernd in unſerer Hand zurückließ, ſo klang es faſt wie Offenbarung, daß derſelbe Lichtſtrahl, von Kirchhoffs Genius in den Dienſt der Wiſſenſchaft geſtellt, ſich hatte bequemen müſſen, den Sterblichen ſelbſt die Natur der Himmelskörper zu entſchleiern. Aber wenn wir in der Elementaranalyſe der Sonne und der Geſtirne durch Spektralbeobachtung einen der ſchönſten Triumphe des menſchlichen Geiſtes erblicken, kaum minder hoch dürfen wir den Gewinn anſchlagen, welcher der Erforſchung unſeres heimiſchen Planeten aus ſolcher Beobachtung erwachſen iſt. Durch die Spektralanalyſe, wie ſie Bunſen im Vereine mit Kirchhoff ausgebildet hat, iſt die analytiſche Chemie um eine Methode bereichert worden, welche durch Leichtigkeit der Ausführung und Schärfe alle früher bekannten Verfahrungsweiſen in den Schatten ſtellt. Es war eine Gunſt des Schickſals, welche die Lebenspfade dieſer beiden Forſcher zuſammenführte; denn nur durch die Verbrüderung des auf der Höhe des chemiſchen Wiſſens und Könnens Stehenden mit dem das Geſamtgebiet der phyſikaliſchen Erſcheinungen Beherrſchenden konnte ein Werk zuſtande kommen, welches die Ergebniſſe früherer Forſchung, durch eigene unermüdliche Arbeit geſichtet, ergänzt und erweitert, zu einem neuen Syſteme der chemiſchen Analyſe geſtaltete; nur durch ſolche Bundesgenoſſenſchaft konnten wir in den Beſitz eines Apparates gelangen, welcher, das ſtärkſte Mikroſkop weit überflügelnd, Spuren der Materie zur Anſchauung zu bringen vermag, die ſich vordem jeglicher Wahrnehmung entzogen hatten.

Den mit dem Spektroſkope Beſchenkten enthüllten ſich nunmehr auch auf terreſtriſchem Gebiete neue Wunder. Elemente, denen man bisher nur ganz ausnahmsweiſe begegnet war, geben ſich alsbald in weiteſter Verbreitung zu erkennen. Allein mehr noch: Elemente, bisher verborgen in der Schatzkammer des Unbekannten, werden plötzlich aus dem Dunkel hervorgezogen. Den glücklichen Erfindern des Spektroſkops iſt es vergönnt, den Reigen dieſer ungeahnten Entdeckungen zu eröffnen. Nie zuvor geſchaute glänzend blaue und rote Linien, welche Bunſen und Kirchhoff im Flammenſpektrum des Dürkheimer Solſalzes aufleuchten ſehen, zeigen den Weg, welcher die mit eiſerner Beharrlichkeit Vordringenden zur Auffindung der beiden neuen Metalle, des Caesiums und des Rubidiums, führt. Aber weit entfernt, ausſchließlich für die Löſung rein wiſſenſchaftlicher Aufgaben einzutreten, erſcheint das Spektroſkop, kaum erſt dem ſchöpferiſchen Geiſte ſeiner Urheber entſprungen, auch ſchon inmitten der praktiſchen Thätigkeit des geſchäftigen Lebens. Dem Arzte liegt es ob, die Gegenwart von Kohlenoxyd im Blute zu erkennen: die ſpektroſkopiſche Methode iſt ihm zuverläſſige Führerin. Damit der moderne Gußſtahlprozeß gelinge, darf der Luftſtrom nicht über das Entkohlungsſtadium hinaus in dem flüſſigen Metalle aufſteigen; ein Blick durch das Spektroſkop in den Flammenkegel des Konvertors, und der richtige Zeitpunkt iſt mit zweifelloſer Sicherheit feſtgeſtellt. Die Zahl der neuen Farbſtoffe, welche die tinktoriale Induſtrie der Gegenwart zu Tage fördert, iſt Legion: ohne das Spektroſkop würde man ſich in dieſem Gewühle kaum mehr zurechtfinden. Aber wozu noch weitere Beiſpiele anführen in dieſem Kreiſe von Fachgenoſſen, von denen ein jeder, Tag um Tag, das Spektroſkop in Händen hat!

Das höchſte Vollbringen in der Wiſſenſchaft bedingt nicht notwendig gleichfalls die Luſt am Lehren. Bei Kirchhoff gingen beide in ſeltener Weiſe Hand in Hand. Es war ihm nicht genug, die Wahrheit erforſcht zu haben, er fühlte auch das Bedürfnis, ſie zu verkünden. Und nicht geringer als die Freude war bei ihm die Gabe des Lehrens. Es kam noch anderes hinzu. Wie oft habe ich von den aus Kirchhoffs Vorleſungen Kommenden die unermüdliche Geduld und das liebevolle Eingehen preiſen hören, mit welchem der Vortragende ſolchen, denen eine Lücke des Verſtändniſſes geblieben war, am Schluſſe der Vorleſung Red' und Antwort ſtand.

Und wenn von dem, was der Lehrer den Schülern war, die Rede iſt, wie wäre es möglich, nicht auch der liebevollen Geſinnung zu gedenken, welche das Haupt der Familie den Seinigen, der Freund den Freunden, der Menſch den Menſchen gegenüber bekundete? Wer je mit Kirchhoff in Berührung kam, dem ſind die opferwillige Herzensgüte, die werkthätige Menſchenliebe, welche ihm eigen waren, in der Erinnerung geblieben. Wer je in ſein klares Auge ſchaute, mußte die Ueberzeugung mitnehmen, daß jene anima condidissima [durchaus reine Seele] keine andere als reine und große Gedanken hatte. Auf meinem langen Lebenspfade bin ich keinem begegnet, bei welchem, wie bei Kirchhoff, höchſtes Vollbringen geſellt geweſen wäre mit faſt demutsvoller Beſcheidenheit.

Das ſtolze, aber wahre Wort, welches der römiſche Dichter [Horaz] von ſich ſelbſt ausſprach, der beſcheidene deutſche Gelehrte würde es nicht über die Lippen gebracht haben, und doch hätte keiner mit größerem Rechte ſagen können:

Non omnis moriar, multaque pars mei
Vitabit Libitinam.

* * *

Alexander der Große (356—323 v. Chr.).

Lebensbeſchreibung

von

Plutarch (um 46 — um 120 n. Chr.).

Plutarchos aus Chäronea in Böotien lebte in der 2. Hälfte des erſten und am Anfange des 2. Jahrhunderts n. Chr. ſehr angeſehen in ſeiner Heimat, wo er höhere Ämter bekleidete, wie auch in Rom am Hofe der Kaiſer Trajan und Hadrian. Wir beſitzen von ihm, außer einer Sammlung kleiner Schriften unter dem Titel „Moralia", als Hauptwerk die Lebensbeſchreibungen berühmter griechiſcher und römiſcher Feldherrn und Staatsmänner, die paarweiſe zuſammengeſtellt und gewöhnlich am Schluß noch miteinander verglichen werden, wie Alexander mit Cäſar.

1. Ich ſchreibe keine Geſchichte, ſondern Lebensbeſchreibungen und in den glänzendſten Thaten liegt nicht allemal eine Anzeige von Tugend oder Laſter, im Gegenteil verrät oft eine unbedeutende Handlung, eine Rede oder ein Scherz den Charakter des Menſchen viel deutlicher als die blutigſten Gefechte, als die größten Schlachten und Belagerungen. So wie nun Maler die Ähnlichkeiten von den Geſichtszügen, in welchen ſich der Charakter darſtellt, hernehmen und ſich um die übrigen Teile ſehr wenig bekümmern: ebenſo müſſe es auch mir vergönnt ſein, mehr die innern Charakterzüge aufzuſuchen und nach dieſen eines jeden Leben zu ſchildern, die Beſchreibung der großen Thaten und Schlachten aber andern zu überlaſſen.

2. Daß Alexander hinſichtlich ſeiner Geburt auf väterlicher Seite, von Karanus her, den Herkules, und auf mütterlicher Seite, von Neoptolemus, den Äakus[1]) zum Ahnherrn hatte, gilt für eine ganz ausgemachte Sache.

3. Alexander kam zur Welt am ſechſten Tage des Monats Hekatombäon,[2]) am gleichen Tage, an welchem auch der Tempel der Artemis zu Epheſus in Aſche gelegt wurde. Die Magier, die ſich damals in Epheſus befanden, hielten dieſes Unglück für das Vorzeichen eines andern Unglücks und liefen durch die Stadt, indem ſie ſich ins Geſicht ſchlugen und laut ſchrieen, dieſer Tag habe ein großes Verderben und Unheil für Aſien zur Welt gebracht.

Philippus, der gerade Potidäa erobert hatte, erhielt zu gleicher Zeit drei Nachrichten. Die eine war, daß die Illyrier vom Parmenion in einer großen Schlacht beſiegt worden; die zweite, daß er in Olympia mit einem Rennpferde den Preis erhalten habe, und die dritte war die Geburt Alexanders. Die Freude, die er, wie leicht zu erachten, darüber empfand, vermehrten noch die Wahrſager durch die Erklärung, daß der unter drei Siegen geborne Prinz unbeſiegbar ſein werde.

4. Alexanders äußere Geſtalt ſtellen die von Lyſippus verfertigten Bildſäulen am beſten dar, von dem er ſich auch allein wollte abbilden laſſen. Die Haltung des Halſes, der ſich ein wenig auf die linke Seite neigte — worin Alexander ſpäter viele ſeiner Nachfolger und Freunde nachahmten — und den ſchmachtenden Blick der Augen hat der Künſtler ſehr genau ausgedrückt. Apelles aber, der ihn mit dem Donnerkeil in der Hand malte, hat die Geſichtsfarbe nicht getroffen, ſondern ſie etwas zu dunkel und ſchmutzig angegeben. Alexander war, wie man ſagt, von Farbe weiß, und die Weiße fiel beſonders im Geſichte und auf der Bruſt etwas ins Rote. Daß ſeine Haut lieblich geduftet und daß ſein Mund und der ganze Körper einen angenehmen Geruch von ſich gegeben hat, wovon ſogar die Kleider durchdrungen wurden, habe ich in den Denkſchriften des Ariſtoxenus geleſen.

Schon im Knabenalter leuchtete die Enthaltſamkeit aus ſeinem ganzen Betragen hervor; denn ſo hitzig und ungeſtüm er auch in andern Beziehungen war, ſo ließ er ſich doch von dem Vergnügen des Körpers nicht leicht hinreißen und bewies immer im Genuſſe desſelben viele Zurückhaltung. Aber ſeine Ehrbegierde erzeugte eine ſtolze und hohe Geſinnung, die ſein Alter weit überſtieg. Ihm genügte nicht jeder Ruhm ohne Unterſchied, wovon er auch kommen mochte, wie dem Philippus, der ſich trotz den Sophiſten mit ſeiner Fertigkeit im Reden brüſtete und die Siege, die ſeine Rennwagen in den olympiſchen Spielen gewannen, auf die Münzen prägen ließ. Im Gegenteil gab er einigen Freunden, die ihn, weil er ſchnell zu Fuße war, verſuchten, ob er nicht Luſt hätte, in Olympia mit um die Wette zu laufen, zur Antwort: „Ja, wenn ich dort Könige zu Gegnern haben könnte." Man ſieht auch, daß er überhaupt gegen den Stand der Athleten eine Abneigung hatte. Denn ſo viele Wettſtreite er auch nicht nur für Komödianten, Flötenſpieler und Zitherſänger, ſondern ſogar für Bänkelſänger, desgleichen in allerlei Jagden und im Fechten mit Rappieren anſtellte, ſo hat er doch weder für den Fauſtkampf noch für das Pankration[3]) jemals im Ernſte einen Preis ausgeſetzt.

5. Einſt bewirtete er in Abweſenheit des Philippus einige Geſandte des perſiſchen Königs, wurde bald mit ihnen bekannt und wußte ſie durch ſein freundliches Weſen ganz für ſich einzunehmen. Anſtatt ihnen kindiſche und unbedeutende Fragen vorzulegen, erkundigte er ſich nach der Länge des Weges, nach der Art, im obern Aſien zu reiſen, und dann nach dem Könige ſelbſt, wie er ſich gegen die Feinde verhielte, und wie groß die Macht der Perſer wäre. Darüber gerieten ſie in ſolches Staunen, daß ſie die ſo ſehr gerühmte Gewandtheit des Philippus gegen den kühnen, zu großen Unternehmungen aufgelegten Geiſt ſeines Sohnes für nichts rechneten.

So oft die Nachricht einlief, daß Philippus eine berühmte Stadt erobert oder einen beträchtlichen Sieg davongetragen hätte, hörte er ſie immer mit finſterer Miene an und ſagte zu ſeinen Geſpielen: „Mein Vater wird noch alles vorweg nehmen und mir keine Gelegenheit übrig laſſen, mit euch eine große und glänzende That zu verrichten." Denn da ſein Streben nicht auf Vergnügen oder Reichtum, ſondern auf Tugend und Ruhm ging, ſo glaubte er, jemehr er dereinſt von ſeinem Vater ererben würde, deſto weniger würde er durch ſich ſelbſt ausführen können. In dem Glauben alſo, daß bei der immer zunehmenden Macht alle große Thaten nur jenem allein zufielen, wünſchte er nicht Geld, nicht üppigen Genuß, ſondern eine mit Kämpfen und Kriegen verbundene Herrſchaft, wobei er Ruhm und Ehre einlegen könnte, von ſeinem Vater zu erhalten.

Zu ſeiner Bildung waren, wie leicht zu denken, viele Erzieher, Hofmeiſter und Lehrer beſtimmt, und über ſie alle Leonidas geſetzt, ein Mann von ſtrengem Charakter und ein naher Verwandter der Olympias.[4]) Dieſer ſchämte ſich aber des Namens eines Hofmeiſters, ſo ſchön und ehrenvoll auch deſſen Amt iſt, und ließ ſich von andern der Würde und Verwandtſchaft wegen einen Erzieher und Führer Alexanders nennen.[5]) Derjenige, der die Stelle des Hofmeiſters verſah und ſich auch den Namen zueignete, war Lyſimachus, von Geburt ein Akarnanier, der aber weiter keine Verdienſte hatte, ſondern bloß deswegen, weil er ſich ſelbſt Phönix, den Alexander Achilles und den Philippus Peleus nannte, beliebt war und zur zweiten Stelle gelangte.

6. Ein Theſſalier, namens Philoneikus, bot dem Philippus den Bukephalus für 13 Talente zum Verkauf an. Man begab ſich aufs Feld hinaus, um das Pferd zu prüfen, fand es aber ganz wild und unbrauchbar, weil es weder aufſitzen ließ, noch das Anreden von einem aus Philippus' Gefolge vertrug, ſondern ſich gegen jeden, der ihm zu nahe kam, aufbäumte. Philippus geriet darüber in Unwillen und befahl ſchon, das äußerſt wilde und unbändige Pferd wieder wegzuführen, als Alexander, der zugegen war, ſagte: „Um welch ſchönes Pferd bringt man ſich da, bloß weil man es aus Mangel an Mut und Geſchicklichkeit nicht zu behandeln weiß!" Anfänglich ſchwieg Philippus dazu ſtill; da aber Alexander wiederholt davon redete und das Pferd bedauerte, ſagte er: „Wie? du machſt ältern Leuten Vorwürfe, als ob du geſcheiter wäreſt als ſie und mit einem Pferd beſſer umzugehen wüßteſt?" — „Mit dieſem wenigſtens," antwortete jener, „getraue ich mir beſſer umzugehen als ein anderer." Philippus verſetzte: „Wenn du es aber nicht kannſt, welcher Strafe willſt du dich für deine Dreiſtigkeit unterwerfen?" — „Dann beim Zeus will ich den Preis des Pferdes bezahlen!" Darüber entſtand nun ein großes Gelächter, und nachdem ſie wegen der Summe miteinander einig geworden waren, lief Alexander zum Pferde hin, faßte es beim Zügel und kehrte es gegen die Sonne, vermutlich, weil er bemerkt hatte, daß es durch den vor ihm niederfallenden, hin- und herſchwankenden Schatten ſcheu würde. Auf dieſe Art lief er ein wenig neben dem Pferde her und ſtreichelte es, ſo lange er es noch vor Zorn und Hitze ſchnauben ſah; dann aber ließ er den Mantel ſachte fallen, ſchwang ſich hinauf und ſetzte ſich feſt. Anfangs faßte er den Zügel ganz kurz und hielt das Pferd, ohne es zu ſchlagen oder zu ſpornen, zurück; als er aber merkte, daß es ſein drohendes Weſen verlor und nur begierig war zu laufen, ſprengte er mit verhängtem Zügel davon, ſo daß er es nun durch dreiſteres Zurufen und Schlagen mit den Füßen anregte. Philippus und ſeine Begleiter waren erſt in großer Angſt und ſchwiegen ſtill; allein da er ordentlich umlenkte und voll Stolz zurückkehrte, erhoben alle ein lautes Geſchrei, der Vater aber, ſagte man, fing vor Freuden an zu weinen, küßte ihn beim Abſteigen und ſagte: „Suche dir, mein Sohn, ein Königreich, das deiner würdig iſt; Makedonien iſt für dich zu klein."

7. Philippus bemerkte an ihm eine ſehr ſtörrige und unbiegſame Gemütsart, die ſich gegen jede gewaltſame Behandlung ſträubte, aber durch vernünftige Gründe leicht zur Pflicht hinleiten ließ. Daher ſuchte er ihn mehr zu überreden, als durch Befehle zu zwingen; und weil er den Lehrern der Muſik und der übrigen gewöhnlichen Wiſſenſchaften ſeine Erziehung und Bildung, als ein Geſchäft von großen Schwierigkeiten, das, um mit Sophokles zu reden,

---

[1]) Äakus, ein Sohn Jupiters und der Ägina, war der Vater des Peleus und der Großvater des Achilles, deſſen Sohn Neoptolemus oder Pyrrhus ſich in dem nachmaligen Epirus niederließ und das daſige königliche Haus ſtiftete, welches den Geſchlechtsnamen Äakiden führte.

[2]) Der Monat Hekatombäon, der erſte im atheniſchen Jahre, entſpricht der 2. Hälfte des Juli und 1. Hälfte des Auguſt.

[3]) Der All-, Geſamtkampf, der den Ringkampf und Fauſtkampf in ſich verband.

[4]) ſeiner Mutter.

[5]) Nach unſern Sitten haben freilich alle dieſe Benennungen einerlei Wert; bei den Griechen aber war der Name παιδαγωγός, den ich durch Hofmeiſter überſetzt habe, ziemlich verächtlich, weil dazu gewöhnlich Sklaven gebraucht wurden.

Der Zäume, und der Steuer viel erheiſchte —[6])

nicht ganz anzuvertrauen wagte, ſo berief er den Ariſtoteles, den berühmteſten und gelehrteſten unter allen Philſophen, zu ſich und erteilte ihm für ſeinen Unterricht eine ſchöne und anſtändige Belohnung. Er ließ nämlich die Stadt Stageira,[7]) aus welcher Ariſtoteles gebürtig war, und die er vor einiger Zeit zerſtört hatte, wieder aufbauen und ſetzte die entronnenen oder in Sklaverei geratenen Bürger in ihre Güter wieder ein. Zum Ort des Unterrichts und Studierens wies er beiden den Nymphenhain bei Mieza[8]) an, wo man noch jetzt die ſteinernen Sitze des Ariſtoteles und die ſchattigen Spaziergänge zeigt.

Doch wurde Alexander, wie es ſcheint, nicht bloß in der Moral und Politik unterrichtet, ſondern nahm auch an den geheimen und ſchwerern Wiſſenſchaften teil, welche die Philoſophen beſonders die akroamatiſchen und epoptiſchen[9]) nannten und dem großen Haufen nicht bekannt machten. Denn als er nachher während ſeines Feldzuges in Aſien vernahm, daß Ariſtoteles über jene Wiſſenſchaften einige Bücher herausgegeben hätte, machte er ihm deswegen im Namen der Philoſophie in einem Briefe Vorwürfe, deſſen Abſchrift alſo lautet: „Alexander entbietet dem Ariſtoteles ſeinen Gruß! Du haſt nicht wohl gethan, daß du die akroamatiſche Wiſſenſchaft bekannt gemacht haſt. Denn worin werden wir uns nun vor andern unterſcheiden, wenn die Lehren, die uns mitgeteilt ſind, allen gemein ſein werden? Ich für meine Perſon wollte mich lieber durch Kenntnis der erhabenſten Wiſſenſchaften als durch Macht vor andern auszeichnen. Lebe wohl.“ Zur Beruhigung dieſer Ehrbegierde und zugleich zu ſeiner Rechtfertigung antwortete ihm Ariſtoteles, daß dieſe Wiſſenſchaften bekannt und auch nicht bekannt gemacht wären. In der That enthält auch ſein Werk über die Methaphyſik weder zum Unterricht noch zum Lernen etwas Brauchbares und iſt eigentlich nur für die Eingeweihten zur Rückerinnerung geſchrieben worden.

8. Auch hat Ariſtoteles meines Erachtens mehr als irgend ein anderer Alexander die Neigung zur Arzneiwiſſenſchaft beigebracht. Denn er befaßte ſich nicht bloß mit der Theorie, ſondern half auch ſeinen Freunden in Krankheitsfällen und ſchrieb ihnen Diät und Arzneimittel vor, wie aus ſeinen Briefen erſichtlich iſt. Überhaupt war er ſehr wiß- und lernbegierig und ein großer Freund vom Leſen. Die Ilias betrachtete er als ein Lehrbuch der Kriegstüchtigkeit und nannte ſie auch ſo. Er hatte davon eine von Ariſtoteles verbeſſerte Ausgabe bekommen, die man nur die Ausgabe aus dem Salbenkäſtchen[10]) zu nennen pflegt. Dieſe hatte er immer nebſt dem Dolche unter ſeinem Kopfkiſſen liegen. Da es ihm in den innern Ländern von Aſien an andern Büchern fehlte, ſchrieb er an Harpalus,[11]) daß er ihm einige beſorgen ſollte. Dieſer ſchickte ihm denn auch die Werke des Philiſtus,[12]) viele Tragödien von Euripides, Sophokles und Äſchylus und die Dithyramben des Teleſtes und Philoxenus.[13])

Obwohl er anfangs den Ariſtoteles, wie er ſelbſt ſagte, nichts weniger ſchätzte und liebte als ſeinen Vater, weil er dieſem das Leben, jenem aber das gute Leben zu verdanken hätte; ſo bewies er ſich doch in der Folge gegen ihn ziemlich argwöhniſch, nicht eben, daß er ihm etwas zu Leide gethan hätte, ſondern die Verminderung der frühern großen Liebe und Vertraulichkeit wurde nun als ein Zeichen einer wirklichen Abneigung angeſehen. Die ihm von Jugend auf eingeprägte und mit ihm herangewachſene eifrige Liebe zur Philoſophie verlor ſich jedoch nicht aus ſeiner Seele.

9. Als Philippus gegen die Byzantiner zog, ſtand Alexander im ſechzehnten Lebensjahre, und ihm wurde indes die Regierung in Makedonien nebſt dem Reichsſiegel mit unbeſchränkter Vollmacht anvertraut, bei dieſer Gelegenheit bezwang er die abtrünnigen Medarer,[14]) eroberte ihre Stadt, vertrieb die Barbaren und ſetzte an deren Stelle eine Kolonie aus allerlei Völkerſchaften dahin, die er Alexandropolis nannte. Auch wohnte er bei Chäroneia der Schlacht gegen die Griechen bei[15]) und ſoll zuerſt in die heilige Schar der Thebaner eingebrochen ſein. Noch zu unſern Zeiten zeigte man am Fluſſe Kephiſus eine uralte Eiche, die Alexandereiche heißt und bei welcher damals ſein Zelt geſtanden hat. Nicht weit davon befindet ſich der Begräbnisplatz der Makedonier. Aus dieſen Gründen hatte Philippus, wie leicht zu denken, eine große Liebe zu ſeinem Sohne, ſo daß er es mit Vergnügen hörte, wenn die Makedonier den Alexander ihren König, den Philippus aber ihren Feldherrn nannten.

Allein die im Hauſe ſelbſt durch die vielen Heiraten und Liebeshändel des Philippus entſtandenen Unruhen, da gewiſſermaßen das ganze Reich an den Gebrechen des Frauenzimmers teilnahm, verurſachte eine Menge Beſchwerden und Zwiſtigkeiten, welche der Unwille der Olympias, einer eiferſüchtigen grämlichen Frau, durch Aufhetzung Alexanders noch mehr vergrößerte. Dieſen Zwiſt brachte Attalus bei der Hochzeitsfeier mit der noch ſehr jungen Kleopatra, die Philippus trotz ſeiner Jahre aufs leidenſchaftlichſte liebte und zu ſeiner Gemahlin gewählt hatte, zum völligen Ausbruch. Attalus nämlich, der ihr Oheim war und ſich im Weine übernommen hatte, ermahnte die Makedonier, ſie ſollten die Götter bitten, daß Philippus von Kleopatra noch einen rechtmäßigen Thronfolger erhalten möchte. Darüber geriet Alexander in Wut: „Was, Schurke,“ rief er, „hältſt du mich denn für einen unebenbürtigen Sohn?“ und warf ihm einen Becher an den Kopf. Philippus ſprang nun gegen ſeinen Sohn auf und zog den Degen, aber zum Glück für beide ſtrauchelte er vor Zorn und Trunkenheit und fiel zu Boden. Alexander ſpottete ſeiner höhnend: „Seht doch, meine Freunde,“ ſagte er, „dieſer Mann macht Anſtalten, aus Europa nach Aſien zu gehen, der nicht einmal, ohne umzufallen, von einem Tiſche zum andern gehen kann.“ Nach dieſer mutwilligen Beleidigung nahm er die Olympias mit ſich fort und brachte ſie nach Epirus in Sicherheit, er ſelbſt aber wählte ſeinen Aufenthalt in Illyrien. Um dieſe Zeit kam der Korinther Demaratus, ein Gaſtfreund des Hauſes, der ſich viel erlauben durfte, zu Philippus, und da ihn dieſer nach der erſten Bewillkommnung fragte, wie es um die Eintracht unter den Griechen ſtände, antwortete er: „Du haſt wohl viele Urſache, Philippus, dich um Griechenland zu bekümmern, da du dein eigenes Haus mit ſolcher Zwietracht und ſo vielen Übeln erfüllt haſt!“ Dadurch kam denn Philippus wieder zur Beſinnung und ſchickte den Demaratus an Alexander ab, der ihn durch Vorſtellungen zur Rückkehr bewegen mußte.

10. Bald darauf ſuchte Pexodorus, der Satrap von Karien, durch Verwandtſchaft den Philippus zum Bundesgenoſſen zu bekommen[16]) und ließ durch einen gewiſſen Ariſtokritus, den er deshalb nach Makedonien ſchickte, ſeine älteſte Tochter dem Arrhidäus, Philippus’ Sohne, zur Gemahlin antragen. Dies gab den Freunden und der Mutter Alexanders aufs neue Gelegenheit, ihn auf den Verdacht zu bringen, als wenn Philippus dem Arrhidäus durch die Verbindung mit einem ſo angeſehenen und mächtigen Hauſe die königliche Würde zuwenden wollte. Dadurch beunruhigt, ſchickte Alexander den tragiſchen Schauſpieler Theſſalus nach Karien, um mit Pexodorus zu unterhandeln, daß er den Baſtard,[17]) der noch obendrein blödſinnig wäre, fahren laſſen und lieber Alexander zum Schwiegerſohn wählen ſollte, ein Vorſchlag, der dem Pexodorus freilich weit beſſer gefiel, als der erſtere. Allein Philippus, der bald dahinter kam, ging in Begleitung eines von deſſen Freunden und Vertrauten, des Philotas, Parmenions Sohn, zu ihm auf das Zimmer, ſchalt ihn gehörig aus und machte ihm den bittern Vorwurf, daß er niederträchtig und der ihm gebührenden Vorzüge unwürdig wäre, wenn er ſich herabließe, der Schwiegerſohn eines Kariers, des Sklaven eines barbariſchen Königs, zu werden. Zugleich ſchrieb er an die Korinther, daß ſie ihm den Theſſalus in Ketten und Banden zuſchicken ſollten, und von den übrigen Freunden ſeines Sohnes verbannte er den Harpalus, Nearchus, Phrygius und Ptolemäus aus Makedonien, die aber Alexander bald nachher wieder zurückrief und mit Ehren überhäufte.

Als nachher Pauſanias, der auf Anſtiften des Attalus und der Kleopatra ſehr gemißhandelt war und keine Genugthuung erhalten konnte, den Philippus ermordete,[18]) wurde die Schuld größtenteils der Olympias zugeſchrieben, inſofern ſie den ohnehin aufgebrachten Jüngling noch mehr angereizt und erbittert hatte. Auch auf Alexander fiel einiger Verdacht; denn er ſoll dem Pauſanias, der ſich nach jener Mißhandlung an ihn wendete und ſich darüber beklagte, mit folgendem Verſe aus Euripides Medea[19]) geantwortet haben:

Den Geber ſamt der Braut und auch den Bräutigam —

Doch ließ er alle, die an der Verſchwörung teilgenommen hatten, aufſuchen und zog ſie zur Strafe; auch bezeigte er der Olympias ſeinen Unwillen, als ſie in ſeiner Abweſenheit die Kleopatra auf eine grauſame Art behandelt hatte.

---

[6]) Ein Vers aus einer verlorenen Tragödie des Sophokles.

[7]) Stageira lag am ſtrymoniſchen Meerbuſen, in dem Teile Makedoniens, der ehedem zu Thrakien gehört hatte.

[8]) Die Stadt Mieza lag in der makedoniſchen Landſchaft Emathia, nicht weit von der theſſaliſchen Grenze, ſüdweſtlich von der Reſidenz Pella.

[9]) Die nur den vorgerücktern Schülern im mündlichen Vortrage mitgeteilt wurden.

[10]) Die Urſache dieſer Benennung findet man unten im 26. Kap.

[11]) Harpalus war Aufſeher über die Schätze und Einkünfte in Babylon, entwich aber bei Alexanders Zurückkunft aus Indien mit fünftauſend Talenten, beinahe ſechs Millionen Thaler, wendete ſich nach Griechenland und wurde bald darauf in Kreta von ſeinem Freunde Timbron ermordet.

[12]) Ein Syrakuſaner, der unter den beiden Dionyſius lebte und außer vielen andern Werken eine Geſchichte des ältern Dionyſius und von Sizilien geſchrieben hat.

[13]) Teleſtes aus Selinus in Sizilien und Philoxenus aus der Inſel Kythera waren die berühmteſten Dithyrambendichter. Philoxenus wurde vom ältern Dionyſius wegen eines Spottgedichtes auf ihn hingerichtet.

[14]) Dieſer Name kommt ſonſt nirgends vor und man vermutet daher, daß dafür Meder oder Mäder geleſen werden müſſe. Dieſe Völkerſchaft wohnte am Berge Pangäus und Fluſſe Neſtus, nicht weit von Makedonien, welches ſie durch häufige Einfälle beunruhigten.

[15]) Zwei Jahre ſpäter, 338 v. Chr. Geb.

[16]) Seine Abſicht war, ſich in ſeiner Provinz von dem perſiſchen Könige abhängig zu machen, wozu ihm Philippus, der ohnehin die Perſer bekriegen wollte, am beſten behilflich ſein konnte.

[17]) Arrhidäus war ein natürlicher Sohn des Philippus.

[18]) Philippus ſtarb 336 v. Chr. Geb., im 48. Jahre ſeines Alters und 24. ſeiner Regierung.

[19]) V. 288. Unter dem Geber iſt bei Euripides Kreon, der König von Korinth zu verſtehen, der ſeine Tochter Kreuſa dem Jaſon zur Gemahlin gegeben hatte, weswegen Medea ſie alle drei umzubringen gedachte. Nach Alexanders Anwendung ſind gemeint Attalus als Geber, Kleopatra als Braut, Philippus als Bräutigam.

11. So übernahm nun Alexander im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens die Regierung, die von allen Seiten mit großem Neide, mit bitterem Haſſe und drohenden Gefahren umringt war. Denn die angrenzenden barbariſchen Völkerſchaften wollten das ihnen aufgelegte Joch nicht länger ertragen und wünſchten wieder ihre eigenen Könige zu haben; und Griechenland hatte Philippus zwar mit den Waffen beſiegt, aber noch nicht Zeit gehabt, es völlig zu bezähmen und zu beruhigen, ſondern bloß die Lage der Dinge verändert und erſchüttert, ſo daß es ſich bei ſeinem Tode aus Ungewohnheit in der größten Bewegung und Verwirrung befand. Daher war den Makedoniern bei dieſer bedenklichen Lage nicht wenig bange und die meiſten gaben Alexander den Rat, auf Griechenland gänzlich Verzicht zu thun und gegen dasſelbe keine Gewalt zu brauchen; die abtrünnigen Barbaren hingegen durch ſanfte Behandlung zu ihrer Pflicht zurückzubringen und auf dieſe Art allen Empörungen gleich im Anfange vorzubeugen. Allein Alexander ſelbſt ging von den entgegengeſetzten Grundſätzen aus und glaubte durch kühnen Mut und Unerſchrockenheit ſeinem Reiche Rettung und Sicherheit verſchaffen zu müſſen, überzeugt, daß, wenn er nur die geringſte Nachgiebigkeit blicken ließe, alle dieſe Völker ſogleich über ihn herfallen würden.

Den Bewegungen der Barbaren und dem Kriege in jenen Gegenden machte er dadurch auf einmal ein Ende, daß er plötzlich mit einer Armee bis an den Iſter (die Donau) vordrang; auch beſiegte er den Syrmus, den König der Triballer, in einer blutigen Schlacht. Auf die Nachricht, daß die Thebaner abgefallen wären und die Athener mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machten, führte er ſogleich ſein Heer durch Thermopylä, indem er ſagte, er wolle dem Demoſthenes, der ihn, ſo lange er im Lande der Illyrier und Triballier war, einen Knaben, und als er in Theſſalien ſtand, einen Jüngling genannt hätte, unter den Mauern von Athen zeigen, daß er ein Mann wäre.

So rückte er nun gegen Theben vor, und um den Einwohnern Gelegenheit zu geben, ihr bisheriges Verfahren zu bereuen, forderte er von ihnen die Auslieferung des Phönix und Prothytes; auch verſprach er allen, die noch auf ſeine Seite treten wollten, völlige Sicherheit. Da aber die Thebaner dagegen verlangten, daß ihnen Philotas[20] und Antipater ausgeliefert würden und durch öffentlichen Ausruf alle, die Griechenland wollten befreien helfen, einluden, ſich mit ihnen zu verbinden, ſo gab er endlich den Makedoniern Befehl zum Angriff. Die Thebaner bewieſen nun zwar in dem Kampfe mit einem an Menge weit überlegenen Feinde eine Tapferkeit und einen Mut, der ihre Kräfte weit überſtieg; allein da die in der Kadmea liegende makedoniſche Beſatzung einen Ausfall that und ihnen in den Rücken fiel, wurden die meiſten umzingelt und im Kampfe getötet. Die Stadt ſelbſt wurde erobert, ausgeplündert und dann dem Erdboden gleich gemacht; hauptſächlich wohl, weil Alexander ſich verſprach, daß die Griechen durch dieſes harte Verfahren erſchreckt und ſchüchtern gemacht, ſich hinfort ruhig halten würden. Außerdem aber bediente er ſich des Vorwands, er habe dieſes den Klagen ſeiner Bundesgenoſſen, der Phokier und Platäer,[21] die über die Thebaner große Beſchwerden führten, bewilligen müſſen. Mit Ausnahme der Prieſter, ſämtlicher Gaſtfreunde der Makedonier, auch der Nachkommen des Pindarus[22] und aller, die ſich der Empörung widerſetzt hatten, ließ er die übrigen, gegen dreißigtauſend, als Sklaven verkaufen. Die Zahl derer, die umgekommen waren, belief ſich auf ſechstauſend.

12. Bei den vielen Drangſalen, die damals Theben trafen, brachen einige Thrakier in das Haus einer vornehmen und tugendhaften Frau, namens Timokleia, und plünderten alles, was ſie fanden. Der Anführer fragte ſie, ob ſie irgendwo Gold oder Silber verborgen hätte. Sie geſtand es ein, führte ihn allein in den Garten und zeigte ihm einen Brunnen, indem ſie ſagte, hier habe ſie bei Eroberung der Stadt ihre koſtbarſten Kleinodien verſteckt. Als der Thrakier ſich bückte, um den Ort zu unterſuchen, ſtieß ihn Timokleia von hinten in den Brunnen hinab und warf eine ſolche Menge Steine auf ihn, daß er unter denſelben ſterben mußte. Sie wurde deshalb von den Thrakiern gefeſſelt vor Alexander geführt, verriet aber durch ihre Mienen und durch ihren Gang viele Würde und einen hohen Geiſt, indem ſie den Führern unerſchrocken und ohne alle Furcht nachfolgte. Auf die Frage des Königs, wer ſie wäre, antwortete ſie: „Ich bin die Schweſter des Theagenes, der für die Freiheit der Griechen mit Philippus geſtritten hat und als Feldherr bei Chäroneia gefallen iſt." Alexander konnte nicht umhin, ihre Antwort und ihre That zu bewundern, und gab Befehl, ſie mit ihren Kindern in Freiheit zu ſetzen.

13. Mit den Athenern ſöhnte er ſich jedoch wieder aus, wiewohl ſie das traurige Schickſal Thebens nicht wenig ſchmerzte. Denn ſie ſetzten die Feier der Myſterien, die eben in der Nähe war, vor Betrübnis aus und ließen allen, die in ihre Stadt geflüchtet waren, die liebreichſte Aufnahme angedeihen. Aber, es ſei nun, daß er gleich den Löwen ſeinen Mut gefühlt hatte, oder der grauſamſten und ſchrecklichſten Handlung ein Beiſpiel der Milde entgegenſtellen wollte — er erließ ihnen nicht nur alle Schuld, ſondern ermahnte ſie auch, auf alle Ereigniſſe ein wachſames Auge zu haben, weil ihre Stadt, falls ihm etwas zuſtoßen ſollte, die Herrſchaft über Griechenland führen müßte.

In der Folge ſoll ihn jedoch das Unglück der Thebaner oft ſehr bekümmert haben und Urſache geweſen ſein, daß er viele deſto glimpflicher und ſanftmütiger behandelte. Überhaupt ſchrieb er auch die beim Trunke vorgefallene Ermordung des Kleitus, ſo wie die Zaghaftigkeit der Makedonier gegen die Indier, wodurch ſie gleichſam den Feldzug unvollendet ließen und ſeinen Ruhm ſchmälerten, dem Zorne und der Rache des Dionyſos[23] zu. Unter den entflohenen Thebanern war daher kein einziger, der in der Folge nicht alles, was er nur verlangte und begehrte, von ihm erhalten hätte. So viel von dem Schickſale der Stadt Theben.

14. Die Griechen hatten auf der Landenge bei Korinth einen Kongreß gehalten und beſchloſſen, mit Alexander gegen die Perſer einen Kriegszug zu unternehmen, wobei er zum Oberfeldherrn war ernannt worden.[24] Da bei dieſer Gelegenheit viele Staatsmänner und Philoſophen ihm die Aufwartung machten und Glück wünſchten, dachte er, daß auch Diogenes von Sinope, der ſich eben in Korinth aufhielt, ein gleiches thun würde. Da dieſer aber ungeſtört in ſeiner Ruhe im Kraneion[25] blieb, ohne ſich im geringſten um Alexander zu kümmern, ſo begab er ſich ſelbſt zu ihm hin. Diogenes lag eben an der Sonne; da aber ſo viele Leute auf ihn zukamen, richtete er ſich ein wenig in die Höhe und ſah Alexander an. Dieſer grüßte ihn freundlich und fragte, womit er ihm dienen könnte. „Geh mir," verſetzte er, „ein wenig aus der Sonne!" Davon ſoll Alexander ſo ſehr betroffen worden ſein und trotz der ihm bewieſenen Verachtung den Stolz und die Seelengröße des Mannes ſo ſehr bewundert haben, daß er, als ſeine Begleiter beim Weggehen darüber ſcherzten und lachten, ausrief: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich wohl Diogenes ſein."

Um den Apollo wegen des Feldzugs gegen die Perſer zu befragen, begab er ſich nach Delphi. Es traf ſich zufällig, daß es unglückliche Tage waren, an welchen keine Orakel erteilt werden durften. Er ſchickte alſo erſt an die Oberprieſterin und ließ ſie darum erſuchen. Als ſie es ihm abſchlug und das Geſetz vorſchützte, ging er ſelbſt zu ihr und zog ſie mit Gewalt zum Tempel hin, ſo daß ſie endlich, von ſeiner Zudringlichkeit gleichſam überwältigt, ausrief: „Mein Sohn, du biſt doch unüberwindlich!" Auf dieſe Worte ſagte Alexander, er brauche nun weiter keine Weisſagung; denn er habe ſchon das Orakel, das er wünſchte, von ihr erhalten.

Als er eben den Feldzug beginnen wollte, ſchienen ſich von ſeiten der Gottheit allerhand Vorbedeutungen zu ereignen; unter andern gab die Bildſäule des Orpheus bei Leibethra,[26] die von Cypreſſenholz war, in jenen Tagen einen ſtarken Schweiß von ſich. Alle waren wegen dieſes Zeichens in Furcht, Ariſtander aber hieß ihn guten Muts ſein; denn er werde glänzende und ruhmvolle Thaten verrichten, die den davon ſingenden Dichtern und Muſikern viel Mühe und Schweiß verurſachen würden.

15. Sein Kriegsheer beſtand, nach denjenigen, welche die geringſte Zahl angeben, aus dreißigtauſend Mann Fußvolk und fünftauſend Reitern; nach andern aber, die die größte Zahl nennen, aus vierunddreißigtauſend Mann zu Fuß und viertauſend zu Pferde. Zum Unterhalt für dieſe Truppen hatte er, wie Ariſtobulus[27] meldet, nicht mehr als ſiebzig Talente, nach Duris aber, nur Lebensmittel auf dreißig Tage bei ſich, und Oneſikritus ſagt, er habe noch zweihundert Talente Schulden gehabt. Obgleich er aber von ſo geringen und beſchränkten Hilfsmitteln ausging, hielt er doch, ehe er an Bord ging, eine Unterſuchung über die Umſtände ſeiner Freunde und wies dem einen ein Landgut, dem andern ein Dorf, einem dritten die Einkünfte einer Stadt oder eines Hafens an. Da auf dieſe Weiſe faſt alle königlichen Güter vergeben und angewieſen waren, ſagte Perdikkas: „Aber, o König, was behältſt du denn für dich übrig?" Alexander antwortete: „Die Hoffnungen." „Gut," verſetzte jener, „ſo wollen auch wir, die wir mit zu Felde ziehen, an dieſer Hoffnung teilnehmen." Mit dieſen Worten ſchlug Perdikkas die für ihn beſtimmten Güter aus, und ſeinem Beiſpiele folgten einige andere Freunde. Denjenigen aber, die dergleichen Ge-

---

[20] Philotas kommandierte die in der Feſte Kadmea liegende makedoniſche Beſatzung.

[21] Die Platäer waren beſonders von alten Zeiten her abgeſagte Feinde der Thebaner, weil dieſe gleich im Anfange des peloponneſiſchen Krieges die Lakedämonier zur Zerſtörung ihrer Stadt verleitet hatten.

[22] Nach andern Erzählungen verſchonte er bei der Zerſtörung Thebens allein das ehemals dem Dichter Pindaros gehörige Haus.

[23] Inſofern nämlich Bacchus oder Dionyſos in Theben geboren war und dieſe Stadt als ſein Vaterland betrachtete, deren grauſame Zerſtörung er alſo nicht ungeſtraft konnte hingehen laſſen.

[24] Nach Diodor geſchah dies gleich nach dem Regierungsantritt Alexanders und noch vor der Zerſtörung Thebens.

[25] Kraneion war ein Cypreſſenhain vor der Stadt Korinth mit einem Gymnaſium.

[26] Leibethra war ein Städtchen in der makedoniſchen Landſchaft Pieria, am Fuße des Olympus, unweit der theſſaliſchen Grenze.

[27] Ariſtobulus begleitete Alexander auf ſeinem ganzen Zuge und beſchrieb dieſen erſt nach deſſen Tode.

ſchenke annahmen, oder auch wohl ſich ausbaten, teilte er bereitwillig aus; und verſchenkte auf dieſe Art faſt alles, was er in Makedonien beſaß.

Mit ſolchen Geſinnungen, mit ſo hoffnungsvollen Ausſichten fuhr Alexander über den Helleſpont nach Aſien und ſtieg bei Ilion ans Land, wo er der Athene ein Opfer und den Heroen Trankopfer brachte. Auch ſetzte er der Grabſäule des Achilles, nachdem er ſich mit Öl geſalbt und um ſie, der Sitte gemäß, ganz nackt nebſt ſeinen Freunden einen Wettlauf gehalten hatte, einen Kranz auf und pries ihn glücklich, daß er im Leben einen treuen Freund und nach ſeinem Tode einen großen Herold ſeiner Thaten gefunden hätte.[28] Als er die Stadt beſuchte und die Merkwürdigkeiten derſelben beſah, fragte ihn jemand, ob er die Leier Alexanders[29] ſehen wollte. „Um dieſe," verſetzte er, „bekümmere ich mich am wenigſten; aber ich ſuche die Leier des Achilles, worauf er die Siegesthaten der Männer beſungen hat."[30]

16. Indeſſen hatten die Feldherrn des Darius eine ſtarke Kriegsmacht zuſammengezogen und ſich am Granikus gelagert,[31] um ihm den Übergang zu verwehren. Es war alſo ohne Zweifel unvermeidlich, gleichſam an den Thoren von Aſien des erſten Eingangs wegen eine Schlacht zu liefern. Allein den meiſten war vor der Tiefe des Fluſſes und der ſteilen ſchroffen Höhe des jenſeitigen Ufers, welches man unter ſtetem Kampfe erſteigen mußte, nicht wenig bange, auch warnten ihn einige, die eingeführten Gebräuche in Anſehung des gegenwärtigen Monats ja nicht zu verletzen; denn im Monat Daiſios[32] pflegten die Könige der Makedonier nie mit dem Heere auszurücken. Dem letzteren Umſtande half Alexander dadurch ab, daß er anordnete, dieſen Monat den zweiten Artemiſius zu nennen; dem Parmenion aber gab er auf ſeine Vorſtellung, daß er doch nicht ſo ſpät am Tage ein ſolches Wageſtück unternehmen ſollte, zur Antwort: Da würde ſich ja der Helleſpont ſchämen, wenn er ſich vor dem Granikus fürchtete, nachdem er über jenen gegangen ſei, — und ſtürzte ſich ſogleich mit dreizehn Schwadronen Reitern in den Fluß. So ſetzte er nun gegen die feindlichen Geſchoſſe und das ſteile, mit Fußvolk und Reiterei dicht beſetzte Ufer mitten durch den Strom, der Pferd und Mann mit ſich fortriß und faſt ganz mit Waſſer bedeckte und ſchien mehr aus Raſerei und Verzweiflung als mit beſonnener Überlegung den Angriff zu wagen. Aber er beharrte nun einmal auf dem Übergange, und nachdem er mit vieler Mühe und Schwierigkeit das Ufer gewonnen hatte, das noch überdies des Schlammes wegen naß und ſchlüpfrig war, mußte er ſich ſogleich in ein unordentliches Gefecht einlaſſen und mit den andringenden Haufen Mann für Mann fechten, ehe ſeine überſetzenden Truppen ſich in einige Ordnung ſtellen konnten. Denn die Feinde ſprengten ſogleich mit großem Geſchrei an, ſtellten Pferd gegen Pferd und fochten mit den Speeren, und wenn dieſe zerbrochen waren, mit den Degen.

Alexander ſelbſt zeichnete ſich durch ſeinen Schild und durch ſeinen Helmbuſch, neben welchem zu beiden Seiten eine Feder von ungemeiner Weiße und Größe ſtand, vor allen aus; daher drangen viele auf ihn zu, und er wurde mit einem Wurfſpieße an den Überſchlag[33] des Harniſches getroffen, ohne jedoch verwundet zu werden. Jetzt ſprengten auch die beiden Feldherrn Rhöſakes und Spithridates zugleich gegen ihn heran. Dem einen wußte er geſchickt auszubiegen, dem Rhöſakes aber brachte er zuerſt auf ſeinen Panzer einen Stoß mit der Lanze bei und, da dieſe zerbrach, griff er zum Schwert. Während dieſes Kampfes ſetzte Spithridates von der Seite gegen ihn an, hob ſich behende auf dem Pferde empor und that mit einer perſiſchen Streitaxt einen Hieb nach ihm, der den Helmbuſch nebſt der einen Feder herabſchlug. Der Helm hielt noch mit genauer Not gegen den Hieb aus, ſo daß die Schneide der Streitaxt die oberſten Haare berührte. Spithridates holte ſchon zum zweitenmal aus, aber Kleitus, mit dem Beinamen der Schwarze, kam ihm zuvor und durchbohrte ihn mit der Lanze. Zu gleicher Zeit fiel auch Rhöſakes unter Alexanders Streichen.

Während dieſes heftigen und gefährlichen Reitergefechtes ſetzte die Palanx der Makedonier durch den Fluß, und das beiderſeitige Fußvolk rückte nun gegeneinander an. Jedoch leiſteten die Feinde weder einen herzhaften noch langen Widerſtand, ſondern flohen bald über Hals und Kopf davon, die griechiſchen Söldner ausgenommen. Dieſe zogen ſich dicht geſchloſſen auf einen Hügel und trugen auf Kapitulation an. Alexander aber ſprengte mehr in der Hitze des Zorns als mit Überlegung unter ſie und verlor ſein Pferd, nicht den Bukephalus, ſondern ein anderes, welches mit einem Degen in die Seite geſtoßen wurde. Hier war es auch, wo die meiſten, die auf ſeiner Seite fielen, getötet oder verwundet wurden, weil ſie mit tapfern und verzweifelten Leuten zu ſtreiten hatten.

Von den Barbaren ſollen in dieſer Schlacht 20000 Mann Fußvolk und 2500 Reiter gefallen ſein; Alexander hingegen hatte, wie Ariſtobulus meldet, in allem nur 34 Tote, worunter 9 Mann vom Fußvolk waren. Dieſen ließ er eherne Bildſäulen errichten, welche Lyſippus verfertigte.[34] Auch die Griechen mußten an ſeinem Siege teilnehmen und er ſchickte beſonders den Athenern dreihundert den Feinden abgenommene Schilde. Auf die übrige Beute ließ er im allgemeinen die ſehr ehrenvolle Inſchrift ſetzen: „Alexander, Philippus' Sohn und die Griechen mit Ausnahme der Lakedämonier, von den in Aſien wohnenden Barbaren." Die Trinkgefäße, Purpurkleider und andere dergleichen von den Perſern erbeutete Koſtbarkeiten ſendete er, nur weniges ausgenommen, ſeiner Mutter.

17. Die Schlacht bewirkte auf einmal eine für Alexander ſehr günſtige Wendung der Dinge, ſo daß er Sardis, den Hauptſitz der perſiſchen Herrſchaft im untern Aſien in Beſitz nahm und mehrere Länder ſich ihm unterwarfen. Nur die beiden Städte Halikarnaſſos und Miletos[35] thaten ihm Widerſtand; er nahm ſie aber mit Sturm, und nachdem er alle umliegende Provinzen bezwungen hatte, war er in Bezug auf die ferneren Unternehmungen unentſchieden. Zuweilen nahm er ſich vor, dem Darius ſogleich entgegenzugehen und einen Entſcheidungskampf zu liefern; bald fiel ihm wieder ein, ſich in den Seeprovinzen vorzuüben, und dann erſt, wenn er ſich durch die Macht und Reichtümer dieſer Länder verſtärkt hätte, gegen jenen tiefer in Aſien einzudringen.

In Lykien, unweit der Stadt Xanthos iſt eine Quelle. Dieſe kam, wie man ſagt, eben damals von ſelbſt in eine heftige Bewegung, lief über und ſtieß aus der Tiefe eine eherne Tafel hervor, auf welcher in uralten Schriftzeichen die Anzeige ſtand, daß der Herrſchaft der Perſer durch die Griechen ein Ende gemacht werden ſollte. Durch dieſen Vorfall ermuntert, eilte er nun, die ganze Seeküſte bis nach Phönikien und Kilikien hin von den Feinden zu ſäubern.

Sein Zug längs der Küſte von Pamphylien hat vielen Geſchichtſchreibern einen maleriſchen Stoff zu einer prächtigen und wunderbaren Erzählung gegeben, als wenn durch göttliche Fügung das Meer vor Alexander gewichen wäre, das ſonſt immer mit Ungeſtüm an die Küſte ſchlägt und nur ſelten unter der ſteilen und ſchroffen Bergkette eine Kette dünner Hügel zum Vorſchein kommen läßt. Auch Menander ſpielt in einer Komödie auf dieſes Ereignis an, wenn er ſagt:

> Traun, mir geht's wie Alexander; wenn ich einen ſuchen will,
> Gleich kommt er von freien Stücken, und wenn ich durchs Meer einmal
> Waten muß, gleich öffnet ſich mir ein Weg durchs Waſſer hin.

Alexander ſelbſt aber macht in ſeinen Briefen gar kein Wunder daraus und ſagt bloß, er habe ſeinen Weg durch die ſogenannte Klimax genommen und ſie von Phaſelis aus durchzogen.[36] Eben deswegen verweilte er mehrere Tage in dieſer Stadt, und als er während ſeines Aufenthaltes eine Bildſäule des unlängſt verſtorbenen Theodektes,[37] der aus Phaſelis ſtammte, auf dem Markte aufgeſtellt ſah, hielt er nach dem Abendeſſen, vom Weine berauſcht, einen luſtigen Aufzug dahin und bewarf ſie mit einer Menge Kränze, ſo daß er im Scherze der durch Ariſtoteles und die Philoſophie gemachten Bekanntſchaft mit dieſem Manne eine nicht unebene Ehre erwies.

18. Hierauf bezwang er diejenigen von den Piſidiern, die ſich ihm widerſetzten,[38] und unterwarf Phrygien. Nach Eroberung der Stadt Gordion, der Sage nach Reſidenz des berühmten alten Königs Midas, beſah er den Wagen, der mit Baſt von Hartriegel[39] zuſammengebunden

---

[28] Der Freund war Patroklos, und der große Herold Homer, der Achilles' Thaten in der Ilias beſungen hat.

[29] Des Sohnes des Priamus, der mehr unter dem Namen Paris bekannt iſt.

[30] Eine Anſpielung auf die Stelle im 9. B. der Iliade, V. 189, wo Achills Leier beſchrieben wird:

> Als ſie die Zelt' und Schiffe der Myrmidonen erreichten,
> Fanden ſie ihn, erfreuend ſein Herz mit der klingenden Leier,
> Schön und künſtlich gewölbt, woran ein ſilberner Steg war;
> Die aus der Beut' er gewählt, da Eetions Stadt er vertilget;
> Hiermit erfreut er ſein Herz und ſang Siegesthaten der Männer.

[31] Der Fluß Granikus entſpringt auf dem Gebirge Ida, mit dem Skamander aus eben dem Berge Kotylus, fließt dann gegen Nordoſten durch Myſien und fällt nach einem kurzen Laufe in die Propontis. Er hat ſteile Ufer, iſt aber klein und ſein Name bloß durch dieſes Treffen bekannt geworden.

[32] Der Monat Daiſios war der achte im Jahre der Makedonier. Da ſich dieſes mit der Nachtgleiche im Herbſt anfing, ſo ſtimmt er größtenteils mit unſerm Mai, und der vorhergehende Artemiſius mit unſerm April überein.

[33] Das von Kaltwaſſer ſo überſetzte Wort bedeutet eigentlich Falte; es iſt wahrſcheinlich die Stelle gemeint, wo der Bruſtharniſch mit den Achſelſtücken verbunden iſt.

[34] S. Livius 44, 7.

[35] Die Belagerung von Miletos in Jonien, an die es zuerſt kam, machte Alexandern nicht viel zu ſchaffen, deſto länger hielt Halikarnaſſus, die Hauptſtadt in Karien, aus, weil ſie von Memnon in den beſten Verteidigungsſtand war geſetzt worden. S. Arrian. I, 19–23.

[36] Strabo giebt den beſten Aufſchluß über dieſen Umſtand. „Bei Phaſelis," ſagt er, „iſt neben dem Meere ein enger Paß, durch welchen Alexander marſchierte. Hier iſt nämlich der über dem pamphyliſchen Meere liegende Berg Klimax und bildet an der Küſte einen ſchmalen Weg, der bei ſtillem Wetter ganz trocken iſt, ſo daß die Fußgänger bequem hindurchgehen können; wenn aber bei Sturmwinden die See hoch geht, wird er völlig vom Meere bedeckt. — Als Alexander hierher kam, war das Meer eben ſtürmiſch und alſo der Weg mit Waſſer bedeckt; aber im Vertrauen auf ſein Glück wollte er nicht warten, bis das Waſſer ſich verlaufen hatte, und ſo mußte das Heer einen Tag lang bis in die Mitte des Leibes durchs Meer waten." Vergl. Arrian. I, 26.

[37] Theodektes wird von Cicero, De Orat. 51 ein Schüler des Ariſtoteles genannt. Er hat ſich durch einige Tragödien und rhetoriſche Schriften bekannt gemacht.

[38] Die Piſidier wohnten nördlich von Pamphylien im Gebirge Taurus.

[39] Oder vom Cornelbaum. Die Stadt Gordium lag am Fluſſe Sangarius, in demjenigen Teile von Phrygien, der nach Alexanders Zeiten von den eingewanderten Galliern Galatien genannt wurde. Unter Auguſtus bekam ſie den Namen Juliopolis.

war und vernahm die von den Barbaren feſt geglaubte Sage, daß demjenigen, der den Knoten an dieſem Wagen löſen würde, beſtimmt ſei, König des ganzen Erdkreiſes zu werden. Die meiſten ſagen nun, das Gebinde ſei ſo oft ineinander verſchlungen und deſſen Ende ſo verſteckt geweſen, daß Alexander, nicht imſtande den Knoten aufzulöſen, ihn mit dem Schwerte voneinander gehauen habe, und dadurch ſeien mehrere Enden zum Vorſchein gekommen. Nach Ariſtobulus Erzählung aber ward ihm die Auflöſung ganz leicht, indem er bloß den Pflock, der den Jochriemen feſthielt, aus der Deichſel herausnahm, und auf dieſe Weiſe das Joch von dem Wagen abzog.

Hierauf unterwarf er die Paphlagonier und Kappadokier und auf die Nachricht von dem Tode des Memnon,[40] von dem man unter allen Feldherrn des Darius im vordern Aſien am erſten erwartete, daß er Alexander viel zu ſchaffen machen und ihm in ſeinen Unternehmungen tauſend Schwierigkeiten und Hinderniſſe in den Weg legen würde, wurde er nun in ſeinem Entſchluſſe, in die oberen Provinzen einzudringen, deſto mehr beſtärkt. Schon war auch Darius von Suſa her im Anzuge, im ſtolzen Vertrauen auf ſeine ungeheure Macht; denn das Heer, das er führte, beſtand aus ſechshunderttauſend Mann. Überdies ermunterte ihn ein gewiſſer Traum, den die Magier mehr ihm zu Gefallen als nach der Wahrſcheinlichkeit auslegten. Es deuchte ihm nämlich, als wenn das Heer der Makedonier in hellen Flammen ſtände und Alexander in eben dem Gewande, welches er ehemals als Läufer[41] des Königs getragen hatte, ihm aufwartete, dann aber in das Heiligtum des Belus einginge und daſelbſt verſchwände. Vermutlich wollte die Gottheit dadurch andeuten, daß die Makedonier ruhmvolle, glänzende Thaten verrichten und Alexander ebenſo wie Darius, der aus einem Läufer König geworden war, über Aſien herrſchen, aber bald darauf ſein Leben mit Ruhm beſchließen werde.

19. Dieſes Vertrauen des Darius wurde durch Alexanders langen Aufenthalt in Kilikien, den er ihm als Verzagtheit auslegte, noch bedeutend vergrößert. Allein dieſer Verzug rührte von einer Krankheit her, die Alexander, wie einige ſagen, durch die anhaltenden Strapazen, nach andern aber durch das Baden in dem eiskalten Waſſer des Fluſſes Kydnus ſich zugezogen hatte. Kein Arzt getraute ſich, die Kur zu übernehmen; überzeugt, daß die Gefahr jedem Heilmittel trotze, fürchteten ſie im Falle des Mißlingens die Vorwürfe und Beſchuldigungen der Makedonier. Doch entſchloß ſich endlich noch der Akarnanier Philippus, ob er gleich ſeinen mißlichen Zuſtand ſah, teils im Vertrauen auf ſeine Freundſchaft, teils weil er ſich's zur Schande rechnete, wenn er nicht mit ſeinem Könige die Gefahr teilen und ſelbſt mit Aufopferung ſeines Lebens das äußerſte verſuchen wollte, für ihn ein Arzneimittel zu bereiten und überredete ihn auch, es ohne Bedenken einzunehmen, wenn ihm daran gelegen ſei, zur Fortſetzung des Krieges bald wieder zu Kräften zu kommen.

Inzwiſchen ſchickte Parmenion aus dem Lager einen Brief, worin er den König warnte, dem Philippus ja nicht zu trauen, weil er vom Darius durch große Summen und das Verſprechen einer Vermählung mit deſſen Tochter gewonnen ſei, Alexander aus dem Wege zu räumen, Dieſer legte den Brief, als er ihn geleſen hatte, ohne ihn einem ſeiner Freunde zu zeigen, unter das Kopfkiſſen. Als nun Philippus zur beſtimmten Zeit mit den Vertrauten hereintrat und die Arznei in einem Glaſe brachte, gab er ihm den Brief zu leſen, nahm aber den Trank bereitwillig und ohne den geringſten Argwohn von ihm an. Dies gab denn ein ſehr intereſſantes und rührendes Schauſpiel, da der eine den Brief überlas, der andere die Arznei austrank, und dann beide einander mit ganz verſchiedenem Blicke anſahen. Alexander gab durch eine heitere frohe Miene dem Philippus Gewogenheit und Zutrauen zu erkennen, dieſer verriet über die ihm gemachte Beſchuldigung ein großes Entſetzen, hob bald die Hände zum Himmel empor, um die Götter zu Zeugen anzurufen, bald legte er ſich über das Bett und beſchwor den König getroſt zu ſein und ſich ganz auf ihn zu verlaſſen. Die Arznei wirkte nämlich anfangs mit großer Heftigkeit auf den Körper und drängte gleichſam alle Lebenskräfte in die Tiefe, ſo daß der Kranke bei einer dazu kommenden Ohnmacht die Sprache verlor und nur äußerſt ſchwache und geringe Zeichen des Lebens von ſich gab. Jedoch wurde er in kurzer Zeit von Philippus wieder hergeſtellt, und ſobald es ſeine Kräfte erlaubten, zeigte er ſich den Makedoniern, die von ihrer Mutloſigkeit nicht eher zurückkamen, bis ſie Alexander ſelbſt geſehen hatten.

20. Bei dem Heere des Darius befand ſich ein aus ſeinem Vaterlande entflohener Makedonier, namens Amyntas, der mit Alexanders Charakter nicht unbekannt war. Als dieſer bemerkte, daß Darius willens war, in die engen Päſſe einzudringen und Alexander entgegenzugehen, riet er ihm ſehr, an dem Orte ſtehen zu bleiben, wo er in der ganz offenen und ausgedehnten Ebene mit ſeiner ſo großen Macht dem weit ſchwächeren Feinde ſehr bequem eine Schlacht liefern könne. Darius antwortete ihm, er befürchte nur, die Feinde möchten zuvor die Flucht ergreifen und Alexander ihm entrinnen. „Lieber König," verſetzte Amyntas, „deswegen ſei unbeſorgt! Alexander wird gewiß gegen dich anrücken und iſt wohl ſchon im Anzuge."

Allein mit dieſer Vorſtellung richtete Amyntas nichts aus, ſondern Darius brach auf und marſchierte nach Kilikien, und zu gleicher Zeit rückte Alexander gegen Syrien vor, um jenen aufzuſuchen. In der Finſternis der Nacht aber verfehlten ſie einander beiderſeits und kehrten daher wieder um. Alexander eilte, über dieſen glücklichen Zufall erfreut, dem Feinde in den Päſſen ſelbſt noch zu begegnen; Darius hingegen ſuchte ſein voriges Lager wieder zu gewinnen und ſeine Armee aus der Enge herauszuziehen; denn er begriff nun wohl, daß er ſich wider ſeinen Vorteil in eine vom Meere, von Bergen und dem hindurch fließenden Pinaros beſchränkte Gegend geworfen hatte, die für die Reiterei äußerſt unbequem und an vielen Orten zerſchnitten war, für die ſchwache Armee der Feinde hingegen eine deſto günſtigere Lage hatte.

Dem Alexander verſchaffte nun zwar wohl das Glück dieſen Kampfplatz; ſeine Feldherrnkunſt, mit der er die vom Glücke gebotenen Vorteile benutzte, trug aber noch mehr zum Siege bei. Obwohl ihm nämlich die Feinde an Menge ſo ſehr überlegen waren, ließ er es doch nicht dazu kommen, daß ſie ihn einſchloſſen, vielmehr dehnte er ſeinen rechten Flügel über ihren linken aus, fiel ihnen dann in die Flanke und ſchlug die vor ihm ſtehenden Barbaren in die Flucht. Er ſelbſt ſtritt dabei immer mit unter den Erſten, ſo daß er auch mit einem Schwerte in der Hüfte verwundet wurde, und zwar, wie Chares[42] ſagt, von Darius; denn beide ſollen miteinander handgemein geworden ſein. Alexander aber nennt in dem Briefe, den er von dieſer Schlacht an Antipater geſchrieben hat, denjenigen nicht, der ihm die Wunde beigebracht, ſondern ſagt bloß, er ſei mit einem Dolche in die Hüfte verwundet worden, doch habe die Wunde nicht viel zu bedeuten gehabt.

So trug er denn hier einen glänzenden Sieg davon und tötete von den Feinden über hundertundzehntauſend Mann, bekam aber den Darius, der einen Vorſprung von vier oder fünf Stadien hatte, nicht in ſeine Gewalt; doch fiel ihm beim Nachſetzen deſſen Wagen und Bogen in die Hände. Als er zurückkam, fand er die Makedonier beſchäftigt, die in ungeheurer Menge vorhandenen Reichtümer aus dem Lager der Barbaren fortzuſchleppen, wiewohl dieſe nur mit wenig Gepäck zur Schlacht ausgerückt waren und den größten Teil desſelben in Damaskus gelaſſen hatten. Für Alexander ſelbſt hatte man das Zelt des Darius beſtimmt, das mit einer glänzenden Dienerſchaft, mit köſtlichem Gerät und vielen Reichtümern angefüllt war. Er zog daher ſogleich die Rüſtung aus und begab ſich nach dem Bade, indem er ſagte: „Laßt uns hingehen, um den Schweiß von der Schlacht in Darius Bad abzuwaſchen." Einer der Vertrauten verſetzte: „Nicht doch, ſondern in Alexanders Bad; denn die Güter der Überwundenen gehören dem Sieger und müſſen nach dieſem benannt werden." Als er hier die vielerlei Badegefäße, die Eimer, Wannen und Salbenfläſchchen, die alle künſtlich aus Gold gemacht waren, erblickte und dabei den köſtlichen Geruch von den ſeltenſten Gewürzen und Eſſenzen empfand, dann aber in das Zelt ſelbſt trat, welches durch ſeine Höhe und Größe, ſowie durch die Pracht der Betten, Tiſche und des Tafelgeſchirrs die größte Bewunderung erregte, ſah er ſeine Freunde ſcharf an und ſagte: „Das hieß alſo vermutlich König ſein und regieren."

21. Eben wollte er ſich zur Tafel ſetzen, als ihm jemand meldete, daß die Mutter, die Gemahlin und zwei Töchter[43] des Darius, die ſich unter den Gefangenen befanden, bei Erblickung des Wagens und Bogens des Königs ein lautes Klagegeſchrei erhoben hätten, weil ſie glaubten, daß er umgekommen wäre. Alexander, auf den das Schickſal dieſer Frauen mehr Eindruck machte, als ſein eigenes, ſchwieg dazu lange ſtill, ſchickte aber endlich den Leonnatus an ſie ab und ließ ihnen ſagen, Darius ſei noch am Leben und ſie brauchten ſich vor Alexander nicht zu fürchten; denn er führe nur mit Darius der Oberherrſchaft wegen Krieg, ſie aber ſollten auch fernerhin aller der Vorzüge genießen, die ihnen unter Darius Regierung zugekommen ſeien.

Schon dieſe Rede kam den Frauen ſehr leutſelig und milde vor, aber noch weit menſchenfreundlicher war die Behandlung, die er ihnen in der Gefangenſchaft zu teil werden ließ. Denn er erlaubte ihnen, von den gefallenen Perſern, ſo viele ſie wollten, zu beerdigen und den dazu erforderlichen Schmuck nebſt den Kleidungsſtücken von der Beute zu nehmen. Auch von der Bedienung und den Ehrenbezeugungen, die ſie bisher genoſſen hatten, entzog er ihnen nichts, im Gegenteil erhielten ſie jetzt noch größere Einkünfte als früher. Jedoch die ſchönſte und königlichſte Wohlthat, die er dieſen edlen und ſittſamen Frauen in ihrer Gefangenſchaft erwies, beſtand darin, daß ſie nichts ſchändliches hörten, ja nicht einmal argwöhnen oder befürchten durften, ſondern mitten im feindlichen Lager, wie in einer heiligen verſchloſſenen Wohnung geweihter Jungfrauen ganz in der Verborgenheit lebten, ohne von irgend jemandem geſehen zu werden.

---

[40] **Memnon** war von Geburt an Rhodier, und ſtand bei dem König **Darius** in Dienſten, der ein ſolches Vertrauen auf ihn ſetzte, daß er ihm nach der unglücklichen Schlacht am Granikus das Oberkommando mit unbeſchränkter Gewalt in den am Meere gelegenen Provinzen oder in Kleinaſien anvertraute. Er machte auch ſchon die trefflichſten Anſtalten, um Alexanders Abſichten zu vereiteln, eroberte Chios, Lesbos und die meiſten kykladiſchen Inſeln, und war im Begriff, den Krieg nach Europa zu ſpielen, als er von einer Krankheit weggerafft wurde.

[41] Plutarch gebraucht das perſiſche Wort Astandes zur Bezeichnung dieſes Hofdienſtes. Darius ſtammte übrigens, wenn er auch in ſeiner Jugend in ungünſtigen Verhältniſſen geweſen ſein mag, aus der königlichen Familie.

[42] Von dieſem Chares iſt weiter nichts bekannt, als daß er aus Mytilene ſtammte und eine Geſchichte Alexanders geſchrieben hat.

[43] Die Mutter des Darius hieß Siſygambis, ſeine Gemahlin, die zugleich ſeine Schweſter war, Stateira. Von den beiden Prinzeſſinnen, führte die ältere mit der Mutter gleichen Namen, die jüngere aber hieß Drypetis. Außerdem geriet noch ein ſechsjähriger Prinz des Darius, namens Ochus, mit in die Gefangenſchaft von deſſen ferneren Schickſalen die Geſchichte ſchweigt.

Und dabei war, wie man verſichert, die Gemahlin des Darius bei weitem die ſchönſte unter allen Königinnen, ſowie auch dem Darius ſelbſt unter den Männern keiner an Schönheit und edlem Wuchſe beikam, und die Töchter ſollen darin den Eltern gleich geweſen ſein. Allein Alexander hielt es vermutlich für königlicher, ſich ſelbſt zu beherrſchen, als Feinde zu überwinden, und berührte ſie nicht. Beim Anblick der übrigen gefangenen Frauen, die ſich alle durch Wuchs und Schönheit auszeichneten, ſagte Alexander ſcherzweiſe, die Perſerinnen machten einem nur Augenſchmerzen. Um aber ihren Reizen die Schönheit ſeiner Tugend und Enthaltſamkeit entgegenzuſtellen, ließ er ſie wie lebloſe Bildſäulen bei ſich vorübergehen.

22. Er war auch im Eſſen ſehr enthaltſam, wie er außer mehreren anderen Beweiſen auch durch die der Ada erteilte Antwort an den Tag legte. Dieſe hatte er zur Mutter angenommen und zur Königin von Karien ernannt, und da ſie ihm nun aus Erkenntlichkeit alle Tage eine Menge köſtlicher Speiſen und Leckerbiſſen und zuletzt auch die geſchickteſten Köche und Bäcker zuſchickte, ließ er ihr ſagen, er brauche dieſe gar nicht; denn er habe weit geſchicktere Köche, die ihm von ſeinem Hofmeiſter Leonidas wären gegeben worden, für das Frühſtück den nächtlichen Marſch und für das Abendeſſen das dürftige Frühſtück. „Derſelbe Mann,“ ſetzte er hinzu, „ging immer herum und öffnete meine Bettbehälter und Kleiderſchränke, um nachzuſehen, ob mir meine Mutter etwas Leckerhaftes oder Überflüſſiges zugeſteckt hätte.“

23. Auch die Neigung zum Weine war bei ihm gar nicht ſo groß, als man gewöhnlich glaubt; ſie ſchien es nur wegen der Länge der Zeit, die er weniger mit Trinken als mit Plaudern hinbrachte, da er immer bei jedem Becher eine lange Unterredung anfing, wenn er nämlich eben viele Muße hatte; denn ſobald Geſchäfte vorkamen, hielt ihn nicht Wein, nicht Schlaf, nicht Luſtbarkeit, Hochzeit oder Schauſpiel davon ab, wie es bei anderen Feldherren oft der Fall iſt. Dies beweiſt ſchon ſein Leben, welches er, ſo kurz es auch war, mit ſo vielen großen und ruhmvollen Thaten anfüllte.

Bei müßigen Zeiten pflegte er, ſobald er aufgeſtanden war und den Göttern geopfert hatte, das Frühſtück ſitzend zu nehmen; den übrigen Teil des Tages brachte er mit Jagen, mit Erteilung der nötigen Befehle, mit Entſcheidung der unter den Soldaten vorgekommenen Streitigkeiten oder auch mit Leſen hin. Wenn er einen Marſch that, der eben nicht eilfertig war, übte er ſich unterwegs mit dem Bogen oder im Fahren auf den Wagen zu ſteigen und herabzuſpringen. Oft jagte er auch zum Vergnügen Füchſe oder Vögel, wie aus den Tagebüchern zu erſehen iſt. Wenn er ins Quartier kam, begab er ſich ins Bad oder zum Salben und fragte zugleich die Vorgeſetzten der Bäcker und Köche, ob ſie die gehörigen Anſtalten zum Abendeſſen gemacht hätten. Er legte ſich aber erſt ſpät, wenn es ſchon finſter war, zu Tiſche nieder. Bei Tafel bewies er eine ungemeine Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, daß nichts ungleich oder nachläſſig verteilt würde; mit dem Trinken aber hielt er, wie geſagt, aus Geſchwätzigkeit immer ſehr lange an. Obwohl er ſonſt unter allen Königen der beſte Geſellſchafter war und ſich gegen jedermann ſehr gefällig zu benehmen wußte, ſo wurde er doch in ſolchen Fällen durch Ruhmredigkeit läſtig und verriet gar zu ſehr den Soldaten. Dabei verfiel er nicht nur ſelbſt in Prahlerei, ſondern gab ſich auch den Schmeichlern preis, durch welche die Verſtändigſten unter den Anweſenden oft in peinliche Verlegenheit geſetzt wurden, weil ſie weder mit den Schmeichlern wetteifern, noch auch ihnen in Lobpreiſungen nachſtehen wollten; denn erſteres hielten ſie für ſchändlich, und letzteres konnte ihnen gefährlich werden. Nach dem Trinken badete er ſich noch einmal und ſchlief dann oft bis zum Mittag; zuweilen brachte er auch den ganzen Tag im Bette zu.

Er für ſeine Perſon war in leckeren Speiſen ſehr enthaltſam, ſo daß er oft die ſeltenſten Früchte und Fiſche, die ihm vom Meere her zugeführt wurden, unter ſeine Freunde verteilte und oft nichts für ſich ſelbſt übrig behielt. Doch war ſeine Tafel immer prächtig, und der Aufwand nahm zugleich mit ſeinem Glücke zu, bis er zuletzt auf zehntauſend Drachmen ſtieg. Dieſe Summe wurde auch für diejenigen feſtgeſetzt, die Alexander bewirteten.

24. Nach der Schlacht bei Iſſos ſchickte Alexander Truppen nach Damaskos und bekam das ganze Gepäck, die Reichtümer, die Weiber und Kinder der Perſer in ſeine Gewalt, bei welcher Gelegenheit die theſſaliſchen Reiter die beträchtlichſte Beute machten. Denn dieſe ſchickte er, weil ſie ſich in der Schlacht beſonders ausgezeichnet hatten, mit Fleiß dahin, um ihnen dieſen Vorteil zuzuwenden. Auch das übrige Heer hatte nun an allem Überfluß, und die Makedonier, die jetzt zum erſtenmale das Gold und Silber, die Weiber und die Lebensart der Barbaren zu koſten bekamen, eilten nun wie Hunde, die eine Fährte gefunden haben, den perſiſchen Reichtum aufzuſpüren und auf ihn Jagd zu machen.

Alexander fand es jedoch ratſam, ſich erſt in den am Meere liegenden Ländern feſtzuſetzen. Die Inſel Kypros übergaben ihm ſogleich die dortigen Könige, die ſelbſt zu ihm kamen, ſo auch Phönikien, nur Tyros ausgenommen. Dieſe Stadt belagerte er daher ſieben Monate lang mit Dämmen und Kriegsmaſchinen und von der Seeſeite mit zweihundert Schiffen, wobei ihm träumte, daß Herakles ihm von der Mauer herab die Hand reiche und ihn zu ſich rufe. Dagegen kam es vielen Tyriern im Traume vor, als wenn Apollo erklärte, er wolle zum Alexander übergehen, weil das, was in der Stadt vorgehe, ihm gar nicht gefalle. Sie glaubten alſo den Gott, wie einen Menſchen auf der That ertappt zu haben, daß er zu den Feinden übergehen wollte, legten Ketten um ſeine Bildſäule und befeſtigten ſie mit großen Nägeln an dem Fußgeſtelle, indem ſie ihn Alexandriſtes, einen Anhänger Alexanders, nannten. Alexander hatte auch noch einen andern Traum. Es deuchte ihn, als ob ein Satyr erſchiene, von ferne her mit ihm ſpielte, dann, wenn er ihn haſchen wollte, ſeinen Händen entſchlüpfte, endlich aber doch nach vielem Bitten und Herumlaufen ſich von ihm fangen ließe. Die Wahrſager teilten nun den Namen in Sa Tyros und gaben ihm die nicht unſchickliche Deutung, Tyros wird dein ſein. Man zeigt auch noch eine Quelle, bei welcher er den Satyr im Traume zu ſehen glaubte.

Während dieſer Belagerung unternahm Alexander einen Zug gegen die am Antilibanos[44]) wohnenden Araber und kam durch ſeinen Hofmeiſter Lyſimachos in große Gefahr; denn dieſer war ihm nachgefolgt, unter dem Vorwande, daß er weder ſchlechter noch älter ſei als Phönix.[45]) Als er das Gebirge erreichte, ließ er die Pferde zurück und ſetzte den Weg zu Fuß fort. Seine Truppen kamen dabei eine gute Strecke voraus, und weil er bei einbrechendem Abend in der Nähe der Feinde den ganz ermüdeten und kraftloſen Lyſimachos nicht gerne im Stiche laſſen wollte, ſondern ihm unter beſtändigen Ermunterungen fortzuhelfen ſuchte, trennte er ſich unvermerkt mit einigen wenigen von dem übrigen Heere und mußte die Nacht in Finſternis und heftiger Kälte an einem gefährlichen Orte hinbringen. In der Ferne ſah er viele feindliche Feuer hier und da brennen. Da er ſich auf die Leichtigkeit ſeines Körpers verlaſſen konnte und den Bedrängniſſen der Makedonier immer durch eigene Anſtrengung abzuhelfen pflegte, lief er auch jetzt zu dem letzten Feuer hin, ſtieß zwei dabei ſitzende Barbaren mit dem Schwerte nieder, riß dann einen Brand weg und kam damit glücklich zu den Seinigen. Dieſe zündeten nun ein mächtiges Feuer an und ſetzten die Feinde zum Teil in ſolche Furcht, daß ſie gleich davon liefen; die anderen, die es wagten heranzukommen, ſchlugen ſie zurück und brachten auf ſolche Weiſe die Nacht ohne weitere Gefahr hin.

25. Die Belagerung endigte ſich zuletzt auf folgende Weiſe. Alexander ließ den größten Teil des Heeres von den vielen bisherigen Kämpfen ausruhen und beſtimmte, um den Feinden keine Ruhe zu gönnen, nur einen kleinen Haufen zur Beſtürmung der Mauern. Unter ſolchen Umſtänden verrichtete der Wahrſager Ariſtander ein Opfer, und wie er die Zeichen betrachtete, gab er den Umſtehenden mit vieler Dreiſtigkeit die Verſicherung, daß die Stadt durchaus noch in dem laufenden Monate erobert werden müſſe. Darüber entſtand nun ein allgemeines Gelächter und Spotten, weil es ſchon der letzte Tag des Monats war. Allein der König, der die Verlegenheit des Mannes bemerkte und die Wahrſagungen immer ſo viel als möglich unterſtützte, gab ſofort Befehl, dieſen Tag nicht mehr für den dreißigſten, ſondern für den achtundzwanzigſten des Monats, zu zählen. Darauf ließ er das Zeichen mit der Trompete geben und die Mauern weit nachdrücklicher beſtürmen, als er anfänglich geſonnen war. Bei dieſem heftigen Angriffe nun, zumal da auch die Truppen im Lager nicht ſtill ſaßen, ſondern eifrigſt zur Hilfe herbeieilten, ließen endlich die Tyrer den Mut ſinken, und ſo wurde die Stadt noch an dieſem Tage erobert.

Hierauf belagerte er Gaza, die größte Stadt in Syrien, wobei ihm eine Erdſcholle auf die Schulter fiel, die ein Vogel aus der Luft herabfallen ließ. Der Vogel ſetzte ſich dann auf eine der Sturmmaſchinen und verwickelte ſich unverſehens in die Seitennetze, deren man ſich zum Umwenden der Stricke bediente. Dieſes Zeichen ſchlug ganz nach Ariſtanders Vorherſagung aus; denn Alexander wurde zwar an der Schulter verwundet, eroberte aber endlich doch die Stadt.

Von der Beute, die ihm in die Hände gefallen war, ſchickte er der Olympias, der Kleopatra,[46]) und ſeinen Freunden einen großen Teil; außerdem gab er ſeinem Erzieher Leonidas fünfhundert Talente Weihrauch und hundert Talente Myrrhen, zur Erinnerung an eine in der Kindheit gefaßte Hoffnung, Leonidas hatte nämlich einmal bei einem Opfer, als Alexander mit beiden Händen Rauchwerk nahm und ins Feuer warf, ihm den Verweis gegeben: „Lieber Alexander, ſo verſchwenderiſch kannſt du einmal räuchern, wenn du über das Gewürzland Herr ſein wirſt; jetzt mußt du mit unſerm Vorrate ſparſam umgehen.“ Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb ihm nun Alexander: „Wir ſchicken dir Weihrauch und Myrrhen im Überfluß, damit du nicht mehr gegen die Götter ſo geizig zu ſein brauchſt.“

---

[44]) Eine Gebirgskette, die öſtlich mit dem Libanos parallel läuft. Das Thal, das von beiden eingeſchloſſen wird, heißt Köleſyrien, das hohle Syrien.

[45]) Der Hofmeiſter des Achilles, der dieſen nach Troja begleitete.

[46]) Kleopatra war die leibliche Schweſter Alexanders und darf nicht mit der Kleopatra, der Nichte des Attalus, die Philippus zuletzt heiratete, verwechſelt werden.

26. Als ihm ein Käſtchen überreicht wurde, welches unter dem erbeuteten Gepäcke und den Reichtümern des Darius für das koſtbarſte Stück gehalten wurde, fragte er ſeine Freunde, welche Sache von Wert ſie ihm darein zu legen rieten. Der eine nannte nun dies, der andere jenes; endlich ſagte er ſelbſt: „Ich will die Ilias darin aufbewahren.“ Dies bezeugen nicht wenige glaubwürdige Geſchichtſchreiber. Wenn jedoch das, was die Alexandrier auf Treue und Glauben des Herakleides erzählen, Grund hat, ſo ſcheint Homer für ihn kein müßiger und unnützer Begleiter auf ſeinen Feldzügen geweſen zu ſein. Wie ſie nämlich ſagen, wollte er nach der Eroberung von Ägypten eine große und volkreiche griechiſche Stadt erbauen und ihr ſeinen Namen beilegen. Er hatte auch nach dem Vorſchlage der Baumeiſter einen gewiſſen Platz beinahe ſchon dazu abmeſſen und einhägen laſſen, als er des Nachts im Schlafe eine wunderbare Erſcheinung bekam. Ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauem Haare ſchien vor ſein Bett zu treten und folgende Verſe herzuſagen:

Eine der Inſeln liegt in dem weit aufwogenden Meere
Vor des Aegyptos Strom; und Pharos wird ſie genennet.[47]

Er ſtand ſogleich auf und begab ſich nach Pharos, das damals noch eine Inſel war, etwas oberhalb der kanobiſchen Mündung des Nils, jetzt aber vermittels eines Dammes mit dem feſten Lande verbunden iſt. Da er nun die bequeme und treffliche Lage der Gegend in Augenſchein nahm — es iſt nämlich ein ſchmaler Landſtrich, der in Form eines Iſthmus von verhältnismäßiger Breite einen geräumigen See[48] und das in einem großen Hafen ſich endigende Meer voneinander trennt — rief er aus: „Homer verdient doch in allen Stücken Bewunderung; er iſt auch ſogar der geſchickteſte Baumeiſter.“ Zugleich gab er Befehl, einen dem Raume angemeſſenen Grundriß der Stadt zu entwerfen.

Es war eben keine Kreide bei der Hand; daher nahm man dafür Mehl und zeichnete damit auf dem ſchwarzen Boden einen runden Buſen, deſſen innere Peripherie zwei gerade Grundlinien in Form eines makedoniſchen Kriegsmantels (Chlamys) umfaßten und die Größe in gleichem Maße verengten. Über dieſe Anlage war der König ſehr erfreut, als auf einmal eine ungeheure Menge Vögel von allerlei Art und Größe gleich einer Wolke über den Fluß und See her auf den Platz zuflog und von dem Mehle nicht das geringſte übrig ließ. Alexander geriet ſchon wegen der Vorbedeutung in große Beſtürzung; allein die Wahrſager beruhigten ihn wieder durch die Erklärung, daß die Stadt, die er bauen wolle, die reichſte und wohlhabendſte ſein und Menſchen aus allerlei Völkern ernähren werde, und ſo gab er denn den Aufſehern den Befehl, das Werk mit allem Eifer zu betreiben.

Unterdeſſen unternahm er einen Zug nach dem Orakel des Ammon, der nicht nur ſehr weit, ſondern auch mit mancherlei Beſchwerden und beſonders mit zwei großen Gefahren verknüpft war. Die eine rührte von dem Mangel an Waſſer her, wodurch das Land viele Tagereiſen weit zur Wüſte wurde; die andere war, wenn etwa ein heftiger Südwind die Reiſenden in dem tiefen und unabſehbaren Sande überfiele, welcher Wind auch in älteren Zeiten dadurch, daß er die Sandhügel emportrieb und die ganze Ebene in eine wellenförmige Bewegung brachte, fünfzigtauſend Mann von Kambyſes Heere überſchüttet und getötet haben ſoll. Dieſe Umſtände fand faſt jedermann bedenklich; nur Alexander ließ ſich nicht leicht von dem einmal gefaßten Vorſatze abbringen. Das Glück, welches ſeine Unternehmungen immer begünſtigte, gab allen ſeinen Entſchlüſſen eine beſondere Feſtigkeit, und der ihm eigene feurige Mut bewirkte, wenn er etwas vornahm, einen unbeſiegbaren Starrſinn, der nicht nur gegen Feinde, ſondern auch gegen Ort und Zeit Gewalt brauchte.

27. Die glücklichen Ereigniſſe, wodurch ihm die Götter auf dieſer Reiſe aus der Not halfen, haben mehr Glauben gefunden als die nachher ihm erteilten Orakel; ja gewiſſermaßen haben ſie auch ſelbſt den Orakelſprüchen Glaubwürdigkeit verſchafft. Zuerſt hoben die ſtarken und anhaltenden Regengüſſe, welche damals fielen, alle Beſorgniſſe wegen des Durſtes, löſchten die Hitze des Sandes, welcher durch die Befeuchtung ſich feſt zuſammenſetzte, und machten zugleich die Luft reiner und beſſer zum Atmen. Sodann erſchienen auch, als die Merkzeichen, nach denen ſich die Wegweiſer zu richten pflegten, verwirrt waren, und die Karawane aus Unwiſſenheit in der Irre herumzog, eine Menge Raben und übernahmen die Leitung des Zuges, ſo daß ſie, wenn die Reiſenden nachfolgten, eilfertig vorausflogen, wenn aber jene zurückblieben oder zögerten, auf ſie warteten. Das wunderbarſte dabei war, wie Kalliſthenes erzählt, daß ſie bei Nachtzeit die Verirrten zurückriefen und durch ihr Krächzen wieder auf den rechten Weg brachten.

Nachdem Alexander die Wüſte glücklich zurückgelegt hatte und nun zu dem Tempel kam, begrüßte ihn der Oberprieſter Ammons im Namen des Gottes als ſeines Vaters, Alexander aber richtete an ihn die Frage, ob nicht einer von den Mördern ſeines Vaters der Strafe entgangen ſei. Der Prieſter ermahnte ihn, er ſolle ſich behutſamer ausdrücken; denn er habe keinen Sterblichen zum Vater. Alexander änderte alſo den Ausdruck und fragte, ob er alle Mörder des Philippus zur Strafe gezogen habe. Zugleich fragte er wegen der Herrſchaft, ob ihm der Gott bewillige, Herr über alle Völker zu werden. Da nun das Orakel antwortete, dies ſei ihm bewilligt, und Philippus habe volle Genugthuung erhalten, brachte er dem Gotte prächtige Weihgeſchenke dar und den Einwohnern gab er eine anſehnliche Summe Geldes.

Dies erzählen die meiſten Geſchichtſchreiber von den ihm erteilten Orakeln. Alexander ſelbſt ſagt in einem Briefe an ſeine Mutter, er habe einige geheime Weiſſagungen erhalten, die er bei ſeiner Rückkehr ihr allein entdecken wolle. Doch melden einige, der Oberprieſter habe den Alexander auf Griechiſch mit der freundlichen Anrede O Paidion begrüßen wollen, aber am Ende des Wortes nach ſeiner fehlerhaften Ausſprache ſtatt des n ein s gebraucht und geſagt: O Paidios. Dem Alexander ſei dieſer Fehler in der Ausſprache ſehr lieb geweſen, und nun habe man ausgeſprengt, daß er von dem Gott als Sohn des Zeus begrüßt ſei.

In Ägypten hörte er auch, wie man erzählt, den Philoſophen Pſammon und bewunderte in deſſen Vortrage vorzüglich den Satz, daß alle Menſchen von einem Gott beherrſcht werden, weil das, was in jedem Menſchen herrſcht und regiert, göttlichen Urſprungs iſt. Doch dachte er ſelbſt hierüber noch weit philoſophiſcher und pflegte zu ſagen, Gott ſei zwar der gemeinſchaftliche Vater aller Menſchen, aber die beſten unter ihnen mache er beſonders zu ſeinen Kindern.

28. Überhaupt bewies er gegen die Barbaren einen ungemeinen Stolz und gab ſich die Miene, als wenn er von ſeiner göttlichen Abkunft völlig überzeugt wäre; gegen die Griechen aber machte er ſeine Gottheit nur ſpärlich und mit vieler Zurückhaltung geltend. So bediente er ſich in einem Briefe, den er wegen Samos[49] an die Athener ſchrieb, die Worte: „Ich für meine Perſon würde euch dieſe freie und berühmte Stadt nicht gegeben haben, doch behaltet ſie nun, da ihr ſie von dem damaligen Herrn, meinem angeblichen Vater, erhalten habt —“ womit er Philippus meinte. Als er jedoch ſpäter mit einem Pfeile verwundet wurde und viele Schmerzen litt, rief er: „Was da fließt, meine Freunde, iſt Blut, nicht aber

„Klarer Saft, wie den Wunden der ſeligen Götter entfließet.“ —[50]

Bei einem ſchweren Donnerwetter, das alle in Beſtürzung ſetzte, ſagte der Sophiſt Anaxarchos, der eben zugegen war, zu Alexander: „Du haſt doch nicht etwa dergleichen gemacht, Sohn des Zeus?“ „Ei,“ verſetzte dieſer lachend, ich will meinen Freunden nicht furchtbar ſein, wie du mir wohl zumuteſt, der du meine Tafel deshalb tadelſt, weil du Fiſche und nicht Satrapenköpfe auf den Tiſchen ſtehen ſiehſt.“ Wirklich ſoll auch Anaxarchos, als einmal dem Hephäſtion ein Gericht kleiner Fiſche vom Könige geſchickt wurde, ſich auf beſagte Art haben verlauten laſſen, um gleichſam auf eine verächtliche Art derjenigen zu ſpotten, die mit ſo vielen Gefahren und Mühſeligkeiten nach einem glänzenden Ruhme ſtreben, da ſie doch im Vergnügen und Genuſſe vor anderen wenig oder gar nichts voraus haben. Aus dem Angeführten iſt nun wenigſtens ſo viel erſichtlich, daß er für ſeine Perſon von der vermeinten Gottheit nicht überzeugt noch verblendet war, ſondern ſich ihrer nur bediente, um andere deſto leichter ſich unterwürfig zu machen.

29. Als er aus Ägypten nach Phönikien zurückgekommen war, hielt er den Göttern zu Ehren Opfer und feierliche Aufzüge, auch Wettſtreite in muſikaliſchen und tragiſchen Chören, die nicht nur durch die getroffenen Anſtalten, ſondern auch durch den Wetteifer einen beſonderen Glanz erhielten. Denn die Könige der Kyprier waren dabei die Choregen,[51] ſowie in Athen die, welche von den Stämmen durchs Los erwählt wurden. Daher bewieſen ſie auch eine ungemeine Ehrbegierde einander zu übertreffen, vorzüglich aber wetteiferten zuſammen Nikokreon von Salamis und Paſikrates von Soloe. Denn dieſe traf das Los, daß ſie eben die berühmteſten Schauſpieler in den Chören aufſtellen konnten, Paſikrates nämlich den Athenodorus und Nikokreon den Theſſalus, für den Alexander ſelbſt eine beſondere Vorliebe hatte;

---

[47] Odyſſee, 4. 354.

[48] Nämlich der See Mariotis, der der Stadt Alexandrien auf der Süd- und Weſtſeite liegt.

[49] Die Inſel Samos war ſchon nach den Perſerkriegen in die Bundesgenoſſenſchaft der Athener gekommen, wurde ſpäter, nachdem ſie abgefallen war, von Perikles mit Waffengewalt wieder unterworfen, ging aber nach dem Peloponeſ-Kriege wieder verloren.

[50] Ilias 5 340, wo von der Venus die Rede iſt, die von Diomedes in die Hand verwundet worden.

[51] Chorleiter, welche auf ihre Koſten für die Zuſammenſetzung und Einübung der Chöre zu ſorgen hatten. Die Choregie gehörte in Athen zu den ſogenannten leiturgiſchen Leiſtungen, welche die reichen Bürger für den Staat zu leiſten hatten.

doch ließ er ſichs nicht eher merken, bis Athenodorus einſtimmig zum Sieger erklärt war. Dann ſagte er nämlich beim Weggehen, er billige zwar das Urteil der Richter, doch hätte er gern einen Teil ſeines Reiches darum gegeben, den Theſſalus nicht beſiegt zu ſehen. Athenodorus wurde damals von den Athenern zu einer Geldbuße verdammt, weil er ſich nicht zu dem Wettſtreite zu dem Dionyſienfeſte[52] eingefunden hatte, und bat daher den König, ſeinetwegen an die Athener zu ſchreiben. Dieſer that es aber nicht, ſchickte jedoch die Geldſtrafe für ihn nach Athen. Auch Lykon von Skarphe[53] erwarb ſich auf dem Theater viel Beifall, und da er in die Komödie, die er aufführte, einen Vers einſchob, der eine Bitte um zehn Talente enthielt, lachte Alexander darüber und ließ ihm dieſe Summe auszahlen.

Inzwiſchen ſchickte Darius einige Freunde mit einem Briefe an Alexander und ließ ihm den Vorſchlag machen, daß er zehntauſend Talente als Löſegeld für die Gefangenen annehmen, alle Länder diesſeits des Euphrat behalten, ſich mit einer ſeiner Töchter vermählen und fortan ſein Freund und Bundesgenoſſe ſein ſollte. Alexander fragte nun darüber ſeine Vertrauten um Rat, und als Parmenion ſagte: „Ich nähme dies an, wenn ich Alexander wäre“ — verſetzte er: „Ich auch, wenn ich Parmenion wäre.“ Dann ſchrieb er an Darius, er könne, wenn er zu ihm kommen wolle, auf die gütigſte und freundſchaftlichſte Aufnahme rechnen; widrigenfalls werde er ſelbſt nunmehr auf ihn losgehen.

30. Allein dies gereute ihn gar bald, da die Gemahlin des Darius im Kindbette ſtarb, und er konnte nun ſeinen Kummer nicht bergen, daß ihm eine ſo ſchöne Gelegenheit, ſeine Großmut zu beweiſen, entzogen war. Daher ließ er auch die Königin mit der größten Pracht begraben und es dabei an keinem Aufwande fehlen. Einer der im Schlafzimmer dienenden Verſchnittenen, die mit den Frauen waren gefangen worden, namens Tireos, entfloh aus dem Lager und eilte zum Darius, um ihm die Nachricht vom Tode ſeiner Gemahlin zu bringen. Dieſer ſchlug ſich vor die Stirn und erhob ein lautes Klagegeſchrei. „O, über das Geſchick der Perſer,“ rief er, „daß die Gemahlin und Schweſter eines Königs nicht nur lebend in die Gefangenſchaft geraten, ſondern auch im Tode eines königlichen Begräbniſſes entbehren mußte!“ Der Verſchnittene erwiderte: „Was das Begräbnis betrifft, mein König, und überhaupt die einer Königin zukommende Ehre und Würde, ſo haſt du keine Urſache dich über das böſe Geſchick der Perſer zu beklagen. Meiner Gebieterin Stateira, ſo lange ſie lebte, deiner Mutter und deinen Kindern iſt an allen früheren Gütern und Vorzügen weiter nichts abgegangen, als dein Licht zu ſehen, welches unſer Herr Oromasdes[54] wieder in vollem Glanze möge leuchten laſſen. Auch im Tode hat es deiner Gemahlin an keiner Art von Ehre gefehlt, ja ſie iſt ſogar von den Feinden mit Thränen beehrt worden. Denn Alexander iſt als Sieger ebenſo bieder und rechtſchaffen, wie er im Streite furchtbar iſt.“

Da ging Darius zu ſeinen Vertrauten hinaus und betete mit gen Himmel gehobenen Händen: „Ihr Götter, die ihr über Geſchlechter und Königreiche waltet, vergönnet mir doch ja, das Glück der Perſer wieder herzuſtellen und dieſes Reich in eben dem Glanze, in welchem ich es erhalten habe, zu hinterlaſſen, damit ich als Sieger Alexander die Wohlthaten, die er in meinem Unglücke den mir teuerſten Perſonen erwieſen hat, vergelten kann! Sollte aber jetzt die vom Schickſal verhängte und vom ewigen Wechſel aller menſchlichen Dinge angemeſſene Zeit, da die Herrſchaft der Perſer ein Ende nehmen muß, herannahen, ſo möge doch kein anderer Menſch als Alexander auf Kyros’ Throne ſitzen!“ So werden dieſe Vorfälle und Reden von den meiſten Geſchichtſchreibern angeführt.

31. Als nun Alexander alle Länder diesſeits des Euphrat erobert hatte, ging er auf Darius ſelbſt los, der mit einem Heere von einer Million Menſchen aus dem oberen Aſien herabzog. Unterwegs meldete ihm einer ſeiner Vertrauten als eine poſſierliche Sache, daß der Troß des Heeres ſich aus Scherz in zwei Parteien geteilt und jede derſelben ihren eigenen Anführer und Feldherrn hätte, von welchen der eine Alexander, der andere Darius genannt würde; anfänglich hätten die Parteien nur von fern mit Erdklößen, dann aber mit Fäuſten gegeneinander geſtritten, endlich aber wären ſie in einen ſo hitzigen Eifer geraten, daß die meiſten ſogar Steine und Knüttel brauchten und es Mühe koſtete, ſie auseinander zu bringen. Auf dieſe Erzählung befahl Alexander den beiden Anführern einen Zweikampf zu halten, und er ſelbſt bewaffnete den Alexander, Philotas aber den Darius. Das ganze Heer ſah dem Kampfe zu, um daraus für den künftigen Erfolg eine Vorbedeutung zu ziehen. Nach einem hartnäckigen Streite trug der, welcher Alexander hieß, den Sieg davon und erhielt zur Belohnung zwölf Dörfer nebſt der Erlaubnis, ein perſiſches Kleid zu tragen. Dieſen Umſtand hat uns Eratoſthenes berichtet.

Die große Schlacht mit Darius iſt nicht, wie die meiſten angeben, bei Arbela, ſondern bei Gaugamela[55] geſchlagen. Dieſer Name ſoll ſo viel wie Kamelhaus bedeuten, weil einer der alten Könige das ſchnelllaufende Kamel, auf dem er den Feinden entkommen war, hierher verſetzt und zu deſſen Verpflegung die Einkünfte einiger Dörfer beſtimmt hatte.

Im Monate Boedromion[56] ereignete ſich eine Mondfinſternis um den Anfang des Myſterienfeſtes in Athen. In der elften Nacht nach dieſer Finſternis, als beide Heere einander im Geſichte ſtanden, ließ Darius ſeine Macht unter den Waffen ſtehen und muſterte die Reihen bei Fackelſchein. Alexander hingegen war, während die Makedonier ſchliefen, mit dem Wahrſager Ariſtander vor ſeinem Zelte beſchäftigt, um gewiſſe geheime Ceremonien zu verrichten, und brachte dem Phobos[57] ein Opfer. Die älteren unter ſeinen Vertrauten, beſonders Parmenion, gerieten jetzt, da man die ganze Ebene zwiſchen den Niphates und den Bergen der Gordynäer von feindlichen Feuern erleuchtet ſah und ein verworrenes gräßliches Getöſe und Lärmen aus dem Lager, wie aus einem unabſehbaren Meere, herüberſchallte, über die Menge der Feinde in große Verwunderung und beſprachen ſich miteinander, wie ſchwer und mißlich es ſein würde, ein ſo ungeheures Heer bei einem offenen Angriffe zu bewältigen.

Als nun der König mit dem Opfer fertig war, gingen ſie zu ihm hin und gaben ihm den Rat, die Feinde bei Nachtzeit anzugreifen und durch die Finſternis das Furchtbarſte bei dem bevorſtehenden Kampfe zu verbergen. Allein er bediente ſich der merkwürdigen Rede: „Ich will den Sieg nicht ſtehlen“ — eine Antwort, die manchem ziemlich kindiſch und eitel vorkam, da er bei einer drohenden Gefahr noch ſcherzte. Einige waren jedoch der Meinung, daß er nicht nur für die Gegenwart mit gutem Grunde ein ſolches Vertrauen hegte, ſondern auch von dem Erfolge ganz richtig urteilte, wenn er dem Darius nach einer erlittenen Niederlage keinen Vorwand laſſen wollte, ſich wieder zu einem andern Verſuche zu ermannen. Denn Darius würde in dem Falle alle Schuld auf die Nacht und Finſternis geſchoben haben, ſo wie bei der vorigen Schlacht auf die Berge, die engen Päſſe und das Meer; auch würde er bei der großen Macht und einem ſo ausgedehnten Reiche wohl nicht aus Mangel an Waffen und Soldaten vom Kriege abgeſtanden ſein, wenn er nicht durch eine offenbare Niederlage von ſeiner Ohnmacht überzeugt, allen Mut und alle Hoffnung hätte aufgeben müſſen.

32. Nachdem dieſe weggegangen waren, legte ſich Alexander in ſeinem Zelte zur Ruhe und fiel, wie man ſagt, den übrigen Teil der Nacht wider Gewohnheit in einen ſo tiefen Schlaf, daß die bei Anbruch des Tages ſich einſtellenden Feldherren in große Verwunderung gerieten und einſtweilen für ſich ſelbſt den Soldaten Befehl gaben, das Frühſtück zu nehmen. Da jedoch die Umſtände ſehr dringend waren, ging Parmenion hinein, trat vor das Bett und rief ihn zwei- oder dreimal bei Namen, wovon er endlich erwachte. Parmenion fragte ihn nun, was ihm denn begegnet ſei, daß er ſo feſt und ruhig ſchliefe, als wenn er ſchon wirklich geſiegt hätte und nicht ſoeben die wichtigſte und entſcheidendſte Schlacht liefern wollte. Alexander verſetzte mit lächelnder Miene: „Wie? Meinſt du nicht, daß wir ſchon geſiegt haben, da wir endlich der Mühe überhoben ſind, herumzuziehen und den Darius, der jedem Treffen ausweicht, in einem ſo weiten und verheerten Lande aufzuſuchen?“

Jedoch zeigte er ſich nicht nur vor der Schlacht, ſondern auch in der Gefahr ſelbſt ſehr groß durch ſeinen entſchloſſenen Mut und die beſondere Gegenwart des Geiſtes. Denn in der Schlacht fing der linke Flügel unter Parmenion ſchon an zu weichen und in Unordnung zu geraten, da die baktrianiſche Reiterei mit ungeſtümer Gewalt unter die Makedonier einbrach und Mazäus einen Haufen Reiter um die Phalanx herumſchickte, um die Bedeckung des Gepäckes zu überfallen. Dieſe beiden Umſtände beunruhigten Parmenion ſo ſehr, daß er einige Boten an Alexander ſchickte und ihm ſagen ließ, das ganze Lager und Gepäck ſei verloren, wenn er nicht in aller Eile von der Front dem Hintertreffen ein ſtarkes Corps zu Hilfe ſchicke. Alexander gab gerade ſeinem Flügel das Zeichen zum Angriffe. Als er daher den Auftrag des Parmenion hörte, erteilte er den Boten die Antwort, Parmenion müſſe nicht recht klug oder bei Verſtand ſein, müſſe in der Beſtürzung vergeſſen haben, daß den Siegern auch das, was den Feinden gehört, zufällt, Überwundene aber ſich nicht um Güter und Sklaven, ſondern nur darum bekümmern müſſen, wie ſie im Kampfe mit Ruhm und Ehre fallen mögen.

Mit dieſer Antwort ſchickte er die Boten des Parmenion ab und ſetzte ſich dann den Helm auf. Die übrige Rüſtung hatte er ſchon im

---

[52] Die großen Dionyſien, im Monat Elapebolion (März — April) waren in Athen das Hauptfeſt für dramatiſche Aufführungen, beſonders von Tragödien.

[53] Skarphe war ein Städtchen der epiknemidiſchen Lokrier in Griechenland, nicht weit von Thermopylä.

[54] Die Perſer verehrten nach Zoroaſters [perſiſch Zarathuſtra] Lehre zwei Grundweſen, ein gutes und ein böſes. Erſteres hieß Ahuramazda, letzteres Angromainyus.

[55] Beide Örter lagen in Aſſyrien, jenſeits des Fluſſes Tigris und zwar Arbela, eine anſehnliche Stadt, das heutige Arbil, in der Landſchaft Adiabene, Gaugamela aber, ein ſchlechtes Dorf, in der Landſchaft Aturia, 600 Stadien weſtlich von Arbela, am Fluſſe Bumadus, und nahe beim heutigen Karmelis, wenige Meilen ſüdlich von Moſul.

[56] Der dritte attiſche Monat (September bis Oktober).

[57] Der Dämon der Furcht, der die Feinde in Schrecken ſetzen ſollte.

Zelte angelegt, nämlich ein zugegürtetes Oberkleid von ſizliſcher Arbeit und darüber einen linnenen Doppelpanzer von der bei Iſſus gemachten Beute. Der Helm, ein Werk des Theophilus, war nur von Eiſen, ſchimmerte aber wie reines Silber. Der Halskragen war ebenfalls von Eiſen und mit vielen Edelſteinen beſetzt. Er führte dabei einen Degen von beſonderer Härte und Leichtigkeit, den ihm der König von Kition[58] geſchenkt hatte, wie er denn in Gefechten gewöhnlich das Schwert zu gebrauchen pflegte. Außerdem trug er noch einen Reitrock, der ſehr prächtig war und die übrige Rüſtung weit übertraf, eine Arbeit des alten Helikon und ein Geſchenk der Stadt Rhodos, welches ſie ihm zur Bezeigung ihrer Ehrfurcht gemacht hatte; auch deſſen bediente er ſich gewöhnlich in Schlachten. So lange er die Truppen in Schlachtordnung ſtellte oder, um ſie zu ermahnen und die nötigen Befehle zu erteilen, zwiſchen den Gliedern herumritt, hatte er ein anderes Pferd, um den ſchon ziemlich alten Bukephalos zu ſchonen; ſobald es aber zum Treffen ging, ließ er ſich dieſen vorführen, ſetzte ſich darauf und begann nun gleich den Angriff.

33. Jetzt hielt er noch eine lange Anſprache an die Theſſalier und die übrigen Griechen, und da ſie durch ihr Geſchrei, er ſollte ſie nur gegen die Barbaren führen, ſein Vertrauen ſtärkten, nahm er die Lanze in die linke Hand, hob die rechte gen Himmel und betete, wie Kalliſthenes ſagt, zu den Göttern, daß ſie, wenn er wirklich des Zeus Sohn ſei, den Griechen im Kampfe beiſtehen und ihnen Kraft und Stärke verleihen möchten. An ſeiner Seite ritt der Wahrſager Ariſtander in einem weißen Kleide mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und zeigte auf einen Adler, der über Alexander ſchwebte und durch ſeinen Flug das Heer gerade gegen die Feinde hin leitete. Dieſer Anblick beſeelte alle mit Mut und Vertrauen, ſo daß ſie einander gegenſeitig ermunterten und die Phalanx den gegen die Feinde anſprengenden Reitern gleich einer Meereswoge in vollem Laufe nachfolgte.

Allein ehe noch die Erſten zum Handgemenge kamen, wichen ſchon die Barbaren, und man ſetzte ihnen eifrig nach, weil Alexander den beſiegten Flügel auf das Zentrum, wo Darius ſtand, zu werfen ſuchte; denn er hatte ihn von fern in die vorderſten Reihen in der Tiefe der königlichen Schar bemerkt, wo er ſich als ein Mann von ſchönem Wuchſe auf ſeinem hohen Wagen vor allen auszeichnete und von einer Menge Reiter in glänzender Rüſtung gedeckt war, die ſich dicht an den Wagen anſchloſſen und feſt entſchloſſen waren, die Feinde mutig zu empfangen. Aber Alexander ward ihnen, je näher er kam, immer furchtbarer, und da er die Fliehenden auf diejenigen warf, welche noch ſtandhielten, ſetzte er die meiſten in Schrecken und jagte ſie auseinander. Nur die tapferſten und edelſten ließen ſich über der Verteidigung ihres Königs niederhauen, fielen über einander her und hinderten das Nachſetzen, indem ſie ſich noch ſterbend um die Feinde und ihre Pferde ſchlangen.

Darius, dem alle dieſe ſchrecklichen Szenen vor Augen waren, und der die vorſtehenden Scharen auf ſich hereinſtürzen ſah, fand es nicht für möglich, den Wagen zu wenden und davon zu fahren, da die Räder durch ſolche Haufen von Leichen gehemmt waren und die Pferde, mit Toten gleichſam eingeſchloſſen und überdeckt, ſich in die Höhe bäumten und auch ihren Führer in Verwirrung ſetzten. Er ließ daher Wagen und Waffen zurück, beſtieg, wie man ſagt, eine Stute, die vor kurzem geworfen hatte und begab ſich auf die Flucht. Doch würde er allem Anſcheine nach für diesmal nicht entkommen ſein, wenn nicht wieder andere Reiter von Parmenion erſchienen wären, um Alexander auf jenen Flügel zu Hilfe zu rufen, wo noch eine anſehnliche Macht beiſammen ſtand und die Feinde nicht zum Weichen gebracht werden konnten. Überhaupt beſchuldigt man den Parmenion, daß er ſich in dieſer Schlacht ſehr träg und kraftlos benommen habe, es ſei nun, daß das Alter ſchon ſeinen ſonſt ſo kühnen Mut geſchwächt hatte, oder daß er nach Kalliſthenes Angabe über Alexanders zunehmende Macht und Größe eiferſüchtig und mißgünſtig war. Den König machte daher dieſe Abrufung ſehr unwillig, doch ließ er, ohne ſeinen Truppen die Wahrheit zu ſagen, zum Rückzuge blaſen, wie er vorgab, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun und weil die Nacht ſchon hereinbrach. Er wendete ſich nun nach dem in Not befindlichen Flügel, hörte aber unterwegs, daß auch dort die Feinde gänzlich geſchlagen ſeien und die Flucht ergriffen haben.

34. Durch den Ausgang, den dieſe Schlacht hatte, ſchien nun die Herrſchaft der Perſer völlig vernichtet zu ſein. Daher ließ ſich Alexander zum Könige von Aſien ausrufen, hielt den Göttern zu Ehren prachtvolle Opferfeſte und beſchenkte ſeine Freunde mit Reichtümern, Häuſern und Statthalterſchaften. Um ſich den Griechen in ſeiner ganzen Größe zu zeigen, ſchrieb er an ſie, daß jede Fürſtenherrſchaft aufgehoben ſein und alle frei nach ihren eigenen Geſetzen leben ſollten. An die Platäer beſonders ſchrieb er, ſie ſollten ihre Stadt wieder aufbauen, weil einſt ihre Vorfahren den Griechen das Land eingeräumt hätten, um dort für die Freiheit zu kämpfen.[59] Auch ſchickte er den Krotoniaten in Italien einen Teil der Beute und belohnte dadurch noch den Eifer und die Tapferkeit des Fechters Phayllos, welcher in dem perſiſchen Kriege, als die übrigen Italer die Freiheit der Griechen verſpielt gaben, mit einem auf eigene Koſten ausgerüſteten Schiffe nach Salamis geſegelt war, um an der Gefahr mit teilzunehmen. So huldreich bewies ſich Alexander gegen jedes Verdienſt, ſo ſehr pflegte er rühmliche Thaten zu ſchätzen und im Andenken zu behalten.

35. Auf ſeinem Zuge nach Babylonien, das ſich ihm ſofort unterwarf, bewunderte er namentlich den Schlund bei Ekbatana, aus welchem beſtändig, wie aus einer Quelle, Feuer hervorſprudelt und den Fluß des Naphtha, das wegen der Menge unweit des Schlundes eine Art von Teich bildet. Dieſes Naphtha hat einige Ähnlichkeit mit dem Asphalt, iſt aber gegen Feuer ſo empfindlich, daß es, ehe die Flamme noch daran kommt, durch den bloßen Schein des Lichtes entbrennt und oft die dazwiſchen befindliche Luft mit entzündet. Um dem Könige die beſondere Eigenſchaft und Wirkſamkeit des Naphtha zu zeigen, beträufelten die Barbaren die nach ſeinem Quartier führende Gaſſe nur ganz leicht mit dieſer Materie, ſtellten ſich dann, als es finſter geworden war, an das eine Ende und hielten Leuchten an die benetzten Teile. Der vorderſte Platz fing ſogleich Feuer, welches ſich im Augenblick weiter verbreitete und, ehe man ſich’s verſah, bis an das andere Ende fortlief, ſo daß die ganze Gaſſe plötzlich im Feuer ſtand.

Unter denen, die den König beim Salben und Baden zu bedienen und durch ſcherzhafte Poſſen aufzuheitern pflegten, befand ſich ein Athener Athenophanes. Da jetzt eben im Badezimmer ein Knabe namens Stephanus. der von häßlichem und poſſierlichem Anſehen war, aber vortrefflich ſang, neben Alexander ſtand, ſagte dieſer Athenophanes zu ihm: „Willſt du, König, daß wir mit dieſer Materie an Stephanus einen Verſuch machen? Denn wenn ſie an dem haftet und nicht verliſcht, ſo will ich gern zugeben, daß ihre Kraft ſehr groß und unwiderſtehlich iſt.“[60] Der Knabe ſelbſt erbot ſich bereitwillig zu dem Verſuche; aber kaum hatte man ihn damit beſtrichen und das Feuer nahe gebracht, als eine ſo heftige Flamme ſich über den ganzen Körper verbreitete, daß Alexander in die größte Bangigkeit geriet. Und wären nicht glücklicherweiſe viele Bediente, die Gefäße voll Waſſer zum Baden in der Hand hielten, zur Stelle geweſen, ſo hätte man der um ſich greifenden Flamme nicht mehr Einhalt thun können. Doch löſchte man noch mit vieler Mühe den ganz in Feuer ſtehenden Körper des Knaben, der in der Folge viel davon zu leiden hatte.

36. Alexander nahm hierauf Suſa[61] in Beſitz und fand in dem dortigen Schloſſe vierzigtauſend Talente an gemünztem Gelde und außerdem noch eine unbeſchreibliche Menge anderer Reichtümer und Koſtbarkeiten. So ſoll man dort auch fünfhundert Talente Hermioniſchen Purpurs angetroffen haben, der ſchon ſeit hundertneunzig Jahren aufbewahrt wurde,[62] aber von Farbe immer noch ein ſehr friſches und glänzendes Anſehen hatte. Als Urſache davon giebt man an, daß beim Färben zu den roten Tüchern Honig, zu den weißen aber ein weißes Öl gebraucht worden ſei, indem dieſe beiden Materialien ihren reinen und ſchimmernden Glanz ebenſo lange behalten. Deinon[63] erzählt, daß die Könige von Perſien auch Waſſer, das aus dem Nil und dem Iſter geholt worden, in dem Schatze aufgehoben haben, um dadurch gleichſam die Größe der über alle Länder ausgebreiteten Herrſchaft zu beſtätigen.

37. Das Eindringen in Perſis[64] war wegen der rauhen Gebirge mit vielen Schwierigkeiten verbunden; auch wurde das Land von den edelſten Perſern — denn Darius ſelbſt hatte ſich durch die Flucht gerettet — verteidigt. Allein Alexander fand an einem beider Sprachen (der perſiſchen und der griechiſchen) kundigen Manne, der einen Lykier zum Vater und eine Perſerin zur Mutter hatte, einen guten Wegweiſer, der ihn durch einen kleinen Umweg dahin führte. Und von dieſem Manne ſoll die Pythia ſchon in Alexanders Kindheit vorausgeſagt haben, daß ein Lykier Alexander auf ſeinem Zuge gegen die Perſer zum Wegweiſer dienen werde. Hier[65] kam es nun zu einem großen Blutvergießen unter den Gefangenen. Er ſelbſt ſchreibt davon, er habe in der Meinung, daß ihm dies zuträglich ſein würde, Befehl gegeben, alle Feinde ohne Unterſchied niederzumachen. An Geld fand er, wie man ſagt, ebenſoviel wie in Suſa und zur Fortſchaffung der Reichtümer und übrigen Gerätſchaften waren nicht weniger als zehntauſend Paar

---

[58] Kition war eine Stadt auf der Inſel Cypern.

[59] Dies bezieht ſich auf die Schlacht, welche Ariſteides und Pauſanias bei Platää den Perſern lieferten (479) und wodurch Xerxes Abſicht auf Griechenland gänzlich vereitelt wurde.

[60] Wahrſcheinlicherweiſe wollte Athenophanes dadurch zu verſtehen geben, daß Stephanus von eiskalter Natur wäre und nicht leicht durch irgend etwas in Feuer geſetzt werden könnte.

[61] Suſa, die gewöhnliche Reſidenz der perſiſchen Könige, war die Hauptſtadt der Provinz Suſis oder Suſiana, die oſtwärts von Babylon lag und auf der andern Seite von Perſis begrenzt wurde.

[62] Dieſer Purpur war alſo um das Jahr 520 v. Chr. G. nach Perſien gebracht worden, unter der Regierung des Königs Darius, Hyſtaſpes Sohn, vermutlich auf dem Kriegszuge, den dieſer gegen Griechenland unternehmen ließ.

[63] Deinon hat eine perſiſche Geſchichte geſchrieben, die häufig angeführt wird.

[64] Perſis, die Provinz, darf nicht mit Perſien oder dem perſiſchen Reiche verwechſelt werden. Sie ſtieß gegen Weſten an Suſiana, gegen Oſten an Karmania und gegen Süden an den perſiſchen Meerbuſen. Das Land heißt heutigen Tages Farſiſtan.

[65] Nämlich bei Eroberung des nach Perſis führenden Paſſes, den der Satrap Ariobarzanes mit 40 000 Mann Fußvolk und 700 Reitern beſetzt hielt.

Maultiere und fünftauſend Kamele erforderlich. Beim Zudrängen der Mengen in den königlichen Palaſt war eine große Bildſäule des Xerxes aus Verſehen umgeworfen worden. Als Alexander dieſe vor ſich liegen ſah, blieb er ſtehen und redete ſie wie eine lebende Perſon an: „Sollen wir dich," ſagte er, „um des gegen die Griechen geführten Krieges willen da liegen laſſen oder deiner andern großen und rühmlichen Eigenſchaften wegen wieder aufrichten?" Endlich aber ging er nach langem Stillſchweigen und Nachdenken an der Bildſäule vorüber. Weil es aber Winter war, verweilte er daſelbſt vier Monate, um ſeinen Soldaten einige Erholung zu gönnen.

Man erzählt, als Alexander ſich zum erſtenmale auf den königlichen Thron unter dem goldenen Prachthimmel ſetzte, habe der Korinther Demaratos, ein wohlwollender Freund desſelben noch von ſeinem Vater her, nach Art alter Leute herzlich geweint und ſei in die Worte ausgebrochen: „Welche große Freude haben die Griechen entbehren müſſen, die geſtorben ſind, ehe ſie Alexander auf Darius Thron konnten ſitzen ſehen!"

38. Als er jetzt wieder gegen Darius ziehen wollte, überließ er ſich noch mit ſeinen Freunden dem Zechen und Scherzen, ſo daß auch Frauen in Geſellſchaft ihrer Liebhaber an der Luſtbarkeit teilnahmen. Unter dieſen zeichnete ſich Thais, eine Athenerin, die Geliebte des ſpäteren Königs Ptolemäus, beſonders aus, und nach mehreren fein angebrachten Scherzen und Lobſprüchen auf Alexander wurde ſie im Taumel des Rauſches hingeriſſen, eine Rede zu halten, die zwar dem Charakter ihres Vaterlandes völlig entſprach, für ihren Stand aber wohl etwas zu erhaben war. „Für alle Mühſeligkeiten," ſagte ſie, „die ich während des langen Herumziehens in Aſien erduldet habe, ernte ich an dem heutigen Tage eine reiche Belohnung, da ich der ſtolzen Königsburg der Perſer hohnſprechen kann. Allein noch weit mehr Freude ſollte es mir machen, den Palaſt jenes Xerxes, der Athen verbrannt hat, vor den Augen des Königs mit eigener Hand anzuzünden und in die Aſche zu legen, damit ich mich vor den Leuten rühmen könnte, daß ſchwache Weiber in Alexanders Gefolge für Griechenland an den Perſern eine härtere Rache genommen haben, als ſelbſt jene berühmten Anführer der griechiſchen Heere und Flotten."

Dieſer Verſchlag wurde mit allgemeinen Jubel und Händeklatſchen aufgenommen. Der König ſelbſt ließ ſich durch das dringende Zureden ſeiner Freunde hinreißen, daß er aufſprang und mit dem Kranz auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand vorausging. Die übrigen folgten dann unter lautem Freudengeſchrei nach und umringten den Palaſt. Auch die übrigen Makedonier, die davon hörten, liefen voller Freude mit brennenden Fackeln herbei, weil ſie ſich einbildeten, die Verbrennung und Zerſtörung des königlichen Palaſtes ſei ein ſicheres Merkmal, daß ihr König ſeine Gedanken wieder auf die Heimat richte und ſeine Reſidenz nicht unter den Barbaren aufſchlagen wolle. So erzählen einige dieſe Begebenheit, nach anderen aber iſt die Sache mit gutem Vorbedacht geſchehen; darin ſtimmten jedoch alle überein, daß Alexander das Geſchehene bald bereut und befohlen habe, das Feuer wieder zu löſchen.

39. So ſehr er auch ſchon von Natur zur Freigebigkeit geneigt war, ging er doch jetzt bei der zunehmenden Macht und Größe hierin immer weiter. Auch verband er damit ein freundliches liebevolles Weſen, das allein den Wohlthaten einen wahren Wert verſchaft. Ich will nur einige Beiſpiele davon anführen.

Ariſton, der Anführer der Päonier, hatte einen Feind getötet und zeigte deſſen Kopf dem Könige mit den Worten: „Ein ſolches Geſchenk, o König, wird bei uns eines goldenen Bechers wert geachtet." Alexander verſetzte lachend: „Doch nur eines leeren, ich aber will dir einen mit Wein gefüllten zutrinken." Ein gemeiner Makedonier trieb ein mit königlichem Golde beladenes Maultier, und als das Tier nicht mehr fortkommen konnte, nahm er ſelbſt die Laſt auf den Rücken und trug ſie weiter. Der König, der ihn ganz niedergedrückt ſah, erkundigte ſich nach der Sache, und als der Mann eben die Laſt ablegen wollte, ſagte er zu ihm: „Ermüde noch nicht, mein Freund, ſondern geh noch etwas weiter und trage dir das in dein Zelt."

Überhaupt war er mehr auf diejenigen ungehalten, die ſeine Geſchenke nicht annahmen. als die ihn um etwas anſprachen. So ſchrieb er einen Brief an Phokion, er werde ihn nicht mehr für ſeinen Freund erkennen, wenn er ferner ſeine Gnadenbezeigungen ausſchlage. Dem Serapion, einem Jüngling, der mit ihm Ball zu ſpielen pflegte, hatte er noch gar nichts gegeben, weil er nie etwas verlangte. Als nun Serapion ſich einſt zum Ballſpiel einfand, den Ball aber immer anderen zuwarf, ſagte der König zu ihm: „Und mir giebſt du ihn nicht?" — „Ei," verſetzte jener, „du verlangſt ihn ja nicht." Darüber lachte Alexander und beſchenkte ihn nun reichlich. Proteas, einer von denen, die den König durch witzige Scherze beim Weine zu beluſtigen pflegten, ſchien bei ihm in Ungnade gefallen zu ſein. Da die Freunde ſich für ihn verwendeten, und Proteas ſelbſt viele Thränen vergoß, erklärte jener, er wolle ihm für diesmal verzeihen. „Nun, mein König," verſetzte Proteas, „gieb mir erſt darüber eine Verſicherung," und Alexander befahl, ihm fünf Talente auszuzahlen.

Wie ungeheuer die Reichtümer waren, die er unter ſeine Freunde und ſeine Leibwache verteilte, giebt Olympias in einem an ihn geſchriebenen Briefe zu verſtehen. „Sonſt," ſagte ſie, „erwieſeſt du deinen Freunden Wohlthaten und erwarbſt dadurch Ruhm und Ehre. Jetzt aber machſt du ſie alle Königen gleich und ſetzeſt ſie in den Stand, ſich viele Freunde zu erwerben, während du dich ſelbſt von Freunden entblößeſt." Solche Briefe ſchrieb Olympias oft an ihn, er hielt ſie aber immer geheim. Ein einziges Mal, als Hephäſtion, wie er ſonſt zu thun pflegte, einen erbrochenen Brief (von der Olympias) mit ihm durchlas, wehrte er es ihm keineswegs, zog aber den Ring vom Finger und drückte ihm das Siegel auf den Mund.

Dem Sohne jenes Mazäus, der bei Darius viel Einfluß gehabt hatte, wollte er zu der Statthalterſchaft, die er ſchon beſaß, noch eine andere weit größere geben. Dieſer verbat ſie aber, indem er ſagte: „Sonſt war nur ein Darius, du aber haſt viele Alexander geſchaffen." Dem Parmenion ſchenkte er das Haus des Bagoas.66)), worin nur an Kleidungsſtücken gegen tauſend Talente gefunden ſein ſollen. Dem Antipater befahl er in einem Briefe, er ſolle ſich eine Leibwache zulegen, weil er Nachſtellungen ausgeſetzt ſei. Seiner Mutter ſchickte er zwar viele koſtbare Geſchenke, erlaubte ihr aber nie, ſich in Staats- oder Kriegsangelegenheit zu miſchen, und ertrug die bitteren Vorwürfe, die ſie ihm darüber machte, mit Sanftmut. Nur ein einziges Mal ſagte er nach Durchleſung eines langen Briefes von Antipater, worin ſich dieſer über ſie beklagte: „Antipater muß nicht wiſſen, daß eine einzige Thräne einer Mutter tauſend ſolcher Briefe auslöſchen kann."

40. Doch mußte er nun auch ſehen, daß die, welche um ihn waren, ſich im äußerſten Grade der Üppigkeit ergaben und in ihrer Lebensart die übertriebenſte Pracht zu Schulden kommen ließen. Dies ging ſo weit, daß der Tejer Agnon ſilberne Nägel in den Stiefeln trug, daß Leonnatus ſich den Sand zu den Leibesübungen auf vielen Kamelen aus Ägypten holen ließ, daß Philotas zu ſeinen Jagden Tücher zu einem Raume von hundert Stadien mit ſich führte, daß beim Baden und Salben der Gebrauch der köſtlichſten Eſſenzen weit häufiger und gewöhnlicher war als der des bloßen Öls, und die meiſten geſchickte, Reiber67)) und Kammerdiener in ihrem Gefolge hatten. Dies verbot ihnen Alexander auf eine ſanfte und vernünftige Weiſe, indem er ſagte, er wundre ſich ſehr, daß ſie nach ſo vielen ſchweren Kämpfen, die ſie überſtanden häten, ſich gar nicht erinnerten, daß die, welche andere mürbe gemacht haben, weit ſanfter ſchlafen als die mürbe gemachten; auch jetzt, da ſie ihre Lebensart mit der perſiſchen vergleichen könnten, noch nicht einſähen, daß nichts ſklaviſcher ſei, als der Üppigkeit zu fröhnen, hingegen nichts königlicher, als thätig und arbeitſam zu ſein. „Ja," fuhr er fort, „wie ſollte wohl einer ſich dazu verſtehen, ſein Pferd ſelbſt zu warten oder Lanze und Helm zu putzen, wenn er es nicht gewöhnt iſt, mit eigenen Händen ſeines Leibes zu pflegen, der ihm doch immer das Liebſte ſein muß? Wiſſet ihr nicht," ſagte er, „daß, wer ſich des Sieges verſichern will, das nicht thun darf, was die Überwundenen gethan haben?"

Deshalb ſtrengte er ſich auf den Feldzügen und auf der Jagd noch weit mehr an und ſetzte ſich den größten Gefahren und Beſchwerlichkeiten aus, ſo daß ein lakedämoniſcher Geſandter, der zugegen war, als er einen großen Löwen erlegte, ausrief: „Wahrlich, Alexander, du haſt doch brav mit dem Löwen um die königliche Würde geſtritten!" Von dieſer Jagd hat Krateros eine Abbildung nach Delphi verehrt, wozu er die Figuren des Löwen, der Hunde, des mit dem Löwen kämpfenden Königs und ſeine eigene, wie er dieſem zu Hilfe eilt, aus Bronze teils von Lyſippos, teils von Leochares hatte verfertigen laſſen.

41. So ſcheute Alexander, ſowohl um ſich ſelbſt zu üben, als auch um andere durch ſein Beiſpiel zur Tugend anzufeuern, keine Gefahr. Allein ſeine Freunde, die nun ſchon durch Reichtum und Stolz einen ſtarken Hang zur Üppigkeit und Unthätigkeit bekommen hatten, waren des ewigen Herumziehens und Krieges herzlich müde und erlaubten ſich nach und nach, über den König zu murren und von ihm übel zu ſprechen. Anfangs blieb er dabei ganz ruhig und gelaſſen, indem er ſagte, es ſei königlich, ſich für ſeine Wohlthaten ſchmähen zu laſſen. Und doch enthielten ſchon die kleinſten, die er ſeinen Vertrauten zukommen ließ, Beweiſe einer ungemeinen Liebe und Achtung, wovon ich nur einige Beiſpiel anführen will.

Er gab dem Peukeſtas, der von einem Bären gebiſſen war, in einem Briefe Verweiſe, daß er dieſen Unfall andern geſchrieben, ihm aber nichts davon gemeldet hätte. „Nun ſchreibe mir ja," ſagte er, „wie du dich befindeſt und ob dich etwa einige Begleiter auf der Jagd im Stiche gelaſſen haben, damit ſie zur Strafe gezogen werden." Dem

---

66) Bagoas, ein Verſchnittener aus Ägypten, war der Günſtling des Königs Artaxerxes Ochus geweſen, hatte aber dieſen, um den getöteten Gott Apis zu rächen nebſt allen ſeinen Söhnen umgebracht und dann den Darius Kodomannus auf den Thron geſetzt. Da dieſer ſich von ihm nicht wollte regieren laſſen, ſuchte er ihn ebenfalls zu vergiften. Allein Darius merkte ſeine Abſicht und zwang ihn den Giftbecher ſelbſt auszutrinken.

67) Bediente, die den Körper ihres Herrn nach dem Baden ſanft reiben oder frottieren mußten.

Hephäſtion, der in gewiſſen Geſchäften abweſend war, ſchrieb er, daß Krateros beim Spielen mit einem Ichneumon[68] in des Perdikkas Spieß gefallen und an den Schenkeln verwundet ſei. Als Peukeſtas von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt war, ſchrieb er mit eigener Hand an deſſen Arzt Alexippos, um ſich bei ihm zu bedanken. Bei einer Krankheit des Krateros brachte er wegen eines Traumes nicht nur für ihn gewiſſe Opfer, ſondern ermahnte ihn auch ſelbſt, dasſelbe zu thun. Auch ſchrieb er an den Arzt Pauſanias, der den Kraterus mit Nieſewurz heilen wollte, einen Brief, worin er teils ſeine Beſorgnis an den Tag legte, teils ihm Anweiſung gab, wie er dieſes Arzneimittel brauchen müſſe. Den Ephialtes und Kiſſos, die ihm von der Flucht und Entweichung des Harpalos die erſte Nachricht brachten, ließ er als falſche Angeber dieſes Mannes in Feſſeln legen.

42. Bei alledem iſt es zu verwundern, daß er ſich die Zeit genommen hat, um ſo geringfügiger Dinge willen an ſeine Freunde Briefe zu ſchreiben, wie er wirklich zuweilen that. So ſchrieb er nach Kilikien, daß man einen Sklaven des Seleukos, der dahin entflohen war, ſorgfältig aufſuchen ſollte; ſo erteilte er dem Peukeſtas vieles Lob, weil er den Nikon, einen Sklaven des Krateros, eingezogen hatte und dem Megabyzus gab er wegen eines Sklaven, der in einen Tempel geflüchtet war, die Anweiſung, er ſollte ſich ſeiner, wenn er könne, außerhalb des Tempels bemächtigen, im Tempel ſelbſt aber durchaus nicht Hand an ihn legen. Auch ſoll er anfangs, wenn er in Kriminalſachen zu entſcheiden hatte, während der Rede des Klägers die Hand vor das Ohr gehalten haben, um es für den Beklagten rein und unbefangen zu bewahren. Später aber verhärteten ihn die Verleumdungen und falſchen Anklagen, die vermittelſt einiger wahrer Umſtände für die Lügen den Schein der Wahrheit annahmen. Namentlich aber verlor er, wenn er ſich übeln Nachreden ausgeſetzt ſah, alle Beſinnung und ward in dem Falle grauſam und unerbittlich, da er dem Ruhme ſelbſt Leben und Königswürde nachſetzte.

Nunmehr zog er gegen Darius aus, um ſich aufs neue mit ihm zu ſchlagen; auf die Nachricht aber, daß derſelbe von Beſſus[69] gefangen genommen worden, entließ er die Theſſalier nach Hauſe und wies ihnen über den beſtimmten Sold noch ein Geſchenk von zweitauſend Talenten an. Auf dem Nachſetzen, das äußerſt beſchwerlich und langwierig war — denn innerhalb elf Tagen mußte er zu Pferde dreitauſenddreihundert Stadien zurücklegen — kam der größte Teil ſeiner Soldaten ganz von Kräften, hauptſächlich aus Mangel an Waſſer. In dieſer Not begegneten ihm einige Makedonier, die auf Maultieren etwas Waſſer in Schläuchen von einem Fluſſe herbrachten und da ſie Alexander in der Mittagshitze vor Durſt ganz entkräftet ſahen, füllten ſie in der Geſchwindigkeit einen Helm und überreichten ihm denſelben. Er fragte, für wen ſie das Waſſer geholt hätten. „Für unſere eigenen Kinder," riefen ſie, „aber wenn du nur lebſt, können wir ja wieder andere zeugen, falls wir dieſe verlieren ſollten." Auf dieſe Antwort nahm er den Helm in die Hände; als er ſich aber umſah und bemerkte, daß alle bei ihm befindlichen Reiter den Kopf hängen ließen und ſchmachtend nach dem Tranke blickten, gab er den Helm, ohne zu trinken, zurück, dankte den Leuten für ihren guten Willen und ſagte: „Wenn ich allein trinken wollte, würden dieſe vollends den Mut verlieren." Dieſe Enthaltſamkeit und Großmut machte auf die Reiter einen ſolchen Eindruck, daß ſie ihre Pferde peitſchten und ihm zuſchrieen, er ſolle ſie nur getroſt weiter führen; denn ſie fühlten weder Müdigkeit noch Durſt, ja ſie hielten ſich nicht einmal für ſterblich, ſo lange ſie einen ſolchen König hätten.

43. Alle zeigten nun zwar einen gleichen Eifer, aber nur ſechzig Mann ſollen mit ihm in das feindliche Lager eingedrungen ſein. Hier ſprengten ſie über vieles im Wege liegende Gold und Silber weg, ließen eine Menge mit Weibern und Kindern beladener Wagen, die ohne Fuhrmann herumtrieben, hinter ſich und ſetzten immer nur den vorderſten nach, bei denen ſie den Darius anzutreffen glaubten. Mit Mühe fanden ſie ihn endlich mit vielen Spießen durchbohrt in einem bedeckten Wagen liegen. Er war ſchon dem Tode ſehr nahe, forderte jedoch noch zu trinken, und nachdem er friſches Waſſer getrunken hatte, ſagte er zu Polyſtratos, der es ihm reichte: „Mein Freund, dies iſt der höchſte Grad meines Unglücks, Wohlthaten zu empfangen, die ich nicht imſtande bin zu vergelten. Aber Alexander wird dich dafür belohnen, ſowie Alexandern die Götter für die an meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern bewieſene Güte. Ihm gebe ich noch durch dich dieſe meine rechte Hand." Mit dieſen Worten faßte er den Polyſtratos bei der Hand und gab ſogleich den Geiſt auf.[70]

Alexander gab, als er an den Ort kam, ſeinen Schmerz über das unglückliche Ende des Darius auf das deutlichſte zu erkennen, nahm ſeinen Mantel ab und bedeckte damit den Leichnam. Den Beſſus ließ er ſpäter, als er ihn in ſeine Gewalt bekam, auf die Art zerreißen, daß zwei gerade Bäume mit Gewalt zuſammengebogen und an jeden ein Teil des Körpers angebunden wurde. Man ließ ſie dann in die Höhe fahren, und beim Zurückſchnellen nahmen beide den an ihnen befeſtigten Teil mit ſich fort.[71] Für jetzt ſchickte Alexander den Leichnam des Darius mit königlichem Schmucke verſehen deſſen Mutter zu,[72] und den Oxathres, den Bruder desſelben, nahm er unter ſeine Freunde auf.

44. Jetzt zog Alexander mit dem rüſtigſten Teile des Heeres nach Hyrkanien, wo er einen Meerbuſen erblickte, der ihm nicht kleiner vorkam als der Pontus, deſſen Waſſer aber weit ſüßer war als das in anderen Meeren. Er konnte darüber nichts zuverläſſiges erfahren und vermutete blos, daß es ein Arm vom mäotiſchen See ſein möchte. Gleichwohl waren die Naturforſcher ſchon hinter die Wahrheit gekommen und hatten viele Jahre vor Alexanders Zuge gezeigt, daß von den vier Buſen, die ſich vom äußeren Meere in das Land erſtrecken, dieſer der nördlichſte iſt, der den Namen des hyrkaniſchen und zugleich auch des kaspiſchen Meeres führt.

In dieſen Gegenden überfiel ein Haufen Barbaren unerwartet diejenigen, die ſein Pferd Bukephalus führten, und nahmen es weg. Darüber ward er äußerſt aufgebracht, und ließ den Einwohnern durch einen Herold drohen, er wolle ſie alle mit Weibern und Kindern töten, wenn ſie ihm das Pferd nicht zurückſchickten. Sie kamen aber ſogleich und brachten ihm nicht nur ſein Pferd, ſondern übergaben ihm auch ihre Städte, wofür er ſie denn ſehr milde behandelte, und ſogar denen, die das Pferd genommen hatten, eine Art von Löſegeld bezahlte.

45. Von da marſchierte er nach Parthien, und bei der Muße, die er hier hatte, legte er zum erſtenmale die Tracht der Barbaren an, entweder um ſich den Landesſitten zu fügen, in der Meinung, daß die Gleichheit in den Sitten und der Lebensart viel zur Bezähmung dieſer rohen Völker beitragen werde, oder vielleicht ſollte dies, um die Anbetung einzuführen, ein Verſuch für die Makedonier ſein, daß ſie allmählich gewöhnt würden, ſich die Veränderung und Abweichung von der alten Lebensart gefallen zu laſſen. Doch legte er ſich nicht ganz die mediſche Tracht zu, die gar zur fremd und auffallend war, auch nahm er weder die langen Beinkleider, noch das Oberkleid mit Ärmeln, noch die Tiara,[73] ſondern wählte eine Kleidung, die aus der perſiſchen und mediſchen geſchickt zuſammengeſetzt war und weniger Prunk verriet als jene, aber etwas mehr in die Augen fiel, als dieſe. Anfangs machte er von derſelben nur Gebrauch, wenn er mit Barbaren zu thun hatte, und beim vertrauten Umgange mit ſeinen Freunden, nachher ließ er ſich darin auch öffentlich beim Ausreiten und bei Audienzen ſehen.

Dieſer Anblick war für die Makedonier zwar ſehr kränkend, aber aus Bewunderung ſeiner übrigen großen Eigenſchaften glaubten ſie, hinſichtlich der Vergnügungen und Eitelkeit ihm manches nachſehen zu müſſen. Denn andere Fälle nicht zu gedenken, hatte er erſt neulich einen Schuß in das Schienbein bekommen, ſo daß ein Stück von den Knochen abgeſplittert wurde und herausgenommen werden mußte;[74] auch war er mit einem Steine an den Hals getroffen, wovon er für eine geraume Zeit den Gebrauch des Geſichtes verlor. Dennoch ließ er nicht ab, ſich ohne Schonung allen Gefahren auszuſetzen; ja er ging ſogar über den Fluß Orexartes, den er für den Tanais hielt, ſchlug die Skythen in die Flucht und verfolgte ſie auf hundert Stadien weit, ungeachtet er viel von einem Durchfall litt.

46. Hier ſoll nun die Amazone zu ihm gekommen ſein, wie viele Geſchichtſchreiber melden, andere erklären dies geradezu für ein Märchen, und Alexander ſelbſt ſcheint für ſie zu zeugen. Denn in einem Briefe an Antipater, worin er alles genau erzählt, ſagt er blos, daß ihm der König der Skythen ſeine Tochter zur Gemahlin habe geben wollen; der Amazone aber gedenkt er mit keinem Worte.

47. Nunmehr befürchtete er, die Makedonier möchten die Luſt zu den ferneren Kriegsunternehmungen verlieren. Daher ließ er die übrigen Truppen ſtehen, wo ſie waren; an den Kern des Heeres aber, den er bei ſich in Hyrkanien hatte und der aus zwanzigtauſend Mann Fußvolk und dreitauſend Mann Reitern beſtand, wendete er ſich mit der Vorſtellung, die Barbaren hätten ſie bisher gleichſam nur im Traume geſehen; wollten ſie aber jetzt nach der bloßen Erſchütterung Aſiens zurückkehren, ſo würden jene über ſie als einen Haufen Weiber herfallen. „Indes," ſagte er, „kann jeder, der Luſt hat, nach Hauſe gehen, aber ich rufe die Götter zu Zeugen an, daß ich mitten in meinem Beſtreben, für die Makedonier die ganze Welt zu erobern, mit meinen Freunden und einigen Freiwilligen im Stiche gelaſſen worden bin." Dies ſteht beinahe mit denſelben Worten in einem an Antipater geſchriebenen Briefe, wie auch, daß die Soldaten auf dieſe ſeine Anrede einmütig geſchrieen hätten, er möchte ſie immerhin führen in welche Gegend der Welt er nur wollte. Da nun der Verſuch bei dieſen gelungen war, ſo war es

---

[68] Die ſogenannte Pharaonsratte, eine Wieſelart, die in Ägypten ſehr häufig iſt und den Krokodilen und ihren Eiern nachſtellt.

[69] Beſſus war Statthalter von Baktriana, der größten und reichſten Provinz des perſiſchen Reichs und ein naher Verwandter des Darius.

[70] Darius ſtarb im fünfzigſten Jahre ſeines Alters und im ſechſten ſeiner Regierung.

[71] Die Beſtrafung des Beſſus erfolgte erſt über ein Jahr.

[72] Die Mutter und die übrige Familie des Darius hatte Alexander bei Fortſetzung des Krieges in Suſa zurückgelaſſen.

[73] Die turbanartige Kopfbedeckung der Perſer, die der König allein mit aufrecht ſtehender Spitze tragen durfte.

[74] Dieſe Wunde bekam Alexander, als er von Marakanda, der Hauptſtadt der Provinz Sogdiana, dem heutigen Samarkand, nordwärts gegen die Skythen zog und einen Haufen Barbaren, der in die Gebirge geflüchtet war, verfolgte.

nicht ſchwer, auch die übrige Menge zu gewinnen und alle waren bereit, ihm zu folgen.

Von der Zeit an richtete ſich Alexander in ſeiner Lebensart immer mehr nach den Landesgebräuchen und ſuchte auch dieſe den makedoniſchen Sitten zu nähern, in der Meinung, daß er bei einer ſolchen Miſchung und Gemeinſchaft ſeine Macht mehr durch Liebe als Gewalt befeſtigen werde, im Fall er ſich weit entfernen müßte. Zu dieſem Zwecke wählte er dreißigtauſend Knaben aus und ließ ſie durch eine Menge Aufſeher, die er über ſie ſetzte, nicht nur in den griechiſchen Wiſſenſchaften unterrichten, ſondern auch in dem Gebrauche der makedoniſchen Waffen üben. In derſelben Abſicht geſchah auch ſeine Vermählung mit der Roxane, einer ſchönen und reizenden Perſerin, die er in der Provinz des Chortanus bei einem Gaſtgebote kennen lernte. Und dieſe Handlung ſchien ſich zu dem Zwecke, den er ſich vorgeſetzt hatte, nicht übel zu ſchicken. Denn die Barbaren faßten nun wegen der Gemeinſchaft der Ehe ein großes Vertrauen.

Als er bemerkte, daß unter ſeinen vertrauteſten Freunden Hephäſtion ſein Benehmen gut hieß und zugleich mit ihm die veränderte Lebensart annahm, Kraterus hingegen den väterlichen Sitten treu blieb, ſo ließ er durch jenen die Geſchäfte mit den Aſiaten, durch dieſen die mit den Griechen und Makedoniern beſorgen. Überhaupt pflegte er erſtern mehr zu lieben, letzteren mehr zu ehren, indem er bei vielen Gelegenheiten ſagte, er hielte Hephäſtion für einen Freund Alexanders, Kraterus aber für einen Freund des Königs. Aus dieſem Grunde trugen ſie heimlichen Haß gegen einander, der auch oft zum offenen Ausbruche kam. In Indien kam es einmal zwiſchen ihnen zu einem ſo hitzigen Streit, daß ſie das Schwert zogen, und jedem ſchon ſeine Freunde zu Hilfe eilten. Alexander aber ſprengte noch herbei und ſchalt den Hephäſtion öffentlich aus, indem er ſagte, er müßte verrückt oder wahnſinnig ſein, wenn er nicht ſo viel einſähe, daß er, wenn ihm jemand Alexander nähme, gar nichts mehr wäre. Auch Kraterus gab er unter vier Augen einen harten Verweis und ſöhnte dann beide miteinander aus, ſchwur aber beim Ammon und den übrigen Göttern, er liebe ſie zwar unter allen Menſchen am meiſten, aber wenn er wieder von einem Streite zwiſchen ihnen höre, wolle er beide oder wenigſtens den, der angefangen habe, hinrichten laſſen. Daher ſollen ſie denn in der Folge auch nicht einmal im Scherze einander etwas geſagt oder gethan haben.

48. Philotas, Parmenions Sohn, ſtand damals unter den Makedoniern im ſehr großem Anſehen; denn er galt für einen tapfern zum Kriege abgehärteten Mann, und nächſt Alexander ſelbſt war im ganzen Heere keiner ſo freigebig, keiner ſeinen Freunden ſo ergeben wie er. Einmal bat ihn, erzählt man, ein Bekannter um eine Summe Geldes, und er befahl, ſie ihm zu geben. Da ſein Verwalter ſich entſchuldigte, er habe jetzt kein Geld, antwortete er: „Wie? haſt du denn auch keinen Becher oder Mantel?“ Auf der andern Seite aber war er auf ſeine großen Reichtümer ungemein ſtolz und aufgeblaſen und führte in ſeiner Lebensart einen Staat, der für einen bloßen Privatmann viel zu anſtößig ſchien. Auch verband er mit ſeiner Hoheit und Würde nicht etwa ein feines gefälliges Betragen, ſondern ließ ſie immer auf eine widrige beleidigende Art aus, und dadurch zog er ſich nur Neid und Mißgunſt zu, ſo daß Parmenion einſt zu ihm ſagte: „Mein Sohn, ſtimme dich doch etwas herab!“

Bei Alexander ſelbſt war er ſchon ſeit langer Zeit ſehr ſchlecht angeſchrieben. Als nämlich nach der Niederlage des Darius in Kilikien das Gepäck bei Damaskus weggenommen wurde, fand ſich unter den vielen ins Lager gebrachten Gefangenen eine Frau aus Pydna,75) namens Antigone, die ſich durch Schönheit vor anderen auszeichnete. Dieſe behielt Philotas für ſich. Als ein junger Mann bediente er ſich gegen ſie als ſeine Geliebte beim Weine oft einer ruhmredigen, den Soldaten eigenen Freimütigkeit und ſchrieb die wichtigſten Thaten ſich ſelbſt und ſeinem Vater zu, den Alexander hingegen nannte er einen unbärtigen Jüngling, der bloß durch ſie beide ſich des Königstitels zu erfreuen habe. Dergleichen Reden entdeckte nun Antigone einem ihrer Bekannten, und da dieſer, wie es zu gehen pflegt, ſie wieder einem andern mitteilte, kam die Sache endlich bis zu Kraterus, der nun die Frau insgeheim bei Alexander einführte. Der König befahl ihr, nachdem er alles vernommen hatte, den Umgang mit Philotas fortzuſetzen, und was ſie ferner von demſelben hören würde, ihm in eigener Perſon zu hinterbringen.

49. So ging nun Philotas, der von den ihm gelegten Schlingen nichts wußte, mit der Antigone immer auf dem vertrauteſten Fuße um und ſtieß oft in der Hitze oder aus Großſprecherei die unpaſſendſten Reden gegen den König aus. Bei alledem hielt Alexander, obgleich ſchon ſo ſtarke Beweiſe gegen Philotas vorhanden waren, immer noch zurück und ließ ſich gar nichts merken, es ſei nun, daß er ſich auf die Treue und Ergebenheit des Parmenion verließ, oder daß ihm vor dem Anſehen und der Macht der beiden Männer bange war.

Allein um dieſe Zeit machte ein gewiſſer Makedonier, namens Limnus aus Chaläſtra 76) gebürtig, einen Anſchlag auf Alexanders Leben und ſuchte einen Jüngling Nikomachos, mit in die Verſchwörung zu ziehen. Dieſer wollte mit der Sache nichts zu thun haben und entdeckte den Antrag ſeinem Bruder Kebalinos, der ſogleich zum Philotas ging und ihn bat, ſie zu Alexander zu führen, weil ſie über wichtige und notwendige Dinge mit ihm zu ſprechen hätten. Philotas aber führte ſie, was er auch für Urſachen dazu mag gehabt haben — denn das iſt ungewiß — nicht vor den König, unter dem Vorwande, daß derſelbe mit wichtigeren Dingen beſchäftigt ſei; und dies that er zweimal nacheinander. Jene wendeten ſich nun aus Verdacht gegen Philotas an einen andern, und als ſie durch dieſen Alexandern vorgeſtellt wurden, entdeckten ſie ihm erſt das Vorhaben des Limnus, und dann ſprachen ſie auch nebenher mit Behutſamkeit von dem Betragen des Philotas, daß er ſie mit ihrem Geſuche zweimal abgewieſen habe.

Dies ſetzte den Alexander in den heftigſten Zorn, und da derjenige, der den Limnus in Verhaft nehmen ſollte, ihn bei ſeiner Gegenwehr getötet hatte, ward er noch mehr beunruhigt, in der Meinung, daß ihm dadurch die zur Entdeckung der ganzen Verräterei nötigen Beweiſe entgangen ſeien. Seine Erbitterung gegen Philotas machte die, welche den Mann ſchon längſt haßten, dreiſter, ſo daß ſie öffentlich ſagten, es ſei von ſeiten des Königs eine ſeltſame Verblendung, wenn er glaubte, daß ein elender Chaläſträer, wie Limnus, ſich an eine ſo kühne Unternehmung gegen ihn gewagt haben ſollte; dieſer ſei bloß der Handlanger oder vielmehr das Werkzeug, das von höherer Hand gebraucht worden, und die Verſchwörung müſſe man bei denjenigen ſuchen, die bei der Verheimlichung der Sache das meiſte Intereſſe hätten. Nachdem der König einmal für ſolche Reden und argwöhniſche Vermutungen die Ohren geöffnet hatte, brachten ſie noch tauſend andere Beſchuldigungen gegen Philotas vor. Endlich wurde nun dieſer eingeſperrt und auf die Folter geſpannt, wobei die beſten Befehlshaber zugegen waren und Alexander ſelbſt hinter einem Vorhange alles mit anhörte. Hier ſoll er auch, da Philotas ſehr kläglich that und ſich mit unanſtändigen Bitten an Hephäſtion wendete, geſagt haben: „Nun, Philotas, ſo ſchwach und feige biſt du, und haſt dich doch ſo großer Dinge unterfangen?“

Nach der Hinrichtung des Philotas ſchickte Alexander einige Vertraute nach Medien und ließ auch den Parmenion aus dem Wege räumen, einen Mann, der dem Philippus die größten Dienſte geleiſtet und Alexander unter ſeinen älteren Freunden, wenn nicht allein, ſo doch vorzüglich zu dem Kriegszuge nach Aſien aufgemuntert, der auch von ſeinen drei Söhnen ſchon zwei in dieſem Kriege hatte ſterben ſehen und jetzt mit dem dritten zugleich umgebracht wurde. Dieſe Begebenheiten machten Alexander vielen ſeiner Freunde furchtbar, beſonders aber dem Antipater, welcher nun insgeheim an die Ätolier ſchickte und mit ihnen ein enges Bündnis ſchloß. Denn die Ätolier fürchteten ſich wegen Zerſtörung der Stadt Öniadä 77) vor Alexandern, weil er auf die Nachricht davon erklärt hatte, nicht die Kinder der Öniaden, ſondern er ſelbſt werde dafür an den Ätoliern Rache nehmen.

50. Kurz darauf ereignete ſich der Vorfall mit dem Kleitos, der einem, wenn man ihn ſchlecht erzählen hört, noch weit härter und grauſamer vorkommt als das Verfahren gegen Philotas; verbindet man aber mit der Erzählung die Veranlaſſung und die Zeitumſtände, ſo ergiebt ſich, daß der König die That keineswegs mit Vorſatz, ſondern durch ein Mißgeſchick begangen hat, indem irgend ein feindlicher Dämon durch Zorn und Trunkenheit den Tod des Kleitos veranlaßte. Mit dieſem Vorfalle verhielt es ſich ſo.

Dem Könige wurden vom Meere her griechiſche Baumfrüchte geſchickt, die noch ſo friſch und ſchön waren, daß er ſie ſehr bewunderte, und dabei ließ er den Kleitos rufen, um ſie ihm zu zeigen und einige mitzuteilen. Kleitos war eben noch mit einem Opfer beſchäftigt, ließ aber gleich davon ab, und als er fortging, folgten ihm drei von den mit dem Trankopfer begoſſenen Schafen nach. Der König, der dies erfuhr, befragte darüber die Wahrſager, den Ariſtander und den Lakedämonier Kleomantis. Auf ihre Erklärung, daß dies eine ſchlimme Vorbedeutung ſei, befahl er, für den Kleitos in aller Eile ein Sühnopfer zu bringen; denn er hatte ſelbſt auch drei Tage vorher den ſeltſamen Traum gehabt, daß er den Kleitos in ſchwarzer Kleidung unter Parmenions Söhnen, die alle tot waren, ſitzen zu ſehen glaubte. Jedoch Kleitos ging, ohne das Ende des Opfers abzuwarten, ſogleich zur Tafel des Königs, der eben mit einem den Dioskuren gebrachten Opfer fertig war.

Es wurde hierauf wacker gezecht, und dabei ſangen einige die Lieder eines gewiſſen Pranichus oder, wie andere ſagen, Pierion, die zur Schande und Verſpottung der neulich von den Barbaren beſiegten Feldherren verfertigt waren. Die älteren unter den Anweſenden ärgerten ſich darüber und ſchimpften auf den Verfaſſer ſowohl, als auf den Sänger, Alexander hingegen und einige ſeiner Freunde hörten mit

---

75) Eine Stadt im ſüdlichen Teile von Makedonien, am Meere, nicht weit von der theſſaliſchen Grenze.

76) Chaläſtra war ein Städtchen in Makedonien in der Landſchaft Bottiäa.

77) Die Stadt Öniadä lag in Griechenland, in Akarnanien, an der Mündung des Fluſſes Acheloos.

Vergnügen zu und hießen den Sänger immer fortfahren. Kleitos, der ſchon betrunken und von Natur ein rauher, ſtarrſinniger Mann war, geriet am meiſten in Unwillen und erklärte, es ſei eben nicht fein, hier im Beiſein mehrerer Barbaren und Feinde Makedonier zu verhöhnen, die, wenn ſie auch ein Unfall betroffen habe, doch viel beſſer ſein als die, welche ſich über ſie luſtig machten. Da Alexander erwiderte, Kleitos müſſe ſich ſelbſt verteidigen wollen, wenn er die Feigheit für einen Unfall erkläre, ſprang Kleitos gegen ihn auf und ſagte: „Ja, dieſe Feigheit hat dich Götterſohn, der du dem Schwerte des Spithridates ſchon den Rücken zukehrteſt, noch gerettet. Durch das Blut der Makedonier und durch dieſe Wunden biſt du ſo groß geworden, daß du den Philippos verleugneſt und dich dem Ammon zum Sohne aufdringſt."

51. Alexander antwortete heftig entrüſtet: „Du denkſt wohl, Nichtswürdiger, es werde dir gut bekommen, daß du bei jeder Gelegenheit ſolche Reden über uns führſt und die Makedonier gegeneinander verhetzeſt?" — „O gewiß nicht," verſetzte Kleitos, „auch jetzt haben wir, Alexander, keine Urſache, uns zu freuen, da wir für alle erlittenen Mühen einen ſo ſchönen Lohn davon tragen. Nein, wir preiſen diejenigen glücklich, die geſtorben ſind, ehe ſie mit anſehen mußten, daß Makedonier mit mediſchen Ruten gehauen und gezwungen werden, ſich an Perſer zu wenden, damit ſie zu ihrem Könige Zutritt bekommen."

Auf dieſe frechen Reden des Kleitos erhoben ſich Alexanders Freunde und ſchalten ihn deswegen, auch gaben ſich die älteſten alle Mühe, den Lärm zu ſtillen. Alexander aber wendete ſich an Xenedochos von Kardia und Artemios von Kolophon: „Dünken euch nicht," ſagte er, „die Griechen unter den Makedoniern wie Halbgötter unter wilden Tieren zu wandeln?" Kleitos gab jedoch nicht nach, ſondern rief, Alexander möge immerhin alles ſagen, was ihm beliebe, aber künftig keine freien Männer, die gewohnt ſeien, freimütig zu ſprechen, zur Tafel laden, ſondern ſich zu Barbaren und Sklaven halten, die den perſiſchen Gürtel und das weiße mit Purpur durchwirkte Kleid willig anbeteten.

Nun konnte Alexander ſeinen Zorn nicht mehr unterdrücken; er warf einen von den aufgeſtellten Äpfeln dem Kleitos an den Kopf und ſuchte ſein Schwert. Da aber Ariſtophanes, einer von der Leibwache, dieſes beizeiten auf die Seite geſchafft hatte, und die anderen ihn hielten und durch Bitten zu beſänftigen ſuchten, ſprang er fort, rief laut auf makedoniſch ſeine Waffenträger — dies war das Zeichen eines heftigen Tumultes — und befahl dem Trompeter Lärm zu blaſen, den er dann, weil er zögerte und es nicht thun wollte, mit der Fauſt ins Geſicht ſchlug. Dieſer Mann wurde nachmals ſehr dafür gelobt, weil man es ihm allein zu verdanken hatte, daß nicht das ganze Lager in Alarm geſetzt war.

Indes ſchafften die Freunde den Kleitos, der noch immer nicht nachließ, mit vieler Mühe zum Saale hinaus. Aber gleich darauf kam er wieder durch eine andere Thür herein und ſagte mit großer Frechheit und Unbeſonnenheit jene Verſe aus der Andromache des Euripedes her, wovon dieſer der erſte iſt:

Welch ſchlimme Sitte herrſcht o weh, in Griechenland![76]

Da riß denn endlich Alexander einem Trabanten den Spieß aus der Hand und durchbohrte den Kleitos, der ihm entgegenkam und den Vorhang vor der Thür wegzog. Kaum war derſelbe unter Seufzen und Brüllen niedergefallen, ſo legte ſich auch der Zorn Alexanders. Er kam jetzt wieder zur Beſinnung, und da er ſeine Freunde ſprachlos um ſich herumſtehen ſah, riß er haſtig den Spieß aus dem Leichnam und wollte ſich ihn durch den Hals ſtoßen. Er wurde aber noch von den Trabanten daran verhindert, die ihm gleich in die Arme fielen und ihn mit Gewalt ins Schlafzimmer brachten.

52. Dieſe Nacht brachte er unter beſtändigem Weinen zu, und als er am folgenden Tage, von Schreien und Klagen erſchöpft, ohne irgend einen Laut dalag und nur zuweilen tiefe Seufzer ausſtieß, gerieten ſeine Freunde über dies Schweigen in Beſorgnis und drangen mit Gewalt ins Gemach. Alle Vorſtellungen, die man ihm machte, waren vergeblich, nur als der Wahrſager Ariſtander ihn an den Traum, den er von Kleitos gehabt hatte und an die Vorbedeutung beim Opfer erinnerte und dabei zu verſtehen gab, daß dies ſchon lange ſo verhängt geweſen ſei, ſchien er etwas nachzugeben. Man führte daher den Philoſophen Kalliſthenes, einen vertrauten Freund des Ariſtoteles, und den Anaxarchos von Abdera bei ihm ein. Erſterer behandelte ihn nach moraliſchen Gründen auf eine ſanfte Art und ſuchte, ohne ihm wehe zu thun, an ſeinen Schmerz zu kommen. Anaxarchos hingegen, der gleich anfangs in der Philoſophie ſeinen eigenen Weg gegangen und dafür allgemein bekannt war, daß er von allen ſeinesgleichen geringſchätzig und verächtlich dachte, rief, als er hereintrat, mit lauter Stimme: „Das iſt alſo Alexander, auf den jetzt die ganze Welt blickt! Da liegt er weinend wie ein Sklave und zittert vor dem Geſetze und Tadel der Menſchen, für die er doch ſelbſt ein Geſetz und Regel des Rechts ſein muß, wenn er anders geſiegt hat, um zu herrſchen und zu regieren, nicht aber um ſich unter das Joch kindiſcher Meinungen zu ſchmiegen. „Weißt du nicht," ſagte er, „daß Jupiter die Dike und Themis deswegen zu Beiſitzerinnen hat, damit alles, was vom Herrſcher gethan wird, recht und erlaubt ſein möge?"

Durch dieſe und ähnliche Vorſtellungen erleichterte nun zwar Anaxarchos den Schmerz des Königs, auf der andern Seite aber machte er deſſen Charakter viel trotziger und ungerechter. Zugleich aber ſetzte er ſich bei ihm in außerordentliche Gunſt und verleidete ihm den Umgang des Kalliſthenes, der wegen ſeiner Strenge ohnehin nicht wohl angeſchrieben war. Einſt wurde, ſo erzählt man, über Tafel von den Jahreszeiten und der Temperatur der Luft geſprochen, und Kalliſthenes erklärte ſich für die Meinung derer, welche behaupteten, daß das Klima dieſer Gegenden weit kälter und rauher ſei als in Griechenland. Da nun Anaxarchos hartnäckig auf dem Gegenteile beſtand, ſagte Kalliſthenes: „Aber du mußt doch zugeben, daß es hier weit kälter iſt als dort. Denn in Griechenland gingſt du den ganzen Winter durch nur in einem dünnen Mantel, hier aber liegſt du mit drei Matratzen bedeckt." Dadurch fand ſich Anaxarchos ſehr beleidigt.

53. Auch die anderen Sophiſten und Schmeichler machte ſich Kalliſthenes zu Feinden, weil er von den Jüngeren wegen ſeiner Beredſamkeit ſehr geſchätzt wurde und den Älteren nicht weniger wegen ſeiner Lebensart gefiel, die ganz regelmäßig, anſtändig und genügſam war und der angegebenen Urſache ſeiner Reiſe zur Beſtätigung diente; denn er hatte ſich bloß in der rühmlichen Abſicht zu Alexander nach Aſien begeben, um die Wiederherſtellung ſeiner Vaterſtadt[77] zu bewirken und ſeine Mitbürger dahin zurückzuführen. Bei dem Neide, den ihm ſein Ruhm zuzog, gab er freilich auch ſelbſt den Verleumdern manche Blößen, indem er die Einladung zur königlichen Tafel oft ausſchlug und, wenn er einmal kam, durch Ernſt und Stillſchweigen ſein Mißfallen an dem, was dort vorging, deutlich zu erkennen gab. Daher ſagte Alexander von ihm:

Den Weiſen haß ich, der ſich ſelbſt nicht weiſe iſt![78]

Einſt wurde, ſo erzählt man, als viele zur Tafel geladen waren, dem Kalliſthenes aufgegeben, beim Trunke eine Lobrede auf die Makedonier zu halten, und über dieſe Materie verbreitete er ſich mit einer ſo fließenden Beredſamkeit, daß alle Anweſenden aufſtanden, ihm Beifall klatſchten und ihre Kränze auf ihn warfen. Als er fertig war, ſagte Alexander zu ihm: „Eine ſchöne Aufgabe ſchön auszuführen, iſt nach Euripides' Ausſpruch eben nichts ſchweres. Aber wenn du einen Beweis von deiner Fertigkeit geben willſt, ſo halte nun auch eine Klagerede gegen die Makedonier, damit ſie ihre Fehler kennen lernen und beſſer werden." So ſtimmte nun der Mann einen ganz entgegengeſetzten Ton an, ſprach mit dreiſter Freimütigkeit über die Makedonier und zeigte, daß die Uneinigkeit der Griechen die einzige Urſache von der Größe und Macht des Philippos geweſen wäre, wobei er noch den Vers anführte:

Immer gelanget im Zwieſpalt der Ärgſte zu Würden und Ehren.

Dadurch zog er ſich aber bei den Makedoniern einen bittern und ſchweren Haß zu, und Alexander ſelbſt ſagte, Kalliſthenes habe nicht ſowohl einen Beweis von ſeiner Beredſamkeit, als von ſeiner feindſeligen Geſinnung gegen die Makedonier gegeben.

54. Dieſe Geſchichte hat, wie Hermippos[79] berichtet, Stroibos, des Kalliſthenes Vorleſer, dem Ariſtoteles erzählt; und Kalliſthenes ſoll, da er die Ungnade des Königs bemerkte, beim Weggehen zwei- oder dreimal zu ihm geſagt haben:

Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging.[80]

Daher ſcheint auch Ariſtoteles eben nicht Unrecht zu haben, wenn er ſagte, Kalliſthenes ſei zwar ein großer und mächtiger Redner geweſen, habe aber keinen Verſtand gehabt. Dadurch, daß er die Anbetung auf eine nachdrückliche, der Philoſophie würdige Art ablehnte und allein ſich unterſtand, das laut zu ſagen, worüber die vornehmſten und älteſten unter den Makedoniern nur insgeheim murrten, hat er freilich die Griechen einer großen und Alexander einer noch größeren Schande überhoben, inſofern er die Anbetung hintertrieb, aber ſich ſelbſt hat er ins Verderben geſtürzt, weil es den Anſchein hatte, als ob er den König mehr mit Gewalt zwingen, als durch Gründe überreden wollte.

Nach der Erzählung des Chares von Mytilene reichte Alexander bei einem Gaſtmahle die Opferſchale, woraus er ſelbſt getrunken hatte, einem ſeiner Freunde. Dieſer nahm ſie an und ging zu einem Altare; nachdem er getrunken hatte, verrichtete er die Anbetung, küßte dann

---

[76] Euripides, Andromache S. 693 ff., wo ſich Peleus mit dieſen Worten über die Atriden beklagt, die allen Ruhm vom trojaniſchen Kriege für ſich allein in Anſpruch nähmen. Es heißt dann weiter:

Wenn Siegeszeichen über den Feind das Heer aufſtellt,
Schreibt man die That nicht denen zu, die ſie vollbracht,
Der Feldherr vielmehr hat allein den Ruhm davon.
Er ſchwang den Speer als ein Mann unter Tauſenden,
That nicht mehr als ein andrer, und hat doch mehr Ruhm.

[77] Er war nämlich aus Olynthos auf der Halbinſel Chalkidike, das Philipp zerſtört hatte.

[78] Ein Vers aus einem verlorenen Stück des Euripides.

[79] Hermippos, ein Schüler des Kallimachus, aus Smyrna gebürtig, hat unter mehreren hiſtoriſchen Werken, die alle verloren gegangen ſind, auch das Leben des Ariſtoteles geſchrieben.

[80] Ilias 21, 107.

Alexander während der Tafel und ſetzte ſich wieder an ſeinen Platz. Dies thaten alle nach der Reihe, und zuletzt nahm auch Kalliſthenes die Schale; aber weil der König eben, ohne darauf acht zu haben, ſich mit Hephäſtion unterredete, trank er bloß und ging hin, um ihn zu küſſen. Allein Demetrios, mit dem Zunamen Pheidon, rief laut: „Küſſe ihn doch nicht, o König! Er iſt der einzige, der vor dir nicht angebetet hat." Alexander wich alſo dem Kuſſe aus, und Kalliſthenes ſagte, ſo laut er konnte: „Nun, ſo muß ich um einen Kuß ärmer weggehen."

55. Bei dieſem immer zunehmenden Widerwillen des Königs fand nun erſt Hephäſtion leicht Glauben, als er ihm hinterbrachte, Kalliſthenes habe ihm zugeſagt, die Anbetung zu verrichten, aber ſein Verſprechen nicht gehalten. Dann kamen auch noch Lyſimachos und Agnon dazu und meldeten, der Sophiſt gehe mit ſtolzer Miene herum, als wenn er auf einmal der Tyrannei ein Ende gemacht hätte; auch hielten ſich die jungen Leute zu ihm und verehrten ihn als einen Mann, der unter ſo viel tauſenden allein frei ſei. Als daher die von Hermolaos gegen Alexander angeſtiftete Verſchwörung entdeckt wurde, wurde das Angeben ſeiner Verleumder deſto wahrſcheinlicher gefunden, daß er dieſem auf ſeine Frage, wie einer der berühmteſte Mann werden könnte, geantwortet habe: „Er muß nur den berühmteſten Mann umbringen." Ja, um den Hermolaos zu dieſer That anzureizen, habe er ihn ermahnt, er ſolle ſich doch nicht vor dem goldenen Bette fürchten, ſondern bedenken, daß er ſich einem Manne nähere, der ſo gut wie andere den Krankheiten und Wunden ausgeſetzt ſei.

Bei alledem hat kein Mitverſchworener des Hermolaos ſelbſt unter den größten Martern das geringſte gegen Kalliſthenes ausgeſagt. Ja, Alexander ſelbſt ſchrieb ſogleich an Krateros, Attalos und Alketas, die Knaben geſtänden auf der Folter, ſie hätten dies für ſich allein unternommen, und niemand wüßte mit darum. Nachher aber mißt er in einem Briefe an Antipater auch dem Kalliſthenes einige Schuld bei. „Die Knaben," ſagte er, „ſind von den Makedoniern geſteinigt worden; aber den Sophiſten will ich ſelbſt beſtrafen, ſowie die, welche ihn abgeſchickt haben, und die mir nachſtellenden Feinde in ihre Städte aufnehmen." Mit dieſen Worten gab er ganz deutlich ſeine Geſinnung gegen Ariſtoteles zu erkennen. Denn Kalliſthenes war ein Sohn der Hero, einer Geſchwiſtertochter des Ariſtoteles, und von ihm der Verwandtſchaft wegen auferzogen worden.

Was den Tod des Mannes betrifft, ſo hat ihn nach einigen Alexander aufhängen laſſen, nach anderen iſt er im Gefängniſſe an einer Krankheit geſtorben. Wie Chares erzählt, wurde er nach ſeiner Verhaftung ſieben Monate lang eingeſperrt, um in Gegenwart des Ariſtoteles im großen Rate gerichtet zu werden, aber in den Tagen, da Alexander bei den Malliern und Oxydrakern verwundet wurde, ſtarb er in Indien vor Fettigkeit und an der Läuſeſucht. Doch dies geſchah erſt ſpäterhin.

56. Der Korinther Demaratos ließ ſich noch im hohen Alter einfallen, zu Alexander tief in Aſien hineinzureiſen, und als er ihn zu Geſicht bekam, rief er, alle Griechen, welche geſtorben wären, ehe ſie Alexander auf Darius Thron konnten ſitzen ſehen, hätten doch ein großes Vergnügen entbehren müſſen.[81] Indes genoß er die Gnade des Königs nicht lange. Er ſtarb an Altersſchwäche, erhielt aber ein prächtiges Leichenbegängnis, und das Heer führte zu ſeinem Andenken einen Grabhügel auf, der von ungeheurem Umfange und nicht weniger als achtzig Ellen hoch war. Seine Gebeine ließ Alexander auf einem prächtig geſchmückten vierſpännigen Wagen nach dem Meere zurückführen.

57. Als er jetzt in Indien eindringen wollte und bemerkte, daß ſein Heer mit zu viel Beute beladen und deshalb in ſeinen Bewegungen ſehr ſchwerfällig war, ſteckte er mit Anbruch des Tages ſeine und die ſeinen Freunden gehörigen Wagen, die alle ſchon bepackt waren, in Brand und befahl dann, auch unter die Wagen der übrigen Makedonier Feuer zu legen. Es zeigte ſich, daß ein ſolcher Entſchluß ſchwieriger und gefährlicher war, als die That und Ausführung ſelbſt. Denn nur wenige machte er dadurch unwillig; die meiſten erhoben aus Begeiſterung ein lautes Freudengeſchrei, teilten die nötigen Bedürfniſſe denjenigen mit, die daran Mangel hatten, und verbrannten oder zerſtörten auf andere Art alle überflüſſigen Dinge, wodurch denn der König mit neuem Mute erfüllt und in ſeinem Vorhaben beſtärkt wurde. Jetzt war er aber auch in Beſtrafung der begangenen Fehler furchtbar und unerbittlich. So ließ er den Menander, einen der Hetären, den er zum Kommandanten eines Schloſſes ernannt hatte, auf der Stelle hinrichten, weil er ſich weigerte zurückzubleiben, und von den abtrünnigen Barbaren erſchoß er den Orſodates mit eigener Hand.

Um dieſelbe Zeit wurde von einem Schafe ein Lamm zur Welt gebracht, welches um den Kopf die Figur und Farbe einer Tiara[82] hatte. Dieſes Ereignis erregte bei dem Könige einen ſolchen Abſcheu, daß er ſich von den Babyloniern, die er nach Gewohnheit zu dieſer Abſicht mit herumführte, durch Opfer reinigen ließ. Dabei erklärte er ſeinen Freunden, ihm ſei nicht ſowohl um ſeinetwillen als um ihretwillen bange, daß die Gottheit nach ſeinem Tode die höchſte Gewalt einem ſchlechten und kraftloſen Menſchen zuwenden möchte. Doch ſtillte bald ein anderes glücklicheres Zeichen dieſe ſeine Bekümmernis. Der Aufſeher des Tiſchgeräts, ein Makedonier namens Proxenos, ſtieß, als als er am Fluſſe Oxos[83] einen Platz für das königliche Zelt umgrub, auf eine Quelle von einer fettigen ölartigen Feuchtigkeit. Als man das oberſte abgeſchöpft hatte, quoll ein reines helles Öl hervor, das weder an Geruch noch an Geſchmack vom wirklichen Öl verſchieden war, auch ihm an Fettigkeit und Durchſichtigkeit nicht im geringſten nachſtand, ob es gleich im ganzen Lande keine Ölbäume gab. Daß Alexander darüber eine große Freude hatte, iſt aus einem Briefe an Antipater zu erſehen, worin er dieſes Ereignis unter die wichtigſten Vorbedeutungen zählte, die ihm die Götter je gegeben hätten. Die Wahrſager erklärten es für ein Zeichen eines zwar ruhmvollen, aber ſehr beſchwerlichen und mühſeligen Feldzuges, weil das Öl den Menſchen von den Göttern als eine Hilfe und Linderung bei ſchweren Arbeiten verliehen wäre.

58. Auf dieſem Zuge nun war er in den Schlachten großen Gefahren ausgeſetzt und trug noch einige ſchwere Wunden davon; aber den größten Verluſt bei ſeinem Heere bewirkte teils der Mangel an Lebensmitteln, teils die ungeſunde Beſchaffenheit des Klimas. Er ſelbſt ſuchte immer das Glück durch Kühnheit und die Macht durch Tapferkeit zu überwinden und glaubte, daß nichts in der Welt für den herzhaften Mann unbezwinglich und für den feigherzigen nichts feſt und ſicher genug ſei. So erzählt man, daß er bei der Belagerung des ſteilen und unzugänglichen Felſen des Siſimethres, als ſeine Soldaten ganz mutlos waren, den Oxyartes[84] gefragt habe, was Siſimethres hinſichtlich des Mutes für ein Mann wäre. Auf die Antwort des Oxyartes, er ſei der feigſte und verzagteſte Menſch, verſetzte er: „Damit ſagſt du, daß wir den Felſen leicht erobern werden, weil das Haupt desſelben nicht feſt iſt." Wirklich wußte er auch den Siſimethres ſo in Furcht zu ſetzen, daß das Bergſchloß ihm bald in die Hände fiel. Als er ein anderes ähnliches Schloß durch die jüngeren Makedonier beſtürmen ließ, wendete er ſich an einen derſelben, der Alexander hieß. „Schon um deines Namens willen," ſagte er, „mußt du dich brav und tapfer halten." Der Jüngling aber fiel nach einem ruhmvollen Kampfe, und dies that dem Könige ſehr leid.

Bei einem Schloſſe, welches Nyſa hieß, ſcheuten ſich die Makedonier anzurücken, weil ein tiefer Strom daneben hinfloß. Er blieb alſo am Ufer ſtehen. „Ich Thor," rief er, „warum habe ich denn nicht ſchwimmen gelernt" — und ſo wollte er mit dem Schild in der Hand über den Fluß ſetzen. Als er dem Streite ein Ende gemacht hatte, erſchienen von den belagerten Städten Abgeordnete, um Frieden zu bitten, welche erſt bei Erblickung des Königs, der in ſeinen Waffen ohne allen Prunk daſtand, in Beſtürzung gerieten. Allein nun ließ er ein Kiſſen bringen und befahl dem älteſten unter ihnen, der Akuphis hieß, ſich darauf zu ſetzen. Voll Bewunderung über die Leutſeligkeit und herablaſſende Güte des Königs, fragte ihn Akuphis, was er wolle, daß ſie thun ſollten, um ſeine Freunde zu werden. Alexander antwortete: „Sie ſollen dich zu ihrem Regenten erwählen, uns aber hundert der beſten Männer zu Geiſeln ſchicken." — „Nein, mein König," verſetzte jener lachend, „ich werde beſſer regieren, wenn ich dir ſtatt der beſten die ſchlechteſten zuſchicke."

59. Taxiles beſaß, wie man erzählt, in Indien ein Stück Land, das an Größe Ägypten nichts nachgab und dabei an Viehweide und herrlichen Früchten ſehr ergiebig war. Er ſelbſt galt für einen weiſen, verſtändigen Mann und empfing Alexander mit folgender Anrede: „Wozu ſollen wir, Alexander, miteinander Krieg führen und ſtreiten, da du nicht gekommen biſt, um uns das Waſſer und die nötigen Lebensbedürfniſſe zu nehmen, für die verſtändige Menſchen allein kämpfen müſſen? Mit den anderen ſogenannten Gütern und Reichtümern will ich dir gern, inſofern ich dir überlegen bin, Gutes erweiſen; muß ich dir aber nachſtehen, ſo weigere ich mich nicht, die Wohlthaten, die du mir erzeigen willſt, mit Dank anzunehmen." Über dieſe Anrede erfreut, reichte ihm Alexander die Hand. „Denkſt du etwa," ſagte er, „daß unſere Zuſammenkunft dieſer ſchönen und freundſchaftlichen Reden wegen ohne allen Streit abgehen werde? Nein, das wird dir nichts helfen. Ich werde mit dir im Wohlthun kämpfen und wetteifern, daß du mich an Edelmut nicht übertreffeſt." Er erhielt nun viele Geſchenke, gab ihm aber noch weit mehr und ſchickte ihm zuletzt noch tauſend Talente zu. Durch dieſe Freigebigkeit machte er zwar ſeine Freunde ſehr unwillig, gewann aber auf der andern Seite die Liebe und Zuneigung vieler Barbaren.

Die tapferſten und ſtreitbarſten unter den Indiern waren die Söldner, welche von einer Stadt zur andern zogen, jede auf das nachdrücklichſte verteidigten und dadurch Alexander großen Schaden zufügten. Mit dieſen ſchloß er in einer Stadt einen Vergleich und bewilligte ihnen freien Abzug, ließ ſie dann aber unterwegs überfallen und ſämtlich niederhauen. Dies hängt ſeinen Kriegsthaten wie ein Schandfleck an, indem er ſonſt immer den Krieg auf eine rechtmäßige und Königen geziemende Weiſe zu führen pflegte. Nicht weniger Verdruß machten ihm auch die Philoſophen der Indier, welche die zu ihm übertretenden Könige beſchimpften und die freien Völkerſchaften aufwiegelten, daher ließ er auch viele derſelben aufknüpfen.

---

[81] Plutarch vergißt hier, daß er den Demaratus das nämliche ſchon einmal hat ſagen laſſen, als dieſer in Suſa Alexander auf Darius' Throne ſitzen ſah. S. oben K. 37.

[82] Oder des Hauptſchmucks, den die aſiatiſchen Könige zum Zeichen ihrer Würde zu tragen pflegten.

[83] Der Fluß Oxos, ſechs bis ſieben Stadien breit, trennte die beiden Provinzen Baktriana und Sogdiana und fiel, nach der Meinung der Alten, nördlich von Hyrkanien in das kaſpiſche Meer. Man weiß aber heutiges Tages, daß er nicht in dieſes Meer fällt, ſondern ſich in den See Aral ergießt, der den Alten unbekannt war. Der Oxos heißt gegenwärtig Abi Amu.

[84] Den Vater der Roxane, ſeinen Schwiegervater, der ſich ihm kurz vor dem Feldzuge nach Indien ergeben hatte.

60. Die Begebenheiten mit Poros hat er ſelbſt in ſeinen Briefen beſchrieben. Die beiden Armeen waren, wie er ſagt, durch den Fluß Hydaspes[85] getrennt. Poros ſtellte daher ſeine Elefanten gegen den Fluß auf und hatte immer auf den Übergang acht; er aber (Alexander) ließ alle Tage im Lager einen großen Lärm und Getümmel machen, um die Barbaren zu gewöhnen, daß ſie ſich davor nicht fürchteten. Dann rückte er während einer ſtürmiſchen und finſtern Nacht mit einem Teile des Fußvolks und den Kern der Reiterei in einiger Entfernung von den Feinden vor und ſetzte über den Fluß bis an eine nicht gar große Inſel. Hier fiel ein heftiger Platzregen mit Sturmwind und Blitzen verbunden, die an vielen Orten ins Lager ſchlugen; aber obwohl er ſah, daß einige Soldaten von den Blitzen getötet und verbrannt wurden, brach er von der Inſel wieder auf und ſuchte das gegenüberliegende Ufer zu gewinnen. Indes hatte der Hydaspes, der von den Regengüſſen angeſchwollen war und reißend ſtrömte, das Ufer auf eine weite Strecke durchbrochen, ſo daß ein großer Teil des Waſſers ſich dorthin ergoß. Er gewann zwar den mittleren Platz, konnte aber nicht feſten Fuß faſſen, weil man auf dem ganz durchnäßten Boden nicht auftreten konnte. In dieſer Lage ſoll er geſagt haben: „O ihr Athener, ſolltet ihr wohl glauben, welchen großen Gefahren ich mich unterziehe, um von euch geprieſen zu werden?" Nach ſeiner eigenen Erzählung ließen ſie hier die Flöße zurück und wateten mit den Waffen in der Hand durch den ausgebrochenen Arm des Fluſſes, wobei ihnen das Waſſer bis an die Bruſt ging.

Nachdem er glücklich hinübergekommen war, zog er mit der Reiterei zwanzig Stadien vor dem Fußvolk voraus, in der Berechnung, daß, wenn ihn die Feinde bloß mit der Reiterei angriffen, er ſie leicht über den Haufen werfen könne, wenn ſie aber das Fußvolk in Bewegung ſetzten, das ſeinige auch noch zeitig genug zu ihm ſtoßen werde. Von den beiden Fällen trat der erſte ein. Er ſchlug die tauſend Mann Reiter und die ſechzig Wagen, die gegen ihn anrückten, in die Flucht, bemächtigte ſich ſämtlicher Wagen und erlegte von den Reitern vierhundert Mann. Daraus ſchloß denn nun Poros, daß Alexander ſelbſt über den Fluß gegangen ſei, und zog ihm mit ſeiner ganzen Macht entgegen, bis auf eine Abteilung, welche er zurückließ, um ſich dem Übergange der Makedonier zu widerſetzen. Alexander, dem vor den Elefanten und der Menge der Feinde doch etwas bange war, brach auf dem linken Flügel unter ſie ein, und dem Koinos befahl er, mit dem rechten anzugreifen. Die Feinde wurden auf beiden Seiten geworfen und zogen ſich immer zu den Elefanten zurück, wo ſich die, welche zum Weichen gebracht waren, wieder ſammelten. Daher kam es hier noch zu einem hitzigen Gefechte, ſo daß die Feinde ſich erſt um die achte Stunde völlig auf die Flucht begaben. So viel meldet derjenige ſelbſt in ſeinen Briefen, der dieſe Schlacht geliefert und gewonnen hat.

Die meiſten Geſchichtſchreiber ſtimmen darin überein, daß Poros vier Ellen und eine Spanne groß geweſen ſei und bei der Größe und Dicke ſeines Körpers mit dem Elefanten, auf welchem er ſaß, in ziemlich gleichem Verhältnis geſtanden habe, wie ſonſt ein Reiter zu ſeinem Pferde, wiewohl es der größte Elefant von allen war. Dieſer bewies auch einen bewunderungswürdigen Verſtand und eine ungemeine Sorgfalt für den König. So lange dieſer bei Kräften war, wehrte er ſich mit Wut gegen die auf ihn andringenden Feinde und trat viele zu Boden; als er aber merkte, daß der König von vier Pfeilen getroffen und durch die Wunden entkräftet war, ließ er ſich gemächlich auf die Knie nieder und zog ihm mit dem Rüſſel einen Pfeil nach dem andern aus dem Körper.

Alexander fragte den Poros, der in die Gefangenſchaft geraten war, wie er ihn behandeln ſollte. Dieſer antwortete: „königlich"; und da ihn Alexander nochmals fragte, ob er ſonſt weiter nichts verlange, verſetzte er: „In dem Worte königlich iſt alles begriffen." Alexander ließ ihm alſo nicht nur unter dem Namen eines Satrapen das ganze Gebiet, welches er bisher beherrſcht hatte, ſondern fügte auch noch einen großen Strich Landes nebſt den bezwungenen unabhängigen Indiern hinzu, worin ſich fünfzehn Völkerſchaften, fünftauſend beträchtliche Städte und ſehr viele Dörfer ſollen befunden haben. Außerdem eroberte er noch ein anderes dreimal ſo großes Land, worüber er den Philippos, einen der Hetären, zum Satrapen ernannte.

61. In dieſer Schlacht mit Poros kam auch der Bukephalos ums Leben, doch nicht ſogleich, ſondern, wie die meiſten ſagen, einige Zeit nachher, während der Kur der empfangenen Wunden. Oneſikritos aber ſagt, er ſei vor Alter und Entkräftung geſtorben, da er dreißig Jahre alt geworden war. Alexander wurde dadurch ſehr gerührt und grämte ſich um das Pferd ebenſoſehr, als wenn er den vertrauteſten Freund verloren hätte. Zum Andenken desſelben erbaute er am Fluſſe Hydaspes eine Stadt, die er Bukephala nannte. Ebenſo ſoll er auch bei dem Verluſte eines geliebten Hundes, Perita genannt, den er ſelbſt aufgezogen hatte, eine Stadt gleichen Namens erbaut haben.

62. Dieſer Kampf mit Poros hatte indes die Hitze der Makedonier um vieles vermindert und benahm ihnen alle Luſt, in Indien weiter vorzurücken. Da es ihnen ſchon ſo viele Mühe gekoſtet hatte, einen Feind zu überwältigen, der nicht mehr als zwanzigtauſend Mann Fußvolk und zweitauſend Reiter gegen ſie aufſtellen konnte, ſo widerſetzten ſie ſich jetzt Alexandern auf das ſtandhafteſte, der mit aller Gewalt auch noch über den Ganges gehen wollte, einen Fluß, von dem ſie hörten, daß er zweiunddreißig Stadien breit, hundert Klaftern tief und das jenſeitige Ufer mit Waffen, Pferden und Elefanten ganz bedeckt ſei. Denn es verbreitete ſich das Gerücht, daß die Könige der Gandariten und Präſier mit achtzigtauſend Reitern, zweihunderttauſend Mann Fußvolk, achttauſend Wagen und ſechstauſend Elefanten zu ihrem Empfange bereit ſtünden. Dies war auch in der That keine bloße Prahlerei. Denn Androkottos, der bald darauf König wurde, ſchenkte dem Seleukos fünfhundert Elefanten und machte ſich mit einem Heere von ſechshunderttauſend Mann ganz Indien unterwürfig.

Anfangs lag Alexander vor Zorn und Mißmut in ſeinem Zelte eingeſchloſſen. Alle bisherigen Thaten hatten in ſeinen Augen nicht den geringſten Wert, wenn er nicht auch über den Ganges gehen ſollte, und er betrachtete den Rückzug als ein öffentliches Geſtändnis ſeiner Schwäche und Niederlage. Da aber ſeine Freunde ihm darüber Vorſtellungen machten, auch die Soldaten mit Heulen und Schreien vor die Thür kamen und flehentlich baten, da ließ er ſich endlich erweichen und traf Anſtalten zum Rückzuge, wobei er ſich noch aus Ruhmſucht allerhand betrügeriſche und ſophiſtiſche Kunſtgriffe erlaubte. Er ließ nämlich Waffen, Pferdekrippen und Zäume von ungewöhnlicher Größe und Schwere anfertigen und ſie, ehe er aufbrach, in der Gegend herumſtreuen. Auch errichtete er Altäre für die Götter, zu welchen noch bis jetzt die Könige der Präſier über den Ganges herüberkommen, um ſie zu verehren und griechiſche Opfer darauf zu bringen. Androkottos hatte als Jüngling den Alexander ſelbſt geſehen und ſoll nachher oft geſagt haben, es würde Alexander leicht geweſen ſein, ſich auch dieſer Länder zu bemächtigen, weil der König wegen ſeiner Bosheit und niedrigen Geburt allgemein verhaßt und verachtet geweſen ſei.

63. Nun nahm ſich Alexander vor, das äußere Meer noch zu beſehen und ließ zu dem Zwecke eine Menge Ruderfahrzeuge und Flöße erbauen, mit welchen er ganz langſam die Flüſſe hinabfuhr. Doch war dieſe Fahrt nicht unthätig noch ohne kriegeriſche Unternehmungen; denn er ging öfters ans Land, beſtürmte die ihm vorkommenden Städte und unterwarf ſich alles. Allein bei den ſogenannten Mallern, die unter allen Indiern die ſtreitbarſten geweſen ſein ſollen, wäre er beinahe ums Leben gekommen. Er hatte nämlich durch Geſchoſſe die Feinde von der Mauer vertrieben und war auf einer angeſetzten Leiter zuerſt hinaufgeſtiegen. Die Leiter zerbrach aber, und da er mit ſeinen wenigen Begleitern den Schüſſen der unten an der Mauer ſtehenden Barbaren ausgeſetzt war, nahm er ſich zuſammen und ſprang mitten unter die Feinde hinab, wobei er glücklicherweiſe auf die Füße zu ſtehen kam. Wegen der flatternden Bewegung der Waffen kam es den Barbaren vor, als ob eine glänzende Erſcheinung vor ſeinem Körper herginge; daher flohen ſie erſt erſchrocken davon und zerſtreuten ſich. Als ſie aber nicht mehr als zwei Schildträger bei ihm ſahen, liefen ſie wieder herzu, griffen ihn mit Schwertern und Spießen an und brachten ihm trotz tapferer Gegenwehr mehrere Wunden bei. Einer aber, der etwas von fern ſtand, drückte einen Pfeil mit ſolcher Gewalt auf ihn ab, daß er durch den Harniſch drang und in dem Bruſtknochen ſtecken blieb. Auf dieſen Schuß wich Alexander etwas auf die Seite und krümmte ſich, zugleich ſprang der Schütze herbei und zückte gegen ihn einen barbariſchen Säbel. Peukeſtas und Limnaios ſtellten ſich zwar noch vor ihren König, aber beide wurden verwundet. Letzterer blieb auf der Stelle, Peukeſtas hielt ſich jedoch noch aufrecht, und den Barbaren erlegte Alexander ſelbſt. Da er aber ſchon viele Wunden bekommen hatte und zuletzt noch mit einer Keule an den Hals getroffen wurde, lehnte er ſich mit dem Rücken an die Mauer, ſo daß er das Geſicht den Feinden zukehrte. In dieſem Augenblicke ſtürzten die Makedonier zu ſeiner Rettung herzu, riſſen ihn weg und trugen den Beſinnungsloſen in ſein Zelt. In dem ganzen Lager verbreitete ſich ſchon das Gerücht, daß er tot ſei.

Als man den Pfeil, der nur von Holz war, mit vieler Mühe abgeſägt und ihm dann endlich den Harniſch abgenommen hatte, ſchritt man zur Ausſchneidung der tief in einem Knochen ſteckenden Spitze, die drei Finger breit und vier Finger lang geweſen ſein ſoll. Daher fiel er bei der Operation in eine dem Tode nahe kommende Ohnmacht, ſobald aber die Spitze herausgenommen war, kam er wieder zu ſich ſelbſt und entging aller Gefahr, wiewohl er ſehr ſchwach war und ſich einer langen Kur und Diät unterwerfen mußte. Als er aber hörte, daß die Makedonier aus Begierde ihn zu ſehen vor ſeinem Zelte ein großes Getümmel erregten, kam er, in einen Mantel gehüllt, heraus und brachte den Göttern Dankopfer. Darauf ſetzte er ſeinen Zug fort und unterwarf ſich unterwegs einen großen Strich Land nebſt vielen anſehnlichen Städten.

---

[85] Hydaspes iſt der erſte der fünf Flüſſe, die von Oſten her dem Indus zuſtrömen, von denen der durch ſie bewäſſerte Strich jetzt Pendſchab genannt wird. (Perſiſches Wort: pendsch-âb, fünf Waſſer, Land der fünf Flüſſe.)

64. Von den Gymnoſophiſten,[86] die den Sabbas vorzüglich zum Abfall verleitet und den Makedoniern den größten Schaden zugezogen hatten, bekam er zehn gefangen, und da ſie für Leute galten, die in kurzen witzigen Antworten ſehr geübt waren, legte er ihnen allerhand verfängliche Fragen vor, mit dem Bedeuten, daß er den, der eine unrichtige Antwort erteilte, zuerſt, und dann alle nach der Reihe werde umbringen laſſen; den älteſten unter ihnen machte er zum Richter. Der erſte wurde alſo gefragt, ob der Lebenden oder der Toten mehr ſeien. Er antwortete: „Der Lebenden, denn die Toten ſind ja nicht mehr.“ Der zweite ſollte ſagen, ob das Land oder das Meer größere Tiere ernähre. „Das Land,“ ſagte er, „denn von dieſem iſt das Meer nur ein Teil.“ Der dritte, welches das ſchlauſte Tier wäre. Er antwortete: „Dasjenige, welches der Menſch bis jetzt noch nicht hat kennen lernen.“ Der vierte bekam die Frage, aus welchem Grunde ſie den Sabbas zum Abfall bewogen hätten. Seine Antwort war: „Damit er entweder rühmlich leben oder ſchimpflich ſterben ſollte.“ Der fünfte gab auf die Frage, ob er glaube, daß der Tag oder die Nacht eher geweſen ſei, zur Antwort: „Der Tag iſt um einen Tag eher geweſen, als die Nacht,“ und da Alexander dies befremdete, ſetzte er hinzu: „Auf verfängliche Fragen gehören verfängliche Antworten.“ Der König wendete ſich nun an den ſechſten und fragte ihn, wie ſich einer am meiſten beliebt machen könne. „Wenn er,“ war die Antwort, „bei der größten Macht nicht furchtbar iſt.“ Von den übrigen gab der eine auf die Frage, wie einer aus einem Menſchen zum Gott werden könne, die Antwort: „Wenn er etwas thut, was einem Menſchen zu thun unmöglich iſt.“ Der andere wurde gefragt, was von beiden ſtärker ſei, das Leben oder der Tod. „Das Leben,“ ſagte er, „das ſo viele Übel erträgt.“ An den letzten kam die Frage, wie lange es für den Menſchen ratſam ſei zu leben. Seine Antwort war: „So lange er nicht das Sterben für beſſer hält als das Leben.“ Nunmehr wendete ſich der König an den Richter und befahl ihm ſein Urteil zu ſagen. Auf ſeine Erklärung, daß immer einer ſchlechter geantwortet habe, als der andere, rief jener: „Nun wegen dieſes Urteils ſollſt du zuerſt ſterben.“ Der Richter aber verſetzte: „Nicht doch, o König, ſonſt würdeſt du ja lügen, da du geſagt haſt, der ſollte zuerſt ſterben, der die ſchlechteſte Antwort geben würde.“

65. Dieſe entließ er nun reichlich beſchenkt, ſchickte aber den Oneſikritos an die berühmteſten unter den Gymnoſophiſten, die für ſich in der Stille lebten, und ließ ſie erſuchen, daß ſie zu ihm kommen möchten. Oneſikritos war ſelbſt auch ein Philoſoph, und zwar aus der Schule des Kynikers Diogenes. Kalanos befahl ihm, wie man ſagt, in einem trotzigen und übermütigen Tone, alle Kleider auszuziehen und ſeine Antworten nackt zu vernehmen; ſonſt werde er nimmermehr mit ihm ſprechen und wenn er vom Jupiter ſelbſt käme. Dandamis war weit höflicher, und nachdem er ſich vieles vom Sokrates, Pythagoras und Diogenes hatte erzählen laſſen, ſagte er, dies ſchienen ihm zwar Männer von trefflichen Geiſtesgaben zu ſein, aber ſie hätten ſich im Leben gar zu ſehr an die Geſetze gebunden. Nach andern hat Dandamis weiter nichts geſagt, als bloß dies: „Warum iſt denn Alexander einen ſo weiten Weg hierher gekommen?“

Den Kalanos beredete endlich noch Taxiles, daß er ſich zu Alexander verfügte. Sein eigentlicher Name war Sphines, aber weil er die, welche ihm begegneten, in indiſcher Sprache mit dem Ausdruck Kale begrüßte, wurde er von den Griechen Kalanus genannt. Man erzählt von ihm, daß er Alexander ein nettes Sinnbild ſeines Reiches dargeſtellt habe. Er legte nämlich eine trockene ausgedorrte Haut in die Mitte hin und trat auf das Ende derſelben. So wie ſie an der einen Seite niedergedrückt wurde, erhob ſie ſich an den andern Seiten; und um zu zeigen, daß dies überall geſchähe, ging er rund herum und trat die Haut nieder, bis er zuletzt ſich auf die Mitte ſtellte und die Haut feſthielt, worauf denn alle Teile ruhig liegen blieben. Dies Bild ſollte den König belehren, daß er beſonders den Mittelpunkt ſeiner Herrſchaft niederdrücken und nicht ſo weit herumſchweifen ſolle.

66. Dieſe langſame Fahrt auf den Flüſſen nahm eine Zeit von ſieben Monaten in Anſpruch. Als er endlich mit ſeinen Schiffen den Ozean erreichte, fuhr er nach einer Inſel hin, die von ihm ſelbſt Skilluſtis, von andern aber Pſiltukis genannt wird. Auf dieſer ſtieg er ans Land, opferte den Göttern und unterſuchte, ſo gut es möglich war, die Beſchaffenheit des Meeres und der Küſte. Nach einem feierlichen Gebete, daß kein Menſch nach ihm die Grenze ſeines Zuges überſchreiten möchte, kehrte er zurück, der Flotte aber befahl er, am Lande hinzufahren, ſo daß ſie immer die Küſten Indiens zur rechten Hand behielte, und ernannte den Nearchos zum Oberbefehlshaber und den Oneſikritos zum Oberſteuermann.

Inzwiſchen nahm er mit der Landmacht den Weg durch das Gebiet der Oreiter, geriet aber hier in die äußerſte Not und verlor eine große Menge Soldaten, ſo daß er von ſeiner Kriegsmacht nicht einmal den vierten Teil aus Indien wieder zurückbrachte, wiewohl ſie aus hundertzwanzigtauſend Mann Fußvolk und fünfzehntauſend Reitern beſtanden hatte. Aber bösartige Krankheiten, ſchlechte Lebensmittel, die brennende Hitze und namentlich der Hunger rieben den größten Teil auf, da ſie durch ein wüſtes unbebautes Land zogen, deſſen armſelige Bewohner wenige elende Schafe beſaßen, die gewöhnt waren, ſich von Seefiſchen zu nähren, und daher ein ſchlechtes übelriechendes Fleiſch hatten. Mit Mühe und Not zog Alexander innerhalb ſechzig Tagen durch dieſes Land und erreichte nun die Grenze von Gedroſien, wo er wieder an allem Überfluß bekam, weil die nächſten Satrapen und Könige dafür Sorge getragen hatten.

67. Hier ließ er das Heer von den erlittenen Mühen ſich erholen und zog dann unter feſtlichem Jubel ſieben Tage lang durch die Provinz Karmanien. Er ſelbſt wurde mit ſeinen vornehmſten Freunden langſam von acht Pferden auf einer Art von Bühne fortgezogen, die auf einem hohen, von allen Seiten ſichtbaren, viereckigen Gerüſte befeſtigt war, und ſchmauſte dabei ununterbrochen Tag und Nacht. Eine Menge Wagen, teils mit purpurnen oder buntfarbigen Teppichen, teils mit immer friſchen und grünen Baumzweigen überſchattet, führten die übrigen Freunde und Feldherren, die, mit Kränzen geſchmückt, fröhlich zechten. Da hätte man keinen Schild, keinen Helm, keine Lanze zu ſehen bekommen, ſondern die Soldaten ſchöpften an dem ganzen Wege mit Schalen, Krügen und köſtlichen Bechern aus den hingeſtellten großen Fäſſern und Miſchkrügen, und tranken einander wacker zu, einige im Marſchieren und Fortziehen, andere auf die Erde hingeſtreckt. Die ganze Gegend ertönte von einer Menge Schalmeien und Flöten, von Geſang, Saitenſpiel und den bakchiſchen Tänzen der Weiber. Dieſem verworrenen unordentlichen Aufzuge folgte zuletzt noch das übrige Poſſenſpiel der bakchiſchen Ausgelaſſenheit, als wenn der Gott ſelbſt zugegen wäre und dem Freudenfeſte mit beiwohnte.

Als er die Hauptſtadt von Gedroſien erreichte, ließ er das Heer, um Feſte zu feiern, aufs neue ausruhen. Er ſah hier, wie man erzählt, berauſcht, dem Wettſtreite der Chöre zu, wobei ſein Liebling Bagoas, der als Chorführer den Preis davontrug, in vollem Schmucke über das Theater ging und ſich neben ihn ſetzte. Als die Makedonier dies ſahen, klatſchten ſie ihm Beifall zu und ſchrieen, er ſollte ihn doch küſſen, ließen auch nicht eher nach, bis er ihn umarmte und küßte.

68. Hier kam auch Nearchos zu ihm, worüber er ſich ſehr freute. Nachdem er deſſen Erzählung von der Seereiſe angehört hatte, entſchloß er ſich, ſelbſt mit einer großen Flotte den Euphrat herabzufahren, dann um Arabien und Afrika herumzuſchiffen und durch die Säulen des Herakles in das innere Meer einzulaufen. Zu dem Ende wurden bei Thapſakos Schiffe von mancherlei Art erbaut, auch Matroſen und Steuermänner aus allen Gegenden zuſammengebracht. Allein der beſchwerliche Feldzug in die oberen Provinzen, ſeine Verwundung im Gefechte mit den Mallern und das Gerücht von dem großen Verluſte an Mannſchaft hatte bei dem allgemeinen Zweifel an ſeiner Rückkehr nicht nur die unterwürfigen Völker zum Abfall gereizt, ſondern auch den Satrapen und Feldherren zu vielen Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Frevelthaten Anlaß gegeben; überhaupt hatte ſich durchgehends ein Geiſt der Unruhe und Empörung verbreitet. Sogar hatten ſich Olympias und Kleopatra mit Antipater entzweit und die Herrſchaft unter ſich geteilt, ſo daß Olympias Epirus und Kleopatra Makedonien nahm. Auf die Nachricht davon ſagte Alexander, Olympias habe ſich doch den beſſern Teil gewählt; denn die Makedonier würden ſich nie von einem Weibe beherrſchen laſſen.

Aus dieſem Grunde ſchickte er Nearchos zur Flotte zurück, mit dem Vorſatze, alle Seeküſten mit Krieg zu überziehen; er für ſeine Perſon aber zog aus, um die ſchuldigſten Befehlshaber zu züchtigen. So ſtieß er mit eigener Hand den Oxyarthes, einen der Söhne des Abulites, mit einer Lanze nieder; und da Abulites ſelbſt ſtatt des Vorrates an Lebensmitteln, den er hätte anſchaffen ſollen, bloß dreitauſend Talente an Geld überbrachte, befahl er das Geld den Pferden vorzuſchütten, wie aber dieſe es nicht anrührten, ſagte er: Was helfen uns nun deine Vorkehrungen? und ließ ihn ſogleich ins Gefängnis werfen.

69. In Perſis teilte er zum erſtenmal das Geld unter die Frauen aus, nach der Gewohnheit der vorigen Könige, welche, ſo oft ſie zu den Perſern kamen, jeder ein Goldſtück gegeben hatten. Daher ſollen einige nicht gar oft, Ochos aber nicht ein einziges Mal nach Perſis gekommen ſein, indem er ſich aus Kargheit ſeinem Vaterlande ganz entfremdete. Als er hier das Grabmal des Kyros geöffnet und beraubt fand, ließ er den Thäter, der ſich daran vergriffen hatte, ohne Gnade hinrichten, ungeachtet es ein angeſehener Pelläer, namens Promachos, war. Bei der Gelegenheit las er die daraufſtehende Inſchrift, und gab

---

[86] Die nackten Weiſen. So nannten die Griechen wegen ihrer Lebensweiſe die Leute aus der indiſchen Prieſterkaſte, die Brahmanen.

Befehl, ſie auch in griechiſcher Sprache darunter zu ſetzen. Sie lautete ſo: „Menſch, wer du auch ſein und woher du auch kommen magſt — denn daß du kommen wirſt, weiß ich — ich bin Kyros, der den Perſern die Herrſchaft erworben hat. Mißgönne mir alſo nicht die wenige Erde, die meinen Leichnam deckt!" Dieſe Worte machten auf Alexander einen tiefen Eindruck, da ſie ihn ſo klar an die Ungewißheit und den Wechſel aller menſchlichen Dinge erinnerten.

Um dieſe Zeit verlangte Kalanos, der nicht gar lange an einem Durchfalle gelitten hatte, daß man ihm einen Scheiterhaufen errichten möge. Er begab ſich dann zu Pferde dahin, goß unter Gebeten an die Götter das Trankopfer über ſich her und warf einen Büſchel von ſeinen Haaren auf den Holzſtoß. Beim Hinaufſteigen nahm er von den anweſenden Makedoniern Abſchied und ermahnte ſie noch, ſich an dieſem Tage luſtig zu machen und mit ihrem Könige zu berauſchen — „ihn ſelbſt," ſagte er, „werde ich nach kurzer Zeit in Babylon wieder ſehen." Mit dieſen Worten legte er ſich nieder, hüllte ſich ein und blieb bei Annäherung des Feuers ſo unbeweglich, daß er dieſelbe Lage, wie er ſich niedergelegt hatte, beibehielt. Solchergeſtalt opferte er ſich ſelbſt nach alter hergebrachter Gewohnheit der Weiſen ſeines Landes. Ein gleiches that viele Jahre nachher zu Athen ein anderer Indier, der mit Cäſar Umgang hatte, und man zeigt noch bis jetzt das nach dem Indier benannte Grabmal.

70. Als Alexander vom Scheiterhaufen zurückgekommen war, lud er viele ſeiner Freunde und Feldherren zur Tafel und ſtellte einen Wettſtreit im Trinken an, wobei er einen Kranz als Preis für den Sieger ausſetzte. Ein gewiſſer Promachos trank am meiſten und brachte es bis zu vier Choen. Er erhielt alſo zum Preis einen Kranz von einem Talente, überlebte aber ſeinen Sieg nur drei Tage. Von den übrigen, die dieſer Zecherei beiwohnten, ſtarben, wie Chares meldet, noch einundvierzig, weil auf den Rauſch eine heftige Kälte folgte.

Nach ſeiner Ankunft in Suſa heiratete er die Stateira, eine Tochter des Darius, und feierte zugleich die Hochzeit ſeiner Freunde, indem er die vornehmſten Perſerinnen an die vornehmſten Befehlshaber verteilte. Auch ſtellte er für alle die Makedonier, die ſich ſchon vorher verheiratet hatten, ein herrliches gemeinſchaftliches Hochzeitsfeſt an, wobei der eingeladenen Gäſte nicht weniger als neuntauſend waren und jedem eine goldene Schale zur Darbringung der Trankopfer gegeben wurde. Außerdem bewies er noch eine außerordentliche Freigebigkeit, da er alle Schulden, die ſeine Soldaten gemacht hatten, den Gläubigern bezahlte, ein Aufwand, der ſich im ganzen auf zehntauſend weniger hundertdreißig Talente belief.

Bei der Gelegenheit gab ſich ein gewiſſer Antigenes, der nur ein Auge hatte, als einen Schuldner an und führte einen Mann an den Tiſch,[87] der ausſagen mußte, daß er ihm eine gewiſſe Summe geliehen habe. Als der Betrug entdeckt wurde, geriet der König in Zorn, jagte ihn vom Hofe weg und nahm ihm ſeine Offizierſtelle. Antigenes aber war ein ausgezeichneter und verdienter Kriegsmann. In ſeinen jüngern Jahren, da Philippos die Stadt Perinthos belagerte, war er mit einem Katapultenpfeile ins Auge getroffen worden, hatte aber den Pfeil nicht eher herausziehen laſſen, noch von ſeinem Poſten weichen wollen, bis die Feinde gänzlich zurückgeſchlagen und hinter den Mauern eingeſchloſſen waren. Dieſe Beſchimpfung that ihm alſo jetzt ſehr wehe, und er ließ deutlich merken, daß er ſich aus Betrübnis und Schwermut das Leben nehmen werde. Der König, der dieſes befürchtete, unterdrückte ſeinen Zorn und hieß ihn das Geld behalten.

71. Die dreißigtauſend Knaben, die Alexander früher zur Unterweiſung und Ausbildung zurückgelaſſen hatte, waren nun herangewachſen und zeigten ſich ihm nicht nur in einer ſchönen männlichen Geſtalt, ſondern verrieten auch in allen ihren Übungen eine große Gewandtheit und Leichtigkeit. Darüber hatte er zwar eine große Freude; allein die Makedonier gerieten in Furcht und Mißmut, weil ſie glaubten, daß er ſich nun weit weniger um ſie bekümmern werde. Als er daher die Kranken und Gebrechlichen nach dem Meere zurückſchicken wollte, erklärten ſie dies für eine Schmach und Beſchimpfung, daß er Leute, die er erſt ohne Schonung zu allem gebraucht habe, nun mit Schande ſich vom Halſe ſchaffen und dem Vaterlande und ihren Eltern in einem ganz andern Zuſtande, als er ſie bekommen, wieder aufhängen wolle. Sie verlangten daher, er ſolle ſie alle abdanken und ſämtliche Makedonier für untauglich zu fernern Dienſten erklären, da er jetzt dieſe jungen und feinen Tänzer habe, mit denen er herumziehen und den Erdkreis bezwingen könne.

Alexander wurde dadurch äußerſt aufgebracht und ſtieß im Zorne eine Menge Scheltworte gegen ſie aus; ja er ging ſo weit, daß er ſie ganz von ſich entfernte, alle Wachpoſten mit Perſern beſetzte und aus dieſen ſeine Trabanten und Diener beſtellte. Da nun die Makedonier ihren König überall mit Perſern umgeben, ſich ſelbſt aber zurückgeſetzt und beſchimpft ſahen, fühlten ſie ſich ſehr gedemütigt, und bei genauerer Überlegung fanden ſie, daß ſie ſich durch Zorn und Eiferſucht in eine Art von Raſerei hätten verſetzen laſſen. Endlich kamen ſie wieder zur Beſinnung; ohne Waffen, im bloßen Unterkleide erſchienen ſie mit Heulen und Schreien vor dem Zelte des Königs und ergaben ſich ihm, daß er mit ihnen, als ſchlechten undankbaren Leuten nach Willkür verfahren ſollte. Er ließ ſie jedoch nicht gleich vor ſich, ſo ſehr er auch ſchon dadurch erweicht war; aber ſie gingen nicht von der Stelle und harrten zwei Tage und zwei Nächte unter Heulen und Klagen vor dem Zelte aus, indem ſie ihn immerfort ihren Herrn nannten. Am dritten Tage kam er endlich heraus, und da er ſie in einem ſo kläglichen und traurigen Zuſtande erblickte, weinte er mit ihnen eine geraume Zeit. Darauf hielt er, nach einigen gelinden Verweiſen, eine liebreiche Rede an ſie und entließ die Invaliden mit anſehnlichen Geſchenken. Zugleich ſchrieb er an Antipater, daß ſie bei allen Wett- und Schauſpielen mit Kränzen geſchmückt auf den erſten Plätzen ſitzen ſollten. Den verwaiſten Kindern der Verſtorbenen wies er den Sold ihrer Väter an.

72. Hierauf begab er ſich nach Ekbatana in Medien, und als er daſelbſt die dringendſten Geſchäfte beſorgt hatte, überließ er ſich aufs neue den Schauſpielen und Luſtbarkeiten, weil eben dreitauſend Künſtler aus Griechenland eingetroffen waren. In dieſen Tagen wurde Hephäſtion von einem hitzigen Fieber befallen. Als ein junger Mann und Soldat wollte er ſich nicht an eine ſtrenge Diät binden, und während der Zeit, daß ſein Arzt Glaukos ins Schauſpiel gegangen war, ſetzte er ſich zum Frühſtück, verzehrte einen gekochten Hahn und trank dazu einen großen Becher Wein, wovon ihm ſo ſchlimm ward, daß er bald darauf ſtarb.

Bei dieſem Verluſte beging Alexander in ſeiner Betrübnis die größten Ausſchweifungen. Er gab ſogleich Befehl, allen Pferden und Maultieren die Mähnen abzuſcheren, ließ die Zinnen der Mauern von den umliegenden Städten abbrechen und den unglücklichen Arzt ans Kreuz ſchlagen. Außerdem unterſagte er Flötenſpiel und alle Muſik im Lager auf eine lange Zeit, bis vom Ammon ein Orakel ankam, welches befahl, den Hephäſtion zu ehren und ihm als Heros zu opfern. Zum Troſtmittel in ſeiner Betrübnis bediente er ſich des Krieges, und ſtellte eine Art von Menſchenjagd an, wobei er das Volk der Kuſſäer unterjochte, und alle, jung und alt, über die Klinge ſpringen ließ. Dies nannte man das Totenopfer des Hephäſtion.

Er beſtimmte nun für das Leichenbegängnis, das Grabmal und den dazu gehörigen Schmuck eine Summe von zehntauſend Talenten, und ſelbſt dieſen Aufwand gedachte er noch durch Pracht und kunſtreiche Arbeit zu übertreffen. Daher verlangte ihn jetzt unter allen Künſtlern am meiſten nach Steſikrates, von dem man ſich die größten und kühnſten Entwürfe und einen beſondern Prunk in neuen Erfindungen verſprechen konnte. Dieſer hatte ihn nämlich früher einmal in einer Unterredung verſichert, daß unter allen Bergen keiner ſo gut als der Athos in Thrakien ſich dazu ſchicke, eine menſchenähnliche Geſtalt und Figur anzunehmen; wenn er es alſo befehle, wolle er ihm aus dem Athos die dauerhafteſte und am beſten in die Augen fallende Bildſäule verfertigen, die mit der linken Hand eine Stadt von zehntauſend Einwohnern umfaſſen und mit der rechten einen anſehnlichen Waſſerſtrom ins Meer herabgießen ſolle. Damals ſchlug er dies Anerbieten aus; jetzt aber geriet er auf noch weit ſeltſamere und koſtſpieligere Einfälle und war immer damit beſchäftigt, mit den Künſtlern allerhand Pläne zu entwerfen.

73. Als Alexander hierauf den Weg nach Babylon nahm, kam Nearchos, der aus dem großen Meere wieder in den Euphrat eingelaufen war, ihm entgegen und meldete, daß einige Chaldäer mit ihm geſprochen hätten und dem Könige raten ließen, ſich ja von Babylon fernzuhalten. Er kehrte ſich aber nicht daran und ſetzte ſeinen Zug fort. Als er ſich den Mauern der Stadt näherte, ſah er viele Raben miteinander ſtreiten und kämpfen, von denen einige tot neben ihm zur Erde fielen. Bald darauf wurde ihm hinterbracht, daß Apollodoros, der Befehlshaber in Babylon, habe opfern laſſen, um das dem Könige bevorſtehende Schickſal zu erfahren. Er ließ daher gleich den Wahrſager Pythagoras rufen, und da dieſer die Sache nicht leugnete, fragte er ihn nach der Beſchaffenheit des Opfers. Auf deſſen Antwort, die Leber ſei fehlerhaft geweſen, rief er: Ei, ei, das iſt ein ſchlimmes Zeichen! that aber dem Pythagoras nichts zu Leide.

Jetzt bedauerte er ſehr, daß er dem Nearchos nicht gefolgt hatte, und hielt ſich meiſtenteils außerhalb der Stadt Babylon unter einem Zelte auf, wo er zum Zeitvertreib auf dem Euphrat herumfuhr. Aber noch immer beunruhigten ihn viele Anzeichen. So ging ein zahmer Eſel auf den größten und ſchönſten von den hier unterhaltenen Löwen los und ſchlug ihn mit den Hinterfüßen tot. Eines Tages hatte er ſich entkleidet, um ſich zu ſalben und ſpielte Ball. Als man die Kleider wieder nehmen wollte, bemerkten die jungen Leute, die mit ihm ſpielten, einen Menſchen, der ſtillſchweigend auf dem königlichen Throne ſaß und das Diadem nebſt dem königlichen Mantel angelegt hatte. Auf die Frage, wer er ſei, blieb er lange Zeit ſtumm; endlich aber beſann er ſich und ſagte aus, er heiße Dionyſios und ſei von Meſſene gebürtig, aber wegen gewiſſer Vergehungen vom Meere hierher gebracht worden; er habe lange im Gefängniſſe geſeſſen; jetzt ſei ihm Sarapis erſchienen, habe ſeine Bande gelöſt und ihn an dieſen Ort geführt, mit dem Befehl, das Kleid und das Diadem anzulegen und ſich ſtillſchweigend hinzuſetzen.

---

[87] Alexander befahl erſt, daß jeder ſeine Schulden angeben ſollte. Da aber die Soldaten befürchteten, daß eine liſtige Abſicht des Königs dahinter ſtecken möchte und deshalb die meiſten Soldaten ihre Schulden verheimlichten, ließ er mehrere Tiſche voll Gold im Lager ausſetzen und gegen Vorzeigung des Dokuments die Summen auszahlen, ohne daß die Namen der Schuldner aufgeſchrieben wurden.

74. Alexander ließ nun zwar den Menſchen, als er die Sache vernahm, nach dem Rate der Wahrſager hinrichten; aber er ward dadurch immer ängſtlicher und ebenſo hoffnungslos hinſichtlich der Götter als mißtrauiſch gegen ſeine Freunde. Am meiſten fürchtete er Antipater und deſſen Söhne, von welchen Jollas ihm als Obermundſchenk diente, Kaſſander aber erſt kürzlich angekommen war. Da letzterer einige Barbaren vor dem Könige anbeten ſah, brach er, als ein nach griechiſchen Sitten gebildeter Mann, dem dieſes Ceremoniell etwas ganz neues war, ziemlich unbeſonnen in ein lautes Gelächter aus. Darüber geriet denn Alexander ſo ſehr in Zorn, daß er ihn bei den Haaren faßte, und den Kopf mit beiden Händen heftig gegen die Wand ſtieß.

Ein andermal fiel er dem Kaſſander, der ſeinen Vater gegen einige Ankläger verteidigen wollte, hitzig in die Rede: „Was ſagſt du," fuhr er ihn an, „dieſe Leute ſollen, ohne Unrecht erlitten zu haben, bloß um zu verleumden, einen ſo weiten Weg hierher gekommen ſein?" Da Kaſſander verſetzte, eben dies ſei ein Beweis, daß ſie verleumdeten, weil ſie zu weit hergekommen ſeien, als daß ſie der Unwahrheit überführt werden können — lachte Alexander laut auf: „Das ſind eben," ſagte er, „die Sophiſtereien des Ariſtoteles, ſowohl für als wider eine Sache zu ſprechen; aber wehe euch, wenn ſich's zeigt, daß ihr dieſen Leuten nur im geringſten Unrecht gethan habt." Überhaupt ſoll ſich dadurch eine ſo heftige und unauslöſchliche Furcht in Kaſſanders Seele feſtgeſetzt haben, daß er noch viele Jahre hernach, als er ſchon König in Makedonien und Herr über ganz Griechenland war, in Delphi, bei Beſichtigung der dort aufgeſtellten Statuen, über eine ihm unerwartet vorkommende Bildſäule Alexanders plötzlich in den größten Schrecken und Entſetzen geriet, am ganzen Leibe zitterte und ſich von dem Schwindel über dieſen Anblick kaum wieder erholen konnte.

75. Wie Alexander ſich erſt einmal zum Aberglauben hin geneigt hatte, verfiel er immer mehr in ängſtliche Furcht und Bangigkeit und betrachtete nun jedes ungewöhnliche und auffallende Ereignis, ſo unbedeutend es auch an ſich ſein mochte, als Anzeichen und Vorbedeutung. Daher war der ganze Palaſt mit Zeichendeutern und Wahrſagern angefüllt, die immer mit Reinigungsopfern zu thun hatten. So gefährlich alſo auf der einen Seite der Unglaube und die Verachtung der Götter iſt, ebenſo gefährlich iſt auf der andern der Aberglaube, der ſich gleich dem Waſſer nach Niederungen ſenkt und die Menſchen mit Furcht und thörichtem Wahn erfüllt, wie es jetzt mit Alexander der Fall war.

Bei alledem legte er, als die den Hephäſtion betreffenden Orakel des Ammon anlangten, die Trauer völlig ab,[88] und überließ ſich aufs neue den Feſten und Luſtbarkeiten. Unter andern gab er dem Nearchos ein prächtiges Gaſtmahl, badete ſich dann nach ſeiner Gewohnheit und war im Begriff ſich ſchlafen zu legen, ging aber auf Bitten des Medios[89] zu einem von dieſem angeſtellten Gelage. Hier trank er den ganzen folgenden Tag und verſpürte dabei einen Anfall vom Fieber, ohne jedoch den Becher des Herakles ausgetrunken oder plötzlich im Rücken einen heftigen Schmerz, als er ob mit einer Lanze durchbohrt würde, empfunden zu haben, wie einige hinzuzuſetzen für gut hielten, um dem großen Schauſpiele einen tragiſchen und rührenden Ausgang anzudichten. Ariſtobulos ſagt, er ſei in ein hitziges Fieber gefallen, und habe, weil er großen Durſt litt, Wein getrunken; dadurch ſei er denn völlig wahnſinnig geworden und am dreißigſten Tage des Monats Daiſios[90] geſtorben.

76. In dem Tagebuche findet ſich von ſeiner Krankheit folgende Nachricht: „Am achtzehnten Tage des Monats Daiſios ſchlief er im Bade, weil er einen Fieberanfall gehabt hatte. Am folgenden Tage begab er ſich nach genommenem Bade in ſein Schlafzimmer und brachte ihn mit Medios bei Würfelſpiel hin. Des Abends badete er ſich, brachte den Göttern die Opfer und aß mit gutem Appetit, worauf er des Nachts wieder Fieber bekam. Am zwanzigſten badete er ſich, hielt wieder das gewöhnliche Opfer, legte ſich dann ins Badezimmer und unterhielt ſich mit Nearchos, der ihm ſeine Fahrt und das große Meer beſchreiben mußte. Am einundzwanzigſten that er dasſelbe, hatte aber weit mehr Hitze; die Nacht über befand er ſich ſehr übel und am folgenden Tage hatte er ein ſtarkes Fieber. Er ließ ſich daher wegtragen und nahm ſeine Lagerſtätte an dem großen Teiche; hier beſprach er ſich mit den Generalen über die erledigten Offiziersſtellen, daß man ſie wieder mit verdienten Leuten beſetzen ſolle. Am vierundzwanzigſten litt er wieder ſehr vom Fieber, doch opferte er und ließ ſich hintragen, um dem Opfern beizuwohnen. Auch gab er Befehl, daß die vornehmſten Feldherren bei Hofe bleiben, die Hauptleute und Oberſten aber die Nacht über außerhalb des Palaſtes ſtehen ſollten. Am fünfundzwanzigſten Tage ließ er ſich nach der andern Seite des Palaſtes bringen und ſchlief ein wenig, aber das Fieber ließ nicht nach, und da die Generale hereintraten, war er ſprachlos, ſo wie auch am ſechsundzwanzigſten. Daher glaubten die Makedonier, er ſei ſchon geſtorben, kamen mit großem Geſchrei vor die Thüren und ſtießen heftige Drohungen aus, bis ſie es erzwangen, daß man ſie einließ. Sobald ihnen die Thüren geöffnet waren, zogen ſie alle einzeln im bloßen Unterkleide an dem Bette des Kranken vorbei. Am ſiebenundzwanzigſten wurde Python und Seleukos in den Sarapistempel geſchickt, um zu fragen, ob man den König dahin bringen ſolle, der Gott antwortete, er ſolle an Ort und Stelle bleiben. Am achtundzwanzigſten gegen Abend ſtarb er."[91]

77. So ſteht dies größtenteils wörtlich in dem Tagebuche. Auf einen Verdacht von Vergiftung geriet vor der Hand niemand. Erſt ſechs Jahre hernach ließ Olympias, wie man ſagt, auf eine gemachte Entdeckung viele Perſonen hinrichten und ſelbſt die Gebeine des ſchon verſtorbenen Jollas ausgraben, weil dieſer Alexandern das Gift ſollte beigebracht haben. Diejenigen, welche behaupten, daß Ariſtoteles dem Antipater zu dieſem Schritte geraten habe, und daß überhaupt durch jenen das Gift nach Aſien geſchafft ſei, berufen ſich auf die Erzählung eines gewiſſen Agnothemis, der die Sache vom Könige Antigonos will gehört haben. Das Gift, ſagt man, war ein eiskaltes Waſſer, das aus einem Felſen bei Nonakris wie ein feiner Tau hervordringt und nur in einem Eſelshufe aufbewahrt werden kann, weil jedes andere Gefäß nicht imſtande iſt es zu faſſen, ſondern durch die Kälte und Schärfe des Waſſers bald zerfreſſen wird. Die meiſten glauben jedoch, daß die Sage von der Vergiftung gänzlich erdichtet ſei, und ein nicht geringer Beweis für ſie iſt, daß der Leichnam, der wegen der Uneinigkeit unter den Feldherren viele Tage lang in einer bis zum Erſticken heißen Gegend vernachläſſigt liegen blieb, nicht die geringſte Spur von einer ſolchen Zerſtörung verriet, ſondern ſich die ganze Zeit über friſch und von Fäulnis rein erhielt.

---

[88] Weil nämlich Hephäſtion durch dieſe Orakel für einen Gott erklärt und ihm zu opfern war befohlen worden.

[89] Dieſer Medios war aus Lariſſa in Theſſalien und der unverſchämteſte unter Alexanders Schmeichlern, der nach Hephäſtions Tode bei ihm am meiſten galt.

[90] Ein makedoniſcher Monat, Mitte Mai bis Mitte Juni.

[91] Alexanders Tod erfolgte im Jahre 324 v. Chr. Geb. Er war zweiunddreißig Jahre und acht Monate alt geworden und hatte zwölf Jahre und acht Monate regiert.

[Die Überſetzung meiſt nach Joh. Friedr. Sal. Kaltwaſſer († 1813)].

* * *

Kaiſer Karls Leben.

Von **Einhard** († 844).

Einhard (ſpäter Eginhard genannt), der Lebensbeſchreiber Karls des Großen, ſoll 770 im Maingau geboren worden ſein; er ſtarb 844 zu Seligenſtadt in Heſſen, wo auch ſeine Gebeine ruhen. Seiner glänzenden Fähigkeiten wegen wurde er ſchon als Jüngling an den Hof Karls empfohlen. Durch Klugheit, Gelehrſamkeit, Anſtelligkeit und Treue erwarb er ſich das beſondere Vertrauen des großen Kaiſers. Seine Thätigkeit war eine vorwiegend wiſſenſchaftliche und künſtleriſche; beſonders waren die zahlreichen Bauten des Kaiſers ſeiner Leitung anvertraut. Nach dem Tode ſeines kaiſerlichen Herrn trat Einhard in den geiſtlichen Stand und zog ſich immer mehr vom Hofe zurück. Er war vermählt mit Emma oder Imma, der Schweſter des Biſchofs Bernward von Worms, deren im Jahre 836 erfolgten Tod er ſchmerzlich beklagte. — Einhard hat verſchiedene Schriften, meiſt geiſtlichen Inhalts hinterlaſſen; ſein Hauptwerk iſt jedoch die angeſchloſſene Schrift: „Das Leben Karls“, in welcher er uns ein getreues Lebensbild dieſes großen Kaiſers in würdiger Redeweiſe zeichnet. Sie iſt in edler lateiniſcher Sprache geſchrieben und zugleich eines der koſtbarſten Denkmäler des wiſſenſchaftlichen Lebens dieſer Zeit. — Die Ruheſtätte der treuen Mannes ſchmückte eine von ſeinem Zeitgenoſſen Hrabauus Maurus (776—856) verfaßte Grabſchrift, in der es heißt:

Klug war er, rechtſchaffen im Wandel und kundig der Rede,
Vielen hat ſeine Hand Nutzen und Segen gebracht.

Vorwort. — Nachdem ich mir vorgenommen hatte, das öffentliche und häusliche Leben und zu einem nicht geringen Teile die Thaten meines Herrn und Erziehers, des vortrefflichen und mit Recht hochberühmten Königs Karl zu beſchreiben, ſo habe ich mich bei Ausführung dieſes Vorſatzes der möglichſten Kürze befleißigt und mich bemüht, nichts von dem zu übergehen, was zu meiner Kenntnis gelangen konnte; aber auch nicht durch Weitſchweifigkeit der Erzählung die abzuſchrecken, welche von nichts neuem etwas wiſſen wollen, wenn es je zu vermeiden iſt; durch eine neue Schrift bei denen nicht anzuſtoßen, welchen die alten und von den gelehrteſten und beredteſten Männern abgefaßten Werke zuwider ſind. Und obwohl ich nicht zweifle, daß es manche wiſſenſchaftlich beſchäftigte Männer giebt, die unſer gegenwärtiges Zeitalter für nicht ſo gering anſehen, daß alles, was jetzt ſich zuträgt, als der Aufzeichnung unwert, in Vergeſſenheit begraben werden müßte, die vielmehr, vom Wunſch nach bleibender Erinnerung getrieben, die herrlichen Thaten anderer lieber aufzeichnen, als den Ruhm ihres Namens durch Stillſchweigen der Nachwelt vorenthalten wollen, ſo glaubte ich mich doch dadurch von meinem Vorhaben nicht abhalten laſſen zu dürfen, da ich mir bewußt war, niemand könne ſo wahr und treu wie ich das aufzeichnen, was ich ſelbſt miterlebte, was ich mit eigenen Augen ſah, da ich überdies nicht wiſſen konnte, ob es wirklich auch von einem andern werde aufgezeichnet werden oder nicht. Und ich erachtete es für beſſer, noch neben andern denſelben Gegenſtand zu behandeln und ihn auf die Nachwelt zu bringen, als das ruhmvolle Leben und die herrlichen, von Menſchen der neueren Zeit wohl unerreichbaren Thaten des ausgezeichneten und größten Königs ſeiner Zeit in die Nacht der Vergeſſenheit ſinken zu laſſen. Noch ein anderer, und wie ich glaube, nicht zu verwerfender Grund, der auch ſchon für ſich allein mich zur Abfaſſung dieſer Schrift hätte bewegen können, lag für mich vor, die Pflege nämlich, die ich von ihm genoß, und das freundſchaftliche Verhältnis, in dem ich zu ihm und ſeinen Kindern fortwährend ſtand, ſeitdem ich an den Hof gekommen war: dadurch hat er mich ſo tief ſich verpflichtet, und mich im Leben wie nach ſeinem Tode zu ſeinem Schuldner gemacht, daß man mich mit Recht des Undanks bezichtigen könnte, wenn ich, der von ihm empfangenen Wohlthaten uneingedenk, die herrliche und glänzende Geſchichte eines Mannes, der ſich ſo hoch um mich verdient gemacht hat, mit Stillſchweigen überginge und, als wäre er nie dageweſen, ſeinem Leben weder eine ſchriftliche Erinnerung, noch das gebührende Lob widmete. Um ſie zu beſchreiben und darzuſtellen, reichte freilich mein geringes und unbedeutendes Talent nicht aus, vielmehr hätte dazu das beredte Wort eines Tullius gehört. — Hier iſt nun die Schrift, die das Andenken des größten und vortrefflichſten Mannes bewahren ſoll; man wird bei ihr neben ſeinen Thaten ſich wohl nur darüber verwundern, daß ich, als Deutſcher, der mit der römiſchen Sprache ſehr wenig vertraut iſt, gut und geſchmackvoll etwas lateiniſch ſchreiben zu können vermeinte, und ſo keck wurde, daß ich jenes Wort Cicero's über die lateiniſchen Schriftſteller, das wir im erſten Buch ſeiner Tuskulanen leſen, glaubte unbeachtet laſſen zu dürfen: „Seine Gedanken ſchriftlich niederlegen, ohne ſie ordnen, ſchön ausdrücken und den Leſer damit ergötzen zu können, heißt Zeit und Schrift unverantwortlich mißbrauchen.“ Es hätte mich dieſer Ausſpruch des großen Redners vom Schreiben abſchrecken können, hätte ich mich nicht ſchon vorher entſchloſſen gehabt, lieber das Urteil der Welt auf mich zu nehmen und den Ruf meines Talents preiszugeben, als aus Sorge für mich das Leben eines ſo großen Mannes ungeſchrieben zu laſſen.

1. Das Geſchlecht der Merovinger, aus dem die Franken früher ihre Könige zu wählen pflegten, endete, nach der gewöhnlichen Annahme, mit König Hilderich, der auf Befehl des römiſchen Papſtes Stephan abgeſetzt, geſchoren · und ins Kloſter geſchickt wurde. Aber obwohl es erſt mit ihm ausſtarb, ſo war es doch ſchon längſt ohne alle Lebenskraft und machte ſich nur noch mit dem eiteln Königstitel bemerklich; denn die Macht und die Reichsgewalt war in den Händen der höchſten Beamten des Palaſtes, die Hausmeier hießen, und denen die ganze Regierung oblag Dem König war nichts übrig geblieben, als daß er, zufrieden mit dem bloßen Königsnamen, mit langem Haupthaar und ungeſchorenem Bart auf dem Throne ſaß, um die Herrſcherfigur zu ſpielen, die von überall herkommenden Geſandten anzuhören und ihnen bei ihrem Abgange die ihm eingelernten oder anbefohlenen Antworten, wie aus eigener Machtvollkommenheit, zu erteilen. Außer dem nutzloſen Königstitel und einem ſpärlichen Lebensunterhalt, den ihm der Hausmeier nach Gutdünken zumaß, beſaß er nur noch ein einziges, noch dazu ſehr wenig einträgliches Hofgut zu eigen, und hatte darauf eine Wohnung und die für die notdürftigſten Dienſtleiſtungen ausreichende, gar nicht zahlreiche Dienerſchaft. Ueberall, worin er ſich begeben mußte, fuhr er auf einem Wagen, den ein Joch Ochſen zog und ein Rinderhirte nach Bauernweiſe lenkte. So fuhr er nach dem Palaſt, ſo nach der öffentlichen Volksgemeinde, die jährlich zu des Reiches Wohlfahrt zuſammen tagte, und ſo kehrte er dann wieder nach Hauſe zurück. Die ganze Staatsverwaltung aber und alles, was im Innern oder nach Außen hin anzuordnen oder auszuführen war, beſorgte der Hausmeier.

2. Dieſes Amt bekleidete zu der Zeit, da Hilderich abgeſetzt wurde, Pippin, der Vater König Karls, ſchon wie ein erbliches Recht. Denn ſein Vater Karl, der die großen Herrn der Gewalt, die ſie ſich im ganzen Frankenlande angemaßt, beraubt und die Sarazenen, die es auf die Eroberung Galliens abgeſehen hatten, in zwei großen Schlachten, erſt in Aquitanien, bei der Stadt Poitiers, dann bei Narbonne, am Fluß Birra, auf's Haupt geſchlagen und nach Spanien zurückgejagt hatte, ſtand mit Auszeichnung dem Amt vor, das ihm ſein Vater Pippin hinterlaſſen hatte, und das gewöhnlich nur ſolchen aus dem Volk übertragen wurde, die durch Adel des Geſchlechts und großen Beſitz über andere hervorragten.

Nachdem Pippin, der Vater König Karls, das von Großvater und Vater ererbte Amt in beſter Eintracht gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Karlomann einige Jahre lang zum Schein unter König Hilderich verwaltet hatte, entſagte ſein Bruder Karlomann, aus unbekannten Gründen, wahrſcheinlich aber aus Liebe zu einem beſchaulichen Leben, den Mühen des weltlichen Regiments, und zog ſich in die Muße nach Rom zurück; hier legte er [747] ſein weltliches Gewand ab, wurde Mönch, und genoß noch einige Jahre in Gemeinſchaft mit andern Brüdern, die deshalb mit ihm gekommen waren, die erſehnte Ruhe auf dem Berge Sorakte, wo er neben der Kirche des heiligen Sylveſter ein Kloſter erbaut hatte. Aber da ihn die vielen vornehmen Franken, die, um ein Gelübde zu erfüllen, nach Rom wallfahrteten, und ihn als ihren vormaligen Gebieter begrüßen wollten, durch ihre häufige Anſprache in der Ruhe, die er ſo ſehr liebte, ſtörten, ſo ward er genötigt einen andern Wohnſitz aufzuſuchen. Da er alſo geſehen hatte, wie dieſe vielen Beſuche ſeinem Zwecke ſchadeten, verließ er den Berg und zog ſich in die Provinz Samnium, nach dem Kloſter des heiligen Benedikt auf der Burg Caſinum zurück und brachte dort den Reſt ſeiner Tage in frommer Lebensweiſe zu.

3. Pippin wurde durch den Spruch des römiſchen Papſtes vom Hausmeier zum König erhoben. Nachdem er fünfzehn Jahre, oder etwas darüber allein über die Franken geherrſcht und den neun Jahre hintereinander gegen Herzog Waifar von Aquitanien geführten aquitaniſchen Krieg beendet hatte, ſtarb er [768] zu Paris an der Waſſerſucht mit Hinterlaſſung zweier Söhne, Karl und Karlomann, auf die nach dem Willen Gottes die Herrſchaft vererbte. Die Franken ſetzten ſich nämlich auf einer allgemeinen Volksverſammlung beide zu Königen, unter der Bedingung jedoch, daß ſie das ganze Reich gleichmäßig verteilen müßten, und Karl den Teil, den ihr Vater Pippin beſeſſen hatte, bekäme; Karlomann aber in dem die Herrſchaft führte, welchen ihr Oheim Karlomann einſt verwaltet hatte. Von beiden Seiten wurden die Bedingungen genehmigt, und jeder trat die Reichshälfte an, die ihm nach dieſer Beſtimmung zufiel. Nur mit der höchſten Not wurde der Friede zwiſchen ihnen aufrecht erhalten, indem viele von Karlomann's Partei ihre Eintracht zu ſtören ſuchten, ja ſogar manche ſie in den Krieg miteinander zu verwickeln trachteten. Dieſer Befürchtung lag jedoch, wie das Ende zeigte, keine ernſtliche Gefahr zugrunde, nach Karlomann's Tode flüchtete ſich deſſen Gemahlin mit ihren Söhnen und den Vornehmſten ſeiner Anhänger nach Italien, kehrte ſich, ohne alle Urſache, trotzig von ihres Gemahl's Bruder ab, und begab ſich mit ihren Kindern unter den Schutz des Langobardenkönigs Deſiderius. Karlomann war, nachdem er zwei Jahre mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich die Herrſchaft geführt hatte, einer Krankheit erlegen; Karl aber wurde [771], nach ſeines Bruders Tode, unter allgemeiner Beiſtimmung zum König der Franken gemacht.

4. Ueber die Geburt, die Kindheit, ja auch das Knabenalter Karls etwas zu ſagen, hielte ich für thöricht, weil nirgends etwas darüber ſchriftlich aufgezeichnet, und niemand mehr am Leben iſt, der Auskunft darüber geben könnte; ich will mich darum bei dem Unbekannten nicht aufhalten, ſondern mit mei-

ner Erzählung ſogleich zu den Thaten, Sitten, und was ſonſt noch von ſeinem Leben zu berichten iſt, übergehen, und zwar in der Weiſe, daß ich zuerſt über ſeine Thaten im Innern und nach Außen, dann über ſeine Lebensweiſe und ſeine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, zuletzt über ſeine Thätigkeit in der Staatsverwaltung und über ſeinen Tod berichte, und nichts von dem übergehe, was zu wiſſen wert und notwendig iſt.

5. Den ſchon von ſeinem Vater begonnenen, aber nicht vollendeten aquitaniſchen Krieg hoffte er am ſchnellſten zu Ende bringen zu können, und unternahm ihn daher [769] von allen Kriegen, die er führte, zuerſt, und noch bei Lebzeiten ſeines Bruders, den er dabei auch um Hilfeleiſtung anging. Obgleich ihm nun ſein Bruder den verſprochenen Beiſtand verſagte, ſo führte er doch den einmal unternommenen Feldzug mit Tapferkeit aus und ließ nicht eher ab, als bis er durch Ausdauer und Standhaftigkeit ſeinen Endzweck erreicht hatte. Er nötigte den Hunold, der nach Waifars Tode Aquitanien in Beſitz und den ſchon beinahe beendeten Krieg wieder aufgenommen hatte, Aquitanien zu verlaſſen und nach Waskonien zu flüchten. Aber auch hier ließ er ihm keine Ruhe, ſondern ſetzte über den Fluß Garonne und ließ den Herzog Lupus von Waskonien auffordern, ihm den Flüchtling auszuliefern; wofern das nicht augenblicklich geſchehe, werde er ſich ihn mit den Waffen in der Hand holen. Indes Lupus ließ ſich raten und gab nicht allein den Hunold heraus, ſondern unterwarf ſich auch mit ſeiner ganzen Provinz dem König.

6. Nachdem er dieſen Krieg beendet, und die Angelegenheiten in Aquitanien geordnet hatte, ſein Genoſſe im Reich aber bereits aus dieſem Leben geſchieden war, unternahm er, durch die Aufforderung und die Bitten Adrian's, des Biſchofs der Stadt Rom, bewogen, den Krieg gegen die Langobarden. Schon früher hatte ihn ſein Vater, auf Andringen des Papſtes Stephan, unter großen Schwierigkeiten unternommen; denn einige fränkiſche Große, mit denen er gewöhnlich zu Rate gieng, ſprachen ſich ſo entſchieden gegen ſein Vorhaben aus, daß ſie ſogar ganz offen erklärten, ſie würden den König verlaſſen und nach Hauſe zurückkehren. Indeſſen kam der Krieg gegen König Haiſtulf damals doch zur Ausführung und ward in kürzeſter Friſt vollendet. Aber obwohl Karl einen ähnlichen oder vielmehr ganz denſelben Grund zum Krieg zu haben ſchien, ſo koſtete er doch weit größere Anſtrengungen und hatte einen ganz andern Ausgang. Pippin nämlich hatte den König Haiſtulf durch eine Belagerung von wenigen Tagen [756] in ſeiner Stadt Ticenum gezwungen, Geißeln zu ſtellen, die den Römern entriſſenen Städte und Burgen wieder herauszugeben und eidlich zu geloben, ſie nicht wieder erobern zu wollen. Karl aber ließ, nachdem er einmal den Krieg unternommen hatte, nicht eher ab, als bis König Deſiderius, durch lange Belagerung ermattet, ſich ihm ergeben, ſein Sohn Adalgis, auf den alle ihre letzte Hoffnung geſetzt hatten, [774] nicht bloß das Reich, ſondern auch ganz Italien geräumt hatte, den Römern das ganze ihnen entriſſene Gebiet wieder erſetzt, [776] Herzog Hruodgaus von Friaul, der auf Empörung ſann, unterdrückt, ganz Italien ſeiner Herrſchaft unterworfen, und ſein Sohn Pippin König von Italien war. Ich würde gerne an dieſer Stelle erzählen, wie ſchwierig, bei ſeinem Zug nach Italien, der Uebergang über die Alpen war, und mit welchen Mühſeligkeiten die Franken zu kämpfen hatten, als ſie über die unwegſamen Bergrücken, die zum Himmel anſtrebenden Felſen und das rauhe Geſtein zogen, aber es iſt meine Abſicht, in dieſer Schrift weniger den Verlauf der von Karl geführten Kriege, als vielmehr ſeine Lebensweiſe aufzuzeichnen. Dieſer Krieg endete übrigens damit, daß Italien unterjocht, König Deſiderius auf Zeitlebens verbannt, ſein Sohn Adalgis aus Italien vertrieben, und die Eroberungen der Langobardenkönige dem Adrian, dem Lenker der römiſchen Kirche, wieder übergeben wurden.

7. Nach Beendigung dieſes Krieges wurde der ſächſiſche wieder aufgenommen, der eigentlich nur unterbrochen worden war. Kein Krieg, den das Volk der Franken unternahm, iſt mit ſolcher Ausdauer, Erbitterung und Anſtrengung geführt worden; denn die Sachſen, die, wie faſt alle Völkerſchaften Deutſchlands, wild, dem Götzendienſt ergeben, und gegen unſere Religion feindſelig waren, hielten es für nicht unehrenhaft, göttliches und menſchliches Recht zu übertreten und zu ſchänden. Dazu kamen noch beſondere Umſtände, die jeden Tag eine Störung des Friedens verurſachen konnten: die Grenze zwiſchen uns und den Sachſen zog ſich faſt durchaus in der Ebene hin, mit Ausnahme weniger Stellen, wo größere Waldungen oder dazwiſchen liegende Bergrücken eine ſcharfe Grenzlinie bildeten; ſo wollten Todſchlag, Raub und Brandſtiftungen auf beiden Seiten kein Ende nehmen. Dadurch wurden die Franken ſo erbittert, daß ſie ihren Schaden nicht mehr bloß heimgeben, ſondern es auf offenen Krieg mit ihnen ankommen laſſen wollten. Der Krieg wurde alſo begonnen, und von beiden Seiten mit großer Erbitterung, jedoch mehr zum Nachteil der Sachſen als der Franken, drei und dreißig Jahre lang [772—804] ununterbrochen fortgeführt. Er hätte freilich früher zu Ende gebracht werden können, wenn nicht die Treuloſigkeit der Sachſen geweſen wäre. Es iſt ſchwer zu ſagen, wie oft ſie beſiegt waren und flehentlich ſich dem Könige unterwarfen, das ihnen Anbefohlene zu leiſten verſprachen, die ihnen abgeforderten Geißeln ohne Zögern ſtellten, und die zu ihnen geſchickten Beamten aufnahmen; waren ſie doch einige Mal ſo geſchwächt und heruntergebracht, daß ſie ſelbſt dem Götzendienſt zu entſagen und den chriſtlichen Glauben anzunehmen gelobten. Aber wenn ſie einerſeits mehrmals bereit waren, dem nachzukommen, ſo waren ſie andererſeits jedesmal ſogleich bei der Hand, das Gegenteil zu thun, ſo daß es ſchwer zu ſagen iſt, ob man ihre Geneigtheit zu dem einen oder zu dem andern mit größerem Rechte behaupten darf; denn ſeitdem der Krieg mit ihnen ſeinen Anfang nahm, iſt kaum ein Jahr verfloſſen, in dem nicht ein ſolcher Wechſel mit ihnen vorging. Aber in ſeinem hohen Sinn, und ſeiner in Glück und Unglück ſich gleich bleibenden Beharrlichkeit, ließ ſich der König durch keinen Wankelmut von ihrer Seite ermüden, noch von dem, was er ſich einmal vorgenommen hatte, abbringen; vielmehr ließ er ihnen niemals ihr treuloſes Verhalten ungeſtraft hingehen, ſondern entweder zog er in eigener Perſon gegen ſie zu Feld, oder ſchickte ſeine Grafen mit Heeresmacht gegen ſie aus, um für ihr Thun Rache und eine gerechte Sühne zu nehmen. Zuletzt, nachdem er alle, die ihm Widerſtand geleiſtet hatten, beſiegt und unterjocht hatte, riß er zehntauſend Mann mit Weib und Kind von ihren Wohnſitzen auf beiden Ufern der Elbe los, und ſiedelte ſie in vielen Abteilungen in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands und Galliens an. Unter der Bedingung aber, die vom Könige geſtellt, von den Sachſen angenommen ward, nahm der Krieg, der ſich ſo viele Jahre hingezogen hatte, ein Ende, daß ſie dem heidniſchen Götzendienſt und den heimiſchen Religionsgebräuchen entſagten, die Sakramente des chriſtlichen Glaubens annähmen und mit den Franken zu einem Volke ſich verbänden.

8. In dieſem Kriege, durch ſo einen langen Zeitraum er ſich auch hinzog, kämpfte Karl ſelbſt doch nicht mehr als zwei Mal in ordentlicher Feldſchlacht mit dem Feinde, das erſte Mal an dem Berge Osnengi bei dem Orte, der Theotmelli [Detmold] heißt, das zweite Mal [783] an der Haſe [bei Osnabrück], und das im Verlauf von einem Monat und wenig Tagen. In dieſen beiden Schlachten erlitten die Feinde eine ſolche Niederlage, daß ſie den König nicht mehr herauszufordern, und wenn er kam, ihm nur dann Widerſtand zu leiſten wagten, wenn die Oertlichkeit beſonderen Schutz bot. Viele Männer jedoch, vom fränkiſchen wie ſächſiſchen Adel, und die die höchſten Ehrenſtellen bekleidet haben, wurden in dieſem Kriege hinweggerafft, der erſt im drei und dreißigſten Jahre ein Ende nahm [804]. Während ſeines Verlaufes wurden in verſchiedenen Ländern ſo viele und ſo ſchwere Kriege, die ſich gegen die Franken erhoben, durch die Thätigkeit des Königs durchgeführt, daß man billig im Zweifel iſt, ob man an ihm mehr die Ausdauer oder ſein Glück bewundern ſoll. Denn zwei Jahre vor dem italiſchen hatte dieſer Krieg ſeinen Anfang genommen, und obwohl er ununterbrochen fortdauerte, ſo blieb doch nichts von anderweitigen Geſchäften ungethan, noch ging man irgendwo einem gleich mühevollen Kampfe aus dem Wege. Denn der König, der alle Fürſten ſeiner Zeit an Klugheit und Seelengröße überragte, ließ ſich von nichts, was zu unternehmen und auszuführen war, durch die Mühe abhalten, oder durch Gefahren abſchrecken, ſondern er hatte ſich gewöhnt, alles, wie es kam, zu beſtehen oder zu ertragen, weder im Unglück nachzugeben, noch den falſchen Lockungen des Glückes zu folgen.

9. Während er unaufhörlich und faſt ohne Unterbrechung mit den Sachſen zu kämpfen hatte, zog er, nachdem die Grenze an den geeigneten Plätzen durch Beſatzungen gedeckt war, mit möglichſt großer Heeresmacht über die Pyrenäen nach Spanien [778], wo ſich ihm alle Städte und Burgen, die er angriff, unterwarfen, und kehrte dann, ohne den geringſten Verluſt, mit ſeinem Heere wieder heim. Nur in den Pyrenäen ſelber hatte er auf ſeinem Rückzug etwas von der Treuloſigkeit der Waskonen zu leiden. Als nämlich das Heer in langem Zuge, wie es die Enge des Orts erforderte, einher marſchierte, ſo machten die Waskonen, die auf der Höhe des Berges ſich in Hinterhalt gelegt hatten, — denn die Oertlichkeit iſt durch die vielen dicken Wälder der dortigen Gegend ſehr zu Hinterhalten geeignet — einen Angriff auf einen Teil des Gepäcks und den ganzen Nachtrab, warfen ihn in's Thal hinab und machten in dem Kampf, der nun folgte, alles bis auf den letzten Mann nieder, das Gepäck raubten ſie, und zerſtreuten ſich dann, unter dem Schutz der einbrechenden Nacht, in höchſter Eile nach allen Seiten. Den Waskonen kam bei dieſem Strauß die Leichtigkeit ihrer Waffen und die Lage des Kampfplatzes zu ſtatten; die Franken dagegen waren durch das Gewicht ihrer Waffen und die ungünſtige Oertlichkeit in allem gegen die Waskonen im Nachteil. In dieſem Kampfe fielen Eggibard, des Königs Truchſeß, Anſelm, der Pfalzgraf, und Hruodland (Roland), der Befehlshaber im britiſchen Grenzbezirk, nebſt vielen andern. Und dieſer Unfall konnte für den Augenblick auch nicht gerächt werden, weil ſich der Feind, nach Ausführung des Streichs, ſo zerſtreute, daß nicht die geringſte Spur darauf leitete, in welchem Winkel er zu ſuchen ſei.

10. Auch die Britonen, die im weſtlichen Teile Galliens an der Meeresküſte wohnen, brachte Karl zur Unterwerfung; als ſie [786] ihm den Gehorſam verweigerten, ſo ließ er ein Heer gegen ſie ausziehen und zwang ſie dadurch, Geißeln zu ſtellen und ſeinen Geboten Folge zu leiſten.

In eigener Perſon brach er alsdann an der Spitze eines Heeres nach Italien auf und zog über Rom nach der kampaniſchen Stadt Kapua, wo er ein Lager ſchlug und den Beneventanern mit einem Kriege drohte, wofern ſie ſich nicht unterwürfen. Indes Herzog Aragis ließ es nicht ſo weit kommen: er ſchickte ſeine Söhne Rumold und Grimold mit einer großen Summe Goldes dem König entgegen, ließ ihn bitten, ſeine beiden Söhne als Geißeln anzunehmen und verſprach, mit ſeinem Volke allen ſeinen Befehlen nachzukommen, das eine ausgenommen, daß er ſelbſt vor ihm erſcheinen müßte. Der König brachte mehr die Wohlfahrt des Volks als den hartnäckigen Sinn des Herzogs in Anſchlag, und nahm die angebotenen Geißeln an, erließ es ihm auch, gegen Erlegung vielen Geldes, vor ſeinem Antlitz erſcheinen zu müſſen. Den jüngeren Sohn behielt er als Geißel bei ſich, den älteren ließ er zum Vater heimziehen, und nachdem er Geſandte an Aragis abgeſchickt hatte, um von den Beneventanern den Eid der Treue entgegenzunehmen, kehrte er nach Rom zurück. Hier verweilte er noch einige Tage, um an don Stätten der Heiligen ſeine Andacht zu verrichten, und zog dann nach Gallien heim.

11. Mit einem Male brach ſodann [788] der bayriſche Krieg aus, fand aber ein ebenſo ſchnelles Ende. Er wurde gleichermaßen durch den Uebermut wie durch den Unverſtand des Herzogs Taſſilo veranlaßt: auf Anraten ſeiner Gemahlin nämlich, die eine Tochter des Königs Deſiderius war und des Vaters Verbannung durch ihren Mann rächen zu können vermeinte, ſchloß er ein Bündnis mit den Hunen, den öſtlichen Nachbarn der Bayern, ab, und vermaß ſich nun nicht bloß des Königs Befehle unerfüllt zu laſſen, ſondern ihn auch zum Kriege herauszufordern. Der König in ſeinem hohen Sinne, ertrug Taſſilo’s Halsſtarrigkeit nicht, da ſie doch gar zu weit zu gehen ſchien; er bot alſo allenthalben ſeine Truppen zum Zuge gegen das Bayerland auf, und erſchien ſelbſt mit einem großen Heere am Lech. Dieſer Fluß bildet die Grenze zwiſchen den Bayern und Alemannen. Nachdem er an ſeinem Ufer ein Lager aufgeſchlagen hatte, beſchloß er, vor dem Einmarſch in das Land die Geſinnung des Herzogs durch Geſandte noch einmal auf die Probe zu ſtellen. Aber Taſſilo hielt es mit Rückſicht auf ſein und ſeines Volkes Wohl nicht für geraten, in ſeinem hartnäckigen Ungehorſam zu verharren, demütig ergab er ſich dem König, ſtellte die verlangten Geißeln, darunter auch ſeinen Sohn Theodo, und gelobte eidlich, ſich durch niemanden zum Abfall von ihm verleiten zu laſſen. Und ſo ward dieſem Krieg, der beſonders ſchwer zu werden drohte, ein gar ſchnelles Ende geſetzt. Taſſilo wurde indes nochmals zum König berufen und durfte nicht wieder heimkehren: ſein Land ſtand hinfort nicht mehr unter einem Herzog, ſondern wurde von Grafen regiert.

12. Nachdem dieſe Bewegungen ſo unterdrückt waren, wurden [789] die Slaven, die bei uns gewöhnlich Wilzen, in ihrer eigenen Sprache aber Welataben heißen, mit Krieg überzogen. Dabei leiſteten unter den andern Völkerſchaften, die der König aufgeboten hatte, auch die Sachſen Kriegsdienſte, freilich in nicht ſehr aufrichtigem und treuem Gehorſam. Der Krieg wurde dabei herbeigeführt, daß die Wilzen die vormals mit den Franken verbündeten Abotriten durch unaufhörliche Einfälle beunruhigten und ſich durch kein Verbot abhalten ließen. Es erſtreckt ſich von dem weſtlichen Ocean nach Oſten ein Meerbuſen in unbekannter Länge und in einer Breite, die nirgends mehr als 100.000 Schritte beträgt, an vielen Stellen aber weit geringer iſt. Viele Völkerſchaften umwohnen ihn: die Dänen und Sueonen [Schweden], die wir Nortmannen nennen, haben die ganze Nordküſte und alle in ihm liegenden Eilande inne; die Südküſte aber wird von Slaven und Aiſten [Eſten] und verſchiedenen andern Völkerſchaften bewohnt, unter denen beſonders auch die Welataben ſind, die der König zu der Zeit bekriegte. In einem einzigen Feldzug, den er in eigener Perſon ausführte, unterwarf er ſie ſo vollſtändig, daß ſie ſeinen Befehlen nicht mehr widerſtreben mochten.

13. Der bedeutendſte Krieg von allen, den er außer dem ſächſiſchen führte, folgte auf dieſen Feldzug, der nämlich gegen die Avaren oder Hunen. Er war dabei beſonders eifrig und machte größere Zurüſtungen als je ſonſt. In eigener Perſon führte er jedoch nur einen einzigen Feldzug nach Pannonien an — dieſes Land nämlich bewohnte zu der Zeit jenes Volk, — die Ausführung der übrigen übertrug er ſeinem Sohne Pippin, den Landeshauptleuten, den Grafen und Sendboten. Da dieſe den Krieg mit der größten Tapferkeit führten, ſo wurde er im achten Jahre endlich beendet. Wie viel Schlachten während desſelben geſchlagen, wie viel Blut vergoſſen ward, davon mag das ganz menſchenleere Pannonien und die Stätte zeugen, wo vormals des Kagans Königsburg war, und die jetzt ſo verödet liegt, daß auch keine Spur menſchlicher Behauſung zu entdecken iſt. Der geſamte Adel der Hunen kam in dieſem Kriege um, ihr ganzer Ruhm ging unter. Alles Geld und die ſeit langer Zeit angehäuften Schätze fielen in die Hände der Franken, und durch keinen Krieg, ſoweit Menſchengedenken reicht, erbeuteten dieſe ſo große Reichtümer. Denn während man ſie bis dahin beinahe arm nennen konnte, fanden ſie nun in der Königsburg eine ſolche Maſſe Goldes und Silbers vor, und machten in den Schlachten ſo koſtbare Beute, daß man wohl glauben durfte, nach Recht und Gerechtigkeit haben die Franken den Hunen das geraubt, was dieſe früher andern Völkern ungerechter Weiſe geraubt hatten. Von fränkiſchen Großen fanden in dieſem Krieg [799] nur zwei ihren Tod: Herzog Erich nämlich von Friaul, der in Tharſatika [Tercacz], einer in Liburnia gelegenen Seeſtadt, durch die Hinterliſt der Bewohner umkam, und Gerold, der Landeshauptmann von Bayern, der in Pannonien, während er die Schlacht gegen die Hunen anordnete, man weiß nicht von wem, mit zwei andern getötet wurde, die ihn begleiteten, als er auf und ab ritt und die einzelnen anfeuerte. Im übrigen war dieſer Krieg für die Franken faſt ganz unblutig, und nahm ein überaus günſtiges Ende, wiewohl er ſich ob ſeiner Bedeutſamkeit längere Zeit hinzog.

14. Nach ihm wurde auch der ſächſiſche Krieg zu einem ſeiner Länge entſprechenden Ende geführt. Der böhmiſche und linoniſche, die nachher entſtanden, konnten nicht lange währen; beide wurden unter Anführung des jüngeren Karl ſchnell beendet. Der letzte Krieg ward gegen die Nortmannen unternommen, die Dänen genannt werden und zuerſt Seeräuberei trieben, dann mit einer größern Flotte die Küſten Galliens und Deutſchlands verwüſteten. Ihr König Godefrid war von ſo eitler Hoffnung aufgeblaſen, daß er ſich auf die Herrſchaft über ganz Deutſchland Rechnung machte; auch Friesland und Sachſen ſah er nicht anders als wie ſeine Provinzen an; die ihm benachbarten Abotriten hatte er ſeiner Herrſchaft unterworfen und ſich zinsbar gemacht. Er vermaß ſich ſogar, demnächſt mit großer Heeresmacht vor Aachen zu erſcheinen, wo der König mit ſeinem Gefolge wohnte. Und ſo prahleriſch auch ſeine Sprache lautete, ſo wurde ihr doch nicht aller Glaube verſagt, vielmehr war man der Anſicht, er würde in der That etwas der Art unternommen haben, wenn ihn nicht ein früher Tod daran verhindert hätte. Er wurde nämlich von ſeinem eigenen Leibwächter ermordet, und ſeinem Leben, wie dem von ihm begonnenen Kriege [810] ein ſchnelles Ziel geſetzt.

15. Dies ſind die Kriege, welche der großmächtige König während der ſieben und vierzig Jahre, die er regierte, in verſchiedenen Ländern mit der größten Einſicht und durchaus glücklich geführt hat. Er hat das Reich der Franken, das er von ſeinem Vater ſchon groß und mächtig übernommen hatte, ſo herrlich erweitert, daß ſein Umfang faſt verdoppelt ward. Denn während früher nicht weiter als zwiſchen Rhein und Loire, zwiſchen dem Ocean und dem Baleariſchen Meer gelegene Teil Galliens, und der Teil von Deutſchland zwiſchen Sachſen und der Donau, dem Rhein und der Saale, die die Grenze zwiſchen den Thüringern und den Sorben bildet, von den ſogenannten Oſtfranken bewohnt wurde, und außerdem nur noch die Alemannen und Bayern zum Frankenreich gehörten, unterwarf er durch die erwähnten Kriege zuerſt Aquitanien, Waskonien, das ganze Pyrenäengebirge und das Land bis zum Ebro, der im Gebiet der Navarrer entſpringt, die fruchtbarſten Gefilde Spaniens durchfließt und unter den Mauern der Stadt Dertoſa in’s Baleariſche Meer mündet; hierauf ganz Italien, das ſich von Auguſta Prätoria [Aoſta] bis zum untern Kalabrien, wo bekanntlich die Grenze zwiſchen den Beneventanern und Griechen iſt, in einer Länge von mehr als tauſend (ital.) Meilen erſtreckt; ferner Sachſen, das keinen kleinen Teil von Deutſchland ausmacht, und doppelt ſo breit iſt als der von den Franken bewohnte, während es ihm in der Länge gleichkommen mag; ſodann beide Pannonien, das auf der andern Donauſeite gelegene Dacien, auch Iſtrien, Liburnien und Dalmatien, mit Ausnahme der Seeſtädte, die er aus Freundſchaft und wegen des mit ihm geſchloſſenen Bündniſſes dem Kaiſer von Konſtantinopel ließ; endlich machte er ſich auch alle die barbariſchen und wilden Völkerſchaften zinsbar, die zwiſchen Rhein und Weichſel, dem Meer und der Donau Deutſchland bewohnen, ſo ziemlich einerlei Sprache reden, in Sitten und Kleidung aber ſehr von einander verſchiedeu ſind. Die bedeutendſten darunter ſind die Welataben, Sorben, Abotriten, Boemannen, und mit dieſen hatte er Krieg zu führen, die übrigen, weit zahlreichern, unterwarfen ſich ihm freiwillig.

16. Er erhöhte den Ruhm ſeiner Herrſchaft auch noch durch die freundſchaftliche Verbindung mit mehreren Königen und Völkerſchaften. Der König Hadefons [Alfons II.] vou Gallizien und Aſturien war ihm ſo eng verbunden, daß er ſich nicht anders als ſeinen untergebenen Mann nennen ließ, ſo oft er Geſandte oder Briefe an ihn abſchickte. Gleichermaßen beugten ſich vor ſeiner Herrlichkeit die Könige der Schotten ſo ſehr unter ſeinen Willen, daß ſie ihn nie anders als ihren Herrn und ſich ſeine Unterthanen und Knechte nannten. Es liegen noch Briefe von ihnen vor, in denen ſich dieſe Geſinnung gegen ihn kundgiebt. Mit dem König Aaron von Perſien, der, mit Ausnahme Indiens, faſt das ganze Mor-

genland beherrſchte, ſtand er in ſo freundſchaftlichem Einvernehmen, daß dieſer ſeine Huld der Freundſchaft aller Könige und Fürſten des ganzen Erdkreiſes vorzog und ihn allein hoch ehren und beſchenken zu müſſen glaubte; und als nun ſeine Geſandten, die er mit Gaben zu dem heiligen Grabe unſeres Herrn und Heilandes und dem Orte ſeiner Auferſtehung geſchickt hatte, auch zu Aaron [Harun al Raſchid, 786-809 Kalif von Bagdad] kamen und ihm den Wunſch ihres Herrn eröffneten, ſo bewilligte er ihnen nicht bloß, was von ihm begehrt wurde, ſondern auch, daß jene heilige und heilbringende Stätte unter ſeine Gewalt komme. Und wie die Geſandten heimkehrten, ſo geſellte er ihnen ſeine eigenen bei und überſchickte dem König neben Kleidern und Wohlgerüchen und andern Koſtbarkeiten des Morgenlandes noch ungemein reiche Geſchenke, nachdem er wenige Jahre vorher ihm, auf ſeine Bitte, den einzigen Elephanten, den er damals beſaß, geſchickt hatte. Auch die konſtantinopolitaniſchen Kaiſer Nicephorus, Michael und Leo bewarben ſich von freien Stücken um Freundſchaft und Bündnis mit ihm und ſchickten mehrfach Geſandtſchaften an ihn ab. Nachdem er jedoch den Kaiſertitel angenommen und dadurch bei ihnen die Beſorgnis erregt hatte, er wolle ihnen das Reich entreißen, ſchloß er einen feſten Bund mit ihnen ab, ſo daß nicht der geringſte Anlaß zu einem Zerwürfnis zwiſchen beiden Teilen übrig blieb. Immer nämlich war den Römern und Griechen die Macht der Franken verdächtig, woher denn auch jenes griechiſche Sprichwort kommt: „Den Franken habe zum Freund, aber nicht zum Nachbar."

17. So groß ſich nun auch Karl in Erweiterung des Reichs und Unterwerfung fremder Völker bewies und wiewohl ſeine Thätigkeit beſtändig davon in Anſpruch genommen war, ſo unternahm er daneben doch noch an verſchiedenen Orten ſehr viele Bauten zum Schmuck und Nutzen des Reichs und vollendete auch manche. Als die vorzüglichſten unter ihnen dürfen mit Recht angeſehen werden die mit der größten Kunſt erbaute Kirche der heiligen Mutter Gottes zu Aachen, und die fünfhundert Schritte lange Rheinbrücke zu Mainz; denn das iſt dort die Breite des Fluſſes. Ein Jahr jedoch vor Karls Ableben brannte die Brücke ab und konnte ob dieſes ſchnellen Todesfalls nicht wieder hergeſtellt werden, wiewohl es in ſeinem Plane lag, ſtatt einer hölzernen, eine ſteinerne aufzuführen. Auch herrliche Paläſte erbaute er, einen nicht weit von der Stadt Mainz, bei dem Hofgut Engilenheim [Ingelheim], einen zweiten zu Neumagen am Fluſſe Waal, der die Inſel der Bataver auf der Mittagsſeite beſpült. Hauptſächlich jedoch befahl er, wo in ſeinem ganzen Reiche er von zerfallenen Gotteshäuſern hörte, den Prieſtern und Aebten, denen ihre Unterhaltung oblag, ſie wiederherzuſtellen und ließ durch ſeine Sendboten die Ausführung ſeiner Befehle überwachen. Auch eine Flotte rüſtete er aus zum Krieg gegen die Nortmannen und ließ zu dem Ende an den galliſchen und deutſchen Flüſſen, die in die Nordſee münden, Schiffe erbauen; und weil die Nortmannen die deutſche und galliſche Küſte unaufhörlich mit Raubzügen heimſuchten, ſo legte er in alle Häfen und Flußmündungen, wo geeignete Ankerplätze zu ſein ſchienen, kleine Geſchwader und Wachtpoſten, und hielt durch ſolche Vorkehrungen den Feind ab. Dieſelben Anſtalten traf er auch im Süden, an der Küſte der Narbonenſiſchen Provinz und Septimaniens, ebenſo an der ganzen Küſte Italiens bis nach Rom gegen die Mauren, die ſich in neuerer Zeit auf Seeraub legten. Und ſo wurde zu ſeinen Lebzeiten weder Italien durch die Mauren, noch Gallien und Deutſchland durch die Nortmannen von ſchwerem Schaden betroffen, ausgenommen daß Centumcellä [Civitavecchia], eine etruriſche Stadt, durch Verrat von den Mauren erobert und geplündert und einige frieſiſche, der deutſchen Küſte naheliegende Inſeln von den Nortmannen verwüſtet wurden.

18. Daß er als Hüter, Mehrer und zugleich als Ordner des Reichs ein ſolcher Mann geweſen, iſt bekannt. Und wohl mag man ſeine Geiſtesgabe und ſeine ungemeine, in jeder Lage des Lebens, in Glück und Unglück gleiche Standhaftigkeit bewundern. Das Uebrige, was ſich auf ſein inneres und häusliches Leben bezieht, das will ich jetzt beſprechen.

Als er nach ſeines Vaters Tode mit ſeinem Bruder das Reich geteilt hatte, ertrug er deſſen Haß und Neid mit ſolcher Geduld, daß es allen bewundernswert erſchien, wie er ſich von ihm nicht einmal zum Zorn aufreizen ließ. Die Tochter des Langobardenkönigs Deſiderius, die er ſpäter auf ſeiner Mutter Betrieb geheiratet hatte, verſtieß er wieder, man weiß nicht aus welcher Urſache, nach einem Jahre und vermählte ſich mit der Hildegard, einer Frau von erlauchtem Geſchlecht, aus dem Volk der Schwaben; dieſe gebar ihm drei Söhne: den Karl, den Pippin und den Ludwig, und ebenſoviele Töchter: die Hruodrud, Bertha und Gisla. Auch noch drei andere Töchter hatte er: die Theoderada, Hiltrud und Ruodhaid; zwei von ſeiner Gemahlin Faſtrada, die vom Volke der Oſt- und deutſchen Franken war, die dritte von einem Kebsweib, deren Name nur meinem Gedächtnis entfallen iſt. Nach dem Tode der Faſtrada heiratete er die Liutgard, eine Alemannin, von der er aber keine Nachkommenſchaft bekam. Nach deren Tode hatte er drei Kebsweiber: die Gerſuinda, von ſächſiſchem Geſchlecht, die ihm eine Tochter mit Namen Adaltrud, die Regina, die ihm den Drogo und Hug gebar, und die Adalinde, mit der er den Theodrich erzeugte. Seine Mutter wurde bei ihm in hohen Ehren alt. Denn er bewies ihr die größte Ehrfurcht, ſo daß nie der geringſte Zwiſt zwiſchen ihnen ausbrach, außer bei ſeiner Scheidung der Tochter des Königs Deſiderius, die er auf ihren Rat geheiratet hatte. Sie verſtarb endlich nach dem Tode der Hildegard, nachdem ſie ſchon drei Enkel und ebenſoviele Enkelinnen in ihres Sohnes Hauſe geſehen hatte; er ließ ſie in der Kirche des heiligen Dionyſius, derſelben, in der auch ſein Vater liegt mit großen Ehren beſtatten. Eine einzige Schweſter Namens Gisla hatte er, die ſich ſchon in ihren Mädchenjahren ganz dem Dienſt der Religion hingab, er bewies ihr dieſelbe große Liebe wie ſeiner Mutter; wenige Jahre vor ſeinem Tode ſtarb auch ſie in demſelben Kloſter, in dem ſie gelebt hatte.

19. Die Erziehung ſeiner Kinder richtete er ſo ein, daß Söhne wie Töchter zuerſt in den Wiſſenſchaften unterrichtet wurden, auf deren Erlernung auch er ſelbſt ſeinen Fleiß verwandte. Dann mußten die Söhne, ſobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, ſich in den Waffen und der Jagd üben; die Töchter aber ſich mit Wollenarbeit abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beſchäftigen, damit ſie ſich nicht an Müßiggang gewöhnten, und ließ ſie anleiten zu jeder guten Zucht. Von allen ſeinen Kindern verlor er nur zwei Söhne und eine Tochter, bevor er ſtarb: Karl, ſeinen Aelteſten, und Pippin, den er zum König von Italien gemacht hatte, und die Hruodrud, ſeine erſtgeborene Tochter, die mit dem griechiſchen Kaiſer Konſtantin verlobt war. Pippin hinterließ einen Sohn Bernhard und fünf Töchter: Adalhaid, Atula, Guntrada, Berthaid und Theoderada. An dieſen bewies der König recht deutlich ſeinen liebevollen Sinn, indem er nach des Sohnes Tod den Enkel zum Nachfolger ſeines Vaters machte, und die Enkelinnen mit ſeinen eigenen Töchtern auferziehen ließ. Den Tod ſeiner Söhne und ſeiner Töchter trug er überaus gelaſſen und mit dem hohen Sinn, der ihm eigen war, doch preßte ihm die herzliche Liebe, die ihn nicht minder auszeichnete, Thränen aus. Auch bei der Nachricht von Papſt Adrians Tod, der hoch in ſeiner Freundſchaft ſtand, weinte er ſo, als hätte er ſeinen Sohn oder den teuerſten Bruder verloren. Denn er hatte ein für Freundſchaft äußerſt empfängliches Gemüt, leicht war er ihr zugänglich, unverbrüchlich hielt er ſie feſt und bewies gegen alle diejenigen heilige Treue, zu denen er in ſolch ein Verhältnis getreten war. Um die Erziehung ſeiner Söhne und Töchter war er ſo beſorgt, daß er zu Hauſe niemals ohne ſie ſpeiſte, nie ohne ſie eine Reiſe machte: ſeine Söhne ritten ihm zur Seite, ſeine Töchter aber folgten ihm im hinterſten Zuge, und eine Schar von Leibwächtern war zu ihrer Beſchützung geſtellt. Da ſie ungemein ſchön waren und von ihm auf's zärtlichſte geliebt wurden, ſo iſt es ſehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem ſeiner Mannen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte; aber er ſagte, er könne ohne ihre Geſellſchaft nicht leben, und behielt alle bis zu ſeinem Tode bei ſich im Hauſe. Darob mußte er, ſonſt ſo glücklich, die Tücke des Schickſals erfahren; er ging jedoch ſo über die Sache hinweg, als wäre nie der geringſte Verdacht ob eines Fehltritts gegen ſie entſtanden, oder ein Gerücht darüber laut geworden.

20. Er hatte von einem Kebsweib einen Sohn mit Namen Pippin, deſſen ich unter den andern Erwähnung zu thun unterlaſſen habe, ſchön von Angeſicht, aber durch einen Höcker verunſtaltet. Der ſtellte ſich, während ſein Vater, mit dem Krieg gegen die Hunen beſchäftigt, in Bayern den Winter zubrachte, krank, und verſchwor ſich mit einigen fränkiſchen Großen, die ihn durch eitle Hoffnungen auf das Königtum verführt hatten, gegen ſeinen Vater. Der böſe Anſchlag ward aber endeckt, die Verſchworenen beſtraft, den Pippin ließ Karl ſcheren und nach ſeinem Willen im Kloſter Prüm [bei Trier] ein gottgeweihtes Leben führen. Schon früher war gegen ihn noch eine andere Verſchwörung in Deutſchland angeſtiftet worden, deren Urheber teilweiſe geblendet, teilweiſe am Leib nicht geſchädigt, alle aber verbannt wurden; keiner von ihnen kam um's Leben, drei ausgenommen, die, um nicht ergriffen zu werden, das Schwert zogen, einige ſogar dabei töteten und, weil ſie auf keine andere Weiſe zu bewältigen waren, niedergemacht wurden. Dieſe Verſchwörungen hatten jedoch, wie man glaubt, ihren Grund und Urſprung in der Grauſamkeit der Königin Faſtrada, und darum verſchwor man ſich beide Male gegen den König, weil er dem grauſamen Sinn ſeiner Gemahlin zuſtimmend, von ſeiner angeborenen Güte und ſeiner gewöhnlichen Milde eine ſchreckliche Ausnahme gemacht zu haben ſchien. Im übrigen genoß er währen ſeines ganzen Lebens im In- und Auslande der höchſten und allgemeinſten Liebe und Zuneigung, ſo daß gegen ihn niemals auch nu der geringſte Vorwurf wegen ungerechte Grauſamkeit von jemanden erhoben wurde

21. Er liebte die Fremden und nahm ſic ihrer an, ſo daß ihre große Anzahl gar häufi nicht bloß für den Palaſt, ſondern das ganz Reich eine wahre Laſt zu ſein ſchien. Er ſelb jedoch ließ ſich in ſeiner Hochherzigkeit derl

Bedenken wenig anfechten, und wog vielmehr die bedeutendſten Nachteile mit dem Ruhm der Freigebigkeit und dem Lohn eines guten Namens auf.

22. Er war von breitem und kräftigem Körperbau, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überſchritt — denn ſeine Länge betrug, wie bekannt, ſieben ſeiner Füße — der obere Teil ſeines Kopfes war rund, ſeine Augen ſehr groß und lebendig, die Naſe ging etwas über das Mittelmaß, er hatte ſchöne weiße Haare und ein freundliches, heiteres Geſicht. So bot ſeine Geſtalt, mochte er ſitzen oder ſtehen, eine höchſt würdige und ſtattliche Erſcheinung, wiewohl ſein Nacken dick und zu kurz, ſein Bauch etwas herabhängend ſcheinen konnte: das Ebenmaß der andern Glieder verdeckte das. Er hatte einen feſten Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Geſtalt nicht recht paſſen wollte; ſeine Geſundheit war gut, außer daß er in den vier Jahren vor ſeinem Tode häufig von Fiebern ergriffen wurde und zuletzt auch mit einem Fuße hinkte. Aber auch damals folgte er mehr ſeinem eigenen Gutdünken, als dem Rat der Aerzte, die ihm beinahe verhaßt waren, weil ſie ihm rieten, dem Braten, den er zu ſpeiſen pflegte, zu entſagen und ſich an geſottenes Fleiſch zu halten. Beſtändig übte er ſich im Reiten und Jagen, wie es die Sitte ſeines Volks war; denn man wird nicht leicht auf Erden ein Volk finden, das ſich in dieſer Kunſt mit den Franken meſſen könnte. Sehr angenehm waren ihm auch die Dünſte der warmen Quellen; er übte ſeinen Leib fleißig im Schwimmen und verſtand das ſo trefflich, daß es ihm keiner darin zuvor that. Darum erbaute er ſich auch zu Aachen ein Schloß und wohnte in ſeinen letzten Lebensjahren bis zu ſeinem Tode beſtändig darin. Und nicht bloß ſeine Söhne, ſondern auch die Vornehmen und ſeine Freunde, nicht ſelten auch die ganze Schar ſeines Gefolges und ſeiner Leibwächter lud er zum Bade, ſo daß bisweilen hundert Menſchen und darüber zuſammen badeten.

23. Er kleidete ſich nach vaterländiſcher, nämlich fränkiſcher Weiſe. Auf dem Leib trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhoſen, darüber ein Wams, das mit ſeidenen Streifen verbrämt war, und Hoſen; ſodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen, und ſchützte mit einem aus Seehunds- und Zobelpelz verfertigten Rock im Winter Schultern und Bruſt; endlich trug er einen meergrünen Mantel und beſtändig das Schwert an der Seite, deſſen Griff und Gehenk von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelſteinen verziertes Schwert, dies jedoch nur bei beſonderen Feſtlichkeiten, oder wenn die Geſandten fremder Völker vor ihm erſchienen. Ausländiſche Kleidung jedoch wies er zurück, mochte ſie auch noch ſo ſchön ſein, und ließ ſie ſich niemals anlegen, nur zu Rom kleidete er ſich einmal, nach dem Wunſch des Papſtes Adrian, und ein zweites Mal auf die Bitte von deſſen Nachfolger Leo, in die lange Tunika und Chlamys und zog auch römiſche Schuhe an. Bei feſtlichen Gelegenheiten ſchritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelſteinen beſetzten Schuhen, den Mantel durch einen goldenen Haken zuſammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelſteinen verfertigtes Diadem einher; an andern Tagen unterſchied ſich ſeine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.

24. In Speiſe und Trank war er mäßig, mäßiger jedoch noch im Trank; denn die Trunkenheit verabſcheute er an jedem Menſchen auf's äußerſte, geſchweige denn an ſich und den Seinigen. Im Eſſen jedoch konnte er nicht ſo enthaltſam ſein, vielmehr klagte er häufig, daß das Faſten ſeinem Körper ſchade. Höchſt ſelten gab er Gaſtereien und nur bei beſonderen feſtlichen Gelegenheiten, dann jedoch in zahlreicher Geſellſchaft. Auf ſeine gewöhnliche Tafel ließ er nur vier Gerichte auftragen, außer dem Braten, den ihm die Jäger am Bratſpieß zu bringen pflegten, und der ihm lieber war als jede andere Speiſe. Während der Tafel hörte er gerne Muſik oder einen Vorleſer. Er ließ ſich die Geſchichten und Thaten der Alten vorleſen; auch an den Büchern des heiligen Auguſtinus hatte er Freude, beſonders an denen, die „vom Staate Gottes" betitelt ſind. Im Genuß des Weins und jeglichen Getränks war er ſo mäßig, daß er über Tiſch ſelten mehr als drei Mal trank. Im Sommer nahm er nach dem Mittageſſen etwas Obſt zu ſich und trank ein Mal, dann legte er Kleider und Schuhe ab, wie er es bei Nacht that, und ruhte zwei bis drei Stunden. Nachts unterbrach er den Schlaf vier oder fünf Mal, indem er nicht bloß aufwachte, ſondern auch aufſtand. Während er ſich ankleidete, ließ er nicht allein die Freunde vor, ſondern wenn der Pfalzgraf von einem Rechtsſtreite ſprach, der nicht ohne ſeinen Ausſpruch entſchieden werden könne, ſo hieß er die ſtreitenden Parteien ſofort hereinführen und ſprach, nach Unterſuchung des Falls, das Urteil, als ſäße er auf dem Richterſtuhl; und das war nicht das einzige, ſondern was es für dieſen Tag von Geſchäften zu thun und ſeinen Beamten aufzutragen gab, das beſorgte er zu dieſer Stunde.

25. Reich und ſicher floß ihm die Rede vom Munde, und was er wollte, konnte er leicht und klar ausdrücken. Es genügte ihm jedoch nicht an ſeiner Mutterſprache, ſondern er verwendete auch auf die Erlernung fremder großen Fleiß: im Lateiniſchen brachte er es ſo weit, daß er es wie deutſch ſprach, das Griechiſche aber konnte er beſſer verſtehen, als ſelber ſprechen. Dabei war er ſo beredt, daß er faſt als der Lehrer erſcheinen konnte. Die edeln Wiſſenſchaften pflegte er mit großer Liebe, die Meiſter in denſelben ſchätzte er ungemein und erwies ihnen hohe Ehren. In der Grammatik nahm er Unterricht bei dem Diakonus Petrus von Piſa, einem hochbejahrten Mann, in den übrigen Wiſſenſchaften ließ er ſich von dem Diakonus Albinus, mit dem Beinamen Alkoin, unterweiſen, einem in allen Fächern gelehrten Mann, der von ſächſiſchem Geſchlechte war und aus Britannien ſtammte. In deſſen Geſellſchaft wandte er viel Zeit und Mühe auf, um ſich in der Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Aſtronomie zu unterrichten. Er erlernte die Kunſt zu rechnen und erforſchte mit emſigem Fleiß und großer Wißbegierde den Lauf der Geſtirne. Auch zu ſchreiben verſuchte er und pflegte deswegen Tafel und Papier im Bett unter dem Kopfkiſſen mit ſich herumzuführen, um in müßigen Stunden ſeine Hand an die Geſtaltung von Buchſtaben zu gewöhnen. Indes brachte er es hierin mit ſeinen Bemühungen nicht weit, da er es zu ſpät angefangen hatte.

26. Der chriſtlichen Religion, zu der er von Jugend auf angeleitet worden, war er mit Ehrfurcht und frommer Liebe zugethan. Darum erbaute er auch das herrliche Gotteshaus zu Aachen und ſchmückte es mit Gold und Silber und mit Kerzen, und mit ehernen Gittern und Thüren. Da er die Säulen und den Marmor für die Kirche anderswoher nicht bekommen konnte, ließ er ſie aus Rom und Ravenna herbeiſchaffen. Morgens und abends, auch bei den nächtlichen Horen, und zur Zeit der Meſſe beſuchte er fleißig die Kirche, wenn es ihm ſein Befinden erlaubte; und er ließ es ſich ſehr angelegen ſein, daß alle gottesdienſtlichen Verrichtungen mit möglichſt großer Würde begangen würden, und gar häufig ermahnte er die Küſter, nichts Schmutziges oder Ungebührliches in der Kirche zu laſſen. Die heiligen Gefäße ließ er aus Gold und Siber anfertigen und ſie, ſowie die prieſterlichen Gewänder in ſo großer Anzahl anſchaffen, daß nicht einmal die Thürſteher, die doch den unterſten kirchlichen Grad bilden, beim Gottesdienſt in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu erſcheinen brauchten. Auf die Verbeſſerung des Leſens und Singens in der Kirche wandte er große Sorgfalt. Denn in beiden Dingen war er ſehr unterrichtet, wenn er auch ſelbſt nicht öffentlich las und nur leiſe und im Chor ſang.

27. In der Pflege der Armen und ihrer Unterſtützung durch Almoſen bewies er viel frommen Eifer, und das nicht bloß in ſeinem Land und Reich, ſondern auch weit über's Meer pflegte er Geld zu ſchicken, nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jeruſalem, Alexandria und Karthago, wenn er hörte, daß Chriſten daſelbſt in Dürftigkeit leben, und er ſprang ihnen ſo in ihrer Not bei. Deswegen vornemlich bewarb er ſich auch um die Freundſchaft der Könige jenſeits des Meeres, damit er den unter ihrer Herrſchaft lebenden Chriſten Erleichterung und Hilfe zufließen laſſen könnte. Vor allen andern heiligen Stätten ehrte er die Kirche des heiligen Apoſtels Petrus zu Rom, deren Schatz er mit viel Gold, Silber und Edelſteinen bereicherte. Den Päpſten machte er viele und reiche Geſchenke, und nichts lag ihm während ſeiner ganzen Regierung ſo ſehr am Herzen, als daß die Stadt Rom, durch ſeinen Eifer und Beiſtand, wieder zu ihrem alten Anſehen gelange, und die Kirche des heiligen Petrus nicht allein in ſicherem Schutz und Schirm, ſondern auch vor allen andern Kirchen reich und mächtig ſei. So viel ihm aber auch daran lag, ſo kam er während der 47 Jahre ſeiner Regierung doch nur vier Mal nach Rom, um daſelbſt ſeine Andacht zu verrichten.

28. Seine letzte Reiſe hatte nicht darin allein ſeinen Grund, ſondern ſie wurde auch dadurch veranlaßt, daß Papſt Leo durch die vielen Mißhandlungen, die er von Seiten der Römer erlitten hatte, indem ſie ihm nämlich Augen und Zunge ausriſſen, ſich genötigt ſah, den König um Schutz anzuflehen. Er kam alſo nach Rom und verweilte daſelbſt den ganzen Winter, um die Kirche aus der überaus großen Zerrüttung, in die ſie verfallen war, zu reißen. Damals war es, daß er den Namen Kaiſer und Auguſtus empfing, der ihm anfangs ſo zuwider war, daß er verſicherte, er würde an jenem Tage, obgleich es ein hohes Feſt war, die Kirche nicht betreten haben, wenn er des Papſtes Abſicht hätte vorherwiſſen können. Die oſtrömiſchen Kaiſer nahmen es äußerſt übel auf, daß er den Kaiſertitel angenommen, er trug aber ihren Haß mit großer Gelaſſenheit und wußte mit dem hohen Sinn, in dem er ohne alle Frage weit über ihnen ſtand, ihren Trotz zu beſiegen, indem er häufig durch Geſandtſchaften mit ihnen verkehrte, und ſie in ſeinen Briefen als Brüder anredete.

29. Da er ſah, wie viel Mangelhaftes in den Geſetzen ſeines Volkes ſei, — die Franken haben nämlich zwei Rechte [das ſaliſche und das ripuariſche], die in manchen Stücken ſehr von einander abweichen — ſo nahm er ſich nach der Annahme des Kaiſertitels vor, das Fehlende zu ergänzen, das Abweichende in Uebereinſtimmung zu bringen und das Verkehrte und Untaugliche zu verbeſſern; indes er kam damit nicht weiter, als daß er wenige

Zuſätze, und auch dieſe nicht ganz fertig, zu den Rechtsbüchern machte. Wo das Recht eines der von ihm beherrſchten Volksſtämme noch nicht geſchrieben war, da ließ er es zuſammenſtellen und ſchriftlich aufzeichnen. Ebenſo ließ er die uralten deutſchen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige beſungen wurden, aufſchreiben, damit ſie unvergeſſen bleiben. Auch eine Grammatik ſeiner Mutterſprache begann er abzufaſſen. Ferner gab er den Monaten, für welche bei den Franken bis dahin lateiniſche oder barbariſche Namen im Gebrauch geweſen waren, Benennungen aus ſeiner eigenen Sprache. Ebenſo gab er den 12 Winden deutſche Namen, während man vorher für nur 4 Winde beſondere Benennungen hatte. Und zwar nannte er den Januar Wintarmanoth, den Februar Hornung [Kotmonat], den März Lentzinmanoth, den April Oſtarmanoth, den Mai Winnemanoth, den Juni Brachmanoth, den Juli Heuvimanoth, den Auguſt Aranmanoth, den September Witumanoth [Holzfällmonat], den Oktober Windumemanoth [Weinleſemonat], den November Herbiſtmanoth, den Dezember Heilagmanoth. Den Winden aber gab er folgende Nanen: den Oſtwind (Subſolanus) nannte er Oſtronivint, den Südoſtwind (Eurus) Oſtſundroni, den Südſüdoſtwind (Euroauſter) Sundoſtroni, den Südwind (Auſter) Sundroni, den Südſüdweſtwind (Auſtroafrikus) Sundweſtroni, den Südweſtwind (Afrikus) Weſtſundroni, den Weſtwind (Zephyr) Weſtroni, den Nordweſtwind (Chorus) Weſtnordroni, den Nordnordweſtwind (Circius) Nordweſtroni, den Nordwind (Septemtrio) Nordroni, den Nordoſtwind (Aquilo) Nordoſtroni, den Oſtnordoſtwind (Vultnrnus) Oſtnordroni.

30. Gegen das Ende ſeines Lebens, als er ſchon ſehr gebeugt war durch Alter und Krankheit, berief er ſeinen Sohn Ludwig, den König von Aquitanien, der von den Söhnen der Hildegard noch allein am Leben war, zu ſich, und erklärte ihn in feierlicher Verſammlung der Großen aus dem ganzen Frankenreich mit aller Beiſtimmung zum Mitregenten im ganzen Reich und zum Erben des kaiſerlichen Namens, ſetzte ihm das Diadem auf das Haupt und befahl, ihn Kaiſer und Auguſtus zu nennen. Es wurde dies von allen Anweſenden mit großem Beifall aufgenommen: ſchien es doch, als wäre ihm dieſer Gedanke zum Beſten des Reichs vom Himmel eingegeben worden. Die Majeſtät wurde dadurch gehoben, und den fremden Völkern keine geringe Furcht eingeflößt. Nachdem er hierauf ſeinen Sohn nach Aquitanien wieder entlaſſen hatte, zog er, wie es ſeine Gewohnheit war, obgleich ſchon ſehr entkräftet vom Alter, nicht weit von Aachen auf die Jagd. Damit brachte er den Reſt des Herbſtes hin und kehrte dann um den Anfang des November nach Aachen zurück. Hier wollte er den Winter über verweilen; aber im Januar mußte er ſich, von einem heftigen Fieber ergriffen, zu Bette legen. Er enthielt ſich ſogleich, wie er es beim Fieber immer that, des Eſſens, in der Meinung durch Hungern die Krankheit bezwingen oder wenigſtens lindern zu können; als aber zum Fieber noch Seitenſchmerzen hinzutraten, welche die Griechen Pleureſis nennen, und er immer noch ſeine Hungerkur fortſetzte und ſeinen Leib nur durch ſpärliches Trinken ſtärkte, ſo ſtarb er, nachdem er zuvor das heilige Abendmahl genoſſen hatte, am ſiebenten Tage der Krankheit, im 72. Jahre ſeines Alters, im 47. ſeiner Herrſchaft, am 28. Januar in der dritten Stunde des Tages.

31. Sein Leichnam wurde feierlich gewaſchen und beſorgt, und unter großen Klagen des geſamten Volkes nach der Kirche getragen und daſelbſt beſtattet. Man war anfangs uneinig, wo man ihn beiſetzen ſollte, weil er ſelbſt bei ſeinen Lebzeiten nichts darüber beſtimmt hatte; zuletzt aber vereinigten ſich alle dahin, nirgends könne er eine würdigere Grabſtätte finden als in der Kirche, die er ſelbſt, aus Liebe zu Gott und zu unſerm Herrn Jeſu Chriſto und zu Ehren der heiligen Jungfrau, in Aachen auf eigene Koſten erbaut hatte. Hier wurde er nun beigeſetzt an demſelben Tage, wo er geſtorben war, und über dem Grab ein vergoldeter Bogen mit ſeinem Bild und einer Inſchrift errichtet. Die Inſchrift lautete aber: „Hier unten liegt der Leib Karls, des großen und rechtgläubigen Kaiſers, der das Reich der Franken herrlich vergrößert und 47 Jahre hindurch glücklich regiert hat. Er ſtarb ein Siebziger im Jahre des Herrn 814, in der 7. Indiktion, am 28. Januar.“

32. Verſchiedene Vorzeichen hatten auf das Herannahen ſeines Todes hingewieſen, ſo daß nicht bloß andere, ſondern auch er ſelber ihn kommen fühlte. In den drei letzten Jahren ſeines Lebens gab es ſehr viele Sonnen- und Mondsfinſterniſſe und an der Sonne bemerkte man ſieben Tage lang einen ſchwarzen Flecken. Der Säulengang, den er zwiſchen der Kirche und dem Schloß mit großer Mühe hatte aufführen laſſen, ſtürzte am Himmelfahrtstage plötzlich bis auf den Grund zuſammen. Die Rheinbrücke in Mainz, ein herrliches Werk, die er in einem Zeitraum von 10 Jahren mit unendlicher Mühe ſo feſt aus Holz gebaut hatte, daß man glaubte, ſie müßte für die Ewigkeit ſtehen, wurde durch eine zufällig entſtandene Feuersbrunſt in drei Stunden ſo vollſtändig verzehrt, daß außer dem, was vom Waſſer bedeckt war, kein Span übrig blieb. Er ſelbſt ſah auf dem letzten ſächſiſchen Heereszug, den er gegen Godofrid, den Dänenkönig, unternahm, eines Tags, als er vor Sonnenaufgang das Lager verlaſſen und den Marſch angetreten hatte, mit einem Male eine Fackel vom Himmel herunterfallen und in hellem Glanze von der rechten auf die linke Seite durch die heitere Luft fliegen. Wie alle verwundert waren, was wohl dieſes Zeichen zu bedeuten habe, ſtürzte plötzlich das Roß, das er ritt, und warf ihn, indem es den Kopf zwiſchen die Beine nahm, ſo heftig zur Erde, daß die Spange ſeines Mantels brach, ſein Schwertgurt zerriß und er von der herzueilenden Dienerſchaft ſeiner Waffen entledigt, nicht ohne fremden Beiſtand aufſtehen konnte. Der Wurfſpieß, den er gerade in der Hand gehalten hatte, wurde dabei 20 oder noch mehr Fuß weit fortgeſchleudert. Zu dieſem Unfall kam noch eine häufige Erſchütterung ſeines Palaſtes zu Aachen und ein beſtändiges Krachen des Gebälks in den Häuſern, die er bewohnte. Auch wurde die Kirche, in der er nachmals begraben ward, vom Blitze getroffen und dabei der goldene Apfel, der die Spitze des Daches ſchmückte, heruntergeriſſen und auf das an die Kirche ſtoßende Pfarrgebäude geſchleudert. Auf dem Reif des Kranzes, der zwiſchen dem oberen und unteren Bogen im Innern dieſer Kirche herumging, war eine Inſchrift in roter Farbe, die beſagte, wer der Gründer des Gotteshauſes ſei und in deren letzter Reihe die Worte ſtanden: Karolus princeps (der Fürſt Karl). In ſeinem Sterbejahr, wenige Monate vor ſeinem Tode, wurde, wie das etliche bemerkt haben, das Wort princeps ganz und gar verlöſcht. Aber auf alle dieſe Vorzeichen gab er entweder nur ſcheinbar oder aus wirklicher Verachtung nichts, als ſtänden ſie in gar keinem Bezug zu ihm.

33. Er hatte ein Teſtament angefangen, in dem er ſeinen Töchtern und den mit Kebsweibern gezeugten Kindern einen Erbteil zuweiſen wollte; aber es kam, da er es zu ſpät begonnen hatte, nicht mehr ganz zu ſtande. Jedoch hatte er, drei Jahre, bevor er ſtarb, eine Verteilung ſeiner Schätze, des Geldes, der Kleider und des ſonſtigen Gerätes in Gegenwart ſeiner Freunde und Diener vorgenommen und dieſe dabei als Zeugen beigezogen, damit, nach ſeinem Tode, die Verteilung in der von ihm angeordneten Weiſe durch ihr Zeugnis gültig bleibe. Er ließ hierauf ſeinen Willen in einer kurzen Urkunde aufſetzen, deren Inhalt und Wortlaut folgender iſt:

„Im Namen des Herrn, des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Verzeichnis und Verteilung, die gemacht worden iſt von dem ruhmvollen und frommen Herrn Karl, dem erhabenen Kaiſer, ſeit der Menſchwerdung unſeres Herrn Herrn Jeſu Chriſti im 811., ſeiner Herrſchaft in Franken im 43., in Italien im 37., des Kaiſertnms aber im 11. Jahre, in der 4. Indiktion; die er mit frommer und kluger Ueberlegung zu machen beſchloſſen und mit dem Willen Gottes ausgeführt hat in betreff ſeiner Schätze und alles Geldes, was ſich an jenem Tage in ſeiner Schatzkammer vorfand. Dabei hat er das hauptſächlich vorſehen wollen, daß nicht allein die Spendung von Almoſen, wie ſie bei Chriſten herkömmlich von ihrem Vermögen gemacht wird, auch für ihn von ſeinem Gelde in aller Form und Ordnung ausgeführt werde, ſondern auch, daß ſeine Erben, mit Beſeitigung jeglichen Zweifels, klar wiſſen ſollten, was ihnen zukomme, und ohne Streit und Hader die Teilung vornehmen könnten. In dieſer Abſicht und zu dieſem Zwecke hat er alles Hab und Gut, was ſich in Gold, Silber, Edelſteinen und königlichem Schmuck an jenem Tage in ſeiner Schatzkammer vorfand, zuvörderſt in drei Teile geteilt, dann dieſe Teile nochmals geteilt und dadurch aus jenen beiden erſten 21 Teile gemacht, den dritten aber ganz gelaſſen. Und die Teilung der beiden erſten Teile in 21 iſt darum geſchehen, damit, weil in ſeinem Reiche 21 Metropolitanſtädte ſind, durch die Hand ſeiner Erben und Freunde ein Teil als fromme Schenkung jeder Metropole zukomme, der jeweilige Erzbiſchof in derſelben aber den ſeiner Kirche zufallenden Teil in Empfang nehme und mit ſeinen Suffraganen in der Weiſe teile, daß ein Drittel ſeiner Kirche verbleibt, zwei Drittel aber unter ſeine Suffraganen verteilt werden. Von dieſen Teilen, die aus den beiden erſten Hauptteilen gemacht ſind, und nach der Zahl der Metropolitanſtädte 21 betragen, liegt jeder von dem andern abgeſondert an ſeinem eigenen Orte mit der Ueberſchrift der Stadt, der er zufallen ſoll. Die Namen der Metropolen, an welche dieſe fromme Schenkung zu machen iſt, ſind folgende: Rom, Ravenna, Mailand, Forum Julii [Cividale del Friuli], Gradus [Grado auf einer Iſonzo-Inſel], Köln, Mainz, Juvavum, das auch Salzburg heißt, Trier, Senones [Sens], Veſontio [Beſançon], Lugdunum [Lyon], Rotomagus [Rouen], Remis [Rheims], Arelas [Arles], Vienna, Darantaſia [Moutiers en Tarantaiſe in Sevoyen], Ebrodunum [Embrun in der Dauphiné], Burdigala [Bordeaux], Turones [Tours], Bituriges [Bourges]. Der eine Teil aber, welcher nach ſeinem Willen ungeteilt bleiben ſoll, hat die Beſtimmung, daß, während jene zwei Teile in der angegebenen Weiſe verteilt und unter Siegel gelegt werden ſollen, dieſer dritte zum täglichen Gebrauch verwandt werde, als ein Gut, das durch kein Gelübde als vom Eigentümer veräußert angeſehen werden ſoll, und zwar ſo lange als dieſer in ſeinem Leibe wandelt oder die Benützung desſelben für ſich in Anſpruch nimmt. Nach ſeinem Tode aber, oder ſeinem

freiwilligen Rücktritt aus dem weltlichen Leben, ſoll dieſer Teil vierfach geteilt, ein Teil davon jenen 21 Teilen zugelegt werden; der zweite ſeinen Söhnen und Töchtern und den Söhnen und Töchtern ſeiner Söhne zufallen, und von dieſen gerecht und billig unter ſich verteilt werden; der dritte Teil ſoll nach hergebrachter chriſtlicher Sitte für die Armen ausgeſetzt ſein; der vierte in ähnlicher Weiſe als Almoſen zur Verteilung unter die im Palaſt dienenden Knechte und Mägde kommen. Dieſem dritten Hauptteile, der, gleich wie die übrigen, in Gold und Silber beſteht, ſollen, ſeinem Willen gemäß, alle aus Erz, Eiſen oder andern Metallen verfertigten Gefäße und Gerätſchaften ſamt Waffen, Kleidern und anderem koſtbaren oder geringen, zu verſchiedenem Gebrauch gemachten Hausgeräte beigelegt werden, wie Vorhänge, Decken, Teppiche, Filz- und Lederwerk, Polſter und was ſich ſonſt an dem Tage in ſeiner Schatz- und Kleiderkammer vorfindet, auf daß dadurch die Teile der dritten Maſſe größer werden und deſto mehr Arme in den Genuß des zum Almoſen beſtimmten Anteils kommen können. Er ordnete ferner an, daß ſeine Kapelle, das iſt alles zur Abhaltung des Gottesdienſtes Erforderliche, ſowohl das, was er ſelbſt geſtiftet und zuſammengebracht, als was er aus der väterlichen Erbſchaft überkommen hatte, ganz beiſammen bleibe und durch keine Teilung zerſtreut werde. Sollte ſich aber ſonſt etwas an Gefäßen oder Büchern oder anderem Kirchenſchmuck finden, von dem es unzweifelhaft feſtſtünde, daß er es nicht in die Kapelle geſchenkt habe, das ſolle, wer es haben wolle, nach Bezahlung des richtigen Preiſes kaufen und beſitzen können. In gleicher Weiſe verordnete er auch in betreff der Bücher, deren er in ſeiner Bibliothek eine große Menge geſammelt hatte, daß ſie von denen, die ſie haben wollten, um den richtigen Preis gekauft werden könnten, und der Erlös daraus den Armen zufallen ſollte. Bei den übrigen Schätzen und Beſitztümern befinden ſich bekanntlich drei ſilberne Tiſche und ein goldener von ganz beſonderer Größe und Schwere. Darüber beſchloß und verordnete er, daß einer davon in viereckiger Form, auf dem der Plan der Stadt Konſtantinopel gezeichnet ſteht, mit den übrigen dahin beſtimmten Geſchenken nach Rom in die Kirche des heiligen Apoſtels Petrus, der zweite runde, der mit einem Bild der Stadt Rom geſchmückt iſt, in die biſchöfliche Kirche von Ravenna gebracht werde. Der dritte, welcher die andern ſowohl an Schönheit der Arbeit als an Schwere des Gewichts weit übertrifft, aus drei Kreiſen beſteht und eine Beſchreibung der ganzen Welt in genauer und feiner Zeichnung enthält, und jener goldene Tiſch, welcher als der vierte aufgeführt iſt, ſoll, wie er angeordnet hat, ſeinen Erben und dem zu milden Schenkungen beſtimmten Teil zufallen. Dieſe Beſtimmung und Anordnung hat er vor den Biſchöfen, Aebten und Grafen, welche zu der Zeit zugegen ſein konnten und deren Namen hier beigeſchrieben ſtehen, gemacht und getroffen. Die Biſchöfe: Hildebald, Rikolf, Arno, Wolfar, Bernoin, Laidrad, Johannes, Theodulf, Jeſſe, Heito, Waltgaud. Die Aebte: Fredugis, Adalung, Engelbert, Irmino. Die Grafen: Walacho, Meginher, Otulf, Stephan, Unruoch, Burchard, Meginhard, Hatto, Rihwin, Edo, Ercangar, Gerold, Bero, Hildiger, Rocculf."

Das alles hat ſein Sohn Hludwig, der nach dem Willen Gottes ſein Nachfolger war, nach Durchſicht dieſer Urkunde, ſo ſchnell er konnte, nach ſeinem Tode mit der größten Gewiſſenhaftigkeit ausführen laſſen.

Das Geſetz Karl des Großen, welches 785 zu Paderborn für die Sachſen beſchloſſen wurde. — 1) Erſtlich wurde von allen beſchloſſen, daß die Kirchen Chriſti, welche in Sachſen erbaut ſind, keine geringere, ſondern eine weit größere Bedeutung haben ſollen, als bisher die Heiligtümer der Götzen gehabt haben.

2) Wenn einer ſeine Zuflucht in eine Kirche genommen hat, ſo ſoll ihn keiner mit Gewalt aus der Kirche treiben dürfen, ſondern er habe Frieden, bis er vor das Gericht gefordert wird.

3) Wenn einer aus einer Kirche ſtiehlt oder ſie in Brand ſteckt, ſo ſoll er des Todes ſterben.

4) Wer das heilige vierzigtägige Faſten aus Mißachtung des Chriſtentums nicht hält und Fleiſch ißt, ſoll ſterben.

5) Wer hinfort im Volke der Sachſen ungetauft ſich verſtecken und Heide bleiben will, ſoll ſterben.

6) Wer den Götzen einen Menſchen opfert, ſoll ſterben.

7) Wer ſich gegen den König der Franken empört, wird getötet.

8) Zu jeder Kirche ſollen die zu ihr gehörigen Gaubewohner 1 Hof und 2 Morgen Landes geben, und auf je 120 Menſchen Adelige, Freie und Liten ſollen ſie der Kirche einen Knecht und eine Magd zuteilen.

9) Ebenſo beſtimmen wir nach Gottes Gebot, daß alle den Zehnten ihres Vermögens und ihrer Arbeit den Kirchen und den Prieſtern geben.

10) An Sonntagen ſollen keine Verſammlungen außer in der Not oder Kriegszeit abgehalten werden, ſondern alle ſollen ſich zur Kirche begeben.

11) Ferner beſchloß man, daß alle Kinder innerhalb ihres erſten Jahres getauft werden ſollen. Wer dagegen fehlt, zahlt, wenn er Adeliger iſt, 120, Freigeborener 60, Lite 30.

12) Wir befehlen, daß die Leiber der chriſtlichen Sachſen auf die Friedhöfe der Kirchen und nicht nach den Grabhügeln der Heiden gebracht werden, u. ſ. w.

Der Schwur zu Straßburg, 842. — Am 14. Februar 842 kamen Ludwig und Karl, die Söhne Ludwigs des Frommen, in der Stadt, welche ſonſt Argenturin genannt wurde, jetzt aber gewöhnlich Straßburg heißt, zuſammen und ſchwuren die Eide, welche unten verzeichnet ſind, Ludwig in romaniſcher, Karl in deutſcher Sprache. Und ehe ſie ſchwuren, redeten ſie das verſammelte Volk, der eine in deutſcher, der andere in romaniſcher Sprache, ſo an; Ludwig aber, als der ältere, begann und ſprach: „Ihr wißt, wie oft Lothar dieſen meinen Bruder nach dem Tode meines Vaters verfolgt und bis zur gänzlichen Vernichtung zu verderben geſucht hat; da aber weder die brüderliche Liebe, noch chriſtliche Geſinnung, noch ſonſt ein Mittel hat bewirken können, daß unter gerechten Bedingungen Friede zwiſchen uns herrſchte, haben wir endlich die Angelegenheit dem Gerichte des allmächtigen Gottes übergeben, daß wir uns mit ſeiner Entſcheidung, was einem jeden gebühre, zufrieden geben wollten. Und wie ihr wißt, ſind wir aus dem Gottesgerichte als Sieger hervorgegangen; er aber iſt beſiegt worden und iſt mit den Seinigen, wohin ein jeder konnte, geflohen. Aber von brüderlicher Liebe getrieben, und aus Erbarmen mit dem chriſtlichen Volke, haben wir ihn nicht vernichten-wollen, ſondern haben ihn jetzt und früher aufgefordert, daß er nun einem jeden ſein Recht gewähren möge. Aber er fügte ſich nicht dem göttlichen Spruch, ſondern fuhr fort, mich und meinen Bruder mit feindlicher Macht zu verfolgen, und verwüſtete unſere Länder mit Feuer, Raub und Mord; deshalb ſind wir jetzt, von der Not gedrungen, zuſammengekommen und haben beſchloſſen, vor euch dieſen Eid zu ſchwören, damit ihr nicht an unſerer Treue und brüderlichen Eintracht zweifelt. Und dies thun wir nicht von ungerechter Begierde verleitet, ſondrrn damit wir, wenn Gott uns mit eurem Beiſtand Frieden und Ruhe giebt, ſichere Bürgſchaft für das Wohl und das Beſte des Staates haben. Wenn ich aber, was Gott verhüte, den Eid, welcher ich meinem Bruder geſchworen habe, zu brechen mich vermeſſen ſollte, ſo ſpreche ich einen jeden von euch vom Gehorſam und dem Eide, welchen ihr mir geſchworen habt, los und ledig." Und als Karl gleiche Worte in romaniſcher Zunge geredet hatte, ſchwur Ludwig, als der älteſte, ſolches zu thun:

„Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraei eo cist meon fradre Karlo, et in ajudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit."

Und als Ludwig geendet hatte, beſchwor Karl in deutſcher Zunge gleiches, indem er ſprach:

„In Godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gealtnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir Got gewizci indi mahd furgibit, so haldih tesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruder scal, in thiu, thaz er mig sosama duo; indi mit Ludheren in nohhein iu thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhen werhen."

Den Eid aber, welchen beide Völker, jeder in ſeiner Sprache, leiſtete, lautete in romaniſcher Sprache ſo:

„Si Lodhuwigs sagrament, quæ son fradre Karlo jurat, conservat, et Karlos meos sendra de suo part non los tanit, si io returnar non lint pois, ne io ne neuls, cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuwig nun li iver."

In deutſcher Sprache aber lautete er:

„Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Ludhuwige gesuor, geleistit, indi Ludhuwig min herro, then er imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh thero nohhein then ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdhic."

Die neuhochdeutſche Ueberſetzung der beiden erſten Eide lautet:

„Aus Liebe zu Gott und um des chriſtlichen Volkes, ſowie unſer beider Heil, will ich, von dieſem Tage an, fernerhin, ſoweit Gott mir Wiſſen und Vermögen giebt, dieſen für meinen Bruder halten, wie man mit Recht ſeinen Bruder halten ſoll, unter dem (unter dee Bedingung), daß er mir ein gleiches thut. Und mit Lothar werde ich keinen Vergleich eingehen, der nach meinem Willen, dieſem meinem Bruder zum Schaden gereicht."

Die Ueberſetzung der beiden letzten Eide lautet:

„Wenn Ludwig (Karl) den Eid, welchen er ſeinem Bruder Karl (Ludwig) geſchworen hat, hält, und Karl, mein Herr, ihn ſeinerſeits nicht hält (deutſcher Text: und Ludwig den, welchen er jenem geſchworen hat, bricht), will weder ich, wenn ich ihn davon weder nicht abzubringen vermag, noch wen ich ſonſt verhindern kann, wider Ludwig (Karl) ihm darin Hilfe leiſten."

* * *

Epistolæ obscurorum virorum.
Briefe von Dunkelmännern.

Unter erſterer Ueberſchrift erſchien um 1514 eine Sammlung von in ſehr ſchlechtem Latein geſchriebenen Briefen, welche angeblich von Anhängern der ſcholaſtiſchen Philoſophie an Magiſter Ortuin Gratius (lateiniſch für De-Graes) aus Deventer, Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Köln, gerichtet ſind, und die Unwiſſenheit dieſer Partei bloßſtellen ſollten.

Entfernte Urſache zur Abfaſſung der Briefe war eine tiefgehende Spaltung in der damaligen gelehrten Welt. Von Italien aus hatte ſich ſchon im 15. Jahrhundert das eingehende Studium der wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Werke der Griechen und Römer nach Deutſchland verbreitet und in immer ſteigender Zahl Verehrer gefunden. Gelehrte wie Johannes Reuchlin (1455—1522), Erasmus von Rotterdam (1467—1506), Philipp Melanchthon (1497—1560) und andere arbeiteten unermüdlich daran, die gelehrte Bildung auf Grundlage dieſes Studiums aufzubauen. Man nannte dieſe Art der gelehrten Erziehung **Humanismus**, die Anhänger derſelben **Humaniſten**. Hand in Hand damit ging die Ausbildung eines feinen lateiniſchen Stiles. Solchen Beſtrebungen ſtanden manche der damaligen Hochſchulen, insbeſondere jene, die nach dem Vorbilde der Sorbonne, der Pariſer Univerſität, eingerichtet waren, entgegen. Auf ihnen blühte noch die ſcholaſtiſche Philoſophie und wurde vorzugsweiſe die Disputier- und Redekunſt gepflegt. — So waren Gegenſtände des Streites in reicher Zahl vorhanden und die Epistolæ nur ein Ausdruck der vorhandenen Gegenſätze. Nächſte Veranlaſſung zur Abfaſſung derſelben gab ein Streit zwiſchen dem deutſchen Gelehrten Johannes **Reuchlin** (1455—1522) und den Dominikanern in Köln. Ein im Jahre 1506 getaufter Israelit, Johannes Pfefferkorn, hatte Kaiſer Maximilian I. beſtimmen wollen, die Auslieferung und Verbrennung aller nichtbibliſchen hebräiſchen Bücher anzuordnen. Der Kaiſer forderte Reuchlin zu einem Gutachten auf, und dieſer ſprach ſich entſchieden gegen die vorgeſchlagene Maßregel aus. Dadurch erregte er den Zorn des Dominikanerordens, welcher das Glaubensgericht ausübte und beſonders des Oberketzerrichters für Deutſchland, Jakob von Hoogſtraten (1454—1527), der in Köln Prior des Ordens und Profeſſor an der dortigen Hochſchule war. Den erſten Angriff auf Reuchlin machte Pfefferkorn in einer Schmähſchrift „Handſpiegel“ (1511), in welcher er dem Gelehrten grobe Unwiſſenheit vorwarf; dieſer antwortete mit einem „Augenſpiegel.“ Nun traten die Theologen der Kölner Hochſchule, mit Hoogſtraten an der Spitze, der Prediger- oder Dominikanerorden, auch andere Univerſitäten auf Pfefferkorns Seite und beſchuldigten Reuchlin der Ketzerei, worauf dieſer den Richterſpruch des Papſtes anrief. Der mit der Unterſuchung beauftragte Biſchof von Speier entſchied zwar für dieſen, aber Hoogſtraten brachte die Sache von neuem an den päpſtlichen Hof (1514), und auch die Sorbonne verurteilte Reuchlin und ſeine Schrift. Der ganze deutſche Hnmanismus aber erhob ſich wie ein Mann für dieſen, und dem der Satire zugeneigten Zeitgeiſte entſprechend, entſtanden als Gegenſchrift die Epistolæ obscurorum virorum. Dieſelben bringen einen erfundenen Briefwechſel zwiſchen einer großen Zahl von Geiſtlichen, in welchem die Schreiber in dem ſchlechteſten Küchenlatein ihre Schwächen und Fehler ausplaudern, ihre Unwiſſenheit in dem Schrifttume der Alten, die thörichten Streitfragen, die ernſthafte wiſſenſchaftliche Behandlnng von Nichtigkeiten, welche die Ausartung der ſcholaſtiſchen Philoſophie auf den damaligen Hochſchulen hervorrief, darſtellen. Der innere Zuſammenhang der vielen Einzelheiten wird hergeſtellt durch die Einführung eines Hauptadreſſaten der Briefe, des Magiſter Ortuinus Gratius zu Köln, und durch die fortwährende Bezugnahme auf den Streit zwiſchen Reuchlin und Pfefferkorn.

Ein ganzer Kreis von Humaniſten hat ſich an der Abfaſſung der „Briefe“ beteiligt. Als witzigſter Hauptmitarbeiter, namentlich des im Jahre 1515 erſchienenen 1. Teiles, vielleicht als Urheber des Ganzen, gilt **Crotus Rubianus** (eigentl. Johannes Jäger 1480—1539). Am zweiten, 1517 in Druck gegebenen Bande war Ulrich von Hutten (1488—1523) beſonders thätig.

Die Wirkung der Schrift war eine großartige und entſchied den Sieg der humaniſtiſchen Richtung. Die ſcharfe Satire auf die Geiſtlichkeit förderte nicht wenig die faſt unmittelbar darauf eintretende Reformation.

FRANCISCUS GENSELINUS Magistro ORTUINO GRATIO Salutem quam mille talenta non possunt equivalere in sua gravitate. Venerabilis domine magister, scitote, quod hic est magnus sermo de vobis, et theologi valde laudant vos quod non respexistis aliquem, et scripsistis pro defensione fidei contra doctorem Reuchlin. Sed aliqui socii qui non habent intelligentiam, et etiam iuriste qui non sunt illuminati in fide christiana, spernunt vos, et loquuntur multa contra vos, sed non possunt prevalere, quia facultas theologica tenet vobiscum. Et nuper quando venerunt huc isti libri, qui vocantur acta Parrhisiensium, tunc fere omnes magistri emerunt, et gavisi sunt maxime: ego pro tunc etiam emi, et misi ad Heidelbergam, ut ibi viderent. Et credo, ubi viderunt, tunc penituit Heidelbergenses quod non etiam concluserunt cum alma universitate Coloniensi contra doctorem Reuchlin. et propterea audio quod universitas Coloniensis fecit unum statutum quod nunquam in eternum volunt promovere unum qui complevit pro gradu baccalaureatus vel magisterii in Heidelberga, et est bene factum, quia sic debent discere quid est universitas Coloniensis, et alia vice debent tenere cum ea. ego vellem quod sic facerent aliis, sed credo quod alie universitates non sciverunt, et igitur parcitis eis propter ignorantiam. Etiam quidam socius dedit mihi pulchra carmina, que debetis intimasse in universitate Coloniensi, que ostendi magistris et magistris nostris. et fuerunt multum commendata: et misi illa ad multas civitates pro vestra gloria, quia faveo vobis. Et sunt ista, ut sciatis quid puto:

Qui vult legere hereticas pravitates
Et cum hoc discere bonas latinitates,
Ille debet emere Parrhisiensium acta
Et scripta de Parrhisia nuper facta,
Quomoda Reuchlin in fide erravit,
Sicut magister noster Tungarus doctrinaliter probavit.
Illa vult magister Ortuinus legere
Gratis, in hac alma universitate,
Et cum hoc textum ubique glosare
Necnon quedam notabilia in margine notare,
Sicut fecerunt Theologi in Parrhisia,
Quando speculum oculare examinaverunt
Et Reuchlin magistraliter damnaverunt,
Ut sciunt fratres Carmelite
Et alii qui vocantur Jacobite.

Ego miror quomodo potestis speculari talia: vos estis valde artificialis in compositionibus vestris, et habetis magnam dulcedinem. ita quod semper ego rideo pre leticia, quando lego aliquid quod vos composuistis, et opto semper quod velitis diu vivere, quod laus vestra crescat sicut fecit usque huc, quia vestra scripta sunt valde utilia. Deus vos conservet et vivificet vos, et non tradat vos in manus inimicorum vestrorum; et sicut dicit Psalmista, tribuat vobis dominus secundum cor vestrum, et omne consilium vestrum confirmet. Et vos etiam scribatis mihi de factis vestris, quia libenter audio et video quid facitis seu agitis: et sic Valete. ex Friburga.

Franz Gänſeprediger an Magiſter Ortuin Gratius. Grüße, [ſo viele,] daß tauſend Talente ſie mit ihrem Gewicht nicht aufwiegen können. Ehrwürdiger Herr Magiſter, ich thue Euch zu wiſſen, daß hier viel redens von Euch iſt und die Theologen Euch außerordentlich loben, weil ihr ohne Rückſicht auf irgend wen zur Verteidigung des Glaubens gegen den Dr. Reuchlin geſchrieben habt. Einige Geſellen dagegen, die keine Einſicht haben, ſowie auch die Juriſten, die vom chriſtlichen Glauben nicht erleuchtet ſind, ſetzen Euch herab und reden viel wider Euch; ſie können jedoch nicht aufkommen, da die theologiſche Fakultät es mit Euch hält. Als vor kurzem jene Bücher, welche den Titel „Acta Parisiensium“ führen, hierher kamen, da kauften faſt alle Magiſter dieſelben und freuten ſich höchlich; auch ich kaufte ſie damals und ſchickte ſie nach Heidelberg; und die Heidelberger haben es nach genommener Einſicht bereut, daß ſie mit der ſegenſpendenden Univerſität Köln keinen gemeinſchaftlichen Beſchluß gegen Dr. Reuchlin gefaßt hatten. Deßwegen hat auch — wie ich höre — die Univerſität Köln die Beſtimmung getroffen, daß ſie in Ewigkeit keinen promovieren wolle, wenn er auch alle Vorbedingungen für das Baccalaureat oder Magiſterium in Heidelberg erfüllt hat. Und das iſt wohlgethan; denn ſo müſſen ſie lernen, was es um die Univerſität Köln iſt, und müſſen es ein andermal mit dieſer halten. Ich wollt, man machte es den andern ebenſo; allein ich glaube, daß die andern Univerſitäten keine Kenntnis davon hatten, und darum habt Nachſicht mit ihnen wegen ihrer Unwiſſenheit. Auch hat mir ein guter Freund ſchöne Gedichte gegeben, die Ihr an der Univerſität Köln bekannt machen ſollt; ich habe ſie den Lehrern und unſern Magiſtern gezeigt, bei denen ſie vielen Beifall gefunden haben. Ich habe ſie, Euch zum Ruhme, in viele Städte geſandt, weil ich Euch wohl will. Hier ſind ſie, damit Ihr wiſſet, was ich meine:

Wer mit der Ketzer ſchlimmem Treiben gern vertraut
Sich macht, und gut Latein daneben lernen will,
Der kaufe ſich die „Acta“ derer zu Paris,
Sowie die Schriften, welche über das, was jüngſt
Sich zu Paris ereignet hat, erſchienen ſind:
Wie Reuchlin abgeirrt vom rechten Glauben iſt,
Was Arnold von Tongern gelehrt bewieſen hat.
Hierüber will Magiſter Ortuin ohn' Entgelt
Vorträge halten auf dieſer Univerſität:
Dabei legt er den Text an allen Stellen aus
Und zeichnet, was bemerkenswert, beſonders an.
Auch auf Beweiſe für und wider geht er ein,
Wie uns die Theologen zu Paris den Weg
Gezeigt, als ſie den „Augenſpiegel“ unterſucht
Und Reuchlin, den Verfaſſer, nach Befund verdammt:
Dieß iſt den Brüdern Carmelitern wohl bekannt,
Wie auch den andern, die man Jacobiten nennt.

Ich wundre mich, wie ihr ſolche Dinge ausdenken könnet. Ihr ſeid ſehr kunſtreich in Euern Schriftwerken und beſitzet viel Annehmlichkeit, ſo daß ich immer vor Vergnügen lache, wenn ich etwas leſe, was Ihr verfaßt habt, und ſtets wünſche, Ihr möget lange leben, auf daß Euer Ruhm fort und fort wachſe, da Euere Schriften von ſo hohem Nutzen ſind. Gott erhalte Euch bei ſtets friſcher Lebenskraft und überantworte Euch nicht den Händen Eurer Feinde; und wie der Pſalmiſt ſagt: „Der Herr gebe Euch, was Euer Herz begehrt, und erfülle alle Eure Anſchläge.“ Schreibet mir auch über Eure Thätigkeit, da ich gerne höre und ſehe, was Ihr thut und treibet. Und ſo lebt denn wohl! Aus Freiburg.

IOANNES ARNOLDI SALUTEM DICIT PLURIMAM Magistro ORTUINO GRATIO. Quoniam quoniamquidem igitur vos concupiscitis semper habere unam novitatem, secundum quod dicit Aristoteles 'Omnes homines natura scire desiderant': quare igitur ego Ioannes Arnoldi, vester discipulus, et humilis subditus, mitto dominationi seu honorabilitati vestrae hic unum libellum quem composuit quidam ribaldus, et scandalizavit dominum Joannem Pfefferkorn in Colonia, virum proculdubio integerrimum, et ego fui valde iratus, sed non potui prohibere, quod non imprimeret, quia iste socius habet hic multos fautores, etiam nobiles, et vadunt armati sicut bufones, cum longis gladiis in plateis. sed tamen ego dixi quod non est rectum, quia debetis notare quod isti poete seculares adhuc facient multas guerras cum suis metris, si magistri nostri non habebunt advertentiam, et non citabunt eos per magistrum Jacobum de Hochstraten ad curiam romanam. Et ego timeo quod erit unum magnum disturbium in fide catholica. Rogo igitur vos quod velitis componere unum librum contra istum scandalizatorem, et realiter vexare eum; tunc postea non erit ita audax quod velit stimulare magistros nostros, quia ipse est simplex socius, et neque est promotus neque qualificatus in iure vel in artibus, quamvis stetit in Bononia, ubi etiam sunt multi poete seculares, non zelosi et in fide illuminati. Ips nuper sedit in mensa et dixit quod magistri nostri in Colonia et Parrhisia faciunt iniuriam doctori Reuchlin; et ego tenui ei oppositum; tunc vexavit me multis malis verbis et scandalosis, quod fui ita iratus quod surrexi de mensa, et protestavi coram omnes de iniuriis, et non potui comedere unam buccellam. Vos debetis mihi dare consilium in supradicta causa, quia etiam pro parte estis iurista. Ego compilavi aliqua metra que mitto vobis hic.

Choriambicum, Hexametrum, Sapphicum, Iambicum, Asclepiadicum, Endecasyllabum, Elegiacum, Dicolon, Distrophum.

Qui est bonus catholicus, debet sentire cum Parrhisiensibus,
Quia illud gymnasium est mater omnium universitatum.
Deinde Colonia sancta, que est in fide christiana tanta,
Quod nullus debet contradicere, vel merito penam luere,
Sicut Reuchlin doctor, qui est speculi ocularis auctor,
Quem magister noster Tungarus probavit quod est hereticus,
Necnon magister de Alta platea, qui fecit comburere eius dictamina.

Si haberem unum argumentum, ego vellem componere unum librum contra istum trufatorem, et probare quod de facto est excommunicatus. Non habeo plus tempus ad scribendum, quia oportet me ire ad lectionem, quia unus magister legit replicationes super veterem artem valde subtiliter compositas, et ego audio eas pro completione. Valete super omnes socios et amicos meos qui sunt hic et ubique, et in omnibus locis et honestis.

CORNELIUS FENESTRIFICIS SALUTEM PLURIMAM DICIT Magistro ORTUINO GRATIO. Salutes tot quot habet celum stellas et mare arenas. Venerande domine magister, ego habeo hic multas rixas et guerras a malis viris qui presumunt esse docti, et tamen non didicerunt logicam, que est scientia scientiarum. Ego legi nuper unam missam ad predicatores de spiritu sancto quod deus velit mihi dare suam gratiam, et bonam memoriam in syllogismis ad disputandum cum illis qui sciunt tantum latinisare, et dictamina componere. Etiam imposui unam collectam in illa missa pro magistro nostro Jacobo de Hochstrat, et magistro nostro Arnoldo de Tungaris, summo regente in bursa Laurentii, quod possunt in disputatione theologica ad metam redargutionis ducere quendam doctorem in iure qui vocatur Joannes Reuchlin, etiam est poeta secularis et presumptuosus et tenet oppositum contra quattuor universitates, pro Iudeis, et facit propositiones scandalosas et offensivas piarum aurium, ut probavit Joannes Pfefferkorn, et magister noster Tungarus; sed non est fundatus in Theologia speculativa, nec qualificatus in Aristotele, aut Petro Hispano. Ideo magistri nostri in Parrhisia damnaverunt eum ad ignem vel reclamationem. Ego vidi literam et sigillum domini decani sacrosancte facultatis theologice Parrhisiensis. unus magistrorum nostrorum valde profundus in sacra Theologia, et illuminatus in fide, qui est membrum quattuor universitatum et qui habet plus quam centum scribentes super libros sententiarum, in quibus se fundat, dixit manifeste quod predictus doctor Joannes Reuchlin non potest evadere, et quod etiam Papa non audet

Johannes Arnoldi grüßt vielmal den Magiſter Ortuin Gratius. Sintemal und alldieweilen Ihr immer etwas Neues zu haben wünſchet, nach dem Ausſpruche des Ariſtoteles: „alle Menſchen ſind von Natur wißbegierig": derowegen ſende ich, Johannes Arnoldi, Euer Schüler und unterthäniger Diener, Ew. Herrlichkeit oder Ehrwürden hier ein Büchlein, das ein Lotterbube verfaßt und [darin] den Herrn Johannes Pfefferkorn in Cöln, einen ohne allen Zweifel untadelhaften Mann, an den Pranger geſtellt hat. Ich wurde höchſt unwillig darüber, konnte aber nicht verhindern, daß er es drucken ließ, da jener Geſelle hier viele Gönner hat, [darunter] auch Adelige, und ſie ziehen, bewaffnet mit langen Schwertern, wie aufgeblaſene Kröten durch die Straßen. Doch ſagte ich, es ſei nicht recht; denn Ihr müßt es Euch merken, daß jene weltlichen Poeten mit ihren Dichtereien noch viele Wirren anſtiften werden, wenn unſere Magiſter nicht wohl acht geben, und ſie nicht durch Magiſter Jacob von Hoogſtraten vor die römiſche Curie citiren. Und ich fürchte, es wird eine große Verwirrung im katholiſchen Glauben entſtehen. Daher bitte ich Euch, Ihr wollet ein Buch gegen jenen Schmäher verfaſſen und ihm empfindlich zu Leibe gehen. Dann wird er in Zukunft nicht mehr ſo frech ſein, unſere Magiſter ſeinen Stachel fühlen zu laſſen, da er ein bloßer Geſelle iſt, und weder promoviert, noch die Prüfung in der Rechtswiſſenſchaft oder den freien Künſten erſtanden hat, obgleich er ſich in Bologna aufhielt, wo ſich [freilich] auch viele weltliche Poeten befinden, die keinen Eifer haben und im Glauben nicht erleuchtet ſind. Noch nicht lange her, als er [eben] bei Tiſche ſaß, äußerte er: „Unſere Magiſter in Köln und Paris thun dem Doktor Reuchlin Unrecht", ich aber hielt ihm Widerpart. Da quälte er mich mit vielen ſchlechten und ärgerlichen Reden, worüber ich in Zorn geriet, daß ich vom Tiſche aufſtand, in Gegenwart aller gegen dieſe Beleidigungen proteſtierte und keinen Biſſen mehr eſſen konnte. Nun ſollt Ihr mir in obengenannter Sache Rat erteilen, weil Ihr ja zum Teil auch Rechtsgelehrter ſeid. Ich habe einige Strophen zuſammengemacht, die ich Euch zuſende, Choriambiſch, Sechsfüßig, Sapphiſch, Jambiſch, Asclepiadiſch, Eilfſilbig, Elegiſch, Zweigliedrig, Zweiſtrophig:

Wer gut katholiſch iſt, der halte feſt an dem,
Was zu Paris gelehrt wird, weil der Bildungsort
Die Mutter aller Univerſitäten iſt.
Zunächſt dann kommt das heil'ge Köln: es ſteht ſo hoch
Im Chriſtenglauben, daß ihm keiner widerſpricht,
Der nicht die wohlverdiente Strafe leiden will,
Wie Doctor Reuchlin, der den „Augenſpiegel" ſchrieb,
Dem unſer Meiſter von Tongern bewieſen hat,
Daß er ein Ketzer ſei, Jacob Hoogſtraten auch,
Der ſein Geſchreib dem Feuer übergeben hat.

Wenn ich einen Beleg [zur Hand] hätte, ſo wollte ich eine Schrift gegen jenen Windbeutel verfaſſen und darthun, daß er thatſächlich excommuniciert iſt. Ich habe nicht mehr Zeit zum Schreiben, weil ich in die Vorleſung gehen muß, wo ein Magiſter ſehr ſcharfſinnige Betrachtungen über die alte Kunſt vorträgt; die ich, um mich vollends auszubilden, höre. Lebet wohl, Ihr, den ich über alle meine Genoſſen und Freunde ſtelle, welche ich hier und überall und an allen ehrenhaften Orten habe.

Cornelius Fenſtermacher grüßt vielmal den Magiſter Ortuin Gratius. So viel Grüße als im Himmel Sterne und im Meere Sandkörner ſind, ehrwürdiger Herr Magiſter! Ich habe hier viele Streitigkeiten und Händel mit ſchlechten Menſchen, die ſich vermeſſen Gelehrte zu ſein, und doch von der Logik, welche die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften iſt, nichts verſtehen. Ich habe unlängſt bei den Predigern eine Meſſe „de spiritu sancto" geleſen, daß Gott mir ſeine Gnade und ein gutes Gedächtnis bei meinen Schlußfolgerungen verleihen möge, wann ich mit Leuten disputiere, die ſich bloß lateiniſch auszudrücken und Aufſätze zu machen verſtehen. Auch habe ich in jener Meſſe eine Collecte für unſern Magiſter Jacob von Hoogſtraten und unſern Magiſter Arnold von Tongern, oberſten Regens in der Laurentius-Burs, eingelegt, auf daß es ihnen bei der theologiſchen Disputation gelinge, einen gewiſſen Doktor der Rechte, Namens Johannes Reuchlin, bis auf den letzten Punkt zu widerlegen: das iſt auch ſo ein weltlicher Poet und vermeſſener Menſch, hält Widerpart gegen vier Univerſitäten für die Juden und ſtellt ärgerliche und fromme Ohren beleidigende Sätze auf, wie Johannes Pfefferkorn und unſer Magiſter von Tongern nachgewieſen haben. Allein er beſitzt weder in der ſpekulativen Theologie gründliche Kenntniſſe, noch iſt er im Ariſtoteles oder im Petrus Hiſpanus bewandert. Darum haben ihn unſere Magiſter in Paris zum Feuer oder Widerrufe verurteilt. Ich habe Brief und Siegel des Herrn Decan der hochheiligen theologiſchen Fakultät von Paris geſehen. Einer unſerer Magiſter, tief gelehrt in der heiligen Theologie und erleuchtet im Glauben, der Mitglied von vier Univerſitäten iſt und mehr als hundert Schriften über die „Libri sententiarum" [des Petrus Lombardus] hat, auf welche er ſich ſtützt, hat offen erklärt, oben erwähnter Dr. Johannes Reuchlin könne ſich nicht aus der dare sententiam contra talem solennissimam universitatem, quia ipse non est Theologus, et beatum Thomam contra gentiles non intelligit, quamvis dicunt quod est doctus videlicet in poesi. Ostendit mihi magister noster qui est plebanus ad sanctum Martinum, epistolam, in qua illa universitas sorori sue universitati Coloniensi valde amicabiliter promittit auxilium suum realiter cum effectu. Et tamen isti latinisatores presumunt tenere oppositum. Ego sedi nuper Maguntie in corona hospicio, ubi tribulaverunt me valde indiscrete duo trufatores, et vocaverunt magistros nostros in Parrhisia et Colonia fantasticos et stultos. et dixerunt quod ipsorum libri super sententias essent fantasie; similiter processus, copulata, reparationes omnium bursarum dixerunt quod essent vanitates. Tunc fui ita iratus quod non scivi respondere. cum hoc etiam vexaverunt me, quod feci passagium ad Treverim ad videndum tunicam domini, quia dixerunt quod fortassis non esset tunica domini, et probaverunt sic per cornutum syllogismum 'Quicquid est laceratum, non debet ostendi pro tunica domini: sed illa est talis: ergo etc.' tunc ego concessi maiorem, sed negavi minorem, tunc probaverunt sic 'Beatus Hieronymus dicit „Vetusto oriens collisus errore tunicam domini inconsutilem desuper contextam per totum minutatim discerpsit per frusta".' et ego respondi, quod sanctus Hieronymus non est de stilo evangelii, nec immodicite ex apostolis; et sic surrexi de mensa et reliqui illos trufatores. Vos debetis scire quod tam irreventialiter loquuntur de magistris nostris et doctoribus illuminatis in fide, quod certe de facto possunt esse excommunicati a papa. Si scirent curtisani, ipsi citarent eos ad curiam romanam, et impetrarent eorum beneficia, vel saltem tribularent eos cum expensis. Quis unquam audivit, quod simplices socii, in nulla facultate promoti vel qualificati, deberent vexare tam eximios viros, in omni profecto scibili profundissimos, ut sunt magistri nostri? sed ipsi superbiunt propter sua metra. Ego etiam scio facere metra et dictamina, quia legi etiam novum latinum idioma magistri Laurentii Corvini, et grammaticam Brassicani, et Valerium Maximum, et alios poetas. Et compilavi nuper in via eundo unum dictamen metricum contra istos hoc modo:

Sunt Maguntie in publica Corona,
In qua nuper dormivi in propria persona,
Duo indiscreti bufones
In magistros nostros irreverentiales nebulones,
Qui audent reprehendere magistros in Theologia.
Quamvis ipsi non sunt promoti in Philosophia;
Nec sciunt in scholis formaliter disputare
Et ex una conclusione multa corollaria formare;
Ut docet fundamentaliter doctor subtilis:
Qui contemnit eum est multum vilis:
Ut concludunt quodlibeta doctoris irrefragabilis.
Qui est in scientiis non expugnabilis:
Et non sciunt quid est doctor Seraphicus,
Sine quo nullus fit bonus Phisicus:
Et qui veraciter scribit, doctor sanctus,
In Aristotele et Porphyrio tantus,
Quod solus recte exponit quinque universalia
Que dicuntur etiam quinque predicabilia:
O quam breve continuat libros predicamentales
Et summat Aristotelis sententias morales
Que omnia non intelligunt poete:
Ideo loquuntur ita indiscrete,
Ut isti duo presumptuosi trufatores,
Qui vocant magistros nostros osores;
Sed magister noster de Hochstrat debet eos citare,
Tunc non amplius audebunt illuminatos vexare.

Valete et salutate mihi cum magna reverentia dominos meos magistrum Arnoldum de Tungaris, et magistrum nostrum Remigium, et magistrum nostrum Valentinum de Gelterfsheim, et dominum Jacobum de Ganda ordinis predicatorum poetam subtilissimum, et alios.

Schlinge ziehen, und ſelbſt der Papſt wage es nicht, einen Ausſpruch gegen eine ſolch hochgeprieſene Univerſität zu thun, weil er [Leo X.] kein Theolog iſt und den ſeligen Thomas [von Aquin] „Wider die Heiden" nicht verſteht, obgleich man ihn einen Gelehrten — freilich nur in der Poetik — nennt. Unſer Magiſter [Zehender], welcher Leutprieſter zum heiligen Martin iſt, zeigte mir ein Schreiben, in in welchem jene Univerſität ihrer Schweſter, der Univerſität Köln, in höchſt freundſchaftlichen Ausdrücken thätige Hilfe mit ſicherem Erfolge verſpricht. Und doch vermeſſen ſich jene Latiniſten, zu opponieren. Ich ſaß unlängſt zu Mainz im Gaſthaus zur Krone, wo zwei ſolche Windbeutel mich auf höchſt zudringliche Weiſe anranzten und unſere Magiſter zu Paris und Köln blödſinnige Burſche und Narren nannten. Sie ſagten, ihre Schriften über die „Sententiæ" ſeien [heller] Blödſinn; gleicherweiſe nannten ſie die „Processus" „Copulata", „Reparationes" aller Burſen nichtsnutziges Zeug Hierüber geriet ich in Zorn, daß ich gar nicht antworten konnte. Dabei neckten ſie mich auch noch, weil ich eine Wallfahrt nach Trier gemacht hatte, um den heiligen Rock zu ſehen, indem ſie ſagten, es ſei wohl nicht der Rock des Herrn, und dieſes folgendermaßen durch einen [ſogenannten] Hornſchluß bewieſen: „Alles, was zerriſſen iſt, darf nicht als der Rock des Herrn vorgezeigt werden; nun befindet ſich aber derſelbe in dieſem Zuſtande, folglich u. ſ. w." — Nun gab ich wohl den Oberſatz zu, nicht aber den Unterſatz; hierauf brachten ſie folgenden Beweis vor: „Der ſelige Hieronymus ſagt: „Seit uralter Zeit durch ſeine Verblendung in Parteien geſpalten, hat der Orient den ungenäheten und ganz gewobenen Rock des Herrn bis auf's kleinſte in Stücke zerriſſen." Hierauf erwiderte ich, der h. Hieronymus habe nicht die Schreibart des Evangeliums, und auch nicht durchweg die der Apoſtel, und hiemit ſtand ich vom Tiſch auf und verließ dieſe Windbeutel. Ihr müßt wiſſen, ſie ſprachen ſo unehrerbietig von unſern im Glauben erleuchteten Magiſtern und Doctoren, daß ſie gewiß und wahrhaftig vom Papſt excommuniciert werden können. Wenn die Herren, die mit dem römiſchen Hofe in Verbindung ſtehen, das wüßten, ſie würden ſie ſelbſt vor die römiſche Kurie vorladen und ihre Pfründen in Beſitz nehmen, oder ſie wenigſtens mit Unkoſten ſchikanieren. Wer hat je gehört, daß bloße Geſellen, die in keiner Fakultät promoviert und nie eine Prüfung beſtanden haben, ihr Mütchen kühlen ſollten an ſo ausgezeichneten Männern, die in allen Zweigen des Wiſſens unſtreitig die gründlichſten Kenntniſſe beſitzen, wie unſere Magiſter? Allein ſie bildeten ſich auf ihre poetiſchen Machtwerke gar viel ein. Auch ich kann Gedichte und Aufſätze machen; denn auch ich habe das „Novum latinum idioma" unſeres Magiſters Lorenz Rabe und Kohlburgers Grammatik und den Valerius Maximus und andere Humaniſten geleſen. Neulich habe ich auf einem Spaziergange einen metriſchen Aufſatz gegen dieſe Leute verfaßt. Hier iſt er:

Zu Mainz, im Gaſthaus, das den Schild zur Krone führt,
Allwo ich unlängſt auch mich ſelbſt hab' einquartiert,
Treibt ſich ein Paar zudringlicher Geſellen um:
Gar freche Schlingel, wenn es unſern Lehrern gilt.
Ihr Tadel wagt ſogar an Theologen ſich,
Obgleich ſie nicht einmal in der Philoſophie
Zur Promotion gekommen ſind, und regelrecht
Zu disputieren, und aus einem Schluſſe ſich
Viel Folgeſätz' herauszubilden nicht verſtehn,
Wie fein und ſinnig lehrte Thomas von Aquin.
Wer den verachtet, iſt ein Menſch ohn' allen Wert —
Wie in den „Quodlibeta" Schlüſſe formuliert
Der Doctor, der niemal zu widerlegen iſt,
Der in den Wiſſenſchaften jeden Kampf beſteht.
Doctor Seraphicus iſt ihnen unbekannt,
Obgleich ohn' ihn niemand Phyſik verſtehen kann;
Der heil'ge Doktor auch, der ſo wahrhaftig ſchreibt,
So groß in Ariſtoteles und Porphyrius,
Daß er allein die fünf „Universalia"
Recht auslegt, auch genannt „Prædicabilia":
Wie bündig, wie zuſammenhängend legt er doch
Die Bücher über die Prädicamente aus,
Und von des Ariſtoteles Moralſyſtem
Giebt er uns einen kurzgefaßten Inbegriff.
Von allem dem verſtehen die Poeten nichts,
Drum führen ſie auch ſolch ein unverſchämt Geſchwätz,
Wie jene zwei Windbeutel voll Anmaßlichkeit,
Die unſere Magiſter „Haſſer" titulier'n.
Doch, unſer Meiſter Hoogſtrat ſoll ſie nur einmal
Vorladen, dann wird ihnen bald die Luſt vergehn,
Noch ferner anzugreifen ſolch Erleuchtete.

Lebet wohl und grüßet mir, unter Bezeugung meiner hohen Verehrung, meine Herren, unſern Magiſter Arnold von Tongern, unſern Magiſter Remigius, unſern Magiſter Valentin von Geltersheim, den Herrn Jakob von Ganda, höchſt ſcharfſinnige Poeten des Predigerordens, und die anderen.

JOANNES LABIA Dei gratia Prothonotarius Apostolicus venerabili viro Magistro Ortuino Gratio Daventriensi ut fratri charissimo salutis centum milia sestertia secundum novam grammaticam. Acceperim nudiustertius, honorande vir, unum librum quem dominatio vestra miserit mihi ex Colonia. Et fuit vel est talis liber intitulatus ‘Epistolæ obscurorum virorum’. Sancte deus, quomodo letatus sum in corde meo, quando vidi illum librum, quia habet multa pulchra in se, metrice vel prosaice compilata. Et fuit mihi magnum gaudium in dulci iubilo, quod vidi quod habetis multos socios Poetas et Rethoricos et Theologos, qui scribunt vobis et sunt amici vestri contra Joannem Reuchlin. Habuimus heri collationem, et fuerunt mecum aliqui Curtisani periti, et habentes bonam practicam, et ego posui illum librum ad mensam, et postquam legerunt, hincinde, tunc movi unum dubium dicens ‘Domini mei, quid videtur vobis: quare tamen magister Ortuinus intitulavit istum librum „Epistolæ Obscurorum Virorum“, appellans amicos suos et cohærentes Obscuros viros?’ Tunc respondit unus sacerdos qui est Monasteriensis et est bonus Jurista, quod obscuritas multipliciter capitur, ut in 1. Ita fidei ff. de Iur. Fisci, responso primo in fine. Et dixit quod potest esse nomen proprium alicuius progeniei. quia scribitur quod Diocletianus et alii quidam reges fuerunt nati obscuris parentibus. Tunc ego tetigi eum et dixi ‘Cum licentia, domine, nihil ad propositum’. Et consequenter interrogavi unum theologum notabilem, qui bibit nobiscum: ipse est de ordine Carmelitarum, et natus ex Brabantia, et dixit cum magna gravitate ‘Eximie vir domine Prothonotarie, quoniam, ut dicit Aristoteles, de singulis dubitare non est inutile, ergo eximietas vestra assignavit mihi unam quæstionem: quare magister Ortuinus faciens imprimere novum epistolare, intitulavit illud „Epistolæ Obscurorum Virorum“: cum venia istorum dominorum dico opinionem meam: quod magister Ortuinus, qui est vir valde profundus et speculativus, mystice appellavit amicos suos obscuros viros; quia semel legi unam auctoritatem, quod veritas latet in obscuris. Et ergo dicit Iob ‚Qui revelat profunda de tenebris’. item Michee septimo legitur ‘Cum sedero in tenebris, dominus lux mea est’. et iterum Iob XXVIII. ‘Trahitur autem sapientia de occultis’. Quapropter Virgilius dixit ‘Obscuris vera in obscuris’, sicut ego audivi ab aliis. Et datur intelligi, quod magister Ortuinus et sui amici sunt tales, quod inquirunt secreta scripturarum et veritatem et iustitiam et sapientiam, quæ non potest intelligi ab omnibus nisi ab his qui sunt illuminati a domino. Unde Regum CXXXVIII. ‘Quia tenebre non obscurabuntur a te, et nox sicut dies illuminabitur. sicut tenebre eius, ita et lumen eius’. Postquam talia dixit prædictus religiosus, omnes respexerunt me si essem contentus. Ego autem cogitavi desuper. Tunc fuit ibi Bernhardus Gelff, magister Parrhisiensis, qui est iuvenis, sed audio quod habet bonum ingenium, et valde studet, et bene proficit in artibus, et etiam in theologia habet bonum fundamentum. Ipse more solito movens caput hinc inde et videns austeriter dixit ‘Scitote, domini mei, quod est magna et rationabilis causa: magister Ortuinus fecit hoc propter humilitatem. Quoniam sicut potestis scire, quamvis etiam non potestis scire, sed præsumendum est quod scitis, quomodo ante tres annos Joannes Reuchlin faciens imprimere Epistolare amicorum suorum, intitulavit illud ‘Epistole Clarorum Virorum’. Quod considerans magister Ortuinus, et multum desuper pensitans, dixit ad semetipsum ‘Ecce Reuchlin credit quod nemo habet amicos nisi ipse; quid vult facere, si ego ostendo quod habeo etiam amicos, et bene digniores quam ipse, et scientes facere carmina et dictaminas meliores quam sui amici?’ Et ergo in despectum ipsius dedit ad imprimendum istas epistolas, intitulando eas ‘Epistolæ Obscurorum Virorum’, sicut dicit Psalmista ‘Misit tenebras et obscuravit’. Sed ipse fecit hoc humiliter, minorando et humiliando se, ut queat dicere cum Psalmista ’Domine, non est exaltatum cor meum, neque elati sunt oculi mei’. Igitur dominus deus videns humilitatem suam, olim dabit ei gratiam, quod faciet magna opera, et etiam intitulabit ea cum magnis titulis. Unde Iob ’Et rursum post tenebras spero lucem’. Non intelligendo, quod istud epistolare amicorum magistri Ortuini non est artificialiter compositum, quia amici Joannis Reuchlin in vita sua nunquam componerent melius, etiam si deberent perdere capita sua: sed propterea dixi, quia adhuc tamen excellentiora habent post se. et favente deo spero quod videbimus

Johannes Labia dem ehrwürdigen Manne **Magiſter Ortuin Gratius aus Deventer** ſeinem vielgeliebten Bruder hunderttauſend Scheffel Grüße nach der neuen Grammatik. Vorgeſtern habe ich, verehrteſter Herr, ein Buch erhalten, welches Ew. Herrlichkeit mir von Cöln aus geſandt hat. Es führte oder führt ſothanes Buch den Titel „Briefe von Dunkelmännern." Heiliger Gott! wie freute ich mich in meinem Herzen, als ich dieſes Buch ſah, das ſo viel Schönes enthält, Verſe und Proſa untereinander. Auch war es eine große Freude und ſüßer Jubel für mich, daß Ihr viele Anhänger, Poeten, Rhetoren und Theologen habt, welche mit Euch in ſchriftlichem Verkehr ſtehen und Eure Freunde gegen den Johannes Reuchlin ſind. Wir hatten geſtern eine Gaſterei; es waren auch einige Perſonen vom [päpſtlichen] Hofe, Leute von viel Erfahrung und gewandter Praxis, bei mir, und ich legte jenes Buch auf den Tiſch. Nachdem ſie nun da und dort darin geleſen hatten, erhob ich einen Zweifel und ſagte: „Meine Herren, was iſt Eure Anſicht? Warum hat doch Magiſter Ortuin dieſes Buch „Briefe von Dunkelmännern„ betitelt, ſeine Freunde und Anhänger Dunkelmänner genannt?"· Da antwortete ein Prieſter aus Münſter, der ein guter Juriſt iſt: „dunkel" werde in vielerlei Bedeutung genommen, wie z. B. in „1. Ita fidei sqq. de Jure Fisci" Antw. 1 am Ende. Er ſagte: es könne Eigenname irgend einer Familie ſein; ſo ſtehe z. B. geſchrieben: Diocletian und einige andere Regenten ſeien von „dunkeln" Eltern geboren. Da ſtieß ich ihn und ſagte: „Mit Erlaubnis, mein Herr, das gehört nicht zum Thema." Und unmittelbar darauf fragte ich einen angeſehenen Theologen, welcher mit uns trank — er iſt vom Orden der Carmeliter und aus Brabant gebürtig —; dieſer ſagte mit großer Wichtigkeit: „Vortrefflichſter Herr Protonotar, da es, wie Ariſtoteles ſagt, nicht ohne Nutzen iſt, in einzelnen Fällen dem Zweifel Raum zu geben, deshalb hat Ew. Vortrefflichkeit mir eine Frage vorgelegt: warum Magiſter Ortuin, als er die neue Briefſammlung drucken ließ, ſie „Briefe von Dunkelmännern" betitelte? Mit Erlaubnis dieſer Herren will ich meine Meinung ſagen. Magiſter Ortuin, der ein gar grundgelehrter und ſpekulativer Mann iſt, hat ſeine Freunde in myſtiſchem Sinne Dunkelmänner genannt; ich habe nämlich einmal eine klaſſiſche Stelle geleſen, daß die Wahrheit im Dunkel verſteckt ſei. Daher ſagt auch Hiob: „Er öffnet die finſtern Gründe"; ebenſo leſen wir Micha im ſiebenten: „So ich im Finſtern ſitze, ſo iſt doch der Herr mein Licht"; und hinwiederum Hiob Cap. XXVIII: „Die Weisheit wird aus der Verborgenheit hervorgezogen". Daher ſagt auch Virgil: „Wahrheit wirrt ſie mit Dunkel", wie ich von anderen gehört habe. Auch wird zu verſtehen gegeben, daß Magiſter Ortuin und ſeine Freunde Männer ſind, welche die Geheimniſſe der Schriften und die Wahrheit und die Gerechtigkeit und die Weisheit erforſchen, die von niemanden begriffen werden kann, als von denen, welche vom Herrn erleuchtet ſind. Daher es auch Könige Cap. 138 heißt: „die Finſternis iſt nicht finſter bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag; Finſternis iſt wie das Licht". Nachdem obengenannter Religioſe alſo geſprochen hatte, blick en alle auf mich, ob ich zufrieden wäre. Ich aber dachte darüber nach. Sodann war auch Bernhard Gelf, ein Magiſter aus Paris, da, noch ein junger Mann, doch höre ich, daß er gute Gaben hat, auch fleißig ſtudiert und in den freien Künſten ſchöne Fortſchritte macht, auch in der Theologie einen guten Grund gelegt hat. Er ſchüttelte, nach ſeiner gewohnten Weiſe, den Kopf bedächtlich und ſagte mit einem finſtern Blicke: „Wißt, meine Herren, es iſt dies eine wichtige und wohl zu überlegende Sache: Magiſter Ortuin hat dies aus Demut gethan. Wie ihr nämlich wiſſen könnt, obgleich ihr es auch nicht wiſſen könnt, doch anzunehmen iſt, daß ihr es wiſſet, ſo hat Johannes Reuchlin, als er vor drei Jahren eine Briefſammlung ſeiner Freunde drucken ließ, dieſelbe „Briefe von berühmten Männern" betitelt. In Erwägung deſſen, und viel darüber nachdenkend, hat Magiſter Ortuin bei ſich ſelbſt geſagt: Ei, ei, Reuchlin glaubt, außer ihm habe niemand Freunde; was will er machen, wenn ich den Beweis liefre, daß auch ich Freunde habe, und wohl würdigere als er, und die da beſſere Gedichte und Aufſätze zu machen verſtehen, als ſeine Freunde? Und deshalb gab er zu ſeiner Beſchämung jene Briefe zum Drucke, und betitelte ſie „Briefe von Dunkelmännern", wie der Pſalmiſt ſagt: „Er ließ Finſternis kommen und machte es finſter." Das aber hat er aus Demut gethan, indem er ſich gering und niedrig machte, um mit dem Pſalmiſten ſagen zu können: „Herr, mein Herz iſt nicht hoffährtig, und meine Augen ſind nicht ſtolz." Darum wird Gott der Herr, der ſeine Demut anſiehet, ihm einſt Gnade verleihen, daß er große Werke thun und ſie auch mit großen Titeln ausſtatten wird. So ſagt auch Hiob: „Nach der Finſternis hoffe ich wieder auf das Licht". Ich ſehe nicht ein, daß jene Briefſammlung der Freunde des Magiſters Ortuin nicht kunſtgerecht abgefaßt ſein ſoll; würden ja doch die Freunde des Johann Reuchlin in ihrem ganzen Leben nichts Beſſeres zu ſtande bringen, und wenn ſie ihre Köpfe darüber verlieren müßten. Das habe ich aber deshalb geſagt, weil ſie doch noch Ausgezeichneteres in petto haben, und ich hoffe, daß wir mit Gottes Gnade

magnalia. Quia Magister Ortuinus non curat de pomposis titulis, et ergo sic dicit ‘Dominus illuminatio mea est, et salus mea, quem timebo’; quia scit quod minorando se maiorabitur olim. Nam dicit scriptura ’Qui se exaltat, humiliabitur’. Et legitur Ecclesiastici XX. ‘Est propter gloriam minoratio, et est qui ab humilitate levabit caput’. Hæc prophetizata sunt per Prophetam Naim dicentem ’Et inimicos ejus persequentur tenebræ’. Tunc ego non volens quod deberent fieri inimici„ vel quod unus eorum deberet mihi irasci, si dicerem ‘tu vel tu subtilior es’, allegavi Horatium in uno passu qui dicit „Et adhuc sub iudice lis est.“ scribens enim scribam magistro Ortuino, quod dicat mihi rationem. Et ergo parcatis mihi, quod feci vobis molestiam. Et sic non contenderunt amplius, quamvis magister Bernhardus diceret, quod vellet disputare ad ignem, quod hæc est opinio vestra. Ergo, domine Ortuine, rogo vos amicaliter, quatenus velitis mihi respondere, quid tamen habuistis ante vos intitulando illud epistolare ‘Epistolæ Obscurorum Virorum’? Et sic valeatis sane et cum honore. Datum in curia Romana.

große Dinge ſehen werden. Weil Magiſter Ortuin keinen Wert auf prunkende Titel legt, darum ſpricht er alſo: „Der Herr iſt mein Licht und mein Heil, vor wem ſoll ich mich fürchten?“ Weiß er doch, daß er, indem er ſich erniedrigt, dereinſt wird erhöhet werden; denn die Schrift ſagt: Wer ſich erhöhet, der wird erniedrigt werden“. Auch iſt Sirach am zwanzigſten zu leſen: „Wer ſehr pranget, der verdirbt darüber, wer ſich aber drücket, der kommt empor.“ Dies iſt prophezeiet durch den Propheten Nahum, der da ſagt: „Aber ſeine Feinde verfolget er mit Finſternis“. Da ich ſie [nämlich die andern, außer Gelf] mir nicht zu Feinden machen, auch nicht haben wollte, daß mir nur ein einziger böſe würde, wenn ich ſagte: „Du oder du biſt ſcharfſinniger“, ſo führte ich den Horaz an, wo er an einer Stelle ſagt: „Und es ſchwebt der Prozeß vor Gericht noch“. Wenn ich nämlich einmal ans Schreiben komme, ſo will ich den Magiſter Ortuin erſuchen, mir den Grund anzugeben. Und nun habt Nachſicht mit mir, wenn ich Euch beſchwerlich gefallen bin. — Und hiemit hatte der Streit ein Ende, obgleich Magiſter Bernhard ſagte, er wolle bis zum Feuertode ſtreiten, daß das Eure Meinung ſei. Derowegen bitte ich Euch freundlichſt, Herr Ortuin, Ihr wollet mir wenigſtens in ſoweit antworten, was Ihr doch dabei vorhattet, daß Ihr jener Briefſammlung den Titel „Briefe von Dunkelmännern“ gabet. Und hiemit lebet wohl und geſund in allen Ehren! Gegeben in der Römiſchen Curie. (Ueberſ. von Dr. W. Binder.)

Ulrich von Hutten (1488—1523).

[An Arnold von Glauberg in Frankfurt.] — Vorgeſtern haben wir die Unterwerfung von Tübingen entgegengenommen, einer Veſte, die auf alle Weiſe und gegen jede Macht geſchützt war. Aber mit uns kämpft auch der, welcher der Menſchen Gewiſſen rührt und ihre Gedanken lenkt; er ſiegt, er ſtreitet. Hintreten ſollen mir die, ſo es irgendwelche giebt, die da leugnen, daß Gott für die Sterblichen Sorge trage. So mächtig, mein Arnold, haben wir die göttliche Hilfe empfunden, ſo offenbar iſt ſie uns geworden, ſo fühlbar haben wir ſie erfahren. Von dem Feldherrn Franz [v. Sickingen] erfahre ich die beſte und aufmerkſamſte Behandlung. Größere Liebenswürdigkeit habe ich in Deutſchland unter dieſem Stande nicht gefunden. Er hat mich beſtändig um ſich und an ſeiner Seite. Er ſchläft mit mir zuſammen, ſchenkt den Dichtungen Aufmerkſamkeit und unterhält ſich auf höchſt anmutige Weiſe. Die Wiſſenſchaften bewundert er, wie kein anderer. Der Mann iſt in allem groß und wert, hochgeachtet zu werden. Sein Sinn, geſtählt für Glück und Unglück, iſt erhaben und unbezwinglich. Seine Rede über wichtige Dinge iſt gehaltvoll, zeigt keine gewöhnlichen Gedanken, ſondern nur bedeutende und geiſtreiche. Er unterhält ſich angenehm, fortreißend und überzeugend. Hochmütig klingt kein Wort von ihm, freundlich iſt ſeine Rede; edel, was er thut. Er iſt offen, haßt die Schminke, verwünſcht die Phraſe. Stelle dir vor, wie beliebt und gern geſehen er bei den Kriegern iſt. Sie empfinden es faſt ſchmerzlich, daß der Oberbefehl über das Heer einem anderen [dem Georg Frundsberg] anvertraut worden iſt. Möge der Held, welcher durch ſo viele Tugenden geſchmückt und ausgezeichnet iſt, deiner Heimatſtadt teuer ſein. — Den Hans Hutten haben wir ausgegraben. Er war in einem Dorfe, nicht weit von dem Walde, wo er getötet wurde, begraben. Der ſchon 4 Jahre vergrabene Körper war noch nicht verweſt, das Antlitz noch ganz kenntlich. Wenn man ihn berührte, ſo war er noch feucht vom Blut; ein offenbares Zeugnis ſeiner Unſchuld. Wir haben ihn in Eßlingen aufgeſtellt.

[An Erasmus.] — Deine endloſen langen Briefe habe ich nicht zu ſehen bekommen; denn ich habe nur einen einzigen ſehr kurzen erhalten. Du mußt zuſehen, was für Leuten du jene endlos langen anvertrauſt. Ueber den Boten aber, den du mit dem Buche ſchickteſt, welches ich dem Fürſten [Albrecht, Kurfürſt von Mainz, Cardinal] überreichen ſoll, brauchſt du keine Sorge zu haben: er hat alles überbracht. Ich ſelbſt habe deine Sache ſchleunig beſorgt und habe einen Fürſten, der dafür ein williges Gehör hat. Dein Auftrag hatte nicht nötig, daß ich ihn anpries, er ſelbſt war ſein eigener beſter Lobredner. Wie Albrecht mit dem Leſen zu Ende war, ſagte er: „Wahrlich, eine Sache, die des Erasmus würdig iſt. Möge er uns noch lange erhalten bleiben, um noch lange ſo zu handeln“. Und er wünſchte dir alles Glück, voll der beſten Hoffnung für dich; denn er erkennt ſehr wohl, welches Licht du den Studien und welchen Vorteil den Gelehrten bringſt. Stromer kam ſpäter, denn er hatte ſich in Sachſen verheiratet und war dem Hofe nicht ſogleich gefolgt. Er bewundert ja deine übrigen Werke wie kaum ein anderer, ganz beſonders aber begeiſtert ihn dieſes letzte. Den Gregor Kopp, den zweiten Leibarzt des Fürſten, haſt du ganz zum Erasmiker gemacht; er hat deine Arbeiten immer in den Händen und lieſt ſie ſo eifrig wie wenig andere. Viele zürnen dir deshalb, weil du aus Medizinern Theologen machſt. Auch die Rechtsgelehrten ſind ſchon nicht gut auf dich zu ſprechen; denn du haſt einige dem Bartholus abwendig gemacht, die ſich nun bloß mit dir beſchäftigen und die Juriſterei ganz bei Seite liegen laſſen. Und weil du dasſelbe Unheil auch über das Studium der Theologiſten gebracht haſt, wunderſt du dich, daß ſie dich haſſen? Sie thun das mit Recht; denn ſie thun ja ſelten genug etwas. Es ging hier den ganzen Monat das Gerücht und gelangte, glaube ich, auch zu euch, daß ich im Kriege geblieben ſei. Darüber waren unſre Gegner außer ſich vor Freude und triumphierten. Wäre mir etwas zugeſtoßen, ſo bin ich gewiß, ſie würden geſagt haben: das hätten ſie von Chriſtus durch ihr Beten erwirkt. Denn ich weiß recht gut, daß ſie die ſchlechteſten Wünſche für mich haben.

Was du von Ferdinand, dem Erzherzog von Oeſterreich, ſchreibſt, daß der Jüngling unſre Studien liebt, gefällt mir ſehr. Du haſt mir den Mut damit aufgerichtet, mir, der ja immer hoffte, daß ſich die Fürſten mit uns gegen die Barbarei verbinden würden. Der Cardinal Albrecht ſchützt uns auf das eifrigſte, er iſt bisher ſehr freundlich zu mir geweſen und hat große Sehnſucht nach dir. Du thuſt Unrecht, daß du ihm nicht entgegenkommſt, du willſt mir nicht glauben, wie wohlgeſinnt er gegen dich iſt, ſo oft ich es dir ſchon verſichert habe. Es hat mir einen Auftrag anvertraut, durch den er dich von neuem ehrt: ich ſoll dir eine ſilberne vergoldete Schale übergeben, die außer ihrem ſchweren Gewicht auch durch ihre kunſtreiche Arbeit ſchätzenswert iſt. Du wirſt ſehen, ein Geſchenk, nicht unwürdig eines Fürſten. Und doch ſagt er ſelbſt, das gebe er dir, dem Flüchtling; wenn du erſt zu ihm kommen würdeſt, werde er dir weit Reicheres geben. Er nennt es „den Becher der Liebe“. Im Kriege iſt mir alles gut gegangen. Wir haben Deutſchland von einer großen Gefahr, von einer öffentlichen Furcht befreit; denn deswegen brauchen wir nicht mehr in Sorge zu ſein, daß jener [Herzog Ulrich von Württemberg] noch lebt. Nachdem wir ihm alles genommen haben, führt er ja ein klägliches Leben. Einſt wirſt du den ganzen Handel leſen.

Zu Stuttgart bin ich mit Reuchlin zuſammengekommen, der in große Angſt verſetzt war. Der gute Vater fürchtete ſich vor dem Kriegslärm. Aber ich hatte ſchon durch Franzens Vermittelung dafür Sorge getragen, daß für den Fall der gewaltſamen Einnahme Stuttgarts im Heer bekannt gemacht würde, daß niemand das Haus Reuchlins verletze. Du glaubſt nicht, für was für einen Dienſt er das gefaßt hat, während ich mir doch nur bewußt bin, meine Pflicht gethan zu haben, wenn ich ein Auge darauf hatte, daß der gelehrte treffliche Mann nicht etwas Unwürdiges erfahre. Bei dieſem Handel zeigte Franz ſeine ganze Größe, ein Mann, wie Deutſchland ihn lange nicht beſaß, und der verdient, daß du ihn auch durch deine Feder auf die Nachwelt bringſt. Ich hoffe, daß unſrer Nation noch großer Ruhm durch ihn erwachſen wird. Wir bewundern nichts an den Alten, dem er nicht auf das eifrigſte nachſtrebt. Er iſt entſchloſſen und beredt, greift alles raſch an und zeigt eine Thätigkeit, wie ſie bei einem Oberanführer notwendig iſt. Er ſagt und thut nichts Gemeines und hat ſchon den ſchönſten Plan im Auge. Möge Gott den Unternehmungen des würdigen Mannes beiſtehen! Er ſprach mit mir zuſammen freundſchaftlich bei Reuchlin vor, der uns mit der Anrede: „Geißeln Gottes“ begrüßte, und Franz verſprach uns alle ſeine Hilfe. Was ſoll ich noch ſagen? Du ſiehſt, welchen Schutz wir von ihm erwarten können; ganz beſonders wird er nicht dulden, daß Reuchlin unterdrückt wird. Das ſoll uns eine große Zuverſicht ſein. Lebe wohl und ſchreibe mir recht bald ausführlich über gemeinſame Dinge. Denn was fertigſt du mich mit kurzen Briefen ab? Lebe noch einmal wohl. Mainz, den 5. Juni 1519.

(Dr. Otto Stäckel, „Ulrich v. Hutten’s Briefe.“)

Oeffentliche Erklärung

des Königs Guſtav Adolf von Schweden beim Betreten des deutſchen Bodens 1630.

Ein alt Sprichwort iſt: „Es könne niemand länger Frieden haben, als ſein Nachbar will.“ Daß dieſem alſo ſei, ſolches hat Ihre Königl. Majeſtät in Schweden nicht ohne Ihrer Majeſtät großen merklichen Schaden eine geraume Zeit her erfahren, wie auch noch täglich. Denn ob Ihre Majeſtät zwar wohl ſeit deren Regierung nichts Höheres und Emſigeres ſich angelegen ſein laſſen, als daß dieſelbe mit allen benachbarten, und zwar inſonderheit mit den Ständen deutſcher Nation, in einem beſtändigen und ungeſchwächten Frieden möchten leben, damit der liebe Friede und Ruhe allenthalben florieren, die Gewerbe, auch andere Friedenshandlungen zu aller Völker Nutzen unterhalten und erkoliert werden möchten: ſo haben jedoch dieſelben nichts mehr erhalten können, als daß von etlichen Friedhäſſigen (nachdem dieſelben beinahe ganz Deutſchland mit Mord und Brand erfüllt haben) Ihrer Königl. Majeſtät von Jahr zu Jahr je länger je mehr iſt nachgeſtanden worden. Ihre Majeſtät iſt zwar von verſchiedenen deutſchen Ständen vorlängſt gewarſchaut worden, ſie ſollten ſich zeitlich vorſehen, da dieſer Brunſt noch obenwärts vorhanden wäre; ſollte auch nur nicht gedenken, daß ſie von denſelben ein beſſeres zu gewarten, wenn ſie näher herbeikommen würden, ſondern ſollte alsbald zu den Waffen greifen, in Deutſchland kommen, und das allgemeine Feuer mit allgemeinen Kräften dämpfen helfen, es gewiß dafür halten, weil nun des Nachbarn Haus in voller Glut ſtünde, daß Ihrer Majeſtät das Unglück nicht ferne mehr wäre. Es hat Ihrer Majeſtät auch dazumal an guter Gelegenheit nicht gemangelt, indem ihre ſelbſt eigene Unterthanen dieſelbe gelockt, die fremden gereizt, und die bedrängten Freunde und Verwandten aus gerechten Urſachen Ihrer Majeſtät Hilfe und Beiſtand mit höchſtem Begehren angerufen und begehrt. Aber weil Ihre Majeſtät noch immerzu in guter Hoffnung geſtanden, ſie würden ſich noch eines beſſern bedenken, als daß ſie die unſchuldige Nachbarſchaft mit ſo großer Macht überziehen ſollten, weil Ihre Majeſtät auch nicht anders gedachten; denn daß ſie nicht anders als Ihre Majeſtät geſinnet wären, ſo hat Seine Majeſtät ihrer ſelbſt eigene Sicherheit der Gütigkeit Gottes und ſeinem guten Gewiſſen viellieber ſo lange heimſtellen, als etwas Unbedachtſames anfangen wollen.

Als aber Ihre Königl. Majeſtät anno 1626 ihr eigen Kriege halben, ſo ſie mit dem König in Polen und dem Polniſchen Reiche geführet, in Preußen gerückt und angefangen eigentlich zu obſervieren, was ſie ihr von den beſagten des Deutſchlands Räubern für Hoffnung machen dürften, haben ſie der berührten ihrer Freunde Wahrſchauungen auch ſo wahr befunden, daß je mehr die Widerwärtigen ſich an die Provinzen des Baltiſchen Meers gemacht, je mehr und größere Kriegsgelegenheiten gegen Ihre Majeſtät geſucht worden. Denn vornehmlich haben ſie wider aller Völker Recht und Gewohnheit im ſelbigen Jahr Ihrer Majeſtät Briefe, an den Fürſten von Siebenbürgen geſandt, aufgefangen, dieſelbige geöffnet, und zu Ihrer Majeſtät Mißgunſt verdrehte und ſelbſterfundene Worte gepubliziert, auch den Boten in gefängliche Haft gezogen. Demnach, ob ſich's zwar zu unterſchiedlichen Malen zwiſchen dem Schweden und Polen zum Frieden durch freundliche Unterhandlung angeſehen, haben doch gemeldete des gemeinen Friedens Haſſer durch wieder Zurückförderung in Polen ihrer Abgeſandten und Briefe ſo viel zuwege gebracht, daß kein Frieden mit den Schweden getroffen wurde, ehe und bevor ſie ihren Zweck im Deutſchen Reiche erreicht hätten, in Meinung, wenn die Stände im Deutſchen Reiche in begehrte Ordnung gebracht wären, daß ſie alsdann den Polen zum Beiſtand kommen, und alſo mit geſamter Hand das Schwediſche Reich wieder unter die Polen bringen wollten, damit was ſie verheißen, in der That beweiſen und auf alle Mittel und Wege bedacht ſein könnten, daß ſowohl das ganze Königreich Schweden bis auf den äußerſten Grad ausgeſogen, als auch die Polen beſtätigt werden möchten. So haben ſie nicht allein aus Deutſchland alle Ausführung des Volks und Mund- und Schießvorrats dem Schweden verboten, dem Polen aber, als deſſen damaligen Feind geſtattet; beſonders da ſie geſehn, daß dieſer ihr Anſchlag weniger als nichts geholfen, und daß deſſen ungeachtet das Volk haufenweiſe dem Schweden aus Deutſchland zugelaufen, haben ſie im folgenden 1627. Jahre den Herzog von Holſtein mit großer Macht wider den Schweden in Preußen abgeordnet, und zwar nicht unter ihrem eigenen oder des Polen, ſondern unter des römiſchen Kaiſers Fändel.

Mit dieſer Feindthätlichkeit aber ſind ſie noch lange nicht zufrieden geweſen; beſonders damit das Schwediſche Reich mit keinem Menſchen einige Verbündnis machen könnte, haben ſie nicht allein Ihrer Majeſtät in Schweden Unterthanen, ſo des unſchuldigen Handels halber mit ihren Schiffen an Deutſchland gelandet, alle ihre Güter und Waren abgenommen, die Schiffe konfisziert und gänzlich beraubet. Beſonders auch zu Lübeck und in anderen Wendiſchen Städten durch ihre Ausgeſandten dieſes einig und allein praktiziert, daß zwar dem Anſehen nach die Waren allein auf dieſelben gehen, aber in der Wahrheit nichts anderes getrieben, als daß die ſchwediſchen Unterthanen derſelben beraubt wurden und alſo durch dieſe Gelegenheit eine Schiffsrüſtung zuſammenbringen, damit ſie den einmal im Herzen und Gemüte empfangenen Gift auch in das Baltiſche Meer ausſpeien und ausgießen möchten; wie ſie dann ein ſolches alsbald im folgenden Jahre mit ihren greulichen Titeln auch Okkupierung aller ſowohl zu Lande, feſten Orten, als Waſſerpforten im ganzen Fürſtentum Mecklenburg und Pommern, in den darauf erfolgten Werken genugſam an den Tag gegeben.

Welches alles ein jeder, wer da kann, frei urteilen mag, ob's vielleicht ſollte geduldet, und aus Vermeidung fremder Sorgfältigkeit mit Geduld vorbei gelaſſen worden ſein, weil ſie annoch gegen ihn über geweſen. Wahrlich als ſie den Sundiſchen Hafen erwählt und denſelbigen für ihr räuberiſches Neſt gehalten, und alſo weit in die offene See ſich erſtrecken können, mit je größerer Präjudiz nun aller derer, ſo dieſe See notwendig gebrauchen müſſen, ſolches geſchah, je weniger es von Ihrer Königl. Majeſtät in Schweden müßte verſtattet werden, bevorab weil die rechtmäßige Defendierung dieſes Waſſers von alters her den ſchwediſchen Königen zugehörig geweſen.

Da nun zu obgedachter guten Freunde Vermahnung noch ſo viel Injurien hinzugekommen, daher Ihre Majeſtät ſo viel mehr gewitzigt, und auf den Frühling des Jahrs 1628 noch eins in Preußen geſchifft, iſt dieſelbe nirgends anders auf Bedacht geweſen, als daß ſie deſſen Unweſen zeitlich begegnen möchten. Und hat ſich eben zugetragen, daß die Stralſundiſchen Geſandten zu Ihrer Majeſtät in Preußen gekommen, welche höchlich geklaget, daß ob ſie wohl wider den Kaiſer, noch wider das Reich ſelbſt, noch gegen einiges der Reichsordnung irgend was geſündigt haben, deſſen ſie dann ſo wenig jemals zitiert, noch beklaget, weniger überwieſen oder verdammet worden, daß ſie auch durch kaiſerliches Dekret unſchuldig ſein erkläret, wegen Abführung des Kriegsvolks gewiſſe Verſicherung bekommen. So ſei doch des Kriegsvolks Bosheit ſo groß geweſen, daß ſie ihre der Stadt Unſchuld nichts geachtet, alle Reichs-Conſtitutiones [-Verfaſſungen] in den Wind geſchlagen, den Arnheimiſchen mit den Pommeriſchen geſchloſſenen Vertrag nicht angeſehen, auch alle andern zu unterſchiedlichen Zeiten getroffene Verträge (welche bei jedermänniglich das Anſehen haben, daß ein jedweder der Sicherheit halber genugſam darin verſehen iſt) hintenan geſetzet, ungeachtet ſo große Summen Geldes unrechtmäßigerweiſe abgefordert und bezahlet worden, zugeſchweigen der vielfältigen Gaben und Geſchenken, mit Brechung ſowohl der Religion als des profanen Friedens: erſtlich der Stadt Stralſund benachbarte Dörfer verwüſtet, in der Stadt Gebiete hin und her viel Bollwerke gemacht, die Inſel Dehnholm, ohne einige Ankündigung, hinterliſtigerweiſe eingenommen und befeſtiget, alle von dem Ufer nahe Rügen und von der Stadt ans Ufer und kontra gehende Wehren okkupiert, die Bürger auf mancherlei Weiſe übel traktiert, und da ſie beinahe wegen Contribution [Kriegsauflage] gänzlich erſchöpfet, Einquartierung begehret, ja den Anfurt ſelber und alle großen Geſchütze gefordert, auch endlich, da ihnen dieſes wegen habenden Privilegien abgeſchlagen, die Stadt hart belagert und aufs äußerſte mit Schwert und Feuer unverdienter- und unbilligerweiſe verfolget.

Weil dann des Kaiſers Dekrete weniger dann nichts allhier wollten gelten, auch Ihre Durchlaucht der Fürſt in Pommern ihnen behilflich zu ſein ſich beſchweret, ſie auch von den Seeſtädten gleichſam verlaſſen ſcheineten, als wären ſie gleichſam gezwungen, nach aller Welt Art und Weiſe, vermöge ihrer Privilegien und zufolge ihrer Vorfahren, um fremde Hilfe anzuhalten, ſo lange das ungeſtüme Kriegsweſen noch ſo wütete, hätten auch zu deren Behuf des Königs von Dänemark, Norwegen ꝛc., Beiſtand, ſo ihnen dann geſchenkt geweſen, ſo weit angenommen. Damit aber daſſelbige ihnen inskünftig nicht etwa möchte zum Präjudiz gereichen, als hätten ſie ſich zu des Kaiſers Feind geſchlagen, ſo hatten ſie kein beſſeres und bequemeres Mittel gewußt, als daß ſie ihre bedrängte Freiheit in Seiner Königl. Majeſtät als ihres Herrn Freundes und neutralen Königs Händen ſtellten, auch den um Schutz und Schirm anrufen thäten.

Darauf dann Ihrer Königl. Majeſtät in reifer Erwägung, daß ſie ſich nur wegen ſolchem überaus großem Vorhaben eines ſo freundlichen Kriegsvolks nichts Freundlicheres mehr zu erwarten hätten, daß auch die Bitte dieſer bedrängten Stadt allen Rechten gemäß wäre, und daß die Stadt Ihrer Majeſtät Vorfahren mit guter nachbarlicher Korreſpondenz und Obſervanz zugethan, einer Religion, Handels und Wandels geweſen, und endlich mit was nicht allein Ihre Majeſtät und des Reichs Schweden, beſonders auch aller Benachbarten großen Gefahr dieſes geſchehe, wann in dieſem Anfurt ein ſeeräuberiſches Neſt nach jemandes eigenem Gutdünken ſollte gemacht werden: mit keinem Rechte in einerlei Weiſe oder Wege abſchlagen könne, daß ſie dieſen Bedrängten ſo um deren Troſt, Rat und Hilfe ſo inſtändig und emſig anhalten thäten, der Benachbarten und Freunden zu ſonderlichem Wohlgefallen und Willen, ja ſeiner ſelbſt eigen, ſowohl auch der allgemeinen Sekurität und Sicherheit halber nicht ſo weit mit hilflicher Hand beiſpringen ſollten. Ob zwar durch dieſen Ihrer Königl. Majeſtät Rat ſo viel zuwege gebracht, daß Ihrer Majeſtät hohes Anſehen den Kaiſerlichen bekannt, und das Baltiſche Meer allen

Völkern, welchen daran etwas gelegen, wieder frei geſchaffet, und die Stadt Stralſund von des Königs in Dänemark, Norwegen ꝛc., (ſo damals mit den Kaiſerlichen Feind war), Beſatzung entfreiet, auch ſo wohl zu ihrer eigenen Freiheit als des Römiſchen Reichs Beſten erhalten und bewahret worden; wie die deswegen mit der Stadt aufgerichteten Verträge annoch klärlich ausweiſen. Dennoch iſt nichts mehr erhalten, als daß mehrgedachte Friedensſtörer von ihrem feindſeligen Vorhaben ſo wenig abgelaſſen, daß ſie auch noch ſo viel mehr gegen die Stadt zu Waſſer und zu Lande ihren Untergang zu ſuchen. ſeien entzündet. Denn da ſie vermerket, daß ſie dieſes Hafens halber einen Korb bekommen, fallen ſie auf den Wismariſchen und andere Hafen zu; ſind auch nicht mit ihren eigenen Schiffen zufrieden geweſen, beſonders haben Ihrer Majeſtät Feinden Schiff Armada von Danzig in ihre Verbündnis gefordert und angefangen in der benachbarten See ſo heftig zu wüten, daß Ihre Königl. Majeſtät endlich gezwungen worden, wofern ſie das Meer und die Kommerzien wollten unverletzt behalten, mit ihrer Schiffsrüſtung auch großer Beköſtigung und Ungelegenheit, die Widerwärtigen daſelbſt verſchloſſen zu halten, bis dasſelbe Jahr zu Ende gelaufen.

Damit dennoch auch nicht es an Ihrer Majeſtät beſtändig und ſtetswährend zum Frieden, und dieſer Völker gemeiner Ruhe geneigten Willen ermangeln ſollte, und daß ſie alle Friedensmittel für die Hand nehmen möchten, ſo haben dieſelben, da ſie vernommen, daß zwiſchen Ihrer Kaiſerl. Majeſtat wie auch Königl. Majeſtät in Dänemark, Norwegen ꝛc., im Anfange des 1629. Jahres zu Lübeck ſollte traktiert werden, vor gut angeſehen, auch ihre Geſandten allda abzuwarten, welche dann ſowohl der Stadt Straſund Sachen, alſo auch andere dieſes Jahr überſtandene Mißverſtändniſſe akkommodieren, bei- und hinlegen, da ſie etwas thun könnten, den Traktat ſelber, ſo viel an ihnen wäre, fortſetzen helfen ſollten; denn Ihre Majeſtät hielt es gänzlich davor, wenn dieſes Kriegs halber, ſo der König von Dänemark mit dem Kaiſer führte, ſollten einige Beſchwerlichkeiten erwachſen, daß alsdann der Friede mit dem Könige außer Stralſund nicht könnte getroffen, auch die Stadt mit keinen Verbündniſſen beſtrickt werden, da ſie ſelbſt nicht wäre mit einbegriffen, wegen der feſten Verbündniſſen, ſo deswegen mit der Stadt gemachet.

Ob nun wohl der König von Dänemark dieſe Legation mit Dank auf- und angenommen, auch von der andern Seite ſolcher gebührender Fleiß durch Briefe geſucht worden, ſo iſt ihm doch dieſe Freundſchaft alſo belohnet, daß die Legation nicht allein nicht zugelaſſen oder nur einiger ſchriftlicher Antwort gewürdiget, ſondern mit großem Deſpekt abgewieſen und nicht allein der Stadt Lübeck, ſondern des ganzen deutſchen Kreiſes bei äußerſter Gefahr und Bedrohungen ſich zu enthalten anbefohlen worden.

Und ob nun wohl dieſe große Unehre allein, aller Völker Berechnungsweiſe nach einer billigmäßigen Strafe wohl würdig, und keine bewegende Urſachen mehr übrig vorhanden geweſen, darum man die Schärfe nicht hätte gebrauchen ſollen. Weil aber die Kaiſerl. Geſandten endlich, da die Schweden wieder ins Land gefördert waren, im Monat März der Königl. Legation Briefe mit ſchriftlicher Antwort empfingen, darinnen ſie ihre vorige Meinung gleichſam entſchuldigungsweiſe etwas linder machten, als hat es Ihrer Kögl. Majeſtät auch davor ſo weit gehalten, daß es vielleicht mehr von böſen Ratgebern als öffentlichem Rate möchte entſprungen ſein, bevorab weil beſagte Kaiſerl. Legaten angedeutet, daß ſie keine Macht hätten, mit jemand anders als mit dem König von Dänemark zu traktieren, hieltens aber gänzlich davor, daß, wenn die Sachen entweder an den Kaiſer ſelbſt oder an den Friedländer gelangen ſollten, es würde eine ſolche Antwort darauf erfolgen, da man mit friedlich ſein könnte.

Denn es däuchte unbillig zu ſein, die auf ſo mancherlei Weiſe beleidigte Geduld mit noch mehreren ſchimpflichen Prozeſſen zu beſchweren; zudem trug man auch Bedenken, ob und auf welche Weiſe die Sache von dem beleidigten Teile vor den Kaiſer (mit welchem dann Ihre Majeſtät vor dieſem niemals etwas zu thun gehabt) möchte angebracht werden, da alle Päſſe im ganzen Römiſchen Reiche verboten, auch die Handlung zu Lübeck beinahe zu Ende gelaufen war. Damit dennoch, daß der begehrte gemeine Friede möchte befördert werden, es an keiner Arbeit ermangelte, weil die Sache an den Kaiſer nicht gelangen konnte, ſo iſt Ihre K. Majeſtät von des Reichs Räten dahin bewogen, daß ſie bald im April nicht allein an die Verſammlung der Kurfürſten als eine vornehme Stütze des Reichs, die Ihre Majeſtät dann dafür hielt, daß ſie an ſolchen und dergleichen mit ausländiſchen Königen Prozeduren keinen ſonderlichen Gefallen trugen, ſchreiben, und um bequeme und zeitige Mittel anhalten, beſonders ihr auch gefallen laſſen ſollten, daß jemand von beſagtem Rat an den General abgefertiget würde, der dann gewiß vernehmen könnte, ob die Streitigkeiten, welche unter beiderſeitigem Kriegsheer entſtanden, auch in ſelbiger Zuſammenkunft könnten aufgehoben werden. Und iſt darauf alsbald Ihrer Majeſtät Kämmerer Herr Steno Bielke L. Baro mit befehligt, daß wenn er die Gemüter der Gegenſeite zum Frieden bereit fände, auch wegen der Stadt Stralſund um einen Stillſtand der Waffen anhalten ſollte, bis man mit mehrerer Bereitſchaft zu traktieren gefaßt und alſo mehr Kommiſſarien erfolgen thäten, die dann die ganze Sache ſchlichten möchten.

Aber da dieſer im Anfang des Frühlings zu Stralſund angelangt, hat er der Widrigen Gemüter und die ganze Sache ärger denn zuvor befunden, und daß die vorigen Feindſeligkeiten nicht allein nicht aufgehoben, ſondern von Tag zu Tag mit neuen überhäuft geweſen; daß die Stadt Stralſnnd mit mannigfaltigen Anläufen angefallen, daß alle Waſſerpforten zum Raube der Schwediſchen ſehr zugerichtet; und, welches das Allerärgſte war, ein ganzes Kriegsheer ohne Kriegsverkündigung aufs neue nach Preußen verſammelt und verordnet, und ſelbiges unter des Kaiſers Feldmarſchall, dem Obriſten von Arnheim. Durch dieſe Veränderung nun hat er zwar, wie billig, müſſen in etwas einhalten, gleichwohl aber hat er an den Friedländer, was Urſachen er abgefertigt worden, geſchrieben, zugleich proteſtierend von des überſchickten Kriegsheers Unbilligkeit, auch begehret, daß mit dieſem wie auch andern Feindſeligkeiten möchte eingehalten werden, wenn anders der Lübeck'ſchen Geſandten Antwort aufrichtig wäre.

Aber der Friedländer hat das Kriegsvolk ſo gar nicht zurückgerufen und ſich zu einigen Traktaten ſo wenig verſtehen wollen, daß er auch mit noch größerm Schimpf und Spott genugſam an den Tag gegeben, daß es mit voriger ſeiner abgeordneten Antwort auch nnr lauter Spott geweſen; mit höhniſchem Vorgeben, daß gedachtes Kriegsvolk allermeiſt darum nicht möchte zurückgefordert werden, daß der Kaiſer ſo viel Volk hätte, daß er ſich mit dieſem Arnheimiſchen Volke notwendig müßte ausputzen und zieren, und daher ſeinem Freunde dem Polen wider Schweden nicht unbillig zugeſchicket hätte, wie die Originalbriefe noch ausweiſen. Auch hat er nichls mehr, was zur Sache und des Abgeſandten Begehren dienet, als er zuvor geredet, oft wiederholt; beſonders das bemeldete Kriegsvolk fortgefordert, welches dann auch den ganzen Sommer über ſo eine Tapferkeit wider den Schweden und deſſen Reiche zu ſtreiten gebrauchet, daß, wenn Gott der Allmächtige, als ein gerechter Ritter der Bosheit, dieſes ihr böſes Vornehmen nicht auf ihren eigenen Kopf gewendet, Ihrer Königlichen Majeſtät und dem Reiche keine kleine Gefahr deswegen zugeſtanden wäre.

Sollte nun noch wohl jemand einigen Zweifel tragen können, ob auch Ihre Königl. Majeſtät zu Schweden Urſache genug habe, daß ſie, alle friedſamen Gedanken hintenan geſetzet, zu ihrer ſelbſt eigenen und der ihrigen Verteidigung nicht für längſt zu den Waffen gegriffen und ſich zum Kriege gefaßt gemacht haben.

Eins war gleichwohl noch übrig, welches die Waffen noch in etwas ſcheinete zurückzuhalten, nämlich, man erwartete Antwort der Kurfürſten auf das Königl. Schreiben; dann auch was Ihre Majeſtät zu Dänemark zu den Sachen thun wollte, welcher dann auf Ihrer Majeſtät in Schweden Eingeben im vergangenen Winter die Sache zum Vertrage ſehr getrieben.

Aber weil von Anfange des Monats Aprils dieſes 1630. Jahres, in welchen der Tag nach Danzig in Preußen beſtimmet war, bis zum Juni, von keinem Teile der Beleidiger gegen die Beſchädigten teils daſelbſt anweſenden Kommiſſarien des Traktierens nicht eins gedacht worden; ſo kann daraus die Abrechnung leichtlich gemacht werden, wie getreulich der gemeine Friede geſucht werde.

Was nun das Collegium Electorale [Kurfürſten-Verſammlung] belangen thut, hätte zwar ſelbiges viel in dieſen Sachen ausrichten können, wenn die alte des Reichs Stände Freiheit noch ſicher wäre, und die Gewalt der Boshaftigen nicht ſo tief eingewurzelt wäre, daß es ſcheint, daß alle innerliche Mittel verachtet und in den Wind geſchlagen worden. Und zwar ſie rühmten in ihrem Antwortſchreiben Ihre Königl. Majeſtät in Schweden friedſame Abſichten und aufgetragene Verhandlung, erboten ſich auch ihrerſeits hinwieder zu aller Freundſchaft: weil ſie aber, wie dieſen Injurien zu helfen wäre, nicht mit einem Wort angerührt; haben ſie denn nicht hiermit Ihrer Majeſtät ſelbſt anheim geſtelll, wie dieſelbe ſich hierin verhalten wolle?

Weil dann kein anderes Heilsmittel mehr übrig, als daß Ihre Mejeſtät Ihr und der Ihrigen Heil und Wohlfahrt nebſt Gott den Waffen befehlen, ſo haben ſie der ganzen Chriſtenheit zu urteilen heimgeſtellt, wie ſie zu dieſen Extremitäten gebracht worden.

Deretwegen, gleich wie Ihre Königl. Majeſtät will proteſtiert haben, daß dieſe Waffen zu keinem des Römiſchen Reichs Präjudiz angenomen ſein, beſonders einzig und allein, ſich und die ihrigen, auch die gemeine Freiheit zu verteidigen und zu ſchützen; und daß vornehmlich die Stadt Stralſund und das Baltiſche Meer, wie im Gleichen das Königreich Schweden hinführt einer gewiſſen Libertät und Freiheit verſichert ſein. Alſo zweifelt Ihre Majeſtät gänzlich nicht, der günſtige Leſer, ja das Heil der Völker ſelbſt, werden an oben Erzähltem der Widerwärtigen unrechtmäßigen und unfreundlichen Prozeduren, wie billig, keinen Gefallen tragen, daher ſie ſich die Hoffnung machen, daß alle aufrichtigen Deutſchen ſamt der ganzen werten Chriſtenheit dieſe Ihrer Majeſtät höchſte Unſchuld und die rechtmäßigen Kriegsmittel ihnen in Gunſten werden laſſen befohlen ſein.

(Aus „Das Leben Gnſtav Adolph" von Walther Harte.)

Leben des Fürſten Blücher von Wahlſtadt (1742—1819).

Von

K. A. Varnhagen von Enſe (1785—1858.)

Vorwort. Ich muß bei Blüchers Lebensbeſchreibung dieſelbe Nachſicht anſprechen, wie bei der des alten Deſſauers, ja in manchem Betracht noch größere, da der entſchiedene Bezug auf die Gegenwart den Stoff nur um ſo ſchwieriger zu behandeln gab.

Mir ſind von vielen Seiten die ſchätzbarſten Hülfsmittel dargeboten, die bedeutendſten Quellen eröffnet worden. Höchſtverehrte ſachkundige Männer haben meiner Arbeit ſorgfältige Durchſicht, wichtige Beiträge, erhebliche Berichtigungen gewährt. Ihre Namen, wäre mir erlaubt ſie zu nennen, würden meinem Buche zur ausgezeichneten Empfehlung gereichen; allein mir ziemt hier Beſcheidenheit, rückſichtlich meiner ſelbſt, wie auch andrer, und in dieſem Bezuge hab' ich ſogleich auch beſonders anzumerken, daß, wenn jene Männer als verflochten in die geſchichtlichen Vorgänge im Laufe der Erzählung genannt werden mußten, doch die ſie betreffenden Angaben dann grade nicht durch jene Namen ihre nächſte Gewährleiſtung haben, ſondern in anderweitig ſchon bekannten oder erforſchten Mitteilungen. Unter den zahlreichen gedruckten Hilfsmitteln, die mir zur Hand waren, befinden ſich ſolche, deren ausgezeichneter Wert allgemein anerkannt iſt, und denen hier treu zu folgen der ſicherſte Weg ſein mußte; wenn ich das Werk: „Zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der ſchleſiſchen Armee unter dem Feldmarſchall Blücher, von der Beendigung des Waffenſtillſtandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Berlin und Poſen, 1824. 2 Teile" in dieſem Betreff hier anführe, ſo wird jeder Unterrichtete ſogleich ermeſſen, wieviel ich demſelben zu verdanken habe, und es gewiß billigen, wenn grade in den wichtigſten Fällen ich deſſen Worten völlig treu oder doch möglichſt nah geblieben bin; ja ich geſtehe gern, daß ich ohne dieſes und die andern Werke desſelben Verfaſſers für eine den Thatſachen wie dem Geiſte nach zuverläſſige Darſtellung der ſpäteren Feldzüge Blüchers wenig Rat gewußt hätte. Ungeachtet ſo vieler Begünſtigungen darf ich gleichwohl nicht hoffen, mein Buch von allen Irrtümern ganz frei gehalten zu haben; Berichtigungen mancher Art werden ſich nachtragen laſſen; nur wird man die etwan irrigen Angaben, welche ſchon öffentlich in Druckſchriften vorhanden und bisher ohne Widerſpruch geblieben waren, billigerweiſe nicht mir, der ſie nur wiederholt, ſondern jenen Schriften anzurechnen haben, durch welche ſie bisher als die richtigen gelten durften.

Der Ausdruck iſt hier oft mit dem Stoffe hart im Streit geweſen, damit weder die Energie mancher Auftritte und Äußerungen, noch die Schicklichkeit des Vortrags aufgegeben würde; beides war oft kaum vereinbar, doch mußte die Grenze des Schicklichen ſtets das Hauptaugenmerk bleiben. Einige heitre Züge, die eingeflochten ſind, wird man nicht zu ſtreng nehmen; von manchen Geſchichtchen iſt wenigſtens das wahr, daß ſie allgemein erzählt und für glaubwürdig gehalten werden; mögen diejenigen Zeugen, welchen hier Bejahung und Verneinung zuſteht, ſich darüber vernehmen laſſen! Ich war wenigſtens redlich bemüht, mich überall der erkennbaren Wahrheit anzuſchließen und ihre Farben ſo aufzutragen, daß in der Folge, nach Maßgabe des Zeitverlaufs, weil allerdings manches im jetzigen Augenblicke nicht völlig auszudrücken war, einige Striche nur vielleicht verſtärkt, keineswegs aber in ihrem Grunde verändert zu werden brauchen. Auch mancher künftigen Ergänzung iſt gleich die Stelle vorbehalten, wo ſie einrücken kann. Wenn, nach dieſen letzteren Angaben, vielen dünken möchte, es ſei überhaupt noch zu früh, eine Lebensbeſchreibung Blüchers erſcheinen zu laſſen, ſo darf ich doch verſichern, daß es zugleich ſchon hohe Zeit war, ſie niederzuſchreiben; denn nicht lange erhält ſich in unſeren Tagen ein Ereignis als Gegenwart, ſondern mit ungewöhnlicher Geſchwindigkeit drängt die Flut der neueſten Vorgänge ſtets das kaum Geſchehene in den Hintergrund einer ſchon entlegenen Vergangenheit. Da gilt es eilig zu ſein, um ſo viele, bald unwiederbringlich verlorene Züge des Lebens, Eigentümlichkeiten der Geſtalt, der Farbe, der Bedeutung, aufzufaſſen und feſtzuhalten. Ein Zwiſchenraum von zehn Jahren macht bei Betrachtung dieſer Gegenſtände oft ſchon eine kaum noch recht unterſcheidbare Ferne.

Wäre mir gelungen, den Kenner zu dem Ausſpruche zu bewegen, daß die allerdings nicht leichte Aufgabe, in den Bedingungen der Gegenwart ein Leben Blüchers auch den Anforderungen der Zukunft gemäß zu ſchreiben, durch dieſes Buch wenigſtens annähernd gelöſt worden, ſo würde dasſelbe hinreichend gerechtfertigt ſein.

Berlin, im November 1826.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Die Tugend der Tapferkeit iſt die nie aufhörende Bedingung des Beſtehens der Völker und Staaten, in deren erſten Gründung wie in ihrer ſpäteſten Fortdauer. Die Kriegskunſt, genau den Fortſchritten der allgemeinen Ausbildung verbunden, verfeinert die urſprünglich rohen Elemente jener Tugend in geiſtige Wirkſamkeit; der Feldherr iſt ihre höchſte Darſtellung, ihm ſind die rohen Kräfte dienend unterworfen. Allein es geſchieht, daß plötzlich jene Unterordnung wechſelt und auch hochgebildete Zeit wieder zu den Elementen dunkler Naturgewalten hilfeſuchend zurücktaucht und ihnen alle gebildeten Kräfte willig untergiebt. Dann ſehen wir Volkshelden, in welchen die dämoniſchen Mächte der Maſſe zur mythologiſchen Geſtalt werden, und die Schickſale der Völker ſich zwiſchen Rettung und Untergang entſcheiden. Eine ſolche Erſcheinung ſtellt Blücher dar, deſſen Beruf und Emporſteigen zu ſolcher ſeltenen Größe wir im folgenden näher betrachten wollen.

Gebhard Leberecht von Blücher wurde geboren den 16. Dezember 1742. Sein Vater, ehemals Rittmeiſter im Dienſte des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, war ſchon ſeit längerer Zeit auf ſein kleines Erbgut Großen-Renſow nach Mecklenburg heimgekehrt, wo er als Landedelmann lebte. Seine Mutter, eine geborene von Zülow, gleichfalls mecklenburgiſchen Geſchlechts, hatte ſich für eine Zeit nach Roſtock begeben, um während der Unruhen, welche zwiſchen dem Landesfürſten und der Ritterſchaft ſchon ein halbes Jahrhundert fortdauerten und das ganze Land in blutigen und verwüſtenden Kriegesjammer ſtürzten, in jener bedeutenden Stadt ſicherer zu ſein. So wurde Roſtock der Geburtsort Blüchers. Von der früheren Erziehung des Knaben wird uns nichts gemeldet. Die Eltern zogen wieder auf das Land, ſobald die Ruhe hergeſtellt war, und wohnten im Dorfe Raſtow, als neue Störungen eintraten. Im Jahre 1756 nämlich begann der ſiebenjährige Krieg Friedrichs des Großen gegen ſeine verbundenen Feinde, und das Herzogtum Mecklenburg konnte in ſolcher Nähe ſich den Folgen dieſer Erſchütterung keineswegs entziehen. Den Eltern, deren Ehe mit ſieben Knaben und zwei Töchtern geſegnet worden war, erſchien es unter ſolchen Umſtänden eine Erleichterung, ihre beiden jüngſten Söhne, den nun vierzehnjährigen Gebhard Leberecht nebſt ſeinem etwas älteren Bruder Ulrich Siegfried, nach der Inſel Rügen zu ſchicken, wo ſie bei ihrer Schweſter, die mit einem Herrn von Krackwitz verheiratet war, den angemeſſenſten Aufenthalt fanden. Doch ſcheint auch hier von Unterricht und Erziehung kaum die Rede geweſen. Sinn und Gemüt durften ſich deſto freier in den unmittelbaren Lebenseindrücken entwickeln, welche die Umgebung in mannigfachen Gegenſtänden reichlich darbot. Die Landwirtſchaft, mit und in welcher die Tage ſich bewegten, gab in dieſem wichtigen Zweige künftiger Thätigkeit frühzeitige Erfahrung und Gewohnheit. Im Felde die Übung zu Roſſe, auf den Meereswellen mit Nachen und Ruder, am Felſenufer zu Fuß die kühnſten Wagniſſe, entſprachen der Regſamkeit ungebändigter Jugend, und Geſchick und Mut knüpften mit der Verwegenheit hier früh den unzertrennlichen Bund. Die ungefüge Wildheit der Jünglinge empfing ſchwerlich Lob in allen Ausbrüchen ihrer mannigfachen Wendungen; allein die Jugend nährt in ungebilligten Bahnen oft nur die Kraft für künftig hochgeprieſene und hegt in Rohheit wie in Bildung für widerſprechende Richtungen die unentſchiedenen Anlagen, aus welchen dann Wille und Schickſal den guten Kern zu Tage bringen müſſen, welches doch ſelten ganz unvermiſcht geſchehen mag!

Die Kriegsunruhen, welchen die Jünglinge durch den Aufenthalt auf Rügen entgehen ſollten, wußten auch bald von dorther dieſelben in ihre Bewegung zu reißen. Schweden hatte ſich, unter dem Vorwande der Gewährleiſtung des weſtfäliſchen Friedens, den Feinden des Königs von Preußen beigeſellt; ſchwediſche Truppen verſammelten ſich in Pommern, erſchienen teilweiſe auf Rügen. Der Anblick der Huſaren des jetzigen Regiments Mörner machte auf die beiden Brüder einen unwiderſtehlichen Eindruck, die Neigung zum Kriegsdienſt erwachte mit Leidenſchaft. Schwager und Schweſter wirkten durch ihre Vorſtellungen vergebens dieſem Trieb entgegen; da deren Einwilligung nicht zu erlangen war, ſo verließen ohne dieſelbe beide Brüder das Haus, eilten zu den nächſten Huſaren und erlangten durch ihre Bitten bei dem Rittmeiſter, der die Abteilung befehligte, daß er ſie vorläufig bei den Truppen behielt. Auf erhaltene Anzeige eilte Herr von Krackwitz herbei und wollte die Jünglinge zurückholen, allein er fand beide in ihrem Sinne ſo beharrlich, in ihren Erklärungen ſo feſt, daß er wohl einſehen mußte, hier ſei nichts auszurichten, und demnach ihrer Wahl ſeine Zuſtimmung, welche die der Eltern vertreten konnte, nicht länger weigerte. So traten denn beide Blücher als Junker in den ſchwediſchen Reiterdienſt förmlich ein. Die Schweden hatten indes während dieſes Krieges im Felde nur eine geringe Bedeutung; ihre Macht war geſunken, ihren Waffen wenig Ruhm vergönnt; nur beſchränkte Verhältniſſe ließ den Aufſtrebenden in dieſem Kreiſe die Zukunft offen. Der Zufall hat dieſen erſten Schritt bedingt, das jugendliche Herz hing am Kriegsweſen, ohne noch wählen und entſcheiden zu können zwiſchen den einander entgegenſtehenden Kampfesſeiten. Ein zweiter Zufall, den Fehlgriff des erſten ausgleichend, raffte den jüngeren Blücher von dieſem Abwege ſeines Geſchicks früh auf die rechte Bahn herüber, auf welcher dasſelbe ſpät ihm eine Weltbühne ſeiner Heldenbeſtimmung zu eröffnen dachte. Die Schweden, von Friedrich dem Großen im Kampfe mit ſeinen bedeutenderen Feinden weniger beachtet, ſtreiften faſt ungehindert bis in die Mark Brandenburg. Blücher ritt bei aller Gelegenheit mit zum Plänkeln vor und unterließ nicht, die preußiſchen Huſaren, welche gegenüber ſtanden, durch übermütiges Toben und Schimpfen herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnenden Knaben; einesmals aber, bei dem Kabel-Paß unweit Friedland in Mecklenburg am 29. Auguſt 1790, als eine ſchwediſche Partei mit einer preußiſchen nachteilig in Kampf geraten, rief ihm ein Huſar vom Regimente Belling, ein geborener Öſterreicher, namens Pfennig, in ſeiner Mundart drohend zu: „Wart nur, Bübel: werd di ſchon ſchlachte," und ſprengte auf ihn ein; die Schweden waren im Weichen, Blüchers Pferd, von einer Kugel getroffen, ſtürzte, und ſein Verfolger nahm ihn ohne Mühe gefangen, hob ihn vor ſich aufs Pferd und brachte ihn ſo zu dem Oberſten von Belling. Wir folgen hier der beſtimmten Angabe des im Jahre 1832 zu Berlin im zweiundneunzigſten Lebensjahre verſtorbenen Generalmajors von Rudorff, der zur Zeit jenes Vorfalls im Belling'ſchen Regimente diente und lange Jahre Blüchers vertrauter Waffengefährte war, auch der einzige, der aus jener Zeit ihn überlebte. In ſpäterer Zeit, als Blücher General war, meldeten ſich wohl ſechs bis ſieben alte Kriegsknechte, von denen jeder die Ehre haben wollte, den berühmten Blücher gefangen zu haben. Dieſer jedoch war wegen jenes frühen Ereigniſſes mit ſeinem Gedächtniſſe gar nicht mehr im klaren, ließ jeden, der ſich ihm darſtellte, gelten, belobte und bewirtete ihn und entließ ihn beſchenkt; denn, meinte er, ein alter Huſar ſei es doch immer, wenn auch vielleicht nicht gerade derſelbe, der ihn gefangen. Hiernach wollen wir auch dem von Preuß mit guten Beglaubigungen angeführten Huſaren Gottfried Landeck, einem Schleſier, ſeine Anſprüche nicht ſchmälern. Belling, angezogen von der muntern und mutigen Weiſe des wohlgebildeten Jünglings, behielt ihn bei ſich und gewann deſſen Neigung für den preußiſchen Dienſt. Er beantragte gleich am folgenden Tage die Ernennung des Fahnenjunkers zum Kornet, und dieſe erfolgte unter dem 20. September, nachdem inzwiſchen die nötigen Unterhandlungen über ſeinen Austritt aus dem ſchwediſchen Dienſte gepflogen worden. Belling kaufte für ihn die Feldrüſtung eines gefallenen Offiziers und machte ihn zu ſeinem Adjutanten. Am 4. Januar des folgenden Jahres ſtieg Blücher zum Sekondelieutenant und ſchon am 4. Juli zum Premierlieutenant auf.

Er kämpfte nunmehr an Bellings Seite, der, zum General befördert, mit ſeinem Regimente bald zur Teilnahme an den größeren Kriegsereigniſſen berufen wurde, die letzten Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges als preußiſcher Huſarenoffizier gegen die Ruſſen und Öſterreicher eifrigſt mit; insbeſondere wohnte er der mörderiſchen Schlacht von Kunersdorf und ſpäter der Schlacht von Freiberg mit ausgezeichneter Tapferkeit bei; in der letztern wurde er durch einen Splitter, den eine Kanonenkugel losgeriſſen, am Fuß verwundet, in Leipzig aber, wohin er gebracht wurde, bald wieder geheilt. Gleich nach ſeiner Geneſung hatte er hier einen Zweikampf, worin er ſeinem Gegner, einem Hauptmann Schulz, den Degen zerſchlug. Auch bei anderen Vorfällen ſolcher Art, die ſich häufig ereigneten (denn ſeine Wildheit ließ es nicht an Streit und Ungebühr fehlen, und ſein tapferer Übermut war immer gleich mit der Fuchtel bei der Hand) blieb er ſtets im Vorteil. Da er aber einſt ſogar den General von Belling, der ihm wegen Dienſtvergehen harte Worte geſagt hatte, dafür herausfordern wollte, wurde er deshalb noch als Lieutnant von deſſen Schwadron weg zu der des Majors von Podſcharly verſetzt, eines eben ſo ſtrengen als wohlwollenden Mannes, welchen Blücher noch in den ſpäteſten Jahren als ſeinen vorzüglichſten Lehrer im Dienſt rühmte, und dem, nächſt Belling, er alle ſeine Kenntnis in dieſem Fache zu verdanken habe. Auch dieſes Mannes Zuneigung erwarb er bald, ſowie gleicherweiſe ſeine meiſten Kameraden ihm Freunde waren, obgleich er durch Ungeſtüm und Leichtſinn ſowohl dieſen als ſeinem Vorgeſetzten nicht ſelten Urſache zur Unzufriedenheit gab. Die vieljährige Waffenruhe, welche mit dem Frieden von Hubertusburg im Jahre 1763 anhob und für die Truppen nur durch die gewöhnlichen Übungen und Beſichtigungen unterbrochen wurde, ließ den jugendlichen Thatendrang die geſetzten Schranken nur deſto ungeduldiger empfinden. Die Quartiere des Regiments waren in Pommern und gewährten wenig äußere Annehmlichkeit, die Jugend mußte ſich ihre Vergnügungen gleichſam mit Gewalt ſchaffen. Alle Nachrichten ſtimmen überein, daß der jetzt erſt zwanzigjährige Blücher ein äußerſt wilder Offizier geweſen und ſorglos in das Leben hineingeſtürmt habe, ohne ſich viel um die Folgen zu bekümmern. Jagd, Spiel, Gelage, Liebesfreuden und luſtige Streiche teilten ſeine Zeit. Sein kühnes Kriegerherz, ſein tüchtiger Sinn und anteilvolles Gemüt verleugneten ſich aber auch auf ſolchen Abwegen nicht und ließen ihm vieles verzeihen. Da er von Hauſe keinen Zuſchuß erhielt, ſo ſetzte ihm freilich die Spärlichkeit ſeiner Mittel nur allzuoft ein ſtrenges Ziel, und geraume Zeiten mußte er ſich äußerſt dürftig behelfen; allein auf ſeine Laune und Lebhaftigkeit hatte dies keinen Einfluß, er blieb unter allen Umſtänden gutes Mutes und wußte ſogar in den ſchlimmſten Lagen noch immer durch manchen Aufwand, beſonders aber durch ſchöne Pferde, ſich hervorzuthun. Auch blieb der General von Belling ihm fortwährend gewogen und hielt ihn beſtens in ſeinem Schutz. Die Gelegenheit kam, daß Blücher den Wert dieſes Schutzes in deſſen Mangel ſchmerzlichſt erfahren ſollte.

Friedrich der Große ſah ſich genötigt, wegen der gewaltſamen Unruhen in Polen, im Dezember 1770 eine Truppenſchar in die Grenzländer dieſes Reichs einrücken zu laſſen. Dem General von Belling wurde der Befehl erteilt, an der Spitze ſeines und einiger anderen Regimenter dieſen Zug auszuführen; Blücher ſah mit Freuden die neue Kriegsbahn ſich eröffnen, auch brachte ſie ihm ſchon am 3. März 1771 die Beförderung zum Stabsrittmeiſter. Allein die Verhältniſſe führten weniger zu kriegeriſchen Ausführungen als vielmehr in eine Menge widerwärtiger Verwickelungen, für welche das Maß des Benehmens im Augenblick oft ſchwer zu finden war. Der König, mißvergnügt mit dem bisherigen Gange der Sachen, übertrug nach einiger Zeit den Befehl über jene Regimenter dem General von Loſſow, und Belling mußte aus dem Felde zurückkehren.

Für Blücher war dieſe Veränderung verhängnisvoll. Der neue Befehlshaber fand ſich nicht veranlaßt, Gunſt und Wohlwollen nach dem Sinne ſeines Vorgängers zu verteilen, und Blücher mußte bald gewahr werden, daß für ihn nicht die geringſte Geneigtheit vorhanden ſei. Nach ſeiner Weiſe bot er dagegen offen Trotz; es gab allerlei Zwiſtigkeiten, und auf beiden Seiten entſtand Erbitterung. Blücher war mit angeſehenen polniſchen Familien in gute Bekanntſchaft gekommen, und man fand ſolch näheren Umgang den Verhältniſſen nicht angemeſſen; natürlich wollte er ſolche Mißdeutungen nicht achten. Er hatte ein ſehr ſchönes Pferd, und der General wünſchte dasſelbe von ihm zu kaufen, ſandte aber, um ihn nicht unmittelbar anzugehen, einen Zwiſchenhändler an ihn, und ſchon war der Handel beinahe geſchloſſen, als Blücher zufällig fragte, für wen denn der Kauf geſchehe? Bei dem Namen Loſſow rief er unwillig aus: „Einem Andern für fünfzig Friedrichsd'or, der aber muß mir hundert geben, oder es wird nichts draus." Der Handel unterblieb wirklich, und der General wurde durch die ihm hinterbrachte Äußerung nicht günſtiger geſtimmt. Ein anderer Vorfall rief bald nachher deſſen ganze Strenge hervor. Die Polen, welche ſich nicht im offnen Kampfe mit den preußiſchen Truppen meſſen durften, ſuchten denſelben deſto eifriger durch heimliche Tücke Abbruch zu thun; ſie fielen über die äußerſten Feldwachten und ſonſt vereinzelte Mannſchaften meuchleriſch her, töteten ſie unter grauſamen Martern und ſteckten die Leichname in Sümpfe, dergeſtalt, daß die Beine nach oben gekehrt herausſtanden und den begangenen Frevel durch ſolchen Hohn recht zur Schau ſtellten. Die Preußen jammerten über das Geſchick ihrer Kameraden, das einem jeden ebenſo bevorſtehen konnte, und ſchwuren ſchreckliche Rache zu nehmen; aber niemals wurden die Thäter entdeckt. Doch entſtand großer Verdacht, daß hauptſächlich die katholiſchen Prieſter der Umgegend den Verrat leiteten. Einen beſonders, in der Nähe von Kaliſch, hatte Blücher ſchon längſt ins Auge gefaßt und glaubte nicht zweifeln zu dürfen, nachdem eben wieder eine grauſame Ermordung geſchehen war, daß derſelbe ein Hauptteilnehmer dabei geweſen. Er ließ ihn demnach durch Soldaten abholen und hielt ihm donnernd ſein Verbrechen vor, allein der Geiſtliche beteuerte ſeine Unſchuld, und nichts war vermögend, ihm das geringſte Geſtändnis zu entlocken. Nichtsdeſtoweniger verurteilte Blücher ihn zum Tode, ließ ihn hinausführen, wo auf dem Richtplatze ſchon eine Grube gegraben war, vor dieſer ihn mit verbundenen Augen niederknieen und dann die hiezu aufgeſtellte Mannſchaft — aber mit hochangeſchlagenem Gewehr — Feuer geben. Auf den Knall ſtürzte der Prieſter, als ſei er getroffen, der Länge lang in die Grube, und alle meinten, der Schreck habe ihn getötet; erſt nach geraumer Zeit kam er wieder zu ſich, aber in einem Zuſtande, der noch lange für ſein Leben fürchten ließ, und Blücher, der ſo freventlich die ihm anvertraute Gewalt mißbraucht hatte, kam in ſchwere Verantwortung. Zwar wurden in der Folge mancherlei Umſtände bekannt, welche den Verdacht gegen den Geiſtlichen faſt zur Gewißheit machten und für Blücher eine Milderung der Strafe bewirkten, aber dennoch glaubte Loſſow in dieſer Gewaltthat hinreichenden Grund zu finden, dem Könige die Übergehung Blüchers bei der nächſten Dienſtbeförderung vorzuſchlagen. Blücher war jetzt in ſeinem Range als Stabsrittmeiſter der älteſte geworden und hatte daher ein herkömmliches Anrecht auf die zunächſt erledigte Schwadron. Dieſe wurde nun aber, als der Fall eintrat, nicht ihm, ſondern einem Premierlieutenant von Jägersfeld erteilt, der aus einem anderen Huſarenregimente herübergenommen wurde. Blücher empfand dieſe Zurückſetzung mit heißem Unwillen und äußerte dieſen laut und ſtark; ihn ſchreckte ſchon damals kein Gegner, keine Rückſicht, und im Antriebe ſeines unbezwinglichen Selbſtgefühls wagte er, als Loſſow ſeiner Beſchwerde nicht achtete, an den König ſelber zu ſchreiben: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienſt hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu ſein, iſt mir vorgezogen; ich bitte Ew. Majeſtät um meinen Abſchied." Jetzt auch erſtattete Loſſow ausführlichen Bericht an den König über Blüchers Geſchichte mit dem Prieſter. Friedrich der Große hatte gerade damals die Meinung, die Gemüter der Polen ſeien durch Milde und Schonung zu gewinnen, und war um ſo aufgebrachter über einen Frevel, der ſie im Gegenteil nur noch unverſöhnlicher erbittern mußte; überdies war er nicht gewohnt, irgend einen Trotz von ſeinen Offizieren zu leiden, er verfügte demnach, Blücher ſolle fürerſt in Verhaft geſetzt werden, damit er Zeit habe, ſich anders zu beſinnen. Dies geſchah, aber Blücher beharrte auf ſeinem Sinne, und nachdem der Verhaft beinahe dreiviertel Jahr unnütz fortgedauert, beſtand er wiederholt auf ſeinem Abſchied. Da antwortete der König mit gewohnter Kürze: „Der Rittmeiſter von Blücher kann ſich zum Teufel ſcheren." Dies war im Januar 1773. Und ſo fand Blücher in harter langwieriger Ausſcheidung von dem Kriegsdienſte die ſchwerſte Buße der Überſchreitungen, welche er ſich aus deſſen Schranken erlaubt hatte.

Unterdes war Blücher in Polen mit der Familie des Generalpächters der Herrſchaft Flatow, des ſächſiſchen Oberſten von der Mehling, der mit dem Könige Auguſt dem Zweiten dahin gezogen, näher bekannt geworden und für die Reize der einen Tochter nicht unempfindlich geblieben. Sie war vierzehn Jahre jünger als Blücher und eines der ſchönſten Frauenzimmer, in ihrem ganzen Weſen von äußerſter Anmut und Zierlichkeit, wie eine Polin lebhaft im Thun und Sprechen und mehr polniſch als deutſch redend. Blücher hatte ſich bereits mit ihr verlobt, als ſein plötzlicher Abſchied erfolgte, der aber glücklicherweiſe in jenem Verhältniſſe nichts änderte; er ſelbſt bot ſeinem Loſe mutig Trotz, die Verwandten ſeiner Braut nahmen die Sache nicht ſchwer, und ſo heiratete er getroſt und zog auf das Gut Gerriſſunde, welches ſein Schwiegervater ihm in Unterpacht überließ. Hier trieb er nun

Landwirtſchaft, und mit ſolchem Eifer und Erfolg, daß er nicht nur genügendes Auskommen fand, ſondern nach einigen Jahren auch ſo viel erübrigen konnte, um das Gut Groß-Raddow in Pommern für ſich anzukaufen. Er verließ darauf Polen und zog auf dieſes eigne Gut, in der Nähe von Stargard. Auch hier ſetzte er die Landwirtſchaft eifrig fort und galt darin für ein Muſter von Einſicht und Sorgſamkeit. Das mit 14.500 Thalern erkaufte Gut verbeſſerte er ſo ſehr, daß er im Jahre 1789, beim Wiederverkaufe, dafür 24.000 Thaler empfing. Die Achtung und das Vertrauen ſeiner Genoſſen und Nachbarn beriefen ihn ſogar zu der Stelle eines Ritterſchaftsrats, und als ſolcher widmete er den Angelegenheiten der Geſamtheit nicht minder gedeihliche Sorgfalt als bisher ſeinen eignen. Seine Tüchtigkeit blieb den Behörden nicht unbemerkt, und einige gute Dienſte, welche er in Sachen des Staates leiſtete, erregten ſogar des Königs Aufmerkſamkeit. Friedrich der Große ſprach ihn oftmals bei Gelegenheit der Truppenmuſterungen in Pommern, ſchrieb gnädig an ihn und gab ihm mehrmals anſehnliche Geldſummen, deren Blücher zur Verbeſſerung ſeines Gutes bedurfte, anfangs ohne Zinſen als Darlehn, nachher zum völligen Geſchenk, dem Landwirt und Ritterſchaftsrat gern das Wohlwollen bezeigend, welches der ungnädig fortgeſchickte Rittmeiſter nie wieder anſprechen zu dürfen ſchien. Gleichwohl war Blüchers Sinn und Trachten nur immer einzig auf den Kriegsdienſt geſtellt; er ſehnte ſich heftig nach dieſem zurück, und die fortdauernde Entfernung fiel ihm während ſo langer Jahre oft unerträglich ſchwer. Hundert Pläne gingen ihm durch den Kopf, um wieder Soldat zu werden, und ſeine Frau hatte in dieſem Betreff unaufhörlich ſeine abenteuerlichſten Entwürfe zu bekämpfen. Als im Jahre 1778 die preußiſche Kriegsmacht zur Sicherung der bayeriſchen Erbfolge ſich in Bewegung ſetzte, ſchrieb er einem ſeiner ehemaligen Kameraden und beſten Freunde, der in Stettin ſtand, er möchte doch zu ihm kommen; denn er habe dringendes zu beſprechen. Der Freund kam, aber die Frau, unheimliches ahnend und immer in Sorgen, Blücher möchte ihr davongehen und in den Krieg ziehen, trat hindernd dazwiſchen, ſo oft beide allein miteinander zu ſprechen verſuchten. Endlich gelang dies doch, und Blücher ſchüttete ſein Herz aus, daß er es nicht mehr aushalte, er müſſe wieder Soldat werden, und beſchwor den Freund, ihm genau mitzuteilen, was er von neuen Truppenerrichtungen erfahre, und ihm bei dieſen zu einer Stelle zu verhelfen. Doch kaum war dies geſagt, ſo ſtürzte die Frau hervor, welche gelauſcht hatte, verwarf jeden Anſchlag dieſer Art und fragte heftig, was dabei aus ihr und aus der Wirtſchaft werden ſollte? Blücher mußte ſie begütigen und für den Augenblick ſein Vorhaben wenigſtens ſcheinbar wieder aufgeben. Er bat zwar durch ein Schreiben vom 9. Juni 1778 den König dennoch um Wiederanſtellung, allein ihm wurde keine Antwort. Bei dem Könige fand keine Erwähnung zu gunſten Blüchers in dieſer Hinſicht irgend Eingang; Friedrich der Große liebte zu erſetzen und zu vergüten, was Raſchheit etwa verſehen hatte, doch ſtets in andrer Richtung, als in der einmal verletzten. Noch oft wiederholte Blücher in den folgenden Jahren ſeine Bitte, und in des Hofmarſchalls von Schöning Geſchichte des fünften Huſarenregiments leſen wir zehn desfalls in den beweglichſten Ausdrücken und mannigfachſten Wendungen geſchriebene Briefe, welche ſämtlich ohne Erfolg, meiſt ſogar ohne Antwort blieben.

Fünfzehn Jahre vergingen für Blücher in dieſem Landleben, deſſen beruhigende Thätigkeit nicht den ungeduldigen Kriegsgeiſt feſſeln konnte, deſto mehr aber den ausdauernden Mut in der Seele ſtärken mußte. Sein Hausweſen tröſtete ihn mit vielfachem Segen; er bekam in glücklicher Ehe ſechs Söhne und eine Tochter, und Hab und Gut gediehen ihm zuſehends. Nur in den letzten fünf Jahren ſeines Landlebens übernahm ihn der Mißmut; er vernachläſſigte ſeine Wirtſchaft und begann ein ungeregeltes Leben, ergab ſich mehr und mehr dem Spiel und geriet in Schulden, die bald ſeinem Vermögen gleichkamen. Um ſo heftiger wurde ſein Drang, durch Wiedereintritt in den Kriegsdienſt ſeine Lage zu verändern. Im Frühſommer 1786 beſuchte er ſeine Verwandten in Altona, wo er dem Reize, ſchöne holſteiniſche Pferde zu kaufen, nicht widerſtehen konnte; unter denen, welche er mit nach Hauſe brachte, fielen beſonders zwei vorteilhaft auf und erregten die Bewunderung aller Offiziere. Dieſe Pferde wurden für ihn bald noch in andrer Art wichtig.

Mit Friedrichs des Großen Ableben, welches am 17. Auguſt 1786 erfolgte, fanden Blüchers Wünſche und Bemühungen offene Bahn. Er bot allen Einwendungen ſeiner Gattin Trotz, reiſte voll guter Zuverſicht nach Berlin und wandte ſich mit ſeiner Bitte um Wiederanſtellung an die Generale von Göckingk und von Biſchoffwerder, mit welchen er aus der früheren Zeit ſeines Dienſtes noch in guter Bekanntſchaft ſtand. Mit den beſten Zuſicherungen kehrte er nach Pommern zurück. Als der König Friedrich Wilhelm der Zweite auf der Rückkehr aus Preußen, wo er ſich hatte huldigen laſſen, durch Stargard kam, bemerkte er unter den Reitern, welche ſeinen Wagen begleiteten, beſonders einen, der in grüner Uniform mit weißem Kragen und goldnen Achſelbändern auf mutigem Roſſe verwegen dahinſprengte; es war Blücher auf einem ſeiner ſchönen Pferde, der, als der König vor ſeinem Nachtquartier in der Vorſtadt anhielt, ſchon abgeſtiegen war und nun perſönlich ſeine Bittſchrift um Wiederanſtellung überreichte. Er empfing auch hier gute Verſprechungen und reiſte bald nachher abermals nach Berlin. Doch hier zeigten ſich Schwierigkeiten und Zögerungen, die ihn ungeduldig machten. Er ſchrieb nochmals an den König und in ſo kühnen Ausdrücken, daß ſeine Freunde nun alles für verloren hielten. Allein er hatte gute Fürſprache gewonnen, ſeine beiden ſchönen Pferde an geeigneten Orten um geringen Preis willig hingegeben. Der König, dem ohnehin Blüchers ganzes Weſen gefiel, glaubte bei ihm, wie bei ſo manchen andern, die Härte der vorigen Regierung vergüten zu müſſen, und ſo wurde denn Blücher, mit Biſchoffwerders einflußreichem Zuthun, in demſelben ſchwarzen Huſarenregimente — denn dieſen Namen behielt es noch lange Zeit, obgleich an die Stelle der ſchwarzen Uniform eine rote gekommen war —, das er als Stabsrittmeiſter verlaſſen, in dem Range wieder angeſtellt, den er, falls er ohne Unterbrechung fortgedient hätte, jetzt erreicht haben würde. Er trat demnach im Jahre 1787 am 23. März als Major in das Regiment wieder ein und hatte die Genugthuung, auch dem Major von Jägersfeld, um deſſentwillen er ausgeſchieden war, wieder voranzugehen. Sein Majorspatent wurde vom 14. April 1779 ausgefertigt und dadurch die Beſonderheit veranlaßt, daß Friedrich Wilhelms des Zweiten Königliche Unterſchrift unter einer Urkunde ſteht, deren Zeitangabe noch in die Regierung ſeines Vorfahrs weit zurückfällt. Blücher lebte nun ganz wieder dem Kriegsweſen; die fünfzehnjährige Unterbrechung hatte den Eifer und die Stärke, mit denen er dieſer Richtung folgte, nicht geſchwächt; ſeine Art und Weiſe war unverändert, der bitt'ren Erfahrung, welche er gemacht, gönnte er wenig Raum in ſeinem Bewußtſein; ſich ſelbſt und ſeinem Säbel vertrauend, gab er friſch und mutig ſich dem Augenblicke hin, unbeachtend Gefahr und Nachteil, deren Vorſtellung ihm niemals zur Bedenklichkeit werden konnte. So trieb er ſein früheres Weſen in luſtigem Leben fort. Immer in ſeinen Mitteln ſehr beſchränkt, verthat er doch leicht und ſchnell, was etwa das Glück ihm zuwandte; der Wechſel des Spiels gewöhnte ihn, Geld für nichts zu achten. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war Rummelsburg, wo ein Teil des Huſarenregiments ſeinen Stand hatte. Vielleicht ſchon hier, vielleicht ſchon auf dem Gute, deſſen Verwaltung ihr nun allein noch oblag, ſtarb Blüchers Gattin, nicht lange nach ſeiner Wiederanſtellung. Auf kurze Zeit beſchäftigte ihn der Gedanke an eine zweite Heirat; er bewarb ſich um Fräulein Julie von Schack, die nachmals Gattin des Staatsminiſters Grafen von der Goltz wurde und als ſolche durch die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes und die Kraft ihres Willens in großem Anſehen ſtand; doch Freunde rieten ihr ab, und ſo ſcheiterte die Bewerbung. Blücher ließ ſich das nicht anfechten, und bald rief kriegeriſche Bewegung ihn zu neuer Thätigkeit.

Im September des Jahres 1787 rückten 20.000 Mann preußiſcher Truppen unter Anführung des Herzogs von Braunſchweig in Holland ein, um das Haus Oranien daſelbſt gegen die Volkspartei zu ſtützen. Blücher befand ſich bei der Truppenabteilung, welche unter dem Befehle des Generals von Göckingk die Provinz Ober-Yſſel beſetzte; zu kriegeriſchen Thaten aber gab die ſchnelle Wandlung der Dinge, da dem Erſcheinen der Preußen nur ſchwacher Widerſtand entgegengeſetzt wurde, hier keine Gelegenheit. Indes fehlte für Blücher doch nicht der Anlaß, ſich in dieſem Kriegszuge als tüchtiger Offizier mehr und mehr bekannt zu machen; ſeiner Gewandtheit und Entſchloſſenheit lernte man vieles zutrauen. [Daß*) aber auch manche Erwartungen, welche ſchnöder Parteigeiſt auf ihn ſetzte, von ihm nicht erfüllt wurden, wie folgende Geſchichte darthut, gereicht ihm zu ganz eigentümlichem, in dieſer Art gewiß höchſt ſeltnem Ruhm, und blieb auch nicht unbelohnt. In Doesburg an der Yſſel wollte die wiedereingeſetzte oraniſchgeſinnte Stadtbehörde ihn für ihre feige Rachſucht benutzen und legte ihn zu einem bekannten Eiferer der Volkspartei ins Quartier, in der Hoffnung, der wilde preußiſche Major werde denſelben recht peinigen. Allein Blücher fand ſeinen Wirt ganz angenehm und wacker, befreundete ſich mit ihm traulichſt, und dieſer gewann ihn ſelber bald ſo herzlich lieb, daß er ihm erklärte, er werde ihn zum Erben einſetzen. Blücher wandte dagegen manches ein, doch der Mann blieb dabei und meinte, da er weder Kinder noch andere nahe Verwandte habe, und ſeine Frau mit ihm übereinſtimme, ſo ſolle nach deren Tode ſein Vermögen an Blücher fallen. Lange Zeit war von der Sache nicht mehr die Rede; die Preußen verließen Holland bald wieder, der Krieg gegen die franzöſiſche Revolution brach aus, ſpäterhin die Kriege gegen Napoleon, endlich im Jahre 1814, als Blücher trotz aller empfangenen großen Belohnungen immer friſches Geld brauchte, fiel ihm das alte Verſprechen jenes holländiſchen Patrioten ein und er bat den niederländiſchen Geſandten in Berlin, Grafen von Perponcher, doch einmal Erkundigung einzuziehen, wie es mit der wunderlichen Sache ſtehe. Die Antwort lautete, der Mann ſei längſt geſtorben, aber die Frau ſei noch am Leben. Bald jedoch ſtarb auch dieſe, und nun empfing Blücher in der That die verheißene Erbſchaft im Betrage von zwanzig- bis fünfundzwanzig tauſend Gulden, durch die Hände des erwähnten Geſandten, aus deſſen Erzählung wir dieſen Hergang mitteilen. Doch wir kehren zu jener früheren Zeit zurück. Der Zweck des kurzen Feldzuges war ſchnell erreicht, die Anweſenheit der Preußen in Holland nicht länger nötig.] Schon am 1. Februar 1788 war Blücher mit ſeiner

---

*) Der nachfolgende, in eckige Klammern eingeſchloſſene Zuſatz aus den ſpäteren Auflagen.

Schwadron wieder in Rummelsburg zurück. Bald eröffneten ſich ihm neue Beförderungen; am 3. Juni 1788 wurde er zum Oberſtlieutenant, im folgenden Jahre bei einer Truppenſchau zum Ritter des Ordens pour le mérite und am 20. Auguſt 1790 endlich zum Oberſten und Befehlshaber desſelben Regiments ernannt, in welchem er bis dahin gedient hatte.

Die Begebenheiten, in deren ſpäterem Verlaufe Blüchers Name zu dem höchſten Feldherrnruhme emporgetragen werden ſollte, nahmen ihren Anfang; fürerſt indes war ihm darin nur eine vorübende untergeordnete Rolle zugedacht. Die franzöſiſche Revolution, im Jahre 1789 unter anfangs glückverheißenden Zeichen begonnen, erhielt alsbald eine Richtung, welche den Mächten Europas mehr und mehr den vielfachſten Antrieb aufregte, durch kriegeriſche Dazwiſchenkunft jenen Ereigniſſen Einhalt zu thun. Schon im Auguſt des Jahres 1791 hatten der Kaiſer Leopold der Zweite, der König von Preußen Friedrich Wilhelm der Zweite und der Kurfürſt von Sachſen Friedrich Auguſt, bei ihrer Zuſammenkunft in Pillnitz, ſich zu gemeinſamen Maßregeln verbündet. Die wachſende Bedrängnis und Gefahr der Königlichen Familie in Paris gab den Erwägungen der Staatsklugheit ſchnellere Entſcheidung, und im Sommer des Jahres 1792 kam der Krieg zum Ausbruch. Im Auguſt rückten die vereinigten Heere Öſterreichs und Preußens, begleitet von einer Schar franzöſiſcher Ausgewanderten, unter dem Oberbefehl des regierenden Herzogs von Braunſchweig in Frankreich ein. Der Erfolg entſprach nicht der Erwartung, weder das berühmte Manifeſt des Herzogs, noch ſeine Kriegsbewegungen wirkten in dem gehofften Sinne; ein unglücklicher Rückzug aus der Champagne war das Anheben einer Reihe von Begebenheiten, die ſich über drei Jahrzehnte, in wenig unterbrochener Folge und faſt immer in derſelben Richtung, reißend entwickelten. Blücher kam mit einem Teile — dem ſogenannten erſten Bataillon — des ehmals Bellingſchen, jetzt Goltziſchen Huſarenregiments erſt im Februar 1793 zu der längs des Rheins verteilten Heeresmacht, die ſich zu neuen Unternehmungen bereitete. Er ſtieß zu den preußiſchen Truppen, welche unter dem Befehle des Herzogs Friedrich von Braunſchweig-Oels am Niederrhein mit den öſterreichiſchen unter dem General von Latour vereinigt ſtanden. Die Art und Weiſe der ganzen Kriegsführung, ſowie der Zweck und die Bedeutung des Krieges ſelbſt, gaben den nachfolgenden Ereigniſſen früh einen beſonderen Karakter. Der Kampf, in welchem ein Für und Wider, das von allgemeinen Grundſätzen ausging, vorherrſchend gelten ſollte, brachte die politiſchen und perſönlichen Beteiligungen in manchen Widerſpruch. Die Sache der Franzoſen fand Anhänger in allen Klaſſen, oft leidenſchaftliche Hinneigung ſelbſt bei denen, welche ihr im Felde tapfer entgegenſtanden. Dieſer Zwieſpalt jedoch, in welchen ſo manche bedeutende Männer gerieten, war für Blücher nicht vorhanden. Sein kraftvoller Sinn hielt ſich, umbekümmert um andere Dinge, treu und feſt in der Bahn des Handelns, welche ſeine Verhältniſſe ihm darboten; er war ein tüchtiger Kriegsmann und als ſolcher in ſeiner Stellung abgeſchloſſen. Wie hätte er zweifeln können, daß zu ſiegen ſeine Beſtimmung ſei, und da die Franzoſen der Feind waren, über die Franzoſen und ihr ganzes Treiben?

Wir könnten die Ereigniſſe, bei welchen Blücher in dieſen nächſten Feldzügen hervortritt, ohne den Wert und die Fülle ſeines ausgezeichneten Thatwirkens zu verkürzen, mit einigen Blättern dieſer Erzählung abfinden, wenn nicht der Umſtand, daß außer dem Schwerte ſich auch die Feder unſers Helden an jenen Vorgängen verſucht hat, hier eine ausführlichere Mitteilung anforderte. Blücher hat nämlich über die Feldzüge von 1793 und 1794 beſondre Tagebücher angefertigt, deren nachher mit Hilfe ſeines Adjutanten Grafen von der Goltz und des Kriegsrats Ribbentrop im Jahre 1796 zu Münſter ins reine gebrachtes Ganze von ihm durch folgendes Vorwort eingeleitet wurde: „Während des Laufes der beiden Feldzüge von 1793 und 1794 habe ich manche Relations, Zeitungsberichte und Aufſätze geleſen, wovon ein großer Teil mit Prahlerei, Unwahrheit und ſolchem Unſinne angefüllt war, daß ich mich entſchloß, wenn ich den Krieg glücklich endigte, dasjenige, was in meinem Beiſein und unter meiner eignen Führung geſchahe, zu Papier zu bringen, zu welchem Ende ich während der Kampagnen verſchiedene Bruchſtücke geſammelt habe. Hiedurch und durch mein gutes Gedächtnis will ich bei jetziger Muße ein Ganzes zu formieren ſuchen. Schriftſtellerarbeiten werde ich nicht liefern; mein ganzer Zweck geht dahin, für meine Freunde, und vorzüglich für mein ſchätzbares Regiment, dieſe Nachrichten in der Ordnung, wie die Begebenheiten aufeinander folgten, niederzuſchreiben. Es mag dazu dienen, daß das Korps Offiziere das raſtloſe Beſtreben ſeiner Vorgänger, ihre Pflicht zu erfüllen, erkenne, und die jungen Offiziere dadurch angefeuert werden, bei einer entſtehenden Kampagne von gleichem Eifer beſeelt zu ſein. Ich füge noch den aufrichtigen Wunſch hinzu, daß dieſes vortreffliche Regiment ſtets die großen Exempel ſeines erſten Stifters im Auge behalte und immer eingedenk ſei, welchen rühmlichen Namen es ſich unter ſeiner Führung erworben und bis auf dieſe Stunde erhalten hat." Mit behaglicher Umſtändlichkeit verbreitet er ſich alsdann über die einzelnen Vorfälle. Die Feindſeligkeiten begannen am Niederrhein ſchon im Februar vonſeiten der Verbündeten, und im Anfange des März wurden die Franzoſen aus ihren Verſchanzungen bei Schwalmen vertrieben. Blücher wohnte dem Gefecht nicht bei, welches hauptſächlich die Öſterreicher führten, ritt aber weit vor, um deſſen Erfolg aufmerkſam zu beobachten. „Ich konnte den Angriff der Kaiſerlichen, erzählt er, deutlich ſehen. Die Franzoſen wurden nach Ruremonde zurückgetrieben, und gegen Abend, geſchahen acht Kanonenſchüſſe von den Wällen, nun war ich überzeugt, daß der Feind gänzlich bis in die Stadt vertrieben war. Dies zeigte ich dem Herzoge Friedrich von Braunſchweig an, mit dem Bemerken wie ich glaubte, daß der Feind in der Nacht Ruremonde verlaſſen würde. Seine Durchlaucht erwiderten mir, ſie vermuteten eine hartnäckige Verteidigung. Ich nahm ſogleich einen Unteroffizier mit zwei Mann, den ſchickte ich noch vor Tagesanbruch gegen Ruremonde, mit dem ausdrücklichen Befehle, die Schwalme, wo es möglich ſei, zu paſſieren, ſich an die Stadt heranzuſchleichen und mir gewiſſe Nachricht zu bringen, ob der Ort vom Feinde beſetzt oder verlaſſen ſei. Mit Tagesanbruch rückte ich mit meiner Eskadron und 100 Schützen bis an die Schwalme; der abgeſandte Unteroffizier kam zurück mit der Nachricht, daß der Feind Ruremonde geräumt habe. Der Herzog wollte dieſem Rapporte nicht trauen. Ich nahm eine Ordonnanz, ritt ſelbſt durch die Schwalme gerade nach Ruremonde und traf den General Latour gerade beim Einmarſch." Die Franzoſen wichen von der Maas zurück, die Kaiſerlichen folgten ihnen über den Fluß, und die Preußen rückten abwärts nach Tegelen und Venlo. In erſterem Orte hatte Blücher ſein Quartier auf der Poſt; hier geſchah ihm, daß er in der Nacht durch einen durchreiſenden öſterreichiſchen Oberſten, welcher Poſtpferde verlangte, geweckt wurde, derſelbe entſchuldigte ſich aber, als er ſeines Irrtums gewahr worden, und wollte nun nicht ins Zimmer treten; das weitere berichtet Blücher wie folgt: „Ich rief dem Oberſten aus der Thür entgegen, er möchte man hereinkommen. Dieſer Beſuch war mir außerordentlich angenehm, da ich die Bekanntſchaft mit einem Manne machte, von dem ich ſo viel Rühmliches gehört und in der Folge erfahren, daß er es nur zu gewiß verdiente, von jedem Deutſchen geſchätzt zu werden. Es war der jetzige verehrungswürdige General von Mack. Er ging zum Herzog Friedrich von Braunſchweig, wir unterhielten uns ſehr freundſchaftlich, und er geſtand mir, daß die Ankunft des preußiſchen Korps an der Maas für das gemeine Beſte erwünſcht ſei." Dieſe Äußerung, zuſammengehalten mit dem, was zwölf Jahre ſpäter ſich begab, dürfte wohl manches Lächeln hervorlocken, jedoch iſt gewiß, daß jener Mann bis zu dem Augenblicke, da ſeine grenzenloſen Unfälle ihn trafen, als ein tüchtiger Kriegskundiger allgemein gerühmt wurde. Die Verbündeten rückten alsbald weiter gegen Holland hinab, nahmen Breda und Antwerpen durch Vertrag und zogen darauf in das franzöſiſche Flandern ein. Die Preußen, jetzt von dem General von Knobelsdorf befehligt, ſtanden mit dem öſterreichiſchen Heere des Prinzen von Koburg und den engliſchen Truppen des Herzogs von York vereinigt, allein dieſe geſamte Macht entſprach im Felde nicht den Erwartungen, zu welchen ihre Art und Stärke ſonſt wohl berechtigen durfte. Den Mut und die Kriegskunde der Truppen und ihrer nächſten Anführer gaben einzelne Gefechte ruhmvoll kund; das Ganze der Feldzüge gewährte, trotz vorübergehender einzelnen Erfolge, keine Befriedigung. Blücher indes verſäumte keine Gelegenheit, ſich mit ſeinen Huſaren hervorzuthun; ſein entſchloſſener Mut und ſeine zweckmäßigen Anſtalten dienten gleicherweiſe zum Muſter. Er gewöhnte ſeine Leute an jede Gefahr, lehrte ſie den eigenen Entſchluß höher ſchätzen als die Zahl des Feindes, auf Reiterei und Fußvolk unbedenklich anſtürmen und auch das Feuer aus dem ſchweren Geſchütz nicht ſonderlich achten. Er ſelbſt geriet mehrmals in Lebensgefahr; bei Lille, als er, im eiligen Rückzuge vor überlegener franzöſiſcher Reiterei, mit einem franzöſiſchen Offizier bei ſchon einbrechender Dunkelheit handgemein geworden, hieb er den Feind nieder und nahm deſſen Pferd als Beute mit davon. Bei aller Verwegenheit ſeines freudigen Mutes blieb ihm doch eigentliche Tollkühnheit fern; umſichtige Beurteilung und kluge Sorgfalt begleiteten ihn zu jedem Unternehmen. Die Verbündeten hatten im April ein Lager bei Tournay bezogen, um den Feind, während ſie die Feſtungen Condé und Valenciennes angriffen, vom Entſatz derſelben abzuhalten; die Franzoſen ihrerſeits blieben nicht ruhig, täglich gab es blutige Gefechte; man ſchlug ſich am 1. Mai heftig im Vicogner Walde, wobei Blücher nicht fehlte; der Feind griff am 7. die ganze Stellung der Preußen bei St. Amand ungeſtüm an und zog nur dann wieder eilig zurück, als Blücher mit 2 Schwadronen, 2 Geſchützen, einem Grenadierbataillon und einigen Kompanien Kroaten durch eine geſchickte und raſche Bewegung ihm in die Seite fiel. Am folgenden Tage erneuten die Franzoſen den Angriff und bemeiſterten ſich einer Anhöhe, wo ſie ſogleich Schanzen anlegten, aus welchen ſie das Lager der Verbündeten vorteilhaft beſchoſſen; alle Verſuche der Preußen, jene Schanzen zu erobern, ſcheiterten an dem Kartätſchenhagel, welchen ſie auswarfen, und an dem dreifachen Graben, der ſie umgab. Da wollte der Herzog von York, in der Meinung, es ſei nicht genug geſchehen, die Sache mit den Engländern verſucht wiſſen, und Blücher ſcheute ſich nicht, unter den Abmahnenden zu ſein und das Gelingen für unmöglich zu erklären; in der That mußte der Herzog ſeine Engländer nach vergeblicher Tapferkeit weichen ſehen, Blücher aber, gerührt von dem Anblick ſo vieler nutzlos hingeopferten Leute, traf thätigſt alle Anſtalten zur Fortſchaffung der großen Anzahl von Verwundeten, wofür niemand geſorgt hatte. Nach zweien Tagen nahmen dennoch Preußen und Öſterreicher die Schanzen weg. Hatte hier Blücher einſichtsvolle Beurteilung gezeigt, ſo konnte er bald nachher wieder ſeine kühne Tapferkeit beweiſen, als am 23. Mai, während der Prinz von Koburg das franzöſiſche Lager von Famars angriff, die Preußen die Schanzen von Hasnon und Marchiennes erſtürmten, bei welchem Kampfe ſich Blüchers Eifer neuerdings hervorthat.

Sein ausgezeichnetes Verdienſt wurde von den Heerführern wie von den Truppen immer lebhafter anerkannt, und ſelbſt bei dem Feinde gewann ſein Name ſchon einige Berühmtheit. Sein muntrer und dabei gelaſſener Sinn, ſein kräftiger Wille und ſeine ſchwer zu überliſtende Klugheit zeigten den Mann, deſſen Führung man getroſt vertrauen durfte. Das Menſchliche ging ſtets bei ihm voran, und weder vorgefaßte Meinung, noch irgend eine Rückſicht konnte deſſen Wirkung in ihm unterdrücken. Als ein franzöſiſcher Oberſt gleich nach einem hitzigen Gefecht, in welchem er gefangen gemacht worden, an ſeinen Wunden ſtarb, ließ Blücher ihn durch einen Geiſtlichen zur Erde beſtatten, ſtrafte mit einigen Schlägen den Tiſchler, der den Sarg zu ſchlecht und zu klein gemacht hatte, und wohnte mit allen ſeinen Offizieren dem Leichenbegängniſſe bei, zum großen Erſtaunen der franzöſiſchen Einwohner, welche für einen geächteten Sansculotten keine ſolche Teilnahme und Ehrenbezeigung von ſeiten der Preußen erwartet hatten. Am 4. Juli wurde der General von der Goltz auf einer von ihm unternommenen Erkundung des Feindes bei Bouviers tötlich verwundet, und Blücher erſetzte ihn im Oberbefehl über die Vorpoſten des rechten Flügels. Er faßte ſogleich den Vorſatz, den Tod ſeines braven Generals zu rächen, und die Gelegenheit dazu blieb nicht lange aus. Die Preußen wurden in ihrem Lager jeden frühen Morgen durch franzöſiſche Plänkler beunruhigt und waren dieſer Plage längſt überdrüſſig. Durch Kundſchafter wurde hinterbracht, daß der Feind den nächſten Tag zahlreicher anrücken werde, um eine der preußiſchen Streifſcharen, welche gegen jene Plänkler auszogen, zu überfallen. Blücher beſchloß, den Franzoſen zuvorzukommen und ihnen einen guten Streich zu verſetzen. „Den 25. Juli, erzählte er, ging ich in der Nacht mit 200 Huſaren, einer Schwadron kaiſerlicher Küraſſiere und 600 Mann Infanterie, auch 60 Jägern, über die Marque. Ich ſchickte 300 Mann Infanterie, ſobald die Marque paſſiert war, rechts am Strome hinauf, bis ſie mit dem Dorfe Sainghin gleiche Linie hatten, befahl ihnen, ſich in dem Geſträuch verdeckt zu halten, bis ich durch Trompeter und Tambur das Zeichen zum Angriff gäbe, alsdann ſie mit gefälltem Bajonett in Sainghin eindringen und den Kirchhof beſetzen ſollten; 200 Mann Infanterie legte ich links in dem Dorfe, am Windmühlenberge im hohen Getreide nieder, mit dem Befehle, auf ein gegebenes Zeichen das Dorf von dieſer Seite zu ſtürmen, die Kavallerie verbarg ich hinter einige Höfe und befahl ihr, das Dorf gleich links zu umgehen. Der kaiſerliche Oberſt Graf von Hohenzollern begleitete mich bei dieſem Unternehmen, befahl aber ſeinem Rittmeiſter, meine Ordres zu befolgen, weil er nur als Zuſchauer da wäre; ich ſelbſt ritt nun in unſere Schanze, die erhöht lag, und von wo man alles überſehen konnte; ich hatte 4 Tambours und 4 Trompeter zu mir genommen. Mit Tagesanbruch kam der Feind wie gewöhnlich heranmarſchiert, meine Infanterie war zu ungeduldig und feuerte, der Feind machte Halt. Ich gab ſogleich den Befehl, und nun wurde alles, wie ich befohlen, aufs genaueſte ausgeführt. Ich eilte vorzukommen, um den Feind zu überſehen, ſtürzte mit dem Pferde, kam aber doch zu rechter Zeit und wunderte mich nicht wenig, wie ich den braven Grafen von Hohenzollern mit aufgenommenem Gewehr vor ſeinen Küraſſieren ſah. „Blücher, rief er mir zu, ich will nicht mit kommandieren, aber mit arbeiten!" In ſelbigem Augenblicke wurde ich gewahr, daß meine Huſaren die feindliche Kavallerie verfolgten und die Infanterie überflügelten, ich eilte heranzukommen, meine Huſaren hieben alles zuſammen. Ich ſprengte bei einer Windmühle vorbei, eine Kugel fuhr mir vor dem Geſichte vorüber, der Graf Goltz wurde gewahr, daß der Dampf aus der Windmühle kam, in der ſich ein Franzoſe verſteckt hatte. Wir machten 4 Offiziere, 95 Gemeine und 40 Pferde gefangen, der Überreſt wurde niedergehauen, und es entkam von der Infanterie kein Mann." Die täglichen Neckereien unterblieben hierauf eine Zeitlang. Am 14. Auguſt wiederholte Blücher in derſelben Gegend ein ſolches Unternehmen, das nicht weniger glücklich ausſchlug.

Inzwiſchen war Condé ſchon am 13. Juli und Valenciennes am 1. Auguſt gefallen, der Prinz von Koburg mit den Öſterreichern ſollte die errungenen Vorteile auf dieſer Seite verfolgen, dagegen der Herzog von York mit den Engländern rechts gegen Dünkirchen abzog, um dieſen Seeplatz wegzunehmen, und nicht lange nachher Knobelsdorf mit den Preußen aus den Niederlanden abgerufen wurde, um links über die Moſel zu dem preußiſchen Hauptheere zu ſtoßen, welches der König in Perſon befehligte. Bei dem Abzuge der Preußen am 24. Auguſt aus dem Lager von Tournay, in welchem ſie durch Holländer und Hannoveraner erſetzt wurden, machte Blücher den Vortrab mit ſeinen Huſaren und einigen anderen Truppen, die ſeinem Befehl untergeben worden. Ueber Saint-Amand, Mons und Namur, wo die Preußen ahnungslos über den Boden ſchritten, welcher 22 Jahre ſpäter ihren und ihres Feldherrn mächtigſten Ruhm tragen ſollte, dann über Baſtogne und Arlon, ging der Zug in nächſter Richtung auf Luxemburg, wo die Truppen am 11. September anlangten und bei Altzingen, rückwärts der Feſtung, ihr Lager nahmen, um einen Tag zu raſten. Wir laſſen hier Blüchern ſelbſt weiterreden: „Der kommandierende General übertrug mir, zur Sicherheit des Korps eine Vorpoſtenkette zu ziehen. Den 12., als am Ruhetage, hörten wir bei Anbruch des Tages auf der Vorpoſtenkette der Öſterreicher viel ſchießen, es war anderthalb Stunden von mir entfernt; ich ritt ſogleich dahin und fand die Kaiſerlichen mit dem Feinde beſchäftigt; ſie wurden ſehr gedrängt. Ob nun gleich meine Huſaren des Raſttages ſehr benötigt waren, ſo wollte ich unſern Verbündeten doch zeigen, daß wir jederzeit bereit wären, ihnen beizuſtehen. Ich ſchickte meinen Adjutanten, um aufs eiligſte die Leibſchwadron und die von Blücher herbeizuholen. Die Schwadron von Rudorff ſollte einen andern Weg einſchlagen und rechts durch den Wald zu mir ſtoßen, jedoch alles ſo verdeckt wie möglich vorrücken. Der Feind ſchien zurückgehen zu wollen, aber ich ritt mit meinen beiden Ordonnanzen zwiſchen die kaiſerlichen Flankeurs und redete ihnen zu, ſich mit dem Feinde einzulaſſen, weil ich fürchtete, der Feind möchte vor Ankunft meiner Schwadronen zurückgehen. Endlich ſah ich dieſe kommen, die Pferde waren ſehr abgeritten, weshalb ich ſie hinter einem Dorfe zum Verſchnauben aufmarſchieren ließ Nun ſetzte ich mich vor die Schwadronen; 20 Zerbſter Reiter, die ich da fand, mußten die gerade Straße halten; ich formierte einen ordentlichen Angriff auf das feindliche Fußvolk. Die Reiterei, die ſich uns entgegenſtellte, wurde geworfen, die Infanterie zuſammengehauen und niedergeritten. Ein kaiſerlicher Offizier war mit 50 Mann gefolgt. Der Feind verlor 500 Mann. Die Einwohner von Luxemburg ſagten: „In ſechs Wochen iſt hier nichts vorgefallen, die Preußen kommen des Abends an, ſchlagen die Franzoſen und ſetzen ihren Marſch fort." Der Prinz von Koburg drückte durch ein verbindliches Schreiben Blüchern für dieſen ſo eifrig und tapfer gleichſam im Vorbeigehen vollführten Reiterſtreich ſeinen Dank aus. Die Preußen rückten in den folgenden Tagen über Grevenmachern und Osburg ungeſtört weiter und trafen am 22. September bei Sankt Wendel ein, wo ſie dem Hauptheere, welches unter dem Könige der General Graf von Kalckreuth befehligte, ſich anſchloſſen. Da hier das zweite Bataillon der Huſaren Blüchers bereits vorgefunden wurde, ſo war das ganze Regiment nun wenigſtens bei demſelben Heere vereint.

Kaum angelangt, erhielt Blücher ſogleich den Befehl, mit ſeinen Huſaren nach Neunkirchen vorzurücken und den Oberſten von Szekuly auf dem dortigen Vorpoſten abzulöſen. Dieſer bekannte Parteigänger, ein anmaßlicher Aufſchneider, der aber als geborener Ungar das Vorurteil für ſich hatte, ein trefflicher Anführer leichter Truppen zu ſein, war mit Blücher ſchon von früherer Zeit auf einem Fuß, der wohl öfters ein guter heißt, gewöhnlich aber ein ſchlechter iſt. Ein wechſelſeitiges Du gab ihren Verhältniſſen nur derberen Ausdruck, nicht freundſchaftlicheren. Auch diesmal brachte ihr Zuſammenkommen nur herbe Berührung hervor. „Wie ich bei dieſem Partiſan ankam, erzählt Blücher, ſchilderte er mir die große Gefahr, worin ich zu ſtehen käme; ich antwortete: „Zeige mir die Vorpoſten, ich werde die Gefahr erkennen und mich davor zu ſichern wiſſen." Der von Szekuly verließ mich, indem er vorgab, daß er einige nötige Geſchäfte beſorgen und gleich zu mir zurückkehren wolle. Es vergingen indeſſen zwei Stunden, endlich kam ſein Adjutant Graf von Stolberg und ſagte mir, der Oberſt würde mich auf der Schmelze erwarten. Unwillig erwiderte ich: „Des Oberſten Schuldigkeit iſt's, zu mir, nicht aber die meine, zu ihm zu kommen." Ich ritt aber doch dahin und ſagte zu Szekuly, der Tag verginge, ich müßte alſo die Vorpoſten übernehmen. Dieſer erwiderte: „Laß deinen Adjutanten nur aufſchreiben, ich werde ihm alles ſagen." In der Vermutung, daß er die Stärke eines jeden Vorpoſten angeben wollte, ließ ich ſolches zu; mit vieler Verwunderung aber hörte ich, wie er anfing, eine Dispoſition zu diktieren. Nun verging mir die Geduld. Ich ſagte: „Szekuly! kannſt du, wenn wir auf einem Flecke ſind, jemals vergeſſen, daß ich befehle und du gehorchſt, ſo ziehe ich die Piſtole und ſchieße dich vor den Kopf." Szekuly erwiderte: „Du biſt ein ſehr hitziger Menſch, komm, du wirſt die mißliche Lage, in der ich geſtanden, erkennen." Wie wir beinahe die Vorpoſtenkette zu Ende waren, kam der General von Knobelsdorf und ſagte aufgebracht zu mir: „Herr Oberſt, ich denke, ich habe Ihnen die Truppen zu kommandieren gegeben und nicht dem Szekuly; wo iſt die Infanterie?" Mit Befremden erfuhr ich nun, daß Szekuly über meine Infanterie disponiert hatte. Ehrfurcht vor dem kommandierenden General hielt mich in Schranken; ich hatte übrigens nicht nötig, den von Szekuly zu belehren, der General that es mit Würde und Nachdruck; Szekuly mußte abziehen. — Niemals habe ich eine Poſtierung minder gefährlich wie dieſe gehabt. Szekuly war ein Mann, der mit 150 Pferden herumſchwärmen mußte, dann konnte er nützlich werden; wenn er aber ein Korps kommandieren ſollte, ſo ſpannte er die Pferde gleichſam hinter den Wagen, verträumte ſich in ſeiner Größe und verwirrte alles."

Nach dem heftigen Angriffe, welchen der regierende Herzog von Braunſchweig mit den verbündeten Truppen am 26. September auf das feſte Lager von Blieskaſtel ausgeführt, wobei Blücher, ſchon der Gegend genau kundig, durch Anweiſung der Wege und ſichre Führung des Geſchützes gute Dienſte leiſtete, und nach dem ſpäteren Gefechte bei Ensheim, wichen die Franzoſen hinter die Saar zurück, wo ſie ſich verſchanzten. Während 7 Wochen beobachtete die Truppenſchar von Knobelsdorf, vorgeſchoben gegen Saarbrücken, den dort zahlreich verſammelten Feind; weil indes die Franzoſen nicht hervorkamen, auch die Jahreszeit den Truppen, die nicht unter Zelten, ſondern in ſchlechten Erdhütten lagen, nachteilig wurde, ſo zogen endlich die Preußen in der Mitte des Novembers ſich auf die Hauptſtellung zurück, und gleich darauf ſammelte der Herzog von Braunſchweig das ganze Heer bei Kaiſerslautern, um die Belagerung von Landau zu decken, welche mit Ernſt unternommen wurde. Das franzöſiſche Moſelheer, beträchtlich verſtärkt, eilte zum Entſatz herbei und griff ſchon am 28. und 29. November die preußiſchen Linien heftig an, der Hauptangriff aber geſchah am 30., und es erfolgte die Schlacht von Moorlautern. Wir laſſen Blücher, der auf den Höhen von Schelotenbach ſtand, ſeinen Anteil an dieſer Schlacht ſelbſt erzählen: „Den 30. brach der Tag kaum an, als ſich eine der fürchterlichſten Kanonaden erhob; die Franzoſen boten ihre letzten Kräfte auf, um den Sieg auf ihre Seite zu lenken und dadurch den ſtrengen Befehl des Nationalkonvents, die Preußen bis über den Rhein zurückzuſchlagen, in Erfüllung zu bringen. Ich konnte den ganzen Angriff von den Höhen, wo ich ſtand, überſehen. Da ich bemerkte, daß die feindliche linke Flügelkolonne von 13.000 Mann, die gleich jenſeits des vor mir liegenden Waldes ſtand, gegen Moorlautern vorzugehen anfing, ſo faßte ich den Entſchluß, es koſte, was es wolle, durch den Wald zu dringen, teils um den Feind zu beunruhigen, teils auch ihn zu nötigen, mit Geſchütz auf mich zu feuern, damit der Herzog dadurch erführe, wie nahe ich demſelben ſei. Ich führte den Entſchluß aus, wir drangen durch den Wald und wurden von drei Kanonenſchüſſen begrüßt. Der Herzog rückte mit der ganzen Infanterie vor, und der Feind zog zurück; die auf unſerer Seite bisher geſtandene Kolonne des Feindes zog gleichfalls ab. Ich ging mit 4 Schwadronen meines Bataillons eiligſt durch den Wald und ließ den General von Kospoth bitten, mir 2 Schwadronen des Leibregiments folgen zu laſſen. Der würdige General von Kunitzki war mir gleich mit ſeinem Regimente und den Bataillonsſtücken nachgeeilt und ließ den Wald in meinen Flanken vom Feinde reinigen. Mit meinen Huſaren folgte ich der zurückziehenden Kolonne bis vor Sembach, hier war die feindliche Infanterie die Lauter paſſiert und hatte ihr Geſchütz auf die jenſeitigen Höhen geſtellt, der Kavallerie war ich aber ſo nahe, daß ſie nicht Zeit gewinnen konnte, über die Lauter zu gehen, und da ſie mir an Stärke übrigens ſechsmal überlegen war, ſo ſetzte ſie ſich noch diesſeits des Fluſſes und marſchierte vier Mann hoch auf. Obgleich ich es wohl berechnen konnte, daß ich bei dieſer großen Überlegenheit, wenn ich angriff, wohl ſchwerlich Glück haben würde, ſo ſah ich doch eben ſo wohl voraus, daß, wenn dieſer Fall einträte, der Feind, ſeiner Gewohnheit nach, in einem unregelmäßigen Haufen hinter mir herſtürzen würde; dadurch wurde er dann von ſeinem Geſchütze abgezogen; auf die Leichtigkeit unſerer polniſchen Pferde konnte ich rechnen, und die Hilfe von den Küraſſieren und Huſaren, welche ich erwartete, gab mir dann Hoffnung, den Feind zu zwingen. Dieſe kurze Überlegung machte ich vorher, und dann entſchloß ich mich raſch. Ich ſetzte mich vor die Schwadron von Rudorff, welche der Lieutenant von Katzeler führte und warf mich mit ſelbiger gerade auf die Kavallerie. Meine Leute hieben mit der größten Entſchloſſenheit ein, allein die Wand war zu ſtark, wir wurden überflügelt und mußten zurück. Meine Mutmaßungen trafen ein; der Feind ſtürzte in einem wilden Schwarme hinter uns her, unſere Pferde entriſſen uns aber ſeiner Gewalt. Mittlerweile waren 2 Schwadronen vom Leibküraſſierregiment und eine Schwadron von mir angelangt. Die Leibſchwadron des Leibregiments war die erſte; da ihr rechter Flügel etwas zurückgedrängt wurde, ſo warf ſich dieſe treffliche Schwadron mit ihrem linken Flügel gerade in des Feindes Flanke. Dieſen Augenblick benutzte ich, ich rief meinen Leuten zu: „Kehrt euch um!" und ſie, voll Zutrauen, befolgten ſogleich meinen Befehl; ich ſtürzte mich mit ihnen in den außer Faſſung gebrachten Gegner, er ward geworfen und durch Sembach bis über die Lauter gejagt. Jetzt erhob der Feind eine heftige Kanonade, die er bisher nicht hatte anwenden können, weil ich noch mit ſeiner Reiterei im Handgemenge war, ich zog mich auf Kanonenweite zurück, ohne durch dieſes Artilleriefeuer großen Abbruch erlitten zu haben. Der Verluſt auf unſerer Seite war gering; der Feind verlor außer vielen Toten und Gefangenen auch noch eine Kanone, die er in Sembach im Stich gelaſſen hatte. Ich kann behaupten, daß ich faſt nie einem verwickelteren Gefecht beigewohnt habe, als dieſes war, um ſo mehr freute es mich, da es ſo glänzend zu unſerm Vorteil ausſchlug. Der Lieutenant von Katzeler riß mich in demſelben aus der augenſcheinlichen Gefahr; es befand ſich nämlich ein feindlicher Offizier in einem hohlen Wege mit der geſpannten Piſtole hinter mir, der Lieutenant von Katzeler bemerkte es, rief mir zu, und ich ſprang vermöge meines guten Pferdes aus dem hohlen Wege. Mein Verfolger fand ſelbſt den Tod." Die Franzoſen wurden auch auf den übrigen Punkten zurückgeſchlagen und verloren im Ganzen über 6000 Mann.

Gleich am folgenden Tage, den 1. Dezember, ſetzte Blücher dem Feind über die Lauter nach. „Ich ſchrieb dem Herzoge," berichtet er ſelbſt, „während meines Marſches nur folgende wenige Worte, die ich ihm durch einen Trompeter zuſchickte: Der Feind retiriert nicht, er flieht! ich folge ihm auf Homburg. Ein anderer hatte mit einem äußerſt weitläufigen Rapport ganze Schreibtafeln angefüllt, die nicht durchgeleſen wurden. Meine kurze Anzeige nahm der Herzog gut auf, und nach dieſen Begebenheiten gab mir dieſer verdienſtvolle Feldherr die größten Beweiſe ſeines Vertrauens." Blücher drang über Schönberg, Waldmoor und Jägersburg vor, mit ihm zugleich ſollte Szekuly über Landſtuhl und Martinshöhe gegen Karlsberg anrücken, allein dieſer hatte eine Kriegskaſſe genommen und darüber ſeinerſeits das Vorrücken vergeſſen, wodurch Blücher in Gefahr geriet, abgeſchnitten zu werden, doch aber noch glücklich genug bis hinter Jägersburg zurückgelangte. Aus Schonung zeigte er Szekulys Verſäumnis dem Herzoge nicht an, der aber dennoch die Sache erfuhr und die letzte gute Meinung, die er von dieſem Parteigänger noch hatte, völlig aufgab. Da der Herzog erwartete, daß die Franzoſen ihren Verſuch, Landau zu befreien, erneuern würden, ſo erhielt Blücher den Auftrag, genaue Nachrichten über des Feindes Stärke und Bewegungen einzuziehen. Er ſetzte ſich an die Spitze einer ſtarken Reiterſchar und drang von Ramſtein ungehindert bis gegen Zweibrücken vor. „Ich ließ 50 Pferde in die Stadt hineinſprengen," ſo erzählt er; „es waren einige Franzoſen da, ſie flohen eiligſt davon. Ich fand alle Weinkeller in Zweibrücken mit franzöſiſchen Nationalſiegeln belegt und als Eigentum der Nation erklärt. Die Bürger wagten es nicht, die Siegel anzurühren, weil ſie beſorgt waren, daß die Franzoſen es rügen würden; ich ließ daher durch meinen Adjutanten ſämtliche Siegel abreißen und einem jeden ſein Eigentum wiedergeben, zugleich riet ich den Einwohnern, zu ſagen, daß ich alles mit fortgenommen hätte. Die vergnügten Bürger luden nun mit größter Eilfertigkeit auf und fuhren damit ab. Um ihnen zu dieſem Geſchäft Zeit zu geben, blieb ich noch zwei Stunden bei Zweibrücken und attakierte die feindlichen Vorpoſten. Alsdann zog ich bis Martinshöhe zurück, und nachdem ich hier noch ſichere Nachrichten eingezogen hatte, machte ich dem Herzoge einen ausführlichen Rapport, worin ich ihm meldete, daß die Sage von den Abſichten des Feindes auf uns ganz ohne Grund ſei, daß er ſich vielmehr vor unſerem Hinüberkommen fürchte und weit entfernt ſei, ſich noch eine Züchtigung bei Kaiſerslautern zu holen." Blüchers beſondere volksgemäße Sinnesart, die ſpäter für ſein Wirken und für ſeinen Ruhm ſo entſcheidend wurde, iſt in dieſem Verfahren mit den Weinen von Zweibrücken ganz ausgedrückt; außer dem wirklichen Vorteil, den einige unmittelbar davon zogen, hatten von ſolchem Streich alle Vergnügen, die nur davon hörten, weit umher im Volke und bei den Truppen ſelbſt, welchen dergleichen Vorgänge ſtets zu Luſt und Ruhm gereichen.

Durch den Abzug der Kaiſerlichen aus den Linien von Weißenburg wurde der Herzog von Braunſchweig bald nachher genötigt, die Belagerung von Landau aufzugeben und ſich weiter gegen den Rhein zurückzuziehen. Blücher brach mit den Seinigen zuletzt auf und blieb einſtweilen bei Kirchheimbolanden ſtehen, unter dem Befehle des Generalmajors von Rüchel, welcher die ſämtlichen Vortruppen anführte. Hier kam auch das zweite Bataillon der roten Huſaren, welche Blücher befehligte, nach langer Trennung mit dem erſten wieder zuſammen, und das ganze Regiment blieb nun unter der Anführung ſeines Oberſten vereint. Außer ſeinen Huſaren hatte dieſer noch das Dragonerregiment von Schmettau, 3 Schwadronen pfälziſche leichte Pferde, das Füſilierbataillon von Müffling, 3 Kompagnien preußiſche Jäger und 8 reitende Kanonen unter ſeinem Befehl. Ihm wurde zuerkannt, daß, wenn auch vor allem die Reiterei ſeine Hauptwaffe bliebe, doch darum andere Waffengattungen ihm nicht fremd ſeien, und er ſie leichter und beſſer zu gebrauchen wiſſe, als dies gewöhnlich vorkomme. Der eingetretene Winter brachte für Blücher keine Ruhe. Sein eifriger Mut, von Rüchels gleicher Sinnesart unterſtützt, verſuchte ſich in zahlreichen Angriffen, Überfällen und Streifzügen, welche faſt immer ausgezeichneten Erfolg hatten und Gefangene, Nachrichten, Beute lieferten. Er wußte ſeine Truppen ganz mit ſeinem Geiſte zu beſeelen, ſie folgten ſeiner Leitung mit unbegrenztem Vertrauen und hingen ihm perſönlich mit Eifer an. Unter mancherlei Vorfällen und Begegniſſen verging ſo der Winter, und mit dem Frühjahr 1794 erhob ſich die Kriegsführung wieder zu größerer Thätigkeit.

Der Herzog von Braunſchweig hatte ſchon im Februar 1794 den Feldmarſchall von Möllendorf zum Nachfolger im Oberbefehl erhalten, und dieſer beſchloß, in Verbindung mit dem General Erbprinzen von Hohenlohe den Feind, welcher ſeine Hauptſtärke bei Kaiſerslautern und Deidesheim hatte, auf allen Seiten anzugreifen; der 23. Mai wurde dazu feſtgeſetzt. Dem Befehle gemäß brach Blücher ſchon in der Nacht vorher mit 5 Schwadronen Huſaren und 3 Bataillons Fußvolk nebſt 3 Kanonen von Grünſtadt auf, um über den Schorleberg durch das waldige Gebirge quer auf die große Straße zwiſchen Kaiſerslautern und Neuſtadt vorzudringen und hier alle Verbindungen der Franzoſen abzuſchneiden. Mit großer Anſtrengung gelangten die Truppen durch die unwegſame, zerſchnittene Gegend frühmorgens auf jene Straße, aber der Feind war gleichfalls im Anzuge und eröffnete ſogleich gegen die Preußen ein wirkſames Gewehrfeuer; ſeine Schützen, von dem Erdreich begünſtigt, kamen dreiſt ganz nahe heran und thaten großen Schaden. Blücher, der ſeine Stellung auf der Anhöhe des Dorfes Weidenthal genommen hatte, rückte nunmehr zum Angriff und warf den Feind, welcher in der Richtung von Neuſtadt nach Kaiſerslautern zog, gegen Neuſtadt bis Neidenfels zurück. In dieſem Augenblick aber kam von der entgegengeſetzten Seite eine andere feindliche Abteilung unter dem General Ciſée zum Vorſchein, welche auf derſelben Straße in der Richtung von Kaiſerslautern nach Neuſtadt vorrückte. Hier galt es Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit. Blücher verſuchte zuerſt die Liſt, aber mußte ſogleich erfahren, daß hier nur Heil in den Waffen ſei. Seine eigene Erzählung berichtet das Weitere: „Ich ritt dem General in Begleitung eines Trompeters und meines Adjutanten entgegen und rief ihm zu, er ſolle ſich ergeben, weil er abgeſchnitten ſei, ich hoffte um ſo mehr, daß dies geſchehen würde, da er meine Stärke nicht überſehen konnte. Meine Aufforderung wurde mit einer Generalſalve beantwortet, und zugleich wurde ich von der auf Neidenfels zurückgedrängten Kolonne, die dieſes Feuern hörte, aufs neue angegriffen. Nun befand ich mich alſo zwiſchen zwei Feuern. Ich ſchickte zum Major von Bork, der mit ſeinem Bataillon auf meinem linken Flügel ſtand, und bat ihn, nur den Feind von Neidenfels nicht vordringen zu laſſen; meine beiden Kanonen — die dritte war unterwegs zerbrochen — ließ ich, gerade in entgegengeſetzter Richtung, die eine die Straße auf Neuſtadt, die andere die nach Frankenſtein beſchießen, um dem Feinde das Vordringen auf beiden Seiten und ſeine Vereinigung zu wehren. Ciſée faßte nun den kühnen Entſchluß, mich zu umgehen und die Straße auf Dürkheim zu gewinnen; er ſtürmte mit ſeiner Infanterie raſend den Berg, auf welchem ich mit dem Bataillon von Müffling ſtand, und drängte die im Gebüſche vor uns ſtehenden Jäger und Schützen zurück. Nun war der entſcheidende Augenblick da; ich eröffnete meinem wackern Freunde, dem Oberſtlieutenant von Müffling, deſſen Kühnheit und Sachkenntnis ich im Laufe des Feldzuges ſo manches zu danken habe, daß uns jetzt nichts anderes übrig bliebe, als dem Feinde mit gefälltem Bajonett entgegenzugehen und unſere äußerſten Kräfte anzuſtrengen. Edle Begier, dieſes auszuführen, ſtrahlte aus ſeinem Auge; meinen Huſaren, die rechts auf einem kleinen Felde ſtanden, hatte ich den Befehl gegeben, alles, was etwa vom Feinde auf meiner rechten Seite aus dem Walde vordränge, ohne Rückſicht auf die Stärke desſelben anzugreifen und niederzuhauen. Jetzt ging ich, nachdem ich in Eile alles angeordnet hatte, mit dem Bataillon von Müffling dem Feind im Sturmſchritt entgegen, ohne daß die braven Füſiliere einen Schuß thaten; der Feind hingegen machte ein äußerſt heftiges Feuer, wodurch ich gleich mehrere Leute, einen Kapitän, einen Lieutenant und zwei Oberjäger verlor; unſere braven Soldaten ließen ſich aber deſſen ungeachtet nicht aus der Faſſung bringen, ſie blieben geſchloſſen, und da wir auf 30 Schritt an den Feind waren, ſtürzten ſie alle mit frohlockendem Geſchrei auf denſelben los, er wurde mit dem Bajonett über den Haufen geworfen und völlig in Verwirrung gebracht. Wir erbeuteten 2 Kanonen und machten viele Gefangene.“ Nach dieſem glücklichen Gefecht ſandte Blücher Offiziere an Möllendorf und Hohenlohe, nahm aber, ungewiß über die Entſcheidung des Tages auf den anderen Punkten, vorſichtig ſeine Stellung bei Weidenthal wieder ein und beſchloß, auf ſeiner Hut zu bleiben.

Hier fand ein Auftritt ſtatt, welcher durch die Art, wie Blüchers Karakter dabei ſowohl im Handeln als im Erzählen ſich offenbart, allerdings zu merkwürdig iſt, als daß nicht auch wir ſeine Worte darüber hier wiedergeben ſollten. „Unter den franzöſiſchen Gefangenen,“ erzählt er, „befand ſich einer, dem der Schenkelknochen oben zerſchmettert war; man hatte ihn neben das Feuer gelegt und ihm zur Erfriſchung, wie den andern, Brot und Branntwein angeboten. Er ſchlug aber dieſes nicht allein aus, ſondern wollte ſich auch ſchlechterdings nicht verbinden laſſen und forderte unſere umſtehenden Leute wiederholentlich auf, ihn totzuſchießen. Dieſe ſagten untereinander: Das iſt ein recht hartnäckiger, verſtockter Franzoſe! Ich ſtand mit dem Oberſtlieutenant von Müffling in einiger Entfernung; wir hörten dieſe uns auffallende Beurteilung und näherten uns der Gruppe. Der Bleſſierte lag, nachdem ſeine Aufforderungen fruchtlos geweſen waren, ganz ſtill, tief in ſich gekehrt, und ſah nicht, was um ihn vorging. Da er zu frieren ſchien, ſo ließ ich mehrere Decken holen und ihn damit zudecken. Bei dieſer Gelegenheit blickte er mich forſchend an und ſchlug die Augen nieder. Ich ließ ihm durch meinen Adjutanten, da ich ſelbſt der franzöſiſchen Sprache nicht ganz mächtig bin, ſagen, er möchte ſich doch verbinden laſſen und zu ſeiner Stärkung etwas genießen; aber er antwortete nicht, daher ich ihm ferner ſagen ließ, daß ich denjenigen für einen ſchwachen Menſchen hielte, der ſein Schickſal nicht zu tragen wüßte, und daß es ſich am wenigſten für einen Soldaten gezieme, ſeine Zuflucht zur Verzweiflung zu nehmen; übrigens dürfe er die Hoffnung zu ſeiner Geneſung nicht aufgeben und könne verſichert ſein, daß er ſich unter Menſchen befände, die Gefühl hätten und zu ſeiner Erleichterung alles beitragen würden. Nun blickte mich der Leidende wieder an, ein Strom von Thränen ſtürzte zugleich aus ſeinen Augen, und er reichte mir vertraulich die Hand. Ich ließ ihm Wein geben, und er trank, auch ſträubte er ſich nicht mehr dawider, ſich verbinden zu laſſen. Eine ſo ſchnelle Umänderung in dem Betragen dieſes Menſchen fiel mir auf, und ich fragte daher, was die Urſache ſeines vorigen ſtörriſchen Benehmens geweſen ſei? Seine Antwort war: „Ich bin zum Dienſt der Republik gezwungen worden; mein Vater iſt guillotiniert, meine Brüder hab' ich im Kriege verloren, meine Frau und Kinder ſind zurück und leben in der kümmerlichſten Lage; ich glaubte daher, daß der Tod meinen Leiden ein Ziel ſetzen würde, und ſehnte mich nach demſelben. Ihre gütige Erinnerung hat mich zu reiferem Nachdenken gebracht; ich danke Ihnen dafür und bin entſchloſſen, meinem künftigen Schickſale mit Geduld entgegen zu gehen!“ Dieſe Erzählung rührte alle Umſtehende, und mir war es angenehm zu bemerken, wie unſere Leute von ihrer vorher gefaßten Meinung ganz zurückkamen. Ich ließ den Verwundeten mit den übrigen, nachdem ſie ſämtlich verbunden waren, nach dem vor uns liegenden Dorfe Weidenthal bringen und ſie dem dortigen Schulzen zur Pflege übergeben.“

Mittlerweile kam in der Nacht die Meldung, daß Möllendorf bei Kaiſerslautern geſiegt, und der Feind an Toten und Gefangenen über 3000 Mann und 20 Kanonen verloren habe. Blücher wurde perſönlich zu dem Feldmarſchall nach Hochſpeier beſchieden, wo er den Auftrag erhielt, den Feind auch ſogleich aus Neuſtadt hinauszuwerfen. Er eilte zu ſeiner Truppenabteilung zurück, die er noch in der alten Stellung fand, brach unverzüglich auf und rückte nach Neuſtadt, wo die Franzoſen nicht ſtandhielten; doch wichen ſie nicht weiter als Fiſchlingen, wo ſie in ziemlicher Stärke ſich behaupteten. Nach täglichen kleineren Gefechten kam es am 28. Mai zu einem ernſten Kampfe bei Kirrweiler. Blücher griff mit ſeinen Huſaren den Feind entſchloſſen an, warf deſſen Reiter, überritt Fußvolk und Geſchütz und brachte von der ſo weit als möglich fortgeſetzten Verfolgung 6 Kanonen, 9 Pulverwagen, 120 Pferde und 300 Gefangene zurück. Zur Belohnung ſo vieler ausgezeichneter Thaten wurde Blücher unter dem 4. Juni vom Könige zum Generalmajor befördert und zugleich zum Inhaber des Huſarenregiments ernannt, welchem er ſchon bisher durch alle Stufen des Dienſtes angehört hatte. Die Nachricht von dieſer Ernennung traf ihn am 13. Juni; er glaubte ſich an das Ziel ſeiner Wünſche verſetzt. Die Truppen unter ſeinem Befehl wurden auf 4 Bataillons und 10 Schwadronen nebſt 8 Stücken Geſchütz verſtärkt und bezogen die Vorpoſten gegen die anſehnliche franzöſiſche Macht, welche auf der Höhe von Walsheim und Nußdorf im Lager ſtand. Am 2. Juli brachen die Franzoſen hervor und vertrieben die preußiſchen Vorpoſten aus Fiſchlingen und Edesheim, Blücher aber nahm dieſe Stellung wieder, indem er den Feind mit Verluſt zurückſchlug. Nun gab es täglich blutige Gefechte, in welchen doch meiſtens die Preußen, ungeachtet der feindlichen Übermacht, die Oberhand behielten. Endlich wurden die Bewegungen im franzöſiſchen Lager ſo lebhaft, daß Blücher einen allgemeinen Angriff erwarten mußte und desfalls ohne Säumen die nötigen Vorkehrungen traf. Am 13. Juli frühmorgens drang der Feind mit ſtarker Macht über Edesheim vor und drängte die preußiſchen Poſten gegen das Dorf Edenkoben zurück, wo Blücher ſich zum Kampfe geſtellt hatte. Zuerſt kam das Fußvolk ins Gefecht, da die Reiterei keinen günſtigen Raum hatte, und ſchlug die ſtets mit friſchen Truppen erneuerten Angriffe der Franzoſen mit Standhaftigkeit wiederholt zurück. Blücher ritt durch die im Feuer ſtehenden Reihen und redete die Leute an: „Kinder, nur heute haltet aus, es gilt Preußens Ehre!“ Sie antworteten mutig: „O ja, Herr General, verſorgen ſie uns nur mit Patronen!“ Dreimal mußte die tapfere Mannſchaft, die keinen Schritt weichen wollte, mit friſchen Patronen verſehen werden, aber der mörderiſche Kampf gab keinen Vorteil. Blücher ſuchte daher beſſeren Raum zu gewinnen, ließ ſein Fußvolk in der Schanze ſtehen und ging mit der Reiterei und dem Geſchütz eine Strecke zurück; der Feind folgte ihm ins offne Feld. Ein ſtarker Truppenzug von allen Waffen, an der Spitze ein Reiterregiment, drang aus Edesheim hervor; dieſen Augenblick nahm Blücher wahr, an der Spitze ſeiner Huſaren ſtürzte er ungeſtüm auf den noch unentwickelten Feind, warf deſſen Reiterei auf das eigne Fußvolk und jagte den verwirrten Haufen bis nach Edesheim hinein. Der General Laboiſſiere, der den ganzen Zug geführt, ein Oberſt, mehrere Offiziere und 80 Gemeine wurden gefangen, außerdem unter dem feindlichen Kartätſchenfeuer 3 Kanonen erobert und etwa 100 Pferde erbeutet. Doch hatte der Feind bei Edesheim wieder allen Vorteil des Erdreichs, die preußiſche Reiterei mußte zurück, und der franzöſiſche Angriff gegen Edenkoben wurde mit verſtärkter Macht erneuert. Zum Glück erhielt auch Blücher

Verſtärkung an Fußvolk; der Prinz Louis Ferdinand von Preußen führte eben zur rechten Zeit das Regiment Romberg herbei: „Ich kam mit dieſem liebenswürdigen und mutvollen Prinzen," erzählt Blücher, „dahin überein, daß es nun wohl am beſten ſein würde, das Blatt umzuwenden und gerade auf den Feind loszugehen. Kaum war dieſer Entſchluß gefaßt, ſo ſprang der junge Held auch ſchon vom Pferde, vereinigte ſeine Infanterie mit der meinigen und ſtürzte mit der ganzen Linie auf den Feind, welcher in größter Beſtürzung floh." Der Prinz nahm das Dorf Edesheim, welches die Franzoſen noch zuletzt in Brand ſteckten. Inzwiſchen hatte der Tag auf anderen Punkten weniger vorteilhaft geendet; nach vielen abgeſchlagenen Angriffen auf die Berghöhe Schänzel hatte der Feind endlich abends dennoch dieſen Poſten erſtürmt und konnte nicht wieder vertrieben werden. Dieſer Verluſt erregte große Beſtürzung; der Erbprinz von Hohenlohe ſandte noch in der Nacht an Blücher den Befehl, ſeinen Rückzug anzutreten und den des Heeres von dieſer Seite zu decken. Das Fußvolk brach ſogleich auf, die Reiterei erſt am folgenden Morgen, und der Feind rückte ungeſäumt nach. Wir laſſen Blücher hier wieder ſelbſt reden: „Während des Rückzugs kamen einige feindliche Kavallerieoffiziere, die wahrſcheinlich ihre Kühnheit zeigen wollten, wild auf uns herangeſprengt. Ich ſagte zu einigen Offizieren meines Regiments, die um mich waren, wir wollten, um dieſen Herren noch mehr Mut einzuflößen, ſachte zurückreiten und dann plötzlich umkehren und gerad auf ſie losfahren. Dies geſchah; denn als ſie ſich uns bis auf 30 Schritt genähert hatten, wandten wir raſch unſere Pferde um und ritten mit verhängtem Zügel auf ſie los, wodurch ſie dermaßen außer Faſſung kamen, daß ſie eiligſt die Flucht ergriffen und bei ihrem ängſtlichen Umſehen nur unſer demütigendes Gelächter hören mußten. Um unſere Gegner noch mehr zu ſpotten, ließ ich zwölf Trompeter bis bei meine Flankeurs vorkommen und Aufzüge blaſen. Sie ſtellten hierauf ihr einzelnes Schießen ſogleich ein, und die Muſik freute ſie ſo, daß die franzöſiſchen Offiziere ſich derſelben immer mehr näherten. Um nun gegenſeitig höflich zu ſein, befahl ich, daß meine Leute nicht auf ſie ſchießen ſollten, ſie wurden daher um ſo unbeſorgter und hörten mit Aufmerkſamkeit zu. Nachdem dieſer Spaß einige Zeit gedauert hatte, nahm ich den Hut ab und ritt fort; alle dankten wiederholentlich auf gleiche Weiſe, und riefen: „Adieu, général, jusqu'à demain!" Die Neckereien unterblieben nun, der Feind zog ſich gegen Abend zurück, und ich biwakierte die Nacht über mit meinen Truppen bei Neuſtadt."

Hier bei Neuſtadt an der Hardt ritt Blücher mit 20 Huſaren am 15. Juli nachmittags über das Dorf Mosbach hinaus, den ſchon wieder andringenden Feind näher auszukunden. Er traf eine preußiſche Batterie von Zwölfpfündern hier auf Vorpoſten, ohne Reiterei oder Fußvolk in der Nähe, und auf höheren Befehl in einer Stellung, welche jeden feindlichen Überfall erleicherte; um weniger Aufmerkſamkeit zu erregen, ließ er die Huſaren zurück und ritt nur von einem Trompeter begleitet in die Gegend weiter vor. Er war etwa 800 Schritt gekommen, als plötzlich ein franzöſiſcher Reitertrupp aus dem Hinterhalt hervorbrach und ihn abſchnitt. Der die nächſtſtehende Kanone befehligende Unteroffizier Ludwig von Voß, damals achtzehnjährig, ſah die Gefahr, rief dem Befehlshaber der Batterie, Lieutenant von Heidenreich, voll Eifer zu: „Blücher iſt in Gefahr! Nur ein Kartätſchenſchuß kann ihn retten! Soll ich?" und als dieſer „Ja! mit Gott!" erwidert hatte, flogen zugleich auf den Feind und auf Blücher 48 zwölflötige Kartätſchenkugeln hinaus, welche den Feind teils niederſtreckten, teils in die Flucht jagten, Blüchern aber unverſehrt ließen. Als dieſer mit Augen voll glühenden Mutes zur Batterie zurückkehrte, rief er heranſprengend und den Säbel ſchwingend: „Wer hat den Schuß gethan? Dank für den Schuß! Aber ich hätte die verfluchten Kerls doch kriegen wollen!" Noch in ſpäter Zeit gedachte er gern dieſer gefahrvollen Rettung und rühmte den wackern Artilleriſten, der in der Folge durch vaterländiſche und menſchenfreundliche Thätigkeit einen guten Namen erworben und dieſen Vorgang in ſeinem Buche „Ahndungen und Lichtblicke" ſelbſt erzählt hat.

Der Erbprinz von Hohenlohe nahm in den folgenden Tagen eine Stellung bei Pfeddersheim, und Blücher hielt die Vorpoſten über Grünſtadt und Neu-Leiningen hinaus beſetzt. Hier in der wohlbekannten Gegend gab es wiederum täglich Gefechte, die nicht ſelten zu ernſtlichen Kämpfen wurden. Am 1. Auguſt brach Blücher mit einem Reitertrupp über Neu-Leiningen plötzlich hervor und trieb die Franzoſen aus allen Dörfern, die ſie beſetzt hatten, und verfolgte ſie bis Ungſtein; eine gute Anzahl wurden niedergehauen, noch mehrere gefangen. Da nichtsdeſtoweniger der Feind immer dreiſter wurde, ſo legte Blücher am 28. Auguſt ihm zwei Verſtecke bei Friedelsheim und Neu-Leiningen, allein die Franzoſen merkten die Sache und hielten ſich zurück; jener, ſich entdeckt ſehend, griff nun geradezu an, warf die feindliche Reiterei über den Haufen, verfolgte die Flüchtlinge bis Wachenheim, wo die franzöſiſche Hauptſtärke war, aber ſogleich auseinander ſtob, und machte abermals viele Gefangene. Solche Züge wurden in mannigfachen Maßen oftmals wiederholt. Inzwiſchen hatte das franzöſiſche Moſelheer am 9. Auguſt unvermutet Trier eingenommen, und die Feldherrn der Verbündeten faßten, nach mehrwöchentlichem Zögern, den ernſtlichen Beſchluß, dieſe Stadt wieder zu erobern. Von preußiſcher Seite Kalckreuth und öſterreichiſcherſeits der General von Melas wurden zu dieſer Unternehmung beſtimmt, zu deren Erleichterung der Erbprinz von Hohenlohe zugleich einen neuen Verſuch gegen Kaiſerslautern machen ſollte. Am 17. September brach Hohenlohe aus ſeinem Lager bei Pfeddersheim auf, vertrieb die Franzoſen aus der feſten Stellung auf dem Schorleberg und ſchlug am 18. die Angriffe, durch welche ſie dieſen Poſten wieder zu nehmen gedachten, tapfer zurück. Blücher hatte Befehl erhalten, zu gleicher Zeit das feindliche Lager zwiſchen Leiſtadt und Wattenheim anzugreifen; durch die öſterreichiſche Freiſchar von Giulay, ein ſerviſches Bataillon und eine Jägerabteilung verſtärkt, brach er in der Nacht auf, gelangte in der Dunkelheit bis dicht vor die feindliche Stellung auf dem Malzberge und überfiel dieſelbe mit ſo gutem Erfolg, daß die Franzoſen in Verwirrung flohen. Nicht ſo ſchnell gelang der Angriff, welchen Blücher gleichzeitig auf den Platteberg durch den Oberſtlieutnant von Müffling ausführen ließ. Der Feind leiſtete hier hartnäckigen Widerſtand, und erſt mit Tagesanbruch, nachdem Blücher ſelbſt zu Hilfe gekommen, wurde die Stellung erobert. Nun bedrohte Blücher die Flanke der Franzoſen, welche beim Schorleberg gegen Hohenlohe fochten, und beſchleunigte dadurch auch deren Rückzug, worauf er ſich mit dem Prinzen hinter dem Schorleberge vereinigte. Die Franzoſen wollten jedoch ihre Stellung nicht verloren geben, ſondern griffen am 19. wieder an, und der Tag verging unter heftigen Scharmützeln, ohne daß etwas entſchieden wurde. Am 20. September kam es endlich zur wirklichen Schlacht. Hohenlohe wollte zum beabſichtigten Angriff auf Hochſpeier den Feind erkunden, traf ihn im vollen Anzuge und nahm in aller Schnelle ſeine Maßregeln. Blücher hatte die Weiſung erhalten, ohne näheren Befehl nicht anzugreifen; als er aber den Kanonendonner von Hochſpeier her vernahm, glaubte er nicht ſäumen zu dürfen, drang raſch gegen die Eſelsfurt und gegen Moorlautern vor, und als der Befehl dazu hierauf anlangte, war die Sache ſchon gethan. „Der Prinz ſchickte zu mir," erzählt Blücher, „und ließ ſagen, er wolle mich auf ein paar Worte ſprechen. Als ich ankam, ſagte er lächelnd: „Sie haben doch heute attakiert!" — „Gnädiger Herr," erwiderte ich, „Sie werden verzeihen, ich hörte ja, daß es bei Ihnen ſo gut ging!" Ein Händedruck war ſeine Antwort, und ſomit fuhr er fort, mir zu äußern, daß er es für ſehr gut hielte, wenn man etwas gegen Hoheneck vordringen könnte. Da dieſes nach meiner Meinung ſehr gemäß war, ſo erwiderte ich dem Prinzen, daß ich dieſes ſogleich bewerkſtelligen wollte, nur wüßte ich den Weg dorthin nicht genau, und dann würden vielleicht Generale von der Kavallerie dort ſein, die älter als ich wären. Der Prinz war zufrieden über meinen Antrag und hob die Zweifel, indem er mir den Hauptmann Bergen mitgab, der nicht allein die Waldwege ſehr gut kannte, ſondern dem er auch zugleich den Befehl gab, zu erklären, daß ich beſondere Aufträge vom Prinzen habe. Wer war froher als ich! Ich ſetzte mich mit meinen Huſaren ſogleich in ſtarken Trab, verteilte ſie auf verſchiedene Straßen im Walde hinter Kaiſerslautern und eilte ſelbſt mit einem Teile derſelben nach Hoheneck vor. Als ich in die Gegend der Zaberger Hütte kam, begegneten mir einige unſerer Leute und kaiſerliche Reiter, die auf meine Frage, warum ſie wieder zurückgingen, antworteten, es ſei nichts mehr vom Feinde zu ſehen, und ihre Pferde könnten nicht mehr fort. Ich erwiderte ihnen bedeutend, daß ich ihnen den Feind zeigen wolle und daß an einem Tage, wie der heutige, der letzte Hauch der Menſchen und Pferde aufgeboten werden müßte. Ich kehrte mich zu meinen Leuten und rief ihnen zu: „Ihr Roten! wenn ihr euch mich recht verbindlich machen wollt, ſo arbeitet heute; wir können viel thun!" — „Ja, Herr General!" war die einſtimmige Antwort meiner braven Pommern, die frohlockend ihre Säbel ſchwangen. Der brave Oberſt von Kelchen vom Regiment von Schmettau folgte mir mit ſeinen Dragonern, die Öſterreicher ritten zurück. Es erhob ſich ein heftiger Regen, der, ſo unangenehm er auch war, mir einen deſto beſſern Erfolg verſprach. Wir hatten eine ziemliche Strecke Wegs zurückgelegt und noch trafen wir nicht auf den Feind. Dieſes war mir unbegreiflich, da die feindliche Infanterie bei unſerm Vorrücken auf den Höhen von Moorlautern noch vor dem Walde geſtanden hatte, und ſie alſo unmöglich ſchon ſo weit ſein konnte. Ich ließ daher Halt machen, befahl unſern Leuten, ſich in kleine Haufen zu teilen und den Wald zu durchſuchen; wer von ihnen auf den Feind ſtieße, ſolle Lärm machen. Um ihnen aber eine Richtſchnur zu geben, wollte ich mit dem Oberſten von Kelchen und einigen geſchloſſenen Zügen im Wege bleiben und ihnen öftere Zeichen durch die Trompete geben laſſen. Nachdem ich alles ſo unterrichtet hatte, ging ein wahres Treibjagen vor ſich. Es dauerte nicht lange, ſo hörten wir ein recht großes Geſchrei, alles ſtürzte dorthin, und in einem Augenblick waren 300 Mann Infanterie, die da entdeckt worden waren, teils niedergehauen, teils gefangen. Nun ging es Schlag auf Schlag, bald hier, bald dort wurden dichte Haufen feindlicher Infanterie mitten im Walde angegriffen und überwältigt. Schon mancher Strauß war erkämpft, als ich wieder einen ungewöhnlich ſtarken Lärm hörte und bald darauf die Nachricht erhielt, daß man noch ein paar geſchloſſene Bataillons entdeckt habe, die ſich langſam durch den Wald zurückzögen. Wir eilten nach dieſer Gegend hin, ich hörte bald die Stimme meines braven Rittmeiſters von Sydow, der unſere Leute zuſammen rief und ſie ermutigte. Ich ſprengte zu ihm und ſah nun die Infanterie, die wenigſtens aus 600 Mann beſtand und ſich in einen ſtarken Verhau gezogen hatte. Sie fing an, da ſie uns gewahr ward, lebhaft auf uns zu feuern. Der Rittmeiſter von Sydow wurde durch den Arm geſchoſſen, und ich bat ihn daher zurückzureiten; bald darauf wurde der Major von Breetz von drei Kugeln getroffen. Es gelang endlich, die Feinde aus dem Walde zu locken. Die Erbitterung unſerer Leute war aufs höchſte geſtiegen, ſie hieben alles nieder; ich mußte ernſtliche Gewalt brauchen, um ihrer Wut Einhalt zu thun, und es gelang mir dennoch nur 200 Franzoſen zu retten.“ Die Erſcheinung Blüchers auf dieſer Seite trug weſentlich zu dem Siege bei, der hier zum drittenmale bei Kaiſerslautern erfochten wurde. Die Franzoſen verloren an Toten und Gefangenen gegen 7000 Mann. Möllendorf bezeigte gleichwohl wenig Zufriedenheit mit dem errungenen Erfolg, der nicht vorher beraten und beſchloſſen, ſondern gleichſam aus dem Stegreife davongetragen worden. Auch erhoben ſich manche laute Stimmen des Tadels; gegen dieſe ſagt aber Blücher: „Wenn Neider den Wert dieſes Sieges herabzuſetzen ſuchen, indem ſie ſagen, die Affaire ſei zur Unzeit engagiert worden, ſo kann ich darauf nur erwidern, daß es zu wünſchen wäre, es hätten manche weniger kalkuliert und mehr geſchlagen. Für Preußens Truppen iſt es am angemeſſenſten, den Feind anzugreifen, wenn er ihnen nahe iſt, und der General verdient, däucht mir, Tadel, der die Gelegenheit hat, ein ganzes feindliches Korps zu vernichten, und ſie nicht benutzt, wenn er dieſes mit einem ſo geringen Verluſte ausführen kann. Der Prinz von Hohenlohe iſt über mein Lob erhaben, aber ich und alle recht und unparteiiſch denkende Brandenburger ſtimmen darin überein, daß er ein General und ein Anführer iſt, worauf das preußiſche Heer ſtolz ſein kann!“

Der gewonnene Vorteil wurde nicht benutzt; das Unternehmen gegen Trier kam nicht zur Ausführung, und das preußiſche Heer ging in die Stellung von Pfeddersheim und Worms zurück. Die Unfälle der Öſterreicher in den Niederlanden wirkten auf die Kriegsführung der Preußen nachteilig ein, deren Aufmerkſamkeit überdies durch die Vorgänge in Polen vom Rhein nach der Weichſel abgelenkt wurde. Blücher befehligte die Vorpoſten in Dahlsheim, aber man hielt ſich von beiden Seiten ruhig. Am 23. Oktober führte Möllendorf das ganze Heer, 60 000 Mann ſtark, bei Oppenheim und Mainz über den Rhein auf das rechte Ufer zurück, und Blücher zog als Befehlshaber der Nachhut über die Rheinbrücke von Mainz mit ſeinen Huſaren zuletzt. Am 10. November brach Hohenlohe mit 20 000 Mann des preußiſchen Heeres nach Polen auf, kehrte jedoch in demſelben Monat, da die Ereigniſſe in Polen ſich wieder günſtiger anließen, an den Rhein zurück. Der Winter verging für die preußiſchen Truppen in ziemlicher Waffenruhe; doch behielt Blücher als Befehlshaber der Vorpoſten ſtets aufmerkſam den Feind im Auge, welches um ſo nötiger war, als der Rhein, überall eine feſte Eisdecke darbietend, keine ſichere Scheidung mehr bildete. Nur einmal noch hatten die Preußen ein Gefecht, aber nur um den Öſterreichern beizuſtehen, welche am 2. Dezember bei Mainz von den Franzoſen heftig angegriffen wurden. Schon im Anfange des November hatten in Baſel zwiſchen preußiſchen und franzöſiſchen Bevollmächtigten wegen Auswechſelung der Kriegsgefangenen vorläufige Unterhandlungen begonnen, welche ſehr bald einen wichtigeren Zweck enthüllten und am 5. April zwiſchen Preußen und Frankreich den Friedensſchluß von Baſel herbeiführten. Inzwiſchen war Möllendorf gegen Ende des Februar, weil die Eroberung von Holland durch die Franzoſen die preußiſchen Länder am Niederrhein und in Weſtfalen bedrohen konnte, mit der Hauptſtärke des Heeres in dieſer Richtung abgezogen und nur Hohenlohe mit 10 000 Mann noch bei Frankfurt am Main ſtehen geblieben; bei der völligen Gewißheit des Friedens folgten auch dieſe bald nach, und die meiſten Regimenter kehrten in ihre Standorte zurück. Blücher aber wurde mit ſeinem Huſarenregimente im voraus zu der Truppenmacht beſtimmt, welche, bei dem zwiſchen Frankreich und Öſterreich noch fortdauernden Kriege, zur Sicherung des nördlichen Deutſchlands, dem Friedensvertrage gemäß, eine Demarkationslinie bilden ſollten. Das Regiment kam gegen Ende des April nach Oſtfriesland, wo demſelben vorläufig ſeine Quartiere angewieſen waren.

Blücher hatte ſich in den Rheinfeldzügen den Namen eines neuen Zieten erworben; die roten und braunen Huſaren waren unter ſeiner Anführung zu bedeutendem Rufe gelangt. Sein Regiment allein hatte während der beiden Feldzüge von 1793 und 1794 den Franzoſen gegen 4000 Gefangene, 800 Pferde, 6 Fahnen, 11 Geſchütze und 12 Pulverwagen genommen, anderer Beute zu geſchweigen. Dasſelbe zählte 29 durch Orden ausgezeichnete Offiziere und 130 Unteroffiziere und Gemeine, welche die Verdienſtmedaille trugen. Dabei waren nur ein einzigesmal von ſeinen Huſaren 6 Mann in Gefangenſchaft geraten und dies bei einem Überfall, welchen andere Truppen verſchuldet hatten. Sein Verdienſt wurde allgemein anerkannt, vom Könige, der ihm bereits im Jahre 1794 den roten Adlerorden verliehen hatte, im Heer und im geſamten Volke, das von jeher in Preußen mit leidenſchaftlicher Vorliebe den Truppen und Feldherren ſeinen Eifer zuwandte und ihren Kriegsthaten huldigte. Blüchers ganzes Weſen war gemacht, auch im Frieden ſeinen Ruf noch zu vermehren, in nahen und fernen Kreiſen Anſehen und Zuneigung zu gewinnen. Obgleich ſchon über das fünfzigſte Lebensjahr hinaus, behauptete er in der Fülle der Manneskraft noch gleichſam die Friſche der Jugend. Luſt und Mut des Lebens bezeichneten alles, was er that; ſeine treuherzige, muntre Weiſe, dem Volke ſo verwandt, wußte mit anmutiger Feinheit auch im vornehmeren Leben zu gelten; eine glänzende Perſönlichkeit gewährte ihm Erfolge jeder Art. Schon längere Zeit Witwer, aber den Frauen hold und von ihnen begünſtigt, entſchied er ſich durch Neigung zu einer zweiten Heirat. In Aurich lernte er das Fräulein Amalie von Colomb, die jüngſte Tochter des dortigen Kammerpräſidenten, kennen; ſie wurde, nach einigen Zögerungen der Eltern, ſeine Gattin.

Die preußiſchen Truppen, welche zur Beſetzung der Demarkationslinie beſtimmt waren, befehligte zuerſt der Generallieutenant von Romberg und nach deſſen Abgange vorläufig Blücher. Nachdem die Angelegenheiten in Betreff jener Sicherungsmaßregeln durch einen neuen Vertrag am 5. Auguſt 1796 zu Berlin genauer beſtimmt worden, übernahm der Herzog von Braunſchweig den Oberbefehl über die ganze bewaffnete Aufſtellung, die aus 25 000 Preußen, 15 000 Hannoveranern und 2000 Braunſchweigern beſtand; das Hauptqartier war in Minden. Blücher wurde Befehlshaber der Vorhut und erhielt ſeine Stellung in Münſter angewieſen. Er fand hier eine den Preußen ungünſtige Stimmung herrſchend, welche durch die nachfolgenden Ereigniſſe noch genährt wurde; ſein gerader Sinn nahm jedoch ſo wenig als möglich Kunde von den mancherlei Beziehungen dieſer Art, welche durch Beachten und Entgegenwirken meiſt nur bedeutender werden. Ihm ſelbſt wurde ſchon damals mit allen Klaſſen der Einwohner in jenen Gegenden ein gutes Vernehmen zu teil; er ließ die Preußen in nichts verkürzen, aber übrigens die Leute ihr Weſen treiben und eben ſo wenig ſich in dem ſeinigen ſtören. Seine Umgebung war vielartig und bewegt. Unter den franzöſiſchen Emigranten, welche bei ihm einen Anhalt fanden, war auch der Abbé von Pradt, nachheriger Erzbiſchof von Mecheln und ergiebiger Schriftſteller, deſſen lebhafter Geiſt bei Blücher immer in gutem Andenken blieb. Wir wiſſen ſonſt nichts erhebliches von Blüchers Leben aus dieſer Zeit anzugeben; wir dürfen annehmen, daß dieſe Tage beſchäftigter Unthätigkeit ihm hingegangen ſind, wie frühere und ſpätere unter gleichen Umſtänden; im Augenblicke mag vieles unſcheinbar geweſen und unbeachtet geblieben ſein, was im Bezuge künftiger Thatenentwickelung vielleicht höchſt bedeutend erſcheinen dürfte. Während Blücher in der Demarkationslinie ſtand, erhob ſich das Kriegsglück der Franzoſen in dem gegen Öſterreich und das deutſche Reich fortgeſetzten Kriege zu ungeheurer Größe. Die reißenden Siegesfeldzüge des Obergenerals Bonaparte in Italien und die glänzenden Siege Moreaus in Deutſchland führten endlich den Frieden von Luneville herbei, der am 9. Februar 1801 geſchloſſen wurde. Die Demarkationslinie hatte nach Einſtellung aller Feindſeligkeiten keinen Zweck mehr, und ihre Aufhebung erfolgte am 30. April desſelben Jahres, nachdem 24 000 Mann preußiſcher Truppen die hannöverſchen Lande, welche allein noch einen Angriff befürchten konnten, dem Scheine nach feindlich, aber dem Weſen nach ſchützend beſetzt hatten. Blücher verließ nun auch Münſter, wo er jedoch bald wieder erſcheinen ſollte, und rückte in die Gegend von Lingen.

Der König Friedrich Wilhelm der Dritte, welcher ſeinem Vater Friedrich Wilhelm dem Zweiten bereits am 16. November 1797 auf dem Throne gefolgt war, hatte ſchon als Kronprinz in den Feldzügen am Rhein Blüchers Verdienſte zu würdigen Gelegenheit gehabt und ließ denſelben ſeitdem ſtets die anerkennendſte Gerechtigkeit widerfahren. Am 20. Mai 1801 wurde Blücher zum Generallieutenant befördert, eine Ehrenſtufe, welche bei einem wieder ausbrechenden Kriege ſchon eine bedeutende Befehlshaberſtelle verhieß. Es fehlte nicht an Bemühungen, Preußen gegen Frankreich aufzureizen, die Franzoſen ſelbſt gaben dazu mancherlei Anlaß, welcher von den Gegnern eifrig benutzt wurde, und auch Blücher, gleich anderen preußiſchen Generalen und Staatsmännern, wünſchte ſonder Zweifel den nach ſeiner Meinung zu früh abgebrochenen Revolutionskrieg erneuert zu ſehen. Doch blieb der Frieden erhalten, und Preußen empfing endlich, den geſchloſſenen Übereinkünften gemäß, die Entſchädigung für die Länder, welche auf dem linken Rheinufer der franzöſiſchen Republik waren überlaſſen worden. Im Auguſt des Jahres 1802 begann die Beſitznahme der Biſtümer Hildesheim und Paderborn, des Eichsfeldes, der Stadt und des Gebiets Erfurt, der freien Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar und der Stadt Münſter nebſt dem öſtlichen Teile des gleichnamigen Bistums. Blücher für ſein Teil wurde beauftragt, die Beſitzergreifung von Erfurt, Mühlhauſen und Münſter im Namen des Königs zu vollziehen. Er verfuhr dabei mit Ordnung und Billigkeit, indem er der Sache Preußens nichts vergab, jedoch der früheren Verhältniſſe, die ſich nun ändern ſollten, wohlmeinend ſchonte. Seine biedre und zutrauliche Weiſe führte gleich im Beginn über manche Unannehmlichkeit hinweg. Als er am 3. Auguſt in Münſter einrücken wollte, wo die Einwohner dem neuen Zuge der

Dinge ganz beſonders entgegen waren, ſtellte ſich ihm an der Landesgrenze ein Notarius entgegen, der im Namen des Domkapitels, welches in Ermangelung des Biſchofs dem Lande vorſtand, feierlich gegen den Einzug proteſtierte; manchem Kriegsmanne mochte dabei zürnender Unmut aufwallen, Blücher aber gab dem betroffenen Notarius die Hand und meinte, er ſolle nur umkehren und mit ihm einziehen, ſie wollten ſchon gute Freunde werden. Durch dieſen Anfang war unter den übelſten Umſtänden gleich ein gutes Vernehmen eingeleitet, welches weiterhin ſich mehr und mehr befeſtigte und ſelbſt in manchen Mißhelligkeiten, an welchen es in der Folge nicht gebrach, und wobei Strenge unvermeidlich wurde, ſich gegenſeitig forterhielt. Am 10. Februar 1803 wurde Blücher, nicht ohne Mitwirkung der Bürgerſchaft, welche den König ſchriftlich darum anging, zum Gouverneur von Münſter ernannt und ordnete nunmehr daſelbſt ſeinen bleibenden Aufenthalt.

Die Weltbegebenheiten indes wogten, während Preußen das Glück des Friedens genoß, in ſteigender Entwickelung zu neuen Kriegsverhängniſſen fort. Großbritannien, den am 25. März 1802 in Amiens übereilt geſchloſſenen Frieden bereuend, hatte der franzöſiſchen Republik, an deren Spitze jetzt als erſter Konſul der General Bonaparte ſtand, am 18. Mai 1803 aufs neue den Krieg erklärt, und infolge dieſer Erklärung rückte noch in demſelben Monat eine franzöſiſche Kriegsmacht unter dem General Mortier in das nunmehr unbeſchütze Kurfürſtentum Hannover ein, um dieſes Land beim künftigen Frieden als ein erobertes in Anrechnung zu bringen. Franzöſiſche Truppen, in ſo nahe Nachbarſchaft der preußiſchen Grenzen vorgedrungen, ja im eigentlichen Sinne zwiſchen dieſe hineingeſchoben, weckten im nördlichen Deutſchland und beſonders in Preußen ſelbſt mancherlei bedenkliche Gedankenfolge. Für Blücher inſonderheit gab es in dieſer Nähe mit den franzöſiſchen Kriegsbehörden vielfache Berührungen, welche bei aller Sorgfalt beider Teile, jeden Hader zu vermeiden, gar oft üblen Groll zurückließen. Der Eifer für Deutſchlands Wohl, für Preußens gebietendes Anſehen, welchen eine große politiſche Thätigkeit unausgeſetzt gegen Frankreich regſam erhielt, entzündete leicht Blüchers urſprüngliche Kriegsluſt, ſein gerader Sinn hielt ſich an die rohen Thatſachen, wie ſie ihm in die Augen fielen, und verwarf die Feinheit der Staatskunſt, welche ihm unter der Menge von Rückſichten das weſentliche Ziel zu verfehlen ſchien. Seine Unzufriedenheit mit dem angenommenen Syſteme und insbeſondere mit den Männern, welche dasſelbe aufrecht hielten, äußerte ſich laut genug. Die Kriegseifrigen, ſtets im Heere zahlreich, aber damals auch in den übrigen Ständen und beſonders unter den Schriftſtellern ſtark vernehmbar, ſahen in Blücher ihren Helden, einen der Männer, welche ſie als Gewähr des glücklichſten Erfolgs anzuführen nicht unterließen. Die Beſorgniſſe, der Kriegseifer und der Mißmut empfingen neue Nahrung, als Bonaparte ſich im Auguſt 1804 zum Kaiſer der Franzoſen wählen ließ und die vereinte Anſtrengung aller Mächte gegen dieſe nun faſt unbegrenzte Kriegsgewalt nötig zu werden ſchien. England führte mit Kraft und Erfolg ſeinen Krieg fort; Rußland und Schweden zeigten ihre feindliche Stimmung; Öſterreich rüſtete ſich zum ernſten Kampfe, zu welchem auch Preußen von innen und von außen der Aufforderungen nicht entbehrte. Doch waren die Verhältniſſe keineswegs reif zu einem Bunde, wie er ſpäter unter ganz anderen Antrieben und Bedingungen zuſtande kam, und während manche Stimmen Preußens Zurückhaltung tadelten, prieſen andere ſeine Klugheit, den Lockungen nicht zu folgen, welche damals einer weitverbreiteten Anſicht nur als verderbliche erſchienen. Blücher indes ließ ſich auf keine Prüfung von Staatsgründen ein, zur Entſcheidung durch das Schwert wünſchte er die Sachen gebracht zu ſehen, alles andere war ihm gleichgültig. Sein Leben in Münſter übrigens gewährte ſeinem Unmute Zerſtreuung genug; auf dem biſchöflichen Schloſſe, welches er bewohnte, ging es munter zu; die Freuden der Geſelligkeit umgaben ihn ohne Zwang; zugänglich und gaſtfrei für alle Welt, liebte er doch vorzüglich mit ſeinen Offizieren zu ſein, ihre Vergnügungen, ihre Vorfälle und Anliegen fanden ſtets in ihm die zutraulichſte Teilnahme. Seine Hauptleidenſchaft war das Spiel; die Nähe von Pyrmont, wohin er während der Brunnenzeit jeden Sommer häufige Ausflüge machte, gab dieſer Leidenſchaft allzubequeme Befriedigung; man fand ihn dort regelmäßig bei der Bank, wo er große Summen gewann und verſpielte, beides ohne ſonderlichen Unterſchied für ſeine Gemütsverfaſſung. Er hatte den berühmten Schauſpieler Czechtitzky, als dieſer in Münſter ſeine Glücksſpiele treiben wollte, kraft der geſetzlichen Vorſchriften aus der Stadt weiſen laſſen; in Pyrmont hingegen, wo er mit ihm bei der Spielbank zuſammentraf, war er ganz befreundet mit ihm, und ſie ſpielten ſogar auf gemeinſchaftlichen Gewinn und Verluſt. Sein Hang zum Wagen und Unternehmen trieb ihn noch unvermutet auf andere Wege des Gewinns; für die Verpflegung der Truppen waren Lieferungen bedungen worden, deren Anſätze, wiewohl von Sachverſtändigen geprüft und gebilligt, ihm noch viel zu hoch dünkten; verwegen erbot er ſich, jene Verpflegung lieber ſelbſt zu übernehmen und zwar beträchtlich wohlfeiler, als jene Lieferungen feſtgeſetzt waren; er übernahm ſie wirklich und fuhr ſo wohl dabei, daß außer der großen Erſparnis für den Staat auch ihm ſelbſt noch ein bedeutender Vorteil davon blieb. Aller Gewinn jedoch, welchen er machte, ſowie die anſehnlichen Einkünfte, die mit ſeinem Dienſtverhältniſſe verbunden waren, konnten nicht leicht einem Aufwand und einem Spiele genügen, welche ſich ſelten einer Berechnung unterwarfen.

Inzwiſchen rückten Öſterreich und Rußland im Herbſte des Jahres 1805 zu neuem Kampfe gegen Frankreich aus und ſuchten Preußens Beitritt durch wiederholte dringende Vorſtellungen zu gewinnen. Es fehlte nicht an kriegsluſtigem Eifer, der ſich im preußiſchen Staate lebhaft für dieſe Teilnahme ausſprach: die Kriegsehre der preußiſchen Waffen ſchien ſeit dem Frieden von Baſel und den auf ihn gefolgten Ereigniſſen neuer Lorbeeren bedürftig; der Einfluß der durch die neue Koalition überall aufgeweckten gegenfranzöſiſchen Geſinnung zeigte ſich mächtig in allen Klaſſen der Geſellſchaft; am heftigſten ergriffen dieſe Richtung die jüngeren Offiziere, deren Übermut ſchrankenlos laut wurde und ſich den Geſinnungen und Abſichten anſchloß, welche aus den verſchiedenſten Quellen faſt allgemein hervordrangen. Die Staatsklugheit erkannte die Gefahr, welche aus der zunehmenden Macht Napoleons für Preußen emporſtieg, allein ihr Urteil ſchwankte, ob jene Gefahr noch durch offenen Gegenkampf abzuwenden oder ſchon durch angemeſſene Nachgiebigkeit beſſer zu überſtehen ſei. In dem Widerſtreite der zwei Parteien, welche damals in Preußen gegeneinander rangen, ſtand Blücher ſeinem Weſen nach unbedingt auf der Seite der Kriegseifrigen; in ihm, dem General von Rüchel und dem Prinzen Louis Ferdinand, ſtellte dieſe Seite ihre kühnſten Vorfechter und zugleich die ſicherſten Bürgen künftiger Kriegserfolge auf. Gleichwohl ſchien Preußen, ungeachtet ſo vieler äußeren und inneren Anregung, dem ſchon ausbrechenden Kriege, deſſen Schauplatz Süddeutſchland wurde, fremd bleiben zu wollen, als ein Ereignis, das nicht unvermuteter eintreten konnte, plötzlich neue Verwirrung brachte. Franzöſiſche Truppen unter dem Marſchall Fürſten von Ponte-Corvo, welche vom Main in Eile gegen die Donau zogen, nahmen eigenmächtig den Weg durch die Markgrafſchaft Ansbach, und dieſe gewaltſame, durch dringende Urſache kaum erheiſchte und nachher ſogar nur obenhin entſchuldigte Verletzung des preußiſchen Gebiets entflammte in Berlin und allgemein in ganz Preußen einen Unwillen, in welchem der Krieg um der beleidigten Staatsehre willen nunmehr unvermeidlich erſchien. Wirklich eilte die preußiſche Kriegsmacht aus ihren zerſtreuten Standorten, ſich ins Feld zu ſtellen. Der Herzog von Braunſchweig und der Fürſt von Hohenlohe ſollten den Befehl in Niederſachſen und in Franken führen. In Weſtfalen vereinte Blücher die Truppen und freute ſich des nahen Kampfes. Das Land Hannover mit Ausnahme der Feſtung Hameln, von den Franzoſen ganz entblößt, wurde von den Preußen beſetzt; Engländer, Ruſſen und Schweden, aus Nordſee und Oſtſee gelandet, trafen an der Niederelbe ein und rückten vor; der ruſſiſche Kaiſer ſelbſt kam nach Berlin, ſchloß innigen Verein mit dem Könige und eilte darauf zu ſeinem und dem öſterreichiſchen Heere, die er aber ſchon nach Mähren zurückgewichen fand. Bis dahin ſiegreich nachgedrungen, lieferte Napoleon daſelbſt den beiden Kaiſern die Schlacht von Auſterlitz und errang den vollſtändigſten Sieg. Aus übler Klugheit, — willkürlich, wie ſeine Ankläger ſagen, oder, nach andern, vorſchriftmäßig — in ſeiner Ausrichtung ſäumend, brachte der preußiſche Abgeſandte, Graf von Haugwitz, der noch vor der Schlacht im Hauptquartiere Napoleons angekommen war, erſt nach dieſer großen Entſcheidung die ernſtlichen Forderungen ſeines Hofes an den nunmehr vollkommenen Sieger, und den in kriegeriſchem Sinne empfangenen Auftrag wandelte ſeine Unterhandlung zu dem entgegengeſetzten um, indem er Preußen nachgiebig an Frankreich durch Vorteile zu knüpfen meinte, die aus einem entworfenen Ländertauſche hervorgehen ſollten. Dieſes diplomatiſche Werk wurde mit Unwillen aufgenommen, allein dasſelbe zu verwerfen, ſchien unter ſo ſehr veränderten Umſtänden, nachdem auch Öſterreich eiligſt Frieden gemacht, kaum noch möglich; neue bedingende Vorſchläge wurden vielmehr darauf gegründet und führten in dem Widerſtreite der Geſinnungen, die gehegt und der Schritte, die gethan wurden, in immer tiefere Verwickelung, für welche nur unheilvolle Löſung möglich blieb. Die öffentliche Stimme in Preußen brach heftig gegen den Grafen von Haugwitz aus, in der Hauptſtadt ſelbſt kam es zu gewaltſamen Äußerungen des Unwillens, das ganze Heer, ſeine ausgezeichnetſten Anführer an der Spitze, teilte dieſe Geſinnung. Blücher war nicht der letzte, ſich in ſolcher Weiſe ſcheltend auszuſprechen, und ſeine Teilnahme verſtärkte mächtig den Drang derer, welche nur im Kriege, dem augenblicklichſten und äußerſten, Rettung und Heil ſahen.

Doch blieben die Dinge einſtweilen noch in derſelben Richtung. Der Graf von Haugwitz ſetzte neue Verhandlungen in Paris fort, in welchen durch das Übergewicht Napoleons die preußiſche Staatsführung zu nur immer nachteiligeren Verhältniſſen kam. Für Provinzen, welche ſogleich an Frankreich oder deſſen Verbündete abgetreten wurden, ſollte Preußen zwar durch Hannover beim allgemeinen Frieden entſchädigt werden, allein die vorläufige Beſitznahme dieſes Landes befehdete Großbritannien und zerſtörte alles noch übrige Vertrauen. Napoleon indes ſchaltete in den deutſchen Verhältniſſen nach Willkür, betrieb die Errichtung des Rheinbundes und ließ ſeine ſteigende Machtgewalt immer ſchmerzlicher fühlen; den Beſchwerden, daß er die geſchloſſenen Verträge verletzt, ſtellte er das Erbieten neuer Abſchlüſſe entgegen, ſtets um vieles läſtiger bedingt, und um nichts ſicherer. Die Verhältniſſe ſpannten ſich. Im März 1806 rückten franzöſiſche Truppen nach Eſſen und Werden vor, um Beſitz von dieſen Gebieten zu nehmen, welche doch durch die Verträge keineswegs mitabgetreten waren. Blücher ließ ungeſäumt durch überlegene Truppenzahl die Eingedrungenen zurückweiſen, ſie fügten ſich ungern, indes gelang es, die Sache friedlich abzuthun. Die Treuloſigkeit Napoleons wurde jedoch mit jedem Tage dreiſter. Indem er dem Könige von Preußen, zum Gegenſatz und Nachbilde des Rheinbundes, die Stiftung eines Bundes norddeutſcher Staaten eifrigſt anriet, hintertrieb er zugleich bei dieſen den Erfolg. In ſeinen Friedenseröffnungen an Großbritannien verſprach er dieſem ſogar den Wiederbeſitz Hannovers, ohne die Anſprüche zu berückſichtigen, welche er ſelbſt für Preußen auf dieſes Land begründet und gewährleiſtet hatte. Dem wachſamen Vaterlandsgefühl entgingen ſolche Züge nicht, dem erregten Kriegseifer gaben ſie neue Nahrung. Heftiger als je drangen tauſend Stimmen auf ungeſäumten Krieg gegen einen Feind, mit dem kein Frieden möglich ſei; der Hof ſelbſt erblickte kaum einen anderen Ausweg und begann mit England und Rußland neue Anknüpfungen, ſeine Sprache gegen Frankreich wurde ernſthafter, ſeine Stellung kriegeriſcher; dennoch wurde die Hoffnung nicht aufgegeben, auf dieſe Weiſe auch vielleicht dem Frieden eine feſtere Grundlage zu geben. In dieſem Widerſtreite von Anſichten und Bemühungen ſtieg die Spannung der Gemüter aufs höchſte; die Ungeduld im Heere wurde laut und lauter, faſt alle ſeine Anführer waren von der Notwendigkeit des Krieges durchdrungen. Man grollte dem Könige, weil er den Frieden noch zu erhalten ſuchte. Blücher ging in Pyrmont voll Mißmut umher, bald Wolken von Tabaksrauch, bald Schimpfreden gegen die Miniſter ausſtoßend, die an allem Schuld wären, bald für die göttliche Königin ſich begeiſternd, um derentwillen allein er noch in den Kampf gehen möchte. In einem Schreiben aus Münſter im Juli ſagte er ſeine Überzeugung von der Notwendigkeit des Krieges frei und rückhaltslos dem Könige. Der General Graf von der Schulenburg-Kehnert, welcher die preußiſchen Truppen in Hannover befehligte, ſchrieb an Blücher auf die Mitteilung dieſes Briefes zurück, er freue ſich, unter der allgemeinen Erſchlaffung eine ſolche Kraft hervorgehen zu ſehen wie die dort ſich kundgebende; ein Staat, der ſolche Vaterlandsfreunde zähle, könne noch nicht verloren ſein; indes wage er für den Augenblick noch keine erwünſchte Wendung der Dinge zu hoffen, vielmehr ſehe er ſich bewogen, ſo lange die Leitung der Staatsgeſchäfte nicht einen anderen Weg nehme, ſich von denſelben zurückzuziehen und habe deshalb ſeine Entlaſſung nachgeſucht. Allein Blücher beharrte bei gutem Vertrauen. In der Mitte des Auguſt, als die Befehle von Berlin ernſtlichere Rüſtungen vorſchrieben, dünkte ihm der Zuſtand kein längeres Säumen zu ertragen, der höchſte Augenblick zur That ſchien gekommen; er berichtete an den König und ſchlug vor, die Zuſammenziehung der geſamten Kriegsmacht zur Eröffnung der Feindſeligkeiten nicht abzuwarten, ſondern ihm zu geſtatten, mit ſeinen unterhabenden Truppen ſogleich in ſchnellem Anfall auf die Franzoſen zu ſtürzen und ihre nur eben jetzt noch zu überraſchenden Scharen niederzuwerfen und weit hinaus zu zerſtreuen. Das Vertrauen auf die preußiſchen Waffen drückte der General von Rüchel in einem gleichzeitigen Schreiben an Blücher aus Hannover, wo jener anſtatt Schulenburgs den Befehl übernommen, folgendergeſtalt aus: „Sei's, wie ihm ſei, das Heer iſt brav, unſere Offiziere die beſten auf der Welt, und, ohne uns zu rühmen, wir beide ſind auch nicht ganz ſchlecht. Wir ſchlagen uns mit allen, denen wir gewachſen ſind, wir weichen nur der Unmöglichkeit." Noch im Anfange des Septembers ſchrieb Blücher aus Münſter eigenhändig: „Die Franzoſen finden ihr Grab noch diesſeits des Rheins, und die Hinüberkommenden bringen angenehme Nachricht mit, wie von Roßbach." Unglückliche letzte Erwähnung eines Namens, der forthin für lange Zeit unerwähnbar werden ſollte!

Der Krieg, deſſen Ausbruch im Wechſel der mannigfachen Ereigniſſe und im Schwanken der ſtreitenden Überlegungen ſo geraume Zeit war fern gehalten worden, erſchien im Herbſte 1806 endlich kaum länger zu vermeiden. Napoleon zeigte deutlich, daß ihm Preußen in der nachteiligen Stellung, die er dieſem Staate aufgenötigt, keine Scheu mehr einflöße, daß er denſelben zu willenloſer Abhängigkeit zu erniedrigen meine. Solche Schmach konnte durch das Geſchick verhängt ſein, nicht aber die, ohne Waffenentſcheidung in ſie einzuwilligen. Der Kampf wurde beſchloſſen, und von allen Seiten ſetzten die Truppenzüge ſich in Bewegung. Aber aufs neue traten Zögerungen ein; zweifelhaft und bedenklich, wie die ganze Lage, waren die einzelnen Maßregeln und Richtungen. Doch kamen endlich die preußiſchen Streitkräfte, denen die ſächſiſchen Truppen ſich angeſchloſſen hatten, im Anfange des Oktobers größtenteils in Thüringen zuſammen. Mit den Truppen aus Weſtfalen, bei Paderborn geſammelt, traf Blücher, deſſen anfängliche Richtung über Kaſſel nach Frankfurt am Main unterwegs abgeändert worden, in der Gegend von Erfurt ein. Unter dem Könige führte der Herzog von Braunſchweig, und nach ihm der Feldmarſchall von Möllendorf, die Befehlsmacht über das Ganze, zunächſt aber perſönlich über das Hauptheer, welches bei Erfurt ſtand; den rechten Flügel, über Gotha gegen Eiſenach gedehnt, wobei die von Blücher herbeigeführten Truppen, führte Rüchel, den linken, an der Saale, faſt ein beſonderes Heer zu nennen, der Fürſt von Hohenlohe. Blücher empfing die Beſtimmung, die Vorhut des Hauptheeres anzuführen. Schon früh aber mußte man wahrnehmen, daß die Einheit der Anordnungen mangele, daß die verſchiedenen Heerführer in allgemeinen Anſichten und perſönlichen Zwecken gar ſehr voneinander abwichen. Politiſche Erwägungen und Rückſichten, anſtatt die kriegeriſchen Anſtalten zu leiten, wirkten ſtörend und hemmend auf dieſelben ein. Viele verzweifelten ſchon damals an dem guten Ausgange ſchwankender Bewegungen, welche in unüberſehbaren Zuſtänden vergebens ein beſtimmtes Ziel ſuchten. Die herrſchende Stimmung des Heeres jedoch blieb Kriegsluſt und Zuverſicht, die hauptſächlichſte Sorge, daß neue Unterhandlungen abermals den Krieg hinhalten und unerwünſchte Verträge das Heer thatenlos heimſchicken könnten. Den Ausbruch der Feindſeligkeiten zu beſchleunigen, Eifer und Kraft zur That zu fördern, ließen die Mutigſten ſich angelegen ſein. Auch Blücher gehörte durchaus dieſer Stimmung an; kam es nur erſt zum Fechten, ſo durfte er ſeinem Säbel genug vertrauen; was ſich anderweitig geſtalten oder verwirren mochte, ließ ihn unbekümmert. Schon früher hatte er ſich mit Rüchel und mit dem Prinzen Louis Ferdinand in dieſem Kriegseifer zur Waffenbrüderſchaft feierlich verbunden.

Inzwiſchen ſorgte der Gegner, daß ſolchem Drange diesmal ſchnell die unheilvollſte Gewährung wurde. Mit raſcher Kraft und Thätigkeit hatte Napoleon auf die Nachricht, daß die Preußen in Sachſen eingerückt, ſein Heer in Franken geſammelt und brach am 7. und 8. Oktober unerwartet auf beiden Ufern der Saale zu nachdrücklichem Angriff hervor. Die preußiſchen Abteilungen, welche vorgerückt in Hof und Saalfeld ſtanden, wurden zurückgeworfen; bei letzterem Orte fiel am 10. Oktober Prinz Louis Ferdinand, in ſchmerzlicher Ungeduld zur Waffenentſcheidung wider Befehl dem Feinde hieher entgegengeeilt, als erſtes Opfer vergeblichen Heldenmuts. Die Richtung des franzöſiſchen Heerzuges drängte überflügelnd in die linke Seite der preußiſchen Kriegsmacht und drohte dieſelbe von ihrer Verbindung abzuſchneiden; ſchon war der Feind bis Naumburg vorgedrungen und hatte die dortigen Vorräte weggenommen. Der Herzog von Braunſchweig zog deshalb mit dem Hauptheere am 13. Oktober von Weimar links gegen Auerſtädt zurück, um bei Freiburg über die Unſtrut und nötigenfalls auf Halle zu gehen, während Hohenlohe bei Jena ſtehen blieb und Rüchel zur Unterſtützung nach Weimar herangerufen wurde. Das Hauptheer war ſo auf den äußerſten linken Flügel geraten; die beiden Flügel, rechts vorgeſchoben, bildeten gleichſam ein zweites Heer. In dieſer Stellung, deren Nachteil durch die läſſige Säumnis der preußiſchen Feldherrn, durch ihre Unkunde über Stärke und Abſehen des Feindes und durch den Mangel an Einheit in ihren Maßregeln noch vermehrt wurde, kam es am 14. Oktober zur doppelten Schlacht. Bei Auerſtädt wurde mit erſter Frühe, da dichter Nebel den Herbſtmorgen noch deckte, der Angriff von den Preußen begonnen, doch in der Meinung, nur eine geringere Schar vor ſich zu haben. Blücher, eben erſt von Rüchels Heer eingetroffen und zum Führer des Vortrabes ernannt, der jedoch nur erſt gebildet werden ſollte, fiel zuerſt mit 25 Schwadronen, die ihm hiezu angewieſen wurden, auf den Feind, der ſich zwiſchen den Dörfern Poppel und Tauchwitz gezeigt, und trieb ihn vor ſich her, bald aber, zu hitzig nachdringend, gerieten die preußiſchen Reiter jenſeits Haſſenhauſen in den Bereich franzöſiſchen Geſchützes und mußten, unter Preisgebung einiger Kanonen, eilig zurückweichen; als endlich das preußiſche Fußvolk herankam, erſchien auch ſchon feindliches Fußvolk und Geſchütz in großer Stärke. Jetzt erſt ſah der Herzog von Braunſchweig ein, daß ihm eine anſehnliche Macht — der Marſchall Davouſt befehligte ſie — gegenüberſtand, und ließ nun eilig die bisher in einem Zuge einander gefolgten Truppen ſeitwärts in getrennten Abteilungen zur Gefechtslinie heranziehen; mit Anſtrengung gelang dies nur allmählich in dem ſchwierigen Gelände, und erſt mit dem Schwinden des Morgennebels entwickelte ſich dem Anblick die von allen Seiten anhebende Schlacht. Auf dem rechten Flügel errang die preußiſche Reiterei einige Erfolge, und das Fußvolk rückte tapfer gegen Haſſenhauſen vor, an deſſen Gewinn großer Vorteil geknüpft erſchien. Blücher hatte ſich mit der Reiterei links gezogen und führte ſie, über Zeckwar und Spielberg gegen Punſchrau vorrückend, wiederholt auf den rechten Flügel und in den Rücken des Feindes, dem es hier an Reiterei gebrach, deſſen Fußvolk aber in geſchloſſenen Vierecken undurchdringlich allen Angriffen Trotz bot. Blücher verlor durch eine Kugel ſein Pferd unterm Leibe; ein Trompeter gab im Getümmel ihm das ſeine. Inzwiſchen rückte das preußiſche Fußvolk immer zahlreicher in den Kampf, und auch die Franzoſen erhielten raſche Verſtärkungen; doch jene, regimenterweiſe unter das feindliche Geſchützfeuer vorgeführt, um nach erlittenem Verluſte wieder abzutreten, mußten ſehr im Nachteil ſtehen gegen die zuſammenwirkende Kraft, zu welcher dieſe vereinigt waren. Indem der Herzog von Braunſchweig noch beſchäftigt war, die nachrückenden Truppen zum Angriff gegen Haſſenhauſen zu ordnen, traf ihn eine tödliche Kugel.

Seine Abſichten und Verfügungen hatte er niemandem vertraut, und mit ihm ging alle Leitung in dieſem Gewirr unter. Noch ſchlugen ſich die einzelnen Truppenſcharen mit großer Tapferkeit; der König ſelbſt führte die Bataillone zum Angriff. Allein die Franzoſen, ihre Stärke immer heftiger gegen die linke Seite der Preußen zuſammendrängend, erhielten ſchon nach 9 Uhr hier entſchiedene Oberhand. General Morand traf mit friſchen Truppen bei Spielberg ein, ſein Geſchütz, bei dem Kirchhofe des Dorfes vorteilhaft aufgepflanzt, traf verheerend in die überflügelte Seite der vorgerückten Preußen, ſeine Plänkler ergoſſen ſich in ungeheurem Schwarm in deren Rücken. Der Angriff gegen Haſſenhauſen war nun vernichtet. Nicht beſſer gelang ein andrer auf dem äußerſten rechten Flügel; Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, verſuchte vergebens an der Spitze ſeiner Reiter in die Vierecke des feindlichen Fußvolks einzubrechen. Bei dem zunehmenden Vorrücken und Überragen des Feindes auf dem linken Flügel entſtand für die Preußen die Notwendigkeit des Rückzugs, und die Schlacht mußte für verloren gelten. Doch hatten ganze Abteilungen preußiſcher Truppen an dem Kampfe noch nicht teil genommen, und die Reiterei, welche dem Feinde vorzüglich zu ſchaffengemacht, war großenteils noch ſchlagfertig. Blücher, inmitten ſo unerwarteter Unfälle noch nicht auf die Ehre des Tages verzichtend, ſuchte im Gewühl den König auf und erbot ſich, mit jenen friſchen Truppen und der geſamten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günſtig entſcheidenden Verſuch zu machen. Die Erlaubnis wurde erteilt, allein ehe noch Blücher, der im Galopp zu ſeinen Reitern geſprengt, dieſe vorführen gekonnt, wieder zurückgenommen. Es dünkte ratſamer, einigen Rückhalt unverſehrt zu bewahren, um des anderen Tages, mit Hohenlohe und Rüchel vereinigt, die eigentliche Schlacht zu liefern, für welche der bisherige Kampf nur als Vorſpiel zu betrachten ſchien. Der Rückzug wurde demnach anbefohlen, er geſchah zuerſt nach Auerſtädt, um in der Richtung gegen Weimar ſich mit dem anderen Heere zu vereinigen und alsdann aufs neue den Feind mit geſamter Macht anzugreifen. Die Franzoſen folgten anfangs nicht eifrig; Blücher bot mit der Reiterei geſchloſſen ihrem Andrang die Stirne.

Allein auch Hohenlohe und, während des Gefechts herangezogen, Rüchel, waren gleichzeitig am nämlichen Tage durch Napoleon ſelbſt, der von Jena unerwartet hervorgebrochen, in blutiger und auch hier von den Preußen mit äußerſter, aber vergeblicher Tapferkeit gefochtenen Schlacht, geſchlagen worden. Auch hier waren die Feldherrn ſorglos, unvorbereitet, ohne Plan und Überſicht in den Kampf geraten, hatten ſich bis zuletzt der verderblichſten Täuſchung überlaſſen und dann im entſchiedenen Nachteil vergebens gegen die Übermacht gerungen. Beide waren verwundet; ein eigenes Geſchick, welches an dieſem Tage vorzüglich die Anführer als Opfer wählte. Die Truppen, überall geworfen, zerrüttet und zerſprengt, ſuchten ihr Heil in verſchiedener Richtung; nichts war vorbereitet, noch beſtimmt für den Fall eines Rückzugs. Beide Heere, jedes noch auf das andere rechnend, begegneten einander mit der Botſchaft ihrer Niederlagen. Der Verluſt der Schlachten hatte die preußiſche Kriegsmacht noch nicht aufgerieben, die Verwirrung des Rückzugs that es. Von dem raſch verfolgenden Feind unabläſſig gedrängt und immer nachteiliger linksher überflügelt, in langer Herbſtnacht, auf ſchlechteſten Wegen, ohne Kunde des Landes, ohne Verpflegung und Raſt, ſuchten die Truppen ohne Einheit der Bewegung ihr Heil, ſo gut es gehen wollte; zahlloſes Gepäck, zuſammentreffende, einander durchkreuzende Truppenzüge, verwirrende Angaben, unſichere Befehle vermehrten die Unordnung; Mutloſigkeit gab alles verloren, die Scharen löſten ſich auf, der Gehorſam erloſch, die Gemeinen warfen hin und wieder die Waffen weg, Offiziere ritten bis zur Elbe, ohne ihre Truppen zu finden, und verbreiteten weithin Schrecken und Beſtürzung.

So endeten die Schlachten von Jena und Auerſtädt, in welchen die Preußen mit großer Tapferkeit — ihr Verluſt auf dem Wahlplatze, gegen 10 000 Tote und Verwundete, bezeugte dieſelbe, — doch unter den gegebenen Umſtänden fruchtlos gefochten. Es zeigte ſich hier, daß auch die größten Kräfte und beſten Geſinnungen, welche unleugbar in der preußiſchen Kriegsmacht damals wie ſpäter vorhanden waren, doch einem Geſchick erliegen können, das ihnen die Bahn ihres freien Wirkens verſchloſſen hält. Dieſen erſten Unfällen folgte eine Reihe ſchmachvoller Ereigniſſe, ein Verderben und Jammer ohne Beiſpiel. Haß und Hohn fielen ſchmähend über das Unglück her und wühlten grauſam in den Wunden des Vaterlandes. Damals durfte der Blick der Getreuen von ſolchem Elend lieber ſich völlig abwenden. Jetzt aber ſind jene Ereigniſſe, deren türmende Aufeinanderfolge nicht ohne heißen Ingrimm des Herzens zu vernehmen iſt, für die Geſchichte ein inhaltvoller Beſitz, in welchem die vaterländiſche Erinnerung, neben dem Andenken vorhergegangener und nachgefolgter Ruhmeszeiten, mit heilſamem Schmerze zuweilen einkehren mag, um in dem großen Anblicke den Geiſt zu ſtärken, das Herz vor Übermut zu wahren und ihm die Lehre einzuprägen, daß niemals an dem Vaterlande zu verzweifeln ſei! Indem wir dieſe große Zerrüttung hier hauptſächlich nur in Blüchers Bahn durchwandeln, bleibt uns noch ſtets die lichthellere Seite des finſteren Gemäldes dargeboten.

In der grenzenloſen Verwirrung, welche durch die Nacht vom 14. auf den 15. Oktober über die geſchlagenen preußiſchen Heerhaufen gekommen war, ſuchten der General Graf von Kalckreuth, dem der König am 15. in Sömmerda den Oberbefehl über die dorthin geflüchteten Truppen übertragen, und der Fürſt von Hohenlohe, dem einige Trümmer ſeines Heeres folgten, wenigſtens eine Art von Ordnung und Richtung herzuſtellen. An Kalckreuth hatte ſich Blücher angeſchloſſen, deſſen Reiterei noch am meiſten beiſammen war. Von der franzöſiſchen Reiterſchar des Generals Laſalle gedrängt, ſtrebte dieſer Zug am 16. über Weißenſee nach Sondershauſen zu gelangen, ſah aber plötzlich von Weißenſee her eine andere franzöſiſche Reiterſchar unter dem General Klein heranrücken. Die Lage war verzweifelt und erlaubte kein Bedenken. Sich durch die feindliche Übermacht durchzuſchlagen mit den gemiſchten müden Truppen, erſchien unmöglich, das Fußvolk wäre ſogleich preis zu geben geweſen, die Reiterei mit ihren abgematteten Pferden in keinem Falle weit gekommen. Da beſchloß Blücher, ein anderes Rettungsmittel zu verſuchen. Er ritt mit einem Trompeter und einigen Offizieren zu den Franzoſen heran und verlangte ihren Befehlshaber zu ſprechen; dies wurde bewilligt, aber ihm ſollten, damit er nicht die Stärke der Truppen ſehe, die Augen verbunden werden; davon jedoch wollte er nichts hören: „So lang' ich noch am Leben bin, rief er, will ich auch ſehen können!" und wehrte ſich ſo gewaltig, daß man ihn zuletzt wirklich mit unverbundenen Augen durchließ. Als er ſo zu dem General Klein gelangt war, ſprach er demſelben von den Friedenseinleitungen, welche bereits wieder ſtattfänden, und zu deren Behuf alle Feindſeligkeiten eingeſtellt wären; er rief den mitanweſenden Oberſten von Maſſenbach zum Zeugen auf, der allerdings beteuern konnte, ein Schreiben Napoleons vom 12. Oktober, mit Friedensanträgen an den König gerichtet, habe dieſer am Tage nach der Schlacht in gleichem Sinne beantwortet. Daß Blüchers Reden verſtändiger Dolmetſchung bedurften, erleichterte den Eindruck, welchen ihr Inhalt machen ſollte und den ein ſcharfgeſtelltes klares Geſpräch kaum zugelaſſen hätte. Genug, der franzöſiſche General ließ ſich überreden, daß ein Waffenſtillſtand geſchloſſen ſei, und die Preußen zogen ihrer Straße, von einem franzöſiſchen Offizier begleitet, welcher Urſache wurde, daß auch der General Laſalle die Verfolgung einſtellte. Kaum aber waren ſie nach Greußen gelangt, ſo erſchien daſelbſt von Erfurt her die franzöſiſche Heerſchar des Marſchalls Soult, der, minder leichtglänbig, alſobald wieder allgemeinen Angriff befahl. Blücher hielt mit dem Nachtrabe ein lebhaftes Gefecht ſtandhaft bis tief in die Nacht aus und Kalckreuth erreichte frühmorgens Sondershauſen, brach aber nach kurzer Raſt am 17. wieder auf und gewann Nordhauſen, doch bald auch hier vom Feinde wieder eingeholt. Blücher empfing daſelbſt vom Fürſten von Hohenlohe, der ihn der Gegend am meiſten kundig hielt, den Auftrag, zum Rückzug über den Harz einen Entwurf zu machen, den er durch Hilfe des Majors von dem Kneſebeck zuſtande brachte. Da man jedoch als unmöglich annahm, das gerettete ſchwere Geſchütz, noch aus 32 Zwölfpfündern beſtehend, durch das Gebirge zu ſchaffen, ſo wurde beſchloſſen, dasſelbe noch mehr links, über Oſterode und Seeſen, um den Harz herum, und dann auf dem nächſten Wege nach Tangermünde zu führen, wo der Übergang über die Elbe geſchehen ſollte. Blücher erbot ſich, dieſen in jeder Art mißlichen Zug zu geleiten, die Bedeckung beſtand nur aus etwa 800 Mann zu Fuß und 600 Reitern. Noch vor Abend zogen die Truppen weiter, aber ſogleich wieder zum Gefecht genötigt, und Blücher mußte die zunächſt nachdringenden feindlichen Scharen mehrmals zurückwerfen. Kalckreuth führte ſeine Truppen über Haſſelfelde gegen die Elbe hin; unter den Kanonen von Magdeburg ſollten ſie, wieder vereinigt mit den andern, neuerdings Fuß faſſen. Die Franzoſen verloren eine Weile die Spur der Preußen, deren Rückzug dadurch nun einigen Vorſprung gewann.

Seinerſeits hatte Hohenlohe mit andern der geſchlagenen Scharen ſeinen Rückzug über Sondershauſen, Nordhauſen, wo er eine Zeitlang vergebens auf Kalckreuth gewartet, dann über Stollberg und Quedlinburg unaufhaltſam fortgeſetzt, gedrängt von dem nachrückenden Feinde, noch mehr von den Gefahren, die ſich durch die Folge der Ereigniſſe darthaten. Ein Schreiben des Königs übertrug ihm den Oberbefehl über alle Truppen diesſeits der Oder, allein es blieb keine Ausſicht, innerhalb dieſes Raumes noch ein Heer wieder aufzuſtellen. Als Hohenlohe am 20. Oktober in Magdeburg eintraf, hatte Kalckreuth ſeine Truppen, anſtatt ſie, dem erhaltenen Befehle gemäß, an dieſen Sammelort zu bringen, nach tiefer abwärts gelegenen Orten, die Reiterei ſogar bis Tangermünde und Werben hinab zum Übergange über die Elbe befehligt und verurſachte dadurch eine Trennung, die in der Folge den größten Nachteil brachte; er ſelbſt aber, zu dem Könige berufen, um nicht unter dienſtjüngerem Befehle zu ſtehen, begab ſich nach Küſtrin. Blücher war von der Richtung nach Magdeburg ohne ſeine Schuld abgedrängt. In gleichem Falle befand ſich der Herzog von Weimar mit ſeiner aus Thüringen mutvoll und geſchickt über Mühlhauſen und Heiligenſtadt herausgeführten Schar. Den bei Halle als Rückhalt aufgeſtellten noch friſchen Truppen hatte ihr Anführer, der Herzog Eugen von Württemberg, dort am 17. Oktober die traurigſte Niederlage zugezogen. Erfurt, dieſer ſichere Sammelort vieler Flüchtigen und Verwundeten und großer Vorräte aller Art, hatte ſich am 16. dem Feinde übergeben. Die Sachſen, von den Franzoſen eifrigſt in annähernde Unterhandlungen gezogen, ließen ein nahes Abtreten von der Sache der Preußen gewärtigen. Unter dieſen Umſtänden dünkte dem neuen Oberbefehlshaber der beſte Rat, ſo ſchnell als möglich mit allen Truppen, ſo viel deren immer nur zuſammenzuraffen wären, die Oder zu erreichen, um dort, näher den anrückenden Verſtärkungen, und unter dem Schutze der guten Feſtungen, einen ſicheren Halt zu nehmen. Er brach am 21. von Magdeburg auf, ging über die Elbe und nahm die Richtung nach Rathenau.

Blücher indes hatte am 18. Oktober Oſterode erreicht, mußte aber ſchon am 19. wiederum links ausbiegen und den weiteren Umweg über Braunſchweig einſchlagen, weil der Feind ſchon bis Halberſtadt ſtreifte und dieſen Weg abſchnitt. Am 19. gelangte Blücher nach Beinum, am 20. in die Nähe von Braunſchweig und ging am 21. für ſeine Perſon nach Wolfenbüttel, um den Herzog von Weimar zu ſprechen, der mit ſeinen Truppen daſelbſt glücklich angelangt war. Beide Feldherren beſchloſſen, den weiteren Rückzug vereinigt zu machen und nicht bei Tangermünde, wo der Feind ſchon zu nahe war, ſondern weiter unten bei Sandow über die Elbe zu gehen, wohin zugleich der Major Graf von Chaſot und der Lieutenant von Thile vorausgeſandt wurden, um alles nötige zum Ubergang anzuordnen. Das Geſchütz gelangte über Sachow, Deetz und Dalchau ſchon am 24. Oktober bei Sandow glücklich über die Elbe und wurde hier an Hohenlohes Truppenzug abgeliefert. Blücher hatte in 7 Tagen mit größter Anſtrengung 34 Meilen zurückgelegt, und nur durch ſeine thätige Sorgfalt und kraftvollen Eifer, welche den nötigen Vorſpann und Unterhalt auf jede Art herbeiſchafften, war ein ſolcher Zug mit ermüdeten und entmutigten Truppen möglich geworden. Gleiche Thätigkeit und Kraft bewies der Herzog von Weimar. Der Feind erſchien mehrmals in der Seite der Abziehenden und drohte ihnen an der Elbe zuvorzukommen, allein in vier angeſtrengten Tagemärſchen gewannen auch dieſe Truppen glücklich den Übergangsort, beſtanden daſelbſt am 25. Oktober unter Anführung des Oberſten von Yorck noch ein heftiges Gefecht mit den Vortruppen des Marſchalls Soult und gelangten in der Nacht faſt ohne Verluſt endlich auf das rechte Elbufer.

Schon am 24. Oktober war Blücher von dem Fürſten von Hohenlohe eiligſt in deſſen Hauptquartier zu Neuſtadt an der Doſſe berufen worden und abends um 10 Uhr daſelbſt angelangt. Die Truppen waren ſämtlich auf dem Zuge nach der Oder begriffen, welche man in angeſtrengter Eile bei Stettin vor den Franzoſen zu erreichen hoffte. Um ſchneller fortzukommen und leichter Unterhalt zu finden, mußten ſie auf verſchiedenen Wegen einherziehen, doch ſollten die getrennten Scharen in Prenzlau wieder zuſammentreffen und auch unterwegs einander möglichſt nahe bleiben, da die franzöſiſche Heeresmacht ſchon in voller Stärke zwiſchen Elbe und Oder vordrang. Hohenlohe ließ Blüchern die Wahl, entweder die Reiterei des Haupttrupps oder die äußerſte Nachhut zu befehligen, welche aus den Trümmern der bei Halle geſchlagenen Truppen beſtand. Als er das letztere gewählt, wurde ihm noch ſein eignes Huſarenregiment zugeteilt. Mit dieſen Truppen ſollte er zuvörderſt die noch im Übergang über die Elbe begriffene Schar des Herzogs von Weimar aufnehmen und dann dem Haupttrupp, womöglich nur in der Entfernung eines ſtarken Marſches, nach der Oder folgen, wobei für den 26. Oktober den abgemüdeten Truppen bei Ganzer ein Ruhetag berechnet war. Blücher zog am 25. nach Ganzer, ließ aber hier bei der Eile, welche die Umſtände geboten, keinen Ruhetag halten, ſondern ordnete ſogleich für den 26. den Marſch nach Ruppin. Die Truppen hatten mit unſäglichem Ungemach zu kämpfen, ſelbſt die Nacht gab ihnen bei der Entlegenheit der Dörfer, in welchen ſie Quartier und Nahrung ſuchen mußten, wenig Erholung; Mannſchaft und Pferde erlagen, es drohte eine völlige Auflöſung einzutreten. Schon waren die Truppen auf dem Marſche nach Ruppin, als Blücher um halb 11 Uhr vormittags eine Botſchaft von Hohenlohe empfing, der ihm den Befehl erteilte, mit allen Truppen unverweilt Tag und Nacht fortzurücken, bis er ſich dem Haupttrupp, der gleichfalls aus allen Kräften gegen die Oder ſtrebe, angeſchloſſen habe; die Niederlage der Reiterſchar unter dem General von Schimmelpfennig bei Zehdenick, hieß es, und das mächtigere Andringen des Feindes gegen die untere Oder, mache dieſe Anſtrengung nötig. Blücher ſchrieb zurück, er könne an dieſem Tage unmöglich weiter als Alt-Ruppin gelangen, ſeine Truppen ſeien erſchöpft, durch Nachtmärſche würde ſich alles auflöſen; er fürchte dieſe mehr als den Feind, er wünſche lieber ſeine Schar dieſem bloßgeſtellt, als durch ſolche Anſtrengung in einen Zuſtand gebracht zu ſehen, in welchem ſie gar nicht mehr fechten könne; doch werde er thun, was irgend möglich ſei. Blüchers Äußerungen ſchienen anzudeuten; daß er in Hohenlohes Befehl mehr eine ängſtliche Sorge desſelben, ihn vor dem Andrange des Feindes rettend aufzunehmen, als einen Notruf zu jenes eigner Rettung erkannt habe. Wenigſtens werden ſeine Worte in dieſem Sinne ganz erklärlich. Auch blieb ſein Handeln nicht an ſie gebunden. Mit größter Anſtrengung brachte er ſeine Truppen, von welchen ganze Abteilungen noch mehrere Meilen hinter Ganzer zurückgeblieben waren, am 26. ſpät abends in die Gegend von Ruppin. Am 27. in aller Frühe brach er ſchon wieder auf und zog ohne Aufenthalt nach Fürſtenberg und von hier, faſt die ganze Nacht durch marſchierend, nach Lychen. Die Reiterei des Fürſten von Ponte-Corvo griff während des Zuges bei Menz den Nachtrab ernſtlich an, wurde aber von den Huſarenregimentern Blücher und Uſedom tapfer zurückgeworfen. Die Truppen zogen indes ohne Raſt den ganzen folgenden Tag weiter; der Feind griff bei Lychen den Nachtrab abermals an, mußte jedoch mit Verluſt vor Blüchers Huſaren zurückweichen; die Leute waren entkräftet durch Hunger und Ermüdung, mehrere fielen auf dem Marſche tot nieder vor Blüchers Augen; unter ſolchen Umſtänden wurde am 28. erſt gegen 10 Uhr abends die Gegend von Boitzenburg erreicht, wo der Feind ſchon zuvorgekommen war, doch bei Annäherung der Preußen wieder zurückging. Bis in die Nacht hinein aber dauerten die kleinen Gefechte, durch welche die preußiſchen Abteilungen ſich in den nächſten Dörfern mit den früher eingedrungenen Franzoſen um die Quartiere ſchlagen mußten. Nach vierſtündiger Raſt war um 2 Uhr morgens ſchon alles wieder in Bewegung, und um 5 Uhr wurde der Marſch nach Prenzlau fortgeſetzt, dem Ziele der Vereinigung mit Hohenlohe, als die Nachricht einlief, daß ſchon tags vorher um Mittag dieſer Feldherr mit allen ſeinen Truppen, noch etwa 16 000 Mann, ſich daſelbſt der vereinigten Macht des Großherzogs von Berg und des Marſchalls Lannes kriegsgefangen ergeben habe! Hohenlohe hatte nämlich nach ſeinem am 26. Oktober erlaſſenen Befehl an Blücher deſſen Ankunft noch ſelbigen Mittag in Granſee und am 27. morgens in Lychen mehrere Stunden vergebens erharrt, dann ſeinen Zug, faſt von aller Reiterei entblößt und von der feindlichen der Generale Laſalle und Milhaud ſeitwärts überdrängt, unter den größten Mühſalen und Entbehrungen fortgeſetzt. Schon hatte er jedoch Boitzenburg und endlich Prenzlau, trotz dem wehrenden Feinde, gewonnen, als ein neues unglückliches Gefecht, die wiederholte Aufforderung des Großherzogs von Berg, der traurige Zuſtand der Truppen, welchen falſche Angaben noch vergrößerten, und endlich der Irrtum des Oberſten von Maſſenbach, der, zurückkehrend von einer Unterredung mit dem Marſchall Lannes, denſelben ſchon auf dem rechten Ufer der Ucker getroffen zu haben wähnte, den entmutigten Feldherrn bei ſchon glücklichern Ausſichten an ſeiner Rettung verzweifeln ließen und ihn zu der ſchmachvollen Übergabe bewogen, welche, wiewohl gewiß, gleich ſo vielen nachfolgenden, einzig das Werk der Verzagtheit, lange Zeit vielen doch nur als das des Verrats begreiflich war.

Blüchers Entſchluß, nachdem er die Vorgänge von Prenzlau vernommen, war bald gefaßt. Er hatte noch 10 500 Mann. Mit dieſen die wenigſtens vierfache Übermacht der vereinigten Truppen des Großherzogs von Berg, der ihn von der Oder abſchnitt, und des Fürſten von Ponte-Corvo, der ihm Rücken und Seite bedrohte, glücklich zu bekämpfen, durfte er nicht zu hoffen wagen. Er beſchloß demnach, in das Mecklenburgiſche auszuweichen, dort alle noch erreichbaren preußiſchen Scharen an ſich zu ziehen und dann über die Elbe zu gehen, um ſich dem feindlichen Heere in den Rücken zu werfen und die Feſtungen Magdeburg und Hameln zu entſetzen oder nach Umſtänden ein Treffen zu wagen, in jedem Falle durch ſein Unternehmen den Andrang der franzöſiſchen Truppen gegen die Oder zu mindern und aufzuhalten. Er rechnete dabei hauptſächlich auf die Truppenſchar, welche unter Anführung des Herzogs von Weimar bei Sandow zuletzt über die Elbe gekommen und darauf unter dem Befehle des Generals von Winning dem Zuge Hohenlohes mit Anſtrengung gefolgt war, jetzt aber ungefähr in dieſer Gegend auf gleiche Weiſe bedrängt ſein mußte. Ohne Verzug rückte Blücher noch am 29. Oktober bis Strelitz und am 30. bis Dambeck, wo er den General von Winning mit ſeinen Truppen fand, der von Wittſtock und Mirow kommend auf dem Wege nach Roſtock war, wo er ſich einzuſchiffen dachte. Blücher übernahm den Befehl über die ſämtlichen Truppen, welche zuſammen jetzt 21 000 Mann ſtark ſchon eher dem Feinde die Spitze bieten konnten. Die Meldung, daß eine dritte franzöſiſche Heerſchar, die des Marſchalls Soult, welche am 29. bei Tangermünde über die Elbe geſetzt, dem Zuge Winnings folgend, gegen Mirow heranziehe, veränderte die Lage wieder, und Blücher richtete nun ſein Abſehen auf Lauenburg und Artlenburg, um dort wieder auf das linke Elbufer zu gelangen und entweder Magdeburg zu gewinnen oder in Weſtfalen ſich mit dem General von Lecoq zu vereinigen der dort mit einigen Truppen zurückgeblieben war, welche bei dem allgemeinen Rückzuge die Elbe nicht mehr erreicht hatten. Dieſes kühne Vorhaben wurde durch die nachfolgenden Ereigniſſe zu einem entgegengeſetzten Ausgange gedrängt, der auch dieſen Anführer und ſeine tapferen Scharen dem allgemeinen Loſe des unglücklichſten Feldzuges nicht entkommen ließ. Blücher teilte ſeine Truppen in zwei Hauptteile, deren Bewegungen und Lagerungen ſoviel als möglich für die beiden Zwecke berechnet wurden, durch größere Ausbreitung in den Dörfern den Truppen irgend Unterhalt und Raſt zu verſchaffen und ſie zum Gefecht nötigenfalls immer ſchnell wieder beiſammen zu haben.

Der Feind indes verlor keine Zeit; die Truppen des Marſchalls Soult erreichten den Nachtrab der Preußen noch bei Dambeck und blieben ihm fortan auf den Ferſen. Am 31. Oktober gelangte Blücher nach Waren, am 1. November nach Alt-Schwerin; zwiſchen beiden Orten wurde lebhaft gefochten, desgleichen bei Glave, und die Preußen machten einige Gefangene. Am 2. November ließ die Verfolgung nach, aber die Franzoſen ſuchten längs der Elbe Blüchern zuvorzukommen, und der Fürſt von Ponte-Corvo ließ ihm zugleich Anträge zur Übergabe machen. Die kurze Friſt reichte nicht hin, den von unaufhörlicher Anſtrengung, von Hunger und Not aller Art erſchöpften Truppen die nötige Erholung zu verſtatten. Um Brot und Branntwein aus Schwerin zu erhalten, zog Blücher am 3. in die Gegend dieſer Stadt, allein auf dem Marſche von den Franzoſen ereilt, mußten die Preußen bei Kriwitz ein hitziges Gefecht beſtehen, worin die Reiterei zwar augenblicklichen Vorteil erlangte, jedoch den immer ſtärkeren Andrang des Feindes nicht hemmen konnte. Das Gefecht endete erſt in der Nacht bei dem Dorfe Fähre, die Franzoſen rückten eine große Strecke vor, und das Hauptquartier des Fürſten von Ponte-Corvo kam dem von Blücher auf eine halbe Stunde nah; jener ließ dieſen abermals zur Übergabe auffordern und ihm vorſtellen, die Preußen ſeien von drei überlegenen Heerſcharen umringt und kein Entkommen möglich. „Was“, rief Blücher lachend, „ich umringt? Ich wäre doch begierig zu wiſſen, wer mir verbieten wollte, entweder auf Berlin zu marſchieren oder Magdeburg zu entſetzen?“ Dabei verbat er ſich ein für allemal jede fernere Aufforderung. Seine Antwort verdoppelte die Aufmerkſamkeit der Franzoſen gegen die Elbe hin, und ſeine Lage war in der That ſchlimmer, als er geſtehen wollte. Der Übergang bei Lauenburg war kaum noch möglich, die Truppen waren von der Elbe ſchon zu weit nach Norden abgekommen und mußten am 4. zu ihrer Sicherheit aus ihrer gefahrvollen Verſplitterung bei Schwerin noch weiter nordwärts eine Stellung bei Gadebuſch ſuchen. Eine Schar aus Weſtfalen und Hannover auf das rechte Elbufer entkommener Preußen ſchloß ſich in dieſer Gegend an Blücher an. Allein auch hier, obwohl das Gelände für die Reiterei, worin die Stärke der Preußen beſtand, und für das Geſchütz, deſſen ſie noch gegen 100 Stücke zählten, vorteilhaft erſchien, durfte Blücher keinen Erfolg von einer Schlacht hoffen, für welche, nach allen Verluſten eines ſo weiten und ſchnellen Marſches, ihm nur noch etwa 16 000 Mann gegen faſt 80 000 übrig waren; von einer Schlacht, welche ſogleich zu beſtehen weder die Menſchen noch die Pferde die nötige Kraft hatten, und welche um einen Tag aufzuſchieben nicht in ſeiner Macht lag. Doch gab er es nicht auf, wenn ihm nur ſo viel Friſt gegönnt würde, um einen Tag aufzuatmen, der Übermacht des Feindes im offenen Felde, beſonders mit der Reiterei, der er ganz vertraute, Trotz zu bieten. Eine ſolche Friſt war nur hinter der Trave, die erforderlichen Mittel zur Herſtellung nur in der reich verſehenen Hanſeſtadt Lübeck, hier und in Travemünde auch noch die einzige Rettung zu Schiff zu hoffen. Die Not entſchied mehr als die Wahl, es gab keinen anderen Ausweg; und am 5. November abends zogen die Preußen in Lübeck ein. Der beſtürzte Rat dieſer freien Stadt weigerte anfangs jede Kriegsleiſtung, allein Blücher, der ſelbſt auf dem Rathauſe erſchien, zeigte die Notwendigkeit, der Macht des Augenblicks nachzugeben. Die Truppen erfüllten die Straßen und wurden ohne Verzug nach den Umſtänden in die Häuſer verlegt. Das Geſchütz wurde auf den Wällen und vor den Thoren aufgefahren; die Beſetzung der Ufer der Trave und Travemündes angeordnet. Der General von Ewald, welcher mit däniſchen Truppen bei Stockelsdorf ſtand, verſicherte, daß er diejenigen fremden Truppen, welche zuerſt das däniſche Gebiet berührten, als Feinde behandeln würde, und Blücher hoffte, die Franzoſen in dieſen Fall zu bringen. Doch dieſe ſäumten nicht, am 6. in der Frühe ſogleich die Stadt ſelbſt anzugreifen; ſie rückten gegen das Mühlenthor und das Burgthor an. Blücher zog die ſämtliche Reiterei durch die Stadt rückwärts auf das freie Feld, die Wälle und Thore blieben von 16 Bataillons und 52 Kanonen verteidigt. Gegen Mittag ließ das Feuer eine Weile nach, und Blücher begab ſich in ſeine Wohnung, um daſelbſt ſeinen Offizieren die Befehle für den folgenden Tag auszugeben. Aber nach kurzer Stille erhob ſich aufs neue und heftiger das Feuer des Geſchützes, und alsbald auch des Kleingewehrs. Blücher wollte ſogleich zum Burgthor eilen, doch der Oberſt von Scharnhorſt hielt ihn durch die Vorſtellung zurück, daß am anderen Thore nicht minder ſtark geſchoſſen werde, für die Stadt vor der Hand nichts zu fürchten ſei, die Befehlserteilung aber keinen Aufſchub leide; demnach wurden nur einige Maßregeln zur größeren Sicherheit noch anbefohlen und dann in dem begonnenen Geſchäft fortgefahren. Da erſcholl plötzlich Gewehrfeuer und Geſchrei vom Burgthor her und ſogleich in den Straßen; der eingedrungene Feind ſtürmte ſo gewaltſam vor, daß nur Blücher ſelbſt mit ſeinem Sohne, dem Rittmeiſter von Blücher, und dem Hauptmann von Müffling noch glücklich aus dem Hauſe zu den Truppen gelangten, die übrigen Offiziere aber, worunter Scharnhorſt und der Rittmeiſter Graf von der Goltz, in demſelben gefangen wurden. Auf dem Markte raffte Blücher die Flüchtigen zuſammen und warf ſich mit ihnen dem Feind entgegen, den er in wiederholten Angriffen bedeutend zurücktrieb, eine Schwadron Reiter, die er holen ließ, reinigte im vollen Rennen mehrere Straßen, und hieb viel franzöſiſches Fußvolk zuſammen, allein die Stadt füllte ſich mehr und mehr mit Feinden, geſchloſſen rückten ſie vor und griffen ſchon die Travebrücke an. Um nicht abgeſchnitten zu werden, mußte Blücher nach vergeblichem tapferen Kampfe mit den Trümmern ſeiner Schar über jene Brücke und durch das Thor von Holſtein ſich aus der Stadt zurückziehen. In der Leidenſchaft des Augenblicks würde er hier ohne den beſonnenen Mut des Hauptmanns von Müffling ſeine eigene Rettung verſäumt haben. Jetzt erſt überſah er die Größe des erlittenen Verluſtes, von allem Fußvolk und Geſchütz waren nur 3 Bataillone und 2 Kanonen übrig. Den Unfall verſchuldete größtenteils der Umſtand, daß der Herzog von Braunſchweig-Öls außerhalb des Burgthors ein Bataillon ſeines Regiments aufgeſtellt hatte, deſſen Zurückweichen eine Batterie von 16 Kanonen, welche das Thor verteidigen ſollte, gleichfalls zum Abziehen veranlaßte, worauf das Fußvolk in Unordnung zur Stadt floh, in welche der Feind zugleich mit ihm eindrang.

In dem Schmerze ſeines Unglücks dachte Blücher nur einzig an die Wiedereinnahme der Stadt während der Nacht; doch da man das Feuer einiger Abteilungen noch hörte, die ſich am Mühlenthore und am Thore von Höxter tapfer verteidigten, rief Blücher ſogleich zum Angriff, und begeiſtert wandte das tapfre Regiment Kuhnheim ſich wieder gegen die Stadt und verſuchte in geregeltem Angriff durch das Thor von Holſtein einzudringen, um jene Truppen zu befreien; allein der Feind hatte ſchon in Übermacht den Zugang beſetzt, und der Verſuch mißlang mit großem Verluſt. Blücher begab ſich nun zu ſeiner Reiterei nach Ratkau und ließ das noch übrige Fußvolk Schwartau beſetzt halten. Seine Ausſicht war nun auf Travemünde, ſeine letzte Hoffnung auf ein Reitergefecht beſchränkt, worin Mut und Tüchtigkeit darzuthun, wenn auch nicht dem Feldherrn mehr nutzen konnte, doch wenigſtens dem Krieger noch ſchmeichelte. Allein die Gelegenheit blieb verſagt. Gegen Nacht kam die Nachricht, daß der Feind auch Schwartau überrumpelt und alle dortigen Truppen gefangen gemacht, ſpäter brachte der Herzog von Braunſchweig-Öls die Nachricht, auch Travemünde ſei genommen; Geſchütz und Gepäck waren auf dem Wege dahin verfahren, die Pferde ohne Futter, die Mannſchaft ohne Nahrung und Kleidung und größtenteils ohne Schuhe; ſelbſt an Schießbedarf ein empfindlicher Mangel. In dieſen Bedrängniſſen empfing Blücher während der Nacht eine Botſchaft des Fürſten von Ponte-Corvo, der ihm vorſtellen ließ, für ſeinen Ruhm und für ſeine Regierung habe er genug geleiſtet, ihm bleibe nach dem Gefechte von Lübeck nichts übrig, als ſich auf ehrenvolle Bedingniſſe, die ihm angeboten würden, zu ergeben. Er antwortete, ſeine Lage ſei noch nicht ſo ſchlimm; andere als ehrenvolle Bedingniſſe werde er nie eingehen, zur Unterhandlung aber wolle er den Tag abwarten. Inzwiſchen ließ er, was ſchon früher eingeleitet war, den Oberſten von Scharnhorſt und Rittmeiſter Grafen von der Goltz gegen franzöſiſche Offiziere gleichen Ranges, die von Kriwitz her kriegsgefangen waren, auswechſeln. Noch in der Nacht ſann er, ſich auf Travemünde zu ziehen, als aber berichtet wurde, die ganze Gegend biete der Reiterei durchaus keinen Spielraum, ſah er freilich nichts übrig, als ſich in ſein Schickſal zu fügen, und erließ den Befehl, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Nun erſchien auch von ſeiten des Großherzogs von Berg eine Aufforderung zur Übergabe, worauf aber erwidert wurde, die Unterhandlungen ſeien ſchon mit dem Fürſten von Ponte-Corvo angeknüpft. Die Franzoſen wollten in der Frühe am 7. November ſchon aufs neue angreifen, bald aber kamen die Diviſionsgeneräle Tilly und Rivaud, um wegen der Übergabe abzuſchließen. Sie fanden Blüchern in Ratkau von heftigem Fieber befallen; dabei von dem lauten Rufen und Schreien während des Gefechts in Lübeck ſo heiſer, daß er kaum reden konnte. Doch beteuerte er, daß er ſich der Übermacht des Feindes nicht ergeben würde, aber die Gegend geſtatte der Reiterei nicht zu fechten, und er habe kein Pulver, noch Brot, noch Futter mehr, und dieſe Gründe ließ er in dem Eingange der Übergabspunkte anführen. Ihm wurde bewilligt, vor der Niederlegung der Waffen mit allen Kriegsehren auszurücken; Offiziere und Gemeine behielten ihre Habe. Eine unvermutete Schwierigkeit drohte alles wieder rückgängig zu machen. Der Großherzog von Berg wollte nicht zugeben, daß, aller Gewohnheit zuwider, die Beweggründe zur Übergabe mitangeführt würden, Blücher aber beſtand darauf; denn der König, das Heer und die ganze Welt müßten erfahren, weshalb er den ſchweren Schritt gethan; ehe er darauf verzichte, beteuerte er, wolle er ſich lieber bis auf den letzten Mann ſchlagen. Vergebens ſtellten ihm die franzöſiſchen Generale vor, ſeine Ehre bedürfe einer ſolchen Bedingung nicht, er habe ſich ruhmvoll bis aufs äußerſte gehalten; der gereizte Feldherr beharrte feſt auf ſeiner Forderung, und ſchon war die Sache dem völligen Bruche nahe, als General Rivaud noch glücklich den Ausweg erſann, Blücher möchte bei Unterzeichnung ſeines Namens alles, was ihm beliebte, hinzufügen; das ließ er ſich denn gefallen, indem er meinte, das könne ihm gleich ſein, ob's vorn oder ob's hinten ſtehe, und ſo führte er nach ſeiner Namensunterſchrift wirklich mit kurzen Worten an, was ihn zur Übergabe genötigt habe. Erſt nach dem Abſchluſſe zeigte ſich, daß Travemünde noch in den Händen der Preußen war; für die Hauptſache von keiner Bedeutung; denn an ein Entkommen zur See wäre nicht mehr zu denken geweſen; ſelbſt eine Anzahl dort ſchon eingeſchiffter Schweden fiel, durch den Wind verſpätet, noch in franzöſiſche Gefangenſchaft, ein Umſtand, der für den Fürſten von Ponte-Corvo weiterhin die wichtigſten Folgen hatte. Ungefähr 6000 Mann, wovon die Hälfte Reiterei, ſtreckten das Gewehr, ſo wenige nur waren noch übrig; einzelne Abteilungen waren ſchon früher auf dem beeilten Zuge verloren worden oder zurückgeblieben, 5 Schwadronen unter dem General von Pelet und 10 Schwadronen unter dem General von Ueſedom. Blücher ſelbſt begab ſich auf ſein Ehrenwort vorerſt nach Hamburg, wohin ſeine beiden Söhne ihm folgen durften.

Die ſchreckliche Plünderung, welche Lübeck infolge der gewaltſamen Einnahme von den franzöſiſchen Truppen litt, wurde der Grund vielfacher Anſchuldigungen gegen Blücher, daß er dieſe wehrloſe neutrale Stadt in das Kriegsunheil mit fortgeriſſen, nicht nur ohne Fug und Recht, ſondern auch, wie der zwei Tage darauf erfolgte Ausgang dargethan habe, ohne die Hilfe und Rettung für ſich ſelbſt, die allein noch einigermaßen eine ſolche That beſchönigen könnten. Die Mittel wie die Zwecke des Krieges werden immerdar ein Gegenſtand ſtreitender Behauptungen ſein; in dieſem Gebiete können Mitleid und Schonung nur inſofern walten, als ſie der Kraftentwickelung keinen Einhalt thun, ſonſt würde kein Krieg mehr zu führen ſein, worauf die jetzige Welt doch ſchwerlich verzichten kann. Hier genügt, daß ein kriegeriſcher Zweck, und wäre es auch nur der einer längeren Ausdauer im Kampfe, den Feldherrn bei der Beſetzung von Lübeck leitete, daß ſeine Entſchließungen und Anſtalten guten Erfolg verdienten und der Zufall jener verwüſtenden Plünderung von ihm weder vorhergeſehen noch abgewendet werden konnte. In den Augen des Kriegers bedurfte Blücher keiner Rechtfertigung, ihm wurde nur Achtung und Bewunderung zu teil. Von allen preußiſchen Feldherren und Truppenſcharen, die bis dahin den Kampfplatz betreten, hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet, und in dem allgemeinen Unglück, welches ihn ſchon mit ergriffen hatte, vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf ſchmalem Pfade ſich zum ehrenvollen Ziele durchgerungen. Seinem Kreiſe war kein Verzagen, welches über Schlag auf Schlag alle die Geprüfteſten ergriff, kein Unmut und keine Schwäche genaht; ſeine Truppen hatten ſich tapfer und ausdauernd bis zum letzten Augenblick gehalten. Ein ſolches Beiſpiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme der Hoffnung und Zuverſicht ſich wieder entzünden konnte. So auch war bald der Sinn und das Urteil des Volkes vorherrſchend für Blücher entſchieden. Nicht in Preußen allein, auch in Hamburg, wo das Unglück der Nachbarſtadt tief gefühlt wurde, und in Lübeck ſelbſt, wo ſein kurzes Erſcheinen auf weit hinaus ſo verderblich geworden, zeigte die Menge für ihn ihre Teilnahme, ihren Eifer. Gleichen Anteil erfuhren überall ſeine Offiziere, ſeine Soldaten; der Feind, hier ein unzweideutiger Zeuge, bewies ihnen ſeine Achtung auf alle Weiſe, ja er ſetzte jene oft in Verlegenheit durch den Vorzug, den er ihnen vor den Gefährten einräumte, welche nicht das Glück gehabt, unter Blüchers Befehlen zu ſtehen. Und dennoch konnte Blücher ſich lange nicht darüber tröſten, daß den anderen Befehlshabern, welche freilich unter ganz verſchiedenen Umſtänden dem Feinde ſich ergeben hatten, auch er, durch Unterzeichnung ſolcher Vertragspunkte, wenn auch bloß dem Scheine nach, gleichen ſollte.

Er hatte ſich Spandau zum künftigen Aufenthalt gewählt; da jedoch die franzöſiſche Ermächtigung, ſich dahin zu begeben, nicht ſogleich einlief, ſo beſchloß er, einſtweilen in Hamburg zu bleiben und lebte daſelbſt nach ſeiner Gewohnheit fort; gebeugt von ſeinem und des Vaterlandes Unglück, doch unverzagt und ſtark, dem inneren Mute, den er fühlte, vertrauend nach wie vor. In dieſer ſchweren Zeit half ihm der Herzog von Weimar, der ſelber ſeines Landes kaum geſichert und den preußiſchen Dienſt aufzugeben genötigt war, mit einem Darlehen von viertauſend Thalern großmütig aus. Blüchers Perſönlichkeit aber behauptete auch in dieſer noch immer traurigen Lage eines Kriegsgefangenen ein bedeutungsvolles Anſehen. Das Volk blickte mit Vorliebe auf den vierundſechzigjährigen Krieger, der in ſeiner ſchlichten und derben Weiſe jeden Mut anſprach und durch ſeine muntere Rüſtigkeit auch erkrankt noch zu erkennen gab, er ſei derſelbe, von dem vielfach erzählt wurde, wie er in den Straßen von Lübeck durch Stimme und That die Seinen befeuernd im wildeſten Getümmel mitgekämpft. Die Hamburger wurden bald mit ihm näher bekannt, und ſowohl an öffentlichen Orten, als in mehreren der angeſehenſten Familien, fand er die traulichſte Zuvorkommenheit. Vorzüglich beſuchte er fleißig die Börſenhalle, wo er die Zeitungen zu leſen pflegte. Sie konnten ihm in jener Zeit wenig Angenehmes bringen, doch all die üblen Nachrichten reizten mehr ſeinen Mut, als daß ſie ihn niederſchlugen. Begierig wünſchte er, da handelnd wieder mit aufzutreten, wo Kraft und Entſchloſſenheit jetzt in den zerrütteten Angelegenheiten nur um ſo wirkſamer zu ringen hatten. Er ſchrieb an den König und bat um die Gunſt, daß preußiſcherſeits ſeine Auswechſelung möglichſt betrieben würde, und er empfing vertröſtende Zuſicherung. Inzwiſchen dauerten die Unfälle Preußens noch immer fort, und die franzöſiſchen Bulletins verkündeten ſie mit Übertreibungen, welche ſprichwörtlich geworden ſind. Beſonders war der Verluſt, welchen die Gegner erlitten haben ſollten, meiſt in übergroßen Zahlen ausgedrückt; Blücher meinte einſt, jeder einzelne Gefallene werde gleich zu drei Gebliebenen, und ein neues Zeitungsblatt, das man ihm zum Leſen bot, wies er, ſich wegwendend, mit den Worten ab: „Das riecht nach Toten!" Seine Laune zeigte ſich bei mancher Gelegenheit ſo anmutig als bedeutend. Einesmals kamen auf der Straße ein paar franzöſiſche Voltigeurs hinter ihm her, muntere kleine Kerls, und da jemand, der neben Blücher ging, ihnen im Wege war, ſo klopften ſie mit kleinen Gerten, die ſie gerade in Händen hatten, jenen leicht auf den Rücken, daß er ſie vorbeiließe; Blücher ſah ſie verwundert an, ließ ſie aber ruhig ziehen, indem er ſcherzend ſagte: „Schlagt nur, ſchlagt nur! Ich ſchlag' euch wohl mal wieder!" Seinem Wunſche nach Auswechſelung kam das Glück bald entgegen. Napoleon hatte im Februar 1807, nach der Schlacht von Eylau, den General Bertrand an den König von Preußen abgeſandt, um dieſen durch vorteilhafte Friedensanträge zu bewegen, dem Bündniſſe mit Rußland und England zu entſagen; dieſe Anträge fanden zwar keinen Eingang, allein bei dieſer Gelegenheit kam zu Oſterode am 26. Februar ein Vergleich zuſtande, infolge deſſen dreißig kriegsgefangene Generale und Offiziere von beiden Seiten gegeneinander ausgewechſelt wurden; unter den Auserwählten ſtand Blücher obenan, für ihn wurde der franzöſiſche General Victor freigegeben, welchen erſt kurz vorher ein wackrer Unteroffizier Schmidt, der einen Trupp verſprengter oder aus der Gefangenſchaft befreiter preußiſchen Soldaten führte, in Arnswalde aufgehoben und nach Kolberg gebracht hatte. Am 16. März abends um 10 Uhr empfing Blücher durch ein Schreiben aus dem franzöſiſchen Hauptquartiere Oſterode vom 27. Februar die erſte Anzeige ſeiner erwünſchten Auswechſelung, und neues Leben ergriff ſogleich den erlöſten Kriegsmut. Nach erhaltenen Päſſen reiſte er am 22. März von Hamburg ab und eilte über Berlin nach Finkenſtein in das franzöſiſche Hauptquartier, wo ihn der Kaiſer Napoleon mit Auszeichnung aufnahm, eine Zeitlang zurückhielt und endlich zu den Seinen entließ.

Die Franzoſen hatten in Preußen jenſeits der Oder einen anderen Feind wiedergefunden, als ſie nach den früheren Vorgängen erwarten durften; die preußiſchen Truppen fochten des alten Waffenruhmes würdig, die Anführer bewährten aufs neue den Ruf preußiſcher Kriegskunſt und Entſchloſſenheit. Der Oberſtlieutenant von Gneiſenau verteidigte Kolberg mit Heldenmut. Der unternehmende Parteigänger Lieutenant von Schill durchſtreifte weithin das Land im Rücken des Feindes und machte Gefangene und Beute. Der Feldmarſchall Graf von Kalckreuth hielt ſich in Danzig. Der General von Leſtocq hatte mit ſeiner tapferen Schar die blutige Schlacht von Eylau zum Vorteil entſchieden, in Schleſien leiſteten einzelne Befehlshaber tapfere Gegenwehr; allein die Minderzahl, in welcher die Preußen, jetzt auf wenig Land und Volk beſchränkt, nur noch im Feld erſcheinen konnten, verſagte ihnen, durch entſcheidende Erfolge in gleichem Maße den äußeren Preis des Kampfes davon zu tragen, wie ihr heldenmütiges Ringen den inneren ſogleich erwarb. Die verbündete ruſſiſche Kriegsmacht bildete den Hauptteil des Heeres, und ihr Verhalten beſtimmte das der preußiſchen. Der kräftige Vaterlandseifer, die mutige Thätigkeit der wackern Männer, welche ſich in Königsberg an der Spitze der Geſchäfte eingefunden hatten, trug mit Ungeduld eine ſolche Beſchränkung; ſie fühlten, daß etwas Großes, Entſcheidendes von preußiſchem Namen ausgehen und zu preußiſcher Entwickelung führen müſſe, wenn die Herſtellung dieſes Staates vollſtändig gelingen ſolle. Hiezu war nur im Rücken des Feindes Raum, in den alten Provinzen, mit welchen zugleich der ganze Norden von Deutſchland neuen Ereigniſſen zu erſchließen war. In dieſem Sinne wurde beſchloſſen, mit einer preußiſchen, wenn auch anfangs nur kleinen Schar, eine Unternehmung von der pommerſchen Küſte her gegen die Mitte der von den Franzoſen beſetzten Länder zu verſuchen; die glücklichen Streifzüge Schills und die Erwartungen, welche der König von Schweden weckte, dienten für dieſe Richtung als gute Vorzeichen. Blücher, deſſen ſcharfer Blick und ſtarker Eifer hier zur Angabe und zum Beſchluß der Sache vorzüglich thätig geweſen, wurde zum Anführer beſtimmt; er war in der That durchaus der rechte Mann dazu; ſein Name hatte bei den Truppen Vertrauen und bei dem Volke, ihm eher als anderen konnte gelingen, in raſchem Vordringen das Land zum allgemeinen Aufſtand zu entflammen, die alten Soldaten und die wehrhafte Jugend zu ſeinen Fahnen aufzubieten und ſomit ein preußiſches, ja vielleicht ein deutſches Volksheer furchtbar dem Feind auf den Nacken zu führen. Die Verabredungen mit Schweden waren bald getroffen, und dem Könige Guſtav Adolph konnte Blücher ſchon am 7. Mai aus Königsberg melden, daß er zum Führer der preußiſchen Truppen ernannt ſei, die nebſt einer erwarteten großbritanniſchen Hilfsmacht zur Unternehmung in Pommern den ſchwediſchen ſich anſchließen würden. Aber freilich ſtand bei dieſer Verbindung unvermeidlich das Ganze unter dem Befehle des Königs von Schweden, und dadurch wurden alle jene erträumten Möglichkeiten an die wandelbaren Bedingniſſe unzuberechnenden Eigenwillens geknüpft. Als Blücher nach eifrigſt beſchleunigter Rüſtung mit ſeiner Schar, die ſich am 25. Mai in Pillau eingeſchifft hatte, und mit den ſchon vorausgeſchickten Freiſcharen von Schill, Marwitz und Krokow etwa 7000 Mann betrug, zu Ende des Monats auf Rügen landete, fand er die Schweden mit den Franzoſen in Waffenſtillſtand;

ſein Aufruf an die Preußen, am 1. Juni von Stralſund aus erlaſſen, von keiner That unterſtützt, mußte nun wirkungslos verhallen, ſeine Truppen blieben gehemmt, und ihm ſelbſt wurde die troſtloſe Beſchäftigung, in unaufhörlichem Hader und Beſchwerdewechſel gegen die ſchwediſchen Befehlshaber und gegen den König ſelbſt die Selbſtändigkeit und die Rechte der preußiſchen Waffen aufrecht zu erhalten. Zwar kündigte Guſtav Adolph, der am 12. Mai aus Schweden in Stralſund angekommen war, in der Folge den Stillſtand wieder auf, aber auch dies im übelgewählten Zeitpunkt, denn inzwiſchen war am 14. Juni die Schlacht von Friedland in Preußen verloren worden und hatte bewirkt, daß Rußland am 21. und dann Preußen am 25. Juni ihrerſeits einen Waffenſtillſtand eingegangen waren, deſſen Beſtimmungen ausdrücklich die Unthätigkeit der unter Blücher ſtehenden Truppen feſtſetzten. Am 9. Juli kam der Friede von Tilſit zuſtande, und ſeine harten Bedingungen, welche dem preußiſchen Staate kaum die Hälfte ſeiner frühern Länder übrig ließen, erſchienen doppelt hart in dem Gefühl, daß nun die ſelbſt inmitten aller Kriegsunfälle nicht aufgegebene Hoffnung, das Verlorene noch mit dem Schwerte wieder zu gewinnen, durch den geſchloſſenen Vertrag auf weit hinaus entrückt worden. Blücher empfing den Befehl, ſeine Truppen von den Schweden, welche mit den inzwiſchen eingetroffenen Engländern den Krieg allein fortſetzen wollten, ſogleich zu trennen, allein dies war nicht ohne Schwierigkeit. Der König von Schweden, jetzt erſt recht zum Kriege gegen Napoleon entbrannt, wollte die Preußen nicht abziehen laſſen, indem er die Beſorgnis äußerte, ſie möchten alsbald mit den Franzoſen gemeinſchaftliche Sache gegen ihn machen. Erſt nach manchen Verhandlungen, während welcher Blücher eben ſo ſehr auf einen Ausbruch der Gewalt gefaßt, als zu deſſen Vermeidung bemüht ſein mußte, konnte der Abzug geſchehen; die Preußen rückten am 16. Juli durch Anklam und zogen demnächſt über die Inſeln Uſedom und Wollin in die Gegend von Kolberg, wo ihnen vorläufig Quartiere angewieſen waren: Zu den mannigfachen Geſchäften, welche Blücher bis dahin mit den ſchwediſchen Behörden oft ſehr mißlich zu führen hatte, waren ihm die Dienſte ſeines Adjutanten Grafen von Chaſot, ſowie für die nachher eintretenden ſchwierigen Verhältniſſe mit den Franzoſen der Eifer und die Gewandtheit des nachher berühmt gewordenen Juſtus Gruner, der ſich in ſeinem Hauptquartiere befand, ſehr erſprießlich.

Während über die Erfüllung des Friedens von Tilſit nähere Verträge zwiſchen Preußen und Frankreich verhandelt wurden, blieben die preußiſchen Truppen unter Blüchers Oberbefehl bei Kolberg ſtehen. Sie hatten die Beſtimmung, nach Maßgabe des Abzuges der Franzoſen in die wieder erlangten Provinzen vorzurücken; allein Napoleon bezeigte keine Luſt, den dieſerhalb in dem Friedensſchluſſe eingegangenen Bedingungen ſogleich Folge zu leiſten. Durch willkürliche Ausdehnung der Summen, welche ihm als Kriegsforderungen zugeſtanden worden, und von deren Zahlung die Räumung der zurückgegebenen Provinzen bedingt war, machte er die letztern ganz von ſeinem Gutdünken abhängig. Überhaupt ergab ſich bald, daß der Frieden für Preußen weder Beſitz noch Ruhe ſichere und Frankreichs Benehmen keinen Verträgen, ſondern einzig den Umſtänden folgen werde; einmal auf dieſe angewieſen, durfte die Befürchtung, alles zu verlieren, auch die Hoffnung, alles wieder zu gewinnen, deſto entſchiedener zur Seite haben; ſo zwang die Feindſeligkeit Napoleons zu fortgeſetzter Wachſamkeit und Vorbereitung auf neue Ereigniſſe. Unter ſolchen Umſtänden, und während der ganze Staat in neuem Geiſte und neuer Kraft auf neugeſchaffener Grundlage im Innern ſich wiederherzuſtellen ſuchte, erſchien es angemeſſen, eine Truppenſchar, welche jeden Augenblick berufen ſein konnte, zum Kriegsheere zu werden, gleich an den rechten Feldherrn zu knüpfen. Blücher behielt demnach den Oberbefehl in Pommern und nahm ſein Hauptquartier in Treptow an der Rega, den franzöſiſchen Truppen, auf deren Abzug vergebens gewartet wurde, in wechſelſeitigem Mißtrauen gegenüber. In dieſem Verhältniſſe jedoch zeigte er ſo viel Klugheit und Mäßigung, als bei anderen Gelegenheiten Ungeſtüm; ſein nachdrückliches Weſen, die Kürze und Geradheit ſeiner Äußerungen, ſelbſt die Unkunde der franzöſiſchen Sprache, wodurch alle Überliſtungen beredter Gewandtheit an ihm verloren gingen, machte die franzöſiſchen Marſchälle, Generale und Verwaltungsbehörden, mit welchen unaufhörlich verdrießliche Händel abzumachen waren, wenigſtens perſönlich zurückhaltend, und ſeine Nachgiebigkeit, welche freilich infolge der Umſtände und höherer Befehle ſelten ausbleiben durfte, behauptete ein ſchicklicheres Anſehen. In Treptow empfing er unvermutet auch den Beſuch des ehemaligen Huſaren Landeck, der ſich rühmte, ihn gefangen zu haben, und der jetzt, nach mancherlei Schickſalen, Inſpektor einer Landwirtſchaft in Pommern war. Blücher nahm ihn ſehr gut auf, ließ ihn bei ſich wohnen, ſtellte ihn als ſeinen alten Freund, der ihn im ſiebenjährigen Kriege gefangen genommen, jedermann vor und gab ihm bei Tafel den Platz neben ſich.

Neben den vielfachen Angelegenheiten, welche ihn beſchäftigten, erhielt Blücher bald noch eine neue, ihn perſönlich zwar unangenehm betreffende, aber zu ſeiner völligen Zufriedenheit ausgehende, zu verarbeiten. Druckſchriften in aller Geſtalt hatten es ſich eifrig zum Geſchäft gemacht, das Unglück Preußens in ſeinen Ereigniſſen, Urſachen und Folgen zu erzählen, auszuſtellen, zu beleuchten; während einige Männer die Feder ergriffen, um die Wahrheit zu ehren und Rat und Lehre für die Zukunft des Vaterlandes zu gewinnen, ſuchten unwürdig andere deſſen Wunden nur immer ſchmerzlicher aufzureißen. Hohn und Verunglimpfung trafen beſonders das Heer, welches nach den Niederlagen bei Auerſtädt, Jena und Halle durch die beiſpielloſe Übergabe der Feſtungen grenzenlos geſunken war; das Mißgeſchick und die Pflichtvergeſſenheit einzelner war allen zur Schmach geworden, es gehörte ein edler, ſtarker Sinn dazu, um nur zu erkennen, daß ein großer Teil derer, welche in den Strudel ſeiner Zerſtörung fortgeriſſen worden, eines beſſeren Loſes würdig geweſen. Zwar machte Blüchers Name gleich anfangs die ehrenvollſte Ausnahme, und eine Verunglimpfung durfte um ſo weniger an ihm haften, als der König, mit ſeinem bisherigen Betragen zufrieden, ihm fortwährend den Oberbefehl vertraute, und ihn erſt neuerdings, im Juni, durch Verleihung des ſchwarzen Adlerordens ausgezeichnet hatte. Allerlei Beſchuldigungen und Angriffe blieben jedoch nicht aus; bald wurde ihm vorgeworfen, er habe ſich ohne Not und wider Befehl auf dem Zuge nach Prenzlau verweilt und dadurch die Ergebung Hohenlohes mit verſchuldet, bald, er habe die Verheerung von Mecklenburg und das Unglück von Lübeck zu verantworten, endlich, er ſei in Lübeck nicht auf ſeiner Hut geweſen, ja ſogar, er habe die Gelegenheit verſäumt, den ihn verfolgenden Feind einzeln zu ſchlagen und demnächſt entweder die Oder oder doch einen Oſtſeehafen zur Einſchiffung zu gewinnen. Er konnte ruhig ſolches Gerede an ſich vorüberſtreichen laſſen, ohne zu fürchten, daß er als Krieger und Feldherr dadurch an ſeinem Ruhme zu leiden hätte. Nur erſt als derlei Anſchuldigungen in einer beſtimmteren Geſtalt ausführlich vorgetragen und durch einen Verfaſſer, der alle Kennzeichen eingeweihter Mitwiſſenſchaft trug, ſcheinbar begründet wurden, durfte und wollte er nicht länger ſchweigen. Ein ſolcher Angriff, verbunden mit ſonſtigen großen Lobeserhebungen, erſchien in der Zeitſchrift „Lichtſtrahlen", welche in Leipzig herauskam, und konnte wahrſcheinlicherweiſe nur den Oberſten von Maſſenbach zum Verfaſſer haben. Um darüber Gewißheit zu erlangen, ließ Blücher unter dem 26. Januar 1808 folgende von ihm unterſchriebene Aufforderung in die Berliner Zeitung einrücken: „Der Verfaſſer der Abhandlung: Bemerkungen über die Schrift „Operationsplan im Jahre 1806" in der Zeitſchrift Lichtſtrahlen hat mir ſeine Liebe und Achtung wiederholentlich verſichert. Ich lade ihn ein, wenn er ein Mann von Ehre iſt, mir ſeinen Namen zu ſpendieren. Es liegt mir und der preußiſchen Armee, ja auch dem ganzen Publikum zu viel daran, einen Mann zu kennen, der dieſelbe Perſon lieben, ehren, achten, verleumden und belügen kann. Man würde hierbei denn auch ſehen, ob der Autor nicht ein Mann iſt, der ſelbſt auch Fehler gemacht, oder dem wenigſtens ſolche zur Laſt gelegt werden, und darum aus liebevollen Geſinnungen andere ehrliche Leute, die ihre Schuldigkeit gethan, gern mit hineinziehen möchte. Was den Vorwurf betrifft, daß ich mein eignes Vaterland, Mecklenburg, nicht verſchont, ſo ſcheint es, als wolle der gütige Autor mich einem Kommandanten einer Feſtung gleichſtellen, der die ihm auf Ehre, Pflicht und Gewiſſen anvertraute Feſte aus wahrer Herzensgüte übergiebt, damit ſeine und ſeiner Verwandten Häuſer nicht zerſchoſſen werden. Nach meinen Grundſätzen iſt Pflichterfüllung das erſte, was einem Manne von Ehre obliegt. Lübeck betreffend, ſo war es für mich ſchmerzhaft, deſſen braven Bewohnern ſo viel Unangenehmes zufügen zu müſſen. Wäre aber bei Lübeck das befolgt worden, was geſchehen ſollte und konnte, ſo würde ich, wenn ich das Unglück für die Stadt auch zehnmal größer vorausgeſehen hätte, dennoch die Beſetzung nicht unterlaſſen haben. Mein Zweck, die Feinde ſo lange zu beſchäftigen, bis daß die ruſſiſchen Armeen herankämen und dadurch Preußen und Schleſien zu retten, würde dann in größerm Umfange erreicht worden ſein." — Die Faſſung dieſer Anzeige läßt die Stimmung erkennen, in der ſie geſchrieben worden; die Derbheit des Kriegers, auf ein Gebiet verſetzt, wo kein kurzes Kraftwort ausreicht, wirft ſich in Redensarten, deren Wert hinter dem gemeinten Sinne weit zurück bleibt; der Hauptpunkt, das Nichteintreffen bei Prenzlau, wird ſogar völlig übergangen. Blücher war ſich wohl im allgemeinen bewußt, Recht zu haben, aber dies, anſtatt durch That, durch Erörterungen darzuthun, mußte ihm in Anſehung der Mittel und des Erfolges ein unſicheres Gefühl geben, welches ihm die Sache immer als einen böſen Handel erſcheinen ließ. Ungefähr in gleicher Lage konnte vormals der treffliche Zieten ſich befinden, wenn er in Worten auseinanderſetzen und verteidigen ſollte, was er im Felde löblich ausgeführt. Nachdem, durch Blüchers Aufforderung bewogen, ſich Maſſenbach als Verfaſſer jenes Aufſatzes genannt und in weiteren Schriften und Aufſätzen bei ſeinen Behauptungen geblieben war, überſandte Blücher in einem Schreiben an den König ſeine Rechtfertigung und erbat den Spruch eines der Ehrengerichte, welche zur Unterſuchung des Verhaltens der Generale und Offiziere während des eben beendigten Krieges niedergeſetzt waren. Beſſer, als ſein eigener Aufſatz, verteidigte ihn hier die Zuſammenſtellung der Thatſachen und das Zeugnis des Generals von Scharnhorſt. Es ergab ſich, daß Blücher, weit entfernt, wider Befehl einen Ruhetag zu halten, den erlaubten ſogar aufgegeben, daß er Nachtmärſche, deren Unterlaſſung ihm vorgeworfen wurde, mit Anſtrengung gemacht hatte. Auch der Zug nach Lübeck und die daſelbſt erfolgte Ergebung erſchienen gerechtfertigt, und alle Zeugen ſtimmten überein, daß alles geſchehen ſei, was nur irgend möglich geweſen. Blücher wurde durch das Ehrengericht zu Königsberg, bei welchem die Brüder des Königs den Vorſitz führten, von jeder Schuld freigeſprochen. Indes erhielt ſich die Meinung, daß Blücher, hätte er ahnen können, ſein Erſcheinen ſolle die ſchimpfliche Übergabe vereiteln, vielleicht dennoch Prenzlau früh genug erreicht haben würde, ja daß, wie auch Maſſenbach verſichert, ſeine bloß perſönliche Ankunft vermögend geweſen wäre, Mut und Entſchloſſenheit in die verzagten Gemüter zurückzurufen.

In Preußen, ſoweit nach dem unglücklichen Frieden noch die Wirkſamkeit dieſes Namens galt, wandte ſich alles Beſtreben eifriger und eifriger auf neue Belebung der Staatskräfte. Der Miniſter von Stein, am 5. Oktober 1807 an die Spitze der Angelegenheiten berufen, wollte durchgreifend den Grund zu einem ganz neuen geſellſchaftlichen Zuſtande legen, wie ihn, im Geiſte der fortſchreitenden Entwicklung, auch der Miniſter von Hardenberg gleich nach dem Frieden von Tilſit eifrigſt angeraten hatte und ſpäterhin wirklich, wenn auch nur teilweiſe und bedingt, hervorrief. Der General von Scharnhorſt arbeitete mit gleicher Anſtrengung und ſicherem Erfolg, ein neues Kriegsweſen und den Kern eines Heeres aufzuſtellen, welches einer raſchen und mächtigen Kraftentwicklung fähig wäre; ſeine kluge und nachdrückliche Thätigkeit verſah das Land in möglichſter Stille mit kriegsfertiger Mannſchaft, mit allen Waffenvorräten und Rüſtwerken, deren es zu künftigem Ausbruche gegen die Franzoſenmacht bedürfen konnte. Allein mit dieſen von der Regierung unmittelbar ausgehenden Betreibungen, deren Grenze beſtimmt und deren Wirken durch vielfache Bedingniſſe gehemmt blieb, begnügte ſich der erwachte Vaterlandseifer nicht. Gleichgeſinnte Männer verbündeten ſich zu einem Vereine, deſſen Richtung und Anordnung als ſittlich wiſſenſchaftlich bezeichnet, und, in ſolchem Sinne von der Staatsbehörde gebilligt, einer ausgedehnteren Wirkſamkeit für ganz Deutſchland fähig wurde. Der Geiſt dieſes Bundes und die Zwecke ſeiner Mitglieder waren im Anfange ſicherlich ganz rein, der Haß gegen die fremde Unterdrückung und der Eifer für das Vaterland die leitenden Triebfedern. Doch das Dunkel des Geheimniſſes begünſtigte in der Folge auch andere Beimiſchung, und der Verein, welcher unter dem Namen Tugendbund bald eine große Zahl mannigfacher Mitglieder umfaßte, nahm in ſeinen verſchiedenen Verzweigungen wechſelnde Farben und Wirkungen an, die ſich der Berechnung ſelbſt der urſprünglichen Lenker entzogen. Durch das Verbot, welches bald auch von preußiſcher Seite wider den bedenklich gewordenen Bund erging, der aber bereits in anderen Staaten, beſonders in dem neuen Königreiche Weſtfalen, Beſtand gewonnen, wurde nur das Geheimnis tiefer, die Richtung ſelbſtändiger. Ohne Zweifel hat dieſe Geſellſchaft in Deutſchland viel gewirkt und geleiſtet und manches möglich gemacht, was in der Folge, wenn auch in anderer Geſtalt, hervortrat, ſie war dem Freunde ein Anhalt, dem Feinde ein Schrecken; was in ſpäteren Jahren unheilvolles und ſtrafbares aus dieſer Quelle gefloſſen ſein mag, iſt den früheren Teilnehmern nicht anzurechnen. In jener erſten Zeit, da leidenſchaftlicher Franzoſenhaß noch allein der Sache zum Grunde lag, war Blücher mit dem Weſen des Bundes vertraut, kannte die Mitglieder, arbeitete mit ihnen eifrigſt zu demſelben Ziele hin; allein weder damals noch ſpäterhin iſt er in den Bund als Mitglied eingetreten, ſei es, daß er ſelbſt Abneigung empfunden, ſich in dergleichen einzulaſſen, oder daß die andern gemeint, ſeiner ohnehin zu jeder Mitwirkung genug verſichert zu ſein. In der That ließ er es an keiner Beeiferung fehlen, ſein Mut und Sinn leuchteten allen vor. Den kriegeriſchen Geiſt der Truppen zu nähren, neues Geſchütz und Waffen aller Art zuſammenzubringen, haltbare Lagerfeſten zu bereiten, war ſeine Sorgfalt ſo fruchtbar als kraftvoll. In dieſem Wirken wurde er nur gehemmt, bald mehr bald minder, durch eine Kränklichkeit, welche ihn im Sommer 1808 befiel und mit einigen Zwiſchenzeiten faſt drei Vierteljahre anhielt. Seine Gemütsſtärke erſchien dabei nicht geſchwächt, ſondern vielmehr erhöht, ſeine Vorſtellungen nahmen einen lebhafteren Schwung. Von Königsberg wurde im Juni der Oberſt von Bülow nach Pommern geſandt, um Blüchern, deſſen Vertrauen er beſaß, in den Geſchäften ein Gehilfe zu ſein. Im Auguſt ſchrieb ihm ebendaher Scharnhorſt: „Ew. Excellenz Brief hat mir unbeſchreibliche Freude gemacht; alle ſagen und alle ſchreiben, und ich ſehe es aus Ihrem eigenen Schreiben, daß der Geiſt nichts gelitten. Sie ſind unſer Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden, nur mit Ihnen iſt Entſchloſſenheit und Glück.“ In Stargard, wohin das Hauptquartier im Herbſt vorrückte, nahm das Übel wieder zu, und hypochondriſche Leiden wirkten auf ſeine Einbildung, doch ohne dieſelbe in dem Maße zu zerrütten, wie übertreibende Erzählung verbreitet hat. Dem alten Tollkopfe, wie er ſich ſelbſt nannte, legte man leicht als wahnvollen Schwindel aus, was die Folge vielmehr als tiefen Drang einer im Innern zur That ringenden Heldenkraft dargethan. In ſeinen Anwandlungen nämlich erzählte er viel und ausführlich, wie es künftig in der Welt kommen müſſe, wie er ſelbſt mit Heeresmacht den franzöſiſchen Kaiſer ſtürzen, Deutſchland befreien und den König ſiegreich in ſein Land zurückführen werde; alles dies ohne den geringſten Zweifel, als ganz unfehlbare Dinge. „Napoleon muß herunter,“ ſprach er, „und ich werde ſchon helfen; eh' das geſchehen iſt, will ich nicht ſterben.“ Man lachte ihn mitunter aus, aber er blieb auf ſeinem Sinn und glaubte feſt an ſeinen hohen Beruf und deſſen nahe Erfüllung.

Wirklich ſtand Napoleons Macht bereits in neuen Kampfesprüfungen, durch den in Spanien entzündeten Volkskrieg und den von Öſterreich drohenden Angriff zwiefach verwickelt und geteilt. Der Augenblick ſchien gekommen, daß auch Preußen ſich erhöbe und im allgemeinen Aufſtande das franzöſiſche Joch zertrümmerte. In dieſem Sinne regte ſich bald von allen Seiten der glühendſte Eifer; zu demſelben Ziele wirkten die Betreibungen des Tugendbundes, die Anreizungen Öſterreichs; alle Hoffnungen erwachten, die Ungeduld ſtieg aufs höchſte. Auch Blücher war ganz dieſer Richtung hingegeben und perſönlich zu jedem Wagniſſe bereit. Entwürfe waren ausgearbeitet zur allgemeinen Bewaffnung gegen die Franzoſen, zur Wegnahme von Stettin und Küſtrin, zum Einbruch in Weſtfalen; Offiziere betrieben geheime Werbungen für bevorſtehende Kriegsereigniſſe; Grundſätze und Maßregeln der kräftigſten Art waren überall an die Spitze geſtellt. Als im April 1809 der Major von Schill mit ſeinem Huſarenregimente in ſolchem Geiſte eigenmächtig aus Berlin zum Kriege gegen die Franzoſen auszog, meinte Blücher anfangs, dieſer Schritt, höheren Ortes gutgeheißen, werde den Aufbruch des ganzen Heeres zur Folge haben, und der Krieg gegen Napoleon ſei die Aufgabe des Tages. Kraftvoll ſprach und ſchrieb er in dieſem Sinne und eilte ſeine Truppen zum Vorrücken auf den erſten Befehl fertig zu halten. Doch ſeine Ungeduld hatte diesmal ihn dennoch getäuſcht; der Zeitpunkt allgemeiner Erhebung war noch nicht eingetreten, die Umſtände des Gelingens noch nicht reif. Die Macht Frankreichs hielt die deutſchen Länder noch gezügelt, Preußen blieb durch Rußlands damalige Verbündung mit Frankreich gehemmt, Schills Unternehmen ſcheiterte, der kühne Zug des Herzogs von Braunſchweig endete mit Einſchiffung, und Öſterreich unterlag, trotz des Sieges von Aspern. Mit Unmut empfing Blücher den Befehl, ſeine angehobene Rüſtung ſogleich wieder einzuſtellen, doch gehorchte er ohne Säumnis. Er äußerte ſeinen Verdruß über den kläglichen und nutzloſen Ausgang des Schillſchen Unternehmens. Ihm wurde der traurige Troſt, die Trümmer von Schills bei Stralſund vernichteter Schar rettend aufzunehmen, welches ſelbſt die franzöſiſchen Generale durch menſchenfreundliche Nachſicht erleichterten. Der Frieden von Wien ſchloß bald jede Ausſicht einer nahen Wandlung der Dinge, und die darauf geknüpfte enge Verbindung Öſterreichs mit Napoleon ſchien den gegenwärtigen Zuſtand auf weit hinaus zu befeſtigen. Für Blücher war der Geſichtskreis ringsumher verdunkelt, doch in ſeinem Innern nach wie vor leuchteten hell Mut und Zuverſicht. Inmitten jener unruhigen Bewegungen war ihm aus Königsberg vom 20. Mai 1809 ſeine Ernennung zum General der Reiterei zugefertigt worden, und ſomit wenigſtens auf künftigen Kriegsbefehl die erhöhte Anwartſchaft erteilt. Im Herbſte desſelben Jahres erhielt er auch die durch den Tod des Staatsminiſters von Arnim erledigte Präbende im Domkapitel zu Brandenburg, wodurch ſeine Einkünfte anſehnlich vermehrt wurden.

Zu den Unglücksfällen, von welchen Preußen getroffen war, geſellte ſich ein neuer Schlag, einer der härteſten und verhängnisvollſten, und auf den die Gemüter am wenigſten vorbereitet waren. Die ſchöne, anmutreiche Königin Luiſe, dem Königlichen Gemahl wie dem ihr leidenſchaftlich ergebenen Volk ein herrliches Bild edlen Leidens und mutigen Hoffens darſtellend, ſtarb nach kurzer Krankheit den 19. Juli 1810 in der Blüte ihrer Jahre. Der Eindruck dieſer durch das ganze Land hineilenden Schreckensnachricht war furchtbar. Blüchers Gemütsſtimmung bei dieſem Ereigniſſe zeigt ſich eigentümlich in folgendem aus Stargard vom 22. Juli an den Rittmeiſter von Eiſenhart geſchriebenen Briefe: „Lieber Eiſenhart! Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber iſt alſo von der Erde geſchieden. Gott im Himmel, ſie muß vor uns zu gut geweſen ſein. Schreiben Sie mich ja, alter Freund, ich bedarf Ufmunterung und Unterhaltung. Es iſt doch unmöglich, daß einen Staat ſo viel aufeinander folgendes Unglück treffen kann, als den unſrigen. Übrigens gebe der Himmel, daß ſich alles, was Ihr letzter Brief enthält, beſtätiget, in meiner jetzigen Stimmung iſt mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Enden. Immer derſelbe, Blücher.“

Im Frühjahr 1811 wurde Blüchers Hauptquartier von Stargard wieder nach Treptow verlegt. Die Betreibungen in Preußen gegen die Franzoſen dauerten im ſtillen eifrig fort, ſelbſt wenn zum Angriffe wenig Ausſicht und Drang mehr war, ſo ließen die Zweifel, welche mehr und mehr über Napoleons Abſichten aufſtiegen, doch keine andere Wahl, als wenigſtens zur Verteidigung gerüſtet zu ſein. Die Stellung Frankreichs zu Rußland hatte ſich inzwiſchen ſehr verändert, ſie wurde immer kriegdrohender, die beiderſeitige Vorbereitung zum Kriege deutlicher.

Für Preußens künftiges Geſchick in dem bevorſtehenden Kampf ergab ſich nirgends eine Gewähr, als in der eigenen Waffenſtärke. Napoleon ſelber trieb zu dieſer Überzeugung, indem er durchſchauen ließ, daß ihm lieber ſein dürfte, Preußen feindſelig zum Opfer der Umſtände in Ungewißheit aufzubewahren, als dasſelbe mit einer Art von Sicherſtellung zum Bundesgenoſſen zu gewinnen. So viel nur irgend, ohne den wachſamen Feind voreilig herauszufordern, möglich war, wurde demnach in Preußen für den Krieg gerüſtet. Die Anſtrengungen, welche damals geſchahen, in einem von dem Feinde teils beſetzten, teils durchzogenen, und durch unerſchwingliche Laſten gedrückten Lande, der Eifer und Mut, welcher ſo viele Männer aus allen Ständen zur mannigfachſten Thätigkeit beſeelte, waren die Vorläufer künftiger allgemeiner Krafterhebung, und gereichen ihren Urhebern und Leitern zum dauernden Ruhme. Die Anordnung des Heerweſens in allen ſeinen Teilen, die Maßregeln der Verwaltung, die Verhandlungen nach außen, die Befeuerung der Gemüter durch kühnes geiſtreiches Wort, alles wirkte vereint zu demſelben Ziele. Jedoch die Erfüllung wurde auch diesmal noch den heißen Wünſchen entrückt. Die Schanzarbeiten, welche zur Inſtandſetzung der den Preußen noch verbliebenen Feſtungen, inſonderheit Kolbergs, angeordnet waren, konnten nicht in ſolcher Stille geſchehen, daß ſie den Franzoſen ganz unbemerkt geblieben wären. Napoleon erließ, mit dem gebieteriſchen Verlangen der Einſtellung aller jener Arbeiten, die heftigſten Beſchwerden über die feindlichen Geſinnungen, welche in Preußen gegen ihn gehegt und geäußert würden, über die offenbaren Betreibungen, welche dort im Volke umgingen. Die Lage der Dinge geſtattete im Augenblick keinen Ausweg, als den der Nachgiebigkeit; unter ſolchem Anſchein mußte die Kraft ſich verhüllen und bewahren. Ein Bündnis Preußens mit Frankreich wurde in Paris durch den General von Kruſemark unterhandelt und kam den 24. Februar 1812 zum Abſchluß. Für den Fall eines Krieges mit Rußland, verſprach Preußen 20000 Mann Hilfstruppen. Unter ſolchen Umſtänden wurde Blücher, an deſſen Namen, Treiben und Reden ſich die mißtrauiſche Eiferſucht der franzöſiſchen Behörden zunächſt anhing, auf deren amtliche Beſchwerdeführung vom Oberbefehl in Pommern abgerufen, und ſollte ſich wegen der ihm von jener Seite gemachten Beſchuldigungen rechtfertigen. Schon früher war Scharnhorſt aus aller Thätigkeit, wenigſtens ſcheinbar, abgetreten. Gegen Ende des Januars 1812 verließ Blücher die Truppen und begab ſich nach Berlin. Hier verweilte er ſechs Wochen, durch ſeine bloße Erſcheinung den Franzoſen ſchon ein Ärgernis, durch ſeine heftigen Äußerungen auch den preußiſchen Staatsbehörden unbequem. Zwar die Anklagen, wie ſie franzöſiſcherſeits in ſtarken Ausdrücken, doch nur ungenau und fehlgreifend, gefaßt waren, ließen ſich leicht abweiſen, und dies geſchah durch eine bündige Verteidigungsſchrift, welche Ribbentrop für ihn aufſetzte; allein ſein tägliches Benehmen, jeder Rückſicht entledigt, die ihm ſonſt noch die eigne Befehlführung auferlegt hatte, war ohne Maß und gab ſich und andern ſchlimme Blößen gegen den übelwollenden Feind. Da er, vom Kriege des Jahres 1806 her, noch mancherlei Forderungen an den Staat geltend machte und Entſchädigung für erlittene Verluſte anſprach, ſo ſchenkte ihm der König in dieſer Zeit, frühere Dienſte berückſichtigend und künftiger gewärtig, das Gut Kunzendorf in Schleſien bei Neiße, zugleich aber empfing er die Mahnung, Berlin zu verlaſſen und ſeinen Aufenthalt in Schleſien zu nehmen; ein Kabinetsſchreiben des Königs eröffnete ihm die Notwendigkeit dieſer Verfügung, milderte deren Herbheit durch Bezeigung des größten Vertrauens und verhieß ihm reichen Erſatz für das augenblickliche Zurücktreten in vielleicht naher Zukunft. Blücher, mehr unwillig als getröſtet, reiſte nach Kunzendorf ab und verlebte darauf die nächſte Zeit in Schweidnitz und endlich in Breslau gezwungen unthätig; aber ſeine Art und Weiſe blieb in dem Wechſel der Verhältniſſe unverändert; immer derb und tüchtig das Nächſte handhabend, ſetzte er beharrlich Mut und Vertrauen auf die Zukunft, und während die oft geringen Unterhaltungen des Tages ihn ganz hinzunehmen ſchienen, hielt ſein Inneres wachſam die Kraft verſammelt, für welche die neue Bahn ruhmvoller Thaten ſich doch endlich wieder eröffnen ſollte.

Napoleons Heerſcharen, im Frühjahr 1812 von allen Seiten heranziehend, überſchwemmten Preußen, wo ſie die Feſtungen zum Teil ſchon beſetzt hatten, zum Teil nebſt der Hauptſtadt jetzt noch beſetzten, und ſtrömten dann in ununterbrochenem Durchzuge verwüſtend gegen die ruſſiſche Grenze hin. Eine halbe Million Krieger hatte der franzöſiſche Kaiſer hier gegen die Mitte des Juni zuſammengebracht, und an ihrer Spitze begann er am 24. durch den Übergang über den Niemen ſeinen Einbruch in das ruſſiſche Reich. Mit reißendem Vordringen gewann er Wilna, Witepsk, Smolensk, anfangs ohne Widerſtand der Ruſſen, dann mit vergeblichem, bis endlich die ungeheure Schlacht von Borodino ihm den Weg nach Moskau gewaltſam öffnete und am 14. September dieſe alte Hauptſtadt ſich dem Sieger beugte. So glänzende Erfolge, ſolch raſches Ereilen eines ſo entlegenen Ziels, überſtiegen die kühnſte Vorſtellung; die Macht Napolens erſchien unwiderſtehlich, und mehr als je das Los der Länder und Staaten ſeiner Willkür unterworfen. Für Preußen insbeſondere ſchien auf weit hinaus die traurigſte Abhängigkeit befeſtigt, ſeine Truppen folgten, gleich denen Öſterreichs, dem franzöſiſchen Heereszuge verbündet nach und durften von dem Kampfe keine Frucht als die des kriegeriſchen Ehrenruhmes hoffen. Allein die kräftige Geſinnung der Vaterlandsfreunde war durch die ſtaunenswerten Erfolge Napoleons nicht zu erſchüttern, je mehr er ſiegte, je mehr ſich ihm die Welt unterwarf, deſto ſtärker wuchs ihre Überzeugung, er müſſe geſtürzt werden. In dieſem Sinne beharrte ſtandhaft Blücher und mit ihm tapfere Genoſſen, welchen der Blick auf Spanien und Portugal das ermutigende Beiſpiel eines Volks und eines Feldherrn zeigte, welche der Allgewalt Trotz boten und denen andere ſich gleich fühlen konnten. Solcher mutvollen Zuverſicht gaben die Ereigniſſe ſchneller, als zu ahnen war, thatſächliche Begründung. Jede Vorſtellung überbietend, wie bisher ſeine Erfolge, entwickelten in plötzlicher Wendung ſich alsbald Napoleons Mißgeſchicke. Moskau ging in Flammen auf. Die Ruſſen ſtritten hartnäckig; ein furchtbarer Winter traf das franzöſiſche Heer, ſein Rückzug wurde zum völligen Untergang. Von den ruſſiſchen Scharen gedrängt, im Rücken, von beiden Seiten und endlich von vorn angefallen, konnte Napoleon den 26. und 27. November an der Bereſina kaum noch ſeine Rettung erkämpfen und eilte dann, die jammervollen Trümmer ſeines Heeres verlaſſend, in heimlicher Flucht faſt allein über Warſchau nach Dresden, wo er am 14. Dezember anlangte, und von hier nach Paris, wo er am 18. eintraf. Mit wunderbaren Eindrücken hatte die Nachricht von dem Verderben der Franzoſen die Länder erfüllt; in Preußen waren alle Gemüter aufgewacht, und es fehlte nicht an verwegenen Gedanken, dem franzöſiſchen Kaiſer die Rückkehr nach Frankreich abzuſchneiden, ihn ſelbſt auf dem Wege aufzuheben. Napoleons Eile überhob einer ſolchen gewagten Unternehmung. Inzwiſchen enthüllte ſich das Unglück und der Verluſt der Franzoſen mit jedem Tage ſchrecklicher; von dem ungeheuren Heere ſtanden faſt nur die Hilfstruppen Preußens und Öſterreichs unverſehrt, welche abgeſondert als äußerſte Flügel weit hinter der Mitte zurückgeblieben waren. Der Anblick der franzöſiſchen Flüchtlinge, die in geringer Zahl und im elendeſten Zuſtande durch Preußen zogen, und die Gewißheit, daß in ganz Deutſchland für den Augenblick keine franzöſiſche Macht vorhanden, die den ſiegreichen Scharen der Ruſſen zu widerſtehen vermöchte, ließ die Kühnſten ſchon nicht zweifeln, der Augenblick ſei gekommen, wo es nichts bedürfe, als ſich offen gegen Napoleon zu erklären, um die franzöſiſche Herrſchaft in Deutſchland völlig zu zertrümmern. Allein die Feſtungen ſämtlich, welche die Franzoſen an der Weichſel, Oder und Elbe beſetzt hielten, ließen faſt ganz Preußen wehrlos in ihre Hand gegeben, die Bande des Rheinbundes ſchienen das übrige Deutſchland feſtzuhalten, und die aus Trümmern zuſammengerafften letzten franzöſiſchen Scharen, die ſchon von der Weichſel wieder nur kämpfend wichen, halfen das Vordringen der Ruſſen verzögern. Napoleon aber betrieb in Paris mit allem Nachdruck ſeiner raſtloſen Thätigkeit alle Rüſtungen und Anſtalten, um an der Spitze eines neuerſchaffenen Heeres ſchleunigſt wieder im Felde zu erſcheinen. Von ihm durfte man die rieſenhafteſte Anſtrengung erwarten, ſeine und Frankreichs Hilfsmittel noch lange nicht erſchöpft glauben. Unter ſolchen Umſtänden bedurfte es noch andrer Ereigniſſe, bevor in Preußen die Umkehr der Dinge geſchehen konnte, welche Blüchers und ſeiner Freunde mutiger Willen voll Ungeduld beſchleunigt wünſchte.

Der General von York, unter dem Oberbefehle des Marſchalls Macdonald die preußiſchen Hilfstruppen bei dem franzöſiſchen Heere führend, war auf dem Rückzuge aus Kurland durch die nachrückenden Ruſſen von den Franzoſen getrennt worden und benutzte dieſen Umſtand zu einem Schritte, der für die weiteren Weltbegebenheiten von entſcheidenden Folgen war. Er ſchloß mit den Ruſſen, unter Vorbehalt der königlichen Genehmigung, aber für den Augenblick ganz auf ſeine Gefahr, zu Tauroggen am 30. Dezember 1812 eine Übereinkunft, nach welcher die preußiſchen Truppen am Kriege vorerſt nicht weiter teilnahmen; eine Vereinigung mit den Ruſſen gegen die Franzoſen, wozu die Gemüter längſt vorbereitet und die näheren Einverſtändniſſe leicht geknüpft waren, ſchien von ſelbſt als zweiter Schritt aus jenem erſten ſich zu folgern. Dieſe That, die im großen gelungene Wiederholung deſſen, was drei Jahre früher im kleinen geſcheitert war, gab das Zeichen einer großen Umwandlung der Dinge für Preußen, ſie riß den ganzen Staat unwiderſtehlich in ihre Richtung hinüber. Die Franzoſen ſchrien laut über den Verrat des Generals von York, wie einſt über den des Marquez de la Romana; noch lauter aber begrüßte beide der Freudenzuruf des Vaterlandes. Napoleon hatte durch Unterdrückung ſolchen Haß auf ſich geladen, daß die Feinde auch ihrerſeits ihm keine Treue mehr ſchuldig glaubten, und jedes Mittel gerecht war, wenn es nur gegen ihn zum Zwecke führte. Die von dem Könige gegen Yorks eigenmächtiges Verfahren anfangs ausgeſprochene Erklärung vermochte nicht die erwachte Feindſchaft Napoleons zu beſchwichtigen; für Preußen ſtieg die Befürchtung zur Gewißheit, daß der franzöſiſche Kaiſer, ſollte er noch wieder, und wäre es ſelbſt mit Hilfe der Preußen, den Ruſſen obſiegen, den ihm unbequemen und ſtets gefährlichen Staat vernichten würde. Die Fortſchritte der Ruſſen dagegen gewannen der Geſinnung und dem Mute, welche den Schritt Yorks geleitet hatten, immer größeren

Raum und ſtärkeren Beſtand. Um ſich der Obhut der Franzoſen zu entziehen, verließ der König Berlin und begab ſich nach Breslau, ſeine freien Entſchließungen daſelbſt zu faſſen. Hier drängten ſich die Loſe der Zukunft auf den Hochpunkt entſcheidender Wahl; der Staat war durch die widerſtreitendſten Verhältniſſe und Rückſichten in die gefahrvollſte Verwickelung geraten, ein unüberſehbares Feld der Thätigkeit nach innen und außen ſollte jetzt ein Augenblick ausfüllen. Dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg bleibt das Verdienſt, daß er in dieſer Zeit an der Spitze der Geſchäfte geſtanden und durch Klugheit, Beſonnenheit, Mut und Kraft die mannigfachſten ſchwerſten Aufgaben mit feſter Hand zur glücklichſten Löſung geleitet. Für die Kriegsanſtalten waren die trefflichſten Männer in Breslau ſchon verſammelt. Blücher harrte hier, auf jeden Ruf bereit, ſich mit der erſten kriegsfertigen Schar, die ihm vertraut würde, auf den Feind zu ſtürzen. Scharnhorſt, Gneiſenau, Kneſebeck umgaben den König. Am 3. Februar 1813 erging ein Aufruf an die Jugend des Landes, ſich zu bewaffnen und freiwillig den Reihen der Krieger anzuſchließen, am 9. ſchon wurde die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienſt ausgeſprochen. Mit raſcher Thätigkeit, mit feurigſter Anſtrengung wurden die Truppen gemehrt, gerüſtet, geſammelt; wie viel auch für ſolchen Zweck geſchehen war, bei weitem das meiſte blieb noch zu thun, und dies unter Not und Hemmung aller Art. Inzwiſchen wurde zu Kaliſch am 1. März die Verbündung Preußens mit Rußland förmlich abgeſchloſſen, der ruſſiſche Kaiſer kam den 15. nach Breslau, und als am 17. der König durch einen Aufruf an ſein Volk und an ſein Heer den Krieg gegen Napoleon ausſprach, ſtand ſchon eine anſehnliche preußiſche Macht in Schleſien kampfbereit, während die Truppen unter dem General von York, der nun ruhmvoll gerechtfertigt und in ſeiner Befehlführung beſtätigt wurde, verſtärkt durch andere unter dem General von Bülow in die Mark einrückten und die Ruſſen vorausgeeilte Scharen an der Elbe hatten.

Der Oberbefehl über die Truppen in Schleſien, welche die preußiſche Hauptſtärke bildeten, war jedoch nicht gleich anfangs Blüchern zugedacht. Manche befürchteten, ſeine tolle Huſarenart werde ihn über alle Schranken fortreißen und im erſten Anlauf alles aufs Spiel ſetzen. Anderen ſchien ſein Alter von 71 Jahren nicht mehr die Kraft und Ausdauer zu verſprechen, welche jetzt mehr als je nötig dünkten; ſein barſches Weſen konnte in dem Bundesverhältniſſe den eignen wie den fremden Staatsbehörden vielfaches Ungemach bereiten. Man nannte den Grafen von Tauentzien als den General, der ihm vorzuziehen ſei. Blüchers Grimm entbrannte heftig. Auf einem Balle, den die Stadt Breslau dem ruſſiſchen Kaiſer gab, ſchimpfte Blücher beim Glaſe Punſch laut und heftig auf den Grafen von Tauentzien, auf den Fürſten von Hatzfeldt und auf alle diejenigen, welche im entſcheidenden Augenblicke wieder nur zaghaft und bedenklich wären, durch übertriebene Schilderung die Stärke des Feindes nur immer vergrößerten, die eigene herabſetzten; ihm ſolle man nur 30000 Mann geben, damit wolle er Napoleon und alle ſeine Franzoſen aus Deutſchland hinausjagen, und ſetze ſeinen Kopf daran. Sein Toben und Schelten zeigte wenigſtens den Mann, der ſich ſeiner Sache gewiß fühlte; einem Napoleon gegenüber konnte ſolche Zuverſicht, das war nicht zu leugnen, mehr ausrichten, als die klügſten Zweifel. Scharnhorſt inſonderheit machte die wahren Vorzüge ſeines längſt erprobten Feldherrn geltend, und als derſelbe wirklich ernannt worden, ſchloß er als Generalquartiermeiſter ſich ihm an, die einſichtsvolle Beſonnenheit ſolchergeſtalt dem rauhen Heldentum verbündend.

Blücher war nun an der Spitze der Truppen, aber neue Schwierigkeiten zeigten ſich, ehe es zum Handeln kam. Scharnhorſt hatte mit allen Gleichſtrebenden eifrig die Anſicht verfolgt, die Verbündeten ſollten mit allen verfügbaren Truppen, ſo viel oder wenig ihrer zur Hand waren, nur ungeſäumt vordringen, die übriggebliebenen Scharen des franzöſiſchen Heeres aus dem Felde jagen und in Deutſchland ſo viel Boden gewinnen, um den Rheinbund zu ſprengen und neue Volkskräfte zu wecken, bevor Napoleon ſein neuerſchaffenes Heer wieder herangeführt hätte. Blücher war in dieſem Sinne ſchon am 16. März mit etwa 25000 Preußen, welchen 13000 Ruſſen unter dem Befehle des Generals von Winzingerode vorangingen, aus Schleſien aufgebrochen und über Neumarkt, Liegnitz und Hainau den 22. März an der ſächſiſchen Grenze in Bunzlau eingetroffen, wo er ſogleich durch kräftigen Aufruf die Einwohner von Kottbus, welche der Frieden von Tilſit an Sachſen gebracht, zur Rückkehr unter ihren alten Landesherrn, die Sachſen zur Teilnahme an dem deutſchen Befreiungskriege aufforderte, den eignen Truppen aber ihren großen Beruf in dieſem heiligen Kriege vorhielt und ſie zur Ordnung und Mannszucht ermahnte. Zugleich erließ er an das Heer dieſen Tagesbefehl: „An die Truppen unter meinem Befehl. Preußen! Wir überſchreiten die Grenze unſeres Gebiets und betreten ein fremdes, nicht als Feinde, ſondern als Befreier. Ausziehend zum Kampf um unſere Unabhängigkeit, wollen wir nicht ein Nachbarvolk unterdrücken, das mit uns dieſelbe Sprache redet, denſelben Glauben bekennt, öfters ehedem ſeine Truppen mit den unſrigen ſiegreich fechten ließ, denſelben Haß gegen fremde Unterdrückung fühlt, und das nur durch die von Frankreichs Argliſt irregeleitete Politik ſeines Landesherrn bis jetzt verhindert ward, die Waffen gegen die Schergen fremder Tyrannei zu kehren. Seid mild und menſchlich gegen dieſes Volk und betrachtet die Sachſen als Freunde der heiligen Sache deutſcher Unabhängigkeit, für welche wir die Waffen erhoben haben; betrachtet ſie als künftige Bundesgenoſſen. Sachſens Einwohner werden dagegen auf ordnungsmäßigem Wege eure billigen Wünſche befriedigen. Ahmt das Beiſpiel eurer Waffengefährten im Yorkſchen Heerteile nach, die, obgleich lange auf fremdem Gebiet ſtehend, durch die ſtrengſte Mannszucht die Ehre des preußiſchen Namens bewahrt haben. Den Unwürdigen, der den Ruhm preußiſcher Mannszucht durch Gewaltthätigkeit entheiligt, werde ich nicht als einen der Unſrigen anerkennen, ſondern durch entehrende Strafen ſein Verbrechen zu ahnden wiſſen. Soldaten meines Heers, ihr kennt mich. Ihr wißt, daß ich väterlich für euch ſorge; ihr wißt aber nicht weniger, daß ich Ausſchweifungen nicht dulde, ſondern ſolche einen unerbittlichen Richter an mir finden. Achtet auch hiernach! Bunzlau, den 23. März 1813.“ Am 30. März rückte Blücher in Dresden ein, wo er in der Neuſtadt ſein Quartier nahm und durch die Art, wie er ſich dem Volke leutſelig mitteilte, Zutrauen und Neigung gewann. Bürgerweiber beſtürmten ihn mit der Klage, man habe ihre Männer, geringe Handwerker, die dem franzöſiſchen General Reynier die Fenſter eingeworfen, als dieſer die Sprengung der Elbbrücke vorbereiten ließ, auf den Königſtein geſetzt, und er gab ſogleich Befehl zu ihrer Freilaſſung, welche die ſächſiſche Behörde nicht zu verſagen wagte. Auch die Preßfreiheit, deren Herſtellung er den Sachſen in ſeinem Aufrufe verkündigt, ließ er für die deutſche Sache durch beſondre Befehle ſogleich in Gebrauch ſetzen. Die unerläßlichen Leiſtungen, welche für die Bedürfniſſe der Truppen gefordert wurden, ſchienen aber der Immediat-Kommiſſion, welche als oberſte ſächſiſche Staatsbehörde in Dresden beſtand, alsbald viel zu hoch, und dieſe erhob dawider entſchiedenen Widerſpruch, in einer Weiſe, welche Blücher durch folgendes Schreiben ſtrafend rügte. „Die Bedürfniſſe meines Heeres,“ ſchrieb er, „machen es mir zur Pflicht, von den Ländern derjenigen Fürſten, die nicht mit uns verbündet ſind, und wohin der Lauf des Krieges uns führt, zu verlangen, daß dieſen Bedürfniſſen abgeholfen werde. Meine an Sachſen gemachten Forderungen ſind weit unter dem, was wir unſern preußiſchen Mitbürgern aufbürden müſſen, und was dieſe, um ihrer zu erringenden Unabhängigkeit willen, ungeachtet ſieben leidenvoller Jahre, gern und willig tragen. Auch iſt von mir nirgends geſagt, daß dieſe Bedürfniſſe unentgeltlich uns geliefert werden ſollen, und hegen wir die zuverſichtliche Hoffnung, daß ein baldigſt abzuſchließendes Bündnis zwiſchen den beiden Nachbarſtaaten die Beſtimmung enthalten wird, auf welche Weiſe die uns gelieferten Heerbedürfniſſe vergütigt werden ſollen. Was indeſſen an den von mir geforderten Gegenſtänden im Augenblick noch entbehrt werden kann, will ich, bis zur Entſcheidung des Königs, meines Herrn, auf Ihr Verlangen, gern anſtehen laſſen, aber von dem, was ſogleich nötig iſt, etwas zu erlaſſen, würde gegen diejenigen heiligen Pflichten ſtreiten, die ich der Erhaltung meines, aus Truppen der beiden hohen Verbündeten zuſammengeſetzten Heeres ſchuldig bin. Übrigens bemerke ich noch, daß der ungeziemende Ton, der in Ihrer geſtrigen Vorſtellung an mich herrſcht, einen andern, der es mit unſern deutſchen Mitbürgern weniger redlich meinte, wohl hätte erbittern können, daß ich jedoch deſſen ungeachtet mich beſtreben werde, die Drangſale des Kriegs dem Lande ſo viel möglich zu erleichtern und nicht den Geiſt der Erbitterung, den die Immediat-Kommiſſion in ihre Verhandlungen mit mir zu legen angefangen hat, bei meinen Behörden zu geſtatten. Neuſtadt Dresden, am 31. März 1813.“ Dieſes Schreiben ließ Blücher am folgenden Tage in das Wochenblatt von Dresden einrücken, damit Sachſen und Preußen daraus ſeine Meinung kennen lernten, und da die ſächſiſche Oberbehörde gegen den Abdruck, der ihr große Beſchämung zuziehen mußte, eifrige Vorſtellungen machte und denſelben auf alle Weiſe zu hintertreiben ſuchte, ſo wurde preußiſche Wache in die Druckerei geſandt, um daſelbſt die Einrückung des Schreibens und die Ausgabe der Blätter gehörig zu beaufſichtigen.

Doch ſchon am 2. April brach Blücher von Dresden wieder auf, und rückte über Freiberg, Chemnitz und Penig nach Altenburg vor, wo er am 14. April eintraf. Schon auf dieſem Marſche war er durch Rückſichten, die nicht die ſeinigen waren, um mehrere Tage verzögert worden. Ungeduldig ſandte er wenigſtens einzelne Scharen der Reiterei, woran die Verbündeten dem Feinde ſo weit überlegen waren, ſchneller voraus; der Major von Hellwig überfiel am 13. April in Langenſalza eine bayeriſche Schar unter dem General Grafen von Rechberg und nahm ihr Gefangene und Kanonen; der Major von Blücher ließ ſeine ſchleſiſchen Huſaren ſogar bis Gotha und Eiſenach ſtreifen, wo am 15. das Bataillon der vereinigten herzoglich ſächſiſchen Truppen die Waffen ſtreckte. Dieſe Truppen, als ſie kriegsgefangen in Altenburg eintrafen, redete Blücher in ſeiner ſo ſtarken als herzlichen Sprache an und grüßte ſie als Waffenbrüder; denn er zweifelte nicht, ſie würden ſogleich für die deutſche Sache mitfechten. Wirklich trat das ganze Bataillon, Offiziere und Gemeine, zu den Preußen über. Nach ſo guten Anzeichen wurde der Trieb zum Vordringen nur immer lebhafter, die größten Erfolge lagen geſichert vor Augen. Allein inmitten dieſer günſtigen Ausſichten wurde Blücher durch höhere Befehle in Altenburg unbeweglich feſtgehalten. Der ruſſiſche Feldmarſchall Fürſt Kutoſoff war der Meinung, die Hauptſtärke des ruſſiſchen Heeres dürfe nicht weiter vorrücken, bevor nicht die Erſatztruppen, die aus weiter Ferne heranzogen, angelangt wären. Die großen Verluſte, welche die Ruſſen in dem angeſtrengten Winterfeldzuge gemacht, die Zurücklaſſungen, zu denen die Einſchließung von neun Feſtungen nötigte, deren Zahl beim Vorrücken ſich um vier vermehrte, die Unentſchiedenheit der Sachſen, welche, ungewiß ob Freund oder Feind, in Torgau ſtanden, dann die Macht des Vizekönigs von Italien, der bei Magdeburg wieder 40 000 Mann hatte, und endlich der Heranzug Napoleons ſelber an der Spitze eines neuen Heeres, machten es bedenklich, die ruſſiſchen Streitkräfte zu ſehr ins weite zu wagen. Doch der ruſſiſche Kaiſer teilte dieſe Meinung nicht, er trat der Anſicht Scharnhorſts bei, deſſen Beharrlichkeit endlich ſiegte, doch für den eigentlichen Zweck ſchon zu ſpät; denn nachdem Kutuſoff in Bunzlau erkrankt zurückgeblieben, wo er nachher am 28. April ſtarb, rückte zwar die ruſſiſche Macht von allen Seiten über die Elbe vor, der General Graf von Wittgenſtein, dem die Preußen unter York und Bülow folgten, aus der Mark, der General Graf von Miloradowitſch von der Lauſitz her, allein auch Napoleon hatte inzwiſchen Zeit gehabt, mit ſeiner ganzen Heeresmacht heranzuziehen, ſich mit dem Vizekönig von Italien zu vereinigen und ſchon auf dem rechten Ufer der Saale gegen die Elbe hin den Kampf zu ſuchen, der ihm jenſeits des Thüringer Waldes hätte begegnen ſollen.

Vierzehn Tage, vom 14. bis zum 28. April, mußte Blüchers Hauptquartier unverrückt in Altenburg weilen. Dieſe unthätige Hinzögerung war höchſt peinlich. Blücher benutzte ſie wenigſtens, um ſeine Truppen in guten Stand zu ſetzen, ihre Ordnung und Zucht zu fördern. Am 24. April erließ er folgenden Heerbefehl: „Soldaten! Euer Betragen hat ſich nicht verändert, ſeitdem wir den Boden vaterländiſcher Provinzen verlaſſen und den des ſächſiſchen Gebiets betreten haben. Ihr habt keinen Unterſchied gemacht zwiſchen dieſem und jenem Lande, und in dem einen wie in dem andern euch gleich verpflichtet gehalten zur guten Führung und Mannszucht. Ich danke euch. Ein ſolches Betragen bezeichnet den wahren Krieger und geziemt uns, die wir für die edelſten menſchlichen Güter, für Vaterland und Freiheit kämpfen. Suchet ferner, durch Mäßigung in euren Forderungen, durch eine ſchonende und milde Behandlung die Bewohner deutſcher Länder davon zu überzeugen, daß wir als ihre deutſchen Brüder, als ihre Befreier und nicht als ihre Unterdrücker zu ihnen gekommen ſind. Fahret fort, in dieſem vortrefflichen Geiſte zu handeln, und ihr werdet überall, wohin das Schickſal des Krieges uns führt, mit offenen Armen aufgenommen werden, nachdem der Ruf eurer muſterhaften Führung vorausgegangen iſt." Erſt das Anrücken des Feindes konnte den Bann der Unthätigkeit löſen, in welchem Blücher mit ſeinen Truppen gehalten war. Der franzöſiſche Kaiſer, ſchon am 25. April in Erfurt angekommen, wo er ſeinen zuſammengebrachten Scharen die Richtungen zum Vorrücken ausgeteilt, ſetzte am 28. alles in Bewegung, um nach Sachſen einzudringen, und nachdem er am 29. bei Naumburg über die Saale geſetzt, ſich mit dem Vizekönig von Italien, der von der unteren Saale heraufziehend bei Merſeburg gleichfalls über dieſen Fluß gegangen, vereinigt und die Vortruppen der Verbündeten auf beiden Punkten zurückgedrängt, rückte am 30. die ganze franzöſiſche Macht gegen Leipzig vor. Auch die Verbündeten brachen nun von allen Seiten nach dieſer Richtung auf, entſchloſſen dem Feind eine Schlacht zu liefern. Blücher rückte nordwärts gegen Borna, um den Ruſſen, die von der Elbe heranzogen, die Hand zu bieten. Er trat beim Zuſammentreffen ſeines Heerteiles mit dem des Generals Grafen von Wittgenſtein dieſem den Oberbefehl willig ab, überzeugt, daß vielfache Gründe dieſe Verleugnung für den Augenblick geboten. Wittgenſtein ſandte am 1. Mai den General von Winzingerode gegen Lützen vor, wo derſelbe auf der Höhe bei Poſerna mit den Vortruppen des Marſchalls Ney ins Gefecht kam und unter ſtarkem Widerſtande langſam wich. Durch eine Kanonenkugel wurde hierbei der Marſchall Beſſieres getötet, deſſen Verluſt auf ſeiten der Franzoſen ſehr ernſten Eindruck machte. Napoleon aber ſetzte ſeinen Zug mit allen Truppen von Weißenfels gegen Leipzig fort, wo er die Hauptſtärke der Verbündeten glaubte, während dieſe, die Elſter überſchreitend, in der Nacht auf den 3. Mai zwiſchen Pegau und Zwenkau in der rechten Flanke ſeines Zuges ſich zum Angriff entfaltete. Der General von Kleiſt behielt mit 5000 Preußen rechts Leipzig beſetzt, der General Graf Miloradowitſch wurde mit 12 000 Ruſſen links gegen Zeitz entſendet, wo jedoch kein Feind ſich blicken ließ. Den trefflichen Entwurf zur Schlacht hatte Scharnhorſt angegeben, die Ausführung aber entſprach der Anlage nicht, weil die ruſſiſchen Anordnungen von den preußiſchen mehr und mehr abwichen, und ohne gehörige Kunde vom Feinde und faſt ohne Beachtung der Gegend bloß einer ungefähren Vorſtellung folgten, welche ſich auf die vorjährigen glücklichen Gefechte Wittgenſteins an der Düna blindlings ſtützen wollte. Der Angriff gegen Lützen ſollte am 2. Mai mit Tagesanbruch erfolgen, aber erſt um 11 Uhr ſtand das verbündete Heer zwiſchen Werben und Domſen in Schlachtordnung, und als unvermutet der Feind in dem vorliegenden Dorfe Groß-Görſchen entdeckt wurde, rückten die Preußen aus dem Vordertreffen gegen dasſelbe an. Das Dorf wurde genommen, aber hinter demſelben auf den Höhen von Kayna zeigte ſich der Feind, Truppen von Neys Heerteil, in Stärke, und ein heftiges Geſchützfeuer begann von beiden Seiten. Auch die Dörfer Rahna und Klein-Görſchen wurden von preußiſchem und ruſſiſchem Fußvolke genommen, und in wiederholtem Angriff ſelbſt Kayna dem Feinde entriſſen, während Geſchütz und Reiterei das feindliche Fußvolk niederwarfen und ihm Kanonen und Gefangene nahmen. Aber kaum hatte Napoleon, ſchon in der Nähe von Leipzig, den Kanonendonner zu ſeiner Rechten vernommen, als er ſeines bisherigen Irrtums inne werdend nach dieſer Gegend eilte und allen Truppen befehlen ließ, von jedem Punkte, wo gerade der Befehl ſie träfe, ſogleich querfeldein ſchleunigſt dieſelbe Richtung zu nehmen. Er ſelbſt und Ney waren ſchon auf dem Kampfplatze angelangt, wo der Heerteil des letzteren im Gefecht ſtand, und raſch wurden dieſem die gehäuft anrückenden Truppen zugewendet. Auf den linken Flügel der Verbündeten über Starſiedel drang der ſechſte franzöſiſche Heerteil unter dem Marſchall Marmont an, noch weiter hinaus bei Kölzen der vierte Heerteil unter dem General Bertrand, gegen den rechten Flügel ſollte der Vizekönig Eugen mit dem elften Heerteil unter dem Marſchall Macdonald hervorbrechen, alle übrigen Truppen waren auf die Mitte gerichtet. Ihnen that bei Kölzen Winzingerode mit der ruſſiſchen und Prinz Wilhelm von Preußen mit der preußiſchen Reiterei bei Starſiedel glücklich Einhalt; bei Eisdorf begegnen ihnen ruſſiſche und preußiſche Truppen, doch nicht in genugſamer Stärke. Napoleon indes läßt Kayna wieder erſtürmen, und ein mörderiſcher Kampf entſteht um die Dörfer, deren Beſitz mehrmals wechſelt, die Blüte der jungen Leute von Frankreich und Preußen findet hier den Tod, zugleich die verſuchteſten Generale, die beſonders auf franzöſiſcher Seite ihren ungeprüften Neulingen das Beiſpiel der Todesverachtung ſchuldig ſind. Allein auch Blücher ruft neue Truppen zum Gefecht, die preußiſchen Scharen Yorks und die ruſſiſchen des Generals von Berg rücken aus dem Hintertreffen vor, und Blücher ſelbſt führt ſie zum Sturm gegen Kayna; er wird verwundet, an ſeiner Seite fallen, tödlich getroffen, der Prinz Leopold von Heſſen-Homburg, und ſchwerverwundet Scharnhorſt, aber Kayna iſt genommen, die Franzoſen weichen, ganze Bataillone reißen aus. Doch Napoleon wirft ſich ihnen entgegen, bringt ſie wieder zum Stehen, und während ſeine Verſtärkungen unter dem Vizekönig Eugen auf dem linken Flügel immer mächtiger eintreffen und den rechten der Verbündeten bei Eisdorf heftig angreifen, ordnet er 16 Bataillons der jungen Garde unter dem Marſchall Mortier gegen Kayna, heißt 60 Stück Geſchütze unter dem Kartätſchenfeuer der Verbündeten auffahren, ihre verheerende Wirkung in die Mitte der Preußen und Ruſſen einſchmettern, und die brennenden Dorfſtätten ſind wieder in ſeiner Gewalt. Nur Groß-Görſchen, den Hauptpunkt des Schlachtfeldes, vermag er den Verbündeten, deren Rückhalt, die ruſſiſchen Garden, ſchon zur Unterſtützung in die Schlachtordnung einrückt, nicht zu entreißen. Und ſo ſtanden beide Heere in beiderſeitigem, doch unentſcheidenden Vorteil, als die einbrechende Dunkelheit der Schlacht ein Ende machte. Sie hätte glänzend gewonnen ſein müſſen für die Verbündeten, wenn dieſe gleich anfangs kraftvoll vorgedrungen wären. Allein zu geſchweigen, daß der Angriff um 6 Stunden verſpätet und ein Teil der Truppen unnütz nach Zeitz entſendet war, hatten auch beim erſten Beginn des Gefechts alle übrigen gleich Halt gemacht, und immer nur einzelne Abteilungen nacheinander den Kampf aufgenommen, während die anderen ihre Reihe abwarteten, und die zahlreiche Reiterei, dem feindlichen Geſchütz ausgeſetzt, aber ſonſt kaum gebraucht wurde. Scharnhorſt ſah die günſtigſte Gelegenheit und die trefflichſten Mittel vergebens dargeboten, und die nicht gewonnene Schlacht durch die Folgen zu einer verlorenen werden. Blücher aber, der ſeine Wunde eiligſt hatte verbinden laſſen und vom Schlachtfelde keinen Augenblick gewichen war, heftig verdroſſen, daß die Überlegenheit der herrlichſten Reiterei hier nutzlos geblieben, nahm den Anlaß wahr, daß in der Dunkelheit ein franzöſiſcher Reitertrupp auf ein preußiſches Huſarenregiment eingeritten, ſetzte ſich an die Spitze der nächſten preußiſchen Reiterei, welche unter dem Oberſten von Dolffs 9 Schwadronen ſtark ungeſäumt auf die feindlichen Lagerreihen losſtürmte, und in der erſten Verwirrung hier ganze Scharen zur Flucht wandte; allein bald hemmte ein Graben die preußiſchen Reiter, geordnetes Fußvolk hinter demſelben empfing ſie mit Gewehrfeuer, das Geſchütz fing an gegen ſie zu ſpielen, und mit bedeutendem Verluſte führte Blücher ſie von dem geſcheiterten Verſuche zurück.

Die Verbündeten lagerten die Nacht auf dem Schlachtfelde, von welchem die Franzoſen ſich der Sicherheit wegen zurückgezogen hatten. Beide Teile ſchrieben ſich den Gewinn der Schlacht zu, welche die Franzoſen von Lützen, die Verbündeten von Groß-Görſchen benannten. Die Verbündeten, gegen 80 000 Mann ſtark, meiſt alte verſuchte Krieger und darunter die trefflichſte Reiterei, hatten 10 000 Tote und Verwundete, worunter 8000 Preußen, aber nur wenige Schwerverwundete als Gefangene, und nur 2 Stücke unbrauchbar gewordenes Geſchütz verloren. Die Franzoſen, über 120 000 Mann, größtenteils Neulinge und faſt nur Fußvolk, von denen aber, wie auch von den Verbündeten, ein großer Teil noch nicht zum Gefecht gekommen war, hatten an Toten und Verwundeten nicht viel weniger, dagegen aber noch 800 Gefangene und 6 Kanonen eingebüßt. Ungeachtet auf ſeiten der Verbündeten im Kampfe ſelbſt ſo bedeutender Vorteil war, ſo mußte doch am folgenden Tage der Anſchein des Sieges, den ſie verkündigten, durch die Notwendigkeit des Rückzuges, zu welchem ſie veranlaßt waren, faſt verlöſcht werden. Der General von Kleiſt meldete nämlich, daß er von dem General Lauriſton mit ſtarker Macht angegriffen, Leipzig verlaſſen, und, dem Befehle gemäß, ſich nach Wurzen zurückgezogen habe; andererſeits hatte das ruſſiſche Geſchütz, ſo wurde ausgeſagt, für den folgenden Tag keinen Schießbedarf mehr. Wittgenſtein befahl daher den Rückzug gegen die Elbe hin. Unwillig folgte Blücher einer Bewegung, deren Gründe ſeinem vorwärtsſtrebenden Sinne kaum einleuchteten. Am 3. Mai zog er mit den Preußen bei Droſchwitz über die Elſter und nur bis Borna zurück, die Ruſſen bis Frohburg; der Feind wagte ſich nicht heran, die Tapferkeit der Verbündeten hatte ihm Scheu eingeflößt, und ſein Mangel an Reiterei ſetzte ihn außer ſtand, heftig nachzudringen. In feſter Ordnung, ohne Einbuße und Zurücklaſſung, gleich Truppen, die im Bewußtſein des eben Geleiſteten ſich dem Feinde gewachſen fühlen, ſetzten jene in den folgenden Tagen langſam und gemeſſen ihren Rückzug fort, die Preußen nördlich über Kolditz hinter die Mulde, dann über Döbeln am 6. Mai nach Meißen, die Ruſſen ſüdlich über Rochlitz, Waldheim, Noſſen und Wilsdruf nach Dresden; überall, wo ſich der Feind zeigte, bot ihm die Nachhut, beſonders die Ruſſen unter Miloradowitſch, trotzig die Stirn, und that jedesmal ſeinem Andrange nachdrücklich Einhalt. Auf dieſe Weiſe erhielt das geſamte Gepäck und anderes zahlreiche Fuhrwerk, welches dem Heere allzudicht gefolgt war, völlig Zeit, ungeachtet anfänglicher Verwirrung glücklich über die Elbe zu gelangen. Blüchers und ſeiner Preußen heldenmütige Auszeichnung während der Schlacht hatte die nachdenkliche Bewunderung des Feindes erregt, der ernſtlich empfand, welch neuer furchtbarer Gegner ihm geboten war; aber auch von anderer Seite fehlte die Anerkennung nicht. Der Kaiſer von Rußland, der mit dem Könige von Preußen perſönlich der Schlacht beigewohnt, ſandte von Dresden unter dem 5. Mai an Blücher den Sankt-Georgenorden zweiter Klaſſe, mit einem huldvollen Schreiben, worin es hieß: „Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht am 2. Mai bewieſen haben, die von Ihnen an dieſem ſchönen Tage geleiſteten ausgezeichneten Dienſte, Ihre Hingebung, Ihr Eifer und die glänzende Art, ſich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten iſt, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlaſſen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen während der Schlacht hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen.“ Am folgenden Tage erließ der Kaiſer an ihn abermals ein ſchmeichelhaftes Schreiben, worin er ihn aufforderte, die Generale und Offiziere zu benennen, die ſich beſonderer Auszeichnung würdig gemacht, und ihm dabei für die Unteroffiziere und Gemeine, die ſich hervorgethan, ſogleich 300 Georgenkreuze fünfter Klaſſe zur Verteilung überſandte.

Der Rückzug fand an der Elbe noch keinen Stillſtand; die Verteidigung dieſes Stromes, an welchem der Feind weiter abwärts ſchon im Beſitze wichtiger Übergänge war, wurde aufgegeben, und nachdem endlich am 8. Mai der Feind in Dresden eingerückt, daſelbſt nach einigem Widerſtande am 10. auch die Neuſtadt beſetzt und ſomit das rechte Elbufer völlig gewonnen hatte, nahm das geſamte Heer der Verbündeten ſeine Richtung nach der Lauſitz, um ſich in einem feſten Lager bei Bautzen aufzuſtellen. Hierbei war die zwiefache Abſicht, den heranziehenden Verſtärkungen aus Schleſien und Polen ſich möglichſt anzunähern und doch die Grenze von Böhmen nicht zu verlaſſen, da die politiſchen Verhältniſſe den nahen Beitritt Öſterreichs zu dem Bunde Rußlands und Preußens baldigſt hoffen ließen. Wie bei Lützen ein ſchickliches Schlachtfeld zum Angriff, ſo wurde bei Bautzen das vorteilhafteſte zur Verteidigung auserſehen, ohne daß der Feind dieſe Wahl hindern konnte. Am 12. Mai ging die Hauptſtärke der Franzoſen bei Dresden über die Elbe, und am nämlichen Tage zog das verbündete Heer bei Bautzen in das wohlgewählte Lager, gegen Biſchofswerda und Kloſter-Marienſtern eine ſtarke Nachhut zurücklaſſend. Am 16. hatten alle franzöſiſchen Truppen an verſchiedenen Punkten über die Elbe geſetzt und befanden ſich auf allen Straßen im Anzuge gegen die Spree und Oder; am 18. brach Napoleon ſelbſt von Dresden auf und eilte an die Spitze ſeiner Truppen, welche er, nachdem die Zuſammenziehung der Verbündeten bei Bautzen ihm unzweifelhaft geworden, nun gleichfalls aus allen Richtungen gegen dieſen Ort zuſammen rief. Die Verbündeten, durch den Heranzug des Generals von Kleiſt, der über Großenhain und Kamenz von der Elbe eintraf, und einiger preußiſchen Verſtärkung aus Schleſien, dann durch die am 16. und 17. erfolgte Ankunft der ruſſiſchen Truppenſchar unter dem General Barclay-de-Tolly wieder auf mehr als 90 000 Mann gebracht, ſtanden ſchlagfertig in drei Treffen. Des erſten Treffens linker Flügel, unter Miloradowitſch, lehnte ſich im hohen Gebirge bis zur böhmiſchen Grenze ſicher an, die Stadt Bautzen, deren Mauern von Fußvolk und Geſchütz verteidigt wurden, bildete die Mitte, der rechte Flügel unter Kleiſt erſtreckte ſich längs der Anhöhen der Spree, deren Lauf die ganze Linie deckte. Rechts rückwärts, auf den Höhen zwiſchen Kreckwitz und Plieskowitz, ſtand die Hauptſtärke der Preußen unter Blücher, dann, um die rechte Flanke und den Übergang über die Spree völlig zu ſichern, unter Barclay-de-Tolly ein äußerſter rechter Flügel von den Teichen bei Plieskowitz bis zum Windmühlenberge von Gleina. Das zweite Treffen bildete links zwiſchen Klein-Zenkwitz und Baſchütz eine ruſſiſche Truppenſchar unter dem General Fürſten Gortſchakoff und rechts von Baſchütz gegen Litten der preußiſche Heerteil von York. Die ruſſiſchen Garden ſtanden als drittes Treffen und Rückhalt vorwärts von Würſchen bei Klein-Purſchwitz. Die meiſten der Dörfer innerhalb dieſes Bereichs waren verſchanzt, die Höhen mit Geſchütz trefflich beſetzt. Dieſe Stellung wagte Napoleon mit ſeiner anfangs noch geteilten Macht nicht anzugreifen, auch ihm waren zwar Verſtärkungen, inſonderheit nun auch Reiterei zugekommen, allein in der Meinung, daß die Verbündeten ſich teilen würden, hatte er früher gegen 80 000 Mann unter dem Marſchall Ney in der Richtung nach Berlin vorrücken laſſen, dieſe aber eiligſt wieder zurückgerufen, um auf den rechten Flügel der Verbündeten einzudringen. Sein Glück wollte, daß dieſer Marſchall, aus eigner Erwägung der Umſtände ſchon ohne Befehl ſeine anfängliche Richtung verlaſſen hatte und bereits gegen Bautzen im Anzuge war. Dennoch blieb Napoleon zwei ganze Tage, am 18. und 19. Mai, dem Angriffe der Verbündeten mit faſt nur der Hälfte ſeines Heeres bloßgeſtellt; ſie hätten mit geſamter Macht über die Spree gehen und ihn bis in die Engwege von Biſchofswerda zurückdrängen und darauf auch gegen Ney in ganzer Stärke ſich wenden gekonnt. Dies aber blieb verſäumt. Statt deſſen wurde die halbe Maßregel ergriffen, daß, nachdem durch Blüchers wohlgeleitete Streifſcharen die Annäherung des Feindes von Hoyerswerda her mit Sicherheit erkundet war, Barclay-de-Tolly und York mit etwa 20 000 Mann am 18. Mai ihm dahin entgegen zogen, die am 19. bei Königswartha und Weißig den Vortrab des Feindes anfielen, ihm 10 Kanonen und 1000 Gefangene nahmen, aber vor der nachrückenden Hauptmacht ſogleich wieder, und nicht ohne Verluſt, über die Spree gegen Bautzen zurückweichen mußten. Nachdem Napoleon die Gewißheit erlangt, daß Ney zur rechten Zeit eintreffen und an der Schlacht teilnehmen werde, ordnete er alles zum Angriff, welchem die Verbündeten, nach dem Urteil der Kriegskundigen, jetzt durch einen Rückzug hinter die Neiße hätten ausweichen ſollen, da ihre rechte Flanke durch Neys Anrücken durchaus gefährdet war. Allein die Schlacht wurde angenommen, die gute Stellung wollte man ehrenhalber verteidigen, die tapferſten Truppen ungeſtritten nicht weiter zurückgehen laſſen. Schon am 18. hatte Wittgenſtein ſeine Verfügungen für den Fall eines Angriffs ausführlich erteilt und den Generalen, die unter ihm befehligten, ihre Obliegenheiten angewieſen. Blücher bezeigte ſich unzufrieden, daß darin von Abwehr des Feindes, nicht vom Selbſtangreifen und Vordringen die Rede war; doch freute er ſich des Kampfes und hatte ſich auf denſelben durch ſcharfe Beſchauung des verwickelten Geländes beſonders vorbereitet.

Mittags am 20. Mai drangen die Franzoſen mit vier Heerteilen gegen die Spree vor und überſchritten dieſelbe unter heftigem Gefecht an mehreren Punkten. Die Marſchälle Oudinot und Macdonald warfen ſich auf den linken Flügel der Verbündeten, der Marſchall Marmont griff mit Heftigkeit den General von Kleiſt an, der mit 5000 Mann die Höhen von Burk verteidigte, und der General Bertrand rückte gegen Blüchers Stellung vor. Bautzen war bereits genommen und Kleiſt gefährdet, in der Seite angegriffen zu werden, während er der Übermacht, die vornher auf ihn eindrang, mit aller Tapferkeit kaum noch widerſtand; er ſandte zu Blücher um Hilfe, und dieſer unterſtützte ihn mit 3000 Mann Fußvolk, während er zugleich Geſchütz und Fußvolk gegen den General Bertrand entſandte und denſelben in den Engweg von Nieder-Gurkau zurückwarf. Fünf Stunden dauerte der Kampf, und nur Schritt vor Schritt gewann der Feind Boden. Endlich mußte Kleiſt dennoch die Höhen, die er hartnäckig verteidigt, aufgeben, und zog ſich langſam zurück, indem er die franzöſiſche Reiterei, die eifriger nachdringen wollte, mit der ſeinigen ſchnell aus dem Felde ſchreckte. Als es dunkel geworden, waren die Stellungen des Vordertreffens ſämtlich dem Feinde überlaſſen, nur Blücher allein hielt ſich trotzig in der ſeinigen auf den Höhen von Kreckwitz, wie er von Anfang ſie innegehabt. Jedoch war ſeine Stellung, wie die des ganzen verbündeten Heeres überhaupt, für das Verhältnis der Truppenzahl viel zu ſehr ausgedehnt, und ihm war nicht möglich, mit 18 000 Mann, ſoviel ungefähr unter ſeinem Befehle ſtanden, den Raum von mehr als einer halben Meile gehörig zu beſetzen. Während der Nacht wurden die Truppen von Kleiſt und York links rückwärts von Blücher zu dem bei Litten zahlreich aufgepflanzten Geſchütz in die Mitteſtellung näher hineingezogen. Folgenden Tags am 21. Mai mit erſter Frühe begann die Schlacht aufs neue. Auf dem linken Flügel der Verbündeten rangen die ruſſiſchen Generale Miloradowitſch und der Prinz Eugen von

Württemberg hartnäckig mit dem Marſchall Oudinot; das Gefecht blieb eine Zeitlang im Schwanken, endlich neigte ſich der Vorteil ſogar auf die Seite der Verbündeten; doch nicht auf dieſem, ſondern auf ihrem rechten Flügel ſollte der Tag ſeine Entſcheidung finden. Die Angriffe von Bautzen her gegen die Mitte und von Nieder-Gurkau gegen die rechte Flanke der Hauptſtellung wurden kräftig zurückgewieſen. Allein plötzlich erſcholl Kanonendonner vom äußerſten rechten Flügel. Die Vorhut des Generals Barclay de Tolly wurde heftig angegriffen, bei Klix und dann bei Gottamende zurückgedrängt, und endlich Barclay ſelbſt aus ſeiner Stellung auf dem Windmühlenberge zum Rückzuge nach Baruth gezwungen. Der General Lauriſton führte dieſen Angriff, ihm folgte der Marſchall Ney, und dieſem der General Reynier, mit der ganzen Macht von 70000 Mann, die von Hoyerswerda her endlich anlangen und den entſcheidenden Augenblick mitbringen. Ungeſtüm wirft ſich Ney auf das Dorf Preititz, durch welches Blücher im eintretenden Falle ſeinen Rückzug nehmen ſollte. Er mußte daher die Höhen von Kreckwitz ſogleich verlaſſen, oder Preititz wiedernehmen, und augenblicklich wählt er das letztere. Er ſendet mit allem Fußvolke, das er entbehren kann, den General von Röder an der Spitze der preußiſchen Garden dorthin, ſie ſollen das Dorf wieder erobern, dann aber den Ruſſen unter Barclay die weitere Verteidigung überlaſſen und ſchleunigſt auf die Höhen zurückkehren; zugleich eilt aus der Mitte her der General von Kleiſt mit ſeiner Schar herbei, und in vereinter Anſtrengung iſt um 1 Uhr nachmittags Preititz wieder in den Händen der Verbündeten. Doch dieſer glänzende Vorteil wird bald wieder vereitelt. Napoleon ſendet alles zum Angriff aus; aus Nieder-Gurkau dringt geradezu gegen Blüchers Stellung mächtiges Geſchütz, bald auch Fußvolk in gedrängter Schar hervor, bei Baſankwitz eröffnet ſich eine Batterie in ſeine linke Seite, zwiſchen Malſchwitz und Preititz feuert bald noch zahlreicheres Geſchütz in ſeine rechte, die Dörfer Plieskowitz und Doberſchütz werden genommen, ſchon reicht ſein Fußvolk nicht mehr hin, dem Feinde nach ſo vielen Richtungen die Stirn zu bieten. Mit Kraft ſchmettern 24 ruſſiſche Zwölfpfünder rechts und links Verderben in den Feind, aber ihr Schießbedarf iſt bald erſchöpft. Endlich, da von Bautzen her neuerdings 16 Bataillons anrücken, der Marſchall Ney mit heftigem Andrange Preititz abermals nimmt und Lauriſtons Heerteil von Baruth her dem rechten Flügel der Verbündeten völlige Umgehung droht, ſieht Blücher ſich genötigt, die Höhen von Kreckwitz, die er ſo lange verteidigt, dem Feinde zu überlaſſen. Er verfügt den Rückzug mit mutiger Entſchloſſenheit und vollbringt ihn ohne Verluſt in ruhigſter Faſſung; da Preititz in Feindeshand iſt, ſo zieht er durch Groß-Purſchwitz. York wurde beauftragt, ihn zu unterſtützen, rückte heran und eroberte das Dorf Kreckwitz wieder, wo er ein Bataillon Württemberger gefangen machte; allein die Höhen hatte der Feind bereits mit Geſchütz bepflanzt und zu ihrer Wiedereinnahme hätte der Kern des Fußvolks geopfert werden müſſen. Die Verbündeten beſchloſſen demnach, die Schlacht jetzt, es war nachmittags um 3 Uhr, abzubrechen und durch geordneten Rückzug weiterem Verluſte vorzubeugen. Blücher gab ſeine Befehle, und in geſchloſſener Ordnung zogen die Truppen vom Schlachtfelde ab. Ein Bataillon von Yorck mußte das Dorf Litten bis aufs äußerſte behaupten, vier andere Bataillons wurden bei Preititz dem Feinde entgegen geworfen und ſo der Zug feſt und trotzig über Groß-Purſchwitz und Würſchen auf der Straße nach Weißenberg fortgeführt; Yorck und Kleiſt hatten ſich angeſchloſſen. Barclay folgte von Baruth über Gröditz in derſelben Richtung. Miloradowitſch und Gortſchakoff verließen das Gebirge und zogen über Hochkirch — den Ort ſchon ehemaliger Kriegsereigniſſe — nach Löbau. Die geordnete kampfbereite Nachhut der Preußen unter Kleiſt, der Ruſſen unter Barclay, erhielt den Feind in Scheu, der nur bis Würſchen und Hochkirch nachdrang, dann aber es aufgab, dieſen unbeſiegten Truppen an dem Tage noch einen Vorteil abzuringen. Hinter Weißenberg lagerten die Preußen, bei Löbau die Ruſſen; der weitere Rückzug wurde nach Schleſien angeordnet.

Dieſe zweitägige Schlacht, in welcher 90000 Ruſſen und Preußen gegen 140000 Franzoſen geſtanden, und beide Teile nahe an 30000 Tote und Verwundete verloren hatten, war für Napoleon ein teurer Gewinn. Den Vorteil der Stellung auf Seiten der Verbündeten hatte er mit Aufopferung der Truppen überwinden müſſen, die ſchonungslos dem Kartätſchenhagel preisgegeben worden, ſein Verluſt war bei weitem der größere — über 18000 franzöſiſche Verwundete kamen in Dresden an — und der Gewinn des Schlachtfeldes, ohne Gefangene und ohne ein Stück erobertes Geſchütz, nur 5 unbrauchbar gewordene Kanonen waren ihm überlaſſen worden, dünkte ein ſchlechter Ertrag für ſolch blutiges Tagewerk. Seine Truppen und ſelbſt ſeine beſten Generale waren betroffen durch den hartnäckigen Widerſtand, den die Verbündeten zeigten, und durch die ganze Weiſe der Kriegführung, welche ſich in dieſem Feldzuge darthat. Sein Mißvergnügen warf ſich auf ſeine Feldherren, denen er Schuld gab, ſie führten die Sachen läſſig, ſie verſäumten gewonnene Vorteile zu benutzen; er ſelbſt begab ſich an die Spitze des Vortrabs, um die Verfolgung nachdrücklicher und ergiebiger zu machen. Am 22. Mai, dem Tage nach der Schlacht, leitete Napoleon ſelbſt die Angriffe gegen die Nachhut der Verbündeten auf den Höhen von Weißenberg, Rothkretſchmar und Reichenbach; allein ſie wich nur Schritt vor Schritt, von Stellung zu Stellung, erſt nach Entwickelung regelmäßigen Angriffs, dann langſam und geſchloſſen, ohne Verluſt. Eine Kanonenkugel tötete den franzöſiſchen General Bruyeres, ſpäter eine andere nicht weit von Napoleon den General Kirgener und darauf den Großmarſchall Duroc. Blücher zog über Ebersbach und Ludwigsdorf, wo er über die Neiße ging, unangefochten nach Hennersdorf; Barclay bis hinter Görlitz. So ging der Rückzug, unter lebhaften, ſtets hartnäckig beſtandenen Gefechten, in guter Ordnung fort. Am 24. Mai wurde der Queiß und darauf der Bober überſchritten, und nunmehr in Schleſien, gemäß der Landſturmverfügungen, durch Verlaſſung der Dörfer, Wegſchaffung der Lebensmittel, Entfernung der Ortsbehörden und ſonſtige Maßregeln dem Feinde das Vordringen noch mehr erſchwert. Den Landſturm ſelbſt bot Blücher jedoch nicht auf; eine ſolch furchtbare Volksbewegung, deren Folgen ſich nicht berechnen ließen, ſchien unter den eingetretenen Umſtänden noch auszuſetzen, bei den obwaltenden politiſchen Verhältniſſen vielleicht ganz entbehrlich. Am 25. rückten die Preußen nach Hainau, die Ruſſen nach Goldberg. Inzwiſchen hatte, ſtatt des Grafen von Wittgenſtein, der General Barclay de Tolly den Oberbefehl über den Teil des Heeres erlangt, zu welchem die Truppen Blüchers gehörten, und dieſer war mit dem Tauſche nicht unzufrieden. Das Verhältnis zu dem erſteren hatte ſeine ganze Selbſtverleugnung in Anſpruch genommen. Über die Art der Kriegführung, über die einzelnen Maßregeln und Anordnungen, ſtimmte er mit dem Oberbefehlshaber ſelten überein, der ſeinerſeits die Meinung und den Rat Blüchers und der anderen preußiſchen Generale kaum zu wiſſen verlangte, etwaige Einwendungen aber unbeachtet ließ. Jener Wechſel in der Befehlführung veranlaßte, daß Barclay am folgenden Tage in das Hauptquartier des ruſſiſchen Kaiſers nach Jauer berufen wurde, und unvermutet ſah Blücher den Oberbefehl über die preußiſchen Truppen für die kurze Zwiſchenzeit in ſeine Hände gelegt. Er nahm ſich vor, die Gunſt des Augenblicks nicht unbenutzt zu laſſen. Schon vor dem Abzuge von Bautzen hatten die Verbündeten beſchloſſen, nicht die gerade Rückzugslinie nach Breslau und über die Oder zu verfolgen, ſondern durch eine Seitenbewegung ſich an der Grenze von Böhmen hinzuziehen und diesſeits der Oder in einer feſten Stellung bei Schweidnitz den Anzug der Verſtärkungen, welche nun immer zahlreicher eintreffen mußten, und den Beitritt Öſterreichs, der ſchon für entſchieden galt, abzuwarten. Dieſer getroffenen Anordnung gemäß hatte nun freilich Blücher die preußiſchen Truppen nicht nach Gutdünken zu verwenden, ſondern mußte ſie am 26. Mai von Hainau nach Liegnitz jedenfalls zurückführen. Aber er that wenigſtens, was er konnte. Er ließ bei Pohlsdorf eine ſtarke Nachhut ſtehen, gegen welche der Feind in der Ebene anrücken mußte. Gegen dieſen legte er ſeitwärts bei dem Dorfe Baudmannsdorf einen Hinterhalt von 21 Schwadronen und 3 reitenden Batterien, die auf ein gegebenes Zeichen hervorbrechen und dem Feinde in Flanke und Rücken fallen ſollten. Die Franzoſen erſchienen an dieſem Tage, wider ihre Gewohnheit, erſt nachmittags, ſie rückten mit großer Vorſicht an, und zu früh wurden ſie durch das Zeichen der abbrennenden Windmühle auf der Höhe von Baudmannsdorf gewarnt, aber trotz dieſer widrigen Umſtände war der Erfolg dennoch ſchon überaus glänzend. Kaum war die franzöſiſche Vorhut unter dem General Maiſon, der wegen ſeiner geäußerten Beſorgnis kurz vorher von dem Marſchall Ney verſpottet worden und daher jetzt ehrenhalber keine Gefahr achten wollte, eine Strecke in die Ebene vorgerückt, ſo fielen 3000 preußiſche Reiter unter dem Oberſten von Dolffs aus dem Verſteck in vollem Rennen ihr in die Seite, jagten die Reiterei des Feindes aus dem Felde und zerſprengten einhauend die ſchnellgebildeten Vierecke des Fußvolks, von dem nur ein Teil ſich frühzeitig nach Michelsdorf rettete. Über 1500 Mann wurden zuſammengehauen, 400 gefangen, und von 16 eroberten Kanonen 11 mit fortgeführt. Der preußiſche Verluſt beſtand nur in 80 Toten und Verwundeten, unter den erſteren aber befand ſich der Oberſt von Dolffs und mehrere Offiziere. Dieſer tüchtige Reiterſtreich, durch welchen Blücher ſeine kurze Befehlführung ſo ruhmvoll auszeichnete, gab dem Nachdringen des Feindes bedeutende Hemmung, und ſelbſt Napoleons Ungeduld lernte ſich bezähmen. Aber der kühne Eifer Blüchers wurde nicht überall gleich günſtig beurteilt, der wiedergekehrte ruſſiſche Oberbefehlshaber lobte in dem nächſten Tagesbefehle die Tapferkeit der Ausführung, aber ſprach zugleich den Tadel aus, daß ſolche Unternehmungen, in welchen die für größere Zwecke zuſammen zu haltende Kraft ſich einzeln unnütz verſchwende, künftig beſſer unterblieben.

Unangefochten zog Blücher am 27. Mai über die Katzbach und durch Wahlſtadt und Pohlwitz in die Gegend von Mertſchütz, hierauf das ganze Heer in eine Stellung hinter dem Strigauer Waſſer, und am 31. Mai in das Lager von Schweidnitz. Napoleon, der die Hauptſtärke der Verbündeten fortwährend auf der Straße nach Breslau glaubte, verfolgte mit dreien Heerteilen, von dem Marſchall Ney und den Generalen Lauriſton und Reynier befehligt, über Liegnitz und Neumark dieſe Richtung, doch nur langſam und mit äußerſter Vorſicht; erſt am 1. Juni rückten ſeine Truppen in Breslau ein. Eine andere Truppenſchar war auf Glogau gezogen und hatte am 27. Mai dieſe

Feſtung entſetzt. Drei andere Heerteile, unter den Marſchällen Marmont und Macdonald und dem General Bertrand, näherten ſich längs der Gebirge von Böhmen der Stellung von Schweidnitz. Indem alles ſich zu neuen Waffenentſcheidungen anſchickte, trat ein Zwiſchenereignis ein, welches jene unverhofft auf längere Zeit ausſetzte.

Der franzöſiſche Kaiſer fühlte nach den furchtbaren Schickungen, die ihn in Rußland betroffen, ſeine Stellung zur Welt weſentlich verändert; ſeine Macht hatte den Schimmer eingebüßt, von dem ſie bisher umgeben geweſen, und er ſah dieſelbe nunmehr den Angriffen bloßgeſtellt, zu welchen Haß und Ingrimm überall nur die Gelegenheit zu erwarten ſchienen. Die Meinung der Welt, welche er ſo lange Zeit ungeſtraft verachten gekonnt, mußte er jetzt bedacht ſein, wo möglich wieder zu gewinnen. Da er nicht hoffen konnte, bei der hartnäckigen Weiſe, wie dieſer Krieg geführt wurde, durch den Schrecken großer und folgenreicher Siege die wankenden Sinnesarten wieder unbedingt an ſeine Macht zu feſſeln, ſo war ihm alles daran gelegen, vor der Welt wenigſtens den Schein der Friedenserbietung zu behalten. Zunächſt war Öſterreich der Gegenſtand ſeiner Beſorgniſſe und Hoffnungen. Unterhandlungen ſollten erſetzen, was den Kriegserfolgen abging, und ſeiner Thätigkeit ſelbſt wurde Waffenruhe dringendes Bedürfnis, um die Verhältniſſe neu zu ordnen, die Hilfsmittel anzuſtrengen, die Streitkräfte zu ſammeln. Öſterreich hatte ſich zur Friedensvermittelung angetragen, ſeine Stellung gebot Rückſicht, und Napoleon fügte ſich einer Maßregel, die ihm den verhängnisvollen Lauf in neue, unabſehbare Wagniſſe erſparen konnte. Schon vor dem Beginn der Schlacht von Bautzen hatte er, infolge der von Öſterreich eingeleiteten Schritte, durch Caulaincourt an die Verbündeten Waffenſtillſtandsanträge gelangen laſſen, allein die Schlacht ſelbſt hatte dieſes Geſchäft unterbrochen. In den nachfolgenden Tagen wieder aufgenommen, führte dasſelbe, nach großen Schwierigkeiten, welche beſonders Preußen dabei erhob, endlich zu dem Ereignis, das durch gemeinſame Übereinkunft in Pleißwitz am 4. Juni die Feindſeligkeiten auf 7 Wochen, bis zum 20. Juli, eingeſtellt wurden. Ein neutraler Streifen Landes wurde längs der geſamten Waffenlinie als Zwiſchenraum der beiderſeitigen Truppen ausgeſchieden. Hatte Napoleon wichtige Gründe, den Stillſtand zu wünſchen, der ihm nach allen Seiten ein reiches Feld der Benutzung öffnete, ſo waren noch wichtigere Gründe und reichere Vorteile auf Seiten der Verbündeten. Durch Unterzeichnung des Waffenſtillſtandes beging Napoleon, ſo ſagt ein geiſtreicher kriegskundiger Schriftſteller, einen der größten Fehler ſeines Lebens, er unterſchrieb ſein eignes Todesurteil, aber alles drängte ihn zu dieſem Fehler. Von dem inneren Zuſtande der verbündeten Streitkräfte hatte er keine Ahnung, er wußte nicht, daß die Anſtrengungen Preußens noch bei weitem nicht das gehoffte Ergebnis lieferten, nicht, daß es dem ruſſiſchen Heere faſt ganz an Schießbedarf mangelte, daß Barclay, um das Heer wieder herzuſtellen, durchaus eine Ruhe von ſechs Wochen verlangte und deshalb den Rückzug nach Polen für unerläßlich hielt. Im Augenblicke ſelbſt leuchtete das wahre Verhältnis den wenigſten ein; wer von jenen Umſtänden nicht unterrichtet war, wer nicht wußte, daß die Verbündeten des Beitritts von Öſterreich ſchon gewiß waren, daß dieſe Macht gleich jenen durch Unterhandlungen nur die nötige Zeit für ihre Rüſtungen zu gewinnen hatte und daß der Mut und die Entſchloſſenheit zum Kriege in den Häuptern ungeſchwächt waren, dem durfte leicht der Waffenſtillſtand als eine bloße Folge der Schlachten und als die Einleitung zu einem Frieden erſcheinen, der unter ſolchen Umſtänden kein erwünſchter ſein konnte.

Auch Blücher, deſſen Sinn auf greifliche Thatſachen der Gegenwart gerichtet war und auf geiſtige Überſicht künftiger Geſtaltungen wenig einging, konnte ſeine Unzufriedenheit nicht unterdrücken; der Stillſtand lag ſchwer auf ſeinem Gemüte, und die Waffenthätigkeit vermochte er durch keine andre zu erſetzen. Er nahm ſein Hauptquartier in Strehlen und beritt zunächſt die Vorpoſten, die in ihrem Dienſte ſtets wachſam und ſchlagfertig ſein mußten, weil des Feindes Treue verdächtig war, der allerdings durch den Überfall bei Kitzen, wo die Reiterei von Lützow, die im Vertrauen auf den Waffenſtillſtand von ihren Streifereien arglos heimzog, verräteriſch angegriffen und niedergehauen wurde, durch die That bewies, daß ihm jeder Vorteil wohlerworben ſchien. Dieſe Anſichten und Entwürfe der ruſſiſchen Feldherren machten indes Blüchern während des Waffenſtillſtandes mehr als der Feind zu thun. Die Gegenſätze, welche ſich hier offenbarten, gingen jedoch eben ſo ſehr aus der Verſchiedenheit hervor, welche der Lage der beiderſeitigen Staaten, als aus derjenigen, welche den perſönlichen Karakteren angehörte. Der Ruſſe durfte auf ſein Land und ſeine Thaten ruhig zurückblicken, der Preuße mußte beides größtenteils noch vorwärtsliegend erſchauen; für jenen war eine Stellung in Polen oder ein Frieden mit Frankreich durchaus nicht dasſelbe, was für dieſen. Nur auf den höchſten Standpunkten konnte dieſe Verſchiedenheit in der Gemeinſchaft desſelben höchſten Zweckes wieder ſchwinden, wie ſie in den Geſinnungen der verbündeten Herrſcher wirklich ſchwand. Aber Blüchern vor allen gebührt der Ruhm, daß er dieſen höchſten Beiſpielen durch ſeine Geſinnung und Kraft immer entſprochen und das Ganze der Aufgabe, unbekümmert um ſcheinbaren Teilgewinn, unter allen Umſtänden in ſeiner Bruſt getragen, zurückgedrängt in einen Winkel von Schleſien, wie vorgedrungen auf die Höhen von Montmartre, mit immer gleichem, dort von Unfällen, hier von Siegen nicht geſchwächtem Mute den Sturz Napoleons als unerläßlich beteuernd. Hieraus aber mußte für den Augenblick allerdings ein geſpanntes Verhältnis entſtehen; die preußiſchen Truppen hatten an dem ruſſiſchen Oberbefehl manches zu tadeln, die ruſſiſchen Befehlshaber glaubten nicht minder Anlaß zur Unzufriedenheit zu haben. So großer Selbſtverleugnung Blücher, mit wahrer Heldenſtärke, in den Augenblicken fähig war, wo eine große Entſcheidung auf dem Spiele ſtand, ſo wenig vermochte er ſeine Ausbrüche zurückzuhalten, wenn kein ſolcher Beweggrund auf ihn wirkte. Über den Verluſt der Schlacht bei Groß-Görſchen äußerte Blücher ſich mit Bitterkeit. Dagegen erlitt er von ruſſiſcher Seite den Vorwurf, an dem Verluſte der Schlacht von Bautzen ſchuld zu ſein; denn er habe den Schlüſſel der Stellung, die Höhen von Kreckwitz, allzu früh verlaſſen, als eben der General von Yorck ihm zu Hilfe geſandt worden. Ihn, den Hartnäckigen und Rückſichtsloſen, der auf jenem Poſten gegen vielmal ſtärkeren Feind nach allen Seiten ſich grimmig herumgeſchlagen, hätte jener Vorwurf vielleicht dennoch treffen können, wäre an dieſem und irgend anderen Tagen des Gefechts ein größeres Maß der Ausdauer nur je zu finden geweſen, als er ſelbſt! Zu dieſen Umſtänden geſellte ſich noch die Kränklichkeit, von der Blücher, nach ſo heftiger Kriegsanſtrengung, während der Ruhe wieder befallen wurde, um den Gedanken, ihn vom Oberbefehl der preußiſchen Truppen zu entfernen, mit neuem Vorwande zu unterſtützen, obwohl man gewiß nicht ſeine Schwäche, ſondern vielmehr ſeine Kraft fürchtete, ſeinen Ungeſtüm, ſeine Huſarenſtreiche. Ob wirklich der Vorſchlag ernſtlich gemacht worden, ihn durch den General von Grawert oder durch den Fürſten von Hohenlohe zu erſetzen, ließe ſich vielleicht bezweifeln; das Gerede davon lief jedoch umher.

Während des Waffenſtillſtandes war der Kronprinz von Schweden mit ſeinen Trupen in Pommern gelandet, und er ſelbſt hatte ſich am 9. Juli zu Trachenberg in Schleſien zu einer Beratung mit den verbündeten Herrſchern und ihren erſten Feldherren über die bevorſtehende Kriegsführung eingefunden. Blücher war zu dieſer Zuſammenkunft nicht berufen worden, und die dort genommenen Verabredungen blieben geheim. In der neuen Heereseinteilung war ihm jedoch der Oberbefehl eines der dreien Heere, die man aufzuſtellen beſchloß, des ſchleſiſchen, beſtimmt; ein ſolcher Genoſſe, wenn es zur That ging, gab Zuverſicht, und niemand wollte ihn ganz entbehren, am wenigſten der Kronprinz von Schweden, welcher von der Zeit her, da er als Fürſt von Ponte-Corvo jenen als Feind kennen gelernt, die größte Achtung für ihn hegte; nur wurde dem ſchleſiſchen Heere ſelbſt, mit einer geringeren Truppenzahl, von höchſtens 50 000 Mann, auch nur eine untergeordnete Rolle zugedacht; dasſelbe ſollte zwar dicht am Feinde bleiben, aber jedem entſcheidenden Gefechte ausweichen und nur ſtets bereit ſein, entweder dem ſüdlichen oder dem nördlichen Heere eiligſt beizuſtehen. Daß Napoleon dieſem Heere eine Hauptrolle aufnötigen könne oder daß Blücher es dazu aufſchwingen werde, kam nicht in Rechnung. Inzwiſchen wurde der Waffenſtillſtand durch neue Übereinkunft bis zum 10. Auguſt verlängert und von beiden Seiten die Friedensbemühung, noch mehr aber die Kriegsrüſtung fortgeſetzt. Die Verhandlungen auf dem Kongreſſe zu Prag, wo Napoleons Anſchläge durch diplomatiſche Geſchicklichkeit gegen ihn ſelbſt zurückgewendet wurden, zerſchlugen ſich, und Öſterreich trat der großen Verbündung gegen Napoleon offen bei. Der Waffenſtillſtand ging zu Ende, die Verbündeten kündigten ihn in der feſtgeſetzten Friſt auf, die Feindſeligkeiten ſollten am 17. Auguſt wieder anfangen, und von allen Seiten bewegten ſich die Heerſcharen dem neuen Kampfe entgegen. Sowohl die Verbündeten, als auch Napoleon, hatten alles aufgeboten, um ihre Heeresmacht zur möglichſten Stärke zu bringen. Ungeachtet des auch in Spanien heftig fortgeführten Krieges konnte der franzöſiſche Kaiſer in Deutſchland wieder ein Heer von 380 000 Mann zum Kampfe ſtellen, wobei 34000 Reiter und 1300 Geſchütze. Außerdem hatte er in Italien 40 000 Mann zuſammengezogen, die unter dem Vizekönig Eugen gegen Öſterreich bereit ſtanden, einer großen Anzahl anderer Rückhalttruppen und der in den zahlreichen Feſtungen eingeſchloſſenen nicht zu gedenken. Doch eine noch größere Macht hatten die Verbündeten unter Waffen. Wie im Anfange des Feldzuges ohne Zweifel die Überzahl auf der Seite der Franzoſen, ſo war ſie beim Wiederbeginn der Feindſeligkeiten unleugbar auf der Gegenſeite. Die Verbündeten zählten gegen 500 000 Krieger, wobei 100 000 Reiter und über 1500 Geſchütze. Die Franzoſen hatten ihren Mittelpunkt an der Elbe in Sachſen, die Verbündeten dehnten ſich, im Halbkreiſe umfaſſend, von der Niederelbe durch die Mark Brandenburg und Schleſien nach Böhmen bis zur Grenze von Bayern aus.

Durch eine folgenreiche Anordnung waren die Streitkräfte der Verbündeten in drei Heere ſo verteilt, daß in keinem die Truppen einer Macht für ſich allein ſtanden, ſondern immer mit andern gemiſcht. Das Hauptheer in Böhmen vereinigte mit der geſamten öſterreichiſchen Macht den Kern der ruſſiſchen und preußiſchen Truppen unter dem Feldmarſchall Fürſten von Schwarzenberg, der unter der unmittelbaren

Leitung der verbündeten Herrſcher das Amt und den Namen eines Oberbefehlshabers auch über die andern beiden Heere führte, ſoweit die Umſtände dies geſtatteten. Das Nordheer, in der Mark unter dem Befehle des Kronprinzen von Schweden, beſtand aus einem ſchwediſchen, einem ruſſiſchen, einem preußiſchen und einem gemiſchten Heerteile. Das ſchleſiſche Heer endlich, unter Blücher, hatte zwei ruſſiſche Heerteile, einen von 40 000 Mann unter dem General Grafen von Langeron, und einen von 16 000 Mann unter dem General von Sacken, ſodann einem preußiſchen, der unter dem General von York über 40 000 Mann zählte. Gegen die anfängliche Abſicht beſtand dieſes Heer dennoch aus mehr als 90 000 Mann nebſt 330 Kanonen. Die Truppen waren vortrefflich, die Ruſſen im beſten Stand, gut bewaffnet und ausgerüſtet, mit Reiterei und Geſchütz trefflich verſehen, die Preußen zwar noch unvollkommen an Waffen und Bekleidung, aber von dem beſten Geiſte beſeelt und zu jeder Leiſtung entſchloſſen. Die Anführer hatten Mut und Kriegskunde in ausgezeichneten Thaten ſchon längſt bewährt. In einem Generalſtabe, der nichts zu wünſchen übrig ließ, waren unter der Leitung des Oberſten von Müffling die tüchtigſten Offiziere um den Feldherrn verſammelt. Scharnhorſt, der an den Folgen ſeiner bei Groß-Görſchen erhaltenen Wunde in Prag am 28. Juni geſtorben war, durfte wohl vermißt werden; allein der General von Gneiſenau, der den Befehl über die preußiſchen Truppen bei dem Nordheere abgelehnt und vorgezogen hatte, als Generalquartiermeiſter im Hauptquartier Blüchers zu verbleiben, war für dieſes ein unberechenbarer Gewinn. Über dieſe Trefflichkeit des ſchleſiſchen Heeres und ſeiner Hauptbeſtandteile ſagt ein unparteiiſcher Zeuge, der Graf von Weſtmorland: "The Prussians formed a most efficient portion of the allied army; their troops, though lately brought together, had secretly been trained for a considerable time; they had more hatred against the French, who had humbled their high character as a military nation; their officers were better instructed, and their army displayed, perhaps, more nerve and energy, adventured more, and reaped greater triumphs, than any other engaged in the same cause. The spirit of its great commander, marshall Blucher, pervaded the whole, he was ever foremost in attack, decisive and resolute in his determinations: wherever in the course of the war offensive movements are to be traced, wherever the enemy is attacked and pursued, marshall Blucher will almost always be found tho have directed them. He was fortunate in the general officers who commanded under him: besides the Prussian generals Yorck, Kleist, and Bulow, the Russian generals, baron Sacken, count Langeron, and count Woronzoff, were all of them distinguished officers, and general Gneisenau, the chief of his staff, as also general baron Müffling, was of the greatest value." [S. die Überſetzung am Schluſſe, S. 72].

Ungeachtet dieſer äußeren Stärke und inneren Trefflichkeit des ſchleſiſchen Heeres blieb demſelben gleichwohl noch immer nur die untergeordnete Rolle zugedacht, welche in der Beratung von Trachenberg demſelben beſtimmt worden war. Erſt am 11. Auguſt erhielt Blücher in Reichenbach durch den General Barclay de Tolly von dieſer Beſtimmung nähere Kunde. Abhängig gemacht von den Bewegungen des Hauptheeres, und verpflichtet, demſelben in allen Fällen als Ableiter zur Hand zu ſein, ohne ſich je mit dem Feinde ernſtlich einzulaſſen, erklärte Blücher, die Aufgabe ſei ihm zu ſchwer, er verſtünde die Künſte eines Fabius nicht, ſeine Sache ſei drauf loszugehn, und wenn ihm das nicht erlaubt ſei, müſſe er lieber auf die Befehlführung verzichten. Jedoch Barclay und deſſen mitanweſender Generalquartiermeiſter, General von Diebitſch, in den Einwürfen Blüchers das ſcharfe Gepräge ſeiner kräftigen Perſönlichkeit nicht verkennend, ſuchten ihn zu beruhigen; er dürfe die Vorſchrift, ſagten ſie, nicht allzu buchſtäblich nehmen, ein Feldherr, der 100 000 Mann befehlige, werde immer eine gewiſſe Selbſtändigkeit haben, und ſo möge er denn auch, wenn ſich die Gelegenheit zeige, ſeinen Feind angreifen und ſchlagen. Unter dieſer Bedingung, die jedoch Barclay noch Bedenken trug ſchriftlich zu geben, wohl aber den Herrſchern zur Genehmigung vorzulegen verſprach, ließ Blücher nunmehr ſich die angetragene Befehlführung gefallen. Da in der Folge niemals die Sache weiter erörtert oder berührt wurde, ſo ſah Blücher alles für gutgeheißen an und nahm ſich freie Hand. Doch war es gut, daß der Sieg ſchnell rechtfertigte, was bei zweifelhaftem Gange der Ereigniſſe leicht ſtrengen Vorwurf und ſchleunige Wiederbeſchränkung erfahren konnte.

Was auch die Kriegsführung im ganzen durch die gemiſchte Zuſammenſetzung der verbündeten Heere gewinnen mochte, des einzelnen Feldherrn Lage war dadurch in manchem Betracht ſchwieriger. Die Verſchiedenheiten der Dienſtweiſe, der Verpflegung und Behandlung, der Sprache, waren allgemeine Übel, welche ſich ſchwer ausgleichen ließen. Für Blücher traten noch beſondere Mißverhältniſſe ein. Mit einem Teile der ruſſiſchen Generale war er ſchon von dem bisherigen Feldzuge her geſpannt; die Äußerungen ſeiner Unzufriedenheit, die derben Worte — getrennt von dem, was ſie vergüten konnte, den kraftvollen Thaten — waren umhergetragen worden und hatten das Vorurteil gegen ihn genährt. Ungern ſahen die Ruſſen ein Heer, in welchem ſie die Mehrzahl ausmachten, unter fremden Befehl geſtellt, an welchen ſie weniger Hoffnungen und manche Beſorgniſſe knüpften. Ihre beiden eigentlichen Anführer zeigten ſich unter ſchwierigen Beziehungen. Der General von Sacken war ein entſchloſſener, bewährter Krieger, allein durch früher gehabte Mißhelligkeiten im Dienſte für ſolche Verhältniſſe äußerſt empfindlich und reizbar. Der General Graf von Langeron hatte ſchon ſelbſt, im Kriege gegen die Türken, den Oberbefehl geführt, und konnte ſich in ſeiner jetzigen Stellung nur unbehaglich finden; daß höheres Vertrauen ihm die Geheimniſſe des Kriegsplanes mitgeteilt, ihn vielleicht zum Wächter und Mäßiger beſtimmt hatte, im Fall der alte Huſar die Sachen allzu toll machte, durfte ihm ſchwerlich genügenden Erſatz bieten. Blücher ahnte nicht, daß einer ſeiner Untergebenen mit den ihm erteilten Vorſchriften bekannt ſein und mehr nach dieſem Mitwiſſen, als nach ſeinen unmittelbaren Befehlen, ſich richten dürfte; am ſchlimmſten war, daß jener nur die erwähnten früheren Vorſchriften kannte, nicht aber zugleich die Änderungen, wodurch ſie erweitert worden. Allen dieſen Schwierigkeiten trat Blücher mit offenem Mut und freier Seele getroſt entgegen. Die Grundſätze, nach welchen er ſeine Befehlführung leitete, entſprachen dem Sinn eines Helden, der, je größer die Mühſale, nur deſto größere Tugend zu Hilfe ruft. Sich ſelbſt, den Seinen, den Preußen, eignete er ſtets die ſchwerſte Bürde zu, die größere Arbeit, die härtere Not; es war ihm ein Ehrenpunkt für das Vaterland, daß, während deſſen Sache hauptſächlich auf dem Spiele ſtand, auch deſſen Söhne dabei das beſte thäten. Den Ruſſen, als großmütigen Mitkämpfern, deren Werk ſchon gethan war, erkannte er den Vorrang des Anſehens, der Ehre zu, ihre Art und Weiſe diente bei allgemeinen Anordnungen zur Richtſchnur, ihnen war jede Rückſicht gewidmet. Unregelmäßigkeiten, geringe Mängel und Verſäumniſſe wollte er lieber überſehen, wo es ohne Schaden möglich war und die Zeit Heilung hoffen ließ, als durch Strenge, Verweis und Strafe, gleich von Anfang die Entgegenſetzung noch mehr hervorzuheben. In den Kriegsthaten ſelbſt, in den gemeinſchaftlich erfochtenen Erfolgen, meinte er, würde ſich ſchon die rechte Einheit finden, an dem Feinde ſich Spaltung und Mißvergnügen austilgen. Sein Betragen war in dieſem Sinne ſo gewandt als einſichtsvoll, ſo kräftigend als verſöhnlich. Doch alle Klugheit konnte nur hinhalten und bis zum Thatgewinn war noch eine ſchwere Prüfung!

Blücher zog ſeine Truppen den 12. Auguſt am Zobtenberge zuſammen und richtete ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit auf den Feind. Demſelben in Beſetzung des neutralen Gebietes, eines Landſtriches von der Breite zweier Märſche, zuvorzukommen, erſchien aus zwiefachen Gründen wichtig, ſowohl um jene zwei Märſche ſchon gewonnen zu haben, falls es galt, dem gegen das Hauptheer der Verbündeten nach der Elbe abziehenden Feinde ſchleunigſt nachzurücken, als auch um die Hilfsmittel jener weniger angeſtrengten Gegend für die Verpflegung nicht zu verlieren. Sorgſam bewachte er die Schritte der Franzoſen, und auf die willkommene Nachricht, daß dieſe am 13. Auguſt ſich erlaubt bis Jauer zu ſtreifen und Kriegsforderungen einzutreiben, gab er ſogleich Befehl, auch von preußiſcher Seite in das neutrale Gebiet einzudringen, die Franzoſen daraus zu verjagen, doch nicht über die Katzbach, als die jenſeitige Grenze desſelben, hinauszugehen, bevor der Waffenſtillſtand völlig abgelaufen wäre. Am 14. ließ er Breslau beſetzen, und bis zum 16. den ganzen Strich Landes bis zur Katzbach einnehmen; der Feind hatte keine Klage darüber zu führen, da er ſelbſt das Beiſpiel des Bruches gegeben, aber deſto lauter fanden ruſſiſche Stimmen daran zu tadeln; ſie nannten den Feldherrn voreilig und unüberlegt und meinten, der General Barclay werde kommen müſſen, um die Truppen zu befehligen. Blücher ließ jene reden und verfolgte ſeine Maßregeln. Die Lebhaftigkeit, mit der ſich alles in Bewegung ſetzte, ließ bald erkennen, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, daß es Blücher ſei, der hier den Befehl führte. Am 17. Auguſt ging der General von Gneiſenau mit einer Erkundungsſchar vor und plänkelte mit dem Feinde an der Katzbach, der daſelbſt das Dorf Röchlitz ernſthaft verteidigte, aber gleichwohl nachher aus ſeinen Lagern bei Liegnitz und Goldberg rückwärts abzog. Auf dieſe Anzeige rückte Blücher am 19., nach einigen Gefechten bei Siebeneichen, gegen Löwenberg und Hainau vor, um ſeiner Vorſchrift zufolge den Feind nicht aus dem Auge zu laſſen. Beim Rückzuge fand ſich der dritte franzöſiſche Heerteil, gegen 20 000 Mann unter dem Marſchall Ney, unvermutet von den übrigen getrennt, und Blücher ſah ſchon die Möglichkeit, denſelben am Gräditzberge, wo York ihn feſthielt, während Sacken ihm den einen Übergang über den Bober bei Bunzlau, und Langeron den anderen bei Löwenberg abſchneiden ſollte, das Gewehr ſtrecken zu laſſen. Allein der Graf Langeron, deſſen Truppen ſtark im Gefecht geweſen und gegen 1500 Mann verloren hatten, antwortete auf den Befehl, den er zum Vorrücken erhielt, ſeine Truppen ſeien zu ermüdet, um ſogleich wieder aufzubrechen, und Ney gewann dadurch Zeit, während der Nacht aus der Schlinge glücklich nach Bunzlau zu entkommen. Blücher, voll Mäßigung die Umſtände erwägend und ſein Vaterland bedenkend, wollte hier die ſtrengen Formen des Dienſtes nicht anwenden, ſondern ließ als ein Mißverſtändnis hingehen, was als Fehler nicht ohne Nachteil zu rügen war. Die Franzoſen wichen am 20. Auguſt fechtend über den Bober zurück, hier aber, nachdem ſie alle

Übergänge zerſtört, hielten ſie nicht nur feſt, ſondern ſtellten ſogar ihrerſeits, als York ſich anſchickte den Fluß zu überſchreiten, die Übergänge desſelben ſchleunigſt wieder her und drangen aus Löwenberg am 21. mit aller Stärke unvermutet wieder über den Bober vor. Die Nachricht, daß Napoleon angekommen und an der Spitze der Vordringenden ſei, erklärte den plötzlichen Wechſel hinlänglich und ließ Blüchern über ſein Verhalten keine Zweifel. Er befahl den Rückzug, aber zunächſt nur bis hinter das Gebirgswaſſer, die ſchnelle Deichſel genannt, unter ſtetem Geplänkel, in welchem die preußiſche Landwehr zum erſtenmal focht, mit tapferem Mute, aber als Neulinge in ſolchem Gefecht mit anſehnlichem Verluſt. Langeron, mitwiſſend und immer eingedenk, daß Blücher angewieſen ſei, dem Feinde auszuweichen, drang auf entſchiedeneren Rückzug; allein Blücher, den Sinn jener Vorſchrift beſſer faſſend, beſchloß ſtehen zu bleiben, bis der Feind durch Entwickelung ſeine Übermacht offenbart und wenigſtens die Zeit ernſtlicher Angriffsanſtalten verloren hätte. Langeron indes, der früheren allgemeinen Vorſchrift folgend, verließ, als eine franzöſiſche Schar bei Pilgramsdorf gegen ihn anrückte, ſeine Stellung, und als Blücher herzuſprengte, fand er ſchon Pilgramsdorf in Feindeshand, Goldberg verlaſſen und Langeron in vollem Rückzuge auf dem Wege nach Jauer. Hierdurch waren die übrigen Heeresteile in dringender Gefahr, und diesmal galt es ſchleunigen Ernſt. Blücher ſandte an Langeron den gemeſſenen Befehl, auf der Stelle umzukehren und die Stellung bei Goldberg wieder zu beſetzen. Er ſelbſt warf einſtweilen 6 preußiſche Bataillons noch glücklicherweiſe vor dem Feinde in dieſe Stadt, wo ſie den gleich darauf erfolgenden franzöſiſchen Angriff tapfer zurückſchlugen. Langeron gehorchte dem Befehle und kehrte in der Nacht wieder nach Goldberg zurück, doch mißvergnügt und aufgebracht. Da jedoch der Wolfsberg als der Stützpunkt ſeines linken Flügels von den Franzoſen inzwiſchen beſetzt war und in ihren Händen blieb, auch die Truppen von York auf dem linken Ufer der Katzbach heftig angegriffen wurden, wo am 23. in einem der blutigſten Gefechte der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz der Übermacht des Feindes zwar hartnäckig, aber auch mit einem großen Verluſte, die Spitze bot, ſo fand Blücher gleichwohl den weiteren Rückzug aus den trennenden Engwegen dieſes ſchwierigen Bodens nach der offeneren Gegend von Jauer zweckmäßig. Als Langeron den Befehl erhielt, mit ſeinen ermüdeten Truppen den Weg, von dem er eben zurückgerufen worden, nun dennoch wieder anzutreten, brach ſein Unwille aus, daß er ſo unnütz, wie er meinte, hin und her gezogen werde; er wollte ſtehen bleiben und ſeine Truppen ruhen laſſen, doch Blüchers perſönliche Anweſenheit ſicherte den Vollzug ſeines Befehls, die bis dahin unterhaltenen Gefechte wurden geſchickt abgebrochen und der Rückzug von der Katzbach gegen Jauer angetreten. Allein nun fing auch York an, gegen die Maßregeln des Feldherrn ſeine Unzufriedenheit zu äußern, er ſah die preußiſchen Truppen durch angeſtrengte Bewegungen, deren Zweck nicht einleuchtete, und durch Gefechte, die keinen Erfolg gaben, zugrunde gehen, ehe es noch zu einer Schlacht käme. In der That hatte die Dunkelheit der Nacht in den preußiſchen Truppenzügen große Verwirrung verurſacht, und 4 Bataillone Landwehr waren ganz abgeirrt. Inmitten ſolcher anwachſenden Unzufriedenheit und Mißtrauens ſtand Blücher und ſeine kriegskundige Umgebung in mutiger Beſonnenheit feſt, allein es war hohe Zeit, dieſem bedenklichen Zuſtande eine Wendung zu geben, und eine Schlacht, ein glückliches Kriegsereignis, wurde unter ſolchen Umſtänden höchſt dringend erforderlich. Blücher beſchloß, in günſtiger Gegend rückwärts von Jauer eine Schlacht anzunehmen, wenn der Feind vorrückte, oder ſelbſt auf ihn loszugehen, wenn derſelbe Halt machte.

Auf der franzöſiſchen Seite indes verhielten ſich die Sachen folgendergeſtalt. Bei der Nachricht von dem Vordringen Blüchers an den Bober war in der That Napoleon ſelbſt unwillig dahin geeilt und hatte dem Zurückgehen ſeiner Truppen, denen er große Verſtärkungen zuführte, ſogleich Einhalt gethan. Am 20. Auguſt in Lauban eingetroffen, drang er am 21. alsbald mit Macht bei Löwenberg über den Bober vor und ſah das ſchleſiſche Heer vor ſeinem Annahen hinter die Katzbach, und von da weiter gegen Jauer, aber in feſter Haltung zurückweichen. Inzwiſchen kam die Nachricht, daß das Hauptheer der Verbündeten am 20. Auguſt aus Böhmen hervorgebrochen und gegen Dresden im Anzuge ſei, wo die Gegenwart des franzöſiſchen Kaiſers dringend nötig wurde. Er gab einem Teile ſeiner Truppen ohne Säumen die Richtung dorthin und folgte ſelbſt am 23. von Löwenberg mit ſeinen Garden nach, dem Marſchall Macdonald mit drei Heerteilen, zuſammen gegen 70000 Mann ſtark, die Verfolgung des ſchleſiſchen Heeres überlaſſend. Doch wie Napoleon den Rücken wandte, ließ auch ſogleich der kraftvolle Antrieb nach, den ſeine Gegenwart erweckt hatte. Macdonald zog fürerſt die Truppen Neys wieder an ſich, die im erſten Augenblick mit gegen Dresden beordert worden, jetzt aber, unter des Generals Souham Anführung, ihm wieder zugewieſen waren. Hierüber verging der 24. Auguſt ohne weiteres Ereignis. Aus dieſem Stillſtande vermutete Blücher ſogleich, daß Napoleon nicht mehr da ſei, und als auch am 25. nichts vorfiel, glaubte er die Stärke der Franzoſen im Abzuge gegen Dresden und beſchloß die Zurückgebliebenen am folgenden Tage anzugreifen. Dasſelbe glaubte und beſchloß Macdonald in Anſehung des ſchleſiſchen Heeres, und ſo rückten beide Feldherren gleichzeitig und in gleicher Stärke, keiner vom andern wiſſend, unter ſtrömendem Regen, der die Gebirgswäſſer ſchwellte, am 26. Auguſt gegeneinander an.

Blücher hatte ſchon am Abend des 25. den General von Sacken perſönlich beſucht und kennen gelernt, und mit großer Zufriedenheit in deſſen Beurteilung der Dinge ganz ſeine eigene Anſicht und Meinung wiedergefunden, welches bisher weder bei Langeron der Fall war, noch ſelbſt bei Yorck, der beſonders diesmal den aufgeſtellten Anſichten der Kriegsführung ſtark widerſprach. Allein der Befehl zum Vorrücken wurde von Blücher am 26. vormittags in ſeinem Hauptquartiere Brechtelshof unterzeichnet, und am Schluſſe hieß es: „Beim Rückzuge des Feindes erwarte ich, daß die Reiterei mit Kühnheit verfährt; der Feind muß erfahren, daß er im Rückzuge nicht unbeſchadet aus unſern Händen kommen kann." In drei Truppenzügen rückte das ſchleſiſche Heer nachmittags um 2 Uhr gegen die Katzbach vor; Langeron auf dem linken Flügel, zwiſchen dem Gebirge und der wütenden Neiße, die ſich durch ein tiefeingeſchnittenes Thal bei Kroitſch in die Katzbach ſtürzt, gegen Goldberg; Yorck in der Mitte nach Nieder-Krain, durch das genannte Gebirgswaſſer links von Langeron getrennt, aber rechts nahe mit Sacken verbunden; dieſer auf dem rechten Flügel, in der Richtung gegen Liegnitz ausgedehnt, nach Dohnau. Doch ehe dieſe Truppenzüge die Katzbach erreichten, fanden ſie unerwartet den Feind, der jenſeits angegriffen werden ſollte, ſchon diesſeits in vollem Anzuge. Die Franzoſen waren über die Katzbach, darauf über die wütende Neiße gezogen und rückten über Nieder-Krain heftig nach der höheren Gegend vor, welche vom rechten Thalrande der wütenden Neiße längs der Katzbach ſich gegen Liegnitz erſtreckt. Augenblicklich mußte Blücher ſeine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer derſelben umändern, und ſchnell ſind ſeine Maßregeln ergriffen. Seine ſchleunigen Befehle gelangen an die Generale; Sacken erwidert voll kriegeriſchen Feuers dem Offizier, der ihm die neuen Weiſungen bringt, nur kurz: „Antworten Sie dem General: Hurra!" und Blücher freut ſich des guten Zeichens. Die Überraſchung ſtört ſeine Faſſung nicht, er redet zu den Soldaten, als komme alles, wie er es gewollt und erwartet; er reitet umher, den ſchlauen Blick auf den Feind geheftet, und wie alles bereit iſt, ruft er voll Zuverſicht: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzoſen herüber, nun vorwärts!" Anderen ruft er zu: „Kinder, heute gilt's. Ihr ſollt beweiſen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt euch wie wackre Preußen." Unter dem ſtürmiſchen Ruf: „Es lebe der König!" ſetzt ſich ſogleich alles in Bewegung. Die Anhöhe zwiſchen den Dörfern Eichholz und Chriſtianshöhe, auf welche der Feind hauptſächlich ſeine Richtung nahm, durfte ihm nicht überlaſſen werden. Yorck erhielt den Auftrag, Geſchütz dort aufzupflanzen, und Sacken die Weiſung, ſich auf Eichholz zu wenden. Allein dieſer hatte ſchon von ſelbſt dieſe Richtung eingeſchlagen, die Wichtigkeit des Poſtens erkannt, ihn ſogleich beſetzt und von dorther gegen den Feind ein lebhaftes Geſchützfeuer angehoben. Als die Preußen dieſen Meiſterſtreich Sackens gewahrten, drangen ſie freudig vor, entſchloſſen, auch ihren Teil an der Ehre des Tages zu gewinnen. Yorck rückte längs des Thalrandes der wütenden Neiße, dem Feinde durch den wellenförmigen Boden und heftigen Regenguß verdeckt, über Bellwitzhof hinaus und griff auf der Ebene von Wahlſtadt das franzöſiſche Fußvolk an, welches ungeſtüm entgegen kam; aber der Regen hinderte das Gewehrfeuer, es entſtand ein Handgemenge, und die Preußen hatten mit Bajonet und Kolben ſchnell die Oberhand. Blücher zeigte ſich überall voran; die Truppen, anfangs in finſterem Schweigen, jauchzten ihm freudig zu: „Hör', Vater Blücher, heut geht's gut." Sie rückten unaufhaltſam vor, und ihr Geſchütz, auf dem rechten Flügel ihres Zuges zu einer großen Batterie vereint, begleitete wirkſam ihre Bahn. Einige franzöſiſche Reiterei wollte ihnen Einhalt thun, allein die preußiſchen Maſſen, obgleich beraubt der Hilfe des Gewehrfeuers, hielten geſchloſſen ſtand. Während dieſes Gefechtes war es, daß Blücher eine Meldung erhielt, die als eine bedenklichſt-wichtige nur ihm allein heimlich ausgerichtet werden ſollte; er aber wollte ſie nur laut und öffentlich vor allen Offizieren, die ihn gerade umgaben, annehmen. Da kam denn heraus, es ſei keine Zeit zu verlieren, Napoleon ſelbſt dringe an der Spitze ſeiner Truppen vor und ſtehe Blüchern ſchon völlig im Rücken. Irrige Angaben und beſorgliche Mutmaßungen waren ſchuld an dieſer Übertreibung, welche jedoch in dieſer Lage der Kriegsführung und nach allen ſtattgehabten Ereigniſſen auch den Kühnſten wohl hätten beunruhigen dürfen. Aber nicht ſo Blüchern: „Steht er mir im Rücken — rief er mit barſchem Unwillen — nun ſo iſt mir's recht angenehm, da kann er mich ja gradeswegs —." Ihm in der That war es völlig gleich, ob er es mit Napoleon ſelbſt oder mit einem der Marſchälle desſelben zu thun hatte, und die gewöhnlichen Schreckbilder, umgangen oder gar abgeſchnitten zu ſein, brachten ihn nicht aus der Faſſung. Mit keiner andern als dieſer Antwort entließ er die, wie ſich bald ergab, ſo wenig der Sache als ſeinem Sinne gemäße Meldung.

Noch war das Gefecht unentſchieden. Der Feind hatte die Dörfer Ober-Weinberg und Schlaupe verloren, allein das Dorf Weinberg noch in Beſitz und drang von Nieder-Krain mit einer neuen Truppenſchar in die Seite der Preußen vor; zahlreiches Fußvolk von dem Neyſchen Heerteile und die ganze Reiterſchar des Generals Sebaſtiani eilten herbei und wurden nur durch ihr Zuſammentreffen in dem langen Engwege von Kroitſch verzögert. Blücher ſendet an Sacken den Befehl, mit ſeinen Reitern zwiſchen Eichholz und Jänowitz dem Feinde in die linke Flanke zu fallen und ruft die preußiſche Reiterei heran, um von vorn anzugreifen. Inzwiſchen kommen üble Nachrichten von dem linken Flügel des Heeres unter Langeron, derſelbe ſei im vollen Rückzuge begriffen. Eine andere Meldung lautet, der Feind ſei bei Schlaupe hervorgedrungen, habe Geſchütz erobert und drohe weitere Fortſchritte. Blücher befiehlt, den Rückhalt des York'ſchen Heerteils ungeſäumt gegen Schlauphof und Schlaupe abzuſenden, um die eigne Flanke zu decken und die des vorgedrungenen Feindes zu bedrohen, er ſelbſt aber zieht den Säbel, ſetzt ſich an die Spitze der durch das Fußvolk durchgezogenen Reiterei, ſchreit: „Vorwärts!“ und ſtürmt mit Ulanen und Huſaren unter lautem Hurra in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter, die zwar geworfen werden, aber während des aufgelöſten Zuſtandes der Verfolgenden geraten dieſe ſelbſt in Gefahr; die beiden letzten preußiſchen Reiterregimenter müſſen aus dem Rückhalt hervoreilen; dieſe und die ruſſiſche Reiterei von Sacken, unter den Generalen Lanskoi und Waſſiltſchikoff, die im rechten Augenblick dem Feind in die Seite fällt, entſcheiden das Gefecht. Die Franzoſen räumen geſchlagen das Feld. Einiges Fußvolk allein deckte in geſchloſſenen Vierecken den Rückzug bis über Nieder-Krain. In den Engwegen des Neißethals aber geriet alles in Verwirrung. Der Regen ſtrömte noch immer, die Gebirgswäſſer wuchſen mit jedem Augenblick, und ihre tobenden Fluten riſſen Brücken und Stege fort. Vergebens ſuchte man Übergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit ließ tauſende von Flüchtlingen in der wütenden Neiße und Katzbach den Tod finden, eine Menge Gefangene, 30 Kanonen nebſt ihren Pulverwagen und vieles andere Fuhrwerk fielen in die Hände der Sieger. Die Finſternis ſetzte der Verfolgung ein Ziel; der Boden war vom Regen ſo durchweicht, daß ein Teil des Fußvolks ſeine Schuhe ſtecken ließ und barfuß einherzog; der Regen goß in Strömen immerfort und löſchte jedes angezündete Feuer aus.

Während hier auf ſolche Weiſe geſtritten wurde, ſah es auf dem linken Flügel des ſchleſiſchen Heeres ganz anders aus. Langeron war mit dem General Lauriſton in Kampf und zog ſich vor demſelben von Stellung zu Stellung zurück. Ihm hatte ſich die Vorſtellung eingeprägt, Blücher werde ſich, ſobald der Feind ernſtlich anrücke, einer Schlacht entziehen, und in dieſer Vorausſetzung hatte er ſein meiſtes und beſtes Geſchütz gleich anfangs über Jauer zurückgeſandt und von 130 Stücken nur etwa 30 Sechspfünder zurückbehalten und konnte nun ſelbſt die ſtarke Stellung hinter Hennersdorf kaum behaupten. Nur die Erfolge der Preußen bei Nieder-Krain und Blüchers gegen Schlauphof vorgeſchickte Schar hielten den Feind in ſeinen Fortſchritten gegen Langeron wieder zurück. Als dieſer durch einen von Blücher abgeſchickten Offizier von der Lage der Sache belehrt wurde und mit Verdruß den Irrtum einſehen mußte, dem er ſich hingegeben, ſtrengte er alle Kräfte an, um denſelben wieder gut zu machen. Er ließ das Geſchütz eiligſt zurückholen und bot dem Feinde ſogleich tapfer die Stirne, allein der Abend endete das Gefecht, ehe noch ein Vorteil wieder zu erringen war. Der Feind, in der Mitte geſchlagen und auf dem linken Flügel der Verbündeten, trotz anfänglicher Vorteile, gehemmt, verſuchte noch zuletzt, auf den rechten Flügel derſelben einen Schlag zu führen. Das endlich angelangte noch friſche Fußvolk des Ney'ſchen Heeresteiles drang unter Anführung des Generals Taraire bei Schmogwitz mutig über die Katzbach vor; allein ehe daſſelbe Boden gewinnen konnte, warf ihm Sacken ſeine Rückhaltstruppen entgegen und ſchlug es mit großem Verluſt an Gefangenen und Geſchütz wieder über die Katzbach zurück. Eine franzöſiſche Truppenabteilung unter dem General Puthod, die auf dem äußerſten linken Flügel der Verbündeten gegen Jauer vorrücken wollte, wurde von den ihr begegnenden Truppen, die zur Sicherung der Flanke von dieſem Flügel ins Gebirge entſendet waren, dort ebenfalls zurückgewieſen. Die Schlacht hatte demnach aus vier beſonderen Gefechten beſtanden, von welchen das Haupttreffen durch York und Sacken gemeinſchaftlich unter Blücher's eigner Anführung geliefert worden. Aber die Vorteile des Tages ſelbſt ſollten erſt in den nachfolgenden Ergebniſſen nach ihrem ganzen Umfange klar werden.

In dunkler Nacht, unter fortwährendem Regen, ritt Blücher, umgeben von ſeinen Offizieren, über das Schlachtfeld in ſein Hauptquartier nach Brechtelshof zurück. An ſeiner Seite ritt Gneiſenau. Das unfreundliche Wetter hielt den Sinn noch unter der Tagesbürde befangen, und ſchweigend ging der Zug über das nächtliche Feld. Blücher jedoch, in ſeinem Innern arbeitend und ſeitwärts unter dem Regenmantel hervor nach ſeinem Nachbar ſchauend, ruft dem Erkannten zu: „Na, Gneiſenau“, ſagt er ſcherzend, „die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abſtreiten; aber jetzt laßt uns mal dran denken, was wir klugerweiſe zuſammenbringen, um den Leuten zu ſagen, wie wir ſie gewonnen haben?“ Eine Äußerung, die unter anderem Scheine doch nur die innere Einfalt und Beſcheidenheit des Helden zeigt, der im vollen Gefühl ſeiner Stärke und des errungenen Sieges doch den Erfolg von der That ſcheidet und in der Begebenheit eine höhere Waltung als die ſeines Handelns anerkennt. Kaum unter Dach angelangt, erſtattete Blücher ſogleich ſeinen Bericht in das große Hauptquartier, gab ſeine Befehle für den folgenden Tag und ſchrieb noch am nämlichen Abend eigenhändig einen Brief nach Breslau, worin er den guten Breslauern den erfochtenen Sieg verkündigt, ihnen ſeine Verwundeten empfiehlt und es dankbar zu erkennen verſpricht, wenn die Stadt zur Erquickung ſeiner braven Waffenbrüder durch Überſendung einiger Lebensmittel etwas thun wolle. Sein größter Eifer blieb auf die Verfolgung des Feindes geſtellt, ſie ſollte mit nachdrücklichſter Schnelle geſchehen. York erhielt den Befehl, noch in der Nacht mit ſeinem Heerteile dem Feinde nachzudringen. Indes ſtiegen die Gewäſſer mit jedem Augenblick, das Fußvolk durchwatete, bis an den halben Leib im Waſſer, die wütende Neiße bei Nieder-Krain, vertrieb die Franzoſen aus Kroitſch und ſammelte ſich hier zum neuen Angriff gegen die feindliche Nachhut, die ſich auf den Höhen hinter Kroitſch hielt. Allein die Katzbach tobte mit aufgeſchwollenen Fluten und bot hier nirgends mehr einen Übergang. Doch Sacken ging bei Liegnitz über und drang auf Heinan vor. Langeron griff die Nachhut des Feindes bei Goldberg an, warf ſie mit heftigem Anfall über den Haufen und nahm ihr Geſchütz und Gefangene ab. Endlich war die Katzbach überall zurückgelegt; das nächſte Gewäſſer, die ſchnelle Deichſel, jetzt gleichfalls angeſchwollen, verurſachte dem Feinde neuen Aufenthalt; bei dem Übergange zu Pilgramsdorf von der Reiterei York's und Sacken's ereilt, ließ er Geſchütz, Wagen und Mannſchaft zurück. Blücher ſelbſt feuerte unaufhörlich die Verfolgung an, den ermüdeten Truppen rief er zu: „Nur vorwärts, Kinder! mit einer körperlichen Anſtrengung könnt ihr eine neue Schlacht ſparen.“ Sein Wort gab neue Kraft, und mit Hurrageſchrei und „Vater Blücher lebe!“ ging's weiter. Ein Teil der feindlichen Truppen gewann am 28. Auguſt die Übergänge über den Bober bei Bunzlau und Löwenberg, ſpäter kommende fanden an letzterem Orte den Übergang wegen der zunehmenden Überſchwemmung nicht mehr möglich, und alles drängte am 29. verwirrt auf Bunzlau. Dorthin wollte Langeron nachdringen, als er genötigt wurde, einer feindlichen Schar, die von Zobten gegen Löwenberg in ſeinem Rücken einherzog, ſich entgegenzuwenden. Dies waren die Truppen unter dem General Puthod, welche durch das Gebirge gegen Jauer hatten vordringen ſollen und jetzt längs des Bobers einherirrten, vergeblich einen Übergang ſuchend. Langeron ſchnitt ihnen die Straße nach Bunzlau, den einzigen Weg des Entkommens, völlig ab und hieß ſie das Gewehr ſtrecken, allein auf ihre Weigerung, und nachdem Puthod auf der Höhe von Plagwitz ſich zum Kampfe geſtellt, ließ jener ſie angreifen, und was nicht niedergemacht wurde oder Rettung ſuchend im Bober ertrank, mußte ſich ergeben. Puthod ſelbſt und 3000 Gefangene, 2 Adler, 16 Kanonen und zahlreiches Fuhrwerk fiel in des Siegers Hand. Am 30. Auguſt fand ſich das ganze ſchleſiſche Heer am Bober, bewerkſtelligte am 31. bei Löwenberg und Bunzlau den Übergang und rückte bis an den Queiß vor. Blücher ließ am 1. September Viktoria ſchießen und ein Tedeum halten und gönnte den Truppen nach ſo großer Anſtrengung einen Ruhetag.

Erſt jetzt ließen die Folgen des Sieges in ihrem ganzen Umfange ſich überſchauen. Große Ergebniſſe waren mit geringem Verluſt erkauft; der Heerteil von York, welcher im ſtärkſten Kampfe geweſen, zählte kaum 500 Tote und Verwundete, auch der Feind hatte verhältnismäßig wenig durch das Schwert verloren, deſto mehr aber in den flutenden Gewäſſern und am meiſten an Gefangenen, deren noch täglich bis zum 4. September eingebracht wurden, zum Teil durch den Landſturm, der die Verſprengten im Gebirge aufgriff. Immer größer ſtellte ſich der Geſamterfolg dar, je nachdem die einzelnen Ergebniſſe ſich zur Überſicht anreihten; das Heer vernahm ſtaunend die Größe des vollbrachten Werkes; ein allgemeiner Jubel durchlief ſeine Reihen, als Blücher von Löwenberg aus ihm daſſelbe nach That und Erfolg durch folgenden Tagesbefehl preiſend vorhielt: „Soldaten des ſchleſiſchen Heeres! Schleſien iſt vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der ruſſiſchen und preußiſchen Armee unter meinem Befehl, eurer Anſtrengung und Ausdauer, eurer Geduld in Ertragung von Beſchwerden und Mangel, verdanke ich das Glück, eine ſchöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entriſſen zu haben. Bei der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Mutig und mit Blitzesſchnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verſchmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen, unaufhaltſam ſchrittet ihr vor; eure Bajonette ſtürzten ihn den ſteilen Thalrand der wütenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr Flüſſe und angeſchwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamm habt ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Teil Mangel an Lebensmitteln, da die grundloſen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Näſſe, Entbehrungen und zum Teil mit Mangel an Bekleidung habt ihr gekämpft, dennoch murrtet ihr nicht und ihr verfolgtet mit Anſtrengung euren geſchlagenen Feind. Habt Dank für ein ſo hochlobenswertes Betragen; nur derjenige, der ſolche Eigenſchaften vereinigt, iſt ein echter Soldat. Über 100 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarettanſtalten, ſeine Feldſchmieden, ſeine Mehlwagen, 1 Diviſionsgeneral, 2 Brigadegenerale, eine Anzahl Obriſte Stabs- und andere Offiziere, 18 000 Gefangene, 2 Adler und andere Trophäen ſind in euren Händen. Den Reſt derjenigen, die euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber geſtanden haben, hat der Schreck vor euren Waffen ſo ſehr ergriffen, daß ſie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwiſchen der Katzbach und dem Bober habt ihr geſehen, ſie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde. Laßt uns dem Herrn der Heerſcharen, durch deſſen Hilfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgeſang ſingen und im öffentlichen Gottesdienſte ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beſchließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann ſucht euren Feind aufs neue auf." Der ganze Verluſt der Franzoſen betrug an 30 000 Mann, der Gefangenen waren 20 000, der genommenen Kanonen 105 und der Pulverwagen über 300. Blücher ſchätzte den Verluſt des ſchleſiſchen Heeres auf höchſtens 1000 Mann; vielleicht nie, ſagte er am Schluſſe ſeines Berichts, ſei ein Sieg mit ſo wenig Blut erkauft worden. Das Naturereignis, welches ſich dieſen Kriegsauftritten ſo verhängnisvoll beigemiſcht, hatte Sinn und Gemüt mit dem Schauer des Wunderbaren erfüllt. Die Schleuſen des Himmels hatten an dieſen Tagen über weite Länderſtrecken ſich eröffnet; es ging auch die Sage, daß Durchbrüche unterirdiſcher Gewäſſer zur Anſchwellung der Gebirgsfluten mitgewirkt. Eine Menge Franzoſenleichen trieben zwiſchen Trümmern in weiter Überſchwemmung umher und blieben beim Ablaufe des Waſſers zum Teil auf Feldern und auf Bäumen zurück. Der Ruſſe ſah in dieſem Unwetter ein Zeichen, daß der Himmel die Schickungen, durch welche der Feind in Rußland verderbt worden, noch nicht aufhören laſſe.

Wie groß auch der Erfolg dieſer Schlacht an und für ſich war, ſo erſchien ihr Gewinn doch größer noch in den geiſtigen Wirkungen, welche ſie ausübte. In dem Heere ſelbſt war durch einen ſolchen Sieg aller Zwieſpalt, alle Unzufriedenheit getilgt. Der Feldherr hatte gezeigt, daß ſein kühner Mut mit kundiger Einſicht verbunden und ſolchem Führer unbedingt zu vertrauen ſei; die Generale, die Offiziere und Soldaten hatten ihn und hinwiederum er ſie kennen gelernt; York war mit ihm ausgeſöhnt, Langeron entſagte dem Irrtume völlig, den er zum Teil ſchon auf dem Schlachtfelde gut gemacht, Sackens Verdienſt leuchtete in glänzender Anerkennung. Alles beeiferte ſich, fortan im Sinne des Feldherrn zu handeln, einig und gehorſam ſeinen Anordnungen zu folgen. Das ganze Heer war zu begeiſterter Stimmung erhoben, die Soldaten wußten nicht Ausdruck genug für ihre Freude zu finden. Wo Blücher und York ſich am folgenden Tage zeigten, wurde ihnen jauchzendes Lebehoch zugerufen. Insbeſondere gewann Blücher die Vorliebe der Ruſſen von dieſer Zeit an immer mehr, ſie dienten freudig unter ihm, und während des ganzen Krieges erfuhr ſein Oberbefehl weder Murren noch Eiferſucht mehr. Das ſchleſiſche Heer, kürzlich noch von Ausbrüchen der gefährlichſten Zwietracht bedroht, war durch einen einzigen Sieg zu einem feſten, einſtimmigen Ganzen vereint. Die Wirkung nach außen war nicht minder groß. Schleſien pries laut ſeine Rettung, und neuer Mut und Eifer entzündete ſich in allen Gemütern. Die Unfälle der Verbündeten bei Dresden, wo Napoleon das Hauptheer nach Böhmen zurück ſchlug, wurden am ſelben Tage durch Blücher an der Katzbach, durch Bülow am 23. bei Großbeeren und durch Oſtermann, Colloredo und Kleiſt am 30. bei Kulm herrlich aufgewogen. Erſt an letzterem Tage, weil der gleich vom Schlachtfelde abgefertigte Offizier während der Finſternis im ausgetretenen Gewäſſer umkam, traf Blüchers Bericht im großen Hauptquartiere zu Teplitz ein und verdoppelte die Siegesfreude. Der König ſandte ihm das Großkreuz des eiſernen Kreuzes, der Kaiſer von Öſterreich das Komturkreuz des Thereſienordens, der Kaiſer von Rußland von ſeiner eigenen Bruſt den Andreasorden mit einem eigenhändigen Schreiben, welches die innigſte Anerkennung, den ehrendſten Dank ausſprach. Auch für die Generale, insbeſondere für Sacken, deſſen Blücher beſtens gedacht hatte, für die vielen Offiziere und Soldaten, die ſich beſonders hervorgethan, erfolgten zahlreiche Belohnungen.

Doch Blücher, dem Staunen und der Freude über ſeinen Sieg nicht viele Zeit gönnend, ſtrebte unaufhaltſam vorwärts. Seine Kühnheit und Zuverſicht belebte alles um ihn her; immer auf den Feind, ihm keine Ruhe gelaſſen, das war ſeine Meinung; zum Ausweichen, dachte er, ſei immer Zeit genug. Am 3. September drang das Heer über die Neiße in die Lauſitz bis zur Landskrone vor und rückte am 4. gegen Bautzen an. Die franzöſiſche Nachhut wich, plötzlich aber bei Hochkirch wandte ſie ſich wieder und hielt nicht nur ſtand, ſondern drang aufs neue vor. Staubwolken bezeichneten den ſtarken Anzug feindlicher Truppenmaſſen, und alle Nachrichten durch Gefangene und Kundſchafter ſagten aus, daß der franzöſiſche Kaiſer ſelbſt in Bautzen eingetroffen ſei. In der That war Napoleon von Dresden, wo ihm durch die Nachrichten von dem Unglück ſeiner Generale der Preis ſeines ſelbſterfochtenen Sieges mehr und mehr wieder verdarb, mit ſtarker Macht aufgebrochen, um vorerſt Blücher zurückzuwerfen, der vor allen andern ſo dreiſt ihm annahte. Allein der preußiſche Feldherr vergaß ſeiner Aufgabe nicht. Langſam zog er unter ſtarken Nachhutgefechten, die den Feind aufhielten, am 5. abends hinter die Neiße und mit einem Teile des Heeres über den Queiß zurück, ſo geſtellt, daß zum Rückzuge wie zum Vordringen immer ſchon ein Schritt gewonnen wäre. Wirklich kam der letztere ihm zu gute; denn Napoleon, da ſeine Hoffnung einer Schlacht getäuſcht und ſeine Gegenwart auf andrer Seite dringend nötig war, kehrte am 5. abends mit einem Teile der Truppen wieder nach Dresden um und überließ dem Könige von Neapel die Sorge, das im Weichen begriffene Heer Blüchers ferner zurück zu drängen. Hievon durch Kundſchafter und durch die zahlreichen und trefflichen Streifparteien, welche im Rücken des Feindes jeden Vorteil wahrnahmen, alsbald unterrichtet, wandte ſich auch Blücher ſogleich wieder und beſchloß, auf den König von Neapel loszugehen. Er zog eine ruſſiſche Truppenſchar, von dem General Grafen von Pahlen und bald nachher von dem General Grafen von Saint-Prieſt befehligt, zur Verſtärkung an ſich und wollte den Feind, da das Erdreich zwiſchen Görlitz und dem Queiß durch waldige Hügel verſteckte Märſche begünſtigt, links über Oſtritz und Löbau umgehen, um deſſen Stellung an der Landskrone im Rücken anzugreifen. Schon war Blücher am 8. in Oſtritz angekommen, allein der Feind hatte in Herrnhut unter dem Fürſten Poniatowski eine beträchtliche Truppenſchar, die ſich zwar auf Löbau zurückzog, dort aber am 9. gegen die ruſſiſchen Truppen unter Saint-Prieſt eine Zeitlang ſtand hielt und erſt in der Nacht auf Bautzen wich, wohin unterdes auch der König von Neapel aus der Gegend von Görlitz eiligſt zurück gegangen war. Am 10. September hatte Blücher ſein Hauptquartier in Herrnhut und vereinigte ſich hier mit dem öſterreichiſchen General Grafen von Bubna, welcher 10 000 Mann aus Böhmen über Zittau herbeiführte, und links nach Schluckenau vorrückte. Um den Feind aus Bautzen zu vertreiben, wurde Langeron durch das Gebirge über Schirgiswalde gegen Neuſtadt beordert, während York nach Rumburg zog und Sacken unmittelbar vor Bautzen ſtand. Der König von Neapel, in ſeinem Rücken bedroht, zog ſich hierauf am 12. von Bautzen nach Biſchofswerda zurück, lehnte ſeinen rechten Flügel bei Lilienſtein an die Elbe, und nun ſtand auf dieſer Seite des Stromes die franzöſiſche Macht in einem Halbkreiſe, der ſich abwärts über Neuſtadt, Biſchofswerda, Kamenz, Königsbrück und Großenhain erſtreckte, nahe vereinigt um Dresden her, dem Mittelpunkt ihrer Stärke und Bewegungen. Dieſem Halbkreiſe zu nahen, wurde für jedes einzelne Heer um ſo gefährlicher, je näher derſelbe zuſammen rückte, und je weiter die andern Heere der Verbündeten noch entfernt ſtanden. Ihre Vereinigung aber, die nur vorwärts auf dem linken Ufer der Elbe durch gemeinſame Machtbewegungen geſchehen konnte, unterlag noch großen Schwierigkeiten. Das Nordheer hatte zwar am 6. September gegen den Marſchall Ney, welchen der franzöſiſche Kaiſer neuerdings mit 77 000 Mann zu einem Verſuch auf Berlin vorgeſandt, einen zweiten Sieg bei Jüterbogk und Dennewitz errungen, allein es fehlte viel, daß dieſes Heer zu einem kühnen Vordringen über die Elbe bereit geweſen wäre. Das Hauptheer in Böhmen hatte große Verluſte zu erſetzen, und auf ſeine leichte und raſche Beweglichkeit war bei ſeiner zuſammengeſetzten Maſſe und den vorliegenden Örtlichkeiten überhaupt wenig zu rechnen. Napoleon aber ſchien in Dresden ganz darauf gefaßt, dasjenige Heer der Verbündeten, welches zuerſt ſich hervorwagte, mit geſamter Macht anzugreifen und zu erdrücken, ehe die andern zu Hilfe kommen könnten. Unter ſolchen Umſtänden durfte auch Blücher nicht weiter vordringen, ſondern mußte wie bisher jeden Augenblick bereit bleiben, im Fall Napoleon gegen ihn hervorbräche, dem Kampf auszuweichen. Er nahm daher den 15. September ſein Hauptquartier in Bautzen, und der größte Teil ſeiner Truppen bezog daſelbſt ein Lager. Hier trat bis zum 22. September ein Stillſtand in den Kriegsbewegungen ein, während deſſen jedoch der kleine Krieg von Koſaken und andern leichten Truppen in vielen glücklichen Zügen und Gefechten nur um ſo lebhafter fortdauerte; für die übrigen Truppen wurde die kurze Raſt zur Ausbeſſerung der Waffen und des Fuhrwerks, zum Erſatz der fehlenden Bekleidung und zur Beiſchaffung alles anderen Kriegsbedarfs eifrig benutzt. Blücher indes erwartete voll Ungeduld die Beſchlüſſe aus dem großen Hauptquartier; er hatte ſowohl in dieſes, als in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden vertraute Offiziere geſandt, welche ihn von dem Nötigen ſogleich unterrichten ſollten. Die verbündeten Herrſcher verfolgten mit Entſchloſſenheit und Eifer den gemeinſamen Zweck und wünſchten der Kriegsführung allen möglichen Nachdruck zu geben; weniger Entſchiedenheit glaubte man bei dem Kronprinzen von Schweden zu ſehen, welchen Rückſichten und Zweifel mancher Art zu hemmen ſchienen. Daß er ſeine beſonderen Verhältniſſe, unter denen er mitkämpfte, ſcharf im Auge behielt, durfte ſeiner Staatsklugheit zum Lobe gereichen, aber dem Feldzuge nicht immer zum Vorteil. Bei den neuen Verabredungen, die zu nehmen waren, konnte dieſer Umſtand nicht außer Acht bleiben, und Blücher insbeſondere hob ihn hervor. Schon war die Abſicht, das ſchleſiſche Heer, welches nach den angeſtrengten Märſchen und häufigen Gefechten nur noch 65 000 Mann ſtark war, zur Verſtärkung des Hauptheeres nach Böhmen zu ziehen und dann von hier aus, indem Blücher die Bahn bräche, vereint in Sachſen vorzudringen; der General Graf von Bennigſen ſollte mit 57 000 Mann, die er aus Polen heran führte, in den von dem ſchleſiſchen Heere verlaſſenen Raum einrücken. Hauptſächlich der ruſſiſche Kaiſer betrieb dieſen Plan, ſowohl aus perſönlicher Vorliebe für Blücher, den er in ſeiner Nähe zu haben wünſchte, als auch in der Hoffnung, durch ihn die kriegeriſche Thätigkeit allgemeiner zu beleben. Allein Blücher ſelbſt, als er die Sache vernahm, war nicht ohne Beſorgnis, jene Verbindung möchte im Gegenteil ſeiner eignen Thätigkeit mancherlei Hemmung bringen, auch kam in Betracht, daß Bennigſen ſchneller und ſicherer aus Schleſien gradeswegs nach Böhmen zu dem Hauptheere ziehen, als Blücher aus der Nähe des Feindes weg durch den beſchwerlichen Gebirgsumweg dieſen Marſch ausführen konnte. Der Kaiſer indes wiederholte den Vorſchlag, und Blücher, der ſchon befürchtete, derſelbe möchte zum Befehl werden, ſandte durch einen vertrauten Offizier die ſchriftliche Erörterung ſeiner Bedenken, und wie viel ratſamer es ſein dürfte, daß er in der einmal genommenen Richtung fortſchritte und quer durch Sachſen vorwärts ſeine Vereinigung mit dem Hauptheere auf dem jenſeitigen Elbufer zu bewirken ſuchte, wo er ſchnell genug einzutreffen verſprach; zugleich ließ er vorſtellen, wie nötig es ſei, den Kronprinzen von Schweden nicht vereinzelt ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſondern ihn aus ſeinem bisherigen Zaudern und Zurückhalten durch Anſchließung in den Kreis der wirkſameren Thätigkeit mit fortzureißen. Dieſe Anſicht fand Genehmigung, das ſchleſiſche Heer blieb zu großer Zufriedenheit Blüchers in ſeiner bisherigen Bahn, und nach Böhmen zog Bennigſen. Es wurde beſchloſſen, mit dem Hauptheere, ſobald dieſer angelangt, durch das Erzgebirge dem Feinde in den Rücken zu gehen und ihm, wenn er dadurch Dresden und die Elbe zu verlaſſen genötigt worden, in den Ebenen von Sachſen eine Schlacht zu liefern, zu welcher das ſchleſiſche Heer und das Nordheer von ihrer Seite einzutreffen hätten. Die verſchiedenen Streitmaſſen, durch welche das franzöſiſche Heer umfaßt werden ſollte, dünkten auf ſolche Weiſe jede für ſich ſtark genug, um den Anfall Napoleons eine Zeitlang allein auszuhalten. Blücher bekam den Auftrag, gegen Dresden und Pirna vorzudringen und auf ſeiner Seite den Feind in Spannung zu erhalten, um deſſen Aufmerkſamkeit von dem Zuge des Hauptheeres abzulenken; für ihn ſelbſt und ſeine Vertrauten aber bildete ſich daraus die größere Aufgabe, nach Maßgabe der Umſtände in ſchnellen Märſchen rechts die Verbindung mit dem Nordheere zu gewinnen und zugleich mit dieſem über die Elbe zu gehen; eine Aufgabe, deren Löſung aber mancherlei Schwierigkeiten noch im Wege ſtanden.

Blücher mochte nicht lange ruhen. Er und Gneiſenau folgten dem Grundſatze, man müſſe den Feind immerfort angreifen, durch Gefechte ſchwächen und den eignen Verluſt nicht ſcheuen, damit, bei gleicher Abnahme, das Übergewicht der Verbündeten um ſo ſtärker hervorträte, welches nach ungefährer Schätzung ſchon jetzt, da der Feind größere Verluſte und mindere Verſtärkungen empfangen, gegen 100 000 Mann betrug. Er lud den General Grafen von Tauentzien, der mit 20 000 Preußen, dem Nordheere mehr angereiht als angehörig, an der Mittelelbe ſtand, zu einer gemeinſamen Unternehmung gegen den König von Neapel ein, der die Gegend von Großenhain beſetzt hielt. Tauentzien rückte ſogleich vor und hatte am 19. September bei Mühlberg an der Elbe ein glückliches Reitergefecht, worin 3 franzöſiſche Reiterregimenter faſt ganz vernichtet wurden. Durch dieſen Unfall aufgeſchreckt, entzog jedoch der Feind ſich dem Hauptangriffe. Inzwiſchen wandte Blücher ſeine Truppen mehr und mehr rechts über Kamenz gegen Großenhain, den Feind täuſchend, als rücke die Stärke des ſchleſiſchen Heeres in der Richtung von Bautzen über Biſchofswerda heran. Ein beſonderer Umſtand beſtärkte dieſe Täuſchung. Napoleon war am 16. September neuerdings in Böhmen eingebrochen und bei dieſer Gelegenheit der Major von Blücher, Sohn unſeres Feldherrn, an der Spitze ſeines Huſarenregiments fechtend, ſchwer verwundet in Gefangenſchaft geraten. Der Vater, von dem Schickſale des Sohnes benachrichtigt, ſchrieb ihm und ließ am 20. September durch einen Trompeter den Brief offen bei den franzöſiſchen Vorpoſten abgeben; aus kluger Vorſicht jedoch, um nicht ſeinen Aufenthalt zu verraten, hatte er als Ort Biſchofswerda geſetzt. Nun zweifelte Napoleon nicht, daß derſelbe in dieſer Richtung anrücke und brach ungeſäumt auf, denſelben mit Macht zurückzuwerfen. Gleich am folgenden Tage gegen Abend fiel er auf die preußiſche Vorhut in Biſchofswerda, die, nur 4 Bataillons ſtark, vor 30000 Mann in die Stellung von Förſtchen, unfern von Bautzen, zurückwich. Am 22. rückte er mit noch größerer Truppenſtärke gegen dieſe Stellung an, aber mit Vorſicht und nicht ohne Verluſt, den die Reiterei der Verbündeten ihm verurſachte. Am 23. zog er noch immer neue Truppen heran, allein verzweifelnd, das ſchleſiſche Heer zur Schlacht zu bringen, und durch die Bewegungen des Hauptheeres der Verbündeten wieder nach Dresden gerufen, kehrte er abends dahin zurück. Ihm folgte ein Teil der Truppen. Blücher hatte ihnen auf dem Rückwege noch einen Streich zugedacht, er ſelbſt war auf der Höhe von Förſtchen, um den Feind von vorn zu erwarten oder auch ſelbſt anzugreifen, während Sacken von Kamenz über Marienſtern gegen Biſchofswerda heran ziehend, ihn im Rücken nehmen ſollte; jedoch die Sache mißlang, weil die Truppen ſich verſpäteten und des Weges verfehlten und erſt am 24. vor Biſchofswerda erſchienen, wo der Feind unterdes ſchon abgezogen war.

Am 25. war das Heer von Bennigſen bei Zittau vollſtändig eingetroffen, dem rechten Flügel des Hauptheeres angereiht und jetzt konnten die verabredeten großen Bewegungen mit Kraft beginnen. In dem Hauptquartiere des ſchleſiſchen Heeres wurde nun der Sitz der entſchloſſenſten Thatkraft, der unternehmendſten Kühnheit offenbar. Hier war der eigentliche Kern der Kriegsführung; der thätige Anſtoß und das fortreißende Beiſpiel waren hier. Vor allen ragte Blücher ſelbſt hervor in rückſichtsloſer Unerſchrockenheit, in unaufhaltſamem Vorwärtsſtreben; ſein Generalquartiermeiſter, ſein Generalſtab vereinigten mit der tüchtigſten Geſinnung die auserleſenſte Kriegskunſt; er benutzte die Einſicht, die klugen Anſchläge und genauen Berechnungen, die ihm von daher dargeboten waren, mit uneiferſüchtiger Beachtung und beſeelte ſie mit ſeiner heldenmütigen Entſchlußkraft, die das ganze Heer ergriff und fortriß. Das ſchleſiſche Heer ließ bei Bautzen 8000 Mann unter dem General Fürſten Schtſcherbatoff zur Beobachtung ſtehen und rückte rechts gegen die Elbe vor. Zuerſt griff Sacken am 27. September die Franzoſen in Großenhain unvermutet an, trieb ſie nach Meißen zurück und unterhielt dort die folgenden Tage ein lebhaftes Geſchützfeuer. Hinter dieſem verdeckenden Angriffe zog Blücher mit York und Langeron in ſtarken Märſchen rechts ab, erreichte am 1. Oktober Herzberg, am 2. die Gegend von Jeſſen, nahe dem Einfluſſe der ſchwarzen Elſter in die Elbe, wo ſogleich in der Nacht bei dem Dorfe Elſter von 72 ruſſiſchen Leinwandpontons, die am 26. September von Görlitz über Hoyerswerda nach Elſter abgegangen waren, eine Schiffbrücke, und gleich daneben eine zweite Brücke auf Pfahlſtützen über die Elbe geſchlagen wurde, und am 3. in der Frühe das Heer überzugehen begann. Schon von Bautzen hatte Blücher durch den Major Rühle von Lilienſtern die Generale Tauentzien und Bülow von ſeinem Vorhaben, am 3. Oktober über die Elbe zu gehen, benachrichtigt und ſie fragen laſſen, wiefern er, im Fall unerwarteter Bedrängniſſe, auf ihre Mitwirkung rechnen dürfe, ſelbſt wenn der Kronprinz den Befehl dazu nicht erteile? Die beiden Generale antworteten günſtig, doch wurde auf Bülows Rat der Kronprinz von Blüchers Vorhaben in Kenntnis geſetzt und ihm der Vorſchlag gemacht, auch ſeinerſeits über die Elbe zu gehen und gegen Leipzig vorzurücken, da beide Heere dann ſtark genug ſein würden, ſich auf dem linken Elbufer zu behaupten. Der Kronprinz ſtimmte unerwartet dem Unternehmen lebhaft bei und verſprach ſeine Teilnahme, allein er glaubte den 3. Oktober allzuvoreilig anberaumt und die Ausführung noch keinesweges ſo nahe, unterließ daher ſeinerſeits alle Anſtalten und blieb einſtweilen in Koswig ſtehen. Ihm gegenüber in Wörlitz ſtand der franzöſiſche General Bertrand, und da dieſer von den Anſtalten bei Elſter vernahm und auf der Seite des Kronprinzen alles ruhig ſah, ſo trug er kein Bedenken, mit 20 000 Mann ſchon am 2. Oktober nach dem bedrohten Punkte zu eilen und gegenüber von Elſter eine Stellung zu nehmen, aus welcher ſein Geſchütz noch denſelben Abend die preußiſchen Brückenarbeiter beſtrich, ohne jedoch das Werk in der Nacht hindern zu können. Dieſe Stellung umfaßte die Dörfer Bleddin, Globig und Wartenburg und war, als ein günſtiger Übergangspunkt, ſchon früherhin ſorgfältig verſchanzt worden, beſonders bot das Dorf Wartenburg durch die Gewäſſer und Dämme eine faſt unangreifbare Feſte dar. Blücher, zwar für ſich allein auf dem linken Elbufer großer Gefahr ausgeſetzt, wollte von ſeinem Unternehmen nicht ablaſſen, ſandte einen Offizier mit der Nachricht ſeines Überganges und mit neuer Aufforderung an den Kronprinzen und ließ die Truppen unverweilt ihren Zug über die Brücke fortſetzen. Die Stärke des Feindes in Wartenburg und die feſte Beſchaffenheit dieſes Ortes ſelbſt waren noch nicht gehörig erkundet, aber Blücher ſah ein, daß alles darauf ankam, den Feind hier zu vertreiben. York war mit ſeinen Truppen an der Spitze; ſingend das alte Lied von Prinz Eugenio waren ſie über die Brücke gezogen, Blücher hielt drüben und rief den Ankommenden zu: „Vorwärts, Kinder! und gut ausgehalten! Die Brücke laſſ’ ich hinter uns abbrennen!“ Einige Stimmen antworteten mit Jubel, andere aber mit Murren, und einige Soldaten riefen unwillig, ſo brauche man ihnen nicht zu kommen, ſie würden ihre Schuldigkeit thun, ohne zu fragen, ob hinter ihnen die Brücke ſtehe oder brenne. Freudig eines Mutes, der ſolche Zurechtweiſung an den Feldherrn richten durfte, rief Blücher zutraulich herzhaft: „Nun, ſeid nur klug, Kinder! So hab ich’s auch gar nicht gemeint; wir kennen einander ſchon!“ Und ſo entließ er ſie zum Angriff. York gab dem Prinzen Karl von Mecklenburg den Befehl, das Dorf Bleddin wegzunehmen und alsdann das Dorf Wartenburg in des Feindes rechter Seite zu umgehen, gegen welches der General von Horn auf einem der Elbdämme in gerader Richtung anrückte. Es entſtand ein hartnäckiges, mörderiſches Gefecht, das vier Stunden andauerte; Bleddin wurde genommen, aber die Umgehung verzögerte ſich; es war ſchon 3 Uhr nachmittags. Da wurde der General von Horn ungeduldig, rief ſeinen Leuten zu: „Burſche, ein Hundsfott, wer nun noch einen Schuß thut; Vorwärts mit dem Bajonett!“ und unaufhaltſam drang der Sturm, trotz eines Hagels von Kartätſchen, über den ſchmalen Damm in die Verſchanzungen des Feindes, mit ihm zugleich durch Gräben und Verhaue in das Dorf; die Franzoſen verloren über 3000 Mann, worunter 1000 an Gefangenen, von 60 Stücken Geſchütz 11, nebſt 80 Pulverwagen und zogen in Eile gegen Wittenberg und Kemberg zurück. Nur wenige Reiterei war zur Hand, die mit Erfolg den Abziehenden nachſetzte; der größte Teil war noch auf dem rechten Elbufer zurück und kam erſt ſpät an den Feind. Auch Sacken konnte von Meißen in angeſtrengten Märſchen erſt gegen Abend eintreffen. Die Verbündeten hatten 2000 Tote und Verwundete, ein Verluſt, der größtenteils den York’ſchen Truppen angehörte, die faſt allein das Gefecht beſtanden hatten. Stundenlang waren dieſe tapferen Truppen dem feindlichen Geſchützfeuer ausgeſetzt geblieben, ehe das eigne Geſchütz herangebracht werden konnte; die ſchleſiſche Landwehr und das zweite Bataillon vom Leibregiment hatten ſich beſonders ausgezeichnet. Die Kühnheit und Schwierigkeit dieſes Elbüberganges, der Heldenmut, welchen die Truppen und Anführer dabei bewieſen und die Wichtigkeit des Erfolges ſelbſt, machen den Sieg von Wartenburg zu einem der denkwürdigſten der neueren Kriegsgeſchichte, der ſich mit Recht für immer den Namen York fortan verknüpft.

Der Kronprinz von Schweden, von Blüchers Ernſt unterrichtet, ging am 4. Oktober bei Acken und Roslau nun gleichfalls über die Elbe und folgte den Truppen des Marſchalls Ney, der ſich vor ihm gegen Leipzig zurückwandte. Der Kronprinz lobte in ſeinen Kriegsberichten Blüchers kühnen Marſch und tapfre Schlacht und verhieß demſelben darauf thätiges Zuſammenwirken von ſeiten des Nordheeres. Allein Blücher glaubte, vorerſt nur noch ſeinen eignen Kräften trauen zu müſſen und inſofern war ſeine Lage nicht ohne große Gefahr. Um Haltung auf dem linken Elbufer und Sicherheit des Rückzugs zu haben, beſchloß er die Linie zwiſchen Wartenburg und Bleddin durch ein verſchanztes Lager zu 150 Kanonen in Verteidigungsſtand zu ſetzen, und ſogleich am 4. Oktober ließ er 4000 Arbeiter aus dem Heere zu dieſem Werk aufbieten, welches am 10. fertig ſein ſollte. Er ſelbſt indes rückte vorwärts am 5. und 6. bis an die Mulde, wo das ſchleſiſche Heer rechtshin dem Nordheere ſich anreihte. York machte jetzt den rechten Flügel, Sacken den linken, der Feind zog ſich auf Delitzſch und Eilenburg zurück. Sackens leichte Reiterei ſtreifte aufwärts zwiſchen der Elbe und Mulde über Mokrehna bis jenſeits Wurzen, ſandte durch eine Koſakenſchar hinter dem Rücken des Feindes die Nachricht von dem Vorrücken des ſchleſiſchen Heeres zu dem Hauptheere nach dem Erzgebirge und machte auf der Verbindungsſtraße des franzöſiſchen Heeres zwiſchen Leipzig und Dresden binnen wenigen Tagen über 1000 Gefangene. Die franzöſiſchen Heerteile der Generale Bertrand und Reynier, unter dem Oberbefehle von Ney, ſtanden 40 000 Mann ſtark bei Leipzig und Wurzen, und ſtarke Truppenzüge von Dresden und Altenburg konnten die franzöſiſche Macht hier ſchnell vermehren. Das ſchleſiſche Heer war etwa 60,000 Mann ſtark, ſein Rückhalt bei Wartenburg noch nicht verteidigungsfähig und ſeine kühne und drohende Stellung, im Falle Napoleon mit ganzer Macht ſich ihm entgegen warf, höchſt bedenklich. Blücher hatte deshalb am 7. Oktober mit dem Kronprinzen von Schweden in Mühlbeck an der Mulde eine Zuſammenkunft, um ſich mit demſelben über gemeinſame Maßregeln näher zu verſtändigen. Die beiden Feldherren wußten keiner die Sprache des andern, indes wurde durch Vermittelung die Abrede getroffen, mit beiden Heeren auf Leipzig vorzudringen und hier dem Feinde, falls er ſtand hielte, am 9. oder 10. eine Schlacht zu liefern. Blücher ſchickte ſich bereits zur Ausführung an, als plötzlich durch den Major von Falkenhauſen die Nachricht kam, Napoleon ſei am 7. Oktober, nachdem er Blüchern, den er noch immer in Bautzen geglaubt, ſo unvermutet diesſeits der Elbe in ſeinem Rücken vernommen, von Dresden aufgebrochen und rücke auf der Straße von Meißen nach Leipzig mit aller Macht heran. Das Nordheer war um ein Dritteil ſtärker als das ſchleſiſche und beide zuſammen durften der Stärke, welche Napoleon in den nächſten Tagen bei Leipzig vereinigen konnte, wohl gewachſen ſein. Blücher war daher der Meinung, derjenige Teil, welchen Napoleon zunächſt angriffe, ſollte ſich auf ſeinen Übergangsort an der Elbe, das Nordheer zwiſchen Mulde und Saale in den Brückenkopf von Roslau, das ſchleſiſche zwiſchen Mulde und Elbe in die Verſchanzungen von Wartenburg zurückziehen, der nicht angegriffene Teil aber ſogleich den Feind ſelbſt in der Flanke und im Rücken angreifen. Der Major Rühle von Lilienſtern aber, welchen Blücher mit jener Nachricht zu neuen Verabredungen an den Kronprinzen nach Jeßnitz geſandt, kehrte am 9. Oktober morgens mit der Botſchaft wieder, der Kronprinz wolle auf das rechte Elbufer zurückgehen, und nur unter dem Beding auf dem linken bleiben, wenn Blücher mit ihm vereint über die Saale ginge, um hinter derſelben eine Stellung zu nehmen. Nach einer kurzen Beratung mit Gneiſenau nahm der preußiſche Feldherr den auffallenden, kühnen, aber für ihn auch beſonders mißlichen Vorſchlag an, gab ſeinen Rückhalt an der Elbe bei Wartenburg willig auf, um nur das Nordheer auf das linke Elbufer herüber zu ziehen und erteilte ungeſäumt Befehl zum Aufbruch. Vielleicht hatte der Kronprinz gar nicht erwartet, daß Blücher ohne vorhergepflogene Rückſprache mit dem großen Hauptquartier die Verantwortlichkeit für eine ſo gewagte Bewegung auf ſich nehmen würde. Der Übergang über die Mulde geſchah noch am nämlichen Tage bei Jeßnitz und Düben, nicht ohne Gefahr jedoch für Sacken, der bei Eilenburg und Mokrehna mit dem andringenden Feinde noch im Gefechte ſtand, als ihn, durch die Schuld eines Offiziers um drei Stunden verſpätet, der Befehl erreichte, mit ſeinen Truppen dem Heerteile Langerons über Düben auf das linke Ufer der Mulde zu folgen; ſchon aber war der Feind im Beſitz der Straße nach Düben; denn Langeron hatte in der Meinung, die anrückenden Truppen ſeien der erwartete Heerteil von Sacken, bereits dieſen Ort ſelbſt geräumt, wo die Franzoſen noch eine Anzahl Nachzügler und einzelne Offiziere nebſt Pferden und Packwagen der Langeron’ſchen Truppen fanden; hiedurch war Sacken von dem übrigen Heere getrennt und zwiſchen zwei feindlichen Truppenzügen in ſehr gefahrvoller Lage; doch ſeine Entſchloſſenheit half ihm bald aus dieſer Klemme, er wußte den Feind in Scheu zu erhalten, zog dann in angeſtrengtem Marſche die ganze Nacht hindurch im Halbkreiſe um Düben herum und konnte in der Frühe am 10. glücklich ſeinen Übergang über die Mulde ausführen. Die Brücken wurden zerſtört, und Napoleon, der abends in Düben anlangte, fand das ſchleſiſche Heer jenſeits der Mulde ſchon vereinigt mit dem Nordheere.

Neue Schwierigkeiten erhoben ſich hier für Blücher. Der Kronprinz von Schweden hatte bereits Halle durch den General Grafen Woronzoff beſetzen laſſen und ſollte nun rechts dahin nachrücken und Blücher ihm rechts angeſchloſſen an die Saale folgen. Allein jener fand nun Bedenken, ſich von der Elbe zu trennen und dadurch ſeiner unmittelbaren Verbindung mit Schweden, mit ſeinen nordwärts zurückgebliebenen oder in einzelnen Entſendungen verteilten Truppen, für eine Zeitlang zu entſagen; er wollte daher den linken Flügel, die Stellung zunächſt der Elbe, dem Nordheere vorbehalten und verlangte, Blücher ſolle mit dem ſchleſiſchen Heere an jenem vorbei auf den rechten Flügel rücken; die Nachteile, welche der Kronprinz für ſich vermeiden wollte, wurden dadurch Blüchern in nur größerem Maße zugemutet; denn wenn jener in Bezug auf die nahe Mark jene Erſtreckung mißlich fand, wie ſehr mußte es dann dieſer in Bezug auf das ferne Schleſien? Indes Blücher ſcheute kein Opfer; um nur das Zuſammenwirken der beiden Heere zu erhalten und Bruch und Trennung zu verhüten, gab er dem Verlangen nach und ließ noch am 10. mittags die beiden Heerteile von York und Langeron nach Zörbig vorrücken, während Sacken mit dem ſeinigen noch bei Jeßnitz und Raguhn am Ufer der Mulde feſthielt. Eine Zuſammenkunft, welche beide Feldherren an dieſem Tage hatten, lief ziemlich kalt ab; Blücher ſah in dem Kronprinzen nur Zweifel und Ungewißheit und traute demſelben nicht den entſchloſſenen Willen zu, an einer ſich darbietenden Schlacht mit Aufbietung aller Kräfte unbedingt teilzunehmen. Man hatte von den möglichen Zwecken und Schritten des Feindes verſchiedene Anſichten und daher nicht dieſelbe Meinung über die eigenen Maßregeln; indes wurde verabredet, bei Wettin über die Saale zu gehen und auf dem linken Ufer ſich aufzuſtellen. Der Kronprinz verſprach, bei Wettin eine Brücke ſchlagen zu laſſen und alles zum Übergange vorzubereiten. Hiernach ſetzte ſich am 11. Oktober das ſchleſiſche Heer in Bewegung, York und Langeron von Zörbig, Sacken über Radegaſt von der Mulde her, wo zur Sicherheit einige Truppen ſtehen blieben. Schon um Mittag aber kam die Nachricht, bei Wettin ſei nicht allein keine Brücke geſchlagen, ſondern auch nicht die geringſte Kunde von einem ſolchen Vorhaben. Zwar hatte Blücher aus Vorſorge, um eine zweite Brücke ſchlagen zu können, auch ſeine Pontons dorthin geſandt, allein deren Ankommen verzögerte ſich in den ſchlechten Wegen, und für den Augenblick war kein Übergang möglich. Höchſt aufgebracht beſchloß Blücher, der ſich gerade auf der Straße befand, die auf dem rechten Ufer der Saale von Magdeburg nach Halle führt, ohne Verzug mit den Truppen von York und Langeron auf dieſer Straße die ganze Nacht durch bis Halle vorzurücken und dort überzugehen; während dies vollführt wurde, behielt Sacken mit ſeinem Heerteile die erſte Richtung und raſtete bei Wettin, bis daſelbſt der Übergang bereitet war. Hier gingen ſodann auch von dem Nordheere der General von Bülow mit dem preußiſchen Heerteile und der General von Winzingerode mit dem ruſſiſchen über die Saale, bei Alsleben aber der Marſchall von Stedingk mit dem ſchwediſchen. So war denn die vereinigte Heeresmacht aufs neue dem Angriffe Napoleons, wie früher über die Mulde, ſo jetzt auch noch über die Saale ausgewichen, und dieſer, der über den erſten Fluß nachzudringen vielleicht bereit geweſen, fand nicht ratſam, über den zweiten hinaus ſeine Truppen, deren er gleich in der Nähe zu einer Schlacht gegen das vordringende Hauptheer bedürfen konnte, auf ungewiſſe Weite zu erſtrecken. Schon am 10. Oktober in Düben angelangt und die folgenden Tage bis zum 14. dort verweilend, leitete er bereits neue Bewegungen, deren Zweck nach Maßgabe der unſichern Nachrichten und irrigen Anſichten, die er über die feindlichen Bewegungen hatte, mehrmals ſchwankte, aber ohne Zweifel, bei gelungener Durchführung nach der einen oder nach der andern

Seite, mit den größten Folgen verknüpft geweſen wäre. Eine Truppenmacht von 4 Heerteilen richtet er plötzlich in angeſtrengten Märſchen auf die Elbe, 30 000 Mann auf Wittenberg, 20 000 auf Deſſau, 15 000 auf Wartenburg, ein allgemeines Vorrücken ſeiner ganzen Heereskraft verkündet ſich in dieſer Richtung. Ein Teil dieſer Truppen unter dem General Reynier geht bei Wittenberg über die Elbe und vertreibt den General von Thümen, welcher mit einer preußiſchen Truppenſchar dieſe Feſtung berennt hielt, ſtromabwärts auf dem rechten Elbufer gegen Roslau. Tauentzien geht mit ſeinem Heerteile hier ſchnell auf das rechte Ufer zurück, nimmt die Truppen von Thümen auf, und eilt, ſich auf die Straße von Berlin, zwiſchen den Feind und dieſe bloßgeſtellte Hauptſtadt zu werfen. Auf dem linken Elbufer rücken die Franzoſen unter Ney gleichzeitig nach Deſſau und gegen den Brückenkopf von Roslau vor, und dieſer, wie auch der Übergang bei Wartenburg, von Bertrand beſetzt, ſind ſchnell in ihrer Hand. Dies alles iſt bereits am 11. geſchehen.

Große Beſtürzung verbreitete ſich bei dieſer Nachricht. Der Kronprinz von Schweden, in deſſen Hauptquartiere die verſchiedenartigſten Beſorgniſſe ſich kreuzten, war überzeugt, der franzöſiſche Kaiſer dringe mit geſamter Macht auf das rechte Elbufer vor und wolle ganz und gar den Kriegsſchauplatz wechſeln; ein Streich auf Berlin war als unfehlbar anzunehmen, manch' andere Schläge ſtanden in ſeiner Gewalt. Der Kronprinz, um vor allem den Norden und ſeine Rückzugslinie zu ſichern, ließ ungeſäumt ſein ganzes Heer aufbrechen, um bei Acken, wo er ſeine Schiffbrücke hatte, über die Elbe auf das rechte Ufer zurückzugehen, und da er mit dem Nordheere allein dort die Geſamtmacht Napoleons nicht beſtehen zu können glaubte, ſo beſchloß er, das ſchleſiſche Heer nachzuziehen. Er teilte Blüchern am 12. Oktober ſeine Nachrichten und ſeinen Entſchluß mit und forderte ihn auf, demſelben beizutreten. Seine Majeſtät der Kaiſer Alexander, ſagte er in ſeinem Schreiben, hätten ihm eröffnet, daß Blücher in gewiſſen Fällen unter ſeinen, des Kronprinzen, Befehlen ſtehen ſolle; da nun ein ſolch wichtiger Fall eingetreten ſei, ſo mache er davon Gebrauch, um Blüchern zu erſuchen, mit dem ſchleſiſchen Heere dem Zuge an das rechte Ufer der Elbe ungeſäumt zu folgen. Als dieſe Botſchaft in Blüchers Hauptquartier zu Halle am 13. Oktober einlief, regte ſie daſelbſt die gewaltigſte Bewegung auf. Ganz andere Anſichten und Geſinnungen herrſchten hier, inbetreff des Feindes ſowohl wie auch des Kronprinzen ſelbſt, als daß ein Anſinnen jenes Inhalts hier Raum und Folge hätte hoffen dürfen. Blücher war längſt unwillig über die Maßregeln des Kronprinzen, der, ſo wurde geklagt, bei jedem Vorſchlage ſchwierig, in jeder Ausführung ſäumig, dem ſchleſiſchen Heere nur Hemmung und Gefahr bringe; jener hatte deshalb ſchon den Vorſatz gefaßt, fernerhin für ſich allein zu handeln und nur ſeinen Beſchluß dem Kronprinzen anzuzeigen, nicht aber Rückſprache mit demſelben zu nehmen; eine Mitwirkung hoffte er eher von den Befehlshabern der einzelnen Heerteile, den Generalen von Bülow und Winzingerode, die ſeine Anſicht und Unzufriedenheit teilten, als von dem Oberfeldherrn, auf den er nicht mehr rechnen wollte. In ſolcher Stimmung traf ihn nun noch jenes Schreiben. Inbetreff des Oberbefehles glaubte Blücher, der von keiner ſolchen Verabredung gehört hatte, ſich keineswegs gebunden und hielt für angemeſſen, dieſen Punkt ſchweigend zu übergehen, zumal er wichtige Gründe hatte, in der Sache ſelbſt dem Kronprinzen nicht beizupflichten. Schon am 12. Oktober hatte Blücher durch den General von Saint-Prieſt mit 12 000 Mann Merſeburg beſetzen laſſen und auf dieſem Wege aus Altenburg von dem durch das Erzgebirge dahin vorgedrungenen Hauptheere Nachricht erhalten und dadurch die Gewißheit erlangt, daß der König von Neapel dieſem Heere fortwährend mit einer bedeutenden Macht gegenüberſtehe. So lange dieſer nicht über Leipzig nach Wittenberg vorrückte, war demnach die Annahme, daß Napoleon mit dem ganzen Heere auf das rechte Elbufer übergehe, noch zweifelhaft. Am 13. beſtätigte ſich nicht nur jene Nachricht von dem Stehenbleiben des Königs von Neapel, ſondern die vorgeſandten Streiftruppen berichteten auch, daß ſich in Leipzig franzöſiſche Truppen anhäuften, ja daß ein Teil der nach der Elbe vorgerückten bereits wieder gegen Leipzig umkehre. Blücher meldete dies alles dem Kronprinzen, den er zugleich mündlich beſchwören ließ, mit dem Nordheer diesſeits der Elbe zu bleiben und die ſchon übergegangenen Truppen ſchleunig zurückzurufen, da aller Anſchein ſei, daß es in der Gegend von Leipzig zu einer Schlacht kommen werde. Wirklich ſchien die Abſicht Napoleons keine andere, als durch täuſchende Bewegungen das Nordheer auf das rechte Elbufer zu locken, dann ſelbſt ſchnell umzukehren und mit aller Macht das Hauptheer anzugreifen, ehe jenes wieder zur Hilfe da ſein könnte. Doch was die Mahnungen Blüchers bezweckten, hatte der Feind ſelbſt unterdeſſen ſchon bewirkt. Die bei Wittenberg übergegangenen Franzoſen waren auf dem rechten Elbufer nicht nur bis zur Brücke von Roslau, ſondern noch weiter abwärts bis zur Brücke von Acken vorgedrungen, hatten die Zerſtörung auch dieſer Brücke verurſacht und dem Kronprinzen dadurch unmöglich gemacht, ſeinen Vorſatz auszuführen. Er mußte auf dem linken Elbufer ausdauern, nahm den 13. Oktober eine Stellung bei Köthen, und der äußerſten Beſorgnis, in welche er ſich hier verſetzt fühlen konnte, überhob ihn nur die ſchnelle Beſtätigung, daß auch die Franzoſen wieder von der Elbe zurückkehrten. Blücher und ſein Generalſtab hatte richtig geurteilt; Napoleon ſelbſt verweilte unſchlüſſig und untätig in Düben, nur eine geringe Truppenzahl hatte er bei Wittenberg über die Elbe geſandt, aber auch dieſe ſchon am 13. ſchnell zurückgerufen, und am 14. dann mit allen Truppen die Richtung auf Leipzig genommen. Was er durch die Bewegung an der Elbe gewollt, iſt zweifelhaft geblieben; die Zerſtörung der Brücken widerſprach dem Zwecke, den Kronprinzen von Schweden und vielleicht ſogar Blücher auf das rechte Elbufer zu locken; denn dieſen blieb nun keine Möglichkeit zu dieſem Rückgange; dem andern Vorhaben, die Streitkräfte der Verbündeten auf dem linken Elbufer abzuſchließen und indeß für ſich ſelbſt auf dem rechten nach Berlin, vielleicht bis zur Oder vorzudringen, entſprach gleich anfangs der Verlauf der Bewegungen nicht. Ob der Kleinmut ſeiner Umgebungen, die Nachrichten von dem Abfalle Bayerns, oder die von dem Vorrücken des Hauptheeres gegen Leipzig, oder alles dieſes vereint, den Entwürfen Napoleons entgegengetreten und ihn vier Tage in Düben zwiſchen ſtreitenden Maßregeln ſchwankend erhalten, bleibt dahin geſtellt. Jetzt aber war Leipzig entſchieden das Ziel aller ſeiner Bewegungen, von Dresden ſollte der Marſchall Gouvion-Saint-Cyr, den aber die Befehle nicht mehr erreichten, mit 30000 Mann heranziehen, von Erfurt war über Naumburg der Marſchall Augerau mit 14000 Mann eingetroffen, der König von Neapel zog ſich mit 36000 Mann vor dem Hauptheere der Verbündeten dahin zurück. Napoleon ſelbſt führte 120000 Mann von der Elbe und Mulde herbei.

Den Rückmarſch Napoleons von der Elbe gegen Leipzig hatte Blücher ſchleunig in das große Hauptquartier gemeldet, und ſeine ſchon früher gethane Zuſage wiederholt, daß auf ſeine Teilnahme zu rechnen ſei, wenn das Hauptheer zur Schlacht käme; er wolle dann ſeinerſeits gerade auf Leipzig losgehen und den Feind dort angreifen. Am 15. Oktober Morgens empfing Blücher in Halle die Nachricht aus dem großen Hauptquartier, am 16. werde der Fürſt von Schwarzenberg den franzöſiſchen Kaiſer ſüdlich von Leipzig bei Wachau mit aller Macht angreifen, zugleich aber einen Heerteil auf Lindenau, weſtlich von Leipzig, auf der Straße von Erfurt vorrücken laſſen; er rechne auf Blüchers gleichzeitiges Vordringen, ſowie auf das des Kronprinzen von Schweden, um dem Feinde auf keiner Seite die Vereinigung ſeiner Kräfte zu geſtatten. Noch am nämlichen Tage zog Blücher von Halle in der Richtung von Leipzig bis Schkeuditz und ließ ſogleich Saint-Prieſt von Merſeburg gegen Lindenau vorgehen und das Gerücht ausbreiten, das ganze ſchleſiſche Heer rücke in dieſer Richtung an. Er gab dem Kronprinzen von Schweden von ſeiner Bewegung Nachricht, und hoffte derſelbe würde gleichfalls noch bis Delitzſch gegen Leipzig vorrücken, um zur bevorſtehenden Schlacht am 16. da zu ſein; doch hoffte er nicht ſtark genug, um ſich auf Verabredung gemeinſamer Maßregeln einzulaſſen, ſondern blieb gefaßt, für ſich allein das Unternehmen zu beſtehen. In der That rückte der Kronprinz mit dem Nordheere noch am 15. ſeitwärts nach dem Petersberge und erſt am 16. in die von Blücher verlaſſenen Quartiere nach Halle, um 3 und 4 Meilen hinter dem ſchleſiſchen Heere zurück. Blücher indes, auf die Gefahr, die ganze Macht Napoleons, deſſen Stützpunkt er am nächſten bedrohte, gegen ſich anrücken zu ſehen und geſchlagen zu werden, eilte den Feind aufzuſuchen, überzeugt, daß dem ganzen dennoch zum Vorteil gereichen würde, was ihm insbeſondere vielleicht nachteilig ausfiele.

Am 16. morgens, von Schkeuditz vorrückend, entdeckte Blücher von den Höhen von Lützſchena eine feindliche Macht, deren Stellung ſich von Hohen-Oſſig und Podelwitz bis Lindenthal zu erſtrecken ſchien. Die Stärke des Feindes, auf deſſen linker Seite der Wald von Lindenthal einen Vorhang zog, war nicht zu beurteilen. Die Dörfer Freienrode und Radefeld waren vom Feinde beſetzt. Im Falle das Nordheer, gemäß der aus dem großen Hauptquartier ergangenen Anordnung, von Delitzſch gegen Leipzig vorrückte, durfte Blücher den vorſtehenden Feind, der bald Beſchäftigung genug mit jenem Heere finden mußte, in ſeiner linken Seite ſtehen laſſen und an demſelben vorüber unaufgehalten gerade auf Leipzig fortziehen, allein Lord Stewart, großbritanniſcher Bevollmächtigter im Hauptquartiere des Kronprinzen, traf von daher mit der Nachricht ein, daß dieſer nicht von Delitzſch herankomme, ſondern rückwärts in Halle ſei. Demnach mußte Blücher jetzt vorerſt gegen den nächſten Feind ſeinen Angriff wenden. Die Reiterei war überall voraus und erforſchte die feindliche Richtung und Stärke. Langeron, dem Saint-Prieſt von Merſeburg vorwärts auf das rechte Ufer der Elſter wieder zugezogen war, rückte links über Freienrode und Radefeld, die der Feind ohne Widerſtand verließ, gegen die Anhöhe des letzteren Ortes vor, wo ſich alsbald ein Geſchützfeuer erhob; Sacken folgte ihm als Rückhalt. York ließ ſeinen Vortrab an der Elſter gegen Leipzig gerichtet und zog mit dem Haupttrupp gleichfalls links gewandt zum Angriff gegen Lindenthal. Blücher vermutete die Stärke des Feindes in der Richtung gegen Hohen-Oſſig und beſchloß vorſichtig, mit dem Heerteile von Sacken bei Radefeld ſtehen zu bleiben, bis durch die angeordneten Bewegungen ſich die Lage der Sachen aufgeklärt hätte. Dies erfolgte bald. Die Franzoſen verließen die Anhöhe von Radefeld und zogen über Lindenthal zurück, bis endlich eine Stunde vorwärts von Leipzig ihre Schlachtordnung in ſtarker Linie ſich entwickelt zeigte. Der Marſchall Marmont ſtand mit ſeinem Heerteile, 20 000 Mann ſtark, auf den vorteilhaften Anhöhen, zwiſchen dem Dorfe Eutritzſch, auf welches ſein rechter Flügel ſich ſtützte, und den Niederungen der Elſter, welche ſeinen linken Flügel deckten, vor welchem er das Dorf Möckern ſtark beſetzt hielt. York geriet alsbald mit dem Feind in ſtarkes Kanonenfeuer und mußte ſogleich ſeine Richtung ändern, Lindenthal in ſeinem Rücken laſſen und rechtshin gegen die Elſter, an ſeinen Vortrab in gleicher Linie anſchließend, dem Feinde die Stirn bieten. Während dieſes geſchah, rückte Langeron, dem Befehl gemäß, linkshin über Lindenthal hinaus auf die Straße von Delitzſch, traf die feindliche Diviſion Dombrovski und kam bei den Dörfern Groß- und Klein-Widderitzſch mit ihr zum Gefecht. Dies wurde ſehr heftig, beſonders als vom Ney'ſchen Heerteile die Diviſion Delmas aus Leipzig und die Diviſion Souham von Düben her dazukam. Die letztere wich aber bald wieder vom Schlachtfelde und die Ruſſen rückten vor. Da durch jene Bewegungen das ſchleſiſche Heer völlig geteilt war, ſo ließ Blücher, den Übelſtand wahrnehmend, nach Angabe ſeines Adjutanten des Majors Grafen von Noſtitz, und unter deſſen Führung, die Reiterei von Sacken in die weite Lücke zwiſchen York und Langeron einrücken, zugleich auch Saint-Prieſt von dem letzteren Heerteile abrufen und ihn jenſeits des Baches, der von Lindenthal nach Eutritzſch fließt, mit 36 Zwölfpfündern zum Angriff auf Marmonts rechten Flügel vorgehen. Langeron ſelbſt mußte ſich während des Vorrückens zur Herſtellung der geſchloſſenen Schlachtordnung mehr und mehr rechts an York heranziehen. Unterdeß laſtete die ganze Schwere des Kampfes auf York. Er hatte das Dorf Möckern vor dem linken Flügel des Feindes erobert, wieder verloren, aufs neue erſtürmt und nochmals räumen müſſen; mit größter Anſtrengung rang von beiden Seiten das tapfere Fußvolk um den Beſitz des Dorfes, das ſchon in Flammen ſtand. Darauf beſchloß York, das Dorf nochmals anzugreifen, zugleich aber mit der Hauptſtärke rechts vorüber geradezu auf den linken Flügel der feindlichen Stellung loszurücken. Hier war der größte Teil des feindlichen Geſchützes und das Feuer von 50 Kanonen ſchlug verheerend in die preußiſchen Reihen, der Angriff ſtockte, bald drangen ſogar die Franzoſen zum heftigſten Angriff hervor, in gedrängten Scharen mit zahlreichem Geſchütz rückten ſie an. York rief ſeinen letzten Rückhalt ins Gefecht, und in erbitterter Hartnäckigkeit hielt ſich der Kampf eine Zeitlang unentſchieden. Endlich riß die Wirkung des preußiſchen Geſchützes die franzöſiſchen Maſſen auseinander, einige Pulverwagen flogen im Gedränge auf und die dadurch entſtehende Verwirrung benutzte York augenblicklich. An der Spitze des nächſten Reiterregiments, der brandenburgiſchen Huſaren, ſtürmte er mit dem Rufe: „Vorwärts!“ auf den Feind, alle übrige Reiterei folgte, das Fußvolk drang raſch in dichten Scharen nach und dieſer Augenblick entſchied die Schlacht. Die Franzoſen, überall geworfen und übereinander geſtürzt, behielten keine Zeit, ſich wieder zu faſſen, ihr linker Flügel wurde durch die preußiſche Reiterei von dem Dorfe Gohlis, ſeinem nächſten Rückzugspunkte, abgedrängt und mußte ſich rechts gegen Eutritzſch retten, wo der rechte Flügel der Franzoſen, der noch nicht im Gefecht geweſen war, ihn aufnahm. Aus Mangel an friſchen Truppen war die Verfolgung von ſeiten der Preußen nur ſchwach, und während der Nacht konnte Marſchall Marmont mit allen ſeinen Scharen ſich hinter dem Bache, der von Eutritzſch nach Gohlis fließt, teils in die halliſche Vorſtadt von Leipzig, teils auf das linke Ufer der Partha nach Schönfeld zurückziehen. Blücher hatte zwar, ſobald er Gewißheit erlangt, daß in der Richtung von Hohen-Oſſig kein Feind ſei, zur Unterſtützung Yorks auch Sacken mit ſeinem ganzen Fußvolk von Radefeld aufbrechen laſſen, allein dieſer ſowohl als Saint-Prieſt, der gegen Eutritzſch anrückte, trafen erſt nach Eintritt der Nacht ein und die Schlacht von Möckern war durch York allein getragen und ausgekämpft. Seine Truppen übernachteten auf dem Schlachtfelde; von 22 000 Mann, die morgens ausgerückt, waren abends nur noch 13 000 vorhanden, faſt alle höheren Offiziere waren verwundet. Die Franzoſen hatten über 2000 Gefangene, 1 Adler, 43 Kanonen und eine Menge Pulverwagen verloren. An Toten und Verwundeten war ihr Verluſt nicht geringer, als der preußiſche. Langeron ſeinerſeits, welcher dem von Düben herangerückten Feinde die unmittelbare Vereinigung mit Marmont verwehrt und in glücklichen Gefechten ihn gegen die Partha zurückgeworfen hatte, brachte 11 eroberte Kanonen und viele Pulverwagen. Blücher freute ſich des Sieges, den er weniger ſelbſt gefochten, als angeordnet und herbeigeführt hatte; ſein kühnes Vordringen, ſein entſchloſſener Angriff, zeigten auch hier wieder in dem ſchleſiſchen Heere die einleitende Bewegkraft, deren ſtarker Nachdruck auf die Geſamtheit der Ereigniſſe, welche die große Schlacht von Leipzig ausmachen, entſcheidend überging. Blücher ſandte noch von dem Schlachtfelde einen Offizier in das große Hauptquartier, um die Nachricht von dem Siege bei Möckern und in der Frühe ſeinen erſten Adjutanten, den Oberſten Grafen von der Goltz, um den genommenen Adler zu überbringen. Auch dem Kronprinzen von Schweden wurde die Anzeige von dem Geſchehenen unverzüglich mitgeteilt. Am 17. nachmittags auf der Höhe von Goſſa empfingen die verbündeten Herrſcher dieſe gute Botſchaft. Auch das Hauptheer hatte den Tag vorher in heißem Kampfe geſtanden und bei Wachau angeſtrengt um den Erfolg gerungen, welchen Napoleon durch Aufbieten aller Kraft einen Augenblick an ſich zu reißen ſchien, und zwar nicht ſelbſt errang, aber zuletzt auch den Verbündeten wenigſtens an dieſem Tage nicht zugeſtand. Er hatte von den Truppen Marmonts, den er minder bedroht glaubte, 2 Diviſionen Fußvolk und den Marſchall Ney ſelbſt zur Unterſtützung an ſich gerufen und ſie erſt abends, als er den Angriff des ſchleſiſchen Heeres vernahm, wieder zurückgeſandt. Schwarzenberg verhieß die Erneuerung des Entſcheidungskampfes, ſobald das ruſſiſche Heer unter Bennigſen und die öſterreichiſche Truppenſchar unter dem Feldzeugmeiſter Grafen Hieronymus von Colloredo zur Verſtärkung eingetroffen wären und beſchied demnach den Kronprinzen von Schweden neuerdings und Blüchern, der ſolcher Aufforderung durch Anerbieten und That immer ſchon zuvorkam, für den nächſten Tag zur kräftigſten Mitwirkung.

In dem Hauptquartiere des Kronprinzen von Schweden hatte Blüchers Anzeige von der Schlacht bei Möckern großen Eindruck gemacht. [Der Aufbruch des Nordheeres entſchied ſich erſt auf die Botſchaft des erfochtenen Sieges. Auf Anregung des großbritanniſchen Geſandten Lord Stewart ſandte der Kronprinz auch noch ſpät am 16. Oktober den General von Winzingerode mit 5000 Reitern — er hatte 10 000 verſprochen, es waren aber kaum die Hälfte — zur Unterſtützung Blüchers in deſſen linke Flanke vor; ſie trafen am 17. früh bei Taucha ein, beſetzten dieſen Ort, konnten ihn aber gegen Reynier, der mit allen Waffen herbeikam, nicht behaupten.]*) Blücher nahm indes auf dieſe Bewegung keine Rückſicht mehr, er mochte weder die vergangenen Säumniſſe jetzt ohne Nutzen ausführlich zur Sprache bringen, noch durch neue Verabredungen die Gelegenheit künftigen Fehltreffens zu ſeinem Schaden darbieten, ſondern verfolgte ruhig und feſt ſeinen Weg für ſich. In aller Frühe am 17. ſaß er zu Pferde und ritt über das Schlachtfeld vorwärts, um des Feindes Stellung nach dem geſtrigen Rückzuge zu erkunden. Die Franzoſen hatten wider Vermuten noch das Dorf Eutritzſch und die Linie des Baches, der von da nach Gohlis fließt, wie auch dieſes letztere Dorf ſtark beſetzt. Erſt als Blücher das Dorf Eutritzſch durch eine Truppenſendung über Widderitzſch in der rechten Flanke bedrohte, zog ſich der Feind plänkelnd von dort zurück, behauptete ſich aber noch in Gohlis. Eine ſtarke Nachhut des Feindes hielt überdies eine Stellung zwiſchen Eutritzſch und Leipzig beſetzt, aus welcher jederzeit ein Angriff mit Vorteil hervordringen konnte. Blücher durfte dem Feinde dieſen Vorteil nicht laſſen. Schon hatte Sacken, der nun anſtatt Yorks in das Vordertreffen rückte, auf dem rechten Flügel den Befehl erhalten, mit ſeinem Fußvolke Gohlis zu nehmen; Winzingerode war auf dem linken Flügel gegen die Partha vorgeſandt; Langeron war im Anrücken; Blücher ſelbſt hielt mit der Reiterei von Sacken der feindlichen Nachhut gegenüber. In Gohlis aber wurde hartnäckig gefochten und Sackens Fußvolk bedurfte ſogar der Unterſtützung des preußiſchen von York, welches aus ſeiner Raſt aufgerufen wurde. Während alſo das Vordringen auf dieſer Seite ſich verzögerte und die Bewegung Langerons noch einiger Zeit bedurfte, ſo wurde Blücher auf ſeiner Stelle ungeduldig, und da er in der Anordnung des Feindes einige Mängel erſpäht hatte, ſo beſchloß er, auch mit bloßer Reiterei, indem weder Geſchütz noch Fußvolk zur Hand war, gegen jene Nachhut, die aus allen Waffen beſtand, einen Verſuch zu machen. Die franzöſiſche Reiterei unter dem General Arrighi ſtand rechts an die Partha gelehnt, links an das Fußvolk in derſelben Linie angeſchloſſen, das ganze ſeinem Rückzugswege, nach dem halliſchen Thore von Leipzig, allzuweit rechtsab entrückt. Durch 4 ruſſiſche Huſarenregimenter unter dem General Waſiltſchikoff ließ Blücher die franzöſiſche Reiterei an der Partha angreifen, im heftigſten feindlichen Geſchützfeuer trabten ſie heran, dann blieben 2 Regimenter als Rückhalt ſtehen, die beiden andern aber ſtürzten in vollem Rennen auf den Feind, warfen ihn völlig, verfolgten ihn hinter dem feindlichen Fußvolke weg bis zur Parthabrücke des halliſchen Thores und nahmen ihm Gefangene, 5 Kanonen und mehrere Pulverwagen. Das franzöſiſche Fußvolk unterdeſſen hatte ſich mit großer Faſſung mitten auf dem Felde in Vierecke geordnet, ſtand jedem Angriff und gab der ruſſiſchen Reiterei, die vom halliſchen Thore mit ihrer Beute hinter der franzöſiſchen Stellung wieder längs der Partha zurückging, wiederholtes Gewehrfeuer, unter deſſen Schutz ihm darauf der eigne Rückzug nach Leipzig in guter Ordnung gelang. Nunmehr hatte Sacken auch das Dorf Gohlis genommen und behauptet und der Feind wurde auf einige Häuſer und Schanzen vor dem halliſchen Thore beſchränkt, die ſeinem Hervorbrechen zwar immer noch eine Stütze, aber ſchon minderen Raum gewährten. Jenes Reitergefecht aber war eines der kühnſten und glänzendſten; auf ſolches Gelingen that Blücher ſich am meiſten zu gut, ja es war ihm, als ſei etwas nicht recht gethan, wenn dabei die Reiterei nicht wenigſtens mitgewirkt hatte; ſich ſelbſt an die Spitze ſolchen Angriffs, in das wildeſte Getümmel, zu begeben, kam er ſtets in Verſuchung und nicht immer konnten Gründe ihn zurückhalten.

---

*) Die in eckige Klammern eingeſchloſſene Darſtellung weicht von der in der 2. Auflage ab.

Zwiſchen der Elſter und Partha war nun für das ſchleſiſche Heer wenig mehr auszurichten; es genügte, den Feind an neuem Hervordringen aus Leipzig zu verhindern. Die Wegnahme der Häuſer und Schanzen, welche vor dem halliſchen Thore noch im Beſitze der Franzoſen waren, und die Auffahrung einiger zwölfpfündigen Batterien gegen die Parthabrücke und das halliſche Thor ſelbſt, entſprachen dieſem Zwecke. Die 20 000 Mann, aus welchen die beiden Heerteile von York und Sacken noch beſtanden, konnten dann verteidigungsweiſe hinreichen, den Feind auf dieſer Seite gehörig beſchränkt zu halten, und Blücher dagegen hatte freie Hand, mit dem Heerteile von Langeron, freilich nur noch 25 000 Mann ſtark und mit den 5000 Reitern Winzingerodes, die ihm der Kronprinz von Schweden geſandt hatte, über die Partha zu gehen und auf deren linkem Ufer zu neuem Angriffe gegen Leipzig vorzudringen. Er achtete nicht die Gefahr, mit einer ſo geringen Macht vielleicht auf die ganze Stärke des Feindes zu treffen, und an dem linken Ufer der Partha, getrennt von ſeinen andern Heerteilen, durch Übermacht erdrückt zu werden, er ſah nur die Pflicht, an dieſem entſcheidenden Tage nicht Schwarzenberg im Stich zu laſſen, die Notwendigkeit von ſeiner Seite auf jede Gefahr den Feind unabläſſig im Gefecht zu halten und ihm nicht zu geſtatten, alle ſeine Truppen ſüdwärts auf das Hauptheer zu werfen, deſſen geſtriges Tagewerk ihm heute ſich nicht vermindert erneuern mußte. Als Blücher im Begriffe ſtand, ſein heldenmütiges Unternehmen zu beginnen, erhielt er Nachrichten von dem Fürſten von Schwarzenberg und von dem Kronprinzen von Schweden. Jener meldete, daß in Erwartung der Truppen, welche Bennigſen und Colloredo herbeiführten, das Hauptheer am 17. nicht, ſondern erſt am 18. die Schlacht erneuern werde; dieſer zeigte an, daß er aufgebrochen ſei und abends mit dem ſchleſiſchen Heere ſich vereinigen werde. Blücher ließ demnach das noch ſtehende Gefecht abbrechen, die angeordneten Bewegungen einſtellen und die Truppen der nötigen Ruhe pflegen. York und Sacken blieben ſtehen, Langeron lagerte ſich zwiſchen Eutritzſch und der Partha, Winzingerode an der Partha aufwärts gegen Taucha; der noch übrige Tag verfloß unter Vorbereitungen auf den kommenden. Auch die Franzoſen, durch die Schlacht des vorigen Tages, bei Wachau als angebliche Sieger und bei Möckern als völlig Beſiegte gleich erſchöpft, brachten den 17. mit Vorbereitungen und Märſchen zu, um für den nächſten Tag auf den bedeutendſten Punkten möglichſt verſtärkt aufzutreten.

Bevor jedoch der neue Kampf anhob, hatte Blücher Schwierigkeiten eigner Art mit dem Kronprinzen von Schweden zu verarbeiten. Für das ſchleſiſche Heer war die Mitwirkung des Nordheeres eine Art Geſchick, heftig zu wünſchen, ſchwer zu ertragen, nicht zu vermeiden. Die größten Gegenſätze der Verhältniſſe waren gegeben, die der Anſichten kamen hinzu, die der Perſönlichkeiten vollendeten. Kaum war das Nordheer wieder in der Nähe, der nötige Beiſtand gewiß, als auch die alten Störungen hemmend und aufreizend wieder eintraten. Dem Kronprinzen war es empfindlich, daß eine Schlacht, die er mit beiden vereinten Heeren zu beſtehen ſeinerſeits gemieden, von dem ſchleſiſchen allein geliefert und gewonnen worden war. In dem ſchleſiſchen Heere mußte bei vielem andern noch mehr erbittern, daß der Kronprinz die Schlacht bei Möckern wie ein kleines Gefecht behandeln wollte, ehrenvoll genug für die Tapferkeit, für die Sache kaum bedeutend. Nun kam unerwartet, noch ehe die Truppen des Nordheeres eintrafen, von dem Kronprinzen die Forderung, Blücher ſolle mit ihm gleich jetzt in die ehemalige Heeresſtellung zurücktauſchen, für das Nordheer, als wiederum rechten Flügel, die Stellung zwiſchen Elſter und Partha einräumen und für das ſchleſiſche als wiederum linken Flügel, jenſeits der Partha ein neues Feld auswählen. Blücher hatte die urſprüngliche Heeresſtellung wider Willen verändert und war auf den rechten Flügel des Nordheeres gerückt, als der Kronprinz, um ſicherer an der Elbe zu bleiben, dieſe Bedingung gemacht; nun aufs neue und wieder für die bloße Bevorteilung des Nordheeres, dem ſchleſiſchen unverhältnismäßig Anſtrengung und Nachteil aufzubürden, däuchte ihm wahrlich zu viel. Überdies kam in Betracht, daß der Wechſel der Schlachtordnung nicht ohne großen Zeitverluſt geſchehen konnte und daß die Stellung zwiſchen Elſter und Partha, wo der Feind ſchon auf Leipzig beſchränkt und vorerſt kein weiterer Angriff möglich war, durch 20 000 Mann unter York und Sacken jetzt hinlänglich verteidigt wurde, das nach Abrechnung der auf dem rechten Elbufer zurückgebliebenen Truppen noch 68 000 Mann ſtarke Nordheer aber weit beſſer anderwärts in die Angriffslinie einrückte, als dort gehemmt blieb. Aus dieſen Gründen ſchlug Blücher jene Forderung, die ſeinen Unwillen in hohem Grade reizte, mit kurzen und derben Worten ab. Der Kronprinz kam unterdes mit ſeinem Hauptquartier in Breitenfeld an und ſandte einen Adjutanten an Blücher, denſelben zu einer Zuſammenkunft einzuladen. Allein Blücher, nun nicht mehr an ſich haltend, warf der Einladung eine andre entgegen und ſchlug die Zuſammenkunft ab. „Wenn der Prinz,“ — fuhr er gegen den ſchwediſchen Offizier heraus, der freilich die Worte nicht verſtehen konnte, aber mit Beſtürzung den Ausbruch des grimmigſten Zornes ſah, — „wenn der Prinz ſeine Schweden nicht dranſetzen will, ſo ſagen Sie ihm, die will ich auch gar nicht haben und er ſelbſt mag auch wegbleiben, aber die Preußen und Ruſſen, die er hat, ſoll er freilaſſen; ſagen Sie ihm, daß . . . ſagen Sie ihm, er kann“ . . . . und der Zorn hinderte ihn auszureden. Blücher ſah den Entſcheidungskampf vielleicht des ganzen Krieges jeden Augenblick näher rücken, und richtete auf dieſes Ziel ſein ganzes Augenmerk, jede andre Rückſicht hintanſetzend. Auf den Kronprinzen wollte er nicht mehr rechnen aber an den General von Bülow, den Befehlshaber des preußiſchen Heerteils bei dem Nordheer, ſandte er durch einen vertrauten Offizier die Aufforderung, er möchte auch diesmal wie bei Groß-Beeren und Dennewitz, im Fall die Befehle des Kronprinzen ausblieben, auch ohne Befehl handeln und zur morgenden Schlacht über die Partha vorrücken. Bülow antwortete ſogleich, er werde nicht fehlen, wo es das Wohl ſeines Vaterlandes und Europas gelte, auch der General von Winzingerode mit ſeinem ruſſiſchen Heerteile werde ſich einfinden. Noch ſpät in der Nacht erfolgte jedoch eine zweite Aufforderung des Kronprinzen an Blücher, mit dem Zuſatz, er wünſche den Angriff für den morgenden Tag mit ihm zu verabreden. Dies klang ſchon beſſer in Blüchers Ohr und er fand ſich bewogen, dieſer Einladung zu folgen, erſuchte aber den Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, der Unterredung als ein Zeuge beizuwohnen, deſſen Gegenwart den Verhandlungen und Beſchlüſſen, durch welche die Teilnahme des Nordheeres an der nahen Schlacht beſtimmt werden ſollte, größeres Anſehen und Gewicht geben mußte. Am 17. Oktober nachmittags fand die Zuſammenkunft in Breitenfeld ſtatt. Der Kronprinz von Schweden aber ſetzte Blüchern durch ein neues Begehren in Verwunderung; er verlangte nämlich, um über die Partha zu gehen und auf deren linkem Ufer anzugreifen, zu ſeinen eigenen Truppen für dieſen Tag noch 30 000 Mann des ſchleſiſchen Heers. Welche Regungen hiebei das Gemüt des alten Feldherrn zuerſt verwinden mußte, läßt ſich aus allem bisherigen ungefähr abnehmen. Mit größerem Rechte hätte er für das durch Schlachten geſchwächte ſchleſiſche Heer eine Verſtärkung von dem Nordheere verlangen dürfen. Sich ſelbſt indes um des Ganzen willen verläugnend, und damit nur dem Nordheere kein Vorwand zur Unthätigkeit bliebe, willigte Blücher, nachdem er vorher ſeinem Grimme Luft gemacht, großgeſinnt in das Verlangen und ſtellte den Heerteil von Langeron unter des Kronprinzen Befehl, beſchloß aber zugleich, ſelber dieſen Truppen, welche der größere Teil ſeines Heeres waren, nahe zu bleiben, und ſie, wo es nötig würde, immer wieder nach eignem Sinn zu leiten. Als er aus der Beratung am 18. Morgens auf den Höhen von Eutritzſch wieder eintraf, hatte jenſeits bei dem Hauptheere die Schlacht bereits angehoben, heftig erſcholl von dorther der Kanonendonner und bald entſpann ſich rings um die ganze franzöſiſche Linie lebhaftes Gefecht. Sacken unterhielt das Feuer vor dem halliſchen Thore von Leipzig, York ſtand als Rückhalt bei Eutritzſch und Langeron hielt an der Partha.

Der Kronprinz von Schweden wollte mit dem Nordheere den Übergang der Partha aufwärts bei Taucha bewerkſtelligen, um dann auf dem linken Ufer wieder abwärts vorzudringen. Dieſer weite Umweg verurſachte großen Zeitverluſt. Nach Taucha waren ſchon am 17. Winzingerodes Koſaken vorgeeilt, aber auf den Abend vor dem General Reynier, der mit den Sachſen von Eilenburg heranzog, wieder zurückgewichen. Die Sachſen ihrerſeits aber wichen nun wieder vor dem in voller Stärke anrückenden Nordheer. Nach Taucha wurde von dem Kronprinzen auch Langeron befehligt. Allein dieſer ſtand auf dem rechten Ufer der Partha zwei Stunden unterhalb Taucha ſchon gegenüber dem Feinde, den er nach vierſtündigem Hin- und Herwege auf dem linken Ufer erſt wieder finden ſollte und Blücher wollte ſo viele Zeit nicht verlieren. Er beſchloß vielmehr, gleich an Ort und Stelle, trotz der ſchwierigen Ufer, den Übergang zu erzwingen und ließ den Kronprinzen wiſſen, der Heerteil von Langeron werde am linken Ufer der Partha in der Gegend von Abtnaundorf ſeines Befehls warten; zugleich benachrichtigte er Bülow’n und forderte ihn auf, ſeinen Übergang bei Taucha und ſeinen Angriff zu beſchleunigen, damit die Kräfte des Feindes deſto früher geteilt würden. Längs der Partha ſtanden, unter dem Oberbefehle des Marſchalls Ney, der ſechste franzöſiſche Heerteil von dem Marſchall Marmont und weiter aufwärts der dritte Heerteil von dem General Souham befehligt. Sie verteidigten die ſumpfigen Ufer mit kriegskundiger Tapferkeit, ihr Geſchütz hatte eine vorteilhafte Aufſtellung bei Neutzſch und ſchlug wirkſam in die ruſſiſchen Reihen. Doch Blücher ließ 36 ruſſiſche Zwölfpfünder dagegen auffahren und das feindliche Geſchütz räumte den Platz. Inzwiſchen wurde das Feuer bei dem Hauptheer in der Gegend von Probſtheida immer heftiger und das Gefecht an der Partha ließ nach. Blücher ſah es mit ſeinem ſcharfen, durch Jagd und Aufenthalt im Freien wohlgeübten Auge, und angelegte Fernröhre beſtätigten es, daß von Leipzig Verſtärkungen nach jener Seite abzögen. Schon beſorgte Blücher, Schwarzenberg möchte der Übermacht erliegen, bevor der Kronprinz von Schweden zum Angriff käme; ſeine Ungeduld war nicht mehr zurückzuhalten, er fühlte, wie wichtig der Augenblick ſein könne und ohne auf Bülows Erſcheinen zu warten, befahl er ohne Zögern bei Mockau die Partha zu überſchreiten;

einiges Fußvolk watete durch und ſchnell war für die Nachfolgenden eine Notbrücke gelegt. Die Franzoſen unter Marmont und Souham wichen zurück, ſtellten ſich aber bei Schönfeld wieder auf, enger angeſchloſſen an die Sachſen unter Reynier, welche vor dem Nordheere weichend bei Paunsdorf wieder Fuß gefaßt hatten. Allein die ruſſiſche Reiterei war auf dem linken Ufer der Partha kaum entwickelt, ſo verließen zwei ſächſiſche Regimenter Huſaren und Ulanen die franzöſiſchen Reihen und traten aus der verhaßten Bundesgenoſſenſchaft auf die Seite herüber, wo die Sache des deutſchen Vaterlandes, die Sache der allgemeinen Freiheit ſie ſchon lange angezogen hatte. Blücher hieß ſie willkommen und ſandte ſie einſtweilen zum Heerteile von York. Als gegen Mittag endlich das Nordheer zum Angriff erſchien und Blücher gegen Paunsdorf anrückte, gingen die übrigen ſächſiſchen Truppen und zwei würtembergiſche Reiterregimenter unter dem General von Normann, zuſammen gegen 5000 Mann und 26 Stücke Geſchütze, gleichfalls über und ſchloſſen ſich an Bülow an, ihr Geſchütz ſogleich gegen die Franzoſen umkehrend. Jetzo war der Halbkreis der Verbündeten um Leipzig überall geſchloſſen, das Nordheer zwiſchen dem ſchleſiſchen und der Koſakenſchar des Atamans Platoff, zwiſchen dieſer und dem Hauptheere das Heer von Bennigſen völlig eingerückt, in der franzöſiſchen Linie dagegen durch den Austritt der Sachſen eine gewaltige Lücke entſtanden. Der General Reynier behielt nur die franzöſiſche Diviſion Durutte übrig und zog ſich gegen Reudnitz in Unordnung zurück; dieſes Dorf ſelbſt war einen Augenblick verloren. Doch Ney kam eiligſt mit der Diviſion Delmas und Napoleon ſelbſt mit einem Teile ſeiner Garden herbei und das Gefecht ſtellte ſich hartnäckig wieder her. Blücher indes, unermüdet und dem Feinde kein Aufatmen geſtattend, befahl ſogleich den Angriff von Schönfeld. Um 2 Uhr nachmittags begann Langeron mit ſeinem Fußvolk den Sturm, allein der Widerſtand der Franzoſen war lange nicht zu überwinden. Da Blücher vernahm, daß von Leipzig ſtets neue Verſtärkungen dahin vorrückten, ſo ließ er Sacken auffordern, ſeinen Angriff gegen die Schanzen vor dem halliſchen Thore zu verſtärken, um den Feind auch dort ernſtlicher zu bedrohen und für die Stadt ſelber beſorgt zu machen. Wirklich hielten die franzöſiſchen Truppen auf dem Wege nach Schönfeld zweifelnd inne, ſobald das vermehrte Feuer aus Geſchütz und Kleingewehr von dem Thore herſchallend dort ſtärkeres Gefecht verkündete und ein Teil der Truppen kehrte nach Leipzig um. Zugleich ließ Blücher vom rechten Ufer der Partha ein heftiges Kanonenfeuer gegen die Stellung von Schönfeld richten, deren Geſchütz nun auch von dieſer Seite antworten mußte. Unter dieſen Begünſtigungen erneuerte Langeron ſeinen Angriff und drang glücklich ein, doch Napoleon ſelbſt ſandte von Reudnitz eine Abteilung ſeiner Garde vor, welche das in Flammen ſtehende Dorf wieder nahm; endlich nach vielem Wechſel und mörderiſchem Gefecht erſtürmten es die Ruſſen mit Einbruch der Nacht aufs neue und behaupteten ſich darin mit großen Maſſen Fußvolk. Die Franzoſen hielten auf dieſer Seite Volkmannsdorf und Reudnitz beſetzt. Auch das Nordheer war an dieſem Tage bedeutend vorgedrungen und noch größere Vorteile hatte das Hauptheer bei Probſtheida erfochten. Napoleon hatte alle Kräfte aufgeboten, um den allgemeinen Andrang der Verbündeten zu beſtehen, doch auf keiner Seite war ihm gelungen, ihn ſiegend zurückzuweiſen; vielmehr, von allen Seiten geſchlagen, zogen ſeine Truppen ſich immer enger um Leipzig zuſammen. Noch ſchienen indes ſeine Anſtrengungen nicht erſchöpft, noch konnte die Verzweiflung ihn furchtbar machen. Die Franzoſen fochten mit heldenmütiger Ausdauer, ihre Hingebung und Standhaftigkeit entſprach jeder Zumutung ihres gewaltigen Herrſchers, nur ſchrittweiſe wichen ſie zurück, jeder Streif Boden mußte ihnen blutig abgekämpft werden. Gleichwohl konnte der Kampf, das war abzuſehen, zuletzt nur in völligen Rückzug enden, und Blücher nahm frühzeitig auf dieſe Wendung Bedacht. Napoleon hatte durch den Kern ſeiner Garde unter dem Marſchall Mortier ſich des Ausgangs aus Leipzig rückwärts bei Lindenau verſichert und den General Bertrand von dort gegen Weißenfels entſendet, um den Übergang über die Saale, als den einzigen Weg der Rettung, feſtzuhalten. Sobald Blücher von dieſer Bewegung Nachricht empfing, ſandte er an York den Befehl, noch in der Nacht aufzubrechen und an der Saale dem Feinde ſeinen Rückzug auf alle Weiſe zu erſchweren. Langeron dagegen, deſſen Heerteil, wiewohl den Befehlen des Kronprinzen von Schweden untergeben, doch nur denen Blüchers gefolgt war und jetzt völlig wieder denſelben angehörte, ſollte gleichfalls noch in der Nacht auf das rechte Ufer der Partha zurückkehren, um Sacken zu unterſtützen und zur Verfolgung des Feindes, ſobald deſſen Rückzug ſich entſchieden, einen Vorſprung zu gewinnen. Blücher machte an ſeine Truppen die größten Forderungen; aber ſie waren überzeugt, daß ihre Anſtrengung notwendig, daß ſie erſprießlich ſei und vergaßen gern der Beſchwerden in dem ſicheren Erfolg. Er ſelbſt und ſeine Umgebung ſchonten ſich nicht, überall war der Feldherr dem Soldaten vor Augen und teilte jede Laſt und Gefahr wie jeden Ruhm mit ihm.

Erſt am 19. Oktober, dem vierten Tage der Schlacht, ergab ſich Napoleons völlige Niederlage. Schon zogen die Trümmer ſeiner Heerſcharen mit Geſchützen und Wagen, ſoviel ihrer übrig und fortzubringen waren, über Lindenau rückwärts der Saale zu, aber der Kampf um Leipzig war darum noch nicht aufgegeben, die Marſchälle Macdonald und Poniatowski hielten zur Deckung des Rückzuges daſelbſt nur deſto entſchiedener feſt. Blücher indes, der von ſeinem Standpunkte die Bewegungen des Feindes am meiſten überſchaute, erlangte nach 8 Uhr morgens, als der Nebel geſunken, die Gewißheit, daß Napoleon den Rückzug angetreten und teilte die frohe Nachricht den übrigen Befehlshabern mit. Wetteifernd eilten alle Scharen heran, dem Feinde Leipzig um deſto ſchneller zu entreißen. Schwarzenberg griff die Vorſtädte im Süden an, Bennigſen und der Kronprinz von Schweden im Oſten, Blücher im Norden. Um 10 Uhr vormittags rückte Bülow mit ſeinem Heerteile aus Reudnitz gegen Leipzig zum Sturm, indem Blücher vom rechten Ufer der Partha durch eine Batterie von Zwölfpfündern ihm den Raum bis zu den Vorſtädten frei machte. Den Angriff des halliſchen Thors erneute Sacken mit Wut, allein vergebens fiel ſein tapferes Fußvolk unter dem Kartätſchenhagel dreier im Thore aufgepflanzter Geſchütze und unter dem wohlunterhaltenen Gewehrfeuer der hinter Mauern ſichergeſtellten Plänkler. Es war Zeit, daß Langeron herbeikam, deſſen Truppen, durch Dunkelheit der Nacht, Mangel an Übergangsmitteln und große Ermüdung verzögert, erſt am Morgen die Partha hatten überſchreiten können. Gegen Mittag kamen ſie zum Gefecht, aber auch ſie wurden mit großem Verluſte zurückgewieſen. Blücher ließ längs den Wieſen der Partha leichtes Fußvolk gegen das Thor andringen, aber mit nicht beſſerem Gelingen. Während dieſes Kampfes erſchien, von einem Trompeter und einem franzöſiſchen Offizier begleitet, ein Abgeordneter des Magiſtrats von Leipzig, um Schonung der Stadt bittend und einen Waffenſtillſtand antragend, um die Übergabe feſtzuſetzen. Gleiche Anträge waren an Schwarzenberg und an den Kronprinzen von Schweden geſandt worden. Blücher ließ den Magiſtrat ſowohl als dem franzöſiſchen Offizier die Erklärung geben, er ſei zur Einſtellung des Feuers ſogleich bereit, wenn die Stadt unverzüglich übergeben würde; allein da ihm deutlich ward, der Feind ſuche nur Zeit zu gewinnen, ſo befahl er ſogleich, das halliſche Thor aufs neue ſtürmend anzugreifen. Doch um die Stadt zu ſchonen, verbot er Granaten hineinzuwerfen. Abermals ſtand das Gefecht in aller Heftigkeit, die Franzoſen wollten nicht weichen, die Ruſſen nicht ablaſſen. Hier war es, wo Blücher durch den unaufhörlichen, gewaltigen Zuruf: „Vorwärts! vorwärts!" mit welchem er die ruſſiſchen Fußvölker anfeuerte, dieſen, welche der Bedeutung dieſes ewig wiederholten Rufes inne geworden, den entſcheidenden Anlaß gab, ihn fürder mit dem ſchönen Namen Marſchall Perod, „Marſchall Vorwärts" zu benennen. Gegen 1 Uhr endlich wurde der Widerſtand des Feindes erſchüttert, die Preußen unter Bülow drangen von Reudnitz her in die Vorſtädte ein, die Franzoſen fürchteten abgeſchnitten zu werden und fuhren das Geſchütz vom halliſchen Thore ab. Dieſer Augenblick war entſcheidend, die Plänkler von Sacken ſtürmten in vollem Laufe über die Parthabrücke und drangen in die Straßen der halliſchen Vorſtadt. Auch hier dauerte der Kampf noch fort, allein unaufhaltſam drängten Truppen über Truppen von allen Seiten herein, und zwiſchen den Vorſtädten und der inneren Stadt, wo in grenzenloſer Verwirrung Kanonen, Pulverwagen und anderes Fuhrwerk mit Pferden, Flüchtlingen, Verwundeten und Streitenden untermiſcht, den Raum erfüllten, wurden die letzten Abteilungen des Feindes, auch hier noch tapfer gegenkämpfend, endlich überwunden. Die Brücke über die Elſter nach Lindenau flog in die Luft, zu früh, wie Napoleon mit einigem Anſchein klagte, weil gegen 20000 Mann und mehr als 70 Kanonen ſich darüber noch retten ſollten, aber dem Stande der Dinge nach zu rechter Zeit, da der Andrang der Verbündeten dem Rückzuge jener ſchon zuvorkam. Alle Flucht war nun geſperrt und was von Franzoſen noch diesſeits der Elſter war, mußte ſich gefangen geben; wenige entkamen über die Pleiße und Elſter, unter ihnen Macdonald; eine große Anzahl verunglückten, unter dieſen Poniatowski. Von allen Seiten zogen die Sieger ein, Ruſſen, Preußen, Öſterreicher, Schweden, voran die Herrſcher und Feldherren mit ihren zahlreichen Gefolgen; unter dem Zurufe des hervordringenden Volkes, unter den Ehrenbezeugungen der zum Schutze des Königs von Sachſen aufgeſtellten ſächſiſchen Leibwachen, ritt Blücher an der Spitze ſeines Stabes; auf dem Marktplatze ſtieg er ab, die verbündeten Herrſcher waren hier vereint und begrüßten einander als Sieger; als Blücher nahte, ging ihm der Kaiſer Alexander entgegen, umarmte ihn, nannte ihn den Befreier Deutſchlands und führte ihn dem Könige von Preußen zu, der ihn mit gerührten Dankworten anredete. Der Kaiſer von Öſterreich erteilte ihm die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche. Der Kronprinz von Schweden konnte nicht umhin, den alten Helden nach Verdienſt anzuerkennen. Mit Innigkeit begrüßten einander Blücher und Schwarzenberg. Der große Sieg, die endlich für Deutſchland errungene Entſcheidung, vereinte alle Teilnehmer in demſelben Gefühle des Danks und der Freude, kein Rückblick, keine Eiferſucht ſtörte den großen Tag. Die Ergebniſſe überſtiegen jede Erwartung. Von 170000 Mann, die bei Leipzig gefochten, brachte Napoleon kaum 90000 über die Saale; an Toten hatten die Franzoſen 4 Generale und über 20000 Mann an Verwundeten, außer den Marſchällen Marmont und Ney und vielen

Generalen, wenigſtens ebenfalls 20 000 Mann, ferner an Gefangenen 14 Generale, worunter Reynier und Lauriſton, und über 15 000 Mann verloren, ungerechnet 23 000 in den Lazareten zurückgebliebene Kranke, ferner 300 Kanonen, 130 000 Gewehre, 900 Pulverwagen und unendliches Gepäck und andre Beute. Aber auch die Verbündeten hatten ungeheuern Verluſt, von 300 000 Kriegern, die an der Schlacht Teil gehabt, zählten ſie 21 Generale, 1800 Offiziere und 45 000 Unteroffiziere und Gemeine an Todten und Verwundeten, wovon 22 000 Ruſſen, 15 000 Preußen, 8000 Öſterreicher und 300 Schweden, der Zahl nach Ruſſen die meiſten, dem Verhältniſſe nach Preußen.

Blücher ließ ſeine Truppen, da die Stadt gleich im erſten Augenblick überfüllt war, nicht weiter nachrücken, ſondern vor den Thoren halten, wo auch die Hauptmaſſe der übrigen Heere zurückblieb. Sein nächſter Gedanke ging auf Benutzung des Sieges, der ohne die kräftigſte Verfolgung ihm nur unvollſtändig erſchien. Es wurde im allgemeinen beſchloſſen, daß das Hauptheer ſüdlich der Stadt, das ſchleſiſche nördlich derſelben dem Feinde nachrücken ſolle; indes nach ſo großer Arbeit und in ſo reichem Gewinn war nicht alle Säumnis abzuweiſen, doch nur um ſo eifriger ſtrebte Blücher vorwärts und ſeine Truppen am wenigſten durften harren und raſten. Sie waren ſchon unterwegs, York ſchon in der Nacht gleich nach dem 18. Oktober zur Saale vorausgeeilt, Langeron und Sacken noch am 19. abends nach Schkeuditz gerückt, um daſelbſt über die Elſter zu gehen und an die Saale nachzudringen. Doch die Verfolgung hatte große Hinderniſſe, die Truppen waren aufs äußerſte ermüdet und fanden in der aufgezehrten Gegend nichts zu leben, die Wege und Brücken waren überall zerſtört und der Feind hatte nicht nur einen ſtarken Vorſprung, ſondern nahm auch ſogleich wieder gute Faſſung und hielt die Nachdringenden tapfer ab. Am 20. ſtellte ſich die franzöſiſche Nachhut unter dem Könige von Neapel bei Lützen der verfolgenden Reiterei von Sacken kämfend entgegen; ſie wurde zwar geworfen, und die ruſſiſchen Reiter brachten den Tag hindurch über 2000 Gefangene ein, allein ſie erfuhren mannigfachen Aufenthalt, und das noch übrige Heer Napoleons eilte unterdes zu entkommen. Blücher ſtrengte jede Kraft an, ihm auf den Ferſen zu ſein. Am 20. hatte er ſein Hauptquartier in Lützen, am 21. mittags in Weißenfels. Die Franzoſen zogen auf das linke Saalufer, brannten die Brücke ab, und verwehrten den Übergang. Napoleon, in der Meinung, die Engwege von Köſen ſeien durch Abteilungen des Hauptheeres der Verbündeten ſchon völlig beſetzt, hatte bei Weißenfels die große Straße auf Naumburg verlaſſen und ſich gleich dort über die Saale gezogen, um durch den Nebenweg über Freiburg wieder auf die Straße nach Erfurt zu kommen. York, der über Halle vorgegangen war, erreichte mit ſeiner Reiterei den Zug der Franzoſen und nahm ihnen beim Übergang über die Unſtrut eine Anzahl Gefangene und mehrere Kanonen ab, auch befreite er 3000 öſterreichiſche Kriegsgefangene, die zum Teil von der Schlacht von Dresden her, zum Teil ſeit dem 16. Oktober in des Feindes Händen waren. Blücher rechnete darauf, daß York jenſeits der Saale auf den Feind treffen werde und beſchloß, den Übergang bei Weißenfels zu erzwingen, um York drüben nicht allein zu laſſen. Durch eine Batterie Zwölfpfünder wurden die Franzoſen auf dem jenſeitigen Ufer eine Strecke zurückgetrieben und dann ſchleunigſt eine Brücke geſchlagen, die mit Hilfe einer Menge vorgefundener Flöße und Bretter, durch den Eifer der aufgebotenen Schiffer, Zimmerleute und anderer Handwerker aus Weißenfels, binnen wenigen Stunden fertig war. Ein alter Zimmermeiſter, der im Jahre 1757 als Lehrburſche an der Brücke gearbeitet, über welche Friedrich der Große zur Schlacht von Roßbach zog, hatte angeraten, dieſelbe Stelle wieder zu wählen und hier mit Erfolg das Werk betrieben. Nachmittags rückte Blücher von Weißenfels auf dem linken Ufer der Saale gegen Freiburg und ſeine Reiterei nahm dem Feinde Gefangene und Kanonen, während York von Mücheln her ebendahin vordrang. Der König von Neapel hielt auf den Höhen diesſeits der Unſtrut eine Zeitlang tapfer Widerſtand, aber Yorks Fußvolk nötigt den Gegner mit einbrechender Nacht zum Weichen und den folgendeen Morgen fanden die Koſaken 15 Kanonen, 100 Pulverwagen und zahlreiches Gepäck zurückgelaſſen. Die zerſtörten Brücken über die Unſtrut wurden ſchnell wieder hergeſtellt.

Mittlerweile war der Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, nach kurzem Aufenthalt in Leipzig, bei dem ſchleſiſchen Heere wieder eingetroffen und hatte Blüchern die Ernennung zum Feldmarſchall in einem äußerſt gnädigen Königlicheu Schreiben eigenhändig überbracht. „Durch wiederholte Siege," ſagte der König, „mehren Sie Ihre Verdienſte um den Staat ſchneller, als ich mit den Beweiſen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag." Auch von anderer Seite wurde Blüchers Auszeichnung nicht vergeſſen. Der Kaiſer von Öſterreich verlieh ihm das Großkreuz des Thereſienordens; der Kaiſer Alexander gab ihm, der ſchon die höchſten ruſſiſchen Orden beſaß, einen reichbeſetzten goldenen Ehrendegen. Das ganze ſchleſiſche Heer, jetzt wieder bis auf einige Truppen unter dem Fürſten Scherbatoff, der von der Elbe her nachfolgte, auf einem Punkte beiſammen, nahm begeiſtert Anteil an der Beförderung und Auszeichnung ſeines Feldherrn, und ſah in ihm ſich ſelber geehrt und belohnt. Ruſſen und Preußen waren unter Vater Blüchers Führung brüderlich vereint und wetteiferten in Anhänglichkeit für ihn. Sein kräftiges Beiſpiel, ſeine eindringliche Vertraulichkeit machte aller auferlegten Mühſale und Gefahren vergeſſen. Er forderte viel, aber er würdigte anerkennend, was geleiſtet wurde, neidlos pries er jedes Verdienſt und ſorgte für deſſen Auszeichnung und Belohnung. Ihm folgte man zum Siege, zum Ruhm, das wußte man. Ihn ſchreckte kein Gegner in immer neue Zweifel. Sein verwegener Mut ſchloß nicht die Vorſicht aus und Schlauheit und Liſt geſellten ſich ſeiner Kühnheit: Eigenſchaften, deren Vereine der Soldat beſonders huldigt und vertraut. Unter den Koſaken galt ſchon längſt die Sage, er ſei am Don geboren, alſo ein Koſak ſelbſt, und nur durch beſondere Schickſale in der Jugend nach Preußen gekommen. Die alten ruſſiſchen Soldaten nannten ihn mit größter Ehre „den kleinen Suwaroff", und von ihnen ging, wie ſchon erwähnt, auch die Benennung aus, welche bald allgemein Blüchers ſchönſter Ehrenname bei Heer und Volk wurde, „Marſchall Vorwärts", als welcher in der That vor allen anderen Heerführern er in dieſem Kriege ſich dargethan.

Von dem Hauptheere war unterdeſſen der öſterreichiſche Heerteil des Generals Grafen Giulay den 20. Oktober an der Saale bis Naumburg angekommen, wo ihm der franzöſiſche General Guilleminot mit wenigen Truppen hartnäckig Stand hielt; am 21. aber, da jener mit Macht auf der Straße nach Weimar vordringen wollte, führte der General Bertrand die Truppenſchar, mit welcher er den Übergang der Saale bei Weißenfels bisher bewacht, eiligſt herbei und hielt das Hervorbrechen Giulays aus den Engwegen von Köſen in lebhaftem Gefecht geraume Zeit zurück. Blücher, benachrichtigt von dem Vordringen des Hauptheeres auf der großen Straße nach Weimar und Erfurt, mußte nun für unnütz erachten, auch das ſchleſiſche Heer auf jene Straße zu führen. Napoleon konnte von Freiburg über Eckartsberge und Buttelſtädt zwar auf ſchlechten Wegen, doch ſicher nach Erfurt gelangen. Ungeachtet der täglichen Verluſte an Gefangenen und Abtrünnigen, — faſt alle Truppen aus deutſchem Stamme wichen nach und nach von ihm ab, — zählte ſein Heer noch gegen 80 000 tapfere Soldaten und mehr als 200 Kanonen; mit dieſer Macht durfte er fürerſt bei Erfurt wieder Stand halten und die Heere der Verbündeten abwarten; auf einen weiteren Rückzug wurde damals kaum gerechnet. In ſolchen Vorausſetzungen faßte Blücher ſogleich den Entſchluß, von Freiburg aus ſeitwärts in Napoleons linker Flanke vorzurücken, die Aufſtellung desſelben bei Erfurt zu umgehen, die Engwege von Eiſenach vor ihm zu erreichen und ihn ſo von Frankreich abzuſchneiden. Ohne Säumen ging das ſchleſiſche Heer am 22. zwiſchen Freiburg und Laucha über die Unſtrut und zog dann in ſtarken Märſchen die Unſtrut aufwärts über Sömmerda und Langenſalza, wo die Truppen am 25. eintrafen. Hier teilte ſich das Heer am 26. in dreifache Richtung auf die Straße Napoleons; eine Abteilung von Langeron unter dem General Rudſchewitſch rückte gegen Gotha, York an den Fuß des Hörſelberges zwiſchen Gotha und Eiſenach, Sacken auf Eiſenach; die übrigen Abteilungen von Langeron folgten auch der Hauptrichtung auf Eiſenach. Allein Napoleon war nicht mehr in Erfurt; ſeine Truppen hatte er dort geſammelt, einige Raſt ihnen gegönnt, aber dann unverweilt den Rückweg nach dem Rhein fortgeſetzt. Die Vortruppen Yorks unter dem General von Hünerbein, auf der Höhe am Hörſelberge ankommend, ſahen im Thal das franzöſiſche Heer im vollen Zuge gegen Eiſenach. Sie griffen den Zug augenblicklich an, doch ein Teil der franzöſiſchen Truppen warf ſich dem Angriffe tapfer entgegen und unterhielt ein hartnäckiges Gefecht, während die übrigen beſchleunigt fortzogen. Erſt am Abend, nachdem die übrigen Truppen Yorks mit großer Anſtrengung herangerückt, wurde das Dorf Eicherodt, auf der Straße zwiſchen Gotha und Eiſenach, genommen und dadurch die noch zurückgebliebene Abteilung franzöſiſcher Truppen unter dem General Bertrand abgeſchnitten, doch warf ſie ſich links in das Gebirge, um über Ruhla nach Vach zu gelangen und dort dem Heerzuge Napoleons ſich wieder anzuſchließen. Die gegen Gotha vorgerückte Abteilung Langerons hatte zahlreiche Haufen franzöſiſcher Nachzügler weggenommen. Der Heerteil von Sacken war auf den Höhen von Eiſenach angelangt, allein zu ſpät am Tage und zu ſchwach an Mannſchaft, um dem Feinde ernſtlich etwas anzuhaben. Die Franzoſen räumten Eiſenach während der Nacht und am 27. morgens rückte Blücher daſelbſt ein. Unverzüglich ſandte er ſeine Truppen zu neuer Verfolgung auf geteilten Wegen aus. Langeron auf der großen Straße über Markſuhl auf Vach, dem Feinde unmittelbar auf den Ferſen, Sacken rechts über Berka nuch Hersfeld, Saint-Prieſt noch weiter rechts auf Kaſſel, York links über Wilhelmsthal nach Barchfeld zur Verfolgung Bertrands. Die Nachricht, daß eine ſtarke Heerſchar Öſterreicher und Bayern unter dem Oberbefehle des Generals Grafen von Wrede nach Frankfurt am Main im Anzuge ſei, ließ keinen Zweifel mehr, daß Napoleon den Rückzug nunmehr unaufhaltſam beſchleunigen würde. Es war zu vermuten, daß die Franzoſen, da auf der Hauptſtraße ihnen Wrede entgegen kam, verſuchen möchten, auf Nebenwegen nach dem Rhein zu entkommen; überall auf dieſen dem Feinde zuvorzukommen und unaufhörlich ihn im Rücken zu drängen, ſtrebte Blücher mit unnachlaſſendem Gewalteifer. Doch alle Anſtrengung hat ihr Maß und wenn Blüchers Kraft des Entſchluſſes in fortgeſetzter Spannung eiſern ausdauern mochte, ſo war in dem Heere ſelbſt die Kraft der Ausführung doch nicht unerſchöpflich. Seit Wiedereröffnung des Feldzuges, von der Katzbach an, waren die Truppen des ſchleſiſchen Heeres in ſtetem Wechſel von Kämpfen und Märſchen; der Anſtrengung, den Sieg zu erringen, folgte ſtets noch größere, ihn zu benutzen. Nach der Schlacht von Leipzig vom Wahlplatz aus unaufhörlich dem Feinde nachdringend, in beſtändigen Gefechten, ſeit Weißenfels ohne gebahnte Straße, abgemüdet raſtlos eilend auf abſcheulichen Wegen, mit Mangel an Nahrung und mit der Kälte der Oktobernächte ringend, dabei den Anblick der Verheerung und des grenzenloſeſten Elendes vor Augen, bei jedem Schritte das ſcheußliche Bild des Unterganges, der den Feind durch Hunger und Nervenfieber traf, deren Anſteckung ſich über das Land ausbreitete: wahrlich, die Truppen hätten Übermenſchliches leiſten müſſen, um in einer ſolchen Folge von Ereigniſſen und Eindrücken nicht einigermaßen in ihrem Eifer nachzulaſſen. Man vernahm die Befreiung von ganz Deutſchland, man ſah den Feind über den Rhein fliehen, man gönnte ihm endlich die Flucht, der ohnehin noch Verderben genug durch Wrede bevorſtehen mußte. So geſchah es, daß Blüchers Vorſchriften einen Augenblick läſſiger befolgt, ſeine Befehle nicht mit bisherigem Drange ausgeführt wurden. Die franzöſiſche Nachhut wurde bei Markſuhl nochmals eingeholt, allein die weitere Verfolgung gelang nur noch den Koſaken, welche dem Zuge Napoleons voraneilten, ihm folgten, ihn zu beiden Seiten umſchwärmten, aber von dem Fußvolke leicht abgewehrt wurden. Das Hauptheer der Verbündeten folgte ſüdlich über Schmalkalden und Meinungen gegen Fulda, vermochte aber den Feind noch weniger einzuholen. Am 30. Oktober in Fulda angekommen und von Wredes Anrücken verſichert, ſah Blücher für Napoleon, wenn er in den Engwegen von Gelnhauſen gehemmt oder ſonſt irgend angegriffen würde, keinen Ausweg, als von ſeiner Straße rechtsab nach Koblenz einzulenken und dort über den Rhein zu gehen. In dieſe Richtung hatte Sacken bereits von Hersfeld eingelenkt, da jedoch am 1. November in Fulda die öſterreichiſchen Vortruppen des Hauptheeres eintrafen und nun im Rücken Napoleons genug Truppen folgten, ſo nahm Blücher auch mit den übrigen Truppen des ſchleſiſchen Heeres rechts durch die Wetterau über das Vogelsgebirge den Weg nach Gießen, wo er am 3. November ankam, und Sacken ſogleich weiter nach Wetzlar, leichte Reitertrupps aber bis zum Rhein vorſandte. Dieſer Marſch war der Gipfel der Anſtrengung, die Truppen erlagen faſt. Dennoch ließ vorerſt ihren Mühſalen ſich weder Ziel noch Raſt abſehen, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß Napoleon am 30. Oktober bei Hanau und am 31. bei Frankfurt am Main in heftiger Schlacht den Widerſtand Wredes gebrochen und die Trümmer ſeines großen Heeres, noch etwa 60000 Mann, bei Mainz über den Rhein geführt habe. Jetzt endlich gönnte auch Blücher ſeinem Heere einige Ruhe und ließ die Truppen ausgedehnte Quartiere nehmen, um ſich zu erholen und herzuſtellen.

Doch nicht allzulange. In Blüchers Geiſte war ſchon die Ausſicht bis jenſeits des Rheins erweitert und der Gedanke, den Krieg in die Grenzen des alten Frankreichs zu tragen, gewann Raum und Zuverſicht. Das Hauptquartier des ſchleſiſchen Heeres war in ſolchen Vorſtellungen lebhaft aufgeregt, alles drängte voll Mut zu großen und raſchen Entſchließungen; man dürfe nicht ſtehen bleiben, hieß es, bei halbem Werke; in Feindesland müſſe man Vergeltung holen für ſo vieljährige Schmach und Bedrückung und zuverläſſige Bürgſchaft für die Zukunft; ſchlecht meine es der mit dem Vaterlande, der ihm den Rhein zur Grenze gelten laſſe; der ängſtlichen Furcht, der liſtigen Selbſtſucht zum Trotz, müſſe man durch kühnes Eigenhandeln auch den Rheinübergang, wie früher den der Elbe, entſchloſſen vorwegnehmen und die Zaudernden, wie ſchon immer, über herkömmliche Bedenklichkeiten in den Strudel der Ereigniſſe mit fortreißen. Man trank in feurigem Rheinwein auf den raſchen Übergang über den dann erſt freien Strom und Blücher wandte ſich alsbald zur That. Schon am 7. November ſetzte ſich das ſchleſiſche Heer wieder in Bewegung und richtete ſich, — Langeron mit Saint-Prieſt über Dillenburg und Siegen, Blücher ſelbſt mit Sacken und York über Limburg und Altenkirchen, — nach Mühlheim, gegenüber von Köln. Am 15. ſollten daſelbſt Brücken geſchlagen werden, das Heer über den Rhein gehen und über Aachen und Lüttich raſch in die Niederlande vordringen. Alle Nachrichten, welche durch Kundſchafter und Deutſchgeſinnte vom linken Rheinufer gebracht wurden, beſtätigten, daß dieſem Vorhaben wenig entgegenſtehe, daß der Feind überall ſchwach, die feſten Plätze ſchlecht bewehrt, die Stimmung der Landeseinwohner wenigſtens nicht feindlich ſei. Blücher meinte, das Hauptheer unter Schwarzenberg ſollte zu derſelben Zeit zwiſchen Mannheim und Mainz den Rhein überſchreiten, das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, welches die Richtung nach Hannover genommen hatte, von dort nach Holland vordringen und dieſes ſchon zur Freiheit aufgährende Land dem Feind entreißen. Mit dieſen Entwürfen war der General von Gneiſenau in das große Hauptquartier nach Frankfurt am Main abgeordnet worden, um die höhere Genehmigung für ſie zu erlangen und das nähere Zuſammenwirken zu verabreden, während Blücher ſchon die Schritte zur Ausführung beeilte. Doch im großen Hauptquartiere hielten andere Anſichten und Pläne den Entſchluß noch hin, nur darüber war ſchnelle Verſtändigung, daß Blüchers Unternehmen noch voreilig und zu gewagt ſei. Am 11. November erreichte ihn ein Eilbote, der das ſchleſiſche Heer vom Niederrhein zurück in die Gegend von Frankfurt am Main rief, wo ihm diesſeits von Mainz die Einſchließung der Brückenfeſte Kaſtel übertragen wurde. Das Heer traf am 15. November vor Kaſtel an und löſte dort die Öſterreicher ab, welche ſogleich nach dem Oberrhein zogen, Blücher ſelbſt begab ſich nach Frankfurt am Main und nahm dann ſein Hauptquartier in Höchſt, inmitten ſeiner Truppen, die zur Erholung in den Ortſchaften eingelagert waren. Einzelne Abteilungen erſtreckten ſich zur Bewachung des rechten Rheinufers bis hinauf zum Neckar und bis hinab nach Düſſeldorf.

Die außerordentlichen Ergebniſſe der Schlacht von Leipzig hatten ein ungeheueres Feld großes und mannigfacher Angelegenheiten den Ratſchlägen und Entſcheidungen der Verbündeten überantwortet. Nach dem Beiſpiele von Bayern traten die meiſten Staaten des Rheinbundes durch beſondere Verträge dem großen Bündniſſe gegen Frankreich bei, andere, wie das Königreich Weſtfalen und die Großherzogtümer Frankfurt und Berg, wurden aufgelöſt, Sachſen blieb künftiger Entſcheidung aufbewahrt, Hannover, Braunſchweig, Heſſen-Kaſſel, die freie Stadt Frankfurt erſtanden wieder zu neuem Daſein. Alte Anſprüche und neue Verdienſte, vergangene Sünden und künftige Leiſtungen, allgemeine und beſondere Rückſichten, perſönliche Verbindungen und politiſche Angemeſſenheit, alles bewegte und durchkreuzte ſich mannigfach in dieſen Thätigkeiten, welche inmitten der hervorragenden Stimmen der öffentlichen Meinung, deren Macht in jener Zeit durch die Ereigniſſe ſelbſt gehoben wurde, und unter dem fortwährenden Einfluſſe der raſchen Begebenheiten, nicht immer bei ihren urſprünglichen Richtungen und Abſichten beharren konnten. Die früher gemeinſam auf denſelben Punkt der Gefahr gerichteten Streitkräfte, eines gegenüberſtehenden Feindesheeres für den Augenblick entbehrend, blieben eine Zeitlang in Unentſchiedenheit gehemmt, oder verteilten ſich in dem gewonnenen weiten Felde nach beſonderen Richtungen und Zwecken. Der Kronprinz von Schweden wandte ſich mit einem Teile des Nordheeres gegen Dänemark, um ſich dort des ihm zugeſagten Beſitzes von Norwegen zu verſichern, während Bülow faſt mit Gewalt, und dann auch Winzingerode, dieſem Zuge ſich entrangen, um der allgemeinen Hauptrichtung des Krieges gegen Napoleon und Frankreich zu verbleiben. Öſterreich hatte hauptſächlich Italien im Auge, Rußland durfte den Beſitz von Polen als gewiß anſehen, für Preußen lagen bedeutende Loſe bereit, England hatte eine Auswahl von Vorteilen. Bei dem großen Gewinn, der ſich auf allen Seiten errungen zeigte, war der Gedanke nicht zu unterdrücken, ob nicht genug geſchehen, nicht vor allem das Gewonnene ſicher zu ſtellen und neuen Wechſelfällen, in welchen das Kriegsglück wieder entreißen könnte, was es gegeben, durch allgemeinen Frieden vorzubeugen ſei? Die Sorge der Staatsklugheit durfte, wie bisher gegen Frankreich, ſo jetzt ſchon wieder für dieſes Land ſich bemühen, die franzöſiſche Volksmacht und Napoleons Verzweiflung konnten ernſte Scheu, die perſönlichen Verhältniſſe manche Schonung gebieten. Unter ſolchen Einwirkungen waren gemeinſame Friedensverhandlungen mit dem franzöſiſchen Kaiſer wirklich ſchon angeknüpft. Dieſem allen gegenüber, jener Vereinzelung der Beteilniſſe und dieſer gemeinſamen Hinneigung derſelben, ſtand die Geſinnung der Kraft und des Nachdrucks, welche, unverlockt vom einzelnen und unbefriedigt vom halben, unausgeſetzt das Ganze der Aufgabe und die Vollendung des Werkes zum Gegenſtande hatte. In mancher Geſtalt und an vielen Orten zeigte ſich dieſe Geſinnung wach und wirkſam, doch nirgends hatte ſie eine entſchiedenere Stätte, eine kräftigere Vertretung, als in dem Hauptquartiere Blüchers, in dem Mute des Feldherrn wie in dem Geiſte ſeiner Umgebung und des ganzen Heeres. Inmitten der zahlloſen Geſchäfte und Arbeiten, welche ſich in Frankfurt zuſammendrängten, nahm Blücher das, was ihm zumeiſt gemäß war, nur immer den Feind zum Augenmerk. Die Anordnung politiſcher Mannigfaltigkeiten gern anderen überlaſſend, von keiner Rückſicht gehalten, von keinem Bevorſtehenden geſchreckt, drang er immer nur auf Fortſetzung des Krieges; raſch über den Rhein zu gehen, mitten in Frankreich hinein, nach Paris, den Feind zu vernichten, das war ſein Sinn. Vermeſſen dünkte vielen ein ſolches Ziel, unerreichbar, ja kaum wünſchenswert; Frankreichs Boden, der die Revolutionsheere ausgebrütet, konnte leicht wieder zu gleicher Zeugungskraft erhitzt, ein Wiederanſpruch Deutſchlands auf das linke Rheinufer zum Aufrufe für die Volksehre der Franzoſen werden; der Kronprinz von Schweden inſonderheit widerſtritt warnend jedem weiteren Vordringen. Man ſprach davon, am Rhein verteidigungsweiſe ſtehen zu bleiben, in Winterquartieren des Ausganges der Friedensbemühungen zu harren. Es entſtand eine Friedenspartei, Fürſten, Miniſter, Generale auf ihrer Seite zählend, mit vielfachen Beziehungen im Bunde, auf manche ſcheinvolle Vorſtellung und vielvermögende Gründe geſtützt. Aber auch eine Kriegspartei erhob ſich und Blücher an ihrer Spitze; ſein keckes Reden ſchlug Wunden, wie ſein Schwert; vor der Heldenkraft des alten Feldmarſchalls, welchen Würde und Ruhm unverwundbar machten, ſank manches glänzende Anſehen in den Staub, wurde manche vornehme Feigheit zunichte; er ſprach von Schuften, von Galgen verdienen, von ihm das und jenes thun können. Allerdings erweckte dieſe Art auch ihm bittere Gegenreden, doch nur hinter ſeinem Rücken. Man fing wieder an, von dem tollen Huſaren zu reden, dem unbeſonnenen Stürmer, der den Krieg wie ein wilder Spieler treibe und ſein bisheriges Glück für Klugheit ausgebe; wenn man früher in ſolcher Lage geweſen, um ſich die ärgſten Wagniſſe gefallen zu laſſen, ſo ſei das jetzt anders, man habe früher nichts zu verlieren gehabt, und alles zu gewinnen, gegenwärtig aber umgekehrt; jetzt bedürfe man beſonnener, vorſichtiger Generale, auch ſolle man nur ſehen, wie das ſchleſiſche Heer zugerichtet worden, auf unnötigen Seitenwegen verſchleppt, in fruchtloſen Eilmärſchen erſchöpft, müſſe es gleichſam neu hergeſtellt werden, um nur wieder auftreten zu können. Aber ſolchen Reden zum Trotz erhob ſich Blüchers Name, von der ſchon entſchiedenen Stimme der Völker getragen, immer herrlicher, ein unerſchütterliches Vertrauen knüpfte ſich an ſeine Führung, und ſein tüchtiges „Vorwärts!" erhielt ſich als das recht eigentliche Wort des Tages in voller Geltung.

Die Geſinnung der verbündeten Herrſcher ſelbſt aber war die ſicherſte Gewähr, daß die Folge der Begebenheiten, in deren Zuge die Welt ſich befand, keinen Ausgang nehmen konnte, der nicht den großen Zwecken gemäß, der gemachten Anſtrengungen würdig geweſen wäre. Zum Frieden bereit, ſobald dieſer von der Art, daß die Freiheit und Wohlfahrt der Völker in ihm eine dauernde Sicherheit fände, aber eben ſo entſchloſſen, dieſes Ziel durch die Waffen zu erkämpfen, ſofern von Unterhandlungen wenig zu hoffen ſchiene, hatten ſie zwar eingewilligt, das Mittel eines Kongreſſes zu verſuchen, allein darum nicht weniger die Fortſetzung des Krieges bedacht und angeordnet. Ganz Deutſchland rüſtete unter gemeinſamer Leitung, die Völker traten insgeſamt unter Waffen. Aus Rußland, Preußen und Öſterreich zog den Heeren in zahlreichen Erſatzmannſchaften anſehnliche Verſtärkung herbei; bedeutende Truppenmacht ſchloß jenen aus den gewonnenen deutſchen Ländern ſich an; die allgemein verfügte Errichtung von Landwehr und Landſturm ſicherte überall einen Rückhalt unermeßlicher Volkskräfte. Bald lag eine ungeheure Streitmaſſe längs des Rheines ausgebreitet, ihre Verpflegung wurde ſchwierig, das Futter für die Pferde ſelbſt der beiden Kaiſer mußte fern her geholt werden, die Stimmen zum Aufbruch erhoben ſich ſtärker und der Beſchluß, in Frankreich einzudringen, wurde nicht mehr verzögert. Die Entwürfe dazu waren im großen Hauptquartier mit kriegskundiger Einſicht, welche zugleich aber politiſchen Bedingniſſen gehorchen mußte, ſchon angefertigt. Die Hauptmacht der Verbündeten unter Schwarzenberg zog nach dem Oberrhein, um durch die Schweiz, deren Neutralität nicht angenommen wurde, nach Langres vorzurücken, aus welcher hierzu wohlgewählten Zwiſchengegend ſowohl nordwärts in Hinſicht auf Paris, als auch ſüdwärts in bezug auf die Angelegenheiten von Italien, wo den Krieg gegen die franzöſiſche Macht Öſterreich allein trug, ſichere Wirkſamkeit offen ſtand. Während ein Teil des Nordheeres noch gegen Dänemark beſchäftigt blieb, zogen zwei ſeiner Heerteile unter Bülow und Winzingerode gegen Frankreichs nördliche Grenze, wohin auch andere Scharen deutſcher und großbritanniſcher Kriegsvölker ſich wandten. Zwiſchen dieſen Heermaſſen eingeſchoben ſollte Blücher mit dem ſchleſiſchen Heere, wie früher in Sachſen, ſo jetzt auch in Frankreich, die bewegliche Mitte bilden. Jetzt, da es wieder vorwärts ging, verſtummten die Tadler und ſein Anſehen leuchtete in erhöhtem Glanz. Sein Heer war durch beträchtliche Verſtärkungen, beſonders der ruſſiſchen Heerteile, wieder auf 85 000 Mann gebracht, ihm wurden noch drei neue Heerteile zugewieſen, ein preußiſcher unter Kleiſt, ein heſſiſcher unter dem Kurprinzen von Heſſen, ein gemiſchtdeutſcher unter dem Herzoge von Sachſen-Koburg, zuſammen gegen 50 000 Mann, die jedoch erſt in zwei Monaten ſtreitfertig ſein konnten. Ihm waren die allgemeinen Entwürfe des Feldzuges von den verbündeten Herrſchern mitgeteilt, Schwarzenberg ſetzte ihn von den für das große Heer beſtimmten Bewegungen in Kenntnis und erſuchte ihn um Benachrichtigung, welche Bewegungen er ſelbſt, in Übereinſtimmung mit jenen, für das ſchleſiſche Heer beſchließe? „Von allen Auszeichnungen, welche dem Feldmarſchall bis hierher wurden", ſagt ein bewährter Schriftſteller, „ſcheint dieſe, als ein Beweis von unumſchränktem Vertrauen, die größte; ſie verdient auf die Nachwelt überzugehen, weil unſere Herrſcher dadurch den Beweis ablegten, wie ſie die Umſicht, Thätigkeit und Vaterlandsliebe des Feldmarſchalls zu ehren und zugleich zu belohnen wußten." Blücher war mit ſeinen Überlegungen bald am Schluſſe. Er hatte früher darauf beſtanden, man müſſe ſogleich, ohne Verſtärkungen abzuwarten, mit den Truppen, die man habe, über den Rhein gehen, in Frankreich eindringen und Napoleon durch raſchen, nachdrücklichen Krieg vollends erdrücken, ehe er wieder zu Kräften kommen könne. Dies war nun freilich verſäumt, die Franzoſen hatten ſich wieder gefaßt und das linke Rheinufer, welches ſie im erſten Augenblicke Preis gegeben, war ſchon nicht mehr ohne Verteidigung. Den Gedanken, die Niederlande zu erobern und von dort mit Bülow, der indes Holland faſt ganz erobert, vereint auf Paris loszugehen, dieſen Gedanken, der Blüchern beſonders lieb war, vielleicht noch von den früheren Eindrücken aus dem Revolutionskriege her, mußte er nun aufgeben, da ſich alles mehr ſüdwärts wandte und an der nördlichen Grenze von Frankreich, durch das Verweilen des Kronprinzen von Schweden im Norden, vorerſt keine ſo nachdrückliche Geſtalt des Krieges zu erwarten war. Auch traten wichtige politiſche Gründe ein, diesmal ſich näher an das Hauptheer zu halten und dieſem, wie früher dem Nordheere, zur Aufregung zu dienen, ohne welche leicht Unthätigkeit, und zur Stütze, ohne welche leicht Unfälle entſtehen konnten, deren Folgen dem ganzen Kriege zur ſchlimmſten Wendung werden mußten. Denn die Friedenspartei, welche, nach den Worten des ſchon angeführten Schriftſtellers, wie eine giftige Pflanze in dem Herzen des Heeres, in dem großen Hauptquartier umhergeſchleppt wurde, hielt ſich am eifrigſten an die öſterreichiſchen Verhältniſſe und hoffte da, wo ein öſterreichiſcher Feldmarſchall den Oberbefehl führte, am leichteſten von jedem Ereigniſſe Vorteil zu ziehen. Aus allen dieſen Gründen und Rückſichten beſchloß Blücher, das ſchleſiſche Heer möglichſt in Einwirkung auf das Hauptheer zu erhalten und dem trägeren Gange des größeren Körpers durch kräftigere Regſamkeit des leichteren nachzuhelfen. Er benachrichtigte den Fürſten von Schwarzenberg von ſeiner in ſolchem Sinne gefaßten Abſicht, durch Lothringen in Frankreich einzudringen, unbekümmert um die Feſtungen und Engwege, und in der Mitte des Januar in der Gegend von Metz einzutreffen, zu welcher Zeit das Hauptheer bei Langres ſtehen wollte. Da jedoch der Feind auf dem linken Rheinufer wieder einige Stärke zeigte, ſo wollte Blücher, um bei dem Rheinübergange weniger Schwierigkeiten zu erfahren, den Feind über ſein Vorhaben erſt vollkommen täuſchen. Es kam darauf an, denſelben glauben zu machen, die ganze Angriffsmacht der Verbündeten wende ſich nach der Schweiz und längs des Rheins werde blos eine Beobachtungslinie zurückbleiben. Blücher behielt ſeinen Plan ſtreng geheim und die natürliche Offenheit die man bei ſeinen Äußerungen gewohnt war, ſchaffte jetzt der verſtellten umſomehr Glauben. Er hatte mit den Einwohnern von Frankfurt lebhaften Verkehr, viele waren ihm noch aus den früheren Feldzügen am Rhein in guter Bekanntſchaft, an deren traulicher Wiederbelebung er es nicht fehlen ließ. Er machte häufige Beſuche in der Stadt, die Frankfurter kamen noch fleißiger zu ihm nach Höchſt; ſie luden ihn freundlichſt ein, ſein Hauptquartier nach Frankfurt zu verlegen, er aber verſicherte, er wolle nicht raſten und müſſe bei ſeinen Soldaten bleiben. Schon oft hatte er laut ſeinen Verdruß geäußert, daß er ſo lange feiern müſſe und ſeine Anſicht der Dinge war überhaupt kein Geheimnis geblieben. Nun aber wurden ſeine Klagen ſtets herber; von ſeinen Winterquartieren hatte er viel zu reden und ſchien endlich, nach vielem Widerſtreben, ſich in ſein Loos zu finden. Zur Feier ſeines einundſiebenzigſten Geburtstages nahm er am 16. Dezember zu Wiesbaden von den Offizieren Yorks einen Ball an, auf welchem er ſelbſt und York munter mittanzten. Endlich ſogar verlegte er am 25. Dezember von freien Stücken ſein Hauptquartier nach Frankfurt, indem er ſagte, da er nun doch einmal den Winter auf der Bärenhaut liegen müſſe, ſo wolle er es ſich auch in Frankfurt wohl ſein laſſen. Wegen der Winterquartiere und der Verpflegung wurden ausführliche Anordnungen eingeleitet und mit den Regierungen der benachbarten Länder wegen ihrer verhältnismäßigen Leiſtungen unterhandelt. Eine Menge franzöſiſcher Beamten, die aus den deutſchen Ländern, wo ſie angeſtellt geweſen, in Frankfurt ſich zuſammen gefunden hatten und bisher zurückgehalten worden waren, ſollten jetzt an dem Orte des Hauptquartiers nicht länger geduldet werden und Blücher ließ ſie am 26. Dezember ſämtlich nach Mainz abführen, wo ſie zur Verbreitung deſſen, was in Frankfurt allgemein geglaubt wurde, trefflich beitrugen. Inzwiſchen wurden ſo thätig als geheim alle Anſtalten gemacht, daß in der nahen Neujahrsnacht das ſchleſiſche Heer an drei verſchiedenen Orten über den Rhein ginge. Die Anführer der Heerteile wurden am 26. durch geheime Befehle von allem Nötigen in Kenntnis geſetzt. Blücher ſchrieb am 29. in einem Briefe nach der Heimat: „Nach Frankreich gehe ich von hier, und den erſten Januar mit Tagesanbruch paſſiere ich mit der ganzen Armee den Rhein; zuvor aber will ich mit meinen Waffenbrüdern in dieſem ſtolzen Strome alle Knechtſchaft abwaſchen und als freie Deutſche wollen wir der großen Nation, die jetzt die fromme geworden iſt, Gebiet betreten. Als Sieger, aber nicht beſiegt, kehren wir zurück, und wenn der ehrenvolle Frieden erkämpft iſt, dann ſoll unſer Vaterland uns dankbar empfangen. Wie wohl wird es uns thun, bei der Rückkehr, von Gattinnen, Vätern, Müttern, Kindern, Schweſtern und Brüdern mit Freudenthränen empfangen zu werden!" Im Ausdrucke ſolcher Gefühlsweiſe konnte Blücher ſich oft gefallen, er wußte in dieſer Art auch das Gewöhnlichſte mit Behagen anzubringen und verfehlte damit eine gewiſſe Wirkung nicht.

Frankreichs Aufmerkſamkeit war voll Sorgen auf die Fortſchritte des Hauptheers der Verbündeten gerichtet, als unerwartet der Angriff, und viel heftiger und drohender, auch von der Rheinſeite ſich eröffnete. Blücher legte großen Wert darauf, gerade das neue Jahr mit dem Rheinübergang anzuheben und mit dem allgemein bedeutſamen Zeitabſchnitt den Anfang einer neuen Folge wichtiger Begebenheiten zu verknüpfen. Seinen Unternehmungen gab er für Truppen und Volk durch Wort und That in ſolcherlei Weiſe beſonderen Schwung und Nachdruck. In der Nacht vom 31. Dezember 1813 zum 1. Januar 1814 mit dem Schlage zwölf, da ohnehin durch Schießen und Lärmen das Scheiden des alten und der Beginn des neuen Jahres in jenen Gegenden gefeiert zu werden pflegt, ging das ſchleſiſche Heer, jetzt 85 000 Mann ſtark, zu gleicher Zeit bei Mannheim, bei Kaub und bei Koblenz über den Rhein. An die Truppen hatte Blücher ſchon am 30. Dezember folgende Ermahnung gerichtet: „Als ihr von der Oder zum Rheine vordrangt, tapfre Soldaten des ſchleſiſchen Heeres, mußten dem Feinde Provinzen entriſſen werden, die er ſich früher unterworfen hatte. Jetzt geht ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verſchmerzen kann, ſeine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Feldzügen verloren zu ſehen, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig, darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen und ich bin des Erfolges gewiß. Allein ich hab euch neue Pflichten aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers ſind nicht feindlich gegen uns geſinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigentums verſprochen; ich that’s in eurem Namen, ihr müßt es halten. — Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorſam und die ſtrenge Mannszucht ſind ſeine ſchönſte Zierde.“ — Auch den neuen Heerteilen, welche ſeinem Befehl untergeben worden, und ſobald ſie in Stand geſetzt ſein würden, ſeinem Zuge nachrücken ſollten, ließ er zum Gruß folgenden Aufruf zurück: „Der Feldmarſchall von Blücher an den zweiten preußiſchen und den vierten und fünften deutſchen Heerteil. Die verbündeten Monarchen ſind mit dem ſchleſiſchen Heer zufrieden. Sie haben es dadurch bewieſen, daß ſie dieſes Heer verdoppeln, durch euch, ihr tapfern Soldaten des zweiten preußiſchen Heerteils, die ihr bei Kulm und in der blutigen Schlacht von Leipzig unter den Augen der erhabenen Monarchen fochtet; durch euch, ihr biedern Heſſen, die ihr nie den deutſchen Charakter und die Treue gegen die in eurer Mitte gebornen Fürſten verleugnetet und durch euch, Soldaten des fünften deutſchen Heerteils, die ihr ſelbſt in den Reihen unſerer Feinde des deutſchen Namens nicht vergaßt, und, obgleich aus verſchiedenen Völkerſchaften zuſammengeſetzt, doch feſt verbunden ſeid durch gleiche Geſinnung, durch gleichen Abſcheu gegen die Herrſchaft der Ausländer, die euch ſo lange unterdrückten und verachteten. Soldaten! Ich fühle mich hochgeehrt, euer Feldherr zu ſein. Das ſchleſiſche Heer des Jahres 1813 empfängt euch als Brüder, als würdige Mitglieder, mit denen es freudig alles teilen wird. Das ſchleſiſche Heer des Jahres 1814 wird ruhmvoll auf dem gebahnten Wege der Ehre fortſchreiten. Und ihr, Deutſche, von euren angeſtammten Fürſten geführt, ſeid verſichert, daß es meine erſte Sorge, mein höchſter Stolz ſein wird, den übermütigen Feind die Gewalt eurer Waffen fühlen zu laſſen, damit er erkenne, — was auch der Liſt vormals gelungen ſein mag, — daß die alte deutſche Tapferkeit noch in uns lebt und damit das Band des Friedens dauerhaft geknüpft werde durch eure letzten Thaten.“

Die Franzoſen hatten gegenüber den Mündungen der rechtsher in den Rhein ſtrömenden Flüſſe überall Schanzen aufgeworfen, um dieſe zum Übergange gelegenſten Punkte zu bewachen; doch ihre ſchwachen Poſten durften an keine ernſtliche Verteidigung denken. Sacken erſtürmte unter den Augen des Königs von Preußen die Neckarſchanze gegenüber von Mannheim; Saint-Prieſt nahm die Lahnſchanze bei Koblenz, der überraſchte Feind wurde gefangen oder verjagt, das Geſchütz erbeutet. Blücher ſelbſt, mit Yorks Heerteil und einem Teile von Langerons Truppen, ging bei Kaub über; die Pfalz im Rhein war der Ort, von welchem aus er die Anſtalten leitete; die ruſſiſchen Leinwandpontons reichten nicht hin, die erſten Truppen fuhren auf Kähnen über; die Brücke war kaum zu Stande gebracht, als die Gewalt des Stromes den Teil zwiſchen der Pfalz und dem linken Ufer fortriß und gänzlich umbog, ſo daß die Arbeit aufs neue gemacht werden mußte und 12 bis 14 Stunden verloren gingen, während welcher der Feind gutes Spiel haben konnte; allein er zog ſich nach wenigen Schüſſen zurück und die Preußen drangen mit Hurrahgeſchrei auf das linke Ufer nach. Zu den Einwohnern ſprach Blücher durch folgenden Aufruf: „Ich habe das ſchleſiſche Heer über den Rhein geführt, damit die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen hergeſtellt, damit der Friede errungen werde. Der Kaiſer Napoleon hat Holland, einen Teil von Deutſchland und Italien dem franzöſiſchen Reiche einverleibt, er hat erklärt, daß er kein Dorf dieſer Eroberung herausgeben würde, ſelbſt wenn der Feind auf den Höhen von Paris erſchiene. Gegen dieſe Erklärung, gegen dieſe Grundſätze marſchieren die Heere aller europäiſchen Mächte. Wollt ihr dieſe Grundſätze verteidigen? Wohlan! ſo tretet in die Reihen Napoleons und verſucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache, welche von der Vorſehung ſo augenſcheinlich beſchützt wird. Wollt ihr es nicht, ſo findet ihr Schutz bei uns. Ich werde euer Eigentum ſichern. Jeder Bürger, jeder Landmann bleibe ruhig in ſeiner Wohnung, jeder Beamte an ſeinem Platz und ſetze ungeſtört ſeine Dienſtverrichtung fort. Von dem Augenblicke des Einrückens der verbündeten Truppen muß jedoch alle Verbindung mit dem franzöſiſchen Reiche aufhören; wer ſich dieſer Anordnung nicht fügt, begeht Verrat an den verbündeten Mächten, wird vor ein Militärgericht geſtellt und erleidet die Todesſtrafe. Gegeben am linken Rheinufer den 1. Januar 1814.“ Die Briefſchaften eines in demſelben Augenblicke aufgefangenen Poſtillons enthielten den Befehl Napoleons an den General Durutte in Koblenz, für den Fall, daß ein Rheinübergang dennoch verſucht würde, ſich an den Marſchall Marmont anzuſchließen, der bei Kaiſerslautern eine Stellung nehmen werde. Blücher beſchloß, ihm zuvorzukommen. Eilig rückte er mit dem Heerteile Yorks über Kreuznach, Lauterecḱ und Cuſel in der Richtung auf Saarbrücken vor, während Sacken von Mannheim geradezu gegen Kaiſerslautern vordrang, Langeron dagegen blieb mit einem Teile ſeiner Truppen zurück, um die Feſtung Mainz auf beiden Rheinufern einzuſchließen, Saint-Prieſt behielt Koblenz und die Umgegend beſetzt. Doch als Blücher am 8. Januar in Sankt-Wendel eintraf, war Marmont aus ſeiner Stellung bei Kaiſerslautern vor Sackens Andrang ſchon nach Saarbrücken zurückgewichen, hatte dort mit Durutte ſich vereinigt und machte Anſtalt, die Saar zu verteidigen. Blücher ordnete für den 11. alles zum ernſtlichen Angriff und zum Übergang über die Saar, allein ſchon am 10. gab Marmont, der nicht 20 000 Mann gegen 25 000 hatte und durch Blüchers Reiterei ſeine beiden Flügel bedroht ſah, die Verteidigung auf und zog nach Metz und von hier weiter nach Verdun zurück. Am 12. Januar war Blücher auf der Straße nach Metz in Saint-Avold eingetroffen, jenſeits welches Ortes die deutſche Sprache aufhört; er ließ deshalb für die weiterhin zu durchſchreitenden Lande folgenden Aufruf in franzöſiſcher Sprache ausgehen: „Franzoſen! Laſſet euch nicht durch verläumderiſche Gerüchte betrügen, von Übelgeſinnten ausgeſtreut; ſehet in den Heeren der verbündeten Herrſcher nur Freunde der Menſchheit, deren einzige Feinde die Feinde des Friedens ſind. Eure Blutsverwandten, eure Freunde, eure Brüder, eure Kinder, kriegsgefangen auf fremdem Boden, vereinigen ihre Wünſche mit den unſrigen für einen Frieden, deſſen erſte Wohlthat für ſie ſein wird, in die Mitte ihrer Familie zurückzukehren.“ Da der Feind nirgends ſtand hielt, einige Gefechte ausgenommen, welche den Mut der verbündeten Truppen nur erhöhten, ſo rückte das ſchleſiſche Heer immer vorwärts, doch nicht ohne die Sorgfalt, welche inmitten eines ſo vielfach durchſchnittenen und mit zahlreichen Feſtungen bewehrten Landes erforderlich ſchien. Die leichten Truppen beſetzten Trier, hielten Streifparteien vor den Feſtungen Luxemburg, Thionville und Metz und drangen ſüdwärts gegen Nancy und Saarburg vor. Zu größerer Sicherheit mußte York gegen die Feſtungen anrücken, mit dem Auftrage, wenn ſich bei genauer Beſichtigung ein vorteilhaftes Unternehmen zeigte, die eine oder die andere gewaltſam anzugreifen. Sein Erſcheinen engte wenigſtens die ſchwachen Beſatzungen ein und vermehrte die Ungewißheiten des Feindes. Unterdeſſen hatten die franzöſiſchen Truppen unter dem Marſchall Victor und General Milhaud vor dem Heerteile Wittgenſteins, der als Zwiſchenglied des Hauptheeres und des ſchleſiſchen bei Fort-Louis über den Rhein gegangen war, das Elſaß geräumt und über Nancy die Richtung auf Chalons genommen, wohin auch Marmont gezogen war. Sackens Reiterei beſetzte darauf Nancy, und am 17. Januar traf Blücher in dieſer ehemaligen Hauptſtadt des alten Lothringens ein. Die Stadtobrigkeit bewillkommte ihn beim Einzuge mit einer unterwürfigen Rede, welche den Schrecken erkennen ließ, mit dem die Franzoſen den fremden Kriegsheeren entgegenſahen. Blücher hatte ſich ſchon oft geärgert, daß die franzöſiſchen Tagesblätter das Volk durch die Vorſtellung täuſchten, als kämen die verbündeten Truppen, nur auf Raub und Plünderung ausgehend, jetzt noch in der entſchiedenen Abſicht, Frankreich zu teilen; ihm war eben recht, da man ihm einmal förmlich eine Anrede gehalten, auch ſeinerſeits die Gelegenheit wahrzunehmen und ſich über die Lage der Sachen auszuſprechen. Und ſo hielt er denn, mit ſeiner natürlichen Redegabe, die kaiſerlichen Ausdrücke Napoleons mit ſeltſamer Laune nachahmend, in deutſcher Sprache folgende merkwürdige Gegenrede, deren erſt unverſtändlicher Klang und nachher gedollmetſchter Sinn die demütigen Hörer mit ſtaunender Verwunderung erfüllte. „Meine Herren“, ſo hob er an, „ich bin zufrieden mit den Geſinnungen, die Sie mir in Ihrer Rede ausdrücken. Endlich hat die Gerechtigkeit der Vorſehung unſere Waffen auf Frankreichs Boden geführt. Ganz Europa iſt durch die unerſättliche Ehrſucht desjenigen, der Frankreich ſeit 14 Jahren unumſchränkt beherrſchte, endlich aus ſeiner falſchen Sicherheit geſchreckt. Die Völker der Wolga, der Donau, der Elbe, der Themſe, des Tajo ſind ausgewandert und ſtehen jetzt auf dem Gebiet des einſt ſo glücklichen Frankreichs. Viele dieſer Völker waren einſt mit Freundſchaft und Anhänglichkeit Frankreich zugethan; alle ſind nun deſſen Feinde geworden, und wodurch? durch den alles zerſtörenden Ehrgeiz eines Einzigen. Durch ihn ſind ſelbſt diejenigen Völker, die nicht kriegeriſch waren, aus Not es geworden, weil ſie die Erniedrigung und die Schmach, worunter ſie ſeufzten und ſein und ſeiner Satelliten Hohn und Plünderung nicht länger zu ertragen vermochten. Seht jene Portugieſen, die jetzt an dem Ufer der Garonne ſtehen; ſie werden nun unter die beſten Truppen Europas gerechnet; jene Holländer, die mit einemmale das verhaßte Joch abwerfen und zu den Waffen greifen!

Gott hat endlich ein ſtrenges Gericht gehalten und ſechsmalhunderttauſend Franzoſen in zwei Feldzügen von der Erde vertilgt. Arme, beklagenswürdige Opfer der unermeßlichen Ehrſucht eines Herrſchers, verſchwenderiſch mit dem Blute eines Volkes, dem er ein Fremdling iſt. Und was ſehe ich in Frankreich als Gewinn ſo viel vergoſſenen Blutes? Eine ganze Generation, die jungen Männer von 20 bis 30 Jahren vertilgt! der Krieg hat ſie verzehrt; das bare Geld verſchwunden; den Handel in Feſſeln; den Ackerbau ohne Aufmunterung; die Gewerbe im Verfall; das Volk ſeufzend unter der Laſt ſchwerer Abgaben; Gensdarmen Eure Kinder zu den Fahnen des Ehrgeizigen ſchleppend, der ſolche umkommen läßt aus Mangel an Fürſorge; in Geſellſchaften bezahlte Auflaurer, einem Savary die Klagen und Seufzer hinterbringend, die eine ſo grauſame Regierung erpreßt; Militair- und Spezial-Kommiſſionen, die mit ungeſetzlichen Todesurteilen, Galeeren und ewigen Gefängniſſen die Klagen der Leidenden zurückſchrecken. Iſt dies der Preis nie erlöſchender Kriege, wodurch ſo viele Völker ſo grenzenlos unglücklich geworden ſind? Alſo für Generale, für Intendanten, für Kommiſſäre, die durch die Plünderung unſerer Länder und durch die ſchamloſeſten Erpreſſungen ſich bereicherten, habt Ihr ſo viel erduldet? unglückliches Volk! Oft haben wir den Frieden angeboten; gern hätten wir ihn mit großen Opfern erkauft; übermütig wurden wir abgewieſen. Wir müſſen ihn nun mit den Waffen in der Hand auf Eurem Gebiet, und wenn es ſo ſein ſoll, ſelbſt in Eurer Hauptſtadt ſuchen. Wohlan! die erhabene Tapferkeit unſerer Truppen wird ihn zu erkämpfen wiſſen und mit ihm unſere Nationalunabhängigkeit und die Freiheit des Handels und die der Meere; denn wir ſind es, die für dieſe Meeresfreiheit kämpfen und nicht er, Euer Herrſcher, der ſo gern alle Häfen verſchließen möchte, welche die Vorſehung den Völkern zu ihrer Wohlfahrt geſchenkt hat. Es thut mir leid, Euch nicht alle Laſten erſparen zu können, die der Krieg unvermeidlich mit ſich führt. Was ich zu deren Erleichterung beitragen kann, ſoll geſchehen. Wir wollen Euch nicht die Verheerungen vergelten, die Eure Heere in unſeren Landen angerichtet haben und nicht dafür Rache nehmen. Wir führen den Krieg nur gegen diejenigen, die ihn ſo gern verewigen möchten. Die verhaßteſten Eurer Abgaben, die droits réunis, die gabelle, die droits d'enregistrement habe ich aufgehoben. Möchte ich, für Euch namentlich, brave Lothringer, die alte gute Zeit zurückrufen können, womit die ſanfte Regierung Eurer Herzoge Euch einſt beglückte!“ die Rede wurde ſogleich in franzöſiſcher Überſetzung gedruckt und tauſendfältig nach allen Richtungen verbreitet. Auch ſonſt benahm ſich Blücher gegen die Franzoſen mit vieler Haltung und Klugheit, ſein herzhaftes entſchloſſenes Weſen flößte Furcht ein und doch auch wieder Zutrauen, wie es für das Volk nötig iſt. Er ſprach und handelte ganz in dem Sinn, als ſei mit den Franzoſen kein Krieg, ſondern nur mit Napoleon, dieſer aber ſchon ſo gut wie geſtürzt, und der Krieg ſeinem Ende nahe. Franzöſiſche Kriegsgefangene entließ er, auf ihren Wunſch, öffentlich in ihre Heimat; Napoleons Heer würde bald, ſo verkündete er, auf gleiche Weiſe auseinandergehen. So hielt er wirklich die Menge großenteils zweifelhaft, und viele alte und neue Soldaten von Napoleons Heere zurück. Auch beſtand in dieſer erſten Zeit, während des ungeſtörten Vordringens, bei guter Ordnung ein günſtiges Vernehmen zwiſchen den Truppen und Einwohnern, welches erſt ſpäter, als verwüſtende Märſche und Gefechte eintraten, eine ſchlimmere Wendung nahm. In Nancy traf Blücher ſpaniſche Kriegsgefangene, die ſogleich erbötig waren, gegen die Franzoſen zu dienen, und daher in 4 Kompagnieen, den General Sotomayor an der Spitze, den verbündeten Truppen ſich anſchloſſen.

Die Gegend von Chalons unterdes war der Sammelplatz der Streitkräfte, welche Napoleon den verbündeten Heeren neuentgegenzuſtellen dachte. Dorthin zogen die Marſchälle Marmont und Victor zurück; der Marſchall Macdonald und der General Sebaſtiani nahmen vom Niederrhein, wo ſie vor Winzingerodes Anrücken, der bei Düſſeldorf über den Rhein gegangen war, weichen mußten, die gleiche Richtung; die neuen Truppen aus dem Innern trafen zahlreich dort ein; Napoleon ſelbſt wurde jeden Augenblick aus Paris erwartet. Blücher, ſchon in gleicher Höhe mit dem über Langres vorrückenden Hauptheer und auf ſeinem linken Flügel ſchon mit deſſen rechtem in Verbindung, indem Wrede mit ſeinem Heerteil ihm von Epinal her die Hand bot, faßte den Entſchluß, den Feind durch ein ſchnelles Vordringen gegen Chalons zu täuſchen, ihn dadurch auf ſich zu lenken und ihn dann links auf das Hauptheer nachzuziehen. Dadurch hinderte er den franzöſiſchen Kaiſer, ſich in die Ardennen auf die rechte Flanke der Verbündeten zu werfen, wo der Krieg für dieſe eine ſehr ſchwierige Geſtalt annehmen konnte und nötigte zugleich dem Hauptheere unverzüglich ein thätigeres Mitwirken auf. Er rückte zunächſt auf Toul, deſſen ſchwache Beſatzung ſich bald ergab. Von hier ſandte er den General Fürſten Schtſcherbatoff mit 10 000 Mann über Void und Ligny, wo eine feindliche Nachhut einigen Widerſtand leiſtete, gegen Saint-Diziers, welches am 25. Januar genommen wurde. Er ſelbſt rückte mit der Hauptſtärke, gedeckt von jener Bewegung und ohne den Feind zu treffen, über Vaucouleurs, Joinville und Doulevent nach Brienne, wo er am 26. Januar ankam. York erhielt Befehl, die rückwärts liegenden Feſtungen, welche ſchwach beſetzt waren, bis zum Anzuge der erwarteten Heerteile durch leichte Truppen umſtellt zu laſſen und mit ſeinem Heerteile über Saint-Mihiel gleichfalls nach Saint-Diziers vorzurücken, wo er am 28. eintreffen und den General Lanskoi vorfinden ſollte. Allein ſchon war Napoleon über Chalons am 26. in Vitry angekommen und am 27. nach einem heftigen Gefechte mit Lanskoi, der nach Joinville zurückging, wieder in Saint-Diziers eingerückt. Schtſcherbatoff hatte ſich ſchon früher über Montier-en-Der nach Brienne gezogen und in dieſer Richtung folgte Napoleon.

Blücher, in Brienne angelangt und erinnert, daß hier die Kriegsſchule geweſen, in welcher Napoleon den Jugendunterricht empfangen, meinte ſcherzend, hier könne man nun Examen halten und zuſehen, wer gut beſtehe; er hoffe, der Feind ſolle finden, daß auch ſie ihrerſeits genug gelernt hätten. Von dem Hauptheere ging die Nachricht ein, daß es über Chaumont vorrücke und daß der Marſchall Mortier mit dem Kerne der franzöſiſchen Truppen, nachdem er bei Bar-ſur-Aube ein nachteiliges Gefecht mit dem Kronprinzen von Württemberg gehabt, ſich gegen Troyes zurückziehe und zu Napoleons Hauptmacht annähere. Blücher ſandte Sacken links nach Lesmont, um die Aube hinab dem Feinde zu folgen und ſeine Bewegungen zu beobachten. Bald nachher aber kam die Nachricht, Napoleon ziehe von Saint-Diziers durch den Wald von Der geradezu gegen Brienne; er hatte ſich zwar, wie aufgefangene Befehlbriefe zeigten, mit Mortier noch nicht vereinigt, auch Macdonald und Sebaſtiani noch nicht an ſich gezogen und war daher höchſtens 40 000 Mann ſtark; allein auch Blücher hatte ſeine Kräfte nicht beiſammen und ohne Yorck, der nun durch Napoleons Marſch für eine Weile ganz von ihm getrennt war, kaum 25 000 Mann, denen nur eben noch am 29. Morgens, durch den Vortrab von Wittgenſteins anrückendem Heerteil, 2000 Reiter unter dem General Grafen von Pahlen als Verſtärkung zukamen. Blücher wollte demnach vorerſt keine Schlacht wagen, ſondern ſich nur in Brienne halten, bis Sacken von Lesmont wieder herbeigezogen wäre und dann, im Fall er gedrängt würde, in die ſtarke Stellung bei Trannes, zwiſchen Brienne und Bar-ſur-Aube, auf das Hauptheer zurückgehen, welches in dieſer Richtung herannahte. Napoleon fühlte ſich für den Augenblick im Vorteil, hoffte ſeinen kühnſten und dringendſten Feind in getrennten Scharen zu überraſchen und nachdem er in größter Anſtrengung Mannſchaft und Geſchütz durch den unwegſamen Wald gebracht, erſchien er am 29. Januar nachmittags vor Brienne und eröffnete ſogleich den Angriff von der Seite von Maizieres, als eben Sacken von der Seite von Lesmont wieder einrückte und durch die Stadt zog, um ſich hinter derſelben aufzuſtellen. Napoleon führte Geſchütz auf und beſchoß die Stadt mit Granaten, welche an mehreren Orten zündeten, einige Schüſſe trafen praſſelnd in das Dach des Schloſſes, wo Blücher mit den Seinigen eben bei der Mahlzeit ſaß; ein anweſender Fremder konnte ſeine unruhigen Beſorgniſſe nicht bergen und Blücher ſprach ihm ſcherzend zu: „Ach, ich merke nun, Lieber, Ihnen gehört wohl das Schloß hier? Laſſen Sie ſich das nicht jammern, wenns auch zuſammengeſchoſſen wird, das bauen wir nachher wohl wieder auf!“ Indes entwickelte Napoleon nach und nach ſeine Truppen; von der Höhe des Schloſſes zu Brienne konnte jede ſeiner Bewegungen genau in der Ebene bemerkt werden, und Blücher traf demgemäß Vorkehrungen; Pahlen zog mit ſeiner Reiterei nun gleichfalls durch die Stadt zurück. Blücher wurde gewahr, daß, während ſeine Reiterei ſich gegen den linken Flügel der Franzoſen auf das freie Feld gezogen, die franzöſiſche ſich rechts gegen die Stadt geſammelt, wo dieſelbe nur hinderlichen Boden hatte; dieſen Fehler benutzte er ſogleich, ließ die Reiterei von Waſiltſchikoff und Pahlen den linken Flügel des Feindes umgehen und ihn darauf mit einbrechender Dunkelheit ungeſtüm angreifen. Die Franzoſen gerieten in Unordnung und gaben ihre Batterieen Preis, von denen jedoch die Ruſſen nur 5 Kanonen fortbrachten. Der General Olſufieff, von Langerons Heerteil, behielt mit 4000 Mann und 24 Kanonen die untere Stadt beſetzt und das Gefecht ſchien für dieſen Tag beendet. Doch keineswegs. Beide Feldherren ſollten noch in der Nacht faſt zu gleicher Zeit in die plötzlichſte, perſönlichſte Gefahr geraten. Napoleon ritt durch ſchwarzes Nachtdunkel mit ſeinem Gefolge nach dem Dorfe Maizieres in ſein Quartier zurück, als plötzlich eine Schar Koſaken in den Weg ſprengte und alles durcheinander jagte. Von beiden Seiten erhob ſich um Napoleon her ein heftiges Schießen. Seine nächſten Begleiter waren ſchon überritten und ihm ſelbſt ein Feind, bereit ihn zu ergreifen oder niederzuſtechen, ſo nah, daß der General Corbineau und der Oberſt Gourgaud nur eben noch ihn retten konnten. Blücher ſeinerſeits war auf die Höhe des Schloſſes zurückgekehrt, um dort vor der völligen Dunkelheit die Stellung des Feindes nochmals zu überblicken; er beſchloß die Nacht dort zu bleiben. Den weiteren Hergang erzählt umſtändlich folgender Bericht. Blücher gab ſeinem Adjutanten, dem Major Grafen von Noſtitz, den Auftrag, ſeine Pferde in die Stadt führen und ſie dort in einem guten Stalle, da er ſie hier nicht brauche, unterbringen zu laſſen; dasſelbe ordnete Gneiſenau für die ſeinigen an. Beide Feldherren beſtiegen darauf den obern Stock des Schloſſes, um noch die franzöſiſchen Lagerfeuer zu betrachten und dann einiger Ruhe zu pflegen. Dem Adjutanten jedoch dünkte die Sache unheimlich; er ließ die Pferde zwar dem Feldmarſchall aus den Augen ſchaffen, aber behielt ſie in der Nähe auf dem Schloſſe; er ſelbſt war auf dem freien Platze vor demſelben noch im Geſpräch mit andern Offizieren, als plötzlich ein Schuß in die nahe Mauer ſchlug, bald folgten mehrere und in wenigen Augenblicken war dicht umher alles von heftigem Geplänkel erfüllt. Ob einzelne Franzoſen ſich zuerſt durch die Gärten herangeſchlichen, oder in den Kellergeſchoſſen der Schloßgebäude verſteckt geweſen, iſt nicht entſchieden; bald aber drangen ganze Scharen über die ſteilen Stufenhöhen des Parks ungeſtüm zu dem Schloſſe herauf. Blücher und Gneiſenau warfen ſich auf die zur Hand gebliebenen Pferde und ſchnell wurde der Weg nach der Stadt eingeſchlagen. Allein von dorther kam ein Koſak mit der Nachricht entgegen, daß der Feind auch dort eingedrungen ſei und bald konnte Blücher ſelbſt, im hellen Scheine der brennenden Häuſer, die franzöſiſche Reiterei erkennen, die des Weges entgegen kam. Jetzt lenkte er ſein Pferd gelaſſen um und ſchlug einen Seitenweg ein. Aber auch hier zeigte ſich bald der nachfolgende Feind, und Gneiſenau erinnerte, ſie müßten traben; doch Blücher hielt ſein Pferd ruhig im Schritt; ungeduldig rief jener: „Wollen Sie im Triumphe in Paris eingeführt werden?" Dies wirkte und Blücher gab nun die Sporen. So entkamen ſie glücklich zu den Ihren. Sacken, der in eben der Zeit mit ſeinem Gefolge in die Stadt ritt, um den Gang des Gefechts zu erkunden, geriet gleichfalls an franzöſiſche Reiterei und entging kaum der Gefangenſchaft. Blücher ließ hierauf noch in der Nacht die Stadt, in welcher das Gefecht bis 11 Uhr mit großer Wut fortdauerte, völlig wieder einnehmen, allein da der Feind nicht auch aus dem eroberten Schloſſe vertrieben werden konnte, von deſſen Fenſtern aus er den Anrückenden, vom hellen Flammenſcheine beleuchtet, zum unfehlbaren Ziel ſeiner Schüſſe hatte, und weil die Feuersbrunſt in Brienne immer zunahm, ſo ließ Blücher auch die Stadt, welche eigentlich nur für die Waffenehre wieder genommen worden, am Morgen des folgenden Tages räumen und zog mit allen Truppen anderthalb Meilen zurück nach Trannes. Der Unfall von Brienne erklärte ſich nachgehends in folgender Weiſe. Der General Olſufieff hatte den Ausgang von Brienne gegen Montier-en-Der beſetzt, von woher Napoleon andrang, den andern Ausgang gegen Lesmont erfüllten die Truppen von Sacken, welche ununterbrochen dort einzogen und durch die Stadt rückten, als aber endlich ihr Durchzug aufhörte, war dieſer Ausgang offen und unbeſetzt geblieben, der Feind hatte ſich dann, von dieſem Zufall begünſtigt, zu gleicher Zeit in den Park und in die Stadt geſchlichen und ſo die zwiefache Überrumpelung vollführt. Blücher machte ſich nicht viel daraus, allein Sacken war höchſt unzufrieden, und um die Sache nur abzuthun, forderte Blücher von Olſufieff ſpäterhin eine förmliche Verantwortung wegen des Vorgangs von Brienne, deſſen Zurechnung am Ende, wie ſo manche im Kriege, in vielfältiger Verteilung ſich verlieren durfte.

Bei Trannes erwartete Blücher, faſt nur auf Sackens Heerteil beſchränkt, das Vordringen Napoleons und hinwieder das Herankommen Schwarzenbergs. Sein linker Flügel lehnte ſich an die Aube, ſein rechter an das Dorf Eclance, ſein Hauptquartier war rückwärts in Arſonval auf der Straße nach Bar-ſur-Aube. Napoleon nahm ſein Hauptquartier auf dem Schloſſe von Brienne, beſetzte vorwärts an der Aube den Ort Dienville als Anlehnung ſeiner rechten, la Rothiere vor ſeiner Mitte auf der Straße nach Trannes, Chaumenil zu ſeiner linken, ſandte einige Reiterei plänkelnd gegen Trannes vor und ließ Mortier mit ſeinen Truppen von Troyes wieder gegen Vendoeuvres anrücken, um die linke Flanke Blüchers zu bedrohen. Allein er unternahm keinen ernſtlichen Angriff, ſondern blieb drittehalb Tage, vom 30. Januar bis zum 1. Februar mittags, ruhig in Brienne ſtehen. Die Wiederherſtellung der Brücke von Lesmont über die Aube wurde während dieſer Zeit eifrig betrieben, ſie war zur Sicherung des Rückzuges für Napoleon wichtig, allein dieſer Grund ſcheint nicht hinreichend, einen ſolchen Verluſt an Zeit bei einem Feldherrn zu erklären, der ſtets lauter Thätigkeit war und jetzt in ihr allein noch einiges Heil zu hoffen hatte. Die Ungewißheiten, welche ihn früherhin zu Düben befangen hielten, ſcheinen ſich ihm hier wiederholt zu haben. Ihm wurde die Kunde von dem Vorrücken des Hauptheeres, aber auch die falſche Nachricht, dasſelbe wende ſich links gegen Auxerre, er konnte daher glauben, mit Blüchern allein deſto leichteres Spiel zu haben; aber die Bewegungen zu ſeiner Linken, wo längs der Marne hinab von Chaumont her verbündete Truppen ſich ausbreiteten und York mit ſeinem Heerteil am 30. Januar in Saint-Diezier s eintraf, wo er die Franzoſen vertrieb und dabei eine Kanone eroberte, durften ihm neue Zweifel geben. Am meiſten jedoch mögen ihn die Friedensverhandlungen beſchäftigt und unſchlüſſig gehalten haben, mit welchen ein Kongreß zu Chatillon-ſur-Seine jetzt wirklich beauftragt war und von deren Gange ſich Napoleon ein neues, reicheres Feld des Gewinnes verſprach, als ihm durch die Waffen in dieſem Augenblicke zu hoffen ſchien. In der That wankten die Entſchlüſſe in dem großen Hauptquartiere der Verbündeten zu dieſer Zeit höchſt bedenklich und Napoleons Rettung konnte ſelbſt von da noch erfolgen, wo zu ſeinem Untergange die meiſte Macht und Stärke übergenügend vereinigt war. Man hatte ſich auf Napoleons Friedensanträge eingelaſſen, nicht ſowohl weil man ihm aufrichtige Abſichten zutraute, als vielmehr, um vor der Welt auch nicht den Schein zu haben, als ſei nicht jederzeit Frieden der einzige Zweck der Verbündeten, ſelbſt mit Napoleon Frieden, ſobald dieſer nur als möglich erſchiene. Allein die Geſinnungen und Anſichten, welche nur vereinzelten Triebfedern und perſönlichen Bezügen in dieſer großen Angelegenheit gehorchen wollten, verrückten mit großem Eifer die Geſichtspunkte, aus welchen die Sache zu betrachten war. Die Vorſtellungen und Schlußfolgen, welche ſchon in Frankfurt am Main gewirkt hatten, wurden mit ſtärkerer Dreiſtigkeit wiederholt. Mehr als die große, immerwährende Sorge, in welcher Napoleon als Kaiſer auch nur von Altfrankreich die Staaten Europas erhalten mußte, ſollten die Gegenſtände einer untergeordneten Eiferſucht zwiſchen dieſen, mehr als die Sicherheit der Zukunft der trügliche Vorteil des Augenblicks gelten. Der Krieg, ſagte man, ſei als geendet zu betrachten, der Frieden, den alle Welt wünſche, ſei vor der Thüre, alles weitere Blutvergießen unnütz und ſogar ſündlich, ja das Glück könne ſich wenden und dann ſei alle Frucht ſo großer Erfolge wieder auf dem Spiele. Dieſe Partei, welche nur immer den Frieden anrief, hatte durch die Umſtände mächtige Verſtärkungen erlangt, die verſchiedenſten Stimmen fanden ſich in ihr vereint, manche, die den franzöſiſchen Kaiſer mit Rußland, andere, die ihn weſentlich mit Öſterreich, noch andere, die ihn mit den deutſchen Staaten des geweſenen Rheinbundes in Beziehung hielten, einige vielleicht, die ihn um ſeiner ſelbſt willen trugen, überhaupt aus allen Staaten und Nationen, nur doch am wenigſten wohl aus Preußen. Hier vielmehr war die Partei des Krieges einheimiſch, und wenn jene nur noch den Schein des Krieges neben den Verhandlungen zu geſtatten meinte, ſo war für dieſe neben dem Kriege ſchon der Schein der Verhandlungen zu viel. Aus dieſem Zwieſpalt entſtand heftiger Tadel gegen Blücher, daß er im unzeitigen Augenblick den Gegner wieder auf den Kampfplatz heraus gefordert; und als er in Brienne die Unterſtützung des Hauptheeres erwartete, fragte die Friedenspartei im großen Hauptquartier, was denn Blücher für Anſichten habe und worauf er eigentlich hinarbeite? Den Diplomaten, ſagt der Schriftſteller, dem wir hier zumeiſt folgen, ſchien der perſönliche Auftrag, ihn auszuforſchen, bedenklich, ſie fürchteten die Kraft ſeiner Entgegnungen, an welchen ſo leicht der feinſte Ruhm zu Schaden kam. Schwarzenberg ſandte deshalb einen geachteten General nach Brienne und ließ offen und treuherzig fragen, was denn in betreff des ganzen Krieges Blüchers Ziel und Abſicht ſei? Unumwunden antwortete dieſer in ſeiner gewohnten Kraftweiſe: „Wir müſſen nach Paris. Napoleon hat in allen Hauptſtädten von Europa ſeine Viſite gemacht, ſollen wir weniger höflich ſein als er? Und endlich muß er vom Thron, auf dem er zum Wohl von Europa und unſrer Fürſten nie hätte ſitzen ſollen. Ehe er nicht davon herabgeſtoßen iſt, können wir keine Ruhe bekommen." Dasſelbe wiederholte Blücher nach der Räumung von Brienne aus Arſonval und ſetzte hinzu, Napoleon ſtehe bei Brienne mit noch geteilter Stärke, man müſſe ihm auf den Leib gehen, bevor er ſeine ganze Kraft geſammelt. Blücher verſprach, den Feind anzugreifen, ſobald nur zu dem Heerteile von Sacken, da Yorks Heerteil ihm noch fehle, das Hauptheer ihm die nötige Verſtärkung gebe. Seine Äußerungen und Vorſchläge fanden heftigen Tadel; der Vorfall von Brienne, der ſehr vergrößert wurde, gab Anlaß, ihm Unbeſonnenheit und Tollkühnheit vorzuwerfen: er ſei ein Waghals, ein guter Haudegen, allerdings, aber weder ein Staatsmann, noch ſelbſt, man ſehe es, ein Feldherr. Gleichwohl mußte ein Entſchluß gefaßt werden, die Heeresmacht der Verbündeten konnte nicht ſtehen bleiben, in dem Thale der Aube fehlte es ſchon an Lebensmitteln, der Feind hemmte das Vorſchreiten, man mußte ihn angreifen oder ſelbſt zurückgehen. Das letztere ſchien doch zu hart, die Überlegenheit an Truppenzahl zu groß, und Blücher zu dringend, als daß dem Kampfe hier ſo ganz wäre auszuweichen geweſen. Eine Schlacht wurde beſchloſſen und Blüchern ſollte der Vorzug bleiben, ſie gegen Napoleon zu liefern, zu deſſen Begegnen niemand gern ſich drängte. Am 31. Januar empfing Blücher aus Chaumont von Schwarzenberg die Anzeige, zu ſeinen Truppen ſeien noch die Heerteile Giulays und des Kronprinzen von Württemberg ihm überwieſen, um mit dieſer Geſamtſtärke von 50000 Mann am 1. Februar den Angriff gegen Brienne zu unternehmen; Wrede rechts mit 25000 Mann und Colloredo links in gleicher Stärke, würden ſeine Flügel bilden, die ſämtlichen Garden nach Bar-ſur-Aube vorrücken, ihm als Rückhalt zu dienen. Noch jenſeits des rechten Flügels war Wittgenſtein mit 16000 Mann ausgerückt, dieſer aber, ſowie Colloredo und die Garden, zuſammen gegen 60000 Mann, mußten nach der getroffenen Anordnung ohne Anteil an der Schlacht bleiben. Der Heerteil des Kronprinzen von Württemberg war bereits angelangt und hatte ſich rechts von Blücher bei Maiſons aufgeſtellt, dagegen konnten die Truppen von Giulay nicht früher bei Trannes eintreffen, als gegen 11 Uhr vormittags an dem für die Schlacht ſelbſt beſtimmten Tage, auch Wrede konnte mit dem rechten Flügel kaum früher zum Angriff kommen.

Um dieſelbe Zeit langte das Hauptheer in Bar-ſur-Aube an, und Blücher nahm die an der Spitze befindlichen Grenadiere und Küraſſiere noch bis Trannes vor. Schwarzenberg traf hier ein und beredete mit Blücher die Schlacht. Öſterreichiſche Nachrichten erzählen, daß Blücher hier gezaudert und die Schlacht noch einen Tag habe verſchieben wollen, wahrſcheinlich um ſeine Preußen, die noch nicht heran waren, abzuwarten, Schwarzenberg hingegen ſei dringend geworden und habe auf den Einwand, die Wege ſeien ſo ſchlecht, daß kein Geſchütz fortzubringen ſei, erwidert: „Deſto beſſer, ſo werden wir das der Franzoſen nehmen!" Dies ſcheint dem bisherigen Gange der beiden Feldherren etwas zu widerſprechen, Schwarzenberg war mit dem großen Heere in 12 Tagen nur 6 Meilen gegen den entfernten Feind vorgerückt; Blücher hatte denſelben mit raſchem Eifer in der Nähe aufgeſucht und feſtgehalten und durch ſeinen Eifer den Entſchluß zum Angriff ausgewirkt, Gneiſenau wenigſtens verneinte, von einem ſolchen Verhandeln, das ihm doch nicht hätte entgehen können, das Geringſte zu wiſſen. Wie dem auch ſei, das iſt gewiß, daß die Schlacht, durch weſſen Schuld immer, übereilt wurde, ſonſt hätten die Verbündeten hier mit 150 000 Mann über Napoleon, der ein Drittteil ſo ſtark war, einen Sieg erfechten müſſen, der keinen weiteren mehr nötig gemacht hätte. Die Kriegskundigen rügen noch andere Fehler in der Anordnung zur Schlacht, die Entfernung des Rückhalts, die Zerſtückelung der Kräfte in zu weiten Räumen, die ungünſtige Richtung des Hauptangriffs, der, anſtatt gegen die Mitte des Feindes, vielmehr auf deſſen linken Flügel gerichtet ſein mußte. Allein für Blücher war hier das Vorhandene zu nehmen, wie es war und damit auszuführen, was die Umſtände zuließen. Blücher hätte allerdings vorgezogen, in ſeiner günſtigen Stellung auf den Höhen von Trannes, wo ſein vorteilhaft aufgepflanztes Geſchütz die Ebene beſtrich, den Angriff zu erwarten und wirklich hatte ſchon Tages vorher Napoleon ſeine leichte Reiterei von la Rothiere bis dicht vor Trannes vorgeſandt, woraus die Abſicht eines Angriffs zu vermuten war, weshalb auch der Kronprinz von Württemberg nach Eclance rechts von Trannes vorrücken mußte, allein da gleichwohl am 1. Februar bis Mittag nichts erfolgte, ſo gab Blücher ſeinerſeits den Befehl zum Angriff. Sacken in der Mitte ſollte in gerader Richtung auf la Rothiere, der Kronprinz von Württemberg durch den Wald vorwärts von Eclance auf die Meierei la Giberie gegen den linken Flügel des Feindes, Giulay von Trannes auf Dienville längs der Aube gegen den rechten Flügel desſelben vorrücken. Es war ein trüber Wintertag, der tiefe Lehmboden, durch bloßen Nachtfroſt nicht gefeſtet, machte es unmöglich, das Geſchütz fortzubringen, wenn nicht die Beſpannung vermehrt wurde. Sacken ließ daher, mit Blüchers Zuſtimmung, die Hälfte ſeines Geſchützes ſtehen, um die andere Hälfte doppelt zu beſpannen und führte, ſtatt 120 Kanonen, nur 60 zum Angriff. Auch der Kronprinz von Württemberg konnte nur eine Batterie auf dem Waldwege fortbringen. Giulay fand gleiche Schwierigkeit, ſobald er die große Straße verließ. Unter ſolchen Umſtänden kam erſt gegen 3 Uhr nachmittags das Geſchütz gegen die feindliche Stellung ins Feuer. Napoleon ſtand noch zweifelhaft bei Brienne und wußte nichts von der Ankunft des Hauptheers der Verbündeten, als ein öſterreichiſcher Trompeter, der von dem Heerteile Wredes als Überläufer ankam, ihm von derſelben die erſte Nachricht brachte, der er nicht einmal Glauben gab. Gegen 1 Uhr aber wurde Blüchers Anrücken gemeldet und nun beſchloß Napoleon, die Schlacht zu vermeiden und über die inzwiſchen fertig gewordene Brücke bei Lesmont hinter die Aube zurückzugehen. Allein beſorgt, in dem trüben Schneewetter ſeinen beſchleunigten Abzug vor dem überlegenen Feinde mancher Gefahr auszuſetzen und hingeriſſen von dem kampfbegierigen Jubelgeſchrei, mit welchem ſeine junge Garde ihn begrüßte, ließ er dennoch gleich hier das Los der Waffen gelten. Sein Befehl ſetzte alles in eifrige Bewegung, das Geſchütz der Garde rückte vor und gegen 4 Uhr ſtand bei la Rothiere der ſtärkſte Kampf. Waſſiltſchikoff mit der leichten Reiterei Sackens drang auf das feindliche Geſchütz ein, mußte aber der feindlichen Reiterei weichen, die ihrerſeits im dichten Schneegeſtöber in das Feuer des ruſſiſchen Fußvolks von Schtſcherbatoff geriet und von Sackens Dragonern, dann neuerdings von Waſſiltſchikoff angegriffen, mit großem Verluſte zurückgeworfen wurde, wobei letzterer 32 Kanonen eroberte, welche Napoleon ſeinem linken Flügel eben zur Unterſtützung ſandte. Dieſer Erfolg wäre entſcheidend geweſen, hätte Blücher mit eignem Auge den Bewegungen des Gefechts folgen können oder gleich davon Meldung empfangen, allein dieſe verfehlte ihn und jenes hinderte der Schnee, der in großen Flocken fiel und ſelbſt das Geſchützfeuer eine Weile ſchweigen machte, weil keine Richtung zu erkennen war. So gewann die franzöſiſche Reiterei wieder Zeit und der General Colbert führte ſie aufs neue vor. Sacken indes griff mit ſeinem Fußvolke das Dorf la Rothiere an, der General Duhesme verteidigte dasſelbe mit verzweifelter Tapferkeit; Napoleons Gegenwart, Neys und anderer Generale, befeuerte die Truppen zur größten Anſtrengung. Mehrmals wogte der Kampf in dem Dorfe hin nnd her, man focht im wütendſten Handgemenge. Der Marſchall Oudinot mit friſchen Truppen ſtürmte hinein und wurde zurückgeworfen, aber auch Sacken konnte nicht feſten Fuß darin behalten. Blücher ſelbſt führte endlich den Rückhalt des Heerteils von Sacken heran und erſt um 11 Uhr in der Nacht war der Beſitz von la Rothiere völlig errungen. Unterdes hatte rechts der Kronprinz von Württemberg, nach hartnäckigem Kampfe mit dem Marſchall Victor, das Vorwerk la Giberie und 11 Kanonen genommen, noch weiter rechts hatte Wrede, von Doulevent anrückend, den Marſchall Marmont aus Morvilliers vertrieben, darauf das Dorf Chaumenil und daſelbſt 25 Kanonen erobert; zwar entriß Napoleon, der ſelbſt mit einem Teile ſeiner jungen Garde und allem Geſchütz herbeieilte, den Siegern einen Augenblick jene beiden Orte wieder, allein er konnte ſie gleichwohl nicht behaupten; er verließ hierauf das Schlachtfeld und erteilte ſeine weiteren Befehle von dem Schloſſe zu Brienne. Links gegen Dienville hatte Giulay den Angriff gegen den General Gerard eröffnet, allein die Stellung zu ſtark gefunden, um ſie von vorn zu nehmen, er war daher mit einem Teile ſeiner Truppen über die Aube gegangen, um bei Dienville wieder überzugehen und die rechte Flanke des Feindes anzugreifen; allein auch hier war der Widerſtand zu ſtark, Giulay eroberte 8 Kanonen und blieb mit dem Feinde bis in die Nacht im Kampfe, konnte aber Dienville nicht nehmen. Von preußiſchen Truppen waren nur 5 Schwadronen Reiter bei dieſer Schlacht; unter Anführung des Prinzen Biron von Kurland hatten ſie zwiſchen la Rothiere und la Giberie den Feind geworfen und 6 Kanonen erobert. In der Mitte und auf ſeinem linken Flügel völlig geſchlagen, hatte Napoleon keine Wahl mehr, als ſchleunig den Rückzug anzuordnen, welchen Dunkelheit und Wetter noch begünſtigten. Nach Mitternacht verließen die Franzoſen Dienville, wo Giulay ihnen ſogleich nachrückte, und zogen durch Brienne nach Lesmont, wo Napoleon mit allen Truppen auf das linke Ufer der Aube ging, die Brücke zerſtörte und ſich nach Arcis-ſur-Aube wandte. Nur Marmont blieb auf dem rechten Ufer der Aube und zog ſich hinter das Flüßchen Voire auf die Höhen von Rosnay, von wo er nach hartnäckigem Kampfe mit Wrede, der ihn abſchneiden wollte, rückwärts an die Aube nach Ramern zurückging, um ſich über Arcis-ſur-Aube wieder mit Napoleon zu vereinigen.

Die Schlacht von Brienne, oder von la Rothiere, wie Blücher ſie nannte, war die erſte, welche auf franzöſiſchem Boden gefochten wurde, die erſte, in welcher Blücher und Napoleon perſönlich gegeneinander anführten. Unter den Augen der verbündeten Herrſcher, die bei Trannes dem Kampfe folgten, in Gegenwart Schwarzenbergs und ſeiner Umgebungen, hatte Blücher den Gegner in die Flucht geſchlagen. Als Graf Noſtitz den verbündeten Herrſchern die erſte Meldung Blüchers, la Rothiere ſei gewonnen und der Sieg entſchieden, überbrachte, umarmte ihn der Kaiſer Alexander mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarſchall, er habe allen ſeinen früheren Siegen die Krone aufgeſetzt." Der Sieg der Verbündeten würde vollſtändiger geweſen ſein, wenn mehr Truppen zur Schlacht gekommen, wenn nach derſelben kraftvollere Bewegungen geſchehen wären. Allein auch ſo hatte Napoleon den härteſten Schlag erlitten. An Toten und Verwundeten hatte er über 5000 Mann, 3000 an Gefangenen und, was für ihn faſt unerſetzlich war, 82 Stücke Geſchütz verloren. Der Verluſt der Verbündeten betrug ebenfalls über 5000 Mann, hauptſächlich von dem Heerteile Sackens, deſſen Kampf der heftigſte und dauerndſte geweſen. Das Wichtigſte jedoch war der Eindruck, welchen dieſe Schlacht auf die Gemüter machte. Napoleon hatte nun auch in Frankreich ſelbſt eine Niederlage erlitten, unter den Augen des Volkes, das ihm, ſo lange er nur in der Fremde unterlegen, noch keineswegs allen Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit entzogen, ſondern ihm bald das Wachſen der Donau, wie bei Aspern, bald die Strenge des Winters, wie in Rußland, bald den Verrat der Bundesgenoſſen, wie in Leipzig, nach ſeinem Begehren zur Entſchuldigung hatte gelten laſſen. Hier war nichts von allem dieſem weder in Wahrheit vorhanden, noch zur Täuſchung vorzuſpiegeln. Die Franzoſen faßten von nun an immer mehr die Vorſtellung eines großen Wechſels, der in ihren Staatsverhältniſſen eintreten könnte, die Krieger ſelbſt überließen ſich dem ſorgenvollen Zweifel, ob ihr Kaiſer noch jemals wieder ſeine Sachen würde herſtellen können. Deſto kühner erhob ſich der Mut der Verbündeten; der Boden, welchen üble Vorherſagungen als verderbentragend bezeichnet hatten, gewährte wie jeder andere den Preis der Tapferkeit; Ruſſen, Preußen, Öſterreicher, Baiern und Württemberger hatten hier unter Anführung eines preußiſchen Feldmarſchalls ſiegend ein neues Band der Vereinigung gefunden; auch äußerlich wurde dasſelbe angezeigt durch die weiße Binde, welche von dieſer Zeit die gemiſchten Streiter zur Erkennung am linken Arme trugen. Blücher erntete das Lob der Herrſcher, den Ruhm der Soldaten; er hatte dem langſamen Kriegszuge einen raſcheren Antrieb erteilt, ſeiner Feldherrnweiſe neues Vertrauen verdient und durfte größere Erfolge hoffen. Gerade deshalb aber war den Anhängern der entgegengeſetzten Sinnesart ſein Gelingen faſt ärgerlich, wie ſein ganzes Treiben höchſt unbequem.

Nach Blüchers Meinung ſollte die ganze Macht der Verbündeten jetzt geradezu nach Paris vordringen, wodurch der Krieg mit wenigen Märſchen beendet ſein würde. Nicht entgegen dieſem Zwecke, aber mit dem Vorbehalt, ihn durch mannigfach abweichende Mittelglieder zu verfolgen, beſchloſſen die Verbündeten am 2. Februar mittags auf dem Schloſſe zu Brienne folgende Maßregeln. Weil die Maſſe der Krieger zu groß war, um für alle zugleich auf einer Straße und in derſelben Gegend hinreichende Verpflegung zu finden, ſo wurden die Heere zum Vorrücken nach verſchiedenen Richtungen geteilt. Blücher empfing die Beſtimmung, ſich nordwärts nach der Marne zu wenden, York wieder an ſich zu ziehen und über Chalons vorzugehen; Wittgenſtein ſollte auf dem rechten Ufer der Aube ungeſäumt vorrücken und die Verbindung zwiſchen Blücher und dem Hauptheer unterhalten; Wrede, der Kronprinz von Württemberg und Giulay, dem Zuge Napoleons über Lesmont nach dem linken Ufer der Aube folgen; Schwarzenberg ſelbſt, mit Colloredo, den Grenadieren und Garden, wollte links auf Troyes rücken. Durch ihre große Überlegenheit an Reiterei ſchienen die Verbündeten gegen jeden Nachteil dieſer Trennung ſichergeſtellt. Blücher ſchritt ſeinerſeits mit gewohntem Eifer zum Werk. Er zog am 3. Februar bis Saint-Ouen, am 4. linkshin gegen Sommeſous, wo Olſufieff ſtehen blieb, nach Fere-Champenoiſe, um ſich auf die Kreuzpunkte der Straßen von Chalons nach Paris und von Rheims nach Troyes zu ſetzen; ſeine Streifſcharen gingen rückwärts nach Vitry und Chalons, vorwärts über Sezanne die Marne hinab gegen la Fertè-Gaucher und links gegen Villenoxe an die Seine, wo ſich die Truppen des Hauptheeres zeigen mußten. Auf die Nachricht, daß Napoleon ſich ſüdwärts gegen Troyes gewendet, glaubte Blücher denſelben mit ſeinen bei la Rothiere geſchlagenen Truppen dem Hauptheere, das in vollem Vorrücken und ſchon bei Arcis diesſeits der Aube ſein mußte, ruhig überlaſſen zu dürfen und wandte ſich gegen Macdonald und Sebaſtiani, welche aus den Niederlanden zurückgekommen, jetzt bei Chalons und Vitry gegen York ſtanden. Allein ſie waren ſchon im Weichen; York hatte am 2. Februar Vitry beſetzt, am 3. bei la Chauſſée zwiſchen Vitry und Chalons die ihm entgegengerückte feindliche Reiterei unter Sebaſtiani und Excelmans in die Flucht geſchlagen, am 4. Chalons angegriffen und am 5. beſetzt, nachdem Macdonald wegen Räumung der Stadt eine Abkunft mit ihm geſchloſſen. Aber ſchon am 4. und 5. hatte Blücher einzelne Truppenzüge des Feindes angetroffen, Sacken bei Soudron die von Vitry abgezogene Truppenſchar, welche Excelmans mit ſeiner Reiterei deckte, überfallen und ihr 2 Kanonen und 30 Pulverwagen genommen. Darauf am 6. entdeckte Blücher auf der großen Straße, welche von Chalons über Epernay nach Paris führt, die Nachhut Macdonalds, welche in guter Faſſung langſam ihres Weges zog. Er traf ſogleich Anſtalt, dem Feinde, deſſen Straße bei Chateau-Thierry auf das rechte Ufer der Marne und bei la Ferté-ſous-Jouarre wieder auf das linke zurückführte, an letzterem Orte durch Sacken auf der kleinen Straße von Chalons nach Paris über Montmirail zuvorzukommen, während York ihn im Rücken drängte. Indes hatte York, da die Franzoſen bei Chalons die Brücke geſprengt und das linke Ufer der Marne noch eine Zeitlang tapfer verteidigt, nicht ſogleich folgen können, ſondern erſt nachdem er die Brücke hergeſtellt und die zurückgelaſſenen Truppen herangezogen, auch ſeinen Schießbedarf aus dem eroberten ergänzt hatte, rückte er am 8. von Chalons aus; desgleichen hatte Sacken einiger Zeit bedurft, ſeinen neuen Zug anzuordnen. Demnach am 9. Februar befand ſich York mit 18 000 Mann auf der großen Straße bei Chateau-Thierry, dem Zuge Macdonalds im Rücken folgend, und Sacken mit 20 000 Mann, worunter die meiſte Reiterei, bei Montmirail auf der kleinen Straße, bemüht, ihm ſeitwärts vorbeizukommen. Am nämlichen Tage traf der Heerteil von Kleiſt, beſtehend aus 8000 Preußen und eine Truppenſchar von 7000 Ruſſen unter dem General Kapzewitſch von Langerons Heerteil, jener vor Erfurt, dieſer vor Mainz abgelöſt, in der Gegend zwiſchen Vertus und Chalons und Vitry an, wodurch das ſchleſiſche Heer wieder auf 57 000 Mann ſtieg. Blücher beſchloß, mit den 4000 Mann von Olſufieff, die in Champaubert ſtanden, dieſe willkommene Verſtärkung abzuwarten und mit ihr einen Rückhalt für York und Sacken zu bilden, die jedoch ſchon an ſich ihrem Gegner hinlänglich gewachſen ſchienen. Zugleich ließ er Vitry durch Schanzarbeit und Verpfählung gegen einen erſten Anlauf ſichern und den Wall mit eroberten Kanonen von la Rothiere beſetzen. Blücher wollte zur Sicherung ſeines Rückens nichts verſäumen, doch fiel ihm nicht ein, daß ihm in ſeiner linken Flanke Verderben drohen könnte, dort war Wittgenſtein mit 16 000 Mann diesſeits der Aube vorgerückt, weiterhin drei Heerteile, zuſammen 60 000 Mann, mit einem Rückhalt von faſt gleicher Stärke, gegen den Feind in Bewegung. Wir müſſen uns zu dem Hauptheere wenden, um zu ſehen, wiefern ſich dort dieſe Vorausſetzung begründete.

Nach den am 2. Februar auf dem Schloſſe zu Brienne feſtgeſetzten Beſtimmungen ſollte Schwarzenberg mit dem Hauptheere in zwiefacher Richtung dem geſchlagenen Heere Napoleons nachfolgen; allein durch unnötige Rückmärſche einzelner Heerteile, durch die Entfernung des nach Bar-ſur-Aube zurückverlegten Hauptquartiers und durch verzögerte Befehle, gingen gleich zwei Tage verloren und während dieſer auch die Kunde, wohin Napoleon ſich gewendet. Hierauf machte das Hauptheer, anſtatt vorzurücken, eine Seitenbewegung links, um auf Napoleons rechten Flügel vorzugehen, wodurch auf dem weiteſten Wege mit allen Nachteilen geſucht wurde, was auf dem kürzeſten mit allen Vorteilen ſchon bereitet war, eine Bewegung, durch welche ſich die Heerteile, auf deren Vorrücken Blücher rechnen mußte, von ihm ganz entfernten, ja ſelbſt die Truppen unter Wittgenſtein und deren Vortrab unter Pahlen, welche zwiſchen der Aube und Marne die Verbindung Blüchers mit Schwarzenberg unterhalten ſollten, wurden auf das linke Ufer der Aube zurückgezogen, und das rechte Ufer und ſomit Blüchers linke Flanke, völlig preisgegeben. Mit dieſen Bewegungen und dazwiſchen wiederholten Ruhetagen war das Hauptheer bei doppelter Übermacht gegen den geſchlagenen Feind in 9 Tagen nur etwa 6 Meilen vorgerückt, hatte dieſem erlaubt, ſeine erſchöpften Kräfte herzuſtellen und die getrennten zu vereinigen. Es wird behauptet, der Grund dieſer in einem ſonderbaren Lichte erſcheinenden Maßregeln ſei nicht in mangelhaften Einſichten der Feldherren, ſondern in der mächtigen Einwirkung der politiſchen Verhältniſſe zu ſuchen, deren Verwickelung in dem während dieſer Zeit eifrig gepflogenen Kongreſſe zu Chatillon ſich hemmend auf die Kriegsthätigkeit geworfen. „Zu den unglücklichen Umſtänden", ſagt bei dieſer Gelegenheit ein Schriftſteller, deſſen Leitung wir öfter folgen, als wir ſeine Worte anführen, „gehört, daß Blücher von allen dieſen Verhältniſſen nicht unterrichtet wurde, oder daß er ſie nicht begreifen konnte. Er, der gehorſame, ſeinen Ehrgeiz dem Wohl des Ganzen ſtets unterordnende, der alle Urſache hatte, ſein Pferd im Zügel zu halten, bis 60 000 Mann bei Chalons vereinigt waren, wo einige Tage Ruhe ſeinem Heere recht willkommen geweſen wären, er, der in ſeinem Eifer immer glaubte für ſeine Nachbaren zu wenig zu thun, wenn er nicht das Unmögliche möglich machte — er wurde das Opfer der begangenen Fehler. Das große Heer erlitt keine andere, als eine moraliſche Strafe: das Vertrauen und die innere Zufriedenheit gingen verloren." Blücher empfing erſt am 9. Februar Nachricht von der veränderten Bewegung des Hauptheeres und zugleich, daß Wittgenſtein zwar an der Aube vor der Mitte des Feindes ſtehen geblieben, aber für ſeine Aufgabe zu ſchwach ſei, und daher durch den Heerteil von Kleiſt verſtärkt werden möge, ſtatt deſſen der Kaiſer von Rußland den Heerteil von Winzingerode, der aus den Niederlanden zu Laon eingetroffen ſein mußte, unter Blüchers Befehl ſtelle. Auch meinte Schwarzenberg, da Napoleon nach Nogent-ſur-Seine zurückgehend alle ſeine Kräfte vereinigen wolle, würde es zweckmäßig ſein, wenn auch das ſchleſiſche Heer ſich näher gegen Nogent zöge. Augenblicklich entſandte Blücher Kleiſt und dazu Kapzewitſch in der Richtung von Fere-Champenoiſe, um von da folgenden Tages über Sezanne weiter gegen Nogent vorzugehen. Blüchers Heer war auf der Straße nach Paris zwar vielfach verteilt, die Truppen überdies, um bei geordneter Verpflegung ihnen weniger Anlaß zu Gewaltſamkeiten gegen die Einwohner zu geben, in Dörfer und Ortſchaften verlegt, gleichwohl aber, bei den vielen leichten Truppen und Koſaken, gegen einen Überfall, ſo ſchien es, genug geſichert. Nur von Sezanne her konnte eine ſolche Beſorgnis ſtattfinden, doch noch ehe Blücher erfahren, daß die Truppen des Hauptheeres aus ſeiner Flanke weggezogen, hatte er ſchon Sacken beauftragt, Sezanne zu beſetzen. Jetzt wollte er ſelbſt nach dieſer Richtung aufbrechen. Aber ſchon am nämlichen Tage war Sezanne bereits in Feindeshand und eine neue Reihe von Begebenheiten eröffnet, zu deren Betrachtung wir einen Augenblick den Schritten Napoleons folgen.

Nach der Niederlage von la Rothiere zog dieſer bei Lesmont auf das linke Ufer der Aube, nach Pincy und Troyes, wohin auch Mortier mit der alten Garde von Vendoeuvres gekommen war und Marmont von Rosnay über Arcis-ſur-Aube folgte. Mit dieſen geſammelten Kräften bot er ſogleich wieder die Stirne. Seine verzweifelte Lage verleugnete er durch aufgerafften Mut und raſtloſes Gegenſtreben. Mortier hielt vorwärts von Troyes die Brücken der Barce beſetzt und warf am 4. und 5. Februar die andringenden Vortruppen Schwarzenbergs zurück, ja dieſer ſchien einen Angriff ſchon wieder mehr zu befürchten, als zu ſuchen. Schnell aber zogen Blüchers Fortſchritte Napoleons Aufmerkſamkeit nach der Marne, die dringende Gefahr für Paris geſtattete keine Wahl, er ließ das Hauptheer der Verbündeten vor Troyes ſtehen, eilte ſchon am 6. mit dem Kern ſeiner Truppen nach Nogent-ſur-Seine, zog eine aus Spanien zurückgekehrte Diviſion alter Truppen unter dem General Leval an ſich und war am 9. über Villenoxe in Sezanne eingetroffen. Die Koſaken unter dem General Karpoff hatten hier weichen müſſen und ſich auf Montmirail zurückgezogen. Die Straße von Troyes nach Paris, auf der Napoleon vorgerückt war, hat keinen Verbindungsweg mit der Straße von Chalons nach Paris, auf der ſich Blücher befand, als über Sezanne, allein auch dieſer Weg war für ein ernſthaftes Kriegsunternehmen unbrauchbar zu achten, da er neben dem großen Moraſte von Saint-Gond durch eine vierſtündige Strecke ſumpfiger Niederungen und Gebüſche führt, in welchen Geſchütz und Pferde verſinken mußten; das tiefeingeſchnittene Bette des Baches Petit-Morain deckt übrigens die linke Seite der ganzen Straße von Champaubert nach la Ferté-ſous-Jouarre. So geſichert ſetzten die Truppen des ſchleſiſchen Heeres ihre Bewegungen die Marne hinab fort und Sacken hielt das Vordringen des Feindes nach Sezanne für einen bloßen Streifzug, durch welchen er in ſeinem Vorrücken nach la Ferté-ſous-Jouarre ſich nicht irre machen ließ. Napoleon aber war durch keine Schwierigkeiten abzuſchrecken, die Gewißheit, das ſchleſiſche Heer in getrennten Teilen zu überraſchen, gab ihm die, es zu ſchlagen und ſein Eifer beſiegte jedes Hindernis. Schon wollte Marmont umkehren, wegen der Unmöglichkeit, das Geſchütz durch die Holzwege zu ſchaffen, allein Napoleon kam herbei, trieb ihn wieder vor und mit unſäglicher Anſtrengung der von allen Seiten angebotenen Menſchen und

Pferde wurde der Durchzug vollbracht. Napoleon befahl ſogleich den Angriff; am 10. Februar vormittags ließ er durch Marmont das Dorf Baye wegnehmen und nachmittags überfiel er bei Champaubert die Truppenſchar von Olſufieff, der zwar hartnäckigen Widerſtand leiſtete und erſt in der Richtung von Chalons, dann in der von Epernay durchzubrechen ſuchte, aber überall von Feinden umſtellt, zuletzt der Übermacht unterliegen mußte. Er ſelbſt, zwei andere Generale, viele Offiziere und 1500 Mann wurden gefangen, 9 Kanonen genommen, die Flüchtlinge nach entgegengeſetzten Richtungen verſprengt, ein Teil gegen Chalons, ein Teil gegen Montmirail, jene von Marmont mit Fußvolk und Geſchütz, dieſe vom General Nanſouty mit der Reiterei verfolgt. Napoleon hatte durch dieſen Streich das ſchleſiſche Heer auf der Straße nach Paris in zwei Teile getrennt. Sacken und York waren voraus, in der Richtung nach Meaux, Blücher mit den übrigen Truppen zurück bei Vertus; gegen dieſen ließ er einſtweilen Marmont mit einigen Truppen bei Etoges ſtehen, er ſelbſt eilte mit der Hauptſtärke am 11. über Montmirail auf der Straße nach Paris dem Zuge von Sacken nach. Dieſer hatte am 10. bei la Ferté-ſous-Jouarre eine Truppenabteilung Macdonalds in die Flucht geſchlagen und 3 Kanonen erobert, ſein Vortrab war bis Trilport nicht weit von Meaux vorgedrungen; auf die Meldung, daß der Feind mit Macht über Montmirail heranziehe, kehrte er um und ging ihm entgegen, wünſchend, daß York, der bei der Nachricht von Olſufieffs Unfall ſein Vorrücken an der Marne bei Chateau-Thierry gehemmt hatte, ebenfalls gegen Montmirail umkehren und mit ihm vereinigt angreifen möchte. Allein York war angewieſen, im Fall eines feindlichen Anrückens dem Gefecht auszuweichen und auf das rechte Ufer der Marne zu gehen, zu welchem Behuf er bei Chateau-Thierry zwei Brücken hatte ſchlagen laſſen; er forderte Sacken auf, dieſer Bewegung zu folgen und ſammelte ſeine Truppen bei Viffort, zwiſchen Chateau-Thierry und Montmirail, um ihn aufzunehmen; auch hielt Yorck für unmöglich, auf den ſchlechten Wegen von Viffort nach Montmirail ſein zwölfpfündiges Geſchütz fortzubringen. Doch Sacken war überzeugt, er werde den Feind bei Montmirail zu Grunde richten und ſchon im vollen Anzuge dorthin. Er traf den franzöſiſchen Vortrab unter Nanſouty dicht vor Montmirail, griff ihn lebhaft an und warf ihn zurück. Seinen linken Flügel auf der Straße von Vieux-Maiſons laſſend, dehnte er ſeinen rechten, um den Feind deſto ſicherer zu umfaſſen, bis zum Petit-Morain aus und griff von da aus das Dorf Marchais an, welches er in hartnäckigem Kampfe gegen Ney mehrmals eroberte und wieder verlor; endlich aber, als ſchon der Tag ſich neigte, dennoch zu behaupten ſchien. Napoleon ſah dem Kampfe zu, ungeduldig die Ankunft Mortiers erwartend, der mit der alten Garde den geraden Weg von Sezanne heranzog. Sie kamen an und nun ging Napoleon plötzlich mit dem ganzen Gewicht ſeiner Garden zum Angriff über. Sacken hatte faſt alle ſeine Truppen auf den rechten Flügel nach Marchais gezogen und den linken entblößt; auf dieſen, der Sackens Rückzugslinie hielt, warf Mortier ſich mit 6 Bataillons Garden, während Ney mit 4 Bataillons alter Grenadiere den Meierhof des Grenaux, wo Sackens Mitte ſtand und der Marſchall Lefebvre und der General Bertrand das Dorf Marchais gleichfalls mit Garden angriffen. Mit hartnäckiger Tapferkeit fochten die Ruſſen eine zeitlang gegen die Übermacht; als aber auf ihren linken Flügel auch die Reiterei und das Geſchütz der Garde hervorbrach, erkannt Sacken die Gefahr, in den Petit-Morain gedrängt zu werden, gab Marchais freiwillig auf und ſuchte eiligſt den Rückzug nach Chateau-Thierry zu gewinnen; ſchon war es vielleicht für ihn allein zu ſpät, als in dieſem entſcheidenden Augenblicke glücklicherweiſe Hilfe kam. York hatte von Viffort, als er den Kanonendonner vernahm, den General von Pirch mit einigen Truppen, die aber in den grundloſen Holzwegen nur eine Batterie mit größter Mühe fortbrachten, über Fontenelles gegen Montmirail vorgeſandt, dieſe griffen jetzt unerwartet Napoleons rechte Flanke heftig an und indem ſie einen Teil ſeiner Truppen auf ſich zogen, gewann Sacken Zeit, der Vernichtung zu entgehen. Der Rückzug wurde die ganze Nacht mit äußerſter Anſtrengung durch moraſtige Waldgegend fortgeſetzt, 10 Kanonen blieben ſtecken, ganze Scharen nahmen querfeldein falſche Richtungen, 5000 Mann betrug der Verluſt. Folgenden Tages, am 12. Februar, zog Napoleon den Flüchtigen nach. York nahm die geſchlagenen Truppen von Sacken auf und machte fechtend den Rückzug nach Chateau-Thierry, allein gleichfalls mit einem Verluſte von 2000 Mann und 3 Kanonen, die feindliche Reiterei drang heftig nach, und erſt abends um 6 Uhr endete das Gefecht bei Chateau-Thierry, nachdem Sacken und York ſich über die Marne gezogen und ihre Brücken, welche der Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 Mann bis zuletzt verteidigte, zerſtört hatten. Napoleon überließ dem Marſchall Mortier die Verfolgung jenſeits der Marne und wandte ſich mit den übrigen Truppen ſogleich wieder zurück, um auf denjenigen Teil des ſchleſiſchen Heeres zu fallen, den inzwiſchen Marmont jenſeits Etoges feſtgehalten hatte, und bei welchem Blücher ſelbſt war.

Schon am 9. Februar abends war Blüchers Hauptquartier in Etoges durch die Nachricht aufgeſtört worden, daß feindliche Reiterei nach Baye vorgedrungen ſei; dieſe konnte nur den Weg über Sezanne genommen haben; indes hatte Blücher ſo wenig als Olſufieff, deſſen Truppen in Baye, Champaubert und Etoges lagen, eine Meldung empfangen, daß der General Karpoff mit ſeinen Koſaken vertrieben worden. Jedoch die bloße Möglichkeit einer Annäherung Napoleons von dieſer Seite her gab Blüchern Anlaß, an Sacken und York durch Offiziere die Weiſung zu ſenden, am 10. in Montmirail und Chateau-Thierry ſtillzuſtehen, die von Sezanne her geſchehene Feindesbewegung zu beobachten und einem überlegenen Angriffe Napoleons von dorther nach Chateau-Thierry und über die Marne auszuweichen; nur im Falle Sacken durchaus ſicher wäre, wurde mündlich hinzugefügt, daß von Sezanne her nichts zu fürchten ſei, möchte er ohne Aufenthalt ſeinen Zug fortſetzen. Aus den Nachrichten von dem großen Heere erſah Blücher, daß durch die veränderte Richtung desſelben allerdings die linke Flanke des ſchleſiſchen Heeres entblößt und dem Feinde das Anrücken von jener Seite freigegeben ſei, der gemeldete Rückmarſch Napoleons auf Nogent-ſur-Seine war damit in Verbindung zu halten und Blücher ſelbſt wollte, wie ſchon erwähnt, am folgenden Tage, gemäß der Aufforderung Schwarzenbergs, mit einem Teile ſeiner Truppen in dieſer Richtung nach Sezanne vorrücken. Noch in der Nacht aber vom 9. auf den 10. Februar kam die Kunde, daß Napoleon ſelbſt mit ſeinen Garden von Nogent-ſur-Seine über Villenoxe nach Sezanne heranzöge. Blücher ſammelte ſeine in der Gegend umher verlegten und zum Teil noch weit zurückſtehenden Truppen, empfand aber gleich den Mangel an Reiterei, die größtenteils an der Spitze des Heeres weit voraus war. Am 10. mittags erhielt er von Sacken die Nachricht, von Sezanne befürchte er nichts Ernſtliches und ſetze daher ſeinen Marſch getroſt fort; zu gleicher Zeit kam aber die Meldung, daß zwiſchen Fere-Champenoiſe und der Aube weder Wittgenſtein mit ſeinen Truppen ſelbſt, noch Pahlen mit deſſen Vortrab ſich finde und die andere, daß Napoleon am 9. in Sezanne übernachtet habe. Für Sacken und York durfte Blücher bei den erteilten Anweiſungen unbeſorgt ſein, er ſelbſt rückte daher unverzüglich nach Fere-Champenoiſe, um in Napoleons rechter Seite zu ſtehen, allein ſchon auf dem Wege dahin erhielt er Kunde von Olſufieffs Unfall bei Champaubert, wodurch ſeine eigne rechte Flanke entblößt und die Verbindung mit Sacken und York bedroht war und kehrte deshalb ſogleich mit den Truppen von Kleiſt und Kapzewitſch in der Richtung auf Vertus nach Bergeres zurück, wo er in der Nacht ankam und die Trümmer der Truppen von Olſufieff, unter dem General Udom, noch etwa 1800 Mann und 15 Kanonen, an ſich zog. Alle Nachrichten beſtätigten nun, daß Napoleon mit ſeiner ganzen Macht anrücke. Blücher getröſtete ſich der guten Zuverſicht, daß das Hauptheer entweder über Plancy, wo Wittgenſtein früher eine Brücke über die Aube ſchlagen laſſen, dem Feinde nachfolgen, oder inzwiſchen geradezu nach Paris vorgehen werde; mochte nun Napoleon links auf Sacken fallen, oder ſich rechts gegen Blücher wenden, immer wurde ein geringer Nachteil des ſchleſiſchen Heers durch bedeutende Erfolge des Hauptheeres aufgewogen; Blücher aber beſchloß, wenn der Feind ſich auf ihn würfe, dem Gefecht auszuweichen und nach Epernay zurückzugehen, wo er ſich zugleich den Heerteilen von York und Sacken, die auf dem anderen Ufer der Marne ſich dahinziehen ſollten, wieder näherte. Da die Franzoſen am 11. bei Etoges ſtehen blieben und mittags Kanonendonner von jenſeits Montmirail vernommen wurde, ſo war gewiß, daß Napoleon ſich gegen Sacken gewandt habe, für den jedoch keine weſentliche Beſorgnis ſtattfinden konnte, da er mit York den Rückzug hinter die Marne ſicher hatte. Dennoch würde Blücher ſogleich zum Angriff geſchritten ſein, wäre er nicht faſt ganz ohne Reiterei geweſen. Mit gleicher Ungeduld nähere Kunde von den Vorgängen bei Montmirail und das Eintreffen ſeiner von Chalons ankommenden Reitereiverſtärkung herbeiwünſchend, harrte er in dem Lager von Bergeres peinlichſt bis zum 13. vormittags, da zwei preußiſche Küraſſierregimenter, zu Kleiſts Heerteil gehörig, endlich anlangten. Nun griff er unverzüglich mit ſeiner nunmehrigen Stärke von etwa 15000 Mann, worunter doch nur höchſtens 1100 Reiter, die Franzoſen bei Etoges an, warf ſie über Champaubert zurück und verfolgte ſie bis Fromentiere. Am 14. früh drang er weiter gegen Montmirail vor; Marmont fühlte ſich zum Widerſtande gegen ſolch heftigen Andrang zu ſchwach und ging fechtend zurück; das Dorf Vauchamps vor Montmirail mußte er nach hartnäckigem Gefecht der preußiſchen Vorhut unter dem General von Zieten überlaſſen. Aber in dieſem Augenblicke traf Napoleon mit der alten Garde durch einen angeſtrengten Nachtmarſch von Chateau-Thierry ein und ſogleich nahm alles eine andere Wendung. Marmont griff Vauchamps wieder mit Heftigkeit an, zahlreiche franzöſiſche Reiterei drang hervor und warf die preußiſche Vorhut, welche in Vauchamps zu weit vor dem Haupttrupp voraus war, auf dieſen mit anſehnlichem Verluſt und in großer Unordnung zurück. Blücher nahm eiligſt, und deshalb ohne viele Wahl, eine Stellung, um die Zurückweichenden aufzunehmen. Sogleich aber ſah er ſich ſelbſt auf ſeinem linken Flügel, der nicht geſtützt war, von überlegener Reiterei angegriffen, gegen welche die preußiſche nicht ſtand hielt, das Fußvolk aber, ſchnell in 6 Vierecke geſtellt, ſich tapfer verteidigte. Die Hauptſtärke der franzöſiſchen Reiterei, gegen 6000 Pferde unter Anführung des Generals Grouchy, ſuchte, ſo wurde gemeldet, ſeinen rechten Flügel zu umgehen.

Der Ungeſtüm des Vordringens und die große Anzahl der Truppen ſetzten Napoleons Anweſenheit außer Zweifel. Für Blücher war nichts übrig als zurückzugehen, allein dem Gefecht war ſchon nicht mehr auszuweichen, und bei der Übermacht des Feindes, beſonders an Reiterei, mußte daſſelbe ſehr nachteilig ausfallen.

Eine Nachricht, daß der General von Diebitſch mit der leichten Reiterei der ruſſiſchen Garde, von dem Hauptheer entſendet, von Sezanne gegen Montmirail vorrücke, gab für den Augenblick wenig Troſt, da der Petit-Morain von dieſer Hilfe trennte. Der fernere Rückzug geſchah in großer Ordnung, aber allzulangſam; Kapzewitſch auf dem linken Flügel machte ſeine geſchloſſenen Bewegungen ſchachbrettartig wie auf dem Übungsplatze; auf dem rechten Flügel wandte Kleiſt, der in der Seite die große franzöſiſche Reiterſchar und deren drohende Überflügelung vor Augen hatte, größere Eile an und ließ zugleich den linken Flügel zur beſchleunigteren Gewinnung des Waldes von Etoges auffordern. Dieſer Wald ſollte von dem General Udom, der mit dem Reſte von Olſufieffs Truppen in Etoges zurückgelaſſen worden, beſetzt ſein, Blücher ſah keine Gefahr, freute ſich vielmehr der trefflichen Haltung und feſten Ruhe der Ruſſen, wollte nichts übereilt wiſſen und ſandte an Kleiſt, der ihm zu ſchnell fortrückte, ſogar den Befehl, Halt zu machen. Kleiſt gehorchte zwar dem Befehl, allein ſtellte ſogleich dringend die Lage der Dinge vor. Der Verzug war indes geſchehen, die franzöſiſche Reiterei, welche bisher auf durchweichtem ſchwierigen Erdreich nur im Schritt und mit dem preußiſchen Fußvolke kaum in gleicher Höhe fortkommen konnte, eilte plötzlich, als die Ebene von Champaubert feſteren Boden gab, ſchneller heran, trieb die wenige Reiterei Blüchers, welche vom linken Flügel auf den rechten gezogen war, völlig aus dem Felde und warf ſich mit Ungeſtüm von allen Seiten auf das Fußvolk, welches in dichten Maſſen zuſammengedrängt ſich der heftigen Angriffe ſtandhaft erwehrte. Allein noch war der Wald von Etoges nicht erreicht, ein offener Raum von 1500 Schritt lag dazwiſchen und gab der feindlichen Reiterei freies Spiel. Hier galt es mutvolle Ausdauer und kräftige Beſonnenheit. Unter ſtetem Anſtürmen des Feindes, mit Geſchützfeuer ſich den Weg bahnend, durch das Schlagen aller Trommeln die Bataillone zuſammenhaltend, zogen die vielfach erſchütterten Maſſen mit einbrechender Dunkelheit dem Walde zu. Ein Augenzeuge berichtet dieſe Vorgänge in Kürze wie folgt: „Wir rückten jeden Tag von Vertus auf der Straße nach Paris vor und kehrten immer wieder in die Quartiere nach Vertus zurück. Den letzten Tag hörten wir zur Seite kanonieren, dann ſogar deutlich Gewehrfeuer, offenbar mußte York bei Montmirail im Gefecht ſtehen, und jedermann meinte, wir müßten ihm zu Hilfe eilen; aber wir kehrten auch diesmal zurück. Alles ſchrie darüber. Dafür kam ein Tagesbefehl gegen das dreiſte Kritiſieren. Gleich darauf wurden wir überfallen und geſchlagen.“ Blücher ſelbſt war unter den Letzten, dem Feinde Trotz bietend, die Seinen aufmunternd und doch in eigner Seele nicht unerſchüttert. Der ſteigende Nachteil des vom erſten Augenblicke höchſt bedenklichen Gefechts, welches mit der Gefangennehmung der ganzen Truppenſchar zu enden drohte, die Gewißheit, daß die Heerteile von York und Sacken ſchon geſchlagen waren und die Vorſtellung ſo vieles ferneren unabwendbaren Unheils wirkten ſo ſtark auf den Feldherrn ein, daß es Augenblicke gab, wo ſeine Umgebung nicht zweifeln konnte, daß er ſolch unglücklichen Tag nicht zu überleben wünſche. Dahin deutet auch folgende Erzählung, daß er ſich mehrmals dem Feuer eines eigenen Bataillons ausſetzte, gegen welches franzöſiſche Reiterei anſprengte. Neben ihm hielt Noſtitz, eine Ordonnanz wurde im wiederholten Gewehrfeuer niedergeſtreckt, und noch immer verharrte Blücher. Da ſagte Noſtitz, der bisher geſchwiegen: „Wenn Euer Excellenz ſich hier, wo noch nichts verloren iſt, totſchießen laſſen, ſo wird die Geſchichte auch nicht viel Rühmliches davon zu ſagen haben.“ Blücher ſah ihn ernſt an, doch der inhaltſchweren Mahnung folgend, wandte er ſein Pferd und ſagte: „Nun, ſo laſſen Sie uns weiter reiten.“ Einem Offizier, der ſeine Gewohnheit Späße und Witze zu machen auch jetzt unzeitig übte, rief er zu: „Ins drei Teufelsnamen, ſtille! Sie machen einen ja noch konfuſer, als man ohnehin ſchon iſt!“ Darauf kamen Gneiſenau und andere Offiziere, die ihn vermißt hatten. Blücher, von Beſchwerden gequält, ſtieg ab und rief: „Na, Gneiſenau, nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit; es wird nun ſchon wieder gehen und wir werden noch alles gut machen.“ — Zwei preußiſche Bataillons, welche ihre Flanken nicht genug bewachten, wurden von der franzöſiſchen Reiterei niedergemacht. Der Rückzug mußte eilig fortgeſetzt werden; Gneiſenau, voll Ungeduld, hieß nach der Uhr ſehen und als es hieß „Vier Uhr“, wurde er hochrot vor Zorn und Verlegenheit, daß es noch ſo früh ſei, denn vor der Dunkelheit, meinte er, werde der Feind nicht ablaſſen. Endlich war der Wald von Etoges erreicht, aber der Feind mußte auch hier noch bekämpft werden, der General Udom hatte ſchon früher von Kapzewitſch eine andere Richtung erhalten, dagegen war feindliches Fußvolk auf einem Seitenwege vorgedrungen und früher als die preußiſche Nachhut in Etoges eingetroffen, wo bis 10 Uhr abends das Gefecht mit großer Heftigkeit fortwährte. Doch endigte die Verfolgung hier. Blücher zog die ganze Nacht in einem fort bis in die Stellung von Bergeres, wo die Truppen zuerſt wieder aufatmen und ſich ordnen konnten. Mehrmals kam Blücher unterwegs von den Seinen ab. Der Lieutnant Blanc, vor und nach dem Kriege Prediger zu Halle, damals kriegsfreudiger Soldat, ritt im Dunkeln eine Zeitlang allein, dann ſtieß er auf einen Reiter und fragte: „Wo iſt der Feldmarſchall?“ — „Der bin ich!“ war die Antwort und „Ich hätte mir heute auch wohl gewünſcht, daß eine Kugel mich getroffen hätte“, fügte er hinzu. Von 15000 Mann waren an 6000 geblieben, verwundet oder gefangen, davon kamen 4000 auf den Heerteil von Kleiſt, der überdies auch 7 Geſchütze, die unfahrbar geworden, eingebüßt hatte. Zu ſchwach, um einen neuen Angriff zu beſtehen, der für den folgenden Tag zu befürchten war, ſetzte Blücher noch in der Nacht ſeinen weiteren Rückzug nach Chalons fort, wo er hinter der Marne die Wiedervereinigung mit ſeinen getrennten Heerteilen bewerkſtelligen und die Ankunft neuer Verſtärkungen erwarten konnte. Schon am 15. mittags war er unverfolgt mit allen Truppen dort angelangt.

Die Heerteile von Sacken und York waren nach ihrem Rückzug über die Marne bei Chateau-Thierry, wenig verfolgt vom Feinde, über Oulchy-le-Chatel, Fismes und Rheims im Halbkreiſe gleichfalls auf Chalons gezogen, wo ſie am 16. und 17. bei Blücher eintrafen. Hier erſt erfuhr dieſer den Hergang der unglücklichen Gefechte von Montmirail und Chateau-Thierry und überſah ſeinen ganzen Verluſt. Vier Tage hindurch hatte Napoleon, in vier beſonderen Gefechten, die getrennten Abteilungen des 56000 Mann ſtarken ſchleſiſchen Heeres mit etwa der Hälfte dieſer Truppenzahl geſchlagen; die Ruſſen und Preußen hatten im Ganzen 14000 Mann, worunter 6000 an Gefangenen, die im Triumph nach Paris gebracht wurden, und 27 Kanonen verloren; von Meaux waren ſie bis Chalons zurückgeworfen. Dieſer glänzende Erfolg richtete den Kriegsruhm Napoleons und die Zuverſicht der Seinen wieder auf, das ganze Unternehmen, ſo kühn erſonnen als kräftig ausgeführt, zeigte neuerdings, welche furchtbare Schläge dieſem gewaltigen Gegner in ſeiner Bedrängnis zu Gebote blieben. Aber hob Napoleon wiederum ſtolzer das Haupt, ſo beugte darum Blücher keineswegs das ſeine. Eine Niederlage war für ihn ein Ereignis wie jedes andere, ſie konnte ihn tief ſchmerzen, aber nicht aus der Faſſung bringen; die Bedeutung, welche für andere Feldherren ſich damit verknüpfte, hatte für ihn keinen Sinn, er wußte nichts von Feldherrenruhm, der auf dem Spiele ſtehen könnte; man hatte ſich tapfer geſchlagen und war übel weggekommen, was war da weiter? man mußte ſich nur nicht lange bei dem Unglück aufhalten, man mußte ſich wieder ſchlagen und beſſeren Erfolg hoffen, die Würfel fallen nicht alle Tage gleich. Seine mutige Stimmung gehörte ſchon den Truppen an und jeder hielt ſich noch für eben ſo gut, als die Tage vorher. Zwiſchen Sacken und York blieb von jenen Vorfällen einige Mißhelligkeit; jener behauptete, wenn York ſeiner Aufforderung gefolgt und mit ihm vereint angegriffen hätte, würde ein Sieg an die Stelle der Niederlage getreten ſein; dieſer meinte, für ihn habe Sackens Beiſpiel kein Grund ſein können, auch ſeinerſeits von der erhaltenen Vorſchrift abzuweichen, er habe ſchon genug gethan, indem er bei Viffort ſtehen geblieben und einen Teil ſeiner Truppen zur Rettung von jenem aufgeopfert. Blücher konnte Yorken nicht tadeln, allein er machte auch Sacken keinen Vorwurf und in den Berichten, die er in das große Hauptquartier ſandte, nahm er alle Verantwortung auf ſich ſelbſt. Hierin zeigte er wahre Heldengröße als Feldherr, der nach verlorener Schlacht die fremde Schuld, welche ihn rechtfertigen könnte, großmütig verſchweigt und dadurch als eigene gelten läßt. „Der General von Sacken“, heißt es bei dem Schriftſteller, der uns hier Gewährsmann iſt, „hatte viel zu wichtige Dienſte geleiſtet und zu viele Beweiſe eines unerſchütterlichen Mutes gegeben, um wegen einer falſchen Anſicht ungleichen Urteilen preisgegeben zu werden. General von Sacken konnte irren, aber ſein Irrtum war der eines Helden, der ſeinen Kräften zu viel vertraut. Solcher Männer hatten wir nicht viel und nur ſolche waren fähig Bonaparte zu ſchlagen.“ Viel aufgebrachter war Blücher auf die veränderten Maßregeln, welche, der genommenen Abrede zuwider, in den Bewegungen des Hauptheeres ſtattgefunden hatten und in welchen allein ſchon, ohne andere Urſachen zu Hilfe zu nehmen, die erlittenen Unfälle hinreichend begründet ſein konnten. Nichtsdeſtoweniger, als er den Feind nach Chalons nicht folgen ſah, war ſeine erſte Sorge ſogleich wieder für jenes Heer. Er konnte nicht zweifeln, daß Napoleon mit allen Kräften eiligſt wieder gegen Schwarzenberg ſich gewendet habe und ſandte an dieſen Botſchaft über Botſchaft, um ihn zu benachrichtigen, zugleich aber auch das unter den vorhandenen Umſtänden faſt abenteuerliche Verſprechen, ihn auf dem Kampfplatze nicht allein zu laſſen.

Bei dem großen Heere war von Napoleons Abweſenheit wenig Vorteil gezogen worden. Die einzelnen Heerteile waren zwar bei Nogent, Bray und Montereau über die Seine gedrungen, deren Übergänge die Marſchälle Victor und Oudinot mit den wenigen Truppen, welche Napoleon ihnen zurückgelaſſen, gegen die überlegene Macht nicht behaupten konnten und die Koſaken des Atamans Platoff verbreiteten Schrecken bis in die Gegend von Paris, allein zu einem Hauptſchlage waren die Kräfte noch zu ſehr geteilt und ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Oberbefehlshabers zu ſehr nach dem Süden abgelenkt, wohin ſogar der Heerteil Colloredos zur Verſtärkung der bei Lyon ſtehenden öſterreichiſchen Truppenmacht, welche den Streitkräften des Marſchalls Augereau nicht gewachſen ſchien, abgeſandt wurde. Das Bemühen des Kaiſers von Rußland, durch nachdrückliches Vordringen des großen Heeres in Napoleons Rücken, für Blücher, der ſchon am 11. Februar den erlittenen Anfall gemeldet hatte, eine entſcheidende Hilfe zu bewirken, mußte einige Tage fruchtlos bleiben. Erſt am 15. erhielt Wrede den Befehl, mit ſeinem ganzen Heerteile über Sezanne vorzurücken, wohin einſtweilen der General von Diebitſch mit einiger Reiterei vorausgeeilt war. Allein auf die Nachricht von dem bereits geſchehenen Unglück wurden alle Bewegungen wieder eingeſtellt. Erſt als Diebitſch meldete, das ſchleſiſche Heer ſei zwar geſchlagen, aber keineswegs vernichtet und werde ſchnell wieder im Feld erſcheinen, wurde zu neuem Vorrücken der Befehl erteilt. Wittgenſtein und Wrede erhielten am 16. die Richtung auf Nangis und Melun und Fontainebleau wurde von öſterreichiſcher Reiterei beſetzt. Doch ſchon war Napoleon wieder nach dieſer Seite im Anzuge. Die Fortſchritte des Hauptheeres, wie gering ſie an ſich waren, verurſachten ihm die äußerſte Beunruhigung, er mußte eilen, ſeine Hauptſtadt, die er kaum auf der einen Seite vor Blücher gerettet, ſchleunigſt auf der anderen gegen Schwarzenberg zu decken. Er überließ unmittelbar nach dem Gefechte von Vauchamps die Bewachung der Marne den Marſchällen Mortier und Marmont und eilte ſchon am 15. früh mit ſeiner Garde und den Truppen Marmonts nach der Seine zurück. Um auf gebahnte Straße zu kommen, ging er erſt bis Meaux hinab, lenkte dann raſch auf zwei Wegen über Fontenay und Roſoy ſüdwärts, zog bei Guignes die aus Spanien ankommende Reiterei des Generals Treillard an ſich und darauf mit den Marſchällen Victor und Oudinot vereint griff er am 17. früh bei Nangis den Vortrab Wittgenſteins unter Pahlen an, der 9 Kanonen und über 1000 Mann verlor und über Provins gegen Nogent zurückwich. Am 18. drängte er mit gleichem Ungeſtüm den Kronprinzen von Württemberg in heftigem Gefecht bei Montereau zurück, nach dem derſelbe den früheren Angriff des Marſchalls Victor tapfer abgewieſen hatte. Auf allen Seiten wichen vor Napoleons Erſcheinen die Abteilungen des großen Heeres beſorglich zurück; am 19. wurde der Rückzug allgemein und blieb bei dem heftigen Nachdrängen des Feindes nicht ohne Verluſt. Schwarzenberg beſchloß, das Heer hinter Troyes in die Stellung von Saint-Parre zu führen und daſelbſt gegen Napoleon Stand zu halten, wenn Blücher verſprechen könnte, zum 22. oder 23. Februar an der zu liefernden Schlacht wenigſtens mit 30 000 Mann Teil zu nehmen. Als Blücher dieſe Botſchaft durch Schwarzenbergs Adjutanten, den Major Grafen von der Schulenburg, empfing, freute ſich ſein Herz und er gab zur Antwort: „Ich werde am 21. Februar mit 53 000 Mann und 300 Kanonen bei Mery zur Schlacht bereit ſein." Die Verſtärkungen von allen Waffen, welche ſtufenweiſe vom Rheine nachrückten, Ruſſen unter den Generalen Rudzewitſch, von Korff, Langeron und Saint-Prieſt, Preußen unter den Generalen von Röder, von Klüx, von Lobenthal und von Jagow, deren Herbeikommen durch zweckmäßige Befehle beſchleunigt wurde und von welchen wenigſtens einige Abteilungen binnen wenigen Tagen eintreffen mußten, konnten ihn inſtandſetzen, bei der raſtloſen Thätigkeit ſeiner Umgebungen und dem noch immer herrlichen Geiſte ſeiner Truppen, ein ſolches Verſprechen wirklich zu erfüllen, wie ſehr dies auch, nach einem ſo bedeutenden Verluſte und kaum ſechs Tage nach ſo großer Zerrüttung, den ſchwächeren Faſſungskräften zu bezweifeln ſchien.

Unterdeſſen war das Bemühen derjenigen, welche mit dem franzöſiſchen Kaiſer ein friedliches Abkommen wünſchten, wobei manche Beteiligungen ſicherer und beſſer als bei ſeinem Sturze wahrzunehmen ſchienen, nicht ohne Folge geblieben. Die Siege, welche Napoleon ſoeben davon getragen, die Demütigung, welche ſeinen hartnäckigſten Gegner, den unaufhörlichen Kriegseiferer, ſo warnend getroffen hatte und ſelbſt die neuen Vorteile, mit welchen er ſchon wieder gegen das Hauptheer zu wirken begann, mußten der Friedenspartei ein bedeutendes Übergewicht geben. Schon am 17. Februar abends, nach dem Gefechte bei Nangis erſchien Schwarzenbergs Adjutant, der Oberſt Graf von Paar, bei den franzöſiſchen Vorpoſten mit Anträgen zu einem Waffenſtillſtande. Während der Einſtellung der Feindſeligkeiten würden die Friedensverhandlungen auf dem Kongreſſe zu Chatillon, hoffte man, einen geordneten Gang und eine leichte Wendung nehmen. Schon waren die verbündeten Mächte über die Grundlagen eines Friedensvertrags übereingekommen und nur Napoleon zögerte, in dem Umfange des alten Frankreichs ein ihm genügendes Herrſchertum anzuerkennen. Endlich hatte er dennoch, nach der verlorenen Schlacht von la Rothiere faſt ohne Ausſicht der Rettung, verzweiflungsvoll ſeinem Abgeordneten Caulaincourt unbeſchränkte Vollmacht geſandt, auf jede Bedingung, nur ſchleunigſt und augenblicklichſt, irgend einen Vertrag einzugehen, damit vor allen Dingen nur Paris gerettet würde. Caulaincourt jedoch übereilte nichts und ſandte, anſtatt zu ſie unterzeichnen, die letzten Bedingungen der Verbündeten ihm zur Prüfung und Genehmigung ein. Schon wankte Napoleons ſtarrer Sinn und ſchon war er im Begriff, der beſchämenden Einſchränkung auf das alte Frankreich ſich zu fügen, als die neuen Waffenerfolge plötzlich in ihm allen Trotz und Übermut wieder aufriefen. Er verweigerte Waffenſtillſtand und Frieden auf andere Bedingungen, als die ſeinem neuen Glücke gemäß wären; er ſetzte ſeine Hoffnung auf die Verhältniſſe der Verwandtſchaft, die ihn mit Öſterreich verbanden, und indem er dieſe Macht einzeln zu gewinnen dachte, glaubte er ſich der Anſprüche der andern künftig ſchon leichter zu erwehren. Der zweiten Botſchaft Schwarzenbergs, der neue Anträge durch den Oberſten Fürſten Wenzel von Liechtenſtein ſandte, antwortete er mit vollem Übermute. So zerrüttete Blüchers Niederlage, durch ein ſeltſames Verhängnis, mehr noch als ſeine Siege es gekonnt, die Hoffnungen und Anſchläge der Friedenspartei und der Schimmer von Glück, den Napoleon wiedergewann und den er mit leidenſchaftlicher Verblendung ſich ſelbſt und andern übertrieben vorſpiegelte, führte ihn nur um ſo ſicherer und unaufhaltſamer dem Verderben zu, aus welchem ein fortgeſetztes Unglück ihn wahrſcheinlich würde gerettet haben. Aber einſtweilen verfolgte er mit Kraft ſeine kriegeriſchen Vorteile.

Der empfangenen Aufforderung entſprechend, eilte Blücher ſchon am 19. Februar von Chalons nach Sommerſous, am 20. nach Arcis-ſur-Aube, an erſterem Orte die Generale von Korff und Rudzewitſch, an letzterem den General von Röder aufnehmend. So verſtärkt ſetzte er ſeinen Marſch am 21. bis nach Mery-ſur-Seine fort, wo Wittgenſtein mit ſeinem Heerteile ſtand und das ſchleſiſche Heer demnach dem Hauptheere ſich bereits wieder anſchloß. Wittgenſtein hatte ſchon Befehl, am folgenden Tage, nachdem Blücher eingetroffen, auf dem rechten Ufer der Seine nach Troyes abzuziehen. Sein Vortrab indes unter Pahlen war auf der Straße von Nogent bei Saint-Hilaire von den Franzoſen angegriffen und fechtend bis nach Chatres, unfern Mery, zurückgetrieben worden. Ehe von dem ſchleſiſchen Heere Schtſcherbatoff am 22. dieſe Truppen gehörig ablöſen konnte, war der Feind ſchon bis Mery vorgedrungen und hatte den auf dem linken Ufer der Seine gelegenen Teil des Städtchens genommen. Die von den Ruſſen angezündete Brücke brannte nicht völlig ab, doch Schtſcherbatoff verteidigte den Übergang mit ſeinen Truppen hartnäckig. Aber die Hitze einer in Mery durch vernachläſſigte Wachtfeuer entſtandenen Feuersbrunſt wurde ſo groß, daß Blücher den Ort zu räumen geſtattete. Nach einigen Stunden benutzten dieſen Umſtand die franzöſiſchen Plänkler und drangen zahlreich über die halbverbrannte Brücke und durch und neben Mery gegen die Stellung von York. Blücher befahl, ſie unverzüglich zurück zu treiben und York vollführte dies mit Nachdruck, indem er das brennende Städtchen wieder nahm und durch 2 Kompagnieen Jäger den Zugang der Brücke feſt behaupten ließ, bis während der Nacht dieſelbe völlig zerſtört wurde. Eine Diviſion franzöſiſcher Garden unter dem General Boyer hatte hier bei Mery alle ihre Anſtrengungen vergeblich geſehen. Das ganze Heer Schwarzenbergs, bemerkt Fain in ſeinem Geſchichtbuche, war im Zurückweichen, überall ſtieß Napoleon auf Truppen, welche wenig Widerſtand zu leiſten begehrten. Die Hartnäckigkeit der Gegenwehr bei Mery ſtimmte damit nicht überein, man fragte ſtaunend, wer dieſer trotzige Feind ſei? Napoleon erfährt, es ſeien Truppen von Blücher, er will es nicht glauben, dieſe Truppen, meint er, ſeien auf 30 Stunden weit ab von hier, doch die Sache beſtätigt ſich und nun iſt alles begreiflich, nur nicht, wie dieſe Truppen, die ſich von Chalons kaum von ihrer Niederlage erholt haben konnten, ſo ſchnell wieder und hier, plötzlich auf dem Kampfplatz erſcheinen? Jedoch ließ er ſeine ganze Macht nachdrücklichſt gegen Schwarzenberg gewandt, um erſt auf dieſer Seite die Oberhand völlig an ſich zu reißen. Blücher indes harrte am 23. bei Mery der Verfügung zur Schlacht, die ihm aus dem großen Hauptquartiere zukommen ſollten. Statt derſelben empfing er die Nachricht, mit dem Feinde werde unterhandelt, Schwarzenberg habe die Anträge zur Einſtellung der Feindſeligkeiten wiederholt und wolle ſich zurückziehen. Daß man Waffenſtillſtandsanträge gemacht, die noch dazu Napoleon verwerfen durfte, konnte Blücher gar nicht faſſen, noch weniger, daß man mit 124000 Mann, ſo ſtark waren die beiden Heere, vor dem Feinde, der nicht über 62000 Mann haben konnte, ohne Schlacht zurückweichen wollte. Er ſandte den Oberſten von Grolman nach Troyes und ließ Schwarzenberg beſchwören, nicht weiter zurück zu gehen, ſondern, ungeirrt durch den prahleriſchen Anſchein des Feindes, demſelben die Schlacht zu liefern, auf die hier alles ankomme; er ſelbſt mit dem ſchleſiſchen Heere allein wolle die Schlacht liefern, dafern ihm das Hauptheer nur zum Rückhalt bliebe. Weit anderen Anſichten und Eindrücken war man in dem großen Hauptquartiere ſchon gefolgt. Die glücklichen Gefechte Napoleons und die Nachteile der Öſterreicher bei Lyon, hatten die früheren Pläne durchaus zerrüttet und Schwarzenberg wollte die ganze Heeresmacht nach Chaumont und Langres zurückführen; ſchon war desfalls auch eine Verfügung an Blücher fortgeſchickt. Blüchers Abgeſandter fand durch ſeine Aufträge dieſen Beſchluß nicht mehr zu ändern, ſtellte jedoch vor, wie Blücher, bei der Art, die man an ihm kenne, kaum zu bewegen ſein werde, einen Rückzug mit zu machen, den er für durchaus unnötig, ja für unverantwortlich halte. Unterdes erfuhr der Oberſt von Grolman, daß die verbündeten

Herrſcher ſelbſt den Rückzug, der ihrem Sinne nicht entſprach, nur ungern geſchehen ließen, und daß von ihnen kein Befehl ausgegangen ſei, der Blüchern vorſchriebe, auch mit dem ſchleſiſchen Heere unter jeder Bedingung der Rückwärtsbewegung des Hauptheeres zu folgen. Mit dieſen Nachrichten kehrte der Oberſt am 23. morgens von Troyes nach Mery zurück. Hier hatte Blücher inzwiſchen den Feind, — Napoleon ſelbſt war ihm in Chatres gegenüber, — in Augenſchein genommen. Es war ein kalter Tag und der heftige Wind ließ im Freien kein angezündetes Feuer, an welchem der alte Feldherr ſich zu wärmen wünſchte, beſtehen. Endlich fand ſich eine gegen den Wind gedeckte Stelle, wo aber, wie bemerkt wurde, feindliche Kugeln häufig einſchlugen. Dies war für Blücher kein Abhaltungsgrund; begleitet von ſeinem Adjutanten Grafen von Noſtiz und von dem General von Valentini begab er ſich zu Fuß dorthin, ganz nahe den ruſſiſchen Plänklern, welche gegen die franzöſiſchen im heftigſten Feuer ſtanden. Er ſprach mit dem Fürſten Schtſcherbatoff dem jüngern, der die Ruſſen befehligte, über die Anordnung des Gefechts und ließ ſich beim Feuer nieder. Plötzlich wurden die ruſſiſchen Plänkler zurückgedrängt und Blücher durfte nicht länger weilen; im Zurückgehen erhielt Schtſcherbatoff einen Schuß, Valentini gleichfalls, ein dritter traf Blüchern am Fuß, daß er auffuhr, Noſtiz aber, deſſen Arm er gefaßt hatte, führte ihn ungeſäumt weiter. Bei näherer Beſichtigung fand ſich der Fuß weniger verletzt, als der Stiefel, der ganz zerriſſen war; „das iſt ſchlimm", ſagte Blücher, „wir haben mehr Doktors als Schuſter bei uns." Die Quetſchung des Fußes ſchmerzte ihn ſehr und er ſetzte ſich in ſeinen Wagen, der unfern hielt; eine Kanonenkugel ſchlug alsbald auch hier ein, aber deshalb noch weiter zurückzugehen, wollte er nicht einwilligen. Während er noch am Ufer der Seine nach einem Übergange forſchend weilte, erſchien unerwartet der Fürſt von Liechtenſtein, welcher, durch einen franzöſiſchen Offizier den Vorpoſten übergeben, von ſeiner ſchon erwähnten Sendung zurückkehrte. Die Mitteilungen über Napoleons unbiegſamen Trotz war für Blücher entſcheidend, er ſah nur die geſteigerte Notwendigkeit, dieſen Feind bis zur Vernichtung zu bekriegen, mit ihm keinen Stillſtand einzugehen. Mittlerweile langte aus dem großen Hauptquartiere die Vorſchrift zum Rückzuge, aber auch der von Blücher dorthin geſandte Offizier an. Blücher geriet in großen Unwillen und drückte denſelben heftig aus. Die meiſten Generale und Offiziere ſeines Heeres teilten ſeine Geſinnungen und es fielen leidenſchaftliche Reden vor; ja es fehlte nicht an Meinungen, welche behaupteten, alles, was ſeit der Schlacht von la Rothiere vorgegangen, ſei durch Ränke der Friedenspartei gefügt worden, man habe Blüchern abſichtlich im Stich gelaſſen, um ihn ſo zu ſchwächen, daß er nicht mehr dem Frieden entgegenwirken könne, und jetzt habe man ihn zur Schlacht gerufen, um ihn in einen Rückzug fortzureißen, mit welchem der Krieg enden ſolle. Es ging hier, wie es auch ſonſt mit ſolchen Vorſtellungen geiſtiger Bezüge zu gehen pflegt; aus einer ſchwankenden Allgemeinheit, in welcher ſie allein wahr ſind, gehen ſie ſchnell zu einzelner Beſtimmtheit über, in welcher ſie keine Wirklichkeit mehr haben; eine Friedenspartei hat ohne Zweifel damals beſtanden und vieles gewirkt und noch mehr gehemmt, allein zu ſolch ausgemachten Plänen und treuloſen Ausführungen iſt es gewiß nie gekommen, vielleicht nicht einmal zu einer ſolchen Geſtaltung, daß man hätte ſagen können, wer nun ganz und immer zu ihr gehört habe? Sie mag in dieſer Geſtaltloſigkeit nur um ſo gefährlicher geweſen und Blüchers Verdienſt ein deſto größeres ſein, dieſe trüben Nebeldünſte durch die Blitze ſeines gewaltigen Mutes immerfort vernichtet zu haben. Blücher überſchaute den Umfang ſeiner Befugniſſe und ſah nichts, was ihn hindern konnte, als Feldherr ſelbſtändig zu handeln. Genug, er war ſogleich feſt entſchloſſen, den ſchmachvollen, durch keinen Grund zu rechtfertigenden Rückzug nicht mitzumachen. Er faßte vielmehr den großen und kühnen Plan, ſeine Verbindung mit dem Hauptheere freiwillig aufzugeben, und während dasſelbe den Rückzug fortſetzte, mit dem ſchleſiſchen Heere abermals geradezu gegen Paris vorzurücken, eine Bewegung, welche den franzöſiſchen Kaiſer ſchnell wieder zur Umkehr von ſeinem jetzigen Vorgehen nötigen mußte und von dem Hauptheere neues Innehalten in ſeinem Rückzuge hoffen ließ. Zu dieſem Plane jedoch bedurfte es der Möglichkeit, der geſamten Macht Napoleons zuletzt mit nicht allzu ungleichen Kräften eine Schlacht zu liefern, und dafür gab es nur den einen Ausweg, wenn Blücher die aus den Niederlanden ankommenden Heerteile der Generale von Winzingerode und Bülow, von welchen der erſtere mit 25 000 Ruſſen zu Rheims ſchon angelangt war, der letztere mit 20 000 Preußen unverzüglich bei Laon eintreffen mußte, mit zu dieſer Schlacht ziehen durfte, da die eignen Verſtärkungen des ſchleſiſchen Heeres, durch welche dasſelbe auf 80 000 Mann ſteigen konnte, noch um 10 bis 12 Tagemärſche zurück waren. Zu dieſem Zwecke ſchrieb Blücher, genau nach dem Entwurfe, den ihm Gneiſenau vorlegte, ſofort eigenhändig an den König und zugleich an den ruſſiſchen Kaiſer, da er es nur mit den Truppen dieſer beiden Fürſten zu thun hatte, teilte ihnen ſein Vorhaben mit und bat ſie, ihm den Oberbefehl über jene beiden Heerteile anzuvertrauen, die zwar zum Nordheere gerechnet wurden, deſſen Befehlführer indes noch nicht den Boden Frankreichs betreten hatte; Blücher ließ mündlich die Verſicherung hinzufügen, Napoleon werde unfehlbar das Hauptheer verlaſſen und dem ſchleſiſchen nacheilen, dann aber möchte nur jenes auch wieder umkehren und neuerdings vorrücken. Das Schreiben, welches Blücher auf Gneiſenaus Bitte für dieſen nochmals abſchrieb und das in dieſer Abſchrift von Gneiſenau ſorgſam verwahrt wurde, lautete wie folgt: „Der Oberſt von Grolman bringt mir die Nachricht, daß die Hauptarmee eine rückgängige Bewegung machen wird. Ich halte es für Pflicht, Euer Majeſtät die unvermeidlichen nachteiligen Folgen davon alleruntertHänigſt vorzuſtellen: 1) die ganze franzöſiſche Nation tritt unter Waffen; der Teil, welcher ſich für die gute Sache geäußert hat, iſt unglücklich; 2) unſre ſiegreiche Armee wird mutlos; 3) wir gehen durch eine rückgängige Bewegung in Gegenden, wo unſere Truppen von Mangel gedrückt werden; die Einwohner werden durch den Verluſt des letzten, was ſie haben, zur Verzweiflung gebracht; 4) der Kaiſer von Frankreich wird ſich von ſeiner Beſtürzung, worin er durch unſer Vordringen gebracht worden, erholen und ſeine Nation wieder für ſich gewinnen. Euer Majeſtät danke ich unterthänigſt, daß Sie mir die Offenſive zu beginnen erlaubt haben; ich darf mir alles gute davon verſprechen, wenn Euer Majeſtät die beſtimmten Befehle geben, daß die Generale von Winzingerode und von Bülow meiner Aufforderung genügen müſſen. In dieſer Verbindung werde ich auf Paris vordringen und ſcheue ſo wenig den Kaiſer Napoleon wie ſeine Marſchälle, wenn ſie mir entgegen treten. Erlauben Euer Majeſtät, daß ich mich glücklich ſchätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee Euer Majeſtät Befehle und Wünſche zu erfüllen." Mit dieſen Anſchlägen und Bitten ſandte er den Oberſten von Grolman abermals nach dem großen Hauptquartiere und ſchritt indes, damit nicht Schwarzenberg immer größeren Raum aufgebe, ungeſäumt zur Ausführung. Im erſten Augenblick meinte Schwarzenberg, das ſchleſiſche Heer dürfe ſich von ihm nicht trennen, dasſelbe habe ſeine Stelle auf dem rechten Flügel angewieſen, noch immer ſei er willens eine Schlacht zu liefern, nur müſſe er dazu ſeine Kräfte rückwärts beſſer zuſammenziehen. Ein großer Kriegsrat in Bar-ſur-Aube vereinigte jedoch alsbald alle Stimmen für Blücher. Auch Schwarzenberg, ein edler Charakter und perſönlich unerſchrockener Feldherr, erkannte Blüchers Verdienſt und zeigte keine Empfindlichkeit. Die verbündeten Herrſcher billigten ſein Unternehmen, hießen ihn mit allem Nachdruck handeln und ſtellten nicht nur, nach ſeinem Wunſche, die Heerteile von Winzingerode und Bülow, ſondern auch den des Herzogs von Sachſen-Weimar, der noch in den Niederlanden ſtand, unter ſeinen Befehl. Das Hauptheer aber ſetzte dabei wie vorher ſeine rückgängige Bewegung fort und neue Waffenſtillſtandsanträge wurden zu Luſigny bei Vendoeuvres zwiſchen beiderſeitigen Bevollmächtigten verhandelt.

Blücher aber hatte nicht gewartet, ſondern war ſchon in voller Thätigkeit. Noch in der Nacht zum 24. Februar war er mit dem ganzen Heere von Mery aufgebrochen, am 24. mittelſt Pontonbrücken bei Anglur auf das rechte Ufer der Aube gegangen und rückte nun unaufhaltſam fort in der Richtung gegen Sezanne. Dieſes Aufgeben ſeiner Verbindung mit dem Hauptheere, dieſes vereinzelte Vordringen gegen Paris regte viele tadelnde Stimmen auf, altgediente Männer vom Handwerk waren bedenklich über das unerhörte Wagnis, eingeweihte Kriegskünſtler fanden ſich in die tollen Unternehmungen des alten Huſaren nicht und alle weisſagten neues Unheil als notwendige Folge, ja als gerechte Strafe ſolches Treibens. Und dieſer Marſch gehört, nach dem einſtimmigen Urteil aller wahren Kriegskundigen, zu den größten und glänzendſten Unternehmungen des ganzen Krieges! Blücher wußte, was er that, und that es mit Bedacht und Vorſicht, nur nicht mit jener, welche den Zweck ſelbſt wieder zurücknimmt. Es war die reifſte Überlegung, die ihn bewog, nicht zuerſt die Vereinigung mit Winzingerode und Bülow zu ſuchen, wie am ſicherſten und ganz leicht geweſen wäre, ſondern gleich gegen Paris vorzudringen, um nur Napoleon ſo ſchnell als möglich nachzuziehen, dann erſt auf jene ſich zu ſtützen und ſeinem Anrennen eine vereinte Stärke von 100 000 Mann entgegenzubieten. Schon bei Sezanne ſtieß Blücher auf den Feind; der Marſchall Marmont war mit ungefähr 8000 Mann bis dorthin vorgerückt, wich aber dem Andrange der Übermacht geſchickt aus und kam abwärts von Sezanne bei Eſternay glücklich über die Brücke des Grand-Morain, zum großen Verdruſſe Blüchers, der ihn ſchon zu haben glaubte und ſeine Reiterei, die jenen auf beiden Flügeln hatte umgehen ſollen, der Läſſigkeit beſchuldigte. Bei Eſternay kam der General von Klüx, zum Heerteile von Kleiſt gehörig, mit einer Brigade preußiſchen Fußvolks, einigen Batterieen und anſehnlichem Pulvervorrat als Verſtärkung zu dem ſchleſiſchen Heere. Für ſein entlegneres Vordringen aber mußte Blücher ſelbſt auf ſolche Verſtärkungen einſtweilen verzichten; er ſandte dem General Saint-Prieſt den Befehl entgegen, bei Vitry an der Marne ſtehen zu bleiben, alle nachkommenden ruſſiſchen und preußiſchen Truppen dort zu ſammeln, ſie für eine Macht von 30 000 Mann auszugeben und nach den eintretenden Umſtänden über Chalons, Rheims und Fismes an das ſchleſiſche Heer zur Teilnahme an einer Schlacht in Eilmärſchen heranzuführen; an Winzingerode hingegen, der zwiſchen der Marne und Aisne in der Gegend von Rheims ſtand, ließ er die Einladung ergehen, von ſeiner Seite auf dem rechten Ufer der Marne, wie Blücher auf dem linken, gegen Meaux vorzurücken und ſich dem ſchleſiſchen Heere anzuſchließen. Blücher ſelbſt verfolgte ſeinen Weg über la Ferté-Gaucher und Coulommiers nach la Ferté-ſous-Jouarre, wo Marmont ſich über die Marne zurückzog, die nähere Straße über Meaux nach Paris preisgebend, um ſich nur zuvörderſt mit Mortier, der aus der Gegend von Soiſſons herbeieilte, zu vereinigen. Erſt am 26. Februar in Rebais empfing Blücher aus dem großen Hauptquartiere Nachricht von den dortigen Beſchlüſſen, welche ſein Unternehmen billigten und den Umfang ſeines Oberbefehls ausdehnten. Er ſetzte ſeinen Zug nur um ſo eifriger fort und bereitete ſich, mit allen Truppen auf das rechte Ufer der Marne überzugehen. Durch zwei bei Sameron unfern bei la Ferté-ſous-Jouarre am 27. geſchlagene Pontonbrücken war dieſer Übergang im voraus geſichert, durch eine Nachhut von 4000 Reitern unter Korff linkshin gegen Villenoxe und Provins einer zweiten Überrumpelung, die Napoleon verſuchen möchte, einigermaßen vorgebeugt. Inzwiſchen drängte er fortwährend gegen Meaux, um die Marſchälle Marmont und Mortier noch weiter zurückzuwerfen. Sacken griff dieſe Stadt vom linken Ufer der Marne mit Geſchütz an, während Kleiſt, den Krümmungen der Marne auf ihrem rechten Ufer folgend, bei Liſy über den Ourcq und bei Gué-a-Tremes über die Therouanne gehen und ſo von dieſer Seite angreifen ſollte, worauf dann Sacken, jenen erſten Angriff aufgebend, eiligſt umzukehren, bei Sameron mit ſeinen und Langerons Truppen gleichfalls überzugehen und Kleiſten zu folgen hatte. Am Abend des 28. aber wurde Kleiſt an der Therouanne plötzlich von Mortier, der aus Paris anſehnliche Verſtärkung, beſonders an Geſchütz erhalten hatte, mit Heftigkeit angegriffen und zugleich von Marmont am Ourcq aus Liſy verdrängt, ſo daß Kleiſt und Sacken eine Zeitlang getrennt blieben und jener erſt durch einen Umweg ſeine Verbindung wiederfand. Der Feind hielt ſich hier durch einſichtsvolle Kühnheit gegen das viermal ſtärkere ſchleſiſche Heer.

Ein weiter Zwiſchenraum lag nunmehr trennend zwiſchen Blücher und Schwarzenberg. Der Zug des ſchleſiſchen Heeres mußte dem franzöſiſchen Kaiſer jetzt bekannt ſein und in deſſen Beſchlüſſen bereits Folgen haben; welcherlei Folgen aber, das wußte niemand, die große Strecke von der Aube bis zur Marne war der undurchforſchte Raum, innerhalb deſſen ſich das Beginnen Napoleons verborgen entwickelte. Doch der General von Tettenborn, mit mehreren Koſakenregimentern eben vom Rheine her in Frankreich angelangt und in Epernay von der neueſten Lage der Sachen unterrichtet, ſäumte keinen Augenblick, ſondern warf ſich mit ſeinen leichten Reitern ſogleich vorwärts in jene Räume, welche den Marſch Napoleons enthalten mußten. Er war über Vertus bis nach Fere-Champenoiſe kaum vorgedrungen, als er gleich am 28. Februar daſelbſt mit einigen Seitentruppen Napoleons, der perſönlich voll Begierde herzueilte, ein Gefecht hatte, durch welches der bisher verborgene feindliche Heerzug ſogleich entdeckt war. Napoleon hatte auf die erſte Nachricht, welche er zu Troyes in der Nacht auf den 27. von Blüchers neuer Kühnheit erhalten, die Marſchälle Oudinot und Macdonald mit der Hälfte ſeines Heeres bei Troyes gegen Schwarzenberg zurückgelaſſen und eilte jetzt mit 30 000 Mann Garden und anderen Kerntruppen in angeſtrengten Märſchen über Arcis-ſur-Aube und Sezanne dem ſchleſiſchen Heere nach. Frühmorgens war das Gefecht und noch in der Nacht empfing Blücher durch Tettenborn die erfreuliche, wichtige Nachricht, welche ihm Gewißheit gab, daß ſein Zweck erreicht worden, und ihn inſtand ſetzte, demnach alle weiteren Maßregeln zu nehmen. Er ſandte an Winzingerode, an Bülow und an Saint-Prieſt ſeine Befehle, zog alle ſeine Truppen, zuletzt die Reiterei unter Korff, über die Marne, und ließ die Brücken abbrechen. Kaum war dies am folgenden Tage, den 1. März, um 10 Uhr morgens vollendet, als auch ſchon die erſten Truppen Napoleons erſchienen und ſogleich überzugehen ſuchten. Blücher zog ſich von der Marne nach la Ferté-Milon zurück, ſich ſeinen Rückhalt annähernd, den Heerteilen von Winzingerode und Bülow, mit welchen er bei Oulchy-le-Château ſich zu vereinigen dachte. Die Marſchälle Marmont und Mortier noch im Vorbeigehen zu ſchlagen, verhinderte ihre Stellung hinter dem Ourcq, die Blücher ſelbſt am frühen Morgen beſichtigte und für einen ſchnellen Streich, bei dem keine Zeit verloren werden durfte, zu ſtark fand. Allein ſie wenigſtens hinter dem Ourcq noch zurück und von Napoleon ſo lange als möglich getrennt zu halten, blieb Kleiſt noch zwiſchen Mareuil und Neufchelles drohend ſtehen, wurde aber am 2. März angegriffen und folgte nun dem übrigen Heere nach Oulchy-le-Château, wohin Blücher ſeinen Marſch beſchleunigte, weil Napoleon ſich ſchon nach Château-Thierry gewandt hatte, von wo er den Feind vorteilhafter in deſſen Flanke zu erreichen hoffte. Wie Blücher früherhin ſeine Vereinigung mit Winzingerode und Bülow nur vorwärts bei Meaux geſucht, ſo ſtrebte jetzt auch Napoleon die ſeinige mit Mormont und Mortier nur vorwärts zu erreichen und die beiden Marſchälle ſäumten nicht, auch ihrerſeits vorzudringen.

York und Sacken langten in der Nacht zum 3. März in der Stellung am Ourcq bei Oulchy-le-Château an, Kleiſt von la Ferté-Milon kommend, von wo ihm Marmont und Mortier folgten und Langerons Truppen von Gandelu her, vor Napoleon weichend, trafen bei Neuilly zuſammen, machten vereint die Nachhut und beſtanden am 3. ein lebhaftes Gefecht. Allein die Abſicht Blüchers, bei Oulchy eine Schlacht zu liefern, war ſchon vereitelt. Winzingerode hatte ſich mit Bülow zur Wegnahme von Soiſſons vereinigt, welches zwar früher ſchon in den Händen der Ruſſen geweſen, aber am 19. Februar von Mortier wieder mit einer franzöſiſchen Beſatzung verſehen worden war und die Ankunft auch nur Winzingerodes, der am nächſten ſtand, zu einer Schlacht am 3. blieb mehr als ungewiß. Blücher mußte ſich daher auf das rechte Ufer der Aisne zurückziehen; er hatte dazu den Übergang über den Vesle bei Fismes und über die Aisne bei Bailly und bei Bery-au-Bac gewiß, zog aber vorerſt nach Buſancy, wo ihm noch die Wahl blieb, über eine neu zu legende Brücke bei Venizel zu gehen oder jene Wege über Fismes und Bailly oder, im Fall Soiſſons ſich ergäbe, die nähere Richtung auf dieſe Stadt zu nehmen; Soiſſons indes ergab ſich, und Blücher ließ ſeine Truppen zur Erleichterung dieſe Straße einſchlagen, ſie waren Tag und Nacht abwechſelnd faſt nur im Gefecht und auf dem Marſche, zum Teil im tiefſten Kote ſchlechter Feldwege, die erſt zuletzt der eintretende Froſt ein wenig gefeſtet. Das ganze Heer zog am 4. März durch Soiſſons, nur das Gepäck war ſchon über Fismes abgeſandt, wo jedoch das von Sacken, durch Mißverſtändnis verſpätet, zum Teil verloren ging. Blücher ſelbſt war nunmehr mit Winzingerode und Bülow, das ſchleſiſche Heer mit einem Teile des Nordheeres vereinigt und die ganze Macht gegen 100 000 Mann ſtark. Auch Langeron traf noch eben mit 3 Reiterregimentern und der General von Lobenthal mit einigem preußiſchen Fußvolk ein. Da die folgenden Ereigniſſe jedoch weſentlich von der Verſchiedenartigkeit der Beſtandteile dieſer Vereinigung bedingt wurden, ſo ſchalten wir hier einige Betrachtungen ein, in welchen wir einen Augenzeugen reden laſſen, deſſen Worte einfach wiederzugeben hier der größte Gewinn für uns wird. „Als das ſchleſiſche Heer, — heißt es in der trefflichen Geſchichte der Feldzüge desſelben, — ſich mit den Truppen von Winzingerode und Bülow bei Soiſſons vereinigte, machten dieſe große Augen, als ſie die zerlumpten Mäntel der Soldaten und die magern Pferde ſahen. Es war faſt auf jedem Geſicht zu leſen: „So werden wir alſo in vier Wochen auch ſein!" Beſſer wäre geweſen, es hätte ſich jeder geſagt: „Das iſt das Heer, das durch ſeine großen Anſtrengungen weſentlich zum Gelingen beigetragen hat und in manchen ſchwierigen Lagen ſich durch Mut und Standhaftigkeit herauszog." Bei einem Verteidigungskrieg im Vaterlande, wo jeder Schritt die Folgen darſtellt, jede Aufopferung ihren Lohn hat, da iſt es leicht, die letzten Kräfte anzuſpannen. Weit vom Vaterlande, wo ſchon eine tiefe Einſicht dazu gehört, um zu begreifen, daß ein ſo entfernt geführter Krieg dennoch ein Vaterlandskrieg iſt, da kann die große Maſſe der Soldaten von nichts mehr emporgehalten werden als von der Ehre, vom kriegeriſchen Ruhm. Der Kaiſer Alexander hatte die Lage Bonapartes und die der Verbündeten mit Scharfſicht beurteilt und er war der Fels im Meer geworden, um den ſich alles ſammelte, an den ſich alles hielt, was die Notwendigkeit der Fortſetzung des Krieges und der Entthronung Bonapartes begriffen hatte. Ihm verdanken wir viel, vielleicht alles. Ohne ſeinen feſten Willen hätten ſeine Heere nicht mit der Bereitwilligkeit getragen und gehandelt; denn es gab viele höhere und niedere Offiziere darin, die ſich nach dem Frieden ſehnten. In den Heerteilen von Bülow und Winzingerode herrſchte ein guter Geiſt. Die höheren Stellen waren von ausgezeichneten Offizieren beſetzt, allein die Truppen hatten 1813 und 1814 beinahe noch gar nicht biwakiert und waren die Anſtrengungen des ſchleſiſchen Heeres nicht gewohnt, ſie hatten unter dem Kronprinzen von Schweden eine ganz andere Art von Krieg geführt und waren viel mehr, beſonders der Heerteil von Winzingerode, an eine langſame, ſyſtematiſche Kriegsführung gewöhnt als das ſchleſiſche Heer. Die Heerteile von York und Kleiſt waren beide zuſammen 23 000 Mann ſtark, der von Bülow hielt 17 000 Mann, ohne 9000 Mann, welche noch in den Niederlanden ſtanden. Dieſe 49 000 Mann waren die Reſte von 120 000 Preußen, welche nach dem Waffenſtillſtande von 1813 kriegsfertig auftraten und bereits ſchon einmal nach der Schlacht von Leipzig, bedeutende Verſtärkungen erhalten hatten. Bei vielen Offizieren entſtand der Gedanke, ob das preußiſche Heer auch wohl fernerhin die Rolle eines Vorfechters ſpielen könne, ohne ſo aufgerieben zu werden, daß ihm beim Frieden nicht mehr mitzureden bliebe? Bei dem ruſſiſchen Heere meinte man, warum denn Ruſſen und Preußen alles allein thun ſollten? man beſorgte, daß Öſterreich ein anderes Intereſſe haben, ja ein anderes Syſtem annehmen könne; es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß es im großen Hauptquartiere mit der Einigkeit nicht zum beſten ausſähe. Dieſe kurze Darſtellung der allgemeinen Anſichten und Verhältniſſe war zur Verſtändigung der folgenden Begebenheiten, bis zum 23. März, nötig. Sie tragen nicht das Gepräge des Großen, des Außerordentlichen, welches man an dem ſchleſiſchen Heere gewohnt iſt. So hängen die Thaten eines Heeres oft von den Umſtänden ab und der Feldherr iſt nicht immer der Herr derſelben!" So weit jener Schriftſteller. Blücher beſchloß, zwiſchen Soiſſons und Craonne auf der Hochfläche zwiſchen der Aisne und der ihr nördlich gleichlaufenden Lette, die Schlacht Napoleons anzunehmen. Die Örtlichkeit war hierzu ſehr günſtig gewählt. Der Rand der Hochfläche zieht ſich zunächſt an der Lette hin, von ihm fließen tiefe Bäche ſenkrecht zur Aisne nieder, und dieſes Erdreich machte den Angriff von vornher über die Aisne faſt unmöglich. Einſtweilen aber behielt Blücher noch eine ausgedehntere Stellung, ſein rechter Flügel war auf Soiſſons geſtützt, der linke bei Craonne und Corbeny zwar weniger gedeckt, wenn der Feind über Bery-au-Bac ging, allein bei gehöriger Beſetzung immer haltbar genug. Die Truppen waren folgendermaßen verteilt: Bülow auf dem äußerſten rechten Flügel bei Loiry, die Aisne von Soiſſons bis hinab nach Compiegne beobachtend; Langeron, der die Befehlführung ſeiner Truppen wieder perſönlich übernahm, in und bei Soiſſons bis Vailly; York rückwärts bei Laffaux, Margival und Villery; Sacken von Vailly bis Soupire und die Aisne aufwärts beobachtend bis Beaurieux; Winzingerode auf dem äußerſten linken Flügel bei Beaurieux und Craonne und die Aisne hinauf bis Bery-au-Bac; Kleiſt, deſſen Truppen bisher vorzüglich gelitten hatten, bildete den Rückzug bei Anizy-le-Château; Blücher ſelbſt nahm ſein Hauptquartier rückwärts in Chavignon und hielt ſein ganzes Heer bereit, auf jener Hochfläche jeden Augenblick in Schlachtordnung zuſammenzuſtehen. Die Truppen atmeten eben auf, aber Napoleon ließ ihnen keine Zeit zu raſten.

Schon gleich nach dem Übergang über die Marne hatte ſich Napoleon rechts gegen Fismes gewandt, um Blüchern von deſſen linkem Flügel her anzugreifen und dieſe Bewegung ſetzte er fort, auch nachdem er die Übergabe von Soiſſons, auf deſſen Behauptung er rechnete, in Fismes erfahren hatte. Die Marſchälle Marmont und Mortier mußten wieder auf Soiſſons vordringen, welches ſie am 5. März frühmorgens angriffen; Langeron ſtritt den ganzen Tag wider ſie, mußte ihnen am Abend jedoch die eine Vorſtadt überlaſſen; das Gefecht koſtete auf jeder Seite über 1000 Tote und Verwundete. Während dieſer Zeit war Napoleon mit ſeinen Garden und anderen alten Truppen immer rechts gezogen, hatte Rheims überfallen laſſen und mit ſeiner Hauptſtärke querfeldein Bery-au-Bac erreicht. Winzingerode hatte früher gemeldet, auf dem linken Flügel ſei nichts zu befürchten und auf Blüchers nochmalige Aufforderung zur thätigſten Wachſamkeit wiederholt verſichert, er werde ſchon aufs beſte ſorgen; auch waren bei ſeinem Heerteil in der That gegen 7000 leichte Reiter, eine Stärke, die ihn völlig inſtand ſetzte, ſeiner Aufgabe zu genügen. Nichtsdeſtoweniger wurde die Brücke von Bery-au-Bac durch die franzöſiſche Reiterei Nanſoutys nach einem kurzen Gefecht genommen; Napoleon zog ungehindert über die Aisne und Winzingerode hatte bald deſſen Anrücken auf Corbeny zu melden. Auch die franzöſiſchen Truppen vor Soiſſons, nachdem ſie am 6. März ihren Angriff in aller Frühe zum Schein erneuert, zogen alsbald rechts ab und eilten über Fismes gegen Bery-au-Bac dem Hauptzuge nach. Blücher hoffte dieſen zu ſchlagen, bevor jene angekommen wären und ließ das ganze Heer auf der Hochfläche links nach Craonne ziehen, um von dort über Corbeny ſchnell auf den Feind zu rücken. Allein Winzingerode, anſtatt Corbeny und Craonne und den zwiſchenliegenden Wald beſetzt zu haben, war eine Stunde hinter Craonne ſtehen geblieben, da fand ihn Blücher in ſeiner Stellung und Craonne und der Wald von Corbeny waren ſchon verloren. Nun war das ganze Vorhaben zerrüttet, der Angriff konnte nicht ſtattfinden und andere Maßregeln wurden nötig. Den Vorteil des Bodens beachtend beſchloß Blücher, auf der ſchmalen und daher leicht zu verteidigenden Hochfläche den Angriff des Feindes durch Winzingerodes und Sackens Fußvölker abzuſchlagen, die übrigen Heerteile ließ er nach Laon abziehen und ſandte Winzingeroden mit 10000 Reitern und 40 reitenden Geſchützen noch in der Nacht über die Lette, um die Straße von Laon nach Bery-au-Bac zu gewinnen und den Feind, wenn derſelbe am folgenden Tage auf die Hochfläche vordränge, über Corbeny im Rücken anzufallen. Am 7. März in der Frühe begannen die Franzoſen ihre Bewegungen zum Angriff, und Blücher eilte zu dem Fußvolk auf der Hochfläche, wo er ſelbſt den Befehl führen wollte. Allein die Reiterei unter Winzingerode, anſtatt ſchon im Rücken des Feindes zu ſein, befand ſich um 9 Uhr vormittags noch im Thal der Lette bei Chevregny, eine Stunde ſogar hinter Blüchers Hauptquartier, das nach Bray verlegt war. Dieſe Nachricht ſetzte in Erſtaunen. Blücher ließ ſogleich den Heerteil von Kleiſt auf jene Straße, wo Winzingerode ſein ſollte, nach Fetieux vorrücken, übergab an Sacken die Befehlführung auf der Hochfläche und eilte zu jener Reiterei, die er um 11 Uhr noch größtenteils bei Chevregny fand; Winzingeroden ſelbſt holte er in Bruyeres ein, derſelbe hatte den Übergang über die Lette, anſtatt bei Neuville, rückwärts bei Chevregny geſucht, hatte gewartet, gefüttert, wieder die weiteren Wege genommen und ſo die Zeit verloren, daß am Ende Kleiſt, der doch 10 Stunden ſpäter abgegangen war, um 4 Uhr nachmittags noch 3 Stunden vor ihm bei Fetieux anlangte. Durch dieſe fehlerhaften Anordnungen eines ſonſt tapferen Generals war abermals die Hoffnung des Tages völlig zerſtört. Blücher mußte ſeinen Plan aufgeben, für die beabſichtigte Umgehung mit der Reiterei war es zu ſpät; Sacken ſtand ſeit 10 Uhr gegen Napoleon im härteſten Kampfe, heftig ſtürmten Ney und Victor mit den Fußvölkern, Grouchy und Nanſouty mit der Reiterei auf ihn ein und ſuchten um jeden Preis vorzudringen. Doch das Gefecht war nunmehr zwecklos, und Blücher gab, wiewohl mit ſchwerem Herzen, den Befehl zum Rückzuge; er mußte ſich entſchließen, auch Soiſſons zu räumen, um nicht eine ſtarke Beſatzung dort getrennt einem ungewiſſen Loſe Preis zu geben und zog ſein ganzes Heer nach Laon zuſammen. Die Franzoſen rühmten ſich des Treffens von Craonne als eines Sieges, jedoch ohne anderes Zeichen desſelben, als den beſetzten Boden. Auf beiden Seiten war der Verluſt ſehr groß; man gab den der Franzoſen zu 8000 Mann, den der Ruſſen zu 5000 an. Für das ſchleſiſche Heer knüpfte ſich an dieſes Gefecht aber noch ein anderer Nachteil. Die Truppen von Winzingerode, dem Geiſte des ſchleſiſchen Heeres fremd, ſuchten den Grund des verlorenen Tages, an welchem nur Ruſſen gefochten hatten, in den Anordnungen des Oberbefehlshabers, ſie meinten, man habe Winzingeroden etwas unmögliches aufgetragen. Dagegen wollten die preußiſchen Offiziere in dem Verfahren dieſes Generals Abſicht finden, ohne welche dasſelbe unerklärlich ſchien; dieſe Verſtimmung drohte den bisher ſo glücklich vereinten Beſtandteilen des ſchleſiſchen Heeres allgemeine Entzweiung und ſchon zeigten ſich die unangenehmſten Spuren davon. Das Mißvergnügen wurde dadurch vermehrt, daß die beiden neuhinzugekommenen Heerteile, welche in ruhigem Heranzuge ihre gefüllten Wagen mitbrachten und bei ungeſtörter Verbindung rückwärts kleine Vorräte angelegt hatten, den vier alten Heerteilen, welche unter unaufhörlichen Märſchen und Gefechten von aller rückwärtigen Verbindung abgeſchnitten und jedem Mangel preisgegeben waren, von ihrem Überfluſſe abgeben ſollten. Das wollte dieſen, heißt es, nicht als billig einleuchten, ſie waren nicht gewohnt von heute auf morgen zu leben. Dieſe Umſtände machten eine vollſtändige Schlacht, einen gemeinſamen Sieg dem Heere faſt ſo notwendig, wie früher in den Tagen vor der Schlacht an der Katzbach. Es bedurfte, wie damals, großer Klugheit und Stärke, um den offenen Ausbruch des im Innern eingeriſſenen Zwieſpaltes noch zu verhüten. Blücher ſelbſt, durch erzwungene Gewöhnung an alle möglichen Widerwärtigkeiten zuletzt nur deſto aufgereizter, ertrug unwillig den gehäuften Verdruß, der einer ſchon anderweit in ihm genugſam vorbereiteten Erkrankung nur zum Fördernis dienen konnte.

Der folgende Tag verging unter Vorbereitungen. Die Beſatzung von Soiſſons unter dem General Rudzewitſch zog gegen Laon; einige Gefechte blieben ohne Bedeutung. Das ſchleſiſche Heer nahm ſeine Stellung. Die Gegend von Laon war für Blüchers Abſicht höchſt günſtig; der durchſchnittene Hügelboden der Aisne und Lette hörte hier auf, in offener Ebene ragt ein hoher ſteiler Berg, auf welchem die Stadt liegt, hinter Mauern und Türmen wohl verwahrt; am Fuße des Berges bilden vier Dörfer gleichſam ebenſoviele Außenwerke, Saint-Marcel und Vaux nördlich, Semilly und Ardon ſüdlich, vor letzterem fließt ein Bach in ſüdweſtlicher Richtung zur Lette. Um dieſen Berg ringsher ordnete Blücher folgendergeſtalt ſeine Truppen. Der Heerteil von Bülow beſetzte die Stadt, den ganzen Berg und die vorwärts liegenden Dörfer Semilly und Ardon; rechts von Laon bildete Winzingerode den rechten Flügel, linkshin York und Kleiſt, wegen ihrer Schwäche vereint, den linken; Sacken und Langeron ſtanden hinter Laon bei Saint-Marcel als Rückhalt. Die beiden Flügel waren ohne Stützpunkte nach außen, allein der Berg von Laon gab allen Heerteilen eine innere Anlehnung; um ihn wollte Blücher ſich während der Schlacht ſo lange drehen, bis der günſtige Augenblick zum Angriff ſich darböte. Am 9. März in aller Frühe drängten die Franzoſen die Vorhut der Ruſſen und Preußen von Etouvelles und Fetieux zurück und griffen alsbald die Stellung von Laon im dickſten Morgennebel an; ſie drangen einen Augenblick in das Dorf Semilly, wurden aber durch den Oberſtleutnant von Clauſewitz hinaus geworfen, der ſich darauf hartnäckig daſelbſt behauptete; ſie nahmen mit beſſerem Erfolge das Dorf Ardon, aus welchem ihre Plänkler, durch den Nebel begünſtigt, ſogar den Berg von Laon kühn zu erſteigen ſuchten. Als der Nebel gegen Mittag fiel, überſchaute Blücher die Anſtalten des Feindes und nahm, obwohl ſchon von Krankheit befallen, mit ſchnellem Eifer ſeine Maßregeln. Während Napoleon hier mit den Truppen angriff, welche am 7. bei Craonne gefochten hatten, zogen Marmont und Mortier zu einem zweiten Angriff über Bery-au-Bac mit den Truppen herbei, die vor Soiſſons geweſen waren. Blücher beſchloß, dieſe noch getrennten Abteilungen der feindlichen Macht an ihrer Vereinigung zu hindern und zugleich gegen den Teil, welcher auf ſeinen linken Flügel anrückte, einen Hauptſchlag zu führen; ihn beſtimmte dabei auch der Umſtand, daß auf dieſem Flügel die Preußen ſtanden, denen er diesmal das Beſte des Tages anvertrauen und zumuten wollte. Um des Feindes Aufmerkſamkeit rechtshin abzulenken, ließ er Reiterei und reitendes Geſchütz unter Waſſiltſchikoff durch Clacy in die linke Seite Napoleons vorrücken, der ſogleich Truppen entgegenſandte, vor welchen jene ſich langſam zurückzogen und dieſe dadurch noch mehr ablockten. Hierauf mußte Bülow von der Mitte aus durch den General von Oppen das Dorf Ardon und weiterhin Leully wegnehmen laſſen, wodurch ſich eine Spitze zwiſchen Napoleon und Marmont trennend einſchob. Napoleon harrte vor Ungeduld, daß Marmont ſeinerſeits den Angriff eröffnete, er ſandte ihm wiederholte Befehle, ſein Anrücken zu beſchleunigen, allein ſie fielen ſämtlich in die Hände der Koſaken, und Marmont rückte zwar vor, doch nur mit der Eile, die ſich im Notfalle verdoppeln kann. Endlich machte Napoleon, ſeinen linken Flügel zu ſichern, einen heftigen Angriff gegen Clacy, nahm das Dorf und dehnte ſeine Truppen, Blüchern ſehr erwünſcht, noch weiter auf dieſer Seite aus. Inzwiſchen hatte Marmont gegen 3 Uhr nachmittags, auf der Straße von Bery-au-Bac vordringend, den linken Flügel des ſchleſiſchen Heeres entſchloſſen angegriffen und ſich des Dorfes Athies bemächtigt. Der Einbruch der Nacht endete das Gefecht. Während Napoleon erſt am folgenden Tage die eigentliche Schlacht zu liefern dachte, war noch für heute die Entſcheidung verhängt. Das Dorf Athies war in Brand geſteckt worden und beleuchtete die Schwäche der preußiſchen Stellung auf dieſer Seite. Gneiſenau traf ſogleich die nötigen Anſtalten. Sacken und Langeron mußten auf den linken Flügel vorrücken und für York und Kleiſt als Rückhalt ſtehen, dieſe aber erhielten Befehl, ſobald jene ſich geſtellt, unverzüglich, es ſei Tag oder Nacht, in ganzen Maſſen und ohne einen Schuß über den Feind herzufallen. Blüchers Befehl und der beiden Generale Anfrage zu einer ſolchen Unternehmung begegneten einander auf halbem Wege. Nach eingetretener völligen Dunkelheit, indem auch der Brand im Dorfe ſchon größtenteils erloſchen war, unter anbefohlenem tiefſten Schweigen, rückten die Preußen geſchloſſen vor. Der Prinz Wilhelm von Preußen drang mit Fußvolk auf der großen Straße in das Dorf Athies ein, die Generale von Horn und von Katzler unterſtützten ihn rechts und links, der General von Zieten umging den Feind mit der Reiterei. Das Dorf war ſogleich genommen, der Feind, in ſeinen Lagerſtätten überfallen, wollte Widerſtand leiſten, wurde aber überall geworfen; unaufhaltſam drangen die Preußen in den Kartätſchenhagel vor und nahmen das Geſchütz; die Franzoſen, von allen Seiten angegriffen, von der Reiterei durchbrochen und überflügelt, flohen in wilder Verwirrung; die Dunkelheit der Nacht ließ keine Herſtellung zu, der Schrecken ſprengte die Flüchtigen über Bery-au-Bac hinaus bis nach Fismes, wo Marmont ſeine Leute erſt wieder zum Halt brachte. Alles Geſchütz, mit Ausnahme von 4 Stücken, mit welchen der Oberſt von Fabvier ſeitwärts entſendet worden war, im Ganzen über 50 Kanonen, mit 100 Pulverwagen, gegen 1000 Mann an Toten und Verwundeten und mehr als 2000 an Gefangenen, hatten die Franzoſen in dieſer ſchnellen Entſcheidung eingebüßt. Die Preußen, im Beſitz aller Vorteile, hatten kaum 300 Mann verloren. Sie verfolgten den Feind bis über Fetieux, zogen ſich aber nach Mitternacht, erhaltenem Befehl gemäß, wieder auf Athies zurück.

Nach dieſer glänzenden Waffenthat gegen Marmont, deren Gelingen jede Erwartung übertroffen hatte, wollte Blücher ſich am folgenden Tage mit ganzer Macht auf Napoleon werfen, der noch bei Clacy ſtand. Allein der Angriff ſollte vernichtend werden und daher nicht von vorne geſchehen. Noch in der Nacht erteilte Blücher ſeine Befehle; York und Kleiſt ſollten dem geſchlagenen Feinde über Bery-au-Bac bis nach Fismes folgen, Langeron und Sacken über Bruyeres auf die Hochfläche von Craonne rücken und von dort auf die Straße von Soiſſons in Napoleons Rücken vordringen. Bülow und Winzingerode waren beſtimmt, die ſtarke Stellung von Laon zu halten und erſt bei des Feindes Abzuge ihm angreifend nachzudringen. Die Truppen brachen ohne Verzug nach ihrer Beſtimmung auf. Man erwartete, Napoleon würde auf die erſte Nachricht von Marmonts Unglück ſogleich nach Soiſſons zurückgehen, allein er blieb am 10. März vormittags in ſeiner Stellung und ſchien ſogar aufs neue angreifen zu wollen. Blücher inzwiſchen war in der Nacht ernſtlicher krank geworden, und wenn geſtern ſein Wille noch ſeinem Unwohlſein gebieten konnte, ſo war dadurch ſelbſt dies letztere doch nur vermehrt; die Anſtrengungen des Feldlebens und die Einflüſſe der Jahreszeit hatten ihm eine Augenentzündung und ein heftiges Flußfieber bewirkt, ſo daß er das Zimmer nicht verlaſſen durfte. In Erwägung, daß er bei erneuerter Schlacht nicht in Perſon anführen konnte und daß es Napoleon ſei, der noch feſt gegenüber ſtand, beredeten ihn mehrere der Generale, die ihn morgens glückwünſchend beſuchten, jene Bewegung, die ihnen zu gewagt dünkte, beſonders da man nicht wiſſen könne, wie ſtark Napoleon durch die aufgebotenen Nationalgarden inzwiſchen geworden ſei, wieder einzuſtellen; die aufgebrochenen Truppen mußten Halt machen und gleich darauf, als es ſchien, der Feind wolle ſelbſt angreifen, nach Laon zurückkehren. Der Feind jedoch unternahm nichts ernſtliches, der Tag verging in hitzigen Gefechten um Clacy, woſelbſt der franzöſiſche General Charpentier ſich tapfer behauptete. Napoleon ließ am Abend das Dorf Semilly noch angreifen, trat aber, als dies fruchtlos blieb, alsbald den Rückzug nach Soiſſons an, nur ſpät und ſchwach verfolgt, der Krankheit Blüchers ſeine Rettung dankend. Am 11. folgte Sacken gegen Soiſſons hin, York und Kleiſt rückten abermals gegen Bery-au-Bac vor, Bülow war rechts über die Oiſe gegen Noyon gezogen, Langeron hielt die Mitte zwiſchen Bülow und Sacken; nur Winzingerode blieb in und bei Laon, die Gegend bot kaum für dieſe Truppen noch Lebensmittel.

Durch die Schlacht von Laon war die Verſtimmung der vorigen Tage im ſchleſiſchen Heere völlig wieder gehoben und Ruſſen und Preußen, wie früher, in beſter Eintracht. Die Schlacht war für Napoleon ſchon dadurch eine Niederlage, daß er ſie nicht gewann. Er bedurfte der Siege, um wiederzugewinnen, was er verloren hatte, die Verbündeten thaten genug, wenn ſie das Gewonnene feſthielten. Sein Unternehmen war vollkommen geſcheitert; mit 60000 Mann, worunter der Kern ſeiner Truppen, hatte er angegriffen und einer gleichen Zahl weichen müſſen, während gegen 40000 Mann des ſchleſiſchen Heeres noch ungebraucht des Kampfes harrten. Er hatte über 10000 Mann und einen beträchtlichen Teil ſeines Geſchützes eingebüßt. Den Weg nach Paris mußte er aufs neue dem Sieger preisgeben; ſeine Lage war verzweifelt. Doch er ſuchte ſeine Aufhilfe und Tröſtung ſogleich wieder auf anderer Seite und indem er Mortier bei Soiſſons und Marmont bei Fismes zur Beobachtung Blüchers ſtehen ließ, wandte er ſich raſch nach Süden zurück, überfiel am 13. die Stadt Rheims, wo Saint-Prieſt, eine anſehnliche Verſtärkung Ruſſen und Preußen dem ſchleſiſchen Heere zuführend, durch Mangel an Achtſamkeit einen Teil ſeiner Truppen und ſeines Geſchützes verlor und ſelber tötlich verwundet wurde, ließ dann am 14. Marmont wieder nach Bery-au-Bac, hingegen Ney mit 10000 Mann nach Chalons vorrücken, zog 6000 Mann Verſtärkung aus den Feſtungen an ſich, ging darauf am 17. bei Epernay über die Marne und eilte nach der Aube gegen Schwarzenberg, deſſen wenn auch noch ſo langſames, doch immer ſchon durch die bloße Maſſe gewichtvolles Vorrücken ihm neue Sorge gab. Bei dem Hauptheere hatten ſich in dieſer Zeit die Verhältniſſe allerdings bedeutend verändert. Schwarzenberg dachte zwar ſeinen Rückzug gegen Langres, in welchem er Blücher mitzuziehen gemeint, im erſten Augenblick, nachdem dieſer ſich zu neuem Vordringen von ihm geſchieden, nur um ſo eifriger fortzuſetzen und alle Heerteile folgten bereits den deshalb erteilten Befehlen, unvermutet aber hielten bei Bar-ſur-Aube am 27. Februar, durch Einwirken des Königs von Preußen und des Kaiſers von Rußland, die Heerteile von Wrede und Wittgenſtein dem Feinde, welchem ohne Streit zu weichen ſie denn doch ihrer Stärke nicht angemeſſen fanden, erfolgreich Stand, warfen ihn zurück und entdeckten durch das Gefecht die Schwäche der Gegner ſowie auch die Abweſenheit Napoleons. So ſtellte Blüchers kühner Marſch gegen Paris plötzlich den ganzen Krieg auf neue Entſcheidungen; alle Hoffnungen Napoleons, alle Befürchtungen Schwarzenbergs waren umgeſtoßen, der Rückzug des letztern mußte ſich wieder in Vordringen verwandeln, der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes wenigſtens unbeeilt bleiben. Wirklich rückte das Hauptheer wieder nach Troyes und bis nach Sens und Provins vor, allein verfiel bald wieder in ſolche Unthätigkeit, daß 90000 Mann, die ſchon am 5. März vor Paris ſtehen konnten, vor 32000 Mann, die unter Macdonald und Oudinot entgegenſtanden, noch 14 Tage ſpäter faſt in derſelben Stellung gehemmt blieben! Endlich aber, nachdem ſchon die Verhandlungen in Luſigny über einen Waffenſtillſtand durch die Entfernung Napoleons aufgehört, nahmen auch die Friedensverhandlungen zu Chatillon ihren fruchtloſen Ausgang und neuer Entſchluß und neue Thätigkeit mußte ſich wieder dem Kriege zuwenden.

Blücher unterdes blieb nach der Schlacht von Laon daſelbſt noch mehrere Tage fortwährend krank; er führte zwar nach wie vor den Oberbefehl ſeines Heeres, allein zu den mehreren wichtigen Urſachen, welche daſſelbe hier während 9 Tagen minderthätig zurückhielten, iſt ohne Zweifel die Krankheit des Feldherrn ſehr mitzurechnen. Neben dieſer Krankheit aber drohte noch ein anderes Übel dem ſchleſiſchen Heere verderblich zu werden. Von Anfang des Krieges her hatte York nur ſehr unwillig den Oberbefehl Blüchers ertragen und beſonders gegen Gneiſenau einen bittern Groll gefaßt. Bülows Eintreffen mit ſeinen Truppen bei dem ſchleſiſchen Heere mußte dieſe Stimmung verſtärken, er tadelte beim erſten Begegnen York und Kleiſt mit heftigen Vorwürfen, daß ſie ſich alles gefallen und von Blücher nach dem Gutdünken ſeiner Umgebungen leiten ließen. York ergriff zuerſt die nächſte Gelegenheit und erklärte Blüchern, er könne unter ſolchen Verhältniſſen nicht bei dem Heere bleiben, ſondern wolle ſich entfernen. Blücher, wiewohl ſchon leidend, ſchrieb eigenhändig einen verſöhnenden Brief an York und machte ihm ſo nachdrückliche Vorſtellungen, daß dieſer ſeinen Entſchluß zurücknahm. Blüchers kraftvoller Gedanke ſtrebte auch jetzt unaufhaltſam vorwärts auf Paris und ein Teil ſeines Heeres war ſchon beſtimmt, auf dem rechten Ufer der Oiſe dahin ſogleich vorzudringen, aber die Ungewißheit über den anderwärtigen Lauf des Krieges und die Notwendigkeit, vor allem den Unterhalt der Truppen zu ſichern, gebot dieſen Zug einſtweilen noch auszuſetzen. In der That wurden die Schwierigkeiten, für ſo große Heeresmaſſen Lebensmittel und Futter aufzutreiben, mit jedem Tage größer. Einige in Saint Quentin genommene Vorräte reichten kaum für einige Tage hin. Die Unmöglichkeit, auf den ſchnellen Märſchen durch das in allen Richtungen durchzogene Land, unter ſteten Schlachten und Gefechten, eine geordnete Verpflegung zu erhalten, gab gewaltſamen Plünderungen Raum, welche das Vorhandene mehr noch zerſtörten als nutzten und den Willen der Einwohner völlig abwandten, ja dieſe zuletzt in bewaffneten Aufſtand brachten. Eine Schilderung dieſer auf das Ganze ſo einflußreichen Verhältniſſe findet ſich in folgenden ſtarken Zügen, die wir einer, hier wie immer zuverläſſigen Hand entlehnen.

„Nach mühſamen Märſchen," ſagt der ſchon mehrmals angeführte Schriftſteller, „kam man am Abend ſpät in ein Biwack und nun mußten noch in der erſten Häfte der Nacht die Dörfer durchſucht werden, um ſich Lebensmittel und alle Lagerbedürfniſſe zu verſchaffen. Es war nicht anders möglich, als daß dem Einwohner alles, was er hatte, genommen wurde, es war nicht anders möglich, als daß außerdem noch Grauſamkeiten verübt wurden. Blücher gab ſich alle erſinnliche Mühe, um Reſervemagazine zu ſchaffen, allein woher nehmen? Von hinten kamen die Verſtärkungen; auf dem Kriegsſchauplatze waren keine Fuhren zu haben und bei dem Bedürfniſſe der Truppen keine Sicherheit der Transporte. Einer nahm es den andern weg. Dennoch hatte das Verpflegungsweſen in Chalons einige nicht unbedeutende Vorräte zuſammengebracht, allein hier entzogen uns üble Gewohnheiten die Vorteile. Am 16. Februar lagen, nach den Magazinberichten, 62000 Scheffel Hafer in Chalons, ſo daß die ſämtlichen Pferde des daſelbſt verſammelten Heeres auf 10 Tage Futter hatten. Es wurde zum Empfang beſtellt. Die Verſchiedenheit der Sprache erzeugte Mißverſtändniſſe und Unordmungen. Truppenteile bemächtigten ſich mit Gewalt der Magazine. Nun wurden Wachen geholt, am Ende ſtand ein ganzes Bataillon am Hafermagazin Wache, aber bei dem Mangel an Zeit war dem Übel nicht mehr zu ſteuern, ſo daß am 18., alſo in zwei Tagen, alle 62000 Scheffel Hafer, größtenteils mit Gewalt, weggenommen und die Magazine leer waren. Blücher und Sacken gaben ſich perſönlich alle Mühe, die Ordnung, ſelbſt mit Gewalt, herzuſtellen; allein die Sache war um ſo ſchwieriger, als Ruſſen und Preußen aus ein und demſelben Magazin empfangen ſollten und die Einigkeit der gemeinen Soldaten unter einander uns nie nötiger war als gerade damals. Blücher mußte es ſo gehen laſſen, ſowie manches, was er vielleicht hart beſtraft hätte, wenn er ein Heer von einer Nation befehligt hätte. Allein es konnte nicht fehlen, daß dadurch die Kriegszucht in den beiden Truppenteilen litt. In den Biwaks bei Sommeſous, Arcis und Mery, wo es ganz an Holz fehlte und obenein ſehr kalt war, mußten Häuſer eingeriſſen werden, damit der Soldat kochen und ſich wärmen konnte. So verſchwand oft in einer Nacht ein ganzes Dorf, bei dem ein Lager ſtand. Es war nicht zu ändern, aber ſolche Lagen machen den Soldaten hart und grauſam." Die Einwohner flüchteten zunächſt ihre Habe nach abgelegenen Örtern, in Buſch und Waldung beſchützten ſie dieſe gegen Streifparteien mit den Waffen und verſuchten endlich ſogar in Dörfern und Flecken geordnete Verteidigung, wenn die anrückenden Truppen nicht gleich in ganzer Stärke erſchienen. Die Erbitterung nahm zu und bald ſtand ein großer Teil der Landleute in der Champagne, in Lothringen, in Elſaß und Burgund unter Waffen. Sie unterbrachen die Verbindungen, hemmten die Zufuhren, fielen über ſchwächere Haufen her und beunruhigten aus ſicherem Hinterhalt ſelbſt größere Truppenzüge mit Flintenſchüſſen. Wollte man ſie verfolgen, ſo verlor man Zeit und Mühe im weiten, ohne den Feind zu finden. Die Landestracht der blauen Kittel war dieſem Kriegsweſen ſehr bequem, ſie lieh dem Bewaffneten wie dem Unbewehrten dasſelbe Anſehen und verbarg ſchnell die Uniform des Soldaten und ſelbſt des Offiziers unter der Hülle des Bauern. Dieſe Erſcheinung war für Napoleon ein neuer Strahl von Hoffnung; er ſah die Möglichkeit, ſeinen Krieg, den die franzöſiſche Nation mit anteilloſer Kälte hinnahm, dennoch zum Volkskriege zu erheben. Die Neigung zum Aufſtande zu befeuern und dieſen ſelbſt kräftigſt zu ordnen, erließ Napoleon am 4. März in Fismes ein Dekret, durch welches er jeden Franzoſen nicht nur aufrief, ſondern verpflichtete, ſobald franzöſiſche Truppen nahten, zu den Waffen zu greifen und jenen beizuſtehen. Ein zweites Dekret erklärte jeden Maire und Beamten, der ſeine Verwalteten, anſtatt ſie durch alle Mittel zu erregen, vom Aufſtande zurückhielte, für einen Landesverräter. Zugleich bot Napoleon, wo er von nun an erſchien, alle Nationalgarden der Gegend auf und führte ſie mit gegen den Feind; ſchon bei Laon fochten dieſelben tapfer mit. Anfangs brachten jene Dekrete zwar wenig Wirkung hervor; die Leute folgten mehr den eigenen Antrieben als denen, welche Napoleon ihnen geben wollte; wo er ſelbſt perſönlich eintraf, ſetzte er Maire und Beamten und Städter und Landvolk in plötzliche Bewegung, aber mit ſeinem Abzuge kehrte in den Städten gleich wieder die vorige Lauheit zurück und nur die Landleute trieben nach Umſtänden ihr kriegeriſches Weſen fort. Bald jedoch miſchten ſich Soldaten unter ſie, es entſtanden Parteigänger und im Rücken der verbündeten Heere, zunächſt den Feſtungen und Gebirgswäldern, wurde der Aufſtand allgemeiner und bedeutender. Die ſogenannten Blaukittel kamen ſchon bei den Feldherren des Hauptheeres in ernſtlichen Betracht; was man ſo ſehr gefürchtet hatte, eine neue Revolutionskraft in Frankreich aufzuwecken, ſchien einzutreffen, man ſah was es wert geweſen, daß die Nation bis jetzt für Napoleon ſich nicht geregt hatte. Weniger als andere war Blücher in Sorgen bei dieſen Bewegungen; indes da Napoleon durch allerlei falſche Verbreitungen unaufhörlich das Volk aufreizte und die Nachteile des zunehmenden Aufſtandes in täglichen Vorfällen ſich immer fühlbarer machten, ſo glaubte Blücher auch ſeinerſeits Mittel ergreifen zu müſſen, um dem Übel zu wehren; er that dies durch folgenden in franzöſiſcher Sprache am 13. März aus Laon erlaſſenen Aufruf, in welchem wohlmeinendes Zureden und ſcharfe Drohung ſich vereinen: „Der Feldmarſchall Blücher an die Franzoſen. Euer eigner Vorteil treibt mich an, mich nochmals an Euch zu wenden. Man bemüht ſich, durch einen Aufruf, welcher vorgiebt, wir hätten keinen anderen Zweck, als Frankreich zu verwüſten und zu zerſtückeln, ſowie durch lügenhafte Märchen von Vorteilen, welche die franzöſiſchen Truppen ſollen erfochten haben, Euch zu verleiten und zu mißbrauchen. Es genügt, daß man das Betragen unſerer Herrſcher und das des Eurigen vergleiche, daß man den Blick werfe auf die Begebenheiten in Deutſchland, Spanien, Italien, Helvetien und Holland, und auf unſere Heere, die gegenwärtig zahlreicher und ſchöner als jemals daſtehen, um zu beweiſen, wie man fortwährend Eure Leichtgläubigkeit mißbraucht. Um aber über die Kriegsvorfälle richtig urteilen zu können, braucht Ihr nur die Bewohner von Laon zu fragen, über die denkwürdigen Tage vom 9. und 10. März, an welchen das vom Kaiſer Napoleon in Perſon befehligte Heer unter den Mauern dieſer Stadt gänzlich geſchlagen worden. Fragt ſie, ob ſie nicht jenes Heer vor unſeren ſiegreichen Truppen fliehen, ob ſie nicht unſere Trophäen, 50 Stücke Geſchütz, eine große Menge Pulverwagen und einige 1000 Kriegsgefangene, geſehen! Und doch war es nur ein Teil des meinem Befehl anvertrauten Heeres, der dieſen entſcheidenden Sieg erkämpfte, während ein anderer Teil ſich der Feſtung Saint-Quentin und darin 40 Stück metallener Kanonen bemächtigte, und während das große Heer am 3. und 4. dieſes Monats bei Troyes die ihm entgegenſtehende franzöſiſche Truppenmacht geſchlagen hat und von einer andern Seite auf Eure Hauptſtadt vorrückt. Bisher habe ich noch nicht, wie ich hätte thun ſollen, die Gewaltthaten, welche die Einwohner einiger Städte und Dörfer gegen Kuriere und einzelne Soldaten unſerer Heere ſich haben zu Schulden kommen laſſen, beſtraft, weil ich hoffte, meine Nachſicht würde Euch vermögen, zu Eurer Pflicht zurückzukehren. Doch kündige ich Euch an, daß ich von heute an ein ſtrenger Richter ſein werde und daß die Städte und Dörfer, deren Einwohner die Waffen ergreifen, unſere Soldaten mißhandeln und ſich unſeren kriegeriſchen Maßregeln widerſetzen, den Flammen übergeben werden ſollen, ſo ſchmerzlich es auch für mich iſt, Unſchuldige mit den Schuldigen zugleich ſtrafen zu müſſen. Wir wollen nichts anderes, ich wiederhole es Euch, als Europas Frieden und Beruhigung. Die einſt bekannt werdenden Unterhandlungen zu Chatillon werden Euch beweiſen, daß allein Euer Beherrſcher es iſt, der, im Widerſpruche mit dem, was er Euch vorſpiegelt, immer neue Hinderniſſe verurſacht und ich habe Euch inzwiſchen nur an Eures Landsmannes Raynouard kräftige Rede an den geſetzgebenden Körper zu erinnern, um Eure Meinung in dieſer Hinſicht zu berichtigen. Und endlich, alle Völker Europas ſtreiten für denſelben einzigen Zweck; der Ausgang dieſes Kampfes kann nicht zweifelhaft ſein; ein langer Widerſtand und ſelbſt einige Vorteile, die Ihr erkämpfen könntet, würden Euch noch unglücklicher machen, als Ihr jetzt ſeid." Gleiche, eindringliche Sprache führte er in einem Berichte von der Schlacht von Laon, welchen er zur Verbreitung in den nördlichen Departementern Frankreichs in franzöſiſcher Sprache drucken ließ. In demſelben hieß es: „Einige Bauern, irregeleitet durch den Aufruf Napoleons, haben die Waffen gegen die Verbündeten ergriffen und auf ſie geſchoſſen. Das in Brand geſteckte Dorf Athies, wovon Napoleon ſelber Zeuge war, hätte ihn belehren ſollen, welchen Züchtigungen er die Franzoſen ausſetzt, indem er ſie zu kriegeriſcher Verteidigung auffordert. Die Verbündeten haben große, grauſame Leiden auszugleichen und zu rächen; ſie wollten ſie vergeſſen, ſie wünſchten es. Will denn der irregeführte Franzoſe dem ruſſiſchen Krieger die Verheerungen ſeines Vaterlandes ins Gedächtnis rufen? Will er, daß dieſe aufgereizte Nation das ſchreckliche, das furchtbare Recht der Wiedervergeltung ausübe? Die Leiden, unter welchen Frankreich ſeit einigen Monaten ſeufzt, ſind dieſelben, mit denen Napoleon ſeit 12 Jahren ganz Europa heimgeſucht hat, ſie entſpringen aus dem verderblichen Kriegsſyſtem, das er annahm und uns folglich ebenfalls aufdrang. Die Leiden, die wir über Euch bringen, Franzoſen, ſind das Werk Eures Kaiſers, nicht unſer Werk. Seht, ob Napoleons Biwak weniger Verwüſtung, als der unſrige, in den benachbarten Dörfern angerichtet hat?" — Nichtsdeſtoweniger nahm der Aufſtand in der nächſten Zeit noch immer zu und wurde beſonders in dem Ardennerwalde ſo bedeutend, daß Blücher, um ihn zu dämpfen, einige Regimenter Fußvolk und Reiterei mit Geſchütz dahin abſenden mußte. Noch ſpricht übrigens ſelbſt Blücher in dieſem Aufrufe von einem Kaiſer Napoleon; merkwürdig genug zu einer Zeit, da ſchon von zweien Seiten Prinzen des Hauſes Bourbon im Schutze der verbündeten Waffen den Boden Frankreichs betreten hatten. Freilich hatte die Politik noch nicht geſprochen, aber Blücher pflegte dieſer wohl vorzugreifen.

Im Hauptquartiere des ſchleſiſchen Heeres vereinigten ſich zu dieſer Zeit mancherlei Anläſſe beſonderer Erwägungen. Napoleon weilte noch in der Nähe; der bei Rheims über Saint-Prieſt gewonnene Vorteil erhöhte wieder ſeinen Mut, ſeine Hilfsmittel; was er unternehmen und ausführen könne, war durchaus nicht zu berechnen. Angriffe, am 13. März durch Bülow gegen Compiegne und durch Sacken gegen Soiſſons geführt, mißlangen. Am 14. kamen über Bery-au-Bac die von Rheims verſprengten Truppen an und vermehrten die Eindrücke der

Beſorgnis und Unſchlüſſigkeit. Von dem Hauptheere, was es inzwiſchen gethan, wo es jetzo ſtünde, fehlten alle zuverläſſigen Nachrichten; aus dem Rücken, von den Niederlanden her, kamen nur beſorgliche und ſtörende. Von dem Heerteile Bülows waren noch 9000 Mann dort zurück und wurden nebſt dem ganzen Heerteile des Herzogs von Sachſen-Weimar durch die Säumnis des Kronprinzen von Schweden, der jenen erſetzen ſollte, aber nicht über Lüttich hinausrückte, in der Gegend von Brüſſel feſtgehalten; ein Angriff gegen Maubeuge, welchen Blücher zur Erleichterung ſeiner geſtörten Verbindung dem Herzoge auftrug, ſcheiterte aus Mangel an Schießbedarf. Am meiſten Bedenken aber gab der Zuſammenfluß allerlei politiſcher Anzeichen, nach welchen es zweifelhaft wurde, ob nicht das Daſtehen einer bedeutenden Heeresmacht bald eben ſo nötig ſein dürfe zur Behauptung gewiſſer Anſichten und Beſchlüſſe, wie zur völligen Niederkämpfung des Feindes; viele Stimmen, und namentlich die des Kronprinzen von Schweden, erklärten ſich gegen die Abtrennung des linken Rheinufers von Frankreich und letzterer unterſagte vorläufig alle Bewaffnungen daſelbſt. Unter dieſen Umſtänden, welche ihm alte Erinnerung weckten, glaubte Blücher, wie es in unſerer Quelle wörtlich heißt, die höchſte Vorſicht anwenden und ſich auf alle die Fälle bereit halten zu müſſen, welche in der Weltgeſchichte ſo oft dageweſen ſind.

Inmitten dieſer Ungewißheiten ſchien es einen Augenblick, als wolle Napoleon nochmals, vielleicht nachdem er alle Truppen, die dem Hauptheere gegenüber geſtanden, herbeigezogen, einen Angriff gegen das ſchleſiſche Heer verſuchen. Die Wiederbeſetzung von Bery-au-Bac am 14. nach dem gelungenen Streich auf Rheims konnte eine Einleitung dazu ſein. Blücher zog demnach ſein ganzes Heer in den nächſten Tagen wieder nach Laon zuſammen, allein da gleichwohl kein weiteres Vorrücken des Feindes erfolgte, ſo brach er am 18. März endlich ſeinerſeits auf, um nun ſelbſt wieder über die Aisne vorzugehen. Bei Bery-au-Bac ſuchte der Feind vergebens den Übergang zu hindern; man fand nur wenige Truppen daſelbſt unter dem Marſchall Marmont, der zuerſt nach Fismes zurückging und, nachdem Winzingerode am 20. wieder nach Rheims vorgerückt und York und Kleiſt bei Pontavaire gleichfalls über die Aisne gegangen waren, ſich am 21. nach Fere-en-Tardenois und darauf, von York und Kleiſt gedrängt, am 22. nach Chateau-Thierry und daſelbſt über die Marne zog. Nunmehr war alſo gewiß, daß Napoleon mit ſeinen meiſten Truppen ſich wieder gegen das Hauptheer gewendet hatte. Ihn aufzuſuchen und ſeine Bewegungen zu verfolgen, ſandte Blücher ſchon am 21. Winzingeroden mit 8000 Reitern gegen die Marne vor. Unterdes hatte Napoleon ſich jenſeits der Aube mit Macdonald und Oudinot vereint, am 20. bei Arcis-ſur-Aube das Hauptheer angetroffen und demſelben am 20. und 21. eine Schlacht geliefert, die für ihn bei mehreren Kräften ein Sieg werden konnte, ſo aber, wie die Schlacht von Laon, ein abgewieſener Verſuch blieb. Schwarzenberg dachte anfangs auszuweichen und nach Bar-ſur-Aube zurückzugehen, die Heftigkeit des Angriffs aber ſetzte ſeine an die Seine vorgerückten Heerteile in Gefahr abgeſchnitten zu werden; um für dieſe die nötige Zeit zu gewinnen, nahm er das Gefecht auf, aber dieſer Widerſtand war hinreichend, um Napoleons heftigſte Anſtrengung ſiegreich abzuweiſen. Zurückgeſchlagen auf beiden Seiten, von zwei undurchdringlichen Heerlinien immer näher eingeklemmt, ſuchte Napoleon durch Kühnheit und Liſt ihr erdrückendes Annahen nochmals aufzulöſen. Er ging nach der Schlacht von Arcis über die Aube zurück und wandte ſich nach Vitry, wo er über die Marne ging und weiter über Saint-Diziers vorzurücken dachte, um im Rücken der Heere, auf ſeine Feſtungen geſtützt, neue Schläge zu bereiten, nicht zweifelnd übrigens, daß Schwarzenberg und vielleicht auch Blücher auf dieſe Nachricht ſchleunigſt zurückeilen würden, um ihre bedrohte Rückzugslinie zu ſichern. Doch der General von Tettenborn hatte mit ſeinen Koſaken alle Bewegungen Napoleons genau beobachtet und nach der Schlacht von Arcis alle Wege, auf welchen derſelbe Nachrichten nach Paris ſenden konnte, ſorgfältig bewacht. Seiner Vorausſicht gelang es, am 22. einen Kurier aufzufangen, deſſen Briefſchaften, ſowohl über die Ereigniſſe an der Aube, als über die jetzige Bewegung den vollkommenſten Aufſchluß gaben. Ein eigenhändiges Schreiben Napoleons an die Kaiſerin Marie Luiſe ſprach in ſchwer zu entziffernden Schriftzügen, aber in deutlichen Worten, die Abſicht aus, durch ſein Vorrücken den Feind von Paris abzuziehen. Tettenborn ſandte dieſe wichtigen Aufſchlüſſe ſogleich an Blücher, der den Einfall hatte, das Schreiben Napoleons an die Kaiſerin den franzöſiſchen Vorpoſten bei la Ferté-ſous-Jouarre übergeben zu laſſen, mit einigen von ihm eigenhändig aufgeſetzten Zeilen, in welchen er der Kaiſerin verſprach, ihr alle an ſie gerichteten Briefe ihres Gemahls, für die nun einmal kein anderer Weg als durch ſeine Hand mehr übrig ſei, richtig zu übermachen. Noch ehe die Nachrichten von Winzingerodes Reiterei eintrafen, rückte Blücher mit den Heerteilen von Langeron, Sacken und Winzingerode nun unverzüglich am 23. nach Rheims und am 24. nach Chalons; Bülow blieb vor Soiſſons, York und Kleiſt an der unteren Marne gegen Marmont.

Unterwegs aber wurde Blücher wegen ſeines fortwährenden Augenübels ſo mißmutig, daß er daran dachte, den Oberbefehl niederzulegen, das Heer zu verlaſſen und nach den Niederlanden zu gehen, um ſich in Brüſſel heilen zu laſſen. „Was ſoll ich blinder Mann", ſagte er, „hier im Felde? ich bin ja zu nichts nutz! Am Ende geht es mir wie dem alten Kutuſoff, daß ſie mich als Blinden mit dem Heer fortſchleppen, als wenn ich's noch wäre und doch nichts mehr bin." Die Anſtalten zur Abreiſe nach Brüſſel wurden ſchon in aller Stille gemacht und es fehlte ſogar nicht an heimlichen Ratgebern, die ihn darin beſtärkten, weil ihnen die Sache genehm war. Noch zu rechter Zeit entdeckte der Generalarzt Dr. Voelzke dieſes Betreiben und benachrichtigte Gneiſenau davon. Dieſer überſah ſogleich die ganze Fülle des Unheils, welches durch die Ausführung jenes Vorhabens über das ſchleſiſche Heer verhängt ſein würde; der älteſte General war Langeron, und dieſer ſchien der Aufgabe, ein ſolches Heer zu führen, nicht gewachſen, ihm am wenigſten würden York und Bülow gehorſam geweſen ſein, und dieſen beiden hinwieder konnte der Oberbefehl nicht zuſtehen. Gneiſenaus eigene, dann auch Müfflings und Grolmans erfolgreiche, unentbehrliche Thätigkeit wäre gelähmt geweſen. Von dem Hauptheere war man im Augenblicke getrennt und die Entſcheidung und Vorkehr der Monarchen konnte lange Zeit ausbleiben. In dieſer Not that Gneiſenau die entſchloſſenſten Schritte. Mit größter Eindringlichkeit ſtellte er dem alten Feldherrn vor, wie gefährlich für ihn ſelbſt, wie verderblich für das Heer ſein Weggehen ſein würde. Der hingeworfene Zweifel, ob er glücklich durch die franzöſiſchen Streifparteien durchkommen werde, ob nicht ihm ſelbſt, wie ehemals dem Marſchall Victor, das Los einer kläglichen Gefangennehmung verhängt ſein könne, die Verſicherung des klugen und im Eifer für die Sache des Königs und des Landes trefflich mitthätigen Arztes, daß ſein Übel ihm keine Blindheit drohe, daß er bei guter ärztlicher Pflege bald geneſen werde und dieſe ſchwerlich in Brüſſel ſo finden könne als bei dem eigenen Heere und von ſeinen bisherigen Ärzten, denen ſein Zuſtand ſchon bekannt, an deren Behandlung er gewöhnt ſei, dieſe Vorſtellungen vereint mit denen, welche die Lage des Heeres und die Pflicht des Dienſtes darbot, machten endlich Eindruck auf ihn, und obwohl auf die Bemerkung, er dürfe ja gar nicht eigenmächtig fortgehen, er noch unwillig ausrief: „Ich will doch ſehen, wer mich daran hindern ſoll!" ſo gab er doch dem Gewichte ſo vielfacher Gründe nach und entſchloß ſich, den Oberbefehl, wenn auch nur durch ſeinen Namen, fortzuführen.

Inzwiſchen hatte zuerſt Tettenborn, dann Winzingerode die Verbindung zwiſchen dem Hauptheere und dem ſchleſiſchen wieder angeknüpft. Schwarzenberg war nach der Schlacht von Arcis-ſur-Aube, anſtatt, wie er anfangs wollte, und Napoleon noch hoffte, den Rückzug nach Langres fortzuſetzen, dem abziehenden Feind über die Aube nachgefolgt. Der Kaiſer von Öſterreich war zurück nach Dijon gegangen, wohin auch die Miniſter und Geſandten ihre Beratungen verlegt hatten, dort war gleichſam eine Überſichtsmitte für die nach Norden und weit nach Süden verteilten öſterreichiſchen Truppenmaſſen; der Kaiſer von Rußland aber und der König von Preußen waren bei dem Hauptheere und gaben der Kriegsleitung durch ihre Anweſenheit allen Nachdruck. Napoleons Übergang über die Marne, ſein Marſch nach Saint-Diziers in der Richtung nach dem Rhein und der Aufſchluß, welchen der aufgefangene Brief an die Kaiſerin über ſeine Abſichten erteilte, führten in dem großen Hauptquartiere zu den wichtigſten Entſcheidungen. Das Hauptheer, in deſſen Rücken Napoleon zog, ſtand ihm ſelbſt im Rücken und ſchnitt ihn von Paris ab; ihn einzuholen und ihm vorauszukommen auf ſeinem jetzigen Wege, war ſchon unmöglich, es blieb daher faſt nur übrig, ihn ziehen zu laſſen und inzwiſchen mit ganzer Macht auf Paris loszugehen und dort den Krieg zu beendigen. Dieſer große Entſchluß wurde im Hauptquartier zu Vitry am 23. März gefaßt; Schwarzenberg, hier ganz Kriegsmann und Feldherr, ſetzte freudigen Mutes das Heer in Bewegung nach Paris. Die Verbündeten zeigten der Welt in einer Bekanntmachung den Ausgang des Kongreſſes von Chatillon, die Vereinigung ihrer Heere und ihr Vorhaben auf Frankreichs Hauptſtadt an. Nur Winzingerode mit ſeiner Reiterei folgte dem Zuge Napoleons, um ihn im Auge zu behalten, nach Saint-Diziers; ſein Vortrab, unter Tettenborns Anführung, war bereits dem Feind angreifend auf den Ferſen. Als Blücher in Chalons durch einen Adjutanten des Kaiſers von Rußland von obigem Beſchluſſe Nachricht erhielt, brach ſeine Freude laut aus: „Das iſt doch mal eine Nachricht!" rief er, „nun heißt's nicht bloß mehr bei uns, ſondern überall: Vorwärts!" Die ganze Umgebung Blüchers, alle Truppen des ſchleſiſchen Heeres, teilten preiſend ſeine Freude. „Das wußt ich wohl", ſagte Blücher, „daß mein tapfrer Bruder Schwarzenberg doch noch eines Sinnes mit mir werden würde! Nun wollen wir auch bald ein Ende machen."

Blücher erfuhr durch eingebrachte Gefangene, daß Marmont und Mortier, nachdem ſie vor York und Kleiſt über die Marne zurückgewichen, jetzt über Montmirail und Sezanne wieder in der Richtung von Vitry vorrückten, dem Zuge Napoleons nachfolgend. Sie mußten in dieſer Richtung auf das Hauptheer ſtoßen und von dieſem erdrückt werden, wenn ſie nicht ſchleunigſt umkehrten. Blücher ſandte ſogleich an Schwarzenberg die Nachricht von dieſem Anrücken und brach ſelbſt am 25. in der ihm gegebenen Richtung nach Etoges auf, um dort dem Feinde den Rückzug abzuſchneiden. Der General von Korff mit einigen Regimentern Reiterei griff links auf der Straße von Bergeres nach Vatry bei Villeſeneux 5000 Nationalgarden mit 15 Kanonen unter den Generalen Pactod und Amey, welche einen großen Wagenzug Brot, Mehl und Pulver zu Napoleons Heer geleiten ſollten mit großer Heftigkeit an, nahm die Wagen und trieb die Bedeckung gegen Fere-Champenoiſe zurück. Bei Pierre-Morains wurde ſie von vier Reiterregimentern unter Waſſiltſchikoff, die Blücher neuerdings in dieſer Richtung vorſandte, gleichfalls angegriffen und bei Fere-Champenoiſe auf das Hauptheer geworfen. Dieſe tapfre Schar, die noch nie den Feind geſehen, verlor ihr Geſchütz, erlitt von zweien Seiten das furchtbarſte Kartätſchenfeuer und die gehäuften Anfälle überlegener Reitermaſſen, ſetzte aber unter ihren heldenmütigen Anführern unerſchrocken in feſter Haltung ihren Marſch fort und ſuchte, bei Fere-Champenoiſe vorüber, nach Bannes zu gelangen, bis ſie endlich rettungslos erlag, zerſchmettert, niedergehauen und die Übriggebliebenen gefangen. Das Hauptheer hatte ſoeben bei Fere-Champenoiſe die Marſchälle Marmont und Mortier, als ſie ſchon wieder nach Sezanne eiligſt zurückwichen, gänzlich geſchlagen und ſchritt ſiegreich fort auf dem Wege nach Paris. Inzwiſchen waren auch York und Kleiſt über die Marne gegangen und hatten von Montmirail ihre Reiterei unter dem General von Zieten rechts von Fere-Champenoiſe gegen Sezanne vorgeſchickt, woſelbſt Marmont am 26. vormittags wiederum ein hitziges Gefecht gegen dieſelbe beſtehen mußte. Nachmittags waren York und Kleiſt bei la Ferté-Gaucher ihm ſchon zuvorgekommen, da ſie jedoch keine Reiterei mehr zur Hand hatten, ſo konnten ſie nicht hindern, daß er in der Nacht dennoch ſeitwärts entkam. Blücher rückte mit allen Heerteilen unaufhaltſam vorwärts. Am 26. war ſein Hauptquartier in Montmirail, am 27. in la Ferté-ſous-Jouarre, er zum drittenmale im Anrücken auf Paris in dieſer Gegend. Die Franzoſen leiſteten mit ihren letzten Kräften noch überall den beharrlichſten Widerſtand, jede Stellung, jeden Übergang verteidigten ſie trotzig, bis die Übermacht ſie erdrückte. York und Kleiſt erzwangen am 27. den Übergang über die Marne bei Trilport und nach hitzigem Gefechte noch in der Nacht die Vorſtädte von Meaux. Am folgenden Tage drangen ſie über Claye hinaus und hatten abermals mit dem hartnäckigen Feinde ſcharfe Gefechte, nicht ohne bedeutenden Verluſt. Das ganze ſchleſiſche Heer ging über die Marne und das Hauptheer folgte unmittelbar nach; das ſchleſiſche Heer zog am 29. rechtshin nach Annay, in die nördliche Gegend von Paris vordringend, während das Hauptheer in Claye anlangte.

Faſt 100 000 Mann ſtark, — denn Wrede und Sacken waren zur Sicherſtellung gegen Napoleons etwaige Umkehr bei Meaux ſtehen geblieben, und Winzingerode folgte dieſem, — ſtanden die Verbündeten jetzt vor Paris, allein der Feind, der nun überall das freie Feld räumte, hatte Anſtalt getroffen, die Hauptſtadt hartnäckig zu verteidigen; alle Anhöhen waren verſchanzt und beſetzt, insbeſondere der Montmartre mit 30 Stücken ſchweren Geſchützes verſehen. Marmont und Mortier waren mit den Trümmern ihrer Truppen noch glücklich über Provins und Charanton nach Paris gelangt und Marmont evhielt, nachdem Joſeph Bonaparte die Hauptſtadt verlaſſen, daſelbſt den Oberbefehl, unter welchem durch Aufbieten aller Kräfte noch eine Truppenſtärke von etwa 30000 Mann zuſammengebracht war. Faſt von gleicher Stärke war die Nationalgarde, von welcher indes wenig Kriegseifer zu erwarten ſchien. Da man noch nichts von Napoleon wußte und an die Wendung ſeiner kühnen Entſchlüſſe nicht ohne Sorge zurückdachte, ſo galt es deſto mehr, hier ohne Säumen eine Entſcheidung zu erzwingen. Gleich am 30. früh um 5 Uhr erfolgte der Angriff. Schwarzenberg griff die Anhöhen von Belleville und Romainville an, die Dörfer Romainville und Pantin wurden geſtürmt und mehrmals genommen und wiedergenommen. Blücher, mit dem ſchleſiſchen Heere den rechten Flügel bildend, vernahm voll Ungeduld ſchon ſtundenlang den Kanonendonner, ohne noch aus dem großen Hauptquartiere die allgemeinen Verfügungen und ſeine beſondere Vorſchrift erhalten zu haben. Endlich nach 7 Uhr empfing er dieſelben, welche den allgemeinen Angriff um 5 Uhr anbefahlen und ihm insbeſondere den des Montmartre auftrugen. Er ſuchte die verlorenen Stunden einzubringen. Mutig rückte das ſchleſiſche Heer über die Ebene von Saint-Denis und griff zuerſt die zwiſchen der Höhe von Belleville und dem Montmartre liegenden Dörfer la Vilette und la Chapelle an. Heftig wurde hier gefochten, ein furchtbares Geſchützfeuer hemmte eine Zeitlang das Vorrücken, ja der Feind drang ſogar aus la Villette ungeſtüm hervor und wollte ſelber zum Angriff übergehen, wurde jedoch wieder zurückgeworfen und mußte dem General Grafen Woronzoff das Dorf und 8 Kanonen überlaſſen. Jetzt kamen 10 ruſſiſche Fußregimenter von Langeron zwiſchen Saint-Denis und dem Gehölz von Boulogne zum Sturm gegen den Montmartre, ſie ſtiegen die Höhe gradaufwärts unter dem heftigſten Geſchützfeuer und waren nicht mehr zu hemmen, als auf der Hälfte des Berges die Nachricht von einem geſchloſſenen Waffenſtillſtand ſie ereilte, ſondern vollendeten ihren Lauf, eroberten den Montmartre, welchen der Waffenſtillſtand ihnen ſchon friedlich einräumte, mit ſtürmender Gewalt und nahmen auf demſelben 29 Kanonen. York und Kleiſt hatten inzwiſchen auch das Dorf la Chapelle genommen und das Hauptheer bei ſeinen Fortſchritten gleichfalls 40 Kanonen erobert. Der Waffenſtillſtand, welcher die Schlacht von Paris abbrach und während deſſen die Unterwerfung der Hauptſtadt erſt näher bedungen werden ſollte, war nicht nach dem Sinne Blüchers; ihm dünkte, man ſolle ſich jetzt nicht aufhalten, ſondern die unbedingte Übergabe raſch erzwingen, nachher könne man überlegen und bewilligen, was man für gut halte. Er hatte bisher mit höchſtem Ingrimm, dem Zureden ſeiner Ärzte und andern Umgebung unwillig folgend, im Wagen ausgehalten. Jetzt aber brach ſeine Geduld. „Gebt mirs Pferd!“ ſchrie er, ſtieg aus dem Wagen, ließ ſich in den Sattel heben und ritt nach la Villette, wo er ſeinen Generalſtab teils fand, teils ſammelte und dann auf dem Montmartre ſein Hauptquartier nahm. Als die Übergabe von Paris nicht gleich zuſtande kam und die Ausſicht erſchien, es könne dennoch zur Beſchießung kommen, ließ er ſogleich 84 Stücke ſchweres Geſchütz auf dem Montmartre gegen die Stadt aufpflanzen. Doch die Übergabe wurde noch in der Nacht abgeſchloſſen und alles nahm ſchnell eine Friedenswendung. Die verbündeten Herrſcher, umgeben von ihren Feldherren, hielten an der Spitze ihrer Heere am 31. März ihren Einzug in Paris.

Napoleon indes glaubte die verbündeten Heere hinter ſich her zu ziehen und bei Saint-Diziers die Gelegenheit zu erſehen, einen vorteilhaften Schlag zu führen. Er warf ſich mit ganzer Macht auf Tettenborn und Winzingerode, erkannte zu ſpät ſeinen Irrtum und eilte nun über Troyes zurück, um Paris noch vor dem Feinde zu erreichen. In Fontainebleau erfuhr er den Verluſt ſeiner Hauptſtadt, ihren Abfall von ihm, ſeine Thronentſetzung durch den Senat, die Zurückberufung der Bourbons, den Übertritt Marmonts mit ſeinen Truppen zu der neuen einſtweiligen Regierungsbehörde. So war er denn gefallen, dieſer gewaltige Herrſcher, von der furchtbaren Höhe, von welcher herab er ganz Europa zittern gemacht! Ihm ſchien nur ſchmachvolle Flucht in außereuropäiſche Verbannung oder der Tod der Verzweiflung übrig, ſei es, daß er dieſen einzeln wählte oder ihn an der Spitze ſeiner letzten Getreuen ſuchte. Indes das Glück hatte noch glänzendere Auswege für ihn. Er durfte als Kaiſer abtreten, ſein Entſagen an Bedingungen knüpfen, durch einen Vertrag mit den Mächten Europas ſich auf der Inſel Elba ein herrſcherliches Daſein ſichern. Doch ſeine Gewalt war, ſo ſchien es, für immer zerſtört, der Krieg hatte ſein Ziel erreicht und Blüchers kämpfendes Streben, ſein heftiges Begehren und zuverſichtliches Verheißen waren glorreich erfüllt. Wer auf den Zuſammenhang der erzählten Kriegsbegebenheiten zurückſchaut, wer die Richtungen, wie ſie zu den verſchiedenen Zeitpunkten erſcheinen und die wahrſcheinlichen und wirklichen Folgen derſelben vergleicht, der kann nicht in Zweifel ſein, daß dieſes Ergebnis ohne Blücher und ohne das ſchleſiſche Heer nie gekommen wäre. In Blücher und ſeinem Heere war der Kern des ganzen Krieges, die eigentliche Kraft, welche dem Feind immer die Spitze bot, die ihn ſchlug, der er erlag. Erſt nachdem Blücher alle Mitkämpfer in das Feuer ſeines Vorwärts gezogen, wich die Franzoſenherrſchaft zertrümmert aus Deutſchland, erſt nachdem alle in ſeinen Sinn und ſeine Bahn eingegangen, lag in Frankreich Napoleons Macht zerbrochen. Blüchern ſelbſt war nicht gegönnt, ſein gelungenes Tagewerk in der Fülle des erſten Augenblicks zu genießen. Seit Laon war er in fortwährendem Krankheitszuſtande geblieben, das Fieber hatte ihn ſehr geſchwächt, die Augenkrankheit ihn ſehr gehindert. Zwar hatte er den Befehl ununterbrochen geführt und alle das Heer betreffende Maßregeln geleitet, immer derſelbe entſchloſſene, treibende Geiſt; allein die Körperkräfte würden ihm nicht erlaubt haben, eine Schlacht in Perſon von Anfang bis zu Ende durchzuführen. Oft war es ihm ſchon ſtörend genug, nur ſeinen Namen zu unterzeichnen. Am Tage der Schlacht von Paris hatte er, wie ſchon erzählt, aus dem Wagen heraus, mit dem Schirm eines grünſeidenen Damenhutes vor den Augen, ſeine Befehle gegeben und ſpäter zwar, dem Willen nach rüſtig, das Pferd beſtiegen und ſich den Truppen gezeigt, allein er bedurfte in Wahrheit ſehr der Ruhe, deren Genuß ihm der gute Fortgang der Dinge auch um ſo mehr geſtatten durfte. Zum Einzug in Paris am 31. März hatte er ſich gleich am frühen Morgen in Bewegung geſetzt und zeigte ſich, mit ſeinem grünen Schirm unter dem Generalshut, aber ſonſt ordnungsmäßig gekleidet, in vollem Staat. Durch Gneiſenaus und des Generalchirurgus Dr. Voelzkes dringende Vorſtellungen ließ er ſich indes beſchwichtigen, entſagte dem für ſeine Augen gefährlichen Unternehmen, blieb auf dem Montmartre und die ſiegreichen Herrſcher hielten ohne ihn ihren Einzug. Die Befehlführung des ſchleſiſchen Heeres legte er am 2. April nieder, belohnt genug, wie er ſagte, daß ihm ſo großes anvertraut geweſen zu vollbringen und jetzt nur der Ruhe bedürfend und der Heimkehr. Ein paar Tage ſpäter ritt er in aller Stille nach Paris und nahm ſeine Wohnung im Hotel des Herzogs von Otranto in der Rue-Cerutti. Seine Krankheit ließ hier bald nach, auch das Übel ſeiner Augen beſſerte ſich unter guter ärztlicher Behandlung. Der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland beſuchten ihn und bezeigten ihm ihre Teilnahme.

Durch die Erholungsruhe, deren er genoß, und durch die regelmäßige ärztliche Behandlung, der er ſich nun völlig überlaſſen konnte, gelangte Blücher, bei ſeiner urſprünglich ſtarken Körperbeſchaffenheit, bald wieder zu Kräften und zu verhältnismäßig guter Geſundheit. Er fing an auszugehen, machte Beſuche, beſah die Merkwürdigkeiten der Stadt und was ihm an Zeit übrig blieb, verwandte er ganz auf ſeine gewohnte Weiſe, im ſchlendernden Umhertreiben des unbeſchäftigten Kriegsmannes, auf Spaziergängen, im Kaffeehauſe, beim Spiel. Das Palais-Royal gab dies alles vereinigt in demſelben Raume und wurde deshalb der tägliche Aufenthalt unſeres Helden. Während der ganzen Dauer des Feldzuges hatte Blücher dem Karten- und Würfelſpiel ſich entfernt gehalten und auch bei andern jede Übertretung der dagegen erlaſſenen Verbote jedesmal mit unerbittlicher Strenge gerügt, vielleicht ohne ſich Zwang anzuthun, da das Glücksſpiel des Krieges die Wechſelfälle reichlich und im größten Maßſtabe darbot, deren der angeregte Geiſt zu ſeiner Spannung bedarf, einer Spannung, der nur in Ermangelung eines aufgedrungenen Ernſtes das gemachte Spiel zum Erſatze dienen ſoll, aber im Frieden, hier im genußreichen Paris, wurde dasſelbe ſogleich wieder ſeine Lieblingsunterhaltung. Er wollte hier nichts vorſtellen, nichts vertreten; im bürgerlichen Überrocke ging er im Garten oder unter den Laubgängen des Palais-Royal umher, zuweilen unbemerkt, meiſt aber von Neugierigen umdrängt, vor denen er ſich dann gern in den Spielſaal zurückzog, wo er am grünen Tiſche behaglich Platz nahm und um große Summen ſpielte; er gewann und verlor, was man aber von ſeinem großen Verluſte von mehr als 20 000 Goldſtücken geſagt, iſt unrichtig, im Gegenteil nahm er 1700 Napoleonsd'or als Gewinn von Paris mit fort. Seine Tabakspfeife verließ ihn ſelten, im Trinken war er ſehr mäßig, und nicht Wein oder Punſch, wie man oft fälſchlich vorgegeben, ſondern ſchwacher Thee und Kaffee mit Milch oder auch ein Warmbier zum Frühſtück, war ſein gewöhnliches und liebſtes Getränk. Eines Mittags im Speiſeſaale bei dem Gaſtwirt Very in den Tuilerien, als ihm zu heiß ward, zog er ohne Umſtände den Rock aus, die Franzoſen ſeufzten über die Unart, aber die anweſenden Engländer riefen lauten Beifall. Überhaupt hatte ſein Weſen für die Engländer viel anziehendes, ſein Charakter entſprach dem ihrigen und ihre Vorliebe für ihn, die ſich ſchon durch Hörenſagen gebildet hatte, wurde durch die perſönliche Gegenwart völlig entſchieden. Einer derſelben reiſte, nachdem er mit ihm zuſammen geweſen, ſogleich ab, um ſich in Alt-England der gemachten Bekanntſchaft zu rühmen. Auf einem Balle bei Sir Charles Stuart, wo auch die verbündeten Herrſcher erſchienen, ſahen Blücher und Lord Wellington einander zum erſtenmale; als letzterer in den Saal trat, ſchwieg die Muſik und hielt der Tanz inne. Aller Augen richteten ſich auf ihn; er aber, nachdem er die Herrſcher begrüßt, wandte ſich zu Blücher, beide betrachteten einander eine Weile ſchweigend, reichten ſich dann die Hände und blieben, nachdem auch der Ataman Platoff herzugetreten, gegen zwei Stunden beiſammen in wechſelndem Geſpräch, das freilich nicht ohne Dolmetſcher geführt werden konnte. Die beiden Feldherren, welche im Kampfe gegen Napoleon von Oſten und Weſten her in Schlacht und Sieg gewetteifert und bald durch gemeinſame That noch näher verbunden werden ſollten, boten gleichwohl nicht viele Züge der Übereinſtimmung; Blüchers rauhe Außenſeite ſtach gegen Wellingtons feine Welt mächtig ab; wenn dieſer im Kriegsfache mehr die Kunſtmeiſterſchaft, ſo ſtellte jener mehr die Heldennatur dar; auch erſchien Wellington als Staatsmann und Blüchern fiel es nicht ein, an den politiſchen Thätigkeiten, welchen nun der Krieg das Feld geräumt hatte, irgend Anteil nehmen zu wollen. Nur als ihn dünkte, daß die Friedensverhandlungen nicht günſtig genug geführt würden, äußerte er ſtark und nachdrücklich ſein Mißfallen. Am 30. Mai kamen indes die Friedensverträge mit Frankreich auf billige Bedingungen zum Abſchluſſe und die Fürſten, ihre Miniſter und Feldherren, gedachten des Heimzuges, den die Heere größtenteils ſchon angetreten hatten. Vorher aber wollten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen einen Beſuch in England abſtatten, wohin ſie von dem Prinz-Regenten eifrigſt eingeladen worden. Auch Blücher hatte ſchon im April eine ſolche Einladung durch ein ſchmeichelhaftes Schreiben des Prinz-Regenten empfangen und ſchickte ſich an, derſelben zu entſprechen. Vorher aber wurde er von dem Könige durch eine Urkunde, gegeben aus dem Hauptquartier Paris am 3. Juni, zum Fürſten Blücher von Wahlſtadt erhoben, ſeinen Nachkommen der gleiche Name mit dem Grafentitel verliehen und ihm eine Dotation in liegenden Gütern zugeſichert. Auch ſeine Gefährten Gneiſenau, York, Bülow, Kleiſt und Tauentzien empfingen in gleicher Weiſe königliche Belohnungen.

Am 6. Juni mittags ſchifften der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, die erſten Staatsmänner und Feldherren in ihrem Gefolge, auf dem großbritanniſchen Linienſchiffe Impregnable, welches der Herzog von Clarence in Perſon befehligte, von Boulogne nach den Küſten Englands hinüber. Blücher grüßte freudig das wunderbare Inſelland, deſſen Vorſtellung ſchon oft den Sinn mit eigner Gewalt befangen hatte. Eine unzählbare Volksmenge war bei Dover verſammelt, um die hohen Gäſte landen zu ſehen. Die Landung fand jedoch einige Schwierigkeiten, weil die Ebbe ſchon eingetreten war und der Impregnable eine Strecke vom Ufer entfernt bleiben mußte. Die Überfahrt vom Schiffe ans Land mußte in leichten Boten geſchehen. Die Aufmerkſamkeit der harrenden Menge verteilte ſich nach eines jeden Vorliebe, doch war es unmöglich, unter der Zahl der Ankommenden ſein feſtes Ziel zu wählen. Hier ereignete ſich gleich ein kleiner Vorfall, der als Scherz unter ſo vielen Feierlichkeiten leicht ſeine Stelle verdienen mag. Blücher war gleich den übrigen Generalen und Miniſtern und wie auch die Herrſcher ſelbſt, in einfacher bürgerlicher Kleidung. In dem großen Gefolge ragte ein einzelner, dem es ſchicklicher gedäucht, dem fremden Volke im vollen Staate ſich zu zeigen, in reicher Uniform, mit Federhut und Degen, leuchtend hervor. Ohne Bedenken mußte dieſer der Fürſt Blücher ſein. Ungeſtüm ſtürzte die Menge dem Boote, das dieſen trug, in die Meereswogen des flachen Strandes bis auf halbe Mannstiefe entgegen und hob unter tauſendſtimmigem Jubelgeſchrei den vermeinten Kriegshelden über ihre Schultern empor, beeifert ihn vollends ans Land zu tragen. Kein Bedeuten und Verbitten hilft, das Geſchrei Blucher for ever! (Blücher für immer!) übertönt jeden Einwand. So werden einige Schritte im rauſchenden Waſſer mit der ſchwankenden Bürde zurückgelegt und Blücher ſteigt indes an anderer Stelle ruhig ans Land. Da ſchallt jedoch dem Erkannten alsbald noch heftigeres Geſchrei, man zeigt ihn, man wird plötzlich des früheren Irrtums inne, der Vermeinte, jetzt aufs neue, doch eben ſo vergeblich, abwehrend, wird ohne Umſtände gleichzeitig von allen losgelaſſen, ſteht in ſeinem Staate bis an die Hüften im Waſſer und alles rennt dem andern zu! Blücher wurde nun wirklich vom Volke getragen; jeder wollte ihn berühren, man riß ſich um Stücke von ſeinem Überrocke, den er preisgeben mußte. Junge Mädchen, den erſten Familien angehörig, drängten ſich um ihn, wollten ihn küſſen, ihm wenigſtens die Hand gereicht haben. In den Straßen vor ſeiner Wohnung dauerte das Gedränge ununterbrochen fort. Blücher beteuerte, er ſei in Gefahr, der Ehre zu unterliegen, die man ihm erweiſe. Eine ganze Schar geputzter Damen verlangte Locken von ihm zum Andenken, da wies er ſeinen nur noch mit wenigem Haar bewachſenen Scheitel und ließ ihnen durch den Dolmetſcher ſagen, ſie ſähen ſelbſt, wie arm er in dieſer Hinſicht ſei; denn wenn er auch jedem der ſchönen Kinder nur ein einziges Haar geben ſollte, müßte er durchaus kahl von dannen gehen. Die Landſtraße von Dover nach London war überall mit unüberſehbarer Volksmenge bedeckt; alles wollte die ſiegreichen Herrſcher, den tapferen Blücher ſehen; die erſteren waren am 7. Juni in aller Frühe, durch die Einfachheit ihres Aufzuges abſichtlich täuſchend, unerkannt nach London abgefahren; Blücher mußte den ganzen Jubel aushalten. Abermals ereignete ſich ein Auftritt, der zu einzig iſt, um hier nicht, gegen alles Bedenken, aufbewahrt zu werden. Blücher litt ſeit Jahren an beſonderen Beſchwerden. Häufig war er genötigt vom Pferde zu ſteigen und ſeinem Übel nachzugehen. Vor dem Feind, im dichten Kugelregen, hatte er ſtets ungehindert ſeinem Bedürfniſſe Gelegenheit und Zeit genommen, aber jetzt überfiel ihn hier auf der Landſtraße der unbequeme Drang; die ganze Gegend, ſo weit man ſehen konnte, überall von jubelnden Zuſchauern erfüllt, bot nirgends eine Deckung. Endlich zeigten ſich ſeitwärts am Wege einige Vertiefungen mit hohen Wänden, wie von Steinbrüchen und dahin nahm Blücher ſeine Zuflucht. Aber die Menge folgt ihm nach, die Nächſten laſſen ſich zwar zurückweiſen, doch indem er harrend unten ſteht, füllt ſich oben der ſteile Rand mit Zuſchauern, die wohlanſtändigſten Gentlemen drängen ſich und ſehen herab. Schweigend in Mitleid harren die Gentlemen, auch der graue Held harrt geduldig, endlich aber zeigt ſich, daß das Abwarten überſtanden iſt; wie ein Lauffeuer teilt ſich oben die glückliche Nachricht mit und ein jubelndes Hurra bezeigt die Teilnahme des Volks, deren echt menſchlicher Durchbruch hier den leidigen Anſtand hintanſetzte! Unter ſtetem Freudengeſchrei und immer wechſelndem Gedränge, von Wagen, Reitern und Fußgängern im vollem Laufe begleitet, gelangte Blücher endlich um 6 Uhr abends in einem offenen Wagen, den ihm der Prinz-Regent geſandt hatte, unter Bedeckung einer Schar von der leichten Reiterei der Garde, in Saint-James-Park an. Hier hielt das Dragonerregiment der Garde in Parade, und als Blücher den Truppen nahgekommen, erhob er ſich im Wagen und ſtand mit abgezogenem Hute, das Auge unverwandt auf die Mannſchaft gerichtet, bis er ganz vorüber war. Das Volk ſchrie unaufhörlich ihm Lebehoch und Beifall zu. Wir laſſen die Zeitungen weiterreden: „Die Poſtillione hatten den Befehl den Feldmarſchall grades Weges nach Carltonhouſe zum Prinz-Regenten zu fahren. Als der Wagen in ein Seitenthor des ſonſt verſchloſſenen Vorhofes einfuhr, ſtürzten Reiter und Fußgänger ſo unbändig mit in den Hof, daß die beiden Schildwachen mit ſamt dem Thürſteher im buchſtäblichen Sinne mit Füßen getreten wurden und dem ferneren Eindringen des jauchzenden Volkes nur mit der äußerſten Gewalt Einhalt geſchehen konnte. Der Wagen hielt nun vor einem Nebeneingange des Palaſtes ſtill und die Oberſten Bloomfield und Congreve kamen in voller Uniform und mit entblößtem Haupte dem Feldmarſchall entgegen, halfen ihm aus dem Wagen und führten ihn durch das Hauptportal zu des Prinz-Regenten inneren Gemächern. Jetzt war das Volk gar nicht mehr zu halten. Es kletterte an Gittern und Mauern empor, als ob es den Zugang des Schloſſes erſtürmen wollte, ſo daß, um Unordnungen zu verhüten, die Flügelthore geöffnet werden mußten.

Nach einer guten Weile ſah man den Prinz-Regenten mit dem Feldmarſchall in die große offene Vorhalle des Schloſſes eintreten, in welche ſich ſo viel Volk, als hinzukommen konnte, eindrängte, ſelbſt die Pferdeköpfe einiger neugierigen unbeſcheidenen Reiter ſchauten hinein. In dieſer Halle hing der Prinz-Regent mit eigener Hand ſein ſehr ähnlich gemaltes und reich mit Edelſteinen verziertes Bruſtbild, an einem blauen ſeidenem Bande, dem Feldmarſchall über die Bruſt. Blücher ließ ſich bei dieſer feierlichen öffentlichen Anerkennung ſeines Verdienſtes vor dem Prinz-Regenten auf ein Knie nieder und küßte im Aufſtehen, nach engliſchem Hofgebrauche, dem Prinz-Regenten die Hand. Der Feldmarſchall kehrte hierauf mit dem Prinz-Regenten in deſſen innere Gemächer zurück und unterhielt ſich noch eine halbe Stunde lang mit ihm, alsdann fuhr er nach dem neben der Wohnung des Königs von Preußen für ihn zubereiteten Abſteigequartier, wobei das Volk ſo ausgelaſſen zudringlich war, daß es ſich hinten auf ſeinen Wagen, desgleichen auf die Wagentritte ſtellte und einige ſogar ſich zu ihm in den Wagen ſetzten und ihm die Hand drückten, alles unter fortwährend erſchallendem Geſchrei: “Blucher for ever!“ — Am folgenden Tage, als Blücher zur Aufwartung bei der Königin im vollem Staate nach Hofe fuhr, ſpannte das Volk die Pferde von dem Wagen und zog ihn unter Jauchzen und Hurra im vollem Laufe bis zur Stelle hin, wo er ausſtieg. Nach den Herrſchern ſelbſt, für welche das Volk, Tag und Nacht auf den Straßen in drängender Bewegung, die leidenſchaftliche Beeiferung zeigte, empfing keiner der fremden Gäſte ſo allgemeine dauernde Huldigung wie Blücher; der Feldmarſchall Barclay de Tolly, der Ataman Platoff, die Generale von York und von Bülow und ſo viele andere im Feld und Rat ausgezeichnete und berühmte Männer, erſchienen hier nur in zweiter und dritter Reihe, ſelbſt Wellington mußte für den Augenblick zurückſtehen. Tauſende von Menſchen jedes Standes und Geſchlechts folgten ſtets Blüchers Wagen, warfen ſich in die Räder und zwiſchen die Pferde, um ihn näher zu ſehen, kletterten hinten auf den Tritt, auf die Decke, hingen ſich an den Seitenſchlag, um ihn zu grüßen, ihm die Hand zu drücken. Man erzählte ſcherzweiſe, er habe ſich einen falſchen Arm und ausgeſtopften Handſchuh machen laſſen und dieſe dem anſtürmenden Volke dargeboten; denn ſeine echten Glieder würden es nicht ausgehalten haben. Am 9. Juni fuhr Blücher vor dem Admiralitätshauſe vor, um für den erſten Lord der Admiralität, Lord Melville, eine Beſuchskarte abzugeben. Das Geſchrei und Getümmel des Volks verriet aber den Lords ſeine Anweſenheit und ſie kamen ſämtlich an ſeinen Kutſchenſchlag, um ihn zur Beſichtigung des Innern einzuladen. Ihm gefielen die mancherlei Einrichtungen, die er ſich erklären ließ, insbeſondere die des Telegraphen. Seine Rückfahrt war ein abermaliger Triumphzug. Zu dem Oberſten Lowe, der ihn begleitete, ſagte er, überwältigt von der Fülle der Eindrücke: „Nein, eine Stadt, wie London giebt es in der Welt weiter nicht!“ Am Abend erwartete man die fremden Gäſte in der Oper, weshalb der Saal mit Zuſchauern überfüllt war. Doch die Herrſcher kamen nicht, dagegen erſchien in der Mitte des zweiten Aufzugs Blücher und führte die Herzogin von York. Kaum wurde man ſeiner anſichtig, ſo erſchallte die lauteſte Begrüßung, die Oper wurde unterbrochen, er mußte vortreten und wurde mit Jubelruf und Beifallklatſchen überhäuft, wofür er ſehr oft und freundlich dankte. Am 10. waren die fremden Herrſchaften von dem Prinz-Regenten nach Ascott eingeladen, einem Pferdewettrennen beizuwohnen, zu welchem die Blüte der feinen und großen Welt von London ſich eingefunden hatte. Die Fürſten miſchten ſich unter die ungeheure Zuſchauermenge, die ſie mit Begeiſterung aufnahm. Bald aber verlangten von allen Seiten tauſend Stimmen nach Blücher und Platoff, der Prinz-Regent trat vor und erklärte ſehr artig, ſie wären noch nicht angekommen. Als ſie endlich nach ſchon begonnenem Wettrennen erſchienen, ſtieg der Jubel ſo außerordentlich, daß er faſt unverhältnismäßig dünken konnte und deshalb am folgenden Tage von einigen Tagesblättern getadelt wurde. Beim Nachhauſefahren wollte das Volk ſich wieder vor Blüchers Wagen ſpannen und konnte nur durch die ſtärkſten Vorſtellungen endlich davon abgehalten werden. Am 11. zur Aufführung der Oper Ariſtodemo, da die Herrſcher zum erſtenmale im Theater von Conventgarden erſchienen, hatte das Volk ſchon früh die Wachen überwältigt, die Thüren erbrochen und ſich der meiſten Plätze bemächtigt; Blücher kam in einen Überrock gehüllt gegen 11 Uhr abends in eine untere Loge, wurde aber am Schnurrbart und Ausdruck des Geſichts bald erkannt, und der Lärm: „Blücher iſt da, der alte Blücher!“ und: „Wo iſt er? Blücher hervor!“ unterbrach die Vorſtellung. Er mußte ſich entſchließen, den Überrock abzulegen, trat in Uniform und im Schmucke ſeiner Orden hervor und empfing auch hier die rauſchenden Huldigungen, deren, neben den höchſten Perſonen, nur er in ſo hohem Maße würdig ſchien. In ſolchem Treiben verging ein Tag wie der andere, kein Nachlaß, keine Abkühlung zeigte ſich in dem unaufhörlich erneuerten Taumel. Es gehörte zum guten Ton, ſagen zu können, man habe dem alten Blücher, dem Ataman Platoff die Hand geſchüttelt. Im Hyde-Park wurde Blücher einmal ſo gedrängt, daß er vom Pferde ſteigen und ſich in den Garten von Kenſington zurückziehen mußte. Am 13. war eine Waſſerfahrt auf der Themſe nach Woolwich, wo das große Arſenal mit allen ſeinen Anſtalten, ein neues Linienſchiff, der Nelſon, von 120 Kanonen, in Augenſchein genommen und darauf große Prachtverſuche mit Congreveſchen Raketen und anderen Geſchützwerken angeſtellt wurden. Am 14. ging die Fahrt nach Oxford, um des eigenen Anblicks einer engliſchen Univerſität zu genießen und daſelbſt neue Würden zu empfangen. Denn nach einem jubelvollen Einzuge wurden am folgenden Tage der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen feierlich zu Doktoren des bürgerlichen Rechts ernannt und wohnten dann neben dem Prinz-Regenten, der dieſe Würde ſchon früher empfangen, in Doktormänteln der weiteren Feierlichkeit bei, in welcher auch Wellington zum Doktor der Rechte und Blücher, der Fürſt von Metternich und der Graf von Lieven zu Ehrenmitgliedern der Fakultät erhoben wurden. Bei den Namen Wellington und Blücher erhoben die Studenten ein ſo ungeheures Freudengeſchrei, daß die ganze Stadt davon ertönte. Blücher aber, als er hörte, daß er Doktor werden ſollte, fand die Sache ſehr ſpaßhaft und ſagte mit wackerem Scherze: „Nu, wenn ich Doktor werden ſoll, ſo müſſen ſie den Gneiſenau wenigſtens zum Apotheker machen; denn wir zwei gehören einmal zuſammen!“ Auf dem Stadthauſe wurde ihm ſpäter das Bürgerrecht der Stadt in einer goldenen Kapſel überreicht. Auch hier war Blücher der Held und Abgott des Volkes und hatte von deſſen Zudrange viel auszuſtehen; manche rauhe, doch biedre Hand wollte durch den ſtärkſten Druck ihm die herzlichſte Liebe kund thun. So laut ertönte ſein Lob, heißt es in den Berichten, daß jedes Ohr, welches nicht an den Donner der Kanonen gewöhnt war, davon betäubt werden mußte. „Ich muß über mich ſelbſt wachen,“ ſagte Blücher, „daß ich nicht zum Thoren werde.“ Schon morgens früh wollte man ihn ſehen, wie er am Ende ſeines Bettes ſaß und im Morgenanzuge ſeine lange Pfeife rauchte; er trat öfters ans Fenſter und verbeugte ſich gegen die lärmenden Zuſchauer. Auch die Univerſität Cambridge verlieh ihm darauf die Doktorwürde. Am 16. kehrte die Geſellſchaft von Oxford nach London zurück, wo alles in ſtürmiſcher Bewegung war, als ſei es die erſte Ankunft. Feſte folgten auf Feſte. Am 17. ein großes Gaſtmahl des Handelsſtandes der City, am 18. ein Bankett von der Stadt London auf Guildhall veranſtaltet, am 20. eine Heerſchau im Hyde-Park, darauf eine Sitzung im Oberhauſe und dann ein Feſt in Whites Klub, am 21. eine Verſammlung der Geſellſchaft zur Unterſtützung der durch den Krieg in Bedrängnis geratenen Deutſchen in London-Tavern unter Vorſitz von Wilberforce, der von dieſem Tag erzählt: „Blucher made me a very civil speech (he spoke in german, Mr. Kuper, the queen's chaplain, acting as interpreter), most pleasing in manner and demeanour“ [Blücher unterhielt ſich ſehr höflich mit mir (er ſprach deutſch; Herr Kuper, der Kaplan der Königin diente als Überſetzer), höchſt angenehm in Art und Benehmen]; dazwiſchen eine Menge Gaſtmahle, Beſuche und Feierlichkeiten aller Art, gaben eine Fülle von Eindrücken, eine Bewegung des Lebens, wie nur, England auf dem Gipfel ſeiner Macht und ſeines Reichtums in ſeiner großartigen Öffentlichkeit ſie darzubieten vermag. Von Blüchers Aufenthalt in England werden noch folgende Züge erzählt. Als er eines Tages von einem Gaſtmahl aus der Freimaurer-Tavern zurückkam, fand er ſein Vorzimmer mit Damen angefüllt, die ihn ſehen wollten und war ſogleich von ihnen umringt. Um ſich des Beſuches zu entledigen, wählte er endlich dieſe Liſt, er umarmte die nächſtſtehenden, in der Hoffnung, die anderen würden dann ſchon flüchten. Aber im Gegenteil! jetzt drängten ſie nur heftiger auf ihn ein und keine wollte ſolchen Ehrenvorzug, den alten Blücher umarmt zu haben, den andern überlaſſen. Zugleich bemächtigten ſie ſich ſeines Federbuſches, der, ſogleich in kleinſte Stücke zerpflückt, kaum der Menge ſchöner Hände, die nach ſolchem Andenken ſtrebten, genügen konnte. Am anderen Morgen fand ſich wiederum zu Blüchers Lever ein Gedränge der feinſten Damen in ſeinem Vorzimmer, die ſämtlich ihn zu umarmen verlangten. Mit guter Art ergab er ſich in die Beläſtigung, klagte aber nachher ungehalten, ſeine jungen Offiziere zögen ihm dergleichen zu, dieſe reizten erſt die Damen beeifert auf und zuletzt müſſe dann er alter Mann herhalten und vor den Riß treten! Indes erwies er ſich fortdauernd gefällig und nachgiebig. Von der Verzweiflung der Miſtreß Sheridan, den großen Blücher nicht zu ſehen, da Krankheit ſie ſchon ſeit ſechs Monaten feſthielt, wurde ihm ſo viel erzählt, daß er ihr von freien Stücken einen Beſuch machte. Am 21. in London-Tavern, dem Tage der Abreiſe nach Portsmouth, dankte Blücher der britiſchen Hilfsgeſellſchaft im Namen ſeiner deutſchen Landsleute mit herzlicher Rede, in der er unter anderen ſagte: „Hätte ich nicht Weib noch Kinder, ſo würde ich dies glückliche Land nie wieder verlaſſen. Unter einem Volke zu leben, das durch ſeine Verfaſſung ſo groß vor allen andern daſteht, das ſich in allem ſo ſehr auszeichnet und ſeinen Reichtum auf ſo edle und anderwärts unbekannte, großherzige Weiſe anwendet, muß zugleich beruhigend und erhebend ſein. Ich kann keine Worte finden, die Gefühle meines dankbaren Herzens für all die Liebe auszuſprechen, die ich erfuhr; doch wenn Sie Ihre Hände auf mein Herz legen wollten, würden Sie fühlen, wie mächtig es für Sie ſchlägt. Ich kann nichts mehr ſagen, ich wünſche nur, daß Sie in ewigem Frieden alle Segnungen genießen mögen, die Sie ſo reichlich verdienen." Noch am 21. reiſte Blücher im Gefolge der Herrſcher nach Portsmouth ab, wo die Auftritte von London und Oxford in der freudetrunkenen Volksmenge ſich wiederholten; man rechnete, daß über 300000 Fremde herbeigeſtrömt waren. Blücher wurde ſo vom Volke umdrängt, daß das ihm vom Prinz-Regenten verliehene Bild auf ſeiner Bruſt in Stücken brach. „Hurra Blücher, Blücher!" ſcholl es von allen Seiten. "Shew me the conqueror of the tyrant!" [zeige mir den Beſieger des Tyrannen] riefen Scharen Volks vor ſeiner Wohnung und "come forward Blucher!" [komm vorwärts, zeige dich, Blücher] bis er ſich am Fenſter zeigte, wo er einen Becher auf das Wohl der Anweſenden leerte, die darauf mit tauſendſtimmigem Hurra antworteten. Als er ausfuhr, ſetzten und hingen ſich ein Dutzend Matroſen überall an den Wagen feſt und zwei derſelben tanzten oben auf der Decke herum, indem ſie die Hüte ſchwenkten und jubelten. Das Schauſpiel einer großen Kriegsflotte, die in See ihre Bewegungen machte, beſchloß würdig die Reihe der Eindrücke, welche Großbritannien ſo groß als eigentümlich den Beſuchenden gewährt hatte. Nach einigen kleineren Ausflügen kehrten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen am 26. und 28. von Dover nach Calais auf das Feſtland zurück. Bei Blüchers Abfahrt ſpannte ſich das Volk wieder vor ſeinen Wagen und fuhr ihn weit vor die Stadt hinaus; er kam von Portsmouth, wo er mit dem Herzoge von Weimar noch zuletzt bei dem Herzoge von Clarence geblieben, dem Wunſche des Prinz-Regenten zufolge den 27. nochmals nach London, wo aufs neue derſelbe Taumel ihn begrüßte. Als er in Pall-Mall Arm in Arm mit Wellington ſpazieren ging, konnten beide im Volksgedränge kaum von der Stelle kommen. Er wohnte hier noch mehreren Feſten zu Ehren Wellingtons bei, unter andern auch dem Pitts-Klub, wo er eine kräftige deutſche Rede hielt, die der Herzog von Cambridge ins Engliſche verdolmetſchte. Der Prinz-Regent hatte durch ſeinen Hofmaler Lawrence ſchon früher das Bildnis Blüchers malen laſſen; Tauſende der verſchiedenſten Abbildungen gingen in ganz England umher. Zum Abſchiede beſchenkte der Prinz-Regent „ſeinen Freund" noch mit einer prächtigen Jagdflinte und entließ den alten Helden mit herzlichen Segenswünſchen. Am 11. Juli mittags reiſte Blücher von London ab und traf abends in Dover ein, wo er im Schifferhauſe abſtieg. Gegen 9 Uhr, ehe er den Gaſthof verließ, um an Bord zu gehen, trat er an das Fenſter, begrüßte die ihn mit tauſendfachem Jubel empfangende Volksmenge und trank ein Glas Wein auf das Wohlſein der engliſchen Nation; das Beifallrufen und Händeklatſchen ſtieg aufs höchſte. Als er ſich nach dem Ufer begab, mußte er rechts und links immerfort den ihn gedrängt Umwogenden die Hände reichen. Endlich beſtieg er das Boot und gelangte zu dem Schiffe Jaſon, das die Anker lichtete und ihn mit günſtigem Winde von dannen führte. Von den Anhöhen des Ufers wurde die Abfahrt durch den Donner des aufgepflanzten Geſchützes und durch das langnachhallende Hurrageſchrei des Volkes noch weithin begleitet und den Schiffenden die Teilnahme Englands nachgerufen.

Die Art, wie Blücher war in England gefeiert worden, konnte ſich ſo nirgends wiederholen, am wenigſten im Vaterlande, wo keine Hauptſtadt mit einer Million Einwohner die Reichtümer ganzer Weltteile und die Öffentlichkeitserziehung von Jahrhunderten in ſich ſchließt. Die entſchiedene Freiwilligkeit adelt dort Gebräuche, die auf dem Feſtlande noch nicht ohne niedrige Beimiſchung beſtehen könnten. Gehörte jedoch England dazu, beinahe fünf Wochen hindurch ein ununterbrochenes Feſt ſolcher Volksbegeiſterung aufzuſtellen, ſo war hinwieder auch Blücher dazu vonnöten, ſolchem Feſte ein Gegenſtand zu ſein. Seine Thaten, ſein Charakter, ſein Ausſehen, waren von der Art, die unmittelbar in das Volk eindringt und aus demſelben wiederſtrahlt. Und hier kommt noch insbeſondere Blüchers Alter in betracht, das zweiundſiebenzigjährige, dem wieder alle Teilnahme gewidmet und keine aufgeſchoben werden darf! Der Jüngling Bonaparte, der Mann Wellington mußten in allem Volkstaumel, den ſie, nach gleichen Siegeszügen zurückkehrend, in ihrer Heimat weckten, doch dieſen Anteil miſſen. Blüchers Erſcheinung regte allenthalben gerade dieſen auf. Einem ſolchen grauen Haupte durfte ſich jede Würde und jede Anmut beugen. Und in der That glich ſeine ganze Heimkehr überall einem fortwährenden Triumphzuge, dem jeder Stand und jedes Geſchlecht zu huldigen beeifert war, wo nicht Blüchers unvermutete Ankunft und ſchnelles Forteilen die Erwartung abſichtlich täuſchten. Er nahm ſeinen Weg durch die Niederlande; begleitet von den beiden Adjutanten, dem Major Grafen von Noſtitz und dem Major von Strantz, kam er den 15. Juli nach Lüttich, verweilte aber nicht, ſondern ſetzte ſeine Reiſe eilig fort nach dem Rhein. In der Grafſchaft Mark vermochte er ſich dem Zudrange des Volkes nicht mehr zu entziehen; die Menge ſtrömte auf ſeinen Wegen zuſammen und jauchzte dem Sieger und Befreier Dank und Heil. Mit Begeiſterung wurde er in Pyrmont aufgenommen, wo er am 19. eintraf und vielfaches Andenken wiederfand. Seine Ankunft in Braunſchweig am 23. ſetzte die ganze Stadt in ſtürmiſche Bewegung; der Gaſthof, wo er abgeſtiegen, die nächſten Straßen, alles füllte ſich von Menſchen. Man ſetzte von außen Feuerleitern an, um den Helden in ſeinen Zimmern ſehen zu können. Als Blücher ſich zum Frühſtück ſetzte, heißt es in den Berichten, kam der Herzog von Braunſchweig an und nachdem beide ſich umarmt hatten, erzählte Blücher ſeine Schickſale in London und verſicherte, daß er lieber noch einen Feldzug mitmachen, als auf ſolche Art wieder nach London gehen wollte. Er begab ſich alsdann nach Wansleben bei Magdeburg, um, wie er ſagte, bei ſeiner Tochter, der Gräfin von Aſſeburg, einige Zeit zu verweilen, da der König ihm die Gnade erzeigt habe, ihn ferneren Dienſtes zu überheben, damit er ſeine noch übrige Lebenszeit in Ruhe genießen könne.

Indes traf er doch ſchon am 29. Juli in Berlin ein. Das Volk drängte ſich ihm auch hier jauchzend entgegen, ſammelte ſich vor ſeiner Wohnung, begleitete ſcharenweiſe ſeine Schritte und bezeigte ihm auf alle Weiſe die freudigſte Teilnahme. Gleich am 30. morgens brachten ihm die Abgeordneten der Stadtobrigkeit, mit dem Oberbürgermeiſter Büſching als Sprecher an ihrer Spitze, zu ſo vielen Großthaten und Erfolgen den Glückwunſch und Dank der Bürgerſchaft; Blücher antwortete unter lebhafter Anerkennung der ihm dargebrachten Geſinnung, er habe nichts als ſeine Schuldigkeit gethan und der Erfolg der Anſtrengungen ſei, nächſt dem Beiſtande des Himmels, der unerſchütterlichen Tapferkeit und der Ausdauer ſämtlicher Truppen beizumeſſen. Noch denſelben Vormittag ritt Blücher einem Regimente märkiſcher Landwehr, die aus dem Felde zurückkehrte, entgegen und nahm teil an der Feſtlichkeit, welche dieſen Truppen bereitet war. Am 13. wurden auf gleiche Weiſe 7 ruſſiſche Grenadierregimenter eingeholt, und als Blücher zu der für dieſe Gelegenheit gewählten Aufführung abends zum erſtenmal im Schauſpiel erſchien, wurde er mit ſtürmiſchem, oft wiederholten Jubelruf empfangen, darauf, als er nach Hauſe zurückgekehrt war, durch einen von Fackeln und Muſik begleiteten feierlichen Aufzug überraſcht, in welchem die Stadtobrigkeit ihm ein rauſchendes Lebehoch darbrachte, von einer unzählbaren Volksmenge tauſendſtimmig vervielfacht und unabläſſig wiederholt. Auch bei der ferneren Einholung zurückkehrender Truppen durfte er niemals fehlen. Alle Körperſchaften wetteiferten, ihn durch Gaſtmahle, Feſtlichkeiten und Huldigungen zu ehren. Zu beſonderer Auszeichnung wurde er, wie früher zu Oxford, nun auch zu Berlin am 3. Auguſt von der Univerſität zum Doktor der Philoſophie gemacht; mit ihm der Fürſt von Hardenberg und die Generale Grafen von York, Bülow, Gneiſenau, Kleiſt und Tauentzien. Ein großes Gaſtmahl gaben ihm die zu Berlin anweſenden Ständevertreter, merkwürdig durch den Trinkſpruch, welchen er bei dieſer Gelegenheit ausbrachte: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und des Bürgerſtandes vermittelſt der Landwehr!"

Aber die Hauptfeier in Berlin fand auch für Blücher bei der Rückkehr des Königs ſtatt, für welche die Bürgerſchaft die würdigſten und großartigſten Zubereitungen getroffen hatte. Der König, welcher zum 7. Auguſt erwartet wurde, traf unverhofft ſchon am 5. ein, ließ ſogleich die Miniſter und oberſten Behörden der Hauptſtadt zu ſich berufen und äußerte ihnen, „daß er abſichtlich früher, als man ihn erwartet, nach Berlin gekommen, weil er gehört, welche Anſtalten zu ſeinem feierlichen Empfange getroffen worden; das preußiſche Volk und die Hauptſtadt hätten in den letzten Jahren durch große Anſtrengungen und Opfer, durch Ausdauer, Entbehrung und freudige Erfüllung ſchwerer Pflichten ihm Beweiſe der Liebe und treuen Anhänglichkeit gegeben, welche ſeinem Herzen weit wohlthuender als jedes andre Zeichen derſelben wären, und wofür er ſeinem guten Volke auch in dieſem Augenblicke mit Rührung danke; alle Feierlichkeiten, die mit Glanz und Siegesgepränge verbunden wären, müſſe er von ſich ablehnen, weil die Annahme von Huldigungen dieſer Art außer ſeinem Charakter und ſeinen Grundſätzen lägen, worüber ſeine Unterthanen ſeine Geſinnungen ja mehrmals kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätten; wenn dagegen das dankbare Vaterland dem Heere und ſeinen ruhmvollen Führern durch die vorbereitete Feier einen Beweis der Anerkennung deſſen, was ſie geleiſtet, geben wolle, ſo würde er gern der erſte ſein, der ſich an dies gerechte und die Nation ehrende Gefühl anſchließe und in dieſer Vorausſetzung wolle er nicht allein die getroffenen Einleitungen, mit einigen Abänderungen, genehmigen, ſondern er beabſichtige ſelbſt, diejenigen Befehlshaber der Heerteile, welche ſich eben in Berlin befänden, vor allem den würdigen Feldmarſchall Fürſten Blücher, an ſeiner Seite zu verſammeln und mit ihnen die königlichen Garden, welche in dieſem Augenblick als würdige Stellvertreter aller ihrer Waffenbrüder, gleichſam als Abgeordnete des geſamten Heeres angeſehen werden möchten, in die Hauptſtadt einzuführen." Dieſer Einzug wurde auf den 7. Auguſt feſtgeſetzt und durch die gelungenſte Anordnung kunſtreichen Gebildes verherrlicht. Von dem Brandenburger Thore, auf deſſen ſäulengetragenem Gipfel die vom Feinde vor acht Jahren nach Paris entführte, jetzt von den Preußen wiedereroberte und im Triumphe heimgebrachte Viktoria unter zeltartiger Verhüllung wieder aufgeſtellt war, erſtreckte ſich über den Mittelweg der damals noch ſechsfachen Lindenreihe und über die nachfolgenden Plätze und Brücken bis zum Schloſſe eine 2500 Schritt lange und 34 Fuß breite Siegesbahn, geſchmückt auf beiden Seiten abwechſelnd von 15 zu 15 Fuß mit Kandelabern und Feſtfahnen, welche durch Gewinde von Tannenzweigen und Moos verbunden waren. Noch außerhalb des Brandenburger Thores bildete den Eingang dieſer Siegesbahn ein Halbkreis von 10 Säulen doriſcher Ordnung, Siegesgöttinnen tragend, durch Adler, Siegesſchilder, auf welchen die Namen von 16 Schlachten prangten, durch Fahnen und Kandelaber großartig verziert und unter einander ſowie mit dem Thore durch doppelte Laubgänge ſchön verbunden. Zwei mächtige Trophäenſäulen ragten bei der Brücke am Opernhauſe zu beiden Seiten der Siegesbahn mit eroberten Waffen und Fahnen empor. Den Beſchluß machte im Luſtgarten ein Siegesaltar, der auf großem Unterbau über 16 in Regenbogenfarben gehaltenen Stufen bis zu einer Höhe von 75 Fuß emporſtieg. Als der König aus Charlottenburg auf dem Rundplatze bei Bellevue im Tiergarten anlangte und ſich an die Spitze der zum Einzuge geſtellten Truppen ſetzte, wurde unter tauſenfach bewillkommendem Hurrah die Umhüllung der Viktoria auf dem Brandenburger Thore weggezogen und das langvermißte Denkmal ſtand nun den Augen des Volks und des Heeres wieder offen da, neugeſchmückt durch eine Panierſtange mit dem eiſernen Kreuz in einem Eichenkranz und darüber ſchwebendem gekrönten Adler. Bei dem Einzuge ſelbſt ritt Blücher nebſt den Generalen Grafen von Bülow und Tauentzien nächſt den königlichen Prinzen unmittelbar mit dem Könige. Das Volk jauchzte mit unaufhörlichem Freudengeſchrei den Einziehenden entgegen. Seinem Jubel wurde durch den Willen des Königs vor allem Blücher dargeboten, der König wiederholte mehrmals laut und öffentlich die für den alten Feldherrn in dieſem Sinne ſchmeichelhafteſten Äußerungen. Auf dem im Luſtgarten errichteten Altar wurde unter freiem Himmel ein feierlicher Gottesdienſt gehalten und unter Kanonendonner und Glockengeläute ein Tedeum geſungen. Zum Beſchluſſe der übrigen Feſtlichkeiten des Tages war am Abend die ganze Stadt prachtvoll erleuchtet; unter dem rauſchenden Zurufe des Volkes ritt der König, begleitet von Blücher und anderen Generalen, durch die menſchenerfüllten in tauſendfältigem Licht und Glanz geſchmückten Straßen.

Das Einrücken der heimziehenden ruſſiſchen Fußgarde gab zu neuen Feſtlichkeiten Anlaß. Wir erwähnen hier beſonders des Feſtes am 15. Auguſt, bei welchem an der königlichen Tafel merkwürdige Reden vorkamen. Schon waren mehrere Trinkſprüche ausgebracht worden, als Blücher ſich erhob, die mächtige Beihülfe rühmte, welche die tapferen ruſſiſchen Heere in dem harten Kampfe geleiſtet, hierauf erklärte, wie er der Kriegserfahrenheit und dem Mute der ruſſiſchen Heerführer und der ſämtlichen Offiziere dieſes öffentliche dankbare Anerkenntnis ſchuldig zu ſein glaube, deshalb den Wunſch für deren ſtetes Wohlergehen auszubringen ſich gedrungen fühle und endlich namens des preußiſchen Heeres hier die ausdrückliche Verſicherung hinzufügte, daß wenn, trotz allem Anſchein eines dauerhaften Friedens, die Ruhe des Vaterlandes je von neuem bedroht werden ſollte, das Heer, mit gleicher Hingebung als jetzt, bereit ſei, für König und Vaterland auch den letzten Blutstropfen zu verſpritzen. Nachdem auf die Geſundheit der ruſſiſchen Generale und ſämtlicher Offiziere getrunken worden, bat Blücher um Erlaubnis, die Geſundheit des Fürſten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, der dadurch, daß er das Zutrauen Seiner Majeſtät und der Nation verdient und erlangt, ſo wie durch den Geiſt, welchen er den Verwaltungsbehörden einzuflößen gewußt, jene innige Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkt habe, durch welche allein es möglich geweſen ſei, in der Lage, in welcher das Vaterland ſich befunden, das zu leiſten, was wirklich geleiſtet worden, dieſem von Seiner Durchlaucht hervorgebrachten Geiſte ſei es beizumeſſen, daß man im preußiſchen Staate jetzt nicht wiſſe, wo der Kriegerſtand aufhöre und der Bürgerſtand anfange; dieſe glückliche Verſchmelzung ſei ein charakteriſtiſches Denkmal der gegenwärtigen Epoche; er wünſche, daß jene Verſchmelzung unauflöslich bleibe und verſichere dem Fürſten die Anerkennung davon und die achtungsvolle Ergebenheit des geſamten Heeres. Der Fürſt von Hardenberg erwiderte dieſe unvermutete Anrede durch edle gerührte Worte, die ſein Verdienſt auf die Ausführung der Befehle des Königs bezogen und ſeinen Dank und ſein Beſtreben ausſprachen, ſein noch übriges Leben und alle ſeine Kräfte dem Dienſte des beſten Königs und dem Wohle des Staates darzubieten. — Die Gelegenheit, Reden zu halten, ergriff Blücher mit aller Vorliebe, welche die Leichtigkeit des Hervorbringens und die Entſchiedenheit des Erfolges einem Talente zuwenden. Das ſeinige war durchaus volksmäßig; unvorbereitet ermangelte er nie des Stoffes, der ſchicklichen Wendung, des treffendes Wortes, die Natürlichkeit ſeines Vortrages, die treuherzige Meinung, die daraus hervorleuchtete, führten ihn über alle Klippen mancher breiten Redensarten und ſchwerfälligen Worte glücklich hinweg und nie verfehlte er eines ſtarken Eindrucks. In der Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln wurde ihm den 21. Auguſt ein großes Bewillkommungsfeſt gegeben und in dieſer, wie in andern Verſammlungen dieſer Brüderſchaft, welcher er fleißig beiwohnte, hielt er ausführliche Vorträge. So wies er in einer langen Rede unter andern auf die Männer hin, welche ihm thätig vorgearbeitet und geholfen, und deren Verdienſt er ſich nicht anmaßen dürfe; nach dem Lobe ſeines Waffengefährten und Freundes Gneiſenau ging er auf das des zu früh verſchiedenen Scharnhorſt über und ſchloß mit der ergreifenden Anrede an dieſen ſelbſt: „Biſt du gegenwärtig, Geiſt meines Freundes, mein Scharnhorſt, dann ſei du ſelber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben!“ Noch häufiger nahm Blücher an den Gaſtmahlen der alten Börſenhalle Teil, die in demſelben Hauſe, das einſt der Feldmarſchall Derfflinger erbaut und bewohnt hatte, ſtattfanden und zeigte auch hier in mancherlei merkwürdigen Vorträgen ſeine Rednergabe. In dieſer Verſammlung war ihm beſonders wohl und behaglich, er führte gewiſſermaßen den Vorſitz, und wenn er auch zuweilen bei der Tafel entſchlummerte, ſo wußte er aufwachend ohne Verlegenheit die Geſellſchaft durch eine Anrede heiter und ſchicklich zu entſchädigen. Seine Leutſeligkeit ſetzte ihn mit jedermann in unmittelbares Verhältnis, frei war er ſelbſt mit den Höchſten, ſo durfte es auch der Geringſte mit ihm ſein. Schon ſein Ausſehen flößte Zutrauen ein; er ging anſpruchslos im ſchlichten blauen Bürgerrocke umher, nur den ſchwarzen Adlerorden und das eiſerne Kreuz pflegte er auch auf dieſem zu tragen. Seine Pfeife rauchend, miſchte er ſich harmlos in jede Gruppe, nahm an jedem Vorfalle teil, ſprach mit Soldaten und Bürgern auf der Straße, nach ſeinem und ihrem Belieben. In gleicher Art ſetzte er ſich zum Kartenſpiel, in welchem er bald ſeine regelmäßige Partie machte, bald außergewöhnlich ſein Glück in Wagniſſen verſuchte.

Zwiſchen alle dieſe friedlichen und anmutigen Vorgänge drängten ſich indes von Zeit zu Zeit mancherlei Aufwallungen heftiger Mißlaune, ſei es, daß allgemeine Verhältniſſe oder auch perſönliche Einzelheiten ſeine Unzufriedenheit weckten. Die Ausbrüche ſeines Unmuts ergoſſen ſich dann häufig in den bitterſten gewaltigſten Redensarten, die jedes Maß und jede Rückſicht außer acht ſetzten. Hierin ließen ſein Alter und ſeine ganze Lebensſtellung ihm vieles nachſehen, obgleich beide ſeinem tobenden Schelten auch oft eine unverhältnismäßige Bedeutung ſowohl für einzelne, als im allgemeinen gaben, die in manchem Betrachte nicht ohne Verdruß und Ärgernis blieb.

Zum Ausgange des Sommers machte Blücher eine Reiſe nach Schleſien und wurde in Breslau wie in allen andern Orten, die er beſuchte, mit glänzenden Ehren aufgenommen. Als er nach fünf Wochen, gegen Mitte des Oktobers, wieder nach Berlin zurückkam, war der Kongreß von Wien, wo die Ergebniſſe des geführten Krieges ihrer beſtimmteren Geſtaltung harrten, der Gegenſtand allgemeiner Spannung. Dieſer Kongreß, der einer auführlichen, nach Sachen und Perſonen genauen Schilderung noch vorbehalten iſt, vermochte bekanntlich den Widerſtreit der Anſprüche, die ſich kund gaben, nur unvollkommen zu löſen. Früh ſchon ließ der Gang der Verhandlungen die Eiferer wenig hoffen, welche in dem Friedensgeſchäfte die Mittel und die Kraft eines Feldzugs wiederfinden wollten; ſpäter gab die Wendung der Dinge allerdings manche Beeinträchtigung der Anſprüche zu befürchten, welche Preußen gerechterweiſe zu machen hatte. Der Friede von Paris war bitter getadelt worden, er laſſe den Franzoſen zu viel Land und Macht, er gebe den erkämpften Vorteil wieder aus den Händen; jetzt ſchien die Sprache und Einwirkung Frankreichs auf dem Kongreſſe jenen Vorwurf zu beſtätigen. „Wir halten nur Raſttag“, pflegte Blücher zu ſagen, einen Bruch mit Frankreich als unvermeidlich vorausſehend; er meinte, die Franzoſen ſeien in Bezug auf das Ausland insgeſamt Bonapartiſten und traute den neuen Verhältniſſen nicht. In Berlin, entrückt dem Schauplatze des Handelns und ſeiner Bedingungen, trieben die Stimmführer der preußiſchen Meinung, die ſich oft auch als deutſche geltend machte, ihre Anforderungen, was zu erlangen und zu leiſten ſei, rückſichtslos ins Ungemeſſene; in Wien hatte die preußiſche Staatsführung, den geprüften Händen des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg und des Staatsminiſters Freiherrn von Humboldt vertraut, alle Bedingungen einer der verwickeltſten Lagen und das Gewicht der Verhältniſſe von ganz Europa zu berückſichtigen; dieſer Gegenſatz, durch keine Verſtändigung im Augenblicke ſelbſt aufzuheben, wurde der Grund zu vielfachen Mißurteilen und Verſtimmungen, die bei der langen Dauer des Kongreſſes immer ſchärfer hervortraten. Sowohl aus eigner Anſicht als auch aus ſolcher, die ihm geliehen wurde, war Blücher einer der unzufriedenſten. Mit ſoldatiſchen Kraftworten äußerte er ſein Mißvergnügen im allgemeinen, mit ſchonungsloſer Derbheit ſprach er ſeinen Tadel über einzelne Perſonen aus. Von dieſer Zeit an faßte er gegen Hardenberg, den er bisher hoch verehrt hatte, eine Art Groll, der wohl in der Folge zeitenweiſe beſchwichtigt, aber immer gleich wieder bereit war hervorzubrechen, und der manchen Meinungen und Abſichten vielleicht erwünſcht kam. Sein Toben und Schelten mußte ſehr nachteilig empfunden werden, und der alte Kriegsheld in der Hauptſtadt, an der Spitze eines zwar charakterloſen, aber heftigen Oppoſitionsgeſchreis, dem die in ſo vielen Verhältniſſen bewegte Zeit überflüſſige Nahrung lieh, war nicht die angemeſſenſte Erſcheinung. Doch er ſelbſt war bei ſeinen Mißreden im Grunde ſonder Arg und völlig planlos; eine Rolle als Staatsmann lag nicht in ſeinem Weſen. Eine Spielpartie zerſtreute leicht wieder die politiſchen Gedanken. Auch ſeine körperlichen Leiden, in ſolchem Alter ſtets weniger zu bezwingen, ſtörten häufig durch andere Beſchwerden die ſeiner zu großen Muße. Doch ein neues Weltereignis hob unſern Helden aus allen dieſen Mißverhältniſſen und Mißbeziehungen plötzlich wieder heraus und führte ihn noch einmal auf die Bahn, auf welcher ihm in ſeinem Berufe noch höherer Ruhm zugedacht war.

Die Verhandlungen des Kongreſſes rangen mühſam unter tauſend Schwierigkeiten ihren Weg zu finden, als die Nachricht erſcholl, Napoleon habe am 27. Februar die Inſel Elba verlaſſen und ſei mit einer Schar von Bewaffneten in Frankreich gelandet. Das Unternehmen, welches anfangs nur abenteuerlich ſchien, wuchs in ſchneller Entwicklung rieſenhaft empor und nach wenigen Wochen war Napoleon wieder in Paris, über ganz Frankreich aufs neue als Kaiſer gebietend. Ihn aufs neue zu bekämpfen, war ſofort ganz Europa vereint. Die Nachricht von Napoleons Wiederkehr brachte in Berlin den gewaltigſten Eindruck hervor. Blücher war einer der erſten, der ſie erfuhr. Am frühen Morgen ging er zu einem angeſehenen Diplomaten, trat in deſſen Schlafzimmer und weckte ihn vor ſeinem Bette ſtehend mit der Frage: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem Mittelländiſchen Meer?" Der Geſandte faßte den Sinn der Frage nicht ſogleich, erſtaunt vernahm er die Überfahrt Napoleons von Elba nach Frankreich und konnte den Vorwurf, daß die engliſchen Schiffe die Inſel unbewacht gelaſſen, nicht ablehnen. „Wir müſſen wieder von vorn anfangen", ſagte Blücher, „und daran ſind die Engländer ſchuld!" Damit empfahl er ſich. Sogleich legte er ſeinen ſchlichten Bürgerrock wieder ab und zeigte ſich unter den Linden in der Feldmarſchallsuniform; das Volk jauchzte ihm Beifall und freute ſich des Zeichens. Viele zweifelten, daß er in ſeinem Alter, nach ſo glücklich vollbrachten Thaten und ſo reich erlangtem Ruhme, dieſen nochmals dem ungewiſſen Spiele des Krieges ausſetzen würde; gewiß hätte er ohne Vorwurf ſich zurückziehen und den neuen Kampf jüngeren Generalen, an denen es nicht fehlte, überlaſſen können; allein ſolche Bedenklichkeit und Vorſicht waren ſeiner Seele fern; lieber hätte er allen Ruhm wieder verloren, als auf dieſe Art bewahrt. Daß er mitkämpfen werde, war ihm vom erſten Augenblick entſchieden; mit welcher Befehlsmacht, darüber mußte er die Königliche Verfügung abwarten. An Eifer und Anſtalten zum Kriege that Preußen es allen Mächten zuvor; die Zweckmäßigkeit der Maßregeln, die Waffenregſamkeit im Volke, die Schnelligkeit und der Umfang der Rüſtungen ſetzten in Erſtaunen; der Kriegsminiſter General von Boyen zeigte ſich als Scharnhorſts würdiger Nachfolger. Die jungen Freiwilligen traten aufs neue in den Kriegsdienſt, die Landwehr ſtellte ſich zum Kampfe. Bald empfing Blücher die Ernennung zum Oberbefehlshaber der am Niederrhein aufzuſtellenden preußiſchen Heeresmacht. Gneiſenau eilte voraus an den Rhein, um dort die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Wellington begab ſich von Wien, wo er ſich zum Kongreſſe eingefunden hatte, nach den Niederlanden, um daſelbſt ein Heer engliſcher und verbündeter deutſcher Truppen zu befehligen. Demnächſt ſetzten auch Ruſſen, Öſterreicher, Bayern und andere Deutſche ſich in eiligſte Bewegung nach Frankreichs Grenzen. Am 10. April reiſte Blücher von Berlin ab, nachdem abends vorher die ſämtlichen Offiziere der Beſatzung, den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz an ihrer Spitze, ihm beim Fackelſchein und unter Anſtimmung aller Kriegsmuſik der Regimenter, ein feierliches Lebehoch gebracht. Folgender Aufruf an das Heer, gegeben aus Berlin am 6. April, ging ſeiner Ankunft bei den Truppen voraus. „Kameraden! Seine Majeſtät der König haben mir wieder den Oberbefehl über die Armee anzuvertrauen geruht. Mit gerührtem Dank weiß ich die mir dadurch zuteil gewordene Gnade zu erkennen. Ich freue mich, euch wiederzuſehen, euch wiederzufinden auf dem Felde der Ehre, zum neuen Kampfe bereit, zu neuen Hoffnungen berechtigt. Noch einmal ſoll es uns vergönnt ſein, für die große Sache, für die allgemeine Ruhe zu kämpfen. Ich wünſche euch Glück. Die Bahn des Ruhms iſt euch wieder eröffnet; die Gelegenheit iſt da, den erlangten Waffenruhm durch neue Thaten zu erhöhen. An eure Spitze geſtellt, bin ich des ehrenvollen Ausgangs, auch des glücklichen, gewiß. Schenkt mir in dem neuen Kampfe das Vertrauen wieder, das ihr im vorigen mir bewieſen habt und ich bin überzeugt, daß wir die Reihe glänzender Waffenthaten glorreich verlängern werden. Blücher." Über Magdeburg und Kaſſel kam Blücher am 17. April in Köln und über Aachen am 19. in Lüttich an, wo er ſein Hauptquartier nahm. Überall waren ihm große Ehren erwieſen worden, überall drängte ſich das Volk, den zu ſehen, der ſchon ſo große Thaten vollbracht hatte und von dem auch jetzt das Hauptwerk erwartet wurde. Zwiſchen Rhein, Maas und Moſel befanden ſich zu der Zeit, als Napoleon in Frankreich landete, höchſtens 30 000 Preußen, über welche der General Graf Kleiſt von Nollendorf den Oberbefehl führte; in den Niederlanden lagen etwa 20 000 Engländer und Hannoveraner, deren Anführer der Prinz von Oranien war. Die beiden Befehlshaber verabredeten ſogleich ihre Maßregeln für den Fall, daß die Franzoſen feindliche Unternehmungen wagten. Nach Maßgabe, daß infolge der thätigſten Förderung mehrere Truppen herankamen, wurde der Plan zur Verteidigung erweitert und nachdem Wellington in den erſten Tagen des April zu Brüſſel eingetroffen war, rückte das, ſchon auf 50 000 Mann gebrachte, preußiſche niederrheiniſche Heer mit der Hauptſtärke an die Sambre, in die Gegend von Namur und Charleroy vor. An den Werken der Feſtungen, ſowohl der Niederlande als der preußiſchen Rheinlande, an Herbeiſchaffung des Geſchützes, der Vorräte an Kriegsbedarf und der Hilfsmittel aller Art wurde mit raſtloſer Thätigkeit gearbeitet.

Inmitten dieſer allgemeinen Beſtrebungen erhob ſich ein Zwiſchenſpiel eigner Art auf einige Tage ſtörend und drohend gegen die preußiſche Befehlsmacht. Die ſächſiſchen Truppen waren den preußiſchen verbündet angeſchloſſen und erwarteten die Entſcheidung, welche der Wiener Kongreß ihrem Vaterlande bringen ſollte. Die zögernden Verhandlungen öffneten den hin und her bewegten Gemütern wieder ſolche Richtungen, die, wo nicht in den Wünſchen, doch in den Hoffnungen der meiſten Sachſen ſchon aufgegeben waren. Die Truppen, welche in der Schlacht von Leipzig nur deutſch hatten ſein wollen, wollten jetzt wieder vorzugsweiſe ſächſiſch ſein, und Napoleons Wiederkunft mußte jetzt auch dieſem Sinne förderlich ſcheinen, wie einſt ſein Walten hauptſächlich jenen Sinn hervorgebracht hatte. Inzwiſchen war auf dem Kongreſſe, mit Einwilligung des Königs von Sachſen, die Abtretung der Hälfte dieſes Landes an Preußen ausgemacht worden, und die kriegeriſchen Ausſichten gegen Frankreich forderten, daß die ſächſiſchen Truppen, abgeteilt nach den neuen Verhältniſſen des Landes, ohne Zweideutigkeit verfügbar den allgemeinen Streitkräften angehörten. Gegen Ende des April erhielt Blücher aus Wien den Befehl, die Abteilung vorzunehmen und die nunmehr zu Preußen gehörigen Sachſen, doch vorläufig ohne neue Beeidigung und mit Beibehaltung ihres bisherigen Feldzeichens einem preußiſchen Heerteile zuzuweiſen. Billig hätte von ſeiten des Königs von Sachſen, der ſich zu Wien befand, gleichzeitig eine amtliche Benachrichtigung an die Truppen erfolgen ſollen; allein die Maßregel war ohne dieſe, vielleicht nicht ohne Verzug zu erlangende Mitwirkung beeilt worden. Blücher ließ die ſächſiſchen Anführer zuſammenberufen und ihnen durch Gneiſenau den empfangenen Befehl mitteilen; ſie äußerten Bedenken über dieſe, wie ihnen ſchien, zu wenig vorbereitete Maßregel, deren Ausführung Widerſtand finden würde. Das Hauptquartier befand ſich zu Lüttich, inmitten einer ſächſiſchen Beſatzung von drei Bataillonen, und keine anderen Truppen waren ſogleich zur Hand. Ehe noch eine Anordnung getroffen war, hatte ſich das Gerücht einer beabſichtigten Teilung unter der ſächſiſchen Mannſchaft verbreitet; es entſtanden heftige Bewegungen, zuletzt ein völliger Aufſtand gegen die preußiſchen Befehlshaber. Ein Auflauf ſächſiſcher Grenadiere unter Gneiſenaus Fenſtern machte den Anfang dieſer beklagenswerten Auftritte, welche den 1. und 2. Mai erfüllten. Preußiſche Generale und Offiziere wurden beleidigt, die größten Drohungen und Schmähungen gegen ſie ausgeſtoßen. Die ſächſiſchen Offiziere hielten ſich zurück oder wurden nicht gehört, und ſo entflammte ſich die aus aller Ordnung aufgelöſte Menge durch ihr eigenes Toben zu immer größerer Wut. Ein ſtärkerer Auflauf vor Blüchers Wohnung drohte dieſe zu ſtürmen, man rief dem alten Feldherrn die ſchändlichſten Schimpfworte zu und warf mit Steinen und Kot in ſein Fenſter Zum Glück hatten die Soldaten ſich ohne Waffen zuſammengerottet. und keinem fiel es ein, dieſe zu holen; auch nahm die dienſtthuende Wache von 400 Grenadieren an dem Tumulte keinen Anteil. Blücher, im höchſten Unwillen und kühnſter Entſchloſſenheit bei ſolch nie erlebtem Vorgang, wollte mit dem Säbel in der Fauſt gegen die wütende Menge hervorbrechen und ſie durch Anſehen und Streiche auseinander jagen; allein das Wagnis, welches der Feldherr gegen empörte Truppen ſeines eigenen Volkes meiſt mit Glück beſtehen mag, darf ſchwerlich gegen Fremde gelingen, und faſt mit Gewalt mußte Blüchers nächſte Umgebung ihn von einem Schritte zurückhalten, der ſein Untergang werden konnte. Angemeſſenerem Rate folgend, verließ er durch unbewachten Weg und Ausgang die Stadt Lüttich und begab ſich mit ſeinem Gefolge auf ein etwa zwei Meilen entferntes Dorf, wo er in einem Bauernhauſe Quartier nahm. Von hier aus erteilte er Befehl, die Sachſen ſollten von Lüttich abziehen, und zwar das Bataillon Garde in der Richtung auf Namur, die beiden Bataillons Grenadiere in der entgegengeſetzten Richtung auf Aachen. Die Truppen, von ihren Offizieren befehligt, rückten aus; allein beſorgt, man wolle ſie nur trennen, kehrten die beiden nach Aachen beſtimmten Bataillons wieder um und nahmen gleichfalls die Richtung nach Namur. Der Zuſtand des Ungehorſams dauerte bis zum 6. Mai. An dieſem Tage wurden die drei Bataillons, welche ſchon wegen der Verpflegung nicht ganz beiſammen geblieben, einzeln von preußiſcher Truppenmacht aller Waffen umzingelt, ihnen keine Wahl gelaſſen, als zuſammengeſchoſſen zu werden oder das Gewehr zu ſtrecken. Sie wählten das letztere. Der zehnte Mann ſollte erſchoſſen werden, weil niemand die eigentlichen Anſtifter des Aufruhrs, mit deren Strafe dem Geſetze genügt geweſen wäre, nennen wollte. Endlich wurden ſie dennoch genannt, ſieben Grenadiere, und dieſe dann erſchoſſen; die andern wurden in die Gegend von Aachen zurückgeſchickt; daſſelbe geſchah mit den übrigen Sachſen, die zwar am Aufruhr keinen Teil genommen, aber gefährliche Neigung dazu verrieten und mancherlei Unordnungen begingen: ſie wurden entwaffnet und über den Rhein zurückgebracht. Blücher fand ſich bewogen, ſeine Meinung über den ganzen Vorgang in ziemlich derben Ausdrücken dem Könige von Sachſen ſchriftlich darzulegen; jedoch iſt es zweifelhaft, ob dieſes Schreiben ſeine Beſtimmung erreicht habe. Die ganze Begebenheit, ſo glücklich im Beginne ſchon gedämpft, hatte in dem Augenblicke ſelbſt eine Bedeutung, die zu jeder Strenge auffordern mußte. Die Bewegung ſchien einem großen Zuſammenhange von Umtrieben anzugehören, welche man von Napoleons Anhängern gleichzeitig in den

Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in den Ländern des Rheinbundes, in Sachſen ſelbſt und bis Polen angelegt oder gefördert glaubte, und für welche der Gährungsſtoffe wie der Werkzeuge genug vorhanden waren. Nicht zu berechnen wäre geweſen, was dieſe Meuterei für Folgen gehabt hätte, wenn ſie im Augenblicke des beginnenden Krieges oder nach einem erſten ungünſtigen Gefecht ausgebrochen wäre; der Verluſt einer Anzahl kriegsfertiger Mitſtreiter mußte gegen ſolchen Fall jetzt nur ein geringes und leicht zu verſchmerzendes Übel dünken. Doch auch dieſes blieb nicht einzeln, ſondern wirkte noch im preußiſchen Heere ſelbſt als Anlaß neuer Mißhelligkeiten nach. Der General von Borſtell, Anführer des zweiten preußiſchen Heerteiles, hatte von Blücher den Auftrag erhalten, der ein edles Kriegerherz wohl ſchmerzlich aufregen durfte, den Auftrag, die Fahne der ſächſiſchen Garde zu verbrennen; er verſagte die Ausführung, verſagte dieſelbe einem wiederholten gemeſſenen Befehl und wurde als des Ungehorſams ſchuldig ſeiner Anführerſchaft entſetzt und vor ein Kriegsgericht geſtellt. Seine Befehlshaberſtelle erhielt der General von Pirch. Das Kriegsgericht mußte ſpäterhin gegen den General von Borſtell, nach dem Buchſtaben des Geſetzes, die Verurteilung zur Feſtungsſtrafe ausſprechen, doch einem Vergehen, wegen deſſen ſelbſt Blücher in der Folge von Frankfurt am Main fürbittend ſchrieb, wurde die Gnade des Königs gern und alsbald gewährt.

Nachdem ſo dieſe Wogen der Unruhe und Störung noch ſtill und glücklich abgelenkt worden, hatte ſich verdoppelte Aufmerkſamkeit ſogleich wieder auf die Angelegenheiten von Frankreich hinzuwenden. Die Unvermeidlichkeit des Krieges war entſchieden. Mit allen Hilfsmitteln ſeiner vervielfachten Thätigkeit hatte Napoleon in kürzeſter Friſt ſein Reich neu gegründet und dasſelbe in kriegeriſche Verfaſſung gebracht. Der neue Antrieb, den er dem franzöſiſchen Volk allgemein zu den Waffen gab, ſchien um ſo furchtbarer, als in demſelben nicht bloß die frühere Kriegsgewalt des Kaiſers, ſondern auch die Kraft volkstümlicher Richtung ſichtbar war, zu deren Bedingungen er nach ſeiner Rückkehr ſich hatte bequemen müſſen. Sein Maifeld, wo er die neuen Grundlagen ſeiner weiteren Regierung vortragen und annehmen ließ, ſchwächte zwar dieſe Richtung wieder, aber immer blieb der geweckten Kraft noch genug in ſeinen Händen, um damit gewaltige Schläge thun zu können. Wenn er noch zögerte, ſo geſchah es nicht, weil er noch Frieden hoffte, ſondern nur, um ſeine Rüſtungen zu vollenden; doch war vorauszuſehen, daß er ſchwerlich warten würde, bis die Heeresmacht von ganz Europa erſt zuſammenſtünde. Gegen die Niederlande richtete er ſeine meiſten Truppen, dort wurden die größten Anſtrengungen zum Angriff wie zur Verteidigung vorbereitet. Blücher und Wellington ſtanden mit ihren Heeren auf den vorgerückteſten Poſten, dem ganzen Anfall der Feindesmacht zuerſt und allein ausgeſetzt; ihm zuvorzukommen, den Krieg durch raſches Eindringen in Frankreich ſelbſt zu beginnen, fand in den eignen Umſtänden manchen Einſpruch; die Rüſtungen waren noch unvollendet, die wenigſten Truppenteile vollzählig, manche noch weit zurück, man ließ die zwiſchen der Elbe und dem Rhein im Anzuge begriffenen Preußen ſchleunigſt auf Wagen herbeiführen. Im Anfange des Juni ſtand das preußiſche niederrheiniſche Heer 117 000 Mann ſtark unter Blücher ſchlagfertig an der Sambre und Maas. Der erſte Heerteil, unter dem General von Zieten, war bei Charleroy aufgeſtellt; der zweite, in Abweſenheit Borſtells durch den General von Pirch befehligt, bei Namur; der dritte, unter dem General von Thielmann, bei Ciney, und der vierte, unter dem General Grafen Bülow von Dennewitz, bei Lüttich. Jeder Heerteil beſtand aus vier Brigaden Fußvolk, in jeder zwei Linienregimenter — ein altes und ein neuerrichtetes — und ein Landwehrregiment verbunden mit verhältnismäßiger Reiterei und Geſchütz. Geſondert von dieſem Heere ſammelte Kleiſt von Nollendorf an der Moſel die nach und nach eintreffenden Truppen mehrerer deutſcher Staaten. Wellingtons Heer, ungefähr 100 000 Mann ſtark, von welchen jedoch ein großer Teil rückwärts bis zur Seeküſte zerſtreut war, hielt rechts von Blücher eine Verteidigungslinie von Nivelles, Mons und Ath beſetzt. Das Hauptquartier war in Brüſſel. Den Kern dieſes Heeres bildeten die engliſchen Truppen, mit Reiterei und Geſchütz reich und trefflich verſehen; an ſie ſchloſſen die Niederländer und beſonders zahlreich die Hannoveraner und Braunſchweiger, nebſt anderen deutſchen Truppen ſich an. Engländer, Niederländer und Deutſche waren in den verſchiedenen Heerteilen abſichtlich gemiſcht; den erſten, bei Nivelles, befehligte der Prinz von Oranien; den zweiten, bei Ath, Lord Hill; den dritten Wellington ſelbſt in Brüſſel, die Reiterei insbeſondere der Graf Uxbridge bei Grammont. Die ſämtlichen Truppen, ſowohl des engliſchen als des preußiſchen Heeres, lagen in ausgedehnten Quartieren, weil die Verpfleganſtalten in den Niederlanden keine engere Zuſammenziehung geſtatteten und obwohl die Feldherren dieſen Nachteil ernſtlich zur Sprache brachten, ſo blieb doch der Übelſtand unabgeändert. An der Spitze dieſer ſo verteilten Streitkräfte harrten Blücher und Wellington, bis das ruſſiſche Heer, unter Barclay-de-Tolly, am Mittelrhein, und das öſterreichiſche, unter Schwarzenberg, am Oberrhein angelangt ſein würde; ſie hofften, am 1. Juli die Feindſeligkeiten zu eröffnen, im Fall Napoleon ſeinerſeits ihnen bis dahin Zeit gönnte. Für den Fall, daß ſie ſelbſt angegriffen würden, hatten ſie ſich wechſelſeitig die ſchnellſte Unterſtützung zugeſagt.

Unterdes hatte Napoleon ſeine Hauptmacht in dem Nordheere faſt 130 000 Mann ſtark vereinigt, und nachdem er durch das Maifeld mit dem franzöſiſchen Volke ſich neu verbündet zu haben glaubte, ſäumte er nicht länger, eilte zu dem zwiſchen Valenciennes und Lille aufgeſtellten Heere, rückte am 14. Juni nach Maubeuge und drang am 15. ſogleich mit aller Macht gegen Thuin und Charleroy an die Sambre vor. Der Adjutant Napoleons, General Gourgaud, giebt in ſeinem Berichte von dieſen Kriegsbegebenheiten die Gründe an, durch welche Napoleon bewogen wurde, ſeinen Angriff zuerſt gegen die Preußen zu wenden; ihn leitete dabei, zufolge jener Ausſage, hauptſächlich die Kenntnis, die er von dem Karakter der beiden ihm gegenüberſtehenden Feldherrn zu haben meinte; Blücher würde in ſeiner thätigen und entſchloſſenen Weiſe, ſo urteilte er, dem angegriffenen Wellington zu Hilfe eilen und wenn ihm auch nur zwei Bataillone zu Gebote ſtünden, Wellington dagegen, bedächtig und ordnungsmäßig, werde, bevor er nicht ſein ganzes Heer vereinigt habe, dem angegriffenen Blücher keine Hilfe bringen, und dieſer könne bis dahin einzeln geſchlagen werden. Der Erfolg zeigte zwiefach, wie richtig Napoleons Vorausſetzung war, nur diesmal durch ſeinen beſonderen Unſtern für ihn fruchtlos. Auf die Nachricht von Napoleons Anrücken, welche Blücher in Namur empfing, machte er noch in der Nacht zum 15. ſchleunig Anſtalt, ſein Heer näher zuſammen zu ziehen; Pirch erhielt Befehl, nach Sombref zu rücken, Thielmann nach Namur. Bülow ſollte von Lüttich nach Hanut vorgehen, dagegen der erſte Heerteil unter Zieten ſich von der Sambre langſam nach Fleurus zurückziehen. Der Feind griff aber mit ſolcher Macht und Heftigkeit an, daß Zieten, um ſeine gleichſam überfallenen Truppen nicht verwirren zu laſſen und um den andern Heerteilen Zeit zu gewinnen, ſich dem Kampfe ſtellen und in ſcharfem Gefecht gegen die Übermacht anſehnlichen Verluſt leiden mußte; nachdem er die Übergänge über die Sambre bei Marchiennes und Charleroy eine Zeitlang hartnäckig verteidigt, dann bei Goſſelies und Gilly bis zum Abend tapfer gefochten, kam er in der Nacht bei Fleurus an, während Pirch und Thielmann ſpät bei Sombref eintrafen.

Blücher verlegte ſein Hauptquartier von Namur nach Sombref und beſichtigte am 16. in aller Frühe die Gegend, in welcher er dem immer ſtärker heranziehenden Feinde nun eine Schlacht zu liefern geſonnen war, ſofern Wellington an derſelben würde teil nehmen wollen. Dieſer hatte auf die erſte Nachricht von dem Anrücken des franzöſiſchen Heeres wegen deren Unbeſtimmtheit noch keine Maßregeln treffen können; die zweite empfing er am 15. nachmittags; ſie meldeten den gegen Zieten erfolgten Angriff und ſogleich gab er Befehl, daß alle Truppen an ihre verſchiedenen Sammelorte zuſammenrücken und fernerer Verfügung gewärtig ſein ſollten. Noch war ungewiß, ob nicht ein großer Teil der franzöſiſchen Heeresmacht, vielleicht die Hauptſtärke unter Napoleon ſelbſt, in der Richtung von Mons vorrücke, erſt als hierüber die beruhigende Meldung des Generals von Dörnberg eingetroffen war, konnte Wellington ſein Augenmerk nun ungeteilt auf die feindlichen Bewegungen an der Sambre richten und erteilte nun ſeinen Truppen ungeſäumt weiteren Befehl. Die vervielfachten Gerüchte von dem Anrücken Napoleons, durch den fernen Kanonendonner beglaubigt, ſetzten inzwiſchen die Stadt Brüſſel in unruhige Verwirrung; es fehlte nicht an Vermutungen, daß mancherlei Einverſtändniſſe, durch Napoleons Anhänger in den Niederlanden thätig angezettelt, zu gefährlichem Ausbruche gefördert werden könnten. Um die mannigfachen Beſorgniſſe zu zerſtreuen und die Gemüter durch den Eindruck ſeiner perſönlichen Haltung zu beruhigen, beſuchte Wellington, nach ausgefertigten Befehlen und getroffenen Anordnungen, noch am ſelben Abend einen glänzenden Ball, welchen die Herzogin von Richmond gerade für dieſen Tag veranſtaltet hatte; ſein Erſcheinen, in Begleitung eines zahlreichen Generalſtabs, in heiterer, mutiger Faſſung, flößte Zutrauen und Sicherheit ein. Hier empfing er um Mitternacht eine dritte Botſchaft, ſie berichtete, der Feind habe den Übergang über die Sambre bei Marchiennes, Charleroy und darauf auch bei Chattelet, erzwungen, den Heerteil von Zieten hinter Fleurus zurückgedrängt, ſogar ſchon einen Poſten des Prinzen von Oranien bei Frasnes angegriffen, werfe ſich aber mit ganzer Macht auf das preußiſche Heer; Blücher fügte die dringende Aufforderung hinzu, ihn für die nahen Ereigniſſe nicht ohne Unterſtützung zu laſſen. Nunmehr war die Abſicht des Feindes hinreichend aufgeklärt und Wellington gab die nötigen Befehle zum eiligen Aufbruche der Truppen und darauf am 16. vormittags ritt er ſelbſt in die Gegend von Quatre-Bras, um den Stand der Dinge zu betrachten. Gegen Mittag traf er bei der Windmühle von Buſſy, auf der Höhe zwiſchen Ligny und Bry, mit Blücher zuſammen. Man bemerkte die prunkloſe Einfachheit, welche die beiden Feldherren in ihrem Äußern, jeder nach ſeiner nationalen Weiſe, verſchieden darzeigten. Blücher trug einen geringen Kriegsrock mit rotem Kragen, einen alten Säbel, eine Mütze; Wellington war in blauem Überrock und weißen Unterkleidern, mit weißer Halsbinde, ein engliſcher Gentleman; der Degen an der Seite und der kleine dreieckige Hut gaben den Kriegsmann zu erkennen und die vierfache Kokarde deutete auf die vierfache, von England, Spanien, Portugal und Niederland ihm zugeteilte Feldmarſchallswürde. Er verkündete, ſein Heer werde ſofort beiſammen ſein und um 2 Uhr könne Blücher davon 20 000 Mann zur Verfügung haben. Sein Erbieten, das Heer über Frasnes vorwärts auf Goſſelies zuſammenzuziehen und dem Feinde, während derſelbe Blüchern angriffe, von dort in die linke Seite und in den Rücken zu fallen, ſchien einigen das angemeſſenſte, was Feldherrneinſicht unter dieſen Umſtänden wählen konnte, andern jedoch bedenklich, da bei der Ungewißheit, ob alles in berechneten Friſten eintreffen würde, Napoleon Zeit behalten möchte, durch ſeine Übermacht das preußiſche Heer zu erdrücken. Es wurde für zuverläſſiger erachtet, daß Wellington ſeine Truppen auf der Straße von Quatre-Bras heranziehen ließe. Dieſer willigte nachgiebig in den gemachten Vorſchlag. Nachdem er ſelbſt das Anrücken einer bedeutenden feindlichen Macht gegen die Preußen wahrgenommen und nochmals ſeine Unterſtützung zugeſagt, welche, da es inzwiſchen ſpäter geworden, nach Gneiſenaus Verſicherung auch um 4 Uhr noch zeitig genug eintreffen würde, beſchloß Blücher die Schlacht anzunehmen und Wellington ritt nach Quatre-Bras zurück, wo er gegen 3 Uhr eintraf und gleich darauf ſeine Truppen bei Frasnes angegriffen ſah.

Um dieſelbe Zeit, während der Marſchall Ney mit zwei Heerteilen über Frasnes gegen Wellingtons Vortruppen auf Quatre-Bras andrang, rückte von Fleurus her Napoleons Hauptmacht, 75 000 Mann ſtark, in zwei Heerzügen auf die Stellung der Preußen zum Angriff an. Dieſe erſtreckte ſich, auf vorteilhaften Höhen hinter dem Bache Ligne, mit dem rechten Flügel wo Zieten ſtand, über Bry hinaus; mit dem linken, unter Thielmann, nach dem Point-du-Jour und Tongrines; die Mitte, unter Pirch, rückwärts zwiſchen Sombref und Bry; die vorliegenden Dörfer, Saint-Amand, Ligny und Tongrines waren, erſtere durch Zieten, letzteres durch Thielmann, ſtark beſetzt. Die Geſamtſtärke war etwa 84 000 Mann und dieſe ſchienen übergenug den Kampf hinzuhalten bis die Verſtärkungen, die preußiſchen ſowohl als die engliſchen, herankämen. Mit großem Ungeſtüm drang der dritte franzöſiſche Heerteil unter dem General Vandamme in das Dorf Saint-Amand ein und bemächtigte ſich des Teils davon, der auf der rechten Seite des Baches Ligne liegt, dasſelbe geſchah durch den vierten Heerteil unter dem General Girard in dem Dorfe Ligny; die Tapferkeit der Preußen wandte alles an, um den Teil von Saint-Amand, der auf der linken Seite des Baches liegt, zu behaupten; als gleichwohl der Feind über den Bach drang und die Uferhöhe, ſo wie einen Teil des jenſeitigen Dorfes wegnahm und ſchon gegen Bry vorrückte, nahm Blücher zwei Brigaden, trat ſelbſt an die Spitze eines Bataillons und warf den Feind wieder zurück, ohne jedoch weiter dringen zu können, da immer friſche franzöſiſche Truppen ins Gefecht rückten. Ein Verſuch, welchen Blücher mit einer Brigade rechtsher gegen Saint-Amand unternehmen ließ, führte zu einem langwierigen Gefecht ohne Folge. Die ganze Linie hinab war bald alles im Gefecht, um Ligny wurde hartnäckig geſtritten, große Maſſen Fußvolk und 200 Kanonen von beiden Seiten rangen hier um den Preis des Tages; Blücher ſelbſt befeuerte die Truppen durch ſeine Gegenwart. „Kinder, vorwärts! wir müſſen was gethan haben, ehe die Engländer kommen!" rief er den Stürmenden zu. Aber der Kampf ſtand hartnäckig, die Franzoſen waren nicht zum Weichen zu bringen, ſie führten ſtets friſche Truppen heran. Weniger heftig war der Streit auf dem linken Flügel unter Thielmann, doch hielt dieſen der Marſchall Grouchy, mit dem franzöſiſchen rechten Flügel gegen Tongrines und Sombref vordringend, genug beſchäftigt. Mittlerweile wurde es 7 Uhr und weder Wellingtons Hilfe, noch der ſehnlichſt erwartete preußiſche vierte Heerteil zeigte ſich. An Bülow hatte Blücher vom Schlachtfeld aus den erneuten Befehl geſandt mit aller Eile heranzurücken, an Wellington wurden Offiziere abgeſchickt, ihn von dem Gange der Schlacht zn benachrichtigen. Dieſer, ſelbſt nunmehr im Gefecht mit bedeutender Feindesmacht, gab von der Änderung, welche dadurch den beabſichtigten Bewegungen geboten worden, frühzeitige Nachricht, und ſchon um 6 Uhr wußte man, daß auf ſeine Hilfe nicht mehr gerechnet werden durfte. Napoleon, der bisher ſeinen Hauptangriff gegen Saint-Amand auf den rechten Flügel der Preußen gerichtet hatte, um ſie bei ihrer Niederlage deſto mehr von Wellington abzuſchneiden, war unterdes zweifelhaft geworden, ob die Unterſtützung, welche der Marſchall Ney zu dieſem Angriffe ſenden ſollte, noch zu rechter Zeit eintreffen würde. Er änderte deshalb ſein Vorhaben, ließ im Angriffe gegen Saint-Amand nach und unternahm, die Mitte der Preußen bei Ligny zu durchbrechen. Die Erſcheinung einer Truppenmacht, die etwa 20 000 Mann ſtark gegen den linken Flügel anrückte und von Vandamme als eine feindliche gemeldet wurde, gab indes neue Ungewißheit; erſt nach einer Stunde klärte ſich auf, daß jene Truppen der erſte franzöſiſche Heerteil unter dem General Drouet ſeien, Neys Befehlführung angehörig, und man weiß nicht, ob auf Napoleons Befehl, oder aus eignem Antriebe Drouets in dieſe Bewegung geſetzt, die, obgleich verſpätet, doch noch immer entſcheidend ſein konnte. Doch ein Befehl Neys rief dieſe Truppen, als ſie kaum erſchienen waren, wieder zurück und Napoleon verfolgte nun um ſo eifriger ſein Vorhaben auf Ligny. Dahin wandte er jetzt um 7 Uhr alle ſeine Kraft, den ſechsten Heerteil, der unter dem General Mouton eben ankam, die Garden, die ſchon bei Saint-Amand vorgerückt waren. Als hier die Preußen den Feind, der bei der neuen Richtung das preußiſche Geſchützfeuer meiden wollte, rechts und beinahe rückwärts abziehen ſahen, glaubten ſie, er beginne den Rückzug nach Fleurus, und Blücher, dieſer Meldung vertrauend, ließ die meiſten noch verfügbaren Truppen nach Saint-Amand rücken, um von hier dem abziehenden Feind in der Richtung von Fleurus nachzudringen. Während die Preußen dieſem Irrtume folgten, fiel die ganze Gewalt des franzöſiſchen Angriffs auf Ligny, der Übergang über den Bach war unterhalb des Dorfes ſchnell gelungen, eine beträchtliche Truppenſtärke, 16 Schwadronen ſchwerer Reiterei, 2 Bataillons Garde und 10 Kanonen drang im Rücken der in und bei Ligny noch im heftigen Kampfe begriffenen Preußen gegen die Höhe zwiſchen Bry und Sombref hinan. Die Truppen, welche hier nötig geweſen wären, fanden ſich nach Saint-Amand nutzlos entſendet, die Gegend war völlig entblößt, der Zuſammenhang der Schlachtordnung bedroht. Blücher ſah die Gefahr und raffte ſchleunig zuſammen, was ihm an Truppen noch übrig war, die vorbehaltene Reiterei des erſten Heerteils war zu Hand, doch ſchon mannigfach geſchwächt und geſtört durch die Vorfälle des Tages; ein Ulanenregiment warf ſich mutig dem Feinde entgegen, mußte aber an deſſen Überlegenheit ſcheitern. Da konnte Blücher nicht länger ſäumen, er bot ſein eigenes Haupt dem entſcheidenden Augenblicke dar. Schnell ſetzte er ſich an die Spitze eines neuen Angriffs und ſtürmte mit ſeinen Reitern zum Einhauen auf die feindlichen Küraſſiere; doch dieſe empfingen geſchloſſen den Anlauf, feuerten ihre Karabiner ab und als die preußiſche Reiterei nach bedeutendem Verluſte umkehrte, ſetzten ſie ihr heftig nach. Blüchers Pferd ein Schimmel, den ihm der Prinz-Regent von England geſchenkt hatte, war durch einen tötlichen Schuß in den Leib, das Pferd ſeines neben ihm reitenden Adjutanten Grafen von Noſtitz in den Hals verwundet; als Blücher wahrnahm, daß ſein Pferd, nachdem es eine Weile pfeilſchnell fortgerannt, zuſammenſtürzen wollte, rief er im Bewußtſein der Feindesnähe: „Noſtitz, nun bin ich verloren!" In demſelben Augenblicke ſtürzte das Pferd nieder und mit ihm Blücher, halb unter demſelben betäubt am Wege liegend. Sogleich ſprang Noſtitz vom Pferd, ſtellte ſich neben den Feldherrn, ließ das wilde Getümmel, erſt der Preußen, dann der nachſetzenden Franzoſen, vorüberjagen und hielt ſich, um unbeachtet zu bleiben, ruhig und unbeweglich, doch hatte er den Degen gezogen, um keinen Feind ungeſtraft Hand an den Feldherrn legen zu laſſen. Schon war der Abend eingetreten, und ein beginnender Regen vermehrte die Dämmerung. Zum Glück ſammelte ſich die preußiſche Reiterei nochmals und warf die franzöſiſche wiederum zurück. Zum zweitenmale ſprengten, jetzt auf dem Rückwege, die franzöſiſchen Küraſſiere an Blücher vorüber, ohne des Daliegenden zu achten, und die Preußen jagten verfolgend nach. Schnell hielt nunmehr Noſtitz die vorderſten von dieſen an, ſie halfen Blücher unter dem toten Pferde hervorziehen, ein Ulane, namens Schneider gab, das ſeinige, ſie hoben den Feldherrn hinauf und kaum war dies geſchehen, als die Franzoſen in verſtärktem Anlauf abermals zurückkehrten, die preußiſchen Reiter eilig weichen mußten, und Blücher noch eben mit ihnen entkam. Eine Schar geſchloſſenen Fußvolks nahm die Flüchtigen auf und ſetzte dem Verfolgen ein Ziel. Blüchers Rettung hing an dem Augenblicke, da er durch Noſtitz wieder aufs Pferd kam; unmittelbar darauf drang der Feind wieder vor und blieb im Beſitze des Bodens, der ihm einen Augenblick den unſchätzbarſten Gewinn, doch glücklicherweiſe unerkannt und vergebens getragen hatte! Als Blücher ſpäterhin einmal im einzelnen überdachte, was ihm perſönlich in ſolchem Falle für ein Los bevorgeſtanden hätte, wie er im ſchmachvollſten Triumphe, dem Volke zur Schau, nach Paris eingeführt worden wäre, ſchauderte er vor dem Bilde zurück und rief: „Noſtitz, da hätten Sie mir doch wohl eher das Leben genommen, als mich ſolcher Schmach Preis gegeben? Sagen Sie ſelbſt, eh mich die Franzoſen fortgeſchleppt hätten, was hätten Sie gethan?" — „Was ich gethan hätte," erwiderte Noſtitz, „das weiß ich nicht, aber ich weiß, was ich in ſolchem Falle hätte thun ſollen." Während dieſer Ereigniſſe war es dunkel geworden, der Feind entwickelte immer neue Streitkräfte, und die Preußeu hatten ſchon ihren letzten Rückhalt im Gefecht. Wellington, ſelbſt angegriffen, wie ſchon erwähnt, hatte die verſprochene Hilfe nicht ſenden können, auch Bülow mit dem vierten preußiſchen Heerteile war ausgeblieben; die Schlacht war verloren, die Dörfer Saint-Amand und Ligny wurden nun dem Feinde ganz überlaſſen und der Rückzug angetreten, nicht ohne große Verwirrung und vielfache Bedrängnis; alle Waffengattungen waren durch einander gemiſcht, die Reiterei großenteils aufgelöſt, nur einige alte Regimenter Fußvolk hielten bei dem Abzuge vom Schlachtfelde geſchloſſen dem Feinde ſtand und wieſen ſeine Reiterangriffe tapfer zurück. Die Dunkelheit der Nacht entzog die Preußen dem Feinde völlig, ſie wurden bald nicht weiter verfolgt, ihre hartnäckige Ausdauer in dem wütenden Kampfe hatte die Anſtrengungen der Franzoſen erſchöpft. Die Schlacht von Ligny war von beiden Seiten mit heftigſter Erbitterung und größtem Verluſte gefochten worden. Die Preußen verloren an Toten und Verwundeten gegen 12 000 Mann und ließen 21 Kanonen auf dem Schlachtfelde zurück; der Heerteil von Zieten hatte am meiſten gelitten und für ſich allein ſeit Eröffnung der Feindſeligkeiten über 13 000 Mann eingebüßt. Der

Verluſt der Franzoſen war nicht viel geringer, eine ganze Diviſion, die des Generals Girard, war bei Saint-Amand faſt vernichtet worden. Gefangene wurden von keiner Seite gemacht, weder Preußen noch Franzoſen wollten Schonung, ſelbſt niedergeſtreckte Verwundete ſtritten noch gegen einander mit ihren letzten Kräften.

Schon bei Zeiten hatte Gneiſenau, da Blücher in der Dunkelheit vermißt wurde, für den Rückzug die Richtung nordwärts auf Tilly angegeben und die ſämtlichen Truppen bewegten ſich dahin, die meiſten noch in der Nacht, der Heerteil von Thielmann erſt mit Anbruch des folgenden Tages. Nach kurzer Raſt wurde der Rückzug nach Wavre fortgeſetzt, wo die Truppen hinter Engwegen ihre Ordnung herſtellen und ſich zu neuem Kampfe bereiten konnten. Dieſer Rückzug nach Wavre ſtörte alle Berechnungen Napoleons; die Preußen mußten, ſeiner Erwartung nach, oſtwärts gegen Namur zurückgehen und dadurch ganz von Wellington getrennt werden, ſo aber kamen ſie mit deſſen Heer und mit ihrem eigenen Heerteile von Bülow nur um ſo ſchneller zuſammen. In Blüchers Hauptquartier wurden die erlittenen Nachteile nicht überſchätzt; ſie gründeten ſich auf keine weſentliche Überlegenheit des Gegners, ſondern auf Umſtände, deren Wirkung nur vorübergehend ſein konnte. Das Ausbleiben der von Wellington zugeſagten Hilfe erklärte ſich durch das Treffen bei Quatre-Bras, wo während der Schlacht von Ligny alles, was von ſeinen Truppen vereint und in der Eile noch zuſammenzuraffen war, den hartnäckigſten Kampf gegen den Marſchall Ney zu beſtehen hatte. Mit äußerſter Anſtrengung und großem Verluſte gelang es erſt ganz ſpät den heftigen Angriff zurückzuſchlagen. Die verſchiedenen Truppenteile waren zu weit auseinander verlegt, die Wege ſchwierig, Wellington hatte die Möglichkeiten nach der Kraft ſeines Willens überſchätzt, erſt in der Nacht konnte der größte Teil ſeiner Truppen ankommen. Bülow hatte durch Mißverſtändnis und Irrung einen Teil der Zeit verloren, war zu ſpät von Lüttich aufgebrochen, hatte den wiederholten Befehl Blüchers erſt am 16. vormittags in Hanut vorgefunden und dann zwar ſeinen Marſch beſchleunigt, traf aber erſt in ſpäter Nacht mit ermüdeten Truppen in Gembloux ein und ihm blieb nur übrig, den bei Ligny geſchlagenen Heerteilen, zunächſt dem Heerteile von Thielmann, der am 17. morgens über Gembloux zog, in der Richtung nach Wavre ſich anzuſchließen. Blücher und ſeine Umgebung nahmen dieſe Zufälle hin, ohne ſich im Überblicke des Ganzen dadurch zu verwirren und er ſelbſt war in ſeinem unerſchrockenen Mute durch den Verluſt der erſten Schlacht und den ihn perſönlich betroffenen ſchweren Sturz im mindeſten nicht erſchüttert. Sein Denken und Trachten ging ſogleich wieder auf den Angriff. Noch in der Nacht, als Gneiſenau zu ihm in die Bauernhütte eintrat, wo er unter rings umher Schlafenden noch wach ſaß, ſagte er ſcherzend: „Wir haben Schläge gekriegt, wir müſſen es wieder ausbeſſern!“ Sein eigner Zuſtand war indes ſchlimm genug, die Seite war ihm von dem Sturze ſtark zerſchlagen, er litt bedeutende Schmerzen und konnte ſich nur mit großer Beſchwerlichkeit bewegen. Doch ſein Kopf war friſch und ſein Herz munter und die Kraft und Thätigkeit ſeiner Umgebungen aufbietend, ließ er die kriegeriſchen Angelegenheiten durch ſein perſönliches Gehemmtſein nirgends leiden. Den Bericht an den König ordnete er ſelbſt an. Der Verluſt der Schlacht war dem Ausbleiben der Unterſtützungen beizumeſſen; Blücher ſagte dies in ſeinem Tagesbefehl vom 17. dem Heere zum Troſt, aber den Truppen, die im Gefecht geweſen, hatte er manches vorzuwerfen: die Reiterei erhielt den Vorwurf, nicht überall mit gehöriger Kühnheit ausgehalten zu haben und die Mahnung, dieſen Fehl baldigſt vor dem Feinde wieder gut zu machen; dem Geſchütz wurde die Weiſung erteilt, mit mehr Entſchloſſenheit an den Feind heranzufahren und ihm ausdauernder entgegenzuwirken; nur das altpreußiſche Fußvolk empfing Lob; am Schluſſe hieß es: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen; wir werden ihn ſchlagen; denn wir müſſen.“ Die Truppen waren nicht das alte ſchleſiſche Heer, viele neuerrichtete, zum Teil aus erſt erworbenen Ländern, waren den alten beigemiſcht; die Eile der Rüſtungen, die Schnelligkeit der Bewegungen hatte nicht geſtattet, ſie durch gleichmäßige Kriegszucht zu verſchmelzen; der aufregende Geiſt ſelbſt, in welchem die Eiferer dieſen Krieg geführt ſehen wollten, führte manche Verwilderung herbei; ſelbſt gegen abſichtlichen Verrat mußte man auf ſeiner Hut ſein; noch vor der Entſcheidung der Schlacht hatten einzelne Haufen Feldflüchtiger ſich rückwärts im Lande verbreitet und die voreilige Nachricht einer gänzlichen Niederlage ausgeſprengt; Blücher drohte ſtreng ſolchen Unwürdigen, die noch im Heere ſein könnten, die ſchimpflichſte Züchtigung. Sein mutiger Sinn aber ging durch ſeine kernhaften Worte, durch ſein trotziges Schelten und Mahnen, heilſam wirkend auf die Truppen über.

Wellington hatte zum 17. früh ſein Heer bei Quatre-Bras zuſammengezogen und dachte den Feind dieſen Tag in Gemeinſchaft mit Blücher anzugreifen, von deſſen Rückzüg er noch nichts erfahren hatte; ſeine Offiziere, die ſeine Vorſchläge deshalb an Blücher bringen ſollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieſer Straße getötet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre ſah Wellington ſich bei Quatre-Bras dem Angriffe der geſamten Macht Napoleons ausgeſetzt und beſchloß daher gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zuſammenzuſtehen; ob dieſer in der nächſten Zeit imſtande ſein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nötig, und Brüſſel mußte dem Feinde überlaſſen werden. Jedoch ſchon um 9 Uhr morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botſchaft, worin derſelbe zum neuen Angriffe nur ſo viel Zeit verlangte, als nötig ſei, ſeinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszuteilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont-Saint-Jean zurück, vorwärts von Brüſſel, von dieſer Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, ſo ließ er Blüchern wiſſen, im Fall dieſer verſprechen könnte, mit zwei preußiſchen Heerteilen zur Unterſtützung einzutreffen; Blücher antwortete, nicht mit zweien Heerteilen nur, ſondern mit ſeinem ganzen Heere werde er am 18. über Saint-Lambert heranrücken, um an dieſem Tage den Angriff Napoleons mitzubeſtehen oder denſelben am folgenden Tage mit Wellington vereint ſelbſt anzugreifen. Daß Wellington anfänglich den Vorſchlag gemacht habe, die Preußen ſollten hinter ſeinem Heere weg ſich auf die Straße von Nivelles ziehen und den rechten Flügel der Schlachtordnung bilden, gerade ſo wie dies ehemals der Kronprinz von Schweden in den Tagen vor der Schlacht von Leipzig verlangt hatte, iſt völlig ungegründet; ſeinem Sinne lag es fern, dem Mitkämpfer das Schwierigere oder Gefährlichere aufbürden zu wollen, ſeine feldherrliche Geſinnung war vielmehr zu jeder Verläugnung und Aufopferung bereit; hierin wetteiferte mit ihm Blücher, der gleichfalls willig jedes Schwerſte auf ſich nahm und nur einzig ſorgte, die Schlacht möchte verzögert, ein weiterer Rückzug angeordnet werden. Zwiſchen den beiden Feldherren wurden die näheren Verabredungen genommen, und demnach alles für den nächſten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen ſollten vor ihm in Parade vorbeimarſchieren, um Sinn und Gemüt in Übung ſtrenger Genauigkeit und im Stolze kriegeriſcher Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche ſeinen Entſchluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marſchall Grouchy mit den Heerteilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Excelmans, zuſammen über 32 000 Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgeſendet und wandte ſich dann mit ſeiner Hauptſtärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Dieſe hatten bloß eine ſtarke Nachhut dem Marſchall Ney gegenüber zurückgelaſſen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff ſelbſt abzuwarten, ſondern in der Richtung von Brüſſel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen ſeinen Truppen voll Eifer und mit größter Anſtrengung. Es hatte die Nacht geregnet und regnete immer fort; der Boden war bald völlig durchweicht, die ſchwarze Erde löſte ſich in zähe Flüſſigkeit auf und mit unſäglichen Beſchwerden kam das Heer, auf der ſchlammigen Straße und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getreidefeldern, nur langſam fort. Bei Genappe hielt die engliſche Reiterei ernſtlich ſtand und ſetzte erſt nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erſt am Abend gelangte der franzöſiſche Vortrab an die engliſche Stellung von Mont-Saint-Jean, die ſogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüſſe ſtrömten dieſe Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeſchreiblich, die Tritte verſanken im Kot, Geſchütz und Wagen ſchienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzoſen ſehr überraſcht, den Feind, welchen ſie unter Begünſtigung der Nacht über Brüſſel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derſelben Stellung, wie am vorigen Abend, vor ſich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-Saint-Jean ſchlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, ſtand rechts der Straße von Nivelles und erſtreckte ſich in der Richtung von Braine-la-Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwiſchen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy und, vorwärts dieſer Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen und links den Meierhof la Haye-ſainte beſetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, ſtand zwiſchen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, ſtand in der Vertiefung, welche ſich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte ſein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die ſämtlichen Truppen betrugen etwa 68 000 Mann; mit 18 000 Mann ſtand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete ſein Heer auf der Anhöhe von Belle-alliance zum Angriff. Aber nur mühſelig und langſam trafen auf durchweichtem Weg und Feld die Truppen ein; einzelne Regenſchauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erſchwerte jeden Fortſchritt.

Erſt um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heerteil, unter dem General Reille, wandte ſich links, der erſte, unter dem General Drouet, rechts, von Belle-alliance gegen die engliſche Linie andringend; der ſechſte, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten verteilt. Zuerſt wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig verteidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la Haye-ſainte und das Dorf la Haye durch den Marſchall Ney mit ſtärkſtem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptſtoß, weil der linke Flügel Wellingtons der ſchwächere ſchien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuſchneiden war und auf dieſer Seite auch Grouchys Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geſchütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechſelten mit immer neuer Wut; die Reiterei wogte in ſtürmenden Angriffen hin und wieder und zerſtörte ſich gegenſeitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen weſentlichen Erfolg. Dieſer Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzoſen fochten mit andringender Wut, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye-ſainte den Engländern entriſſen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzoſen unmöglich. Wellington, ſein Heer mehrmals in Gefahr ſehend durchbrochen zu werden, eilte perſönlich in das ſtärkſte Feuer, zeigte ſich den Truppen und ſtrengte alle Kräfte an, ſich gegen die Übermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme und dem Kampfe eine entſcheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desſelben ſchon in der Nähe, doch wurde deſſen wirkliches Eintreffen auch ſchon mit jedem Augenblicke nötiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, ſein Geſchütz wirkte verheerend, ſeine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellingtons erſchöpften ſich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erſchiene, doch zeigte ſich von ihm noch keine Spur und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, ſeinem Verſprechen gemäß, am 18. Juni frühmorgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen; der eine, den Heerteil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellingtons zu; der andere, aus den Heerteilen von Bülow und Pirch beſtehend, ging links über Neuf-Cabarets und Saint-Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heerteil unter Thielmann, ſollte bei Wavre ſtehen bleiben und nur, wenn dort kein Feind erſchiene, den übrigen als Unterſtützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen ſeines Sturzes im Bette zubringen müſſen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder aufs Pferd ſollte, um mit ſeinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übelzugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guterletzt einreiben, Blücher aber, als er die Anſtalten ſah, verſetzte: „Ach was, noch erſt ſchmieren! Laßt nur ſein, ob ich heute balſamiert oder unbalſamiert in die andere Welt gehe, das wird wohl auf eins herauskommen!" erhob ſich, ließ ſich ankleiden und ſetzte ſich wohlgemut zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetſchten Glieder ſchmerzten. Als er ſah, wie ſtark es geregnet hatte und daß es noch immer fortregnen würde, ſagte er: „Das ſind unſere Alliirten von der Katzbach, da ſparen wir dem Könige wieder viel Pulver." Blücher begab ſich an die Spitze des Heerteils von Bülow, der voranzog und zuerſt an den Feind kommen mußte. Er that alles, um den Marſch zu beſchleunigen; allein ſchon gleich anfangs wurde derſelbe durch ein zufälliges Hindernis unerwartet aufgehalten; in Wavre entſtand eine Feuersbrunſt, welche die Hauptſtraße ſperrte und die Truppen zu Umwegen nötigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverluſt entſtand. Weiterhin wurde es noch ſchlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geſchwellt, jede Vertiefung mit Waſſer gefüllt. Die ſchmalen Wege durch Wald und Gebüſch nötigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geſchütz machte unſägliche Beſchwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit ſolcher Langſamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu ſpät eintreffen und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die verſprochene Hilfe ſein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrang und wie ſehr die Ankunft der Preußen erſehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, ſein gegebenes Wort nicht zu löſen, rief ſein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen ſeine Blicke und Worte umher, wo ein Hindernis entſtand, wo eine Stockung ſich zeigte, war er ſogleich gegenwärtig; doch alle Anſtrengung gab noch immer nur geringe Ausſicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen faſt den Mühſeligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es ſei unmöglich. Da redet Blücher mit tiefſter Bewegung und Kraft ſeine Krieger an: „Kinder, wir müſſen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab es ja meinem Bruder Wellington verſprochen! Ich hab es verſprochen, hört ihr wohl? ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden ſoll?" Und ſo ging es denn mit allen Waffen unaufhaltſam vorwärts. Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erſt nach 4 Uhr war endlich der ſchwierige Engweg von Saint-Lambert über und durch den Bach von Lasnes zurückgelegt und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenſeits ihre verdeckte Aufſtellung erreicht und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indes war auf ſeiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt ſie jedoch für wenig bedeutend und ſandte nur an Grouchy den Befehl, ſeinen Angriff gegen das preußiſche Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verſtärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab ſeinerſeits, ohne ſich lange zu beſinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in dieſem wichtigen Augenblicke jeder anderen Betrachtung vorziehen zu müſſen, ſein einzelnes Unternehmen konnte ſcheitern, da nur erſt ſo wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vorteil entſchieden werden; die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungeſäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des franzöſiſchen rechten Flügels vor; ſie zogen ſich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches teilweiſe erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange ſtreitig blieb. Napoleon hatte ſofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erſt als ſie auf der Höhe von Saint-Lambert ſichtbar wurden, ließ er gegen ſie einige Regimenter ſeitwärts im Haken aufſtellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geſchützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen ſeiner erſehnten Ankunft, dieſer Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuverſicht, den Franzoſen Staunen und Beſtürzung. Jetzt ſchickte Napoleon den ſechſten Heerteil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen und es entſtand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Übermacht einen harten Stand hatten. Blücher indes ſandte allen Truppenteilen, deren Herankommen er auf alle Weiſe raſtlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Belle-alliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend ſichtbar emporragten: der Bach von Lasnes ſollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf ſtand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marſchall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen und ſuche den Übergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dies gelang, ſo konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwiſchen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, dasſelbe Wort wie bei Hainau, vor ihm lag die Entſcheidung des Tages und nicht anderswo, ſagt der amtliche Bericht; er befahl, alle Truppen ſollten im Vorrücken bleiben, erſt wenn Napoleon geſchlagen worden, dürften Unterſtützungen nach Wavre umkehren und den Heerteil von Thielmann ließ er wiſſen, er habe dem Feinde nach Kräften zu widerſtehen.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere ſich bewerkſtelligen mußte, drängten ſich jetzt die wichtigſten Bezüge des Tages zuſammen. Der General von Müffling, der ſich preußiſcherſeits im Hauptquartiere Wellingtons befand und zwiſchen beiden Heerführungen das Zuſammenwirken thätigſt förderte, begab ſich ſelbſt dahin, wo er ſchon frühmorgens die Gegend erkundet und für den preußiſchen Anmarſch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellingtons voller Zuſtimmung, an Blücher und Bülow geſandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beſchleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erſcheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington ſelbſt, voll unerſchütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieſer Hinſicht weder Beſorgnis noch Ungeduld blicken und kein Zweifel, keine Frage ſolcher Art unterbrach die entſchloſſene Ruhe ſeiner ſtrengen Faſſung. Endlich zeigten ſich die erſten Truppen des Heerteils von Zieten, durch wiederholte Botſchaften in ihrem Marſche beſchleunigt, auf den linken Flügel Wellingtons von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun ſechs Regimenter engliſcher Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterſtützung der hartbedrängten Mitte der engliſchen Schlachtordnung auf, wo ſie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwiſchen hatte der Feind ſeine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt und drang nun, nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Erſetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzoſen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen ſie das Dorf Frichemont heftig an und ſchoben ſich demnach zwiſchen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In dieſem gefahrvollen Augenblicke, gegen 7 Uhr, treffen die erſten Truppen Zietens, durch Müfflings Angaben förderſamſt geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Zieten ſelbſt an der

Spitze ſeiner erſten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geſchütze ſeines Heerteils; er erſtürmt mit 2 Bataillons das Dorf Papelotte und bereitet ſich zu ſtärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankte noch immer nicht, er ſieht die Truppen Blüchers immer furchtbarer auftreten, allein ſein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag ſoll ihn entſcheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entriſſene Dorf zur Sicherheit ſeiner rechten Flanke feſtzuhalten, jetzt läßt er die alte Garde, den Kern ſeiner Truppen, 12 Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zuſammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marſchalls Ney, während zugleich die ganze franzöſiſche Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington ſtellt der vordringenden Garde 6 engliſche Bataillons in zwei Gliedern aufmarſchirt entgegen, deren mörderiſches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeſcharten Feindes niederſtreckt, zugleich richtet alles Geſchütz ſeine Wirkung gegen dieſe Maſſe, von allen Seiten wenden ſich die Truppen zu dieſem Kampfe, dem blutigſten des Tages. Ganze Scharen wurden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, giebt auf beiden Seiten den Anſchein einer Flucht. Die franzöſiſche Garde, trotz ihres ungeheuren Verluſtes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungeſtüm ſcheint nichts widerſtehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geſchütz ſtellt das Feuern ein. In dieſem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt 24 Stück Geſchütz in den Feind ſchmettern und führt ſeinen Hauptangriff im Sturmſchritt, unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Belle-alliance zur Richtung nehmend, unaufhaltſam vorwärts. Dieſe Bewegung iſt entſcheidend, der Feind, auf dem Winkel ſeiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen ſeines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, ſeine Reiterei zuſammengebracht und geht nun ſelbſt wieder mit allen Kräften zum entſchloſſenſten Angriff über. Er befiehlt ſeiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die franzöſiſche Garde, dem allſeitigen Sturm erliegend, gerät in Unordnung und flieht, 4 Bataillons, die am meiſten vorgerückt ſind, ziehen ſich in Vierecken geſchloſſen nach Belle-alliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geſchützfeuer Bülows, ſie werden von der Reiterei umzingelt; man ruft ihnen zu, ſich zu ergeben, aber: „Die Garde ſtirbt, ſie ergiebt ſich nicht!" ſchallt es aus ihrer Mitte; die meiſten fallen; einige entkommen, gefangen werden nur wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußiſche Heerteil, unter Pirch, zur Schlacht und um halb 8 Uhr erneuert ſich der Kampf bei Plancenois. Noch leiſtet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußiſche Heerteile ſind im heißeſten Gefecht, aber die Schlacht iſt ſchon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für ſeine Rettung. Endlich gegen 9 Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois und das Verderben des franzöſiſchen Heeres iſt entſchieden. Der Rückzug artete in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geſchütz und Fuhrwerk untermiſcht, drängen ſich auf der Straße nach Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war ſchon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle-alliance zuſammentrafen und ſich gegenſeitig als Sieger begrüßten. Die Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier ſchöner Brautleute, welche ſich hier niedergelaſſen; Blücher, der ſiegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach dieſem Namen; Wellington nannte ſie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartiere, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont-Saint-Jean; welcher dieſer Namen in der Folge vorherrſchend beſtehen wird, iſt noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweiſe gebühre, darüber iſt viel geſtritten worden; in betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz; wem ſie zugeſprochen, wie ſie verteilt werden möge, immer wird wahr und feſt beſtehen, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz beſondere Achtung und Zuneigung und ſein inniges Vertrauen zu demſelben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuts ihn gegen beſſere Überzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Belle-alliance in ſeiner Bruſt aufkommen laſſen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eiferſüchtiger Rechnung das gemeinſame Werk in ſeinen und ſeines Waffenbruders Anteil ſcharfſondernd zu zerlegen. Wellington ſelbſt aber ſchloß ſeinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den ſo gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Überzeugung ſprechen, wenn ich nicht dem Feldmarſchall Blücher und dem preußiſchen Heere das glückliche Ergebnis dieſes furchtbaren Tages beimäße, durch den Beiſtand, welchen ſie mit ſo großer Bereitwilligkeit und ſo zu rechter Zeit mir geleiſtet haben."

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menſchen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe geweſen, die Anſtrengung des Marſches kam nicht in Anſchlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derſelben Straße fürchtete man überdies nur Verwirrung; man kam deshalb überein, Wellington ſollte, nach für erſt höchſtnötiger kurzen Raſt, über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und ſeines geſchlagenen Heeres übernähme. Alſo noch in derſelben Nacht ging Blücher ſofort nach Genappe, wo ſein Vortrab den Feind, der ſich anfangs verteidigen wollte, um 11 Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nötigte. Der Feind hatte ſein meiſtes Geſchütz auf dem Schlachtfelde ſtehen laſſen, das mit ſeinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geſchütz, Pulverwagen, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigene Feldrüſtung, ſein Silbervorrat, ſeine Edelſteine, der Wagen ſelbſt in welchem er gefahren war und den er beim plötzlichen Geſchrei, die Preußen ſeien da, ohne Hut und Degen eiligſt verlaſſen hatte, um ſich aufs Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld und anderer Beſitz, verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, ſeinen kaiſerlichen Mantel, ſein Fernglas, nahm Blücher an ſich, auch den Hut, deſſen er ſich wegen des angenehmen weichen Filzes als Schlafmütze bediente, wenn er im Wagen ſaß und ſchlummerte; den Degen und die Ordensſterne Napoleons ſandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltſam fort. Wie bei Genappe, ſo auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derſelben Nacht immer wieder aufgeſtört; wo im Getreide ſich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen ſich einrichten wollte, trieb ſchnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond ſchien hell und begünſtigte die Verfolgung, welche Gneiſenau mit dem Heerteile von Bülow raſtlos betrieb und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann geſetzt wurde. Der Heerteil von Pirch war inzwiſchen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuſchneiden; der Heerteil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher ſelbſt blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewieſen wurde, lagen ſechs ſchwer verwundete Franzoſen, die man fortſchaffen wollte, doch er litt nicht, daß ſie um ſeinetwillen geſtört wurden, ſondern ließ ihnen vielmehr alle Hilfe und Linderung zukommen, welche der Zuſtand geſtattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König geſammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an ſein Heer anfertigen: „Brave Offiziers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert, die erſte war unglücklich und dennoch ward euer Mut nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geſchick tratet ihr mit Entſchloſſenheit, 24 Stunden nach einer verlornen blutigen Schlacht, den Marſch zu einer neuen an, mit Zuverſicht zu dem Herrn der Heerſcharen, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure ſiegtrunkenen, übermütigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hilfe der tapfern Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen ſchweren Kampf fochten. Die Stunde der Entſcheidung aber ſollte ſchlagen und kund thun, wer ferner herrſchen ſolle, ob jener ehrſüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schickſal des Tages ſchwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernſt, der Entſchloſſenheit und dem Selbſtvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erſchrockene Reihen hinein und ſchrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltſam fort. Der Feind in ſeiner Verzweiflung führte nun ſein Geſchütz und ſeine Maſſen gegen euch, aber euer Geſchütz ſchleuderte den Tod in ſeine Reihen, und euer ſtetes Vorſchreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regelloſeſten Flucht. Einige hundert Geſchütze mußte er euch überlaſſen und ſeine Armee iſt aufgelöſt. Noch weniger Tage Anſtrengung wird ſie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrſchen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geſchlagenen Heere nicht ſogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieſer Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Mut nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geſchichte giebt, wird ſie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerſchütterlichen Säulen der preußiſchen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und ſeines Hauſes. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen! Genappe, den 19. Juni 1815. Blücher." An Schwarzenberg ſchrieb er eigenhändig: „Mein Freund! Die ſchönſte Schlacht iſt geſchlagen, der herrlichſte Sieg iſt erfochten. Das Detaillierte wird erfolgen. Ich denke, die Bonaparteſche Geſchichte iſt nun wohl vorbei. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr ſchreiben; denn ich zittre an allen Gliedern; die Anſtrengung war zu groß. Blücher." — Am 19. vormittags erhob ſich Blücher von ſeinem Lager und ſah ſeine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abteilung, ſo wie ſie nahe kam, rief ihm ein ſiegfreudiges Hurra, das er mit freundlichem Grüßen erwiderte. Noch den nämlichen Tag zog Blücher nach Goſſelies, von wo er den Oberſten von Thile mit dem ausführlichen Berichte von den ſtattgehabten Ereigniſſen an den König abſandte; an die Hauptſtadt ſchickte er die Botſchaft ſeines Sieges durch den Lieutenant Nernſt, einen der Freiwilligen von Berlin, der ſeinem Hauptquartiere zugeteilt war. „Sie haben eine junge Frau zu Hauſe," ſagte Blücher zu ihm, „die wird die Nachricht gern von Ihnen hören!" Am 20. kam das Hauptquartier nach Merbes-le-Chateau, von wo Blücher noch einen Amtsbericht über die Schlachten von Ligny und Bellealliance ausgehen ließ und am Tage darauf, vor dem Einrücken in Frankreich, folgenden Abſchied an die Niederländer in franzöſiſcher Sprache der Bekanntmachung übergab: „An die braven Belgier. Indem mein Heer den Fuß auf franzöſiſches Gebiet ſetzt, können wir das eure, brave Belgier, nicht verlaſſen, ohne euch unſer Lebewohl zuzurufen und euch zu danken für die Gaſtfreundſchaft, mit der ihr unſre Soldaten aufgenommen habt. Wir haben eure Tugenden kennen gelernt. Ihr ſeid ein wackres, treues und edles Volk. Durch Unregelmäßigkeit in der Dienſtverwaltung des Proviantweſens ſeid ihr zum Teil durch mein Heer hart bedrückt worden und dennoch habt ihr mit Gutmütigkeit oft das Härteſte getragen. Dieſer Zuſtand der Dinge hat mein Mitleid tief erregt, aber es lag außer den Grenzen meiner Macht, eine Abänderung zu bewirken. In der vermeintlichen Stunde der Gefahr waren wir zu eurer Hilfe herbei gerufen und geeilt und ſo viel Wochen mußten wir wider unſern Willen bei euch ſo lange verharren, bis der Kampf beginnen ſollte, den wir ſelbſt gern früher eröffnet hätten. Unſer Aufenthalt hat euch viel gekoſtet, wir haben aber mit unſerem Blute gelöſt, was wir an Dank euch ſchuldig geworden, und eine gerechte Regierung wird dem einzelnen durch den Beitrag aller erſetzen, was er durch übermäßige Belaſtung vor andern litt. Lebt wohl, brave Belgier! Nimmermehr werden wir eure Gutmütigkeit und eure gaſtfreundliche Aufnahme vergeſſen. Möge der Gott des Friedens euer ſchönes Land künftighin lange vor dem Ungemach des Krieges ſchützen und ihr ſo glücklich ſein, als ihr es verdient. Lebt wohl! Merbes-le-Chateau, am 21. Juni 1815. Der Feldmarſchall Fürſt Blücher."

Inzwiſchen ſetzte Gneiſenau voll mutigen Eifers und kriegeriſcher Thätigkeit die angeſtrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des franzöſiſchen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo ſie zu ruhen meinten oder ſich ſammeln wollten, durch die nachſtürmenden Preußen ſchnell wieder aufgetrieben und mit größerem Verluſt in vermehrte Verwirrung geſtürzt. Erſt an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebniſſe der letzten Schlacht zu überſchauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13 000 Tote und Verwundete und unter dieſen die angeſehenſten Befehlshaber. Geringer war an dieſem Tage der Verluſt der Preußen; obwohl ſie dem Feinde den größten bewirkt, hatten ſie ſelbſt, begünſtigt durch den Stand und die Wendung der Dinge den kleineren, er betrug 7000 Mann, meiſtens den Heerteil von Bülow betreffend. Die Franzoſen dagegen hatten über 30 000 Tote und Verwundete, 15 000 Gefangene, 300 Kanonen nebſt der verhältnismäßigen Anzahl Pulverwagen und zahlloſes Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräten aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelöſten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beiſammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet; Napoleon dachte anfangs bei Charleroy die Trümmer ſeines Heeres wieder etwas zu geſtalten, erkannte aber die Unmöglichkeit und gab den verwirrten Maſſen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelort; er ſelbſt flüchtete zuerſt nach Philippeville und begab ſich von da nach Paris. Auch der Marſchall Grouchy mit ſeinen beiden Heerteilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, ſchien abgeſchnitten und verloren; doch dieſer, nachdem er bei Wavre noch am 19. gegen Thielmann im Vorteil und ſogar über die Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorener Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt und daſelbſt am 20. von den Feſtungswällen herab den ſchroffen Angriff des Heerteils von Pirch überlegen abgewieſen. Nachdem hierauf Pirch und Thielemann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärſchen dem Zuge Blüchers nachzufolgen, entkam Grouchy deſto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Givet und ſtrebte ſeine noch völlig ſtreitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rethel und Rheims der übrigen Heermaſſe wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzoſen zeigte ſich jenſeits der Sambre immer ſchrecklicher; ſo viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Teil verwundet ſich fortſchleppend, nur noch dem eignen Lande durch ihr Elend und ihre Zügelloſigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerſtörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Not und der Wildheit: geplünderte und abgetragene Häuſer, umgeſtürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzoſen nach der Schlacht von Leipzig geſehen, erklärten dieſen von Bellealliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieſe Zerſtörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entſcheidung ſtrebend, dabei ſelbſt als Sieger mit allen Entbehrungen der Beſiegten ringend! Solch ſtürmiſcher Lauf der Ereigniſſe hat ſeine notwendigen Übelſtände. — Weniger wild war die Bahn Wellingtons, ſein Heer zog nicht die Straße der eigentlichen Verfolgung, eine genaue, durch alle Mittel ſtets reichlich unterſtützte Fürſorge ließ der Zügelloſigkeit keinen Vorwand, die eiſerne Strenge der Kriegszucht waltete unbedingt. Über Binch und Malplaquet war Wellington am 22. Juni nach Chateau-Cambreſis vorgerückt, Blücher über Merbes-le-Chateau und Noyelle-ſur-Sambre nach Chatillon-ſur-Sambre und an letzterem Orte hatten beide Feldherren, während die Truppen raſteten, am 23. eine Zuſammenkunft, um die weitere Kriegsführung zu verabreden. Blücher drang darauf, daß beide Heere unverzüglich gegen Paris vorrücken ſollten und zwar auf dem rechten Ufer der Oiſe, während der Feind, der ſich bei Laon und Soiſſons wieder ſammelte, durch preußiſche Reiterei, die ſich für den Vortrab des ganzen Heeres auszugeben hätte, hingehalten bliebe und durch niederländiſche Reiterei, die in angeſtrengten Märſchen über Pontoiſe vorgehen ſollte, im Rücken beunruhigt würde. Zugleich wurde die Berennung und der Angriff der zahlreichen Feſtungen verabredet und angeordnet. Zieten hatte bereits Avesnes, wo große Pulvervorräte durch eine Granate angezündet worden, eingenommen und rückte nun gegen Guiſe; Pirch erhielt den Auftrag, die Feſtungen Maubeuge, Landrecy, Philippeville, Rocroy und Givet anzugreifen; Kleiſt wurde beordert, von Trier vorzurücken und die Feſtungen der Maas bis Mezieres einzuſchließen. Am 24. in Henappes empfing Blücher ein Schreiben des Generals Morand, der die Nachhut der wieder zuſammengerafften franzöſiſchen Truppen befehligte und auf den Grund der inzwiſchen zu Paris ſtattgehabten Thronentſagung Napoleons einen Waffenſtillſtand vorſchlug, den aber Blücher, dieſer Nachricht mißtrauend, ablehnte, es ſei denn, daß Napoleon ſelbſt und einige Feſtungen zur Sicherheit den Verbündeten überliefert würden. Er ſetzte ſeinen Zug unaufhaltſam fort, nahm den 25. ſein Hauptquartier in Saint-Quentin, den 26. in Genvry bei Noyon und den 27. in Compiegne.

Hier kam er um einige Stunden dem Feinde zuvor, der, durch das raſche Vordringen der Preußen in ſeiner linken Flanke überflügelt, von Laon und Soiſſons ſchnell zurückeilte, um Paris zu verteidigen. Die Heerteile von Zieten und Thielmann gingen durch Compiegne links gegen dieſe im Rückzuge begriffene Truppenſtärke, deren Nachhut von Zieten am 28. bei Villers-Cotterets erreicht und geſchlagen wurde, wobei ſie 14 Kanonen einbüßte. Inzwiſchen war der Heerteil von Bülow über Verberie und Pont-Saint-Maxence vorausgeeilt, ſchnitt dem geſchlagenen Feinde bei Dammartin den nächſten Weg nach Paris ab, nahm ihm gegen 1000 Gefangene und zwang ihn, links den Umweg über Meaux zu nehmen; die Gefangenen waren von den Truppen Grouchys, der bei Soiſſons zu den Trümmern des Heeres geſtoßen war und der Sache der Franzoſen durch ſeine friſchen Streitkräfte eine kaum noch erwartete Hilfe brachte. Unaufhörlich vorwärts ſtrebend und zwei Märſche vor Wellington voraus, ſtand Blücher mit ſeinem Heere, das, nach ſo großen Verluſten und Anſtrengungen und nachdem der Heerteil von Pirch und andere Entſendungen zurückgeblieben, etwa noch 60,000 Mann ſtark war, am 29. vor den Linien, welche Napoleon zwiſchen Saint-Denis und Vincennes um Paris her mit allem Fleiße hatte befeſtigen laſſen; ſie waren mit zahlreichem Geſchütz beſetzt und durch mehr als 60 000 Mann verteidigt, welche teils durch Grouchy zurückgebracht, teils von der Loire herangekommen waren; eine Zahl von 40 000 Nationalgarden konnte zur Mitverteidigung aufgeboten werden. Napoleon indes hatte wirklich, durch die Umſtände gezwungen, dem Throne zu Gunſten ſeines Sohnes entſagt und war am 29. von Paris nach Malmaiſon abgegangen.

Die eingeſetzten Regierungsverweſer hatten den Marſchall Davouſt zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt und ſogleich Friedensverhandlungen eingeleitet. Schon früher waren Bevollmächtigte in Laon eingetroffen, wohin Blücher auf ihr Anſuchen ſeinen Adjutanten, den Grafen von Noſtitz ſandte, allein es war unmöglich, ſich über die Bedingungen eines vorläufigen Abkommens zu vereinigen und die Bevollmächtigten wurden an die verbündeten Herrſcher ſelbſt verwieſen. Jetzt verſuchte auch Davouſt einen Waffenſtillſtand zu erlangen und erließ aus dem Hauptquartiere la Valette am 30. an Blücher ein Schreiben, worin er verſicherte, daß die verbündeten Mächte bereits erklärt hätten, durch Napoleons Thronentſagung ſei die Urſache des Krieges hinweggeräumt, ein Waffenſtillſtand ſei bereits mit den Öſterreichern abgeſchloſſen, Blücher würde vor der ganzen Welt eine große Verantwortung auf ſich laden, wenn er nicht auch ſeinerſeits zur Einſtellung der Feindſeligkeiten die Hand böte; übrigens führte Davouſt eine Sprache, die ſowohl ſeiner eignen Kriegsehre, als der des Feindes entſprechen ſollte. Nicht aber auf gleiche Weiſe nahm Blücher das Verhältnis, er wollte dem Feinde wenig Ehrenwertes zugeſtehen und ihm nicht gern Höflichkeit erweiſen. Rauh und hart ſchrieb er folgendes zur Antwort: „Mein Herr Marſchall! Es iſt irrig, daß zwiſchen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Urſachen zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Thron entſagt habe; dieſer hat nur bedingungsweiſe entſagt zu Gunſten ſeines Sohnes, und der Beſchluß der vereinigten Mächte ſchließt nicht allein Napoleon, ſondern auch alle Mitglieder ſeiner Familie vom Thron aus. Wenn der General Frimont ſich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenſtillſtand mit dem ihm gegenüberſtehenden feindlichen General zu ſchließen, ſo iſt das kein Beweggrund für uns, ein gleiches zu thun. Wir verfolgen unſern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marſchall, was Sie thun und ſtürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wiſſen, was der erbitterte Soldat ſich erlauben würde, wenn Ihre Hauptſtadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünſchungen von Paris eben ſo wie die von Hamburg auf ſich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von ſeiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverläſſiger Waffenſtillſtand ſtatt haben. Sie wollen, Herr Marſchall, dieſes unſer Verhältnis zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marſchall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es ſonderbar iſt, daß Sie unſere mit Briefen und Aufträgen geſendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen übereinkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marſchall, Ihr dienſtwilliger Diener (Unterzeichnet:) Blücher.“ Dieſer Brief wurde in deutſcher Sprache übergeben und dies allein ſchon galt den Franzoſen für eine Grobheit, die jede bisherige Üblichkeit mit Abſicht aus den Augen ſetzen wolle. Ihre Verſuche bei Wellington ſcheiterten ebenfalls, doch wußte dieſer mit ſtaatskluger Artigkeit ihre Anträge zu beſeitigen. Zwiſchen den Anſichten und Stimmungen beider Feldherren zeigte ſich in Bezug auf Frankreich überhaupt ein weſentlicher Unterſchied. Blücher ſah die Franzoſen als Feinde an, und daß ſie wieder bonapartiſch geworden, galt ihm als ein willkommener Grund, ſie zu bekämpfen, zu demütigen, ihr Land womöglich zu verkleinern; nichts war ihm ungelegener als eine Dazwiſchenkunft der Bourbons, welche durch ihren Namen ſogleich wieder das Volk und Land in Schutz und Obhut nehmen und den Lauf der Vergeltungen hemmen mußten; aus dieſem Grunde war er der bourboniſchen Sache ſogar abgeneigt und wollte das Volk lieber in ſeinen Freiheitstrieben ſchalten laſſen, wobei die Sache der Verbündeten nur gewinnen zu können ſchien; dieſe Anſicht wurde von vielfachen Stimmen und Meinungen unterſtützt, auch von ſolchen, welchen es zumeiſt um jene Freiheitstriebe zu thun war. Wellington hingegen, obwohl eben die großbritanniſche Regierung ausdrücklich und abweichend von den andern erklärt hatte, daß bei dem Kriege nicht gerade die Wiedereinſetzung der Bourbons ihr Ziel ſei, war nach dem Einrücken in Frankreich ſogleich bemüht, unter dem Schutze des engliſchen Heeres den König Ludwig den Achtzehnten zurückzuführen, welches allerdings die nächſte und richtigſte Löſung dieſer ſeltſamen Kriegsverwirrung dünken mußte. Wellington zögerte darum abſichtlich, um der Hauptſtadt, den Regierungsbehörden und dem Heere die nötige Zeit zu laſſen, ſich dem rückkehrenden Könige zu unterwerfen; Blücher hingegen eilte, die noch Widerſtrebenden zunächſt der Gewalt und dem Eroberungsrechte der Verbündeten zu unterwerfen.

In dieſem Antriebe nahm Blücher nach einer mit Wellington am 30. in Goneſſe gehabten Zuſammenkunft, da der Angriff der wohlverteidigten Linien von Paris auf dieſer Seite keineswegs thunlich erſchien, mit ſeinem Heere freiwillig den rechten Flügel der gemeinſamen Schlachtordnung ein und zog mit den Heerteilen von Thielmann und Zieten über die Brücke von Saint-Germain, die er noch zur rechten Zeit, ehe der Feind ſie zerſtören konnte, in ſeine Gewalt gebracht, auf das linke Ufer der Seine, um die Hauptſtadt von dieſer Seite zu bedrängen und ihr die Zufuhr von Lebensmitteln aus der Normandie abzuſchneiden, wodurch ſie baldigſt zur Übergabe genötigt ſein mußte, da faſt gleichzeitig ihr auch die Seite von der Marne her durch die ankommenden Vortruppen der Bayern und Ruſſen verſchloſſen wurde. Blücher ſetzte durch dieſe kühne Bewegung allerdings das preußiſche Heer in Gefahr; beſonders am 1. Juli, als nur erſt der Heerteil von Thielmann auf das linke Ufer der Seine übergegangen war, Zieten noch auf dem rechten Ufer weilte und Bülow, nachdem er vor den Linien von Saint-Denis ſeine Ablöſung durch Wellingtons Truppen abgewartet, erſt in der Nacht bei Saint-Germain eintraf; auch hatte Napoleon in Malmaiſon kaum dieſe Trennung der verbündeten Heere vernommen, als er, gereizt von der Gelegenheit, ſich nochmals der Befehlführung der franzöſiſchen Truppen unterziehen wollte, um jene für ihre Dreiſtigkeit zu beſtrafen, ſie zu vernichten und nachdem er ſo die Hauptſtadt gerettet, ſein Amt wieder aufzugeben. Wäre die oberſte Regierungsbehörde in Paris auf dieſes Anerbieten eingegangen, ſo hätte Blücher ohne Zweifel eine ſtarke Prüfung zu beſtehen gehabt, vielleicht aber auch dieſe durch neue Kühnheit und raſchen Entſchluß in neuen Sieg verwandelt. Während jedoch größeres Unglück abgewendet blieb, erfuhren 2 preußiſche Huſarenregimenter, welche nach Verſailles vorgeſandt worden, dort den Unfall, durch die Nationalgarde aus den Häuſern hervor, durch den franzöſiſchen General Excelmans von vorn und im Rücken durch einen beträchtlichen Hinterhalt von Roquencourt her, zugleich angegriffen zu werden und im unvorhergeſehenen Kampfe gegen die Übermacht einen ſehr bedeutenden Verluſt zu erleiden. Blücher indes ließ durch nichts in ſeinem kriegeriſchen Vorwärtsdringen ſich aufhalten. Am 2. Juli rückte der Heerteil von Thielmann über Verſailles nach Pleſſis-Piquet, der Heerteil von Zieten über Sevres nach Meudon; Bülow blieb als Rückhalt in Verſailles ſtehen. Der Feind wurde zurückgetrieben und Iſſy beſetzt. Dieſes Dorf ſuchten die Franzoſen am 3. wiederzunehmen und rückten von Paris und Montrouge mit bedeutender Stärke heran, ihr heftiger Angriff wurde jedoch in einem hartnäckigen Gefechte zurückgeſchlagen, worauf ſie ſich nach Vaugirard zogen. Inzwiſchen hatten die Regierungsverweſer in Paris, welche den Boden unter ſich ſchwanken fühlten und für die Verwirrung, in welcher Frankreich ſich befand, keinen anderen Ausweg ſahen, den Marſchall Davouſt wiederholt beſchickt, er möchte ſchleunigſt und um jeden Preis einen Waffenſtillſtand abſchließen. Carnot, eines der fünf Mitglieder jener oberſten Staatsbehörde, ein trotziger, unbiegſamer Charakter, hatte gleichfalls dieſe Notwendigkeit erkannt und dabei geraten, ſich lieber an die brutale Offenheit Blüchers, als an die ausweichende Artigkeit Wellingtons zu wenden. Dies geſchah, ein franzöſiſcher General erſchien als Unterhändler und kündigte an, Paris wolle ſich auf Bedingungen ergeben. Blücher nahm mit Wellington, der auf ſeine Einladung ſich nach Saint-Cloud begab, die nötige Rückſprache und beide Feldherrn kamen überein, die Bedingungen ſo zu ſtellen, daß das franzöſiſche Heer in eine Lage verſetzt würde, in welcher dasſelbe weder den verbündeten Heeren ſchädlich, noch auf die franzöſiſche Regierungsgewalt, deren Sitz in Paris zu bleiben hätte, von Einfluß ſein könnte und daß den bevorſtehenden Entſcheidungen der verbündeten Herrſcher ſelbſt auf alle Weiſe freie Hand bliebe. Die franzöſiſchen Abgeordneten trafen in Saint-Cloud ein, der Baron Bignon, Verweſer der auswärtigen Angelegenheiten, der General Guilleminot, dem Generalſtabe des Heeres vorgeſetzt und der Graf Bondy, Präfekt des Departements der Seine. Blücher hatte ſich vorgenommen, diesmal mit den Franzoſen recht derb zu verfahren und alle Manieren, in welchen ſie immer ihren Vorteil zu finden wußten, gefliſſentlich zu durchbrechen; ſie ſollten fühlen, daß ſie als Beſiegte vor dem Sieger ſtänden. Erſt mußten ſie im Vorzimmer lange warten; als ihre Geduld genugſam auf die Probe geſtellt ſchien, durften ſie endlich hereinkommen, ſie fanden Blüchern ſitzend, wie er ſeine Pfeife rauchte und den Dampf gleichgiltig vor ſich hin blies, er erlaubte ihnen dann ihre Sache vorzutragen und ließ ſich den Inhalt ihrer Worte in der Kürze dolmetſchen. Als unter den Abgeordneten ſelbſt über einige Punkte ſich eine Verſchiedenheit der Meinung zeigte, und beſonders über das Zurückgehen des franzöſiſchen Heeres hinter die Loire ein lebhafter Wortwechſel unter ihnen entſtand, wurde Blüchern das viele unverſtändliche und nutzloſe Parlieren zu arg, zornig ſtand er auf, trat mit brennender Pfeife zwiſchen die Streitenden und gebot Ruhe; dann ſagte er kurz, die Feindſeligkeiten ſollten ſogleich wieder losgehen, wenn ſeine Forderung nicht auf der Stelle angenommen würde, und nun blieb den Abgeordneten nur übrig, in den Rückzug hinter die Loire einſtimmig zu willigen. Als ſie noch bedingen wollten, daß Paris, wie das vorige Jahr, von Einquartierung befreit bliebe, ſagte Blücher: „Die Franzoſen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logiert; es ſoll kein Preuße, der mir hierher gefolgt iſt, zurückkehren, ohne ſagen zu können, daß die Pariſer ihn gut bewirtet haben.“ Als jene weitere Einwendungen machen wollten, hieß er ſie ſchweigen, es ſei genug. Anſtatt ihnen, wie ſie es verlangten, Sicherheit für das Muſeum zu gewähren, kündigte er ihnen an, ſie müßten herausgeben, was ſie zuſammengeraubt, es ſolle diesmal nicht gehen wie das vorigemal. Nachdem ſo die Hauptpunkte mündlich und kurz abgethan waren, übertrug Blücher dem General von Müffling die völlige Ausführung der Sache; er rief ihn beiſeit und hob mit einer Art von Feierlichkeit an: „Es ſind beinahe neun Jahr, daß wir ein ſchlechtes Geſchäft bei Lübeck machten und Sie hatten damals den ſchwierigen Auftrag die Konvention zu ſchließen; beſorgen Sie heute das Geſchäft wieder, es wird Ihnen diesmal leichter werden.“ Noch am nämlichen Tage wurde der förmliche Vertrag franzöſiſcherſeits von den genannten Bevollmächtigten und preußiſcher- und engliſcherſeits von dem General von Müffling und dem Oberſten Hervey in 18 Artikeln abgeſchloſſen, unterzeichnet und von den Oberbefehlshabern genehmigt.

Während die franzöſiſche Kriegsmacht die Hauptſtadt räumte und ſich, dem Vertrage gemäß, hinter die Loire zog, hielt Blücher ſein Heer in ſchlagfertiger Stellung; endlich am 7. Juli rückte der erſte Heerteil der Preußen in Paris ein und ſpäter folgten der dritte und vierte nach. Aus ſeinem Hauptquartiere Meudon erließ Blücher einen Tagesbefehl, der den Truppen zwar Ernſt und Kälte gegen die ſämtlichen Franzoſen, aber auch ein menſchliches und beſcheidenes Betragen vorſchrieb und jede mutwillige Beleidigung ſtreng unterſagte, beſonders aber auf Herſtellung der Zucht und Ordnung drang und zur beſſeren Handhabung derſelben in den zurückliegenden Landſtrichen drei Reiterregimenter aufbrechen hieß. Nach dem Einzuge in Paris nahm Blücher ſein Hauptquartier in Saint-

Cloud. Er und Wellington in Gemeinſchaft beſtellten den General von Müffling als Gouverneur von Paris; dieſer ließ die wichtigſten Plätze und Brücken mit Truppen und Geſchütz gehörig beſetzen und traf alle ſonſtigen Anordnungen der Sicherheit und Ruhe. Preußiſcherſeits wurde der Oberſt von Pfuel, engliſcherſeits der Oberſt Barnard, jeder für eine der beiden durch die Seine getrennten Stadthälften, zu Kommandanten ernannt. Noch ſtand Blücher als Kriegsgebieter unbeſchränkt in voller Macht und er ſäumte nicht, dieſelbe in ihrem ganzen Umfange zu gebrauchen. Die Verwaltung der von den Preußen beſetzten franzöſiſchen Landesteile und die gute, reichliche Verpflegung der Truppen übertrug er dem Generalintendanten von Ribbentrop und erteilte die Vorſchriften, nach welchen beide geführt werden ſollten. Der Stadt Paris legte er eine Kriegsſteuer von 100 Millionen Franken auf; die Beſitzungen der Anhänger Bonapartes ließ er, ſoweit ſie innerhalb des preußiſchen Bereiches lagen, vorläufig einziehen, um ſie ſpäterhin zum Verkaufe zu bringen; dieſes Los ſollte mehr als 200 ſogenannte Bonapartiſten treffen, deren Namen freilich nur nach einem ſehr unzureichenden Gutdünken zuſammengebracht waren. Dem Heere, welches im Feldzuge von Bellealliance gefochten, wirkte er einen zweimonatlichen Sold als Belohnung aus. Was die Franzoſen beſonders erſchreckte, war der ſchnelle Anfang zur Aufräumung des Muſeums, ein ſtrenger Befehl Blüchers beauftragte zur Wegnahme alles deſſen, was an Kunſtſchätzen ſich daſelbſt aus deutſchen Ländern vorfand. Noch heftiger wurden die Pariſer durch die Nachricht aufgereizt, Blücher wolle die eherne Siegesſäule auf dem Platze Vendome zertrümmern und die Brücke von Jena ſprengen. Zu dem letzteren wurde bereits Anſtalt gemacht, als die bekümmerten Franzoſen alle Mittel des Einfluſſes und der Verwendung in Bewegung ſetzten, um die Ausführung dieſer nach ihrer Meinung allzu großen Gewaltthat zu hintertreiben. In der That ſchien die Sache dem Übergabsvertrage nicht gemäß, und der General von Zieten war dieſer Meinung; Blücher jedoch und beſonders Gneiſenau, dann Grolman, Pfuel und andere ganz der entgegengeſetzten, welche der Widerſpruch nur erbitterte. Schon gleich beim Eindringen der ſiegreichen Heere nach Frankreich hatte der Graf von der Goltz, ehemals Blüchers Adjutant und jetzt preußiſcher Geſandter bei dem Könige von Frankreich, an ſeinen alten Feldherrn einen Brief geſchrieben, worin er demſelben die möglichſte Schonung für Land und Volk, als die nun wieder dem Könige Ludwig dem Achtzehnten gehören würden, ans Herz legte; Blücher aber hatte darauf ſehr kurz und ſchnöde geantwortet, ungefähr mit den Worten des alten Deſſauers, als dieſer gegen Keſſelsdorf anrückte. Doch Graf von der Goltz, unabgeſchreckt, ergriff jetzt, als die Brücke von Jena geſprengt werden ſollte, wiederum die Feder und bat im Namen des Fürſten von Talleyrand um die Erhaltung der Brücke. Diesmal ſchrieb Blücher ſelbſt: „Ich habe beſchloſſen, daß die Brücke geſprengt werden ſoll, und kann Euer Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mich recht lieb ſein würde, wenn Herr Talleyrand ſich vorher draufſetzte, welches ich Euer Hochgeboren bitte, ihn wiſſen zu laſſen." Den durch Gneiſenau am 7. und 9. Juli dieſerhalb aus dem Hauptquartiere zu Saint-Cloud an den General von Zieten nach Paris ergangenen ſehr beſtimmten Befehlen ließ Blücher ſelbſt, in Sorgen, daß die vielfachen Verwendungen bei dem Könige von Preußen, der am 10. Juli erwartet wurde, doch Eingang finden könnten oder daß Zietens Ungeneigtheit durch Wellingtons Anſehen beſtärkt würde, folgende nachdrücklicheren Worte noch am 9. folgen: „Euer Exzellenz wollen ſich auf keine Weiſe, durch niemand, wer es auch ſei, von der Sprengung der Brücke von Jena abhalten laſſen, indem ich Ihnen nochmals den beſtimmten Befehl dazu wiederhole. Sind die Anſtalten ſo weit, daß die Brücke geſprengt werden kann, ſo ſoll es ſogleich geſchehen und der General von Bülow benachrichtigt werden, daß er ſeinen Einzug über die nächſte Brücke nimmt. Ich empfehle Euer Exzellenz nochmals die Beſchleunigung der Sprengung. Blücher." Und nochmals am 10. vormittags um 10 Uhr: „Euer Exzellenz wollen die Sprengung der Brücke von Jena mit größter Thätigkeit fortſetzen, damit dieſes zu unſerer Beſchimpfung errichtete Denkmal baldigſt vernichtet werde. Euer Exzellenz wollen in dieſer Hinſicht allen Einwendungen, ſelbſt von engliſcher Seite gar kein Gehör geben, und nur dahin ſtreben, dieſe Arbeit in kürzeſter Zeit zu beendigen. Blücher." Die Sache ſollte vor dem Eintreffen des Königs abgethan ſein, und daher kein Säumen ſtatthaft. Die Eile jedoch wurde ſchädlich oder diente der vielleicht abſichtlichen Nachläſſigkeit zur Decke; es geſchah ein Spregungsverſuch, allein er verunglückte, das Pulver verplatzte in der Luft und die Brücke wurde nur wenig beſchädigt. Die Ankunft des Königs von Preußen erfolgte unmittelbar darauf und that allem weiteren Verfahren Einhalt, zum großem Verdruſſe Blüchers, der über die ungeſchickten Maßregeln, die man genommen hatte, heftig ſchalt.

Durch die Ankunft der verbündeten Herrſcher, des Königs von Frankreich ſelbſt, der erſten Miniſter und anderer Staatsbeamten gewannen die öffentlichen Verhältniſſe bald wieder eine geordnete Richtung und übereinſtimmende Behandlung. Die Staatskunſt ſuchte die durch Einbruch, Umſturz, Abfall, Verrat, Niederlage und Rückkehr vielfach zerrütteten Angelegenheiten wieder zum Frieden zu lenken und die gebieteriſche Kriegsgewalt mußte in ihre Schranken zurücktreten. In der That war die ganze Lage binnen wenigen Tagen alsbald ſehr verändert. Die Schlacht von Bellealliance, durch welche Preußen und Engländer allein, bevor noch die Heere Rußlands und Öſterreichs auf dem Kampfplatze anlangten, den Krieg entſchieden hatten, war ein Werk, dem die Bewunderung und Dankbarkeit von ganz Europa ſich ſtaunend beugte. Die Schnelligkeit, mit welcher inſonderheit Blücher das Vorrücken auf Paris und die Einnahme der Hauptſtadt betrieben hatte, entzog gewiſſermaßen dem Ratſchluſſe der Verbündeten die Begebenheiten, welche ſich nun von ſelbſt, und zum Teil gegen die genommenen Verabredungen, fügten. Jetzt rückten indes die Heere der ſämtlichen Verbündeten in Frankreich nach, und der Anteil an den Ergebniſſen beſtimmte ſich für die Mächte nach anderem Maße als dem der ausgeführten Waffenthaten, wiewohl deren Ehrenvorzug immer dankbar anerkannt blieb. In der allgemeinen heftigen Aufregung, welche im Tumult ſo großer Anſtrengungen und Begebenheiten die Gemüter ergriffen hatte, wurde die urſprüngliche Stellung dieſer Verhältniſſe häufig überſehen, die Eiferer wollten ausſchließliche, unbedingte Ergebniſſe, deren Forderung ſich unter dem Namen der öffentlichen Meinung oft mächtig geltend machte, und deren Gewährung doch von einer Seite allein niemals durchgeſetzt, von allen zuſammen aber kaum gewollt werden konnte.

In dieſem Zwieſpalte der Meinungen und Verhältniſſe war auch Blücher ſchnell wieder zu vielfachem Mißvergnügen gebracht. Bei einem großen Gaſtmahle, welches Wellington den in Paris anweſenden höchſten Miniſtern, Generalen und Abgeſandten der Verbündeten Mächte gab, ſaß Blücher zwiſchen Wellington und Lord Caſtlereagh, mit welchen die Unterhaltung, bei dem Mangel gegenſeitigen Sprachverſtändniſſes, durch einzelne Worte und mancherlei lebhaftes und trauliches Bezeigen noch munter genug ausfiel. Manche Toaſts waren ſchon mit großem Beifall geſprochen worden. Da erhob ſich endlich auch Blücher. „Na Caſtlereagh," ſagte er, „jetzt will ich euch auch einmal was ausbringen," und indem alle Anweſenden erwartungsvoll aufmerkten, ſprach er den kräftigen, durch die Umſtände nur allzu beziehungsreichen Trinkſpruch aus: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit ſo vieler Anſtrengung gewonnen worden." Die anweſenden Engländer vor allen freuten ſich laut des willkommenen Wortes, das in ganz England mit Jubel wiederholt und noch in der Folge nur immer als Blüchers Toaſt bezeichnet wurde. Seine Äußerungen nahmen aber oft eine viel herbere Tonart an; er glaubte ſich um ſo mehr berechtigt, ſeinem leichterregten Unmute nachzugeben, als immer lebhafter anerkannt und ausgeſprochen wurde, daß es ſein Werk und ſeine That ſei, durch welche dieſer Standpunkt der Entſcheidungen gewonnen worden. So empfing er von der Gnade des Königs unter dem 26. Juli einen für ihn allein geſtifteten Ordensſtern des Eiſernen Kreuzes mit goldenen Strahlen, damit ſein Verdienſt auch durch äußeres Zeichen als einzig dargeſtellt wäre. Gneiſenau, dem nach ihm der größte Anteil an den großen Waffenerfolgen beigelegt wurde, erhielt den ſchwarzen Adlerorden und die Beförderung zum General der Infanterie, Blüchern zur äußerſten Befriedigung. Die Aufhebung aber mehrerer von ihm angeordneten Maßregeln, deren Gegenſtände doch der Befugnis des Feldherrn wenig angehörten, wurde ihm zu ſolchem Verdruß, daß er ſogar daran dachte, die Befehlführung niederzulegen. Wenn dieſes auch nicht geſchah, ſo machte er doch durch wilde Worte und grauſames Schelten ſeinem Zorne Luft, und mancher ſonſt gefeierte Namen wurde durch ihn mit ſchlimmer Rede beſchmitzt, oft auch die Perſon ſelbſt, wenn die Gelegenheit es gerade wollte, die er nicht eben ſuchte, aber auch im geringſten nicht mied. Gegen die Diplomaten hegte er beſonders ein Arg; dieſe Leute, meinte er, wären in der Welt zu gar nichts nütze, wollten nur immer gut eſſen und trinken, und das ſei gewöhnlich auch das beſte von dem, was ſie thäten. Als er überzeugt war, man würde abermals einen für Frankreich allzugünſtigen Frieden machen und dadurch den Grund zu neuem baldigen Kriege zurücklaſſen, ſagte er zu dem Fürſten von Hardenberg mit Nachdruck: „Ich wollte nur, daß ihr Herren von der Feder einmal nur ein etwas ſcharfes Plänklerfeuer aushalten müßtet, damit ihr doch erführet, was das heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben eure Fehler wieder gut machen muß, die ihr ſo leichtſinnig begeht!" Er wollte nicht in Paris wohnen, ſondern behielt ſein Hauptquartier in Saint-Cloud, wo er ſich auf Napoleons kaiſerlichem Schloſſe eingelagert hatte und allen Prunk des geſtürzten Herrſchers mit beſonderem Behagen in der Kriegsgewalt der Preußen ſah. Das berühmte Bild Napoleons, ihn zu Pferde an der Spitze des Heerzuges über die Alpen vorſtellend, von dem großen Meiſter David gemalt, ließ Blücher einpacken, um dasſelbe als ein Andenken in die Heimat zu bringen, desgleichen eine Sammlung trefflicher Bilder der bonapartiſchen Familie. Mehrere Offiziere wünſchten als Andenken ein oder das andere Buch aus Napoleons Handbibliothek ſich anzueignen, aber niemand wagte eigenmächtig zu nehmen; es entſtanden ſogar Zweifel, ob es überhaupt geſchehen dürfe, und Blücher wurde gefragt; „Bücher?" ſagte dieſer ſcherzend, „die ſtehen ja in Reih und Glied und ſind alle kriegsgefangen; davon nehmt euch nur Andenkens, in Gottesnamen!" Wahrlich dieſe Kleinigkeiten, wobei man noch ſich Wunder was zu unterſtehen meinte, waren weit entfernt, auch nur das geringſte Bild von Wiedervergeltung zu geben, deren die Franzoſen wohl Urſache gehabt hätten gewärtig zu ſein!

Durch das allmähliche Heranrücken der ſämtlichen verbündeten Heeresmacht wurden neue Einrichtungen nötig, um die Truppen, da das Friedensgeſchäft noch nicht ſo ſchnell abgethan werden konnte, unterdeſſen in weitere Quartiere zu verlegen. Paris blieb von Preußen, Engländern und Öſterreichern beſetzt; die Hauptmacht der Preußen aber, durch nachgerückte Heerteile beträchtlich vermehrt, dehnte ſich nordwärts und weſtwärts in der Normandie und Bretagne aus. Blüchers Hauptquartier war eine Zeitlang in Rambouillet, dann in Chartres, darauf in Caen; er nahm überall fleißig die Truppen in Augenſchein. Als ein Zeichen des eignen und zuweilen etwas wunderlichen Eifers, der ſich in jenen Tagen deutſcher Aufregung kund gab, mag hier folgender Brief ſtehen, welchen Blücher in dieſer Zeit an den König ſchrieb und bei dem Heere bekannt machen ließ; der Gegenſtand ergiebt ſich aus dem Schreiben ſelbſt, dieſes lautete ſo: „Ew. Königliche Majeſtät haben allergnädigſt befohlen, daß dem Heere der rückſtändige Sold ausgezahlt werden ſoll, da aber in Frankreich noch nichts eingegangen iſt, ſo hat der Staatskanzler Fürſt von Hardenberg Durchlaucht durch den Finanzminiſter von Bülow die nötigen Summen aus dem Vaterlande zu ziehen befohlen. Ew. Königliche Majeſtät erlauben, daß ich meine Meinung und Bitte und die des Heeres offen und unverhohlen vortragen darf. Bei unſerm Vordringen in Frankreich beſeelte uns der Wunſch, nichts für uns zu erwerben als — Ehre, dagegen aber dem bedrängten Vaterlande aufzuhelfen und Ew. Majeſtät in die Lage zu ſetzen, die Wunden zu heilen, die ein langes Unglück und feindlicher Übermut dem Vaterlande und jeder einzelnen Familie geſchlagen haben. Aus dem Grunde forderte ich die Kontribution von 100 Millionen Franken aus Paris und von dieſer Summe wünſchte ich nur einen Teil für das Heer zu verwenden und trug Ew. Majeſtät eine zweimonatliche Soldzahlung für das Heer vor, die auch allergnädigſt bewilligt ward; da aber die veränderten Umſtände dies unmöglich machen, ſo wird das ganze Heer nicht allein freudig auf dieſe zweimonatliche Soldzahlung Verzicht leiſten, ſondern wir bitten Ew. Majeſtät unterthänigſt, nur ſo viel Geld uns verabfolgen zu laſſen, als wir für die Verwundeten unumgänglich notwendig gebrauchen. Wir wollen lieber uns aufs äußerſte beſchränken, als das mühſam zuſammengebrachte Einkommen unſers Landes nach Frankreich ziehen und ſo dies verruchte Land bereichern und das wiederaufblühende Leben unſers Vaterlandes vernichten. Hauptquartier Chartres, den 12. Auguſt 1815. Blücher." Das höhere Anſehen führte jedoch ſolches urſprünglich gewiß nicht übelgemeinte, aber dennoch unangemeſſene Lautwerden leicht in die Schranken der gebührenden Unterordnung zurück. Der Krieg wurde nur gegen die Feſtungen fortgeſetzt, deren mehrere von Preußen unter dem Prinzen Auguſt von Preußen und dem General von Hake beſchoſſen und eingenommen wurden; die Sicherheit der Heere forderte, dieſe Plätze nicht in fremder Hand zu laſſen, beſonders da dieſe noch kürzlich als bonapartiſche feindlich geweſen und ſelbſt jetzt, als der Farbe nach zwar wieder bourboniſche, noch wenig zuverläſſig war.

Inzwiſchen aber hatte das franzöſiſche Heer hinter der Loire, nachdem Ludwig der Achtzehnte wieder in Paris eingezogen, und die königliche Regierung hergeſtellt war, ſich deſſen Geboten unterworfen und die dreifarbige wieder mit der weißen Fahne vertauſcht. Bald nachher wurde das Heer aufgelöſt und ging wirklich auseinander. Napoleon ſelbſt hatte ſich den Engländern überliefert und ſollte auf der Inſel Sankt-Helena zeitlebens in ihrem Gewahrſame verbleiben. Von dieſer Seite war alſo keine Gefahr mehr und der Krieg als völlig beendet anzuſehen. Es kam nur noch darauf an, welche Bedingungen in betracht Frankreichs mit dem neuen Frieden zu verknüpfen wären. Sie fielen billiger aus, als die Franzoſen erwartet hatten; zwar wurden einige Landſtriche an der Grenze abgetreten, anſehnliche Geldſummen gezahlt, die Kunſtwerke zurückgegeben und bedeutende Erſtattungen zugeſagt, allein gegen das gehalten, was Napoleon als Sieger in fremden Reichen zu fordern pflegte, war es augenſcheinlich, daß die Verbündeten mehr mit einem Freunde abgerechnet als einem Feind und Überwundenen ihr Gebot auferlegt hatten. Die für die Dauer von fünf Jahren verabredete Beſetzung der weſtlichen Grenzlande von Frankreich durch verbündete Truppen bezweckte zunächſt die Sicherheit der Bourbons und gab dann auch die Gewähr für die Erfüllung des Friedens in betreff der Verbündeten. Aber ſahen die Franzoſen dieſe Bedingungen als unerhörte und unerträgliche an, ſo glaubten die deutſchen Eiferer noch viel unzufriedener damit ſein zu müſſen. Sie hatten gemeint, diesmal unfehlbar wenigſtens Elſaß und Lothringen als Preis des Sieges zu Deutſchland zurückkehren zu ſehen, ſie ſchrieen gewaltig, und die öffentlichen Blätter widerhallten laut von den Stimmen der aufgeregten Unzufriedenheit. Blücher war einer der Unzufriedenſten und Lauteſten, doch verſtand er ſich nie darauf, eine Meinung gründlich zu behaupten und im Zuſammenhange zu verfolgen; was er vorbrachte, wie ſchneidend und zermalmend auch oft ſeine Worte trafen, war immer nur perſönlich und augenblicklich; daher gewann er auch niemals irgend einen Einfluß auf die Verhandlungen ſelbſt. Während dieſe, nachdem ſie einen Teil des Sommers hindurch gedauert, gegen den Herbſt ihrem ſchon völlig abzuſehenden Schluſſe nahten, trafen auch die Heeresmaſſen allmählich ihre Vorbereitungen zum Abzuge. Die Ruſſen ſammelten ſich zur großen Heerſchau im Lager von Vertus, die Öſterreicher bei Dijon; die Preußen zogen ſich wieder in der Nähe von Paris zuſammen; Blücher verlegte ſein Hauptquartier gegen Ende des Septembers nach Verſailles, von wo er jetzt wieder häufig nach Paris kam, und gegen die Mitte des Oktobers nach Compiegne. Hier empfing er noch einen ſchönen Ehrenſäbel mit goldnem Griff und koſtbaren Verzierungen, welchen die Vorſteher der City von London ihm als Geſchenk durch einen engliſchen Offizier überſandten.

Auch jetzt machte er öftere Beſuche in Paris, wo ihm unter andern bei einem engliſchen Wettrennen, dem er, von Wellington eingeladen, zuſah, der Unfall begegnete, daß ſein Pferd über die von ihm nicht bemerkten Stricke, die als Schranken der Bahn geſpannt waren, ſtürzte, und er ſich den Arm ausſetzte, den man eine Zeitlang ſogar für gebrochen hielt; doch hatte der Fall für den Augenblick keine ſchlimmere Folgen; wiewohl die ſpätere Kränklichkeit ohne Zweifel von daher gefördert wurde. Von Compiegne aus erließ er endlich am 31. Oktober, nachdem die Friedensſache zum Abſchluſſe gediehen war, und die verbündeten Heere mit Ausnahme der vertragsmäßig zurückbleibenden Truppen heimzogen, folgenden Abſchied an die preußiſchen Krieger: „Ich kann das Heer, das jetzt auf dem Rückmarſche in ſeine Heimat begriffen iſt, nicht verlaſſen, ohne euch, brave Soldaten, mein Lebewohl und meinen Dank zu ſagen. Als Seine Majeſtät der König mir den Oberbefehl des Heeres aufs neue anvertraute, folgte ich dieſem ehrenvollen Rufe mit Vertrauen auf eure ſo oft geprüfte Tapferkeit. Ihr habt dieſes bewährt, Soldaten, und das Zutrauen gerechtfertigt, das der König, das Vaterland, Europa in euch ſetzten. Eingedenk eurer hohen Beſtimmung habt ihr den alten errungenen Ruhm zu rechtfertigen gewußt und einen ſo ſchweren Kampf in ſo wenig Tagen beendigt. Ihr ſeid der Namen: Preußen, Deutſche, wert. Nehmt meinen Dank, Kameraden, für den Mut, für die Ausdauer, für die Tapferkeit, die ihr bewieſen, und womit ihr die ſo herrlichen und großen Erfolge in ſo kurzer Zeit erkämpft habt. Der Dank eurer Mitbürger wird euch bei der Rückkehr empfangen und, indem ihr die verdiente Ruhe genießet, wird euch das Vaterland zu neuen Thaten bereit finden, ſobald es eures Armes bedarf!" Kopfſchüttelnd über den neuen Frieden, ja ſeiner Erfüllung ſchon gleich mißtrauend, verließ Blücher Frankreich. Die Befehle zum Abzuge waren erteilt, die Tage, Quartiere und Verpflegungsmittel mit dem wieder in Wirkſamkeit getretenen franzöſiſchen Landesbehörden genau verabredet und der Marſch ordnungsmäßig angetreten. Plötzlich vernimmt Blücher, die Unterzeichnung des Friedens finde unerwartet neuen Aufſchub, und augenblicklich läßt er das ganze Heer Halt machen. Die Beſtürzung der Franzoſen hierüber war außerordentlich, alle ihre Maßregeln waren geſtört, der ganze Landſtrich in Verwirrung; die Truppen blieben ſtehen, wo man nur auf ihren Durchzug gerechnet hatte; wo man ſie erwartete, kamen ſie nicht an. Es enſtand ein großes Geſchrei, die Verbündeten wären nicht geſonnen, die geſchloſſenen Übereinkünfte zu halten, man wandte ſich mit bittren Klagen nach Paris, wo die Sache ſehr unangenehm für beide Teile war. Blücher wurde hierauf ungeſäumt bedeutet, auf genauere Befolgung der ihm erteilten Befehle hingewieſen und die Sache hatte keine Folgen weiter. Dies war der letzte Streich, den er den Franzoſen ſpielte; das Heer zog fernerhin ohne Aufenthalt und in guter Ordnung ſeiner Straße, und Blücher nahm als einzelner, bloß von ſeinen Adjutanten und Ärzten begleitet, ſeinen Weg für ſich nach den Niederlanden und dem Rheine zu.

Nachdem die Anſtrengung des Feldzuges und alle Geſchäfte der Heerführung wiederum völlig aufgehört, ließen auch die Kräfte Blüchers, der, wenn nicht Ereigniſſe ſeinen Jünglingsmut in Anſpruch nahmen, um den Körper zu verjüngen, in ſeinem Lebensalter den Greis nicht verleugnete, wieder beträchtlich nach, und alle Krankheitsleiden früherer Tage ſtürmten auf ihn ein. Unter Beſchwerden, Mißmut, Hilfebemühung und Ungeduld ſetzte er langſam ſeine Heimreiſe fort. Seine Kränklichkeit wurde häufig den Ehrenbezeigungen ſtörend und entzog ihn größtenteils den Ausbrüchen des Jubels, mit welchem überall Behörden und Volk ihn empfangen wollten, ihn zu begrüßen ſtrebten. In Aachen weilte er 14 Tage, aber davon brachte er 9 völlig krank hin, und als er am 4. Dezember abreiſte, war er noch immer ſehr leidend. Über Köln fuhr er nach Koblenz, wo er ſich abermals mehrere Tage aufhielt, um zu ruhen und ſich zu ſtärken. In Koblenz ſah er den Profeſſor Görres, Herausgeber des rheiniſchen Merkurs, eines Zeitblattes, das ſich durch Feuer und Heftigkeit vor allen auszeichnete. Blücher gab ihm ſeinen Beifall zu erkennen: „Schreiben Sie nur immer zu", ſagte er zu ihm, „gegen wen es auch ſei, ich nehme alles auf mich; wenn's nur wahr iſt, ſo mögen Sie alles drucken, aber das ſag' ich Ihnen, wahr muß es ſein!" Dieſe Verknüpfung, nur ob die Sache wahr ſei, bedinge die Zuläſſigkeit des Sagens. iſt für den in Rede ſtehenden Fall wahrlich naiv genug. Am Rhein gefiel es Blücher ganz wohl, doch ſein Verlangen trieb ihn immer weiter in die Heimat fort.

Am 18. Dezember kam er in Frankfurt a. M. unter großem Zulaufe des Volkes an; die ſtädtiſche Bürgerwehr hatte ihn eingeholt, er fuhr in Hieronymus Napoleons Wagen, der auf dem Schlachtfelde von Belleallianee erbeutet worden war und ſtieg im Gaſthofe zum weißen Schwan ab. Hier fühlte er ſich, als ihm abends bei Fackelſchein und Kriegsmuſik ein rauſchendes, immer neu erſchallendes Lebehoch gebracht wurde, angeregt und kräftig genug, um auf den Altan des Hauſes zu treten und der verſammelten Menge eine Rede zu halten; in geſpanntem Schweigen horchte unten das wogende Volk den Worten, die aus dem Munde des greiſen Feldherrn, ohne daß man den Redenden ſehen konnte, geiſterhaft aus der Nacht herniederklangen; er ſprach ihnen von der deutſchen Tapferkeit, von der errungenen Freiheit, von ſeiner Liebe zu dieſer Stadt, unter deren Bürgern er viele alte Freunde zähle, und endlich, auf ſeinen gegenwärtigen Zuſtand zurückkommend, beklagte er ſein ſchon ſehr geſchwächtes Alter und ſchloß mit dem unerwarteten Wunſche, in der Mitte dieſer guten Einwohner einer der beſten Städte des Vaterlandes hier ſein Grab zu finden; darauf entließ er das Volk, welches, nach wiederholtem, tauſendſtimmigem Leberufe, gerührt und verwundert, ſich in der Stille allmählich wegbegab, um den Schlaf des alten, ruhebedürftigen Mannes nicht länger zu ſtören. In Frankfurt verweilte er 16 Tage meiſtens krank und mißmutig; die Vorſtellung des Todes war ihm zuwider; auf dem Schlachtfelde und überhaupt vor dem Feinde war ſie für ihn gar nicht da, zu jedem Krankheitsgefühl aber geſellte ſie ſich und ſteigerte dasſelbe, indem er gleich für ſein Leben beſorgt und in ſeiner Verzagtheit ſchwer mit neuer Hoffnung zu beleben war. In gutem Augenblicke ſagte er wohl: „Ich bin am Abend meines Lebens und fürchte die Nacht nicht," aber die Liebe zum Leben war ſichtbar, wenn auch die Leiden und Beſchwerden ſeines Zuſtandes ihm viele Not machten und er dieſen für unheilbar hielt. Auch wurde er öfters durch geſellige Zerſtreuung glücklich erheitert; er beſuchte den Miniſter von Stein, ſeine Freunde Bethmann, Gontard und manche andere, durch deren Fürſorge und Teilnahme er meiſt auch abends ſeine Spielpartie hatte. Hundert derbe, launige und ſonſt merkwürdige Äußerungen von ihm kamen hier in Umlauf, Urteile, welche bei aller damaligen Freimütigkeit außer ihm niemand auszuſprechen gewagt hätte, Meinungen, die ſich unter den herkömmlichen ſeltſam genug ausnahmen. So, als Frau von Lavalette in Paris ihren ſchon zum Tode verurteilten Gatten mit Hilfe einiger Engländer, durch kühne Liſt aus dem Gefängniſſe befreit hat, äußerte Blücher dem gelungenen Stücke laut ſein bewunderndes Wohlgefallen und faßte für die wackere Frau ſo lebhaften Anteil, daß er an ſie eine Dankadreſſe — wie er es nannte; denn das Wort ſtand ihm aus engliſchen und franzöſiſchen Vorgängen in ungefährer Bedeutung zum Gebrauche vor — in eignem Namen richtete, deren Abſendung jedoch im Gewirr der Tage wohl unterblieben ſein mag. Dergleichen Beſonderheiten, Stoffe für die aufgeregten Meinungen der Zeit, bot er täglich in Wort und That reichlich dar. Jedoch war dies alles ohne Folge unter ſich und ohne Zuſammenhang mit ſonſtigen politiſchen Richtungen; die Parteien, welche ſich mehr und mehr zu regen anfingen, blieben ihm fremd und der Zug der Dinge, die jetzt im Frieden zur Sprache kamen, ließ ihn und ſeine Weiſe ſchon weit zurück. In der Neujahrsnacht brachte das Volk ihm ein lärmendes Lebehoch, mit vielem Schießen aus Büchſen und Piſtolen; das Schreien und Knallen durch einander ſtörte ihn aus der Schlafesruhe, deren er ſo ſehr bedurfte, er äußerte ſich ungehalten über die Zudringlichkeit, die man gegen ihn alten Mann ausübe und wollte diesmal nicht aufſtehen, um das Volk anzureden, ſein Adjutant mußte der harrenden Menge, die ihn ſelber zu ſehen hoffte, ſeinen Dank und ſeine Entſchuldigung vortragen.

Am 4. Januar 1816 verließ er Frankfurt, nachdem ihm abends vorher abermals unter Kriegsmuſik ein Lebehoch gebracht worden war. Der Landſturm gab ihm noch eine Strecke das Geleit. Die Reiſe ging über Kaſſel nach Münden, dann über Braunſchweig nach Halberſtadt. Das Landvolk wollte ihm an der preußiſchen Grenze die Pferde ausſpannen, welches er nur mit Mühe hindern konnte. Den hübſchen Bauermädchen, die ſeinen Wagen umgaben, ſagte er, die wackern Burſche, die aus dieſer Gegend unter ſeinem Befehl im Krieg geweſen, würden nun bald zurückkommen, und da ſolle jede einen hübſchen Mann haben. Seine gute Laune hielt jedoch den wiederholten unaufhörlichen Anfällen von gutgemeinten, aber beſchwerlichen und ſeinem Krankheitsleiden wenig genehmen Ehren- und Freudenbezeigungen nicht völlig Stand. Beim Einzug in Halberſtadt fand er ſich ſehr ermüdet und wünſchte baldigſt in ſeine Wohnung und zur Ruhe zu gelangen. Allein auf der Straße unter ſeinen Fenſtern tobte die ungeſtüme Menge mit unabläſſigem Geſchrei. Blücher fühlte die ganze Laſt ſeiner Berühmtheit, er wurde ungeduldig und trat endlich, krank und erſchöpft wie er war, ans Fenſter, um die Leute zu bitten, nachhauſe zu gehen. Als er aber am offenen Fenſter ſichtbar wurde, verdoppelte ſich das Hurra und Lebehoch der Schreienden ſo mächtig und dehnte ſich dergeſtalt aus, daß es ihm unmöglich wurde, ein Wort durchdringen zu laſſen. Sein Winken wurde nicht verſtanden, man klatſchte und ſchrie nur deſto heftiger. Nachdem er eine ganze Weile in vergeblicher Bemühung geſtanden, riß ihm die Geduld völlig: „Nun, ſo mögt ihr denn alle" — ſagte er, indem er das Fenſter zuwarf und ſich umdrehte, während der Lärm draußen immer forttobte. Bei der Abreiſe hatte er ebenfalls ein großes Getümmel auszuhalten, bat die Leute um Gotteswillen, doch nur ruhig zu ſein und beeilte mit dem Rufe: „Nur fort! nur fort!" die harrenden Poſtillone. Er kam den 17. Januar nach Magdeburg, wo er ſeine Unpäßlichkeit überwand und dem Generallieutenant von Borſtell, den er als Kriegsmann und Menſch zu ſehr ehrte, um früherer Mißhelligkeiten zu gedenken, einen Beſuch machte.

Am 21. Januar kam er krank in Berlin an. Eine ihm beſtimmte Ehrenwache von einer Kompagnie des Regiments Kaiſer Alexander entließ er ſogleich; er konnte an keiner Feſtlichkeit teilnehmen, die ſeiner Zurückkunft bereitet war, alles mußte ſtill und ruhig bleiben, doch waren abends viele Häuſer der Stadt erleuchtet. Erſt am 25. Januar, nachdem er durch Ruhe und Pflege ſich ſo weit erholt, konnte er dem Könige ſeine Aufwartung machen, der gleich darauf ihn ſelbſt mit einem Beſuch beehrte. Einige Tage nachher empfing er die Abgeordneten der Stadtbehörde und der Bürgerſchaft, welche ihm das Ehrenbürgerrecht von Berlin überbrachten. Nach und nach ſtärkte ſich ſeine Geſundheit mehr und er konnte wieder die gewohnte Lebensweiſe einſchlagen. Faſt kein Tag verging ohne feſtliches Mahl oder irgend ein Begegnis der Auszeichnung, der Erheiterung, die aus der Nähe und Ferne reichlich zuſtrömten. Gegen Ende des März reiſte er auf ſeine Güter in Schleſien. Überall auf ſeinem Wege wurde er herrlich empfangen und geprieſen, ganz beſonders in Breslau, wohin er mehrmals kam; hier geſchah auch der Antrag, ihm, als dem Befreier von Schleſien, ein Denkmal zu errichten, wozu ſogleich unter Leitung des Oberpräſidenten Merckel, des Generals Prinzen Biron von Kurland und des Grafen von Haugwitz, anſehnliche Unterzeichnungen ſtatt fanden. Seine ſchon ſehr geſtärkte Geſundheit völlig herzuſtellen, beſchloß er nach dem Rate der Ärzte das Karlsbad in Böhmen zu beſuchen.

Auf der Reiſe durch Unpäßlichkeit verzögert, aber beim Eintreffen wieder ziemlich geſund und munter, kam Blücher am 8. Juni in Karlsbad an. Eine Kompagnie öſterreichiſcher Truppen war ihm zur Ehrenwache beordert, allein er verbat dieſelbe und wollte ganz einfach, wie jeder andre Kurgaſt daſelbſt leben. Das konnte freilich nicht ganz gelingen; die Aufmerkſamkeit und Teilnahme der zahlreichen und glänzenden Geſellſchaft nahm ihn unausgeſetzt in Anſpruch. Am wenigſten durfte er ſich dieſem entziehen, als bald nach ſeiner Ankunft am 18. Juni der Jahrestag der Schlacht von Belleallianee eintrat. Die anweſenden Preußen luden ihn zu den veranſtalteten Feſtlichkeiten ein. Unglücklicherweiſe jedoch hatte die Geſellſchaft ſich geteilt, die Vornehmeren ihr Gaſtmahl beſonders angeordnet und Blücher, keine Spaltung ahnend, ihnen zugeſagt, doch da er keinen Teil ſeiner Landsleute zurückſetzen wollte, ſo nahm er auch die ſpätere Einladung der Bürgerlichen an und fand ſich zuerſt an ihrer Mittagstafel ein. Kränze, Muſik, Trinkſprüche und Lieder feierten ſeine Gegenwart. Der als Dichter rühmlich bekannte Kanonikus Tiedge ſtellte in einer kurzen Anrede die Verdienſte des Helden dar; als er geendet hatte, erhob ſich Blücher zum Reden und mit ihm die ganze Verſammlung, um ſeine Erwiderung ſtehend zu vernehmen. Er ſprach lange und ausführlich und ſagte unter andern: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller und reichlicher Art ſind mir zu teil geworden, meinen ſchönſten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, in der Achtung meiner Zeitgenoſſen und in dem Bewußtſein, meine Pflicht im ſtrengſten Sinne des Worts mit Aufbietung aller meiner Kräfte erfüllt zu haben." Weiterhin ſprach er von dem errungenen Frieden, dem er die glücklichſte Dauer verhieß: „Die Monarchen ſelbſt," ſagte er, „ſind in zwei verhängnisvollen Jahren Augenzeugen der Schreckniſſe und Verwüſtungen geweſen, die der Krieg unausbleiblich mit ſich bringt. Wehe dem Fürſten, wehe dem Volk alſo, das einen unrechtmäßigen Krieg aus bloßem Ehrgeiz anfängt!" Ein dreimaliges Lebehoch erklang ihm, als er ſeine Rede geendet hatte. Hierauf beſuchte er auch den anderen Geſellſchaftskreis. Zu dem Balle jedoch, der für den Abend veranſtaltet war, erklärte er nur dann kommen zu wollen, wenn die unſtatthafte Abſonderung aufgehoben würde und beide Geſellſchaften, ſowie alle Kurgäſte, ſich zu gemeinſamer Fröhlichkeit vereinten. Er tadelte ſcharf die Trennung, welche geſchehen war, und ermahnte herzlich und kräftig, daß, wie alle Stände im Krieg gemeinſam geſtritten und ohne Unterſchied Leben und Gut dargebracht, ſie auch jetzt im Frieden ohne kleinliche Eiferſucht und Scheidung zuſammenhalten und ſich des gemeinſamen Errungenen einig und brüderlich freuen ſollten. Es geſchah alles, an dieſem nächſten Abend, wie er es verlangt hatte. Auch aus der Heimat folgten Blüchern hieher ſchöne Huldigungen. Die Stadt Berlin hatte eine Denkmünze auf ſeine Thaten prägen laſſen und ſandte zwei Stadträte und zwei Stadtverordnete nach Karlsbad, um namens der Bürgerſchaft die ausgeprägten Stücke nebſt einem Glückwünſchungsſchreiben ihm den 3. Juli, am Jahrestage der zweiten Übergabe von Paris, zu überbringen. Er ſagte den Abgeordneten unter anderem Herzlichen, daß er es zum ſchönſten Glücke ſeines Lebens rechne, in der Mitte ſo biederer und braver Menſchen zu leben, als er immer in Berlin gefunden und er ſich daher innigſt freue, bald wieder unter denſelben zu ſein, da des Königs Majeſtät ihm durch Schenkung eines Grundſtücks Anlaß dazu gegeben habe. Er äußerte ferner, daß er von dem Gebrauche des Karlsbades den glücklichſten Einfluß auf ſeine Geſundheit und Gemütsſtimmung verſpüre, ſo daß er ſich ganz verjüngt fühle und von dem Seebade in Doberan nun den beſten Erfolg hoffe. Er lud die Abgeordneten ein, mit ihm auf das Wohl der Stadt zu trinken, und gab ihnen ein feſtliches Gaſtmahl, worauf er ſie mit vielen mündlichen Grüßen an alle geliebten Mitbürger und mit einer ſchriftlichen Dankſagung an die ſtädtiſche Behörde zur Heimreiſe entließ. Schon war die Zeit ſeiner eignen Abreiſe herangerückt, als er noch am vorletzten Tage die Freude hatte, ſeinen Waffenbruder Gneiſenau, der vom Rhein ankam, unverhofft wiederzuſehen; Blücher empfing ihn, als derſelbe kaum den Wagen verlaſſen, ſogleich mit herzlicher Umarmung. Am Tage vor der Abreiſe hielt er noch der paradierenden Schützengarde eine kräftige Rede, verſicherte, daß er dem Karlsbade viel verdanke und verſprach im folgenden Jahre gewiß wiederzukommen. Am 23. Juli verließ er Karlsbad, von allen anweſenden öſterreichiſchen Generalen eine weite Strecke begleitet, und nahm ſeinen Weg über Eger und Franzensbrunn in kleinen Tagereiſen nach Berlin, wo er am 1. Auguſt eintraf. Hier hatte er ſogleich an einem neuen Feſte teilzunehmen. Der 3. Auguſt, als der Geburtstag des Königs, wurde von den Truppen der Beſatzung feierlich begangen. Blücher wohnte dem Gottesdienſte bei, der vormittags im Tiergarten unter freiem Himmel gehalten wurde und nahm, als der Prediger ſeine Rede geendet, ſelbſt das Wort und ſprach zu den Soldaten kernhaft im Sinne des Tages, ſchließend mit dem Ausruf: „Hoch lebe der König!" worauf ein dreimaliges allgemeines Hurra erſcholl, von 101 Kanonenſchüſſen bekräftigt. Vielfache Luſtbarkeiten erfüllten den übrigen Tag. Blücher ſprach an demſelben noch ein zweitesmal nach einem geiſtlichen Redner, zu den Kriegern nämlich, welche durch Sorgfalt und Pflege des vaterländiſchen Wohlthätigkeitvereins, dem er ſelbſt als Ehrenmitglied beitrat, von ihren Wunden geneſen waren und heute feierlich geſpeiſt wurden; ſeine einfachen, aber angemeſſenen und kraftvollen Worte machten wie immer den tiefſten Eindruck. Nach wenigen Tagen trat er ſeine Reiſe nach Mecklenburg an.

Am 7. Auguſt nachmittags traf er unter dem Donner der Kanonen zu Doberan ein. Das umwohnende Volk und die Fremden drängten ſich wetteifernd zu ſeinem Einzuge und riefen ihm Lebehoch und Hurra tauſendſtimmig entgegen; am Palais, wo er mit jugendlicher Rüſtigkeit aus dem Wagen ſprang, empfing ihn der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit herzlicher Umarmung. Bei der Tafel, nachdem der Großherzog die Geſundheit des Helden ausgebracht und dieſelbe von der zahlreichen Verſammlung mit rauſchendem Jubel unter Abfeuerung des Geſchützes getrunken worden, erhob ſich Blücher und ſprach folgendes: „Es bewegt mein Herz tief, daß ich nach einem für mich ſo langen Zeitraume, nach ſo verhängnisvollen Jahren wieder geſund und im Frieden in mein geliebtes Vaterland habe zurückkehren können. Ich danke Ew. Königlichen Hoheit für Ihre freundſchaftliche Aufnahme; erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit, ſie wird ſtets mein Glück ſein, ſo wie ich es mir ſtets zur Ehre rechnen werde, in Ihrem Lande mein Daſein empfangen zu haben. Laſſen ſie uns vergeſſen, was wir erduldet, und Gott für die glückliche Gegenwart danken. Gott ſegne Sie, Gott erfreue mein Vaterland und mich noch lange mit dem Glück Ihres Lebens. Meine Herrſchaften, ich erlaube es mir, Ihnen die Geſundheit unſers Großherzogs zuzubringen. Lange lebe er und glücklich!" Am folgenden Tage führte der Großherzog ihn zu einer eigens veranſtalteten Feſtlichkeit in das Schauſpielhaus, wo er Thränen der Rührung weinte. Seine Geſundheit war ſo geſtärkt, ſein Gemüt ſo heiter, daß er bis zum ſpäten Abend in dem glänzend erleuchteten Park umherwandelte. Seine Redeluſt wurde aufs neue angeregt, als der Großherzog bei der Mittagstafel am 10. den Trinkſpruch brachte: „Allen braven Mecklenburgern!" Blücher ſtand auf und nahm das Wort: „Mecklenburger! In eurem Namen trete ich auf und danke unſrem Landesvater für ſeinen Glückwunſch. Ich darf das; denn ich gehöre euch an und es iſt mir eine Ehre, euch anzugehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger gelingen laſſen, mitzuhelfen, daß die Welt befreiet würde vom Sklavenjoche des Tyrannen. Das iſt nun geſchehen — aber mir iſt mehr gelungen! Was ich unter allen Verhältniſſen meines Lebens tief im Herzen bewahrte und was ich mit innigſter Sehnſucht zu erreichen wünſchte, das iſt erreicht. Ich bin nun da froh und frei in dem Lande, wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verſpielte, wo die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott, du weißt es, wie ich mich darnach geſehnt habe, zu beten an ihrem Grabe, ehe auch ich mein Grab fülle. Dank dir! nun kann, nun werde ich es. Gern ruhete ich an ihrer Seite, wenn vielleicht bald mein Auge im Tode ſich ſchließt. Doch ich wünſche nichts mehr. Zu viel habe ich ſchon erreicht, mehr als ich verdiene. Mein Herz gehört euch. Liebt mich wieder; bleibt wie ich euch finde, treu eurem Gott und der Wahrheit, treu eurem Fürſten, ſo bleibt ihr euch ſelbſt getreu. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich am Ende meiner Tage meinem Vaterlande unter dem Fürſten, den ich meinen Freund nennen darf, ſeinen höchſten Flor prophezeie. Lange lebe Friedrich Franz, lange und glücklich!" Von Doberan machte er einen Abſtecher nach Roſtock, wo er am 15. Auguſt unerkannt eintraf, in der Petrikirche am Grabe ſeiner Eltern betete und ſich darauf in das Haus führen ließ, wo er geboren worden. Die frühеſten Erinnerungen ſeiner Kindheit belebten ſich hier an jedem Winkel des Hauſes neu, im Garten fand er noch einen alten Baum, an dem er als Knabe hinaufgeklettert. Auch ein Spielkamerad aus jener frühen Zeit fand ſich noch am Leben und Blücher, der den Herbeigekommenen ſogleich erkannte, umarmte ihn mit Herzlichkeit. Als jener ihn Durchlaucht nannte, rief er ihm lachend zu: „Ei, närriſcher Kerl, was fällt dir ein? ich denke, wir nennen einander ſo wie ehmals!" Er kehrte noch denſelben Abend nach Doberan zurück, und da ein heftiges Gewitter ihn ganz durchnäßte, meinte er rüſtig, das ſei er gewohnt.

Nachdem er unter fortwährenden Feſtlichkeiten und angenehmen Begegniſſen vier Wochen in Doberan verweilt und ſeine ſchon ziemlich gute Geſundheit noch mehr gekräftigt hatte, beſchloß er, auch die ihm durch vielfache Erinnerungen ſo werte Stadt Hamburg wiederzuſehen. Am 12. September traf er daſelbſt ein, unter einem Zudrang und Jubel, der an die engliſchen Auftritte erinnerte. Seit Tettenborns Einzug im Jahre 1813 war in Hamburg kein ſolcher Volkstag geweſen. Blücher ſtieg in der Börſenhalle ab, bei deren Eigentümer, von Hostrup, er ſchon im Jahre 1806 gewohnt hatte. Er empfing die Glückwünſche des Rats, lehnte aber jede Ehrenwache ab, da er hier wie im Schoße ſeiner Familie ſein wollte; er äußerte noch: „Hamburg war mir immer teuer, ich habe 1806 ſchon geſagt, es müſſe doch am Ende gut gehen. Aber mir erzeigt man zu viel Ehre; ich habe wahrhaft nichts als meine Schuldigkeit gethan. Gott hat mich in meinen hohen Jahren erhalten, ich bin ſo friſch und geſund wie ein junger Mann. Ich habe oft an die braven Hamburger gedacht, das können die, die um mich waren, bezeugen. Sie ſind mir ſehr lieb, die braven Hamburger." Auf den unabläſſigen Zuruf: „Vater Blücher!" zeigte er ſich dem in der Straße, an allen Fenſtern und auf benachbarten Dächern gedrängten Volke und dankte mit biedern Worten, die unendlichen Beifall weckten. Die Stadt wurde ihm zu Ehren beleuchtet, der Rat gab ihm ein Feſt; im Schauſpiel wurde ein Stück aufgeführt, das, wie ſchon ſein Name ſagte — „Vorwärts" — die perſönlichſten Beziehungen hatte; überall feierte man ſein Erſcheinen mit üppigſter Gaſtfreundſchaft. Seine Worte machten ihn zum Helden des Volks, wie er es ſchon durch ſeine Thaten war. Man erzählte von ihm, man wiederholte ſeine guten Sprüche, ſeine bündigen Antworten, die Züge ſeiner Einfachheit und Größe. Zu dieſer Huldigung und Teilnahme war die Stadt Altona diesmal mit Hamburg gleichſam vereint; dort machte der Oberpräſident von Blücher, nachgehends wegen ſeiner um die Stadt während der ſchwierigen Kriegszeit erworbenen Verdienſte vom König von Dänemark zum Grafen von Blücher-Altona erhoben, die nächſten Anſprüche auf die Bewirtung ſeines hochgeprieſenen Verwandten geltend. Anmutige Vorfälle und Geſchichtchen ereigneten ſich in Menge. Auf einem Balle in Hamburg ſangen ihm bei der Tafel 20 junge Mädchen von den erſten Familien ein Ehrenlied, er ſtand auf, um zu danken und küßte nach der Reihe die 20 Sängerinnen, welchem Beginnen die ganze Geſellſchaft durch wiederholtes Hurra den lauteſten Beifall rief. Er nahm die Truppen der Stadt und die Bürgergarde in Augenſchein und freute ſich ihres guten Anſehens. Sein Federbuſch wurde hier wie in England, von Frauenhänden zerpflückt, die ſich ſolcher Andenken wetteifernd bemächtigten und ihm ſtatt des preisgegebenen einen neuen am nächſten Tage darbrachten. Er beſuchte die Feſte der Freimaurer, in deren Mitte er ſich immer gern befand. Die ſchönen Landhäuſer und Gärten der reizenden Umgegend boten den reichſten Wechſel feſtlicher Unterhaltung. Seiner alten Bekannten vergaß er keinen; überall ſprach er, eingedenk der früheren Verhältniſſe, treuherzig an. Der Witwe Klopſtocks, den er perſönlich gekannt und ſeinen Freund genannt hatte und an deſſen Grabſtätte in Ottenſen bei Altona er ſtets nur mit entblößtem Haupte vorüberging, verſäumte er nicht, ſeinen Beſuch abzuſtatten, ſie ſetzte ihm eine Flaſche Tokaierwein vor, welchen ſie für ein beſonders frohes Ereignis, nach Anordnung ihres Gatten, aufſparen ſollte und bei deſſen Leben ſchon 15 Jahre und nach ſeinem Tode wieder 14 unangetaſtet verwahrt hatte. Zum Abſchied empfing Blücher von der Stadt Hamburg noch das Bürgerrecht, wie er ſelbſt gewünſcht hatte. Unter mannigfachen Ausbrüchen der ihm gewidmeten Geſinnungen und Wünſche, wobei er in tiefſter Rührung ſich der Thränen nicht erwehrte und unter andern ſagte: „Es iſt die höchſte Zeit, daß ich gehe, denn ich erliege ſonſt", reiſte er am 22. September mittags ab, von einem zahlreichen Ehrengefolge bis zur Grenze des Hamburgiſchen Gebiets begleitet. Noch oftmals verſicherte er, ſo wohl, wie in Hamburg, ſei es ihm nirgendwo gegangen. Zu ſeinem Andenken ſtiftete ſein Gaſtfreund von Hostrup mit anderen Hamburgern einen Klub, der unter dem Namen Blücherklub die Ehrentage des Helden feierte und ſich dabei die Beſtimmung gab, die liebenswürdigen Eigenſchaften und Tugenden desſelben nach Möglichkeit zu verbreiten und zu beleben, wozu freilich manche lächelten, welchen der Begriff von Tugenden, wie ſie das gewöhnliche Leben gebrauchen kann, mit dem, was bei dem Helden ſo zu nennen erlaubt iſt, in gar wunderlichem Abſtande dünken wollte.

Nach dreitägiger Fahrt kam Blücher am 25. September wohlbehalten in Berlin an, hielt ſich jedoch nur einige Tage hier auf und begab ſich wieder nach Schleſien. Abwechſelnd in Breslau und auf ſeinen Gütern genoß er bei leidlicher Geſundheit, die ihm ſogar erlaubte, fleißig auf die Jagd zu gehen, vieler guten Tage. Erſt in der Mitte des Januars 1817 kam er nach Berlin zurück. Karlsbad war ihm ſo heilſam geweſen, daß er nach vollbrachtem Winter alsbald wieder ſein Abſehen dorthin wandte. Zu Ende des Mai reiſte er nach Böhmen ab, verweilte jedoch kaum vier Wochen daſelbſt und war am 28. Juni ſchon wieder in Breslau, von wo er darauf in guter Geſundheit nach Kriblowitz abging. Der König hatte verfügt, daß auf den Schlachtfeldern, wo die preußiſchen Waffen ſich hervorgethan, Denkmale von Gußeiſen aufgerichtet werden ſollen. Zur Feierlichkeit dieſer Errichtung und Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde bei der Katzbach hatte ein Königliches Handſchreiben unſeren Helden eigens eingeladen; ſie fand am Jahrestage der Schlacht, den 26. Auguſt, auf glänzende Weiſe ſtatt; ihr wohnten außer Blücher auch Gneiſenau, York und der General von Steinmetz bei, welche an jener Schlacht ruhmvollen Anteil gehabt, ferner der Prinz Auguſt von Preußen und viele andere bedeutende Männer vom Kriegs- und Civilſtande. Nach der kirchlichen Feier durch Geſang und Rede nahm Blücher das Wort und ſprach kraftvoll zur Verſammlung, wie das Unglück der früheren Jahre die tapfern Preußen nicht habe entmutigen können und wie ſie im Glauben an die gerechte Sache die verderbenvolle Schlacht ausharrend geſchlagen hätten; er dankte dem Heere für die bewieſene Tapferkeit und ſchloß, indem er dem Könige, den Schleſiern und ſeinen braven Waffengefährten ein Hurra rief, in welches die Anweſenden jauchzend einſtimmten. Nach einigem Aufenthalt auf ſeinen Gütern traf Blücher gegen Mitte des Novembers wieder in Berlin ein.

Demſelben Wechſel von Reiſe und Aufenthalt folgte er im Jahre 1818. Zuvörderſt jedoch ſchloß er ein Geſchäft ab, welches ihn all dieſe Zeit hindurch vielfach in Anſpruch genommen hatte. In London war nach der Schlacht von Belleallinance ein Verein zuſammengetreten, um für die verwundeten Krieger Hilfsgelder einzuſammeln. Der Stifter des Vereins, ein in London anſäſſiger Deutſcher, Rudolf Ackermann, ausgezeichnet durch gewerbfleißige Thätigkeit und wackre Geſinnung, erteilte Blücher den guten Rat, er ſolle in Briefen nach London geradezu vorausſetzen, die Sache gelte den Preußen wie den Engländern; dies geſchah und hatte die Folge, daß der Verein, dem dieſe Ausdehnung vielleicht ſonſt fern geblieben wäre, bedeutende Summen an Blücher ſandte, deren Empfang und Verwendung ſich dieſer beſonders angelegen ſein ließ. Jetzt machte Blücher in den Zeitungen bekannt, daß die eingegangenen Gelder, im ganzen beinahe 264000 Thaler, bereits ihre Beſtimmung erhalten hätten und für weitere Anſprüche nichts mehr übrig ſei. Im Anfange des Mai begab er ſich nach Schleſien; er hatte die Freude, hier von dem Könige ein aus Moskau erlaſſenes höchſt gnädiges Schreiben vom 18. Juni zu empfangen, welches ihm zu dem Tage, an welchem unter ſeiner Führung vor drei Jahren ein ſo glänzender Sieg erfochten worden, Glück wünſchte und ihm zugleich die Ernennung ſeines Adjutanten Grafen von Noſtiz, deſſen edler Hingebung das Vaterland die Erhaltung des Feldherrn an jenem glorreichen Tage verdanke, zum Oberſten ankündigte. Zur gewöhnlichen Badezeit reiſte er nach Karlsbad, wo er ſich anfangs unwohl, bald aber beſſer befand. Im September kehrte er nach Schleſien und im Oktober nach Berlin zurück.

Hier pflegte er in gewohnter Weiſe zu leben, in mancherlei Thätigkeit, die er ſich gab und im Genuſſe der geſelligen Annehmlichkeiten, die ſich für ihn noch immer vervielfältigt darboten. Bei Feſten und Gaſtmahlen zeigte ſich ſeine Beredſamkeit, bei vielfältigen Anläſſen ſeine gute Laune, ſein volksmäßiger Sinn, oft auch ſein aufbrauſender Zorn und ſein in Ausdrücken maßloſer Ungeſtüm. Vieles von dem, was in den öffentlichen Angelegenheiten vorging, reizte ſeine Galle; er tadelte bitter und ohne Scheu, was ihm mißfiel, oft das allgemeine ganz in dem perſönlichen verlierend. Beſonders dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg verurſachte er durch ſeine Derbheit manches Ungemach, da er nicht nur den Abweſenden oft grimmig durch ſeine Mißreden verfolgte, ſondern ihn auch als gegenwärtigen zuweilen durch unvermuteten Anſpruch und Vorwurf antaſtete. Am meiſten war dies der Fall, wenn er durch Unglück im Spiel ſeine Mittel erſchöpft und daher ſeine gewohnten Zerſtreuungen für den Augenblick unterbrochen ſah, da ſich denn ſein Mißbehagen gern jedem Ausweg überließ. Viele der Vorgänge und Züge, die für unſeren Helden allerdings charakteriſtiſch ſind, wird erſt die Folge, wenn ſchriftliche Denkwürdigkeiten ſich vervielfältigt haben, an das Licht bringen. Einiges möge beiſpielweiſe hier ſeinen Platz finden. Seinen Schildwachen hatte er ſchon früher zum Winter weiße Wildſchuren geben laſſen und die an ſich geringfügige Sache beſchäftigte ihn ungemein, ſeine Augen weideten ſich an dem ſtattlichen Putz, der ihm ſeine Soldaten gegen die Kälte ſchützte und auf den er, mehr als jene, mit ſtolzem Behagen ſich recht was zu gute that. Beim Wiedereintritt des Winters bemerkte er ſchon mit Verdruß, daß die Wildſchuren nicht ſogleich wieder im Gebrauch erſchienen und fragte und verfügte deshalb das nötige. Als aber nun das Bekenntnis erfolgte, es ſei die eine derſelben während der Sommerzeit, man wiſſe nicht wie, abhanden gekommen, die andere noch übrige aber als einzelne doch nicht ſchicklich zu gebrauchen, da geriet er in einen Zorn, der auf geraume Zeit in ſeiner Umgebung merklich blieb, er beklagte den Verluſt als den eines unſchätzbaren Gutes und den durch neue Anſchaffung zu erſetzen er ſich wirklich nicht entſchließen konnte, ſo ſchmerzlich ihm auch der nun immer ſichtbare Mangel täglich in die Augen fiel. Der nachfolgende Auftritt liefert eine ganz beſondere Miſchung erſchreckender und beluſtigender Heftigkeit. Am 15. Dezember empfing Blücher von dem Staatsminiſter von Klewitz ein Schreiben, welchem als Belag der Bericht einer unteren Behörde beigefügt war, worin Blücher anführungsweiſe immer nur kurzweg der p. p. Blücher genannt wurde. Der Inhalt befriedigte ihn wenig; denn die Auszahlung einer Geldſumme, die er als Rückſtände ſeiner Präbende anſprach, fand aus dem Grunde Schwierigkeit, daß er für dieſe Präbende längſt und übervoll war entſchädigt worden. Indem er das ungünſtige Blatt ärgerlich anſchaut, beißt ihn plötzlich das p. p. in die Augen, er fühlt die unerhörteſte Beleidigung, ſieht das Papier, als traue er ſeinen Augen nicht, nochmals genauer an, bricht dann fluchend und ſchimpfend in heftiges Donnerwetter aus, ſteckt das Blatt ein und zieht ſtürmend die Klingel; niemand erfährt, was ihn ſo aufbringt; ein Bedienter muß ihn bei dem Miniſter ſogleich anmelden, bringt aber unverweilt die Antwort, derſelbe werde lieber dem Fürſten ſelbſt aufwarten, dem er auch außerdem zu ſeinem Geburtstage morgen perſönlich Glück zu wünſchen beabſichtige. Zahlreiche Beſuche finden ſich am folgenden Tage bei Blücher ein, Generale und Offiziere erfüllen den Saal, auch jener Miniſter erſcheint, Blücher nimmt den Eintretenden ſogleich in ein Nebenzimmer, läßt jedoch die Thüre halb offen, wiewohl auch geſchloſſen ſie den durchdringenden Hall ſeiner erhöhten Stimme kaum würde beſchränkt haben; „Aber, Ew. Exzellenz!" hub er mit Macht an und ein furchtbares Donnerwetter nach dem andern entlud ſich über den betroffenen, der nicht zum Worte kommen konnte; „Seid Ihr des Teufels, mich einen p. p. zu nennen? Da ſoll ja das Wetter drein ſchlagen! Für den Soldaten bin ich Vater Blücher und will ich nichts anders heißen, aber für euch Tintenkleckſer bin ich Feldmarſchall und Fürſt, ihr mögt mir mit eurem p. p. nur noch einmal kommen, ihr mögt ſelber p. p. ſein, aber ich nicht!" Und ſo fuhr er in grimmigſtem Eifer fort, zwiſchen den ärgſten Worten immer wieder p. p. einſchaltend, mit ſo komiſcher Wirkung, daß aller anfängliche Schrecken ſich in Neigung zum Lachen milderte. Der Eifer hatte ſich Luft gemacht und nachdem Blücher wieder hervorgetreten war und den Offizieren eine anfangs ernſte, dann aber in derben Scherz übergehende Anrede gehalten, nahm alles eine heitere Wendung und endete in guter Freundſchaft. Im Gegenſatze dieſes Vorfalls, wo Blücher ſo ſehr auf ſeine Standeswürde halten wollte, konnte man ihn mit den Geringſten aus dem Volke harmlos umgehen und jede Vertraulichkeit üben ſehen. Ohne Bedenken rief er einen vorübergehenden Landwehrmann auf der Straße an, um ſeine ausgegangene Tabakspfeife gegen deſſen glimmenden Pfeifenſtummel zu ſetzen und ſo gemeinſam wieder anzurauchen.

Vielfach quälten ihn ſeine Krankheitsleiden; in dem Unbehagen und Mißmut, welche er ſtets bei den erneuerten Störungen empfand, hielt er ſich mit größeren Übeln behaftet, als ihm wirklich zukamen. Bald verſicherte er, die Bruſtwaſſerſucht zu haben, bald den Brand in den Eingeweiden, bald glaubte er feſt einem organiſchen Fehler zu erliegen. In ſolchen Zeiten konnte er ängſtlich und verzagt ſein; „Kinder", ſagte er alsdann wohl, „ihr müßt die Nacht bei mir bleiben, damit ich mir nichts anthue," wobei doch ſein Gemüt einer milden Ergebung ſtets offen war. Wirklich litt er oft große Schmerzen und der enge Zuſammenhang, in welchem Körper und Seele in ihm zuſammenlebten, darf ſeiner Krankheitsgeſchichte, die wir von geſchickter Hand noch zu erwarten haben, einen mehr als gewöhnlichen Reiz verleihen. Im Wechſel ſolcher Zuſtände war ihm die bequemſte Unterhaltung die liebſte, eine Spielpartie die wirkſamſte Zerſtreuung und ein guter Kumpan ihm zur Geſellſchaft mehr wert, als ein ſchöner Geiſt oder die würdigſte Standesperſon.

Im Frühjahr 1819 empfing Blücher zu ſeinen vielen Orden noch einen neuen, nämlich das Großkreuz des von dem Großherzoge von Sachſen-Weimar eben geſtifteten weißen Falkenordens, womit ſich die Reihe dieſer Auszeichnungen für ihn beſchloß. Er trat bald wieder die gewohnte Reiſe an, zuerſt nach Schleſien, dann nach Böhmen. Er fühlte wohl, daß mit jedem Jahre ſeine Kräfte ſich minderten und ſprach öfters von der Annäherung ſeines Endes; „Für den Tod kein Kraut gewachſen iſt," pflegte er mit heiterem Mute zu ſagen. Doch ließ ſich dieſer Sommer noch leidlich genug für ihn an und gab Hoffnung zu längerer Lebensdauer.

Im Karlsbade traf er diesmal mit Schwarzenberg zuſammen und die beiden Waffenbrüder bezeigten einander die biederſte Herzlichkeit. Ziemlich hergeſtellt und geſtärkt, ſo daß ſein Arzt nicht nötig fand, ihn länger zu begleiten, verließ er Böhmen, nachdem er noch den Fürſten von Schwarzenberg auf deſſen Herrſchaft Worlick beſucht hatte, und traf zu Ende des Auguſt in Schleſien auf Kriblowitz ein. Hier jedoch wurde er von einer ernſtlichen Krankheit befallen. Der Medizinalrat Doktor Wendt wurde ſogleich aus Breslau herbeigerufen und verordnete die zweckmäßigſten Mittel; da jedoch Blücher ſich weigerte, Arznei zu nehmen und überhaupt in ſeiner Eigenart ſchwer zu behandeln war, ſo mußte durch Stafette ſein früherer Arzt, der durch mehrjähriges Zuſammenſein ihm vertraut und gewohnt gewordene Regimentsarzt Doktor Bieske, von Berlin geholt werden. Dieſer vermochte viel über den Kranken, konnte jedoch nicht immer den regelmäßigen Gebrauch der Mittel von ihm erlangen. Blücher war überzeugt, daß ſein Tod herannahe, und ſah ihm gefaßt entgegen. Zu ſeinem treuen Gefährten, dem Oberſten Grafen von Noſtiz, der ihm auf ſein Begehren einen Labetrunk reichte, ſagte er: „Nicht wahr, mein lieber Noſtiz, Sie haben manches von mir gelernt, jetzt ſollen Sie auch noch von mir lernen, wie man mit Ruheſtirbt!"

Der König, damals in Schleſien, ſandte auf die Nachricht von der Verſchlimmerung der Krankheit am 5. September ſeinen Generaladjutanten von Witzleben zu ihm, dieſer fand ihn ſchwach, aber bei voller Beſinnung. Blücher trug dem General auf, Seiner Majeſtät für alles ihm widerfahrene Gute zu danken, Höchſtihrem Wohlwollen ſeine Gemahlin zu empfehlen, auch zu bitten, daß er ohne Gepränge, auf dem Felde, an der von ihm näher bezeichneten Stelle, am Wege von Kriblowitz nach Kanth, unter den daſelbſt ſtehenden drei Linden beerdigt würde. Der General wandte ihm ein, er dürfe an ſeinen nahen Tod noch nicht denken, da die Ärzte ſeinen Zuſtand keineswegs für rettungslos hielten. Blücher aber verſetzte: „Ich weiß, daß ich ſterbe; denn ich fühle es beſſer, als die Ärzte meinen Zuſtand beurteilen können. Ich ſterbe gern; denn ich bin nichts mehr nutz. Sagen Sie dem Könige, daß ich treu für ihn gelebt habe und treu für ihn ſterbe." Nach dieſen Worten nahm er mit einem Händedruck förmlich Abſchied. Am Tage darauf kam der König ſelbſt in Begleitung des Prinzen Karl, ihn zu beſuchen, wurde aber erſt nach einer Weile von ihm erkannt. Der König ſagte ihm unter mehreren wohlwollenden Äußerungen: „Sie können überzeugt ſein, daß niemand mehr teil an Ihrem Wohle nimmt, als ich. Ich weiß, was das Vaterland und ich Ihnen ſchuldig ſind. Geben Sie die Hoffnung zu Ihrer Wiederherſtellung nicht auf, aber folgen Sie auch dem Rate der Ärzte und brauchen Sie die Mittel, die man Ihnen darbietet." Blücher dankte dem Könige mit größter Rührung, bezweifelte die Möglichkeit ſeiner Geneſung, wiederholte, daß er gern ſterbe und empfahl dem Könige nochmals ſeine Gattin. Nach dieſem Beſuche wurde ſein Zuſtand immer ſchlafähnlicher und ſchmerzloſer, die Kräfte verließen ihn allmählich, er verſchied ſanft am 12. September, abends um 10 Uhr, im ſiebenundſiebzigſten Jahre ſeines Lebens. Der König ließ das Heer, dem Andenken des Verſtorbenen zu Ehren, auf 8 Tage Trauer anlegen. Die bei Breslau zur Übung verſammelten Truppen rückten aus und hielten dem abgeſchiedenen Feldherrn, an ſeiner erwählten Grabſtätte bei den drei Linden, eine kriegeriſche Totenfeier. Die zurückgelieferten Ordenszeichen erhielten, als vaterländiſche Denkwürdigkeiten, zur würdigen Aufbewahrung einen beſonderen Platz in den königlichen Sammlungen. Auch im Auslande wurde ſein Andenken vielfach gefeiert; in Hamburg legte die Bürgergarde Trauer an, der Blücherklub und andere Vereine widmeten ihm den Ausdruck ihrer Betrübnis.

Blücher war von großer, ſchlanker Geſtalt, von wohlgebildeten ſtarken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärts gebeugte Haltung. Doch ſein Haupt erhob ſich in aller Schönheit, welche das Alter, das ſo viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch ſpärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine ſtarke, gekrümmte Naſe, ſcharfe, heftig rollende und doch im Grunde ſanftblickende, hellblaue Augen, dunkel gerötete Wangen, ein feiner, aber vom ſtarken, herabhängenden Schnurrbart faſt überſchatteter Mund, ein wohlgeformtes, ſtarkes Kinn, alles dies ſtimmte zu einem tüchtigen Menſchenantlitz überein, deſſen ausgearbeitete Züge ſogleich einen bedeutenden Charakter erkennen ließen. Sein ganzes Anſehen trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollſtreckenden. Mut und Kühnheit leuchteten aus ſeinem ganzen Weſen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuts, einer perſönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umſtänden eigen blieb. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas liſpelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Seine Eigentümlichkeit hat der Verfaſſer der Feldzüge des ſchleſiſchen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: „Mit einem ſcharfen, durchdringenden Verſtande, war er ohne alle wiſſenſchaftliche Ausbildung geblieben, allein in dem Umgange mit Menſchen ſich leicht in jedes Verhältnis findend, in jedem mit Feſtigkeit auftretend und mit großem Takt ſich bewegend, erwarben ihm ſeine unerſchöpfliche Heiterkeit und anſpruchsloſe gutmütige Haltung überall Freunde. Er verſpottete nie das Wiſſen, aber er überſchätzte es auch nie. Er ſprach ohne Rückhalt über die Vernachläſſigung ſeiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne dieſe Ausbildung leiſten konnte. Seine Unerſchrockenheit in gefährlichen Lagen, ſein Ausdauern im Unglück und ſein bei allen Schwierigkeiten wachſender Mut, gründeten ſich auf das Bewußtſein ſeiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Überzeugung geworden, daß es keine militäriſche Verlegenheit gebe, aus welcher man ſich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Von einem Offizier, der nicht dieſe Anſicht teilte, hatte er keine große Meinung. Tapferkeit mußte nach ſeiner Anſicht den militäriſchen Ruf geben und daß der Tapfere ihn verliere, ſchien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiſeſte Beſorgnis ein, daß ein Rückzug oder eine verlorene Schlacht ihm den ſeinigen nehmen könnte. So war der Wunſch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd, er ſetzte ſich als Feldmarſchall eben ſo gut vor eine Schwadron als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren ſeiner Umgebung ſchenkte er ſein Zutrauen nur, wenn er ſie für unternehmend hielt, dann aber und wenn ſie dies Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ ſich ihre Entwürfe zu Märſchen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles ſchnell auf, und hatte er ſie gebilligt und die Dispoſition unterſchrieben, ſo nahm er keinen fremden Rat an und keine geäußerten Beſorgniſſe machten den geringſten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, welche er gutgeheißen hatte, ganz wie ſeine eigene aus. Es iſt dagegen nicht zu leugnen, daß er, infolge ſeines Temperaments, in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, ſo konnte er die Ausführung kaum erwarten und alle Bewegungen ſchienen ihm zu langſam. Es war nicht ratſam ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag und die Entſcheidung auf den Abend berechnet war. Sein Charakter verlangte ſchnellere Entſcheidung. Die Reiterei war ſeine Lieblingswaffe. Er begünſtigte ſie zwar nie auf Rechnung der übrigen, allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entſchieden hatte, ſchien ihm für ſie ein Vorwurf zu ſein und er erwähnte ihrer nicht gern. Dies wird es erklären, warum er von dem Gefecht bei Hainau, welches doch nicht zu den entſcheidenden Kriegsbegebenheiten gehörte, lieber ſprach als von ſeinen großen Schlachten." Seine Kriegsführung zeigt überall denſelben Charakter des Eifers und der Kühnheit; ſein Heer iſt immer angeſtrengt, ſehr oft in allzu großen Fernen verteilt, zum Angriff und zur Verteidigung zu weit auseinander; er ſelbſt wird häufig überfallen. Aber ſein unaufhaltſamer Mut und raſtloſer Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für ſich allein oder verbunden mit anderen Feldherren, mit eigenen oder mit fremden Truppen, ſelbſtändig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entſchloſſen auf den Feind, keine politiſche, wie keine perſönliche Gefahr kennend und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnſten Wagniſſen jemals gehemmt.

Von ſeinem Gleichmut in Gefechten, von ſeiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelaſſen ſeine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächſten Kanoniers angezündet hatte. In welche Gefahren er oft blindlings hineinſprengte, iſt ſchon bei mehreren Gelegenheiten bemerkt worden. So hatten ſeine Umgebungen immer alle Mühe, ihn von der perſönlichen Teilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten; beſonders wenn ein Gefecht ungünſtig ausfiel, dann wollte er zuletzt immer perſönlich mit Reiterei alles wieder umlenken und indem er etwa ſagte: „Ich werde ſie gleich mal anders faſſen". oder: „Na, ich will ſchon machen, laßt mich nur erſt unter ſie kommen", ſah er ſich eifrigſt nach der nächſten Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das meiſte zutraute und war oft kaum zu verhindern, ſeinen für das Ganze vielleicht ſchon zweckloſen, für die Truppen aber ſelbſt im Gelingen verderblichen Anſchlag auszuführen. Dieſe Unerſchrockenheit und dieſer Gleichmut bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erſt erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, ſo unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die ſchönſten Schmiere kriegen!" gab einige für den Fall nötige Befehle und drehte ſich gelaſſen auf die andere Seite zum Weiterſchlafen. Durch ſolche Art zu ſein und die Dinge zu nehmen, hatte Blücher eine unwiderſtehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er ſich zeigte, ſogleich zugethan; ſelbſt in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die ſich freilich, ſobald es auf Worte ankam, oft nur in den vorzugsweiſen Anfeindungen, die gleichwohl den tieferen Anteil in ſich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbeſondere die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, ſie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie ſie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die roheſten Gemüter. Einſt wollte er kurz vor einem Sturme ſeine Truppen anreden, da fiel ihm ihr ſchmutziges Ausſehen auf und ſogleich an dieſen Eindruck ſeine Worte anknüpfend, rief er in ſeiner Kraftſprache: „Kerls, ihr ſeht aus wie die Schweine. Aber ihr habt die Franzoſen geſchlagen. Damit iſt's aber nicht genug. Ihr müßt ſie heut wieder ſchlagen; denn ſonſt ſind wir alle — verloren (ſeinen eigentlichen Ausdruck erlaubt die Schriftſprache nicht), — alſo friſch druf, Kinder!" Eine Anrede, welche von der größten Redekunſt nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte; ſie iſt trotz der gemeinen Worte, wahrhaft erhaben und begeiſternd. Ebenſo glücklich trafen oft ſeine Scherzworte, z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch ſehr gelitten hatte und in ernſter, faſt düſterer Haltung einherzog, vertröſtend zurief: „Nun, Kinder, ſollt ihr auch ſo lang in Frankreich bleiben, bis ihr alle franzöſiſch könnt!" Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune verſetzt. Mit ſeinen Offizieren ging er eben ſo vertraulich, ja ganz kameradſchaftlich um. Man erzählt, daß er in Pommern, als er wegen der Krankheit, die ihn dort befiel, oft früh zu Bette gehen mußte, einſt unter ſeinen Offizieren, die den Abend geſellig verbrachten, noch ſpät unvermutet wieder eingetreten ſei, im Hemde, auf einem Knüppel geſtützt; er wollte an der Unterhaltung teilnehmen, ging um den Tiſch herum und fing an, die Spitze ſeines Holzes einem ſeiner Lieblinge ſcherzend ins Fleiſch zu bohren; dieſer ſprang auf und verbat ſich lebhaft bei ſeiner Excellenz den nicht gar ſanften Scherz; doch Blücher, gutmütig polternd, verſetzte: „Na, was denkt ihr denn? meint ihr, weil ich krank bin, werd' ich euch ungehudelt laſſen?" und war in ſeinem wilden Aufzuge noch eine ganze Weile nicht aus der traulichen Genoſſenſchaft wegzubringen. Ein ſolch geſelliges Zuſammenſein mit Kriegskameraden und andern guten Leuten, die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glaſe Wein Beſcheid thaten und mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer ſein beſtes Vergnügen. Er liebte beſonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demſelben in Namur bei Tiſch eine Lobrede, indem er das Glas erhob und in die tiefe Betrachtung ausbrach: „Iſt es nicht jammerſchade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen, das einen ſo herrlichen Trank braut? Man ſollte denken, das müßten die allerbeſten Menſchen ſein, aber o Gott, o Gott!" Nichts war merkwürdiger, als wenn er von ſeinen Kriegsereigniſſen erzählte. Am liebſten ſprach er, wie ſchon bemerkt, von den Vorfällen in Schleſien, von dem Gefechte bei Hainau und beſonders von der Schlacht an der Katzbach; wenn er die einzelnen Umſtände lebendig und anmutig vortrug, glaubte man darauf ſchwören zu müſſen, daß die Sachen ſo geweſen, wie er ſie darſtellte, und doch war meiſtens alles falſch. Seine Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbilder vor, wie die Sache hätte ſein können und am meiſten nach ſeinem Sinne würde geweſen ſein, und dieſen folgte er dann unbedenklich. Die größten Feldherren, auch Friedrich der Große, ſagt man, waren von dieſer Übertragung nicht frei, daß ſie die Macht, mit welcher ſie auf die Ereigniſſe ſelbſt wirkten, auch ſpäterhin auf die Erzählung davon zuweilen ausdehnten. Hierher mag folgendes Geſchichtchen gehören, welches wir an mehreren Orten aufgezeichnet finden. Ein fremder Offizier war zu Tiſche bei Blücher und bat ihn inſtändigſt, von der Schlacht an der Katzbach zu erzählen. Erſt wollte er nicht; darauf wandte er ſich an Gneiſenau, der ihm gegenüber am andern Ende der Tafel ſaß; „Gneiſenau, das müſſen Sie doch ſagen, daß ich die allein gewonnen habe? — Ich ſah mir die Gegend an; ſie ſchien mir geeignet, die Franzoſen erſt über die Katzbach herüber zu laſſen und dann wieder hinein zu werfen. — Gneiſenau, ich dächte hier. — Nein, das geht nicht, meint Gneiſenau. — Ich dachte, er muß es verſtehen, und wandte mein Pferd, um weiter zu reiten. Aber kaum bin ich zehn Schritte geritten, ſo muß ich das Pferd wieder umdrehen, muß mir die Gegend anſehen; ich reite an Gneiſenau, der will aber gar nicht. Wir reiten weiter bis Jauer und bleiben da die Nacht. Ich werfe mich aufs Stroh und wollte ſchlafen, hatte aber keine Ruhe, die Hügel ſtanden immer noch vor meinen Augen. Ich ging noch zu Gneiſenau und ſagte, wir müßten da ſchlagen, wir würden ſicher ſiegen. — Wenn Sie's durchaus haben wollen, antwortete der, ſo mag's geſchehen; es wird am Ende wohl gehen. — Die Brigaden brachen auf. Und ich hatte diesmal recht; denn es ging auch." Wir wiſſen jedoch, daß die Schlacht nicht ſo ganz auf dieſe Art hervorging. Ein andermal ſprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne und von Champaubert und ſeine ganze Erzählung ſetzt als unzweifelhafte Thatſache voraus, daß der letztere Vorfall dem erſteren vorangegangen; ein Adjutant bemerkte ihm den Irrtum mit beſcheidener Befliſſenheit; das war aber Blüchern ein ſchlechter Dienſt: „Warum nicht gar!" brummte er, mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger, „das werd' ich doch wohl beſſer wiſſen? Wollen mich wohl noch konfuſe machen!" Hier mag auch noch erwähnt werden, daß auch die Namen der Örter und Perſonen in ſeiner Einbildungskraft leicht Umgeſtaltungen erlitten, die er dann hartnäckig feſthielt; ſo hieß der Montmartre bei ihm unwiderruflich Sankt Märten, der Marſchall Marmont eben ſo ſicher Marmotte; ähnliche Willkür und Beharrlichkeit in dergleichen wird auch von Napoleon erzählt. — Wenn er eigentlich Reden hielt, wozu er beſonders in den letzteren Zeiten, durch ſo manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, ſo ging ſeine Ausdrucksweiſe nicht ſowohl auf gedrungene Stärke, als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Anſichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einſt ſo allgemein an der Zeit waren, nicht verſchmähend und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung das Ganze rettend. Der Fluß ſeiner Rede war alsdann, wie ſein Selbſtvertrauen, bewundernswert; ſein Anlauf ſchlug hier, wie im Felde, wohl bisweilen um, aber niemals blieb er ſtecken; die Sprachlehre machte ihm keine Sorge, er ſprach ſein gutes verſtändliches Deutſch, zwiſchen der Umgangsſprache und der Mundart des Volks in der Mitte ſchwebend, mit einem ſtarken Hange jedoch zu den Eigenheiten des letztern in Redensarten und Ausſprache. Die oben bezeichnete Empfindungsweiſe war im Grunde ſeinem Weſen tiefer angehörig, als auf den erſten Anblick ſcheinen könnte; ſie war überhaupt der ſpäteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen; das Milde, das Menſchliche drängte ſich überall hervor und wollte ſich jeder Kraftäußerung beigeſellen. Von Blücher ſind heftige Ausbrüche des Zorns, harte Befehle in allgemeinen Anordnungen, aber kein Zug einzelner Grauſamkeit — die Geſchichte mit dem katholiſchen Prieſter in Polen hat wenigſtens ihre zwei Seiten — keine Handlung unmenſchlicher Härte, keine freche Luſt an böſer Gewaltthätigkeit bekannt. Während der höchſten Aufreizung vergaß er in dem Feinde nie den Menſchen, der tapfere konnte ſtets auf ſeine Achtung, der beſiegte, der verwundete auf ſeinen Schutz, auf ſeinen Beiſtand rechnen. In den leidenſchaftlichen Ausbrüchen ſeiner Unzufriedenheit machte er ſich durch Schelten, aber nicht durch Schlagen Luft. In ſeinem Huſarenregimente hatte er ſogar die ſonſt beſtehende Sitte, daß jeder Unteroffizier einen Stock tragen mußte, gänzlich abgeſchafft, um die Gelegenheit zum Prügeln zu vermindern. Seine Gutmütigkeit zeigte ſich in allen ſeinen Lebensverhältniſſen; es wurde ihm in den nächſten manches geboten, was er ohne vielen Harm gut ſein ließ.

Wahrhaft groß erſcheint Blücher in ſeiner neidloſen, freudigen Anerkennung des Verdienſtes anderer, ſowohl ſolches das er ſelbſt nicht teilen konnte, als auch deſſen, welches in der Bahn des ſeinigen lag. Jede würdige Erſcheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftſteller, den Kaufmann und den Künſtler, ſobald ſie ihm in der Perſönlichkeit oder in dem Namensanſehen entgegentraten, die ihren Wert ihm verſtändlich machten. Das Verdienſt des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eignes Urteil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenſchaft ſeiner Mitfeldherren an, auch den Einſichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verſchiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorſam ſeine eigne Meinung, ſo lange nicht die Umſtände ihm gebieteriſch eine Selbſtändigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchſten Prüfung ging ſein Charakter rein und groß hervor in den Verhältniſſen, welche, einzig in ihrer Art, erſt zu Scharnhorſt und dann zu Gneiſenau, beſonders aber zu dem letzteren, ihm zu teil wurden. Mit aufrichtiger Selbſterkenntnis unterwarf er ſich der höheren Einſicht dieſer Männer, welche weniger ſeine Untergebenen, als ſeine Freunde und Vertraute waren und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermiſſen konnten. Scharnhorſt wurde früh von ſeiner Seite geriſſen; Gneiſenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Anteil demſelben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchſten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, ſtets eifrig und laut verkündigt. Schon im früheren iſt manches dieſer Art erwähnt worden. Hierher gehört aber noch das große Wort, durch welches Blücher einſt die Lobreden, die man ihm zum Überdruſſe vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was iſt's, das ihr rühmt? rief er wie begeiſtert, es war meine Verwegenheit, Gneiſenaus Beſonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!" Ein andermal, in einer großen Verſammlung, als bei Tiſch viele Trinkſprüche ſchon ausgebracht und Sinn und Streben auf ſeltſames und wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein andrer nachmachen könne, er wolle ſeinen eignen Kopf küſſen; das Rätſel blieb nicht lange ungelöſt, er ſtand auf, ging zu Gneiſenau hin und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offene Bekenntnis, er ſelbſt ſei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneiſenau das leitende Haupt geweſen. Ihre beiderſeitige Freundſchaft blieb ungetrübt bis ans Ende, und kein Augenblick von Eiferſucht rief jemals eine Teilung und Sonderung deſſen herbei, was durch das Leben ſelbſt vereint worden und nur alſo vereint in ſeinem vollen Werte beſteht.

Bei aller biederen Gradheit und unbefangenen Treuherzigkeit hatte Blücher eine Eigenſchaft, die jenen zu widerſprechen ſcheint, aber in bedeutenden Charakteren ſich gar wohl mit ihnen verbündet, ja dem Weſen des Feldherrn nie ganz fremd ſein kann. Er verband nämlich mit jenen Eigenſchaften zugleich die liſtigſte Schlauheit und die durchtriebenſte Verſchmitztheit. Sein ſcharfer Verſtand hatte in den vielfachen und langdauernden Erfahrungen, die ihm zu teil wurden, einen Schatz von Welt- und Menſchenkenntnis geſchöpft, den ſeine Urteilskraft klug zu gebrauchen wußte. Ihm war zu viel Überblick und Gewandtheit verliehen, um das, wozu die Natur ihn gemacht hatte, was er urſprünglich war, nicht auch oft mit Bewußtſein und Abſicht ſein zu wollen. Die Stellung, welche er durch ſeine Perſönlichkeit hatte, die Wirkungen, welche er durch ſeine Eigenart hervorbrachte, waren ihm wohlbekannt; es war ſeiner Verſtellungskunſt die bequemſte Aufgabe, nötigenfalls nur ſich ſelber zu ſpielen, wenn er ſeiner etwa mehr bedurfte als er dem Anlaſſe gerade vorhanden war. Manchen Auftritten ſeines ſpäteren Lebens, beſonders mit Perſonen oder bei Gelegenheiten, welche ihm gering dünkten, weil ſie keinen höheren ſittlichen Antrieb in ihm aufregten, lag ein ſolches Spiel zum Grunde, in welchem es ſchwer geweſen ſein dürfte, das Unechte von dem Wahren jedesmal genau zu unterſcheiden; denn dies letztere durfte nie ganz fehlen. So ſchien er manche Vorteile gar nicht zu beachten, die er ſehr wohl ſchätzte und geſchickt zu erſtreben wußte. So verſtand er Anſehen und Gunſt, ſei es der Großen oder des Volkes, auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf ſich einſtrömen zu laſſen ſchien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht ſelten mit beſonderen Zwecken verknüpft; er wußte genau, wo er damit etwas ausrichten und hinwieder alles verderben könnte; es gab Verhältniſſe, die er fortdauernd mit zarteſter Schonung behandelte, in denen er ſich nie vergaß, dagegen andre, in welchen er, weil er ſeinen Boden kannte, ſich alles erlaubte und keine Rückſicht mehr gelten ließ. In die Umſtände und Lagen, deren Übergewicht er nicht bemeiſtern konnte, wußte er ſich recht gut zu ſchicken oder ihre Schwächen auszuſpähen und vermittelſt dieſer ſich herauszuziehen. Weitausſehende Ränke durchzuführen, wäre gleichwohl ſeine Sache nicht geweſen, ſein Ungeſtüm hätte ſich dazu nicht dauernd genug von der Klugheit beherrſchen laſſen, ſeine Verſtellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Argliſt von einigen beigemeſſen worden, ſo kann dies doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint ſein, in welchen irgend ein beſonderer Ingrimm dieſen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm ſonſt Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbſtſucht, die unerſättliche Begier nach Gewinn, laſſen ſich leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. In der That, wie ſoll das ſtarke Perſönlichkeitsgefühl, das in der Welt als ſelbſtſüchtig erſcheint, von der Heldenzuverſicht, welche die Laſt einer Welt auf ſich nimmt, getrennt werden? wie die Geringſchätzung irdiſcher Habe, die der Krieg täglich in ganzen Maſſen hin und her wirft, von dem Anſpruche, in ſo geringem nicht immer gleich wieder die engſten Schranken zu fühlen? Nur zum Wechſel des Gebens und Nehmens empfand Blücher ein Bedürfnis nach dem Beſitze großer Mittel, auf die er ſtets zu wenig Wert legte, um ſie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, ſtärker hervor, und ſeine glanzvolle Stellung brachte ſie um ſo heller zur Erſcheinung. Doch kann man ſagen, daß das Menſchliche und Gemütvolle immer die Oberhand behielt. Man darf, nach der treffenden Bemerkung eines nahen Beobachters, nicht unerwogen laſſen, wenn man Blüchern beurteilt, daß die Zeit ſeiner Jugend, in welcher ſeine Begriffe und Gewohnheiten ſich zu bilden anfingen, an Sitten und Denkart ſehr verſchieden von der ſeines ſpäteren Alters war. In dem Sinne jener Zeit war manche Weiſe des Benehmens und Handelns, an welcher das jüngere Geſchlecht, das ihn umgab, Anſtoß nehmen konnte, keinem Tadel ausgeſetzt. Die übereinkömmliche Üblichkeit liefert allein den Maßſtab, nach welchem ſich die Bedeutung derſelben Handlung in verſchiedener Zeit verſchieden darſtellt; wie Götz von Berlichingen hätte kein General des ſiebenjährigen Krieges verfahren dürfen, ein Feldherr aus dieſem letzterem mußte gegen manche neuere Zartheit verſtoßen, die ſich ihm unbekannt gebildet hatte.

Blücher liebte ſehr, wie mündlich, ſo auch ſchriftlich, ſeine Gedanken und Meinungen mitzuteilen. Seine Handſchrift hat ſtarke, eckige, genugſam leſerliche Züge. Zwar er ſelbſt führte die Feder ſelten, aber er ſetzte deſto häufiger andere in Bewegung. Die Gelegenheit, einen Aufruf, eine Kundmachung oder einen gewichtigen Brief ausgehen zu laſſen, war ihm ſtets willkommen. Seine Aufrufe, Tagesbefehle und Berichte wurden zwar von andern, während des Jahres 1813 hauptſächlich von Gneiſenau, aber doch ſtets nach ſeinem Sinn und ſeiner Angabe verfaßt und in keiner dieſer Schriftarbeiten möchte das ihm Eigengehörige ganz vermißt werden. Dasſelbe iſt der Fall mit ſeinen Briefen; in allen, die nur einigermaßen von Bedeutung ſind, findet ſich ein Gepräge ſeines Weſens. Sein Briefwechſel war ſehr ausgebreitet, hauptſächlich während ſeines Aufenthalts in Münſter und in ſeiner letzten Lebenszeit. Aber auch die Luſt zu eignen ſchriftlichen Ausarbeitungen wandelte ihn mehrmals an. Von ſeinen Denkwürdigkeiten aus dem Revolutionskriege iſt ſchon die Rede geweſen. Zu Anfange des Jahres 1805 ſchrieb er in Münſter eigenhändig: „Gedanken über die Formirung einer preußiſchen Nationalarmee", worin manches Zweckmäßige geſund und billig ausgedrückt iſt, daß jeder Preuße Soldat ſein ſolle, die Dienſtzeit verkürzt, der Sold erhöht, die Behandlung verbeſſert werden müſſe u. dgl. m. Von der ſpäteren Unparteilichkeit, in welcher ihm der Bürgerſtand mit dem Kriegerſtande vereint und gleichgeſtellt erſchien, findet ſich in dieſem und einigen Aufſätzen der nächſtfolgenden Zeit noch keine Spur. Im Gegenteil, er dringt auf entſchiedenen Vorzug des Kriegerſtandes und äußert bitter ſein Mißvergnügen, daß die Civilbeamten im ganzen nach ſeiner Meinung verhältnismäßig ſo viel reichlicher bedacht wären. Gleichfalls von Blüchers eigner Hand iſt ein Aufſatz, der wahrſcheinlich in der Zwiſchenzeit von 1807 bis 1813 geſchrieben worden und den Titel führt: „Bemerkungen über die Inſtruktion der einzelnen Ausarbeitung und des Exerzirens der Kavallerie betreffend", eine Reihe von Sätzen, denen praktiſche Richtigkeit beiwohnen mag, aber ſchwerlich ſonſt ein Vorzug, auch nicht der Neuheit oder Eigenheit; dieſe Blätter ſind nur inſofern bemerkenswert, als Blücher einen unverhältnismäßigen Wert auf ſie legte, gleichſam als ſei darin ein Schatz kriegskundiger Einſicht und Erfahrung niedergelegt; er that ſich auf dieſe Arbeit viel zu gute, ſprach davon mit Bedeutung und genoß, wahrſcheinlich in dieſem einzigen Bezug, einen Vorſchmack des Vergnügens, auch den Regionen des gelehrten Offiziers nicht ſo ganz fremd zu ſein. Doch die Welt iſt billiger und hat dem Manne der That die Forderung theoretiſcher Meiſterſchaft keinen Augenblick aufgebürdet! Bei dieſem Anlaſſe ſei hier noch ein Zug angeführt, der ſogleich mit einem Blick auch in ganzem Umfange das Verhältnis überſchauen läßt, in welchem Blücher zu den Landkarten ſtand, dieſem in der neueren Kriegskunſt ſo überaus wichtig gewordenen Artikel! Er beſaß eine kleine Nürnberger Karte, auf welcher, nach alter Sitte, die Städte ſtark mit Rot bezeichnet waren; dieſe Karte zog er dann bei Gelegenheit hervor und ſuchte ſich auf ihr zurecht zu finden. Einesmals hatte ein Adjutant ihm eine etwas verwickelte Truppenbewegung anzugeben, Blücher wußte ſich Rat und legte die Karte auf den Tiſch; dem einen alsbald gefundenen Ort, auf den es ankam, drückte er den einen Finger des Adjutanten zum Zeichen auf, um während weiteren Suchens jenen nicht zu verlieren; ein zweiter Finger desſelben mußte den zweiten Ort feſthalten; aber es war noch ein dritter Punkt anzumerken und der erſte Finger wollte ſchon auf dieſen überſpringen, doch kaum nahm Blücher das wahr, als er eiligſt denſelben auf der alten Stelle zurückhielt, und indem er die Worte brummte: „Will er wohl ſtill halten!" ſeine ſchon in größter Gefahr ſchwebende Orientierung rettete. Es wird niemand leugnen, daß in dieſem und ähnlichen Zügen für Blüchers Weſen die anmutigſte Bezeichnung liegt.

Seine Unkunde in manchen Richtungen wurde bisweilen Anlaß zu wunderlichen Irrungen. Nachdem er Domherr in Brandenburg geworden war, ſprach einer der älteren Domherren mit ihm von den Verhältniſſen des Stifts, den Wahrſcheinlichkeiten des Vorrückens, den Berechnungen der Lebensdauer. Schon früher hatte Blücher von ſolchen Dingen reden gehört und ſich die feindlichſte Vorſtellung daraus genommen. „Da ſoll ja hier ein Hundsfott ſein", fuhr er los, „ein Staatsrat Süßmilch, der Kerl hat ausgerechnet, daß ich nur noch drei Jahre zu leben habe, den ſoll das Donnerwetter treffen, find' ich ihn, ſo ſchlag' ich ihm alle Rippen im Leibe entzwei!" Der andere lächelte und meinte, dem Manne würde er doch wohl nichts thun. „Warum nicht?" rief Blücher, „was ſoll mich abhalten? Ich hau' ihn über die Ohren, was hat er mir meine Lebenstage ſo knapp auszurechnen?" Da belehrte jener ihn denn, Süßmilch ſei Probſt in Berlin geweſen, ſeine Berechnungen hätten nichts perſönliches, ſondern gingen aufs allgemeine und wären von großem Werte; auch ſei er ſchon ſeit vielen Jahren tot; „Na, das iſt recht gut für ihn", meinte Blücher, „denn das wollt' ich ihm auch geraten haben." Übrigens wußte er ſehr gut, was ihm fehlte. Einſt ſaß er während des Krieges in Frankreich vertraulich mit den Seinigen zu Tiſch und erging ſich in allerlei Reden und Bemerkungen. Unter andern ſagte er: „Gneiſenau, wenn ich was gelernt hätte, was hätte da nicht aus mir werden können! Aber ich habe alles verſäumt, was ich hätte lernen ſollen!" — Lachend erwiderte Gneiſenau: „Was hätten Ew. Exzellenz denn noch mehr werden wollen, als Sie jetzt wirklich ſind? Sie haben den höchſten Poſten im Staate ja ſchon erreicht." — Blücher aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern fuhr fort: „Kinder, ich weiß nur zu gut, wie es mit mir iſt. In meiner Jugend hab' ich mich um gar nichts bekümmert, anſtatt zu ſtudieren hab' ich geſpielt, getrunken, gejagt und ſonſt luſtige Streiche verübt. Daher kommt's denn, daß ich jetzt nichts weiß. Ja ſonſt wär' ich ein andrer Kerl geworden, das könnt Ihr mir glauben; aus mir hätte was werden können!" Und dabei blieb er mit nachdenklichem Ernſt und tiefer Durchdrungenheit.

Reichere Belohnungen, als irgend ein preußiſcher Feldherr vor ihm, hat Blücher aus ſeinen Kämpfen davongetragen. Seine Orden, deren Fülle bis zu den letzten Jahren ſich ſtets noch mehrte, ſeine Fürſtenwürde umgaben ihn mit allem Glanze weltlichen Anſehens. Aber auch mit Geld und Gut beſchenkte ihn königliche Freigebigkeit. Schon in früher Zeit, als Friedrich Wilhelm der Zweite an ſeine Generale, Miniſter und andre Begünſtigte beträchtliche Güterſchenkungen in den neuerworbenen polniſchen Provinzen machte, war Blücher ſo günſtig beachtet, daß auch ihm fünf Güter, nämlich Duninow, Tobenczna, Szadow, Nowawis und Krzement, im Poſen'ſchen gelegen, geſchenkt wurden, der amtlichen Angabe nach zuſammen 28 000 Thaler wert, in der Wirklichkeit aber weit mehr, denn er veräußerte ſie ſpäterhin für 140 000 Thaler; für einen Teil dieſer Summe erkaufte er darauf das Gut Groß-Zieten bei Kremmen in der Mark. Die im Jahre 1809 ihm zu teil gewordene Präbende im Domkapitel zu Brandenburg, welche er jedoch bald auf ſeinen Sohn übergehen ließ, trug jährlich 3000 Thaler ein. Im Jahre 1812 ſchenkte der König ihm das Gut Kunzendorf bei Neiße, welches er ſpäterhin wieder verkaufte. Im Dezember 1814 verlieh der König ihm die große Dotation, welche ihm bei ſeiner Erhebung in den Fürſtenſtand war verheißen worden; ſie beſtand in einem großen Teile der Trebnitz'ſchen Güter in Schleſien, im Betrage von beinahe 700 000 Thalern; darunter Kriblowitz, welches noch jetzt der Familie gehört. Im Jahre 1815 erhielt er ein Wohnhaus in Berlin am Pariſer Platz und noch 50 000 Thaler geſchenkt, Summen minderen Belanges wiederholt in den folgenden Jahren. Rechnet man hierzu die anſehnlichen Jahrgehalte, die zahlloſen ſonſtigen Vorteile und Darbietungen, welche mit ſeinen Verhältniſſen und Lagen verbunden waren, ſo ergiebt ſich eine gewaltige Maſſe von Geldmitteln, die ſeinen Wünſchen zur Verfügung geweſen. Von ſo großem Beſitz iſt nur der kleinere Teil aus den großen Spielwagniſſen und ſonſtigen Ausgaben ſeiner letzten Jahre, ſo auffallend genau er ſonſt im kleinen und kleinſten auch haushalten mochte, gerettet übrig geblieben.

Von ſeiner erſten Gattin hatte Blücher ſechs Söhne und eine Tochter; vier der erſteren ſtarben früh; zwei überlebten ihn, nämlich Graf Franz von Blücher, lange Zeit des Vaters Adjutant und zuletzt Generalmajor, im Jahre 1776 geboren, verheiratet mit einem Fräulein von Groß aus Friesland, aus welcher Ehe zwei Söhne, die Grafen Gebhard und Guſtav, im preußiſchen Heere dienen; und dann Graf Gebhard, im Jahre 1787 geboren, und im Feldzuge von 1815 Adjutant des Vaters, ſpäter Major in der Armee; die Tochter, Gräfin Friederike Bernhardine, wurde zuerſt einem Grafen von der Schulenburg vermählt und iſt jetzt mit einem Grafen von Aſſeburg verheiratet. Von ſeiner zweiten Gemahlin hat Blücher keine Nachkommenſchaft.

Noch bei ſeinen Lebzeiten wurde unſerem Helden ein koloſſales ehernes Standbild in ſeiner Vaterſtadt Roſtock auf dem jetzt nach ihm genannten Blücherplatz errichtet. Die mecklenburgiſchen Stände faßten ſchon im Dezember 1814 den Beſchluß, ihrem von ganz Europa gefeierten Landsmann ein vaterländiſches Denkmal zu widmen. Die Stadt Roſtock trat voran, die beiden Großherzoge von Schwerin und von Strelitz genehmigten und unterſtützten, alle Mecklenburger durften beitragen. Am 16. Dezember 1815 gaben die Stände Blüchern Anzeige von ihrem Unternehmen, die darauf erfolgte Antwort, ſagte Goethe, geziemt einem Manne, welcher, im Gefühl, daß die That ſelbſt ſpreche, ein Denkmal derſelben eher ablehnen als begünſtigen möchte; er ſagte in ſeinem Schreiben: „Jedoch kann ich nicht umhin, mir die Bemerkung zu erlauben, daß man das wenige, was ich zu leiſten imſtande war, zu hoch in Anrechnung bringt, und ſo geehrt ich mich auch durch das mir zu errichtende Denkmal in meiner Vaterſtadt Roſtock fühlen muß, doch wohl eigentlich nur der Nachwelt die Entſcheidung über das Geſchehene gebührte.“ Am 26. Auguſt 1819 wurde die Bildſäule in Roſtock zuerſt dem Anblick enthüllt. Sie iſt von Gottfried Schadow in Berlin verfertigt, der ſich, nach dem Wunſche der Stifter, in Weimar mit Goethen über die Anordnung des Ganzen beraten hatte. Von Goethe ſind auch die Inſchriften. Auf der Vorderſeite ſteht: „Dem Fürſten Blücher von Wahlſtadt die Seinen.“ Auf der Rückſeite:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,

Bewußt und groß,
So riß er uns
Vom Feinde los.“

Ein zweites koloſſales Standbild in Erz, von Rauch in Berlin ausgeführt, iſt aus den Beiträgen der Provinz Schleſien zu Breslau auf dem Salzring aufgerichtet. Eine dritte koloſſale Bildſäule in Erz, gleichfalls von Rauch angefertigt, ließ der König dem Helden in Berlin ſelbſt errichten, gegenüber den marmornen Standbildern der Generale Scharnhorſt und Bülow, auf ehernem, reichverzierten Fußgeſtell; durch Kunſtwert und Aufſtellung unſtreitig eines der ſchönſten Denkmäler, deren die Hauptſtadt ſich rühmen darf. Daſſelbe wurde am 18. Juni 1826 zuerſt aufgedeckt. Die Vorderſeite führt die Inſchrift: „Friedrich Wilhelm III. dem Feldmarſchall Fürſten Blücher von Wahlſtatt, im Jahre 1826.“ Die Rückſeite zeigt in einem reichen Lorbeerkranze die Jahrzahlen 1813, 1814, 1815. Schiffe, nach Blücher benannt, führen von deutſchen und engliſchen Seehäfen ſeinen Namen im weiten Handelsverkehr über das Weltmeer, belebte Denkmale, zwar ſchnell vergänglich, doch noch lange nach ſeinem Tode ſeinen Ruhm in glücklichen Fahrten freudig auf den Wogen in der Nähe und Ferne vergegenwärtigend.

In Denkmünzen, Büſten, Gemälden, Kupferſtichen und Bildern aller Art iſt ſein Andenken vervielfacht. Zahlloſe Sieges- und Loblieder feiern ſeinen Namen. In dem reizenden Feſtſpiele „des Epimenides Erwachen“ hat Goethe den Wahlſpruch des Helden durch Strophen voll nachdrücklichen Sinnes wiederkehrend ausgeführt. Trefflich haben Uhland, Rückert und Stolberg ihn beſungen. In einer Ode des letztern heißt es auffordernd an Deutſchlands Muſe:

„Und ſag' ihm: Vater Blücher, es danket dir,
Vom Bernſteinufer bis zu den Alpen, von
  Dem Strom der Oder bis zur Moſel,
    Danket dir Deutſchland durch ſeine Töchter!

Denn Blitze Gottes ſprühte dein Blick! dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen dein Federbuſch!
  Dein Arm war Sturm! dein Schwert den Deutſchen
    Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!“

Herrlichſt aber preiſen ſeinen Ruhm die Kriegs- und Heldengeſänge von Stägemann, in welchen dichteriſche und vaterländiſche Begeiſterung zu einer Glut vereinigt, dem Mute, der Geſinnung und den Thaten jener Zeit ein unvergängliches Denkmal geſetzt. Wir können dieſen Lebensabriß nicht ſchöner ſchließen, als durch die inhaltreiche Ode, welche dieſer edle Sänger dem Abſchied unſeres Helden dargebracht.

Bei dem Leichenbegängniſſe des Feldmarſchalls Fürſten Blücher von Wahlſtadt.

Am 16. Oktober 1820.

In Waffen, Kriegslied, folge dem Heldengreis
Zur letzten Ruheſtatt, unter dem Totenmarſch
  Der Kampfgenoſſen, unter Seraph-
    Klängen, im Rauſchen des hohen Palmhains!

Wie damals folg' ihm, Siegesposaune, wie
In Möckern's Blachfeld, wo er, ein Flammenſtern,
  Der Höllen Bahn, der ungeheuern,
    Schmetternd berührte, daß ſelbſt den Meiſter

Eiskalter Ohnmacht lähmender Arm ergriff —
Noch trägt ſein Bildnis, unter des Schlachtenruhms
  Denkſäulen wanklos aufgerichtet,
    Ewig, die Narben, die Tage Leipzigs. —

Welch ſtillen Sabbat, während das ſchwarze Thor
Der Gruft ſich aufſchließt, feierſt du, betend Lied?
  Es ſchlingt ſich Licht an Licht; ein Halbgott
    Leuchtet der Held, er beginnt die Sternbahn.

Wild ſproßt der Lorbeer, glücklicher Schläfe Kranz,
Auf heitern Zufalls üppigem Boden, dann
  Veredelt, dann erſt, wann des Grabmahls
    Schweſtercypreſſe ſich traurend anſchmiegt.

Was irdiſch war, empfange der Erde Schoß!
Es hat vollendet. Cedern entwurzelt nur
  Des Sturmes Arm, nur Meeres Aufruhr
    Schleudert den Maſt in der Tiefen Abgrund.

Des toten Feldherrn Sieg', ein unſterblich Gut,
Sei dein Vermächtnis, heiliges Vaterland!
  Dir ſtürzt er, dir, die Ceder Libans,
    Dir in die Tiefen des Wimpels Hochmut.

Heil edler Schatten, der in des Frieden Thal
Dem reichen Inhalt goldener Saiten itzt
  Verklärter nachdenkt, deren Pſalm dich
    Unter den Rettern der Welt bewillkommt,

Des Vaterlandes tapferſten den begrüßt,
Der nicht im Fernrohr dunkler Beſorgniſſe
  Der Schlachten Ausgang las, des Glückes
    Gunſt ſich errang mit dem Glück im Wettkampf;

Der nicht aus Wolken, die nur ein Gott beherrſcht,
Des blindgebornen Schwertes Verderben, der
  Aus lichter Stirn, geſchärft am Feldherrn-
    Auge, den treffenden Strahl gezückt hat,

Wie ſeine That, nun ewig! Barbarenſchlacht.
Ein Tropfen Blut, verſiegt in des Bodens Spalt,
  Barbarenname taucht, ein einſam
    Haiengeripp, in der Jahre Strom auf.

Was Menſchenarm, des Hauches vergänglich Werk,
Gewaltig ausführt, weht von der Erd', ein Staub,
  Wie er, und hemmt' er ſeiner Zeit auch
    Tötlich den Atem, wie Blitzesfittig.

Was Menſchengeiſt angezündet, des himmliſchen,
Des Lichtes Kind, geſellt ſich des Sonnenreichs
  Milchſtraßen zu, noch unerforſchten
    Welten zu leuchten, nur Sehern ſichtbar.

Zukünftig Schickſal ſpäter Geſchlechte! zwar
Du wandelſt fern in Wolken der Mitternacht,
  Hindurch doch blitzt dein Helm, wie tauſend-
    Fältig Gewand ihn den Augen einhüllt.

Die Adler Friedrichs rauſchen; um Preußens Thron,
Des Heldenvolks Feldlager, verſammeln ſich
  Die tapfern Enkel tapfrer Landwehr,
    Welcher ein Sieger erlag, ein Cäſar.

Die Trommel rollt, Trompetengeſchmetter klingt
Frohlockend: „Vorwärts, Preußen, wie ſonſt!“ und ein
  Jahrtauſend überliefert Blüchers
    Stimme den andern, der Preußen Siegsmarſch.

Überſetzung des engliſchen Abſchnittes Seite 24, Spalte 1: Die Preußen bildeten einen ſehr wirkſamen Teil des verbündeten Heeres. Ihre Truppen waren, obwohl erſt kürzlich zuſammengebracht ſeit längerer Zeit heimlich eingeübt worden; ſie haßten die Franzoſen mehr, weil dieſe ihren hohen Rang als kriegeriſches Volk herabgeſetzt hatten; ihre Offiziere waren beſſer unterrichtet, und ihr Heer entfaltete vielleicht mehr Kraft und Nachdruck, wagte mehr und erntete größere Triumphe als irgend ein anderes an derſelben Sache beteiligtes. Der Geiſt ihres Oberanführers, des Feldmarſchalls Blücher durchdrang das Ganze; derſelbe war immer der Vorderſte im Angriff, entſchieden und feſt in ſeiner Beſtimmungen: wo immer im Laufe des Krieges Vorſtoßbewegungen nötig waren, wo immer der Feind angegriffen und verfolgt wurde, wird Marſchall Blücher faſt ſtets als der Leiter angetroffen Er hatte Glück mit den Generälen, welche unter ihm befehligten: neben den preußiſchen Generäle York, Kleiſt und Bülow, den ruſſiſchen Generälen Baron Sacken, Graf Langeron und Graf Woronzof waren ſie alle vorzügliche Offiziere, und General Gneiſenau, der Chef ſeines Stabes, hatte ebenſo wi General Müffling die höchſte Bedeutung.

Der deutſch-franzöſiſche Krieg 1870—71.

Von Chr. G. Hottinger.

Euch Kindern Heil! will's Gott, ihr ſollt's erfahren:
Die Welt iſt ſchön und noch des Lebens wert;
Ward ich doch wieder jung in grauen Haaren,
Weil mir mein Gott noch dieſen Tag beſchert,
Weil mir gereift in meines Herbſtes Jahren,
Was meiner Jugend kühnſter Traum begehrt,
Und ruft mein Herr, will ich im Frieden gehen,
Dieweil ich meines Volkes Heil geſehen!

Dieſe Worte ſprach ein deutſcher Mann am Friedensfeſte im Jahre 1871, und ein anderer ſagte nicht lange darauf: „Die Zeit, in der wir leben, iſt groß, ſo groß, daß wir uns dieſelbe gar nicht groß genug denken können, ſo groß, daß wir alle, jung und alt, gar nicht groß und gut und brav und fleißig genug ſein können, um uns dieſer großen Zeit nicht ganz unwürdig zu bezeugen." Was war's, freundlicher Leſer, das dieſe Männer zu ſolchen Worten veranlaßte? Die Wonne ihres Herzens an dem Erſtehen des neuen Deutſchen Reiches. Und das, was dieſe ausſprachen, haben Tauſende mit ihnen gefühlt. Gar manchen rannen Thränen der Freude die Wangen herab, wenn ſie Kunde erhielten von der brüderlichen Einigkeit, mit der Männer und Frauen aus allen Gauen des heißgeliebten Vaterlandes einſtanden für deſſen Wohl. Iſt es nicht auch Dir manches Mal ſo ergangen, iſt nicht ein Strom der Begeiſterung durch Dich hingezogen, wenn Du hörteſt, wenn Du laſeſt von dem Großen, was Gott that an Deinem Volke und durch dasſelbe? Beſonders diejenigen überkam ein ſolches Gefühl, welche an die traurigen Zeiten dachten, die das deutſche Volk ſchon hatte erleben müſſen, Zeiten der Zerriſſenheit und kleinlichen Weſens im Innern, der Unterdrückung und Schmach von außen. Wenn da nun endlich auch für Deutſchland ein hoffnungsreicher Frühling anbrach, muß es für jedes ſeiner Kinder eine dankbare Aufgabe ſein, ſich recht oft zu fragen: Wie kam er? Darauf möchte die nachfolgende Darſtellung eine Antwort geben.

Er zog leider unter heftigem Sturm und Brauſen ein. Es bedurfte eines blutigen Krieges mit Frankreich, um Wünſche in Erfüllung zu bringen, welche auf dem Wege friedlicher Entwicklung und ruhiger Verhandlung trotz vieler aufgewandten Mühe nicht hatten befriedigt werden können. Der Geſchichte dieſes Krieges müſſen wir daher unſere Aufmerkſamkeit zuwenden.

Die Franzoſen benützten zur Erklärung desſelben folgenden äußeren Anlaß.

Anlaß zum Kriege. — Im Jahre 1868 war die Königin Iſabella von Spanien verjagt und eine Republik in jenem Lande errichtet worden. Die Mehrzahl des Volkes wünſchte jedoch wieder einen König zu haben. Die ſpaniſche Regierung fragte deshalb im Juni 1870 den Prinzen Leopold von Hohenzollern, welcher damals etwa 35 Jahre alt war, ob er den Thron dieſes ſchönen Reiches nicht beſteigen wolle. Dieſer willigte ein. Nun hatten die Fürſten von Hohenzollern im Jahre 1849 ihr kleines Land freiwillig an Preußen abgetreten und galten ſeither mit ihren erbberechtigten Söhnen als preußiſche Prinzen. Napoleon und ſeine Miniſter wollten aber nicht dulden, daß ein preußiſcher Prinz ſpaniſcher Herrſcher werde, und zeigten ſich ſehr gereizt, als ſie die Thronbewerbung Leopold's, welcher doch mit Napoleon nahe verwandt war, vernahmen. Benedetti, Napoleon's Geſandter bei König Wilhelm, wurde ſogleich nach Ems geſchickt, wo der König gerade im Bade war. Er ſollte verlangen, daß dieſer dem Prinzen die Annahme der ſpaniſchen Krone verbiete. Dazu verſtand ſich aber König Wilhelm nicht. Prinz Leopold war ſelbſtändig, und die Spanier konnten wählen, wen ſie wollten; wie hätte er da etwas gebieten oder verbieten ſollen? Die Franzoſen nahmen jedoch eine immer drohendere Haltung an. Man atmete daher ordentlich auf, als bekannt wurde, Prinz Leopold habe freiwillig auf den Thron verzichtet. Der Friede galt nun wieder für geſichert; König Wilhelm ſelbſt ließ Benedetti mitteilen, daß er die Angelegenheit hiemit als abgemacht betrachte. Die franzöſiſche Regierung wollte aber Preußen gedemütigt ſehen und war mit dieſer Entſcheidung nicht zufrieden. Der franzöſiſche Miniſter von Gramont ſchämte ſich nicht, dem Könige zuzumuten, er ſolle eine Art Entſchuldigungsbrief nach Paris ſchreiben, worin er ſein Bedauern darüber ausſpreche, daß ſich das franzöſiſche Volk wegen dieſer Sache ſo ſehr beunruhigt gefühlt hätte, auch ſolle er dem Prinzen verbieten, dieſe Thronbewerbung etwa nachträglich nochmals aufzunehmen. Das deutſche Volk war über eine ſolche Forderung empört und freute ſich, daß König Wilhelm dem Grafen Benedetti melden ließ, er habe ihm in dieſer Sache nichts mehr mitzuteilen. Das ſtellte die franzöſiſche Regierung als Beleidigung ihres Botſchafters dar, obgleich derſelbe nachher vom Könige vor deſſen Abreiſe am Bahnhofe noch begrüßt wurde. Daraufhin erklärte ſie Preußen den Krieg. Iſt's nicht furchtbar, auf ſo frevelhafte Weiſe das Glück, den Frieden und das Leben von vielen Tauſenden dran zu geben? Da nahm's Graf v. Bismarck gewiſſenhafter, wie folgende etwa ein Jahr vorher in einem Freundeskreiſe von ihm geſprochene Worte beweiſen:

„Ich bin eine lange, ſchwere Woche über der Frage des Krieges mit Frankreich geſeſſen. Nicht das mögliche Eintreten einer Niederlage war es, was uns beſchäftigte; denn Moltke hatte verſichert, daß wir ſiegen würden. Aber es war die Frage zu entſcheiden, ob wir Krieg mit Frankreich anfangen ſollten, ſelbſt in dem Falle der Gewißheit oder höchſten Wahrſcheinlichkeit des Sieges. Auch dieſe Frage haben wir verneint und uns entſchloſſen, den Krieg nur zu führen, wenn wir dazu gezwungen würden. Wir haben all die ungeheuren Verluſte, all den Jammer und das Elend in den Tauſenden von Familien erwogen. Ja, meine Freunde, ſchauen Sie mich immer groß an, meinen Sie, ich habe nicht auch ein Herz? Glauben Sie mir, ich habe ein Herz, das genau ſo fühlt wie das Ihre. Krieg bleibt immer Krieg. Das Elend der vom Kriege ausgeſogenen Länder, all der Jammer der Witwen und Waiſen — das iſt alles ſo ſchrecklich, daß ich für meine Perſon nur im allerhöchſten Notfalle zu dieſem Mittel greife. Wir glaubten, es könne der Krieg, je länger er verſchoben werde, vielleicht ganz vermieden werden, ſei es durch gewiſſe Ereigniſſe in Frankreich, oder daß das franzöſiſche Volk zu der Einſicht komme, daß die beiden großen Nationen wahrlich beſſeres zu thun hätten, als ſich um Grenzen zu ſtreiten. Wir glaubten namentlich, daß Gebietserwerbungen nur den Keim zu neuen Kämpfen enthielten, und daß die beiden Völker, wenn man ſie einmal wider einander führte, ſich wie Bulldoggen in einander verbeißen und verbluten könnten. Wir wollten Herren ſein im eigenen Hauſe, aber die einmal gewordenen Grenzen nicht mehr verrücken. Wenn man freilich unſere Friedensliebe nicht anerkennen will, und wenn uns der Krieg aufgezwungen wird, ſo werden wir ihn mit aller Kraft führen."

Napoleon, ſeine Gemahlin Eugenie und ſeine leichtfertigen Miniſter nahmen dagegen die Verantwortung dieſes Krieges auf ſich, als ob ſie im größten Rechte wären. Das franzöſiſche Volk, wenigſtens der ausſchlaggebende Teil desſelben, jubelte ihnen zu: ſo beſchloß Frankreich am 15. Juli 1870 den Krieg gegen Preußen.

Dies war der äußere Anlaß zum Kriege von 1870—71; von den tiefer liegenden Beweggründen dazu werden wir ſpäter noch zu reden haben.

Und brauſet der Sturmwind des Krieges heran,
Und woll'n die Franzoſen ihn haben,
So ſammle, mein Deutſchland, dich ſtark wie Ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben. (Ernſt Moritz Arndt).

Ganz Deutſchland erhebt ſich. — König Wilhelm kehrte am 15. Juli aus dem Bade Ems in ſeine Hauptſtadt Berlin zurück.

Sein Volk jubelte ihm überall auf der Reiſe begeiſtert zu. Als er nach Berlin kam, ſtanden vor ſeinem Palaſte Tauſende, dicht gedrängt Kopf an Kopf, und ſangen entblößten Hauptes die Nationalhymne. Die innere Erregung erſtickte jedoch bei vielen die Stimme, andere vermochten nur zitternd und mit Thränen in den Augen die Laute hervorzubringen. Fortwährend wurde Hurrah! gerufen. Erſt als eine halbe Stunde vor Mitternacht Schutzleute unter die Menge traten und ſagten, Seine Majeſtät laſſe bitten nach Hauſe zu gehen, der König habe noch viel und Schweres in dieſer Nacht zu arbeiten, hieß es wie auf Kommando: „Nach Haus, nach Haus! Der König will Ruhe." In wenigen Minuten war der Platz faſt leer.

Auf den 19. Juli berief der König den Reichstag des Norddeutſchen Bundes. Er eröffnete denſelben mit einer Thronrede, deren Schluß ſo lautet:

„Die verbündeten Regierungen, wie Ich ſelbſt, Wir handeln in dem vollen Bewußtſein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermeſſen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menſchen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europa's zu verheerenden Kriegen treibt. Das deutſche, wie das franzöſiſche Volk, beide die Segnungen chriſtlicher Geſittung und ſteigenden Wohlſtandes gleichmäßig genießend und begehrend, ſind zu einem heilſameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verſtanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbſtgefühl unſeres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für perſönliche Intereſſen und Leidenſchaften auszubeuten. Je mehr die verbündeten Regierungen ſich bewußt ſind, alles, was Ehre und Würde geſtatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man Uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um ſo größerer Zuverſicht wenden wir Uns, geſtützt auf den einmütigen Willen der deutſchen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutſchen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung ſeiner Ehre und ſeiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beiſpiele Unſerer Väter für Freiheit und für Unſer Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in dieſem Kampf, in dem Wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europa's dauernd zu ſichern, wird Gott mit Uns ſein, wie er mit Unſern Vätern war."

Kurze Zeit nach der Verleſung dieſer Worte machte Bismarck die Mitteilung, daß ihm heute die amtliche franzöſiſche Kriegserklärung zugeſtellt worden ſei. Dies erregte einen ungeheueren Sturm der Begeiſterung bei den Volksvertretern, ſo daß Bismarck einige Minuten gar nicht zu Worte kommen konnte. Als dann wieder Ruhe eintrat, bewilligten die Abgeordneten freudig die nötigen Mittel zur Kriegsführung. Herrlich war's zu ſehen, wie Männer, welche in mancherlei Fragen verſchieden dachten, hier zuſammenſtimmten, eins in der Liebe zum Vaterlande.

Auf etwas hatte Frankreich gehofft, daß nämlich die Süddeutſchen ihre norddeutſchen Brüder in dieſem Kampfe nicht unterſtützen würden, ja manche heißblütige Franzoſen dachten gar, die Bayern und Württemberger würden ihnen gegen dieſelben helfen. — Sie waren in dieſer Anſicht allerdings durch ſolche beſtärkt worden, welche wohl deutſche Namen, aber kein deutſches Herz und Ehrgefühl beſaßen. Manchen gefiel die ſtrenge Zucht nicht, welche in Preußen herrſchte, andere waren von einzelnen übermütigen Preußen abſprechend und rückſichtslos behandelt worden und waren darum nicht nur gegen dieſe, ſondern auch gegen das ganze preußiſche Volk erbittert. Sie alle hatten dadurch, daß ſie den Haß gegen Preußen ſchürten, mit ſchuld an dieſem Kriege und dem vielen Blute, welches derſelbe gekoſtet hat. Darin aber, daß die Franzoſen glaubten, bei einem ausbrechenden Kriege in ihnen Bundesgenoſſen gegen Preußen zu bekommen, verrechneten ſie ſich doch gewaltig.

Weg eiteln Zank und Streit,
Weg alle Schranken!
Nicht Süd und Nord —
Deutſchland ſei euer Loſungswort. (K. Weltbrecht.)

Die Erwartungen, mit welchen die Freunde des Vaterlandes den Entſchließungen Süddeutſchlands entgegenſahen, wurden nicht getäuſcht. Das Wort:

Bayerland, o Land der Stärke,
Darfſt nicht fehlen bei dem Werke

wurde erfüllt. Bayern's König Ludwig II. ſtellte ſich raſch auf die Seite des Norddeutſchen Bundes und mit ihm ſein Volk, ebenſo Württemberg's König Karl und die biederen Schwaben. Von Baden's Großherzog Friedrich, dem Schwiegerſohn des Königs von Preußen, und deſſen großenteils gut deutſch geſinnten Unterthanen hatte es niemand anders erwartet. Auch Großherzog Ludwig III. von Heſſen folgte dem Rufe des Vaterlandes. Das war ein großer Sieg, ehe noch eine Schlacht geſchlagen war. Deutſchlands Söhne hatten leider ſo oft gegen einander gekämpft, ſich noch unter Napoleon I., ja ſogar erſt vor wenigen Jahren befehdet, jetzt aber vergaßen ſie den einſtigen Groll und handelten nach dem Worte:

Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!

Wohl fragte man ſich: „Werden wir Bundesgenoſſen erhalten?" Wenn aber ein Volk den Deutſchen — wie freut's mich, daß ich nicht etwa nur „Preußen" ſagen muß! — geholfen hätte, ſo hätte ſich vorausſichtlich ein anderes mit den Franzoſen verbündet, der Krieg würde verwickelter und mörderiſcher und der Friedensabſchluß ſchwieriger geworden ſein. Es war daher gut, daß die beiden Völker allein mit einander kämpften. Einen Bundesgenoſſen erflehte ſich Deutſchland allerdings, den Lenker der Schlachten. Preußens König ordnete einen außerordentlichen allgemeinen Bettag auf den 27. Juli an.

In dem darauf bezüglichen Erlaſſe ſagte er: „Ich bin gezwungen, infolge eines willkürlichen Angriffs das Schwert zu ziehen, um denſelben mit aller, Deutſchland zu Gebote ſtehenden Macht abzuwehren. Es iſt Mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menſchen, daß Ich dazu in keiner Weiſe Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewiſſens über den Urſprung dieſes Krieges und der Gerechtigkeit unſerer Sache vor Gott gewiß. Es iſt ein ernſter Kampf, den es gilt, und er wird Meinem Volke und ganz Deutſchland ſchwere Opfer auflegen. Ich ziehe zu ihm aus im Aufblicke zu dem allwiſſenden Gott und mit Anrufung Seines allmächtigen Beiſtandes. Schon jetzt darf Ich Gott dafür preiſen, daß vom erſten Gerücht des Krieges an durch alle deutſche Herzen nur ein Gefühl rege wurde und ſich kund gab, das der Entrüſtung über den Angriff und der freudigen Zuverſicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde. Mein Volk wird auch in dieſem Kampfe zu Mir ſtehen, wie es zu Meinem in Gott ruhenden Vater geſtanden hat. Es wird mit Mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe Ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hilfe alles gelegen iſt. Auf Ihn hoffe Ich und fordere Ich Mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge Mich vor Gott in Erkenntnis Seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Unterthanen und Meine Landsleute es mit Mir thun. Demnach beſtimme Ich, daß am Mittwoch, den 27. Juli, ein außerordentlicher allgemeiner Bettag gehalten und mit Gottesdienſt in den Kirchen, ſowie mit Enthaltung von öffentlichen Geſchäften und Arbeit, ſoweit die dringende Not der Zeit es geſtattet, begangen werde. Zugleich beſtimme Ich, daß während der Dauer des Krieges in allen öffentlichen Gottesdienſten dafür beſonders gebetet werde, daß Gott in dieſem Kampfe uns zum Siege führe, daß Er uns Gnade gebe, auch gegen unſere Feinde uns als Chriſten zu verhalten, und daß Er uns zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutſchlands dauernd verbürgenden Frieden in Gnaden gelangen laſſe."

Wie zog der König an den Rhein?
Lockt ihn der Schlachten Feuerſchein?
Zog er hinaus zu Kampf und Blut
Mit hartem Sinn und wildem Mut?

O nein; ich ſah ſein Auge naß,
Das war nicht Kampfbegier und Haß.
Er dacht an jedes Landeskind,
Des rotes Blut zu Boden rinnt.

Ihm ging ſchon durch ſein ahnend Herz
Der Gattinnen, der Mütter Schmerz;
Die Kranken ſah er matt und blaß;
Drum war des Königs Auge naß.
(E. Curtius.)

Dieſer fromme Sinn zeigte ſich jedoch nicht etwa nur bei dem edlen Könige, ſondern auch vielfach im Volke.

Hiefür ein Beiſpiel! Vier in den Krieg ziehende Brüder aus dem Königreiche Sachſen wurden von ihrem alten Vater bis auf den Bahnhof zu Chemnitz begleitet. Ehe ſie in den Wagen einſtiegen, warfen ſie ſich mitten in der Menge dem Greiſe zu Füßen und baten ihn um ſeinen Segen. Zitternd vor Freude und Schmerz legte dieſer den vier vor ihm knieenden Männern ſeine Hände aufs Haupt, ſprach den Segen über ſie und rief ihnen zum Abſchiede zu: „Und nun geht, meine Jungen, und ſchlagt Euch tapfer fürs Vaterland!" Wie prahleriſch nimmt ſich dagegen das Wort aus, welches ein Franzoſe in den erſten Wochen des Krieges zu einem aus Spanien in das Vaterland reiſenden Deutſchen ſagte! Der Franzoſe fragte: „Auf was verlaßt Ihr Deutſchen Euch denn in dieſem Kriege?" Der Deutſche antwortete: „Auf den lebendigen Gott." „Und wir uns auf das Pulver," verſetzte jener.

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,

fängt ein deutſches Lied an, und in einem anderen heißt es:

Wer iſt ein Mann?
Der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut.

Wann alles bricht,
Er zaget nicht:
Dem Frommen nimmer graut.

So zog das deutſche Volk in den Krieg!

Wie ſtand es nun aber mit der Kriegsbereitſchaft der beiden Völker?

Deutſchlands und Frankreichs Streitkräfte. An Flächeninhalt und Einwohnerzahl waren beide nahezu einander gleich. Die nord- und ſüddeutſchen Staaten hatten zuſammen etwa 9600 Quadratmeilen und 39 Millionen Bewohner, Frankreich 9900 Quadratmeilen und etwas über 38 Millionen Bewohner. Die Kriegsſtreitkräfte waren jedoch bei beiden ſehr verſchieden.

Bei Eröffnung des Feldzuges war das deutſche Heer etwa 960.000 Mann ſtark; davon überſchritten vom 4.—6. Auguſt ungefähr 458.000 Mann die franzöſiſche Grenze; die Verpflegsſtärke im Monat Auguſt betrug bei

dem Norddeutſchen Bund	982.064	Mann,	209.403	Pferde,
Bayern	128.964	„	24.056	„
Württemberg	37.180	„	8.876	„
Baden	35.181	„	8.038	„
Zuſammen	1.183.389	Mann,	250.373	Pferde.

Am 1. März 1871 befanden ſich etwa 710.000 Mann deutſcher Truppen auf franzöſiſchem Boden, außerdem 250.000 Mann Erſatz- und Beſatzungstruppen in Deutſchland.

Von dem franzöſiſchen Heere dagegen waren im Anfang Auguſt 1870 nur etwa 270.000 Mann im Felde verwendbar, nach und nach wurden jedoch ungefähr 1.400.000—1.600.000 Mann aufgeboten.

Von den beiderſeitigen Streitkräften zur See reden wir ſpäter.

Wie der Zahl, ſo waren auch der Zuſammenſetzung nach dieſe Truppen ſehr verſchieden. Das deutſche Heer war ein „Volk in Waffen." Die Wehrpflicht erſtreckte ſich auf jeden geſunden kriegstüchtigen Mann, der Regel nach im Alter von 20—32 Jahren. Jeder mußte dieſer Pflicht perſönlich genügen und konnte keinen Stellvertreter dafür anſtellen. Da ſtanden ſie Schulter an Schulter, der Sohn des Taglöhners und des Edelmanns, der Bauer und der Gelehrte, der Fabrikarbeiter und der Handelsherr, der Handwerker und der Künſtler, um zu kämpfen für Vater und Mutter, für Haus und Herd. Mit einander teilten ſie die einfache Feldkoſt und das harte Lager auf dem Schlachtfelde. Gelehrte gehorchten den Befehlen von Bauernſöhnen, welche ſich in Bezug auf das Wiſſen in keinerlei Weiſe mit ihnen meſſen konnten, aber ihre militäriſchen Vorgeſetzten waren, und gewöhnliche Soldaten hinwiederum wurden öfters von den Offizieren als Dolmetſcher und Schreiber benützt. Schon deswegen konnten deutſche Regierungen einen Krieg nicht leichtfertig beſchließen; der Sohn des höchſten Staatsbeamten mußte ihn ja gerade ſo gut mitmachen als der des Armen. In Frankreich dagegen war Stellvertretung geſtattet. Etwa ein Fünftel der durch das Los zum Soldatenſtand verpflichteten und tauglichen jungen Männer pflegte ſich Stellvertreter zu kaufen. Daher kam's, daß das franzöſiſche Heer, mit Ausnahme der Offiziere, faſt nur aus Leuten der untern Volksklaſſen und zum Teil ſogar aus dem Abſchaum derſelben zuſammengeſetzt war. Es ſtand infolge deſſen bei ſeinen eigenen Landsleuten nicht in rechter Achtung.

Unter den franzöſiſchen Soldaten bedürfen einige Truppengattungen noch beſonderer Erwähnung. Die Turkos ſind Afrikaner. Die Franzoſen hatten ſich ſeit dem Jahre 1830 nach und nach in den Beſitz von Algier im Norden Afrika's geſetzt. Sie ſchickten franzöſiſche Soldaten dorthin, zogen aber auch Eingeborene jenes Landes zum Kriegsdienſte heran und bildeten aus ihnen Truppen, eben die Turkos. Dieſelben tragen hellblaue Jacken und weiße Turbane. Wie Katzen ſpringend, greifen ſie mit wüſtem Kriegsgeheul an. Ihre Rohheit und Grauſamkeit brachte ſie in üblen Ruf. Es gereicht Frankreich zur Unehre, daß es ſolche afrikaniſche Truppen, welchen die europäiſche Geſittung und Bildung fremd iſt, zu einem Krieg gegen Deutſchland verwendet hat. Die Spahis ſind aus Afrika gebürtige Reiter, welche auf ihren flinken Pferden ſchnell wie der Wind heranſauſen. Die Zuaven waren urſprünglich ebenfalls Afrikaner, ſpäter traten jedoch vorzugsweiſe Franzoſen, beſonders auch mißratene Pariſer Söhne, dieſer Truppengattung freiwillig bei. Sie haben eine morgenländiſche Tracht: rote Beutelhoſe, dunkelblaue Jacke, grünen Turban. Dieſe Kleidung giebt ihnen ein für Europäer auffallendes Ausſehen. Ihr Angriff iſt ungeſtüm, und ſie hatten in den bisherigen franzöſiſchen Kriegen oft Proben von Tapferkeit und großer Gewandtheit abgelegt. Zephirs (deutſch etwa: Windbeutel) heißt man kriegsrechtlich beſtrafte Soldaten des ganzen Heeres, welche nach Verbüßung ihrer Strafen bei dieſer Truppe eintreten. Sie werden, um ihrer früheren ſchlechten Aufführung willen, gerne beim Stürmen und ähnlichen gefahrvollen Unternehmungen vorangeſchickt und zeigen dabei oft den Mut von Leuten, welche nichts zu verlieren, dagegen nur zu gewinnen haben; denn durch Tapferkeit vor dem Feinde vermögen ſie eine bürgerliche Ehrenſtellung wieder zu erringen. Die Jäger von Afrika (Chasseurs d'Afrique, ſprich: Schaſſör d'Afrik) ſind Franzoſen. Sie haben ſich meiſt im Kampf mit den afrikaniſchen Eingeborenen zu kühnen Soldaten herangebildet und gehören zu den beſten franzöſiſchen Truppen.

Wie tapfer nun auch die Mannſchaften ſein mögen, ohne gute Bewaffnung können ſie heutzutage nichts Rechtes mehr ausrichten. Die Staaten wetteiferten daher miteinander, ihren Kriegern möglichſt vervollkommnete Waffen in die Hand zu geben.

Die deutſchen Soldaten waren, mit Ausnahme der Bayern, welche ſich des guten Werdergewehrs bedienten, mit Zündnadelgewehren ausgerüſtet. Erfinder derſelben iſt Dreyſe. 1787 in Sömmerda bei Erfurt geboren, ging er als Schloſſergeſelle nach Frankreich. Unterwegs kam er am 15. Oktober 1806 auf das Schlachtfeld von Jena, wo die Preußen am Tage vorher von Napoleon geſchlagen worden waren. Er prüfte ein preußiſches Gewehr, welches er am Boden liegend fand. Später ſagte er darüber: „Ich weiß nicht, ob der Witz „„Um die Ecke ſchießen"" ſchon damals exiſtierte, aber er konnte nur auf die preußiſchen Gewehre von damals ſich beziehen! Nein, ich habe nie mehr ſo etwas geſehen, es war das Schlechteſte, was man ſich denken konnte." Es kam ihm nun der Gedanke, er wolle verſuchen, ein beſſeres Gewehr herzuſtellen. Nach vieljährigem Nachſinnen und Probieren erfand er das Zündnadelgewehr. Erſt nach zahlloſen Enttäuſchungen ſah er es im Jahre 1840 in Preußen eingeführt. Dasſelbe hat eine Flugkraft von 900—1000 Schritt und beſitzt bis zur Entfernung von 500 Schritt vorzügliche Trefffähigkeit. In der Hand von ruhigen Schützen iſt es eine ausgezeichnete Waffe. Dreyſe ſuchte es bis an ſein Lebensende (er ſtarb 1867) zu verbeſſern. — Sein Wahlſpruch, welcher mit goldenen Buchſtaben auf blauem Grunde am Giebel ſeines Hauſes ſtand, lautete: Bete und arbeite! — Die preußiſche Artillerie hatte Hinterlader-Geſchütze, beſonders aus der Werkſtätte von Krupp aus Eſſen in der Rheinprovinz Preußens. Alfred Krupp iſt 1812 geboren. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters eröffnete er ſeine Werkſtatt mit nur 2 Arbeitern, im Jahre 1866 beſchäftigte er deren bereits 8000, ſeinem Todesjahre 1889 über 20.000. Durch unermüdlichen Eifer hat er es dazu gebracht, Gußſtahl-Kanonen herzuſtellen, welche die bisher angefertigten ſchweren Geſchütze an Dauerhaftigkeit und Tragweite bedeutend übertrafen. Auf der Pariſer Weltausſtellung im Jahre 1867 hatte er ein Geſchütz im Gewichte von 100.000 Pf. ausgeſtellt, welches 1100 Pf. ſchwere Geſchoſſe ſchleuderte. Daß die deutſche Artillerie der franzöſiſchen in dieſem Kriege weit überlegen war, verdankte ſie zum großen Teile den guten Krupp'ſchen Geſchützen.

Die franzöſiſchen Fußgänger waren mit dem Chaſſepot-Gewehr (ſprich: Schaſſepo) ausgerüſtet. Es iſt etwa zwei Pfund leichter als das preußiſche Zündnadelgewehr und ſendet ſein Geſchoß, welches ebenfalls weniger wiegt als das des Zündnadelgewehrs, auf 1400 bis 1600 Schritt. Viele Verluſte der Deutſchen in dieſem Kriege rührten davon her, daß die deutſchen Soldaten oft etwa 600 Schritt im feindlichen Infanteriefeuer zurücklegen mußten, ohne von ihren Schußwaffen mit einiger Ausſicht auf Erfolg Gebrauch machen zu können. Dieſe Verluſte wären noch größer geweſen, wenn die Franzoſen beſſer und ruhiger gezielt hätten. Dazu waren ſie aber nicht nur zu beweglich, ſondern auch zu wenig im Schießen geübt. — Große Hoffnungen wurden von den Franzoſen auf die Mitrailleuſe (ſprich: Mitrajöſe) geſetzt. Sie iſt ein Geſchütz, deſſen Rohr gewöhnlich aus 25 Gewehrläufen zuſammengeſetzt war. Eine geübte Bedienungsmannſchaft konnte acht Mal in einer Minute daraus feuern, alſo 200 Kugeln in einer Minute verſchießen. Da die Mitrailleuſengeſchoſſe jedoch nur einen kleinen Raum treffen, waren ihre Verheerungen durchaus nicht ſo furchtbar, wie viele meinten. Wer davon getroffen wurde, konnte allerdings von einigen Kugeln auf einmal durchbohrt werden. Iſt jedoch ein Mann kampfunfähig gemacht, ſo iſt es im ganzen einerlei, ob dies durch eine oder durch mehrere Kugeln erreicht wurde. Wenn allerdings viele nahe beiſammen ſtanden, konnten ſie von einem gut gezielten Mitrailleuſenſchuß ſchrecklich mitgenommen werden; am 17. Januar 1871 wurden z. B. in der Schlacht an der Liſaine 21 Mann durch einen ſolchen Schuß außer Gefecht geſetzt.

Tapfere Soldaten können jedoch mit noch ſo vorzüglichen Waffen wenig ausrichten, wenn ſie nicht gut geführt werden. Wir müſſen daher auch von den hauptſächlichſten Befehlshabern in beiden Heerlagern reden.

Der oberſte Befehlshaber im deutſchen Heere war König Wilhelm I. von Preußen. Am 22. März 1797 geboren, nahm er ſchon an den „Befreiungskriegen" vom Joche Napoleon's I. ruhmvollen Anteil. Preußens Königsthron beſtieg er im Jahre 1861. Beſondere Sorgfalt widmete er der Ausbildung der preußiſchen Wehrkraft. Er entzog ſich auch dieſes Mal trotz ſeines hohen Alters nicht den Strapazen und Entbehrungen des Krieges, ſtellte ſich vielmehr an die Spitze des Heeres, ermunterte die Kämpfenden, tröſtete die Verwundeten und Kranken, vergaß aber auch mitten im Geklirre der Waffen nicht die Werke des Friedens. Durch ſeine Hingebung für das Wohl ſeines Volkes, durch ſeine Demut vor Gott und die Frömmigkeit ſeines Herzens, ſelbſt durch ſein äußeres Auftreten und ſeine ehrwürdige Geſtalt hatte er die Liebe des deutſchen Volkes in hohem Grade gewonnen und ſtand auch bei Nicht-Deutſchen in großer Achtung. Wohl dem Lande — durfte man im Hinblick auf ihn ausrufen — deſſen König edel iſt! Ein Franzoſe ſagte in dieſem Kriege von ihm: „Der Mann muß ſiegen. Er hat einen Beruf und wird ihn ausführen; ſo ruhig, fromm und demütig iſt er und ſo einfach, innerlich wahr, ein König von Gottes Gnade." Sein Sohn Friedrich Wilhelm, am 18. Oktober 1831 geboren, ſeit 1858 mit Viktoria, der Tochter der Königin von England, vermählt, eine ritterliche Erſcheinung, war durch ſein leutſeliges Weſen ein Liebling des Volkes geworden. Schon im Kriege von 1866 hatte er die Preußen in Oeſterreich von Sieg zu Sieg geführt. Des Kaiſers Neffe, Prinz Friedrich Karl, am 20. März 1828 geboren, war Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Daß der Volksmund das Richtige traf, wenn er ihn den „eiſernen Prinzen" nannte, hat auch dieſer Krieg gezeigt. — Es war ein großer Segen für Deutſchland, daß König Wilhelm außer dieſen beiden Prinzen noch eine große Reihe vorzüglicher Generäle um ſich verſammelt ſah. Zu ihnen gehörten in erſter Reihe Kriegsminiſter von Roon und General von Moltke. Albrecht v. Roon iſt am 30. April 1803 geboren. Er hat mit großer Thatkraft daran gearbeitet, daß das preußiſche und ſpäter das deutſche Heer jederzeit gut ausgerüſtet und kampfbereit daſtehe. Helmuth v. Moltke, am 26. Oktober 1800 geboren, war der Oberſte im Generalſtab. Er entwarf die Pläne im großen, welche die Generäle im einzelnen auszuführen hatten, handelte viel und ſprach wenig; deswegen hat man ihn den „großen Schweiger" genannt. — Eine Anzahl weiterer hervorragender deutſcher Heerführer werden wir noch ſpäter kennen lernen.

Mit dem König zog auch der Kanzler Graf Otto v. Bismarck in den Krieg. Er war zwar kein Heerführer, wußte dafür aber die Staatsangelegenheiten ſo gut zu leiten, daß ihm Preußen und ganz Deutſchland zu außerordentlich großem Danke verpflichtet iſt. Am 1. April 1815 geboren, war er früher preußiſcher Geſandter und wurde 1862 erſter Ratgeber von König Wilhelm. Im Anfang ſeines Wirkens fand er viele Gegner, welche ſich durch ſein mutiges Einſchreiten abgeſtoßen fühlten und verächtlich von ihm als einem Landjunker ſprachen. Er ließ ſich dadurch aber nicht irre machen in ſeinem Beſtreben, Preußen und dann durch dasſelbe Deutſchland zu Macht und Anſehen zu bringen. Als ſeine Bemühungen ſpäter von großartigen Erfolgen gekrönt wurden, iſt er einer der gefeiertſten Männer aller Zeiten geworden. Beim Beginn dieſes Krieges hat er der franzöſiſchen Regierung eine große unblutige Niederlage beigebracht. Er enthüllte frühere geheime Pläne Napoleon's III. und ſeiner Ratgeber, welche mit Hilfe Preußens das Königreich Belgien oder Teile Deutſchlands mit Frankreich vereinigen und dafür Preußen auf Koſten der kleineren deutſchen Staaten entſchädigen wollten. Bismarck trug durch dieſe Veröffentlichungen viel dazu bei, daß Frankreich in dieſem Kriege ohne Bundesgenoſſen blieb. — Bei all dem Ruhme, welcher ihm zu teil wurde, hat er ſich jedoch wie ſein königlicher Herr, wie Roon und Moltke in Demut vor Gott gebeugt und nicht vergeſſen, ihm die Ehre zu geben. —

Die Verdienſte der drei zuletzt genannten Männer hat König Wilhelm in einem Trinkſpruch, welchen er nach der Schlacht von Sedan auf ſein braves Heer ausbrachte, in folgenden Worten hervorgehoben: „Sie, Kriegsminiſter v. Roon, haben unſer Schwert geſchärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben ſeit Jahren durch die Leitung der Politik (das heißt: durch die Führung der Staatsgeſchäfte) Preußen auf ſeinen jetzigen Höhepunkt gebracht." Den Oberbefehl über die franzöſiſche Kriegsmacht führte Kaiſer Napoleon III. Am 20. April 1808 iſt er als Neffe Napoleon's I. geboren Einen Teil ſeiner Jugendjahre verlebte er in Deutſchland. Mit aller Kraft ſtrebte er nach dem Throne Frankreichs. Zur Erreichung dieſes Zieles ſchreckte er auch vor Gewaltmitteln nicht zurück. Als er im Jahre 1840 den rechtmäßigen franzöſiſchen König ſtürzen wollte, geriet er in Gefangenſchaft und wurde in die franzöſiſche Feſtung Ham verbracht. Es gelang ihm jedoch, im Jahre 1846, als Maurer verkleidet, daraus zu entfliehen. Als dann im Februar 1848 in Paris eine Revolution ausbrach, durfte er nach Frankreich zurückkehren und wurde ſogar Präſident der Republik. Durch einen Gewaltakt vermochte er am 2. Dezember 1851 eine Verfaſſungsänderung zu bewirken, welche es ermöglichte, daß er im darauf folgenden Jahre vom franzöſiſchen Volke durch ein ſogenanntes Plebiszit (das heißt: Volksabſtimmung) zum Kaiſer gewählt werden konnte. Unter ſeiner Regierung wuchs der Wohlſtand und Glanz Frankreichs in hohem Grade. Der Ruhmbegierde ſeines Volkes ſchmeichelte er durch glückliche Kriege, welche er gegen Rußland und Oeſterreich führte. Frankreich galt während ſeiner Herrſchaft als der erſte Staat Europa's. Gerne hätte er nun auch Preußen gedemütigt. Er ſowohl wie die Franzoſen waren eiferſüchtig darauf, daß dieſes Land den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat im Jahre 1866 ſo ſchnell und glänzend beſiegt hatte und ſeither zu großem Anſehen gelangt war. Dazu kam, daß ſich Napoleon auf ſeinem Throne nicht mehr ſicher genug fühlte; denn wenn auch eine im Mai 1870 von ihm veranſtaltete neue Volksabſtimmung ſeine Regierungsweiſe mit großer Mehrheit gebilligt hatte, waren doch ſehr viele Franzoſen mit ſeinem Regimente äußerſt unzufrieden. Seine Gemahlin Eugenie, eine Spanierin, trieb ihn zudem mit ihren Günſtlingen zum Kriege an. So wagte er denſelben zu unternehmen, in der Hoffnung, durch Preußens Demütigung bei ſeinem Volke wieder mehr in Gunſt zu kommen. Als Feldherr war er den deutſchen Heerführern nicht gewachſen. Auch hinderte ihn ſchweres körperliches Leiden an der Ertragung großer Kriegsſtrapazen. Seinen 1856 geborenen, damals erſt 14 Jahre alten Sohn Louis nahm er zum Heere mit, um ihn bei den Franzoſen beliebt zu machen und ihn früh in's Kriegshandwerk einzuführen. Unter ſeinen Generälen waren Bazaine (ſprich: Baſähn) und Mac-Mahon die bekannteſten. Bazaine (1811 geboren) hat von der Pike an gedient und ſich aus geringer Lebensſtellung zum Marſchall von Frankreich empor geſchwungen. Beſonders berühmt wurde er durch den franzöſiſchen Feldzug in Mexiko. Er hat ſich in demſelben jedoch nicht ehrenhaft gezeigt, ſondern ſeine Stellung in unfeiner Weiſe zur Anſammlung großen Reichtums mißbraucht. Mac-Mahon (1808 geboren) hat ſich in Algier, Rußland und Italien Siegeslorberen geholt. Wegen ſeiner Mitwirkung an der beſonders durch ihn am 4. Juni 1859 gewonnenen Schlacht von Magenta (in Italien; ſprich: Madſchenta) wurde er zum Herzog von Magenta erhoben.

Eingeteilt wurden die deutſchen Streitkräfte beim Beginn dieſes Krieges in drei Heere:

Das I. unter dem Oberbefehl des Generals von Steinmetz,

das II., geführt von Prinz Friedrich Karl,

das III., befehligt vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Dieſes enthielt außer norddeutſchen Truppen auch die ſüddeutſchen (ohne die Heſſen, welche als 25. Diviſion dem 9. Armeecorps im II. Heere zugeteilt waren). Es war beſonders erfreulich, daß die Süddeutſchen unter dem Sohne des Königs von Preußen kämpften. Die Worte, welche Großherzog Friedrich von Baden an den Kronprinzen telegraphierte, als ihn dieſer von ſeiner Uebernahme des Oberbefehls über die badiſchen Truppen benachrichtigte: „Jubelnd ſehen wir Eurer Königlichen Hoheit Ankunft entgegen," fanden in Süd- und Norddeutſchland freudigen Widerhall.

Die franzöſiſchen Streitkräfte wurden in zwei Hauptarmeen gegliedert:

I. Die ſogenannte „Rheinarmee" verſammelte ſich um Metz herum und wurde ſpäter unter den Oberbefehl Bazaine's geſtellt. Den Rhein haben ihre Soldaten in dieſem Feldzuge freilich nie geſehen, außer etwa als deutſche Gefangene.

II. Eine zweite Armee wurde im Elſaß zuſammengezogen und von Mac-Mahon geführt.

Es war keine geringe Aufgabe, alle dieſe Mannſchaften nicht nur zu ihren Sammelplätzen zu berufen, ſondern auch ſchnell an die bedrohten Grenzpunkte zu ſchicken. Die deutſche Heeresführung hatte ſich darauf ſchon im Frieden vorbereitet. Die Einberufungsbefehle, Marſch-, Eiſenbahnpläne ꝛc. waren für die verſchiedenen möglichen Fälle bereits ausgearbeitet; die bezüglichen Anordnungen griffen genau in einander ein. In wenigen Wochen ſtanden Hunderttauſende gut ausgerüſtet in Reih und Glied, um die Wahrheit der Worte zu beweiſen:

Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

Auch ſie durften ruhig ſein in der Ueberzeugung, daß gut für ſie geſorgt werde. So wurde z. B. ihre Verpflegung mit großer Umſicht geregelt. Sollte der Bedarf an Nahrung für die Mannſchaft jeder Zeit reichlich und in guter Beſchaffenheit vorhanden ſein, ſo mußte auf allerlei mögliche Ereigniſſe Rückſicht genommen werden. Oft kamen z. B. große Heeresmaſſen in Gegenden, welche durch bereits ſtattgehabte Truppendurchzüge faſt ganz ausgeſogen waren, oder es brach unter dem mitgeführten Schlachtvieh eine Seuche, etwa die Rinderpeſt, aus. Im Hinblick darauf wurde daher in beſonderen Fabriken Fleiſch in Büchſen eingeſchloſſen und ſo friſch erhalten, Erbswurſt zubereitet u. a. Auf der Eiſenbahn und vielen eigens hierzu beſtimmten Wagen, z. B. auch ſolchen, welche Verwundete fortgeſchafft hatten, wurden dieſe Lebensmittel dem Heere nachgeführt. Zu ihrer Aufbewahrung waren beſondere Sammelorte beſtimmt. Wie trefflich bewährten ſich dieſe Einrichtungen während des ganzen Krieges!

Auffallenderweiſe war bei den Franzoſen in dieſer Beziehung anfänglich vieles vernachläſſigt worden. In den erſten Tagen des Auguſt, noch ehe eine Schlacht geſchlagen war, mußten z. B. die Soldaten, welche in der Nähe von Wörth lagerten, geradezu Hunger leiden und vergriffen ſich darum häufig an der Habe ihrer eigenen Landsleute. Ein Elſäſſer, Pfarrer Klein aus Fröſchweiler, erzählt: „Die Soldaten brachen in die Gärten, rauften das Gemüſe aus dem Boden, das unreife Obſt von den Bäumen; ſie ſtürzten in die Felder und verheerten die Kartoffeläcker; ſie beſtürmten bereits einzelne Keller, raubten in den Höfen die Gänſe, Hühner, kurz, was ſie in der Wut und Verzweiflung nur finden konnten. Die Einwohner verloren dann natürlich auch alle Begeiſterung fürs Vaterland, die Geduld und die Beſinnung. Sie liefen den Soldaten nach in die Felder, Gärten, Gehöfte und Keller — ſie wollten ſich wehren, klagten, ſchalten, heulten — „„Wenn nur einmal die Preußen kämen."" Sie rannten haufenweiſe zum Bürgermeiſter, vors Pfarrhaus: „„Herr Jeſes! ſie nehmen uns ja alles, die machens ja ärger als die Koſaken!"" Und ging der Bürgermeiſter oder ſonſt einer zum General und ſeufzte über dieſes heilloſe Weſen: „„Was wollen Sie,"" war die Antwort, „„meine Mannſchaften müſſen gegeſſen haben!"" O Erinnerung an jene düſteren Stunden! Was haben wir in jenen Tagen, noch vor der großen Trübſal, erfahren und gelitten. Der Erzähler hatte in aller Eile 20 Pfund Kaffee und 26 Pfund Schmalz aufgetrieben zum Austeilen unter die hungernden Krieger. Wie das durch die erſten, welche etwas bekommen hatten, bekannt geworden war, drangen ſie ſcharenweiſe in den Hof, ins Haus, in die Küche hinein, ein Stückchen Papier, ein Laubblatt in der Hand: „„Sie haben Kaffee? Sie haben Fett? O geben Sie mir auch einige Bohnen, geben Sie mir auch ein Tröpflein Schmalz!"" Es war zum Erbarmen, zum Vergehen; in einem Nu war alles verſchwunden. Aber wie erſt nichts mehr da war! Dieſes Betteln, Wimmern, Drängen, Klagen — ſie hätten einen zerriſſen. Man konnte nur beteuern, daß nichts mehr vorhanden ſei, mitklagen, mitjammern und Haus und Gemeinde dem allmächtigen Gott befehlen."

Um über die Truppen ſchnell verfügen und die Verbindung zwiſchen denſelben auch in Feindesland jeder Zeit herſtellen zu können, bedurfte es hauptſächlich der Zuhilfenahme von Eiſenbahnen und Telegraphen. Auch hiefür waren ſchon im Frieden große Vorbereitungen getroffen worden. Beſondere Feldeiſenbahnabteilungen mit tüchtig eingeübter Mannſchaft wurden mit dem nötigen Material verſehen, um vom Feinde zerſtörte Bahnſtrecken wieder fahrbar machen und neue anlegen zu können, und Feldtelegraphiſten folgten dem Heere auf dem Fuße nach. Der Feind ſucht natürlich überall die Telegraphenlinien zu zerſtören, welche ſeinem Gegner nützlich ſein könnten. Deswegen und weil manche Orte noch gar keine telegraphiſche Verbindungen haben, bediente man ſich der eigens hiefür hergeſtellten Feldtelegraphen. In beſonderen Wagen wurde eine große Menge aufgerollten Drahts mitgeführt; für eine Meile ausreichender Kupferdraht von einer Linie Stärke wiegt 4½ Zentner; jede Feldtelegraphenabteilung beſaß ſolchen für mehrere Meilen. Im Bedürfnisfalle wurde der Draht abgerollt, an Bäumen, Hecken, Häuſern u. ſ. w., ſowie beſonders dazu angefertigten mitgeführten Stangen befeſtigt, manchmal nur auf den Erdboden ausgeſtreckt und ſelbſt durch Flüſſe hindurchgeführt. Das alles ging erſtaunlich raſch: mittelſt einfachen Streckens z. B. konnte eine Drahtlinie von einer Meile Länge in 1½ bis 2 Stunden gelegt werden. Zur Beſchützung der Drähte wurden Wachen aufgeſtellt und den Bewohnern ſtrenge Strafe angedroht, wenn ſie dieſelben beſchädigen würden. — Wie oft hing die Entſcheidung einer Schlacht von dem raſchen Eintreffen einer Verſtärkung ab! Durch den Feldtelegraphen konnte eine ſolche manchmal noch herbeigerufen werden, während reitende Boten, Signale u. dgl. nicht dazu ausgereicht hätten! Ferner vermochte dadurch der Generalſtab fortwährend in Verbindung mit den verſchiedenen Truppenteilen zu bleiben und dieſelben nach einem einheitlichen Plane zu leiten. So ausgerüſtet und geführt gingen Deutſchlands Söhne in den aufgezwungenen ſchweren Krieg!

Ermunterungen der Krieger. — Die zu Hauſe Bleibenden ließen es aber ihren fortziehenden Brüdern an Ermunterungen nicht fehlen. Der brave Vaterlandsverteidiger thut zwar ſeine Pflicht, auch ohne daß er dazu angeſpornt wird, aber er freut ſich doch, wenn er ſieht, wie man ein Herz für ihn hat und ihm ſeinen ſchweren Beruf zu verſüßen ſucht.

In den Dörfern und Städten, durch welche die Krieger in langen Zügen dahin fuhren, wurde ihnen der freundlichſte Empfang zu teil. Man bewirtete ſie an den Bahnhöfen, drückte ihnen die Hände, winkte mit den Tüchern, empfing ſie und entließ ſie mit begeiſtertem Zuruf, mit herzlichen Segenswünſchen und mit Geſang. Beſonders zündend und erhebend wirkte dabei ein Lied, welche bisher nur wenige gekannt hatten, das nun aber bald in aller Mund war: „Die Wacht am Rhein." Es iſt von einem Württemberger Kaufmann, Max Schneckenburger, gedichtet, welcher im Jahre 1849 in der Schweiz ſtarb. Die Melodie dazu hat Muſiklehrer Karl Wilhelm aus Schmalkalden in Kurheſſen gemacht. Es lautet ſo:

Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein
Wer will des Stromes Hüter ſein?
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttauſend zuckt es ſchnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der Deutſche, bieder, fromm und ſtark,
Beſchirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland ꝛc.

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Heldengeiſter niederſchau'n
Und ſchwört mit ſtolzer Kampfesluſt:
„Du Rhein bleibſt deutſch wie meine Bruſt."
Lieb Vaterland ꝛc.

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirſt du doch drum ein Welſcher nicht;
Reich wie an Waſſer deine Flut
Iſt Deutſchland ja an Heldenblut!"
Lieb Vaterland ꝛc.

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Fauſt den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchſe ſpannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!"
Lieb Vaterland ꝛc.

Der Schwur erſchallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind,
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!
Wir alle wollen Hüter ſein!
Lieb Vaterland ꝛc.

Freunde des Vaterlandes ſetzten für kühne Waffenthaten und bedeutende Erfolge allerlei Preiſe aus. Da wurden Geldbelohnungen denen verſprochen, welche den erſten franzöſiſchen General zum Gefangenen machen, die erſte Kanone oder die erſte Mitrailleuſe erbeuten oder den erſten Champagnerwein in der Champagne ſelbſt trinken würden u. dgl. m. Als der 86-jährige Generalfeldmarſchall Wrangel, der ſeines hohen Alters wegen nicht in den Krieg ziehen konnte, von den Küraſſieren ſeines Regiments in Berlin Abſchied nahm, beſtimmte er für dieſelben zwei Ehrenpreiſe, einen von 100 Thalern für den erſten eroberten franzöſiſchen Adler, einen von 50 Thalern für die erſte dem Feinde abgenommene Kanone. Auch Deutſche, welche im Auslande, ſelbſt ſolche, welche in Nordamerika und Auſtralien lebten, ſandten Gaben für die Krieger und zeigten durch Wort und That, daß ihr Herz deutſch geblieben ſei. Eine Engländerin ſchenkte ein maſſiv goldenes Kreuz für die Mutter, Frau oder Braut des Offiziers im Heere des Kronprinzen von Preußen, welcher ſich bei Eroberung eines feindlichen Geſchützes oder bei Wegnahme eines feindlichen Feldzeichens durch perſönliche Tapferkeit hervorthun würde. Die Regierung verſprach ebenfalls für gewiſſe Thaten große Belohnungen, z. B. für die Zerſtörung einer franzöſiſchen Panzerfregatte 50.000 Thaler. In ganz beſonderer Weiſe wußte König Wilhelm zur Tapferkeit anzuſpornen und hervorragende Thaten zu belohnen durch die Erneuerung des Eiſernen Kreuzes. In den Befreiungskriegen gegen Napoleon I. war es von Friedrich Wilhelm III. geſtiftet worden; 16.131 Männer hatten es in den Jahren 1813—15 erhalten; von ihnen lebten am 19. Juli 1870 noch 1161, darunter der König ſelbſt, ſowie die Generäle von Steinmetz und Vogel von Falckenſtein. Durch eine beſondere Verordnung erneuerte nun König Wilhelm jenes Ehrenzeichen für dieſen Krieg. Er ſagte in derſelben: „Angeſichts der ernſten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unſerer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater geſtiftete Ordenszeichen des Eiſernen Kreuzes in ſeiner ganzen Bedeutung wieder aufleben laſſen. Das Eiſerne Kreuz ſoll, ohne Unterſchied des Ranges oder Standes verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienſt, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder daheim in Beziehung auf dieſen Kampf für die Ehre und Selbſtändigkeit des teuren Vaterlands erworben wird." Es hat zwei Klaſſen und ein Großkreuz.

In ſeiner Einfachheit und Schmuckloſigkeit erinnert es an die ſchwere Kriegszeit, in welcher Eiſen und Blut ausrichten, was durch Worte und Wünſche nicht zu erreichen war, in der aber auch das einſchneidende Eiſen ſchwere Wunden ſchlägt; in ſeiner Geſtalt deutet es hin auf das Kreuz als Zeichen der Erlöſung: Durchs Kreuz zur Krone!

Der König und die oberſten Heerführer machten ſich oft eine Freude daraus, es den Auserkorenen ſelbſt anzulegen. Das waren feierliche Augenblicke! Und wie frohlockten die zu Hauſe, wenn ihr Vater, Mann, Sohn oder Bruder, als die Tapferſten unter den Tapfern mit dieſem Schmucke geziert, wohlbehalten zurück kamen! In einem von Julius Wolff auf dasſelbe gedichteten Liede heißt es zum Schluß:

Laßt uns mit Demut tragen
Das Kreuz auf unſ'rer Bruſt
Und willig jedem ſagen,
Der uns zu fragen Luſt:

Ich ging, wohin mich führte
Die Pflicht auf Schritt und Tritt,
Und that, was ſich gebührte —
Mehr nicht! — ich ſtand und ſtritt.

Doch meinen Enkeln weiſen
Noch an des Grabes Rand
Will ich mein Kreuz von Eiſen
Mit hellem Silberrand.

Und will ſie laſſen ſchwören
Aufs Kreuz am ſchwarzen Band,
Daß Herz und Hand gehören
Allſtund dem Vaterland.

Bricht dann aus alten Gleiſen
Nochmal hervor der Krieg!
Hurrah! du Kreuz von Eiſen,
Dann wieder auf! zum Sieg!

Begeiſterung im Volke. — Bei der Begeiſterung, welche das deutſche Volk ergriff, kann es uns nicht wundern, daß ſich viele freiwillig zum Kriegsdienſt meldeten. Manche waren in Folge ihres Berufes, zu niedern oder zu hohen Alters militärfrei, andere darum, weil die allgemeine Wehrpflicht noch nicht in ganz Deutſchland völlig durchgeführt war. Die oberen Klaſſen höherer Lehranſtalten, die Hörſäle von Hochſchulen, Schreib-, Geſchäfts- und Arbeitsſtuben mußten oft geſchloſſen werden, weil Lehrende und Lernende, Kaufleute und Handwerker zu den Waffen eilten. Selbſt Deutſche in der Fremde verließen einträgliche Stellen, um dem Vaterlande zu dienen. Viele mußten vorläufig zurückgewieſen werden, weil die Reihen vollzählig waren. In Görlitz in Schleſien meldete ſich z. B. ein Landwehrmann am 24. Juli. Seine Dienſtzeit war abgelaufen, nun wollte er für einen Familienvater eintreten, damit derſelbe zu den Seinigen zurückkehren könne· Aber in vier Kompagnien fand ſich kein Mann, welcher ſeinen Platz verließ. Er konnte daher vorerſt nicht ankommen.

Ja, es war eine Freude, zu jener Zeit in Deutſchland zu leben und zu ſehen, wie dies Volk alten Hader und das Erbübel der Uneinigkeit vergaß, bereit, Gut und Blut zu ſetzen an die Erkämpfung ſeiner Unabhängigkeit, die Abwehr ſchnöden feindlichen Angriffs, die Erſtreitung und Bewahrung all der Güter, welche zur ungefährdeten Entfaltung von Bildung, Geſittung und religiöſem Leben unentbehrlich ſind. Es traten jetzt viele ſchöne Züge: edle Begeiſterung, Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit, Bruderliebe, Gottesfurcht und Gottvertrauen in einer derartigen Fülle hervor, daß dies vorher manche für unmöglich gehalten hätten.

Es erübrigt uns noch, die Worte, welche ſowohl Napoleon III., als Wilhelm I. bei Beginn des Krieges an ihre Truppen richteten, anzuführen.

Napoleon III. ſprach zu ſeinem Heere am 28. Juli 1870, wie folgt: „Soldaten! Ich ſtelle mich an Eure Spitze, um die Ehre und den Boden des Vaterlandes zu verteidigen. Ihr werdet gegen eines der beſten Heere in Europa kämpfen, aber auch andere Heere, welche dieſem an Wert gleich ſtanden, konnten Eurer Tapferkeit nicht widerſtehen. So wird es auch diesmal ſein. Der Krieg, welcher beginnt, wird lang und mühevoll ſein; denn er wird in Gegenden geführt werden, die von Hinderniſſen und Feſtungen ſtarren, aber nichts übertrifft die zähe Kraft der Soldaten von Afrika, der Krim, China und Mexiko. Ihr werdet noch einmal beweiſen, was ein franzöſiſches Heer vermag, welches von dem Gefühl der Pflicht beſeelt, durch die Mannszucht befeſtigt und von der Liebe zum Vaterlande begeiſtert iſt. Welches auch der Weg ſein mag, den wir außerhalb unſerer Grenzen nehmen werden — wir werden auf ihm die ruhmvollen Spuren unſerer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet Euch mit ſeinen glühenden Wünſchen, und die geſamte Welt hat ihre Blicke auf Euch gerichtet. Von unſeren Erfolgen hängt das Los der Freiheit und der Civiliſation ab. Soldaten! Thue jeder ſeine Pflicht, und der Herr der Heerſchaaren wird mit uns ſein. Napoleon."

König Wilhelm wandte ſich (aus Mainz, am 2. Auguſt) mit folgenden Worten an ſein Heer: „An die Armee! Ganz Deutſchland ſteht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarſtaat, der uns überraſchend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unſerer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando und ziehe getroſt in einen Kampf, den unſere Väter in gleicher Lage einſt ruhmvoll beſtanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unſerer gerechten Sache ſein. Wilhelm."

Auf denn zum blutigen Kampfe!

Flieg, Adler, flieg! Wir ſtürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen,
Wir ſtürmen nach, ob tauſendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: flieg, Adler, flieg!
Aus unſ'rem Blute wächſt der Sieg.
Vorwärts! (Letzter Vers des „Kriegsliedes" v. Emanuel Geibel)

Tage der Erwartung. — Sehnſüchtig wurden die erſten Nachrichten vom Kriegsſchauplatze erwartet. Da Frankreich ſo ſehr zum Kriege gedrängt hatte, meinte man, es ſei ganz kampfbereit, vor Deutſchland mit der Rüſtung fertig und werde in wenigen Tagen eine Schlacht liefern.

Als der franzöſiſche Kriegsminiſter Marſchall Le Boeuf (ſprich: Lö Böf) vor Ausbruch des Krieges von Franzoſen gefragt wurde: „Sind wir bereit?" antwortete er, wie eine franzöſiſche Zeitung berichtet: „Vollſtändig bereit." — „Geben Sie uns", drang man weiter in ihn, „Ihr Ehrenwort darauf? Bedenken Sie, es wäre ein Verbrechen, Frankreich in einen Kampf zu ſtürzen, ohne alles vorhergeſehen, ſich vor allem ſicher geſtellt zu haben." Darauf ſagte der Marſchall: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir über und über bereit ſind." Damit waren die Fragenden immer noch nicht alle zufrieden. „Noch ein Wort," ſagte daher einer, „was verſtehen Sie denn eigentlich unter den Worten: Bereit ſein?" Der Marſchall: „Ich verſtehe darunter, daß, wenn der Krieg ein Jahr dauerte, wir nicht einmal einen einzigen Gamaſchenknopf zu kaufen brauchten." Der Erfolg hat dieſe dreiſten Worte gewaltig Lügen geſtraft.

Die größte Gefahr drohte natürlich den Grenzländern, beſonders Baden. Nur der Rhein trennte letzteres von Frankreich, und die mächtige Feſtung Straßburg diente den Franzoſen zu einem Stützpunkt, von dem ſie leicht einen Ausfall machen konnten. Zudem hatte man gerade Baden außergewöhnliche Strafe zugedacht. Die franzöſiſche Regierung ſprach nämlich den Verdacht aus, an die badiſchen Truppen ſeien explodierende (d. h. Spreng-) Gewehrkugeln verteilt worden. Auch behauptete ſie, keine Kenntnis davon zu haben, daß dies Land der zu St. Petersburg abgeſchloſſenen Uebereinkunft wegen menſchenfreundlicher Behandlung der Verwundeten und Kranken beigetreten ſei. Wenn dieſe Verdächtigungen auch, wie ſich bei näherer Prüfung ergab, ganz unbegründet waren, ſo wurde doch die Drohung darauf geſtützt, Baden ſolle verwüſtet und ſeiner Einwohner, ja ſelbſt der Frauen, nicht geſchont werden. Die ſchöne Eiſenbahnbrücke bei Kehl (eine Stunde von Straßburg entfernt) wurde daher aus Vorſicht ſchon am 22. Juli von Badenern an dem am deutſchen Ufer gelegenen Teile geſprengt; auch verbreitete ſich bald die Kunde, im Schwarzwald ſtänden große Truppenmaſſen. In der That waren es freilich nur kleine Abteilungen Württemberger, welche fortwährend hin und her marſchierten, auf den Bergen große Feuer anzündeten und ſich den Franzoſen recht gefliſſentlich zeigten, um dieſelben über ihre Stärke zu täuſchen. Dieſen Zweck erreichten ſie auch; bereits am 20. Juli berichtete ein franzöſiſcher General aus Straßburg nach Paris: „Es ſcheint feſtzuſtehen, daß die Preußen ſchon Herren aller Schwarzwaldpäſſe ſind."

Der erſte bedeutende Zuſammenſtoß erfolgte jedoch nicht hier, ſondern in der preußiſchen Rheinprovinz bei Saarbrücken.

Beginn des Krieges. Gefecht bei Saarbrücken am 2. Auguſt. — Nachdem Napoleon die Regierung des Landes für die Dauer des Krieges in die Hände ſeiner Gemahlin niedergelegt hatte, reiſte er mit ſeinem Sohne zu dem Heere ab und traf am 28. Juli in Metz ein. Bald nach ſeiner Ankunft rückten die Franzoſen in einer Stärke von über 30.000 Mann gegen Saarbrücken vor. Dieſes war von nur etwa 3000 Preußen gehalten, von denen 1000 vor und 2000 hinter der Stadt ſtanden; ihre Zahl war ſo gering, weil die Aufſtellung der deutſchen Hauptheeresmaſſen noch nicht völlig beendet war. Unter furchtbarem Lärmen und Schießen kamen die von General Froſſard (ſprich: Froſſahr) geführten Franzoſen heran. Die Preußen lernten hier ſogleich die Mitrailleuſen kennen von denen ſo viel Aufhebens gemacht worden war. Als ſie der erſten anſichtig wurden, ließ Hauptmann von Blomberg halten und brachte ein dreimaliges Hoch auf König Wilhelm aus, in welches die Mannſchaft unter Schwenken der Helme begeiſtert einſtimmte. Die Franzoſen feuerten dies Mordwerkzeug auf ſie ab, verwundeten aber nicht einen damit.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich die Preußen vor der ungeheueren Uebermacht zurückzogen; ſie thaten dies in größter Ordnung und unter tapferer Gegenwehr. Sie verloren in dieſem Gefechte 4 Offiziere und 79 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten; die Franzoſen 6 Offiziere und 80 Mann. Als letztere nach dem Abzug der Deutſchen in Saarbrücken eingerückt waren, fragte Froſſard den Bürgermeiſter der Stadt, wie viel Mann ihnen gegenüber geſtanden ſeien. Als ihm die geringe Zahl genannt wurde, habe er einige Augenblicke ſchweigend zur Erde geſchaut und dann geſagt: „Ich muß geſtehen, daß die Preußen ausgezeichnete Soldaten ſind". — In Paris erhob ſich großer Jubel ob dieſes vermeintlich bedeutenden Sieges.

Napoleon telegraphierte über denſelben an ſeine Gemahlin: „Louis hat ſoeben die Feuertaufe erhalten; er war von bewundernswerter Kaltblütigkeit und ließ ſich gar nicht aus der Faſſung bringen. Eine Diviſion des Generals von Froſſard nahm die Höhen, welche die linke Seite von Saarbrücken beherrſchen. Die Preußen leiſteten eine kurze Gegenwehr. Wir ſtanden in erſter Reihe, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen zu unſeren Füßen nieder. Louis hat eine Kugel behalten, welche ganz nahe vor ihm einſchlug. Manche Soldaten weinten, als ſie ihn ſo ruhig ſahen. Wir hatten an Toten nur einen Offizier und zehn Mann." — Der Soldatenwitz nannte jenen Ort ſpäter die „Thränenpfütze." Was thut ein Knabe im blutigen Streite? Der Krieg iſt kein Kinderſpiel.

Nicht lange brauchte man ſich in Deutſchland dem unangenehmen Eindrucke zu überlaſſen, welchen dieſe Nachricht immerhin an vielen Orten hervorgebracht hatte.

Treffen bei Weißenburg am 4. Auguſt. — Schon am 4. Auguſt erhielten Bayern und Preußen Gelegenheit, ſich in Weißenburg im Norden des Elſaſſes mit Franzoſen zu meſſen. Die Bayern griffen zuerſt an. Das 5. preußiſche Armeecorps unter Generallieutenant von Kirchbach eilte ihnen zu Hilfe. Die braven Poſener und Niederſchleſier ermunterten ſich gegenſeitig zum Laufſchritt. „Drauf", ſagten ſie, „es gilt, den Bayern Hilfe zu bringen; ſie müſſen wiſſen, daß auf uns Preußen Verlaß iſt!" — Beſonders heiß war der Kampf um den hinter Weißenburg aufſteigenden Berg, den Geißberg. Aus den am Fuße der Anhöhe ſich hinziehenden Hopfengärten und Weinbergen konnten die Franzoſen in gut gedeckter Stellung Feuer geben und ebenſo aus dem oben liegenden Schloſſe.

Wie es da zuging, wollen wir uns von einem dabei verwundeten preußiſchen Hauptmann erzählen laſſen. Derſelbe ſagte: Als wir den Geißberg ſtürmten, ſtießen wir auf Verſchanzungen mit Dornhecken; die Pioniere konnten nicht raſch genug fertig werden. Was war zu thun? Vorwärts mußten wir. Da ließen die Offiziere ſich hinüberheben, und die Mannſchaft folgte. Drüben empfing uns ein wahres Hagelwetter von Geſchoſſen; einen Augenblick wankte die Kompagnie, und plötzlich fiel ich, von zwei Kugeln durch den Oberſchenkel getroffen. Ich hielt uns für verloren. Da ſtimmten die Jungens das Lied an, welches ich auf dem ganzen Marſch tagtäglich bis zum Ueberdruß hatte hören müſſen, die „Wacht am Rhein," und damit ging's vorwärts. Die Reihen der Unſrigen wurden von dem mörderiſchen Feuer des Feindes ſtark gelichtet, aber die Höhen wurden erſtürmt, und der Sieg war unſer. Seit jener Stunde iſt mir das Lied ein Heiligtum, ja ein Gebet." Von dem Eiſernen Kreuz, welches dieſer Hauptmann erhielt, ſagte er: „Das hat meine Kompagnie geholt, nicht ich; für ſie trage ich es".

Mit der Erſtürmung hatten die Königsgrenadiere furchtbar blutige Arbeit, aber nicht umſonſt ſetzten ſie ihr Leben ein, noch an demſelben Abend war in allen größeren Städten Deutſchlands die Nachricht verbreitet: „Unter Fritzen's Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Stürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Geißberges. Unſer 5. und 11. Corps und 2. bayriſches Armee-Corps fochten. Feind in Flucht, 500 unverwundete Gefangene, eine Kanone und das Zeltlager in unſern Händen. Diviſions-General Douay (ſprich: Duä) tot. Von uns General von Kirchbach leicht geſtreift. Mein Regiment und 58er ſtarke Verluſte. Gott ſei geprieſen für dieſe erſte glorreiche Waffenthat! Er helfe weiter! Wilhelm."

Die Deutſchen verloren 91 Offiziere und 1460 Mann, das Königs-Grenadier-Regiment allein 23 Offiziere und 329 Mann, ſie hatten aber auch gegen 1000 Soldaten zu Gefangenen gemacht, ein Geſchütz und das Zeltlager erobert (bedeutend mehr, als das Telegramm des Königs, welcher den ganzen Erfolg nicht ſogleich kannte, angab. — Es kam noch öfter in dieſem Kriege vor, daß der Siegespreis ein viel größerer war, als die erſten deutſchen Berichte meldeten. Wie ſchön, daß die oberſten Heerführer lieber zu wenig als zu viel ſagten!). Die Zahl der Toten und Verwundeten bei den Franzoſen iſt nicht genau bekannt, war aber der guten Stellungen wegen, welche ſie inne hatten, nicht ebenſo groß wie bei den Deutſchen.

Unter den Toten befand ſich der franzöſiſche General Abel Douay. Als er die Deutſchen ſo mutig anſtürmen ſah, wurde er bleich wie der Tod und rief: „Es iſt unglaublich!" Er wollte ſelbſt noch eine Mitrailleuſe abfeuern, verlor aber, ehe er dies thun konnte, ſein Leben.

Mit ihrem Blute hatten die Preußen und Bayern ihre Waffenbrüderſchaft beſiegelt. Unter ungeheurem Jubel begrüßten ſie den Kronprinzen, als derſelbe auf die Kampfesſtätte herangeritten kam. Ganz beſonders erfreut war die 1. Kompagnie des 5. Jägerbataillons; denn von ihr wurde die erſte feindliche Kanone erobert, und dadurch erhielten die Glücklichen viele Ehrengaben, welche deutſche Vaterlandsliebe für dieſe Waffenthat beſtimmt hatte.

Schlacht bei Wörth am 6. Auguſt. — Der Kronprinz ſetzte mit ſeinem Heere den Vormarſch fort. Die tapferen Männer von der III. Armee fühlten ſich durch den bereits errungenen Erfolg und das Vertrauen auf ihre Führer gewaltig angeſpornt. Sie ſollten bald neue Proben ihrer Tüchtigkeit ablegen. Am 6. Auguſt war die Vorpoſtenkette des 5. preußiſchen Armeecorps bis in die Nähe des Dorfes Wörth gekommen. Im deutſchen Kriegsrat war beſchloſſen, auf dieſen Tag keine Schlacht zu liefern; man wollte warten, bis alle Truppen herangezogen wären. Bald verwickelten ſich jedoch einzelne Teile des preußiſchen 5. Corps, geführt von dem bei Weißenburg verwundeten, aber jetzt gleichwohl wieder kommandierenden General von Kirchbach, des 11. unter General von Boſe und des 2. bayeriſchen unter General von Hartmann in einen Kampf mit den von Mac-Mahon befehligten Franzoſen, welche, wie man bemerken konnte, durch die Eiſenbahn neuen Zuzug erhielten. Es entſpann ſich denn ein fürchterliches Ringen, zunächſt um den Sauerbach und die jenſeitigen ſtark befeſtigten Höhen und Weinberge von Fröſchweiler, Elſaßhauſen und Moosbronn.

Der Kronprinz von Preußen war bei Beginn des Kampfes nicht anweſend. Als er Kunde von demſelben erhielt, eilte er aufs Schlachtfeld und übernahm mittags um 1 Uhr den Oberbefehl. Sobald er den Gefechtsſtand überblickt hatte, beſchloß er die einmal entbrannte Schlacht mit Einſetzung aller Kräfte durchzuführen. Das 5. Corps hatte Wörth und die Linie dem Sauerbach entlang genommen, hielt dieſelbe trotz heftiger Angriffe, vermochte jedoch keine weiteren Fortſchritte gegen die Höhen von Fröſchweiler zu machen.

Der Kronprinz ließ nunmehr die Bayern (außer dem 2. Corps auch das 1., unter General von der Tann heraneilende) gegen den feindlichen linken Flügel, das preußiſche 11. Corps und die Württemberger (letztere unter General von Obernitz) gegen den rechten vorrücken; das 5. Corps griff im Mittelpunkt an. Dieſen vereinten Truppen gegenüber vermochten die Franzoſen nicht lange ſtand zu halten; in wenigen Stunden erfochten die Deutſchen einen glänzenden Sieg. Um 5 Uhr war der Kampf in Fröſchweiler beendigt und damit das letzte Bollwerk der Franzoſen erobert.

Beſonders ſchwer litten an dieſem Tage die franzöſiſchen Küraſſiere. Zu zwei verſchiedenen Malen griffen ſie an. Es war ein prachtvoller Anblick, als ſie in ihrer blinkenden Rüſtung mit ſchmucken Helmen, auf auserwählt ſchönen Pferden unter lautem Rufen, das erſte Mal über 1000 Mann ſtark, dahergeſtürmt kamen. Preußiſches Infanterie-Kreuzfeuer räumte jedoch erſchrecklich unter ihnen auf. Die verſchont Gebliebenen jagten in wilder Flucht davon, wurden nun aber erſt noch von preußiſchen Huſaren empfangen und erlitten aufs neue ſchwere Verluſte. Viele von ihnen lagen ſchon zu Boden, ehe ſie den Feind zu Geſicht bekommen hatten. Sie wurden faſt ganz aufgerieben. Auch bei den anderen franzöſiſchen Truppen entſtand infolge des wuchtigen Anſturms der Deutſchen ſehr große Verwirrung.

Eine wilde Flucht begann. „Rette ſich, wer kann!" wurde das Loſungswort. Käppi's, Torniſter, Waffen bezeichneten den Weg, welchen die Fliehenden nahmen. Da kamen Küraſſiere ohne Küraſſe, Füſiliere ohne Gewehre. Zwei oder gar drei Reiter ſaßen auf einem Pferde. Viele Roſſe galoppierten allein dahin und ſchleppten den Sattel unter dem Bauche her. Auf einem Eiſenbahnzug drängte ſich eine große Anzahl Infanteriſten zuſammen: Die einen ſaßen oder ſtanden dichtgedrängt in den Wagen, andere oben auf den Decken, noch andere klammerten ſich krampfhaft an die Thüren feſt, mit halbem Leib in die Luft hinausgebogen. „Welche Unordnung," — ſagte ſelbſt ein Franzoſe — „Flucht, Ausreißer, nichts als Flucht!"

Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd,
Flüchtling ohne Schuh,
Nirgends Raſt noch Ruh:
So hat ſie Gott geſchlagen
Mit Mann und Roß und Wagen!

Die Deutſchen jagten ihnen nach. Ein ſchwäbiſcher Reiter meinte: „Man kann's faſt nicht verreiten, ſo laufen ſie."

Am Abend des 6. Auguſt verkündeten folgende Telegramme den blutigen Sieg: „Siegreiche Schlacht bei Wörth. Mac-Mahon mit dem größten Teil Meiner Armee vollſtändig geſchlagen. Die Franzoſen auf Bitſch zurückgeworfen. Auf dem Schlachtfelde bei Wörth 4½ Uhr nachmittags.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Der König telegraphierte an ſeine Gemahlin: „Welches Glück, dieſer neue große Sieg durch Fritz! Preiſe nur Gott für ſeine Gnade. Mac-Mahon war verſtärkt aus der Hauptarmee. Es ſoll Victoria geſchoſſen werden. Wilhelm."

In der That ein glänzender Sieg, aber teuer erkauft! Die Deutſchen waren allerdings in der Mehrzahl (etwa 75.000 Mann ſtark gegen 45.000 Franzoſen), mußten aber auch die auf gut befeſtigten Höhen aufgeſtellten, tapfer kämpfenden Franzoſen angreifen und erlitten darum entſetzliche Verluſte. Sie büßten 489 Offiziere und 10.153 Mann ein (die Franzoſen — ohne die Gefangenen — etwa 9000 Mann), machten 200 Offiziere und 9000 Mann zu Gefangenen und gewannen an Siegeszeichen: 1 Adler, 4 Turkofahnen, 28 Geſchütze, 5 Mitrailleuſen, 91 Protzen, 23 Wagen mit Gewehren und blanken Waffen, 158 andere Fahrzeuge und 1193 Beutepferde. Unter den eroberten Gegenſtänden fand ſich eine Menge für den Krieg unnützer Dinge. Schmuckſächelchen, Schaukelſtühle, Frauenkleider, Schminkbüchſen, Haarputz u. a. ließen darauf ſchließen, daß die Franzoſen teilweiſe mit großer Leichtfertigkeit in den Krieg gezogen waren, teilweiſe ſagen wir; denn es gab auch ſehr viele edle Geſtalten unter den Geſchlagenen.

In der Hand eines toten franzöſiſchen Hauptmanns z. B. fand man ein Brieflein folgenden Inhalts: „Mein lieber Papa! Seit Du abgereiſt biſt, muß ich immer an Dich denken. Ich bin ſo traurig, daß ich Dich nicht alle Morgen ſehen und umarmen kann, aber ich hoffe, daß Gott Dir das Leben erhalten wird, und daß Du bald wiederkehren wirſt, Deine Tochter in Deine Arme zu ſchließen. Ich bin ſehr artig, um die Mama ein wenig über Deine Abweſenheit zu tröſten. Lebe wohl, vielgeliebter Vater, ich umarme Dich auf's zärtlichſte. Deine kleine, Dich ſehr liebende Margarethe." Es ſchien, daß der Offizier dies Briefchen vor ſeinem Sterben noch geleſen hatte. Wer von ſeinem Kinde ſo geliebt wird und ſein Leben aushaucht im Gedanken an daſſelbe, kann kein unedler Mann ſein.

Die Krankenträger und -pfleger und die Totengräber hatten in den darauffolgenden Nächten und Tagen alle Hände voll zu thun, um ihrer traurigen Pflicht zu genügen. Den Bruder eines gefallenen Franzoſen benachrichtigte der preußiſche Kronprinz perſönlich von deſſen Tode, wobei er zu ihm ſagte: „Ihr Bruder iſt als Held gefallen; ſeine Leiche iſt hier; es wird Ihnen jede Hilfe gewährt werden, dieſe glorreichen Ueberreſte fortzuſchaffen!" Indem er ſo den Schmerz des Feindes ehrte, ehrte er ſich ſelbſt und die deutſche Kriegsführung.

Auf Angehörige fremder Völker, welche dieſer Schlacht beiwohnten, machte ſie einen tiefen Eindruck. So ſchrieb z. B. ein Engländer in Hinblick auf dieſelbe: „Die Franzoſen ſind verloren. Das (die Deutſchen) ſind keine Bataillone, das ſind Mauern, die mit unwiderſtehlicher Macht vordringen. Man ſieht gar nicht, daß die Kanonen, Mitrailleuſen, Gewehre ſie berühren. Jede Lücke ſchließt ſich augenblicklich; nur hinter den Reihen merkt man, daß ſie gelichtet wurden. Jeder Mann, vom erſten bis zum letzten, iſt ein Held. Frankreich iſt verloren und um ſo mehr, je länger der Krieg dauert."

Um dieſe Zeit dichtete Wolrad Kreusler, ein Doctor im Waldeck'ſchen, folgendes Lied, welches auch die Veranlaſſung zum Kriege in launiger Weiſe ſchildert:

Soldatenlied.

Melodie: Prinz Eugen, der edle Ritter ꝛc.

König Wilhelm ſaß ganz heiter
Jüngſt zu Ems, dacht' gar nicht weiter
An die Händel dieſer Welt.
Friedlich, wie er war geſunnen,
Trank er ſeinen Krähnchenbrunnen
Als ein König und ein Held.

Da trat in ſein Cabinette
Eines Morgens Benedette,
Den geſandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Prinz von Hohenzollern
Sollt' auf Spanien's Königsthron.

Wilhelm ſagte: „Benedettig,
Sie ereifern ſich unnötig,
Brauchen Sie man nur Verſtand!
Vor mir mögen die Spaniolen
Sich nach Luſt 'nen König holen,
Mein'thalb aus dem Pfefferland!"

Der Geſandte, ſo beſchieden,
War noch lange nicht zufrieden,
Weil er's nicht begreifen kann,
Und er ſchwänzelt und er tänzelt
Um den König und ſcharwänzelt,
Möcht es gerne ſchriftlich ha'n.

Da ſieht unſer Wilhelm Rexe[1]
Sich das klägliche Gewächſe
Mit den Königsaugen an,
Sagte gar nichts weiter, ſundern
Wandte ſich, ſo daß bewundern
Jener ſeinen Rücken kann.

Als Napoleon das vernommen,
Ließ er gleich die „Stiebeln" kommen,
Die vordem ſein Onkel trug.
Dieſe zog der Bonaparte
Grauſam an, und auch der zarte
Lulu nach den ſeinen frug.

So in grauſer Kriegesrüſtung
Rufen ſie in voller Brüſtung:
„Auf, Franzoſen! Ueber'n Rhein!"
Und die Kaiſerin Eugenie
Iſt beſonders noch diejen'ge,
Die ins Feuer bläſt hinein.

Viele tauſend rote Hoſen
Stark, nun treten die Franzoſen
Eiligſt unter'n Chaſſepot,
Blaſen in die Kriegstrompete,
Und dem Heere à la tête[2]
Brüllt der wackere Turico.

---

[1] Rex heißt: König. [2] Sprich: a la tâte, das heißt: an der Spitze.

Der Zephire, der Zuave,
Der Spahi und jeder brave
Sohn der grrrande nation[1]);
An zweihundert Mitrailleuſen
Sind bei der Armee geweſen,
Ohne ſonſtiges Kanon.

Deutſchland lauſchet mit Erſtaunen
Auf die welſchen Kriegspoſaunen,
Ballt die Fauſt, doch nicht im Sack,
Nein mit Fäuſten, mit Millionen,
Prügelt es auf die Kujonen,
Auf das ganze Lumpenpack.

Wilhelm ſpricht mit Moltk' und Roone
Und ſpricht dann zu ſeinem Sohne:
„Fritz, geh' hin und haue ihm!"
Fritze, ohne lang zu feiern,
Nimmt ſich Preußen, Schwaben, Bayern,
Geht nach Wörth und — hauet ihm.

Haut ihm, daß die Lappen fliegen!
Daß ſie all' die Kränke kriegen
In das klappernde Gebein,
Daß ſie, ohne zu verſchnaufen,
Bis Paris und weiter laufen,
Und wir ziehen hinterdrein.

Unſer Kronprinz, der heißt Fritze,
Und der fährt gleich einem Blitze
Unter die Franzoſenbrut.
Und, ob wir uns gut geſchlagen,
Weißenburg und Wörth kann ſagen;
Denn wir ſchrieben dort mit Blut.

Ein Füſilier von Dreiundachtzig
Hat dies neue Lied erdacht ſich
Nach der alten Melodei.
Drum, ihr friſchen blauen Jungen,
Luſtig darauf losgeſungen!
Denn wir waren auch dabei.

Schlacht bei Spicheren am 6. Auguſt. — Am 6. Auguſt wurde auch bei Saarbrücken heftig gekämpft. Die Franzoſen hatten dieſe am 2. Auguſt beſetzte Stadt wieder aufgegeben. Die Deutſchen zogen mittlerweile ihre Truppen heran und konnten nunmehr zum Angriff übergehen. Auf den 6. war derſelbe allerdings noch nicht beabſichtigt, aber auch hier wurden kleinere vorgeſchobene Abteilungen der 14. Diviſion unter General von Kameke im 7. preußiſchen Armeecorps in einen Kampf verwickelt, welcher eine ſolche Ausdehnung gewann, daß er ohne große Nachteile von den Deutſchen nicht mehr wohl abgebrochen werden konnte, zumal da dieſelben wirkſame Unterſtützung von Truppen des 7., 8. und 3. Armeecorps erhielten. Auch auf feindlicher Seite rückten Verſtärkungen an, und ſo entſtand bald eine blutige Schlacht. Die Franzoſen hatten eine ausgezeichnete Stellung auf den Spicherer Bergen inne. An denſelben geht es an manchen Stellen ſo ſteil hinauf, daß man beim Emporklimmen die Hände gern zu Hilfe nimmt. Die Franzoſen hatten dieſe feſte Stellung durch Schützengräben, hinter denen hervor ſie gedeckt Feuer geben konnten, durch Verhaue und ähnliches noch ſchwerer angreifbar gemacht. Sie hielten ſie denn auch für uneinnehmbar, ja manche betrachteten es geradezu für Wahnſinn, gegen dieſelbe vorgehen zu wollen. Gleichwohl wurde ſie im Sturm genommen. Die Deutſchen mußten dabei oft große Strecken zurücklegen, ohne nur einen Schuß thun zu können, während ſie unaufhörlich mit einem Kugelregen überſchüttet wurden. Selbſt Geſchütze mußten in die Höhe geſchafft werden, wenn der Tod und Verderben bringenden Artillerie der Franzoſen Einhalt gethan werden ſollte. Trotzdem daß die Anſtürmenden in Minderheit waren, gelang ihnen das kühne Werk. Welche Tapferkeit erforderte das freilich!

Ein Augenzeuge berichtet: „Es war ein ergreifender Anblick, wie eines unſerer herrlichen Regimenter nach dem andern, oft ganz erſchöpft von weiten Geſchwindmärſchen, ankam, in ſchönſter Ordnung ſein Gepäck ablegte, ſich eine Viertelſtunde, auch länger oder kürzer, ausruhte, und dann, nachdem etwa noch die Regimentsmuſik „Heil dir im Siegerkranz" und „Ich bin ein Preuße" geſpielt hatte, getroſt auf die Anhöhen losrückte. — Selbſt ein franzöſiſcher Offizier gab ſeinen Gegnern folgendes ehrende Zeugnis: „Wenn wir," — ſagte er — die Preußen mit unſern Mitrailleuſen und Chaſſepots gezehntet hatten, dann glaubten wir, ſie würden umkehren. Aber nein, der Reſt ging immerzu vorwärts mit dem Bajonett, ohne einen Schuß zu thun. Ich glaube, wenn nur noch ein Einziger übrig geblieben wäre, er wäre im Laufſchritt vorwärts gegangen. Es war ein entſetzlicher Anblick; die haben gefochten nicht wie Männer, ſondern wie Geiſter."

Furchtbar groß waren allerdings auch die Opfer. An manchen Stellen, beſonders an den Bergabhängen hin, lagen die Toten haufenweiſe. Die Deutſchen verloren 223 Offiziere und 4648 Mann, die Franzoſen 249 Offiziere und 3829 Mann, darunter 12—1500 Gefangene.

Die Franzoſen befehligte Froſſard, die Hauptanführer auf deutſcher Seite waren von Zaſtrow (7. Corps), v. Göben (8. Corps), Konſtantin v. Alvensleben (3. Corps), bis abends 7 Uhr der Höchſtkommandierende der I. Armee, General v. Steinmetz, auf dem Schlachtfelde eintraf und den Oberbefehl übernahm.

Weſtfalen, Rheinländer und Märker hatten in ſchöner Eintracht ihr Leben eingeſetzt, um den Sieg zu erringen. — Einer der deutſchen Generäle, welcher zwar einen franzöſiſchen Namen, aber ein deutſches Herz hatte, François (ſprich: Fransſoa), wurde von fünf Kugeln getroffen. Er gab ſeinen Leuten noch ſeinen Degen und ſtarb mit den Worten: „Es iſt doch ein ſchöner Tod auf dem Schlachtfelde; ich ſterbe gerne, da ich ſehe, daß das Gefecht vorwärts geht."

Folgen dieſer Schlachten. — Ja, es war ein gewaltiger Ruck vorwärts, welchen die deutſchen Heere in Folge dieſer beiden Schlachten bei Wörth und Spicheren machten.

Die in vielen Teilen des Vaterlandes ſo ſehr gefürchteten Turkos und Zuaven haben ihren Ruhmesſchein, die Chaſſepots und Mitrailleuſen ihre Furchtbarkeit verloren. Bereits iſt auch der deutſche Boden vom Feinde verlaſſen. Die nächſten Schlachtfelder ſind bereits auf franzöſiſchem Gebiete zu ſuchen. So oft ſchon hatten Deutſchlands geſegnete Fluren den Tummelplatz für fremde Kriegsvölker und beſonders für die Franzoſen abgeben müſſen. Wörth und Spicheren ſind aber diesmal für das deutſche Heer zwei Wegweiſer nach Frankreich hinein. Oeſterreich, Italien und Dänemark, von denen das eine oder andere ſich mit den Franzoſen vielleicht verbündet hätte, wenn dieſen der Erfolg im Anfang zu Teil geworden wäre, hielten nun zurück. Als die Kunde von dem Doppelſiege in Deutſchland bekannt wurde, entſtand daher ungeheurer Jubel. Zwei ſolche Nachrichten auf ein Mal! In ganz Deutſchland erklangen Glocken, flatterten Fahnen und ſtiegen Dankgebete zum himmliſchen Vater empor. Ueberall legte man Hand an, um den Verwundeten Labung zu bringen, und dies mit um ſo größerem Eifer, da man einſah, daß noch ſchwere Tage folgen müßten.

Als eine Reſerve-Batterie im Luſtgarten in Berlin Victoria ſchießen mußte, ließ ſie am Anfang die Schüſſe nur langſam auf einander folgen. Da meinte ein Berliner: „Wenn dett ſo fortjeht, iſt am Ende ſchon wieder eene Schlacht jewonnen, bis die 101 Schüſſe jelöſt ſind." —

Stimmung in Frankreich. — Welchen Eindruck machten dieſe Nachrichten aber in Frankreich, beſonders in Paris? Zuerſt hatte man in Paris einen großen Sieg ausgepoſaunt. Es hieß: „Die Preußen ſind geſchlagen; Mac-Mahon hat Weißenburg wieder gewonnen." Auf der Börſe wurde die Nachricht verbreitet, bei Landau ſei eine große Schlacht geſchlagen worden, der preußiſche Kronprinz verwundet und gefangen, 40 bis 80 Kanonen erbeutet und 25.000 Preußen durch Mac-Mahon in einen Hinterhalt gelockt und vernichtet. Bald wurde die Zahl noch vergrößert. Man ſprach von 30.000 Gefangenen. Der Jubel, welcher nun ausbrach, läßt ſich nicht beſchreiben. Wildfremde Leute ſchüttelten einander auf der Straße die Hände, umarmten ſich und wünſchten ſich Glück zum Siege. Wagenpferde wurden mit Fähnlein geziert, und die Stadt prangte im Flaggenſchmuck. Männer hoben einen Theaterſänger auf ihre Schultern, von da aus ſtieg derſelbe auf das Dach eines Perſonenwagens und ſang dort die Marſeillaiſe (ſprich: Marſelljäs). An einer anderen Stelle that dies eine Sängerin.

Der erſte Vers dieſes Liedes, welches in Frankreich ungefähr ebenſo häufig geſungen wird wie in Deutſchland die „Wacht am Rhein", lautet überſetzt ſo:

Ihr Männer, auf im Vaterlande!
Es kam des Ruhmes Tag herbei.
Die blutbeſpritzte Fahne wandte
Hoch wider Euch die Tyrannei.
Hört Ihr der rohen Söldner Horden
Das Feld durchziehen mit Gebrüll?
Sogar in Euren Armen will
Der Feind Euch Weib u. Kinder morden.
Zum Kampf, Ihr Bürger all!
Schnell ordnet Eure Reihn!
Vorwärts! Vorwärts!
Das falſche Blut ſaug' Euer Boden ein!

Auf dieſen Freudentaumel folgte jedoch bald die Ernüchterung. Es verlautete, die Nachrichten ſeien falſch, die Franzoſen ſeien vielmehr geſchlagen. Der ungeheure Menſchenſtrom, welcher auf den Straßen hin und her wogte, wurde nun gefahrdrohend. Die Regierung verſprach, ſie wolle die Verbreiter ſolcher Nachrichten beſtrafen und ermahnte zur Ruhe. Aber dieſe ließ ſich nicht ſo leicht herſtellen. Man forderte Waffen und ſprach bereits davon, der Kaiſer ſolle abdanken. Das bisherige Miniſterium, welches den Krieg angeſchürt hatte, mußte einem neuen Platz machen, an deſſen Spitze der Graf v. Palikao, ein 73jähriger Greis, trat. Derſelbe hatte ſich in einem franzöſiſchen Kriege gegen die Chineſen hervorgethan, aber auch durch Plünderungen ſeinen Namen verunehrt. Nun wurden alle kinderloſen Witwer und unverheirateten Männer von 25—30 Jahren unter die Waffen gerufen, und eine haſtige militäriſche Thätigkeit begann.

Vertreibung der Deutſchen. — Die Maſſe des Volkes richtete ihre Erbitterung auf die in Frankreich wohnenden Deutſchen. Dieſelben wurden ausgewieſen, man gab ihnen aber oft nicht einmal die Gelder, welche ſie in Sparkaſſen niedergelegt hatten.

Wie rachſüchtig und urteillos ſich die Menge dabei bewies, zeigt folgendes Beiſpiel: Ein franzöſiſcher Kaufmann in Paris hatte ein ſchönes Geſchäft mit der Ueberſchrift: „Zur goldenen Kugel." Am 11. Auguſt erklärte er in einer Pariſer Zeitung, er ſei im Ganzen auch mit der Ausweiſung der Deutſchen einverſtanden. Da jedoch viele darunter ganz unſchädlich ſeien, ſchlage er vor, man ſolle das Dableiben denjenigen geſtatten, welche von ehrenwerten franzöſiſchen Bürgern ein Zeugnis ihrer Friedlichkeit beibringen könnten, er ſelbſt kenne mehrere, für welche er mit ſeinem Leben einzuſtehen vermöge. Am Abend des folgenden Tages kamen nun etwa 1200 Leute auf ſein Haus zu, Vornehme und Verlumpte untereinander, und ſchrieen: „Er beſchützt die Deutſchen! Er iſt ein Verräter! An den Laternenpfahl mit dem Preußen!" Eine Menge Steine wurden gegen ſeine ſchönen Ladenſcheiben geſchleudert und gegen die Läden des erſten Stockes, in dem er wohnte. Bald war der Volkshaufen auf 3—5000 Menſchen angewachſen, welche die enge Straße mit wüſtem Lärm erfüllten. Die vergoldete Kugel, das Abzeichen des Geſchäftes, wurde durch Steinwürfe zertrümmert. Gerne hätten die Raſenden auch die Thüre eingeſchlagen, es gelang ihnen jedoch nicht. Endlich kam eine Abteilung der Pariſer Garden und verlangte Einlaß im Namen des Geſetzes. Mit großer Schnelligkeit nahm ſie den Kaufmann in ihre Mitte, ohne daß ihm jemand etwas thun konnte. Die Volksmenge folgte aber raſch nach, ſo daß die ganz geſchwind dahin eilenden Schutzleute noch von ihren Kolben Gebrauch machen mußten, um ſich ihrer zu erwehren. Als ſie über die Seine (ſprich: Sähne, ein Fluß, welcher Paris durchſchneidet) gingen, ſchrie man ihnen nach: „In die Seine hinein, in die Seine." Aber im Nu war der Bedrohte im Juſtizpalaſte verſchwunden und unter dem Schutze der Obrigkeit ſicher.

Von dem vierten Stock eines Nebenhauſes herab hatten deutſche Arbeiter das Treiben vor der „Goldenen Kugel" wahrgenommen und hielten es für geraten, gleich am andern Tage ihre Päſſe zu holen, um in die deutſche Heimat zurückzueilen.

Am 28. Auguſt erließ die Pariſer Regierung einen Befehl, welcher die Deutſchen zwang, die Hauptſtadt innerhalb 3 Tagen zu verlaſſen. Die deutſchen Behörden vergalten hierin nicht Gleiches mit Gleichem; die Franzoſen, welche ſich zu dieſer Zeit in Deutſchland befanden und ſich ruhig verhielten, wurden von ihnen nicht behelligt. Deutſchland führte ja mit dem franzöſiſchem Heere, nicht mit friedlichen Bürgern Krieg. Daher ſuchten auch die deutſchen Soldaten die Bewohner der franzöſiſchen Gegenden, durch welche ſie kriegshalber ziehen mußten, zu ſchonen. Schön war in dieſer Beziehung der Heeresbefehl, welchen Prinz Friedrich Karl am 6. Auguſt erließ. Er lautet: „Soldaten der II. Armee! Ihr betretet den franzöſiſchen Boden. Der Kaiſer Napoleon hat ohne allen Grund an

---

[1] Das heißt: des großen Volks.

Deutſchland den Krieg erklärt; er und ſeine Armee ſind unſere Feinde. Das franzöſiſche Volk iſt nicht gefragt worden, ob es mit ſeinen deutſchen Nachbarn einen blutigen Krieg führen wolle; ein Grund zur Feindſchaft iſt nicht vorhanden. Seid deſſen eingedenk den friedlichen Bewohnern Frankreichs gegenüber. Zeigt ihnen, daß in unſerm Jahrhundert zwei Culturvölker ſelbſt im Kriege mit einander die Gebote der Menſchlichkeit nicht vergeſſen. Denkt ſtets daran, wie Eure Eltern in der Heimat es empfinden würden, wenn ein Feind, was Gott verhüte, unſere Provinzen überſchwemmte. Zeigt den Franzoſen, daß das deutſche Volk nicht nur groß und tapfer, ſondern auch geſittet und edelmütig dem Feinde gegenüber iſt. Friedrich Karl, Prinz von Preußen.“ Auch König Wilhelm erließ am 8. Auguſt eine ſolche Anſprache, worin er ſagte: „Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes, es iſt vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigentum zu ſchützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unſeres Heeres auch nur durch einzelne Beiſpiele von Zuchtloſigkeit angetaſtet werde.“

Wie ſtand es indeſſen bei dem Heere?

Die Deutſchen marſchieren vorwärts. — Der alte Blücher hatte den Grundſatz: „Immer dem Feinde in den Hoſen geſeſſen.“ So machten's die Deutſchen auch in dieſem Feldzuge. Sie ruhten nach einer gewonnenen Schlacht nicht auf ihren Lorbeeren aus, ſondern eilten immer vorwärts und beunruhigten die Franzoſen.

Dabei zeichneten ſich beſonders die Ulanen aus. Dieſelben vollführten z. B. folgendes kühne Reiterſtückchen. In Nancy herrſchte am 12. Auguſt große Aufregung; denn es hieß: „Die Preußen kommen!“ Bald ſagten die Bewohner, 20.000 Mann rückten an. Vorläufig kamen freilich nicht mehr als vier Ulanen, welche jedoch nur für den Vortrab gehalten wurden. Dieſelben ritten durch die Straßen der Stadt. Etwa dreißig andere geſellten ſich ihnen noch zu. Der befehligende Offizier machte den Eiſenbahndirektor zum Gefangenen auf Ehrenwort. Nach und nach folgten noch mehrere, ſo daß ſie ſchließlich hundert und fünfzig Mann ſtark waren. Sie beſtellten ſich ein Mittageſſen, ließen ſich's gut ſchmecken und verſorgten ihre Pferde mit Hafer und Heu. Am andern Tage waren ſie verſchwunden, nachdem ſie unterwegs die Telegraphendrähte abgeſchnitten und die Eiſenbahn zerſtört hatten. Als die Bürger von Nancy inne wurden, von welcher Handvoll Leute ihre Stadt beſetzt worden war, ärgerten ſie ſich nicht wenig.

Obwohl am 6. Auguſt die blutige Arbeit bei Spicheren erſt beim Hereinbrechen der Dunkelheit ein Ende genommen hatte, zeigten ſich doch ſchon am folgenden Tage morgens um 5 Uhr in der Nähe von Saargemünd preußiſche Plänkler, welche hinter der geſchlagenen Froſſard'ſchen Armee herkamen.

Auch das Heer des Kronprinzen ſetzte nach der Schlacht von Wörth ſeinen Marſch fort. Nur ein Teil zweigte ſich davon ab, nämlich die badiſchen Truppen, welchen die Aufgabe zufiel, Straßburg einzuſchließen und zu nehmen. Am 7. Auguſt abends ſchwenkten dieſe daher ſüdwärts ab. Bald waren die andern, Preußen, Bayern und Württemberger, an der ſchönen Bergkette der Vogeſen angelangt. Wie wird es ihnen in dieſen großen Wäldern ergehen? fragte man ſich. Bei der großen Wut, welche elſäſſiſche Bauern bis jetzt ſchon gezeigt hatten, ließ ſich befürchten, Freiſchützen ſeien darin verſteckt; außerdem lagen kleine Feſtungen in dem Gebirge, in welchen die Franzoſen Stützpunkte gewinnen konnten. Auch war es ungewiß, ob die Verpflegung der Mannſchaft genugſam geregelt werden könne. Der Marſch erfolgte daher mit der größten Vorſicht. Aber ſiehe da, bereits nach wenigen Tagen war die Vogeſenkette überſchritten! Zur Einſchließung der kleinen Feſtungen Bitſch, Lichtenberg, Pfalzburg und Marſal wurden Truppenabteilungen zurückgelaſſen, da der Rücken gedeckt ſein mußte. Wie ſchlecht für Ausrüſtung derſelben teilweiſe geſorgt war, zeigte das Beiſpiel von Marſal. Die Deutſchen warfen 87 Granaten hinein. Die Beſatzung konnte, da ſich nicht ein Artilleriſt unter ihr befand, nur mit einem Granatſchuß antworten und mußte bereits am 4. Auguſt kapitulieren.

Am 12. Auguſt war das kronprinzliche Heer am Fluſſe Saar angekommen; zu ſeiner Aufſtellung brauchte es eine Strecke von 3 Meilen.

Die bei Spicheren geſchlagenen Franzoſen zogen ſich indeſſen immer rückwärts, bis ſie in die Nähe von Metz kamen. Dieſe ſtarke Feſtung hatte bisher jeden auf ſie gemachten Angriff vereitelt, ſie war noch eine Jungfrau unter ihren Schweſtern. Die Franzoſen erhielten hier ſtarken Zuzug, ſo daß ſie auf etwa 200.000 Mann anwuchſen. Die meiſten von ihnen hatten ſich mit den Deutſchen noch nicht geſchlagen und brannten vor Begierde, die ihren Waffenbrüdern beigebrachten Niederlagen zu rächen. Es war daher klar, daß noch ſchwere Kämpfe kommen würden. Den Oberbefehl über die „Rheinarmee“ trat Napoleon am 12. Auguſt an Bazaine ab, auf den das Heer großes Vertrauen ſetzte. Dieſer wollte nur etwa 34.000 Mann Beſatzung in Metz zurücklaſſen und mit dem übrigen Heere weiter rückwärts marſchieren. Der Kaiſer ſelbſt verließ Metz am 16. Auguſt mittags. Er richtete dabei an die Bewohner folgende Worte, welche an den Straßenecken zu leſen waren: „Indem ich Euch verlaſſe, um die Invaſion (das Eindringen, nämlich der Feinde) zu bekämpfen, vertraue ich Eurer Vaterlandsliebe die Verteidigung dieſer großen Stadt an. Ihr werdet an Mut und Aufopferung mit dem Heere wetteifern. Für die Aufnahme, welche ich in Euren Mauern gefunden, werde ich ſtets ein dankbares Andenken bewahren, und ich hoffe, daß ich in glücklichen Zeiten Euch für Eure edle Haltung werde danken können.“

Um jene Zeit entſtand ein Soldatenlied über Napoleon, das ſogenannte „Kutſchke-Lied:“ Es erlangte raſch eine große Verbreitung und wurde vielmal überſetzt. Der vermeintliche „Kutſchke“ erhielt viele Geſchenke, man konnte ihn aber im ganzen Heere nicht ausfindig machen. Erſt ſpäter wurde Piſtorius, ein Pfarrer im Mecklenburgiſchen (derſelbe ſtarb im Jahre 1877), als Verfaſſer dieſes Liedes ausgekundſchaftet.

Es lautet ſo:

„Was kraucht dort in dem Buſch herum?
Ich glaub', es iſt Napolium.“
Was hat der rum zu krauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

„Da haben ſich im off'nen Feld
Noch rote Hoſen aufgeſtellt.“
Was haben die da rumzuſteh'n?
Drauf los, die müſſen wir beſehn!

„Mit den Kanonen und Mamſell'n,
Da knall'n ſie, daß die Ohren gell'n.“
Was haben ſie da rumzuknall'n?
Drauf, Kameraden, bis ſie fall'n!

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm.“
Mit Gott drauf los, dann iſt's vorbei
Mit ſeiner ganzen Kaiſerei!

Kaum iſt Napoleon 2 Stunden aus Metz fort, ſo entbrennt in der Nähe dieſer Feſtung ein heißer Kampf. Die Deutſchen wollen Bazaine am Abzug verhindern und ihm dadurch die Vereinigung mit Mac-Mahon unmöglich machen. Denn wenn die Franzoſen den Deutſchen mit vereinten Kräften eine Schlacht gerade da aufgenötigt hätten, wo ihnen eine ſolche am günſtigſten zu werden verſprach, würden ſie dieſen leicht allzu harten Stand bereitet haben. Man muß dabei wohl bedenken, daß die Deutſchen in Feindesland waren und daß darum ihre Verpflegung, die Sicherung der Verbindungswege mit ihrer Heimat, der Verkehr mit den erbitterten Bewohnern große Anſtrengungen und viele Wachſamkeit erforderten, während die Franzoſen die Hilfsmittel ihres Vaterlandes für ſich ſchnell flüſſig machen konnten und bei ihren Landsleuten reichliche Unterſtützung fanden.

Jenes Ziel, Bazaine bei Metz feſtzuhalten, erreichten die Deutſchen in drei Schlachten am 14., 16. und 18. Auguſt.

Die Schlachten um Metz vom 14. bis 18. Auguſt. — Schlacht bei Colombey-Nouilly am 14. Auguſt. — Am 14. Auguſt griff Generalmajor von der Goltz den Feind nachmittags um 3 Uhr, alſo zu einer Tageszeit an, in welcher ſonſt Schlachten nahezu beendigt zu ſein pflegen. Er hatte nämlich wahrgenommen, daß die Franzoſen über die Moſel zurückmarſchieren wollten. Um dies zu verhindern, ließ er die Vorhut des 7. Armeecorps gegen ſie vorgehen und wurde dadurch in einen ſo heftigen Kampf mit ihnen verwickelt, daß ſeine Brigade an dieſem Tage allein 1000 Mann verlor. Die Generäle Zaſtrow, Manteuffel und andere kamen mit ihren Truppen zur Hilfe. Wegen des unvermuteten Beginns der Schlacht war während derſelben keine eigentliche Oberleitung vorhanden. Trotzdem ſtimmten die Anordnungen der einzelnen Führer prächtig zuſammen. Die Franzoſen waren nicht nur in Bezug auf die Zahl in der Uebermacht, ſondern hatten auch wieder großenteils ganz ausgezeichnet geſchützte Stellungen. In den Deutſchen lebte aber Todesmut, um jeden Preis wollten ſie den Feind am Abzug verhindern. Die bisherigen Siege, welche das fortwährende Zurückweichen ihrer Gegner zur Folge gehabt hatten, beſtärkten ſie in ihrer Hoffnung, auch hier das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Sie täuſchten ſich denn auch nicht.

Von ihrem Mute und ihrer Tapferkeit nur wenige Beiſpiele! Generalleutnant von Bentheim kommt in ein mörderiſches Feuer hineingeſprengt und ſieht, daß faſt alle Offiziere tot oder kampfunfähig ſind. Hinter den Reihen bemerkt er einen deutſchen Soldaten, welcher ſich ganz ruhig eine Zigarre anzündet. Er reitet zu ihm heran und ruft ihm zu: „Gebt mir auch Feuer, Freund!“ Der Mann thut's, und hoch zu Roß zündet ſich der General ſeine Zigarre an, ſagt dann: „Danke, mein Sohn,“ wendet ſich zu ſeinen Leuten und ſtürmt mit dem Rufe: „Vorwärts, Kinder!“ die Zigarre im Munde und den Säbel in der Rechten, auf den Feind ein. Solche Beiſpiele von Kaltblütigkeit feuerten die Krieger zu wahren Heldenthaten an. — Ein anderes Beiſpiel! Eine Hauptzielſcheibe feindlicher Geſchoſſe war die Fahne des Füſilierbataillons vom Regiment Nr. 55. Der Fahnenträger Fincke blutet zwar, aber doch läßt er ſeine Fahne nicht los. Da durchbohrt ihm eine Kugel den Arm. Jetzt vermag er ſie nicht mehr zu halten. Der Unteroffizier Vögeding nimmt ſie ihm ab. Kaum hält dieſer ſie feſt, ſo reißt auch ihm eine Granate die rechte Hand weg. Nun erfaßt ſie ein Sergeant: ſie iſt alſo in kurzer Zeit in die dritte Hand übergegangen.

Bis in die Nacht hinein dauerte der Kampf. Das Dunkel wurde da und dort noch durch das Abfeuern von Geſchoſſen erhellt, aber bald hörte man nur noch die Hörner, welche Freund und Feind von der blutigen Arbeit abriefen. Ach, an viel hundert Ohren drangen ihre Töne vergebens! Die wenigen Stunden der Schlacht, welche die von Colombey-Nouilly (ſprich: Kolongbeh-Nullji) genannt wird, hatten nahezu 5000 Deutſchen und über 3000 Franzoſen Tod oder Verwundung gebracht. Hinter einem Graben bei dem Dorfe Colombey lagen allein ungefähr 800 Tote und Verwundete, hier war der Kampf aber auch fürchterlich geweſen. — Noch lange folgten die Verwundetenträger und -pfleger den Lauten der auf dem Schlachtfelde blutenden ächzenden Männer, um ſie auf die Verbandplätze zu bringen.

Die Stärke der deutſchen Truppen (des 1. und 7. Armeecorps, der 18. Infanterie- und der 1. und 3. Kavallerie-Diviſion) betrug (ohne Offiziere und Trainſoldaten) 58.659 Infanteriſten und Pioniere, Kavalleriſten mit 8734 Pferden und 204 beſpannte Geſchütze. Dieſe kamen jedoch nicht alle ins Gefecht, da ſie zum Teil erſt ſpäter anrückten, den Hauptkampf führten vielmehr im großen und ganzen nur 5 preußiſche Brigaden gegen 5 franzöſiſche Diviſionen.

Durch dieſe Schlacht wurden die Franzoſen auf dem rechten Moſelufer bis zu den Stellungen zurückgeworfen, welche in dem Bereiche der Feſtungskanonen von Metz lagen. Dahin konnten ihnen die Deutſchen nicht folgen, ohne ſich nutzloſen Verluſten auszuſetzen.

Der Abzug des Gegners auf Verdun (ſprich Werdöng) war verzögert; es galt nunmehr denſelben völlig zum Stillſtand zu bringen. Dies wurde durch die Schlacht am 16. Auguſt erreicht.

Am 15. Auguſt war Waffenruhe; die Toten wurden beerdigt.

Schlacht bei Vionville-Mars-la-Tour am 16. Auguſt. — Am 16. Auguſt begann das Ringen auf's neue. Während am 14. Auguſt nur Teile der I., Steinmetz'ſchen Armee gekämpft hatten, fiel diesmal die Hauptaufgabe den Truppen des II. Heeres unter dem Prinzen Friedrich Karl zu. Die an dieſem Tage geſchlagene Schlacht wird nach den Orten Vionville und Mars-la Tour (ſprich: Wionswill, Mars la Tuhr) genannt. Prinz Friedrich Karl ſelbſt langte erſt um 4 Uhr auf dem Schlachtfelde an, nachdem ihm im Laufe des Nachmittags gemeldet worden war, daß ein großer Kampf entbrannt ſei. Er legte in einer Stunde zu Pferde eine Strecke von mehr als ſechs Stunden zurück, um rechtzeitig einzutreffen.

Noch am 15. hatte ſich Bazaine aufgemacht, um weſtwärts über Verdun abzumarſchieren. Als am Morgen des 16. franzöſiſche Dragoner gerade abkochten und ihre Pferde tränkten, fuhren plötzlich aus großer Nähe deutſche Granaten in ihre Reihen. In wilder Flucht jagten ſie davon und brachten die franzöſiſchen Lager in Bewegung. Damit begann die blutige Schlacht. Dieſelbe entbrannte bald in großer Heftigkeit. Der kommandierende General des 3. preußiſchen Armeecorps, Konſtantin von Alvensleben, befiehlt ſeinen beiden Diviſionen von Stülpnagel und von Buddenbrock den Feind anzugreifen. Wohl müſſen es ſeine Brandenburger mit zwei franzöſiſchen Corps aufnehmen, aber ſie ſpannen alle Kräfte an und dringen großer Verluſte ungeachtet vorwärts. Auf franzöſiſcher Seite fochten ganz ausgezeichnete Truppen, z. B. die Gardeküraſſiere, welche in ihren ſtählernen Harniſchen prachtvoll ausſahen. Die Garde ſtand bei den Franzoſen in gutem Rufe. Um ihre Tapferkeit zu bezeichnen, führte man gerne ihren Wahlſpruch an: „Die Garde ſtirbt, aber ergibt ſich nicht." Die Deutſchen ließen ſich jedoch auch von ihnen nicht bange machen.

Mittags um 12½ Uhr erhielten z. B. Gardeküraſſiere den Befehl preußiſche Infanterie niederzuhauen. Die 6. und 7. Kompagnie des 52. Regiments erwartet, in Linie entwickelt, mit aufgenommenem Gewehre die Reiter. Als dieſelben auf 250 Schritte herangekommen ſind, erhalten ſie mörderiſch wirkendes Schnellfeuer. Die Küraſſiere, welche zu entrinneu vermochten, ſtürmen rechts und links an dem kleinen Häuflein vorüber. Nun macht das zweite Glied der Preußen Kehrt und feuert von hinten auf ſie ein. Nur ein kleiner Reſt vermochte ſich durch ſchnellſte Flucht zu retten. 22 Offiziere, 208 Küraſſiere und 243 Pferde koſtete dieſer Reiterangriff die Franzoſen. Einen beſonders ſchmerzlichen Verluſt erlitten aber auch die Zweiundfünfziger; ihr tapferer Führer, Hauptmann Hildebrand, fiel.

Als bald darauf braunſchweigiſche Huſaren dicht an Geſchütze der Gardeartillerie herankamen, bemerkten ſie einen hohen franzöſiſchen Offizier. Sie reiten auf ihn zu; er zieht ſeinen Degen. Franzöſiſche Offiziere drängen ſich um ihn; ſeine Huſaren vermögen ihn nur mit genauer Not zu retten; es war Bazaine, welcher den Deutſchen faſt in die Hände gefallen wäre.

Bis nachmittags 2 Uhr waren bereits 4 feindliche Armeecorps von dem einen brandenburgiſchen am Abmarſch verhindert und in's Gefecht verwickelt worden. Und immer langten noch friſche franzöſiſche Truppen an. Beſonders heftig drückte die Uebermacht auf die Diviſion des Generals von Buddenbrock, welche ſchon lange gekämpft hatte und in ſtarkem feindlichem Geſchützfeuer ſtand. Konnte man hoffen, daß die ermatteten Männer noch lange ſtand zu halten vermöchten, zumal da der franzöſiſche Marſchall Canrobert (ſprich: Cansrobähr) ſich anſchickte, mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Kräften einen Hauptſtoß auszuführen? Sehnſüchtig ſchauten ſie aus nach Hilfe.

Plötzlich ſchmettern Trompeten und erdröhnt die Erde unter dem Hufſchlag von Roſſen, welche flugs daherkommen. Es iſt die Kavallerie-Brigade Bredow, welche den bedrängten Kameraden zu Hilfe eilt. Eine Infanteriereſerve hat General von Alvensleben nicht mehr zur Verfügung, darum muß er die Reiter dem Feinde entgegenſenden. Die Männer da droben auf den Pferden wiſſen, daß es für viele unter ihnen ein gewiſſer Ritt in den Tod iſt; denn der Empfang, auf welchen ſie zu rechnen haben, iſt ein Willkomm aus den Feuerſchlünden der feindlichen Geſchütze und Gewehre. Sie haben den Befehl, am Walde durchzubrechen und die franzöſiſchen Batterien zum Schweigen zu bringen. „Ich ſoll hier am Walde die Infanterie durchbrechen?" hatte General von Bredow gefragt. „Ja wohl," war die Antwort, „wir haben das Dorf bereits genommen und können nicht an den Wald herankommen; das Schickſal der Schlacht hängt davon ab, daß alles aufgeräumt werde, was längs des Waldes ſteht. Sie müſſen angreifen und zwar aufs Thatkräftigſte." Nun denn, magdeburgiſche Küraſſiere und märk'ſche Ulanen, drauf! Gott ſchütze Euch! Und wirklich: todesmutig, jauchzend ſtürmen ſie an. Ihr Schlachtgeſchrei durchdringt noch Kanonendonner und Gewehrfeuer, und nun beginnt ein gewaltiges Schlagen, Stoßen, Schießen, Aufbäumen von Roſſen, Niederreiten von Menſchen. Dicke Staub- und Dampfwolken hüllen eine Zeit lang Feind und Freund ein und werden dann wieder durch blitzende Schüſſe durchbrochen. Wohl fallen viele, aber wer hätte Zeit, auf ſie zu achten! Jede Sekunde iſt koſtbar, die nächſte kann den eben noch Unverſehrten unter die Hufe der ſchnaubenden Roſſe werfen. Vorwärts geht's! Es iſt eine wilde verwegene Jagd. Die Reiter dringen durch die erſten Reihen der Infanterie vorwärts. Die Küraſſiere hauen mit ihren Säbeln, die Ulanen ſtechen mit ihren Lanzen nieder, was ihnen in den Weg kommt. Hurrah! Das erſte feindliche Infanterietreffen iſt durchbrochen, und mehrere Geſchütze ſind gewonnen.

Aber noch lange iſt die Arbeit nicht vollendet. Weiter hinten ſteht eine zweite Infanteriereihe und eine zweite Batterie. Auch auf ſie geht es los. Schon ſpringen die Vorderſten von den Pferden, um die Geſchütze gegen ihre bisherigen Verteidiger zu wenden — da jagen aus dem Walde franzöſiſche Küraſſiere und Dragoner hervor. Werden die blutenden, müden Helden auch noch dieſen Stoß aushalten? Eine Zeitlang verſuchen ſie's, aber nein, es liegt nicht in menſchlicher Kraft! Zurück! rufen die Trompeten. Ach, wie viele hören den Ruf nicht mehr, wie viele hören ihn wohl, können ihm aber nicht mehr folgen, weil ſie geſchoſſen zerſtochen, gequetſcht, zertreten zwiſchen oder unter den Pferden liegen! Aber die leicht oder gar nicht Verwundeten folgen ihm. Noch will Leutnant Campbell ein Zeichen ihrer Tapferkeit mitnehmen. Er ringt mit dem Fahnenträger, um ihm das Banner zu entreißen. Da umzingelt ihn eine überwältigende Anzahl franzöſiſcher Reiter. Er muß ſeine Kühnheit wohl mit dem Leben büßen. Nein, deutſche Küraſſiere ſprengen an ihn heran, hauen ihn heraus; er kann mit den Braven davonreiten. Sie reiten, aber manche der vorhin niedergeworfenen Infanteriſten haben ſich wieder kampfbereit gemacht und wollen ſich rächen. Nochmals müſſen die Schwerter und Lanzen blutige Arbeit verrichten. Major Graf Schmettow befiehlt, daß das Regimentsſignal geblaſen werde. Aber wo iſt ein Trompeter? 10 waren gefallen. Doch er findet noch einen. Der ſetzt an, aber was für ein klagender Ton dringt aus der Trompete hervor! Eine Kugel hatte ſie durchlöchert. Es war, als ob die Töne, welche daraus hervorächzten, mit einſtimmen wollten in das Jammern der Verwundeten und den Toten ein Klagelied ſingen.

Von den kaum 800 Mann ſtarken 6 Schwadronen verloren
die Küraſſiere 7 Offiziere, 189 Mann, 209 Pferde,
die Ulanen 9 „ 174 „ 200 „

Schmettow ſchrieb: „Jeder von uns konnte ſich ſagen, daß Gottes Gnade allein ihn bewahrt; daß ſo viel noch herausgekommen, iſt ein Wunder, eigentlich konnte keiner darauf rechnen."

Dieſer Todesritt erregte ſelbſt bei den Gegnern Bewunderung.

So ſagte z. B. ein franzöſiſcher General von den deutſchen Reitern: „Sie waren wie der Sturmwind in meiner Batterie. Ich rettete mich mit genauer Not als die Reitermaſſe dicht an mir und meinem Adjutanten vorüberſauſte und meine Batteriemannſchaft zertrat, aber es war ein ſo großartiges militäriſches Schauſpiel, daß ich mich trotz der Gefahr nicht enthalten konnte, meine Bewunderung auszuſprechen. Im Zurückjagen rief ich meinem Adjutanten zu: „Sehen Sie, welch' ein prachtvoller Angriff!" Prachtvoll war er freilich zum Anſehen, aber nicht zum Mitmachen. Dafür nur ein Beiſpiel! Ein franzöſiſcher Sergeant ſank, von einem Schuſſe getroffen, zu Boden. Obwohl es ihm ſchwarz vor den Augen wurde, ſah er doch die heranſtürmenden Reiter. Sie kamen, ohne daß er von der Stelle konnte. Ein Pferd fällt vor ihm nieder, und über ihn jagen Männer und Roſſe hin Als ſie fort waren, vermochte er immer noch nicht aufzuſtehen; Blutverluſt und Schrecken lähmten ihn; er wurde ohnmächtig und konnte ſich nicht mehr rühren Seine Verſtandeskräfte waren jedoch noch ſtark genug, daß er wahrnehmen konnte, was um ihn her vorging. Da kommen ſie auf's neue heran, dies Mal Deutſche und Franzoſen unter einander und hinter einander, ſich gegenſeitig bekämpfend. Er meinte, er ſehe nicht mehr Menſchen, ſondern böſe Geiſter und Skelette voranreiten, welche mit großen Senſen um ſich hieben. Und nochmals ſtürmten ſie über ihn hin. Jetzt verlor er die Beſinnung ganz. Als er wieder zu ſich kam, war er in einem Krankenwagen; er hatte außer ſeiner Wunde nur zwei Quetſchungen davongetragen. Die geſpenſtiſchen Reiter erſchienen ihm aber noch öfter in ſeinen Wundfieberanfällen und Träumen.

Dieſer Reiterangriff hatte der Diviſion Buddenbrock wieder Luft geſchafft.

Nach langem bangem Warten erhielt das heldenmütige Corps endlich Unterſtützung. Das von General von Voigts-Rhetz befehligte 10. hannöveriſche Corps, von dem ſchon morgens einzelne Teile eingetroffen waren, brachte nachdrückliche Hilfe. Auch Hohenzollern und Thüringer (40. und 72. Regiment vom 8. Corps), ſchleſiſche Grenadiere (11. Regiment vom 9. Corps) und Heſſen-Darmſtädter (25. Diviſion, ebenfalls vom 9. Corps) griffen in den Kampf ein. Wie tapfer dieſe Truppen auf den an Zahl überlegenen Gegner anſtürmten, beweiſen ſchon die außerordentlich großen Verluſte, welche ſie erlitten. Die Zweiundfünfziger (Brandenburger) büßten 50 Offiziere und 1202 Mann, die Elfer 41 Offiziere und 1119 Mann ein. Ebenſo wie die Brigade Bredow unternahmen Gardedragoner abends gegen 6 Uhr für 2 gefährdete Infanterie-Regimenter, die 16er und die 57er, einen Ritt auf Leben und Tod. Ihr Kommandeur Oberſt von Auerswald wurde dabei tötlich verwundet und übergab ſeinem Nachfolger die Führung des Regiments mit einem Hoch auf den König.

Ueberhaupt war dieſer 16. Auguſt ein wahrer Ehrentag für die deutſche Kavallerie. Abends gegen 6¾ Uhr rangen mehr als 5000 Reiter mit einander. Die franzöſiſchen wurden in die Flucht geſchlagen, die deutſchen gewannen einen glänzenden Sieg; es war das großartigſte Reitertreffen in dieſem Kriege.

Der Hauptkampf blieb aber doch der Artillerie und Infanterie: blutig wogte er hin und her.

Bis zum Abend war der Sieg unentſchieden. Um 7 Uhr befahl Prinz Friedrich Karl das Dranſetzen der letzten Kräfte von Mann und Pferd, um den Sieg den Deutſchen zuzuwenden. Es geſchah und es gelang. Erſt um 10 Uhr hatte der Kampf ein Ende.

Ohne Offiziere und Trainſoldaten hatten die Deutſchen in dieſer Schlacht 64.246 Infanteriſten und Pioniere, Kavallerie mit 13.171 Pferden und 246 beſpannte Geſchütze. Die Franzoſen waren an Infanterie mehr als doppelt ſo ſtark und verfügten auch über eine bedeutend größere Anzahl von Geſchützen. Die Verluſte waren auf beiden Seiten ungeheuer, ſie betrugen etwa 16.000 Deutſche und 17.000 Franzoſen. Gefangene waren nicht viele gemacht worden.

Ein Engländer ſagte damals: „Man ſollte die, welche den Krieg veranlaßt haben, feſtbinden zwiſchen den zuckenden Sterbenden, welche ſich auf der Schädelſtätte im Schmerze winden; es wäre die gerechte Strafe der Uebelthäter."

Wie ſchwer die Opfer nun auch waren, wurden ſie für Deutſchland nicht vergeblich gebracht. Die Schlacht bei Colombey-Nouilly hatte den Abzug des Gegners verzögert; die von Vionville-Mars-la-Tour brachte ihn völlig zum Stillſtand.

Die Soldaten hießen den Ort Mars-la-Tour, nach welchem die Schlacht mit genannt wird, ſcherzweiſe „Marſch retour" (ſprich: retuhr), und das damit angedeutete Ziel war in der That erreicht. Bazaine konnte ſeinen Marſch nicht, wie er wünſchte, fortſetzen, um ſich mit Mac-Mahon zu vereinigen; aus dem in der Richtung nach Verdun beabſichtigten Marſche wurde vielmehr ein Marſch retour.

Beide Heere waren nach dem Kampfe in hohem Grade ermattet. Mit Ausnahme kleiner Plänkeleien blieb denn auch das blutige Ringen am folgenden Tage ausgeſetzt. König Wilhelm ritt an demſelben über das Schlachtfeld, tröſtete und ermunterte die ihm zujauchzenden Truppen und beredete mit ſeinen Generälen den Plan zu einem neuen Angriff am 18. Auguſt. Friſche deutſche Truppen rückten an, ſo daß am Abend des 17. Auguſt 7 Armeecorps und 3 Kavallerie-Diviſionen auf deutſcher Seite zum Kampf bereit ſtanden. Dieſelben dehnten ſich in gerader Linie etwa 5 Stunden weit aus. Die Franzoſen hatten 125—150.000 Mann in einer Aufſtellung, welche in gerader Linie 3 Stunden lang war.

Schlacht bei Gravelotte-St.-Privat am 18. Auguſt. — Gegen 12 Uhr am 18. Auguſt begann die Schlacht, welche nach den Dörfern, um welche ſich der Kampf beſonders drehte, die von Gravelotte-Saint-Privat (ſprich: Grawelott-Säng-Priwa) genannt wird. Prinz Friedrich Karl kommandierte den linken, General von Steinmetz den rechten Flügel. An den Kämpfen nahmen Preußen, Sachſen und Heſſen Anteil. Es galt wieder Höhen und Dörfer zu nehmen, auf und hinter welchen die Franzoſen eine vorzügliche, durch raſch aufgeworfene Verſchanzungen verſtärkte Stellung einnahmen und von denen aus ſie ihre Geſchoſſe ſenden konnten.

Es würde zu weit führen und den Blick des mit dem Schlachtfelde und der Truppenaufſtellung Unbekannten leicht verwirren, wenn wir auch nur einigermaßen ausführlich auf die Einzelkämpfe eingehen wollten.

Der Erfolg ſchwankte herüber und hinüber; das eine Mal hatten die Deutſchen einen Vorſprung, das andere Mal mußten ſie wieder zurückweichen.

Beſonders heftig ging's bei St.-Privat zu. Die Franzoſen haben ſich da feſtgeſetzt. Die preußiſche Garde unter Prinz Auguſt von Württemberg geht gegen ſie vor. Ungedeckt bietet ſie den aus maſſiv gebauten Häuſern, hinter Mauern, Hecken und andern Feldeinfriedigungen geſchützt hervorſchießenden Franzoſen eine Zielſcheibe. Es iſt eine furchtbar ſchwere Aufgabe, auf ſich ſchießen laſſen und immer näher auf die Schützen marſchieren zu müſſen, ohne wirkſam auf das feindliche Feuer antworten zu können. Wie peinlich wurde die Lage aber erſt gar, als die Garde in einem ſo heftigen Kugelregen Halt machen mußte, bis die Sachſen dem Feinde in die Flanke fallen würden, damit dann der Hauptſtoß mit vereinter Kraft erfolgen könne! Endlich ſtürmen ſie an, die wackern Sachſen, geführt von ihrem Kronprinzen Albert, und nun iſt die bange Zeit des Ausharrens für die Garde vorüber.

Wenn der Tod auch eine gewaltige Ernte hält, ſo geht es doch vorwärts, vorwärts! Verwundete reichen den Vorſtürmenden, welchen die Munition auszugehen droht, ihre Patronen. Das Dorf wird erreicht. Der Kampf ſetzt ſich zwar in den Straßen und Häuſern des Ortes noch fort; denn die Franzoſen wehren ſich tapfer, aber ſolch' einem totesmutigen Angriff von zwei Seiten her vermögen ſie nicht zu widerſtehen. Preußen und Sachſen treffen im Dorfe zuſammen, vereint jagen ſie die Franzoſen hinaus, welche in grauſiger Flucht das heldenmütig verteidigte St.-Privat verlaſſen. Die Deutſchen ſind dadurch auf ihrem linken Flügel Sieger. Aber welche Verluſte haben die Braven erlitten! Das Gardecorps allein büßte in dieſer Schlacht 307 Offiziere und 7923 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten ein.

Von den Höhen bei Gravelotte aus bedrohten indeſſen die Franzoſen den rechten Flügel der Deutſchen in bedenklicher Weiſe. Das 7. und 8. Armeecorps hatte einen überaus ſchweren Stand, letzteres allein verlor über 3000 Mann. Aber noch zur rechten Zeit nahte die heißerſehnte Hilfe: die Pommern unter Führung des Generals v. Franſecky eilten herbei. Sie kamen friſch von Berlin und hatten es nur durch anſtrengende Märſche ermöglicht, ſchon am 18. auf dem Kampfplatze einzutreffen. Franſecky erfuhr am 17., daß beabſichtigt werde am folgenden Tage eine Schlacht zu ſchlagen, und erhielt den Befehl an demſelben morgens 4 Uhr mit ſeinem Corps aufzubrechen. Um nun nicht etwa zu ſpät zu kommen, erbat er ſich vom Könige die Erlaubnis, ſchon zwei Stunden früher, alſo morgens um 2 Uhr, abrücken zu dürfen. Die Pommern hatten zwar ſchon am 17. einen Marſch von 4 Meilen gemacht, aber ihr Kommandeur kannte ſeine Leute und wußte, daß ſie friſch und marſchtüchtig ſeien. Der König willigte ein, und ſo brachen ſie früh um 2 Uhr auf. Am 18. um 1 Uhr mittags erhielt Franſecky einen vom Prinzen Friedrich Karl erlaſſenen Befehl, wornach ſein Corps als Reſerve für den rechten Flügel dienen ſollte. Sofort ließ er daſſelbe den Marſch in der angewieſenen Richtung antreten. Er ſelbſt eilte voraus und traf ſchon um 4 Uhr mit dem König zuſammen, der ſich gerade auf der Höhe nördlich von Rezonville (ſprich: Reſongwill) befand. Um 4½ Uhr ging's zum Angriff.

Bei dem Vormarſch der Pommern begab ſich der König nach der Höhe von Gravelotte und ritt ſo weit vor, daß er in die Schußlinie kam. Erſt auf die Bitte des Kriegsminiſters Roon ließ er ſich beſtimmen, ſeinen gefährlichen Standort zu verlaſſen.

Bei den Pommern ſind Müdigkeit und Hunger wie weggeblaſen; im Wettlaufe geht's vorwärts. Mit einem Hagel von Geſchoſſen werden ſie von den Franzoſen empfangen; bei der hereinbrechenden Dunkelheit kann man bald von ferne Freund und Feind nicht mehr deutlich unterſcheiden; verſprengte Preußen ſchießen in der Verwirrung ſogar auf ihre eigenen Landsleute, aber trotzdem drängen die Pommern nach oben. Hurrah! Sie nehmen die Höhe! Neunzehn Stunden haben ſie teils auf dem Marſche, teils in einem ſo hitzigen Kampf zugebracht. Des Vaterlandes Dank gebührt ihnen dafür in vollem Maße. .

Der König befand ſich mit Roon und Bismarck bei einem brennenden Gehöfte. Da kommt Moltke, welcher von einer Anhöhe aus den Gang des Gefechtes beobachtet und auf den Erfolg gewartet hatte, und berichtet: „Majeſtät, die Schlacht iſt auf dem rechten Flügel entſchieden. Die Pommern haben die Höhen genommen: der Sieg iſt unſer." Der König diktierte nun, auf einem Sattel ſitzend, dem Grafen Bismarck die Siegesbotſchaft, damit ſie, von dem Draht in die ganze Welt verbreitet, von einem neuen Erfolge erzähle, welchen deutſche Tapferkeit davon trug. Sie lautet:

„Die franzöſiſche Armee, in ſehr ſtarker Stellung weſtlich von Metz, heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunſtündiger Schlacht vollſtändig geſchlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeſchnitten und gegen Metz zurückgeworfen."

Noch ein Mal erhellte ein furchtbares Geſchütz-, Mitrailleuſen- und Chaſſepotfeuer das Dunkel der Nacht. Die Deutſchen ſprangen auf, aber ſchnell wurde es ſtille: die müden Krieger durften ſchlafen. Viele ſchliefen freilich den ewigen Schlaf, und Tauſende ächzten in ihren Wunden. Der König ſchrieb am folgenden Tage an ſeine Gemahlin: „Ich ſchene mich, nach den Verluſten zu fragen." Ihre Zahl war folgende: Bei den Deutſchen 899 Offiziere und 19.260 Mann, ſowie 1877 Pferde, bei den Franzoſen etwa 13.000 Mann. Das ſind trockene Zahlen, aber welchen Jammer brachte dieſer eine Tag in viele, viele tauſend Familien bei Freund und Feind!

Unter den in dieſer Schlacht Gefallenen wollen wir eines Einzelnen gedenken, welcher als Gemeiner für einen Offizier den Heldentod ſtarb. Der jüngſte Leutnant in einer Schwadron — ſo wird erzählt — kam im Kampfgewühl abſeits von ſeinen Leuten. Flugs ſtürzten zwei gewaltige franzöſiſche Reiter auf ihn zu. Er wehrte ſich brav mit ſeinem jungen Arme und wollte lieber ſterben, als ſich ergeben. Aber bald ermattete er. Da brauſte ſchnell wie der Wind ein Reiter heran. Mit feſter Fauſt faßte dieſer ſeinen Säbel und ſchlug dem einen Franzmann eine Wunde, welche kein Arzt mehr heilen kann, und als der andere gegen ihn ausholte, zog er ihm eine Furche über die Stirn, daß er klirrend niederfiel und den Boden mit ſeinem Blut rötete. Der Mann, der hier für ſeinen Leutnant ſo wuchtige Schläge austeilte, hatte von demſelben früher oft die Worte hören müſſen: „Nichts kannſt Du recht machen." Als ſein Leutnant in großer Gefahr war, hielt er etliche hundert Schritte von ihm entfernt hinter einer Mauer. Er konnte da bereits hören, wie die Franzoſen zum Rückzug blieſen, während ſeine Kameraden näher kamen. In wenigen Minuten hätte er ſich dieſen anzuſchließen und dann wohlbehalten zurückzukehren vermocht. Da ſieht er ſeinen Leutnant, der ihn ſo oft geſcholten hat, in Todesnot. Er weiß, was einem braven Soldaten geziemt, darum beſinnt er ſich nicht lange und eilt ihm zur Hilfe. Als er die Feinde niedergeſchlagen hat, ſetzt er ſich feſt in den Sattel, blickt den Leutnant mit ſtrahlenden Augen an und fragt ihn: „Hab' ich es nun recht gemacht?" Aber ehe der Leutnant dieſe Worte ordentlich gehört hat, fährt ſeinem tapferen Retter eine Kugel durch den Kopf, ſo daß er lautlos vom Pferde ſinkt. Der Leutnant wußte nicht mehr, was um ihn herum vorging, weinend warf er ſich über den Gefallenen und ſchrie ihm ins Ohr: „Ja, Du haſt es recht gemacht. Du haſt alles recht gemacht." Aber das Ohr war ſo taub wie der Stein, auf dem das Haupt des Erſchoſſenen ruhte. Wenn heiße Thränen einen Toten zum Leben zurückrufen könnten, die Thränen, welche auf das bleiche Antlitz des Entſeelten niederfielen, hätten es vermocht. Wenige Tage nachher fiel auch der Leutnant im Kampfe mit Freiſchützen.

Noch ein anderes erhebendes Einzelbild aus dieſen blutigen Kämpfen: Ein Offizier, der am 16, Auguſt ſchwer verwundet worden war, Premierleutnant Ewald v. Zedtwitz, hört 3 Tage nachher, der König komme an ſeinem Schmerzenslager vorüber. Da ſchickt er dieſem durch einen Horniſten eine ſchöne Roſe und läßt ihm ſagen: „Ein ſchwerverwundeter Offizier, der wohl ſchwerlich die nächſten Tage überleben wird, ſchickt Eurer Majeſtät dieſe Roſe als Siegesgruß für Gravelotte!" Der König nahm die Roſe tief gerührt, ſteckte ſie in's Knopfloch, fragte nach des Offiziers Namen, ließ ihm danken und Beſſerung wünſchen und fuhr weiter. Der Offizier genas. Als es ſchon wieder geraume Zeit Friede war, erhielt er am 24. Dezember 1871 von dem Könige ein Oelgemälde, welches einen Lorbeerkranz darſtellt, der einen Kriegshelm bedeckt und mit dem Eiſernen Kreuze geziert iſt. Oben an dem prachtvollen Goldrahmen war eine maſſiv ſilberne Roſe angebracht. Dabei lag ein Brief folgenden Inhalts: „In dankbarer Erinnerung an den Mir unvergeßlichen Augenblick, wo Sie, ſchwer verwundet, in Gorze, am 19. Auguſt 1870, Mir eine Roſe nachſandten, und Ich, Sie nicht kennend, an Ihrem Schmerzenslager vorübergefahren war, ſende Ich das beikommende Bild, damit noch in ſpätern Zeiten man wiſſe, wie Sie in ſolchem Augenblicke Ihres Königs gedachten und wie dankbar er Ihnen bleibt. Weihnachten 1871.

Wilhelm Rex."

Wie unvergeßlich dem König jener Augenblick war, bemerkte der Schreiber dieſer Zeilen im Oktober 1876, als er mit Seiner Majeſtät von dem geſchilderten Erlebnis redete: „Ich war ſo müde" — ſagte der König — „daß ich nicht ausſteigen konnte, um mit dem Offizier ſelbſt zu ſprechen, aber durch eine kleine Thüröffnung ſah ich in den Raum, in welchem er lag." So bis ins einzelne erinnerte ſich der oberſte Befehlshaber von Hunderttauſenden und der Fürſt von Millionen noch Jahre nachher eines Mannes, der für ihn und das Vaterland blutete.

Die Geſamtſtärke der deutſchen Streitmacht an dieſem Tage betrug ohne Offiziere und Trainſoldaten 178.818 Infanteriſten und Pioniere, dazu Reiter mit 24.584 Pferden, ferner Artilleriſten mit 726 beſpannten Geſchützen; davon nahmen etwas über 140.000 Mann am Kampfe Teil; von den mehr als 125.000 Mann, über welche Bazaine verfügte, blieben gegen 15.000 Mann in Reſerve.

Dieſe drei Schlachten hatten auf Seiten der Deutſchen und Franzoſen über 70.000 Mann Tod oder Verwundung gebracht. Ihr Ergebnis war, daß ſich Bazaine nicht mit Mac-Mahon vereinigen konnte, ſondern in die Feſtung Metz hineingeworfen wurde.

Bildung einer IV. Armee. Die III. und IV. Armee folgen dem Heere Mac-Mahon's nach. — Prinz Friedrich Karl, unter dem bisher die II. Armee geſtanden war, bekam nun auch den Oberbefehl über die I. Beide Heere ſollten Bazaine in Metz eingeſchloſſen halten und dieſe Feſtung zugleich zur Uebergabe zwingen. Einige Teile (Gardecorps, 4. und 12. Armeecorps, 5. und 6. Kavallerie-Diviſion) wurden jedoch davon losgelöst und unter den Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachſen geſtellt. Sie erhielten den Namen „die Maas-Armee" und ſollten die III. Armee, die des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, unterſtützen. Beide Heere (die III. und die Maas-Armee) zuſammen hatten — ohne Hinzurechnung der Offiziere und Trainſoldaten — am 22. Auguſt 1870 eine Stärke von 188.123 Infanteriſten; die Kavallerie zählte 35.814 Pferde, die Artillerie 813 beſpannte Geſchütze.

Die III. Armee war mittlerweile immer den Truppen Mac-Mahon's gefolgt. Dieſer hatte ſich mit Bazaine vereinigen wollen, welcher, wie wir ſahen, nach Metz zurückgeworfen war, jedoch noch am 19. Auguſt meinte, er könne die ihn umſchließenden deutſchen Linien durchbrechen. Obgleich nun Mac-Mahon in Folge der Ereigniſſe um Metz den Plan gefaßt hatte, geradezu nach Paris zu marſchieren, änderte er denſelben wieder, als ihm Bazaine ſeine Hoffnung, ſich auch jetzt noch durchzuſchlagen, mitteilte, und ſuchte dieſem die Hand zu reichen. Als er jedoch bald einſah, daß es nicht möglich ſei, wollte er von neuem nach Paris zu kommen trachten, aber nun nötigte ihn ein Befehl der dortigen Regierung, die Vereinigung mit Bazaine um jeden Preis zu erſtreben. Die Franzoſen marſchierten auf dieſe Weiſe hin und her. Kaum hatte die deutſche Heerführung in Erfahrung gebracht, daß Mac-Mahon nordöſtlich ausbiege, ſo veranlaßte ſie den preußiſchen und den ſächſiſchen Kronprinzen, ihm auch nach dieſer Richtung zu folgen. Es erforderte viele Aufmerkſamkeit der deutſchen Heerführer, aus dieſen Kreuz- und Querzügen Mac-Mahons klug zu werden und deſſen Entſchlüpfen zu verhindern. Das Heer mußte denn auch gewaltige Märſche machen, und die Kavallerie hatte oft beſchwerlichen Dienſt. Wiederholt ſaßen Reiter ab, um zu Fuß zu kämpfen.

Als z. B. zwei Schwadronen Huſaren am 29. Auguſt zu dem Dorfe Voncq kamen, fanden ſie franzöſiſche Infanterie, worunter Turkos, darin vor. Da ſie denſelben mit ihren Pferden nicht gut beikommen konnten, griffen ſie als Fußgänger, mit Säbeln und Karabinern an. Sie vertrieben die Franzoſen, machten 40 Gefangene und verloren dabei nur 5 Mann und 11 Pferde.

Schlacht bei Beaumont am 30. Auguſt. — Am 30. Auguſt lagern die Franzoſen ganz ſorglos bei Beaumont. Viele haben ihre Gewehre aus einander genommen, um ſie zu putzen. Da ſchlagen plötzlich mittags um 12½ Uhr deutſche Granaten in ihre Reihen ein. Als ſich die Ueberraſchten geſammelt hatten, kämpften ſie zwar ſehr tapfer und brachten z. B. allein dem 4., von General Guſtav v. Alvensleben befehligten, Armeecorps (aus der preußiſchen Provinz Sachſen), welches an dieſem Tage zum erſten Mal vor den Feind kam, einen Verluſt von 3000 Toten und Verwundeten bei, aber gleichwohl vermochten ſie den Deutſchen nicht ſtand zu halten. Einen beſonders ſchweren Tag hatte diesmal die feindliche Kavallerie; franzöſiſche Küraſſiere machten auf magdeburgiſche Füſiliere einen Angriff, welcher gänzlich mißlang. In wilder Flucht mußten ſie davonjagen, wobei noch viele in der Maas umkamen.

Auch dieſe Schlacht war ſiegreich für die deutſchen Truppen (das 4., 12. norddeutſche und 1. bayeriſche Armeecorps). Sie machten über 2000 unverwundete Gefangene, nahmen 42 Geſchütze und vieles Kriegsmaterial. Ihr Geſamtverluſt belief ſich auf 145 Offiziere, 3384 Mann und 274 Pferde.

Das Heer Mac-Mahons wurde dadurch in der Richtung gegen die Feſtung Sedan hin zurückgeworfen, in welcher die mangelhaft verpflegten franzöſiſchen Truppen mit Lebensmitteln und Munition verſehen werden ſollten.

Am 31. Auguſt rückten die beiderſeitigen Heere unter kleineren Gefechten in ſolche Stellungen ein, daß ſie mit ihren Vortruppen einander teilweiſe unmittelbar berührten.

Schlacht bei Sedan am 1. September. — Bereits am 1. September begann der Kampf auf's neue. Die Preußen, Bayern, Sachſen, Württemberger u. a. waren ſo verteilt, daß die Armee Mac-Mahons faſt von allen Seiten eingeſchloſſen war. An Punkte, wo ſich dieſer Ring nicht ganz zuſammenfügte, ſuchte die deutſche Heeresleitung ſo ſchleunig als möglich Truppen zu bringen. Die Franzoſen bemühten ſich erfolglos an mehreren Stellen durchzubrechen. Sie boten dabei oft ihre letzte Kraft auf; es war für ſie ein Verzweiflungskampf. Auch Napoleon befand ſich in Sedan; Mac-Mahon, welcher ihn veranlaßte, aufs Schlachtfeld zu kommen, wurde ſchon morgens um 6 Uhr durch einen Granatſplitter verwundet, ſo daß er weggetragen werden mußte. Napoleon begegnete ihm unterwegs. Er ſetzte ſich mehrmals dem Feuer ſo aus, daß ihn ſeine Leute daraus hervorholen mußten. An Mac-Mahons Stelle übernahm zuerſt Ducrot (ſprich: Dükro), dann Wimpffen den Oberbefehl. Letzterer wollte nachmittags um 1 Uhr einen Durchbruchsverſuch machen. Er forderte Napoleon auf, ſich in Perſon an die Spitze der Truppen zu ſtellen. Dieſelben würden es ſich — meinte er — zur Ehre anrechnen, ihm einen Weg durch das deutſche Heer zu bahnen. Die Befehle, welche Wimpffen zur Ausführung dieſes Vorhabens erließ, wurden jedoch entweder gar nicht oder zu ſpät ausgeführt. Da auch Napoleon den Verſuch nicht billigte, weil er ihn für nutzlos hielt, wurde nichts daraus.

Die franzöſiſchen Reiter ſtanden ihren anderen Kameraden an Mut nicht nach. Küraſſiere, afrikaniſche Jäger, Huſaren u. a. ſtürmten mit großer Todesverachtung auf deutſche Infanterie ein. Sie hatten aber nicht denſelben Erfolg wie die deutſchen Kavalleriſten bei Mars-la-Tour. Sie mußten unverrichteter Sache zurückweichen und verloren durchſchnittlich die Hälfte ihrer Mannſchaft. Tote und verwundete Reiter und Pferde lagen haufenweiſe umher. Viele, welche den deutſchen Geſchoſſen entkommen waren, fielen noch in Steinbrüche und kamen dort jämmerlich um.

Ganz außerordentlich heftig war der Kampf, welchen die Bayern um Bazeilles (ſprich: Baſej) führen mußten. Viele reiche Bewohner Sedan's hatten ſich hier ſchöne Häuſer gebaut, welche großen Teils mit Mauern umgeben waren. Die Franzoſen — es fochten hier Seeſoldaten, eine ganz vorzügliche Truppe — fanden darin gute Deckung und machten den Bayern erſchrecklich ſchwere Arbeit. Zudem beteiligten ſich die Bewohner des Ortes an dem Kampfe.

Unter furchtbaren Verluſten ſtürmten die Bayern heran. Beſonders aus einem Hauſe, welches zwei Straßen beherrſchte, wurde mit großer Sicherheit auf ſie geſchoſſen. Sie ſteckten es in Brand. Nunmehr wurden ſie bald Herren des Ortes. Die Franzoſen wollten ihnen denſelben wieder entreißen; die Bewohner ſchoſſen immer noch aus Kellern und Fenſtern, ſowie aus der Kirche. Selbſt Frauen beteiligten ſich an dem Kampfe, und Verwundete wurden mißhandelt. Ein Augenzeuge ſah, wie ein Bewohner des Ortes mit Hilfe einer Frau einen verwundeten Bayern in ein brennendes Haus zu ſchleifen ſuchte; da eilten die Kameraden des Verwundeten herzu, ſchlugen die beiden Frevler nieder und warfen ihre noch zuckenden Leichname in dieſelben Flammen, in welchen die Unmenſchen den Krieger hatten verbrennen wollen.

Solche Auftritte verſetzten die Bayern in Wut. Sie riefen: „Steckt das Neſt in Brand!" und bald loderten die Flammen empor, welche neben Schuldigen natürlich auch einzelne Unſchuldige ergriffen.

Ein ſchöner Zug von Menſchlichkeit wird uns dabei von einem bayeriſchen Soldaten berichtet. Als eine alte Frau in der brennenden Straße vor Mattigkeit zuſammenbrach, erquickte er ſie durch einen Trunk aus ſeiner Feldflaſche und half ihr dann den Bündel mit ihren Habſeligkeiten auf den Rücken heben.

Noch weiter vorwärts drangen die Bayern, ja es fielen ſogar Schüſſe in die Feſtung Sedan hinein, in welcher ungeheures Elend herrſchte.

Ein Franzoſe ſchilderte daſſelbe folgendermaßen: „Es war offenbar eine Niederlage, doch war es noch nicht 11 Uhr, und die Schlacht ſollte auf verſchiedenen Punkten noch einige Zeit dauern, obſchon ohne irgend begründete Hoffnung auf Sieg. Es war zuerſt ein Rückzug und nur zu bald eine ungeordnete Flucht. Schon zerdrückten Soldaten einander, indem ſie ſich abmühten, in die Stadt hinein zu gelangen. Abgeſeſſene Kavalleriſten verſuchten ſogar über die Wälle zu klettern Andere bahnten ſich einen Weg durch die Seitenthore. Von den Wällen herab ſah ich, wie Küraſſiere mit Pferd und allem in den Feſtungsgraben ſprangen, wobei die Pferde Beine und Rippen brachen. Soldaten kletterten über einander weg Offiziere aller Grade, Oberſte und Generäle, die an den Uniformen leicht kenntlich waren, befanden ſich in dieſem ſchmachvollen Getümmel. Dahinter kamen Kanonen mit ihren ſchweren Lafetten und ſtarken Pferden und bahnten ſich in das Gedränge hinein einen Weg, verſtümmelten und zermalmten die Flüchtlinge zu Fuß Um die Verwirrung noch zu erhöhen, waren die preußiſchen Batterieen jetzt auf Schußweite vorgerückt, und die preußiſchen Granaten begannen mitten unter die ringenden Menſchenmaſſen einzuſchlagen. Ich konnte mir nur eine Vorſtellung von unſerer unglücklichen Armee machen — daß ſie ſich auf dem Boden eines ſiedenden Keſſels befinde. Ich eilte ſo gut wie möglich zu meinem Gaſthaus zurück und ſuchte die engen Straßen auf, wo ich vor den Granaten einigermaßen ſicher ſein konnte. Wo ein freier Platz war, ſtieß ich auf die Körper von Pferden und Menſchen, die tot waren oder, von platzenden Granaten zerriſſen, noch zuckten Als ich mein Gaſthaus erreichte, fand ich die Straße wie die übrigen mit Wagen, Kanonen, Pferden und Soldaten völlig verſperrt. Glücklicher Weiſe beſtrich das preußiſche Feuer in dieſem Augenblicke nicht die Straße; denn ein ganzer Zug Pulverwagen, der weder vorwärts noch rückwärts konnte, nahm ſie faſt ganz ein, dabei brannte die Stadt bereits an zwei Stellen. General Wimpffen kam herbei und machte eine vergebliche Anſtrengung, ſeine fliehenden Truppen zu ſammeln und zu ermutigen. Er ſchrie: „„Es lebe Frankreich! Vorwärts! Vorwärts!"" Doch erhielt er keine Antwort. Er rief: „„Bazaine faßt die Preußen im Rücken."" Da dieſe Nachricht, welche freilich den ganzen Morgen von Zeit zu Zeit im Umlauf geweſen war, jetzt aus dem Munde des Generals Wimpfen kam, ſo glaubte man ihr, und einige tauſend Mann ſammelten ſich und folgten ihm zur Stadt hinaus. Man fing an Hoffnung zu haben, und eine kurze Friſt glaubten wir, der Tag könne gewonnen werden. Erſchütternde Auftritte folgten. Ein Knabe, der Sohn eines Handwerkers in der nächſten Straße, kam weinend herbeigelaufen und ſuchte einen Arzt. Seinem Vater wurde das Bein abgeſchoſſen. Eine Frau vor dem Hauſe hatte daſſelbe Schickſal. Der Arzt, welcher zu dem Manne gegangen war, fand ihn ſchon tot; bei ſeiner Rückkehr verſuchte er die Frau fortzuſchaffen. Er hatte kaum einen Schritt gethan, ſo wurde ſie durch eine zweite Kugel getötet. Wir, die wir ſolche Auftritte anſahen, hatten jedes Gefühl perſönlicher Furcht vollſtändig verloren."

Als die franzöſiſchen Truppen merkten, daß ihre Sache ſchlecht ſtehe, ließen ſie in ihrer Tapferkeit teilweiſe bedeutend nach. Mittags z. B. trafen Garde-Füſiliere auf etwa 3000 Franzoſen, welche ſich ihnen ſofort ergaben.

Sie waren noch nicht abgeführt; da wurde auf einmal von ihren eigenen Landsleuten in ſie hineingefeuert. Die einen darunter griffen nun wieder zu den Waffen, die andern flohen. Es gelang jedoch, der meiſten wieder habhaft zu werden.

Die Verwirrung und das Elend ſteigerten ſich nach und nach zu einer entſetzlichen Höhe. Da ertönte plötzlich ein gewaltiger Freudenruf die deutſchen Linien entlang; ein franzöſiſcher Offizier ſtand auf der Mauer der Feſtung und ſchwenkte eine weiße Fahne; das Feuer wurde eingeſtellt. Die Verhandlungen begannen. Abends gegen 7 kam ein franzöſiſcher General, Uhr Reille (ſprich: Rej), mit einem von König Wilhelm nach Sedan geſandten deutſchen Offizier und einem Trompeter, welcher die Parlamentärflagge trug. Reille trat vor den König, welcher zuerſt grüßte. Er entblößte ſein Haupt und überreichte ihm einen Brief Napoleon's. Wilhelm nahm den Brief und ſagte, ehe er ihn las: „General, meine erſte Bedingung iſt, daß die Armee die Waffen ſtreckt." Hierauf ſprach er einige freundliche Worte mit ihm, trat zurück und las Napoleon's Brief vor, welcher überſetzt lautet:

„Mein Herr Bruder! Da es mir nicht gelungen iſt, inmitten meiner Truppen zu ſterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majeſtät zu legen. Ich bin Eurer Majeſtät guter Bruder Napoleon."

Der König reichte, von dieſem Ereignis auf das tiefſte bewegt, den ihn Umgebenden die Hand, beſprach ſich mit Moltke und Bismarck, ſetzte ſich dann auf einen Stuhl und ſchrieb auf einem von einem Offizier ihm vorgehaltenen Schemel folgende Antwort:

„Mein Herr Bruder! Indem ich die Umſtände, in denen wir uns begegnen, bedauere, nehme ich den Degen Ew. Majeſtät an und bitte Sie, einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche ſich ſo brav unter Ihrem Befehle geſchlagen hat. Meinerſeits habe ich den General Moltke hiezu beſtimmt. Ich bin Eurer Majeſtät guter Bruder Wilhelm."

Mittlerweile ſprachen mehrere Generäle mit Reille, auch der König unterhielt ſich nachher noch mit ihm und drückte ihm die Hand zum Abſchiede. Napoleon beſtimmte Wimpffen zum Bevollmächtigten für die Verhandlungen. Abends kamen dann Wimpffen, Bismarck und Moltke zuſammen. Wimpffen verlangte freien Abzug der Franzoſen mit Gepäck und Waffen. Bismarck und Moltke ſtellten ihm aber vor, daß das franzöſiſche Heer entwaffnet werden und in Kriegsgefangenſchaft gehen müſſe, da Deutſchland alle dieſe Truppen nicht ziehen laſſen könne, ohne ſich zu ſchaden. Wenn die Franzoſen auf dieſe Bedingungen nicht eingehen wollten, müſſe der Kampf eben fortgeſetzt werden. Wimpffen lehnte ſie ab; man gab ihm Bedenkzeit bis 9 Uhr am andern Morgen. Er hoffte, Napoleon werde beim König vielleicht günſtigere Bedingungen erwirken. Daß an ein Weiterkämpfen mit irgend welcher günſtigen Ausſicht für die Franzoſen nicht zu denken ſei, das ſagten ihm die Hunderte von Geſchützen und die mehr als 200.000 Mann, welche einen lebendigen Ring um die in Sedan Eingeſchloſſenen bildeten.

Am andern Morgen früh fuhr Napoleon aus Sedan, um mit König Wilhelm zuſammenzutreffen. Unterwegs benachrichtigte man ihn, Bismarck befinde ſich in der Nähe. Der Kaiſer wünſchte ihn zu ſprechen. Er ſandte Reille hin. Bismarck kleidete ſich ſofort an und ritt in Küraſſieruniform zu ihm hin. Er ſtieg vom Pferde und ging militäriſch ſalutierend an den Wagen Napoleon's. Dieſer grüßte, indem er ſeine Mütze herunternahm. Auf Bismarck's Frage, was er befehle, antwortete er, er wolle den König ſprechen. Bismarck ſagte, deſſen Hauptquartier ſei drei Meilen entfernt. Der Kaiſer fragte nun, ob der König einen Ort beſtimmt hätte, wohin er ſich zunächſt begeben ſolle. Bismarck entgegnete, er ſei in vollſtändiger Dunkelheit hieher gekommen, die Gegend ſei ihm ganz unbekannt, er ſtelle dem Kaiſer aber das von ihm bewohnte Haus zur Verfügung. Der Kaiſer nahm dies an und wollte ſich dahin fahren laſſen. Aber ſchon nach einigen hundert Schritten hielt er vor einem einſam gelegenen Arbeiterhaus und fragte Bismarck, ob er nicht in dieſem abſteigen könne. Bismarck ließ es beſichtigen. Seine innere Beſchaffenheit war ſehr dürftig und eng. Da aber keine Verwundeten darin waren, ſtieg der Kaiſer aus und forderte Bismarck auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatten die beiden in einem ſehr kleinen, einen Tiſch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde. Nach einer Weile begab ſich der Kaiſer ins Freie und lud Bismarck ein, ſich vor der Thüre des Hauſes neben ihn zu ſetzen. Dieſer fragte ihn, ob er zu Friedensverhandlungen geneigt ſei. Napoleon antwortete, das ſei Sache der Regierung in Paris. Im Verlaufe des Geſprächs erklärte er, er ſelbſt habe den Krieg nicht gewollt, ſei aber durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs dazu genötigt worden.

Unterdeſſen wurde ein Schloß geprüft, ob es zu einer Zuſammenkunft Napoleon's mit Wilhelm geeignet ſei. Als ſich dies herausſtellte, fuhr Napoleon ab. Preußiſche Leibküraſſiere ritten ihm als Ehrengeleit voraus. Ehe jedoch die beiden Fürſten zuſammenkamen, war das Schickſal des franzöſiſchen Heeres ſchon entſchieden. König Wilhelm hatte es ſo gewünſcht; er wollte mit dem Kaiſer erſt nach Abſchluß der Kapitulation des franzöſiſchen Heeres ſprechen.

Trotz ſeines anfänglichen Widerſtrebens unterzeichnete Wimpffen den Vertrag, welcher das franzöſiſche Heer für kriegsgefangen erklärte und die Feſtung Sedan den Deutſchen auslieferte. Moltke hatte zwar, wie Wimpffen in einem an denſelben gerichteten Schreiben anerkannte, die Verhandlungen in rückſichtsvoller Weiſe geführt, aber doch iſt es leicht begreiflich, daß der franzöſiſche General in große Aufregung geriet, als er ſeinen Namen unter eine für ſein Vaterland ſo ſchmerzliche Urkunde ſetzen mußte.

Die Franzoſen verloren in Folge der Schlacht und dieſer Kapitulation: 3000 Gefallene, 14.000 Verwundete, 21.000 in der Schlacht Gefangene, 83.000 Kriegsgefangene in Folge der Kapitulation; 3000 waren nach Belgien entkommen, wo ſie entwaffnet wurden, zuſammen 124.000 Mann. Außerdem wurden den Deutſchen ausgeliefert: 1 Adler und zwei Fahnen, 419 Feldgeſchütze und Mitrailleuſen, 139 Feſtungsgeſchütze, 1072 Fahrzeuge aller Art, 66.000 Gewehre, 6000 noch brauchbare Pferde. Die franzöſiſchen Offiziere, welche ſich durch ihr ſchriftlich abgegebenes Ehrenwort verpflichteten, bis zur Beendigung des Krieges weder gegen Deutſchland zu kämpfen, noch in anderer Weiſe gegen daſſelbe thätig zu ſein, durften gehen, wohin ſie wollten; es war ihnen auch erlaubt, ihre Waffen und ſonſtiges perſönliches Eigentum zu behalten.

Der Verluſt der Deutſchen — des Garde-, 4., 5., 11., 12. norddeutſchen, 1. und 2. bayeriſchen Corps und der württembergiſchen Diviſion — in dieſer Schlacht betrug 465 Offiziere 7 Aerzte, 8459 Mann und 1063 Pferde; darunter waren 187 Offiziere, 1 Arzt, 2132 Mann und 564 Pferde tot.

Zu den zum Tode Verwundeten gehörte auch Generalleutnant von Gersdorff, der an Stelle des bei Wörth verwundeten Generals von Boſe getretene Führer des 11. Corps. Sein Vater hatte ihm zur Lebensaufgabe gemacht, zu dienen bis an ſein Ende. Das that er denn auch, und ſein oft ausgeſprochener Wunſch, daß ein ehrlicher Soldatentod ſeine Laufbahn beſchließen möge, wurde ihm erfüllt. In der Schlacht bei Sedan traf ihn eine Kugel in die Bruſt. Er ſank vom Pferde und wurde bewußtlos. Als er wieder zur Beſinnung kam, betete er: „Wenn ich ein Mal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir!" Bald darauf begann er das Lied: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt!" Die weiteren Worte fand er in ſeiner Schwäche nicht und bat die Umſtehenden, ihm darauf zu helfen. Ein Huſar ſagte: „Exzellenz meinen wohl das ſchöne Lied: „„Was Gott thut, das iſt wohl gethan?"" „Nein nein," antwortete er: „Ihr wißt auch gar nichts; es iſt viel ſchöner. O ich freue mich daran. Die Worte fehlen mir nur." Er meinte das Lied:

Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt,
Hilf mir in meinem Leiden.
Was ich dich bitt', verſag mir nit:
Wenn ſich mein Seel ſoll ſcheiden,
So nimm ſie, Herr, in deine Händ,
Iſt alles gut, wenn gut das End!

Er entſchlief am 13. September.

Als das franzöſiſche Heer den Abſchluß der Kapitulation erfuhr, erhob ſich in ihm große Verſtimmung dagegen. Säbel wurden zerbrochen, Fahnen verbrannt, und laut ausgeſtoßene Verwünſchungen gegen den Kaiſer und ſeine Führer ließen ſchlimmes befürchten. Die Bevölkerung Sedans war daher ſehr erleichtert, als dieſe wilden Scharen von den Deutſchen aufgenommen wurden, um in die Kriegsgefangenſchaft gebracht zu werden.

In der Stadt ſelbſt ſah es erſchrecklich aus. Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Als ich über die erſte Zugbrücke ſchritt, ſah ich in dem trockenen Wallgraben zahlloſe, vor Hunger von den Wällen herabgeſtürzte Pferde, vermiſcht mit von Ratten angenagten menſchlichen Leichen; man hätte ſich in eine Feſtung verſetzt glauben mögen, die eine mehrmonatliche Belagerung auszuhalten gehabt hatte anſtatt eine zweitägige Einſchließung. Doch die Unmaſſe der in Sedan kampiert habenden Truppen erklärte alles. Das Bild, das ſich beim Eintritt in die eigentlich recht hübſche Stadt meinen Augen bot, ſpottet jeder Beſchreibung. Noch nie in meinem Leben habe ich eine Stadt ſo in Schlamm und Schmutz geſehen. Vor einem wunderſchönen großen Hauſe ſtand ein ältlicher Herr. Ich bat ihn um Auskunft über den Weg und kam dadurch mit ihm in's Geſpräch. „„Gott ſei ewig gelobt,"" rief der Mann aus, „„daß Ihre Truppen uns endlich von dieſen Beſtien erlöſt haben, die uns ſeit fünf Tagen plünderten und auf kein Kommando mehr hörten. Als ich die erſten preußiſchen Soldaten hier einrücken ſah, da ward es mir ſofort klar, warum mit Ihnen der Sieg geht Schritt für Schritt; denn ſchon die Art und Weiſe, wie die Leute marſchierten, nachdem ſie aus einer ſolchen Schlacht kamen, bewies, daß und welche Ordnung und Mannszucht unter den Preußen herrſchen!""

Manche unter den Gefangenen drohten und ſchimpften, als ſie an den Deutſchen vorbeimarſchierten, dieſe nahmen es aber mit Rückſicht auf deren bemitleidenswerte Lage ruhig hin.

Noch vor ſeiner Unterredung mit Napoleon ließ König Wilhelm einen Drahtbericht an ſeine Gemahlin abgehen, welcher das großartige Ereignis der Welt mitteilte. Er hieß: „Vor Sedan, den 2. September, halb zwei Uhr nachmittags. Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen iſt, iſt ſoeben mit dem General Wimpffen geſchloſſen, der an Stelle des verwundeten Marſchalls Mac-Mahon das Kommando führte. Der Kaiſer hat nur ſich ſelbſt mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentſchaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthalt werde ich beſtimmen, nachdem ich ihn geſprochen habe in einem Rendezvous (ſprich: Rangdewuh, das heißt: Zuſammenkunft), das ſofort ſtattfindet. Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung! Wilhelm."

Kurz darauf ſahen ſich beide auf dem Schloß Bellevue (ſprich: Bellwüh). Napoleon erwartete den König auf der Treppe und ging ihm ehrerbietig entgegen. Was ſie alles mit einander ſprachen, iſt nicht bekannt geworden. König Wilhelm ſagte darüber in einem Bericht an ſeine Gemahlin: „Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in ſeiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Caſſel zum Aufenthalt gegeben. . . . Der Beſuch währte über eine Viertelſtunde; wir waren beide ſehr bewegt über dieſes Wiederſehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht geſehen hatte, kann ich nicht beſchreiben."

Napoleon wurde auf der Reiſe an ſeinen Beſtimmungsort in zarter, feinfühlender Weiſe behandelt. Man that, ſo viel als möglich, den Fahnenſchmuck beiſeite; Schutzleute wehrten jedem lauten unartigen Benehmen, wenn einzelne wenige ein ſolches etwa zu Schau tragen wollten. Es wäre nicht edel geweſen, einen beſiegten Feind zu beleidigen und einen machtloſen Mann zu beſchimpfen, wie vielen Jammer derſelbe auch über Deutſchland gebracht hatte. In Wilhelmshöhe wurde ihm alle Ehre bezeugt, welche einem Kaiſer gebührt. Er bewohnte daſelbſt Zimmer, in welchen ſein Onkel Jerome Hof gehalten hatte, als Deutſchland noch zerriſſen und gedemütigt zu den Füßen Napoleons I. lag.

Nach ſtattgehabter Begegnung mit dem Kaiſer ritt König Wilhelm von halb drei bis halb acht Uhr die Stellung des ganzen deutſchen Heeres entlang. Er nannte den Empfang durch die Truppen in einem Berichte an die Königin „unbeſchreiblich." Das Geſchehene war eben auch ſo groß, wie die Weltgeſchichte bisher noch nichts der Art geſehen hatte. Das fühlte jeder. Dafür ein ergreifendes Beiſpiel!

Ein großer, mächtiger, preußiſcher Soldat lag, ſeine rechte Hand in die Seite gepreßt, im Todeskampfe auf dem Schlachtfelde. Da hörte er das große Freudengeſchrei. Als man ihm mitteilte, was geſchehen ſei, richtete er ſich auf und rief laut: „Hurrah!" Dann fuhr er noch einen Augenblick mit den Händen in der Luft herum, bis das Blut wie ein Strom aus ſeiner Wunde ſtürzte und er ſelbſt lautlos und tot über einen gefallenen Franzoſen hinrollte.

Seht dort den langen Krieger von der Garde:
Er lag wie tot, doch dieſer Wirbelſturm
Von Freude weckt ihn, und er ſtützet ſich
Im Sitzen auf, er hört die Wundermähr,
Und durch die müde Seele blitzt die Ahnung,
Des Vaterlandes Glück und Herrlichkeit
Und nicht das Leben ſei das höchſte Gut.
Er ſammelt ſeine letzte Kraft und ſchreit:
Hurrah! — da ſtürzt das Blut ihm aus der Seite
In rotem Strom — er ſinkt zurück — iſt tot. (K. H. Keck).

Das Herz des Königs erfüllte Dank gegen Gott.

Er ſchrieb in einem Briefe an ſeine Gemahlin: „Du kennſt nun den ganzen Umfang des großen geſchichtlichen Ereigniſſes, das ſich zugetragen hat! Es iſt wie ein Traum, ſelbſt wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen ſehen! Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun dieſen weltgeſchichtlichen Akt erfolgt ſehe, ſo beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten auserſehen hat, das Geſchehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen Seines Willens beſtellt hat. Nur in dieſem Sinne vermag ich das Werk aufzufaſſen, um in Demut Gottes Führung und Seine Gnade zu preiſen."

In Deutſchland erhob ſich natürlich unermeßlicher Jubel. Man war in den wenigen Wochen des Krieges an Siegesnachrichten ſo ſehr gewöhnt, daß etwas Außerordentliches kommen mußte, wenn die Freude nochmals in hell lodernde Flammen ausbrechen ſollte. Eine ſolche Nachricht war die: „Der Kaiſer, Mac-Mahon und ſein Heer haben ſich ergeben!"

Was ſie für einen Eindruck machte, zeigt folgendes Lied, welches Emanuel Geibel damals dichtete:

Am 3. September 1870.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelſturm!
Des Flammenſtoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat großes
An uns gethan.
Ehre ſei Gott in der Höhe!
Es zog von Weſten
Der Unhold aus,
Sein Reich zu feſten
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten,
Das ſchwur ſein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.
Vom Rhein gefahren
Kam fromm und ſtark
Mit Deutſchlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre ſei Gott in der Höhe!
Drei Tage brüllte
Die Völkerſchlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.

Drei Tage rauſchte
Der Würfel Fall,
Und bangend lauſchte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.
Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre ſei Gott in der Höhe!
Nun bebt vor Gottes
Und Deutſchlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutſchuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.
Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelſturm!
Des Flammenſtoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat großes
An uns gethan.

Ehre ſei Gott in der Höhe!

In Paris bricht eine Revolution aus. — Viele meinten, der Krieg habe nun ein Ende. Vergebliche Hoffnung! Die franzöſiſche Regierung in Paris veröffentlichte am 4. September vielmehr folgenden Aufruf:

„Franzoſen! Ein großes Unglück hat das Vaterland betroffen! Nach dreitägigen heldenmütigen Kämpfen der Armee Mac-Mahon's gegen 300.000 Feinde wurden 40.000 Mann zu Gefangenen gemacht. General Wimpffen, welcher den Oberbefehl über die Armee an Stelle des ſchwer verwundeten Mac-Mahon übernommen hatte, unterzeichnete die Kapitulation. Dieſer grauſame Unglücksſchlag ſoll unſern Mut nicht erſchüttern. Paris iſt heute in Verteidigungszuſtand. Die militäriſchen Kräfte des Landes ordnen ſich, und binnen wenig Tagen wird eine neue Armee unter den Mauern von Paris ſtehen. Eine andere Armee bildet ſich an den Ufern der Loire (ſprich: Loahr). Eure Vaterlandsliebe, Eure Einigkeit, Eure Thatkraft werden Frankreich retten! Der Kaiſer iſt in dieſem Kampfe zum Gefangenen gemacht. Die Regierung weiß ſich eins mit den großen Staatskörpern, ſie wird alle Maßregeln treffen, welche der Ernſt der Ereigniſſe mit ſich bringt."

Obwohl hiermit nicht die ganze Wahrheit geſagt war; denn es waren nicht 40.000, ſondern 120.000 Franzoſen zu Gefangenen gemacht worden, folgten doch in Paris ungeheuer ſtürmiſche Auftritte.

Die oberſte Regierungsgewalt Frankreichs lag während der Abweſenheit des Kaiſers beim Heere in der Hand der Kaiſerin. Ihr zur Seite ſtand der Senat (das heißt deutſch: der Rat der Alten) und der geſetzgebende Körper.

In den Sitzungsſaal des geſetzgebenden Körpers drangen nun Volkshaufen und verhinderten denſelben an ruhiger Beratung. Sie ſchrieen: „Die Abſetzung, die Abſetzung! Es lebe die Republik!"

Einige der Eindringlinge ergreifen die Federn und das Papier der Abgeordneten und fangen an zu ſchreiben, andere öffnen Schränke und werfen die darin ſich vorfindenden Schriftſtücke auf die Köpfe der unten dicht verſammelten Menge. Ein Nationalgardiſt macht ſich den Spaß, mit der Glocke des Vorſitzenden unaufhörlich zu läuten, kurz, die Pariſer fanden es wieder einmal für gut, die Regierung, welcher ſie noch vor wenigen Wochen zugejauchzt hatten, zu ſtürzen und dem ganzen Lande vorzuſchreiben, wer nun zu regieren habe.

Es bildete ſich aus Abgeordneten der Stadt Paris eine ſogenannte „Regierung der nationalen Verteidigung." In ihr ragten beſonders Trochu, Favre und Gambetta hervor. Die Kaiſerin entfloh nach England.

Es iſt wohl wahr, daß den Kaiſer hiermit die gerechte Strafe ereilte. Er war durch Treubruch auf den Thron gekommen und hatte durch Anzettlung oder doch Genehmigung dieſes Krieges Schuld an dem vielen vergoſſenen Blute. Auf Gewalt hatte er ſich geſtützt, durch Gewalt ging er unter. Aber abſcheuerregend iſt es, zu ſehen, wie Leute, welche vor Wochen noch zum Kriege gedrängt hatten und dem Kaiſerhauſe ihre Ergebenheit bezeugten, dasſelbe nun im Unglücke ſo treulos verließen. Nur noch vereinzelte Stimmen wagten dafür einzutreten.

So ſprach z. B. ein Senator in der letzten Sitzung dieſer Verſammlung folgende Worte: „Wenn der Kaiſer als Sieger zurückgekehrt wäre, ſo würde ich ihn mit meinem Zuruf begrüßt haben, und ich würde nicht der einzige geweſen ſein. Nun da er gefangen und ritterlich unterlegen iſt, kann ich ihm nur noch eine letzte Huldigung und einen letzten Wunſch widmen: Es lebe der Kaiſer!" Ein anderer ſagte: „Wenn wir hoffen könnten, daß ſie ſich auch gegen uns wenden möchten, jene revolutionären Volkskräfte, welche in den geſetzgebenden Körper eingedrungen ſind, ſo würde ich denken, daß jeder von uns auf ſeinem Seſſel ausharren müßte, um die Eindringlinge zu erwarten. Aber unglücklicher Weiſe — denn hier möchte ich ſterben — können wir dieſe Hoffnung nicht haben. Die Revolution wird in Paris ausbrechen und nicht in dieſe Umfriedigung dringen. Vielleicht können wir draußen noch dem Lande und dem Herrſcherhauſe einen Dienſt leiſten; denn ich will hier ganz laut von dem Herrſcherhauſe ſprechen. Indem wir uns trennen, weichen wir übrigens ſchon der Gewalt und nicht der Einſchüchterung, und unſere Aufgabe ſei, ein jeder durch ſeine perſönlichen Mittel die Ordnung und das kaiſerliche Herrſcherhaus zu verteidigen."

Doch ſolche Stimmen verhallten wirkungslos; auch der Senat wurde abgeſchafft.

Die Einführung der Republik verſetzte die Pariſer in große Freude.

Ein Augenzeuge ſchildert den Eindruck in einer engliſchen Zeitung mit folgenden Worten: „Ich bemerkte, daß die Nationalgardiſten Lorbeerzweige auf den Bajonetten trugen und daß die meiſten Bürger ebenfalls grüne Zweige auf ihre Hüte geſteckt hatten. Dieſe Lorbeeren konnten nun wohl ſchwerlich auf einen Sieg über den auswärtigen Feind deuten, ſondern wurden als Sinnbilder des Sieges über den innern Feind, den Kaiſer, getragen Mein Kutſcher, der geſtern ſicherlich noch Anhänger des Kaiſers geweſen, heute aber ein eifriger Republikaner war, machte mich auf mehrere Gruppen aufmerkſam, die rote Fahnen trugen. Ich entgegnete ihm, daß die Kaiſerin noch in den Tuilerien (es war dies der kaiſerliche Palaſt) ſein müſſe, da die ihre Anweſenheit bezeichnende dreifarbige Fahne vom Mittelturme wehte; während ich aber ſprach, genau zwanzig Minuten nach drei Uhr, ſah ich die Fahne einziehen. Einen ſolchen Augenblick vergißt man ſein Leben lang nicht. Ich fuhr weiter und wurde Zeuge eines außerordentlichen Schauſpiels. An den Fenſtern jener großen Baracken, in denen Truppen lagerten, von denen man geglaubt, jeder Mann ſei bereit für den Kaiſer zu ſterben, ſtanden Soldaten mit lachenden Geſichtern, mit den Taſchentüchern wehend und in den von Gensdarmen, Linien- und Kavallerieſoldaten, Nationalgardiſten und Volk auf den Straßen erhobenen Ruf: „Es lebe die Republik!" einſtimmend. Fremde Leute fielen einander um den Hals und küßten ſich. In der Nähe der „Neuen Brücke" ſah ich Leute, die auf Leitern in die Höhe ſtiegen und die Büſten des Kaiſers abnahmen, welche die der Regierung günſtige Geſinnung des Volkes noch kurz zuvor an allen möglichen und unmöglichen Plätzen aufgeſtellt hatte. Ich ſah die Büſten in ſpöttiſcher Prozeſſion nach der „Neuen Brücke" tragen und von deren Geländer aus in die Seine werfen; Händeklatſchen und lautes Gelächter folgte dem Platſchen, das „der mächtige Herrſcher" im Waſſer verurſachte. Ich ging nach dem Stadthauſe und fand es im Beſitze Seiner Majeſtät des Volkes. Der große Platz vor demſelben war angefüllt mit Nationalgardiſten, meiſtens in Uniform; ſie trugen ihre Gewehre mit dem Kolben nach oben gerichtet, zum Zeichen, daß ſie mit dem Volke Brüderſchaft machten. Es herrſchte die größte Heiterkeit. Bilder des Kaiſers und der Kaiſerin wurden aus den Fenſtern geworfen, und das Volk trat und tanzte darauf umher."

Während man ſich in Paris ſolch kindiſcher Freude hingab, ſaßen um Sedan herum und an den Ufern der Maas viel tauſend franzöſiſche Gefangene und weinten, wenn ſie der früheren Herrlichkeit und des jetzigen Elends ihres Volkes gedachten!

Waffenſtillſtandsverhandlungen zerſchlagen ſich. — Im Namen der neuen Regierung erließ Favre am 6. September ein Rundſchreiben, worin es hieß: „Wir überlaſſen keinen Fingerbreit Erde, keinen Stein unſerer Feſtungen." Deutſchland aber, welchem der Krieg aufgezwungen worden war und das bisher ſchon ſo große Opfer für denſelben gebracht hatte, da ja bereits viele Tauſende ſeiner hoffnungsvollſten Söhne in fremde Erde gebettet waren und Zehntauſende fern von der Heimat bluteten, hatte ein Recht darauf, Bürgſchaften gegen einen neuen ſchnöden Angriff zu fordern. Wäre das deutſche Heer nach dem Falle des Kaiſers auch ſofort zurückgekehrt, ohne von Frankreich irgend eine Entſchädigung zu verlangen, ſo hätten die Franzoſen die Niederlagen doch nie vergeſſen, welche ihnen von demſelben ſo raſch hintereinander beigebracht worden waren. Daß ihre vermeintlich erſte Armee der Welt von einem bisher gering geſchätzten Nachbar in wenigen Wochen ſo fürchterlich geſchlagen war, hätte dem franzöſiſchen Ehrgeiz als Grund genügt, um Deutſchland bei günſtiger Gelegenheit wieder den Krieg zu erklären. Die deutſche Regierung ſuchte daher Bollwerke in die Hand zu bekommen, welche die Gefahr eines künftigen Krieges für ihr Volk verminderten. Wenn nun die Pariſer Machthaber eine Gebietsabtretung von vornherein ablehnten und etwa meinten, Deutſchland ſolle ſich mit einer Geldentſchädigung begnügen, ſo mußte der Krieg eben weiter fortgeſetzt werden. Friedensunterhandlungen waren zudem dadurch ſchwierig geworden, daß Frankreich nach der Vertreibung Napoleons keine geſetzmäßige Regierung mehr beſaß, mit welcher gültige Verträge hätten vereinbart werden können; denn die am 4. September gebildete „Regierung der nationalen Verteidignng" war ja nur von Paris aus dem Lande aufgenötigt.

Unterredungen, welche der franzöſiſche Miniſter Favre vom 19.—21. September mit Bismarck hatte, führten denn bei dieſer Lage der Dinge nicht zum Frieden. Ja es wurde nicht ein Mal ein Waffenſtillſtand erzielt, damit ſich das ganze franzöſiſche Volk während desſelben eine Regierung hätte wählen können. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Bismarck einen ſolchen im Namen des Königs von Preußen nur gegen entſprechende Entſchädigungen zu gewähren vermochte, da ja die Franzoſen im ſtande geweſen wären, während desſelben ihre Kriegsſtreitkräfte zu vermehren. Er verlangte daher: Uebergabe von Bitſch, Toul und Straßburg (ſowie Kriegsgefangenſchaft der Beſatzung letzterer Feſtung); vor Paris: Aufrechthaltung der Einſchließung oder Ueberweiſung einiger Forts an die Deutſchen; vor Metz: Fortdauer des Kriegszuſtandes. Das wollten aber die Pariſer Machthaber nicht bewilligen, und die Verhandlungen wurden abgebrochen. Toul und Straßburg fielen wenige Tage nachher den Deutſchen von ſelbſt in die Hände; es ging daraus hervor, wie gering ihre Anſprüche geweſen waren; denn Bitſch, welches ſich noch hielt, war eine Feſtung untergeordneten Ranges.

So mußte denn der Krieg fortgeſetzt werden; die Deutſchen marſchierten vor Paris und ſchloſſen dieſe Rieſenſtadt ein.

Die Heere, welche gebildet wurden, ſie zu entſetzen, die Loire-, die Nord- und die Oſt-Armee, machten den Deutſchen zwar ſchwere Arbeit und verlängerten den Krieg, den Fall der Hauptſtadt konnten aber auch ſie nicht hindern. Sobald Paris kapituliert hatte, begannen aufs neue die Unterhandlungen, welche bald zum Frieden führten.

Die Wacht zur See. — Ehe wir den Landkrieg weiter verfolgen, wollen wir auch nach der Wacht zur See ſehen.

Deutſchland wird, wie bekannt, im Norden vom Meere beſpült, von der Nord- und Oſtſee, und hat dort reiche und ſchöne Städte, z. B. Kiel, Wismar, Stralſund, Swinemünde, Kolberg, (Danzig-) Weichſelmünde, Memel. Da verlautete nun allerlei gefahrdrohende Kunde; es hieß, die franzöſiſche Flotte würde dieſe Städte bombardieren, dort ein Heer ausſetzen, welches in Deutſchland einfalle und ihm großen Schaden zufüge u. dgl. m. Und allerdings beſaß Frankreich eine prachtvolle Flotte, während Deutſchlands Kriegsmacht zur See damals noch im Werden begriffen und jedenfalls der franzöſiſchen nicht gewachſen war. Deutſchland hatte 12 größere Kriegsſchiffe und 21 Kanonenboote, zuſammen 33, davon befanden ſich jedoch 4 zur Zeit auf auswärtigen Plätzen. Die Stärke der See- (oder Marine-) Truppen bezifferte ſich am 31. Juli auf 10.382 Mann. Die geſamte in Frankreichs Häfen vorhandene Flotte dagegen zählt 33 mit Eiſen bepanzerte Schiffe, 100 hölzerne Schlachtdampfer und 96 Transportſchiffe. Sie war freilich in ihrer vollen Stärke ebenfalls nicht zur Verwendung bereit.

Die deutſche Heeresführung ſagte ſich ſofort, daß ſie in offener Seeſchlacht gegen die franzöſiſche Uebermacht nicht aufkommen könne, aber die Küſten ſollten brav verteidigt werden, damit ſie kein Feind betrete. Die Oberleitung über die Bewachung der bedrohten Küſtenſtriche wurde dem erfahrenen General Vogel von Falckenſtein übertragen. In einem Aufrufe ermunterte derſelbe die Küſtenbewohner der Nord- und Oſtſee zu thatkräftigem Widerſtande; er ſagte: „Unſere Küſten ſind bedroht, die Verteidigung iſt mir anvertraut, Eure Vertreter im Reichstage haben mir aber mitgeteilt, daß es Euer Wunſch und Wille ſei, hierzu mitzuwirken; ich nehme das mit Dank an; entſchloſſene Männer kann ich in dieſer ernſten Zeit brauchen; ſie wiegen ſchwerer denn Gold. So bewaffnet Euch längs unſerer Küſte der Nord- und Oſtſee, formiert Euch in Abteilungen unter Führung verſtändiger Männer! Die Bewachung der Küſte möge zunächſt Eure Aufgabe ſein. Jeder Franzmann, welcher den deutſchen Boden betritt, ſei Euch verfallen."

Die Stärke der freiwilligen Seewehr erreichte m Auguſt eine Anzahl von 322 Köpfen. Längs der Küſte hin wurden Wachtpoſten ausgeſtellt, die Leuchtfeuer, welche die Schiffe vor gefährlichen Stellen des Meeres warnen ſollten, ausgelöſcht und an beſonders wichtigen Orten ſogenannte Torpedo's ins Meer verſenkt. Letztere ſind Behälter mit Sprengſtoff (Pulver, Schießbaumwolle u. a.), welche dadurch, daß ſich ein mit Luft gefüllter Raum in ihnen befindet, zu ſchwimmen vermögen. Man hält ſie mehrere — etwa 10 Fuß — unter dem Waſſerſpiegel. An der Stelle, an welcher ſie bleiben ſollen, werden ſie eingeankert. Fährt nun ein Schiff darüber und kommt an die Fühler, welche im Innern des Kaſtens eine Reibung oder ſonſt eine Bewegung hervorbringen, ſo ſpringt dieſer auseinander. Manche werden auch vom Lande aus beobachtet und von dort her je nach Bedürfnis durch einen elektriſchen Strom entzündet. Die durch eine ſolche Sprengung hervorgebrachte Wirkung iſt furchtbar. Man konnte dies aus angeſtellten Verſuchen erſehen, welche ein prächtiges Schauſpiel gewährten. Mit Donnergetöſe, oft auch nur mit einem einzigen dumpfen Schlage, ſtieg eine Waſſerſäule von 20—50 Fuß Durchmeſſer weit über 100 Fuß Höhe empor, ſtand einen Augenblick hoch aufgerichtet in großer Pracht und ſtürzte dann, alles unter ſich zermalmend, zurück.

Liegen viele Torpedo's vor einem Hafen, ſo iſt für Schiffe, die einlaufen wollen, die größte Gefahr vorhanden.

In Folge ſolcher und anderer Sicherheitsmaßregeln blieben die deutſchen Küſten vor dem Eindringen feindlicher Scharen verſchont. Hie und da wurden zwiſchen franzöſiſchen und deutſchen Schiffen wohl Schüſſe gewechſelt, es kam aber zu keinem bedeutenderen Treffen.

Nördlich vom Hafen von Havana (auf der ſpaniſchen Inſel Cuba im Atlantiſchen Ozean zwiſchen Nord- und Süd-Amerika) hatte jedoch ein preußiſches Kanonenboot, „Meteor" genannt, mit dem franzöſiſchen Schiffe „Bouvet" (ſprich: Buweh) am 9. November einen Zweikampf. Meteor führte 3 Geſchütze, eine Maſchine von 80 Pferdekraft und 64 Mann Beſatzung, Bouvet 9 Geſchütze, eine Maſchine von 150 Pferdekraft und 85 Mann Beſatzung. Bouvet nahm einen großen Anlauf, um den Meteor in den Meeresgrund zu bohren, dieſer drehte ſich aber ſchnell, ſo daß die beiden Schiffe an einander vorbeifuhren. Am Meteor wurden dabei allerdings einige Schiffsteile zertrümmert, durch Gewehrfeuer zwei Mann getötet und einer verwundet, aber ſein Kapitän Knorr befahl nun „Feuer!" und eine Kugel ſchlug in den Keſſel des Bouvet. Derſelbe fuhr eilig davon, Knorr wollte hinter ihm her, aber die Schiffsſchraube verſagte den Dienſt, da eins der vom Schiffe abgeriſſenen Stücke hineingedrungen war. Bis es beſeitigt werden konnte, gewann Bouvet Zeit, ſo nahe an den Hafen von Havana zu entkommen, daß der Meteor ihn nicht mehr verfolgen durfte, weil er hiermit in ſpaniſches Gebiet gelangt war. Kurze Zeit nachher lagen beide Schiffe friedlich neben einander im Hafen und ihre Schäden wurden ausgebeſſert.

Als Frankreich zu Land eine Niederlage nach der andren erlitt, mußten die franzöſiſchen Seeſoldaten die Reihen der Landarmee vermehren, ſie bewieſen ſich dabei als ſehr tüchtige Streiter. Auch von der deutſchen Küſtenwacht wurden Mannſchaften nach Frankreich geſandt, um dort in die Kämpfe mit einzugreifen.

Als Vize-Admiral Jachmann am 17. März 1871 durch einen Tagesbefehl von den Seetruppen Abſchied nahm, ſagte er: „Der treffliche Geiſt, der ſich in dieſer auch für die Flotte ſchweren Zeit bewährt hat, bürgt mir für die Zukunft derſelben, und ich nehme die Ueberzeugung mit, daß die Flotte in künftigen Zeiten, wenn ſie ihrer Aufgabe gewachſen ſein wird, zum Ruhme des Vaterlandes beitragen wird."

Dank der Wacht zur See, ſie hat Deutſchland erſprießliche Dienſte geleiſtet!

Auf nach Paris. — Die bei Sedan ſiegreichen deutſchen Truppen ruhten auf ihren Erfolgen nicht aus, ſondern ſchlugen den Weg nach Paris ein. Wenn es ihnen gelang, Frankreichs Hauptſtadt zu nehmen, dann war gegründete Hoffnung vorhanden, daß der Krieg aufhöre; denn Paris war das Herz Frankreichs. Ehe ſie jedoch davor anlangten, wurde auf dem Vormarſche am 10. September eine abſcheuliche That in der Feſtung Laon verübt. Dieſelbe war den deutſchen Truppen übergeben worden. Nachdem die letzten franzöſiſchen Soldaten die Citadelle verlaſſen hatten, wurde das Pulvermagazin in die Luft geſprengt. Faſt alle im Hofe der Citadelle Anweſenden, beſonders deutſche Jäger, wurden getötet oder verwundet. Die Deutſchen verloren 3 Offiziere und 39 Mann Tote, 12 Offiziere und 60 Mann Verwundete, die Franzoſen aber 300 Mann, ſo daß dieſer Verrat dem Gegner am meiſten ſchadete.

Zu den Verwundeten gehörte auch Herzog Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin; derſelbe ſchrieb an ſeine Gemahlin: „Danke Gott auf den Knieen mit mir für ſeine wunderbare Gnade, die mich und meine Herren bei der Exploſion des Forts von Laon errettet hat! Die Exploſion erfolgte 12½ Uhr mittags; wer der Thäter geweſen, ſteht nun feſt: Unteroffiziere der Artillerie der Forts, die die Pulverkammer angeſteckt. Doch muß alles vorher zum Sprengen eingerichtet geweſen ſein; denn es ſprang eine Maſſe von Granaten und Bomben mit in die Luft, außerdem Steine, ganze Quadern und Holz. Der der Feſtung zunächſt liegende Teil der Stadt iſt eingeſtürzt oder zertrümmert. Unſere Leute haben ſich nachher muſterhaft benommen, und ſind trotz der natürlichen Wut keine Frevelthaten vorgekommen. Ich danke Gott ſtündlich für die Gnade der Erhaltung."

Der Kommandant der Citadelle war unſchuldig an dieſem Verrate. Er ſchrieb an ſeine Frau: „Mich wird mein Leben lang der Kummer quälen, daß eine ſo ruchloſe That ſich ereignen konnte, während ich kommandierte." Er überlebte dieſes Ereignis nicht lange, ſondern ſtarb bald darauf an den dabei erhaltenen Wunden.

Abſcheulich war's, wie viele Pariſer Zeitungen dieſe That verherrlichten; eine nannte ſie „einen der erhabenſten Züge, die unſterblich machen und die Bewunderung der fernſten Nachwelt finden," eine andere ſchrieb: „Ehre dieſen würdigen Waffenbrüdern der glorreichen Verteidiger von Straßburg! Sie haben ſich um die Republik verdient gemacht. Es iſt unſere Sache, Pariſer, daß auch wir uns jetzt zeigen u. ſ. w." Was war es aber anders als Heimtücke, eine Feſtung, welche man dem Feinde übergeben hatte, hinterdrein in die Luft zu ſprengen?

Die Hauptmaſſe des Heeres rückte unterdeſſen immer weiter nach Paris vor. Bereits am 19. September hatte ſie dasſelbe — wenn auch noch nicht ganz feſt — eingeſchloſſen. Ehe wir jedoch hievon weiter berichten, müſſen wir uns nach zwei Feſtungen umſehen, deren Bezwingung für den ganzen Verlauf des Krieges in hohem Grade wichtig wurde — nach Straßburg und Metz.

Vor Straßburg. — Die badiſche Diviſion war von dem Heere des Kronprinzen Friedrich Wilhelm abgetrennt worden, um Straßburg einzunehmen. Die einleitenden Schritte dazu that ſie unter dem Befehle des badiſchen Kriegsminiſters von Beyer allein, bald wurde ſie jedoch mit anderen deutſchen — preußiſchen, bayeriſchen, württembergiſchen — Truppen vereinigt und unter Generalleutnant von Werder geſtellt. In der Feſtung kommandierte General Uhrich, ein Mann im Alter von 68 Jahren, der über etwas mehr als 17.000 Soldaten verfügen konnte. In einer öffentlichen Bekanntmachung vom 16. Auguſt erklärte er: „Wenn Straßburg angegriffen wird, ſo wird es ſich bis auf den letzten Mann, den letzten Zwieback, die letzte Kugel verteidigen."

Mit großer Teilnahme folgte man in ganz Deutſchland den Ereigniſſen vor dieſer Stadt. Straßburg, das „Auge" von Elſaß, gehörte bis 1681 zum Deutſchen Reiche und war damals nur durch Verrat und Liſt in franzöſiſche Gewalt gekommen. Viele Deutſche ergriff ein unſägliches Weh, wenn ſie an dieſe Stadt dachten. Jetzt war wieder Grund zur Hoffnung, ſie könne mit Deutſchland auf's neue vereinigt werden. Aber ach, das koſtete viel Arbeit und Blutvergießen!

Vom 15. Auguſt an ließ Werder — anfangs nur ſchwach und verſuchsweiſe — Straßburg beſchießen. Er hoffte, die Bewohner würden dadurch veranlaßt, in Uhrich zu dringen, daß er die Stadt übergebe. Mit furchtbarer Gewalt ſchlugen die deutſchen Kugeln ein. Das ſchönſte Gebäude der Stadt, das Münſter, wurde jedoch geſchont. Als aber die Franzoſen einen Beobachtungspoſten darauf errichteten, von dem aus ſie die deutſchen Stellungen und Bewegungen gut überſehen konnten, wurden einige Meiſterſchüſſe darauf abgegeben, welche dies Unternehmen vereitelten. Beſonders heftig entbrannte das Feuer vom 23. Auguſt an. Es ziſchte, brummte, blitzte, donnerte, knallte, knatterte, krachte um die Stadt herum ohne Aufhören. Schauerlich war der Anblick in der Nacht, wenn die Geſchoſſe, feurige Furchen durch die Luft ziehend, unter Dröhnen auffuhren, unter Gepraſſel einſchlugen und platzten. Die Bewohner bargen ſich, ſo gut ſie konnten, in Kellern und im Münſter, auch errichteten ſie ſich durch Zuſammenlegen von Balken und vermittelſt Erdaufwürfen notdürftige Wohnungen. In der Nacht rom 24. auf den 25. Auguſt brannte die größte evangeliſche Kirche aus, die ſogenannte „Neue Kirche." In einem Seitengebäude derſelben befand ſich eine höchſt wertvolle Bücherſammlung von ungefähr 350.000 Bänden, für deren Unterbringung an feuerfeſten Orten die Behörde nicht geſorgt hatte. Als die Geſchoſſe da hinein fuhren, fand das Feuer reichliche Nahrung. Ganze Flammenſäulen ſtiegen in die Höhe und erleuchteten die Umgegend weithin. All die hier aufgeſpeicherten koſtbaren Schätze, an welchen ſchon Jahrhunderte lang geſammelt worden war, verbrannten in wenigen Stunden zu Aſche.

Am 23. Auguſt kam Biſchof Räß aus der Feſtung in das deutſche Lager. Er wollte erwirken, daß die Beſchießung der Stadt aufgegeben werde, oder daß doch wenigſtens Frauen, Greiſe und Kinder weggehen dürften. Hätten die Deutſchen letzteres zugegeben, ſo wären die Eingeſchloſſenen nach Entfernung der zur Verteidigung Unfähigen nur ſtärker geworden und hätten die Belagerung länger hinziehen können. Die Bitte wurde daher abgeſchlagen. Jede Stunde früher, in welcher Werder die Stadt zur Uebergabe bringen konnte, war für ihn koſtbar; denn außerdem, daß er darauf bedacht ſein mußte, ſeinen Truppen in erſter Linie ſo viel als möglich die Leiden und Gefahren der Belagerung zu kürzen, war es auch für den Gang des ganzen Krieges durchaus wünſchenswert, die vielen Soldaten, welche jetzt um Straßburg herum lagen, für weitere Unternehmungen verfügbar zu erhalten. Dieſe Belagerung war ja nur eine der vielen Aufgaben, welche den Deutſchen oblagen. So ſchwer es daher dem menſchlichen Fühlen der Belagernden auch wurde, die Einwohner konnten mit dem Schrecken und den traurigen Folgen einer Beſchießung nicht verſchont werden.

Die Verteidiger der Feſtung waren übrigens auch nicht unthätig. Sie beunruhigten die Deutſchen durch Ausfälle (ſo z. B. am 16. Auguſt in der Richtung auf Illkirch, wo es badiſchen Truppen gelang, die Franzoſen zurückzuweiſen und ihnen drei Kanonen abzunehmen), bewarfen das badiſche Kehl, obwohl es unbefeſtigt und eine offene Stadt war, mit Granaten und bereiteten den kühnen Schützen vor den Wällen manche ſchwere Stunde.

Die Deutſchen ſuchten ſich nun aber nicht allein durch Beſchießung der Befeſtigungswerke und der Stadt, ſondern auch durch anderweitige Belagerungsarbeiten in den Beſitz Straßburgs zu ſetzen. Sehen wir ſolchen ein wenig zu!

Beim Dunkel der Nacht ſtehen in einer Ausdehnung von etwa zwei Stunden nebeneinander Männer, welche ſtille mit ihren Hacken und Schaufeln arbeiten. Sie ſind nur eine kurze Strecke von dem Feinde entfernt und wollen einen Graben auswerfen, in welchen ſie ſich dann zu ſtellen und Geſchütze hineinzubringen beabſichtigen, um von da aus gedeckt gegen den Feind vordringen zu können. Ein langes von einem Haspel abgewickeltes weißes Band bezeichnet ihnen die Richtung, welche der Graben nehmen muß. Sie arbeiten, ohne ein Wort zu reden, damit der Feind nichts höre, ſie hüten ſich, mit ihren Hacken allzuſehr auf das Geſtein zu ſchlagen, damit kein Ton an das Ohr der wachſamen Poſten dringe. Die Erde, welche die einen aufgelockert haben, werfen die anderen mit ihren Schaufeln vor den Graben, der Feſtung zu. Neben ihnen liegen ihre Gewehre. Wenn's gilt, vertauſchen ſie Hacke und Schaufel mit ihren Waffen. Aber nein, es iſt nicht nötig. Die Franzoſen merken nichts. Als der Tag graut, haben die fleißigen Männer in dieſer einen Nacht 4½ Fuß tiefe Laufgräben in einer Ausdehnung von 3600 Meter ausgehoben und damit die erſte ſogenannte Parallele fertiggeſtellt; es geſchah dies in der Nacht vom 29. auf den 30. Auguſt (Parallele heißt ſie, weil ſie mit den von den Feſtungswerken beſchriebenen Linien in gleicher Richtung läuft.) Näher und näher rücken auf ſolche Weiſe die Belagerer. Im Zickzack angelegte Wege führen zu einem Graben, welcher in den folgenden Nächten als zweite Parallele hergeſtellt wird. Dieſelbe gelang nicht ſofort auf den erſten Verſuch, es mußte daher ein bereits aufgeworfener Graben wieder verbaut und ein neuer ausgehoben werden. Als auch dieſer ſich nicht als genügend erwies, weil er zu wenig Deckung vor dem feindlichen Feuer bot, wurde er nochmals zugeſetzt und ein neuer Erdgang hergeſtellt. Da hinein werden nun Geſchütze gebracht, und bald machen ſich dieſelben durch die furchtbare Gewalt bemerklich, mit der ſie Kugeln gegen die Feſtungswerke ſchleudern. Es ſoll Breſche, d. h. eine Oeffnung in den Feſtungswall, geſchoſſen werden, damit die Soldaten durch dieſelbe ſtürmend in die Stadt eindringen können. Die Feinde kennen ihre Abſicht und laſſen ihre Geſchoſſe auf die Belagerer hageln.

Als einmal eine Bombe mitten in eine deutſche Batterie fiel, hatte ein Soldat die Geiſtesgegenwart, dieſelbe ſofort zu ergreifen. Er warf ſie über den Rand des Grabens, ſoweit als möglich ins freie Feld hinaus, wo ſie augenblicklich platzte, und rettete dadurch nicht nur ſein eigenes Leben, ſondern auch das ſeiner Kameraden. Schlimm erging es dagegen einem andern. Ein junger kaum eingeübter Soldat war zum erſtenmal in den Schützengräben. Als nun die Ablöſung kam und er aus dem Graben ſtieg, rief er dankbar: „Gott hat mich das erſtemal glücklich . . . ." Er hatte wohl noch ſagen wollen „bewahrt", aber in dieſem Augenblick durchbohrte ihm eine Kugel den linken Arm und drang ſo tief in ſeine Bruſt ein, daß er jenes Wort nicht mehr ausſprechen konnte, ſondern ſeinen Geiſt aufgab.

Gar manchem fällt Hacke und Schaufel aus der Hand, weil ihn eine tötliche Kugel traf. Und wer weiß, ob die Belagerten nicht auch auf unterirdiſchen Wegen den Deutſchen Verderben bringen? Wie andere große Feſtungen hat auch Straßburg Minen, d. h. Pulvermengen, welche ſich in einem Behältnis in einem unterirdiſchen Gange befinden. Während nun die Deutſchen da oben arbeiten, zünden die Franzoſen unter ihnen vielleicht eine ſolche Mine an und ſprengen dadurch den Boden ſamt der darauf befindlichen Mannſchaft in die Luft. Das wiſſen die Belagerer wohl, daher ſuchen ſie die ihnen drohende Gefahr von ſich abzuwenden.

Sie ſind einem Vorwerke beſonders nahe gekommen, der mit der Zahl 53 bezeichneten Lunette (ſprich: Lünette; Lunetten, deutſch: Brillen, d. h. Befeſtigungswerke im Hauptgraben, welche den Hauptwerken vorgelegt ſind). Unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels ſchleichen nun einige Männer vorſichtig bis zum Rande des Grabens, welcher vor dieſer Lunette ſich hinzieht. Werden ſie von den Franzoſen bemerkt? Sie ſchauen und horchen auf. Es zeigt ſich nichts Verdächtiges. Da ſteigt einer von ihnen in den Graben hinab und ſucht, ob er keine Oeffnung finde. Wirklich, da iſt eine! Hier iſt ein Minengang. Enthält er eine Ladung? Das muß die Unterſuchung zeigen. Heute — es war die Nacht auf den 9. September — iſt dazu aber keine Gelegenheit mehr. Am folgenden Tage wagt der Kühne — es iſt der Ingenieurhauptmann Ledebour — (ſprich: Ledebuhr) nochmals den gefährlichen Weg. Er hat eine Blendlaterne mitgebracht. Ihr Schein führt ihn zur Ladung. Er zeichnet das Ganze raſch ab und beginnt mit der Entleerung. Welch' ſchwieriges, gefahrvolles Geſchäft! Es gelingt. Nun iſt ein großer Schritt vorwärts gethan; hier kann Breſche gelegt werden.

Will es aber Uhrich bis zur Erſtürmung kommen laſſen? Schon am 27. Auguſt hatte er an das franzöſiſche Kriegsminiſterium berichtet, daß Straßburg verloren ſei, wenn nicht unverzügliche Hülfe komme. In der Stadt mehrte ſich das Elend. Wenn die Belagerten auch noch Nahrungsmittel hatten, ſo waren doch viele ihrer Wohnungen beraubt, gar manche lagen verwundet oder — beſonders von dem Aufenthalt in den dumpfen Kellern — erkrankt umher. Werder benachrichtigte den General zudem von dem Ereignis bei Sedan und zeigte ihm damit, daß er auf keine Unterſtützung von Frankreich hoffen könne. Gleichwohl gab dieſer nicht nach.

Am 12. September ließ Werder eine Abordnung von Schweizern in die Feſtung. Dieſelbe durfte gegen 2000 Greiſe, Frauen, Kinder und Kranke herausbringen. Obwohl die Widerſtandsfähigkeit Straßburgs dadurch erhöht wurde, daß täglich ſo viele Leute weniger an den Vorräten der Stadt zehrten, wollte der General dieſen Unglücklichen doch die weiteren Schreckniſſe der Belagerung erſparen.

Die Annäherungsarbeiten ſchritten unterdeſſen draußen voran. In den acht Fuß hohen Graben vor Lunette 53 hatten die Belagerer Reiſigbündel, ſogenannte Faſchinen, darauf wieder Körbe voll Erde und Sandſäcke gelegt und dadurch nach und nach einen Weg zubereitet, den Mannſchaft und Pferde betreten und auf welchem Geſchütze hineingebracht werden konnten. Auch vor Lunette 52 gewannen die Deutſchen auf dieſe Weiſe einen Vorſprung. Da hatten ſie Bierfäſſer zuſammengelegt, in die Zwiſchenräume Stroh und dergl. geſteckt, Sandſäcke darauf geworfen und ſo einen Weg gebahnt. Nun fahren auch aus den zwei eroberten Lunetten deutſche Geſchoſſe gegen die Belagerten und ihre Werke. Die nahe bei der Stadt befindliche Citadelle, ein feſter Platz, der für viele Soldaten Unterkunft geboten hatte, war ebenfalls ſchon von der badiſchen Artillerie zerſchoſſen, kurz: es ſah in Straßburg und um dasſelbe herum traurig aus. Die regelmäßige Beſchießung der Stadt ſelbſt hatte bereits längere Zeit nachgelaſſen, wenn auch hie und da noch Kugeln hineindrangen.

Jeder Menſchenfreund mußte den Bewohnern ein Ende ihrer Leiden wünſchen.

Erhebend iſt in dieſer Beziehung ein Brief, welchen Großherzog Friedrich von Baden am 23. September an Uhrich ſchrieb, und der überſetzt alſo lautet: „Mein Herr! Als guter Nachbar des Elſaſſes und beſonders der Stadt Straßburg, deren Leiden mir viel Schmerz verurſachen, wende ich mich an Sie und bitte Sie, dieſen Schritt dem Bedürfnis zuzuſchreiben, das ich empfinde, ſo viel als möglich zu einem raſchen Ende der Leiden einer unglücklichen Bevölkerung beizutragen, welche den Geſetzen des Krieges unterworfen iſt. Mein General, Sie haben den Platz, der Ihnen durch Ihre Regierung anvertraut wurde, mit Kraft verteidigt. Die militäriſche Meinung derer, welche Sie belagern, läßt Ihrer Thatkraft und Ihrem Mute, womit Sie die Feſtung leiten, volle Anerkennung widerfahren. Sie wiſſen, mein Herr, daß die äußere Lage Ihnen nichts von der Regierung, welcher Sie verantwortlich waren, noch von dem Heere, dem Sie angehören, zu erwarten übrig läßt. Erlauben Sie mir alſo Ihnen zu bemerken, daß die Fortſetzung einer Verteidigung der Feſtung Straßburg keinen andern Erfolg haben wird, als die Leiden der unglücklichen Bürger dieſer Stadt zu vergrößern und Ihnen jede Möglichkeit abzuſchneiden, gute Bedingungen für ſich und für Ihre Beſatzung an dem Tag zu erhalten, an welchem das Belagerungsheer Ihren Platz mit Sturm nehmen wird. Sie kennen den gegenwärtigen Stand der Belagerungsarbeiten und werden keinen Augenblick zweifeln, daß die Wegnahme von Straßburg in ſicherer Ausſicht ſteht, daß ſie jedoch Ihrer Beſatzung teuer zu ſtehen kommen wird, und daß die Folgen für die arme Stadt dadurch noch viel unheilvoller ſein werden. Mein General, Sie haben keine geſetzliche Regierung mehr, der Sie verantwortlich ſind, auf Ihnen liegt nur noch eine einzige Verantwortlichkeit: die vor Gott; Ihr Gewiſſen, Ihre Ehre ſind frei, Sie haben Ihre Pflicht als Offizier, deſſen militäriſche Ehre ohne Makel iſt, wacker erfüllt. Mein Herr, Sie wiſſen, daß König Wilhelm I. den Offizieren, welche ſich mit dem Heere bei Sedan ergeben haben, die ehrenvollſten Bedingungen gewährte. Ich bin nicht ermächtigt, Sie ein gleiches Los hoffen zu laſſen; denn ich richte das Wort nur als einfacher Privatmann an Sie, welcher eine Ausnahmeſtellung benützt, um zu verſuchen, Gutes zu wirken, aber ich zweifle keineswegs an der Hochherzigkeit und der Großmut des Königs von Preußen jedem tapfern Soldaten gegenüber. Ich bitte Sie, mein General, hören Sie die Stimme eines deutſchen Fürſten, welcher für den Ruhm ſeines Vaterlandes kämpft, welcher aber nichtsdeſtoweniger ſeine Pflicht gegen Gott kennt, vor dem es nur einen wahren Ruhm gibt, die Liebe zu den Brüdern. Ich bitte Sie alſo, dieſes ſchreckliche Drama (d. h. Schauſpiel) zu beendigen und getroſt dieſen guten Augenblick zu benützen, um Ihrerſeits dem Obergeneral der Belagerungstruppen von Straßburg, welcher Ihnen oft Beweiſe ſeines Wohlwollens gegeben hat, annehmbare Vorſchläge zu machen.

Friedrich, Großherzog von Baden."

Uhrich antwortete darauf, daß Frankreich um ſo mehr Anſpruch auf Beweiſe von Liebe und Ergebenheit ſeiner Kinder habe, je unglücklicher es ſei. Seine Pflicht als Soldat und Bürger gebiete ihm, ſeinen perſönlichen Neigungen und der von Menſchenliebe erfüllten Anſicht zu widerſtehen, welche ihm der Großherzog mitgeteilt habe.

Werder kündigte eine neue Beſchießung an, wobei er zugleich mitteilte, daß das Münſter verſchont werden ſolle, dorthin könnten ſich alſo Bewohner flüchten. Am 27. September blitzte und krachte es denn auch furchtbar gegen Straßburg auf. Der Sturm ſtand nahe bevor.

Da ſieht man abends um 5 Uhr eine weiße Fahne am Münſter flattern. Großer Jubel erhebt ſich bei den Deutſchen, während drinnen in der Stadt viele von einer Uebergabe nichts wiſſen wollen und rufen: „Verrat!"

Früh morgens am 28. September wurde die Kapitulation unterzeichnet, 451 Offiziere und über 17.000 Mann ſtreckten die Waffen. Reiche Vorräte, darunter etwa 1200 bronzene Kanonen, 12.000 Chaſſepots, über 1800 Pferde, gehörten zur Beute. Die Offiziere, welche ſich auf Ehrenwort verpflichteten, in dieſem Feldzuge nicht mehr gegen Deutſchland zu dienen, durften ihren Aufenthaltsort ſelbſt wählen.

Die franzöſiſche Beſatzung marſchierte am 28. September aus Straßburg aus. Als Uhrich an ihrer Spitze herankam, ſtiegen der Großherzog von Baden und General Werder von ihren Pferden, um ihm entgegen zu gehen. Am 30. September, genau 189 Jahre, nachdem Straßburg franzöſiſch geworden war, hielt Werder in Begleitung von Abteilungen aller Waffen ſeinen Einzug in die wiedergewonnene Stadt.

46 Tage hatte ſie Widerſtand geleiſtet; über 200.000 Geſchoſſe, welche ungefähr 4.100.000 Kilogramm wogen, waren von der Artillerie gegen ſie abgegeben worden. Die Deutſchen verloren bei dieſer Belagerung 39 Offiziere und 894 Mann an Toten und Verwundeten, außerdem 78 Pferde, die Franzoſen 2500 Mann.

„Straßburg wieder deutſch!" Dieſe Nachricht war eine der freudigſten, welche das deutſche Volk in dieſem Krieg vernahm. Es war ja ein 189 Jahre lang verlorenes und nun wiedergewonnenes Kind, welches Deutſchland ſchwere Opfer gekoſtet hatte. Die meiſten ſeiner Bewohner wollten freilich von der alten Mutter nichts wiſſen. Sie hatten bei Frankreich viele Tage des Ruhmes geſehen. Zudem war der Blick auf die vielen tauſend hereingeſchoſſenen Kugeln, die 448 vollſtändig zerſtörten Gebäude, die 8—10.000 obdachlos gemachten Menſchen gewiß nicht dazu angethan, die Herzen der Straßburger für die Deutſchen zu gewinnen. Die Erwägung daß ja die Deutſchen als die Angegriffenen ſich in der Notwehr befanden und daß deren Führer alle erlaubten Mittel — alſo auch die Beſchießung der Stadt ſelbſt — anwenden mußte, um für die vielen deutſchen Männer, welche unter den Unbilden der Witterung und dem Hagel der Geſchoſſe ihr Leben in die Schanze ſchlugen, die Leiden zu kürzen, dieſe Erwägung trat zurück vor dem Haß im Hinblick auf all' die Zerſtörungen, ſo wie auch vor dem Aerger, daß dieſe geringgeſchätzten Deutſchen das Heer des großen Frankreichs zu beſiegen vermocht hatten. Auf deutſcher Seite hoffte man jedoch, nach und nach würden ſich die Straßburger darauf beſinnen, daß ſie doch Deutſche nach Sprache und Sitte ſind; denn das ſagten ſich faſt alle: „Straßburg iſt unſer und ſoll es auch bleiben."

Große Menſchenmaſſen kamen aus der Nähe und Ferne, um die Verwüſtungen anzuſehen. Der Anblick der Trümmer war allerdings erſchütternd, beſonders in der Steinſtraße. Am Münſter bemerkte man wohl viele Beſchädigungen, dieſelben konnten aber leicht ausgebeſſert werden; das ganz oben angebrachte Kreuz hatte ſich, unten durch eine Kugel getroffen, zur Seite geneigt, als ob es mittrauern wolle über all das Elend. Aber nicht nur als müßige Zuſchauer kamen Scharen von Deutſchen, ſie brachten den Obdachloſen und Armen auch allerlei Linderung, und an Weihnachten flackerten viele Lichtlein an zehn prächtig ausgeſchmückten rieſengroßen Chriſtbäumen auf, welche durch Gaben deutſcher Knaben und Mädchen in Straßburg angezündet worden waren, und reichlich beſchenkt konnten ſiebenhundert Kinder zu Hauſe verkünden, daß die Deutſchen doch auch noch andere „Zuckerhüte" haben als die eiſernen Geſchoſſe, welche man ihrer Form wegen ſo benannt hat. Straßburg entſtand nach und nach wieder ſchöner aus den Trümmern, als es vorher geweſen war. Die zu Verluſt gekommenen Hausbeſitzer wurden von der deutſchen Regierung reichlich entſchädigt; mancher, deſſen Haus unverſehrt blieb, hätte gewünſcht, daß auch eine „preußiſche Bombe" hineingefahren wäre, damit er es nachher wieder ſchöner hätte erbauen können.

Die Belagerung von Metz. — Prinz Friedrich Karl hielt indeſſen mit ſeinem Heere Wacht vor Metz, wo Bazaine mit ſeiner Armee eingeſchloſſen war. Die Deutſchen hatten ſchweren Stand vor der gewaltigen Feſtung, welche ſie in einer Linie von vierzehn Stunden Ausdehnung umgaben. Die Grabhügel der vielen Tauſende, welche in den letzten Schlachten gefallen waren, bildeten teilweiſe ihre Lagerplätze. Da es nun häufig regnete, wurde die Erde an manchen Stellen weggeſchwemmt, und da und dort ragte ein Bein oder ein Arm hervor. Der Boden war oft ganz moraſtig, und auch das Feuer wollte bei dem vielen ſtrömenden Regen nicht recht brennen.

Die Poſten hatten gar manches Mal bis an die Kniee im Waſſer zu ſtehen und unter fortwährender Aufmerkſamkeit auf den Feind drin auszuhalten, bis Ablöſung kam. Es kann uns darum nicht wundern, daß zeitweilig von hundert Mann im Durchſchnitt fünfzehn krank waren; beſonders der Typhus raffte ſchrecklich viele dahin. Welche Freude erregte es da immer, wenn aus der Heimat Liebesgaben an warmen Kleidern und Erfriſchungen anlangten! Sie trugen viel dazu bei, Krankheiten vorzubeugen und die Mannſchaft munter zu erhalten.

Dieſelbe verließ freilich der gute Mut nicht. Als z. B. ein Mal eine franzöſiſche Granate in Kochtöpfe fuhr, ſo daß die herumſitzenden Männer eilig auseinander ſtoben, blieb ein Maſure aus Oſtpreußen ruhig ſitzen. Zum Glück wurde er durch das Platzen des Ungetüms nicht beſchädigt. Kaum war die Gefahr vorüber, ſo rief er ſeinen Kameraden in gebrochenem Deutſch zu: „Angetretten zu Empfank von eiſerne Portion!"

Auch die Franzoſen drinnen waren nicht auf Roſen gebettet; auch bei ihnen herrſchten Krankheiten, und namentlich ſtellte ſich bei ihnen immer zudringlicher ein unheimlicher Gaſt ein, der nicht abgewieſen werden konnte: der Hunger. Für die gewöhnliche Beſatzung hätte Metz lange Zeit Nahrung gehabt, nun wollte aber auch noch das ganze Heer Bazaine's unterhalten ſein. Gegen Ende der Belagerung bezahlte man für ein Pfund Schinken 8 Mk. für ein Huhn 36 Mk.

Mit Hilfe jenes Bundesgenoſſen hofften die Deutſchen denn auch, den Feind zu bezwingen, zumal da eine regelrechte Belagerung der Feſtung kaum ausführbar war.

Dagegen wurden um Metz herum große Befeſtigungsarbeiten vorgenommen, Schützengräben aufgeworfen, Kanonen auf beherrſchenden Höhepunkten hinter ſtarken Deckungen in Stellung gebracht, Häuſer und Dörfer zur Verteidigung eingerichtet, Brücken geſchlagen 2c. 2c., ja es wurde ſogar eine die Feſtung umgehende Feldeiſenbahn hergeſtellt, welche von Remilly nach Pont a Mouſſon (ſprich: Muſſons) führte.

Verſuchte aber Bazaine nicht, den Gürtel, welcher ihn einzwängte, zu zerreißen? Freilich, einige Mal ließ er Ausfälle machen. Am blutigſten gings dabei am 31. Auguſt und 1. September her. An dieſen beiden Tagen wurde die **Schlacht bei Noiſſeville** (ſprich: Noaßwill) geſchlagen. Die Franzoſen rückten in einer Stärke von etwa 120.000 Mann aus, während ihnen am erſten Schlachttage nur ungefähr 36.000 Mann Infanterie, 4800 Pferde und 138 Geſchütze entgegengeſtellt werden konnten. Einer ſolchen Uebermacht mußten die Deutſchen auf einigen Punkten, beſonders in Noiſſeville, vorerſt weichen, ſie zogen jedoch von andern Orten der Einſchließungslinie raſch Verſtärkungen heran, ſo daß ſie ſchon am 1. September mit 69,000 Mann Infanterie, 4800 Pferden und 290 Geſchützen vorgehen und den Angriff auf der ganzen Linie zurückweiſen konnten. An demſelben Tage, an welchem ſich vor Sedan jenes große weltgeſchichtliche Ereignis vollzog, mißglückte ſonach auch vor Metz der Durchbruchsverſuch Bazaine's. Dieſe Schlacht bei Noiſſeville war beſonders für die Oſtpreußen unter General von Manteuffel ehrenvoll; ihr Corps büßte freilich auch 90 Offiziere und 2202 Mann ein. (Der Geſamtverluſt der Deutſchen belief ſich auf 126 Offiziere und 2850 Mann, derjenige der Franzoſen auf etwa 145 Offiziere und 3400 Mann.) Der Erfolg war glänzend; beſonders kam dabei in Betracht, daß ſich die Deutſchen, welche in dieſem Feldzuge bisher immer die Angreifenden geweſen waren, nun auch als ebenſo tapfer bei der Verteidigung erwieſen.

Als dies Unternehmen mißglückt war, verſuchte Bazaine keinen ſo umfaſſenden Vorſtoß mehr. Kleinere Plänkeleien kamen zwar oft vor, hatten aber großen Teils nur den Zweck, Nahrung für die Menſchen und Futter für die Pferde zu erbeuten.

Um den Franzoſen Stützpunkte für ſolche Ausfälle zu entziehen, beſchloß die deutſche Heeresleitung, mehrere Gebäude und u. a. auch das Dorf Peltre niederzubrennen. Die Einwohner des letzteren wurden eine Stunde vor der Brandegung davon benachrichtigt; es erhob ſich natürlich großer Jammer unter ihnen. Sie rafften — 3—400 Köpfe ſtark — ſchnell ihre wertvollſte Habe zuſammen und entflohen. Ihre brennenden Häuſer leuchteten ihnen zu ihrem nächtlichen Auszug. Nicht alle fanden ſofort ein anderweitiges Unterkommen, ja man ſah noch manche derſelben Tage nachher nach einem ſolchen ſuchen. Deutſche Soldaten waren ihnen dabei nach Kräften behilflich, trugen den Müttern oft ihre Kinder mit Thränen in den Augen nach, gaben denſelben wie die Flüchtlinge ſelbſt rühmten, liebreich zu eſſen und halfen deren Habe ſichern. Nach der Einnahme von Metz gedachte ein preußiſcher Pfarrer (Funk aus Weſtfalen) in einer Predigt, welche er in der Kathedrale der Feſtung hielt, dieſer Unglücklichen, indem er ſagte: „Ich habe die Not in Peltre geſehen. Sie iſt entſetzlich. Nun habe ich den Bürgermeiſter von Peltre heute zu mir beſtellt, um ihm die Gaben einzuhändigen, welche ich jetzt unter meinen Kameraden und Pfarrkindern ſammeln will." Hierauf nahm er ſein Barett in die Hand und ſtellte ſich an der Thüre auf. Viele Offiziere und Soldaten kamen herzu und gaben nicht nur kleine Münze, ſondern auch harte Thaler. — So ſuchten Krieger mit milder Hand Wunden zu lindern, welche ſie in Ausübung ihrer Pflicht hatten ſchlagen müſſen.

Einen größeren Verſuch, die deutſchen Linien zu durchbrechen, machten die Franzoſen wieder am 7. Oktober. Der Kampf, welcher bis in die Nacht dauerte und das Gefecht bei Bellevue (ſprich: Bellwüh) genannt wird, endete auf's neue mit der Zurückwerfung des Feindes. Es koſtete die Deutſchen etwa 1700 Mann, darunter ungefähr 500 Vermißte, die Franzoſen rund 1260 Mann. Die Ehre des Tages gebührte Truppen des 3. und 10. Armeekorps, wie auch den Landwehrmännern der Diviſion Kummer. Wie letztere anſtürmten, zeigen folgende Worte eines Engländers: „Der Landwehrmann kann nicht leichten Herzens in den Kampf gehen. Für jeden zweiten Mann, der da gefallen iſt, gibt es eine Witwe daheim im Vaterlande, und bei dem Gedanken an meine Kinder ſchwillt mir das Herz, wenn ich mir die Zahl der Waiſen in den freundlichen Dörfern und friedlichen Ebenen Deutſchlands vorſtelle, welche noch nicht wiſſen, daß ihnen der geſtrige Tag den Vater geraubt hat. Nicht daß es ſchien, als ob die Landwehrmänner lange bei dem Gedanken an Frau und Kinder verweilten. Der haarige Geſelle, der ſchon einiges Grau im Barte und wer weiß wie viele junge Vögel daheim im Neſte hat, ging gerade ſo kühn auf den Feind, wie der junge muntere Freiwillige, dem nur die Liebſte nachweint, wenn er fällt. Aber die Deutſchen beten gern und mir ſchien, daß mancher im Augenblick des Vorwärtsgehens das Haupt beugte, als wäre er in der Kirche."

Sehnſüchtig ſchauten die hart geprüften Belagerer nach Metz, ob denn dort nicht bald die weiße Fahne ſich zeige, damit ſie erlöſt würden von dieſem beſchwerlichen Dienſte. Sie ließ lange auf ſich warten, dieſe Stunde, doch endlich ſchlug ſie. Der franzöſiſche General Changarnier (ſprich: Schansgarnieh) kam am 25. Oktober aus der Feſtung zum Prinzen Friedrich Karl ins Hauptquartier. Die Verhandlungen wurden aber noch nicht ſofort abgeſchloſſen; denn die Franzoſen wollten freien Abzug, und das geſtatteten die Deutſchen nicht.

Als der alte General wegging, ſagte er zu den Offizieren, welche bei ihm ſtanden: „Wir werden fallen, aber mit Ehren. Meine Herren, ich wünſche Ihnen, daß weder Sie, noch ſonſt ein braver Soldat ſo etwas erleben möge." Thränen ſtanden dabei in ſeinen Augen.

Die Franzoſen hielten noch einen Kriegsrat ab. Sie ſahen ein, daß ſie entweder verhungern oder ſich ergeben müßten und beſchloſſen daher zu kapitulieren. Sie thaten dies am 27. Oktober. Dadurch kam die Feſtung Metz in die Hände der Deutſchen. Gefangen gaben ſich 173.000 Mann, darunter 3 Marſchälle, 70 Generäle, 6000 Offiziere; 20.000 davon waren krank oder befanden ſich noch in der Geneſung. Die Kriegsbeute beſtand in 56 Adlern, 622 Feldgeſchützen, 876 Feſtungsgeſchützen, 72 Mitrailleuſen, 137.000 Chaſſepot-, 123.000 anderen Gewehren und vielem ſonſtigen Kriegsmaterial.

Die Deutſchen, welche Ende September 4429 Offiziere, 192.897 Mann, 33.136 Pferde und 658 Geſchütze ſtark waren, verloren während der ganzen Einſchließung 270 Offiziere und 6723 Mann, darunter 2279 Tote (240 Offiziere und 5500 Mann waren in den Kämpfen mit dem Feinde getötet oder verwundet worden), die Franzoſen bedeutend mehr; von der Civilbevölkerung in Metz ſtarben während dieſer Zeit 4641 Perſonen.

Bazaine erließ einen Armeebefehl, worin er ſagte: „Beſiegt durch Hungersnot, ſind wir gezwungen den Kriegsgeſetzen uns zu unterwerfen und uns gefangen zu geben. Alles, was auf geſetzmäßige Weiſe möglich war, um dieſen Ausgang zu vermeiden, iſt geſchehen und ohne Erfolg geblieben. Was die Erneuerung einer letzten Anſtrengung betrifft, um die befeſtigten Linien des Feindes zu durchbrechen, ſo wäre dieſelbe ungeachtet Eurer Tapferkeit und des Opfers von Tauſenden von Leben, welche dem Vaterlande noch nützlich ſein können, in Folge der Bewaffnung und der nieder ſchmetternden Streitkräfte, welche dieſe Linien bewachen und unterſtützen, fruchtlos geweſen: ein ungeheurer Unglücksfall wäre darauf gefolgt. Seien wir würdig im Unglück! Mit gebrochenem Herzen trenne ich mich von Euch."

Es war ein ernſter Anblick, als dieſe Soldatenſcharen vor den Deutſchen vorbeimarſchierten, die tapfern Männer der Garde und all' die Kämpfer, welche ihnen ſo zähen Widerſtand geleiſtet hatten. Viele waren wütend und riefen: „Verrat!", in den Zügen anderer las man ſchwere Leiden und tiefen Schmerz. Hie und da ſagte einer: „Adieu, mein Hauptmann!", andere ſtürzten zu ihrem Offizier heran, drückten oder küßten ihm die Hand, und viele Thränen wurden vergoſſen. — Unter den Garde-Zuaven waren einzelne wahre Rieſen, wie dies Heer denn im ganzen aus vorzüglichen Truppen beſtand.

Noch vor Kurzem hatte Gambetta geſchrieben: „Die Armee Bazaine's iſt im Ueberfluß mit allem verſehen und von einem unbeſiegbaren Vertrauen beſeelt. Jeder ſeiner Ausfälle iſt ein Sieg, der den Feinden die beträchtlichſten Verluſte verurſacht." Aber ſchon am 30. Oktober erließ er mit zwei andern damaligen franzöſiſchen Machthabern eine Proklamation, worin es hieß: „Metz hat kapituliert. Bazaine hat uns verraten. Er hat ſich zum Werkzeug des Mannes von Sedan und zum Mitſchuldigen des Eroberers gemacht, er hat die Ehre des Heeres, das er zu hüten hatte, mißachtet, hat auch ohne nur eine äußerſte Anſtrengung zu verſuchen, 120.000 Kämpfer, 20.000 Verwundete, ihre Gewehre, Kanonen, Fahnen und die ſtärkſte Citadelle Frankreichs, Metz, bis auf ihn jungfräulich, der Beſudelung der Fremden übergeben. Ein ſolches Verbrechen ſteht außerhalb der Strafen der Juſtiz. Und jetzt, Franzoſen, meßt die Tiefe des Abgrundes, in den Euch das Kaiſerreich geſtürzt hat! So groß aber auch die Ausdehnung des Unglücks iſt, es findet uns weder niedergeſchlagen noch zaghaft. Wir ſind zu den letzten Opfern bereit und angeſichts des Feindes, den alles begünſtigt, ſchwören wir, uns niemals zu ergeben. So lange wir noch einen Zoll unſeres geheiligten Bodens unter unſeren Sohlen haben, halten wir feſt an dem glorreichen Banner der franzöſiſchen Revolution. Unſere Sache iſt die der Gerechtigkeit und des Rechts. Europa ſieht es; Europa fühlt es; vor ſo viel unverdientem Unglück iſt es aus freien Stücken, ohne von uns eine Aufforderung oder Anregung erhalten zu haben, erregt und erſchüttert."

Bazaine wurde in der That von ſeinen Landsleuten im Jahre 1873 vor ein Kriegsgericht geſtellt und einſtimmig zur Degradation und zum Tode verurteilt. Die Todesſtrafe wurde hinterdrein in zwanzigjähriges Gefängnis umgewandelt. Am 26. Dezember 1873 begann er die Haft abzubüßen, entfloh ihr jedoch ſchon am 10. Auguſt 1874 mit Hilfe ſeiner jungen Frau, einer geborenen Mexikanerin.

Es iſt allerdings möglich, daß Bazaine nach der Schlacht bei Noiſſeville keine größeren Ausfälle mehr machte, weil er hoffte, Napoleon werde mit Deutſchland Frieden ſchließen. In dieſem Falle hätte er dem Kaiſer ſogleich ſein ſtarkes Heer zur Verfügung ſtellen und demſelben ermöglichen können, damit ſeine inneren Feinde in Frankreich niederzuhalten. Ein Verräter in dem Sinne, wie ihn Gambetta nannte, war er jedoch jedenfalls nicht. Er ſelbſt ſagte: „Man glaubte, es wäre eine gute Politik, mich zum Sühnopfer des Heeres und des Volkes zu machen. So hat man mir alle Fehler, Schwächen und Sünden von Iſrael aufgebürdet und mich in die Wüſte gejagt."

Prinz Friedrich Karl erließ am 27. Oktober einen Heeresbefehl, worin er ſagte: „Soldaten der I. und II. Armee! Ihr habt Schlachten geſchlagen und den von Euch beſiegten Feind in Metz ſiebzig Tage umſchloßen, ſiebzig lange Tage, von denen aber die meiſten Eure Regimenter an Ruhm und Ehren reicher, keiner ſie daran ärmer machte. Keinen Ausweg ließet Ihr dem tapferen Feinde, bis er die Waffen ſtrecken würde. Es iſt ſo weit . . . . . Dieſen blutigen Lorbeer, Ihr habt ihn gebrochen durch Eure Tapferkeit in der zweitägigen Schlacht bei Noiſſeville und in den Gefechten um Metz, die zahlreicher ſind, als die es rings umgebenden Oertlichkeiten, nach denen Ihr dieſe Kämpfe benennt! Ich erkenne gern und dankbar Euer Tapferkeit an, aber nicht ſie allein. Beinahe höher ſtelle ich Euren Gehorſam und den Gleichmut, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beſchwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten. — Vorbereitet wurde der heutige große und denkwürdige Erfolg durch die Schlachten, die wir ſchlugen, ehe wir Metz einſchloßen und — erinnern wir uns deſſen in Dankbarkeit — durch den König ſelbſt, durch die mit ihm darnach abmarſchierten Corps und durch alle diejenigen teuren Kameraden, die den Tod auf dem Schlachtfelde ſtarben oder ihn ſich durch hier geholte Leiden zuzogen. Dies ermöglichte erſt das große Werk, das Ihr heute mit Gott vollendet ſahet, nämlich, daß Frankreichs Macht gebrochen iſt! Die Tragweite des heutigen Ereigniſſes iſt unberechenbar! Ihr aber, Soldaten, die zu dieſem Ende unter meinen Befehlen vor Metz vereinigt waret, Ihr geht nächſtens verſchiedenen Beſtimmungen entgegen. Mein Lebewohl alſo den Generalen, Offizieren und Soldaten der I. Armee und der Diviſion Kummer, und ein „„Glück auf"" zu ferneren Erfolgen!"

Um Prinz Friedrich Karl und mit ihm zugleich deſſen Heer für ſo große Leiſtungen zu ehren, ernannte ihn König Wilhelm am 28. Oktober zum General-Feldmarſchall, eine Auszeichnung, welche er gleichfalls ſeinem Sohne, dem Kronprinzen, verlieh. An demſelben Tage wurde General Freiherr von Moltke in den Grafenſtand erhoben.

Als der Bürgermeiſter von Metz die Schlüſſel der Stadt dem dazu beauftragten deutſchen Offizier übergab, war er ſo gerührt, daß ihm die Thränen die Stimme faſt erſtickten. „Ich begreife ihren Schmerz, Herr Maire" (ſprich: Mähr, d. h. Bürgermeiſter), ſagte der Offizier, „und würdige ihn; in ihm drückt ſich derſelbe nationale Schmerz aus, wie unſere Großeltern ihn bei der Uebergabe von Magdeburg im Jahre 1809 empfunden haben. Mein alter Vater betrachtete bis zu ſeinem Tode den Tag der Uebergabe der Feſtung Magdeburg, der letzten Feſtung Preußens, als einen Tag ſtiller und tiefer Trauer. Die Königin Luiſe, die Märtyrerin auf dem Throne, die Großmutter des Mannes, für den ich dieſe Schlüſſel übernehme" (des Prinzen Friedrich Karl) „iſt am gebrochenen Herzen über den Fall Magdeburgs geſtorben. Die Geſchichte der Völker gibt und nimmt Sühne — ich nehme dieſe Schlüſſel von Metz als eine Ausgleichung für Magdeburg."

Es war hohe Zeit, daß die Feſtung kapitulierte; denn die vielen Menſchen darin liefen Gefahr Hungers zu ſterben und auch den Tieren war Erlöſung von ihren Qualen zu wünſchen. Man ſah Pferde, welche ſich die Haare an Schwanz und Mähnen abgenagt und ſelbſt Stückchen Fleiſch abgebiſſen hatten; 12.000 waren für die Ernährung des Heeres abgegeben worden und 10.600 vor Hunger gefallen.

All dies Elend änderte ſich raſch, ſobald nur die Thore geöffnet waren. Die deutſchen Militärbehörden ſchafften ſogleich einen Wagenzug mit Verpflegungsgegenſtänden, ſowie auch lebendes Vieh hinein, und bald waren Nahrungsmittel in hinreichender Menge vorhanden.

Die vielen deutſchen Truppen, welche vor Metz entbehrlich wurden, konnten nun nach anderen Teilen Frankreichs abrücken, wo ſich neue feindliche Heere bildeten. Die I. Armee wandte ſich unter Manteuffels Oberbefehl nach dem Norden, während Prinz Friedrich Karl mit der II. gegen den Fluß Loire (ſprich: Loahr) zog. Wir werden ſpäter ſehen, welche Thaten ſie dort vollbrachten.

Hätte man nun nicht meinen ſollen, Frankreich wolle nach ſo vielen erlittenen Niederlagen endlich ein Mal mit Deutſchland Frieden ſchließen? Einige Zeit lang ſchien es allerdings ſo.

Vereitelte Friedenshoffnungen. — Thiers (ſprich: Thiär), ein 1797 geborener, berühmter franzöſiſcher Staatsmann, war (vom 12. September ab) an den hauptſächlichſten Höfen Europas umhergereiſt, in der Hoffnung, eine oder die andere Großmacht dafür zu gewinnen, daß ſie Deutſchland zu einem für Frankreich günſtigen Friedensabſchluß veranlaſſe. Man ſagte ihm nun wohl freundliche Worte, aber Hilfe wurde ihm nicht verſprochen, ſo daß er unverrichteter Dinge heimkehren mußte. Hierauf hatte er Ende Oktober und Anfang November einige Unterredungen mit Bismarck, welche den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes bezweckten.

Die franzöſiſche Regierung wollte nämlich eine Verſammlung wählen laſſen, welche über die weiter einzuſchlagenden Schritte zu entſcheiden hätte; dafür verlangten ſie einen Waffenſtillſtand von fünfundzwanzig Tagen und ſtellten u. a. als Bedingung auf, Paris ſolle ſich für dieſelbe Zeit verproviantieren dürfen. Das war eine ſeltſame Zumutung an die Deutſchen. Mit vieler Mühe und unter großen Opfern hatten ſie Paris umſchloſſen, durch eine Verproviantierung wäre deſſen Widerſtandskraft bedeutend erhöht worden. Zudem hätten die vor Metz freigewordenen deutſchen Truppen nicht fortmarſchieren und ihren bedrängten Kampfesgefährten keine Hilfe bringen dürfen. Die deutſche Heeresführung wollte daher eine ſolche Verproviantierung nicht geſtatten, ohne daß ihr dafür ein militäriſcher Erſatz, z. B. ein oder zwei Forts von Paris, geboten würden. Dagegen ſtellte ſie es den Franzoſen frei, auch ohne Abſchluß eines Waffenſtillſtandes die Wahlen vornehmen zu laſſen, wobei ſie ihnen alle möglichen Erleichterungen gewähren wollte. Die franzöſiſche Regierung ging jedoch auf beides nicht ein und brach die Verhandlungen ab. Der Krieg mußte daher ſeinen weiteren Verlauf nehmen. Die Franzoſen meinten eben immer noch, derſelbe müſſe ſich ſiegreich für ſie geſtalten; Bazaine hielten ſie ja nur für einen Verräter, die „große Nation“ aber, wie ſie ſich immer nannten, für unbeſiegbar.

Alſo zurück zur Geſchichte des Krieges! Wie ſtand es vor allem um Paris, das Hauptbollwerk Frankreichs?

Vor Paris. — Wir ſahen, daß es am 19. September eingeſchloſſen wurde. Schon an dieſem Tage lernte ein Teil der Pariſer Beſatzung, vier Diviſionen unter General Ducrot (ſprich: Dükro), die Tapferkeit der Deutſchen kennen; ſie griffen die nach Verſailles (ſprich: Werſaj) marſchierende 9. Diviſion des 5. Armeecorps und dann auch das 2. bayeriſche Corps an, wurden aber der Art geſchlagen, daß ſie in wilder Flucht nach Paris zurückeilten und dort große Beſtürzung hervorriefen. Die Pariſer wagten die Belagerer einige Zeit lang nicht mehr anzugreifen, was letzteren für ihre erſten Befeſtigungsarbeiten in hohem Grade zu ſtatten kam.

Die Belagerung einer ſo großen Feſtung wie Paris war eine gewaltige Aufgabe. Die Stadt zählte 1.800.000 Einwohner; durch Aufnahme der Bevölkerung der Umgegend, durch Zuzug aus den Provinzen und durch die Soldaten war die Seelenzahl gar auf über 2¼ Millionen angewachſen. Darunter rechnete man im September etwa 300.000 (Mitte November mehr als 400.000, ſpäter ſogar ungefähr 650.000) Mann, welche zur Verteidigung beſtimmt waren. Zur Verwendung gegen den Feind mußten die meiſten allerdings erſt herangebildet werden.

Die Haupttruppen Frankreichs befanden ſich ja ſchon in Gefangenſchaft oder wurden von den Deutſchen in ihren eigenen Feſtungen eingeſchloſſen gehalten. Immerhin waren unter der Beſatzung von Paris auch viele geübte Truppenabteilungen, beſonders Seeſoldaten, welche mit den Deutſchen noch nicht gekämpft hatten. Mit ihnen konnte Trochu, der oberſte militäriſche Befehlshaber in Paris, die Stadt vorerſt verteidigen. Die andern verfügbaren Männer ließ er zu ſpäteren Unternehmungen raſch einüben. Die Verteidigung von Paris war übrigens nicht ſonderlich ſchwer, da es einen ſtarken Feſtungsgürtel um ſich hatte, welcher ein Vordringen gegen die Stadt erſt nach vielen Vorarbeiten möglich machte. Derſelbe war mit einem Koſtenaufwande von weit über 100 Millionen Mark hergeſtellt worden; als beſonders ſchwer angreifbar erwies ſich darin der Mont-Valerien (ſprich: Mong-Waleriäns), welchen die deutſchen Krieger ſcherzweiſe „Onkel Bullrian oder Baldrian“ nannten.

Wenn man das nun alles bedenkt, die Feſtigkeit der Stadt, ihre Größe und die viele Mannſchaft zu ihrer Verteidigung, ſo iſt es geradezu ſtaunenswert, zu ſehen, wie die Deutſchen Paris nicht nur umſchloſſen, ſondern auch alle Ausfälle daraus ſiegreich zurückwieſen. Sie waren anfänglich nur etwa 122.600 Mann Infanterie und 24.300 Mann Kavallerie ſtark und verfügten über 622 Geſchütze (erſt am 21. Oktober waren ſie auf ungefähr 236.000 Mann Infanterie und Kavallerie mit 1000 Geſchützen angewachſen), während die von den Vorpoſten zu beſetzende Einſchließungslinie eine Länge von 22 Stunden hatte. Nur bei treuer Pflichterfüllung und großer Tapferkeit konnten ſie den vielen ihnen hier obliegenden Aufgaben genügen. Sie mußten nicht nur acht geben, daß niemand aus Paris entſchlüpfte oder hineingelangte, ſie waren nicht allein nie ſicher, ob die Belagerten, welche ihren Angriffspunkt wählen konnten, wo ſie wollten, nicht einen Ausfall machen würden, ſie ſahen ſich nicht nur im Rücken mehrfach von Freiſchützen beläſtigt, welche einzelne Poſten niederſchoſſen und Truppenabteilungen bei Nacht überfielen, ſie hatten auch mit der Herbeiſchaffung ihrer Nahrung und Munition große Mühe.

Mit angeſpannter Kraft wurde darum auch die Belagerung der Feſtungen betrieben, welche die rückwärtigen Eiſenbahnverbindungen unterbrachen. Bald fielen Toul (am 23. September), Straßburg (am 28. September) und Soiſſons (ſprich: Soaſſons; am 16. Oktober), wodurch die Deutſchen in den Beſitz höchſt wichtiger Schienenwege gelangten.

Von der Art, wie die rückwärtigen Verbindungen — ſelbſt auf weitere Entfernungen hin — geſichert wurden, ein Beiſpiel! Ein kleines württembergiſches Streifcorps marſchierte unter der Führung des Oberſtleutnants v. Schröder am 21. Oktober abends in der Richtung ſüdöſtlich von Paris ab, ſchlug am 25. Mobilgarden bei Nogent (Noſchans), wobei es denſelben einen Verluſt von etwa 600 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen beibrachte, und kehrte am 27. wieder in ſein altes Quartier zurück, nachdem es in 6 Tagen mehr als 27 Meilen zurückgelegt hatte.

Durch all jene Schwierigkeiten ließen ſich die Deutſchen nicht einſchüchtern, ſondern ſie griffen die Arbeit rüſtig an. Da wurden einzelne Häuſer, ja ganze Dörfer befeſtigt, Barrikaden gebaut, Schützengräben aufgeworfen, Gehöfte, welche das Schußfeld hinderten oder dem Feinde hätten nützlich werden können, zerſtört, Waldſtrecken niedergelegt; man grub einen Kanal ab und überſchwemmte mit dem dadurch gewonnenen Waſſer ein Stück Land, errichtete Beobachtungspoſten und verband dieſelben telegraphiſch mit einander, kurz es wurde alles gethan, um den Angriffen der Franzoſen mit möglichſter Ruhe entgegenſehen zu können.

Nach vollendeter ſtrenger Arbeit führten die Belagerer wohl auch ſcherzhafte Unternehmungen aus. Sie legten z. B. eine Ofenröhre auf Wagenräder, um bei den Franzoſen die Meinung zu erwecken, es ſei hier ein Geſchütz aufgeſtellt oder ſie putzten allerlei Puppen heraus und pflanzten ſie auf, damit ſie der Feind für Menſchengeſtalten halte u. dergl. m. Wenn dann die Franzoſen ihre Fernröhre auf dieſe vermeintlich bedrohlichen Punkte richteten oder darauf ſchoſſen, erhob ſich großer Jubel.

Hätte nur auch die Umgegend von Paris etwas freundlicher ausgeſehen! Aber ſobald die Deutſchen anrückten, flohen faſt alle Bewohner vor ihnen wie vor Halbwilden. In der Zwiſchenzeit nun, als dieſe fort waren und ehe die Deutſchen kamen, bemächtigten ſich Scharen umherziehenden Geſindels der zurückgelaſſenen Habe und hauſten in rückſichtsloſer Weiſe damit. Zogen dann die Deutſchen ein, ſo wurde ihnen die Unordnung von den Franzoſen zur Laſt gelegt.

Ein Augenzeuge erzählt: „Wir kamen in das reizende Landhaus eines geflüchteten Pariſer Bankiers. Der Garten mit ſeinen ſchönen Anlagen war verwüſtet. In den herrlichen Sälen zu ebener Erde war ein Greuel der Verwüſtung. Vor dem ſieben Fuß hohen Spiegel ſtand ein Sammetſopha, auf dieſem die Krippe mit Hafer für die im Zimmer ſtehenden Packpferde. Die Tränkeimer hingen an den bronzenen Leuchterarmen; auf einem koſtbaren Billard (ſprich: Billjahr) ſchliefen im Stroh ein paar Kavalleriſten. Glas, Küchengeräte, Kupfer, Conchilienſammlungen (Sammlungen von Schalen von Weichtieren), eine köſtliche Bücherſammlung und Bilder aller Art, Wäſche, Kleider, Briefſchaften — alles lag in wildem Wirrwarr durcheinander. Der Kaffee, den wir am Morgen erhielten, ward im Kamin des verwüſteten Damenzimmers gekocht, das Feuer war mit dem verzierten Holze angemacht, welches aus einem die Wände halb bedeckenden Täfelwerke mit koſtbaren Schnitzereien geriſſen war. „„Welche Verwüſtung!““ riefen wir. „„Alles ſo gefunden,““ ſagten unſere Soldaten, zwei Bayern und ein Württemberger. Sie zeigten einen Haufen klein gehauenen Holzes, das hinter dem Herde aufgeſchichtet lag und das aus Stücken jenes Täfelwerks beſtand.“

Es war jedoch nicht anders zu erwarten, als daß auch deutſche Soldaten manches in Unordnung bringen würden. Wenn ſie von einem Marſche oder von Vorpoſten oder von einem Gefechte müde in ein Haus kamen und niemanden darin vorfanden, war es da nicht natürlich, daß ſie das Vorhandene nach ihrer Bequemlichkeit einrichteten und dadurch vieles unter einander brachten und verdarben? Manche Soldaten mußten in einem Graben kampieren und waren noch froh, wenn ſie denſelben mit Stroh ausfüllen, mit Brettern und Erde bedecken konnten. Luft zum Atmen kam nur durch kleine Löcher herein. Um ſich ein wenig zu wärmen, legten ſich oft gar mehrere in einem ſolchen engen Raum zuſammen. Iſt es verwunderlich, daß ſie ſich, wenn ſie dann wieder in eine menſchliche Wohnung kamen, für ihr bisheriges klägliches Leben einigermaßen ſchadlos zu halten ſuchten und mit dem Vorgefundenen nicht ſorgſam umgingen? Wären die Beſitzer da geblieben, ſo hätten ſie über ihr Eigentum wachen und ſich bei wirklichem Grund zu Klagen an die Militärvorgeſetzten wenden können, welche gute Mannszucht hielten. Mit den Bewohnern, welche zurückblieben, ſtellten ſich die Deutſchen zum Teil ſehr gut, namentlich die Gaſtwirte verdienten viel Geld. — Wurde ein zur Zeit herrenloſes Weinlager ausfindig gemacht, ſo erhob ſich große Freude. Die Kameraden kamen zuſammen und erlabten ſich mit einander an dem Rebenſafte.

Mittlerweile ſannen die Pariſer darüber nach, wie ſie die verhaßten Deutſchen am beſten vernichten könnten. Die einen ſchlugen vor, mit Petroleum gefüllte Bomben auf ſie zu ſchießen, damit ſie verbrannt würden, andere wollten die wilden Tiere aus dem Tiergarten gegen ſie loslaſſen, damit dieſe ſie zerreißen ſollten, kurz, ſie zeigten große Erfindungskraft im Pläneſchmieden. Dadurch wurden die Deutſchen aber ebenſo wenig zur Aufhebung der Belagerung gezwungen als durch die vielen Schüſſe, welche die Pariſer abgaben; knallten dieſe doch von den Wällen her ſo viel, daß man ſich dieſen Pulver- und Kugel-Verbrauch nur damit erklären konnte, daß Mannſchaften im Schießen geübt werden ſollten.

Wirkliche Ehre dagegen machten dem Pariſer Unternehmungsgeiſt die Luftballonfahrten und der Brieftaubenverkehr.

Weil die Eingeſchloſſenen auf dem Landwege nicht herauskommen konnten, verſuchten es manche mit der Luft, indem ſie ſich bei günſtiger Windſtrömung einem Ballon anvertrauten. Einzelnen glückte es, auf dieſe Weiſe zu entfliehen, z. B. dem Regierungsmitgliede Gambetta. Schlug der Wind aber um, ſo konnten die kühnen Reiſenden auch an ihnen unliebſame Orte verſchlagen werden. Bisweilen fielen die Ballons in die Hände der Deutſchen, welche darauf Jagd machten. Noch andere ſtürzten ins Meer. Oft fuhren auch nicht Menſchen mit den Ballons auf, ſondern man ſuchte nur Briefe mit ihnen zu befördern. Sicherer waren für letzteres jedoch die Brieftauben. Der Sinn der Tauben, einen Ort, an dem ſie früher waren, wieder zu finden, iſt ſehr ausgebildet, beſonders bei einer beſtimmten Art dieſer Tiere. Darauf bauend, richtete man ſie als Briefboten ab. Man wickelte den zu befördernden Brief um den Schaft einer der Mittelfedern des Schwanzes. Um recht viel auf ein Blatt ſchreiben zu können, photographierte man die Briefe ab, wodurch man ſo kleine Buchſtaben erhalten konnte, daß ſie mit bloßem Auge gar nicht mehr zu leſen waren. Die Empfänger entzifferten ſie dann durch Vergrößerungsgläſer. Es ſollen auf dieſe Weiſe durch eine Taube 3500 Briefe von je zwanzig Worten, alſo zuſammen 70.000 Worte, auf ein Mal befördert worden ſein. Häufig wurden dieſe Tierchen freilich von den Deutſchen heruntergeſchoſſen, oder ſtieß ihnen unterwegs ſonſt ein Unfall zu.

Daneben ruhte die rauhe Kriegsarbeit nicht. Die Pariſer ſuchten den Belagerern ihre Stützpunkte möglichſt zu entziehen, ſchoſſen z. B. Häuſer zuſammen, in denen dieſe ſich eingerichtet hatten. Sie ſchädigten dadurch ihren eigenen Beſitz, ohne oft den Deutſchen einen nennenswerten Schaden zuzufügen.

So zerſtörten ſie z. B. am 13. Oktober das ſchöne Schloß Saint-Cloud (ſprich: Säns Kluh). Eine große Reihe der für Frankreich wichtigſten Ereigniſſe hatte hier ihren Ausgang genommen, auch war es ſeiner Schönheit und ſeiner prachtvollen Gartenanlagen wegen weithin berühmt. Die Deutſchen hatten bisher auf ſeine Erhaltung bedacht gehabt und retteten ſelbſt noch während des Brandes und unter dem Einſchlagen der Geſchoſſe viele darin aufbewahrte Koſtbarkeiten.

Kleinere Zuſammenſtöße zwiſchen den Belagerten und den Deutſchen fanden häufig ſtatt, es kam jedoch auch zu größeren Kämpfen, ſo z. B. am 30. September und 13. Oktober auf der Südſeite von Paris (am 13. Oktober: Gefecht bei Bagneux, ſprich: Banjö), beſonders aber am 30. Oktober, wo es ſich um den Beſitz von Le Bourget (ſprich: Lö Burſcheh), handelte. Dieſen ſehr wichtigen Platz hatten die Deutſchen bereits im September erobert, mußten ihn aber, am 28. Oktober von überwältigenden Truppenmaſſen angegriffen, wieder aufgeben. Sie beſchoſſen ihn am folgenden Tage, aber ohne genügenden Erfolg. Daher hieß es: „Le Bourget um jeden Preis!“ Die zweite Garde-Diviſion ſoll das Werk ausführen. Am 30. Oktober beginnen denn die deutſchen Geſchütze auf's neue ihre Arbeit. Die franzöſiſchen bleiben die Antwort nicht ſchuldig. Im Nebel, welcher durch die Blitze der Geſchoſſe durchbrochen wird, ſtürmen die Männer der Garde unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ an. In drei Reihen dringen ſie faſt gleichzeitig in den Ort ein, aber mit wütendem Feuer werden ſie empfangen. Die Franzoſen haben ſich in den Häuſern und hinter Mauern geborgen und ſchießen aus Fenſtern und Kellerlöchern hervor. Hie und da gelingt es einem Stürmenden, einen aus den Schießſcharten hervorguckenden Gewehrlauf zu ergreifen, ſein eigenes Gewehr in die Oeffnung zu legen und abzuſchießen, auch vermögen einzelne in Häuſer einzudringen und von da aus auf die gegenüber befindlichen Franzoſen zu feuern, aber die Straßen bedecken ſich mit Fallenden. Pioniere müſſen Mauern durchbrechen, um den Infanteriſten Wege zu bahnen, und die Häuſer ſind größtenteils einzeln zu nehmen. Auch eine Barrikade wurde ſehr tapfer verteidigt. Offiziere, beſonders auch General-Leutnant Budritzki, und Soldaten laſſen jedoch nicht nach, bis der Feind zurückgeworfen iſt. Bei einem eigenen Verluſte von nahezu 500 Mann machten ſie über 1200 Gefangene. Le Bourget war wieder in ihren Händen! Unter den Franzoſen, welche hier gekämpft hatten, befanden ſich viele geborene Pariſer. Als dieſelben in voller Auflöſung in der Stadt anlangten, bemächtigte ſich der Bevölkerung eine große Niedergeſchlagenheit, und längere Zeit unterließen die Belagerten jeden größeren Angriff.

Schlacht bei Villiers, am 30. November und 2. Dezember. — Einen Monat ſpäter, am 30. November, donnerte es wieder von Paris her, daß in weiten Räumen die Gläſer klirrten und die Fenſter zitterten und die Thüren klapperten. Es galt der Stellung der Sachſen und Württemberger bei Villiers (ſprich: Wiljeh) und Champigny (ſprich: Schangpinji) auf dem öſtlichen Abſchnitt der Einſchließungslinie. Ducrot leitete mit Trochu den Angriff.

Wie ernſt es Ducrot meinte, zeigen folgende Worte, die er vor dem Kampfe an ſeine Leute richtete: „Der Augenblick iſt gekommen, den eiſernen Gürtel zu ſprengen, welcher uns ſchon ſo lange umſchließt und uns in einem langwierigen und ſchmerzlichen Todeskampfe zu erſticken droht. Euch iſt die Ehre zugefallen, dieſes große Unternehmen durchzuführen, und ich bin davon überzeugt, Ihr werdet Euch derſelben würdig zeigen. . . . Ihr werdet Eurer mehr als 150.000 Mann ſein, alle gut bewaffnet und ausgerüſtet, mit Munition über Bedarf verſehen und, wie ich zuverſichtlich hoffe, von einem unwiderſtehlichen Feuer beſeelt. . . . Was mich betrifft, ſo bin ich entſchloſſen und ſchwöre es vor Euch und der ganzen Nation, nur tot oder ſiegreich nach Paris zurückzukehren. Ihr könnt mich fallen, werdet mich aber nicht zurückweichen ſehen. Im erſteren Falle ſtutzt nicht, ſondern rächt mich! Vorwärts alſo, vorwärts Gott ſei mit Euch!“

Wenn es auf Worte ankam, mußten die Franzoſen dies Mal ſiegen. Und wirklich, am 30. November gewannen ſie einen Vorſprung! Trotzdem, daß ſächſiſches Blut reichlich floß, die Württemberger nach ihrer Väter Art Schwabenſtreiche austeilten und Truppen des 2. Corps (Pommern) und des 6. (Schleſier) mit in den Kampf eingriffen, gingen die Orte Brie und Champigny verloren; die Maſſen der andringenden Franzoſen waren zu groß und ihr Geſchützfeuer war zu gräßlich geweſen. Auch brachten dieſe hier mit Eiſen gepanzerte Wagen zur Verwendung, aus denen heraus ſie Feuer gaben. Mehr als die Beſitzergreifung der Orte hatten ſie jedoch nicht erreicht; der beabſichtigte Durchbruch war ihnen nicht gelungen. Gleichwohl wollten ihnen die Deutſchen auch dieſen Vorſprung nicht laſſen. General v. Franſecky kam mit ſeinen Pommern zu Hilfe und erhielt auch den Oberbefehl über die hier aufgeſtellten Sachſen, Württemberger und Schleſier. Am 1. Dezember ruhten die Waffen zwar; die Franzoſen fühlten ſich zu ermattet, und ihre Führer hielten ſchon jetzt den Durchbruchsverſuch für mißlungen, aber aus Furcht, eine ſofortige Rückkehr nach Paris würde dort Volksunruhen hervorrufen, führten ſie den Kampf weiter; bei den Deutſchen trafen die Verſtärkungen erſt im Laufe des Tages ein, auch gab's der Verwundeten ſo viele, daß Freund und Feind ſie erſt aus der Gefechtslinie bringen wollten, ehe ſie ihr Ringen fortſetzten; die Württemberger hatten allein etwa 1200 Mann verloren. Dann begann der Kampf aber wieder, welcher noch am folgenden Tage fortdauerte und ſelbſt am 3. Dezember nicht ganz aufhörte. Ducrot hatte am 2. Dezember die Meldung erhalten, die franzöſiſche Loire-Armee rücke gegen Paris vor. Er wollte derſelben dadurch förderlich ſein, daß er einen großen Teil des feindlichen Heeres vor Paris feſſelte.

Die Deutſchen konnten ſich allerdings auch dies Mal nicht wieder ganz zu Herren ihrer früheren Stellung machen. Bald eroberten ſie einen Teil derſelben, bald wurde er ihnen auf's neue entriſſen. Man war darauf gefaßt, daß auch am 4. Dezember weiter gerungen werde, aber ſiehe da: als der Morgen dieſes Tages graut, ſind die Franzoſen, erſchöpft und neue Angriffe ſeitens der Deutſchen befürchtend, von dem blutbedeckten Kampfplatze verſchwunden!

Sie haben den Ring nicht zu ſprengen vermocht, der ſie mit jedem Tag feſter umſchloß, den vereinigten deutſchen Truppen dagegen Gelegenheit gegeben, ſich zu altem Ruhme neue Ehren zu erwerben.

Dieſe Schlacht war die bedeutendſte, welche während der Einſchließung von Paris vor deſſen Mauern geſchlagen wurde.

Mit wie großen Hoffnungen die Franzoſen ſie begannen, zeigt auch der Umſtand, daß die Torniſter der Soldaten mit Zwieback vollgepfropft waren — ein Beweis dafür, daß ſie nach Ueberwältigung der Deutſchen den Weitermarſch anzutreten gedachten.

Auf beiden Seiten waren die Verluſte ſehr groß; die Franzoſen büßten etwa 12.000 Mann ein (darunter 2300 Tote und 1550 Gefangene), die Deutſchen ungefähr 6200. Und Ducrot? Er war weder Sieger, noch war er gefallen; gleichwohl kehrte er nach Paris zurück.

Schweres Leid brachte dieſer 30. November dem württembergiſchen Miniſter Grafen von Taube. Seine zwei einzigen Söhne, Erich und Axel, allgemein beliebt im Heere, ſtanden an dieſem Tage neben einander im Gliede. Beim Vorgehen trifft Erich eine Kugel in die Bruſt. Axel fängt ihn mit ſeinen Armen auf, küßt ihn auf die Stirne und legt deſſen Kopf auf ſein Knie. Da fährt auch ihm eine Kugel in's Kreuz, ſo daß er auf den Bruder fällt. Nochmals rafft er ſich auf und geht einige Schritte gegen den Feind vor, aber nun trifft ihn ein zweiter Schuß. Ein Jäger hebt ihn auf und trägt ihn zu ſeinem Bruder. In der furchtbaren Kälte müſſen die beiden etwa acht Stunden da liegen bleiben. Endlich naht Hilfe. „Tragt den Kleinen zuerſt weg,“ ſagt Erich, „er hat's nötiger denn ich!“ Sie wurden nun beide in ein Feldlazarett gebracht. Axel ſtarb noch an demſelben Abend, Erich erſt nach ſechsunddreißig Stunden. Oberhofprediger Gerok aus Stuttgart fragte an ihrem Grabe: „Kann ein Bruder ſchöner fallen, als Axel von Taube fiel, im letzten Dienſt brüderlicher Liebe, im Kuß auf die Stirne des totwunden Bruders? Und kann ein Bruder ſterbend für den andern treuer ſorgen und ſchöner zeugen, als der totmatte Erich für ſeinen Bruder mit jener Bitte?“

Auf's neue blieb es einige Wochen ziemlich ruhig um Paris herum. Am 21. Dezember gab's aber nochmals im alten Jahr einen blutigen Tag. Le Bourget war ſchon wieder der Kampfplatz. Die Garde ſchirmt dieſe blutgedüngte Stätte. Da ſcheint's nun, als ob Franzoſen aus dem Boden herauswüchſen, unter ihnen Turko's und Seeſoldaten. Sie ſtürmen von mehreren Seiten heran, gleichwohl werden ſie wiederholt blutig abgewieſen. Die Deutſchen ſind jedoch in ganz ungeheurer Minderheit. Wenn keine Hilfe kommt, müſſen ſie am Ende trotz aller Tapferkeit unterliegen. „Ausharren, Kinder, die Hilfe muß bald kommen!“ rufen ermunternd die Offiziere. „Bis der letzte Mann fällt,“ entgegnen die Männer. Es ſcheint, ſie müſſen dies Wort einlöſen; denn Hilfe kommt nicht, da bei der ungünſtigen Windrichtung der Kampf von ſeiten der Kameraden nicht bemerkt wird.

In einen Park dringen Seeſoldaten ein. Die Tapfern da drin ſind verloren. Sie verſuchen ſich zwar noch zu verteidigen, aber der Augenſchein belehrt ſie, daß eine Rettung nicht möglich iſt. „Ergebt Euch, tapfere Preußen!“ rufen ihnen die Franzoſen zu. Wenn ſie nicht unnötig ſterben wollen, müſſen ſie's thun. Sie werden Gefangene. Man muß den Franzoſen das Zeugnis geben, daß ſie ſich gut gegen ſie benahmen; einen Verwundeten trugen ſie z. B. auf den Händen bis zu einer Schanze.

Außerhalb dieſes Parkes wütet indeſſen der Kampf weiter. Da, plötzlich welch ein Gepraſſel! Die franzöſiſchen Feſtungswerke ſenden einen Hagel von Geſchoſſen auf Freund und Feind. Es ſoll vorgekommen ſein, daß damals Franzoſen und Deutſche, die Waffen in der Hand, in einem Keller ruhig neben einander ſaßen. Mittlerweile naht Hilfe. Deutſche Geſchütze reden bald mit, und von ihnen beſchirmt rücken Mannſchaften vor. Es gelingt, die Franzoſen wieder zu vertreiben. Damit war ein Lorbeerblatt weiter in den Ehrenkranz der Garde eingeflochten, die dabei allerdings etwa 400 Mann verlor. Wie groß ihre Tapferkeit geweſen war, beweiſt der eine Umſtand, daß etwa 700 Mann drei bis vier Stunden lang gegen ungefähr 6000 Feinde gekämpft hatten.

Ein Einjähriger erzählte, er und mit ihm neun Kameraden ſeien während des Kampfes von etwa dreißig Franzoſen in einem Keller als Gefangene bewacht worden. Als nun die Deutſchen das Dorf wieder nahmen, berieten ſich die Wächter, was ſie anfangen ſollten. Ein unter ihnen befindlicher Straßburger gab den Rat, ſie ſollten ſich den zehn Gefangenen ergeben. Geſagt, gethan. Die bisher Bewachten werden nun Wächter und führen die Franzoſen ab.

Ein anfänglich Vermißter, Leutnant von Schramm, hatte ſich, trotzdem er krank war, nach Le Bourget begeben und wurde von den Franzoſen gefangen genommen. Er entflieht jedoch, ſpringt in einen Bach, taucht unter, ſchleicht im Bach weiter und bleibt in dem eiſig kalten Waſſer (wohl bemerkt: es war am 21. Dezember!), das ihm bis an den Hals reicht, faſt eine Viertelſtunde. Als er wahrnimmt, daß nicht mehr nach ihm geſucht wird, kriecht er heraus und meldet ſich als aus der Gefangenſchaft entflohen.

Ein Feldgeiſtlicher, welcher einige Tage nachher eine größere Anzahl vom Eliſabethregiment im Spital fand, bedauerte dieſe „Eliſabether" wegen der ſchweren Arbeit, welche ſie gehabt hatten. Da ſagte Einer derſelben: „Wir Eliſabether ſind nicht beſſer als die andern Kameraden, und wenn die Franzer (vom Franzregiment) uns nicht zu Hilfe gekommen wären, da wär's noch viel ſchlimmer geworden." Ein Franzer richtete ſich nun, auf ſeinen einzigen Arm geſtützt, im Bett in die Höhe und meinte: „Wir Franzer haben's auch nicht gemacht; wär' die Artillerie nicht gekommen, da hätten die Franzoſen uns doch noch abgeſchnitten." Nun kam die Reihe an einen Fußartilleriſten. Auch er ſchrieb ſeinen Kameraden die Ehre des Tages nicht zu, ſondern ſagte: „Den reitenden Batterien gelang's, die Franzoſen zurückzutreiben und die Brüder zu retten." Iſt ein ſolcher Wettſtreit der Beſcheidenheit nicht köſtlich?

Während ein Teil der Pariſer Beſatzung hier einen Ausfall machte, wurden die nicht Angegriffenen unausgeſetzt mit Granaten beworfen. Auf das 5. Armeecorps allein fielen 350 Schuß, in Folge deſſen es einen — ſage einen! — Verwundeten hatte.

Weihnachten in Feindes Land. — Vier Tage ſpäter war Weihnachtsfeſt. Die Feldpoſt hatte auf dieſen Tag eine ganz außerordentliche Thätigkeit entfalten müſſen. Wie freuten ſich die Männer auf die Geſchenke aus der lieben Heimat! Der Deutſche empfindet es beſonders ſchwer, wenn er gerade am heiligen Abend fern von ſeinem heimiſchen Herde ſein muß. Wie manchem wurde es wehmütig ums Herz, wenn er den Weihnachtsgruß bedachte: Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen!

Mancher Mund betete heute inniger als je: „Ja, Frieden auf Erden!" Ganz ohne Chriſtbaum und Lichter wollten die Soldaten aber auch in der Fremde nicht ſein. Um Paris herum und wo ſonſt noch Deutſche auf franzöſiſchem Boden ſtanden, ſuchten ſie, wenn ſie keine Bäumchen aus dem Walde bekommen konnten, andere Gegenſtände zu etwas Aehnlichem herauszuputzen und ihren Kameraden und ſich eine Beſcherung zu bereiten.

Bei Le Vert galant (ſprich: Lö währ galans; bei Paris) richtete z. B. Premierleutnant von Keller ſeinen Leuten einen Baum im Freien zu; er ließ ihn mit Papiernetzen, Aepfeln, Lichtern und ſonſtigem Weihnachtsſchmuck zieren. In einen Stock brauchte er ihn nicht zu ſtecken; denn ſeine Wurzeln reichten tief in die Erde hinab. Keller feierte ſeit 16 Jahren dies Feſt zum erſten Mal fern von den Seinigen, aber jetzt waren ſeine Soldaten ſeine Kinder. Andächtig ſtanden ſie um den Baum herum, der ſo feierlich gen Himmel ragte und in ihr Herz Friede und Freude einſenkte.

In Annet luden die Sachſen arme franzöſiſche Kinder zur Beſcherung ein. Am Abend des erſten Feiertags kamen ihrer fünfundzwanzig, von dem Prieſter des Orts und vielen Einwohnern begleitet, in eine mit zwei Chriſtbäumen erhellte Stube. Die Soldaten ſangen: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Die Franzoſen hörten aufmerkſam zu. Dann hielt ein Deutſcher eine Anſprache, zuerſt an ſeine Landsleute, dankte ihnen, daß ſie dieſen bedürftigen Kindern ſolche Freude bereitet hätten. „Sollten uns auch," fuhr er fort, „die Ihrigen im Herzen noch grollen, ſo laßt uns feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammeln, alſo daß ſie uns wieder lieben und unſere geliebten Toten auch nach unſerm Scheiden noch ehren und im Grabe ruhen laſſen." Hierauf wandte er ſich in franzöſiſcher Sprache zu den Kindern und ſagte: „Denkt auch ſpäter bei dieſen Gaben gern an die Sachſen, die ſo lange bei Euch weilten!" Nun hielt der Prieſter des Ortes eine herzliche Anſprache, worin er hervorhob, daß dieſes herrliche, ihnen noch nie bereitete Schauſpiel allen Einwohnern unvergeßlich ſein und bleiben werde, und dankte im Namen der Kinder und Eltern für die Geſchenke. Alle waren ſichtlich ergriffen, und erfreut trugen die Kinder ihre Geſchenke nach Hauſe. Sie kamen nochmals und wurden feſtlich bewirtet. Die Soldaten ſangen ihnen ein Lied, die Kinder dieſen ebenfalls eins. Zum Schluß wurden unter großem Jubel und Freude der Anweſenden die beiden Tannenbäume geleert.

Als einem kranken Franzoſen, einem bejahrten Mann mit grauem Haupt- und Barthaar, in einem Lazarette beſchert wurde, weinte er vor Freude und ſagte: „Ich werde die mir geſchenkten Sachen aufheben und ſie vererben auf Kind und Kindeskind; wenn ich heimkomme, werde ich allen meinen Verwandten und Mitbürgern in Rouen (ſprich: Ruans) erzählen, was die Deutſchen mir und meinen Landsleuten für ein ausgezeichnetes Weihnachtsfeſt bereiteten. Ich werde es nie vergeſſen, in meinem ganzen Leben nicht." Dann nahm er eine von den geſchenkten Zigarren und rauchte ſie ſo feierlich, als wär' es eine von der feinſten Sorte.

Auch König Wilhelm ordnete ein ſchönes Weihnachtsfeſt an. Außer vielen andern Herrlichkeiten war in einem prächtig gezierten Saale ein Baumkuchen aufgeſtellt, um den herum Chocoladekugeln lagen, mit der Aufſchrift verſchiedener Schlachten und Gefechte. Der König ſelbſt verteilte die Kugeln, ſeinem Sohne gab er eine mit der Bezeichnung „Wörth." Nicht wenig war ſein Flügeladjutant Graf Walderſee erfreut, als er von Seiner Majeſtät beim Vorübergehen ein Käſtchen in die Hand gedrückt erhielt; denn darin lag ein Eiſernes Kreuz erſter Klaſſe. Auch Graf Bismarck erhielt ein ſolches an demſelben Abend.

Dieſes Weihnachtsfeſt war eine grüne Aue mitten auf ſchneeigtem und von Blut gerötetem Felde. In die Männer des Krieges zogen Friedensgedanken ein, und ihre Blicke richteten ſich vom Streit der Erde hinauf zu den himmliſchen Höhen.

Der Krieg „bis an's Meſſer." — Die Kämpfe vor Paris, welche wir zuletzt betrachteten, zeigten uns nur einen Teil des Ringens beider Völker und ihrer Heere; denn auch in den Provinzen ſuchte die „Regierung der nationalen Verteidigung" neue Truppen aufzuſtellen und mit denſelben den Pariſern zu Hilfe zu kommen. Sie beabſichtigte nämlich, die Belagerer der Hauptſtadt von zwei Seiten anzugreifen, im Rücken durch die Heere aus den Provinzen, von vorn durch die Beſatzungstruppen, und dachte auf dieſe Weiſe die Deutſchen zur Aufgabe der Belagerung von Paris zu zwingen. Ihre Hoffnung ging ſelbſt noch weiter. Sie ſuchte dem Feinde die Verbindungen mit der Heimat abzuſchneiden, damit er von dort her weder Mannſchaft, noch Munition, noch Nahrung beziehen könne, worauf ihn die mittlerweile erſtarkten Heere entweder auf Frankreichs Gefilden zermalmen oder doch über die Grenze zurücktreiben ſollten. An Anſtrengungen, dieſe Ziele zu erreichen, ließ ſie es nicht fehlen.

Am 2. November wurde ein Geſetz erlaſſen, welches anordnete: „Alle dienſtfähigen Männer von 21 bis 40 Jahren, verheiratet oder Witwer mit Kindern, ſind mobil gemacht. Jede Ausnahme, die ſich auf die Eigenſchaft als Verſorger der Familie gründet, iſt abgeſchafft, ſelbſt für diejenigen, denen ſie früher durch die Reviſionsbehörden zuerkannt worden war. Ebenſo werden keine anderen Ausnahmen zugelaſſen, als diejenigen, die aus Gebrechlichkeit hervorgehen und ſich auf beſonders bezeichnete öffentliche Dienſte gründen."

Frankreich beſaß allerdings noch viele Männer, aber nicht mehr viele Soldaten; ſeine beſten Streiter waren tot, verwundet oder in Gefangenſchaft, und doch muß man Heere ſorgfältig heranbilden, nimmermehr kann man ſie aus dem Boden ſtampfen. Die noch in Frankreich vorhandenen Truppenteile beſtanden aus Männern, welche den bisherigen Schlachten entronnen waren, aus Beſatzungsmannſchaften in den Feſtungen, aus ausgedienten Soldaten, welche nun wieder freiwillig eintraten, und aus afrikaniſchen Truppen. Dieſe wurden als Grundſtock zur Bildung neuer Heere benützt. Man muß anerkennen, daß die Franzoſen hierin Erſtaunliches leiſteten, obſchon ein großer Teil ihres Vaterlandes von den Deutſchen beſetzt war. Sie brachten viele Männer zuſammen, auch viel Geld, ſo daß ſie Bekleidungsgegenſtände, Waffen und Munition in großer Fülle kaufen konnten, aber gleichwohl vermochten ſie mehr nur Menſchenmaſſen als kriegstüchtige Heere aufzuſtellen.

Die Seele dieſer Beſtrebungen, den Krieg bis aufs Aeußerſte zu führen, war Leon Gambetta. 1838 geboren, zählte er damals erſt 32 Jahre. Seinem Berufe nach war er Advokat, in Folge der Pariſer Revolution vom 4. September wurd er Miniſter, entfloh, nachdem die Hauptſtadt eingeſchloſſen war, am 7. Oktober in einem Luftballon, ging nach Tours (ſprich: Tuhr) und ſchürte, mit großen Vollmachten verſehen, von da aus zum Kriege. Von glühender Vaterlandsliebe und grimmigem Haß gegen die Deutſchen erfüllt, mit großer Rednergabe ausgeſtattet, in hohem Grade leidenſchaftlich, ſetzte er die Erfolge der Deutſchen herab, ſchrieb die Niederlagen ſeiner Landsleute größtenteils dem Verrate zu, erweckte durch lügenhafte Berichte Hoffnungen und riß ſo Tauſende mit ſich fort, welche ſich bei ruhiger Ueberlegung und wenn ihnen der wahre Sachverhalt mitgeteilt worden wäre, hätten ſagen müſſen, daß eine Fortſetzung des Krieges unter ſolchen Umſtänden ein Verbrechen gegen das Vaterland ſei. Es gelang ihm nach und nach 600.000 Mann nebſt 1400 Geſchützen den Deutſchen entgegenzuſtellen. In militäriſchen Dingen, von denen er als Advokat lange nicht genug verſtand, maßte er ſich zu viel Urteilsfähigkeit an und ſetzte verdiente Generäle ab, wenn ſie nicht zu ſiegen vermochten. Er hat ſich durch all das an Frankreich ſchwer verſündigt, wenn auch ſeiner Vaterlandsliebe und Thatkraft Achtung gezollt werden muß.

Beſonders ſeinen Bemühungen gelang es, **drei franzöſiſche Haupt-Heere** zu bilden: 1) die Loire-, 2) die Nord-, und 3) die Oſt-Armee. Dieſe alle hatten mehr oder weniger die Aufgabe, die Deutſchen vor Paris im Rücken anzugreifen, dieſelben zur Aufhebung der Belagerung zu nötigen, ſich mit den Truppen der Hauptſtadt zu vereinigen und den Feind vom franzöſiſchen Boden zu vertreiben. Zu welchen Kämpfen dies führte, haben wir nunmehr zu erzählen.

Die Kämpfe mit der Loire-Armee. — An dem Loire-Fluſſe (ſprich: Loahr) liegt die Stadt Orleans (ſprich; Orleans), welche damals etwa 50.000 Einwohner zählte.

Dieſelbe wurde in den Jahren 1428 und 1429 von den Engländern belagert. Da ermutigte eine Jungfrau, Jeanne d'Arc (ſprich: Schann d'Ark), die ſpäter die „Jungfrau von Orleans" genannt wurde, ihre Landsleute derart, daß dieſe die Engländer vertrieben (1430 wurde ſie gefangen genommen, den Engländern ausgeliefert und von denſelben 1431 verbrannt; auf einem freien Platze der Stadt Orleans befindet ſich ein Reiter-Standbild von ihr). Den Mut, welcher ſie damals beſeelte, und die Begeiſterung, welche ſie in ihren Landsleuten anzufachen wußte, hätten die Franzoſen nun gerne wieder gegen die Deutſchen erweckt. Franzöſinnen legten Kränze vor ihr Denkmal hin, um gleichſam zu ihr zu ſagen: „Rette Frankreich!" und es wurde viel geredet von ihrem Geiſte, welcher jetzt wieder über das Volk kommen ſolle.

In und um Orleans bildete ſich ein neues franzöſiſches Heer. Der bayeriſche General von der Tann erhielt im Oktober Befehl, gegen daſſelbe vorzugehen; die Kavalleriedivision Prinz Albrecht von Preußen war ſchon im September in dieſer Richtung abgeſandt worden.

Am 7. Oktober wurde die 4. Schwadron des 16. Huſarenregiments von der 6. Kavalleriedivision nach Ablis (ſprich: Abli) beordert, um dort in Gemeinſchaft mit einer bayeriſchen Kompagnie die Flankenſicherung nach Weſten zu vervollſtändigen. Sie langte ſpät abends an und ſtellte ihre meiſten Pferde in 3 große Ställe ein. Plötzlich wird ſie zwiſchen 3 und 4 Uhr am andern Morgen von Freiſchützen überfallen, mit welchen ſich nun auch noch im Orte verborgen gebliebene Bewaffnete vereinigen. Dieſelben feuern auf jene Ställe, ſo daß die Huſaren ihre Pferde nicht erreichen können und ſich faſt alle ergeben müſſen. Den Bayern, ſowie einigen wenigen Huſaren gelang es zu entkommen. Letztere brachten ſchnell Hilfe heran, bei deren Eintreffen waren die Freiſchützen aber ſchon fort. Da ſich die Bewohner am Kampfe beteiligt hatten, mußten ſie eine Geldſtrafe bezahlen, und der Ort wurde eingeäſchert.

Nach mehreren kleineren Gefechten und einem heftigen Kampfe am 10. Oktober kam's am 11. Oktober bei Orleans zum Treffen. Bayern und Norddeutſche kämpften gegen etwa 40.000 Franzoſen, welche von de la Motterouge (ſprich: dö la Mottruhſch) befehligt wurden, etwa zwei Stunden vor der Stadt ſtarke Feldverſchanzungen errichtet und mit Geſchützen beſetzt hatten. Die Deutſchen nahmen dieſe Befeſtigungen. Nun zog ſich der Kampf vor und in die Stadt.

Viel bayeriſches Blut floß bei dem Bahnhofe, der Gasfabrik und den umliegenden Weinbergen. Noch war die Stadt nicht genommen. Da kommt das 1. bayeriſche Regiment heran, an ſeiner Spitze der bereits verwundete Major v. Lüneſchloß mit allen Offizieren. Es dringt unter lautem Hurrahruf durch ein Nebenthor in die Stadt ein und gelangt auf zwei Straßen bis zu einem großen in der Mitte gelegenen Platze. Andere Truppen folgen. So können die Deutſchen noch am Abend des 11. Oktobers Orleans beſetzen. Sie zogen zum Teil unter Geſang ein, während die Bürger wegen der herrſchenden Dunkelheit ihre Fenſter erleuchten mußten. Der Siegespreis war freilich nur durch bedeutende Opfer errungen worden. Die Deutſchen, beſonders die 3. bayeriſche Brigade, verloren etwa 900 Mann, machten aber über 1800 Gefangene und erbeuteten mehr als 5000 Gewehre, 10 Lokomotive und gegen 60 Eiſenbahnwagen.

Bereits wenige Tage nachher trat ein Teil der Truppen — die 22. Diviſion, mit der ſich noch die 8. Kavalleriebrigade vereinigte — unter Generalleutnant v. Wittich von Orleans aus den Weitermarſch an. In Chateaudun (ſprich: Schatodöns) trafen ſie am 18. Oktober auf etwa 1200 Freiſchützen und Mobilgarden, welche unter dem Oberbefehl des Polen Lipowski ſtanden. Dieſe hatten die Bewohner der Stadt unter ſchweren Drohungen gezwungen, ihnen dieſelbe zur Verteidigung anzuvertrauen, brachen Schießſcharten in die Häuſer, verlegten die Straßeneingänge mit Steinen, Baumſtämmen u. dgl. und ſuchten ſich überhaupt gegen einen Angriff möglichſt zu ſichern. Der Kampf wurde denn auch ſehr heftig und ſpann ſich bis morgens um drei Uhr fort. Die Häuſer mußten größtenteils einzeln genommen werden; die vielen ausbrechenden Brände leuchteten in der Nacht zu dem blutigen Ringen.

Ein Zug einer bayeriſchen Batterie hatte ein Mal keine Munition mehr und mußte im feindlichen Feuer auf neue Zufuhr warten. Das waren peinliche Augenblicke. Da trat Leutnant v. Wiedenmann an die Geſchütze und ſang mit ſeinen Leuten die „Wacht am Rhein." Als dann wieder Munition eintraf, ließen die unverzagten Männer den Mund ihrer Geſchütze reden.

Die Stadt wurde eingenommen, brannte aber nachher noch eine Weile fort. Jeder der beiden Teile verlor an Toten und Verwundeten ungefähr 100 Mann.

Die Franzoſen arbeiteten indeſſen weiter an der Bildung ihrer Loire-Armee, welche unter den Oberbefehl von d'Aurelle de Paladines (ſprich: d'Orell dö Paladin) geſtellt wurde. Um dieſe Zeit fiel Metz. Die Franzoſen mußten ſich ſagen, daß von der Tann mit ſeiner Schar durch die dort freigewordenen Truppen nun Verſtärkung erhalten würde. Wenn ſie vor deren Eintreffen raſch handelten, konnten ſie vielleicht einen Erfolg erringen. Die Loire-Armee marſchierte daher gegen von der Tann. Dieſer ſah ein, daß er ſich gegen ein ſolch übermächtiges Heer in Orleans nicht halten könne und befahl den Rückzug nach Coulmiers (ſprich: Kulmieh). Leider mußte er etwa 450 verwundete und kranke Deutſche in Orleans zurücklaſſen.

Mit dem 9. November brach ein ſchwerer Tag für von der Tann und ſeine Truppen an. Er verfügte über 20.000 Mann und 110 Geſchütze. Gegen dieſe deutſche Streitkraft traten die Franzoſen mit 70.000 Mann und 150 Geſchützen auf. Es entſpann ſich ein heißer Kampf um Coulmiers. Wie tapfer die Bayern ſich auch wehrten, ſie mußten ſich vor einer ſolchen Uebermacht zurückziehen. Ihre Verluſte betrugen: 16 Offiziere, 88 Mann tot; 30 Offiziere, 456 Mann verwundet; 1 Offizier, 192 Mann vermißt, alſo zuſammen nahezu 800 Mann. Am 10. November fielen dem Gegner auch noch zwei Reſerve-Geſchütze mit 83 Mann, 110 Pferden und 21 Munitionswagen in die Hände. Die Franzoſen ſollen 1500 Mann eingebüßt haben.

Ach, wie ſchmerzte es die tapfern Männer, rückwärts marſchieren zu müſſen! Es war dem Feinde zwar nicht gelungen, ſie zu umzingeln und ihnen das Los der **Franzoſen bei Sedan zu bereiten, ihr Rückzug vollzog ſich in Ordnung**, aber es war immerhin ein Rückzug. Ein bayeriſcher Offizier ſchrieb darüber: „Das 1. Corps hatte bis jetzt in ſechs Schlachten und Gefechten gekämpft, ohne daß es jemals zurückweichen mußte, wir waren verwöhnt und mehr erſtaunt als geärgert, daß das ſiebente Mal der Sieg nicht gelungen. Wenn man ſich auch wiederholt die große Ueberlegenheit des Gegners in das Gedächtnis rief, gegen welche mit unſeren ſchwachen Kräften einen dauernden Widerſtand zu leiſten, nicht möglich war — der Eindruck, daß man bei Nacht im Schnee und Regen, ſtill und ohne Signale zurückmarſchierte, ließ ſich eben nicht verwiſchen, und geſtehen wir es ein, das Bewußtſein, daß gerade uns Bayern dies paſſieren mußte, milderte dieſen fatalen Eindruck eben nicht."

Deutſchland aber iſt den wackern Männern zum Dank verpflichtet, daß ſie ſelbſt unter der Art ſchwierigen Verhältniſſen ſo tapfern Widerſtand leiſteten und den Feind hinderten, ihnen und damit Deutſchland beträchtlicheren Schaden zuzufügen.

Groß war die Freude der Franzoſen über dieſen Rückzug, ſie bauten einen Berg von Hoffnungen darauf.

Gambetta erließ eine Proklamation an die Loire-Armee, worin er ſagte: „Euer Mut und Eure Anſtrengungen haben uns endlich den ſeit ſechs Monaten unſern Fahnen entfremdeten Sieg gebracht. Frankreich in Trauer dankt Euch ſeinen erſten Troſt, ſeinen erſten Hoffnungsſtrahl. Ihr habt gezeigt, daß es, weit entfernt, durch ſo viele bis jetzt in der Geſchichte unerhörte Unglücksfälle niedergeſchlagen zu ſein, auf die letzte und grauſame Beleidigung des Mißgeſchicks durch einen allgemeinen und kräftigen Angriff zu antworten verſtand. Vorhut des ganzen Landes, ſeid Ihr heute auf dem Wege nach Paris. Vergeſſen wir niemals, daß Paris uns erwartet, und daß es unſere Ehre gilt, es den Umarmungen der Barbaren zu entreißen, die es mit Plünderung und Brand bedrohen. Verdoppelt alſo die Feſtigkeit und Ausdauer. Ihr kennt nun unſere Feinde; bis jetzt beſtand ihre Ueberlegenheit nur in der Zahl ihrer Kanonen. Als Soldaten kommen ſie Euch nicht gleich, weder an Mut, noch an Hingebung. Findet jenen Anſturm, jene franzöſiſche Wut wieder, die unſeren Sieg in der Welt gemacht und die heute uns helfen müſſen, das Vaterland zu retten. Mit Soldaten, wie Ihr ſeid, wird die Republik ſiegreich aus den Prüfungen hervorgehen, die ſie durchſchreitet; denn nachdem ſie die Verteidigung geordnet hat, iſt ſie jetzt in der Lage, die nationale Vergeltung zu ſichern. Es lebe Frankreich! Es lebe die eine und unteilbare Republik!"

Die Franzoſen ſandten nun einzelne Truppenabteilungen ſo weit vor, daß dieſelben nur noch zwei Tagemärſche von Verſailles (ſprich: Werſai) entfernt ſtanden, wo das deutſche Hauptquartier und mit ihm König Wilhelm ſich befand. Dieſe Gefahr war nicht gering anzuſchlagen. Aber es kam auch Hilfe. Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, rückte von Paris her an und übernahm auch den Oberbefehl über die unter von der Tann ſtehenden Truppen; ſeine Armee beſtand am 21. November aus 36.312 Mann Infanterie, 9.190 Reitern und 208 Geſchützen. Ebenſo machte ein Teil des vor Metz frei gewordenen Heeres, die II. Armee (zuſammengeſetzt aus dem 3., 9., 10. Corps und der 1. und 2. Kavallerie-Diviſion, welche am 21. November eine Geſamtſtärke von 49.607 Mann Infanterie, 10.166 Reitern und 276 Geſchützen hatten) unter der Führung von Prinz Friedrich Karl gewaltige Märſche, um noch rechtzeitig einzutreffen.

In einer Reihe ſchnell auf einander folgender blutiger Schlachten bekämpften dieſe Truppen die etwa 200.000 Mann ſtarke Loire-Armee.

Am 28. November wurde in der **Schlacht bei Beaune la Rolande** (ſprich: Bohn la Rolangd) heiß geſtritten. Die Franzoſen, der rechte Flügel der Loire-Armee, waren den Deutſchen an Zahl mehr als dreifach überlegen, ungefähr 60.000 Mann und 138 Geſchütze (die Deutſchen anfangs nur 11.000 Mann und 70 Geſchütze) ſtark. In mehrſtündigem heftigem Kampfe verdrängten ſie die Deutſchen aus ihren Stellungen zu beiden Seiten von Beaune la Rolande, worauf ſie ihren Angriff beſonders gegen das Städtchen ſelbſt richteten, an deſſen Ausgängen die Deutſchen Barrikaden erbauten und deſſen einzelne Häuſer ſie raſch zu kleinen Feſtungen umwandelten. Waren die Feinde auf einige hundert Schritte herangekommen, ſo erhielten ſie Feuer und wurden faſt in derſelben Ordnung, in welcher ſie anrückten, neben einander niedergeſtreckt, Mann an Mann. Die Ehre des Tages gebührte dem 10. Armeecorps, welches General von Voigts-Rhetz befehligte; nachmittags war auch Prinz Friedrich Karl auf dem Kampfplatz erſchienen. Der Verluſt der Deutſchen belief ſich auf 38 Offiziere, 858 Mann und 1 Geſchütz, welch letzteres aber erſt dann dem Feinde in die Hände fiel, als zwei Fahrer, fünf Mann der Bedienung und 4 Pferde bei ihm getötet oder verwundet worden waren; in den eingeweichten Boden geſunken, konnte es von den wenigen unverletzt gebliebenen Bedienungsmannſchaften nicht mehr zurückgebracht werden. Die Einbuße der Franzoſen wird auf ungefähr 1300 Mann an Toten und Verwundeten geſchätzt; unverwundete Gefangene verloren ſie etwa 1800.

Wie wir früher (Seite 64) ſahen, verſuchte Ducrot den Ring der Belagerer von Paris zu ſprengen; er wollte ſich nach Süden durchſchlagen. Die franzöſiſche Regierung in Tours, welche in dieſen Plan eingeweiht war, befahl in Folge deſſen, die ganze Loire-Armee ſolle unverzüglich vorrücken.

Deren linker Flügel errang am 1. Dezember in dem Gefechte bei Villepion einen — allerdings nur unbedeutenden — Erfolg über die Bayern, welche empfindlichen Mangel an Munition litten; dieſelben verloren dabei über 900 Mann, während die Franzoſen etwa 1100 einbüßten.

Gambetta gab dieſen kleinen Erfolg für einen großen Sieg aus. Da ihm nun noch gemeldet worden war, Ducrot ſei bis Epinay vorgedrungen, meinte er, derſelbe habe die Einſchließungslinie durchbrochen. Das war ihm Grund genug, den Franzoſen die baldige Vernichtung der Deutſchen in Ausſicht zu ſtellen. Jener Meinung lag aber ein großer Irrtum zu Grunde. Es gibt ein Epinay in der Nähe von Paris, und dies hatten die Franzoſen bei ihrem Ausfall aus der Hauptſtadt am 30. November allerdings vorübergehend beſetzt. Gambetta meinte aber ein viel ſüdlicher gelegenes Epinay; wären die Pariſer bis dahin gelangt, ſo wäre ihnen allerdings der Durchbruch gelungen geweſen. Dazu fehlte aber noch viel.

Ebenſowenig zeigte ſich die franzöſiſche Loire-Armee ihrem Gegner gewachſen; denn als ihr linker Flügel vorwärts zu rücken verſuchte, wurde ihm ein gewaltiges Halt! geboten.

Am **2. Dezember** ſiegte nämlich die Heeresabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in der **Schlacht bei Loigny-Poupry** (ſprich: Loanji-Pupri) über einen an Zahl mehr als doppelt überlegenen Gegner. Sie nahm demſelben 2500 Gefangene und 7 Geſchütze ab, verlor freilich auch über 4000 Mann (die Franzoſen an Toten und Verwundeten ebenfalls mehr als 4000, außerdem 2500 unverwundete Gefangene, 8 Geſchütze, 1 Mitrailleuſe und 1 Fahne; auf ihrer Seite hatten dies Mal auch päpſtliche Zuaven gefochten). Ganz hervorragend griff hier die Artillerie ein; manche Batterien hielten noch ſtand, wenn feindliche Plänkler bis auf 400 Schritte herankamen.

Die oberſte deutſche Heerführung beſchloß, nunmehr die Wiederbeſetzung von Orleans zu verſuchen und damit die Entſcheidung an der Loire herbeizuführen. Prinz Friedrich Karl machte ſich ſofort an die Ausführung dieſer Aufgabe. Schon in den zwei auf die Schlacht bei Loigny-Poupry folgenden Tagen, am **3. und 4. Dezember**, wurde von Preußen, Bayern, Mecklenburgern und andern unter ſeiner Führung den Franzoſen wieder eine Schlacht geliefert, die **Schlacht bei Orleans.** Die Deutſchen hatten verhältnismäßig leichte Arbeit, da der Gegner faſt überall gleich nach Entwickelung der deutſchen Artillerie das Feld räumte.

Zu den ſchönſten Waffenthaten in dieſer Schlacht gehörte ein Angriff, welchen am 3. Dezember braune Huſaren unter Rittmeiſter Graf Wartensleben machten.

Etwa 60 Mann ſtark, ritten dieſe auf eine feindliche Batterie zu, nahmen die Bedienungsmannſchaft gefangen und zwangen dieſelbe, ihre eigenen 4 geladenen Geſchütze wegzuführen. Die deutſchen Regimenter, an denen die Huſaren mit ihrer Beute vorüberkamen, machten Halt, nahmen die Helme ab und riefen Hurrah! während die Muſik Tuſch blies.

Am 4. Dezember ſtanden die Deutſchen wieder vor Orleans. Der franzöſiſche Befehlshaber verſprach, er wolle die Stadt übergeben, wenn ſeinen Truppen zwei Stunden Zeit zum Abzug geſtattet würde. Der Großherzog von Mecklenburg erlaubte dies, und noch nachts $12^{1}/_{2}$ Uhr rückten die Sieger ein. König Wilhelm telegraphierte am 5. Dezember an ſeine Gemahlin: „Orleans iſt noch in dieſer Nacht beſetzt worden, alſo ohne Sturm. Gott ſei gedankt!" Der badiſche Miniſter Jolly (ſprich: Scholly) ſagte kurz nachher in der badiſchen Kammer: „Tauſende von Müttern werden dem greiſen Helden dies Wort nie vergeſſen." Gewiß hätte ja ein Sturm auf die Stadt vielen, vielen Deutſchen und Franzoſen das Leben gekoſtet.

Die Deutſchen büßten in dieſer Schlacht etwa 1700 Mann ein, die Franzoſen dagegen verloren mehr als 20.000, darunter ungefähr 18.000 Gefangene, viele Tote und Verwundete, 74 Geſchütze und 4 auf der Loire zurückgelaſſene Kanonenboote. — Mit der Wiedereinnahme von Orleans war das Ziel der Bekämpfung der Loire-Armee immer noch nicht erreicht. Dieſelbe wurde nun in zwei Teile geſpalten, deren einem unter der Führung von Bourbaki (ſprich: Burbaki) wir ſpäter im Südoſten Frankreichs wieder begegnen werden. Die eigentliche Loire-Armee befehligte von nun an Chancy (ſprich: Schansſi); d'Aurelle de Paladines, welcher nicht dauernd zu ſiegen vermocht hatte, mußte vom Oberkommando abtreten. Aber auch Chancy konnte die Deutſchen nicht überwältigen, wie ſich ſogleich herausſtellte. In der dreitägigen **Schlacht bei Beaugency-Cravant** (ſprich: Bohſchansſi Cravanst) **vom 8. bis 10. Dezember** ſtritten Preußen, Bayern, Heſſen, Mecklenburger u. a. ſo tapfer mit dem von ihm geführten Heere, daß man nicht hätte meinen ſollen, es ſeien Tage der Anſtrengung für die Deutſchen vorangegangen, wie ſie größer kaum denkbar waren. Die Franzoſen, obwohl an Zahl vierfach überlegen, wurden auch dieſes Mal beſiegt.

Die Deutſchen konnten einen ſolchen Erfolg freilich nur erringen, indem ſie ihre Kräfte auf's äußerſte anſpannten. Daß ſie dies thaten, zeigen ſchon folgende Beiſpiele:

„Wie bei einer Parade", ſagte ein preußiſcher Rittmeiſter von den Bayern — „gingen ſie vor. Vor ihnen ſtanden dichte feindliche Truppenmaſſen, die bisher regungslos waren, jetzt aber ein mörderiſches Feuer eröffneten. Die Bayern ließen ſich dadurch nicht irre machen, und als die Feinde ihnen entgegenrückten, beeilten ſie nur ihre Schritte. Vor unſern Augen wurden ſie handgemein. Eine große Uebermacht umringte die Bayern, aber ſie ſchlugen ſich durch, und beim letzten Tagesſchimmer ſahen wir die Franzoſen den Rückzug antreten." — Das 1. bayeriſche Corps hatte in 10 Tagen 8 Gefechtstage und verlor 245 Offiziere und 5506 Mann, das heißt die Hälfte ſeiner Infanterie-Offiziere und ein Drittel ſeiner Mannſchaft.

Eine kleine Abteilung Heſſen — etwa 50 Mann — ſtürmte am 9. Dezember das ſtark beſetzte Schloß Chambord (ſprich: Schangbohr), einen mit Waſſergräben umgebenen großen Bau, wobei ſie 200 Mann zu Gefangenen machten und 5 Geſchütze, 12 Munitionswagen und 60 Pferde erbeuteten.

Die Tage vom 7.—10. Dezember koſteten die Deutſchen etwa 4.000 Mann. In Folge dieſer Kämpfe bemächtigte ſich der franzöſiſchen Loire-Armee eine große Mutloſigkeit, was ſchlagend durch die bedeutende Anzahl der Gefangenen bewieſen wird, welche die Deutſchen in dieſen Tagen machten (in der Schlacht von Beaugency allein etwa 5000 Mann).

Der Berichterſtatter einer engliſchen Zeitung erzählt aus jener Zeit folgenden Vorfall: „In einem Hauſe ſaßen eine Anzahl Franzoſen gemütlich am Mittagstiſch, als die Deutſchen einigermaßen überraſcht eintraten. Der Feind lud die fremden Eindringlinge kameradſchaftlich zur Teilnahme am Mahle ein, mit dem Bemerken, das Kämpfen werde ihnen jedenfalls Hunger gemacht haben. Uebrigens möchten ſie ſich nur keine Sorge bereiten wegen des möglichen Entrinnens ihrer Wirte; denn man habe gerade darauf gewartet, daß jemand komme, um ſich gefangen geben zu können."

Trotz dieſer ſchweren Niederlagen ſtanden den Franzoſen immer noch bedeutende Kräfte auf dieſem Teil des Kriegsſchauplatzes zu Gebote. Die Deutſchen mußten ihnen gegenüber daher immer noch eifrig auf der Hut ſein. Sie blieben denn auch nicht ruhig, ſondern ſchweiften weit über Orleans hinaus. Die franzöſiſche Regierung in Tours fühlte ſich in Folge deſſen in ihrem Sitze ſo unſicher, daß ſie denſelben weiter nach Bordeaux (ſprich: Bordoh) verlegte.

In der zweiten Hälfte des Dezember wurde den Deutſchen hier etwas mehr Raſt geſtattet, welche ihnen ſehr nötig war. Während derſelben mußten Kleider und Schuhwerk ausgebeſſert oder erſetzt und ſo manche Dinge herbeigeſchafft werden, welche bei den vielen Märſchen beſchädigt oder verdorben worden waren. Ebenſo bedurfte es ſtarker Zufuhr von Nahrungsmitteln.

Mit dem neuen Jahre kamen aber auch für die Truppen an der Loire neue Kämpfe. Die Franzoſen hatten Le Mans zu einem Stützpunkt gemacht und daſelbſt etwa 150.000 Mann vereinigt. Hier wollte ſie daher Prinz Friedrich Karl angreifen. Nach mehrtägigen Märſchen, welche durch die Ungunſt der Witterung, eingetretenes Glatteis, Schneetreiben, Durchwaten tiefen Schnees u. dergl. ſehr beſchwerlich waren und in denen ein Teil der Infanterie in leinenen Kleidern und zerriſſenem Schuhwerk marſchieren mußte, ſowie auch nach mehreren kleinen Gefechten kam's am **10., 11. und 12. Januar bei Le Mans zur Schlacht**, in welcher die geſamten deutſchen Streitkräfte aus etwa 58.000 Mann Infanterie, 16.000 Reitern und 320 Geſchützen beſtanden; die Franzoſen wurden in derſelben, trotz der guten Stellungen, welche ſie inne hatten, vollſtändig beſiegt und zurückgeworfen. Ihr Rückzug artete in eine regelloſe Flucht aus.

Ein franzöſiſcher Augenzeuge berichtet daraus folgenden ſchrecklichen Vorfall: „Die franzöſiſche Armee hatte furchtbare, von einem dreifachen Kranz von Geſchützen beſetzte Stellungen inne. Aber plötzlich flohen ſie, von einem unbegreiflichen Schwindel ergriffen, nach allen Richtungen und warfen ihre Säcke, Gewehre, ja ſelbſt ihre Revolver fort. Die Wege waren buchſtäblich damit bedeckt. Auf dem Bahnhof in Le Mans waren menſchenfreundliche Perſonen beſchäftigt, in einem letzten Eiſenbahnzug Verwundete unterzubringen. Die Armen wurden, ſo gut es ging, in Viehwagen auf Stroh gebettet und ſollten eben abgehen, als die erſten Flüchtigen eintrafen, denen bald viele andere folgten. Da ereignete ſich ein gräßlicher Auftritt. Die Flüchtigen ſtürzten ſich in die Wagen, packten die Verwundeten beim Kopfe, an den Füßen, an den Armen und warfen ſie unbarmherzig auf's Pflaſter, um ſich ihrer Plätze zu bemächtigen. Da war an keinen Widerſtand zu denken. Einer ſtieg auf den andern, an allen Ecken klammerten ſie ſich an, bis der Wagen vollgepfropft war. So ging der letzte Zug, der vor dem Eintreffen der Deutſchen Le Mans verließ, ab. Bei der eilfertigen Flucht hatten ſich auch viele Soldaten, obgleich ſie nicht ſchwimmen konnten, in den Fluß geworfen und fanden ſo ihren Tod. Die Offiziere machten übermenſchliche Anſtrengungen, die Auflöſung zum Stillſtand zu bringen. Alles war vergebens." — Ein franzöſiſcher General ſchrieb: „Ich bin tief betrübt; dieſe Lumpen ſind feig. Frankreich hat keine Söhne mehr, um es zu verteidigen."

Einen Beweis großer Geiſtesgegenwart und Tapferkeit auf deutſcher Seite bietet folgende That: Auf einem Platze in Le Mans wollten franzöſiſche Infanteriſten den Abzug einer langen Wagenreihe, bei welcher ſich ein Geſchütz befand, ermöglichen. Da ſprengte Major v. Tresckow, der Kommandeur des 1. Bataillons Regiments Nr. 17, ſeinen Leuten voraus, hieb den Fahrer herunter und wandte das Geſchütz ſo, daß die nachfolgenden Wagen halten mußten.

Die Niederlage war ſo gräßlich, daß ſelbſt die Franzoſen ſie zugeſtanden, was bei den ſonſtigen Schlachten durchaus nicht immer der Fall war. Sie verloren in den Kämpfen der letzten 7 Tage allein an Gefangenen über 20.000 Mann, dazu 17 Geſchütze, 2 Fahnen und vieles Kriegswerkzeug. Die Deutſchen büßten ungefähr 3.400 Mann an Toten und Verwundeten ein; viele Kompagnien mußten von Feldwebeln geführt werden.

Aus dieſem blutigen Kampfe wollen wir auch ein ſchönes Einzelerlebnis mitteilen: Am 11. Januar hatte eine deutſche Kompagnie ſchon einige Hügel erſtürmt. Da verhinderten ſie drei Mitrailleuſen, welche auf einer weiteren Anhöhe ſtanden, am Vordringen. Ein Hauptmann vom 11. Infanterieregimente wählte einige Leute aus, um ſich mit ihrer Hilfe in den Beſitz dieſer Mordwerkzeuge zu ſetzen. Leiſe ſchleichen ſie durch eine Schlucht und klettern an einem ſteilen Abhang dem Gipfel zu. Mit lautem Hurrah dringen ſie oben auf die Franzoſen ein. Ein Teil der Franzoſen wird erſchlagen, andere ergeben ſich, noch andere fliehen. Durch ein Mißverſtändnis werden die Sieger nun von ihren eigenen Leuten beſchoſſen, und der Hauptmann wird ziemlich ſchwer verwundet. Er muß daher auf der Höhe in einem Weiler bleiben, welcher bald von den Franzoſen beſetzt wird. Dieſe wollen ihn als Gefangenen mitführen, aber eine Franzöſin nimmt ſich ſeiner an. Dieſelbe hatte geſehen, daß er gegen franzöſiſche Verwundete freundlich geweſen war und legte ihn auf ein Bett. In ihren Landsleuten erweckte ſie nun das Mitleiden ſo ſehr, daß dieſe ihn zurückließen. So kam die Nacht herein. Des Hauptmann's Leute ſuchten ihn nun zu befreien. Sie ſchlichen ſich leiſe in das Dorf, in dem die Franzoſen ruhten, kamen zu dem Hauſe, in welchem er lag, mit einer Bahre und flüſterten ihm zu: „Jetzt, Herr Hauptmann, jetzt iſt es Zeit!" Sie legten ihn auf die Bahre, machten ſich wieder leiſe fort und befreiten ſo ihren Hauptmann. Wer iſt da mehr zu loben: der tapfere, menſchenfreundliche Hauptmann, die barmherzige, dankbare Franzöſin oder die treuen, mutigen Soldaten?

Durch dieſe Schlacht war die Kraft der Loire-Armee gebrochen. Die Deutſchen verfolgten ihren Sieg weiter und lieferten dem Feinde in den nächſten Tagen noch mehrere ſiegreiche Gefechte. Am 15. Januar z. B. fand bei St. Jean ſur Erve ein Gefecht ſtatt, bei welchem die Deutſchen 1 Offizier und 36 Mann verloren; General Chanzy ſchätzte ihren Verluſt auf 3000 Tote und Verwundete, und doch war die geſamte verfügbare Infanterie nur etwa 2000 Mann ſtark geweſen. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Sieger viele Gefangene machten und bedeutendes Kriegsmaterial eroberten. Der Abſchluß des Waffenſtillſtandes ſetzte jedoch weiteren Feindſeligkeiten bald ein Ziel.

Kämpfe gegen die franzöſiſche Nordarmee. — Ein Teil des früheren Metzer Belagerungsheeres, die I. Armee (das 1. und 8. Armeecorps, ſowie die 3. Kavalleriediviſion; dieſelben zählten am 21. November 38.244 Mann Infanterie, 4.433 Mann Kavallerie und 180 Geſchütze), war unter den Oberbefehl des Generals von Manteuffel geſtellt worden und ſollte der franzöſiſchen Nordarmee die Spitze bieten, beſonders Vorſtöße derſelben gegen die Truppen vor Paris verhindern.

Auch bekam das Oberkommando der 1. Armee den Auftrag, die Belagerung der Feſtung Verdun, deren Einnahme bisher noch nicht gelungen war, fortzuführen. Derſelbe fand bald ſeine Erledigung, indem der Platz am 8. November kapitulierte. Da ſich die Beſatzung tapfer verteidigt hatte und die Feſtung zur Zeit der Uebergabe noch widerſtandsfähig war, verpflichteten ſich die Deutſchen das vorgefundene Kriegsmaterial beim Friedensſchluſſe wieder auszuliefern.

Im Norden Frankreichs hatten ſich zuerſt unter dem Oberbefehl Bourbaki's, dann unter dem von Faidherbe (ſprich: Fäd'ärb) bedeutende Streitkräfte geſammelt. Am **27. November** mußten ſie ſich in der **Schlacht bei Amiens** (ſprich: Amiäns) mit Manteuffels Männern meſſen. Die Franzoſen waren hier ſchwach an Kavallerie, während die deutſchen Huſaren wuchtig anſtürmten. Ein Standartenträger bei letzteren, Sergeant Brockmeier vom 9. (rheiniſchen) Huſarenregiment, ſchlug mit ſeiner Stange derart drein, daß dieſelbe merkliche Spuren aus dieſem Kampfe davontrug. Auch die Artillerie griff gewaltig in den Kampf ein. Wie tapfer ſich die Franzoſen wehrten, der Siegespreis fiel den Deutſchen zu, welche am folgenden Tage in Amiens einzogen. An Toten und Verwundeten verloren letztere **etwa 1300, die Franzoſen 1400 Mann. Die Deutſchen machten aber noch 1200 unverwundete** Gefangene und erbeuteten 2 Fahnen und 9 Feldgeſchütze.

Manteuffel wandte ſich nun gegen Weſten nach Rouen (ſprich: Ruans), ja am 9. Dezember rückten deutſche Truppen ſogar in Dieppe ein und waren ſomit bis an das Meer gelangt, das ſie mit lautem Jubel und Geſang begrüßten.

Viele Ausländer, welche in Dieppe wohnten, hatten an ihren Häuſern Fahnen ausgehängt, in der Hoffnung, ſie würden von Einquartierung verſchont werden, wenn ſie ſich als Nicht-Franzoſen bemerklich machten. Einige Engländer waren ſogar ſo weit gegangen, Zettel an ihren Häuſern anzubringen, auf denen ſie dieſe als engliſches Eigentum bezeichneten. Das half aber alles nichts. Auch ſie bekamen Gelegenheit, an den deutſchen Kriegern Gaſtfreundſchaft zu üben.

Allzu weit durften die Deutſchen ihre Truppen nicht ſchweifen laſſen; daran hinderten ſie die umſichtigen Anſtrengungen, welche Faidherbe machte, um ſeine Kräfte zu verſtärken. Daß ſie ſeinen Truppen jedoch überlegen ſeien, zeigten ſie auf's neue am **23. und 24. Dezember** in der **Schlacht an der Hallue** (ſprich: Hallüh), einem kleinen Fluße. Wenig mehr als 20.000 Deutſche hatten hier einen Feind in der Stärke von 45—50.000 Mann ſich gegenüber; ſie entriſſen ihm mehrere im Thale liegende Dörfer, vom jenſeitigen Höhenrand vermochten ſie ihn jedoch nicht zu vertreiben. Abends gegen fünf Uhr machten die Franzoſen einen erneuten Vorſtoß, Manteuffel zog nun aber die Reſerve heran, welche den Feind bei dem von den brennenden Dörfern ausgehenden Feuerſcheine unter großen Verluſten zurückwarf. In der Nacht auf den 24. Dezember lagerten die beiderſeitigen Truppen bei grimmiger Kälte unter freiem Himmel. Vom Kampfe ermattet, fanden die Krieger ihr Brot großenteils gefroren. Manche ſpießten es auf Bajonette und Säbel auf und ließen es am Feuer auftauen. Zum Glück war es nicht nötig, die Schlacht am folgenden Tage in derſelben Heftigkeit wie am vorhergehenden fortzuſetzen; denn der Feind verließ ſeine Stellungen und zog ſich zurück. Die Deutſchen verloren in dieſer Schlacht 38 Offiziere und etwa 900 Mann, die Franzoſen 1046 Mann an Toten und Verwundeten und 1100 Gefangene.

Auf's neue mußte ein Teil der I. Armee, unter Führung Göbens, am **3. Januar 1871** in der **Schlacht bei Bapaume** (ſprich: Bapohm) mit Faidherbe's Heere in ungleichem Kampfe ſtreiten. Die Deutſchen zählten an Infanterie kaum 10.000 Mann, während der Feind mindeſtens 40.000 Mann ſtark war, aber trotz ihrer Minderheit wehrten ſie ſich ſo tapfer, daß die Franzoſen in der Nacht auf den 4. Januar abzogen, freilich in beſter Ordnung, und ohne daß die Deutſchen es vermutet hatten.

Hauptmann von Buttler vom 33. Regiment erhielt in dieſer Schlacht am 3. Januar eine Kugel in die Bruſt. Da wendet er ſich zu ſeinem Bataillonsführer und ſagt, die Hand an dem Helm, in ſtrammer ſtreng dienſtlicher Haltung und ohne Erregung in ſeinen Zügen: „Ich melde gehorſamſt, daß wir in der rechten Flanke von einem Bataillon umgangen werden, und daß ich ſelbſt ſchwer verwundet bin." Hierauf brach er zuſammen, raffte ſich zwar nochmals auf, ſank aber nach wenigen Schritten bewußtlos um und wurde, in ſeinen Mantel gehüllt, hinweggetragen. Er ſtarb am 6. Januar. Wer ſtaunt nicht über den Geiſt militäriſcher Zucht, welcher ſich in jenen Worten äußerte?

Die Deutſchen verloren an dieſem und dem vorhergehendn Tage 750 Mann, die Franzoſen ungefähr 2170.

Einen beſorgniserregenden Stand hatten am Schlachttage von Bapaume die Deutſchen vor **Peronne.** Dieſe kleine Feſtung bot dem General Faidherbe die Möglichkeit, ſeine Truppen gut aufzuſtellen und mit denſelben auf das linke Ufer des Somme-Fluſſes zu gelangen, während ſie andererſeits die Deutſchen an der ungehinderten Benutzung der Bahnlinie hinderte. Dem ſollte abgeholfen werden. General v. Manteuffel ließ den Platz einſchließen und, nachdem die Aufforderung zur Uebergabe abgeſchlagen worden war, beſchießen. Das Feuer mußte jedoch — mangels genügender Munition — verlangſamt und bald eingeſtellt werden. Raſch wurde aus erbeutetem franzöſiſchem Kriegswerkzeug ein Belagerungspark zuſammengeſtellt. Nun war eine nachdrückliche Beſchießung möglich. Als aber am 3. Januar in dem nur 2½ Meilen entfernten Bapaume eine Schlacht, deren Ausgang ungewiß war, entbrannte, mußte das Einſchließungscorps drei Bataillone, zwei Schwadronen und vier Batterien abgeben. Auf den Fall, daß die Schlacht für die Deutſchen ungünſtig ausfiel, wurde dadurch bedacht genommen, daß man das Belagerungsmaterial ſicherte. Die Truppen wurden marſchfertig gemacht, bei eintretender Dunkelheit mehrere ſchwere Geſchütze abgefahren und die Trains auf das ſüdliche Ufer der Somme zurückgenommen. Seltſamer Weiſe verhielt ſich die Beatzung während des ganzen Tages vollkommen ruhig, obgleich ſie den Geſchützdonner von Bapaume hören konnte. Nach Abwendung der Gefahr wurde die Belagerung wieder thatkräftig aufgenommen. Sie führte bald zur Uebergabe der Feſtung, in welche General von Barnekow am 10. Januar mit ſeinen Truppen einzog.

Am 7. Januar wurde Manteuffel von der Nordarmee abberufen, um den Oberbefehl über die deutſchen Streitkräfte im Südoſten Frankreichs zu übernehmen. An ſeine Stelle trat General von Göben. Bei den bisherigen Kämpfen hatte ſich Faidherbe als umſichtiger Führer bewieſen, vor dem die Deutſchen wohl auf der Hut ſein mußten. Daß wie Manteuffel ſo auch Göben ihm gegenüber der richtige Mann war, bewies letzterer am **19. Januar** in der **Schlacht bei Saint-Quentin** ſprich: Sän Kangtäng). Da die eingeſchloſſenen Pariſer Truppen um die Mitte des Dezembers einen letzten Verſuch machen wollten, die Belagerer zurückzuſchlagen, erhielt die Nordarmee Befehl, möglichſt viele Kräfte der Deutſchen zu feſſeln, um ſie von Paris abzulenken; deshalb ordnete Faidherbe umfaſſende Truppenbewegungen an, welche jedoch bei der Wachſamkeit der Deutſchen den erſtrebten Erfolg nicht erlangten, ſondern durch die Schlacht bei Saint-Quentin vereitelt wurden. Die Deutſchen waren hier 32.580 Mann ſtark, die Franzoſen dagegen zählten nach eigener Angabe 40.000 Mann. Die Bewegungen auf dem von Regen ſtark aufgeweichten Boden ermüdeten die Truppen in hohem Grade und waren beſonders für die Deutſchen ſchwierig. Gleichwohl wurde der Feind in ſiebenſtündiger heißer Schlacht aus ſeinen Stellungen vor Saint-Quentin vertrieben. Anfangs ging ſeine Flucht in Ordnung vor ſich, aber bald begann ein regelloſes Laufen. Die Sieger machten bei einem eigenen Verluſte von rund 2.400 Mann über 9.000 unverwundete Gefangene und nahmen 6 Geſchütze; die Franzoſen mögen im ganzen annähernd 15.000 Mann eingebüßt haben.

Ein Augenzeuge ſchreibt über den Zuſtand der Flüchtlinge: „Tauſende von jungen Leuten ſchleppten ſich mühſam fort. Keiner ſprach mehr ein Wort. Sie hatten nicht die Kraft dazu. Von Zeit zu Zeit erhoben ſie den Kopf und warfen einen verzweifelten Blick auf die Stadt. Unter ihnen kein Offizier, keine Stimme, die ſie ermutigt hätte! Von Zeit zu Zeit ſah man einige, unfähig, noch länger zu marſchieren, zu Boden ſinken und ſich in den Schmutz niederlegen. Viele derſelben waren derart mit Kot bedeckt, daß ſie jede menſchliche Form verloren hatten. Die einen waren barfuß, andere in Holzſchuhen, andere trugen einen Holzſchuh und einen ledernen Schuh. Die Klagen über die Schuhe ſind allgemein; es ſind Schuhe aus Pappendeckel, ſo heißt es, die man uns gegeben; nach fünf Tagen zerfallen ſie in Stücke." (Es ſollen ihnen in der That durch gewiſſenloſe Händler Sohlen von Pappendeckel ſtatt von Leder geliefert worden ſein).

Als abends ein Mal 1 Offizier und 3 Huſaren auf 60 Mann feindlicher Infanterie ſtießen, meinten ſie, ſie müßten alle ihre Kraft zuſammen nehmen, um ſich durchſchlagen zu können. Wie ſie angeſprengt kamen, warfen jedoch die 60 Mann ihre Gewehre weg und ergaben ſich; die 4 Reiter ſperrten ſie in eine Kirche ein, bis ſie dieſelben nach angelangter Verſtärkung fortſchaffen konnten.

Wie Unzählige unter ſeinen Landsleuten wollte auch Faidherbe mehrfach nicht zugeben, daß er geſchlagen worden ſei. Und doch wich er jedesmal zurück. Man beehrte daher dieſe Art von Feldherrn mit einer beſonderen Bezeichnung, man nannte ſie: „Rückwärtsſieger."

Die Schlacht bei Saint-Quentin brach die Kraft der Nordarmee Frankreichs, machte es ihr alſo unmöglich, den in Paris Belagerten Hilfe zu bringen. Daß letzteres ebenfalls die Loire-Armee nicht vermochte, haben wir ſchon früher geſehen. Aber noch waren dies die Streitkräfte nicht alle, welche die „Regierung der nationalen Verteidigung" nicht nur zuſammentrieb, ſondern auch notdürftig ausbildete und mit Lebensmitteln und Kriegswerkzeug verſah.

Die Kämpfe gegen die Oſtarmee. — Schon während der Belagerung Straßburgs mußten einzelne deutſche Truppenteile durch das Elſaß ſtreifen, um feindlichen Scharen, welche ſich da und dort zeigten, entgegenzutreten, aber erſt nach der Einnahme dieſes Bollwerkes konnten umfaſſendere Unternehmungen nach dieſer Richtung hin ausgeführt werden. Aus dem größten Teil der unter Werder's Oberbefehl bisher vereinigten Streitkräfte wurde nun ein neues, das 14., Armeecorps gebildet. Es erhielt die Aufgabe, weſtwärts an die Seine vorzudringen, die rückwärtigen Verbindungen der deutſchen Heere nach Süden ſicher zu ſtellen, im Vormarſch Verſuche zu Truppenbildungen zu hindern und die Bevölkerung zu entwaffnen. Da ſich jedoch im Süden Frankreichs große Truppenmaſſen anſammelten, wurde dem Corps ſpäter aufgetragen, den Marſch nach Weſten zu unterlaſſen und gegen dieſe vorzugehen.

Auch ſollte es die Feſtungen Schlettſtadt, Neu-Breiſach und Belfort einſchließen und belagern. Wir erwähnen hier ſogleich, daß Schlettſtadt am 24. Oktober, Neu-Breiſach am 10. November von den Deutſchen genommen wurde, welche vor Schlettſtadt etwa 20, vor Neu-Breiſach etwa 70 Mann verloren.

Auf dem Vordringen kam am 6. Oktober ein vom Generalmajor von Degenfeld geführter Teil der badiſchen Diviſion bei La Bourgonce (ſprich: La Burgonß; andere benennen dies Gefecht nach dem Dorfe Etival) mit an Zahl etwa vier Mal überlegenen, 14—16.000 Mann ſtarken, feindlichen Streitkräften in den Kampf. Die Badener warfen dieſelben zurück, wobei ſie allerdings 436 Mann, durchſchnittlich ungefähr den 10., die Franzoſen jedoch 800 Mann und außerdem 600 Gefangene verloren. Es erhob ſich große Freude in Baden, weil des Landes Söhne ſolch eine prächtige Waffenthat allein verrichtet hatten und ſich dadurch ihrer preußiſchen Kameraden auch im offenen Feld würdig zeigten.

Ein neuer Feind tauchte um dieſe Zeit in Garibaldi auf.

1807 geboren, hatte er — nach einem abenteuerlichen Leben in Amerika — mehrmals Scharen angeführt, um für die Einheit Italiens gegen die kleineren italieniſchen Fürſten, gegen den Papſt und Oeſterreich zu kämpfen. Wenn auch einzelne ſeiner Unternehmungen ſcheiterten, ſo waren dieſelben im ganzen doch von großen Erfolgen gekrönt; jedenfalls hat er viel dazu beigetragen, daß Italien ein Reich ward. Sein Name wurde dadurch einer der gefeiertſten. Als Frankreich den Kaiſer Napoleon und ſeine Familie fortgejagt und eine Republik begründet hatte, bot er dem Lande ſeine Unterſtützung an. Dieſelbe wurde angenommen.

Sein Name lockte eine Menge Abenteurer aus allerlei Völkern — Italiener, Griechen, Spanier und andere — herbei, ſo daß er am 12. Nov. 1870 ſchon etwa 12.000 Mann unter ſeinem Befehle vereinigte. Wegen ſeines großen Haſſes gegen die katholiſchen Prieſter und den Papſt war er übrigens vielen Franzoſen ein ſehr unwillkommener Helfer, ſo daß es ſogar zu ärgerlichen Auftritten kam. Wenn nun ſeine Leute auch mehr eine zuſammengewürfelte Menge als ein geordnetes Heer vorſtellten, ſo durften ſie doch wegen ihrer Waghalſigkeit und des Zaubers, den der Namen Garibaldi auf ſie ausübte, als Gegner nicht unterſchätzt werden. Garibaldi ſelbſt wurde oft ſo ſehr von der Gicht geplagt, daß er ſich auf einer Sänfte tragen laſſen und von da aus Befehle erteilen mußte. Von Kämpfen gegen ihn werden wir wiederholt zu berichten haben.

Nach heftigeren Kämpfen am Ognonfluſſe langte ein Teil der Truppen ſchon am 30. Oktober vor Dijon an. Sie ſuchten die Stadt noch an demſelben Tage zu nehmen, was freilich nicht ſofort gelang, aber doch zur Folge hatte, daß die Franzoſen ſchon tags darauf abzogen.

Am 31. Oktober zogen die Deutſchen in Dijon ein. Kleinere Abteilungen derſelben mußten faſt fortwährend umhermarſchieren, um bedeutendere Anſammlungen des Feindes zu verhindern und letzteren aus ſeinen Stützpunkten zu verdrängen. Bei der damals herrſchenden großen Kälte war dies keine kleine Aufgabe für die Truppen. Wie ſehr ſie ſich dabei vor Ueberraſchungen in Acht nehmen mußten, beweiſt ein am 19. November von Garibaldi'ſchen Streifcorps und Freiſchützen auf Etappentruppen ausgeführter Ueberfall.

Das Landwehrbataillon Unna und zwei Eſcadronen Huſaren wurden am Morgen dieſes Tages in Chatillon-ſur-Seine (ſprich: Scha-tiljons-für-Sähn) durch den Lärm von Kleingewehrfeuer aufgeweckt. Ehe ſich die Ueberraſchten verteidigen konnten, wurde ein Teil von ihnen in den Betten erſtochen. Mehrere Einwohner hatten ſich an dieſem Ueberfall beteiligt, andere jedoch ſchützten die Preußen, indem ſie dieſelben in Kellern und anderorts verſteckten. Huſaren ſprengten ſchnell fort nach Hilfe; nach deren Eintreffen wurde die Stadt zwar beſetzt, die Feinde hatten ſich aber ſchon davon gemacht und Gefangene mitgenommen. Der Verluſt der Deutſchen belief ſich auf nahezu 200 Mann.

Die Franzoſen bekamen General Cremer, einen wortbrüchigen Offizier aus Metz, zum Befehlshaber. Derſelbe erhielt in der erſten Hälfte des Dezembers Verſtärkung und vereinigte eine recht anſehnliche Truppenzahl, über 15.000 Mann, bei Nuits (ſprich: Nuj) unter ſeinem Kommando. Hier griffen ihn die Badener am 18. Dezember in der Stärke von kaum 11.000 Mann an. Es entwickelte ſich ein ſehr blutiges Gefecht. Der Bruder des Großherzogs von Baden, Prinz Wilhelm, welcher an dieſem Tage gerade ſein Geburtsfeſt feierte, wurde ſchwer verwundet. Wie tapfer ſich die Badener ſchlugen, beweiſt ſchon der eine Umſtand, daß die Franzoſen deren Stärke auf 24.000 Mann ſchätzten; ihren Bemühungen wurde denn auch der Sieg zu teil; ſie vertrieben den Feind aus ſeinen Stellungen und aus der Stadt ſelbſt.

Trotz ſolcher Siege wurde die Lage Werder's und ſeiner Truppen eine ſehr bedenkliche. Wir ſahen früher, daß die franzöſiſche Loire-Armee nach der zweiten Einnahme von Orleans in zwei Heere geteilt worden war; das eine davon befehligte Bourbaki. Dieſer zog nun oſtwärts und bekam aus dem Süden Frankreichs neue Verſtärkung, ſo daß ihm im Januar 1871 etwa 150.000 Mann zu Gebote ſtanden. Werder konnte ihm nur ungefähr 43.000 Mann entgegen ſtellen, mit denen er auch noch die Belagerung der Feſtung Belfort ſichern mußte; letztere war nämlich ſeit dem 3. November von Deutſchen unter General v. Treſckow eingeſchloſſen. Gelang nun der franzöſiſchen Oſtarmee ein Vorſtoß, ſo mußte dieſe Belagerung, durch welche ſchon weſentliche Vorteile errungen waren, wieder aufgegeben werden. Werder ſuchte daher vor das Belagerungsheer zu kommen, um daſſelbe gegen den Feind decken zu können.

Zur Löſung dieſer Aufgaben ſollte ihm Hilfe zu teil werden; der bisherige Befehlshaber der deutſchen Nordarmee, General v. Manteuffel, eilte nämlich mit zwei Armeecorps — dem 2. und 7. in einer Geſamtſtärke von 44.950 Mann Infanterie, 2.866 Reitern und 168 Geſchützen — herbei und erhielt auch die Oberleitung über das 14. Dieſe drei Corps zuſammen wurden „Südarmee" genannt.

Aber ehe jene zwei anlangten, konnte ein Angriff der Franzoſen ſchon erfolgt ſein. In Gottes Namen wagte daher Werder den Marſch vor das Belagerungsheer von Belfort. Unterwegs ſtieß er bei Villerſexel (ſprich: Willärſäxel) am 9. Januar auf den Feind. Es kam ihm hier hauptſächlich darauf an, denſelben aufzuhalten und ihm einen Vorſprung abzugewinnen. Das Gefecht, welches ſich entwickelte, wurde ſehr lebhaft, beſonders blutig ging es in dem Schloſſe des Marquis de Gramont (ſprich: Marki dö Gramon) zu. Den Deutſchen gelang es, den untern Stock zu beſetzen, während die Franzoſen den obern und den Keller inne hatten. Da und in dem anſtoßenden Parke wurde furchtbar gerungen. Gegen zehn Uhr nachts begann das Schloß zu brennen; der Beſitzer, ein ſehr achtungswerter Mann, welcher es erſt vor kurzem neu ausgebaut hatte, mußte ſich mit ſeiner Familie daraus flüchten. Um Mitternacht fielen die inneren Mauern ein; aus den Trümmern zog man ſpäter über 200 verkohlte Leichname heraus.

Bis in die Nacht hinein wurde gekämpft, mit großen Verluſten auf beiden Seiten; der der Deutſchen (beſonders der Diviſion Schmeling und des Detachements von der Goltz) betrug etwa 650 Mann.

Was Werder gewollt hatte, gelang; der Feind vermochte nicht früher als die Deutſchen vor Belfort einzutreffen. Letztere wandten ſich raſcher als er dieſer Feſtung zu, vor welcher die Entſcheidung erfolgen mußte.

Im großen Hauptquartier in Verſailles hatte man die Schwierigkeit der Lage wohl erwogen; Werder erhielt den Auftrag, die Belagerung von Belfort unter allen Umſtänden zu decken, zugleich wurde aber auch das badiſche Kriegsminiſterium erſucht, geeignete Erſatztruppen in den ſüdlichen Teil des Großherzogtums zu verlegen, damit, wenn Bourbaki etwa ſiege und feindliche Streifcorps bis an den Rhein vordrängen, denſelben das Ueberſetzen über dieſen Strom unmöglich gemacht werde.

In den auf das Treffen von Villerſexel folgenden Tagen nahmen die Werder'ſchen Truppen vor dem Belagerungsheere von Belfort Stellung und befeſtigten ihre Standorte, ſo gut es ging. Der Boden war ſpiegelglatt gefroren, das Fortſchaffen der Geſchütze machte daher unſägliche Mühe und mußte öfters durch Menſchenhände geſchehen. Am 14. Januar abends ſchilderte Werder in einem Telegramm an das große Hauptquartier ſeine bedenkliche Lage; er betonte, daß ihm durch Feſthalten von Belfort jede Freiheit der Bewegung fehle und daß die Exiſtenz ſeines Corps auf das Spiel geſetzt werde. Ehe die Antwort eintraf, welche befahl, in der gewählten Stellung zu kämpfen, war der erſte Schlachttag ſchon vorüber.

Schlacht an der Liſaine vom 15.—17. Januar 1871. — Am 15. Januar griffen die Franzoſen an. Die Deutſchen ſtanden hinter der Liſaine (ſprich: Liſän), einem kleinen Bache. Sie hätten einen großen Vorteil gehabt, wenn derſelbe offen geblieben wäre; denn der Angriff würde dann für die Franzoſen ſchwieriger geworden ſein. In Folge der eingetretenen ſtarken Kälte (14 Grad) fror er jedoch zu, ſo daß der Feind über ihn hinwegſetzen konnte.

Die Streitkräfte der Deutſchen beliefen ſich auf etwa 42.000, die der Franzoſen auf ungefähr 150.000 Mann.

Der Geiſt der deutſchen Truppen war ausgezeichnet. Jeder fühlte die Größe der Aufgabe und nahm zum Wahlſpruch; „Hier ſiegen oder ſterben! Hier darf keiner durch!" Und für die Belagerer von Belfort galten als Richtſchnur die Worte: „Keiner verläßt ſeinen Poſten; es mag kommen, wie es wolle." Alle Verſuche, welche der Feind an dieſem Tage machte, die Stellungen der Deutſchen zu nehmen, ſcheiterten; beſonders ſtarke Verluſte hatte er durch die Artillerie zu erleiden. Aber es war deutlich, daß hiermit der Kampf noch kein Ende haben würde. — In der darauffolgenden Nacht beunruhigten die deutſchen Patrouillen den Feind vielfach.

Früh morgens am 16. Januar ſtanden die Truppen aufs neue kampfbereit. Auch an dieſem Tage vermochten die Franzoſen keinen durchſchlagenden Erfolg zu erringen, nur auf dem rechten Flügel gewannen ſie einen Vorſprung, welcher für die Deutſchen ſchlimme Folgen hätte haben können. Generalmajor v. Degenfeld mußte nämlich den Ort Chenebier (ſprich: Schön'bieh) räumen; ſeine drei Bataillone und drei Batterien hatten 10 Stunden lang gegen zwei Diviſionen kämpfen müſſen, ohne Verſtärkung zu erhalten. Viel weiter hätte der Feind nicht vordringen dürfen, ſonſt wäre der rechte Flügel der Deutſchen zurückgeworfen geweſen. Noch am Abend des 16. wurde daher eine Unterſtützungstruppe aus verſchiedenen Regimentern zuſammengeſtellt und an den bedrohten Punkt geſandt. Schon früh um halb 5 Uhr am 17. gingen die Deutſchen in zwei Kolonnen zum Angriff vor; es galt, Chenebier wieder zu nehmen. Die Franzoſen wichen, von dem Anprall der linken Flügel-Kolonne überraſcht, zurück; der Ort kam teilweiſe wieder in die Hände der Deutſchen, welche dabei 7 Offiziere und 400 Mann zu Gefangenen machten. Die rechte Flügel-Kolonne ſtieß im Walde auf den Feind, und nun begann in deſſen Dunkel und Dickicht ein Kampf von Mann gegen Mann; das Ringen dauerte bis morgens gegen 11 Uhr; da erſt war der Feind aus dem Walde vertrieben. Nunmehr wurde von dem Walde her ein Angriff gegen den Teil von Chenebier, welchen die Franzoſen noch beſetzt hielten, den ſie gut verſchanzt und an dem ſie Mitrailleuſen aufgeſtellt hatten, unternommen. Er mißlang. Mittlerweile hatte ſich durch die Zurückwerfung des Feindes auf andern Punkten und durch ein heftiges Artilleriefeuer auf ihn die Geſamtlage des Gefechtes geändert. Große Entmutigung bemächtigte ſich der Franzoſen. Man bemerkte, wie ihre Angriffe matter wurden, und wie ſie ſich nach und nach mehr zur Abwehr als zum Angriff anſchickten. Und wirklich ſie begannen ihren Rückzug anzutreten! Die dreitägige Schlacht war von den Deutſchen gewonnen. Eigentümlicher Weiſe hatte die Beſatzung von Belfort faſt gar nichts gegen ihre Belagerer unternommen, während ihr der Donner der Kanonen doch fortwährend an die Ohren ſchlagen und ihr ſagen mußte, daß da draußen blutig geſtritten werde.

Die Sieger in dieſer Schlacht hatten vier, teilweiſe fünf Tage lang nichts Warmes gegeſſen. Den Tag über mußten ſie kämpfen und dann oft nachts noch marſchieren, um beſonders bedrohten Truppenteilen zu Hilfe zu kommen. Die, welchen es möglich geweſen war, ſich niederzulegen, fanden bei grimmiger Kälte ein hartes Lager.

Die Verluſte auf deutſcher Seite waren verhältnismäßig nicht ſo ſehr groß; die Geſamteinbuße des 14. Armeecorps in den Kämpfen vom 15.—18. Januar betrug etwa 1840 Mann; der Verluſt der Franzoſen war ſchon darum größer, weil ſie angriffen; er belief ſich auf über 6.000 Mann.

Werder erließ an ſeine Truppen einen Corpsbefehl, worin er ſagte: „Das 14. Armeecorps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leiſtungen in Ertragung von Strapazen größter nur denkbarer Art, ſowie durch ihre glänzende Tapferkeit dem Vaterlande einen Dienſt geleiſtet den die Geſchichte gewiß zu den denkwürdigſten Ereigniſſen des ruhmreichen Feldzuges zählen wird. Es iſt uns gelungen, den ſehr überlegenen Feind, der Belfort entſetzen und in Deutſchland einfallen wollte, aufzuhalten und ſodann ſiegreich abzuweiſen. Mögen die Truppen, auf deren Leiſtungen die Augen Deutſchlands gerichtet waren, zuvörderſt in dieſen Erfolgen einen Lohn für ihre Mühen erblicken."

König Wilhelm dankte Werder in folgenden Worten: „Ihre heldenmütige dreitägige Verteidigung Ihrer Poſition, eine belagerte Feſtung im Rücken, iſt eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich ſpreche Ihnen für Ihre Führung, den tapfern Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer Meinen königlichen Dank, Meine höchſte Anerkennung aus. . . .

Ihr dankbarer König Wilhelm."

Manteuffel's Truppen kamen unterdeſſen in beſchleunigten Märſchen immer näher heran. Sie mußten bei großer Kälte und unter mehrfacher Beunruhigung durch bewaffnete feindliche Scharen gewaltige Strapazen durchmachen. Bisweilen konnten die Wagen nur durch Menſchenhände fortgeſchafft werden, weil die Pferde auf dem ſpiegelglatten Boden ausrutſchten. Aber Manteuffel konnte ſich auf ſeine Leute verlaſſen.

Als er am 12. Januar den Oberbefehl über ſie antrat, ſagte er: „Seine Majeſtät der König haben mir bei der Uebergabe des Kommandos ausgeſprochen, die Aufgabe der Armee ſei eine ſehr ſchwere, aber Allerhöchſt derſelbe kenne ſeine Truppen. Soldaten der Südarmee! Wir wollen mit Gottes Hilfe das Vertrauen unſeres Herrn und Königs rechtfertigen.

Ich trete hiermit mein Kommando an."

Die in ſie geſetzten Hoffnungen täuſchten ſie denn auch nicht. Schon am 18. Januar trafen preußiſche Huſaren von dem Manteuffel'ſchen Heere und badiſche Dragoner vom Werder'ſchen Corps zuſammen und begrüßten einander jubelnd.

Als Manteuffel von der Schlacht an der Liſaine Kunde erhielt, machte er ſich ſchnell an die Ausführung eines kühnen Planes, nämlich mit ſeinen zwei Armeecorps und dem Werder's den Feind von drei Seiten her ſo zu umzingeln, daß derſelbe ſich entweder den Deutſchen ergeben oder in die Schweiz flüchten müſſe.

Nach den Anſtrengungen der dreitägigen Schlacht geſtattete Werder ſeinen Truppen einige Erholung. Als er am 19. Januar das Schlachtfeld abſuchen ließ, fand man etwa 1.500 tote und 4.500 größtenteils noch nicht ein Mal verbundene verwundete Franzoſen, von denen manche drei Tage lang in ihren Schmerzen bei dieſer Kälte im Freien hatten liegen müſſen. Als das 14. Armeecorps nun weiter vordrang, machte es noch viele Gefangene. Es erhielt den Auftrag, dem abziehenden Feinde fortwährend zu folgen und ihn möglichſt feſtzuhalten, um ſeinen Rückzug zu verlangſamen, damit Manteuffel für ſeine Flankenbewegung die nötige Zeit gewinne. Demgemäß blieb Werder den Franzoſen an der Klinge.

Immer enger zogen ſich die deutſchen Scharen um Bourbaki und ſein Heer zuſammen. Gefechte wechſelten mit großen Märſchen ab. Bourbaki wurde von Gambetta wegen ſeiner Führung hart angelaſſen. Dies und ſein Feldherrnunglück drückten ihn ſo darnieder, daß er am 26. Januar durch einen Schuß ſeinem Leben ſelbſt ein Ende zu machen ſuchte. Er verwundete ſich jedoch nur ſchwer am Kopfe. Nach langer Krankheit wurde er wieder geſund. Seine Stelle im Oberbefehl erhielt Clinchant (ſprich: Klänsſchans).

Während auf dem übrigen Kriegsſchauplatz Waffenſtillſtand eintrat (für Paris vom 28. Januar an, für die Departemente innerhalb der folgenden 3 Tage), mußte, wie in dem betreffenden in Verſailles abgeſchloſſenen Vertrage ausdrücklich feſtgeſetzt wurde, in den Bezirken, in welchen die beiden Südarmeen einander gegenüber ſtanden, weiter gekämpft werden. Durch ein Verſehen der franzöſiſchen Regierung in Paris erhielt Gambetta, welcher ſich in Bordeaux befand, dieſe Ausnahmebeſtimmung nicht mitgeteilt. Er telegraphierte daher dem General Clinchant, er ſolle die Feindſeligkeiten einſtellen. Dieſer wollte es thun, Manteuffel aber, welcher den wahren Sachverhalt kannte, ging nicht darauf ein.

Clinchant war von den Deutſchen auf drei Seiten eingeſchloſſen, es blieb ihm daher nichts übrig, als **am 1. Februar mit ſeinem Heere,** mit noch 2.467 Offizieren, 87.847 Mann, 11.787 Pferden, 266 Geſchützen, 19 Mitrailleuſen und vielem andern Kriegsmaterial, **in die Schweiz** überzutreten, da er ſeine Waffen vor den Deutſchen nicht ſtrecken wollte, welch' letztere in dieſen Tagen etwa 15.000 Gefangene machten.

Clinchant ſagte in einem Tagesbefehl: „Während uns unſer Glaube an den Waffenſtillſtand, der uns zu verſchiedenen Malen von unſerer Regierung bekannt gemacht und beſtätigt worden war, die Unbeweglichkeit gebot, ſetzten die feindlichen Kolonnen ihren Marſch fort, bemächtigten ſich der Engpäſſe, die ſchon in unſeren Händen waren, und ſchnitten uns ſo unſere Rückzugslinien ab."

Wie unangenehm jene falſche Benachrichtigung für Clinchant und ſeine Truppen nun auch war, ſo iſt doch feſtzuhalten, daß die Franzoſen bereits am 28. Januar von den Deutſchen ſo feſt eingeſchloſſen waren, daß an ihr Entweichen anderswohin als in die Schweiz ſchon damals nicht gedacht werden konnte.

Den beklagenswerten Zuſtand, in welchem die Franzoſen in die Schweiz übertraten, ſchildern folgende Berichte. Eine Schweizer Zeitung ſchreibt: „In den Straßen und Vorſtädten von Pontarlier (ſprich: Ponstarlieh; eine franzöſiſche Stadt nahe an der Schweizergrenze) wälzte ſich ein Strom von Infanterie, von Soldaten aller Waffengattungen und aller Koſtüme (Uniformen konnte man ſie kaum nennen). Während mehrerer Stunden dauerte dieſer Durchzug. Ein tiefer, mit Sand vermiſchter Schnee erſchwerte den Marſch; viele Pferde, durch Hunger und Strapazen geſchwächt, konnten ſich kaum vorwärts bewegen, mit Gier nagten ſie am Holzwerk der vorbeifahrenden Wagen. Da und dort ſank ein Pferd zu Boden, um nicht wieder aufzuſtehen; man löſte ihm das Geſchirr vom Leibe, ſchob es zur Seite und ließ es liegen. Nach Ausſage von Soldaten iſt die Straße von Beſançon (ſprich: Böſansſong) nach Pontarlier davon wie überſäet. Wir ſahen auf ziemlich beſchränktem Raum vor einem Stadtthore 6 Pferde liegen, den Hals geſtreckt, das Maul geöffnet und — was uns auffiel — den Schweif geſtutzt. Ein Soldat gab uns darüber Auskunft. „„Ei, man muß doch von den Tieren noch nehmen, was Wert hat. Man ſchneidet ihnen den Schweif weg, wenn ſie tot ſind; uns nimmt man die Holzſchuhe, wenn wir fallen!"" Eine große Anzahl Soldaten, ja ſelbſt Offiziere, waren nur mit Holzſchuhen verſehen, und das waren noch nicht die Unglücklichſten. Ein arabiſcher Soldat hatte die Füße mit Lumpen umhüllt, viele andere ſchleppten ſich mit verwundeten bloßen Füßen mühſelig vorwärts. Keine entfaltete Fahne, keine Muſik, nicht ein Mal ein Tambour, von Zeit zu Zeit ein Trompetenſignal, Zuaven ohne ihren Fez, Jäger, einige Turcos, dann viele Linien-Infanterie, Freiwillige, Wagen mit Mauleſeln beſpannt, eiſerne Bettſtellen, darauf Verwundete, Bagagewagen mit Pferdgeſchirren, Küraſſen, zerfetzten Kapuzen u. ſ. w. beladen, kamen von mehreren Richtungen her durcheinander nach Pontarlier gefahren. „„Wo wollen Sie hin?"" fragten wir mehrere Soldaten. „„Ach, wer weiß es! wohin man uns führt."" „„Und warum ziehen Sie ſich zurück?"" „„Wir ſind verraten"" (die allgemeine Antwort). Man befiehlt uns den Rückzug, wo wir am beſten im Zuge waren, uns mit dem Feinde zu meſſen."" In der Stadt ſelbſt war das Bild des Straßenlebens ein buntes und gleichwohl tiefbetrübendes. Hier hatten Linienſoldaten ihre Gewehre zu Pyramiden zuſammengeſtellt und kauerten dabei erfroren auf den Plätzen und Trottoirs herum; dort ſtanden Mobile in ſchlechte Mäntel oder in bunte Wolldecken gehüllt, die ſie über den Kopf gezogen hatten, dort Freiſchützen in dünner dunkelblauer Blouſe, einen Tyrolerhut mit Federn auf dem Kopf, Zuaven und Turcos, vor Froſt mit den Zähnen klappernd, Jäger, Marine-Infanterie, Küraſſiere mit weißen, Dragoner mit roten Mänteln, Lanciers, Jäger zu Pferd, alles das ſteht ordnungslos herum oder marſchiert ebenſo ordnungslos vorwärts durch den zehn Zoll hohen ſandigen Schnee." — Während dieſe Schilderung ſich auf den Zuſtand bezieht, in welchem die Franzoſen ihren heimiſchen Boden verließen, berichtet eine andere Schweizer Zeitung über deren Lage gleich nach dem Uebertritt in die Schweiz. Sie teilt mit: „Die Soldaten ſind ſo abgemagert, daß man glauben ſollte, ein Beinhaus werde vorbeigeführt. Aber ſchrecklicher noch als die Mannſchaft ſahen die Pferde aus. Ich zählte (auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke) nicht weniger als ſechzehn Pferde, die vor Hunger und Ermattung zuſammengeſtürzt waren; ein anderes, an einem Wagen angeſpannt, mußte von einer Kugel getroffen worden ſein; denn am Hinterteile hing ihm ein fauſtgroßer Fetzen Fleiſch herab. Es war herzzerreißend, mit welchen Blicken die ausgehungerten Trainſoldaten die Unſerigen anſahen, als ſie auf der Straße mit einer guten Suppe bewirtet wurden. Ich ſchickte eine Patrouille nach einem Orte, welche mir ſagte, es befände ſich dort eine ſolche Menge Waffen, daß ſie eine Maſſe von 800 Schritt Länge und 4 bis 5 Fuß Höhe ausmachten!"

Empörend war das Benehmen vieler franzöſiſcher Offiziere, welche ſich um das Elend ihrer Leute nicht kümmerten, ſondern hochmütig einherſtolzierten und in den Gaſthöfen herumlungerten. Doch genug des Jammers!

Die in die Schweiz Uebergetretenen mußten ihre Waffen abgeben und bis zum Friedensſchluſſe daſelbſt bleiben. — Einige Truppenteile hatten nach dem Süden Frankreichs zu entkommen vermocht.

Frankreich verlor hiermit in dieſem Kriege ſchon das 4. große Heer (das 1. bei Sedan, das 2. bei Metz, das 3., wie wir bald ſehen werden, in Paris). Daſſelbe hatte die Belagerung von Belfort aufheben, den Truppen, welche Paris einſchloſſen, die rückwärtigen Verbindungen mit ihrer Heimat abſchneiden, ſie beunruhigen und gemeinſam mit den Pariſern und den andern Hilfsarmeen vom franzöſiſchen Boden vertreiben ſollen, ja manche hatten wohl noch weitergehende Hoffnungen gehegt, hatten gemeint, Bourbaki ſolle in Süddeutſchland einfallen, die dort eingeſchloſſenen franzöſiſchen Gefangenen befreien und mit deren Hilfe an dem verhaßten Feinde Rache üben.

Dies alles wurde vereitelt durch die Tapferkeit, mit welcher die Südarmee Wacht hielt.

Ein Vaterlandsfreund in Breslau hatte dem Könige Wilhelm zwei Ehrengaben mit der Bitte überſandt, dieſelben den Offizieren zu überreichen, unter deren Führung das erſte und letzte glückliche Gefecht in dieſem Kriege geliefert würde. Die Eine — ein koſtbares Gewehr — erhielt Oberſtleutnant v. Peſtel, der mutige Verteidiger von Saarbrücken, die andere — ein Paar außergewöhnlich koſtbarer, künſtleriſch ſchön gearbeiteter Piſtolen — General von Franſecky, unter deſſen Kommando die Pommern bei Pontarlier an der ſchweizeriſchen Grenze den Siegeslauf der Deutſchen beendigten.

Wo befand ſich aber Garibaldi mit ſeiner Schar? Als durch Heranrücken des Bourbaki'ſchen Heeres die Lage des Werder'ſchen Corps eine ſehr ſchwierige wurde, räumten die Deutſchen Dijon, um ihre Kräfte nicht zu ſehr zu zerſplittern. Nun beſetzte Garibaldi dieſe Stadt; Manteuffel wollte ihn an einer Vereinigung mit Bourbaki hindern und ſtellte ihm eine Brigade Pommern unter Führung des Generalmajors von Kettler entgegen. Die wenigen Männer hatten harten Stand gegen den an Zahl etwa fünffach überlegenen Feind, führten aber ihre Aufgabe glänzend aus. Zu ihrem großen Schmerze verlor das 2. Bataillon des 61. Infanterieregiments am 23. Januar in einem Treffen in der Richtung auf Dijon ſeine Fahne. Das kam ſo.

Verluſt der einzigen Fahne, welche in dieſem Kriege in Feindes Hand gefallen. — Aus einem großen Fabrikgebäude wurden die Pommern ſtark beſchoſſen. Eine Kompagnie erhielt den Befehl, daſſelbe zu nehmen. Beim Vordringen wurde der Fahnenträger getötet. Ein Leutnant ergriff das Banner, fiel aber ebenfalls bald, ein anderer erhob es von neuem. Auch ihn traf eine Kugel, ebenſo zwei Musketiere, welche es nach ihm erfaßten. Die Kompagnie wich nun zurück, ohne bei der Finſternis und dem Pulverdampf zu bemerken, daß die Fahne fehle. Als man ihren Verluſt gewahr wurde, ſuchte noch eine zweite Abteilung dieſelbe wieder zu erlangen, kehrte aber nicht zurück. Eine letzte Patrouille hatte auch keinen Erfolg; nur Einer davon kam wieder, aber ohne das Panier. Am anderen Tag ließ ein Sohn Garibaldi's, Ricciotti, melden, daß die Fahne unter einem Leichenhügel mit Blut getränkt, zerſchoſſen und zerbrochen aufgefunden worden ſei. Sie war alſo keinem Lebenden genommen. — Es rief bei den Deutſchen einen guten Eindruck hervor, daß Garibaldi hier der Wahrheit die Ehre gab und die Gewinnung der Fahne nicht etwa einer beſonderen Heldenthat ſeiner Mannſchaft zuſchrieb.

Der Vater Garibaldi machte freilich aus dem an dieſem Tage ſtattgehabten Gefechte einen großen Sieg ſeiner Leute. Er erließ eine Proklamation an die Vogeſenarmee, worin er ſagte: „Ihr habt ſie geſehen, die Ferſen der furchtbaren Soldaten Wilhelm's, Ihr, die jungen Soldaten der Freiheit! Ihr habt die kriegsgeübteſten Truppen der Welt beſiegt." Und doch hatte eine verhältnismäßig kleine Zahl Deutſche nur einen Vorſtoß gegen Dijon hin gemacht, in dem ſie den Feind mehrfach zurücktrieb.

Dem Bataillon, welches ſeine Fahne verloren hatte, wurde von dem Kaiſer durch den nachfolgend angeführten Kabinetsbefehl vom 9. Auguſt 1871 eine neue Fahne verliehen: „Aus den Mir vorgelegten Berichten — lautet derſelbe — habe ich mit Genugthuung erſehen, daß das zweite Bataillon des 8. Pommerſchen Infanterie-Regiments Nr. 61 am 23. Januar d. J., an welchem Tage dasſelbe vor Dijon ſeine Fahne verlor, mit heldenmütiger Tapferkeit gefochten hat und daß der Verluſt der Fahne eines jener beklagenswerten Ereigniſſe geweſen iſt, die als das Reſultat widriger Umſtände niemand zum beſonderen Vorwurf gereichen. Die Fahne iſt weder durch einen ſiegreichen Feind erobert, noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Verteidiger iſt auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugnis geweſen für die Truppe, welcher ſie vorangeweht hatte, bis die einbrechende Nacht ſie den hütenden Blicken entzog. In Anerkennung der von dem 2. Bataillon des 8. Pommerſchen Infanterie-Regiments Nr. 61 bewieſenen Tapferkeit, verleihe Ich demſelben die beifolgende neue Fahne mit dem Bande der von Mir für den Feldzug 1870/71 geſtifteten Denkmünze, an deſſen einem Ende ſich die wiederaufgefundene Quaſte der Bandrolle der alten Fahne befindet und beauftrage Sie (General Manteuffel), dieſelbe dem Bataillon in Meinem Namen feierlich übergeben zu laſſen. Wilhelm."

Die Kämpfe um Dijon führten zwar nicht ſofort zur Wiedereinnahme der Stadt, hielten jedoch den Feind ab, ſich mit Bourbaki zu vereinigen. Die Deutſchen thaten ihre Pflicht ſo wacker, daß Garibaldi meinte, ſie ſeien ein ganzes Corps ſtark. Manteuffel ſchickte ihnen in den Brigaden Degenfeld, Williſen und Kneſebeck noch Hilfe und ſtellte alle Streitkräfte vor Dijon unter den Befehl des Generalleutnants Hann von Weyhern. Von ihnen bedrängt, räumte Garibaldi die Stadt, welche am 1. Februar von den Deutſchen wieder beſetzt wurde. Bald darauf kehrte er in ſeine Heimat zurück.

Noch ſtand im Südoſten ein Bollwerk der Franzoſen: Belfort.

Die Belagerung Belfort's. — Am 3. November 1870 hatte General v. Treskow dieſe ſtarke Feſtung einzuſchließen begonnen. Auch hier rückten die Belagerer, unter denen ſich Männer aus verſchiedenen deutſchen Stämmen befanden, immer näher heran, wehrten Ausfälle der Beſatzung ab, bauten Parallelen und beſchoſſen die Feſtung und Stadt. Der Dienſt war wegen der großen Kälte ein beſonders anſtrengender. Es mußte in ſteinhartem Boden gearbeitet werden, bisweilen ſtanden die Mannſchaften auch in eiſigem Schlamme, wobei ihre Stiefel und Beinkleider von der Feuchtigkeit arg beſchädigt wurden. Der Verteidiger der Feſtung, Oberſt Denfert (ſprich: Dansfähr), war ein umſichtiger, thatkräftiger Mann.

Bei gefallenen und gefangenen Deutſchen hatte derſelbe, ſo wird erzählt, Briefe gefunden, in denen die Angehörigen der Soldaten den Wunſch ausſprachen, ihre Männer, Söhne und Brüder möchten doch das ſchöne Weihnachtsfeſt daheim im trauten Familienkreiſe feiern dürfen. Daraus ſchloß er, die Deutſchen ſeien mit ihrer Regierung unzufrieden darüber, daß ſie die Soldaten auch über Weihnachten fortbehalte, und befahl ſeinen Leuten an, ſie ſollten ja an Weihnachten recht auf der Hut ſein; denn König Wilhelm werde an dieſem Tage wohl ſtürmen laſſen, in der Hoffnung, einen Sieg zu erlangen und ſeine Unterthanen dadurch zu beruhigen. Aber die Deutſchen feierten dies Feſt in ſtiller, friedlicher Weiſe.

Einen Sturm verſuchten ſie erſt am 26. Januar. Die dazu Auserwählten, beſonders auch pommeriſche Landwehrmänner, ſollten ſich im Dunkel des Abends dieſem gefährlichen Wagnis unterziehen. Vorher gaben viele ihre Wertſachen ihren Kameraden und baten dieſelben, ſie möchten, wenn ſie fielen, ihren Tod ihren Angehörigen melden. Dann drückten ſie ſich einander zum Abſchied ſtumm die Hände, befahlen ſich in Gottes Schutz — und vorwärts ging's. Aber die Franzoſen ſtanden wachſam auf ihren Poſten und beſchoſſen die tapferen Männer ſo heftig, daß viele derſelben fielen; mehrere mußten ſich ergeben; der ganze Sturm mißlang. Er brachte den Deutſchen einen Verluſt von etwa 400 Mann. Ungeachtet dieſes empfindlichen Schlages gingen die Belagerungsarbeiten weiter. Ja ſelbſt als auf dem übrigen Kriegsſchauplatze Waffenſtillſtand eintrat, dauerten hier die Feindſeligkeiten fort. — Immer näher drangen die Deutſchen an die Stadt, beſonders am 8. Februar, an dem es ihnen gelang, den Feind aus zwei wichtigen Außenwerken zu vertreiben. Sachkundigen Männern iſt es zweifellos, daß ſie ihr Ziel in kürzeſter Friſt ganz erreicht hätten, es kam jedoch nicht mehr zum Sturm, ſondern Denfert übergab auf Befehl der franzöſiſchen Regierung den Platz am 18. Februar. Die Feſtung und was dazu gehörte, wurde den Deutſchen ausgeliefert, die Franzoſen durften aber mit ihren Waffen, ihrem Gepäck und den militäriſchen Urkunden abziehen. Die Deutſchen erwieſen ihnen die kriegeriſchen Ehren.

Vor dem Einmarſch in die Stadt wurde Feldgottesdienſt gehalten. Er begann mit Abſingung eines Verſes aus dem in dieſem Kriege ſo oft gehörten Liede: „Nun danket alle Gott!" Darauf ſprach ein katholiſcher Geiſtlicher ein Gebet, dann predigte ein evangeliſcher über die Worte: „Gott ſei Dank, der uns den Sieg gegeben hat!" Nach der Predigt ſtimmten die Männer wieder ein Danklied an. Wie groß war ihre Freude und mit welch inniger Beteiligung prieſen ſie in einer ſo feierlichen Stunde Gott dafür, daß er ihnen bis hierher geholfen hatte! Nachdem auf's neue gebetet war, wurden die Trommeln gerührt. Zum Schluſſe hielt Treskow ſelbſt noch eine Anſprache, welche er mit einem Hoch auf Kaiſer Wilhelm (Preußen's König hatte dieſe Würde, wie wir bald ſehen werden, ſchon ſeit einem Monat angenommen) und die deutſchen Fürſten beendigte.

In einem Armeebefehl, welchen er an die Soldaten erließ, ſagte er: „An Euren Kämpfen werden dereinſt junge Soldaten den Krieg ſtudieren, ſie werden bewundern, was Ihr gethan. Und wenn ſich an uns der Spruch bewährt: „„Der Mutige beſiegt die Welt!"", ſo wollen wir darüber doch nicht vergeſſen, wie Gott uns unausſprechlich gnädig geweſen, wie er uns ſo oft in großen Gefahren geſchützt, unſere Gegner häufig geblendet, unſerm vielfach verwegenen Handeln einen beſonderen Erfolg geſchenkt hat."

Die Einſchließung und Belagerung hatte den Deutſchen eine Einbuße von 2100 Mann gebracht (die geringſte Stärke des Belagerungscorps betrug 11.000, die höchſte 38.000 Mann); der Verluſt der Franzoſen war größer (32 Offiziere und 4713 Mann).

An der Loire, im Norden und Süd-Oſten waren ſo die franzöſiſchen Hilfsheere geſchlagen. Sie alle hatten Paris keine Rettung zu bringen vermocht. Wie ging es mittlerweile vor und in dieſer Stadt ſelbſt zu?

Vor Paris. — Groß war die Erwartung und Ungeduld von vielen Tauſenden in der Heimat und beim Heere ſelbſt, welche wünſchten, die deutſche Heeresleitung möge doch Paris beſchießen laſſen. Man ſagte ſich eben, daß mit deſſen Falle die Widerſtandskraft Frankreichs gebrochen ſei. Zudem hatte die Bevölkerung gerade dieſer Stadt ſo ſehr zur Erklärung dieſes Krieges und zu ſeiner langen Dauer beigetragen, von ihr war ſo viel Unheil in geſellſchaftlicher, ſtaatlicher, ſittlicher und religiöſer Hinſicht nicht nur über Deutſchland, ſondern auch über andere Völker, ja über Frankreich ſelbſt ausgegangen, ſie war ſo ungeheuer hochmütig, daß ihr eine empfindliche Strafe und Demütigung gebührte. Aber die Ausführung einer Beſchießung war ſo einfach nicht, wie dies einem Unkundigen ſcheinen mochte. Es bedurfte gewaltiger Anſtrengungen, bis ſich das hiefür Nötige an Ort und Stelle befand. Die Eiſenbahnen waren vielfach zerſtört oder konnten von den Deutſchen nicht benützt werden, auch fehlte es an Wagen und Pferden, um Munition und dergl. herbeizubringen. Für einen Angriff gegen die Süd- oder Nordſeite von Paris mußte das zur Beſchießung nötige Material zeitweiſe noch wenigſtens 11 Meilen weit auf Fuhren herbeigeſchafft werden. Gegen 5.000 vierrädrige Wagen waren nötig, um für etwa 300 Geſchütze auch nur je 500 Schuß bereit zu ſtellen. Ferner war es erforderlich, daß ſich alle Kanonen in gedeckter Stellung befanden; die Gefahr, vom Feinde im Rücken angegriffen zu werden, mußte ebenſo thunlichſt beſeitigt ſein, endlich wäre es ja auch möglich geweſen, daß die Stadt vorher kapituliere, ehe man zu ihrer Beſchießung übergehen mußte. Als aber alle jene Vorarbeiten beendigt waren, und die Stadt und Feſtung ſich immer noch nicht ergab, begannen die Geſchütze ihr Zerſtörungswerk. Die obere Leitung des Ingenieurangriffs wurde dem Generalleutnant v. Kameke übertragen, die des Artillerieangriffs dem Generalmajor Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen. Am 27. Dezember eröffnete die Belagerungs-Artillerie das Feuer. Als nächſtes Ziel war der Berg Avron auserſehen, welchen die Franzoſen befeſtigt hatten.

Der Morgen dieſes Tages war trübe, ſo daß die feindliche Stellung erſt um acht Uhr erkannt werden konnte. Alle Leute ſtanden erwartungsvoll auf ihren Poſten. Da rief Oberſt Bartſch dem Batteriechef zu, er ſolle Feuer geben. Dieſer befahl darauf: „Erſtes Geſchütz Feuer!" Dann fügte er hinzu: „S. Majeſtät der König lebe hoch!" Jubelnd ſtimmten die Kanoniere, größtenteils Landwehrmänner, in den Ruf ein. Unter ihrem „Hurrah" krachte der erſte Schuß, und gleich darauf donnerte es auch aus den anderen Batterien, ſo daß ſich ein ſtarkes Schnellfeuer entwickelte.

Die Wirkung auf die franzöſiſchen Werke war gewaltig. Schon am 29. Dezember konnten die Deutſchen den Berg Avron beſetzen und da an den zerſchoſſenen Lafetten, den umherliegenden Waffen, fortgeworfenem Gepäck u. dergl. wahrnehmen, welche Wirkung ihre Geſchoſſe gehabt hatten. Der Feuerkreis zog ſich nun enger um die Feſtung herum. Der Kanonendonner rollte Tag und Nacht dahin, die franzöſiſchen Geſchütze halfen ihn durch lebhaftes Antworten noch anhaltender machen. Auch in die Stadt ſelbſt ſchlugen Granaten ein. Die Aufregung in der Bevölkerung wuchs dadurch zu einem hohen Grade. Dieſelbe verlangte einen Maſſenausfall, ſchalt auf Trochu, welcher die Belagerer nicht vertreibe, und auf die barbariſchen Deutſchen, die ſelbſt das „Hirn der Welt," wie ein franzöſiſcher Schriftſteller Paris nannte, nicht verſchonten. Einzelne vermuteten Verrat. In Häuſern wollte man brennende Lichter bemerkt haben und deutete dieſelben als den Deutſchen gegebene Zeichen. Wehe den Fremden oder ſolchen Franzoſen, auf welche derartiger Verdacht fiel! Uebrigens ließen die Pariſer ihre Hoffnung immer noch nicht ſinken. Ihre Streitkräfte waren mindeſtens 450.000 Mann ſtark, wovon etwa 200.000 zu Angriffsunternehmungen verwendet werden konnten. Auch erwarteten ſie Hilfe von Chanzy, Faidherbe, Bourbaki, und mehrfach war ihnen ſchon von Siegen berichtet worden, welche dieſe über den Feind davongetragen hätten. Könnte da — ſo meinten ſie — durch einen großen Ausfall der Ring der Belagerer nicht durchbrochen und mit einem jener ſiegreichen Heere eine Verbindung hergeſtellt werden? Ein ſolches Wagnis wurde am 19. Januar unternommen. Ihm ſchaute auch Preußen's Herrſcher zu, aber nicht mehr nur als König, ſondern ebenſo als **Deutſcher Kaiſer**; denn zum ſolchen war er am 18. Januar 1871 ausgerufen worden. Wollen wir die Bedeutung dieſes Ereigniſſes genauer würdigen, ſo müſſen wir ein wenig auf die frühere Geſchichte Deutſchland's zurückblicken.

Kurzer Rückblick auf die frühere deutſche Geſchichte. — Von den alten Bewohnern Deutſchlands, welche die Römer Germanen nannten, haben wir erſt aus der Zeit nicht lange vor der Geburt Chriſti genauere Kunde. Im Jahre 113 vor Chriſtus beſiegten Scharen derſelben das damals mächtigſte Volk der Erde, die Römer. Bald darauf unterwarfen ſich letztere jedoch einen Teil Deutſchlands, beſonders die Gegenden am Rhein. Schon in jener frühen Zeit beruhte die Schwäche der Deutſchen hauptſächlich darauf, daß ihre einzelnen Volksſtämme, ſtatt einander zu helfen, ſich gegenſeitig befehdeten. Als aber mehrere derſelben zuſammenſtanden, ſchlugen ſie, unter der Führung des Fürſten Hermann im Jahre 9 nach Chriſtus, römiſche Truppen bis zur Vernichtung. Dies geſchah in der Schlacht im Teutoburger Walde (derſelbe liegt zum Teil in Preußen, zum Teil im Fürſtentum Lippe-Detmold; am 16. Auguſt 1875 wurde ein großes darauf errichtetes Denkmal eingeweiht, welches dieſen Sieg verherrlicht). Auch in den folgenden Jahrhunderten hörten die Streitigkeiten im Innern nicht auf, ſelbſt dann nicht, als in der Zeit der ſogenannten Völkerwanderung fremde Nationen Deutſchland überfluteten.

Wie lang zerfleiſcht mit eigner Hand
Germanien ſeine Eingeweide?
Beſiegt, ein unbeſiegtes Land,
Sich ſelbſt zu ſchlauer Feinde Freude? (J. p. 113.)

Ein wichtiger Wendepunkt trat für das geſamte Leben des Volkes ein, als es das Chriſtentum annahm. Ganz Deutſchland war um das Jahr 800 ein chriſtliches Land. Um dieſelbe Zeit gewann es auch eine feſtere ſtaatliche Einheit. Es verdankte dieſe beſonders Karl dem Großen, welcher ſich im Jahre 800 vom Papſte in Rom zum römiſchen Kaiſer krönen ließ. Weil er römiſcher Kaiſer war, betrachtete er ſich als Schirmherrn des Oberhauptes der Kirche, des Papſtes, welcher in Rom ſeinen Sitz hatte. Viel deutſches Blut wurde von da an in Italien vergoſſen; die Kaiſer kümmerten ſich Jahrhunderte lang um italieniſche Angelegenheiten oft ſo ſehr, daß ſie darüber die deutſchen vernachläſſigten.

Karl's des Großen Reich wurde unter ſeinem Enkel Ludwig dem Deutſchen durch den Vertrag von Verdun (ſprich: Werdöns) im Jahre 843 in drei Teile geſpalten; einer davon war Deutſchland, ein anderer Frankreich. Unter den deutſchen Königen ließ ſich zum erſten Male Otto I. im Jahre 962 in Rom zum Kaiſer krönen. (Von da an bis zum Jahre 1806 blieb die Kaiſerwürde bei Deutſchland). Die folgende Zeit hindurch war das Deutſche Reich das mächtigſte in Europa. Seine höchſte Blüte erreichte es unter den Kaiſern aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, und unter ihnen iſt wieder der berühmteſte Friedrich I. Rotbart (Rotbart heißt: Barbaroſſa, daher wird er auch Friedrich Barbaroſſa genannt; er regierte von 1152—1190). Die Herrlichkeit des Deutſchen Reiches ſchien mit ihm jedoch faſt zu Grabe getragen zu ſein; ſie ſchwand unter ſeinen Nachfolgern mehr und mehr dahin. Viele wollten an ſeinen Tod nicht glauben, und dann, als nicht mehr daran gezweifelt werden konnte, lebte er in der Erinnerung, in Liedern und Sagen des Volkes noch fort. Es hieß, er ſei nicht für immer geſtorben, er ſitze in den Klüften des Kyffhäuſers (eines Berges in Thüringen) und ſchlafe dort an einem ſteinernen Tiſche, durch welchen ſein Bart hindurchgewachſen ſei. Hie und da wache er auf und frage, ob es nun Zeit ſei, hervorzukommen. Wenn dieſe Zeit einmal anbreche, wenn die den Berg umkreiſenden Raben verſchwunden ſeien, dann werde er wieder heraustreten ans Tageslicht, um das Deutſche Reich auf's neue aufzurichten in nie gekannter Macht.

Im Jahre 1273 kam die deutſche Kaiſerwürde auf die Familie der Habsburger (welche jetzt noch in Oeſtreich regieren) und blieb bei derſelben mit wenigen Unterbrechungen bis zu ihrem Aufhören.

Vom Jahre 1517 an bemächtigte ſich durch Martin Luthers Anregung eine große religiöſe Bewegung des deutſchen Volkes. Luther wollte in Glaubensſachen nur die Lehre der heiligen Schrift (nicht auch die Ueberlieferung der Kirche) gelten laſſen; nach ihr ſollte die Kirche reformiert, d. h. von Mißbräuchen gereinigt, werden. Dieſe Bewegung griff auch in andere Verhältniſſe ſo tief ein, daß man von ihr an die „Neue Zeit" beginnen läßt. Der Norden Deutſchlands und ein Teil des Südens — beſonders Württemberg, — wandten ſich jener Lehre, der „evangeliſchen" zu, während Oeſtreich und die von ihm abhängigen Länder mehr das römiſch-katholiſche Bekenntnis beibehielten. Dieſer religiöſe Zwieſpalt war von verderblichen Folgen für Deutſchland. Wenn auch nicht ausſchließlich, ſo entſpann ſich doch großenteils um Glaubensfragen und dadurch entſtandener Mißhelligkeiten willen ein furchtbarer Krieg, der ſogenannte 30jährige (von 1618 bis 1648), welcher Deutſchland zum Tummelplatz fremder Heere machte, ganz erſchrecklich zerrüttete und in ſtaatlicher, gewerblicher und ſittlicher Hinſicht auf's ſchwerſte ſchädigte. Ganze Dörfer ſtarben aus, die Bewohner mußten oft von Ratten, Mäuſen, Gras u. dergl. leben, ja es kam mehrfach vor, daß Leute aus Hunger Menſchenfleiſch aßen; die Felder lagen wüſte, und die Wälder beherbergten wilde Tiere. Während Deutſchland am Anfang des Krieges etwa 16 Millionen Seelen zählte, hatte es deren am Ende deſſelben nur noch ungefähr den vierten Teil; kurz, Worte reichen nicht hin, um all den Jammer zu ſchildern, welcher über dieſes arme Land hereinzog.

Der elſäſſiſche Dichter Jakob Balde klagte damals:

Wie zerreißt das Herz die Weiſe,
Wie du, Deutſchland, leiden mußt!
Ach, du atmeſt kaum mehr leiſe
Aus der wundenvollen Bruſt.

Von nun an wurde Frankreich der mächtigſte Staat in Europa. Daſſelbe überzog Deutſchland oft mit Krieg und entriß ihm ein Landesgebiet nach dem andern. Im Norden Deutſchlands aber arbeitete ſich aus kleinen Anfängen der brandenburgiſche Kurſtaat nach und nach (beſonders durch den „Großen Kurfürſten" Friedrich Wilhelm, welcher von 1640—1688 regierte) zu einer ſolchen Höhe empor, daß ſich ſein Kurfürſt Friedrich III. am 18. Januar 1701 die Krone als 1. König von Preußen aufſetzen konnte. Deſſen Enkel Friedrich II. (er regierte von 1740 bis 1786), auch Friedrich der Große oder der Einzige oder kurzweg „der alte Fritz" genannt, verſtand dies Königreich zum Erſtaunen der ganzen gebildeten Welt zu einem der angeſehenſten und mächtigſten Reiche in Europa zu geſtalten; er kämpfte nicht nur glücklich gegen Oeſtreich und Frankreich, ſondern wirkte auch ſegensvoll im Innern, geſtattete ſeinen Unterthanen freie Religionsübung und hob den Ackerbau, das Gewerbe, den Handel und Unterricht. Die deutſche Kaiſerwürde beſtand zwar noch, ſie war aber nicht viel mehr als ein bloßer Name; die einzelnen Fürſten ſuchten eher die Macht ihres Hauſes als die des Reiches zu vergrößern; das deutſche Reichsheer wurde ſeiner Untauglichkeit wegen zum Geſpötte der Leute; man nannte es „Reißausarmee" ſtatt Reichsarmee. Als Napoleon I., erſter Kaiſer der Franzoſen, von großem Ehrgeiz getrieben und mit vorzüglicher Feldherrntüchtigkeit begabt, das Deutſche Reich mit Krieg überzog, brach der bereits morſch gewordene deutſche Kaiſerthron vollends zuſammen. Franz II. legte die deutſche Kaiſerwürde am 6. Auguſt 1806 nieder und regierte nur als Kaiſer von Oeſtreich weiter.

Noch in demſelben Jahre 1806 beſiegte Napoleon auch die Preußen; er zwang ihren König Friedrich Wilhelm III. (1807 im Frieden von Tilſit), etwa die Hälfte ſeines Landes mit ungefähr 5 Millionen Einwohnern abzutreten und noch eine große Kriegsſteuer zu bezahlen.

In dieſer für Deutſchland ſo traurigen Zeit erſcheint die Gemahlin Friedrich Wilhelms III., die Mutter Kaiſer Wilhelm's I., Luiſe, als eine der edelſten Geſtalten, welche je auf einem Throne ſaßen. Sie verzweifelte nicht, als all das Elend über ihr Volk hereinbrach, ſondern ertrug es in frommer Ergebung und in der Hoffnung auf eine beſſere Zukunft. Sie ſagte: „Ich glaube feſt an Gott, alſo auch an eine ſittliche Weltordnung. Dieſe ſehe ich in der Herrſchaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böſe Zeit eine beſſere folgen wird. Ganz unverkennbar iſt alles, was geſchehen iſt und geſchieht, nicht das letzte und gute, wie es werden und bleiben ſoll, ſondern nur die Bahnung des Weges zu einem beſſeren Ziele hin." Sie ſelbſt durfte die Erreichung dieſes Zieles freilich nicht mehr erleben, ſondern ſtarb bereits im Jahre 1810. (Einem Briefe, den Kaiſer Wilhelm in Erinnerung an den 10. März 1876 ſchrieb, an welchem das Gedächtnis an ihren hundertjährigen Geburtstag in ganz Deutſchland gefeiert wurde, entnehmen wir folgende Worte: „Es iſt für Mich eine neue Gnade des Himmels geweſen, dieſen Erinnerungstag erlebt zu haben, wo nach hundert Jahren ein Dankgebet, einer ganzen Nation kann man ſagen, zum Himmel ſtieg, uns dieſe Königin geſchenkt zu haben! Von Generation zu Generation hat und wird ſich das Bild Meiner Mutter vererben, wie ihre Tugenden, ihr feſtes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit, ihre Liebe zum preußiſchen und deutſchen Volke ſtets und unter allen Wechſelfällen gleichleuchtend daſtand — wenn ſie auch die Erfüllung des Gehofften nicht erleben ſollte! In Meiner Kindheit und Jugend verſtand ich noch nicht, was ſie ahnte, und dennoch hat Gott in Seiner Gnade Mich auserſehen, dieſe Ahnung zu erfüllen, als Ich kaum noch eine Ahnung hatte, was ſich ereignen ſollte! Klar iſt es, wie Gott ſich Seine Werkzeuge wählt, um Seinen Willen zu erfüllen. Und das flößt die tiefſte Demut mit dem tiefſten Dank ein!")

Das preußiſche Volk raffte ſich nun unter großen Entbehrungen und Anſtrengungen und getrieben von heißer Vaterlandsliebe wieder auf. Gemeinſam mit Oeſtreich und Rußland beſiegte es in der Völkerſchlacht bei Leipzig vom 16.—18. Oktober 1813 Napoleon I. und ſeine Verbündeten; leider waren unter letzteren auch viele deutſche Fürſten, die ſüddeutſchen und mehrere norddeutſche, welche — allerdings teilweiſe gezwungen — unter dem Namen „Rheinbund" ſich an Frankreich's Kaiſer angeſchloſſen hatten. Als dieſer dann nochmals zu den Waffen griff, wurde er von den Preußen und Engländern am 18. Juni 1815 bei Waterloo (in Belgien) von neuem geſchlagen.

Unter den großen Männern jener Zeit ragt beſonders Fürſt Blücher, der „Marſchall Vorwärts", wegen ſeiner glühenden Begeiſterung für Deutſchlands Befreiung, ſeines offenen Weſens und ſeines raſtlos ſchnellen Handelns hervor. Als man ihn einſt nach gewonnener Schlacht rühmte, ſagte er: „Was iſt's, das Ihr rühmt? Es iſt meine Verwegenheit, Gneiſenau's (des Oberſten in ſeinem Generalſtabe) Beſonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit." Das Volk bewahrt ihm als einem ſeiner großen Helden ein dankbares Andenken.

Seit der Beſiegung Napoleon's führten die beiden Großmächte Oeſtreich und Preußen in dem neu geſtifteten „Deutſchen Bunde" die Oberherrſchaft. Die Frage, welcher von beiden die eigentliche Leitung des deutſchen Staatsweſens zuſtehe, hatte höchſt unerfreuliche Reibungen zur Folge, und doch mußte eine feſte Hand die Zügel der Regierung führen, wenn Deutſchland nach innen und außen zu Macht und Anſehen gelangen ſollte. Nun zählte wohl Preußen mehr deutſche Bewohner als Oeſtreich (im Jahre 1866 etwa 16 Millionen Deutſche in Preußen gegen 9 Millionen in Oeſtreich), aber gleichwohl mußte es ſich vielfach öſtreichiſchen Plänen unterordnen. — Als im Jahre 1848 in Frankreich die ſogenannte Februarrevolution ausbrach, hofften auch viele Deutſche, der ſtaatlichen Zerriſſenheit in ihrem Vaterlande ein Ende machen zu können. Es wurde lange, lange beraten, auch kam es zu blutigen Kämpfen, beſonders in Baden, von wo aus die republikaniſche Staatsform eingeführt werden ſollte, aber weder Worte, noch revolutionäre Schilderhebungen führten zum Ziele.

Hie und da ſchien es, daß zwiſchen Oeſtreich und Preußen ein dauerndes, ſegensreiches Zuſammenwirken hergeſtellt werde, ſo z. B. im Jahre 1864, als ſich beide mit einander verbanden, um die deutſchen Länder Schleswig-Holſtein aus der Gewalt Dänemarks zu befreien, aber die Frage, wer die oberſte Regierung über dieſelben haben ſolle, machte das Maß der Uneinigkeit zwiſchen beiden voll, ſo daß es 1866 zum Kriege zwiſchen ihnen kam.

Preußen, welches ſeit den Befreiungskriegen von Napoleon's Zwingherrſchaft fortwährend für die Entwicklung ſeiner inneren Wohlfahrt und Kriegstüchtigkeit große Opfer gebracht hatte, beſiegte ſowohl Sachſen, Hannover, Kurheſſen, Naſſau, Heſſen-Darmſtadt, Frankfurt, Bayern, Württemberg und Baden als auch Oeſtreich ſelbſt in wenigen Wochen. Die entſcheidende Schlacht war die bei Königgrätz oder — wie die Franzoſen ſie nennen — bei Sadowa (Königgrätz iſt eine Stadt, Sadowa ein nahe dabei liegendes Dorf in Böhmen) am 3. Juli 1866. In Folge dieſer Ereigniſſe mußte Oeſtreich auf ſeine Einmiſchung in deutſche Angelegenheiten verzichten; Preußen war nun die Hauptmacht in Deutſchland. Die übrigen norddeutſchen Staaten ſchloſſen mit ihm den ſogenannten „Norddeutſchen Bund", und die ſüdlich vom Main gelegenen vereinbarten mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis für den Fall einer Bedrohung des deutſchen Gebietes.

Die Franzoſen betrachteten dieſe Erſtarkung Deutſchlands unter Preußens Führung meiſt ſehr mißgünſtig und erblickten darin eine Beeinträchtigung ihrer

Stellung in Europa. Sie riefen deshalb: „Wiedervergeltung für Sadowa!" und ſannen darauf, wie ſie die Preußen demütigen könnten. Dies war eine Haupturſache der Kriegserklärung 1870.

Es war demnach ein äußerſt wichtiger Wendepunkt in der deutſchen Geſchichte eingetreten, als König Wilhelm am 18. Januar 1871, alſo gerade 170 Jahre nach der Erhebung Preußens zum Königreiche, die deutſche Kaiſerwürde annahm und damit wieder ein deutſches Reich ſchuf. Die frühere deutſche Kaiſerwürde, welche ungefähr 1000 Jahre beſtanden hatte, war zugleich eine römiſche, die neuerſtandene eine rein deutſche. Darin liegt, daß das Deutſche Reich ſich in fremde Angelegenheiten, alſo auch in römiſche, nicht unbefugt miſchen, aber auch von fremden Mächten nicht abhängen will.

Schon gegen Ende des Jahres 1870 hatte König Ludwig II. von Bayern den einzelnen deutſchen Fürſten und freien Städten den Vorſchlag gemacht, ſie ſollten gemeinſam mit ihm bei König Wilhelm in Anregung bringen, daß derſelbe die deutſche Kaiſerwürde annehme.

Er ſchrieb dabei: „Es iſt Mir ein erhebender Gedanke, daß Ich Mich durch Meine Stellung in Deutſchland und die Geſchichte Meines Landes berufen fühlen kann, zur Krönung des deutſchen Einigungswerkes den erſten Schritt zu thun, und glaube Ich Ihrer freudigen Zuſtimmung entgegen ſehen zu dürfen."

Alle Regierungen ſchloſſen ſich dieſem Vorſchlage an, und König Wilhelm leiſtete dem an ihn ergangenen Rufe Folge.

Es war eine eigene Fügung, daß Preußens Fürſt gerade in Verſailles, von wo ſehr viele feindſelige Unternehmungen gegen Deutſchland ihren Ausgang genommen hatten, zum Kaiſer ausgerufen wurde. In dem Saale des Schloſſes, in welchem die Feierlichkeit ſtatt fand, hing ein Bild, welches Deutſchland gekettet darſtellt, während der König von Frankreich als mächtiger Herrſcher auf dem Throne ſitzt. Dies zeigte das Bild, unten in dem Saale aber waren deutſche Fürſten, Staatsmänner, Offiziere, Mannſchaften (Abgeordnete aus dem ganzen Heere) zu einer glänzenden Verſammlung vereinigt, und viele deutſche Fahnen ſchmückten den Raum zur Verherrlichung einer Feier, welche jedes deutſche Herz mit Freude erfüllen mußte.

Um 12¼ Uhr trat der nahezu 74jährige König feſten Fußes in den Saal, während ein Chor zu ſingen begann: „Jauchzet dem Herrn, alle Welt!" Darnach ſtimmten die Anweſenden einen Vers an aus dem Choral: „Sei Lob und Ehr," worauf der Diviſionspfarrer Rogge betete und predigte über einen Abſchnitt aus Pſalm 21, welcher beginnt mit den Worten: „Herr, der König freut ſich in deiner Kraft, und wie ſehr fröhlich iſt er über deine Hilfe! Du gibſt ihm ſeines Herzens Wunſch und weigerſt nicht, was ſein Mund bittet; denn du überſchütteſt ihn mit gutem Segen, du ſetzeſt eine goldene Krone auf ſein Haupt." Nach der Predigt wurde geſungen: „Nun danket alle Gott!" Die Erteilung des Segens beſchloß die kirchliche Feier.

Nun verlas der König eine Anſprache an die Fürſten, in welcher er ihnen für das Vertrauen dankt, womit ſie ihn aufforderten, die Kaiſerwürde für ſich und ſeine Nachfolger zu übernehmen und beauftragte den Bundeskanzler Bismarck, folgende Proklamation vorzuleſen:

„An das deutſche Volk! Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen, nachdem die deutſchen Fürſten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herſtellung des Deutſchen Reiches die ſeit mehr denn 60 Jahren ruhende deutſche Kaiſerwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfaſſung des Deutſchen Bundes die entſprechenden Beſtimmungen vorgeſehen ſind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinſame Vaterland betrachtet haben, dieſem Rufe der verbündeten deutſchen Fürſten und Städte Folge zu leiſten und die deutſche Kaiſerwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unſere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den Kaiſerlichen Titel in allen Unſeren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutſchen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutſchen Nation gegeben ſein werde unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer ſegensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiſerliche Würde in dem Bewußtſein der Pflicht, in deutſcher Treue die Rechte des Reichs und ſeiner Glieder zu ſchützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutſchlands, geſtützt auf die geeinte Kraft ſeines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen ſie an in der Hoffnung, daß dem deutſchen Volke vergönnt ſein wird, den Lohn ſeiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die ſeit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unſeren Nachfolgern an der Kaiſerkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutſchen Reichs zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Geſittung.

Wilhelm."

Nach Beendigung dieſer Verleſung rief Großherzog Friedrich von Baden mit lauter Stimme: „Seine Majeſtät der Kaiſer Wilhelm lebe hoch!" — Wie ſchön nahm ſich dieſer Ruf aus dem Munde gerade dieſes Fürſten aus! Er hatte ſeit langer Zeit an der Einigung Deutſchlands gearbeitet, war bei der beſonders ſeinem Lande von ſeiten Frankreichs drohenden Kriegsgefahr ſofort zu Preußen getreten und hatte jetzt beim Anſchluß ans Deutſche Reich gerne manches Vorrecht ſeiner Stellung aufgegeben, damit das Ganze gedeihe.

Die Verſammelten ſtimmten unter den Klängen der Volkshymne dreimal begeiſtert in dieſen Ruf ein. Kronprinz Friedrich Wilhelm trat nun heran und beugte vor dem Kaiſer die Kniee zur Huldigung. Dieſer hob ihn empor, umarmte ihn, ſowie die ihm perſönlich verwandten Fürſten. Hierauf ließ er die Abordnungen der Offiziere an ſich vorübergehen, ſchritt die Reihe der im Saale aufgeſtellten Truppen entlang und entfernte ſich unter den Klängen des Hohenfriedberger Marſches.

Der alte Barbaroſſa mag nun ruhig ſchlafen; ein ehrwürdiger deutſcher Fürſt hat die vom Volk ihm zugedachte Aufgabe gelöſt: Das Deutſche Reich mit einem Kaiſer an der Spitze iſt nicht mehr eine Sage, nicht mehr ein Traum, ſondern ſchöne Wirklichkeit!

Schlacht am Mont-Valerien am 19. Januar. Paris fällt. — Schon am folgenden Tage, am 19. Januar, wurde der von den Pariſern ſeit längerer Zeit gewünſchte und geplante Ausfall unternommen. Sie rückten wenigſtens 100.000 Mann ſtark, unter dem Schutze des Mont-Valerien, gegen die Stellungen des 5. Armeecorps vor, wurden aber auch dieſes Mal von den nur etwa ein Drittel ſo zahlreichen Deutſchen zurückgeworfen. Der Kaiſer berichtete darüber an ſeine Gemahlin: „Ich kehre ſoeben von einem Ausfallgefechte zurück, das heftig an Kanonade war, aber ohne allen Erfolg."

Die Deutſchen verloren dabei an Toten, Verwundeten und Vermißten etwa 650 Mann. Die Franzoſen ließen 1200 Tote auf dem Kampfplatze liegen und mochten im ganzen mindeſtens 6000 Mann eingebüßt haben.

In Paris wuchs in Folge dieſer Niederlage die Gährung, welche ſich eines großen Teils der Bevölkerung bereits vorher bemächtigt hatte. Viele ſcharten ſich zuſammen und verlangten ungeſtüm die Abdankung Trochu's, welchen ſie früher hoch erhoben hatten. Dieſer trat zurück, Vinoy (ſprich: Winoa) übernahm das Kommando. Aber auch er vermochte von Paris das Geſchick nicht abzuwenden, dem es von Tag zu Tag mehr entgegen ging. Wie erfindungsreich ſich die Pariſer Köche und Köchinnen auch zeigten, Pferde, Hunde, Katzen und Ratten wohlſchmeckend zuzubereiten, aus Ochſen- und Hammeltalg ein Fett herzuſtellen, welches keinen widerlichen Beigeſchmack hatte, wie ſehr auch die verwöhnten Pariſer manchem Genuß entſagten und die Regierung ihr mögliches that, um die vorhandenen Vorräte einzuteilen und in knappen Portionen zu verabreichen, ſo gab's eben bald nichts mehr, was im natürlichen Zuſtande oder in künſtlicher Bearbeitung hätte gegeſſen werden können. Die Regierung mußte die Stadt übergeben, wenn ſie deren Bevölkerung nicht Hungers ſterben laſſen wollte. Favre erbat ſich daher von Bismarck am 23. Januar einen Geleitſchein nach Verſailles; er erhielt einen ſolchen. Nach ſeiner Ankunft verhandelte er über den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes und zugleich über die Uebergabe von Paris; die betreffende Uebereinkunft wurde am 28. Januar unterzeichnet. Darnach wurde

1) ein Waffenſtillſtand bis zum 19. Februar vereinbart, welcher ſich auf die Streitkräfte zu Land und zur See erſtreckte. Davon ausgenommen waren vorerſt die Bezirke im Süden, in welchen ſich der Kampf zwiſchen der deutſchen und franzöſiſchen Südarmee abwickelte. Dieſer Waffenſtillſtand hatte den Zweck, der derzeitigen franzöſiſchen Regierung die Berufung einer frei gewählten Verſammlung zu geſtatten, welche über die Frage zu entſcheiden hatte, ob der Krieg fortgeſetzt, oder unter welchen Bedingungen Frieden geſchloſſen werden ſolle.

2) Die Forts von Paris wurden den Deutſchen ausgeliefert, die Beſatzungen derſelben ſowie die der Stadt kriegsgefangen, mit Ausnahme von 12.000 Mann, welche den inneren Dienſt von Paris zu beſorgen hatten. Die Stadt mußte eine Kontribution von 200 Millionen Franken (160 Millionen Mark) bezahlen.

3) Alle deutſchen Soldaten, welche ſeit Beginn des Krieges in franzöſiſche Gefangenſchaft geraten waren, wurden gegen die entſprechende Anzahl Franzoſen ausgewechſelt. Als der Kaiſer den Abſchluß dieſes Vertrages an ſeine Gemahlin meldete, fügte er bei: „Dies iſt der erſte ſegensvolle Lohn für den Patriotismus, den Heldenmut und die ſchweren Opfer. Ich danke Gott für dieſe neue Gnade: möge bald der Friede folgen!"

Die Pariſer Regierung erließ eine Bekanntmachung, um der Bevölkerung die Lage der Dinge darzulegen. Darin heißt es: „Paris will verſichert ſein, daß der Widerſtand bis zu den äußerſten Grenzen des Möglichen gedauert hat. Unſere Ziffern werden den unbeſtreitbaren Beweis liefern, und wir fordern jeden auf, ſie zu widerlegen. Wir werden beweiſen, daß uns gerade noch Brot genug bleibt, um die Verproviantierung abwarten zu können, und daß wir den Kampf nicht verlängern durften, ohne zwei Millionen Männer, Frauen und Kinder zu ſicherem Tode zu verdammen. Die Belagerung von Paris hat vier Monate und zwei Tage gedauert, die Beſchießung einen vollen Monat. Seit dem 15. Januar war die Ration Brot auf 300, Pferdefleiſch ſeit dem 15. Dezember auf 30 Gramme vermindert. Die Sterblichkeit ward verdreifacht, und mitten in all dem Unheil gab es keinen einzigen Tag der Entmutigung. Der Feind ſelbſt zollt dem Mute und der ſittlichen Thatkraft der Pariſer Bevölkerung die höchſte Anerkennung. Paris hat viel gelitten, aber der Republik werden dieſe langen, edel getragenen Leiden nützen."

Trotz dieſer Beruhigung erhob ſich in Paris eine große Aufregung. Viele verlangten Fortſetzung des Krieges bis auf's äußerſte, manche begehrten einen Maſſenausfall, in welchem Männer, Frauen und Kinder gegen die Deutſchen anſtürmen ſollten, bei der Maſſe des Volkes gewann jedoch die ruhige Ueberlegung die Oberhand.

Die Deutſchen beſetzten die Forts. Als franzöſiſche Seeſoldaten aus einem derſelben abzogen, riefen ſie den Deutſchen laut zu: „Auf Wiederſehen in Eurem Vaterlande!" Andere thaten ſo brüderlich mit ihnen, als ob ſie nicht vor ein paar Tagen noch als Feinde einander gegenüber geſtanden wären.

Paris, die ſtolze Stadt, war gefallen, aber nicht ohne große Opfer auf deutſcher Seite. Das Belagerungsheer verlor vom 19. September 1870 bis zum Ende der Einſchließung etwa 11.560 Mann, darunter 480 Offiziere. Davon blieben tot 140 Offiziere und 1860 Mann.

Mit der Einnahme dieſes Hauptbollwerkes von Frankreich war auch die Widerſtandskraft des Landes gebrochen und der Friede im ganzen geſichert.

Friede! — Außer im Südoſten Frankreichs hörten die kriegeriſchen Feindſeligkeiten nunmehr auf. Auch dort nahmen ſie bald eine Ende. Verhandlungen begannen. Bismarck war von der deutſchen, Favre und Thiers von der franzöſiſchen Regierung dazu bevollmächtigt.

Als die Preußen gemeinſam mit den Engländern Napoleon I. beſiegt hatten, ſprach Marſchall Blücher den Wunſch aus: „Was die Schwerter uns erwerben, laßt die Federn nicht verderben!" Die Befürchtung, welcher er damit Ausdruck gab, war nur allzuſehr begründet; denn ſchon oft hatten die Reden und Schreibereien auf einander eiferſüchtiger und hinterliſtiger Friedensunterhändler das Vaterland um die wohlverdienten Früchte blutiger Ausſaat gebracht. Dieſes Mal war es anders. Fremde Staaten hatten bei der That nicht mitgeholfen und darum jetzt auch kein Recht, mit zu raten; die deutſche Regierung zeigte große Feſtigkeit, und Bismarck war willensſtark und liebte ſein Vaterland. Das wußte man in Deutſchland und darum ſah man mit Vertrauen den Abmachungen entgegen, welche letzterer im Namen des Deutſchen Reiches und Kaiſers traf.

Ein Pforzheimer Goldwarenfabrikant namens Biſſinger ließ eine koſtbare goldene Feder für Bismarck anfertigen und bat ihn, ſich derſelben zur Unterzeichnung des Friedensprotokolls zu bedienen. Bismarck ſchrieb an ihn mit dem Ausdruck ſeines Dankes für dieſes Geſchenk am 13. November 1870: „In einer Zeit, wo das Schwert der deutſchen Nation ſo ruhmreiche Thaten vollbracht hat, thun Sie der Feder beinah zu viel Ehre an, in dem Sie dieſelbe ſo koſtbar ausſtatten. Ich kann nur hoffen, daß der Gebrauch, zu welchem Sie die Feder im Dienſte des Vaterlandes beſtimmen, dem letzteren zu dauerndem Gedeihen in einem glücklichen Frieden gereichen möge, und ich darf unter Gottes Beiſtand verſprechen, daß ſie in meiner Hand nichts unterzeichnen ſoll, was deutſcher Geſinnung und des deutſchen Schwertes nicht würdig wäre."

Da die Verhandlungen bis zum 19. Februar noch nicht zum Abſchluß gebracht werden konnten, trat eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes ein. Am 26. Februar wurden die vorläufigen Friedensvereinbarungen (mit einem fremden Worte Friedenspräliminarien genannt) unterſchrieben.

Der Kaiſer telegraphierte an ſeine Gemahlin: „Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige Ich Dir an, daß ſoeben die Friedenspräliminarien unterzeichnet ſind. Nun iſt noch die Einwilligung der Nationalverſammlung in Bordeaux abzuwarten."

Die Friedensbedingungen waren im weſentlichen folgende:

1) Frankreich tritt Elſaß (mit Ausnahme von Belfort) und Deutſch-Lothringen an das Deutſche Reich ab.

2) Es bezahlt 5 Milliarden Franken.

3) Bis zur Entrichtung dieſer Summe bleiben Teile Frankreichs von deutſchen Truppen beſetzt.

4) Deutſche Truppen ziehen in Paris ein.

Am unangenehmſten war den Franzoſen die Abtretung von Elſaß-Lothringen. Sie hatten ſo manches Mal erklärt: „Wir geben keinen fußbreit Land, keinen Stein unſerer Feſtungen her," und jetzt ſollten zwei ſo ſchöne Länderſtriche von Frankreich abgetrennt werden! Gegen die Bezahlung einer Kriegskoſtenentſchädigung ſtemmten ſie ſich viel weniger als gerade hiegegen. Aber ſie ſahen wohl ein, daß ſie nicht anders konnten. Sie hatten nur noch etwa 250.000 Mann kriegstüchtige Truppen, die Deutſchen dagegen über eine Million, welche im ſtande waren, den Krieg in höchſt nachdrücklicher Weiſe ſofort wieder aufzunehmen.

Ob die Deutſchen recht daran thaten, dieſe Länder zurückzufordern, möge uns ein Engländer ſagen, welcher ſich im November 1870 folgendermaßen äußerte: „Keine Nation hat jemals einen ſo ſchlechten Nachbar gehabt, wie Deutſchland an Frankreich 400 Jahre lang beſaß, ſchlecht in allen nur denkbaren Arten. Nun hat endlich einmal in der Geſchichte ſolch ein . . . ungerechter Nachbar eine ſo vollſtändige Vernichtung von dem ſtarken Deutſchland erfahren wie kein anderer; ich würde mit aller Beſtimmtheit die Deutſchen für eine Nation von Thoren halten, wenn ſie jetzt, da ſich die Gelegenheit bietet, nicht daran dächten, zwiſchen ſich und dem gefährlichen Nachbar einen ſichernden Grenzzaun zu ziehen." Elſaß-Lothringen wieder beim Deutſchen Reiche! Welche Freude erweckte das überall, wo Deutſche wohnten!

Dieſe Länder, — 264 Quadratmeilen groß mit 1.600.000 Einwohnern — gehörten früher zu Deutſchland. Elſaß wurde demſelben erſt im 30jährigen Kriege entriſſen und durch den dieſen beendigenden ſogenannten weſtfäliſchen Frieden im Jahre 1648 Frankreich zugeſprochen, ja Straßburg und mehrere andere Städte und Gebiete wurden erſt 1681 und noch ſpäter vom Mutterlande losgelöſt. Metz war ſchon 1552 in franzöſiſchen Beſitz gekommen und nach und nach auch Deutſch-Lothringen. Trotz dieſer langen Vereinigung mit Frankreich waren die meiſten Bewohner dieſer Länderſtriche in Sitte und Sprache deutſch geblieben, allerdings weniger in den Städten als auf dem Lande, wo die Bauern ihrer Väter Art zäh bewahrten. Erſt unter Napoleon III. begann — beſonders durch die Einwirkung der Schule — welſches Weſen und franzöſiſche Sprache mehr Boden zu gewinnen.

Es iſt leicht erklärlich, daß die Elſäſſer und Lothringer nun nicht ſofort die Deutſchen mit offenen Armen empfingen. Ihre Verbindung mit Frankreich war eben doch eine zu lang dauernde geweſen; ſie hatten teilgenommen an deſſen Kriegsruhm und großer Entfaltung in Handel und Wandel; ihre Söhne hatten mitgekämpft im Heere und ehrenvolle Stellungen in Staats- und Gemeindeämtern eingenommen. In Bezug auf allgemeine Volksbildung leuchteten ſie allen andern Provinzen Frankreichs hell voran und gewannen ſchon dadurch großen Einfluß. Deutſchland dagegen war ſeit Jahrhunderten in ſich zerriſſen und — in Bezug auf ſeine ſtaatlichen Verhältniſſe — vielfach zum Geſpötte fremder Völker geworden. Wie hätten ſie darum einen ſolchen Umſchwung mit voller Freude begrüßen ſollen! Manche unter ihnen ſchloſſen ſich allerdings ſofort hingebend dem neuen Vaterlande an. Ihr Herz war deutſch geblieben, ſie hatten deutſch gebetet und geſungen. Der Straßburger Drechslermeiſter Hirtz hat geſagt:

Us unſrem Herze ſteyt's Gebett
Noch dytſch zuem Himmel nuff,
M'r halte dran als wie e Klett
Un böne Hyſer druff.

Die ſo Geſinnten hatten ſich nie recht wohl gefühlt im franzöſiſchen Weſen. Für ſie war es eine Erfüllung ihrer Herzensſehnſucht, als ſie nun zu der Mutter zurückkehrten, deren Kinder ihre Voreltern geweſen waren. Dies zeigt z. B. folgendes Lied, welches ein Straßburger, Karl Hackenſchmidt, um Weihnachten 1870 dichtete:

Dichtergruß aus dem Elſaß.

Mein Elſaß deutſch, mein Elſaß frei!
Mir iſt, als träumt' ich noch.
Iſt's Wahrheit, iſt der Strick entzwei,
Zerſprengt das fremde Joch?

Liegt wieder in der Mutter Arm
Der längſt verlorne Sohn?
Schallt wieder frei, ſo friſch und warm,
Der Mutterſprache Ton?

Hat ſich der deutſche Löwenmut
Dem langen Schlaf entrafft?
Ruht wieder die geraubte Brut
Im Schatten ſeiner Kraft?

Nun brich mir nicht vor ſel'ger Luſt,
Mein Herz, mein deutſches Herz!
Nun ſteige aus befreiter Bruſt
Mein Danklied himmelwärts!

Und du, mein Land, mein Heimatland,
Was ſenkſt du trüb den Blick?
Was ballſt du eine zorn'ge Hand?
Was fluchſt du deinem Glück?

Du zählſt die Wunden immerfort —
Sie heilt der Liebe Macht! [dort —

Suchſt Frankreichs Stern im Weſten
Er ſank in blut'ge Nacht.
Nach Oſten blick! In Frührotpracht
Geht deine Zukunft auf,

Erſteht dein Blut zu neuer Macht,
Zu neuem Heldenlauf!
Wenn alles hofft, wenn alles ſingt,
Was trauerſt du allein?

Wohlan, wenn nicht dein Mund erklingt,
So red' und zeug der Stein!
Du Münſterturm, ſo hoch und ſchön,
Du Strom, der uns umzieht,

Ihr Eichen auf des Wasgau's Höhn,
Auf, werdet Klang und Lied!
O Helden-Vorwelt, Dichterchor,
Steig aus der Gräber Ruh!

Hol friſch dein Saitenſpiel hervor,
Iſolden's Sänger*) du!
Es gilt ein Dank aus frommem Trieb
Dem Ritter, gottgeſandt,

Ein Gruß in alt' und neuer Lieb'
Dem großen Vaterland!

Solche warme Freunde hatten die Deutſchen nicht ſehr viele, aber ſie hoffen, mit der Zeit auch die übrigen Elſäßer und Lothringer nicht nur an das neue Reich zu gewöhnen, ſondern ſie ſogar mit demſelben zu befreunden. Ein von Berthold Auerbach nach der Singweiſe: „Ich hatt' einen Kameraden" gedichtetes Lied ſpricht ſich hierüber ſo aus:

Lied der deutſchen Soldaten im Elſaß.

Im Elſaß über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir preſſen,
Er hat es ſchier vergeſſen,
Was wir einander ſein.
Mein armer guter Bruder,
Haſt du dich denn verwelſcht?
Geraubt von den Franzoſen,
Trägſt du die roten Hoſen —
Iſt auch dein Herz verfälſcht?

Horch auf! Sie iſt nun kommen,
Die lang erſehnte Zeit:
Wir haben nun ein Deutſchland,
Ein einig ſtarkes Vaterland,
Vorbei iſt Zank und Streit.
Und dich auch haben wir wieder,
Komm Bruder, komm nur her!
Du biſt mit Blut erſtritten,
Du bleibſt in unſrer Mitten.
Wir trennen uns nimmermehr!

Wer hat das Lied geſungen?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradſchaft haben
In der Schlacht und auf der Wacht.

Als Kaiſer Wilhelm I. im Mai 1877 mit ſeinem Sohne Elſaß-Lothringen beſuchte, wurde er von vielen Tauſenden der dortigen Bewohner mit unverhohlener Freude begrüßt. Etwa 200 junge Einheimiſche ritten ihm von nahe bei Straßburg liegenden Dörfern bis in dieſe Stadt als Ehrenwache voraus, und viele köſtlich verzierte Wagen waren mit Elſäſſerinnen beſetzt, welche ihren Kaiſer in ihrer ſchmucken Landestracht bewillkommneten. Das war eine Freude für jedes deutſche Herz! Laß Dir, freundlicher Leſer, in einem kleinen Zug erzählen, wie ſich dieſelbe äußerte! Als 3 ſehr angeſehene und gelehrte Deutſche jene 200 Reiter dem Kaiſer vorangaloppieren ſahen, wurden ſie ſo ergriffen, daß ihnen, reifen, erfahrenen, ernſt angelegten Männern, unwillkürlich Thränen in die Augen traten. Sie kannten die früheren Geſchicke ihres Vaterlandes und auch die dieſes ſchönen, demſelben lange entfremdeten Länderſtriches. Indem ſie nun hier vor ihren Augen ein Stück neueſter Geſchichte ſich abwickeln ſehen, ſo ſchön, wie ſie es kaum in der Begeiſterung ihrer Jünglingsjahre zu erhoffen gewagt hatten, überwältigt ſie das Gefühl, und ohne daß der eine auf den andern achtet, ſpricht es ſich bei allen dreien in derſelben Weiſe aus, ſtärker als in Worten, in Thränen der Freude!

Die Kriegsentſchädigung von 5 Milliarden Franken, d. h. 4000 Millionen Mark, ſollte zur Beſtreitung der Ausgaben für den Krieg, zur Wiederanſchaffung und Ausbeſſerung von Kriegswerkzeugen, zur Bezahlung der durch die Beſchießung in Straßburg und anderen deutſchen Städten entſtandenen Schäden, zu Unterſtützungen und Ruhegehalten für Kriegsinvaliden, zu Ehrengeſchenken an die oberſten Heerführer und bedeutendſten Staatsmänner und vielen anderen Dingen verwendet werden.

Den Einzug deutſcher Truppen hätten die Franzoſen gar gerne von ihrer Hauptſtadt abgewendet. Wenn die Deutſchen Paris nicht beſetzten, dann ſah es doch aus, als ob es nicht beſiegt ſei, als ob dieſelben gleichſam Scheu davor trügen, dieſe herrliche Stadt zu betreten. Aber der Kaiſer wollte ſeinen Truppen, welche Monate lang ſo viele Mühſale vor ihr erduldet hatten, die Freude nicht nehmen, auch in ihr zu erſcheinen; von einer Unverletzlichkeit von Paris konnte ja keine Rede ſein. Am 1. März rückten denn 30.000 Mann Abteilungen aller Waffen des 6. und 11. norddeutſchen und des 2. bayeriſchen Corps, ein, nachdem der Kaiſer vorher eine Heerſchau über ſie abgehalten hatte; er ſelbſt ging nicht mit ihnen, betrat überhaupt die Stadt nicht, der Kronprinz dagegen fuhr am 2. März mit dem Großherzog von Baden zu Wagen hinein. Die Truppen zogen auf drei Straßen ein. Der Triumphbogen, welcher franzöſiſche Siege verherrlicht, war kindiſcher Weiſe durch einen Wagen verſperrt; letzterer wurde von den Soldaten ruhig bei Seite geſchafft, und unter den Klängen von Liedern wie die „Wacht am Rhein," „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" u. a. ſchritten und ritten die Männer ſo kräftig und ſo ſchmuck einher, wie wenn ſie keine mehrmonatliche Kriegsarbeit hinter ſich hätten. Die Pariſer benahmen ſich größtenteils recht läppiſch, manche riefen: „Nach Berlin! Nach Berlin!", andere machten höhniſche Mienen u. a. Größeren Truppenmaſſen gegenüber verhielten ſie ſich ruhig. Einige Leute, welche den Deutſchen freundlich entgegen kamen, wurden mißhandelt, ſo z. B. eine Frau, von der man ſagte, ſie habe den Preußen Wein verkauft. Die Soldaten ſchauten ſich einige Sehenswürdigkeiten von Paris an, luſtwandelten in dem Tuilerienhofe, verließen letzteren aber wieder, als ſie ein franzöſiſcher Offizier darum bat, weil er ſonſt, wie er ſagte, ſeine Leute nicht ruhig halten könne. Ihr Nachtlager ſchlugen die meiſten auf freien Plätzen auf. Schon am 3. März zogen ſie wieder aus, da mittlerweile die Friedenspräliminarien von der Verſammlung in Bordeaux genehmigt worden waren. Jede Compagnie rief beim Vorbeimarſch am Triumphbogen laut: „Hurrah!"

---

*) Mit „Iſolden's Sänger" iſt Gottfried von Straßburg gemeint, welcher um's Jahr 1200 lebte und ein deutſches Gedicht ſchrieb, das „Triſtan und Iſolde" heißt.

Die Nationalverſammlung in Bordeaux nahm den Friedensvertrag mit 546 gegen 107 Stimmen am Abend des 1. März an.

Am 2. März telegraphierte der Kaiſer an ſeine Gemahlin: „Soeben habe Ich den Friedensſchluß ratifiziert (genehmigt), nachdem er ſchon geſtern in Bordeaux von der Nationalverſammlung angenommen worden iſt. So weit iſt alſo das große Werk vollendet, welches durch ſiebenmonatliche ſiegreiche Kämpfe errungen wurde, Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen ſeinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerſchaaren hat überall unſere Unternehmungen ſichtlich geſegnet und daher dieſen ehrenvollen Frieden in Seiner Gnade gelingen laſſen. Ihm ſei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen Meinen Dank!"

Der endgültige Friedensvertrag wurde am 10. Mai in Frankfurt a. M. abgeſchloſſen.

Das hartgeprüfte Frankreich hatte noch einen ſchweren Bürgerkrieg zu beſtehen. Unruhige Pariſer, beſonders ſolche, welche während der Belagerung der Hauptſtadt im Heere gedient hatten und dafür beſoldet wurden, nach der Kapitulation aber die Löhnung natürlich nicht mehr ausbezahlt bekamen und deswegen erboſt wurden, wollten ſich von der franzöſiſchen Regierung unabhängig machen, das Eigentum von Kirchen und Gemeinſchaften, ſowie von reichen Leuten an ſich ziehen und auf Staatskoſten ein ungebundenes Leben führen. Sie nannten ihre Vereinigung Commune und waren ein Zweig der ſogenannten ſozialiſtiſchen (d. h. geſellſchaftlichen) Vereine, welche die gegenwärtige Ordnung der Dinge gewaltſam zu ändern ſuchen. Anfangs bemühte ſich die franzöſiſche Regierung, ſie durch Milde zu gewinnen, ſie kam damit aber nicht zum Ziele, ſondern mußte zu den Waffen greifen. Die Aufrührer bemächtigten ſich einiger Forts von Paris, vieler Waffen und ſonſtiger Kriegsgeräte, verbrannten, beſonders durch Anzünden von herbeigeſchafftem Petroleum viele der ſchönſten Gebäude der Hauptſtadt und erſchoſſen mehrere angeſehene Männer, z. B. den Erzbiſchof von Paris Darboy (ſprich: Darboa). (Als dieſer zum Tode geführt wurde, rief man ihm zu: „Es lebe die Freiheit!" Darauf erwiderte er: „Entweihet nicht das Wort: „Freiheit! Nur uns allein gehört es; denn wir ſterben für Freiheit und Glauben!") Ihren Lüſten, beſonders der Fleiſchesluſt, ließen ſie freien Lauf. Viele Frauen aus der Hefe des Volkes ſchloſſen ſich ihnen an und beteiligten ſich als ſogenannte Petrolöſen mit an dem Brennen und Morden. Mac-Mahon wurde an die Spitze der gegen ſie kämpfenden franzöſiſchen Regierungstruppen geſtellt; erſt gegen Ende Mai 1871 gelang es ihm, die Empörer zu unterwerfen. Viele wurden nun erſchoſſen, andere eingekerkert oder in außereuropäiſche franzöſiſche Beſitzungen verbracht. Die Deutſchen hatten von einigen Pariſer Forts aus, welche ſie noch beſetzt hielten, dieſem Bürgerkriege zugeſehen, ohne ſich darein zu miſchen. Die Verheerungen, welche dadurch in Paris angerichtet wurden, waren viel größer, als die von den Deutſchen in ehrlichem Kampfe daſelbſt verurſachten Zerſtörungen. Es mußte für die Franzoſen doppelt ſchmerzlich ſein, daß die von ihnen ſo oft als „Barbaren" geſchmähten Deutſchen die prachtvollen Bauwerke geſchont hatten, welche ihre eigenen Landsleute nun in Aſche legten.

Die Greuel in dieſem Bürgerkriege ſchildert ein Augenzeuge in einer ſchweizeriſchen Zeitung folgendermaßen: „Dieſe Tage in Paris gehören zu den furchtbarſten in der Geſchichte. Mord und Brand und Brand und Mord an allen Ecken und Enden, und es will kein Ende nehmen. Man eilt wie von böſen Geiſtern getrieben, als wäre man Teilnehmer an dieſen himmelſchreienden Thaten, durch die rauchenden Straßen, über die qualmenden Plätze, durch die von Brand und Blut ſtinkenden Räume! Hier ſchlagen die Flammen empor aus ſchwarzem, ſchwerem, ſich hoch aufwälzendem Rauche; dort ſtürzen Mauern ein von Paläſten, Häuſern und Hütten; dort ſchmettert ein neues, Brand und Tod bringendes Geſchoß hernieder; dort krachen Schüſſe, und ein Menſch, meinesgleichen, ſtürzt mit zerſchmettertem Kopfe, erſchoſſen wie ein toller Hund, am Fluſſesufer nieder, und da bringt man Weiber herbei, die Zündſtoffe unter ihren Gewändern tragen und erſchießt ſie wie ihre männlichen Genoſſen! Hat die Welt jemals ſolches Schauſpiel, ſolchen Jammer, ſo ungeheuere Greuel geſehen?"

In Deutſchland erhob ſich ob des wiedergewonnen Friedens große Freude. Als die Krieger heimkehren durften, wurden ſie überall mit Ehren empfangen. Ihre Einzüge in die deutſchen Städte und Dörfer (in Berlin z. B. am 16. Juni, in München am 16. Juli) geſtalteten ſich zu ſchönen Volksfeſten. Unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Geſchütze, unter Blumenſchmuck kehrten ſie, getragen von der Liebe und Dankbarkeit des Volkes, zurück an den heimiſchen Herd.

Die Herzlichkeit, mit welcher ſie aufgenommen wurden, zeigt z. B. folgender ergreifende Auftritt: „Ein alter ärmlich gekleideter Iſraelite erwartete am Bahnhof in Bielefeld ſeinen Sohn. Als die Militärwagen angelangt waren, findet er denſelben mit ſeinem großen durchdringenden Falkenauge bald unter den vielen heimkehrenden Kriegern heraus: auch dieſer wird ihn ſchnell gewahr und eilt auf ihn zu. Stürmiſch preßt ihn nun der Greis an die Bruſt; ſein Geſicht zuckt, ſeine Thränen rieſeln in den grauen Bart; er legt ſeine Rechte auf deſſen Haupt und kann vor Erregung zuerſt gar nicht ſprechen, endlich ſtößt er die Worte heraus: „„Geprieſen ſei der Allmächtige! Samuel! mein Sohn Samuel! Er hat Dich wiedergebracht der Gott Iſraels aus dem Grabe!"" Heiße Thränen vergoſſen die beiden, und auch die Umſtehenden waren von dieſem Wiederſehen tief gerührt."

Wie vielen wurde es aber auch bei der Heimkehr wehmütig ums Herz, wenn ſie nämlich liebe Verwandte oder Freunde in fremden Boden gebettet wußten oder wenn ſie ſelbſt als Krüppel oder Sieche zurückkamen!

Oberſt v. Mühlbaur, Kommandeur des 5. bayeriſchen Infanterie-Regiments, war mit 4 Söhnen in den Krieg gezogen, während ein 5ter als Regimentsadjutant in der Garniſon Ingolſtadt zurückblieb. Einer fiel bei Weißenburg, ein anderer bei Sedan und ein 3ter bei Beaugency. Als die gebeugte Mutter ihren Bekannten den Heldentod des 3ten meldete, ſchloß ſie mit den Worten: „Die Grabhügel der drei Brüder bezeichnen den Siegeslauf der Deutſchen von Weißenburg über Sedan an die Ufer der Loire." Nach abgeſchloſſenem Frieden zieht Oberſt v. Mühlbaur, an der Spitze ſeines Regiments, wieder in die Garniſon Bamberg ein. Die Bewohner bereiten den Heimkehrenden einen ehrenvollen begeiſterten Empfang. Als v. Mühlbaur dafür danken will, erſtickt ein Thränenſtrom ſeine Stimme; das Vaterherz tritt in ſein Recht ein.

Viele tauſend Mann mußten ſelbſt nach Abſchluß des Friedens noch längere Zeit als Beſatzungstruppen in Frankreich bleiben, bis die 5 Milliarden bezahlt waren; den Oberbefehl über ſie führte General v. Manteuffel. Da die Franzoſen jene Summe noch vor der bedungenen Friſt abtrugen, durften die letzten deutſchen Truppen im September 1873 in die Heimat zurückkehren. Als ſie aus Verdun, wohin Manteuffel das Hauptquartier zuletzt verlegt hatte, abmarſchierten, brachten ſie auf den Kaiſer ein kräftiges Hoch aus. Unter den Klängen der Muſik verließen ſie am 16. September den franzöſiſchen Boden.

An der Grenze hatten ſich zwei Franzoſen eingefunden. Kaum waren die Deutſchen vorüber, ſo hob der eine davon eine Flaggenſtange vom Boden auf, entfaltete die franzöſiſche dreifarbige Fahne und ſchwang ſie hoch mit dem Rufe: „Es lebe Frankreich!" Der andere ſtimmte ein. Auch jeder brave Deutſche muß den Wunſch teilen, daß es Frankreich wohl ergehen möge. Die Völker ſind ja nicht dazu da, einander zu ſchaden und zu unterdrücken, ſondern mit einander zu wetteifern in Werken des Friedens. In dieſem Sinne kann auch jeder wahre Deutſche in den Ruf einſtimmen: „Es lebe Frankreich!"

Wie das deutſche Volk im Aufblick zu Gott und mit der Bitte um ſeine Hilfe und Gnade in den Krieg zog, ſo hat es nach Beendigung desſelben vor Ihm ſeine Kniee gebeugt und Ihm gedankt für alle ſeine Barmherzigkeit. Zur gemeinſamen Bethätigung dieſer Geſinnung wurden am 18. Juni 1871 im Deutſchen Reiche feierliche Sieges-Dankgottesdienſte abgehalten.

Den mannichfachen Gefühlen, welche in einem deutſchen Herzen am Friedensfeſt lebendig wurden, hat Karl Gerock, Oberhofprediger in Stuttgart, in folgendem Liede einen ſchönen Ausdruck verliehen:

Zum Friedensfeſt.

Nun laßt durch's Land die Friedensglocken ſchallen
Vom Rhein zum Belt in feierlichem Chor;
Nun laßt noch einmal die Geſchütze knallen —
Des Kriegs Lebwohl in's freudetrunkene Ohr;
Nun laßt die Stadt von bunten Flaggen wallen,
Als wogt im Wind ein muntrer Tulpenflor;
Nun laßt die Nacht zum Flammenmeere werden,
Als wär' das Firmament verpflanzt auf Erden!

Das war ein Krieg, ſo frevelhaft erzwungen,
Daß nie ein Volk ein reiner Schwert noch zog;
Das war ein Sieg, ſo wunderbar gelungen,
Daß er das kühnſte Hoffen überwog;
Das iſt ein Lenz; ſo ſüß hat nie geſungen
Die erſte Lerche, die gen Himmel flog;
Das wird ein Feſt, wie nimmer ſeines gleichen
Gefeiert ward im Schatten deutſcher Eichen.

Herr Gott, vor dem wir auf den Knieen lagen,
Eh' unſer Arm ſich hob zum blut'gen Strauß,
Auf Adlersflügeln haſt du uns getragen,
In Feuerwolken zogſt du uns voraus,
Du halfſt uns dreiundzwanzig Schlachten ſchlagen,
Du führſt als Siegerherzog uns nach Haus;
Herr Gott, ſo weit noch beten deutſche Zungen,
Sei Dir zuerſt ein Loblied heut' geſungen!

Dann aber Euch, die Ihr mit grünem Reiſe
Am blanken Helm, im Siegesmarſche naht,
Dem Kriegesherrn, dem frommen Heldengreiſe
Mit ſeiner Heeresfürſten hohem Rat,
Euch allen bis zum letzten, der im Gleiſe
Der ſtrengen Pflicht ſein blutig Tagwerk that;
Was Ihr vollbracht, errungen und ertragen,
Bewundernd werden ſich's die Enkel ſagen.

O ſeht die ſtolzen, bärtigen Geſtalten,
Als Held marſchiert ein jeder Mann im Glied,
Und ſind es denn die Lieben noch, die alten?
Als Mann kommt wieder, wer als Knabe ſchied;
Uns brennt das Herz und kann ſich kaum noch halten
Von Thränen flimmert jedes Augenlid:
Die Trommel ſchweigt, es löſen ſich die Glieder,
Und nun — in unſern Armen liegt Ihr wieder!
Doch Ihr, die wir im Zug nicht mehr gefunden,
Die Ihr für uns den Tod der Helden ſtarbt,
Die Ihr den letzten Feind habt überwunden,
Die Ihr den beſten Siegeskranz erwarbt,
Friſch bluten heut' auf Erden unſ're Wunden,
Die Euren ſind im Himmel längſt vernarbt;
Wir feiern einen Freudentag hienieden,
Euch ſei ein ewig Friedensfeſt beſchieden!
Und Ihr, die Ihr in ſtillem Herzeleide
Abſeits vom lauten Feſtesjubel ſteht,
Ihr Mütter, die Ihr ſchwarz im Trauerkleide,
Ihr Witwen, die Ihr trüb in Thränen geht,
Ihr Siechen, die Ihr bleich, mit leiſem Neide
Auf Eure ſchmucken Kameraden ſeht,
Euch tröſte Gott! Euch heg' in Mutterarmen
Das Vaterland mit innigem Erbarmen!
Kein Klaglied heut! O Du im Frühlingsglanze,
Wie prangſt Du ſchön, mein deutſches Vaterland!
Vom freien Rhein bei Straßburgs alter Schanze
Bis zu der Oſtſee weißem Dünenſand,
Vom Moſelſtrom im grünen Rebenkranze
Bis zu der Alpen ſchneebedeckter Wand,
Blüh auf, blüh auf in friſcher Frühlingswonne,
Kein ſchöner Land beleuchtet Gottes Sonne!
Mein deutſches Volk! O Dir iſt viel gegeben,
Bewahre treu Dein anvertrautes Pfund;
Vor allen Völkern will Dich Gott erheben,
Drum beuge Dich und halte Seinen Bund;
Wo Er regiert, iſt Seligkeit und Leben,
Wer Ihm vertraut, der baut auf Felſengrund,
Und wo in Eintracht Brüder vor Ihm wohnen,
Da will Er ſelbſt mit ſeiner Gnade thronen.
Sein iſt das Reich. — Nun, alter Barbaroſſe,
Leg friedevoll Dein müdes Haupt zur Ruh,
Ottonen Ihr, Du Kaiſer Karl der Große,
Nun ſchlaft in Ehren in der Marmortruh:
Im Silberbart ein würdiger Genoſſe
Geſellt ſich Eurem hohen Reigen zu,
Kein „römiſch Reich", ein deutſches iſt erſtanden,
Nicht Krieg bedeutet's, Friede bringt's den Landen.
Ja, Deiner Engel ſchönſten, Herr,den Frieden,
O ſend' ihn dem verſtörten Erdenrund,
Heiß' ihn verſöhnen, was in Haß geſchieden,
Laß ihn verbinden, was vom Schwerte wund,
Bis daß die Nationen all hienieden
Sich ſammeln zum beglückten Brüderbund:
Auf Erden Friede, und den Menſchen allen,
So weit ſie wohnen, Gottes Wohlgefallen!
Euch Kindern Heil! Will's Gott, ihr ſollt's erfahren:
Die Welt iſt ſchön und noch des Lebens wert,
Ward ich doch wieder jung in grauen Haaren,
Weil mir mein Gott noch dieſen Tag beſchert,
Weil mir gereift in meines Herbſtes Jahren,
Was meiner Jugend kühnſter Traum begehrt,
Und ruft mein Herr, will ich im Frieden gehen,
Dieweil ich meines Volkes Heil geſehen!

Ein Krieg kam hiermit zum Abſchluß, wie die Weltgeſchichte keinen zweiten kennt. In etwa 6 Monaten hatten die Deutſchen 78 Feldſchlachten und größere Gefechte, 33 Ausfalltreffen, im ganzen 1600 blutige Kämpfe ausgerungen, 26 Feſtungen und feſte Plätze genommen, 383.841 franzöſiſche Soldaten, darunter 11.860 Offiziere, in Kriegsgefangenſchaft geführt, etwa 250.000 in Paris zur Niederlegung der Waffen gezwungen und rund 100.000 nach Belgien und in die Schweiz gedrängt; ſie hatten 107 Adler und Fahnen, 1.915 Feldgeſchütze und Mitrailleuſen, 5.526 Feſtungsgeſchütze und 855.000 Handfeuerwaffen erbeutet und ungefähr den dritten Teil Frankreichs beſetzt.

Viel edles Blut mußte allerdings fließen, bis dieſe Erfolge erreicht waren. Die deutſchen Gefechtsverluſte betrugen 28.268 Mann Tote, (1871 Offiziere, 26,397 Unteroffiziere und Soldaten), 88.488 Verwundete, 12.854 Vermißte, im ganzen 129.610 Mann. Am Typhus ſtarben 6.965, an der Ruhr 2000, im ganzen an inneren akuten Krankheiten 10.406 Mann. Von den Franzoſen ſollen 89.000 Mann auf den Schlachtfeldern geblieben oder infolge ihrer Wunden in den Lazaretten geſtorben ſein.

Die Gefechtsverluſte bei den einzelnen Abteilungen der deutſchen Heere waren ſehr verſchieden; das 3. preußiſche und das 1. bayeriſche Armeecorps verloren etwa $1/3$ ihrer Etatsſtärke. Durchſchnittlich wurden von je 1000 Mann 21 getötet, 101 verwundet, 16 als vermißt bezeichnet; die Geſamteinbuße betrug bei je 1000 Mann alſo 144. Sehr ſtark wichen in dieſer Hinſicht die einzelnen Rangſtufen von einander ab. Bei 1000 Leutnants belief ſich der Verluſt im Durchſchnitt auf 253, bei 1000 Unteroffizieren und Soldaten auf 142. Dies iſt ein ſchlagender Beweis für die Tapferkeit, mit welcher die Offiziere ihren Leuten voranleuchteten. Unter den einzelnen Waffengattungen war die Infanterie am meiſten gefährdet. Während auf 1000 Soldaten etwa 770 Infanteriſten kamen, waren letztere bei 1000 durch äußere Gewalt Geſtorbenen mit 910 Mann beteiligt. Es blieben ungefähr ebenſo viel Infanteriſten auf den Schlachtfeldern als ganz Württemberg Mannſchaft zu dem Kriege ſtellte.

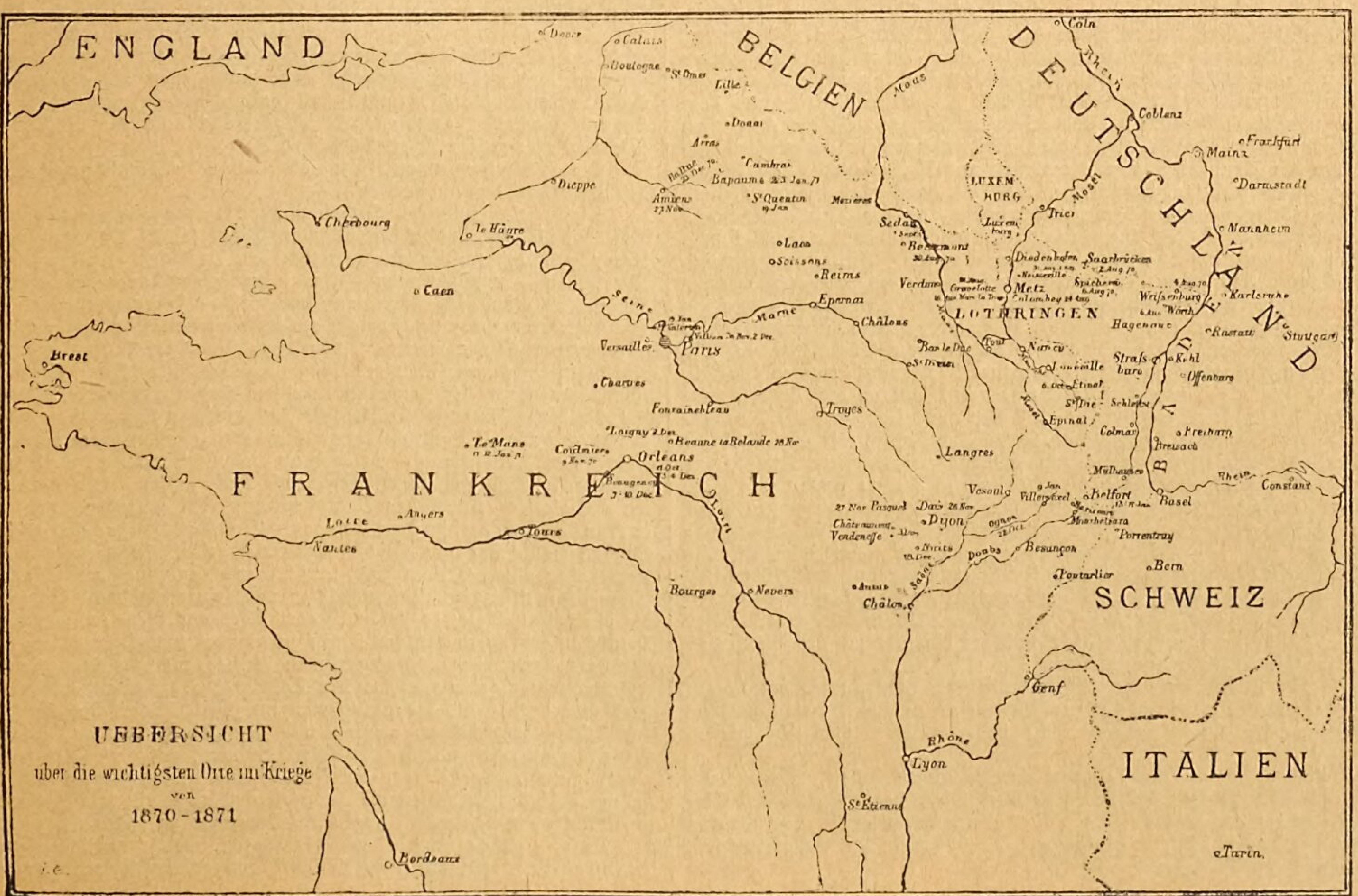
Was die Zahl der Soldaten betrifft, welche die einzelnen Länder in dieſen Krieg ſandten, ſo kamen im Durchſchnitt auf 1000 Mann: 778 Preußen und den kleineren norddeutſchen Staaten Angehörige, 91 Bayern, 53 Sachſen, 37 Badener, 29 Württemberger, 18 Heſſen.

Im ganzen haben am Feldzuge teilgenommen, d. h. die franzöſiſche Grenze überſchritten 33.101 Offiziere, Aerzte und Beamte und 1.113.254 Mannſchaften; in der Heimat gehörten dem Heere an 9.319 Offiziere, Aerzte und Beamte und 338.738 Mannſchaften.

An Munition verbrauchte allein die preußiſche Infanterie etwa 20 Millionen Patronen.

Die **Hauptſchlachten** ſind folgende: 1) bei Wörth am 6. Auguſt 1870, 2) Spicheren (6. Auguſt), 3) Colombey-Nouilly (14. Auguſt), 4) Vionville-Mars-la-Tour (16. Auguſt), 5) Gravelotte-Saint-Privat (18. Auguſt), 6) Beaumont (30. Auguſt), 7) Noiſſeville (31. Auguſt und 1. September), 8) Sedan (1. September), 9) Amiens (27. November), 10) Beaune-la-Rolande (28. November), 11) Villiers (30. November und 2. Dezember), 12) Loigny-Poupry (2. Dezember), 13) Orleans (3. und 4. Dezember), 14) Beaugency-Cravant (8.—10. Dezember), 15) an der Hallue (23. und 24. Dezember), 16) bei Bapaume (3. Januar 1871), 17) vor Le Mans (10.—12. Januar), 18) an der Liſaine (15.—17. Januar), 19) bei Saint-Quentin (19. Januar), 20) am Mont Valerien (19. Januar).

Die 26 von den Deutſchen beſetzten **Feſtungen und feſten Plätze** heißen: 1) Lützelſtein (daſſelbe kam am 9. Auguſt 1870 in ihre Gewalt), 2) Lichtenberg (12. Auguſt), 3) Marſal (15. Auguſt), 4) Vitry (25. Auguſt), 5) Sedan (2. September), 6) Laon (9. September), 7) Toul (23. September), 8) Straßburg (28. September), 9) Soiſſons (ſprich: Soaſſong; 16. Oktober), 10) Schlettſtadt (24. Oktober), 11) Metz (27. Oktober), 12) Verdun (8. November), 13) Montbeliard (9. November), 14) Neubreiſach (10. November), 15) Ham (21. November), 16) Diedenhofen oder Thionville (24. November), 17) La Fere (ſprich: La Fähr; 27. November), 18) Citadelle von Amiens (30. November), 19. Pfalzburg (12. Dezember), 20) Montmedy (14. Dezember), 21) Mezieres (ſprich: Meſſiähr; 2. Januar 1871), 22) Rocroy (ſprich: Rokroa; 5. Januar), 23) Peronne (10. Januar), 24) Longwy (25. Januar), 25) Paris (28. Januar), 26) Belfort (18. Februar).


ENGLAND
BELGIEN
DEUTSCHLAND
LUXEMBURG
LOTHRINGEN
FRANKREICH
SCHWEIZ
ITALIEN
Dover
Calais
Boulogne
St. Omer
Lille
Douai
Arras
Cambrai
Bapaume
St. Quentin
Amiens
Dieppe
Cherbourg
le Havre
Caen
Brest
Seine
Versailles
Paris
Chartres
Fontainebleau
Le Mans
Coulmiers
Orleans
Loigny
Beaune la Rolande
Loire
Angers
Nantes
Tours
Bourges
Nevers
Bordeaux
Mezieres
Sedan
Beaumont
Laon
Soissons
Reims
Marne
Epernay
Châlons
Verdun
Gravelotte
Metz
Diedenhofen
Saarbrücken
Spichern
Weissenburg
Wörth
Hagenau
Bar le Duc
St. Dizier
Toul
Nancy
Lunéville
Strassburg
Kehl
Offenburg
Epinal
St. Dié
Schlettstadt
Colmar
Freiburg
Breisach
Mülhausen
Belfort
Basel
Troyes
Langres
Vesoul
Villersexel
Dijon
Nuits
Besançon
Doubs
Pontarlier
Bern
Saône
Châlon
Autun
Genf
Rhône
Lyon
St. Etienne
Turin
Maas
Mosel
Trier
Cöln
Rhein
Coblenz
Mainz
Frankfurt
Darmstadt
Mannheim
Karlsruhe
Rastatt
Stuttgart
Constanz
UEBERSICHT
über die wichtigsten Orte im Kriege
von
1870-1871

Freund und Feind außerhalb der Schlachten.

Bisher haben wir den Gang des Krieges geſchildert und ſind den deutſchen Heeren gefolgt von Sieg zu Sieg. Wie ſah's nun aber jeweils nach der Schlacht, wie auf dem blutgedüngten Boden des Kampfes aus, wie ging's den Verwundeten, wie betrug ſich Freund und Feind im Kriege, vermehrte oder verminderte derſelbe nach Kräften deſſen Schrecken? Kann das deutſche Volk von dem Gegner etwas lernen und außer den ſichtbaren Siegespreiſen auch noch einen Gewinn für ſein äußeres und inneres, für ſein ſittliches und religiöſes Leben aus jener großen Zeit davontragen? Dieſe und ähnliche Fragen erfordern ebenfalls eine Beantwortung; denn wir halten dafür, daß das, was hier geſchah, nicht in einem blinden Zufall, ſondern vielfach in der Vergangenheit, den Lebensgewohnheiten und dem ſittlichen Weſen der beiden Völker begründet war, auch können wir die Kämpfer auf beiden Seiten nicht etwa als eine Art fühlloſer Kriegswerkzeuge betrachten, ſondern als Menſchen, geſchaffen nach Gottes Bilde, und wir vergeſſen nicht, daß auch die Feinde im letzten Grunde doch immer unſere Brüder ſind. Jenen Fragen wollen wir daher im Folgenden noch ein wenig nahe zu treten verſuchen.

Des Krieges Schrecken. — Unbeſtreitbar haben die Menſchen in ihrer Bildung und teilweiſe auch in ihrer Geſittung im Laufe der letzten Jahrhunderte große Fortſchritte gemacht. Es iſt darum ein tief demütigender Gedanke, daß immer noch Kriege geführt werden in einem Zeitalter, in welchem der Verkehr zwiſchen den verſchiedenſten Völkern durch Telegraphen, Eiſenbahnen und Dampfſchiffe zu einer nie gekannten Entfaltung gelangt iſt, in dem die Grundſätze chriſtlicher Liebe nicht nur ſchon lange gelehrt werden, ſondern auch bereits ſtarke Wurzeln im Leben ganzer Nationen geſchlagen haben. Trotz alledem giebt es noch Kriege, welche doch der im gewöhnlichen Verkehr für ehrbar geltenden Handlungsweiſe ſchnurſtracks widerſtreiten; es wird in ihnen zur Pflicht, dem Gegner — alſo Menſchen, welche der einzelne im Leben nie ſah, von denen er weder etwas Gutes, noch etwas Böſes erfuhr — Schaden zuzufügen; wer ihm während derſelben nützen wollte, würde ſich an ſeinem Vaterlande verſündigen; dieſelben zerſtören Lebenskräfte und Schöpfungen, welche nur unter Schmerzen, Mühe und Arbeit ins Daſein traten und in Zeiten des Friedens ſorgſam gepflegt und gehegt werden. Sehen wir ein wenig genauer zu!

Eine wohl zu beherzigende Mahnung heißt: „Vergiß nicht, daß du deiner Mutter ſauer geworden biſt!" Ja, wer zählt die Nächte, welche eine Mutter an der Wiege ihres Sohnes halb oder ganz durchwacht hat, wer ermißt all die Mühe, welche ſich Eltern, Lehrer und Verwandte gaben, bis derſelbe endlich dahin gelangt iſt, daß er ſein Brot in der Welt ſelbſt verdienen kann? Nicht einer, hunderte von ihnen fallen in einer Schlacht! Alles, was ſie wußten und konnten, iſt wie umſonſt, es war ein Saatkorn, welches im Boden erſtickt wurde, ehe es recht aufzugehen vermochte zum Segen der Menſchheit!

Alte Eltern haben ihre Hoffnungen für dieſe Erde nur noch auf ihren Sohn geſetzt, im übrigen haben ſie mit dieſer Welt abgeſchloſſen. Da wird er in ſtrotzender Jugend hinweggerafft, und die Alten, welche dem Tode ſo nahe ſtehen, müſſen ihm in's Grab ſehen!

Der Landwehrmann, der Offizier hat ſich einen eigenen Herd gegründet und erfreut ſich der ſorgenden Liebe ſeiner Frau, der herzlichen Liebkoſungen und des Lallens ſeiner Kinder. Der Kriegsruf treibt ihn fort!

In wie vielen Zurückbleibenden regt ſich da derſelbe Schmerz wie bei jener Frau, welche nach der Verabſchiedung von ihrem ins Feld ziehenden Manne ſagte: „Ach, was gilt nun unter den Tauſenden dort mein einziger Mann, der mir alles, alles in der Welt iſt!"

Er kommt nicht wieder. Die junge Witwe ſteht allein; ihre Kinder haben keinen Beſchützer mehr, welcher ſie erziehen würde mit Vaterliebe und ſtarkem Arm.

Oder es geht ein kräftiger Mann hinaus, welcher mit ſiechem Körper oder als Krüppel heimkehrt. Ein Fuß, ein Arm, ein Auge fehlt ihm, oder er hat ſich den Todeskeim bei den vielen Strapazen des Feldzugs geholt. Wer hat nicht ſchon mit Wehmut ein Invalidenhaus betreten, in welchem Männer mit ſchneeweißen Haaren dahinleben mit Verſtümmelungen, welche ſie vor 50, 60 Jahren erleiden mußten? Wenn ſo einer in einem Wägelchen dahergeſchoben wird, weil er nicht mehr gehen kann, oder wenn ihn ein anderer führt, weil ihm das Augenlicht genommen iſt: ſind das dann nicht genug ſprechende Beweiſe für den Jammer des Krieges?

Betreten wir einen Kampfplatz nach dem Gefechte! Ein engliſcher Berichterſtatter ſchildert das Schlachtfeld von Villiers (vor Paris: Kampf am 2. Dezember) folgendermaßen: „Als ich in der Richtung nach Paris durch den Schloßgarten ging, trat ich durch eine Lücke in der Umfaſſungsmauer und kam auf einen bergan ſteigenden Boden. Guter Gott! Welch ein Anblick! Als die Soldaten unter dem Feuer der Forts vorwärts gingen, auf jedem Schritte ſtürzten, als die Franzoſen und Sachſen ſich mit dem Chaſſepot und dem Zündnadelgewehr bekämpften und unter dem Donner der Kanonen Hurrah's ertönten und Rottenfeuer ſie begleitete, ſo war mir das ſchon furchtbar erſchienen, aber ich habe noch nichts geſehen, was dieſem Schlachtfelde zu vergleichen geweſen wäre, das mit hundert Leichen überſäet war, deren trübe Geſichtszüge und erſtarrten Glieder die helle Sonne beleuchtete, während von ferne der Kanonendonner grollte. Einige Sachſen und Württemberger lagen nicht ferne von ihnen, doch hatten die Deutſchen beinahe alle die Ihrigen aufgehoben und beſtattet. Mitten in dieſer jammervollen Gruppe lag eine Reihe von 46 Leichen in's Gevierte. Man hätte keinen einzigen Körper mehr dahinein legen können. Sie waren Mann an Mann gefallen. Die meiſten lagen auf dem Rücken, die Füße nach Paris gewendet. Man ſah nur zu deutlich, daß viele dieſer Armen nicht augenblicklich todt waren, ſondern daß ſie erſt nach langen Leidensſtunden, hilflos der ſchrecklichen Kälte ausgeſetzt, den Geiſt aufgegeben hatten. Ein armer Junge lag da, das Geſicht am Boden, mit zwei Schüſſen im Rücken. Man ſah, wie er ſich hatte zum Teil ausziehen wollen, und ſeine Hände hielt er auch im Tode noch auf beiden Wunden. Andere hatten ihre Torniſter abgeworfen und ſich dieſelben als Ruhekiſſen zum Sterben unter den Kopf gelegt. Andere hielten noch ihre Flaſchen mit einer Hand; ſie hatten im Todeskampf vergeblich verſucht, ſie zu öffnen. Sehr wenige lagen auf der Seite. Manche hatten einen lächelnden Geſichtsausdruck voll kindlicher Sanftmut und Freundlichkeit bewahrt, andere dagegen durch den Schmerz verzerrte Züge, die Kniee waren gegen die Bruſt hinaufgezogen, die Hände geſchloſſen. Mehr als einer dieſer Toten hielt ſeine Hände gefaltet zum Gebet, und bei einem fand ſich ein kleines Medaillon mit dem Bilde der Jungfrau Maria."

Angeſichts ſolcher Schreckensbilder können wir doch nicht anders als ſagen: Wehe dem, der einen Krieg mutwillig, zu ſeiner eigenen Ehre, voreilig, ohne dringendſte Mahnung der Pflicht anfängt! Er hat das Leben und den Frieden von Tauſenden auf ſeinem Gewiſſen.

Außer den Leiden, welche die Truppen durchzumachen haben, werden auch die Bewohner, in deren Gegend der Krieg geführt wird, beängſtigt, durch Einquartierungen beläſtigt, von unordentlichen Menſchen, deren es ja überall eine größere oder kleinere Anzahl gibt, roh behandelt, ſie müſſen in die Keller flüchten, und ſind auch hier ihres Lebens nicht ſicher.

Laſſen wir uns einmal erzählen, wie es den Bewohnern von Fröſchweiler während und nach der Schlacht bei Wörth erging! Pfarrer Klein von Fröſchweiler berichtet: „Die Leute wußten in der Beſtürzung und Verwirrung nicht, was thun, wohin gehen, und da kamen denn manche auf die kurioſeſten Einfälle: Die Frau des Steinhauers Fricker Philipp wollte durchaus in ein großes Faß hineinkriechen, ihr Mann ſollte es zumachen, und ſie wollte drinbleiben, bis die Preußen wieder fort wären. Der Richert Fritz droben, ein baumſtarker Mühlknecht, hatte in der Verzweiflung eine Kiſte aufgeriſſen, ſich hineingeſtürzt und ſchrie aus Leibeskräften ſeiner Frau entgegen: „Deck mich zu! Deck mich zu!" Die arme Frau konnte das nicht begreifen und ſchrie noch viel ſtärker: „Und ich? Und ich?" Der Krempenſchreiner hatte einen heldenmäßigen Entſchluß gefaßt: er kroch hinauf in den Kamin und hing dort den ganzen Tag zwiſchen Himmel und Erde! Solche und ähnliche Auftritte ſind faſt in allen Häuſern vorgefallen. Dann aber, wie einmal der Kampf auf allen Flanken losgebrochen und nirgends mehr des Bleibens war, hatten ſich die Leute, vom Schrecken gejagt und nach Hilfe ſuchend, gaſſenweiſe, familienweiſe zuſammengeflüchtet. In Meyerhenner's Keller waren 62 Menſchen. Sie mußten aufrecht ſtehen, Kopf an Kopf, ſo dicht neben einander, daß mancher ohnmächtig wurde, und ſie beinahe erſtickt wären. Die Kinder ſaßen auf den Fäßern; der gliederkranke Lenzejockel kauerte wie ein ſchwärenbedeckter Lazarus auf einem Bett am Boden. Wie's da überall zugegangen, wie das arme Volk dieſen langen Tag in Angſt und Schrecken, in Heulen und Weheklagen, in Beten und Hoffen zugebracht hat, läßt ſich denken."

Bei den Soldaten droht nach und nach in manchen Punkten eine Verwilderung einzutreten, ihre Achtung vor des Nächſten Eigentum z. B. wird auf harte Proben geſtellt, beſonders dann, wenn der Beſitzer abweſend iſt, oder ſie bauſchen ein kleines Unwohlſein zu einer ſchweren Krankheit auf, wenn ſie nicht gar eine ſolche erheucheln, um ſich den Mühſalen des Dienſtes entziehen, zurückbleiben und allerlei Unfug anſtellen zu können, am Ende gar zu plündern. Auch nur einige ſolcher elenden „Marodeurs" laſſen oft die beſchädigten Bewohner die gute Führung einer ganzen Truppe vergeſſen und beeinträchtigen den Ruf aller Kameraden. Sie verdienen darum die ſtrengſte Beſtrafung, und jeder brave Soldat betrachtet es als Pflicht ſein Regiment vor ſolchen rohen Geſellen zu bewahren.

Kurz das Elend, welches der Krieg mit ſich bringt, häuft ſich in erſchreckendem Maße an.

Die Franzoſen haben dieſen Jammer freilich oft noch unnötig vermehrt. Sie vertrieben die friedlich unter ihnen lebenden Deutſchen in gehäſſiger Weiſe, führten afrikaniſche Truppen ins Feld, denen europäiſche Bildung und Geſittung fremd war, ſchoſſen wiederholt auf Parlamentäre, behandelten die Verwundeten und Gefangenen mehrfach unwürdig, verließen oft beim Anrücken der Deutſchen Haus und Hof, ſtatt daß ſie mit ihnen in Verkehr getreten wären, die Dagebliebenen zeigten ſich ſehr häufig ungefällig u. dgl. m.

An die Gums, afrikaniſche Soldtruppen, richteten franzöſiſche Blätter folgende Anſprache: „Wir kennen Euch, wir ſchätzen euren Mut, wir wiſſen, daß Ihr thatkräftig, ungeſtüm, unternehmend ſeid: geht und ſchneidet Köpfe ab; je mehr, deſto höher wird unſere Achtung vor Euch ſteigen! Fort mit dem Erbarmen, fort mit den Gefühlen der Menſchlichkeit! Die Gums werden Ehre einlegen, wenn wir ihnen die Loſung geben: „„Tod, Plünderung, Brand!"""

Was das Schießen auf Parlamentäre betrifft, ſo führte Bismarck in einem Schreiben vom 9. Januar 1871 21 Fälle auf, in welchen die Franzoſen Feuer auf Parlamentäre gegeben hatte ohne daß man dies entſchuldigen konnte.

Ganz beſonderen Schaden fügten die bewaffneten Bürger ihrem Vaterlande zu. Oft wurde auf abgemattete Nachzügler oder vereinzelte Soldaten von Leuten geſchoſſen, welche entweder gar kein militäriſches Abzeichen hatten oder daſſelbe nach ihrem Vorteil an- und ablegten. Männer, die einige Minuten zuvor Schienen ausriſſen, um Eiſenbahnzüge zum Entgleiſen zu bringen oder aus Hinterhalten auf die Deutſchen Feuer gaben, ſtanden nachher wie ganz friedliche Bürger da, oder ſolche, welche als einfache Arbeiter den Tag über ihren Geſchäften nachgingen, verwandelten ſich abends in Freiſchützen. Das mußte dem Kriege ein grauſameres Gepräge geben, als ſonſt der Fall geweſen wäre; die deutſchen Soldaten wurden über ſolche Hinterliſt erbittert; Häuſer, aus denen auf ſie geſchoſſen worden, brannten ſie nieder, und oft mußte das ganze Dorf, in welchem ſolche Ausſchreitungen vorkamen, dafür büßen. Es iſt natürlich, daß darunter gar manchesmal Unſchuldige zu leiden hatten und daß die Soldaten in ihrer Erbitterung nicht immer das richtige Maß einhielten. Es iſt ſchon arg genug, wenn die ordnungsmäßig dazu berufenen Vaterlandsverteidiger einander bekämpfen; da ſollten die Bürger den Schrecken nicht noch erhöhen helfen. Wie ſehr die deutſche Heeresführung geneigt war, nur gegen die eigentlichen franzöſiſchen Soldaten zu kämpfen, geht ſchon daraus hervor, daß König Wilhelm die in Sedan einberufen geweſenen Mobilgardiſten nach der Kapitulation des Heeres ſofort in ihre heimatlichen Dörfer entließ.

Die Franzoſen waren oft ſchnell geneigt, die Schuld grauſamer Kriegsführung den Deutſchen beizumeſſen.

Hiefür ein Beiſpiel! In einer engliſchen Zeitung und in deutſchfeindlichen Blättern hieß es, in den Kämpfen um Dijon ſei ein Offizier einer Garibaldi'ſchen Kompagnie am 23. Januar 1871 von den Deutſchen lebendig verbrannt worden. „Derſelbe" — erzählte man — „war an einen Baum gebunden, die Spuren der Stricke ſah man noch an ſeinen Armen. Das Feuer wurde zu ſeinen Füßen angezündet; er verbrannte langſam am unteren Teile des Körpers. Sein dem Baume zugewandter Rücken war nicht vom Feuer berührt, Nacken und Geſicht unverletzt, ein Teil ſeines roten Hemdes hing noch an ihm." Dieſe Erzählung wurde nun ſchnell verbreitet, der Leichnam in einem Spital ausgeſtellt, und Tauſende gingen hin, um dieſen Beweis der Rohheit der deutſchen Truppen zu ſehen und verließen den Ort unter Verwünſchungen. Garibaldi erwähnte die Sache ſogar in einer öffentlichen Kundgebung. Sollte man da nicht meinen, ſie hätte ſich wirklich ſo verhalten? Und gleichwohl ergab die Unterſuchung folgendes: Die Beſatzung eines Schloſſes leiſtete den Deutſchen hartnäckigen Widerſtand. Letzteren gelang es, in das Erdgeſchoß zu dringen. Ein Offizier der darin befindlichen Freiſchützen wollte ſich nun als Gefangener ergeben. Man ſagte ihm, er ſolle ſeine Leute ebenfalls zur Uebergabe auffordern. Er ging darauf ein und wollte die Treppe hinaufſteigen. Da erhielt er von ſeiner eigenen Mannſchaft einen Schuß, der ihn ſofort tötete; er fiel nach vorn über und blieb auf der Treppe liegen. Die Deutſchen trugen nun unten Stroh zuſammen und zündeten es an; die Leiche des Offiziers hatten ſie nicht wegnehmen können, weil die Franzoſen die Treppe fortwährend unter Feuer hielten; der Tote wurde daher am unteren Teile des Körpers verbrannt. Als die Belagerten im zweiten Stock die Abſicht der Deutſchen, das Schloß anzuzünden, merkten und den Rauch ſpürten, ergaben ſie ſich. Der Offizier war alſo, nachdem er ſchon tot war, auf dieſe Art teilweiſe verbrannt worden; von einem Binden an Händen und Füßen zeigten ſich keinerlei Spuren an ihm. Und doch hatten die Franzoſen gewagt, ein ſolches Gebäude von Lügen aufzuführen, um den Haß gegen die Deutſchen zu ſchüren.

Es gab jedoch auch manche Franzoſen, welche aufrichtig genug waren, den Deutſchen in Bezug auf ihre Kriegsführung Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

So ſagte einer z. B.: „Es thut mir leid, bekennen zu müſſen, daß während des ganzen Feldzuges die Franzoſen weit mehr gleich einer ſiegreichen Armee in Feindesland gehandelt haben, als die Preußen. All die Unannehmlichkeiten, die ich perſönlich erfahren, kamen von meinen eigenen Landsleuten, vor allem von den Bauern, die in jedem Fremden einen Spion erblicken. Als ich den Preußen in die Hände fiel, fand ich ſie als die Höflichkeit ſelbſt."

Wenn der Verluſt an Menſchenleben nun auch am ſchwerſten wiegt und die Beunruhigung der vielen Tauſende, deren Wohnorte zu Kriegsſchauplätzen werden, ſehr hoch angeſchlagen werden muß, ſo iſt das Elend des Krieges damit doch noch lange nicht erſchöpft.

Wer durch ein Land reiſt und da lachende Fluren, friedliche Dörfer, ſchöne Städte mit Prachtbauten, Kunſtwerken, Gartenanlagen u. dergl. ſieht, muß eine Freude dran haben, wenn es anders recht mit ihm beſtellt iſt, mögen dieſelben ſeinem eigenen oder einem fremden Volke angehören. Welche Mühe hat es gekoſtet, bis ein Haus gebaut war! In einem Tage verwandeln die Kriegsgeſchoſſe Dutzende davon in Trümmerhaufen! An der Ueberbrückung von Flüſſen wurde oft Jahre lang gearbeitet; eine entzündete Pulverladung ſprengt die Bogen in wenigen Augenblicken. Derartige Zerſtörungen, welche dieſer Krieg in Frankreich zur Folge hatte, wurden auch von Deutſchen aufrichtig beklagt.

Es war für Deutſchland ein großer Vorteil, daß der Kriegsſchauplatz — mit Ausnahme von Saarbrücken und deſſen Umgebung — ſogleich nach Frankreich verlegt wurde. Viele in Deutſchland noch erhaltene Ruinen — z. B. das Heidelberger Schloß — legen Zeugnis ab von der Art, wie franzöſiſche Scharen früher da hauſten. Diesmal war es anders. Selbſt wenn es den Franzoſen gelang, Befeſtigungen, welche die Deutſchen in Häuſern und Gärten aufgeführt hatten, zu zerſtören, ſo vernichteten ſie damit ein Stück ihres Volkseigentums. Sie verfuhren zudem dabei oft ſehr eilfertig, ſprengten z. B. manches Mal Brücken, ohne den Feind länger als einige Stunden aufhalten zu können. — Es kann uns nicht wundern, wenn manchem die Thränen in die Augen traten, wenn er eine Stätte wiederſah, an deren Verſchönerung nicht nur er, ſondern auch ſeine Vorfahren gearbeitet hatten, und welche nun von Trümmern bedeckt war. Ein alter Baum oder eine Laube war ihm an's Herz gewachſen; er hatte ja als Kind unter ihrem Schatten geſpielt und auch die Seinigen dort fröhlich geſehen. Nun iſt ſie verſchwunden.

Dieſe Anhänglichkeit an das Heimathaus und den Schmerz um den Verluſt desſelben zeigen folgende zwei Beiſpiele:

Nach dem blutigen Gefechte in Chateaudun (am 18. Oktober 1870) trat ein Bürger an einige preußiſche Offiziere heran und ſagte, indem er auf einen wüſten Steinhaufen und zuſammengebrochene Balken hinwies: „Da ſehen Sie, das ſind die Früchte dreißigjähriger Arbeit; dies Haus war mein; jetzt gehe ich hin als Bettler." Darauf verwünſchte er die Banden ſeiner Landsleute, welche an dieſer Zerſtörung ſchuld waren.

Das Dorf Saint-Remy im Norden von Metz wurde nahezu in einen Schutthaufen verwandelt. Gleichwohl wollte eine 73-jährige Frau dieſen ihren Heimatort nicht verlaſſen, obſchon derſelbe zudem immer noch ſehr bedroht war. Sie ſagte ſtets: „Ich will hier bleiben, bis ich ſterbe". Die deutſchen Soldaten bauten ihr eine Strohhütte, gaben ihr Kaffee und einen Rock als Decke für die kalten Nächte.

Die franzöſiſche Regierung berechnete, daß dieſer Krieg ihr Land 9 Milliarden und 288 Millionen Franken gekoſtet habe.

Was das für eine Summe iſt, wollen wir an einigen Beiſpielen ſehen. Wer tagtäglich einen Franken bei Seite legt, hat — ohne Anrechnung von Zinſen — im Jahr 365 Franken beiſammen, dieſe ſind nur der etwa 2740-ſte Teil von einer Million, eine Milliarde ſind aber 1000 Millionen. — Wollte man ſo vielen 1000 Franken geben, als ein Vorrat von 9 Milliarden erlaubt, ſo würden 9 Millionen Menſchen mit einer ſolchen Gabe beglückt werden. Nun weiß jedermann, daß 1000 Franken oder 800 Mark ein Vermögen ſind, mit dem ein Hausvater etwas Rechtes anfangen kann. Alſo allein mit der Summe, welche dieſer Krieg Frankreich koſtete, hätte man — wenn rund 9 Milliarden gerechnet werden, — 9 Millionen Hausvätern und damit etwa viermal ſo viel, alſo 36 Millionen Familiengliedern, einen ſchönen Anfang zu einem Vermögen geben können. — Wenn ein Arbeiter ein Jahr hindurch — 300 Arbeitstage gerechnet — täglich 3 Franken = 2 Mark 40 Pfg. verdient, ſo müßten 10 Millionen Arbeiter ein Jahr lang thätig ſein, um 9 Milliarden zu erwerben. Endlich 9 Milliarden Franken tragen bei 5% jährlich 360 Millionen Mark Zinſen, alſo täglich faſt 1 Million, ſtündlich etwa 41.000 Mark.

Wie viel Elend wäre auch nur mit dem zehnten Teile dieſer Kriegsunkoſten zu lindern geweſen, wie viel wiſſenſchaftliche Forſchungen hätte man damit unterſtützen, wie viele Anſtalten zur Hebung ſittengefährlicher Notſtände errichten können!

Blicken wir auf all den Schrecken des Krieges hin, ſo werden wir von Herzensgrund einſtimmen in die Bitte:

Verleih' uns Frieden gnädiglich,
Herr Gott, zu unſern Zeiten!

Daß es aber auch noch zwiſchen gebildeten Völkern Kriege gibt, werden die erklärlich finden, welche bedenken, daß die Bildung allein vor Streit nicht ſchützt. Wie ſind Männer von großem Wiſſen und hoher geſellſchaftlicher Stellung oft ſo kleinlich neidiſch und zänkiſch gegen einander! Auch der Zornesausbruch, mit welchem Du gegen Deinen Nachbar losfährſt, iſt ein kleiner Krieg; gar oft ſchon hat ein ſolcher bittere Früchte gezeitigt und ſelbſt Blutvergießen zur Folge gehabt. So lange es darum noch Völker giebt, welche aus ſündigen, auf einander mißgünſtigen Menſchen beſtehen, wird es auch Kriege geben. Nur wenn die Macht der Liebe herrſcht, können die Schwerter in Pflugſcharen und die Spieße in Sicheln verwandelt werden. Für die Nation jedoch, welche notgedrungen den Kampf aufnimmt, iſt derſelbe eine heilige Pflicht. Indem dann der berufene Verteidiger des Vaterlandes ſein Leben dranſetzt, bringt er das größte Opfer, welches er für die Seinigen und für ſein Volk zu leiſten im ſtande iſt.

Frevelhafter konnte man einen Krieg kaum beginnen, als es Frankreich im Juli 1870 that; mit beſſerem Gewiſſen konnte ein Volk nicht in den Kampf ziehen, als damals das deutſche. Es darf darum im Hinblick auf denſelben ſagen: „Ich konnte nicht anders handeln." Darin lag die ſittliche Berechtigung dieſes Krieges.

Liebeswerke im Kriege. — Es iſt nun erfreulich, daß nicht etwa nur ſtets neue und immer furchtbarere Zerſtörungsmittel für die Kriege aufkommen, ſondern daß auch die Menſchenliebe und Bildung auf Mittel und Wege ſinnt, um die Schrecken derſelben ſo viel als möglich zu beſeitigen und das in ihrem Gefolge auftretende Elend zu mildern. Wir ſehen da gar manche prächtige Blume auf blutgetränktem Boden erblühen vor, unter und nach den Stürmen und Wettern des Kampfes.

Sorge für die ausziehenden Krieger. — Als die Hunderttauſende durch Deutſchland zur Wacht an die Grenze zogen, regten ſich zahlloſe Hände, um ihnen nach beſchwerlichen Fahrten an den Halteſtationen Erquickungen aller Art darzubieten. Männer und Frauen, ſelbſt aus den angeſehenſten Ständen machten ſich eine Ehre daraus, ſie mit den von überallher beigebrachten Gaben, mit Bier, Wein, Kaffee, Eßwaaren, Zigarren u. a., zu bedienen.

Von einem ganz kleinen Jungen in Berlin wird erzählt, er ſei, als ein Militärzug anlangte, an einen Landwehrmann herangetreten und habe ihm ein Dreipfennigſtück entgegen gehalten. Der Soldat wollte es nicht nehmen und ſagte zu dem Kleinen, er ſolle es nur behalten, er brauche es nicht. Der Junge machte aber ein ſo trübſeliges Geſicht und bat ſo flehentlich, daß der Landwehrmann nicht umhin konnte, ihm zu willfahren. Er that's mit den Worten: „Na denn, danke ſchön, lieber Junge, aber für den Dreier bringe ich Dir einen Napoleon (Napoleon d'or = 16 Mark), wenn ich zurückkomme."

Die Soldaten nahmen von ſolch' freundlicher Bewirtung den Eindruck mit, daß die Herzen der Daheimbleibenden warm für ſie ſchlügen.

Sorge für die Angehörigen der Krieger. — Viele, viele rückten mit bangem Herzen aus, weil ſie alte Eltern oder Frau und Kinder zurückließen, deren Stütze und Ernährer ſie bisher geweſen waren. Wie freuten ſie ſich aber, wenn ſie erfuhren, daß Freunde und Bekannte oder auch ganz Unbekannte ſich der Ihrigen annahmen!

Nur ein Beiſpiel für ſolche Hilfeleiſtung! In Leipzig machten ſich fünfzig Bäcker verbindlich, für Angehörige von Kriegern auf ein Vierteljahr lang wöchentlich etwa 600 Pfund Brot unentgeltlich zu liefern. Aehnliches geſchah vielfach auch an anderen Orten.

Sorge für die Verwundeten und Kranken. — Die Hauptfürſorge mußte natürlich den Verwundeten und Kranken zugewendet werden.

Man hatte in früheren Kriegen den jammervollen Zuſtand kennen lernen, in welchem ſich verwundete und erkrankte Krieger während und nach den Kämpfen befanden. Aus dem Krimkriege z. B., welchen beſonders die Türken, Franzoſen und Engländer in den Jahren 1854—56 gegen die Ruſſen führten, kehrten von 309.000 ausgerückten Franzoſen 95.240 nicht mehr heim. Davon waren nur 20.000 in Schlachten gefallen und ihren Wunden erlegen, 75.000 dagegen an Krankheiten geſtorben. Im italieniſchen Feldzuge des Jahres 1859, in welchem Italiener und Franzoſen gegen die Oeſtreicher kämpften, zählte man unter 12.338 Toten 8674 an Krankheiten Geſtorbene. Wohl Tauſende der Geſtorbenen hätten am Leben erhalten werden können, wenn ärztliche Hilfe und ſachkundige Pflege rechtzeitig vorhanden geweſen wäre.

Um nun ſolche ſchwere Mißſtände bei neu ausbrechenden Kriegen möglichſt zu beſeitigen, trafen die gebildetſten Völker Europa's eine Vereinbarung, die ſogenannte Genfer Convention (der erſte darauf bezügliche Vertrag wurde am 22. Auguſt 1864 zu Genf abgeſchloſſen). Darnach ſollte das geſamte Perſonal und Geräte, welches im Kriege zur Pflege und Heilung der Kranken und Verwundeten gebraucht wird, ſowie alles, was damit zuſammenhängt, als neutral (keinem der kriegführenden Völker zugehörig) angeſehen, die Pfleger alſo nicht zu Kriegsgefangenen gemacht und ihr Material nicht als Beute betrachtet werden. Als gemeinſchaftliches Zeichen für alle, welche dieſen Schutz genießen, wurde das Rote Kreuz auf weißem Grunde gewählt. Das gewiſſenhafte Einhalten dieſer Vereinbarung hat den Deutſchen allerdings manche Nachteile in dieſem Kriege gebracht, da die Franzoſen ſich mehrfach über die dafür gegebenen Vorſchriften hinwegſetzten und die Einrichtung für kriegeriſche Zwecke ausbeuteten. Manchmal wurde die Flagge mit dem roten Kreuze von den Franzoſen wohl deswegen nicht beachtet, weil ſie ihre Bedeutung nicht kannten. Dann lag der Fehler aber an den Führern, welche ihre Leute darauf hätten aufmerkſam machen ſollen. Hie und da wurde ſie freilich auch im Getümmel des Kampfes nicht wahrgenommen und darum nicht berückſichtigt.

Trotzdem hat das Rote Kreuz viel Segen geſtiftet bei Freund und Feind. Betrachten wir ein wenig die unter ſeinem Schutze ausgeführten Liebeswerke!

Während man in ganz Deutſchland jubelt, wenn wieder eine Siegesbotſchaft bekannt wird, während die Kanonen Viktoria donnern und Fahnen im Winde wehen, haben die vielen Verwundeten große Qualen auszuſtehen, ſie krümmen ſich in ihren Schmerzen, fühlen brennenden Durſt auf der Zunge und unſägliches Weh im Herzen. Hie und da, beſonders wenn die Schlacht ſich an einen andern Ort verzog, oder wenn die Nacht ihr Dunkel über das blutige Feld ausbreitete, kommen nun Weſen in Menſchengeſtalt heran, welche die Toten berauben oder ſich gar an den Verwundeten vergreifen. Selbſt ungeachtet ſorgfältiger Wache von ſeiten beſonderer Feldſchutzleute konnte dieſen Hyänen des Schlachtfeldes, wie man ſie nannte, ihr ſchändliches Thun nicht immer unmöglich gemacht werden, aber — Gott ſei Dank! — auch andere Geſtalten finden ſich ein, welche ſich zu den Verwundeten niederbeugen, ſie auf bequemen Tragbahren ſanft fortſchaffen und ſie zu Aerzten, Pflegern und Pflegerinnen bringen; es ſind Männer, welche Binden mit rotem Kreuz auf weißem Grunde an den Armen tragen.

Ein preußiſcher Lehrer, welcher bei Mars-la-Tour mitkämpfte und dort verwundet wurde, ſchrieb: „Im Zurückgehen durchbohrte eine feindliche Kugel meinen linken Oberarm. Mitten im dichteſten Kugelregen ſetzte ich mich hinter einen Dornenſtrauch nieder, um meine Wunde zu verbinden. Kaum ſitze ich, da reißt ein Granatſplitter mir einen großen Teil des Armes weg und zerſplittert den Oberarmknochen. Ich brach nun zuſammen und mußte erwarten, daß jeden Augenblick eine Kugel mein Leben enden würde. Gott hatte es nicht gewollt. Die Franzoſen rückten bis dahin vor, und auf meine Bitte war ein Franzoſe ſo barmherzig, mich zu verbinden, damit wenigſtens die Blutung aufhörte. Waſſer aber hatte keiner, um den fürchterlichen Durſt zu ſtillen. So habe ich von abends 6 bis morgens 4¼ Uhr gelegen, zwiſchen Toten gebettet. Dieſe Nacht ſchildern kann ich nicht, aber vergeſſen werde ich ſie nie. Ich habe in der wunderſchönen Nacht die Toten beneidet. Wie ruhig lagen ſie da, vom Monde beſchienen, mit ſo friedlichen Zügen, als wenn ſie ſchliefen! Ja ſie ſchliefen, aber einen langen ewigen Schlaf; Gott ſei ihnen gnädig! Morgens kamen die Krankenträger, ſtillten meinen brennenden Durſt, verbanden mich und trugen mich weg. Was meiner wartete, wußte ich und danke Gott, daß ſich gleich ein Arzt fand, der ſich meiner annahm. Ich wurde chloroformiert, und als ich erwachte, war alles geſchehen; der linke Arm war abgelöſt; ich hatte keinen Schmerz verſpürt."

Die deutſche Heerführung betrachtete die Sorge für die Verwundeten als eine ihrer dringendſten Aufgaben, ordnete dieſelbe militäriſch und nahm freiwillige Kräfte nur an, wenn die militäriſchen nicht ausreichten.

Durch Hilfeleiſtungen in der freiwilligen Krankenpflege erwarben ſich die Johanniter- und Malteſerritter großes Lob. (Die Johanniter ſind ein aus evangeliſchen Adeligen, die Malteſer ein aus Katholiken beſtehender Orden, welche ſich gerade die Krankenpflege zur Aufgabe ſetzten).

Auch die deutſchen Aerzte und Geiſtlichen haben ſich ihrer Pflegebefohlenen treulich angenommen, ſie weder im Getümmel des Kampfes, noch in ihren von Seuchen und anſteckenden Krankheiten heimgeſuchten Lagerſtätten, noch in der Gefangenſchaft verlaſſen. Ueberallhin bemühten ſie ſich ihnen für die Schmerzen des Leibes und der Seele Linderung zu bringen, und gar manche hauchten ihr Leben aus im Dienſte für die Brüder.

Mit der Oberleitung all der Kräfte, welche ſich dem Dienſte der Verwundeten und Kranken widmeten, wurde Fürſt Heinrich XI. von Pleß betraut.

Von der aufopfernden Sorgfalt, mit welcher die Pfleger ihrem Berufe oft oblagen, legt folgendes Erlebnis Zeugnis ab. Als in der Schlacht bei Spicheren am 6. Auguſt feindliche Kugeln nach einem Verbandplatz flogen, beugte ſich ein daſelbſt thätiger Heilgehilfe über zwei ſeiner Obhut anvertraute Schwerverwundete und deckte ſie mit ſeinem Leibe, indem er ſagte: „Ihr habt ſchon genug bekommen, jetzt mögen ſie lieber mich treffen."

Auch Angehörige fremder Völker beteiligten ſich an dieſem Liebeswerke.

In großem Segen wirkte z. B. ein Mann mit ſchwarzer Hautfarbe, der Neger Dr. Davis. 1843 auf einer Inſel in Weſtindien geboren, hatte er in England die Arzneiwiſſenſchaft ſtudiert und war gerade zum Profeſſor ernannt worden, als er von der großen Not bei Sedan hörte. Er begab ſich dahin. Engliſche Freunde unterſtützten ihn. Eine Familie gab ihm z. B. 20.000 Mark. Er nahm ſich der Kranken und Sterbenden, mochten es Deutſche oder Franzoſen ſein, auf's liebevollſte an, ſorgte „wirklich königlich" für die Koſt, errichtete Suppenanſtalten für das ſchwergeprüfte arme Landvolk in der Nähe von Sedan und ſpeiste täglich Scharen ſolcher, deren Häuſer abgebrannt waren. Beim Durchſchreiten eines Krankenzimmers wurde er von den Pocken befallen und ſtarb nach neunwöchentlicher reicher Wirkſamkeit auf dieſem Arbeitsfelde. Tauſende, deutſche und gefangene franzöſiſche Soldaten unter einander, Bürger von Sedan und Bauern der umliegenden Dörfer, gingen hinter ſeinem Sarge her. Der Bürgermeiſter von Sedan rief ihm ins Grab nach: „Muß Gott nicht diejenigen belohnen, die gleich Dir als Opfer ihrer Menſchenliebe und Hingebung fallen? Dürfen wir nicht mit allem Recht vor dieſer zahlreichen Verſammlung es ausſprechen, daß Du da droben eine herrliche Unſterblichkeit gefunden haben wirſt? Möchte unſerm verheerten Bezirk bald ein würdiger Nachfolger deſſen geſchenkt werden, der unter uns als der gute ſchwarze Doktor bekannt war! Adieu, fahr wohl, Dr. Davis fahr wohl! Oder vielmehr: Auf Wiederſehen, wenn uns nämlich Gott eines Tages ein auch nur von ferne dem Deinigen ähnliches Ende beſchert!"

Für Liebesdienſte an Verwundeten und Kranken ganz beſonders begabt und thätig waren Frauen. Schon am 18. Juli 1870 forderte die Königin Auguſta von Preußen dieſelben zur Mitarbeit auf mit den wenigen Worten: „Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit ſind, ihre Pflicht zu thun!"

Sehr viele folgten dieſem Rufe und zeigten, was aufopfernde Liebe gerade in ihrem Geſchlechte zu wirken vermag. Namentlich die katholiſchen barmherzigen Schweſtern und die evangeliſchen Diakoniſſen wandelten unter den Verwundeten und Kranken wie Engel des Friedens. Ueberall tröſteten ſie und erquickten ſie mit freundlichen Worten und hilfreichen Händen. Wie freuten ſich die in Schmerzen Daliegenden, wenn ſie von ihnen ſo geſchickt, zart und liebevoll behandelt wurden!

Ein Augenzeuge berichtet: „Ich ſah, wie eine junge barmherzige Schweſter, ein noch ganz junges Mädchen mit blühenden Zügen und klaren Augen, neben einen alten verwetterten Zuaven, dem eine Kugel das rechte Bein unmittelbar an der Hüfte weggeriſſen hatte und der jetzt an der Verblutung ſtarb, niederkniete, ihn tröſtete und ihm dann ihr Kreuz, das am Gürtel hing, zum Küſſen reichte. Solche Worte des Friedens hatte der wilde Krieger wohl lange nicht mehr gehört; ſeine Züge verklärten ſich förmlich und inbrünſtig küßte er wiederholt das Kreuz."

Ein preußiſcher Jäger pflückte auf dem Schlachtfelde von Sedan während des Kampfes eine Roſe und überſandte ſie dem Berliner Magiſtrat, damit ſie dieſer der Frau überreiche, welche für die Verwundeten am meiſten gethan habe. Derſelbe erklärte hierfür die Königin Auguſta und gab ihr die Roſe, welche mit dem Briefe des Jägers zu dauerndem Gedächtnis unter Glas und Rahmen gelegt wurde.

Vielfach halfen die Soldaten ſelbſt ihren verwundeten Kameraden in der menſchenfreundlichſten Weiſe.

Hiefür ſprechen folgende ſchöne Züge: „Mitte Auguſt 1870 befand ſich ein Turko im Reitbahnlazarett zu Bonn. Derſelbe hatte einen norddeutſchen Soldaten, welcher, verlaſſen und unbeachtet, ſchwer verwundet dalag, gerettet und zum Verbandplatz getragen, war aber dabei ſelbſt verwundet und gefangen worden. — Um dieſelbe Zeit befand ſich unter den Spahis, welche in Ludwigsburg untergebracht wurden, einer, der gewandt franzöſiſch ſprach. Er hatte nach ſeiner Erzählung zwei Tage und zwei Nächte ohne alle Hilfe auf dem Felde gelegen, und als er ſich nun mühſam fortſchleppte, wurde er von einem deutſchen Offizier geſehen. Er rief letzteren an und bat um Waſſer. Der Offizier ſtieg ſogleich von ſeinem Pferde, hob ihn, den Verwundeten, auf daſſelbe und führte ſofort das Pferd einige Stunden an der Hand, bis er ihn zur nächſten deutſchen Sanitätsabteilung gebracht hatte.

Einige Tage nach der Schlacht bei Wörth klopfte es eines Abends an das Fenſter eines Forſtmeiſters in Hagenau. Man öffnete, und ein badiſcher Landwehrmann aus Pforzheim verlangt Einlaß für einen verwundeten Zuaven. Der deutſche brave Soldat hatte den Franzoſen in einem Waldgraben bei Hagenau, wo er ſchon zwei Tage hilflos zugebracht hatte, gefunden und mit Aufwand aller Kräfte in die Stadt geſchafft. Natürlich wurde der Verwundete bei ſeinen Landsleuten aufgenommen: er erhielt von ſeinem Lebensretter beim Abſchiede noch einen Thaler geſchenkt, der, als Unterſtützung zurückgewieſen, auf die Bitte des biederen Landwehrmannes, als Andenken gern behalten wurde."

Der badiſche Feldgeiſtliche Dr. Bauer ſchreibt: „Ein Einundzwanziger wurde bei den Kämpfen um Dijon gegen Ende Januar 1871 von einem franzöſiſchen Soldaten durch einen Schuß verwundet, während er denſelben durch einen Bajonettſtitch verletzte. Als der Preuße ſah, daß der Franzoſe ſchwerer verwundet ſei, wälzte er ſich zu ihm hin, packte ſeinen Torniſter aus, verband erſt ihn und dann ſich ſelbſt und deckte einen Teppich und ſeinen Mantel über ſie beide, und ſo lagen ſie vierundzwanzig Stunden auf dem Schlachtfelde. Dann kamen ſie in verſchiedene Lazarette, und nun ſchickte der Franzoſe voll Unruhe überall bei uns herum, um zu fragen, was der Preuße mache, und ihm zu danken. Leider konnte ich den barmherzigen Samariter nicht finden."

Erfreulich war's zu ſehen, wie freundlich ſich dabei Offiziere zu ihren Untergebenen ſtellten. Nach der Schlacht bei Spicheren z. B. lagen auf einem Wagen ſechs Verwundete, darunter ein Hauptmann. Kaum war letzterer darauf untergebracht, ſo ſagte er röchelnd: „Nun ſuchen Sie noch meinen Feldwebel, einen braven Mann; den laſſe ich nicht hier!" Der Fuhrmann hielt es für unmöglich, ihn noch zu finden; auch war der Wagen voll. Er wollte daher der Bitte des Hauptmanns nicht willfahren. „So laden Sie mich wieder ab," ſagte dieſer, „dann will ich ſterben, wo der Feldwebel ſtirbt!" Unter dem Scheine angebrannter Zündhölzchen wurde der Feldwebel nun doch gefunden und mit zur Stadt gebracht.

Während die verwundeten Franzoſen ihrem Schmerz großenteils in lautem Jammern Ausdruck gaben und dadurch Deutſche, welche mit ihnen im gleichen Zimmer lagen, oft recht beläſtigten, ertrugen letztere ihre Qualen viel ruhiger; ja ſie ſuchten dieſelben oft mit großer Willenskraft ſo viel als möglich zu verbergen.

Dies thut folgende Erzählung dar, welche zugleich von der guten Mannszucht im Heere und doch auch von dem menſchenfreundlichen Verhalten vieler Offiziere den Soldaten gegenüber Zeugnis gibt: „Ein ſächſiſcher Ulanenunteroffizier hatte einen Schuß in die Bruſt erhalten. Die Hilfe, welche ihm zwei ſeiner Kameraden gewähren wollten, lehnte er ab, indem er ſie bedeutete, ſich lieber ſelbſt zu retten, um nicht mit ihm in Gefangenſchaft zu geraten. Sie brachten ihn aber dennoch auf ein Pferd und ritten mit ihm zurück. Unterwegs begegnete den drei Reitern ein ins Gefecht eilender General, der, als er den gekrümmt auf dem Pferd ſitzenden Unteroffizier ſah, ihm die ſchlechte Haltung zu Pferd verwies und im Kampfgedränge verſchwand. Am andern Morgen hatte der General erfahren, daß ihm jener Brave mit einer Kugel in der Bruſt begegnet ſei. Er beeilte ſich, ihn perſönlich aufzuſuchen, ihm ſein lebhaftes Bedauern auszuſprechen und ſomit den in Folge eines Irrtums geſchehenen Vorwurf wieder gut zu machen. Der verwundete Unteroffizier erwiderte indes: „Sie hatten eigentlich ganz recht, Herr General, wegen ſo eines „Bißchen Schuß" hätte ich wohl beſſer zu Pferde ſitzen können."

Aus den nur notdürftig ausreichenden Feldlazaretten ſuchte man die Verwundeten und Kranken baldmöglichſt in geräumigere, geſund gelegene und gut eingerichtete Spitäler zu bringen. Vielfach beſaß Frankreich ſelbſt ſolche oder doch Gebäude, welche ſich dazu umgeſtalten ließen. Da konnte den Armen beſſere Pflege zu teil werden.

Beſondere Freude machte es den Kranken, wenn ſie von ihren geſunden Kameraden beſucht wurden, oder wenn ſich höhere Offiziere nach ihrem Befinden erkundigten, oder wenn gar König Wilhelm ſelbſt zu ihnen kam.

Laß Dir einmal erzählen, wie der König mit ihnen verkehrte! „In das Bürgerſpital zu Saarbrücken kam er im Auguſt 1870 ganz unangemeldet. Die vorſtehende Schweſter, in voller Arbeit, mit der Küchenſchürze und die Aermel aufgeſtreift, traf er im Hausgange. „„Liebes Kind, ich bin der König, ich wollte hier meine Leute beſuchen"". Die Diakoniſſin führte ihn nebſt ſeinem Adjutanten die Treppe hinauf. Er ging von Zimmer zu Zimmer und ſprach mit jedem einzelnen, indem er ſich nach ſeiner Wunde, ſeinem Regiment u. ſ. w. erkundigte, nicht bloß beim Herrn Oberſt v. Bismarck oder dem Major v. Jena, ſondern auch bei jedem Gemeinen. Dann ſtieg er die Treppe hinunter und wollte ſich verabſchieden, als die Schweſter ihm bemerkte, oben unter dem Dache lägen auch noch Verwundete. Der König bedauerte, bei ſeiner Ermüdung und da er noch in einem Privathauſe den Verwundeten einen Beſuch zu machen verſprochen habe, nicht mehr zu den andern gehen zu können, und war ſchon vor der Thür ſeinem Wagen zugeeilt, da kam die Schweſter, welche die oben liegenden Kranken verpflegte, die Treppe hinab mit der lauten Frage, wo der König ſei. Auf die Bemerkung, vor der Thür könne ſie ihn ſehen, trat ſie näher an ihn heran und erklärte, nicht für ſich, ſondern für ihre Verwundeten, die ſo ſehr darnach verlangten, hätte ſie dieſe Gnade gewünſcht. „„Ja dann muß ich noch einmal hinaufkommen"", antwortete der König und ſtieg die hohen Treppen wieder hinauf, unterhielt ſich auch oben mit den einzelnen, nahm ſich mit der Gabel aus dem Näpfchen des einen einen Biſſen Fleiſch, von dem andern ein Stückchen Brot, lobte, wie gut ſie verpflegt wurden, und ſchied dann von ihnen.

„Ein ander Mal durchſchritt er die Lazarettſäle zu Verſailles, wie er häufig zu thun pflegte. Ueberall tröſtete er, und oft war es ſchon der bloße Anblick ſeines lieben freundlichen Geſichts, welcher die armen Verwundeten auf Augenblicke ihre Schmerzen vergeſſen ließ. So trat er diesmal auch zu der Lagerſtätte eines jungen Infanteriſten. Derſelbe war in Folge eines Schlafpulvers eingeſchlummert und hatte ſein Album von Gedichten auf dem Bette offen liegen laſſen. Der König trat leiſe, um den armen Verwundeten nicht zu ſtören, hinzu, nahm den neben dem Album liegenden Bleiſtift und ſchrieb die wenigen Worte hinein: „„Mein Sohn gedenke Deines treuen Königs! Wilhelm."" Der Soldat erwachte, und reiche Thränen perlten ihm beim Anblick dieſer Zeilen aus den Augen. Wenige Tage darauf beſuchte der König wiederum das Lazarett und trat ſofort auf unſeren Infanteriſten zu, drückte ihm freundlich die Hand und tröſtete ihn. Derſelbe war jedoch ſchon vom Tode als ſichere Beute erleſen worden; wachsbleich, mit halb gebrochenen Augen ſtarrte er ins Leere. Kaum jedoch hatte er ſeinen König erkannt, als er ſich auch mit der letzten Kraft ſeines Körpers emporrichtete, den König mit leuchtenden Augen anblickte und ſagte: „„Majeſtät, ich werde Ihrer ewig gedenken auch dort oben. Amen!"" Der Verwundete ſank ermattet zurück, und ein leiſes Röcheln verkündete, daß er ausgelitten habe. Der König trat heran, drückte ihm die Augen ſanft zu, und eine Thräne rollte dem greiſen Fürſten in ſeinen weißen Bart.

Rühmend ſprachen manche deutſche Verwundete davon, daß ſie von Franzoſen mit großer Sorgfalt und der denſelben eigenen Gefälligkeit verpflegt worden ſeien. Auf der anderen Seite haben ſich auch viele Franzoſen für die ihnen von Deutſchen zu teil gewordene Wartung dankbar bewieſen. Solche Erfahrungen waren höchſt erfreulich im Hinblick auf die große Bitterkeit, welche ſich ſo oft während dieſes Krieges im Verkehr zwiſchen Franzoſen und Deutſchen zeigte.

Wenn es möglich war, ſuchte man die Verwundeten nach Deutſchland zu bringen. Aus Eiſenbahnwagen wurden die Sitze entfernt und den Wänden entlang Bahren aufgeſtellt. Die Verwundeten konnten auf dieſe Weiſe ziemlich bequem gebettet werden. Waren ſie im Vaterlande angekommen, ſo ſtanden an den Stationen Leute bereit, welche die Wunden auswuſchen, friſche Verbände anlegten und Erquickungen mancherlei Art ſpendeten. In Familien oder Spitälern fanden ſie nunmehr freundliche Aufnahme. Viele fühlten ſich bedeutend wohler, ſobald ſie den heimatlichen Boden betreten hatten.

Ein Thüringer, welcher in Heilbronn im Lazarett lag, gab in den erſten Tagen ſeines dortigen Aufenthalts auf die Frage nach ſeinem Befinden trotz aller Schmerzen immer nur die vergnügte Antwort: „Sehr ſchön; wir ſind ja wieder in Deutſchland."

Mit welcher Hingebung die Verwundeten oft gepflegt wurden, zeigt uns nachfolgende Begebenheit: „In Mainz lag ein Leutnant viele Wochen an ſeiner bei Gravelotte erhaltenen Schußwunde in Pflege, entſchloß ſich aber endlich, trotzdem daß die Kugel noch nicht gefunden worden war, nun nach Hauſe, nach Potsdam, zu reiſen. Unter Obhut ſeiner Pflegerin, Frau Julie Scheider von Mainz, welche ſich bei dem Frauenverein für Krankenpflege überaus thätig erwies, wurde er auf eine Bahre gelegt und in einen Packwagen der Eiſenbahn gebracht. Zwiſchen Koblenz und Neuwied geriet der Krankenwagen aus den Schienen und wurde unter heftigem Schütteln weiter geſchleift. Als vollends die Thüre einſtürzte und die eine Wand zertrümmerte, faßte die kräftige Pflegerin ihren hilfloſen Patienten in die Arme und ſprang mit ihm in's Freie. Wenige Sekunden ſpäter war der ganze Wagen vollſtändig zertrümmert. Nach mehreren Ruhetagen in Köln, welche nötig waren, um die zerſchlagenen Glieder etwas zu erholen, gelangten der Kranke und ſeine Pflegerin endlich wohlbehalten an ihrem Ziele an."

An vielen Ortſchaften Deutſchland's wurden Baracken zur Unterbringung der Verwundeten gebaut. In Berlin z. B. erhob ſich eine kleine Stadt aus ſolchen; 1500 Betten waren darin aufgeſtellt und die Räume mit ganz vorzüglichen Einrichtungen für Lüftung, Waſſerverſorgung, Reinigung, Beleuchtung, Heizung u. dgl. verſehen. Ein einziges Bett darin hatte durchſchnittlich etwa 400 Mark gekoſtet.

Im ganzen wurden während des Krieges in den Feldlazaretten 295.644 Kranke und Verwundete und in den ſtaatlichen Reſerve-Lazaretten, einſchließlich der Kriegsgefangenen-Lazarette, 812.021 (letztere in 17.613.397 Behandlungstagen) verpflegt.

Dank ſolcher Verpflegung kamen Heilungen vor, welche man kaum hätte für möglich halten ſollen. Einem Unteroffizier z. B. waren am 16. Auguſt beide Kiefern weggeſchoſſen worden. Nur mühſam konnte er durch kräftigende Flüſſigkeiten am Leben erhalten werden. Als es jedoch gelang, ihm zwei künſtliche Kiefern einzuſetzen, vermochte er wieder vollſtändig zu kauen, zu ſchlucken und ziemlich deutlich zu ſprechen. Auch ſolchen, welchen ein Fuß oder eine Hand fehlte, wurde oft durch künſtliche Glieder einiger Erſatz geboten.

Um für alle dieſe Liebeswerke die nötigen Mittel beizuſchaffen, wurde nicht nur Geld geſchenkt, Verbandzeug und allerlei Erfriſchungsgegenſtände zuſammengeſteuert, ſondern auch andere Wertſachen wurden geſammelt, und Frauen und Fräulein aus den höchſten Ständen verkauften dieſelben, um den gerade durch eine ſolche Veräußerungsweiſe bedeutend anwachſenden Erlös dieſer Sache zuzuwenden. Man wurde erfinderiſch, um für neue Aufgaben neue Hilfsquellen zu eröffnen. Das Zentralcomite der deutſchen und andern mit ihm verbundenen Vereine zur Pflege der während des Krieges verwundeten und erkrankten Krieger hatte eine Bareinnahme von 38.936.064 Mark. Damit iſt die Zahl der dargereichten Gaben jedoch noch lange nicht erſchöpft; gar oft wurden ſolche ganz im Stillen ausgeteilt, ſo daß ſie ſich jeder Berechnung entzogen.

Großartige Geſchenke kamen von Ausländern; ein engliſcher Verein z. B. hatte anfangs November 1870 bereits etwa 5.670.000 Mark geſammelt, welche zum Beſten der beiderſeitigen Heere verwendet wurden. Namentlich ſchenkten viele Deutſche in Amerika, Indien, Auſtralien ꝛc. bedeutende Summen und bewieſen damit ihre Anhänglichkeit an die alte Heimat.

An Sterbelagern. — Viele Verwundete ſtarben jedoch, ehe ſie ſorgſamer Pflege teilhaftig werden konnten, oder hauchten auch ungeachtet derſelben ihr Leben aus. Sie erquickten ſich in ihren letzten Stunden noch an Sprüchen und Liedern, welche ſie in ihrer Kindheit gelernt hatten, und deren tiefe religiöſe Wahrheit ſich ihnen jetzt recht lebendig erwies.

Wir wollen uns ans Sterbelager und Totenbett von einigen ſtellen: Füſilier Am End aus Breyell, Regierungsbezirk Düſſeldorf, wurde in der Schlacht bei Mars-la-Tour am 16. Auguſt durch die Bruſt geſchoſſen. Als man ſeine Leiche unterſuchte, las man in ſeiner Brieftaſche die Worte: „Wer mich findet, wird gebeten, meinem alten Vater zu ſagen, daß ſein Sohn gefallen iſt in Not und Tod, aber freudig im Vertrauen auf Gott für König und Vaterland."

Ein Offizier, welcher in der Schlacht von Gravelotte verwundet wurde und neben einem Leidensgefährten auf dem Schlachtfelde lag, erzählt: „Ich ſah mich nach meinem Kameraden um. Mein Gott! mir blutete das Herz bei dem Anblick; es war einer von meinem Regiment, ein ganz junger Mann; eine Granate hatte ihm beide Beine zerſchmettert. Da lag er, die Hände auf der Bruſt gefaltet, das ſterbensbleiche Antlitz vom Monde hell beleuchtet, mit ſchmerzverzogenen Zügen, die Augen gen Himmel gerichtet: „„Gott tröſte Euch, Kamerad, Ihr leidet wohl entſetzlich,"" ſagte ich zu ihm. 's wird bald zu Ende ſein, Herr Leutnant, aber es iſt doch ſchön, in der Sterbeſtunde noch eine menſchliche Stimme zu hören, dann iſt's weniger ſchwer."" „„Wollt Ihr einmal trinken, Kamerad?"" Ich hatte glücklicherweiſe meine Feldflaſche noch bei mir, und an ſeinem Danke ſah ich, wie ihn der Schluck Wein erquickt hatte; mir that es auch gut, und nun ſprachen wir zuſammen, o! ich werde es nie vergeſſen. Von der Heimat, von dem lieben Vaterhauſe am fernen Oſtſeeſtrande erzählte er mir. Vor den Augen des Sterbenden zogen noch einmal die Bilder einer ganzen glücklichen Kinderzeit vorüber; jedes einzelne der Geſchwiſter beſchrieb er mir: „„Der Karl iſt auch eingezogen, ſo ſind nur die Schweſtern zu Hauſe, aber ich wollte, ich hätte mehr Brüder, die alle mitgehen könnten und für König und Vaterland kämpfen. Der Vater ſelbſt wäre gern noch einmal Soldat geworden. In ſolcher Zeit möchte man wünſchen, immer jung zu bleiben, hatte er oft geſagt und dann hatte er mit ſeinen Schulkindern wunderſchöne Vaterlandslieder geſungen, daß ſie alle immer ganz begeiſtert aus einander gingen. Ach! und meine liebe Mutter, meine liebe, liebe Mutter! Ihr dank ich's vor allem, daß ich jetzt ruhig ſterben kann; ſie hat mich meinen Heiland kennen gelehrt, als ich noch ein ganz kleines Kind war. Das ſagen ſie ihr nur, Herr Leutnant, wenn Sie ihr von mir erzählen, daß ich ruhig und getroſt in den Tod gegangen bin und ihr noch in der Ewigkeit für all' ihre treue Liebe danken will."" Er ſchwieg jetzt ein wenig; das Geſicht ſah friedlich und glücklich aus; zwei helle Thränen rollten ihm langſam über die bleichen Wangen; ſeine Lippen bewegten ſich leiſe; er mochte wohl das Verslein beten, das ihn ſeine Mutter gelehrt, als er noch ein Kind war. Ich that daſſelbe; mir war's, als läge ich wieder in meinem kleinen Bett in der grünen Stube und die Mama käme zu mir, um mir den Gutnacht-Kuß zu geben und mich mein Abendgebetlein ſprechen zu laſſen. „„Noch eine Bitte hab' ich, Herr Leutnant,"" begann mein armer Gefährte wieder; „„heute iſt gerade meiner Marie Geburtstag; wir ſind ſchon lange verſprochen, und um Michaeli ſollt' die Hochzeit ſein; wenn ich an das arme Mädchen denke, wird mir doch recht weh ums Herz, aber ſagen Sie ihr, ſie ſoll ſich nicht zu ſehr grämen, heute Morgen hab' ich noch ihren Brief bekommen, der war ſo ſchön, und ich war ſo glücklich darüber, ſie ſoll recht oft zu meinen Eltern gehen, die Mutter wird ſie gewiß tröſten. Und was ich ſo bei mir habe, Herr Leutnant, die Uhr mit der Schnur von meiner Marie Haar (ſie hat's mir zum letzten Weihnachten geſchenkt, lieber Gott! ja, es iſt mein letztes geweſen) und das kleine Teſtament, wo vorn mein Einſegnungsſpruch drin ſteht, das nehmen Sie an ſich und geben Sie's ihnen zu Hauſe. Gott lohn's Ihnen, Herr Leutnant, daß Sie das thun wollen, ich kann's Ihnen nicht vergelten, aber daheim werden ſie's Ihnen nicht vergeſſen, und die Mutter — —."" Die Stimme wurde immer ſchwächer; die letzten Sätze hatte er ſchon in längeren Zwiſchenräumen geſprochen; ich ſah, es ging zu Ende. Ganz leiſe, faſt unhörbar flüſterten die bleichen Lippen: „„Wenn ich einmal ſoll ſcheiden."" Ich betete laut weiter: „„So ſcheide nicht von mir ꝛc."" Beim letzten Verſe wurde das Röcheln immer ſchwächer, und die Endzeilen hörte ich allein; mein tapferer Kamerad war ſelig heimgegangen."

Ein anderes Sterbelager! „„Legt mich nieder,"" ſagte ein bei Sedan verwundeter Preuße zu ſeinen Kameraden, welche ihn fortſchafften, „„legt mich nieder, macht Euch keine Mühe, mich weiter zu bringen; ich ſterbe!"" Sie willfahrten ihm und kehrten auf das Schlachtfeld zurück. Wenige Minuten nachher ſah ein Offizier den Mann in ſeinem Blute liegen und ſagte zu ihm: „„Kann ich etwas für Sie thun?"" „„Nein, ich danke Ihnen!"" „„Soll ich Ihnen ein wenig Waſſer holen,"" fragte der freundliche Offizier weiter. „„Nein, ich danke Ihnen; ich ſterbe."" „„Kann ich denn gar nichts für Sie thun? Soll ich Ihren Freunden ſchreiben?"" „„Ich habe keine Freunde, an welche Sie ſchreiben könnten. Aber da iſt etwas, für was ich ſehr dankbar wäre. In meinem Torniſter werden Sie ein Teſtament finden. Wollen Sie es öffnen beim 14. Kapitel Johannis, ſo werden Sie nahe am Ende des Kapitels einen Vers finden, welcher anfängt mit „Friede." Wollen Sie ihn leſen."" Der Offizier that es und las die Worte: „Den Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Eue Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht." „„Danke Ihnen, Herr"", ſagte der Sterbende; „„ich habe dieſen Frieden. Ich gehe zu dieſem Heiland. Gott iſt mit mir, ich bedarf nichts mehr!"" Das waren ſeine letzten Worte.

Leutnant von Altrock, Führer der 4. Kompagnie des ſächſiſchen 2. Grenadierregiments, erhielt in der Schlacht bei Sedan einen Schuß in den Unterleib. Er ſtarb mit den Worten: „Grüßen Sie meinen Vater und ſagen Sie, ich ginge zu meiner lieben Mutter."

Ueber das Abſcheiden eines franzöſiſchen Soldaten wird folgendes berichtet: „Derſelbe lag in einem Spitale ſeines Vaterlandes hoffnungslos darnieder. Der Arzt, der im Zimmer war, merkte, wie ſein Atem immer ſchwächer wurde, auf einmal hörte er ganz laut den Ruf: „„Da!"" Er geht auf den Soldaten hin und fragt ihn, was er wünſche. „„Nichts,"" ſagte der Soldat, „„aber ich höre, daß im Himmel Appell gehalten wird, und ich antwortete auf meinen Namensruf!"" Als der Arzt näher hinſah, war er verſchieden."

Starben dieſe nicht einen ſchönen Tod? Mögen ſie und noch viele andere mit ihnen nicht von den Engeln getragen worden ſein in Abraham's Schoß?

Die tief empfundene dichteriſche Schilderung eines Sterbelagers bei Sedan möge dieſen Abſchnitt beſchließen:

Inmitten dieſer Todesſchauer
Welch lieblich Bild! Andächtig, ſchweigend ſtehn
Um eine Jünglingsleiche Kameraden;
Im blaſſen Angeſicht des Toten lebt
Noch Glück und Friede, während auf der Bruſt
Die Schlachtenroſe blüht; die ſtarre Hand
Hält feſt ein Bildchen, drauf der letzte Blick
Noch ruhet; vom Torniſter aufgeſtützt,
Scheint hold zu träumen dieſer blonde Kopf.
Den ſtolzen Feldherrn[1]) rührt die ſtille Feier.
„Wer iſt es?" fragt er leiſe. „Reichen Eltern
Der einz'ge Sohn, kaum achtzehn Lenze zählend
Student von Leipzig, der zur Wacht am Rhein
Freiwillig ſich geſtellt. Das Bild der Mutter
Hat noch im Tod ſein Angeſicht verklärt."
Und Albert nimmt das ſchlichte Kreuz von Eiſen
Von ſeiner Bruſt und läßt dem toten Jüngling
Es auf die Wunde legen. „Größre Liebe",
Ruft er mit Inbrunſt, „fühlet keiner ja,
Als daß er für die Brüder läßt das Leben."   (K. H. Keck).

Fürſorge für die Geſunden. — Den Geſunden drohte bei den großen Strapazen, welche ſie durchzumachen hatten, in hohem Grade die Gefahr, krank zu werden. Gab es doch z. B. vor Metz Soldaten, welche 42 Tage daſſelbe Hemd auf dem Leibe getragen hatten und dabei in rauher, naßkalter Nacht fußtief im Lehmboden auf Wachtpoſten ſtehen mußten. Allein an Typhus ſtarben in dieſem Kriege 6965 Mann. Auch zur Linderung dieſer Not zeigten ſich hilfreiche Hände. Ganze Wagenladungen mit Strümpfen, Hemden, Binden u. a. wurden abgeſandt, damit ſie unter die Soldaten verteilt würden.

Fabrikant A. Riebeck in Halle (der Sohn eines armen Bergmannes), welcher vor 25 Jahren noch 25 Pfennig Klaſſenſteuer bezahlt hatte, jetzt aber ein reicher Mann war, rüſtete drei Wagen auf eigene Koſten mit Waren, darunter allein 5000 Stück wollene Sachen, aus, um die frierenden, durchnäßten Truppen vor Metz „inwendig und auswendig zu wärmen." Er hatte ſich die Anſchaffung all dieſer Dinge 30.000 Mark koſten laſſen. Als er nun mit ſeinen Gaben vor Metz anlangte, erntete er für dieſelben von den Soldaten vielen Dank ein, aber wie wurde er betrübt, als er alle Wagen leer ſah und noch viele ihre Bitten in rührendſter, herzzerreißender Weiſe laut werden ließen, ohne daß er ſie nur befriedigen konnte! Dieſe Gabe war nur eine von vielen, welche dieſer eine Mann während des Krieges austeilte. Solche Schenker hat es freilich nicht viele gegeben, aber auch weniger bemittelte Leute haben ihre Kräfte gewaltig angeſtrengt, um ſich an der allgemeinen Liebesthätigkeit mitbeteiligen zu können.

Geſunden und Kranken ganz beſonders erwünſcht waren Zigarren; dieſelben wurden den Kriegern denn auch in großen Maſſen zugeſandt. Oft waren ſie freilich recht ſchlecht; der Soldatenwitz gab ihnen daher allerlei Namen, z. B. Gambetta-Zigarren, weil man ſie nur im Luftballon rauchen könne. Ein Verwundeter bat ein mal einen Geiſtlichen um Schwefelhölzer, obwohl er noch eine große Anzahl ſolcher hatte; „denn", ſagte er, „die muß man reichlich haben; zu jeder Zigarre brauche man bald ein Bund."

Die Feldpoſt. — Vorzügliche Dienſte leiſtete den Geſunden, Verwundeten und Kranken die Feldpoſt. Wir wollen uns deren große Wichtigkeit durch einzelne Beiſpiele deutlich zu machen ſuchen.

Wenn ſich der Soldat nach einem beſchwerlichen Marſche, nach einem anſtrengenden Dienſte auf Poſten oder ſonſtwo müde zur Ruhe legen will, zieht er aus ſeiner Bruſttaſche einen Brief von ſeinen Lieben daheim. Während er ihn lieſt, meint er faſt, die Hand ſeiner Mutter ſtreiche ihm die Sorgen vom Angeſicht weg; er ſchläft ruhiger ein. Tage wie Weihnachten oder ſeinen Geburtstag würde er ſo gerne im Kreiſe der Seinigen zubringen. Es iſt nicht möglich, aber einen Erſatz dafür hat er in einem Briefe, in einem Packete. Mütterliche Sorgfalt hat ein für ihn beſtimmtes Geſchenk vielleicht in zwei Teile zerlegt und in zwei Briefen abgeſandt, weil einer allein das zuläſſige Gewicht überſtiegen hätte. Nun ſetzt er es mit Freuden zuſammen.

Im amtlichen Berichte der Norddeutſchen Feldpoſt heißt es: „Die Poſt wurde mit halbpfündigen Cartonbriefen förmlich überſchüttet, in denen Strümpfe, halbe Unterbeinkleider, wollene Jacken, Zigarren (mitunter 1000 Stück in einer entſprechenden Anzahl Briefe von demſelben Abſender gleichzeitig eingeliefert), Wurſt, Schinken, Cognac, gekochte Eier, Butter und allerlei ſonſtige feſte und flüſſige Gegenſtände enthalten waren."

Ehe der Krieger in die Schlacht geht, lieſt er noch einmal die frommen Wünſche, die man ihm aus der Heimat ſchrieb, er betet mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter: „Lenker der Schlachten, bewahre mich in dieſem Kampfe!" Und mutiger, zufriedener geht er an ſein blutiges Tagewerk.

Wenn er verwundet oder krank im Lazarett liegt und alles um ihn her ſtille iſt, ach wie freut ihn da ein Gruß aus dem Elternhauſe, wie wohl thut's ihm, wenn er erfährt, daß der und die ſich angelegentlich nach ihm erkundigten!

Ein Lazarettgeiſtlicher erzählt: „Auf einer Stube in meinem Bezirk lag ein Verwundeter mit vier Kameraden und drei Franzoſen. Ich hatte bald dieſem, bald jenem einen Brief bringen dürfen, dieſer eine arme Kamerad aber war bisher immer leer ausgegangen. „„Ach"" — ſprach er traurig zu mir — „„mir werden Sie keinen Brief bringen, mich haben ſie daheim vergeſſen!"", und dabei rannen ihm die Thränen über die Backen. Ich tröſtete und bat ihn, Geduld zu haben. Und richtig, am folgenden Sonntag war unter den mehr als hundert Briefen auch einer für dieſen Betrübten! Wie eilte ich freudigſten Herzens zu ihm, und als er wirklich ſolch lieben Gruß aus der Heimat in ſeiner zitternden Hand hielt, brach er in helle Freudenthränen aus und ſchluchzte: „„Ach mein lieber Gott, wirklich ein Brief für mich! Ach, welche Freude! So haben ſie mich doch nicht vergeſſen daheim! Ach, mein Gott, und gerade an dieſem lieben Sonntag ſolch große, große Freude!"" Er dankte und lobte Gott und küßte den Brief, dann erſt bat er mich, denſelben zu öffnen und ihm vorzuleſen."

---

[1] Prinz Albrecht von Sachſen.

Wie aufmerkſam hören Kameraden einem aus ihrer Mitte zu, welcher aus einer Zeitung vorlieſt! Wohl erfahren ſie hie und da auch durch mündliche Mitteilung etwas von dem, was in der Welt geſchieht, aber da drinnen ſteht's ſo ausführlich, welche Niederlagen Bismarck mit der Wucht ſeiner Worte dem Feinde beibrachte, oder welche Erfolge die Kameraden bei Sedan, Straßburg und Metz, Orleans und Amiens, Paris und Belfort mit dem Schwerte errangen, oder daß wieder ein Liebesgabenzug unterwegs iſt mit Wäſche und Zigarren und ſonſt allerlei ſchönem und gutem. Auch wird darinnen berichtet von dem Jubel, welchen die Siege in deutſchen Städten und Dörfern, ja, überall wo's Deutſche giebt, verurſacht haben; am Ende finden ſie darin gar ſchon die Schlacht beſchrieben, welche ſie vor ein paar Tagen mitſchlugen und den Namen des einen und andern Kameraden dabei ehrend erwähnt. Mit großer Teilnahme werden alle dieſe Nachrichten aufgenommen.

Die Männer da draußen ſind nun aber auch fleißig im Schreiben. Wie ſorgen ſich ihre Eltern, Geſchwiſter, Bräute ab, wenn ſie nicht wiſſen, wie es ihnen geht. Ein paar Worte ſind ſchnell auf die Poſtkarte geſchrieben (zum Glück ſind es nur verſchwindend wenige, welche dieſe edle Kunſt nicht verſtehen)! Der Torniſter dient zur Unterlage. Und wie bequem iſt's, daß man keine Tinte mitzuführen, den Brief nicht zuſammenzufalten, keine Marke draufzukleben braucht: Im Nu iſt das Ganze fertig zum Abſenden.

Wie oft haben ſie daheim den Briefträger gefragt, ob keine Feldpoſtkarte da ſei! Endlich bringt dieſer eine, er war neugierig genug, zu leſen, was darauf ſteht; ſie iſt ja offen. Von ferne ſchon ruft er: „Euer Sohn iſt geſund. Da bring' ich Euch eine Karte von ihm!" Ach, oft wagt er es freilich auch nicht, ſie ſofort zu überreichen! Er bittet den Pfarrer oder Lehrer, ſie abzugeben, die armen Eltern aber erſt darauf vorzubereiten; denn der Sohn hat noch mit zitternder Hand ein paar Abſchiedsworte geſchrieben, da er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe; er verſichert die Seinigen, daß er im Frieden ſterbe, daß er Gott angefleht habe, ihm beizuſtehen in der letzten Not, und bittet, auch ſie möchten auf Gott vertrauen und ſich tröſten, er hoffe auf ein Wiederſehen.

Nach der Schlacht bei Spicheren fand ein Verwundetenpfleger einen preußiſchen Infanteriſten, welcher ſich an eine Mauer anlehnte; derſelbe war von einem Schuß durch den Leib getroffen. Auf die Frage, ob er zu trinken begehre, ſchüttelte der Arme, deſſen Antlitz vom Schmerze ſchrecklich entſtellt war, das Haupt, deutete aber an, er möge ihm die trockenen Lippen anfeuchten. Hierauf fragte er den Helfer, ob er ſchreiben könne; dieſer bejahte es und zog ſeine Brieftaſche hervor. Nun diktierte der Sterbende: „Liebe Mutter, leb' wohl!" und die Adreſſe: „Berlin, Oranienſtraße Nr. . . ." In dieſem Augenblicke bat ein anderer Verwundeter nahe dabei um einen Trunk; der Helfer reichte ihm dieſen, und als er ſich wieder umdrehte, atmete der Verwundete noch einmal tief auf und verſchied.

Dr. Döhle, Leutnant im 32. (2. thüringiſchen Infanterie-) Regiment erzählt: „In der Schlacht bei Sedan bekam ich während des Kampfes um die letzten vor den Wällen der Feſtung gelegenen Häuſer der Vorſtadt Cazal plötzlich einen heftigen Schlag, der mich niederwarf. Zum Glück war ich nicht verwundet, ſondern nur von einer Gewehrkugel geſtreift worden, welche mir die Helmkokarde und den Helm an der rechten Schläfe zerriſſen hatte. Als ich niederſtürzte, ſprang Musketier Brethauer herzu, um mir aufzuhelfen. Da ſank er ſelbſt, getroffen von einer Chaſſepotkugel, die ihm das linke Bein zerſchmetterte, zuſammen. Zu meinem großen Bedauern konnte ich mich ſeiner nicht annehmen. Am Abend ſuchte ich meinen braven Musketier auf; ich fand ihn in einem Landhauſe unter Franzoſen und Preußen auf Stroh liegend und bereits verbunden. Freudig wurde er durch meinen Beſuch gerührt. Der Arzt, welcher die Wunde unterſucht hatte, ſagte mir auf lateiniſch: „„Er iſt ein Mann des Todes."" Als der Verband erneuert war und der treue Kamerad erfahren hatte, daß der Kampf ſiegreich für uns geweſen ſei, reichte er mir die vom Fieberfroſt geſchüttelte Rechte und bat mich mit leiſer Stimme ſeiner alten Mutter zu ſchreiben. „„Ihr Geburtstag iſt heute"", ſagte er, „„ſie erwartet heute einen Brief; gratulieren Sie ihr in meinem Namen."" Bewegt verſprach ich es. Sie erhielt von mir den Brief. Wiedergeſehen hat ſie ihren Sohn nicht. Als ich glücklich aus dem Feldzuge heimgekehrt war, beſuchte mich die alte Frau, welcher der Krieg noch einen Sohn geraubt hatte, und hörte von mir, wie wacker der Gefallene ſeine Soldatenpflicht erfüllt, wie zärtlich er im Angeſicht des Todes ihrer gedacht habe."

Wie ſehr es den Vater und die Mutter auch ſchmerzt, ſo traurige Kunde leſen zu müſſen, ſie ſind doch der quälenden Ungewißheit los. Sie hoffen, daß ihr Sohn zu dem Frieden eingegangen iſt, welchen ihm keine Macht der Welt mehr nehmen kann.

Wer hat die Ueberbringung dieſer frohen, dieſer traurigen Botſchaft ermöglicht? Die Feldpoſt.

Die Norddeutſche Feldpoſt hatte in dieſem Kriege 411 Anſtalten, deren Dienſt 2140 Beamte und Poſtillione beſorgten. Sie beförderte vom 16. Juli 1870 bis 31. März 1871: gewöhnliche Briefe und Poſtkarten aus der Heimat zu dem Heere und umgekehrt, ſowie im Verkehre der Truppenteile unter einander: 89.659.000 Stück (die bayeriſche 3.240.000 Briefe, die württembergiſche 6.898.000 Briefe, Poſtkarten und Zeitungen, die badiſche 1.470.000 Poſtkarten und Briefe), Zeitungen: 2.354.310 Exemplare, Gelder in Dienſtangelegenheiten des Heeres: 43.023.460 Thaler, Gelder in Privatangelegenheiten der Militärperſonen: 1.6842.460 Thaler, Packete in Militärdienſtangelegenheiten: 125.916 Stück, Packete in Privatangelegenheiten der Militärperſonen: 1.853.686 Stück.

Generalpoſtmeiſter Dr. Stephan hat ſich um dieſe nützliche Anſtalt beſonders verdient gemacht. Ehre ihr! Sie hat den Dank des Vaterlandes verdient.

Sorge für die Invaliden. — War die Verwundung der Krieger eine derartige, daß dieſelben dadurch verhindert wurden, ihrem Berufe mit voller Kraft obzuliegen, ſo erhielten ſie zeitweilige oder lebenslängliche Unterſtützungen oder Ruhegehalte ausgeſetzt. Sie müſſen nun nicht (wie ehedem viele Invaliden!) mit Leierkäſten umherziehen, um das Mitleid der Menſchen zu erregen, ſondern das Vaterland ſorgt für ſie, nachdem ſie einen Teil ihrer Lebensfülle in ſeinem Dienſte eingebüßt haben.

Sorge für die Hinterbliebenen der Gefallenen. — Auch die Hinterbliebenen der Geſtorbenen und Gefallenen wurden nicht vergeſſen.

Dafür ein Beiſpiel! Einem nicht gerade reichen Kaufmann in Leipzig ſchuldete ein armer Handwerker, deſſen Sohn im Heere diente, 300 Thaler, welche er in kleinen Teilen nach und nach abzahlen wollte. Bei einem der letzten Gefechte vor Paris wurde dieſer ſein Sohn erſchoſſen. Wenige Tage darauf erhielt er von ſeinem Gläubiger einen Brief, worin es hieß: „Ihr Sohn iſt für Deutſchlands Ehre und Freiheit, für den unangetaſteten Wohlſtand und Fortbetrieb unſeres Handels und Wandels geſtorben, und ſo gehöre auch ich zu ſeinen Schuldnern. Gönnen Sie mir die Befriedigung, meinen Dank dem auf dem Felde der Ehre Geſtorbenen dadurch zu bezeugen, daß ich dem Vater die mir noch zuſtehende Summe von 225 Thalern erlaſſe, worüber die Quittung beiliegt." In dieſer und ähnlicher Weiſe hat das dankbare Vaterland die ihres Ernährers Beraubten gleichſam an Kindesſtatt angenommen.

Die Toten wurden u. a. damit geehrt, daß man ihre Thaten durch Aufſtellung von Denkmälern verherrlichte. Im Jahre 1875 waren bereits ungefähr 1350 künſtleriſch angefertigte Denkmäler auf deutſchem und franzöſiſchem Boden zu ihrem Gedächtnis errichtet. Dieſelben halten dem Beſchauer eine zwar ſtumme, aber doch eindringliche Predigt über die dem Vaterlande geleiſtete Treue bis zum Tode.

Kriegsgefangene. — Als einen Fortſchritt der Geſittung dürfen wir es auch betrachten, daß den Kriegsgefangenen während dieſes Feldzuges eine menſchenfreundlichere Behandlung wie in früheren Zeiten zu teil wurde.

Oft hörte man in Frankreich beim Beginne des Krieges den Ruf: „Nach Berlin! nach Berlin!" Gar manche hofften, nach 14 Tagen in Preußens Hauptſtadt einziehen zu können. Das trat denn auch nahezu ein; freilich nicht als Sieger, wie ſie gewähnt hatten, langten ſie an, ſondern als Gefangene.

Wie rückſichtsvoll ihnen die Deutſchen entgegen kamen, zeigt folgendes Beiſpiel. Als am 5. Auguſt 1870 franzöſiſche Gefangene vor Bayern vorbeimarſchierten, ſagte ein Offizier zu ſeinen Leuten: „Kinder, es kommen franzöſiſche Gefangene! Daß mir keiner lacht oder ſpottet! Bedenkt, es ſind arme Gefangene." Treffliche Worte! Im Hinblick auf ſie dürfen wir des ſchönen Ausſpruches gedenken: „Großmut legt ein Oelblatt in die Wunden des Beſiegten und ein Lorbeerblatt an die Krone des Siegers."

Recht anſprechend iſt folgendes kleine Erlebnis. Ein Unteroffizier vom 1. (ſchleſiſchen) Leibküraſſierregiment erzählt: „Nach der Schlacht von Sedan ſuchte ich mit gefangenen Turkos und anderen franzöſiſchen Infanterieſoldaten bekannt zu werden, welche in großer Anzahl in der Nähe unſeres Bivouaks lagerten. Wohl wiſſend, welch' gute Verwendung jeder Soldat für Tabak hat, brachte ich ſolchen in Brotbeutel, Taſche und Mütze unter und nahte mich den Gefangenen. Sofort fand ich Zugang. Durch Mienen und Gebärden ſuchten die einzelnen meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, damit ſie etwas bekämen, ſie verfuhren dabei aber gar nicht gewaltthätig, ſondern warteten ruhig, die Hand ausſtreckend, bis ich ihnen etwas gab. Da ich ein wenig franzöſiſch ſprach und auch einige der Gefangenen deutſch verſtanden, konnte ich mich mit ihnen leidlich unterhalten. Sie baten mich, ich möchte ihnen in ihren Feldflaſchen etwas Waſſer holen, da ſie ſchrecklichen Durſt litten. Ich erbot mich gerne, ſo viele Flaſchen mitzunehmen, als ich an meinem Körper anbringen konnte und hing mir ſolche über die rechte, über die linke Achſel und an die Arme, eilte in ein naheliegendes Dorf und füllte ſie. Nun ging's ans Umhängen. Aber — o Schrecken! — ich hatte nicht bedacht, daß die Flaſchen mit Waſſer gefüllt ſo viel ſchwerer wurden; jede faßte ein Liter. Zurücklaſſen wollte ich jedoch keine und bepackte mich, ſo gut es gehen wollte. Nur mühſam und ſchweißtriefend erreichte ich den Lagerplatz. Unterwegs hatte ich meine liebe Not, die Halbverſchmachteten, welche mir begegneten und meine Flaſchen nehmen wollten, abzuwehren; ich bedurfte dazu alle meine Ueberredungskunſt. Wie lohnte mich nun aber für die gehabte kleine Mühe die Freude und der Dank der Franzoſen! Der eine ſchenkte mir ſofort ſeine leere Flaſche zum Andenken; es half mir nichts, daß ich ſie zurückweiſen wollte — ein anderer gab mir eine kleine Tabakspfeife, ein dritter einen Knopf, ein vierter ein kleines Meſſer; wer nichts hatte, drückte mir die Hand oder äußerte ſeinen Dank in mir unverſtändlichen Worten. Zufrieden und glücklich kehrte ich nach zwei Stunden in mein Bivouak zurück."

Es wird freilich auch erzählt, daß einzelne deutſche Frauen bei ihrer Fürſorge für franzöſiſche Gefangene das rechte Maß nicht einhielten, ſondern ihnen in auffälliger Weiſe Gefälligkeiten erwieſen, während ſie ihre eigenen dieſelben bewachenden Landsleute vernachläſſigten. Dies war vielfach Ausfluß jenes alten Fehlers, daß die Deutſchen das Fremde und die Fremden oft über Gebühr bewundern; es geſchah jedoch nur ausnahmsweiſe.

In Deutſchland wurden die Gefangenen meiſtens in Feſtungen untergebracht, wo ſie bisweilen unter ihren eigenen Zelten lebten, welche als Teile der Kriegsbeute dahin gebracht worden waren.

Vielen unter ihnen mundete die deutſche Koſt nicht. Wie viel beſſer hatten ſie es jedoch darin als die deutſchen Krieger, welche auf franzöſiſchem Boden oft ſo große Strapazen durchzumachen hatten, daß ſie nicht zum Abkochen ihrer beſcheidenen Vorräte kommen konnten und gerne das gegeſſen hätten, was die Franzoſen hier verſchmähten!

Da die Gefangenen vielfach nichts zu arbeiten hatten, langweilten ſie ſich entſetzlich. Sie ſchalten über ihre Führer, ſchoben ihre Gefangenſchaft dem Verrate derſelben zu oder behaupteten, die Deutſchen ſeien ihnen an Zahl vierfach überlegen geweſen und verbrachten ſo die Zeit unter großen Prahlereien und eitlem Geſchwätze. Andere fanden ſich recht gut in ihre Lage, baten um Beſchäftigung und verdienten ſich dadurch noch einiges Geld. Noch andere führten ſowohl zu ihrer eigenen Unterhaltung als auch vor Deutſchen Schauſpiele auf, wofür ſie großes Geſchick an den Tag legten.

Nicht gering war es anzuſchlagen, daß ihnen für alle von ihnen abgeſandten gewöhnlichen Briefe und Poſtkarten Portofreiheit gewährt wurde, ſobald ſie ſich dieſelben von ihren vorgeſetzten deutſchen Militärbehörden mit deren Dienſtſiegel verſehen ließen. Auch konnten ſie ſich durch Poſtanweiſung Geld aus ihrer Heimat ſchicken laſſen. Sie erhielten 4 Millionen Mark in kleinen Einzelbeträgen durch die norddeutſchen Poſtanſtalten ausbezahlt.

Tauſenden von franzöſiſchen Offizieren war es erlaubt, ihren Aufenthalt zu nehmen, wo ſie wollten, wenn ſie ſich durch ihr Ehrenwort verpflichtet hatten, in dieſem Kriege nicht mehr gegen Deutſchland zu ienen. Eine bedeutende Anzahl brach dies Wort.

Cremer z. B., dem wir im Kampfe gegen Truppen des 14. Armeecorps wiederholt begegneten, hatte nach der Kapitulation von Metz am 31. Oktober folgende ſchriftliche Erklärung abgegeben: „Ich Endesunterzeichneter verpflichte mich auf meine Ehre als Offizier und gebe durch Gegenwärtiges mein Ehrenwort, die Waffen gegen Deutſchland während der Dauer dieſes Krieges nicht mehr zu ergreifen und nicht gegen ſeine Intereſſen zu handeln, auch nicht irgend welchen Dienſt zu nehmen, ſei es in den franzöſiſchen Kolonien, ſei es für die Aushebung der Truppen und in den Bewaffnungsdepots."

Wo möglich noch kläglicher als dieſe Ehrloſigkeit war es, daß die „Regierung der nationalen Verteidigung" ſolchen Männern geſtattete, wieder in's Heer einzutreten, ja daß ſie ihnen einige Male geradezu höhere militäriſche Poſten verlieh. Andere ihrer Kameraden waren jedoch ſo gewiſſenhaft, daß ſie auf die ihnen eingeräumte Freiheit, nach Abgabe ihres Ehrenwortes in Frankreich leben zu dürfen, verzichteten und daß ſie ſich nach Deutſchland begaben, wenn ſie ſahen, daß ſie von ihren Landsleuten zum Wiedereintritt ins Heer oder zu ſonſtigen Feindſeligkeiten gegen Deutſchland genötigt werden ſollten.

Die Afrikaner lebten meiſt abgeſchloſſen für ſich, was bei ihrem niederen Bildungsgrade und ihren von der europäiſchen Lebensweiſe abweichenden Gewohnheiten leicht erklärlich iſt.

Welch ſeltſame Vorſtellungen dieſelben von dieſem Kriege oft hatten, geht aus folgenden Worten eines Turkos hervor, die er zu einem Deutſchen ſprach: „Ihr habt einen Sultan, und wir haben einen Sultan; ſiegt unſer Sultan über Euch, ſo werdet Ihr unſere Sklaven; ſiegt Euer Sultan über uns, ſo werden wir Eure Sklaven."

Hie und da kamen Männer zu ihnen, welche ihre Sprache verſtanden.

Zu den Turkos in Ulm z. B. ging ein von einer deutſchen Geſellſchaft geſandter Prediger aus Algier. Sie befanden ſich in einem Vorwerk der Feſtung. Da trat einer aus ihrer Mitte auf und las ihnen einige Kapitel aus dem Koran, ihrem heiligen Buche, vor. Er that aber das ſo leiſe, daß ſie ſich bald langweilten und riefen: „Hör auf, es iſt genug!" Dann trat jener Prediger vor, nahm das Buch, rief den Leuten zu, ſie ſollten ihn im Namen des allmächtigen Gottes anhören und las ihnen eine Stelle aus dem Koran laut und deutlich vor; ſie mußten ihm dieſelbe nachſprechen. Sie lautet: „Im Namen Gottes, des barmherzigen und gnädigen. Preis ſei Gott, dem Herrn der Welten, dem barmherzigen und gnädigen, dem Herrſcher des Tages des Gerichts! Dir dienen wir, Dich flehen wir an: Führe uns den richtigen Weg derer, an denen Du Wohlgefallen haſt, über welche Du nicht zürneſt und welche nicht irren!" Das gab Leben unter ihnen. Als nun der Prediger eine längere Anſprache daran knüpfte, riefen ſie wiederholt, indem ſie ſich verneigten: „Das iſt wahr, das iſt ganz wahr!" Am Schluſſe ſtimmten ſie alle in das Amen ein, worauf er das Vaterunſer betete. Viele kamen nun herbei und bezeugten ihm ihren Dank, indem ſie ihm die Hand küßten und ſagten: Dich hat Gott geſandt!"

Mehrfach ſuchten Gefangene zu entweichen und zwar nicht nur einzelne, ſondern auch ganze Scharen ſolcher, ſo z. B. in Köln, Koblenz und Mainz zur Weihnachtszeit 1870, in Ludwigsburg und auf dem Hohenasperg am 18. Januar 1871. Wäre ihnen die Flucht geglückt und hätten feindliche Streifcorps in Süddeutſchland einzufallen vermocht, ſo würde daraus große Gefahr für die Städte und Dörfer erwachſen ſein, durch welche ſie gezogen wären. Ihre Pläne wurden jedoch rechtzeitig entdeckt und konnten darum vereitelt werden.

Natürlich geriet auch eine beträchtliche Anzahl deutſcher Soldaten in franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft. Die Behandlung, welche ſie erfuhren, war eine ſehr verſchiedene.

Ein Württemberger ſchrieb z. B. aus Paris: „Wir waren in dem ſtrengſten Zuchthauſe in Paris, zuſammen 86 Württemberger. Die Behandlung war ſchlecht und die Verpflegung noch ſchlechter. Warmes Waſſer ſtatt Suppe, keine Heizung. Wir verloren alle unſere Kräfte. Unterhaltung hatten wir keine, wir waren den ganzen Tag eingeſchloſſen, je zwei Mann in einer Zelle."

Aus Metz berichtete dagegen eine franzöſiſche Zeitung folgenden Vorfall: "Fünfzehn preußiſche Gefangene zogen, von zwei oder drei Gensdarmen geführt, an einem Café vorbei, als ein Fuhrmann, ein großer ſtarker Burſche von etlichen 30 Jahren, ſich durch die Menge drängt und ſeine breite Hand auf die Mütze eines Gefangenen legend, zu ihm ſagt: „„Aha, Bismarck!"" Der Gefangene kehrt ſich lebhaft um und erwidert mit einem kräftigen Fußtritt. Die Menge ruft: „„Bravo, Preuße!"" Der koloſſale Bauer ſchickt ſich an, über ihn herzufallen, als ein Soldat der Garde ihn zurückhält und ſagt: „„Sie ſind ein elender Feigling, daß Sie einen gefangenen Soldaten beſchimpfen!"" Die Menge gab auf's neue Beifall! Alsdann packt ein Polizeiagent den Bauern, welcher ſich gewaltig wehrt, am Kragen, hält ihn, vom erwähnten Soldaten und einem andern Anweſenden unterſtützt, feſt und führt ihn auf den Poſten inmitten der Verhöhnungen und Mißbilligungsrufe der Menge."

Manche franzöſiſche Kriegsgefangene bewieſen ſich für empfangene Wohlthaten recht dankbar.

Das zeigen z. B. nachfolgende Worte aus dem Briefe eines franzöſiſchen Korporals (geſchrieben am 7. Dezember 1870): „Ich will dieſen Brief nicht beendigen, ohne Ihnen von der menſchenfreundlichen Weiſe Kenntnis zu geben, mit welcher unſere Gefangenen in Erfurt behandelt werden. Es iſt ſehr bewundernswürdig, die Bevölkerung dieſer Stadt herbeieilen zu ſehen, voll Eifer und chriſtlicher Liebe, um unſeren Gefangenen zu helfen, die leider durch die Unglücksfälle unſeres hart betroffenen Vaterlandes in Not geraten ſind. Wir müſſen Gott danken, lieber Herr, daß er uns in unſerer Gefangenſchaft nicht verlaſſen hat, indem er uns zu Gefangenen einer ſo chriſtlichen Stadt machte, welche ſo viel Liebe übt. Ja, lieber Herr, nichts wird geſpart von ſeiten der Bevölkerung, nichts iſt zu teuer, um unſern Franzoſen zu helfen. Die Lazarette werden von unſern barmherzigen Schweſtern beſucht, welche unaufhörlich ihre Almoſen unter dieſen unglücklichen Opfern verbreiten. Mir ſelbſt haben mehrere derſelben Schuhe, Shawls, Taſchentücher, Hemden für die Bedürftigſten gegeben, welche in großer Zahl, namentlich ſeit der Kapitulation von Metz, angekommen ſind. Ja, teurer Herr, unſere Gefangenen werden Ihnen noch zu großem Danke verbunden ſein für ſo viele Güte, welche Deutſchland für uns hat. Aber wenn wir ſelbſt nicht einmal lohnen können, ſo wird Gott, dem keine gute That entgeht, Ihnen den Lohn derſelben geben. Möchte er Ihnen alle dieſe edle Liebe an ſeinem himmliſchen Tiſche entgelten laſſen, wie man es auf deutſchem Gebiet an unſeren Gefangenen thut! Das ſind meine Wünſche, teurer Herr: möge Gott ſie an Ihnen erfüllen!" Der Mann, welcher dieſe Worte ſchrieb, Henri — ſprich: Hangri, d. i. Heinrich — Biot aus Oleron, nicht ſehr weit von der ſpaniſchen Grenze, ſeinem Gewerbe nach Bäcker, war Korporal im 53. Infanterieregiment und von Sedan nach Erfurt gekommen. Mit großer Aufopferung diente er ſeinen Kameraden und hatte eine beſondere Freude, wenn er ihnen die Bibel oder Erbauungsſchriften geben konnte. Selbſt den deutſchen Kriegern bot er ſolche Bücher dar und ſagte ihnen, wenn ſie ihm dafür zahlen wollten, zum Himmel deutend: „Gott nix Groſch!" In den Briefen, die er ſchrieb, liebte er es in die linke Ecke der erſten Seite das Wort: „Religion", in die rechte das Wort: „Friede" zu ſetzen. Täglich half er beim Dienſt der Meſſe (er war Katholik) und ſuchte zu werben für das Himmelreich. Bald erkrankte er an den Blattern und ſtarb am 13. Januar 1871. Ein Doktor rief ihm nach: „Schlaf wohl, mein lieber Bruder, Du ruhſt im Frieden!"

Auch ein franzöſiſcher Sergeant ſchrieb an einen Deutſchen: „Wir wurden in Ihrem Lande vielmehr als die Opfer eines unglücklichen Krieges, denn als Feinde betrachtet."

Selbſt Turkos ſagten zu einem Prediger, welcher in Hannover in arabiſcher Sprache mit ihnen redete: „Du biſt gut, und Deine Brüder ſind auch gut; Eure Verpflegung iſt ſehr lobenswert!"

Franzoſen und Deutſche. — Bisher ſind uns bei franzöſiſchen Soldaten und Bürgern ſchon ſo manche Volkseigentümlichkeiten entgegengetreten, welche von großem Einfluße ſowohl auf die Entſtehung als den Fortgang dieſes Krieges waren, daß wir uns darüber noch einige genauere Rechenſchaft geben müſſen, wenn wir nicht ein ganz oberflächliches Bild von dieſer großen Zeit entwerfen wollen.

Die am meiſten hervortretende Eigenſchaft der Franzoſen iſt ihr Ehrgeiz. Einer ihrer gründlichſten Kenner, ihr eigener Kaiſer Napoleon I., ſagte: „Die Franzoſen haben nur ein wirklich lebhaftes Gefühl, das für Ehre."

Sie machen den Anſpruch, das erſte Volk der Welt zu ſein, an der Spitze der Bildung und Geſittung (mit einem fremden Worte: der Ziviliſation) einherzuſchreiten. Mancherlei konnte ſie in dieſer Meinung beſtärken. Ihre Heere hatten in China, Afrika, Mexiko geſiegt. Erwartungsvoll ſchaute man in der ganzen gebildeten Welt auf die Vorgänge gerade in dieſem Lande und achtete ſorgſam darauf, ob es ſeiner Regierung gefalle, Frieden zu halten oder irgend ein Volk mit Krieg zu überziehen. Die Sprache der Franzoſen wurde von den meiſten Gebildeten entweder geſprochen oder doch verſtanden; ſie ſahen ihre Moden, vielfach ihre ſtaatlichen und Verkehrseinrichtungen weit und breit nachgeahmt, und ihre Hauptſtadt war ein wahrer Sammelpunkt von Glanz und Herrlichkeit. Um aller dieſer Vorzüge willen zollte ihnen eine große Zahl von Ausländern unverhohlen Bewunderung. Hätten ſie da nicht überzeugt ſein ſollen, daß ſie in der That die allererſte Nation der Welt ſeien? Als ſich nun das deutſche Volk bemühte, alte Fehler abzulegen und ſich aus früherer Schwäche emporzuarbeiten, als deſſen ſtaatliche Zerriſſenheit beſonders ſeit dem Jahre 1866 zu ſchwinden begann, ſo ſchien es ihnen, daß ihr eigener Glanz verdunkelt werde und ſie ſuchten eifrig nach einem Anlaß, um Deutſchlands Erſtarkung mit Gewalt zu verhindern. Im Jahre 1859 hatten ſie Oeſterreich bekämpft. Als nun aber auch Preußen ſich mit dieſem Staate auseinanderſetzte und deſſen Heer beſiegte, war ihnen das ein Dorn im Auge und ſie riefen: „Wiedervergeltung für Sadowa!" Dieſer Ehrgeiz war die wahre Urſache des Krieges 1870—71. Wer aber hat einem Volke das Recht gegeben, allein mächtig und groß zu ſein und dies dadurch anzuſtreben, daß es die andern unterdrücke? Es gibt hier nur die eine wahre Größe, welche ausgeſprochen iſt in den Worten: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.

In einer von ſich allzuſehr eingenommenen Nation giebt es natürlich wieder ganz beſonders ehrgeizige Menſchen, welche des rechten ſittlichen Haltes entbehren, ſich aber in Folge großer Begabung in die Höhe zu ſchwingen vermögen. Dieſe ſuchen die Menge für ihre Zwecke auszubeuten, indem ſie deren Leidenſchaften ſchmeicheln, ihr Verſprechungen machen, über die gerade herrſchende Obrigkeit ſchelten, deren Fehler hervorkehren und übertreiben, ohne ihrer Vorzüge zu gedenken. Haben ſie dann die Macht in Händen, ſo ſuchen ſie dieſelbe durch Unterdrückung anderer, durch Lug und Trug, mit Blut und Eiſen zu ſichern. Solche Männer haben bei den Franzoſen gar oft empfänglichen Boden für ihre Beſtrebungen gefunden, und es iſt kaum glaublich, wie ſehr ſich dies Volk durch Worte, durch ſchöne Reden von Volksaufwieglern hinreißen, geradezu bezaubern läßt. Das Wort wiegt bei ihm oft viel ſchwerer als die That; ſelbſt Thiers ſagte: „Dies arme Land wird ſich immer durch Worte führen laſſen."

Als die Miniſter in den Kammern und die Zeitungsſchreiber in ihren Blättern im Juli 1870 die Loſung „Krieg" ausgaben und dieſelbe den Leuten mundgerecht zu machen wußten, indem ſie der franzöſiſchen Eitelkeit und Ruhmſucht ſchmeichelten und dem Gegner falſche Abſichten andichteten, wurden die meiſten, ja faſt alle, auf die es ankam, ſo davon hingeriſſen, daß ſie irgend einer anderen Erwägung gar nicht mehr zugänglich waren. Als dann ſpäter die Republik ausgerufen wurde und Volksredner dieſelbe verherrlichten, waren wieder Unzählige ſo begeiſtert, daß ſie meinten, der Sieg könne ihnen nun gar nicht fehlen und gaben ſich der ausgelaſſenſten Freude hin. Wenn Gambetta z. B. von der Einen und unteilbaren Republik, welche die Feinde ſicherlich zu Boden ſtürzen werde, redete und ſchrieb, wenn er von einzelnen kleinen Erfolgen der franzöſiſchen Waffen ſprach, wobei er die viel größeren der Deutſchen entweder verſchwieg oder verkleinerte, ſo wurde ihm nicht nur zugejauchzt, ſondern gar manche ließen ſich dadurch antreiben, ihr Leben in die Schanze zu ſchlagen.

Damit hängt zuſammen, daß die Gunſt des franzöſiſchen Volkes ſich ſehr leicht von denen abwendet, welche ihm nicht dauernd Glanz und Ehre zu bringen vermögen. So lange ihre Feldherrn ſiegten, wurden ſie hoch erhoben. Sobald ſie aber unterlagen, mußten ſie ſehr häufig das Wort „Verrat" hören; wollte doch die große Menge lieber den ſittlichen Wert verdienter Landsleute antaſten, als eingeſtehen, daß andere Heere tüchtiger ſeien, als das ihrige. Auch in dieſem Kriege mußten viele Heerführer erfahren, wie ſchwankend die Volksgunſt in Frankreich iſt.

Da zeigt uns die deutſche Geſchichte doch ein anderes Bild. Preußens Heer z. B. war in der Schlacht von Jena ſo ſehr geſchlagen worden, daß ſein König Friedrich Wilhelm III. etwa die Hälfte ſeines Reiches verlor und daß ihm auf Jahre hinaus die Hände zu umfaſſenderem Handeln gebunden waren. Hat ihn da ſein Volk verjagt? Nein, in der Not hielt es erſt recht feſt zu ihm; ſeine Unterthanen betrachteten ſich mit ihm als Glieder einer Familie, welche ſich mit einander freuen, aber auch mit einander trauern. Kaum hatte er 1813 ſeinen Aufruf „An mein Volk" erlaſſen, ſo folgten ihm Tauſende, um „Mit Gott für König und Vaterland" in den Tod zu gehen. Treue zu halten auch im Unglück und bis zum Tode, iſt alte deutſche Art.

Man pflegt Frankreich beſonders als das Land zu preiſen, in welchem „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" herrſchen. Kein Einſichtiger wird leugnen, daß dieſe Worte große Güter bezeichnen. Aber die Freiheit darf nicht in Zügelloſigkeit beſtehen, und über den Rechten, welche man beanſprucht, dürfen die Pflichten nicht vergeſſen werden, die unzertrennlich damit verbunden ſind; das Anſehen der Eltern bei den Kindern, der Familienhäupter bei den Familiengliedern, der Obrigkeit bei den Unterthanen darf darunter nicht not leiden. Aber gerade hierin ſteht es in Frankreich nicht ſo, wie es ſein ſollte. Wie anſpruchsvoll und unkindlich treten oft kleine Franzoſen auf; ſie wollen ſo viel als möglich von der goldenen Freiheit für ſich in Anſpruch nehmen! Auch die Rolle, welche häufig die Frauen in Frankreich geſpielt haben, mußte die Wohlfahrt der Nation ſchädigen. Wehe dem Volke, deſſen Frauen die Zucht, Sittſamkeit und den häuslichen Sinn vergeſſen, womit ſie ſchaffend, veredelnd, beſänftigend, erhebend in dem Kreiſe der Familie zu wirken und dieſe zu einer Stätte zu geſtalten vermögen, von der Ordnung und Anmut in alle Verhältniſſe des Lebens ausſtrömen, und für welche und in welcher zu leben des Mannes größtes Streben und ſüßeſter Lohn iſt! Abſcheuerregender als die Männer, welche in Paris durch Brennen und Morden ihr Vaterland verunehrten, waren doch noch die Frauen, die ſich als Petrolöſen hervorthaten. — Ebenſo iſt bei den Franzoſen das Band, welches Obrigkeit und Unterthanen verknüpft, allzu loſe. Ihre Liebe zum Vaterlande iſt eine glühende, die zu den jeweilig Regierenden eine geringe. Sie wechſelten denn auch ihre Obrigkeit in den letzten achtzig Jahren oft genug.

1793 haben ſie ihren König Ludwig XVI. getötet und eine Republik begründet, 1804 Napoleon I. Kaiſer werden laſſen, 1814 Ludwig XVIII. zum König angenommen, 1815 Napoleon I. auf's neue gehuldigt, noch in demſelben Jahre wieder Ludwig XVIII. zugejubelt, 1830 deſſen Nachfolger Karl X. fortgejagt, 1848 König Ludwig Philipp geſtürzt und wieder eine Republik eingeführt, 1852 Napoleon III. zum Kaiſer erwählt, 1870 denſelben vertrieben und aufs neue die republikaniſche Staatsform angenommen.

Auch hier gewährt die deutſche Geſchichte erfreulichere Erinnerungen. Die Vorfahren der jetzt regierenden deutſchen Fürſten haben meiſt ſchon vor Jahrhunderten geherrſcht; die Könige Preußens z. B. folgen ſeit dem Beginne des Königtums in ununterbrochener Reihe auf einander.

Zur Erläuterung des Geſagten, das natürlich nicht vom ganzen Volke, ſondern nur von einzelnen, wenn auch oft gerade von den tonangebenden gilt, wollen wir einige Urteile über die Franzoſen und ihre Art anführen.

Ein Mönch ſchrieb vor tauſend Jahren: „Frankreich, wo biſt du? Sag uns, was iſt aus deiner alten Kraft geworden, in der du ſo große Heere beſiegt haſt?" Dein Untergang rührt von drei Laſtern her, nämlich vom Stolz, von der Wolluſt und dem Luxus. Willſt du dieſe nicht ablegen, ſo verzichte auf deine Macht und auf das Reich deiner Väter!"

Ein deutſcher Kaiſer ſagte von ihnen: „Männiglich ſoll der Franzoſen Gewohnheit merken; ſie ſingen höher, denn genotieret iſt; ſie leſen anders, denn geſchrieben iſt; ſie reden anders, denn ihnen im Herzen iſt."

Einer ihrer berühmteſten Schriftſteller, Voltaire (ſprich: Woltähr; derſelbe ſtarb 1778) ſchildert ſie in folgenden Worten: „Die Franzoſen ſind eine ebenſo wilde als leichtfertige Nation, die es verſteht, drein zu ſtürzen, aber nicht zu kämpfen und die mit leichtem Mut von der „Bartholomäusnacht"[1] „zum Luſtſpiel übergeht. Wir werden der Schrecken und die Verachtung Europa's, und wir wären doch dazu geſchaffen, Lieblinge deſſelben zu ſein."

Ein engliſcher Geiſtlicher, Kaplan der Königin von England, äußerte ſich in einer in London am 17. Juli 1870 gehaltenen Predigt über ſie,wie folgt: „Wir haben in unſerer Mitte eine Nation, welche durch lange Unterdrückung aller ihrer edleren Beſtrebungen ein drohendes Schwert für Europa geworden iſt; eine Nation, ſo eitel und reizbar, daß ſie die leichte Beute ränkeſüchtiger Menſchen wird; ſo eiferſüchtig auf ihre falſche Ehre, daß ein Augenblick ſie zum Wahnſinn treibt; ſo erregbar, daß ſie einem Kinde gleicht mit der Kraft eines Mannes und doch ſo glühend für Recht, daß keine Nation ſo viel für die Menſchheit thun könnte; von Natur ſo geſchickt für die Künſte des Friedens, daß ſie alle übrigen ſchwerfälligeren Völker mit Liebe zum Schönen erfüllen könnte. Dies iſt die Nation, mit deren ſchlimmſten Leidenſchaften man ſpielt, deren Thorheiten man aufreizt, deren nationale Leidenſchaften man vergiftet in Haß und Neid gegen ein Brudervolk. Ein ſchwärzeres Verbrechen als dieſes hat die Welt noch nie geſehen."

Ein Turko endlich ſchrieb einem verwundeten Württemberger in arabiſcher Sprache einige Worte in's Notizbuch, welche überſetzt alſo lauten: „O Herr, wir haben betrachtet das Volk der Ungläubigen" (ſo nennt er als Mohamedaner die Franzoſen). „Lob ſei Gott, der geſchaffen hat den Himmel und die Erde! Richte ſie mit großem Gerichte! Bei Gott, euer ſchändliches und verworfenes Leben hat er ſchrecklich gerichtet!"

Worin liegen nun aber die Haupturſachen der genannten Fehler der Franzoſen? Ihrer natürlichen Begabung nach haben dieſelben ein leicht bewegliches Weſen. Sie beſitzen viel Geiſt und Witz und verſtehen es, alles, was ſie angreifen, gewandt und gefällig herzuſtellen, auch begeiſtern ſie ſich raſch für eine Sache und gehen mit Eifer an deren Ausführung. Da kann die Erziehung viel wirken, ſie kann ſolche Anlagen auf's Gute oder auf's Böſe hinlenken; hiebei kommen nun mehrfache Einwirkungen in Betracht, beſonders die der Familie, der Schule, des Staates und der Kirche.

Die Erziehung im Elternhauſe war in Frankreich großenteils eine ſehr unweiſe. Die Eltern wahren ihren Kindern gegenüber zu wenig ihr Anſehen, indem ſie deren Launen nachgeben. Jedem, der hierin auf Zucht und Ordnung hält, ſchneidet's in die Seele, wenn er ſieht, wie die Kinder nicht ausführen, was die Eltern auftragen, wenn Vater und Mutter aus blinder Zärtlichkeit nicht darauf dringen, daß ihnen dieſelben auf's Wort folgen. — Ein gründlicher Kenner franzöſiſcher Zuſtände ſchreibt: „Die Kinder ſind bei den Franzoſen die Hauptperſonen; jede Laune wird befriedigt, jedem Wunſche nachgegeben, jedes Wort, jede Bewegung bewundert, kurz das Verziehen beginnt planmäßig."

Es iſt erfreulich, daß trotzdem die Kindesliebe oft eine rührende iſt. Dafür ein Beiſpiel! Ein Franzoſe, welcher vor dem Kriege Schreiber war, wurde nach Berlin verbracht, wo ihm nach ärztlichem Ausſpruch die rechte Hand abgenommen werden mußte. Er weigerte ſich entſchieden, ſich vor der Operation betäuben zu laſſen, und hielt die Schmerzen ſtandhaft aus. Dann nahm er das tote Glied in die linke Hand, küßte es und ſagte: „Mit dieſer Hand habe ich meine alte Mutter ernährt." Hierauf legte er dieſelbe neben ſich zur Seite und drehte ſich gegen die Wand.

Die Wohlthat der Schulerziehung iſt bisher bei weitem nicht allen franzöſiſchen Kindern zu teil geworden.

Am 19. Dezember 1870 befanden ſich innerhalb des Norddeutſchen Bundes 10.031 franzöſiſche Offiziere und 265.884 Mann in Kriegsgefangenſchaft; von letzteren 265.884 Soldaten waren 78.995 ohne jegliche Schulbildung; leſen und ſchreiben konnten 180.639, nur leſen oder nur ſchreiben 6.250.

Wer aber nicht leſen und nicht ſchreiben kann, iſt unfrei, abhängig von andern; denn vieles, was man ihm ſagt, kann er nicht ſelbſt prüfen, ſondern muß es in Treue und Glauben hinnehmen. Es hätten ſich wohl gar viele nicht zum Krieg „bis an's Meſſer" fortreißen laſſen, wenn ſie ſich ſelbſt durch Leſen von Nachrichten über den wahren Sachverhalt hätten aufklären können. Ueber ſolche ungebildete Maſſen hat ein Volksaufwiegler natürlich große Macht. Auch iſt das allein ſchon eine gute Zucht für Kinder, wenn ſie ſich Jahre lang darin üben, ihre Wünſche unter die eines Lehrers und Erziehers zu beugen, wenn ſie an Ordnungsliebe, Pünktlichkeit und Gehorſam gewöhnt werden, und dazu bietet die Schule Gelegenheit.

Aber auch die, welche eine Schule beſuchen, müſſen in der rechten Weiſe unterrichtet und erzogen werden, wenn ihnen ein wahrer Segen daraus erwachſen ſoll. Nun war es im franzöſiſchen Unterricht ein faſt durchweg feſtſtehender Lehrſatz, daß die Franzoſen das erſte Volk der Welt ſeien; ihre Thaten wurden ſo ſehr verherrlicht, daß die anderer Nationen davor faſt ganz verſchwanden. Dadurch wurde der Hochmut in den jungen Herzen genährt und ihr Urteil über andere Völker und darum auch ihre Achtung vor denſelben getrübt. Die Geſchichte hat aber je und je gezeigt, daß Hochmut vor dem Falle kommt.

Man ſagte oft: „Der deutſche Schulmeiſter hat in dieſem Kriege die Franzoſen beſiegt." Sicherlich liegt viel Wahres in dieſem Worte. Nicht nur hat faſt jeder Deutſche eine größere oder geringere Schulbildung, dieſelbe ruht auch auf ſittlich-religiöſem Grunde. Man ſuchte nicht hoffärtige Kinder heranzubilden, ſondern dieſelben zur Gottesfurcht, zum Gehorſam gegen das Geſetz, zur Achtung vor ihren Eltern und Vorgeſetzten, zur Vaterlandsliebe anzuleiten, man lehrte ſie nicht, andere Völker zu mißachten, ſondern ſuchte ihnen vielmehr deren Einrichtungen, Vorzüge und Fehler zur Kenntnis zu bringen und wollte, daß ſie von ihnen lernen. Eine ſolche Erziehung hat denn auch gute Früchte gezeitigt. Wehe aber dem deutſchen Volke, wenn jemals der Wiſſenshochmut, die Halbbildung, das geringſchätzige Aburteilen über andere in ihm zur Herrſchaft käme! Wer mit ſeinem Wiſſen prahlt, iſt ein widerlicher Menſch; der wahrhaft Unterrichtete iſt beſcheiden; denn je mehr er gelernt hat, um ſo mehr ſieht er ein, daß ſein Wiſſen Stückwerk iſt.

Infolge davon, daß ſich die Wehrpflicht in Deutſchland auf alle Wehrfähigen erſtreckt, haben während dieſes Krieges auch viele wiſſenſchaftlich gebildete Männer in dem deutſchen Heere gedient. Es war dies für ſie eine gute Schule des Gehorſams, der Ordnung, der Pflichterfüllung; ſie konnten daraus Lehren für ihr ganzes Leben ziehen, beſonders für die Zeit, in welcher ſie vielleicht zu Lebensſtellungen gelangen, in denen ſie ſelbſt zu befehlen haben. Auch wurde dadurch das deutſche Heer ein Spiegelbild der geſamten deutſchen Volksbildung.

Welch' gelehrte Leute es unter den gewöhnlichen Soldaten gab, zeigt folgende Erzählung eines Militärgeiſtlichen: „Eines Tages fuhr ich nach einer kleinen Stadt, um die dortigen Lazarette zu beſuchen. Ein Offizier bat mich, einen Jäger, der in jener Stadt für ihn und andere Offiziere Lebensmittel kaufen ſolle, mitzunehmen. Der Jäger wollte ſich zu dem Kutſcher auf den Bock ſetzen, ich nötigte ihn aber trotz ſeines Sträubens zu mir in den Wagen. Bei der Rückkehr ließ ich natürlich bei dem Quartier halten, damit er ſeine Vorräte, die ein großes Gewicht hatten, bequem abſetzen könne. Das koſtete aber einen Kampf der Höflichkeit, den ich nur durch den Befehl an den Kutſcher beenden konnte; der beſcheidene Mann fand es ganz unpaſſend, als gemeiner Jäger in einem Wagen an ſeinem Quartier vorzufahren, glaubte es gar nicht annehmen zu dürfen, daß ein im Offiziersrang ſtehender Beamter um ſeinetwegen einen Umweg mache: „Er könne ja die Sachen auf den Armen tragen." Worüber glaubt nun aber der Leſer wohl, daß ich mich unterwegs mit dem „gemeinen" Jäger unterhalten habe? Unterhalten haben wir uns eigentlich nicht, ſondern ich hörte zu, während er mir vortrug. Der Gegenſtand ſeiner Mitteilung war: Der Wert des Sanskrit (einer Sprache in Indien) als Schlüſſel der indogermaniſchen Sprachen; das Verhältnis von Philologie (Sprachwiſſenſchaft) und Naturwiſſenſchaften; eine Darſtellung des gegenwärtigen Standpunktes der vergleichenden Sprachforſchung. Der ungenannte Jäger war ein namhafter Sanskritforſcher. Er war eben auf der Pariſer Bücherſammlung mit gelehrten Unterſuchungen beſchäftigt, als der Kriegsruf laut wurde. Sofort eilte er nach Deutſchland und ergriff das Gewehr, obgleich er vom Dienſte frei war. Mein Trainſoldat behandelte ihn ganz als ſeines gleichen, und der Gelehrte ging ganz harmlos auf dieſen Standpunkt ein. Er ſagte mir, daß die Unterordnung unter die Vorgeſetzten jeden Standes ihm nicht die geringſte Schwierigkeit mache, daß er ganz vergnügt mit den Kameraden in demſelben Topf koche. Er ſprach von Offizieren, jungen und alten, mit Liebe und Ehrerbietung. Solche Erſcheinungen ſind in unſerem Heere keine ſeltenen Ausnahmen, ſondern etwas ganz Gewöhnliches."

Im Sommerhalbjahr 1870 wirkten 1505 Lehrer an den deutſchen Hochſchulen. Davon führten in dieſem Kriege 15 die Waffen, 253 widmeten ſich der Pflege der Verwundeten und Kranken, 4 unter ihnen ſtarben. Deutſche Studenten gab's zu derſelben Zeit 13.765; davon ſtanden 2745 unter den Waffen, 914 pflegten Verwundete und Kranke, 248 unter ihnen mußten ihr Leben für das Vaterland laſſen.

Auch der Einfluß des franzöſiſchen Staatslebens auf das Volk iſt oft ein ungünſtiger geweſen. Die häufigen Aenderungen in der oberſten Regierungsgewalt brachten es mit ſich, daß — um nur ein Beiſpiel anzuführen — auch die unteren Beamten zu oft wechſelten; das Kaiſerreich beſeitigte möglichſt die republikaniſch geſinnten und die Republik die kaiſerlichen. Darunter mußte aber der Dienſt und die Achtung vor demſelben Not leiden.

Ganz beſonders unheilvoll wirkte die ſittliche Verdorbenheit vieler franzöſiſcher Fürſten auf die dem Hofe naheſtehenden Kreiſe und auf das ganze Volk. Es iſt abſtoßend zu leſen, welche Vergehen gerade auf dieſem Gebiete ſich mehrere franzöſiſche Regenten zu Schulden kommen ließen. Damit war dann natürlich großer Luxus, Verſchwendung und Beſtechung verbunden. Wie das Haupt, ſo die Glieder; wie der Herr, ſo ſeine Diener. Hielt jener die Ehe nicht heilig, ſo ahmten ihn die Hofleute bald nach; war die Fürſtin nicht häuslich, edel und züchtig, wie ſollten es dann die Hoffrauen anders machen?

Es iſt im Gegenſatz hiezu ein großer Segen für Deutſchland geweſen, daß ſich deſſen einzelne Stämme vieler edler Fürſten zu erfreuen hatten und daß ſich auch in ſeinem erſten Kaiſer königliche Würde in ſo hervorragender Weiſe abſpiegelte. Mit welcher Ehrfurcht betrachteten die Franzoſen letzteren, wenn er ohne Bedeckung in Verſailles umherging, ſich den vorbeimarſchierenden Soldaten zeigte oder die Verwundeten beſuchte!

Eine Franzöſin ſagte während des Krieges zu einem Deutſchen: „Wenn Frankreich ſo glücklich wäre, eine Fürſtenfamilie wie die preußiſche zu haben, ſo würde es ſie auch ehren und hochhalten, aber was ſind unſere Herrſcher alle gegen Ihre Hohenzollern geweſen?" — Von dem Vater Kaiſer Wilhelms I., Friedrich Wilhelm III., wird folgendes ſchöne Wort erzählt: Nach der Schlacht bei Leipzig fragte er einen alten Offizier, wie es deſſen vier Söhnen gehe. Dieſer ſagte; „Es geht gut" und mit halb erſtickter Stimme fügte er bei: „Sie ſind alle im Kampfe für Eure Majeſtät gefallen!" Der König wandte ſich tief erſchüttert ab und erwiderte: „Nicht für mich, nicht für mich! Wer könnte das ertragen? Sie ſtarben fürs Vaterland!" Wie anmaßend erſcheint es dieſem Ausſpruche gegenüber, wenn einſt König Ludwig XIV. von Frankreich, welcher ſein Land zu großem äußerem Glanze brachte, und von dem die Franzoſen darum heute noch mit Vorliebe reden, ſagte: „Der Staat bin ich!"

Auch die Kirche hat wie für andere Völker, ſo ebenfalls für die Franzoſen große Bedeutung erlangt. Letztere ſind faſt alle Katholiken.

Dieſe Einheit des Bekenntniſſes wurde nicht ohne ſchwere Kämpfe hergeſtellt. Beſonders im 16. und 17. Jahrhundert ging man in dieſem Lande mit großer Unduldſamkeit gegen die Evangeliſchen vor. Tauſende wurden ermordet, Tauſende mußten auswandern, wir finden z. B. in Deutſchland ſehr viele Leute mit franzöſiſchen Namen, deren Vorfahren um ihres Glaubens willen aus Frankreich flohen.

Die Einheit des Bekenntniſſes macht ein Volk nun in vielen Beziehungen ſehr ſtark, indem dadurch unzählige innere Streitigkeiten vermieden werden. Aber das ſchließt noch nicht ein, daß die Religion auch Herzensſache der Mehrheit des Volkes geworden ſei. Die Gebildeten in Frankreich haben vielmehr vielfach allem Glauben abgeſagt, und wenn auch eine ſehr große Anzahl Hoher und Niederer der Kirche treu ergeben iſt, ſo halten doch zahlloſe andere nicht das in der Religion feſt, was das Herz erhebt und die Sitten veredelt, was dem Menſchen Halt im Leben und Troſt im Sterben gibt, ſondern laſſen ſich auch hier an dem äußeren Glanze, den ſchönen Zeremonien, dem Meſſehören, dem Beichten, Wallfahren u. dgl. genügen.

Die Bewohner des Deutſchen Reichs waren den Bekenntniſſen nach im Jahre 1871 ſo verteilt, daß es unter 41 Millionen Seelen $25\frac{1}{2}$ Millionen Evangeliſche, nicht ganz 15 Millionen Katholiken und $\frac{1}{2}$ Million Iſraeliten gab. Im großen und ganzen iſt der Grundſatz religiöſer Duldung in Deutſchland herrſchend.

Iſraelitiſchen Soldaten begegnete es eigentümlicher Weiſe einmal, daß ein hebräiſches Lied, das ſie ſangen, für ein franzöſiſches gehalten wurde. Dieſer launige Vorfall wird ſo berichtet: „Es war auf dem Marſche zwiſchen Chalons

---

[1] In der Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. Auguſt 1572 wurden in Paris viele tauſend evangeliſche Franzoſen von ihren Landsleuten um ihres Glaubens willen ermordet.

(ſprich: Schalons) und Paris. Die Soldaten ſangen vaterländiſche Lieder. An der Spitze des Regiments marſchierte eine Anzahl iſraelitiſcher Soldaten, größtenteils Freiwillige. Sie unterhalten ſich von der Heimat. Wären ſie zu Hauſe, ſo befänden ſie ſich in der Synagoge; denn es iſt Sabbat. Allmählich verſtummt der Geſang der Soldaten; die Glocke des Kirchturmes eines in der Nähe der Landſtraße liegenden Dorfes verkündet die zehnte Morgenſtunde. „Jetzt iſt in der Heimat,"" ſagte einer der Iſraeliten, „„die Synagoge aus; gewöhnlich ſchlägt es gerade zehn Uhr, wenn man den Schlußgeſang ‚En Kelohenu' ſingt."" Sofort ſtimmt ein anderer den erwähnten Schlußgeſang an, und alle fallen kräftig ein:

„„Niemand iſt wie unſer Gott,
Niemand iſt wie unſer Herr,
Niemand iſt wie unſer König,
Niemand iſt wie unſer Helfer!

Du biſt unſer Gott, unſer Herr,
Du unſer König, unſer Helfer:
Du, dem unſere Väter einſt
Das ſüße Rauchwerk dargebracht!""

So hallt denn die morgenländiſche Melodie, von zehn kräftigen Männerkehlen geſungen, über die Landſtraße, und die ſemitiſchen Laute verkünden es, daß niemand unſerm Gott gleicht und daß wir keine Helfer haben außer ihm. — Da ſtürzt aber ein Unteroffizier herbei und ruft eifrig: „„Dat jeht nich! Franzöſiſche Lieder dürfen hier nich jeſungen werden!"" Trotzdem man unter lautem Lachen dem biedern Vaterlandsfreunde auseinanderſetzte, daß ‚En Kelohenu' kein franzöſiſches, ſondern ein hebräiſches Lied ſei, war es doch um die feierliche Stimmung geſchehen, und der Geſang wurde nicht weiter fortgeſetzt.

Wohl Deutſchland, wenn der Geiſt religiöſer Duldung ſowie wahrer Frömmigkeit ſich auch ferner in ſeinem Volke zeigt und daſſelbe immer mehr durchdringt!

Es kann hier nicht der Ort ſein, alle Urſachen anzugeben, welche auf die Entwicklung des franzöſiſchen Volkslebens ſchädlich einwirkten; den bereits genannten wollen wir noch Eine hinzufügen: Paris iſt derart tonangebend für Frankreich, daß dadurch häufig gute Regungen bei der Landbevölkerung erſtickt werden. Was von dorther kommt, wird bewundert und nachgeahmt. Dort wird die Mode gemacht, die öffentliche Meinung, welche lobt oder tadelt, gebildet; meiſtens von dort aus erhält das Land ſeine Regierung. Es iſt eben eine ſo glänzende, wohllebige, von aller Welt angeſtaunte Stadt, daß ihre Bewohner in hohem Grade übermütig wurden und das große Wort führen wollen. Viele der edelſten Franzoſen haben dieſen erdrückenden Einfluß der Hauptſtadt ſchon oft und ſchmerzlich beklagt, ohne ihn ändern zu können.

Wo viel Schatten iſt, iſt zuweilen auch viel Licht. Haben wir von Fehlern im franzöſiſchen Volksweſen geſprochen, ſo erfordert es die Billigkeit, ebenfalls auf Lichtſeiten deſſelben hinzuweiſen.

Wenn einer auf dem Lande in Frankreich betrunken angetroffen wird, ſo pflegen die Bauern zu ſagen: „Es iſt entweder ein Deutſcher oder ein Elſäßer." Sie haben damit ein altes deutſches Erbübel bezeichnet, den Hang zum Trunke.

Der römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus, welcher um's Jahr 100 nach Chriſtus lebte, verfaßte ein Büchlein über die alten Deutſchen, worin er ſo edle Züge an ihnen hervorhebt, daß ſie vielfach als Vorbilder für ſeine entarteten Landsleute gelten konnten. Aber auch ſchon er erwähnt ihre Unmäßigkeit im Trinken. Er ſchreibt: „Würde man ihrer Trinkluſt Vorſchub leiſten und ihnen ſo viel zu trinken geben, als ſie begehren, ſo würden ſie nicht weniger leicht durch ihre Fehler als durch Waffen beſiegt werden."

In Folge dieſes Laſters entflieht auch oft noch heute der Friede aus deutſchen Familien, und geht vielfach die Frucht ſchwerer ehrlicher Arbeit verloren. Die Franzoſen dagegen ſind meiſt nüchtern und ſparſam; das Wirtshausgehen iſt bei ihnen, wenigſtens bei Leuten aus dem Mittelſtande, nicht üblich, und der Rauſch gilt als eine Entwürdigung des Mannes. Schon früh ſtreben ſie mit großem Eifer darnach, ſich baldmöglichſt ſo viel zu erſparen, daß ſie in ihren vorgerückteren Lebensjahren von dem Ertrage ihres Beſitzes gemächlich leben und ihren Kindern ein anſehnliches Erbe hinterlaſſen können. Viele ziehen dann nach Paris, um ſich dort im Alter frohe Tage zu machen. — Sollten ſie durch ihren emſigen Fleiß, ihre Nüchternheit und Sparſamkeit nicht ein Vorbild für viele Deutſche ſein, welche am „blauen Montag" vertrinken, was ſie ſich im Schweiße ihres Angeſichts während der Woche verdient haben?

Wie wir früher ſahen, koſtete der Krieg Frankreich über 9 Milliarden Franken. Die Aufbringung dieſer Summe iſt ihm gar nicht ſo ſchwer gefallen, als es ſcheinen könnte. Bald nach eingetretenem Frieden blühte ſein Handel und Wandel wieder auf, ſein Credit wuchs gewaltig. Während es anfänglich zum Bezahlen der Kriegsſchuld für je 5 Franken Zins, welche es verſprach, nur etwa 82 Franken Kapital geliehen erhielt, gab man ihm fünf Jahre nachher zu demſelben Zinsfuß ſchon 106 Franken. Dieſen großen Erfolg haben die Franzoſen weſentlich ihrer rühmlichen Sparſamkeit zu verdanken.

Es wirkten dabei allerdings auch andere Urſachen mit. Frankreich iſt ein fruchtbares, geſegnetes Land, in welchem der Acker- und Weinbau blüht; ſein meiſt mildes Klima macht vielfach zwei jährliche Ernten möglich. Außer verſchiedenen Getreidearten werden dem Lande auch wichtige andere Erzeugniſſe abgewonnen, welche verarbeitet und im Auslande verkauft werden, wie Seide, Olivenöl u. a. Gute Straßen, ſchiffbare Flüſſe, Kanäle, Eiſenbahnen breiten ſich über das ganze Reich hin. Durch ſeine vorteilhafte Lage an zwei Meeren wird der Handel und Verkehr mit fremden Ländern und Weltteilen außerordentlich begünſtigt. Auch iſt das Land unter viele kleine Beſitzer verteilt, ſo daß die Wohlhabenheit und der Reichtum ſich gleichmäßig auf viele erſtrecken, während z. B. in England wie auch in manchen deutſchen Ländern der Hauptbeſitz einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Leuten gehört.

Es iſt ferner mit Franzoſen im Handel und Wandel angenehm zu verkehren. Sie ſind ehrlich, bezahlen pünktlich und lieben namentlich den Schlendrian des langen Borgens nicht, wodurch in Deutſchland der Geſchäftsgang ſo oft verlangſamt wird, während im Grunde niemand einen Vorteil davon hat. Die Ware, welche ſie liefern, iſt gewöhnlich gut gewogen, gut gemeſſen und von der Beſchaffenheit, welche der Käufer ausmachte. Weil ſie hiebei nicht knickern, haben die Käufer gerne mit ihnen zu thun und wenden ſich lieber zu ihnen, als zu Leuten, welche vielleicht ebenſo gute und billige Ware liefern, ſich aber im Verkehr kleinlich beweiſen, abgegriffene Münzen in Zahlung geben, das ausgemachte Maß knapp einhalten u. dgl.

Ein Deutſcher, welcher das franzöſiſche Volksleben beobachtete, ſchrieb:

„Es iſt mir in 20 Jahren und in den verſchiedenſten Teilen Frankreichs nie vorgekommen, etwas zu verſchließen, und es iſt mir nie etwas entwendet worden. Nie ſieht man einen Fremden überfordern, aus ſeiner Unkenntnis der Sprache oder Münze Vorteil ziehen, kurz der Franzoſe iſt unbedingt verläßlich in Geldſachen, vorausgeſetzt, daß er nicht mit dem Staate zu thun hat."

Wie ſich die Franzoſen hübſch in echte Stoffe kleiden, ſo verſtehen ſie meiſt auch das, was ſie anfertigen, in eine für das Auge gefällige Form zu bringen, wie ſie denn in Dingen des Geſchmacks und der Kunſtfertigkeit viel Geſchick an den Tag legen.

Ihre Höflichkeit im Umgang iſt ſprichwörtlich geworden; ſie haben ſich durch dieſelbe viele Freunde erworben. Iſt ſie auch oft nur eine äußere Tünche, ſo ſieht eben doch jedermann lieber in ein freundliches als in ein mürriſches Geſicht. Darin läßt ſich bei einigem guten Willen viel erreichen, ohne daß die Freundlichkeit und Gefälligkeit zur Heuchelei werden oder daß die glatte Außenſeite die Tiefe des Gemüts und die ſittliche Wahrhaftigkeit ſchädigen müßte. Es könnte vielen Deutſchen nichts ſchaden, wenn ſie ihre rauhe Oberfläche mehr abſchleifen und ihren Nebenmenſchen zuvorkommender begegnen würden.

Franzoſen, welche ſich bemühen, die Hauptfehler ihres Volkes abzulegen, ſind in der That liebenswürdige Leute, und es gab und giebt unter ihnen ſo viele wahrhaft fromme, fein gebildete, edle Menſchen, daß man nur mit Hochachtung von denſelben reden kann. Aufrichtig iſt zu beklagen, daß dieſe meiſt nicht den Mut haben, in ſchwierigen Lagen ihres Vaterlandes die Stimme auch gegen die öffentliche Meinung zu erheben, ſondern daß ſie dann ehrgeizigen Volksaufwieglern zu ſehr freien Raum laſſen.

Einzelne Franzoſen — viele waren's freilich nicht — bemühten ſich, die deutſchen Verhältniſſe gründlich kennen zu lernen und ihren Landsleuten zu ſchildern.

Dies that z. B. der franzöſiſche Militärbevollmächtigte in Berlin, Stoffel; derſelbe urteilte über die Preußen wie folgt: „Ich wünſchte, daß aufgeklärte und von jedem Vorurteil freie Franzoſen nach Preußen kämen und dieſes Land ſtudierten. Sie würden alsbald da eine ernſte, derbe und ſtarke Nation erkennen, die allerdings jeden Reizes, jeder zarten und edlen Empfindung, aller der Eigenſchaften, die man anziehend findet, entbehrt, aber dafür mit den achtbarſten Tugenden ausgeſtattet iſt, mit der Liebe zur Arbeit und zum Studium, einem unermüdlichen Fleiße, dem Sinn für Ordnung und Sparſamkeit, mit Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl und dem Gefühl für perſönliche Würde, mit welcher ſich Achtung vor der Autorität und Gehorſam gegen die Geſetze verbinden. Sie würden ein vortrefflich verwaltetes Land erblicken, deſſen Regierung auf feſten, geſunden und ſittlichen Einrichtungen beruht, wo die höchſten Stände ſich ihres Ranges würdig zeigen und den ihnen gebührenden Einfluß bewahren, und wo ſie zugleich am meiſten aufgeklärt ſind, mit dem Beiſpiel vaterlandsliebender Aufopferung vorangehen und ſich unabläſſig dem Dienſte des Staates widmen; ein Land endlich, wo jedes Ding an ſeinem Platze iſt und wo in allen Gliedern des geſellſchaftlichen Körpers die vollkommenſte Ordnung herrſcht. Vielleicht würden die Beobachter Preußen unwillkürlich mit einem Staunen erregenden, aber ſtark maſſiven Gebäude vergleichen, das feſt gefügt vom Grunde bis zum Giebel, und in welchem jede einzelne Lage in der Weiſe angebracht iſt, wie es für die Dauerhaftigkeit des Ganzen am meiſten geeignet, ein Gebäude, das man wegen ſeiner meiſterhaften Anordnung bewundert, an dem aber freilich nichts dem Auge lieblich erſcheint, noch in irgend welcher Hinſicht das Gefühl anregt."

Möchten doch die Tugenden, welche der Franzoſe hier den Preußen zuſchreibt, von allen Deutſchen erſtrebt werden! Wenn der äußere Anſtrich dann auch nicht immer anmutig wäre, ſo könnte man ſich doch eines guten inneren Gehaltes erfreuen, auf den es allwege am meiſten ankommt; denn wenn gewählt werden müßte zwiſchen dem Schönen und Guten, ſo iſt kein Zweifel, daß von dieſen beiden das Schöne am leichteſten geopfert werden könnte.

Alles in allem genommen: Wie herrlich wäre es auch hier, wenn Brüder, wenn Brüdervölker einträchtig beiſammen wohnten! Jedes der beiden hat eigentümliche Gaben. Wenn jedes die ſeinigen ausbildete und dem andern damit diente, gegen die beſonderen Sünden ſeines Volkes aber zu Felde zöge, ſo wäre das ein edlerer Wettkampf als der im Kriege. Daß es im großen ſo werde, kann der einzelne nicht erreichen, aber er kann doch an ſeinem Teile daran mitarbeiten, indem er in ſeinem Berufe, in ſeinem Kreiſe dem Vaterlande dient, ſo gut er vermag, und das bekämpft, was ihm ſelbſt und dem Ganzen ſchadet.

So habe denn acht, mein deutſches Volk! Es iſt anders geworden in unſerm teuren Vaterlande! Deutſchland, Jahrhunderte lang in ſich zerriſſen und uneinig und darum auch ſchwach, ging aus dieſem Kriege hervor als Deutſches Reich unter einem mächtigen Kaiſer, mit einem einigen Volk von Brüdern. Nationen, welche es früher verſpotteten, ſehen nun mit Staunen oder mit Neid auf daſſelbe hin. Und wenn ſich früher Deutſche im Auslande manchesmal ſchämten, ſobald man ſie nach ihrem Vaterlande fragte, ſo haben ſie allen Grund, ſich ſeiner jetzt zu freuen. Wir haben im Heere eine große Einheit, und die deutſche Flagge weht fröhlich in allen Meeren. Aber nicht nur im Kriege, auch in Werken des Friedens iſt's ein neues geworden. Im Handel und Wandel beſteht Ein Maß, Eine Münze, Ein Gewicht. In dem Reichstage (deſſen erſte Sitzung am 21. März 1871 in Berlin eröffnet wurde) tagen Vertreter aller Gaue mit einander, um des Vaterlandes Wohl in allen Beziehungen, im Unterricht, im geſellſchaftlichen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen, ſittlichen und religiöſen Leben zu fördern, um dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel die nötige Freiheit der Entwicklung zu verſchaffen; denn auf allen dieſen Gebieten iſt ein Ausruhen auf erlangten Lorbeeren nicht ſtatthaft; das Raſten würde zum Roſten; es gilt vielmehr fehlerhaftes zu verbeſſern, dem Sterben nahes zu ſtärken, brachliegende Kräfte nützlich zu verwenden, für neue Ziele neue Wege zu finden.

Sag, iſt es nicht eine Freude ein Deutſcher zu ſein? Kennſt Du ein ſchöneres Land auf Gottes ſchöner Erde? Und wenn das ſo iſt, willſt Du es nicht immerdar lieben, für daſſelbe arbeiten, kämpfen und bluten, ihm durch geſitteten Wandel, durch Thun und Laſſen Ehre machen? Denn auch von Dir, von jedem einzelnen hängt das Wohlergehen des Ganzen mit ab!

Wie ſchön es nun auch iſt, und wie gerne wir mit dem Dichter ſagen:

„Kein ſchöner Land beleuchtet Gottes Sonne,"

ſo iſt doch das Wort eines andern deutſchen Dichters nicht minder wahr:

„Die Welt iſt ſchön genug, den Himmel zu erwarten;
Ihn zu vergeſſen, iſt nicht ſchön genug ihr Garten."

Wer im Hinblick auf die ewige Heimat, in welcher keine Eiferſucht, kein Stolz und Haß, kein Krieg und Leid herrſcht, in dieſer irdiſchen Stätte lebt, hat damit deutſche Art nicht verleugnet. Kaiſer Wilhelm I. und ſeine Heerführer, viele der edelſten Männer und Frauen unſeres Volkes haben darin die beſte und anhaltendſte Kraft zu ihrem Wirken gefunden. Auf dem Fleck Erde, auf den Gott ſie hingeſtellt hatte, ſuchten ſie ihre Pflicht zu thun, der Heimat, welche Er ihnen für einige Jahrzehnte zugewieſen, beſtrebten ſie ſich treu zu dienen, aber ſie riefen Ihn auch an, daß Er ſie einſt zu Bürgern Seines ewigen Reiches in Gnaden aufnehmen möge. Willſt Du nicht auch in dieſem Punkte dem erſten deutſchen Kaiſer und all dieſen edlen Führern folgen? Es iſt dies nicht die letzte, ſondern die wichtigſte Aufgabe! Donner der Geſchütze und Flattern der Fahnen, Kränze von Lorbeer und Denkmäler aus Stein und Erz vergehen, der aber, welcher die Schlachten lenkt und durch die Geſchichte zu den Völkern und zu den einzelnen ſpricht, bleibt immerdar!

In Summa: **Dank dem Heere, Gott die Ehre!**

Der Glauben ist die
Hoffnung!

Erst wägen dann
wagen!

Wilhelm
Imp. Rex.

Furchtlos und beharrlich!

Friedrich Wilhelm

Kronprinz des Deutschen Reichs
und Kronprinz von Preußen.

Wir wissen, daß denen
die Gott lieben, alle Dinge
zum Besten dienen.
Karlsruhe im Juni 1876.

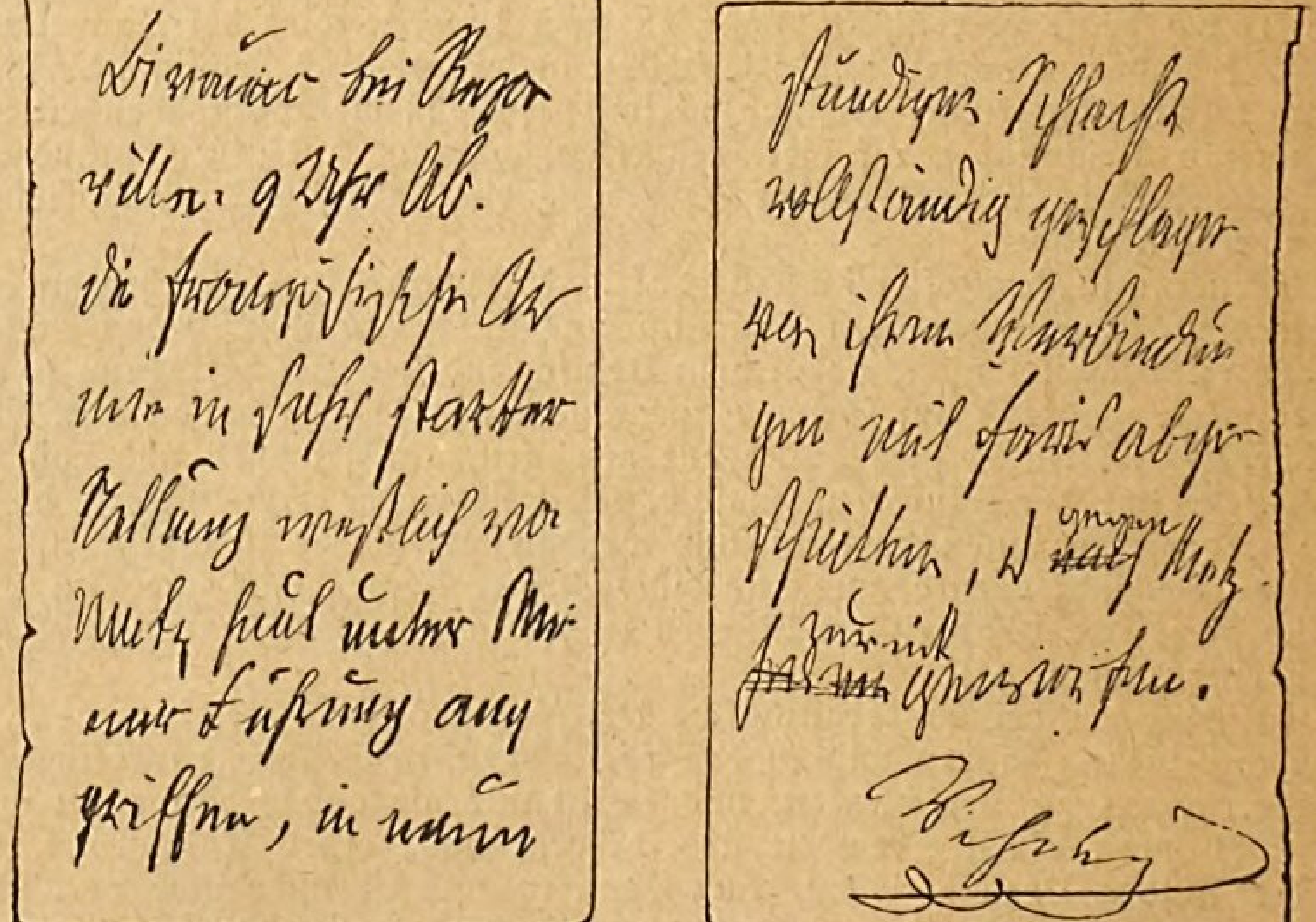
Friedrich Großherzog v. Baden.

Providentiae memor

Albert.

Der Gedanke verhallt,
die That bleibt, aber sie wur-
zelt im Gedanken.

Gr. Moltke
Feldmarschall



Biwouac bei Rezon-
ville. 9 Uhr Ab.
die französische Ar-
mee in sehr starker
Stellung westlich von
Metz heut unter mei-
ner Führung ange-
griffen, in neun

stündiger Schlacht
vollständig geschlagen
von ihren Verbindun-
gen mit Paris abge-
schnitten, u. gegen ~~nach~~ Metz
zurück ~~[illegible]~~ geworfen.

Wilhelm

Verkleinerung der Postkarte, welche Bismarck nach der Schlacht von Gravelotte schrieb.
(Unterschrieben ist sie vom König.)

Kaiſer Wilhelm I.

Von Chr. G. Hottinger.

Geburt und Jugend.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, wurde in Berlin in dem ſpäteren kronprinzlichen Palais geboren den 22. März 1797 als Sohn des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und deſſen Gemahlin Luiſe, einer Tochter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz.

Bereits hatten ſeine Eltern einen Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm (geb. den 15. Oktober 1795), welcher ſpäter als Friedrich Wilhelm IV. regierte. Wie ſehr ſie beide liebten, mag das Eine beweiſen, daß ſie jeden Abend Hand in Hand in deren Schlafzimmer traten und ſie auf die Stirne küßten.

Schon am 16. November ſeines Geburtsjahres ſtarb Wilhelms Großvater, wonach die königliche Würde auf ſeinen Vater überging. Derſelbe regierte als Friedrich Wilhelm III. 43 Jahre lang.

In kindlichem Frohſinn verlebte der Prinz ſeine erſten Jahre.

Nicht ebenſo erfreulich wie das Leben in der Familie war für die Eltern das im Staate. Die franzöſiſche Revolution hatte eine mächtige Umwälzung und Aufregung in ganz Europa hervorgerufen. Bald war Napoleon I. durch Feldherrntüchtigkeit und raſtloſe Thatkraft, geſtachelt von grenzenloſem Ehrgeize, an die Spitze des franzöſiſchen Staates gelangt und hatte ſich alle ihm feindlichen Mächte unterworfen. Preußen bewahrte Neutralität, der Eroberer achtete aber der Verträge nicht und erklärte ihm den Krieg. Friedrich Wilhelm III. wollte ſich ihm nicht beugen. Sein Wahlſpruch lautete: „Lieber ehrenvoll untergehen, als ſchmachvoll leben." Gleiche Geſinnung erfüllte ſeine Gemahlin, die Königin Luiſe. Als ihr älteſter Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, am 15. Oktober 1805 zum erſten Mal in Uniform vor ihr erſchien, ſagte ſie zu ihm: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machſt von dieſem Rock, Dein einziger Gedanke der ſein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Das preußiſche Heer war jedoch dem des Gegners nicht gewachſen. Es wurde am 14. Oktober 1806 bei Jena gänzlich geſchlagen. Die Kinder des Königs flohen. In Schwedt an der Oder traf ihre Mutter wieder mit ihnen zuſammen. „Ihr ſeht mich", ſagte ſie, „in Thränen." „Ich beweine das ſchwere Geſchick, das uns getroffen hat. Der König hat ſich in der Tüchtigkeit ſeiner Armee und ihrer Führer geirrt, und ſo haben wir unterliegen ſollen und müſſen flüchten." Sie flohen bis nach Königsberg; hier wurde Prinz Wilhelm zum Offizier ernannt (am 1. Januar 1807), nachdem er ſich ſchon frühe mit dem militäriſchen Dienſt vertraut gemacht hatte und bereits 1804 von dem Unteroffizier Bennſtein von der Garde einexerciert worden war.

Seine Mutter lag um dieſe Zeit ſchwer am Typhus darnieder. Plötzlich kam die Nachricht, die Franzoſen rückten heran. Da erklärte ſie: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieſer Menſchen fallen." „Und ſo wurde ſie — wie ihr Arzt Dr. Hufeland erzählt, deſſen eigene Worte wir anführen — den 3. Januar bei der heftigſten Kälte und dem fürchterlichſten Sturm und Schneegeſtöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kuriſche Nehrung nach Memel transportiert. Wir brachten 3 Tage und 3 Nächte, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eiſe fahrend, die Nächte in den elendeſten Nachtquartieren zu. Die erſte Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenſter zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden. Ich dabei in der beſtändigen ängſtlichen Beſorgnis, daß ſie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt ſie ihren Mut, ihr himmliſches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle. Selbſt die freie Luft wirkte wohlthätig; ſtatt ſich zu verſchlimmern, beſſerte ſie ſich auf der böſen Reiſe. Wir erblickten Memel." Aber auch in Memel hatten ſie den Leidenskelch noch nicht ausgetrunken. Bald nach einander wurden die Preußen (wie auch die mit dieſen verbündeten Ruſſen) bei Preußiſch Eylau (am 8. Februar) und bei Friedland (am 14. Juni) geſchlagen.

Am 17. Juni ſchrieb die Königin an ihren Vater: „Es iſt wieder aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir ſtehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlaſſen. Bedenken Sie, wie mir dabei iſt, doch bei Gott beſchwöre ich Sie: Verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben; der erſte iſt der Gedanke: Wir ſind kein Spiel des blinden Zufalls, ſondern wir ſtehen in Gottes Hand, und die Vorſehung leitet uns — der zweite: Wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewieſen, daß er nicht Schande, ſondern Ehre will. Preußen wollte nicht Sklavenketten tragen." — In einem Briefe vom 24. Juni zeigte ſie dieſelbe Seelengröße. Es heißt darin: „Die Armee iſt genötigt geweſen, ſich mehr und mehr zurückzuziehen. Mein Glaube ſoll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht. Auf dem Wege des Rechts leben, ſterben und, wenn es ſein muß, Brot und Salz eſſen. Nie werde ich ganz unglücklich ſein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Kommt das Gute — oh! kein Menſch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, ſo wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung ſetzen, aber beugen kann es mich nie, ſobald es nicht verdient iſt. Nur Unrecht unſrerſeits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin; denn wir ſtehen hoch."

Dem König blieb nichts übrig, als in den Frieden von Tilſit (9. Juli 1807) zu willigen, worin er einen großen Teil ſeines Reiches abtreten mußte. Seinen Sohn Wilhelm hatte er in dieſem Unglücksjahr (am 22. März) zum Fähnrich bei der Garde zu Fuß ernannt und an Weihnachten verlieh er ihm den Rang eines Secondelieutnants.

Im Januar 1808 kehrte die preußiſche Herrſcherfamilie nach Königsberg zurück.

Im dortigen Dome las der unglückliche König die Grabinſchrift der preußiſchen Herzöge: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott." Da er ſie ſeinem Geſchicke entſprechend fand, wählte er ſie ſich zu ſeinem Denkſpruch.

Am Schluſſe des nächſten Jahres endlich (Dezember 1809) konnte das Könighaus wieder nach Berlin einziehen, aber nicht lange mehr überlebte die edle Dulderin den Jammer ihrer Familie und ihres Volkes.

Sie ſchrieb an ihren Vater: „Mit uns iſt es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieſer Ergebung, in dieſer Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig. Es wird immer klarer, daß alles ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt. Die göttliche Vorſehung leitet unverkennbar neue Weltzuſtände ein, und es ſoll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte ſich überlebt hat und in ſich ſelbſt als abgeſtorben zuſammenſtürzt. Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr ſeines Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten, deshalb überflügelt ſie uns. Gerne werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, das uns getroffen, in unſer eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen iſt, vielmehr dasſelbe befeſtigt und noch werter gemacht hat. Der König, der beſte Menſch, iſt gütiger und liebevoller als je. Unſere Kinder ſind unſere Schätze, und unſere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Unſer Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie ſein Vater, einfach, bieder und verſtändig. Auch in ſeinem Aeußeren hat er die meiſte Aehnlichkeit mit ihm . . . . Sie werden ſagen: Das iſt eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur gutes ſiehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böſe Anlagen, die für die Zukunft beſorgt machen, finde ich an allen nicht. Sie haben wie andere Menſchenkinder auch ihre Unarten, aber dieſe verlieren ſich mit der Zeit, ſowie ſie verſtändiger werden. Umſtände und Verhältniſſe erziehen den Menſchen, und für unſere Kinder mag es gut ſein, daß ſie die ernſte Seite des Lebens kennen lernen. Wären ſie im Schoße des Ueberfluſſes und der Bequemlichkeit groß geworden, ſo würden ſie meinen, das müſſe ſo ſein. Daß es aber anders kommen kann, ſehen ſie an dem ernſten Angeſicht ihres Vaters und den öftern Thränen der Mutter. Meine Sorgfalt iſt meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem ſie einſchließenden Gebete, daß er ſie ſegne und ſeinen guten Geiſt nicht von ihnen nehmen möge. Es mag da kommen, was da will, mit und in Vereinigung mit unſern guten Kindern werden wir glückſelig ſein."

Der 19. Juli (1810) wurde ihr Todestag.

Wir ſchildern denſelben nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen.

Der König langte mit ſeinen beiden älteſten Söhnen 4 Uhr morgens an. — „Wer iſt mit Dir gekommen?" fragte die Kranke. „Fritz und Wilhelm." „Ach Gott, welche Freude!" ſagte ſie. Er fühlte ihre Hand in der ſeinen zittern, und kaum noch Herr ſeiner Gefühle, rief er: „Ich werde ſie holen." Als der König wieder eintrat, mit ihm jetzt der Kronprinz und der Prinz Wilhelm, ſagte ſie: „Ach lieber Fritz, lieber Wilhelm! Seid Ihr da?"

Der Kronprinz und ſein Bruder ſtürzten beide an das Bett der Mutter und weinten und ſchluchzten laut. Sie gingen und kamen wieder, ſobald die abwechſelnden Bruſtkrämpfe der kranken Mutter auf kurze Zeit Ruhe ließen.

So nahte die neunte Stunde — die Todesſtunde. Ein neuer Krampfanfall trat ein. „Luft, Luft!" ſeufzte die Königin, — „ach, mir hilft nichts mehr als der Tod." — Es war zehn Minuten vor neun Uhr vormittags, als der letzte Krampf über die Sterbende kam. Sie bog ſanft das Haupt zurück, ſchloß die Augen und rief deutlich aus: „Herr Jeſu, Jeſu, mache es kurz!" Mit einem letzten Seufzer endete ihr Leben 5 Minuten vor neun Uhr.

Der König war zurückgeſunken. Er raffte ſich wieder auf und hatte noch die Kraft, ſeiner Luiſe unter Küſſen, unter Thränen die Augen zuzudrücken — „ſeines Lebens Sterne, die ihm auf ſeiner dunklen Bahn ſo treu geleuchtet.“ Dann ſtürzte er hinaus, um ſeine Söhne hereinzuholen. Er ſelbſt hatte ſie vorher aus dem Sterbezimmer hinaus in den Schloßgarten gehen heißen.

Der König führte ſeine Söhne an das Totenbett. Sie brachen in den lauteſten Schmerz aus, ſanken am Sterbelager der Mutter auf die Kniee und benetzten deren Hände mit heißen Thränen. Der Vater und der Großvater fielen einander in die Arme und hielten ſich lange umfaßt. Einige Stunden nach dem Hinſcheiden kamen die älteſte Tochter, Prinzeß Charlotte, und der dritte Sohn, Prinz Karl. Alle knieten an der Leiche nieder wie an einem Altar. — — —

Die Liebe der Eltern hatte große Sorgfalt darauf verwandt, für ihre Söhne gute Erzieher und Lehrer zu wählen.

Einer derſelben, der ſpätere General v. Reiche urteilte: „Prinz Wilhelm that ſich durch ſchnelles Auffaſſen und durch einen praktiſchen Verſtand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen für ſein Alter ernſten und geſetzten Charakter hervor. Es lag in ihm der wahre, zuverläſſige Soldat, wie er es nachher auch in vollem Maße geworden iſt.“

König Friedrich Wilhelm III. zeigte in der Not, von welcher Preußen bedrückt war, die Größe ſeiner Seele. Die vielfach unhaltbar gewordenen Einrichtungen des bürgerlichen und ſtaatlichen Lebens wurden neu geordnet, die Erbunterthänigkeit aufgehoben (1807); eine neue Wehrverfaſſung legte den Grund zu dem „Volke in Waffen“ (1808); eine Städteordnung und Umänderung der oberſten Verwaltungsbehörden (1808), ſowie eine Gewerbeordnung (1810) ſchufen neues Leben, kurz das geſamte Volk arbeitete an ſeiner Wiederaufrichtung und harrte auf das Morgenrot eines beſſeren Tages.

Dieſe gewaltigen Anſtrengungen trugen gute Früchte, als der König ſein Volk gegen den Dränger aufrief (am 17. März 1813).

Prinz Wilhelm mußte anfangs wegen ſchwächlicher Geſundheit zurückbleiben, wie weh ihm das auch that und wie ſehr er ſeinen Vater bat, mitziehen zu dürfen. Nach der für Preußen und ſeine Verbündeten ſiegreichen Schlacht bei Leipzig (am 16.—18. Oktober 1813) endlich willfahrte der König ſeiner Bitte, indem er ihn gleichzeitig zum Kapitän ernannte.

Am 27. Februar 1814 erhielt der Prinz in dem Gefechte bei Bar-ſur-Aube von ſeinem Vater den Befehl, ſich nach einem ruſſiſchen Regiment zu erkundigen, welches in einen heißen Kampf mit den Franzoſen verwickelt war. Er ſprengte mitten ins heftigſte Feuer und ritt wieder ruhig zurück, als er in Erfahrung gebracht hatte, wie das Regiment heiße und wie viel Verwundete es habe. Sein Vater machte kein Rühmens aus dieſem Ritte, verlieh ihm aber am darauffolgenden Geburtstage ſeiner Mutter (10. März) das Eiſerne Kreuz, während ihn der ruſſiſche Kaiſer ſchon am 5. März mit dem ruſſiſchen St. Georgsorden geſchmückt hatte. Mit beſonderer Freude blickte der Kaiſer in ſeinem ſpäteren Leben auf dieſe zwei Ehrenzeichen, *welche nur im Feuer* verdient werden können, und wie viele andere er auch ſpäter noch bekam, *ſie* hielt er hoch wie Heiligtümer.

Am 31. März durfte er den Einzug in Paris mitmachen und am 30. Mai wurde er zum Major ernannt.

Als Napoleon von der Inſel Elba zurückkehrte und wieder das Glück der Waffen anrief, wurde er bei Waterloo aufs neue geſchlagen (18. Juni 1815). Prinz Wilhelm marſchierte zum zweiten Mal in Paris ein. Er erkrankte daſelbſt an der Lungenentzündung, genas aber bald und fühlte ſich von nun an viel geſünder als bisher.

Im militäriſchen Berufe bis zum Tode ſeines Vaters.

Eine lange Zeit des Friedens folgte. Prinz Wilhelm erklomm während derſelben Stufe um Stufe in der militäriſchen Laufbahn: 1817 wurde er Oberſt, 1818 Generalmajor, 1825 kommandierender General des 3. Armeekorps, 1838 des Gardekorps.

Vermählung.

Zweiunddreißig Jahre alt, vermählte er ſich (am 11. Juni 1829) mit Prinzeſſin Auguſta von Sachſen-Weimar, an welcher einer der größten Gelehrten der damaligen Zeit lebendigen, durchdringenden Geiſt, feſten und ſelbſtſtändigen Charakter rühmte, und welche der Dichterfürſt Goethe ebenſo bedeutend als liebenswürdig nannte. Zwei Kinder wurden die Freude der Eltern, der Prinz Friedrich Wilhelm (geboren den 18. Oktober 1831) und Prinzeſſin Luiſe (geboren den 3. Dezember 1838).

Dreißig Jahre nach ſeiner Gemahlin Luiſe ſtarb auch König Friedrich Wilhelm III. (am 7. Juni 1840), tiefbetrauert von ſeiner Familie und dem Volke. Nun kam der Kronprinz als König Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron, und Prinz Wilhelm erhielt den Titel Prinz von Preußen.

Als Prinz von Preußen.

Vermöge ſeiner Geburt war er nun, wie er ſelbſt ſagte, der erſte Unterthan des Königs, vermöge des Vertrauens des Königs deſſen erſter Ratgeber. Er wurde Statthalter von Pommern und im September 1840 General der Infanterie.

Als die unruhigen Pariſer im Jahre 1848 wieder eine Revolution begannen, erhob ſich auch in Deutſchland große Unzufriedenheit. In Berlin kam's zum Kampfe, und die Aufregung namentlich gegen den als thatkräftig bekannten Prinzen Wilhelm wuchs dermaßen, daß der König denſelben auf den Wunſch des Miniſteriums beauftragte, ſich nach England zu begeben. Er ſollte, wie es hieß, „dem befreundeten engliſchen Hofe Aufſchluß und Aufklärung über die preußiſchen Zuſtände und die Ereigniſſe daſelbſt geben.“ Er blieb ungefähr 2 Monate, kehrte aber auf das Erſuchen ſeines königlichen Bruders wieder nach Berlin zurück, was er um ſo lieber that, als über ſeinen Charakter böswillige und vollkommen unbegründete Gerüchte verbreitet worden waren. Beim Empfange in Weſel (am 4. Juni) ſagte er: „Es iſt immer ein wohlthuendes Gefühl, wenn man in das Vaterland zurückkehrt.“

Der König hatte dem Lande eine freiere Verfaſſung gegeben. Im Hinblick darauf erklärte der Prinz: „Der König hat es gewollt; des Königs Wille iſt mir heilig: ich bin ſein erſter Unterthan und ſchließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältniſſen an, aber Recht, Ordnung und Geſetz müſſen herrſchen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft ſtreben; das iſt mein Beruf. Wer mich gekannt hat, weiß, wie ich immer für das Vaterland geglüht habe.“

In Baden und der Rheinpfalz riſſen die Revolutionsmänner die Regierung an ſich. Prinz Wilhelm wurde zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, welche beiden Ländern ihre rechtmäßige Obrigkeit wieder zurückbringen ſollte. In ſechs Wochen war das Ziel erreicht. In einem Armeebefehl ſagte der Prinz: „Eurem Mut, Eurer Ausdauer und Hingebung für die gerechte Sache iſt es zu verdanken, daß in ſo kurzer Zeit zwei Länder Euch ihre Befreiung von Willkür und Geſetzloſigkeit verdanken.“

Der 20. März 1854 brachte ihm die Ernennung zum General-Oberſten der Infanterie mit dem Range eines Feldmarſchalls.

Als Prinz-Regent

Als der König im Jahre 1857 erkrankte, übertrug er ihm die ſtellvertretende Regierung, zuerſt nur auf 3 Monate, dann noch drei Mal für den gleichen Zeitraum, bis er ihn am 7. Okt. 1858 zum Regenten einſetzte mit dem Auftrage, „die königliche Gewalt in alleiniger Verantwortlichkeit gegen Gott, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, in ſeinem Namen auszuüben.“ Als Prinz-Regent wollte Wilhelm zwar im ganzen die bisherigen Regierungsgrundſätze nicht verlaſſen, dagegen hielt er es für ſeine Aufgabe, die ſorgliche und beſſernde Hand anzulegen, wo ſich willkürliches oder gegen die Bedürfniſſe der Zeit laufendes zeigte. Dieſe Bedürfniſſe richtig zu erkennen, zu erwägen oder ins Leben zu rufen, erklärte er für das Geheimnis der Staatsweisheit, wobei er ſich von allen zu weitgehenden Maßnahmen fern zu halten ſuchte.

Das Hauptaugenmerk richtete er auf das Heer. Preußens Heer, ſagte er, muß mächtig und angeſehen ſein, um, wenn es gilt, ein ſchwerwiegendes politiſches Gewicht in die Wagſchale legen zu können.

Als König.

Der kranke König wurde am 2. Januar 1861 durch den Tod von ſeinen langen Leiden erlöſt. Damit ging die Königswürde auf den Prinz-Regenten Wilhelm über. Mit herzlichen Worten dankbarer Erinnerung gedachte dieſer des Entſchlafenen. „Niemals,“ ſagte er, „hat eines Königs Herz treuer für ſeines Volkes Wohl geſchlagen.“ Seine eigene, ihm nun gewordene Aufgabe faßte er erhaben und ernſt auf. In einem Erlaſſe an ſein Volk (vom 7. Januar 1861) beſtimmte er ſie, wie folgt: „Meine Hand ſoll das Wohl und das Recht aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, ſie ſoll ſchützend und fördernd über dieſem reichen Leben walten. Es iſt Preußens Beſtimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anſpannung ſeiner geiſtigen und ſittlichen Kräfte, in dem Ernſt und der Aufrichtigkeit ſeiner religiöſen Geſinnung, in der Vereinigung von Gehorſam und Freiheit, in der Stärkung ſeiner Wehrkraft liegen die Bedingungen ſeiner Macht, nur ſo vermag es ſeinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten. Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutſchland zuſammen. Als deutſchem Fürſten liegt mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es unter den deutſchen Staaten zum Heile aller einnehmen muß.“

In Königsberg, wo er als Kind ſo ſchwere Tage durchlebt hatte, feierte er am 18. Oktober 1861 das Feſt der *Krönung*. „Da beugte ſich — es ſind dies Worte des Präſidenten des Abgeordnetenhauſes Dr. Simſon — die irdiſche Majeſtät, von allen Zeichen ihrer Macht und Herrlichkeit umgeben, vor der ewigen.“ Der König wollte, „eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, durch die Krönung an geheiligter Stätte bekunden, daß er ſie in Demut aus ſeinen Händen empfangen habe.“

Die Durchführung ſeiner Pläne, namentlich in Betreff der Umformung der Heeresverfaſſung, brachte demſelben viele Kämpfe und bittere Erfahrungen. Die Mehrzahl der preußiſchen Landtagsabgeordneten wollte die dazu erforderlichen Mittel nicht bewilligen. In dieſen Kämpfen fand er an dem bisherigen Geſandten am franzöſiſchen Hofe, von Bismarck-Schönhauſen, den er im September 1862 zum Vorſitz im Staatsminiſterium berief, einen ergebenen, weitſichtigen und thatkräftigen Berater.

Die nächſten Jahre waren mit vielen Verhandlungen angefüllt, Verhandlungen ſowohl mit den Abgeordneten wegen der inneren preußiſchen, als auch mit den deutſchen Fürſten wegen der gemeinſam deutſchen Angelegenheiten. Den Abgeordneten verſicherte der König (im Mai 1863): „Ich ſuche, wie meine Vorfahren, den Glanz, die Macht und die Sicherheit meiner Regierung in dem gegenſeitigen Bande des Vertrauens und der Treue zwiſchen Fürſt und Volk."

Die gemeinſam deutſchen Angelegenheiten hatten durch den unſeligen Zwieſpalt zwiſchen den einzelnen deutſchen Mächten, namentlich zwiſchen Preußen und Oeſterreich, bisher nie in eine befriedigende Ordnung gebracht werden können. Die Notwendigkeit einer Neuregelung derſelben machte ſich beſonders fühlbar, als die „ſchleswig-holſteiniſche Frage" eine brennende wurde.

Die Herzogtümer Schleswig-Holſtein, welche zum deutſchen Bunde gehörten, aber unter der Oberhoheit des Königs von Dänemark ſtanden, hatten ſchon ſeit lange von dieſem Staate viele Bedrückungen erdulden müſſen.

Die Ehre des deutſchen Namens erforderte, daß darin Wandel geſchafft werde. Da ſtarb am 15. November 1863 König Friedrich VII. von Dänemark. Als ſein Nachfolger die geforderten Zugeſtändniſſe nicht machen wollte, griffen Oeſterreich und Preußen zu den Waffen. Die Entſcheidung war bald herbeigeführt. Am 18. April 1864 erſtürmten die Preußen die „Düppeler Schanzen" und am 29. Juni eroberten ſie die Inſel Alſen. Auch die Oeſterreicher rückten ſiegreich vorwärts. Der darauf folgende Friedensſchluß mit Dänemark „gab Deutſchland ſeine beſtrittenen Nordmarken und dieſen die Möglichkeit der lebendigen Beteiligung an dem nationalen Leben zurück."

Die neue Verfaſſung, welche König Wilhelm ſeinem Heere gegeben, hatte nun die Feuerprobe glänzend beſtanden.

Der in hoffnungserweckender Waffenbrüderſchaft Preußens und Oeſterreichs errungene Siegespreis ward nach und nach ein Zankapfel zwiſchen den beiden Mächten. Zwar kamen dieſelben am 14. Auguſt 1865 in Gaſtein überein, daß die Hoheitsrechte in Holſtein vom Kaiſer von Oeſterreich, die in Schleswig von dem König von Preußen ausgeübt werden ſollten, während Lauenburg gegen eine Geldentſchädigung an Preußen überlaſſen wurde, aber es traten ernſte Verwicklungen wegen dieſes Vertrages ein. Da ſich die Mehrheit des deutſchen Bundes auf Oeſterreichs Seite ſtellte, erklärte Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen (14. Juni 1866). Seinen Nachbarſtaaten, durch die es zunächſt am meiſten bedroht war, Sachſen, Hannover und Kurheſſen, bot es ein Bündnis auf Grund unbewaffneter Neutralität an und ließ Truppen gegen dieſelben vorrücken, als dieſe das Angebot abſchlugen.

Der Hauptſtoß mußte gegen Oeſterreich geführt werden. Und er gelang. Schon am 3. Juli fiel bei Königgrätz die Entſcheidung. Die Preußen erfochten einen glänzenden Sieg, und der Weg nach Wien ſtand ihnen offen. Auch die ſüddeutſchen Truppen mußten vor der ſtrammen Ordnung und Raſchheit der preußiſchen das Feld räumen.

Die Worte, welche König Wilhelm am 18. Juni in dem Aufruf an ſein Volk geſprochen: „Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch ſtark genug ſein, das loſe Band, welches die deutſchen Lande mehr dem Namen als der That nach zuſammenhielt, in anderer Geſtalt feſter und heilvoller zu erneuern" — gingen nun in Erfüllung: Oeſterreich mußte auf ſeine Einmiſchung in deutſche Angelegenheiten verzichten; Preußen war nun die Hauptmacht in Deutſchland, zumal da es ſich Hannover, Kurheſſen, Naſſau und Frankfurt am Main einverleibt hatte. Die übrigen norddeutſchen Staaten ſchloſſen mit ihm den ſogenannten „Norddeutſchen Bund", und die ſüdlich vom Main gelegenen vereinbarten mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis für den Fall einer Bedrohung des deutſchen Gebietes.

Auch das preußiſche Abgeordnetenhaus ſchloß nun mit der Regierung Frieden und enthob dieſelbe von der Verantwortung dafür, daß der Staatshaushalt während einiger Jahre ohne ſeine Zuſtimmung geführt worden war, und der Leiter der Regierungsgeſchäfte, Bismarck, welcher bisher viele Schmähungen über ſich hatte ergehen laſſen müſſen, wurde ein Liebling des Volkes.

Als Kaiſer.

Die franzöſiſche Regierung wollte nicht zugeben, daß Deutſchland mit Preußen an der Spitze ein mächtiges Reich werde. Sie machte einen nichtigen Vorwand, die Bewerbung eines hohenzollerſchen Prinzen um den ſpaniſchen Königsthron, zum Ausgangspunkt für den blutigen Krieg 1870—1871, den Preußen gemeinſam mit dem Norddeutſchen Bunde und den ſüddeutſchen Staaten ſo ruhmreich zu Ende führte, wie noch kein Krieg geführt wurde, ſeit es eine Weltgeſchichte giebt. Es bleibt unvergeſſen, wie der greiſe 73jährige König jede Urſache einer Kriegserklärung aus dem Wege räumte, wie er ſich dann, als ihn die franzöſiſchen Gewalthaber dennoch zu den Waffen zwangen, ſelbſt an die Spitze des Heeres ſtellte und mit dieſem von Sieg zu Sieg eilte, wie ſich ihm ſein Gegner bei Sedan ergeben mußte, wie er auf Wunſch der deutſchen Fürſten die Kaiſerwürde annahm, mit dem Gelübde, allzeit Mehrer des Reiches zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern und Gaben des Friedens, wie er die dem Reiche zur Zeit ſeiner Schwäche entriſſenen Länder Elſaß und Lothringen wieder gewann und wie er doch bei allen dieſen Erfolgen derſelbe ſchlichte, vor Gott demütige, ſeinen Unterthanen väterlich geſinnte Fürſt blieb.[1])

Der Traum vieler Edlen im Volke war damit erfüllt: Deutſchland einig unter einem ſtarken Kaiſer.

Seit dem wiedergeſchloſſenen Frieden (zu Frankfurt am Main, den 10. Mai 1871) war es des Kaiſers unabläſſiges Bemühen, dem deutſchen Volke, ja ganz Europa nun auch die Segnungen des Friedens zu erhalten. Nach allen Seiten hin wirkte er in dieſem Sinne, und ſein weiſes, gewichtiges Wort gab manches Mal die Entſcheidung im Rate der Völker, ſo namentlich in der orientaliſchen Frage, aus der ein allgemeiner Krieg hervorzubrechen drohte, die aber durch den Frieden von Berlin (vom 13. Juli 1878) auf längere Zeit zum Austrag gebracht wurde.

Im Innern waren es beſonders zwei Aufgaben, welche die Fürſorge des Kaiſers in Anſpruch nahmen: die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten und die Fürſorge für die arbeitenden und notleidenden Klaſſen des Volkes. Die ſchnöden Mordanſchläge, welche zwei ruchloſe Menſchen[2]) auf das Leben des geliebten Vaters des Volkes machten, beſtärkten dieſen nur noch mehr in dem Beſtreben, die Lage der Bedrängten, zu deren Gunſten jene angeblich ihre frevelhafte Hand erhoben hatten, nach Kräften zu erleichtern, und tauſendfach ſtieg dafür aus beglückten Herzen der Dank zu dem himmliſchen Vater empor und erflehte deſſen Segen auf dies teure Haupt. — Die guten Beziehungen, deren ſich das Deutſche Reich zu den Nachbarſtaaten und den Großmächten bis zu ſeinem Ableben erfreut hat, waren zum nicht geringen Teile der Freundſchaft zuzuſchreiben, welche den Kaiſer mit den europäiſchen Fürſten verknüpfte. Dieſelbe fand ihren ſichtbaren Ausdruck in den vielfachen Beſuchen, welche ſich die Herrſcher gegenſeitig machten, ſo bei dem des öſterreichiſchen Kaiſers Franz Joſef I., der ruſſiſchen Kaiſer Alexander II. und III. und des erſten italieniſchen Königs Viktor Emanuel II. Als der Kaiſer von Oeſterreich ihn am 7. Auguſt 1878 in Teplitz beſuchte, äußerte er beim Abſchiede: „Es war ein freudenreicher Tag für mich, leider nur ein Tag."

Daß dem Kaiſer nach ſo vielen unvergeßlichen Erinnerungstagen am 22. März 1887 auch noch vergönnt geweſen iſt, ſein 90. Lebensjahr zu vollenden, pries er „als eine wunderbare Fügung des Himmels." „In demütigem Ernſte — ſagte er — erkenne ich die Gnade Gottes, welche mich dieſen Tag hat erleben laſſen, welche mir in ſo hohem Alter die Kraft zur Erfüllung meiner fürſtlichen Pflicht erhalten hat, welche mir das Glück gewährt, noch den Lebensabend mit meiner geliebten Gemahlin zu teilen und auf eine kräftig emporwachſende Nachfolge von Kindern, Enkeln und Urenkeln zu ſchauen. 90 Jahre eines menſchlichen Lebens, welch' eine lange Spanne Zeit! Wenn ich ſie im Geiſte an mir vorübergehen laſſe, ſo will es mir oft kaum faßlich erſcheinen, was ich alles erlebt, erfahren und errungen habe. Die göttliche Vorſehung hat meine Wege, wenn auch nicht ohne ſchwere Prüfungen, ſicher geleitet und zu glücklichen Zielen geführt. Gottes reichſter Segen hat auf meiner Arbeit geruht."

Kurz, ehe Kaiſer Wilhelm ſeinen 91. Geburtstag hätte feiern können, iſt er aus ſeinem irdiſchen Wirkungskreiſe abberufen worden.

Tiefen Kummer brachten ihm in ſeinen letzten Lebenstagen die ſchwere Erkrankung ſeines einzigen Sohnes, welcher an einem Halsleiden litt und fern unter Italiens Himmel — in San Remo — Heilung ſuchte, ſowie auch der Tod ſeines Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden, welcher der Familie plötzlich in blühender Jugend (am 23. Februar 1888) entriſſen wurde.

In den erſten Tagen des März zeigte ſich ein merklicher Nachlaß ſeiner Kräfte. Aber man hoffte, daß ſeine bisher ſo ſtarke Natur auch noch dieſe Gefahr überwinden würde. Vergeblich. Die von aller Welt mit atemloſer Spannung erwarteten Nachrichten über ſein Befinden wurden immer beängſtigender.

Gerne hätte er ſeinen Sohn noch einmal geſehen. Man erzählt, er habe kurz vor ſeinem Hinſcheiden geliſpelt: „Fritz nur noch einmal umarmen!" Dieſer Wunſch konnte nicht mehr erfüllt werden.

---

[1]) Die Geſchichte dieſes Krieges verſuchte der Verfaſſer vorliegender Schrift in einem beſonderen Werke darzuſtellen. Dasſelbe hat den Titel: „Der deutſch-franzöſiſche Krieg 1870—1871." Preis 1 Mk. oder 50 Pf., je nach der Ausſtattung.

[2]) Der Klempnergeſelle Hödel am 11. Mai 1878, ohne daß der Kaiſer einen Schaden dabei erlitten hätte, und der Landwirt und Doktor der Philoſophie Nobiling am 2. Juni 1878, wobei der Kaiſer ſo ſchwer verletzt wurde, daß er ſeinem Sohne, em Kronprinzen, die Regierungsgeſchäfte bis zum 5. Dezember 1878 übertragen mußte. — Schon am 14. Juli 1861 hatte ein irre geleiteter Student, Oskar Becker aus Odeſſa, das Leben des Königs bedroht, aber die auf denſelben abgefeuerte Kugel hatte nur ſeinen Hals leicht geſtreift.

Viel beſchäftigte er ſich in ſeinen letzten Tagen mit dem Wohle des Staates und redete zur großen Verwunderung der Umſtehenden mit ſeinem Enkel, dem Prinzen Wilhelm, über wichtige europäiſche Fragen. Auf die Bitte, er möge ſich doch Ruhe gönnen, erwiderte er: „Ich habe keine Zeit mehr, ich habe noch viel zu ſagen."

Am Abend des 8. März, eines Donnerstags, flackerte ſeine Lebenskraft noch einmal auf. Wie viele Hoffnungen wurden darauf gebaut! Der Kaiſer erhob ſich noch von ſeinem Bette, bis dasſelbe wieder aufgefriſcht war. Nun aber wurde die Schwäche immer größer. Die nächſten Verwandten, Fürſt Bismarck und Moltke wurden um 4 Uhr morgens gerufen. Da man das Eintreten des Todes erſt ſpäter erwartete, entfernten ſich die beiden zuletzt genannten um 7 Uhr wieder. Aber ſchon um halb 9 Uhr morgens — am Freitag den 9. März 1888 — hauchte der ehrwürdige greiſe Kaiſer in Gegenwart ſeiner Gemahlin, ſeiner Tochter, des Prinzen Wilhelm und anderer Verwandten und treuen Diener, ſein Leben aus. Er hatte es auf 91 Jahre, weniger 13 Tage gebracht und über 27 Jahre regiert.

Vier Stunden nach ſeinem Tode, um halb 1 Uhr, erſchien Fürſt Bismarck im Reichstage und machte mit tiefbewegter Stimme bei lautloſer Stille folgende Mitteilung:

„Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits thatſächlich wiſſen werden, daß Seine Majeſtät Kaiſer Wilhelm heute Vormittag um halb 9 Uhr zu ſeinen Vätern entſchlafen iſt. Infolge dieſes Ereigniſſes iſt der preußiſche Thron und die deutſche Kaiſerwürde auf Seine Majeſtät Friedrich III., König von Preußen, übergegangen. Nach den mir zugegangenen telegraphiſchen Nachrichten darf ich annehmen, daß Seine Majeſtät der regierende Kaiſer und König morgen von San Remo abreiſen und in der gegebenen Zeit hier in Berlin eintreffen wird. Ich hatte von dem hochſeligen Herrn in ſeinen letzten Tagen in Bethätigung der Arbeitskraft, die ihn nur mit dem Leben verlaſſen hat, noch die Unterſchrift erhalten, welche vor mir liegt und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung ſeiner Geſchäfte, das heißt alſo etwa heute oder morgen, zu ſchließen. Ich hatte die Bitte an Seine Majeſtät gerichtet, mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens noch zu unterzeichnen. Seine Majeſtät haben mir darauf erwidert, daß Sie glaubten, den vollen Namen noch unterſchreiben zu können. Infolge deſſen liegt dieſes hiſtoriſche Aktenſtück der letzten Unterſchrift Seiner Majeſtät vor mir. Unter den obwaltenden Umſtändeu nehme ich an, daß es den Wünſchen der Mitglieder des Reichstages ebenſo wie denen der verbündeten Regierungen entſprechen wird, daß der Reichstag noch nicht auseinander geht, ſondern zuſammen bleibt bis nach Eintreffen Seiner Majeſtät des Kaiſers, und ich mache deshalb von dieſer Allerhöchſten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als daß ich dieſelbe als hiſtoriſches Dokument zu den Akten gebe und den Herrn Präſidenten bitte, die Entſchlüſſe, welche den Stimmungen und den Ueberzeugungen des Reichstags entſprechen, in dieſer Richtung herbeizuführen. Es ſteht mir nicht zu, von dieſer amtlichen Stelle aus den perſönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinſcheiden meines Herrn erfüllt, das Ausſcheiden des erſten deutſchen Kaiſers aus unſerer Mitte. Es iſt dafür auch kein Bedürfnis; denn die Gefühle, die mich bewegen, ſie leben in dem Herzen eines jeden Deutſchen, es hat deshalb keinen Zweck ſie auszuſprechen. Aber das Eine glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen, nicht von meinen Empfindungen, ſondern von meinen Erlebniſſen, daß inmitten der ſchweren Schickungen, welche der von uns geſchiedene Herr in ſeinem Hauſe noch erlebt hat, es zwei Thatſachen waren, welche ihn mit Befriedigung und Troſt erfüllten. Die eine war die, daß die Leiden ſeines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unſeres jetzigen regierenden Herrn, die ganze Welt, nicht nur in Deutſchland, ſondern alle Weltteile kann man ſagen, mit einer Teilnahme erfüllt haben, die beweiſt, welches Vertrauen ſich die Dynaſtie des deutſchen Kaiſerhauſes bei allen Nationen erworben hat.

„Es iſt dies ein Erbteil, kann ich wohl ſagen, welches des Kaiſers lange Regierung dem deutſchen Volke hinterläßt. Das Vertrauen, welches die Dynaſtie erworben hat, wird ſich auf die Nation übertragen, trotz allem, was dagegen verſucht wird. Die zweite Thatſache, in der Seine Majeſtät einen Troſt in manchen ſchweren Schickungen empfand, war die, daß der Kaiſer auf die Entwicklung ſeiner Hauptlebensaufgabe, der Herſtellung und Konſolidierung der Nationalität des Volks, dem er als deutſcher Fürſt angehört hatte, daß der Kaiſer auf die Entwicklung, welche die Löſung dieſer Aufgabe inzwiſchen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblicken konnte, welche den Abend ſeines Lebens verſchönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Thatſache bei, daß mit einer ſeltenen Einſtimmigkeit aller Dynaſtieen, aller Verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutſchland, aller Abteilungen des Reichstags dasjenige beſchloſſen wurde, was für die Sicherſtellung der Zukunft des Deutſchen Reichs auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen könnte, als Bedürfnis von den verbündeten Regierungen empfunden wurde.

„Dieſe Wahrnehmung hat Seine Majeſtät mit großem Troſte erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich zu meinem dahingeſchiedenen Herrn gehabt habe — es war geſtern — hat er darauf Bezug genommen, wie ihn dieſer Beweis der Einheit der geſamten deutſchen Nation, wie er durch die Volksvertretung hier verkündet worden iſt, geſtärkt und erfreut hat. Ich glaube, meine Herren, es wird für Sie alle erwünſcht ſein, dieſes Zeugnis, das ich aus eigener Wahrnehmung für die letzten Stimmungen unſeres dahingeſchiedenen Herrn ablegen kann, mit in Ihre Heimat zu nehmen, weil jeder einzelne von Ihnen einen Anteil an dem Verdienſte hat, welches dem zu Grunde liegt. Meine Herren, die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgeſpannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitſame Pflichterfüllung im Dienſte des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unſerem dahingeſchiedenen Herrn verkörpert waren, mögen ſie ein unzerſtörbares Erbteil unſerer Nation ſein, welches der aus unſerer Mitte geſchiedene Kaiſer uns hinterlaſſen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieſes Erbteil von allen, die wir an den Geſchäften unſeres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitſamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe."

Der entſeelte Körper, auf deſſen Geſichtszügen tiefer Friede lag, wurde im Dome aufgebahrt. Der Zulauf des treuen Volkes, welches ſeinen Kaiſer noch einmal ſehen wollte, war ganz ungeheuer. Die trauernde Familie erhielt eine Fülle von Zeichen herzlichſten Beileids von fürſtlicher Seite, von den Unterthanen, von Angehörigen anderer Nationen, von Hohen und Niederen. Fürſt Bismarck ſagte am 19. März im Reichstage: „Ich ſpreche nicht davon, daß die Deutſchen, unſere Landsleute, die ſich ja auf allen Feſtländern und Inſeln angeſiedelt haben, ich glaube ohne Ausnahme hierher ihre Sympathieen telegraphierten, mit einer Schnelligkeit, die in früheren Zeiten ja nicht möglich war. Die letzteingetroffenen Kundgebungen waren von den Deutſchen in Korea. Vorher ſind aus allen fünf Weltteilen, aus den kleinſten Inſeln, aus Ortſchaften, die ich mir habe aufſuchen müſſen, rührende Beweiſe der Beteiligung zum Teil nicht nur in Worten, ſondern zum Teil auch mit der Bitte — und zwar ſelbſt von den Antipoden — hergelangt, daß ihre Sympathie durch Niederlegung von Kränzen und Palmen am Grabe zum Ausdruck gebracht werden ſollte. Etwas in der Geſchichte ſchwerlich Dageweſenes iſt die Teilnahme an dem Todesfall eines Monarchen in dieſer Ausdehnung. Es ſind große Männer in der Geſchichte vorher geſtorben, und wenn Napoleon I., wenn Peter der Große, wenn Ludwig XIV. aus dieſem Leben ſchieden, ſo hat das gewiß in weiten Kreiſen ſeinen Wellenſchlag gemacht. Daß aber von den Antipoden her und von den benachbarten Völkern Kränze und Palmen auf das Grab des verſtorbenen Monarchen gebracht worden ſind, das iſt eine in der Geſchichte noch nicht dageweſene Thatſache. So hoch gefürſtet iſt noch kein Monarch geweſen, daß alle Völker der Erde, ohne Ausnahme, ihm beim Hintritt ihre Sympathie, ihre Teilnahme, ihre Trauer am Grabe zu erkennen gegeben haben."

Eine Woche nach dem Ableben, am Freitag, den 16. März, wurde die Leiche zur Mittagsſtunde in das Mauſoleum nach Charlottenburg übergeführt. Ein unabſehbarer Zug folgte.

Was ſeine Familie, was Deutſchland, was die Welt an ihm gehabt hat, faßte ſein Sohn und Nachfolger in einer Anſprache „An mein Volk" in folgende Worte:

„Aus ſeinem glorreichen Leben ſchied der Kaiſer! In dem vielgeliebten Vater, den ich beweine, und um den mit mir mein königliches Haus in tiefſtem Schmerze trauert, verlor Preußens treues Volk ſeinen ruhmgekrönten König, die deutſche Nation den Gründer ihrer Einigung, das wiedererſtandene Reich den erſten deutſchen Kaiſer! Unzertrennlich wird ſein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des deutſchen Vaterlandes, in deſſen Neubegründung die ausdauernde Arbeit von Preußens Volk und Fürſten ihren ſchönſten Lohn gefunden hat. Indem König Wilhelm mit nie ermüdender landesväterlicher Fürſorge das preußiſche Heer auf die Höhe ſeines ernſten Berufes erhob, legte er den ſicheren Grund zu den unter ſeiner Führung errungenen Siegen der deutſchen Waffen, aus denen die nationale Einigung hervorging. Er ſicherte dadurch dem Reiche eine Machtſtellung, wie ſie bis dahin jedes deutſche Herz erſehnt, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte. Und was er in heißem opfervollem Kampfe ſeinem Volke errungen, das war ihm beſchieden, durch lange Friedensarbeit mühevoller Regierungsjahre zu befeſtigen und ſegensreich zu fördern. Sicher in ſeiner eigenen Kraft ruhend, ſteht Deutſchland geachtet im Rate der Völker und begehrt nur, des Gewonnenen in friedlicher Entwicklung froh zu werden. Daß dem ſo iſt, verdanken wir Kaiſer Wilhelm, ſeiner nie wankenden Pflichttreue, ſeiner unabläſſigen, nur dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Thätigkeit, geſtützt auf die von dem preußiſchen Volke unwandelbar bewieſene und von allen deutſchen Stämmen geteilte opferfreudige Hingebung“.

* * *

Nachdem wir den Lebensgang des Kaiſers in ſeinen allgemeinſten Umriſſen überblickt haben, wollen wir noch einige beſondere Punkte aus demſelben hervorheben.

Die Perſon des Kaiſers.

Schon in ſeiner äußern Geſtalt ſpiegelte er das Bild ſeines Kaiſers wieder, wie wir es uns etwa von dem alten Barbaroſſa ausmalen: groß und kräftig im Körperbau, ruhig, ſicher und würdig im Auftreten, in der Haltung das Muſter eines von Jugend an geſchulten Soldaten.

Der wahre Wert einer Perſon liegt freilich nicht in Aeußerlichkeiten, aber wir werden ihr Bild um ſo lieber betrachten, wenn es uns auch in dieſer Hinſicht anſpricht. Und gewiß iſt für unſere Begriffe das Ideal, das Vorbild eines Menſchen, erreicht, wenn wir von ihm ſagen können: „Bei ihm wohnt in einem geſunden Körper eine geſunde Seele.“

Die Hauptſache iſt freilich eine geſunde Seele. Wir wollen jedes eigene Urteil über den Eindruck, welchen Kaiſer Wilhelm nach ſeinen geiſtigen und ſeeliſchen Eigenſchaften auf ſeine Mitmenſchen machte, zurücktreten laſſen hinter die Ausſprüche zweier gelehrter und weltkundiger Männer.

Zur Zeit ſeiner Verlobung ſchrieb der Staatsmann Freiherr von Gagern: „Prinz Wilhelm iſt die edelſte Geſtalt, die man ſehen kann, die impoſanteſte von allen, dabei ſchlicht und ritterlich, munter, doch immer mit Würde.“ — Im Jahre 1848, dem Revolutionsjahre, ſagte der Geſandte von Bunſen von ihm: „Würde, männliche Heiterkeit, huldvolle Güte, beſtändige Rückſicht auf die Bequemlichkeit anderer kennzeichneten von Anfang bis zu Ende das Verhalten des Prinzen. Er erinnert mich ſehr an ſeinen Vater durch den Ausdruck der Wahrheit und Herzlichkeit in ſeinen Zügen. Mit Würde und männlicher Empfindung nimmt er die täglich neuen Schickſalsſchläge auf. Daß er durchaus offen, redlich und konſequent iſt, haben ſelbſt die Ungünſtigen nie geleugnet, wenn ſie mit Kenntnis des Mannes ſchrieben und ſprachen. Ihm iſt eine ſtille und redliche, ſtetige Verſtändlichkeit eigen.“

Dieſen Urteilen fügen wir noch zwei Ausſprüche des **Kaiſers** ſelbſt bei, als Proben deſſen, was in ſeinem Herzen geſchrieben ſtand:

Bei Anlaß ſeines 50jährigen Militärjubiläums im Jahre 1857 ſagte er: „Ich fühle mich hochbeglückt, am heutigen Tage von allen Seiten Beweiſe der Liebe und Zuneigung zu empfangen, habe mich aber auch ſchon gefragt, ob ich dieſe Liebeszeichen verdiene, ob ich dieſer herzlichen Teilnahme würdig bin. Ich nehme dieſe Beweiſe mit freudigem Herzen entgegen, weil ich ſie betrachte als Anerkennung meines guten Willens, in allen Beziehungen und in jeder Stellung meine Schuldigkeit zu thun. Daraufhin iſt mein tägliches Gebet gerichtet. Der Dank, den ich ausſpreche, ſind nicht eitel leere Worte, ſondern tiefe Gefühle. Sie wiſſen ja, daß ich glücklich bin, wenn Preußens Volk glücklich iſt.“

Nach ſeiner Wiedergeneſung von dem ruchloſen Mordanfall im Sommer 1878 hielt er bei der Rückkehr nach Berlin eine Anſprache, worin er bemerkte: „So ſchwer die körperlichen Leiden waren, die ich zu tragen hatte, ſo waren ſie doch nicht ſo quälend, als die Wunde, die meinem Herzen dadurch geſchlagen wurde, daß es gerade in meiner Reſidenz und daß es ein Preuße war, durch welchen mir dieſe Heimſuchung auferlegt wurde.“

Der Kaiſer bei der Arbeit.

Wie war es dem hohen Herrn möglich, alle auf ihm laſtende Arbeit zu bewältigen? Er hätte es nicht gekonnt ohne treue Benützung der Zeit. Begleiten wir ihn ein wenig zu ſeinem regelmäßigen Tagewerk!

Im Sommer ſtand er zwiſchen 5 und 6, im Winter um 7 Uhr von ſeinem einfachen Lager auf. Der Kaffee mit Zwieback war bald eingenommen, und nun wurden die zahlreich eingelaufenen Briefe und Berichte erledigt, die Zeitungen geleſen, die Anordnungen für Einladungen zur Mittagstafel oder zur Abendgeſellſchaft getroffen. Vor allem andern aber gingen die Regierungsgeſchäfte. Die Miniſter, Generäle u. ſ. w. hielten ihre Vorträge. Nach Anhörung und Erwägung ihres Rates wurden die Beſchlüſſe gefaßt, welche oft über das Geſchick von Tauſenden entſchieden haben. Auch auf Reiſen wurden dieſe Vorträge nicht ausgeſetzt, und oft begleiteten während derſelben Miniſter ihren kaiſerlichen Herrn, damit nicht während eines Tages das Wohl des Staates außer Acht gelaſſen werde.

Eine bisweilen ſehr mühſame Pflicht war der Empfang von Abordnungen von Unterthanen oder Angehörigen fremder Staaten. Jedes Wort, welches der Kaiſer dabei ſprach, wurde auf die Goldwage gelegt. Da ſollte niemand beleidigt, keine ungerechte Hoffnung erweckt, keine berechtigte vereitelt werden. Oft wurde erſt nach langen Beratungen der Wortlaut ſolcher Erwiderungen feſtgeſetzt.

Um 12 Uhr ſpeiſte der Kaiſer kalt und arbeitete dann ſofort weiter. Hierauf folgte manchmal eine Ausfahrt zum Beſuch einer Anſtalt, einer Ausſtellung, eines Lazaretts u. ſ. w.

Um 4 Uhr war die Mittagstafel, welche ungefähr eine Stunde währte. Dann begann die Arbeit aufs neue, bis abends der Thee im Familienkreiſe eingenommen wurde. Und auch nun gönnte ſich der Kaiſer noch keine Ruhe. Oft war er noch nach Mitternacht thätig, um ſeiner großen Arbeit zu genügen, Briefe zu ſchreiben u. dgl.

Fürwahr ein arbeitsvolles Leben!

Der Kaiſer bei der Erholung.

Auch eine ſo ſtarke Natur wie die des Kaiſers würde die Spannkraft zur Arbeit verloren haben, wenn auf die Anſtrengungen nicht auch Erholungen gefolgt wären.

Solche waren für ihn z. B. die Truppenbeſichtigungen, welche bei gar vielen anderen Fürſten eine bedeutende Arbeitsleiſtung erfordern. Erfreut wurde ſein Herz auch durch das Zuſammentreffen mit der Jugend, der Hoffnung des Vaterlandes, oder mit Veteranen, welche ihren lieben oberſten Kriegsherrn gerne einmal oder auch noch einmal ſehen wollten; mit teilnehmendem Blicke und Worte ging er ihre Reihen entlang und ließ es an vielfachen Ermunterungen nicht fehlen: ihnen Freude machen zu können, war ihm ſelbſt Freude.

Als großer Freund der Natur hatte er ſich einige Plätze ausgeſucht, in welchen er vor allen andern am liebſten weilte, ſo in ſeinem Schloſſe Babelsberg, in deſſen Garten er ſich ſo gerne erging, ſo in den Bädern Ems, Baden-Baden, Teplitz und Gaſtein, ſo auf der lieblichen Mainau, auf welcher er mit der badiſchen Fürſtenfamilie zuſammenzutreffen pflegte.

Erwünſchte Erfriſchung boten ihm die Jagden. Er lud zu ſolchen ein und ließ ſich laden. Namentlich führte er fürſtliche Beſuche, welche am Waidwerk beſondere Freude hatten, gerne in ſeine ausgedehnten Jagdgründe, ſo z. B. Italiens erſten König Victor Emanuel II., der hocherfreut war, als er dieſer ſeiner Lieblingsbeſchäftigung in ſo reich beſtandenen Wildparken nachgehen konnte.

Auch das Theater beſuchte er oft und freute ſich der Darſtellungen und Geſänge auf den Brettern, „welche die Welt bedeuten“, und in ſeinem Heim fand die edle Tonkunſt reiche Pflege.

Für Werke der bildenden, zeichnenden und malenden Kunſt hatte er ein offenes Auge und — eine freigebige Hand.

Seine Haupterholung findet jeder rechte deutſche Mann im Kreiſe ſeiner Familie, ſo war es auch bei Kaiſer Wilhelm.

Des Kaiſers Familienleben.

Der Mittelpunkt, die Seele jedes wahren Familienlebens iſt die Mutter. Kaiſer Wilhelm war erſt 13 Jahre alt, als ihm ſeine Mutter entriſſen wurde. Aber kindliche Dankbarkeit und ehrende Erinnerung hat er ihr bewahrt bis an ſein Ende. Als am 10. März 1876 das Gedächtnis an ihre Geburt vor 100 Jahren gefeiert wurde, ſchrieb er: „Es iſt für mich eine neue Gnade des Himmels geweſen, dieſen Erinnerungstag erlebt zu haben, wo nach 100 Jahren ein Dankgebet einer ganzen Nation, kann man ſagen, zum Himmel ſtieg, uns dieſe Königin geſchenkt zu haben! Von Generation zu Generation wird ſich das Bild meiner Mutter vererben, wie ihre Tugenden, ihr feſtes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit, ihre Liebe zum preußiſchen und deutſchen Volke ſtets unter allen Wechſelfällen gleich leuchtend daſtand — wenn ſie auch die Erfüllung des Gehofften nicht erleben ſollte! In meiner Kindheit und Jugend verſtand ich noch nicht, was ſie ahnte, und dennoch hat Gott in ſeiner Gnade mich auserſehen, dieſe Ahnung zu erfüllen.“ Auch an die großen Verdienſte ſeines Vaters hatte ſich der Kaiſer je und je dankbaren Herzens erinnert. Als er 16. Juni 1871 ein zu deſſen Ehren in Berlin errichtetes Denkmal enthüllte, ſagte er: „Wenn der König uns ſehen könnte, ſo würde er mit ſeinem Heere zufrieden ſein.“ Oft ging er in das Mauſoleum nach Charlottenburg, wo die irdiſche Hülle ſeiner entſchlafenen Eltern ruht, ſo z. B. auch im Juli 1870, ehe er ins Feld zog. Vor den heftigen Stürmen draußen ſammelte er ſich hier zu dem ernſten Kampfe, der ihm bevorſtand.

Von ſeinen Geſchwiſtern hat ihn nur eins überlebt, die verwitwete Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin (geboren den 23. Februar 1803).

Nachdem er ein eigenes Hausweſen gegründet hatte, fand er an ſeiner Gemahlin eine liebende Teilnehmerin an ſeinem Leid und ſeiner Freude und dann auch eine ſorgſame Mutter für ſeine beiden Kinder. Königin und Kaiſerin geworden, wurde dieſelbe zugleich treue Landesmutter, welche eine Fülle von Werken der Barmherzigkeit gründete und förderte.

Als ſich ihr Sohn mit der Prinzeſſin Victoria von England vermählt hatte, richteten die Väter der Hauptſtadt Berlin folgende Worte an die Eltern: „Seit faſt 30 Jahren ſind insbeſondere die Bewohner dieſer Stadt Zeugen geweſen, wie Eure Königlichen Hoheiten Hohen und Niedern ein Vorbild gegeben, daß häusliches

Glück nur in höchſter ſittlicher Reinheit begründet und gewahrt werden könne, und dieſes Vorbild iſt nicht ohne ſegensreiche Folgen für alle Stände geblieben."

Die herzliche Liebe des Volkes zu dem Kaiſerpaar trat beſonders bei den Familienfeſten zu Tage, deren dasſelbe ſo viele in ungetrübter Freude begehen durfte. Mit inniger Teilnahme feierte es deſſen goldene Hochzeit (11. Juni 1879) mit und freute ſich an dem Wachstum des kaiſerlichen Hauſes, das in zahlreichen Enkeln und Urenkeln erblühte. Beide Kinder des Kaiſerpaares, ſowohl der Kronprinz wie die Großherzogin von Baden, durften ihre ſilberne Hochzeit feiern, umringt und getragen von der Liebe ihrer Söhne und Töchter. Mehrmals wurden ſolche Familienfeſte der Anlaß zur Begründung milder Stiftungen. Die Erinnerung an jene frohen Tage wurde auf dieſe Weiſe zur fortſprudelnden Quelle reichen Segens für viele Tauſende.

Des Kaiſers Dienſtboten hatten in ihm einen guten, liebevollen Herrn. Einer ſagte einmal: Er habe den Kaiſer eigentlich nur zweierlei ſagen hören: „Ich bitte" und: „Ich danke."

Der Kaiſer als Vater des Volkes.

Gar manches bekümmerte Herz, das auf Erden keinen Rat mehr wußte, wendete ſich zuletzt noch an den Kaiſer mit einer Bittſchrift. Oft ſah man Leute vor ſeinem Palaſte oder an Orten, an welchen er vorüber kam, einen Brief in die Höhe halten. Es war vielleicht die letzte Hoffnung, auf welche ſich der Gnadenſuchende ſtützte. Er bat um Nachlaß oder Ermäßigung einer Strafe für ein mißratenes Familienglied oder um Gewährung einer Stelle, um Unterſtützung in dringender Not, oder was es ſonſt noch für Lagen des Elends und des Jammers giebt.

So hat ihm z. B. ein untreuer Diener während ſeiner Vorüberfahrt am Brandenburger Thor ein Schreiben überreicht. Er lieſt es aufmerkſam durch. „Hm, hm," — ſagt er vor ſich hin — „das iſt der Schmidt, den ich einſt entlaſſen mußte. Es iſt mir ſchwer genug geworden. Der arme Burſch iſt auf keinen grünen Zweig gekommen. Ja, ja, unrecht Gut gedeiht nicht. Nun, es iſt lange her; wollen's unterſuchen. Hat er ſich gebeſſert, ſoll Gnade für Recht ergehen." Am Rande macht er ein Zeichen. Der Angelegenheit wird nachgeforſcht, und wenige Tage darauf erhält der Arme einen Gnadengehalt bewilligt.

Gar vielen ſprach der Präſident des Abgeordnetenhauſes Dr. Simſon aus dem Herzen, wenn derſelbe bei der Krönung des Königs (1861) ſagte: „Die unmittelbare und perſönliche Beziehung des Herrſchers zu ſeinem treuen und freien Volke macht dem Preußen das Königshaus zu einem Vaterhauſe." Dieſe Worte beſtätigte dann der König ſelbſt, indem er (am 22. Oktober 1861) nach ſeiner Krönung dem Oberbürgermeiſter von Berlin verſicherte: „An mir werden Sie ſtets einen Vater des Volkes finden."

Das ſchwerſte Opfer, das einem Könige auferlegt werden könne, nannte er das, wenn man ihm die Liebe und das Vertrauen ſeines Volkes entziehe.

Der Kaiſer als Soldat.

Als Preußens Heer unter der Wucht der Schlachten Napoleons I. zuſammenbrach, lernte Kaiſer Wilhelm ſchon als Prinz von welch' hoher Bedeutung die Wehrhaftigkeit eines Volkes ſei. Nie in ſeinem Leben hat er die Sorge für dieſelbe aus dem Auge gelaſſen. Vom Tage von Bar-ſur-Aube an ging er den Soldaten ſelbſt mit gutem Beiſpiele voran, und in ſeinen zahlreichen Kommandoſtellen gewann er ſich deren Liebe.

Als er im März 1848 nach England hatte gehen müſſen, entſtand das Soldatenlied:

Prinz von Preußen, ritterlich und bieder,
Kehr zu Deinen Truppen wieder,
Heißgeliebter General!

Weilſt du gleich am fernen Strande,
Schlagen doch im Vaterlande
Herzen für dich ſonder Zahl.

Die Verbeſſerung der Heereseinrichtungen nannte er ſein eigenſtes Werk. „Was hilft," ſagte er im Oktober 1862, „aller augenblickliche Reichtum, aller Segen der Induſtrie, was helfen alle Güter, die Gott uns geſchenkt hat, wenn kein Schutz dafür vorhanden iſt, wenn ſie bedroht werden?" und nach dem däniſchen Feldzug fand er es aufs neue beſtätigt, „daß die Wehrhaftigkeit des Volkes den Grund zu aller materiellen und ſtaatlichen Größe bilde und daß eine gedeihliche und ſichere Entwicklung der Induſtrie nur unter dem Schutz der Armee zu erwarten ſei."

Zwei ſtarke Stützen für die Durchführung ſeiner militäriſchen Aufgaben hatte er an ſeinem langjährigen Kriegsminiſter v. Roon, „der das Schwert ſchärfte", und an dem Generalſtabschef v. Moltke, „der es leitete".

Nie wurde er müde, die Soldaten auf die Tugenden hinzuweiſen, welche ihnen erſt den rechten Wert verleihen. Nach dem däniſchen Kriege rief er ihnen zu: „Der Segen der Vorſehung hat auf Euch geruht, weil Ihr gottesfürchtig, pflichtgetreu, gehorſam und tapfer waret," und nach dem öſterreichiſchen beteuerte er: „Preußiſche Truppen wußten ſtets mit dem Heldenmut diejenige Mannszucht zu vereinigen, ohne welche große Erfolge nicht erkämpft werden können." Am Tage ſeiner Kaiſerproklamation ſagte er in dem Armeebefehl: „Seid ſtets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradſchaft, Tapferkeit und Gehorſam eine Armee groß und ſiegreich macht. Erhaltet Euch dieſen Sinn, dann wird das Vaterland immer wie heute, ſtolz auf Euch blicken, und Ihr werdet immer ſein ſtarker Arm ſein."

Als er ſeinen Enkel, den Prinzen Wilhelm, am 9. Februar 1877 in das 1. Garderegiment zu Fuß einführte, ſprach er zu ihm die Worte: „Es werden Dir in den Dienſtverhältniſſen, in welche Du nun trittſt, manche dem Anſcheine nach unbedeutende Dinge entgegentreten, die Dir vielleicht auffallen können, aber Du wirſt auch lernen, daß im Dienſte nichts klein iſt und daß jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt ſein muß, wenn der Bau richtig und feſt ſein ſoll. Gehe und thue Deine Schuldigkeit, wie ſie Dir gelehrt werden wird. Gott ſei mit Dir."

Wie ganz beſonders lieb er die Soldaten, „ſeine Kinder", hatte, zeigte er bei jedem Anlaſſe, ſo wenn er ſie im Lazarette beſuchte, wenn er für ihr Alter ſorgte, ihrer Hinterbliebenen ſich annahm u. dergl.

Aus Anlaß ſeines 80jährigen militäriſchen Dienſtjubiläums — am 1. Januar 1887 — empfand er das Bedürfnis, aus warmem und tief bewegtem Herzen einige Worte an das Heer zu richten.

„Die Armee weiß," ſagte er, „wie nahe ſie meinem Herzen immer geſtanden hat und ſie wird verſtehen, welche Empfindungen mich heute in dem Gedanken bewegen, ihr nun 80 volle Jahre angehört zu haben.

„Es iſt eine lange und wahrlich eine wechſelvolle ereignisreiche Zeit, die heute an meiner Erinnerung vorbeigeht. Beginnend in ernſten Tagen ſchwerſter Prüfung, habe ich wohl auch in ihrem weiteren Verlauf mancher Sorge und manches Tages, wo mir das Herz ſchwer war, zu gedenken, aber es ſind deren doch nur ſehr wenige geweſen im Vergleich zu den vielen des Glücks und der Freude, die mir zu erleben vergönnt war.

„Mein Blick kann ſich nicht in die Vergangenheit richten, ohne mein tiefbewegtes Herz von Dank für die Gnade des allmächtigen Gottes überſtrömen zu laſſen, die wahrlich Großes an mir gethan, die mich ſo lange erhalten und die mir ſo viel des Glücks gegeben hat.

„Und welchen Wechſel hat die Armee in dieſen 80 Jahren mit mir erlebt! Sie ſtand, als ich in dieſelbe trat, nach dem ſchwerſten Schlage, der Preußen jemals getroffen, zurückgedrängt an die äußerſten Grenzen des Reichs, aber der Soldaten-Sinn, den meine glorreichen Vorfahren in ſie gepflanzt, blieb ungebrochen und trieb bald neue Keime. Das bethätigten die ſchönſte Erinnerung meiner Jugend, die Befreiungskriege, das erhielt ſie ſich in der treuen Arbeit einer langen Friedenszeit, und die Ruhmesthaten der Armee in neueſter Zeit bezeugen wahrlich, daß dieſer Sinn in voller Kraft erhalten und weiter gediehen iſt.

„Ich habe viele Veränderungen mit der Armee erlebt, in ihrer äußeren Form — in ihrer Truppenzahl — ich habe die Vereinigung mit den deutſchen Kontingenten ſich vollziehen und die Marine entſtehen ſehen — es ſind unter meinen Augen Generationen durch die Armee gegangen, aber innerlich in den Herzen und dem Empfinden der Armee giebt es keine Veränderung!

„Den Sinn für Ehre und für Pflicht über alles hoch zu halten und jederzeit bereit zu ſein, das Leben dafür zu laſſen — das iſt das Band, welches alle deutſchen Stämme eng umſchließt, welches Enkel und Urenkel jetzt eben ſo feſt wie früher die Vorfahren vereinigt, und welches meine Regierung mit Siegen geſchmückt hat, deren ich heute als der hellſtrahlendſten Stellen meines militäriſchen Lebens in hochgehobenſter Empfindung gedenke.

„Es iſt wahrlich eine hohe Freude für mich, an dem heutigen Tage in ſolcher Weiſe zur Armee ſprechen zu dürfen und über dieſe 80 Jahre ſagen zu können, daß wir ſicherlich, voll und ganz, feſt zu einander gehört haben, ich mit meinem ganzen Herzen und Denken, die Armee mit vollſter Treue, Hingebung und Pflichterfüllung, für welche mein Dank und meine Anerkennung die lebendigſte Empfindung meines Herzens bis zu meinem letzten Atemzuge bleiben wird."

Der Kaiſer als Chriſt.

Im Kaiſerdom in Frankfurt ſagte der Kaiſer im Jahre 1878: „An Gottes Segen iſt alles gelegen. Dies war der Spruch meines Vaters, und daran halte ich mich auch."

Mit ſolchen Bekenntniſſen hat er während ſeines ganzen Lebens nie zurückgehalten; denn für die einzige Grundlage, welche Beſtand und Dauer gewährt, erklärte er die Gottesfurcht.

Bei ſeiner Konfirmation (am 8. Juni 1815) ſprach er folgende Lebensgrundſätze aus: „Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat laſſen geboren werden, weil ich in demſelben mehr Mittel, meinen Geiſt und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, außer mir gutes zu ſtiften, beſitze. Ich freue mich dieſes Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menſchen verleiht, auch nicht um der Genüſſe willen, die ſich mir in demſelben darbieten, ſondern um deswillen, daß ich in demſelben mehr wirken und leiſten kann. Ich freue mich meines Standes in Demut und bin weit entfernt, zu glauben, Gott habe mir hier einen Vorzug vor andern geben wollen, auch weit entfernt, mich meines höheren Standes wegen für beſſer zu halten. Mein fürſtlicher Stand ſoll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anſtrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Verſuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern.

„Ich will nie vergeſſen, daß der Fürſt doch auch Menſch — vor Gott nur Menſch iſt und mit dem Geringſten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menſchlichen Natur und alle Bedürfniſſe derſelben gemein hat, daß die Geſetze, welche fär andere gelten, auch ihm vorgeſchrieben ſind, und daß er, wie die anderen, einſt über ſein Verhalten wird gerichtet werden.

„Ich will mich vor allem hüten, wodurch ich mich als Menſch erniedrigen würde; als Fürſt würde ich mich dadurch noch weit mehr erniedrigen. Vorzüglich will ich die Sünden der Unmäßigkeit u. Wolluſt, welche die tiefſte Erniedrigung der menſchlichen Natur ſind, vermeiden.

„Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unabläſſig in dem mir angewieſenen Kreiſe thätig ſein, meine Zeit auf das Beſte anwenden und ſo viel Gutes ſtiften, als in meinem Vermögen ſteht.

„Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menſchen, auch gegen die geringſten — denn ſie ſind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. — —

„Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verfloſſenen Tages ſorgfältig prüfen."

Als er im Revolutionsjahre nach England hatte gehen müſſen, beſuchte er am 2. April (am 27. März war er angekommen) den Gottesdienſt. In ſeinem Geſangbuche ſtrich er folgenden Vers an und ſchrieb nebendran: „Bei meinem erſten Beſuche des Gottesdienſtes in der Savoy-Kirche zu London am 2. April 1848 geſungen":

Da ſiehſt du Gottes Herz,
Das kann dir nichts verſagen;
Sein Mund, ſein teures Wort
Vertreibt ja alles Zagen.

Was dir unmöglich dünkt,
Kann ſeine Vaterhand
Noch geben, die von dir
Schon ſo viel Not gewandt.

Beim Antritt der Regierung nach dem Tode ſeines Bruders ſagte er: „Deſſen unvergeßliches Wort: „„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen,"" erfüllt auch meine Seele."

Nach dem öſterreichiſchen Feldzuge wandte er ſich mit folgenden Worten an die Generäle: „Es iſt Gottes Werk, was wir heute vor uns ſehen — Gott allein die Ehre. Wir aber ſind Gottes Werkzeuge geweſen" — und an die Militärgeiſtlichen: „Ich weiß es, es iſt viel gebetet worden, daheim und im Felde; wir ernten jetzt die Frucht dieſer Gebete. Auf den Knieen haben wir Gott zu danken dafür. Darum aber auch keine Ueberhebung jetzt, nicht Uebermut, ſondern Demut: das predigen Sie jetzt."

Der Schluß des Drahtberichtes, mit dem er ſeiner Gemahlin das Weltgericht von Sedan kundgab: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" — iſt als eines der bekannteſten Worte bleibend in die Blätter der Geſchichte eingetragen.

Ja in des Feindes Landen   Hat Gott zu Dir geſtanden,
Und in der Schlachten Graun   Er half das Reich erbau'n. (E. Curtius.)

Aller Heuchelei und Scheinheiligkeit war er gründlich abhold. In einer Anſprache an ſein Miniſterium im Jahre 1858 ließ er ſich ſo vernehmen: „Die wahre Religiöſität zeigt ſich im ganzen Verhalten des Menſchen; dies iſt immer ins Auge zu faſſen und von äußerem Gebahren und Schauſtellungen zu unterſcheiden. Nichtsdeſtoweniger hoffe ich, daß, je höher man im Staate ſteht, man auch das Beiſpiel des Kirchenbeſuchs geben wird."

Dies Beiſpiel hat er ſelbſt gegeben.

„Ich habe lieb die Stätte deines Hauſes und den Ort, da deine Ehre wohnt", in dieſe Worte des königlichen Pſalmiſten hat auch er je und je von Herzen eingeſtimmt. Selten fehlte er bei dem Gottesdienſte, ſei es im Dome, ſei es in einer anderen Kirche Berlins, oder wo er gerade weilte.

Treu ſtand er zu dem Bekenntnis ſeiner Kirche. „Vor allem," ſagte er einmal im Jahre 1877, „kommt es darauf an, daß die Kirche auf dem rechten Grunde ſtehen bleibt, auf dem Grunde des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes. Ich ſtehe auf dieſem Grunde, auf dem Glauben, auf welchen ich getauft und konfirmiert bin, und nichts kann mich bewegen, davon abzuweichen." In dieſem Glauben iſt er auch geſtorben. Als ihm der Oberhofprediger Kögel kurz vor ſeinem Abſcheiden den Spruch vorbetete: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen," fragte ihn ſeine Tochter, ob er es verſtanden habe. Er bejahte dies, indem er die letzten Worte vernehmlich wiederholte: „Meine Augen haben deinen Heiland geſehen." Ohne beſondere Veranlaſſung ſagte er dann in einer Pauſe: „Er hat mir mit ſeinem Namen geholfen." Auch vernahm man aus ſeinem Munde die Worte: „Wir wollen eine Erbauungsſtunde einrichten," und als er von einem Schlaf erwachte, erklärte er: „Ich habe einen Traum gehabt. Es war die letzte Feier im Dom." In der Frühe ſeines Todestages betete der Geiſtliche: „Der Herr iſt mein Licht und mein Heil, vor wem ſollte ich mich fürchten? Der Herr iſt meines Lebens Kraft, vor wem ſollte mir grauen?" Da fragte die Großherzogin von Baden: „Papa, haſt Du es verſtanden?", worauf der Sterbende erwiderte: „Es war ſchön."

Liebe erweckt Liebe. Nicht nur das Herz der Krieger, welche mit Daranſetzung ihres Lebens in den Kampf zogen für König und Vaterland, für Kaiſer und Reich, ſchlug Deutſchlands erſtem Kaiſer entgegen, getroſt hätte auch er wie dort der Schwabenfürſt ſein Haupt in den Schoß von Millionen ſeiner Unterthanen legen können. Unzählbare wurden von Freude durchzuckt, wenn ſie auch nur ſeine ehrwürdige Geſtalt ſehen, in ſein teures Angeſicht blicken durften. Die Kaiſerin Auguſta ſchrieb kurz nach ſeinem Tode: „Wer in den letzten Jahren ſeines Lebens Zeuge des rührenden alltäglichen Bildes ſein konnte, wenn Tauſende des Augenblickes harrten, ſeiner anſichtig zu werden, der fühlte, daß mit allen Blicken alle Herzen ihm entgegenflogen. Dieſer Vorgang war ein täglicher Morgengruß des Volkes zu ſeinem Fürſten und des Fürſten zu ſeinem Volk. Beiden war er zu einer unentbehrlichen Lebensgewohnheit geworden."

Dem ſichtbaren Auge iſt die teure Geſtalt nunmehr entrückt, aber unvergeſſen wird ſie bleiben in der Geſchichte, in dem Herzen jedes Deutſchen, jedes braven Menſchen.

Nicht nur weil er auf der Höhe der Menſchheit ſtand und weil ehrfurchterweckendes Greiſenalter ſeine Perſon mit einem Lichtglanze umgab, nicht nur weil die Geſchichte keinen zweiten kennt, der ſo weiſe, ſo gerecht, ſo ruhmreich regiert hätte, ſondern auch weil er als Menſch edeldenkend, pflichtgetreu, ſchlicht und fromm war, wird er ſtets für alle diejenigen als Vorbild daſtehen, welche gerne einen ganzen Mann betrachten. Sie werden ſich an ihm erwärmen, aufrichten, begeiſtern und eine Hauptaufgabe ihres Lebens darin erkennen, ihm in edlem, pflichtgetreuem, gottesfürchtigem Handeln nachzueifern.

Furchtbarer Wetterſchlag im März!
Von Pol zu Pol die Welt erzittert!
Aufzuckt in Weh der Völker Herz:
Die Kaiſereiche liegt zerſplittert!

Ehrwürdig Haupt, Du ſchienſt gefeit
Vor Herbſteswelken, Winterſterben —
Da brach Dein ſtarkes Herz in Leid
Um Deines Thrones teuren Erben.

Ein Märzhauch ließ Dich einſt erſtehn;
Doch was ein Gott in dir geboren,
Ein Märzſturm kann es nicht verwehn,
Und ewig bleibt es unverloren.

Es lebt Dein Bild, es lebt Dein Wort
Und wirkt durch unermeßne Zeiten:
Du wirſt als lichter Held und Hort
Fortan in unſern Reihen ſtreiten.

Du, Deines Volkes höchſte Zier,
Fahr wohl! — Nie ſoll dein Werk verderben!
Mit unſern Leibern decken wir
Dein Reich, Dein Grab und Deinen Erben!

Am 9. März 1888.

(Ernſt Scherenberg.)

Kaiſerin **Auguſta** †. Nicht ganz 2 Jahre nach dem Kaiſer — am 7. Januar 1890 — ſtarb auch ſeine Gemahlin. Der Präſident des deutſchen Reichstages, von Levetzow, widmete ihr folgende Worte der Erinnerung:

„Als Kaiſerin und als echt deutſche Frau hat die Heimgegangene, ein leuchtendes Vorbild auf dem Throne, in unwandelbarer Standhaftigkeit und Treue ihrer Pflicht gelebt. Nicht körperliche Leiden, nicht kummervolle Tage, nicht ſorgenvolle Zeiten, nicht das Greiſenalter haben ſie hindern können, zu helfen und Hilfe anzuregen, wo Wunden zu verbinden, wo Kranke zu pflegen, wo Not zu lindern, wo Werke der chriſtlichen Liebe und der Humanität, wo ideale Werke zu fördern waren. Das zum Gemeingut faſt aller Nationen gewordene rote Kreuz, die Sammlung der Thätigkeit der Frauen zu Werken gemeinnütziger Liebe ſind ihr bis zur letzten Stunde gefördertes Werk. Wie ihr Name eng verbunden war mit einer für unſer Vaterland großen und gewaltigen Zeit, ſo wird die dankbare Erinnerung an ſie und ihr Wirken im Herzen des deutſchen Volkes fortleben. Sie ruhe in Frieden!"

Und nun auch Du! — Die letzte der Genoſſen,
Beſchließe den erlauchten Totenzug!
Nun erſt iſt ganz die große Zeit verfloſſen,
Seit man auch Dich zur Ruhekammer trug.
Noch ſchimmerte von glorreich ſchönen Tagen
Auf Deiner Stirn ein blaſſer Widerſchein;
Die Herzen, die den Toten einſt geſchlagen,
Als edles Erbteil nannteſt Du ſie Dein!

Noch einmal ſteigen die verklärten Schatten
An Deiner Bahre rührend uns herauf:
Die Lichtgeſtalt des ruhmgekrönten Gatten,
Dem Du verſchönt den ſtrengen Heldenlauf;
Der tapfre Sohn voll milder Huld und Güte,
Der ritterlich den Kelch der Leiden trank;
Der Enkel, der in reiner Jugendblüte,
Vom Sturm geknickt, aufs Totenlager ſank.

Du warſt gebenedeit vor tauſend Frauen
Und warſt geprüft in namenloſem Weh.
Als Jubelbraut im goldnen Kranz zu ſchauen,
Und auch als Schmerzensmutter Niobe;
Ein fürſtlich Bild an Deines Helden Arme,
Als noch Dein Weg mit Roſen war beſät,
Doch größer noch in Deinem Witwenharme,
In Deines Schmerzes ſtiller Majeſtät.

Und doch — Du hieltſt im ſegensreichen Walten
Als tapfre Frau treu bis zum Ende aus!
Hinſank der Leib; der Geiſt hat ſtandgehalten,
Wie's Pflicht und Brauch im Hohenzollernhaus;
Bis Du die greiſe Heldentafelrunde
Zum letztenmal an Deinem Tiſch begrüßt,
Zum letztenmal dem frommen Schweſternbunde
Den ernſten Dienſt mit holdem Wort verſüßt!

Die Glocken tönen. Zeuch denn hin im Frieden,
Das Banner mit dem roten Kreuz voran,
Barmherzigkeit ſei ewig Dir beſchieden,
Dieweil Du hier Barmherzigkeit gethan.
Zeuch hin und melde den verklärten Lieben,
Daß ihrer fromm ein dankbar Volk gedenkt,
Und daß das Reich bis heute ſtark geblieben,
Vom Enkel feſt, wie einſt vom Ahn gelenkt!

(Karl Gerok, 1815—90.)

Proben aus dem aſſyriſchen und babyloniſchen Schrifttum.

Von P. Jenſen.

Unter den großen Errungenſchaften unſeres Jahrhunderts nehmen die auf ſprachlichem Gebiete eine hervorragende Stellung ein. Zu dieſen gehört namentlich die Entzifferung der aſſyriſchen und babyloniſchen Sprachdenkmäler. Eine neue, obwohl uralte Welt erſtand für die Phantaſie aus den Trümmerhügeln Meſopotamiens. Eine vergeſſene Cultur erbaute ſich neu aus den Ruinen und, was ſchon früher in nebelhaften Umriſſen erkennbar geweſen, der Zuſammenhang des Glaubens, des Wiſſens und der Kunſt der alten europäiſchen Culturvölker mit dieſer Cultur wurde als Thatſache erwieſen. In ganz beſonderer Weiſe trugen die nun enträtſelten Inſchriften zum Verſtändnis des Alten Teſtaments bei, zu dem ſeiner Geſchichte und dem ſeiner Religion. Einige der folgenden Proben werden dies zeigen können.

I. Zug Sanherib's gegen Jeruſalem.

Minchimmu von Samſimuruna, Tuba'lu von Sidon, Abdili'ti von Arados, Urumilki von Byblos, Mitinti von Asdod, Buduilu von Ammon, Kammuſueadbi von Moab und Malikrammu von Edom, die Könige des Weſtlandes alle zuſammen, brachten mir reiche Gaben, ihr ſchweren Geſchenk, . . . dar und küßten meine Füße. Sſidka, den König von Askalon, der ſich meinem Joche nicht gebeugt hatte, führte ich mit den Göttern des Hauſes ſeines Vaters, ſeinem Weibe, ſeinen Söhnes und Töchtern, ſeinen Brüdern, dem Geſchlechte vom Hauſe ſeines Vaters fort und transportierte ihn nach Aſſyrien. Scharruludari, den Sohn des Rukibti, ihren früheren König, ſetzte ich über die Leute von Askalon, legte ihm die Leiſtung eines Tributs . . . auf, und er „zeigte ſich willfährig". Weiter vorrückend, umzingelte ich die Städte Bet-Dagon, Joppe, Bene-barak und Azuru, Städte des Sſidka, die ſich nicht ſofort zu meinen Füßen beugten, eroberte und plünderte ſie. Die Unterbefehlshaber, Vornehmen und Einwohner von Ekron, die ihren König Padi, der Aſſyrien Treue geſchworen hatte, in Ketten an Hiskia von Juda ausgeliefert und in feindſeliger Weiſe in's Gefängnis geworfen hatten (?), bekamen Furcht und riefen die Könige von Aegypten, Bogenſchützen, Wagen und Pferde des Königs [der Halbinſel] Sinai, eine zahlloſe Streitmacht zum Bündnis mit ihnen herbei und ſie kamen zur Hilfe. Im Stadtfelde der Stadt Elteke ſtellten ſie ſich gegen mich in Schlachtlinie hin und riefen ihr Heer zum Kampfe auf. In der Kraft Aſſurs, meines Herrn, kämpfte ich mit ihnen und ſchlug ſie. Einen Wagenoberſten und Söhne der ägyptiſchen Könige ſowie einen Wagenoberſten des Königs [der Halbinſel] Sinai nahm ich lebendig im Kampfe gefangen. Elteke und Timna umzingelte, eroberte und plünderte ich. Ich zog gegen Ekron heran, tötete die Unterbefehlshaber und die Vornehmen, die ſich vergangen hatten und hing ihre Leichname auf den Hügeln rings um die Stadt auf. Die Bewohner der Stadt, die gefrevelt und geſündigt hatten, nahm ich gefangen. Die übrigen, die ſich nicht vergangen und verſündigt hatten, und denen kein Frevel beigemeſſen werden konnte, befahl ich loszulaſſen. Ihren König Padi ließ ich aus Jeruſalem holen, ſetzte ihn auf den Königsthron über ſie und legte ihm einen Tribut auf. Hiskia von Juda, der ſich meinen Füßen nicht gebeugt hatte, — 46 ſeiner befeſtigten Städte, die Burgen und die kleinen Städte in ihrem Umkreis ohne Zahl, umzingelte ich mit „Belagerungsmaſchinen" . . . und eroberte ſie. 200.150 Leute, Groß und Klein, Männlein und Weiblein, Pferde, Mauleſel, Eſel, Kamele, Rinder und Schafe ohne Zahl führte ich aus ihnen als Beute fort. Ihn ſelbſt ſchloß ich wie einen Vogel, der im Käfig ſitzt, in Jeruſalem, ſeiner Hauptſtadt, ein, errichtete Belagerungswälle über ihm und zwang jeden, der aus einem ſeiner Stadtthore herausging, zur Umkehr. Seine Städte, ſoweit ich ſie erobert hatte, trennte ich von ſeinem Lande ab, gab ſie an Mitinti, den König von Asdod, Padi, den König von Ekron, und Sſilba'al, den König von Gaza, und verkleinerte ſein Land. Zu dem früheren Tribut, den ihre Länder leiſteten, fügte ich eine Abgabe als Anteil für meine Majeſtät und legte ihnen dieſelbe auf. Hiskia ſelbſt warf der Schrecken meiner Majeſtät nieder, . . . er ließ 30 Talente Goldes und 800 Talente Silbers, . . . einen ſchweren Schatz, ſeine Töchter, ſeine Palaſtfrauen, Sänger und Sängerinnen nach Niniveh, meiner Reſidenz, hinter mir herbringen und ſchickte ſeinen Eilboten [um mir ſagen] zu [laſſen, daß er] Tribut zahlen und [mir] dienen [wolle].

II. Bericht (Nabium-kudurri-uſſur's di) Nebukadnezar's über den Wiederaufbau des „Tempels der 7 Planeten" zu Borſippa (Babylon gegenüber am Euphrat).

Nebukadnezar, König von Babylon, der Hirte, der vom lauteren Herzen (Marduk's di.) Merodoch's berufen ward, der erhabene Stellvertreter, der Liebling des (Nabium di.) Nebo, der Kenntnisreiche, der Weiſe, der auf das Walten der großen Götter achtgiebt, der nimmermüde Statthalter, der die Tempel Eſagila und Ezida unterhält, der erſtgeborene Sohn des (Nabium-aplu-uſſur di.) Nabopolaſſar, des Königs von Babylon, bin ich.

Als Merodach, der große Herr, mich in Richtigkeit geſchaffen und mir befohlen hatte, für ihn zu ſorgen, als Nebo, der die ganze Welt überwacht, ein gerades Szepter in meine Hand gegeben hatte, da machte ich den Tempel Eſagila, den Tempel Himmels und der Erde, den Wohnſitz Merodach's, des Herrn der Götter, Ekua, ſeine Götterkammer... aus ſtrahlendem Golde, da baute ich den Tempel Ezida von Neuem und errichtete ihn aus Silber und Gold, koſtbaren Steinen, Erz,.. und Cedernholz, vollendete den Tempel Eteanki, den Turmtempel von Babylon und baute ihn bis oben hin aus ſchimmernden „Kryſtallziegeln".

Darauf [trieb mich Merodach, der große Herr, an,] den „Tempel der 7 Planeten", den Turmtempel von Borſippa, den ein früherer König gebaut und 42 Ellen hoch gemacht hatte, ohne ihn bis oben hin zu bauen — ſeit fernen Tagen war derſelbe verfallen und ſeine Abzugsgräben nicht mehr in Stande; Regen und Waſſerſtröme hatten ſein Ziegelwerk gelockert, die gebrannten Ziegel, womit er bedeckt, hatten ſich losgelöſt, und die Luftziegel ſeines Grundbaus waren zu Trümmerhügeln zuſammengeſchüttet — trieb mich Merodach, der große Herr, an, den Tempel zu bauen. Ich änderte ſeinen Ort nicht und wählte keinen neuen Gründungsſtein. In einem günſtigen Monate und an einem heilbringenden Tage mauerte ich die Luftziegel ſeines Grundbaus und die gebrannten Ziegel ſeiner Bekleidung zu Stockwerken (?) auf, richtete ihn wieder auf und (legte Urkunden mit meinem Namen in den Ecken (?) ſeiner Stockwerke nieder), legte ſelbſt mit Hand an, um ihn zu bauen und bis oben hin zu vollenden. Oh Nebo, rechtmäßiger Sohn, erhabener, bevollmächtigter Bote und Liebling des Merodach, ſieh' meine Werke freudig und zum Heile an und ſchenke mir langes Leben, Ueberfluß an Lebenskraft, meines Throns Beſtand, lange Regierung, Niederwerfung meiner Gegner und Bezwingung des feindlichen Landes. Auf deiner rechtmäßigen Schreibtafel, die den Umkreis Himmels und der Erde beſtimmt, ſprich aus ein langes Leben für mich, ſchreibe nieder Lebenskraft. Vor Merodach, dem Könige Himmels und der Erden, deinem Vater, der dich zeugte, mache mein Thun wohlgefällig und empfiehl ihm Gnade gegen mich, und in deinen Mund möge das Wort gelegt werden. „Nebukadnezar iſt fürwahr ein König, der für [ſeinen] Gott ſorgt."

III. Zauberformeln. (Aus der Bibliothek Sardanapal's.)

Beſchwörungsformel:

Ein böſer Fluch hat ſich auf einen Menſchen geſetzt.
Ein Zuruf (?) . . . hat ſich auf ihn geſetzt,
Ein unheilvoller Zuruf (?) hat ſich auf ihn geſetzt,
Ein böſer Fluch, ein Schwur, eine Krankheit.
Dieſen Menſchen hat der böſe Fluch wie ein Schaf hingeſchlachtet.
Sein Gott wich aus ſeinem Körper,
Seine vorſichtige Göttin hat ſich anderswo niedergelaſſen.
Der Zuruf (?) hat ihn wie ein Kleid umhüllt. . .
Merodach ſah's und ging zu ſeinem Vater Ea in's Haus hinein und ſprach:
„Mein Vater, ein böſer Fluch hat ſich wie ein Teufel auf einen Menſchen geſetzt".
Sagt's ihm noch einmal und ſprach:
„Was dieſer Menſch gethan hat, weiß ich nicht. Wodurch kann er geneſen?"
Ea erwiderte Merodach, ſeinem Sohne:
„Mein Sohn, was weißt du nicht? Was ſoll ich dir noch weiter ſagen?
Merodach, was weißt du nicht, was ſoll ich dir noch weiter künden?
Was ich weiß, ſollſt auch du erfahren.
Geh hin, mein Sohn Merodach,
Nimm ihn mit dir zum Schaffner des „Hauſes mit der reinen Beſprengung"
Und löſe ſeinen Schwur und entfeßle ſeinen Schwur,
Daß das verſtörende Leid ſeines Leibes,
Ob's ein Fluch ſeines Vaters,
Ob's ein Fluch ſeiner Mutter,
Ob's ein Fluch ſeines älteren Bruders,
Ob's ein heimlicher (?) Fluch, von dem Niemand weiß,
Daß durch die Beſchwörung des Ea der Schwur
Wie Lauch entſchuppt,
Wie eine Dattel abgeriſſen werde,
Wie eine Blütenriſpe losgetrennt!
Du Schwur! Beim Himmel ſchwöre, und bei der Erde ſchwöre!

Beſchwörungsformel:

Wie dieſer Lauch entſchuppt und in das Feuer geworfen wird,
Und das brennende Feuer ihn verbrennt,
In einen Garten er nicht mehr gepflanzt,
An Teich und Graben nicht mehr geſetzt wird,
Wie ſeine Wurzel den Boden nicht packen wird,
Sein Stengel nicht ſprieſſen, die Sonne nicht ſchauen,
Für Gott oder König zur Speiſe nicht genommen wird,
So reiße er ihn los, den Schwur und löſe das Band

Des Siechtums, der Qual, der Sünde, des Frevels, der Miſſethat, des Vergehens!
Die Krankheit, die in meinem Leibe, meinem Fleiſche, meinen Muskeln ſitzt,
Werde wie dieſer Lauch entſchuppt,
Zur Stunde vom brennenden Feuer verbrannt!
Der Schwur fahre aus und ich mög' Licht erſchauen. . . .

Beſchwörungsformel:

Seiner Magd gab er Befehl.
Iſchtar leitete ſeine Magd.
Es legte das Weib ihn auf's Lager hin,
Spann weiße Wolle und ſchwarze Wolle mit der Spindel zu einer Schnur zuſammen,
Einer großen Schnur, einer langen Schnur, einer miſchfarbigen Schnur, einer Schnur, die den Schwur losreißt,
Das Gerede, den böſen Schwur der Menſchen,
Dazu die böſen Flüche der Götter.
Dann band ſie die Schnur, die den Schwur losreißt,
Dem Menſchen um Haupt und Hand und Fuß.
Merodach, das Kind von Eridu, der hehre, zerriß ſie mit reiner Hand.
Mög' er den Schwur in ihrer Schnur auf's Feld an reine Stätte bringen.
Der böſe Schwur laſſe ſich anderswo nieder.
Aber dieſer Menſch erglänze, erſtrahle,
Werd' den gnädigen Händen ſeines Gottes befohlen!

Worte zur Löſung eines Schwurs.

Beſchwörungsformel:

Ich bin der Sühneprieſter und zünde das Feuer an,
Zünde das Kohlenbecken an, werfe Stroh (?) hinein.
Ich bin der erlauchte Prieſter des Ea, der Abgeſandte des Merodach.
Ich entflammte das Becken, ich löſche es.
Ich entzündete das Feuer, ich tilge es.
Ich ſchüttete Stroh hin, ich feg' es weg.
Wie ich das Becken löſche, das ich entflammt,
Und das Feuer tilge, das ich entzündet,
Und das Stroh wegfege, das ich hingeſchüttet,
So möge Siris, der Gott und Menſchen löſt,
Mög' die Feſſel, die er gefeſſelt, ſich löſen,
Die Feſſel des Herzens des Gottes und der Göttin von dem und dem, dem Sohne des und des, er — löſe ſie,
Entführe ſeine Miſſethat zu dieſer Stunde,
Mache ſie los, reiße ſie los.

IV. Buß-Hymnus an Iſchtar, die Göttin des Venusſternes. (Aus der Bibliothek Sardanapal's.)

Oh Licht des Himmels, der du wie ein Feuer über dem Lande aufſtrahlſt, du!
Wenn du, der Liebe Geweihte, dich auf die Erde niederläßt,
Der du hehr wie die Erde biſt, du,
Dann begrüßt dich ſegnend der Pfad der Gerechtigkeit. (?)
Wenn du in die Wohnung des Menſchen einziehſt,
Biſt du wie ein Leopard, der umherſtreicht, um ſich ein Lämmchen zu holen,
Biſt du wie ein Löwe, der auf dem Gefilde umhergeht,
Du [ſtrahlender] Tag, du Mädchen, du Himmliſche,
Du Mädchen Iſchtar, du Himmliſche,
Der du Schätze aus Edelſtein hingelegt, du Himmliſche,
Du Genoſſin des Schamaſch (di. der Sonne) du Himmliſche! —

Um Befehle zu befördern ſteh' ich da, ſteh' ich einzig da.
Um für Sin (di. den Mond), meinen Vater, Befehle zu befördern, ſteh' ich da, ſteh' ich einzig da.
Um für Schamaſch (di. die Sonne), meinen Bruder, Befehle zu befördern, ſteh' ich da, ſteh' ich einzig da.
Mich hat der Vater Nannaru (di. d. Mond=Neumond) hingeſtellt; um Befehle zu befördern, ſteh' ich da.
Um Befehle zu befördern, ſteh' ich am ſtrahlenden Himmel da, ſteh' ich einzig da.
Unter Frohlocken, ich, die Erhabene, unter Frohlocken, ich die Erhabene,
Unter Frohlocken, ich, die der Liebe Geweihte, gehe ich in der Höhe einher,
Iſchtar, die Göttin der Abenddämmerung, ich,
Iſchtar, die Göttin des Morgenrots, ich,
Iſchtar, die den Riegel des glänzenden Himmels öffnet, ich die Erhabene.
Den Himmel bekämpf' ich, die Erde beſtreit' ich, ich, die Erhabene.
Ich bekämpfe den Himmel, ich beſtreite die Erde, ich, die Erhabene.
Der ich im Ringwall des Himmels auflodere, deren Namen in der Welt aufſtrahlt, ich, die Erhabene,
Ich Königin des Himmels, die man droben und drunten anrufen möge, ich, die Erhabene.
Die Berge werfe ich allzumal nieder, ich die Erhabene,
Der ich die große Burg der Berge, ihr großer Riegel bin, ich, die Erhabene.

Es beruhige ſich dein Herz, es beſänftige ſich dein Gemüt!
Der große Herr Anu beruhige dein Herz!
Der Herr, der große Berg Bel beſänftige dein Gemüt!
Du der Liebe Geweihte, Herrin des Himmels, dein Herz beruhige ſich!
Iſchtar, Herrin des Himmels, dein Gemüt beſänftige ſich!
Iſchtar, Herrin des Tempels Eana, dein Herz beruhige ſich!
Iſchtar, Herrin der Stadt Erech, dein Gemüt beſänftige ſich!
Iſchtar, Herrin der Stadt Zababa (?), dein Herz beruhige ſich!
Iſchtar, Herrin der Stadt Charſagkalama, dein Gemüt beſänftige ſich!
Iſchtar, Herrin des Tempels Eturkalama, dein Herz beruhige ſich!
Iſchtar, Herrin von Babylon, dein Gemüt beſänftige ſich!
Iſchtar, du Herrin mit dem Namen Nana, dein Herz beruhige ſich!
Herrin des Hauſes, Herrin der Götter, dein Gemüt beſänftige ſich!

Bußpſalm an Iſchtar.

Nach ſeiner Vorlage abgeſchrieben und nachgeſehen. —

Palaſt Sardanapal's, Königs von Aſſyrien, Sohnes des Eſarhaddon, Königs der Welt, Königs von Aſſyrien, Statthalters von Babylon, des Königs von Sumer und Akkadu, des Königs der Könige, des Königs von Aethiopien (Nubien) und Aegypten, des Königs der 4 Weltviertel, Sohnes des Sanherib, des Königs der Welt, Königs von Aſſyrien, der ſich auf Aſchur, Belit, Nebo und Taſchmet verläßt.

V. Ein Bußgebet. (Aus der Bibliothek Sardanapal's.)

Daß ſich der Groll des Herzens meines Herrn verziehe,
Des Gottes, der mir unbekannt, verziehe,
Der Göttin, die mir unbekannt, verziehe,
Des Gottes, welcher mir bekannt und unbekannt, verziehe
Der Göttin, welche mir bekannt und unbekannt, verziehe,
Des Herzens meiner Göttin, ſich verziehe.
Des Herzens meines Gottes ſich verziehe,
Das Weh von meinem Gotte aß ich unvermerkt,
Das Leid von meiner Göttin trat ich unvermerkt.
O Herr, viel iſt, was ich geſündigt, groß, was ich vergangen.
Mein Gott, viel iſt ꝛc.
O meine Göttin, ja viel iſt ꝛc.
O Gott, der mir bekannt und unbekannt, viel iſt ꝛc.
O Göttin, welche mir bekannt und unbekannt, viel iſt ꝛc.
Die Sünde, welche ich gethan, ich kenn' ſie nicht,
Und das Vergehen, das ich that, ich kenn' es nicht.
Das Weh, das ich gegeſſen, kenn' ich nicht,
Das Leid, das ich getreten, kenn' ich nicht.
Mein Herr hat mich im Grolle ſeines Herzens böſe angeblickt,
Der Gott hat mich im Grimme ſeines Herzens heimgeſucht.
Die Göttin zürnte mir, hat mich in Not gebracht.
Der Gott, der mir bekannt und unbekannt, hat hart mir zugeſetzt,
Die Göttin, welche mir bekannt und die mir unbekannt, hat mir ein Leid's gethan.
Ich ſucht umher, doch niemand faßt mich an der Hand.
Ich weinte, aber niemand kam an mich heran.
Ich rufe, aber niemand hört auf mich.
Ich lieg in Leid am Boden, blick' nicht auf.
Zu meinem gnäd'gen Gotte wend' ich mich und ſeufze auf.
Die Füße meiner Göttin küſſ' ich und umſchlinge ich.
Zu unbekanntem und bekanntem Gotte ſeufze ich.
Zu unbekannter und bekannter Göttin ſeufze ich.
O Herr, ſieh' hin auf mich, nimm an mein Seufzen!
O meine Göttin, ſieh' mich an, nimm an mein Seufzen!
O unbekannter und bekannter Gott, ſieh' hin auf mich, nimm an mein Seufzen!
O unbekannte und bekannte Göttin, ſieh' mich an, nimm an mein Seufzen!
Mein Gott, wie lange noch? Ach, daß dein Grimm zur Ruh' komm'!
Wie lange, meine Göttin, noch? Ach, daß dein feindlich' Herz zur Ruhe kehr'!
Die Menſchheit iſt verkehrt und weiß von nichts.
Die Menſchen allzumal — was wiſſen ſie?
Ob ich gefrevelt, ob ich gut gethan, ſie wiſſen nichts.
O Herr! Stürz' deinen Knecht nicht um!
Im Sumpfe ſteckt im Waſſer er, — ergreife ſeine Hand!
Die Sünde, die ich that, verwandle du in Gutes.
Den ich beging, den Frevel, führe fort der Wind!
Und die Vergehn, die vielen, reiß' entzwei wie ein Gewand!
Mein Gott, die 7 mal 7 Frevel — meine Frevel löſe los!
O meine Göttin, meine 7 mal 7 Frevel, meine Frevel löſe los!
O unbekannter und bekannter Gott, die 7 mal 7 Frevel, meine Frevel löſe los.
O unbekannte und bekannte Göttin, meine 7 mal 7 Frevel, meine Frevel löſe los.
Ja löſe meine Frevel los, ſo will ich deinen Preis verkünden.
Möge ſich dein Herz wie eine Mutter, die gebar, zur Ruhe kehren!

Der Veda. Mit dem Worte Veda (Wiſſen, heiliges Wiſſen) bezeichnen die Inder ihr geſamtes heiliges Schrifttum von den älteſten Tagen bis in das buddhiſtiſche Zeitalter hinein. Die in der Urzeit in mündlicher Ueberlieferung erhaltenen Lieder wurden ſpäter aufgezeichnet, dann auf ihren Inhalt in Bezug zu Glauben, Opferhandlungen, Philoſophie erforſcht und erläutert und endlich die ungeheuer angeſchwollene Maſſe der Einzelheiten in möglichſt kurze Regeln zuſammengezogen. So entſtanden 3 Stufen des vediſchen Schrifttums, welche ſich in jedem Teile deſſelben finden: 1) das Mantra (Spruch, Lied), die Zuſammenfaſſung des Liederſchatzes des altindiſchen Volkes in Sammlungen (Sanhitas); 2) die Brâhmana (brahman: Gebet, Opferhandlung), ſpäter entſtandene Schriften, welche den religiöſen Sinn der Lieder des Mantra, als uralter heiliger Offenbarungen, zu erklären ſuchen; 3) der Vedanga (Glieder des Veda) oder Sutra (Faden, Leitfaden, Regel), die in geſuchter Kürze verfaßte Ueberſicht der Geſamtheit; dieſe 3. Stufe heißt auch Smriti (Gedächtnis, Ueberlieferung), die beiden erſten Sruti (Gehör, heilige Lehre). Die Zahl der Veden war urſprünglich 3, und zwar der Rigveda oder Rik (das Wiſſen der Lieder), der Samaveda (das Wiſſen der Opfergeſänge, Geſangbuch), der Jagur- oder Yajurveda (ſpr.: Jadſchurweda, das Wiſſen der Opfergebete, Gebetbücher); ihnen fügte ſich erſt viel ſpäter der Atharva- oder Brahmaveda (das Wiſſen der Zauberſprüche zu Schutz und Abwehr, der Segens- und Fluchſprüche) an. Jeder Veda findet ſeine Bearbeitung in allen 3 Stufen. Als Grundlage des Ganzen dient aber der Rik, deſſen Lieder in den andern Veden wiederkehren. Die Entſtehung dieſes wichtigſten Teiles dürfte auf 2000—1500 Jahre v. Chr. zurückgehen und iſt während des Aufenthaltes der Oſtarier, der ſpäteren Inder, in Oſt-Kabuliſtan und im Pandſchab (Fünfſtrömeland) erfolgt. Max Müller ſagt: „Sofern wir Arier ſind in der Sprache, das iſt in unſerm Gedankenleben, ſofern iſt der Rigveda unſer eigenes älteſtes Buch." Wie derſelbe heute vorliegt, enthält er in 10 Büchern etwa 1017 (oder 1028) Hymnen, welche eine ſehr altertümliche Volksmundart zeigen. Ihre Sammlung wurde etwa 1000 v. Chr. abgeſchloſſen und zuerſt mündlich, ſpäter ſchriftlich unverändert überliefert. Einzelne Bücher werden auf beſtimmte Sänger und deren Familien zurückgeführt (Gritſamada, Viſvamitra, Vamadeva, Atri, Bharadvadſcha, Vaſiſhtha). Die folgenden Hymnen aus dem Rik ſind der von Karl Geldner und Adolf Kaegi verfaßten Ueberſetzung entnommen.

An Varuna (den allumfaſſenden Himmel).

Das Lied ſtimm' an, bald laut, bald leiſer tönend
Dem Varuna, dem Herrn des Alls, das liebe,
Ihm, der die Erde ſpannte, wie der Schlächter
Die Stierhaut in dem Sonnenſcheine ſpreitet.

Die Lüfte hat mit Wolken er durchwoben,
Ins Roß den Mut gelegt, die Milch in Kühe,
Verſtand ins Herz, in Waſſerfluten Feuer[1])
Die Sonn' am Himmel, auf den Fels den Soma.

Die Wolkentonne ſtürzt er um und läßt ſie
Zerrinnen in die Luft, nach Erd und Himmel:
So tränket er, der König alles Lebens,
Die Weſen, wie des Feldes Frucht der Regen.

Auch dies gewaltige Wunderwerk Varuna's,
Des hochgerühmten Gottes, will ich künden:
In Lüften ſtehend mißt er mit der Sonne
Die Erdenräume wie mit einem Maße.

Auch dies gewaltige Wunderwerk des Gottes,
Des höchſten Weiſen, taſtet keine Hand an,
Daß aller Ströme blinkende Gewäſſer
In eine See gegoſſen, ſie nicht füllen.

Wenn wir den nah befreundeten und lieben
Genoſſen oder Bruder oder Nachbarn,
Wenn wir den Landsmann oder Fremden jemals,
O Varuna, verletzten, ſo vergieb das.

Wenn wir wie Schelme bei dem Spiel betrogen,
Wenn wiſſentlich wir fehlten oder anders,
So löſe alle dieſe Schuld wie Flocken;
Dir lieb und wert zu ſein iſt unſer Streben.

An Mitra und Varuna. (Götter des Himmels.)

Die Sonne, euer ſchönes Götterauge,
Steigt ſcheinend aufwärts, Varuna und Mitra;
Sie blickt herab auf alle Erdenweſen
Und ſchaut hinein ſelbſt in das Herz der Menſchen.

Euch, Mitra-Varuna, ſtimmt an der Sänger
In Glauben ein Gebet, das weithin tönet,
Ihr liebt ja ſeine Lieder ſo, ihr Weiſe,
Daß ihr ſeit Jahren euch daran nicht ſättigt.

Ihr ſendet über weites Land, ihr Güt'ge,
Wie an des Himmels Höhe in die Fluren
Und Häuſer eure ſchlummerloſen Späher
Um jeden Uebertreter zu bewachen.

Es folgen alle eure Rachegeiſter
Der Frevler Spuren unbeirrt, ihr Starke,
Für niemand merkbar nach Geſtalt und Zeichen;
Und nichts iſt ſo geheim, das euch entginge.

Geprieſen ſei der beiden Götter Herrſchaft,
Ihr bloßer Odem hält die Welt in Schranken.
Des Götterfeindes Tage ſchwinden machtlos,
Zum Führer nehme ſich das Volk den Frommen.

In Ehrfurcht fei're ich den Dienſt der Götter,
An euch ergeht inbrünſtig heut mein Flehen,
Ein neu Gedicht ſoll euerm Preiſe dienen,
Des Beters Sprüche mögen euch erfreuen!

Es übt der Prieſter ſeines Amtes Pflichten
Für euch, o Mitra-Varuna, ihr Götter;
So bringet ſchützend uns durch die Gefahren!
Ihr Götter ſchirmet uns in ſtäter Wohlfahrt!

An die Morgenröte (Uſhas).

Die glänzend herführt alle Herrlichkeiten,
Erſchien voll Glanz und ſchloß uns auf die Thore;
Was lebt erregend, zeiget ſie uns Schätze:
Das Morgenrot erweckte alle Weſen.

Den Hingeſtreckten weckt zum Gehn die Reiche:,
Den zum Genuß, und den zum Schatzerwerben,
Die ſchwach nur ſehn, um weit ſich umzublicken
Das Morgenrot erweckte alle Weſen.

Zur Herrſchaft den, den, ſich mit Ruhm zu brüſten,
Den zum Erwerb, den, ſein Geſchäft zu treiben;
Verſchiedne Lebenswege zu durchmuſtern:
Das Morgenrot erweckte alle Weſen.

Verſchwunden ſind die Menſchen, welche ſchauten
Die Morgenröte, als ſie früher ſtrahlte;
Uns zeigt ſie heute ſich; die kommen erſt noch,
Die ſie in ferner Zukunft ſchauen ſollen.

So oft hat Uſhas ſchon zuvor geleuchtet,
Und heute hat ſie reich die Welt enthüllet,
Und wird in ſpätern Tagen wieder leuchten:
Wie's ihr beliebt, nie alternd, niemals ſterbend.

Sie kommt, an Farbe ſelber nie erblaſſend,
Und führt zum Alter hin der Menſchen Leben.
Gleichwie der Spieler ſchlau die Würfel wegnimmt,
So nimmt ſie hin die menſchlichen Geſchlechter.

An den Sonnengott (Sûrja).

Den ſie[1]) gemacht, das Dunkel zu verteilen,
Die ſicher wohnen, nicht vom Ziele weichen,
Den Sonnengott, der alle Welt beſchauet,
Ihn fahren ſieben lichte, ſchnelle Stuten.

Die ſchönen, lichten, hellen Sonnenroſſe,
Die ſchimmernden, vom Jubellied bewillkommt,
Sie klimmen vorgebeugt zur Himmelshöhe,
In einem Tag umeilen ſie den Lichtraum.

Des Himmels Goldſchmuck ſteigt empor weitſchauend,
Nach weit entlegnem Ziele dringend, ſtrahlend;
Auf Sûrja's Antrieb mögen nun die Menſchen
Ihr Ziel verfolgen, ihre Werke treiben.

An Savitar. (Gott, der Tag und Nacht herbeiführt.)

Im Wagen fährt herauf der Gott Savitar,
Aufs neu ſein Werk zu thun: was lebt zu treiben.
Auch heute teilt den Göttern er die Schätze,
Dem, der zum Mahl ihn lud, verleiht er Wohlfahrt.

Es ſtreckt der Gott die breite Hand, die Arme
Dort oben aus: und alles hier gehorcht ihm;
Auf ſein Geheiß begeben ſich die Waſſer,
Sogar des Windes Wehen legt ſich ringsum.

Zuſammen rollt die Weberin den Aufzug,
Sein Werk giebt auf der Künſtler mitten drinne:
Der Gott hat ſich erhoben; um die Zeiten
Zu ſcheiden kommt er, raſtet nie — hier iſt er!

Wo Menſchen wohnen da und dort verbreitet,
Erſcheint Hausfeuers weithin heller Schimmer;
Das beſte Teil vergiebt dem Sohn die Mutter,
Weil ihm der Gott des Eſſens Luſt erregte.

Wer auf Erwerb gereiſt war, kehret wieder,
Und aller Wandrer Sehnen ſtrebt nach Hauſe,
Man läßt, was halb gethan, um heim zu gehen:
Das iſt des himmliſchen Bewegers[2]) Ordnung.

Der Fiſch, der ewige Zappler, ſucht, wenns dunkelt,
So gut er kann, im Waſſer ſeinen Schutzort,
Der Sohn des Ei's das Neſt, den Stall die Herde:
Verteilt hat Savitar die Tierwelt örtlich.

Schöpfungslied.

Da gab es weder Sein, noch gab es Nichtſein,
Nicht war der Dunſtkreis und der Himmel drüber.
Bewegt ſich was? und wo? in weſſen Obhut?
Gab es das Waſſer und den tiefen Abgrund?

Nicht Tod und nicht Unſterblichkeit war damals,
Der Tag war nicht geſchieden von den Nächten.
Nur eines atmet ohne fremden Anhauch
Von ſelbſt, nichts andres gab es über Dieſem.

Das Dunkel war in Dunkelheit verſunken
Am Anfang, alles wogte durcheinander.
Es ruhte auf dem leeren Raum die Oede,
Doch eines kam zum Leben kraft der Wärme.

Da regte ſich in Ihm zum erſten Male
Der Trieb, es war des Geiſtes erſter Same.
Das Band des Seins entdeckten in dem Nichtſein
Die Weiſen, einſichtsvoll im Herzen ſtrebend.

Und quer hindurch war ihre Schnur gezogen:
Was war wohl unten? oder was war oben?
Stammväter waren hier, dort waren Mächte,
Die Heimat unten hier, nach dort das Streben.

Wer weiß es recht, wer kann es uns verkünden,
Woher entſtund, woher ſie kam, die Schöpfung,
Und ob die Götter nach ihr erſt geworden?
Wer weiß es doch, von wannen ſie gekommen?

Von wannen dieſe Schöpfung iſt gekommen,
Ob ſie geſchaffen oder unerſchaffen,
Das weiß nur der, des Auge ſie bewachet
Vom höchſten Himmel, oder weiß Er's auch nicht?

Der Goldkeim. (Der Schöpfer.)

Zuerſt ins Daſein trat der goldne Glanzkeim,
Geboren als des Weltall's einz'ger Meiſter,
Er ſtellt die Erde feſt und jenen Himmel:
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Der Leben giebt und Kraft giebt, deſſen Weiſung
Sich alle Weſen, auch die Götter fügen,
Des Schattenbild Unſterblichkeit und Tod ſind:
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, der durch Macht allein zum König wurde
Von allem, was ſich regt, was atmet, ſchlummert;
Der aller Menſchen Herr und des Getieres —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, deſſen Macht die ſchneebedeckten Berge,
Das Meer mitſamt dem fernen Strom verkünden,
Des Arme ſind die Himmelsregionen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, der den Himmel ſtark, die Erde feſt ſchuf,
Das Lichtmeer ſtützte und den Dom des Himmels,
Er, der der Lüfte dunkeln Raum durchmeſſen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Zu dem empor, durch ſeinen Schutz gefeſtigt,
Die beiden Heere ſchaun, im Herzen ſchauernd,
Er, über dem die Morgenſonn' emporflammt, —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

An das Wort.

Ich bin die Herrin, Sammlerin der Güter,
Und ich zuerſt begriff die hehren Götter.
Sie haben allerorten mich verbreitet,
Allgegenwärtig alles zu durchdringen.

Wenn einer Speiſe nimmt und ſieht und atmet,
Geſprochnes hört, ſo thut durch mich er alles.
Sie ahnen's nicht und hängen doch von mir ab —
So hört, ſo hört, mein Wort verdienet Glauben!

Ein Hauch wie Windeswehen ſtrömet von mir,
Damit berühr' ich die lebendigen Weſen
Bis jenſeits dieſer Erde und bis jenſeits
Des Himmels: wahrlich, ich vermag das alles!

---

[1]) Den Blitz in die Wolke.

[1]) Varuna und Mitra. [2]) Savitar: Beweger.

„Die Welt in Wort und Bild." Herausgegeben von Chr. G. Hottinger. 9.

Eine altindiſche Mönchs-Legende.

Die Legende von Citta[1] und Sambhūta iſt eine von den ſehr wenigen, welche nicht nur in der heiligen Litteratur der Buddhiſten, ſondern gleichzeitig auch in derjenigen der Jiniſten erhalten ſind. Doppeltexte dieſer Art dürfen ein erhöhtes Intereſſe beanſpruchen, weil ſie zu Erörterungen Anlaß geben und Blicke in die Vorgeſchichte der frommen Erzählungen geſtatten, die ſich bei einer einfachen Überlieferung von ſelbſt verbieten. Unſer Beiſpiel eignet ſich noch beſonders zu einer gemeinverſtändlichen Behandlung, weil ſie nichts enthält, was an eigentlich buddhiſtiſche oder jiniſtiſche Glaubenslehre erinnert und längere Auseinanderſetzungen erfordern würde. Die Vorſtellungen, die ihr zu Grunde liegen, ſind vielmehr in gewiſſem Sinne allgemein indiſch und deshalb gleichmäßig ſowohl im Brahmanismus wie in den beiden, auf beſtimmte Stifter zurückgehenden Religionen Indiens vertreten.

Dies ſei denjenigen gegenüber hervorgehoben, welche das altindiſche Gedankenleben weſentlich nur durch Vermittelung des Buddhismus kennen gelernt haben und deshalb geneigt ſind, alles was ſie in dieſem vorfinden, für ihm eigentümlich zu halten. Weſentlich erſt ſeitdem man die Litteratur der Schweſter-Religion, deren Begründer Jina (oder Mahāvīra) ein älterer Zeitgenoſſe Buddhas geweſen iſt, kennen gelernt hat, iſt ein unabhängigeres Urteil ermöglicht worden, das in der älteren Religionsgeſchichte Indiens jedem das Seine genauer zuzuerkennen imſtande iſt und manches nicht als neu Erdachtes, ſondern als geſchichtlich Überkommenes anſehen lehrt.

Zu dem von älterer Zeit her Überlieferten gehört nun auch das in unſerer Legende verherrlichte Mönchtum mit ſeiner Weltanſchauung. Ihre Eigentümlichkeit beſteht darin, daß ſie das Poſtulat der ſittlichen Weltordnung zeitlich ſowohl rückwärts wie vorwärts verfolgt: nicht bloß was aus dem Menſchen nach dem Tode wird, iſt durch ſein ſittliches Verhalten im gegenwärtigen Leben bedingt, ſondern auch dieſes Daſein ſelbſt hat wieder ſeine Bedingungen in der Vergangenheit. Im Chriſtentum iſt bekanntlich der zweite Geſichtspunkt gänzlich außer acht gelaſſen; dagegen teilen ihn die Hebräer mit den Indern. Während er von jenen aber in durchaus verſtändiger, durch die Vererbungslehre der Neuzeit beſtätigter, Weiſe vorgetragen wird — man ſehe beſonders das Buch Hiob und die Stelle, nach welcher ‚die Sünden der Väter ſich an Kindern und Kindeskindern rächen' — hat der Inder in ſeiner phantaſtiſchen Denkweiſe, dieſer geiſtigen Schweſter der großartig-üppigen Tropenpflanzenwelt, ſich ein Syſtem ausgedacht, das der thatſächlichen Wahrheit gänzlich entbehrt: er hat die Glaubenslehre von der Seelenwanderung erfunden, welche gleichzeitig über das Leben vor der Empfängnis wie über dasjenige nach dem Tode, d. h. über die Bedingungen wie über die Folgen des Einzellebens, die willkommenſten Phantaſieen auszugeſtalten erlaubte. Darnach giebt es eine ideelle Stufenreihe von Weſen, welche die zur Hölle Verdammten ebenſo wie Tierwelt, Menſchheit und Götter in ſich befaßt. Jedes Einzelleben denkt ſich der Inder als Glied einer Kette von Daſeinsformen, die alle genießen oder verbüßen, was vorhergehende Glieder geleiſtet oder verſchuldet haben, die ferner, dieſem Vergeltungsgrundſatz entſprechend, höheren oder tieferen Daſeinsklaſſen angehören und innerhalb dieſer mehr oder weniger glückliche Individuen darſtellen. Das Verhältnis von Urſache und Wirkung, welches die Weſen der ganzen Reihe verknüpft, iſt alſo ein rein ſittliches und hat ſeinen Grund in der Thatenſaat, wie ſich in Übereinſtimmung mit der brahmaniſchen Philoſophie unſere Legende poetiſch ausdrückt. Das Bewußtſein des einzelnen dagegen iſt in jener Kette kein zuſammenhängendes, gilt überhaupt (ganz im Gegenſatz zur deutſchen Piloſophie, welche aus dem ‚Ich' alles und jedes gemacht hat) dem Inder nur als ein nebenſächlicher Faktor. Damit giebt man ſich in befriedigender Weiſe Rechenſchaft darüber, daß das Individuum ſich im allgemeinen an die Vorſtufen ſeines Daſeins nicht erinnert. Immerhin ſtellt ſich zuweilen eine ſolche Erinnerung bei ſittlich dem Endziele nahe Gekommenen ein; d. h., es iſt gewiß ebenſo oft und mehr in Indien, als in unſerm kühleren Europa, der Fall vorgekommen, daß nervöſe (namentlich durch Kaſteiungen überreizte) Perſonen die Wahngebilde der Glaubenslehre in Geſichten und allerlei wahnſinnsartigen Zuſtänden wirklich erſchaut, über Erlebniſſe in früheren Exiſtenzen eine rein perſönliche Gewißheit erlangt haben. In der That bildet eine zwei Genoſſen gemeinſame Erinnerung an Vorgeburten den Kernpunkt unſerer Legende: ſie veranlaßt, daß die im letzten Daſein getrennten Freunde, ein König und ein Asket, ſich aufſuchen und finden, worauf der letztere den König auch für die Weltflucht gewinnen will, welche allein den Menſchen aus der Daſeinskette befreien, ihn vor der Wiedergeburt behüten kann, indem ſie jeden Thatendrang erſterben läßt und damit den Wiedereintritt einer Vergeltung unmöglich macht. Mögen nämlich gute Handlungen auch lobenswert ſein und ſich durch Lebensglück in einem menſchlichen oder göttlichen Daſein belohnen, Endzweck bleibt doch — das iſt eine zweite gemein-indiſche Lehre — die Erlöſung oder das Verwehen (Nirvāna), wie es die Religionen auch heißen. In dieſem ſchwarzſeheriſchen Grundzug berührt ſich die indiſche Religioſität mit der chriſtlichen, nur daß dieſe, von dem Gefühl ausgehend, die Welt für böſe erklärt, während jene, von dem Verſtande geleitet, in der Welt eine Täuſchung ſieht, womit wiederum der hebräiſche Standpunkt, der das Motiv der Vergänglichkeit ſo mannigfach variiert, geſtreift wird.

Für das Folgende empfiehlt es ſich, zur Bezeichnung der buddhiſtiſchen Faſſung der Legende die Anfangsbuchſtaben B, für die jiniſtiſche den Buchſtaben J zu verwenden. Da die letztere in doppelter Geſtalt, als Gedicht (sūtra) und als Proſa-Erzählung (kathānaka), vorliegt, ſo ſind dieſe vermittelſt der Abkürzungen J^s und J^k von einander zu unterſcheiden. Wir ſuchen ferner bei der Überſetzung den Überblick über das Verhältnis von B zu J zu erleichtern, indem wir J^k neben die erſte Hälfte von B, die ebenfalls in Proſa abgefaßt iſt, ſetzen und die 35 Strophen von J^s den 28 Strophen des zweiten Teils von B entſprechen laſſen. Die proſaiſchen Teile ſind etwas gekürzt, die poetiſchen dagegen möglichſt wörtlich wiedergegeben, wobei auch der Wechſel im Versmaß den Originalen angepaßt iſt: B Vers 6, 9, 12—14 und 28 ſind Sloken, ebenſo J^s 4—9, 16, 28 und 29, während 1—3 das Āryā-Metrum bieten; alles übrige ſind Indravajrā-Strophen.

B 1. Zwei Candāla-Jungen Citta und Sambhūta muſizieren vor den Thoren von Ujjenī und werden ihrer niedern Abkunft wegen vertrieben. Da gehen ſie, ſich für Brahmanen ausgebend, zu einem berühmten Lehrer in Takkaſilā. Sie verraten ſich aber durch gemeine Ausdrücke und werden wiederum vertrieben. Auf den Rat eines Wohlmeinenden leben ſie darauf als Asketen im Walde. = J^k 4.

J^k 1. Zwei von vier Hirten, die ein im Walde verirrter Asket in den Orden aufgenommen hat, empfinden Ekel (ob widerlichem) und werden deshalb, nachdem ſie erſt ein göttliches Daſein erlangt haben, als Zwillingsknaben eines Brahmanen und einer Sklavin wiedergeboren; ſie erliegen, als ſie einmal im Walde ſchlafen, dem Biß einer Schlange.

B 2. Nach dem Tode werden ſie als ein Rehpärchen am Ufer der Neranjarā wiedergeboren. Bald tötet dieſelben ein Jäger mit einem einzigen Wurf.	J^k 2. Wiedergeboren als ein Rehpärchen auf dem Berge Kālinjara werden ſie von einem Jäger mit einem einzigen Pfeil getötet.
3. Bei der Wiedergeburt treten ſie am Ufer der Nammadā als ein Adlerpärchen auf und fallen gleichzeitig wieder einem Jäger zum Opfer.	3. Im folgenden Daſein finden ſie als zwei wilde Gänſe gemeinſchaftlich wieder durch einen Jäger ihren Tod.

J^k 4. Hierauf werden ſie zuſammen geboren von der Frau eines Candāla-Häuptlings und bekommen die Namen Citta und Sambhūta. Durch den in Ungnade gefallenen Miniſter Namui, den ihr Vater im Hauſe verbirgt, aber nachträglich wegen Ehebruchs fortjagen muß, erhalten ſie Unterricht und die ganze Stadt Benares iſt voll des Lobes über ihre muſikaliſchen Leiſtungen. Doch wird ihnen mit der Zeit das Betreten der Stadt verwehrt, indem ihre Neider dem König hinterbringen, daß ſie die Einwohner verdürben. Bei einem Feſt aber ſchleichen ſie ſich wieder ein und verraten ſich, da ſie ihr Frohlocken nicht unterdrücken können, durch ihre herrliche Stimme. Wiederum vertrieben und unmutig über den Fluch ihrer gemeinen Abkunft ziehen ſie fort nach Süden. Auf einem Berge treffen ſie einen Asketen, der ſie von ihrem Vorhaben, ſich durch einen Sturz den Tod zu geben, zurückbringt und ihnen die Weihe erteilt. = B 1.

5. Als Asketen wandernd gelangen ſie dann nach Hatthināpuna. Hier wird Sambhūta von Namui, der mittlerweile in dieſer Stadt Miniſter geworden iſt, erkannt und unter Mißhandlungen verjagt. In heftigem Zorn beſchwört er der Stadt Unheil, ſo daß der König hilfeflehend zu ihm kommt. Er beſchwichtigt ſich dann, nachdem auch Citta zur Beherrſchung des Zornes gemahnt hat. So wird denn Namui, den der König ihnen zur Strafe überantwortet, von den beiden freigegeben. Sambhūta aber verfällt, als bei einem weiteren Beſuche des Königs deſſen Gemahlin ihm in frommer Andacht zu Füßen fällt, trotz der Warnungen ſeines Genoſſen, dem Verlangen in einem ſpäteren Daſein König zu werden (um auch ein ſolches Weib zu beſitzen).

J^k 6. In der That erfolgt, nachdem er zuſammen mit Citta eine göttliche Exiſtenz verlebt hat,

---

[1] In indiſchen Wörtern iſt c wie tsch und j wie dsch zu ſprechen.

B 4. Nunmehr erſcheint der eine nach der Wiedergeburt als Pfarrersſohn, namens Citta, in Koſambī, der andere als Prinz Sambhūta in Kampilla.

ſeine Wiedergeburt als Prinz Bambhadatta in Kampilla, während Citta als Kaufmannsſohn in Purimatāla auftritt.

J^k 7. Der Prinz hat erſt alle Schattenſeiten ſeiner Lebensſtellung durchzukoſten: Lebensgefahr von ſeiten eines Regenten, Flucht, Verfolgung, Aufenthalt in der Wildnis. Durch die Rettung eines Mädchens vor einem brünſtigen Elephanten erwirbt er ſich ſchließlich Anſehen in der Fremde und zieht dann zurück in die Heimat, wo er mit Unterſtützung von Freunden ſeines Vaters das ihm vorenthaltene Königtum ſiegreich erobert.

B 5. Der erſtere erinnert ſich der drei vorhergehenden Daſeinsformen, der letztere beſinnt ſich nur auf die erſte derſelben. Während Citta als Asket im Himālaya lebt, gelangt Sambhūta nach des Vaters Tode zur Herrſchaft. Fünfzig Jahre ſpäter kommt Citta in den Park der Hauptſtadt, um den König zum Asketenleben zu bewegen. Er meldet ſich an, indem er durch einen Knaben bei Hofe eine Strophe vortragen läßt, die auf zwei vom König beim Regierungsantritt mit Bezug auf ihre frühere Brüderſchaft geſprochene Verſe die Antwort giebt.

J^k 8. Bei Gelegenheit eines Geſanges erinnert ſich Bambhadatta ſeines früheren Daſeins.

...... vgl. J^k 7.

Um den damaligen Genoſſen ausfindig zu machen, läßt er eine halbe Strophe, die auf ihr früheres Zuſammenſein Bezug nimmt, öffentlich ausrufen mit der Zuſage, daß, wer ſie ergänze, das halbe Königreich erhielte. Citta, der Asket geworden und in den Park der Hauptſtadt gekommen iſt, ſchickt die Ergänzung durch einen Mann an den Hof.

Fortſ. rechts oben.

das vom König verkündete Strophen-Paar

B v. 1. Des Menſchen Tugend bringt ihm Früchte,
kein Werk iſt je allhier vergebens;
ſo ſeh Sambhūta ich im Lichte:
Verdienſt ſchuf ihm das Glück des Lebens.
v. 2. Des Menſchen Tugend bringt ihm Früchte,
kein Werk iſt je allhier vergebens;
doch ob auch Citta ſo erreichte,
wie ich, Belohnung ſeines Strebens?

Citta's durch den Knaben geſandte Antwort:

v. 3. Des Menſchen Tugend bringt ihm Früchte,
kein Werk iſt je allhier vergebens;
gewiß, auch Citta ſo erreichte,
wie Du, Belohnung ſeines Strebens.

B v. 4. König: Biſt Du's? Du kennſt ihn? weißt von Citta
Durch der Erzählung Widerhall?
Willkommner Gaſt in unſrer Mitte,
Du ſeiſt zur Stunde mein Vaſall!
v. 5. Knabe: Nicht ich bin jener, nur die Kunde
Von deinem Freund ward mir zu hören
Im Park aus eines Mönches Munde;
Er ſandte mich, Du würd'ſt mich ehren.
v. 6. König: Auf denn! Wagen ſeien geſchirrt!
Und Elephanten mit Kette und Gurt!
v. 7. Die Trommeln, Pauken laßt mir ſchallen!
Die Frauen-Wagen macht bereit!
So will ich gleich zur Stätte wallen,
Die uns der Heilige geweiht.

Beim Asketen angekommen ſpricht er:

v. 8. Ein Freudeſtrahl hat mir geleuchtet,
Als Deine Botſchaft ich vernahm;
Nun hat ſich auch mein Blick befeuchtet,
Seit ich in Deine Nähe kam.
v. 9. Nimm Dir den Sitz und das Waſſer den Füßen,
Künde uns, wie wir Dich weiter begrüßen

v. 10. Ein ſchmucker Wohnſitz ſei Dein eigen
Und Frauen mögen um Dich ſein;
Laß mich Dir jede Gunſt bezeigen:
Mein Königreich, es ſei auch Dein!

v. 11. Citta: Des Böſen Lohn ſah ich mit Bangen,
Und ſah auch, was des Guten Lohn;

J^k 9. Der König beſucht ihn, iſt aber deſſen Mahnungen zu Trotz nicht für die Weltflucht zu gewinnen, ſo daß der Asket allein von dannen zieht.

10. Späterhin wird Bambhadatta auf Anſtiften eines Brahmanen, den er ſich zum Feinde gemacht hat, durch einen Ziegenhirten ſeiner Augen beraubt, und da er hiernach nur noch auf Rache ſinnt, kommt er in die Hölle.

J^s 1. Abkunft-Fluch-beladen fühlt
Weltliches Begehren
Ein Asket, und er erzielt
Königliche Ehren.
2. Seinem Bruder wird indeſſen
Beſſeres zu teil:
Er iſt nicht auf Glück verſeſſen,
Sucht im Glauben Heil.

Ganz kurze Wiedergab des Inhalts von J^k 4—6.

3. In Kampilla treffen ſich
Citta und Sambhūta,
Und die zwei erzählen ſich,
Wie ſich lohnt das Gute.
4. Bambhadatta der Männerhort
Ehrt den Bruder und ſpricht das Wort:
5. Einſt als Brüder einander ergeben,
Einer beſorgt um des Andern Leben,
=B v. 16. 6. Waren wir Sklaven, des Jägers Beute,
Wilde Gänſe, Candāla-Leute,

Zuſammenfaſſung des in J^k 1—4 Erzählten.

7. Götter ſodann in himmliſchen Welten,
Eh wir uns jetzt zu einander geſellten.
8. Citta: Dennoch waren wir nun geſchieden;
Denn Du erſtrebteſt ein Glück hienieden.

J^s 9. Bambh.: Wahrem, Reinem ſtrebte ich zu,
Dafür bin ich belohnt; doch Du?

10. Des Menſchen Tugend bringt ihm Früchte
Kein Werk iſt je allhier vergebens;
Ich habe alles, was ich möchte,
Verdienſt ſchuf mir das Glück des Lebens.

11. Citta: Sieh Du, Sambhūta, denn im Lichte,
Es ſei verdient Dein Glück des Lebens.
Doch wiſſe: Citta auch erreichte,
Wie Du, Belohnung ſeines Strebens.
12. Mit tiefem Sinn und weiſen Worten
Belehrt ſich der Asketen-Orden
Und mahnt zum Guten allerorten;
So bin auch ich Asket geworden.

13. Bambh.: Siehſt Du fünf Zinnen freundlich grüßen?
Wo iſt ſolch Wohnhaus weit und breit?
Nimm den Palaſt um zu genießen,
Was Reichtum und das Land Dir beut.
14 Mit Tanz, Geſang und Saitenſpiele
Erfreu' Dich eine Frauenſchar!
Genüſſe locken Dich ſo viele,
Ein Mönch mißfällt mir ganz und gar.
15. Da ſprach, weil früher ſchon ſein Freund,
Zum luſtberückten Männerhort,
Im Glauben eifrig, wohlgemeint
Aus Mitleid Citta dieſes Wort

Drum hab' ich nimmermehr Verlangen
Nach Hab und Gut und einem Sohn.
B v. 12. Sind uns auch hundert Jahre gegeben,
Bald doch dorrt wie ein Halm unſer Leben.
v. 13. Was ſoll Erwerb und Spiel mit dem Tande,
Söhne und Weib! Dies alles ſind Bande.
v. 14. Löſen wollt' ich, die mich beengten.
Was ſoll Erwerb dem Tod-bedrängten!

J^{s} 16. Tanz und Geſang ſind Tändelei'n,
Schmuck iſt Laſt und Luſt bringt Pein.
17. Nicht das iſt gut, was Einfalt liebt,
Die Luſt, die ſtets nur Schmerzen bringt,
Nein, was der Mönch entſagend übt,
Indem er jede Gier bezwingt.

B v. 15 = J^{s} 18. O König, die gemeinſten Leute
Sind jene vom Candāla-Schlag.
Wir waren ſolche, und es ſcheute,
Wer uns geſehen haben mag.

v. 16. Einſt ſo gemein, dann Jägers Beute, }
Adler dann, ſind wir Männer heute. } . . . . J^{s} 6.

J^{s} 19. Von keinem waren wir gelitten,
Erfuhren ſtets nur Spott und Hohn,
Verſtoßen in Candāla-Hütten:
Jetzt ernten wir der Guten Lohn.
20. Dich, König, ſeh ich nun im Lichte:
Verdienſt ſchuf Dir das Glück des Lebens;
Den Hang zu eitler Luſt vernichte!
Entſagung ſei Dir Ziel des Strebens!
21. Wer hier verſäumt die fromme That,
Begreifend nicht des Lebens Wahn,
Der trauert, wenn der Tod ſich naht,
Und er für's Jenſeits nichts gethan.
22. Wie hier ein Löwe die Gazelle,
So packt am Schluß der Tod den Mann;
Dann ſind die Eltern nicht zur Stelle,
Kein Bruder nimmt ſich ſeiner an.
23. Nicht teilen ſich ins Leid Geſpielen,
Verwandte nicht, noch Sohn und Schnur;
Er hat ſein Leid allein zu fühlen:
Vergeltung folgt dem Thäter nur.
24. Die Seinigen mit Schrank und Schrein
Und Haus und Hof läßt er zurück;
Als Thatenſaat nur wartet ſein
Im Jenſeits Unglück oder Glück.
25. Sobald die Leiche ſie dem Feuer
Des Scheiterhaufens übergeben,
Vertrauen, die ihm einſt ſo teuer,
Schon einem andern an ihr Leben.

B v. 17—20 = J^{s} 26. Hin geht das Leben immerfort,
Das Alter Männer-bleichend naht:
Pancāla-König, hör' das Wort:
Begehe keine Frevelthat!

B v. 21 = J^{s} 27. König: Wohl glaub ich's, Dich ſo ſprechen hörend,
Auch mir iſt die Gefahr bekannt;
Doch lockt die Luſt ſo ſehr bethörend,
Daß unſereiner ſie nicht bannt.

J^{s} 28. Einſt ſah fürſtliche Macht ich prangen }
Und mich ergriff ein weltlich Verlangen. } Hinweis auf
29. Reue empfand ich keine und nun } J^{k} 5 Schluß.
Bin ich verblendet in lüſternem Thun. }

B v. 22 = J^{s} 30. So ſieht im Sumpf ein Elephant
Das Ufer, doch erreichts er's nicht:
Auch ich bin von der Luſt gebannt
Und kann nicht gehn den Pfad der Pflicht.

B v. 23. Jedoch, wie Mutter oder Vater
Dem Sohne einen Rat gewähren,
So magſt Du mich, verehrter Pater,
Was einſt zum Heil mir diene, lehren.

J^{s} 31. Citta: Die Zeit enteilt! es geht zur Rüſte!
Und Menſchen, die ſie heimgeſucht,
Verlaſſen bald die ſüßen Lüſte,
Wie Vögel Bäume ohne Frucht.

B v. 24—26 = J^{s} 32. Citta: Wenn Du zu ſchwach zu ſein vermeinſt,
So wirke edel, doch als Fürſt,
Und mild und fromm, daß Du dereinſt
Als Gott geboren werden wirſt.

v. 27. Wenn Frauen Dich zu Liebesſcherzen
Verführen wollen, wanke nicht!
Denk' vielmehr dieſes Spruchs im Herzen
Und ſag' ihn jenen ins Geſicht:
v. 28. ‚Fürſt jetzt, einſt aber — ſagt das Gerücht —
War ich ein hündingeſäugter Wicht.‘

B Proſa-Schluß. Hiermit nahm Citta Abſchied und ging zum Himālaya um der Askeſe zu leben. Der König folgte ihm ebendahin, nachdem er ſeinen älteſten Sohn in die Herrſchaft eingeſetzt hatte. Er wurde von jenem in den Orden aufgenommen und gelangte beim Tode mit ihm in den Himmel Brahman's.

J^{s} 33. So willſt Du denn am Leben hängen
Von der Beſitzesluſt umgarnt;
Vergeblich wär' es mehr zu drängen:
Ich geh' und habe Dich gewarnt.

34. Pancala-König Bambhadatta
Befolgte nicht des Mönches Wort;
Weil Hang zur tiefſten Luſt er hatte,
Kam er zum tiefſten Höllen-Ort.
35. Doch Citta ganz der Luſt entſagend
In edlem Wandel ſich gefiel;
Des höchſten Mönchtums Bürde tragend,
Erreichte er das höchſte Ziel.

Was zunächſt die Faſſung der obigen Legende betrifft, ſo iſt, wie man ſieht, J^k erzählend und J^s dramatiſch, während B beide Kunſtformen verbindend einen erzählenden erſten Teil in einen dramatiſchen zweiten übergehen läßt. Die Verſchmelzung der zwei verſchiedenen Kompoſitionsarten iſt in B dabei durchaus in Übereinſtimmung mit dem allgemeinen Litteraturcharakter der Text-Sammlung, welcher die Legende daſelbſt angehört; ebenſo iſt auch die getrennte Verwendung beider ein bezeichnendes Merkmal der jiniſtiſchen Überlieferungen. Man bemerkt, daß darnach die Faſſungen von J (J^k und J^s) den europäiſchen Anforderungen der Äſthetik beſſer genügen, und wird die metriſche Darſtellung ſo ziemlich unſerer frommen Ballade gleichſetzen können: Einheit von Zeit und Ort ſind erreicht, indem das zeitlich Frühere nicht geſchildert, ſondern nur von der Gegenwart aus kurz erwähnt wird. Dieſe ariſtoteliſch muſtergiltige Anlage iſt nun aber in Indien wie überall nicht diejenige, welche geſchichtlich zuerſt auftritt; die Sagen des Veda zeigen vielmehr, wenn ſie überhaupt eine kunſtvolle Behandlung erfuhren, ſtets jene Vermengung von proſaiſchen und poetiſchen Teilen, welche den buddhiſtiſchen Legenden aller Art eigen iſt und ihnen ein ſo altertümliches Gepräge verleiht. Der gewöhnliche Verlauf der Erzählungsthatſachen ſchien dem Dichter anfangs noch nicht bedeutungsvoll genug, um ihn in ein metriſches Gewand einzukleiden; mit wenigen Ausnahmen wurde nur Rede und Gegenrede dieſes Schmuckes für würdig erachtet. Sonach wird die Einleitung von J^s — drei Strophen, die in B fehlen — ein Werk des jiniſtiſchen Bearbeiters ſein, womit er die Legende aus der urſprünglichen Doppelform zu einem in unſerm Sinne einheitlichen Kunſtprodukt umſchuf. Man beachte, daß gerade auch jene 3 Strophen nicht in den gewöhnlichen beiden Versmaßen der Legende, ſondern im Aryā-Metrum gedichtet ſind. Da nun dieſes in der Litteratur ſpäter als die andern Metren auftritt, ſo iſt die ſpätere Abfaſſung von J^s 1—3 doppelt erwieſen.

Man iſt verſucht, den metriſchen Geſichtspunkt weiter zu verfolgen und außer der Aryā auch den Sloka, ſoweit er in unſerer Legende zur Verwendung kommt, für unurſprünglich zu halten. Da dieſe Strophen-Gattung aber ſchon von alters her in Gebrauch war, ſo iſt an ſich ihr Auftreten im vorauszuſetzenden Urtext der Legende nicht befremdlich; auf alle Fälle können Sloken demſelben nur abgeſprochen werden, wenn ſie ſonſt irgendwie verdächtig ſind. Dies iſt anſcheinend der Fall mit J^s 28 und 29, da die Strophen J^s 27 und 30 in B unmittelbar aufeinanderfolgen. Ferner liegt es nahe, anzunehmen, daß außer den 3 Aryā-Verſen auch noch die Sloken J^s 4—9 zu der vom jiniſtiſchen Bearbeiter verfaßten Einleitung gehören. Allerdings müßte er wenigſtens einen Sloka (J^s 6) ſchon im Urtext vorgefunden und nur in andern Zuſammenhang geſetzt haben, da derſelbe auch in B erhalten iſt. Die Stelle (hinter v. 15), welche ihm dieſe Recenſion zuweiſt, glauben wir deshalb für die urſprüngliche halten zu müſſen, weil J^s am ſelben Ort eine Strophe (J^s 19) giebt, welche zweier erklärender Wiederholungen wegen nicht altüberliefert, ſondern eben wohl erſatzweiſe für den umgeſtellten Sloka eingefügt zu ſein ſcheint. Man wird andererſeits anerkennen müſſen, daß der Jaina-Dichter den Sloka in der Einleitung ſelbſtändig und glücklich verwandte und daß wir, von ihr ausgehend, ſeine Anordnung für die ältere halten müßten, wenn das Vollkommene an ſich dieſen Anſpruch erheben könnte. Wir haben aber ja eben gerade umgekehrt ſchon den Vorzug in der Geſamtanlage von J^s gegenüber B zu Ungunſten der Zeitfrage auffaſſen müſſen. So wird denn auch ferner noch nebſt der Einleitung (J^s 1—3 und 4—9) auch der Schluß (J^s 34 und 35) auf Rechnung des jiniſtiſchen Verfaſſers zu ſetzen ſein. Ja wir werden ſeinem Genius auch die in B gänzlich fehlende Mittelpartie (J^s 20—25) zu verdanken haben, in welcher der Mönch, mit einer Wiederholung beginnend, ſo beredt und ergreifend — es ſind die ſchönſten Strophen des Ganzen — den König an den Tod gemahnt.

Ob der Dichter ſeine Eigenart bloß durch Zuſätze, nicht auch durch Kürzungen zum Ausdruck gebracht hat? Wir würden es nicht wiſſen können, wenn uns J^k nicht zu Hilfe käme. Denn daraufhin allein, daß B im Eingang das Motiv von der Strophen-Ergänzung bietet, würden wir dasſelbe noch nicht dem Original zuſchreiben dürfen. Man möchte eher denken, es wäre aus Volkserzählungen, die es in mehrfacher Form variieren, nachträglich in die Legende aufgenommen worden. Da aber J^k dasſelbe ſamt der Boten-Sendung ebenfalls kennt und nur hinſichtlich der zu ergänzenden Strophe mit B nicht übereinſtimmt, ſo haben wir es hier mit einer urſprünglichen Epiſode der Legende zu thun. Warum der jiniſtiſche Dichter ſie außer acht ließ, iſt unſchwer zu erraten: ſie dient als populäres Erzählungselement nur dazu, die Aufmerkſamkeit vom ſittlichen Inhalt der Legende abzulenken, den Eintritt des allein wichtigen Dialoges zwiſchen König und Mönch hinauszuſchieben. Daß der Sūtra-Verfaſſer ſeinen Stoff nicht bloß dichteriſcher, ſondern auch ernſter als der buddhiſtiſche Erzähler auffaßte, zeigt ja überdies der Schluß. Oder iſt es auch da der Dichter, nicht der Moraliſt, welcher fühlte, daß die Legende einen für den König ungünſtigen Ausgang haben müſſe? Wir mögen die Entſcheidung auf ſich beruhen laſſen, da in letzter Linie die ſittlichen und dichteriſchen Anforderungen ſich treffen müſſen.

Auch hier haben wir alſo wieder ſtillſchweigend angenommen, daß B die Urlegende unverändert und anſpruchslos nacherzählt. Um die Berechtigung dieſes Vertrauens zu prüfen, wenden wir uns nunmehr zum Wortlaut der beiden Faſſungen. Zu einem Vergleich können dabei natürlich nur diejenigen Verſe herangezogen werden, welche doppelt vertreten ſind, alſo

ſechs Indravajrā-Strophen [B v. 1. 3. 15. 20. 21. 22 =
J^s 10. 11. 18. 26. 27. 30] und ein Sloka [B v. 16 = J^s 6.]

Mögen dieſelben auch noch ſo ſehr an beiden Orten übereinſtimmen, verſchiedene Lesarten finden ſich ſelbſtverſtändlich viele, und gerade dieſe ſollten zu einer Wertſchätzung hinſichtlich der Überlieferungstreue die ſicherſte Handhabe bieten. Wenn an manchen Stellen eine Änderung im Ausdruck gleichberechtigt ſein mag, ſo giebt es eben doch unter den Abweichungen auch Fälle, in denen nur die eine Lesart richtig ſein kann, und die andere daraus verderbt ſein muß.

Mit Bezug auf J^s nimmt man nun folgendes wahr:

Der Sloka hat einen metriſchen Fehler, welcher ſich mit Hilfe von B berichtigen läßt.

In J^s 10 lautet die 2. Zeile eigentlich:

‘Die That, verübt, giebt keine Rettung‘.

Daß dieſe Worte im Munde des Königs einfach undenkbar ſind, iſt ſofort klar. Der indiſche Erklärer der Stelle nimmt denn auch an, daß die Strophe mit den beiden folgenden zuſammen (J^s 10—12) die Antwort des Mönches bilde, womit natürlich die Schwierigkeit nur verſchoben iſt, da die 3. und 4. Zeile von J^s 10 nur vom König geſprochen ſein können. Das Rätſel löſt ſich durch einen Blick auf B: zwei altertümliche Formen waren Urſache, um in der jiniſtiſchen Überlieferung ein Mißverſtändnis hervorzurufen, das auf dem Gleichklang beruht.

Nachdem ſo das Weſen der in Frage ſtehenden Strophe klargelegt und ſie dem Commentar zu Trotz dem König geſichert worden iſt, ergiebt ſich nunmehr eine höchſt willkommene Beſtätigung der früher geäußerten Vermutung betreffs der Sloken J^s 4—9: wenigſtens der letzte derſelben kann nämlich unmöglich aus der Urſchrift ſtammen, da ſein Schluß mit der Frage ‘doch du?‘, welche der 2. Hälfte von B v. 2 entſpricht, keine Fortführung der königlichen Worte geſtattet; auch iſt er durch den Wortlaut ſo ſehr mit dem vorhergehenden Sloka (J^s 8) verknüpft, daß er nicht etwa hinter J^s 10 verlegt werden könnte. Die Einleitung hat alſo, ſo glücklich ſie als Expoſition iſt, die richtige Anknüpfung nicht vollſtändig gefunden. Zwar wird die einförmige Wiederholung von B v. 2 durch Hereinziehen der Frage in den Sloka (J^s 10 Schluß) umgangen, aber der Verfaſſer hat ſich, was nach den Regeln der Poetik die einzig zuläſſige Löſung geweſen wäre, nicht dazu verſtehen können, auch die urſprüngliche Eingangsſtrophe (J^s 10 = B v. 1) fallen zu laſſen: künſtleriſche Verarbeitung und Treue gegenüber dem Original ſind nicht zum Ausgleich gekommen.

Der Schluß von J^s 11 bietet eine den Sinn nicht berührende Abweichung. Gegen dieſe iſt einzuwenden, daß ſie eine Partikel in überflüſſiger Weiſe verwendet, einen Conſonanten in etwas befremdlicher Weiſe verdoppelt und den Wortlaut an denjenigen des Anfangs der nächſten Strophe anlehnt, ſo daß die urſprüngliche Lesart von hier aus eine Änderung erfahren haben mag. Wem die 3 Verdachtsgründe nicht zulänglich genug erſcheinen, der beachte, daß trotz der Verſchiedenheit der Lesarten J und B wiederum eine auffallende Lautähnlichkeit verraten, die einfach zu der Annahme zwingt, daß nur der eine Wortlaut echt und der andere verhört iſt. Sieht man ſich aber vor dieſe Alternative geſtellt, dann kann nach dem Geſagten das Urteil keinen Augenblick im Zweifel ſein.

In J^s 18 macht zunächſt die Wortſtellung der 1. Zeile, metriſch betrachtet, einen weniger günſtigen Eindruck. In der 2. Zeile begegnet man wieder einem Verderbnis, bei dem ganz genau wie bei einem ſchon behandelten Falle eine altertümliche Form, die der ſpätern Zeit nicht mehr recht verſtändlich war, im Spiele iſt.

Wie ſteht es nun aber mit der 2. Hälfte dieſer Strophe? Daß die mittleren Zeilen der folgenden eine erklärende Wiederholung derſelben ſeien, haben wir ſchon angedeutet, und dieſe müßte alſo eben der dadurch verratenen Erklärungsbedürftigkeit wegen aus dem Original entnommen ſein. Wir finden nun aber in B bloß das altertümliche Zeitwort und allenfalls ein Synonym wieder. Im übrigen aber klingt B eher noch an den Anfang von J^s 19 an. Unter dieſen Umſtänden iſt es unmöglich, die Entſtehungsgeſchichte der Textänderungen in dieſem Falle weiter zu verfolgen. Nur das eine kann noch geſagt werden, daß der Schluß von J^s 19 nicht gerade für die jiniſtiſche Recenſion einnimmt: ‘jetzt ernten wir der Guten Lohn‘ iſt zwar offenbar der Sinn der Zeile, aber in Wirklichkeit iſt der Wortlaut (‘jetzt aber die frühern Werke‘) zu unbeſtimmt, um echt zu ſein; er könnte vielmehr etwa den Schluß des Sloka B v. 16 wiedergeben wollen und ſo andeuten, daß auch J denſelben an dieſer Stelle gekannt hat.

J^s 26 bietet in der 1. Zeile eine Abweichung, der wir zögernd gefolgt ſind. Nach B müßte es heißen:

‘Hin geht das Leben, kurz von Dauer‘.

Es handelt ſich um eine recht unſcheinbare und doch vielſagende abweichende Lesart: ſtatt appamāyu in B gibt J *appamāyam*. Wenn die letztere Form richtig iſt — der indiſche Erklärer verſteht ſie auf alle Fälle nicht —, ſo kann ſie nur ein altes Adverbium, das ‘unabläſſig‘ bedeutet, fortſetzen, welches im Atharva-Veda mehrere Male vorkommt und dabei die Zeitwörter ‘ſchützen, fließen, leuchten‘ näher beſtimmt. Wem es Freude macht, unerwartet ſcheinbar gänzlich verſchollene Ausdrücke noch in vereinzeltem Gebrauch vorzufinden, der muß ſich, wenn wir ſo jene Form für einen vediſchen Sprachreſt erklären, beinahe ſagen: Es wäre zu ſchön, um wahr zu ſein. In der That iſt andererſeits an der Lesart appamāyu nichts auszuſetzen: das Gegenſtück dīhamāyu ‘lang von Dauer‘ iſt in der jiniſtiſchen Litteratur häufig genug anzutreffen, aber ſchließlich iſt gerade deswegen nicht abzuſehen, warum appamāyu, wenn es urſprünglich im Liede vorkam, hätte unverſtändlich werden und den Wortlaut eines vergeſſenen Ausdrucks annehmen müſſen. Zudem darf die Seltenheit einer Spracherſcheinung nicht von vornherein zu ſehr gegen ſie einnehmen, finden wir doch, daß zum Beiſpiel das Eingangswort unſerer Strophe, welches wir durch ‘hin geht‘ wiedergeben, in dieſer Anwendung durchaus nur dem buddhiſtiſch-jiniſtiſchen Sprachgebrauch angehört und in den übrigen Litteraturen Indiens ganz andere Bedeutungen gezeitigt hat.

Giebt uns die Strophe auch weiter noch Veranlaſſung, hier J auf Koſten von B in den Vordergrund zu ſtellen? Genau genommen entſpricht hier derſelben nur Strophe 20, wir haben aber die drei vorhergehenden (B v. 17—19) unüberſetzt gelaſſen, da ſie faſt genau denſelben Wortlaut wie jene haben. Sind nun etwa alle 4 (B v. 17—20) nur verſchiedene Lesarten einer und derſelben Grundſtrophe, oder liegt eine beſtimmte Abſicht in der Wiederholung, ſo daß dieſe allenfalls ſchon der Urlegende eigen geweſen ſein könnte? Auf alle Fälle iſt ſie nicht zu verwechſeln mit Wiederholungen anderer Art, die darin beſtehen, daß in Antitheſen, Antworten oder Einwänden gewiſſe Wendungen wieder aufgegriffen werden. Während letzteres zur dichteriſchen Kunſtübung aller Völker gehört, kann dies von der bloßen Vervielfältigung einer Strophe, wobei weiter nichts als ein oder zwei Ausdrücke abwechſeln, nicht behauptet werden. Das Geleier iſt aber weder den Buddhiſten noch den Jiniſten fremd; es in unſerm Falle für überliefert und nicht für eine Varianten-Reihe zu halten, beſtimmt uns folgende Überlegung. Erſtens liegt nichts Undeutliches vor, was zu eigentlichen Varianten hätte Veranlaſſung geben müſſen. Sodann zeigt eine Zuziehung ähnlicher Strophen-Wiederholungen aus andern Vorgeburtsgeſchichten, daß dieſelben nicht ohne einen litterariſchen Zweck zur Verwendung kommen, vielmehr in ſchmuckloſeſter Weiſe die Eindringlichkeit von Worten irgendwelcher Art charakteriſieren ſollen; ſo finden wir zum Beiſpiel anderwärts, daß drei Strophen, in denen jemand ein klagendes Ehepaar nach der Urſache ſeines Leides frägt, gänzlich gleich lauten bis auf das eine Wort ‘trauert‘, für welches jedesmal ein anderes Synonym gewählt wird. Schließlich kommt unſerer Auffaſſung ein Rückblick auf früher geſagtes zu ſtatten. Wir haben kein Bedenken gehabt, jene dichteriſchen Mahnungen, die in J gerade hier vor der Strophe J^s 26 = B v. 20 eingeſchoben ſind, dem jiniſtiſchen Redaktor als ſeine eigenſte Leiſtung zuzuſchreiben. Eine beſtimmte Veranlaſſung, ſie anzubringen, haben wir indeſſen nicht vorgefunden, während eine ſolche doch bei den Zuthaten am Anfang und Endes des Textes zu Tage lag. Was giebt ſich nun ungezwungener als die Vermutung, daß eben die 4fache Einförmigkeit es war, die den Dichter zu einer Änderung beſtimmte? Sie mußte ihm bei ſeiner kunſtſinnigen Bearbeitung als ein zu unbeholfenes Mittel erſcheinen, um dadurch die Fortſetzung der Bekehrungsverſuche zum Ausdruck zu bringen; er erſetzte alſo die erſten 3 Variationen durch eigenes und beſſeres, gerade wie er ja auch — unſern Ausführungen gemäß — an einer andern Stelle eine Wiederholung vermieden zu haben ſcheint.

An J^s 27 iſt mehreres auszuſetzen. Die erſte Zeile leidet wie der Schluß von J^s 19 an einer Unvollſtändigkeit der Ausdrucksweiſe. Auch die folgende Zeile hat keinen rechten Zuſammenhang und giebt außerdem, wahrſcheinlich infolge einer Lautumſtellung, eine ſpäte Verbalform. Wenn es ſchließlich in der letzten Zeile heißt, daß die Luſt dujjaya ‚ſchwer zu beſiegen‘ ſei, während dafür in B duccaja ‘ſchwer aufzugeben‘ ſteht, ſo iſt dies anſcheinend eine tadelloſe Variante, die in der That auch ſonſt mehrfach auftritt. Da aber überall in verwandten Wendungen, die eine Verbalform gebrauchen, vom ‘Aufgeben‘ und nicht vom ‘Beſiegen‘ die Rede iſt, ſo iſt auch über ſie der Stab gebrochen.

Ein Blick auf J^s 30 veranlaßt ſchließlich noch eine leichte Verſchiebung in dem bisher für die Urſprünglichkeit der buddhiſtiſchen Recenſion ſehr günſtigen Ergebnis unſerer Vergleichung. B braucht nämlich in der entſprechenden Strophe 2mal eine falſche Form, die mit Hilfe von J berichtigt werden kann, und ferner zeigen nicht weniger als 3 Zeilen eine metriſche Unregelmäßigkeit. Beide Fehler ſind ſo eigentümlich, daß man ſich die Frage vorlegt, warum ſie entſtehen konnten. Indeſſen dürfte es in dieſem Falle ſchwer ſein, ſich in befriedigender Weiſe Rechenſchaft darüber zu geben.

Im vorſtehenden ſind nun freilich noch lange nicht alle Varianten beſprochen. Indeſſen können die übrigen das Geſamturteil, welches der Leſer ſich nunmehr gebildet haben wird, in keiner Weiſe beeinfluſſen; ſie ſind entweder gleich gut oder gleich ſchlecht. Auch der Umſtand, daß der in J^s 32 ausgeſprochene Gedanke von B weiter ausgeführt und auf 3 von uns nicht beſonders überſetzte Strophen (v. 24—26) verteilt iſt, giebt zu keiner Bemerkung Veranlaſſung. Es genügt uns, aus dem beiderſeitigen Lautbeſtand erſehen zu haben, daß wir mit Recht auch in ſolchen Kompoſitions-Fragen, die durch ſich ſelbſt keine Erledigung zuließen, B im allgemeinen für urſprünglicher als J gehalten haben.

Hiezu kommt nun noch, daß J^k der ganzen Erzählung eine zweite anhängt, die ihr als Gegenſtück dienen ſoll: die zwei andern der vier Hirten, von denen die Einleitung der jiniſtiſchen Proſa-Bearbeitung (J^k 1) ſpricht, ſollen nach verſchiedenen Wiedergeburten ihrerſeits 2 Asketen geworden ſein, welche einmütig der Welt entſagten und auch ihre Umgebung zu bekehren vermochten. Die ganzen Erlebniſſe dieſes zweiten Brüder-Paares werden auch in J^s unmittelbar hinter der Citta-Sambhūta-Legende behandelt; allein von einem eigentlichen Zuſammenhang der beiden frommen Dichtungen iſt daſelbſt nicht die Rede. Zwar iſt gewiß ebenfalls mit Abſicht die 2. hinter die erſte geſtellt oder, wenn ſie nicht vorher für ſich beſtanden haben ſollte, einfach hinzugedichtet worden, aber eine thatſächliche Anknüpfung außer der ideellen fehlt durchaus, und es bleibt deshalb auf ſich beruhen, ob hier J^k nachträglich auf eigene Fauſt eine Perſonalbeziehung ausgeklügelt hat oder ob in J^s eine ſolche, wie etwa das Strophenergänzungs-Motiv, unterdrückt worden iſt. Auf alle Fälle zeichnen ſich ſowohl J^s als J^k gegenüber B durch dieſes Seitenbild aus. Nach all dem Geſagten wird wohl niemand dasſelbe für eine urſprüngliche, in der buddhiſtiſchen Litteratur verloren gegangene Beigabe zu der Legende halten, ſondern es dürfte vielmehr zu den namentlich in J^k hervortretenden ausſchmückenden Zuthaten gehören, welche jiniſtiſche Erfindungsgabe und Erzählungsluſt gezeitigt haben, ſchon lange bevor der uns weſentlich als ſchöngeiſtig-ſittlicher Charakter bekannte Dichter ſeine metriſche Bearbeitung ſchuf.

Auch in der fernern Entwicklung der Litteratur des Jinismus kann man beobachten, wie ab und zu ältere Erzählungen weiter ausgeſponnen werden. Es iſt keine Erfindung der Neuzeit, wenn zu einem Roman, der eigentlich fertig iſt, noch eine Fortſetzung geſchrieben wird.

Auch unſere litterargeſchichtliche Betrachtung würde eine Fortſetzung ermöglichen, wenn wir nämlich ſelbſt das, was uns bisher als die Ur-Legende von Citta und Sambhūta vorgeſchwebt hat, auf ſeine mutmaßliche Herkunft hin prüfen wollten. Da uns darin, wie ſchon in der Einleitung bemerkt worden iſt, keine ſpezifiſch buddhiſtiſchen oder jiniſtiſchen Anſchauungen begegnen, ſo mag es auf einem Zufall beruhen, wenn die Legende ſich nicht auch anderwärts vorfindet. Sie könnte ebenſo gut auch von brahmaniſchen Mönchen erzählt worden ſein; ja es giebt ſogar 2 oder 3 Stellen in unſern Recenſionen, welche als faſt verwiſchte Spuren auf einen brahmaniſchen Urſprung derſelben hindeuten könnten. Man hat aus dem vorhergehenden entnehmen mögen, daß die beiden Faſſungen, welche Buddhismus und Jinismus der Legende gegeben haben, in Bezug auf Wiedergabe der vorauszuſetzenden Grundform ſich genau ſo wie die beiderſeitigen Sprachen zu einander ſtellen: das jiniſtiſche Prākṛt, zwar ein ebenſo ſelbſtändiger Dialekt wie das Pāli der Buddhiſten, iſt dieſem doch in der lautlichen Entwicklung um einen merklichen Schritt vorausgeeilt. Es müßte alſo wohl die vorausgeſetzte brahmaniſche Recenſion ſich zu unſern abgeleiteten Faſſungen ungefähr ſo wie das Samskṛt zu jenen beiden Idiomen verhalten.

So viel von der Legende als ſolcher. Legenden aber ſind überall oft nur religiöſe Einkleidungen von Volksſagen. In welchem Umfang dieſe Thatſache für Indien Giltigkeit hat und was für Wandlungen daſelbſt, der Sprachentwicklung vergleichbar, ſtattgefunden haben, dies zu unterſuchen, würde hier zu weit führen. Immerhin vermögen wir zum Schluſſe unſerer Betrachtung den Gedanken nicht zu unterdrücken, daß auch die Citta-Sambhūta-Legende aus einer weltlichen Erzählung umgebildet ſein könnte. Löſen wir die religiöſen Beigaben ab, ſo bleibt das Sichwiederfinden von zwei Freunden vermittelſt eines Spruches. Eine altindiſche Erzählung, welcher dieſer Stoff zum Ausgangspunkt gedient hätte, würde der Anlage nach mit der Sakuntalā-Sage, die den Ring als Wiedererkennungsmittel zwiſchen Ehegatten verwendet, nahe Berührung gehabt haben.

Profeſſor Dr. Ernſt Leumann.

Die Sakuntalâ des Kâlidâſa.[1])

Im Jahre 1789 wurde das bald ſo berühmt gewordene indiſche Schauſpiel Sakuntala der europäiſchen Leſerwelt zuerſt bekannt und zwar in einer engliſchen Überſetzung von W. Jones, der 1791 eine aus jener gemachte deutſche von Georg Forſter folgte. Welches Aufſehen dieſes litterariſche Ereignis damals unter den Gebildeten hervorrief, allerdings in einer Zeit, die überhaupt großen Anteil an der Litteratur nahm, ſehen wir am beſten aus den bekannten Verſen, die Goethe der ſchönen Dichtung widmete:

„Willſt du die Blüte des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willſt du was reizt und entzückt, willſt du was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakuntala, dich, und ſo iſt alles geſagt.“

Herder, der nicht weniger davon begeiſtert war, ließ 1792 in ſeinen damals als Zeitſchrift herausgegebenen „Zerſtreuten Blättern“ ſeine Briefe „Über ein morgenländiſches Drama“ erſcheinen und beſorgte ſpäter eine neue Ausgabe der Überſetzung von Forſter. „Es war eine der glücklichſten und folgereichſten Fügungen,“ ſagt Ernſt Meier, „daß wir unſre erſte Kenntnis einer indiſchen ſchönen Litteratur, von deren Daſein man bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in Europa kaum eine Ahnung hatte, ſogleich durch ein vollendetes Meiſterwerk, durch Kalidaſas Sakuntala, gewonnen. Eine neue Welt war damit entdeckt, ein wichtiges Glied in der Bildungskette der Menſchheit wieder aufgefunden.“

Überliefert iſt die Dichtung unter dem Namen eines Dichters Kâlidâſa, ebenſo wie die beiden Dramen „Urvaſi“ und „Malavika und Agnimitra“ und einige andere Gedichte. Man nahm früher allgemein an, daß der Verfaſſer dieſer Dichtungen ein Dichter dieſes Namens geweſen ſei, der im erſten Jahrhundert vor Chriſtus am Hofe des Königs Vikramâditya in der Stadt Uddſchâyinî im nördlichen Indien gelebt habe. Da aber der Name auch ſonſt öfter vorkommt, ſo gehen jetzt die Anſichten über die Lebenszeit unſeres Dichters ſehr auseinander, (wahrſcheinlich iſt ſie doch ſpäter anzuſetzen), und während manche alle die genannten Dichtungen einem einzigen Dichter zuſchreiben, wollen andere mehrere Dichter Kalidaſa unterſchieden wiſſen, oder glauben ſonſt, daß dem Dichter der Sakuntala die andern Stücke mit Unrecht beigelegt worden ſeien.

Die indiſchen Schauſpiele ſind in zweierlei Sprache geſchrieben: Die männlichen Perſonen vornehmeren Standes reden nämlich Sanskrit, die alte Sprache der heiligen Bücher, die aber zur Zeit, wo dieſe Dichtungen entſtanden, ſchon eine tote, nur noch künſtlich gepflegte Sprache war, während alle Frauen und die Männer aus den niederen Ständen Prakrit reden, die aus dem Sanskrit hervorgegangene Volksſprache, und zwar in mehreren Dialekten, nach dem Unterſchiede der Prakrit ſprechenden Perſonen, die auch jetzt noch als dramatiſche Dialekte in Geltung ſind, obwohl aus dem lebendigen Verkehre verſchwunden. — Die Form dieſer Stücke iſt in der Grundlage Proſa, mit der aber häufig Verſe abwechſeln.[2])

Von den einleitenden Szenen der Sakuntala, auch nach ihrer Bedeutung für das ganze Stück, hat Herder in ſeinen oben genannten Briefen folgende hübſche Darſtellung gegeben:

„Duſchyanta, Kaiſer von Indien, ein Zweig aus dem Geſchlechte des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle: der Wagenführer redet ihn an und ſchildert ihn wie ein Grieche den jagenden Apollo ſchildern würde: die Flucht des Wildes, die Schnelle des Wagens ſind in wenigen Zügen ſo anſchaulich gemacht, daß man ſofort vor dem Gemälde des Orts und der Handlung ſteht. „Sie darf nicht getötet werden, ruft eine Stimme; dieſe Antilope, o König, hat in unſerm Walde ihren Zufluchtsort!“ Alſobald hält der Wagen: ein Einſiedler fleht den König für die Sicherheit des heiligen Waldes an. Edel gehorcht der Fürſt, und der Einſiedler ladet ihn ein in dieſe geweihte Freiſtätte, in der die Pflegetochter eines verehrten Brahmanen[3]) in deſſen Abweſenheit Gaſtfreundſchaft übe. Duſchyanta nimmt die Einladung an, bemerkt die Zeichen des Heiligtums rings umher, ſteigt ab vom Wagen, legt ſeinen Königsſchmuck ab und betritt den ehrwürdigen Hain mit einer glücklichen, ihm ſelbſt wunderſamen Ahnung. Welch ein ſchöner Eingang zur ganzen Begebenheit dieſes Drama! Leiſe und höchſt natürlich wird nicht nur Sakontala angekündigt, ſondern ihr auch im Gemüt des Leſers die heilige Sicherheit vorbereitet, die zu allem, was folgt, ihr Schirm ſein muß: denn wenn in dieſem Haine das gejagte Reh ſeine Freiſtätte findet, wie ſollte die eines ſolchen Schutzes nicht genießen, die als ein Kind des Himmels in dieſem Haine erzogen, in ihm als eine unerkannte, vom Hofe weit entfernte Blume blühet?

„Sakontala mit ihren zwo Geſpielinnen erſcheint und entzückt des Königs Auge. Die Zarte pflegt der Blumen, nicht nur auf ihres Vaters Geheiß, ſondern aus ſchweſterlicher Neigung. Tief iſt das Gefühl, das, dies ganze Stück hindurch, inſonderheit in weiblichen Seelen ſich gegen die blühende Schöpfung äußert, und Sakontala iſt gleichſam die Königin dieſes Mitgefühles. Liebliche Reden ſind's, die ihre Freundinnen ihr über ihr Geſchäft und über ſie ſelbſt ſagen“ —. Hier wollen wir nun eine Stelle hören. Priyamvada und Anaſûya ſind die Namen der Freundinnen der Sakuntala. Der König iſt zunächſt der ungeſehene Zeuge der Szene, wie die Mädchen mit den Blumen beſchäftigt ſind:

König.

Die Lotos-Blum' iſt immer lieblich,
Verdeckt ſie auch ein Sumpfgewächs.
Und ſelbſt des Mondes dunkler Fleck
Erhöht noch ſeiner Schönheit Glanz,
Und auch im Baſtgewande ſcheint
Dies ſchlanke Kind nur ſchöner noch;
Denn was gereichte nicht zum Schmuck
Für eine ſolche Huldgeſtalt!

Sakuntala.

Der Kêſara-Baum dort winkt mir mit ſeinen Zweigen, die der Wind bewegt, wie mit Fingern zu. Ich will ihn doch beſuchen. (Sie geht umher.)[1])

Priyamvada.

Liebe Sakuntala, bleib doch da einen Augenblick ſtehen! So wie du hingetreten biſt, ſieht der Kêſara-Baum aus, als ob er mit einer Schlingpflanze vermählt wäre.

Sakuntala.

Du führſt mit Recht den Namen Priyamvada, „die Freundlichredende“.

König.

Was Priyamvada zu Sakuntala geſagt, iſt zwar freundlich, aber doch wahr geſprochen. Denn,

Es gleicht ihr Mund der friſchen Knoſpe,
Die Arme ſind wie zarte Zweige,
Und reizend haftet an den Gliedern
Die Jugend wie ein Blumenflor.

Anaſûya.

Liebe Sakuntala! hier ſteht die Navamâlika,[2]) der du den Namen „Waldmondſchein“ gegeben, und die aus freier Wahl die Gattin des Mango-Baumes geworden iſt;[3]) die vergiſſeſt du ganz.

Sakuntala.

O nein! dann würde ich mich ſelbſt vergeſſen.
(Sich der Schlingpflanze nähernd und ſie betrachtend).
Sieh doch, meine Freundin! gewiß, in einer lieblichen Stunde haben ſich die Schlingpflanze und der Baum zu einem Pärchen verbunden.
(Sie bleibt betrachtend ſtehen.)

Priyamvada.

Weißt du wohl, Anaſuya, weshalb Sakuntala die Waldmondſcheinblume ſo angelegentlich betrachtet?

Anaſuya.

Nein, ich weiß es nicht; ſag' mir's!

Priyamvada.

Sie denkt bei ſich: die Waldmondſcheinblume hat ſich mit einem Baume vermählt, der für ſie paßt; möchte ich doch auch einen Geliebten bekommen, der für mich paßt!

Sakuntala.

Das iſt wahrſcheinlich dein eigener Herzenswunſch. (Sie ſenkt die Gießkanne.)

König.

O wenn doch ihre Mutter zu einer andern Kaſte gehörte als das heilige Familienhaupt![4]) doch fort mit dem Zweifel!

Wohl darf ſie werden eines Kriegers Braut,
Da ich mit edlem Sinn nach ihr verlange;
Denn da, wo Zweifel walten, giebt bei Guten
Des Herzens Ausſpruch immer die Entſcheidung.

Demungeachtet werde ich genau nachforſchen, wer ſie iſt.

Sakuntala (unruhig).

Ach, eine Biene, die durch das Waſſerbeſprengen aufgeſchreckt worden, fliegt von der Navamalika auf mein Geſicht zu!

König (ſehnſuchtsvoll).

Oftmals ſtreifeſt du ihr Auge
Mit den ſcheubewegten Winkeln;
Summeſt ſüß vor ihren Ohren
Wie mit heimlichem Geflüſter;
Trinkeſt an den Wonnelippen,
Während ihre Hand dich abwehrt.
Ich verſchmachte, nach ihr forſchend,
Du, o Biene, machſt es klüger!

Da die Biene ſich nicht ſogleich vertreiben läßt, ſo nimmt der König die Gelegenheit dieſer Störung wahr, um hervorzutreten und ſich zu zeigen. Im Geſpräche mit den Mädchen, wo er ſich zuerſt als einen Beamten des Königs einführt, und erſt ſpäter durch einen Ring zu erkennen giebt, erfährt er, daß Sakuntala nur die Pflegetochter des Brahmanen, aber die Tochter des Königs Kauſika und einer Nymphe ſei, ſo daß ſeiner Verbindung mit ihr alſo nichts in Wege ſteht. Das Geſpräch wird aber geſtört durch Rufe hinter der Szene, daß ein Elefant in den heiligen Hain eingedrungen ſei, den das Jagdgefolge des Königs aufgejagt hatte. Die Jungfrauen verabſchieden ſich von dem Könige, der ihnen verſpricht, für die Wiederherſtellung der Ruhe zu ſorgen, und ziehen ſich in ihre Wohnung zurück, während der König, von Liebe für Sakuntala durchdrungen, zurückbleibt. So endet der erſte Akt.

Im zweiten Akt tritt Mathavya auf, der Vidûſchaka des Stücks,[1]) und beklagt ſich in komiſcher Weiſe über die unerſättliche Jagdluſt des Königs und die für ihn ſelbſt damit verbundenen Mühſale. Der König, der nachher in Gedanken an Sakuntala zu ihm kommt, geht in dieſer Stimmung leicht auf ſeinen Rat und Wunſch ein, das Jagdvergnügen für diesmal einzuſtellen, und giebt dem in ſeinem Gefolge befindlichen Heerführer entſprechende Aufträge. Dann ſpricht er mit dem Vidûſchaka über ſeine neue Liebe und wird nur von der Sorge beunruhigt, unter welchem Vorwande er nochmals in die Einſiedelei gehen könne, als gerade zwei Einſiedler von dort als Abgeſandte kommen, um ihn um ſeinen Schutz zu bitten, da bei der noch andauernden Abweſenheit ihres Vorſtehers Kanva, des Pflegevaters der Sakuntala, die Opfer der Einſiedler von böſen Geiſtern geſtört werden. Da aber, nachdem er mit Freuden zugeſagt hat, auch noch ein Bote von ſeiner Mutter ankommt, die ſeine Rückkehr wünſcht zu einem Feſte, das ſie feiern will, ſo ſendet er an ſeiner Stelle den Vidûſchaka mit dem Gefolge heim, während er ſelbſt in die Einſiedelei geht.

Der dritte Akt ſchildert die noch wachſende gegenſeitige Zuneigung des Königs und der Sakuntala und führt ſie wieder zuſammen.

Im Vorſpiel zum vierten Akt erfahren wir von den beiden Freundinnen, daß die Ehe geſchloſſen ſei und daß der König nach Vollendung der Opfer in ſeine Hauptſtadt zurückkehre. Inzwiſchen vernimmt man aber hinter der Szene die Stimme eines ankommenden Gaſtes, der in die Hütte geht und dann, da er von Sakuntala ſich vernachläſſigt findet, einen Fluch über ſie ausſpricht:

Der, an den dein Herz ſo einzig denkt,
Daß du eines Büßers Nahn nicht wahrnimmſt,
Der wird — ſelbſt erinnert — dein vergeſſen
Wie der Trunkne ſeiner frühern Rede.[2])

Priyamvada.

O wehe, wehe! Ein Unglück iſt geſchehen!

---

[1]) Die mitgeteilten Stücke der Dichtung ſind in der Überſetzung von Ernſt Meier (Stuttgart 1852) gegeben. Wo es mir zum Verſtändnis nötig ſchien, habe ich Anmerkungen beigefügt. Lauchert.

[2]) Dieſer Unterſchied iſt auch in Meiers Überſetzung feſtgehalten.

[3]) Herder ſagt: „Die Tochter . . .“

[1]) Das Umhergehen der Perſonen, das wir noch öfter finden werden, ſoll im indiſchen Drama einen Wechſel der Szene andeuten.

[2]) Ein jasminartiges Schlinggewächs.

[3]) Nach der Anſchauung des Indiers, der ſich die Pflanzen beſeelt und fühlend vorſtellt.

[4]) Weil er, der als König der zweiten Kaſte, der Kaſte der Krieger (Kſchatriyas) angehört, eine Brahmanentochter von rein brahmaniſcher Abkunft nicht zur Gattin erhalten kann.

[1]) Der Vidûſchaka iſt eine ſtehende Perſon des indiſchen Dramas, die luſtige Perſon. Er iſt immer ein Brahmane und nach ſeiner Stellung in der Handlung der Vertraute und Freund des Haupthelden, hier des Königs, hat aber trotzdem hauptſächlich nur den Zweck, durch ſein ganzes Weſen in Reden und Handlungen ein komiſches Element in die Handlung hereinzubringen.

[2]) Die Wirkungen eines ſolchen von einem heiligen Büßer ausgeſprochenen Fluches waren nach indiſcher Anſchauung unabwendbar. Dieſe Büßer konnten durch ihre Bußübungen eine ſolche Macht gewinnen, daß ſie öfter ſelbſt den Göttern furchtbar wurden.

In ihrer Zerſtreutheit hat Sakuntala ſich vergangen gegen einen Mann, dem Verehrung gebührte. (Hinausblickend.) Ja wahrlich! nicht gegen einen gewöhnlichen Mann. Es iſt ja der große Weiſe, der jähzornige Durvâſa! Nachdem er ſeinen Fluch ausgeſtoßen, geht er in zitternder Haſt, mit ſchnellen, unaufhaltſamen Schritten hinweg. Wer ſonſt noch, als der Gott des Feuers, wäre wohl imſtande, ſo zu entbrennen?

Anaſuya.

Geh, wirf dich ihm zu Füßen und beweg ihn, daß er zurückkehrt! Ich will indeſſen das Waſſer zum Gaſtempfang bereiten.

Priyamvada.

Ja, das will ich thun. (Sie geht fort.)

Anaſuya (geht einen Schritt vorwärts und ſtrauchelt).

Ach! in der Eile bin ich geſtrauchelt, und der Blumenkorb iſt mir aus der Hand gefallen! (Sie ſammelt die Blumen wieder auf.)

Priyamvada (zurückkommend).

Freundin! Dieſer von Natur ſo ſtürmiſche Mann, auf weſſen Zuſpruch würde er wohl hören? Dennoch hat er ſich ein wenig erweichen laſſen.

Anaſuya (lächelnd).

Bei ihm iſt das ſchon viel. Erzähle doch!

Priyamvada.

Da er nicht zurückkommen wollte, ſo ſprach ich zu ihm: „Heiliger Mann! bedenke, daß dies das erſte Mal iſt und vergieb der Tochter, welche die Macht deiner Andacht nicht kannte, dies eine Vergehen!“

Anaſuya.

Und was ſagte er darauf?

Priyamvada.

„Mein Wort, ſagte er, iſt unwiderruflich. Allein beim Anblick des Erkennungsſchmuckes ſoll der Fluch ſich von ihr wenden.“ Mit dieſen Worten verſchwand er.

Anaſuya.

Jetzt können wir doch wieder aufatmen. Der königliche Weiſe ſteckte ſelbſt bei ſeiner Abreiſe einen Ring, der ſeinen Namen trägt, als Erinnerungszeichen an ihren Finger. Damit kann Sakuntala nun ſich ſelbſt helfen.

Priyamvada.

Komm, Freundin! Laß uns den Göttern darbringen, was wir ihnen ſchulden! (Sie gehen umher.)

Priyamvada (hinausblickend).

Sieh nur, Anaſuya! Das Geſicht auf die linke Hand geſtützt, ſteht unſre liebe Freundin ſo unbeweglich da, als ob ſie gemalt wäre! Da ihre Gedanken bei dem Gatten ſind, ſo merkt ſie nicht einmal auf ſich ſelbſt, wie viel weniger auf einen Gaſt.

Anaſuya.

Hör', Priyamvada! was hier vorgefallen, bleibe unter uns beiden ein Geheimnis! Unſre liebe Freundin iſt ſo zarter Natur, daß ſie geſchont werden muß.

Priyamvada.

Ja, wer würde denn auch wohl eine Navamalika-Blume mit ſiedendem Waſſer begießen? (Beide treten ab.)

Den vierten Akt leitet ein Schüler des Brahmanen Kanva ein.

Schüler.

Der ehrwürdige Kanva, der von ſeiner Wallfahrt zurückgekehrt iſt, hat mir den Auftrag gegeben, auf die Tageszeit zu achten. Ich will doch ins Freie gehen und zuſehen, wie viel von der Nacht noch übrig iſt. (Umhergehend und ſich umſchauend.) Sieh! da iſt ja die Morgenröte ſchon! Denn,

Dort ſinket am Rande
Des Abendgebirgs
Der Herrſcher der Pflanzen,[1]
Und hinter der ſchimmernden
Morgenröte
Erſcheint die Sonne!
Gleichmäßig ſteiget
Auf und nieder
Das Sternenpaar
Und zeigt das Geſetz
Des ewigen Wechſels
Im menſchlichen Leben.
Iſt nun der Mond
Hinabgeſunken,
So erfreut mein Aug'
Die Nachtlilie nicht mehr;
Nur im Andenken lebt noch
Ihre Pracht:
So fühlt auch wahrlich
Schwerzutragende
Schmerzen die Schöne,
Wenn der Geliebte
Ihres Herzens
Verſchwunden iſt.

Er geht ab zu ſeinem Meiſter. Anaſuya tritt auf und ſieht bekümmert die Wirkung jenes Fluches darin, daß der König in der langen Zeit, die ſeither verſtrichen, noch nichts habe von ſich hören laſſen. Sie wagt es auch nicht, dem zurückgekehrten Kanva das Geſchehene zu eröffnen. Da kommt Priyamvada zu ihr mit der Nachricht, daß Kanva beim Opfer durch eine himmliſche Stimme Kunde erhalten habe von der Vermählung der Sakuntala, und daß er beſchloſſen habe, ſie noch am ſelben Tage unter dem Geleite von Einſiedlern ihrem Gatten zu ſenden. Alsbald wird alles zur Abreiſe gerüſtet. Die Freundinnen ſchmücken ſie unter Thränen, Kanva ſpricht am Opferfeuer den Segen über ſie, und nun nimmt ſie Abſchied.

Kanva.

O hört mich, ihr Bäume hier im Andachtshaine!
Sie, die niemals daran dachte
Selbſt zu trinken, wenn nicht ihr
Allzumal getrunken hattet:
Die, obwohl ſie gern ſich ſchmückte,
Doch aus Zärtlichkeit für euch
Nie ſich einen Zweig gebrochen:
Die den erſten Tag im Frühling,
Wo ihr wieder Blüten brachtet,
Immer feſtlich hat begangen:
Ach, Sakuntala zieht heute
Fort zu ihres Gatten Wohnung;
Mögt ihr alle denn ſie ſegnen!

(Er drückt durch Zeichen aus, daß er den Geſang eines Kokila[1]) höre.)

Geſegnet entlaſſen Sakuntala
Die trauten Bäume des Andachtshaines,
Da ſie den ſchmelzenden Kokila-Ruf
Als Antwort ihr ertönen laſſen.

Stimmen in der Luft.

Mit freundlichen Plätzen
An Waſſerteichen,
Die üppig grünen
Von Lotos-Gruppen;
Mit ſchattigen Bäumen,
Zu dämpfen die Glut
Der ſommerlichen
Sonnenſtrahlen;
Mit zartem Staub,
Doch mit Blumenſtaub nur,
Mit milde wehendem,
Günſtigem Wind;
Mit Glück und Heil
Sei geſegnet der Weg,
Den unſere liebe
Freundin nun geht!

(Alle lauſchen erſtaunt).

Gautami.[2]

Mein Kind! Die Göttinnen des heiligen Haines, die du liebſt wie Verwandte, beglückwünſchen deine Reiſe. Verbeug dich vor den Seligen!

Sakuntala (geht ſich verneigend umher; leiſe zur Freundin).

Liebe Priyamvada! ich ſehne mich zwar, meinen hochgebornen Gemahl wiederzuſehen; doch da ich nun die Einſiedelei verlaſſe, wollen ſich meine Füße nur mit Mühe, mit Mühe vorwärts bewegen.

Priyamvada.

Nicht bloß unſere Freundin iſt bewegt, indem ſie Abſchied nimmt von dem Andachtshaine; nein! jetzt, wo die Trennungsſtunde gekommen iſt, zeigt auch der Andachtshain dieſelbe Stimmung.

Dem Reh entfällt der Biſſen Gras,
Die Pfauen hören auf zu tanzen,
Und von den Schlinggewächſen fallen
Gleich Thränen gelbe Blätter ab.

Sakuntala (ſich beſinnend).

Lieber Vater! Ich möchte jetzt noch meiner Pflanzen-Schweſter, der Waldmondſcheinblume, ein Lebewohl ſagen.

Kanva.

Ich weiß, daß du ſie lieb haſt wie eine Schweſter. Da ſteht ſie zu deiner Rechten.

Sakuntala (zu der Schlingpflanze hintretend).

Waldmondſchein! Obgleich du mit dem Mangobaum dich verbunden haſt, ſo umſchlinge mich doch mit den Zweigen, die du gleich Armen mir entgegen ſtreckſt! Von heute an muß ich ja fern von dir weilen.

Kanva.

Was ich längſt gewünſcht, den würd'gen Gatten,
Haſt du durch deine Tugend jetzt gefunden;
Die Malika hält ſich am Mangobaum:
Für dich und ſie bin ich nun ohne Sorgen.
So mach' dich denn jetzt auf den Weg!

Sakuntala (zu den beiden Freundinnen).

Freundinnen! euren Händen übergebe ich meine Schlingpflanze als ein Unterpfand.

Die beiden Freundinnen.

Ach! weſſen Hand werden denn wir übergeben? (Sie brechen in Thränen aus.)

Kanva.

Anaſuya! hör' auf zu weinen! An euch wäre es vielmehr, unſere Sakuntala jetzt ſtark zu machen. (Alle gehen umher.)

Sakuntala.

Lieber Vater! ſieh das Gazellenweibchen dort, das ſo langſam um die Hütte wandelt, weil es trächtig iſt; wann es glücklich geboren haben wird, ſo müßt ihr einen Boten ſenden, der die frohe Nachricht bringt.

Kanva.

Das werd' ich nicht vergeſſen.

Sakuntala (fühlt ſich im Gehen gehindert).

Ach, wer hält mich denn da am Kleide feſt? (Sie wendet ſich um.)

Kanva.

Mein Kind!
Jene iſt es, deren Mund,
Einſt verletzt vom Kuſa-Dorne,
Du mit Heilbalſam beſtricheſt:
Die mit Korn du aufgefüttert,
Sie, dein Pflegkind, die Gazelle,
Iſt es, die ſich zu dir drängt.

Sakuntala.

Kind! was läufſt du mir nach, da ich unſre gemeinſchaftliche Wohnung verlaſſen muß? Du verlorſt die Mutter als ſie eben dich geboren hatte, und wurdeſt ohne ſie aufgezogen. Jetzt, da du auch mich verlierſt, wird der Vater Kanva für dich ſorgen. Geh doch zurück! (Sie geht weinend weiter.)

Kanva.

O hemme ſtandhaft doch den Thränenſtrom
In deinen Augen, die du aufwärts wendeſt;
Denn auf dem Wege, wo du nicht bemerkſt
Die Höhn und Tiefen, muß dein Fuß ja ſtraucheln.

Sarngarava.[1]

Heiliger! Ein altes Gebot lautet: „Bis zum Waſſer ſoll man jemand begleiten, den man lieb hat.“ Da iſt das Ufer des Sees. Gieb uns hier deine Aufträge und kehre du heim.

Kanva giebt nun noch Aufträge an den König. Der Sakuntala giebt er die Weiſung:

Sei nie im Zorn dem Gatten widerſetzlich,

---

[1] Der Mond.

[1] Kôkila, der indiſche Kuckuck, der ſeines angenehmen Geſanges wegen in der Poeſie gebraucht wird, wie bei uns die Nachtigall.

[2] Eine alte Einſiedlerin.

[1] Einer der Einſiedler, die als Begleiter mit Sakuntala gehen ſollen.

Auch wenn er je dir Unrecht anthun ſollte!
Sei gegen Untergebne freundlich ſtets
Und überheb' dich nicht zur Zeit des Glücks!
So eine Frau nennt man des Hauſes Mutter;
Die anders handelt iſt des Hauſes Qual.
Dann trennen ſie ſich.

Im 5. Akte kommt Sakuntala mit ihren Begleitern an den Hof des Königs. Aber jener Fluch wirkt: er erkennt ſie nicht und erinnert ſich auch gar nicht an das Vorgefallene; und da ſie den Ring als Erkennungszeichen vorzeigen will, ſieht ſie erſt, daß er verloren iſt. Doch ſoll ſie wie der Hausprieſter rät, vorläufig in der Stadt in deſſen Hauſe bleiben, bis zu weiterer Aufklärung. Indem aber die andern in Kanvas Einſiedelei heimkehren, wird ſie am Nymphenteich von einer Erſcheinung gegen Himmel entrückt.

Im 6. Akte gelangt der Ring, der am Waſſer verloren ging, und den ein Fiſcher im Bauche eines Fiſches wiederfindet, in die Hand des Königs zurück.

Dies zeigt folgendes „Vorſpiel“.[1]

(Es tritt auf der Polizeimeiſter und zwei Polizeidiener mit einem Mann, deſſen Arme auf den Rücken gebunden ſind.)

Beide Polizeidiener (nachdem ſie den Mann geſchlagen haben).
Heraus nun mit der Sprache, Dieb! Wie kamſt du
Zu dieſem königlichen Ringe, he,
Der funkelt von dem großen Edelſtein
Und Namenszüge eingegraben trägt?
Fiſcher (furchtſam).
Seid gnädig, liebe Herren! Ach, ich bin
Kein Mann, der ſolche ſchlimmen Dinge thut!
Erſter Polizeidiener.
Der König ſchenkte dir wohl gar den Ring,
Weil du ein trefflicher Brahmane biſt?
Fiſcher.
So hört mich doch nur an: Ich bin ein Fiſcher
Und wohne in Sakravatara —
Zweiter Polizeidiener.
Dieb,
Wer fragt dich denn von uns nach Stand und Wohnung?
Polizeimeiſter.
Er ſoll uns alles ſagen, Sutſchaka,
Hübſch nach der Reihe; unterbrecht ihn nicht!
Beide.
Wie unſer gnäd'ger Herr befiehlt. — Nun ſprich!
Fiſcher.
Ich bringe meine Hausgenoſſen durch,
Indem auf manche Art ich Fiſche fange,
Mit Netz und Angel und dergleichen mehr.
Polizeimeiſter (lachend).
Ein ſauberes Gewerbe, das iſt wahr!
Fiſcher.
Nicht alſo ſprich. Man ſoll die Thätigkeit,
Auf die man von Geburt iſt hingewieſen,
Nicht laſſen, Herr, und ſei ſie auch beſcholten.
Es handelt grauſam, wenn er Tiere tötet,
Der Schlächter, und er kann dabei doch weich
Von Mitleid ſein.
Polizeimeiſter.
Nur weiter!
Fiſcher.
Einſt zerſtückte
Ich einen Karpfen; da erblickte ich
In ſeinem Bauche dieſen Ring, der funkelt
Von einem großen Edelſtein. Als ich
Ihn ſpäter zum Verkauf hier ausbot, ach,
Da wurde ich von euch, ihr Herrn, ergriffen.
Auf dieſe Weiſe kam ich zu dem Ring.
Ihr mögt mich töten oder ſchlagen nun.
Polizeimeiſter (an dem Ring riechend).
Daß dieſer Ring in einem Fiſchbauch ſteckte,
Dſchanuka, daran kann man gar nicht zweifeln;
Ganz muſſig riecht er noch. Wir müſſen nun
Erforſchen, wie er dorthin kam. Wohlan,
Wir wollen drum zum Schloß des Königs hin.
Beide (zum Fiſcher).
Marſch, vorwärts, vorwärts jetzt, du Beutelſchneider!
(Sie gehen umher.)
Polizeimeiſter.
Am Thore hier bewacht ihr ihn mit Sorgfalt,
Bis ich vom König bin zurückgekehrt.
Beide.
Es trete ein der Herr, ſo daß er gnädig
Empfangen wird vom König.
Poltzeimeiſter.
Alſo ſei es.
(Er tritt ab.)
Sutſchaka.
Dſchanuka, unſer Herr bleibt lange fort.
Dſchanuka.
Man muß ja doch die rechte Zeit erwarten,
Wenn man den Kön'gen nahen will.
Sutſchaka.
Dſchanuka,
Die Finger jucken mir und möchten dieſen
Hallunken würgen.
Fiſcher.
O Geſtrenger, werde
Nicht Mörder ohne Urſach'!
Dſchanuka (hinſehend).
Unſer Herr
Iſt mit des Königs Auftrag jetzt zurück.
(Zum Fiſcher.)
Entweder ſiehſt du nun das Angeſicht
Der Deinen wieder, oder wirſt zum Fraß
Für Geier und Schakale.
(Der Polizeimeiſter tritt auf.)
Polizeimeiſter.
Schnell, nur ſchnell —
(Nachdem er ſoweit geſprochen, unterbricht ihn der Fiſcher.)
Fiſcher.
O wehe, wehe mir! Ich bin verloren!
(Er zeigt ſich ſehr beſtürzt.)
Polizeimeiſter.
Entfeſſelt, he, entfeſſelt dieſen Fiſcher!
Wie er zum Ring gelangt ſein will, das iſt,
Wie mir der König ſagt, der Wahrheit völlig
Entſprechend.
Sutſchaka.
Wie der gnäd'ge Herr befiehlt.
Ins Haus des Todes war er ſchon getreten
Und kehrt zurück.
(Er befreit den Fiſcher von ſeinen Banden.)
Fiſcher (zum Polizeimeiſter).
O gnäd'ger Herr, mein Leben
Verdank' ich dir!
(Fällt ihm zu Füßen.)
Polizeimeiſter.
Steh auf, ſteh auf! Der König
Beſchenkt in Gnaden dich mit dieſer Gabe,
Die nach dem Wert des Rings bemeſſen iſt.
So nimm ſie hin.
(Er übergiebt dem Fiſcher ein Armband.)
Fiſcher (nachdem er es freudig hingenommen hat).
Ich weiß die Huld zu ſchätzen.
Dſchanuka.
Dem ward vom König Huld zu teil, wahrhaftig!
Vom Pfahle nimmt man ihn herab und hebt ihn
Empor zur Schulter eines Elefanten!
Sutſchaka.
Die Ehrengabe, Herr, beweiſt es ſchon,
Daß unſerm Könige ſehr viel am Ringe
Mit ſeinem teuren Edelſtein muß liegen.
Polizeimeiſter.
Nicht deshalb freut der König ſich des Ringes,
Weil großen Wert der Edelſtein beſitzt,
Vielmehr aus dieſem Grunde —
Beide.
Nun, aus welchem?
Polizeimeiſter.
Ich denke mir, der Anblick dieſes Ringes
Hat ihn an jemand, der in ſeinem Herzen
Ihm teuer iſt, erinnert. Denn ſobald
Er ihn gewahrte, da ergriff ihn Wehmut,
Und doch gehört es ſonſt zu ſeinem Weſen,
Daß er Gemütserregungen nicht zeigt.
Sutſchaka.
Dann thatſt du, Herr, ihm einen großen Dienſt.
Dſchanuka.
Man muß wahrhaftig ſagen: Es geſchah
Um dieſes Feinds der Fiſche willen.
(Er ſieht den Fiſcher unwillig an.)
Fiſcher.
Hört,
Die Hälfte ſollt ihr Herrn als Trinkgeld haben.
Dſchanuka.
Nun biſt du mir, Freund Fiſcher, noch viel lieber.
Doch muß vor allen Dingen unſre Freundſchaft
Bei Rum und Schmaus gefeiert werden. Drum
Wohlan! wir wollen in ein Trinkhaus gehen.
(Alle treten ab.)

Da weicht der Zauber, und die Erinnerung des Königs kehrt zurück. Aber es iſt zu ſpät; Sakuntala iſt nicht mehr zu finden; ſo verzehrt er ſich in Reue und fruchtloſen Klagen und findet nur darin noch eine Freude, daß er aus dem Gedächtnis ihr Bild malt. Aus dieſem Zuſtande der Trauer weckt ihn der Gott Indra, der ihm ſeinen Wagenlenker Matali mit ſeinem eigenen Wagen ſendet, mit der Aufforderung, darauf zum Kampfe gegen feindliche Dämonen zu ziehen.

Nach errungenem Sieg, und nachdem ihn Indra ehrenvoll in ſeinem Himmel empfangen hat, führt ihn im 7. Akte Matali wieder durch die Luft auf die Erde herab. Am Berge Hemakuta, wo der Götterlehrer Kaſyapa mit ſeiner Gattin Aditi Bußübungen vollzieht, betreten ſie den Boden wieder. Hier kommt ihnen ein von zwei Einſiedlermädchen behüteter Knabe entgegen, der mit einem jungen Löwen ſpielt, und den er aus verſchiedenen Zeichen als ſeinen Sohn erkennt. Und nun erfolgt die Wiedervereinigung mit Sakuntala, die mit den Kinde ſeither in dieſer Einſamkeit gelebt hatte.

König.
Geliebte!
Heil mir, daß du nun vor mir ſtehſt,
Du mit dem holden Angeſicht,
Indem Erinnrung mir verſcheuchte
Des Geiſtes finſtere Bethörung!
Sieh, mit dem Ende der Verfinſtrung
Hat auch des Mondes liebſtes Weib,
Das ſchöne Sternbild Rôhinî,
Sich wieder mit dem Mond vereinigt.
Sakuntala.

Mein hochgeborner Gemahl! ſei ſiegreich, ſei — (Sie ſtockt mitten in der Anrede mit thränenerſtickter Stimme).

König.
O holdes Weib!
Ob Thränen auch den Siegesgruß
Mir hemmten, hab' ich doch geſiegt,
Da ich geſehn die ungeſchminkten,
Blaßroten Lippen deines Mundes.
Knabe.
Mutter, wer iſt das?
Sakuntala.
Mein Kind! frag dein Geſchick!
König (wirft ſich Sakuntala zu Füßen).
Laß, zartes Weib, aus deinem Herzen weichen
Den tiefen Schmerz, daß ich dich je verſtoßen!
Ach, eine wunderbare Sinnverwirrung
Hielt damals meinen Geiſt zu ſehr umfangen.
So pflegt's der Menſch mit ſeinem Glück zu machen,
Wenn dichte Finſternis ſein Aug' bedeckt:
Der Blinde ſchüttelt ja den Kranz vom Haupte,
Indem er ihn für eine Schlange hält.

Sakuntala.

Steh auf, mein hochgeborner Gemahl! Gewiß waren es meine frühern Vergehn, die in jenen Tagen im Begriff ſtanden, ihr Ziel und ihren Lohn zu erreichen. Deshalb wurde auch mein Gemahl, obwohl ſonſt mitleidsvoll, ſo gefühllos gegen mich. (Der König ſteht auf.) Doch wie erinnerte ſich mein hochgeborner Gemahl des unglücklichen Mädchens wieder?

König.
Sobald der Pfeil des Kummers mir aus dem
Herzen gezogen ſein wird, will ich dir's erzählen.
Den Thränentropfen, der den Mund dir trübte,
Und den bethört ich früher nicht geachtet
Und der nun hängt am Bogen deiner Wimpern:
Wenn den ich getrocknet, werd' ich frei von Reue.
(Er trocknet ihre Thränen ab.)
Sakuntala (den Siegelring erblickend).
O mein Gemahl! Das iſt ja der Ring.

König.

Mit dieſem Ring erhielt ich zugleich mein Gedächtnis wieder.

Sakuntala.

Der hat Unrecht gethan, daß er damals, als ich meinen hochgebornen Gemahl überzeugen wollte, ſich nicht finden ließ.

König.

Deshalb mag denn jetzt meine Schlingpflanze, zum Zeichen, daß ihre Jahreszeit gekommen iſt, ihren Blumenſchmuck wieder erhalten.

Sakuntala.

Ich trau ihm nicht mehr. Nein, mein Gemahl möge ihn tragen!

Ehe ſie zuſammen den heiligen Ort verlaſſen, werden ſie von dem Götterpaare Kaſyapa und Aditi empfangen. Der Gott eröffnet ihnen, daß den König kein Vorwurf treffe wegen des Geſchehenen, das vielmehr nur eine Folge des Fluches geweſen ſei, von dem weder der König noch Sakuntala vorher etwas gewußt hatte. An Kanva wird ein Bote geſandt, der ihm alles melden ſoll, und das Königspaar mit dem Kinde wird von dem Gotte mit Segensſprüchen entlaſſen:

Es ſegne Indra
Mit Regen dein Volk!
Und du, erfreue
Die Götter durch Opfer!
Lebt hundert Jahre,
Einander ſo dienend,
Daß zu preiſen ihr ſeid
Für das Heil beider Welten!

---

[1] Nach der Überſetzung von Ludwig Fritze (Schloß-Chemnitz 1877).

Die Sage von Ruſtam und Suhrab

nach Firdûſi's Königsbuch (Schâhnâme),

mit einer Einleitung von

Dr. Friedrich Lauchert.

Abul Kaſim Manſur, gewöhnlich mit ſeinem Beinamen **Firdûſi** (der Paradieſiſche) genannt, der größte Dichter der Perſer, und ohne Zweifel einer der größten aller Völker und Zeiten, wurde um 940 nach Chriſtus bei Tus in der perſiſchen Provinz Choraſan geboren. Begeiſtert für die alten Ueberlieferungen ſeines Volkes, faßte er den Entſchluß, dieſe alten Heldenſagen in einer großen Dichtung einheitlich darzuſtellen. An dieſem großen Werke arbeitete er 35 Jahre lang, zuerſt in ſeiner Heimatſtadt Tus, ſpäter am Hofe des Sultans Mahmud von Ghasna, des damaligen Beherrſchers des iraniſchen Landes. Da ihn nach Vollendung des Werkes der Sultan ſtatt des verſprochenen Lohnes mit einer weit geringern Summe abfinden wollte, ſo verließ er deſſen Hof in der Entrüſtung darüber und ſtarb nach mehrjährigem unſtätem Leben in ſeiner Heimat Tus im Jahre 1020.

In ſeinem Gedichte, dem Schâhnâme, Königsbuch, iſt in gegen 60 000 Doppelverſen die ganze Vergangenheit des iraniſchen Volkes und Reiches dargeſtellt, wie die volkstümliche Ueberlieferung davon berichtete, von den älteſten Zeiten an bis auf die Vernichtung des perſiſchen Reiches der Saſſaniden durch die mohamedaniſchen Araber und den Tod des Jesdegerd, des letzten Königs aus dieſem Herrſchergeſchlechte, um das Jahr 650. Von beſonderer Wichtigkeit für uns iſt die erſte Hälfte, wo der Dichter die uralten Heldenſagen als ein großartiges Ganzes bearbeitet hat. Der leitende Hauptgedanke, der ſich durch das Ganze zieht, iſt, entſprechend der geſamten Weltanſchauung und dem religiöſen Glauben der alten Iranier, den auch der mohamedaniſche Dichter hier nicht verläugnen konnte, der Kampf des Lichtreichs Iran und ſeiner Könige und Helden gegen die Mächte der Finſternis, die böſen Dämonen und das ihnen verwandte, von ihnen beherrſchte Land Turan. Von dieſer Dichtung ſagt Graf Adolf Friedrich von Schack („Heldenſagen von Firduſi"), wir beſitzen in ihr „eines der größten Werke, welche je der menſchliche Geiſt hervorgebracht, oder vielmehr (da eine ſolche Schöpfung die Kräfte des Einzelnen, und wäre er der begabteſte, bei weitem überſteigt) eines der wundervollſten von denen, welche die vereinte Dichtungskraft vieler Generationen geſchaffen und einem mächtigen Genius, dem der Ruhm der ſchließlichen Feſtſtellung vorbehalten war, überliefert hat."

Zur auszugsweiſen Mitteilung daraus wählen wir die Sage von dem Kampfe des großen Nationalhelden **Ruſtam** mit ſeinem ihm unbekannten Sohne **Suhrâb**, die mit Recht zu den am meiſten bewunderten Teilen des Werkes gehört. Rückert hat ſie frei bearbeitet. Graf Schack, aus deſſen meiſterhafter Ueberſetzung die im Folgenden ausgehobenen Stücke genommen ſind, ſagt darüber: „Einzig in ſeiner Art iſt dieſes Gedicht von Suhrab und von ſo ſeltener Vortrefflichkeit, daß es demjenigen, der den unvergleichlichen Stoff in dieſer Art zu geſtalten vermochte, den Namen eines der größten Dichter aller Zeiten ſichern würde, auch wenn er nichts weiter geſchrieben hätte."

Außer dem poetiſchen Reize aber, den dieſe Sage an ſich ſchon und beſonders in der Darſtellung unſeres Dichters ausübt, gewinnt ſie noch dadurch eine beſondere Wichtigkeit, daß ſie einen Stoff behandelt, den Kampf zwiſchen Vater und Sohn, der unter ganz ähnlichen Umſtänden in der Heldenſage anderer Völker gleichfalls vorkommt, vor allem auch in unſerer deutſchen, in einem der älteſten noch erhaltenen deutſchen Gedichte aus dem 8. Jahrhundert, von **Hildebrand** und **Hadubrand**. Auch bei keltiſchen und ſlaviſchen Völkern finden ſich entſprechende Sagen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Dieſe weite Verbreitung beweiſt uns, daß die alte Sage vom Kampfe eines großen Helden mit ſeinem Sohne, den er und der ihn nicht kennt, und den er im Kampfe tötet, von den verwandten indogermaniſchen Völkern ſchon aus ihren alten gemeinſchaftlichen Wohnſitzen mitgenommen wurde, als ſie in vorgeſchichtlicher Zeit ſich trennten. Uhland hat zuerſt (1830) auf dieſes wichtige Verhältnis hingewieſen, als er in ſeinen Vorleſungen über die deutſche Heldenſage, die er als Profeſſor an der Univerſität Tübingen hielt, über das altdeutſche Hildebrandslied ſprach. Ich will die wichtigſten Punkte der Uebereinſtimmung zwiſchen der deutſchen und perſiſchen Sage hervorheben, die noch bis ins Einzelne geht, obwohl natürlich jedes Volk die urſprüngliche gemeinſame Sage im Laufe ſo vieler Jahrhunderte, wo ſie mündlich im Volksgeſange ſich fortpflanzte, ſich nach ſeiner Art zurechtlegte. Die Hauptperſon, der greiſe Vater, iſt in beiden Sagen ein hervorragender Held; und zwar nehmen die beiden, Hildebrand und Ruſtam, im Geſamtumfange der Heldenſage beider Völker ganz die nämliche Stellung ein. Wie der alte Hildebrand in der deutſchen Heldenſage der Waffenmeiſter ſeines Könias Dietrich von Bern iſt, ehedem ſein Erzieher und ſpäter ſein treuer Begleiter und Helfer in aller Not, ſo iſt Ruſtam, der ſtarke, langlebende Held von Iran, der Führer und Schützer und oft Helfer und Retter für das ganze Königsgeſchlecht der Kajaniden. Mit einer ſolchen Stellung iſt es gegeben, daß beide ihren Fürſten unabhängiger gegenüberſtehen, als andere Unterthanen, während ſie ihnen mit unwandelbarer Treue ergeben ſind. Dem alten, erfahrenen, bewährten Helden ſteht dann in beiden Sagen ein jugendlich ungeſtümer Jüngling gegenüber, den ſein noch nicht durch die nötige Einſicht und Beſonnenheit geleiteter Kampfesmut in's Verderben führt. Was die Vorbedingungen des Kampfes betrifft, ſo ſtimmen mit der perſiſchen Sage alle anderen außer der deutſchen darin überein, daß der Sohn in fremdem Lande bei ſeiner Mutter aufgewachſen iſt und auf einem feindlichen Zuge gegen das Heimatland ſeines Vaters mit dieſem als deſſen Schützer in Kampf gerät. Nur im Deutſchen allein iſt die Sache hier verſchoben, wie es notwendig geſchehen mußte, als ſie in die Geſamtheit der deutſchen Sage eingefügt werden ſollte, nachdem dieſe einmal an das geſchichtliche Ereignis der Völkerwanderung und die Perſon des Oſtgotenkönigs Theodorich, Dietrich von Bern, angeknüpft worden war. Hier alſo läßt Hildebrand ſeine Frau mit dem kleinen Sohne in der Heimat zurück, als er mit ſeinem durch Ottaker vertriebenen Könige Dietrich oſtwärts zu den Hunnen geht; und der Kampf zwiſchen Vater und Sohn findet hier ſtatt, wie Dietrich mit Hildebrand und einem Hunnenheere zurückkehrt, um ſein Reich zurückzuerobern, während der zurückgelaſſene Sohn Hadubrand als Kriegsmann des unrechtmäßigen Herrſchers erſcheint. Den Zug von dem Armringe, der im Perſiſchen dem Sohne als Erkennungszeichen dienen ſoll, hat auch die deutſche Sage noch bewahrt, obwohl, wie ſcheint, nicht mehr in ſeiner alten Bedeutung: Hildebrand bietet dem jungen Helden als Unterpfand des Friedens gewundene Armringe, die dieſer aber keck zurückweiſt. Dem Kampfe ſelbſt gehen Reden voraus, wie das überall in der Art der epiſchen Dichtung liegt; ich brauche nur an Homer zu erinnern. Darin führt der jüngere Held eine kecke Sprache, während der alte in ruhigem Bewußtſein ſeiner Kraft ſich auf ſein an Erfahrung reiches Alter und ſeine vollbrachten Thaten beruft. Mit den tiefergreifenden Worten, mit denen der perſiſche Dichter die Schilderung des Kampfes ſelbſt gleich am Anfange unterbricht, ſtellt Uhland die Worte Hildebrand's zuſammen: „Nun ſoll mich mein eigen Kind mit dem Schwerte hauen, dahinſtrecken mit ſeinem Schlachtſchwerte, oder ich ihm zum Mörder werden." Jedenfalls wird mit dieſen Worten, wie im Perſiſchen, ein tieftragiſcher Ton angeſtimmt, der ahnungsvoll das Ende vorausverkündigt. Der Schluß unſeres koſtbaren alten deutſchen Liedes iſt uns ja leider nicht erhalten, aber aus der Vergleichung mit den verwandten Sagen, beſonders eben mit der perſiſchen, geht klar hervor, daß es ebenfalls mit dem Tode des Sohnes ſchloß. — Nun zu unſerer perſiſchen Sage.

Ruſtam ritt einſt an den Grenzen von Turan zur Jagd aus und kam bis in die Nähe der turaniſchen Grenzſtadt Semengan. Während er aber dann ermüdet im Schlafe ruhte, entführten ihm Räuber ſein gutes Roß Rechſch. Erwacht, kam er auf der Nachforſchung in die Stadt, deren König ihn mit Ehrenbezeugungen gaſtfreundlich aufnahm und ihm verſprach, für die Wiedererlangung zu ſorgen; auch gab er ihm ſeine ſchöne Tochter Tehmine als Gemahlin. Als bald darauf das Roß gefunden war, kehrte Ruſtam mit demſelben heim und ließ die Tehmine zurück, der er beim Abſchiede einen Armring gab, der einſt ſeinem Kinde als Erkennungszeichen dienen ſollte. Sein Sohn Suhrab wächſt bei der Mutter heran, dem Vater gleich an Kraft und rieſiger Körpergeſtalt. Er erfährt von der Mutter, daß er der Sohn des Ruſtam, des vielbewunderten Iranierhelden ſei, und läßt ſich nun nicht mehr zurückhalten, ſondern rüſtet ein Heer von Turaniern, um an deſſen Spitze nach Iran zu ziehen, den Schah zu ſtürzen und dafür ſeinen Vater auf den Thron zu ſetzen. Afraſiab, der feindſelige König von Turan, der die ſonſt geheim gehaltene Abkunft des jungen Suhrab doch erfahren hatte, ſandte ihm in erheuchelter Freundſchaft noch ein Heer unter Führung von zweien ſeiner beſten Helden, die eine Erkennung zwiſchen Vater und Sohn verhindern und alles zum Verderben beider leiten ſollten. Suhrab zieht über die Grenze und kommt verheerend bis an das Weiße Schloß, eine ſtarke Feſtung, „darauf die Zuverſicht von Iran ſtand" Nachdem er einen ihm daraus zum Einzelkampfe entgegenkommenden Helden, Hedſchir mit Namen, beſiegt hat, wappnet ſich des alten Burgvogts heldenmäßige Tochter Gurdaferid zum Kampfe, in dem ſie ihm, der ſie für einen Mann hält, viel zu ſchaffen macht, endlich aber ſich wieder zurückziehen will; doch

„Auf ſeinem Renner folgte ihr der Held,
Vor ſeinem Zorn erdunkelte die Welt,
Und als er ſie erreicht mit Wutgeſchnaube,
Riß er vom Haupte ihr die Kriegerhaube.
Da quoll entfeſſelt vor ihr dunkles Haar,
Ihr Antlitz glänzte wie die Sonne klar,
Wert einer Krone ſchienen ihre Locken,
Und Suhrab ſah ein Weib vor ſich; erſchrocken
Rief er ihr zu: „Erdreiſten ſich die Schönen
Von Iran ſo zum Kampf mit Heldenſöhnen,
So muß beim Streit vor Irans Männern wohl
Der Staub aufwirbeln bis zum Himmelspol!"
Drauf nahm er ſeine Fangſchnur, die geringelte,
Warf ſie, daß ſie des Mädchens Leib umzingelte
Und ſprach: „Mir zu entgehen, hoffe nicht!
Was ſuchteſt du den Kampf, o Mondgeſicht?
Nie fiel ein Wild wie du in meine Netze;
Wie hoffſt du, daß ich dich in Freiheit ſetze?""

Doch ſie redet ihm liſtig zu, daß ihm das Schloß übergeben werden ſolle, wenn er ſie frei hinauf ziehen laſſe.

„Als ſie dem Feind die holden Mienen wies,
Ihm Perlenzähne, Mundrubinen wies,
Schien ſie wie eine Paradieſesau:
Cypreſſenſchlank war ihrer Glieder Bau,
Ihr Auge blitzte durch die Lockenwogen,
Und ihre Brauen glichen Regenbogen."

Suhrab nimmt den Vorſchlag an und reitet mit ihr zur Burg hinauf; aber nachdem ſie eingelaſſen iſt, wird das Thor vor ihm zugeſchlagen. Er droht Rache für den folgenden Tag. In der Nacht jedoch ſchickt der alte Burgvogt einen Boten mit der Nachricht von dieſem furchtbaren Feinde an den Schah Kawus und zieht dann ſelbſt mit ſeiner Tochter und der Beſatzung durch einen geheimen unterirdiſchen Gang ab, ſo daß Suhrab am andern Morgen das Neſt leer findet.

Da nun die Nachricht an den Hof des Königs gelangte, gerieten er und ſeine Großen in gewaltigen Schrecken und wußten keinen Rat, als daß man ohne Säumen Ruſtam holen laſſe, den einzigen, der da helfen könne. An ihn, der fern im Oſten des Reiches in ſeinem Fürſtentume Sabuliſtan ſeinen Sitz hatte, ſchickte alſo der Schah ein Schreiben durch den edlen Ritter Giw, der in größter Eile die Botſchaft ausrichten ſollte: weder bei Tag noch bei Nacht dürfe er unterwegs ruhen, und auch nicht in Sabuliſtan, ſondern er ſolle Ruſtam bewegen, auf der Stelle ſich mit ihm auf den Rückweg zu machen. Doch da dieſer die Kunde erhielt, machte er ſich in ſeinem fröhlichen Heldenſinne nicht eben viel daraus: wie ſollte denn aus Turan ein Held kommen, der wirklich ſo zu fürchten wäre! er könne ſich keinen denken, als ſeinen eignen Sohn, wenn er Mann geworden wäre; doch der ſei ja der Kindheit kaum entwachſen. So ließ er ſich von Giw's wiederholten Zureden zur Eile nicht bewegen; ſein bloßes Erſcheinen auf dem Kampfplatze werde genügen, dem Feinde den Mut zu rauben; dazu ſei es aber noch lange Zeit. So hielten ſie in Ruſtams Palaſte 3 Tage lang ein fröhliches Gelage, ehe der Held mit den Großen ſeines Landes Sabuliſtan und ſeinen Reiterſcharen aufbrach.

Da er auf dieſe Weiſe ſpäter, als erwartet, beim Schah ankam, ließ dieſer in unbedachtem Zorne ſich hinreißen, ihn hart anzufahren und ihm gar mit dem Galgen zu drohen. Ruſtam ſeinerſeits brach nun auch los, hielt ihm vor, daß ſeine Ahnen und er ſelbſt nur ihm allein den Thron verdanken, und in wie vielen Gefahren er ihn gerettet habe, und wandte ſich dann, um unverzüglich heimzukehren. Mit Mühe nur gelang es den Großen, die in ihm das einzige Heil ſahen, ihn zu beſänftigen und mit dem Schah zu verſöhnen, der, als ſein Zorn verraucht war, bald ſein Unrecht erkannte.

Kawus und Ruſtam führen das Heer in's Feld.

Als aus dem Vorhang nächt'ger Finſternis
Die Sonne trat, der trübe Schleier riß,
Ließ Kawus auf die Elefanten flugs
Die Pauken binden; vor Beginn des Zugs
Ließ er Geſchenke an das Heer verteilen,
Und ſchritt alsdann zum Aufbruch ohne Weilen.
Mit hunderttauſend erzgeſchienten Reitern
Ritt er in's Feld; es war die Schar von Streitern
So groß, die wüſtenwärts aus Iran zog,
Daß wolkengleich der Staub gen Himmel flog;
Zwei Meilen weit war Zelt an Zelt gereiht,
Von Roſſen und von Elefanten weit
Der Grund bedeckt; aufqualmte ſchwarzer Brodem,
Vom Schall der Zinken zitterte der Boden.
Das Heer zog fort von Raſt zu Raſt; der Tag
Erdunkelte und auf der Erde lag
Der Staub wie Nacht, man ſah die Lanzenſpitzen
Durch ihn, wie Flammen durch den Nebel, blitzen.
Vielfarb'ge Fahnen waren aufgerollt,
Die Speere, Schilde, Harniſche von Gold
Erglänzten, als ergöſſe mit Gefunkel
Ein Schwefelregen ſich aus Wolkendunkel;
Nicht ſchied man Tag und Nacht vor dem Gewimmel,
Die Siebenſterne nicht und nicht den Himmel.
So zog, durch Schlucht und Ebene hindurch,
Das Heer zur Grenze hin vor jene Burg.
Suhrab erfuhr durch Wächterruf vom Turm,
Ein Heer von Feinden rüſte ſich zum Sturm,
Und kaum vernahm er das, ſo ſtieg er ſchnelle,
Um ſelbſt danach zu ſpähen, auf die Wälle;
Die Lanzenträger und die Keulenſchwinger
Wies er von dort dem Human mit dem Finger,
Und dieſem, da das wimmelnde Gedräng
Er ſchaute, ward das Herz vor Zagen eng;
Doch ſo ſprach Suhrab zu dem Furchtentſeelten:
„Die Sorge ſcheuche! Bei der ungezählten
Streitmaſſe, die ſich dort gleich einem Knäule
Geballt hat, iſt kein Held, der ſeine Keule
Im Schlachtgefilde wider mich erhöbe,
So daß hochauf der Staub beim Kampfe ſtöbe.
Wohl ſeh' ich Menſchen, Waffen mancherlei,
Allein kein Held, kein Tapfrer iſt dabei!
Ich ſchwör' es bei Afraſiab's Tiare,
Daß ich ſie bald in Blut erſäuft gewahre!"
Frei blieb von aller Sorge Suhrab's Herz;
Er ſtieg vom Walle fröhlich niederwärts,
Vom Schenken einen Becher Weins verlangend,
Des nahen Kampfes wegen nicht erbangend,
Indeſſen vor dem Schloß der Feind die Zelte
Aufrichtete und ſich in Ordnung ſtellte;
Weithin bedeckt war von der Kriegerzahl
Und von dem Lager ſo Gebirg als Thal.

In der Nacht ſchlich ſich Ruſtam in türkiſcher Verkleidung hinauf in das Weiße Schloß, wo Suhrab mit ſeinen Gefährten beim fröhlichen Gelage ſaß, weil er ihn mit eignen Augen einmal ſehen wollte, noch ehe es zum Kampfe kam. Unter Suhrab's Tiſchgenoſſen befand ſich auch ſein Oheim Sende Reſm, den ihm ſeine Mutter Tehmine als treuen Berater mitgegeben hatte, und damit er dafür ſorgen ſolle, daß Sohn und Vater ſich erkennen. Als dieſer nun im dunkeln Winkel Ruſtam's hohe Geſtalt ferne ſtehen ſah, trat er hin, um den ihm in der Verkleidung unbekannten zur Rede zu ſtellen; doch der ſtreckte ihn mit einem Fauſtſchlage tot zu Boden nieder und entwich unbemerkt in das Lager der Iranier zurück. Im Weißen Schloſſe aber trat Schrecken und Schmerz an die Stelle der Freude, als man den Entſeelten fand.

Am nächſten Morgen ritt Suhrab kampfgerüſtet aus auf eine Höhe, von wo er einen Ueberblick über das Lager der Iranier hatte; von ſeinem Gefangenen Hedſchir ließ er ſich Auskunft geben über die Zelte und Abzeichen der einzelnen Helden; nur den Ruſtam, um den es ihm doch hauptſächlich zu thun war, verläugnete jener, weil er fürchtete, der junge Held würde ihn dann in ſeinem jugendlichen Ungeſtüm gleich angreifen und vielleicht bezwingen. Da Suhrab die gewünſchte Kunde nun nicht erhielt, ſo kehrte er in's Schloß zurück, rüſtete ſich zum Angriffe und ritt hinab, gerade auf das Lager des Schahs zu, mit kecker Herausforderung. Erſchreckt, ſandte der Schah nach dem Lagerplatze des Ruſtam, um ihn alsbald zur Hilfe herbeizurufen; dieſer kam:

Voraufgetragen ward das Banner ihm,
Er ritt in's Feld mit Zorn und Ungeſtüm;
Als er zu Suhrab, dem Gewalt'gen, kam
Und ſeine Bruſt ſah, breit wie die des Sam,1)
Rief er ihm zu: „Von hinnen komm: Zu zwei'n
Verlaſſen wir die beiden Heeresreih'n!"
Suhrab, in einer Hand die andre reibend,
Sein Kampfroß aus dem Heergedränge treibend,
Rief ſo zu Ruſtam: „Sporne deinen Renner
Hierher, daß wir allein, die tapfern Männer,
Uns meſſen! Keinen Helfer ruf herbei!
Zum Kampf genügen ich und du, wir zwei!
Stark biſt du, manche Feinde wohl erlegſt du,
Allein nicht einen Schlag von mir erträgſt du!
Nicht biſt du mir im Waffengang gerecht,
Die Jahre haben deine Kraft geſchwächt!"
Den ſtolzen Knaben, mächtig von Genick
Und Bruſt, ſah Ruſtam an mit mildem Blick
Und ſprach zu ihm: „O zartes Heldenkind,
Die Erd' iſt kalt, die Luft iſt lau und lind;
Ich war bei mancher Schlacht; denn ich bin alt,
Manch Heer ſank hin von meines Arms Gewalt,
Tod bracht' ich manchem Dew,2) den ich bekriegt,
Ich ſiegte viel, doch wurde nie beſiegt!
Wenn du im Kampf, den nun ich kämpfen will,
Beſtehſt, ſo fürcht' hinfort kein Krokodil!
Gebirg' und Meere ſahen meine Schlachten,
Die Turans Große oft zu Falle brachten,
Und wie ich unter mir die Welt gebeugt,
Das ſei mir von dem Sternenzelt bezeugt!
Doch Mitleid, Knabe, fühlt mein Herz für dich!
Dein Leben rauben, wäre Schmerz für mich!
Bleib' bei den Türken nicht! In Irans Reichen
Sind wen'ge nur, die ſich mit dir vergleichen!"
Suhrab vernahm die Rede, und entgegen
Dem Ruſtam ſchlug ſein Herz mit ſtarken Schlägen.
Er ſprach: „O Tapfrer! Eins bekenne mir!
Den Namen, den du führeſt, nenne mir!
Wer, und von welchem Stamm du biſt, erzähle!
Erfreue durch die Antwort meine Seele!
Kein andrer, glaub' ich, biſt du auf der Welt,
Als Ruſtam, der von Sam entſproß'ne Held!"
Doch Ruſtam gab zur Antwort: „Nein, du irrſt!
Ich ſtamme nicht von Sam; ein Heeresfürſt
Iſt Ruſtam, ich gehöre zu den Sklaven,
Mich ſchmückt kein Diadem, wie jenen Braven."
Die Hoffnung ſchwand bei dieſem Wort dem Knaben,
In Dunkel ſchien für ihn der Tag begraben.

Ruſtam's Kampf mit Suhrab.

Zum Angriff ritt Suhrab, die Lanze ſchwenkend,
Mit Staunen an der Mutter Wort gedenkend;
Die Schranken waren eng, der Kampf begann,
Mit kurzen Speeren griffen ſie ſich an;
So Schaft als Spitze gingen bald in Splitter,
Da prallten, links ſich wendend, beide Ritter
Mit ihrem Hinduſchwerterpaar zuſammen,
Aus beiden Klingen ſprühten helle Flammen,
Schlag fiel auf Schlag, der Klingen Stahl zerbrach,
Es ſchien, als wär's der Auferſtehungstag.
Sodann die wucht'gen Keulen ſchwangen ſie,
Müd' ward der Streiter Arm, ſo rangen ſie,
Die Keulen krümmten ſich, die Roſſe wankten,
So daß auf ihrem Sitz die Helden ſchwankten,
Die Harniſche der Pferde ſanken nieder,
Den Kämpfern löſten ſich die Panzerglieder;
Die Roſſe ſtanden endlich regungslos,
Die Reiter müde und bewegungslos;
Schweißtriefend ſtand der Alte wie der Junge,
Den Mund mit Staub gefüllt und dürr die Zunge;
So ließen denn die beiden ab vom Streit,
Voll Weh der Vater und der Sohn voll Leid.
O Welt, wie wunderbar iſt doch dein Lauf!
Du ſtürzeſt nieder und du richteſt auf!
Nicht regte in den beiden ſich die Liebe,
Nicht zeigte die Verwandtſchaft ihre Triebe!
Kennt doch ein jedes Tier — das Wild der Flur,
Der Fiſch des Meer's — ſein Junges von Natur,
Vom Menſchen nur, im Kampfe ſonder Frieden,
Wird nicht der Sohn vom Feinde unterſchieden.
Zu ſich ſprach Ruſtam ſo: „Dies junge Blut
Kämpft hitz'ger als ein Krokodil im Wut!
Der Kampf mit Dew Safêd3) war mir ein Scherz,
Heut aber bebt vor dieſem mir das Herz,
Vor dieſem Knaben, den die Welt nicht kennt,
Den man als Mächtigen im Feld nicht nennt!
Ermüdet mußt' ich ab vom Kampfe ſtehn,
Indes uns beide Heere zugeſehn."
Nachdem die beiden von der Mühſal matten
Schlachtroſſe eine Friſt geraſtet hatten,
So griffen Sohn und Vater zu den Pfeilen
Und ſchnellten ſie mit ihren Bogenſeilen,
Doch unverwundet blieben ſie, die Stolzen;
Denn an den Panzern glitten ab die Bolzen.
Da packten ſich die Zwei von Wut entbrannt,
Der eine an des andern Gürtelband.
Tehemten,4) deſſen Hand im Kampfgetob
Mit Leichtigkeit vom Boden Berge hob,
Ergriff Suhrab am Gürtelband, im Glauben,
Ihm ſo im Sitz das Gleichgewicht zu rauben;
Der Jüngling aber ſaß, wie unberührt,
Nicht ward von ihm des Gegners Hand verſpürt,
Und Ruſtam, ſeiner Kraft, der wunderbaren,
Erſtaunend, ließ den Gürtel wieder fahren.

Doch nun waren beide müde und gingen auseinander, indem jeder ſich in das feindliche Heer ſtürzte und dort ein Blutbad anrichtete, bis beim Herabſinken der Nacht Ruſtam abließ und den Suhrab aufſuchte, um auch ihm Einhalt zu thun und ihn auf den folgenden Tag wieder zum Zweikampfe zu beſtellen. Die Nacht brachte Suhrab in froher Zuverſicht bei heiterem Gelage zu, Ruſtam mit ernſten Gedanken an ſeinen möglichen Tod.

Als, aus der Nacht erſteh'nd, die Tagesleuchte
Den Schlaf, der auf den Helden lag, verſcheuchte,
Da flog Suhrab, zum Kampf bereit und wild,
Doch voll des Feſtes noch, auf's Schlachtgefild;
An ſeinem Panzer blitzte jede Maſche,
Die Stierkopfkeule ſchwang der Jugendraſche;
Zu Ruſtam trat er lächelnd hin und ſprach
(Als wär' es, ſtatt im Felde, beim Gelag):
„Wie ſchliefſt du, ſprich, und wie biſt du erwacht?
Was rüſteſt du dein Herz zu Streit und Schlacht?
Wirf hin die Keule und das Schwert des Haſſes!
Ruchlos iſt dieſes Kämpfen, darum laß es!
Hier laß uns niederſitzen, nicht gleich Streitern,
Nein, Wein mag unſern finſtern Blick erheitern!
Wir wollen hier ein Bündnis ſchließen, wollen
Bereuen unſre Feindſchaft, unſer Grollen!
Ein andrer möge kommen um zu ſtreiten,
Uns aber laß ein Feſtgelag bereiten!
Mein Herz ſoll ſeine Liebe dir enthüllen
Und mit dem Naß der Scham dein Auge füllen!
Ich ſehe, daß nicht ſchlecht dein Stammbaum iſt,
So ſag' mir denn, von welchem Stamm du biſt!
Da du mit mir willſt gehen in's Gefecht,
Verbirg mir Namen nicht und nicht Geſchlecht!
Biſt du der Herrliche, der Ungebeugte,
Biſt Ruſtam du, der hehre Sal-Erzeugte?"
Ruſtam erwiderte: „O Heldenſproſſe!
Nicht deshalb ſattelten wir unſre Roſſe;
Zum Kampfe haben wir uns herverfügt:
Wie lauſcht' ich deinem Wort, das mich betrügt?
Du biſt ein Knabe, aber ich bin alt,
Zum Ringen hab' ich meinen Gurt geſchnallt.
Auf denn, bis unſer Streit das Ende nimmt,
Das ihm der Herr der Welt vorherbeſtimmt!
Erprobt im Leben hab' ich mich genug
Und nimmer kannt' ich Falſchheit und Betrug."
Suhrab ſodann: „Verſchmähſt du alſo, Greis,
Den beſten Rat, den ich zu geben weiß?
Mein Wunſch war, daß du fern dem Kriegsgewühl
Im hohen Alter ſtürbeſt auf dem Pfühl,
Daß deinen Leib in's Grab ein Sohn dir ſenkte,
Indeß der Geiſt den Weg nach oben lenkte;
Doch gibſt du dich in meine Hand — wohlauf,
So habe das Verhängnis ſeinen Lauf!"
Von ihren Roſſen ſtiegen ſie hernieder;
Das Haupt behelmt, in Erz geſchient die Glieder,
Doch trüben Sinns, ſich gegenüber ſtanden ſie;
An Felſenzacken ihre Roſſe banden ſie,
Und, wüt'gen Löwen gleich zum Kampfe ſchießend,
Von ihren Leibern Schweiß und Blut vergießend,
Beſtritten ſie ſich, ohne zu ermatten,
Vom Morgen an bis in den Abendſchatten.

Endlich warf Suhrab den Ruſtam nieder und wollte den Beſiegten töten; der aber berief ſich zu ſeinem Schutze auf eine Landesſitte, dem einmal beſiegten Feinde nochmals Gelegenheit zu bieten, ſeine Kraft zu meſſen, und Suhrab ließ ab von ihm und kehrte in ſein Lager zurück. So wurde die letzte Entſcheidung nochmals auf den folgenden Tag verſchoben. Ruſtam aber, dem einſt in ſeiner Jugend, da ihm das Uebermaß von Kraft, das er beſaß, zur Laſt fiel, Gott auf ſein Gebet dieſelbe gemindert hatte, betete nun, nachdem er ſich erholt hatte, um die Rückerſtattung jenes Ueberſchuſſes.

Und ſieh! da gab ihm Gott die Kraft der Glieder,
Die er genommen, auf ſein Flehen wieder.
Auf's Schlachtfeld kehrte Ruſtam dann voll Bängnis;
Er zagte vor dem kommenden Verhängnis.
Dort harrte ſchon Suhrab, den Bogen haltend,
Mit ſeines Roſſes Huf den Boden ſpaltend;
Wie wenn ein Elefant zum Angriff brauſt,
So ſchrie er auf, die Fangſchnur in der Fauſt.
Ruſtam ſah ſtaunend auf des Jünglings Toben,
Als wollt' er mit den Blicken ihn erproben;
Die Seele ſank ihm, die ſonſt nie verzagte,
Bevor er mit Suhrab den Zweikampf wagte;

---

1) Sam, Ruſtam's Großvater. Deſſen Sohn, Ruſtam's Vater, hieß Sal.

2) Die Dewe, in der alten Sprache des Aveſta, der heiligen Bücher, daëvas, ſind in der Religion der alten Iranier die böſen Dämonen. L.

3) Der weiße Dew, deſſen Beſiegung eine der frühern Heldenthaten Ruſtam's war.

4) Ein Beiname Ruſtam's: der Starke, von ſtarkem Körper (tehem ſtark, ten Körper).

Dem Jüngling aber, der ihn ſchaute, trug
Der Jugendwind das Herz hinweg; im Flug
Sprengt' er heran; er maß mit ſeinem Blick
Des Mächt'gen Bruſt und Schultern und Genick
Und rief ihm zu: „Warum nach deiner Flucht
Wird nun auf's neu der Kampf von dir verſucht?
Soll dich mein Schwert befördern zu den Toten?
Dem Unglück haſt du deine Stirn geboten!"

Suhrab wird von Ruſtam getötet.

Noch einmal banden beide feſt die Roſſe;
Das Schickſal richtete die Wurfgeſchoſſe
Auf ihre Häupter; wenn es naht, ſogleich
Wird harter Felſen gleich dem Wachſe weich.
Auf's Neue loderte die Wut des Streits;
Um Gürtel faßten ſie ſich gegenſeits;
Doch, als ob Gott die Hand dem Suhrab lähmte,
Entriß ſich Ruſtam ihm, der ungezähmte,
Erhob die Fauſt, das Krokodil zu packen,
Und faßte des Gewalt'gen Haupt und Nacken,
Daß ihm der Rücken, gleich dem Rohre, brach;
Gekommen war des edlen Jünglings Tag;
Zu Boden warf der Alte ihn am Ende
Und griff, damit er nimmermehr erſtände,
Nach ſeinem Schwerte; haſtig zückt' er es
Und tief in's Herz dem Suhrab drückt' er es.
Ihr, die ihr Rachewerke übt, bedenkt,
Daß für das Blut, mit dem eu'r Schwert ihr tränkt,
Das Schickſal euch mit ſpitzem Dolch zerfleiſcht
Und euer Blut von euch zur Sühne heiſcht!
Suhrab, im Schmerz ſich windend, ſeufzte tief,
Er ahnte, daß es aus mit ihm, und rief:
„Das iſt das Los, das ich mir ſelbſt erkor!
In deine Hand zu meinem Todesthor
Gab ich den Schlüſſel! Minder Schuld biſt du;
Der Himmel hob und ſtürzte mich im Nu!
Zum Spotte nun dient meine Jugend allen,
Daß dieſer hohe Wuchs in Staub gefallen.
Vom Vater ſprach die Mutter mir ſo viel,
Und daß ich ihn ſo liebte, darum fiel
Mein Haupt. Ihn ſuchend bin ich ausgezogen,
Und um mein Leben hat mich das betrogen.
Die Frucht der Mühen hab' ich nicht geſehn!
Ach! nicht des Vaters Angeſicht geſehn!
Doch ob ein Fiſch du ſchwämmeſt durch die Welle,
Ob durch den Himmel flöhſt mit Sternenſchnelle,
Ob du dich bärgſt in nächt'ge Finſterniſſe,
Ob deine Hand herab die Sonne riſſe, —
Doch trifft dich meines Vaters Racheſchwert,
Wenn er, daß mich dein Arm erſchlug, erfährt.
Der Großen wird der Krieger einer ſchon
An Ruſtam melden, daß du ſeinen Sohn,
Indes er ſeinen Vater aufgeſucht,
Zur Erde hinwarfſt lieblos und verrucht!"
Ruſtam vernahm's; vor ſeinen Augen ward
Die Welt verdunkelt; leblos und erſtarrt
Stand er, der Schwindel faßte ihm das Haupt,
Und auf die Erde ſank er ſinnberaubt.
Dann rief er, als er wieder zu ſich kam,
Zu Suhrab voll Verzweiflung und voll Gram:
„Haſt du von Ruſtam ein Erinnrungsmal?
Man mög' ihn ſtreichen aus der Großen Zahl!
Ich ſelbſt bin Ruſtam! Wiſſe das, Suhrab!
Mag Sal denn trauern über meinem Grab!"
Dann brüllt' er auf, es ſiedete ſein Blut,
Er raufte ſich das Haar nnd ſchrie vor Wut.
Als Suhrab ſolches ward von Ruſtam inne,
Da rief er, und es ſchwanden ihm die Sinne:
„So biſt du Ruſtam, der den Dolch du zückteſt
Und unbarmherzig in die Bruſt mir drückteſt?
Ich ſuchte dich zum Frieden zu bewegen,
Doch keine Liebe konnt' ich in dir regen!
An meinem Panzer löſe nun die Bänder,
Sieh meinen Leib, entledigt der Gewänder!
Als mich zum Kampf die Pauke rief von dannen,
Da hing die Mutter — blut'ge Thränen rannen
Ihr auf die Wangen um den Abſchiedsharm —
Mir dieſen Onyx ſcheidend um den Arm
Und ſprach: ‚Dein Vater gab mir dieſes Zeichen!
Bewahr es treu, es ihm dereinſt zu reichen!'
Doch ach! zu ſpät, zu ſpät nun iſt's geworden,
Der Vater mußte ſeinen Sohn ermorden!"
Ruſtam ſah hin, erkannte das Geſchmeid,
Zerriß auf ſeinem Leibe jedes Kleid
Und rief: „O du, den ich getötet habe,
Glorreicher, allem Volk gerühmter Knabe!"
Sein Haar zerrauft' er, ließ den Thränen Lauf,
Beſtreute ſich mit Staub und brüllte auf;
Da ſprach Suhrab zu ihm: „Es iſt vergebens!
Das Weinen laß! Wenn du dich nun des Lebens
Mit eigner Hand beraubſt, was hilft dir das?
Wie es geſchehen ſollte, ſo geſchah's!"

Inzwiſchen wurde man im iraniſchen Heere um das lange Ausbleiben Ruſtam's beſorgt, und eine Anzahl von Rittern ſuchte ihn.

Suhrab, da er den Tritt der Schar vernahm,
Die ſpähend zu der Todesſtätte kam,
Sprach ſo zu Ruſtam: „Hin ſind meine Tage,
Und anders wird dadurch der Türken Lage;
So zeig' mir deine Liebe denn! Berede
Den Schah, daß er die meinen nicht befehde!
Nur das Vertrau'n auf mich hat ſie ſo ſtark
Gemacht, den Krieg bis hier an Irans Mark
Zu tragen. Vielerlei verhieß ich ihnen,
Erreichung ihrer Wünſche wies ich ihnen.
Doch wie, o tapfrer Recke, konnt' ich glauben,
Der Vater würde mir das Leben rauben?
Auf ihrem Zug nach Haus nicht ficht ſie an!
Sieh mir mit böſen Blicken nicht ſie an!
Im Schloſſe halt' ich einen Mann gefangen,
Den ich mit Bitten oftmals angegangen,
Von dir ein Zeichen mir zu geben — war
Dein Bild vor meinem Blick doch immerdar!
Doch falſche Antwort hat er ſtets erdichtet,
Mich hat er und ſein eignes Glück vernichtet;
Durch ſeine Schuld ward mein Geſchick erfüllt,
Der helle Tag vor meinem Blick verhüllt.
Erkunde, wer er iſt! Doch habe Huld
Und ſtraf' ihn nicht am Leben für die Schuld!
Die Zeichen, die die Mutter gab, erſchaut' ich,
Und dennoch nicht den eignen Augen traut' ich!
Wie's in den Sternen mir geſchrieben ſtand,
So mußt' ich ſterben von des Vaters Hand:
Ich kam als Blitz und gehe wie der Wind!
Im Himmel ſieht dich wieder einſt dein Kind!"

Schmerzgebeugt ritt Ruſtam den ihn ſuchenden Helden entgegen und verkündete ihnen das Schreckliche. Nur mit Mühe konnte er abgehalten werden, dem Hedſchir das Leben zu nehmen, der die Erkennung verhindert hatte. Dann kehrte er zu dem ſterbenden Sohne zurück und hätte ſich im Schmerz bei ihm getötet, wenn ihn die Großen nicht gehindert hätten. Der Schah beſaß einen koſtbaren Balſam, der alle Wunden heilte; um dieſen ließ ihn Ruſtam in dieſer Not bitten. Doch jener, der ſtolzen Worte eingedenk, die Ruſtam bei ſeiner Ankunft geführt hatte, und in der Furcht, er könnte ihm zu mächtig werden, wenn noch ſolch ein Sohn ihm zur Seite ſtünde, verſagte ihm die Bitte; und während Ruſtam, um noch das äußerſte zu verſuchen, ſich anſchickte, ſelbſt mit dem ſterbenden Sohne vor den Schah zu treten, hauchte dieſer ſein Leben aus.

Ruſtam's Wehklage um Suhrab's Tod.

Der Vater brüllte auf verzweiflungsvoll,
Indeß ihm Blut vom Augenlide quoll,
Er ſprang vom Pferd, riß ſich die Kriegerhaube
Herab, beſtreute ſich das Haupt mit Staube,
Und von dem Heere wurden, von den Großen,
Wehklagen, Schmerzensrufe ausgeſtoßen.
Ruſtam rief aus: „O weh, mein Mutentflammter,
Mein tapfrer Sohn, Pehlewan-Entſtammter![1]
Wie dich ſehn Mond und Sonne keinen wieder!
Kein Helm deckt einen Kopf wie deinen wieder!
Wem iſt wie mir ein Unglück widerfahren?
Den Sohn erſchlug ich, ich, ein Greis von Jahren!
Den Sohn, den Enkel Sam's, des Ruhmgenannten,
Den mutterſeits mit Königsblut verwandten!
Der Stärkſte heiß' ich auf dem Erdenkreis,
Und doch vor ihm war ich ein ſchwaches Reis!
Haut von dem Arme mir die Hand zur Strafe!
Mir ziemt, daß ich fortan im Staube ſchlafe!
Was ſag' ich ſeiner Mutter von dem Toten?
Wie wag' ich, ihr zu ſenden einen Boten?
Was führ' ich an, weshalb ich ohne Huld
Das Lebenslicht dem Knaben ſonder Schuld
Geraubt? Mit Abſcheu wird man von mir ſprechen;
Denn welcher Vater hat ein gleich Verbrechen
Verübt? Hat einer je des eignen Sproſſen,
Des tapfern, jungen, edlen, Blut vergoſſen?
Sein königlicher Muttervater, was
Wird er der Tochter ſagen? Wird mit Haß
Und Fluch er nicht den Stamm des Sam belegen,
Und gegen mich Verruchten Ingrimm hegen?
Doch konnt' ich glauben, daß ein Kind, ſo zart,
Und doch von Wuchſe hoch nach Cedern-Art,
Als Heeresführer rückte in die Schlacht?
Durch dieſen Knaben ward mein Tag zur Nacht!"
Dann ſprach er weiter: „Ihm, der nun erblichen,
Mit Flor umhüllt das Haupt des Jugendlichen,
Ihm, dem der Sinn nach Thron und Herrſchaft ſtand,
Der aber nur die enge Bahre fand!"
Erhoben ward der Sarg und unter Klagen
Zum Platz vor Ruſtam's Zelte hingetragen;
Mit Staub ward aller Krieger Haupt bedeckt
Und Feuer ward im Lager angeſteckt;
Die bunten Zelte rafften ſie zuſammen,
Und ſchleuderten ſie in die lohen Flammen,
Samt Ruſtam's Sattel; laute Klagen ſchollen,
Und Ruſtam's Stimme klang wie Donnerrollen:
„Wann ſieht die Erde deinesgleichen je,
Du tapf'rer, mut'ger Streiter? Wehe, weh
Um ſo viel Tugend, nun dahingerafft!
Um ſo viel Mannheit, ſo viel Körperkraft!
Weh, daß der Sohn fern von der Mutter ſank
Durch Vatershand! Mein Herz iſt todeskrank!"
Blutweinend, mit zerriſſenem Gewand,
Ein Grab ſich höhlend mit der eignen Hand,
Rief er: „Wie wird die edle Rudabe,[1]
Wie wird mich Sal-ſer ſchmähen! Wehe, weh!
Sie werden ſolches nicht für möglich halten!
Dem Sohn, dem eignen Sohn das Herz zu ſpalten!
Was kann ich ſagen, daß ihr Herz ich tröſte?
Von allen iſt mein Frevel ja der größte!
Was denken wohl die Großen, wenn ſie wiſſen,
Daß ich die mächt'ge Ceder ausgeriſſen!"
Die Pehlewanen ſaßen, voll von Leid,
Im Staub des Wegs um Ruſtam her gereiht;
Sie ſprachen ihm manch mildes Tröſtungswort,
Doch er wies allen Zuſpruch von ſich fort.
So führt in ſeinen Händen das Geſchick
Das Diadem ſo wie den Fangeſtrick;
Mit ſeiner Rechten beut es dir die Krone
Und mit der Linken reißt es dich vom Throne!
Wie kommt's, daß an der Welt das Herz dir hangt,
Die doch den letzten Gang von dir verlangt?
Was willſt du dich um dieſes Leben grämen?
Das Grab wird alle Sorgen von dir nehmen!
Mag nun der Himmel mit Bedacht ſo handeln,
Mag willenlos er unſer Schickſal wandeln,
Sein Walten und Beſchluß, das iſt gewiß,
Bleibt ſtets für uns gehüllt in Finſternis,
Und das Warum und Wie von ſeinem Thun
Wird immerdar uns im Verborg'nen ruhn;
So klagt denn nicht um dieſes Seins Verluſt!
Habt ihr das Ende nicht voraus gewußt?

Ruſtam ließ ſich, um den letzten Wunſch des Sohnes zu ehren, von dem Schah das Wort geben, das Heer von Turan unbehelligt ziehen zu laſſen, und zog dann mit dem trauernden Heere und dem Leichnam zurück nach Sabuliſtan, wo ſich von neuem die Klage erhob und dem Toten ein koſtbares Grab bereitet wurde.

In troſtloſem Schmerze vernahm die Mutter Suhrab's die Trauerkunde, die ihr gebracht wurde, während ſie gehofft hatte, den Sohn mit ſeinem Vater zurückkehren zu ſehen.

Blut weinte ſie, nicht Thränen, um den Sohn;
Drauf ließ ſie Suhrab's Diadem und Thron
Sich holen, netzte ſie mit Thränengüſſen
Und rief: O hehrer Baum, nun ausgeriſſen!"
Das Roß ward ihr gebracht, geſchwind von Schritten,
Das er in alter, froher Zeit geritten;
Den Kopf des Renners an den Buſen preßte ſie,
Mit heißen Zähren ſeine Mähnen näßte ſie,
Sie küßte ihm die Stirn mit Jammerruf
Und drückte ihr Geſicht auf ſeinen Huf.
Sie ſtreichelte des Sohnes Feſtgewand,
Als wär' es ſelbſt ihr Suhrab, mit der Hand;
Rot ward vom Blute ihrer Augenlider
Der Boden, in den Blutſtrom ſank ſie nieder;
Den Panzer holte ſie, das Schwert, den Speer,
Den Bogen und die wucht'ge Keule her;
Sie nahm den goldnen Zügel, nahm den Schild
Des Sohnes und zerſchlug die Stirn ſich wild,
Ergriff den Fangeſtrick von hundert Ellen
Und ſchleuderte ihn weit hinweg; den hellen
Bruſtharniſch küßte ſie, die Kriegerhaube,
Und rief: „O Leu, ſo liegſt du nun im Staube!"
Sie zog die ſcharfe Klinge des Suhrab,
Lief zu dem Pferd und ſchnitt den Schweif ihm ab;
Was ſie an Gold und reichgezäumten Roſſen
Beſaß, gab ſie den Armen hin; verſchloſſen
Ward ihr Palaſt; ihr Thronſitz ſank in Trümmer;
Was, ohne Suhrab, galt ihr Prunk und Schimmer?
Des Schloſſes Thore wurden ſchwarz verhüllt,
Mit Staub ſo Saal als Feſtgemach erfüllt;
Die Mutter ließ die reichgeſchmückten Hallen,
Daraus Suhrab entfloh'n, in Schutt zerfallen;
Sie weinte Tag und Nacht in ihrem Leiden
Und lebt' ein Jahr noch nach des Sohnes Scheiden;
Dann ſtarb ſie, Gram war ihres Todes Keim,
Und ihre Seele gieng zu Suhrab heim.

So endet die Sage von Suhrab, dieſe Epiſode aus dem großen Völkerkampfe, den die perſiſche Heldenſage uns darſtellt. In uralter Zeit, als der König Dſchemſchid ſich von Gott abwandte, kam durch Zohak das Böſe zur Herrſchaft unter den Menſchen, als er jenen verdrängte. Ihn ſtürzte der reine Ferêdun aus Dſchemſchids Geſchlecht und beherrſchte ſegensreich die ganze Erde, die er in ſeinem Alter unter ſeine drei Söhne Selm, Tur und Iradſch verteilte. Als die beiden ältern Brüder den Iradſch töteten, übte dafür deſſen Sohn Minutſchihr die Blutrache, als Anfang des nun nimmer raſtenden Kampfes, in dem Ruſtam die hervorragendſte Rolle ſpielt, bis er durch Verrat ſeinen Tod findet.

---

[1] Pehlewân, Ehrentitel der Großen des Reichs.

[1] Ruſtam's Mutter.

Das Kind der Barmherzigkeit. Als der Allmächtige den Menſchen erſchaffen wollte, verſammelte er ratſchlagend die oberſten Engel um ſich.

„Erſchaffe ihn nicht!" ſo ſprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen ſeine Brüder ſein, und hart und grauſam gegen den Schwächern handeln."

„Erſchaffe ihn nicht!" ſo ſprach der Engel des Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menſchenblut; der Erſtgeborne ſeines Geſchlechts wird ſeinen Bruder morden."

„Dein Heiligtum wird er mit Lügen entweihen," ſo ſprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildnis ſelbſt, der Treue Siegel, auf ſein Antlitz prägteſt."

Noch ſprachen ſie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngſtes liebſtes Kind zu ſeinem Throne trat und ſeine Kniee umfaßte. „Bild' ihn," ſprach ſie, „Vater, zu Deinem Bilde ſelbſt, ein Liebling Deiner Güte. Wenn alle Deine Diener ihn verlaſſen, will ich ihn ſuchen und ihm liebend beiſtehen und ſeine Fehler ſelbſt zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Weisheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt: ſo ſollen ſeines Irrtums Folgen ſelbſt zurück ihn führen und mit Liebe beſſern.

Der Vater der Menſchen bildete den Menſchen. Ein fehlbarſchwaches Geſchöpf; aber in ſeinen Fehlern ſelbſt ein Zögling ſeiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer beſſernd. —

Erinnere dich deines Urſprungs, Menſch, wenn du hart und unbillig biſt. Von allen Gottes-Eigenſchaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte dir Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Bruſt.

Die Krone des Alters. Wen der Schöpfer ehret, warum ſollten den nicht auch Menſchen ehren? Auf des Verſtändigen und Tugendhaften Haupt iſt graues Haar eine ſchöne Krone.

Drei Greiſe feierten zuſammen ihr Jubelfeſt und erzählten ihren Kindern, woher ſie ſo alt geworden?

Der eine, ein Lehrer und Prieſter ſprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges: nie ſchritt ich anmaſſend über die Häupter der Jugend hinweg und hob die Hände nie auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich ſegnete und Gott lobte; darum bin ich ſo alt geworden."

Der andere, ein Kaufmann ſagte: „Nie habe ich mich mit meines Nächſten Schaden bereichert: nie iſt ein Fluch mit mir zu Bette gegangen und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geſchenket."

Der dritte, ein Richter des Volks, ſagte: „Nie nahm ich Geſchenke: nie beſtand ich ſtarr auf meinem Sinn: im Schwerſten ſuchte ich mich jederzeit zu überwinden; darum hat mich Gott in meinem Alter geſegnet."

Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küſſeten ihre Hände, und bekränzten ſie mit Blumen. Und die Väter ſegneten ſie und ſprachen: „Wie Eure Jugend ſei auch Euer Alter! Eure Kinder ſeien Euch, was Ihr uns ſeid, auf unſerm greiſen Haar eine blühende Roſenkrone."

Das Alter iſt eine ſchöne Krone; man findet ſie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Abrahams Kindheit. In einer Höhle war Abraham erzogen; denn der Tyrann Nimrod ſtellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Licht Gottes in ihm; er dachte nach und ſprach zu ſich: „Wer iſt mein Schöpfer?"

Nach ſechszehn Jahren trat er hinaus, und als er zum erſtenmale Himmel und Erde ſah; wie erſtaunte er und freute ſich. Er fragte alle Geſchöpfe rings umher: „Wer iſt Euer Schöpfer?"

Auf ging die Sonne; er fiel nieder aufs Angeſicht. „Das," ſprach er, „iſt der Schöpfer; denn ſeine Geſtalt iſt ſchön!" —

Die Sonne ſtieg hinauf und ſtieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham ſprach zu ſich: „Das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels; vielleicht iſts jenes kleinere Licht, dem dieſes große Heer der Sterne dient." Aber auch Mond und Sterne gingen unter, und Abraham ſtand allein.

Er ging zu ſeinem Vater und fragte ihn: „Wer iſt der Gott des Himmels und der Erde?" und Tharah zeigete ihm ſeine Götzenbilder. „Ich will ſie prüfen," ſprach er bei ſich ſelbſt, und als er allein war, legte er ihnen die ſchönſte Speiſe vor. „Wenn ihr lebendige Götter ſeid: ſo nehmet euer Opfer." Aber die Götzenbilder ſtanden da und regten ſich nicht.

„Und dieſe," ſprach der Knabe, „kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Vielleicht belehre ich ihn." Er nahm den Stab, zerſchlug die Götzen alle bis auf einen, und legte ſeinen Stab in dieſes Götzen Hand und lief zum Vater: „Vater," ſprach er, „dein erſter Gott hat alle ſeine Brüder getötet."

Zornig ſah ihn Tharah an und ſprach: „Du ſpotteſt meiner, Knabe, wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?" „O zürne nicht, mein Vater," ſprach Abraham, „und laß dein Ohr vernehmen, was dein Mund ſagte. Traueſt du deinem Gott nicht zu, daß Er vermöge, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre Er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde ſchuf?" — Tharah verſtummte auf des Knaben Wort.

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; der forderte ihn vor ſich und ſprach: „Meinen Gott ſollſt du anbeten, Knabe; oder der brennende Ofen ſei dein Lohn." Denn alle Weiſen hatte bei Abrahams Geburt dem Könige geweiſſaget, daß er die Götzen ſtürzen und des Königs Dienſt vernichten würde im Königreiche. Darum verfolgte der König ihn.

„Wer iſt dein Gott, o König?" ſprach der unerſchrockene Knabe.

„Das Feuer iſt mein Gott," antwortete er, „das Mächtigſte der Weſen." „Das Feuer," ſprach der Knabe, „wird vom Waſſer ausgelöſcht; das Waſſer wird von der Wolke leicht getragen; der Wind verjagt die Wolken und dem Winde widerſteht der Menſch. So iſt der Menſch das Mächtigſte der Weſen." —

„Und ich der Mächtigſte der Menſchen," ſprach der König. „Bete mich an, oder der glühende Ofen iſt dein Lohn."

Da ſchlug der Knabe ſein beſcheidnes Auge auf und ſprach: „Ich ſah die Sonne geſtern am Morgen auf- und am Abend' untergehn; befiehl o König, daß ſie heut am Abend' auf- und am Morgen untergehe: ſo will ich dich anbeten."

Und Abraham ward in die Glut geworfen.

Aber des Feuers Kraft beſchädigte den Knaben nicht; ein Engel nahm ihn ſanft in ſeinen Arm und fächelte die Flammen von ihm ab, wie einen Lilienduft. Schöner ging der Knabe vom Feuer hinaus, und bald erſchien ihm Gott und rief ihn aus Chaldäa und weihete ihn zu ſeinem Freunde ein.

Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienſtes des einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

Joſeph und Zulika. Als Potiphars Weib, die ſchöne Zulika, den Joſeph ergriff und alle ſeine Sinnen reizte: ſiehe da ſtand dem Geiſte des Jünglings die ehrwürdige Geſtalt ſeines Vaters vor Augen.

„Die Namen deiner Brüder, ſprach Jakob, werden auf zwölf Steinen des Bruſtſchildes glänzen und in die Wohnung des Allerheiligſten zum Gedächtnis eingehen vor Jehovah. Du ſollteſt auch mit ihnen geſchrieben werden; willſt du, daß dein Name vertilget ſei, und du ein Hirte der Ehebrecherin heißeſt?"

Alſobald kam Joſeph zu ſich und wand ſich los. Sein Herz blieb feſt in ſeiner Kraft; ſeine Händ' und Arme ſtärkten ſich. Die goldenen Träume ſeiner Kindheit traten ihm vor Augen.

Und ſtatt eines kamen nachher zwei Namen ſeines Geſchlechts auf die glänzenden Steine ins Angeſicht vor Jehovah. Der ſterbende Vater pries ihn und ſprach: „Ein blühender Zweig iſt Joſeph; der Sohn einer Blühenden, die über der Quelle ſteht. Seine jungen Zweige ſproſſen, ſie ſproſſen die Mauer hinauf — ein Lohn ſeiner jugendlichen Gottesfurcht und Keuſchheit."

Der Wunderſtab des Propheten. „Gürte deine Hüften," ſprach Eliſa zu ſeinem Diener Gehaſi, als ihn die Sunamitin um die Erweckung ihres Sohnes anflehte, und nimm dieſen Stab in deine Hand. „So dir jemand begegnet, ſo grüße ihn nicht; und grüßet dich jemand, ſo danke ihm nicht und lege meinen Stab auf des Knaben Antlitz: ſo wird ſeine Seele wieder zu ihm kehren."

Freudig eilte Gehaſi mit dem Wunderſtabe des Propheten, nach welchem er ſo lange getrachtet hatte; denn längſt hatte er ein Wunder zu thun begehret. „Wo eileſt du hin, Gehaſi?" rief Jehu, der Sohn Nimſi, ihm zu. „Einen Toten zu erwecken," antwortete Gehaſi; denn hier iſt der Stab des Propheten."

Neugierig verſammelte ſich die Menge und lief hinter ihm her; aus allen Flecken und Dörfern, durch welche er zog, eilte das Volk ihm nach, zu ſehn die Erweckung des Toten.

Und mit leichten Schritten ging Gehaſi vor ihnen her und als ſie gen Sunem kamen, trat er hinzu und legte den Stab auf des Knaben Antlitz.

Aber da war keine Stimme noch Fühlen.

Er kehrte den Stab um und legte ihn anders, rechts und links, oben und unten, der Knabe aber wachte nicht auf, und Gehaſi ward von der Menge verſpottet. Beſchämt kehrte er zurück zum Propheten und zeigte ihm an und ſprach: „Der Knabe iſt nicht aufgewacht."

Da nahm Eliſa den Stab und eilte gen Sunem; und ging hinein in das Haus und ſchloß die Thür zu vor ihnen allen. Und betete zum Herrn und ſtieg hinauf und legte ſich auf das Kind, ſeinen Mund auf des Kindes Mund, ſeine Augen auf des Kindes Augen und breitete ſich über daſſelbe, bis daß des Kindes Leib warm ward. — Womit erwärmte er den Todten? Mit ſeinem ſtillen, demütigen Gebet, mit dem Atem ſeiner uneigennützigen, ſelbſtloſen Liebe.

„Da nimm hin deinen Sohn," ſprach er zur Mutter, und der eitle Gehaſi ſtand beſchämt.

(Aus „Blätter der Vorzeit" von J. Gottfried von Herder, 1744—1803.)

1001 Nacht.

Zu dieſer umfangreichſten aller bekannten Märchenſammlungen haben die Märchenſchätze der Inder, Perſer und Araber beigeſteuert, und zwar dürfte die jetzt vorliegende Geſtalt derſelben im 14. Jahrhunderte in Aegypten entſtanden ſein. Sie enthält nicht bloß Märchen, ſondern auch Parabeln, Gedichte, Legenden. Einzelne Teile ſind ſchon im 12. Jahrhundert in Europa bekannt und von deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Dichtern benützt worden, die erſte größere Ueberſetzung aber lieferte der Franzoſe Ant. Galland (1646—1715). Unſer Bruchſtück iſt einer Ergänzung zu dieſer Uebertragung entnommen, welche Joſ. Freiherr von Hammer-Purgſtall (1774—1856) nach einer ägyptiſchen Handſchrift herausgab.

Die ganze Sammlung wird durch die Geſchichte des indiſchen Sultans Schachriar äußerlich verknüpft. Schachriar hatte ſeine Gemahlin untreu gefunden und getötet. An Frauentreue verzweifelnd, beſchloß er zwar, ſich zu vermählen, aber jede Frau am Tage nach der Hochzeit töten zu laſſen. Als er ſo ſchon in viele Familien des Landes Trauer gebracht hatte, übernahm es Scheheraſade, die ſchöne und kluge Tochter ſeines Weſirs, den Sultan von ſeiner Grauſamkeit abzubringen. Sie bot ſich ſelbſt zur Gemahlin an und bat ſich nur aus, daß Dinarſade, ihre Schweſter, mit ihr daſſelbe Schlafgemach teilen dürfe. Als nun der erſte Morgen graute, weckte Dinarſade die ältere Schweſter, mit der Bitte, ihr doch eines der ſchönen Märchen zu erzählen, die ſie wüßte. Mit Erlaubnis Schachriars begann ſie nun ein ſolches, brach aber mitten darinnen ab, als die Sonne aufging. Der Sultan, auf die weitere Entwicklung neugierig, ließ Scheheraſade für einen Tag leben. So ging es aber fort, bis nach tauſend Nächten der Sultan ſie dennoch töten laſſen wollte. Da ließ ihm Scheheraſade die drei Knaben bringen, welche ſie in den Jahren der Märchenerzählung geboren hatte, und bat, ihr nicht der Märchen, ſondern ihrer Kinder wegen das Leben zu ſchenken, worauf der gerührte Sultan ſeinen früheren grauſamen Entſchluß aufgab.

Das Märchen von Abukir und Abuſſir.

Es war einmal in der Stadt Alexandrien ein Färber, mit Namen Abukir, und ein Barbier, welcher Abuſſir hieß. Beide hatten ihre Buden neben einander auf dem Markte. Der Färber war ein arger Schelm, der, ohne ſich im geringſten ein Gewiſſen daraus zu machen, jedermann betrog. Wenn man ihm einen Stoff zu färben brachte, ſo verlangte er unter dem Vorwande, daß er Farben kaufen müſſe, Vorſchuß, und dieſes Geld brachte er, ſo wie er es in die Hände bekam, durch. Dann beſtellte er unter allerlei Vorwänden ſeine Leute von einem Tag zum andern zu ſich, und zuletzt ſpielte er den Unglücklichen und Verzweifelten, und ſchwur, man habe ihm den Stoff geſtohlen, er habe alles Mögliche gethan, um auf dem Markte gerade ſo ein Stück zu finden, allein es ſei kein ſolches Zeug auf dem Markte zu haben. Dieß glückte ihm einige Zeitlang, allein endlich wurde die Sache in der ganzen Stadt bekannt, und er verlor das Vertrauen.

Als er einſt einem Manne, der im Lande viel galt, denſelben Streich ſpielen wollte, ließ dieſer ſeine Bude verſiegeln; allein man fand nichts darin, als einige zerbrochene Töpfe. „Es iſt doch ſonderbar", ſprach der Barbier zum Färber, „daß alle Spitzbuben ſich in deiner Bude einniſten, während ich in der meinigen, die doch dicht daneben liegt, keinen einzigen ſehe." — Abukir machte ſeinem Nachbar kein Geheimnis daraus, wie es eigentlich mit der Sache zuging; er geſtand ihm, daß die Armut ihn gezwungen habe, ſolche Streiche zu ſpielen. — „Ich kann eben ſo wenig von großem Gewinn bei meinem Geſchäfte ſagen", erwiderte der Barbier, „allein die Furcht vor Gott hält mich ab, ſolche Ungerechtigkeiten zu begehen." — „So laß uns alſo, mein Bruder", ſprach Abukir, „da wir alle beide unſers Handwerks überdrüſſig ſind, dieſes Land verlaſſen, und auf Reiſen gehen. Weißt du nicht, was ein Dichter zum Lobe des Reiſens ſagt?"

„Flieht euer Vaterland und reiſet, wenn ihr nach großen Dingen ſtrebt. Beim Reiſen hat man auf jeden Fall fünf Vorteile. Man hat Vergnügen, man gewinnt, man erweitert ſeine Einſichten, man bildet ſich und erwirbt ſich Freunde. Es iſt beſſer, tot zu ſein, als wie ein Inſekt beſtändig auf demſelben Fleck angefeſſelt zu bleiben."

„Auf, mein Bruder, laß uns die Bude ſchließen und gemeinſchaftlich auf Unternehmungen auf Reiſen gehn. Unſern Gewinn legen wir in eine gemeinſchaftliche Kaſſe und teilen ihn dann, wenn wir nach Alexandrien zurückkehren."

Sie ſchifften ſich alſo noch am nämlichen Tage ein und ſegelten ab. Ein beſondrer Glückszufall wollte, daß außer Abuſſir niemand auf dem Schiffe war, der zu raſieren verſtand, und es waren außer dem Kapitain und der Schiffsmannſchaft 120 Reiſende an Bord. Statt ſich nun mit Geld bezahlen zu laſſen, ließ ſich Abuſſir Eßwaren geben, vorzüglich ſeines Kameraden wegen, der gern gute Bißchen aß. Dieſer that den ganzen Tag nichts als ſchlafen und bekümmerte ſich um nichts. Abuſſir weckte ihn auf und ſagte ihm, er möchte doch zum Kapitain kommen, der ihn zu ſich eingeladen habe. Aber Abukir war zu faul, um aufzuſtehn. „Der Kopf ſchwindelt mir von der Seekrankheit", ſagte er, „gehe allein hin und gieb mir indes etwas von deinen Lebensmitteln." Abuſſir gab ihm alles, was er hatte, und Abukir aß wie ein Werwolf. Der Barbier entſchuldigte beim Schiffskapitain ſeinen Kameraden, und dieſer ſchickte dem Färber aus Gefälligkeit gegen den Barbier Gerichte von ſeiner Tafel. Als der Barbier wieder zu ihm kam, ſah er ihn wie ein Kamel mit den Kinnbacken arbeiten. „Habe ich dir es nicht geſagt", ſprach er zu ihm, „daß du warten ſollteſt? Hier iſt ein Mittagseſſen, das mehr wert iſt, als dieſe Eßwaren." — Wie der Vogel Roch ſtürzte Abukir über die Schüſſel her, die man ihm gebracht hatte, ohne nur ſeinem Kameraden dafür zu danken. So ſchifften ſie 20 Tage lang fort, und Abuſſir brachte jeden Abend dem Abukir Gerichte von der Tafel des Schiffskapitains. Endlich liefen ſie in einen Hafen ein, wo Abuſſir ein Zimmer in einem Oquoll (Chan oder Karawanſerai) bezog und ſich hier als Barbier aufthat. Abukir dagegen that fortwährend nichts als ſchlafen und ſagte beſtändig, ſein Kopf ſei ihm von der Seekrankheit noch ganz betäubt. So ernährte ihn der Barbier 40 Tage lang; aber nach Verlauf dieſer Zeit machte eine ernſthafte Krankheit es ihm unmöglich, ferner zu raſieren. — Drei Tage lang hatte er das Bett nicht verlaſſen, und der Färber wäre indeſſen beinahe Hungers geſtorben. Da er ſeinen Kameraden krank ſah, ſuchte er den Beutel deſſelben, worin ſich 1000 Groſchen befanden, die der Barbier mit ſaurem Schweiß verdient hatte. Dieſen Beutel nahm er, ſchloß die Thür zu und durchſtrich die Straßen der Stadt. Dieſelben waren die ſchönſten, die man ſehen konnte, allein in der Kleidung der Einwohner herrſchte eine ganz beſondre Einförmigkeit. Man ſah nichts als weiß und blau. Selbſt in der Bude eines Färbers ſah Abukir nur blaue Farbe. Abukir ging hinein, zog ſein Schnupftuch hervor und ſagte: „Was gebe ich euch, wenn ihr mir dieſes Tuch färbt?" — „20 Groſchen!" — „Wie? 20 Groſchen? Bei uns färbt man es für 2 Groſchen." — „Nun ſo geht dann hin, wo ihr zu Hauſe ſeid, und laßt es euch da färben." — „Nun, wenn es nicht anders iſt, ſo färbt es rot." — „Dieſe Farbe kann ich ihm nicht geben, das verſtehe ich nicht." — „Grün?" — „Auch nicht." — „Gelb?" — „Auch das nicht." — „Ich muß mich alſo an einen andern Färber wenden." — „Der wird es eben ſo wenig können. Es ſind unſrer 40 in der Stadt, und da niemand das Recht hat, eine Bude zu eröffnen, als wir, die wir das Meiſterrecht beſitzen, ſo bekümmern wir uns nicht viel um die Fortſchritte der Kunſt. Wir können nichts als blau färben." — „Ich", erwiederte Abukir, „ich bin gelernter Färber und kann einem Stück Zeug mehr als 40 Farben geben. Wenn ihr Luſt habt, ſo will ich euch die Geheimniſſe meiner Kunſt lehren." — „Ich will nichts davon wiſſen", antwortete der Färber. „Wir nehmen keinen Fremden in unſre Zunft auf und laſſen die Gebräuche unſrer Väter unverändert."

So wandte ſich Abukir an alle 40 Färber der Stadt; überall bekam er die nämliche Antwort, niemand wollte ihn weder als Lehrer noch als Lehrling. Abukir ging hierauf zum Könige der Stadt, um bei ihm ſein Geſuch anzubringen. Er ſtellte vor, wie er einem Stück Zeug mehr als 40 Farben zu geben verſtehe, aber die Zunft der Färber, welche bloß blau färbten, wolle ihn weder als Meiſter, noch als Burſchen. — „Du haſt recht", ſprach der König, „aber ich will dir das Meiſterrecht geben; und wenn jemand es wagen ſollte, dich zu beunruhigen, ſo will ich ihn an der Thür deiner Bude aufhängen laſſen." — Zu gleicher Zeit befahl er zwei Baumeiſtern, daß ſie dem fremden Färber eine Werkſtatt bauen oder ihm ein Haus einrichten ſollten, das er ſich ſelbſt nach ſeinem Geſchmack auswählen würde. Er ließ ihm noch außerdem ein Pferd, ein Ehrenkleid und einen Beutel mit 1000 Dukaten geben. „Denn", ſagte er, „ich muß die Künſte in meinem Lande aufmuntern und beleben."

Am folgenden Tag machte Abukir mit den beiden Baumeiſtern einen Gang durch die Stadt und wählte ſich ein Haus aus, das ihm paſſend ſchien und das die Baumeiſter nach ſeiner Angabe in eine Werkſtatt verwandeln mußten, die in ihrer Art einzig war. Hierauf ſchickte ihm der König 5000 Dukaten, damit er ſich Möbeln und den Vorrat der nötigen Farben anſchaffen könne. Abukir färbte über 500 Stoffe mit verſchiedenen Farben und breitete ſie vor ſeiner Bude aus. Das Volk, welches noch nie ſolche Farben geſehen hatte, eilte in Menge herbei und fragte nach dem Namen dieſer oder jener Farbe. Der König war entzückt über dieſe Fortſchritte der Kunſt und erlaubte dem Abukir, daß er ſich Färber des Königs nennen dürfte. Der ganze Hof wollte ſich ſeine Kleider bei Abukir färben laſſen und die Färber, die ihn weder als Meiſter noch als Burſchen hatten nehmen wollen, kamen in Geſamtheit zu ihm, um ſich zu entſchuldigen und ihm ihren Glückwunſch zu machen.

So erwarb ſich Abukir ſehr beträchtliche Reichtümer, ohne nur an ſeinen Kameraden zu denken, den er beſtohlen hatte, während er ſterbenskrank war. Dieſer hatte 3 Tage zugebracht, ohne etwas zu eſſen, und konnte ſich nicht einmal regen. Der Wächter des Chans, der nicht wußte, was ſeit 3 Tagen aus ſeinen Gäſten geworden ſei, öffnete endlich die Thür des Zimmers. Da erſt entdeckte Abuſſir den Diebſtahl und das ſchändliche Betragen ſeines Kameraden. Der Wächter des Chans, der ein guter Mann war, ſuchte ſeinen Gaſt zu tröſten, gab ihm zu eſſen und pflegte ihn 2 Monate lang, ſo lange ſeine Krankheit dauerte. „Gott belohne euch dafür", ſagte Abuſſir zu ihm, „nur er kann euch für eure mildthätigen Handlungen belohnen." Hierauf ging er aus, um ein wenig in der Stadt ſpazieren zu gehen. Zufälligerweiſe kam er auf den Markt, wo eine Menge Menſchen vor der Bude des Färbers ſtand. Er erkundigte ſich darnach, was dieſes Zuſammenlaufen der Leute bedeute. Man erklärte es ihm. „Gelobt ſei Gott", ſprach Abuſſir, „daß mein Kamerad ein ſolches Glück gemacht hat, ich verzeihe ihm den Streich, den er mir geſpielt hat; ich bin gewiß, jetzt wird er ihn durch ſein gutes Betragen wieder gut machen." — Er näherte ſich alſo der Bude, wo er Abukir auf einem Sofa ſitzen und vor ihm 4 weißgekleidete Mamluken ſtehen ſah. Während 10 Geſellen die Arbeit thaten, lag er wie ein Weſir ganz behaglich ausgeſtreckt auf dem Kiſſen und erteilte bloß von Zeit zu Zeit die nötigen Befehle. Abuſſir verſprach ſich alſo die ſchönſte Aufnahme. Allein kaum hatte ihn Abukir erblickt, als er ihm zurief: „Infamer Bettler, wie vielmal habe ich dir es nicht ſchon geſagt, daß du dich meiner Bude nicht nähern ſollſt. Gebt dieſem Bettler 100 Stockſchläge; denn er ſchleicht nur deshalb um meine Bude herum, um mich zu beſtehlen.“ Die Mamluken ergriffen hierauf den armen Abuſſir, gaben ihm die 100 Stockſchläge, die ihm ſein Freund verordnet hatte und noch 100 in den Kauf obendrein. „Was hat er denn gethan?“ fragten die Leute, welche umherſtanden. „Es iſt ein Dieb“, antwortete man ihnen „und wenn er noch einmal kommt, ſoll er gehangen werden.“ Abuſſir, ganz mürbe von den Stockſchlägen, die er bekommen hatte, ging traurig nach Hauſe und dachte über ſein Abenteuer nach. Den Tag darauf ging er aus, in der Abſicht, das Bad zu beſuchen, um ſich die Schmerzen ſeiner Baſtonade zu vertreiben. Er fragte den erſten, der ihm begegnete, wo es nach dem Bade hinginge. „Was iſt das für ein Ding? ein Bad?“ fragte dieſer. — „Der Ort, wo man ſich wäſcht.“ — „Nun ſo geht in’s Meer!“ — „Nein, ich meine ein Bad, ein Hamam.“ — „Ich weiß nicht, was das für ein Ding iſt, ein Hamam; hier zu Lande badet ſich jedermann und der König ſelbſt im Meere.“

Da Abuſſir ſich überzeugt hatte, daß man in dieſer Stadt den Gebrauch der warmen Bäder noch nicht kenne, ſo verlangte er Gehör beim König. „Ich bin“, ſprach er zu ihm, „ein Fremder und Bademeiſter von Gewerbe. Ich war erſtaunt, als ich geſehen habe, daß noch kein Bad in eurer Stadt iſt. Es giebt keine einzige Hauptſtadt, die nicht gerade darin ihre größte Zierde ſuchte.“ — „Was iſt denn das für ein Ding, ein Bad oder Hamam?“ fragte der König, und Abuſſir machte ihm eine umſtändliche Beſchreibung davon. „Ihr ſeid mir willkommen“, ſagte darauf der König, „ich ermuntere gern die Künſte und vorzüglich diejenigen, welche zur Zierde meiner Hauptſtadt beitragen.“ Hierauf ließ er ihm ein Ehrenkleid, zwei Mamluken, vier Sklaven und ein völlig ausmöbliertes Haus geben. Die Hofbaumeiſter erhielten zu gleicher Zeit Befehle vom König, nach der Angabe des fremden Bademeiſters ihm ein Badehaus zu bauen, und als es fertig war, ſchickte der König dem Abuſſir 10 000 Dukaten. Die Einwohner der Stadt erſtaunten über die Schönheit des neuen Gebäudes. Aber ihr Erſtaunen wuchs, als man anfing, Waſſer warm zu machen und die Brunnen ſpringen zu laſſen. Abuſſir bat ſich vom König 10 Mamluken aus. Der König gab ihm 20. Abuſſir kleidete ſie äußerſt ſchmuck und belehrte ſie über die Art und Weiſe, wie ſie diejenigen, welche kämen, um ſich zu baden, behandeln müßten. Bald kam es dahin, daß man in der ganzen Stadt von nichts als von dieſem Bade ſprach; man nannte es das Bad des Königs, und jedermann wollte jetzt ins Bad gehn.

Am 4. Tage kam der König ſelbſt mit ſeinem ganzen Hofe. Abuſſir fing an, den König zu bürſten und zu reiben, zerknetete ihm das Fleiſch und die Muskeln und wuſch ihn dann mit Roſenwaſſer. Hierauf legte er ihn auf ein Ruhebett, das von Wohlgerüchen duftete. Der König fühlte ſich ſo wohl, als er ſich noch niemals in ſeinem Leben gefühlt hatte. „Das iſt alſo das Ding, das man ein Bad oder Hamam nennt?“ ſagte er zu Abuſſir. — „Ja, Majeſtät!“ erwiderte dieſer. — „Bei Gott“, fuhr der König fort, „du haſt recht; es giebt keine Hauptſtadt, die dieſe Anſtalt entbehren könnte. Eine Stadt iſt nur in ſo fern eine Stadt, als ein Bad darin iſt. Und wie viel läßt du dir für jede einzelne Perſon, die baden will, bezahlen?“ — „Einen Dukaten“, antwortete Abuſſir. — „Ach, das iſt zu wenig“, ſprach der König. „Auf dieſe Art kämen alle Menſchen hieher, um zu baden. Du mußt dir wenigſtens für die Perſon 1000 Dukaten bezahlen laſſen.“ — „Verzeiht, Majeſtät“, antwortete Abuſſir, „es iſt billig, daß die Armen ebenfalls das Wohlthätige eines Bades empfinden. Eure Majeſtät erlaube alſo, daß jeder ſich mit ſeiner Bezahlung nach der Beſchaffenheit ſeiner Kaſſe richte.“ — „Er hat recht“, ſprachen die Großen des Hofs, „wenn er Belohnung verdient, ſo möge ſie ihm eure königliche Freigebigkeit ſelbſt erteilen, aber erlaubt, daß auch die Armen das Bad benutzen können. Wir ſelbſt würden kaum imſtande ſein, 1000 Zechinen zu bezahlen.“ — „Nun gut“, ſagte der König, „ſo bezahle alſo ein jeder, ſo viel als ſein Beutel ihm zu zahlen erlaubt.“ — Die Großen des Hofs gaben ihm hierauf 100 Dukaten, einen Mamluken und eine Sklavin, und es waren ihrer 400, die auf dieſe Weiſe alle Tage das Bad beſuchten. Der König gab für ſeine Perſon 10 000 Dukaten, zehn Mamluken und eben ſo viel Sklavinnen. — „Majeſtät“, ſprach Abuſſir, indem er die Erde vor dem König küßte, „was ſoll ich mit dieſem Heere von Mamluken und dieſem Harem voll Sklavinnen machen? Eure Majeſtät würde ſie beſſer zu brauchen wiſſen.“ — „Du haſt recht“, antwortete der König lächelnd, „ich will ſie dir wieder abkaufen und dir für jeden Kopf 100 Dukaten geben.“ — So kaufte alſo der König um dieſen Preis dem Abuſſir alle Mamluken und Sklavinnen ab und ſchickte ſie ihren vorigen Herren als Geſchenk zurück.

Abuſſir ſchlief jetzt zwiſchen ganzen Haufen von Gold und ſah ſich auf einmal auf dem Gipfel des Glücks. Die Königin, die ſo viel von dieſem Bade hatte reden hören, war ebenfalls begierig es zu ſehn. Man ſetzte alſo feſt, daß von nun an der Vormittag für die Männer und der Nachmittag für die Weiber beſtimmt ſein ſollte. Die Königin zeigte ſich nicht weniger freigebig, als der König, der alle Freitage ins Bad ging, und ſo regnete es auf Abuſſir Reichtümer von allen Seiten. — Aber wir müſſen jetzt ſehen, was Abukir indeſſen machte.

Er hatte ſo viel und ſo viel von dieſem Bade ſprechen hören, daß er es ſchlechterdings ſelbſt beſuchen wollte. Er zog alſo ein äußerſt prächtiges Kleid an, beſtieg ein Maultier, nahm vier Diener und vier Mamluken mit ſich, die vor ihm hergehen ſollten und ritt auf dieſe Weiſe nach dem Bade zu. Schon an der Thür umhüllte ihn eine Wolke von Aloewohlgerüchen und den ganzen etwas erhöhten Vorplatz ſah er mit Großen und Herren des Hofs angefüllt. Er ging hinein, erkannte Abuſſir und begrüßte ihn mit einer Unverſchämtheit, die ihres gleichen nicht hatte. „Iſt das das Betragen eines Freundes und rechtſchaffenen Mannes?“ ſprach er zu ihm. „Ich habe hier das Meiſterrecht in der Färberzunft erlangt und habe mein Glück gemacht, und du kommſt nicht zu mir und bitteſt mich um Unterſtützung? Vergebens habe ich dich durch meine Sklaven im Oquall und ſonſt überall ſuchen laſſen; niemand hat mir von dir Nachricht geben können.“ — „Wie?“ rief Abuſſir, „bin ich nicht zu dir gekommen und haſt du mich nicht wie einen Dieb behandelt, mir die Baſtonade geben und von deiner Bude wegjagen laſſen?“ — „Was iſt das?“ verſetzte Abukir erſtaunt, „du wärſt der Mann, der“ — — „Ja, ich ſelbſt bin es.“ — „Bei Gott“, fuhr Abukir fort, „ich habe dich nicht erkannt, ich hielt dich in der That für jenen Dieb, der von Zeit zu Zeit ſich meiner Bude näherte, um zu ſtehlen.“ — „Bei der Macht und Gewalt des großen Gottes“, verſetzte Abuſſir, „ich habe dir meinen Namen laut genug zugerufen und habe mich dir deutlich genug zu erkennen gegeben.“ — „Das muß eine Verblendung geweſen ſein, Kamerad“, antwortete Abukir, „eine Verblendung, die mir unbegreiflich iſt. Aber wer hat dich denn ſo zum großen Herrn gemacht?“ — „Der dein Glück gemacht hat“, erwiderte Abuſſir, „hat auch das meinige gemacht. Gott hat mir es beſchert.“ — Und hierauf erzählte er ihm die ganze Sache umſtändlich, zeigte ihm die Geſchenke, die er vom König und ſeinem Hof empfangen hatte, ließ Ehrenkleider und Goldbörſen bringen, womit er ihm ein Geſchenk machte und bewirtete ihn mit Sorbetten, die unter einer Wolke von Wohlgerüchen aufgetragen wurden. Jedermann erſtaunte über die Art und Weiſe, wie der Bademeiſter den Färber empfing. Dieſer wollte ſeinerſeits ihm ebenfalls einige Geſchenke machen, allein Abuſſir nahm nichts an. „Nun ſo will ich dir wenigſtens“, ſprach Abukir, „einen nützlichen Rat zur Vervollkommnung deines Bads geben. Ich ſehe nämlich, daß du die haarvertreibende Salbe noch nicht eingeführt haſt. Nimm etwas Auripigment und Kalk und vertreibe damit dem König, wenn er wieder kommt, die Haare. Er wird dir für dieſe Vervollkommnung der Kunſt unendlich verbunden ſein.“ — „Du haſt recht“, erwiderte Abuſſir, „ich danke dir für deinen Rat.“

Abukir nahm hierauf Abſchied, beſtieg ſein Maultier und eilte nach Hof zum König. „Majeſtät“, ſprach er zu ihm, „ihr habt durch einen fremden Mann ein Bad anlegen laſſen.“ — „Ja“, antwortete der König, „was iſt dagegen zu ſagen?“ — „Dem Himmel ſei Dank“, fuhr Abukir fort, „daß ich die Mittel in Händen habe, euch vor der Bosheit eures Feindes, des Feindes des Staats und des Glaubens in Sicherheit zu ſetzen. Denn ich komme, Ew. Majeſtät zu benachrichtigen, daß ihr verloren ſeid, wenn ihr heute in’s Bad geht. Dieſer Menſch iſt ein Meuchelmörder, der von eurem Feinde, dem König der Chriſten, abgeſchickt iſt, um euch zu vergiften. Er wird mit euch von einer Salbe reden, die die Haare vertreibt. Nehmt euch davor in Acht. Es iſt das tötlichſte Gift, deſſen Schlachtopfer Ew. Majeſtät ſein ſollte. Ich kenne dieſen elenden Menſchen ſchon ſeit langer Zeit; ich habe ihn in der Stadt des Königs der Chriſten geſehn, ſeine Frau und Kinder ſind Sklaven. Vergebens bemühte er ſich, ihnen die Freiheit zu verſchaffen, bis er eines Tages hörte, daß der König einen großen Preis darauf geſetzt habe, wenn euch jemand um’s Leben bringen würde. Er bot ſich ſogleich zu dieſer Unternehmung an, und die Freiheit ſeiner Frau und ſeiner Kinder wurde ihm als Belohnung ſeines Bubenſtücks verſprochen. Ich bin mit ihm in dem nämlichen Schiffe hieher gekommen, und er hat mir ſelbſt das ſchreckliche Komplott und die Art und Weiſe, wie er ſeinen ſchwarzen Plan auszuführen gedenkt, im Vertrauen eröffnet. Ew. Majeſtät kann ſich ſelbſt von der Wahrheit meiner Ausſage überzeugen, wenn ſie in’s Bad geht.“

Als nun Abuſſir dem Könige die haarvertreibende Salbe zeigte, wurde dieſer zornig und übergab ihn ſeinem Schiffshauptmanne, damit er ihn ins Meer würfe. Bei dieſer Gelegenheit entfiel aber dem Herrſcher ein Zauberring und ſtürzte in die See. Der Schiffshauptmann erbarmte ſich des Barbiers, ſetzte ihn auf einer Inſel aus und gab ihm Geräte, daß er ſich vom Fiſchfange nähren konnte. Einſt fing nun Abuſſir einen Fiſch, in deſſen Magen des Königs Ring war, und ſteckte denſelben an den Finger, ohne aber deſſen Kräfte zu kennen. Bald darauf kam auch der Hauptmann, um nach des Barbiers Befinden zu ſehen. Er erkannte ſogleich den Ring und nahm Abuſſir mit, damit er ihn zum König bringe, der über ſeinen Verluſt in großer Sorge war; denn von dem Ringe hing Beſitz oder Verluſt ſeines Reiches ab. Nun erkannte der König die Treue Abuſſirs wie auch die Falſchheit ſeines Feindes. Dieſen hieß er ins Meer werfen, jenen entließ er auf ſeinen Wunſch mit vielen Geſchenken nach Alexandrien. Als Abuſſir in dieſer Stadt landete, warf das Meer auch die Leiche des treuloſen Färbers an das Land. Abuſſir ließ denſelben begraben und errichtete ihm ein Denkmal, die Bucht aber, an der dieſes ſtand, nannte man ſeitdem Bucht von Abukir.

Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Altertums.

Nach ſeinen Dichtern und Erzählern
von
Guſtav Schwab (1792–1850).

Erſter Teil.

Vorwort zur 1. Auflage. Es iſt eine ſchöne Eigentümlichkeit der Mythen und Heldenſagen des klaſſiſchen Altertums, daß ſie für die Blicke des Forſchers und für das Auge der Einfalt einen zwar verſchiedenartigen, aber doch gleich mächtigen Reiz haben. Während der Gelehrte in ihnen den Anfängen alles menſchlichen Wiſſens, den Grundgedanken der Religion und Philoſophie, der erſten Morgendämmerung der Geſchichte nachgeht, entzückt den unbefangenen Betrachter die Entfaltung der reichſten Geſtalten, das Schauſpiel einer gleichſam noch in der Schöpfung begriffenen Natur und Geiſterwelt; er ſieht mit Luſt und Bewunderung die Erde mit Göttern und Götterſöhnen aus dem Chaos emporſteigen und in raſchen Bilderreihen und Prometheusfunken im Menſchen den Kampf mit der Barbarei beginnen, die Kultur der Wildnis, die Bildung der Roheit, die Vernunft oder die Notwendigkeit der Leidenſchaft den Sieg abringen. Die innere lebendige Kraft dieſer Bilder iſt auch ſo groß, daß dieſelbe nicht von der vollendeten Kunſtgeſtalt abhängig erſcheint, in welcher wir einen guten Teil jener Gebilde von den größten Dichtern verarbeitet beſitzen, ſondern daß die ſchlichteſte Darſtellung genügt, ihre Größe auch vor denjenigen zu entfalten, für welche die Kunſtform eher ein Hemmnis als eine Förderung des Verſtändniſſes ſein muß. In dieſem Fall iſt die Jugend im Beginn ihrer klaſſiſchen Bildung. Die Heroenſage, von der ihre Phantaſie mit dem erſten Unterrichte in den Sprachen der Alten Bruchſtücke aufnimmt, übt einen Zauber über ihren Geiſt, lang ehe ſie imſtande iſt, dieſelbe in den Schöpfungen der Dichter zu faſſen. Nähere Bekanntſchaft mit dieſen Mythen wird ſogar als Vorſchule für die höhere Bildung ein frühzeitiges Bedürfnis, das auch unſere Litteratur längſt gefühlt hat und dem ſie durch Hilfsbücher aller Art bald in wiſſenſchaftlich belehrender, bald in unterhaltender Form abzuhelfen geſucht hat und noch ſucht.

In vorliegendem Buche nun wird der Verſuch gemacht, die ſchönſten und bedeutungsvollſten Sagen des klaſſiſchen Altertums den alten Schriftſtellern und vorzugsweiſe den Dichtern einfach und vom Glanze künſtleriſcher Darſtellung entkleidet, doch, wo immer möglich, mit ihren eigenen Worten nachzuerzählen. Man iſt längſt von der Anſicht zurückgekommen, daß dieſe auf mythiſchem Boden ſpielenden und von Mythen durchwobenen Geſchichten zum Mittel dienen könnten, der Jugend gelegentlich hiſtoriſche, geographiſche und naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe beizubringen und daß man ſie gar zum Vehikel eines moraliſchen Lehrkurſes gebrauchen dürfe. Die Moral, die auch der antiken Weltanſchauung nicht fehlte, muß in der Darſtellung ſelbſt empfunden werden, und auf das Einſeitige und in weſentlichen Stücken Irrtümliche derſelben, auf ihre Unzulänglichkeit gegenüber der Offenbarung des Chriſtentums, wird eine mündliche Unterweiſung des Vaters oder Lehrers den jungen Leſer beſſer aufmerkſam machen, als das Buch ſelbſt, das von demſelben zunächſt nur mit der Abſicht, ſich eine angenehme und doch würdige Erholung zu verſchaffen, in die Hand genommen werden ſoll. Nur dafür hat der Verfaſſer geſorgt, daß alles Anſtößige entfernt bleibe, und deswegen unbedenklich alle diejenigen Sagen ausgeſchloſſen, in welchen unmenſchliche Greuel erzählt werden, die nur eine ſymboliſche Erklärung gewiſſermaßen entſchuldigt, die aber als Geſchichte dargeſtellt — als welche der Jugend dieſe Sagen doch gelten müſſen — nur einen empörenden Eindruck auf ſie machen könnten. Wo aber unſern höheren Begriffen von Sittlichkeit widerſtrebende oder auch ſchon im Altertum als unſittlich und widernatürlich erkannte Verhältniſſe (wie in der Ödipusſage) in einer ihrer Totalrichtung nach hochſittlichen Mythe nicht verſchwiegen werden konnten, glaubt ſolche der Bearbeiter dieſer Sagen auf eine Weiſe angedeutet zu haben, welche die Jugend weder zum Ausſpinnen unedler Bilder, noch zum Grübeln der Neugier veranlaßt. Vorausgeſetzt wird bei dieſem Buche nur die allgemeinſte Kenntnis der griechiſch-römiſchen Mythologie und Vorzeit, wie ſie die Schulbildung unſrer vaterländiſchen Jugend bei Zeiten verſchafft. Das ganze Werk iſt auf drei Bände berechnet, wovon der zweite die Geſchichten von Troja, der dritte und letzte die Sagen von Ulyſſes und Äneas enthalten wird.

Stuttgart, im September 1837. G. Schwab.

Vorwort zur 2. Auflage. Das Buch hat in dieſer neuen Auflage, was Anordnung der Sagen und Behandlung derſelben betrifft, keine weſentliche Abänderung erfahren, aber Seite für Seite iſt in Beziehung auf Diktion und Stil der ſorgfältigſten Durchſicht vom Verfaſſer unterworfen und kleine Ungenauigkeiten, die, bei häufiger Abweichung in den Erzählungen der verſchiedenen Gewährsmänner des Altertums, für einzelne Sagen entſchuldbar erſchienen und hier und dort in der erſten Bearbeitung mit untergelaufen waren, ſind mit Gewiſſenhaftigkeit berichtigt worden.

Stuttgart, im Juni 1845. G. S.

Dem nachfolgenden Abdruck iſt die „3., durchgeſehene Auflage. Stuttgart 1854" zu Grunde gelegt; einige Verſehen wurden verbeſſert, die Namen aus dem griechiſchen Sagenkreis griechiſch wiedergegeben und dem erſten Teil mehrere wünſchenswert erſcheinende Ergänzungen beigefügt.

Erſtes Buch.

Prometheus. — Die Menſchenalter. — Deukalion und Pyrrha. — Io. — Phaethon. — Europa, — Kadmus. — Pentheus. — Perſeus. — Ion. — Dädalus und Ikarus.

Prometheus. Himmel nnd Erde waren geſchaffen; das Meer wogte in ſeinen Ufern, und die Fiſche ſpielten darin; in den Lüften ſangen beflügelt die Vögel; der Erdboden wimmelte von Tieren. Aber noch fehlte es an dem Geſchöpfe, deſſen Leib ſo beſchaffen war, daß der Geiſt in ihm Wohnung machen und von ihm aus die Erdenwelt beherrſchen konnte. Da betrat Prometheus die Erde, ein Sprößling des alten Göttergeſchlechtes, das Zeus entthront hatte, ein Sohn des erdgeborenen Uranusſohnes Japetus, kluger Erfindung voll. Dieſer wußte wohl, daß im Erdboden der Same des Himmels ſchlummere; darum nahm er vom Thone, befeuchtete denſelben mit dem Waſſer des Fluſſes, knetete ihn und formte daraus ein Gebilde, nach dem Ebenbilde der Götter, der Herren der Welt. Dieſen ſeinen Erdenkloß zu beleben, entlehnte er allenthalben von den Tierſeelen gute und böſe Eigenſchaften und ſchloß ſie in die Bruſt des Menſchen ein. Unter den Himmliſchen hatte er eine Freundin, Athene, die Göttin der Weisheit. Dieſe bewunderte die Schöpfung des Titanenſohnes und blies dem halbbeſeelten Bilde den Geiſt, den göttlichen Atem ein.

So entſtanden die erſten Menſchen und füllten bald vervielfältigt die Erde. Lange aber wußten ſie nicht, wie ſie ſich ihrer edlen Glieder und des empfangenen Götterfunkens bedienen ſollten. Sehend ſahen ſie umſonſt, hörten hörend nicht; wie Traumgeſtalten liefen ſie umher und wußten ſich der Schöpfung nicht zu bedienen. Unbekannt war ihnen die Kunſt, Steine auszugraben und zu behauen, aus Lehm Ziegel zu brennen, Balken aus dem gefällten Holze des Waldes zu zimmern und mit allem dieſem ſich Häuſer zu erbauen. Unter der Erde, in ſonnenloſen Höhlen, wimmelte es von ihnen, wie von beweglichen Ameiſen: nicht den Winter, nicht den blütenvollen Frühling, nicht den früchtereichen Sommer kannten ſie an ſicheren Zeichen; planlos war alles, was ſie verrichteten. Da nahm ſich Prometheus ſeiner Geſchöpfe an; er lehrte ſie den Auf- und Niedergang der Geſtirne beobachten, erfand ihnen die Kunſt zu zählen, die Buchſtabenſchrift; lehrte ſie Tiere ans Joch ſpannen und zu Genoſſen ihrer Arbeit brauchen, gewöhnte die Roſſe an Zügel und Wagen; erfand Nachen und Segel für die Schiffahrt. Auch fürs übrige Leben ſorgte er den Menſchen. Früher, wenn einer krank wurde, wußte er kein Mittel, nicht was von Speiſe und Trank ihm zuträglich ſei, kannte kein Salböl zur Linderung ſeiner Schäden, ſondern aus Mangel an Arzneien ſtarben ſie elendiglich dahin. Darum zeigte ihnen Prometheus die Miſchung milder Heilmittel, allerlei Krankheiten damit zu vertreiben. Dann lehrte er ſie die Wahrſagerkunſt, deutete ihnen Vorzeichen und Träume, Vogelflug und Opferſchau. Ferner führte er ihren Blick unter die Erde und ließ ſie hier das Erz, das Eiſen, das Silber und das Gold entdecken; kurz in alle Bequemlichkeiten und Künſte des Lebens leitete er ſie ein.

Im Himmel herrſchte mit ſeinen Kindern ſeit kurzem Zeus, der ſeinen Vater Kronos entthront und das alte Göttergeſchlecht, von welchem auch Prometheus abſtammte, geſtürzt hatte.

Jetzt wurden die neuen Götter aufmerkſam auf das eben entſtandene Menſchenvolk. Sie verlangten Verehrung von ihm für den Schutz, welchen ſie demſelben angedeihen zu laſſen bereitwillig waren. Zu Mekone (Sikyon) in Griechenland ward ein Tag gehalten zwiſchen Sterblichen und Unſterblichen und Rechte und Pflichten der Menſchen beſtimmt. Bei dieſer Verſammlung erſchien Prometheus als Anwalt ſeiner Menſchen, dafür zu ſorgen, daß die Götter für die übernommenen Schutzämter den Sterblichen nicht allzuläſtige Gebühren auferlegen möchten. Da verführte den Titanenſohn ſeine Klugheit, die Götter zu betrügen. Er ſchlachtete im Namen ſeiner Geſchöpfe einen großen Stier, davon ſollten die Himmliſchen wählen, was ſie für ſich davon verlangten. Er hatte aber nach Zerſtückelung des Opfertieres zwei Haufen gemacht; auf die eine Seite legte er das Fleiſch, das Eingeweide und den Speck, in die Haut des Stieres zuſammengefaßt, auf die andere die kahlen Knochen, künſtlich in das Unſchlitt des Schlachtopfers eingehüllt. Und dieſer Haufen war der größere. Zeus, der Göttervater, der Allwiſſende, durſchaute aber ſeinen Betrug und ſprach: „Sohn des Japetus, erlauchter König, guter Freund, wie ungleich haſt du die Teile geteilt!" Prometheus glaubte jetzt erſt recht, daß er ihn betrogen, lächelte bei ſich ſelbſt und ſprach: „Erlauchter Zeus, größter der ewigen Götter, wähle den Teil, den dir dein Herz im Buſen anrät zu wählen." Zeus ergrimmte im Herzen, aber gefliſſentlich faßte er mit beiden Händen das weiße Unſchlitt. Als er es nun auseinander gedrückt hatte und die bloßen Knochen gewahrte, ſtellte er ſich an, als entdeckte er jetzt eben erſt den Betrug, und zornig ſprach er: „Ich ſehe wohl, Freund Japetionide, daß du die Kunſt des Truges noch nicht verlernt haſt!"

Zeus beſchloß ſich an Prometheus für ſeinen Betrug zu rächen und verſagte den Sterblichen die letzte Gabe, die ſie zur vollendeteren Geſittung bedurften, das Feuer. Doch auch dafür wußte der ſchlaue Sohn des Japetus Rat. Er nahm den langen Stengel des markigen Rieſenfenchels, näherte ſich mit ihm dem vorüberfahrenden Sonnenwagen und ſetzte ſo den Stengel in gloſtenden Brand. Mit dieſem Feuerzunder kam er hernieder auf die Erde, und bald loderte der erſte Holzſtoß gen Himmel. In innerſter Seele ſchmerzte es den Donnerer, als er den fernhinleuchtenden Glanz des Feuers unter den Menſchen emporſteigen ſah. Sofort formte er, zum Erſatz für des Feuers Gebrauch, das den Sterblichen nicht mehr zu nehmen war, ein neues Übel für ſie. Der ſeiner Kunſt wegen berühmte Feuergott Hephäſt mußte ihm das Scheinbild einer ſchönen Jungfrau fertigen; Athene ſelbſt, die, auf Prometheus eiferſüchtig, ihm abhold geworden war, warf dem Bild ein weißes, ſchimmerndes Gewand über, ließ ihr einen Schleier über das Geſicht wallen, den das Mädchen mit den Händen geteilt hielt, bekränzte ihr Haupt mit friſchen Blumen und umſchlang es mit einer goldenen Binde, die gleichfalls Hephäſt ſeinem Vater zu lieb kunſtreich verfertigt und mit bunten Tiergeſtalten herrlich verziert hatte. Hermes, der Götterbote, mußte dem holden Gebilde Sprache verleihen und Aphrodite allen Liebreiz. Alſo hatte Zeus unter der Geſtalt eines Gutes ein blendendes Übel geſchaffen und nannte ſie Pandōra, das heißt die

Allbeſchenkte, denn jeder der Unſterblichen hatte dem Mägdlein irgend ein unheilbringendes Geſchenk für die Menſchen mitgegeben. Darauf führte er die Jungfrau hernieder auf die Erde, wo Sterbliche vermiſcht mit den Göttern luſtwandelten. Alle miteinander bewunderten die unvergleichliche Geſtalt. Sie aber ſchritt zu Epimetheus, dem argloſeren Bruder des Prometheus, ihm das Geſchenk des Zeus zu bringen. Vergebens hatte dieſen der Bruder gewarnt, niemals ein Geſchenk vom olympiſchen Zeus anzunehmen, damit den Menſchen kein Leid dadurch widerführe, ſondern es ſofort zurückzuſenden. Epimetheus, dieſes Wortes uneingedenk, nahm die ſchöne Jungfrau mit Freuden auf und empfand das Übel erſt, als er es hatte. Denn bisher lebten die Geſchlechter der Menſchen, von ſeinem Bruder beraten, frei vom Übel, ohne beſchwerliche Arbeit, ohne quälende Krankheit. Das Weib aber trug in den Händen ihr Geſchenk, ein großes Gefäß mit einem Deckel verſehen. Kaum bei Epimetheus angekommen, ſchlug ſie den Deckel zurück, und alsbald entflog dem Gefäße eine Schar von Übeln und verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle über die Erde. Ein einziges Gut war zu unterſt in dem Faſſe verborgen, die Hoffnung; aber auf den Rat des Göttervaters warf Pandōra den Deckel wieder zu, ehe ſie herausflattern konnte und verſchloß ſie für immer in dem Gefäß. Das Elend füllte inzwiſchen in allen Geſtalten Erde, Luft und Meer. Die Krankheiten irrten bei Tag und Nacht unter den Menſchen umher, heimlich und ſchweigend; denn Zeus hatte ihnen keine Stimme gegeben; eine Schar von Fiebern hielt die Erde belagert, und der Tod, früher nur langſam die Sterblichen beſchleichend, beflügelte ſeinen Schritt.

Darauf wandte ſich Zeus mit ſeiner Rache gegen Prometheus. Er übergab den Verbrecher dem Hephäſt und ſeinen Dienern, dem Kratos und der Bia (dem Zwang und der Gewalt). Dieſe mußten ihn in die ſkythiſchen Einöden ſchleppen und hier, über einem ſchauderhaften Abgrund, an eine Felswand des Berges Kaukaſus mit unauflöslichen Ketten ſchmieden. Ungerne vollzog Hephäſt den Auftrag ſeines Vaters; er liebte in dem Titanenſohne den verwandten Abkömmlung ſeines Urgroßvaters Uranos, den ebenbürtigen Götterſprößling. Unter mitleidsvollen Worten und von den roheren Knechten geſcholten, ließ er dieſe das grauſame Werk vollbringen. So mußte nun Prometheus an der freudloſen Klippe hängen, aufrecht, ſchlaflos, niemals imſtande, das müde Knie zu beugen. „Viele vergebliche Klagen und Seufzer wirſt du verſenden," ſagte Hephäſt zu ihm; „denn Zeus' Sinn iſt unerbittlich, und alle, die erſt ſeit kurzem die Herrſchergewalt an ſich geriſſen,*) ſind hartherzig." Wirklich ſollte auch die Qual des Gefangenen ewig oder doch dreißigtauſend Jahre dauern. Obwohl laut aufſeufzend und Winde, Ströme, Quellen und Meereswellen, die Allmutter Erde und den allſchauenden Sonnenkreis zu Zeugen ſeiner Pein aufrufend, blieb er doch ungebeugten Sinnes. „Was das Schickſal beſchloſſen hat," ſprach er, „muß derjenige tragen, der die unbezwingliche Gewalt der Notwendigkeit einſehen gelernt hat." Auch ließ er ſich durch keine Drohungen des Zeus bewegen, die dunkle Weiſſagung, daß dem Götterherrſcher durch einen neuen Ehebund**) Verderben und Untergang bevorſtehe, näher auszudeuten. Zeus hielt Wort; er ſandte dem Gefeſſelten einen Adler, der als täglicher Gaſt an ſeiner Leber zehren durfte, die ſich, abgeweidet, immer wieder erneuerte. Dieſe Qual ſollte nicht eher aufhören, bis ein Erſatzmann erſcheinen würde, der durch freiwillige Übernahme des Todes gewiſſermaßen ſein Stellvertreter zu werden ſich erböte.

Jener Zeitpunkt erſchien, als Herakles des Weges kam, auf der Fahrt nach den Heſperiden und ihren Äpfeln begriffen. Wie er den Götterenkel am Kaukaſus hängen ſah und ſich ſeines guten Rates zu erfreuen hoffte, erbarmte ihn ſein Geſchick, denn er ſah zu, wie der Adler, auf den Knieen des Prometheus ſitzend, an der Leber des Unglückſeligen fraß. Da legte er Keule und Löwenhaut hinter ſich, ſpannte den Bogen, entſandte den Pfeil und ſchoß den grauſamen Vogel von der Leber des Gequälten hinweg. Hierauf löſte er ſeine Feſſeln und führte den Befreiten mit ſich davon. Damit aber des Zeus Bedingung erfüllt würde, ſtellte er ihm als Erſatzmann den Centauren Chiron, der erbötig war an jenes ſtatt zu ſterben; denn vorher war er unſterblich. Auf daß jedoch des Zeus Urteil, der den Prometheus auf weit längere Zeit an den Felſen geſprochen hatte, auch ſo nicht unvollzogen bliebe, ſo mußte Prometheus fortwährend einen eiſernen Ring tragen, an welchem ſich ein Steinchen von jenem Kaukaſus-Felſen befand. So konnte ſich Zeus rühmen, daß ſein Feind noch immer an den Kaukaſus angeſchmiedet lebe.

Die Menſchenalter.***) Die erſten Menſchen, welche die Götter ſchufen, waren ein goldenes Geſchecht. Sie lebten, ſo lange Kronos (Saturnus) dem Himmel vorſtand, ſorgenlos und den Göttern ſelbſt ähnlich, von Arbeit und Kummer entfernt. Auch die Leiden des Alters waren ihnen unbekannt; an Händen, Füßen und allen Gliedern immer rüſtig, freuten ſie ſich, von jeglichem Übel frei, heiterer Gelage. Die ſeligen Götter hatten ſie lieb und ſchenkten ihnen auf reichen Fluren ſtattliche Herden. Wenn ſie verſcheiden ſollten, ſanken ſie nur in ſanften Schlaf. So lange ſie aber lebten, hatten ſie alle möglichen Güter; das Erdreich gewährte ihnen alle Früchte von ſelbſt und im Überfluſſe, und ruhig, mit allen Gütern geſegnet, vollbrachten ſie ihr Tagewerk. Nachdem jenes Geſchlecht dem Beſchluſſe des Schickſals zufolge von der Erde verſchwunden war, wurden ſie zu frommen Schutzgöttern, welche, dicht in Nebel gehüllt, die Erde rings durchwandelten, als Geber alles Guten, Behüter des Rechts und Rächer aller Vergehungen.

Hierauf ſchufen die Unſterblichen ein zweites Menſchengeſchlecht aus Silber; dieſes war ſchon weit von jenem abgeartet und glich ihm weder an Körpergeſtaltung, noch an Geſinnung. Ganze hundert Jahre wuchs der verzärtelte Knabe noch unmündig an Geiſt unter der mütterlichen Pflege im Elternhauſe auf, und wenn einer endlich zum Jünglingsalter herangereift war, ſo blieb ihm nur noch kurze Friſt zum Leben übrig. Unvernünftige Handlungen ſtürzten dieſe neuen Menſchen in Jammer; denn ſie konnten ſchon ihre Leidenſchaften nicht mehr mäßigen und frevelten im Übermute gegeneinander. Auch die Altäre der Götter wollten ſie nicht mehr mit den gebührenden Opfern ehren. Deswegen nahm Zeus dieſes Geſchlecht wieder von der Erde hinweg; denn ihm gefiel nicht, daß ſie der Ehrfurcht gegen die Unſterblichen ermangelten. Doch waren auch dieſe noch nicht ſo entblößt von Vorzügen, daß ihnen nach ihrer Entfernung aus dem Leben nicht einige Ehre zum Anteil geworden wäre, und ſie durften als ſterbliche Dämonen noch auf der Erde umherwandeln.

Nun erſchuf der Vater Zeus ein drittes Geſchlecht von Menſchen, dieſes nur aus Erz. Das war auch dem ſilbernen völlig ungleich, grauſam, gewaltthätig, immer nur den Geſchäften des Krieges ergeben, immer einer auf des andern Beleidigung ſinnend. Sie verſchmähten es von den Früchten des Feldes zu eſſen und nährten ſich vom Tierfleiſche; ihr Starrſinn war hart wie Diamant, ihr Leib von ungeheurem Gliederbau; von den Schultern wuchſen ihnen Arme, denen niemand nahe kommen durfte. Ihr Gewehr war Erz, ihre Wohnung Erz, mit Erz beſtellten ſie das Feld; denn Eiſen war damals noch nicht vorhanden. Sie kehrten ihre eigenen Hände gegeneinander; aber ſo groß und entſetzlich ſie waren, ſo vermochten ſie doch nichts gegen den ſchwarzen Tod und ſtiegen, vom hellen Sonnenlichte ſcheidend, in die ſchaurige Nacht der Unterwelt hernieder.

Als die Erde auch dieſes Geſchlecht eingehüllt hatte, brachte Zeus, der Sohn des Kronos, ein viertes Geſchlecht hervor, das auf der nährenden Erde wohnen ſollte. Dies war wieder edler und gerechter, als das vorige. Es war das Geſchlecht der göttlichen Heroen, welche die Vorwelt auch Halbgötter genannt hat. Zuletzt vertilgte aber auch ſie Zwietracht und Krieg, die einen vor den ſieben Thoren Thebes, wo ſie um das Reich des Königs Ödipus kämpften, die andern auf dem Gefilde Trojas, wohin ſie um der ſchönen Helena willen zahllos auf Schiffen gekommen waren. Als dieſe ihr Erdenleben in Kampf und Not beſchloſſen hatten, ordnete ihnen der Vater Zeus ihren Sitz am Rande des Weltalls an, im Ocean, auf den Inſeln der Seligen. Dort führen ſie nach dem Tode ein glückliches und ſorgenfreies Leben, wo ihnen der fruchtbare Boden dreimal im Jahre honigſüße Früchte zum Labſal empor ſendet.

„Ach wäre ich," ſo ſeufzet der alte Dichter Heſiodus, der dieſe Sage von den Menſchenaltern erzählt, „wäre ich doch nicht ein Genoſſe des fünften Menſchengeſchlechts, das jetzt gekommen iſt; wäre ich früher geſtorben oder ſpäter geboren! denn dieſes Menſchengeſchlecht iſt ein eiſernes! gänzlich verderbt, ruhen dieſe Menſchen weder bei Tage noch bei Nacht von Kümmernis und Beſchwerden, immer neue nagende Sorgen ſchicken ihnen die Götter. Sie ſelbſt aber ſind ſich die größte Plage. Der Vater iſt dem Sohne, der Sohn dem Vater nicht hold; der Gaſt haßt den ihn bewirtenden Freund, der Genoſſe den Genoſſen; auch unter Brüdern herrſcht nicht mehr herzliche Liebe, wie vor Zeiten. Dem grauen Haare der Eltern ſelbſt wird die Ehrfurcht verſagt; Schmachreden werden gegen ſie ausgeſtoßen, Mißhandlungen müſſen ſie erdulden. Ihr grauſamen Menſchen, denket ihr denn gar nicht an das Göttergericht, daß ihr euren abgelebten Eltern den Dank für ihre Pflege nicht erſtatten wollet? Überall gilt nur das Fauſtrecht; auf Städteverwüſtung ſinnen ſie gegeneinander. Nicht derjenige wird begünſtigt, der die Wahrheit ſchwört, der gerecht und gut iſt; nein, nur den Übelthäter, den ſchnöden Frevler ehren ſie; Recht und Mäßigung gilt nichts mehr; der Böſe darf den Edleren verletzen, trügeriſche, krumme Worte ſprechen, Falſches beſchwören. Deswegen ſind dieſe Menſchen auch ſo unglücklich. Schadenfrohe, mißlautige Scheelſucht verfolgt ſie und grollt ihnen mit dem neidiſchen Antlitz entgegen. Die Göttinnen der Scham und der heiligen Scheu, welche ſich bisher doch noch auf der Erde hatten blicken laſſen, verhüllen traurig ihren ſchönen Leib in das weiße Gewand und verlaſſen die Menſchen, um ſich wieder in die Verſammlung der ewigen Götter zurückzuflüchten. Unter den ſterblichen Menſchen blieb nichts als das traurige Elend zurück und keine Rettung von dieſem Unheil iſt zu erwarten."

---

*) Zeus hatte den Kronos (Saturn), ſeinen Vater und mit ihm die alte Götterdynaſtie geſtürzt und ſich des Olymps mit Gewalt bemächtigt. Japetos und Kronos waren Brüder, Prometheus und Jupiter Geſchwiſterkinder.

**) Mit der Thetis.

***) Dieſe Sage iſt unabhängig von der vorigen und ſtimmt nicht mit ihr überein.

Deukalion und Pyrrha. Als das eherne Menſchengeſchlecht auf Erden hauſte, und Zeus, dem Weltbeherrſcher, ſchlimme Sage von ſeinen Freveln zu Ohren gekommen, beſchloß er ſelbſt in menſchlicher Bildung die Erde zu durchſtreifen. Aber allenthalben fand er das Gerücht noch milder als die Wahrheit. Eines Abends in ſpäter Dämmerung trat er unter das ungaſtliche Obdach des Arkadierkönigs Lykäon, welcher durch Wildheit berüchtigt war. Er ließ durch einige Wunderzeichen merken, daß ein Gott gekommen ſei, und die Menge hatte ſich auf die Kniee geworfen. Lykäon jedoch ſpottete über dieſe frommen Gebete. „Laßt uns ſehen," ſprach er, „ob es ein Sterblicher oder ein Gott ſei!" Damit beſchloß er im Herzen, den Gaſt um Mitternacht, wenn der Schlummer auf ihm laſtete, mit ungeahntem Tode zu verderben. Noch vorher aber ſchlachtete er einen armen Geiſel, den ihm das Volk der Moloſſer geſandt hatte, kochte die halb lebendigen Glieder in ſiedendem Waſſer, oder briet ſie am Feuer und ſetzte ſie dem Fremdling zum Nachtmahle auf den Tiſch. Zeus, der alles durchſchaut hatte, fuhr vom Mahle empor und ſandte die rächende Flamme über die Burg des Gottloſen. Beſtürzt floh der König ins freie Feld. Der erſte Wehlaut, den er ausſtieß, war ein Geheul, ſein Gewand wurde zu Zotteln, ſeine Arme zu Beinen; er war in einen blutdürſtigen Wolf verwandelt.

Zeus kehrte in den Olymp zurück, hielt mit den Göttern Rat, und gedachte das ruchloſe Menſchengeſchlecht zu vertilgen. Schon wollte er auf alle Länder die Blitze verſtreuen; aber die Furcht, der Äther möchte in Flammen geraten und die Achſe des Weltalls verlodern, hielt ihn ab. Er legte die Donnerkeile, welche ihm die Cyklopen geſchmiedet, wieder beiſeite und beſchloß, über die ganze Erde Platzregen vom Himmel zu ſenden und ſo unter Wolkengüſſen die Sterblichen aufzureiben. Auf der Stelle ward der Nordwind ſamt allen andern die Wolken verſcheuchenden Winden in die Höhlen des Äolus verſchloſſen und nur der Südwind von ihm ausgeſendet. Dieſer flog mit triefenden Schwingen zur Erde hinab, ſein entſetzliches Antlitz bedeckte pechſchwarzes Dunkel, ſein Bart war ſchwer von Gewölk, von ſeinem weißen Hauptthaare rann die Flut, Nebel lagerten auf der Stirne, aus dem Buſen trof ihm das Waſſer. Der Südwind griff an den Himmel, faßte mit der Hand die weit umherhangenden Wolken und fing an ſie auszupreſſen. Der Donner rollte, gedrängte Regenflut ſtürzte vom Himmel; die Saat beugte ſich unter dem wogenden Sturm, darnieder lag die Hoffnung des Landmanns, verdorben war die langwierige Arbeit des ganzen Jahres. Auch Poſeidon, des Zeus Bruder, kam ihm bei dem Zerſtörungswerke zu Hilfe, berief alle Flüſſe zuſammen und ſprach: „Laßt euren Strömungen alle Zügel ſchießen, fallt in die Häuſer, durchbrechet die Dämme!" Sie vollführten ſeinen Befehl, und Poſeidon ſelbſt durchſtach mit ſeinem Dreizack das Erdreich und ſchaffte durch Erſchütterung den Fluten Eingang. So ſtrömten die Flüſſe über die offene Flur hin, bedeckten die Felder, riſſen Baumpflanzungen, Tempel und Häuſer fort. Blieb auch wo ein Palaſt ſtehen, ſo deckte doch bald das Waſſer ſeinen Giebel, und die höchſten Türme verbargen ſich im Strudel. Meer und Erde waren bald nicht mehr unterſchieden; alles war See und geſtadeloſer See. Die Menſchen ſuchten ſich zu retten, ſo gut ſie konnten; der eine erkletterte den höchſten Berg, der andere beſtieg einen Kahn und ruderte nun über das Dach ſeines verſunkenen Landhauſes oder über die Hügel ſeiner Weinpflanzungen hin, daß der Kiel an ihnen ſtreifte. In den Äſten der Wälder arbeiteten ſich die Fiſche ab; den Eber, den eilenden Hirſch erjagte die Flut; ganze Völker wurden vom Waſſer hinweggerafft, und was die Welle verſchonte, ſtarb den Hungertod auf den unbebauten Heidegipfeln.

Ein ſolcher hoher Berg ragte noch mit zwei Spitzen im Lande Phokis über die alles bedeckende Meerflut hervor. Es war der Parnaſſus. An ihn ſchwamm Deukalion, des Prometheus Sohn, den dieſer gewarnt und ihm ein Schiff erbaut hatte, mit ſeiner Gattin Pyrrha im Nachen heran. Kein Mann, kein Weib war je erfunden worden, die an Rechtſchaffenheit und Götterſcheu dieſe beiden übertroffen hätten. Als nun Zeus vom Himmel herab ſchauend die Welt von ſtehenden Sümpfen überſchwemmt und von den vielen tauſendmal tauſenden nur ein einziges Menſchenpaar übrig ſah, beide unſträflich, beide andächtige Verehrer der Gottheit, da ſandte er den Nordwind aus, ſprengte die ſchwarzen Wolken und hieß ihn die Nebel entführen; er zeigte den Himmel der Erde und die Erde dem Himmel wieder. Auch Poſeidon, der Meeresfürſt, legte den Dreizack nieder und beſänftigte die Flut. Das Meer erhielt wieder Ufer, die Flüſſe kehrten in ihr Bett zurück; Wälder ſtreckten ihre mit Schlamm bedeckten Baumwipfel aus der Tiefe hervor, Hügel folgten, endlich breitete ſich auch wieder ebenes Land aus, und zuletzt war die Erde wieder da.

Deukalion blickte ſich um. Das Land war verwüſtet und in Grabesſtille verſenkt. Thränen rollten bei dieſem Anblick über ſeine Wangen, und er ſprach zu ſeinem Weibe Pyrrha: „Geliebte, einzige Lebensgenoſſin! So weit ich in die Länder ſchaue, nach allen Weltgegenden hin, kann ich keine lebende Seele entdecken. Wir zwei bilden miteinander das Volk der Erde, alle andern ſind in der Waſſerflut untergegangen. Aber auch wir ſind unſres Lebens noch nicht mit Gewißheit ſicher. Jede Wolke, die ich ſehe, erſchreckt meine Seele noch. Und wenn auch alle Gefahr vorüber iſt, was fangen wir Einſamen auf der verlaſſenen Erde an? Ach, daß mich mein Vater Prometheus gelehrt hätte, Menſchen zu erſchaffen und geformtem Thone Geiſt einzugießen!" So ſprach er, und das verlaſſene Paar fing an zu weinen; dann warfen ſie vor einem halbzerſtörten Altar der Göttin Themis ſich auf die Kniee nieder und begannen zu der Himmliſchen zu flehen: „Sag' uns an, o Göttin, durch welche Kunſt ſtellen wir unſer untergegangenes Geſchlecht wieder her! O hilf der verſunkenen Welt wieder zum Leben!"

„Verlaſſet meinen Altar," tönte die Stimme der Göttin, „umſchleiert euer Haupt, löſet eure gegürteten Glieder und werfet die Gebeine eurer Mutter hinter den Rücken."

Lange verwunderten ſich beide über dieſen rätſelhaften Götterſpruch, Pyrrha brach zuerſt das Schweigen. „Verzeih mir, hohe Göttin," ſprach ſie, „wenn ich zuſammenſchaudre, wenn ich dir nicht gehorſame und meiner Mutter Schatten nicht durch Zerſtreuung ihrer Gebeine kränken will!" Aber dem Deukalion fuhr es durch den Geiſt wie ein Lichtſtrahl. Er beruhigte ſeine Gattin mit dem freundlichen Worte: „Entweder trügt mich mein Scharfſinn, oder die Worte der Götter ſind fromm und verbergen keinen Frevel! Unſere große Mutter, das iſt die Erde, ihre Knochen ſind die Steine; und dieſe, Pyrrha, ſollen wir hinter uns werfen!"

Beide mißtrauten indeſſen dieſer Deutung noch lange. Jedoch, was ſchadet die Probe, dachten ſie. So gingen ſie denn ſeitwärts, verhüllten ihr Haupt, entgürteten ihre Kleider und warfen, wie ihnen befohlen war, die Steine hinter ſich. Da ereignete ſich ein großes Wunder: das Geſtein begann ſeine Härtigkeit und Spröde abzulegen, wurde geſchmeidig, wuchs, gewann eine Geſtalt; menſchliche Formen traten an ihm hervor, doch noch nicht deutlich, ſondern rohen Gebilden oder einer in Marmor vom Künſtler erſt aus dem Groben herausgemeißelten Figur ähnlich. Was jedoch an den Steinen feuchtes und erdiges war, das wurde zu Fleiſch an dem Körper; das Unbeugſame, Feſte ward in Knochen verwandelt; das Geäder in den Steinen blieb Geäder. So gewannen mit Hilfe der Götter in kurzer Friſt die vom Manne geworfenen Steine männliche Bildung, die vom Weibe geworfenen weibliche.

Dieſen ſeinen Urſprung verleugnet das menſchliche Geſchlecht nicht; es iſt ein hartes Geſchlecht und tauglich zur Arbeit. Jeden Augenblick erinnert es daran, aus welchen Stamm es erwachſen iſt.

Jo. Inächus, der uralte Stammfürſt und König der Pelasger, hatte eine bildſchöne Tochter mit Namen Jo. Auf ſie war der Blick des Zeus, des olympiſchen Herrſchers, gefallen, als ſie auf der Wieſe von Lerna die Herden ihres Vaters pflegte. Der Gott ward von Liebe zu ihr entzündet, trat zu ihr in Menſchengeſtalt und fing an, ſie mit verführeriſchen Schmeichelworten zu verſuchen: „O Jungfrau, glücklich iſt, der dich beſitzen wird; doch iſt kein Sterblicher deiner wert, und du verdieneſt des höchſten Zeus Braut zu ſein! Wiſſe denn, ich bin Zeus. Fliehe nicht vor mir! Die Hitze des Mittags brennt heiß. Tritt mit mir in den Schatten des erhabenen Haines, der uns dort zur Linken in ſeine Kühle einlädt; was machſt du dir in der Glut des Tages zu ſchaffen? Fürchte dich doch nicht, den dunkeln Wald und die Schluchten, in welchen das Wild hauſet, zu betreten. Bin doch ich da, dich zu ſchirmen, der Gott, der den Szepter des Himmels führt und die zackigen Blitze über den Erdboden verſendet." Aber die Jungfrau floh vor dem Verſucher mit eiligen Schritten, und ſie wäre ihm auf den Flügeln der Angſt entkommen, wenn der verfolgende Gott ſeine Macht nicht mißbraucht und das ganze Land in dichte Finſternis gehüllt hätte. Rings umqualmte die Fliehende der Nebel, und bald waren ihre Schritte gehemmt durch die Furcht, an einen Felſen zu rennen, oder in einen Fluß zu ſtürzen. So kam die unglückliche Jo in die Gewalt des Gottes.

Hera, die Göttermutter, war längſt an die Treuloſigkeit ihres Gatten gewöhnt, der ſich von ihrer Liebe ab und den Töchtern der Halbgötter und der Sterblichen zuwandte, aber ſie vermochte ihren Zorn und ihre Eiferſucht nicht zu bändigen, und mit immer wachem Mißtrauen beobachtete ſie alle Schritte des Zeus auf der Erde. So ſchaute ſie auch jetzt gerade auf die Gegenden hernieder, wo ihr Gemahl ohne ihr Wiſſen wandelte. Zu ihrem großen Erſtaunen bemerkte ſie plötzlich, wie der heitere Tag auf einer Stelle durch nächtlichen Nebel getrübt wurde, und wie dieſer weder einem Strome, noch dem dunſtigen Boden entſteige, noch ſonſt von einer natürlichen Urſache herrühre. Da kam ihr ſchnell ein Gedanke an die Untreue ihres Gatten; ſie ſpähte rings durch den Olymp und fand ihn nicht. „Entweder ich täuſche mich," ſprach ſie ergrimmt zu ſich ſelbſt, „oder ich werde von meinem Gatten ſchnöde gekränkt!" Und nun fuhr ſie auf einer Wolke vom hohen Äther zur Erde hernieder und gebot dem Nebel, der den Entführer mit ſeiner Beute umſchloſſen hielt, zu weichen. Zeus hatte die Ankunft ſeiner Gemahlin geahnt, und um ſeine Geliebte ihrer Rache zu entziehen, verwandelte er die ſchöne Tochter des Inächus ſchnell in eine ſchmucke, ſchneeweiße Kuh. Aber auch ſo war die Holdſelige noch ſchön geblieben. Hera, welche die Liſt ihres Gemahls alsbald durchſchaut hatte, pries das ſtattliche Tier und fragte, als wüßte ſie nichts von der Wahrheit, wem die Kuh gehöre, von wannen und welcherlei Zucht ſie ſei. Zeus, in der Not, und um ſie von weiterer Nachfrage abzuſchrecken, nahm ſeine Zuflucht zu einer Lüge und gab vor, die Kuh entſtamme der Erde. Hera gab ſich damit zufrieden, aber ſie bat ſich das ſchöne Tier von ihrem Gemahl zum Geſchenke aus. Was ſollte der betrogene Betrüger machen? Giebt er die Kuh her, ſo wird er ſeiner Geliebten verluſtig; verweigert er ſie, ſo erregt er erſt recht den Verdacht ſeiner Gemahlin, welche der Unglücklichen dann raſches Verderben ſenden wird! So entſchloß er ſich denn, für den Augenblick auf die Jungfrau zu verzichten und ſchenkte die ſchimmernde Kuh, die er noch immer für unentdeckt hielt, ſeiner Gemahlin. Hera knüpfte, ſcheinbar beglückt durch die Gabe, dem ſchönen Tiere ein Band um den Hals und führte die Unſelige, der ein verzweifelndes Menſchenherz unter der Tiergeſtalt ſchlug, im Triumphe davon. Doch machte der Göttin dieſer Diebſtahl ſelbſt angſt, und ſie ruhte nicht, bis ſie ihre Nebenbuhlerin der ſicherſten Hut überantwortet hatte. Daher ſuchte ſie den Argus, den Sohn des Areſtor, auf, ein Ungetüm, das ihr zu dieſem Dienſte beſonders geeignet ſchien. Denn Argus hatte hundert Augen im Kopfe, von denen nur ein Paar abwechſelungsweiſe ſich ſchloß und der Ruhe ergab, während die übrigen alle, über Vorder- und Hinterhaupt wie funkelnde Sterne zerſtreut, auf ihrem Poſten ausharrten. Dieſen gab Hera der armen Jo zum Wächter, damit ihr Gemahl Zeus die entriſſene Geliebte nicht entführen könne. Unter ſeinen hundert Augen durfte Jo, die Kuh, des Tages über auf einer fetten Trift weiden; Argus aber ſtand in der Nähe, und wo er ſich immer hinſtellen mochte, erblickte er die ihm Anvertraute; auch wenn er ſich abwandte und ihr das Hinterhaupt zukehrte, hatte er Jo vor Augen. Wenn aber die Sonne untergegangen war, ſchloß er ſie ein und belaſtete den Hals der Unglückſeligen mit Ketten; bittre Kräuter und Baumlaub waren ihre Speiſe, ihr Bett der harte, nicht einmal immer mit Gras bedeckte Boden, ihr Trank ſchlammige Pfützen. Jo vergaß oft, daß ſie kein Menſch mehr war, ſie wollte Mitleiden erflehend ihre Arme zu Argus erheben: da ward ſie erſt daran erinnert, daß ſie keine Arme mehr hatte. Sie wollte ihm in Worten rührende Bitten vortragen: dann entfuhr ihrem Munde ein Brüllen, daß ſie vor ihrer eigenen Stimme erſchrak, welche ſie daran mahnte, wie ſie durch ihres Räubers Selbſtſucht in ein Tier verwandelt worden ſei. Doch blieb Argus mit ihr nicht an einer Stelle, denn ſo hatte es ihn Hera geheißen, die durch Veränderung ihres Aufenthalts ſie dem Gemahl um ſo gewiſſer zu entziehen hoffte. Ihr Wächter zog mit ihr im Lande herum, und ſo kam ſie auch mit ihm in ihre alte Heimat, an das Geſtade des Fluſſes, wo ſie ſo oft als Kind zu ſpielen gepflegt hatte. Da ſah ſie zum erſtenmal ihr Bild in der Flut; als das Tierhaupt mit Hörnern ihr aus dem Waſſer entgegenblickte, ſchauderte ſie zurück und floh beſtürzt vor ſich ſelbſt. Ein ſehnſüchtiger Trieb führte ſie in die Nähe ihrer Schweſtern, in die Nähe ihres Vaters Jnächus; aber dieſe erkannten ſie nicht; Jnächus ſtreichelte wohl das ſchöne Tier und reichte ihm Blätter, die er von dem nächſten Strauche pflückte; Jo beleckte dankbar ſeine Hand und benetzte ſie mit Küſſen und heimlichen menſchlichen Thränen. Aber wen er liebkoſte und von wem er geliebkoſt wurde, das ahnte der Greis nicht. Endlich kam der Armen, deren Geiſt unter der Verwandlung nicht gelitten hatte, ein glücklicher Gedanke. Sie fing an, Schriftzeichen mit dem Fuße zu ziehen und erregte durch dieſe Bewegung die Aufmerkſamkeit des Vaters, der bald im Staube die Kunde las, daß er ſein eigenes Kind vor ſich habe. „Jch Unglückſeliger," rief der Greis bei dieſer Entdeckung aus, indem er ſich an Horn und Nacken der ſtöhnenden Tochter hing, „ſo muß ich dich wiederfinden, die ich durch alle Länder geſucht habe! Wehe mir, du haſt mir weniger Kummer gemacht, ſo lange ich dich ſuchte, als jetzt, wo ich dich gefunden habe! Du ſchweigſt? Du kannſt mir kein tröſtendes Wort ſagen, mir nur mit einem Gebrüll antworten! Jch Thor, einſam ſann ich darauf, wie ich mir einen würdigen Eidam zuführen könnte und dachte nur an Brautfackel und Vermählung. Nun biſt du ein Kind der Herde —" Argus, der grauſame Wächter, ließ den jammernden Vater nicht vollenden, er riß Jo von dem Vater hinweg und ſchleppte ſie fort, auf einſame Weiden. Dann klomm er ſelbſt einen Berggipfel empor und verſah ſein Amt, indem er mit ſeinen hundert Augen wachſam nach allen vier Winden hinauslugte.

Zeus konnte das Leid der Jnächustochter nicht länger ertragen. Er rief ſeinem geliebten Sohne Hermes und befahl ihm, ſeine Liſt zu brauchen und dem verhaßten Wächter das Augenlicht auszulöſchen. Dieſer beflügelte ſeine Füße, ergriff mit der mächtigen Hand ſeine einſchläfernde Rute und ſetzte ſeinen Reiſehut auf. So fuhr er von dem Palaſte ſeines Vaters zur Erde nieder. Dort legte er Hut und Schwingen ab und behielt nur den Stab; ſo ſtellte er einen Hirten vor, lockte Ziegen an ſich und trieb ſie auf die abgelegenen Fluren, wo Jo weidete und Argus die Wache hielt. Dort angekommen, zog er ein Hirtenrohr, das man Syrinx nennt, hervor und fing an ſo anmutig und voll zu blaſen, wie man von irdiſchen Hirten zu vernehmen nicht gewohnt iſt. Der Diener Hera's freute ſich dieſes ungewohnten Schalles, erhob ſich von ſeinem Felſenſitze und rief hernieder: „Wer du auch ſein magſt, willkommener Rohrbläſer, du könnteſt wohl bei mir auf dieſem Felſen hier ausruhen. Nirgends iſt der Graswuchs üppiger für das Vieh, als hier, und du ſiehſt, wie behaglich der Schatten dieſer dicht gepflanzten Bäume für den Hirten iſt!" Hermes dankte dem Rufenden, ſtieg hinauf und ſetzte ſich zu dem Wächter, mit welchem er eifrig zu plaudern anfing und ſich ſo ernſtlich ins Geſpräch vertiefte, daß der Tag herumging, ehe Argus ſich deſſen verſah. Dieſem begannen die Augen zu ſchläfern, und nun griff Hermes wieder zu ſeinem Rohre und verſuchte ſein Spiel, um ihn vollends in Schlummer zu wiegen. Aber Argus, der an den Zorn ſeiner Herrin dachte, wenn er ſeine Gefangene ohne Feſſeln und Obhut ließe, kämpfte mit dem Schlafe, und wenn ſich auch der Schlummer in einen Teil ſeiner Augen ſchlich, ſo wachte er doch fortdauernd mit dem andern Teile, nahm ſich zuſammen, und, da die Rohrpfeife erſt kürzlich erfunden worden war, ſo fragte er nach dem Urſprung dieſer Erfindung. „Das will ich dir gerne erzählen," ſagte Hermes, „wenn du in dieſer ſpäten Abendſtunde Geduld und Aufmerkſamkeit genug haſt, mich anzuhören. Jn den Schneegebirgen Arkadiens wohnte eine berühmte Hamadryade (Baumnymphe), mit Namen Syrinx. Die Waldgötter und Satyrn, von ihrer Schönheit bezaubert, verfolgten ſie ſchon lange mit ihrer Werbung, aber immer wußte ſie ihnen zu entſchlüpfen. Denn ſie ſcheute das Joch der Vermählung und wollte, umgürtet und jagdliebend wie Diana, gleich dieſer in jungfräulichem Stande verharren. Endlich wurde auf ſeinen Streifereien durch jene Wälder auch der mächtige Gott Pan der Nymphe anſichtig, näherte ſich ihr und warb um ihre Hand dringend und im ſtolzen Bewußtſein ſeiner Hoheit. Aber die Nymphe verſchmähte ſein Flehen und flüchtete vor ihm durch unwegſame Steppen, bis ſie zuletzt an das langſame Waſſer des verſandeten Fluſſes Ladon kam, deſſen Wellen doch noch tief genug waren, der Jungfrau den Übergang zu wehren. Hier beſchwor ſie ihre Schutzgöttin Diana, ehe ſie in die Hand des Gottes fiele, ſich ihrer Verehrerin zu erbarmen und ſie zu verwandeln. Jndem kam der Gott herangeflogen und umfaßte die am Ufer Zögernde; aber wie ſtaunte er, als er, ſtatt eine Nymphe zu umarmen, nur ein Schilfrohr umfaßt hielt; ſeine lauten Seufzer zogen vervielfältigt durch das Rohr und wiederholten ſich mit tiefem, klagendem Geſäuſel. Der Zauber dieſes Wohllautes tröſtete den getäuſchten Gott. „Wohl denn, verwandelte Nymphe," rief er mit ſchmerzlicher Freude, „auch ſo ſoll unſre Verbindung unauflöslich ſein!" Und nun ſchnitt er ſich von dem geliebten Schilfe ungleichförmige Röhren, verknüpfte ſie mit Wachs untereinander und nannte die lieblich tönende Flöte nach dem Namen der holden Hamadryade, und ſeitdem heißt dieſes Hirtenrohr Syrinx. . . ."

So lautete die Erzählung des Hermes, bei welcher er den hundertäugigen Wächter unausgeſetzt im Auge behielt. Die Märe war noch nicht zu Ende, als er ſah, wie ein Auge um das andere ſich unter der Decke geborgen hatte und endlich alle die hundert Leuchten in dichtem Schlafe erloſchen waren. Nun hemmte der Götterbote ſeine Stimme, berührte mit ſeinem Zauberſtabe nacheinander die hundert eingeſchläferten Augenlider und verſtärkte ihre Betäubung. Während nun der hundertäugige Argus in tiefem Schlafe nickte, griff Merkur ſchnell zu dem Sichelſchwerte, das er unter ſeinem Hirtenrocke verborgen trug, und hieb ihm den geſenkten Nacken, da wo der Hals zunächſt an den Kopf grenzt, durch und durch. Kopf und Rumpf ſtürzten nacheinander vom Felſen herab und färbten das Geſtein mit einem Strome von Blut.

Nun war Jo befreit, und obwohl noch unverwandelt, rannte ſie ohne Feſſeln davon. Aber den durchdringenden Blicken Hera's entging nicht, was in der Tiefe geſchehen war. Sie dachte auf eine ausgeſuchte Qual für ihre Nebenbuhlerin und ſandte ihr eine Bremſe, die das unglückliche Geſchöpf durch ihren Stich zum Wahnſinne trieb. Dieſe Qual jagte die Geängſtigte mit ihrem Stachel landflüchtig über den ganzen Erdkreis, zu den Skythen, an den Kaukaſus, zum Amazonenvolke, zum Cimmeriſchen Bosporus (Straße von Kertſch) und an die Maeotiſche See (Aſowſches Meer); dann hinüber nach Aſien und endlich nach langem, verzweiflungsvollem Jrrlaufe nach Ägypten. Hier am Strande des Nilufers angelangt, ſank Jo auf ihre Vorderfüße nieder und hob, den Hals rückwärts gebogen, ihre ſtummen Augen zum Olymp empor, mit einem Blicke voll Haders gegen Zeus. Den jammerte dieſes Anblicks; er eilte zu ſeiner Gemahlin Hera, umfing ihren Hals mit den Armen, flehte um Barmherzigkeit für das arme Mädchen, das ſchuldlos an ſeiner Verirrung war, und ſchwor ihr beim Waſſer der Unterwelt, bei dem die Götter ſchwören, von ſeiner Neigung zu ihr hinfort ganz abzulaſſen. Hera hörte während dieſer Bitte das flehentliche Brüllen der Kuh, das zum Olymp emporſtieg. Da ließ ſich die Göttermutter erweichen und gab dem Gemahle Vollmacht, der Mißſtalteten den menſchlichen Leib zurückzugeben. Zeus eilte zur Erde nieder und an den Nil. Hier ſtrich er der Kuh mit der Hand über den Rücken; da war es wunderbar anzuſchauen. Die Zotteln flogen vom Leibe des Tieres, das Gehörn ſchrumpfte zuſammen, die Scheibe der Augen verengte ſich, das Maul zog ſich zu Lippen zuſammen, Schultern und Hände kehrten wieder, die Klauen verſchwanden, nichts blieb von der Kuh übrig als die ſchöne weiße Farbe. In ganz verwandelter Geſtalt erhob ſich Jo vom Boden und ſtand aufrecht, in menſchlicher Schönheit leuchtend. Am Nilſtrome gebar ſie dem Zeus den Epäphus und weil das Volk die wunderbar Verwandelte und Errettete göttergleich ehrte, ſo herrſchte ſie lange mit Fürſtengewalt über jene Lande. Doch blieb ſie auch ſo nicht ganz von Hera’s Zorne verſchont. Dieſe ſtiftete das wilde Volk der Kureten auf, ihren jungen Sohn Epäphus zu entführen, und nun trat ſie aufs neue eine lange vergebliche Wanderung an, den Geraubten aufzuſuchen. Endlich, nachdem Zeus die Kureten mit dem Blitz erſchlagen, fand ſie den entführten Sohn an der Grenze Äthiopiens wieder, kehrte mit ihm nach Ägypten zurück und ließ ihn an ihrer Seite herrſchen. Er heiratete die Memphis und dieſe gebar ihm Libya, von der das Land Libyen den Namen erhielt. Mutter und Sohn wurden von dem Nilvolke nach beider Tode mit Tempeln geehrt und erhielten, ſie als Iſis, er als Apis, göttliche Verehrung.

Phaëton. Auf herrlichen Säulen erbaut, ſtand die Königsburg des Sonnengottes, von blitzendem Gold und glühendem Karfunkel ſchimmernd; den oberſten Giebel umſchloß blendendes Elfenbein, gedoppelte Thüren ſtrahlten in Silberglanz, darauf in erhabener Arbeit die ſchönſten Wundergeſchichten zu ſchauen waren. In dieſen Palaſt trat Phaëton, der Sohn des Sonnengottes Helios, und verlangte den Vater zu ſprechen. Doch ſtellte er ſich nur von ferne hin; denn in der Nähe war das ſtrahlende Licht nicht zu ertragen. Der Vater Helios, von Purpurgewand umhüllt, ſaß auf ſeinem fürſtlichen Stuhle, der mit glänzenden Smaragden beſetzt war; zu ſeiner Rechten und ſeiner Linken ſtand ſein Gefolge geordnet, der Tag, der Monat, das Jahr, die Jahrhunderte und die Horen; der jugendliche Lenz mit ſeinem Blütenkranze, der Sommer mit Ähregewinden bekränzt, der Herbſt mit einem Füllhorn voll Trauben, der eiſige Winter mit ſchneeweißen Haaren. Helios, in ihrer Mitte ſitzend, wurde mit ſeinem allſchauenden Auge bald den Jüngling gewahr, der über ſo viele Wunder ſtaunte. „Was iſt der Grund deiner Wallfahrt,“ ſprach er, „was führt dich in den Palaſt deines göttlichen Vaters, mein Sohn?“ Phaëton antwortete: „Erlauchter Vater, man ſpottet mein auf Erden und beſchimpft meine Mutter Klymĕne. Sie ſprechen, ich erheuchle nur himmliſche Abkunft und ſei der Sohn eines dunkeln Vaters. Darum komme ich, von dir ein Unterpfand zu erbitten, das mich vor aller Welt als deinen wirklichen Sprößling darſtelle.“ So ſprach er; da legte Helios die Strahlen, die ihm rings das Haupt umleuchteten, ab und hieß ihn näher herantreten; dann umarmte er ihn und ſprach: „Deine Mutter Klymĕne hat die Wahrheit geſagt, mein Sohn, und ich werde dich vor der Welt nimmermehr verleugnen. Damit du aber ja nicht ferner zweifelſt, ſo erbitte dir ein Geſchenk! ich ſchwöre beim Styx, dem Fluſſe der Unterwelt, bei welchem alle Götter ſchwören, deine Bitte, welche ſie auch ſei, ſoll dir erfüllt werden!“ Phaëton ließ den Vater kaum ausreden. „So erfülle mir denn,“ ſprach er, „meinen glühendſten Wunſch und vertraue mir nur auf einen Tag die Lenkung deines geflügelten Sonnenwagens.“

Schrecken und Reue ward ſichtbar auf dem Angeſichte des Gottes. Drei-, viermal ſchüttelte er ſein umleuchtetes Haupt und rief endlich: „O Sohn, du haſt mich ein ſinnloſes Wort ſprechen laſſen! O dürfte ich dir doch meine Verheißung nimmermehr gewähren! Du verlangſt ein Geſchäft, dem deine Kräfte nicht gewachſen ſind; du biſt zu jung; du biſt ſterblich und was du wünſcheſt iſt ein Werk der Unſterblichen! Ja, du erſtrebeſt ſogar mehr, als den übrigen Göttern zu erlangen vergönnt iſt. Denn außer mir vermag keiner von ihnen auf der glutenſprühenden Achſe zu ſtehen. Der Weg, den mein Wagen zu machen hat, iſt gar ſteil, mit Mühe erklimmt ihn in der Frühe des Morgens mein noch friſches Roſſegeſpann. Die Mitte der Laufbahn iſt zu oberſt am Himmel. Glaube mir, wenn ich auf meinem Wagen in ſolcher Höhe ſtehe, da kommt mich oft ſelbſt ein Grauſen an und mein Haupt droht ein Schwindel zu faſſen, wenn ich ſo herniederblicke in die Tiefe, und Meer und Land weit unter mir liegt. Zuletzt iſt dann die Straße ganz abſchüſſig, da bedarf es gar ſicherer Lenkung. Die Meeresgöttin Thetis ſelbſt, die mich in ihre Fluten aufzunehmen bereit iſt, pflegt alsdann zu befürchten, ich möchte in die Tiefe geſchmettert werden. Dazu bedenke, daß der Himmel ſich in beſtändigem Umſchwunge dreht, und ich dieſem reißenden Kreislaufe entgegenfahren muß. Wie vermöchteſt du das, wenn ich dir auch meinen Wagen gäbe? Darum, geliebter Sohn, verlange nicht ein ſo ſchlimmes Geſchenk und beſſere deinen Wunſch, ſo lange es noch Zeit iſt. Sieh mein erſchrecktes Geſicht an. O könnteſt du durch meine Augen in mein ſorgenvolles Vaterherz eindringen! Verlange, was du ſonſt willſt von allen Gütern des Himmels und der Erde! Ich ſchwöre dir beim Styx, du ſollſt es haben! — Was umarmſt du mich mit ſolchem Ungeſtüm?“

Aber der Jüngling ließ mit Flehen nicht ab, und der Vater hatte den heiligen Schwur geſchworen. So nahm er denn ſeinen Sohn bei der Hand und führte ihn zu dem Sonnenwagen, Hephäſts herrlicher Arbeit. Achſe, Deichſel und der Kranz der Räder waren von Gold, die Speichen Silber; vom Joche ſchimmerten Chryſolithen und Juwelen. Während Phaëton die herrliche Arbeit beherzt anſtaunte, thut im geröteten Oſten die erwachte Morgenröte ihr Purpurthor und ihren Vorſaal, der voll Roſen iſt, auf. Die Sterne verſchwinden allmählich, der Morgenſtern iſt der letzte, der ſeinen Poſten am Himmel verläßt, und die äußerſten Hörner des Mondes verlieren ſich am Rande. Jetzt giebt Helios den geflügelten Horen den Befehl, die Roſſe zu ſchirren; und dieſe führen die glutſprühenden Tiere, von Ambroſia geſättigt, von den erhabenen Krippen und legen ihnen herrliche Zäume an. Während dies geſchah, beſtrich der Vater das Antlitz ſeines Sohnes mit einer heiligen Salbe und machte es dadurch geſchickt, die glühende Flamme zu ertragen. Um das Haupthaar legte er ihm ſeine Strahlenſonne, aber er ſeufzte dazu und ſprach warnend: „Kind, ſchone mir die Stacheln, brauche wacker die Zügel; denn die Roſſe rennen ſchon von ſelbſt, und es koſtet Mühe, ſie im Fluge zu halten; die Straße geht ſchräg in weit umbiegender Krümmung; den Südpol wie den Nordpol mußt du meiden. Du erblickſt deutlich die Gleiſe der Räder. Senke dich nicht zu tief, ſonſt gerät die Erde in Brand; ſteige nicht zu hoch, ſonſt verbrennſt du den Himmel. Auf, die Finſternis flieht, nimm die Zügel zur Hand; oder — noch iſt es Zeit; beſinne dich, liebes Kind; überlaß den Wagen mir, laß mich der Welt das Licht ſchenken und bleibe du Zuſchauer!“

Der Jüngling ſchien die Worte des Vaters gar nicht zu hören, er ſchwang ſich mit einem Sprung auf den Wagen, ganz erfreut, die Zügel in den Händen zu haben und nickte dem unzufriedenen Vater einen kurzen, freundlichen Dank. Mittlerweile füllten die vier Flügelroſſe mit glutatmendem Wiehern die Luft, und ihr Huf ſtampfte gegen die Barren. Thetis, Phaëtons Großmutter, welche nichts vom Loſe des Enkels ahnte, that dieſe auf; die Welt lag in unendlichem Raume vor den Blicken des Knaben. Die Roſſe flogen die Bahn aufwärts und ſpalteten die Morgennebel, die vor ihnen lagen.

Inzwiſchen fühlten die Roſſe wohl, daß ſie nicht die gewohnte Laſt trugen und das Joch leichter ſei, als gewöhnlich; und wie Schiffe, wenn ſie das rechte Gewicht nicht haben, im Meere ſchwanken, ſo machte der Wagen Sprünge in der Luft, ward hoch empor geſtoßen und rollte dahin, als wäre er leer. Als das Roſſegeſpann dies merkte, rannte es, die gebahnten Räume verlaſſend, und lief nicht mehr in der vorigen Ordnung. Phaëton fing an zu erbeben; er wußte nicht, wohin die Zügel lenken, wußte den Weg nicht, wußte nicht, wie er die wilden Roſſe bändigen ſollte. Als nun der Unglückliche hoch vom Himmel abwärts ſah auf die tief, tief unter ihm ſich hinſtreckenden Länder, wurde er blaß, und ſeine Kniee zitterten von plötzlichem Schrecken. Er ſah rückwärts; ſchon lag viel Himmel hinter ihm, aber mehr noch vor ſeinen Augen. Beides ermaß er in ſeinem Geiſte. Unwiſſend, was beginnen, ſtarrte er in die Weite, ließ die Zügel nicht nach, zog ſie auch nicht weiter an; er wollte den Roſſen rufen, aber er kannte ihre Namen nicht. Mit Grauen ſah er die mannigfaltigen Sternbilder an, die in abenteuerlichen Geſtalten am Himmel herumhingen. Da ließ er, von kaltem Entſetzen erfaßt, die Zügel fahren, und wie dieſe herabſchlotternd den Rücken der Pferde berührten, ſo verließen dieſe ihre Spur, ſchweiften ſeitwärts in fremde Luftgebiete, gingen bald hoch empor, bald tief hernieder; jetzt ſtießen ſie an den Fixſternen an, jetzt wurden ſie auf abſchüſſigem Pfade in die Nachbarſchaft der Erde herabgeriſſen. Schon berührten ſie die erſte Wolkenſchichte, die bald, entzündet aufdampfte. Immer tiefer ſtürzte der Wagen und unverſehens war er einem Hochgebirge nahe gekommen. Da lechzte vor Hitze der Boden, ſpaltete ſich, und weil plötzlich alle Säfte austrockneten, fing er an zu glimmen; das Heidegras wurde weißgelb und welkte hinweg; weiter unten loderte das Laub der Waldbäume auf; bald war die Glut bei der Ebene angekommen: nun wurde die Saat weggebrannt; ganze Städte loderten in Flammen auf, Länder mit all ihrer Bevölkerung wurden verſengt; rings brannten Hügel, Wälder und Berge. Damals ſollen auch die Mohren ſchwarz geworden ſein. Die Ströme verſiegten oder flohen erſchreckt nach ihrer Quelle zurück, das Meer ſelbſt wurde zuſammengedrängt, und was jüngſt noch See war, wurde trockenes Sandfeld.

An allen Seiten ſah Phaëton den Erdkreis entzündet; ihm ſelbſt wurde die Glut bald unerträglich; wie tief aus dem Innern einer Feuereſſe atmete er ſiedende Luft ein und fühlte unter ſeinen Sohlen, wie der Wagen erglühe. Schon konnte er den Dampf und die vom Erdbrand emporgeſchleuderte Aſche nicht mehr ertragen; Qualm und pechſchwarzes Dunkel umgab ihn; das Flügelgeſpann riß ihn nach Willkür fort; endlich ergriff die Glut ſeine Haare, er ſtürzte aus dem Wagen und brennend wurde er durch die Luft gewirbelt, wie zuweilen ein Stern bei heiterer Luft durch den Himmel zu ſchießen ſcheint. Ferne von der Heimat nahm ihn der breite Strom Eridanos auf und beſpülte ihm ſein ſchäumendes Angeſicht.

Helios, der Vater, der dies alles mit anſehen mußte, verhüllte ſein Haupt in brütender Trauer. Damals, ſagt man, ſei ein Tag der Erde ohne Sonnenlicht vorübergeflohen. Der ungeheure Brand leuchtete allein.

Europa. Im Lande Tyrus und Sidon erwuchs die Jungfrau Europa, die Tochter des Königs Agēnor, in der tiefen Abgeſchiedenheit des väterlichen Palaſtes. Zu dieſer ward nachmitternächtlicher Weile, wo untrügliche Träume die Sterblichen beſuchen, ein ſeltſames Traumbild vom Himmel geſendet. Es kam ihr vor, als erſchienen zwei Weltteile in Frauengeſtalt, Aſien und der gegenüberliegende, und ſtritten um ihren Beſitz. Die eine der Frauen hatte die Geſtalt einer Fremden; die andere — und dies war Aſien — glich an Ausſehen und Geberde einer Einheimiſchen. Dieſe wehrte ſich mit zärtlichem Eifer für ihr Kind Europa, ſprechend, daß ſie es ſei, welche die geliebte Tochter geboren und geſäugt hätte. Das fremde Weib aber umfaßte ſie, wie einen Raub, mit gewaltigen Armen und zog ſie mit ſich fort, ohne daß Europa im Innern zu widerſtreben vermochte. „Komm nur mit mir, Liebchen," ſprach die Fremde, „ich trage dich als Beute dem Ägiserſchütterer Zeus entgegen; ſo iſt dir's vom Geſchicke beſchieden." Mit klopfendem Herzen erwachte Europa und richtete ſich vom Lager auf; denn das Nachtgeſicht war hell wie ein Anblick des Tages geweſen. Lange Zeit ſaß ſie unbeweglich aufrecht im Bette, vor ſich hinſtarrend, und vor ihren weit aufgethanen Augenſternen ſtanden noch die beiden Weiber. Erſt ſpät öffneten ſich ihre Lippen zum bangen Selbſtgeſpräche: „Welcher Himmliſche," ſprach ſie, „hat mir dieſe Bilder zugeſchickt? Was für wunderbare Träume haben mich aufgeſchreckt, die ich im Vaterhauſe ſüß und ſicher ſchlummerte? Wer war doch die Fremde, die ich im Traume geſehen? Welch eine wunderbare Sehnſucht nach ihr regt ſich in meinem Herzen? Und wie iſt ſie ſelbſt mir ſo liebreich entgegen gekommen und, auch als ſie mich gewaltſam entführte, mit welchem Mutterblicke hat ſie mich angelächelt? Mögen die ſeligen Götter mir den Traum zum beſten kehren!"

Der Morgen war herangekommen; der helle Tagesſchein verwiſchte den nächtlichen Schimmer des Traumes aus der Seele der Jungfrau, und Europa erhob ſich zu den Beſchäftigungen und Freuden ihres jungfräulichen Lebens. Bald ſammelten ſich um ſie ihre Altersgenoſſinnen und Geſpielinnen, Töchter der erſten Häuſer, welche ſie zu Chortänzen, Opfern und Luſtgängen zu begleiten pflegten. Auch jetzt kamen ſie, ihre Herrin zu einem Gange nach den blumenreichen Wieſen des Meeres einzuladen, wo ſich die Mädchen der Gegend ſcharenweiſe zu verſammeln und am üppigen Wuchſe der Blumen und am rauſchenden Halle des Meeres zu erfreuen pflegten. Alle Mädchen waren in ſchmucke blumengeſtickte Gewande gekleidet; Europa ſelbſt trug ein wunderherrliches goldgeſticktes Schleppkeid voll glänzender Bilder aus der Götterſage; das köſtliche Gewand war ein Werk des Hephäſt, ein uraltes Göttergeſchenk des Erderſchütterers Poſeidons, das dieſer der Lybia geſchenkt hatte, als er um ſie warb. Aus ihrem Beſitze war es von Hand zu Hand als Erbſtück in das Haus des Agēnor gekommen. Mit dieſem Brautſchmuck angethan eilte die holdſelige Europa an der Spitze ihrer Geſpielinnen den Meereswieſen zu, die voll der bunteſten Blumen ſtanden. Jubelnd zerſtreute ſich die Schar der Mädchen da und dorthin, jede ſuchte ſich eine Blume auf, die nach ihrem Sinne war. Die eine pflückte die glänzende Narziſſe, die andere wandte ſich der Balſam ausſtrömenden Hyacinthe zu, eine dritte erwählte ſich das ſanfter duftende Veilchen, andern gefiel der würzige Quendel, wieder andere mähten den gelben lockenden Krokus. So flogen die Geſpielinnen hin und her; Europa aber hatte bald ihr Ziel gefunden, ſie ſtand, wie unter den Grazien die Liebesgöttin, alle ihre Genoſſinnen überragend und hielt hoch in der Hand einen vollen Strauß von glühenden Roſen.

Als ſie genug Blumen geſammelt, lagerten ſich die Jungfrauen, ihre Fürſtin in der Mitte, harmlos auf dem Raſen und fingen an Kränze zu flechten, die ſie, den Nymphen der Wieſe zum Dank, an grünenden Bäumen aufhängen wollten. Aber nicht lange ſollten ſie ihren Sinn an den Blumen ergötzen, denn in das ſorgloſe Jugendleben Europas griff unverſehens das Schickſal ein, das ihr der Traum der verſchwundenen Nacht geweiſſagt hatte. Zeus, der Kronide, war von den Geſchoſſen der Liebesgöttin, die allein auch den unbezwungenen Göttervater zu beſiegen vermochten, getroffen und von der Schönheit der jungen Europa ergriffen worden. Weil er aber den Zorn der eiferſüchtigen Hera fürchtete, auch nicht hoffen durfte, den unſchuldigen Sinn der Jungfrau zu bethören, ſo ſann der verſchlagene Gott auf eine neue Liſt. Er verwandelte ſeine Geſtalt und wurde ein Stier. Aber welch ein Stier! Nicht, wie er auf gemeiner Wieſe geht, oder unters Joch gebeugt den ſchwer beladenen Wagen zieht; nein, groß, herrlich von Geſtalt, mit ſchwellenden Muskeln am Halſe und vollen Wampen am Bug; ſeine Hörner waren zierlich und klein, wie von Händen gedrechſelt und durchſichtiger, als reine Juwelen; goldgelb war ſeine Leibfarbe, nur mitten auf der Stirne ſchimmerte ein ſilberweißes Mal, dem gekrümmten Horne des wachſenden Mondes ähnlich; bläulichte, von Verlangen funkelnde Augen rollten ihm im Kopfe.

Ehe Zeus dieſe Verwandlung mit ſich vornahm, rief er zu ſich auf den Olymp den Hermes und ſprach, ohne ihm etwas von ſeinen Abſichten zu enthüllen: Spute dich, lieber Sohn, getreuer Vollbringer meiner Befehle! Siehſt du dort unten das Land, das links zu uns emporblickt? Es iſt Phönizien; dieſes betritt und treibe mir das Vieh des Königes Agēnor, das du auf den Bergtriften weidend finden wirſt, gegen das Meeresufer hinab." In wenigen Augenblicken war der geflügelte Gott, dem Winke ſeines Vaters gehorſam, auf der ſidoniſchen Bergweide angekommen und trieb die Herde des Königes, unter die ſich auch, ohne daß Hermes es geahnt hätte, der verwandelte Zeus als Stier gemiſcht hatte, vom Berge herab nach dem angewieſenen Strande, eben auf jene Wieſen, wo die Tochter Agēnors, von tyriſchen Jungfrauen umringt, ſorglos mit Blumen tändelte. Die übrige Herde nun zerſtreute ſich über die Wieſen ferne von den Mädchen; nur der ſchöne Stier, in welchem der Gott verborgen war, näherte ſich dem Raſenhügel, auf welchem Europa mit ihren Geſpielinnen ſaß. Schmuck wandelte er im üppigen Graſe einher, über ſeiner Stirne ſchwebte kein Drohen, ſein funkelndes Auge flößte keine Furcht ein: ſein ganzes Ausſehen war voll Sanftmut. Europa und ihre Jungfrauen bewunderten die edle Geſtalt des Tieres und ſeine friedlichen Geberden; ja ſie bekamen Luſt, ihn recht in der Nähe zu beſehen und ihm den ſchimmernden Rücken zu ſtreicheln. Der Stier ſchien dies zu merken; denn er kam immer näher und ſtellte ſich endlich dicht vor Europa hin. Dieſe ſprang auf und wich anfangs einige Schritte zurück; als aber das Tier ſo gar zahm ſtehen blieb, faßte ſie ſich ein Herz, näherte ſich wieder und hielt ihm ihren Blumenſtrauß vor das ſchäumende Maul, aus dem ſie ein ambroſiſcher Atem anwehte. Der Stier leckte ſchmeichelnd die dargebotenen Blumen und die zarte Jungfrauenhand, die ihm den Schaum abwiſchte und ihn liebreich zu ſtreicheln begann. Immer reizender kam der herrliche Stier der Jungfrau vor, ja ſie wagte es und drückte einen Kuß auf ſeine glänzende Stirne. Da ließ das Tier ein freudiges Brüllen hören, nicht wie andere gemeine Stiere brüllen, ſondern es tönte wie der Klang einer lydiſchen Flöte, die ein Bergthal durchhallt. Dann kauerte es ſich zu den Füßen der ſchönen Fürſtin nieder, blickte ſie ſehnſüchtig an, wandte ihr den Nacken zu und zeigte ihr den breiten Rücken. Da ſprach Europa zu ihren Freundinnen, den Jungfrauen: „Kommt doch auch näher, liebe Geſpielinnen, daß wir uns auf den Rücken dieſes ſchönen Stieres ſetzen und unſere Luſt haben: ich glaube, er könnte unſerer 4 aufnehmen und beherbergen, wie ein geräumiges Schiff. Er iſt ſo ſanftmütig anzuſchauen, ſo holdſelig; er gleicht gar nicht anderen Stieren; wahrhaftig, er hat Verſtand wie ein Menſch und es fehlt ihm gar nichts als die Rede!" Mit dieſen Worten nahm ſie ihren Geſpielinnen die Kränze, einen nach dem andern, aus den Händen und behängte damit die geſenkten Hörner des Stieres; dann ſchwang ſie ſich lächelnd auf ſeinen Rücken, während ihre Freundinnen zaudernd und unſchlüſſig zuſahen.

Der Stier aber, als er geraubt, was er gewollt hatte, ſprang vom Boden auf. Anfangs ging er ganz ſachte mit der Jungfrau davon, doch ſo, daß ihre Genoſſinnen nicht gleichen Schritt mit ſeinem Gange halten konnten. Als er aber die Wieſen im Rücken und den kahlen Strand vor ſich hatte, verdoppelte er ſeinen Lauf und glich nun nicht mehr einem trabenden Stiere, ſondern einem fliegenden Roß. Und ehe ſich Europa beſinnen konnte, war er mit einem Satz ins Meer geſprungen, und ſchwamm mit ſeiner Beute dahin. Die Jungfrau hielt mit der Rechten eines ſeiner Hörner umklammert, mit der Linken ſtützte ſie ſich auf den Rücken; in ihre Gewänder blies der Wind wie in ein Segel; ängſtlich blickte ſie nach dem verlaſſenen Lande zurück und rief umſonſt den Geſpielinnen; das Waſſer umwallte den ſegelnden Stier und, ſeine hüpfenden Wellen ſcheuend, zog ſie furchtſam die Ferſen hinauf. Aber das Tier ſchwamm dahin wie ein Schiff; bald war das Ufer verſchwunden, die Sonne untergegangen und im Helldunkel der Nacht ſah die unglückliche Jungfrau nichts um ſich her, als Wogen und Geſtirne. So ging es fort, auch als der Morgen kam; den ganzen Tag ſchwamm ſie auf dem Tiere durch die unendliche Flut dahin; doch wußte dieſes ſo geſchickt die Wellen zu durchſchneiden, daß kein Tropfen ſeine geliebte Beute benetzte. Endlich gegen Abend erreichten ſie ein fernes Ufer. Der Stier ſchwang ſich ans Land, ließ die Jungfrau unter einem gewölbten Baume ſanft vom Rücken gleiten und verſchwand vor ihren Blicken. An ſeine Stelle trat ein herrlicher, göttergleicher Mann, der ihr erklärte, daß er der Beherrſcher der Inſel Kreta ſei und ſie ſchützen werde, wenn er durch ihren Beſitz beglückt würde. Europa in ihrer troſtloſen Verlaſſenheit reichte ihm ihre Hand als Zeichen der Einwilligung, und Zeus hatte das Ziel ſeiner Wünſche erreicht. Auch er verſchwand, wie er gekommen war. Aus langer Betäubung erwachte Europa, als ſchon die Morgenſonne am Himmel ſtand. Mit verirrten Blicken ſah ſie um ſich her, als wollte ſie die Heimat ſuchen. „Vater, Vater!" rief ſie mit durchdringendem Wehlaut, beſann ſich eine Weile und rief wieder: „Ich verworfene Tochter, wie darf ich den Vaternamen nur ausſprechen? Welcher Wahnſinn hat mich die Kindesliebe vergeſſen laſſen!" Dann ſah ſie wieder, wie ſich beſinnend, umher und fragte ſich ſelbſt: „Woher, wohin bin ich gekommen? — Zu leicht iſt ein Tod für die Schuld der Jungfrau! Aber wache ich denn auch und beweine einen wirklichen Schimpf? Nein, ich bin gewiß unſchuldig an allem, und es neckt meinen Geiſt nur ein nichtiges Traumbild, das der Morgenſchlaf wieder entführen wird! Wie wäre es auch möglich, daß ich mich hätte entſchließen können, lieber auf dem Rücken eines Untieres durch unendliche Fluten zu ſchwimmen, als in holder Sicherheit friſche Blumen zu pflücken!" — So ſprach ſie und fuhr mit der flachen Hand über die Augenlider, als wollte ſie den verhaßten Traum verwiſchen. Als ſie aber um ſich blickte, blieben die fremden Gegenſtände unverrückt vor ihren Augen; unbekannte Bäume und Felſen umgaben ſie, und eine unheimliche Meeresflut ſchäumte, an ſtarren Klippen ſich brechend, empor am niegeſchauten Geſtade. „Ach, wer mir jetzt den verfluchten Stier auslieferte," rief ſie verzweifelnd; „wie wollte ich ihn zerfleiſchen: nicht ruhen wollte ich, bis ich die Hörner des Ungeheuers zerbrochen, das mir jüngſt noch ſo liebenswürdig erſchien! Eitler Wunſch! Nachdem ich ſchamlos die Heimat verlaſſen, was bleibt mir übrig, als zu ſterben? Wenn ich nicht von allen Göttern verlaſſen bin, ſo ſendet mir, ihr Himmliſchen, einen Löwen, einen Tiger! Vielleicht reizt ſie die Fülle meiner Schönheit, und ich muß nicht warten, bis der entſetzliche Hunger an dieſen blühenden Wangen zehrt!" Aber kein wildes Tier erſchien; lächelnd und friedlich lag die fremde Gegend vor ihr und vom unumwölkten Himmel leuchtete die Sonne. Wie von Furien beſtürmt, ſprang die verlaſſene Jungfrau auf. „Elende Europa," rief ſie. „hörſt du nicht die Stimme deines abweſenden Vaters, der dich verflucht, wenn du deinem ſchimpflichen Leben nicht ein Ende machſt! Zeigt er dir nicht jene Eſche, an welche du dich mit deinem Gürtel aufhängen kannſt? Deutet er nicht hin auf jenes ſpitze Felsgeſtein, von welchem herab dich ein Sprung in den Sturm der Meeresflut begraben wird? Oder willſt du lieber einem Barbarenfürſten als Nebenweib dienen und als Sklavin von Tag zu Tag die zugeteilte Wolle abſpinnen, du, eines hohen Königs Tochter?" So quälte ſich das unglückliche verlaſſene Mädchen mit Todesgedanken und fühlte doch nicht den Mut in ſich, zu ſterben. Da vernahm ſie plötzlich ein heimliches ſpottendes Flüſtern hinter ſich, glaubte ſich belauſcht, und blickte erſchrocken rückwärts. In überirdiſchem Glanze ſah ſie da die Göttin Aphrodīte vor ſich ſtehen, ihren kleinen Sohn, den Liebesgott, mit geſenktem Bogen zur Seite. Noch ſchwebte ein Lächeln auf den Lippen der Göttin, dann ſprach ſie: „Laß deinen Zorn und Hader, ſchönes Mädchen! Der verhaßte Stier wird kommen und dir die Hörner zum Zerreißen darreichen; ich bin es, die dir im väterlichen Hauſe jenen Traum geſendet. Tröſte dich, Europa! Zeus iſt es, der dich geraubt hat; du biſt die irdiſche Gattin des unbeſiegten Gottes; unſterblich wird dein Name werden; denn der fremde Weltteil, der dich aufgenommen hat, heißt hinfort Europa!"

Kadmus. Kadmus war ein Sohn des phöniziſchen Königs Agēnor, ein Bruder der Europa. Als Zeus, in einen Stier verwandelt, dieſe entführt hatte, ſandte den Kadmus und deſſen Brüder ſein Vater aus, ſie zu ſuchen, und ohne ſie erlaubte er ihnen nicht, wieder zurückzukommen. Lange hatte Kadmus vergebens die Welt durchirrt, ohne des Zeus Schliche entdecken zu können. Als er die Hoffnung verloren hatte, ſeine Schweſter wieder aufzufinden, ſcheute er ſeines Vaters Zorn, wandte ſich an das Orakel Phöbus-Apollos und forſchte, welches Land er inskünftige bewohnen ſollte. Apollo gab ihm die Weiſung: „Du wirſt ein Rind auf einſamen Gauen treffen, das noch kein Joch geduldet hat. Von dieſem ſollſt du dich leiten laſſen, und an dem Platze, wo es im Graſe ruhen wird, erbaue Mauern und nenne die Stadt Theben."

Kaum hatte Kadmus die kaſtaliſche Höhle verlaſſen, wo Apolls Orakel war, als er ſchon auf der grünen Weide eine Kuh ſich bedächtig ergehen ſah, die noch kein Zeichen der Dienſtbarkeit um den Nacken trug. Lautlos zu Phöbus betend, folgte er mit langſamen Schritten den Spuren des Tieres. Schon hatte er die Furt des Cephiſſus durchwatet und war über eine gute Strecke Landes gekommen, als auf einmal das Rind ſtille ſtand, ſein Gehörn gen Himmel ſtreckte und die Luft mit Brüllen erfüllte; dann ſchaute es rückwärts nach der Schar der Männer, die ihm folgte, und kauerte ſich endlich im ſchwellenden Graſe nieder.

Voll Dankes warf ſich Kadmus auf der fremden Erde nieder und küßte ſie. Hierauf wollte er dem Zeus opfern und hieß die Diener ſich aufmachen, um ihm Waſſer aus lebendigem Quell zum Trankopfer zu holen. Dort war ein altes Gehölz, das noch von keinem Beile jemals ausgehauen worden war, mitten darin bildete durch zuſammengefügtes Felsgeſtein, mit Geſtrüppe und Strauchwerk verwachſen, eine Kluft, reich an Quellwaſſer, ein niedriges Gewölbe. In dieſer Höhle verſteckt ruhte ein grauſamer Drache. Weithin ſah man ſeinen roten Kamm ſchimmern, aus den Augen ſprühte Feuer, ſein Leib ſchwoll von Gift, mit drei Zungen ziſchte er, und ſein Rachen war mit drei Reihen Zähne bewaffnet. Wie nun die Phönizier den Hain betreten hatten, und der Krug, niedergelaſſen, in den Wellen plätſcherte, ſtreckte der bläuliche Drache plötzlich ſein Haupt weit aus der Höhle und erhub ein entſetzliches Ziſchen. Die Schöpfurnen entgleiteten der Hand der Diener, und vor Schrecken ſtockte ihnen das Blut im Leibe. Der Drache aber verwickelte ſeine ſchuppigen Ringe zum ſchlüpfrigen Knäuel, dann krümmte er ſich im Bogenſprunge, und über die Hälfte aufgerichtet ſchaute er auf den Wald herab. Dann reckte er ſich gegen die Phönizier aus, tötete die einen durch ſeinen Biß, die andern erdrückte er mit ſeiner Umſchlingung, noch andere erſtickte ſein bloßer Anhauch, und wieder andere brachte ſein giftiger Geifer um.

Kadmus wußte nicht, warum ſeine Diener ſo lange zauderten. Zuletzt machte er ſich auf, ſelbſt nach ihnen zu ſchauen.. Er deckte ſich mit dem Felle, das er einem Löwen abgezogen hatte, nahm Lanze und Wurfſpieß mit ſich, dazu ein Herz, das beſſer war, als jede Waffe. Das erſte, was ihm beim Eintritt in den Hain aufſtieß, waren die Leichen ſeiner getöteten Diener, und über ihnen ſah er den Feind mit geſchwollenem Leibe triumphieren und mit der blutigen Zunge die Leichname belecken. „Ihr armen Genoſſen," rief Kadmus voll Jammer aus, „entweder bin ich euer Rächer, oder der Gefährte eures Todes!" Mit dieſen Worten ergriff er ein Felsſtück und ſandte es gegen den Drachen. Mauern und Türme hätte wohl der Stein erſchüttert, ſo groß war er. Aber der Drache blieb unverwundet, ſein harter ſchwarzer Balg und die Schuppenhaut ſchirmten ihn wie ein eherner Panzer. Nun verſuchte es der Held mit dem Wurfſpieß. Dieſem hielt der Leib des Ungeheuers nicht ſtand, die ſtählerne Spitze ſtieg tief in ſein Eingeweide nieder. Wütend vor Schmerz drehte der Drache den Kopf gegen den Rücken und zermalmte dadurch die Stange des Wurfſpießes, aber das Eiſen blieb im Leibe ſtecken. Ein Streich vom Schwerte ſteigerte noch ſeine Wut, der Schlund ſchwoll ihm auf, und weißer Schaum floß aus dem giftigen Rachen. Aufrechter als ein Baumſtamm ſchoß der Drache hinaus, dann rannte er mit der Bruſt wieder gegen die Waldbäume. Agēnors Sohn wich dem Anfalle aus, deckte ſich mit der Löwenhaut und ließ die Drachenzähne an der Lanzenſpitze ſich abmüden. Endlich fing das Blut dem Untier aus dem Halſe zu fließen an und rötete die grünen Kräuter umher; aber die Wunde war nur leicht; denn der Drache wich jedem Stoß und Stiche aus und verſtattete den Streichen, nicht feſt zu ſitzen. Zuletzt jedoch ſtieß ihm Kadmus das Schwert in die Gurgel, ſo tief, daß es hinterwärts in einen Eichbaum fuhr und mit dem Nacken des Ungeheuers zugleich der Stamm durchbohrt wurde. Der Baum wurde von dem Gewichte des Drachen krumm gebogen und ſeufzte, weil er den Stamm von der Spitze des Schweifes gepeitſcht fühlte. Nun war der Feind überwältigt.

Kadmus betrachtete den erlegten Drachen lange; als er ſich wieder umſah, ſtand Pallas-Athene, die vom Himmel herniedergefahren war, zu ſeiner Seite und befahl ihm ſofort die Zähne des Drachen als Nachwuchs künftigen Volkes in aufgelockertes Erdreich zu ſäen. Er gehorchte der Göttin, öffnete mit dem Pflug eine breite Furche auf dem Boden und fing an die Drachenzähne, wie ihm befohlen war, die Öffnung entlang auszuſtreuen. Auf einmal begann die Scholle ſich zu rühren und aus den Furchen hervor blickte zuerſt nur die Spitze einer Lanze, dann kam ein Helm hervor, auf welchem ein farbiger Buſch ſich ſchwenkte, bald ragten Schulter und Bruſt und bewaffnete Arme aus dem Boden und endlich ſtand ein gerüſteter Krieger, vom Kopf bis zum Fuße der Erde entwachſen, da. Dies geſchah an vielen Orten zugleich, und eine ganze Saat bewaffneter Männer wuchs vor den Augen des Phöniziers empor.

Agēnors Sohn erſchrak und war gefaßt darauf, einen neuen Feind bekämpfen zu müſſen. Aber einer von dem erdentſproſſenen Volke rief ihm zu: „Nimm die Waffen nicht, menge dich nicht in innere Kriege!" Sofort holte dieſer auf einen der ihm zunächſt aus der Furche hervorgekommenen Brüder mit einem Schwertſtreich aus; ihn ſelbſt ſtreckte zu gleicher Zeit ein Wurfſpieß nieder, der aus der Ferne geflogen kam. Auch der, welcher ihm den Tod gegeben, verhauchte unter einer Wunde den kaum empfangenen Lebensatem bald wieder. Der ganze Männerſchwarm tobte in fürchterlichem Wechſelkampfe; faſt alle lagen mit zuckender Bruſt auf dem Boden, und die Mutter Erde trank das Blut ihrer eben erſt geborenen Söhne. Nur fünf waren übrig geblieben. Einer davon — er ward ſpäter Echion genannt — warf zuerſt auf Minervens Geheiß die Waffen zur Erde und erbot ſich zum Frieden; ihm folgten die anderen.

Mit dieſer fünf erdentſproſſenen Krieger Hilfe nun baute der phöniziſche Fremdling Kadmus die neue Stadt, dem Orakel des Phöbus gehorſam, und nannte ſie, wie ihm befohlen war, Theben.

Pentheus. Zu Theben war Bacchus oder Dionyſos, der Sohn des Zeus und Semele's, der Enkel des Kadmus, wunderbar geboren, der Gott der Fruchtbarkeit, der Erfinder des Weinſtocks. In Indien erzogen, verließ er bald die Nymphen, ſeine Pflegerinnen, und durchreiſte die Länder, um allenthalben die Menſchen zu bilden, den Bau des herzerfreuenden Weines zu lehren und die Verehrung ſeiner Gottheit zu gründen. So gütig er gegen ſeine Freunde war, ſo hart beſtrafte er diejenigen, die ſeinen Gottesdienſt nicht anerkennen wollten. Schon war ſein Ruhm durch die Städte Griechenlands und bis zur Stadt ſeiner Geburt, nach Theben, gedrungen. Dort aber herrſchte Pentheus, welchem Kadmus das Königreich übergeben hatte, der Sohn des erdentſproſſenen Echion und der Agāve, einer Mutterſchweſter des Bacchus. Dieſer war ein Verächter der Götter und zumeiſt ſeines Verwandten, des Dionyſos. Als nun der Gott mit ſeinem jauchzenden Gefolge von Bacchanten herannahte, um ſich dem Könige von Theben als Gott zu offenbaren, hörte dieſer nicht auf die Warnung des blinden, greiſen Sehers Tireſĭas und als ihm die Nachricht zu Ohren kam, daß auch aus Theben Männer, Frauen und Jungfrauen zur Verehrung des neuen Gottes hinausſtrömten, fing er an, ergrimmt zu ſchelten: „Welch ein Wahnſinn hat euch bethört, ihr drachenentſproſſenen Thebaner, daß euch, die kein Schlachtſchwert, keine Trompete jemals geſchreckt hat, jetzt ein weichlicher Zug von berauſchten Thoren und Weibern beſiegt? Und ihr Phönizier, die ihr weit über Meere hierher gefahren ſeid und euren alten Göttern eine Stadt gegründet, habt ihr ganz vergeſſen, aus welchem Heldengeſchlecht ihr gezeugt ſeid? Wollt ihr es dulden, daß ein wehrloſes Knäblein Theben erobere, ein Weichling mit balſamtriefendem Haar, auf dem ein Kranz aus Weinlaub ſitzt, in Purpur und Gold anſtatt in Stahl gekleidet, der kein Roß tummeln kann, dem keine Wehr, keine Fehde behagt? Wenn nur ihr wieder zur Beſinnung kommet, ſo will ich ihn bald nötigen, einzugeſtehen, daß er ein Menſch iſt, wie ich, ſein Vetter, daß nicht Zeus ſein Vater und all dieſe prächtige Gottesverehrung erlogen iſt!“ Dann wandte er ſich zu ſeinen Dienern und befahl ihnen, den Anführer dieſer neuen Raſerei, wo ſie ihn anträfen, zu faſſen und in Feſſeln herzuſchleppen.

Seine Freunde und Verwandte, die um den König waren, erſchracken über dieſen frechen Befehl, ſein Ahnherr Kadmus, der in hohem Greiſenalter noch lebte, ſchüttelte das Haupt und mißbilligte das Thun des Enkels; aber durch Ermahnungen wurde ſeine Wut nur geſtachelt, ſie ſchäumte über alle Hinderniſſe hin, wie ein raſender Fluß über das Wehr.

Unterdeſſen kamen die Diener mit blutigen Köpfen zurück. „Wo habt ihr den Bacchus?“ rief ihnen Pentheus zornig entgegen. „Den Bacchus,“ antworteten ſie, „haben wir nirgends geſehen. Dafür bringen wir hier einen Mann aus ſeinem Gefolge. Er ſcheint noch nicht lange bei ihm zu ſein.“ Pentheus ſtarrte den Gefangenen mit grimmigen Augen an und ſchrie dann: „Mann des Todes! denn auf der Stelle mußt du, den andern zu einem warnenden Beiſpiele, ſterben! Sag an, wie heißt dein und deiner Eltern Name, wie dein Land; und, ſag auch, warum verehrſt du die neuen Gebräuche?“

Frei und ohne Furcht erwiderte jener: „Mein Name iſt Akötes, meine Heimat Mäonien, meine Eltern ſind aus dem gemeinen Volke. Keine Fluren, keine Herden ließ mir der Vater zum Erbteil, er lehrte mich nur die Kunſt mit der Angelrute zu fiſchen; denn dieſe Kunſt war all ſein Reichtum. Bald lernte ich auch ein Schiff regieren, die leitenden Geſtirne, die Winde, die wohlgelegenen Häfen kennen, und fing an, Schiffahrt zu treiben. Einſt, auf einer Fahrt nach Delos, geriet ich an eine unbekannte Küſte, wo wir anlegten. Ein Sprung brachte mich auf den feuchten Sand und ich übernachtete hier ohne die Gefährten am Ufer. Des andern Tages machte ich mich mit der erſten Morgenröte auf und beſtieg einen Hügel, um zu ſehen, was der Wind uns verſpreche. Inzwiſchen hatten auch meine Gefährten gelandet, und auf dem Rückwege nach dem Schiffe begegnete ich ihnen, wie ſie gerade einen Jüngling mit ſich ſchleppten, den ſie am verlaſſenen Geſtade geraubt hatten. Der Knabe, von jungfräulicher Schönheit, ſchien vom Weine betäubt, taumelnd wie von Schläfrigkeit und hatte Mühe, ihnen zu folgen. Als ich Angeſicht, Haltung, Bewegung des Jünglings näher ins Auge faßte, ſchien ſich mir an demſelben etwas Überirdiſches zu offenbaren. „Was für ein Gott in dem Jüngling ſei,“ ſo ſprach ich zu der Mannſchaft, „weiß ich noch nicht recht; aber ſo viel iſt mir gewiß, daß ein Gott in ihm iſt.“ „Wer du auch ſeieſt,“ ſprach ich weiter, „ſei uns hold und fördere unſere Arbeit! Verzeih auch dieſen, die dich geraubt!“ — „Was fällt dir ein,“ rief ein anderer, „laß du das Beten!“ Auch die übrigen lachten über mich, von Raubgier verblendet und ſomit faßten ſie den Knaben, um ihn in das Schiff zu ſchleppen. Vergebens ſtellte ich mich entgegen: der jüngſte und kräftigſte unter der Rotte, aus einer tyrrheniſchen Stadt wegen eines Mordes flüchtig, packte mich an der Gurgel und ſchleuderte mich hinaus. Ich wäre im Meere ertrunken, wenn mich das Takelwerk nicht aufgefangen hätte. Inzwiſchen war der Knabe wie im tiefen Schlummer auf dem Schiffe, wohin man ihn gebracht hatte, gelegen. Plötzlich, wie vom Geſchrei erwacht und vom Rauſche zurückgekehrt, raffte er ſich auf, trat unter die Schiffer und rief: „Welcher Lärm? Sprecht, ihr Männer, durch welches Geſchick kam ich hierher? Wohin wollt ihr mich bringen?“ — „Fürchte dich nicht, Knabe,“ ſprach einer der falſchen Schiffer, „nenne uns nur den Hafen, nach welchem du gebracht zu werden wünſcheſt; gewiß wir ſetzen dich ab, wo du es verlangſt.“ „Nun wohl,“ ſprach der Knabe, „ſo richtet den Lauf nach der Inſel Naxos, dort iſt meine Heimat!“ Die Betrüger verſprachen es ihm bei allen Göttern und hießen mich die Segel richten. Uns zur rechten Seite lag Naxos. Wie ich nun die Segel rechtshin ſpanne, winken und murmeln ſie mir alle zu: „Unſinniger, was machſt du? Was für ein Wahnwitz plagt dich? Fahr links!“ Ich erſtaunte darüber und begriff ſie nicht. „Nehme ſich ein anderer des Schiffes an!“ ſprach ich und trat auf die Seite. „Als ob das Heil unſerer Fahrt allein auf dir beruhte!“ ſchrie mir ein roher Geſelle zu und verrichtete das Geſchäft anſtatt meiner. So ließen ſie Naxos liegen und ſteuerten in der entgegengeſetzten Richtung. Hohnlächelnd, als ob er den Trug jetzt erſt bemerkte, ſchaute der Götterjüngling vom Hinterdeck in die See und endlich, mit verſtellten Thränen, ſprach er: „Wehe, nicht dieſe Geſtade verhießet ihr mir, Schiffer, dies iſt nicht das erbetene Land! Iſt es auch recht, daß ihr alten Männer ein Kind auf dieſe Weiſe täuſchet?“ Aber die gottesvergeſſene Rotte ſpottete ſeiner und meiner Thränen und ruderte eilig davon. Plötzlich aber, als umſchlöße ſie ein trockenes Schiffswerft, ſtand die Barke mitten im Meere ſtill. Vergebens ſchlagen ihre Ruder die See, ziehen ſie die Segel herab, ſtreben fort mit doppelter Kraft. Epheu fängt an die Ruder zu umſchlingen, kriecht rückwärts in geſchlängelter Windung herauf, ſtreift mit ſeinen ſchwellenden Träubchen ſchon die Segel; Bacchus ſelbſt — denn er war es — ſteht herrlich da, die Stirn mit beerenbelaſteten Trauben bekränzt, den mit Weinlaub umſchlungenen Thyrſusſtab ſchwingend. Tiger, Luchſe, Panther erſchienen um ihn gelagert, ein duftiger Strom von Wein ergoß ſich durch das Schiff. Jetzt ſprangen die Männer ſcheu empor, in Furcht und Wahnſinn. Dem erſten, der aufſchreien wollte, krümmte ſich Mund und Naſe zum Fiſchmaul, und ehe die andern ſich darüber entſetzen konnten, war auch ihnen das Gleiche geſchehen, ihr Leib ſenkte ſich, von blauen Schuppen umgeben, der Rückgrat wurde hochgewölbt, die Arme ſchrumpften zu Floßfedern ein, die Füße vereinigten ſich zu einem Schwanze. Sie waren alle zu Fiſchen geworden, ſprangen in das Meer und tauchten auf und nieder. Ich von zwanzigen war allein übrig geblieben, aber ich zitterte an allen Gliedern und erwartete jeden Augenblick dieſelbe Verwandlung. Bacchus jedoch ſprach mir freundlich zu, weil ich ihm ja nur Gutes erwieſen habe. „Fürchte dich nicht,“ ſagte er, „und ſteure mich gen Naxos.“ Als wir dort gelandet hatten, weihte er mich an ſeinem Altar zum feierlichen Dienſte ſeiner Gottheit ein.“

„Schon zu lange horchten wir deinem Geſchwätz,“ ſchrie jetzt der König Pentheus, „auf, ergreifet ihn, ihr Diener, peinigt ihn mit tauſend Martern und ſchickt ihn zur Unterwelt hinab!“ Die Knechte gehorchten und warfen den Schiffer gefeſſelt in einen tiefen Kerker. Aber eine unſichbare Hand befreite ihn.

Nun begann erſt die ernſtliche Verfolgung der Bacchusfeier. Des Pentheus eigene Mutter, Agäve und ihre Schweſtern, hatten teil an dem rauſchenden Gottesdienſte genommen. Der König ſandte nach ihnen aus und ließ alle Bacchantinnen in den Stadtkerker werfen. Aber ohne Hilfe eines Sterblichen wurden auch ſie ihrer Bande ledig die Pforten ihres Gefängniſſes thun ſich auf, und ſie rennen in bacchiſcher Begeiſterung frei in den Wäldern umher. Der Diener, der abgeſandt worden, mit bewaffneter Macht den Gott ſelbſt einzufangen, kam ganz beſtürzt zurück; denn jener hatte ſich willig und lächelnd den Feſſeln dargeboten. So ſtand er jetzt gefangen vor dem Könige, der ſelber nicht umhin konnte, ſeine jugendliche göttliche Schönheit zu bewundern. Und doch beharrte er in ſeiner Verblendung und behandelte ihn als einen Betrüger, der den Namen Bacchus fälſchlich führe. Er ließ den gefangenen Gott mit Feſſeln belaſten und im hinterſten und tiefſten Teile ſeines Palaſtes, in der Nähe der Pferdekrippen, in einem dunkeln Loche verwahren. Auf des Gottes Geheiß ſpaltete jedoch ein Erdbeben das Gemäuer, ſeine Bande verſchwanden. Er trat unverſehrt und herrlicher als zuvor in die Mitte ſeiner Verehrer.

Ein Bote über den andern kam vor den König Pentheus und meldete ihm, welche Wunderthaten die Chöre begeiſterter Frauen, von ſeiner Mutter und ihren Schweſtern angeführt, verrichteten. Ihr Stab durfte nur an Felſen ſchlagen, ſo ſprang Waſſer oder ſprudelnder Wein heraus, die Bäche floſſen unter ſeinem Zauberſchlage mit Milch, aus den hohlen Bäumen träufelte Honig. „Ja,“ fügte einer der Boten hinzu, „wäreſt du zugegen geweſen, o Herr, und hätteſt den Gott, denn du jetzt ſchiltſt, ſelbſt geſehen, du würdeſt dich in Gebeten vor ihm niedergeworfen haben!“

Pentheus, immer entrüſteter, bot auf dieſe Nachrichten alle ſchwerbewaffneten Krieger, alle Reiter, alle Leichtbeſchildeten gegen das raſende Weiberheer auf. Da erſchien Bacchus ſelbſt wieder und trat als ſein eigener Abgeordneter vor den König. Er verſprach, ihm die Bacchantinnen entwaffnet vorzuführen, wenn nur der König ſelbſt die Frauentracht anlegen wolle, damit er nicht als Mann und Uneingeweihter von ihnen zerriſſen werde. Ungerne und mit ſehr natürlichem Mißtrauen ging Pentheus auf den Vorſchlag ein; doch folgte er endlich dem Gotte zur Schlachtbank. Aber als er hinausſchritt zur Stadt, war er ſchon vom Wahnſinne, den ihm der mächtige Gott zugeſandt hatte, beſeſſen. Ihm däuchte es, als ſchaue er zwei Sonnen, ein gedoppeltes Theben und jedes ſeiner Thore zwiefach. Bacchus ſelbſt kam ihm vor, wie ein Stier, der mit großen Hörnern an dem Kopfe vor ihm herſchreite. Er ſelbſt wurde wider Willen von bacchiſcher Begeiſterung ergriffen, verlangte und erhielt einen Thyrſusſtab und ſtürmte in Raſerei dahin. So gelangten ſie in ein tiefes, quellenreiches, von Fichten beſchattetes Thal, wo die Bacchusprieſterinnen ihrem Gotte Hymnen ſangen, andere ihre Thyrſusſtäbe mit friſchem Epheu bekleideten. Des Pentheus Augen aber waren mit Blindheit geſchlagen, oder ſein Führer Bacchus hatte ihn ſo zu leiten gewußt, daß ſie die Verſammlung der begeiſterten Frauen nicht gewahr wurden. Der Gott faßte nun mit ſeiner wunderbar in die Höhe reichenden Hand den Gipfel eines Tannenbaums, beugte ihn hernieder, wie man einen Weidenzweig biegt, ſetzte den wahnſinnigen Pentheus darauf und ließ den Baum ſachte und vorſichtig allmählich wieder in ſeine vorige Lage zurückkehren. Wie durch ein Wunder blieb der König feſt ſitzen und erſchien auf einmal, hoch auf dem Tannenwipfel hingepflanzt, den Bacchantinnen im Thale, ohne daß er ſie erblickte. Dann rief Dionyſos mit lauter Stimme ins Thal hinab: „Ihr Mägde, ſchauet hier den, der unſere heiligen Feſte verſpottet; beſtrafet ihn!" Der Äther ſchwieg, kein Blatt im Walde regte ſich, kein Schrei eines Wildes ertönte. Auf richteten ſich die Bacchantinnen, ſperrten ihre Augenſterne weit auf und horchten auf der Stimme Hall, die zum zweitenmal ertönte. Als ſie in dem Wort ihren Meiſter erkannt, ſchoſſen ſie dahin, ſchneller denn Tauben; wilder Wahnſinn, vom Gotte geſandt, trieb ſie mitten durch die angeſchwollenen Waldbäche. Endlich waren ſie nahe genug gekommen, um ihren Herrn und Verfolger auf dem Tannenwipfel ſitzen zu ſehen. Schnell flogen Kieſel, abgeriſſene Tannenäſte, Thyrſusſtäbe gegen den Unglücklichen empor, ohne die Höhe zu erreichen, in der er zitternd ſchwebte. Endlich durchwühlten ſie mit harten Eichenäſten den Boden rings um den Tannenbaum, bis die Wurzel bloß war und Pentheus unter lautem Jammergeſchrei mit der ſtürzenden Tanne aus der Höhe zu Boden fiel. Seine Mutter Agave, vom Gotte geblendet, daß ſie den Sohn nicht wieder erkannte, gab das erſte Zeichen zum Morde. Dem Könige ſelbſt hatte die Angſt ſeine volle Beſinnung wiedergegeben. „Mutter," rief er, ſie umhalſend, „kennſt du deinen Sohn nicht mehr, deinen Sohn Pentheus, den du im Hauſe Echions geboren? Hab' Erbarmen mit mir, ſei du es nicht, Mutter, die meine Sünden am eignen Kinde ſtraft!" Aber die wahnſinnige Bacchusprieſterin, ſchäumend und mit weitaufgeſperrten Augen, ſah nicht ihren Sohn in Pentheus, ſondern glaubte einen Berglöwen in ihm zu erblicken, faßte ihn an der Schulter und riß ihm den rechten Arm vom Leibe; die Schweſtern verſtümmelten den linken; die ganze wütende Rotte ſtürmte auf ihn ein, jede ergriff ein Glied des Zerriſſenen; Agave ſelbſt umklammerte das entriſſene Haupt mit blutigen Fingern und trug es als ein Löwenhaupt auf einen Thyrſusſtab geſteckt durch die Wälder des Kithäron.

So rächte der mächtige Gott Bacchus ſich an dem Verächter ſeines Gottesdienſtes.

Perſeus. Perſeus, der Sohn des Zeus, wurde mit ſeiner Mutter Danäe von dem Großvater Akriſius, Könige von Argos, dem ein Orakelſpruch geſagt hatte, daß ein Enkel ihm Leben und Thron rauben würde, in einen Kaſten eingeſchloſſen und ins Meer geworfen; Zeus behütete ſie in den Stürmen des Meeres, und ſie ſchwammen bei der Inſel Seriphos ans Land. Dort herrſchten zwei Brüder, Diktys und Polydektes. Diktys fiſchte eben, als der Kaſten angeſchwommen kam, und zog ihn ans Land. Beide Brüder nahmen ſich der Verlaſſenen liebreich an; Polydektes erhob die Mutter zu ſeiner Gemahlin; und der Sohn des Zeus, Perſeus, wurde von ihm ſorgfältig erzogen.

Als Perſeus herangewachſen war, überredete ihn ſein Stiefvater, auf Thaten auszuziehen und etwas Großes zu unternehmen. Der mutige Jüngling zeigte ſich willig, und bald waren ſie einig darüber, daß Perſeus der Meduſa ihr furchtbares Haupt abſchlagen und dem Könige nach Seriphos bringen ſollte. Perſeus machte ſich auf den Weg und kam unter der Götter Leitung in die ferne Gegend, wo Phorkys, der Vater vieler entſetzlichen Ungeheuer, hauſte. Hier traf er zuerſt auf drei ſeiner Töchter, die Gräen oder Grauen; dieſe waren grauhaarig von Geburt an; alle drei miteinander hatten ſie nur ein Auge und einen Zahn, die ſie einander gegenſeitig abwechſelungsweiſe zum Gebrauche liehen. Perſeus nahm ihnen beides weg, und als ſie ihn flehentlich baten, das Unentbehrlichſte ihnen doch wieder zu geben, zeigte er ſich zur Zurückerſtattung nur unter der Bedingung bereit, daß ſie ihm den Weg zu den Nymphen zeigen ſollten. Dieſes waren andere Wundergeſchöpfe, die Flügelſchuhe, einen Schubſack als Taſche und einen Helm von Hundefell beſaßen. Wer ſich damit bekleidete, konnte fliegen, wohin er wollte; ſah, wen er wollte, und wurde von niemand geſehen. Die Töchter des Phorkys zeigten dem Perſeus den Weg zu den Nymphen und erhielten Zahn und Auge von ihm zurück. Bei den Nymphen fand und nahm er, was er wollte, warf den Schubſack um, ſchnallte die Flügelſchuhe an ſeine Knöchel und ſetzte den Helm aufs Haupt. Dazu erhielt er von Hermes eine eherne Sichel und, ſo ausgerüſtet, flog er zu dem Ocean, wo die andern drei Töchter des Phorkys, die Gorgonen, hauſten. Die dritte, die Meduſa hieß, war allein ſterblich; darum war auch Perſeus ausgeſandt worden, ihr Haupt zu holen. Er fand die Ungeheuer ſchlafend; ihre Häupter waren mit Drachenſchuppen überſäet, mit Schlangen, ſtatt Haaren bedeckt, große Hauzähne hatten ſie, wie Schweine, eherne Hände, und goldene Flügel, mit welchen ſie flogen. Jeden, der ſie anſah, verwandelte dieſer Anblick in Stein. Das wußte Perſeus. Mit abgewandtem Geſichte ſtellte er ſich deswegen vor die Schlafenden und fing nur in ſeinem ehernen, glänzenden Schilde ihr dreifaches Bild auf. So erkannte er die Gorgo Meduſa heraus, Athene führte ihm die Hand, und er ſchnitt dem ſchlafenden Ungeheuer ohne Gefährde das Haupt ab. Kaum war dies vollbracht, ſo entſprang dem Rumpfe ein geflügeltes Roß, der Pegaſus, und ein Rieſe, Chryſaor. Beides waren Geſchöpfe des Poſeidon oder Neptunus. Perſeus ſchob nun das Haupt der Meduſa in den Schubſack und entfernte ſich rücklings, wie er gekommen war. Indeſſen hatten ſich die Schweſtern Meduſas vom Lager erhoben. Sie erblickten den Rumpf der getöteten Schweſter und erhoben ſich auf ihren Fittichen, den Räuber zu verfolgen. Dieſen aber verbarg der Nymphenhelm vor ihren Augen, und ſie konnten ihn nirgends inne werden. In der Luft faßten inzwiſchen den Perſeus die Winde und ſchleuderten ihn, wie Regengewölk, bald da, bald dorthin. Als er über den Sandwüſten Libyens ſchwebte, rieſelten blutige Tropfen vom Meduſenhaupte auf die Erde nieder, welche ſie auffing und zu bunten Schlangen belebte. Seitdem iſt jenes Erdreich an feindſeligen Nattern ſo ergiebig. Perſeus flog nun weiter weſtwärts und ſenkte ſich endlich im Reiche des Königs Atlas nieder, um ein wenig zu raſten. Dieſer hütete einen Hain voll goldener Früchte mit einem gewaltigen Drachen. Umſonſt bat der Beſieger der Gorgone ihn um ein Obdach. Für ſein goldenes Beſitztum bange, ſtieß ihn Atlas unbarmherzig von ſeinem Palaſte fort. Da ergrimmte Perſeus und ſprach: „Du willſt mir nichts gönnen: empfange du wenigſtens ein Geſchenk von mir." Er holte die Gorgo aus ſeinem Schubſacke hervor, wandte ſich ab und ſtreckte ſie dem König Atlas entgegen. Groß wie der König war, wurde er augenblicklich zu Stein und in einen Berg verwandelt, Bart und Haupthaar dehnten ſich zu Wäldern aus; Schultern, Hände und Gebein wurden Felsrücken; ſein Haupt wuchs als hoher Gipfel in die Wolken. Perſeus nahm ſeine Fittiche wieder und ſchnallte ſie ſich an die Sohlen, hängte ſich den Schubſack um, ſetzte den Helm auf und ſchwang ſich in die Lüfte. Auf ſeinem Fluge kam er an eine Küſte Äthiopiens, wo der König Cepheus regierte. Hier ſah er an eine hervorragende Meeresklippe eine Jungfrau angebunden. Wenn nicht ihr Haupthaar ein Lüftchen bewegt hätte und in ihren Augen Thränen gezittert, ſo würde er ſie für ein Marmorbild gehalten haben. Faſt hätte er in der Luft die Flügel zu bewegen vergeſſen, ſo bezaubert war er von dem Reize ihrer Schönheit. „Sprich, ſchöne Jungfrau," redete er ſie an, „du, die du ganz anderes Geſchmeide verdienteſt, warum biſt du hier in Banden? nenne mir doch den Namen deines Landes, nenne mir deinen eigenen Namen!" Das gefeſſelte Mädchen ſchwieg verſchämt; ſie ſcheute ſich den fremden Mann anzureden und hätte gern ihr Angeſicht mit den Händen bedeckt, wenn ſie ſie hätte regen können. So aber konnte ſie nur ihre Augen mit quellenden Thränen füllen. Endlich, damit der Fremdling nicht glauben möchte, ſie habe ein eigene Schuld vor ihm zu verbergen, erwiderte ſie: „Ich bin Cepheus', des Königs der Äthiopier, Tochter und heiße Andromĕda. Meine Mutter hatte gegen die Töchter des Nereus, die Meeresnymphen, geprahlt, ſchöner zu ſein als ſie alle. Darüber zürnten die Nereiden, und ihr Freund, der Meeresgott, ließ eine Überſchwemmung und einen alles verſchlingenden Haifiſch über das Land kommen. Ein Orakelſpruch verſprach uns Befreiung von der Plage, wenn ich, die Tochter der Königin, dem Fiſche zum Fraße hingeworfen würde. Das Volk drang in meinen Vater, dieſes Rettungsmittel zu ergreifen, und die Verzweiflung zwang ihn, mich an dieſen Felſen zu binden."

Sie hatte die letzten Worte noch nicht ausgeſprochen, als die Wogen aufrauſchten und aus der Tiefe des Meeres ein Scheuſal auftauchte, das mit ſeiner breiten Bruſt die ganze Waſſerfläche umher einnahm. Das Mädchen jammerte laut auf; zugleich ſah man Vater und Mutter herbeieilen, beide troſtlos, doch in der Mutter Zügen noch dazu das Bewußtſein der Schuld ſich ausdrückend. Sie umarmten die gefeſſelte Tochter, aber brachten ihr nichts mit als Thränen und Wehklagen. Jetzt begann der Fremdling: „Zum Jammern wird euch noch Zeit genug übrig bleiben; die Stunde der Rettung iſt kurz. Ich bin Perſeus, der Sprößling des Zeus und der Danäe, ich habe die Gorgone beſiegt, und wunderbare Flügel tragen mich durch die Luft. Selbſt wenn die Jungfrau frei wäre und zu wählen hätte, wäre ich kein verächtlicher Eidam! Jetzt werbe ich um ſie, mit dem Erbieten, ſie zu retten. Nehmet ihr meine Bedingung an?" Wer hätte in ſolcher Lage gezaudert? Die erfreuten Eltern verſprachen ihm nicht nur die Tochter, ſondern auch ihr eigenes Königreich zur Mitgift.

Während ſie dieſes verhandelten, war das Untier wie ein ſchnellruderndes Schiff herangeſchwommen und nur noch einen Schleuderwurf von dem Felſen entfernt. Da plötzlich, das Land mit dem Fuße abſtoßend, ſchwang ſich der Jüngling hoch empor in die Wolken. Das Tier ſah den Schatten des Mannes auf dem Meere. Während es tobend auf dieſen losging, als auf einen Feind, der ihm die Beute zu entreißen drohte, fuhr Perſeus aus der Luft wie ein Adler herunter, trat ſchwebend auf den Rücken des Tieres und ſenkte das Schwert, mit dem er die Meduſe getötet hatte, dem Haifiſch unter den Kopf in den Leib, bis an den Knauf. Kaum hatte er es wieder herausgezogen, ſo ſprang der Fiſch bald hoch in die Lüfte, bald tauchte er wieder unter in die Flut, bald tobte er nach beiden Seiten, wie ein von Hunden verfolgter Eber. Perſeus brachte ihm Wunde um Wunde bei, bis ein dunkler Blutſtrom ſich aus ſeinem Rachen ergoß. Indeſſen troffen die Flügel des Halbgotts, und Perſeus wagte nicht länger, ſich dem waſſerſchweren Gefieder anzuvertrauen. Glücklicherweiſe erblickte er ein Felsriff, deſſen oberſte Spitze aus dem Meere hervorragte. Auf die Felswand ſtützte er ſich mit der Linken und ſtieß das Eiſen drei- bis viermal in das Gekröſe des Ungetüms. Das Meer trieb die ungeheure Leiche fort, und bald war ſie in den Fluten verſchwunden. Perſeus hatte ſich indeſſen ans Land geſchwungen, den Felſen erklommen und die Jungfrau, die ihn mit Blicken des Dankes und der Liebe begrüßte, der Feſſeln entledigt. Er brachte ſie den glücklichen Eltern, und der goldene Palaſt empfing ihn als Bräutigam. Noch dampfte das Hochzeitmahl, und die Stunden ſtrichen dem Vater und der Mutter, dem Bräutigam und der geretteten Braut in ſorgenfreier Eile dahin, als plötzlich die Vorhöfe der Königsburg mit einem dumpfen brauſenden Getümmel ſich füllten. Phineus, der Bruder des Königs Cepheus, der früher um ſeine Nichte Andromeda geworben, aber in der letzten Not ſie verlaſſen hatte, nahte mit einer Schar von Kriegern und erneuerte ſeine Anſprüche. Den Speer ſchwingend, trat er in den Hochzeitſaal und rief dem erſtaunten Perſeus zu: „Sieh mich hier, der ich komme, die mir entriſſene Gattin zu rächen; weder deine Flügel, noch dein Vater Zeus ſollen dich mir entreißen!" So rief er, ſchon zum Speerwurfe ſich anſchickend: da hub ſich Cepheus, der König vom Mahle. „Raſender Bruder," rief er, „welcher Gedanke treibt dich zur Unthat? Nicht Perſeus raubt dir die Geliebte; ſie wurde dir ſchon damals entriſſen, als wir ſie dem Tode preisgaben, als du zuſaheſt, wie ſie gefeſſelt wurde, und weder als Oheim noch als Geliebter ihr deinen Beiſtand lieheſt. Warum haſt du nicht ſelbſt dir den Preis von dem Felſen geholt, an den er geſchmiedet war? So laß wenigſtens den, der ihn ſich errungen hat, der mein Alter durch die Rettung meiner Tochter getröſtet, in Ruhe!"

Phineus antwortete ihm nichts, er betrachtete nur abwechſelnd mit grimmigen Blicken bald ſeinen Bruder, bald ſeinen Nebenbuhler, als beſänne er ſich, auf wen er zuerſt zielen ſollte. Endlich nach kurzem Verzuge ſchwang er mit aller Kraft, die der Zorn ihm gab, den Speer gegen Perſeus; aber er that einen Fehlwurf, und die Waffe blieb im Polſter hängen. Jetzt fuhr Perſeus vom Lager empor und ſchleuderte ſeinen Spieß nach der Thüre, durch welche Phineus eingetreten war, und er würde die Bruſt ſeines Todfeindes durchbohrt haben, wenn dieſer ſich nicht mit einem Sprunge hinter den Hausaltar geflüchtet hätte. Das Geſchoß hatte die Stirne eines ſeiner Begleiter getroffen, und jetzt kam das Gefolge des Eingedrungenen mit den längſt von der Tafel aufgeſtörten Gäſten ins Handgemenge. Lang und mörderiſch war der Kampf; aber der Eingebrochenen war die Mehrzahl. Zuletzt wurde Perſeus, an deſſen Seite ſich umſonſt die Schwiegereltern und die Braut ſchutzflehend ſtellten, von Phineus und ſeinen Tauſenden umringt. Die Pfeile flogen an ihnen von allen Seiten vorbei, wie Hagelkörner im Sturme. Perſeus hatte die Schultern an einen Pfeiler gelehnt und ſich ſo den Rücken gedeckt. Von da zur Heerſchar der Feinde gewendet, hielt er den Anlauf der Feinde ab und ſtreckte einen um den andern nieder. Erſt als er ſah, daß die Tapferkeit der Menge erliegen müſſe, entſchloß er ſich, das letzte aber untrügliche Mittel, das ihm zu Gebote ſtand, zu gebrauchen. „Weil ihr mich genötiget," ſprach er, „will ich mir die Hilfe bei meinem alten Feinde holen! Wende ſein Antlitz ab, wer noch mein Freund iſt!" Mit dieſen Worten zog er aus der Taſche, die ihm immer an der Seite hing, das Gorgonenhaupt und ſtreckte es dem erſten Gegner zu, der jetzt eben auf ihn eindrang. „Suche andere," rief dieſer verächtlich beim erſten flüchtigen Blicke, „die du mit deinen Mirakeln erſchüttern kannſt." Aber als ſeine Hand ſich heben wollte, den Wurfſpieß abzuſenden, blieb er mitten in dieſer Geberde verſteinert, wie eine Bildſäule. Und ſo widerfuhr es einem nach dem andern. Zuletzt waren nur noch 200 übrig. Da hub Perſeus das Gorgonenhaupt hoch in die Luft empor, daß es alle erblicken konnten und verwandelte die 200 auf einmal in ſtarres Geſtein. Jetzt erſt bereute Phineus den unrechtmäßigen Krieg. Rechts und links erblickte er nichts als Steinbilder in der mannigfachſten Stellung. Er ruft ſeine Freunde mit Namen, er berührt ungläubig die Körper der Zunächſtſtehenden: alles iſt Marmor. Entſetzen faßt ihn, und ſein Trotz verwandelt ſich in demütiges Flehen. „Laß mir nur das Leben, dein ſei das Reich und die Braut!" rief er und kehrte ſein verzagendes Angeſicht ſeitwärts. Aber Perſeus, über den Tod ſeiner neuen Freunde erbittert, kannte kein Erbarmen. „Verräter," ſchrie er zornig, „ich will dir für alle Ewigkeit ein bleibendes Denkmal in meines Schwähers Hauſe ſtiften!" und ſo ſehr Phineus bemüht war, dem Anblicke zu entgehen, ſo traf doch bald das ausgeſtreckte Schreckensbild ſein Auge: ſein Hals erſtarrte, ſein feuchter Blick erharſchte zu Stein. So blieb er ſtehen mit furchtſamer Miene, die Hände geſenkt, in knechtiſcher, demütiger Stellung. Ohne Hindernis führte jetzt Perſeus ſeine Geliebte, Andromĕda, heim. Lange glückliche Tage erwarteten ihn, und er fand auch ſeine Mutter Danäe wieder. Doch ſollte er an ſeinem Großvater Akriſius das Verhängnis erfüllen. Dieſer war aus Furcht vor dem Orakelſpruche zu einem fremden Könige ins Pelasgerland geflohen. Hier half er Kampfſpiele feiern, als eben Perſeus ankam, der auf der Fahrt nach Argos begriffen war, wo er ſeinen Großvater begrüßen wollte. Ein unglücklicher Wurf mit der Scheibe traf den Großvater von des Enkels Hand, ohne daß dieſer jenen kannte oder treffen wollte, Nicht lange blieb ihm verborgen, was er gethan. In tiefer Trauer begrub er den Akriſius außerhalb der Stadt und vertauſchte das Königreich, das ihm durch des Großvaters Tod zugefallen war. Doch verfolgte ihn der Neid des Geſchickes nicht länger. Andromĕda gebar ihm viele herrliche Söhne, und der Ruhm des Vaters lebte in ihnen fort.

Jon. Der König Erechtheus von Athen erfreute ſich einer ſchönen Tochter, die Krëuſa hieß. Mit dieſer hatte ſich, ohne Wiſſen ihres Vaters, Apollo vermählt, und ſie hatte ihm einen Sohn geboren, welchen ſie aus Furcht vor dem Zorne ihres Vaters in eine Kiſte verſchloß und in der Höhle ausſetzte, wo ſie ihre heimlichen Zuſammenkünfte mit dem Gotte gehalten hatte, in der Hoffnung, daß ſich die Götter des Verlaſſenen erbarmen würden. Um aber den neugeborenen Knaben nicht ohne Erkennungszeichen zu laſſen, hing ſie ihm den Schmuck um, den ſie als Jungfrau zu tragen pflegte. Apollo, dem als einem Gotte die Geburt ſeines Sohnes nicht verborgen geblieben war, und der weder ſeine Geliebte verraten, noch den Knaben ohne Hilfe laſſen wollte, wandte ſich an ſeinen Bruder Hermes, welcher als Götterbote, ohne Aufſehen zu erregen, zwiſchen Himmel und Erde zu verkehren hatte. „Lieber Bruder," ſprach er, „eine Sterbliche hat mir ein Kind geboren, es iſt die Tochter des Königs Erechtheus zu Athen. Aus Furcht vor ihrem Vater hat ſie es in einem hohlen Felſen verborgen; hilf mir es retten, bring es, in der Kiſte, in der es liegt und mit den Windeln, in die es gewickelt iſt, nach meinem Orakel zu Delphi und lege es dort auf die Schwelle des Tempels. Das Übrige laß meine Sorge ſein; denn es iſt mein Kind." Hermes, der geflügelte Gott, eilte nach Athen, fand den Knaben an der bezeichneten Stelle und trug ihn in dem geflochtenen Weidenkorbe, in welchem er verſchloſſen lag, nach Delphi, wo er ihn vor den Pforten des Tempels niederſetzte und den Deckel des Korbes öffnete, damit das Kind bemerklich würde. Dies geſchah bei Nacht. Am andern Morgen, als ſchon die Sonne emporſtieg, kam die delphiſche Prieſterin nach dem Tempel geſchritten und als ſie ihn betreten wollte, fiel ihr Auge auf das neugeborene Kind, das in der Kiſte ſchlummerte. Sie hielt dasſelbe für die Frucht irgend eines Verbrechens und war ſchon geneigt, es von der heiligen Schwelle fortzuſtoßen, als das Mitleid doch in ihrer Seele die Oberhand gewann; denn der Gott wandte ihr Herz und ſprach in demſelben für ſeinen Sohn. Die Prophetin nahm alſo das Kind aus dem Korbe und zog es auf, ohne ſeinen Vater und ſeine Mutter zu kennen. Der Knabe erwuchs, um den Altar ſeines Vaters ſpielend und wußte nichts von ſeinen Eltern. Er wurde ein ſtattlicher Jüngling. Die Bewohner von Delphi, die ihn ſchon als kleinen Tempelhüter gewohnt worden waren, ſetzten ihn zum Schatzmeiſter über alle Geſchenke, die der Gott erhielt, und ſo brachte er fortwährend ein ehrbares und heiliges Leben im Tempel ſeines Vaters zu.

Inzwiſchen hatte Krëuſa von dem Gotte nichts mehr erfahren und mußte wohl glauben, daß er ihrer und ihres Sohnes vergeſſen habe. Um dieſe Zeit geriethen die Athener in einen Krieg mit den Bewohnern der Nachbarinſel Euböa, der bis zur Vertilgung geführt wurde und in welchem die letzteren unterlagen. In dieſem Kampfe war den Athenern beſonders wirkſam ein Fremdling aus Achaja beigeſtanden. Es war dies Xuthus, ein Sohn des Aeolus, der ſelbſt ein Sohn des Zeus war. Zum Lohne ſeiner Hilfe begehrte und erhielt er die Hand der Königstochter Krëuſa; aber es war, als ob der ihr heimlich angetraute Gott die Geliebte ſeinen Zorn empfinden ließe, daß ſie ſich einem andern vermählt hatte; denn ihre Ehe war nicht mit Kindern geſegnet. Nach langer Zeit verfiel Krëuſa auf den Gedanken, ſich an das Orakel zu Delphi zu wenden und von ihm Kinderſegen zu erflehen. Dies war es, was Apollo gewollt; denn er hatte ſeines Sohnes keineswegs vergeſſen. So brach die Fürſtin mit ihrem Gemahl und einem kleinen Gefolge von Dienerinnen auf und wallfahrtete zu dem Tempel nach Delphi. Als ſie vor dem Gotteshauſe ankamen, trat gerade der junge Sohn Apollos über die Schwelle, um gewohnter Weiſe die Pfoſten der Thore mit Lorbeerzweigen zu ſchmücken. Da fiel ſein Auge auf die edle Matrone, welche auf die Thore des Tempels zugewandelt kam, und der beim Anblicke des Heiligtums Thränen über die Wangen rollten. Er wagte es, die Frau, deren würdige Geſtalt ihm auffiel, beſcheiden um die Urſache ihres Kummers zu befragen. „Es wundert mich nicht, o Jüngling," erwiderte ſie ſeufzend, „daß meine Traurigkeit deinen Blick auf ſich zieht; habe ich doch Geſchicke zu beweinen, die man mir wohl anſehen mag. Die Götter verfahren oft hart mit uns Sterblichen!" — „Ich will deinen Kummer nicht weiter ſtören," ſprach der Jüngling, „aber ſage mir, wenn es zu wiſſen erlaubt iſt, wer du biſt und von wannen du kömmſt." — „Ich bin Krëuſa," antwortete die Fürſtin, „mein Vater heißt Erechtheus, mein Vaterland iſt Athen." Mit unſchuldiger Freude rief der Jüngling: „Ei, aus welchem berühmten Lande, aus welch berühmten Geſchlechte ſtammſt du! Aber ſage mir, iſt es wahr, wie man es auf Bildern bei uns ſieht, daß deines Vaters Großvater Erichthonius aus der Erde, wie ein anderes Gewächs emporgeſproſſen iſt, daß die Göttin Athene den erdgeborenen Knaben in eine Kiſte eingeſchloſſen, ihm zwei Drachen als

Wächter beigegeben und das Kiſtchen den Töchtern des Cekrops zur Bewahrung überlaſſen habe; daß dieſe aus Neugierde dasſelbe eröffnet und beim Anblicke des Knaben in Wahnſinn geraten und ſich von dem Felſen der Cekropiſchen Burg herabgeſtürzt?" Krëuſa bejahte die Frage ſchweigend, denn das Schickſal ihres Urahns erinnerte ſie an das Geſchick ihres verlorenen Sohnes. Dieſer aber, der vor ihr ſtand, fuhr fort, unbefangen weiter zu fragen: „Sage mir auch, hohe Fürſtin, iſt es wahr, daß dein Vater Erechtheus ſeine Töchter, deine Schweſtern, auf den Ausſpruch eines Orakels und mit ihrem freien Willen dem Tode geopfert, um über die Feinde zu ſiegen? Und wie kam es, daß du allein gerettet worden biſt?" — „Ich war," ſprach Krëuſa, „ein neugeborenes Kind und lag in den Armen der Mutter." — „Und iſt es auch wahr," ſo fragte der Jüngling weiter, „daß dein Vater Erechtheus von einem Erdſpalt verſchlungen worden iſt, daß der Dreizack Neptuns ihn verderbt hat und daß in der Nähe ſeines Erdgrabes eine Grotte iſt, die mein Herr, der pythiſche Apollo, ſo lieb hat?" — „O ſchweige mir von jener Grotte, Fremdling," unterbrach ihn ſeufzend Krëuſa, „in ihr iſt eine Treuloſigkeit und ein großer Frevel begangen worden." Die Fürſtin ſchwieg eine Weile, ſammelte ſich wieder und erzählte dem Jüngling, in welchem ſie den Tempelhüter des Gottes erkannte, daß ſie die Gemahlin des Fürſten Xuthus und mit dieſem nach Delphi gewallfahrtet ſei, um für ihre unfruchtbare Ehe den Segen des Gottes zu erflehen. „Phöbus Apollo," ſprach ſie mit einem Seufzer, „kennt die Urſache meiner Kinderloſigkeit; er allein kann mir helfen." — „So biſt du kinderlos, Unglückliche?" ſagte betrübt der Jüngling. „Ich bin es längſt," erwiderte Krëuſa, „und ich muß deine Mutter beneiden, guter Jüngling, die ſich eines ſo holdſeligen Sohnes erfreut." — „Ich weiß nichts von einer Mutter und von einem Vater," gab der junge Mann betrübt zur Antwort, „ich lag nie an eines Weibes Bruſt; ich weiß auch nicht, wie ich hierher gekommen bin; nur ſo viel weiß ich aus dem Munde meiner Pflegemutter, der Prieſterin dieſes Tempels, daß ſie ſich meiner erbarmt und mich groß gezogen hat; das Haus des Gottes iſt ſeitdem meine Wohnung und ich bin ſein Knecht." Bei dieſen Mitteilungen wurde die Fürſtin ſehr nachdenklich, doch drängte ſie ihre Gedanken in die Bruſt zurück und ſprach die traurigen Worte: „Mein Sohn, ich kenne eine Frau, der es gegangen iſt, wie deiner Mutter; um ihretwillen bin ich hierher gekommen und ſoll das Orakel befragen. So will ich denn dir, als dem Diener des Gottes, ihr Geheimnis anvertrauen, bevor ihr jetziger Gatte, der dieſe Wallfahrt auch gemacht, aber unterwegs abgelenkt hat, um das Orakel des Trophonius zu hören, den Tempel betritt. Jene Frau behauptet, vor ihrer jetzigen Ehe mit dem großen Gotte Phöbus Apollo vermählt geweſen zu ſein und ihm ohne Wiſſen ihres Vaters einen Sohn geboren zu haben. Dieſen ſetzte ſie aus und weiß ſeitdem nichts mehr von ihm, nicht, ob er das Sonnenlicht ſchaut oder nicht. Über ſein Leben oder ſeinen Tod den Gott auszuforſchen, bin ich im Namen meiner Freundin hierher gekommen." — „Wie lang iſt es her, daß der Knabe tot iſt?" fragte der Jüngling. — „Wenn er noch lebte, ſo hätte er dein Alter, o Knabe," ſprach Krëuſa. „O wie ähnlich iſt das Schickſal deiner Freundin und das meine," rief mit dem Ausdrucke des Schmerzes der junge Mann; „ſie ſucht ihren Sohn und ich ſuche meine Mutter. Doch iſt, was ihr geſchehen iſt, fern von dieſem Lande geſchehen und leider ſind wir beide einander ganz fremd. Hoffe auch nicht, daß der Gott von ſeinem Dreifuße dir die gewünſchte Antwort erteilen wird. Biſt du doch gekommen, ihn im Namen deiner Freundin einer Treuloſigkeit anzuklagen; er wird nicht über ſich ſelbſt Richter ſein wollen!" „Halt ein, Jüngling," rief jetzt Krëuſa, „dort ſehe ich den Gatten jener Frau herannahen; laß dir nichts von dem merken, was ich dir, vielleicht allzu vertraulich, vorgeplaudert habe."

Xuthus kam fröhlich in den Tempel und auf ſeine Gemahlin zugeſchritten. „Frau," rief er ihr entgegen, „Trophonius hat einen glücklichen Ausſpruch gethan: ich ſoll nicht ohne Kinder von hinnen ziehen! Aber ſage mir, wer iſt dieſer junge Prophet des Gottes?" Der Jüngling trat dem Fürſten beſcheiden entgegen und erzählte ihm, wie er nur der Tempeldiener Apollos ſei und im innerſten Heiligtume die vornehmſten Delphier ſelbſt, durchs Los ausgewählt, den Dreifuß umlagern, von dem jetzt eben die Prieſterin Orakel zu geben bereit ſei. Als der Fürſt dieſes hörte, befahl er Krëuſen, ſich mit den Zweigen zu ſchmücken, welche Bittflehende zu tragen pflegen und an dem Altare des Gottes, der mit Lorbeer umwunden unter freiem Himmel ſtand, zu Apollo zu beten, daß er ihnen ein günſtiges Orakel ſenden möge. Er ſelbſt eilte nach dem Heiligtume des Tempels, indes der junge Schatzmeiſter des Gottes im Vorhofe ſeine Wache fortſetzte. Es hatte nicht ſehr lange gedauert, ſo hörte dieſer die Thüren des innerſten Heiligtums gehen und ſich dröhnend wieder ſchließen, dann ſah er den Xuthus in freudiger Beſtürzung herauseilen; dieſer warf ſich mit Ungeſtüm dem Jüngling um den Hals, nannte ihn zu wiederholtenmalen ſeinen Sohn und verlangte ſeinen Handſchlag und Kindeskuß. Der junge Mann aber, der von allem dem nichts begriff, hielt den Alten für wahnſinnig und ſtieß ihn mit jugendlicher Kraft von ſich. Doch Xuthus ließ ſich nicht abweiſen. „Der Gott ſelbſt hat es mir geoffenbart," ſprach er; „ſein Spruch lautete: Der erſte, der mir draußen begegnen würde, der ſei mein Sohn und ein Göttergeſchenk. Wie das möglich iſt, weiß ich zwar nicht; denn meine Gattin hat mir nie zuvor Kinder geboren. Doch trau' ich dem Gotte; mag er ſelbſt ſein Geheimnis enthüllen." Jetzt gab ſich auch der Jüngling der Freude hin; doch nur halb und mitten unter den Küſſen und Umarmungen ſeines Vaters mußte er ſeufzen: „O geliebte Mutter, wer biſt du, wo biſt du? wann wird es mir vergönnt ſein, auch dein teures Antlitz zu ſchauen?" Dazu kamen ihm große Zweifel, wie die kinderloſe Gemahlin des Xuthus, die er nicht zu kennen glaubte, ihn als unerwarteten Stiefſohn aufnehmen, wie die Stadt Athen den nicht geſetzlichen Erben ihres Fürſten empfangen würde. Sein Vater hieß ihn aber guten Mutes ſein: er verſprach ihm, ihn den Athenern und ſeiner Gattin als einen Fremdling und nicht als ſeinen Sohn vorzuſtellen und gab ihm den Namen Jon, d. h. Gänger, weil er im Tempel den ihm Entgegengehenden als ſeinen Sohn erkannt hatte.

Krëuſa war indeſſen von dem Altare Apollos, vor dem ſie ſich betend niedergeworfen, nicht gewichen. Sie wurde endlich in ihrem brünſtigen Flehen von ihren Dienerinnen unterbrochen, welche ſich ihr unter Wehklagen nahten. „Unglückliche Herrin," riefen ſie ihr entgegen, dein Gatte zwar iſt in große Freude verſetzt, du aber wirſt nie ein eigenes Kind in deine Arme nehmen und an deine Bruſt legen. Ihm freilich hat Apollo einen Sohn gegeben, einen erwachſenen Sohn, den ihm vor Zeiten wer weiß welch ein Nebenweib geboren hat; als er aus dem Tempel trat, kam ihm dieſer entgegen, er wird ſich ſeines wiedergefundenen Kindes freuen, du aber wirſt wie zuvor, einer Witwe gleich im öden Hauſe wohnen." Die arme Fürſtin, deren Geiſt der Gott, ſelbſt mit Blindheit geſchlagen zu haben ſchien, daß ſich ein ſo naheliegendes Geheimnis ihm nicht enthüllte, brütete über ihrem traurigen Schickſal eine Weile fort. Endlich fragte ſie nach der Perſon und dem Namen des Stiefſohnes, den ſie ſo unvermutet erhalten hatte." „Es iſt der junge Tempelhüter, den du ſchon kennſt," erwiderten die Dienerinnen; „ſein Vater hat ihm den Namen Jon gegeben; wer ſeine Mutter iſt, wiſſen wir nicht; jetzt iſt dein Gatte zu dem Altare des Bacchus gegangen, um heimlich für ſeinen Sohn zu opfern und dann mit ihm den Erkennungsſchmaus zu feiern: uns hat er unter Androhung des Todes verboten, dir, o Herrin, die Geſchichte zu entdecken, nur unſere große Liebe zu dir hat uns vermocht, dieſes Verbot zu übertreten. Du wirſt uns ja nicht bei ihm verraten!" Jetzt trat aus dem Gefolge ein alter Diener hervor, der dem Stamme der Erechthiden mit blinder Treue anhing und ſeiner Gebieterin mit großer Liebe zugethan war. Dieſer ſchalt den Fürſten Xuthus einen treuloſen Ehebrecher und ließ ſich von ſeinem Eifer ſo weit verleiten, daß er ihr das Anerbieten machte, den Baſtard, der das Erbe der Erechthiden unrechtmäßigerweiſe an ſich bringen würde, aus dem Wege zu räumen. Krëuſa glaubte ſich von ihrem Gatten und von ihrem früheren Geliebten, dem Gott Apollo, verlaſſen, und betäubt von ihrem Kummer lieh ſie den frevelhaften Anſchlägen des Greiſes allmählich ihr Ohr und machte ihn auch zum Vertrauten ihres Verhältniſſes zu dem Gott.

Als Xuthus mit Jon, in welchem er unbegreiflicherweiſe einen Sohn gefunden zu haben meinte, den Tempel des Gottes verlaſſen hatte, begab er ſich mit ihm nach dem doppelten Gipfel des Berges Parnaſſus, wo der Gott Bacchus, nicht weniger heilig als Apollo ſelbſt, von den Delphiern verehrt und mit ſeinem wilden Orgiendienſte von den Frauen gefeiert wurde. Nachdem er hier ein Trankopfer ausgegoſſen zum Danke für den gefundenen Sohn, errichtete Jon im Freien mit Hilfe der Diener, die ihn begleitet hatten, ein herrliches und geräumiges Zelt, das er mit ſchön gewirkten Teppichen bedeckte, die er aus Apollos Tempel hatte herbeiſchaffen laſſen. In dem Zelte wurden lange Tafeln ausgeſtellt und mit ſilbernen Schüſſeln voll köſtlicher Speiſen und goldenen Bechern, voll des edelſten Weines, belaſtet; dann ſandte der Athener Xuthus ſeinen Herold in die Stadt Delphi und lud ſämtliche Einwohner ein, an ſeiner Freude teilzunehmen. Bald füllte ſich das große Zelt mit bekränzten Gäſten, und ſie tafelten in Herrlichkeit und Freude. Beim Nachtiſche trat ein alter Mann, deſſen ſonderbare Gebärden den Gäſten zur Beluſtigung dienten, mitten in den Saal des Zeltes und maßte ſich das Amt des Mundſchenken an. Xuthus erkannte in ihm jenen greiſen Diener ſeiner Gemahlin Krëuſa, lobte den Gäſten ſeinen Eifer und ſeine Treue und ließ ihn arglos ſchalten. Der Alte ſtellte ſich an den Schenktiſch und fing an ſich der Becher anzunehmen und die Gäſte zu bedienen. Als nun gegen den Schluß des Mahles die Flöten ertönten, befahl er den Knechten, die kleinen Becher von der Tafel wegzunehmen und den Gäſten große ſilberne und goldene Trinkgefäße vorzuſetzen. Er ſelbſt ergriff das herrlichſte Gefäß und trat, als wollte er damit ſeinen neuen jungen Herrn ehren, an den Schenktiſch, füllte es zu oberſt mit köſtlichem Weine, ſchüttete aber zugleich unvermerkt ein tötliches Gift in den Becher. Indem er ſich nun damit dem Jon näherte und einige Tropfen des Weines als Trankopfer auf den Boden goß, entfuhr zufälliger Weiſe einem der naheſtehenden Knechte ein Fluch. Jon, der unter den heiligen Gebräuchen des Tempels aufgewachſen war, erkannte darin eine böſe Vorbedeutung und befahl, indem er den vollen Becher auf den Boden ſchüttete, daß ihm ein neuer gereicht würde, aus welchem er ſelbſt feierlich das Trankopfer ausgoß, während alle Gäſte aus ihren Bechern dasſelbe thaten. Während dies geſchah, flatterte eine Schar heiliger Tauben, die im Tempel des Apollo unter dem Schirme des Gottes aufgefüttert wurden, luſtig in das Zelt herein. Als ſie die Ströme Weines ſahen, die von allen Seiten ausgegoſſen wurden, ließen ſie ſich, lüſtern gemacht, auf den Boden nieder und fingen an von dem herumſchwimmenden Weine mit ausgereckten Schnäbeln zu nippen; und allen übrigen ſchadete das Trankopfer nicht: nur die eine Taube, die ſich an die Stelle geſetzt hatte, wo Ion ſeinen erſten Becher ausgegoſſen, ſchüttelte, ſo wie ſie den Trank gekoſtet hatte, krampfhaft ihre Flügel, fing zum Staunen aller Gäſte an zu ächzen und zu toben und ſtarb unter Flügelſchlag und Zuckungen. Da erhub ſich Ion von ſeinem Sitze, ſtreifte ſein Gewand zürnend von den Armen, ballte die Fäuſte und rief: „Wo iſt der Menſch, der mich töten wollte? Rede, Alter! denn du haſt deine Hand dazu geliehen, du haſt mir den Trank gemiſcht!" Damit faßte er den Greis bei der Schulter, um ihn nicht wieder los zu laſſen. Dieſer, überraſcht und erſchrocken, geſtand die ganze Frevelthat, als von Krëuſen herrührend. Da verließ der durch Apollos Orakel für des Xuthus Sohn erklärte Ion das Zelt, und alle Gäſte folgten ihm in wilder Aufregung nach. Als er draußen im Freien ſtand, erhub er die Hände, umringt von den vornehmſten Delphiern und ſprach: „Heilige Erde, du biſt mein Zeuge, daß dieſes fremde Erechthidenweib mich mit Gift aus dem Wege räumen will!" — „Steiniget, ſteiniget ſie!" erſcholl es von der Verſammlung der Delphier wie aus einem Munde; und die ganze Stadt brach mit Ion auf, die Verbrecherin zu ſuchen. Xuthus ſelbſt, dem die ſchreckliche Entdeckung ſeine Beſinnung geraubt hatte, wurde von dem Strome mit fortgeriſſen, ohne zu wiſſen, was er that.

Krëuſa hatte am Altar Apollos die Früchte ihrer verzweifelten That erwartet. Dieſe aber keimte ganz anders auf, als ſie vermutet hatte. Ein Toſen aus der Ferne ſchreckte ſie aus ihrer Verſunkenheit auf, und noch ehe es ganz nahe kam, war dem heranſtürmenden Haufen einer der Knechte ihres Gemahls, der ihr ſelbſt vor andern getreu war, vorangeeilt und hatte kaum Zeit gehabt, die Entdeckung ihres Frevels und den Beſchluß, den das Volk von Delphi gefaßt hatte, ihr zu melden. Ihre Dienerinnen ſcharten ſich um ſie. „Halte dich feſt am Altare, Gebieterin," riefen ſie, „denn ſollte dich auch der heilige Ort nicht vor deinen Mördern ſchützen, ſo werden ſie doch durch deine Ermordung eine unſühnbare Blutſchuld auf ſich laden!" Indeſſen kam die tobende Schar der Delphier, von Ion angeführt, dem Altare immer näher. Noch ehe ſie bei demſelben angelangt waren, hörte man des Jünglings zürnende Worte, die der Wind durch die Luft führte: „Die Götter haben es gut mit mir gemeint," rief er in lautem Grimme, „daß dieſer Frevel mich von der Stiefmutter befreien ſollte, die mich zu Athen erwartete. Wo iſt die Verruchte, die Viper mit der Giftzunge, der Drache mit dem todſpeienden Flammenauge? Auf, daß die Mörderin vom höchſten Felſen in den Abgrund geſtürzt werde!" Das ihn begleitende Volk brüllte Beifall.

Jetzt waren ſie am Altare angekommen, und Ion zerrte an der Frau, die ſeine Mutter war, und in der er nur ſeine Todfeindin erkannte, um ſie von dem Aſyl, auf deſſen Heiligkeit und Unverletzlichkeit ſie ſich berief, hinwegzureißen. Aber Apollo wollte nicht, daß ſein eigener Sohn der Mörder ſeiner Mutter würde. Auf ſeinen göttlichen Wink war das Gerücht von dem gedrohten Verbrechen Krëuſens und der Strafe, welche ſie dafür erwarte, ſchnell bis in den Tempel und zu den Ohren der Prieſterin gedrungen, und der Gott hatte ihren Sinn erleuchtet, ſo daß ſie einen raſchen Blick in den Zuſammenhang aller Ereigniſſe warf und ihr plötzlich klar wurde, daß ihr Pflegling Ion nicht des Xuthus, wie ſie ſelbſt nebelhaft prophezeit hatte, ſondern Apollos und Krëuſas Sohn ſei. Sie verließ den Dreifuß und ſuchte das Kiſtchen hervor, in welchem der neugeborene Knabe ſamt einigen Erkennungszeichen, die ſie gleichfalls ſorgſam aufbewahrt hatte, einſt zu Delphi vor dem Tempelthor ausgeſetzt worden war. Mit dieſem im Arme eilte ſie ins Freie und nach dem Altare, wo Krëuſa gegen den eindringenden Ion um ihr Leben kämpfte. Als Ion die Prieſterin herannahen ſah, ließ er ſogleich von ſeiner Beute ab, ging ihr ehrerbietig entgegen und rief: „Sei mir willkommen, liebe Mutter; denn ſo muß ich dich nennen, obgleich du mich nicht geboren haſt! Hörſt du, welchen Nachſtellungen ich entgangen bin? Kaum habe ich einen Vater gefunden, ſo ſinnt auch ſchon die böſe Stiefmutter auf meinen Tod! Nun ſage mir, Mutter, was ſoll ich thun; denn deiner Mahnung will ich folgen!" Die Prieſterin erhob warnend ihren Finger und ſprach: „Ion, geh mit unbefleckter Hand und unter günſtigen Vogelzeichen nach Athen!" Ion beſann ſich eine Weile, ehe er antwortete. „Iſt denn der nicht fleckenlos," ſprach er endlich, „der ſeine Feinde tötet? — „Thue du nicht alſo, biſt du mich gehört haſt," ſprach die ehrwürdige Frau. „Siehſt du dies alte Körbchen, das ich, mit friſchen Kränzen umwunden, in meinen Armen trage? In dieſem biſt du einſt ausgeſetzt worden, aus ihm habe ich dich hervorgezogen." „Ion ſtaunte. „Davon, Mutter," ſprach er, „haſt du mir nie etwas geſagt. Warum haſt du es ſo lange vor mir verborgen?" „Weil der Gott," antwortete die Prieſterin, „dich bis hierher zu ſeinem Prieſter haben wollte. Jetzt, wo er dir einen Vater gegeben hat, entläßt er dich nach Athen. — „Was ſoll mir aber dieſes Kiſtchen helfen?" fragte Ion weiter. „Es enthält die Windeln, in welchen du ausgeſetzt worden biſt, lieber Sohn!" antwortete die Prieſterin. „Meine Windeln?" ſprach Ion heftig. „Nun, das iſt ja eine Spur, die mich auf meine rechte Mutter führen kann. O erwünſchte Entdeckung!" Die Prieſterin hielt ihm nun das offene Kiſtchen hin, und Ion griff gierig hinein und zog die reinlich zuſammengewickelte Leinwand heraus. Während er ſeine bethränten Augen auf die koſtbaren Überbleibſel heftete, hatte ſich Krëuſas Angſt allmählich verloren und ein Blick auf das Kiſtchen ihr die ganze Wahrheit entdeckt. Mit einem Sprunge verließ ſie den Altar, und mit dem Freudenrufe: „Sohn!" hielt ſie den ſtaunenden Ion umſchlungen. Dieſem ſchlich ſich aufs neue Mißtrauen ins Herz, er fürchtete die Umarmungen der Fremden als eine Hinterliſt und wollte ſich unwillig losmachen. Aber Krëuſa ſelbſt raffte ſich zuſammen, trat einige Schritte zurück und ſprach: „Dieſe Leinwand ſoll für mich zeugen, Kind! Wickle ſie getroſt auseinander, du wirſt die Zeichen finden, die ich dir angebe. Die Stickerei, die ſie ſchmückt, iſt das Werk meiner mädchenhaften Nadel. In der Mitte des Gewebes muß ſich das Gorgonenhaupt finden, umringt von Schlangen, wie auf dem Aegisſchilde!" Ungläubig entfaltete Ion die Windeln, aber mit einem plötzlichen Freudenſchrei rief er aus: „O großer Zeus, hier iſt die Gorgone, hier ſind die Schlangen!" — „Noch nicht genug," ſprach Krëuſa, „es müſſen in dem Kiſtchen auch kleine goldne Drachen ſein, zur Erinnerung an die Drachen in der Kiſte des Erichthonius; ein Halsſchmuck für das neugeborne Knäblein." Ion durchforſchte den Korb weiter, und mit wonnigem Lächeln zog er bald auch die Drachenbilder hervor. „Das letzte Zeichen," rief Krëuſa, „muß ein Kranz aus den unverwelklichen Oliven ſein, die vom erſtgepflanzten Ölbaume Athenes ſtammen, und den ich meinem neugebornen Knaben aufgeſetzt." Ion durchſuchte den Grund des Kiſtchens, und ſeine Hand brachte einen ſchönen grünen Olivenkranz hervor. „Mutter, Mutter!" rief er mit einer von ſchluchzenden Thränen unterbrochenen Stimme, fiel Krëuſen um den Hals und bedeckte ihre Wangen mit Küſſen. Endlich riß er ſich von ihrem Halſe los und verlangte nach ſeinem Vater Xuthus. Da entdeckte ihm Krëuſa das Geheimnis ſeiner Geburt, und wie er des Gottes Sohn ſei, dem er ſo lange und getreu im Tempel gedient habe. Auch die früheren Verwicklungen und die letzte Verirrung Krëuſens wurden ihm jetzt klar, und er fand ſelbſt den verzweifelten Anſchlag ſeiner Mutter auf des unerkannten Sohnes Leben verzeihlich. Xuthus nahm den Ion, obgleich nur als Stiefſohn, doch auch ſo als ein teures Göttergeſchenk in ſeine Arme und alle drei erſchienen wieder im Tempel, dem Gotte zu danken. Die Prieſterin aber weiſſagte von ihrem Dreifuß herab, daß Ion der Vater eines großen Stammes werden ſollte, Ionier nach ſeinem Namen genannt; auch dem Xuthus weiſſagte ſie Nachkommenſchaft von Krëuſen, einen Sohn, der Dorus heißen und der weltberühmten Dorier Vater werden ſollte. Mit ſo freudigen Erfüllungen und Hoffnungen brach das Fürſtenpaar von Athen mit dem glücklich gefundenen Sohne nach der Heimat auf, und alle Einwohner Delphi's gaben ihm das Geleite.

Dädalus und Ikarus. Auch Dädalus aus Athen war ein Erechthide, ein Sohn des Metion, ein Urenkel des Erechtheus. Er war der kunſtreichſte Mann ſeiner Zeit, Baumeiſter, Bildhauer und Arbeiter in Stein. In den verſchiedenſten Gegenden der Welt wurden Werke ſeiner Kunſt bewundert, und von ſeinen Bildſäulen ſagte man, ſie leben, gehen und ſehen, und ſeien für kein Bild, ſondern für ein beſeeltes Geſchöpf zu halten. Denn während an den Bildſäulen der früheren Meiſter die Augen geſchloſſen waren, und die Hände von den Seiten des Körpers nicht getrennt, ſchlaff herunter hingen, war er der erſte, der ſeinen Bildern offene Augen gab, ſie die Hände ausſtrecken und auf ſchreitenden Füßen ſtehen ließ. Aber ſo kunſtreich Dädalus war, ſo eitel und eiferſüchtig war er auch auf ſeine Kunſt, und dieſe Untugend verführte ihn zum Verbrechen und trieb ihn ins Elend. Er hatte einen Schweſterſohn, namens Talos, den er in ſeinen eigenen Künſten unterrichtete und der noch herrlichere Anlagen zeigte als ſein Oheim und Meiſter. Noch als Knabe hatte Talos die Töpferſcheibe erfunden; den Kinnbacken einer Schlange, auf den er irgendwo geſtoßen, gebrauchte er als Säge und durchſchnitt mit den gezackten Zähnen ein kleines Brettchen, dann ahmte er dieſes Werkzeug in Eiſen nach, in deſſen Schärfe er eine Reihe fortlaufender Zähne einſchnitt, und wurde ſo der geprieſene Erfinder der Säge. Ebenſo erfand er das Drechſeleiſen, indem er zuerſt zwei eiſerne Arme verband, von welchen der eine ſtille ſtand, während der andere ſich drehte. Auch andere künſtliche Werkzeuge erſann er, alles ohne die Hilfe ſeines Lehrers, und erwarb ſich damit hohen Ruhm. Dädalus fing an zu befürchten, der Name des Schülers möchte größer werden, als der des Meiſters, der Neid übermannte ihn, und er brachte den Knaben hinterliſtig um, indem er ihn von Athenes Burg herabſtürzte. Während Dädalus mit ſeinem Begräbniſſe beſchäftigt war, wurde er überraſcht; er gab vor eine Schlange zu verſcharren. Dennoch wurde er vor dem Gerichte bes Areopagus wegen eines Mordes angeklagt und ſchuldig befunden. Er entwich nun und irrte anfangs flüchtig in Attika umher, bis er weiter nach der Inſel Kreta floh. Hier fand er bei dem Könige Minos eine Freiſtätte, ward deſſen Freund und als berühmter Künſtler hoch angeſehen. Er wurde von ihm ausgewählt, um dem Minotaurus, einem Ungeheuer von abſcheulicher Abkunft, der ein Doppelweſen war, das vom Kopfe bis an die Schultern die Geſtalt eines Stieres hatte, im übrigen aber einem Menſchen glich, einen Aufenthalt zu ſchaffen, wo das Ungetüm den Augen der Menſchen ganz entrückt würde. Der erfindſame Geiſt des Dädalus erbaute zu dem Ende das Labyrinth, ein Gebäude voll gewundener Krümmungen, welche Augen und Füße des Betretenden verwirrten. Die unzähligen Gänge ſchlangen ſich in einander, wie der verworrene Lauf des geſchlängelten, phrygiſchen Fluſſes Mäander, der in zweifelndem Gange bald vorwärts, bald zurück fließt und oft ſeinen eigenen Wellen entgegen kommt. Als der Bau vollendet war und Dädalus ihn durchmuſterte, fand ſich der Erfinder ſelbſt mit Mühe zur Schwelle zurück, ein ſo trügeriſches Irrſal hatte er gegründet. Im Innerſten dieſes Labyrinthes wurde der Minotaurus gehegt und ſeine Speiſe waren ſieben Jünglinge und ſieben Jungfrauen, die, vermöge alter Zinsbarkeit, alle neun Jahre von Athen dem Könige Kretas zugeſandt werden mußten.

Indeſſen wurde dem Dädalus die lange Verbannung aus der geliebten Heimat doch allmälig zur Laſt und es quälte ihn, bei einem tyranniſchen und ſelbſt gegen ſeinen Freund mißtrauiſchen Könige ſein ganzes Leben auf einem vom Meere rings umſchloſſenen Eilande zubringen zu ſollen. Sein erfinderiſcher Geiſt ſann auf Rettung. Nachdem er lange gebrütet, rief er endlich ganz freudig aus: „Die Rettung iſt gefunden; mag mich Minos immerhin von Land und Waſſer ausſperren, die Luft bleibt mir doch offen; ſo viel Minos beſitzt, über ſie hat er keine Herrſchergewalt. Durch die Luft will ich davon gehen!" Geſagt, gethan. Dädalus überwältigte mit ſeinem Erfindungsgeiſte die Natur. Er fing an Vogelfedern von verſchiedener Größe ſo in Ordnung zu legen, daß er mit der kleinſten begann und zu der kürzeſten Feder ſtets eine längere fügte, ſo daß man glauben konnte, ſie ſeien von ſelbſt anſteigend gewachſen. Dieſe Federn verknüpfte er in der Mitte mit Leinfäden, unten mit Wachs. Die ſo vereinigten beugte er mit kaum merklicher Krümmung, ſo daß ſie ganz das Anſehen von Flügeln bekamen. Dädalus hatte einen Knaben namens Ikarus. Dieſer ſtand neben ihm und miſchte ſeine kindiſchen Hände neugierig unter die künſtliche Arbeit des Vaters: bald griff er nach dem Gefieder, deſſen Flaum von dem Luftzuge bewegt wurde, bald knetete er das gelbe Wachs, deſſen der Künſtler ſich bediente, mit Daumen und Zeigefinger. Der Vater ließ es ſorglos geſchehen und lächelte zu dem unbeholfenen Bemühen ſeines Kindes. Nachdem er die letzte Hand an ſeine Arbeit gelegt hatte, paßte ſich Dädalus ſelbſt die Flügel an den Leib, ſetzte ſich mit ihnen ins Gleichgewicht und ſchwebte leicht wie ein Vogel empor in die Lüfte. Dann, nachdem er ſich wieder zu Boden geſenkt, belehrte er auch ſeinen jungen Sohn Ikarus, für den ein kleineres Flügelpaar gefertigt und bereit lag. „Flieg immer, lieber Sohn," ſprach er, „auf der Mittelſtraße; damit nicht, wenn du den Flug zu ſehr nach unten ſenkteſt, die Fittige ans Meerwaſſer ſtreifen und von Feuchtigkeit beſchwert dich in die Tiefe der Wogen hinabziehen, oder, wenn du dich zu hoch in die Luftregion verſtiegeſt, dein Gefieder den Sonnenſtrahlen zu nahe komme und plötzlich Feuer fange. Zwiſchen Waſſer und Sonne fliege dahin, immer nur meinem Pfade durch die Luft folgend." Unter ſolchen Ermahnungen knüpfte Dädalus auch dem Sohne das Flügelpaar an die Schultern, doch zitterte die Hand des Greiſes, während er es that, und eine bange Thräne tropfte ihm auf die Hand. Dann umarmte er den Knaben und gab ihm einen Kuß, der auch ſein letzter ſein ſollte.

Jetzt erhoben ſich beide mit ihren Flügeln. Der Vater flog voraus, ſorgenvoll wie ein Vogel, der ſeine zarte Brut zum erſtenmal aus dem Neſte in die Luft führt. Doch ſchwang er beſonnen und kunſtvoll das Gefieder, damit der Sohn es ihm nachthun lernte und blickte von Zeit zu Zeit rückwärts, um zu ſehen, wie es dieſem gelänge. Anfangs ging es ganz gut. Bald war ihnen die Inſel Samos zur linken, bald Delos und Paros, die Eilande, vorübergeflogen. Noch mehrere Küſten ſahen ſie ſchwinden, als der Knabe Ikarus, durch den glücklichen Flug zuverſichtlich gemacht, ſeinen väterlichen Führer verließ und in verwegenem Übermute mit ſeinem Flügelpaar einer höheren Zone zuſteuerte. Aber die gedrohte Strafe blieb nicht aus. Die Nachbarſchaft der Sonne erweichte mit allzukräftigen Strahlen das Wachs, das die Fittiche zuſammenhielt und ehe es Ikarus nur bemerkte, waren die Flügel aufgelöſt und zu beiden Seiten den Schultern entſunken. Noch ruderte der unglückliche Jüngling und ſchwang ſeine nackten Arme; aber er bekam keine Luft zu faſſen und plötzlich ſtürzte er in die Tiefe. Er hatte den Namen ſeines Vaters als Hilferuf auf den Lippen; doch ehe er ihn ausſprechen konnte, hatte ihn die blaue Meeresflut verſchlungen. Das alles war ſo ſchnell geſchehen, daß Dädalus, hinter ſich nach ſeinem Sohne, wie er von Zeit zu Zeit zu thun gewohnt war, blickend, nichts mehr von ihm gewahr wurde. „Ikarus, Ikarus!" rief er troſtlos durch den leeren Luftraum: „Wo, in welchem Bezirke der Luft ſoll ich dich ſuchen?" Endlich ſandte er die ängſtlich forſchenden Blicke nach der Tiefe. Da ſah er im Waſſer die Federn ſchwimmen. Nun ſenkte er ſeinen Flug und ging, die Flügel abgelegt, ohne Troſt am Ufer hin und her, wo bald die Meereswellen den Leichnam ſeines unglückſeligen Kindes ans Geſtade ſpielten. Jetzt war der ermordete Talos gerächt. Der verzweifelnde Vater ſorgte für das Begräbnis des Sohnes. Es war eine Inſel, wo er ſich niedergelaſſen und wo der Leichnam ans Ufer geſchwemmt worden war. Zum ewigen Gedächtnis an das jammervolle Ereignis erhielt das Eiland den Namen Ikaria.

Als Dädalus ſeinen Sohn begraben hatte, fuhr er von dieſer Inſel weiter nach der großen Inſel Sicilien. Hier herrſchte der König Kokalus. Wie einſt bei Minos auf Kreta fand er bei ihm gaſtliche Aufnahme und ſeine Kunſt ſetzte die Einwohner in Erſtaunen. Noch lange zeigte man da einen künſtlichen See, den er gegraben und aus dem ein breiter Fluß ſich in das benachbarte Meer ergoß; auf den ſteilſten Felſen, der nicht zu erſtürmen war und wo kaum ein paar Bäume Platz zu haben ſchienen, ſetzte er eine feſte Stadt und führte zu ihr einen ſo engen und künſtlich gewundenen Weg empor, daß drei oder vier Männer hinreichten, die Veſte zu verteidigen. Dieſe unbezwingliche Burg wählte dann der König Kokalus zur Aufbewahrung ſeiner Schätze. Das dritte Werk des Dädalus auf der Inſel Sicilien war eine tiefe Höhle. Hier fing er den Dampf unterirdiſchen Feuers ſo geſchickt auf, daß der Aufenthalt in einer Grotte, die ſonſt feucht zu ſein pflegte, ſo angenehm war, wie in einem gelinde geheizten Zimmer und der Körper allmälig in einen wohlthätigen Schweiß kam, ohne dabei von der Hitze beläſtigt zu werden. Auch den Aphroditentempel auf dem Vorgebirge Eryx erweiterte er und weihte der Göttin eine goldene Honigzelle, die mit der größten Kunſt ausgearbeitet war und einer wirklichen Honigwabe täuſchend ähnlich ſah.

Nun erfuhr aber König Minos, deſſen Inſel der Baumeiſter heimlich verlaſſen hatte, daß Dädalus ſich nach Sicilien geflüchtet habe, und faßte den Entſchluß, ihn mit einem gewaltigen Kriegsheere zu verfolgen. Er rüſtete eine anſehnliche Flotte aus und fuhr damit von Kreta nach Agrigent. Hier ſchiffte er ſeine Landtruppen aus und ſchickte Botſchafter an den König Kokalus, welche die Auslieferung des Flüchtlings verlangen ſollten. Aber Kokalus war über den Einfall des fremden Tyrannen entrüſtet nnd ſann auf Mittel und Wege, ihn zu verderben. Er ſtellte ſich an, als ginge er in die Abſichten des Kreters ganz ein, verſprach ihm in allem zu willfahren und lud ihn zu dem Ende zu einer Zuſammenkunft ein. Minos kam und wurde mit großer Gaſtfreundſchaft von Kokalus aufgenommen. Ein warmes Bad ſollte ihn von der Ermüdung des Weges heilen. Als er aber in der Wanne ſaß, ließ Kokalus dieſe ſo lange heizen, bis Minos in dem ſiedenden Waſſer erſtickte. Die Leiche überließ der König von Sicilien den Kretern, die mit ihm gekommen waren, unter dem Vorgeben, der König ſei im Bade ausgeglitten und in das heiße Waſſer gefallen. Hierauf wurde Minos von ſeinen Kriegern mit großer Pracht bei Agrigent beſtattet und über ſeinem Grabmal ein offener Aphroditentempel erbaut. Dädalus blieb bei dem Könige Kokalus in ununterbrochener Gunſt; er zog viele und berühmte Künſtler und wurde der Gründer ſeiner Kunſt auf Sicilien. Glücklich aber war er ſeit dem Sturze ſeines Sohnes Ikarus nicht mehr, und während er dem Lande, das ihm eine Zuflucht gewährt hatte, ein heiteres und lachendes Anſehen durch die Werke ſeiner Hand verlieh, durchlebte er ſelbſt ein kummervolles und trübſinniges Alter. Er ſtarb auf der Inſel Sicilien und wurde dort begraben.

Zweites Buch.

Die Argonautenſage.

Jaſon und Pelias. — Anlaß und Beginn des Argonautenzuges. — Die Argonauten zu Lemnos. — Dieſelben im Lande der Dolionen. — Herkules zurückgelaſſen. — Pollux und der Bebrykenkönig. — Phineus und die Harpyien. — Die Symplegaden. — Weitere Abenteuer. — Jaſon im Palaſte des Äetes. — Medea und Äetes. — Der Rat des Argos. — Medea verſpricht den Argonauten Hülfe. — Jaſon und Medea. — Jaſon erfüllt Äetes Begehr. — Medea raubt das goldne Vließ. — Die Argonauten, verfolgt, entkommen mit Medea. — Weitere Heimfahrt der Argonauten. — Neue Verfolgung der Kolchier. — Letzte Abenteuer der Helden. — Jaſons Ende.

Jaſon und Pelias. Von Äſon, dem Sohne des Kretheus, ſtammte Jaſon ab. Sein Großvater hatte in einer Bucht des Landes Theſſalien die Stadt und das Königreich Jolkos gegründet und dasſelbe ſeinem Sohne Äſon hinterlaſſen. Aber der jüngere Sohn, Pelias, bemächtigte ſich des Thrones; Äſon ſtarb, und Jaſon, ſein Kind, war zu Chiron dem Centauren, dem Erzieher vieler großen Helden, geflüchtet worden, wo er in guter Heldenzucht aufwuchs. Als Pelias ſchon alt war, wurde er durch einen dunkeln Orakelſpruch geängſtigt, welcher ihn warnte, er ſolle ſich vor dem Einſchuhigen hüten. Pelias grübelte vergeblich über dem Sinne dieſes Worts, als Jaſon, der jetzt zwanzig Jahre den Unterricht und die Erziehung des Chiron genoſſen hatte, ſich heimlich aufmachte, nach Jolkos in ſeine Heimat zu wandern und das Thronrecht ſeines Geſchlechtes gegen Pelias zu behaupten. Nach Art der alten Helden war er mit zwei Speeren, dem einen zum Werfen, dem andern zum Stoßen, ausgerüſtet; er trug ein Reiſekleid und darüber die Haut von einem Panther, den er erwürgt hatte; ſein unbeſchorenes Haar hing lang über die Schultern herab. Unterwegs kam er an einen breiten Fluß, an dem er eine alte Frau ſtehen ſah, die ihn flehentlich bat, ihr über den Strom zu helfen. Es war die Göttermutter Hera, die Feindin des Königes Pelias. Jaſon erkannte ſie in ihrer Verwandlung nicht, er nahm ſie mitleidig auf die Arme und watete mit ihr durch den Fluß. Auf dieſem Wege blieb ihm der eine Schuh im Schlamme ſtecken. Dennoch wanderte er weiter und kam zu Jolkos an, als ſein Oheim Pelias gerade mitten unter allem Volke auf dem Marktplatze der Stadt dem Meeresgotte Poſeidon ein feierliches Opfer brachte. Alles Volk verwunderte ſich über ſeine Schönheit und ſeinen majeſtätiſchen Wuchs. Sie meinten, Apollo oder Ares ſei plötzlich in ihre Mitte getreten. Jetzt fielen auch die Blicke des opfernden Königes auf den Fremdling und mit Entſetzen bemerkte er, daß nur der eine Fuß desſelben beſchuhet ſei. Als die heilige Handlung vorüber war, trat er dem Ankömmling entgegen und fragte ihn mit verheimlichter Beſtürzung nach ſeinem Namen und ſeiner Heimat. Jaſon antwortete mutig, doch ſanft: er ſei Äſons Sohn, ſei in Chirons Höhle erzogen worden und komme jetzt, das Haus ſeines Vaters zu ſchauen. Der kluge Pelias empfing ihn auf dieſe Mitteilung freundlich und ohne ſeinen Schrecken merken zu laſſen. Er hieß ihn überall im Palaſte herumführen, und Jaſon weidete ſeine Augen mit Sehnſucht an dieſer erſten Wohnſtätte ſeiner Jugend. Fünf Tage lang feierte er hierauf das Wiederſehen mit ſeinen Vettern und Verwandten in fröhlichen Feſten. Am ſechſten Tage verließen ſie die Zelte, die für die Gäſte aufgeſchlagen waren, und traten miteinander vor den König Pelias. Sanft und beſcheiden ſprach Jaſon zu ſeinem Oheim: „Du weißt, o König, daß ich der Sohn des rechtmäßigen Königes bin und alles, was du beſitzeſt, mein Eigentum iſt. Dennoch laſſe ich dir die Schaf- und Rinderherden und alles Feld, das du meinen Eltern entriſſen haſt; ich verlange nichts von dir zurück, als den Königszepter und den Thron, auf welchem einſt mein Vater ſaß.“ Pelias war in ſeinem Geiſte ſchnell beſonnen. Er erwiderte freundlich: „Ich bin willig deine Forderung zu erfüllen, dafür ſollſt aber auch du mir eine Bitte gewähren und eine That für mich ausrichten, die deiner Jugend wohl anſteht und deren mein Greiſenalter nicht mehr fähig iſt. Denn mir erſcheint ſeit lange in nächtlichen Träumen der Schatten des Phrixus und verlangt von mir, ich ſolle ſeine Seele zufrieden ſtellen, nach Kolchis zum Könige Äetes reiſen und von da ſeine Gebeine und das Vließ des goldenen Widders zurückholen. Den Ruhm dieſer Unternehmung habe ich dir zugedacht: wenn du mit der herrlichen Beute zurückkehrſt, ſollſt du Reich und Scepter in Beſitz nehmen.“

Anlaß und Beginn des Argonautenzuges. Mit dem goldenen Vließe aber verhielt es ſich alſo: Phrixus, ein Sohn des Böotiſchen Königs Athämas, hatte viel von der Nebengattin ſeines Vaters, ſeiner böſen Stiefmutter Ino, zu dulden. Um ihn vor ihren Nachſtellungen zu bewahren, raubte ihn, mit Hilfe ſeiner Schweſter Helle, die eigene Mutter Nephele. Sie ſetzte die Kinder auf einen geflügelten Widder, deſſen Vließ oder Fell von gediegenem Golde war und welchen ſie von dem Gotte Hermes zum Geſchenk erhalten hatte. Auf dieſem Wundertiere ritten Bruder und Schweſter durch die Luft über Land und Meer hin. Unterwegs wurde das Mägdlein von Schwindel überwältigt. Sie fiel in die Tiefe und fand ihren Tod in dem Meere, das von ihr den Namen Helles Meer oder Helleſpontos erhielt. Phrixus kam glücklich in das Land der Kolchier, an der Küſte des Schwarzen Meeres. Hier wurde er von dem Könige Äetes gaſtfreundlich aufgenommen, der ihm eine ſeiner Töchter zur Gattin gab. Den Widder opferte Phrixus dem Zeus, dem Beförderer der Flucht; ſein Vließ gab er dem Könige Äetes zum Geſchenk. Dieſer weihte dasſelbe dem Ares und befeſtigte es mit Nägeln in einem Haine, der dieſem Gott geheiligt war. Zur Bewachung des goldenen Vließes beſtellte Äetes einen ungeheuren Drachen; denn ein Schickſalsſpruch hatte ſein Leben vom Beſitze dieſes Widderfelles abhängig gemacht. Das Vließ wurde in der ganzen Welt als ein großer Schatz betrachtet, und lange trug man ſich auch in Griechenland mit der Nachricht von demſelben. Manchen Helden und Fürſten gelüſtete es darnach; ſo hatte Pelias nicht falſch gerechnet, wenn er hoffte, ſeinen Neffen Jaſon durch die Ausſicht auf eine ſo herrliche Beute zu reizen. Jaſon ließ ſich auch bereitwillig finden; er durchſchaute die Abſicht ſeines Oheims nicht, ihn in den Gefahren dieſes Zuges untergehen zu laſſen, und verpflichtete ſich feierlich, das Abenteuer zu beſtehen. Die berühmteſten Helden Griechenlands wurden zu dem kühnen Unternehmen aufgefordert. Am Fuße des Berges Pelion, aus einer Holzart, die im Meere nicht fault, wurde unter Athenes Leitung von dem geſchickteſten Baumeiſter Griechenlands ein herrliches Schiff mit 50 Rudern erbaut und nach ſeinem Erbauer Argos, dem Sohne des Areſtor, Argo genannt. Es war das erſte lange Schiff, auf welchem ſich Griechen auf die offene See wagten. Die Göttin Athene hatte dazu das weiſſagende Brett von einer redenden Eiche des Orakels zu Dodona geſtiftet, das eine Stelle in dem Tafelwerke fand. Das Schiff war auswendig mit vielen geſchnitzten Arbeiten geziert und gleichwohl ſo leicht, daß es die Helden zwölf Tagereiſen weit auf der Achſel tragen konnten. Als das Fahrzeug fertig und die Helden verſammelt waren, wurden die Plätze der Argoſchiffer (Argonauten) verloſt. Jaſon war Befehlshaber des ganzen Zuges; Tiphys war der Steuermann; Lynkeus, der ſcharfblickende, machte den Lotſen des Schiffs. Im Vorderteile des Schiffs ſaß der herrliche Held Herakles, im Hinterteile Peleus, der Vater des Achilles, und Telamon, der Vater des Ajax. Im inneren Raume befanden ſich unter andern Kaſtor und Pollux, die Jupitersſöhne, Neleus, der Vater Neſtors, Admetus, der Gemahl der frommen Alceſte, Meleager, der Beſieger des kalydoniſchen Ebers, Orpheus, der wundervolle Sänger, Menötius, der Vater des Patroklus, Theſeus, nachher König von Athen und ſein Freund Pirithous, Hylas, der junge Gefährte des Herakles, Poſeidons Sohn Euphemus und Oïleus, der Vater des kleineren Ajax. Jaſon hatte ſein Schild dem Poſeidon gewidmet, und vor der Abfahrt wurde ihm und allen Meeresgöttern ein feierliches Opfer mit Gebeten dargebracht.

Als alle im Schiffe Platz genommen, wurden die Anker gelichtet, die fünfzig Ruderer begannen ihren regelmäßigen Taktſchlag, ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel und bald hatte das Schiff den Hafen von Jolkus hinter ſich. Orpheus mit lieblichen Harfentönen und begeiſterndem Geſang belebte den Mut der Argoſchiffer: luſtig fuhren ſie an Vorgebirgen und Inſeln vorbei; erſt am zweiten Tage erhob ſich ein Sturm und trieb ſie in den Hafen der Inſel Lemnos.

Die Argonauten zu Lemnos. Auf dieſer Inſel hatten das Jahr zuvor alle Weiber ihre Männer, ja das ganze männliche Geſchlecht, ausgerottet, vom Zorn der Aphrodite verfolgt und von Eiferſucht getrieben, weil jene ſich Nebenweiber aus Thracien geholt hatten. Nur Hypſipy̆le hatte ihren Vater, den König Thoas, verſchont und in einer Kiſte dem Meere zur Rettung übergeben. Seitdem fürchteten ſie unaufhörlich einen Angriff von Seiten der Thracier, den Verwandten ihrer Nebenbuhlerinnen, und blickten oft mit ängſtlichen Augen nach der hohen See hinaus. Auch jetzt, wo ſie das Schiff Argo heranrudern ſahen, ſtürzten ſie alle mit miteinander aufgeſchreckt aus den Thoren und ſtrömten, mit Waffen angethan, wie Amazonen, ans Ufer. Die Helden verwunderten ſich höchlich, als ſie das ganze Geſtade voll von bewaffneten Weibern und keinen Mann erblickten. Sie fertigten in einem Nachen einen Herold mit dem Friedensſtabe an die ſeltſame Verſammlung ab, der von den Frauen vor die unvermählte Königin Hypſipy̆le gebracht wurde und in beſcheidenen Worten die Bitte der Argoſchiffer, um gaſtliche Raſt, vorbrachte. Die Königin verſammelte ihr Frauenvolk auf dem Marktplatze der Stadt; ſie ſelbſt ſetzte ſich auf den ſteinernen Thron ihres Vaters; ihr zunächſt lagerte ſich, auf einen Stab geſtützt, die greiſe Amme, dieſer zur rechten und zur linken ſaßen je zwei blondhaarige, zarte Jungfrauen. Nachdem ſie der Verſammlung das friedliche Anſinnen der Argonauten vorgelegt, ſprach ſie aufgerichtet; „Liebe Schweſtern, wir haben eine große Frevelthat begangen und in der Thorheit uns männerlos gemacht, wir ſollen gute Freunde, wenn ſie ſich uns darbieten, nicht zurückſtoßen. Aber wir müſſen auch dafür ſorgen, daß ſie nichts von unſerer Unthat erfahren. Darum iſt mein Rat, den Fremden Speiſe, Wein und alle Notdurft in ihr Schiff tragen zu laſſen und durch ſolche Bereitwilligkeit ſie ferne von unſern Mauern zu halten.“

Die Königin hatte ſich wieder niedergeſetzt und dagegen die alte Amme erhoben. Mit Mühe richtete ſie ihren Kopf aus den Schultern auf und ſprach: „Sendet immerhin den Fremdlingen Geſchenke, dies iſt wohlgethan. Denket aber auch daran, was euch bevorſteht, wenn die Thracier kommen. Und wenn ein gnädiger Gott dieſe fern hält, ſeid ihr darum vor allem Übel ſicher? Zwar die alten Weiber, wie ich, können ruhig ſein; wir werden ſterben, ehe die Not dringend wird, ehe alle unſere Vorräte zu Ende ſind. Ihr Jüngeren aber, wie wollet ihr alsdann leben? werden ſich die Ochſen für euch von ſelbſt ins Joch ſpannen und den Pflug durch Ackerfeld ziehen? werden ſie an eurer ſtatt, wenn das Jahr herum iſt, die reifen Ähren abſchneiden? Denn ihr ſelbſt werdet dieſe und andere harte Arbeit nicht allein verrichten wollen. Ich rate euch, weiſet den erwünſchten Schutz nicht ab, der ſich euch darbietet; vertrauet Gut und Habe den edelgeborenen Fremdlingen an und laßt ſie eure ſchöne Stadt verwalten!“ Dieſer Rat gefiel allen Weibern von Lemnos wohl. Die Königin ſchickte eine der beiſitzenden Jungfrauen mit dem Herold auf das Schiff, um den Argonauten den günſtigen Beſchluß der Frauenverſammlung kund zu thun. Die Helden waren über die Nachricht hoch erfreut; ſie glaubten nicht anders, als Hypſipy̆le ſei ihrem Vater, nach deſſen Tode, in friedlicher Übernahme der Herrſchaft gefolgt. Jaſon warf den purpurnen Mantel, ein Geſchenk der Athene, über ſeine Schultern und wandelte der Stadt zu, einem ſchimmernden Sterne ähnlich. Als er in die Thore einzog, ſtrömten ihm die Frauen mit lautem Gruße nach und erfreuten ſich des Gaſtes. Er aber heftete mit ſittſamer Scheu die Augen auf den Boden und eilte dem Palaſte der Königin zu. Dienende Mägde thaten die hohen Pforten weit vor ihm auf; die Jungfrau führte ihn in das Gemach ihrer Herrin. Hier nahm er, dieſer gegenüber, auf einem prachtvollen Stuhle Platz. Hypſipÿle ſchlug die Augen nieder und ihre jungfräulichen Wangen röteten ſich. Verſchämt wandte ſie ſich an ihn mit den ſchmeichelnden Worten: „Fremdling. warum weilet ihr ſo ſcheu außerhalb unſerer Thore? Dieſe Stadt wird ja nicht von Männern bewohnt, daß ihr euch zu fürchten hättet. Unſere Gatten ſind uns treulos geworden; ſie ſind mit thraciſchen Weibern, die ſie im Kriege erbeutet, in das Land ihrer Nebenweiber gezogen und haben ihre Söhne und männlichen Diener mit ſich genommen; wir aber ſind hilflos zurückgeblieben. Darum, wenn es euch gefällt, kehret hier, bei unſerm Volke, ein, und magſt du, ſo ſollſt du an meines Vater Thoas ſtatt, die Deinigen und uns beherrſchen. Du wirſt das Land nicht tadeln; es iſt bei weitem die fruchtbarſte Inſel in dieſem Meere. Geh daher, guter Führer, melde deinen Genoſſen unſern Vorſchlag und bleibet nicht länger außerhalb der Stadt." So ſprach ſie und verhehlte nur die Ermordung der Männer. Ihr erwiderte Jaſon: „Königin, die Hilfe, die du uns Hilfsbedürftigen anbieteſt, nehmen wir mit dankbarem Herzen an; wenn ich meinen Genoſſen die Nachricht zurückgebracht habe, will ich in eure Stadt zurückkehren, aber den Zepter und die Inſel behalte du ſelbſt! Nicht als ob ich ſie verachtete: aber mich erwarten ſchwere Kämpfe im fernen Lande." Jaſon reichte der königlichen Jungfrau die Hand zum Abſchiedsgruße, dann eilte er zurück ans Ufer. Bald kamen auch die Frauen auf ſchnellen Wagen nach, mit vielen Gaſtgeſchenken. Ohne Mühe überredeten ſie die Helden, die ihres Führers Botſchaft ſchon vernommen hatten, die Stadt zu betreten und in ihren Häuſern einzukehren. Jaſon nahm ſeine Wohnung in der Königsburg ſelbſt, die andern da und dort; nur Herakles, der Feind weibiſchen Lebens, blieb mit wenig auserleſenen Genoſſen zurück auf dem Schiffe. Jetzt füllten fröhliche Mahlzeiten und Tänze die Stadt; duftiger Opferdampf ſtieg zum Himmel; Einwohnerinnen und Gäſte ehrten den Schutzgott der Inſel, Hephäſt, und Aphrodite, ſeine Gemahlin. Von Tag zu Tag wurde die Abfahrt verſchoben und noch lange hätten die Helden bei den freundlichen Wirtinnen verweilt, wenn nicht Herakles vom Schiffe herbeigekommen wäre und die Genoſſen, ohne der Weiber Wiſſen, um ſich verſammelt hätte. „Ihr Elenden," ſchalt er, „hattet ihr nicht genug Frauen im eigenen Lande? ſeid ihr der Hochzeit bedürftig hierher gekommen? wollt ihr als Bauern zu Lemnos das Feld pflügen? Freilich! ein Gott wird für uns das Vließ holen und es uns zu Füßen legen! Lieber laſſet uns jeden in ſeine Heimat zurückkehren; jener mag ſich mit Hypſipÿle vermählen, die Inſel Lemnos mit ſeinen Söhnen bevölkern und von fremden Heldenthaten hören!"

Keiner wagte gegen den Helden, der ſo ſprach, die Augen aufzuheben, oder ihm zu widerſprechen. Von der Verſammlung weg rüſteten ſie ſich zur Abfahrt. Aber die Lemnierinnen ihre Abſicht erratend, umſchwärmten ſie wie ſummende Bienen mit Klagen und Bitten. Doch ergaben ſie ſich zuletzt in den Entſchluß der Helden, Hypſipÿle trat mit thränenden Augen aus der Schar hervor, nahm Jaſon bei der Hand und ſprach: „Geh, und mögen dir die Götter, ſamt deinen Genoſſen, wie du es wünſcheſt, das goldene Vließ verleihen! Wenn du je zu uns zurückkehren willſt, ſo erwartet dich dieſe Inſel und das Zepter meines Vaters. Aber ich weiß es wohl, du haſt dieſe Abſicht nicht. So gedenke denn wenigſtens meiner in der Ferne!" Jaſon ſchied mit Bewunderung von der edlen Königin und beſtieg zuerſt das Schiff, nach ihm die andern Helden alle. Sie löſten die Taue, mit welchen das Fahrzeug ans Land gebunden war, die Ruderer ſetzten ſich in Bewegung und in kurzer Zeit hatten ſie den Helleſpont hinter ſich.

Die Argonauten im Lande der Dolionen. Thraciſche Winde trieben hier das Schiff in die Nähe der phrygiſchen Küſte, wo auf dem Eilande Cyzikus die erdgeborenen Giganten in ungezähmter Wildheit und die friedlichen Dolionen neben einander wohnten. Jenen hingen ſechs Arme, zwei von den mächtigen Schultern und vier an den beiden Seiten, vom Leibe herunter; dieſe ſtammten vom Meeresgotte ab, der ſie auch gegen jene Ungeheuer ſchirmte. Ihr König war der fromme Cyzikus. Dieſer und ſein ganzes Volk, als ſie von der Ankunft des Schiffes und dem Geſchlechte der Männer gehört, gingen den Argonauten liebreich entgegen, empfingen ſie gaſtfreundlich und überredeten ſie noch weiter zu rudern und das Schiff im Hafen der Stadt vor Anker zu legen. Der König hatte längſt einen Orakelſpruch erhalten: wenn die göttliche Schar der Heroen käme, ſo ſollte er ſie liebreich aufnehmen und ja nicht bekriegen. Er verſah ſie deswegen reichlich mit Wein und Schlachtvieh. Er ſelbſt war noch ganz jung und kaum erſt war ihm der Bart gewachſen. Im Königshauſe lag ihm ſeine Frau in den erſten Wehen; dennoch verließ er ſie, um, dem Götterſpruche folgſam, das Mahl mit den Fremden zu teilen. Hier erzählten ſie ihm von dem Ziel und Zweck ihrer Fahrt, und er unterrichtete ſie über den Weg, den ſie zu nehmen hätten. Am andern Morgen beſtiegen ſie einen hohen Berg, um ſelbſt die Lage der Inſel und das Meer zu überſchauen. Inzwiſchen waren von der andern Seite des Eilands die Giganten hervorgebrochen und hatten den Hafen mit Felsblöcken geſperrt. In dieſem lag das Schiff Argo, von Herakles, der auch diesmal nicht an das Land geſtiegen war, bewacht. Als dieſer die Ungeheuer das boshafte Werk unternehmen ſah, ſchoß er ihrer viele mit ſeinen Pfeilen zu Tode. Zu gleicher Zeit kamen auch die übrigen Helden zurück und richteten mit Pfeilen und Speeren unter den Giganten eine furchtbare Niederlage an, ſo daß ſie in dem engen Hafen wie ein umgehauener Wald da lagen, die einen mit Kopf und Bruſt im Waſſer, mit den Füßen auf dem Uferſande, die andern mit den Füßen im Meere, mit Kopf und Bruſt am Ufer; beide Fiſchen und Vögeln zur Beute beſtimmt. Nachdem die Helden dieſen glücklichen Kampf beſtanden, löſten ſie unter günſtigem Winde die Ankertaue und ſegelten hinaus in die offene See. In der Nacht legte ſich der Wind; bald aber erhob ſich ein Sturm von der entgegengeſetzten Seite, und ſo wurden ſie genötigt, noch einmal am gaſtlichen Lande der Dolionen vor Anker zu gehen, ohne daß ſie es wußten; denn ſie glaubten ſich an der Phrygiſchen Küſte. Ebenſo wenig erkannten die Dolionen, die bei dem Geräuſche der Landung ſich aus ihrer nächtlichen Ruhe erhoben hatten, die Freunde wieder, mit denen ſie geſtern ſo fröhlich gezecht hatten. Sie griffen zu den Waffen und eine unglückſelige Schlacht entſpann ſich zwiſchen Gaſtfreunden. Jaſon ſelbſt ſtieß dem gütigen Könige Cyzikus den Speer mitten in die Bruſt, ohne ihn zu kennen und von ihm gekannt zu ſein. Die Dolionen wurden endlich in die Flucht geſchlagen und ſchloſſen ſich in die Mauern ihrer Stadt ein. Am andern Morgen wurde beiden der Irrtum offenbar.

Bitterer Schmerz ergriff den Argonautenführer Jaſon mit allen ſeinen Helden, als ſie den guten Dolionenkönig in ſeinem Blute liegen ſahen. Drei Tage lang trauerten in friedlicher Vermiſchung die Helden und die Dolionen, rauften ſich die Haare und ſtellten den Gebliebenen zu Ehren gemeinſchaftlich Trauerkampfſpiele an; dann ſchifften die fremden Helden weiter. Clite, die Gemahlin des gefallenen Dolionenkönigs, erdroſſelte ſich mit dem Stricke, noch ehe ſie geboren hatte.

Herakles zurückgelaſſen. Nach einer ſtürmevollen Fahrt landeten die Helden in einem Meerbuſen Bithyniens, bei der Stadt Cios. Die Myſier, die hier wohnten, empfingen ſie gar freundlich, türmten dürres Holz zum wärmenden Feuer auf, machten den Ankömmlingen aus grünem Laub eine weiche Streu und ſetzten ihnen noch in der Abenddämmerung Wein und Speiſe zur Genüge vor. Herakles, der alle Bequemlichkeiten der Reiſe verſchmähte, ließ ſeine Genoſſen beim Mahle ſitzen und machte einen Streifzug in den Wald, um ſich aus einem Tannenbaum ein beſſeres Ruder für den kommenden Morgen zu ſchnitzen. Bald fand er eine Tanne, die ihm gerecht war, nicht zu ſehr mit Äſten beladen, in der Größe und im Umfang wie der Aſt einer ſchlanken Pappel. Sogleich legte er Köcher und Bogen auf die Erde, zog ſein Löwenfell aus, warf ſeine eherne Keule auf den Boden und zog den Stamm, den er mit beiden Händen gefaßt, ſamt den Wurzeln und der daran hängenden Erde heraus, ſo daß die Tanne dalag, nicht anders, denn als hätte ſie ein Sturm entwurzelt. Inzwiſchen hatte ſich ſein junger Gefährte Hylas auch vom Tiſche der Genoſſen verloren. Er war mit dem ehernen Kruge aufgeſtanden, um Waſſer für ſeinen Herrn und Freund zum Mahle zu ſchöpfen und auch alles andere ihm für ſeine Rückkehr vorzubereiten. Herakles hatte auf ſeinem Zuge gegen die Dryopen ſeinen Vater im Wortwechſel erſchlagen, den Knaben aber aus dem Hauſe des Vaters mit ſich genommen und ſich zum Diener und Freunde nachgezogen. Als der ſchöne Jüngling an dem Quelle Waſſer ſchöpfte, leuchtete der Vollmond. Wie er ſich nun eben mit dem Kruge nach dem Waſſerſpiegel neigte, erblickte ihn die Nymphe des Quelles. Von ſeiner Schönheit bethört, ſchlang ſie den linken Arm um ihn, mit der Rechten ergriff ſie ſeinen Ellenbogen und zog ihn ſo hinunter in die Tiefe. Einer der Helden, Polyphemus mit Namen, der die Rückkehr des Herakles nicht ferne von jenem Quell erwartete, hörte den Hilfeſchrei des Knaben. Aber er fand ihn nicht mehr, dagegen begegnete er dem Herakles, der aus dem Walde zurückkam. „Unglücklicher," rief er ihm entgegen, „muß ich der erſte ſein, der dir die Trauerbotſchaft melde! Dein Hylas iſt zum Quell gegangen und nicht wieder zurückgekehrt! Räuber führen ihn gefangen davon, oder wilde Tiere zerreißen ihn; ich ſelbſt habe ſeinen Angſtruf gehört." Dem Herakles floß der Schweiß vom Haupte, als er dies hörte, und das Blut wallte ihm gegen die Bruſt. Zornig warf er die Tanne auf den Boden und rannte, wie ein von der Bremſe geſtochener Stier Hirten und Herde verläßt, mit durchdringendem Rufe durch das Dickicht der Quelle zu.

Jetzt ſtand der Morgenſtern über dem Bergesgipfel; günſtiger Wind erhub ſich. Der Steuermann ermahnte die Helden, ihn zu benützen und das Schiff zu beſteigen. Schon fuhren ſie im Morgenlichte fröhlich dahin, als ihnen zu ſpät einfiel, daß zwei ihrer Genoſſen, Polyphemus und Herakles, von ihnen am Ufer zurückgelaſſen worden. Ein ſtürmiſcher Streit erhob ſich unter den Helden, ob ſie ohne die tapferſten Begleiter weiter ſegeln ſollten. Jaſon ſprach kein Wort, ſtille ſaß er und der Kummer fraß ihm am Herzen; den Telămon aber übermannte der Zorn: „Wie kannſt du ſo ruhig ſitzen?" rief er dem Führer zu; „gewiß fürchteſt du, Herakles möchte deinen Ruhm verdunkeln!, Doch was helfen da Worte? und wenn alle Genoſſen mit dir einverſtanden waren, ſo will ich allein zu dem verlaſſenen Helden umkehren.“ Mit dieſen Worten faßte er den Steuermann Tiphys an der Bruſt, ſeine Augen funkelten wie Feuerflammen, und gewiß hätte er ſie gezwungen, nach dem Geſtade der Myſier zurückzukehren, wenn nicht die beiden Söhne des Boreas, Kalais und Zethes, ihm in die Arme gefallen wären und ihn mit ſcheltenden Worten zurückgehalten hätten. Zugleich ſtieg aus der ſchäumenden Flut Glaukus, der Meeresgott hervor, faßte mit ſtarker Hand das Ende des Schiffes und rief den Eilenden zu: „Ihr Helden, was ſtreitet ihr euch? Was begehret ihr wider den Willen des Zeus, den mutigen Herakles mit euch in das Land des Äetes zu führen? Ihm ſind ganz andere Arbeiten zu verrichten vom Schickſale beſtimmt. Den Hylas hat eine liebende Nymphe geraubt, und aus Sehnſucht nach ihm iſt er zurückgeblieben.“ Nachdem er ihnen ſolches geoffenbart, tauchte Glaukus wieder in die Tiefe nieder, und das dunkle Waſſer ſchäumte in Wirbeln um ihn. Telämon war beſchämt, er ging auf Jaſon zu, legte ſeine Hand in des Helden Hand und ſprach: „Zürne mir nicht, Jaſon! Der Schmerz hat mich verführt, unvernünftige Worte zu reden! Übergieb meinen Fehler den Winden, und laß uns Wohlwollen üben wie früher!“ Jaſon gab der Verſöhnung gern Gehör und ſo fuhren ſie bei ſtarkem und günſtigem Winde dahin. Polyphemus fand ſich bei den Myſiern zurecht und baute ihnen eine Stadt. Herakles aber ging weiter, wohin ihn die Beſtimmung des Zeus rief.

Pollux und der Bebrykenkönig. Am andern Morgen legten ſie mit Sonnenaufgang an einer weit ins Meer hinaus geſtreckten Landzunge vor Anker. Dort befanden ſich die Ställe und das ländliche Wohnhaus des wilden Bebrykenkönigs Amykus. Dieſer hatte allen Fremdlingen das läſtige Geſetz aufgelegt, daß keiner ſein Gebiet verlaſſen ſollte, ehe er ſich mit ihm im Fauſtkampfe gemeſſen. Auf dieſe Weiſe hatte er ſchon viele Nachbarn umgebracht. Auch jetzt näherte er ſich mit verächtlichen Worten dem gelandeten Schiffe: „Höret, ihr Meervagabunden,“ rief er, „was euch zu wiſſen not iſt! Kein Fremdling darf mein Land verlaſſen, ohne mit mir gerungen zu haben. So ſuchet denn euren beſten Helden aus und ſtellet ihn mir; ſonſt ſoll es euch übel ergehen!“ Nun war unter den Argoſchiffern der beſte Fauſtkämpfer Griechenlands, Pollux, der Leda Sohn. Dieſen reizte die Ausforderung und er rief dem Könige zu: „poltere nicht, wir wollen deinen Geſetzen gehorchen und in mir haſt du deinen Mann gefunden!“ Der Bebryke blickte den kühnen Helden mit rollenden Augen an, wie ein verwundeter Berglöwe den, der ihn zuerſt getroffen hat. Pollux aber, der jugendliche Held, ſah heiter aus, wie ein Stern am Himmel; er ſchwang ſeine Hände in der Luft, um zu verſuchen, ob ſie nicht von der langen Ruderarbeit erſtarrt ſeien. Als die Helden das Schiff verlaſſen, ſtellten die beiden Kämpfer ſich einander gegenüber. Ein Sklave des Königs warf ein gedoppeltes Paar von Fechterhandſchuhen zwiſchen ſie auf den Boden. „Wähle, welches Paar du willſt,“ ſagte Amykus, „ich will dich nicht lange loſen laſſen! Du wirſt aus Erfahrung ſagen können, daß ich ein guter Gerber bin und blutige Backenſtreiche zu erteilen verſtehe!“ Pollux lächelte ſchweigend, nahm das Handſchuhpaar, das ihm zunächſt lag, und ließ es ſich von ſeinen Freunden an die Hände feſtbinden. Daſſelbe that der Bebrykenkönig. Jetzt begann der Fauſtkampf. Wie eine Meerwelle, die ſich dem Schiffe entgegenwälzt und welche die Kunſt des Steuermanns mit Mühe abweiſt, ſtürmte der fremde Ringer auf den Griechen ein und ließ ihm keine Ruhe. Dieſer aber wich ſeinem Angriffe immer kunſtvoll und unverletzt aus. Er hatte die ſchwache Seite ſeines Gegners bald ausgekundſchaftet und verſetzte ihm manchen unabgewehrten Streich. Doch nahm auch der König ſeines Vorteils wahr, und nun krachten die Kinnbacken und knirſchten die Zähne von gegenſeitigen Schlägen, und ſie ruhten nicht eher aus, als bis beide atemlos waren. Dann traten ſie bei Seite, friſchen Atem zu ſchöpfen und ſich den ſtrömenden Schweiß abzutrocknen. Im erneuten Kampfe verfehlte Amykus ſeines Widerpartes Haupt, und ſein Arm traf nur die Schulter, Pollux aber traf den Gegner über das Ohr, daß ihm die Knochen im Kopfe zerbrachen, und er vor Schmerz in die Kniee ſank.

Da jauchzten die Argonauten laut auf; aber auch die Bebryken ſprangen ihrem Könige bei, kehrten ihre Keulen und Jagdſpieße gegen Pollux und ſtürmten gegen ihn heran. Vor ihm ſtellten ſich ſchirmend die Genoſſen mit blanken Schwertern auf. Ein blutiges Treffen entſpann ſich; die Bebryken wurden in die Flucht geſchlagen und mußten in das Innere des Landes weichen. Die Helden warfen ſich auf ihre Ställe und Viehherden und machten reichliche Beute. Die Nacht über blieben ſie am Lande, verbanden die Wunden, opferten den Göttern und blieben beim Becher wach. Sie bekränzten ihre Stirnen mit dem Uferlorbeer, an den auch das Schiff mit ſeinen Tauen gebunden war, und ſangen zur Zither des Orpheus eine tönende Hymne. Das ſchweigende Ufer ſchien ihnen mit Luſt zuzuhorchen, ihr Lied aber beſang Pollux, den ſiegreichen Sohn des Zeus.

Phineus und die Harpyien. Der Morgen ſetzte dem Mahl ein Ziel und ſie fuhren weiter. Nach einigen Abenteuern warfen ſie die Anker, gegenüber dem Bithyniſchen Lande, an einem Ufergebiete aus, wo der König Phineus, der Sohn des Helden Agenor hauſte. Dieſer war von einem großen Übel heimgeſucht. Weil er die Wahrſagergabe, die ihm von Apollo verliehen worden, mißbraucht hatte, war er im hohen Alter mit Blindheit geſchlagen worden, und die Harpyien, die gräßlichen Wundervögel, ließen ihn keine Speiſe ruhig genießen. Was ſie konnten, raubten ſie; das Zurückgebliebene beſudelten ſie ſo, daß man es nicht berühren, ja ſelbſt die Nähe ſolcher Speiſen nicht aushalten konnte. Doch war dem Phineus ein Troſtſpruch vom Orakel des Zeus gegeben: „Wenn die Boreasſöhne mit den griechiſchen Schiffern kommen würden, ſollte er wieder Speiſe genießen können.“ So verließ denn der Greis, auf die erſte Nachricht von des Schiffes Ankunft, ſein Gemach. Bis auf die Knochen abgemagert, war er anzuſchauen wie ein Schatten, ſeine Glieder zitterten vor Altersſchwäche, vor den Augen ſchwindelte ihm, ein Stab unterſtützte ſeine ſchwankenden Tritte und als er bei den Argonauten angekommen war, ſank er erſchöpft zu Boden. Dieſe umringten den unglücklichen Greis und entſetzten ſich ob ſeinem Ausſehen. Als der Fürſt ihre Nähe vernommen und ſeine Beſinnung wieder zurückgekehrt war, brach er in flehende Bitten aus: „O, ihr teuren Helden, wenn ihr wirklich diejenigen ſeid, welche die Weiſſagung mir bezeichnet hat, ſo helfet mir; denn nicht nur meines Augenlichtes haben die Rachegöttinnen ſich bemächtigt, auch die Speiſen entziehen ſie meinem Alter durch die gräßlichen Vögel, die ſie mir ſenden! Ihr leiſtet eure Hilfe keinem Fremdling; ich bin Phineus, Agenors Sohn, ein Grieche. Einſt habe ich unter den Thraciern geherrſcht, und die Söhne des Boreas, welche Teilnehmer eures Zuges ſein müſſen und mich retten ſollen, ſind die jungen Brüder Cleopatras, die dort meine Gattin war.“ Auf dieſe Entdeckung warf ſich ihm Zethes, des Boreas Sohn, in die Arme und verſprach ihm, ihn mit Hilfe ſeines Bruders von der Qual der Harpyien zu befreien; und auf der Stelle bereiteten ſie ihm ein Mahl, das der räuberiſchen Vögel letztes ſein ſollte. Kaum hatte der König die Speiſen berührt, als die Vögel, wie ein plötzlicher Sturm, mit Flügelſchlag aus den Wolken herabgeſtürzt kamen und ſich gierig auf die Speiſen ſetzten. Die Helden ſchrieen laut auf; aber die Harpyien ließen ſich nicht ſtören, ſie blieben, bis ſie alles aufgezehrt hatten, dann ſchwangen ſie ſich wieder in die Lüfte und ließen einen unerträglichen Geruch zurück. Doch Zethes und Kalais, die Boreasſöhne, verfolgten ſie mit gezücktem Schwert. Zeus verlieh ihnen Fittige und unermüdliche Kraft, die ſie wohl brauchen konnten; denn die Harpyien kamen in ihrem Fluge dem ſchnellſten Weſtwinde zuvor. Aber die Boreasſöhne waren rüſtig hinter ihnen drein und oft meinten ſie, die Ungeheuer ſchon mit den Händen greifen zu können. Endlich kamen ſie ihnen ſo nahe, daß ſie dieſelben ohne Zweifel erlegt hätten, als plötzlich Zeus Botin, Iris, ſich aus dem Äther herabſenkte und das Heldenpaar ſo anredete: „Nicht iſts erlaubt, ihr Söhne des Boreas, die Jagdhunde des großen Zeus, die Harpyien, mit dem Schwerte zu fällen. Doch ſchwöre ich euch den großen Göttereid beim Styx, daß die Raubvögel den Sohn des Agenor nicht mehr beunruhigen ſollen.“ Die Söhne des Boreas wichen dem Eide und kehrten nach dem Schiffe um.

Unterdeſſen pflegten die griechiſchen Helden den Leib des Greiſen Phineus, hielten eine Opfermahlzeit und luden den Ausgehungerten dazu ein. Dieſer verzehrte gierig die reinen und reichlichen Speiſen; es war ihm, als weidete ſich ſein Hunger im Traume. Während ſie die Nacht über auf die Rückkehr der Boreasſöhne warteten, teilte ihnen der alte König Phineus zum Danke von den Früchten ſeiner Wahrſagergabe mit. „Vor allen Dingen,“ lautete ſeine Rede, „werdet ihr in einem Engpaſſe des Meeres die Symplegaden begegnen; dies ſind zwei ſteile Felſeninſeln, deren unterſte Wurzeln nicht bis zum Meeresboden reichen, ſondern die in der See ſchwimmen; oft treiben ſie einander entgegen und dann ſchwillt die Meeresflut in der Mitte mit fürchterlichem Toben an. Wollet ihr nicht mit Mann und Maus zerquetſcht werden, ſo rudert zwiſchen ihnen durch, ſo ſchnell wie eine Taube fliegt. Dann werdet ihr ans Geſtade der Mariandyner kommen, wo der Eingang zur Unterwelt iſt An vielen andern Vorgebirgen, Flüſſen und Küſten fahret ihr dann vorüber, an Frauenſtädten der Amazonen, am Lande der Chalyber, die im Schweiß ihres Angeſichtes das Eiſen aus der Erde graben. Endlich werdet ihr zur kolchiſchen Küſte gelangen, wo der Phaſis ſeinen breiten Strudel ins Meer ſendet. Hier werdet ihr die getürmte Burg des Königes Äetes erblicken; hier hütet der ſchlafloſe Drache das Goldvließ, das über dem Wipfel des Eichbaums ausgebreitet hängt.“

Die Helden hörten dem Greiſe nicht ohne Grauen zu und wollten eben weiter fragen, als ſich die Söhne des Boreas aus den Lüften in ihre Mitte herniederſenkten und den König mit der tröſtlichen Botſchaft der Iris erfreuten.

Die Symplegaden. Phineus nahm dankbar und gerührt Abſchied von ſeinen Rettern, die weiter und mancherlei neuen Schickſalen entgegen fuhren. Zuerſt wurden ſie durch vierzigtägige Nordweſtwinde aufgehalten, bis Opfer und Gebet zu allen zwölf Göttern ihnen zu friſcher Fahrt verhalf. Sie waren im beſten Segeln begriffen, als ein lautes Toſen ihnen von ferne ſchon ans Ohr ſchlug. Es war das Krachen der immer zuſammenſtoßenden und immer wieder zurückprallenden Symplegaden, der Wiederhall der Ufer und das Ziſchen des zuſammengepreßten Meeres. Tiphys, der Steuermann, ſtellte ſich wachſam ans Steuerruder. Euphemus der Held erhub ſich im Schiffe und hielt auf der flachen Rechten eine Taube. Wenn dieſe, hatte Phineus ihnen geweiſſagt, furchtlos zwiſchen den Felſen durchflöge, ſo dürften auch ſie kecklich die Durchfahrt wagen. Eben öffneten ſich die Felſen: Euphemus ließ die Taube fliegen; alle richteten ihre Häupter in Erwartung empor. Die Taube flog mitten hindurch, aber ſchon näherten ſich die Felſen wieder, das ſchäumende Meer wallte ziſchend einer Wolke gleich auf; ein Brauſen erfüllte Waſſer und Luft; jetzt ſtießen die Felſen zuſammen und klemmten der Taube die letzten Schwanzfedern ab, doch war ſie glücklich hindurch gekommen. Mit lauter Stimme ermunterte Tiphys die Ruderer, da aber öffneten ſich die Felſen wieder und die in den Zwiſchenraum ſtrömende Flut zog das Schiff mit ſich hinein. Jetzt hing das Verderben über ihrem Haupte: eine turmhohe Woge wälzte ſich ihnen entgegen, bei deren Anblick alle die Köpfe bückten. Aber Tiphys hieß mit dem Rudern innehalten und die ſchäumende Welle wälzte ſich unſchädlich unter dem Kiele hin und hob das Schiff hoch über die zuſammenſchwimmenden Felſen empor. Die Helden arbeiteten, daß die Ruder ſich krümmten; jetzt riß der Strudel das Schiff wieder mitten in die Felſen hinab. Schon ſtießen die Felſen zu beiden Seiten an den Bauch des Schiffes; da gab ihm die Schutzgöttin Athene einen unſichtbaren Stoß, daß es glücklich durchkam und die zuſammenſchlagenden Felſen nur eben noch die äußerſten Bretter des Hinterteiles zermalmten. Als erſt die Helden den Äther und die offene See wieder vor ſich ſahen, da atmeten ſie von der Todesangſt wieder auf, und es war ihnen, als wären ſie aus der Unterwelt emporgetaucht. „Das iſt nicht durch unſre Kraft geſchehen," rief Tiphys, „wohl fühlte ich hinter mir die göttliche Hand Athenes, deren Schnellkraft das Schiff durch die Felſen ſtieß! Nichts haben wir fortan zu fürchten; alle andern Arbeiten nach dieſer Gefahr hat uns Phineus als leicht geſchildert." Aber Jaſon ſchüttelte traurig ſein Haupt und ſprach: „Guter Tiphys, ich habe die Götter verſucht, daß ich dieſes Unternehmen mir von Pelias auflegen ließ; lieber hätte ich mich von ihm in Stücke ſollen hauen laſſen! Jetzt bringe ich in Seufzen die Nächte nach den Tagen zu, nicht für mich beſorgt, nein, nur auf euer Leben und Heil bedacht, und wie ich aus ſo gräßlichen Gefahren euch der Heimat unverloren zurückgeben ſoll." So ſprach der Held, ſeine Genoſſen zu verſuchen. Dieſe aber jubelten ihm freudig zu und verlangten vorwärts.

Weitere Abenteuer. Unter mancherlei Schickſalen fuhren die Helden nun weiter. Auf der Fahrt erkrankte ihnen ihr treuer Steuermann Tiphys, ſtarb und mußte am fremden Ufer begraben werden. An ſeine Stelle wählten ſie denjenigen von den Helden, der des Steuers am kundigſten war. Er hieß Amäus und weigerte ſich lange, das ſchwierige Geſchäft zu übernehmen, bis ihm Hera, die Göttin, Mut und Zuverſicht ins Herz gab. Dann aber ſtellte er ſich ans Ruder und lenkte das Schiff ſo gut, als wenn Tiphys ſelbſt noch am Steuer ſäße. Nach zwölf Tagen kamen ſie mit vollen Segeln an die Mündung des Fluſſes Kallichorus; hier ſahen ſie auf einem Hügel das Grabmal des Helden Sthenelus, der mit Herakles in den Amazonenkrieg gezogen und hier, von einem Pfeile getroffen, am Meeresufer verſchieden war. Sie wollten eben weiter ſchiffen, als der klägliche Schatten dieſes Helden, von Perſephone aus der Unterwelt entlaſſen, ſichtbar ward und ſehnſüchtig nach den ſtammesverwandten Männern blickte. Er ſtand zu oberſt auf ſeinem Grabhügel in der Geſtalt, in welcher er in die Schlacht gegangen war: ein purpurner Buſch mit vier ſchönen Federn wehte ihm vom Helme. Doch war er nur wenige Augenblicke zu ſchauen und tauchte bald wieder in die ſchwarze Tiefe hinunter. Erſchrocken ließen die Helden die Ruder ſinken. Nur Mopſes, der Wahrſager, verſtand das Verlangen der abgeſchiedenen Seele: er riet ſeinen Genoſſen, den Geiſt des Erſchlagenen mit einem Trankopfer zu ſühnen. Schnell zogen ſie die Segel ein, banden das Schiff am Strande an, und indem ſie ſich um den Grabhügel ſtellten, benetzten ſie ihn mit Trankopfern und verbrannten geſchlachtete Schafe. Dann fuhren ſie weiter und weiter und gelangten endlich zur Mündung des Fluſſes Thermodon. Dieſem glich kein anderer Strom auf der Erde: aus einer einzigen Quelle tief in den Bergen entſprungen, teilte er ſich bald in eine Menge kleinerer Arme und ſtürmte in ſo viel Ausflüſſen ins Meer, daß nur viere zu einem Hundert fehlten. Sie wimmelten wie eine Menge Schlangen in die offene See. An dem breiteſten Ausfluſſe wohnten die Amazonen. Dieſes Weibervolk ſtammte vom Gotte Ares ab und liebte die Werke des Krieges. Hätten die Argonauten hier gelandet, ſo wären ſie ohne Zweifel in einen blutigen Krieg mit den Frauen geraten; denn dieſe waren den tapferſten Helden im Kampfe gewachſen. Sie wohnten nicht in einer Stadt vereinigt, ſondern auf dem Lande zerſtreut und in einzelne Stämme getrennt. Ein günſtiger Weſtwind hielt die Argonauten von dieſem kriegeriſchen Weibervolke fern. Nach der Fahrt eines Tages und einer Nacht kamen ſie, wie ihnen Phineus geweiſſagt hatte, an das Land der Chalyber. Dieſe pflügten nicht das Erdreich, pflanzten keine fruchttragenden Bäume, weideten keine Herden auf der tauigen Wieſe, ſie gruben nur Erz und Eiſen aus dem rauhen Boden und tauſchten gegen dieſes ihre Lebensmittel ein. Keine Sonne ging ihnen ohne ſchwere Arbeit auf, in ſchwarzer Nacht und dichtem Rauche verbrachten ſie arbeitend ihren Tag.

Noch an mancherlei Völkern kamen ſie vorüber. Als ſie einer Inſel, mit Namen Aretia, oder Marsinſel, gegenüber waren, flog ihnen ein Bewohner dieſes Eilands, ein Vogel mit kräftigem Flügelſchlage, entgegen. Als er über dem Schiffe ſchwebte, ſchüttelte er ſeine Schwingen und ließ eine ſpitze Feder fallen, die in der Schulter des Helden Oïleus ſtecken blieb. Verwundet ließ der Held das Ruder fahren: die Genoſſen ſtaunten, als ſie das geflügelte Geſchoß erblickten, das ihm in der Schulter ſteckte. Der, der ihm zunächſt ſaß, zog die Feder heraus und verband die Wunde. Bald erſchien ein zweiter Vogel: den ſchoß Klytius, der den Bogen ſchon geſpannt hielt, im Fluge, ſo daß der getroffene mitten in das Schiff herabfiel. „Wohl iſt die Inſel in der Nähe", ſagte da Amphidamas, ein erfahrener Held, „aber trauet jenen Vögeln nicht. Gewiß ſind ihrer ſo viele, daß, wenn wir landeten, wir nicht Pfeile genug hätten, ſie zu erlegen. Laſſet uns auf ein Mittel ſinnen, die kriegsluſtigen Tiere zu vertreiben. Setzet alle eure Helme mit hohen nickenden Büſchen auf; alsdann rudert abwechſelungsweiſe zur Hälfte, zur andern ſchmücket das Schiff mit blinkenden Lanzen und Schilden aus. Dann erheben wir alle ein entſetzliches Geſchrei: wenn das die Vögel hören, dazu die wallenden Helmbüſche, die ſtarrenden Lanzen, die ſchimmernden Schilde ſehen, ſo werden ſie ſich fürchten und davon flattern". Der Vorſchlag gefiel den Helden und alles geſchah, wie er ihnen geraten hatte. Kein Vogel ließ ſich blicken, ſo lange ſie heranruderten und als ſie der Inſel näher gekommen, mit den Schilden klirrten, flogen ihrer unzählige aufgeſchreckt an der Küſte auf und in ſtürmiſcher Flucht über das Schiff hin. Aber wie man die Fenſterladen eines Hauſes vor dem Hagel ſchließt, wenn man ihn kommen ſieht, ſo hatten ſich die Helden mit den Schilden gedeckt, daß die Stachelfedern herabfielen, ohne ihnen zu ſchaden; die Vögel ſelbſt, die furchtbaren Stymphaliden, flogen weit übers Meer den jenſeitigen Ufern zu. Die Argonauten landeten auf dieſer Inſel nach dem Rate des wahrſagenden Königs Phineus.

Sie ſollten hier Freunde und Begleiter finden, die ſie nicht erwartet. Kaum nämlich hatten ſie die erſten Schritte am Ufer gethan, als ihnen vier Jünglinge im armſeligſten Aufzuge, von allem entblößt, begegneten. Einer von dieſen eilte den nahenden Helden entgegen und redete ſie an. „Wer ihr auch ſeid gute Männer", ſprach er, „kommt armen Schiffbrüchigen zu Hilfe! Teilet uns Kleider mit, unſere Blöße zu bedecken und Speiſen, unſern Hunger zu ſtillen!" Jaſon verſprach ihnen freundlich alle Hilfe und erkundigte ſich nach ihrem Namen und Geſchlecht. „Ihr habt wohl von Phrixus gehört, dem Sohne des Athamas," erwiderte der Jüngling, „der das goldene Vließ nach Kolchis gebracht hat? Der König Äetes hat ihm ſeine ältere Tochter zur Ehe gegeben. Wir ſind ſeine Söhne und ich heiße Argos. Unſer Vater Phrixus iſt vor kurzem geſtorben und nach ſeinem letzten Willen hatten wir uns zu Schiffe geſetzt, die Schätze, die er in der Stadt Orchomenos gelaſſen, abzuholen!" Die Helden waren hocherfreut, und Jaſon begrüßte ſie als Vettern; denn die Großväter Athamas und Kretheus waren Brüder geweſen. Die Jünglinge erzählten weiter, wie ihr Schiff im wütenden Sturme zerbrochen ſei und ein Brett ſie an dieſe unwirtliche Inſel getragen habe. Als ihnen aber die Helden ihr Vorhaben mitteilten und ſie zur Teilnahme an dem Abenteuer aufforderten, da verbargen ſie ihr Entſetzen nicht. „Unſer Großvater Äetes iſt ein grauſamer Mann, er ſoll der Sohn des Sonnengottes und deswegen mit übermenſchlicher Macht begabt ſein; unzählige Kolcherſtämme beherrſcht er und das Vließ hütet ein entſetzlicher Drache." Manche der Helden wurden bei dieſem Berichte bleich. Peleus jedoch, einer von ihnen, erhob ſich und ſprach: „Glaube nicht, daß wir dem Kolcherkönige unterliegen müſſen; auch wir ſind Götterſöhne! Giebt er uns das Vließ nicht in Güte, ſo werden wir es ihm ſeinen Kolchiern zum Trotz entreißen!" So ſprachen ſie mit einander noch länger beim reichlichen Mahle. Am andern Morgen ſchifften ſich die Söhne des Phrixus, gekleidet und geſtärkt mit ihnen ein und die Fahrt ging vorwärts. Nachdem ſie einen Tag und eine Nacht gerudert, ſahen ſie die Spitzen des Kaukaſusgebirges über die Meeresfläche hervorragen. Als es ſchon dunkelte, hörten ſie ein Geräuſch über ihren Häuptern: es war der Adler des Prometheus, der ſeinem Fraß entgegen, hoch über das Schiff dahin flog und doch war ſein Flügelſchlag ſo mächtig, daß alle Segel von ihm, wie im Winde ſich bewegten. Denn es war ein Rieſenvogel, der die Luft mit ſeinen Flügeln ſchlug wie mit großen Segeln. Bald darauf hörten ſie aus der Ferne das tiefe Stöhnen des Prometheus, in deſſen Leber der Vogel ſchon wühlte. Nach einiger Zeit verhallten die Seufzer und ſie ſahen den Adler wieder hoch über ſich durch die Lüfte zurückrudern.

Noch in derſelben Nacht gelangten ſie ans Ziel und in die Mündung des Fluſſes Phaſis. Freudig kletterten ſie an den Segelſtangen empor und takelten das Schiff ab; dann trieben ſie es mit den Rudern in das breite Bett des Stromes, deſſen Wellen vor der gewaltigen Maſſe des Fahrzeugs ſich ſcheu zurückzuziehen ſchienen. Zur Linken hatten ſie den hohen Kaukaſus und Cyta, die Hauptſtadt des Kolcherlandes; zur Rechten breitete ſich das Feld und der heilige Hain des Ares aus, wo der Drache das goldene Vließ, das an den blätterreichen Äſten einer hohen Eiche hing, mit ſeinen ſcharfen Augen bewachte. Jetzt erhob ſich Jaſon am Borde des Schiffes, er ſchwenkte hoch in der Hand einen goldenen Becher voll Weins und brachte dem Fluſſe, der Mutter Erde, den Göttern des Landes und den auf der Fahrt verſtorbenen Heroen ein Trankopfer dar. Er bat ſie alle, mit liebreicher Hilfe ihnen nahe zu ſein und über den Tauen des Schiffes, das ſie eben anbinden wollten, zu wachen. „So wären wir denn glücklich zum kolchiſchen Lande gelangt“, ſprach der Steuermann Amäus; „nun iſt's Zeit, daß wir uns ernſtlich beraten, ob wir den König Äetus in Güte angehen oder auf irgend eine andere Weiſe unſer Vorhaben ins Werk ſetzen wollen.“ „Morgen,“ riefen die müden Helden. Und ſo befahl denn Jaſon, das Schiff in einer ſchattigen Bucht des Fluſſes vor Anker gehen zu laſſen. Alle legten ſich zu ſüßem Schlummer nieder, der ſie jedoch nur mit kurzer Raſt erquickte, denn bald öffnete ihnen das Morgenrot die Augenlider.

Jaſon im Palaſte des Äetes. Der frühe Morgen vereinigte die Helden zur Ratsverſammlung. Jaſon erhob ſich und ſprach: „Wenn euch meine Meinung gefällt, ihr Helden und Genoſſen, ſo ſollt ihr übrigen alle ruhig, doch die Waffen in der Hand, im Schiffe bleiben; nur ich, die Söhne des Phrixus und zwei aus eurer Mitte wollen uns nach dem Palaſte des Königs Äetes aufmachen. Hier will ich es verſuchen und ihn zuerſt mit höflichen Worten fragen, ob er das goldne Vließ in Güte uns überlaſſen wolle. Nun zweifle ich nicht: er wird die Bittenden, auf ſeine Stärke trotzend, abweiſen. Wir aber werden auf dieſe Weiſe aus ſeinem eigenen Munde die Gewißheit erhalten, was nun zu thun iſt. Und wer kann es verbürgen, daß unſere Worte nicht doch vielleicht ihn günſtig ſtimmen werden? Hat doch auch früher die Rede über ihn vermocht, daß er den unſchuldigen Phrixus, der vor ſeiner Stiefmutter floh, in den Schutz ſeiner Gaſtfreundſchaft aufnahm.“ Die jungen Helden billigten alle die Rede Jaſons. So griff er ſelbſt zum Friedensſtabe des Hermes und verließ mit des Phrixus Söhnen und mit ſeinen Genoſſen Telamon und Augeas das Schiff. Sie betraten ein mit Weiden bewachſenes Feld, das circäiſche genannt; hier ſahen ſie mit Schaudern eine Menge Leichen an Ketten aufgehängt. Doch waren es keine Verbrecher oder gemordete Fremdlinge; vielmehr galt es in Kolchis für einen Frevel, die Männer zu verbrennen oder in die Erde zu begraben, ſondern ſie hängten ſie, in rohe Stierfelle gewickelt an den Bäumen auf, ferne von der Stadt und überließen ſie der Luft zum Austrocknen. Nur die Weiber wurden, damit die Erde nicht zu kurz käme, in dieſe begraben.

Die Kolchier waren ein gar zahlreiches Volk; damit nun Jaſon und ſeine Begleiter von ihnen und dem Mißtrauen des Königs Äetes keine Gefahr liefen, hängte Hera, die Beſchirmerin der Argonauten, ſo lang ſie unterwegs waren, eine dichte Nebelwolke über die Stadt und zerſtreute ſie erſt wieder, als ſie glücklich in dem Palaſte des Königs angekommen. Da ſtanden ſie denn in dem Vorhofe und bewunderten die dicken Mauern des Königshauſes, die hochgeſchweiften Thore, die mächtigen Säulen, die hier und dort an den Mauern vorſprangen. Das ganze Gebäude umgürtete ein hervorſtehendes ſteinernes Geſimſe, das mit ehernen Dreiſchlitzen abgekantet war. Schweigend traten ſie über die Schwelle des Vorhofes. Dieſe umgrünten hohe Rebenlauben, darunter perlten vier immerfließende Springquellen; der eine ſandte Milch empor, der zweite Wein, der dritte duftendes Öl, der vierte Waſſer, das im Winter warm, im Sommer eiskalt war. Der kunſtreiche Hephäſt hatte dieſe köſtlichen Werke geſchaffen. Derſelbe hatte dem Beſitzer auch Stierbilder aus Erz gefertigt, aus deren Munde ein furchtbarer Feueratem ging; und einen Pflug aus lauterm Eiſen geſchaffen; alles dem Vater des Äetes, dem Sonnengotte, zu Dank, der den Hephäſt in der Gigantenſchlacht einſt auf ſeinen Wagen genommen und gerettet hatte. Aus dieſem Vorhofe kam man zu dem Säulengange des Mittelhofes, der ſich zur Rechten und zur Linken hinzog und hinter welchem viele Eingänge und Gemächer zu ſchauen waren. Querüber ſtanden die zwei Hauptpaläſte, in deren einem der König Äetes ſelbſt, im andern ſein Sohn Abſyrtus wohnte. Die übrigen Gemächer hielten die Dienerinnen und die Töchter des Königs, Chalciope und Medea, beſetzt. Medea, die jüngere Tochter, war ſonſt wenig zu ſchauen; faſt alle Zeit brachte ſie im Tempel der Hekate (Proſerpina) zu, deren Prieſterin ſie war. Diesmal aber hatte Hera, die Schutzgöttin der Griechen, ihr in das Herz gegeben, im Palaſte zu bleiben. Sie hatte eben ihr Gemach verlaſſen und wollte das Zimmer ihrer Schweſter aufſuchen, als ſie den unerwartet daher ſchreitenden Helden begegnete. Beim Anblicke der Herrlichen that ſie einen lauten Schrei. Auf ihren Ruf ſtürzte Chalciope mit allen ihren Dienerinnen aus ihrem Gemache hervor. Auch dieſe Schweſter brach in einen lauten Jubelruf aus und ſtreckte dankſagend ihre Hände gen Himmel; denn ſie erkannte in vieren der jungen Helden ihre eigenen Kinder, die Söhne des Phrixus. Dieſe ſanken in die Arme ihrer Mutter und lange nahm das Grüßen und Weinen kein Ende.

Medea und Äetes. Zuletzt kam auch Äetes heraus mit ſeiner Gemahlin Idya; denn der Jubel und die Thränen ihrer Tochter hatten ſie herausgelockt. Sogleich füllte ſich der ganze Vorhof mit Getümmel: hier waren Sklaven damit beſchäftigt, einen ſtattlichen Stier für die neuen Gäſte zu ſchlachten; dort ſpalteten andere dürres Holz für den Herd; wieder andere wärmten Waſſer in Becken am Feuer: da war keiner, der nicht im Dienſte des Königes etwas zu thun gefunden hätte. Aber ihnen allen ungeſehen ſchwebte hoch in der Luft der Liebesgott, zog einen ſchmerzbringenden Pfeil, ſenkte ſich mit dieſem unſichtbar zur Erde nieder und hinter Jaſon zuſammengekauert, ſchnellte er vom geſpannten Bogen das Geſchoß auf die Königstochter Medea, der bald der Pfeil, deſſen Flug niemand und ſie ſelbſt nicht bemerkt hatte, unter der Bruſt wie eine Flamme brannte. Wie ein ſchwer Erkranktes mußte ſie einmal über das andere hoch aufatmen; von Zeit zu Zeit warf ſie heimliche Blicke auf den herrlichen Helden Jaſon; alles andere war aus ihrem Gedächtniſſe geſchwunden; ein einziger ſüßer Kummer bemächtigte ſich ihrer Seele; Bläſſe wechſelte auf ihrem Antlitz mit Purpurröte.

In der frohen Verwirrung war niemand auf die Verwandlung aufmerkſam, die mit der Jungfrau vorgegangen war. Die Knechte trugen die zubereiteten Speiſen herbei; und die Argoſchiffer, die ſich vom Schweiße der Ruderarbeit im warmen Bade gereinigt hatten, labten ſich, fröhlich zu Tiſche ſitzend, an Speiſe und Trank. Über dem Mahle erzählten dem Äetes ſeine Enkel das Schickſal, das ſie unterwegs betroffen hatte, und nun fragte er ſie auch leiſe nach den Fremdlingen. „Ich will es dir nicht bergen, Großvater,“ flüſterte ihm Argos zu, „dieſe Männer ſind gekommen, das goldene Vließ unſers Vaters Phrixus von dir zu erbitten. Ein König, der ſie gern aus ihrem Vaterland und ihrem Eigentum vertreiben möchte, hat ihnen dieſen gefährlichen Auftrag erteilt. Er hofft, ſie werden dem Zorne des Zeus und der Rache des Phrixus nicht entgehen, bevor ſie mit dem Vließ in ihre Heimat zurückkommen. Ihr Schiff hat ihnen Pallas bauen helfen, kein ſolches, wie wir Kolchier ſie gebrauchen, von denen wir, deine Enkel, freilich das ſchlechteſte bekommen haben; denn im erſten Windſtoß ging es zu Scheitern. Nein, dieſe Fremdlinge haben ein Schiff, ſo feſt gezimmert, daß alle Stürme vergebens dagegen ankämpfen und ſie ſelbſt ſitzen unaufhörlich an dem Ruder. Die tapferſten Helden Griechenlands haben ſich in dieſem Schiffe verſammelt.“ Und nun nannte er die Vornehmſten mit Namen, meldete ihm auch Jaſons, ihres Vetters, Geſchlecht.

Als der König dieſes hörte, erſchrak er in ſeinem Herzen und wurde zornig auf ſeine Enkel; denn durch ſie veranlaßt, glaubte er, ſeien die Fremdlinge an ſeinen Hof gekommen. Seine Augen brannten unter den buſchigen Brauen und er ſprach laut: „Geht mir aus den Augen, ihr Frevler, mit euren Ränken! Nicht das Vließ zu holen, ſondern mir Zepter und Krone zu entreißen, ſeid ihr hierhergekommen! Säßet ihr nicht als Gäſte an meinem Tiſch, ſo hätte ich euch längſt die Zungen ausreißen und die Hände abhauen laſſen und euch nur die Füße geſchenkt, um davon zu gehen!“ Als Telamon, des Äakus Sohn, der zunächſt ſaß, dieſes hörte, ergrimmte er im Geiſt, wollte ſich erheben und dem Könige mit gleichen Worten vergelten. Aber Jaſon hielt ihn zurück und antwortete ſelbſt mit ſanften Worten: „Faſſe dich, Äetes, wir ſind nicht in deine Stadt und deinen Palaſt gekommen, dich zu berauben. Wer möchte ein ſo weites und gefährliches Meer befahren, um fremdes Gut zu holen? Nur das Schickſal und der grauſame Befehl eines böſen Königs brachte mich zu dieſem Entſchluſſe. Verleih uns das goldene Vließ auf unſere Bitte als eine Wohlthat: du ſollſt in ganz Griechenland dafür verherrlicht werden. Auch ſind wir bereit, dir ſchnellen Dank abzuſtatten: giebt es einen Krieg in der Nähe, willſt du ein Nachbarvolk unterjochen, ſo nimm uns zu Bundesgenoſſen an, wir wollen mit dir ziehen.“ So ſprach Jaſon beſänftigend; der König aber ward unſchlüſſig in ſeinem Herzen, ob er ſie auf der Stelle ſollte umbringen laſſen oder ihre Kräfte vorher auf die Probe ſetzen. Nach einigem Beſinnen däuchte ihm das Letztere beſſer, und er erwiderte ruhiger, als zuvor: „Was braucht es der ängſtlichen Worte, Fremdling? Seid ihr wirklich Götterſöhne oder ſonſt nicht ſchlechter als ich und habt Luſt nach fremdem Gute, ſo mögt ihr das goldene Vließ mit euch fortnehmen; denn tapfern Männern gönne ich alles. Aber vorher müßt ihr mir eine Probe geben und eine Arbeit verrichten, die ich ſelbſt zu thun pflege, ſo gefährlich ſie iſt. Es weiden mir auf dem Felde des Mars zwei Stiere mit ehernen Füßen, die Flammen ſpeien. Mit dieſen durchpflüge ich das rauhe Feld, und wenn ich alles umgeackert, ſo ſäe ich in die Furchen, nicht der Ceres gelbes Korn, ſondern die gräßlichen Zähne eines Drachen; daraus wachſen mir Männer hervor, die mich von allen Seiten umringen, und die ich mit meiner Lanze alle erlege. Mit dem frühen Morgen ſchirre ich die Stiere an, am ſpäten Abend ruhe ich von der Ernte. Wenn du das Gleiche vollbracht haſt, o Führer, ſo magſt du noch am ſelben Tage das Vließ mit dir fortnehmen nach deines Königes Haus; eher aber nicht; denn es iſt nicht billig, daß der tapfere Mann dem ſchlechteren weiche.“ Jaſon ſaß bei dieſen Reden ſtumm und unſchlüſſig da; er wagte es nicht, ein ſo furchtbares Werk kecklich zu verſprechen. Indeſſen faßte er ſich und antwortete: „So groß dieſe Arbeit iſt, ſo will ich ſie doch beſtehen, o König, und wenn ich darüber umkommen ſollte. Schlimmeres als der Tod kann auf einen Sterblichen doch nicht warten; ich gehorche der Notwendigkeit, die mich hierher geſendet hat.“ „Gut,“ ſprach der König, „geh jetzt zu deiner Schar, aber beſinne dich! Gedenkſt du nicht alles auszuführen, ſo überlaß es mir und mach dich aus dem Staube.“

Der Rat des Argos. Jaſon und ſeine zwei Helden erhoben ſich von ihren Sitzen; von den Söhnen des Phrixus folgte ihnen allein Argos; denn er hatte den Brüdern gewinkt, drinnen zu bleiben. Jene aber verließen den Palaſt. Äſons Sohn leuchtete von Schönheit und Anmut. Die Jungfrau Medea ließ ihre Augen durch den Schleier nach ihm ſchweifen und ihr Sinn folgte ſeinen Fußſtapfen wie ein Traum. Als ſie wieder allein in ihrem Frauengemach war, fing ſie an zu weinen; dann ſprach ſie zu ſich ſelbſt: „Was verzehre ich mich in Schmerz? was geht mich jener Held an? mag er der herrlichſte von allen Halbgöttern ſein, oder der ſchlechteſte, wenn er zu Grunde gehen ſoll, ſo mag ers! Und doch — o möchte er dem Verderben entrinnen! Laß ihn, ehrwürdige Göttin Hekate, nach Hauſe zurückkehren! Soll er aber von den Stieren überwältigt werden, ſo wiſſe er vorher, daß ich wenigſtens über ſein trauriges Los mich nicht freue!“

Während Medea ſich ſo härmte, waren die Helden unterwegs nach dem Schiffe und Argos ſagte zu Jaſon: „Du wirſt meinen Rat vielleicht ſchelten: dennoch will ich ihn dir mitteilen. Ich kenne eine Jungfrau, die mit Zaubertränken umzugehen verſteht, welche Hekate, die Göttin der Unterwelt, ſie brauen lehrt. Können wir dieſe auf unſere Seite bringen, ſo bezweifle ich nicht, daß du ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehen wirſt. Willſt du es, ſo gehe ich hin, ſie für uns zu gewinnen.“ „Wenn es dir ſo gefällt, mein Lieber,“ erwiderte Jaſon, „ſo widerſtrebe ich nicht. Doch ſteht es ſchlecht um uns, wenn unſere Heimfahrt von den Weibern abhängt.“ Unter ſolchen Reden langten ſie beim Schiffe und den Genoſſen an. Jaſon berichtete, was von ihm begehrt worden ſei, und was er dem Könige verſprochen habe. Eine Zeitlang ſaßen die Genoſſen ſtumm einander anblickend, endlich erhob ſich Peleus und ſprach: „Held Jaſon, wenn du dein Verſprechen erfüllen zu können glaubſt, ſo rüſte dich. Haſt du aber nicht volle Zuverſicht, ſo bleibe fern und ſieh dich auch nach keinem von dieſen Männern hier um; denn was hätten ſie anders zu erwarten, als den Tod?“

Bei dieſem Worte ſprang Telamon auf und vier andere Helden, alle voll kampfluſtigen Mutes. Aber Argos beruhigte ſie und ſprach: „Ich kenne eine Jungfrau, die weiß mit Zaubertränken umzugehen: ſie iſt eine Schweſter unſrer Mutter; nun laßt mich zu meiner Mutter gehen und ſie überreden, daß ſie die Jungfrau uns geneigt mache. Alsdann kann erſt wieder von jenem Abenteuer, zu welchem Jaſon ſich erboten hat, die Rede ſein.“ Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo geſchah ein Zeichen in der Luft. Eine Taube, der ein Habicht nachjagte, flüchtete in Jaſons Schoß, der nachſtürzende Raubvogel aber fiel auf dem Boden des Hinterſchiffes nieder. Jetzt erinnerte ſie einer der Helden daran, daß auch der alte Phineus ihnen geweisſagt, Aphrodite, die Göttin, würde ihnen zur Rückkehr verhelfen. Alle Helden ſtimmten darum dem Argos bei; nur Idas, der Sohn des Aphareus erhob ſich unwillig von ſeinem Sitze und ſprach; „Bei den Göttern, ſind wir als Weiberknechte hierher gekommen, und, anſtatt uns an den Ares zu wenden, rufen wir die Aphrodite an? Soll der Anblick von Habichten und Tauben uns vom Kampfe abhalten? Wohl, ſo vergeſſet den Krieg und gehet hin, ſchwache Jungfrauen zu betrügen.“ So ſprach er zornig, viele Helden murrten leiſe. Aber Jaſon entſchied für Argos, das Schiff ward am Ufer angebunden, und die Helden harreten der Rückkehr ihres Boten.

Äetes hatte unterdeſſen außerhalb ſeines Palaſtes eine Verſammlung der Kolchier gehalten. Er erzählte ihnen von der Ankunft der Fremdlinge, ihrem Begehren und dem Untergang, den er ihnen bereitet hätte. Sobald die Stiere den Führer umgebracht hätten, wollte er einen ganzen Wald ausreißen und das Schiff mitſamt den Männern verbrennen. Auch ſeinen Enkeln, die dieſe Abenteurer herbeigeführt hätten, dachte er eine ſchreckliche Strafe zu.

Mittlerweile ging Argos ſeine Mutter mit bittenden Worten an, daß ſie ihre Schweſter Medea zur Beihilfe bereden möchte. Chalciope ſelbſt hatte Mitleid mit den Fremdlingen gefühlt, aber nicht gewagt, dem grimmigen Zorn ihres Vaters entgegen zu treten. So kam ihr die Bitte des Sohnes erwünſcht und ſie verſprach ihren Beiſtand.

Medea ſelbſt lag in unruhigem Schlummer auf ihrem Lager und ſah einen ängſtigenden Traum. Ihr war, als hätte der Held ſich ſchon zum Kampfe mit den Stieren angeſchickt. Er hatte aber dieſen Kampf nicht um des goldenen Vließes willen unternommen, ſondern um ſie als Gattin in die Heimat zu führen. Nun war es ihr im Traume, als ob ſie ſelbſt den Kampf mit den Stieren beſtände, die Eltern aber wollten ihr Verſprechen nicht halten und dem Jaſon den Kampfpreis nicht geben, weil nicht ſie, ſondern er, geheißen war, die Stiere anzuſchirren. Darüber war ein heftiger Streit zwiſchen ihrem Vater und den Fremdlingen entbrannt und beide Teile machten ſie zur Schiedsrichterin. Da wählte ſie im Traume den Fremdling; bitterer Schmerz bemächtigte ſich der Eltern, ſie ſchrieen laut auf — und mit dieſem Schrei erwachte Medea.

Der Traum trieb ſie nach dem Gemach ihrer Schweſter, aber lange hielt die Scham ſie unſchlüſſig im Vorhofe, viermal verließ ſie ihn und viermal kehrte ſie wieder zurück und endlich warf ſie ſich wieder weinend in ihrem eigenen Gemache nieder. So fand ſie eine ihrer vertrauten jungen Dienerinnen. Dieſe hatte Mitleid mit der Herrin und meldete der Schweſter Medeas, was ſie geſehen hatte. Chalciope empfing dieſe Botſchaft im Kreis ihrer Söhne, als ſie eben ſich mit ihnen beriet, wie die Jungfrau zu gewinnen wäre. Sie eilte in das Gemach der Schweſter und fand ſie, die Wangen zerfleiſchend und in Thränen gebadet. „Was iſt dir geſchehen, arme Schweſter,“ ſprach ſie mit innigem Mitleid, „welcher Schmerz peinigt deine Seele? Hat der Himmel dir eine plötzliche Krankheit geſendet? Hat der Vater über mich und meine Söhne Grauſames zu dir geſprochen? O daß ich ferne wäre vom Elternhaus und da, wo man den Namen der Kolchier nicht hört!“

Medea verſpricht den Argonauten Hilfe. Die Jungfrau errötete bei dieſen Fragen ihrer Schweſter, und Scham verhinderte ſie, zu antworten: bald ſchwebte ihr die Rede zu äußerſt auf der Zunge, bald floh ſie in die tiefſte Bruſt zurück. Endlich machte ſie die Liebe kühn und ſie ſprach mit verſchlagenen Worten: „Chalciope, mein Herz iſt betrübt um deine Söhne, es möchte ſie der Vater mit den fremden Männern auf der Stelle töten. Solches verkündet mir ein ſchwerer Traum, möge ein Gott ihm die Erfüllung verweigern.“ Unerträgliche Angſt bemächtigte ſich der Schweſter: „Eben deßwegen komme ich zu dir,“ ſprach ſie, „und beſchwöre dich, mir gegen unſern Vater beizuſtehen. Weigerſt du dich, ſo werde ich mit meinen ermordeten Söhnen dich noch vom Orkus aus als Furie umſchweben!“ Sie umfaßte mit beiden Händen Medeens Knie und warf das Haupt in ihren Schoß; beide Schweſtern weinten bitterlich. Dann ſprach Medea: „Was redeſt du von Furien, Schweſtern? Beim Himmel und der Erde ſchwöre ich dir: was ich thun kann, deine Söhne zu retten, will ich gerne thun.“ „Nun,“ fuhr die Schweſter fort, „ſo wirſt du auch dem Fremdling um meiner Kinder willen irgend einen Trug an die Hand geben, jenen furchtbaren Kampf glücklich zu beſtehen; denn von ihm geſendet, fleht mein Sohn Argos mich an, dem Gaſtfreunde deine Hilfe zu erbitten.“

Das Herz hüpfte der Jungfrau vor Freuden im Leibe, als ſie dieſes hörte, ihr ſchönes Angeſicht errötete, ihr funkelndes Auge umhüllte einen Augenblick der Schwindel, und ſie brach in die Worte aus: „Chalciope, das Morgenrot ſoll meinen Blicken nicht mehr leuchten, wenn dein und deiner Söhne Leben nicht mein erſtes iſt. Haſt du doch mich, wie mir oft die Mutter erzählte, zugleich mit ihnen geſäugt, als ich ein kleines Kind war; ſo liebe ich dich nicht nur wie eine Schweſter, ſondern auch wie eine Tochter. Morgen in aller Frühe will ich zum Tempel der Hekate gehen und dort dem Fremdlinge die Zaubermittel holen, welche die Stiere beſänftigen ſollen.“ Chalciope verließ das Gemach der Schweſter und meldete den Söhnen die erwünſchte Botſchaft.

Die ganze Nacht lag Medea in ſchwerem Streite mit ſich ſelbſt. „Habe ich nicht zu viel verſprochen,“ ſagte ſie in ihrem Innern, „darf ich ſo viel für den Fremdling thun? ihn ohne Zeugen ſchauen, ihn anrühren, was doch geſchehen muß, wenn der Trug gelingen ſoll? Ja, ich will ihn retten; er gehe frei hin, wohin er will: doch an dem Tage, wo er den Streit glücklich vollbracht haben wird, will ich ſterben. Ein Strick oder Gift ſoll mich vom verhaßten Leben befreien. — Aber wird mich dieſes retten, wird mich nicht üble Nachrede durchs ganze Kolchierland verfolgen und ſagen, daß ich mein Haus beſchimpft habe, daß ich einem fremden Manne zu lieb geſtorben ſei?“ Unter ſolchen Gedanken ging ſie, ein Käſtchen zu holen, in welchem heil- und todbringende Arzneien ſich befanden. Sie ſtellte es auf ihre Kniee und hatte es ſchon geöffnet, um von den tötlichen Giften zu koſten; da ſchwebten ihr alle holden Lebensſorgen vor, alle Lebensfreuden, alle Geſpielinnen; die Sonne kam ihr ſchöner vor, als vorher, eine unwiderſtehliche Furcht vor dem Tode ergriff ſie; ſie ſtellte das Käſtchen auf den Boden. Hera, die Beſchützerin Jaſons, hatte ihr Herz verwandelt. Kaum konnte ſie die Morgenröte erwarten, um die verſprochenen Zaubermittel zu holen und mit ihnen vor den geliebten Helden zu treten.

Jaſon und Medea. Während Argos mit der glücklichen Nachricht zu dem Schiffe der Helden eilte, als kaum das Morgenrot den Himmel erhellte, war die Jungfrau ſchon vom Lager aufgeſprungen, band ihr blondes Haar auf, das bisher in Trauerflechten heruntergehangen, wiſchte Thränen und Harm von den Wangen und ſalbte ſich mit köſtlichem Nektaröl. Sie zog ein herrliches Gewand an, das ſchön gekrümmte, goldene Nadeln feſthielten und warf einen weißen Schleier über ihr ſtrahlendes Haupt. Alle Schmerzen waren vergeſſen; mit leichten Füßen durcheilte ſie das Haus und befahl ihren jungen Dienerinnen, deren zwölfe in ihren Frauengemächern waren, ſchnell die Maultiere an den Wagen zu ſpannen, der ſie nach dem Tempel der Hekate bringen ſollte. Inzwiſchen holte Medea aus dem Käſtchen die Salbe hervor, die man Prometheusöl nannte; wer, nachdem er die Göttin der Unterwelt angefleht, ſeinen Leib damit ſalbte, konnte an jenem Tage von keinem Schwertſtreiche verwundet, von keinem Feuer verſehrt werden, ja, er war den ganzen Tag an Kräften jedem Gegner überlegen. Die Salbe war aus dem ſchwarzen Saft einer Wurzel bereitet, die aus dem Blute emporgekeimt war, das aus der zerfreſſenen Leber des Titanenſohnes auf die Heiden des Kaukaſus geträufelt war. Medea ſelbſt hatte in einer Muſchel den Saft dieſer Pflanze als koſtbares Heilmittel aufgefangen.

Der Wagen war gerüſtet; zwei Mägde beſtiegen ihn mit der Herrin, ſie ſelbſt ergriff Zügel und Peitſche und fuhr, von den übrigen Dienerinnen zu Fuße begleitet durch die Stadt. Überall wich der Königstochter das Volk ehrerbietig aus dem Wege. Als ſie durchs freie Feld am Tempel angekommen war, flog ſie mit gewandtem Sprunge vom Wagen und ſprach zu ihren Mägden mit liſtigen, verſtellten Worten: „Freundinnen, ich habe wohl ſchwer geſündigt, daß ich nicht ferne von den Fremdlingen geblieben bin, die in unſerm Lande angekommen ſind! Nun verlangt gar meine Schweſter und ihr Sohn Argos, ich ſoll Geſchenke von ihrem Führer annehmen, der die Stiere zu bändigen verſprochen hat und ihn mit Zaubermitteln unverwundlich machen! Ich aber habe zum Scheine zugeſagt und ihn hieher in den Tempel beſtellt, wo ich ihn allein ſprechen ſoll. Da will ich die Geſchenke nehmen, und wir wollen ſie nachher unter einander verteilen. Ihm ſelbſt aber werde ich eine verderbliche Arznei reichen, damit er um ſo gewiſſer zu grunde geht! Entfernet euch indeſſen, ſobald er kommt, damit er keinen Verdacht ſchöpfe und ich ihn allein empfangen kann, wie ich verheißen habe.“

Den Mägden gefiel der ſchlaue Plan. Während dieſe im Tempel verweilten, machte ſich Argos mit ſeinem Freunde Jaſon und dem Vogelſchauer Mopſus auf. So ſchön war kein Sterblicher, ja keiner der Götterſöhne zuvor je geweſen, wie heute Zeus Gemahlin ihren Schützling Jaſon mit allen Gaben der Huldgöttinnen ausgerüſtet hatte. Seine beiden Genoſſen ſelbſt, ſo oft ſie ihn unterwegs betrachteten, mußten über ſeine Herrlichkeit ſtaunen. Medea war unterdeſſen mit ihren Mägden im Tempel, und obwohl ſie ſich die Zeit mit Singen verkürzten, ſo war doch der Fürſtin Geiſt in ganz andern Gedanken, und kein Lied wollte ihr lange gefallen; ihre Augen weilten nicht im Kreiſe ihrer Dienerinnen, ſondern ſchweiften durch die Tempelpforte verlangend über die Straße hinaus. Bei jedem Fußtritt oder Windhauch richtete ſich ihr Haupt begierig in die Höhe. Nicht lange, ſo trat Jaſon mit ſeinen Begleitern in den Tempel, hoch einherſchreitend und ſchön, wie Sirius dem Ocean entſteigt. Da wars der Jungfrau, als fiele ihr das Herz aus der Bruſt, Nacht war vor ihren Augen und mit heißem Rot bedeckte ſich ihre Wange. Inzwiſchen hatten ſie die Dienerinnen alle verlaſſen. Lange ſtanden der Held und die Königstochter einander ſtillſchweigend gegenüber, ſchlanken Eichen oder Tannen ähnlich, die auf den Bergen tiefgewurzelt in Windſtille regungslos bei einander ſtehen. Plötzlich aber kommt ein Sturm und alle Blätter zittern in rauſchender Bewegung; ſo ſollten, vom Hauch der Liebe angeweht, ſie bald vielbewegte Worte tauſchen. „Warum ſcheueſt du mich,“ ſo brach Jaſon zuerſt das Schweigen, „nun, da ich allein bei dir bin? Ich bin nicht, wie andere prahleriſche Männer und war auch zu Hauſe nie ſo. Fürchte dich nicht zu fragen und zu ſagen, was dir beliebt; aber vergiß nicht, daß wir an einem heiligen Orte ſind, wo betrügen ein Frevel wäre: darum täuſche mich nicht mit ſüßen Worten; ich komme als ein Schutzflehender und bitte dich um die Heilmittel, die du deiner Schweſter für mich verſprochen. Die harte Notwendigkeit zwingt mich, deine Hilfe zu ſuchen; verlange, welchen Dank du willſt, und wiſſe, daß du den Müttern und Frauen unſerer Helden, die uns vielleicht ſchon, am Ufer ſitzend, beweinen, durch deinen Beiſtand die ſchwarzen Sorgen zerſtreuen und in ganz Griechenland Unſterblichkeit erlangen wirſt.“

Die Jungfrau hatte ihn ausreden laſſen; ſie ſenkte ihre Augen mit einem ſüßen Lächeln; ihr Herz erfreute ſich ſeines Lobes, ihr Blick erhub ſich wieder, die Worte drängten ſich auf ihre Lippen und gern hätte ſie alles zumal geſagt. So aber blieb ſie ganz ſprachlos und wickelte nur die duftende Binde von dem Käſtchen ab, das Jaſon ihr eilig und froh aus den Händen nahm. Sie aber hätte ihm auch freudig die Seele aus der Bruſt gegeben, wenn er ſie verlangt hätte, ſo ſüße Flammen wehte ihr der Liebesgott von Jaſons blondem Haupte zu; ihre Seele war durchwärmt wie der Tau auf den Roſen von den Strahlen der Morgenſonne durchglüht wird. Beide blickten verſchämt zu Boden, dann richteten ſie ihre Augen wieder aufeinander und ſchickten ſehnende Blicke unter den Wimpern hervor. Erſt ſpät und mit Mühe hub die Jungfrau an: „Höre nun, wie ich dir Hilfe ſchaffen will. Wenn dir mein Vater die verderblichen Drachenzähne zum Säen überliefert haben wird, dann bade dich einſam im Waſſer des Fluſſes, bekleide dich mit ſchwarzen Gewändern und grabe eine kreisförmige Grube; in dieſer errichte einen Scheiterhaufen, ſchlachte ein weibliches Lamm und verbrenne es ganz darauf; dann träufle der Hekate ein Trankopfer ſüßen Honigs aus der Schale und entferne dich wieder vom Scheiterhaufen: auf keinen Fußtritt, auf kein Hundegebell kehre dich um, ſonſt wird das Opfer vereitelt. Am andern Morgen ſalbe dich mit dieſem Zaubermittel, das ich hier dir gereicht habe; in ihm wohnt unermeßliche Stärke und hohe Kraft: du wirſt dich nicht den Männern, ſondern den unſterblichen Göttern gewachſen fühlen. Auch deine Lanze, dein Schwert und deinen Schild mußt du ſalben, dann wird kein Eiſen in Menſchenhand, keine Flamme der Wunderſtiere dir ſchaden oder widerſtehen können. Doch wirſt du ſo nicht lange ſein, ſondern nur an jenem einen Tage: dennoch entziehe dich auf keine Weiſe dem Streit. Ich will dir auch noch ein anderes Hilfsmittel an die Hand geben. Wenn du nämlich die gewaltigen Stiere eingeſpannt und das Blachfeld durchpflügt haſt und ſchon die von dir ausgeſäete Drachenſaat aufgegangen iſt, ſo wirf unter ſie einen mächtigen Stein: um dieſen werden jene raſenden Geſellen kämpfen, wie Hunde um ein Stück Brod; indeſſen kannſt du auf ſie einſtürzen und ſie niedermachen. Dann magſt du das goldene Vließ unangefochten aus Kolchis mit dir nehmen: dann magſt du gehen; ja gehe nur, wohin dir zu gehen beliebt!“ So ſprach ſie, und heimliche Thränen rollten ihr über die Wange hinab; denn ſie dachte daran, daß der edle Held weit fort über die Meere ziehen werde. Traurig redete ſie ihn an, indem ſie ihn bei der Rechten faßte; denn der Schmerz ließ ſie vergeſſen, was ſie that: „Wenn du nach Hauſe kommſt, ſo vergiß nicht den Namen Medeas; auch ich will deiner, des Fernen, gedenken. Sage mir auch, wo dein Vaterland iſt, nach welchem du auf deinem ſchönen Schiffe zurückkehren wirſt.“ Mit dieſen Reden der Jungfrau bemächtigte ſich auch des Helden eine unwiderſtehliche Neigung, und er brach in die Worte aus: „Glaube mir, hohe Fürſtin, daß ich, wenn ich dem Tode entrinne, keine Stunde bei Tag und bei Nacht dein vergeſſen werde. Meine Heimat iſt Jolkos in Hämonien, da wo der gute Deukalion, der Sohn des Prometheus, viele Städte gegründet und Tempel gebaut hat. Dort kennt man euer Land auch nicht mit Namen.“ „So wohneſt du in Griechenland, Fremdling,“ erwiderte die Jungfrau; „dort ſind die Menſchen wohl gaſtlicher, als hier bei uns; darum erzähle nicht, welche Aufnahme dir hier geworden, ſondern gedenke nur in der Stille mein. Ich werde dein gedenken, wenn alles dich hier vergäße. Wäreſt du aber im Stande, mein zu vergeſſen, o, daß dann der Wind einen Vogel aus Jolkos herbeiführte, durch welchen ich dich daran erinnern könnte, daß du durch meine Hilfe von hier entronnen biſt! Ja, wäre ich dann vielmehr ſelbſt in deinem Hauſe und könnte dich mahnen!“ So ſprach ſie und weinte. „O du Gute,“ antwortete Jaſon, „laß die Winde flattern und den Vogel dazu, denn du ſprichſt überflüſſiges! Aber wenn du ſelbſt nach Griechenland und in meine Heimat kämeſt, o wie würdeſt du von Frauen und Männern verehrt, ja wie eine Gottheit angebetet werden, weil ihre Söhne, ihre Brüder, ihre Gatten durch deinen Rat dem Tod entronnen und fröhlich der Heimat zurückgegeben ſind; und mir, mir würdeſt du dann ganz gehören, und nichts ſollte unſere Liebe trennen, als der Tod.“ So ſprach er, ihr aber zerfloß die Seele, als ſie ſolches hörte. Zugleich ſtand vor ihrem Geiſt alles Schreckliche, womit die Trennung vom Vaterlande drohte, und dennoch zog es ſie mit wunderbarer Gewalt nach Griechenland; denn Hera hatte es ihr ins Herz gegeben. Dieſe wollte, daß die Kolchierin Medea ihr Vaterland verlaſſen und zu des Pelias Verderben nach Jolkos kommen ſollte.

Inzwiſchen harrten in der Ferne die Dienerinnen ſtill und traurig; denn die Zeit war längſt da, wo die Fürſtin nach Hauſe zurückkehren ſollte. Sie ſelbſt hatte die Heimkehr ganz vergeſſen; denn ihre Seele erfreute ſich der trauten Rede, wenn nicht der vorſichtigere Jaſon, wiewohl auch dieſer ſpät, ſo geſprochen hätte: „Es iſt Zeit zu ſcheiden, daß nicht das Sonnenlicht früher ſcheide, als wir, und die andern alles inne werden. Laß uns an dieſem Orte wieder zuſammenkommen.“

Jaſon erfüllt des Äetes Begehr. So ſchieden ſie. Jaſon kehrte fröhlich zu ſeinen Genoſſen und dem Schiffe zurück. Die Jungfrau begab ſich zu ihren Dienerinnen. Dieſe eilten ihr alle entgegen, — ſie aber ſah es nicht; denn ihre Seele ſchwebte hoch in den Wolken. Mit leichten Füßen beſtieg ſie den Wagen, trieb die Maultiere an, die von ſelbſt nachhauſe rannten und kam zum Palaſte zurück. Hier hatte Chalciope voll banger Sorge um ihre Söhne längſt auf ſie gewartet. Sie ſaß auf einem Schemel, das gebeugte Haupt mit der linken Hand geſtützt; ihre Augen waren feucht unter den Augenlidern; denn ſie dachte daran, in welches Übels Genoſſenſchaft ſie verſtrickt wäre.

Jaſon erzählte unterdeſſen ſeinen Genoſſen, wie ihm die Jungfrau das herrliche Zaubermittel gereicht habe, zugleich hielt er ihnen die Salbe entgegen. Alle freuten ſich; nur Idas, der Held, ſaß ſeitwärts und knirſchte mit den Zähnen vor Zorn. Am andern Morgen ſandten ſie zwei Männer ab, den Drachenſamen von Äetes zu erbitten, der ſich nicht lange weigerte. Er gab ihnen von desſelben Drachen Zähnen, den Kadmus bei Theben umgebracht hatte. Er that es ganz getroſt; denn er hielt es gar nicht für möglich, daß Jaſon es nur bis zum Säen der Zähne bringen könnte. In der Nacht, die auf dieſen Tag folgte, badete ſich Jaſon und opferte der Hekate, ganz wie Medea ihn geheißen. Die Göttin ſelbſt vernahm ſein Gebet und kam aus ihren tiefen Höhlen hervor, die Entſetzliche, umringt von gräßlichen Drachen, die flammende Eichenäſte im Rachen trugen. Hunde der Unterwelt ſchwärmten bellend um ſie her. Der Anger zitterte unter ihrem Tritt und die Nymphen des Fluſſes Phaſis heulten. Selbſt den Jaſon ergriff Entſetzen, als er heimkehrte, aber dem Gebote der Geliebten getreu, ſchaute er ſich nicht um, bis er wieder bei ſeinen Genoſſen war: und ſchon ſchimmerte die Morgenröte über dem Schneegipfel des Kaukaſus.

Jetzt warf Äetes ſeinen ſtarken Panzer über, den er im Kampfe mit den Giganten getragen; auf ſein Haupt ſetzte er den goldenen Helm mit vier Büſchen und griff zu dem vierhäutigen Schilde, den, außer Herakles, kein anderer Held hätte aufheben können. Sein Sohn hielt ihm die ſchnellen Roſſe am Wagen: dieſen beſtieg er und flog, die Zügel in der Hand, aus der Stadt, ihm nach unzähliges Volk. Wie ſelbſt zum Kampfe gerüſtet, wollte er dem Schauſpiele beiwohnen. Jaſon aber hatte ſich nach Medeas Anleitung mit dem Zauberöle Lanze, Schwert und Schild geſalbt. Rings um ihn her verſuchten die Genoſſen ihre Waffen an der Lanze, aber ſie hielt Stand, und jene vermochten es nicht, ſie auch nur ein wenig zu krümmen; ſie war in ſeiner feſten Hand wie zu Stein geworden. Darüber ärgerte ſich Idas, des Aphareus Sohn, und führte ſeinen Streich auf den Schaft unter der Spitze; aber der Stahl fuhr zurück, wie der Hammer vom Ambos und fröhlich jubelten die Helden in der frohen Ausſicht auf den Sieg. Jetzt erſt ſalbte ſich Jaſon auch den Leib; da fühlte er entſetzliche Kraft in allen Gliedern, ſeine Hände ſchwollen auf von Stärke und verlangten nach dem Kampf. Wie ein Kriegsroß vor der Schlacht wiehernd den Boden ſtampft, ſich aufrichtet und mit geſpitzten Ohren den Kopf erhebt, ſo ſtreckte ſich der Äſonide im Gefühle ſeiner Streitbarkeit, hob die Füße, ſchwang den Erzſchild und die Lanze mit der Hand. Dann ruderten die Helden mit ihrem Führer bis zum Marsfelde, wo ſie den König Äetes und die Menge der Kolchier ſchon antrafen, jenen am Ufer, dieſe auf den Klippenvorſprüngen des Kaukaſus gelagert. Als das Schiff angebunden war, ſprang Jaſon mit Lanze und Schild gerüſtet aus demſelben und empfing ſofort einen funkelnden Erzhelm voll ſpitzer Drachenzähne. Dann hing er das Schwert mit einem Riemen um die Schultern und ſchritt vor, herrlich wie Ares oder Apollo. Auf dem Blachfeld umherblickend, ſah er bald die ehernen Joche der Stiere auf dem Boden liegen, dabei Pflug und Pflugſchar, alles ganz aus Eiſen gehämmert. Als er das ſich Geräte näher betrachtet, ſchraubte er die Eiſenſpitze an den ſtarken Schaft ſeiner Lanze und legte den Helm nieder. Hierauf ſchritt er von ſeinem Schilde gedeckt weiter, nach dem Fußſtapfen der Tiere forſchend. Dieſe aber brachen von einer andern Seite unvermutet aus einem unterirdiſchen Gewölbe hervor, wo ihre feſten Ställe waren, beide Flammen ſchnaubend und in dicken Rauch gehüllt. Jaſons Freunde ſchraken zuſammen, als ihr Blick auf die Ungeheuer fiel, er aber ſtand mit ausgeſpreizten Beinen, den Schild vorgehalten und erwartete ihren Anlauf, wie ein Meerfels die Fluten. Sie kamen auch wirklich, mit den Hörnern ſtoßend, auf ihn angeſtürzt, und doch vermochte ihr Anlauf ihm nicht ein Glied zu verrücken. Wie in den Schmiedewerkſtätten die Blasbälge murren und bald mächtige Feuer ſprühen machen, bald mit ihrem Atem inne halten, ſo wiederholten ſie brüllend und Flammen ſpeiend ihre Stöße, daß den Helden die Glut wie lauter Blitzſtrahlen umzuckte. Ihn aber ſchirmte das Zaubermittel der Jungfrau. Endlich ergriff er den Stier zur Rechten am äußerſten Horn und zog ihn mit allen ſeinen Kräften, bis er ihn an die Stelle geſchleppt, wo das eherne Joch lag. Hier gab er ſeinen ehernen Füßen einen Tritt und warf ihn mit gekrümmten Knieen zu Boden. Auf dieſelbe Weiſe zwang er auch den zweiten, der auf ihn losrannte, mit einem einzigen Streich auf die Erde nieder. Dann warf er ſeinen breiten Schild weg und hielt, von ihren Flammen bedeckt, die beiden niedergeworfenen Stiere mit beiden Händen feſt. Äetes mußte die ungeheure Stärke des Mannes bewundern. Inzwiſchen reichten ihm Caſtor und Pollux, wie es unter ihnen verabredet war, die Joche, die auf dem Boden lagen, und er befeſtigte ſie mit Sicherheit an das Genick der Tiere. Dann erhob er die eherne Deichſel und fügte ſie in den Ring des Joches. Die Zwillingsbrüder verließen nun ſchnell das Feuer; denn ſie waren nicht gefeit wie Jaſon. Dieſer aber nahm ſeinen Schild wieder auf und warf ihn am Riemen hinter den Rücken; dann griff er auch wieder zu dem Helme voll Drachenzähne, faßte ſeine Lanze und zwang mit ihren Stichen die zornigen und Flammen ſprühenden Stiere, den Pflug zu ziehen. Durch ihre Kraft und dem mächtigen Pflüger wurde der Boden tief aufgeriſſen und die gewaltigen Erdſchollen krachten in den Furchen. Jaſon ſelbſt folgte mit feſtem Tritt und ſäete die Zähne in den aufgepflügten Boden, vorſichtig rückwärts blickend, ob die aufkeimende Gigantenſaat ſich nicht gegen ihn erhebe; die Tiere aber arbeiteten ſich mit ihren ehernen Hufen vorwärts. Als noch der dritte Teil des Tages übrig war, am hellen Nachmittage, war das ganze Blachfeld, obgleich es vier Jaucherte faßte, von dem unermüdlichen Pflüger umgeackert, und nun wurden die Stiere vom Pfluge erlöſt; der Held ſchreckte ſie mit ſeinen Waffen, daß ſie über das offene Feld hin flohen; er ſelbſt kehrte zum Schiffe zurück, ſo lange er die Furchen noch leer von Erdgebornen ſah. Mit lautem Zuruf umringten ihn von allen Seiten die Genoſſen: er jedoch ſprach nichts, ſondern füllte ſeinen Helm mit Flußwaſſer und löſchte ſeinen brennenden Durſt. Dann prüfte er die Gelenke ſeiner Kniee und erfüllte ſein Herz mit neuer Streitluſt, wie ein ſchäumender Eber ſeine Zähne gegen die Jäger wetzt. Denn ſchon waren das ganze Feld entlang die Giganten hervorgekeimt: der ganze Marshain ſtarrte von Schilden und ſpitzen Lanzen und erglänzte von Helmen, ſo daß der Schimmer durch die Luft bis zum Himmel emporblitzte. Da gedachte Jaſon an das Wort der ſchlauen Medea: er faßte einen großen runden Stein auf dem Felde, vier kräftige Männer hätten ihn nicht vom Boden heben können; er aber ergriff ihn leicht mit der Hand und warf ihn ſpringend weit hin mitten unter die bodenentſproſſenen Krieger. Er ſelbſt barg ſich, ins Knie geworfen, kühn und vorſichtig unter ſeinem Schilde. Die Kolchier ſchrieen laut auf, wie das Meer brauſt, wenn es ſich an ſpitzen Klippen bricht: Äetes ſelbſt ſtarrte voll Verwunderung dem Wurfe des ungeheuren Steines nach. Die Erdgebornen, wie ſchnelle Hunde, fingen auf einmal an herumzuhüpfen, gingen auf einander los und brachten ſich gegenſeitig mit dumpfem Knirſchen um; unter ihren Lanzen fielen ſie auf ihre Mutter Erde nieder, wie Tannenbäume oder Eichen, welche Windwirbel umgeriſſen haben. Als ſie mitten im Gefechte begriffen waren, ſtürzte Jaſon unter ſie, wie ein fallender Stern, der als Wunderzeichen mitten durch die dunkle Nachtluft ſchießt. Jetzt zog er ſein Schwert aus der Scheide, teilte hier und dort Wunden aus, hieb manche, die ſchon ſtanden, nieder, mähte andere, die erſt bis zu den Schultern hervorgewachſen waren, wie Gras ab; andern ſpaltete er das Haupt, als ſie ſchon zum Kampfe rannten. Die Furchen ſtrömten von Blut wie ein Abzugsbach; die Verwundeten und Toten ſtürzten nach allen Seiten hin, und viele ſanken mit blutigen Köpfen wieder ſo tief in den Boden, als ſie hervorgetaucht waren.

An der Seele des Königs Äetes nagte zehrender Ärger; ohne ein Wort zu ſprechen, drehte er ſich um und kehrte zur Stadt zurück, nur darauf ſinnend, auf welche Weiſe er wirkſamer gegen Jaſon verfahren könnte. Unter dieſen Begebenheiten war der Tag zu Ende gegangen und der Held ruhte unter den Glückwünſchen ſeiner Freunde von der Arbeit.

Medea raubt das goldne Vließ. Die ganze Nacht hindurch hielt der König Äetes die Häupter ſeines Volkes um ſich im Palaſte verſammelt und ratſchlagte, wie die Argonauten zu überliſten wären; denn er war es wohl inne geworden, daß alles, was ſich den Tag zuvor ereignet hatte, nicht ohne Mitwirkung ſeiner Töchter geſchehen war. Hera, die Göttin, ſah die Gefahr, in welcher Jaſon ſchwebte: deswegen erfüllte ſie das Herz Medeas mit zagender Furcht, daß ſie zitterte wie ein Reh im tiefen Walde, das der Jagdhunde Gebell aufgeſchreckt hat. Sogleich ahnte ſie, daß ihre Hilfe dem Vater nicht verborgen ſei; ſie fürchtete auch die Mitwiſſenſchaft der Mägde; darum brannten ihre Augen von Thränen und die Ohren ſummten ihr. Ihr Haar ließ ſie wie in Trauer hängen und, wäre das Schickſal nicht zuwider geweſen, ſo hätte die Jungfrau durch Gift ihrem Jammer zur Stunde ein Ende gemacht. Schon hatte ſie die gefüllte Schale in der Hand, als Hera ihr den Mut aufs neue beflügelte und ſie mit verwandelten Gedanken das Gift wieder in ſeinen Behälter goß. Jetzt raffte ſie ſich zuſammen; ſie war entſchloſſen zu fliehen, bedeckte ihr Lager und die Thürpfoſten mit Abſchiedsküſſen, berührte mit den Händen noch einmal die Wände ihres Zimmers, ſchnitt ſich eine Haarlocke ab und legte ſie zum Andenken für ihre Mutter aufs Bett. „Lebe wohl, geliebte Mutter," ſprach ſie weinend, „lebe wohl Schweſter Chalciope und das ganze Haus! O Fremdling! hätte dich das Meer verſchlungen, ehe du nach Kolchis gekommen wäreſt!" Und ſo verließ ſie ihre ſüße Heimat, wie eine Gefangene fliehend den bittern Kerker der Sklaverei verläßt. Die Pforten des Palaſtes thaten ſich vor ihren Zauberſprüchen auf; durch enge Seitenwege rannte ſie mit bloßen Füßen, mit der Linken den Schleier bis über die Wangen herunterziehend, mit der Rechten ihr Nachtgewand vor der Befleckung des Weges ſchützend. Bald war ſie, unerkannt von den Wächtern, draußen vor der Stadt und ſchlug einen Fußpfad nach dem Tempel ein; denn als Zauberweib und als Gifttrankmiſcherin war ſie vom Wurzelſuchen her aller Wege des Feldes wohl kundig. Selene, welche ſie ſo wandeln ſah, ſprach zu ſich ſelbſt, lächelnd herniederſcheinend: „So quält denn doch nicht mich allein die Liebe zum ſchönen Endymion! Oft haſt du mich mit deinen Hexenſprüchen vom Himmel hinweggezaubert; jetzt leideſt du ſelbſt um einen Jaſon bittere Qualen. Nun, ſo geh nur, aber ſo ſchlau du biſt, hoffe nicht, dem herbſten Schmerz zu entfliehen!" So ſprach Selene bei ſich ſelber; jene aber trugen ihre Füße eilig davon; endlich beugten ihre Schritte gegen das Meeresufer ein, wo das Freudenfeuer, das die Helden dem Siege Jaſons zu Ehren die ganze Nacht hindurch auflodern ließen, ihr zum Leitſterne diente. Dem Schiffe gegenüber angekommen, rief ſie laut ihren jüngſten Schweſterſohn Phrontis; dieſer, der mit Jaſon ihre Stimme erkannte, erwiderte dreimal den dreifachen Ruf. Die Helden, die dies alle hörten, ſtaunten anfangs, dann ruderten ſie ihr entgegen. Ehe das Schiff ans jenſeitige Ufer gebunden war, ſprang Jaſon vom Verdeck ans Land, Phrontis und Argos ihm nach. „Rettet mich," rief das Mädchen, indem ſie die Kniee ihrer Neffen umfaßte, „entreißt mich und euch meinem Vater! Alles iſt verraten und keine Hilfe mehr; laßt uns zu Schiffe fliehen, ehe er die ſchnellen Roſſe beſteigt; das goldene Vließ will ich euch verſchaffen, indem ich den Drachen einſchläfere. Du aber, o Fremdling, ſchwöre mir zu den Göttern vor deinen Genoſſen, daß du mich Verwaiſte in der Fremde nicht beſchimpfen willſt!" So ſprach ſie traurig und erfreute Jaſons Herz. Er hob die ins Knie Geſunkene ſanft vom Boden auf, umfaßte ſie und ſprach: „Geliebte, Zeus und Hera, die Beſchirmerin der Ehe, ſeien meine Zeugen, daß ich, nach Griechenland zurückgekehrt, dich als rechtmäßige Gattin in mein Haus einführen will!" So ſchwor er und legte ſeine Hand in die ihrige. Dann hieß Medea die Helden noch in derſelben Nacht das Schiff nach dem heiligen Haine rudern, um dort das goldne Vließ zu entführen. Die Helden fuhren mit dem Schiffe davon, Jaſon und die Jungfrau gingen über den Pfad einer Wieſe dem Haine zu. Dort ſuchten ſie den hohen Eichbaum, an welchem das goldne Vließ hing, ſtrahlend durch die Nacht, einer Morgenwolke ähnlich, die von der aufgehenden Sonne beſchienen wird. Gegenüber reckte der ſchlafloſe Drache, aus ſcharfen Augen in die Ferne blickend, ſeinen langen Hals den Herannahenden entgegen und ziſchte fürchterlich, daß die Ufer des Fluſſes und der ganze große Hain wiederhallten. Wie über einen angezündeten Wald die Flammen ſich hinwälzen, ſo rollte das Untier mit leuchtenden Schuppen in unzähligen Krümmungen daher. Die Jungfrau aber ging ihm keck entgegen, ſie rief mit ſüßer Stimme den Schlaf, den mächtigſten der Götter, an, das Ungeheuer einzulullen; ſie rief zur mächtigen Königin der Unterwelt, ihr Vorhaben zu ſegnen; nicht ohne Furcht folgte ihr Jaſon. Aber ſchon durch den Zaubergeſang der Jungfrau eingeſchläfert, ſenkte der Drache die Wölbung des Rückens und ſein geringelter Leib dehnte ſich der Länge nach aus; nur mit dem gräßlichen Kopfe ſtand er noch aufrecht und drohte die beiden mit ſeinem aufgeſperrten Rachen zu faſſen. Da ſprengte Medea ihm mit einem Wachholderſtengel unter Beſchwörungsformeln einen Zaubertrank in die Augen, deſſen Duft ihn mit Schlummer übergoß; jetzt ſchloß ſich ſein Rachen und ſchlafend dehnte er ſich mit ſeinem ganzen Leibe durch den langen Wald hin.

Auf ihre Ermahnung zog nun Jaſon das Vließ von der Eiche, während das Mädchen fortwährend den Kopf des Drachen mit dem Zauberöl beſprengte. Dann verließen beide eilig den beſchatteten Marshain und Jaſon hielt von ferne ſchon freudig das große Widdervließ entgegen, von deſſen Wiederſchein ſeine Stirne und ſein blondes Haar in goldenem Schimmer glänzten; auch beleuchtete ſein Schein ihm weithin den nächtlichen Pfad. So ging er, es auf der linken Schulter tragend; die goldne Laſt hing ihm vom Hals bis auf die Füße herunter; dann rollte er es wieder auf, denn immer fürchtete er, ein Menſch oder Gott möchte ihm begegnen und ihn des Schatzes berauben. Mit der Morgenröte traten ſie ins Schiff, die Genoſſen umringten den Führer und ſtaunten das Vließ an, das funkelte wie Zeus Blitz; jeder wollte es mit den Händen betaſten: aber Jaſon litt es nicht, ſondern warf einen neugefertigten Mantel darüber. Die Jungfrau ſetzte er auf das Hinterverdeck des Schiffes und ſprach dann ſo zu ſeinen Freunden: „Jetzt, ihr Lieben, laßt uns eilig ins Vaterland zurückkehren. Durch dieſer Jungfrau Rat iſt vollbracht, weswegen wir unſere Fahrt unternommen haben; zum Lohne führe ich ſie als meine rechtmäßige Gemahlin nachhauſe; ihr aber helft mir ſie als die Gehilfin ganz Griechenlands beſchirmen. Denn ich zweifle nicht: bald wird Äetes da ſein und mit allem ſeinem Volke unſere Ausfahrt aus dem Fluſſe hindern wollen! Deswegen ſoll von euch abwechslungsweiſe die eine Hälfte rudern, die andere, unſere mächtigen Schilde aus Rindshaut den Feinden entgegenhaltend, die Rückfahrt ſchirmen. Denn in unſerer Hand ſteht jetzt die Heimkehr zu den Unſrigen und die Ehre oder Schande Griechenlands!" Mit dieſen Worten hieb er die Taue ab, mit denen das Schiff angebunden war, warf ſich in volle Rüſtung und ſtellte ſich ſo neben das Mägdlein, dem Steuermann Ancäus zur Seite. Das Schiff eilte unter den Rudern der Mündung des Fluſſes entgegen.

Die Argonauten, verfolgt, entkommen mit Medea. Inzwiſchen hatten Äetes und alle Kolchier Medeas Liebe, Thaten und Flucht erfahren. Sie traten bewaffnet auf dem Markte zuſammen, und bald ſah man ſie mit lautem Schalle das Ufer des Fluſſes hinabziehen: Äetes fuhr auf einem feſtgezimmerten Wagen, mit den Pferden, die ihm der Sonnengott verliehen; in der Linken trug er einen runden Schild, in der Rechten eine lange Pechfackel; an ſeiner Seite lehnte die gewaltige Lanze. Die Zügel der Roſſe handhabte ſein Sohn Abſyrtus. Als ſie aber an der Mündung des Fluſſes angekommen waren, da fuhr das Schiff, von den unermüdlichen Ruderern getrieben, ſchon weit auf der hohen See. Fackel und Schild entſank dem König; er hub die Hände gen Himmel, rief Zeus und den Sonnengott zu Zeugen der Übelthaten und erklärte grimmig ſeinen Unterthanen: wenn ſie ihm die Tochter nicht, zu Waſſer oder zu Land ergriffen, herbeiführen würden, damit er, ſeines Herzens Gelüſte folgend, Rache üben könnte, ſo ſollten ſie es alle mit ihren Häuptern büßen. Die erſchrockenen Kolchier zogen noch an demſelben Tage ihre Schiffe in die See, ſpannten die Segel aus und fuhren hinaus ins Meer; ihre Flotte, welche des Königs Sohn Abſyrtus befehligte, glich einer unabſehbaren Vogelſchar, welche die Luft verdunkelnd über die See dahin ſchwirrt.

In die Segel der Argonauten blies der günſtigſte Wind, denn Heras Wille war es, daß die Kolchierin Medea ſo bald als möglich das Verderben in Pelias Haus bringen ſollte. Schon mit der dritten Morgenröte banden ſie das Schiff beim Fluſſe Halys am Ufer der Paphlagonen an. Hier brachten ſie auf Medeas Geheiß der Göttin Hekate, die ſie gerettet hatte, ein Opfer. Da fiel ihrem Führer und auch andern Helden bei, daß der alte Wahrſager Phineus ihnen zur Rückfahrt auf einem neuen Wege geraten hatte, der Gegenden aber war keiner kundig. Nun belehrte ſie Argos, der Sohn des Phrixus, der es aus Prieſterſchriften wußte, daß ſie nach dem Iſterfluſſe ſteuern ſollten, deſſen Quellen fern in den rhipäiſchen Bergen murmeln und der das Füllhorn ſeiner Waſſer zur Hälfte ins joniſche, zur andern Hälfte ins ſiciliſche Meer ergießt. Als Argos dies geraten, erſchien die breite Himmelsfurche eines Regenbogens in der Richtung, in welcher ſie fahren ſollten, und der günſtige Wind ließ nicht ab zu wehen und das Himmelszeichen hörte nicht auf zu leuchten, bis ſie glücklich an die joniſche Mündung des Fluſſes Iſter gelangt waren.

Die Kolchier ließen aber mit ihrer Verfolgung nicht nach und kamen, ſchneller ſegelnd, mit ihren leichten Schiffen noch vor den Helden an der Mündung des Iſters an. Hier legten ſie ſich in den Hinterhalt an den Buchten und Inſeln des Ausfluſſes und verſtellten den Helden, als dieſe ſich in der Mündung des Stromes vor Anker gelegt, den Ausweg. Die Argonauten, die Menge der Kolchier fürchtend, landeten und warfen ſich auf eine Inſel des Fluſſes; die Kolchier folgten und ein Treffen bereitete ſich vor. Da traten die bedrängten Griechen in Unterhandlung, und von beiden Teilen wurde verabredet, daß jedenfalls die Griechen das goldne Vließ, das der König dem Helden Jaſon für ſeine Arbeit verſprochen hatte, davon tragen ſollten; die Königstochter Medea aber ſollten ſie auf einer zweiten Inſel, im Tempel der Diana, ausſetzen, bis ein gerechter Nachbarkönig als Schiedsrichter entſchieden hätte, ob ſie zu ihrem Vater zurückkehren, oder ob ſie den Helden nach Griechenland folgen ſollte. Bittere Sorgen bemächtigten ſich der Jungfrau, als ſie ſolches hörte, ſie führte ſogleich ihren Geliebten ſeitwärts an einen Ort, wo keiner ſeiner Genoſſen ſie hören konnte; dann ſprach ſie unter Thränen: „Jaſon, was habt ihr über mich beſchloſſen? Hat das Glück alles bei dir in Vergeſſenheit geſenkt, was du mir mit heiligem Eide in der Not verſprochen? In dieſer Hoffnung habe ich Leichtſinnige, Ehrvergeſſene, Vaterland, Haus und Eltern verlaſſen, was mein höchſtes war. Für deine Rettung treibe ich auf dem Meere mit dir um; meine Vermeſſenheit hat dir das goldne Vließ verſchafft; für dich habe ich Schmach auf den Frauennamen geladen, deswegen folge ich dir als dein Weib, als deine Schweſter ins griechiſche Land. Und darum beſchirme mich auch, laß mich nicht allein hier, überlaß mich nicht den Königen zum Urteil. Wenn mich jener Richter meinem Vater zuſpricht, ſo bin ich verloren: wie wäre dir dann deine Rückkehr angenehm? Wie könnte des Zeus Gemahlin, Hera, dieſes billigen, ſie, deren du dich rühmeſt? Ja wenn du mich verläſſeſt, ſo wirſt du einſt, in Elend verſunken, mein gedenken. Wie ein Traum ſoll dir das goldene Vließ in den Hades entſchwinden! Aus dem Vaterlande ſollen dich meine Rachegeiſter treiben. Wie ich durch deine Verkehrtheit aus meinem Vaterlande getrieben worden bin!" So ſprach ſie in wilder Leidenſchaft und gedachte Feuer in das Schiff zu legen, alles zu verbrennen und ſelbſt hineinzuſtürzen. Bei ihrem Anblicke ward Jaſon ſcheu, das Gewiſſen ſchlug ihm und er ſprach mit begütigenden Worten: „Faſſe dich, Gute, mir ſelbſt iſt jener Vertrag nicht Ernſt! Suchen wir ja nur einen Aufſchub der Schlacht, weil eine ganze Wolke von Feinden uns umringt, um deinetwillen. Denn alles was hier wohnt, iſt den Kolchiern befreundet und will deinem Bruder Abſyrtus helfen, daß er dich als Gefangene dem Vater zurückbringe. Wir alle aber, wenn wir jetzt den Kampf beginnen, werden elendiglich umkommen und deine Lage wird noch hoffnungsloſer, wenn wir geſtorben ſind und dich den Feinden als Beute zurücklaſſen. Vielmehr ſoll jener Vertrag nur ein Hinterhalt ſein, der den Abſyrtus ins Verderben ſtürzt; denn wenn ihr Führer tot iſt, ſo werden den Kolchiern die Nachbarn keine Hilfe mehr leiſten wollen." So ſprach er ſchmeichelnd und Medea gab ihm den gräßlichen Rat: „Höre mich. Ich habe einmal geſündigt und vom Verhängnis verblendet, übles gethan. Rückwärts kann ich nicht mehr, ſo muß ich vorwärts ſchreiten im Frevel. Wehre du im Treffen die Lanzen der Kolchier ab; ich will den Bruder bethören, daß er ſich in deine Hände giebt. Du empfange ihn mit einem glänzenden Mahle; kann ich dann die Herolde überreden, daß ſie ihn zum Zwiegeſpräch allein mit mir laſſen: alsdann — ich kann nicht widerſtehen — magſt du ihn töten und die Schlacht den Kolchiern liefern." Auf dieſe Weiſe legten die beiden dem Abſyrtus einen ſchweren Hinterhalt. Sie ſandten ihm viele Gaſtgeſchenke, darunter ein herrliches Purpurkleid, das die Königin von Lemnos dem Jaſon gegeben hatte, welches einſt die Huldgöttinnen ſelbſt dem Gotte Dionyſos (Bacchus) gefertiget und das mit himmliſchem Dufte getränkt war, ſeit der nektartrunkene Gott darauf geſchlummert hatte. Den Herolden redete die ſchlaue Jungfrau zu, Abſyrtus ſollte im Dunkel der Nacht auf die andere Inſel zum Dianentempel kommen; dort wollten ſie eine Liſt ausdenken, wie er das goldne Vließ wieder bekäme und es dem Könige, ihrem Vater zurückbringen könnte; denn ſie ſelbſt, ſo heuchelte ſie, ſei von den Söhnen des Phrixus mit Gewalt den Fremdlingen überliefert worden. Nachdem ſie ſo die Friedensboten bethört hatte, ſpritzte ſie von ihren Zauberölen in den Wind, ſo viel, daß ihr Duft auch das wildeſte Tier vom höchſten Berge herabzulocken kräftig geweſen wäre. Es geſchah, wie ſie gewünſcht hatte. Abſyrtus, durch die feierlichſten Verſprechungen betrogen, ſchiffte in dunkler Nacht nach der heiligen Inſel hinüber. Dort allein mit der Schweſter zuſammengekommen, verſuchte er das Gemüt der Verſchlagenen, ob ſie wirklich eine Liſt gegen die Fremdlinge hegte; aber es war, als wenn ein ſchwacher Knabe durch einen angeſchwollenen Bergſtrom waten wollte, über den kein kräftiger Mann ungeſtraft ſetzen kann. Denn als ſie mitten im Geſpräche waren und die Schweſter ihm alles zuſagte, da ſtürzte plötzlich Jaſon aus dem verborgenen Hinterhalte hervor, das bloße Schwert in der Hand. Die Jungfrau aber wandte ihre Augen ab und bedeckte ſich mit dem Schleier, um den Mord ihres Bruders nicht mit anſehen zu müſſen. Wie ein Opfertier ſtürzte der Königsſohn unter den Streichen Jaſons, Gewand und Schleier der abgekehrten Medea mit ſeinem Bruderblut beſpritzend. Aber die Rachegöttin, die nichts überſieht, ſchaute aus ihrem Verſtecke mit finſterem Auge die gräßliche That, die hier begangen ward.

Nachdem Jaſon ſich von dem Morde gereinigt und den Leichnam begraben hatte, gab Medea den Argonauten mit einer Fackel das verabredete Zeichen. Dieſe, die ſich während der Unterhandlungen wieder auf ihr Schiff zurückbegeben hatten, landeten jetzt auf der Dianeninſel und fielen, wie Habichte über Taubenſcharen oder Löwen über Schafherden, über die ihres Führers beraubten Begleiter des Abſyrtus her. Keiner entging dem Tode. Jaſon, der den Seinigen zu Hilfe kommen wollte, erſchien zu ſpät; denn ſchon war der Sieg entſchieden.

Weitere Heimfahrt der Argonauten. Auf des Peleus Rat ſchifften nun die Helden aus der Mündung hervor und ſchleunig davon, ehe die zurückgelaſſenen Kolchier zur Beſinnung kommen konnten. Dieſe, als ſie inne wurden, was geſchehen war, gedachten anfangs die Feinde zu verfolgen, aber Hera ſchreckte ſie mit warnenden Blitzen vom Himmel, und da ſie zu Hauſe den Zorn des Königs fürchteten, wenn ſie ihm Sohn und Tochter nicht zurück brächten, ſo blieben ſie auf den Artemisinſeln in der Mündung des Iſter zurück und ſiedelten ſich hier an.

Die Argonauten aber ſchifften an mancherlei Geſtaden und Inſeln vorüber, auch an dem Eilande, wo die Königin Kalypſo, die Tochter des Atlas, wohnte. Schon glaubten, ſie in der Ferne die höchſten Bergſpitzen des heimiſchen Feſtlandes aufſteigen zu ſehen, als Hera, welche die Plane des erzürnten Zeus fürchtete, einen Sturm gegen ſie erhob, der ihr Schiff mit Ungeſtüm an die unwirtliche Inſel Elektris trieb. Jetzt begann auch das weiſſagende Holz, das Athene mitten in den Kiel eingefügt hatte, zu ſprechen und entſetzliche Furcht ergriff die Horchenden. „Ihr werdet Zeus Zorn und den Irrfahrten des Meeres nicht entgehen," tönte das hohle Brett, „bevor nicht die Zaubergöttin Circe euch den grauſamen Mord des Abſyrtus abgewaſchen hat. Caſtor und Pollux ſollen zu den Göttern beten, daß ſie euch die Pfade des Meeres öffnen, und ihr Circe finden könnet, die Tochter des Sonnengottes und der Perſe." So ſprach der hölzerne Mund des Schiffes Argo um die Abenddämmerung. Schauder und Furcht ergriff die Helden, als ſie den ſeltſamen Propheten ſo ſchreckliches verkünden hörten. Die Zwillinge Caſtor und Pollux allein ſprangen auf und hatten den Mut, zu den unſterblichen Göttern um Schutz zu beten; das Schiff aber ſchoß weiter bis in die innerſte Bucht des Eridanus, da wo einſt Phaeton, verbrannt vom Sonnenwagen, in die Flut gefallen war. Noch jetzt ſchickt er aus der Tiefe Rauch und Glut aus ſeiner brennenden Wunde hervor und kein Schiff kann mit leichten Segeln über dieſes Gewäſſer hinfliegen, ſondern es ſpringt mitten in die Flamme hinein. Ringsumher am Ufer ſeufzen, in Pappeln verwandelt, Phaetons Schweſtern, die Heliaden, im Winde und träufeln lichte Thränen aus Bernſtein auf den Boden, welche die Sonne trocknet und die Flut in den Eridanus hineinzieht. Den Argonauten half zwar ihr ſtarkes Schiff aus dieſer Gefahr, aber alle Luſt nach Speiſe und Trank verging ihnen; denn bei Tage peinigte ſie der unerträgliche Geruch, der aus den Fluten des Eridanus vom dampfenden Phaeton aufſtieg und bei Nacht hörten ſie ganz deutlich das Wehklagen der Heliaden und wie die Bernſteinthränen gleich Öltropfen ins Meer rollten. An den Ufern des Eridanus hin kamen ſie zu einer Mündung des Rhodanus und wären hineingeſchifft, von wannen ſie nicht lebendig herauskommen ſollten, wenn nicht Hera plötzlich auf einer Klippe erſchienen wäre und mit furchtbarer Götterſtimme ſie abgemahnt hätte. Dieſe hüllte das Schiff ſchirmend in ſchwarze Nebel und ſo fuhren ſie an unzähligen Keltenvölkern viele Tage und Nächte vorbei, bis ſie endlich das Tyrrheniſche Ufer erblickten und bald darauf glücklich in den Hafen der Inſel Circe's einliefen.

Hier fanden ſie die Zaubergöttin, wie ſie, am Meergeſtade ſtehend, ihr Haupt in den Wellen badete. Ihr hatte geträumt, das Gemach und ganze Haus ſtröme über von Blut, und die Flamme freſſe alle Zaubermittel, mit welchen ſie ſonſt die Fremdlinge behext hatte, ſie aber ſchöpfe mit hohler Hand das Blut und löſche das Feuer damit. Dieſer entſetzliche Traum hatte ſie mit der Morgenröte vom Lager aufgeſchreckt und ans Meeresufer getrieben; hier wuſch ſie Kleider und Haare, als ob ſie blutbefleckt wären. Ungeheure Beſtien, nicht andern Tieren ähnlich, ſondern aus den verſchiedenſten Gliedern zuſammengeſetzt, folgten herdenweiſe, wie das Vieh dem Hirten aus dem Stalle. Die Helden ergriff entſetzliches Grauſen, zumal da ſie der Circe nur ins Angeſicht zu ſehen brauchten, um ſich zu überzeugen, daß ſie die Schweſter des grauſamen Äetes ſei. Die Göttin, als ſie die nächtlichen Schrecken von ſich entfernt hatte, kehrte ſchnell wieder um, lockte den Tieren und ſtreichelte ſie, wie man Hunde ſtreichelt.

Jaſon hieß die ganze Mannſchaft im Schiffe bleiben, er ſelbſt ſprang mit Medea ans Land und zog das widerſtrebende Mädchen mit ſich fort, Circe's Palaſte zu. Circe wußte nicht, was die Fremden bei ihr ſuchten. Sie hieß ſie auf ſchönen Seſſeln Platz nehmen. Jene aber flüchteten ſtill und traurig an den Herd und ließen ſich dort nieder. Medea legte ihr Haupt in beide Hände, und Jaſon ſtieß das Schwert, mit welchem er den Abſyrtus umgebracht hatte, in den Boden, legte die Hand auf dasſelbe und ſtützte ſein Kinn darauf, ohne die Augen aufzuſchlagen. Da merkte Circe, daß es Schutzflehende ſeien und verſtand ſogleich, daß es ſich um den Jammer der Verbannung und die Sühnung eines Mordes handle. Sie trug Scheu vor Zeus, dem Beſchirmer der Flehenden, und brachte das verlangte Opfer dar, indem ſie eine Hündin, die friſch geworfen hatte, ſchlachtete und den reinigenden Zeus dazu anrief. Ihre Dienerinnen, die Najaden, mußten die Sühnungsmittel aus dem Hauſe und ins Meer tragen; ſie ſelbſt ſtellte ſich an den Herd und verbrannte heilige Opferkuchen unter feierlichen Gebeten, um den Zorn der Erinnyen zu beſänftigen und die Verzeihung des Göttervaters für die Mordbefleckten anzurufen. Als alles vorüber war, ließ ſie die Fremden erſt auf die glänzenden Stühle ſetzen und ſetzte ſich ihnen gegenüber. Dann fragte ſie dieſelben über ihr Geſchäft und ihre Schiffahrt, woher ſie kämen, warum ſie hier gelandet und wofür ſie ihren Schutz begehrt hätten; denn ihr blutiger Traum war ihr wieder in den Sinn gekommen. Als die Jungfrau nun ihr Haupt aufrichtete und ihr ins Angeſicht ſah, fielen ihr die Augen des Mädchens auf; denn Medea ſtammte ja wie Circe ſelbſt vom Sonnengotte; und alle Abkömmlinge dieſes Gottes haben ſtrahlende Augen voll Goldglanz. Nun verlangte ſie die Mutterſprache der Landesflüchtigen zu hören und die Jungfrau fing an, in kolchiſcher Mundart, alles, was mit Äetes, den Helden und ihr geſchehen war, der Wahrheit nach zu erzählen; nur die Ermordung ihres Bruders Abſyrtus wollte ſie nicht geſtehen. Aber der Zaubergöttin Circe blieb nichts verborgen; doch jammerte ſie ihrer Nichte und ſie ſprach: „Arme, du biſt unehrlich geflohen und haſt einen großen Frevel begangen. Gewiß wird dein Vater nach Griechenland kommen, den Mord ſeines Sohnes an dir zu rächen. Von mir jedoch ſollſt du kein weiteres Übel leiden, weil du eine Schutzflehende und dazu meine Verwandte biſt. Nur verlang auch keine Hülfe von mir. Entferne dich mit dem fremden Manne, wer es auch ſein mag. Ich kann weder deine Pläne, noch deine ſchimpfliche Flucht billigen!" Ein unendlicher Schmerz ergriff die Jungfrau bei dieſen Worten. Sie warf den Schleier über ihr Haupt und weinte bitterlich, bis der Held ſie an der Hand ergriff und die Wankende mit ſich aus Circes Palaſt hinausführte.

Doch Hera erbarmte ſich ihrer Schützlinge. Sie ſandte ihre Botin Iris auf dem bunten Regenbogenpfade zur Meeresgöttin Thetis hinab, ließ dieſe zu ſich rufen und empfahl das Heldenſchiff ihrem Schirm. Sogleich mit Jaſons und Medeas Ankunft an Bord fingen nun ſanfte Zephyre zu wehen an; froheren Mutes lichteten die Helden die Anker und ſpannten die hohlen Segel aus. Mit leichtem Winde wogte das Schiff weiter und bald ſtellte ſich ihnen eine ſchöne blühende Inſel dar, die der Sitz der trügeriſchen Sirenen war, welche die Vorüberſchiffenden durch ihre Geſänge anzulocken und zu verderben pflegten. Halb Vögel halb Jungfrauen ſaßen ſie immer auf ihrer Warte, und kein Fremder, der vorüberfuhr, entging ihnen. Auch jetzt ſangen ſie den Argonauten die ſchönſten Lieder zu, und ſchon waren dieſe im Begriffe, die Taue nach dem Ufer zu werfen und anzulegen, als der thraciſche Sänger Orpheus ſich von ſeinem Sitze erhob und ſeine göttliche Leier ſo mächtig zu ſchlagen begann, daß ſie die Stimmen der Jungfrauen übertönte; zugleich blies ein tönender gottgeſandter Zephyr in den Rücken des Schiffes, ſo daß der Sirenengeſang ganz in den Lüften verhallte. Nur einer der Genoſſen, Butes, der Sohn des Teleon, hatte der hellen

Stimme der Sirenen nicht zu widerſtehen vermocht, ſprang von der Ruderbank ins Meer und ſchwamm dem verführeriſchen Hall entgegen. Er wäre verloren geweſen, wenn ihn nicht die Beherrſcherin des Berges Eryx in Sicilien, Aphrodite, erblickt hätte. Sie riß ihn mitten aus den Wirbeln heraus und warf ihn auf ein Vorgebirge dieſer Inſel, wo er hinfort wohnen blieb. Die Argonauten betrauerten ihn für tot und ſchifften neuen Gefahren entgegen; denn ſie kamen an eine Meerenge, wo auf der einen Seite der ſteile Fels der Scylla in die Fluten hinausragte und das Schiff zu zerbrechen, auf der andern Seite der Strudel der Charybdis die Waſſer in die Tiefe riß und das Schiff zu verſchlingen drohte. Dazwiſchen irrten unter der Flut vom Grunde losgeriſſene Felſen, wo ſonſt die glühende Werkſtätte des Hephäſt iſt; jetzt aber rauchte ſie nur und erfüllte den Äther mit Finſternis. Hier begegneten ihnen von allen Seiten die Meernymphen, des Nereus Töchter; im Rücken des Schiffes faßte die Fürſtin derſelben, Thetis ſelbſt, das Steuerruder. Alle miteinander umgaukelten das Schiff und wenn es ſich den ſchwimmenden Felſen nähern wollte, ſo ſtieß es eine Nymphe der andern zu, wie Jungfrauen, die Ball ſpielen. Bald ſtieg es mit den Wellen hoch empor zu den Wolken, bald flog es wieder in den Abgrund hinab. Auf dem Gipfel einer Klippe ſah, den Hammer auf die Schulter gelehnt, Hephäſt dem Schauſpiele zu, und vom geſtirnten Himmel herab Zeus Gemahlin, Here; dieſe aber ergriff Athenes Hand, denn ſie konnte es ohne Schwindel nicht mit anſehen. Endlich waren ſie den Gefahren glücklich entgangen und fuhren weiter auf der offenen See, bis ſie zu einer Inſel kamen, wo die guten Phäaken und ihr frommer König Alkinous wohnte.

Neue Verfolgung der Kolchier. Hier waren ſie aufs Gaſtlichſte aufgenommen worden und wollten ſich eben recht gütlich thun, als plötzlich an der Küſte ein furchtbares Heer der Kolchier erſchien, deren Flotte auf einem andern Wege bis hierher vorgedrungen war. Sie verlangten die Königstochter Medea, um ſie in das väterliche Haus zurückzuführen, oder bedrohten die Griechen mit einer mörderiſchen Schlacht ſchon jetzt und mehr noch, wenn Äetes ſelbſt mit einem noch gewaltigeren Heere nachkommen würde. Der gute König Alkinous aber hielt die Helden, da ſie ſchon in die Schlacht eilten, zurück, und Medea umfaßte die Kniee ſeiner Gemahlin Arete: „Herrin, ich flehe dich an," ſprach ſie, „laß mich nicht zu meinem Vater bringen; wenn du anders dem menſchlichen Geſchlechte angehörſt, das allzumal durch leichten Irrtum in ſchnelles Unglück ſtürzt. So iſt auch mir die Beſonnenheit entſchwunden. Doch nicht Leichtſinn, ſondern nur entſetzliche Furcht hat mich zur Flucht mit dieſem Manne bewogen. Als Jungfrau führt er mich in ſeine Heimat. Darum erbarme dich meiner, und die Götter mögen dir langes Leben und Kinder und deiner Stadt unſterbliche Zier gewähren." Auch den einzelnen Helden warf ſie ſich flehend zu Füßen: ein jeder aber, den ſie anrief, hieß ſie gutes Mutes ſein, ſchüttelte die Lanze, zog ſein Schwert und verſprach ihr beizuſtehen, wenn Alkinous ſie ausliefern wollte. In der Nacht ratſchlagte der König mit ſeiner Gemahlin über das kolchiſche Mädchen. Arete bat für ſie und erzählte ihm, daß der große Held Jaſon ſie zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin machen wolle. Alkinous war ein ſanfter Mann und ſein Gemüt wurde noch weicher, als er dieſes hörte. „Gerne würde ich," erwiederte er ſeiner Gemahlin, „die Kolchier, den Helden und der Jungfrau zu lieb auch mit den Waffen vertreiben, aber ich fürchte das Gaſtrecht des Zeus zu verletzen; auch iſt es nicht klug, den mächtigen König Äetes zu reizen; denn ſo ferne er wohnt, er wäre doch im ſtande Griechenland mit einem Kriege zu überziehen. Höre daher den Ratſchluß, den ich gefaßt habe. Iſt das Mädchen noch eine freie Jungfran, ſo ſoll ſie dem Vater zurückgegeben werden; iſt ſie aber des Helden Gemahlin, ſo werde ich ſie dem Gatten nicht rauben; denn dieſem gehört ſie vor dem Vater." Arete erſchrak, als ſie dieſen Entſchluß des Königs hörte. Noch in der Nacht ſandte ſie einen Herold zu Jaſon, der ihm alles hinterbrachte und ihm riet, ſich noch vor Anbruch des Morgens mit Medea zu vermählen. Die Helden, welchen Jaſon den unerwarteten Vorſchlag mitteilte, waren es alle zufrieden, und ſo wurde unter den Liedern des Orpheus, in einer heiligen Grotte, die Jungfrau feierlich zur Gattin Jaſons eingeweiht.

Am andern Morgen, als die Ufer der Inſel und das tauige Feld von den erſten Sonnenſtrahlen ſchimmerten, rührte ſich alles Phäakenvolk auf den Straßen der Stadt, und am andern Ende der Inſel ſtanden die Kolchier auch ſchon unter den Waffen. Alkinous trat verſprochenermaßen hervor aus ſeinem Palaſte, das goldne Zepter in der Hand, zu richten über das Mädchen, hinter ihm gingen ſcharenweiſe die edelſten Phäaken einher; auch die Frauen waren zuſammengekommen, um die herrlichen Helden der Griechen zu ſchauen, und viele Landleute hatten ſich verſammelt; denn Hera hatte das Gerücht weit und breit ausgeſtreut. So war alles vor den Mauern der Stadt bereit und die Opfer dampften zum Himmel empor. Schon lange harrten hier die Helden der Entſcheidung. Als nun der König auf ſeinem Throne Platz genommen hatte, trat Jaſon hervor und erklärte mit eidlicher Bekräftigung die Königstochter Medea für ſeine rechtmäßige Gemahlin. Sobald Alkinous dieſes hörte und Zeugen der Vermählung aufgetreten waren, that er mit einem feierlichen Schwure den Ausſpruch, daß Medea nicht ausgeliefert werden ſollte und ſchirmte ſeine Gäſte. Vergebens widerſetzten ſich die Kolchier; der König hieß ſie entweder als friedliche Gäſte in ſeinem Lande wohnen oder mit ihren Schiffen ſich aus ſeinem Hafen entfernen. Sie aber, die den Zorn ihres Landesherrn fürchteten, wenn ſie ohne ſeine Tochter zurückkehrten, wählten das Erſtere. Am ſiebenten Tage brachen die Argonauten, ungern von Alkinous entlaſſen und herrlich beſchenkt, zur Weiterfahrt auf.

Letzte Abenteuer der Helden. Wieder waren ſie an mancherlei Ufern und Inſeln vorübergeſegelt und ſchon erblickten ſie in der Ferne die heimiſche Küſte des Pelopslandes (Peloponneſos), als ein grauſamer Nordſturm das Schiff erfaßte und mitten durchs Libyſche Meer neun volle Tage und Nächte auf ungewiſſem Pfade dahinjagte. Endlich wurden ſie an das Sandwüſtenufer der afrikaniſchen Syrten verſchlagen, in eine Bucht, deren Gewäſſer, mit dichtem Seegras und trägem Schaume bedeckt, wie ein Sumpf in ſtarrer Ruhe brütete. Ringsum breiteten ſich Sandflächen aus, auf denen kein Tier, kein Vogel ſichtbar ward. Hier wurde das Schiff von der Flut ſo dicht aufs Geſtade geſchwemmt, daß der Kiel ganz auf dem Sande aufſaß. Mit Schrecken ſprangen die Helden aus dem Fahrzeug und mit Entſetzen erblickten ſie den breiten Erdrücken, der ſich, der Luft ähnlich, ohne Abwechslung ins Unendliche ausdehnte. Kein Waſſerquell, kein Pfad, kein Hirtenhof zeigte ſich: alles ruhte in totem Schweigen. „Weh uns, wie heißt dieſes Land? wohin haben uns die Stürme verſchlagen?" So fragten einander die Genoſſen. Wären wir doch lieber mitten in die ſchwimmenden Felſen hineingefahren! Hätten wir lieber etwas gegen des Zeus Willen unternommen und wären in einem großen Verſuch untergegangen!" „Ja," ſagte der Steuermann Ancäus, „die Flut hat uns ſitzen laſſen und wird uns nicht wieder abholen. Alle Hoffnung der Fahrt und Heimkehr iſt abgeſchnitten, ſteure, wer da kann und will!" Damit ließ er das Steuerruder aus der Hand gleiten und ſetzte ſich weinend im Schiffe nieder. Wie Männer in einer verpeſteten Stadt unthätig, Geſpenſtern gleich, dem Verderben entgegen ſehen, ſo trauerten die Helden, dem öden Ufer entlang ſchleichend. Als der Abend gekommen war, gaben ſie einander traurig die Hände zum Abſchiede, warfen ſich, ohne Nahrung genommen zu haben, der eine da, der andere dort im Sande nieder und erwarteten, in ihre Mäntel gehüllt, eine ſchlafloſe Nacht hindurch, den Tag und den Tod. Auf einer andern Seite ſeufzten die phäakiſchen Jungfrauen, welche Medea vom König Alcinous zum Geſchenke bekommen hatte, um ihre Herrin gedrängt; ſie ſtöhnten wie ſterbende Schwäne, ihren letzten Geſang in die Lüfte verhauchend; und gewiß wären ſie alle, Männer und Frauen, untergegangen, ohne daß jemand ſie betrauert hätte, wenn ſich nicht die Beherrſcherinnen Libyens, welche drei Halbgöttinnen waren, ihrer erbarmt hätten. Dieſe erſchienen, mit Ziegenfellen vom Hals bis an die Knöchel bedeckt, um die heiße Mittagsſtunde dem Jaſon und zogen ihm den Mantel, mit dem er ſein Haupt bedeckt hatte, leiſe von den Schläfen. Erſchrocken ſprang er auf und wandte den Blick voll Ehrfurcht von den Göttinnen ab. „Unglücklicher," ſprachen ſie, „wir kennen alle deine Mühſale, aber traure nicht länger! Wenn die Meeresgöttin den Wagen des Poſeidon losgeſchirrt hat, ſo zollet eurer Mutter Dank, die euch lang im Leibe getragen hat: dann möget ihr ins glückſelige Griechenland zurückkehren." Die Göttinnen verſchwanden und Jaſon erzählte ſeinen Genoſſen das tröſtliche, doch rätſelhafte Orakel. Während alle ſich noch darüber ſtaunend beſannen, ereignete ſich ein gleich ſeltſames Wunderzeichen. Ein ungeheures Meerpferd, den von beiden Seiten goldne Mähnen über den Nacken wallten, ſprang vom Meer ans Land und ſchüttelte den Waſſerſchaum ab, der von ihm ſtäubte, wie mit Windesflügeln. Freudig erhub jetzt der Held Peleus ſeine Stimme und rief: „Die eine Hälfte des Rätſelwortes iſt erfüllt: die Meeresgöttin hat ihren Wagen abgeſchirrt, den dieſes Roß gezogen hat, die Mutter aber, die uns lang im Leibe getragen, das iſt unſer Schiff Argo; dem ſollen wir jetzt den ſchuldigen Dank bezahlen. Laßt es uns auf unſere Schultern nehmen und über den Sand hintragen, den Spuren des Meerpferdes nach. Dieſes wird ja nicht in den Boden ſchlüpfen, ſondern uns den Weg zu irgend einem Stapelplatze zeigen." Geſagt, gethan. Die Götterſöhne nahmen das Schiff auf ihre Schultern und ſeufzten zwölf Tage und zwölf Nächte wandernd unter der Laſt. Immer ging es über öde waſſerloſe Sandflächen hin; hätte ſie ein Gott nicht wunderbar geſtärkt, ſie wären, Männer und Frauen, am erſten Tage erlegen. So aber kamen ſie endlich glücklich an die tritoniſche Meerbucht; hier ließen ſie ihre Laſt von den Schultern gleiten und ſuchten, vom Durſte gepeinigt wie wütende Hunde, nach einem Quell. Unterwegs begegnete der Sänger Orpheus den Heſperiden, den lieblich ſingenden Nymphen, welche auf dem heiligen Felde ſaßen, wo der Drache Ladon die goldenen Äpfel gehütet hatte. Dieſe flehte der Sänger an, den Schmachtenden eine Waſſerquelle zu zeigen. Die Nymphen erbarmten ſich und die vornehmſte unter ihnen, Aegle, fing an zu erzählen: „Gewiß iſt der kühne Räuber, der geſtern hier erſchienen iſt, der dem Drachen das Leben und uns die goldenen Äpfel genommen hat, euch zum Heile gekommen, ihr Fremdlinge. Es war ein wilder Mann, ſeine Augen funkelten unter der zornigen Stirne; eine rohe Löwenhaut hing ihm über die Schultern, in der Hand trug er einen Ölzweig und die Pfeile, mit welchen er das Ungeheuer erlegt hat. Auch er kam durſtig von der Sandwüſte her; da er nirgends Waſſer fand, ſtieß er mit ſeiner Ferſe an einen Felſen. Wie von einem Zauberſchlag entfloß dieſem reichliches Waſſer, und der ſchreckliche Mann legte ſich bis an die Bruſt auf den Boden, ſtemmte ſich mit beiden Händen an den Felſen und trank nach Herzensluſt, bis er wie ein geſättigter Stier ſich auf die Erde legte.“ So ſprach Aegle und zeigte ihnen den Felsquell, um den bald alle Helden ſich drängten. Der erfriſchende Trunk machte ſie wieder fröhlich und: „wahrlich,“ ſprach einer, nachdem er die brennenden Lippen noch einmal genetzt, „auch getrennt von uns hat Herakles ſeine Genoſſen noch gerettet! Möchten wir ihm doch auf unſerer ferneren Wanderung noch begegnen!“ So machten ſie ſich auf, der eine da, der andere dorthin, den Helden zu ſuchen. Als ſie wieder zurückgekommen waren, glaubte ihn allein der ſcharfblickende Lynceus von ferne geſehen zu haben, aber nur etwa ſo, wie ein Bauer den Neumond hinter den Wolken erblickt zu haben meint, und er verſicherte, daß niemand den Schweifenden erreichen werde. Endlich, nachdem ſie durch unglückliche Zufälle zwei Genoſſen verloren und betrauert hatten, beſtiegen ſie das Schiff wieder. Lange ſuchten ſie vergebens aus der Tritoniſchen Bucht in die offene See zu gelangen; der Wind blies ihnen entgegen, und das Schiff kreuzte unruhig in dem Hafen hin und her, wie eine Schlange, die vergebens aus ihrem Verſteck hervorzudringen ſtrebt und ziſchend mit funkelnden Augen ihr Haupt da und dorthin kehrt. Auf den Rat des Sehers Orpheus ſtiegen ſie daher noch einmal ans Land und weihten den einheimiſchen Göttern den größten Opferdreifuß, den ſie im Schiffe beſaßen und den ſie am Geſtade zurückließen. Auf dem Rückwege begegnete ihnen der Meeresgott Triton in Jünglingsgeſtalt. Er hub eine Erdſcholle vom Boden auf und reichte ſie als Zeichen der Gaſtfreundſchaft dem Helden Euphemus, der ſie in ſeinem Buſen barg. „Mich hat der Vater,“ ſprach der Meergott, „zum Beſchirmer dieſer Meeresgegend geſetzt. Sehet, dort wo das Waſſer ſchwarz aus der Tiefe ſprudelt, dort iſt der ſchmale Ausweg aus der Bucht ins offene Meer: dorthin rudert; guten Wind will ich euch ſchicken. Dann ſeid ihr nicht mehr ferne von der Pelopsinſel!“ Luſtig ſtiegen ſie ins Schiff; Triton nahm den Dreifuß auf die Schulter und verſchwand damit in den Fluten. Nun kamen ſie, nach einer Fahrt von wenigen Tagen, unangefochten nach der Felſeninſel Karpathos und wollten von da nach dem herrlichen Eilande Kreta überſchiffen. Der Wächter dieſer Inſel war aber der ſchreckliche Rieſe Talos. Er war allein noch übrig aus dem ehernen Geſchlechte der Menſchen, welche einſt Buchen entſproſſen waren, und Zeus hatte ihn Europa als Schwellenhüter geſchenkt, daß er dreimal des Tages, mit ſeinen ehernen Füßen die Runde auf der Inſel machen ſollte. Dieſer war am ganzen Leibe von Erz und deswegen unverwundlich, nur an einem Knöchel hatte er eine fleiſcherne Sehne und eine Ader, darin Blut floß. Wer dieſe Stelle wußte und ſie treffen konnte, durfte gewiß ſein, ihn zu töten; denn er war nicht unſterblich. Als die Helden auf die Inſel zuruderten, ſtand er auf einer der äußerſten Klippen mit ſeiner Wacht beſchäftigt; ſobald er ihrer anſichtig ward, bröckelte er Felsblöcke los und fing an ſie gegen das herannahende Schiff zu ſchleudern. Erſchrocken ruderten die Argonauten rückwärts; ſie hätten, obwohl aufs neue vom Durſt geplagt, das ſchöne Kreta auf der Seite gelaſſen, hätte ſich nicht Medea erhoben und den Erſchrockenen zugeredet: „Höret mich, Männer! Ich weiß wie dieſes Ungeheuer zu bändigen iſt. Haltet das Schiff nur außerhalb der Steinwurfweite!“ Dann hob ſie die Falten ihres purpurnen Gewandes empor und beſtieg die Schiffsgänge, über welche Jaſons Hand ſie hinleitete. Mit ſchauerlicher Zauberformel rief ſie dreimal die lebenraubenden Parzen an, die ſchnellen Hunde der Unterwelt, die in der Luft hauſend allenthalben nach den Lebendigen jagen. Hierauf verzauberte ſie die Augenlider des ehernen Talos, daß ſie ſich ſchloſſen und ſchwarze Traumbilder vor ſeine Seele traten. Er ſank im Schlafe zuſammen und ſtieß den fleiſchernen Knöchel an eine ſpitze Felſenkante, daß das Blut wie flüſſiges Blei aus der Wunde quoll. Von dem Schmerz aufgeweckt, verſuchte er es wieder einen Augenblick ſich aufzurichten; aber, wie eine halb angehauene Fichte der erſte Windſtoß erſchüttert, und ſie endlich krachend in die Tiefe ſtürzt, ſo taumelte er noch eine kurze Zeit auf ſeinen Füßen und ſtürzte dann entſeelt, mit ungeheurem Schall, in die Meerestiefe.

Jetzt konnten die Genoſſen ungefährdet landen und erholten ſich auf dem geſegneten Eilande bis zum Morgen. Kaum über Kreta hinausgeſchifft, erſchreckte ſie ein neues Abenteuer. Eine entſetzliche Nacht brach ein, die kein Strahl des Mondes, kein Stern erleuchtete; als wäre alle Finſternis aus dem Abgrunde losgelaſſen, ſo ſchwarz war die Luft; ſie wüßten nicht, ob ſie auf dem Meere oder in den Fluten des Tartarus ſchifften. Mit aufgehobenen Händen flehte Jaſon zu Phöbus Apollo, ſie aus dieſem gräßlichen Dunkel zu befreien; Angſtthränen ſtürzten ihm von den Wangen, und er verſprach dem Gotte die herrlichſten Weihgeſchenke. Dieſer vernahm ſein Flehen, er kam vom Olymp hernieder, ſprang auf einen Meerfels und den goldenen Bogen hoch in den Händen haltend, ſchoß er ſilberne Lichtpfeile über die Gegend hin. In dem plötzlichen Lichtglanze zeigte ſich ihnen eine kleine Inſel, auf welche ſie zuſteuerten und wo, vor Anker gelegt, ſie die tröſtliche Morgenröte erwarteten. Als ſie wieder im heiterſten Sonnenlichte auf der hohen See dahinfuhren, da gedachte der Held Euphemus eines nächtlichen Traumes. Ihm hatte gedäucht, die Erdſcholle des Triton, die er an der Bruſt liegen hatte, beginne ſich zu beleben und aus ſeinem Buſen zu rollen, dann geſtalte ſie ſich zu einem Jungfrauenbilde, das ſprach: „Ich bin die Tochter des Triton und der Libya, vertraue mich den Töchtern des Nereus an, daß ich im Meere wohne bei Anaphe; dann werde ich wieder ans Sonnenlicht hervorkommen und deinen Enkeln beſtimmt ſein.“ An dieſen Traum erinnerte ſich jetzt Euphemus, denn Anaphe hatte die Inſel geheißen, bei der ſie den Morgen erwartet hatten. Jaſon, dem der Held den Traum erzählte, verſtand ſeinen Sinn alsbald: er riet dem Freunde, die Erdſcholle, die er auf dem Herzen trug, in die See zu werfen. Dieſer that es und ſiehe da, vor den Augen der Schiffenden erwuchs aus dem Meeresgrund eine blühende Inſel mit fruchtbarem Rücken. Man nannte ſie Kalliſte, d. h. die Schönſte, und Euphemus bevölkerte ſie in der Folge mit ſeinen Kindern.

Dies war das letzte Wunder, das die Helden erlebten. Bald darauf nahm ſie die Inſel Ägina auf. Von dort der Heimat zuſteuernd, lief ohne weiteren Unfall das Schiff Argo mit ſeinen Helden glücklich in den Hafen von Jolkos ein. Jaſon weihte das Schiff auf der korinthiſchen Meerenge dem Poſeidon und als es längſt in Staub zerfallen war, glänzte es, in den Himmel erhoben, am ſüdlichen Firmament als ein leuchtendes Geſtirn.

Jaſons Ende. Jaſon gelangte nicht zu dem Throne von Jolkos, um deſſentwillen er die gefahrvolle Fahrt beſtanden, Medea ihrem Vater geraubt und an ihrem Bruder Abſyrtus einen ſchändlichen Mord begangen hatte. Er mußte das Königreich dem Sohne des Pelias, Akaſtus, überlaſſen und ſich mit ſeiner jungen Gemahlin nach Korinth flüchten. Hier wohnte er zehn Jahre mit ihr und ſie gebar ihm drei Söhne. Die beiden älteſten waren Zwillinge und hießen Theſſalus und Alkimenes; der dritte, Tiſander, war viel jünger. Während jener Zeit war Medea nicht nur um ihrer Schönheit willen, ſondern auch wegen ihres edlen Sinnes und ihrer übrigen Vorzüge von ihrem Gatten geliebt und geehrt. Als aber ſpäter die Zeit die Reize ihrer Geſtalt allmählig vertilgte, wurde Jaſon von der Schönheit eines jungen Mädchens, der Tochter des Korintherköniges Kreon, mit Namen Glauke, entzündet und bethört. Ohne daß ſeine Gattin darum wußte, warb er um die Jungfrau, und nachdem der Vater eingewilligt und den Tag der Hochzeit beſtimmt hatte, ſuchte er erſt ſeine Gemahlin zu bewegen, daß ſie freiwillig auf die Ehe verzichten ſollte. Er verſicherte ſie auch, daß er die neue Heirat nicht ſchließen wolle, weil er ihrer Liebe überdrüßig ſei, ſondern aus Fürſorge für ſeine Kinder ſuche er in Verwandtſchaft mit dem hohen Königshauſe zu treten. Aber Medea war entrüſtet über dieſen Antrag und rief zürnend die Götter an als Zeugen ſeiner Schwüre. Jaſon achtete deſſen nicht und vermählte ſich mit der Königstochter. Verzweifelnd irrte Medea in dem Palaſte ihres Gatten umher. „Wehe mir“, rief ſie, „möchte die Flamme des Himmels auf mein Haupt hernieder zücken! Was ſoll ich länger leben? Möchte der Tod ſich meiner erbarmen! O Vater, o Vaterſtadt, die ich ſchimpflich verlaſſen habe! O Bruder, den ich gemordet, und deſſen Blut jetzt über mich kommt! Aber nicht an meinem Gatten Jaſon war es, mich zu ſtrafen, für ihn habe ich geſündigt! Göttin der Gerechtigkeit, mögeſt du ihn und ſein junges Kebsweib verderben!“

Noch jammerte ſie ſo, als Kreon, Jaſons neuer Schwiegervater, im Palaſte ihr begegnete. „Du finſter Blickende, auf deinen Gemahl Ergrimmte,“ redete er ſie an, „nimm deine Söhne an der Hand und verlaſſe mir mein Land auf der Stelle; ich werde nicht nach Hauſe kehren, ehe ich dich über meine Grenzen gejagt.“ Medea, ihren Zorn unterdrückend, ſprach mit gefaßter Stimme: „Warum fürchteſt du ein Übel von mir, Kreon? Was haſt du mir Böſes gethan, was wareſt du mir ſchuldig? Du haſt deine Tochter dem Manne gegeben, der dir gefallen hat. Was ging ich dich an? Nur meinen Gatten haſſe ich, der mir alles ſchuldig iſt. Doch iſt es geſchehen: mögen ſie als Gatten leben. Mich aber laßt in dieſem Lande wohnen; denn obgleich ich tief gekränkt bin, ſo will ich doch ſchweigen und den Mächtigeren mich unterwerfen.“ Aber Kreon ſah ihr die Wut in den Augen an, er traute ihr nicht, obgleich ſie ſeine Kniee umſchlang und ihn bei dem Namen der eigenen, ihr ſo verhaßten Tochter Glauke beſchwor. „Geh,“ erwiederte er „und befreie mich von Sorgen!“ Da bat ſie nur um einen einzigen Tag Aufſchub, um einen Weg zur Flucht und ein Aſyl für ihre Kinder wählen zu können. „Meine Seele iſt nicht tyranniſch,“ ſprach nun der König, „ſchon viel thörichte Nachgiebigkeit habe ich aus falſcher Scheu geübt. Auch jetzt fühle ich, daß ich nicht weiſe handle, dennoch ſei es dir geſtattet, Weib.“

Als Medea die gewünſchte Friſt erhalten hatte, bemächtigte ſich ihrer der Wahnſinn, und ſie ſchritt zur Vollführung einer That, die ihr wohl bisher dunkel nur im Geiſte vorgeſchwebt, an deren Möglichkeit ſie aber ſelbſt nicht geglaubt hatte. Dennoch machte ſie vorher einen letzten Verſuch, ihren Gatten von ſeinem Unrecht und ſeinem Frevel zu überzeugen. Sie trat vor ihn und ſprach zu ihm: „O du ſchlimmſter aller Männer, du haſt mich verraten, haſt einen neuen Ehebund eingegangen, während du doch Kinder haſt. Wäreſt du kinderlos, ſo wollte ich dir verzeihen; du hätteſt eine Ausrede. So biſt du unentſchuldbar; ich weiß nicht, meinſt du, die Götter die damals herrſchten, als du mir Treue verſpracheſt, regieren nicht mehr, oder es ſeien den Menſchen neue Geſetze für ihre Handlungen gegeben worden, daß du glaubſt meineidig werden zu dürfen? Sage mir, ich will dich fragen, als wenn du mein Freund wäreſt: wohin rätſt du mir zu gehen? Schickſt du mich zurück in meines Vaters Haus, den ich verraten, dem ich den Sohn getötet habe, dir zu lieb? Oder welche andere Zuflucht weiſeſt du für mich? Fürwahr es wird ein herrlicher Ruhm für dich, den Neuvermählten, ſein, wenn deine erſte Gattin mit deinen eigenen Söhnen in der Welt betteln geht!“ Doch Jaſon war verhärtet. Er verſprach ihr, ſie und die Kinder mit reichlichem Gelde und Briefen an ſeine Gaſtfreunde verſehen, zu entlaſſen. Sie aber verſchmähte alles: „Geh, vermähle dich,“ ſprach ſie, „du wirſt eine Hochzeit feiern, die dich ſchmerzen wird!“ Als ſie ihren Gemahl verlaſſen hatte, reuten ſie die letzten Worte wieder, nicht weil ſie andern Sinnes geworden war, ſondern weil ſie fürchtete, er möchte ihre Schritte beobachten und ſie an der Ausübung ihres Frevels verhindern. Sie ließ daher um eine zweite Unterredung mit ihm bitten und ſprach zu ihm mit veränderter Miene: „Jaſon, verzeih mir, was ich geſprochen; der blinde Zorn hat mich verführt, ich ſehe jetzt ein, daß alles, was du gethan haſt, zu unſerm eigenen Beſten gereichen ſoll. Arm und verbannt ſind wir hierher gekommen, du willſt durch deine neue Heirat für dich, für deine Kinder, zuletzt auch für mich ſelbſt ſorgen. Wenn ſie eine Weile ferne geweſen ſind, wirſt du deine Söhne zurückberufen, wirſt ſie teilnehmen laſſen an dem Glücke der Geſchwiſter, die ſie erhalten ſollen. Kommt herbei, kommt herbei, Kinder, umarmet euren Vater, verſöhnet euch mit ihm, wie ich mich mit ihm verſöhnet habe!“ Jaſon glaubte an dieſe Sinnesänderung und war hoch erfreut darüber, er verſprach ihr und den Kindern das beſte; und Medea fing an, ihn noch ſicherer zu machen. Sie bat ihn, die Kinder bei ſich zu behalten und ſie allein ziehen zu laſſen. Damit die neue Gattin nnd ihr Vater dieſes dulde, ließ ſie aus ihrer Vorratskammer köſtliche goldene Gewänder holen und reichte ſie dem Jaſon als Brautgeſchenk für die Königstochter. Nach einigem Bedenken ließ dieſer ſich überreden, und ein Diener ward abgeſandt, die Gaben der Braut zu bringen. Aber dieſe köſtlichen Kleider waren mit Zauberkraft getränkte giftige Gewande, und als Medea heuchleriſchen Abſchied von ihrem Gatten genommen hatte, harrte ſie von Stunde zu Stunde der Nachricht vom Empfang ihrer Geſchenke, die ein vertrauter Bote ihr bringen ſollte. Dieſer kam endlich und rief ihr entgegen: „Steig in dein Schiff, Medea, fliehe! fliehe! deine Feindin und ihr Vater ſind tot. Als deine Söhne mit ihrem Vater das Haus der Braut betraten, freuten wir Diener uns alle, daß die Zwietracht verſchwunden und die Verſöhnung vollkommen ſei. Die junge Königin empfing deinen Gatten mit heiterem Blick; als ſie aber die Kinder ſah, bedeckte ſie ihre Augen, wandte das Antlitz ab und verabſcheute ihre Gegenwart. Doch Jaſon beſänftigte ihren Zorn, ſprach ein gutes Wort für dich und breitete die Geſchenke vor ihr aus. Als ſie die herrlichen Gewande ſah, wurde ihr Herz von der Pracht gereizt, es wandte ſich und ſie verſprach ihrem Bräutigam in alles zu willigen. Als dein Gemahl mit den Söhnen ſie verlaſſen hatte, griff ſie mit Begierde nach dem Schmuck, legte den Goldmantel um, ſetzte den goldenen Kranz ſich ins Haar und betrachtete ſich vergnügt in einem hellen Spiegel. Dann durchwandelte ſie die Gemächer und freute ſich wie ein kindiſches Mädchen ihrer Herrlichkeit. Bald aber wechſelte das Schauſpiel. Mit verwandelter Farbe, an allen Gliedern zitternd, wankte ſie rückwärts und bevor ſie ihren Sitz erreicht hatte, ſtürzte ſie auf den Boden nieder, erbleichte, begann die Augenſterne zu verdrehen, und Schaum trat ihr über den Mund. Wehklagen ertönte in dem Palaſte, die einen Diener eilten zu ihrem Vater, die andern zu ihrem künftigen Gatten. Inzwiſchen flammte der verzauberte Kranz auf ihrem Haupte in Feuer auf; Gift und Flamme zehrten an ihr in die Wette, und als ihr Vater jammernd herbeigeſtürzt kam, fand er nur noch den entſtellten Leichnam der Tochter. Er warf ſich in Verzweiflung auf ſie; von dem Gifte des mörderiſchen Gewandes ergriffen, hat auch er ſein Leben geendet. Von Jaſon weiß ich nichts.“

Die Erzählung dieſer Gräuel, ſtatt die Wut Medea's zu dämpfen, entflammte ſie vielmehr; und ganz zur Furie der Nachſucht geworden, rannte ſie fort, ihrem Gatten und ſich ſelbſt den tötlichſten Schlag zu verſetzen. Sie eilte nach der Kammer, wo ihre Söhne ſchliefen; denn die Nacht war herbeigekommen. „Waffne dich, mein Herz,“ ſprach ſie unterwegs zu ſich ſelber, „was zögerſt du, das Gräßliche und Notwendige zu vollbringen? Vergiß, Unglückliche, daß es deine Kinder ſind, daß du ſie geboren haſt. Nur dieſe eine Stunde vergiß es! Nachher beweine ſie dein ganzes Leben lang. Du thuſt ihnen ſelbſt einen Dienſt. Töteſt du ſie nicht, ſo ſterben ſie von einer feindſeligen Hand.“

Als Jaſon in ſein Haus geflogen kam, die Mörderin ſeiner jungen Braut aufzuſuchen und ſie ſeiner Rache zu opfern, ſcholl ihm das Jammergeſchrei ſeiner Kinder entgegen, die unter dem Mordſtahl bluteten; er trat in die aufgeſtoßene Kammer und fand ſeine Söhne wie Schuldopfer hingewürgt, Medea aber war nicht zu erblicken. Als er in Verzweiflung ſein Haus verließ, hörte er in der Luft ein Geräuſch über ſeinem Haupte. Emporſchauend ward er hier die fürchterliche Mörderin gewahr, wie ſie auf einem mit Drachen beſpannten Wagen, den ihre Kunſt herbeigezaubert hatte, durch die Lüfte davonfuhr und den Schauplatz ihrer Rache verließ. Jaſon hatte die Hoffnung verloren, ſie je für ihren Frevel zu ſtrafen; die Verzweiflung kam über ihn, der Mord des Abſyrtus wachte wieder auf in ſeiner Seele; er ſtürzte ſich in ſein Schwert und fiel auf der Schwelle ſeines Hauſes.

Drittes Buch.

Meleager und die Eberjagd. — Tantalus. — Pelops. — Niobe. — Salmonens.

Meleager und die Eberjagd. Öneus, der König von Kalydon, brachte die Erſtlinge eines mit beſonderer Fülle geſegneten Jahres den Göttern dar; der Demeter Feldfrüchte, dem Bacchus Wein, Öl der Athene und ſo jeder Gottheit die ihr willkommene Frucht, nur Artemis wurde von ihm vergeſſen und ihr Altar blieb ohne Weihrauch. Dies erzürnte die Göttin und ſie beſchloß Rache an ihrem Verächter zu nehmen. Ein verheerender Eber wurde von ihr auf die Fluren des Königes losgelaſſen. Glut ſprühten ſeine roten Augen, ſein Nacken ſtarrte; gleich Schanzpfählen richteten ſich ſeine ſtruppigen Borſten auf, aus dem ſchäumenden Rachen ſchoß es ihm wie ein Blitzſtrahl und ſeine Hauer waren gleich rieſigen Elefantenzähnen. So ſtampfte er durch Saaten und Kornfelder hin; Tenne und Scheuer warteten vergeblich auf die verſprochene Ernte; die Trauben fraß er mitamt den Ranken, die Olivenbeeren mit ſamt den Zweigen ab; Schäfer und Schäferhunde vermochten ihre Herden, die trotzigſten Stiere ihre Rinder nicht gegen das Ungeheuer zu verteidigen. Endlich erhub ſich der Sohn des Königes, der herrliche Held Meleager und verſammelte Jäger und Hunde, den grauſamen Eber zu erlegen. Die berühmteſten Helden aus ganz Griechenland kamen, zu der großen Jagd eingeladen, unter ihnen auch die heldenmütige Jungfrau Atalante aus Arkadien, die Tochter des Jaſion. In einem Walde ausgeſetzt, von einer Bärin geſäugt, von Jägern gefunden und erzogen, brachte die ſchöne Männerfeindin ihr Leben im Walde zu und lebte von der Jagd. Alle Männer wehrte ſie von ſich ab und zwei Centauren, die ihr in dieſer Einſamket nachſtellten, hatte ſie mit ihren Pfeilen erlegt. Jetzt lockte ſie die Liebe zur Jagd hervor in die Gemeinſchaft der Helden. Sie kam, ihr einfaches Haar in einen einzelnen Knoten gebunden, über den Schultern hing ihr der elfenbeinerne Köcher, die Linke hielt den Bogen; ihr Antlitz wäre an Knaben ein Jungfrauengeſicht, an Jungfrauen ein Knabengeſicht geweſen. Als Meleager ſie in ihrer Schönheit erblickte, ſprach er bei ſich ſelbſt: „Glücklich der Mann, den dieſe würdiget, ihr Gatte zu ſein!“ Mehr zu denken erlaubte ihm die Zeit nicht; denn die gefährliche Jagd durfte nicht länger aufgeſchoben werden.

Die Schar der Jäger ging einem Gehölze mit uralten Stämmen zu, das, in der Ebene anfangend, ſich einen Bergesabhang hinanzog. Als die Männer hier angekommen waren, ſtellten die einen Netze, die andern ließen die Hunde von der Feſſel los, wieder andere folgten ſchon der Fährte. Bald gelangte man in ein abſchüſſiges Thal, das die geſchwollenen Waldbäche ausgehölt; Binſen, Sumpfgras, Weidengebüſch und Schilfrohr wucherten unten im Abgrunde. Hier hatte das Schwein im Verſtecke gelegen und, von den Hunden aufgejagt, durchbrach es das Gehölz, wie ein Blitzſtrahl die Wetterwolke und ſtürzte ſich wütend mitten unter die Feinde. Die Jünglinge ſchrieen laut auf und hielten ihm die eiſernen Spitzen ihrer Speere vor; aber der Eber wich aus und durchbrach eine Koppel von Hunden. Geſchoß um Geſchoß flog ihm nach, aber die Wunden ſtreiften ihn nur und vermehrten ſeinen Grimm. Mit funkelndem Auge und dampfender Bruſt kehrte er um, flog wie ein vom Wurfgeſchoſſe geſchleuderter Felsblock auf die rechte Flanke der Jäger und riß ihrer drei, tötlich verwundet, zu Boden. Ein vierter, es war Neſtor, der nachmals ſo berühmte Held, rettete ſich auf die Äſte eines Eichbaumes, an deſſen Stamm der Eber grimmig ſeine Hauer wetzte. Hier hätten ihn die Zwillingsbrüder Caſtor und Pollux, die hoch auf ſchneeweißen Roſſen ſaßen, mit ihren Speeren erreicht, wenn das borſtige Tier ſich nicht ins unzugänglichere Dickicht geflüchtet hätte. Jetzt legte Atalante einen Pfeil auf ihren Bogen und ſandte ihn dem Tier in das Gebüſch nach. Das Rohr traf den Eber unter dem Ohr und zum erſtenmal rötete Blut ſeine Borſten. Meleager ſah die Wunde zuerſt und zeigte ſie jubelnd ſeinen Gefährten: „Fürwahr, o Jungfrau,“ rief er, „der Preis der Tapferkeit gebühret dir!“ Da ſchämten ſich die Männer, daß ein Weib ihnen den Sieg ſtreitig machen ſollte, und alle zumal warfen ihre Speere; aber gerade dieſer Schwarm von Geſchoſſen verhinderte die Würfe, das Tier zu treffen. Mit ſtolzen Worten erhob jetzt der Arkadier Ancäus die doppelte Streitaxt mit ſeinen beiden Händen und ſtellte ſich zum Hieb ausholend auf die Zehen. Aber der Eber ſtieß ihm die beiden Hauer in die Weichen, ehe er den Streich vollführen konnte und er ſtürzte von Blut gebadet, mit entblößten Gedärmen, auf den Boden. Dann warf Jaſon*) ſeinen Speer; allein dieſen lenkte der Zufall in den Nacken einer unſchuldigen Dogge. Endlich ſchoß Meleager zwei Speere hintereinander ab. Der erſte fuhr in den Boden, der zweite dem Eber mitten in den Rücken. Das Tier fing an zu toben und ſich im Kreiſe zu drehen. Schaum und Blut quoll aus ſeinem Munde, Meleager verſetzte ihm mit dem Jagdſpieß eine neue Wunde in den Hals und nun fuhren ihm von allen Seiten die Spieße in den Leib. Der Eber, weit auf der Erde ausgeſtreckt, wälzte ſich ſterbend in ſeinem Blute. Meleager ſtemmte ſeinen Fuß auf den Kopf des Getöteten, ſtreifte mit Hilfe ſeines Schwertes die borſtige Hülle ſeines Rückens vom Leibe des Tieres nieder und reichte ſie mitſamt dem abgehauenen Haupte, aus dem die mächtigen Hauer hervorſchimmerten, der tapfern Arkadierin Atalante. „Nimm die Beute hin,“ ſprach er, „die von rechtswegen mir gehörte; ein Teil des Ruhmes ſoll auch auf dich kommen!“ Dieſe Ehre mißgönnten die Jäger dem Weibe, und rings in der Schar erhob ſich ein Gemurmel. Mit geballten Fäuſten und lauter Stimme traten vor Atalante die Söhne des Theſtius hin, Meleagers Muttersbrüder. „Auf der Stelle,“ riefen ſie, „lege die Beute nieder, Weib und erſchleiche nicht, was uns zugehört; deine Schönheit dürfte dir ſonſt wenig helfen und dein verliebter Gabenſpender auch nicht!“ Mit dieſen Worten nahmen ſie ihr das Geſchenk weg und ſprachen dem Helden das Recht ab, darüber zu verfügen. Dies ertrug Meleager nicht. Vor Jähzorn knirſchend ſchrie er: „Ihr Räuber fremden Verdienſtes! lernet von mir, wie weit Drohungen von Thaten verſchieden ſind!“ Und damit ſtieß er dem einen und eh dieſer ſich beſinnen konnte, auch dem andern Oheim den Stahl in die Bruſt.

Althäa, die Mutter Meleagers, war auf dem Wege nach dem Göttertempel, um Dankopfer für den Sieg ihres Sohnes darzubringen, als ſie die Leichen ihrer Brüder herbeibringen ſah. Sie zerſchlug ſich wehklagend die Bruſt, eilte in ihren Palaſt zurück, legte ſtatt der goldenen Freudengewänder ſchwarze Kleidung an und erfüllte die Stadt mit Jammergeſchrei. Aber als ſie erfuhr, daß der Urheber des Mordes ihr eigener Sohn Meleager ſei, da verſiegten ihre Thränen, ihre Trauer ward in Mordluſt verwandelt und ſie ſchien ſich plötzlich auf etwas zu beſinnen, das ihrem Gedächtnis längſt entſchwunden war. Denn als Meleager nur erſt wenige Tage zählte, da waren die Parzen bei dem Wochenbette ſeiner Mutter Althäa erſchienen. „Aus deinem Sohne wird ein tapferer Held,“ verkündigte ihr die erſte; „dein Sohn wird ein großmütiger Mann ſein,“ ſprach die zweite; „dein Sohn wird ſo lange leben,“ ſchloß die dritte, „als der eben jetzt auf dem Herde glühende Brand vom Feuer nicht verzehrt wird. Kaum hatten ſich die Parzen entfernt, ſo nahm die Mutter das hell auflodernde Brandſcheit aus dem Feuer, löſchte es in Waſſerflut und, liebevoll für das Leben ihres Sohnes beſorgt, verwahrte ſie es im geheimſten ihrer Gemächer. Entflammt von Rache, dachte ſie jetzt wieder an dieſes Holz und eilte in die Kammer, wo es in einem heimlichen Verſchluſſe ſorgſam aufbewahrt lag. Sie hieß Kienholz auf Reiſig legen und fachte einen lodernden Brand an. Dann ergriff ſie das hervorgeſuchte Holzſcheit. Aber in ihrem Herzen bekämpfte ſich Mutter und Schweſter, blaſſe Angſt und glühender Zorn wechſelten auf ihrem Angeſichte: viermal wollte ſie den Aſt auf die Flammen legen, viermal zog ſie die Hand zurück. Endlich ſiegte die Schweſterliebe über das Muttergefühl. „Wendet eure Blicke hierher,“ ſprach ſie, „ihr Strafgöttinnen, zu dieſem Furienopfer! und ihr, kürzlich geſchiedene Geiſter meiner Brüder, fühlet was ich für euch thue, ſieget und nehmet als teuer erkauftes Totengeſchenk die unſelige Frucht meines eigenen Leibes an! Mir ſelbſt bricht das Herz von Mutterliebe, und bald werde ich dem Troſte, den ich euch ſende, ſelbſt nachfolgen.“ So ſprach ſie, und mit abgewendetem Blick und zitternder Hand legte ſie das Holz mitten in die Flammen hinein.

Meleager, der inzwiſchen auch in die Stadt zurückgekehrt war und über ſeinem Siege, ſeiner Liebe und ſeiner Mordthat in wechſelnden Empfindungen brütete, fühlte plötzlich, ohne zu wiſſen woher, ſeinen innerſten Leib von einer heimlichen Fieberglut ergriffen und verzehrende Schmerzen warfen ihn auf das Lager. Er beſiegte ſie mit Heldenkraft; aber es jammerte ihn tief, eines unrühmlichen und unblutigen Todes ſterben zu müſſen. Er beneidete die Genoſſen, die unter den Streichen des Ebers gefallen waren, er rief den Bruder, die Schweſtern, den greiſen Vater und mit ſtöhnendem Munde auch die Mutter herbei, die noch immer am Feuer ſtand und mit ſtarren Augen dem ſich verzehrenden Brande zuſah. Der Schmerz ihres Sohnes wuchs mit dem Feuer, aber als allmählig die Kohle ſich in der bleichenden Aſche verbarg, erloſch auch ſeine Qual und er verhauchte ſeinen Geiſt mit dem letzten Funken in die Luft. Über ſeiner Leiche wehklagten Vater und Schweſtern und ganz Kalydon trauerte; nur die Mutter war ferne. Den Strick um den Hals gewunden, fand man ihre Leiche vor dem Herde niedergeſtreckt, auf welchem die verglommene Aſche des Feuerbrandes ruhte.

Schwab, Sagen. 27

Tantälus. Tantälus, ein Sohn des Zeus, herrſchte zu Sipylus in Phrygien und war außerordentlich reich und berühmt. Wenn je einen ſterblichen Mann die olympiſchen Götter geehrt haben, ſo war es dieſer. Seiner hohen Abſtammung wegen wurde er zu ihrer vertrauten Freundſchaft erhoben, zuletzt durfte er an der Tafel des Zeus ſpeiſen und alles mit anhören, was die Unſterblichen unter ſich beſprachen. Aber ſein eitler Menſchengeiſt vermochte das überirdiſche Glück nicht zu tragen, und er fing an, mannigfach gegen die Götter zu freveln. Er verriet den Sterblichen die Geheimniſſe der Himmliſchen; er entwandte von ihrer Tafel Nektar und Ambroſia und verteilte den Raub unter ſeine irdiſchen Genoſſen; er barg den köſtlichen goldenen Hund, den ein anderer aus dem Tempel des Zeus zu Kreta geſtohlen hatte, und als dieſer ihn zurückforderte, läugnete er mit einem Eide ab, ihn erhalten zu haben. Endlich lud er im Übermute die Götter wieder zu Gaſte und um ihre Allwiſſenheit auf die Probe zu ſetzen, ließ er ihnen ſeinen eigenen Sohn Pelops ſchlachten und zurichten. Nur Demeter verzehrte von dem gräßlichen Gericht ein Schulterblatt, die übrigen Götter aber merkten den Greuel, warfen die zerſtückelten Glieder des Knaben in einen Keſſel und die Parze Klotho zog ihn mit erneuter Schönheit hervor. Anſtatt der verzehrten Schulter wurde eine elfenbeinerne eingeſetzt.

Jetzt hatte Tantälus das Maß ſeiner Frevel erfüllt und wurde von den Göttern in die Hölle geſtoßen, um hier von quälenden Leiden gepeinigt zu werden. Er ſtand mitten in einem Teiche und die Waſſer ſpielten ihm um das Kinn, dennoch litt er den brennendſten Durſt und konnte den Trunk, der ihm ſo nahe war, niemals erreichen. So oft er ſich bückte, und den Mund gierig ans Waſſer bringen wollte, entſchwand verſiegend vor ihm die Flut, und der dunkle Boden erſchien zu ſeinen Füßen; ein Dämon ſchien den See ausgetrocknet zu haben. So litt er zugleich den peinigendſten Hunger. Hinter ihm ſtrebten am Ufer des Teiches herrliche Fruchtbäume empor und wölbten ihre Äſte über ſeinem Haupte. Wenn er ſich emporrichtete, ſo lachten ihm ſaftige Birnen, rotwangige Äpfel, glühende Granaten, liebliche Feigen und grüne Olivenbeeren ins Auge; aber ſobald er hinauf langte, ſie mit ſeiner Hand zu faſſen, ſo riß ein Sturmwind, der plötzlich angeflogen kam, die Zweige hoch hinauf zu den Wolken. Zu dieſer Höllenpein geſellte ſich beſtändige Todesangſt; denn ein großes Felſenſtück hing über ſeinem Haupte in der Luft und drohte unaufhörlich auf ihn herabzuſtürzen. So ward dem Verächter der Götter, dem ruchloſen Tantälus, dreifache Qual, niemals endend, in der Unterwelt beſchieden.

Pelops. So ſchwer der Vater an den Göttern ſich verſündigt hatte, ſo fromm ehrte ſie ſein Sohn Pelops. Er war, nach der Verbannung ſeines Vaters in die Unterwelt, in einem Kriege mit dem benachbarten Könige Trojas aus ſeinem phrygiſchen Reiche vertrieben worden und wanderte nach Griechenland aus. Eben erſt bekleidete ſich das Kinn des Jünglings mit ſchwärzlicher Wolle, aber ſchon hatte er ſich im Herzen eine Gattin auserſehen. Es war dies die ſchöne Tochter des Königes von Elis, Önomäus, mit Namen Hippodamia. Sie war ein Kampfpreis, der nicht leicht zu erringen war. Das Orakel hatte nämlich ihrem Vater vorhergeſagt, er werde ſterben, wenn ſeine Tochter einen Gatten erhielte. Deswegen wandte der erſchrockene König alles an, um jeden Freier von ihr zu entfernen. Er ließ eine Verkündigung in alle Lande hinausgehen, daß derjenige ſeine Tochter zur Gemahlin erhalten ſollte, der ihn ſelbſt im Wagenrennen überwinden würde. Wen aber er, der König, beſiegte, der ſollte ſein Leben laſſen. Der Wettlauf geſchah von Piſa aus, nach dem Altare des Poſeidon auf der Meerenge von Korinth, und die Zeit zur Abfahrt der Wagen beſtimmte der Vater alſo: er ſelbſt wollte erſt gemächlich dem Zeus einen Widder opfern, während der Freier mit dem vierſpännigen Wagen ausführe; erſt wenn er das Opfer beendigt hätte, ſollte er ſelbſt den Lauf beginnen und auf ſeinem von dem Wagenlenker Myrtilus geleiteten Wagen, mit einem Spieß in der Hand, den Freier verfolgen. Gelänge es ihm, den vorauseilenden Wagen einzuholen, ſo ſollte er das Recht haben, den Freier mit ſeinem Spieße zu durchbohren. Als die vielen Freier, welche Hippodamia wegen ihrer Schönheit zählte, dieſes vernahmen, waren ſie alle getroſten Mutes. Sie hielten den König Önomaus für einen altersſchwachen Greis, der, im Bewußtſein, mit Jünglingen doch nicht in die Wette rennen zu können, ihnen abſichtlich einen ſo großen Vorſprung bewilligte, um ſeine wahrſcheinliche Niederlage aus dieſer Großmut erklären zu können. Daher kam einer um den andern nach Elis gezogen, ſtellte ſich vor dem Könige und begehrte ſeine Tochter zum Weibe. Dieſer empfing ſie jedesmal freundlich, überließ ihnen ein ſchönes Viergeſpann zur Fahrt und ging hin, dem Zeus ſeinen Widder zu opfern, wobei er ſich gar nicht beeilte. Dann erſt beſtieg er einen leichten Wagen, vor welchen ſeine beiden Roſſe Phylla und Harpinna geſpannt waren, die geſchwinder liefen, als der Nordwind. Mit ihnen holte ſein Wagenlenker die Freier jedesmal noch lange vor Ende der Bahn ein und unverſehens durchbohrte ſie der Speer des grauſamen Königs von hinten. Auf dieſe Art hatte er ſchon mehr als zwölf Freier erlegt; denn immer holte er ſie mit ſeinen ſchnellen Pferden ein.

---

*) Die Eberjagd fiel vor den Argonautenzug.

Nun war Pelops auf ſeiner Fahrt nach der Geliebten an der Halbinſel, die ſpäter ſeinen Namen führen ſollte, gelandet. Bald hörte er, was ſich zu Elis mit den Freiern zutrage. Da trat er nächtlicher Weile ans Meeresufer und rief ſeinen Schutzgott, den mächtigen Dreizackſchwinger Poſeidon, an, der ihm zu Füßen aus der Meeresflut emporrauſchte. „Mächtiger Gott," rief Pelops ihn an, „wenn dir ſelbſt die Geſchenke der Liebesgöttin willkommen ſind, ſo lenke den ehernen Speer des Önomaus von mir ab, entſende mich auf den ſchnellſten Wagen gen Elis und führe mich zum Siege. Denn ſchon hat er dreizehn liebende Männer ins Verderben geſtürzt und noch ſchiebt er die Hochzeit der Tochter auf. Eine große Gefahr duldet keinen unkriegeriſchen Mann. Ich bin entſchloſſen, ſie zu beſtehen. Wer doch einmal ſterben muß, was ſoll der ein namenloſes Alter in Finſternis daſitzend erwarten, alles Edlen unteilhaftig? Darum will ich den Kampf beſtehen: gieb du mir erwünſchten Erfolg!"

So betete Pelops und ſein Flehen war nicht vergebens. Denn abermals rauſchte es in den Waſſern, und ein ſchimmernder goldner Wagen mit vier pfeilſchnellen Flügelroſſen ſtieg aus den Wellen empor. Auf ihn ſchwang ſich Pelops und flog, die Götterpferde nach Gefallen lenkend, mit dem Wind in die Wette nach Elis. Als Önomaus ihn kommen ſah, erſchrak er, denn auf den erſten Blick erkannte er das göttliche Geſpann des Meergottes. Doch verweigerte er dem Fremdlinge den Wettkampf nach den gewohnten Bedingungen nicht; auch er verließ ſich auf die Wunderkraft ſeiner eigenen Roſſe, die es dem Winde zuvorthaten. Nachdem die Pferde des Pelops von der Reiſe durch die Halbinſel geraſtet, betrat er mit ihnen die Laufbahn. Schon war er dem Ziele ganz nahe, als der König, der das Widderopfer wie gewöhnlich verrichtet hatte, mit ſeinen luftigen Roſſen plötzlich ihm auf den Nacken kam und ſchon den Speer ſchwang, dem kühnen Freier den tötlichen Stoß zu verſetzen. Da fügte es Poſeidon, der den Pelops beſchirmte, daß mitten im Laufe die Räder des königlichen Wagens aus den Fugen gingen und dieſer zuſammenbrach. Önomaus ſtürzte zu Boden und gab vom Falle den Geiſt auf. In demſelben Augenblicke hielt Pelops mit ſeinem Viergeſpann am Ziele. Als er hinter ſich blickte, ſah er den Palaſt des Königes in Flammen ſtehen; ein Blitzſtrahl hatte ihn angezündet und zerſtörte ihn von Grund aus, daß nichts als eine Säule davon ſtehen blieb. Pelops aber eilte mit ſeinem Flügelgeſpann dem brennenden Hauſe zu und holte ſich die Braut aus den Flammen.

Niŏbe. Niŏbe, die Königin von Theben, war auf vieles ſtolz. Amphion, ihr Gemahl, hatte von den Muſen die herrliche Leier erhalten, auf deren Spiel ſich die Steine der Thebiſchen Königsburg von ſelbſt zuſammenſetzten; ihr Vater war Tantălus, der Gaſt der Götter; ſie war die Gebieterin eines gewaltigen Reiches und ſelbſt voll Hoheit des Geiſtes und von majeſtätiſcher Schönheit; nichts aber von allem dieſem ſchmeichelte ihr ſo ſehr, als die ſtattliche Zahl ihrer vierzehn blühenden Kinder, die zur einen Hälfte Söhne und zur andern Töchter waren. Auch hieß Niobe unter allen Müttern die glücklichſte und ſie wäre es geweſen, wenn ſie nur ſich ſelbſt nicht dafür gehalten hätte; ſo aber wurde das Bewußtſein ihres Glückes ihr Verderben.

Einſt rief die Seherin Manto, die Tochter des Wahrſagers Tireſĭas, von göttlicher Regung angetrieben, mitten in den Straßen die Frauen Thebens zur Verehrung Latōnas und ihrer Zwillingskinder, Apollos und Dianens, auf, hieß ſie die Haare mit Lorbeeren bekränzen und frommes Gebet unter Weihrauchopfer darbringen. Als nun die Thebanerinnen zuſammenſtrömten, kam auf einmal Niobe im Schwarm eines königlichen Gefolges, mit einem golddurchwirkten Gewande angethan, prunkend einhergerauſcht. Sie ſtrahlte von Schönheit, ſoweit es der Zorn zuließ, ihr ſchmuckes Haupt bewegte ſich zugleich mit dem über beide Schultern herabwallenden Haar. So ſtand ſie in der Mitte der unter freiem Himmel mit dem Opfer beſchäftigten Frauen, ließ die Augen voll Hoheit auf dem Kreiſe der Verſammelten ruhen und rief: „Seid ihr nicht wahnſinnig, Götter zu ehren, von denen man euch fabelt, während vom Himmel begünſtigtere Weſen mitten unter euch weilen? Wenn ihr der Latona Altäre errichtet, warum bleibt mein göttlicher Name ohne Weihrauch? Iſt doch mein Vater Tantălus der einzige Sterbliche, der am Tiſche der Himmliſchen geſeſſen hat, meine Mutter Dione, die Schweſter der Plejaden, die als leuchtendes Geſtirn am Himmel glänzen; mein einer Ahn Atlas der Gewaltige, der das Gewölbe des Himmels auf dem Nacken trägt; mein Vatersvater Zeus, der Vater der Götter; ſelbſt Phrygiens Völker gehorchen mir; mir und meinem Gatten iſt die Stadt des Kadmus, ſind die Mauern unterthan, die ſich dem Saitenſpiel Amphions gefügt haben; jeder Teil meines Palaſtes zeigt mir unermeßliche Schätze; dazu kommt ein Antlitz, wie es einer Göttin wert iſt, dazu eine Kinderſchar, wie keine Mutter ſie aufweiſen kann: ſieben blühende Töchter, ſieben ſtarke Söhne, bald eben ſo viele Eidame und Schwiegertöchter. Fraget nun, ob ich auch Grund habe ſtolz zu ſein! waget es noch ferner, mir Latona, die unbekannte Titanentochter, vorzuziehen, welcher einſt die breite Erde keinen Raum gegönnt hat, wo ſie dem Zeus gebären konnte, bis die ſchwimmende Inſel Delos der Umherſchweifenden aus Mitleid ihren unbefeſtigten Sitz darbot. Dort wurde ſie Mutter zweier Kinder, die Armſelige. Das iſt der ſiebente Teil meiner Mutterfreude! Wer läugnet, daß ich glücklich bin, wer zweifelt, daß ich glücklich bleibe? Fortuna hätte viel zu thun, wenn ſie gründlich meinem Beſitze ſchaden wollte! Nehme ſie mir dies oder jenes, ſelbſt von der Schar meiner Gebornen, wann wird je ihr Haufe zu der armen Zwillingszahl Latonens herunterſinken? Darum fort mit den Opfern, heraus aus den Haaren mit dem Lorbeer! Zerſtreuet euch in eure Häuſer und laßt auch nicht wieder über ſo thörichtem Beginnen treffen!"

Erſchrocken nahmen die Frauen die Kränze vom Haupte, ließen die Opfer unvollendet und ſchlichen nach Hauſe, mit ſtillen Gebeten die gekränkte Gottheit verehrend.

Auf dem Gipfel des deliſchen Berges Cynthus ſtand mit ihren Zwillingen Latona und ſchaute mit ihrem Götterauge, was in dem fernen Theben vorging. „Seht, Kinder; ich, eure Mutter, die auf eure Geburt ſo ſtolz iſt, die keiner Göttin außer Juno weicht, werde von einer frechen Sterblichen geſchmäht, ich werde von den alten heiligen Altären hinweggeſtoßen, wenn ihr mir nicht beiſteht, meine Kinder! Ja, auch ihr werdet von Niobe beſchimpft, werdet ihrem Kinderhaufen von ihr nachgeſetzt!" Latona wollte zu ihrer Erzählung noch Bitten hinzufügen, aber Phöbus unterbrach ſie und ſprach: „Laß die Klage, Mutter, ſie hält die Strafe nur auf!" Ihm ſtimmte ſeine Schweſter bei: beide hüllten ſich in eine Wolkendecke und mit einem raſchen Schwung durch die Lüfte hatten ſie die Stadt und Burg des Kadmus erreicht. Hier breitete ſich vor den Mauern ein geräumiges Blachfeld aus, das nicht für die Saat beſtimmt, ſondern den Wettläufen und Übungen zu Roß und Wagen gewidmet war. Da beluſtigten ſich eben die ſieben Söhne des Amphions: die einen beſtiegen mutige Roſſe, die andern erfreuten ſich des Ringſpieles. Der Älteſte, Ismenos, trieb eben ſein Tier im Viertelstrabe ſicher im Kreiſe um, den ſchäumenden Rachen ihm bändigend, als er plötzlich: wehe mir! ausrief, den Zaum aus den erſchlaffenden Händen fahren ließ und, einen Pfeil mitten ins Herz geheftet, langſam rechts am Buge des Roſſes herunterſank. Sein Bruder Sipylus, der ihm zunächſt ſich tummelte, hatte das Geraſſel des Köchers in den Lüften gehört und floh mit verhängtem Zügel, wie ein Steuermann vor dem Wetter jedes Lüftchen in den Segeln auffängt, um in den Hafen einzulaufen. Dennoch holte ihn ein durch die Lüfte ſchwirrender Wurfſpieß ein, zitternd haftete ihm der Schaft hoch im Genick, und das nackte Eiſen ragte zum Halſe heraus. Über die Mähne des Pferdes am geſtreckten Halſe herab gleitete der tötlich Getroffene zu Boden und beſprengte die Erde mit ſeinem rauchenden Blut. Zwei andere — der eine hieß wie ſein Großvater, Tantălus, der andere Phädimus -- lagen mit einander ringend, in feſter Umſchlingung Bruſt an Bruſt verſchränkt. Da tönte der Bogen aufs neue und, wie ſie vereiniget waren, durchbohrte ſie beide ein Pfeil. Beide ſeufzten zugleich auf, krümmten die ſchmerzdurchzückten Glieder auf dem Boden, verdrehten die erlöſchenden Augen und hauchten im Staube mit einem Atem die Seele aus. Ein fünfter Sohn, Alphenor, ſah dieſe fallen: die Bruſt ſich ſchlagend flog er herbei und wollte die erkalteten Glieder der Brüder durch ſeine Umarmungen wieder beleben, aber unter dieſem frommen Geſchäfte ſank er auch dahin; denn Phöbus Apollo ſandte ihm das tötliche Eiſen tief in die Herzkammer hinein und als er es wieder herauszog, drängte ſich mit dem Atem das Blut und das Eingeweide des Sterbenden hervor. Damaſichton, den ſechſten, einen zarten Jüngling mit langen Locken, traf ein Pfeil in das Kniegelenke; und während er ſich rückwärts bog, das unerwartete Geſchoß mit der Hand herauszuziehen, drang ihm ein anderer Pfeil bis ans Gefieder durch den offenen Mund hinab in den Hals und ein Blutſtrahl ſchoß wie ein Springbrunnen hoch aus dem Schlunde empor. Der letzte und jüngſte Sohn, der Knabe Ilioneus, der dies alles mit angeſehen hatte, warf ſich auf die Kniee nieder, breitete die Arme aus und fing an zu flehen: „O all ihr Götter miteinander, verſchonet mich!" Der furchtbare Bogenſchütze ſelbſt wurde gerührt, aber der Pfeil war nicht mehr zurückzurufen. Der Knabe ſank zuſammen. Doch fiel er an der leichteſten Wunde, die kaum bis zum Herzen hindurchgedrungen war.

Der Ruf des Unglückes verbreitete ſich bald in die Stadt. Amphion, der Vater, als er die Schreckenskunde hörte, durchbohrte ſich die Bruſt mit dem Stahl. Der laute Jammer ſeiner Diener und alles Volks drang bald auch in die Frauengemächer. Niobe vermochte lange das Schreckliche nicht zu faſſen; ſie wollte nicht glauben, daß die Himmliſchen ſo viel Vorrechte hätten, daß ſie es wagten, daß ſie es vermöchten. Aber bald konnte ſie nicht mehr zweifeln. Ach, wie unähnlich war die jetzige Niobe der vorigen, die eben erſt das Volk von den Altären der mächtigen Göttin zurückſcheuchte und mit hohem Nacken durch die Stadt einherſchritt! Jene erſchien auch ihren liebſten Freunden beneidenswert, dieſe des Mitleids würdig ſelbſt dem Feinde! Sie kam herausgeſtürzt auf das Feld, ſie warf ſich auf die erkalteten Leichname, ſie verteilte ihre letzten Küſſe an die Söhne, bald an dieſen, bald an jenen. Dann hub ſie die zerſchlagenen Arme gen Himmel und rief: „Weide dich nun an meinem Jammer, ſättige dein grimmiges Herz, du grauſame Latona, der Tod dieſer ſieben wirft mich in die Grube; triumphiere, ſiegende Feindin!"

Jetzt waren auch ihre ſieben Töchter, ſchon in Trauergewande gekleidet, herbeigekommen und ſtanden mit fliegenden Haaren um die gefallenen Brüder her. Ein Strahl der Schadenfreude zückte bei ihrem Anblick über Niobes blaſſes Geſicht. Sie vergaß ſich, warf einen ſpottenden Blick gen Himmel und ſagte: „Siegerin! nein, auch in meinem Unglücke bleibt mir mehr, als dir in deinem Glück. Auch nach ſo vielen Leichen bin ich noch die Überwinderin!" Kaum hatte ſie's geſprochen, als man eine Sehne ertönen hörte, wie von einem ſtraff angezogenen Bogen. Alles erſchrack, nur Niobe bebte nicht; das Unglück hatte ſie beherzt gemacht. Da fuhr plötzlich eine der Schweſtern mit der Hand ans Herz; ſie zog einen Pfeil heraus, der ihr im Innerſten haftete. Ohnmächtig zu Boden geſunken, ſenkte ſie ihr ſterbendes Antlitz über den nächſtgelegenen Bruder. Eine andre Schweſter eilt auf die unglückſelige Mutter zu, ſie zu tröſten; aber von einer verborgenen Wunde gebeugt, verſtummt ſie plötzlich. Eine dritte ſinkt im Fliehen zu Boden, andere fallen, über die ſterbenden Schweſtern hingeneigt. Nur die letzte war noch übrig, die ſich in den Schooß der Mutter geflüchtet und an dieſe, von ihrem faltigen Gewande zugedeckt, ſich kindiſch anſchmiegte. „Nur die einzige laßt mir," ſchrie Niobe wehklagend zum Himmel, „nur die jüngſte von ſo vielen!" Aber während ſie noch flehte, ſtürzte ſchon das Kind aus ihrem Schoße nieder und einſam ſaß Niobe zwiſchen ihres Gatten, ihrer Söhne und ihrer Töchter Leichen. Da erſtarrte ſie vor Gram; kein Lüftchen bewegte das Haar ihres Hauptes; aus dem Geſichte wich das Blut; die Augen ſtanden unbewegt in den traurigen Wangen; im ganzen Bilde war kein Leben mehr; die Adern ſtockten mitten im Pulsſchlag, der Nacken drehte, der Arm regte, der Fuß bewegte ſich nicht mehr; auch das Innere des Leibes war zum kalten Felsſtein geworden. Nichts lebte mehr an ihr, als die Thränen; dieſe rannen unaufhörlich aus den ſteinernen Augen hervor. Jetzt faßte den Stein eine gewaltige Windsbraut, führte ihn fort durch die Lüfte und über das Meer und ſetzte ihn erſt in der alten Heimat Niobes, in Lydien, im öden Gebirge, unter den Steinklippen des Sipylus nieder. Hier haftete Niobe als ein Marmorfelſen am Gipfel des Berges und noch jetzt zerfließt der Marmor in Thränen.

Salmoneus. Salmoneus, der Herrſcher in Elis, war ein reicher, ungerechter und in ſeinem Herzen übermütiger Fürſt. Er hatte eine herrliche Stadt, Salmonea genannt, gegründet und ging in ſeinem Stolze ſo weit, daß er von ſeinen Unterthanen göttliche Ehren und Opfer forderte und für Zeus gehalten ſein wollte. Als Zeus durchzog er auch ſein Land und die griechiſchen Völkerſchaften auf einem Wagen, der dem Wagen des Donnerers gleichen ſollte. Er ahmte dabei Zeus Blitz durch emporgeworfene Fackeln, ſeinen Donner durch den Hufſchlag wilder Roſſe nach, die er über eherne Brücken trieb. Menſchen ließ er niedermachen und gab vor, der Blitz habe ſie getötet. Zeus ſah vom Olymp herab das thörichte Beginnen. Aus dichten Wolken griff er einen echten Blitz heraus und ſchleuderte ihn wirbelnd auf den im wahnſinnigen Übermute dahinfahrenden Sterblichen herunter. Der Donnerſtrahl zerſchmetterte den König und vertilgte die von ihm erbaute Stadt ſamt allen ihren Bewohnern.

Viertes Buch.

Aus der Heraklesſage.

Herakles der Neugeborne. — Die Erziehung des Herakles. — Herakles am Scheidewege. — Des Herakles erſte Thaten. — Herakles im Gigantenkampfe. — Herakles und Euryſtheus. — Die drei erſten Arbeiten des Herakles. — Die vierte Arbeit bis zur ſechſten. — Die ſiebente, achte und neunte. — Die drei letzten Arbeiten. — Herakles und Eurytus. — Herakles bei Admetus. — Herakles im Dienſte der Omphale. — Die ſpätern Heldenthaten des Herakles. — Herakles und Deïanira. — Herakles und Neſſus. — Herakles, Jole und Deïanira — Sein Ende.

Herakles der Neugeborne. Herakles war ein Sohn des Zeus und der Alkmene; Alkmene eine Enkelin des Perſeus; der Stiefvater des Herakles hieß Amphitrüo: auch er war ein Enkel des Perſeus und König von TiryntH, hatte jedoch dieſe Stadt verlaſſen, um in Theben zu wohnen. Hera, die Gemahlin des Zeus, haßte ihre Nebenbuhlerin Alkmene und gönnte ihr den Sohn nicht, von deſſen Zukunft Zeus den Göttern ſelbſt großes verkündet hatte. Als daher Alkmene den Herakles geboren, glaubte ſie ihn vor der Göttermutter in dem Palaſte nicht ſicher und ſetzte ihn an einem Platze aus, der noch in ſpäten Zeiten das Heraklesfeld hieß. Hier wäre das Kind ohne Zweifel verſchmachtet, wenn nicht ein wunderbarer Zufall ſeine Feindin Hera ſelbſt, von Athene begleitet, des Weges geführt hätte. Athene betrachtete die ſchöne Geſtalt des Kindes mit Verwunderung, erbarmte ſich ſein und bewog die Begleiterin, dem Kleinen ihre göttliche Bruſt zu reichen. Aber der Knabe ſog viel kräftiger an der Bruſt, als ſein Alter erwarten ließ; Hera empfand Schmerzen und warf das Kind unwillig zu Boden. Jetzt hob Athene dasſelbe voll Mitleid wieder auf, trug es in die nahe Stadt und brachte es der Königin Alkmene als ein armes Findelkind, das ſie aus Barmherzigkeit aufzuziehen bat. So war die leibliche Mutter, aus Angſt vor der Stiefmutter, bereit geweſen, die Pflicht der natürlichen Liebe verläugnend, ihr Kind umkommen zu laſſen; und die Stiefmutter, die von natürlichem Haſſe gegen dasſelbe erfüllt iſt, muß, ohne es zu wiſſen, ihren Feind vom Tode erretten. Ja noch mehr. Herakles hatte nur ein paar Züge an Heras Bruſt gethan: aber die wenigen Tropfen Göttermilch waren genügend, ihm Unſterblichkeit einzuflößen.

Alkmene hatte indeſſen ihr Kind auf den erſten Blick erkannt und es freudig in die Wiege gelegt. Aber auch der Göttin blieb nicht verborgen, wer an ihrer Bruſt gelegen, und wie leichtſinnig ſie den Augenblick der Rache vorübergelaſſen habe. Sogleich ſchickte ſie zwei entſetzliche Schlangen aus, die, das Kind zu töten beſtimmt, durch die offnen Pforten in Alkmenes Schlafgemach geſchlichen kamen und, ehe die Dienerinnen des Gemaches und die ſchlummernde Mutter ſelbſt es inne wurden, ſich an der Wiege empor ringelten und den Hals des Knaben zu umſtricken anfingen. Der Knabe erwachte mit einem Schrei und richtete ſeinen Kopf auf. Das ungewohnte Halsband war ihm unbequem. Da gab er die erſte Probe ſeiner Götterkraft: er ergriff mit jeder Hand eine Schlange am Genick und erſtickte die beiden mit einem einzigen Druck. Die Wärterinnen hatten die Schlangen jetzt wohl bemerkt; aber unbezwingliche Furcht hielt ſie ferne. Alkmene war auf den Schrei ihres Kindes erwacht; mit bloßen Füßen ſprang ſie aus dem Bett und ſtürzte Hilfe rufend auf die Schlangen zu, die ſie ſchon von den Händen ihres Kindes erwürgt fand. Jetzt traten auch die Fürſten der Thebaner, durch den Hilferuf aufgeſchreckt, bewaffnet in das Schlafgemach; der Konig Amphitrüo, der den Stiefſohn als ein Geſchenk des Zeus betrachtete und lieb hatte, eilte erſchrocken herbei, das bloße Schwert in der Hand. Da ſtand er vor der Wiege, ſah und hörte, was geſchehen war; Luſt, mit Entſetzen gemiſcht, durchbebte ihn ob der unerhörten Kraft das kaum gebornen Sohnes. Er betrachtete die That als ein großes Wunderzeichen und rief den Propheten des großen Zeus, den Wahrſager Tirēſias, herbei. Dieſer weisſagte dem Könige, der Königin und allen Anweſenden den Lebenslauf des Knaben: wie viele Ungeheuer auf Erden, wie viele Ungetüme des Meeres er hinwegräumen, wie er mit den Giganten ſelbſt im Kampfe zuſammenſtoßen und ſie beſiegen werde und wie ihn am Ende ſeines mühevollen Erdenlebens das ewige Leben bei den Göttern und Hebe, die ewige Jugend, als himmliſche Gemahlin erwarte.

Die Erziehung des Herakles. Als Amphitrüo das hohe Geſchick des Knaben aus dem Munde des Sehers vernahm, beſchloß er, ihm eine würdige Heldenerziehung zu geben und Heroen aller Gegenden verſammelten ſich, den jungen Herakles in allen Wiſſenſchaften zu unterrichten. Sein Vater ſelbſt unterwies ihn in der Kunſt einen Wagen zu regieren; den Bogen ſpannen und mit Pfeilen zielen, lehrte ihn Eurŷtus; die Künſte der Ringer und Fauſtkämpfer Harpalŷkus. Eumolpus unterrichtete ihn im Geſang und dem zierlichen Schlag der Leier; Kaſtor, der Zeuszwilling, in der Kunſt, ſchwerbewaffnet und geordnet im Felde zu fechten. Linus aber, der greiſe Sohn Apollos, lehrte ihn die Buchſtabenſchrift. Herakles zeigte ſich als gelehrigen Knaben; aber Härte konnte er nicht ertragen; der alte Linus war ein grämlicher Lehrer. Als er ihn einſt mit ungerechten Schlägen zurecht wies, griff der Knabe nach ſeinem Zitherſpiel und warf es dem Hofmeiſter an den Kopf, daß dieſer tot zu Boden fiel. Herakles obgleich voll Reue, wurde dieſer Mordthat halber vor Gericht gefordert; aber der berühmte, gerechte Richter Rhadamanthys ſprach ihn frei und ſtellte das Geſetz auf, daß wenn ein Totſchlag Folge der Selbſtverteidigung geweſen, Blutrache nicht ſtattfinde. Doch fürchtete Amphitruo, ſein überkräftiger Sohn möchte ſich wieder ähnliches zu Schulden kommen laſſen, und ſchickte ihn deswegen auf das Land zu ſeinen Ochſenherden. Hier wuchs er auf und that ſich durch Größe und Stärke vor allen hervor. Als ein Sohn des Zeus war er furchtbar anzuſehen. Er war vier Ellen lang und Feuerglanz entſtrömte ſeinen Augen. Nie fehlte er im Schießen des Pfeils und im Werfen des Spießes. Als er achtzehn Jahre alt geworden, war er der ſchönſte und ſtärkſte Mann Griechenlands und es ſollte ſich jetzt entſcheiden, ob er dieſe Kraft zum Guten oder zum Schlimmen anwenden werde.

Herakles am Scheidewege. Herakles ſelbſt begab ſich um dieſe Zeit von Hirten und Herden weg in eine einſame Gegend und überlegte bei ſich, welche Lebensbahn er einſchlagen ſollte. Als er ſo ſinnend da ſaß, ſah er auf einmal zwei Frauen von hoher Geſtalt auf ſich zukommen. Die eine zeigte in ihrem ganzen Weſen Anſtand und Adel, ihren Leib ſchmückte Reinlichkeit, ihr Blick war beſcheiden, ihre Haltung ſittſam, fleckenlos weiß ihr Gewand. Die andere war wohlgenährt und von ſchwellender Fülle, das Weiß und Rot ihrer Haut durch Schminke über die natürliche Farbe gehoben, ihre Haltung ſo, daß ſie aufrechter ſchien als von Natur, ihr Auge war weit geöffnet und ihr Anzug ſo gewählt, daß ihre Reize ſoviel möglich durchſchimmerten. Sie warf feurige Blicke auf ſich ſelbſt, ſah dann wieder um ſich: ob nicht auch andere ſie erblickten; und oft ſchaute ſie nach ihrem eigenen Schatten. Als beide näher kamen, ging die erſtere ruhig ihren Gang fort, die andere aber, um ihr zuvorzukommen, lief auf den Jüngling zu und redete ihn an: „Herakles! ich ſehe, daß du unſchlüſſig biſt, welchen Weg durch das Leben du einſchlagen ſollſt. Willſt du nun mich zur Freundin wählen, ſo werde ich dich die angenehmſte und gemächlichſte Straße führen: keine Luſt ſollſt du ungekoſtet laſſen, jede Unannehmlichkeit ſollſt du vermeiden. Um Kriege und Geſchäfte haſt du dich nicht zu bekümmern, darfſt nur darauf bedacht ſein, mit den köſtlichſten Speiſen und Getränken dich zu laben, deine Augen, Ohren und übrigen Sinne durch die angenehmſten Empfindungen zu ergötzen, auf einem weichen Lager zu ſchlafen und den Genuß aller dieſer Dinge dir ohne Mühe und Arbeit zu verſchaffen. Sollteſt du jemals um die Mittel dazu verlegen ſein, ſo fürchte nicht, daß ich dir körperliche oder geiſtige Anſtrengungen aufbürden werde, im Gegenteil, du wirſt nur die Früchte fremden Fleißes zu genießen und nichts auszuſchlagen haben, was dir Gewinn bringen kann. Denn meinen Freunden gebe ich das Recht alles zu benützen."

Als Herakles dieſe lockenden Anerbietungen hörte, ſprach er verwundert: „O Weib, wie iſt denn aber dein Name?" „Meine Freunde," antwortete ſie, „nennen mich die Glückſeligkeit; meine Feinde hingegen, die mich herabſetzen wollen, geben mir den Namen der Liederlichkeit."

Mittlerweile war auch die andere Frau herzugetreten. „Auch ich," ſagte ſie, „komme zu dir, lieber Herakles; denn ich kenne deine Eltern, deine Anlagen und deine Erziehung. Dies alles gibt mir die Hoffnung, du würdeſt, wenn du meine Bahn einſchlagen wollteſt, ein Meiſter in allem Guten und Großen werden. Doch will ich dir keine Genüſſe vorſpiegeln, will dir die Sache darſtellen, wie die Götter ſie gewollt haben. Wiſſe alſo, daß von allem was gut und wünſchenswert iſt, die Götter den Menſchen nichts ohne Arbeit und Mühe gewähren. Wünſcheſt du, daß die Götter dir gnädig ſeien; ſo mußt du die Götter verehren; willſt du, daß deine Freunde dich lieben, ſo mußt du deinen Freunden nützlich werden; ſtrebſt du von einem Staate geehrt zu werden, ſo mußt du ihm Dienſte leiſten; willſt du, daß ganz Griechenland dich um deiner Tugend willen bewundere, ſo mußt du Griechenlands Wohlthäter werden; willſt du ernten, ſo mußt du ſäen; willſt du kriegen und ſiegen, ſo mußt du die Kriegskunſt erlernen; willſt du deinen Körper in der Gewalt haben, ſo mußt du ihn durch Arbeit und Schweiß abhärten." Hier fiel ihr die Liederlichkeit in die Rede. „Siehſt du wohl, lieber Herakles," ſprach ſie, „was für einen langen mühſeligen Weg zur Zufriedenheit dich dieſes Weib führt? Ich hingegen werde dich auf dem kürzeſten und bequemſten Pfade zur Seligkeit leiten," — „Elende," erwiederte die Tugend, „wie kannſt du etwas Gutes beſitzen? oder welches Vergnügen kennſt du, die du jeder Luſt durch Sättigung zuvorkommſt? Du ißeſt, ehe dich hungert, und trinkeſt, ehe dich dürſtet. Um die Eßluſt zu reizen, ſuchſt du Köche auf, um mit Luſt zu trinken, ſchaffſt du dir koſtbare Weine an und des Sommers gehſt du umher und ſucheſt nach Schnee; kein Bett kann dir weichlich genug ſein, deine Freunde läſſeſt du die Nacht durchpraſſen und den beſten Teil des Tages verſchlafen: darum hüpfen ſie auch ſorgenlos und geputzt durch die Jugend dahin und ſchleppen ſich mühſelig und im Schmutze durch das Alter, beſchämt über das, was ſie gethan, und faſt erliegend unter der Laſt deſſen, was ſie thun müſſen. Und du ſelbſt, obwohl unſterblich, biſt gleichwohl von den Göttern verſtoßen und von guten Menſchen verachtet. Was dem Ohre am lieblichſten klingt, dein eigenes Lob, haſt du nie gehört; was das Auge mehr als alles erfreut, ein eigenes gutes Werk, haſt du nie geſehen. — Ich hingegen habe mit den Göttern, habe mit allen guten Menſchen Verkehr. An mir beſitzen die Künſtler eine willkommene Gehülfin, an mir die Hausväter eine treue Wächterin, an mir hat das Geſinde einen liebreichen Beiſtand. Ich bin eine redliche Teilnehmerin an den Geſchäften des Friedens, eine zuverläſſige Mitkämpferin im Kriege, die treueſte Genoſſin der Freundſchaft. Speiſe, Trank und Schlaf ſchmeckt meinen Freunden beſſer als den Trägen. Die Jüngeren freuen ſich des Beifalls der Alten, die Älteren der Ehre bei den Jungen; mit Vergnügen erinnern ſie ſich an ihre früheren Handlungen und fühlen ſich bei ihrem jetzigen Thun glücklich, durch mich ſind ſie geliebt von den Göttern, geliebt von den Freunden, geachtet vom Vaterland. Und kommt das Ende, ſo liegen ſie nicht ruhmlos in Vergeſſenheit begraben, ſondern, gefeiert von der Nachwelt, blühen ſie fort im Angedenken aller Zeiten. Zu ſolchem Leben, Herakles, entſchließe dich, und vor dir liegt das ſeligſte Loos."

Des Herakles erſte Thaten. Die Geſtalten waren verſchwunden und Herakles wieder allein. Er war entſchloſſen, den Weg der Tugend zu gehen. Auch fand er bald Gelegenheit, etwas Gutes zu thun. Griechenland war damals noch voll von Wäldern und Sümpfen, von grimmigen Löwen, wütenden Ebern und andern Ungeheuern durchſtreiſt. Das Land von dieſen Untieren zu ſäubern und von den Räubern zu befreien, die dem Wanderer in den Einöden auflauerten, war der alten Helden größtes Verdienſt. Auch dem Herakles war dieſer Beruf angewieſen. Zu den Seinigen zurückgekehrt, hörte er, daß auf dem Berge Kithäron, an deſſen Fuße die Herden des Königs Amphitrüo weideten, ein entſetzlicher Löwe hauſe. Der junge Held war, nach den Worten, die er ſo eben gehört, bald entſchloſſen. Er ſtieg bewaffnet hinauf ins wilde Waldgebirge, bezwang den Löwen, warf ſeine Haut um ſich und ſetzte den Rachen als Helm auf.

Während er von dieſer Jagd heimkehrte, begegneten ihm Herolde des Minÿerkönigs Erginus, welche einen ſchimpflichen und ungerechten Jahrestribut von den Thebanern in Empfang nehmen ſollten. Herakles, der ſich von der Tugend zum Anwalt aller Unterdrückten geweiht fühlte, ward mit den Boten, die ſich allerhand Mißhandlungen des Landes erlaubt hatten, bald fertig und ſchickte ſie, mit Stricken um den Nacken, verſtümmelt ihrem Könige zurück. Erginus verlangte die Auslieferung des Thäters, und Kreon, der König der Thebaner, aus Furcht vor der drohenden Gewalt, war geneigt, ſeinen Willen zu thun. Da beredete Herakles eine Menge mutiger Jünglinge, mit ihm dem Feinde entgegen zu gehen. Nun war aber in keinem Bürgerhauſe eine Waffe zu finden, denn die Minÿer hatten die ganze Stadt entwaffnet, damit den Thebanern kein Gedanke an einen Aufſtand kommen ſollte. Da rief Athene den Herakles in ihren Tempel und rüſtete ihn mit ihren eigenen Waffen aus, die Jünglinge aber griffen zu den in den Tempeln aufgehängten Waffenrüſtungen, welche die Vorfahren erbeutet und den Göttern geweiht hatten. So ausgerüſtet zog der Held mit ſeiner kleinen Mannſchaft den herannahenden Minÿern bis zu einem Engpaſſe entgegen. Hier konnte den Feind die Größe ſeiner Kriegsmacht nichts nützen: Erginus ſelbſt fiel in der Schlacht und faſt ſein ganzes Heer wurde aufgerieben. Aber in dem Gefechte war auch Amphitrüo, des Herakles Stiefvater, der wacker mitgekämpft hatte, umgekommen. Herakles rückte nach der Schlacht ſchnell gegen Orchomĕnos, die Hauptſtadt der Minÿer, vor, drang zu den Thoren ein, verbrannte ihre Königsburg und zerſtörte die Stadt.

Ganz Griechenland bewunderte die außerordentliche That, und der Thebanerkönig Kreon, das Verdienſt des Jünglings zu ehren, gab ihm ſeine Tochter Megăra zur Ehe, die dem Helden drei Söhne gebar. Seine Mutter Alkmēne aber vermählte ſich zum zweitenmale mit dem Richter Rhadamanthys. Die Götter ſelbſt beſchenkten den ſiegreichen Halbgott: Hermes gab ihm ein Schwert, Apoll Pfeile, Hephäſt einen goldenen Köcher, Athene einen Waffenrock.

Herakles im Gigantenkampfe. Der Held fand bald eine Gelegenheit, den Göttern für ſo große Auszeichnungen einen glänzenden Dank abzuſtatten. Die Giganten, Rieſen mit ſchrecklichen Geſichtern, langen Haaren und Bärten, geſchuppten Drachenſchwänzen ſtatt der Füße, Ungeheuer, welche die Gäa, oder Erde dem Uranus, dem Himmel, geboren, wurden von ihrer Mutter gegen Zeus, den neuen Weltbeherrſcher, aufgewiegelt, weil dieſe ihre ältern Söhne, die Titanen, in den Tartăros verſtoßen hatte. Sie brachen aus dem Erĕbus (der Unterwelt) auf dem weiten Gefilde von Phlegra in Theſſalien hervor. Aus Furcht vor ihrem Anblick erblaßten die Geſtirne und Phöbus drehte den Sonnenwagen um. „Gehet hin und rächet mich und die alten Götterkinder," ſprach die Mutter Erde. „An Prometheus frißt der Adler, an Titÿos zehrt der Geier, Atlas muß den Himmel tragen, die Titanen liegen in Banden. Geht, rächt, rettet ſie! Braucht meine eigenen Glieder, die Berge, zu Stufen, zu Waffen! Erſteiget die geſtirnten Burgen! Du, Alcyoneus, reiß dem Gewaltherrſcher Zepter und Blitz aus der Hand; Enceladus, du bemächtigſt dich des Meeres und verjage den Poſeidon, Rhökus ſoll dem Sonnengotte die Zügel entreißen, Porphyrion das Orakel zu Delphi erobern!" Die Rieſen jubelten bei dieſen Worten auf, als hätten ſie den Sieg ſchon errungen, als ſchleppten ſie ſchon den Poſeidon oder Ares im Triumphe daher, und zerrten den Apollo am herrlichen Lockenhaar; der eine nannte ſchon Aphroditen ſein Weib, ein andrer wollte Artemis, ein dritter Athene freien. So zogen ſie den theſſaliſchen Bergen zu, um von dort aus den Himmel zu ſtürmen.

Indeſſen rief Iris, die Götterbotin, alle Himmliſchen zuſammen, alle Götter, die in Waſſer und Flüſſen wohnen; ſelbſt die Manen aus der Unterwelt beſchwor ſie herauf; Perſephone verließ ihr ſchattiges Reich, und ihr Gemahl, der König der Schweigenden, fuhr mit ſeinen lichtſcheuen Roſſen zum ſtrahlenden Olympus empor. Wie in einer belagerten Stadt die Bewohner von allen Seiten zuſammenlaufen, ihre Burg zu ſchirmen, ſo kamen die vielgeſtalteten Gottheiten am Vaterherde zuſammen. „Verſammelte Götter," redete ſie Zeus an, „ihr ſehet, wie die Mutter Erde mit einer neuen Brut ſich gegen uns verſchworen hat. Auf, und ſendet ihr ſo viele Leichen hinunter, als ſie uns Söhne herauf ſchickt!" Als der Göttervater geendet, ertönte die Wetterpoſaune vom Himmel, und Gäa drunten antwortete mit einem donnernden Erdbeben. Die Natur geriet in Verwirrung, wie bei der erſten Schöpfung; denn die Giganten riſſen einen Berg nach den andern aus ſeinen Wurzeln, ſchleppten den Oſſa, den Pelion, den Öta, den Athos herbei, brachen den Rhodope mit der Hälfte des Hebrusquelles ab, und auf dieſer Leiter von Gebirgen zum Götterſitz emporgeklommen, fingen ſie an, mit Feuerbränden von Eichen und ungeheuren Felſenſtücken, den Olymp zu ſtürmen.

Nun war den Göttern ein Orakelſpruch erteilt worden, daß von den Himmliſchen keiner der Giganten vernichtet werden könnte, und dieſe nur dann ſterben würden, wenn ein Sterblicher mitkämpfte. Gäa hatte dies in Erfahrung gebracht und ſuchte deswegen nach einem Arzneimittel, das ihre Söhne auch gegenüber von Sterblichen unverletzlich machte. Und es war wirklich ein ſolches Kraut gewachſen: aber Zeus kam ihr zuvor; er verbot der Morgenröte, dem Mond und der Sonne, zu ſcheinen, und während Gäa in der Finſternis herumſuchte, ſchnitt er die Arzneikräuter eilig ſelbſt ab und ließ ſeinen Sohn Herakles durch Athene zur Teilnahme am Kampfe auffordern.

Auf dem Olympus war inzwiſchen der Streit ſchon entbrannt. Ares hatte ſeinen Kriegswagen mit den wiehernden Roſſen mitten in die dichteſte Schar der heranſtürzenden Feinde gelenkt. Sein goldener Schild brannte heller als Feuer, ſchimmernd flatterte die Mähne ſeines Helmes. Im Kampfgetümmel durchbohrte er den Giganten Pelōrus, deſſen Füße zwei lebendige Schlangen waren. Dann fuhr er über die ſich krümmenden Glieder des Gefallenen zermalmend mit ſeinem Wagen hin; aber erſt bei des ſterblichen Herakles Anblick, der eben die letzte Stufe des Olymps erſtiegen hatte, hauchte das Ungeheuer ſeine drei Seelen aus. Herakles ſah ſich auf dem Schlachtfeld um und erkor ſich ein Ziel ſeines Bogens; ſein Pfeilſchuß ſtreckte den Alcyoneus nieder, der alsbald in die Tiefe ſtürzte, aber ſobald er ſeinen Heimatboden berührt hatte, mit erneuter Lebenskraft wieder ſich erhob. Auf den Rat der Athene ſtieg auch Herakles hinab und ſchleppte ihn über die Grenze ſeines Geburtslandes hinaus; und ſo wie der Rieſe auf fremder Erde angekommen war, entfuhr ihm der Atem.

Jetzt ging der Gigant Porphyrion in drohender Stellung auf Herakles und Hera zugleich los, um einzeln mit ihnen zu kämpfen. Aber Zeus flößte ihm ſchnell ein Verlangen ein, das himmliſche Antlitz der Göttin zu ſchauen, und während er an Hera's umhüllendem Schleier zerrte, traf ihn Zeus mit dem Donner und Herakles tötete ihn vollends mit ſeinem Pfeile. Bald rannte aus der Schlachtreihe der Giganten Ephialtes mit funkelnden Rieſenaugen hervor. „Das ſind helle Zielſcheiben für unſere Pfeile!" ſprach lachend Herakles zu dem neben ihm kämpfenden Phöbus Apollo, und nun ſchoß ihm der Gott das linke, nnd der Halbgott das rechte Auge aus dem Kopf. Den Eurytus ſchlug Dionyſos mit ſeinem Thyrſusſtabe nieder; ein Hagel glühender Eiſenſchlacken aus Hephäſt's Hand warf den Klytius zu Boden; auf den fliehenden Encelădus ſchleuderte Pallas Athene die Inſel Sicilien; der Rieſe Polybōtes, von Poſeidon über das Meer verfolgt, flüchtete ſich nach Kos, aber der Meergott riß ihm ein Stück dieſer Inſel ab und bedeckte ihn damit. Hermes, den Helm des Pluto auf dem Kopfe, erſchlug den Hippoly̆tus, zwei andere trafen der Parzen eherne Keulen. Die Übrigen ſchmetterte Zeus mit ſeinem Donner nieder, und Herakles erſchoß ſie mit ſeinen Pfeilen.

Für dieſe That wurde dem Halbgott hohe Gunſt von den Himmliſchen zu Teil. Zeus nannte diejenigen unter den Göttern, welche den Kampf mit ausfechten geholfen, Olympier, um durch dieſen Ehrennamen die Tapfern von den Feigen zu unterſcheiden. Dieſe Benennung würdigte er nun auch zwei Söhne ſterblicher Weiber, den Dionyſos und den Herakles.

Herakles und Eury̆ſtheus. Zeus hatte vor Herakles Geburt im Rate der Götter erklärt, der erſte Perſeusenkel, welcher geboren werden würde, ſollte der Beherrſcher aller übrigen Nachkommen des Perſeus werden. Dieſe Ehre war ſeinem und Alkmēnens Sohne zugedacht. Aber Hera's Hinterliſt, welche dieſes Glück dem Sohne der Nebenbuhlerin nicht gönnte, kam ihm zuvor und ließ den Euryſtheus, der auch ein Enkel des Perſeus war, obwohl er ſpäter als Herakles zur Welt kommen ſollte, früher geboren werden. Dadurch war Euryſtheus König zu Mycēne im Argiverlande, und der ſpäter geborene Herakles ihm unterworfen. Jener ſah mit Beſorgnis den ſteigenden Ruhm ſeines jungen Verwandten und berief ihn, als ſeinen Unterthan, zu ſich, um ihm verſchiedene Arbeiten aufzutragen. Da Herakles nicht gehorchte, ſo ließ Zeus ſelbſt, der ſeinem Ratſchluſſe nicht zuwider handeln wollte, ſeinem Sohne befehlen, dem Argiverkönige ſeine Dienſte zu widmen. Aber der Halbgott entſchloß ſich ungern, der Diener eines Sterblichen zu ſein; er ging nach Delphi und befragte das Orakel darüber. Dieſes gab ihm zur Antwort: die von Euryſtheus erſchlichene Oberherrſchaft ſei von den Göttern dahin gemildert, daß Herakles zehn Arbeiten, welche jener ihm auflegen würde, zu vollbringen habe. Wenn ſolches geſchehen ſei, ſollte er der Unſterblichkeit teilhaftig werden.

Herakles fiel hierüber in tiefe Schwermut: einem Geringeren zu dienen, widerſtrebte ſeinem Selbſtgefühl und däuchte ihm unter ſeiner Würde; aber Zeus dem Vater nicht zu gehorchen, erſchien ihm unheilbringend und unmöglich zugleich. Dieſen Augenblick erſah ſich Hera, aus deren Seele die Verdienſte des Herakles um die Götter den Haß nicht zu tilgen vermocht hatten, und verwandelte ſeinen düſteren Unmut in wilde Raſerei. Er kam ſo ganz von Sinnen, daß er ſeinen geliebten Vetter Jolāus ermorden wollte, und als dieſer entfloh, erſchoß er ſeine eigenen Kinder, die ihm Megăra geboren hatte, im Wahne, ſein Bogen ziele nach Giganten. Es währte lange, bis er von dieſem Wahnſinne wieder frei wurde; als er zur Erkenntnis ſeines Irrtums kam, bekümmerte er ſich tief über ſein ſchweres Unglück, verſchloß ſich in ſein Haus und vermied allen Verkehr mit den Menſchen. Als endlich die Zeit ſeinen Kummer linderte, entſchloß er ſich, die Aufträge des Euryſtheus zu übernehmen und kam zu dieſem nach Tirynſ, das auch zu deſſen Königreich gehörte.

Die 12 Arbeiten des Herakles Die **1. Arbeit**, welche dieſer König ihm auferlegte, beſtand darin, daß Herakles ihm das Fell des nemäiſchen Löwen herbeibringen ſollte. Dieſes Ungeheuer hauſte auf dem Peloponnes, in den Wäldern zwiſchen Kleonä und Nemea in der Landſchaft Argŏlis. Der Löwe konnte mit keinen menſchlichen Waffen verwundet werden. Die einen ſagten, er ſei ein Sohn des Rieſen Typhon und der Schlange Echidna, die andern, er ſei vom Mond auf die Erde herabgefallen. Herakles zog gegen den Löwen aus und kam auf ſeiner Fahrt nach Kleonä, wo er von einem armen Tagelöhner, Namens Molorchus, gaſtfreundlich aufgenommen wurde. Er traf dieſen an, wie er eben dem Zeus ein Opfertier ſchlachten wollte. „Guter Mann," ſprach Herakles, „bewahre dein Tier noch dreißig Tage am Leben; komme ich bis dahin glücklich von der Jagd zurück, ſo magſt du es Zeus dem Retter ſchlachten; erliege ich aber, ſo ſollſt du es mir ſelbſt zum Totenopfer bringen, als einem zur Unſterblichkeit eingegangenen Helden." So zog Herakles weiter, den Köcher auf dem Rücken, den Bogen in der einen Hand, in der andern eine Keule aus dem Stamme eines wilden Ölbaumes, den er ſelbſt auf dem Helikon angetroffen und mitſamt den Wurzeln ausgeriſſen hatte. Als er in den Wald von Nemea kam, ließ Herakles ſeine Augen nach allen Seiten ſchweifen, um das reißende Tier zu entdecken, ehe er von ihm erblickt würde. Es war Mittag und nirgends konnte er die Spur des Löwen bemerken, nirgends den Pfad zu ſeinem Lager erkunden; denn keinen Menſchen traf er auf dem Felde bei den Stieren oder im Walde bei den Bäumen an: alle hielt die Furcht in ihre fernen Gehöfte verſchloſſen. Den ganzen Nachmittag durchſtreifte er den dichtbelaubten Hain, entſchloſſen, ſeine Kraft zu erproben, ſobald er des Ungeheuers anſichtig würde. Endlich gegen Abend kam der Löwe auf einem Waldwege gelaufen, um vom Fang in ſeinen Erdſpalt zurückzukehren: er war von Fleiſch und Blut geſättigt, Kopf, Mähne und Bruſt trofen von Mord, mit der Zunge leckte er ſich das Kinn. Der Held, der ihn von ferne kommen ſah, rettete ſich in einen dichten Waldbuſch, wartete bis der Löwe näher kam und ſchoß ihm dann einen Pfeil in die Flanken zwiſchen Rippen und Hüfte. Aber das Geſchoß drang nicht ins Fleiſch, es prallte wie von einem Steine ab und flog zurück auf den mooſigen Waldboden. Das Tier hob ſeinen zur Erde gekehrten blutigen Kopf empor, ließ die Augen forſchend nach allen Seiten rollen und im aufgeſperrten Rachen die entſetzlichen Zähne ſehen. So ſtreckte es dem Halbgott die Bruſt entgegen und dieſer ſandte ſchnell einen zweiten Pfeil ab, um ihn mitten in den Sitz des Atems zu treffen; aber auch diesmal drang das Geſchoß nicht bis unter die Haut, ſondern prallte von der Bruſt ab und fiel zu den Füßen des Ungetüms nieder. Herakles griff eben zum dritten Pfeile, als der Löwe, die Augen ſeitwärts drehend, ihn erblickte, er zog ſeinen langen Schweif an ſich bis zu den hintern Kniekehlen, ſein ganzer Nacken ſchwoll von Zorn auf, unter Murren ſträubte ſich ſeine Mähne, ſein Rücken wurde krumm wie ein Bogen. Er ſann auf Kampf und ging mit einem Sprung auf ſeinen Feind los: Herakles aber warf ſeine Pfeile aus der Hand und ſeine eigene Löwenhaut vom Rücken, mit der Rechten ſchwang er über dem Haupte des Tieres die Keule und verſetzte ihm einen Schlag auf den Nacken, daß es mitten im Sprunge wieder zu Boden ſtürzte und auf zitternden Füßen zu ſtehen kam, mit dem Kopfe wackelnd. Eh' es wieder aufatmen konnte, kam ihm Herakles zuvor; er warf auch noch Bogen und Köcher zu Boden, um ganz ungehindert zu ſein, nahte dem Untier von hinten, ſchlang die Arme um ſeinen Nacken und ſchnürte ihm die Kehle zu, bis es erſtickte und ſeine grauenvolle Seele zum Hades zurückſandte. Lange verſuchte er vergebens, die Haut des Gefallenen abzuweiden, ſie wich keinem Eiſen, keinem Steine. Endlich kam ihm in den Sinn, ſie mit den Klauen des Tiers ſelbſt abzuziehen, was auch ſogleich gelang. Später verfertigte er ſich aus dieſem herrlichen Löwenfell einen Panzer und aus dem Rachen einen neuen Helm; für jetzt aber nahm er Kleid und Waffen, in denen er gekommen war, wieder zu ſich und machte ſich, das Fell des nemäiſchen Löwen über den Arm gehängt, auf den Rückzug nach Tirynſ. Als der König Euryſtheus ihn mit der Hülle des gräßlichen Tieres daherkommen ſah, geriet er über die göttliche Kraft des Helden in ſolche Angſt, daß er in einen ehernen Topf kroch. Auch ließ er forthin den Herakles nicht mehr unter ſeine Augen kommen, ſondern ihm ſeine Befehle nur außerhalb der Mauern durch Kopreus, einen Sohn des Pelops, zufertigen.

Die **2. Arbeit** des Helden war, die Hydra zu erlegen, die ebenfalls eine Tochter des Typhon und der Echidna war. Dieſe, zu Argŏlis, im Sumpfe von Lerna aufgewachſen, kam aufs Land heraus, zerriß die Herden und verwüſtete das Feld. Die Hydra war unmäßig groß, eine

Schlange mit neun Häuptern, von denen acht ſterblich, das in der Mitte ſtehende aber unſterblich war. Herakles ging auch dieſem Kampfe mutig entgegen: er beſtieg ſofort einen Wagen; ſein geliebter Neffe Jolāus, der Sohn ſeines Stiefbruders Jphikles, der lange Zeit ſein unzertrennlicher Gefährte blieb, ſetzte ſich als Roſſelenker ihm an die Seite, und ſo ging es im Fluge Lerna zu. Endlich wurde die Hyder auf einem Hügel bei den Quellen der Amymōne ſichtbar, wo ſich ihre Höhle befand. Hier ließ Jolāus die Pferde halten; Herakles ſprang vom Wagen und zwang durch Schüſſe mit brennenden Pfeilen die vielköpfige Schlange, ihren Schlupfwinkel zu verlaſſen. Sie kam ziſchend hervor und ihre neun Hälſe ſchwankten emporgerichtet auf dem Leibe, wie die Äſte eines Baumes im Sturm. Herakles ging unerſchrocken ihr entgegen, packte ſie kräftig und hielt ſie feſt. Sie aber umſchlang einen ſeiner Füße, ohne ſich auf weitere Gegenwehr einzulaſſen. Nun fing er an mit einem Sichelſchwerte ihr die Köpfe abzuſchlagen. Aber er konnte nicht zum Ziele kommen. War ein Haupt abgeſchlagen, ſo wuchſen deren zwei hervor. Zugleich kam der Hyder ein Rieſenkrebs zu Hilfe, der den Helden empfindlich in den Fuß kneipte. Den tötete er jedoch mit ſeiner Keule und rief dann den Jolāus zu Hilfe. Dieſer hatte ſchon eine Fackel gerüſtet, zündete damit einen Teil des nahen Waldes an, und mit den Bränden überfuhr er die neu wachſenden Häupter der Schlange bei ihrem erſten Emporkeimen und hinderte ſie ſo, hervorzutreiben. Auf dieſe Weiſe wurde der Held der emporwachſenden Köpfe Meiſter und ſchlug nun der Hyder auch das unſterbliche Haupt ab; dieſes begrub er am Wege und wälzte einen ſchweren Stein darüber. Den Rumpf der Hyder ſpaltete er in zwei Teile, ſeine Pfeile aber tauchte er in ihr Blut, das giftig war. Seitdem ſchlug des Helden Geſchoß unheilbare Wunden.

Der **3. Auftrag** des Euryſtheus war, die Hirſchkuh Cerynītis lebendig zu fangen; dies war ein herrliches Tier, hatte goldene Geweihe und eherne Füße und weidete auf einem Hügel Arkadiens. Sie war eine der fünf Hindinnen geweſen, an welchen die Göttin Artemis ihre erſte Jagdprobe abgelegt hatte. Dieſe allein von den fünfen hatte ſie wieder in die Wälder laufen laſſen, weil es vom Schickſal beſchloſſen war, daß Herakles ſich einmal daran müde jagen ſollte. Ein ganzes Jahr verfolgte er ſie, kam auf dieſer Jagd zu den Hyperboreern und an die Quellen des Jſterfluſſes, und holte die Hindin endlich am Fluſſe Ladon, unweit der Stadt Önoe, am artemiſiſchen Vorgebirge ein. Doch wußte er des Tieres nicht auf andere Weiſe Meiſter zu werden, als daß er es durch einen Pfeilſchuß lähmte und dann auf ſeinen Schultern durch Arkadien trug. Hier begegnete ihm die Göttin Artemis mit Apoll, ſchalt ihn, daß er das Tier, das ihr geheiligt war, habe töten wollen, und machte Miene ihm die Beute zu entreißen. „Nicht Mutwille hat mich bewogen, große Göttin," ſprach Herakles zu ſeiner Rechtfertigung, „die Notwendigkeit hat mich gezwungen, es zu thun; wie könnte ich ſonſt vor Euryſtheus beſtehen?" So beſänftigte er den Zorn der Göttin und brachte das Tier lebendig nach Mycēne.

Sofort ging es an die **4. Unternehmung**. Sie beſtand darin, den erymanthiſchen Eber, der, gleichfalls der Artemis geheiligt, die Gegend des Berges Erymanthus verwüſtete, lebendig nach Mycēne zu liefern. Auf ſeiner Wanderung nach dieſem Abenteuer kehrte Herakles unterwegs bei Pholus, dem Sohne des Silenus, ein. Dieſer, der wie alle Centauren halb Menſch halb Roß war, empfing ſeinen Gaſt ſehr freundlich und ſetzte ihm das Fleiſch gebraten vor, während er ſelbſt es roh verzehrte. Aber Herakles begehrte zu der feinen Mahlzeit auch einen guten Trunk. „Lieber Gaſt," ſprach Pholus, „es liegt wohl ein Faß in meinem Keller, dieſes aber gehört allen Centauren gemeinſchaftlich zu, und ich trage Bedenken, es öffnen zu laſſen, weil ich weiß, wie wenig die Centauren nach Gäſten fragen." „Öffne es nur guten Muts," erwiderte Herakles, „ich verſpreche dir, dich gegen alle ihre Anfälle zu verteidigen; mich dürſtet!" Es hatte aber dieſes Faß Bacchus, der Gott des Weines, ſelbſt einem Centauren mit dem Befehle übergeben, dasſelbe nicht eher zu eröffnen, als bis nach vier Menſchenaltern Herakles in dieſer Gegend einkehren würde. So ging denn Pholus in den Keller; kaum aber hatte er das Faß eröffnet, ſo rochen die Centauren den Duft des ſtarken alten Weines und umringten, haufenweiſe herbeiſtrömend, mit Felsſtücken und Fichtenſtämmen bewaffnet, die Höhle des Pholus. Die erſten, die es wagten einzudringen, jagte Herakles mit geſchleuderten Feuerbränden zurück; die übrigen verfolgte er mit Pfeilſchüſſen bis nach Malea, wo der gute Centaur Chiron, des Herakles alter Freund, wohnte. Zu dieſem flüchteten ſeine Stammesbrüder. Aber Herakles hatte, als ſie eben mit ihm zuſammentrafen, mit dem Bogen auf ſie gezielt und ſchoß einen Pfeil ab, der, durch den Arm eines andern Centauren dringend, unglücklicherweiſe in das Knie Chirons fuhr und dort ſtecken blieb. Jetzt erſt erkannte Herakles den Freund ſeiner früheren Tage, lief bekümmert hinzu, zog den Pfeil heraus und legte ein Heilmittel auf, das der arzneikundige Chiron ſelbſt hergegeben hatte. Aber die Wunde, vom Gifte der Hyder durchdrungen, war unheilbar; der Centaur ließ ſich in ſeine Höhle bringen und wünſchte hier in den Armen ſeines Freundes zu ſterben. Vergeblicher Wunſch! Der Arme hatte nicht daran gedacht, daß er zu ſeiner Qual unſterblich ſei. Herakles nahm von dem Gequälten unter vielen Thränen Abſchied und verſprach ihm, es koſte was es wolle, den Tod, den Erlöſer, zu ſenden. Wir wiſſen, daß er Wort gehalten hat. Als Herakles von der Verfolgung der übrigen Centauren in ſeines Freundes Höhle zurückkehrte, fand er Pholus, ſeinen liebreichen Wirt, auch tot. Dieſer hatte aus einem Centaurenleichnam den Todespfeil gezogen; während er ſich nun wunderte, wie ein ſo kleines Ding ſo große Geſchöpfe hatte niederwerfen können, entglitt das vergiftete Geſchoß ſeiner Hand, fuhr ihm in den Fuß und tötete ihn auf der Stelle. Herakles war ſehr betrübt, er beſtattete ihn ehrenvoll, indem er ihn unter den Berg legte, der ſeitdem Pholoë genannt ward. Dann ging er weiter, den Eber zu jagen; er trieb denſelben mit Geſchrei aus dem Dickicht des Waldes heraus, verfolgte ihn ins tiefe Schneefeld, fing hier das erſchöpfte Tier mit einem Stricke und brachte es, wie ihm befohlen war, lebendig nach Mycēne.

Darauf ſchickte ihn der König Euryſtheus zur **5. Arbeit** fort, die eines Helden wenig würdig war. Er ſollte den Viehhof des Augīas in einem einzigen Tage ausmiſten. Augīas war König in Elis und hatte eine Menge Viehheerden. Sein Vieh ſtand nach Art der Alten in einer großen Verzäunung vor dem Palaſte. Dreitauſend Rinder waren da geraume Zeit geſtanden und ſo hatte ſich ſeit vielen Jahren eine unendliche Menge Miſt angehäuft, den nun Herakles zur Schmach, und, was unmöglich ſchien, in einem einzigen Tage hinaus ſchaffen ſollte.

Als der Held vor den König Augīas trat und, ohne etwas von dem Auftrage des Euryſtheus zu erwähnen, ſich zu dem genannten Dienſte anbot, maß dieſer die herrliche Geſtalt in der Löwenhaut und konnte kaum das Lachen unterdrücken, wenn er dachte, daß einen ſo edlen Krieger nach ſo gemeinem Knechtsdienſte gelüſten könne. Indeſſen dachte er bei ſich: der Eigennutz hat ſchon manchen wackern Mann verführt; es mag ſein, daß er ſich an mir bereichern will. Das wird ihm wenig helfen. Ich darf ihm immerhin einen großen Lohn verſprechen, wenn er mir den ganzen Stall ausmiſtet, denn er wird in dem einen Tage wenig genug hinaustragen. Darum ſprach er getroſt: „Höre, Fremdling, wenn du das kannſt, und mir an einem Tage all den Miſt herausſchaffeſt, ſo will ich dir den zehnten Teil meines ganzen Viehſtandes zur Belohnung überlaſſen." Herakles ging die Bedingung ein, und der König dachte nun nicht anders, als daß er zu ſchaufeln anfangen würde. Herakles aber, nachdem er zuvor den Sohn des Augīas, Phyleus, zum Zeugen jenes Vertrages genommen hatte, riß den Grund des Viehhofs auf der einen Seite auf, leitete die nicht weit davon fließenden Ströme Alphëus und Penëus durch einen Kanal herzu, und ließ ſie den Miſt wegſpülen und durch eine andere Öffnung wieder ausſtrömen. So vollzog er einen ſchmachvollen Auftrag, ohne zu einer Handlung ſich zu erniedrigen, die eines Unſterblichen unwürdig geweſen wäre. Als aber Augīas erfuhr, daß dies von Herakles aus Auftrag des Euryſtheus geſchehen ſei, verweigerte er den Lohn und läugnete gradezu, ihn verſprochen zu haben; doch erklärte er ſich bereit, die Streitſache einem richterlichen Spruche anheim zu ſtellen. Als die Richter beiſammen ſaßen, das Urteil zu fällen, trat Phyleus, von Herakles aufgefordert, auf, zeugte gegen ſeinen eigenen Vater und erklärte, daß dieſer allerdings über einen Lohn mit Herakles übereingekommen ſei. Augīas wartete den Spruch nicht ab, er ergrimmte und befahl dem Sohne wie dem Fremdling, ſein Reich auf der Stelle zu verlaſſen.

Die 6. Arbeit. Herakles kehrte nun unter neuen Abenteuern zu Eurȳstheus zurück. Dieſer aber wollte die eben vollbrachte Arbeit nicht giltig ſein laſſen, weil Herakles Lohn dafür gefordert habe. Dennoch ſchickte er ihn ſogleich wieder auf ein ſechstes Abenteuer aus: und gab ihm auf, die Stymphaliden zu verjagen. Dies waren ungeheure Raubvögel, ſo groß wie Kraniche, mit eiſernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen verſehen. Sie hauſten um den See Stymphälis in Arkadien und beſaßen die Macht, ihre Federn wie Pfeile abzudrücken und mit ihren Schnäbeln ſelbſt eherne Panzer zu durchbrechen; dadurch richteten ſie in der Umgegend unter Menſchen und Vieh große Verwüſtungen an, und wir kennen ſie ſchon vom Argonautenzuge her. Herakles, des Wanderns gewohnt, langte nach kurzer Reiſe bei dem See an, der, von einem großen Gehölze dicht umſchattet, ruhte. In dieſen Wald hatte ſich eben eine unermeßliche Schar jener Vögel geflüchtet, aus Furcht, von den Wölfen geraubt zu werden. Herakles ſtand ratlos da, als er die ungeheure Menge erblickte, und nicht wußte, wie er über ſo viele Feinde Meiſter werden ſollte. Auf einmal fühlte er einen leichten Schlag auf der Schulter; hinter ſich blickend ward er Athenen's Rieſenerſcheinung gewahr, die ihm zwei mächtige eherne Klappern in die Hände gab, welche Hephäſt ihr verfertig thatte; ſie bedeutete ihm, dieſe gegen die Stymphaliden anzuwenden, und verſchwand wieder. Herakles beſtieg nun eine Anhöhe in der Nähe des Sees und ſchreckte die Vögel, indem er die Klappern zuſammenſchlug. Dieſe hielten das gellende Getöſe nicht aus, ſondern flogen furchtſam aus dem Walde hervor. Darauf griff Herakles zum Bogen, legte Pfeil um Pfeil an und ſchoß ihrer viele im Fluge weg. Die andern verließen die Gegend und kamen nicht wieder.

Die 7. Arbeit. Der König Minos in Kreta hatte dem Gotte Poſeidon verſprochen, ihm zu opfern, was zuerſt aus dem Meere auftauchen würde; denn Minos hatte behauptet, daß er kein Tier beſitze, daß würdig ſei, zu einem ſo hohen Opfer zu dienen. Darum ließ der Gott einen ausnehmend ſchönen Stier aus dem Meere aufſteigen; den König aber verleitete die herrliche Geſtalt des Stieres, der ſich ſeinen Blicken darbot, denſelben heimlich unter ſeine Herden zu ſtecken und dem Poſeidon einen andern als Opfer unterzuſchieben. Hierüber erzürnt, hatte der Meergott zur Strafe den Stier raſend werden laſſen, und dieſer richtete nun auf der Inſel Kreta große Verwüſtungen an. Dieſen Stier zu bändigen und vor Eury̆ſtheus zu bringen, wurde dem Herakles als ſiebente Arbeit aufgetragen. Als er mit ſeinem Anſinnen nach Kreta und vor Minos kam, war dieſer nicht wenig erfreut über die Ausſicht, den Verderber der Inſel los zu werden, ja er half ihm ſelbſt das wütende Tier einfangen, und die Heldenkraft des Herakles bändigte den raſenden Stier ſo gründlich, daß, um denſelben nach dem Peloponneſe zu ſchaffen, er ſich von dem Tiere auf dem ganzen Wege nach der See wie von einem Schiffe tragen ließ. Mit dieſer Arbeit war Eury̆ſtheus zufrieden, ließ jedoch das Tier, nachdem er es eine kurze Zeit mit Wohlgefallen betrachtet, ſofort wieder frei. Als der Stier nicht mehr im Banne des Herakles war, kehrte ſeine alte Raſerei zurück, er durchirrte ganz Lakonien und Arkadien, ſtreifte über den Iſthmus nach Marathon in Attika und verheerte hier das Land wie vordem auf der Inſel Kreta. Erſt dem Theſeus gelang es ſpäter, Meiſter über ihn zu werden.

Als 8. **Arbeit** trug nun ſein Vetter dem Herakles auf, die Stuten des Thraciers Diomēdes nach Mycene zu bringen. Dieſer war ein Sohn des Ares und König der Bistonen, eines ſehr kriegeriſchen Volkes. Er beſaß Stuten, die ſo wild und ſtark waren, daß man ſie an eherne Krippen mit eiſernen Ketten band. Ihr Futter beſtand nicht aus Hafer, ſondern die Fremdlinge, welche das Unglück hatten, in die Stadt des Königs zu kommen, wurden ihnen vorgeworfen, und das Fleiſch derſelben diente den Roſſen zur Nahrung. Als Herakles ankam, war ſein erſtes, den unmenſchlichen König ſelbſt zu faſſen, und ihn ſeinen eigenen Stuten vorzuwerfen, nachdem er die bei den Krippen aufgeſtellten Wächter übermannt hatte. Durch dieſe Speiſe wurden die Tiere zahm, und er trieb ſie nun ans Geſtade des Meeres. Aber die Bistonen kamen unter Waffen hinter ihm her, ſo daß Herakles ſich umwenden und gegen ſie kämpfen mußte. Er gab die Tiere ſeinem Liebling und Begleiter Abdērus, dem Sohne des Hermes, zu bewachen. Als Herakles fort war, kam die Stuten wieder ein Gelüſte nach Menſchenfleiſch an, und Herakles fand, als er die Bistonen in die Flucht geſchlagen hatte, ſeinen Freund von den Roſſen zerriſſen. Er betrauerte den Getöteten und gründete ihm zu Ehren eine Stadt ſeines Namens. Dann bändigte er die Stuten wieder und gelangte glücklich mit ihnen zu Eury̆ſtheus. Dieſer weihte die Pferde der Hera. Ihre Nachkommenſchaft dauerte noch lange fort, ja der König Alexander von Macedonien ritt noch auf einem Abkömmling derſelben. Nachdem Herakles dieſe Arbeit ausgeführt, ſchiffte er ſich mit dem Heere des Jaſon, der das goldne Vließ holen ſollte, nach Kolchis ein, wovon wir ſchon erzählt haben.

Von langer Irrfahrt zurückgekehrt, unternahm der Held den Zug gegen die Amazonen, um das **9. Abenteuer** zu beſtehen und das Wehrgehenk der Amazone Hippoly̆ta dem Euryſtheus zu bringen. Die Amazonen bewohnten die Gegend um den Fluß Thermōdon in Pontus und waren ein großes Frauenvolk, das einzig Männerwerk trieb. Von ihren Kindern erzogen ſie nur diejenigen, die weiblichen Geſchlechts waren. In Scharen vereinigt, zogen ſie zu Kriegen aus. Hippoly̆ta, ihre Königin, trug als Zeichen ihrer Herrſcherwürde den genannten Gürtel, den ſie vom Kriegsgotte ſelbſt zum Geſchenk erhalten hatte. Herakles ſammelte zu ſeinem Zuge freiwillige Kampfgenoſſen auf einem Schiffe, fuhr nach mancherlei Ereigniſſen ins Schwarze Meer und lief endlich in die Mündung des Fluſſes Thermōdon und in den Hafen der Amazonenſtadt Themiscȳra ein. Hier kam ihm die Königin der Amazonen entgegen. Das herrliche Anſehen des Helden flößte ihr Hochachtung ein, und als ſie die Abſicht ſeines Kommens erkundet, verſprach ſie ihm das Wehrgehenk. Aber Hera, die unverſöhnliche Feindin des Herakles, nahm die Geſtalt einer Amazone an, miſchte ſich unter die Menge der übrigen und breitete das Gerücht aus, daß ein Fremder ihre Königin entführe. Augenblicklich ſchwangen ſich alle Männinnen zu Pferde und griffen den Halbgott in dem Lager an, das er vor der Stadt aufgeſchlagen hatte. Die gemeinen Amazonen fochten mit den Kriegern des Helden, die vornehmſten aber ſtellten ſich ihm ſelbſt gegenüber und bereiteten ihm einen ſchweren Kampf. Die erſte, die den Streit mit ihm begann, hieß, von ihrer Schnelligkeit, Aëlla oder Windsbraut, aber ſie fand an Herakles einen noch ſchnelleren Gegner, mußte weichen und ward auf windſchneller Flucht von ihm eingeholt und niedergemacht. Eine zweite fiel auf den erſten Angriff, dann Prothŏe, die dritte, die ſiebenmal im Zweikampfe geſiegt hatte. Nach ihr erlagen acht andere, darunter drei Jagdgefährtinnen der Artemis, die ſonſt immer ſo ſicher mit dem Wurfſpieße getroffen hatten, nur diesmal ihr Ziel verfehlten, und vergebens unter ihren Schilden ſich deckend, den Pfeilen des Heros erlagen. Auch Alcippe fiel, die geſchworen hatte, ihr Leben lang unvermählt zu bleiben; den Schwur hielt ſie, aber am Leben blieb ſie nicht. Nachdem auch Melanippe, die tapfere Führerin der Amazonen, gefangen war, griffen alle zur wilden Flucht, und Hippoly̆ta, die Königin, gab das Wehrgehenk heraus, wie ſie auch vor der Schlacht verſprochen hatte. Herakles nahm es als Löſegeld an und gab Melanippe dafür frei. Auf der Rückfahrt beſtand der Held ein neues Abenteuer an der trojaniſchen Küſte. Hier war Heſiŏne, Laomĕdons Tochter, an einen Felſen gebunden und einem Ungeheuer zum Fraß ausgeſetzt. Ihrem Vater hatte Poſeidon die Mauern von Troja erbaut und den Lohn nicht erhalten; dafür verwüſtete ein Seeuntier Trojas Gebiet ſo lange, bis der verzweifelnde Laomedon ihm ſeine eigene Tochter preisgab. Als Herakles vorüberfuhr, rief ihn der jammernde Vater zu Hilfe und verſprach ihm, für die Rettung der Tochter die herrlichen Roſſe zu geben, die ſein Vater von Zeus zum Geſchenke bekommen hatte. Herakles legte an und erwartete das Ungetüm. Als es kam und den Rachen aufſperrte, die Jungfrau zu verſchlingen, ſprang er ſelbſt in den Rachen des Tieres, zerſchnitt ihm alle Eingeweide und ſtieg aus dem Getöteten, wie aus einer Mördergrube, wieder hervor. Aber Laomĕdon hielt auch diesmal ſein Wort nicht, und Herakles fuhr unter Drohungen davon.

Die 10. Arbeit. Als der Held das Wehrgehenk der Königin Hippoly̆ta zu Euryſtheus Füßen niedergelegt hatte, gönnte dieſer ihm keine Raſt, ſondern ſchickte ihn ſogleich wieder aus, die Rinder des Rieſen Geryŏnes herbeizuſchaffen. Dieſer beſaß auf der Inſel Erythīa, im Meerbuſen von Gadĭra (Cadix), eine Herde ſchöner braunroter Rinder, die ein anderer Rieſe und ein zweiköpfiger Hund ihm hüteten. Geryŏnes ſelbſt war ungeheuer groß, hatte drei Leiber, drei Köpfe, ſechs Arme und ſechs Füße. Kein Erdenſohn hatte ſich je an ihn gewagt; Herakles ſah wohl, wie viele Vorbereitungen dieſes beſchwerliche Unternehmen erfordere. Es war weltbekannt, daß des Geryŏnes Vater, Chryſăor, der den Namen Goldſchwert von ſeinem Reichtum hatte, König von ganz Iberien (Spanien) war, daß außer Geryŏnes noch drei tapfere und rieſige Söhne für ihn ſtritten, und jeder Sohn ein zahlreiches Heer von ſtreitbaren Männern unter ſeinem Befehle hatte. Eben darum hatte Euryſtheus dem Herakles jene Arbeit aufgetragen, denn er hoffte, auf einem Kriegszug in ein ſolches Land werde er ſein verhaßtes Leben doch endlich laſſen müſſen. Doch Herakles ging den Gefahren nicht erſchrockener entgegen, als allen ſeinen früheren Thaten. Er ſammelte ſeine Heere auf der Inſel Kreta, die er von wilden Tieren befreit hatte und landete zuerſt in Lybien. Hier rang er mit dem Rieſen Antäus, der neue Kräfte erhielt, ſo oft er die Erde berührte: aber Herakles hielt ihn in die freie Luft empor und drückte ihn da zu Tode. Auch reinigte er Libyen von den Raubtieren; denn er haßte wilde Tiere und ruchloſe Menſchen, weil er in ihnen allen das Bild des übermütigen und ungerechten Herrſchers erblickte, dem er ſo lange dienſtbar geweſen war.

Nach einer langen Wanderung durch waſſerloſe Gegenden kam er endlich in ein fruchtbares, von Flüſſen durchſtrömtes Gebiet. Hier gründete er eine Stadt von ungeheurer Größe und nannte ſie Hekatompy̆los (Hundertthor). Zuletzt gelangte er an den atlantiſchen Ocean gegenüber von Gadĭra; hier pflanzte er die beiden berühmten Heraklesſäulen auf. Die Sonne brannte entſetzlich; Herakles ertrug es nicht länger, er richtete ſeine Augen nach dem Himmel und drohte mit aufgehobenem Bogen, den Sonnengott niederzuſchießen. Dieſer bewunderte ſeinen Mut und lieh ihm, um weiter zu kommen, die goldne Schale, in welcher der Sonnengott ſelbſt ſeinen nächtlichen Weg vom Niedergange bis zum Aufgange zurücklegt. Auf dieſer fuhr Herakles mit ſeiner nebenher ſegelnden Flotte nach Iberien hinüber. Hier fand er die drei Söhne des Chryſaor mit drei großen Heeren, einen nicht weit vom andern gelagert; er aber tötete die Anführer alle im Zweikampfe und eroberte das Land. Dann kam er nach der Inſel Erythīa, wo Geryŏnes mit ſeinen Herden hauſte. Sobald der doppelköpfige Hund ſeine Ankunft inne wurde, fuhr er auf ihn los: allein Herakles empfing ihn mit dem Knüttel, erſchlug ihn und darauf auch den rieſigen Rinderhirten, der dem Hunde zu Hilfe gekommen war. Dann eilte er mit den Rindern davon, aber Geryŏnes holte ihn ein, und es kam zu einem ſchweren Kampfe. Hera ſelbſt erſchien, dem Rieſen beizuſtehen; doch Herakles ſchoß ihr einen Pfeil in die Bruſt, daß die Göttin verwundet entfliehen mußte. Auch der dreifache Leib des Rieſen, der in der Gegend des Magens zuſammenlief, fing hier den tötlichen Pfeil auf und mußte erliegen. Unter glorreichen Thaten vollbrachte Herakles ſeinen Rückweg, indem er zu Lande die Rinder durch Iberien und Italien trieb. Bei Rhegium in Unteritalien entlief ihm einer ſeiner Ochſen, ſetzte über die Meerenge und entkam ſo nach Sicilien. Sogleich trieb er auch die andern Ochſen ins Waſſer und ſchwamm, indem er einen Stier am Horn faßte, nach Sicilien hinüber. Unter mancherlei Thaten kam der Held nun glücklich über Italien, Illyrien und Thracien nach Griechenland zurück und in dem Iſthmus an.

Jetzt hatte Herakles zehn Arbeiten vollbracht, weil aber Euryſtheus zwei nicht gelten ließ, ſo mußte er ſich bequemen, noch zwei weitere zu verrichten.

Die 11. Arbeit. Einſt, bei der feierlichen Vermählung des Zeus mit Hera, als alle Götter dem erhabenen Paar ihre Hochzeitsgeſchenke darbrachten, wollte auch Gäa (die Erde) nicht zurückbleiben; ſie ließ am Weſtgeſtade des großen Weltmeeres einen äſtereichen Baum voll goldener Äpfel hervorwachſen. Vier Jungfrauen, Heſperīden genannt, Töchter der Nacht, waren die Wärterinnen dieſes heiligen Gartens, den außerdem noch ein hundertköpfiger Drache bewachte, Ladon, ein Sprößling des Phorkys, des berühmten Vaters ſo vieler Ungeheuer und der erdgeborenen Ceto. Kein Schlaf kam je über die Augen dieſes Drachen, und ein fürchterliches Geziſch verkündete ſeine Nähe; denn jede ſeiner hundert Kehlen ließ eine andere Stimme hören. Dieſem Ungeheuer, ſo lautete der Befehl des Eurȳſtheus, ſollte Herakles die goldenen Äpfel der Heſperīden entreißen. Der Halbgott machte ſich auf den langen und abenteuervollen Weg, auf welchem er ſich dem blinden Zufall überließ; denn er wußte nicht, wo die Heſperiden wohnten. Zuerſt gelangte er nach Theſſalien, wo der Rieſe Termĕrus hauſte, der alle Reiſenden, denen er begegnete, mit ſeinem harten Hirnkaſten zu Tode rannte. Aber an des göttlichen Herakles Schädel zerſplitterte das Haupt des Rieſen. Weiter vorwärts, am Fluſſe Echedōrus, kam dem Helden ein anderes Ungetüm in den Weg, Cycnus, der Sohn des Ares und der Pyrene. Dieſer, von dem Halbgotte nach den Gärten der Heſperiden befragt, forderte ſtatt aller Antwort den Wanderer zum Zweikampfe heraus und wurde von Herakles erſchlagen. Da erſchien Ares, der Gott ſelbſt, den getöteten Sohn zu rächen, und Herakles ſah ſich gezwungen, mit ihm zu kämpfen. Aber Zeus wollte nicht, daß ſeine Söhne Bruderblut vergöſſen, und ein plötzlich mitten zwiſchen beide geſchleuderter Blitz trennte die Kämpfer. Herakles ſchritt nun weiter durchs illyriſche Land, eilte über den Fluß Eridänus und kam zu den Nymphen des Zeus und der Themis, die an den Ufern dieſes Stromes wohnten. Auch an ſie richtete der Held ſeine Frage. „Geh zu dem alten Stromgotte Nereus," war ihre Antwort, „der iſt ein Wahrſager und weiß alle Dinge. Überfall' ihn im Schlafe und binde ihn, ſo wird er gezwungen den rechten Weg dir angeben." Herakles befolgte dieſen Rat und bemeiſterte den Flußgott, obgleich dieſer nach ſeiner Gewohnheit ſich in allerlei Geſtalten verwandelte. Er ließ ihn nicht eher los, bis er erkundet hatte, in welcher Weltgegend er die goldenen Äpfel der Heſperīden antreffen werde. Hierüber belehrt, durchzog er weiter Libyen und Ägypten. Über das letztere Land herrſchte Buſīris, der Sohn des Poſeidon und der Lyſianaſſa. Ihm war bei einer neunjährigen Teurung durch einen Wahrſager aus Cypern das grauſame Orakel geworden, daß die Unfruchtbarkeit aufhören ſollte, wenn dem Zeus jährlich ein fremder Mann geſchlachtet würde. Zum Danke machte Buſīris den Anfang mit dem Wahrſager ſelbſt; allmählich fand der Barbar ein Gefallen an dieſer Gewohnheit und ſchlachtete alle Fremdlinge, welche nach Ägypten kamen. So wurde denn auch Herakles ergriffen und zu den Altären des Zeus geſchleppt. Er aber riß die Bande, die ihn feſſelten, entzwei und erſchlug den Buſīris mitſamt ſeinem Sohne und dem prieſterlichen Herold. Unter mancherlei Abenteuern zog der Held weiter, befreite, wie ſchon erzählt worden iſt, den an den Kaukaſus geſchmiedeten Titanen Prometheus und gelangte endlich, nach der Anweiſung des Entfeſſelten, in das Land, wo Atlas die Laſt des Himmels trug und in deſſen Nähe der Baum mit den goldenen Äpfeln von den Heſperīden gehütet wurde. Prometheus hatte dem Halbgotte geraten, ſich nicht ſelbſt dem Raube der goldenen Früchte zu unterziehen, ſondern den Atlas auf dieſen Fang auszuſenden. Er ſelbſt erbot ſich dafür dieſem, ſo lange das Tragen des Himmels über ſich zu nehmen. Atlas bezeigte ſich willig, und Herakles ſtemmte die mächtigen Schultern dem Himmelsgewölbe unter. Jener dagegen machte ſich auf, ſchläferte den um den Baum ſich ringelnden Drachen ein, tötete ihn, überliſtete die Hüterinnen und kam mit drei Äpfeln, die er gepflückt, glücklich zu Herakles. „Aber," ſprach er, „meine Schultern haben nun einmal empfunden, wie es ſchmeckt, wenn der eherne Himmel nicht auf ihnen laſtet. Ich mag ihn fürder nicht wieder tragen." So warf er die Äpfel vor dem Halbgott auf den Raſen und ließ dieſen mit der ungewohnten, unerträglichen Laſt ſtehen. Herakles mußte auf eine Liſt ſinnen, um los zu kommen. „Laß mich," ſprach er zu dem Himmelsträger, „nur einen Bauſch von Stricken um den Kopf winden, damit mir die entſetzliche Laſt nicht das Gehirn zerſprengt." Atlas fand die Forderung billig und ſtellte ſich, nach ſeiner Meinung auf wenige Augenblicke, dem Himmel wieder unter. Aber er konnte lange warten, bis Herakles ihn wieder ablöſte, und der Betrüger wurde zum Betrogenen. Denn jener hatte nicht ſo bald die Äpfel vom Raſen aufgeleſen, als er mit den goldenen Früchten ſich aus dem Staube machte. Er brachte dieſe dem Euryſtheus, der ſie, da ſein Zweck, den Herakles aus dem Wege zu räumen, doch nicht erreicht war, dem Helden wieder als Geſchenk zurück gab. Dieſer legte ſie auf dem Altare Athenes nieder; die Göttin aber wußte, daß es der heiligen Beſtimmung dieſer göttlichen Früchte zuwider war, irgendwo anders aufbewahrt zu werden, und ſo trug ſie die Äpfel wieder in den Garten der Heſperiden zurück.

Die 12. Arbeit. Statt den verhaßten Nebenbuhler zu vernichten, hatten die bisher ihm von Eurȳſtheus aufgetragenen Arbeiten den Herakles nur in dem Berufe verherrlicht, der ihm vom Schickſal angewieſen war: ſie hatten ihn als Vertilger jeder Unmenſchlichkeit auf Erden, als den echt menſchlichen Wohlthäter der Sterblichen dargeſtellt. Das letzte Abenteuer aber ſollte er in einer Region beſtehen, wohin ihn — ſo hoffte der argliſtige König — ſeine Heldenkraft nicht begleiten würde; ein Kampf mit den finſtern Mächten der Unterwelt ſtand ihm bevor: er ſollte Cerbĕrus, den Höllenhund, aus dem Hades heraufbringen. Dies Untier hatte drei Hundsköpfe mit gräßlichen Rachen, aus denen unaufhörlich giftiger Geifer träufte, ein Drachenſchwanz hing ihm vom Leibe herunter, und das Haar der Köpfe und des Rückens bildeten ziſchende geringelte Schlangen. Sich für dieſe grauſenerregende Fahrt zu befähigen, ging Herakles in die Stadt Eleuſis im attiſchen Gebiete, wo eine Geheimlehre über göttliche Dinge der Ober- und Unterwelt von kundigen Prieſtern gehegt wurde und ließ ſich von dem Prieſter Eumolpus in die dortigen Geheimniſſe einweihen, nachdem er an heiliger Stätte vom Morde der Centauren entſündigt worden war. So mit geheimer Kraft, den Schrecken der Unterwelt zu begegnen, ausgerüſtet, wanderte er in den Peloponnes und nach der lakoniſchen Stadt Tänärus, wo ſich die Mündung der Unterwelt befand. Hier ſtieg er, von Hermes, dem Begleiter der Seelen, geleitet, die tiefe Erdkluft hinab und kam zur Unterwelt vor die Stadt des Königs Pluto. Die Schatten, die vor den Thoren der Hadesſtadt traurig wandelten, — denn in der Unterwelt iſt kein heiteres Leben wie im Sonnenlichte — ergriffen die Flucht, als ſie Fleiſch und Blut in lebendiger Menſchengeſtalt erblickten; nur die Gorgōne Medūſa und der Geiſt Meleagers hielten ſtand. Nach jener wollte Herakles einen Schwertſtreich führen, aber Hermes fiel ihm in den Arm und belehrte ihn, daß die Seelen der Abgeſchiedenen leere Schattenbilder und vom Schwerte nicht verwundbar ſeien. Mit der Seele Meleagers dagegen unterhielt ſich der Halbgott freundlich und empfing von ihm ſehnſüchtige Grüße für die Oberwelt an ſeine geliebte Schweſter Deïanīra. Ganz nahe zu den Pforten des Hades gekommen, erblickte er ſeine Freunde Theſeus und Pirithöus; der letztere hatte ſich in der Unterwelt, vom andern begleitet, als Freier der Perſephöne eingefunden und beide waren wegen dieſes frechen Unterfangens von Pluto an den Stein, auf den die Ermüdeten ſich niedergelaſſen hatten, gefeſſelt worden. Als beide den befreundeten Halbgott erblickten, ſtreckten ſie flehend die Hände nach ihm aus und zitterten vor Hoffnung, durch ſeine Kraft die Oberwelt wieder erklimmen zu können. Den Theſeus ergriff auch Herakles wirklich bei der Hand, befreite ihn von ſeinen Banden und richtete ihn vom Boden, an den gefeſſelt er gelegen hatte, wieder auf. Ein zweiter Verſuch, auch den Pirithöus zu befreien, mißlang; denn die Erde fing an, ihm unter den Füßen zu beben. Vorſchreitend erkannte Herakles auch den Askalaphus, der einſt verraten hatte, daß Perſephone von den Rückkehr verwehrenden Granatäpfeln des Hades gegeſſen; er wälzte den Stein ab, den Demeter in Verzweiflung über den Verluſt ihrer Tochter auf ihn gewälzt hatte. Dann fiel er unter die Herden des Pluto und ſchlachtete eines der Rinder, um die Seelen mit Blute zu tränken; dies wollte der Hirte dieſer Rinder, Menötius, nicht geſtatten und forderte deswegen den Helden zum Ringkampfe auf. Herakles aber faßte ihn mitten um den Leib, zerbrach ihm die Rippen und gab ihn nur auf Bitten der Unterweltsfürſtin Perſephone ſelbſt wieder frei. Am Thore der Totenſtadt ſtand der König Pluto und verwehrte ihm den Eintritt. Aber das Pfeilgeſchoß des Heroen durchbohrte den Gott an der Schulter, daß er Qualen der Sterblichen empfand, und als der Halbgott nun beſcheidentlich um Entführung des Höllenhundes bat, ſich nicht länger widerſetzte. Doch forderte er als Bedingung, daß Herakles desſelben mächtig werden ſollte, ohne die Waffen zu gebrauchen, die er bei ſich führe. So ging der Held, einzig mit ſeinem Bruſtharniſche bedeckt und mit der Löwenhaut umhangen, aus, das Untier zu fahen. Er fand ihn an der Mündung des Acheron hingekauert und ohne auf das Bellen des Dreikopfs zu achten, das wie ein ſich in Widerhallen vervielfältigender dumpfer Donner tönte, nahm er die Köpfe zwiſchen die Beine, umſchlang den Hals mit den Armen und ließ ihn nicht los, obgleich der Schwanz des Tieres, der eine lebendige Schlange war, ſich vorwärts bäumte und der Drache ihn in die Weiche biß. Er hielt den Nacken des Ungetüms feſt und ſchnürte ihn ſo lange zu, bis er über das ungebärdige Tier Meiſter ward, es dann aufhob und durch eine andere Mündung des Hades bei Trözen im Argoliſchen Lande glücklich wieder zur Oberwelt auftauchte. Als der Höllenhund das Tageslicht erblickte, entſetzte er ſich und fing an den Geifer von ſich zu ſpeien; davon wuchs der giftige Eiſenhut aus dem Boden hervor. Herakles brachte das Ungeheuer in Feſſeln ſofort nach Tiryns und hielt es dem ſtaunenden Euryſtheus, der ſeinen eigenen Augen nicht traute, entgegen. Jetzt verzweifelte der König daran, jemals den verhaßten Zeusſohn los zu werden, ergab ſich in ſein Schickſal und entließ den Helden, der den Höllenhund ſeinem Eigentümer zurück in die Unterwelt brachte.

Herakles und Eurytus. Herakles, nach allen dieſen Mühſalen endlich vom Dienſte des Eury̆ſtheus befreit, kehrte nach Theben zurück. Mit ſeiner Gemahlin Megära, der er im Wahnſinne die Kinder umgebracht hatte, konnte er nicht mehr leben; er trat ſie daher mit ihrem Willen ſeinem geliebten Vetter Joläus zur Gattin ab und dachte ſelbſt auf eine neue Vermählung. Seine Neigung wandte ſich der ſchönen Jöle zu, der Tochter des Königes Eury̆tus zu Öchalia auf der Inſel Euböa, der den Herakles einſt als Knabe in der Kunſt des Bogenſchießens unterrichtet hatte. Dieſer König hatte ſeine Tochter dem Wettkämpfer verſprochen, der ihn und ſeine Söhne im Bogenſchießen übertreffen würde. Auf dieſe Bekanntmachung eilte Herakles nach Öchalia und trat unter der Schar der Bewerber auf. Er bewies in dieſem Wettkampfe, daß er kein unwürdiger Schüler des alten Eury̆tus geweſen; denn er beſiegte ihn und ſeine Söhne. Der König hielt ſeinen Gaſt in allen Ehren; im Herzen aber erſchrak er gewaltig über deſſen Sieg; denn er mußte an das Schickſal der Megära denken und fürchtete für ſeine Tochter ein gleiches Los. Er erklärte daher auf die Anfrage des Helden, ſich wegen der Heirat noch längere Zeit bedenken zu wollen. Inzwiſchen war der älteſte Sohn des Eurytus, Iphĭtus, ein Altersgenoſſe des Herakles, der eine neidloſe Freude über die Stärke und Heldenherrlichkeit ſeines Gaſtes empfand, ſein inniger Freund geworden, und wandte alle Künſte der Überredung an, um ſeinen Vater dem edlen Fremdling geneigter zu machen. Eury̆tus aber beharrte auf ſeiner Weigerung. Gekränkt verließ Herakles das Königshaus und irrte lang in der Fremde umher. Was ihm hier bei dem Könige Admētus begegnet, ſoll der nächſte Abſchnitt erzählen. Mittlerweile kam ein Bote vor den König Eury̆tus und meldete, daß ein Räuber unter die Rinderherde des Königes gefallen ſei. Es hatte dies der liſtige und betrügeriſche Autoly̆kus verübt, deſſen Diebereien weit und breit bekannt waren. Der erbitterte König aber ſprach: „Dies hat kein anderer gethan als Herakles; ſolche unedle Rache nimmt er, weil ich ihm, dem Mörder ſeiner Kinder, die Tochter verſagt habe!" Iphĭtus verteidigte ſeinen Freund mit warmen Worten und erbot ſich, ſelbſt zu Herakles zu gehen und mit ihm die geſtohlenen Rinder aufzuſuchen. Dieſer nahm den Königsſohn gaſtfreundlich auf und zeigte ſich bereitwillig, den Zug mit ihm zu übernehmen. Indeſſen kehrten ſie unverrichteter Dinge zurück und als ſie die Mauern von Tiryns beſtiegen hatten, um mit den Blicken die Gegend durchſchweifen und die geſtohlenen Rinder irgendwo entdecken zu können, ſiehe, da bemächtigte ſich der unſelige Wahnſinn auf einmal wieder des Heldengeiſtes; Herakles, von Heras Zorn getrieben, hielt ſeinen treuen Freund Iphĭtus für einen Mitverſchworenen des Vaters und ſtürzte ihn über die hohen Stadtmauern von Tiryns herab.

Herakles bei Admētus. Zu der Zeit, als der Held, aus dem Hauſe des Königs von Öchalia mit Unwillen entwichen, in der Irre umherſtreifte, hat ſich folgendes begeben: Zu Pherä in Theſſalien lebte der edle König Admētus mit ſeiner jungen und ſchönen Gemahlin Alceſtis, die ihren Gatten über alles liebte, von blühenden Kindern umringt, von glücklichen Unterthanen geliebt. In früherer Zeit, als Apollo, der die Cyklopen getötet hatte, aus dem Olymp entflohen war und ſich gezwungen ſah, einem Sterblichen dienſtbar zu werden, hatte ihn Admētus, der Sohn des Pheres, liebreich aufgenommen, und er weidete ihm als Sklave ſeine Rinder. Seitdem ſtand er unter dem wirkſamen Schutze des ſpäter von ſeinem Vater Zeus wieder zu Gnaden angenommenen Gottes. Als nun die Lebenszeit des Königs Admētus verſtrichen, und vom Schickſal ihm der Tod zuerkannt war, da wirkte ſein Freund Apollo, dem dies als einem Gotte bewußt, bei den Schickſalsgöttinnen aus, daß ſie ihm gelobten, Admētus ſolle dem Hades, der ihn bedrohte, entfliehen, wenn ein anderer Menſch für ihn ſterben und in das Totenreich hinabſteigen wollte. Apollo verließ daher den Olymp und kam nach Pherä zu ſeinem alten Gaſtfreunde, ihm und den Seinigen die Botſchaft von dem Tode, den das Geſchick über ihn beſchloſſen, zu überbringen, zugleich aber ihm das Mittel anzugeben, wodurch er ſeinem Schickſal zu entrinnen vermöge. Admētus war ein redlicher Mann, aber er liebte das Leben, und auch alle die Seinigen ſamt ſeinen Unterthanen erſchraken, daß dem Hauſe die Stütze, der Gattin und den Kindern Gatte und Vater, dem Volke ein milder Herrſcher geraubt werden ſollte. Deswegen ging Admētus umher und forſchte, ob er einen Freund fände, der für ihn ſterben wollte. Aber da war nicht einer, der dazu Luſt gehabt hätte und ſo ſehr ſie vorher den Verluſt, der ihnen bevorſtände, bejammert hatten, ſo kalt wurde ihr Sinn, als ſie hörten, unter welcher Bedingung ihm das Leben erhalten werden könnte. Selbſt der greiſe Vater des Königs, Pheres, und die gleichfalls hochbetagte Mutter, die den Tod jede Stunde vor ſich ſahen, wollten das wenige Leben, das ſie noch zu hoffen hatten, nicht für den Sohn dahingeben. Nur Alceſtis, ſeine blühende, lebensvolle Gattin, die glückliche Mutter hoffnungsvoll heranblühender Kinder, war von ſo reiner und aufopfernder Liebe zu dem Gemahl beſeelt, daß ſie ſich bereit erklärte, dem Sonnenlichte für ihn zu entſagen. Kaum war dieſe Erklärung aus ihrem Munde gegangen, als auch ſchon der ſchwarze Prieſter der Toten, Thanătos (der Tod), den Thoren des Palaſtes nahte, ſein Opfer ins Schattenreich hinabzuführen. Denn er wußte Tag und Stunde genau, an welchem dem Admētus vom Schickſale beſtimmt geweſen war, zu ſterben. Als Apollo den Tod herankommen ſah, verließ er, der Gott des Lebens, ſchnell den Königspalaſt, um von ſeiner Nähe nicht entheiligt zu werden. Die fromme Alceſtis aber, als ſie den entſcheidenden Tag ſich nahen ſah, reinigte ſich, als Opfer des Todes, in fließendem Waſſer, nahm feſtliches Gewand und Geſchmeide aus dem Schranke von Cedernholz, und nachdem ſie ſo ſich ganz würdevoll geſchmückt, betete ſie vor ihrem Hausaltare zur Göttin der Unterwelt. Dann umſchlang ſie Kinder und Gemahl und trat endlich, von Tag zu Tage mehr abgezehrt, zur beſtimmten Stunde, von ihren Dienerinnen umringt, an der Seite ihres Gatten und ihrer Kinder in das Gemach, wo ſie den Boten der Unterwelt empfangen wollte. Hier ſchickte ſie ſich zum feierlichen Abſchiede von den Ihrigen an. „Laß mich zu dir reden, was mein Herz begehrt," ſprach ſie zu ihrem Gemahle. „Weil dein Leben mir teurer iſt als das meinige, ſterbe ich für dich jetzt, wo mir das Sterben noch nicht drohte, wo ich, einen edlen Theſſalier zum zweiten Gemahle wählend, im beglückten Fürſtenhauſe hätte wohnen können. Aber ich wollte nicht leben, deiner beraubt, die verwaiſten Kinder anſchauend. Dein Vater und deine Mutter haben dich verraten, da doch ihnen Sterben rühmlicher geweſen wäre; denn dann wäreſt du nicht einſam geworden und hätteſt keine Waiſen aufzuziehen gehabt. Doch, da es die Götter einmal ſo gefügt haben, ſo bitte ich dich nur, meiner Wohlthat eingedenk zu ſein und den Kleinen, welche du nicht weniger liebſt als ich, die ich ſie verlaſſen muß, kein anderes Weib als Mutter zuzuführen, das, von Neid gequält, ſie ſelber plagen könnte. Denn oft ſind Drachen ſanftmütiger als Stiefmütter." Unter Thränen ſchwur ihr der Gemahl, daß, wie ſie im Leben die ſeine geweſen, ſo auch im Tode nur ſie ihm Gattin heißen ſolle. Dann übergab ihm Alceſtis die wehklagenden Kinder und ſank ohnmächtig nieder.

Unter den Vorbereitungen zur Beſtattung geſchah es nun, daß der umherirrende Herakles nach Pherä und vor die Thore des Königspalaſtes kam. Eingelaſſen geriet er in eine Unterredung mit den Dienern des Hauſes, und zufällig kam Admētus ſelbſt dazu. Dieſer nahm ſeinen Gaſt, den eigenen Kummer unterdrückend, mit großer Herzlichkeit auf, und als Herakles, durch den Anblick ſeiner Trauerkleider betroffen, ihn um ſeinen Verluſt befragte, erwiderte er, um den Gaſt nicht zu betrüben, oder gar zu verſcheuchen, auf eine ſo verdeckte Weiſe, daß Herakles der Meinung war, es ſei eine ferne Anverwandte des Admētus, die zum Beſuche bei dem Könige war, geſtorben. Er blieb daher fröhlichen Sinnes, ließ ſich von einem Sklaven in das Gemach geleiten und hier Wein vorſetzen. Als ihm die Traurigkeit des Dieners auffiel, ſchalt er dieſen um ſein übermäßiges Leid. „Was ſiehſt du mich ſo ernſt und feierlich an?" ſprach er. „Ein Diener muß gefällig gegen Fremdlinge ſein! Was iſt's auch, wenn eine Fremde in eurem Hauſe geſtorben iſt; weißt du denn nicht, daß dies das allgemeine Los der Menſchen iſt? Den Trübſeligen iſt das Leben eine Qual; geh, bekränze dich, wie du mich ſiehſt, und trinke mit mir! Ich weiß gewiß, ein überwallender Becher wird bald alle Runzeln deiner Stirn vertreiben." Aber der Diener wandte ſich mit Grauen ab. „Uns traf ein Geſchick," ſprach er, „dem nicht Lachen und Schmauſen ziemt. Fürwahr, der Sohn des Pheres iſt nur allzu gaſtfreundlich, daß er in ſo tiefer Trauer einen ſo leichtſinnigen Gaſt aufgenommen hat." — „Soll ich nicht fröhlich ſein," erwiderte Herakles verdrießlich „weil eine fremde Frau geſtorben iſt?" — „Eine fremde Frau!" rief der Diener verwundert. „Dir mochte ſie fremd ſein, uns war ſie es nicht!" — „So hat mir Admetus ſeinen Unfall nicht recht berichtet," ſagte Herakles ſtutzend. Aber der Sklave ſprach: „Nun ſei du immerhin fröhlich; der Gebieter Weh geht ja nur ihre Freunde und Diener an!" Aber Herakles hatte keine Ruhe mehr, bis er die Wahrheit erfahren hatte. „Iſt's möglich?" rief er. „Eines ſo herrlichen Weibes ward er beraubt und dennoch hat er den Fremdling ſo gaſtlich aufgenommen? Trat ich doch mit geheimem Widerwillen zum Thore herein, und nun hab' ich hier im Trauerhauſe das Haupt mit Kränzen geſchmückt, gejubelt und getrunken! Aber ſage mir, wo liegt das fromme Weib beſtattet?" — „Wenn du den geraden Weg gehſt, der nach Lariſſa führt," antwortete der Sklave, „ſo ſiehſt du das ſchmucke Totenmal, das ihr ſchon aufgerichtet iſt." Mit dieſen Worten verließ der Diener weinend den Fremdling.

Allein gelaſſen brach Herakles in keine Klagen aus, ſondern der Held hatte ſchnell einen Entſchluß gefaßt. „Retten muß ich," ſprach er zu ſich ſelbſt, „dieſe Geſtorbene, ſie wieder einführen in das Haus des Gatten; anders kann ich ſeine Gunſt nicht würdig vergelten. Ich gehe an das Grabmal; dort harre ich des Thanatos, des Totenbeherrſchers. Ich finde ihn wohl, wie er kommt, das Opferblut zu trinken, das ihm über dem Denkmal der Verſtorbenen geſpendet wird. Dann ſpringe ich aus meinem Hinterhalte hervor, ergreife ihn ſchnell, umſchlinge ihn mit den Händen, und keine Macht auf Erden ſoll ihn mir entreißen, ehe er mir ſeine Beute überläßt." Mit dieſem Vorſatze verließ er in aller Stille den Palaſt des Königs.

Admetus war in ſein verödetes Haus zurückgekehrt und trauerte mit ſeinen verlaſſenen Kindern in ſchmerzlicher Sehnſucht nach der geopferten Gattin, und kein Troſt getreuer Diener vermochte ſeinen Kummer zu lindern. Da betrat ſein Gaſtfreund Herakles die Schwelle wieder, ein verſchleiertes Weib an der Hand führend. „Du haſt nicht wohl daran gethan, o König," ſagte er, „mir den Tod deiner Gattin zu verhehlen; du nahmſt mich in dein Haus auf, als ob nur fremdes Leiden dich bekümmerte; ſo habe ich unwiſſend groß Unrecht gethan und im Unglückshauſe fröhliches Trankopfer ausgegoſſen. Doch will ich dich in deinem Ungemache nicht noch weiter betrüben. Höre jedoch, warum ich noch einmal gekommen bin. Dieſe Jungfrau hier habe ich als Siegeslohn bei einem Kampfſpiele empfangen. Nun gehe ich hin, den König der Biſtonier in Thracien zu bekriegen. Bis ich dieſen Zug vollbracht habe, übergebe ich dir die Jungfrau als Dienerin; ſorge du für ſie als das Eigentum eines Freundes."

Admetus erſchrak, als er den Herakles ſo ſprechen hörte. „Nicht, weil ich den Freund verachtet oder verkannt hätte," erwiderte er, „habe ich dir meiner Gattin Tod verborgen, ſondern um mir nicht noch mehr Leiden dadurch zu bereiten, daß ich dich in eines anderen Freundes Haus davonziehen ließe. Dieſes Weib aber, Herr, bitte ich dich, einem andern Bewohner von Pherä zuzuführen, nicht mir, der ich ſo viel gelitten habe. Haſt du ja doch genug Gaſtfreunde in der Stadt. Wie könnte ich ohne Thränen dieſe Jungfrau in meinem Hauſe erblicken? Den Männeraufenthalt könnte ich ihr nicht zur Wohnung geben, und ſollte ich ihr die Gemächer der verſtorbenen Gattin einräumen? Das ſei ferne! Ich fürchte die üble Nachrede der Pheräer, ich fürchte auch den Tadel der Entſchlafenen!" So ſprach abwehrend der König, aber ein wunderbares Sehnen zog ſeine Blicke doch wieder auf die tief verſchleierte Geſtalt. „Wer du auch ſeieſt, o Weib," ſagte er ſeufzend, „wiſſe, daß du an Größe und Geſtalt wunderſam meiner Alceſtis gleicheſt. Bei den Göttern beſchwöre ich dich, Herakles, führe mir dieſe Frau aus den Augen und quäle den Gequälten nicht noch mehr; denn wenn ich ſie erblicke, wähne ich mein verſtorbenes Gemahl zu ſehen, ein Strom von Thränen bricht aus meinen Augen, und aufs neue verſinke ich in Kümmernis." Herakles unterdrückte ſein wahres Gefühl und antwortete betrübt: „O wäre mir von Zeus die Macht verliehen, dir dein heldenmütiges Weib aus dem Schattenreich ans Licht zurückzuführen und dir für deine Güte ſolche Gunſt zu erweiſen!" „Ich weiß, du thäteſt es," erwiderte Admet; „wann aber kehrte je ein Toter aus dem Schattenreiche zurück?" „Nun," fuhr Herakles lebhafter fort, „weil dies nicht geſchehen kann, ſo geſtatte der Zeit, deinen Kummer zu lindern, den Toten geſchieht doch kein Gefallen mit der Trauer, verbanne auch den Gedanken nicht ganz, daß eine zweite Gattin dir einſt noch das Leben erheitern kann. Endlich, mir zu Liebe nimm das edle Mädchen, das ich dir hier bringe, in dein Haus auf. Verſuch es wenigſtens; ſobald es dir nicht frommen ſollte, ſoll ſie dein Haus wieder verlaſſen!" Admet ſah ſich von dem Gaſte, den er nicht beleidigen wollte, bedrängt; er befahl, jedoch nur ungerne, daß die Diener das Weib in die inneren Gemächer geleiten ſollten. Aber Herakles gab dieſes nicht zu. „Vertraue," ſprach er, „mein Kleinod keinen Sklavenhänden, o Fürſt! Du ſelbſt, wenn es dir gefällt, ſollſt ſie hineinführen!" „Nein," ſprach Admet, „ich berühre ſie nicht; ich würde ſchon ſo das Wort, das ich der geliebten Toten gegeben habe, zu verletzen glauben. Eingehen möge ſie, aber ohne mich!" Doch Herakles ruhte nicht, bis er die Hand der Verſchleierten ergriffen hatte. „Nun dann," ſagte Herakles freudig, „ſo bewahre ſie; blicke die Jungfrau recht an, ob ſie wirklich deinem Ehegemahl gleicht und ende deinen Gram!"

Damit enthüllte er die Verſchleierte und gab dem in Staunen zweifelnden König ſeine wiederbelebte Gemahlin zu ſchauen. Während er ſelbſt, wie leblos, die Lebende an der Hand hielt und ſich mit Furcht und Zittern an ihrem Anblicke weidete, erzählte ihm der Halbgott, wie er den Thanatos am Grabeshügel ergriffen und ſeine Beute ihm abgerungen habe. Da ſank Admetus in die Arme ſeines Weibes. Aber dieſe blieb ſprachlos und durfte ſeinen zärtlichen Ausruf nicht erwidern. „Du wirſt," belehrte ihn Herakles, „ihre Stimme nicht wieder vernehmen, als bis die Totenweihe von ihr genommen, und der dritte Tag erſchienen iſt. Doch führe ſie getroſt hinein in dein Gemach und erfreue dich ihres Beſitzes. Er iſt dir zu teil geworden, weil du an Fremdlingen ſo edle Gaſtfreundſchaft geübt haſt! Mich aber laß meinem Geſchicke nachziehen!" „So zeuch in Frieden, Held!" rief Admetus dem Scheidenden nach. „Du haſt mich in ein beſſeres Leben zurückgeführt; glaube mir, daß ich meine Seligkeit dankbar erkenne! Alle Bürger meines Königreichs ſollen mir Chortänze aufführen helfen, und Opferduft entſteige den Altären! Dabei wollen wir dein, o du mächtiger Zeusſohn, in Dank und Liebe gedenken!"

Herakles im Dienſte der Omphale. Der Mord des Iphĭtus, obgleich im Wahnſinne verübt, lag ſchwer auf Herakles. Er wanderte von einem Prieſterkönige zum andern, um ſich reinigen zu laſſen; erſt zum Könige Neleus von Pylos, dann zu Hippokŏon, König von Sparta; aber beide weigerten ſich deſſen; der dritte endlich, Deiphŏbus, ein König zu Amy̆klä, übernahm es, ihn zu entſühnen. Nichtsdeſtoweniger ſchlugen ihn die Götter zur Strafe der Unthat mit einer ſchweren Krankheit. Der Held, ſonſt von Kraft und Geſundheit ſtrotzend, konnte das plötzliche Siechtum nicht ertragen. Er wandte ſich nach Delphi und hoffte bei dem pythiſchen Orakel Geneſung zu finden. Aber die Prieſterin verweigerte ihm, als einem Mörder, ihren Spruch. Da raubte er im Heldenzorn den Dreifuß, trug ihn hinaus aufs Feld und errichtete ein eigenes Orakel. Erboſt über dieſen kühnen Eingriff in ſeine Rechte, erſchien Apollo und forderte den Halbgott zum Kampfe heraus. Aber Zeus wollte auch diesmal kein Bruderblut fließen ſehen; er ſchlichtete den Kampf, indem er einen Donnerkeil zwiſchen die Streitenden warf. Jetzt erhielt endlich Herakles einen Orakelſpruch, welchem zufolge er von ſeinem Übel befreit werden ſollte, wenn er zu dreijährigem Knechtsdienſte verkauft würde, das Handgeld aber als Sühne dem Vater gebe, dem er den Sohn erſchlagen. Herakles, von Krankheit überwältigt, fügte ſich in dieſen harten Spruch. Er ſchiffte ſich mit einigen Freunden nach Aſien ein und wurde dort von einem derſelben mit ſeiner Einwilligung als Sklave verkauft an Omphäle, die Tochter des Jardänes, die Königin des damaligen Maeoniens, was ſpäter Lydien hieß. Den Kaufpreis brachte der Verkäufer, dem Orakel gemäß, dem Eury̆tus, und als dieſer das Geld zurückwies, übergab er es den Kindern des erſchlagenen Iphĭtus. Jetzt wurde Herakles wieder geſund. Im Vollgefühle der wieder gewonnenen Körperkraft zeigte er ſich anfangs auch als Sklave der Omphäle noch als Held und fuhr fort, in ſeinem Berufe als ein Wohlthäter der Menſchheit zu wirken. Er züchtigte alle Räuber, welche das Gebiet ſeiner Herrin und der Nachbarn beunruhigten. Die Cerkopen, die in der Gegend von Ephĕſus hauſten und durch Plünderung viel Schaden anrichteten, wurden von ihm teils erſchlagen, teils gebunden der Omphäle überliefert. Den König Syleus in Aulis, einen Sohn des Poſeidon, der die Reiſenden auffing und ſie zwang, ihm die Weinberge zu hacken, erſchlug er mit dem Spaten und grub ſeine Weinſtöcke mit den Wurzeln aus. Den Itonen, die wiederholt ins Land der Omphäle einfielen, zerſtörte er ihre Stadt von Grund aus und machte ſämtliche Einwohner zu Sklaven. In Lydien trieb damals Lytierſes, ein unechter Sohn des Midas, ſein Weſen. Er war ein reichbegüterter Mann und lud alle Fremde, die bei ſeinem Sitze vorüber reiſten, höflich zu Gaſte. Nach dem Mahle zwang er ſie, mit ihm in ſeine Ernte zu gehen, und des Abends ſchlug er ihnen die Köpfe ab. Auch dieſen Tyrannen brachte Herakles um und warf ihn in den Fluß Mäander. Einmal fuhr er auf einem dieſer Züge an der Inſel Doliche an und ſah hier einen Leichnam, von den Wellen herangeſpült, am Geſtade liegen. Es war die Leiche des unglücklichen Ikärus, der mit den wachsgefügten Flügeln ſeines Vaters auf der Flucht aus dem Labyrinthe zu Kreta der Sonne zu nahe gekommen und in das Meer gefallen war. Mitleidig begrub Herakles den Verunglückten und gab der Inſel, ihm zu Ehren, den Namen Ikaria. Für dieſen Dienſt errichtete der Vater des Ikarus, der kunſtreiche Dädalus, das wohlgetroffene Bildnis des Herakles zu Piſa. Der Held ſelbſt aber, als er einſt dorthin kam, hielt das Bild, von der Dunkelheit der Nacht getäuſcht, für belebt. Seine eigene Heldengebärde erſchien ihm als das Drohen eines Feindes, er griff zu einem Steine und zerſchmetterte ſo das ſchöne Denkmal, das ſeiner Barmherzigkeit vom Freunde geſetzt worden war. In die Zeit ſeiner Knechtſchaft bei Omphäle fiel auch die Teilnahme des Helden an der Jagd des kalydoniſchen Ebers.

Omphäle bewunderte die Tapferkeit ihres Knechts und mochte wohl ahnen, daß ein herrlicher, weltberühmter Held ihr Sklave ſei. Nachdem ſie erfahren, daß er Herakles, der große Sohn des Zeus, ſei, gab ſie ihm nicht nur in Anerkenntnis ſeiner Verdienſte die Freiheit wieder, ſondern ſie vermählte ſich auch mit ihm. Aber Herakles vergaß hier im üppigen Leben des Morgenlandes der Lehren, die ihm die Tugend am Scheidewege ſeines Jugendlebens gegeben, er verſank in weibiſche Wolluſt. Dadurch geriet er bei ſeiner Gemahlin Omphäle ſelbſt in Verachtung; ſie kleidete ſich in die Löwenhaut des Helden, ihm ſelbſt aber ließ ſie weichliche lydiſche Weiberkleider anlegen und brachte ihn in ſeiner blinden Liebe ſo weit, daß er, zu ihren Füßen ſitzend, Wolle ſpann. Der Nacken, dem einſt bei Atlas der Himmel eine leichte Laſt geweſen war, trug jetzt ein goldenes Weiberhalsband, die nervigen Heldenarme umſpannten Armbänder, mit Juwelen beſetzt, ſein Haar quoll ungeſchoren unter einer Mitra hervor, langes Frauengewand wallte über die Heldenglieder herab. So ſaß er, den Wocken vor ſich, unter andern joniſchen Mägden, ſpann mit ſeinen knochigen Fingern den dicken Faden ab und fürchtete das Schelten ſeiner Herrin, wenn er ſein Tagewerk nicht vollſtändig geliefert. War ſie aber guter Laune, ſo mußte der Mann in Weibertracht ihr und ihren Frauen die Thaten ſeiner Heldenjugend erzählen; wie er die Schlangen mit der Knabenhand erdrückt, wie den Rieſen Gery̆ŏnes als Jüngling erlegt, wie der Hyder den unſterblichen Kopf abgeſchlagen, wie den Höllenhund aus dem Rachen des Hades heraufgezogen. An dieſen Thaten ergötzten ſich dann die Weiber, wie man an Ammenmärchen ſeine Freude hat.

Endlich, als ſeine Dienſtjahre bei Omphäle vorüber waren, ermachte Herakles aus ſeiner Verblendung. Mit Abſcheu ſchüttelte er die Weiberkleider ab, und es koſtete ihn nur das Wollen eines Augenblicks, ſo war er wieder der krafterfüllte Zeusſohn, voll von Heldenentſchlüſſen. Der Freiheit zurückgegeben, beſchloß er, zu allererſt an ſeinen Feinden Rache zu nehmen.

Die ſpäteren Heldenthaten des Herakles. Vor allen Dingen machte er ſich auf den Weg, den gewaltthätigen und eigenmächtigen König Laomĕdon, den Erbauer und Beherrſcher Trojas, zu züchtigen. Denn als Herakles, von dem Amazonenkampfe zurückkehrend, die von dem Drachen bedrohte Tochter dieſes Fürſten, Heſiŏne, befreit hatte, hielt ihm der wortbrüchige Laomĕdon den verſprochenen Lohn, die ſchnellen Arespferde zurück und hieß ihn ſcheltend weiterziehen. Jetzt nahm Herakles nicht mehr als ſechs Schiffe und nur eine geringe Menge Kriegsvolks mit ſich. Aber unter dieſen waren die erſten Helden Griechenlands, Peleus, Oïkleus, Telămon. Zu dem letztern war Herakles, in ſeine Löwenhaut gekleidet, gekommen und hatte ihn eben beim Schmauſe getroffen. Telămon erhob ſich vom Tiſche und reichte dem willkommenen Gaſte eine goldne Schale voll Weins, hieß ihn ſitzen und trinken. Freudig bewegt von ſolcher Gaſtfreundſchaft, hub Herakles die Hände gen Himmel und betete: „Vater Zeus, wenn du je meine Bitten gnädig erhört haſt, ſo flehe ich jetzt zu dir, daß du dem kinderloſen Telămon hier einen kühnen Sohn zum Erben verleihen mögeſt, ſo unverwundbar, wie ich es in dieſer Haut des nemeiſchen Löwen bin. Hoher Mut ſoll ihm immer zur Seite ſein!" Kaum hatte Herakles das Wort geredet, ſo ſandte ihm der Gott den König der Vögel, einen mächtigen Adler. Dem Herakles lachte darüber das Herz im Leibe; wie ein Wahrſager rief er begeiſtert aus: „Ja, Telămon, du wirſt den Sohn haben, den du begehrſt; herrlich wird er werden, wie dieſer gebieteriſche Adler, und Ajax ſoll ſein Name ſein, weithin gewaltig im Werke des Kriegsgotts." So ſprach er und ſetzte ſich wieder nieder zum Schmauſe; dann zogen ſie, Telămon und Herakles, vereint mit den andern Helden, in den Krieg gegen Troja. Als ſie dort ans Land geſtiegen, übertrug Herakles die Wache bei den Schiffen dem Oïkleus, er ſelbſt mit den übrigen Helden rückte gegen die Stadt vor. Inzwiſchen hatte Laomĕdon mit eilig zuſammengerafftem Volke die Schiffe der Heroen überfallen und den Oïkleus im Kampfe getötet; aber als er ſich wieder entfernen wollte, wurde er von den Gefährten des Herakles umringt. Die Belagerung wurde unterdeſſen ſcharf betrieben; Telămon durchbrach die Mauer und war der erſte, der in die Stadt eindrang. Erſt hinter ihm kam Herakles. Es war das erſtemal in ſeinem Leben, daß der Held ſich in Tapferkeit von einem andern übertroffen ſah; die ſchwarze Eiferſucht bemächtigte ſich ſeines Geiſtes, und ein böſer Gedanke ſtieg in ſeinem Herzen auf; er zückte das Schwert und war im Begriffe, den vor ihm herſchreitenden Telămon niederzuhauen. Dieſer blickte um ſich und erriet das Vorhaben des Herakles an ſeiner Gebärde. Schnell beſonnen, las er die nächſt gelegenen Steine zuſammen, und auf des Nebenbuhlers Frage, was er hier mache, erwiderte er: „Ich baue Herakles, dem Sieger, einen Altar!" Dieſe Antwort entwaffnete den eiferſüchtigen Zorn des Helden. Sie kämpften wieder gemeinſam, und Herakles erlegte mit ſeinen Pfeilen den Laomĕdon ſamt allen ſeinen Söhnen, nur einen ausgenommen. Als die Stadt erobert war, ſchenkte er Laomĕdons Tochter Heſiŏne ſeinem Freunde Telămon als Siegesbeute. Zugleich gab er ihr die Erlaubnis, nach eigener Wahl einen der Gefangenen in Freiheit zu ſetzen. Sie wählte ihren Bruder Podarkes. „Es iſt recht, er ſei dein," ſagte Herakles, „aber er muß vorher die Schmach erlitten haben und Knecht geweſen ſein: dann magſt du ihn um den Preis, den du für ihn geben willſt, hinnehmen!" Als der Knabe nun wirklich zum Sklaven verkauft war, riß Heſiŏne ihren königlichen Schmuck vom Haupte und gab ihn als Löſegeld für den Bruder hin; daher trug dieſer den Namen Priamus (der Losgekaufte) davon. Von ihm wird die Sage vieles zu erzählen haben.

Hera gönnte dem Halbgotte dieſen Triumph nicht. Auf der Heimfahrt von Troja begriffen, wurde er durch ihre Schickung von ſchweren Ungewittern überfallen, bis der ergrimmte Zeus ihrem Schalten Einhalt that. Nach mancherlei Abenteuern beſchloß der Held eine zweite Rache am König Augias zu nehmen, der ihm auch einſt den verſprochenen Lohn vorenthalten hatte; er bewältigte ſeine Stadt Elis und tötete ihn mit ſamt ſeinen Söhnen. Dem Phyleus aber, der wegen ſeiner Freundſchaft für Herakles vertrieben worden war, übergab er das Königreich Elis. Nach dieſem Siege ſetzte Herakles die olympiſchen Spiele ein und weihte ihrem erſten Stifter, Pelops, einen Altar, auch den zwölf Göttern Altäre, je zweien einen. Damals ſoll ſelbſt Zeus in Menſchengeſtalt mit Herakles gerungen und, überwunden, ſeinem Sohn zur Götterſtärke Glück gewünſcht haben. Dann zog Herakles gegen Pylus und den König Neleus, der ihm einſt die Entſündigung verweigert hatte; er überfiel ſeine Stadt und machte ihn mit zehn ſeiner Söhne nieder. Nur der junge Neſtor, der in der Ferne bei den Gereniern erzogen wurde, blieb verſchont. In dieſer Schlacht verwundete Herakles ſelbſt den Gott der Unterwelt, den Hades, der den Pyliern zu Hilfe gekommen war.

Noch war Hippokŏon von Sparta übrig zu beſtrafen, der zweite König, der ſich nach Ermordung des Iphĭtus der Reinigung des Mörders entzogen hatte. Auch die Söhne dieſes Königs hatten den Haß des Helden aufs neue ſich zugezogen. Als er nämlich mit Ŏonus, ſeinem Vetter und Freunde, nach Sparta gekommen war, fiel jenen, der den Palaſt des Hippokŏon betrachtete, ein großer moloſſiſcher Schäferhund an. Ŏonus begrüßte ihn mit einem Steinwurfe. Da rannten die Söhne des Königs hervor und erſchlugen den Fremdling mit Knüppeln. Um nun auch ſeines Freundes Tod zu rächen, verſammelte Herakles ein Heer gegen Sparta; auf dem Marſche durch Arkadien lud er auch den König Cepheus mit ſeinen zwanzig Söhnen zum Kampfe ein. Dieſer fürchtete jedoch einen Einfall von ſeinen Nachbarn, den Argivern, und lehnte es anfangs ab, mitzuziehen. Aber Herakles hatte von Athene in einer ehernen Urne eine Locke des Meduſenhaupts erhalten. Dieſe übergab er der Tochter des Cepheus, Sterŏpe, und ſprach: „Wenn das Heer der Argiver anrückt, ſo darfſt du nur dieſe Locke, ohne auf ſie hinzublicken, dreimal über die Stadtmauern emporhalten: dann werden eure Feinde die Flucht ergreifen!" Als Cepheus ſolches hörte, ließ er ſich bewegen, mit allen ſeinen Söhnen auszuziehen. Die Argiver wurden auch glücklich von ſeiner Tochter abgetrieben; ihm ſelbſt aber ſchlug der Feldzug zum Unheil aus: er wurde mit allen ſeinen Söhnen erſchlagen und außer dieſen auch der Bruder des Herakles, Iphĭklus. Herakles ſelbſt aber eroberte Sparta, und nachdem er den Hippokŏon und ſeine Söhne getötet, führte er den Tyndareus, den Vater der Dioskuren Caſtor und Pollux, zurück und ſetzte ihn wieder auf den Thron, behielt ſich aber das eroberte Reich, das er ihm übergab, für ſeine Nachkommen vor.

Herakles und Deïanira. Nachdem der Heros noch mancherlei Thaten im Peloponnes verrichtet, kam er nach Ătolien und Kalydon zum Könige Ŏneus, der eine wunderſchöne Tochter, Deïanira mit Namen, hatte. Dieſe erlitt mehr als irgend ein anderes Ătolerweib bittere Not durch eine ſehr läſtige Brautbewerbung. Sie lebte anfangs zu Pleuron, einer andern Hauptſtadt ihres väterlichen Reichs. Dort hatte ſich ein Fluß, Achelous genannt, als Freier eingefunden, und, in drei Geſtalten verwandelt, erbat er ſie von ihrem Vater. Das eine Mal kam er in einen leibhaftigen Stier verzaubert, das andre Mal als ſchillernder gewundener Drache, endlich zwar in Menſchengeſtalt, aber mit einem Stierhaupte, dem vom zottigen Kinne hernieder friſche Quellbäche strömten. Deïanira konnte einem ſo entſetzlichen Freier nicht ohne tiefe Bekümmernis entgegenſehen; ſie flehte zu den Göttern inbrünſtig um ihren Tod. Lange hatte ſie dem Bewerber widerſtrebt, aber dieſer wurde immer dringender, und ihr Vater zeigte ſich nicht abgeneigt, ſie dem Stromgotte von uraltem Götteradel zu überlaſſen. Da erſchien, wenn auch ſpät, doch immer noch zu rechter Zeit, als zweiter Freier Herakles, dem ſein Freund Meleager von der hohen Schönheit dieſer Königstochter erzählt hatte. Er kam mit der Vorahnung, daß er die liebliche Jungfrau nicht ohne heißen Kampf gewinnen würde: daher war er ſtreitbar ausgerüſtet, wie wenn er ſonſt in Fehden zog. Während er auf den Palaſt zuwandelte, flatterte ihm die Löwenhaut im Winde vom Rücken, ſein Köcher hallte von Wurfpfeilen, und er ſchwang in der Luft prüfend die Keule. Als der gehörnte Stromgott ihn kommen ſah, quollen die Adern ſeines Stierhauptes auf, und er verſuchte ſein Horn im Stoße. Der König Ŏneus, wie er beide ſo kampfluſtig und furchtbar mit ihrer Werbung vor ſich ſtehen ſah, wollte keinen der mächtigen Liebhaber durch eine abſchlägige Antwort beleidigen und verſprach ſeine Tochter demjenigen zum Weibe zu geben, der den andern im Kampfe überwinden würde.

Bald begann auch vor den Augen des Königs, der Königin und ihrer Tochter Deïanira der wütende Zweikampf. Von der Fauſt des Herakles, von ſeinem Bogen klang es, aber mitten durch Streich und Schuß fuhr, lange unverwundet, das gewaltige Stierhaupt des Stromgottes und ſuchte den Gegner mit den tödlichen Stößen ſeiner Hörner auf. Endlich wurde das Gefecht zum Ringkampfe, Arm verſchlang ſich mit Arm, Fuß in Fuß, der Schweiß ſtrömte den Ringern von Haupt und Gliedern, beide ſtöhnten laut unter übermenſchlicher Anſtrengung. Zuletzt bekam der Sohn des Zeus die Oberhand und warf den ſtarken Flußgott zu Boden. Dieſer verwandelte ſich ſofort in eine Schlange; aber Herakles, der mit Schlangen längſt zu hantieren verſtand, faßte ſie und hätte ſie erdrückt, wenn nicht Achelous plötzlich zu einer andern Verwandlung ſchreitend die Geſtalt eines Stieres angenommen hätte. Doch Herakles ließ ſich nicht irre machen, er ergriff das Untier an einem Horne und ſtürzte es mit ſolcher Macht zur Erde, daß das ergriffene Horn abbrach. Nun erkannte ſich der Stromgott für überwunden und überließ dem Sieger die Braut. Achelous, der vor Zeiten von der Nymphe Amalthēa das Horn des Überfluſſes, mit Obſt aller Art, Granatäpfeln und Trauben angefüllt, erhalten hatte, tauſchte gegen dieſes Horn das eigene, das ihm Herakles abgebrochen hatte, wieder ein.

Die Vermählung des Helden brachte in ſeiner Lebensweiſe keine Veränderung hervor; er eilte, wie zuvor, von Abenteuer zu Abenteuer, und als er wieder bei ſeiner Gattin und ihrem Vater zu Hauſe war, nötigte ihn der unvorſätzliche Totſchlag eines Knaben, der ihm bei der Mahlzeit das Waſſer zum Händewaſchen reichen ſollte, abermals zur Flucht, auf welcher ihn ſeine junge Gemahlin und ſein kleiner Sohn Hyllus, den ſie ihm geboren hatte, begleitete.

Herakles und Neſſus. Die Reiſe ging nach Trachis zu dem Freunde des Helden, Ceyx. Es war die verhängnisvollſte, die Herakles je unternommen hatte. Als er nämlich am Fluſſe Evēnus angelangt war, fand er dort den Centauren Neſſus, der für Lohn die Reiſenden auf ſeinen Händen über den Fluß zu ſetzen pflegte und dieſes Vorrecht von den Göttern ſeiner Ehrlichkeit wegen erhalten zu haben behauptete. Herakles ſelbſt bedurfte nun freilich ſeiner nicht; er durchſchritt den Fluß mit mächtigen Schritten, ohne fremde Beihilfe. Deïaniren aber überließ er zum Hinüberſchaffen dem Neſſus, der ihn um den gewohnten Lohn anſprach; der Centaur nahm die Gemahlin des Herakles auf die Schulter und trug ſie rüſtig durch das Waſſer. Mitten in der Furt aber, durch die Schönheit des Weibes bethört, wagte er es, ſie mit ſchnöder Hand anzurühren. Herakles, der am Ufer war, hörte den Hilferuf ſeiner Frau und wendete ſich ſchnell um. Als er ſie in der Gewalt des rauhbehaarten Halbmenſchen ſah, beſann er ſich nicht lange, holte aus ſeinem Köcher einen beflügelten Pfeil hervor und ſchoß den Neſſus, der mit ſeiner Beute eben ans Ufer emporſtieg, durch den Rücken, ſo daß das Geſchoß zur Bruſt wieder herausging. Deïanira hatte ſich den Armen des zu Boden Sinkenden entwunden und wollte ihrem Gatten zueilen, als der Sterbende, der noch im Tode auf Rache ſann, ſie zurückrief und die trügeriſchen Worte ſprach: „Höre mich, Tochter des Öneus! Weil du die letzte biſt, die ich getragen habe, ſo ſollſt du auch noch einen Vorteil von meinem Dienſte haben, wenn du mir folgen willſt! Faſſe das friſche Blut auf, das mir aus der Todeswunde quoll, und jetzt da, wo der Pfeil, vom Geifer der lernäiſchen Schlange vergiftet, mir im Leibe ſteckt, ganz verdickt und leicht zu ſammeln ringsum ſteht, ſo wird es dir zu einem Zauber für das Gemüt deines Gatten dienen; färbſt du damit ſein Unterkleid, ſo wird er niemals ein anderes Weib, das ihm je vorkommt, mehr lieben, denn dich!“ Nachdem er Deïaniren dieſes tückiſche Vermächtnis hinterlaſſen, verſchied er augenblicklich an der vergifteten Wunde. Deïanira, obgleich an der Liebe ihres Gatten nicht zweifelnd, that doch nach ſeiner Vorſchrift, ſammelte das verdickte Blut in ein Gefäß, das ſie bei der Hand hatte, und bewahrte es ohne Wiſſen des Herakles auf, der zu ferne ſtand, um zu ſehen, was ſie that. Beide kamen darauf nach einigen anderen Abenteuern miteinander glücklich zu Ceyx, dem Könige von Trachis, und ließen ſich mit ihren Begleitern aus Arkadien, die dem Herakles überall hin folgten, dort häuslich nieder.

Herakles, Jöle und Deïanira. Sein Ende. Die letzte Fehde, die Herakles beſtand, war ſein Feldzug gegen Eurÿtus, den König von Öchalia, gegen welchen er einen alten Groll hegte, weil derſelbe ihm ſeine Tochter Jöle verweigert hatte. Er ſammelte ein großes Heer von Griechen und zog nach Euböa, den Eurÿtus und ſeine Söhne in ihrer Stadt Öchalia zu belagern. Der Sieg folgte ihm; die hohe Burg wurde in den Staub geworfen, der König mit ſeinen drei Söhnen erſchlagen, die Stadt vertilgt. Jöle, noch immer jung und ſchön, wurde die Gefangene des Herakles.

Derweil hatte Deïanira in Sorgen zuhauſe auf Nachricht von ihrem Gatten geharrt. Endlich jauchzte im Palaſte Freudengeſchrei empor. Ein Bote kam herangeſprengt: „Dein Gemahl, o Fürſtin, lebt,“ — ſo meldete er der ängſtlich auf ſeine Botſchaft Horchenden — „naht in Siegesruhm und führt jetzt eben die Erſtlinge des Kampfes den heimatlichen Göttern zu. Sein Diener Lichas, den er hinter mir her geſendet hat, verkündet auf offener Wieſe dem Volke den Sieg. Seine eigene Ankunft verzögert ſich nur dadurch, daß er auf Euböas Vorgebirge Cenäum dem Zeus das ſchuldige Dankopfer darzubringen ſich anſchickt.“ Bald erſchien der Abgeordnete des Helden, Lichas und in ſeinem Geleite die Gefangenen. „Heil dir, Gemahlin meines Herrn,“ ſprach er zu Deïanira, „die Himmliſchen lieben den Frevel nicht: Herakles gerechte Sache iſt geſegnet worden; die üppigen Prahler mit ihrem verruchten Munde ſind alle in den Hades hinabgeeilt, die Stadt iſt in Knechtſchaft. Doch der Gefangenen, die wir hier bringen, ſollſt du ſchonen, läßt dein Gemahl dir ſagen, vor allem der unglücklichen Jungfrau, die ſich vor deine Füße wirft.“ Deïanira heftete einen Blick voll tiefen Mitleids auf das ſchöne, jugendliche Mädchen, das von Geſtalt und Auge lieblich glänzte, erhob ſie vom Boden und ſprach: „Ja, ihr Lieben, herbes Mitgefühl hat mich erfaßt, ſo oft ich Unglückſelige heimatlos durch fremde Landſchaften herumgeſchleppt und Freigeborne Sklavenlos dulden ſah. Zeus Überwinder, mögeſt du nie deinen Arm ſo gegen mein Haus erheben! Aber wer biſt du, jammervolles Mägdlein? Du ſcheinſt unvermählt und von hohem Stamme! Sage mir, Lichas, wer ſind die Eltern dieſer Jungfrau?“ — „Wie weiß ich das? Weswegen fragſt du dies?“ antwortete der Abgeſandte mit verſtelltem Sinne und ſeine Miene verriet ein Geheimnis. „Sie iſt,“ fuhr er nach einigem Zögern fort, „gewiß aus keinem der niedrigſten Häuſer Öchalias.“ Das arme Mädchen ſelbſt nur ſeufzte und ſchwieg, ſo forſchte Deïanira auch nicht weiter, ſondern befahl, ſie in das Haus zu führen und dort auf das ſchonendſte zu behandeln. Während Lichas dieſem Befehl Folge leiſtete, trat der zuerſt angekommene Bote ſeiner Gebieterin näher, und ſobald er ſich unbelauſcht wußte, flüſterte er ihr die Worte zu: „Traue dem Abgeſandten deines Gemahls nicht, Deïanira. Er verbirgt dir die Wahrheit. Aus ſeinem eigenen Munde habe ich mitten auf dem Marktplatze von Trachis, in vieler Zeugen Gegenwart gehört, daß dein Gatte Herakles ganz allein um dieſer Jungfrau willen die hohe Burg Öchalias niedergeworfen hat. Es iſt Jöle, die Tochter des Eurÿtus, die du aufgenommen haſt, von deren Liebe Herakles entbrannt war, ehe er dich kennen gelernt hat. Nicht als deine Sklavin, ſondern als deine Nebenbuhlerin, als Nebenweib iſt ſie in dein Haus gekommen.“ Über dieſe Mitteilung brach Deïanira in laute Wehklagen aus. Doch faßte ſie ſich bald wieder und rief den Diener ihres Gatten, Lichas, ſelbſt herbei. Dieſer ſchwur anfangs beim höchſten Zeus, daß er ihr die Wahrheit geſagt habe und ihm unbewußt ſei, wer die Eltern der Jungfrau wären. Lange beharrte er bei dieſer Lüge. Deïanira aber beſchwor ihn, des höchſten Zeus nicht länger zu ſpotten. „Wäre es auch möglich, daß ich meinem Gatten ſeiner Untreue wegen abhold würde,“ ſagte ſie zu ihm weinend, „ſo bin ich nicht ſo unedler Geſinnung, daß ich dieſer Jungfrau zürne, die mir nie einen Schimpf angethan hat. Nur mit Mitleiden ſchaue ich ſie an; denn ihr hat die Schönheit all ihr Lebensglück zertrümmert, ja ihr ganzes Geburtsland in Knechtſchaft geſtürzt!“ Als Lichas ſie ſo menſchlich reden hörte, geſtand er alles. Hierauf entließ ihn Deïanira ohne Vorwurf und befahl ihm nur ſo lange zu warten, bis ſie für die reiche Schar von Gefangenen, die der Gemahl ihr zugeſendet und zur Verfügung geſtellt hatte, dieſem eine Gegengabe gerüſtet hätte.

Fern vom Feuer, unberührt vom Strahle des Lichtes, hatte Deïanira, der Vorſchrift des tückiſchen Centauren gemäß, die Salbe, die ſie vom giftigen Blute ſeiner Pfeilwunde geſammelt, am verborgenen Orte bewahrt. An dieſes Zaubermittel, das ſie, unerfahren in den Ränken, welche die Rache ſpinnt, für ganz unſchädlich hielt, und das ihr nur das Herz und die Treue des Gatten wieder gewinnen ſollte, dachte nun die bedrängte Fürſtin zum erſtenmale wieder, ſeit ſie es ſorgſam verhüllt im Schranke geborgen. Jetzt galt es zu handeln. Sie ſchlich ſich daher in das Gemach, und färbte mit einer Flocke von weißem Lämmervließe, welche ſie mit der Salbe getränkt hatte, im Verborgenen ein köſtliches Unterkleid, das für Herakles beſtimmt war. Sorgfältig hütete ſie während dieſer Arbeit Flocke und Gewand vor dem Sonnenſtrahl und ſchloß das blutrot gefärbte Kleid, ſchön zuſammengefaltet, in ein Käſtchen ein. Als dies geſchehen war, warf ſie die Wolle, die zu nichts mehr dienlich, auf die Erde, ging und überreichte dem herbeigerufenen Lichas das für ihren Gatten beſtimmte Geſchenk. „Bring meinem Gemahl,“ ſprach ſie, „dieſes ſchöngewobene Leibgewand, meiner eigenen Hände Werk. Kein andrer ſoll es tragen, als er ſelbſt; auch ſoll er das Kleid nicht dem Feuerherde oder dem Sonnenglanz ausſetzen, bevor er es, am feierlichen Opfertage damit geſchmückt, den Göttern gezeigt hat. Denn dieſes Gelübde habe ich gethan, wenn ich ihn je ſiegreich zurückkehren ſehen würde. Daß du ihm wirklich meine Botſchaft bringſt, ſoll er an dieſem Siegelringe erkennen, den ich dir anvertraue.“ Lichas verſprach alles auszurichten, wie die Herrin befohlen; er verweilte keinen Augenblick länger im Palaſt, ſondern eilte mit der Gabe nach Euböa, um den opfernden Herrn nicht länger ohne Kunde von der Heimat zu laſſen. Einige Tage vergingen und der älteſte Sohn des Herakles und der Deïanira, Hyllus, war ſeinem Vater entgegengeeilt, um ihm die Ungeduld der harrenden Mutter zu ſchildern und ihn zu beſchleunigter Heimkehr zu bewegen. Inzwiſchen hatte Deïanira zufällig das Gemach wieder betreten, wo das Zaubergewand von ihr gefärbt worden war. Sie fand die Wollenflocke auf dem Boden liegen, wie ſie dieſelbe unachtſam hingeworfen, dem Sonnenſtrahl ausgeſetzt und von ihm durchwärmt. Ihr Anblick aber entſetzte ſie; denn die Wolle war wie zu Staub oder Sägſpänen zuſammen geſchwunden, und aus den Überbleibſeln ziſchte ein blaſenvoller, giftiger Schaum auf. Eine dunkle Ahnung ergriff die jammervolle Frau, daß ſie unglückſeliges begangen habe, und in entſetzlicher Unruhe durchirrte ſie ſeit dieſem Augenblicke den Palaſt.

Endlich kam Hyllus zurück, aber ohne den Vater. „O Mutter,“ rief er ihr mit Abſcheu zu, „ich wollte, du hätteſt nie gelebt, oder du wäreſt nie meine Mutter geweſen, oder die Götter hätten dir eine andere Sinnesart gegeben!“ So unruhig die Fürſtin ſchon vorher war, ſo erſchrak ſie doch noch mehr bei dieſen Worten ihres Sohnes. „Kind,“ erwiderte ſie ihm, „was iſt denn ſo Gehäſſiges an mir?“ „Ich komme vom Vorgebirge Cenäum, Mutter,“ entgegnete ihr der Sohn mit lautem Schluchzen, „Du biſt es, die mir den Vater dahingewürgt!“ Deïanira wurde totenbleich, doch raffte ſie ſich zuſammen und ſprach: „Von wem weißt du ſolches, mein Sohn, wer darf mich ſo entſetzlicher Unthat zeihen?“ — „Kein fremder Mund hat mich belehrt,“ fuhr der Jüngling fort, „mit eigenen Augen habe ich mich von dem Jammerloſe des Vaters überzeugt. Ich traf ihn auf dem Vorgebirge Cenäum, wo er eben dem Überwinder Zeus auf vielen Dankaltären zugleich Brandopfer ſchlachten wollte. Da erſchien der Herold Lichas, ſein Diener, mit deiner Gabe, deinem verfluchten, mörderiſchen Gewande. Deinem Auftrage folgend, legte der Vater das Unterkleid ſogleich an, und damit geſchmückt, begann er die Opferung zwölf ſtattlicher Stiere. Anfangs betete der Unglückſelige, deines ſchönen Schmuckes froh, voll Heiterkeit. Plötzlich aber, als die Opferglut ſchon gen Himmel flammte, durchbrach ein heftiger Schweiß ſeine Haut, das Gewand ſchien, wie vom Schmied angelötet, an ſeinen Seiten zu kleben, und eine Zuckung fuhr durch ſein ganzes Gebein. Als fräße eine Natter an ſeinem Leibe, ſchrie der Gequälte brüllend nach Lichas, dem unſchuldigen Überbringer deines giftigen Gewandes; dieſer kam und wiederholte unbefangen deinen Auftrag; der Vater aber ergriff ihn am Fuße und warf ihn an die Felſen des Meeres, daß er zerſchmettert in der aufſpritzenden Flut unterſank. Das ganze Volk jammerte bei dieſer That des Wahnſinns auf, und niemand wagte ſich dem raſenden Helden zu nähern. Dieſer wälzte ſich bald auf dem Boden, bald ſprang er heulend wieder auf, daß rings Fels und Waldgebirge wiederhallten. Er verfluchte dich und euren Ehebund, der ihm zur Todesqual geworden. Endlich kehrte er ſich zu mir und rief: „Söhnlein, wenn du Mitleid mit deinem Vater empfindeſt, ſo ſchiffe mit mir ohne Zögerung fort, daß ich nicht im fremden Lande ſterbe!" Auf dieſes Verlangen legten wir den Armen in das Schiff, und unter Zuckungen brüllend, iſt er hier angelangt, und bald wirſt du ihn lebendig oder tot vor dir ſehen. Das alles iſt dein Werk, Mutter. Den allerbeſten Helden haſt du jämmerlich dahingemordet!"

Deïanira, ohne ſich auf dieſe ſchreckliche Rede zu rechtfertigen, verließ ihren Sohn Hyllus in ſchweigender Verzweiflung. Das Hausgeſinde, dem ſie ihr Geheimnis, den Gatten ſich durch Neſſus Zauberſalbe treu zu erhalten, früher anvertraut hatte, belehrte den Knaben, daß ſein Jähzorn der Mutter Unrecht gethan. Er eilte der Unglücklichen nach, aber er kam zu ſpät. Sie lag im Schlafgemach tot auf dem Lager ihres Gatten ausgeſtreckt, die Bruſt mit einem zweiſchneidigen Schwerte durchbohrt. Der Sohn umarmte jammernd die Leiche, und ſtreckte ſich dann zu ihrer Seite hin, ſeine Unbedachtſamkeit beſeufzend. Die Ankunft des Vaters im Palaſte ſtörte ihn aus dieſer kläglichen Ruhe auf. „Sohn," rief dieſer, „Sohn, wo biſt du? Zieh doch das Schwert gegen deinen Vater, durchhaue mir den Nacken, und heile ſo die Wut, in welche deine gottloſe Mutter mich verſetzt hat! Zage nicht, ſei mitleidig mit mir, mit einem Helden, der, wie ein Mägdlein, in Thränen ſchluchzen muß!" Dann wandte er ſich verzweiflungsvoll an die Umſtehenden, ſtreckte ſeine Arme aus, und rief: „Kennet ihr dieſe Glieder, denen das Mark entſaugt iſt, noch? Es ſind dieſelben, die den Schrecken der Hirten, den nemeiſchen Löwen gebändigt, die den Drachen von Lerna erwürgt, die den erymanthiſchen Eber erlegen halfen, die den Cerberus aus der Hölle heraufgetragen! Kein Speer, kein wildes Tier des Waldes, kein Gigantenheer hat mich überwältigt; die Hand eines Weibes hat mich vertilgt! Darum, Sohn, töte mich und ſtrafe deine Mutter!"

Als aber Herakles aus dem Munde ſeines Sohnes Hyllus unter heiligen Beteuerungen erfuhr, daß ſeine Mutter die unfreiwillige Urſache ſeines Unglücks geweſen, und ihre Unbedachtſamkeit mit dem Selbſtmorde gebüßt habe, wandte ſich auch ſein Sinn vom Zorn zur Wehmut. Er verlobte ſeinen Sohn Hyllus mit der gefangenen Jungfrau Jöle, die ihm ſelbſt ſo lieb geweſen war, und da ein Orakel von Delphi gekommen, daß er auf dem Berge Öta, der zum Gebiete von Trachis gehörte, ſein Leben beſchließen müſſe, ſo ließ er ſich, ſeinen Qualen zum Trotz, auf den Gipfel dieſes Berges tragen. Hier ward auf ſeinen Befehl ein Scheiterhaufen errichtet, auf welchem der kranke Held ſeinen Platz nahm. Und nun befahl er den Seinigen, den Holzſtoß von unten anzuzünden. Aber niemand wollte ihm den traurigen Liebesdienſt erweiſen. Endlich entſchloß ſich, auf die eindringliche Bitte des von Schmerzen bis zur Verzweiflung gequälten Helden, ſein Freund Philoktetes, ihm den Willen zu thun. Zum Danke für dieſe Bereitwilligkeit reichte Herakles ihm ſeine unüberwindlichen Pfeile, nebſt dem ſiegreichen Bogen. Sobald der Scheiterhaufen angezündet war, ſchlugen Blitze vom Himmel darein und beſchleunigten die Flammen. Dann ſenkte ſich eine Wolke herab auf den Holzſtoß, und trug den Unſterblichen unter Donnerſchlägen zum Olymp empor. Als nun, da der Scheiterhaufen ſchnell zu Aſche verbrannt war, Joläus und die andern Freunde der Brandſtätte ſich näherten, die Überbleibſel des Helden zuſammenzuleſen, fanden ſie kein einziges Gebein mehr. Sie konnten auch nicht länger zweifeln, daß Herakles, dem alten Götterſpruche zufolge, aus dem Kreiſe der Menſchen in den der Himmliſchen verſetzt worden ſei, brachten ihm ein Totenopfer als einem Heros, und weihten ihn ſo zu einer allmählich von ganz Griechenland verehrten Gottheit ein. Im Himmel empfing den vergötterten Herakles ſeine Freundin Athene und führte ihn in den Kreis der Unſterblichen. Hera ſelbſt verſöhnte ſich mit ihm, nachdem er ſein ſterbliches Geſchick vollendet. Sie gab ihm ihre Tochter Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, zur Gemahlin, und dieſe gebar ihm droben im Olymp unſterbliche Kinder.

Fünftes Buch.

Bellerophontes. – Theſeus.

Des Helden Geburt und Jugend. – Seine Wanderung zum Vater. – Theſeus in Athen. – Theſeus bei Minos. – Theſeus als König. – Der Amazonenkrieg. – Theſeus und Pirithous. Lapithen- und Centaurenkampf. – Theſeus und Phädra. – Theſeus auf Frauenraub. – Sein Ende.

Die Sage von Ödipus.

Geburt, Jugend, Flucht, Vatermord. – Ödipus in Theben, heiratet ſeine Mutter. – Die Entdeckung. – Jokaſte und Ödipus ſtrafen ſich. – Ödipus und Antigone. – Ödipus auf Kolonos. – Ödipus und Theſeus. – Ödipus und Kreon. – Ödipus und Polynices.

Bellerophontes. Siſÿphus, der Sohn des Äolus, der liſtigſte aller Sterblichen, baute und beherrſchte die herrliche Stadt Korinth auf der ſchmalen Erdzunge zwiſchen zwei Meeren und zwei Ländern. Für allerlei Betrug traf ihn in der Unterwelt die Strafe, daß er einen ſchweren Marmorſtein, mit Händen und Füßen angeſtemmt, von der Ebene eine Anhöhe hinaufwälzen mußte. Wenn er aber ſchon glaubte, ihn auf den Gipfel gedreht zu haben, ſo wandte ſich die Laſt um und der tückiſche Stein rollte wieder in die Tiefe hinunter. So mußte der gepeinigte Verbrecher von neuem und immer von neuem wieder das Felsſtück emporwälzen, daß der Angſtſchweiß von ſeinen Gliedern floß.

Sein Enkel war Bellerophontes, der Sohn des Korintherkönigs Glaukus. Wegen eines unvorſätzlichen Mordes flüchtig, wandte ſich der Jüngling nach Tiryns, wo der König Prötus regierte. Bei dieſem wurde er gütig aufgenommen und von ſeinem Morde gereinigt. Bellerophontes hatte von den Unſterblichen ſchöne Geſtalt und männliche Tugenden empfangen. Deswegen entbrannte die Gemahlin des Königs Prötus, Antēa, in unreiner Liebe zu ihm und wollte ihn zum Böſen verführen. Aber der edelgeſinnte Bellerophontes gehorchte ihr nicht. Da verwandelte ſich ihre Liebe in Haß: ſie ſann auf Lüge, ihn zu verderben, erſchien vor ihrem Gemahl und ſprach zu ihm: „Erſchlage den Bellerophontes, o Gemahl, wenn dich nicht ſelbſt unrühmlicher Tod treffen ſoll; denn der Treuloſe hat mir ſeine ſtrafbare Neigung bekannt und mich zur Untreue gegen dich verleiten wollen." Als der König ſolches vernommen, bemächtigte ſich ſeiner ein blinder Eifer. Weil er jedoch den verſtändigen Jüngling ſo lieb gehabt hatte, vermied er den Gedanken, ihn zu ermorden; denn er machte ihm Grauen. Aber dennoch ſann er auf ſein Verderben. Er ſchickte daher den Unſchuldigen zu ſeinem Schwiegervater Jobates, dem Könige von Lycien, und gab ihm ein zuſammengefaltetes Täfelchen mit, das er dem letzteren bei ſeiner Ankunft in Lycien, gleichſam als einen Empfehlungsbrief, vorweiſen ſollte; auf dieſes waren gewiſſe Zeichen eingeritzt, die den Wink enthielten, den Überbringer hinrichten zu laſſen. Arglos wandelte Bellerophontes dahin, aber die allwaltenden Götter nahmen ihn in ihren Schutz. Als er übers Meer nach Aſien gefahren, am ſchönen Strome Xanthus angekommen war und alſo Lycien erreicht hatte, trat er vor den König Jobates. Dieſer aber, ein gütiger, gaſtfreundlicher Fürſt nach der alten Sitte, nahm den edeln Fremdling auf, ohne zu fragen, wer er ſei, noch woher er komme. Seine würdige Geſtalt und ſein fürſtliches Benehmen genügten ihm zur Überzeugung, daß er keinen gemeinen Gaſt beherberge. Er ehrte den Jüngling auf jede Weiſe, gab ihm alle Tage ein neues Feſt und brachte den Göttern von Morgen zu Morgen ein neues Stieropfer. Neun Tage waren ſo vorübergegangen, und erſt als die zehnte Morgenröte am Himmel aufſtieg, fragte er den Gaſt nach ſeiner Herkunft und ſeinen Abſichten. Da ſagte ihm Bellerophontes, daß er von ſeinem Eidam Prötus komme und wies ihm als Beglaubigungsſchreiben das Täfelchen vor. Als der König Jobates den Sinn der mörderiſchen Zeichen erkannte, erſchrak er in tiefſter Seele; denn er hatte den edlen Jüngling ſehr lieb gewonnen. Doch mochte er nicht denken, daß ſein Schwiegerſohn ohne gewichtige Urſache die Todesſtrafe über den Unglücklichen verhänge; glaubte alſo, dieſer müſſe durchaus ein todeswürdiges Verbrechen verübt haben. Aber auch er konnte ſich nicht entſchließen, den Menſchen, der ſo lange ſein Gaſt geweſen war und durch ſein ganzes Benehmen ſich ſeine Zuneigung zu erwerben gewußt hatte, geradezu umzubringen. Er gedachte ihm deswegen nur Kämpfe aufzutragen, in denen er notwendig zu Grunde gehen müßte. Zuerſt ließ er ihn das Ungeheuer Chimära erlegen, das Lycien verwüſtete und das göttlicher, nicht menſchlicher Art emporgewachſen war. Der gräßliche Typhon hatte es mit der rieſigen Schlange Echidna gezeugt. Vorn war es ein Löwe, hinten ein Drache, in der Mitte eine Ziege, aus ſeinem Rachen ging Feuer und entſetzlicher Gluthauch. Die Götter ſelbſt trugen Mitleiden mit dem ſchuldloſen Jüngling, als ſie ſahen, welcher Gefahr er ausgeſetzt wurde. Sie ſchickten ihm auf ſeinem Wege zu dem Ungeheuer das unſterbliche Flügelroß Pegäſus, das Poſeidon mit der Meduſa gezeugt hatte. Wie konnte ihm aber dieſes helfen? Das göttliche Pferd hatte nie einen ſterblichen Reiter getragen. Es ließ ſich nicht einfangen und nicht zähmen. Müde von ſeinen vergeblichen Anſtrengungen war der Jüngling am Quell Pirene, wo er das Roß gefunden hatte, eingeſchlafen. Da erſchien ihm im Traume ſeine Beſchirmerin Athene; ſie ſtand vor ihm, einen köſtlichen Zaum mit goldenen Buckeln in der Hand und ſprach: „Was ſchläfſt du, Abkömmling des Äolus? Nimm dieſes roſſebändigende Werkzeug; opfre dem Poſeidon einen ſchönen

Stier und brauche des Zaums." So ſchien ſie dem Helden im Traume zuzuſprechen, ſchüttelte ihren dunklen Ägisſchild und verſchwand. Er aber erwachte aus dem Schlafe und faßte mit der Hand nach dem Zaume. Und, o Wunder, der Zaum, nach dem er im Traume gegriffen, — der Wachende hielt ihn wirklich und leibhaft in der Hand. Bellerophontes ſuchte den Seher Polyidus auf und erzählte ihm ſeinen Traum, ſo wie das Wunder, das ſich in demſelben zugetragen. Der Seher riet ihm, das Begehren der Göttin ungeſäumt zu erfüllen, dem Poſeidon den Stier zu ſchlachten und ſeiner Schutzgöttin Athene einen Altar zu bauen. Als dies alles geſchehen war, fing und bändigte Bellerophontes das Flügelroß ohne alle Mühe, legte ihm den goldenen Zaum an und beſtieg es in eherner Rüſtung. Nun ſchoß er aus den Lüften herab und tötete die Chimära mit ſeinen Pfeilen. Hierauf ſchickte ihn Jobates gegen das Volk der Solymer aus, ein ſtreitbares Männergeſchlecht, das an den Gränzen von Lycien wohnte, und nachdem er wider Erwarten den härteſten Kampf mit dieſen glücklich beſtanden, ſo wurde er von dem Könige gegen die männergleiche Schar der Amazonen geſandt. Auch aus dieſem Streite kam er unverletzt und ſiegreich zurück. Nun legte ihm der König, um dem Verlangen ſeines Eidams doch endlich nachzukommen, eben auf dieſem Rückwege einen Hinterhalt, wozu er die tapferſten Männer des Lyciſchen Landes auserſehen hatte. Aber keiner von ihnen kehrte zurück; denn Bellerophontes vertilgte alle, die ihn überfallen hatten, bis auf den letzten. Nunmehr erkannte der König, daß der Gaſt, den er beherbergt, kein Verbrecher, ſondern ein Liebling der Götter ſei. Statt ihn zu verfolgen, hielt er ihn in ſeinem Königreiche zurück, teilte den Thron mit ihm und gab ihm ſeine blühende Tochter Philonoë zur Gemahlin. Die Lycier überließen ihm die ſchönſten Äcker und Pflanzungen zum Bebauen. Seine Gemahlin gebar ihm drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter.

Aber jetzt hatte das Glück des Bellerophontes ein Ende. Sein älteſter Sohn Iſander wuchs zwar auch zu einem gewaltigen Helden auf, aber er fiel in einer Schlacht gegen die Solymer. Seine Tochter Laodamīa wurde, nachdem ſie dem Zeus den Helden Sarpēdon geboren, durch einen Pfeil der Artemis erſchoſſen. Nur ſein jüngerer Sohn Hippolŏchus gelangte zu ruhmvollem Alter und ſchickte im Kampfe der Trojaner einen heldenmütigen Sohn, Glaukus, den auch ſein Vetter Sarpēdon begleitete, mit einer ſtattlichen Schar von Lyciern den Troern zu Hilfe.

Bellerophontes ſelbſt, durch den Beſitz des unſterblichen Flügelroſſes übermütig gemacht, wollte ſich auf demſelben zum Olymp emporſchwingen und, der Sterbliche, ſich in die Verſammlung der Unſterblichen eindrängen. Aber das göttliche Roß ſelbſt widerſetzte ſich dem kühnen Unterfangen, bäumte ſich in der Luft und ſchleuderte den irdiſchen Reiter hinunter auf den Boden. Bellerophontes erholte ſich zwar von dieſem Falle, aber, den Himmliſchen ſeitdem verhaßt und vor den Menſchen ſich ſchämend, irrte er einſam umher, vermied die Pfade der Sterblichen und verzehrte ſich in einem ruhmloſen und kummervollen Alter.

Theſeus.

Des Helden Geburt und Jugend. Theſeus, der große Held und König von Athen, war ein Sohn des Ägeus und der Äthra, der Tochter des Königs Pittheus von Trözen. Seine väterliche Abkunft ſteigt zu dem Könige Erechtheus und zu jenen Athenern auf, die nach der Sage des Landes aus dem Boden desſelben unmittelbar entſproſſen waren. Von der Mutter Seite waren Pelops, durch die Zahl ſeiner Kinder der mächtigſte unter den Königen des Peloponneſes, ſein Ahnherr. Bei einem ſeiner Söhne, Pittheus, dem Gründer der kleinen Stadt Trözen, kehrte der kinderloſe König Ägeus von Athen, der dort etwa zwanzig Jahre vor Jaſons Argonautenzug herrſchte, ein, weil er ſein Gaſtfreund war. Dieſen Ägeus, den älteſten der vier Söhne des Königs Pandion, bekümmerte es ſchwer, daß ſeine Ehe mit keiner Nachkommenſchaft geſegnet war. Er fürchtete nämlich gar ſehr die fünfzig Söhne ſeines Bruders Pallas, welche feindliche Abſichten gegen ihn hegten und den Kinderloſen verachteten. So kam er auf den Gedanken, ſich heimlich und ohne Wiſſen ſeiner Gemahlin, noch einmal zu vermählen, der Hoffnung, er werde ſo einen Sohn erhalten, welcher die Stütze ſeines Alters und ſeines Reiches werden könnte. Er vertraute ſich ſeinem Gaſtfreunde Pittheus, und das gute Glück wollte, daß gerade dieſem ein ſeltſames Orakel zu teil geworden war, das ihm verkündigte, wie ſeine Tochter kein rühmliches Ehebündnis eingehen, aber einen berühmten Sohn gebären werde. Dies machte den König von Trözen geneigt, dem Manne, der ſchon zu Hauſe eine Gattin hatte, ſeine Tochter Äthra heimlich zu vermählen. Als dieſes geſchehen war, blieb Ägeus nur noch wenige Tage zu Trözen und reiſte dann wieder nach Athen zurück. Als er am Meeresufer Abſchied von ſeiner neuvermählten Gattin nahm, legte er Schwert und Fußſohlen unter ein Felsſtück und ſprach: „Wenn die Götter unſerem Bunde, den ich nicht aus Leichtſinn geſchloſſen habe, ſondern um meinem Hauſe und Land eine Stütze zu verſchaffen, hold ſind und dir einen Sohn gewähren, ſo ziehe ihn heimlich auf und ſage keinem Menſchen, wer ſein Vater ſei. Iſt er ſoweit herangewachſen, daß er die Kraft beſitzt, das Felsſtück abzuwälzen, ſo führe ihn an dieſe Stelle, laß ihn Schwert und Schuhe hervorholen und ſende ihn damit zu mir nach Athen." Äthra gebar auch wirklich einen Sohn, nannte ihn Theſeus und ließ ihn unter der Fürſorge ſeines Großvaters Pittheus aufwachſen; den wahren Vater des Kindes verheimlichte ſie dem Befehle ihres Gatten gemäß, und der Großvater verbreitete die Sage, daß er ein Sohn des Poſeidon ſei. Dieſem Gotte erwieſen nämlich die Trözenier beſondere Ehre als dem Schutzgotte ihrer Stadt, brachten ihm die Erſtlinge ihrer Früchte zum Opfer, und ſein Dreizack war das Abzeichen von Trözen. So gab es dem Lande keinen Anſtoß, wenn die Königstochter einer Leibesfrucht von dem hochgeehrten Gotte gewürdigt worden war. Als aber der Jüngling nicht bloß zu herrlicher Körperſtärke heranwuchs, ſondern auch Kühnheit, Einſicht und feſten Sinn zeigte, da führte ihn ſeine Mutter Äthra zu dem Steine, unterrichtete ihn über ſeine wahre Herkunft und forderte ihn auf, die Erkennungszeichen ſeines Vaters Ägeus hervorzuholen und nach Athen zu ſchiffen. Theſeus ſtemmte ſich an den Stein und ſchob ihn mit Leichtigkeit zurück; er band ſich die Sohlen unter die Füße und das Schwert an die Seite. Zur See zu reiſen aber weigerte er ſich, obgleich Großvater und Mutter ihn inſtändig darum baten. Der Landweg nach Athen war nämlich damals ſehr gefährlich, weil allenthalben Räuber und Böſewichter lauerten. Denn jenes Zeitalter brachte Menſchen hervor, welche ſich zwar in Leibesſtärke und Thaten der Fauſt unüberwindlich zeigten, aber dieſe Vorzüge nicht zu menſchenfreundlichen Handlungen anwandten, ſondern ihre Freude an Übermut und Gewaltthaten hatten und alles mißhandelten oder vertilgten, was ihnen in die Hände fiel. Einige derſelben hatte Herakles auf ſeinen Zügen erſchlagen. Um jene Zeit aber diente dieſer gerade als Sklave bei der Königin Omphäle in Lydien und ſäuberte zwar jenes Land, in Griechenland aber brachen die Gewaltthätigkeiten von neuem hervor, weil niemand ihnen Einhalt that. Deswegen war die Landreiſe aus dem Peloponnes nach Athen mit der größten Gefahr verbunden, und ſein Großvater beſchrieb dem jungen Theſeus genau jeden dieſer Räuber und Mörder und welche Grauſamkeiten ſie an den Fremden zu verüben pflegten. Aber Theſeus hatte ſich längſt den Herakles und ſeine Tapferkeit zum Vorbilde genommen. Als er ſieben Jahre alt war, hatte dieſer Held ſeinen Großvater Pittheus beſucht und wie derſelbe mit dem Könige zu Tiſche ſaß und ſchmauste, durfte unter anderen Knaben der Trözenier auch der kleine Theſeus zuſchauen. Herakles hatte beim Mahle ſeine Löwenhaut abgelegt. Die übrigen Knaben nun machten ſich, als ſie die Haut erblickten, auf die Flucht. Theſeus aber ging ohne Furcht hinaus, nahm einem der Diener eine Axt aus der Hand und rannte damit auf die Haut los, die er für einen wirklichen Löwen hielt. Seit dieſem Beſuche des Herakles träumte Theſeus voll Bewunderung des Nachts von ſeinen Thaten und am Tage ſann er auf nichts anderes, als wie er dereinſt ähnliches unternehmen wollte. Auch waren ſie blutsverwandt; denn ihre Mütter waren Kinder von Geſchwiſtern. So konnte jetzt der ſechszehnjährige Theſeus den Gedanken nicht ertragen, daß während ſein Vetter überall die Frevler aufſuche und Land und Meer von ihnen reinige, er die ſich ihm darbietenden Kämpfe fliehen ſollte. „Was würde," ſprach er unwillig, „der Gott, den man meinen Vater nennt, von dieſer feigen Reiſe im ſichern Schoße ſeiner Gewäſſer denken, was würde mein wahrer Vater ſagen, wenn ich ihm als Kennzeichen Schuhe ohne Staub und ein Schwert ohne Blut brächte?" Dieſe Worte gefielen ſeinem Großvater, der auch ein tapferer Held geweſen war. Die Mutter gab ihm ihren Segen, und Theſeus ging davon.

Seine Wanderung zum Vater. Der erſte, der ihm in den Weg kam, war der Straßenräuber Periphetes, deſſen Waffe eine mit Eiſen beſchlagene Keule war, von welcher er den Beinamen Keulenſchwinger führte und mit der er die Wanderer zu Boden ſchmetterte.

Als Theſeus in die Gegend von Epidaurus kam, ſtürzte dieſer Böſewicht aus einem finſtern Walde hervor und verſperrte ihm den Weg. Der Jüngling aber rief ihm wohlgemut zu: „Elender! du kommſt mir eben gelegen; deine Keule wird dem wohl anſtehen, der als ein zweiter Herakles in der Welt aufzutreten geſonnen iſt!" Mit dieſem Ausrufe warf er ſich auf den Räuber und erſchlug ihn nach einem kurzen Kampfe. Dem Getöteten nahm er die Keule aus der Hand und trug ſie als Siegeszeichen und Waffe von dannen.

Einem andern Frevler begegnete er auf der Landenge von Korinth; dieſes war Sinnis, der Fichtenbeuger, ſo genannt, weil er, wenn er einen Wanderer in ſeine Gewalt bekommen hatte, mit ſeinen rieſenſtarken Händen zwei Fichtenwipfel herunter zu beugen pflegte; an die band er ſeinen Gefangenen und ließ ihn von den zurückſchnellenden Bäumen zerreißen. Mit der Erlegung dieſes Ungeheuers weihte Theſeus ſeine Keule ein. Sinnis hatte eine ſehr ſchöne ſchlanke Tochter, Perigune mit Namen, die Theſeus bei der Ermordung ihres Vaters erſchrocken hatte fliehen ſehen und nun überall ſuchte. Das Mädchen hatte ſich an einen dicht mit Gartengewächſen bepflanzten Ort verſteckt und flehte, als verſtänden ſie es, mit kindlicher Unſchuld dieſe Sträuche an, indem ſie ihnen unter Schwüren gelobte, ſie niemals zu verletzen oder zu verbrennen, wenn dieſelben ſie verdecken und retten wollten. Da ſie aber Theſeus zurückrief, mit der Verſicherung, ihr nichts zu leide thun, vielmehr aufs beſte für ſie ſorgen zu wollen, kam ſie hervor und blieb ſeitdem unter ſeinem Schirme. Er gab ſie ſpäter dem Deïoneus, dem Sohne des Königs Eurytus von Öchalia zur Gattin. Ihre ganze Nachkommenſchaft hielt den Schwur und verbrannte nie eines von den Gewächſen, welche ihre Ahnfrau geſchirmt hatten.

Aber nicht nur von verderblichen Menſchen ſäuberte Theſeus den Weg, auf welchem er einherzog; auch gegen ſchädliche Tiere glaubte er, hierin nicht weniger dem Herakles ähnlich, den Kampf wagen zu müſſen. So erlegte er denn unter anderm die Phäa: ſo hieß das krommyoniſche Schwein, welches kein gemeines Tier, ſondern ſtreitbar und ſchwer zu beſiegen war. Über ſolchen Thaten kam er an die Grenze von Megara und ſtieß hier auf den Sciron, einen dritten berüchtigten Straßenräuber, der ſeinen Aufenthalt auf den hohen Felſen zwiſchen dem Megärerlande und Attika genommen hatte. Dieſer pflegte aus frechem Mutwillen den Fremden ſeine Füße vorzuhalten, mit dem Befehle ſie zu waſchen und während dies geſchah, ſtürzte er ſie mit einem Tritt ins Meer. Dieſelbe Todesſtrafe vollzog nun Theſeus an ihm ſelber. Schon auf attiſchem Gebiete, bei der Stadt Eleuſis begegnete er dem Wegelagerer Cercyon; dieſer forderte die Vorbeireiſenden zum Ringkampfe auf und wenn er ſiegte, brachte er ſie um. Theſeus nahm ſeine Ausforderung an, überwand ihn und befreite die Welt von dem Ungeheuer. Nachdem er nun eine kleine Strecke weiter gereiſt war, kam er zu dem letzten und grauſamſten jener Straßenräuber, dem Damaſtes, den aber jedermann nur unter ſeinem Beinamen Prokruſtes, d. h. der Gliedausrecker, kannte. Dieſer hatte zwei Bettſtellen, eine ſehr kurze und eine ſehr lange. Kam nun ein Fremder in ſein Gehege, der klein war, ſo führte ihn der finſtere Räuber beim Schlafengehen zur langen Bettſtelle. „Wie du ſiehſt," ſprach er dann, „iſt meine Lagerſtatt für dich viel zu groß; laß dir das Bette anpaſſen, Freund!" und damit reckte er ihm die Glieder ſo lange auseinander, bis er den Geiſt aufgab; kam aber ein langer Gaſt, ſo brachte er ihn zur kurzen Bettſtelle; und zu dieſem ſagte er: „Es iſt mir leid, Guter, daß mein Lager nicht für dich gemacht und viel zu klein iſt, doch dem ſoll bald geholfen ſein!" und ſo hieb er ihm die Füße ab, ſo weit ſie das Bett überragten. Dieſen, der ein Rieſe von Natur war, legte er in das kleine Bett des Räubers ſelbſt und ſchnitt ihm den Leib zuſammen, daß er jämmerlich umkam. So widerfuhr den meiſten dieſer Verbrecher von der Hand des Theſeus nach der Weiſe ihres eigenen Unrechtes ihr Recht.

Auf ſeiner ganzen bisherigen Reiſe war dem Helden nichts Freundliches begegnet. Endlich aber, als er zum Fluſſe Cephiſſus kam, traf er auf einige Männer aus dem Geſchlechte der Phytaliden, bei denen er gaſtfreie Aufnahme fand. Vor allen Dingen reinigten ſie ihn auf ſeine Bitte mit den gewohnten Gebräuchen vom vergoſſenen Blute und bewirteten ihn in ihrem Hauſe. Nachdem er ſich gütlich gethan und den wackern Leuten ſeinen Dank mit herzlichen Worten bezeugt, lenkte er ſeine Schritte der nahen väterlichen Heimat zu.

Theſeus in Athen. Zu Athen fand der junge Held nicht den Frieden und die Freude, die er erwartet hatte. Bei der Bürgerſchaft herrſchte Verwirrung und Zwietracht, und das Haus ſeines Vaters Ägeus ſelbſt fand er in trauriger Lage. Medēa, die auf ihrem Drachenwagen Korinth und den verzweifelnden Jaſon verlaſſen hatte, war zu Athen angekommen, hatte ſich in die Gunſt des alten Ägeus eingeſchlichen und verſprochen, durch ihre Zaubermittel ihm die Kraft ſeiner Jugend zurückzugeben. Deswegen lebte der König mit ihr in vertrautem Verhältniſſe. Durch ihren Zauber hatte das furchtbare Weib vorher Kunde von der Ankunft des Theſeus erhalten und nun überredete ſie den Ägeus, den der Parteizwiſt ſeiner Bürger mit Argwohn erfüllte, den Fremdling, in welchem er den Sohn nicht ahnte und den ſie ihm als einen gefährlichen Späher darzuſtellen wußte, als Gaſt zu bewirten und mit Gift aus dem Wege zu räumen. So erſchien denn Theſeus unerkannt beim Frühmahle und freute ſich den Vater ſelbſt entdecken zu laſſen, wen er vor ſich habe. Schon war ihm der Giftbecher vorgeſetzt und Medea harrte mit Ungeduld auf den Augenblick, wo der neue Ankömmling, von dem ſie aus dem Hauſe vertrieben zu werden fürchtete, die erſten Züge daraus thun würde, die wirkſam genug ſein ſollten, ihm die jungen wachſamen Augen für immer zu ſchließen. Theſeus aber, den mehr nach der Umarmung ſeines Vaters als nach dem Becher verlangte, zog, ſcheinbar um das vorgelegte Fleiſch zu zerſchneiden, das Schwert, das ſein Vater für ihn unter den Felsblock hinterlegt hatte, damit Ägeus es gewahr werden und den Sohn in ihm erkennen ſollte. Dieſer ſah nicht ſobald die ihm wohlbekannte Waffe blinken, als er den Giftbecher umwarf, und nachdem er ſich durch einige Fragen vollends überzeugt hatte, daß er den vom Schickſal erſehnten Sohn in junger Heldenblüte vor ſich habe, ſo ſchloß er ihn in ſeine Arme. Sofort ſtellte der Vater ihn der Verſammlung des Volkes vor, dem er die Abenteuer ſeiner Reiſe erzählen mußte, und das den früh erprobten Helden mit freudigem Jauchzen begrüßte. Gegen die falſche Medea hatte der König Ägeus jetzt einen Abſcheu gefaßt und die mordluſtige Zauberin wurde aus dem Lande vertrieben.

Theſeus bei Minos. Die erſte That, die Theſeus verrichtete, ſeitdem er als Königsſohn und Erbe des attiſchen Throns an ſeines Vaters Seite lebte, war die Aufreibung der fünfzig Söhne ſeines Oheims Pallas, welche früher gehofft hatten, den Thron zu erlangen, wenn Ägeus ohne Kinder ſtürbe, und welche ergrimmt waren, daß jetzt nicht bloß ein angenommener Sohn des Pandion, wie Ägeus war, König der Athener ſei, ſondern daß auch in Zukunft ein hergelaufener Fremdling die Herrſchaft über ſie und das Land führen ſollte. Sie griffen daher zu den Waffen und legten dem Ankömmling einen Hinterhalt. Aber der Herold, den ſie mit ſich führten, und der ein fremder Mann war, verriet dieſen Plan dem Theſeus, der nun plötzlich ihren Verſteck überfiel und alle fünfzig niedermachte. Um durch dieſe blutige Notwehr die Gemüter des Volkes nicht von ſich abzukehren, zog hierauf Theſeus auf ein gemeinnütziges Wageſtück aus, bezwang den Marathoniſchen Stier, der den Bewohnern vier attiſcher Gemeinden nicht wenig Not verurſacht hatte, führte ihn zur Schau durch Athen und opferte ihn endlich dem Apollo.

Um dieſe Zeit kamen von der Inſel Kreta zum drittenmal Abgeordnete des Königs Minos, um den gebräuchlichen Tribut abzuholen. Mit demſelben verhielt es ſich alſo: der Sohn des Minos, Androgëus, war, wie die Sage ging, im attiſchen Gebiete durch Hinterliſt getötet worden. Dafür hatte ſein Vater die Einwohner mit einem verderblichen Kriege heimgeſucht, und die Götter ſelbſt hatten das Land durch Dürre und Seuchen verwüſtet. Da that das Orakel Apollos den Spruch, der Zorn der Götter und die Leiden der Athener würden aufhören, wenn ſie den Minos beſänftigten und ſeine Verzeihung erlangen könnten. Hierauf hatten ſich die Athener mit Bitten an ihn gewendet und Frieden erhalten unter der Bedingung, daß ſie alle neun Jahre ſieben Jünglinge und ſieben Jungfrauen als Tribut nach Kreta zu ſchicken hätten. Dieſe ſollen nun von Minos in ſein berühmtes Labyrinth eingeſchloſſen worden ſein, und dort habe ſie, erzählt man, der gräßliche Minotaurus, ein zwitterhaftes Geſchöpf, das halb Menſch und halb Stier war, getötet, oder ſie auf andere Weiſe verſchmachten laſſen. Als nun die Zeit des dritten Tributes herbeigekommen war, und die Väter, welche unverheiratete Söhne und Töchter hatten, dieſe dem entſetzlichen Loſe unterwerfen mußten, da erneuerte ſich der Unwille der Bürger gegen Ägeus und ſie fingen an darüber zu murren, daß er, der Urheber des ganzen Unheils, allein ſeinen Teil an der Strafe nicht zu leiden habe, und nachdem er einen hergelaufenen Baſtard zum Nachfolger ernannt, gleichgiltig zuſehe, wie ihnen ihre rechtmäßigen Kinder entriſſen würden. Den Theſeus, der ſich ſchon gewöhnt hatte, das Geſchick ſeiner Mitbürger nicht als ein fremdes zu betrachten, ſchmerzten dieſe Klagen. Er ſtand in der Volksverſammlung auf und erklärte ſich ſelbſt ohne Los hinzugeben. Alles Volk bewunderte ſeinen Edelmut und aufopfernden Bürgerſinn; auch blieb ſein Entſchluß, obgleich ſein Vater ihn mit den dringendſten Bitten beſtürmte, daß er ihn des unerwarteten Glückes, einen Sohn und Erben zu beſitzen, doch nicht ſo bald wieder berauben ſolle, unerſchütterlich feſt. Seinen Vater aber beruhigte er durch die zuverſichtliche Verſicherung, daß er mit den herausgeloſten Jünglingen und Jungfrauen nicht in das Verderben gehe, ſondern den Minotaurus bezwingen werde. Bisher nun war das Schiff, das die unglücklichen Opfer nach Kreta hinüberführte, zum Zeichen ihrer Rettungsloſigkeit mit ſchwarzem Segel abgeſendet worden. Jetzt aber, als Ägeus ſeinen Sohn mit ſo kühnem Stolze ſprechen hörte, rüſtete er zwar das Schiff noch auf dieſelbe Weiſe aus: doch gab er dem Steuermann ein anderes Segel von weißer Farbe mit und befahl ihm, wenn Theſeus gerettet zurückkehre, dieſes auszuſpannen; wo nicht, mit dem ſchwarzen zurückzukehren, und ſo das Unglück zum voraus anzukündigen.

Als nun das Los gezogen war, führte der junge Theſeus die Knaben und Mädchen, die es getroffen hatte, zuerſt in den Tempel des Apollo und brachte dem Gott in ihrem Namen den mit weißer Wolle umwundenen Ölzweig, das Weihgeſchenk der Schutzflehenden, dar. Nachdem das feierliche Gebet geſprochen war, ging er von allem Volk begleitet mit den auserleſenen Jünglingen und Jungfrauen ans Meeresufer hinab und beſtieg das Trauerſchiff.

Das Orakel zu Delphi hatte ihm geraten, er ſolle die Göttin der Liebe zur Führerin wählen und ihr Geleite ſich erbitten. Theſeus verſtand dieſen Spruch nicht, brachte jedoch der Aphrodite ein Opfer dar. Der Erfolg aber gab der Weisſagung ihren guten Sinn. Denn als Theſeus auf Kreta gelandet hatte und vor dem Könige Minos erſchienen war, zog ſeine Schönheit und Heldenjugend die Augen der reizenden Königstochter Ariadne auf ſich. Sie geſtand ihm ihre Zuneigung in einer geheimen Unterredung und händigte ihm einen Knäuel Faden ein, deſſen Ende er am Eingange des Labyrinthes feſtknüpfen und den er während des Hinſchreitens durch die verwirrenden Irrgänge in der Hand ablaufen laſſen ſollte, bis er an die Stelle gelangt wäre, wo der Minotaurus ſeine gräßliche Wache hielt. Zugleich übergab ſie ihm ein gefeites Schwert, womit er dieſes Ungeheuer töten könnte.

Theſeus ward mit allen ſeinen Gefährten von Minos in das Labyrinth geſchickt, machte den Führer ſeiner Genoſſen, erlegte mit ſeiner Zauberwaffe den Minotaurus und wand ſich mit allen, die bei ihm waren, durch Hilfe des abgeſpulten Zwirns aus den Höhlengängen des Labyrinthes glücklich heraus. Jetzt entfloh Theſeus ſamt allen ſeinen Gefährten mit Hilfe und in Begleitung Ariadnes, die der junge Held, beglückt durch den lieblichen Kampfpreis, den er unerwartet errungen, mit ſich führte. Auf ihren Rat hatte er auch den Boden der kretiſchen Schiffe zerhauen und ſo ihrem Vater das Nachſetzen unmöglich gemacht. Schon glaubte er ſeine holde Beute ganz in Sicherheit und kehrte mit Ariadne ſorglos auf der Inſel Dia ein, die ſpäter Naxos genannt wurde. Da erſchien ihm der Gott Bacchus im Traum, erklärte, daß Ariadne die ihm ſelbſt vom Schickſal beſtimmte Braut ſei und drohte ihm alles Unheil, wenn Theſeus die Geliebte nicht ihm überlaſſen würde. Theſeus war von ſeinem Großvater in Götterfurcht erzogen worden: er ſcheute den Zorn des Gottes, ließ die wehklagende, verzagende Königstochter auf der einſamen Inſel zurück und ſchiffte weiter. In der Nacht erſchien Ariadnes rechter Bräutigam, Bacchus und entführte ſie auf den Berg Drios; dort verſchwand zuerſt der Gott, bald darauf ward auch Ariadne unſichtbar. Theſeus und ſeine Gefährten waren über den Raub der Jungfrau ſehr betrübt. In ihrer Traurigkeit vergaßen ſie, daß ihr Schiff noch die ſchwarzen Segel aufgezogen hatte, mit welchen es die attiſche Küſte verlaſſen; ſie unterließen dem Befehle des Ägeus zufolge die weißen Tücher aufzuſpannen und das Schiff flog in ſeiner ſchwarzen Trauertracht der Heimatküſte entgegen. Ägeus befand ſich eben an der Küſte, als das Schiff herangeſegelt kam und genoß von einem Felſenvorſprunge die Ausſicht auf die offene See. Aus der ſchwarzen Farbe der Segel ſchloß er, daß ſein Sohn tot ſei. Da erhub er ſich von dem Felſen, auf dem er ſaß, und im unbegrenzten Schmerze des Lebens überdrüſſig, ſtürzte er ſich in die jähe Tiefe. Indeſſen war Theſeus gelandet und, nachdem er im Hafen die Opfer dargebracht hatte, die er bei der Abfahrt den Göttern gelobt, ſchickte er einen Herold in die Stadt, die Rettung der ſieben Jünglinge und Jungfrauen und ſeine eigene zu verkündigen. Der Bote wußte nicht, was er von dem Empfange denken ſollte, der ihm in der Stadt zu teil ward. Während die einen ihn voll Freude bewillkommten und als den Überbringer froher Botſchaft bekränzten, fand er andere in tiefe Trauer verſenkt, die ſeinen fröhlichen Worten gar kein Gehör ſchenkten. Endlich löſte ſich ihm das Rätſel durch die erſt allmählich ſich verbreitende Nachricht vom Tode des Königes Ägeus. Die Herold nahm nun zwar die Kränze in Empfang, ſchmückte aber damit nicht ſeine Stirne, ſondern nur den Heroldsſtab und kehrte ſo zum Geſtade zurück. Hier fand er den Theſeus noch im Tempel mit der Darbringung des Dankopfers beſchäftigt, er blieb daher vor der Thüre des Tempels ſtehen, damit die heilige Handlung nicht durch die Trauernachricht geſtört würde. Sobald das Brandopfer ausgegoſſen war, meldete er des Ägeus Ende. Theſeus warf ſich, von Schmerz wie vom Blitze getroffen, zur Erde und als er ſich wieder aufgerafft hatte, eilten alle, nicht unter Freudenjubel, wie ſie es ſich gedacht hatten, ſondern unter Wehgeſchrei und Klageruf in die Stadt.

Theſeus als König. Nachdem Theſeus unter vielen Klagen ſeinen Vater beſtattet hatte, weihte er dem Apollo, was er ihm gelobt hatte. Das Schiff, in welchem er mit den attiſchen Jünglingen und Jungfrauen abgefahren und gerettet zurückgekehrt war, ein Fahrzeug von dreißig Rudern, wurde zum ewigen Andenken von den Athenern aufbewahrt, indem das abgängige Holz immer wieder durch neues erſetzt ward. Und ſo wurde dieſer heilige Überreſt alter Heldenzeit noch geraume Zeit nach Alexander dem Großen den Freunden des Altertums gezeigt.

Theſeus, der jetzt König geworden war, bewies bald, daß er nicht nur ein Held in Kampf und Fehde ſei, ſondern auch fähig einen Staat einzurichten und ein Volk im Frieden zu beglücken. Hierin that er es ſelbſt ſeinem Vorbilde Herakles zuvor. Er unternahm nämlich ein großes und bewundernswürdiges Werk. Vor ſeiner Regierung wohnten die meiſten Einwohner Attikas zerſtreut um die Burg und kleine Stadt Athen herum, auf einzelnen Bauernhöfen und weilerartigen Dörfern. Sie konnten daher nur ſchwer zuſammengebracht werden, um über öffentliche Angelegenheiten zu ratſchlagen; ja bisweilen gerieten ſie auch über kleinliche Gegenſtände des Nachbarbeſitzes miteinander in Streit. Theſeus nun war es, der alle Bürger des attiſchen Gebietes in eine Stadt vereinigte und ſo aus den zerſtreuten Gemeinden einen gemeinſchaftlichen Staat bildete; und dieſes große Werk brachte er nicht wie ein Tyrann durch Gewalt zuſtande, ſondern er reiſte bei den einzelnen Gemeinden und Geſchlechtern herum und ſuchte ihre freiwillige Einſtimmung zu erlangen. Die Armen und Niedrigen bedurften keiner langen Ermahnung, ſie konnten bei dem Zuſammenleben mit den Vermöglicheren nur gewinnen; den Mächtigen und Reichen aber verſprach er Beſchränkung der Königsgewalt, die bisher zu Athen unbeſchränkt geweſen war und eine vollkommen freie Verfaſſung. „Ich ſelbſt,“ ſprach er, „will nur euer Anführer im Kriege und Beſchützer der Geſetze ſein, im übrigen ſoll allen meinen Mitbürgern Gleichheit der Rechte geſtattet werden.“ Dieſes leuchtete vielen der Vornehmen ein; andere, denen die Umwandlung der Staatsverhältniſſe weniger willkommen war, fürchteten ſich vor ſeiner Beliebtheit beim Volke, vor der großen Macht, die er bereits beſaß und ſeinem wohlbekannten kühnen Mute. Sie wollten daher lieber der Überredung desjenigen nachgeben, der ſie zwingen konnte.

So hob er denn alle einzelnen Rathäuſer und unabhängigen Obrigkeiten in den Gemeinden auf und gründete ein allen gemeinſames Rathaus mitten in der Stadt, ſtiftete auch ein Feſt für alle Staatsbürger, welches er das Allathenerfeſt (Panathenäen) nannte. Erſt jetzt wurde Athen zu einer förmlichen Stadt und auch ſein Name Athen erſt recht gangbar. Vorher war es nichts anders als eine Königsburg geweſen, Cekropsburg von ihrem Gründer benannt, und nur wenige Bürgershäuſer waren darumher geſtanden. Um dieſe neue Stadt noch mehr zu vergrößern, rief er unter Zuſicherung gleicher Bürgerrechte aus allen Gegenden neue Anſiedler herbei; denn er wollte in Athen einen allgemeinen Völkerverein gründen. Damit aber die zuſammengeſtrömte Menſchenmenge nicht Unordnung in den neu begründeten Staat brächte, teilte er das Volk zuerſt in Edle, Landbauern und Handwerker und wies jedem Stande ſeine eigentümlichen Rechte und Pflichten zu, ſo daß die Edeln durch Anſehen und Amtsthätigkeit, die Landbauern durch ihre Nützlichkeit, die Handwerker durch ihre Menge den Vorzug zu haben ſchienen. Seine eigene Gewalt als König beſchränkte er, wie er verſprochen hatte, und machte ſie von dem Rate der Edeln und der Verſammlung des Volkes abhängig.

Der Amazonenkrieg. Während Theſeus damit beſchäftigt war, den Staat durch Götterfurcht zu befeſtigen und daher den Dienſt der Minerva als Schutzgöttin des Landes begründete, auch dem Poſeidon zu Ehren, deſſen beſonderer Schützling er war und für deſſen Sohn er lange gegolten hatte, die heiligen Kampfſpiele auf dem Iſthmus von Korinth einführte, oder doch erneuerte, wie einſt Herakles die olympiſchen Spiele dem Zeus angeordnet hatte, wurde Athen von einem ſeltſamen und außerordentlichen Kriege heimgeſucht. Theſeus hatte nähmlich in jüngeren Jahren auf einem Fehdezuge an der Küſte der Amazonen gelandet und dieſe, die nicht männerſcheu waren, flohen ſo wenig vor dem ſtattlichen Helden, daß ſie ihm vielmehr Gaſtgeſchenke zuſandten. Dem Theſeus aber gefielen nicht nur die ſchönen Gaben, ſondern auch die ſchöne Amozone, die deren Überbringerin war. Dieſe hieß Hippolyte und der Held lud ſie ein, ſein Schiff zu beſuchen; als ſie dieſes beſtiegen hatte, fuhr er mit ſeinem ſchönen Raube davon. Zu Athen angekommen, vermählte er ſich mit ihr. Hippolyte war nicht ungerne die Gemahlin eines Helden und eines herrlichen Königs. Aber das ſtreitbare Weibervolk der Amazonen war über jenen frechen Raub entrüſtet, und noch als derſelbe längſt vergeſſen ſchien, ſannen ſie auf Rache, nahmen eine Gelegenheit wahr, wo der Staat der Athener unbewacht ſchien, und plötzlich eines Tages landeten ſie mit einer Schiffeſchar, bemächtigten ſich des Landes und umzingelten die Stadt, in welche ſie im Sturm einbrachen. Ja ſie ſchlugen mitten in derſelben ein ordentliches Lager und die erſchrockenen Einwohner hatten ſich auf die Burg zurückgezogen. Beide Teile verzögerten darauf aus Scheu den Angriff; endlich begann Theſeus den Kampf von der Burg herab, nachdem er dem Orakel gemäß dem Gotte des Schreckens ein Opfer gebracht hatte. Anfangs wichen die atheniſchen Männer dem Andrange der fremden Mannweiber und wurden bis zu dem Tempel der Erinnyen zurückgedrängt. Dann aber erneuerte ſich der Kampf von einer andern Seite her; der rechte Flügel der Amazonen wurde bis zu ihrem Lager zurückgetrieben und viele wurden getötet. Die Königin Hippolyte ſoll in dieſer Schlacht, ihres Urſprungs uneingedenk, mit ihrem Gemahl gegen die Amazonen gekämpft haben. Ein Wurfſpieß traf ſie an Theſeus Seite und ſtreckte ſie tot darnieder. Ihrem Gedächtnis wurde ſpäter eine Säule zu Athen errichtet. Den ganzen Krieg beſchloß ein Friedensſchluß, dem zufolge die Amazonen Athen verließen und in ihr Vaterland zurückkehrten.

Theſeus und Pirithous. Lapithen- und Centaurenkampf. Theſeus ſtand im Rufe außerordentlicher Stärke und Tapferkeit. Pirithous, einer der berühmteſten Helden des Altertums, ein Sohn Irions, empfand Luſt, ihn auf die Probe zu ſetzen, und trieb Rinder, die jenem gehörten, von Marathon weg; und als ihm zu Ohren kam, daß Theſeus die Waffen in der Hand ihm nachſetze, da hatte er, was er wollte und floh nicht, ſondern wandte ſich um, ihm entgegen zu gehen. Als die beiden Helden einander nahe genug waren, um einer den andern zu meſſen, da wurde jeder von Bewunderung der ſchönen Geſtalt und der Kühnheit des Gegners ſo ſehr ergriffen, daß ſie wie auf ein gegebenes Zeichen die Streitwaffen zu Boden warfen und aufeinander zueilten. Pirithous ſtreckte dem Theſeus die Rechte entgegen und forderte ihn auf, ſelbſt als Schiedsrichter über den Raub der Rinder zu entſcheiden: welche Genugthuung Theſeus beſtimmen werde, der wolle er ſich freiwillig unterwerfen. „Die einzige Genugthuung, die ich verlange,“ erwiderte Theſeus mit leuchtendem Blicke, „iſt die, daß du aus einem Feinde und Beſchädiger mein Freund und Kampfgenoſſe werdeſt!“ Nun umarmten ſich die beiden Helden und ſchwuren einander treue Freundſchaft zu.

Als hierauf Pirithous die theſſaliſche Fürſtentochter Hippodamia, aus dem Geſchlechte der Lapithen, freite, lud er auch ſeinen Waffenbruder Theſeus zu der Hochzeit. Die Lapithen, unter denen die Feſtlichkeit gefeiert wurde, waren ein berühmter Stamm Theſſaliens, rohe, zur Tiergeſtalt ſich neigende Bergmenſchen, die erſten Sterblichen, welche Pferde bändigen lernten. Die Braut aber, welche dieſem Geſchlechte entſproßen war, hatte nichts den Männern dieſes Stammes Ähnliches. Sie war holdſelig von Geſtalt, zarten jungfräulichen Antlitzes und ſo ſchön, daß den Pirithous alle Gäſte um ihretwillen glückſelig prieſen. Sämtliche Fürſten Theſſaliens waren bei dem Feſte erſchienen; aber auch die Verwandten des Pirithous, die Centauren fanden ſich ein, die Halbmenſchen, die von dem Ungeheuer abſtammten, das die Wolke, welche Ixion, der Vater des Pirithous, anſtatt der Hera umarmt hatte, dieſem geboren: daher ſie auch alle zuſammen die Wolkenſöhne hießen. Sie waren die beſtändigen Feinde der Lapithen. Diesmal aber hatte die Verwandtſchaft mit dem Bräutigam ſie den alten Groll vergeſſen laſſen und zu dem Freudenfeſte herbeigelockt. Die feſtliche Hofburg des Pirithous erſcholl von wirrem Getümmel; Brautlieder wurden geſungen, von Glut, Wein und Speiſen dampften die Gemächer. Der Palaſt faßte nicht alle die Gäſte. Lapithen und Centauren, in bunten Reihen gemengt, ſaßen an geordneten Tiſchen in baumumſchatteten Grotten zu Gaſte.

Lange rauſchte das Feſt in ungeſtörter Fröhlichkeit. Da begann vom vielen Genuſſe des Weines das Herz des wildeſten unter den Centauren, Eurytion, zu raſen, und der Anblick der ſchönen Jungfrau Hippodamia verführte ihn zu dem tollen Gedanken, dem Bräutigam ſeine Braut zu rauben. Niemand wußte wie es gekommen war, niemand hatte den Beginn der unſinnigen That bemerkt, aber auf einmal ſahen die Gäſte den wüthenden Eurytion, wie er die ſich ſträubende und hilferufende Hippodamia an den Haaren gewaltſam auf dem Boden ſchleifte. Seine Unthat war für die weinerhitzte Schar der Centauren ein Zeichen, gleiches zu wagen; und ehe die fremden Helden und die Lapithen ſich von ihren Sitzen erhoben hatten, hielt ſchon jeder der Centauren eines der theſſaliſchen Mädchen, die am Hofe des Königs dienten, oder als Gäſte bei der Hochzeit zugegen waren, mit rohen Händen als eine Beute gefaßt. Die Hofburg und die Gärten glichen einer eroberten Stadt. Das Geſchrei der Weiber hallte durch das weite Haus. Schnell ſprangen Freunde und Geſchlechtsverwandte der Braut von ihren Sitzen empor. „Welche Verblendung treibt dich, Eurytion,“ rief Theſeus, „den Pirithous zu reizen, während ich noch lebe, und ſo zwei Helden in einem zu kränken?“ Mit dieſem Worte drang er auf die Stürmenden ein und entriß dem wütenden Räuber die Geraubte. Eurytion ſprach nichts darauf, denn er konnte ſeine That nicht verteidigen, ſondern er hub ſeine Hand gegen Theſeus auf und verſetzte dieſem einen Schlag auf die Bruſt. Aber Theſeus ergriff — da ihm keine Waffe zur Hand war — einen ehernen Krug mit erhabener Arbeit, der zufällig neben ihm ſtand; dieſen ſchmetterte er dem Gegner ins Antlitz, daß er rücklings in den Sand fiel und Gehirn und Blut zugleich aus der Kopfwunde drang. „Zu den Waffen!“ ſcholl es jetzt von allen Seiten an den Centaurentiſchen; zuerſt flogen Becher, Flaſchen und Näpfe; dann entriß ein tempelräuberiſches Untier die Weihgeſchenke den benachbarten heiligen Stätten; ein anderer riß die Lampe herab, die über dem Mahle voll Kerzen brannte, wieder ein anderer focht mit einem Hirſchgeweih, das an den Wänden der Grotte als Schmuck und Weihgeſchenk hing. Ein entſetzliches Gemetzel wurde unter den Lapithen angerichtet. Rhötus, der ſchlimmſte nach Eurytion, ergriff die größte Brandfackel vom Altare und bohrte ſie einem ſchon verwundeten Lapithen wie ein Schwert in die klaffende Wunde, daß das Blut wie Eiſen in der Eſſe ziſchte. Gegen dieſen jedoch hub der tapferſte Lapithe, Dryas, einen im Feuer geglühten Pfahl und durchbohrte ihn zwiſchen Nacken und Schulter. Der Fall dieſes Centauren that dem Morden ſeiner raſenden Geſellen Einhalt und Dryas vergalt nun den Wütenden, indem er fünf hintereinander niederſtreckte. Jetzt flog auch der Speer des Helden Pirithous und durchbohrte einen rieſigen Centauren, den Peträus, wie er gerade einen Eichenſtamm aus der Erde zu rütteln bemüht war, um damit zu kämpfen; ſo wie er den Stamm eben umklammert hielt, heftete der Speer ſeine ſchwer atmende Bruſt ans knorrige Eichenholz. Ein zweiter, Diktys, fiel von den Streichen des griechiſchen Helden und zerknickte im Fallen eine mächtige Eſche. Ein dritter wollte dieſen rächen, wurde aber von Theſeus mit einem Eichpfahl zermalmt. Der ſchönſte und jugendlichſte unter den Centauren war Cyllarus; goldfarben ſein langes Lockenhaar und ſein Bart, ſein Antlitz freundlich, Nacken, Schultern, Hände und Bruſt wie vom Künſtler geformt, auch der untere Teil ſeines Körpers, der Roßleib, war ohne Fehler, der Rücken bequem zum Sitzen, die Bruſt hochgewölbt, die Farbe pechſchwarz, nur Beine und Schweif lichtfarbig. Er war mit ſeiner Geliebten, der ſchönen Centaurin Hylonome, beim Feſt erſchienen, die ſich beim Mahle liebkoſend an ihn lehnte und auch jetzt mit ihm vereint im wütenden Kampf an ſeiner Seite focht. Dieſen traf, von unbekannter Hand, eine leichte Wunde ins Herz, daß er ſterbend ſeiner Geliebten in die Arme ſank. Hylonome pflegte ſeine ſterbenden Glieder, küßte ihn und verſuchte vergebens den entfliehenden Atem aufzuhalten. Als ſie ihn verſcheiden ſah, zog ſie ihm den Wurfpfeil aus dem Herzen und ſtürzte ſich darein.

Noch lange wütete der Kampf zwiſchen den Lapithen und den Centauren fort, bis die letzteren ganz unterlegen waren und nur Flucht und Nacht dem weitern Gemetzel ſie entrückte. Jetzt blieb Pirithous im unbeſtrittenen Beſitze ſeiner Braut und Theſeus verabſchiedete ſich am andern Morgen von ſeinem Freunde. Der gemeinſchaftliche Kampf hatte das friſch geknüpfte Band dieſer Verbrüderung ſchnell in einen unauflöslichen Knoten zuſammengezogen.

Theſeus und Phädra. Theſeus ſtand jetzt auf dem Wendepunkte ſeines Glücks. Gerade ein Verſuch, dasſelbe nicht nur auf Abenteuern zu ſuchen, ſondern es ſich an ſeinem eigenen Heerde zu gründen, ſtürzte ihn in ſchwere Drangſal. Als der Held in der Blüte ſeiner Thaten und in den erſten Jünglingsjahren die Geliebte ſeiner Jugend Ariadne ihrem Vater Minos aus Kreta entführte, wurde dieſe von ihrer kleinen Schweſter Phädra begleitet, welche nicht von ihr weichen wollte und, nachdem Ariadne von Bacchus geraubt worden war, den Theſeus nach Athen begleitete, weil ſie nicht wagen durfte, zu ihrem tyranniſchen Vater zurückzukehren. Erſt als ihr Vater geſtorben war, ging das aufblühende Mädchen in ihre Heimat Kreta zurück und erwuchs dort in dem Königshauſe ihres Bruders Deukalion, der als der älteſte Sohn des Königs Minos die Inſel jetzt beherrſchte, zu einer ſchönen und klugen Jungfrau heran. Theſeus, der nach dem Tode ſeiner Gemahlin Hippolyta lange Zeit unvermählt geblieben war, hörte viel von ihren Reizen und hoffte, ſie an Schönheit und Anmut ſeiner erſten Geliebten, ihrer Schweſter Ariadne ähnlich zu finden; Deukalion, der neue König von Kreta war auch dem Helden nicht abhold und ſchloß, als Theſeus von der blutigen Hochzeit ſeines theſſaliſchen Freundes zurückgekehrt war, ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Athenern. An ihn wandte ſich nun Theſeus mit ſeiner Bitte, ihm die Schweſter Phädra zur Gemahlin zu geben. Sie wurde ihm nicht verſagt, und bald führte der Sohn des Ägeus die Jungfrau aus Kreta heim, die wirklich von Geſtalt und äußerer Sitte der Geliebten ſeiner Jugend ſo ähnlich war, daß Theſeus die Hoffnung ſeiner jungen Jahre im ſpäteren Mannesalter erfüllt glauben konnte. Damit zu ſeinem Glücke nichts fehlen konnte, gebar ſie in den erſten Jahren ihrer Ehe dem Könige zwei Söhne, den Akamas und den Demophon. Aber Phädra war nicht ſo gut und treu, als ſie ſchön war. Ihr gefiel der junge Sohn des Königes, Hippolÿtus, der ihres Alters war, beſſer als der greiſe Vater. Dieſer Hippolÿtus war der einzige Sohn, den die von Theſeus entführte Amazone ihrem Gemahl geboren hatte. In früher Jugend hatte der Vater den Knaben nach Trözen geſchickt, um ihn bei den Brüdern ſeiner Mutter Äthra erziehen zu laſſen. Wie er erwachſen war, kam der ſchöne und züchtige Jüngling, der ſein ganzes Leben der reinen Göttin Artemis zu weihen beſchloſſen und noch keiner Frau ins Auge geſchaut hatte, nach Athen und Eleuſis, um hier die Myſterien mitfeiern zu helfen. Da ſah ihn Phädra zum erſtenmale; ſie glaubte ihren Gatten verjüngt wieder zu ſehen, und ſeine ſchöne Geſtalt und Unſchuld entflammte ihr Herz zu unreinen Wünſchen; doch verſchloß ſie ihre verkehrte Leidenſchaft noch in ihre Bruſt. Als der Jüngling abgereiſt war, erbaute ſie auf der Burg von Athen der Liebesgöttin einen Tempel, von wo aus man nach Trözen blicken konnte und der ſpäter den Namen Tempel der Aphrodite Fernſchauerin erhielt. Hier ſaß ſie Tage lang, den Blick auf das Meer gerichtet. Als endlich Theſeus eine Reiſe nach Trözen machte, ſeine dortigen Verwandten und den Sohn zu beſuchen, begleitete ihn ſeine Gemahlin dorthin und verweilte geraume Zeit daſelbſt. Auch hier kämpfte ſie noch lange mit dem unlautern Feuer in ihrer Bruſt, ſuchte die Einſamkeit und verweinte ihr Elend unter einem Myrtenbaume. Endlich aber vertraute ſie ſich ihrer alten Amme an, einem verſchmitzten und ihrer Gebieterin in blinder und thörichter Liebe ergebenen Weibe, die es bald über ſich nahm, den Jüngling von der ſtrafbaren Leidenſchaft ſeiner Stiefmutter zur unterrichten. Aber der unſchuldige Hippolÿtus hörte ihren Bericht mit Abſcheu an und ſein Entſetzen ſtieg, als ihm die pflichtvergeſſene Stiefmutter ſogar den Antrag machen ließ, den eigenen Vater vom Throne zu ſtoßen und mit der Ehebrecherin Zepter und Herrſchaft zu teilen. In ſeinem Abſcheu fluchte er allen Weibern und meinte ſchon durch das bloße Anhören eines ſo ſchändlichen Vorſchlags entweiht zu ſein. Und weil Theſeus gerade abweſend von Trözen war — denn dieſen Zeitpunkt hatte das treuloſe Weib erſpäht — ſo erklärte Hippolÿtus, auch keinen Augenblick mit Phädra unter einem Dache verweilen zu wollen, und eilte, nachdem er die Amme gebührend abgefertigt, ins Freie, um im Dienſte ſeiner geliebten Herrin, der Göttin Artemis, in den Wäldern zu jagen und ſo lange dem Königshauſe nicht wieder zu nahen, bis ſein Vater zurückgekehrt ſein würde und er ſein gepeinigtes Herz vor ihm ausſchütten könnte.

Phädra vermochte die Abweiſung ihrer verbrecheriſchen Anträge nicht zu überleben. Das Bewußtſein ihres Frevels und die unerhörte

Leidenſchaft ſtritten ſich in ihrer Bruſt; aber die Bosheit gewann die Oberhand. Als Theſeus zurückkehrte, fand er ſeine Gattin erhängt und in ihrer krampfhaft zuſammengeballten Rechten einen von ihr vor dem Tode abgefaßten Brief, in welchem geſchrieben ſtand: „Hippoly̆tus hat nach meiner Ehre getrachtet; ſeinen Nachſtellungen zu entfliehen iſt mir nur ein Ausweg geblieben. Ich bin geſtorben, ehe ich die Treue meinem Gatten verletzt habe."

Lange ſtand Theſeus vor Entſetzen und Abſcheu wie eingewurzelt in der Erde. Endlich hub er ſeine Hände gen Himmel und betete: „Vater Poſeidon, der du mich ſtets geliebt haſt, wie dein leibliches Kind, du haſt mir einſt drei Bitten frei gegeben, die du mir erfüllen wolleſt und deine Gnade mir erzeigen unweigerlich. Jetzt gemahne ich dich an dein Verſprechen. Nur eine Bitte will ich erfüllt haben; laß meinem verfluchten Sohn an dieſem Tag die Sonne nicht mehr untergehen!" Kaum hatte er dieſen Fluch ausgeſprochen, als auch Hippoly̆tus, von der Jagd heimgekehrt und von der Rückkehr ſeines Vaters unterrichtet, in den Palaſt einging und der Spur des Wehklagens nachgehend vor das Antlitz des Vaters und die Leiche der Stiefmutter trat. Auf die Schmähungen des Vaters erwiederte der Sohn mit ſanfter Ruhe: „Vater, mein Gewiſſen iſt rein. Ich weiß mich einer Unthat nicht ſchuldig." Aber Theſeus hielt ihm den Brief ſeiner Stiefmutter entgegen und verbannte ihn ungerichtet aus dem Lande. Hippoly̆tus rief ſeine Schutzgöttin, die jungfräuliche Artemis zur Zeugin ſeiner Unſchuld auf und ſagte ſeinem zweiten Heimatlande Trözen unter Seufzern und Thränen Lebewohl.

Noch am Abende desſelben Tages ſuchte den König Theſeus ein Eilbote auf und ſprach, als er vor ihn geſtellt war: „Herr und König, dein Sohn Hippoly̆tus ſieht das Tageslicht nicht mehr!" Theſeus empfing dieſe Botſchaft ganz kalt und ſagte mit bitterem Lächeln: „Hat ihn ein Feind erſchlagen, deſſen Weib er entehrt, wie er das Weib des Vaters entehren wollte?" — „Nein, Herr!" erwiederte der Bote. „Sein eigener Wagen und der Fluch deines Mundes haben ihn umgebracht!" — „O Poſeidon," ſprach Theſeus, die Hände dankend gen Himmel erhoben, „ſo haſt du dich mir heute als ein rechter Vater bezeigt und meine Bitte erhört! Aber ſprich, Bote, wie hat mein Sohn geendet, wie hat meinen Ehrenſchänder die Keule der Vergeltung getroffen?" Der Bote fing an zu erzählen: „Wir Diener ſtriegelten am Meeresufer die Roſſe unſeres Herrn Hippoly̆tus, als die Botſchaft von ſeiner Verbannung und bald er ſelbſt kam, von einer Schar wehklagender Jugendfreunde begleitet und uns Roſſe und Wagen zur Abfahrt zu rüſten befahl. Als alles bereit war, hub er die Hände gen Himmel und betete: „Zeus mögeſt du mich vertilgen, wenn ich ein ſchlechter Mann war! Und möge, ſei ich nun tot oder lebendig, mein Vater erfahren, daß er mich ohne Fug entehrt!" Dann nahm er den Roſſeſtachel zur Hand, ſchwang ſich auf den Wagen, ergriff die Zügel und fuhr von uns Dienern begleitet auf dem Wege nach Argos und Epidaurien davon. Wir waren ſo ans öde Meergeſtade gekommen, zu unſerer Rechten die Flut, zur Linken von den Hügeln vorſpringende Felsblöcke, als wir plötzlich ein tiefes Geräuſch vernahmen, unterirdiſchem Donner ähnlich. Die Roſſe wurden aufmerkſam und ſpitzten ihr Ohr; wir alle ſahen uns ängſtlich um, woher der Schall käme. Als unſer Blick auf das Meer fiel, zeigte ſich uns hier eine Welle, die turmhoch gen Himmel ragte und alle Ausſicht auf das weitere Ufer und den Iſthmus uns benahm; der Waſſerſchwall ergoß ſich bald mit Schaum und Toſen über das Ufer, gerade auf den Pfad zu, den die Roſſe gingen. Mit der tobenden Welle zugleich aber ſpie die See ein Ungeheuer aus, einen rieſenhaften Stier, von deſſen Brüllen das Ufer und die Felſen wiederhallten. Dieſer Anblick jagte den Pferden eine plötzliche Angſt ein. Unſer Herr jedoch, ans Lenken der Roſſe gewöhnt, zog den Zügel mit beiden Händen ſtraff an und gebrauchte desſelben, wie ein geſchickter Steuermann ſein Ruder regiert. Aber die Roſſe waren läufig geworden, biſſen in den Zaum und rannten, dem Lenker ungehorſam, davon. Aber wie ſie nun auf ebener Straße fortjagen wollten, vertrat ihnen das Seeungeheuer den Weg; bogen ſie ſeitwärts zu den Felſen um, ſo drängte es ſie ganz hinüber, indem es den Rädern dicht zur Seite trabte. So geſchah es endlich, daß auf der andern Seite die Radfelgen auf die Felſen aufzuſitzen kamen und dein unglücklicher Sohn kopfüber herab geſtürzt und mit ſamt dem umgeworfenen Wagen von den Roſſen, die ohne Führer dahin ſtürmten, über Sand und Felsgeſtein geſchleift wurde. Alles ging viel zu ſchnell, als daß wir begleitenden Diener dem Herrn hätten zu Hilfe kommen können. Halbzerſchmettert hauchte er den Zuruf an ſeine ſonſt ſo gehorſamen Roſſe und die Wehklage über den Fluch ſeines Vaters in die Lüfte. Eine Felsecke entzog uns den Anblick. Das Meerungeheuer war verſchwunden, wie vom Boden eingeſchlungen. Während nun die übrigen Diener atemlos die Spur des Wagens verfolgten, bin ich hierher geeilt, o König, das jammervolle Schickſal deines Sohnes dir zu verkünden!"

Theſeus ſtarrte auf dieſen Bericht lange ſprachlos zu Boden. „Ich freue mich nicht über ſein Unglück; ich beklage es nicht," ſprach er endlich nachſinnend und in Zweifel vertieft. „Könnte ich ihn doch lebend noch ſehen, ihn befragen, mit ihm handeln über ſeine Schuld." Dieſe Rede wurde durch das Wehgeſchrei einer alten Frau unterbrochen, die mit grauem, fliegendem Haar und zerriſſenem Gewande herbeieilend die Reihen der Dienerſchaft trennte und dem Könige Theſeus ſich zu Füßen warf. Es war die greiſe Amme der Königin Phädra, die auf das Gerücht von Hippoly̆tus jämmerlichem Untergange von ihrem Gewiſſen gefoltert, nicht länger ſchweigen konnte, und unter Thränen und Geſchrei die Unſchuld des Jünglings und die Schuld ihrer Gebieterin dem König offenbarte. Ehe der unglückliche Vater recht zur Beſinnung kommen konnte, wurde auf einer Tragbahre von wehklagenden Dienern ſein Sohn Hippoly̆tus, zerſchmettert aber noch atmend, in den Palaſt und vor ſeine Augen getragen. Theſeus warf ſich reumütig und verzweifelnd über den Sterbenden, der ſeine letzten Lebensgeiſter zuſammenraffte und an die Umſtehenden die Frage richtete: „Iſt meine Unſchuld erkannt?" Ein Wink der Nächſtſtehenden gab ihm dieſen Troſt. „Unglückſeliger, getäuſchter Vater," ſprach der ſterbende Jüngling, „ich vergebe dir!" und verſchied.

Er wurde von Theſeus unter denſelben Myrtenbaum begraben, unter welchem einſt Phädra mit ihrer Liebe gekämpft und deſſen Blätter ſie oft, in der Verzweiflung an den Äſten zerrend, zerriſſen hatte, und wo nun, als an ihrem Lieblingsplatz, auch ihre Leiche beigeſetzt war; denn der König wollte ſeine Gemahlin im Tode nicht entehren.

Theſeus auf Frauenraub. Durch die Verbindung mit dem jungen Helden Pirithous erwachte in dem verlaſſenen und alternden Theſeus die Luſt zu kühnen und ſelbſt mutwilligen Abenteuern wieder. Dem Pirithous war ſeine Gattin Hippodamia nach kurzem Beſitze geſtorben, und da auch Theſeus jetzt ehelos war, ſo gingen beide auf Frauenraub aus. Damals war die nachher ſo berühmt gewordene Helĕna, die Tochter des Zeus und der Leda, die in dem Palaſte ihres Stiefvaters Tyndareus zu Sparta aufwuchs, noch ſehr jung. Aber ſie war ſchon die ſchönſte Jungfrau ihrer Zeit, und ihre Anmut fing an, in ganz Griechenland bekannt zu werden. Dieſe ſahen Theſeus und Pirithous, als ſie auf dem genannten Raubzuge nach Sparta kamen, in einem Tempel der Artemis tanzen. Beide wurden von Liebe zu ihr entzündet. Sie raubten die Fürſtin in ihrem Übermut aus dem Heiligtum und brachten ſie zuerſt nach Tegea in Arkadien. Hier warfen ſie das Los über dieſelbe und einer verſprach dem andern brüderlich, ihm, wenn das Los ihn verfehle, zum Raub einer andern Schönheit behülflich zu ſein. Das Los teilte die Beute dem Theſeus zu, und nun brachte dieſer die Jungfrau nach Aphidnä im attiſchen Gebiete, übergab ſie dort ſeiner Mutter Äthra und ſtellte ſie unter den Schutz ſeines Freundes. Darauf zog Theſeus weiter mit ſeinem Waffenbruder und beide ſannen auf eine Herakleiſche That. Pirithous entſchloß ſich nämlich, die Gemahlin Plutos, Perſephŏne, der Unterwelt zu entführen und ſich durch ihren Beſitz für den Verluſt Helĕnas zu entſchädigen. Daß ihnen dieſer Verſuch mißglückte und ſie von Pluto zu ewigem Sitzen in der Unterwelt verdammt wurden, daß Herakles, der beide befreien wollte, nur den Theſeus aus dem Hades erretten konnte, iſt ſchon erzählt worden. Während nun Theſeus auf dieſem unglücklichen Zuge abweſend war und in der Unterwelt gefangen ſaß, machten ſich die Brüder Helĕnas, Caſtor und Pollux auf und rückten in Attika ein, um ihre Schweſter Helĕna zu befreien. Indeſſen verübten ſie anfangs keine Feindſeligkeiten im Lande, ſondern kamen friedlich nach Athen und forderten hier die Zurückgabe Helĕnas. Als aber die Leute in der Stadt antworteten, daß ſie weder die junge Fürſtin bei ſich hätten, noch wüßten, wo Theſeus ſie zurückgelaſſen, wurden ſie zornig und ſchickten ſich, mit den ſie begleitenden Scharen, zum wirklichen Kriege an. Jetzt erſchracken die Athener, und einer aus ihrer Mitte, mit Namen Akadēmus, der das Geheimnis des Theſeus auf irgend eine Art erfahren hatte, entdeckte den Brüdern, daß der Ort, wo ſie verborgen gehalten werde, Aphidnä ſei. Vor dieſe Stadt rückten nun Caſtor und Pollux, ſiegten in einer Schlacht und eroberten den Platz mit Sturm.

Zu Athen hatte ſich inzwiſchen auch anderes begeben, was für Theſeus ungünſtig war. Meneſtheus, der Sohn des Petĕus, ein Urenkel des Erechtheus, hatte ſich als Volksführer und Schmeichler der Menge gegen den leerſtehenden Thron aufgelehnt und auch die Vornehmen aufgewiegelt, indem er ihnen vorſtellte, wie der König ſie dadurch, daß er ſie von ihren Landſitzen in die Stadt hereingezogen, zu Unterthanen und Sklaven gemacht habe. Dem Volk aber hielt er vor, wie es, dem Traume der Freiheit zu lieb, ſeine ländlichen Heiligtümer und Götter habe verlaſſen müſſen, und ſtatt von vielen guten einheimiſchen Herren abhängig zu ſein, einem Fremdling und Deſpoten diene. Wie nun Aphidnäs Eroberung durch die Tyndariden Athen mit Schrecken erfüllte, da benützte Meneſtheus auch dieſe Stimmung des Volkes. Er bewog die Bürger, den Söhnen des Tyndarĕus, welche die Jungfrau Helĕna, ihren Wächtern entriſſen, mit ſich führten, die Stadt zu öffnen und ſie freundlich zu empfangen, da dieſelben nur gegen Theſeus, als den Räuber des Mädchens, Krieg führten. Ihr Betragen bewies, daß Meneſtheus diesmal wahr geſprochen hatte; denn obgleich ſie durch offene Thore in Athen eingezogen und alles dort in ihrer Gewalt war, ſo thaten ſie doch niemand etwas zu Leide, verlangten vielmehr nur, wie andere vornehme Athener und Verwandte des Herakles, in den Geheimdienſt der eleuſiniſchen Myſterien aufgenommen zu werden, und zogen dann mit der geretteten Helēna, von den Bürgern, die ſie liebten und ehrten, zur Stadt hinausgeleitet, wieder in ihre Heimat.

Theſeus Ende. In ſeiner langen Gefangenſchaft im Hades hatte Theſeus Zeit gehabt, das Unbeſonnene und Unedle ſeiner letzten Handlungsweiſe, die mit ſeinem übrigen Heldentum gar nicht zuſammenſtimmte, zu erkennen und zu bereuen. Er kam als ernſter Greis zurück und vernahm die Rettung Helēnas durch ihre Brüder nicht mit Unwillen; denn er ſchämte ſich ſeiner That. Mehr bekümmerte ihn die Zwietracht, die er im Staate antraf, und obgleich er die Zügel der Regierung wieder ergriff und die Partei des Meneſtheus zurückdrängte, genoß er doch keine rechte Ruhe mehr ſein Leben lang. Und als er das Ruder des Staates mit Ernſt führen wollte, brachen aufs neue Empörungen gegen ihn aus, an deren Spitze Meneſtheus ſtand, welcher hinter ſich die Partei der Edeln hatte, die immer noch von Pallas, ſeinem Oheime und deſſen beſiegten und erſchlagenen Söhnen ſich die Pallanditen nannten. Diejenigen, welche ihn vorher gehaßt hatten, verlernten allmählich auch die Furcht vor ihm, und das gemeine Volk hatte Meneſtheus ſo verwöhnt, daß es, anſtatt zu gehorchen, immer nur geſchmeichelt werden wollte. Anfänglich verſuchte nun Theſeus gewaltſame Mittel; als aber aufwiegleriſche Umtriebe und offene Widerſetzlichkeit alle ſeine Bemühungen vereitelten, da beſchloß der unglückliche König ſeine unbotmäßige Stadt freiwillig zu verlaſſen, nachdem er ſchon vorher ſeine Söhne Akämas und Demophoon heimlich nach Euböa zu dem Fürſten Elephēnor geflüchtet hatte. In einem Flecken von Attika, Gargettus genannt, ſprach er feierliche Verwünſchungen gegen die Athener aus, da, wo man noch lange nachher das Verwünſchungsfeld zeigte; dann ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen und ſchiffte ſich nach Scyrus ein. Die Einwohner dieſer Inſel hielt er für ſeine beſonderen Freunde; denn der König beſaß darauf anſehnliche Güter, die er von ſeinem Vater geerbt hatte.

Damals war Lykomēdes Beherrſcher von Scyrus. Zu dieſem ging Theſeus und bat ſich von ihm ſeine Güter aus, um auf denſelben ſeinen Sitz zu nehmen. Aber das Geſchick hatte ihn einen ſchlimmen Weg geführt. Lykomēdes, ſei es, daß er den großen Ruf des Mannes fürchtete, ſei's, daß er mit Meneſtheus in geheimem Einverſtändniſſe war, dachte darauf, wie er den in ſeine Hände gegebenen Gaſt, ohne Aufſehen zu erregen, aus dem Wege räumen könnte. Er führte ihn deswegen auf den höchſten Felſengipfel der Inſel, der ſchroff in das Land hinausſprang. Er wollte ihn, war ſein Vorgeben, die ſchönen Güter, die ſein Vater auf dem Eilande beſeſſen hatte, mit einem Blick überſchauen laſſen. Theſeus, oben angekommen, ließ ſeine Augen gierig über die herrlichen Gefilde ſtreifen: da gab ihm der treuloſe Fürſt einen Stoß von hinten, daß er über die Felſen hinabſtürzte und nur ſein zerſchmetterter Leichnam in der Tiefe ankam.

Zu Athen war Theſeus von dem undankbaren Volke bald vergeſſen, und Meneſtheus regierte, als wenn er den Thron von vielen Ahnen ererbt hätte. Die Söhne des Theſeus zogen mit dem Helden Elephēnor als gemeine Krieger vor Troja. Viele Jahrhunderte ſpäter, nach dem glorreichen Kriege gegen die Perſer, befahl das Orakel von Delphi den Athenern, des Theſeus Gebeine zu holen und ehrenvoll zu beſtatten. Aber wo ſollten ſie dieſelben ſuchen? Und wenn ſie auch auf der Inſel Scyrus das Grab gefunden hätten, wie ſollten ſie ſeine Überreſte aus den Händen roher und den Fremden unzugänglicher Barbaren erlöſen? Da geſchah es, daß der berühmte Athener Cimon, der Sohn des Miltiades, auf einem neuen Feldzuge die Inſel Scyrus eroberte. Während er nun mit großem Eifer das Grab des Nationalheros aufſuchte, bemerkte er über einem Hügel einen Adler ſchwebend. Er machte Halt an dieſer Stelle und ſah bald, wie der Vogel herabſchoß und die Erde des Grabhügels mit ſeinen Krallen aufſcharrte. Cimon erblickte in dieſem Zeichen eine göttliche Fügung, ließ nachgraben und fand tief in der Erde den Sarg eines großen Leichnams, daneben eine eherne Lanze und ein Schwert. Er und ſeine Begleiter zweifelten nicht daran, des Theſeus Gebeine gefunden zu haben. Die heiligen Überreſte wurden von Cimon auf ein ſchönes Kriegsſchiff mit drei Ruderbänken gebracht und in Athen mit Jubel unter glänzenden Aufzügen und Opfern empfangen. Es war, als ob Theſeus ſelbſt in die Stadt zurückkehrte. So bezahlten nach Jahrhunderten die Nachkommen dem Begründer der Freiheit und Bürgerverfaſſung Athens den Dank, den ihm eine ſchnöde Mitwelt ſchuldig geblieben war.

Die Sage von Ödipus.

Des Ödipus Geburt, Jugend, Flucht, Vatermord. Laïus, Sohn des Labdäkus, aus dem Stamme des Kadmus, war König von Theben, und lebte mit Jokaſte, der Tochter eines vornehmen Thebaners, Menökeus, lange in kinderloſer Ehe. Da ihn nun ſehnlich nach einem Erben verlangte und er darüber den delphiſchen Apoll um Aufſchluß befragte, wurde ihm ein Orakelſpruch des folgenden Inhalts zu teil: „Laïus, Sohn des Labdäkus! Du begehreſt Kinderſegen. Wohl; dir ſoll ein Sohn gewährt werden. Aber wiſſe, daß dir vom Geſchicke verhängt iſt, durch die Hand deines eigenen Kindes das Leben zu verlieren. Dies iſt das Gebot des Zeus, des Kroniden, der den Fluch des Pelops erhört hat, dem du einſt den Sohn geraubt." Laïus war nämlich in ſeiner Jugend landesflüchtig und im Peloponneſe am Hofe des Königs als Gaſt aufgenommen worden. Er hatte aber ſeinem Wohlthäter mit Undank gelohnt und Chryſippus, den ſchönen Sohn des Pelops, auf den nemäiſchen Spielen entführt. Dieſer Schuld ſich bewußt, glaubte Laïus dem Orakel und lebte lange von ſeiner Gattin getrennt. Doch führte die herzliche Liebe, mit welcher ſie einander zugethan waren, trotz der Warnung des Schickſals, beide wieder zuſammen, und Jokaſte gebar endlich ihrem Gemahl einen Sohn. Als das Kind zur Welt gekommen war, fiel den Eltern der Orakelſpruch wieder ein, und um dem Spruche des Gottes auszuweichen, ließen ſie den neugebornen Knaben nach drei Tagen mit durchſtochenen und zuſammengebundenen Füßen in das wilde Gebirge Cithäron werfen. Aber der Hirte, welcher den grauſamen Auftrag erhalten hatte, empfand Mitleid mit dem unſchuldigen Kinde und übergab es einem andern Hirten, der in demſelben Gebirge die Herden des Königs Poly̆bus von Korinth weidete. Dann kehrte er wieder heim und ſtellte ſich vor dem Könige und ſeiner Gemahlin Jokaſte, als hätte er den Auftrag erfüllt. Dieſe glaubten das Kind verſchmachtet oder von wilden Tieren zerriſſen und die Erfüllung des Orakelſpruches dadurch unmöglich gemacht. Sie beruhigten ihr Gewiſſen mit dem Gedanken, daß ſie durch die Aufopferung des Kindes dasſelbe vor Vatermord behütet hätten und lebten jetzt erſt recht mit erleichtertem Herzen.

Der Hirte des Poly̆bus löſte indeſſen dem Kinde, das ihm, ohne daß er wußte, woher es kam, übergeben worden war, die ganz durchbohrten Ferſen der Füße und nannte ihn von ſeinen Wunden Ödipus, das heißt Schwellfuß. So brachte er ihn nach Korinth zu ſeinem Herrn, dem Könige Poly̆bus. Dieſer erbarmte ſich des Findlings, übergab ihn ſeiner Gemahlin Meröpe, und zog ihn als ſeinen eigenen Sohn auf, für den er auch am Hofe und im ganzen Lande galt. Zum Jünglinge herangereift, wurde er dort ſtets für den höchſten Bürger gehalten und lebte ſelbſt in der glücklichen Überzeugung, Sohn und Erbe des Königs Poly̆bus zu ſein, der keine anderen Kinder hatte. Da ereignete ſich ein Zufall, der ihn aus dieſer Zuverſicht plötzlich in den Abgrund der Zweifel ſtürzte. Ein Korinther, der ihm ſchon längere Zeit aus Neid abhold war, rief an einem Feſtmahle, von Wein überfüllt, dem ihm gegenübergelagerten Ödipus zu, er ſei ſeines Vaters echter Sohn nicht. Von dieſem Vorwurfe ſchwer getroffen, konnte der Jüngling das Ende des Mahles kaum erwarten; doch verſchloß er ſeinen Zweifel ſelbigen Tag noch kämpfend in der Bruſt. Am andern Morgen aber trat er vor ſeine beiden Eltern, die freilich nur ſeine Pflegeeltern waren, und verlangte von ihnen Auskunft. Poly̆bus und ſeine Gattin waren über den Schmäher, dem dieſe Rede entfallen war, ſehr aufgebracht, und ſuchten ihrem Sohn ſeine Zweifel auszureden, ohne ihm jedoch dieſelben durch eine runde Antwort zu heben. Die Liebe, die er in ihrer Äußerung erkannte, war ihm zwar ſehr erquicklich; aber jenes Mißtrauen nagte doch ſeitdem an ſeinem Herzen; denn die Worte ſeines Feindes waren zu tief eingedrungen. Endlich griff er heimlich zum Wanderſtabe, und ohne ſeinen Eltern ein Wort zu ſagen, ſuchte er das Orakel zu Delphi auf, und hoffte von ihm eine Widerlegung der ehrenrührigen Beſchuldigung zu vernehmen. Aber Phöbus Apollo würdigte ihm dort keiner Antwort auf ſeine Frage, ſondern deckte ihm nur ein neues, weit grauenvolleres Unglück, das ihm drohte, auf. „Du wirſt," ſprach das Orakel, „deines eigenen Vaters Leib ermorden, deine Mutter heiraten und den Menſchen eine Nachkommenſchaft von verabſcheuungswürdiger Art zeigen." Als Ödipus dies vernommen hatte, ergriff ihn unausſprechliche Angſt, und da ihm ſein Herz doch immer noch ſagte, daß ſo liebevolle Eltern, wie Poly̆bus und Meröpe, ſeine rechten Eltern ſein müßten, ſo wagte er es nicht, in ſeine Heimat zurückzukehren, aus Furcht, er möchte, vom Verhängniſſe getrieben, Hand an ſeinen geliebten Vater Poly̆bus legen und, von den Göttern mit unwiderſtehlichem Wahnſinne geſchlagen, ein verruchtes Ehebündnis mit ſeiner Mutter Meröpe eingehen. Von Delphi aufbrechend, ſchlug er den Weg nach Böotien ein. Er befand ſich noch auf der Straße zwiſchen Delphi und der Stadt Daulia, als er, an einen Kreuzweg gelangt, einen Wagen ſich entgegen kommen ſah, auf dem ein ihm unbekannter Mann mit einem Herolde, einem Wagenlenker und zwei Dienern ſaß. Der Roſſelenker, zuſamt dem Alten, trieb den Fußgänger, der ihnen in den ſchmalen Pfad gekommen war, ungeſtüm aus dem Wege; Ödipus, von Natur jähzornig, verſetzte dem trotzigen Wagenführer einen Schlag. Der Greis aber, wie er den Jüngling ſo keck auf den Wagen anſchreiten ſah, zielte ſcharf mit ſeinem doppelten Stachelſtabe, den er zur Hand hatte, und verſetzte ihm einen ſchweren Streich auf den Scheitel. Jetzt war Ödipus außer ſich gebracht: zum erſtenmal bediente er ſich der Heldenſtärke, die ihm die Götter verliehen hatten, erhub ſeinen Reiſeſtock und ſtieß den Alten, daß er ſich ſchnell rücklings vom Wagenſitze herabwälzte. Ein Handgemenge entſtand; Ödipus mußte ſich gegen ihrer 3 ſeines Lebens erwehren; aber ſeine

Jugendſtärke ſiegte; er erſchlug ſie alle, bis auf einen, der entrann, und zog davon.

Ihm kam keine Ahnung in ſeine Seele, daß er etwas anderes gethan, als aus Notwehr ſich an einem gemeinen Phocier oder Böotier mit ſeinen Knechten, die ihm ſamt demſelben ans Leben wollten, gerächt habe. Denn der Greis, der ihm begegnet, trug kein Zeichen höherer Würde an ſich. Aber der Gemordete war Laïus, König von Theben, der Vater des Mörders, geweſen, der auf einer Reiſe nach dem pythiſchen Orakel dieſes Weges zog; und alſo war die gedoppelte Weiſſagung, die Vater und Sohn erhalten, und der ſie beide entgehen wollten, an beiden vom Geſchick erfüllt worden. Ein Mann aus Plataä, mit Namen Damaſippus, fand die Leichen der Erſchlagenen am Kreuzwege liegen, erbarmte ſich ihrer und begrub ſie. Ihr Denkmal aus angehäuften Steinen mitten im Kreuzwege ſah nach vielen hundert Jahren noch der Wanderer.

Ödipus in Theben; heiratet ſeine Mutter. Nicht lange Zeit, nachdem dieſes geſchehen, war vor den Thoren der Stadt Theben in Böotien die Sphinx erſchienen, ein geflügeltes Ungeheuer, vorn wie eine Jungfrau, hinten wie ein Löwe geſtaltet. Sie war eine Tochter des Typhon und der Echidna, der ſchlangengeſtalteten Nymphe, der fruchtbaren Mutter vieler Ungeheuer und eine Schweſter des Höllenhundes Cerberus, der Hyder von Lerna, und der feuerſpeienden Chimära. Dieſes Ungeheuer hatte ſich auf einen Felſen gelagert und legte dort den Bewohnern von Theben allerlei Rätſel vor, die ſie von den Muſen erlernt hatte. Erfolgte die Auflöſung nicht, ſo ergriff ſie denjenigen, der es übernommen hatte, das Rätſel zu löſen, zerriß ihn und fraß ihn auf. Dieſer Jammer kam über die Stadt, als ſie eben um ihren König trauerte, der — niemand wußte von wem — auf einer Reiſe erſchlagen worden war, und an deſſen Stelle Kreon, Bruder der Königin Jokaſte, die Zügel der Herrſchaft ergriffen hatte. Zuletzt kam es, daß dieſes Kreon eigener Sohn, dem die Sphinx auch ein Rätſel aufgegeben, und der es nicht gelöſt hatte, ergriffen und verſchlungen worden war. Dieſe Not bewog den Fürſten Kreon, öffentlich bekannt zu machen, daß demjenigen, der die Stadt von der Würgerin befreien würde, das Reich, und ſeine Schweſter Jokaſte als Gemahlin, zu teil werden ſollte. Eben als jene Bekanntmachung öffentlich verkündigt wurde, betrat Ödipus an ſeinem Wanderſtabe die Stadt Theben. Die Gefahr, wie ihr Preis, reizten ihn, zumal da er das Leben, wegen der drohenden Weiſſagung, die über ihm ſchwebte, nicht hoch anſchlug. Er begab ſich daher nach dem Felſen, auf dem die Sphinx ihren Sitz genommen hatte, und ließ ſich von ihr ein Rätſel vorlegen. Das Ungeheuer gedachte dem kühnen Fremdling ein recht unauflösliches aufzugeben, und ihr Spruch lautete alſo: „Es iſt am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig. Von allen Geſchöpfen wechſelt es allein mit der Zahl ſeiner Füße; aber eben wenn es die meiſten Füße bewegt, ſind Kraft und Schnelligkeit ſeiner Glieder ihm am geringſten." Ödipus lächelte, als er das Rätſel vernahm, das ihm ſelbſt gar nicht ſchwierig erſchien. „Dein Rätſel iſt der Menſch," ſagte er, „der am Morgen ſeines Lebens, ſo lang er ein ſchwaches und kraftloſes Kind iſt, auf ſeinen zwei Füßen und ſeinen zwei Händen geht; iſt er erſtarkt, ſo geht er am Mittage ſeines Lebens nur auf den zwei Füßen; iſt er endlich am Lebensabend als ein Greis angekommen, und der Stütze bedürftig geworden, ſo nimmt er den Stab als dritten Fuß zu Hilfe." Das Rätſel war glücklich gelöſt, und aus Scham und Verzweiflung ſtürzte ſich die Sphinx ſelbſt vom Felſen und zu Tode. Ödipus trug zum Lohne das Königreich von Theben und die Hand der Witwe, welche ſeine eigene Mutter war, davon. Jokaſte gebar ihm nach und nach vier Kinder, zuerſt die männlichen Zwillinge Eteŏkles und Polynīces, dann zwei Töchter, die ältere Antigŏne, die jüngere Iſmēne. Aber dieſe vier waren zugleich ſeine Kinder und ſeine Geſchwiſter.

Die Entdeckung. Lange Zeit ſchlief das grauenhafte Geheimnis, und Ödipus, bei manchen Gemütsfehlern, ein guter und gerechter König, herrſchte glücklich und geliebt an Jokaſtes Seite über Theben. Endlich aber ſandten die Götter eine Peſt in das Land, die unter dem Volke grauſam zu wüten begann, und gegen welche kein Heilmittel fruchten wollte. Die Thebaner ſuchten gegen das fürchterliche Übel, in welchem ſie eine von den Göttern geſandte Geißel erblickten, Schutz bei ihrem Herrſcher, den ſie für einen Günſtling des Himmels hielten. Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, die Prieſter mit Ölzweigen an ihrer Spitze, erſchienen vor dem königlichen Palaſte, ſetzten ſich um und auf die Stufen des Altars, der vor demſelben ſtand, und harrten auf die Erſcheinung ihres Gebieters. Als Ödipus, durch den Zuſammenlauf herausgerufen, aus ſeiner Königsburg trat, und nach der Urſache fragte, warum die ganze Stadt voll Opferrauch und Klagelaut erfüllt ſei, antwortete ihm im Namen aller der älteſte Prieſter: „Du ſiehſt ſelbſt, o Herr, welches Elend auf uns laſtet: Triften und Felder verſengt unerträgliche Hitze; in unſern Häuſern wütet die verzehrende Seuche, umſonſt ſtrebt die Stadt aus den blutigen Wogen des Verderbens ihr Haupt emporzutauchen. In dieſer Not nehmen wir unſere Zuflucht zu dir, geliebter Herrſcher. Du haſt uns ſchon einmal von dem tötlichen Zins erlöſt, mit welchem uns die grimmige Rätſelſängerin zehntete. Gewiß iſt ſolches nicht ohne Götterhilfe geſchehen. Und darum vertrauen wir auf dich, daß du, ſei es bei Göttern oder Menſchen, uns auch diesmal Hilfe finden werdeſt." — „Arme Kinder," erwiderte Ödipus, „wohl iſt mir die Urſache eures Flehens bekannt. Ich weiß, daß ihr kranket; aber niemand krankt im Herzen ſo wie ich. Denn mein Gemüt beſeufzt nicht nur einzelne, ſondern die ganze Stadt! Darum erwecket ihr mich nicht wie einen Entſchlummerten aus dem Schlafe; ſondern hin und her habe ich im Geiſte nach Rettungsmitteln geforſcht, und endlich glaube ich eines gefunden zu haben. Denn mein eigener Schwager Kreon iſt von mir zum pythiſchen Apollo nach Delphi abgeſandt worden, daß er frage, welch' Werk, oder welche That die Stadt befreien kann."

Noch ſprach der König, als auch Kreon unter die Menge trat und den Beſcheid des Orakels dem Könige vor den Ohren des Volkes mitteilte. Dieſer lautete freilich nicht tröſtlich: „Der Gott befahl, einen Frevel, den das Land beherberge, hinauszuwerfen und nicht das zu pflegen, was keine Säuberung zu ſühnen vermöge. Denn der Mord des Königs Laïus laſte als eine ſchwere Blutſchuld auf dem Lande." Ödipus, ganz ohne Ahnung, daß jener von ihm erſchlagene Greis derſelbe ſei, um deſſen willen der Zorn der Götter ſein Volk heimſuche, ließ ſich die Ermordung des Königs erzählen, und noch immer blieb ſein Geiſt mit Blindheit geſchlagen. Er erklärte ſich berufen, für jenen Toten Sorge zu tragen, und entließ das verſammelte Volk. Sodann ließ er ins ganze Land die Verkündigung ausgehen, wem irgend eine Kunde von dem Mörder des Laïus geworden wäre, der ſollte alles anzeigen; auch wer in fremdem Lande darum wüßte, dem ſollte für ſeine Angabe der Lohn und Dank der Stadt zu teil werden. Der dagegen, der, für einen Freund beſorgt, ſchweigen und die Schuld der Mitwiſſenſchaft von ſich abwälzen wollte, der ſollte von allem Götterdienſt, von Opfermahlen, ja von Umgang und Unterredung mit ſeinen Mitbürgern ausgeſchloſſen werden. Den Thäter ſelbſt endlich verfluchte er unter ſchauerlichen Beteuerungen, wünſchte ihm Not und Plage durch das ganze Leben an, und zuletzt das Verderben. Und das ſollte ihm widerfahren, ſelbſt wenn er am Herde des Königs verborgen lebte. Zu allem dem ſandte er zwei Boten an den blinden Seher Tireſias, der an Einſicht und Blick ins Verborgene faſt dem wahrſagenden Apollo ſelber gleich kam. Dieſer erſchien auch bald von der Hand eines leitenden Knaben geführt vor dem Könige und in der Volksverſammlung. Ödipus trug ihm die Sorge vor, die ihn und das ganze Land quäle. Er bat ihn, ſeine Seherkunſt anzuwenden, um ihnen auf die Spur des Mordes zu verhelfen.

Aber Tireſias brach in einen Wehruf aus, und ſprach, indem er ſeine Hände abwehrend gegen den König ausſtreckte: „Entſetzlich iſt das Wiſſen, das dem Wiſſenden nur Unheil bringt! Laß mich heimkehren, König; trag du das deine, und laß mich das meine tragen!" Ödipus drang jetzt um ſo mehr in den Seher, und das Volk, das ihn umringte, warf ſich flehend vor ihm auf die Kniee. Als er aber auch ſo keine weiteren Aufſchlüſſe geben zu wollen bereit war, da entbrannte der Jähzorn des Königs Ödipus, und er ſchalt den Tireſias als Mitwiſſer oder gar Fauſthelfer bei der Ermordung des Laïus. Ja, wenn er nur ſehend wäre, ſo traute er ihm allein die Unthat zu. Dieſe Beſchuldigung löſte dem blinden Propheten die Zunge. „Ödipus," ſprach er, „gehorche deiner eigenen Verkündigung. Rede mich nicht, rede keinen aus dem Volke fürder an. Denn du ſelbſt biſt der Gräuel, der dieſe Stadt beſudelt! Ja, du biſt der Königsmörder, du biſt derjenige, der mit den Teuerſten in fluchwürdigem Verhältniſſe lebt."

Ödipus war nun einmal verblendet: er ſchalt den Seher einen Zauberer, einen ränkevollen Gaukler; er warf Verdacht auch auf ſeinen Schwager Kreon, und beſchuldigte beide der Verſchwörung gegen den Thron, von welchem ſie durch ihre Lügengeſpinſte ihn, den Erretter der Stadt, ſtürzen wollten. Aber nur noch näher bezeichnete ihn jetzt Tireſias als Vatermörder und Gatten der Mutter, weiſſagte ihm ſein nahe bevorſtehendes Elend und entfernte ſich zürnend an der Hand ſeines kleinen Führers. Auf die Beſchuldigung des Königs war indeſſen auch der Fürſt Kreon herbeigeeilt, und es hatte ſich ein heftiger Wortwechſel zwiſchen beiden entſponnen, den Jokaſte, die ſich zwiſchen die Streitenden warf, vergeblich zu beſchwichtigen ſuchte. Kreon ſchied unverſöhnt und im Zorn von ſeinem Schwager.

Noch blinder als der König ſelbſt war ſeine Gemahlin Jokaſte. Sie hatte kaum aus dem Munde des Gatten erfahren, daß Tireſias ihn den Mörder des Laïus genannt, als ſie in laute Verwünſchungen gegen Seher und Seherweisheit ausbrach. „Sieh nur Gemahl," rief ſie, „wie wenig die Seher wiſſen; ſieh es an einem Beiſpiel! Mein erſter Gatte Laïus hatte auch einſt ein Orakel erhalten, daß er durch Sohneshand ſterben werde. Nun erſchlug aber jenen eine Räuberſchar am Kreuzweg, und unſer einziger Sohn wurde, an den Füßen gebunden, ins öde Gebirge geworfen und nicht über drei Tage alt. So erfüllen ſich die Sprüche der Seher!" Dieſe Worte, die die Königin mit Hohnlachen ſprach, machten auf Ödipus einen ganz andern Eindruck, als ſie erwartet hatte. „Am Kreuzweg," fragte er in höchſter Gemütsangſt, „iſt Laïus gefallen? O ſprich, wie war ſeine Geſtalt, ſein Alter?" — „Er war groß," antwortete Jokaſte, ohne die Aufregung ihres Gatten zu begreifen, „die erſten Greiſenlocken ſchmückten ſein Haupt; er war dir ſelbſt, mein Gemahl, von Geſtalt und Anſehen gar nicht unähnlich." — „Tireſias iſt nicht blind, Tireſias iſt ſehend!" rief jetzt entſetzensvoll Ödipus, dem die Nacht ſeines Geiſtes auf einmal, wie durch einen Blitzſtrahl, erleuchtet ward. Doch trieb ihn das Gräßliche ſelber, weiter danach zu forſchen, als müßten auf ſeine Fragen Antworten kommen, welche die ſchreckliche Entdeckung auf einmal als Irrtum darſtellten. Aber alle Umſtände trafen zuſammen, und zuletzt erfuhr er, daß ein entronnener Diener den ganzen Mord gemeldet habe. Dieſer Knecht aber habe, ſowie er den Ödipus auf dem Throne ſah, flehentlich gebeten, ihn ſo weit als möglich von der Stadt weg auf die Weiden des Königs zu ſchicken. Ödipus begehrte ihn zu ſehen, und der Sklave wurde vom Lande hereinbeſchieden. Ehe er jedoch noch ankam, erſchien ein Bote aus Korinth, meldete dem Ödipus den Tod ſeines Vaters Polÿbus und rief ihn auf den erledigten Thron des Landes.

Bei dieſer Botſchaft ſprach die Königin abermals triumphierend: „Hohe Götterſprüche, wo ſeid ihr? Der Vater, den Ödipus umbringen ſollte, iſt ſanft an Altersſchwäche verſchieden!" Anders wirkte die Nachricht auf den frömmeren König Ödipus, der, obgleich er noch immer gerne geneigt war, den Polÿbus für ſeinen Vater zu halten, es doch nicht begreifen konnte, wie ein Orakel unerfüllt bleiben ſollte. Auch wollte er nicht nach Korinth gehen, weil ſeine Mutter Meröpe dort noch lebte und der andere Teil des Orakels, ſeine Heirat mit der Mutter immer noch erfüllt werden konnte. Dieſen Zweifel benahm ihm freilich der Bote bald. Er war derſelbe Mann, der vor vielen Jahren das neugeborne Kind von einem Diener des Laïus auf dem Berge Cithäron empfangen und ihm die durchbohrten und gebundenen Ferſen gelöſt hatte. Er bewies dem Könige leicht, daß er nur ein Pflegeſohn, wiewohl Erbe des Königs Polÿbus von Korinth ſei. Ein dunkler Trieb nach Wahrheit ließ den Ödipus nach jenem Diener des Laïus verlangen, der ihn als Kind dem Korinther übergeben hatte. Von ſeinem Geſinde erfuhr er, daß dies derſelbe Hirt ſei, der, von dem Morde des Laïus entronnen, jetzt an der Grenze das Vieh des Königs weide.

Als Jokaſte ſolches hörte, verließ ſie ihren Gemahl und das verſammelte Volk mit einem lauten Wehruf. Ödipus, der ſein Auge abſichtlich mit Nacht zu bedecken ſuchte, mißdeutete ihre Entfernung. „Gewiß befürchtet ſie," ſprach er zu dem Volke, „als ein Weib voll Hochmut, die Entdeckung, daß ich unedlen Stammes ſei. Ich aber halte mich für einen Sohn des Glückes, und ſchäme mich dieſer Abkunft nicht!" Jetzt erſchien der greiſe Hirte, der aus der Ferne herbeigeholt worden war und von dem Korinther ſogleich als derjenige erkannt wurde, der ihm einſt den Knaben auf dem Cithäron übergeben hatte. Der alte Hirt aber war ganz blaß vor Schrecken und wollte alles läugnen; nur auf die zornigen Drohungen des Ödipus, der ihn mit Stricken zu binden befahl, ſagte er endlich die Wahrheit: wie Ödipus, der Sohn des Laïus und der Jokaſte ſei, wie der furchtbare Götterſpruch, daß er den Vater ermorden werde, ihn in ſeine Hände geliefert, er aber ihn aus Mitleid erhalten habe.

Jokaſte und Ödipus ſtrafen ſich. Aller Zweifel war nun gehoben und das Entſetzliche enthüllt. Mit einem wahnſinnigen Schrei ſtürzte Ödipus davon, irrte in dem Palaſt umher und verlangte nach einem Schwert, um das Ungeheuer, das ſeine Mutter und Gattin ſei, von der Erde zu vertilgen. Da ihm, wie einem Raſenden, alles aus dem Wege ging, ſuchte er gräßlich heulend ſein Schlafgemach auf, ſprengte das verſchloſſene Doppelthor und brach hinein. Ein grauenhafter Anblick hemmte ſeinen Lauf. Mit fliegendem und zerrauftem Haupthaar erblickte er hier, hoch über dem Lager ſchwebend, Jokaſte, die ſich mit einem Strang die Kehle zugeſchnürt und erhängt hatte. Nach langem Hinſtarren nahte ſich Ödipus der Leiche mit brüllendem Stöhnen, ließ das hochaufgezogene Seil zur Erde herab, daß ſich die Leiche auf den Boden ſenkte, und, wie ſie nun vor ihm ausgeſtreckt lag, riß er die goldgetriebenen Bruſtſpangen aus dem Gewande der Frau. Dieſe hob er hoch in der Rechten auf, fluchte ſeinen Augen, daß ſie nimmer ſchauen ſollten, was er that und duldete, und wühlte mit dem ſpitzen Gold in denſelben, bis die Augäpfel durchbohrt waren und ein Blutſtrom aus den Höhlen drang. Dann verlangte er, daß ihm, dem Geblendeten, das Thor geöffnet werde, ihn herauszuführen, ihn dem ganzen Thebanervolk als den Vatermörder, als den Muttergatten, als einen Fluch des Himmels und ein Scheuſal der Erde vorzuſtellen. Die Diener erfüllten ſein Verlangen, aber das Volk empfing den einſt ſo geliebten und verehrten Herrſcher nicht mit Abſcheu, ſondern mit innigem Mitleid. Kreon ſelbſt, ſein Schwager, den ſein ungerechter Verdacht gekränkt hatte, eilte herbei, nicht um ihn zu verſpotten, wohl aber um den fluchbelaſteten Mann dem Sonnenlicht und dem Auge des Volkes zu entziehen und ihn dem Kreiſe ſeiner Kinder anzuempfehlen. Den gebeugten Ödipus rührte ſo viel Güte. Er übergab ſeinem Schwager den Thron, den er ſeinen jungen Söhnen aufbewahren ſollte, und erbat ſich für ſeine unſelige Mutter ein Grab, für ſeine verwaiſten Töchter den Schutz des neuen Herrſchers: für ſich ſelbſt aber begehrte er Ausſtoßung aus dem Lande, das er mit doppeltem Frevel beſudelt, und Verbannung auf den Berg Cithäron, den ſchon die Eltern ihm zum Grabe beſtimmt hatten, und wo er jetzt leben oder ſterben wollte, je nach der Götter Willen. Dann verlangte er nach ſeinen Töchtern, deren Stimme er noch einmal hören wollte, und legte ſeine Hand auf ihre unſchuldigen Häupter. Den Kreon ſegnete er für alle Liebe, die dieſer ihm, der es nicht um ihn verdient hätte, erwieſen, und wünſchte ihm und allem Volke beſſern Schutz der Götter, denn er ſelbſt erfahren hatte.

Darauf führte ihn Kreon in das Haus zurück, und der jüngſt noch verherrlichte Retter Thebens, der mächtige Herrſcher, dem viele Tauſende gehorchten, der Ödipus, der ſo tiefe Rätſel erforſcht und ſo ſpät erſt das eigene furchtbare Rätſel ſeines Lebens gelöſt hatte, ſollte, einem blinden Bettler gleich, durch die Thore ſeiner Vaterſtadt und an die Grenzen ſeins Königreichs wandern.

Ödipus und Antigone. In der erſten Stunde der Entdeckung wäre der ſchnellſte Tod dem Ödipus der liebſte geweſen, ja er hätte es als eine Wohlthat aufgenommen, wenn das Volk ſich gegen ihn erhoben und ihn geſteinigt hätte. Und ſo ſchien ihm auch die Verbannung, um welche er flehte, und welche ſein Schwager Kreon ihm bewilligte, als ein Geſchenk. Als er aber in ſeiner Finſternis zu Hauſe ſaß, und der Zorn allmählich auskochte, da fing er auch an, das Gräßliche zu empfinden, was das Herumirren eines blinden Verbannten in der Fremde mit ſich führen mußte. Die Liebe zur Heimat begann mit dem Gefühle wieder zu erwachen, daß er für nicht beabſichtigte und nicht mit Bewußtſein begangene Verbrechen, teils durch den Tod Jokaſtes, teils durch die Blendung, die er an ſich ſelbſt vollzogen habe, doch eigentlich genug beſtraft ſei, und er ſcheute ſich auch nicht, den Wunſch zu Hauſe zu bleiben, gegen Kreon und ſeine eigenen Söhne Eteökles und Polynīkes laut werden zu laſſen. Aber da zeigte ſich, daß die Rührung des Fürſten Kreon nur eine vorübergehende geweſen, und auch ſeine Söhne eine harte und ſelbſtſüchtige Gemütsart hatten. Kreon nötigte ſeinen unglücklichen Verwandten, auf ſeinem erſten Beſchluſſe zu verharren, und die Söhne, deren erſte Pflicht doch war, dem Vater zu helfen, verweigerten ihm ihren Beiſtand. Ja, faſt ohne daß ein Wort gewechſelt wurde, gab man ihm den Bettelſtab in die Hand und ſtieß ihn zum Königspalaſte von Theben hinaus. Nur ſeine Töchter fühlten kindliches Erbarmen mit dem Verſtoßenen. Die jüngere Tochter Iſmēne blieb im Hauſe ihrer Brüder zurück, um hier ſo viel als möglich der Sache des Vaters zu dienen und gleichſam der Anwalt des Entfernten zu ſein. Die ältere Antigöne, teilte mit dem Vater die Verbannung und lenkte die Schritte des Blinden. So zog ſie mit ihm auf ſchwerer Irrfahrt umher, ſchweifte unbeſchuht und ohne Speiſe mit ihm durch die wilden Wälder; Sonnenhitze und Regenguß hielt die zarte Jungfrau mit dem Vater aus, und während ſie zu Hauſe bei den Brüdern die beſte Pflege genießen konnte, war ſie im Elende zufrieden, wenn nur der Vater ſatt wurde. Sein Wille war anfangs geweſen, in einer Wüſtenei des Berges Cithäron das elende Leben zu friſten oder zu endigen. Doch, weil er ein frommer Mann war, wollte er auch dieſen Schritt nicht ohne den Willen der Götter thun, und ſo pilgerte er vorher zum Orakel des pythiſchen Apollo. Hier ward ihm ein tröſtlicher Spruch zuteil. Die Götter erkannten, daß Ödipus wider ſeinen Willen ſich gegen die Natur und die heiligſten Geſetze der Menſchengeſellſchaft verſündigt hatte. Gebüßt mußte ein ſo ſchweres Vergehen freilich werden, wenn es auch unfreiwillig war; aber ewig ſollte die Strafe nicht währen. Darum eröffnete ihm der Gott: „nach langer Friſt zwar, aber endlich doch harre ſeiner die Erlöſung, wenn er zu dem ihm vom Schickſale beſtimmten Lande gelangt wäre, wo die ehrwürdigen Göttinnen, die ſtrengen Eumeniden, ihm eine Zufluchtsſtätte gönnten." Nun war aber der Name Eumeniden, die Wohlwollenden, ein Beiname der Erinnyen oder Furien, der Göttinnen der Rache, welche die Sterblichen mit einem ſo begütigenden Namen ehren und beſänftigen wollten. Der Orakelſpruch lautete rätſelhaft und ſchauerlich. Bei den Furien ſollte Ödipus für ſeine Sünden gegen die Natur Ruhe und Erlöſung von ſeiner Strafe finden! Dennoch vertraute er auf die Verheißung des Gottes, und zog, dem Schickſal überlaſſend, wann die Erfüllung eintreten ſollte, in Griechenland herum, von ſeiner frommen Tochter geleitet und gepflegt, und vom Almoſen mitleidiger Menſchen erhalten. Immer bat er nur um weniges und erhielt auch nur weniges. Aber er begnügte ſich damit jedesmal; denn die lange Dauer ſeiner Verbannung, die Not und ſeine eigene edle Sinnesart lehrten ihn Genügſamkeit.

Ödipus auf Kolönos. Nach langer Wanderung, bald durch bewohntes, bald durch wüſtes Land, waren die beiden eines Abends in einer ſehr milden Gegend bei einem anmutigen Dorfe mitten im lieblichſten Haine angekommen. Nachtigallen flatterten durch das Ge=

büſch und ſangen mit ſüßem Schall, Rebenblüte duftete, mit Oliven- und Lorbeerbäumen waren die rauhen Felsſtücke, welche die Gegend viel mehr ſchmückten, als entſtellten, überkleidet. Der blinde Ödipus ſelbſt hatte durch ſeine übrigen Sinne eine Empfindung von der Anmut des Ortes und ſchloß aus der Schilderung ſeiner Tochter, daß derſelbe ein geheiligter ſein müſſe. Aus der Ferne ſtiegen die Türme einer Stadt auf, und ihre Erkundigungen hatten Antigone belehrt, daß ſie ſich in der Nähe von Athen befänden. Ödipus hatte ſich, von dem Wege des Tages müde, auf ein Felsſtück geſetzt. Ein Bewohner des Dorfes, der vorüberging, hieß ihn jedoch bald dieſen Sitz verlaſſen, weil der Boden geheiligt ſei und keinen Fußtritt dulde. Da erfuhren denn die Wanderer bald, daß ſie ſich im Flecken Kolŏnos und auf dem Gebiet und in dem Haine der alleserſpähenden Eumeniden niedergelaſſen, unter welchem Namen die Athener hier die Erinnyen verehrten.

Nun erkannte Ödipus, daß er am Ziele ſeiner Wanderung angekommen und der friedlichen Löſung ſeines feindſeligen Geſchickes nahe ſei. Seine Worte machten den Koloneer nachdenklich und er wagte es jetzt ſchon nicht mehr, den Fremdling von ſeinem Sitz zu vertreiben, ehe er den König von dem Vorfall unterrichtet hätte. „Wer gebietet denn in eurem Lande?" fragte Ödipus, dem in ſeinem langen Elende die Geſchichten und Verhältniſſe der Welt fremd geworden waren. „Kennſt du den gewaltigen und edlen Helden Theſeus nicht?" fragte der Dorfbewohner, „iſt doch die ganze Welt voll von ſeinem Ruhme!" — „Nun, iſt euer Herrſcher ſo hochgeſinnt," erwiderte Ödipus, „ſo werde du mein Bote zu ihm und bitte ihn, nach dieſer Stelle zu kommen; für ſo kleine Gunſt verſpreche ich ihm großen Lohn." — „Welche Wohlthat könnte unſrem König ein blinder Mann reichen?" ſagte der Bauer und warf einen lächelnden, mitleidigen Blick auf den Fremdling. „Doch," ſetzte er hinzu, „wäre nicht deine Blindheit, Mann, du hätteſt ein edles, hohes Ausſehen, das mich zwingt, dich zu ehren. Darum will ich dein Verlangen erfüllen und meinen Mitbürgern und dem Könige deine Bitte melden. Bleibe ſo lange hier ſitzen, bis ich deinen Auftrag ausgerichtet habe. Jene mögen dann entſcheiden, ob du hier verweilen kannſt, oder gleich wieder weiter wandern ſollſt."

Als ſich Ödipus mit ſeiner Tochter wieder allein ſah, erhub er ſich von ſeinem Sitze, warf ſich zu Boden und ergoß ſein Herz in einem brünſtigen Gebete zu den Eumeniden, den furchtbaren Töchtern des Dunkels und der Mutter Erde, die eine ſo liebliche Wohnung in dieſem Haine aufgeſchlagen. „Ihr Grauenvollen und doch Gnädigen," ſprach er, „zeiget mir jetzt nach dem Ausſpruche Apollos die Entwicklung meires Lebens, wenn anders ich in meinem mühſeligen Daſein nicht immer noch zu wenig erduldet habe! Erbarmet euch, ihr Kinder der Nacht, erbarme dich, ehrenwerte Stadt Athenes, über das Schattenbild des Königs Ödipus, der vor euch ſteht; denn er ſelbſt iſt es nicht mehr!"

Sie blieben nicht lange allein. Die Kunde, daß ein blinder Mann von Ehrfurcht gebietendem Ausſehen ſich in dem Furienhaine gelagert, den zu betreten Sterblichen ſonſt nicht vergönnt iſt, hatte bald die Älteſten des Dorfes, welche die Entweihung zu hindern gekommen waren, um ihn verſammelt. Noch größerer Schrecken ergriff ſie, als der Blinde ſich ihnen als einen vom Schickſale verfolgten Mann zu erkennen gab. Sie fürchteten, den Zorn der Gottheit auf ſich zu laden, wenn ſie einen vom Himmel Gezeichneten länger an dieſem heiligen Orte duldeten und befahlen ihm, auf der Stelle ihre Landſchaft zu verlaſſen. Ödipus bat ſie inſtändig, ihn von dem Ziele ſeiner Wanderſchaft, das ihm die Stimme der Gottheit ſelbſt angewieſen habe, nicht zu verſtoßen; Antigone vereinigte ihr Flehen mit dem ſeinen. „Wenn ihr euch der grauen Haare meines Vaters nicht erbarmen wollet," ſprach die Jungfrau, „ſo nehmet ihn doch um meiner, der Verlaſſenen willen auf; denn auf mir laſtet ja keine Schuld. Eilet, bewilliget uns eure Gunſt unverhofft!" Während ſie ſolche Zwieſprache pflegten und die Einwohner zwiſchen Mitleid und Furcht vor den Erinnyen in ihrem Entſchluſſe zweifelhaft hin und her ſchwankten, ſah Antigone ein Mädchen, auf einem kleinen Roſſe ſitzend, das Angeſicht mit einem Reiſehut vor der Sonne geſchützt, heraneilen. Ein Diener, gleichfalls zu Roſſe, folgte ihr. „Es iſt meine Iſmene," ſagte ſie in freudigem Schrecken, „ſchon glänzt mir ihr liebes, helles Auge! Gewiß bringt ſie uns neue Kunde aus der Heimat!" Bald war die Jungfrau, das jüngſte Kind des verſtoßenen Königs, bei ihnen angelangt und vom Saumroſſe geſprungen. Mit einem einzigen Knechte, den ſie allein treu befunden, hatte ſie ſich von Theben aufgemacht, um dem Vater Nachricht von dem Stande der dortigen Angelegenheiten zu bringen. Seine Söhne waren dort von großer, ſelbſtverſchuldeter Not bedrängt. Anfangs hatten ſie die Abſicht, ihrem Oheime Kreon den Thron ganz zu überlaſſen; denn der Fluch ihres Stammes ſchwebte ihnen drohend vor Augen. Allmählich aber, je mehr ihres Vaters Bild in die Ferne trat, verlor ſich dieſe Regung; das Verlangen nach Herrſchaft und Königswürde und mit ihm die Zwietracht erwachte bei ihnen. Polynīces, der das Recht der Erſtgeburt auf ſeiner Seite hatte, ſetzte ſich zuerſt auf den Thron. Aber Eteokles, der jüngere, nicht zufrieden, abwechslungsweiſe mit ihm zu herrſchen, wie der Bruder vorſchlug, verführte das Volk und ſtieß den ältern Bruder aus dem Lande fort. Dieſer, ſo ging in Theben das Gerücht, war nach Argos im Peloponnes entflohen, wurde dort der Schwiegerſohn des Königes Adraſtus, verſchaffte ſich Freunde und Bundesgenoſſen und bedrohte ſeine Vaterſtadt mit Eroberung und Rache. Zugleich aber war ein neuer Götterſpruch ruchbar geworden, welcher dahin lautete, daß die Söhne des Ödipus ohne ihn ſelbſt nichts vermögen; daß ſie ihn ſuchen müßten, tot oder lebendig, wenn ihr eigenes Heil ihnen lieb wäre.

Dies waren die Nachrichten, welche Iſmene ihrem Vater brachte. Die Koloneer horchten ſtaunend, und Ödipus hub ſich hoch empor von ſeinem Sitze: „Alſo ſteht es mit mir," ſprach er und königliche Hoheit ſtrahlte von dem blinden Antlitze, „bei dem Verbannten, bei dem Bettler ſucht man Hilfe? Nun, da ich nichts bin, werde ich erſt ein rechter Mann?" „So iſt es," fuhr Iſmene in ihren Nachrichten fort. „Auch wiſſe, Vater, daß eben deswegen unſer Oheim Kreon in ganz kurzer Zeit hierher kommen wird, und daß ich mich ſehr beeilt habe, ihm zuvor zu kommen. Denn er will dich überreden oder fangen, wegführen und an die Grenzen des thebaniſchen Gebietes ſtellen, damit der Orakelſpruch ſich zu ſeinen und unſers Bruders Eteokles gunſten erfülle und deine Gegenwart die Stadt doch nicht entweihe." — „Von wem weißt du alles dieſes?" fragte der Vater. „Von Opferpilgern, die nach Delphi ziehen." „Und wenn ich dort ſterbe," fragte Ödipus weiter, „werden ſie mich in thebiſcher Erde begraben?" „Nein," erwiderte die Jungfrau, „das duldet deine Blutſchuld nicht." — „Nun," rief der alte König entrüſtet, „ſo ſollen ſie auch meiner niemals mächtig werden! Wenn bei meinen beiden Söhnen die Herrſchſucht ſtärker iſt, als die kindliche Liebe, ſo ſoll ihnen auch der Himmel nie ihre verhängnisvolle Zwietracht löſchen, und, wenn auf mir die Entſcheidung ihres Streites beruht, ſo ſoll weder der, welcher jetzt den Szepter in Händen hat, auf dem Throne ſitzen bleiben, noch der Verjagte je ſein Vaterland wieder ſehen! Nur dieſe Töchter ſind meine wahren Kinder! In ihnen erſterbe meine Schuld, für ſie erflehe ich den Segen des Himmels, für ſie bitte ich auch um euren Schutz, mitleidige Freunde! Gewähret ihnen und mir euren thätigen Beiſtand; und ihr erwerbet dadurch eurer Stadt eine mächtige Bruſtwehr!"

Ödipus und Theſeus. Die Koloneer hatte große Ehrfurcht vor dem blinden Ödipus erfüllt, der in ſeiner Verbannung noch ſo gewaltig erſchien; ſie rieten ihm, durch ein Trankopfer die Entweihung des Furienhaines zu ſühnen. Erſt jetzt erfuhren auch die Greiſe den Namen und die unverſchuldete Schuld des Königs Ödipus, und wer weiß, ob das Grauen vor ſeiner That ſie nicht aufs neue gegen ihn verhärtet hätte, wenn nicht ihr König Theſeus, den die Botſchaft herbeigerufen hatte, jetzt eben in ihren Kreis getreten wäre. Dieſer ging freundlich und ehrerbietig auf den blinden Fremdling zu und redete ihn mit liebreichen Worten an: „Armer Ödipus, mir iſt dein Geſchick nicht unbekannt und ſchon deine gewaltſam geblendeten Augen ſagen mir, wen ich vor mir habe. Dein Unglück rührt mich tief in der Seele. Sage mir, was du bei der Stadt und mir ſucheſt. Die That, zu der du meine Beihilfe verlangſt, müßte eine ſchreckliche ſein, wenn ich mich von dir abwenden könnte. Ich hab es nicht vergeſſen, daß auch ich gleich dir in fremden Landen herangewachſen bin und viele Fährlichkeiten ausgeſtanden habe." — „Ich erkenne deinen Seelenadel in dieſer kurzen Rede," antwortete Ödipus, „ich komme, dir eine Bitte vorzutragen, die eigentlich eine Gabe iſt. Ich ſchenke dir dieſen meinen leidensmüden Leib, freilich ein ſehr unſcheinbares Gut, aber doch ein großes Gut. Du ſollſt mich begraben und reichen Segen von deiner Mildigkeit ernten!" — „Fürwahr," ſagte Theſeus erſtaunt, „die Gunſt, um welche du flehſt, iſt klein. Verlange etwas Beſſeres, etwas Höheres und es ſoll dir alles von mir gewährt ſein." — „Die Gunſt iſt nicht ſo leicht, als du glaubſt," fuhr Ödipus fort, „du wirſt einen Streit um dieſen meinen elenden Leib zu beſtehen haben." Nun erzählte er ihm ſeine Verjagung und das ſpäte und eigennützige Verlangen ſeiner Verwandten, ihn wieder zu beſitzen; dann bat er ihn flehentlich um ſeinen Heldenbeiſtand. Theſeus hörte aufmerkſam zu und ſprach dann feierlich: „Schon weil jedem Gaſtfreunde mein Haus offen ſteht, darf ich meine Hand nicht von dir abziehen; wie ſollte ich es thun, da du noch dazu mir und meinem Lande ſo viel Heil verſprichſt und von der Hand der Götter an meinen Herd geleitet worden biſt!" Er ließ dem Ödipus hierauf die Wahl, mit ihm nach Athen zu gehen, oder hier in Kolonos als Gaſt zu bleiben. Dieſer wählte das zweite, weil ihm vom Schickſale beſtimmt ſei, an der Stelle, wo er jetzt eben ſich befinde, den Sieg über ſeine Feinde davonzutragen und ſein Leben rühmlich zu beſchließen. Der Athenerkönig verſprach ihm den kräftigſten Schutz und kehrte in die Stadt zurück.

Ödipus und Kreon. Bald darauf drang der König Kreon von Theben mit Bewaffneten in Kolonos ein und eilte auf Ödipus zu. „Ihr ſeid von meinem Eintritt ins attiſche Gebiet überraſcht," ſprach er zu den noch immer verſammelten Dorfbewohnern gewendet; „doch ſorget und zürnet nicht: ich bin nicht ſo jung, im Übermute gegen die ſtärkſte Stadt Griechenlands einen Kampf zu unternehmen. Ich bin ein Greis, den ſeine Mitbürger nur abgeſandt haben, dieſen Mann hier durch gütliche Überredung zu bewegen, mit mir nach Theben zurückzukehren." Dann kehrte er ſich zu Ödipus und drückte in den ausgeſuchteſten Worten eine erheuchelte Teilnahme an ſeinem und ſeiner Töchter Elend aus. Aber Ödipus erhob ſeinen Stab und ſtreckte ihn aus, zum Zeichen, daß Kreon ihm nicht näher kommen ſollte. „Schamloſeſter Betrüger," rief er, „das fehlte noch zu meiner Pein, daß du kämeſt und mich gefangen mit dir fortführteſt! Hoffe nicht durch mich deine Stadt von der Züchtigung zu befreien, die ihr bevorſteht. Nicht ich werde zu euch kommen, ſondern nur den Dämon der Rache werde ich euch ſenden, und meine beiden liebloſen Söhne ſollen nur ſo viel von thebaniſchem Boden beſitzen, als ſie brauchen, um ſterbend darauf zu liegen!" Kreon wollte nun verſuchen, den blinden König mit Gewalt hinwegzuführen, aber die Bürger von Kolonos erhoben ſich dagegen, ſtützten ſich auf Theſeus Wort und duldeten es nicht. Inzwiſchen hatten in dem Getümmel auf einen Wink ihres Herrn die Thebaner Iſmene und Antigone ergriffen und von der Seite ihres Vaters weggeriſſen. Dieſe ſchleppten ſie fort und trieben den Widerſtand der Koloneer ab. Kreon aber ſprach höhnend: „Deine Stäbe wenigſtens habe ich dir entriſſen. Verſuch es jetzt, Blinder, und wandre weiter!" Und durch dieſen Erfolg kühner gemacht, ging er aufs neue auf Ödipus los und legte ſchon Hand an ihn, als Theſeus, den die Nachricht vom bewaffneten Einfalle in Kolonos zurückgerufen hatte, herzutrat. Sobald dieſer hörte und ſah, was geſchehen und noch im Werke ſei, entſandte er Diener zu Fuß und zu Roſſe auf der Straße hin, auf der die Töchter von den Thebanern als Raub fortgeführt wurden, dem Kreon aber erklärte er, ihn nicht eher freilaſſen zu wollen, als bis er dem Ödipus die Töchter zurückgegeben. „Sohn des Ägeus," hub dieſer beſchämt an, „ich bin wahrlich nicht gekommen, dich und deine Stadt zu bekriegen. Wußte ich doch nicht, daß deine Mitbürger ein ſolcher Eifer für dieſen meinen blinden Verwandten, dem ich gutes thun wollte, befallen habe, daß ſie den Vatermörder, den Gatten ſeiner Mutter, lieber bei ſich hegen würden, als ihn in ſein Vaterland entlaſſen!" Theſeus befahl ihm zu ſchweigen, ohne Verzug mit ihm zu gehen und den Aufenthalt der Jungfrauen anzugeben; und in kurzem führte er die geretteten Töchter dem tief gerührten Ödipus in die Arme. Kreon und die Diener waren abgezogen.

Ödipus und Polynices. Aber noch ſollte der arme Ödipus keine Ruhe haben. Theſeus brachte von dem kurzen Zuge die Nachricht mit, daß ein naher Blutsverwandter desſelben, jedoch nicht aus Theben kommend, Kolonos betreten und ſich an dem Altar des benachbarten Poſeidontempels, wo Theſeus eben geopfert hatte, als Schutzflehender niedergelaſſen habe. „Das iſt mein haſſenswerter Sohn Polynices," rief Ödipus zürnend aus. „Es wäre mir unerträglich, ihn anhören zu müſſen!" Doch Antigone, die dieſen Bruder als den ſanfteren und beſſeren liebte, wußte die Zornaufwallung des Vaters zu dämpfen und dem Unglücklichen wenigſtens Gehör zu verſchaffen. Nachdem ſich Ödipus auch gegen dieſen den Arm ſeines Beſchützers ausgebeten hatte, falls er ihn mit Gewalt hinwegführen wollte, ließ er den Sohn vor ſich.

Polynices zeigte ſchon durch ſein Auftreten eine ganz andere Gemütsart, als ſein Oheim Kreon, und Antigone verſäumte nicht, ihren blinden Vater darauf aufmerkſam zu machen. „Ich ſehe jenen Fremdling," rief ſie, „ohne Begleiter herſchreiten! Ihm ſtrömen die Thränen aus den Augen." „Iſt er es?" fragte Ödipus und wendete ſein Haupt ab. „Ja, Vater," erwiderte die gute Schweſter, „dein Sohn Polynices ſteht vor dir." Polynices warf ſich vor dem Vater nieder und umſchlang ſeine Kniee. An ihm hinaufblickend betrachtete er jammernd ſeine Bettlerkleidung, ſeine hohlen Augen, ſein ungekämmt in der Luft flatterndes Greiſenhaar. „Ach, zu ſpät erfahre ich alles dieſes," rief er, „ja ich ſelbſt muß es bezeugen, ich habe meines Vaters vergeſſen! Was wäre er ohne die Fürſorge meiner Schweſter! Ich habe mich ſchwer an dir verſündigt, Vater! Kannſt du mir nicht vergeben? Du ſchweigſt? Sprich doch etwas, Vater! Zürne nicht ſo unerbittlich hinweggewandt! O ihr lieben Schweſtern, verſucht ihr es, den abgekehrten Mund meines Erzeugers zu rühren!" — „Sage du ſelbſt zuvor, Bruder, was dich hergeführt hat," ſprach die milde Antigone, „vielleicht öffnet deine Rede auch ſeine Lippen!" Polynices erzählte nun ſeine Verjagung durch den Bruder, ſeine Aufnahme beim König Adraſtus in Argos, der ihm die Tochter zur Gemahlin gab, und wie er dort ſieben Fürſten mit ſiebenfacher Schar für ſeine gerechte Sache geworben habe, und dieſe Bundesgenoſſen das thebaniſche Gebiet bereits umringt hätten. Dann bat er den Vater unter Thränen, ſich mit ihm aufzumachen, und nachdem durch ſeine Hilfe der übermütige Bruder geſtürzt ſei, die Krone von Theben aus Sohnes Händen zum zweitenmal zu empfangen. Doch die Reue des Sohnes vermochte den harten Sinn des gekränkten Vaters nicht zu erweichen. „Du Verruchter!" ſprach er und hob den Niedergeworfenen nicht vom Boden auf, „als Thron und Szepter noch in deinem Beſitze war, haſt du den Vater ſelbſt aus der Heimat verſtoßen und in dieſes Bettlerkleid eingehüllt, das du jetzt an ihm bemitleideſt, wo gleiche Not über dich gekommen iſt! Du und dein Bruder, ihr ſeid nicht meine wahren Kinder; hinge es von euch ab, ſo wäre ich längſt tot. Nur durch meine Töchter lebe ich. Auch harrt euer ſchon der Götter Rache. Du wirſt deine Vaterſtadt nicht vertilgen; in deinem Blute wirſt du liegen, und dein Bruder in dem ſeinen. Dies iſt die Antwort, die du deinen Bundesfürſten bringen magſt!" Antigone nahte ſich jetzt ihrem Bruder, der bei dem Fluche des Vaters entſetzt vom Boden aufgeſprungen und einige Schritte rückwärts gewichen war. „Höre mein inbrünſtiges Flehen, Polynices," ſprach ſie ihn umfaſſend, „kehre mit deinem Heere nach Argos zurück, bekriege deine Vaterſtadt nicht!" „Es iſt unmöglich," erwiederte zögernd der Bruder; „die Flucht brächte mir Schmach, ja Verderben! Und wenn wir Brüder beide zu Grunde gehen müſſen, dennoch können wir nicht Freunde ſein!" So ſprach er, wandte ſich aus der Schweſtern Armen und ſtürzte verzweifelnd davon.

So hatte Ödipus den Verſuchungen ſeiner Verwandten nach beiden Seiten hin widerſtanden und ſie dem Rachegott preisgegeben. Jetzt war ſein eigenes Geſchick vollendet. Donnerſchlag auf Donnerſchlag erſcholl vom Himmel. Der Greis verſtand dieſe Stimme und verlangte ſehnlich nach Theſeus. Die ganze Gegend hüllte ſich in Gewitterfinſternis. Eine große Angſt bemächtigte ſich des blinden Königes; er fürchtete, von ſeinem Gaſtfreunde nicht mehr lebend, oder nicht mehr unverſtörten Sinnes getroffen zu werden, und ihm den vollen Dank für ſo viele Wohlthaten nicht mehr bezahlen zu können. Endlich erſchien Theſeus, und nun ſprach Ödipus ſeinen feierlichen Segen über die Stadt Athen. Dann forderte er den König auf, dem Heroldrufe der Götter zu folgen und ihn allein an die Stelle zu begleiten, wo er, von keiner ſterblichen Hand berührt und nur vom Auge des Theſeus geſchaut, enden ſollte. Keinem Menſchen dürfe er ſagen, wo Ödipus die Erde verlaſſen. Bleibe das heilige Grab, das ihn verſchlingen würde, verborgen, ſo werde es mehr als Speer und Schild und alle Bundesgenoſſen eine Schutzwehr gegen alle Feinde Athens ſein. Seinen Töchtern und den Bewohnern von Kolonos erlaubte er dann, ihn eine Strecke weit zu begleiten, und ſo vertiefte ſich der ganze Zug in die ſchauerlichen Schatten des Furienhaines. Keines durfte an Ödipus rühren; er, der Blinde, bisher von der Tochter Hand geleitet, ſchien auf einmal ein Sehender geworden, ging wunderbar geſtärkt und aufgerichtet, allen andern voran und zeigte ihnen den Weg zu dem vom Schickſal ihm beſtimmten Ziele.

Mitten in dem Haine der Erinnyen ſah man einen geborſtenen Erdſchlund, deſſen Öffnung mit einer ehernen Schwelle verſehen war, und zu welchem mehrere Kreuzwege führten. Von dieſer Höhle ging, von uralter Zeit her die Sage, daß ſie einer der Eingänge in die Unterwelt ſei. Jener Kreuzwege einen betrat nun Ödipus, doch ließ er ſich von dem Gefolge nicht bis zu der Grotte ſelbſt begleiten, ſondern unter einem hohlen Baume machte er halt, ſetzte ſich auf einen Stein nieder und löſte den Gürtel ſeines ſchmutzigen Bettlerkleides. Dann rief er nach einer Spende fließenden Waſſers, wuſch ſich von aller Unreinigkeit der langen Wanderung und zog ein ſchmuckes Gewand an, das ihm durch ſeine Töchter aus einer nahen Wohnung herbeigebracht wurde. Als er nun völlig umgekleidet und wie erneuert daſtand, tönte unterirdiſcher Donner vom Boden herauf. Bebend warfen ſich die Jungfrauen, die bisher um ihren Vater bemüht geweſen waren, in ſeinen Schoß; Ödipus aber ſchlang ſeinen Arm um ſie, küßte ſie und ſprach: „Kinder, lebet wohl, von dieſem Tag an habt ihr keinen Vater mehr!" Aus dieſer Umarmung weckte ſie eine donnergleiche Stimme, von der man nicht wußte, ob ſie vom Himmel herab-, oder aus der Unterwelt herauftönte. „Was ſäumeſt du, Ödipus? Was zögern wir zu gehen?" rief es. Als der blinde König die Stimme vernahm und wußte, daß der Gott ihn abfordere, machte er ſich aus den Armen ſeiner Kinder los, rief den König Theſeus zu ſich und legte ſeiner Töchter Hände in die Hand desſelben, zum Zeichen ſeiner Verpflichtung, ſie nimmermehr zu laſſen. Dann befahl er allen andern, umgewendet ſich zu entfernen. Nur Theſeus an ſeiner Seite durfte auf die offene Schwelle mit ihm zuſchreiten. Seine Töchter und das Gefolge waren dem Winke gefolgt und ſchauten ſich erſt um, als ſie eine gute Strecke rückwärts gegangen waren. Da hatte ſich ein großes Wunder ereignet. Von dem Könige Ödipus war keine Spur mehr zu erblicken. Kein Blitz war zu ſehen, kein Donner zu hören, kein Wirbelwind zu ſpüren; die tiefſte Stille herrſchte in der Luft. Die dunkle Schwelle der Unterwelt ſchien ſich ſanft und lautlos für ihn aufgethan zu haben, und durch den Erdſpalt war der entſündigte Greis ohne Stöhnen und Pein ſachte wie auf Geiſterflügeln zur Tiefe hinabgetragen worden. Den Theſeus aber erblickten ſie allein, mit der Hand die Augen ſich überſchattend, als hätte er ein göttliches, überwältigendes Geſicht gehabt. Dann ſahen ſie, wie er, die Hände hoch gen Himmel gehoben, zu den Olympiern, und wieder, demütig auf den Boden niedergeworfen, zu den Göttern der Unterwelt flehte. Nach kurzem Gebete kehrte der König zu den Jungfrauen zurück, verſicherte ſie ſeines väterlichen Schutzes und wandelte mit ihnen, in tiefſinnige Betrachtungen verſunken nach Athen zurück.

Sechſtes Buch.

Die Sieben gegen Thebe.

Polynīces und Tydeus die Adraſt. — Auszug der Helden. Hypſipȳle und Opheltes. — Die Helden vor Thebe angekommen. — Menŏkeus. — Der Sturm auf die Stadt. — Der Brüder Zweikampf. — Kreons Beſchluß. — Antigŏne und Kreon. — Hämon und Antigone. — Kreons Strafe. — Beſtattung der thebaniſchen Helden.

Die Epigonen. Alkmäon und das Halsband. — Die Sage von den Herakliden.

Die Herakliden kommen nach Athen. — Demophŏon. — Makaria. — Die Rettungsſchlacht. — Eurȳstheus vor Alkmene. — Hyllus, ſein Orakel und ſeine Nachkommen. — Die Herakliden teilen den Peloponnes. — Merŏpe und Ăpytus.

Die Sieben gegen Thebe.

Polynices und Tydeus bei Adraſt. Adraſtus, der Sohn des Talāus, König von Argos, hatte fünf Kinder, darunter zwei ſchöne Töchter, Argīa und Deïpȳle. Über dieſe war ihm ein ſeltſamer Orakelſpruch geworden: er werde dieſelben dereinſt einem Löwen und einem Eber zu Gemahlinnen geben. Vergebens beſann ſich der König, welchen Sinn dieſes dunkle Wort haben könne, und als die Mägdlein herangewachſen waren, gedachte er ſie ſo zu vermählen, daß die ängſtliche Wahrſagung auf keine Weiſe erfüllt werden könnte. Aber das Götterwort ſollte nicht zu ſchanden werden. Von zweierlei Seiten kamen zwei Flüchtlinge durch Argos Thore. Aus Thebe war Polynices von ſeinem Bruder Eteŏkles verjagt worden; Tydeus, des Öneus Sohn, war aus Kalydon geflohen, wo er auf der Jagd einen Verwandtenmord, nicht abſichtlich, verübt hatte. Beide Flüchtlinge trafen ſich vor dem Königspalaſte von Argos. In der Dunkelheit der Nacht hielten ſie ſich für Feinde und gerieten mit einander ins Handgemenge. Adraſtus hörte das Waffentümmel unter ſeiner Burg, ſtieg bei Fackelſchein von ihr herab und trennte die Streitenden. Als ihm nun zur Rechten und zur Linken je einer der Helden ſtand, die noch eben mit einander gekämpft hatten, ſo erſtaunte der König wie vor einem plötzlichen Geſichte; denn von dem Schilde des Polynices blickte ihm ein Löwenhaupt, von dem des Tydeus ſtarrte ihm ein Eberkopf entgegen. Der erſtere trug ſolches Abzeichen auf dem Schilde zu Ehren des Herakles, der andere hatte ſich das Wappen zum Andenken an die Jagd des Kalydoniſchen Ebers und Meleagers gewählt. Adraſtus ſah jetzt die Deutung jenes dunkeln Orakelwortes vor ſich, und aus den Flüchtlingen wurden ihm Schwiegerſöhne. Polynices erhielt die Hand der ältern Tochter, Argīa; die jüngere Tochter, Deïpȳle, wurde dem Tydeus zuteil. Beiden gab er zugleich das Verſprechen, ſie in ihre väterlichen Reiche, aus denen ſie vertrieben waren, wieder einzuführen.

Zuerſt wurde der Feldzug gegen Thebe beſchloſſen und Adraſtus ſammelte ſeine Helden, ſieben Fürſten, ihn ſelbſt einbegriffen, mit ſieben Scharen, um ſich. Ihre Namen waren Adraſtus, Polynices, Tydeus; Amphiarāus und Kapāneus, der erſte der Schweſtergemahl Adraſts, der andere ein Schweſterſohn; endlich ſeine zwei Brüder, Hippomĕdon und Parthenopäus. Aber Amphiarāus, der Schwager des Königs, der früher lange ſein Feind geweſen, war ein Prophet, und als ſolcher ſah er den unglückſeligen Ausgang des ganzen Feldzuges voraus. Nachdem er ſich nun vergebens bemüht hatte, den Adraſtus und die übrigen Helden von ihrem Vorhaben abwendig zu machen, ſuchte er einen Schlupfwinkel auf, den nur ſeine Gemahlin, Eriphȳle, die Schweſter des Königs, kannte, und verbarg ſich dort aufs ſorgfältigſte. Lange ſuchten ihn die Helden vergebens, und ohne ihn, den er das Auge ſeines Heeres zu nennen pflegte, wagte Adraſt den Feldzug nicht zu unternehmen. Nun hatte Polynices, als er aus Thebe flüchtig werden mußte, das Halsband und den Schleier mitgenommen, die unglückbringenden Geſchenke, die einſt Aphrodite der Harmonia zu ihrem Beilager mit Kadmus, dem Gründer Thebes, verehrt hatte, und die jedem, der ſie trug, das Verderben brachten. Dieſe Gaben hatten auch wirklich ſchon der Harmonia ſelbſt, der Semĕle, der Mutter des Bacchus, und der Jokaſte den Untergang gebracht. Zuletzt hatte ſie Argīa, die Gemahlin des Polynices, die auch unglücklich werden ſollte, beſeſſen, und jetzt beſchloß ihr Gemahl, mit einem derſelben, dem Halsbande, die Eriphȳle zu beſtechen, daß ſie ihm und ſeinen Kampfgenoſſen den Aufenthalt ihres Gatten verriete. Als das Weib, das längſt die Nichte um den herrlichen Schmuck, den ihr der Fremdling zugebracht, beneidet hatte, die funkelnden Edelſteine und Goldſpangen an dem Halsbande ſah, konnte ſie der Lockung nicht widerſtehen, hieß den Polynices folgen und zog den Amphiarāus aus ſeiner Zufluchtsſtätte hervor. Jetzt konnte dieſer der Anſchließung an den Feldzug um ſo weniger entgehen, als er ſchon früher, da er ſich mit dem Adraſtus ausgeſöhnt und von ihm die Schweſter zur Ehe erhalten hatte, das Verſprechen gegeben, bei jeder künftigen Streitigkeit mit dem Schwager die Entſcheidung ſeiner Gattin zu überlaſſen. Er that ſeine Rüſtung an und ſammelte ſeine Krieger. Bevor er jedoch auszog, rief er ſeinen Sohn Alkmäon zu ſich und verpflichtete ihn mit einem heiligen Schwure, ſich nach ſeinem Tode, ſobald ihm derſelbe kundbar würde, an der treuloſen Mutter zu rächen.

Auszug der Helden. Hypſipȳle und Opheltes. Auch die übrigen Helden rüſteten ſich, und bald hatte Adraſtus ein gewaltiges Heer um ſich verſammelt, das in ſieben Heerhaufen abgeteilt und von ſieben Helden befehligt, unter dem Schalle der Zinken und Trompeten, jauchzend und voll Hoffnung die Stadt Argos verließ. Aber ſchon auf dem Wege ſtellte ſich das Unglück ein. Sie waren in den Wald von Nemea, gelangt, wo alle Quellen, Flüſſe und Seen ausgetrocknet waren, und des Tages Hitze mit brennendem Durſte ſie quälte. Panzer und Schilde wurden ihnen zu ſchwer; der Staub, der ſich von dem Zug auf der Straße erhob, ſetzte ſich ihnen auf den dürren Gaumen, ſelbſt ihren Roſſen trocknete der Schaum von dem Maule hinweg und ſie biſſen knirſchend mit trockenen Nüſtern in den Zaum. Während nun Adraſtus nebſt einigen Kriegern vom Heere vergebens nach Quellen die Waldungen durchirrte, ſtießen ſie auf einmal auf ein trauriges Weib von ſeltener Schöne, daß einen Knaben an der Bruſt, mit wallenden Haaren und in ärmlicher Kleidung, doch mit königlicher Miene, unter dem Schatten eines Baumes ſaß. Der überraſchte König glaubte nicht anders, als eine Nymphe des Waldes vor ſich zu ſehen, warf ſich vor ihr auf ein Knie und flehte ſie für ſich und die Seinigen um Rettung aus der Not an, mit welcher der Durſt ſie bedrohe. Aber die Frau antwortete mit geſenktem Auge und demütiger Stimme: „Fremdling, ich bin keine Göttin; du magſt, wie dein herrliches Ausſehen mich vermuten läßt, von Göttern ſtammen: wenn an mir etwas Übermenſchliches, ſo muß es nur mein Leiden ſein, denn ich habe mehr erduldet, als ſonſt Sterblichen zu Leiden auferlegt wird. Ich bin Hypſipȳle, einſt die gefeierte Königin der Amazonen auf Lemnos, die Tochter des herrlichen Thoas, jetzt nach unnennbarem Jammer von Seeräubern entführt und verkauft, die gefangene Sklavin des Königs Lykurgus von Nemea. Der Knabe, den ich ſäuge, iſt nicht mein eigenes Kind; er iſt Opheltes, der Sohn meines Herrn, und ich bin ihm zur Wärterin beſtellt. Aber was ihr von mir begehrt, will ich euch gerne verſchaffen. Noch eine einzige Quelle ſprudelt in dieſer troſtloſen Einöde und ihren geheimen Zugang kennt niemand, als ich. Sie iſt ergiebig genug, euer ganzes Heer zu erquicken. Folget mir!“ Die Frau ſtand auf, legte den Säugling ſorglich ins Gras und lullte ihn mit einem Wiegenliede in den Schlaf. Die Helden riefen ihren Genoſſen und nun drängte ſich das ganze Heer Hypſipȳles Tritten nach auf geheimen Pfaden, die durchs dichteſte Waldgebüſch führten. Bald gelangten ſie zu einer felſigen Thalſchlucht, aus welcher kühler Waſſerſtaub emporbrang und die erhitzten Angeſichter der vorderſten Krieger, die der Führerin und ihrem König vorangeeilt wären, mit leichtem Schaum erfriſchte. Zugleich rauſchte das Murmeln eines ſtarken Waſſerfalles an ihr Ohr. „Waſſer!“ ſo tönte der Freudenruf aus dem Munde der Vorangedrungenen, die mit einigen Sprüngen ſchon unten in der Schlucht und mitten auf dem beſpülten Felsgeſteine ſtanden und die Strahlen des herabfließenden Quelles mit den Helmen auffaßten. „Waſſer, Waſſer!“ wiederholte das ganze Heer, und der Jubelruf übertönte den Waſſerfall und hallte von den Bergen wieder, welche die Schlucht umgaben. Nun warfen ſich alle am grünenden Ufer des weithin ſich ſchlängelnden Baches nieder und genoſſen mit tiefen Zügen die langentbehrte Luſt. Bald fand man auch für Wagen und Roſſe Pfade, die durch den Wald bequem in die Tiefe hinabführten, und die Wagenlenker fuhren, ohne die Roſſe auszuſpannen, mitten in die wallende Flut hinein, da wo der Bach ſich zu ebenem Laufe ausbreitete und ließen die Roſſe, die ihren Leib in den Wellen kühlten, unausgeſchirrt den langen Durſt ſtillen.

Alles war erquickt und die gute Führerin Hypſipȳle, die Thaten und Leiden der Weiber von Lemnos erzählend, führte den Adraſtus und ſeine Helden, denen jetzt das Heer in ehrerbietiger Entfernung folgte, auf die breitere Straße zurück, dahin, wo ſie dieſelbe mit ihrem Pflegekind unter dem gewölbten Baume hatte ſitzen ſehen. Aber ehe ſie jener Stelle noch anſichtig wurden, erſchreckte die feinhörende Pflegerin aus der Ferne ein klägliches Kindeswimmern, das ihre Begleiter kaum vernahmen, ſie ſelbſt aber ſogleich als die Stimme ihres kleinen Opheltes erkannte. Hypſipȳle war ſelbſt die Mutter großer und kleiner Kinder, die ſie, von den Räubern entführt, in Lemnos hatte zurücklaſſen müſſen. Nun hatte ſie ihre ganze Mutterliebe auf dieſen Säugling übertragen, dem ſie als Sklavin beigegeben war. Eine bange Ahnung durchzuckte ihr zärtliches Herz. Sie flog den Helden voraus und dem wohlbekannten Platze zu, wo ſie mit dem Kind an der Bruſt zu ruhen pflegte. Aber ach, der Kleine war verſchwunden und ihre irrenden Augen fanden keine Spur von ihm und ſie vernahm auch die Stimme nicht mehr. Als ſie ihre Blicke in weiterem Kreiſe umherſandte, ward ihr bald das entſetzliche Schickſal klar, das ihr Pflegekind getroffen hatte, während ſie dem Heere der Argiver den frommen Liebesdienſt leiſtete. Denn nicht weit von dem Baume lag eine gräßliche Schlange geringelt, ihren Kopf auf den ſchwellenden Bauch zurückgelegt in träger Ruhe das eben abgehaltene Mahl verdauend. Der unſeligen Pflegemutter ſträubte ſich das Haar und ihr Jammerſchrei erfüllte die Lüfte. Auf dieſes waren auch die Helden herbeigeeilt; der erſte, der den Drachen erblickte, war Hippomedon; ohne zu ſäumen, riß er ein Felsſtück aus dem Boden und ſchleuderte es auf das Ungetüm; aber ſein gepanzerter Rücken ſchüttelte den Wurf ab, als wäre es eine Handvoll Erde; da ſandte Hippomedon ſeinem erſten Wurfe den Speer nach und dieſer verfehlte ſein Ziel nicht; er fuhr der Schlange in den Rachen, durchs hervorſpritzende Gehirn und die Spitze drang heraus zum Kamme. Das Untier drehte ſich wie ein Kreiſel mit dem langvorragenden Speer in der Wunde und hauchte endlich ziſchend ſeinen Atem aus.

Als die Schlange erlegt war, getraute ſich erſt die arme Pflegemutter der Spur ihres Kindes nachzugehen, ſie fand weithin die Gräſer vom Blute gerötet und endlich fernab von dem Orte ihrer Ruhe das nackte Gebein des Kindleins. Die Verzweifelnde ſammelte es in ihren Schoß und übergab es den Helden, die mit ihrem ganzen Heere dem unglücklichen Knaben, der ihnen zum Opfer gefallen war, nachdem ſie ſeine Überreſte feierlich beſtattet, herrliche Leichenſpiele bereiteten, ihm zu Ehren die Nemeiſchen heiligen Kämpfe ſtifteten, und ihn unter dem Namen Archemöros, d. h. der Frühvollendete, zuerſt als Halbgott verehrten.

Hypſipÿle entging der Wut nicht, in welche die Mutter des Kindes, Lykurgs Gemahlin, Eurydice, der Verluſt ihres Sohnes verſetzte. Sie wurde von ihr in ein grauſames Gefängnis geworfen und der fürchterlichſte Tod war ihr geſchworen. Das Glück wollte, daß die verlaſſenen älteſten Söhne Hypſipÿles ihrer Mutter ſchon auf der Spur waren, und nicht lange nach dieſer Begebenheit in Nemea eintrafen, wo ſie die gefangene Mutter befreiten.

Die Helden vor Thebe angekommen. „Da habt ihr ein Vorzeichen, wie der Feldzug ſich enden wird!" ſprach der Seher Amphiaraus finſter, als das Gebein des Knaben Opheltes entdeckt war. Aber die anderen alle dachten mehr an die Erlegung der Schlange und prieſen dieſe als eine glückliche Vorbedeutung. Und weil ſich das Heer eben von einer großen Bedrängnis erholt hatte, ſo war alles guter Dinge; der ſchwere Seufzer des Unglückspropheten wurde überhört, und der Zug ging luſtig weiter. Es währte nicht viele Tage mehr, ſo war das Heer der Argiver unter den Mauern von Thebe angekommen.

In dieſer Stadt hatte Eteokles mit ſeinem Oheim Kreon alles zu einer hartnäckigen Verteidigung vorbereitet und ſprach zu den verſammelten Bürgern: „Bedenket jetzt, ihr Mitbürger, was ihr eurer Vaterſtadt ſchuldig ſeid, die euch in ihrem milden Schoße aufgezogen und zu wackeren Kriegern gebildet hat. Ihr alle, vom Jünglinge, der noch nicht Mann iſt, bis zum Manne, deſſen Locke ſchon grau wird, wehret euch für ſie, für die Altäre der heimiſchen Götter, für Väter, Weiber und Kinder und für euren freien Boden! Mir meldet der Vogelſchauer, daß in der nächſten Nacht das Argiverheer ſich zuſammenziehen und einen Angriff auf die Stadt machen wird. Darum ihr alle auf die Mauerzinnen, an die Thore geeilt! Brecht vor mit allen Waffen! Beſetzt die Schanzen, ſtellt euch in die Türme mit euren Geſchoſſen, bewahret jeden Ausgang ſorgfältig und fürchtet euch nicht vor der Menge der Feinde! Draußen ſchleichen meine Kundſchafter umher, und ich bin gewiß, daß ſie mir genaue Kunde bringen. Nach ihren Meldungen werde ich handeln."

Während Eteokles ſo zu ſeinen Reitern ſprach, ſtand auf der höchſten Zinne des Palaſtes mit einem greiſen Waffenträger ihres Großvaters Laïus die Jungfrau Antigone. Sie war nach ihres Vaters Tode nicht lange unter dem liebevollen Schutze des Königes Theſeus zu Athen geblieben, ſondern hatte mit ihrer Schweſter Iſmene in ihre Heimat zurückverlangt, wohin eine unbeſtimmte Hoffnung, ihrem Bruder Polynices nützlich werden zu können und auch die Liebe zu ihrer Vaterſtadt ſie trieb, deren Belagerung durch den Bruder ſie nicht billigen konnte und deren Schickſal ſie teilen wollte. Dort war ſie von dem Fürſten Kreon und ihrem Bruder Eteokles mit offenen Armen aufgenommen worden; denn ſie betrachteten die Jungfrau als einen freiwilligen Geiſel und eine willkommene Vermittlerin. Dieſe war jetzt die alte Cedertreppe des Palaſtes emporgeſtiegen und ſtand auf der Plattform desſelben, wo ihr der Greis die Stellung der Feinde erklärte. Ringsum auf den Fluren um die Stadt, die Ufer des Iſmenus entlang und um die von Alters berühmte Quelle Dirce her, war das mächtige Feindesheer gelagert. Es hatte ſich eben in Bewegung geſetzt und Truppenſchar ſonderte ſich von Truppenſchar. Das ganze Gefilde ſchimmerte von Erzglanz wie ein wogendes Meer. Maſſen von Fußvolk und Reiterei ſchwärmten brauſend um die Thore der belagerten Stadt. Die Jungfrau erſchrak bei dieſem Anblicke; der Greis jedoch ſprach ihr Troſt ein: „Unſere Mauern ſind hoch und feſt, unſere Eichenthore liegen in ſchweren eiſernen Riegeln. Von innen bietet die Stadt alle Sicherheit und iſt voll mutiger, den Kampf nicht ſcheuender Krieger." Darauf fing er an, die Fragen des Mädchens nach einzelnen hervorragenden Führern zu beantworten: „Der, welcher dort, im leuchtenden Helme, ſeinen blanken Erzſchild mit Leichtigkeit ſchwingend, einer Heerſchar voranzieht, das iſt der Fürſt Hippomĕdon, der um das Gewäſſer Lernas in Mycēne wohnt; hoch ragt ſein Wuchs empor, wie eines erdentſproſſenen Giganten! — Weiter rechts dort, der am Dircequell wandelt, in fremder Waffentracht, wie ein Halbbarbar, das iſt deines Bruders Schwager, Tydeus, des Öneus Sohn; er und ſeine Ätoler ſind Schildträger und die beſten Lanzenwerfer; ich kenne ihn an ſeinem Wappenſchilde; denn ich bin ſchon als Unterhändler in das feindliche Lager abgeſchickt worden." — „Wer iſt denn," fragte jetzt das Mägdlein, „der jugendliche Held dort, im unjugendlichen Haare, der mit wildem Blicke an jenem Helden-Grabmal vorüberſchreitet und dem völlig gerüſtetes Volk langſam nachfolgt?" — „Das iſt Parthenopäus," belehrte ſie der Alte, „der Sohn Atalantes, der Freundin der Artemis. Aber ſiehſt du dort die zwei Helden, am Grabe der Niobestöchter? Der ältere iſt Adraſtus, der Führer des ganzen Zuges: den jüngeren, kennſt du den?" — „Ich ſehe," rief Antigone ſchmerzlich bewegt, „nur die Bruſt und den Umriß ſeines Leibes und doch erkenne ich ihn: es iſt mein Bruder Polynices! O könnte ich mit den Wolken fliegen und bei ihm ſein und meinen Arm um den Hals des lieben Flüchtlings ſchlagen! Wie funkelt ſeine goldene Rüſtung gleich der Sonne Morgenſtrahl! Doch wer iſt jener dort, der, mit feſter Hand die Roſſe zügelnd, einen weißen Wagen lenkt und die Geißel ſo ruhig und beſonnen ſchwingt?" — „Das iſt," ſprach der Greis, „der Seher Amphiaräus, meine Herrin!" — „Aber ſieheſt du dort den, der an den Mauern auf und ab geht und ſie mißt und ſorglich die Stellen erkundet, an welchen die Baſteien dem Sturme zugänglich wären?" — Das iſt der übermütige Kapäneus, der unſerer Stadt ſo ſchrecklich Hohn ſpricht, der euch zarte Jungfrauen an Lernas Gewäſſer in die Knechtſchaft führen will!" — Antigone erblaßte und verlangte umzukehren: der Greis reichte ihr die Hand und geleitete ſie hinunter in die Mädchenzelle.

Menökeus. Inzwiſchen hielten Kreon und Eteokles Kriegsrat, und beſetzten infolge der gefaßten Beſchlüſſe jedes der ſieben Thore Thebes mit einem Führer, indem ſie der Feinde Zahl die gleiche Zahl gegenüber ſtellten. Doch wollten ſie, bevor der Kampf um die Stadt ausbrach, auch vorher die Zeichen erforſchen, welche die Vogelſchau ihnen über den Ausgang des Kampfes gewähren könnte. Nun lebte unter den Thebanern, wie die Sage von Ödipus ſchon erzählt hat, der Seher Tirēſias, der Sohn des Everes und der Nymphe Chariklo; dieſer hatte als Jüngling die Göttin Athene bei ſeiner Mutter überraſcht und geſchaut, was er nicht ſchauen ſollte. Dafür war er von der Göttin mit Blindheit geſchlagen worden. Seine Mutter Chariklo hatte ihre Freundin zwar flehentlich gebeten, ihm das Geſicht wieder zu geben, aber Athene vermochte dieſes nicht mehr; doch erbarmte ſie ſich ſeiner und reinigte ihm dafür ſein Gehör, daß er alle Stimmen der Vögel verſtand. Und ſo war er von Stund an der Vogelſchauer der Stadt.

Zu dieſem jetzt greiſen Seher ſchickte Kreon ſeinen jungen Sohn Menökeus, daß er ihn in den Königspalaſt geleite. Mit wankendem Knie, von ſeiner Tochter Manto und dem Knaben geführt, erſchien auch bald darauf der Alte vor Kreon. Dieſer drang in ihn, zu melden, was der Vögel Flug ihm vom Schickſale der Stadt verkündigte. Tirēſias ſchwieg lange; endlich ſprach er die traurigen Worte: „Die Söhne des Ödipus haben ſich an ihrem Vater ſchwer verſündigt; ſie bringen ins Thebanerland bittere Trübſal. Argiver und Kadmeer werden ſich morden, die Söhne, einer von des andern Hand fallen. Nur eine Rettung weiß ich für die Stadt; aber ſie iſt für die Geretteten ſelbſt zu bitter, als daß mein Mund ſie offenbaren ſollte. Lebet wohl!" Er wandte ſich und wollte gehen, aber Kreon flehte ſo lange, bis er blieb. „Du willſt es dennoch hören?" ſprach der Seher in ſtrengem Tone; „ſo vernimm es! Aber ſage mir zuvor, wo weilt dein Sohn, Menökeus, der mich hergeleitete?" — „Er ſteht neben dir!" erwiderte Kreon. „Nun ſo fliehe er, ſo weit er kann, hinweg von meinem Götterſpruch!" ſagte der Greis. „Warum das?" fragte Kreon; „Menökeus iſt ſeines Vaters Kind; er kann ſchweigen, wenn er ſoll, und wird ſich freuen, wenn er das Mittel erfährt, das uns retten ſoll!" — „So vernehmet denn, was ich aus dem Fluge der Vögel geleſen habe," ſprach Tirēſias. „Es kommt das Heil, aber über harte Schwelle. Der Jüngſte von der Drachenzähneſaat muß fallen; nur unter dieſer Bedingung wird Euch der Sieg!" — „Weh mir," rief Kreon, „was bedeutet dieſes Wort, o Greis?" — „Daß der jüngſte Enkel des Kadmus ſterben ſoll, wenn die Stadt gerettet ſein will!" — „Du verlangſt den Tod meines geliebten Kindes, meines Sohnes Menökeus?" fuhr der Fürſt entrüſtet auf. „Packe dich fort in die Stadt! Ich bedarf deines Seherſpruches nicht!" — „Iſt die Wahrheit ungültig, weil ſie dir Leid bringt?" fragte Tirēſias ernſt. Jetzt warf ſich Kreon ihm zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee, flehte den blinden Propheten bei ſeinem grauen Haare an, den Spruch zurückzunehmen. Aber der Seher blieb unerbittlich: „Die Forderung iſt unabwendbar," ſprach er. „Am Dircequell, wo einſt der Lindwurm gelagert war, muß er ſein Blut im Opfertode vergießen; dann werdet ihr die Erde zur Freundin haben, wenn ſie für das Menſchenblut, das ſie einſt dem Kadmus aus den Drachenzähnen emporſandte, wieder Menſchenblut und zwar verwandtes, empfangen hat. Wenn dieſer Jüngling hier ſich für ſeine Stadt aufopfert, ſo wird er im Tode ihr Erretter ſein, und für Adraſtus und ſein Heer wird die Heimkehr grauenvoll werden! Wähle dir nun, Kreon, welches Los von zweien du willſt."

Alſo ſprach der Wahrſager und entfernte ſich an der Hand ſeiner Tochter. Kreon ſtand in Schweigen verſunken. Endlich rief er angſtvoll: „Wie gerne wollte ich ſelbſt für mein Vaterland ſterben! Aber dich, Kind, ſoll ich opfern? Flieh, mein Sohn, fliehe, ſo weit dich deine Füße tragen, aus dieſem verfluchten Lande, das zu ſchlimm iſt für deine Unſchuld. Geh über Delphi, Ätolien, Theſprotia zum Heiligtume Dodonas: dort birg dich in des Orakels Schutz!" — „Gerne," ſprach Menökeus mit leuchtendem Blicke; „verſieh mich mit den nötigen Reiſebedürfniſſen, Vater, und glaube mir, ich werde den rechten Weg gewiß nicht verfehlen." Als ſich Kreon bei der Willigkeit des Knaben beruhigte und auf ſeinen Poſten geeilt war, warf ſich dieſer, ſobald er allein war, auf die Erde nieder und betete mit Inbrunſt zu den Göttern: „Verzeihet mir, ihr himmliſchen Reinen, wenn ich gelogen habe, wenn ich meinen alten Vater durch falſche Worte die unwürdige Furcht benommen! Zwar, daß er, der Greis, ſich fürchtet, iſt verzeihlich; aber welch ein Feiger wäre ich, wenn ich das Vaterland verriete, dem ich das Leben verdanke. Höret darum meinen Schwur, ihr Götter, und nehmt ihn gnädig auf! Ich gehe, mein Vaterland durch meinen Tod zu erretten. Flucht würde mich ſchänden. Auf den Mauerkranz will ich treten, mich ſelbſt in die tiefe, dunkle Kluft des Drachen ſtürzen, und ſo, wie der Seher angezeigt hat, das Land erlöſen."

Freudig ſprang der Knabe auf, eilte nach der Zinne und that, wie er geſagt hatte. Er ſtellte ſich auf die höchſte Höhe der Burgmauer, überſchaute mit einem Blicke die Schlachtordnung der Feinde, und verwünſchte ſie in kurzem feierlichen Fluche; dann zog er einen Dolch hervor, den er unter dem Gewande verborgen gehalten, durchbohrte ſich den Hals auf einen einzigen Stoß und ſtürzte von der Höhe herab zerſchmettert am Ufer des Dircequells zuſammen.

Der Sturm auf die Stadt. Der Orakelſpruch war erfüllt; Kreon bezähmte ſeinen Jammer; Eteokles teilte den ſieben Thorbeſchirmern ſieben Scharen zu, und wo er dieſe hinweggenommen, ſtellte er Reiter hinter Reiter zum Erſatz auf, dazu leichtes Fußvolk hinter die Schildträger, um überall, wo die Mauern durch den Angriff leiden ſollten, ſie mit Heeresmacht ſchirmen zu können. Auch das Heer der Argiver brach jetzt auf, und der Sturm auf den Wall nahm ſeinen Anfang. Der Kriegsgeſang erſcholl, und vom feindlichen Heere wie von den Mauern der Thebaner herab ſchmetterten zu gleicher Zeit die Trompeten. Zuerſt führte Parthenopäus, der Sohn der Jägerin Atalanta, den Trupp der Seinigen, Schild an Schild gedrängt, wider eines der Thore. Auf dem Felde ſeines Schildes war ſeine Mutter abgebildet, wie ſie einen ätoliſchen Eber mit fliegendem Pfeil erlegte. Auf ein zweites Thor zog, Opfertiere auf ſeinem Wagen der prieſterliche Seher Amphiaräus los; der trug ſchmuckloſe Waffen, ohne Wappenſchild oder ſonſtigen Prunk. Aufs dritte Thor rückte Hippomĕdon heran; auf ſeinem Schilde war der hundertäugige Argos zu ſchauen, wie er die von Juno in eine Kuh verwandelte Jo bewacht. Zum vierten Thore lenkte Tydeus ſeine Scharen, der eine ſtruppige Löwenhaut im Schilde führte und mit wilder Gebärde in der Rechten eine Brandfackel ſchwang. Der vertriebene König Polynices befehligte den Sturm auf das fünfte Thor; ſein Schild ſtellte ein in Wut ſich bäumendes Roſſegeſpann vor. Zum ſechſten Thore führte ſeine Kriegerſchar Kapāneus, der ſich vermaß, mit dem Gotte Ares in die Wette ſtreiten zu können; auf dem Eiſenrücken ſeines Schildes war ein Gigant ausgeprägt, der eine ganze Stadt, ihrem Grunde enthoben, auf den Schultern trug, welches Schickſal dieſer Schildträger der Stadt Thebe zugedacht hatte. Zum ſiebenten und letzten Thore endlich kam Adraſtus, der Argiverkönig, herangerückt. Auf dem Felde ſeines Schildes waren hundert Schlangen abgebildet, welche in ihren Kiefern thebaniſche Kinder davontrugen. Als alle nahe genug vor die Thore gerückt waren, wurde der Kampf zuerſt mit Schleudern, dann mit Bogen und Speeren eröffnet. Aber den erſten Angriff wehrten die Thebaner ſiegreich ab, ſo daß die Scharen der Argiver rückwärts gingen. Da riefen Tydeus und Polynices ſchnell beſonnen: „Ihr Brüder, was brechet ihr nicht, ehe die Geſchoſſe euch niederwerfen, mit vereinigter Macht auf die Thore ein, Fußvölker, Reiter, Wagenlenker, alle miteinander?" Dieſer Ruf, der ſich ſchnell durch das Heer verbreitete entfachte den Mut der Argiver aufs neue. Alles lebte wieder auf, und der Sturm begann mit verſtärkter Macht, aber nicht glücklicher, denn zuvor. Mit blutbeſpritzten Köpfen ſanken die Stürmenden zu den Füßen der Verteidiger nieder, und ganze Linien röchelten unter den Mauern ihr Leben aus, ſo daß der dürre Boden vor der Stadt von Blutbächen floß. — Da ſtürzte der Arkadier Parthenopäus wie ein Sturmwind auf ſein Thor, und rief nach Feuer und Äxten, um es in den Grund zu hauen. Ein thebaniſcher Held, der auf der Mauer nicht ferne ſeinen Poſten hatte, Periklymenus, beobachtete ſeine Anſtrengungen, und riß, als es höchſte Zeit war, ein Stück der ſteinernen Bruſtwehr von der Mauer, ſo groß, daß es eine ganze Wagenlaſt ausgemacht hätte; dieſer Wurf zermalmte dem Stürmer ſein blondgelocktes Haupt und zerriß ihm die Knochen, daß er zerſchmettert zu Boden ſtürzte. Sobald nun Eteokles dieſes Thor geſichert ſah, flog er den andern zu. Am vierten traf er den Tydeus, der wütete wie ein Drache, den die Sonne ſticht; er ſchüttelte ſein Haupt unter dem fliegenden Helmbuſch, und ſein Schild, den er über dasſelbe hielt, tönte von gellenden Glocken, die den Rand umgaben; er ſelbſt ſchwang mit der Rechten die Lanze hoch nach der Mauer, und eine ganze Schar Schildträger umgab ihn, die einen Hagel von Speeren auf den höchſten Burgſaum aufwärts ſchleuderten, ſo daß die Thebaner ſich von dem Rande der Bruſtwehr flüchten mußten. In dieſem Augenblick erſchien Eteokles, ſammelte ſie, wie ein Jäger zerſtreute Hunde, und führte ſie auf die Mauerzinne zurück. Dann eilte er weiter von Thor zu Thor. Da ſtieß er auch auf den tobenden Kapāneus, der eine vielſproſſige Sturmleiter wider die Stadt herantrug, und prahlend ausrief, ſelbſt des Zeus Blitz ſolle ihn nicht aufhalten, die Grundveſte der eroberten Stadt zu brechen. Mit ſolchen Trotzworten legte er die Leiter an, und klomm unter ſeinem Schilde, umſauſt von Steinen, die glatten Sproſſen empor. Aber ihn für ſeinen Frevelmut zu züchtigen, blieb nicht den Thebanern überlaſſen; Zeus ſelbſt übernahm es, und traf ihn, als er ſchon über den Mauerkranz drang, mit ſeinem Donnerkeile. Es war ein Schlag, daß die Erde dröhnte; ſeine zerriſſenen Gliedmaßen flogen weit umher von der Leiter, das entflammte Haar flatterte gen Himmel, das Blut floß auf die Erde; Hände und Füße rollten im Kreiſe wie ein Rad; der Rumpf ſtürzte endlich feurig auf den Boden nieder.

Der König Adraſt erkannte aus dieſem Zeichen, daß der Göttervater ſeinem Vorhaben feindſelig ſei; er führte ſeine Scharen aus dem Stadtgraben heraus und wich mit ihnen rückwärts. Die Thebaner dagegen, als ſie das glückbringende Zeichen, das ihnen Zeus geſandt hatte, erkannten, brachen zu Fuß und zu Wagen aus der Stadt hervor; ihr Fußvolk ſtürzte mitten unter die argiviſche Heerſchar, Wagen rannten an gegen Wagen, Leichname lagen zu Haufen; der Sieg blieb den Thebanern, und erſt nachdem ſie die Feinde auf eine gute Strecke von der Stadt zurückgeworfen, kehrten ſie in dieſelbe zurück. Auf dieſer Flucht der Argiver geſchah es auch, daß der thebaniſche Held Periklymenus den Seher Amphiaräus nach dem Strande des Fluſſes Iſmenus verfolgte. Hier hemmte den mit Roß und Wagen Fliehenden das Waſſer. Der Thebaner war ihm auf den Ferſen. In der Verzweiflung hieß der Seher ſeinen Wagenlenker die Pferde ihren Weg durch die tiefe Furt ſuchen, aber ehe er im Waſſer war, hatte der Feind das Ufer erreicht und ſein Speer drohte ſeinem Nacken. Da ſpaltete Zeus, der ſeinen Seher nicht auf unrühmlicher Flucht umkommen laſſen wollte, mit einem Blitze den Boden, daß er ſich aufthat, wie eine ſchwarze Hölle, und die Roſſe, die eben den Übergang ſuchten, zuſammt dem Wagen, dem Seher und ſeinem Genoſſen verſchlang.

Der Brüder Zweikampf. Auf ſolche Weiſe endete der Sturm auf die Stadt Thebe. Als Kreon und Eteokles mit den Ihrigen in die Mauern zurückgekehrt waren, ordnete ſich das geſchlagene Heer der Argiver wieder und bald war es von neuem imſtande, der belagerten Stadt näher zu rücken. Wie dies die Thebaner inne wurden, und die Hoffnung, das zweitemal zu widerſtehen, nachdem auch ihre Kräfte durch den erſten Angriff nicht wenig geſchwächt worden, ziemlich geſunken war, faßte der König Eteokles einen großen Entſchluß. Er ſandte ſeinen Herold zur Stadt hinaus nach dem Argiverheere, das, wieder dicht um die Mauern Thebes gelagert, am Rande des Stadtgrabens lag und ließ ſich Stille erbitten. Dann rief er, auf der oberſten Höhe der Burg ſtehend, ſeinen eigenen, innerhalb der Stadt aufgeſtellten Scharen und den die Stadt umringenden Argivern mit lauter Stimme zu: „Ihr Danaer und Argiver alle, die ihr hierher gezogen ſeid, und ihr Völker Thebes, gebet doch ſo vielfaches Leben nicht, ihr einen, dem Polynices — noch mir, ſeinem Bruder, ihr anderen, preis! Laßt vielmehr mich ſelbſt die Gefahr dieſes Kampfes übernehmen und ſo allein im Gefechte mit meinem Bruder Polynices mich meſſen. Töte ich ihn, ſo laßt mich allein den Herrn im Hauſe bleiben, fall' ich von ſeiner Hand, ſo ſei ihm das Scepter überlaſſen und ihr Argiver ſenket dann die Waffen und kehret in euer Heimatland zurück, ohne vor dieſen Mauern euer Leben nutzlos zu verbluten." Aus den Reihen der Argiver ſprang jetzt Polynices hervor und rief zur Burg empor, daß er den Vorſchlag ſeines Bruders anzunehmen bereit ſei. Von beiden Seiten war man des blutigen Krieges, der nur einem von zwei Männern zu gute kommen ſollte, ſchon lange müde. Daher klatſchten beide Heere dem gerechten Gedanken Beifall. Es wurde ein Vertrag darüber abgeſchloſſen, und der Eid der Führer bekräftigte ihn von beiden Seiten auf dem Felde, das zwiſchen beiden Heeren lag. Jetzt hüllten ſich die Söhne des Ödipus in ihre vollen Waffenrüſtungen; den Beherrſcher Thebes ſchmückten die edelſten Thebaner, den vertriebenen Polynices die Häupter der Argiver. So ſtanden beide im Strahle prangend da, ſtark und feſten Blickes. „Bedenke," riefen die Freunde dem Polynices zu, „daß Zeus von dir ein Siegesdenkmal zu Argos erwartet!" Die Thebaner aber ermunterten ihren Fürſten Eteokles: „Du kämpfeſt für die Vaterſtadt und für den Szepter; dieſer doppelte Gedanke verleihe dir den Sieg!" Ehe der verhängnisvolle Kampf begann, opferten auch noch die Seher aus beiden Heeren zuſammentretend, um aus den Geſtaltungen der Opferflamme den Ausgang des Streites zu mutmaßen. Das Zeichen war zweideutig, es ſchien Sieg oder Untergang beiden zugleich zu verkünden. Als das Opfer vorbei war und die beiden Brüder noch immer in kampfbereiter Stellung daſtanden, erhob Polynices flehend ſeine Hände, drehte ſein Haupt rückwärts dem Argiverlande zu und betete:

„Hera, Beherrſcherin von Argos, aus deinem Lande habe ich ein Weib genommen, in deinem Lande wohne ich; laß deinen Bürger im Gefechte ſiegen, laß ihn ſeine Rechte färben mit des Gegners Blute!“ Auf der andern Seite kehrte ſich Eteokles zum Tempel der Athene in Thebe: „Gieb, o Tochter des Zeus,“ flehte er, „daß ich die Lanze ſiegreich zum Ziele ſchleudere, in die Bruſt deſſen, der mein Vaterland zu verwüſten kam!“ Mit ſeinem letzten Worte ſchmetterte der Trompetenklang, das Zeichen des blutigen Kampfes, und die Brüder ſtürzten wilden Laufes auf einander ein und packten ſich wie zwei Eber, die die Hauer grimmig auf einander gewetzt haben. Die Lanzen ſauſten an einander vorüber und prallten beide von den Schilden ab; nun zielten ſie mit Speeren ſich gegenſeitig nach dem Geſichte, nach den Augen, aber die ſchnell vorgehaltenen Schildränder vereitelten auch dieſen Stoß. Den Zuſchauern ſelbſt floß der Schweiß in dichten Tropfen vom Leibe, beim Anblick des erbitterten Kampfes. Endlich vergaß ſich Eteokles, und während er beim Ausfallen mit dem rechten Fuße einen Stein, der ihm im Wege lag, bei Seite ſtoßen wollte, ſtreckte er das Bein unvorſichtig unter dem Schilde hervor; da ſtürzte Polynices mit dem Speere heran und durchbohrte ihm das Schienbein. Das ganze Argiverheer jubelte bei ſeinem Stoße und ſah darin ſchon den entſcheidenden Sieg. Aber während des Stoßes hatte der Verwundete, der ſeine Beſinnung keinen Augenblick verlor, die eine Schulter an ſeinem Gegner entblößt geſehen und warf ſeinen Wurfſpieß nach derſelben, der auch in der Schulter haftete, doch ſo, daß die Spitze ihm abbrach. Die Thebaner ließen nur einen halben Laut der Freude von ſich hören. Eteokles wich zurück, ergriff einen Marmelſtein und zerſchlug die Lanze ſeines Gegners in zwei Hälften. Der Kampf war jetzt gleich, da beide ſich ihres Wurfgeſchoſſes beraubt ſahen. Nun faßten ſie raſch die Griffe ihrer Schwerter und rückten einander ganz nahe auf den Leib; Schild ſchlug gegen Schild, lautes Kampfgetöſe hallte. Da beſann ſich Eteokles auf einen Kunſtgriff, den er im theſſaliſchen Lande gelernt. Er wechſelte plötzlich ſeine Stellung, zog ſich nach hinten auf ſeinen linken Fuß zurück, deckte ſich den eigenen Unterleib mit Sorgfalt, ſetzte dann den vordern Fuß voran und ſtach den Bruder, der auf eine ſo veränderte Haltung des Gegners nicht gefaßt war und den untern Teil des Leibes nicht mehr mit dem Schilde gedeckt hatte, mitten durch den Leib über den Hüften. Schmerzlich neigte ſich nun Polynices auf die Seite und ſank bald unter Strömen Blutes zuſammen. Eteokles, nicht mehr an dem Siege zweifelnd, warf ſein Schwert von ſich und legte ſich über den Sterbenden, ihn zu berauben. Dies aber war ſein Verderben: denn jener hatte im Sturze ſein Schwert doch noch feſt mit der Hand umklammert, und jetzt, ſo ſchwach er atmete, war ihm doch noch Kraft genug geblieben, dasſelbe dem über ihn gebeugten Eteokles tief in die Leber zu ſtoßen. Dieſer ſank um und hart neben dem ſterbenden Bruder nieder.

Nun öffneten ſich die Thore Thebes, die Frauen, die Diener ſtürzten heraus, die Leiche ihres Herrſchers zu bejammern; Antigone aber warf ſich über ihren geliebten Bruder Polynices, um ſeine letzten Worte von den Lippen zu nehmen. Mit Eteokles war es ſchneller zu Ende gegangen, als mit dieſem; nur noch ein tiefer Seufzer aus röchelnder Bruſt und er war verſchieden. Polynices aber atmete noch, wandte ſein brechendes Auge nach der Schweſter und ſprach: „Wie beklage ich dein Los, Schweſter, wie auch das Schickſal des toten Bruders, der aus einem Freunde mein Feind geworden iſt. Jetzt erſt, im Tode, empfinde ich, daß ich ihn geliebt habe! Du aber, liebe Schweſter, begrabe mich in meiner Heimat und verſöhne die zürnende Vaterſtadt, daß ſie mir, obſchon ich der Herrſchaft beraubt worden bin, wenigſtens ſo viel gewähre! Drücke mir auch die Augen mit deiner Hand zu; denn ſchon breitet die Nacht des Todes ihre Schatten über mich aus.“

So ſtarb er auch in der Schweſter Armen. Nun erhob ſich lauter Zwiſt von beiden Seiten unter der Menge. Die Thebaner ſchrieben ihrem Herrn Eteokles den Sieg zu, die Feinde dem Polynices. Derſelbe Hader war unter den Anführern und den Freunden der Gefallenen; „Polynices führte den erſten Lanzenſtoß!“ hieß es da. „Aber er war auch der erſte, der unterlegen iſt!“ ſcholl's von der andern Seite entgegen. Unter dieſem Streite wurde zu den Waffen gegriffen; glücklicherweiſe für die Thebaner hatten ſie ſich geordnet und in voller Waffenrüſtung teils vor dem Zweikampfe, teils während desſelben und bei ſeinem Schluſſe eingefunden, während die Argiver die Waffen abgelegt und, wie des Sieges gewiß, ſorglos zugeſchaut hatten. Die Thebaner warfen ſich alſo plötzlich aufs Argiverheer, ehe dieſes ſich mit Rüſtungen bedecken konnte. Sie fanden keinen Widerſtand; die waffenloſen Feinde füllten in ungeregelter Flucht die Ebene, das Blut floß in Strömen, denn der Wurf der Lanzen ſtreckte zu Hunderten die Fliehenden nieder. Bald war die Umgebung Thebes von ſämtlichen Feinden gereinigt. Von allen Seiten her brachten die Thebaner Schilde der erlegten Flüchtlinge und andere Beute herbei und trugen ſie triumphierend in die Stadt.

Kreons Beſchluß. Hierauf wurde an die Beſtattung der Toten gedacht. Die Königswürde von Theben war nach dem Tode der beiden gefallenen Brüder an ihren Oheim Kreon gekommen und dieſer hatte nun über das Begräbnis ſeiner beiden Neffen zu verfügen. Sofort ließ er den Eteokles, als für die Verteidigung der Stadt gefallen, mit königlichen Ehren und aller ſonſtigen Gebühr, feierlich zur Erde beſtatten; alle Bewohner der Stadt folgten dem Leichenzuge, während Polynices unbegraben und in Unehren dalag. Dann ließ Kreon unter Heroldsruf durch die ganze Stadt verkündigen, den Feind des Vaterlandes, der gekommen ſei, die Stadt mit Feuerglut zu zerſtören, ſich am Blute der Seinigen zu ſättigen, die Landesgötter ſelbſt zu vertreiben und was übrig bliebe, in Knechtſchaft zu ſtürzen — den weder zu beklagen, noch ihm ein Grab angedeihen zu laſſen, vielmehr den Leichnam des Verfluchten unbegraben den Vögeln und Hunden zum Fraße zu übergeben. Zugleich gebot er den Bürgern ſelbſt Aufſicht darüber zu führen, daß dieſe königliche Willensmeinung vollzogen würde und ſtellte noch beſondere Späher zu dem Leichname, welche dafür zu ſorgen hatten, daß niemand käme, denſelben zu ſtehlen oder zu begraben. Der Lohn deſſen, der dies doch thäte, ſollte unerbittlich der Tod ſein; in offener Stadt ſollte er geſteinigt werden.

Dieſe grauſame Verkündigung hatte auch Antigone, die fromme Schweſter, mit angehört und war ihres Verſprechens, das ſie dem Sterbenden gegeben, wohl eingedenk. Sie wandte ſich mit beſchwertem Herzen an ihre jüngere Schweſter Iſmēne und wollte dieſe bereden, mit ihr gemeinſchaftlich das Wageſtück zu unternehmen, mit Hand anzulegen und den Leib des Bruders ſeinen Feinden zu entreißen. Aber Iſmēne war ein ſchwaches Mädchen und ſolchem Heldenmute nicht gewachſen. „Haſt du denn, Schweſter,“ ſagte ſie weinend, „den grauenhaften Untergang unſeres Vaters und unſrer Mutter ſchon ſo ganz vergeſſen, ja iſt dir das friſche Verderben unſrer Brüder ſchon aus dem Gedächtniſſe verſchwunden, daß du auch uns Zurückgebliebene noch ins gleiche Todeslos hineinziehen willſt?“ Antigone wandte ſich mit Kälte von ihrer furchtſamen Schweſter ab. „Ich will dich gar nicht zur Helferin,“ ſagte ſie. „Ich gehe hin, den Bruder allein zu begraben. Wenn ich dies gethan habe, ſterbe ich mit Freuden und lege mich nieder neben dem, den ich im Leben geliebt habe!“

Bald darauf kam einer der Wächter mutlos und zögernden Schrittes vor den König Kreon: „Der Leichnam, den du uns zu bewahren gegeben, iſt begraben,“ rief er dem Herrſcher entgegen, „und der unbekannte Thäter iſt uns entkommen. Wir wiſſen auch nicht, wie es geſchehen iſt. Als der erſte Tageswächter uns die That anzeigte, war es uns allen eine Bekümmernis. Nur ein dünner Staub lag auf dem Todten: nur ſo viel als notwendig iſt, wenn ein Begräbnis vor den Göttern der Unterwelt für ein ſolches gelten ſoll. Kein Hieb, kein Schaufelwurf zeigte ſich, keine Wagenſpuren gingen durch den Boden. Unter uns Wächtern entſtand Streit darüber, jeder beſchuldigte den anderen und am Ende kam es zu Schlägen. Zuletzt jedoch vereinigte man ſich, dir, o König, den Vorgang auf der Stelle zu melden und mich traf dieſes unſelige Los!“ Kreon geriet auf dieſe Nachricht in großen Zorn; er bedrohte alle Wächter, ſie lebendig aufhängen zu laſſen, wenn ſie ihm den Thäter nicht unverzüglich in die Hände lieferten. Dieſe mußten auch auf ſeinen Befehl den Leichnam wieder von aller Erde entblößen und und hielten nach wie vor Wache bei demſelben. So ſaßen ſie vom Morgen bis zum Mittage im heißeſten Sonnenſchein. Da erhub ſich plötzlich ein Sturm und der Luftkreis füllte ſich mit Staub. Die Wächter beſannen ſich noch über das unerwartete Zeichen, als ſie eine Jungfrau herankommen ſahen, die ſo wehmütig klagte, wie ein Vogel, der ſein Neſt ausgeleert findet. Sie hatte in der Hand eine eherne Gießkanne, die ſie ſchnell mit Staub füllte, dann näherte ſie ſich mit Vorſicht der Leiche, — die Wächter, um von der Nähe des nun ſchon ſo lang unbegraben daliegenden Leichnams nicht zu leiden, ſaßen ziemlich ferne auf einem Hügel — und ſpendete dem Toten, anſtatt des Begräbniſſes, einen dreifachen Aufguß von Erde. Da zögerten die Wächter nicht länger, ſie eilten herbei, griffen ſie und ſchleppten die auf der That ſelbſt Ertappte vor den zürnenden Herrſcher.

Antigone und Kreon. Kreon erkannte in der Thäterin ſeine Nichte Antigone. „Thörin,“ rief er ihr entgegen, „die du die Stirne zur Erde ſenkſt, geſtehſt oder läugneſt du dieſes Werk? — „Ich geſtehe es,“ erwiderte die Jungfrau und richtete ihr Haupt in die Höhe. „Und kannteſt du,“ fragte der König weiter, „das Geſetz, das du ſo ohne Scheu übertrateſt?“ — „Wohl kannte ich es,“ ſprach Antigone feſt und ruhig, „aber von keinem der unſterblichen Götter ſtammt dieſe Satzung. Auch kenne ich andere Geſetze, die nicht von geſtern und heute ſind, die in Ewigkeit gelten und von denen niemand weiß, von wannen ſie kommen. Kein Sterblicher darf dieſe übertreten, ohne dem Zorn der Götter anheimzufallen; ein ſolches Geſetz hat mir befohlen, den toten Sohn meiner Mutter nicht unbegraben zu laſſen. Erſcheint dir dieſe Handlungsweiſe thöricht, ſo iſt es ein Thor, der mich der Thorheit beſchuldigt.“ — „Meinſt du,“ ſprach Kreon, noch mehr erbittert durch den Widerſpruch der Jungfrau, „deine ſtarre Sinnesart ſei nicht zu beugen?“ Zerſpringt doch auch der ſprödeſte Stahl am erſten. Wer in eines anderen Gewalt iſt, der ſoll nicht trotzen!“ Darauf antwortete Antigone: „Du kannſt mir doch nicht mehr anthun, als den Tod: wozu darum Aufſchub? Mein Name wird nicht ruhmlos dadurch werden, daß ich ſterbe; auch weiß ich, daß deinen Bürgern hier nur die Furcht den Mund verſchließt und daß alle meine That im Herzen billigen; denn den Bruder lieben, iſt die erſte Schweſterpflicht.“ — „Nun ſo liebe denn im Hades,“ rief der König immer erbitterter, „wenn du lieben mußt!“ Und ſchon hieß er die Diener ſie ergreifen, als Iſmēne, die vom Los ihrer Schweſter vernommen hatte, herbeigeſtürmt kam. Sie ſchien ihre weibliche Schwäche und ihre Menſchenfurcht abgeſchüttelt zu haben. Mutig trat ſie vor den grauſamen Oheim, bekannte ſich als Mitwiſſerin und verlangte mit der Schweſter in den Tod zu gehen. Zugleich erinnerte ſie den König daran, daß Antigone nicht nur ſeiner Schweſter Tochter, daß ſie auch die verlobte Braut ſeines eigenen Sohnes Hämon ſei und er durch ihren Tod ſeinem eigenen Sprößling die Ehe wegmorde. Statt aller Antwort ließ Kreon auch die Schweſter faſſen und beide durch ſeine Schergen in das Innere des Palaſtes führen.

Hämon und Antigone. Als Kreon ſeinen Sohn herbeieilen ſah, glaubte er nicht anders, als das über ſeine Braut gefällte Urteil müſſe dieſen gegen den Vater empört haben. Hämon ſetzte jedoch ſeinen verdächtigenden Fragen Worte voll kindlichen Gehorſams entgegen und erſt, nachdem er den Vater von ſeiner frommen Anhänglichkeit überzeugt hatte, wagte er es, für ſeine geliebte Braut Fürbitte zu thun. „Du weißt nicht, Vater,“ ſprach er, „was das Volk ſpricht, was es zu tadeln findet. Dein Auge ſchreckt jeden Bürgersmann zurück, irgend etwas zu ſprechen, das deinem Ohre nicht willkommen iſt; mir hingegen wird es möglich, auch derlei Dinge im Dunkel zu hören. Und ſo laß mich dir denn ſagen, daß dieſe Jungfrau von der ganzen Stadt bejammert, daß ihre Handlung von der ganzen Bürgerſchaft als wert des Nachruhms geprieſen wird, daß niemand glaubt, ſie, die fromme Schweſter, die ihren Bruder nicht von Hunden und Vögeln zerfleiſchen ließ, habe den Tod als Lohn verdient! Darum, geliebter Vater, gieb der Stimme des Volkes nach; thu es den Bäumen gleich, die längs des angeſchwollenen Waldſtromes gepflanzt, ſich ihm nicht entgegenſtemmen, ſondern der Gewalt des Waſſers nachgeben und unverletzt bleiben, während diejenigen Bäume, die es wagen, Widerſtand zu leiſten, durch die Wellen von Grund aus entwurzelt werden.“ — „Will der Knabe mich Verſtand lehren?“ rief Kreon verächtlich aus; „es ſcheint, er kämpft im Bunde mit dem Weib!“ — „Ja, wenn du ein Weib biſt!“ — antwortete der Jüngling ſchnell und lebhaft — „denn nur zu deinem Beſten iſt dies alles geſagt!“ — „Ich merke wohl,“ endete der Vater entrüſtet, „blinde Liebe zu der Verbrecherin hält deinen Sinn in Banden: aber lebendig wirſt du dieſe nicht freien. Denn wiſſe: ferne, wo keine Menſchentritte ſchallen, ſoll ſie bei lebendem Leibe in einem verſchloſſenem Felſengrabe geborgen werden. Nur wenig Speiſe wird ihr mitgegeben, ſo viel als nötig iſt, die Stadt vor der Befleckung zu bewahren, die der Greuel eines unmittelbaren Mordes ihr zuziehen würde. Mag ſie dann von dem Gotte der Unterwelt, den ſie doch allein ehrt, ſich Befreiung erflehen; zu ſpät wird ſie erkennen, daß es klüger iſt, den Lebenden zu gehorchen, als den Toten.“

Zornig wandte ſich Kreon mit dieſen Worten von ſeinem Sohne ab und bald waren alle Anſtalten getroffen, den gräßlichen Beſchluß des Tyrannen zu vollziehen. Öffentlich vor allen Bürgern Thebes wurde Antigone nach dem gewölbten Grabe abgeführt, das ihrer wartete; ſie ſtieg unter Anrufung der Götter und der Geliebten, mit welchen ſie vereinigt zu werden hoffte, unerſchrocken hinab.

Noch immer lag der verweſende Leichnam des erſchlagenen Polynices unbegraben da. Die Hunde und Vögel nährten ſich von ihm und befleckten die Stadt, indem ſie die Überreſte des Toten hin und her trugen. Da erſchien der greiſe Seher Tirēſias vor dem Könige Kreon, wie er einſt vor Ödipus erſchienen war und verkündete jenem aus dem Vogelfluge und der Opferſchau ein Unheil. Schlimmer, übelgeſättigter Vögel Gekrächz hat er vernommen, das Opfertier auf dem Altare, ſtatt hell in Flammen zu verlodern, war unter trübem Rauche verſchmort. „Offenbar zürnen uns die Götter,“ endete er ſeinen Bericht, „wegen der Mißhandlung des erſchlagenen Königsſohnes. Sei darum nicht halsſtarrig, Herrſcher, weiche dem Entſeelten, ſieh nicht nach Ermordeten! Welcher Ruhm iſt es, Tote noch einmal zu töten? Laß ab davon; in guter Meinung rate ich dir!“ Aber Kreon wies, wie damals Ödipus, den Wahrſager mit kränkenden Worten zurück, ſchalt ihn geldgierig und beſchuldigte ihn der Lüge. Da entbrannte das Gemüt des Sehers und ohne Schonung zog er von den Augen des Königes den Schleier weg, der die Zukunft bedeckte. „Wiſſe,“ ſprach er, „daß die Sonne nicht untergehen wird, ehe du aus deinem eigenen Blute einen Leichnam für zwei Leichen zum Erſatze bringſt. Doppelten Frevel begehſt du, indem du den Toten der Unterwelt vorenthälſt, der ihr gebührt und und die Lebende, die der Oberwelt angehöret, nicht herauf läſſeſt zu ihr! Schnell entführe mich, Knabe. Geben wir dieſen Mann ſeinem Unglücke preis!“ So ging er an der Hand ſeines Führers, auf ſeinen Seherſtab geſtützt, davon.

Kreons Strafe. Der König blickte dem zürnenden Wahrſager bebend nach. Er berief die Älteſten der Stadt zu ſich und befragte ſie, was zu thun ſei. „Entlaß die Jungfrau aus der Höhle, beſtatte den preisgegebenen Leib des Jünglings!“ lautete ihr einſtimmiger Rat. Schwer kam es den unbeugſamen Herrſcher an, nachzugeben. Aber das Herz war ihm entſunken. So willigte er, geängſtigt, darein, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der das Verderben, das der Seher verkündigt hatte, von ſeinem Hauſe abwälzen könnte. Er ſelbſt machte ſich mit Dienern und Gefolge zuerſt nach dem Felde, wo Polynices lag, und dann nach dem Grabgewölbe, in welches Antigone verſchloſſen worden war, auf, und im Palaſte blieb ſeine Gemahlin Eurydice allein zurück. Dieſe vernahm bald auf den Straßen ein Klaggeſchrei, und als ſie auf den immer lauter werdenden Ruf ihre Gemächer endlich verließ und in den Vorhof ihres Palaſtes heraustrat, kam ihr ein Bote entgegen, der ihrem Gemahl als Führer nach dem hohen Blachfelde gedient hatte, wo der Leib ſeines Neffen erbarmungslos zerriſſen, bis hieher nicht begraben, lag. „Wir beteten zu den Göttern der Unterwelt,“ erzählte der Bote, „badeten den Toten im heiligen Bade und verbrannten dann den Überreſt ſeines bejammernswürdigen Leichnams. Nachdem wir ihm aus vaterländiſcher Erde einen Grabhügel aufgetürmt, gingen wir nach dem ſteinernen Gewölbe, in das die Jungfrau hinabgeſtiegen war, ihr Leben dort im elenden Hungertode zu enden. Hier vernahm ein vorangeeilter Diener ſchon aus der Ferne helltönende Jammerlaute vom Thore des grauenvollen Gemaches her. Er eilte zu unſerem Herrn zurück, ihm ſolches kund zu thun. Aber auch zu ſeinem Ohre war jener betrübte Klagelaut ſchon gedrungen und er hatte darin die Stimme des Sohnes erkannt. Wir Diener eilten auf ſein Geheiß heran und blickten durch den Felſenſpalt. Wehe uns, was mußten wir hier ſchauen? Tief im Hintergrunde der Höhle ſahen wir die Jungfrau Antigone in den Schlingen ihres Schleiers aufgeknüpft und ſchon entſeelt. Vor ihr lag, ihren Leib umſchlingend, dein Sohn Hämon, in heulender Wehklage die entriſſene Braut bejammernd und des Vaters Unthat verfluchend. Inzwiſchen war dieſer vor der Kluft angekommen und wandelte tiefaufſeufzend durch die offene Thüre hinein. „Unſeliger Knabe,“ rief er, „auf was ſinneſt du? Was droht uns dein verirrter Blick? Komm heraus zu deinem Vater! Flehend, auf den Knieen liegend, beſchwöre ich dich!“ Doch der Sohn ſtarrte ihn in Verzweiflung an, und riß ohne Antwort ſein zweiſchneidiges Schwert aus der Scheide, der Vater ſtürzte zu dem Gewölbe hinaus und entwich dem Stoße. Hierauf bückte der unglückſelige Hämon ſich über den Stahl und trieb ihn tief durch ſeine Seite. Er ſank, aber noch ſinkend ſchlang er ſeinen Arm feſt um die Leiche der Braut und liegt jetzt tot, wie er die Tote gefaßt hatte, in der Grabeshöhle.“ Eurydice hörte dieſe Botſchaft ſchweigend an und enteilte dann, ohne ein gutes oder böſes Wort zu ſprechen. Dem verzweifelten Könige, der von Dienern begleitet, welche die Leiche ſeines einzigen Sohnes trugen, jammernd in den Palaſt zurückkehrte, kam die Nachricht entgegen, daß im Innern des Hauſes ſeine Gemahlin entſeelt in ihrem Blute liege, mit einer tiefen Schwertwunde im Herzen.

Beſtattung der thebaniſchen Helden. Vom ganzen Stamme des Ödipus war jetzt, außer zwei Söhnen der gefallenen Brüder, nur noch Iſmēne übrig. Von ihr erzählt die Sage nichts: ſie ſtarb unvermählt oder kinderlos und mit ihrem Tode erloſch das unſelige Geſchlecht. Von den ſieben thebaniſchen Helden, die gegen Thebe ausgezogen waren, entkam dem unglücklichen Sturme und der letzten Schlacht der König Adraſtus allein, den ſein unſterbliches Roß, Arion, von Poſeidon und Demeter erzeugt, auf geflügelter Flucht rettete. Er erreichte glücklich Athen, nahm dort ſeine Zuflucht als Schutzflehender an den Altar der Barmherzigkeit und beſchwor, einen Ölzweig in der Hand, die Athener, ihn zu unterſtützen, daß er die vor Thebe gefallenen Helden und Mitbürger zu ehrlicher Beſtattung ſich erſtreiten könnte. Die Athener erhörten ſeinen Wunſch und zogen unter Theſeus mit ihm zu Felde. Die Thebaner wurden gezwungen, die Beerdigung zu geſtatten. Nun errichtete Adraſtus den Leichnamen der gefallenen Helden ſieben getürmte Scheiterhaufen und hielt am Aſopus, dem Apollo zu Ehren, ein Wettrennen. Als der Scheiterhaufen des Kapaneus brannte, ſtürzte ſich ſeine Gattin, Evadne, des Iphis Tochter, hinein und verbrannte zugleich mit ihm. Der Leichnam des Amphiaraus, den die Erde verſchlungen hatte, war nicht zum Begräbniſſe aufgefunden worden. Es ſchmerzte den König, ſeinem Freunde dieſe letzte Ehre nicht bezeigen zu können. „Ich vermiſſe,“ ſprach er, „das Auge meines Heeres, den Mann, der beides war, der trefflichſte Seher und der tapferſte Kämpfer im Streit!“ Als die feierliche Beſtattung vorüber war, errichtete Adraſtus der Nemēſis oder Vergeltung einen ſchönen Tempel vor Thebe und zog mit ſeinen Bundesgenoſſen, den Athenern, wieder aus dem Lande.

Die Epigonen. Zehn Jahre nachher entſchloſſen ſich die Söhne der vor Theben umgekommenen Helden, Epigonen oder Nachkömmlinge genannt, zu einem neuen Feldzuge gegen dieſe Stadt, den Tod ihrer Väter zu rächen. Es waren ihrer acht: Alkmäon und Amphilŏchus, die Söhne des Amphiarāus, Ägiāleus, der Sohn Adraſts, Diomēdes, der

der Sohn des Tydeus, Promächus, des Parthenopäus Sohn, Sthenĕlus, der Sohn des Kapäneus, Therſander, des Polynices und Euryälus, des Mekiſteus*) Sohn. Auch der alte König Adraſtus, aus dem Kampfe der Väter allein noch übrig, geſellte ſich zu ihnen, übernahm jedoch den Oberbefehl nicht, ſondern wollte ihn einem jüngeren und rüſtigeren Helden laſſen. Da befragten die Verbündeten das Orakel des Apollo darüber, wen ſie zum Anführer wählen ſollten. Dieſes bezeichnete ihnen den Alkmäon, des Amphiarāus Sohn. Alſo ward Alkmäon von ihnen zum Feldherrn gewählt. Er aber war ungewiß, ob er dieſe Würde annehmen dürfte, bevor er den Vater gerächt: deswegen ging auch er hin zum Gotte und befragte das Orakel. Apoll antwortete ihm, er ſollte beides ausführen. Seine Mutter Eriphȳle war bisher nicht nur im Beſitze des verderblichen Halsbandes geweſen, ſie hatte ſich auch das zweite Unheil bringende Geſchenk Aphroditens, den Schleier, zu verſchaffen gewußt. Therſander, der Sohn des Polynīces, der den Schleier als Erbe beſaß, hatte ihn ihr, wie einſt ſein Vater das Halsband geſchenkt und ſie damit beſtochen, daß ſie ihren Sohn Alkmäon überreden ſollte an dem Feldzuge gegen Thebe teilzunehmen. Dem Orakelſpruche gehorſam, übernahm Alkmäon den Oberbefehl und verſchob ſeine Rache auf die Heimkehr. Er brachte nicht nur aus Argos ſelbſt ein anſehnliches Heer zuſammen, ſondern viele kampfluſtige Krieger aus den Nachbarſtädten vereinigten ſich mit ihm, und nun führte er eine anſehnliche Streitmacht unter Thebes Thore. Hier erneuerte ſich durch die Söhne der hartnäckige Kampf, wie er zehn Jahre früher von den Vätern gekämpft worden war. Aber die Söhne waren glücklicher als die Väter, und der Sieg entſchied ſich für Alkmäon. In der Hitze des Streites fiel nur einer der Epigonen, Ägiäleus, der Sohn des Königs Adraſtus, welchen der Anführer der Thebaner, Laodämas, des Eteŏkles Sohn, mit eigener Hand tötete, dafür aber von Alkmäon, dem Feldherrn der Epigonen, erſchlagen wurde. Nach dem Verluſte ihres Führers und vieler Mitbürger verließen die Thebaner das Schlachtfeld und flohen hinter ihre Mauern zurück. Hier ſuchten ſie Rat bei dem blinden Tirēſias, dem Seher, der, jetzt wohl hundert Jahre alt, noch immer in Thebe lebte. Er riet ihnen, den einzigen Rettungsweg einzuſchlagen, und, während ſie einen Herold mit Friedensaufträgen an die Argiver abſendeten, die Stadt zu verlaſſen. Sie gingen den Vorſchlag ein, fertigten einen Abgeſandten an die Feinde ab und während dieſer unterhandelte, luden ſie ihre Kinder und Frauen auf Wagen und flohen aus der Stadt. Im Dunkel der Nacht kamen ſie in eine Stadt Böotiens, die Tilphuſſa hieß. Aus dem Quelle, der bei der Stadt floß, that der blinde Tirēſias, der ſelbſt geflüchtet war, einen kalten Trunk und ſtarb. Noch in der Unterwelt wurde der weiſe Seher ausgezeichnet. Er lief nicht gedankenlos umher wie andere Schatten, ſondern ſein hoher Sinn und Seherverſtand war ihm geblieben. Seine Tochter Manto hatte die Flucht nicht geteilt; ſie war in Thebe zurückgelaſſen worden und fiel hier den Eroberern, welche die verödete Stadt beſetzten, in die Hände. Dieſe hatten ein Gelübde gethan, das Beſte, was ſie von Beute zu Thebe finden würden, dem Apollo zu weihen. Nun urteilten ſie, daß dem Gotte kein Teil der Beute beſſer gefallen könnte, als die Seherin Manto, welche die göttliche Gabe von ihrem Vater ererbt hatte, und nicht in geringerem Maße beſaß. Deswegen brachten die Epigonen dieſelbe nach Delphi und weihten ſie hier dem Gott als Prieſterin. Hier wurde ſie immer vollkommener in der Wahrſagekunſt und anderer Weisheit und bald die berühmteſte Seherin ihrer Zeit. Oft ſah man bei ihr einen greiſen Mann aus und ein gehen, den ſie herrliche Geſänge lehrte, welche bald in ganz Griechenland wiedertönten. Es war der Maeonier Homerus.

Alkmäon und das Halsband. Als Alkmäon von Thebe zurückgekehrt war, dachte er darauf, auch den zweiten Teil des Orakelſpruches zu erfüllen und an ſeiner Mutter, der Mörderin ſeines Vaters, Rache zu nehmen. Seine Erbitterung gegen ſie war noch gewachſen, als er nach ſeiner Zurückkunft erfahren hatte, daß Eriphȳle, auch ihn zu verraten, Geſchenke genommen habe. Er glaubte ſie nicht länger ſchonen zu müſſen, überfiel ſie mit dem Schwerte und ermordete ſie. Dann nahm er das Halsband und den Schleier zur Hand und verließ das elterliche Haus, das ihm ein Greuel geworden war. Aber obgleich die Rache des Vaters vom Orakel befohlen worden war, ſo war doch auch wieder der Muttermord für ſich ein Frevel wider die Natur und die Götter konnten ihn nicht ungeſtraft laſſen. So wurde denn zur Verfolgung des Alkmäon eine Furie geſandt, und er mit Wahnſinn geſchlagen. In dieſem Zuſtande kam er zuerſt nach Arkadien zum Könige Oïkleus. Aber hier gönnte ihm die Furie keine Ruhe, und er mußte weiter wandern. Endlich fand er eine Zufluchtsſtätte zu Pſophis in Arkadien bei dem Könige Phegeus. Von dieſem entſündigt, erhielt er die Hand ſeiner Tochter Arſinöe, und die verhängnisvollen Geſchenke, Halsband und Schleier, wanderten nun in ihren Beſitz. Alkmäon war jetzt zwar vom Wahnſinne frei, der Fluch jedoch noch nicht ganz von ſeinem Haupte genommen; denn das Land ſeines Schwähers wurde um ſeiner Anweſenheit willen mit Unfruchtbarkeit heimgeſucht. Alkmäon befragte das Orakel; dieſes aber fertigte ihn mit dem troſtloſen Ausſpruche ab: er ſollte Ruhe finden, wenn er in ein Land gekommen, das bei ſeiner Mutter Ermordung noch nicht vorhanden geweſen ſei. Es hatte nämlich Eriphȳle ſterbend jedes Land verflucht, das den Muttermörder aufnehmen würde. Ohne Hoffnung verließ Alkmäon ſeine Gattin und ſeinen kleinen Sohn Klytius und ging hinaus in die weite Welt. Nach langem Umherirren fand er endlich doch, was ihm die Wahrſagung verheißen hatte. Er kam an den Strom Achelous und fand dort eine Inſel, die dieſer erſt ſeit kurzem angeſetzt hatte. Hier ließ er ſich nieder und ward von ſeiner Plage ganz frei. Aber die Befreiung von dem Fluche und das neue Glück machten ſein Herz übermütig: er vergaß ſeiner früheren Gemahlin Arſinöe und ſeines kleinen Sohnes, und vermählte ſich abermals mit der ſchönen Kallirrhöe, der Tochter des Stromgottes Achelous, die ihm auch bald nach einander zwei Söhne, Akarnan und Amphotĕrus, gebar. Wie aber dem Alkmäon überall der Ruf von den unſchätzbaren Kleinodien voranging, in deren Beſitze man ihn glaubte, ſo fragte auch ſeine junge Gemahlin gar bald nach dem herrlichen Halsband und Schleier. Dieſe Schätze jedoch hatte Alkmäon in den Händen ſeiner erſten Gattin gelaſſen, als er dieſe heimlich verließ. Nun ſollte ſeine neue Gemahlin nichts von jenem früheren Ehebund erfahren: ſo erdichtete er einen Ort in der Ferne, wo er die Koſtbarkeiten aufgehoben hätte, und machte ſich anheiſchig, ihr dieſelben zu holen. Da wanderte er denn nach Pſophis zurück, trat wieder vor ſeinen erſten Schwiegervater und ſeine verſtoßene Gattin und entſchuldigte ſich wegen ſeiner Entfernung mit einem Reſte von Wahnſinn, der ihn ausgetrieben habe und noch immer verfolge. „Frei vom Fluche zu werden und wieder zurückzukehren,“ ſprach der Falſche, „giebt es, wie mir geweiſſagt iſt, nur ein Mittel: wenn ich das Halsband und den Schleier, die ich dir geſchenkt habe, dem Gott nach Delphi als Weihgeſchenk bringe.“ Durch dieſe Trugworte ließen Phegeus und ſeine Tochter ſich bereden und gaben beides her. Alkmäon machte ſich mit ſeinem Raube fröhlich davon; er ahnte nicht, daß die unheilvollen Gaben endlich auch ihm den Untergang bringen müßten. Es hatte nämlich einer ſeiner Diener, der um das Geheimnis wußte, dem Könige Phegeus anvertraut, daß Alkmäon eine zweite Gattin beſitze und den Schmuck zu ſich genommen habe, um ihn dieſer zu bringen. Nun machten ſich die Brüder der verſtoßenen Gemahlin auf ſeine Spur, eilten ihm zuvor, erlauerten ihn in einem Hinterhalte und ſtießen den ſorglos Einherziehenden nieder. Halsband und Schleier brachten ſie ihrer Schweſter zurück und rühmten ſich der Rache, die ſie für ſie genommen. Aber Arſinöe liebte auch den ungetreuen Alkmäon noch und verwünſchte ihre Brüder, als ſie ſeinen Tod vernahm. Jetzt ſollten die verderblichen Geſchenke ihre Kraft auch an Arſinöe bewähren. Die erbitterten Brüder glaubten den Undank der Schweſter nicht hart genug beſtrafen zu können: ſie ergriffen ſie, ſperrten ſie in eine Kiſte und führten ſie in derſelben zu ihrem Gaſtfreunde, dem König Agapēnor, nach Tegea, mit der falſchen Botſchaft, daß Arſinöe die Mörderin des Alkmäon ſei. So ſtarb ſie eines elenden Todes.

Inzwiſchen hatte Kallirrhöe den kläglichen Untergang ihres Gatten Alkmäon erfahren, und mit dem tiefſten Schmerz durchzuckte ſie das Verlangen nach ſchneller Rache. Sie warf ſich auf ihr Angeſicht nieder und flehte zu Zeus, daß er ein Wunder thun und ihre kleinen Söhne, Akarnan und Amphotĕrus, plötzlich mannbar werden laſſen ſollte, damit ſie die Mörder ihres Vaters beſtrafen könnten. Da Kallirrhöe ſchuldlos war, erhörte Zeus ihre Bitte, und die Söhne, die als unmündige Knaben zu Bette gegangen waren, erwachten als bärtige Männer voll Thatkraft und Racheluſt. Sie zogen aus und wandten ſich zuerſt nach Tegea. Hier kamen ſie gerade um dieſelbe Zeit an, als die Söhne des Phegeus, Pronous und Agenor, mit ihrer unglücklichen Schweſter Arſinöe dort angelangt und im Begriffe waren, nach Delphi zu reiſen, um daſelbſt den heilloſen Schmuck Aphrodītens im Tempel Apollos als Weihgeſchenk niederzulegen. Dieſe wußten nicht, wen ſie vor ſich hatten, als die bärtigen Jünglinge auf ſie eindrangen, den Mord ihres Vaters zu rächen, und ehe ſie den Grund des Angriffes erfahren konnten, waren ſie erſchlagen. Die Söhne Alkmäons rechtfertigten ſich bei Agapēnor und erzählten ihm den wahren Hergang der Sachen; ſie wandten ſich hierauf nach Pſophis in Arkadien, traten hier in den Palaſt und töteten den König Phegeus mit ſamt ſeiner Gemahlin. Verfolgt und gerettet verkündigten ſie ihrer Mutter die vollbrachte Rache; dann zogen ſie nach Delphi und legten, nach dem Rat ihres Großvaters Achelous, Halsband und Schleier als Weihgeſchenk im Tempel Apollos nieder. Als dies geſchehen war, erloſch der Fluch, der auf dem Hauſe des Amphiarāus gelegen, und ſeine Enkel, die Söhne Alkmäons und Kallirrhöes, ſammelten Anſiedler in Epirus und gründeten Akarnanien. Klytius, der Sohn Alkmäons und Arſinöes hatte nach des Vaters Ermordung ſeine mütterlichen Verwandten mit Abſcheu verlaſſen und in Elis eine Zuflucht gefunden.

---

*) Mekiſteus war nicht eigentlich einer der Sieben, ſondern nur ein Bruder Adraſts. Andere nennen deswegen auch ſtatt des Euryälus den Eurypylus, oder den Polydōrus, als Sohn des Hippomĕdon.

Die Sage von den Herakliden.

Die Herakliden kommen nach Athen. Als Herakles in den Himmel verſetzt war und ſein Vetter Euryſtheus, König von Argos, ihn nicht mehr zu fürchten hatte, verfolgte ſeine Rache die Kinder des Halbgottes, deren größerer Teil mit Alkmēne, der Mutter des Helden, zu Mycēne, der Hauptſtadt von Argos, lebte. Sie entflohen ſeinen Nachſtellungen und begaben ſich in den Schutz des Königs Ceyx zu Trachis. Als aber Euryſtheus von dieſem kleinen Fürſten ihre Auslieferung verlangte und denſelben mit einem Kriege bedrohte, hielten ſie ſich unter ſeinem Schutze nicht mehr für ſicher, verließen Trachis und flüchteten ſich durch Griechenland. Vaterſtelle bei ihnen vertrat der berühmte Neffe und Freund des Herakles, der Sohn des Iphĭkles, Jolāus. Wie dieſer in jungen Jahren mit Herakles alle Mühſale und Abenteuer geteilt hatte, ſo nahm er auch jetzt, ſchon ergraut, die verlaſſene Kinderſchar des Freundes unter ſeine Flügel, und ſchlug ſich mit ihnen durch die Welt. Ihre Abſicht war, ſich den Beſitz des Peloponneſes, den ihr Vater erobert hatte, zu ſichern; ſo kamen ſie, unabläſſig von Euryſtheus verfolgt, nach Athen, wo der Sohn des Theſeus, Demophŏon, regierte, der den unrechtmäßigen Beſitzer des Thrones, Meneſtheus, eben verdrängt hatte. Zu Athen lagerte ſich die Schar auf der Agŏra oder dem Markt, am Altare des Zeus und flehte den Schutz des Atheniſchen Volkes an. Noch nicht lange ſaßen ſie ſo, als auch ſchon wieder ein Herold des Königs Euryſtheus einhergeſchritten kam. Er ſtellte ſich trotzig vor Jolāus hin und ſprach in höhnendem Tone: „Du meinſt wohl gar hier einen ſicheren Sitz gefunden zu haben und in eine verbündete Stadt gekommen zu ſein, thörichter Jolāus! Freilich, es wird auch jemand einfallen, deine unnütze Bundesgenoſſenſchaft mit der des mächtigen Euryſtheus zu vertauſchen! Darum fort von hier mit allen deinen Sippen gen Argos, wo euer nach Urteil und Recht die Steinigung wartet!“ Jolāus antwortete ihm getroſt: „Das ſei ferne! Weiß ich doch, daß dieſer Altar eine Stätte iſt, die mich nicht nur vor dir, dem Unmächtigen, ſondern ſelbſt vor den Heerſcharen deines Herrn ſchützen wird, und daß es das Land der Freiheit iſt, in welches wir uns gerettet haben.“ — „So wiſſe,“ entgegnete ihm Kopreus — ſo hieß der Herold — „daß ich nicht allein komme, ſondern hinter mir eine genügende Macht, welche deine Schützlinge bald von dieſer vermeintlichen Freiſtätte hinwegreißen wird!“

Bei dieſen Worten erhuben die Herakliden einen Klageruf, und Jolāus wandte ſich mit lauter Stimme an die Bewohner Athens: „Ihr frommen Bürger!“ rief er, „duldet es nicht, daß die Schützlinge eures Zeus mit Gewalt fortgeführt werden, daß der Kranz, den wir als Flehende auf dem Haupte tragen, beſudelt wird, daß die Götter Entehrung und eure ganze Stadt Schmach treffe.“ Auf dieſen durchdringenden Hilferuf ſtrömten die Athener von allen Seiten auf den Markt herbei und ſahen nun erſt die Schar der Flüchtlinge um den Altar ſitzen. „Wer iſt der ehrwürdige Greis? Wer ſind die ſchönen lockigen Jünglinge?“ ſo tönte es von hundert Lippen zugleich. Als ſie vernahmen, daß es Herakles Söhne ſein, die den Schutz der Athener anflehten, ergriff die Bürger nicht nur Mitleid, ſondern auch Ehrfurcht, und ſie befahlen dem Herolde, der bereit ſchien, Hand an einen der Flüchtlinge zu legen, ſich von dem Altare zu entfernen, und ſein Begehren beſcheidentlich dem Könige des Landes vorzutragen. „Wer iſt der König dieſes Landes?“ fragte Kopreus, durch die entſchiedene Willensäußerung der Bürger eingeſchüchtert. „Es iſt ein Mann,“ war die Antwort, „deſſen Schiedsrichterſpruche du dich gar wohl unterwerfen darfſt. Demophŏon, der Sohn des unſterblichen Theſeus, iſt unſer König.“

Demophŏon. Es dauerte nicht lange, ſo hatte den König in ſeiner Burg die Kunde erreicht, daß der Markt von Flüchtlingen beſetzt und fremde Heeresmacht mit einem Herolde erſchienen ſei, ſie zurückzufordern. Er ſelbſt begab ſich auf den Platz und vernahm aus dem Munde des Heroldes das Begehren des Euryſtheus. „Ich bin ein Argiver,“ ſprach zu ihm Kopreus, „und Argiver ſind es, die ich wegführen will, über die mein Herr Gewalt hat. Du wirſt nicht ſo ſinnverlaſſen ſein, o Sohn des Theſeus, daß du, allein von ganz Griechenland, dich des ratloſen Unglückes dieſer Flüchtlinge erbarmeſt, und zu einem Kampf um dieſelben mit der Kriegsmacht des Euryſtheus und der mächtigen Bundesgenoſſenſchaft dieſes Fürſten dich entſchließeſt!“

Demophŏon war ein weiſer und beſonnener Mann. „Wie ſollte ich,“ ſprach er auf die heftige Rede des Herolds, „die Sache richtig anſehen und den Streit entſcheiden können, ehe ich beide Parteien angehört habe? Darum ſprich du, Führer dieſer Jünglinge, was haſt du für dein Recht zu ſagen?“ Jolāus, an den dieſe Worte gerichtet waren, erhob ſich von den Stufen des Altares, neigte ſich ehrerbietig vor dem Könige und hub an: „König, nun erfahre ich zum erſtenmale, daß ich in einer freien Stadt bin: denn hier gilt reden laſſen und anhören; anderswo aber bin ich mit meinen Schützlingen verſtoßen worden, ohne daß mir Aufmerkſamkeit geſchenkt worden wäre. Nun höre mich. Euryſtheus hat uns aus Argos vertrieben; keine Stunde hätten wir länger in ſeinem Lande verweilen dürfen. Wie kann er nun uns noch Unterthanen heißen, noch, als auf Argiver, auf mich und dieſe Anſpruch machen, die er aller Unterthanenrechte und dieſes Namens ſelbſt beraubt hat? Es müßte denn derjenige, der aus Argos geflohen iſt, auch ganz Griechenland meiden müſſen! Nein, wenigſtens Athen nicht! Die Einwohner dieſer heldenmütigen Stadt werden die Söhne des Herakles nicht aus ihrem Lande jagen. Ihr König wird die Schutzflehenden nicht vom Altare der Götter reißen laſſen. Seid getroſt, meine Kinder; wir ſind im Lande der Freiheit, ja noch mehr, wir ſind bei Verwandten angekommen. Denn wiſſe, König dieſes Landes, daß du keine Fremdlinge beherbergeſt. Dein Vater Theſeus und Herakles, der Vater dieſer verfolgten Söhne, waren beide Urenkel des Pelops. Noch mehr, ſie beide waren Waffenbrüder: ja, der Vater dieſer Kinder hat deinen Vater aus der Unterwelt erlöſt.“ Als Jolāus ſo geſprochen, umfaßte er die Kniee des Königs, ergriff ſeine Hand und ſein Kinn, und betrug ſich in allem, wie im Altertum ein Schutzflehender ſich zu gebärden pflegte. Der König aber hob ihn von dem Boden auf und ſprach: „Dreifache Nötigung drängt mich, deine Bitte nicht abzuweiſen, o Held. Zuerſt Zeus und dieſer heilige Altar; dann die Verwandtſchaft, und endlich die Wohlthaten, die ich vom Vater her dem Herakles ſchulde. Laſſe ich euch vom Altare hinwegreißen, ſo wäre dies Land nicht mehr das Land der Freiheit, der Götterfurcht und der Tugend! Darum, du Herold, kehre nach Mycēne zurück und melde ſolches deinem Herrſcher. Nimmermehr wirſt du dieſe mit dir führen!“ „Ich gehe,“ ſprach Kopreus, und erhob drohend ſeinen Heroldsſtab, „aber ich komme wieder mit argiviſcher Heeresmacht. Zehntauſend Schildträger harren auf den Wink meines Königs; er ſelbſt wird ihr Führer ſein. Wiſſe! ſein Heer iſt ſchon an deiner Grenze gelagert.“ — „Geh zum Hades,“ ſprach Demophŏon verächtlich, „ich fürchte dich und dein Argos nicht!“

Der Herold entfernte ſich, und jetzt ſprangen die Söhne des Herakles, eine ganze Schar blühender Jünglinge und Knaben, freudig vom Altare auf und bewillkommten mit Gruß und Handſchlag ihren Blutsverwandten, den König der Athener, in welchem ſie ihren großmütigen Retter ſahen. Jolāus führte abermals das Wort für ſie und dankte dem trefflichen Manne und den Bürgern der Stadt mit Worten voll Rührung: „Wenn uns je wieder Heimkehr beſchert iſt,“ ſprach er, „und wenn ihr Kinder Haus und Würden eures Vaters Herakles wieder in Beſitz nehmt, ſo vergeſſet dieſe eure Retter und Freunde nie, und nimmer laßt euch einfallen, dieſe gaſtliche Stadt mit Krieg zu überziehen, ſondern erblicket vielmehr ſtets in ihr die liebſte Freundin und treueſte Bundesgenoſſin!“

Der König Demophoon traf nun alle Anſtalten, das Heer ſeines neuen Feindes gerüſtet zu empfangen; er verſammelte die Seher und verordnete feierliche Opfer. Dem Jolāus und ſeinen Schützlingen wollte er Wohnungen im Palaſte anweiſen. Aber dieſer erklärte, den Altar des Zeus nicht verlaſſen und mit allen den Seinigen unter Gebeten für das Heil der Stadt hier verharren zu wollen. „Erſt wenn der Sieg mit der Götter Hilfe errungen iſt,“ ſprach er, „wollen wir unſre müden Leiber unter dem Dache der Gaſtfreunde bergen.“ — Inzwiſchen beſtieg der König den höchſten Turm ſeiner Burg und beobachtete das heranziehende Heer der Feinde; dann ſammelte er die Streitmacht der Athener, traf alle kriegeriſchen Anordnungen, beratſchlagte mit den Sehern und war bereit, die feierlichen Opfer darzubringen. Am Altare des Zeus war indes Jolāus und ſeine Schar in flehenden Gebeten begriffen, als Demophŏon mit ſchnellen Schritten und verſtörtem Geſichte auf ſie zugegangen kam. „Was iſt zu thun, ihr Freunde,“ rief er ihnen ſorgenvoll entgegen; „wohl iſt mein Heer gerüſtet, die nahenden Argiver zu empfangen, aber der Ausſpruch aller meiner Seher knüpft den Sieg an eine Bedingung, die nicht zu erfüllen iſt. Das Lied der Orakel, ſagen ſie, lautet ſo: „„Ihr ſollt kein Kalb, oder keinen Stier ſchlachten, ſondern eine Jungfrau, die vom edelſten Geſchlechte iſt; nur dann dürft ihr, nur dann darf dieſe Stadt auf Sieg und Rettung hoffen!““ Wie ſoll nun aber ſolches geſchehen? Ich ſelbſt habe blühende Töchter in meinem Königshauſe; aber wer darf dem Vater zumuten, ein ſolches Opfer zu bringen? Und welcher andere der edelſten Bürger, der eine Tochter hat, wird ſie mir ausliefern, wenn ich es auch wagen wollte, ſie ihm abzuverlangen? So würde mir, während ich den auswärtigen Krieg zu beendigen bedacht bin, in der Stadt ſelbſt der Bürgerkrieg erwachen!“ Mit Schrecken hörten die Söhne des Herakles die angſtvollen Zweifel ihres Beſchützers. „Weh uns,“ rief Jolāus, „die wir Schiffbrüchigen gleichen, die ſchon den Strand erreicht haben und vom Sturme wieder in die hohe See hinausgeſchleudert werden! Eitle Hoffnung, warum haſt du uns in deine Träume eingewiegt? Wir ſind verloren, Kinder, nun wird er uns ausliefern, und können wirs ihm verdenken?“ Doch auf einmal blitzte ein Strahl der Hoffnung in dem Auge des Greiſes. „Weißt du, was mir der Geiſt eingiebt, König, was uns alle retten wird? Hilf mir dazu, daß es geſchieht! Liefere mich dem Euryſtheus aus, anſtatt dieſer Söhne des Herakles! Gewiß würde jener am liebſten mir, dem ſteten Begleiter des großen Helden, einen ſchmählichen Tod anthun. Ich aber bin ein alter Mann: gern opfere ich meine Seele für dieſe Jünglinge!“ — „Dein Anerbieten iſt edel,“ erwiderte Demophoon traurig, „aber es kann uns nichts helfen. Meinſt du, Euryſtheus werde ſich mit dem Tode eines Greiſes zufrieden ſtellen? Nein, das Geſchlecht des Herakles ſelbſt, das junge, blühende will er ausrotten. Weißeſt du einen andern Rat, ſo ſage mir ihn; dieſer aber iſt vergeblich."

Makaria. Jetzt entſtand ein ſolches Wehklagen nicht nur unter den Herakliden, ſondern auch unter den Bürgern Athens, daß das laute Jammergeſchrei empordrang bis zur Königsburg. Dort waren bald nach dem Einzuge der Flüchtlinge die greiſe Mutter des Herakles, Alkmene, von Alter und Leid gebeugt, und ſeine blühende Tochter Makaria, die ihm Deïanira geboren hatte, vor den Blicken der Neugierigen von Demophöon geborgen worden und lebten in ſtiller Erwartung deſſen, das da kommen ſollte. Alkmene, hochbejahrt und in ſich gekehrt, vernahm von dem, was draußen vorging, nichts. Ihre Enkelin aber horchte auf die Jammerlaute, die aus der Tiefe emporſtiegen. Es ergriff ſie eine Angſt um das Schickſal ihrer Brüder und ſie eilte, nicht bedenkend, daß ſie allein und eine in tiefer Zurückgezogenheit aufgewachſene Jungfrau ſei, in das Gewühl des Marktes hinunter. Die verſammelten Bürger mit ihrem Könige und nicht weniger Joläus mit ſeinen Schützlingen erſtaunten, als ſie die Jungfrau in ihre Mitte treten ſahen. Dieſe hatte ſich eine Weile unter dem Haufen verborgen gehalten und auf dieſe Weiſe erlauſcht, in welcher Not ſich Athen und die Herakliden befänden, und welch ein verhängnisvoller Orakelſpruch einem glücklichen Erfolge jeden Ausweg zu verſperren ſchiene. Mit feſten Schritten trat ſie daher vor den König Demophöon und ſprach: „Ihr ſuchet ein Opfer, das euch den glücklichen Ausgang des Krieges verbürge, und durch deſſen Tod meine armen Brüder vor der Wut des Tyrannen geſchützt werden mögen: eine reine Jungfrau aus edlem Stamme ſollt ihr ſchlachten. Habt ihr denn gar nicht daran gedacht, daß die jungfräuliche Tochter des adligſten Sterblichen, des Herakles, in ihrer Mitte weilt? Ja, ich ſelbſt biete mich als Opfer an, das den Göttern um ſo willkommener ſein muß, da es freiwillig iſt. Wenn dieſe Stadt edelmütig genug für Herakles' Nachkommen einen gefahrvollen Krieg unternimmt und ihre Söhne zu Hunderten opfern wird: wie ſollte ſich unter ſeiner Nachkommenſchaft nicht auch ein Leben finden, das bereit iſt, ſo trefflichen Männern durch ſeine Opferung den Sieg zu ſichern? Wir wären nicht wert beſchirmt und gerettet zu werden, wenn keines unter uns ſo dächte? Darum führet mich immerhin an den Ort, wo mein Leib geopfert werden ſoll, bekränzet mich, wie man ein Opfertier bekränzt, zücket den Stahl, meine Seele wird willig entfliehen!" — Joläus und alle Umſtehenden ſchwiegen lange, nachdem das heldenmütige Mädchen ihre feurige Anrede längſt geendet hatte. Endlich ſprach der Führer der Herakliden: „Jungfrau, du haſt deines Vaters würdig geſprochen: ich ſchäme mich deiner Worte nicht, obwohl ich dein Geſchick beweine. Mir aber däuchte billig, daß alle Töchter deines Stammes zuſammenkämen und das Los entſchiede, welche für ihre Brüder ſterben ſoll!" — „Ich möchte nicht durch das Los ſterben," antwortete Makaria freudig; „aber zögert nicht lange, daß nicht der Feind euch überfalle und der Orakelſpruch vergebens euch verliehen ſei. Heißet die Frauen des Landes mit mir gehen, daß ich nicht vor Männeraugen ſterbe."

So ging die hochgeſinnte Jungfrau, von den edelſten Frauen Athens begleitet, freiwilligem Tode entgegen.

Die Rettungsſchlacht. Bewunderungsvoll blickten der ſcheidenden Jungfrau König und Bürger Athens, voll Wehmut und Schmerz die Herakliden und Jolaus nach. Aber das Schickſal erlaubte beiden Teilen nicht, ihren Gedanken und Empfindungen nachzuhängen. Denn kaum war Makaria verſchwunden, als ein Bote mit freudiger Miene und lautem Rufe dem Altare zugerannt kam. „Seid gegrüßt, ihr lieben Söhne!" rief er, „ſagt mir, wo iſt der Greis Joläus? ich habe ihm Freudenbotſchaft zu bringen!" Joläus erhub ſich vom Altare, aber er konnte den tiefen Schmerz nicht mit einemmal aus den Zügen verbannen, ſo daß der Bote ſelbſt ihn vor allen Dingen nach der Urſache ſeiner Traurigkeit fragen mußte. „Ein häuslicher Kummer bedrückt mich," erwiderte der alte Held, „forſche nicht weiter, ſage mir lieber, was dein fröhlicher Blick Gutes bringt!" — „Kennſt du mich denn nicht mehr," ſprach jener, „den alten Diener des Hyllus, der ein Sohn iſt des Herakles und der Deïanira? Du weißt, daß mein Herr ſich auf der Flucht von euch getrennt hat, um Bundesgenoſſen zu werben. Nun iſt er zur guten Stunde mit einem mächtigen Heere gekommen, und ſteht dem Könige Euryſtheus gerade gegenüber gelagert." Eine freudige Bewegung durchlief die Schar der Flüchtlinge, die den Altar umringt hielten und teilte ſich auch den Bürgern mit. Die greiſe Alkmene ſelbſt lockte dieſe frohe Botſchaft aus den Frauengemächern des Palaſtes hervor und der alte Joläus, auf keine Widerrede achtend, ließ ſich Streitwaffen bringen und ſchnallte ſich den Harniſch an den Leib. Er empfahl die Obhut über die Kinder ſeines Freundes und ihre Großmutter den Älteſten Athens, die in der Stadt zurückblieben. Mit der jungen Mannſchaft und ihrem Könige Demophöon zog er ſelbſt aus, ſich mit dem Heere des Hyllus zu vereinigen. Als nun die verbündete Schar in ſchöner Schlachtordnung ſtand und das Feld weithin von blanken Waffenrüſtungen glänzte, gegenüber aber auf einen Steinwurf das gewaltige Heer des Königs Euryſtheus, er ſelbſt an der Spitze, ſeine unabſehbaren Reihen dehnte; da ſtieg Hyllus, der Sohn des Herakles, von ſeinem Streitwagen, ſtellte ſich mitten in die Gaſſe, welche die feindlichen Heere noch freigelaſſen hatten und rief dem gegenüberſtehenden Argiverkönige zu: „Fürſt Euryſtheus! ehe nutzloſes Blutvergießen ſeinen Anfang nimmt, und zwei große Städte ſich um weniger Menſchen willen bekämpfen und mit Vernichtung bedrohen, höre meinen Vorſchlag! Laß uns beide durch redlichen Zweikampf den Streit entſcheiden: falle ich von deiner Hand, ſo magſt du die Kinder des Herakles, meine Geſchwiſter, mit dir führen und handeln mit ihnen, wie dir gefällt; wird mir aber gegeben, dich zu fällen, ſo ſoll die väterliche Würde und ſeine Wohnung und Herrſchaft im Peloponnes mir und den Seinigen allen geſichert ſein!" Das Heer der Verbündeten gab durch lauten Zuruf ſeinen Beifall zu erkennen und auch die Scharen der Argiver murrten zuſtimmend herüber. Nur der arge Euryſtheus, wie er ſchon vor Herakles ſeine Feigheit bewieſen hatte, ſchonte auch jetzt ſeines Lebens, wollte von dem Vorſchlage nichts hören und verließ die Schlachtreihe, an deren Spitze er ſtand, nicht. Auch Hyllus trat jetzt wieder zu ſeinem Heere zurück, die Seher opferten und bald ertönte der Schlachtruf. „Mitbürger," rief Demophöon den Seinigen zu, „bedenkt, daß ihr für Haus und Herd, für die Stadt, die euch geboren und ernähret hat, kämpft!" Auf der andern Seite beſchwor Euryſtheus die Seinigen, Argus und Mycene keinen Schimpf anzuthun und dem Rufe dieſes mächtigen Staates Ehre zu machen. Jetzt ertönten die tyrrheniſchen Trompeten, Schild klang an Schild; Geräuſch der Wagen, Stoß der Speere, Klirren der Schwerter erſcholl und dazwiſchen der Wehruf der Gefallenen. Einen Augenblick wichen die Verbündeten der Herakliden vor dem Stoße der Argiviſchen Lanzen, die ihre Reihen zu durchbrechen drohten; doch bald wehrten ſie die Feinde ab und rückten ſelbſt vor: nun entſtand erſt das rechte Handgemenge, das den Kampf lange unentſchieden ließ. Endlich wankte die Schlachtordnung der Argiver, ihre Schwerbewaffneten und ihre Streitwagen wandten ſich zur Flucht. Da kam auch den alten Joläus die Luſt an, ſeine Greiſenjahre noch durch eine That zu verherrlichen, und als eben Hyllus auf ſeinem Streitwagen an ihm vorbeirollte, um dem fliehenden Feindesheer in den Nacken zu kommen, ſtreckte er die Rechte zu ihm empor und bat ihn, daß Hyllus ihn an ſeiner ſtatt den Wagen möge beſteigen laſſen. Dieſer wich ehrerbietig dem Freunde ſeines Vaters und dem Beſchützer ſeiner Brüder, er ſtieg vom Wagen und ſtatt ſeiner ſchwang ſich der alte Joläus in den Sitz. Es wurde ihm nicht leicht, mit ſeinen greiſen Händen das Viergeſpann zu bewältigen, doch trieb er es vorwärts und war an das Heiligtum der Palleniſchen Athene gekommen, als er den fliehenden Wagen des Euryſtheus in der Ferne dahinſtäuben ſah. Da erhob er ſich in ſeinem Wagen und flehte zu Zeus und Hebe, der Göttin der Jugend, der unſterblichen Gemahlin ſeines in den Olymp verſetzten Freundes Herakles, ihm nur für dieſen Tag der Schlacht wieder Jünglingskraft zu verleihen, damit er ſich an dem Feinde des Herakles rächen könne. Da war ein großes Wunder zu ſchauen: zwei Sterne ſenkten ſich vom Himmel hernieder und ſetzten ſich auf das Joch der Roſſe, zugleich hüllte ſich der ganze Wagen in eine dichte Nebelwolke; dies dauerte nur wenige Augenblicke, ſo waren Sterne und Nebel wieder verſchwunden, in dem Wagen aber ſtand Joläus verjüngt, mit braunen Locken, aufrechtem Nacken, nervigen Jünglingsarmen, in jugendfeſter Hand die Zügel des Viergeſpanns haltend. So ſtürmte er dahin und erreichte den Euryſtheus, als er ſchon die ſcyroniſchen Felſen im Rücken hatte, beim Eingang in ein Thal, durch welches der Argiver flüchten wollte. Euryſtheus erkannte ſeinen Verfolger nicht und wehrte ſich von ſeinem Wagen herab; aber die dem Joläus von den Göttern verliehene Jünglingsſtärke ſiegte, er zwang ſeinen alten Gegner vom Wagen herunter, band ihn auf ſeinen eigenen feſt und führte ihn ſo als den Erſtling des Sieges dem verbündeten Heere zu. Jetzt war die Schlacht ganz gewonnen, das führerloſe Heer der Argiver ſtürzte in wilder Flucht davon; alle Söhne des Euryſtheus und unzählige Streiter wurden erſchlagen, und bald war kein Feind auf attiſchem Boden mehr zu ſehen.

Euryſtheus vor Alkmene. Das Heer der Sieger war in Athen eingezogen, und Joläus, der jetzt wieder in ſeiner vorigen Greiſengeſtalt erſchien, ſtand mit dem gedemütigten Verfolger des Helden-Geſchlechtes, Hände und Füße mit Feſſeln gebunden, vor der Mutter des Herakles. „Kommſt du endlich, Verhaßter!" rief ihm die Greiſin zu, als ſie ihn vor ihren Augen ſtehen ſah. „Hat dich nach ſo langer Zeit die Strafgerechtigkeit der Götter ergriffen? Senke dein Angeſicht nicht ſo zur Erde, ſondern blicke deinen Gegnern Aug ins Auge. Du biſt alſo der, der meinen Sohn ſo viele Jahre hindurch mit Arbeit und Schmach überhäuft, ihn ausgeſandt hat, giftige Schlangen und grimmige Löwen zu erwürgen, damit er im verderblichen Kampf erliege, ihn hinuntergejagt in das finſtere Reich des Hades, damit er dort der Unterwelt verfiele? Und nun treibeſt du mich, ſeine Mutter und dieſe Schar ſeiner Kinder, ſo viel an dir iſt, aus ganz Griechenland fort und wollteſt ſie von den beſchirmenden Altären der Götter hinwegreißen? Aber du biſt auf Männer und eine freie Stadt geſtoßen, die dich nicht gefürchtet haben. Jetzt iſt's an dir, zu ſterben, und du darfſt dich glücklich preiſen, wenn du nur ſterben mußt. Denn da du mannigfachen Frevel verübt haſt, ſo hätteſt du auch verdient durch mancherlei Qual einen vielfachen Tod zu leiden!" Euryſtheus wollte dem Weibe gegenüber keine Furcht zeigen; er raffte ſich zuſammen und ſprach mit erzwungener Kaltblütigkeit: „Du ſollſt kein Wort aus meinem Munde hören, das einem Flehen gliche; ich weigere mich nicht zu ſterben. Nur ſoviel ſei mir vergönnt zu meiner Rechtfertigung zu ſagen, daß nicht ich es geweſen bin, der freiwillig dem Herakles als Widerſacher entgegengetreten. Hera, die Göttin, war es, die mir auftrug, dieſen Kampf zu beſtehen. Alles, was ich gethan habe, iſt in ihrem Auftrage geſchehen. Da ich mir nun aber einmal wider Willen den mächtigen Mann und Halbgott zum Feinde gemacht, wie hätte ich nicht darauf bedacht ſein ſollen, alles aufzubieten, was mich vor ſeinem Zorne ſicher ſtellen konnte? Wie hätte ich nicht nach ſeinem Tode ſein Geſchlecht verfolgen ſollen, aus welchem lauter Feinde und Rächer ihres Vaters mir entgegen wuchſen? Thue nun mit mir, was du willſt; ich verlange nicht nach dem Tode; aber es ſchmerzt mich auch nicht, wenn ich das Leben verlaſſen ſoll." So ſprach Euryſtheus und ſchien mit Ruhe ſein Schickſal zu erwarten. Hyllus ſelbſt ſprach für ſeinen Gefangenen und die Bürger Athens riefen auch die milde Sitte ihrer Stadt an, die den überwundenen Verbrecher zu begnadigen pflegte. Aber Alkmene blieb unerbittlich; ſie gedachte aller Leiden, die ihr unſterblicher Sohn auf Erden zu dulden hatte, ſo lange er ein Knecht des grauſamen Königs war; ihr ſchwebte der Tod der geliebten Enkelin vor Augen, die ſie hierher begleitet hatte und freiwillig in den Tod gegangen war, um dem mit übergewaltiger Heeresmacht drohenden Euryſtheus den Sieg zu entreißen; ſie malte ſich mit grauſen Farben aus, welch Schickſal ihr ſelbſt und allen ihren Enkeln zu teil geworden wäre, wenn Euryſtheus als Sieger und nicht als Gefangener vor ihr ſtände: „Nein, er ſoll ſterben," rief ſie, „kein Sterblicher ſoll dieſen Verbrecher mir entreißen!" Da kehrte ſich Euryſtheus zu den Athenern und ſprach: „Euch, ihr Männer, die ihr gütig für mich gebeten habt, ſoll mein Tod keinen Unſegen bringen. Wenn ihr mich eines ehrlichen Begräbniſſes würdiget und mich beſtattet, wo das Verhängnis mich ereilt hat, am Tempel der Palleniſchen Athene: ſo werde ich als ein heilbringender Gaſt die Grenze eures Landes bewachen, daß kein Heer ſie jemals überſchreiten ſoll. Denn, wiſſet, daß die Nachkommen dieſer Jünglinge und Kinder, die ihr hier beſchützet, euch einſt mit Heeresmacht überfallen und euch die Wohlthat ſchlecht lohnen werden, die ihr ihren Vätern erzeigt habt. Alsdann werde ich, der geſchworene Feind des Herkuliſchen Geſchlechtes, euer Retter ſein." Mit dieſen Worten ging er unerſchrocken zum Tode und ſtarb beſſer, als er gelebt hatte.

Hyllus, ſein Orakel und ſeine Nachkommen. Die Herakliden gelobten ihrem Beſchirmer Demophŏon ewige Dankbarkeit und verließen Athen unter der Anführung ihres Bruders Hyllus und ihres väterlichen Freundes Jolāus. Sie fanden jetzt allenthalben Mitſtreiter und zogen in ihr väterliches Erbe, den Peloponnes ein. Ein ganzes Jahr lang kämpften ſie hier von Stadt zu Stadt, bis ſie außer Argos alles unterworfen hatten. Während dieſer Zeit wütete durch jene ganze Halbinſel eine grauſame Peſt, welche kein Ende nehmen wollte. Endlich erfuhren die Herakliden durch einen Götterſpruch, daß ſie ſelbſt Schuld an dieſem Unglück ſeien, weil ſie zurückgekehrt, bevor ſie dazu berechtigt geweſen. Deswegen verließen ſie den ſchon eingenommenen Peloponnes, kamen wieder ins attiſche Gebiet und wohnten dort auf den Feldern von Marathon. Hyllus hatte inzwiſchen, nach dem Willen ſeines ſterbenden Vaters, die ſchöne Jungfrau Jŏle, um welche einſt Herakles ſelbſt ſich beworben hatte, geheiratet und dachte unaufhörlich auf Mittel, in den Beſitz des angeſtammten Vatererbes zu kommen. Er wandte ſich daher abermals an das Orakel zu Delphi und dieſes gab ihm zur Antwort: „Erwartet ihr die dritte Frucht, ſo wird euch die Rückkehr gelingen." Hyllus deutete dieſes, wie es am natürlichſten ſchien, von den Feldfrüchten des dritten Jahres, wartete geduldig den dritten Sommer ab, und fiel dann aufs neue mit Heeresmacht in den Peloponnes ein.

Zu Mycene war nach dem Tode des Euryſtheus der Enkel des Tantălus und Sohn des Pelops, Atreus, König geworden; dieſer ſchloß bei der feindlichen Annäherung der Herakliden einen Bund mit den Einwohnern der Stadt Tegea und andrer Nachbarſtädte und ging den Heranrückenden entgegen. An der Landenge von Korinth ſtanden beide Heere einander gegenüber. Aber Hyllus, der immer gerne Griechenland ſchonte, war hier wieder der erſte, der den Streit durch einen Zweikampf zu ſchlichten bemüht war. Er forderte einen der Feinde, wer da wollte, zum Streite heraus und ſtellte, auf ſeine vom Orakel gebilligte Unternehmung vertrauend, die Bedingung, wenn Hyllus ſeinen Gegner beſiegte, ſo ſollten die Herakliden das alte Reich des Euryſtheus ohne Schwertſtreich einnehmen; würde dagegen Hyllus überwunden, ſo ſollten die Nachkommen des Herakles fünfzig Jahre lang den Peloponnes nicht mehr betreten dürfen. Als dieſe Aufforderung im feindlichen Heere ruchbar wurde, erhob ſich Echemus, der König von Tegea; ein kecker Kämpfer in den beſten Mannesjahren und nahm die Ausforderung an. Beide kämpften mit ſeltener Tapferkeit; zuletzt aber unterlag Hyllus und ein finſteres Sinnen über die Zweideutigkeit des Orakelſpruchs, den er erhalten hatte, umſchwebte die Stirnfalten des Sterbenden. Dem Vertrage gemäß ſtanden jetzt die Herakliden von ihrem Unternehmen ab, kehrten nach dem Iſthmus um und wohnten jetzt wieder in der Gegend von Marathon. Die fünfzig Jahre gingen vorüber, ohne daß die Kinder des Herakles daran dachten, dem Vertrage zuwider ihr Erbland aufs neue zu erobern. Inzwiſchen war Kleodäus, der Sohn des Hyllus und der Jole, ein Mann von mehr als fünfzig Jahren geworden. Da nun der Vergleich abgelaufen, und ihm die Hände nicht mehr gebunden waren, machte er ſich mit anderen Enkeln des Herakles gegen den Peloponnes auf, als der trojaniſche Krieg ſchon dreißig Jahre vorüber war. Aber auch er war nicht glücklicher als ſein Vater und kam mit ſeinem ganzen Heer auf dieſem Feldzuge um. Zwanzig Jahre ſpäter machte ſein Sohn Ariſtomăchus, der Enkel des Hyllus und Urenkel des Herakles, einen zweiten Verſuch. Dies geſchah, als Tiſamēnus, ein Sohn des Oreſtes, über die Peloponneſier herrſchte. Auch den Ariſtomăchus führte das Orakel durch einen zweideutigen Rat irre: „Die Götter," ſprach es, „verleihen dir den Sieg durch den Pfad des Engpaſſes." Er brach über den Iſthmus ein, wurde zurückgeſchlagen und ließ wie Vater und Großvater ſein Leben.

Neue dreißig Jahre gingen vorüber und Troja lag ſchon achtzig Jahre in Aſche. Da unternahmen die Söhne des Ariſtomăchus, des Kleodäus Enkel, mit Namen Demēnus, Kresphŏntes und Ariſtodēmus den letzten Zug. Trotz aller Zweideutigkeit der Orakelſprüche hatten ſie den Glauben an die Götter nicht verloren, zogen nach Delphi und befragten die Prieſterin. Die Sprüche aber lauteten von Wort zu Wort, wie ſie ihren Vätern erteilt worden waren. „Wenn die dritte Frucht abgewartet worden, ſo wird die Rückkehr gelingen." Und wiederum: „Die Götter verleihen den Sieg durch den Pfad des Engpaſſes." Klagend ſprach da der älteſte der Brüder, Temĕnus.: „Dieſen Ausſprüchen iſt mein Vater, Großvater und Urgroßvater gefolgt und es iſt zu ihrer aller Verderben geweſen!" Da erbarmte ſich ihrer der Gott und ſchloß durch ſeine Prieſterin ihnen den wahren Sinn des Orakels auf: „An allen ihren Unglücksfällen," ſprach ſie, „ſind eure Väter ſelbſt ſchuldig geweſen, weil ſie der Götter weiſe Sprüche nicht zu deuten wußten! Dieſe nämlich meinen nicht die dritte Frucht der Erde, die erwartet werden müſſe, ſondern die dritte Frucht des Geſchlechtes: die erſte war Kleodäus, die zweite Ariſtomăchus; die dritte Frucht, der der Sieg prophezeit iſt, das ſeid ihr. Wiederum unter dem Engpaſſe, der zum Wege führen ſoll, iſt nicht, wie euer Vater fälſchlich deutete, der Iſthmus verſtanden, ſondern jener weitere Schlund, nämlich das dem Iſthmus zur Rechten liegende Meer. Jetzt wiſſet ihr den Sinn der Orakelſprüche. Was ihr thun wollet, das thuet mit der Götter Glück!"

Als Temĕnus ſolche Auslegung vernahm, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; er rüſtete mit ſeinen Brüdern eilig ein Heer aus und baute Schiffe zu Lokri, an dem Orte, der von dieſer Ausrüſtung den Namen Naupaktus, das heißt, Schiffswerft bekam. Aber auch dieſer Zug ſollte den Nachkommen des Herakles nicht leicht werden und ihnen viel Kummer und Thränen koſten. Als das Heer verſammelt war, traf den jüngſten der Brüder, Ariſtodēmus, der Blitzſtrahl und machte ſeine Gattin Argīa, die Urenkelin des Polynices, zur Witwe und ſeine Zwillingsſöhne, Euryſthĕnes und Prokleus, zu Waiſen. Als ſie den Bruder beſtattet und beweint hatten und nun das Schiffsheer von Naupaktus aufbrechen wollte, fand ſich ein Seher bei demſelben ein, der von den Göttern begeiſtert war und Orakelſprüche erteilte. Sie aber hielten denſelben für einen Zauberer und Kundſchafter, der von den Peloponneſiern zum Verderben ihres Heeres abgeſandt ſei. Schon lange waren ſie ihm daher aufſäſſig, bis Hippŏtes, der Sohn des Phylas, ein Urenkel des Herakles, nach dem Seher einen Wurfſpieß warf, der ihn traf und auf der Stelle tötete. Darüber zürnten die Götter den Herakliden: die Seemacht wurde vom Sturm überfallen und ging zu Grunde; die Landtruppen wurden von einer Hungersnot gepeinigt und ſo löſte ſich allmälig das ganze Heer auf. Temĕnus befragte auch über dieſes Unglück das Orakel. „Um des Sehers willen, den ihr getötet habt," eröffnete ihm der Gott, „hat euch Unheil getroffen. Den Mörder ſollt ihr auf zehn Jahre des Landes verweiſen und dem Dreiäugigen den Heerbefehl übertragen." Der erſte Teil des Orakels war bald erfüllt: Hippŏtes wurde aus dem Heere geſtoßen und mußte in die Verbannung gehen. Aber der zweite Teil brachte die armen Herakliden zur Verzweiflung. Denn wie und wo ſollten ſie einem Menſchen mit drei Augen begegnen? Indeſſen forſchten ſie unermüdlich und im Vertrauen auf die Götter nach einem ſolchen. Da ſtießen ſie auf Oxy̆lus, Sohn des Hämon und Nachkommen des Öneus, aus ätoliſchem Königsgeſchlechte. Dieſer hatte zu der Zeit, da die Herakliden in den Peloponnes eingedrungen waren, einen Totſchlag begangen, der ihn aus ſeinem Vaterland Ätolien nach dem Ländchen Elis im Peloponneſe zu flüchten nötigte. Jetzt war er nach Jahresfriſt im Begriffe, von da in ſeine Heimat zurückzukehren und begegnete auf ſeinem Maultiere den Herakliden. Er war aber einäugig; denn das andere Auge hatte er ſich in der Jugend mit einem Pfeile ausgeſtoßen. So mußte das Maultier ihm ſehen helfen und ſie hatten zuſammen der Augen drei. Die Herakliden fanden auch dieſes ſeltſame Orakel erfüllt, wählten den Oxylus zum Heerführer und als auf dieſe Weiſe die Bedingung des Geſchickes erfüllt war, griffen ſie mit friſchgeworbenen Truppen und neugezimmerten Schiffen die Feinde an und töteten deren Anführer Tiſamĕnus.

Die Herakliden teilen den Peloponnes. Nachdem die Herakliden auf ſolche Weiſe den ganzen Peloponnes erobert hatten, errichteten ſie dem Zeus, ihrem väterlichen Ahnherrn, drei Altäre, worauf ſie opferten; dann begannen ſie die Städte durchs Los zu verteilen. Das erſte Los war Argos, das zweite Lacedämon, das dritte Meſſene. Sie wurden einig darüber, das in einer Urne voll Waſſers geloſt werden ſollte. Nun ward beſchloſſen, daß jeder ein Los hineinwerfen ſollte, das mit ſeinem Namen bezeichnet war. Da warfen Temĕnus und die Söhne des Ariſtodemus, die Zwillinge Euryſthĕnes und Procleus, bezeichnete Steine hinein, der ſchlaue Kreſphontes aber, der am liebſten Meſſene gewonnen hätte, warf eine Erdſcholle in das Waſſer. Dieſe löſte ſich auf. Nun wurde zuerſt über Argos geloſt, und der Stein des Temenus kam zum Vorſchein; dann über Lacedämon: da kam der Stein der Ariſtodemusſöhne. Nach dem dritten fand man überflüſſig zu ſuchen, und ſo bekam Kreſphontes Meſſene. Als ſie hierauf mit ihren Begleitern den Göttern auf ihren Altären opferten, da wurden ihnen ſeltſame Zeichen zu Teil, denn jeder fand auf ſeinem Altare ein anderes Tier. Diejenigen, welche Argos durchs Los erhalten hatten, fanden darauf eine Kröte; die, denen Lacedämon zu Teil geworden war, einen Drachen; die endlich, die Meſſene bekommen hatten, einen Fuchs. Nachdenklich über dieſe Zeichen geworden, befragten ſie die einheimiſchen Wahrſager. Dieſe deuteten die Sache alſo: „Welche die Kröte erhalten haben, werden am beſten thun in ihrer Stadt daheim zu bleiben; denn das Tier hat keinen Schutz auf der Wanderung; die, denen ſich der Drache auf dem Altar gelagert, werden gewaltige Angreifer werden, und mögen ſich immerhin über die Grenzen ihres Landes hinauswagen; die endlich, denen der Fuchs auf ihrem Altar gelegt worden, ſollen es weder mit der Einfalt halten, noch mit der Gewalt: ihre Schutzwehr ſoll die Liſt ſein."

Dieſe Tiere wurden in der Folge die Schildwappen der Argiver, Spartaner und Meſſenier. Nun bedachten ſie auch ihren einäugigen Führer Oxylus, und gaben ihm das Königreich Elis zum Lohne ſeiner Feldherrnſchaft. Vom ganzen Peloponneſe aber blieb allein das bergige Hirtenland Arkadien unbeſiegt durch die Herakliden. Von den drei Reichen, die ſie auf dieſer Halbinſel begründeten, hatte nur Sparta eine längere Dauer. Zu Argos hatte Temĕnus dem Deïphŏntes, auch einen Urenkel des Herakles, ſeine Tochter Hyrnĕtho, die er unter allen ſeinen Kindern am meiſten liebte, zur Ehe gegeben, und zog ihn in allem zu Rate, ſo daß man vermutete, daß er ihm und ſeiner Tochter auch die Regierung zuwenden wolle. Darüber ergrimmten ſeine eigenen Söhne, verſchworen ſich gegen ihn und erſchlugen ihren Vater. Die Argiver erkannten zwar den älteſten Sohn als König; weil ſie aber Freiheit und Gleichheit vor allem liebten, ſo beſchränkten ſie die Königsgewalt ſo ſehr, daß ihm und ſeinen Nachkommen nichts übrig blieb, als der Königstitel.

Merope und Aepytus. Kein beſſeres Los, als ſeinen Bruder Temĕnus, traf den König von Meſſene, Kreſphontes. Dieſer hatte die Tochter des Königes Cypſĕlus von Arkadien, Merŏpe, geheirathet, die ihrem Gemahl viele Kinder gebar, unter welchen Äpy̆tus das jüngſte war. Für ſeine vielen Söhne und ſich ſelbſt erbaute er im Lande eine ſtattliche Königsburg. Er ſelbſt war ein Freund des gemeinen Volkes und begünſtigte dieſes, wo er konnte, in ſeiner Verwaltung. Darüber empörten ſich die Reichen und erſchlugen ihn ſamt allen ſeinen Söhnen, bis auf den jüngſten, Äpy̆tus. Dieſen entzog die Mutter den Händen der Mörder und rettete ihn glücklich zu ihrem Vater Cypſĕlus nach Arkadien, wo der Knabe heimlich erzogen wurde. In Meſſenien hatte ſich indeſſen Polyphŏntes, ebenfalls ein Heraklide, des Thrones bemächtigt, und die Witwe des ermordeten Königes gezwungen, ihm ihre Hand zu reichen. Da wurde es ruchbar, daß noch ein Thronerbe des Kreſphontes am Leben ſei, und Polyphŏntes, der neue Herrſcher, ſetzte einen großen Preis auf ſeinen Kopf. Aber niemand war, der ihn verdienen wollte, oder auch nur konnte. Denn die Sage ging nur dunkel, und man wußte nicht, wo der Geächtete zu ſuchen wäre. Mittlerweile wuchs Äpy̆tus zum Jünglinge heran, verließ heimlich den Palaſt ſeines Großvaters, und, ohne daß jemand es ahnte, traf er zu Meſſene ein. Der Jüngling hatte von dem Preiſe gehört, der auf den Kopf des unglücklichen Äpy̆tus geſetzt ſei. Da faßte er ſich ein Herz, kam als ein Fremdling, von niemand gekannt, ſelbſt von der eigenen Mutter nicht, an den Hof des Königes Polyphŏntes, trat vor ihn und ſprach in Gegenwart der Königin Merope: „Ich bin erbötig, o Herrſcher, den Preis zu verdienen, den du auf das Haupt des Fürſten geſetzt haſt, der, als Sohn des Kreſphŏntes, deinem Throne ſo furchtbar iſt. Ich kenne ihn ſo genau wie mich ſelber und will ihn dir in die Hände liefern."

Die Mutter erblaßte, als ſie dieſes hörte; ſchnell ſandte ſie nach einem alten, vertrauten Diener, der ſchon bei der Rettung des kleinen Äpy̆tus thätig geweſen war und jetzt, aus Furcht vor dem neuen Könige, fern vom Hof und der Königsburg lebte. Dieſen ſchickte ſie heimlich nach Arkadien, um ihren Sohn vor Nachſtellung zu ſichern, vielleicht auch, ihn herbeizurufen, damit er ſich an die Spitze der Bürger ſtelle, denen ſich Polyphŏntes durch ſeine Tyrannei verhaßt gemacht hatte, und den väterlichen Thron wieder erringe. Als der alte Diener nach Arkadien kam, fand er den König Cypſĕlus und das ganze Königshaus in großer Beſtürzung; denn ſein Enkel Äpy̆tus war verſchwunden, und niemand wußte, was aus ihm geworden war. Troſtlos eilte der alte Diener nach Meſſene zurück und erzählte der Königin, was geſchehen. Beide hatten nun keinen andern Gedanken, als daß der Fremdling, der vor dem Könige erſchienen ſei, den Preis zu verdienen, gewiß den armen Äpy̆tus in Arkadien ermordet und ſeinen Leichnam nach Meſſene gebracht habe. Sie beſannen ſich nicht lange, und da der Fremde, von Polyphŏntes in ſeine Königsburg aufgenommen, ſeine Wohnung in derſelben hatte, betrat die Königin, von Rachedurſt erfüllt, mit einer Axt bewaffnet, und von ihrem Vertrauten, dem alten Diener, begleitet, nächtlicher Weile die Kammer des Fremden, in der Abſicht, den Schlummernden zu erſchlagen. Der Jüngling aber ſchlief ruhig und ſanft, und der Strahl des Mondes beleuchtete ſein Antlitz. Schon hatten ſich beide über ſein Lager gebeugt und Merŏpe die Mordaxt erhoben, als der Diener, der, dem Schlafenden näher ſtehend ſein Angeſicht genauer betrachtete, plötzlich mit einem angſtvollen Schrei der Überraſchung den Arm der Königin erfaßte. „Halt ein," rief er, „es iſt dein Sohn Äpy̆tus, den du erſchlagen willſt!" Merŏpe ließ den Arm mit der Axt ſinken, und warf ſich über das Bett ihres Sohnes, den ſie mit ihrem lauten Schluchzen erweckte. Nachdem ſich beide lange in den Armen gelegen, eröffnete ihr der Sohn, daß er gekommen ſei, nicht ſich den Mördern in die Hände zu liefern, ſondern dieſe zu beſtrafen, ſie ſelbſt von dem verhaßten Ehebund zu erlöſen und mit Hilfe der Bürger, die er für ſein gutes Recht zu gewinnen hoffe, den Thron des Vaters zu beſteigen. Er verabredete hierauf gemeinſchaftlich mit der Mutter und dem alten Diener des Hauſes die Maßregeln, die zu ergreifen wären, um ſich an dem verhaßten und verruchten Polyphŏntes zu rächen. Merŏpe legte Trauerkleider an, trat vor ihren Gatten und erzählte ihm, wie ſie ſo eben die Trauerbotſchaft von dem Tode ihres einzigen noch übrigen Sohnes erhalten habe. Fortan ſei ſie bereit, im Frieden mit ihrem Gatten zu leben, und des vorigen Leides nicht zu gedenken. Der Tyrann ging in die Schlinge, die ihm gelegt war. Er wurde vergnügt, weil ihm die ſchwerſte Sorge vom Herzen genommen war, und erklärte den Göttern ein Dankopfer bringen zu wollen, dafür, daß alle ſeine Feinde jetzt aus der Welt verſchwunden ſeien. Als nun die ganze Bürgerſchaft auf öffentlichem Markte, aber mit widerwilligem Herzen, erſchienen war — denn das gemeine Volk hatte es immer mit dem liebreichen Könige Kreſphontes gehalten und betrauerte auch jetzt ſeinen Sohn Äpy̆tus, in welchem es die letzte Hoffnung verloren glaubte —, da überfiel Äpy̆tus den opfernden König und ſtieß ihm den Stahl ins Herz. Jetzt eilte Merŏpe mit dem Diener herbei, und beide zeigten dem Volke in dem Fremdling Äpy̆tus den totgeglaubten rechtmäßigen Erben des Thrones. Dieſes begrüßte ihn jubelnd, und noch an demſelben Tage nahm der Jüngling den erledigten Thron ſeines Vaters Kreſphŏntes ein, und bezog, eingeführt von der Mutter, die Königsburg. Er beſtrafte jetzt die Mörder ſeines Vaters und ſeiner Brüder, wie die Mitanſtifter des Mordes. Im übrigen gewann er durch ſein zuvorkommendes Weſen ſelbſt die vornehmen Meſſenier, und durch ſeine Freigebigkeit alle, die zum Volke gehörten, und erwarb ſich ein ſolches Anſehen, daß ſeine Nachkommen ſich Äpitiden ſtatt Herakliden nennen durften.

Anhang.

1. Actaeon.

(Ovid, Verwandl. 3, 138—252.)

Actaeon war der Sohn des Gottes Ariſtaeus und der Tochter des Kadmus Autonoë. Er wurde von dem Centauren Chiron am Peliongebirge erzogen und zum Jäger herangebildet. Einſt jagte er mit ſeinen Genoſſen in den Wäldern des Cithärongebirges. Als der Mittag ſchon die Schatten der Bäume verkürzte, rief er ſeine Begleiter zuſammen und hieß ſie von der Jagd ablaſſen, er ſelbſt aber ging, um einen ſchattigen Ort zur Ruhe zu ſuchen, tiefer in den Wald hinein. Bald kam er zu einer dichtbewachſenen Grotte, um die ſich ein kleiner See mit klarem, zum Bade ladendem Waſſer ausbreitete. Hier war es, wo die Göttin Artemis mit ihren Nymphen, von der Jagd ermüdet, zu baden pflegte. Auch jetzt war die Göttin mit ihren Begleiterinnen in die Grotte getreten. Ahnungslos ging auch Actaeon hinein. Als die Nymphen den Mann erblickten, ſchrieen ſie laut auf und drängten ſich um die Herrin, die eben von kühlendem Naß ſich überſtrömen ließ. Entſetzt bei dem Anblick des Mannes, der regungslos vor dem wunderbaren Schauſpiel ſtehen blieb, ſpritzte ſie von dem Waſſer dem Jüngling über Antlitz und Haupthaar und rief mit drohender Stimme: „Wenn du vermagſt, gehe und verkünde den Menſchen, daß du die Göttin im Bade geſchaut!" Da ergriff ihn unſägliche Angſt, und er eilte hinweg in jähem Laufe. Wie er dahin eilt, verwandelt ſich, ohne daß er es gewahr wird, ſeine Geſtalt in die eines Hirſches. Als er im Spiegel des Waſſers auf der Flucht ſein Bild erblickt, ruft er entſetzt: „Weh mir! Wohin ſoll ich nun fliehen? Wo ſoll ich mich verbergen?" Da ſtürzen plötzlich ſeine Hunde — 50 an der Zahl — auf den vermeintlichen Hirſch. Der ganze Haufen jagt ihm wie der Sturmwind über Berge und Klippen und unzugängliche Felſen nach. Er flieht in Gegenden, wo er ſonſt ſelbſt verfolgte; vor ſeinen eigenen Dienern flieht er, denen er flehend zurufen will, ſeiner zu ſchonen. Aber die Stimme verſagt ihm. Mit wütendem Gebell fallen die Hunde über ihn her und verwunden ihn mit den ſcharfen Zähnen. Einem Bittenden gleich, ſinkt er auf die Kniee. Seine früheren Begleiter reizen den ſchnellen Haufen der Hunde noch mehr und rufen umſonſt nach ihrem Herrn, den ſie ferne glauben. Bei dem Ruf ſeines Namens reckt der Unglückliche das Haupt empor. Nicht lange währt es, ſo giebt er unter den Speeren der Seinen den Geiſt auf.

Jetzt begannen ſeine Hunde den lieben Herrn zu vermiſſen, winſelnd gelangten ſie zur Höhle des Chiron. Dieſer verfertigte aus Erz ein Bild des unglücklichen Jünglings. Freudig ſprangen die Hunde an dem Erzbild, als hätten ſie ihren Herrn wiedergefunden, empor und leckten ihm ſchmeichelnd Hände und Füße.

2. Prokne und Philomela.

(Ovid, Verwandl. 6, 412—674.)

Prokne und Philomela waren die Töchter des atheniſchen Königs Pandion. In einem Kampfe mit Labdakus, dem Könige von Theben, wurden die Athener trotz tapferen Widerſtandes in ihre Stadt zurückgedrängt und Pandion wandte ſich in der Not an den thraciſchen Fürſten Tereus, einen Sohn des Ares, um Hilfe. Schnell hatte dieſer mit ſeinen kriegsgeübten barbariſchen Scharen die Thebaner aus Attika verjagt, und zum Danke gab ihm Pandion ſeine Tochter Prokne zur Gattin. Aber weder Juno, die Schutzgöttin der Ehe, noch Hymenaeus, der Gott des Hochzeitsfeſtes, noch die Grazien waren bei dem Hochzeitsfeſte zugegen; die Eumeniden umſchwebten das Ehegemach mit ihren Fackeln, und ein Uhu ſaß unheilverkündend auf des Hauſes Giebel. — Doch zogen die Neuvermählten frohen Mutes nach Thracien über das Meer, und ungetrübt ſchien ihr Glück, als Prokne einem Sohne, dem Itys, das Leben ſchenkte. Nach wenigen Jahren ergriff Sehnſucht das Herz der jungen Gemahlin nach Philomela, ihrer einzigen Schweſter, und ſie bat ihren Gemahl, ihr zu geſtatten die Schweſter zu holen, oder er möge ſelbſt nach Athen reiſen und Philomela nach Thracien bringen, ſei es auch nur zu kurzem Beſuch. Leicht ließ ſich Tereus bereden; er ſticht alsbald in die See und gelangt zum Hafen Piräus, wo ihn ſeine königlichen Verwandten empfangen. Sobald er den König begrüßt hatte, erklärte er ihm den Grund ſeiner Reiſe und gelobte, daß er für Philomelas baldige Heimkehr ſorgen werde. Als darauf Tereus die Jungfrau ſelbſt erblickte, die in ſtrahlender Schönheit, den Schwager zu begrüßen, aus der Stadt herankam, entbrannte ſein Herz von glühender Liebe zu ihr. Raſch reifte der verbrecheriſche Entſchluß in ihm, Philomela zu ſeiner Gattin zu machen. Argliſtig heuchelte er ſeine Sehnſucht nach ſeiner rechtmäßigen Gattin Prokne, von deren heißeſtem Wunſche, ihre Schweſter wiederzuſehen, er dem Vater unabläſſig ſpricht; auch Philomela fleht unermüdlich, bis Pandion endlich die Abreiſe geſtattet. Mit eindringlichen Worten empfiehlt er beim Abſchied die Tochter dem Schutz ſeines Eidams, er beſchwört ihn bei allen Göttern, ſie mit der Liebe eines Vaters zu bewachen und ſie, den Troſt ſeines bekümmerten Alters, baldigſt zurückzuſenden. — Als Tereus die Geſtade Thraciens erreichte, ſchleppte er Philomela gewaltſam in ein einſames im Walde verſtecktes Gehöfte, wo er ſie einſchloß. Als die Unglückliche weinend nach der Schweſter fragte, log der Verräter, Prokne ſei geſtorben; um ihren Vater zu ſchonen, habe er ihre Sehnſucht nach der Schweſter erdichtet; in Wahrheit ſei er gekommen, um Philomela zu ſeiner Gattin zu machen. Kein Jammern, kein Flehen der Unglücklichen half, ſie mußte ſich unter bittern Thränen fügen, ſeine Gemahlin zu werden. Aber bald ſtiegen ſchreckliche Ahnungen in ihr auf, daß Tereus ſie ſchändlich hintergangen habe und daß ihre Schweſter noch am Leben ſei. Geſpräche der Diener, die ſie belauſchte, brachten ihr Gewißheit. In ihrem namenloſen Schmerze erfaßt ſie glühender Haß gegen den Verräter, ſie ſtürzt in ſein Gemach und droht ſeine ſchändliche That aller Welt zu verkünden. Da fügt der unmenſchliche Barbar eine neue Unthat zu ſeinem alten Verbrechen. Um ſicher zu ſein, daß niemand ſeine Schmach erfahre, droht er, ſie zu ermorden. Willig ſtreckt ſie den Hals dem Schwerte entgegen, doch ſcheut er vor ihrem Morde zurück, reißt ihr aber, wie ſie den Namen ihres Vaters wieder und wieder ausruft — der Unmenſch! — die Zunge aus. Die Verſtümmelte überläßt er ſeinen Dienern zu ſtrenger Bewachung und begiebt ſich nun zurück an ſeinen Hof zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin. Ihr erzählt er mit erheuchelten Thränen auf ihre Frage nach der Schweſter, Philomela ſei tot. Sie glaubte ſeinen Worten, hüllte ſich in Trauergewand und brachte der vermeintlich begrabenen Schweſter Totenopfer. — Ein Jahr verging; lange ſann die ſtumme Philomela vergebens, wie ſie der Schweſter ihr Schickſal verraten könne; ihr Elend ſchärfte ihren Verſtand und machte ſie erfinderiſch. Am Webſtuhl fertigt ſie ein Gewebe und wirkt purpurne Zeichen hinein, in denen ſie die gräßliche Unthat offenbarte. Als es vollendet war, gewinnt ſie einen der Diener, den ſie durch Gebärden anfleht, es der Königin Prokne zu überbringen. So erfährt dieſe das ſchreckliche Geheimnis; nun erfüllt nur ein Gedanke die ſo ſchwer Gekränkte: Rache an dem Verbrecher.

Zunächſt galt es die Schweſter aus ihrer Gefangenſchaft zu befreien. Am Bacchusfeſte dringt ſie mit den Bacchantinnen in raſender Feſtluſt in das Gehöft, wo Philomela einſam gefangen war, ein und reißt die Schweſter mit ſich fort in ihren Palaſt. Hier erſt erkennt Philomela die Schweſter, die ihr den Entſchluß kundgiebt, an dem ruchloſen Tereus mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln ſich zu rächen. Während deſſen kommt ihr Sohn Itys, die Mutter zu begrüßen. Da reift ein entſetzlicher Plan in ihrem Sinne. In wahnſinniger Rachgier reißt ſie ihn, den Liebling des Vaters, als er ſich koſend an ſie ſchmiegt, weg und durchbohrt mit einem Schwert die Bruſt des eigenen Kindes; Philomela zerſtückelt den Leichnam des grauſam gemordeten Knaben.

Nun rüſtet ſie dem Gatten das Mahl; arglos verſpeiſt er — o gräßliche Unthat! — ſein eigen Fleiſch und Blut. Als die Mahlzeit geendet und Tereus ſeinen Sohn Itys zu ſehen verlangt, da ruft Prokne auf den Tiſch zeigend: „Hier war er" und Philomela ſtürzt ins Gemach und wirft dem König das blutige Haupt des Sohnes vor die Füße. Entſetzt ſpringt Tereus auf, reißt ſein Schwert von der Seite, um die Mörderinnen zu ſtrafen. Dieſe fliehen, von ihm verfolgt. Sie ſcheinen von Flügeln getragen zu werden, die Götter verwandeln Prokne zur Nachtigall, Philomela zur Schwalbe; Tereus wird zum Wiedehopf.

3. Philemon und Baucis.

(Ovid, Verwandl. 8, 611—724.)

In menſchlicher Geſtalt wollte einſt Zeus mit ſeinem Sohne Hermes die Gaſtlichkeit der Menſchen verſuchen. Sie kamen nach Phrygien zur Nachtzeit und klopften um Obdach an hunderte von Thüren, aber nirgends fanden ſie Einlaß. Endlich erblickten ſie noch eine kleine, unſcheinbare Hütte, das Strohdach verriet die Armut der Bewohner: es war der biedere Philemon und ſein Weib Baucis, ein glückliches, zufriedenes Paar. Beide waren in Arbeit und Mühſal alt geworden, doch trugen ſie ihr dürftiges Los gemeinſam in herzlicher Liebe. Als die Himmelsbewohner in das ärmliche Haus eintraten, empfing ſie das wackere Paar mit freundlichem Gruße und hieß ſie ſich niederſetzen, um zu ruhen. Geſchäftig eilt Baucis zum Herde, facht das Feuer an und bereitet den Kohl, den Philemon aus dem Gärtchen geholt hat, um ihn im ſiedenden Keſſel mit einem Stücke geräucherten Fleiſches, das ſie lange zu feſtlichem Male aufgeſpart hatten, zur Mahlzeit zu kochen. Den Gäſten ſuchen ſie inzwiſchen die Zeit mit Geſprächen zu kürzen. Auch gießen ſie Waſſer in eine hölzerne Wanne, damit den Fremden das Fußbad nicht fehle. Als Polſter bedecken ſie das Ruhebett mit Teppichen, die ſie ſonſt nur zur Feſtzeit hinzubreiten pflegten, und luden die Gäſte ein, ſich zur Mahlzeit niederzulegen. Jetzt rückt die Alte zitternd den dreibeinigen Tiſch vor das Polſter, ſchiebt unter das kürzere Tiſchbein einen Scherben, um ihn feſtzuſtellen und trägt ſodann die Speiſen auf: Oliven und Kornelkirſchen, Endivien und Rettich, Milch und Eier, die in heißer Aſche geſotten waren, alles in irdenen Gefäßen. Auch ein thönerner Krug wird aufgetiſcht und kleine Becher aus Buchenholz. Der Wein, den der ehrſame Wirt vorſetzte, war nicht von hohem Alter, auch nicht eben gar ſüß von Geſchmack. Sodann brachte man die warmen Speiſen vom Herde und Schüſſeln mit Früchten und Brot zum Nachtiſch, Datteln und Feigen, Nüſſe, Pflaumen, Äpfel und Trauben. Die beſte Würze beim Mahle waren die freundlichen Geſichter der wackern Alten, die ihren Gäſten zuſprachen mit treuherzigen Worten.

Während ſie alle an Speiſe und Trank ſich labten, bemerkt Philemon zu ſeinem Erſtaunen, daß der Miſchkrug, trotzdem aus ihm die Becher immer wieder gefüllt wurden, ſich nicht leerte, ſondern daß der Wein immer im Kruge zunahm. Da erkannte er und Baucis, daß Götter ihre Gäſte waren, und in demütiger Beſorgnis flehen ſie, wegen des dürftigen Mahles nicht zu zürnen. Sie eilen, um ihre einzige Gans, die zur Bewachung ihrer Hütte draußen war, den Gäſten zu Gefallen zu opfern. Doch wehren dies die Götter und ſprechen zu den Alten: „Um der Menſchen gaſtlichen Sinn zu erforſchen, ſind wir zur Erde geſtiegen, eure Nachbarn haben uns von ihrer Schwelle gejagt, ſie ſollen ihrer Strafe nicht entgehen, folgt ihr uns nach der Spitze des nahen Berges, damit ihr nicht auch mit den Frevlern leidet." Die Alten gehorchten. Auf ihre Stäbe geſtützt, folgten ſie langſam den voranſchreitenden Göttern. Als ſie beinahe oben angelangt zum Ausruhen Halt machten und nach ihrer Wohnſtätte zurückſchauten, ſahen ſie, daß die ganze Gegend in einen See ſich verwandelt hatte und nur ihr Häuschen noch übrig geblieben war von allen Gebäuden. Während ſie ob ſolcher Veränderung ſtaunten, war ihre Hütte in einen hochragenden Tempel verwandelt. Zeus aber fragte den Alten: „Sagt, was wünſchet ihr euch jetzt noch?" Philemon beriet ſich eine kleine Weile mit ſeinem Weibe, dann erwiderte er: „Wir wünſchen nichts anderes, als Prieſter und Prieſterin zu ſein in eurem Tempel und daß, gleichwie wir unſere Jahre in Eintracht verlebt, ſo auch dieſelbe Stunde unſere Todesſtunde ſein möge."

Ihr Wunſch ward erfüllt. Sie behielten die Aufſicht und Verwaltung des Tempels, ſo lange ihnen noch das Leben beſchieden war. Als ſie einſt, ſchwach vom Alter, auf den heiligen Stufen des Tempels ſtanden, ihres wunderbaren Geſchickes gedenkend, da gewahrt Philemon ſeine Baucis und Baucis ihren Philemon in grünem Laube verſchwinden. Um ihre Häupter wuchſen ſchattige Gipfel, ihre letzten Worte waren: „Lebe wohl, liebſter Gemahl; lebe wohl, liebſte Gemahlin!" Philemon ward zur Eiche, Baucis zur Linde; noch im Tode ſtehen ſie vereint, wie ſie es im Leben waren.

4. Midas.

(Ovid, Verwandl. 11, 85—193.)

Bacchus beſuchte einſt mit ſeinen Satyrn und Bacchantinnen Kleinaſien. Bei einem Gange im Tmolusgebirge hatten ſie den Silēnus, der, vom Weine bewältigt, eingeſchlafen war, im Wald allein zurückgelaſſen. Ihn fanden phrygiſche Bauern und ſchleppten ihn, mit Weinlaub bekränzt, zu ihrem Könige Midas. Sobald dieſer den Freund und Begleiter des Weingottes erkannte, veranſtaltete er ein Feſt, welches 10 Tage und 10 Nächte dauerte. Am 11. Tage brachte er Silen zu ſeinem Pflegeſohne, dem jugendlichen Bacchus, nach Lydien zurück. Erfreut hierüber erlaubte der Gott dem Midas, ſich eine Gnade auszubitten. „Mache, daß alles, was mein Leib berührt, ſich in Gold verwandle," war die thörichte Bitte des Königs. Bacchus willigt in die Bitte, bedauernd, daß er nichts Beſſeres ſich ausgebeten habe. — Vergnügt kehrt Midas in ſein Land zurück. Und wirklich, als er verſucht, ob das Verſprechen eintreffen werde, wird zu Gold, was er mit den Händen berührt. Der grüne Zweig der Eiche, den er bricht, der Stein, den er von der Erde aufhebt, der Apfel, den er pflückt — alles verwandelt ſich zu Gold. Kaum weiß ſich der

König vor Freude zu faſſen. Er befiehlt ſeinen Dienern, ein Mahl zu bereiten. Da — als er nach dem Brot greift, wird auch dieſes zu Gold, ebenſo das Fleiſch, das er zum Munde führt, der Wein, den er an die Lippen bringt.

Nun wird es ihm klar, wie thöricht, wie verderblich ſein Wunſch geweſen. Wie verwünſcht er jetzt ſeine Thorheit! Kann er doch weder Hunger noch Durſt jetzt mehr ſtillen, ſo daß er den entſetzlichſten Tod vor Augen ſieht. Angſtvoll hebt er die Hände zum Himmel und ſpricht: „Vergieb, Dionyſos, mir armen Sünder, erbarme dich meiner und entreiße mich meinem glänzenden Unglück!" Der freundliche Gott erhörte ſeine Bitte, nimmt ſein Verſprechen wieder zurück und befiehlt ihm, zum Fluſſe Pactolus zu gehen, ſeinen Leib zu baden und ſich von der Schuld zugleich rein zu waſchen. Der König that, wie ihm befohlen und ſiehe! die goldwirkende Kraft wich von ſeinem Körper und teilte ſich dem Strome mit, der von da ab das koſtbare Metall mit ſich führt.

Von nun ab haßt Midas alle Reichtümer; Vergnügen findet er nur am Durchſtreifen der Wälder und Felder und bringt Pan, dem ländlichen Gott, vor allem Opfer. Aber thöricht blieb er wie zuvor, und bald ſtößt neues Unglück ihm zu. — Als einſt Pan ſich vermaß, ſich mit Apollo in einen Wettkampf einzulaſſen, wobei Tmolus, der Berggott, als Schiedsrichter entſcheiden ſollte, war auch Midas unter der lauſchenden Menge. Mit Entzücken horchte Midas den Flötentönen, die der Waldgott ſeiner Hirtenpfeife entlockt. Als darauf Apollo die Saiten rührte, daß alle von der Süßigkeit des Klanges hingeriſſen wurden und rauſchenden Beifall ihm zollten, konnte Midas allein in ſeinem Unverſtand ſich nicht enthalten, das Urteil des Tmolus, der Apollo den Preis zuerkennt, laut zu tadeln. Erzürnt nähert ſich Apollo dem thörichten Könige, zupft ihn bei den Ohren, daß ſie hoch aufwachſen und als Eſelsohren an dem Kopfe des Königs fortan herabhingen. Dieſer ſucht zwar die Schande zu verbergen und bedeckt ſeine Schläfe mit einem hohen Purpurhut. Aber einem Diener, der ſein Haar zu ſcheren gewohnt war, entging nicht die Schande ſeines Herrn, doch wagte er es nicht, einem Menſchen das Geheimnis zu verraten, aber ganz verſchweigen konnte es der Schwatzhafte nicht. Um ſein Herz zu erleichtern, ging er an das Ufer des Fluſſes, machte eine Grube in die Erde und flüſterte das ſeltſame Geheimnis hinein. Aus der Grube, die er ſorgfältig wieder zugeſchüttet, wuchs dichtes Schilfrohr empor, und die Halme rauſchten, wenn der Wind ſie beſtrich, leiſe, aber vernehmlich zu einander: „König Midas hat Eſelsohren!" So wurde bald des Königs Schande jedermann bekannt.

5. Atalante.

(Ovid, Verwandl. 8, 316; 10, 560.)

Atalante war von ihrem Vater Jaſus in Arkadien, der ſich männliche Nachkommenſchaft gewünſcht hatte, gleich nach der Geburt ausgeſetzt worden. In den Bergen fand eine Bärin das ſchreiende Kindlein, trug es in ihre Höhle und ſäugte es. Jäger, die die Gegend durchſtreiften, nahmen das Kind mit ſich und es wuchs zur blühenden Jungfrau heran. In den Wäldern Arkadiens aufgewachſen, war Atalante ſtark und ſchnellfüßig geworden wie ein Wild, ihre Glieder waren zwar von der Sonne gebräunt, an Schönheit glich ſie einer Waldnymphe. Sie liebte die Einſamkeit und verſchmähte, der Artemis gleich, die Hand eines Gatten. Zu jagen war ihre höchſte Luſt. Als einſt zwei Centauren ſie zu entführen ſich vermaßen, erlegte ſie beide mit ihrem Bogen.

An der Jagd des kalydoniſchen Ebers nahm ſie rühmlichen Anteil. Auch an den Kampfſpielen, die Pelias zu Ehren in Jolkos veranſtaltet wurden, nahm ſie teil und ſie ſoll ſogar über Peleus, des Aeakus Sohn, den Sieg davongetragen haben.

Als ſie ſpäter ihre Eltern wiederfanden, ſuchte ihr Vater ſie vergebens zu bereden, ſich einem Helden zu vermählen. Da aber läſtige Freier ſie bedrängten, entſchloß ſie ſich, um ihrem Drängen ein Ziel zu ſetzen, zu verkünden, ſie wolle nur dem als Gemahlin folgen, der ſie im Wettlauf einhole; wer aber von ihr im Laufe beſiegt werde, dem ſolle der Tod beſchieden ſein. Trotz dieſer grauſamen Bedingungen ſtellte ſich doch eine große Menge unbeſonnener Freier ein, welche die Schönheit Atalantes bezaubert hatte. Als Zuſchauer war auch des Magareus Sohn, Hippomenes, ein ſchöner Jüngling, zugegen, der die thörichte Liebe der Jünglinge laut verurteilte. Als er aber Atalante in ſtrahlender Schönheit die Rennbahn betreten ſah, hörte er auf, von der anmutigen Erſcheinung ſelbſt ergriffen, die andern zu ſchelten. Des Sieges gewiß hatte Atalante den Freiern einen Vorſprung gewährt, bald ließ ſie, wie ein Pfeil, der dem Bogen enteilt, dahinfliegend, die andern weit hinter ſich, welche nun ihr Schickſal erreichte, das ihnen angedroht war.

Jetzt trat Hippomenes in die Bahn und forderte Atalante zum Wettkampfe auf. Voll Mitleid blickt Atalante dem ſchönen Jüngling ins Antlitz und mahnt ihn abzuſtehen von ſeinem Beginnen, das auch ihm ſicheres Verderben bringen werde. Ohne es zu merken, war auch ſie von Liebe zu dem jugendlichen Helden ergriffen worden, dem ſie, durch ihr hartes Schickſal gezwungen, den Tod bringen ſollte. Heimlich flehte Hippomenes zur Göttin der Liebe um Beiſtand. Aphrodite brachte ihm willfährig drei Äpfel von einem ihr heiligen Wunderbaume auf Cypern, die ſie ihm, den andern unſichtbar, reichte und die zu gebrauchen ſie in Eile ihn lehrte. Unter dem Beifallsruf der Menge begann alsbald der Wettlauf. Schon iſt Atalante, trotzdem ſie auch ihm einen bedeutenden Vorſprung gegeben, dicht an Hippomenes herangeeilt, da läßt er einen von ſeinen goldenen Äpfeln fallen. Als die Jungfrau den Schimmer des Goldes ſah, hält ſie ein und hebt den Apfel verwundert auf. Um ſo ſchneller eilt ſie dann weiter, um Hippomenes nicht einen größeren Vorſprung gewinnen zu laſſen. Auch die beiden übrigen Äpfel läßt er dann nach einander zur Erde fallen und gewinnt ſo, während Atalante wiederholt vom Laufe einhält, ſie aufzuheben, als Sieger das Ende der Bahn. Wiewohl beſiegt, folgt Atalante freudig dem herrlichen Jüngling als Gattin. Ihr Sohn Parthenopaios war einer der heldenhaften Streiter, die ſpäter vor Theben kämpften und fielen.

6. Zethus und Amphion.

(Apollodor III, 10, 3; Homer, Od. 11, 260.)

Der thebaniſche König Nycteus war im Kampfe mit Epopeus, dem König von Sicyon, geſchlagen und verwundet worden. Epopeus hatte nämlich des Nycteus ſchöne Tochter Antiŏpe entführt und zu ſeiner Gemahlin gemacht und da er die thebaniſche Königstochter herauszugeben ſich geweigert, war es zum Kampfe zwiſchen Theben und Sycion gekommen. Auf dem Sterbebette ſetzte Nycteus ſeinen Bruder Lycus zum Erben des Thrones ein, der geloben mußte, an Epopeus Rache zu nehmen. Während ſich Lycus nun zum Kriege rüſtete, ſtarb auch Epopeus und deſſen Nachfolger Laomĕdon gab Antiŏpe freiwillig heraus. Auf dem Heimwege gab dieſe zwei Söhnen das Leben, die für Söhne des Zeus gehalten wurden; denn auch Zeus hatte des Nycteus Tochter heimlich geliebt.

Die beiden Knaben hießen Amphīon und Zethus, ſie wurden im Gebirge ausgeſetzt, aber von einem Rinderhirten gefunden und erzogen. Zeus ſchenkte dem Amphīon eine Leier und lehrte ihn ſo kunſtvoll ſpielen, daß ſelbſt Apollo ihn bewunderte, Zethus aber wurde ein Hirte, mit Kühnheit und großer Körperkraft begabt.

Unerkannt wuchſen die Brüder auf, ihre Mutter aber hatte bei Lycus ſchweres Ungemach zu erdulden. Dirce nämlich, des Lycus Gemahlin, war eiferſüchtig auf Antiŏpe, da ſie argwöhnte, ihr Gatte liebe die Tochter ſeines Bruders. Daher mißhandelte ſie die unglückliche Antiŏpe und quälte ſie auf die boshafteſte Weiſe; wie eine Sklavin mußte ſie arbeiten und erhielt nur kärgliche Nahrung. Endlich erbarmte ſich ihrer Zeus, ſprengte in einer Nacht die Thüre des Gefängniſſes, wo ſie gefeſſelt lag, und befreite ſie von ihren Banden. Sie enteilte auf das Cithärongebirge, wo ſie in einem einſamen Hirtengehöfte bei ihren beiden Söhnen, die ſie nicht kannten, Aufnahme fand. Bald kam auch Dirce, die den Spuren der Fliehenden gefolgt war. Sie verſtand es durch erlogene Beſchuldigungen, die Brüder zu überreden, daß die Entflohene eine gemeine Verbrecherin ſei, und dieſe empört, brachten ſchon einen wilden Stier herbei, an deſſen Hörner ſie ihre eigene Muter binden wollten, um ſie zu Tode zu ſchleifen. Da ſtürzte der alte Hirte, der einſt die beiden Kinder vom Tode errettet hatte, herbei und offenbarte ihnen das Geheimnis. Nun wandte ſich die gerechte Wut der Brüder gegen die entmenſchte Dirce; ſie wurde jetzt an den Stier gebunden und durch das Gebirge geſchleift, bis ſie unter den entſetzlichſten Schmerzen den Geiſt aufgab. Ihre Leiche verwandelte Dionyſos in eine Quelle, die noch jetzt in der Nähe von Theben ſprudelt.

Jetzt zogen die beiden Söhne mit der Mutter vereint nach Theben, wo ſie Lycus vertrieben und ſich der Herrſchaft bemächtigten. Sie umgaben die Stadt mit einer Mauer; Zethus holte gewaltige Felsblöcke herbei, die beim Saitenſpiel des Amphīon ſich von ſelbſt zuſammenfügten. Die Stadt ſelbſt aber bekam, weil Amphīon die ſiebenſeitige Leier erfunden hatte, ihm zu Ehren ſieben Thore.

7. Die Dioskuren.

(Homer, Ilias 3, 236; Odyſſee 11, 298.)

Helena hatte zwei Brüder Kaſtor und Pollux. Kaſtor galt für den Sohn des Königs Tyndareos von Sparta, der Vater des Pollux ſoll Zeus geweſen ſein. Nach Homer ſind ſie ſchon vor dem trojaniſchen Kriege von der Erde verſchwunden:

„doch auch unter der Erde von Zeus mit Ehre begabet,"
„leben ſie jetzt um den andern Tag und jetzo von neuem"
„ſterben ſie hin; doch Ehre genießen ſie gleich den Göttern."

Unzertrennlich lebten ſie ihr ganzes Leben als Heldenjünglinge und beſtanden gemeinſam die Gefahren in vielen Kämpfen. Kăſtor war vor allem Roſſelenker, Pollux der gewaltigſte Fauſtkämpfer. Als Theſeus ihre Schweſter Helena entführt hatte, machten ſie einen Zug nach Attika und befreiten die Schweſter, die Theſeus in der Burg Aphidnae gefangen hielt. Auch begleiteten ſie die Argonauten auf ihrem Zuge nach dem goldenen Vließ und nahmen an der Jagd des kalydoniſchen Ebers teil. Herakles machte ſie wegen ihrer großen Heldenthaten zu Leitern der olympiſchen Spiele.

In dem Kampfe gegen die beiden Heldenſöhne des Aphareus in Meſſenien, Lynkeus und Idas, denen die Dioskuren aus Rache wegen einer ihnen entführten Rinderherde ihre Bräute Phoebe und Hilaera geraubt hatten, fiel Kaſtor, von des Idas Wurfſpieß durchbohrt. Schon drohte auch dem Pollux der Tod, den ihm ein gewaltiger Felsblock, von Idas geſchleudert, bringen ſollte. Da rettete Zeus ſeinen Lieblingsſohn, indem er mit dem Blitzſtrahl den Aphariden zu Boden ſtreckte. Laut weinend über den Tod ſeines Bruders bat Pollux den Zeus, auch ihn ſterben zu laſſen. Doch Zeus rief ihm zu: „Du biſt unſterblich; denn mein Sohn biſt du. Kaſtor aber hat einen ſterblichen Vater. Frei ſtelle ich dir die Wahl, ewig bei mir im Olympos zu wohnen, oder mit dem Bruder zugleich einen Tag im Olympos, den andern wiederum im Hades zu weilen." Pollux wählte das letztere und ſo bringen die Zwillinge, unzertrennlich wie im Leben, einen Tag beim Vater Zeus, den andern im dunkeln Hades zu.

Die Menſchen aber beten zu ihnen in allen Nöten, ſie verehren die Dioskuren als Helfer in den Gefahren des Lebens. In dem Schlachtengetümmel erſcheinen ſie den bedrängten Helden und verhelfen ihnen zum Siege; bei tobender See leuchten ſie den verzweifelnden Schiffern als ſchützende Gottheiten. Als Zeichen ihrer Nähe betrachtet der Seemann das St. Elmsfeuer, das im Dunkel des Sturmes an Maſten und Segelſtangen aufleuchtet.

8. Orpheus und Eurydice.

(Ovid, Verwandl. 10, 1—77.)

Orpheus war ein Sohn des thraciſchen Königs Öagrus und der Muſe Kalliope. Sein Geſang und Saitenſpiel, das ihm Apollo verliehen, war ſo hinreißend, daß die Vögel der Luft, die Fiſche des Waſſers, die Tiere des Waldes, ja Bäume und Steine ſelbſt herbeikamen, demſelben zu lauſchen. Überglücklich lebte er neuvermählt mit der ſchönen Eurydice. Aber nur kurz war ſein Eheglück. Bald nach der Hochzeit raffte ein jäher Tod, den der Biß einer giftigen Natter herbeiführte, die liebliche Gattin aus den Armen ihres entſetzten Gemahls. Mit unaufhörlichen Wehklagen erfüllte nun Orpheus die ganze Gegend und ließ ſeinen Schmerz in wehmutsvollen Liedern austönen. Ja er faßte den kühnen Entſchluß, hinab in den Hades zu ſteigen, um den Herrſcher im Reiche der Schatten zu beſtimmen, ſeine Gattin wieder aus der Unterwelt emporſteigen zu laſſen. Er ging alſo beim Vorgebirge Tänaron hinab und durchwandelte das Reich der Toten, bis er zum Thron des Pluto kam. Hier ſtimmt er ſein Klagelied an: „Nicht aus Neugier habe ich den dunkeln Tartaros betreten, auch nicht, um den Cerberus in Ketten zu ſchlagen; nein! meine geliebte Gattin, die von dem tötlichen Biſſe einer tückiſchen Natter getroffen in der Blüte ihrer Jahre dahinſank, iſt die Urſache meiner Reiſe. Zwar verſuchte ich den ſchmerzlichen Verluſt mit Gelaſſenheit zu ertragen, aber meine Liebe iſt übermächtig; ohne Eurydice zu leben vermag ich nicht. Drum flehe ich euch an, bei dem unermeßlichen Chaos, laſſet die Parzenden ſo früh zerriſſenen Lebensfaden meiner Eurydice wieder anſpinnen. Kann ich aber von dem Verhängnis die Gnade nicht erhalten, daß ſie mit mir zurückkehre, ſo ſteht es bei mir feſt, hier zu bleiben; ohne ſie kehre ich nimmer zurück.“ So ſang Orpheus, und die Schattengeſtalten, die ſeinem Liede lauſchten, weinten aus Mitleid und vergaßen ihre Mühen: Tantalus hörte auf nach dem Waſſer zu haſchen, Irions Rad ſtand ſtill, Siſyphus ſetzte ſich auf den tückiſchen Felsblock. Selbſt die furchtbaren Erinnyen wurden durch des Orpheus Geſang zu Thränen gerührt. Auch Perſephone und ihr Gemahl werden von Mitleid bewegt und rufen den Schatten Eurydices herbei. „Führe ſie mit dir hinauf,“ rief die Totenkönigin, „aber wage nicht dein Geſicht nach ihr umzuwenden, bis du die Fluren des Avernus verlaſſen haſt.“

In ſtummem Schweigen traten beide den Rückweg durch das Dunkel an. Dichter Nebel umgiebt ſie, kaum erkennt Orpheus die Nähe der Geliebten. Als er nach langem Wandern von Beſorgnis, ob ſie ihm auch folge, gequält, das Verbot Perſephonens vergeſſend, ſich nach ſeiner Gemahlin umſah, da, o Entſetzen! verſchwindet ſie rückwärts in das Nichts. Voll Verzweiflung ſtreckt er die Arme nach ihr aus, ſie zu umarmen; doch nur ihre letzten Worte: „Lebe wohl!“ hört er ſie noch flüſtern. Dann ſtürzt auch er wieder zurück, um noch einmal den Styx zu überſchreiten. Aber Charon verweigert ihm die Fahrt.

In Gram ſich verzehrend, ſaß Orpheus ſieben Tage und Nächte Thränen vergießend am Ufer, umſonſt fleht er die unterirdiſchen Götter um Gnade an. Sie bleiben unerbittlich. So kehrt er endlich in die thraciſchen Berge zurück, wo er drei Jahre lang den Umgang mit Menſchen meidend und vor allem vor den Anblick der Frauen fliehend, nur ſeinem Schmerze um die wieder verlorene Gattin lebt.

Endlich entrauſchen ſeiner Leier wieder die altgewohnten, entzückenden Weiſen, und wie ehedem bewegen ſich die Bäume des Waldes heran und die Vögel und Tiere des Waldes kommen, der ſüßen Stimme des Sängers zu lauſchen. Da ſtürmt auch eine Schar thraciſcher Frauen, die das Bacchusfeſt feiern, heran. Sie ſtürzen tobend auf ihn ein, ihn zu töten trachtend, weil er ſeit dem Tode der Gattin alle Frauen verſchmähte. Nicht vermögen ihn die treuen Tiere zu ſchützen, Steine und Thyrſusſtäbe werden nach ihm geſchleudert, bis er tötlich getroffen zuſammenſinkt. — In Trauer gehüllt lagen die Geſchöpfe der Natur klagend um den toten Sänger, deſſen Mund auf immer verſtummt war. Seine Leier und ſein Haupt wurde in die Fluten des Hebrus verſenkt, der ſie hinaus über das Meer an's Geſtade der Inſel Lesbos trug. Dort ſenkten die Bewohner beides in den Schoß der Erde, und fürderhin ſproßten auf der Inſel herrliche Dichter und Sänger hervor.

Unten im Schattenreich fand Orpheus ſeine geliebte Eurydice wieder, wo er nun auf ewig mit ihr vereint bleibt. (R. B.)

Zweiter Teil.

Vorwort zur 1. Auflage. Auf den erſten Band dieſer Sammlung der ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Altertums, der eine Mannigfaltigkeit kleinerer Mythen und Geſchichten in ſich ſchloß, folgt in gegenwärtigem zweiten Bande eine einzige Sage, aber die großartigſte der alten Zeit, die Sage von Troja, und zwar von der Stadt Gründung bis zu ihrem Untergange, mithin in einer Vollſtändigkeit, wie ſie als Erzählung aus den Quellen noch nie in dieſer Geſtalt zuſammengefaßt worden iſt. Der Bearbeiter wünſcht und hofft, daß das Ganze auf dieſe Weiſe überſchaulich gemacht, nicht nur der Jugend neu und intereſſant erſcheinen, ſondern auch manchem ältern Leſer der Ilias als eine im Geiſte dieſes unſterblichen Gedichts wenigſtens verſuchte Vervollſtändigung nicht unwillkommen ſein werde. Um ſo mehr hat er die Pflicht, ſich darüber auszuweiſen, daß jene Ergänzung von ihm nicht willkürlich, ſondern mit gewiſſenhafter Benützung der Alten ſelbſt, deren Quelle ihrerſeits die epiſchen Darſtellungen einzelner cykliſcher Dichter waren, vorgenommen worden iſt.

Im erſten Viertel des vorliegenden Bandes mußte ſich der Verfaſſer für den Strom der Erzählung mit den trübe fließenden Quellen jener rheotoriſchen Machwerke behelfen, die wir, aus ſpäteſter Zeit, unter den Namen des Dictys Cretenſis und des Dares Phrygius beſitzen. Doch bildet ihr Bericht, aus welchem immer das mit Homer am leichteſten Vereinbare herausgeſucht wurde, nur das hiſtoriſche Grundgewebe oder die Kette der Begebenheiten, während die berühmteſten Dichter des griechiſchen und römiſchen Altertums, Sophokles, Euripides, Horaz, Ovid u. a. den farbenreichen Einſchlag ihrer Phantaſie zu den Geſpinſte beiſteuerten.

Den Kern der Sage bildet ſodann die Ilias Homers, welchem der Erzähler auch für die beiden andern Teile dieſes Bandes den allgemeinen Ton der Darſtellung abzulauſchen, und deſſen Färbung er in demjenigen Teile, in welchem er der einzige Berichterſtatter iſt, ſo unverkümmert, als es in ungebundener Rede und doch dabei zuſammengedrängtem Vortrage geſchehen konnte, beizubehalten ſich beſtrebt hat. Die Homeriſche Geſchichte der Ilias bildet auf ſolche Weiſe faſt die Hälfte des zweiten Bandes. Täuſcht den Verfaſſer dieſes Buches ſeine Hoffnung nicht, ſo iſt die innere Geſtalt der unverderblichſten Dichtung auch unter Aufopferung der poetiſchen Form nicht verloren gegangen, und ihr Götterleib ſchimmert noch durch das prunkloſe Gewand der ſchlichteſten Proſa hindurch.

Das letzte Viertel des Bandes iſt wieder mehreren Dichtern entnommen: Pindar, Sophokles, Virgil ſind wiederholt berückſichtigt worden; doch iſt hier der Darſteller ſo glücklich geweſen, in der Fortſetzung Homers durch den Dichter Quintus, deſſen weiterer Name, Vaterland und Zeitalter in eine ungerechte Vergeſſenheit oder Unſicherheit gehüllt ſind, und den nur die Gelehrſamkeit bald Calaber, bald Smyrnäus benannt hat, eine echt poetiſche Grundlage, und Stoff wie Form zu fortlaufender Erzählung vorzufinden. Die Paralipomenen dieſes Poeten ſind ein klaſſiſches Kunſtwerk und werden hoffentlich in ihrer Schönheit und Größe, gleich den Schöpfungen anderer Dichter, durch die treffliche metriſche Ueberſetzung des Herrn Profeſſors Platz in Wertheim, der das Publikum in der Sammlung verdeutſchter Klaſſiker entgegenſehen darf, ſich bald die Anerkennung aller Freunde echter Poeſie gewinnen. Der künſtleriſchen Uebertragung jenes Gedichtes, welche der Erzähler dieſer Sagen im Manuſkripte zu benützen Gelegenheit gehabt hat, verdankt ſeine Darſtellung an Farbe und lebendigem Ausdrucke nicht wenig, und der genannte Gelehrte möge den öffentlichen Dank, welcher ihm hier dargebracht wird, nicht verſchmähen.

Was die allgemeinen Grundſätze betrifft, nach welchen auch der gegenwärtige Sagenkreis vom Verfaſſer in der Erzählung behandelt worden iſt, ſo ſind ſie dieſelben, die bei Abfaſſung des erſten Bandes befolgt worden ſind; und der Bearbeiter freut ſich, daß ihre Anwendung den Beifall billiger und einſichtiger Richter erlangt hat.

G. Schwab.

Erſtes Buch.

Trojas Erbauung. In uralten Zeiten wohnten auf der Inſel Samothrake im ägäiſchen Meere, zwei Brüder, Jaſion und Dardănus, Söhne des Zeus und einer Nymphe, Fürſtin des Landes. Von dieſen wagte Jaſion, als ein Götterſohn, ſeine Augen zu einer Tochter des Olymp zu erheben, warf eine ungeſtüme Neigung auf die Göttin Demēter, und wurde zur Strafe ſeiner Kühnheit vom eigenen Vater mit dem Blitze erſchlagen. Dardanus, der andere Sohn, verließ, tief betrübt über den Tod ſeines Bruders, Reich und Heimat, und ging hinüber auf das aſiatiſche Feſtland, an die Küſte Myſiens, da wo die Flüſſe Simois und Skamander vereinigt in das Meer ſtrömen, und das hohe Idagebirge ſich nach dem Meere abgedacht in eine Ebene verliert. Hier herrſchte der König Teucer, kretiſchen Urſprungs, und nach ihm hieß auch das Hirtenvolk jener Gegenden Teukrer. Von dieſem Könige wurde Dardănus gaſtfreundlich aufgenommen, bekam einen Strich Landes zum Eigentum und die Tochter des Königs zur Gemahlin. Er gründete eine Anſiedlung, das Land wurde nach ihm Dardania und das Volk der Teukrer von nun an Dardăner genannt. Ihm folgte ſein Sohn Erichthonĭus in der Herrſchaft, und dieſer zeugte den Tros, nach welchem die Landſchaft nun Troas, der offene Hauptort des Landes Troja, und Teukrer oder Dardăner jetzt auch Trojaner oder Troer genannt wurden. Nachfolger des Königs Tros war ſein älteſter Sohn Ilus. Als dieſer einſt das benachbarte Land der Phryger beſuchte, wurde er von dem Könige Phrygiens zu eben angeordneten Kampfſpielen eingeladen und trug hier im Ringkampfe den Sieg davon. Er erhielt als Kampfpreis fünfzig Jünglinge und eben ſo viele Jungfrauen, dazu eine buntgefleckte Kuh, die ihm der König mit der Weiſung eines alten Orakelſpruches übergab: wo ſie ſich niederlegen würde, da ſollte er eine Burg gründen. Ilus folgte der Kuh, und da ſie ſich bei dem offenen Flecken lagerte, der ſeit ſeinem Vater Tros der Hauptort des Landes und ſeine eigene Wohnung war, auch ſchon Troja hieß, ſo baute er hier auf einem Hügel die feſte Burg Ilion oder Ilios, auch Pergamus geheißen, wie denn das ganze Weſen von nun an bald Troja, bald Ilion, bald Pergamus genannt wurde. Ehe er jedoch die Burg anlegte, bat er ſeinen Ahnherrn Zeus um ein Zeichen, daß ihm die Gründung derſelben genehm ſei. Am folgenden Tage fand er das vom Himmel gefallene Bild der Göttin Athene, Palladium genannt, vor ſeinem Zelte liegen. Es war drei Ellen hoch, hatte geſchloſſene Füße, und hielt in der rechten Hand einen erhobenen Speer, in der andern Rocken und Spindel. Mit dieſem Bilde hatte es folgende Bewandnis. Die Göttin Athene wurde nach der Sage von ihrer Geburt an bei einem Triton, einem Meergott, erzogen, der eine Tochter Namens Pallas hatte, die gleichen Alters mit Athene und ihre geliebte Geſpielin war. Eines Tages nun, als die beiden Jungfrauen ihren kriegeriſchen Übungen oblagen, traten ſie zu einem ſcherzhaften Wettkampfe einander gegenüber. Eben wollte die Tritonentochter Pallas einen Streich auf ihre Geſpielin führen, als Zeus, für ſeine Tochter bangend, den Schild aus Ziegenfell, die Ägide, dieſer vorhielt. Dadurch erſchreckt, blickte Pallas furchtſam auf, und wurde in dem Augenblicke von Athene tötlich verwundet. Tiefe Trauer bemächtigte ſich der Göttin, und ſie ließ zum dauernden Andenken ein recht ähnliches Bild ihrer geliebten Geſpielin Pallas verfertigen, legte demſelben einen Bruſtharniſch von dem gleichen Ziegenfelle, wie der Schild war, um, der nun auch Ägispanzer oder Ägide hieß, ſtellte das Bild neben die Bildſäule des Zeus und hielt es hoch in Ehren. Sie ſelbſt aber nannte ſich ſeitdem Pallas Athene. Dieſes Palladium nun warf, mit Einwilligung ſeiner Tochter, Zeus vom Himmel in die Gegend der Burg Ilios herunter, zum Zeichen, daß Burg und Stadt unter ſeinem und ſeiner Tochter Schutze ſtehe.

Der Sohn des Königs Ilus und der Eurydĭce war Laomĕdon, ein eigenmächtiger und gewaltthätiger Mann, welcher Götter und Menſchen betrog. Dieſer dachte darauf, den offenen Flecken Troja, der noch nicht befeſtigt war, wie die Burg, mit einer Mauer zu umgeben und ſo zu einer förmlichen Stadt zu machen. Damals irrten die Götter Apollo und Poſeidon, die ſich gegen ihren Vater Zeus empört hatten und aus dem Himmel geſtoßen waren, heimatlos auf der Erde umher. Es war der Wille des Zeus, daß ſie dem Könige Laomĕdon an der Mauer Trojas bauen helfen ſollten, damit die Lieblingsſtadt des Zeus und der Athene der Zerſtörung trotzende Mauern hätte. So führte ſie denn ihr Geſchick in die Nähe von Ilios, als eben mit dem Bau der Stadtmauern begonnen wurde. Die Götter machten dem Könige Laomĕdon ihre Anträge, und da ſie auf der Erde nicht bloß müßig gehen durften, noch ohne Arbeit mit Ambroſia geſpeiſt wurden, ſo bedingten ſie ſich einen Lohn aus, der ihnen auch verſprochen ward, und fingen nun an zu fröhnen. Poſeidon half unmittelbar bei dem Bau; unter ſeiner Leitung ſtieg die Ringmauer breit und ſchön, eine undurchdringliche Schutzwehr der Stadt, in die Höhe. Phöbus Apollo weidete inzwiſchen das Hornvieh des Königs in den gewundenen Schluchten und Thälern des waldreichen Gebirges Ida. Die Götter hatten verſprochen, auf dieſe Weiſe dem Könige ein Jahr lang zu fröhnen. Als nun dieſe Friſt abgelaufen war, auch die herrliche Stadtmauer fertig ſtand, entzog der trügeriſche Laomĕdon den Göttern gewaltſam ihren geſamten Lohn, und als ſie mit ihm rechteten, und der beredte Apollo ihm bittere Vorwürfe machte, ſo jagte er beide fort, mit der Androhung, dem Phöbus Hände und Füße feſſeln zu laſſen, beiden aber die Ohren abzuſchneiden. Mit großer Erbitterung ſchieden die Götter, und wurden Todfeinde des Königs und des Volkes der Trojaner; auch Athene kehrte ſich von der Stadt, die bisher ihr Schützling geweſen war, ab, und ſchon jetzt war, einer ſtillſchweigenden Einwilligung des Zeus zufolge, die eben erſt mit ſtattlichen Mauern verſehene Hauptſtadt mit ihrem Königsgeſchlecht und Volke dieſen Göttern, zu welchen ſich mit dem glühendſten Haſſe in kurzer Zeit auch Hera geſellte, zum Verderben überlaſſen.

Priamus, Hekŭba und Paris. Das weitere Los des Königs Laomĕdon und ſeiner Tochter Heſiŏne iſt ſchon von uns berichtet worden. Ihm folgte ſein Sohn Priămus in der Regierung. Dieſer vermählte ſich in zweiter Ehe mit Hekŭba oder Hekăbe, der Tochter des phrygiſchen Königs Drimas. Ihr erſter Sohn war Hektor. Als aber die Geburt ihres zweiten Kindes herannahte, da ſchaute Hekŭba in einer dunklen Nacht im Traume ein entſetzliches Geſicht. Ihr war, als gebäre ſie einen Fackelbrand, der die ganze Stadt Troja in Flammen ſetze und zu Aſche brenne. Erſchrocken meldete ſie dieſen Traum ihrem ihrem Gemahle Priămus. Der ließ ſeinen Sohn aus erſter Ehe, Ăſăkus mit Namen, kommen, welcher ein Wahrſager war, und von ſeinem mütterlichen Großvater Merops die Kunſt Träume zu deuten erlernt hatte. Ăſăkus erklärte, ſeine Stiefmutter Hekŭba werde einen Sohn gebären, der ſeiner Vaterſtadt zum Verderben gereichen müſſe. Er riet daher, das Kind, das ſie erwartete, auszuſetzen. Wirklich gebar die Königin einen Sohn, und die Liebe zum Vaterland überwog bei ihr das Muttergefühl. Sie geſtattete ihrem Gatten Priămus, das neugeborene Kind einem Sklaven zu geben, der es auf den Berg Ida tragen und daſelbſt ausſetzen ſollte. Der Knecht hieß Agelăus. Dieſer that, wie ihm befohlen war, aber eine Bärin reichte dem Säugling die Bruſt und nach fünf Tagen fand der Sklave das Kind geſund und munter im Walde liegen. Jetzt hob er es auf, nahm es mit ſich, erzog es auf ſeinem Äckerchen wie ſein eigenes Kind und nannte den Knaben Paris.

Als der Königsſohn unter den Hirten zum Jünglinge herangewachſen war, zeichnete er ſich durch Körperſtärke und Schönheit aus und wurde ein Schutz aller Hirten des Berges Ida gegen die Räuber, daher ihn jene auch nur Alexander, d. h. Männerhilf, nannten.

Nun geſchah es eines Tages, als er mitten im abwegſamſten und ſchattigſten Thale, das ſich durch die Schluchten des Berges Ida hinzog, zwiſchen Tannen und Steineichen, ferne von ſeinen Herden, die den Zugang zu dieſer Einſamkeit nicht fanden, an einen Baum gelehnt mit verſchränkten Armen hinabſchaute durch den Bergriß, der eine Durchſicht auf die Paläſte Trojas und das ferne Meer gewährte, daß er einen Götterfußtritt vernahm, der die Erde um ihn her beben machte. Ehe er ſich beſinnen konnte, ſtand, halb von ſeinen Flügeln, halb von den Füßen getragen, Hermes, der Götterbote, den goldnen Heroldsſtab in den Händen vor ihm; doch war auch er nur der Verkündiger einer neuen Göttererſcheinung; denn drei himmliſche Frauen, Göttinnen des Olymp, kamen mit leichten Füßen über das weiche, nie gemähete und nie abgeweidete Gras einhergeſchritten, daß ein heiliger Schauer den Jüngling überlief und ſeine Stirnhaare ſich aufrichteten. Doch der geflügelte Götterbote rief ihm entgegen: „Lege alle Furcht ab, die Göttinnen kommen zu dir als zu ihrem Schiedsrichter, dich haben ſie gewählt zu entſcheiden, welche von ihnen dreien die ſchönſte ſei; Zeus befiehlt dir, dich dieſem Richteramte zu unterziehen: er wird dir ſeinen Schirm und Beiſtand nicht verſagen!“ So ſprach Hermes und erhob ſich auf ſeinen Fittigen, den Augen des Königsſohnes entſchwebend, über das enge Thal empor. Seine Worte hatten dem blöden Hirten Mut eingeflößt, er wagte es den ſchüchtern geſenkten Blick zu erheben und die göttlichen Geſtalten, die in überirdiſcher Größe und Schönheit ſeines Spruches gewärtig vor ihm ſtanden, zu muſtern. Der erſte Anblick ſchien ihm zu ſagen, daß eine wie die andere wert ſei, den Preis der Schönheit davon zu tragen: doch gefiel ihm jetzt die eine Göttin mehr, jetzt die andere, ſo wie er länger auf einer der herrlichen Geſtalten verweilt hatte. Nur ſchien ihm allmählich eine, die jüngſte und zärteſte, holder und liebenswürdiger als die andern, und ihm war, als ob aus ihren Augen ein Netz von Liebesſtrahlen ausgehend ſich ihm um Blick und Stirne ſpänne. Indeſſen hub die ſtolzeſte der drei Frauen, die an Wuchs und Hoheit über die beiden andern hervorragte, dem Jünglinge gegenüber an: „Ich bin Hera, die Schweſter und Gemahlin des Zeus. Wenn du dieſen goldenen Apfel, welchen Eris, die Göttin der Zwietracht, beim Hochzeitmahle der Thetis und des Peleus unter die Gäſte warf, mit der Aufſchrift: „der Schönſten,“ mir zuerkenneſt, ſo ſoll dir, ob du gleich nur ein aus dem Königspalaſte verſtoßener Hirte biſt, die Herrſchaft über das ſchönſte Reich der Erde nicht fehlen.“ — „Ich bin Pallas, die Göttin der Weisheit,“ ſprach die andere mit der reinen, gewölbten Stirne, den tiefblauen Augen und dem jungfräulichen Ernſt im ſchönen Antlitz; „wenn du mir den Sieg zuerkennſt, ſollſt du den höchſten Ruhm der Weisheit und Männertugend unter den Menſchen ernten!“ Da ſchaute die dritte, die bisher immer nur mit den Augen geſprochen hatte, den Hirten mit einem ſüßen Lächeln noch durchdringender an, und ſagte: „Paris, du wirſt dich doch nicht durch das Verſprechen von Geſchenken bethören laſſen, die beide voll Gefahr und ungewiſſen Erfolges ſind! Ich will dir eine Gabe geben, die dir gar keine Unluſt bereiten ſoll; ich will dir geben, was du nur zu lieben brauchſt, um ſeiner froh zu werden: das ſchönſte Weib der Erde will ich dir als Gemahlin in die Arme führen! Ich bin Aphrodīte, die Göttin der Liebe!“

Als Aphrodīte dem Hirten Paris dies Verſprechen that, ſtand ſie vor ihm, mit ihrem Gürtel geſchmückt, der ihr den höchſten Zauber der Anmut verlieh. Da erblaßte vor dem Schimmer der Hoffnung und ihrer Schönheit der Reiz der andern Göttinnen vor ſeinen Augen, und mit trunkenem Mute erkannte er der Liebesgöttin das goldene Kleinod, das er aus Heras Hand empfangen hatte, zu. Hera und Athene wandten ihm zürnend den Rücken und ſchwuren die Majeſtätsbeleidigung ihrer Geſtalt an ihm, an ſeinem Vater Priămus, am Volk und Reiche der Trojaner zu rächen, und alle miteinander zu verderben, und Hera insbeſondere wurde von dieſem Augenblicke an die unverſöhnlichſte Feindin der Trojaner. Aphrodīte aber ſchied von dem entzückten Hirten mit holdſeligem Gruße, nachdem ſie ihm ihr Verſprechen feierlich und mit dem Göttereide bekräftigt, wiederholt hatte.

Paris lebte ſeiner Hoffnung geraume Zeit als unerkannter Hirte auf den Höhen des Ida; aber da die Wünſche, welche die Göttin in ihm rege gemacht hatte, ſo lange nicht in Erfüllung gingen, ſo vermählte er ſich hier mit einer ſchönen Jungfrau, namens Önōne, die für die Tochter eines Flußgottes und einer Nymphe galt, und mit welcher er auf dem Berge Ida bei ſeinen Herden glückliche Tage in der Verborgenheit verlebte. Endlich lockten ihn Leichenſpiele, die der König Priămus für einen verſtorbenen Anverwandten hielt, zu der Stadt hinab, die er früher nie betreten hatte. Priămus ſetzte nämlich bei dieſem Feſte als Kampfpreis einen Stier aus, den er bei den Hirten des Ida von ſeinen Herden holen ließ. Nun traf es ſich, daß gerade dieſer Stier der Lieblingsſtier des Paris war, und da er ihn ſeinem Herrn dem Könige nicht vorenthalten durfte, ſo beſchloß er wenigſtens den Kampf um denſelben zu verſuchen. Hier ſiegte er in den Kampfſpielen über alle ſeine Brüder, ſelbſt über den hohen Hektor, der der tapferſte und herrlichſte von ihnen war. Ein anderer mutiger Sohn des Königs Priămus, Deiphŏbus, von Zorn und Scham über ſeine Niederlage überwältigt, wollte den Hirtenjüngling niederſtoßen. Dieſer aber flüchtete ſich zum Altare des Zeus, und die Tochter des Priămus, Kaſſandra, welche die Wahrſagergabe von den Göttern zum Angebinde erhalten hatte, erkannte in ihm ihren ausgeſetzten Bruder. Nun umarmten ihn die Eltern, vergaßen über der Freude des Wiederſehens die verhängnisvolle Weisſagung bei ſeiner Geburt, und nahmen ihn als ihren Sohn auf.

Vorerſt kehrte nun Paris zu ſeiner Gattin und ſeinen Herden zurück, indem er auf dem Berge Ida eine ſtattliche Wohnung als Königsſohn erhielt. Bald jedoch fand ſich Gelegenheit für ihn zu einem königlicheren Geſchäfte, und nun ging er, ohne es zu wiſſen, dem Preis entgegen, den ihm ſeine Freundin, die Göttin Aphrodīte, verſprochen hatte.

Der Raub der Helena. Wir wiſſen, daß, als König Priămus noch ein zarter Knabe war, ſeine Schweſter Heſione von Herakles, der den Laomĕdon getötet und Troja erobert hatte, als Siegesbeute fortgeſchleppt und ſeinem Freunde Telămon geſchenkt worden war. Obgleich dieſer Held ſie zu ſeiner Gemahlin erhoben und zur Fürſtin von Salămis gemacht, ſo hatte doch Priămus und ſein Haus dieſen Raub nicht verſchmerzt. Als nun an dem Königshofe einmal wieder die Rede von dieſer Entführung war und Priămus ſeine große Sehnſucht nach der fernen Schweſter zu erkennen gab, da ſtand in dem Rate ſeiner Söhne Alexander oder Paris auf und erklärte, wenn man ihn mit einer Flotte nach Griechenland ſchicken wollte, ſo gedenke er mit der Götter Hilfe des Vaters Schweſter den Feinden mit Gewalt zu entreißen und mit Sieg und Ruhm gekrönt nach Hauſe zurückzukehren. Seine Hoffnung ſtützte ſich auf die Gunſt der Göttin Aphrodite und er erzählte deswegen dem Vater und den Brüdern, was ihm bei ſeinem Herden begegnet war. Priămus ſelbſt zweifelte jetzt nicht länger, daß ſein Sohn Alexander den beſonderen Schutz der Himmliſchen erhalten werde und auch Deïphŏbus ſprach die gute Zuverſicht aus, daß, wenn ſein Bruder mit einer ſtattlichen Kriegsrüſtung erſchiene, die Griechen Genugthuung geben und Heſiŏne ihm ausliefern würden. Nun war aber unter den vielen Söhnen des Priămus auch ein Seher, Namens Helĕnus. Dieſer brach plötzlich in weiſſagende Worte aus und verſicherte, wenn ſein Bruder Paris ein Weib aus Griechenland mitbringe, ſo werden die Griechen nach Troja kommen, die Stadt ſchleifen, den Priămus und alle ſeine Söhne niedermachen. Dieſe Wahrſagung brachte Zwieſpalt in den Rat. Troilus, der jüngſte Sohn des Priămus, ein thatenluſtiger Jüngling, wollte von den Prophezeiungen ſeines Bruders nichts hören, ſchalt ſeine Furchtſamkeit und riet, ſich durch ſeine Drohungen nicht vom Kriege abſchrecken zu laſſen. Andere zeigten ſich bedenklicher. Priămus aber trat auf die Seite ſeines Sohnes Paris; denn ihn verlangte ſehnlich nach der Schweſter.

Nun wurde von dem König eine Volksverſammlung berufen, in welcher Priămus den Trojanern vortrug, wie er ſchon früher unter Antenors Anführung eine Geſandtſchaft nach Griechenland geſchickt, Genugthuung für den Raub der Schweſter und dieſe ſelbſt zurückverlangt hätte. Damals ſei Antenor mit Schmach abgewieſen worden, jetzt aber gedenke er, wenn es dem verſammelten Volke ſo gefalle, ſeinen eigenen Sohn Paris mit einer anſehnlichen Kriegsmacht auszuſenden und das mit Gewalt zu erzwingen, was Güte nicht zuwege gebracht. Zur Unterſtützung dieſes Vorſchlags erhob ſich Antenor, ſchilderte mit Unwillen, was er ſelbſt, als friedlicher Geſandter, Schmähliches in Griechenland geduldet hatte, und beſchrieb das Volk der Griechen als trotzig im Frieden und verzagt im Kriege. Seine Worte feuerten das Volk an, daß es ſich mit lautem Zurufe für den Krieg erklärte. Aber der weiſe König Priămus wollte die Sache nicht leichtſinnig beſchloſſen wiſſen und forderte jeden auf zu ſprechen, der ein Bedenken in dieſer Angelegenheit auf dem Herzen hätte. Da ſtand Panthŏus, einer der Älteſten Trojas, in der Verſammlung auf und erzählte, was ſein Vater Othryas, von der Götter Orakel belehrt, ihm ſelbſt in jungen Jahren anvertraut hatte. Wenn je ein Mal ein Königsſohn aus Laomĕdons Geſchlechte eine Gemahlin aus Griechenland ins Haus führen würde, ſo ſtehe den Trojanern das äußerſte Verderben bevor. „Darum," ſchloß er ſeine Rede, „laſſet uns vom trügeriſchen Kriegsruhm nicht verführen, Freunde und unſer Leben lieber in Frieden und Ruhe dahinbringen, als auf das Spiel der Schlachten ſetzen und zuletzt mitſamt der Freiheit verlieren." Aber das Volk murrte über dieſen Vorſchlag und rief ſeinem Könige Priămus zu, den furchtſamen Worten eines alten Mannes kein Gehör zu ſchenken und zu thun, was er im Herzen doch ſchon beſchloſſen hätte.

Da ließ Priămus Schiffe rüſten, die auf dem Berge Ida gezimmert worden und ſandte ſeinen Sohn Hektor ins Phrygerland, Paris und Deïphŏbus aber ins benachbarte Päonien, um verbündete Völker zu ſammeln; auch Trojas waffenfähige Männer ſchickten ſich zum Kriege an, und ſo kam bald ein gewaltiges Heer zuſammen. Der König ſtellte dasſelbe unter den Befehl ſeines Sohnes Paris und gab ihm den Bruder Deïphŏbus, den Sohn des Panthŏus, Polydămas und den Fürſten Änēas an die Seite; die mächtige Ausrüſtung ging in die See und ſteuerte der griechiſchen Inſel Cythēre zu, wo ſie zuerſt zu landen gedachten. Unterwegs begegnete die Flotte dem Schiffe des griechiſchen Völkerfürſten und ſpartaniſchen Königes Menelāus, der auf einer Fahrt nach Pylos zu dem weiſen Fürſten Neſtor begriffen war. Dieſer ſtaunte, als er den prächtigen Schiffszug erblickte und auch die Trojaner betrachteten neugierig das ſchöne griechiſche Fahrzeug, das feſtlich ausgeſchmückt einen der erſten Fürſten Griechenlands zu tragen ſchien. Aber beide Teile kannten einander nicht, jeder beſann ſich, wohin wohl der andere fahren möge, und ſo flogen ſie auf den Wellen aneinander vorüber. Die trojaniſche Flotte kam glücklich auf der Inſel Cythēre an. Von dort wollte ſich Paris nach Sparta begeben und mit den Zeusſöhnen Kaſtor und Pollux in Unterhandlung treten, um ſeine Vatersſchweſter Heſiŏne in Empfang zu nehmen. Würden die griechiſchen Helden ſie ihm verweigern, ſo hatte er von ſeinem Vater den Befehl, mit der Kriegsflotte nach Salămis zu ſegeln und die Fürſtin mit Gewalt zu entführen.

Ehe jedoch Paris dieſe Geſandtſchaftsreiſe nach Sparta antrat, wollte er in einem der Aphrodite und Artĕmis gemeinſchaftlich geweihten Tempel zuvor ein Opfer darbringen. Inzwiſchen hatten die Bewohner der Inſel die Erſcheinung der prächtigen Flotte nach Sparta gemeldet, wo in der Abweſenheit ihres Gemahls Menelāus die Fürſtin Helĕna allein Hof hielt. Dieſe, eine Tochter des Zeus und der Leda und die Schweſter des Kaſtor und Pollux, war die ſchönſte Frau ihrer ganzen Zeit und als zartes Mädchen ſchon von Theſeus entführt, aber von ihren Brüdern ihm wieder entriſſen worden.*) Als ſie, zur Jungfrau aufgeblüht, bei ihrem Stiefvater Tyndarĕus, König zu Sparta, heranwuchs, zog ihre Schönheit ein ganzes Heer Freier herbei, und der König fürchtete, wenn er einen von ihnen zum Eidam wählte, ſich alle anderen zu Feinden zu machen. Da gab ihm Odyſſeus von Ithăka, der kluge griechiſche Held, den Rat, alle Freier durch einen Eid zu verpflichten, daß ſie dem erkorenen Bräutigam gegen jeden andern, der den König um dieſer Heirat ſeiner Tochter willen anfeinden würde, mit den Waffen in der Hand beiſtehen wollten. Als Tyndarĕus dies vernommen, ließ er die Freier den Eid ſchwören und nun wählte er ſelbſt den Sohn des Atreus, Agamemnons Bruder, Menelāus den Argiverfürſten, gab ihm die Tochter zur Gemahlin und überließ ihn ſein Königreich Sparta. Helĕna gebar ihrem Gemahl eine Tochter, Hermiŏne, die noch in der Wiege lag, als Paris nach Griechenland kam.

Als nun die ſchöne Fürſtin Helĕna, die in ihrem Palaſte während des Gemahls Abweſenheit freudloſe Tage ohne Abwechslung verlebte, von der Ankunft der herrlichen Ausrüſtung eines fremden Königsſohnes auf der Inſel Cythēre Kunde erhielt, wandelte ſie eine weibliche Neugier an, den Fremdling und ſein kriegeriſches Gefolge zu ſchauen und um dies Verlangen befriedigen zu können, veranſtaltete auch ſie ein feierliches Opfer im Artemistempel auf Cythēre. Sie betrat das Heiligtum in dem Augenblicke, als Paris ſein Opfer vollbracht hatte. Wie dieſer die eintretende Fürſtin gewahr ward, ſanken ihm die zum Gebet erhobenen Hände und er verlor ſich in Staunen; denn er meinte, die Göttin Aphrodite ſelbſt wieder zu erblicken, wie ſie ihm in ſeinem Hirtengehöfte erſchienen war. Der Ruf ihrer Schönheit hatte ſich zwar längſt Bahn zu ihm gemacht und Paris war begierig geweſen, ihrer Reize in Sparta anſichtig zu werden. Doch hatte er gemeint, das Weib, das ihm die Göttin der Liebe verheißen hatte, müſſe viel ſchöner ſein, als die Beſchreibung von Helĕna lautete. Auch dachte er bei der Schönen, die ihm verſprochen war, an eine Jungfrau und nicht an die Gattin eines anderen. Jetzt aber, wo er die Fürſtin von Sparta vor Augen ſah und ihre Schönheit mit der Schönheit der Liebesgöttin ſelbſt wetteiferte, ward ihm plötzlich klar, daß nur dieſes Weib es ſein könne, das ihm Aphrodite zum Lohne für ſein Urteil zugeſagt hatte. Der Auftrag ſeines Vaters, der ganze Zweck der Ausrüſtung und Reiſe ſchwand in dieſem Augenblick aus ſeinem Geiſte; er ſchien ſich mit ſeinen Tauſenden Bewaffneter nur dazu ausgeſendet, Helĕna zu erobern. Während er ſo in ihre Schönheit verſunken ſtand, betrachtete auch die Fürſtin Helĕna den ſchönen aſiatiſchen Königsſohn mit dem langen Haarwuchs, in Gold und Purpur mit orientaliſcher Pracht gekleidet, mit nicht unterdrücktem Wohlgefallen; das Bild ihres Gemahls erbleichte in ihrem Geiſte und an ſeine Stelle trat die reizende Geſtalt des jugendlichen Fremdlings.

Indeſſen kehrte Helĕna nach Sparta in ihren Königspalaſt zurück, ſuchte das Bild des ſchönen Jünglings aus ihrem Herzen zu verdrängen und wünſchte ihren noch immer auf Pylos verweilenden Gatten Menelāus zurück. Statt ſeiner erſchien Paris ſelbſt mit ſeinem erleſenen Volk in Sparta und bahnte ſich mit ſeiner Botſchaft den Weg in des Königs Halle, obgleich dieſer abweſend war. Die Gemahlin des Fürſten Menelāus empfing ihn mit der Gaſtfreundſchaft, welche ſie dem Fremden und mit der Auszeichnung, welche ſie dem Königsſohne ſchuldig war. Da bethörte ſeine Saitenkunſt, ſein einſchmeichelndes Geſpräch und die heftige Glut ſeiner Liebe das unbewachte Herz der Königin. Als Paris ihre Treue wanken ſah, vergaß er den Auftrag ſeines Vaters und Volkes, und nur das trügeriſche Verſprechen der Liebesgöttin ſtand vor ſeiner Seele. Er verſammelte ſeine Getreuen, die bewaffnet mit ihm nach Sparta gekommen waren und verführte ſie durch Ausſicht auf reiche Beute, in den Frevel zu willigen, welchen er mit ihrer Hülfe auszuführen gedachte. Dann ſtürmte er den Palaſt, bemächtigte ſich der Schätze des griechiſchen Fürſten und entführte die ſchöne Helĕna widerſtrebend und doch nicht ganz wider Willen nach der Inſel und ſeiner Flotte.

Als er mit ſeiner reizenden Beute auf der See durch das ägäiſche Meer ſchwamm, überfiel die eilenden Fahrzeuge eine plötzliche Windſtille: vor dem Königsſchiffe, das den Räuber mit der Fürſtin trug, teilte ſich die Woge, und der uralte Meeresgott Nereus hub ſein ſchilfbekränztes Haupt mit den triefenden Haar- und Bartlocken aus der Flut empor und rief dem Schiffe, welches mit Nägeln in das Waſſer geheftet ſchien, dieſes ſelber einem ehernen Walle gleichend, der ſich um die Rippen des Fahrzeugs aufgeworfen hatte, ſeine fluchende Wahrſagung zu: „Unglücksvögel flattern deiner Fahrt voran, verwünſchter Räuber! Die Griechen werden kommen mit Heeresmacht, verſchworen, deinen Frevelbund und das alte Reich des Priămus zu zerreißen! Wehe mir, wie viel Roſſe, wie viel Männer erblicke ich! Wie viel Leichen verurſachſt du dem dardaniſchen Volke! Schon rüſtet Pallas ihren Helm, ihren Schild und ihre Wut! Jahre lang dauert der blutige Kampf und den Untergang deiner Stadt hält nur der Zorn eines Helden auf. Aber wenn die Zahl der Jahre voll iſt, wird griechiſcher Feuerbrand die Häuſer Trojas freſſen!"

So prophezeite der Greis und tauchte wieder in die Flut. Mit Entſetzen hatte Paris zugehört; als aber der Fahrwind wieder luſtig blies, vergaß er bald im Arm der geraubten Fürſtin der Weiſſagung und legte ſich mit ſeiner ganzen Flotte vor der Inſel Kranä vor Anker, wo die treuloſe und leichtſinnige Gattin des Meneläus ihm jetzt freiwillig ihre Hand reichte und das feierliche Beilager gehalten wurde. Da vergaßen beide Heimat und Vaterland und zehrten von den mitgebrachten Schätzen lange Zeit in Herrlichkeit und Freuden. Jahre vergingen, bis ſie nach Troja aufbrachen.

---

*) Vergl. oben Seite 44.

Die Griechen. Die Verſündigung, die ſich Paris als Geſandter zu Sparta gegen Völkerrecht und Gaſtrecht hatte zu Schulden kommen laſſen, trug im Augenblick ihre Früchte und empörte gegen ihn ein bei dem Heldenvolke der Griechen alles vermögendes Fürſtengeſchlecht. Meneläus, König von Sparta, und Agamemnon, ſein älterer Bruder, König von Mycēne, waren Nachkommen des Tantălus, Enkel des Pelops, Sohne des Atreus, aus einem an hohen wie an verruchten Thaten reichen Stamme; dieſen beiden mächtigen Brüdern gehorchten außer Argos und Sparta die meiſten Staaten des Peloponneſes und die Häupter des übrigen Griechenlands waren mit ihnen verbündet. Als daher die Nachricht von dem Raube ſeiner Gattin Helĕna den König Meneläus bei ſeinem greiſen Freunde Neſtor zu Pylos traf, eilte der entrüſtete Fürſt zu ſeinem Bruder Agamemnon nach Mycēne, wo dieſer mit ſeiner Gemahlin Klytämneſtra, der Halbſchweſter Helĕnas, regierte. Dieſer teilte den Schmerz und den Unwillen ſeines Bruders; doch tröſtete er ihn und verſprach, die Freier Helĕnas ihres Eides zu gemahnen. So bereiſten die Brüder ganz Griechenland und forderten ſeine Fürſten zur Teilnahme an dem Kriege gegen Troja auf. Die erſten, die ſich anſchloſſen, waren Tlepolĕmus, ein berühmter Fürſt aus Rhodus, ein Sohn des Herakles, der ſich erbot, neunzig Schiffe zu dem Feldzuge gegen die trügeriſche Stadt Troja zu ſtellen; dann Diomēdes, der Sohn des unſterblichen Helden Tydeus, der mit achtzig Schiffen die mutigſten Peloponneſier der Unternehmung zuzuführen verſprach. Nachdem die beiden Fürſten mit den Atriden zu Sparta Rat gepflogen, erging die Aufforderung auch an die Dioskuren oder Zeusſöhne Kaſtor und Pollux, die Brüder Helĕnas. Dieſe aber waren ſchon auf die erſte Nachricht von der Entführung ihrer Schweſter dem Räuber nachgeſegelt und bis zur Inſel Lesbos, ganz nahe an die trojaniſche Küſte gekommen; dort ergriff ein Sturm ihr Schiff und verſchlang es. Die Dioskuren ſelbſt verſchwanden; aber die Sage verſichert, ſie ſeien nicht in den Wellen umgekommen, ſondern ihr Vater Zeus habe ſie als Sternbilder an den Himmel verſetzt, wo ſie als Beſchirmer der Schifffahrt und Schutzgötter der Schifffahrenden ihr ſorgenvolles Amt von Zeitalter zu Zeitalter verwalten. Indeſſen erhob ſich ganz Griechenland und gehorchte der Aufforderung der Atriden; zuletzt waren nur zwei berühmte Fürſten noch zurück. Der eine war der ſchlaue Odyſſeus aus Ithăka, der Gemahl Penelŏpes. Dieſer wollte ſein junges Weib und ſeinen zarten Knaben Telemăchus der treuloſen Gattin des Spartanerkönigs zu Liebe nicht verlaſſen. Als daher Palamēdes, der Sohn des Fürſten Nauplius aus Euböa, der vertraute Freund des Meneläus, mit dem Sparterfürſten deswegen zu ihm kam, heuchelte er Narrheit, ſpannte zu dem Ochſen einen Eſel an den Pflug und pflügte mit dem ſeltſamen Paare ſein Feld, indem er in die Furchen, die er zog, ſtatt des Samens Salz ausſtreute. So ließ er ſich von beiden Helden treffen und hoffte dadurch von dem verhaßten Zuge frei zu bleiben. Aber der einſichtsvolle Palamēdes durchſchaute den verſchlagenſten aller Sterblichen, ging, während Odyſſeus ſeinen Pflug lenkte, heimlich in ſeinen Palaſt, brachte ſeinen jungen Sohn Telemăchus aus der Wiege herbei, legte dieſen in die Furche, über die Odyſſeus eben hinwegackern wollte. Da hob der Vater den Pflug ſorgfältig über das Kind hinweg und wurde von den laut aufſchreienden Helden ſeines Verſtandes überwieſen. Er konnte ſich jetzt nicht länger mehr weigern, an dem Zuge teil zu nehmen und verſprach, die bitterſte Feindſchaft gegen Palamēdes in ſeinem liſtigen Herzen, zwölf bemannte Schiffe aus Ithăka und den Nachbarinſeln dem Könige Meneläus zur Verfügung zu ſtellen.

Der andere Fürſt, deſſen Zuſtimmung noch nicht erfolgt, ja deſſen Aufenthalt man nicht einmal kannte, war Achilles, der junge, aber herrliche Sohn des Peleus und der Meeresgöttin Thetis. Als dieſer ein neugeborenes Kind war, wollte ſeine unſterbliche Mutter auch ihn unſterblich machen, ſteckte ihn, von ſeinem Vater Peleus ungeſehen, des Nachts in ein himmliſches Feuer und fing ſo zu vertilgen an, was vom Vater her an ihm ſterblich war. Bei Tage aber heilte ſie die verſengten Stellen mit Ambroſia. Dies that ſie von einer Nacht zur andern. Einmal aber belauſchte ſie Peleus und ſchrie laut auf, als er ſeinen Sohn im Feuer zappeln ſah. Dieſe Störung hinderte Thetis, ihr Werk zu vollbringen, ſie ließ den unmündigen Sohn, der auf dieſe Weiſe ſterblich geblieben war, troſtlos liegen, entfernte ſich und kehrte nicht mehr in den Palaſt ihres Gatten zurück, ſondern entwich in das feuchte Wellenreich der Nereiden. Peleus aber, der ſeinen Knaben gefährlich verwundet glaubte, hub ihn vom Boden auf und brachte ihn zu dem großen Wundarzt, dem Erzieher ſo vieler Helden, dem weiſen Centauren Chiron. Dieſer nahm ihn liebreich auf und nährte den Knaben mit Bärenmark und mit der Leber von Löwen und Ebern. Als nun Achilles neun Jahre alt war, erklärte der griechiſche Seher Kalchas, daß die ferne Stadt Troja in Aſien, welcher der Untergang durch griechiſche Waffen bevorſtehe, ohne den Knaben nicht werde erobert werden können. Dieſe Wahrſagung drang auch zu ſeiner Mutter Thetis hinab durch die tiefe See in ihr unſterbliches Ohr und weil ſie wußte, daß jener Feldzug ihrem Sohn den Tod bringen würde, ſo ſtieg ſie wieder empor aus dem Meere, ſchlich ſich in ihres Gatten Palaſt, ſteckte den Knaben in Mädchenkleider und brachte ihn in dieſer Verwandlung zu dem Könige Lykomēdes auf der Inſel Scyros, der ihn unter ſeinen Mädchen als Jungfrau heranwachſen ließ und in weiblichen Arbeiten großzog. Als aber dem Jüngling der Flaum um das Kinn zu keimen anfing, entdeckte er ſich in ſeiner Verkleidung der lieblichen Tochter des Königs, Dëidamīa. Die gleiche zärtliche Neigung vereinigte in der Verborgenheit den Heldenjüngling mit der königlichen Jungfrau und während er bei allen Bewohnern der Inſel für eine Verwandte des Königs galt und auch bei Dëidamīa für nichts anderes gelten ſollte, war er heimlich ihr Gemahl geworden. Jetzt, wo der Götterſohn zur Beſiegung Trojas unentbehrlich war, entdeckte der Seher Kalchas, dem wie ſein Geſchick, ſo auch ſein Aufenthalt kein Geheimnis geblieben, dieſen letztern den Atriden; und nun ſchickten die Fürſten den Odyſſeus und den Diomēdes ab, ihn in den Krieg zu holen. Als die Helden auf der Inſel Scyros ankamen, wurden ſie dem Könige und ſeinen Jungfrauen vorgeführt. Aber das zarte Jungfrauengeſicht verbarg den künftigen Helden und, ſo ſcharfſichtig der Blick der beiden Griechenfürſten war, ſo vermochten ſie doch nicht, ihn aus der Mädchenſchar heraus zu erkennen. Da nahm Odyſſeus ſeine Zuflucht zu einer Liſt. Er ließ, wie von ungefähr, in den Frauenſaal, in dem die Mädchen ſich befanden, einen Schild und einen Speer bringen und dann die Kriegstrompete blaſen, als ob der Feind heranrückte. Bei dieſen Schreckenstönen entflohen alle Frauen aus dem Saale, Achilles aber blieb allein zurück und griff mutig zu dem Speer und zu dem Schilde. Jetzt ward er von den Fürſten entlarvt und erbot ſich, an der Spitze ſeiner Myrmidonen oder Theſſalier, in Begleitung ſeines Erziehers Phönix und ſeines Freundes Patrŏklus, welcher mit ihm einſt bei Peleus auferzogen worden war, mit fünfzig Schiffen zu dem griechiſchen Heere zu ſtoßen.

Zum Verſammlungsort aller griechiſchen Fürſten und ihrer Scharen und Schiffe wurde die Hafenſtadt Aulis in Böotien, an der Meerenge von Euböa, durch Agamemnon auserſehen, den die Volkshäupter als den thätigſten Beförderer der Unternehmung zum oberſten Befehlshaber derſelben ernannt hatten.

In jenem Hafen ſammelten ſich nun außer den genannten Fürſten mit ihren Schiffen unzählige andere. Die vornehmſten darunter waren der rieſige Ajax, der Sohn des Telămon aus Salămis und ſein Halbbruder Teucer, der treffliche Bogenſchütze; der kleine, ſchnelle Ajax aus dem Lokrerlande; Meneſthēus aus Athen, Askaläphus und Jalmĕnus, Söhne des Kriegsgottes mit ihren Minyern aus Orchomĕnus; aus Böotien Penelĕus, Arkeſilaus, Klonius, Prothoēnor; aus Phokis Schedius und Epiſtrophus; aus Euböa und mit den Abantern Elephēnor; mit einem Teile der Argiver und anderen Peloponneſiern außer Diomēdes, Sthenĕlus, der Sohn des Kapanēus und Euryălus, der Sohn des Mekiſteus; aus Pylos Neſtor der Greis, der ſchon drei Menſchenalter geſehen; aus Arkadien Agapēnor, der Sohn des Ancäus; aus Elis und andern Städten Amphimăchus, Thalpius, Diores und Polyxĕnus; aus Dulichium und den echinadiſchen Inſeln Meges, der Sohn des Phyleus; mit den Ätoliern Thoas, der Sohn des Adrămon; aus Kreta Idomĕneus und Meriŏnes; aus Rhodus der Heraklide Tlepolĕmus; aus Syma (Inſel) Nireus, der ſchönſte Mann im griechiſchen Heere; aus den kalydniſchen Inſeln die Herakliden Phidippus und Antiphus; aus Phylăke Podarkes, Sohn des Iphiklus; aus Pherä in Theſſalien Eumelus, der Sohn des Admetus und der frommen Alceſtis; aus Methone, Thaumakia und Meliböa Philoktētes; aus Trikka, Ithōma und Öchalia die zwei heilkundigen Männer Podalirius und Machāon; aus Ormenium und der Umgegend Eurypўlus, der Sohn des Euämon; aus Agriſſa und der Gegend Polypētes, der Sohn des Pirithŏus, des Theſeunsfreudes; Guneus aus Kyphos, Prothŏus aus Magneſia.

Dies waren nebſt den Atriden, Odyſſeus und Achilles, die Fürſten und Gebieter der Griechen, die, keiner mit wenigen Schiffen, ſich in Aulis ſammelten. Die Griechen ſelbſt wurden damals bald Danäer genannt, von dem alten ägyptiſchen Könige Danäus her, der ſich zu Argos im Peloponneſe niedergelaſſen hatte, bald Argiver, von der mächtigſten Landſchaft Griechenlands, Argŏlis oder dem Argiverlande; bald Achajer oder Achiver, von dem alten Namen Griechenlands Achāja. Später heißen ſie Griechen, von Gräcus, dem Sohne des Theſſalus, und Helenen, von Hellen, dem Sohne des Deukalion und der Pyrrha.

Botſchaft der Griechen an Priamus. Unterdeſſen, ſo lange die Ausrüſtung der Griechen ſich vorbereitete, ward von Agamemnon im Rate ſeiner Vertrauten und der Häupter des Volkes, um auch gütliche Mittel nicht unverſucht zu laſſen, beſchloſſen, daß eine Geſandtſchaft nach Troja an den König Priămus abgehen ſollte, um ſich über die Verletzung des Völkerrechts und den Raub der griechiſchen Fürſtin zu beſchweren und die entriſſene Gattin des Fürſten Menelāus ſamt ihren Schätzen zurückzufordern. Es wurden hierzu in der Verſammlung der Kriegshäupter Palamēdes, Odyſſeus und Menelāus auserwählt und obgleich Odyſſeus im Herzen der Todfeind des Palamēdes war, ſo unterwarf er ſich doch zum gemeinen beſten der Einſicht dieſes Fürſten, der in dem griechiſchen Heere um ſeines Verſtandes und ſeiner Erfahrung willen hoch gefeiert war und überließ ihm willig die Ehre, am Hofe des Königs Priămus als Sprecher aufzutreten.

Die Trojaner und ihr König waren über die Ankunft einer Geſandtſchaft, die mit einer anſehnlichen Schiffsrüſtung erſchien, in kein geringes Erſtaunen verſetzt. Sie wußten von der unmittelbaren Urſache der Sendung noch nichts; denn Paris verweilte noch immer mit ſeiner geraubten Gattin auf der Inſel Kranä und war in Troja verſchollen. Priămus und ſein Volk glaubten deswegen nicht anders, als der trojaniſche Kriegszug, der die Geſandtſchaft des Paris und die Zurückforderung der Heſiŏne unterſtützen ſollte, habe Widerſtand in Griechenland gefunden und jetzt würden, nach Vernichtung desſelben, die Griechen, übermütig geworden, über die See herbeikommen, die Trojaner in ihrem eigenen Lande anzufallen. Die Nachricht, daß ſich griechiſche Geſandte der Stadt näherten, verſetzte ſie daher in nicht geringe Spannung. Indeſſen öffneten ſich denen die Thore willig und die drei Fürſten wurden ſofort in den Palaſt des Priămus und vor den König ſelbſt, der ſeine zahlreichen Söhne und die Häupter der Stadt zu einem Rate zuſammenberufen hatte, geführt. Palamēdes ergriff vor dem Könige das Wort, beklagte ſich bitter im Namen aller Griechen über die ſchändliche Verletzung des Gaſtrechtes, die ſich ſein Sohn Paris durch den Raub der Königin Helēna zu Schulden kommen laſſen. Dann entwickelte er die Gefahren eines Krieges, die dem Reiche des Priămus aus dieſer Unthat erwüchſen, zählte die Namen der mächtigſten Fürſten Griechenlands auf, die mit allen ihren Völkern auf mehr als tauſend Schiffen vor Troja erſcheinen würden und verlangte die gütliche Auslieferung der geraubten Fürſtin. „Du weißt nicht, o König," ſo ſchloß er ſeine Rede, „was für Sterbliche durch deinen Sohn beſchimpft worden ſind: es ſind die Griechen, die alle lieber ſterben, als daß einem einzigen von ihnen durch einem Fremdling ungerächte Kränkung widerfahre. Sie hoffen aber, indem ſie dieſes Unrecht zu rächen kommen, nicht zu ſterben, ſondern zu ſiegen; denn ihre Zahl iſt wie der Sand am Meere und alle ſind von Heldenmut erfüllt und alle brennen vor Begierde, die Schmach, die ihrem Volke widerfahren iſt, in dem Urheber zu tilgen. Darum verkündigt euch unſer oberſter Feldherr, Agamemnon, König der mächtigen Landſchaft Argos und der erſte Fürſt Griechenlands und mit ihm laſſen euch alle anderen Fürſten der Danaer ſagen: Gebet die Griechin, die ihr uns geſtohlen habt, heraus, oder ſeid alle des Untergangs gewärtig!"

Bei dieſen trotzigen Worten ergrimmten die Söhne des Königes und die Älteſten von Troja, zogen ihre Schwerter und ſchlugen ſtreitluſtig an ihre Schilde. Aber König Priămus gebot ihnen Ruhe, erhob ſich von ſeinem Königsſitze und ſprach: „Ihr Fremdlinge, die ihr im Namen eures Volkes ſo ſtrafende Worte an uns richtet, gönnet mir erſt, daß ich von meinem Staunen mich erhole. Denn weſſen ihr mich beſchuldiget, davon iſt uns allen nichts bewußt; vielmehr ſind wir es, die wir bei euch uns über das Unrecht zu beklagen haben, das ihr uns andichtet. Unſre Stadt hat euer Landsmann Herakles mitten im Frieden angefallen, aus unſrer Stadt hat er meine unſchuldige Schweſter Heſiŏne als Gefangene mit ſich geführt und ſie ſeinem Freunde, dem Fürſten Telămon auf Salamis, als Sklavin geſchenkt; und es iſt der gute Wille dieſes Mannes, daß ſie von ihm zu ſeiner ehelichen Gemahlin erhoben worden iſt und ihm nicht als Magd dient. Doch konnte dies den unehrlichen Raub nicht wieder gut machen und es iſt ſchon die zweite Geſandtſchaft, die diesmal unter meinem Sohne Paris nach eurem Lande abgegangen iſt, meine freventlich geraubte Schweſter zurückzuverlangen, damit ich wenigſtens noch in meinem Greiſenalter mich ihrer erfreuen könne. Wie mein Sohn Paris dieſen meinen königlichen Auftrag ausgerichtet, was er gethan hat und wo er weilt, weiß ich nicht. In meinem Palaſte und in unſerer Stadt befindet ſich kein griechiſches Weib, dies weiß ich gewiß. Ich kann euch alſo die verlangte Genugthuung nicht geben, auch wenn ich wollte. Kommt mein Sohn Paris, wie mein väterlicher Wunſch iſt, glücklich nach Troja zurück und bringt er eine entführte Griechin mit, ſo ſoll euch dieſe ausgeliefert werden, wenn ſie anders nicht als Flüchtlingin unſern Schutz anfleht. Aber auch dann werdet ihr ſie unter keiner andern Bedingung und nicht eher zurückerhalten, als bis ihr meine Schweſter Heſiŏne aus Salamis wieder in meine Arme zurückgeführt habt!"

Der Rat der Trojaner ſtimmte zu dieſen Worten des Königs; aber Palamedes ſprach trotzig: „Die Erfüllung unſerer Forderung, o König, läßt ſich von keiner Bedingung abhängig machen. Wir glauben deinem ehrwürdigen Antlitz und der Rede deines Mundes, die uns verſichert, daß die Gemahlin des Menelāus noch nicht in deinen Mauern angekommen iſt. Sie wird aber kommen, zweifle nicht; ihre Entführung durch deinen unwürdigen Sohn iſt nur allzu gewiß. Was zu unſerer Väter Zeiten von Herakles geſchehen iſt, dafür ſind wir nicht mehr verantwortlich. Aber was einer deiner Söhne uns jetzt eben von empörender Kränkung zugefügt hat, dafür verlangen wir Rechenſchaft von dir. Heſiŏne iſt willig mit Telămon davongezogen und ſie ſelbſt ſendet einen Sohn in dieſen Krieg, der euch bevorſteht, wenn ihr uns nicht Genugthuung gebet, den gewaltigen Fürſten Ajax. Helēna aber iſt wider Willen und freventlich geraubt worden. Danket dem Himmel, der euch durch eures Räubers Zögerung Bedenkzeit gegeben hat und faſſet einen Beſchluß, der das Verderben von euch abwendet."

Priămus und die Trojaner empfanden die übermütige Rede des Geſandten Palamedes übel, doch ehrten ſie an den Fremdlingen das Recht der Geſandtſchaft: die Verſammlung wurde aufgehoben und ein Älteſter von Troja, der Sohn des Äſyētes und der Kleomeſtra der verſtändige Antēnor, ſchirmte die fremden Fürſten vor allen Beſchimpfungen des Pöbels, führte ſie in ſein Haus und beherbergte ſie dort mit edler Gaſtlichkeit bis zum andern Morgen. Dann gab er ihnen das Geleite an den Strand, wo ſie die glänzenden Schiffe wieder beſtiegen, die ſie herbeigeführt hatten.

Agamemnon und Iphigenia. Während nun die Flotte zu Aulis ſich verſammelte, vertrieb der Völkerfürſt Agamemnon ſich die Zeit mit der Jagd. Da kam ihm eines Tages eine herrliche Hindin in den Schuß, die der Göttin Artemis oder Diana geheiligt war. Die Jagdluſt verführte den Fürſten: er ſchoß nach dem heiligen Wild und erlegte es mit dem prahlenden Worte: Artemis ſelbſt, die Göttin der Jagd, vermöge nicht beſſer zu treffen. Über dieſen Frevel erbittert ſchickte die Göttin, als in der Bucht von Aulis alles Griechenvolk gerüſtet, mit Schiffen, Roß und Wagen beiſammen war und der Seezug nun vor ſich gehen ſollte, dem verſammelten Heere tiefe Windſtille zu, ſo daß man ohne Ziel und Fahrt müßig in Aulis ſitzen mußte. Die ratsbedürftigen Griechen wandten ſich nun an ihren Seher Kalchas, den Sohn des Theſtor, welcher dem Volke ſchon früher weſentliche Dienſte geleiſtet hatte und jetzt erſchienen war, als Prieſter und Wahrſager den Feldzug mitzumachen. Dieſer that auch jetzt den Ausſpruch: „Wenn der oberſte Führer der Griechen, der Fürſt Agamemnon, Iphigenīa, ſein und Klytämneſtras geliebtes Kind, der Artēmis opfert, ſo wird die Göttin verſöhnt ſein: Fahrwind wird kommen und der Zerſtörung Trojas wird kein übernatürliches Hindernis mehr im Wege ſtehen."

Dieſe Worte des Sehers raubten dem Feldherrn der Griechen allen Mut. Sogleich beſchied er den Herold der verſammelten Griechen, Talthybius aus Sparta, zu ſich und ließ denſelben mit hellem Heroldsruf vor allen Völkern verkündigen, daß Agamemnon den Oberbefehl über das griechiſche Heer niedergelegt habe, weil er keinen Kindesmord auf ſein Gewiſſen laden wolle. Aber unter den verſammelten Griechen drohte auf die Verkündigung dieſes Entſchluſſes eine wilde Empörung auszubrechen. Menelāus begab ſich mit dieſer Schreckensnachricht zu ſeinem Bruder in das Feldherrnzelt, ſtellte ihm die Folgen ſeiner Entſchließung, die Schmach, die ihn, den Menelāus, treffen würde, wenn ſein geraubtes Weib Helēna in Feindeshänden bleiben ſollte, vor und bot ſo beredt alle Gründe auf, daß endlich Agamemnon ſich entſchloß, den Greuel geſchehen zu laſſen. Er ſandte an ſeine Gemahlin Klytämneſtra nach Mycēne eine briefliche Botſchaft, welche ihr befahl, die Tochter Iphigenia zum Heere nach Aulis zu ſenden und bediente ſich, um dieſem Gebote Gehorſam zu verſchaffen, des in der Not erdichteten Vorwandes, die Tochter ſolle, noch bevor das Heer der trojaniſchen Küſte zuſegle, mit dem jungen Sohne des Peleus, dem herrlichen Phthierfürſten Achilles, von deſſen geheimer Vermählung mit Dëïdamīa niemand wußte, verlobt werden. Kaum aber war der Bote fort, ſo bekam in Agamemnons Herzen das Vatergefühl wieder die Oberhand. Von Sorgen gequält und voll Reue über den unüberlegten Entſchluß, rief er noch in der Nacht einen alten, vertrauten Diener und übergab ihm einen Brief an ſeine Gemahlin Klytämneſtra zur Beſtellung; in dieſem ſtand geſchrieben, ſie ſollte die Tochter nicht nach Aulis ſchicken, er, der Vater, habe ſich eines andern beſonnen, die Vermählung müſſe bis aufs nächſte Frühjahr aufgeſchoben werden. Der treue Diener eilte mit dem Briefe davon, aber er erreichte ſein Ziel nicht. Noch ehe er vor der Morgendämmerung das Lager verließ, ward er von Menelāus, dem die Unſchlüſſigkeit des Bruders nicht entgangen war, und der deswegen alle ſeine Schritte überwacht hatte, ergriffen, der Brief ihm mit Gewalt entriſſen und ſofort von dem jüngern Atriden erbrochen. Das Blatt in der Hand trat Menelāus abermals in das Feldherrnzelt des Bruders. „Es giebt doch," rief er ihm unwillig entgegen, „nichts ungerechteres und ungetreueres, als den Wankelmut! Erinnerſt du dich denn gar nicht mehr, Bruder, wie begierig du nach dieſer Feldherrnwürde ſtrebteſt, wie du vor übelverheimlichter Luſt brannteſt, das Heer vor Troja zu führen? wie demütig du dich da gegen alle griechiſchen Fürſten geberdeteſt, wie gnädig du jedem Danäer die Rechte ſchüttelteſt? Deine Thür war ſtets unverſchloſſen; jedem, auch dem unterſten des Volkes ſchenkteſt du Zutritt und alle dieſe Geſchmeidigkeit bezweckte nichts anderes, als dir jene Würde zu verſchaffen. Aber als du nun Herr geworden wareſt, da war alles bald anders; da warſt du nicht mehr deiner alten Freunde Freund, wie vorher; zu Hauſe warſt du ſchwer zu treffen, draußen bei dem Heere zeigteſt du dich nur ſelten! So ſollte es ein Ehrenmann nicht machen; er ſollte am meiſten dann ſich unveränderlich gegen ſeine Freunde zeigen, wenn er ihnen am meiſten nützen kann! Du hingegen, wie haſt du dich betragen? Als du mit dem Griechenheere nach Aulis gekommen wareſt und, vom göttlichen Geſchicke heimgeſucht, vergebens auf Fahrwind hoffteſt und nun im Heere rings der Ruf ſich hören ließ: Laßt uns davonſegeln und nicht vergeblich in Aulis uns abmühen! Wie zerſtört und troſtlos blickte da dein Auge umher und wie wußteſt du ſamt deinen Schiffen keinen Rat! Damals beriefſt du mich und verlangteſt nach einem Auswege, deine ſchöne Feldherrnwürde nicht zu verlieren. Und als hierauf der Seher Kalchas befahl, anſtatt eines Opfers der Artemis deine Tochter darzubringen, da gelobteſt du nach kurzem Zuſpruche freiwillig deines Kindes Opferung und ſchickteſt Botſchaft an dein Weib Klytämneſtra, deine Tochter, ſcheinbar als Braut des Achilles, herzuſenden. Und jetzt, o Schande, beugſt du doch wieder aus und verfaſſeſt eine neue Schrift, durch welche du erklärſt, des Kindes Mörder nicht werden zu können? Aber freilich, tauſend andern iſt es ſchon ſo gegangen, wie dir. Raſtlos, bis ſie ans Ruder gelangt ſind, treten ſie ſpäter ſchimpflich zurück, wenn es gilt, das Ruder mit Aufopferung zu lenken! Und doch taugt keiner zum Heeresfürſten und Staatenlenker, der nicht Einſicht und Verſtand hat und dieſelben auch in den ſchwierigſten Lagen des Lebens nicht verliert!“

Solche Vorwürfe aus dem Munde des Bruders waren nicht geeignet, das Herz Agamemnons zu beruhigen. „Was ſchnaubſt du ſo ſchrecklich,“ entgegnete er ihm, „was iſt dein Auge wie mit Blut unterlaufen? Wer beleidigt dich denn? was vermiſſeſt du denn? Deine liebenswürdige Gattin Helena? Ich kann ſie dir nicht wieder verſchaffen! Warum haſt du deines Eigentums nicht beſſer wahrgenommen? Bin ich denn thöricht, wenn ich einen Mißgriff durch Beſinnung wieder gut gemacht habe? Viel eher handelſt du unvernünftig, der du aufs neue nach der Hand eines falſchen Weibes trachteſt, anſtatt daß du froh ſein ſollteſt, ihrer los geworden zu ſein. Nein, nimmermehr entſchließe ich mich, gegen mein eigenes Blut zu wüten. Weit beſſer ſtände dir ſelbſt die gerechte Züchtigung deines buhleriſchen Weibes an.“

So haderten die Brüder mit einander, als ein Bote vor ihnen erſchien und dem Fürſten Agamemnon die Ankunft ſeiner Tochter Iphigenia meldete, der die Mutter und ſein kleiner Sohn Oreſtes auf dem Fuße folgten. Kaum hatte der Bote ſich wieder entfernt, ſo überließ ſich Agamemnon einer ſo troſtloſen und herzzerreißenden Verzweiflung, daß Menelāus ſelbſt, der bei Ankunft der Botſchaft auf die Seite getreten war, jetzt ſich dem Bruder wieder näherte und nach ſeiner rechten Hand griff. Agamemnon reichte ſie ihm wehmütig dar und ſprach unter heißen Thränen: „Da haſt du ſie, Bruder; der Sieg iſt dein! Ich bin vernichtet!“ Menelāus dagegen ſchwor ihm, von der alten Forderung abſtehen zu wollen; ja er ermahnte ihn ſelbſt jetzt, ſein Kind nicht zu töten, und erklärte, einen guten Bruder um Helĕnas Willen nicht verderben und nicht verlieren zu wollen. „Bade doch dein Angeſicht nicht länger in Thränen,“ rief er. „Giebt der Götterſpruch mir Anteil an deiner Tochter, ſo wiſſe, daß ich denſelben ausſchlage und meinen Teil dir abtrete! Wundre dich nicht, daß ich von der Heftigkeit meiner natürlichen Gemütsart umgekehrt bin zur Bruderliebe; denn Biedermanns Weiſe iſt es, der beſſern Überzeugung zu folgen, ſobald ſie in unſerm Herzen die Oberhand gewinnt!“

Agamemnon warf ſich dem Bruder in den Arm, doch ohne über das Geſchick ſeiner Tochter beruhigt ſein. „Ich danke dir,“ ſprach er, „lieber Bruder, daß uns gegen Verhoffen dein edler Sinn wieder zuſammengeführt hat. Über mich aber hat das Schickſal entſchieden. Der blutige Tod der Tochter muß vollzogen ſein: das ganze Griechenland verlangt ihn; Kalchas und der ſchlaue Odyſſeus ſind einverſtanden; ſie werden das Volk auf ihrer Seite haben, dich und mich ermorden und mein Töchterlein abſchlachten laſſen. Und flöhen wir gen Argos, glaube mir, ſie kämen und riſſen uns aus den Mauern hervor und ſchleiften die alte Cyklopenſtadt! Deswegen beſchränke dich darauf, Bruder, wenn du in das Lager kommſt, darüber zu wachen, daß meine Gemahlin Klytämneſtra nichts erfahre, bis daß mein und ihr Kind dem Orakelſpruch erlegen iſt!“

Die herannahenden Frauen unterbrachen das Geſpräch der Brüder und Menelāus entfernte ſich in trüben Gedanken.

Die Begrüßung der beiden Gatten war kurz und von Agamemnons Seite froſtig und verlegen; die Tochter aber umſchlang den Vater mit kindlicher Zuverſicht und rief: „O Vater, wie entzückt mich dein lang entbehrtes Angeſicht!“ Als ſie ihm hierauf näher in ſein ſorgenvolles Auge ſah, fragte ſie zutraulich: „Warum iſt dein Blick ſo unruhig, Vater, wenn du mich doch gerne ſiehſt?“ — „Laß das, Töchterchen,“ erwiderte der Fürſt mit beklommenem Herzen: „den König und Fürſten kümmert gar vielerlei!“ — „So verbanne doch dieſe Furchen,“ ſprach Iphigenia, „und ſchlage ein liebendes Auge zu deiner Tochter auf! Warum iſt es denn ſo von Thränen angefeuchtet?“ — „Weil uns eine lange Trennung bevorſteht,“ erwiderte der Vater. — „O wie glücklich wäre ich,“ rief das Mädchen, „wenn ich deine Schiffsgefährtin ſein dürfte!“ — „Nun, auch du wirſt eine Fahrt anzutreten haben,“ ſagte Agamemnon ernſt; „zuvor aber opfern wir noch — ein Opfer, bei dem du nicht fehlen wirſt, liebe Tochter!“ Die letzten Worte erſtickten unter Thränen, und er ſchickte das ahnungsloſe Kind in das für ſie bereitgehaltene Zelt zu den Jungfrauen, die in ihrem Gefolge gekommen waren. Mit der Mutter mußte der Atride ſeine Unwahrheit fortſetzen und die fragende, neugierige Fürſtin über Geſchlecht und Verhältniſſe des ihr zugedachten Bräutigams unterhalten. Nachdem ſich Agamemnon von der Gemahlin losgemacht, begab er ſich zu dem Seher Kalchas, um mit dieſem das Nähere wegen des unvermeidlichen Opfers zu verabreden.

Derweilen mußte der tückiſche Zufall Klytämneſtra im Lager mit dem jungen Fürſten Achilles, der den Heerführer Agamemnon aufſuchte, weil ſeine Myrmidonen den längern Verzug nicht ertragen wollten, zuſammenführen und ſie nahm keinen Anſtand, ihn als den künftigen Eidam mit freundlichen Worten zu begrüßen. Aber Achilles trat verwundert zurück. „Von welcher Hochzeit redeſt du, Fürſtin?“ ſprach er. „Niemals habe ich um dein Kind gefreit, nie iſt ein Einladungswort zur Vermählung von deinem Gemahl Agamemnon an mich gelangt!“ So begann das Rätſel ſich vor Klytämneſtras Augen aufzuhellen und ſie ſtand unentſchloſſen und voll Beſchämung vor Achilles. Dieſer aber ſagte mit jugendlicher Gutmütigkeit: „Laß dichs nicht kümmern, Königin, wenn auch jemand ſeinen Scherz mit dir getrieben hätte, nimm es leicht und verzeih mir, wenn mein Erſtaunen dir wehe gethan hat.“ Und ſo wollte er mit ehrerbietigem Gruße davon eilen, den Feldherrn aufzuſuchen: da öffnete eben ein Diener das Zelt Agamemnons und rief mit verſtörter Miene den beiden Sprechenden entgegen; es war der vertraute Sklave Agamemnons und Klytämneſtras, den Menelāus mit dem Briefe ergriffen hatte. „Höre,“ ſprach er leiſe, doch atemlos, „was dir dein treuer Diener zu vertrauen hat: deine Tochter will der Vater eigenhändig töten!“ Und nun erfuhr die zitternde Mutter das ganze Geheimnis aus dem Munde des getreuen Sklaven. Klytämneſtra warf ſich dem jungen Sohne des Peleus zu Füßen und ſeine Kniee wie eine Schutzflehende umfaſſend rief ſie: „Ich erröte nicht, ſo vor dir im Staube zu liegen, ich, die Sterbliche, vor dem Götterſprößling. Weiche, Stolz! vor der Mutterpflicht. Du aber, o Sohn der Göttin, rette mich und mein Kind von der Verzweiflung! Dir, als ihrem Gatten, habe ich ſie bekränzt hierher geführt; zwar eitler Weiſe, dennoch heißeſt du mir meines Mädchens Bräutigam! Bei allem, was dir teuer iſt, bei deiner göttlichen Mutter beſchwöre ich dich, hilf ſie mir jetzt retten. Sieh, ich habe keinen Altar, zu dem ich flüchten könnte, als deine Kniee! Du haſt Agamemnons grauſames Unterfangen gehört; du ſieheſt, wie ich, ein wehrloſes Weib, in die Mitte eines gewaltthätigen Heeres eingetreten bin! Breite über uns deinen Arm aus, ſo iſt uns geholfen!“

Achilles hob die vor ihm liegende Königin voll Ehrfurcht vom Boden und ſprach: „Sei getroſt, Fürſtin! Ich bin in eines frommen, hilfreichen Mannes Haus aufgezogen worden; am Herde Chirons habe ich ſchlichte, redliche Sinnesart gelernt. Ich gehorche den Söhnen des Atreus gerne, wenn ſie mich zum Ruhme führen, aber ſchnödem Befehle gehorche ich nicht. Darum will ich dich ſchützen, ſo weit es den Armen eines Jünglings möglich iſt, und nimmermehr ſoll deine Tochter, die einmal mein genannt wurde, von ihrem Vater hingewürgt werden. Ich ſelbſt erſchiene mir nicht unbefleckt, wenn meine erlogene Brautſchaft dieſes Kind verdürbe, ich käme mir wie der feigſte Wicht im Heere und wie der Sohn eines Miſſethäters vor, wenn mein Name deinem Gemahl zum Vorwand eines Kindermordes dienen könnte.“ — „Iſt das wirklich dein Wille, edler, mitleidiger Fürſt,“ rief Klytämneſtra, außer ſich vor Freude, „oder erwarteſt du vielleicht noch, daß auch meine Tochter deine Kniee als Schutzflehende umſchlingen ſoll? Zwar iſt es nicht jungfräulich, aber wenn es dir gefällt, ſo wird ſie züchtiglich nahen, wie es einer Freigeborenen ziemt.“ — „Nein,“ entgegnete ihr Achilles, „führe dein Mädchen nicht vor mein Angeſicht, damit wir nicht in Verdacht und üble Nachrede kommen; denn ein ſo großes Heer, das keine Heimatſorgen hat, liebt faules Geſchwätz; aber vertraue mir, ich habe nie gelogen. Möge ich ſelbſt ſterben, wenn ich dein Kind nicht rette.“ Mit dieſer Verſicherung verließ der Sohn des Peleus Iphigenias Mutter, die jetzt mit unverhehltem Abſcheu vor ihren Gatten Agamemnon trat. Dieſer, der nicht wußte, daß der Gemahlin das Geheimnis verraten war, rief ihr die zweideutigen Worte entgegen: „Entlaß jetzt dein Kind aus dem Zelte und übergieb es dem Vater; denn Mehl und Waſſer und das Opfer, das unter dem Stahle vor dem Hochzeitsfeſt fallen ſoll, alles iſt ſchon bereit.“ — „Vortrefflich,“ rief Klytämneſtra und ihr Auge funkelte; „tritt ſelbſt aus unſerm Zelte heraus, o Tochter, du kennſt ja gründlich deines Vaters Willen, nimm auch deinen kleinen Bruder Oreſtes mit heraus!“ Und als die Tochter erſchienen war, fuhr ſie fort: „Siehe Vater, hier ſteht ſie dir zu Gehorſam da, laß auch mich zuvor ein Wort an dich richten: ſage mir ohne Winkelzüge, willſt du meine und deine Tochter umbringen?“

Lange ſtand der Feldherr lautlos da, endlich rief er in Verzweiflung aus: „O mein Schickſal, mein böſer Geiſt! Aufgedeckt iſt mein Geheimnis, alles iſt verloren!" — „So höre mich denn," ſprach Klytämneſtra weiter; „ich will mein ganzes Herz vor dir ausſchütten. Mit einem Verbrechen hat unſre Ehe begonnen; du haſt mich gewaltſam entführt, haſt meinen früheren Gatten erſchlagen, mein Kind mir von der Bruſt genommen und getötet. Schon zogen meine Brüder Kaſtor und Pollux auf ihren Roſſen mit Heeresmacht gegen dich heran. Mein alter Vater Tyndarĕus war es, der dich, den Flehenden, rettete und ſo wurdeſt du aufs neue mein Gemahl. Du ſelbſt wirſt es bezeugen, daß ich tadellos in dieſem Ehebunde war, deine Wonne im Hauſe und dein Stolz draußen. Drei Mädchen und dieſen Sohn habe ich dir geboren und nun willſt du des älteſten Kindes mich berauben, und frägt man dich warum, ſo antworteſt du: damit dem Menelāus ſeine Ehebrecherin wieder zu teil werde! O zwinge mich nicht, bei den Göttern, ſchlecht gegen dich zu werden und ſei nicht ſchlecht gegen mich! Du willſt deine Tochter ſchlachten? welch Gebet willſt du dabei ſprechen, was willſt du dir beim Tochtermord erflehen? Eine unglückſelige Rückkehr, ſo wie du jetzt ſchmählich von Hauſe wegziehſt? Oder ſoll ich etwa Segen für dich erbitten? Müßte ich doch die Götter ſelbſt zu Mördern machen, wenn ich es thäte! Warum ſoll es denn dein eigenes Kind ſein, das als Opfer fällt? Warum ſprichſt du nicht zu den Griechen: „Wenn ihr vor Troja ſchiffen wollet, ſo werfet das Los darüber, weſſen Tochter ſterben ſoll." Nun ſoll ich, deine treue Gattin, mein Kind verlieren, während er, deſſen Sache ausgefochten wird, Menelāus, ſeiner Tochter Hermiŏne ſich ohne Sorgen erfreuen darf, während ſeine treuloſe Gattin dieſes Kind in Spartas Pflege geborgen weiß! Antworte, ob ich ein einziges ungerechtes Wort geſagt habe. Ward aber von mir die Wahrheit geſprochen, o ſo töte doch deine und meine Tochter nicht, thue es nicht, beſinne dich!"

Jetzt warf ſich auch Iphigenia zu den Füßen ihres Vaters und ſprach mit erſtickter Stimme: „Beſäße ich den Zaubermund des Orpheus, o Vater, daß ich Felſen lenken könnte, ſo wollte ich mich mit beredten Worten an dein Mitleid wenden. Jetzt aber ſind alle meine Künſte nur Thränen und anſtatt des Ölzweiges umflechte ich dein Knie mit meinem Leibe. Verdirb mich nicht frühzeitig, Vater, lieblich iſt das Licht zu ſchauen, nötige mich nicht, das zu ſehen, was die Nacht verbirgt! Gedenke deiner Liebkoſungen, mit welchen du mich als Kind auf deinem Vaterſchoße gewiegt haſt! Noch weiß ich alle deine Reden: wie du hoffteſt mich in eines edlen Mannes Wohnung einzuführen, mich in Wohlergehen und Blüte zu ſchauen, wenn du heimgekehrt wäreſt. Du aber haſt das alles vergeſſen; du willſt mich töten! O thue es nicht, bei dieſer Mutter beſchwöre ich dich, die mich mit Schmerzen geboren hat und jetzt noch größeren Schmerz um mich empfindet! Was gehen mich Helĕna und Paris an? Warum muß ich ſterben, weil er nach Griechenland gekommen iſt? O blicke mich an; gönne mir dein Auge, deinen Kuß, daß ich doch ſterbend noch ein Andenken von dir empfange, wenn dich mein Wort nicht mehr zu rühren vermag! Sieh deinen Knaben, meinen Bruder an, Vater; ſchweigend fleht er für mich. Er iſt noch ein Küchlein; ich aber bin herangereift! So laß dich doch erweichen und erbarme dich meiner. Das Licht zu ſchauen iſt für Sterbliche doch das Holdſeligſte! Elend leben iſt beſſer, als der allerſchönſte Tod."

Aber Agamemnons Entſchluß war gefaßt, er ſtand unerbittlich wie ein Fels und ſprach: „Wo ich Mitleid fühlen darf, da fühle ich Mitleid: denn ich liebe meine Kinder, ich wäre ja ſonſt ein Raſender. Mit ſchwerem Herzen, o Gemahlin, führe ich das Schreckliche aus, aber ich muß. Ihr ſehet ja, welch ein Schiffsheer mich umringt, wie viele Fürſten im Kriegspanzer mich umſtehen; dieſe alle finden die Fahrt nach Troja nicht, Troja wird nicht erobert, wenn ich dich nicht opfere, Kind, nach dem Ausſpruche des Sehers. Dieſe Helden alle wollen den Entführungen der Griechenfrauen ein Ziel ſtecken; ſie ſind es feſt entſchloſſen; und bekämpfte ich nun dieſen Götterſpruch, ſo mordeten ſie euch und mich. Hier hat meine Macht eine Grenze; nicht meinem Bruder Menelāus, ſondern ganz Griechenland weiche ich."

Ohne weitere Bitten abzuwarten, entfernte ſich der König und ließ die jammernden Frauen allein in ſeinem Zelte. Da hallte plötzlich Waffenlärm vor dieſem. „Es iſt Achilles," rief Klytämneſtra freudig. Vergebens ſuchte ſich Iphigenia in tiefer Beſchämung vor dem erheuchelten Bräutigam zu verbergen. Der Sohn des Peleus trat, von einigen Bewaffneten begleitet, haſtig in das Zelt: „Unglückliche Tochter Ledas," rief er, „das ganze Lager iſt in Aufruhr und verlangt den Tod deiner Tochter; ich ſelbſt, der mich dem Geſchrei widerſetzte, wäre faſt geſteiniget worden." — „Und deine Myrmidonen?" fragte Klytämneſtra mit ſtockendem Atem. „Die empörten ſich zuerſt," fuhr Achilles fort, „und ſchalten mich einen liebeskranken Schwätzer. Mit dieſem treuen Häuflein hier komme ich, euch gegen den anrückenden Odyſſeus zu vertheidigen. Tochter, klammere dich an deine Mutter; mein Leib ſoll euch decken, ich will ſehen, ob ſie es wagen, den Sohn der Göttin anzugreifen, von deſſen Leben das Schickſal Trojas abhängt." Dieſe letzten Worte, die einen Schimmer von Hoffnung enthielten, gaben der Mutter den Atem wieder.

Jetzt aber machte ſich Iphigena aus ihren Armen los, richtete ihr Haupt auf und ſtellte ſich mit entſchloſſenen Schritten vor die Königin und den Fürſten: „Höret meine Reden an!" ſprach ſie mit einer Stimme, die alles Zittern verloren hatte; „vergebens, liebe Mutter, zürnſt du deinem Gatten; er kann ſich nicht gegen das Notwendige ſtemmen. Alles Lob verdient der Eifer dieſes Fremdlings, aber er wird es büßen müſſen und du wirſt geläſtert werden. Höret deswegen den Entſchluß, den mir die Überlegung eingegeben hat. Ich habe beſchloſſen, zu ſterben, ich verbanne jede niedrige Regung aus meiner freien Bruſt und will es vollenden. Auf mir ruht jetzt jedes Auge des herrlichen Griechenlands, auf mir die Fahrt der Flotte und der Fall Trojas, auf mir die Ehre der griechiſchen Frauen. Alles dieſes werde ich mit meinem Tode ſchirmen; mit Ruhm wird ſich mein Name bedecken, die Befreierin Griechenlands werde ich heißen. Soll ich, eine Sterbliche, der Göttin Artemis in den Weg treten, weil es ihr gefällt, mein Leben füs das Vaterland zu verlangen? Nein, ich gebe es willig dahin; opfert mich, zerſtöret Troja, das wird mein Denkmal ſein und mein Hochzeitsfeſt."

Mit leuchtendem Blicke, wie eine Göttin, ſtand Iphigenia vor der Mutter und dem Peliden, während ſie alſo ſprach. Da ſenkte ſich der herrliche Jüngling Achilles vor ihr auf ein Knie und rief: „Kind Agamemnons! die Götter machten mich zum glückſeligſten Menſchen, wenn mir deine Hand zu teil würde. Um dich beneide ich Griechenland und um Griechenland, das dir angetrauet iſt, dich. Liebesſehnſucht ergreift mich nach dir, du Herrliche, nun ich dein Weſen geſchaut habe. Erwäg es wohl! Der Tod iſt ein ſchreckliches Übel, ich aber möchte dir gern Gutes thun, möchte dich heimführen zum Leben und Glück!" Lächelnd erwiderte ihm Iphigenia: „Männerkrieg und Mord genug hat Frauenſchönheit durch die Tyndaridin angeregt, mein lieber Freund, ſtirb nicht auch du für ein Weib, noch töte jemand um meinetwillen. Nein, laß mich Griechenland retten, wenn ich es vermag!" — „Erhabene Seele," rief der Pelide, „thue was dir gefällt, ich aber eile mit dieſen meinen Waffen zum Altar, deinen Tod zu hindern. In deiner Unbeſonnenheit darfſt du mir nicht ſterben, vielleicht nimmſt du mich noch beim Worte, wenn du den Mordſtahl auf deinen Nacken gezückt ſiehſt." So eilte er der Jungfrau voran, die bald darauf, der Mutter alle Klage verbietend und ihr den kleinen Bruder Oreſtes auf die Arme legend, im beſeligenden Bewußtſein, das Vaterland zu retten, dem Tode freudig entgegen ging. Die Mutter warf ſich im Zelt auf ihr Angeſicht und vermochte nicht, ihr zu folgen.

Unterdeſſen verſammelte ſich die ganze griechiſche Heeresmacht in dem blumenreichen Haine der Göttin Artĕmis vor der Stadt Aulis. Der Altar war errichtet und neben ihm ſtand der Seher und Prieſter Kalchas. Ein Ruf des Staunens und Mitleids ging durch das ganze Heer, als man Iphigenīa, von ihren treuen Dienerinnen begleitet, den Hain betreten und auf den Vater Agamemnon zuwandeln ſah. Dieſer ſeufzte laut auf, wandte ſein Angeſicht zurück und verbarg einen Thränenſtrom in ſein Gewand. Die Jungfrau aber ſtellte ſich dem Vater zur Seite und ſprach: „Lieber Vater, ſiehe, hier bin ich ſchon! Vor der Göttin Altar übergebe ich mein Leben, wenn es der Götterſpruch ſo gebeut, den Führern des Heeres zum Opfer fürs Vaterland. Mich freut es, wenn ihr glücklich ſeid und mit Siegeslohn zur Heimat wiederkehrt. Berühre mich drum auch kein Argiver; mutig und ſtill will ich den Nacken dem Opferſtahle bieten!"

Ein lautes Staunen ging durch das Heer, als es Zeuge ſolchen Hochſinnes ward. Nun gebot Talthybius, der Herold, in der Mitte ſtehend, Stillſchweigen und Andacht. Der Seher Kalchas zog einen blanken ſchneidenden Stahl aus der Scheide und legte ihn vor dem Altar in einem goldenen Korbe nieder. Jetzt trat Achilles in voller Waffenrüſtung und mit gezücktem Schwerte vor den Altar. Aber ein Blick der Jungfrau verwandelte auch ſeinen Entſchluß. Er warf das Schwert auf die Erde, beſprengte den Altar mit Weihwaſſer, ergriff den Opferkorb, umwandelte den Feſtaltar wie ein Prieſter und ſprach: „O hohe Göttin Artemis, nimm dieſes heilige, freiwillige Opfer, das unbefleckte Blut des ſchönen Jungfrauennackens, das Agamemnon und Griechenlands Heer dir jetzo weiht, gnädig an, gieb unſern Schiffen glückliche Fahrt und Trojas Sturz unſern Speeren!" Die Atriden und das ganze Heer ſtanden ſtumm zur Erde blickend. Der Prieſter Kalchas nahm ſeinen Stahl, betete und faßte die Kehle der Jungfrau ſcharf ins Auge. Deutlich hörte man den Fall ſeines Schlages. Aber, o Wunder, in demſelben Augenblicke war die Jungfrau aus den Augen des Heeres verſchwunden. Artemis hatte ſich ihrer erbarmt und eine Hindin von hohem Wuchs und herrlicher Geſtalt lag zappelnd auf dem Boden und beſprengte mit reichlichem Opferblute den Altar. „Ihr Führer des vereinten Griechenheeres," rief Kalchas, nachdem er ſich von ſeinem freudigen Staunen erholt hatte, „ſehet hier das Opfer, welches die Göttin Artemis geſandt hat und das ihr willkommner iſt, als die Jungfrau, deren edles Blut den Altar nicht beſudeln ſollte. Die Göttin iſt verſöhnt, giebt unſern Schiffen fröhliche Fahrt und verſpricht uns die Erſtürmung Trojas. Seid gutes Muts, ihr Seegefährten; denn noch an dieſem Tage verlaſſen wir die Bucht von Aulis!" So ſprach er und ſah zu, wie das Opfertier allmählich vom Feuer verkohlt ward. Als der letzte Funken erloſchen war, unterbrach die Stille der Luft ein Sauſen des Windes, die Blicke des Heeres kehrten ſich nach dem Hafen und ſahen hier die Schiffe im bewegten Meere ſchwanken. Mit lautem Jubelrufe ward aus Artemis Haine aufgebrochen, und alles Volk eilte nach den Zelten.

Als Agamemnon in dem ſeinigen ankam, fand er ſeine Gattin Klytämneſtra nicht mehr dort; ihr treuer Diener war ihm vorausgeeilt und hatte die ohnmächtig auf dem Boden Liegende mit der Nachricht von der Rettung ihrer Tochter erweckt und aufgerichtet. Mit einem flüchtigen Gefühl des Dankes und der Freude erhob die zur Beſinnung gekommene Königin ihre Hände gen Himmel, dann aber rief ſie mit bitterem Schmerze: „Mein Kind iſt mir doch geraubt! Er iſt doch der Mörder meiner Mutterfreude! Laß uns eilen, daß meine Augen den Kindesmörder nicht ſchauen!" Der Diener eilte, den Wagen und das Gefolge zu beſtellen und als Agamemnon von dem Opferfeſte zurückkam, war ſeine Gemahlin ſchon fern auf dem Wege nach Mycēne.

Abfahrt der Griechen. Ausſetzung des Philoktetes. Noch an demſelben Tage ging die Flotte der Griechen unter Segel und der günſtigſte Fahrwind führte ſie ſchnell auf die hohe See. Nach einer kurzen Fahrt landeten ſie auf der kleinen Inſel Chryſe, um friſches Waſſer einzunehmen. Hier entdeckte Philoktētes, der Sohn des Königes Pöas aus Meliböa in Theſſalien, der erprobte Held und Waffengefährte des Herakles, der Erbe ſeiner unüberwindlichen Pfeile, einen verfallenen Altar, welchen einſt der Argonaute Jaſon auf ſeiner Fahrt der Göttin Pallas Athene, der die Inſel heilig war, geweihet hatte. Der fromme Held freute ſich ſeines Fundes und wollte der Beſchirmerin der Griechen auf ihrem verlaſſenen Heiligtume opfern. Da ſchoß eine giftige Natter, dergleichen die Heiligtümer der Götter zu bewachen pflegten, auf den Herantretenden zu und verwundete den Helden mit ihrem Biß am Fuße. Erkrankt wurde er wieder zu Schiffe gebracht, und die Flotte ſegelte weiter. Die giftige und ſtets weiter freſſende Wunde aber peinigte den Sohn des Pöas mit unerträglicher Qual, und ſeine Schiffsgenoſſen konnten den übeln Geruch des eiternden Geſchwüres und ſein beſtändiges Jammergeſchrei nicht länger aushalten. Keine Spende, kein Opfer vermochten ſie ruhig darzubringen; in alles miſchte ſich ſein unheiliger Angſtruf. Endlich traten die Söhne des Atreus mit dem verſchlagenen Odyſſeus zuſammen; denn die Unzufriedenheit der Begleiter des kranken Helden fing an, ſich durch das ganze Heer zu verbreiten, welches fürchtete, daß der wunde Philoktētes das Lager von Troja verpeſten und den Griechen mit ſeiner endloſen Wehklage das Leben verbittern möchte. Deswegen faßten die Anführer des Volkes den grauſamen Entſchluß, als ſie an der wüſten und unbewohnbaren Küſte der Inſel Lemnos vorüberfuhren, den armen Helden hier auszuſetzen und bedachten dabei nicht, daß ſie mit dem tapfern Manne ſich zugleich ſeiner unüberwindlichen Geſchoſſe beraubten. Der ſchlaue Odyſſeus erhielt den Auftrag, dieſen hinterliſtigen Anſchlag zu vollführen; er lud den ſchlafenden Helden ſich auf, fuhr mit ihm in einem Nachen an den Strand und legte ihn hier unter einer nahen Felſengrotte nieder, nachdem er ſo viel Kleidungsſtücke und Lebensmittel zurückgelaſſen hatte, als zur kümmerlichen Friſtung ſeines Lebens für die nächſten Tage nötig waren. Das Schiff hatte am Strande nur ſo lange angehalten, als es Zeit bedurfte, den Unglücklichen auszuſetzen; dann ſegelte es, ſobald Odyſſeus zurückgekehrt war, weiter und vereinigte ſich bald wieder mit dem übrigen Zuge.

Die Griechen in Myſien. Telĕphus. Die griechiſche Flotte kam jetzt glücklich an die Küſte von Kleinaſien. Da aber die Helden der Gegend nicht recht kundig waren, ließen ſie ſich von dem günſtigen Winde zuerſt ferne von Troja an die myſiſche Küſte treiben und legten dort mit allen ihren Schiffen vor Anker. Längs des Geſtades fanden ſie zur Bewachung des Ufers allenthalben Bewaffnete aufgeſtellt, die ihnen im Namen des Landesherrn verboten, dies Gebiet zu betreten, bevor dem Könige gemeldet wäre, wer ſie ſeien. Der König von Myſien war aber ſelbſt ein Grieche, Telĕphus, der Sohn des Herakles und der Auge, der nach wunderbaren Schickſalen ſeine Mutter bei dem Könige Teuthras in Myſien antraf, des Königes Tochter Argiŏpe zur Gemahlin erhielt und nach deſſen Tode König der Myſier geworden war. Die Griechen, ohne zu fragen, wer der Herr des Landes wäre, und ohne den Wächtern eine Antwort zu erteilen, griffen zu den Waffen, ſtiegen ans Land und hieben die Küſtenwächter nieder. Wenige entrannen und meldeten dem Könige Telĕphus, wie viel tauſend unbekannte Feinde in ſein Land gefallen wären, die Wachen niedergemetzelt hätten und ſich jetzt im Beſitze des Ufers befänden. Der König ſammelte in aller Eile einen Heerhaufen und ging den Fremdlingen entgegen. Er ſelbſt war ein herrlicher Held und ſeines Vaters Herakles würdig, hatte auch ſeine Kriegsſcharen zu griechiſcher Heereszucht gebildet. Die Danaer fanden deswegen einen Widerſtand, wie ſie ihn nicht erwartet hatten; denn es entſpann ſich ein blutiges und lange unentſchiedenes Treffen, in welchem ſich Held mit Helden maß. Unter den Griechen that ſich in der Schlacht beſonders Therſānder hervor, der Enkel des berühmten Königs Ödipus und Sohn des Polynices, der vertraute Waffengenoſſe des Fürſten Diomēdes, der ſchon als Epigone ſich berühmt gemacht hatte.*) Dieſer raſte in dem Heere des Telĕphus mit Mord und erſchlug endlich den geliebteſten Freund und erſten Krieger des Königs an ſeiner Seite. Darüber entbrannte der König in Wut und es entſpann ſich ein grimmiger Zweikampf zwiſchen dem Enkel des Ödipus und dem Sohne des Herakles. Der Heraklide ſiegte und Therſander ſank, von einem Lanzenſtiche durchbohrt, in den Staub. Laut ſeufzte ſein Freund Diomēdes auf, als er dies aus der Ferne ſah und ehe der König Telĕphus ſich auf den Leichnam werfen und ihm die Rüſtung abziehen konnte, war er herzugeſprungen, hatte ſich den Leichnam des Freundes über die Schultern gelegt und eilte mit Rieſenſchritten, ihn aus dem Kampfgewühle zu tragen. Als der Held mit ſeiner Laſt fliehend an Ajax und Achilles vorüberkam, durchfuhr auch dieſe Helden ein ſchmerzlicher Zorn, ſie ſammelten ihre wankenden Scharen, teilten ſie in zwei Haufen und gaben durch eine geſchickte Schwenkung dem Treffen eine andere Geſtalt. Die Griechen waren jetzt bald wieder im Vorteil und als Teuthrantius, der Halbbruder des Telĕphus, von einem Geſchoſſe des Ajax gefallen war und Telĕphus ſelbſt, in der Verfolgung des Odyſſeus begriffen, dem ſinkenden Bruder zu Hilfe kommen wollte, ſtrauchelte er über einen Weinſtock; denn durch die Geſchicklichkeit der Griechen waren die kämpfenden Scharen der Feinde in eine Weinpflanzung gelockt worden, in der die Stellung der Danaer die günſtigere war. Dieſen Augenblick erſah ſich Achilles und während Telĕphus vom Falle ſich aufrichtete, durchbohrte ſein Wurfſpieß die linke Weiche des Myſiers. Dieſer richtete ſich dennoch auf, zog das Geſchoß aus der Seite und durch den Zuſammenlauf der Seinigen beſchirmt, entging er weiterer Gefahr. Noch lange hätte das Treffen mit abwechſelndem Glücke fortgedauert, wenn nicht die Nacht eingebrochen wäre und beide Teile, der Ruhe bedürftig, ſich von dem Kampfplatze zurückgezogen hätten. Und ſo begaben ſich die Myſier nach ihrer Königsſtadt, die Griechen nach ihrem Ankerplatze zurück, nachdem von beiden Seiten viele tapfere Männer gefallen, viele verwundet waren. Am folgenden Tage ſchickten beide Teile Geſandte wegen eines Waffenſtillſtandes, damit die Leiber der Gefallenen zuſammengeſucht und begraben werden könnten. Jetzt erſt erfuhren die Griechen zu ihrem Staunen, daß der König, der ſein Gebiet ſo heldenmütig verteidigt habe, ihr Volksgenoſſe und der Sohn ihres größten Halbgottes ſei, und Telĕphus ward mit Schmerzen inne, daß ihm Bürgerblut an den Händen klebe. Nun fand es ſich auch, daß im griechiſchen Heere drei Fürſten waren, Tlepolĕmus, ein Sohn des Herakles, Phidippus und Antiphus, Söhne des Königs Theſſalus und Enkel des Herakles, alle drei alſo Verwandte des Königs Telĕphus. Dieſe nun erboten ſich, im Geleite der myſiſchen Geſandten vor ihren Bruder und Vetter Telĕphus zu gehen und ihm näher zu berichten, wer die Griechen ſeien, die an ſeiner Küſte gelandet und in welcher Abſicht ſie nach Aſien kämen. Der König Telĕphus nahm ſeine Verwandten liebreich auf und konnte ſich nicht genug von ihnen erzählen laſſen. Da erfuhr er, wie Paris mit ſeinem Frevel ganz Griechenland beleidigt hatte und Menelāus mit ſeinem Bruder Agamemnon und allen verbündeten Griechenfürſten aufgebrochen ſei. „Darum," ſprach Tlepolĕmus, der, als ein leiblicher Halbbruder des Königs, für die übrigen das Wort führte, „lieber Bruder und Landsmann, entzieh dich deinem Volke nicht, für das ja auch unſer lieber Vater Herakles an allen Orten und Enden der Welt geſtritten, von deſſen Vaterlandsliebe ganz Griechenland unzählige Denkmale aufzuweiſen hat; heile die Wunden wieder, die du, ein Grieche, Griechen geſchlagen haſt, indem du deine Scharen mit den unſrigen vereinigſt und als unſer Verbündeter gegen das meineidige Trojanervolk zieheſt."

Telĕphus richtete ſich von ſeinem Lager, auf welchem er, durch die Wunde des Achilles darniedergeſtreckt, die griechiſchen Helden empfangen hatte, mit Mühe auf und erwiderte freundlich: „Eure Vorwürfe ſind nicht gerecht, liebe Volksgenoſſen; durch eure eigene Schuld ſeid ihr aus Freunden und Blutsverwandten meine erbitterten Feinde geworden. Haben doch die Küſtenwächter, meinem ſtrengen Befehle gehorſam, euch wie alle Landenden geziemend nach Namen und Abkunft gefragt und nicht nach roher Barbarenweiſe, ſondern nach dem Völkerrechte der Griechen mit euch gehandelt. Ihr aber ſeid in der Meinung, daß gegen Barbaren alles erlaubt ſei, ans Land geſprungen, ohne ihnen die verlangte Weiſung zu geben und habt meine Unterthanen, ohne ſie anzuhören, niedergemacht. Auch mir habt ihr" — hier zeigte er auf ſeine Seite — „ein Andenken hinterlaſſen, das mich, wohl fühle ich es, mein Lebenlang an unſer geſtriges Zuſammentreffen erinnern wird. Doch grolle ich euch darüber nicht und kann die Freude, Blutsverwandte und Griechen in meinem Reiche aufgenommen zu haben, nicht zu teuer erkaufen. Höret nun, was in Beziehung auf eure Anforderung mein Beſcheid iſt. Gegen Priamus zu Felde zu ziehen, mutet mir nicht zu. Mein zweites Gemahl, Aſtyoche, iſt ſeine Tochter; dazu iſt er ſelbſt ein frommer Greis und ſeine übrigen Söhne ſind edelmütig; er und ſie haben keinen Anteil an dem Verbrechen des leichtſinnigen Paris.

---

*) Vergl. oben S. 54.

Sehet dort meinen Knaben Eurypy̆lus; wie ſollte ich ihm das Herzeleid anthun und das Reich ſeines Großvaters zerſtören helfen! Wie ich aber dem Priămus nichts zu Leide thun will, ſo werde ich auch euch, meine Landsleute, auf keinerlei Weiſe ſchädigen. Nehmet Gaſtgeſchenke von mir und faſſet Mundvorrat, ſo viel euch nötig iſt. Dann gehet hin und fechtet in der Götter Namen euren Handel aus, den ich nicht ſchlichten kann.“

Mit dieſer gütigen Antwort kamen die drei Fürſten vergnügt in das Lager der Argiver zurück und meldeten dem Agamemnon und den andern Fürſten, wie ſie Freundſchaft im Namen der Griechen mit Telĕphus geſchloſſen. Der Kriegsrat der Helden beſchloß, den Ajax und Achilles ſofort an den König zu ſenden, daß ſie das Bündnis mit ihm beſtätigten und ihn wegen ſeiner Wunde tröſteten. Dieſe fanden den Herakliden ſchwer darniederliegen und Achilles warf ſich weinend über ſein Lager und bejammerte es, daß ſein Speer unwiſſentlich einen Landsmann und edlen Sohn des Herakles getroffen. Der König aber vergaß ſeine Schmerzen und bedauerte nur, von der Ankunft ſo herrlicher Gäſte nicht unterrichtet geweſen zu ſein, um ihnen einen königlichen Empfang zu bereiten. Hierauf lud er die Atriden feierlich in die Hofburg ein, bewirtete ſie mit feſtlicher Pracht und erfreute ſie mit köſtlichen Geſchenken. Dieſe brachten auf die Bitte des Achilles die beiden weltberühmten Ärzte Podalirius und Machăon mit, die Wunde des Königs zu unterſuchen und zu heilen. Das letztere gelang ihnen zwar nicht, denn der Speer des Götterſohnes hatte ſeine eigene Kraft und die Wunden, die er ſchlug, widerſtanden der Heilung; doch befreiten die Linderungsmittel, die ſie auflegten, den König für den Augenblick von den unerträglichſten Schmerzen. Und nun erteilte er von ſeinem Krankenlager aus den Griechen allerlei heilſame Ratſchläge, verſah die Flotte mit Lebensmitteln und ließ ſie nicht eher abziehen, als bis der Winter, der im Anzuge war, da ſie landeten, mit ſeinen härteſten Stürmen vorüber war. Darauf belehrte er ſie über die Lage der Stadt Troja und über den Weg, den ſie dahin zu machen hätten und bezeichnete ihnen als einzigen Landungsplatz die Mündung des Fluſſes Skamander.

Paris zurückgekehrt. Obgleich in Troja noch nichts von der Abfahrt der großen griechiſchen Flotte bekannt war, herrſchte doch ſeit der Abreiſe der griechiſchen Geſandten Schrecken und Furcht vor dem bevorſtehenden Kriege in dieſer Stadt. Paris war inzwiſchen mit der geraubten Fürſtin, der herrlichen Beute und ſeiner ganzen Flotte zurückgekommen. Der König Priămus ſah die unerbetene Schwiegertochter nicht mit Freuden in ſeinen Palaſt eintreten und verſammelte auf der Stelle ſeine zahlreichen Söhne zu einer Fürſtenverſammlung. Dieſe ließen ſich durch den Glanz der Schätze, die ihr Bruder unter ſie zu verteilen bereit war und die Schönheit der Griechinnen aus den edelſten Fürſtengeſchlechtern, welche er im Gefolge Helenas mitgebracht und denjenigen ſeiner Brüder, die noch keine Frauen hatten, zur Ehe zu geben bereit war, leicht bethören, und weil ihrer viele noch jung und alle kampfluſtig waren, ſo fiel die Beratung dahin aus, daß die Fremde in den Schutz des Königshauſes aufgenommen und den Griechen nicht ausgeliefert werden ſollte. Ganz anders hatte freilich das Volk der Stadt, dem vor einem feindlichen Angriff und einer Belagerung gar bange war, die Ankunft des Königſohnes und ſeinen ſchönen Raub aufgenommen; mancher Fluch hatte ihn durch die Straßen verfolgt und hier und da war ſelbſt ein Stein nach ihm geflogen, als er die erbeutete Gemahlin in des Vaters Palaſt geleitete. Doch hielt die Ehrfurcht vor dem alten König und ſeinem Willen die Trojaner ab, ſich der Aufnahme der neuen Bürgerin ernſtlich zu widerſetzen.

Als nun im Rate des Priămus der Beſchluß gefaßt war, die Fürſtin nicht zu verſtoßen, ſandte der König ſeine eigene Gemahlin zu ihr in das Frauengemach, um ſich zu überzeugen, daß ſie freiwillig mit Paris nach Troja gekommen ſei. Da erklärte Helena, „daß ſie durch ihre eigene Abſtammung den Trojanern ebenſo ſehr angehöre, als den Griechen: denn Danaus und Agenor ſeien ebenſowohl ihre eigenen Stammväter, als die Stammhalter des trojaniſchen Königshauſes. Unfreiwillig geraubt, ſei ſie jetzt doch durch langen Beſitz und innige Liebe an ihren neuen Gemahl gefeſſelt und freiwillig die ſeinige. Nach dem, was geſchehen, könne ſie von ihrem vorigen Gatten und ihrem Volke keine Verzeihung erwarten; nur Schande und Tod ſtände ihr bevor, wenn ſie ausgeliefert würde.“

So ſprach ſie mit einem Strom von Thränen und warf ſich der Königin Hekuba zu Füßen, welche die Schutzflehende liebreich aufrichtete und ihr den Willen des Königs und ſeiner Söhne verkündete, ſie gegen jeden Angriff zu ſchirmen.

Die Griechen vor Troja. So lebte denn Helena ungefährdet am Königshofe von Troja und bezog darauf mit Paris einen eigenen Palaſt. Auch das Volk gewöhnte ſich bald an ihre Lieblichkeit und griechiſche Holdſeligkeit, und als nun endlich die fremde Flotte wirklich an der trojaniſchen Küſte erſchien, waren die Einwohner der Stadt minder verzagt denn zuvor.

Sie zählten ihre Bürger und ihre Bundesgenoſſen, die ſie ſchon vorher beſchickt und deren wirkſamer Hilfe ſie ſich verſichert hatten und ſie fanden ſich an Zahl und Kraft ihrer Helden und Streiter den Griechen gewachſen. So hofften ſie mit dem Schutze der Himmliſchen — denn außer Aphrodite waren noch mehrere Götter, darunter der Kriegsgott, Apollo und Zeus, der Vater der Olympiſchen ſelbſt, auf ihrer Seite — die Belagerung ihrer Stadt abtreiben und die Feinde zum ſchnellen Rückzuge nötigen zu können.

Zwar war ihr Anführer, König Priămus ſelbſt, ein nicht mehr kampffähiger Greis, aber fünfzig Söhne, worunter neunzehn von ſeiner Gattin, der Königin Hekŭba, umringten ihn teils im blühenden, teils im kräftigſten Alter, vor allen Hektor, nächſt ihm Deïphŏbus, und nach dieſen als die ausgezeichnetſten Helĕnus, der Wahrſager, Pammon, Polītes, Antĭphus, Hipponŏus und der zarte Troīlus. Vier liebliche Töchter, Krëuſa, Laodīce, Kaſſandra, und die in der Kindheit ſchon von Schönheit ſtrahlende Polyxĕna umgaben ſeinen Thron. Dem Heere, das ſich jetzt ſtreitfertig machte, ſtand als Oberfeldherr Hektor, der helmumflatterte Held, vor; neben ihm befehligte die Dardaner Änēas, der Schwiegerſohn des Königs Priămus und Gemahl Krëuſas, ein Sohn der Göttin Aphrodite und des greiſen Helden Anchiſes, der noch immer ein Stolz des trojaniſchen Volkes war; an die Spitze einer andern Schar ſtellte ſich Pandărus, der Sohn des Lykaon, dem Apollo ſelbſt ſeinen Bogen verliehen hatte, andere Scharen, zum Teil trojaniſche Hilfsvölker, führten Adraſtus, Amphīus, Aſius, Hippothŏus, Pylăus, Akămas, Euphēmus, Pyrăchmes, Pylămĕnes, Hodius, Epiſtrŏphus; Chromis und Ennŏmus eine Hilfsſchar von Myſiern; Phorkys und Askanius eine gleiche der Phryger, Meſthles und Antĭphus die Mäonier, Naſtes und Amphimăchus die Karier, die Lycier Sarpēdon und Glaukus.

Auch die Griechen hatten inzwiſchen gelandet und ſich längs dem Geſtade des Meeres zwiſchen den beiden Vorgebirgen Sigēum und Rhötēum in einem geräumigen Lagerplatz angeſiedelt, der einer ordentlichen Stadt nicht unähnlich war. Die Fahrzeuge waren ans Land gezogen worden und in mehreren Reihen hintereinander aufgeſtellt, ſo daß ſie ſich, weil der Boden des Ufers aufwärts ging, ſtufenförmig übereinander erhoben. Die Schiffszüge der einzelnen Völkerſchaften reihten ſich in der Ordnung an einander, wie ſie gelandet. Die Schiffe ſelbſt waren auf Unterlagen von Steinen aufgeſtellt, damit ſie vom feuchten Boden nichts zu leiden hätten und luftiger ſtänden. In der erſten Reihe vom Land aus hatten an den beiden äußerſten Enden der Telamonier Ajax und Achilles, beide das Geſicht gegen Troja gekehrt, jener zur Linken, dieſer zur Rechten ihre Fahrzeuge aufgeſtellt und ihre Lagerhütten aufgepflanzt, die wir nur uneigentlich und der Kürze halber Zelte nennen. Das Quartier des Achilles wenigſtens glich beinahe einem ordentlichen Wohnhauſe, hatte Scheunen und Ställe für Mundvorräte, Wagenpferde und zahmes Vieh; und neben ſeinen Schiffen war Raum zu Wettrennen, Leichenſpielen und andern Feierlichkeiten. An Ajax ſchloſſen ſich die Schiffe des Proteſilăus an, dann kamen andere Theſſalier, dann die Kreter, Athener, Phocier, Böotier, zuletzt Achilles mit ſeinen Myrmidonen; in der zweiten Reihe ſtanden unter andern die Lokrer, Dulichier, Epeer; in der dritten waren minder namhafte Völker mit ihren Schiffen gelagert; aber auch Neſtor mit den Pyliern, Eurypy̆lus mit den Orchomeniern, zuletzt Menelăus. In der vierten und letzten längs dem Meeresgeſtade ſelbſt ſtanden Diomēdes, Odyſſeus und Agamemnon, ſo daß Odyſſeus in der Mitte, zur Rechten Agamemnon, links Diomēdes lagerte. Vor Odyſſeus befand ſich die Agŏra, der freie Platz, der zu allen Verſammlungen und Verhandlungen beſtimmt war, und auf welchem die Altäre der Götter ſtanden. Dieſer Platz teilte auch noch die dritte Reihe, ſo daß derſelbe den Neſtor zur Linken, den Eurypy̆lus zur Rechten hatte. Der Raum nach dem Meere hin verengerte ſich und auch die Agŏra nahm viel Platz weg, ſo daß die dritte und vierte Reihe die wenigſten Schiffe enthielt. Das ganze Schiffslager war wie eine ordentliche Stadt von vielen Gaſſen und Wegen durchſchnitten, die Hauptſtraßen aber liefen zwiſchen den vier Reihen durch; vom Lande nach dem Meere gingen Quergaſſen, welche die Schiffe jeder Völkerſchaft von einander trennten; die Schiffe ſelbſt waren von den Lagerhütten ihrer Völkerſchaften wieder durch kleine Zwiſchenräume abgeſondert und jede Völkerſchaft zerfiel wieder in kleinere Unterabteilungen nach den verſchiedenen Städten oder Anführern. Die Lagerhütten waren aus Erde und Holz aufgebaut und mit Schilf bedeckt. Jeder Anführer hatte ſein Quartier in der vorderſten Reihe ſeiner Schar und ein jedes war nach dem Range des Bewohners mehr oder weniger ausgeſchmückt. Die Schiffe dienten zugleich dem ganzen Lager zur Verteidigung. Noch vor ihnen hatten die Griechen einen Erdwall aufgeworfen, der erſt in der letzten Zeit der Belagerung einer Mauer Platz machte. Hinter ihm war ein Graben, vorn mit einer dichten Reihe von Schanzpfählen verſehen.

Zu allen dieſen ſchönen Einrichtungen hatten die Griechen während der langen Zeit, da König und Rat von Troja über die beſte Weiſe der Verteidigung ſich berieten, Muße gefunden. Ihre Krieger verrichteten zugleich den Schiffsdienſt und erhielten ihr Brot auf öffentliche Veranſtaltung. Für die übrigen Lebensbedürfniſſe hatte ein jeder ſelbſt zu ſorgen. Die gemeinen Streiter waren leicht bewaffnet und fochten zu Fuße. Die vornehmeren ſtritten auf Kriegswägen, ſo daß jeder ſtreitende Held einen andern als Wagenlenker bei ſich hatte. Von Reiterei wußten die Völker jener alten Zeit noch nichts. Die Streitwägen mit den größten Helden waren auch beſtimmt, in der erſten Reihe zu kämpfen und ſollten immer das Vordertreffen bilden.

Zwiſchen dem Schiffslager der Griechen und der Stadt Troja breitete ſich, von den Flüſſen Skamander und Simois eingeſchloſſen, die ſich erſt beim griechiſchen Lager zu einer Mündung vereinigten, die blumige ſkamandriſche Wieſe und die troiſche Ebene vier Wegeſtunden lang aus, die zum Schlachtfelde beſtimmt und wie geſchaffen war, und hinter welcher ſich mit hohen Mauern, Zinnen und Türmen, die von Götterhand befeſtigte herrliche Stadt und Burg Troja erhob. Sie lag auf einem Hügel weithin ſichtbar, ihr Inneres war uneben und bergig und von vielen Straßen durchſchnitten. Nur von zweien Seiten war ſie leichter zugänglich, und hier befand ſich auf der einen Seite das ſkäiſche, auf der andern das dardaniſche Thor mit einem Turme. Die übrigen Seiten waren höckrig und mit Gebüſchen verwachſen und ihre Thore und Thörchen kamen wenig in betracht. In der oberen Stadt oder Burg Ilium, auch Pergămus genannt, ſtanden die Paläſte des Priămus, des Paris, die Tempel der Hekăte, der Athene und des Apollo, auf der höchſten Spitze der Burg ein Tempel des Zeus. Vor der Stadt am Simois, den Griechen zur Linken, war der Hügel Kallikolōne, zur Rechten führte die Straße an den Quellen des Skamander und dann an dem hohen Hügel Batiēa vorbei, der umgangen werden konnte und außen vor der Stadt lag. Hinter Troja kam das iliſche Feld, das ſich ſchon bergan zog und die unterſte Stufe des waldigen Idagebirges bildete, deſſen höchſter Gipfel Gargărus hieß, das bis in die Ebene hinablief und deſſen beide letzte Äſte rechts und links von den Griechen das ſigēiſche und rhötēiſche Vorgebirge bildeten.

Noch ehe der Kampf zwiſchen beiden Völkern ſeinen Anfang nahm, wurden die Griechen durch die Ankunft eines werten Gaſtes überraſcht. Der König Telĕphus von Myſien, der ſie ſo großmütig unterſtützt hatte, war ſeitdem an der Wunde, die ihm der Speer des Achilles geſchlagen, unheilbar krank gelegen, und die Mittel, die ihm Podalirius und Machāon aufgelegt hatten, thaten ſchon lange keine Wirkung mehr. Gequält von den unerträglichſten Schmerzen hatte er ein Orakel des Phöbus Apollo, das in ſeinem Lande war, befragen laſſen, und dieſes hatte ihm die Antwort erteilt, nur der Speer, der ihn geſchlagen, vermöge ihn zu heilen. So dunkel das Wort des Gottes lautete, ſo trieb ihn doch die Verzweiflung, ſich einſchiffen zu laſſen und der griechiſchen Flotte zu folgen. So kam denn auch er bei der Mündung des Skamander an und ward in die Lagerhütte des Achilles getragen. Der Anblick des leidenden Königs erneuerte den Schmerz des jungen Helden. Betrübt brachte er ſeinen Speer herbei und legte ihn dem Könige zu den Füßen ſeines Lagers, ohne Rat zu wiſſen, wie man ſich desſelben zur Heilung der eiternden Wunde bedienen ſollte. Viele Helden umſtanden ratlos das Bett des gepeinigten Wohlthäters, bis es Odyſſeus einfiel, aufs neue die großen Ärzte des Heeres zu Rate zu ziehen. Podalirius und Machāon eilten auf ſeinen Ruf herbei. Sobald ſie das Orakel Apollos vernommen, verſtanden ſie als weiſe, vielerfahrene Söhne des Äſkulapius ſeinen Sinn, feilten ein wenig Roſt vom Speere des Peliden ab und legten ihn ſorgfältig verbreitet über die Wunde. Da war ein Wunder zu ſchauen: ſowie die Feilſpäne auf eine eiternde Stelle des Geſchwüres geſtreut wurden, fing dieſe vor den Augen der Helden zu heilen an und in wenigen Stunden war der edle König Telĕphus, dem Orakel zufolge, durch den Speer des Achilles von der Wunde desſelben Speeres geneſen. Jetzt erſt war die Freude der Helden über den großmütigen Empfang, der ihnen in Myſien zu teil geworden war, vollkommen. Geſundet und froh ging Telĕphus wieder zu Schiffe, und wie jüngſt die Griechen ihn, ſo verließ er ſie jetzt unter Dankſagungen und Segenswünſchen, in ſein Reich Myſien zurückkehrend. Er eilte aber, nicht Zeuge des Kampfes zu ſein, den ſeine lieben Gaſtfreunde gegen den eben ſo geliebten Schwäher beginnen würden.

Zweites Buch.

Ausbruch des Kampfes. Proteſilāus. Cygnus. Die Griechen waren noch mit dem Geleite des Königs Telĕphus beſchäftigt, als die Thore Trojas ſich aufthaten, und die völlig gerüſtete Heeresmacht der Trojaner unter Hektors Anführung ſich über die ſkamandriſche Ebene ergoß und ohne Widerſtand gegen die Schiffe der ſorgloſen Archiver anrückte. Die Äußerſten im Schiffslager, die zuerſt zerſtreut zu den Waffen griffen und den heranziehenden Feinden entgegeneilten, wurden von der Übermacht erdrückt. Doch hielt das Gefecht mit ihnen die Heerſchar der Trojaner ſo lange auf, daß die Griechen im Lager ſich ſammeln und auch ihrerſeits in einem geordneten Heerhaufen den Feinden entgegentreten konnten. Da geſtaltete ſich nun die Schlacht ganz ungleich. Denn wo Hektor ſelbſt zugegen war, gewannen die Trojaner die Oberhand, in die Schlachtreihen aber, die ferne von ihm fochten, drangen die Griechen ſiegreich ein. Der erſte namhafte Held unter den Griechen, der von der Hand des trojaniſchen Fürſten Äneas in dieſer Schlacht fiel, war Proteſilāus, des Iphiklus Sohn. Als verlobter Jüngling war er gen Troja gezogen und der erſte Grieche, der bei der Landung ans Ufer ſprang: ſo ſollte er auch als das erſte Heldenopfer fallen, und ſeine Braut Laodamīa, die holdſelige Tochter des Argonauten Akaſtus, ſollte den Bräutigam, den ſie mit banger Sorge in den Krieg hatte ziehen laſſen, nicht wieder erblicken.

Noch war Achilles vom Kampfplatz entfernt. Er hatte dem Myſier, den er einſt mit dem Speere verwundet und jetzt mit dem Speere geheilt hatte, das Geleite ans Meer gegeben und ſah nachdenklich dem Schiffe nach, das ſich in die ferne Flut vertiefte. Da kam ſein Freund und Kampfgeſelle Patrŏklus auf ihn zugeeilt, faßte ihn bei der Schulter und rief: „Wo weilſt du, Freund, die Griechen bedürfen deiner. Der erſte Kampf iſt entbrannt: des Königs Priămus älteſter Sohn, Hektor, raſt an der Spitze der feindlichen Scharen, wie ein Löwe, deſſen Höhle Jäger umſtellt haben, Äneas, der Eidam des Königs, hat aus der Mitte unſerer Fürſten den edlen Proteſilāus, der an Jugend und Mut dir ähnlich, doch an Kraft dir nicht gleich war, erſchlagen. Wenn du nicht kommſt, ſo wird der Mord unter unſern Helden einreißen!" Aus ſeinen Träumen erwacht, blickte Achilles hinter ſich, ſah den mahnenden Freund und in dieſem Augenblicke drang auch der Hall des Kampfgetümmels in ſein Ohr. Da ſprang er, ohne ein Wort zu erwidern, durch die Gaſſen des Schiffslagers ſeinem Zelte zu. Hier erſt fand er die Sprache wieder, rief mit lauter Stimme ſeine Myrmidonen unter die Waffen und erſchien mit ihnen wie ein donnerndes Wetter in der Schlacht. Seinem ſtürmiſchen Angriffe hielt ſelbſt Hektor nicht ſtand. Zwei Söhne des Priămus erſchlug er, und der Vater ſah wehklagend von den Mauern herab den Tod ſeiner Kinder von des fürchterlichen Heldenjünglings Hand. Dicht an der Seite des Peliden kämpfte der Telamonier Ajax, deſſen Rieſenleib alle andern Danaer überragte; vor den Streichen der beiden Helden flohen die Trojaner wie eine Herde von Hirſchen vor einer Hundekoppel daher; zuletzt wurde die Flucht der Feinde allgemein und die Trojaner ſchloſſen die Thore wieder hinter ſich zu. Die Griechen aber begaben ſich in Ruhe wieder zu ihren Schiffen und fuhren in Vollendung ihres Lagerbaues gemächlich fort. Achilles und Ajax wurden von Agamemnon zu Wächtern der Schiffe beſtimmt, und dieſe ſetzten wieder andere Helden zu Wächtern über einzelne Abteilungen der Flotte.

Alsdann wandten ſie ſich zum Begräbniſſe des Proteſilāus, legten den Leichnam auf einen ſchön geſchmückten und aufgetürmten Scheiterhaufen und begruben ſeine Gebeine auf einer Halbinſel des Strandes unter ſchönen hohen Ulmbäumen. Noch waren ſie mit der Beſtattung nicht ganz fertig, als ein zweiter Überfall die ſorglos Feiernden erſchreckte.

In Kolōnis bei Troja herrſchte der König Cygnus, der, von einer Nymphe dem Meeresgotte Poſeidon geboren, auf der Inſel Tenĕdos wunderbarer Weiſe von einem Schwan großgezogen worden war, daher er auch ſeinen Namen Cygnus, d. h. Schwan bekommen hatte. Dieſer war den Trojanern verbündet und ohne beſonders dazu von Priămus aufgefordert zu ſein, hielt er ſich verpflichtet, als er die Landung der fremden Kriegsvölker vor Troja gewahr wurde, ſeinen alten Freunden zu Hilfe zu kommen. Daher ſammelte er in ſeinem Königreiche einen anſehnlichen Heerhaufen, legte ſich in der Nähe des griechiſchen Schiffslagers in einen Hinterhalt und war mit ſeiner Schar eben erſt in dieſem Verſteck angekommen, als die Griechen, aus dem erſten Treffen mit den Trojanern als Sieger zurückgekehrt, ihrem gefallenen Helden die letzte Ehre erwieſen. Während ſie ſorglos und nicht in der vollen Waffenrüſtung um den Scheiterhaufen geſchart ſtanden, ſahen ſie ſich plötzlich von Streitwagen und Bewaffneten umringt und ehe ſie ſich nur beſinnen konnten, ob der Boden die Streiter ausgeſpieen habe, oder woher ſie ſonſt erſchienen ſeien, hatte Cygnus mit ſeiner Heeresmacht ein furchtbares Blutbad unter den Griechen angerichtet.

Doch war nur ein Teil der Argiver bei der Leichenfeier des Proteſilāus beſchäftigt und zugegen. Die andern bei den Schiffen und in den Lagerhütten waren ihren Waffen näher und eilten den Ihrigen, den Peliden Achilles an der Spitze, bald in voller Rüſtung und in geſchloſſenen Kriegsreihen zu Hilfe. Ihr Anführer ſelbſt ſaß auf dem Streitwagen, ſchrecklich anzuſchauen und ſeine todbringende Lanze traf mit ihrem Stoße bald dieſen, bald jenen Koloniten, bis er, in den Reihen der Schlacht nur den Feldherrn der Fremdlinge ſuchend, dieſen im fernen Kampfgewühle an den gewaltigen Stößen erkannte, die auch er, auf einem hohen Streitwagen ſtehend, rechts und links an die Griechen austeilte. Dorthin lenkte der Held Achilles ſeine ſchneeweißen Roſſe und als er nun dem Cygnus gegenüber auf dem Wagen ſtand, rief er, die bebende Lanze mit nervigem Arme ſchwingend: „Wer du auch ſeieſt, Jüngling! nimm dieſen Troſt mit in den Tod, daß du von dem Sohne der Göttin Thetis getroffen worden!" Dieſem Ausruf folgte ſein Geſchoß. Aber ſo ſicher er die Lanze abgezielt hatte, ſo rüttelte ſie dem Sohne des Poſeidon doch nur mit dumpfem Stoße an der Bruſt; und mit ſtaunendem Blicke maß der Pelide ſeinen unverwundlichen Gegner. „Wundre dich nicht, Sohn der Göttin," rief dieſer ihm lächelnd zu; „nicht mein Helm, den du anzuſtaunen ſcheinſt, oder mein hohler Schild in der Linken halten die Stöße von meinem Leibe ab; vielmehr trage ich dieſe Schutzwaffe als bloßen Zierat, wie auch wohl der Kriegsgott Ares zuweilen zum Scherze Waffen anzulegen pflegt, deren er doch gewiß nicht bedarf, ſeinen Götterleib zu ſchirmen. Wenn ich alle Bedeckung von mir werfe, ſo wirſt du mir doch die Haut mit deinem Speere nicht ritzen können. Wiſſe, daß ich am ganzen Leibe feſt wie Eiſen bin und daß es etwas heißt, nicht etwa der Sohn einer Meernymphe zu ſein, nein der geliebte Sohn deſſen, der dem Nereus und ſeinen Töchtern und allen Meeren gebeut. Erfahre, daß du dem Sohne Poſeidons ſelbſt gegenüber ſteheſt!" Mit dieſen Worten ſchleuderte er ſeinen Speer auf den Peliden und durchbohrte damit die Wölbung ſeines Schildes, ſo daß derſelbe durch das Erz und die neun erſten Stierhäute der göttlichen Waffe hindurchdrang: erſt in der zehnten Lage blieb das Wurfgeſchoß ſtecken. Achilles aber ſchüttelte den Speer aus dem Schilde und ſandte dafür den ſeinigen gegen den Götterſohn ab. Aber der Leib des Feindes blieb unverwundet. Selbſt das dritte Geſchoß, das der Pelide abſandte, blieb ohne Wirkung. Jetzt geriet Achilles in Wut wie ein Stier im Tiergefechte, dem ein rotes Tuch vorgehalten wird und der mit den Hörnern in die Luft geſtoßen hat. Noch einmal warf er die Lanze aus Eſchenholz nach Cygnus, traf dieſen auch wirklich an der linken Schulter und jubelte laut auf, denn die Schulter war blutig. Doch ſeine Freude war vergeblich, das Blut war nicht das Blut des Götterſohnes; es war der Blutſtrahl des Menoetes, eines neben Cygnus fechtenden und von anderer Hand getroffenen feindlichen Helden. Knirſchend vor Wut ſprang jetzt Achilles vom Wagen, eilte auf den Gegner zu und hieb mit gezücktem Schwerte auf ihn ein; aber ſelbſt der Stahl prallte ſtumpf an dem zu Eiſen gehärteten Körper ab. Da erhob Achilles in der Verzweiflung den zehnhäutigen Schild und zerpochte dem unverwüſtlichen Feinde, ganz auf ihn eingedrungen, drei, viermal die Schläfe mit der Schildbuckel. Jetzt erſt fing Cygnus an zu weichen und Nebel ſchwamm ihm vor den Augen; er wandte ſeine Schritte rückwärts, ſtrauchelte über einen Stein und darüber ergriff ihn Achilles mit der Hand im Nacken und warf ihn vollends zu Boden. Dann ſtemmte er ſich mit Schild und Knieen auf die Bruſt des Liegenden und ſchnürte dem Feinde mit ſeinem eigenen Helmbande die Kehle zu.

Der Fall ihres göttlichen Führers nahm den Koloniten plötzlich den Mut; ſie verließen den Kampfplatz in wilder Flucht und bald war von dem ganzen Überfalle nichts mehr zu ſehen als die vielen Leichen von Griechen und Barbaren, die auf dem Felde und dem halbvollendeten Grabhügel des Proteſilāus zerſtreut umherlagen und den um viele der Ihrigen trauernden Argivern neue Arbeit machten.

Die Folge dieſes Überfalls war, daß die Griechen in die Landſchaft des erſchlagenen Königs Cygnus einfielen und aus der Hauptſtadt Metora die Kinder desſelben als Beute hinwegführten. Dann griffen ſie das benachbarte Cilla an, eroberten auch dieſe feſte Stadt mit unermeßlicher Kriegsbeute und kehrten ſo beladen zu ihrem wohlbewachten Schiffslager zurück.

Palamēdes und ſein Tod. Der einſichtsvollſte Mann im griechiſchen Heere war Palamēdes, thätig, weiſe, gerecht und ſtandhaft; von zarter Geſtalt, des Geſanges und Leierſpieles kundig. Seine Beredſamkeit hatte den Atriden die meiſten Fürſten Griechenlands für den Feldzug gegen Troja geſtimmt, ſeine Klugheit ſelbſt den Sohn des Laërtes überliſtet. Dadurch hatte er ſich aber auch einen unverſöhnlichen Feind in dem Heere der Danaer erworben, der Tag und Nacht auf Rache ſann und nur um ſo finſterer darüber brütete, je mehr das Anſehen des verſtändigen Euböers unter den Fürſten zunahm. Nun wurde den Griechen durch ein Orakel Apollos bekannt, daß ſie dieſem Gott als Apollo Sminthius — unter ſolchem Namen wurde er in der Landſchaft Troas verehrt — eine Hekatombe an der Stelle opfern ſollten, wo ſeine Bildſäule und ſein Tempel ſtand und Palamēdes war von dem Gotte auserwählt worden, die ſtattlichen Opfertiere nach der heiligen Stätte zu führen. Dort wartete ihrer Chryſes, der Prieſter des Gottes, der das feierliche Opfer vollbrachte. Die Verehrung Apollos in dieſer Landſchaft hatte einen ſeltſamen Urſprung. Als die alten Teukrer, aus Kreta herüber mit ihrem Könige Teucer kommend, an dieſer Küſte Kleinaſiens gelandet hatten, gab ihnen das Orakel den Befehl da zu bleiben, wo ſie ihre Feinde aus der Erde würden hervorkriechen ſehen. Als ſie nun in Hamaxitus, einer Stadt dieſer Landſchaft, angekommen waren, benagten die Mäuſe, aus der Erde hervorſchlüpfend, in einer Nacht alle ihre Schilde. Sie ſahen auf dieſe Weiſe den Spruch des Gottes erfüllt, ließen ſich in der Gegend nieder und erbauten dem Apollo eine Bildſäule, der eine Maus, was in äoliſcher Mundart Smintha bedeutet, zu Füßen lag.

Dieſem Apollo, dem Sminthier, der ſeinen Tempel nicht weit von Chryſa auf einer Anhöhe ſtehen hatte, ward nun unter Palamēdes Anführung von ſeinem Prieſter Chryſes eine Hekatombe oder Hundertzahl heiliger Schafe geopfert. Die Ehre, die dem Palamēdes durch die Anordnung Apollos ſelbſt widerfuhr, beſchleunigte ſeinen Untergang. Denn in Odyſſeus ſonſt nicht unedlem Gemüte gewann jetzt ganz der Neid die Oberhand und er ſann auf eine fluchwürdige Liſt, durch welche er dem edlen Manne den Untergang bereitete. Er verbarg eigenhändig in tiefſter Heimlichkeit eine Summe Geldes in das Zelt des Palamēdes. Dann ſchrieb er im Namen des Priămus einen Brief an den griechiſchen Helden, in welchem dieſer von überſchicktem Golde ſprach und dem Palamēdes ſeinen Dank ausdrückte, daß derſelbe ihm das Heer der Griechen verraten habe. Dieſer Brief wurde einem phrygiſchen Gefangenen in die Hände geſpielt, bei demſelben ſodann von Odyſſeus entdeckt und der unſchuldige Träger auf ſeine Veranſtaltung ſofort auf der Stelle niedergemacht. Den Brief zeigte Odyſſeus vor der Fürſtenverſammlung im griechiſchen Lager. Palamēdes wurde von den entrüſteten Häuptern der Danaer vor einen Kriegsrat geſtellt, welchen Agamemnon aus den vornehmſten Fürſten zuſammenſetzte und in welchem Odyſſeus ſich den Vorſitz zu verſchaffen wußte; auf ſeine Veranlaſſung ward im Zelte des Beſchuldigten geforſcht, endlich nachgegraben und ſo die Summe Goldes, die der trügeriſche Odyſſeus dort verſteckt hatte, unter ſeiner Lagerſtätte aufgefunden. Die Richter, nichts vom wahren Vorgang der Sache ahnend, ſprachen einſtimmig das Todesurteil aus. Palamēdes würdigte ſie keiner Selbſtverteidigung: er durchſchaute den Trug, aber er hatte keine Hoffnung, Beweiſe ſeiner Unſchuld, ſowie der Schuld ſeines Gegners vorzubringen. Als daher das Urteil gefällt war, das auf Steinigung lautete, brach er nur in die Worte aus: „O ihr Griechen, ihr tötet die gelehrteſte, die unſchuldigſte, die geſangreichſte Nachtigall!" Die verblendeten Fürſten lachten über dieſe Verteidigung und führten den edelſten Mann im griechiſchen Heere zum unbarmherzigſten Tode fort, den er mit heldenmütiger Standhaftigkeit ertrug. Als ihn ſchon die erſten Steinwürfe niedergeſchmettert hatten, brach er in die Worte aus: „Freue dich, Wahrheit, du biſt vor mir geſtorben!" Als er dieſe Worte geſprochen, fuhr ihm, von Odyſſeus rachſüchtiger Hand geſchleudert, ein Stein an die Schläfe, daß er umſank und ſtarb. Aber Nemĕſis, die Göttin der Gerechtigkeit, ſchaute vom Himmel herab und beſchloß, den Griechen und ihrem Verführer Odyſſeus noch am Ziel ihrer Thaten den Frevel zu vergelten.

Thaten des Achilles und Ajax. Von den nächſten Kriegsjahren vor Troja erzählt die Sage nichts Ausführliches. Die Griechen lagen nicht unthätig vor Troja; da aber die Bewohner dieſer Stadt ihre Kräfte ſchonten und ſelten Ausfälle machten, ſo wandten die Danaer ihre Macht gegen die Umgegend. Achilles zerſtörte und plünderte allmälig zwölf Städte mit ſeiner Flotte, elf nahm er zu Lande ein. Dem Prieſter Chryſes führte er auf einem Streifzuge nach Myſien ſeine ſchöne Tochter Aſtynŏme oder Chryſëis gefangen fort. Bei der Einnahme von Lyrneſſus überfiel er den Palaſt des Königs oder Prieſters Briſes, der in der Verzweiflung den Strick um den Hals ſchlang und ſich den Tod gab. Sein holdſeliges Kind Briſëis oder Hyppodamīa wurde dem Sieger zu teil, und er führte ſie als eine Lieblingsbeute ins griechiſche Lager mit ſich davon. Auch die Inſel Lesbos und die Stadt Thebe in Myſien, am Fuße des Berges Plakus gegründet, unterlagen ſeinen Angriffen. In der letztern Stadt herrſchte der Eidam des Königs Priămus, der König Eëtion, deſſen Tochter Andromăche mit dem tapferſten Helden Trojas, mit Hektor, vermählt war. Sieben blühende Söhne wuchſen noch in ſeinem Königshauſe. Da kam Achilles, ſtürmte die hochragenden Thore der Stadt und erſchlug den König mit den ſieben Söhnen. Als der Leichnam des hohen Fürſten, der von herrlicher, ehrfurchtgebietender Geſtalt war, vor dem jungen Helden ausgeſtreckt lag, bemächtigte ſich desſelben ein Grauen und eine Scheu, und er wagte es nicht, den Liegenden der Waffen zu berauben, und ſich dieſelben als rühmliche Siegesbeute anzueignen. Er verbrannte daher den Leichnam zur ehrlichen Beſtattung im vollen kunſtreich gearbeiteten Waffengeſchmeide und türmte ihm ein mächtiges Denkmal auf, das noch lange, von hohen Ulmen umſchattet, die Gegend ſchmückte. Die Gemahlin des Königs, die Mutter Andromăches, führte er mit ſich fort in die Sklaverei, doch gab er ſie ſpäter gegen ein reiches Löſegeld frei, und ſie kehrte nach der Heimat zurück, wo ein Pfeil der Göttin Artemis ſie am Webeſtuhl traf und tötete. Aus dem Stalle des Königs führte Achilles ſein treffliches Pferd, Pedăſus genannt, mit ſich fort, das, obwohl ſterblich gezeugt, es doch an Kraft und Schnelligkeit ſeinen eigenen unſterblichen Roſſen gleich that und mit ihnen um die Wette am Wagen einherlief; aus der Rüſtkammer des Königs Eëtion aber nahm er viel andere Herrlichkeiten mit, unter andern auch eine ungeheure eiſerne Wurfſcheibe, ſo groß, daß ſie einem Bauer fünf Jahre lang Eiſen zu ſeinem Ackergeräte würde gegeben haben.

Nächſt Achilles war der tapferſte und rieſigſte Held unter den Griechen der Telamonſohn Ajax. Auch er feierte nicht. Er führte ſeinen Schiffszug nach der thraciſchen Halbinſel, wo die Königsburg Polymneſtors prangte. Dieſem hatte der König Priămus von Troja ſeinen jüngſten Sohn Polydōrus, den er mit der Laothŏe, einem Kebsweibe, gezeugt hatte, zur Pflege überſandt und dadurch, weil er ſein Liebling war, dem Waffendienſt entzogen, auch dem thraciſchen Könige zur Beköſtigung des Kindes Gold und Koſtbarkeiten genug übergeben. Dieſer Schätze und des ihm anvertrauten Unterpfandes bediente ſich nun der treuloſe Barbar, als ſein Land von dem Helden Ajax überfallen und ſeine Burg belagert wurde, den Frieden zu erkaufen; er verleugnete ſeine Freundſchaft mit dem Könige Priämus, verfluchte ihn, teilte Geld und Getreide, das er zur Nahrung des Knaben von ihm empfangen, unter die griechiſchen Streiter aus; dem Ajax ſelbſt aber überlieferte er das Gold und alle Koſtbarkeiten ſeines Verbündeten und endlich den Knaben Polydōrus ſelbſt.

Ajax kehrte mit ſeiner Beute nicht ſogleich zum griechiſchen Schiffslager zurück, ſondern wandte ſich auf ſeinen Schiffen nach der phrygiſchen Küſte. Dort griff er das Reich des Königs Teuthras an, tötete den König, der ihm an der Spitze eines Heerhaufens entgegenzog, in der Schlacht und ſchleppte die Tochter des Teuthras, die königliche Jungfrau Tekmeſſa, die edelgeſinnt und von herrlicher Geſtalt war, als Kriegsbeute mit ſich fort. Doch ward ſie ihm bald wegen ihrer Schönheit und ihres Edelſinnes lieb; er hielt ſie hoch wie eine Gemahlin und hätte ſich feierlich mit ihr vermählt, wenn es Griechengebrauch geweſen wäre, eine Barbarin zu freien.

Achilles und der Telamonier trafen von ihren glücklichen Streifzügen, ihre Laſtſchiffe voll Beute, zu gleicher Zeit im griechiſchen Schiffslager vor Troja wieder ein. Alle Danaer gingen ihnen unter Lobgeſängen entgegen; bald umringte ſie eine ganze Verſammlung von Streitern; man ſtellte die Helden in die Mitte, und unter jubelndem Zuruf wurde ihnen als Lohn der Siege ein Olivenkranz aufs Haupt geſetzt. Alsdann hielten die Helden einen Rat, um über die mitgebrachte Beute, die von den Griechen als Gemeingut angeſehen wurde, einen Beſchluß zu faſſen. Da wurden denn auch die gefangenen Frauen vorgeführt, und alle Danaer ſtaunten über ihre Schönheit. Das Anrecht auf die holde Briſestochter wurde dem Achilles, dem Helden Ajax der Beſitz der königlichen Tekmeſſa beſtätigt. Überdies durfte der Pelide auch die Geſpielin ſeiner Geliebten, die holde Jungfrau Diomedēa, behalten, welche ſich von der Königstochter nicht trennen wollte, mit welcher ſie von zarter Kindheit an im Hauſe des Briſes aufgewachſen war; ſie hatte ſich, vor die griechiſchen Helden geführt, zu Achilles Füßen geworfen und flehte ihn unter Thränen an, ſie nicht von ihrer lieben Herrin trennen zu laſſen. Nur Aſtynöme, die Tochter des Prieſters Chryſes, wurde dem Völkerhirten Agamemnon, ſeine Königswürde zu ehren, zugeſprochen und von Achilles auch willig abgetreten. Die andere Kriegsbeute an Gefangenen und Mundvorrat ward Mann für Mann unter das griechiſche Heer verteilt.

Dann brachte Ajax, von Odyſſeus und Diomedes aufgefordert, die Schätze des Königs Polymneſtor aus ſeinen Schiffen herbei, und es wurde auch davon dem Könige Agamemnon ein ſchöner Teil an Gold und Silber zugeſchieden.

Polydōrus. Endlich berieten ſich die Helden über den allerkoſtbarſten Teil der Beute, über den Knaben Polydōrus, den Sohn des Königs Priämus, und nach kurzer Ratſchlagung wurde einſtimmig beſchloſſen, daß Odyſſeus und Diomedes als Geſandte zu König Priamus abgeordnet werden und ihm die Übergabe ſeines jungen Sohnes anbieten ſollten, ſobald Helena den Geſandten Griechenlands ausgeliefert ſein würde. Den beiden Helden wurde der Gemahl der geraubten Fürſtin, Menelāus, als dritter Geſandter beigegeben, und ſo machten ſich alle drei mit dem jungen Polydōrus auf den Weg, und wurden unter dem Schutze des Völkerrechts als heilige Geſandte von den Trojanern ohne Widerſpruch in ihre Mauern aufgenommen.

Priamus und ſeine Söhne in ihrem Königspalaſte, der fern auf der Burg der Stadt gelegen war, wußten noch nicht, was zu ihren Füßen vorging, als ſchon die Geſandtſchaft auf dem Marktplatze Trojas ſtille hielt und, vom trojaniſchen Volke umgeben, Menelāus das Wort ergriff und ſich mit herzzerſchneidenden Worten über die frevelhafte Verletzung des Völkerrechts beklagte, die ſich Paris an ſeinem heiligſten und teuerſten Beſitztum durch den frechen Raub ſeiner Gemahlin zu Schulden kommen laſſen. Er ſprach ſo beredt und eindringlich, daß die umſtehenden Trojaner alle, und darunter die älteſten Häupter des Volkes, von ſeinen Worten ergriffen wurden und unter Thränen des Mitleids ihm Recht geben mußten. Als Odyſſeus ihre Rührung bemerkte, nahm auch er das Wort und ſprach: „Mir däucht, ihr ſolltet wiſſen, Häupter und andre Bewohner von Troja, daß die Griechen ein Volk ſind, die nichts unüberlegter Weiſe unternehmen, und daß ſie ſchon von ihren Vorfahren her bei allen ihren Thaten darauf bedacht ſind, Lob und nicht Schmach davon zu tragen. So wiſſet ihr denn auch, daß nach der unerhörten Beleidigung, die eures Königs Sohn Paris uns allen durch die Entführung der Fürſtin Helena angethan hat, wir, bevor wir die Waffen gegen euch erhoben, zur gütlichen Beilegung dieſes Handels eine friedliche Geſandtſchaft an euch geſchickt haben. Erſt als dies vergebens war, iſt der Krieg, und zwar noch dazu durch einen Überfall von eurer Seite, begonnen worden. Auch jetzt, nachdem ihr unſern Arm gefühlt habt und alle euch unterworfene oder mit euch verbündete Städte rings umher in Trümmern liegen, ihr ſelbſt aber nach vieljähriger Belagerung in mannigfaltige Not geraten ſeid, liegt ein glücklicher Ausgang unſeres Streites immer noch in eurer Hand, ihr Trojaner! Gebet uns heraus, was ihr uns geraubt habt, und auf der Stelle brechen wir unſere Lagerhütten ab, ſteigen zu Schiffe, lichten die Anker und verlaſſen mit der furchtbaren Flotte, die euch ſo vielen Schaden gethan hat, euren Strand für immer. Auch kommen wir nicht mit leeren Händen. Wir bringen eurem Könige einen Schatz, der ihm lieber ſein ſollte, als die Fremde, die eure Stadt zu ſeinem und eurem eigenen Fluche beherbergen muß. Wir bringen ihm den Knaben Polydōrus, ſein jüngſtes und geliebtetes Kind, den unſer Held Ajax in Thracien dem Könige Polymneſtor entriſſen hat, und der hier gebunden vor euch ſteht und von eurem und eures Königs, ſeines Vaters Entſchluſſe, ſeine Freiheit und ſein Leben erwartet. Gebt ihr uns Helena heraus und liefert ihr ſie heute noch in unſere Hände, ſo wird der Knabe ſeiner Feſſeln ledig und bleibt im Hauſe ſeines Vaters. Wird uns Helena verweigert, ſo geht eure Stadt zu Grunde und vorher noch wird euer König ſehen müſſen, was er für ſein Leben nicht ſehen möchte!"

Ein tiefes Stillſchweigen herrſchte in der ihn umringenden Verſammlung des trojaniſchen Volkes, als Odyſſeus aufgehört hatte zu ſprechen. Endlich ergriff der weiſe und bejahrte Antēnor das Wort und ſprach: „Lieben Griechen und einſt meine Gäſte! Alles was ihr uns ſaget, wiſſen wir ſelbſt und müſſen in unſerm Herzen euch Recht geben; auch fehlt uns der Wille, die Sache zu beſſern, nicht, wohl aber die Gewalt. Wir leben in einem Staate, in welchem der Befehl des Königs alles gilt; ihm ſich zu widerſetzen, erlaubt die Verfaſſung unſers Reiches, der Glaube, den wir von den Vätern ererbt, und das Gewiſſen des Volkes keinem von uns. Wir dürfen in allen öffentlichen Angelegenheiten nur alsdann ſprechen, wenn der König uns zu Rate zieht; und wenn wir geſprochen haben, ſo behält er noch immer freie Hand, zu thun, was er will; damit aber du erfahreſt, was die Meinung der Beſten im Volke über eure Angelegenheit iſt, ſo werden ſich die Älteſten unſeres Volkes verſammeln und vor euch ihre Meinung abgeben. Dies iſt, was uns zu thun übrig bleibt und unſer König ſelbſt uns nicht verweigern kann."

Und ſo geſchah es. Antēnor veranſtaltete einen Rat der Älteſten und führte die Geſandten in denſelben ein. Hier nahm er ſelbſt den Vorſitz, und befragte die Häupter des Volkes der Reihe nach über die Gewaltthat des Paris. Die vornehmſten Männer Trojas erklärten einer nach dem andern, daß ſie die That für einen fluchwürdigen Frevel hielten; nur Antimächus, ein kriegsluſtiger aber tückiſcher Mann, verteidigte den Raub der griechiſchen Fürſtin. Er war von Paris mit reichlichen Gaben beſtochen worden, wo es immer Gelegenheit gäbe, ſich ſeiner anzunehmen und die Auslieferung Helenas zu verhindern. Auch diesmal arbeitete er für dieſen Zweck und hinter dem Rücken der Helden erteilte er den ruchloſen Rat, die Geſandten der Griechen, drei ihrer tapferſten und klügſten Helden, umzubringen. Als aber die Trojaner dieſen Vorſchlag mit Abſcheu von ſich wieſen, riet er, ſie wenigſtens ſo lange zu behalten, bis ſie den gefangenen Polydōrus, ohne Löſegeld und Tauſch, dem Priämus ausgeliefert hätten. Auch dieſer Rat wurde als treulos verworfen, und da Antimächus nicht aufhörte, ſelbſt öffentlich in der Verſammlung die Helden zu ſchmähen, ſo wurde er von ſeinen Mitbürgern, welche den Griechen ihre Mißbilligung ſeines Betragens und ſeiner Grundſätze beweiſen wollten, mit Schimpf aus der Verſammlung geſtoßen.

Erbittert begab ſich Antimächus auf die Burg und unterrichtete den König von der Ankunft der griechiſchen Geſandtſchaft. Nun erhub ſich im Rate des Königes und ſeiner Söhne ſelbſt eine lange zwieſpältige Beratung, zu welcher auch ein Älteſter, der edle Pantöus, der das volle Vertrauen des alten Königs genoß, gezogen wurde. Dieſer wandte ſich an den tapferſten, billigſten und tugendhafteſten aller Söhne des Königs, an Hektor, mit der flehentlichen Bitte, dem Rat aller beſſern Trojaner nachzugeben und die unheilvolle Urheberin des Krieges auszuliefern. „Hat doch," ſprach er, „Paris ſo viele Jahre lang Zeit gehabt, ſich ſeines ungerechten Raubes zu erfreuen und ſeine Luſt zu büßen! Jetzt ſind alle unſre verbündeten Städte zerſtört und ihr Untergang weisſagt uns unſer eigenes Schickſal; dazu haben die Griechen deinen kleinen Bruder in ihrer Gewalt und wir wiſſen nicht, was aus ihm werden wird, wenn wir Helena den Griechen nicht ausliefern!"

Hektor wurde ſchamrot und bis zu Thränen betrübt, als er der Unthat ſeines Bruders Paris gedachte. Dennoch ſprach er ſich im Rate des Königs nicht für die Auslieferung der Fürſtin aus. „Sie iſt," antwortete er dem Panthöus, „einmal die Schutzflehende unſres Hauſes. Als ſolche haben wir ſie aufgenommen, ſonſt hätten wir ſie von der Schwelle des Königspalaſtes zurückweiſen müſſen. Statt dies zu thun, haben wir ihr und dem Paris ein prächtiges Haus gebaut und ſie haben darin in Herrlichkeit und Freuden lange Jahre verlebt und ihr alle habt dazu geſchwiegen und habt doch dieſen Krieg kommen ſehen! Warum ſollen wir ſie jetzt vertreiben?" — „Ich habe nicht geſchwiegen," erwiderte Panthöus, „mein Gewiſſen iſt ruhig: ich habe euch die Prophezeihung meines Vaters mitgeteilt und euch gewarnt; ich warne euch zum zweitenmal. Komme was da will; ich werde die Stadt und den König mit euch getreulich verteidigen helfen, auch wenn ihr meinen heilſamen Rat nicht befolget!" Mit ſolchen Worten verließ er die Verſammlung der Königsſöhne.

In dieſer wurde zuletzt auf Hektors Vorſchlag beſchloſſen, zwar die Fürſtin Helĕna nicht auszuliefern, wohl aber Genugthuung und Erſatz für alles zu leiſten, was mit geraubt worden ſei. An ihrer ſtatt ſollte dem Menelāus eine der Töchter des Königs Priamus ſelbſt, die weiſe Kaſſandra oder die in ihrer Jugendblüte heranreifende Polyxena, mit königlicher Mitgift zur Gemahlin angeboten werden. Als die griechiſchen Geſandten, vor den König und ſeine Söhne geführt, dieſen Vorſchlag vernahmen, ergrimmte Menelāus und ſprach: „Wahrhaftig, es iſt mit mir weit gekommen, wenn ich, ſo viele Jahre des Ehegemahls meiner Wahl beraubt, am Ende von den Feinden mir eine Gattin ausleſen laſſen muß! Behaltet eure Barbarentöchter und gebt mir das Weib meiner Jugend zurück!" Dagegen erhob ſich der Eidam des Königs, der Gemahl Krēuſas, der Held Äneas, und rief dem Fürſten Menelāus, der die letzten Worte mit verächtlichem Hohnlachen geſprochen hatte, mit rauher Stimme zu: „Du ſollſt weder das eine noch das andere erhalten, Elender, wenn es nach meiner Abſtimmung geht und nach der Meinung aller derjenigen, die den Paris lieben und es mit der Ehre dieſes alten Königshauſes halten! Noch hat das Reich des Priămus ſeine Beſchützer! Und würde auch der Knabe Polydōrus, der Sohn des Kebsweibes ihm verloren gehen, ſo iſt Priămus dadurch nicht kinderlos geworden! Sollen die Griechen einen Freibrief von uns erhalten, Frauen zu rauben? Genug der Worte! Wenn ihr euch nicht auf der Stelle mit eurer Flotte davon macht, ſo ſollt ihr den Arm der Trojaner fühlen! Noch haben wir ſtreitluſtige Jugend genug und aus der Ferne kommen uns von Tag zu Tag mächtigere Verbündete, wenn auch die Schwachen in der Nähe erlegen ſind!"

Dieſe Rede des Äneas wurde von lautem Beifallsruf in der trojaniſchen Fürſtenverſammlung begleitet und die Geſandten nur durch Hektor vor rohen Mißhandlungen geſchützt. Voll heimlicher Wut entfernten ſie ſich mit ihrem Gefangenen, Polydōrus, den der König Priamus nur aus der Ferne erblickt hatte und kehrten zu den Schiffen der Griechen zurück. Als ſich hier die Nachricht von dem verbreitete, was ihnen in Troja widerfahren war, von den Umtrieben des Antimăchus, von dem Übermute des Äneas und aller Priamusſöhne, außer Hektor, entſtand ein Auflauf unter dem Heere, und alles Volk ſchrie mit wilden Gebärden um Rache. Ohne lange die Fürſten zu fragen, wurde in einer unordentlichen Kriegerverſammlung der Beſchluß gefaßt, den unglücklichen Knaben Polydōrus büßen zu laſſen, was ſeine Brüder und ſein Vater verſchuldet. Und auf der Stelle ſchritten ſie zur Ausführung des Beſchloſſenen. Das arme Kind wurde auf Schußweite unter die Mauern Trojas geführt, und als, durch den großen Heeresauflauf herbeigelockt, König Priămus ſelbſt mit ſeinen Söhnen auf den Mauern erſchien, tönte bald ein kläglicher Weheruf von den Zinnen herab, denn mit ihren eigenen Augen mußten ſie ſehen wie die Drohung, des Odyſſeus an dem Knaben vollzogen ward. Steine flogen von allen Seiten gegen ſein bloßes Haupt und ſeinen aller Beſchirmung baren Leib und unter unzähligen Würfen ſtarb er eines kläglichen und grauſamen Todes. Den entfleiſchten Leichnam geſtatteten die Griechenfürſten dem flehenden Vater zum ehrlichen Begräbnis auszuliefern; die Diener des Königs erſchienen, von dem Trojanerhelden Idäus begleitet und luden die Leiche des Kindes unter Thränen und Wehklagen auf den Trauerwagen, der ſie dem troſtloſen Vater zuführen ſollte.

Chryſes, Apollo und der Zorn des Achilles. Unter dieſen Begebniſſen war das zehnte Jahr des Krieges angebrochen und der griechiſche Held Ajax von vielen glücklichen Streifzügen zurückgekehrt. Mit der Ermordung des Polydōrus flammte der Haß zwiſchen den beiden Nationen feuriger auf, als zuvor und die Götter des Himmels ſelbſt, die einen durch die Grauſamkeit der Griechen den Trojanern zugeneigt, die andern zum Schutze der Danaer aufgelegt, nahmen thätigen Anteil an dem Kampfe: Hera, Athena, Hermes, Poſeidon, Hephäſt, auf Seite der Griechen, auf der Gegenſeite Ares und Aphrodite, ſo daß von dieſem zehnten und letzten Jahre der Belagerung Trojas zehnmal mehr erzählt und geſungen wird, als von den neun andern. Denn jetzt hebt das Lied des Fürſten der Dichter, des Homerus, vom Zorne des Achilles an und von allen Übeln, die der Groll ihres größten Helden über die Argiver brachte.

Die Veranlaſſung zum Zorne des Peliden war folgende. Die Griechen hatten nach der Rückkehr ihrer Geſandten die Drohung der Trojaner nicht vergeſſen und bereiteten ſich in ihrem Lager zu entſcheidenden Kämpfen vor, als der Prieſter Apollo's, Chryſes, dem ſeine Tochter von Achilles geraubt und dem König Agamemnon überlaſſen worden war, den Lorbeer ſeines Gottes um den goldenen Friedensſtab geſchlungen, mit reichen Löſegeldern im Schiffslager der Griechen ankam, ſeine Tochter freizukaufen. Mit dieſer Bitte ſtellte er ſich vor die Atriden und das geſamte Heer und ſprach: „Ihr Söhne des Atreus und andere Argiver, mögen euch die Olympiſchen Vertilgung Trojas und glückliche Heimkehr verleihen, wenn ihr, den fernhin treffenden Gott Apollo, deſſen Prieſter ich bin, ehrend, mir gegen dieſe Löſung, die ich bringe, die geliebte Tochter zurückgebet!"

Das ganze Heer gab ſeinen Worten Beifall und gebot, den ehrwürdigen Prieſter zu ſcheuen und die köſtliche Löſung anzunehmen. Nur der König Agamemnon, der die liebliche Sklavin nicht verlieren wollte, wurde zornig und ſprach: „Laß dich nicht mehr bei den Schiffen treffen, Greis, weder jetzt noch in Zukunft; deine Tochter iſt und bleibt meine Dienerin und wird in meinem Königshauſe zu Argos bis ins Alter hinter dem Webſtuhl ſitzen! Geh, reize mich nicht, mache, daß du geſund in deine Heimat kommſt!"

Chryſes erſchrak und gehorchte. Schweigend eilte er an den Meeresſtrand; dort aber erhob er ſeine Hände zu dem Gotte, dem er diente und flehte ihn an: „Höre mich, Sminthier, der du zu Chryſa, Cilla und Tenĕdos herrſcheſt! Wenn ich je dir deinen Tempel zum Wohlgefallen geſchmückt und dir auserleſene Opfer dargebracht habe, ſo vergilt jetzt den Argivern mit dem Geſchoſſe!"

So betete er laut: und Apollo erhörte ſeine Bitte. Zorn im Herzen verließ er den Olymp, Bogen und Köcher mit den hallenden Pfeilen auf der Schulter; ſo wandelte er einher wie die düſtere Nacht, dann ſetzte er ſich in einiger Entfernung von den griechiſchen Schiffen nieder und ſchnellte Pfeil um Pfeil ab, daß ſein ſilberner Bogen grauenvoll erklang. Wen aber ſein unſichtbarer Pfeil traf, der ſtarb den plötzlichen Tod der Peſt. Anfangs nun erlegte er im Lager nur Maultiere und Hunde, bald aber wandte er ſein Geſchoß auch gegen die Menſchen, daß einer um den andern dahinſank und bald die Totenfeuer unaufhörlich aus den Scheiterhaufen loderten. Neun Tage lang wütete die Peſt im griechiſchen Heere. Am zehnten Tage berief Achilles, dem die Beſchirmerin der Griechen, Hera es ins Herz gelegt, eine Volksverſammlung, nahm das Wort und riet, einen der Opferprieſter, Seher oder Traumdeuter im Heere zu befragen, durch welche Opfer der Eifer Phöbus Apollos beſänftigt und das Unheil abgewendet werden könne.

Hierauf ſtand der weiſeſte Vogelſchauer im Heere, der Seher Kalchas auf und erklärte, den Zorn des fernhintreffenden Gottes deuten zu wollen, wenn ihm der Held Achilles Schutz zuſpräche. Der Sohn des Peleus hieß ihn getroſt ſein, und Kalchas ſprach: „Keine verſäumte Gelübde oder Hekatomben haben den Gott erzürnt. Er iſt ergrimmt über die Mißhandlung ſeines Prieſters durch Agamemnon, und wird ſeine Hand zu unſerm Verderben nicht zurückziehen, bis das Mägdlein dem erfreuten Vater zurückgegeben und ohne Entgelt mit einem hundertfachen Sühnopfer nach Chryſa heimgeführt wird. Nur auf dieſe Weiſe möchten wir die Gnade des Gottes wieder gewinnen."

Im Blute des Königs Agamemnon kochte es bei dieſen Worten des Sehers; ſein Auge funkelte und er begann mit drohendem Blicke: „Unglücksſeher, der noch nie ein Wort geſprochen, das mir Gedeihen gebracht hätte, auch jetzt beredeſt du das Volk, der Fernhintreffer habe uns die Peſt geſandt, weil ich das Löſegeſchenk für die Tochter des Chryſes verworfen habe. Wahr iſt's, ich behielte ſie gerne in meinem Hauſe; denn ſie iſt mir lieber, als ſelbſt Klytämneſtra, das Weib meiner Jugend, und ſtehet ihr an Wuchs, Schönheit, Geiſt und Kunſt nicht nach! Dennoch will ich ſie eher zurückgeben, als daß ich das Volk verderben ſehe. Aber ich verlange ein anderes Ehrengeſchenk zum Erſatze für ſie."

Nach dem Könige nahm Achilles das Wort. „Ich weiß nicht, ruhmvoller Atride," ſprach er, „welches Ehrengeſchenk deine Habſucht von den Argivern verlangt. Wo iſt denn noch viel Gemeinſchaftliches aufgeſpeichert? Alle Beute aus den eroberten Städten iſt längſt verteilt, und den einzelnen kann man doch das Ausgeteilte nicht wieder nehmen! Darum entlaß die Tochter des Prieſters! Wenn uns dereinſt Zeus die Eroberung Trojas gönnt, ſo wollen wir dir den Verluſt drei- und vierfach erſetzen!" „Tapferer Held," rief ihm der König zu, „ſinne nicht auf Trug! Meinſt du, ich werde deinem Befehle folgen und mein Geſchenk hergeben, während du das deinige behältſt? Nein. Geben mir die Griechen keinen Erſatz, ſo gehe ich hin, mir einen aus eurer Beute zu holen, ſei es ein Ehrengeſchenk des Ajax oder des Odyſſeus, oder auch das deinige, Pelide; möget ihr dann noch ſo ſehr zürnen. Doch davon reden wir ein andermal. Jetzt aber immerhin ein Schiff und die Hekatombe gerüſtet; ſie ſelbſt, die roſige Tochter des Chryſes möget ihr einſchiffen, und einer der Fürſten, meinethalben du, Achilles, mag das Schiff befehligen!"

Finſter entgegnete Achilles: „Schamloſer, ſelbſtſüchtiger Fürſt! wie mag dir nur ein Grieche noch gehorchen! Ich ſelbſt, dem die Trojaner nichts zu leide gethan haben, bin dir nur gefolgt, um deinen Bruder Menelāus dir rächen zu helfen. Und das achteſt du nun nicht, ſondern willſt mir mein Ehrengeſchenk entreißen, das ich mit meinem Schweiße errungen und die Griechen mir geſchenkt haben! Bekam ich doch nach keiner Städteeroberung je ein ſo herrliches Geſchenk, wie du; die ſchwerſte Laſt des Kampfes hatte mein Arm ſtets zu tragen, aber wenn es zur Teilung kommt, trägſt du das beſte davon, und ich kehre ſtreitmüde und mit wenigem vergnügt zu den Schiffen zurück! Jetzt aber gehe ich heim nach Phthia; verſuch es, und häufe dir Güter und Schätze ohne mich!"

„Fliehe nur, wenn dir's dein Herz gebeut," rief ihm Agamemnon zu, „ich habe genug Helden ohne dich, du biſt doch einer der Zankſüchtigſten! Aber wiſſe, die Tochter des Chryſes erhält zwar ihr Vater wieder, ich dagegen hole mir ſelbſt die liebliche Briſēis aus deinem

Zelt, damit du lerneſt, wie viel ich höher ſei als du, und keiner mehr es wage, mir ins Antlitz zu trotzen, wie du thuſt!“

Achilles entbrannte, ſein Herz ratſchlagte unter ſeiner Männerbruſt, ob er das Schwert ziehen und den Atriden auf der Stelle niederhauen, oder ſeinen Zorn beherrſchen ſolle. Da ſtand plötzlich hinter ihm unſichtbar die Göttin Athene, enthüllte ſich ihm allein, indem ſie ihn am braunen Lockenhaar faßte, und ſprach flüſternd: „Faſſe dich, zücke das Schwert nicht, ſchelten magſt du immerhin. Wenn du mir gehorchſt, verſpreche ich dir dreifache Gabe!“

Auf dieſe Mahnung hemmte Achilles ſeine Rechte am ſilbernen Hefte ſeines Schwertes und ſtieß es in die Scheide zurück; aber ſeinen Worten ließ er freien Lauf: „Unwürdiger,“ ſprach er, „wann hat dein Herz dir eingegeben, mit den Edelſten Griechenlands in einen Hinterhalt zu ziehen, oder in offener Schlacht zuvorderſt zu kämpfen? Viel bequemer dünkt es dir, hier im Heereslager ſein Geſchenk dem zu entwenden, der es wagt, dir zu widerſprechen! Aber ich ſchwöre dir bei dieſem Fürſtenzepter, ſo gewiß er nie wieder als Baumaſt grünen wird, hinfort ſiehſt du den Sohn des Peleus nicht mehr in der Schlacht; umſonſt wirſt du Rettung ſuchen, wenn der männermordende Hektor die Griechen ſcharenweiſe niederwirft; umſonſt wird alsdann in deiner Seele der Gram freſſen, daß du den edelſten der Danaer keiner Ehre wert geachtet haſt!“ So ſprach Achilles, warf ſeinen Zepter auf die Erde und ſetzte ſich nieder. Vergebens ſuchte der ehrwürdige Neſtor die Streitenden mit milder Rede zu verſöhnen. Endlich rief Achilles, ſich aus der Verſammlung erhebend, dem Könige zu: „Thue was du willſt, nur mute mir keinen Gehorſam zu. Nie werde ich des Mägdleins wegen gegen dich oder andere die Arme zum Streit erheben. Ihr gabet ſie mir, ihr könnt ſie mir auch wieder nehmen. Aber laß dir nicht einfallen, das mindeſte ſonſt bei meinen Schiffen anzutaſten, wenn du nicht willſt, daß dein Blut von meiner Lanze triefe!“

Die Verſammlung trennte ſich. Agamemnon ließ die Tochter des Chryſes und die Hekatombe zu Schiff bringen, und Odyſſeus führte beide ihrer Beſtimmung zu. Dann aber berief der Atride die Herolde Talthybius und Eurybätes und befahl ihnen, die Tochter des Briſes aus dem Zelte des Peliden zu holen. Die Herolde gingen ungerne, jedoch dem drohenden Wort ihres Herrſchers gehorchend, zum Schiffslager. Sie fanden den Achilles vor ſeinem Zelte ſitzend; und er wurde ihres Anblickes nicht fröhlich; ſie ſelbſt aber wagten vor Scheu und Ehrfurcht nicht, zu verkündigen, weswegen ſie kämen. Aber Achilles hatte es ihnen im Geiſte ſchon abgelauſcht: „Freude ſei mit euch,“ rief er ihnen zu, „ihr Herolde des Zeus und der Menſchen! Nahet euch immerhin; nicht ihr traget die Schuld eurer Forderung, ſondern Agamemnon. Wohlan denn, Freund Patroklus, führe die Jungfrau heraus und übergieb ſie ihnen. Aber ſie ſelbſt ſollen mir Zeugen ſein vor den Göttern, den Menſchen und jenem Wüterich, wenn man je wieder meiner Hilfe bedarf, ſo iſt es nicht meine Schuld, ſondern die Schuld des Atriden, wenn ich nicht erſcheine.“

Patroklus brachte das Mädchen, die den Herolden widerſtrebend folgte; denn ſie hatte ihren milden Herrn lieb gewonnen. Achilles aber ſetzte ſich weinend an den Strand, ſchaute hinunter in die dunkle Meerflut und flehte ſeine Mutter Thetis um Hilfe an. Da ertönte ihre Stimme aus der Tiefe: „Wehe mir, mein Kind, daß ich dich gebar; ſo kurz währet dein Leben; und nun ſollſt du auch noch ſo viel Thränen und Kränkung erfahren! Aber ich ſelbſt gehe hinauf zum Donnerer und flehe für dich um Hilfe. Zwar iſt er geſtern zum Mahle der frommen Aethiopier an den Strand des Oceänus gegangen, und erſt nach zwölf Tagen wird er wiederkehren; dann aber eile ich hinauf zu ihm und umfaſſe ihm die Knie. So lange ſetze du dich zu deinen Schiffen, zürne den Danaern und enthalte dich des Krieges.“ Achilles verließ, mit der Antwort ſeiner Mutter im Herzen, den Strand und ſetzte ſich grollend, mit verſchlungenen Armen, in ſeinem Zelte nieder.

Inzwiſchen war Odyſſeus mit dem Schiffe zu Chryſa angekommen und übergab dem freudig überraſchten Vater ſein holdſeliges Kind. Dankbar hob Chryſes ſeine Hände gen Himmel und flehte zu Phöbus um Abwendung der Plage, die er dem Griechen zugeſandt, und in dieſem Augenblick hörte die Peſt unter dem griechiſchen Heere auf, und als Odyſſeus mit dem Schiffe ins Lager zurückkam, fand er dieſe des Übels ledig.

Der zwölfte Tag, ſeit Achilles ſich in ſeine Lagerſtätte zurückgezogen hatte, war angebrochen und Thetis hatte ihr Verſprechen nicht vergeſſen. Im früheſten Morgennebel tauchte ſie aus dem Meere und ſtieg empor zum Olymp. Hier fand ſie auf der höchſten Kuppe des gezackten Berges, abſeits von den andern Göttern, den waltenden Zeus gelagert, ſetzte ſich zu ihm, und mit der Linken ſeine Kniee umſchlingend, mit der Rechten nach der Sitte Flehender ſein Kinn berührend, ſprach ſie zu ihm: „Vater Zeus, wenn ich dir je mit Worten oder Thaten gedient habe, ſo gewähre mir mein Verlangen: Ehre meinen Sohn, der vom Geſchicke ſo früh zu welken beſtimmt iſt; Agamemnon hat ihn jetzt eben aufs tiefſte gekränkt und ihm das Ehrengeſchenk entzogen, des er ſelbſt erbeutet hatte. Deswegen bitte ich dich, Göttervater, gieb den Trojanern ſo lange Sieg, bis die Griechen meinem Sohne wieder die verdiente Ehre erweiſen!“ Lange blieb Zeus unbeweglich und ſchweigend. Aber Thetis ſchmiegte ſich ihm immer feſter ans Knie und flüſterte: „So gewähre mir doch meine Bitte, Vater, oder verweigere ſie mir rundweg, damit ich wiſſe, ob ich mehr als alle anderen Götter einer Ehre von dir gewürdigt werde!“ So nötigte ſie endlich den Vater der Götter zu der unmutigen Antwort: „Es iſt nicht zum Heile, daß du mich zwingſt, mit der Göttermutter Hera zu hadern, die ohnehin mir immer zuwider iſt. Eile nur hinweg, daß ſie dich nicht bemerke, und es genüge dir der Wink meines Hauptes, welcher der untrüglichſten Verheißung gleich iſt.“ So ſprechend, nickte Zeus mit den Augenbrauen und die Höhen des Olymps erbebten von dem Nicken ſeines Hauptes. Zufrieden fuhr Thetis hinab zur Meerestiefe. Hera aber, welche die Ratſchlagung ihres Gemahles mit der Göttin wohl beachtet hatte, trat heran zu Zeus und reizte ihn mit Vorwürfen. Doch dieſer antwortete der Göttin ruhig: „Getraue dir nicht einzuſehen, was ich beſchließe; ſchweig und gehorche meinem Gebote.“ Da erſchrak Hera vor den Worten ihres Gemahls, des Götter- und Menſchenvaters, und wagte nicht weiter Einſprache gegen ſeinen Entſchluß zu thun.

Verſuchung des Volkes durch Agamemnon. Zeus gedachte des Winks, den er der Meeresgöttin Thetis zugenickt hatte. Er ſchickte den Traumgott in das Lager der Griechen und in das Zelt des ſchlummernden Königs Agamemnon. Dieſer ſtellte ſich in Neſtors Geſtalt, den der König vor allen andern Älteſten ehrte, zu ſeinen Häupten und ſprach zu ihm: „Schläfſt du, Sohn des Atreus? ein Mann, der das ganze Volk beraten ſoll, darf nicht ſo lange ſchlafen. Höre mich, der ich als ein Bote des Zeus zu dir komme; er befiehlt dir, die Argiver zur Schlacht zu rüſten: jetzt ſei die Stunde, wo Troja bezwungen werden kann. Die Himmliſchen ſind entſchloſſen und Verderben ſchwebt über der Stadt.“

Agamemnon erwachte vom Schlafe und verließ eilig das Lager. Er band ſich die Sohlen unter die Füße, zog das Gewand an, hängte das Schwert über die Schulter, ergriff den Zepter und wandelte in der Frühe des Morgens nach den Schiffen. Die Herolde gingen auf ſein Geheiß, das Volk zur Verſammlung zu rufen, von einer Lagerſtatt zu der andern; die Fürſten des Heeres aber wurden am Schiffe Neſtors in einen Rat gerufen. Hier eröffnete Agamemnon die Beratung mit den Worten: „Freunde, vernehmet! ein gottgeſandter Traum, in Neſtors Geſtalt zu mir tretend, hat mich belehrt, daß, von Zeus herabgeſchickt, über Troja Verderben ſchwebe. Laßt uns nun ſehen, ob es uns gelingt, die durch den Zorn des Achilles entmutigten Männer zur Schlacht zu rüſten. Ich ſelbſt will ſie zuerſt mit Worten verſuchen und ihnen den Rat erteilen, zu Schiffe zu gehen und die trojaniſche Küſte zu verlaſſen; dann ſollt ihr euch, der eine da, der andere dorthin eilend verteilen, und die Völker zum Bleiben zu bewegen ſuchen.“ Nach Agamemnon erhob ſich Neſtor und ſprach zu den Fürſten: „Wenn ein anderer Mann uns einen ſolchen Traum erzählte, ſo würden wir ihn der Lüge beſchuldigen und uns verächtlich abwenden. So aber iſt der, der dieſen Traum geſehen hat, der erſte Fürſt aller Danaer; und darum glauben wir ihm und gehen ans Werk!“ Neſtor verließ den Rat und alle Fürſten folgten ihm auf den Markt, wo das geſamte Volk ſich ſchon wie ein Bienenſchwarm verſammelte. Neun Herolde ordneten dasſelbe, daß es ſich im Kreiſe lagerte und allmählich der Lärm und das Flüſtern der Redenden verſtummte. Dann ſprach Agamemnon, in der Mitte der Verſammlung ſtehend und auf ſeinen Herrſcherſtab ſich lehnend: „Lieben Freunde, verſammelte heldenmütige Streiter des Danaervolkes, der grauſame Zeus hat mich in ſtarke Schuld verſtrickt, er, der mir einſt ſo gnädig gelobt hatte, das ich nur als Vertilger Trojas heimziehen ſollte. Jetzt aber gefällt es ihm, der ſchon ſo viele Städte zu Boden geſchmettert hat und in ſeiner Allmacht noch niederſchmettern wird, mir zu befehlen, daß ich nachdem ſo viel Volkes umſonſt erlegen iſt, ruhmlos nach Argos zurückkehren ſoll. Auch iſt es freilich ſchmählich, wenn ein ſpäteres Geſchlecht vernehmen ſoll, daß dieſes große Griechenvolk in einem heilloſen Streite gegen ſo viel ſchwächere Feinde fortkämpfe. Denn wahrhaftig, wenn wir die Zahl der Trojaner im Frieden mit der Zahl der Unſrigen meſſen wollten, ſo daß je ein Trojaner einem Tiſche von zehn Griechen den Wein kredenzte: viele Tiſche, däucht mir würden des Weines entbehren müſſen. Aber freilich haben ſie mächtige Bundesgenoſſen aus vielen Städten, deren Macht mir nicht erlaubt, ihre Stadt zu vertilgen, wie ich wohl möchte. Inzwiſchen ſind neun Jahre herumgegangen, das Holz an unſern Schiffen wird anbrüchig, die Seile vermodern, unſere Weiber und Kinder ſitzen zu Hauſe und ſchmachten nach uns: ſo iſt es wohl das Beſte, wir fügen uns in des Zeus Gebot, gehen zu Schiffe und kehren ins liebe Land der Väter zurück.“ Die Worte Agamemnons bewegten die Verſammlung, wie ſchwellende Meereswogen. Das ganze Heer geriet in Aufruhr; alles ſtürzte den Schiffen zu, daß der Staub in die Luft wirbelte; einer ermunterte den andern, die Schiffe ins Meer zu ziehen; die Balken unter dieſen wurden hinweggezogen, die Gräben, die mit dem Meere in Verbindung ſtanden, geräumt.

Den Freunden der Griechen im Olymp ſelbſt wurde bange, als ſie den Ernſt der Völker ſahen, und Hera ermahnte Athene, hinunter zu eilen ins Heer der Argiver und durch ihre ſchmeichelnde Götterrede die Flucht derſelben zu hemmen. Pallas Athene gehorchte ihr und flog von den Felſenhöhen des Olymp hinab ins Schiffslager der Griechen. Hier fand ſie den Odyſſeus mit gramvollem Herzen regungslos vor ſeinem Schiffe ſtehend, das er nicht zu berühren wagte. Die Göttin näherte ſich ihm, und indem ſie ſich ſeinen Blicken offenbarte, ſprach ſie freundlich zu ihm: „Alſo wollet ihr euch wirklich in die Schiffe ſtürzen und fliehen? wollet dem Priămus den Ruhm und den Trojanern Helena laſſen, die Griechin, um welche ſo viele Griechen, fern vom Vaterlande, dahingeſunken ſind. Nein, das wirſt du nicht dulden, edler, kluger Odyſſeus! Eilig dich ins Heer der Danaer geworfen, nicht gezaudert! Brauche deine Beredſamkeit, ermahne, hemme ſie!" Auf den Ruf der Göttin warf Odyſſeus ſchnell ſeinen Mantel weg, welchen Eurybätes, ſein Herold, der ihm gefolgt war, aufnahm, und eilte unter das Volk. Stieß er nun an einen der Fürſten und edlern Männer, ſo hielt er ihn mit freundlichen Worten an und ſprach zu ihm: „Ziemt es dir auch, mein Trefflicher, zu verzagen wie ein Feigling? Du ſollteſt vielmehr ruhig bleiben und auch die andern beruhigen. Weißt du doch nicht, wie der Atride wirklich im Herzen geſinnt iſt, und ob er die Griechen nicht hat verſuchen wollen!" Wenn er aber wo einen Mann vom Volke lärmend und ſchreiend antraf, den ſchlug er mit ſeinem Zepter und bedrohte ihn mit lauter Stimme: „Elender, rühre dich nicht; hör du, was andre ſagen, du, den man weder im Kampf noch im Rate rechnen kann! Wir Griechen können doch nicht alle Könige ſein! Vielherrſchaft iſt nichts nütze, nur einem hat Zeus den Zepter verliehen, und dieſem ſollen die andern gehorchen!"

So ließ Odyſſeus ſeine herrſchende Stimme durchs Heer erſchallen, und bewog endlich das Volk von den Schiffen auf den Verſammlungsplatz zurückzuſtrömen. Allmählich wurde alles ruhig und verharrte geduldig auf den Sitzen. Nur eine einzige Stimme krächzte noch: es war Therſites, der ſich wie gewöhnlich, mit fordernden Scheltworten gegen die Fürſten vernehmen ließ. Dieſer war der häßlichſte Mann, der aus Griechenland mit vor Troja gekommen war; er ſchielte mit dem einen Auge und war lahm am andern Fuße, hatte einen Höcker auf dem Rücken, die Schultern gegen die Bruſt eingeengt, einen Spitzkopf, deſſen Scheitel nur mit dünner Wolle ſpärlich beſäet war. Beſonders war der Haderer dem Peliden und Odyſſeus verhaßt; denn gegen dieſe Helden läſterte er unaufhörlich. Diesmal aber kreiſchte er ſeine Schmähungen dem Völkerfürſten Agamemnon entgegen: „Was haſt du zu klagen Atrīde," ſchrie er; „weſſen bedarfſt du denn? Iſt nicht dein Zelt voll von edlem Erz und voll von Weibern? Du läſſeſt es dir wohl ſein, und wir ſollen uns von dir in allen Jammer hineinführen laſſen? Viel beſſer thun wir, auf den Schiffen heimzuſegeln, und dieſen hier allein vor Troja ſich mit Ehrengeſchenken mäſten zu laſſen! Hat er doch jetzt ſelbſt den mächtigen Achilles verunehrt und vorenthält ihm ſeine Ehrengabe. Aber der träge Pelide hat keine Galle in der Leber, ſonſt hätte der Tyrann zum letzten Male gefrevelt!"

Während Therſites ſo ſchalt, ſtellte ſich Odyſſeus neben ihn und maß ihn mit finſterem Blick, dann hub er ſein Zepter, bläute ihm Rücken und Schultern und rief: „Find' ich dich noch einmal im Wahnſinne toben, wie jetzt, du Schuft! ſo ſoll mein Haupt nicht auf meinen Schultern ſtehen und Telēmachus nicht mein Sohn ſein, wenn ich dir nicht die Kleider bis auf die Blöße vom Leibe ziehe und dich, mit Geißelhieben geſtäubt, nackt, zu den Schiffen ſende!" Therſites krümmte ſich unter den Streichen des Helden, mit blutigen Striemen auf Schultern und Nacken und lief dann tobend vor Schmerz und heulend vor Wut von dannen. Im Volk aber ſtieß ein Nachbar den anderen lachend an und freute ſich darüber, daß der ekelhafte Menſch die verdiente Strafe erhielt.

Jetzt aber trat der Held Odyſſeus vor das Volk; neben ihn Pallas Athene, welche die Geſtalt eines Herolds angenommen hatte und den Völkern Stillſchweigen gebot. Er ſelbſt hob ſeinen Fürſtenſtab in die Höhe, daß die Umſtehenden aufmerkten, und ſprach: „Sohn des Atreus! wahrhaftig, ſo weit iſt es gekommen, daß die Griechen dir Schmach bereiten und ihren Verheißungen ungetreu werden, ſie, die verſprochen haben, nicht eher von dannen zu ziehen, als bis ſie Troja vertilgt hätten. Nun jammern ſie wie Weiber und kleine Kinder nach der Heimkehr und klagen einander ihr Leid! Aber welche Schande wäre es für uns, nachdem wir ſo lange hier verweilt, leer heimzukehren! Darum, ihr Freunde! geduldet euch doch noch ein weniges; erinnert euch an das Zeichen, das uns vor unſerer Abfahrt von Aulis zu teil wurde, als wir auf geweihten Altären, um jenen Sprudelquell her, Hekatomben unter dem ſchönen Ahornbaume opferten. Mir iſt, als wäre es erſt geſtern geſchehen! Ein gräßlicher Drache mit dunkelfarbigen Schuppen ſchlüpfte unter dem Altare hervor und fuhr ſchlängelnd an dem Ahornbaume hinauf. Dort hing ein Sperlingsneſt mit nackten Jungen ſchwankend auf einem Aſte: ihrer achte ſchmiegten ſich in die Blätter, das neunte aber war die brütende Mutter der Vögel. Die umflog mit kläglichem Zwitſchern die Kleinen, bis der Drache ſein Haupt hindrehte und die Jammernde am Flügel erhaſchte. Nachdem er die Mutter ſamt den Jungen verzehrt, verwandelte Zeus, der den Drachen geſandt hatte, ihn zum offenbaren Wunderzeichen in einen Stein und ihr Argiver ſahet es mit ſtaunendem Grauen. Kalchas aber, der Seher, rief euch zu: Was ſtehet ihr verſtummt, ihr Griechen? Wiſſet ihr nicht, daß dies Wunder eine Wahrſagung des Zeus iſt? Die neun Sperlinge ſind neun Jahre, die ihr um Troja kriegen werdet: im zehnten aber ſollet ihr die prachtvolle Stadt erobern. So weiſſagte damals Kalchas. Nun aber wird ja alles vollendet! Die neun Jahre des Kampfes ſind vorüber, das zehnte Jahr iſt erſchienen, und der Sieg muß mit ihm kommen. So harret denn die kleine Weile miteinander noch aus, ihr Griechen! Bleibet, bis wir die Veſte des Königs Priămus zerſtört!"

Ein Jubel der verſammelten Argiver beantwortete die Rede des Odyſſeus, der weiſe Neſtor benützte die umgewandelte Stimmung der Völker und riet dem Könige Agamemnon, ſofort, wenn ſich etwa noch einer unbändig nach der Heimkehr ſehnte, einem ſolchen nicht zu verweigern, zu Schiffe zu gehen und von dannen zu fahren. Dann aber ſollte er die Männer nach Stamm und Geſchlecht abſondern und kämpfen laſſen: ſo würde er am ſicherſten erfahren, wer von Kriegern und Führern der Mutigere oder der Feigere ſei und ob Göttergewalt oder Furcht, oder mangelnde Kriegserfahrung die Eroberung Trojas verhindere. Erfreut antwortete auf dieſen Vorſchlag der Völkerfürſt: „Fürwahr, Neſtor, du, der Greis, übertriffſt unſere Männer alle durch Einſicht. Hätte ich im Rate der Griechen noch zehn deinesgleichen, ſo ſollte mir Trojas hochragende Burg bald zertrümmert in den Staub ſinken! Ich ſelbſt muß geſtehen, daß ich unbeſonnen gehandelt habe, mich mit Achilles wegen des Mädchens zu entzweien. Zeus hatte mich damals mit Blindheit geſchlagen. Verſöhnen wir beide uns je wieder, ſo wird der Untergang Trojas nicht länger ſäumen! Doch nun wollen wir uns zum Angriffe rüſten, ſtärke ſich jeder mit einem Mahl, bereite Schild und Lanze, füttere und tränke ſeine Roſſe, beſichtige den Streitwagen und gedenke der Schlacht, die bis zum Abend dauern wird. Bleibt mir einer abſichtlich bei den Schiffen zurück, deſſen Leib ſoll den Hunden und Vögeln nicht entgehen!"

Als Agamemnon ausgeredet, ſchrieen die Danaer laut, daß es tönte wie die Meeresflut, wenn ſie ſich beim Südwind am hohen Felſenſtrande bricht. Das Volk ſprang auf, jeder eilte zu ſeinen Schiffen und bald ſah man den Rauch des Frühſtücks aus den Lagerhütten dampfen. Agamemnon ſelbſt opferte dem Zeus einen Stier und lud die edelſten Argiver zum Mahle ein. Als dies vorüber war, gebot er den Herolden, die Griechen zur Schlacht zu rufen und bald ſtürzten die Haufen, Scharen von Kranichen oder Schwänen gleich, die am Flußufer hinflattern, auf die ſkamandriſche Wieſe. Die Führer, an ihrer Spitze der Atride, ordneten die Reihen, Herrlich war der Fürſt der Fürſten Agamemnon anzuſchauen, an Augen und Haupt dem Göttervater gleich, an breiter Bruſt dem Poſeidon und gerüſtet wie der ſtreitbare Kriegsgott ſelbſt.

Paris und Menelāus. Das Heer, auf Neſtors Rat nach Volksſtämmen geordnet, ſtand in Schlachtordnung, als man endlich den Staub der aus ihren Mauern heranziehenden Trojaner gewahr wurde. Nun ſetzten ſich auch die Griechen in Bewegung. Als beide Heere einander nahe genug waren, daß der Kampf beginnen konnte, ſchritt aus der Reihe der Trojaner der Königsſohn Paris vor, in ein buntes Pantherfell gekleidet, den Bogen um die Schultern gehängt, ſein Schwert an der Seite und indem er zwei ſpitze Lanzen ſchwenkte, forderte er den tapferſten aller Griechen heraus, mit ihm den Zweikampf zu wagen. Als dieſen Menelāus aus den ſich heranwälzenden Scharen hervorſpringen ſah, freute er ſich, wie ein hungriger Löwe, dem eine anſehnliche Beute, ein Gemsbock oder ein Hirſch in den Weg kommt und ſchnell ſprang er in voller Rüſtung von ſeinem Wagen zur Erde herab, den frevelhaften Dieb ſeines Hauſes zu beſtrafen. Dem Paris graute beim Anblick eines ſolchen Gegners und er entzog ſich dem Kampfe erblaſſend und ins Gedränge ſeiner Landsleute zurückfahrend, als hätte er eine Natter geſehen. Als ihn Hektor ſo in die Menge der Trojaner zurücktauchen ſah, rief er ihm voll Unmut zu: „Bruder, du biſt doch nur von Geſtalt ein Held, in Wahrheit aber nichts, als ein weibiſcher ſchlauer Verführer. Währeſt du lieber geſtorben, ehe du um Helena gebuhlt! Siehſt du nicht, wie die Griechen ein Gelächter erheben, daß du es nicht wageſt, dem Manne Stand zu halten, dem du die Gattin geſtohlen haſt? Du wäreſt wert zu erfahren, an welchem Manne du dich verſündigt, und ich würde dich nicht bemitleiden, wenn du dich verwundet auf dem Boden wälzteſt, und der Staub dein zierliches Lockenhaar beſudelte." Paris antwortete ihm: „Hektor, dein Herz iſt hart und dein Mut unwiderſtehlich wie eine Axt aus Erz, mit der der Schiffszimmermann Balken behaut, und du tadelſt mich nicht mit Unrecht; aber ſchilt mir nicht meine Schönheit; denn ſie iſt auch eine Gabe der Unſterblichen. Wenn du mich aber jetzt kämpfen ſehen willſt, ſo heiß' Trojaner und Griechen ruhen; dann will ich um Helena und alle ihre Schätze mit dem Helden Menelāus vor allem Volke den Zweikampf wagen. Wer von uns beiden ſiegt, mag ſie heimführen; ein Bund ſoll es bekräftigen; ihr bauet als=

dann das trojaniſche Land in Frieden und jene ſchiffen heim gen Argos.“

Eine freudige Überraſchung hatte ſich Hektors bei dieſen Worten ſeines Bruders bemächtigt; er trat vor die Schlachtordnung heraus in die Mitte und hemmte, den Speer vorhaltend, den Anlauf der trojaniſchen Haufen. Als die Griechen ſeiner anſichtig wurden, zielten ſie in die Wette mit Wurfſpießen, Pfeilen und Steinen nach ihm. Agamemnon aber rief laut nach den griechiſchen Reihen zurück: „Haltet ein, Argiver, werfet nicht, der helmumflatterte Hektor begehrt zu reden!“ Die Griechen ließen ihre Hände ſinken und verharrten in Schweigen rings umher; und nun verkündete Hektor mit lauter Stimme den Völkern den Entſchluß ſeines Bruders Paris. Seine Rede beantwortete ein tiefes Stillſchweigen. Endlich nahm Meneläus vor den Heeren das Wort: „Höret mich an,“ rief er, „mich, auf deſſen Seele der allgemeine Kummer am ſchwerſten laſtet! Endlich, hoffe ich, werdet ihr, Argiver und Trojaner, nachdem ihr um des Streites willen, den Paris angefacht, ſo viel Schlimmes erduldet habt, verſöhnt voneinander ſcheiden! Einer von uns zweien, welchen auch das Schickſal auserkoren hat, ſoll ſterben; ihr andern aber ſollt in Frieden ſcheiden. Laßt uns opfern und ſchwören, alsdann mag der Zweikampf beginnen!“

Beide Heere wurden froh über dieſe Worte; denn ſie ſehnten ſich nach einem Ende des unſeligen Kriegs. Auf beiden Seiten zogen die Wagenlenker den Roſſen die Zügel an, die Helden ſprangen von den Streitwagen, zogen die Rüſtungen aus und legten ſie, Feinde ganz nahe an Feinden, auf die Erde nieder. Hektor ſandte eilig zwei Herolde nach Troja, die Opferlämmer zu bringen und den König Priămus herbeizurufen, auch der König Agamemnon ſchickte den Herold Talthybius zu den Schiffen, ein Lamm zu holen. Der Götterbotin Iris aber, in Priămus' Tochter Laodĭce umgeſtaltet, eilte, die Botſchaft der Fürſtin Helena in die Stadt zu bringen. Sie fand ſie am Webeſtuhl, ein köſtliches Gewand mit den Kämpfen der Trojaner und Griechen durchwirkend, die Augen auf ihre Arbeit geheftet. „Komm doch heraus, trautes Kind,“ rief ſie ihr zu, „du ſollſt etwas Seltſames ſchauen! Die Trojaner und Griechen, die noch eben voll Ingrimms zur Feldſchlacht gegen einander anrückten, ruhen ſtillſchweigend, auf die Schilde hingelehnt, die Speere in den Boden geſteckt, einander gegenüber; aller Krieg iſt beendigt; nur deine Gatten Alexander und Meneläus werden mit der Lanze um dich kämpfen und wer ſeinen Gegner beſiegt, trägt dich als Gemahlin davon!“

So ſprach die Göttin und erfüllte das Herz Helenas mit Sehnſucht nach ihrem Jugendgemahl Meneläus, nach der Heimat und nach den Freunden. Sie hüllte ſich ſchnell in einen ſilberweißen Schleier, in welchen ſie die Thräne verbarg, die ihr an den Wimpern hing, und eilte, von Äthra und Klymĕne, zweien ihrer Dienerinnen, gefolgt, nach dem ſkäiſchen Thore. Hier ſaß auf den Zinnen König Priămus mit den älteſten und verſtändigſten Greiſen des trojaniſchen Volkes, Panthöus, Thymötus, Lampus, Klytĭus, Hiketāon, Antēnor und Ukalĕgon; die beiden letzteren waren die verſtändigſten Männer von Troja; ſie alle ruhten zwar in ihrem hohen Alter vom Kriege aus; in der Ratsverſammlung aber war ihr Wort das tüchtigſte. Als dieſe von der Höhe des Turmes Helena herankommen ſahen, flüſterten die Greiſe, die Geſtalt der Fürſtin beſtaunend, einander leiſe zu: „Fürwahr, niemand ſoll Trojaner und Griechen tadeln, daß ſie für ein ſolches Weib ſo lange im Elend ausharren. Gleicht ſie doch einer unſterblichen Göttin an Herrlichkeit! Aber auch mit ſolcher Geſtalt mag ſie immerhin auf den Schiffen der Danaer heimkehren, damit uns und unſern Söhnen nicht der Schaden zurückbleibe!“ Priămus aber rief Helena liebreich herbei: „Komm näher heran,“ ſprach er, „mein Töchterchen, ſetze dich zu mir her, ich will dir deinen erſten Gemahl, deine Freunde und deine Verwandten zu ſchauen geben; du biſt mir nicht Schuld an dieſem jammervollen Kriege; die Götter ſind es, die ihn mir zugeſendet haben. Nenne mir denn jenes gewaltigen Mannes Namen, der dort ſo groß und herrlich über alle Danaer hervorprangt; an Haupt überragen ihn zwar hier und da noch größere Männer in dem Heere; aber von ſo königlicher Geſtalt habe ich doch noch keinen unter ihnen geſehen.“

Ehrfurchtsvoll entgegnete Helena dem Könige: „Teurer Schwiegervater, Scheu und Furcht bewegen mich, indem ich dir nahe. Mir wäre der bitterſte Tod beſſer geweſen, als daß ich, Heimat, Tochter und Freunde verlaſſend, deinem Sohne hierher gefolgt bin. In Thränen möchte ich zerfließen, daß es geſchah! Nun aber höre: der dort, nach dem du fragſt, iſt Agamemnon, der trefflichſte König und ein tapferer Krieger; er war, ach, er war dereinſt mein Schwager!“ „Glücklicher Atride,“ rief Priămus aus, den Helden ſich betrachtend, „Geſegneter, deſſen Zepter zahlloſe Griechen gehorchen! Auch ich ſtand einſt in männlicher Jugend an der Spitze eines großen Heeres, als wir die Horde der Amazonen von Phrygien abwehrten; doch war mein Heer nicht ſo groß, wie das deinige!“ Dann fragte der Greis von neuem: „Nenne mir nun auch noch jenen, Töchterchen, er ragt nicht ſo hoch empor, wie der Atride, aber ſeine Bruſt iſt breiter, ſeine Schultern ſind mächtiger; ſeine Wehr liegt zu Boden geſtreckt; er ſelbſt umwandelt die Reihen der Männer, wie ein Widder die Schafe.“ „Das iſt der Sohn des Laërtes,“ antwortete Helena, „der ſchlaue Odyſſeus; Ithaka, die felſige Inſel, iſt ſeine Heimat.“ Jetzt miſchte ſich auch der Greis Antēnor ins Geſpräch: „Du haſt recht, Fürſtin,“ ſagte er, „ihn und Meneläus kenne ich gut; habe ich ſie doch in meinem Haus als Geſandte einſt beherbergt. Im Stehen überragte Meneläus den Helden Odyſſeus; wenn ſie ſich aber beide geſetzt, erſchien Odyſſeus als der Herrlichere. Auch redete Meneläus wenig, lauter hingeworfene inhaltsreiche Worte. Odyſſeus aber, wenn er reden wollte, ſtand da, die Augen zur Erde geheftet, den Stab unbeweglich in der Hand, anzuſehen wie ein Verlegener; man wußte nicht, iſt er tückiſch oder dumm. Sandte er aber einmal die gewaltige Stimme aus der Bruſt, dann drängten ſich ſeine Worte wie Schneeflocken im Winter, und kein Sterblicher konnte ſich mit Odyſſeus an Beredſamkeit meſſen.“

Priămus hatte ſich indeſſen noch weiter umgeſchaut. „Wer iſt denn der Rieſe dort,“ rief er, „der ſo gar groß und gewaltig über alles Volk hervorragt?“ „Das iſt der Held Ajax,“ antwortete Helena, „die Stütze der Argiver; und weiter drüben ſteht wie ein Gott unter ſeinen Kretern Idomenēus. Ich kenne ihn wohl; Meneläus hat ihn oft in unſerer Wohnung beherbergt. Und ach, nun erkenne ich einen um den andern, die freudigen Krieger aus meiner Heimat; hätten wir Muße, ſo wollte ich dir ſie alle mit Namen nennen! Nur meine leiblichen Brüder Kaſtor und Pollux ſehe ich nicht. Sind ſie wohl nicht mit hierher gekommen? oder ſcheuen ſie ſich in der Schlacht zu erſcheinen, weil ſie ſich ihrer Schweſter ſchämen?“ Über dieſem Gedanken verſtummte Helena; ſie wußte nicht, daß ihre Brüder ſchon lange von der Erde verſchwunden waren.

Während dieſe ſich ſo unterredeten, trugen die Herolde die Bundesopfer durch die Stadt, welche aus zwei Lämmern, und zum Trankopfer aus einheimiſchem Weine beſtanden, der in einen bocksledernen Schlauch gefüllt war. Der Herold Idäus folgte mit einem blinkenden Krug und goldenen Becher. Als ſie durchs ſkäiſche Thor kamen, nahte dieſer dem Könige Priămus und ſprach zu ihm: „Mach dich auf, König, beide, die Fürſten der Trojaner und der Griechen rufen dich hinab ins Gefilde, damit du dort einen heiligen Vertrag beſchwöreſt. Dein Sohn Paris und Meneläus werden allein um das Weib mit dem Speere kämpfen; wer im Kampfe ſiegt, dem folgt ſie ſamt den Schätzen. Alsdann ſchiffen die Danaer nach Griechenland zurück.“ Der König ſtutzte, doch befahl er ſeinen Gefährten, die Roſſe anzuſchirren, und mit ihm beſtieg Antēnor den Wagenſitz. Priămus ergriff die Zügel und bald flogen die Roſſe durchs Skäiſche Thor hinaus aufs Blachfeld. Zwiſchen den beiden Völkern angekommen, verließ der König mit ſeinem Begleiter den Wagen und ſtellte ſich in die Mitte. Aus dem griechiſchen Heere eilten jetzt Agamemnon und Odyſſeus herbei. Die Herolde führten die Bundesopfer heran, miſchten den Wein im Kruge, und beſprengten die beiden Könige mit dem Weihwaſſer. Dann zog der Atride das Opfermeſſer, das ihm immer neben der großen Scheide ſeines Schwertes herabhing, ſchnitt den Lämmern, wie bei Opfern gebräuchlich, das Stirnhaar ab, und rief den Göttervater zum Zeugen des Bündniſſes. Dann durchſchnitt er den Lämmern die Kehlen und legte die geopferten in den Staub nieder; die Herolde goſſen unter Gebet den Wein aus goldenen Bechern, und alles Volk von Griechenland und Troja flehte dazu laut: „Zeus und ihr unſterblichen Götter alle! welche von uns zuerſt den Eidſchwur brechen, deren Gehirn fließe auf den Boden, wie dieſer Wein, ihres und ihrer Kinder!“

Priămus aber ſprach: „Jetzt, ihr Trojaner und Griechen, laßt mich wieder zu Ilions hoher Burg zurückkehren; denn ich kann es unmöglich mit eigenen Augen anſehen, wie mein Sohn hier auf Leben und Tod mit dem Fürſten Meneläus kämpft; weiß doch Zeus allein, welchem von beiden der Untergang verhängt iſt!“ So ſprach der Greis, ließ die Opferlämmer in den Wagen legen, beſtieg mit ſeinem Begleiter den Sitz, und lenkte die Roſſe wieder der Stadt Troja zu.

Hierauf maßen Hektor und Odyſſeus den Raum des Kampfplatzes ab, und ſchüttelten in einem ehernen Helm zwei Loſe, zu entſcheiden, wer zuerſt die Lanze auf den Gegner werfen dürfe. Hektor, rückwärts gewandt, ſchwenkte den Helm, da ſprang das Los des Paris heraus. Nun waffneten ſich beide Helden und wandelten in Panzer und Helm, die mächtigen Lanzen in der Hand, mit drohendem Blicke in der Mitte der Trojaner und Griechen einher, von beiden Völkern angeſtaunt. Endlich traten ſie einander in dem abgemeſſenen Kampfraume gegenüber und ſchwangen zornig ihre Speere. Durch das Los berechtigt, entſandte zuerſt Paris den ſeinigen: der traf dem Meneläus den Schild, aber die Lanzenſpitze bog ſich am Erze und ſank zurück. Dann erhob auch Meneläus ſeinen Speer und betete dazu mit lauter Stimme: „Zeus, laß mich den ſtrafen, der mich zuerſt beleidigt hat; daß man noch unter den ſpäten Enkeln ſich ſcheue, dem Gaſtfreunde Böſes zu thun!“ Der entſandte Speer durchſchmetterte dem Paris den Schild, durchdrang den Harniſch und durchſchnitt ihm den Leibrock an der Weiche; nun riß der Atride ſein Schwert aus der Scheide und führte einen Streich auf den Helm des Gegners, aber die Klinge zerſprang ihm knitternd. „Grauſamer Zeus, was mißgönnſt du mir den Sieg?“ rief Meneläus, ſtürmte auf den Feind ein, ergriff ihn am Helm und zog ihn umgewendet der griechiſchen Schlachtordnung zu, ja er hätte ihn geſchleift, und der beengende Kehlriemen ihn erwürgt, wenn nicht die Göttin Aphrodīte die Not geſehen und den Riemen geſprengt hätte. So blieb dem Meneläus der leere Helm in der Hand; dieſen ſchleuderte der Held den Griechen zu und wollte von neuem auf ſeinen Gegner eindringen. Den aber hatte Aphrodīte in einen ſchirmenden Nebel gehüllt und plötzlich nach Troja geführt. Hier ſetzte ſie ihn im ſüß duftenden Gemache nieder, trat dann in Geſtalt einer alten ſpartaniſchen Spinnerin zu Helena, die auf einem der Türme unter vielen trojaniſchen Weibern ſaß. Die Göttin zupfte ſie am Gewand und ſprach zu ihr: „Komm, Paris ruft dich, er ſitzt in der Kammer in reizendem Feierkleide; du ſollteſt glauben, er gehe zum Reigen, und nicht, er komme vom Zweikampf." Als Helena aufblickte, ſah ſie Aphrodīte in göttlichem Reize vor ſich verſchwinden. Unbemerkt von den Frauen ſchlich ſie ſich davon und eilte nach ihrem Palaſte. Dort fand ſie im hohen Gemache den Gatten, von Aphrodīte geſchmückt, in einen Seſſel gelagert. Sie ſetzte ſich ihm gegenüber, kehrte die Augen weg und ſchalt ihren Gemahl: „So kommſt du vom Kampfe zurück? Lieber ſähe ich dich getötet von dem Gewaltigen, der mein erſter Gatte war! Noch kürzlich prahlteſt du, ihn im Lanzenwurf und im Handgemenge zu beſiegen! Geh nun, und fordere ihn noch einmal heraus! Doch nein, ich rate dir, bleib in Ruhe, das zweite Mal dürfte er dir übler mitſpielen!" — „Kränke mir das Herz nicht durch deine Schmähungen, Frau," erwiderte ihr Paris; „wenn Meneläus mich beſiegt hat, ſo geſchah es mit Athenes Hülfe. Ein andermal werde ich über ihn ſiegen; die Götter haben auch uns noch nicht vergeſſen." Da wandte Aphrodīte Helenas Herz, daß ſie den Gatten freundlicher anſah und ihm verſöhnt die Lippen zum Kuſſe reichte.

Auf dem Kampfplatze durchſtürmte Meneläus noch immer wie ein Raubtier das Heer, den verſchwundenen Paris ausſpähend: aber weder ein Trojaner, noch ein Grieche konnte ihm den Fürſten zeigen, und doch hätten ſie ihn gewiß nicht verhehlt; denn er war beiden zuwider wie der Tod. Endlich erhob Agamemnon ſeine Stimme und ſprach: „Höret mein Wort, ihr Danaer und Griechen! Meneläus iſt der offenbare Sieger. So gebet uns denn jetzt Helena ſamt den Schätzen zurück und bezahlet uns für alle Folgezeit einen Tribut!" Die Argiver nahmen dieſen Vorſchlag mit Jubel auf, — die Trojaner ſchwiegen.

Drittes Buch.

Pandärus. Auf dem Olymp war große Götterverſammlung: Hebe wandelte an den Tiſchen umher und ſchenkte Nektar ein. Die Götter tranken einander aus goldenen Pokalen zu und ſchauten auf Troja nieder. Da ward von Zeus und Hera Trojas Untergang beſchloſſen. Der Vater der Götter wandte ſich zu ſeiner Tochter Athene und befahl ihr, auf den Kampfplatz hinabzueilen und die Trojaner zu verſuchen, daß ſie die auf ihren Sieg ſtolzen Griechen wider den Vertrag zu beleidigen anfingen. Pallas Athene miſchte ſich ſofort unter das Getümmel der Trojaner, nachdem ſie die Geſtalt des Laodökus, der ein Sohn Antēnors war, angenommen. In dieſer Verhüllung ſuchte ſie den Sohn Lykäons, den trotzigen Pandärus, auf, der ihr zu dem Werke geſchickt ſchien, das ihr der Vater aufgetragen. Dieſer war ein Verbündeter der Trojaner und aus Lykien mit ſeiner Heerſchar hergekommen. Die Göttin fand ihn bald, in der Mitte der Seinigen ſtehend. Sie trat nahe zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter und ſprach: „Höre, kluger Pandärus, jetzt könnteſt du etwas thun, wodurch du bei allen Trojanern dir Preis und Dank verdienteſt, vor allem von Paris, der dir gewiß mit den herrlichſten Geſchenken lohnen würde. Siehſt du dort Meneläus, den hochmütigen Sieger ſtehen? Wage es, und drücke deinen Pfeil auf ihn ab." So ſprach die verhüllte Göttin und das Herz des Thoren gehorchte ihr. Schnell entblößte er den Bogen, öffnete den Deckel des Köchers, wählte einen befiederten Pfeil, legte ihn auf die Sehne, und bald ſprang das Geſchoß vom ſchwirrenden Horn. Athene aber lenkte den Pfeil auf den Leibgurt, ſo daß er zwar durch dieſen und den Harniſch drang, aber nur die oberſte Haut ritzte, jedoch ſo, daß das Blut aus der Wunde drang, und den Meneläus ein leichter Schauer durchflog. Wehklagend umringten ihn Agamemnon und die Genoſſen. „Teurer Bruder", rief der König, „dir zum Tode hab' ich das Bündnis geſchloſſen; die treuloſen Feinde haben es mit Füßen getreten. Zwar werden ſie es büßen, und ich weiß gewiß, daß der Tag kommt, wo Troja mit Priämus und dem ganzen Volke hinſinkt; mich aber erfüllt dein Tod mit dem bitterſten Schmerz. Wenn ich ohne dich heimkehre, und deine Gebeine auf trojaniſchem Boden am unvollendeten Werk dahinmodern, mit welcher Schmach würde mich das Vaterland empfangen; denn einem andern, nicht mir ohne dich, iſt beſchieden, Troja zu erobern und Helena fortzuführen; und die Trojaner werden ſpottend über deinem Grabe hüpfen! Thäte ſich doch die Erde unter mir auf!" Aber Meneläus tröſtete ſeinen Bruder. „Sei ruhig," ſprach er, „das Geſchoß hat mich nicht zum Tode verwundet, mein Leibgurt hat mich geſchützt." „O, daß dem ſo wäre," ſeufzte Agamemnon, und beſchickte durch ſeinen Herold eilig den heilkundigen Machäon. Dieſer kam, zog den Pfeil aus dem Gurt, löſte dieſen, öffnete das Blech des Harniſches und beſchaute die Wunde; dann ſog er ſelbſt das quellende Blut heraus und legte ihm eine lindernde Salbe auf.

Während der Arzt und die Helden ſo um den verwundeten Meneläus beſchäftigt waren, rückten die Schlachtreihen der Trojaner ſchon heran; auch die Griechen hüllten ſich wieder in ihre Wehren, und Agamemnon übergab dem Eurymēdon Roſſe und Wagen mit der Weiſung, ſie ihm zu bringen, wenn er ihn vom Durcheilen der Schlachtordnung ermattet ſehe. Dann begab er ſich zu Fuß unter die Scharen der Streiter und ermunterte ſie zur Abwehr, die mutigen belobend, die Saumſeligen tadelnd. So gelangte er auf ſeinem Gange zu den Kretern, die gewappnet ihren Heerführer Idomenēus umringten. Dieſer ſtand an ihrer Spitze, kampfluſtig wie ein Eber. Die hinteren Reihen munterte ſein Freund Meriönes auf. Als Agamemnon die Scharen ſah, wurde ſein Herz fröhlich. „Du biſt mir doch der Beſten einer, Idomenēus," rief er ihnen zu, „bei jedem Geſchäfte, im Kriege wie beim Mahle, wenn man den funkelnden Ehrenwein in den mächtigen Krügen miſcht: wenn da die andern ihr beſcheidenes Maß trinken, ſo ſteht dein Becher immer voll wie der meinige. Jetzt aber ſtürme mit mir in die Schlacht, wie du dich ſo oft gegen mich gerühmt." — „Wohl bleibe ich dein treuer Genoſſe, König," erwiderte jener, „geh nur andere anzuſpornen, bei mir bedarf es deſſen nicht. Möge Tod und Verderben die bundbrüchigen Trojaner treffen!"

Jetzt erreichte Agamemnon die beiden Ajax, hinter denen ein ganzes Gewühl von Fußvolk einherzog: „Wenn doch," rief ihnen der König im Vorübereilen zu, „ein Mut wie der eurige den Buſen aller Danaer beſeelte, dann ſollte die Burg des Priämus bald unter unſern Händen in Trümmer fallen." Nun traf er weiterſchreitend auf Neſtor. Dieſer ordnete gerade ſeinen Heerhaufen: voran die Helden mit Roß und Wagen, viele und tapfere Männer zu Fuß hinten, die Feigen in die Mitte gedrängt. Dazu ermahnte er ſie mit weiſen Worten: „Wage ſich mir keiner mit ſeinem Streitwagen zu weit vor, weiche mir auch keiner zurück; ſtößt Wagen auf Wagen, ſo ſtrecket die Lanze vor." Wie ihn Agamemnon die Seinigen ſo ermahnen hörte, rief er ihm zu: „O Greis, möchten dir die Kniee folgen und deine Leibeskraft ausreichen, wie dir der Mut noch den Buſen füllt. Könnte doch ein anderer dir die Laſt des Alters abnehmen, daß du zum Jüngling umgeſchaffen würdeſt!" — „Wohl möchte ich jetzt der ſein, der ich einſt war?" antwortete ihm Neſtor, „doch haben die Götter den Menſchen nicht alles zugleich verliehen. Mögen die Jüngeren Speere werfen, ich begleite meine Männer mit Worten und weiſem Rate, den auch das Alter geben kann." Freudig ging Agamemnon an ihm vorüber und ſtieß jetzt auf Meneſtheus, den Sohn des Petëus, um den die Athener geſchart waren und neben welchem die Cephallener in dichten Schlachtreihen unter Odyſſeus ſtanden. Beider Haufen ruhten in Erwartung und wollten andere Züge voranſtürmen laſſen. Dies verdroß den Völkerfürſten und er ſprach mürriſch zu ihnen: „Was ſchmieget ihr euch ſo zuſammen, ihr beiden, auf andere harrend? Wenn wir Braten ſchmauſen und Wein trinken, ſeid ihr immer die erſten; nun aber würdet ihr es nicht ungerne ſehen, wenn zehn Griechenſcharen vor euch in die Schlacht eindrängen!" Odyſſeus aber ſah ihn finſter an und ſprach: „Was denkſt du, Atride? uns ſchiltſt du ſaumſelig? warte nur, wenn wir einmal losbrechen, ob wir die Wut der Schlacht nicht gehörig gegen die Troer aufregen und du mich nicht im vorderſten Getümmel erblicken wirſt. Drum ſchwatze mir nicht voreilig nichtige Worte!" Als er den Helden ſo zürnen ſah, erwiderte Agamemnon lächelnd: „Ich weiß es wohl, edler Sohn des Laërtes, daß du weder Tadel noch Ermahnung bedarfſt; auch biſt du im Herzensgrund milde, wie ich; laß uns keine harten Worte wechſeln." So verließ er ihn und eilte weiter. Da fand er den Sohn des Tydeus, den ſtolzen Diomēdes, neben Sthenëlus, des Kapanēus Sohn, ſeinen Freund und Wagenlenker, auf dem herrlichen Streitwagen harrend. Auch dieſen verſuchte er mit verdrießlichen Worten: „Weh mir," ſprach er, „Sohn des Tydeus, du ſcheinſt dich bange nach dem Treffen umzuſehen; ſo blickte dein Vater nicht, als er gegen Theben zog; den ſah man immer mitten in der Arbeit!" Diomēdes ſchwieg auf den Verweis des Herrſchers, ſein Freund Sthenëlus antwortete für ihn: „Du weißt es beſſer, Atride," ſprach er, „wir rühmen uns größerer Tapferkeit, denn unſere Väter; haben wir doch Theben erobert, vor dem ſie einſt erlegen ſind!" Diomēdes aber unterbrach ſeinen Genoſſen und ſagte finſter: „Schweige, Trauter, ich verarge es dem Völkerhirten nicht, daß er die Griechen zum Kampf anreizt; ihm wird der Ruhm zu teil, wenn wir ſiegen; ihm unendlicher Gram, wenn wir überwunden werden! Darum auf, laß uns der Abwehr gedenken!" So ſprach Diomēdes und ſprang vom Wagen, daß ihm das Erz um die Bruſt klirrte.

Indeſſen zogen die Danaer Haufen an Haufen raſtlos in die Schlacht, wie ſich Meereswogen ans Geſtade wälzen. Die Völkerfürſten befehligten; die andern gingen lautlos einher. Die Trojaner dagegen lärmten, wie eine Herde Lämmer blökt und gemiſchte Sprache der mancherlei Völker tönte aus ihren Reihen. Auch der Schlachtruf der Götter hallte darein: die Trojaner ermunterte Ares, der Gott des Krieges, die Reihen der Griechen feuerte Pallas Athene an.

Die Schlacht. Diomēdes. Bald begegneten ſich die Heere in einem Raum; Schild traf auf Schild; Speer kreuzte ſich mit Speer und lautes Getöſe, hier Wehklagen, dort Frohlocken, erhob ſich ringsum. Wie ſich im Spätling zwei geſchwollene Bergſtröme im Hinabſturz vermiſchen, ſo vermählte ſich das Geſchrei der kämpfenden Heere. Der erſte Held, welcher fiel, war der Trojaner Echepōlus, der ſich zu weit in den Vorkampf gewagt hatte. Dieſem durchbohrte Neſtors Sohn Antilŏchus mit der Lanzenſpitze die Stirne, daß er umſank wie ein Turm. Schnell ergriff Elephēnor, der griechiſche Fürſt, den Fuß des Gefallenen, um ihn den Geſchoſſen zu entziehen und der Rüſtung zu berauben. Aber wie er ſich bückte, ihn zu ſchleifen, entblößte er ſich die Seite unter dem Schild; dies ſah Agēnor der Trojaner und durchbohrte ihm die Seite mit dem zückenden Speer, daß der Grieche tot in den Staub ſank. Über ihm tobte der Kampf beider Heere fort, und wie Wölfe erwürgten ſie einander.

Ajax traf den blühenden Simoeiſius im Vorwärtsdringen rechts über der Bruſt, daß ihm der Speer zur Schulter herausfuhr und er in den Staub hintaumelte; dann ſtürzte er ſich auf ihn, und beraubte ihn der Rüſtung; gegen ihn warf der Trojaner Antĭphus die Lanze; dieſe verfehlte ihn zwar, traf aber Leukus, den tapfern Freund des Odyſſeus, wie er eben den Toten hinwegſchleifte. Das ſchmerzte den Odyſſeus und, vorſichtig umſchauend, ſchleuderte er ſeinen Wurfſpieß ab, vor dem die Trojaner zurückprallten und traf einen Sohn des Königes Priămus, den Baſtard Demokŏon, ſo daß die Spitze von einer Schläfe zur andern durchdrang. Als dieſer in dumpfem Falle hinſtürzte, wichen die vorderſten Kämpfer der Trojaner rückwärts, und ſelbſt Hektor mit ihnen. Die Griechen aber jauchzten laut auf, ſchoben die Leichname bei Seite und drangen tiefer in die Schlachtreihen der Trojaner ein.

Darüber erzürnte Apollo und ermunterte die Trojaner von der Stadt aus, indem er ihnen zurief: „Räumet doch den Argivern das Feld nicht! Iſt doch ihr Leib weder von Stein noch von Eiſen, und ihr beſter Held Achilles kämpft nicht einmal, ſondern grollt bei den Schiffen." Auf der andern Seite trieb Athene die Danaer in den Kampf, und ſo fielen von beiden Teilen noch viele Helden.

Da rüſtete Pallas Athene den Sohn des Tydeus, Diomēdes, mit beſonderer Kraft und Kühnheit aus, daß er vor allem Danaervolk hervorſtrahlte, und ſich unſterblichen Ruhm gewann. Helm und Schild machte ſie ihm glänzend wie ein Geſtirn der Herbſtnacht, und trieb ihn hinein ins wildeſte Getümmel der Feinde. Nun befand ſich unter den Trojanern ein Prieſter des Hephäſt, mit Namen Dares, ein mächtiger, reicher Mann, der zwei Söhne, Phegeus und Idäus, mutige Männer, in die Schlacht geſendet hatte. Dieſe ſprengten aus den Reihen der Ihrigen auf Diomēdes hervor mit ihren Streitwagen, während der griechiſche Held zu Fuße kämpfte. Zuerſt ſandte Phegeus ſeine Lanze ab; ſie fuhr aber links an der Schulter des Tydiden vorbei, ohne ihn zu verwunden. Des Diomēdes Wurfſpieß dagegen traf den Phegeus in die Bruſt und ſtürzte ihn vom Wagen. Als ſein Bruder Idäus dieſes ſah, wagte er es nicht, den Leichnam ſeines Bruders zu ſchirmen, ſondern ſprang vom Wagen und entfloh, indem der Beſchirmer ſeines Vaters, Hephäſts, Finſternis um ihn her verbreitete; denn dieſer wollte nicht, daß ſein Prieſter beide Söhne verlöre.

Jetzt nahm Athene ihren Bruder, den Kriegsgott Ares, bei der Hand und ſprach zu ihm: „Bruder, wollen wir nicht Troer und Griechen jetzt ſich ſelbſt überlaſſen und eine Weile zuſehen, welchem Volke die Fürſehung unſers Vaters den Sieg zuwende?" Ares ließ ſich von der Schweſter aus der Schlacht hinausführen und ſo waren die Sterblichen ſich ſelbſt überlaſſen; doch wußte Athene wohl, daß ihr Liebling Diomēdes mit ihrer Kraft ausgerüſtet ſtreite. Nun fingen die Argiver an, den Feind erſt recht hart zu bedrängen und vor jedem griechiſchen Führer ſank ein Trojaner dahin. Agamemnon jagte dem Hodius den Speer ins Schulterblatt; Idomeneus durchſtach den Phäſtus aus Tarne, daß er dem Wagen entſtürzte; der kundige Jäger Skamandrius wurde von der ſpitzen Lanze des Menelaus durchbohrt; den kunſtvollen Pherĕklus, der dem Paris die räuberiſchen Schiffe gezimmert hatte, traf Meriŏnes und andere fielen von anderer Hand. Der Tydide aber durchtobte das Feld wie ein angeſchwollener Herbſtſtrom und man wußte nicht, gehörte er den Griechen oder den Trojanern an; denn bald war er da, bald dort. Wie nun der Kampf ihn ſo hin und her trieb, faßte Lykāons Sohn Pandărus, ſich ihn ins Auge, richtete ſeinen Bogen auf ihn, und ſchoß ihm mit dem Pfeil gerade in Schulter hinein, ſo daß ſein Blut über den Panzer herabſtrömte. Pandărus, ſolches ſehend, jauchzte und rief hinterwärts zu ſeinen Genoſſen: „Drängt euch heran, ihr Trojaner, ſpornt eure Roſſe! Ich habe den tapferſten Danaer getroffen! Bald wird er umſinken und ausgewütet haben, wenn anders mich Apollo aus Lykien zum Kampfe ſelbſt herbeigerufen hat!" Doch den Diomēdes hatte das Geſchoß nicht tödlich verwundet; er ſtellte ſich vor ſeinen Streitwagen und rief ſeinem Freund und Wagenlenker Sthenĕlus zu: „Steige doch vom Wagen, mein Geliebter, und zieh mir den Pfeil aus der Schulter!" Sthenĕlus ſprang eilig herab und that alſo: das helle Blut ſpritzte dabei aus den Panzerringen. Da betete Diomēdes zu Athene: „Blauäugige Tochter des Zeus! Wenn du je ſchon meinen Vater beſchirmt haſt, ſo ſei auch mir jetzt gnädig! Lenke meinen Speer auf den Mann, der mich verwundet hat und jetzt frohlockt, auf daß er nicht lange mehr das Licht der Sonne ſchaue!" Athene hörte ſein Flehen und beſeelte ihm Arme und Füße, daß ſie leicht wurden wie der Leib eines Vogels, und er, unbeſchwert von ſeiner Wunde, in die Schlacht zurück eilen konnte. „Geh", ſprach ſie zu ihm, „ich habe auch die Finſternis von deinen Augen genommen, daß du Sterbliche und Götter in der Schlacht unterſcheiden kannſt; hüte dich darum, wenn ein Unſterblicher auf dich zugewandelt kommt, dich mit ſolchem in einen Kampf einzulaſſen! Nur Aphrodīte, wenn ſie dir naht, magſt du mit deinem Speere verwunden!"

Nun flog Diomēdes in das vorderſte Treffen zurück, mit dreifachem Mut und mit Kraft ausgerüſtet wie ein Berglöwe. Hier hieb er den Aſtynŏus durch einen Streich ins Schultergelenke nieder; dort durchbohrte er den Hypenor mit der Lanze; dann erlegte er zwei Söhne des Eurydămas; dann zwei ſpätgeborene Söhne des Phänops, daß dem Vater nur der Gram zurück blieb; dann warf er zwei Söhne des Priămus, den Chromius und Echemon mit Gewalt zugleich aus dem Wagen und beraubte ſie der Rüſtung, indes die Seinigen den erbeuteten Streitwagen nach den Schiffen abführten.

Änēas, der tapfere Eidam des Königs Priămus, ſah, wie dünn die Reihen der Trojaner unter den Streichen und Stößen des Tydiden wurden. Deswegen eilte er durch die ſtürmenden Geſchoſſe hin, bis er den Pandărus traf, den er ſo anredete: „Sohn Lykāons, wo bleibt dein Bogen und Pfeil, wo dein Ruhm, den bisher kein Lykier, kein Trojaner dir ſtreitig machte? Sende doch dem Manne, der den Troern ſo viel Böſes thut, noch ein Geſchoß zu; wenn er nicht anders ein unſterblicher Gott in menſchlicher Geſtalt iſt!" Ihm antwortete Pandărus: „Wenn es nicht ein Gott iſt, ſo iſt's der Tydide Diomēdes, den ich erſchoſſen zu haben glaubte. Iſt er es aber, ſo hat ſich ein Unſterblicher ſeiner erbarmt und ſteht ihm auch jetzt noch zur Seite! Dann bin ich wohl ein unglücklicher Kämpfer! Schon gegen zwei griechiſche Heerfürſten ſandte ich den Pfeil ab; verwundete beide, ohne ſie zu töten, und habe ſie nur wütender gemacht; wahrhaftig, zur Unglücksſtunde habe ich Köcher und Bogen genommen und bin damit vor Troja gezogen! Kehre ich je wieder heim, ſo ſoll mir ein Fremdling das Haupt abſchlagen, wenn ich nicht Bogen und Pfeile mit den Händen zerknicke, und dieſen nichtigen Tand, der mich begleitet hat, ins lodernde Feuer werfe!"

„Nicht alſo!" ſprach, ihn beruhigend, Änēas. „Beſteige vielmehr meinen Streitwagen und lerne die Gewandtheit der trojaniſchen Pferde im Verfolgen und Entfliehen kennen. Verleiht Zeus dem Diomēdes durchaus die Siegesehre, ſo werden ſie uns ſicher nach Troja hineintragen! Ich ſelbſt will indeſſen zu Fuße des Kampfes warten." Aber Pandărus bat ihn, die Roſſe ſelbſt lenken zu wollen, da er dieſes Werkes nicht kundig ſei, ſchwang ſich zu ihm auf den Wagen, und ſo ſprengten ſie mit den hurtigen Tieren auf den Tydiden zu. Sein Freund Sthenĕlus ſah ſie herankommen, rief den Genoſſen an und ſprach: „Sieh da, zwei tapfere Männer, die auf dich losſtürmen, Pandărus und der Halbgott Änēas, Aphrodītens Sohn! Diesmal laß uns zu Wagen entfliehen; dein Wüten dürfte dir nichts nützen gegen dieſe!"

Aber Diomēdes blickte finſter und erwiderte ihm: „Sage mir nichts von Furcht! Es liegt nicht in meiner Art, vor einem Kampfe zurückzubeben, oder mich zu ſchmiegen. Meine Kraft iſt noch nicht erſchöpft; es verdröſſe mich, unthätig im Wagen ſtehen zu müſſen. Nein, wie ich hier zu Fuße bin, will ich ihnen entgegen wandeln. Gelingt es mir, ſie beide zu töten, ſo hemme du unſre Pferde, den Zaum am Seſſelrand befeſtigend, und führe mir die Roſſe des Änēas als Beute zu den Schiffen." Indem flog die Lanze des Pandărus dem Tydiden entgegen, durchfuhr den Schild und prallte vom Panzer ab. „Nicht getroffen, gefehlt!" rief Diomēdes dem jauchzenden Trojaner entgegen, und ſein die Luft im Bogen durchſauſender Speer fuhr dem Gegner unter dem Auge in den Kiefer, durch die Zähne und Zunge hindurch, daß die Spitze am Unterkinn wieder herauskam. Pandărus ſtürzte raſſelnd vom Wagen und zuckte ſterbend in der glänzenden Rüſtung auf dem Boden. Seine Roſſe rannten flüchtig auf die Seite; Änēas aber ſprang herab und umwandelte den Leichnam wie ein trotziger Löwe, Schild und Speer vorſtreckend und jeden zu erſchlagen bereit, der ihn antaſten würde. Jetzt ergriff Diomēdes einen Feldſtein, wie ihn zwei gewöhnliche Männer nicht aufheben konnten. Mit dieſem traf er den Sohn des Anchiſes am Hüftgelenk, zermalmte dieſes und zerriß ihm die Sehnen, daß der Held die Rechte gegen den Boden ſtemmend ins Knie ſank und ihm die Sinne vergingen; und er wäre geſtorben, wenn nicht Aphrodīte ihren trauten Sohn mit den Lilienarmen umſchlungen, ihn mit den Falten ihres ſilberhellen Gewandes umhüllt und aus der Schlacht getragen hätte. Sthĕnelus hatte inzwiſchen Wagen und Roſſe des Änēas, dem Befehle ſeines Freundes folgſam, zu den Schiffen geführt, und war auf dem eigenen Wagen bald wieder an der Seite des Tydiden angekommen. Dieſer hatte mit ſeinen von Athene geöffneten Augen die Göttin Aphrodīte erkannt, durch das Schlachtgetümmel verfolgt und mit ihrer Beute erreicht. Der Held ſtieß mit der Lanze nach ihr, und ſein Speer drang durch die ambroſiſche Haut in die Handwurzel, daß ihr unſterbliches Blut zu rinnen begann. Die verwundete Göttin ſchrie laut auf und warf den Sohn zur Erde hin. Dann eilte ſie ihrem Bruder Ares zu, den ſie zur Linken der Schlacht, Wagen und Roſſe in Nacht gehüllt, ſitzend fand. „O Bruder," rief ſie flehend, „ſchaff mich weg, gieb mir die Roſſe, daß ich zum Olymp entkomme; mich ſchmerzt meine Wunde; Diomēdes, der Sterbliche, hat mich verwundet: er wäre imſtande, ſelbſt mit unſerm Vater Zeus zu kämpfen." Ares überließ ihr den Wagen, und Aphrodīte, auf der Höhe des Olymps angekommen, warf ſich weinend in die Arme ihrer Mutter Diōne und wurde von ihr unter ſchmeichelnden Troſtworten vor den Göttervater geleitet, der ſie lächelnd empfing und ihr entgegen rief: „Drum wurden dir nicht die Werke des Krieges verliehen, mein liebes Töchterchen, ordne du Hochzeiten und laß die Schlachten den Kriegsgott beſorgen!" Ihre Schweſter Pallas und Hera aber ſahen ſie ſpöttiſch von der Seite an, und ſprachen ſtichelnd: „Was wird es ſein? wahrſcheinlich hat die ſchöne falſche Griechin unſere Schweſter nach Troja gelockt, da wird ſie Helenas Gewand geſtreichelt und ſich mit einer Spange geritzt haben!"

Drunten auf dem Schlachtfeld hatte ſich Diomēdes auf den liegenden Änēas geworfen und holte dreimal aus, ihm den Todesſtreich zu verſetzen; aber dreimal hielt der zornige Gott Apollo, der nach der Schweſter Verwundung herbeigeeilt war, ihm den Schild vor; und als jener das viertemal anſtürmte, drohte er ihm mit ſchrecklicher Stimme: „Sterblicher, wage nicht, mit den Göttern dich zu meſſen!" Scheu und mit zauderndem Schritt entwich Diomēdes. Apollo aber trug den Änēas aus dem Schlachtgewühl in ſeinen Tempel nach Troja, wo Latona, ſeine Mutter, und Artemis, ſeine Schweſter, ihn in ihre Pflege nahmen. Auf dem Boden, wo der Held gelegen, ſchuf er ſein Scheinbild, um das ſich nun Trojaner und Griechen mit wilden Schlägen und Stößen zankten. Nun ermahnte Apollo den Ares, daß er den frechen Tydiden, der die Götter ſelbſt bekämpfe, aus der Schlacht zu entfernen ſtrebe. Und der Kriegsgott, in der Geſtalt des Thrakiers Akămas, miſchte ſich im Getümmel unter die Söhne des Priămus und ſchalt ſie: „Wie lange gönnet ihr den Griechen das Morden, ihr Fürſten? wollt ihr warten, bis um die Thore eurer Stadt ſelbſt gekämpft wird? wißt ihr nicht, daß Änēas auf dem Boden liegt? Auf und retten wir den edlen Genoſſen aus der Hand der Feinde!" So erregte Ares die Herzen der Trojaner. Sarpēdon, der Fürſt der Lykier, näherte ſich dem Hektor und ſprach zu ihm: „Hektor, wohin iſt dir dein Mut geſchwunden? Rühmteſt du dich doch jüngſt, ſelbſt ohne Verbündete, ohne Heeresmacht, mit deinen leiblichen Brüdern und Schwägern allein wollteſt du Troja ſchirmen; nun aber ſehe ich ihrer keinen in der Schlacht, ſie ſchmiegen ſich alle wie die Hunde vor dem Löwen, und wir Bundesgenoſſen allein müſſen den Kampf aufrecht erhalten!" Hektor fühlte den Vorwurf tief im Herzen; er ſprang vom Wagen, ſchwenkte die Lanze, durchwandelte ermahnend alle Heldengeſchwader und erweckte den tobenden Streit aufs neue. Seine Brüder und alle Trojaner kehrten die Stirne dem Feinde wieder zu. Auch den Änēas, mit Geſundheit und Kraft erfüllt, ſandte Apollo wieder in den Kampf, daß er ſich plötzlich unverletzt den Seinigen wieder zugeſellte. Alle freuten ſich, aber keiner nahm ſich Zeit, ihn zu fragen, ſie ſtürzten nur miteinander in die Schlacht.

Aber die Danaer, Diomēdes, die beiden Ajax und Odyſſeus an der Spitze, erwarteten ruhig die Heranſtürmenden, wie ein unbewegliches Gewölk; und Agamemnon durcheilte die Heerſchar und rief: „Jetzt ſeid Männer, o ihr Freunde, und ehret euch ſelbſt in der Schlacht, denn wo ein Volk ſich ſelbſt ehrt, da ſtehen mehr Männer, als fallen; aber für den Fliehenden giebt es keinen Ruhm und keine Rettung!" So rief er, ſchickte zuerſt den Speer gegen die heranrückenden Trojaner ab, und ſtreckte den Freund des Änēas, den hochgeehrten Dëikŏon, der immer im Vorderkampfe ſtritt, nieder. Aber auch die gewaltige Hand des Änēas tötete zwei der tapferſten Danaer, Krethon und Orſilŏchus, Söhne des Diŏkles, die zu Pherä im Peloponnes wie zwei Berglöwen freudig zuſammen aufgewachſen waren. Um die Gefallenen trauerte Menelāus, ſchwenkte den Speer und warf ſich raſch in das vorderſte Gewühl. Ares ſelbſt ſpornte ſein Herz; denn er hoffte, daß ihn Änēas fällen werde. Aber Antilochus, Neſtors Sohn, um den Völkerhirten beſorgt, ſtürzte gleichfalls hervor an ſeine Seite, während jene beiden ſchon voll Kampfgier ihre Lanzen gegeneinander gezückt hatten. Als Änēas zwei Helden ſich gegenüberſah, wich er zurück; Menelāus und Antilŏchus retteten die beiden Leichen aus den Händen der Feinde und übergaben ſie den Freunden; ſie ſelbſt wandten ſich dem Vorkampfe wieder zu. Menelāus durchſtach den Pylămĕnes, Antilŏchus hieb ſeinem Wagenlenker Mydon das Schwert in die Schläfe, daß er auf den Scheitel geſtellt in den Staub ſtürzte, bis ihn ſeine eigenen Roſſe umwarfen, die Antilochus mit der Geißel den Griechen zutrieb.

Jetzt aber jagte Hektor mit den tapferſten Heerſcharen der Trojaner voran, und der Kriegsgott ſelbſt wandelte bald vor, bald hinter ihm her. Als Diomēdes den Gott kommen ſah, ſtutzte der Held wie ein Wanderer vor einem brauſenden Waſſerfalle ſtaunt, und rief dem Volke zu: „Staunet nicht über die Unerſchrockenheit Hektors, ihr Freunde, denn immer geht ein Gott neben ihm her und wehrt das Verderben von ihm ab. Darum, wenn wir weichen, ſo weichen wir den Göttern!" Indeſſen ſtürmten die Schlachtreihen der Trojaner immer näher heran, und Hektor erſchlug zwei tapfere Griechen auf einem Streitwagen, den Anchiălus und Meneſthes. Ajax, der Telamonier, eilte herbei, ſie zu rächen; er traf mit der Lanze den Amphīus, einen Verbündeten der Trojaner, unter dem Gurte, daß er in dumpfem Falle zu Boden ſtürzte; dann ſtemmte er den Fuß auf den Leichnam und zog die Lanze heraus; ein Hügel von Speeren hinderte ihn, den Gefallenen der Rüſtung zu berauben.

Auf einer andern Seite trieb ein böſes Verhängnis den Herakliden Tlepolĕmus auf den Lykier Sarpēdon zu, dem er ſchon von weitem zurief: „Was nötigt dich, hier in Angſt zu vergehen, weibiſcher Aſiate, der du dich fälſchlich rühmſt, ein Zeusſohn zu ſein, wie mein Vater Herakles! Du biſt feige, und ſelbſt wenn du ein Tapferer wäreſt, ſo ſollteſt du jetzt dem Hades nicht entgehen!" — „Habe ich mir noch keinen Ruhm erworben," entgegnete ihm Sarpēdon, „ſo ſoll dein Tod mir ihn verſchaffen!" Und nun kreuzten ſich die Lanzen beider Helden; der Wurfſpieß des Sarpēdon traf den prahleriſchen Gegner gerade in den Hals, daß die Spitze hinten hervordrang und er entſeelt zur Erde ſtürzte. Aber auch des Tlepolĕmus Speer hatte den linken Schenkel Sarpēdons bis auf die Knochen durchbohrt, und nur ſein Vater Zeus hemmte den Tod. Die Freunde führten den Bebenden aus dem Kampfe, ſo haſtig, daß keiner bemerkte, wie er die aus dem Schenkel hervorragende Lanze noch nachſchleppte. Auch die Leiche des Tlepolĕmus trugen die Griechen aus dem Kampfe zurück.

Während Odyſſeus in der führerloſen Schar der Lykier wütete, und ſchon ganz nahe an dem flüchtenden Sarpēdon war, erfreute dieſen der Anblick des herannahenden Hektors, und er rief ihm mit ſchwacher Stimme zu: „Priămus Sohn, laß mich nicht den Argivern zum Raube daliegen; verteidige mich, daß ich mein Leben ruhig in dieſer Stadt aushauchen mag, wenn ich doch das Land der Väter, mein Weib und mein Söhnlein nicht mehr ſehen ſoll!" Ohne ein Wort zu erwidern, drängte Hektor die verfolgenden Griechen zurück, ſo daß ſelbſt Odyſſeus nicht wagte, weiter vorzudringen. Nun legten den Sarpēdon ſeine Freunde unweit vom ſkäiſchen Thore unter der hohen Buche nieder, die ſeinem Vater Zeus heilig war, und ſein Jugendgenoſſe Pelăgon zog ihm den Speer aus dem Schenkel. Einen Augenblick verließ den Verwundeten die Beſinnung, doch atmete er bald wieder auf, und ein kühler Nordwind wehte ſeinen matten Lebensgeiſtern Erfriſchung zu.

Ares und Hektor bedrängten jetzt die Griechen, daß ſie allmählich rückwärts wichen zu ihren Schiffen. Sechs herrliche Helden fielen allein von Hektors Hand. Mit Schrecken überblickte vom Olymp herab, Hera, die Göttermutter, das Gemetzel, das die Trojaner unter dem Beiſtande des Ares anrichteten. Auf ihren Antrieb ward Athenes Wagen mit den ehernen, goldumfaßten Rädern, der ſilbernen Deichſel und dem goldenen Joche gerüſtet, in welches Hera ſelbſt ihr ſchnellfüßiges Roſſegeſpann fügte; Athene aber hüllte ſich in ihres Vaters Panzer, bedeckte das Haupt mit dem goldenen Helm, ergriff den Schild mit dem Gorgonenhaupte, faßte den Speer und ſchwang ſich auf den ſilbernen Seſſel, der in goldenen Riemen hing. Neben ihr ſitzend, ſchwenkte Hera die Geißel und beflügelte die Roſſe. Des Himmels Thor, das die Horen hüteten, krachte von ſelbſt auf, und die rieſigen Göttinnen fuhren an den Zacken des Olymp vorbei. Auf der höchſten Kuppe ſaß Zeus, und, ihr Geſpann einen Augenblick zügelnd, rief ihm Hera, ſeine Gemahlin, zu. „Zürnſt du denn gar nicht, Vater, daß dein Sohn Ares das herrliche Volk der Griechen wider das Geſchick verdirbt? Sieheſt du, wie ſich Aphrodīte und Apollo freuen, die den Wüterich gereizt haben? Nun wirſt du mir doch erlauben, daß ich dem Frechen einen Streich verſetze, der ihn aus dem Kampfe hinausſtößt!" „Immerhin ſoll es dir geſtattet ſein," rief ihr Zeus von ſeinem Sitze zu, „ſende nur friſch meine Tochter Athene gegen ihn, die am bitterſten zu kämpfen verſteht." Nun flog der Wagen zwiſchen dem Sternengewölbe und der Erde dahin, bis er ſich am Zuſammenfluſſe des Simois und Skamander ſamt den Roſſen auf den Boden niederließ.

Die Göttinnen eilten ſofort in die Männerſchlacht, wo die Krieger wie Löwen und Eber um den Tydiden gedrängt ſtanden. Zu dieſen geſellte ſich Hera in Stentors Geſtalt und rief mit der ehernen Stimme dieſes Helden: „Schämet euch, ihr Argiver, ſeid ihr nur furchtbar, ſo lang Achilles an eurer Seite ficht? Der ſitzt nun bei den Schiffen, und ihr vermöget nichts!" Mit dieſem Ruf erregte ſie den wankenden Mut der Danaer. Athene aber bahnte ſich den Weg zu Diomēdes ſelbſt. Sie fand dieſen, an ſeinem Wagen ſtehend und die Wunde abkühlend, die ihm der Pfeil des Pandărus gebohrt hatte. Der Druck des breiten Schildgehenkes und der Schweiß peinigten ihn, und ſeine Hand fühlte ſich kraftlos; mit Mühe lüftete er den Riemen und trocknete ſich das Blut. Nun faßte die Göttin Athene das Joch der Roſſe, ſtützte ihren Arm darauf, und ſprach, zu dem Helden gekehrt: „In Wahrheit, der Sohn des mutigen Tydeus gleicht ſeinem Vater nicht ſonderlich; dieſer zwar war nur klein von Geſtalt, aber doch ein immer rüſtiger Kämpfer; ſchlug er ſich doch vor Theben einmal ganz wider meinen Willen, und doch konnte ich ihm meinen Beiſtand nicht verſagen. Auch hätteſt du dich meiner Obhut und Hülfe zu erfreuen: aber ich weiß nicht was es iſt — ſtarren dir deine Glieder von der Arbeit, oder lähmt dich die ſinnberaubende Furcht: genug, du ſcheinſt mir nicht der Sohn des feurigen Tydeus zu ſein!“ Diomēdes blickte bei dieſen Reden der Göttin auf, ſtaunte ihr ins Geſicht und ſprach: „Wohl erkenne ich dich, Zeus Tochter, und will dir die Wahrheit unverhohlen ſagen. Weder Furcht noch Trägheit lähmen mich, ſondern der gewaltigſten Götter einer. Du ſelbſt haſt mir das Auge aufgethan, daß ich ihn erkenne. Es iſt Ares, der Gott des Krieges, den ich im Treffen der Trojaner walten ſah; ſieh hier die Urſache, warum ich ſelbſt zurück wich, und auch dem übrigen Griechenvolke gebot, ſich hier um mich zu ſammeln!“ Darauf antwortete ihm Athene: „Diomēdes, mein auserwählter Freund! hinfort ſollſt du weder den Ares noch einen andern der Unſterblichen fürchten; ich ſelbſt will deine Helferin ſein. Lenke nur mutig deine Roſſe dem raſenden Kriegsgott ſelber zu!“ So ſprach ſie, gab ſeinem Wagenlenker Sthenĕlus einen leichten Stoß, daß er willig vom Streitwagen ſprang, und ſetzte ſich ſelbſt in den Seſſel zu dem herrlichen Helden. Die Achſe ſtöhnte unter der Laſt der Göttin und des Stärkſten unter den Griechen. Sofort ergriff Pallas Athene Zügel und Peitſche, und lenkte den Huftritt der Roſſe Ares, dem Kriegsgotte zu. Dieſer raubte gerade dem tapferſten Ätolier, Perĭphas, den er erſchlagen hatte, die Rüſtung. Als er aber den Diomēdes im Streitwagen auf ſich zukommen ſah, (die Göttin hatte ſich in undurchdringliche Nacht gehüllt) ließ er den Perĭphas liegen und eilte auf den Tydiden zu, über Joch und Zügel ſeiner Roſſe herausgelehnt, und mit der Lanze nach der Bruſt des Helden zielend. Aber Athene, unſichtbar, ergriff ſie mit der Hand, und gab ihr eine andere Richtung, daß ſie ohne Ziel in die Luft hinausflog. Nun erhub ſich Diomēdes in ſeinem Wagenſitze, und Athene ſelbſt lenkte den Stoß ſeines Speeres, daß er dem Ares unter dem ehernen Leibgurt in die Weiche fuhr. Der Kriegsgott brüllte, wie zehntauſend Sterbliche in der Schlacht ſchreien, Trojaner und Griechen zitterten; denn ſie glaubten, bei heiterer Luft den Donner des Zeus zu hören. Diomēdes aber ſah den Ares in Wolken gehüllt, wie in einem Orkane zum Himmel emporfahren. Dort ſetzte ſich der Kriegsgott neben den Donnerer, ſeinen Vater und zeigte ihm das aus der Wunde herabtriefende Blut. Aber Zeus ſchaute finſter und ſprach: „Sohn, winſle mir hier nicht an meiner Seite! Von allen Olympiern biſt du mir der Verhaßteſte; immer haſt du nur Zank und Fehde geliebt, mehr als alle anderen gleicheſt du an Trotz und Starrſinn deiner Mutter. Gewiß hat dieſes Weh mir auch ihr Rat bereitet! Dennoch kann ich nicht länger mit anſehen, wie du leideſt, und der Arzt der Götter wird dich heilen.“ So übergab er ihn dem Päon, welcher der Wunde wahrnahm, daß ſie ſich auf der Stelle ſchloß.

Inzwiſchen waren auch die anderen Götter in den Olymp zurückgekehrt, um die Feldſchlacht der Troer und Danaer wieder ſich ſelbſt zu überlaſſen. Zuerſt brach jetzt Ajax, der Sohn Telămons, in das Gedränge der Trojaner und machte den Seinigen wieder Luft, indem er Akămas, dem gewaltigſten Thrazier, die Stirne unter dem Helm durchbohrte. Darauf erſchlug Diomēdes den Axȳlus und ſeinen Wagenlenker; vor Euryălus erlagen drei andere edle Trojaner, vor Odyſſeus Pidȳtes, vor Teucer Aretāon, vor Antilŏchus Abléros, vor Agamemnon Elătus, vor andern andere. Den Adraſtus erhaſchte Menelāus, als ihn die Roſſe ſtrauchelnd auf den Boden geworfen und mit dem Wagen unter andern herrenloſen Pferden, zur Stadt enteilten. Der liegende Feind umſchlang die Kniee des Fürſten und flehte jämmerlich: „Fange mich lebendig. Atride, nimm volle Löſung von Erz und Gold aus dem Schatze meines Vaters, der ſie dir willig giebt, wenn er mich wieder lebendig umarmen darf!“ Menelāus fühlte ſein Herz im Buſen bewegt, da lief Agamemnon heran und ſtrafte ihn mit den Worten: „Sorgſt du für deine Feinde, Menelāus? fürwahr, ſie haben es um dich im Heimatlande verdient! Nein, keiner ſoll unſerm Arm entfliehen, auch der Knabe im Mutterſchoße nicht! Alles, was Troja groß gezogen hat, ſoll ohne Erbarmen ſterben!“ Da ſtieß Menelāus den Flehenden mit der Hand von ſich und Agamemnon durchbohrte ihm den Leib mit der Lanze. Unter den ſtürmenden Argivern hörte man Neſtors hallenden Ruf: „Freunde! daß ja keiner, zu Raub und Beute gewendet, dahinten bleibe! Jetzt gilt es nur, Männer zu töten; nachher könnt ihr gemächlich den Leichnamen die Rüſtung abziehen!“

Bald wären jetzt die Trojaner ihrer Stadt überwunden zugeflohen, wenn nicht Helĕnus, der Sohn des Priamus, der kundigſte Vogelſchauer, ſich zu Hektor und Änēas gewendet und ſo zu ihnen geſprochen hätte: „Alles beruht jetzt auf euch, ihr Freunde, nur wenn ihr das flüchtige Volk vor den Thoren hemmet, vermögen wir ſelbſt noch die Scharen der Danaer zu bekämpfen. Dir, Änēas, übertragen die Götter zunächſt dieſes Geſchäft. Du aber, Bruder Hektor, eile gen Troja und ſage unſerer Mutter ein Wort. Sie ſoll die edelſten Weiber auf der Burg im Tempel Athenes verſammeln, ihr köſtlichſtes Gewand auf die Knie der Göttin legen und ihr zwölf untadelige Kühe geloben, wenn ſie ſich der trojaniſchen Frauen und Kinder und ihrer Stadt erbarmt und den ſchrecklichen Tydiden abwehrt.“ Unverdroſſen ſprang Hektor vom Wagen, durchwandelte ermahnend die Geſchwader und enteilte nach der Stadt.

Glaukus und Diomēdes. Auf dem Schlachtfelde rannten jetz der Lycier Glaukus, der Enkel des Bellerophontes und der Tydid Diomēdes aus den Heeren hervor und begegneten voll Kampfgier einander. Als Diomēdes den Gegner in der Nähe ſah, maß er ihn mit den Blicken und ſprach: „Wer biſt du, edler Kämpfer? noch nie biſt du mir in der Feldſchlacht begegnet, doch jetzt ſehe ich dich vor andern weit hervorragen, da du es wageſt, dich meiner Lanze entgegenzuſtellen; denn mir kommen nur Kinder in den Weg, die zum Unglücke geboren ſind. Biſt du aber ein Gott, der ſterbliche Geſtalt angenommen hat, ſo begebe ich mich des Kampfes. Ich fürchte den Zorn der Himmliſchen und verlange nicht ferner nach dem Streite mit unſterblichen Göttern. Doch wenn du ein Sterblicher biſt, ſo komm immerhin heran, du ſollſt dem Tode nicht entgehen!“ Darauf antwortete der Sohn des Hippolochus: „Diomēdes, was frägſt du nach meinem Geſchlecht? Wir Menſchen ſind wie Blätter im Walde, die der Wind verweht und der Frühling wieder treibt! Willſt du es aber wiſſen, ſo höre: mein Urahn iſt Äolus, der Sohn des Hellen, der zeugte den ſchlauen Siſyphus, Siſyphus zeugte den Glaukus, Glaukus den Bellerophontes*), Bellerophontes den Hippolŏchus und des Hippolŏchus Sohn bin ich. Dieſer ſchickte mich her gen Troja, daß ich andern vorſtreben und der Väter Geſchlecht nicht ſchänden ſollte.“ Als der Gegner geendigt, ſtieß Diomēdes ſeinen Schaft in die Erde und rief ihm mit freundlichen Worten zu: „Wahrlich, edler Fürſt, ſo biſt du ja mein Gaſtfreund von Väterzeiten her, Öneus mein Großvater hat deinen Großvater Bellerophontes zwanzig Tage lang gaſtlich in ſeinem Hauſe beherbergt und unſere Ahnen haben ſich ſchöne Ehrengeſchenke gereicht: der meine dem deinen einen purpurnen Leibgurt, der deinige dem meinen einen goldenen Henkelbecher, den ich noch in meiner Behauſung verwahre. So bin ich denn dein Wirt in Argos und du der meine in Lycien, wenn ich je dorthin mit meinem Gefolge komme. Darum wollen wir uns im Schlachtgetümmel beide mit unſern Lanzen vermeiden. Giebt es doch für mich noch Trojaner genug zu töten und für dich der Griechen genug! Uns aber laß die Waffen miteinander vertauſchen, damit auch die andern ſehen, wie wir uns von Väterzeiten her rühmen, Gaſtfreunde zu ſein!“ So redeten jene, ſchwangen ſich von den Streitwagen herab, faßten ſich liebreich die Hände und gelobten einander gegenſeitige Freundſchaft. Zeus aber, der alles, was geſchah, zu Gunſten der Griechen lenkte, verblendete den Sinn des Glaukus, daß er ſeine goldene Rüſtung mit der ehernen des Diomēdes wechſelte; es war, wie wenn ein Mann gegen neun Farren hundert hergäbe.

Hektor in Troja. Hektor hatte unterdeſſen die Buche des Zeus und das ſkäiſche Thor erreicht. Hier umringten ihn die Weiber und Töchter der Trojaner und forſchten ängſtlich nach Gemahlen, Söhnen, Brüdern und Verwandten. Nicht allen wußte er Beſcheid zu geben, er ermahnte nur alle, die Götter anzuflehen. Doch viele hatten ſeine Nachrichten in Weh und Jammer verſenkt. Jetzt war er am Palaſte ſeines Vaters angekommen. Dies war ein herrliches Gebäude, ringsum mit weithin ſich dehnenden Säulenhallen geſchmückt, im Innern waren fünfzig Gemächer aus glattem Marmor, eins ans andere nachbarlich angebaut. Hier wohnten die Söhne des Königs mit ihren Gemahlinnen. Auf der andern Seite des inneren Hofes reihten ſich zwölf Marmorſäle an einander, wo die Eidame des Königs mit ſeinen Töchtern hauſten. Das Ganze war von einer hohen Mauer umſchloſſen und bildete für ſich allein eine ſtattliche Burg. Hier begegnete Hektor ſeiner guten Mutter Hekŭba, die eben zu ihrer liebſten und anmutigſten Tochter Laodĭce zu gehen im Begriffe war. Die greiſe Königin eilte auf Hektor zu, faßte ihm die Hand und ſprach voll Sorgen und Liebe: „Sohn, wie kommſt du zu uns aus der wütenden Schlacht? Die entſetzlichen Männer müſſen uns wohl hart bedrängen und du kommſt gewiß, die Hände zu Zeus zu erheben. So verziehe denn, bis ich dir vom lieblichen Wein bringe, daß du dem Vater Zeus und den andern Göttern ein Trankopfer darbringen kannſt und darauf dich ſelbſt mit einem Labetrunk erquicken; denn der Wein iſt doch die kräftigſte Stärkung für einen müden Kämpfer!“ Aber Hektor erwiderte der Königin: „Laß mir keinen Wein reichen, geliebte Mutter, daß du mich nicht entnerveſt nnd ich meiner Kraft vergeſſe; auch dem Göttervater ſcheue ich mich, mit ungewaſchener Hand Wein zu ſpenden; du hingegen geh, von den edelſten Frauen Trojas umringt, mit Räucherwerk zu Athenes Tempel, lege der Göttin dein köſtlichſtes Gewand auf die Kniee und gelobe ihr zwölf untadelige Kühe, wenn ſie ſich unſer erbarmt. Ich aber will hingehen, meinen Bruder Paris in die Schlacht zu berufen. Schlänge ihn doch die Erde lebendig hinab; denn er iſt zu unſerem Verderben geboren!“

Die Mutter that, wie der Sohn ſie angewieſen. Sie ſtieg in die duftende Kammer hinunter, wo die ſchönſten Seidengewande verwahrt lagen, die Paris ſelbſt aus Sidon mitgebracht hatte, als er auf Umwegen mit Helēna nach der Heimat ſchiffte. Eines davon, das größte, ſchönſte, mit den herrlichſten Bildern durchwirkte, das zu unterſt von allen lag, ſuchte ſie hervor und wandelte nun, von der Schar der edelſten Weiber begleitet, nach der Burg, zu Athenes Tempel. Hier öffnete ihnen Antēnors Gattin Theāno, die trojaniſche Prieſterin der Pallas, das Haus der Göttin. Die Frauen reihten ſich um das Bild Athenes und huben mit Klagetönen die Hände zu der Göttin empor. Dann nahm Theāno das Gewand aus den Händen der Königin, legte es auf die Kniee des Bildes und flehte zu der Tochter des Zeus: „Pallas Athene, Beſchirmerin der Städte, erhabene, machtvolle Göttin, brich du dem Diomēdes den Speer, laß ihn ſelbſt, auf ſein Angeſicht geſtürzt, vor unſern Thoren ſich wälzen; erbarme dich der Stadt, der Frauen, der ſtammelnden Kinder; in dieſer Hoffnung weihen wir dir zwölf untadelige Kühe."

---

*) Siehe oben Seite 39.

Aber Pallas Athene verweigerte ihnen im Herzen ihre Bitte. Hektor war inzwiſchen im Palaſte des Paris angekommen, der hoch auf der Burg, in der Nähe vom Königspalaſt und von Hektors Wohnung ſtand; denn beide Fürſten hatten von der Königswohnung abgeſonderte Häuſer. Er trug in der Rechten ſeinen Speer, der elf Ellen lang und deſſen eherne Spitze am Schaft mit einem goldenen Ring umlegt war. Er fand den Bruder, wie er in ſeinem Gemache die Waffen muſterte und das Horn des Bogens glättete; ſeine Gemahlin Helēna ſaß emſig unter den Weibern und leitete ihr Tagewerk. Als Hektor jenen ſah, ſchalt er ihn und rief: „Du thuſt nicht Recht, ſo im Unmute hier zu ſitzen, Bruder, um deinetwillen ſchlägt ſich das Volk vor der Stadt im Feldgetümmel! Du ſelbſt aber würdeſt mit jedem andern zanken, den du ſo ſaumſelig zum Treffen ſäheſt. Auf denn, ehe die Stadt unter den Feuerbränden unſeres Feindes auflodert, hilf ſie verteidigen mit uns!" Paris antwortete ihm: „Du tadelſt mich nicht mit Unrecht, Bruder, doch bin ich nicht aus Unmut, ſondern nur aus Gram hier in der Unthätigkeit geſeſſen. Nun aber hat mir meine Gattin freundlich zugeredet, in die Schlacht hinaus zu gehen; ſo verziehe denn, bis ich meine Rüſtung angezogen habe, oder geh: ich hoffe dir bald nachzufolgen." Hektor ſchwieg darauf, aber Helēna redete ihn mit Worten der Beſchämung an: „O Schwager, ich bin ein ſchnödes, unheilſtiftendes Weib! Hätte mich doch die Meereswoge verſchlungen, ehe ich mit Paris hier ans Land ſtieg! Nun das Übel aber einmal verhängt worden: wäre ich doch wenigſtens nur die Genoſſin eines beſſeren Mannes, der die Schmach und die vielen Vorwürfe, die er ſich zuzieht, auch empfände; ſo aber hat er kein Herz im Leibe und wird keines haben und die Frucht ſeiner Feigheit wird nicht ausbleiben. Aber du, Hektor, komm doch herein und ruhe von der Arbeit, die wegen meiner, des ſchändlichen Weibes, die wegen der Frevelthat meines Gatten doch zumeiſt auf deinen Schultern laſtet!" — „Nein, Helēna," ſprach Hektor, „heiß mich nicht ſo freundlich ſitzen, ich darf wahrlich nicht: mein Herz drängt mich, den Trojanern zu helfen. Muntere du nur dieſen Menſchen da auf, und er ſelbſt ſpute ſich, daß er mich bald innerhalb der Stadtmauern erreiche. Ich will zuvor noch in meine eigene Wohnung gehen und nach Weib, Söhnlein und Geſinde ſchauen." So ſprach Hektor und enteilte. Aber er fand die Gattin nicht zu Hauſe. „Als ſie hörte," ſprach zu ihm die Schaffnerin, „daß die Trojaner Not leiden und der Sieg ſich zu den Griechen neige, verließ ſie die Wohnung wie außer ſich, um einen der Stadttürme zu beſteigen und die Wärterin mußte ihr das Kind nachtragen."

Schnell legte Hektor den Weg durch die Straßen Trojas jetzt wieder zurück. Als er das ſkäiſche Thor erreicht, kam ſeine Gemahlin Andromache, die blühende Tochter des ciliciſchen Eëtion von Theben, eilenden Laufs gegen ihn her; die Dienerin, ihr folgend, trug das unmündige Knäblein Aſtyanax, ſchön wie ein Stern, an der Bruſt. Mit ſtillem Lächeln betrachtete der Vater den Knaben, Andromache aber trat ihm unter Thränen zur Seite, drückte ihm zärtlich die Hand und ſprach: „Entſetzlicher Mann! gewiß tötet dich noch dein Mut und du erbarmeſt dich weder deines ſtammelnden Kindes, noch deines unglückſeligen Weibes, das du bald zur Witwe machen wirſt. Werde ich deiner beraubt, ſo wäre es das beſte, ich ſänke in den Boden hinab. Den Vater hat mir Achilles getötet, meine Mutter hat der Bogen der Artemis erlegt, meine ſieben Brüder hat auch der Pelide umgebracht, ohne dich habe ich keinen Troſt, Hektor, du biſt mir Vater und Mutter und Bruder. Darum erbarme dich, bleib, hier auf dem Turm; mach dein Kind nicht zur Waiſe, dein Weib nicht zur Witwe! Das Heer ſtelle dort an den Feigenhügel: dort ſteht die Mauer dem Angriffe frei und iſt am leichteſten zu erſteigen, dorthin haben die tapferſten Krieger, die Ajax beide, Idomeneus, die Atriden und Diomēdes ſchon dreimal den Sturm hingelenkt, ſei es, daß ein Seher es ihnen offenbarte, ſei's, daß das eigene Herz dieſelben trieb!"

Liebreich antwortete Hektor ſeiner Gemahlin: „Auch mich härmt alles dieſes, Geliebteſte; aber ich müßte mich vor Trojas Männern und Frauen ſchämen, wenn ich, erſchlafft wie ein Feiger, hier aus der Ferne zuſchaute. Auch mein eigner Mut erlaubt es mir nicht; er hat mich immer gelehrt, im Vorderkampfe zu ſtreiten; zwar, das Herz weiſſagt es mir: der Tag wird kommen, wo die heilige Troja hinſinkt und Priămus und all ſein Volk; aber weder der Trojaner Leid, noch der eigenen Eltern und der leiblichen Brüder, wenn ſie dann unter dem Schwert der Griechen fallen, geht mir ſo zu Herzen, wie das deine, wenn dich, die Weinende, ein Danaer in die Knechtſchaft führen wird und du dann zu Argos am Webeſtuhl ſitzeſt oder Waſſer trägſt, vom harten Zwang belaſtet, und dann wohl ein Mann, dich in Thränen ſchauend, ſpricht: das war Hektors Weib! Decke mich der Grabhügel, ehe ich von deinem Geſchrei und deiner Entführung hören muß!" So ſprach er und ſtreckte die Arme nach ſeinem Knäbchen aus; aber das Kind ſchmiegte ſich ſchreiend an den Buſen der Amme, von der Zärtlichkeit des Vaters erſchreckt und vor dem ehernen Helm und dem fürchterlich flatternden Roßſchweif erbangend. Der Vater ſchaute das Kind und die Mutter lächelnd an, nahm ſich ſchnell den ſchimmernden Helm vom Haupte, legte ihn zu Boden, küßte ſein geliebtes Söhnchen und wiegte es auf dem Arm. Dann flehte er zum Himmel empor: „Zeus und ihr Götter! laßt dies mein Knäblein werden wie mich ſelbſt, voranſtrebend dem Volk der Trojaner; laßt es mächtig werden in Troja und die Stadt beherrſchen und dereinſt ſage man, wenn es beutebeladen aus dem Streite heimkehrt: der iſt noch weit tapferer, als ſein Vater, und darüber ſoll ſich ſeine Mutter herzlich freuen!" Mit dieſen Worten gab er den Sohn der Gattin in den Arm, die unter Thränen lächelnd ihn an den Buſen drückte. Hektor aber ſtreichelte ſie, inniger Wehmut voll, mit der Hand und ſagte: „Armes Weib, traure mir nicht zu ſehr im Herzen, gegen das Geſchick wird mich niemand töten, dem Verhängnis aber iſt noch kein Sterblicher entronnen. Auf, geh du zur Spindel und zum Webeſtuhl und befiehl deinen Weibern! Den Männern Trojas liegt die Sorge für den Krieg ob, am meiſten aber mir!" Als er dies geſagt, ſetzte ſich Hektor den Helm auf und ging davon. Andromache ſchritt dem Hauſe zu, indem ſie wiederholt rückwärts blickte und herzliche Thränen weinte. Als die Mägde in der Kammer ſie erblickten, teilte ſich ihnen allen ihr Gram und ihre Betrübnis mit, und Hektor wurde bei lebendigem Leib in ſeinem Palaſt betrauert.

Auch Paris hatte nicht gezaudert; in ſtrahlenden Erzwaffen eilte er durch die Stadt, wie ein ſtattliches Roß die Halfter zerreißt und nach dem Strombade rennt. Er erreichte den Bruder, als dieſer ſich eben von ſeiner Gattin Andromache gewendet hatte. „Nicht wahr," rief ihm Paris von weitem zu, „ich habe dich, mein älterer Bruder, durch mein Zaudern aufgehalten und bin nicht da zur rechten Zeit!" Aber Hektor antwortete ihm freundlich: „Mein Guter, billig zu reden biſt du ein tapferer Streiter, nur ſäumſt du oft gern und willſt nicht, und ſieh, da kränkt es mich dann innig, wenn ich unter dem Trojanervolke, das ſo viel für dich erduldet, ſchmähliche Reden über dich hören muß. Doch, das wollen wir ein andermal ausmachen, wenn wir die Griechen aus Troas verjagt haben und um den Krug der Freiheit im Palaſte ſitzen!"

Hektor und Ajax im Zweikampf. Als die Göttin Athene vom Olymp herab die beiden Brüder ſo zum Kampfe hineilen ſah, flog ſie ſtürmiſch hinunter zur Stadt Troja. An Zeus Buche begegnete ſie Apollo, der von der Zinne der Burg, von wo er die Schlacht der Trojaner lenkte, daher kam, und ſeine Schweſter anredete: „Welch ein heftiger Eifer treibt dich vom Olymp herunter, Pallas? biſt du noch immer auf den Fall der Trojaner bedacht, Erbarmungsloſe? Wollteſt du mir doch gehorchen, und für heute den Entſcheidungskampf ruhen laſſen. Ein andermal mögen ſie die Feldſchlacht erneuern, weil ihr, du und Hera, doch nicht ruhet, bis ihr die hohe Stadt Troja verwüſtet habt!" Ihm antwortete Athene: „Es ſei, Fernhintreffer, wie du ſagſt; und in derſelben Abſicht bin ich auch vom Olymp herabgekommen. Aber ſage mir, wie gedenkſt du den Männerkampf zu ſtillen?" — „Wir wollen," ſprach Apollo, „dem gewaltigen Hektor ſeinen Mut noch ſteigern, daß er einen der Danaer zum entſcheidenden Zweikampf herausfordert, laß uns dann ſehen, was dieſe thun." Athene war das zufrieden.

Das Geſpräch der Unſterblichen hatte der Seher Helēnus in ſeiner Seele vernommen; eilig trat er zu Hektor und ſprach: „Weiſer Sohn des Priămus, wollteſt du diesmal meinem Rate gehorchen, der ich dein liebender Bruder bin? Heiß die andern alle, Trojaner und Griechen, vom Streite ruhen; du ſelbſt aber fordre den Tapferſten aller Argiver zur Entſcheidung heraus. Du kannſt es ohne Gefahr; denn glaube meinem Seherworte, der Tod iſt noch nicht über dich verhängt."

Hektor freute ſich dieſes Worts. Er hemmte die trojaniſchen Heerhaufen und trat, den Speer in der Mitte haltend, zwiſchen die kämpfenden Heere, und auf dieſes Zeichen ruhte alsbald der Streit auf beiden Seiten; denn auch Agamemnon hieß ſeine Griechen ſich lagern. Athene und Apollo aber ſetzten ſich beide in Geſtalt zweier Geier auf Zeus Buche und freuten ſich des Männergewühls, bis beide Ordnungen, von Schilden, Helmen und hervorragenden Lanzen dicht umſtarrt, gedrängt daſaßen, nur ſo viel ſich regend, als das Meer, wenn das Gekräuſel des Weſtes darüber hinſchauert. In der Mitte beider Völker begann jetzt Hektor: „Trojaner und ihr Griechen, höret, was mir mein Herz gebietet! Den Bundesvertrag, den wir jüngſt geſchloſſen, hat Zeus nicht genehmigt, vielmehr beiden Völkern böſe Entſchlüſſe eingegeben, bis entweder ihr ſelbſt Troja erobert, oder vor uns erlieget bei euren Schiffen. Nun ſind die tapferſten Helden Griechenlands in eurem Heere. Welchem von ſolchen ſein Herz gebeut, mit mir, dem göttergleichen Hektor, den Vorkampf zu wagen, der trete heraus! Die Bedingung, die ich ſtelle, iſt dieſe, und Zeus ſei mein Zeuge: Wenn mein Gegner mich mit dem Speer erlegt, mag er meinen Waffenraub zu den Schiffen hinabtragen, doch meinen Leib nach Troja ſenden, daß er der Ehre des Scheiterhaufens in der Heimat teilhaftig werde; wenn aber mir Apollo Ruhm gewährt und ich meinen Gegner erlege, ſo hänge ich ſeine Rüſtung im Tempel des Phöbus zu Troja auf, und den Erſchlagenen möget ihr bei euren Schiffen mit Pracht beſtatten und ihm am Helleſpont ein Mal auftürmen, von dem einſt in ſpäten Zeiten der Schiffer noch ſage: Sehet, hier ragt der Grabhügel des längſtverſtorbenen Mannes, der einſt im Streit mit dem göttergleichen Hektor erlag!"

Alſo ſprach jener, die Danaer aber ſchwiegen; denn es war ſchimpflich, den Kampf zu verweigern, und gefahrvoll, ihn anzunehmen. Endlich ſtand Menelāus auf und ſtrafte ſeine Landsleute mit den Worten: „Wehe mir, ihr Prahler, Griechinnen und nicht Griechen. Wäre es doch eine unvertilgbare Schande, wenn kein Danaer dem Hektor zu begegnen wagte! Möchtet ihr euch alle in Kot und Waſſer verwandeln, wie ihr miteinander daſitzet, jeder ohne Herz und ohne Ruhm! So will ich denn mich ſelbſt zum Kampfe gürten und den Göttern den Ausgang anempfehlen!" So ſprach er und warf ſich in die Rüſtung; und ſein Tod wäre beſchloſſen geweſen, wenn nicht die Fürſten der Griechen aufgefahren wären und ihn zurückgehalten hätten. Ja ſelbſt Agamemnon ergriff ſeine Rechte und ſprach: „Bruder, bedenke dich, was fällt dir ein, den ſtärkern Mann bekämpfen zu wollen! vor dem ſelbſt andern, als du biſt, graut, mit dem Achilles ſelber in der Feldſchlacht ſich zu meſſen geſtutzt hat! Wir bitten dich alle, tritt zurück und ſetze dich nieder!" So wandte Agamemnon ſeinem Bruder das Herz. Und nun hielt Neſtor eine ſtrafende Rede an das Volk und erzählte ſeinen eigenen Zweikampf mit Ereuthalīon dem Arkadier. „Wäre ich noch ſo jugendlich," endete er, „noch ſo ungeſchwächter Kraft, wie damals, ſo ſollte Hektor ſeinen Kämpfer bald gefunden haben!" Auf ſeine Strafrede erhuben ſich neun Fürſten in dem Heere: vor allen Agamemnon, ihm zunächſt Diomedes drauf die beiden Ajax zugleich; dann Idomeneus, ſein Genoſſe Meriŏnes, Eurypȳlus, Thoas und Odyſſeus. Sie alle erboten ſich zu dem gefürchteten Kampf. „Das Los ſoll entſcheiden," begann von neuem Neſtor; „wen es auch trifft, freuen werden ſich die Griechen, und der Erkorene mit, wenn er aus dem erbitterten Streit als Sieger hervorgeht." Nun bezeichnet ſich jeder ſelbſt ſein Los; alle zuſammen wurden in den Helm Agamemnons geworfen; das Volk betete; Neſtor ſchüttelte den Helm, und heraus ſprang das Los des Telămonsſohnes Ajax. Ein Herold zeigte dasſelbe herumwandelnd den acht Helden vor Ajax, aber keiner erkannte es, bis die Reihe an den kam, der es ſich ſelbſt bezeichnet hatte. Freudig warf Ajax das Los vor die Füße und rief: „Freunde, wahrlich, es iſt meines, und mein Herz iſt froh; denn ich hoffe, über Hektor zu ſiegen. Ihr alle betet in der Stille oder laut, während ich mich rüſte."

Das Volk gehorchte ihm und bald ſtürmte Ajax, den rieſigen Leib in blinkende Erzwaffen gehüllt, zum Kampfe vor, dem ungeheuren Kriegsgott ſelber ähnlich. Ein Lächeln flog über ſein finſterernſtes Antlitz, wie er mächtigen Schrittes, die gewaltige Lanze ſchwingend, einherwandelte. Alle Danaer freuten ſich ringsum ſeines Anblicks und Schrecken durchſchauderte die Schlachtreihen der Trojaner. Ja dem gewaltigen Hektor ſelbſt fing ſein Herz im Buſen an zu ſchlagen, aber er konnte nicht mehr ins Gewühl ſeiner Scharen zurückfliehen, hatte er doch ſelbſt den Zweikampf gefordert.

Ajax näherte ſich ihm, den ehernen ſiebenhäutigen Schild vortragend, den der berühmte Künſtler Tychius ihm einſt gefertigt. Als er ganz nahe vor Hektor ſtand, ſprach er drohend: „Hektor, nun erkennſt du, daß es im Danaervolk auch außer dem löwenherzigen Peliden noch Helden giebt, und zwar ihrer genug. Wohlan denn, beginne den blutigen Kampf!" Ihm antwortete Hektor: „Göttergleicher Sohn des Telamon, verſuche mich nicht wie ein ſchwaches Kind oder ein unkriegeriſches Weib. Sind mir doch die Männerſchlachten wohl bekannt, ich weiß den Stierſchild rechts und links hinzuwenden, weiß den Tanz des ſchrecklichen Kriegsgotts zu Fuße zu tanzen und die Roſſe im Gewühl zu lenken! Wohlan, nicht mit heimlicher Liſt ſende ich den Speer nach dir, tapferer Held, nein, öffentlich, laß ſehen, ob er dich treffe!" Mit dieſen Worten entſandte er in hohem Schwung die Lanze, und ſie fuhr dem Ajax in den Schild, durchdrang ſechs Schichten und ermattete erſt in der ſiebenten Haut. Jetzt flog die Lanze des Telamoniers durch die Luft; dieſe durchſchmetterte dem Hektor den ganzen Schild, durchſchnitt ſeinen Leibrock und würde ihm in die Weiche gedrungen ſein, wenn nicht Hektor ihrem Fluge ausgebogen wäre. Beide zogen die Speere aus den Waffen und rannten wie unverwüſtliche Waldeber aufs neue gegen einander an. Hektor zielte, mit dem Speere ſtoßend, dem Ajax auf die Mitte des Schilds, aber ſeine Lanzenſpitze bog ſich und durchbrach das Erz nicht; Ajax hingegen durchbohrte mit dem Speere den Schild ſeines Gegners und ſtreifte ihm ſelbſt den Hals, daß ihm ſchwarzes Blut entſpritzte. Nun wich Hektor zwar ein wenig rückwärts, ſeine nervige Rechte ergriff jedoch einen Feldſtein und traf damit die Schildbuckel des Feindes, daß das Erz erdröhnte. Ajax aber hub einen noch viel größeren Stein vom Boden auf und ſandte ihn mit ſolchem Schwunge dem Hektor zu, daß er den Schild einwärts brach und den Gegner ins Knie verletzte, ſo daß derſelbe rücklings hinſank; doch verlor er den Schild nicht aus den Händen, und Apollo, der ihm unſichtbar zur Seite ſtand, richtete ihn ſchnell vom Boden wieder auf. Beide wären jetzt mit dem Schwert auf einander losgegangen um den Streit endlich zu entſcheiden: da eilten die Herolde der beiden Völker, Idäus, der Troer, Talthybius, der Grieche, herbei, und ſteckten die Stäbe zwiſchen die Kämpfenden. „Nicht weiter gekämpft, ihr Kinder," rief Idäus, „ihr ſeid ja beide tapfer, beide von Zeus geliebt; wir alle haben das geſehen! Jetzt aber kommt die Nacht herbei, gehorchet der Nacht." „Ermahne du deinen eigenen Volksgenoſſen!" entgegnete dem Herold Ajax, „Er iſt es ja, der den Tapferſten der Griechen zum Kampfe hervorgerufen hat! Will er es ſo, ſo mag ich dir gehorchen!" Und nun ſprach Hektor ſelbſt zu ſeinem Gegner: „Ajax, ein Gott hat dir den gewaltigen Leib, die Kraft und die Speerkunde verliehen; darum, laß uns heute vom Entſcheidungskampfe ausruhen; ein andermal wollen wir ihn erneuern und ſo lange fechten, bis ein Gott einem von beiden Völkern Sieg und Kriegsruhm verleiht! Nun laß uns aber auch noch einander rühmliche Gaben ſchenken, damit es einſt bei Trojanern und Griechen heiße: ſehet, ſie kämpften mit einander den Kampf der Zwietracht, aber in Freundſchaft ſind ſie von einander geſchieden!" So ſprach Hektor und reichte dem Gegner ſein Schwert mit dem ſilbernen Griff ſamt Scheide und zierlichem Wehrgehenk. Ajax aber löſte ſeinen purpurnen Gurt vom Leibe und bot ihn dem Hektor dar. Dann ſchieden beide von einander. Ajax zog ſich in die Schar der Griechen zurück, Hektor ins Gewühl der Trojaner. Dieſe waren froh, ihren Helden unverletzt aus den Händen des furchtbaren Ajax zurückzuerhalten.

Waffenſtillſtand. Die Fürſten der Danaer verſammelten ſich jetzt in dem Gezelte ihres Oberfeldherrn Agamemnon, wohin ſie auch den ſeines Sieges ſich hoch erfreuenden Ajax jubelnd geführt hatten. Hier wurde dem Zeus ein fünfjähriger fetter Stier geopfert, und beim Schmauſe der Sieger mit dem beſten Rückenſtücke geehrt. Als ſie ſich an Speiſe und Trank geſättiget, eröffnete Neſtor den Rat der Fürſten mit dem Vorſchlage, am andern Morgen den Krieg ruhen zu laſſen und nach Abſchluß eines Waffenſtillſtandes die Leichname der gefallenen Danaer auf Wagen mit Rindern und Maultieren beſpannt abzuholen und abſeits von den Schiffen zu verbrennen, damit, wenn ſie wieder zum Vaterlande heimzögen, ein jeder den Kindern ſeiner Verwandten den Staub der ihrigen mitbringen könnte. Die Könige riefen ihm ringsumher Beifall.

Auf der andern Seite kamen auch die Trojanern auf ihrer Burg, vor dem Palaſte des Königs, nicht ohne Schmerz und Verwirrung über den Ausgang des Zweikampfes zur Verſammlung, und hier ſtand der weiſe Antēnor auf und ſprach: „Höret mein Wort, ihr Trojaner und Bundesgenoſſen. So lange wir treulos gegen den heiligen Vertrag, den Pandărus gebrochen hat, kämpfen, kann unſerm Volke keine Wohlfahrt blühen; deswegen berge ich meines Herzens Meinung und meinen Rat nicht, daß wir die Argiverin Helĕna mit ſamt ihren Schätzen den Atriden ausliefern ſollten." Dagegen erhub ſich Paris und erwiderte: „Wenn du im Ernſte ſo geredet haſt, Antēnor, ſo haben dir wahrhaftig die Götter deinen Verſtand geraubt; ich aber bekenne gerade heraus, daß ich das Weib nie wieder hergeben werde. Die Schätze, die ich aus Argos mitgeführt, mögen ſie meinethalben wieder haben, und ich will freiwillig von dem Meinigen noch hinzuthun, was ſie als Buße verlangen können!" Nach ſeinem Sohne ſprach der greiſe König Priamus mit wohlmeinender Geſinnung: „Laßt uns heute nichts Weiteres mehr beginnen, ihr Freunde! verteilet den Nachtimbiß unter das Heer, ſtellet die Wachen aus und überlaſſet euch, behutſam wie immer, dem Schlafe. Am nächſten Morgen aber ſoll Idäus, unſer Herold, zu den Schiffen der Griechen gehen, und denſelben das friedſame Wort meines Sohnes Paris verkündigen, zugleich ſie erforſchen, ob ſie geneigt ſeien, uns Waffenruhe zu gewähren, bis wir unſere Toten verbrannt haben. Können wir uns nicht vereinigen, ſo mag nachher die Feldſchlacht wieder beginnen."

So geſchah es. Am andern Morgen erſchien Idäus als Herold vor den Griechen und meldete das Anerbieten des Paris und den Vorſchlag des Königs. Als die Helden der Danaer ſolches hörten, blieben alle lange ſtumm. Endlich begann Diomēdes: „Laßt euch doch nicht einfallen, ihr Griechen, die Schätze anzunehmen, auch nicht, wenn ihr Helĕna dazu bekämet. Der Einfältigſte wird ja wohl hieraus erkennen, daß die Trojaner bereits mit dem Untergang bedroht ſind!" Dieſem Worte jauchzten die Fürſten alle Beifall zu und Agamemnon ſprach jetzt zu dem Herolde: „Du haſt ſelbſt den Beſcheid der Griechen, was den Vorſchlag des Paris betrifft, vernommen; die Verbrennung der Toten aber ſoll euch keineswegs verweigert ſein; der Donnerer ſelbſt ſoll dieſe unſere Zuſage hören!“ Mit dieſen Worten hub er den Zepter gen Himmel. Idäus kehrte nach Troja zurück und traf den Rat der Trojaner wieder verſammelt. Auf die willkommene Botſchaft wurde es ſchnell in der Stadt lebendig; die einen holten die Leichname, die andern Holz aus der Waldung. Und ganz dasſelbe geſchah im Schiffslager der Griechen. Friedlich begegneten im Strahl der Morgenſonne Feinde den Feinden, und ſuchten ihre Toten, einer an der Seite des andern. Schwer war der Gegner vom Freunde zu erkennen, wie die Leichname blutig und der Rüſtungen beraubt dalagen. Unter heißen Thränen wuſchen die Trojaner den ihrigen, deren viel mehrere waren, das Blut von den Gliedern, aber alle laute Wehklagen verbot Priămus. So hoben ſie ſie ſtumm auf die Wagen und türmten unter großer Herzensbetrübnis die Scheiterhaufen auf. Dasſelbe thaten die Griechen, gleichfalls mit traurigem Herzen, und als die Glut ausgelodert, kehrten ſie zu ihren Schiffen zurück. Der Tag war über dieſer Arbeit zu Ende gegangen und das Abendmahl begann. Gerade zur rechten Zeit waren aus Lemnos von Eunēus, dem Sohne Jaſons und Hypſipȳles, Laſtſchiffe mit einer Ladung edlen Weines angekommen, den der Gaſtfreund den verwandten Griechen zum Geſchenk ſandte, viel tauſend Krüge. Da ward ein lieblicher Feſtſchmaus gerüſtet, und als die Griechen ihre Beute bei den Schiffen untergebracht, ſetzten ſie ſich zum Mahle.

Auch die Trojaner wollten ſich beim Schmauſe von der Schlacht erholen. Aber Zeus ließ ihnen keine Ruhe und ſchreckte ſie die ganze Nacht hindurch mit Donnerſchlägen, die ſich von Zeit zu Zeit wiederholten und ihnen neues Unglück zu verkündigen ſchienen. Entſetzen faßte ſie und ſie wagten den Becher nicht an den Mund zu führen, ohne dem zürnenden Göttervater ein Trankopfer auszugießen.

Sieg der Trojaner. Für den Augenblick jedoch hatte es Zeus anders in ſeinem Rate beſchloſſen. „Höret mein Wort,“ ſprach er zu den verſammelten Göttern und Göttinnen am andern Morgen, „wer mir heute hingeht, den Trojanern oder den Griechen beizuſtehen, den faſſe ich und ſchleudere ihn in den Abgrund des Tartărus unter das Erdreich, ſo tief hinab, als tief unter dem Himmel die Erde liegt; dann verſchließe ich die eiſerne Pforte, welche die eherne Schwelle der Unterwelt verwahrt und der Miſſethäter kommt mir nicht mehr herauf. Und zweifelt ihr an meiner Allmacht, ſo verſucht es: befeſtiget eine goldene Kette am Himmel, hängt euch alle daran und ſehet zu, ob ihr mich auf den Erdboden herabzuziehen vermögend ſeid. Vielmehr würde ich euch ſelbſt mit ſamt Erd' und Meer emporziehen, die Kette an der Felſenkuppe des Olymp feſtbinden und ſo das Weltall in der Schwebe tragen.“ Die Götter demütigten ſich unter dieſes zornige Wort; Zeus ſelbſt beſtieg ſeinen Donnerwagen und fuhr nach dem Ida, wo er einen Hein und Altar hatte. Dort ſetzte er ſich auf die Höhe und überſchaute mit freudigem Trotze die Stadt der Trojaner und das griechiſche Schiffslager. An beiden Orten warfen ſich die Männer in die Rüſtung. Der Trojaner waren zwar wenigere, doch waren auch ſie nach der Schlacht begierig, galt es ja den Kampf über ihre Weiber und Kinder. Bald öffneten ſich bei ihnen die Thore und ihr Kriegsheer ſtürzte, zu Fuß und zu Wagen, unter Getümmel heraus. Den Morgen über wurde mit gleichem Glücke gekämpft und auf beiden Seiten ſtrömte viel Blut auf den Boden. Als aber die Sonne hoch am Mittagshimmel ſtand, legte Zeus zwei Todesloſe in ſeine goldene Wage, faßte ſie in der Mitte und wog in der Luft. Da ſank das Verhängnis der Griechen, daß ihr Gewicht ſich bis zur Erde niederſenkte und das der Trojaner zum Himmel emporſtieg.

Mit einem Donnerſchlage kündigte er die verwandelte Schickung dem Heere der Griechen an, indem ein Blitzſtrahl mitten unter dasſelbe herabfuhr. Bei dieſem Anblicke durchſchauderte ein ahnungsvoller Schrecken die Reihen der Griechen und die größten Helden fingen an zu wanken. Idomeneus, Agamemnon, die beiden Ajax ſelbſt hielten nicht mehr ſtand. Bald war nur noch der greiſe Neſtor im Vorderkampf zu ſchauen, aber auch dieſer nur gezwungen; denn Paris hatte ſein Roß vorn am Mähnenbuſch mit einem Pfeile tödlich getroffen. Das Pferd bäumte ſich angſtvoll und wälzte ſich bald mit ſeiner Wunde; während nun Neſtor dem Nebenroß die Stränge mit ſeinem Schwert abzuhauen bemüht war, kam Hektor mit ſeinem Wagen, in der Verfolgung der Griechen begriffen, auf ihn zugefahren und jetzt war es um das Leben des edlen Greiſes geſchehen, wenn nicht Diomēdes herbeigeeilt wäre. Dieſer ſchalt den mit umgewandtem Rücken den Schiffen zufliehenden Odyſſeus und ermunterte ihn vergebens zur Abwehr; dann ſtellte er ſich ſelbſt vor die Roſſe Neſtors, überantwortete ſie dem Sthenĕlus und Eurymĕdon und nahm den Greis auf ſeinen eigenen Wagen. Hierauf ging er mit ihm gerade dem Hektor entgegen, ſchickte ſeinen Speer ab und verfehlte zwar den Helden ſelbſt, durchſchoß jedoch ſeinem Wagenlenker Eniŏpeus die Bruſt, daß ihm die Zügel entſanken. So tief ihn der Tod des Freundes ſchmerzte, ließ ihn Hektor doch liegen, rief einen andern Helden herbei, die Roſſe zu lenken und flog dem Diomēdes entgegen. Hektor wäre verloren geweſen, wenn er ſich mit dem Tydiden gemeſſen hätte; und Zeus wußte wohl, daß mit ſeinem Sturze ſich die Schlacht gewendet und die Griechen noch an dieſem Tage Ilion erobert hätten. Dies wollte Zeus nicht und ſchleuderte dicht vor dem Wagen des Diomēdes einen Blitzſtrahl in den Boden. Neſtor ließ vor Schrecken die Zügel aus den Händen fahren und ſprach: „Auf, Diomēdes wende deine Roſſe zur Flucht; erkennſt du nicht, daß Zeus dir heute den Sieg verweigert?“ — „Du haſt recht, o Greis,“ erwiderte dieſer, „aber es empört mir das Herz, wenn Hektor einſt in der Verſammlung der Trojaner ſagen darf: der Sohn des Tydeus hat ſich vor mir in banger Flucht den Schiffen zugewendet!“ Aber Neſtor ſprach: „Was denkſt du, wenn dich Hektor auch feige ſchilt, werden ihm die Troer und Troerinnen glauben, deren Freunde und Gatten du in den Staub geſtreckt haſt?“ Mit dieſen Worten wandte er die Roſſe zur Flucht und Hektor, mit ſeinen Trojanern nachſtürmend, rief: „Tydide, dich ehrten die Griechen in der Verſammlung und beim Feſtmahl; künftig verachten ſie dich, wie ein zagendes Weib! Du biſt es nicht, der Troja erobern und unſere Frauen zu Schiffe wegführen wird!“ Da beſann ſich Diomēdes dreimal, ob er die Roſſe umlenken und dem Höhnenden entgegenfahren ſollte, aber dreimal donnerte Zeus fürchterlich vom Ida her, und ſo ſetzte er die Flucht und Hektor die Verfolgung fort.

Vergebens wollte Hera, die dies mit Kummer ſah, Poſeidon den beſondern Schutzgott der Griechen, bewegen, ſeinem Volke beizuſtehen; er wagte es nicht, gegen das zornige Wort ſeines mächtigen Bruders zu handeln. Jetzt waren die Fliehenden mit Roß und Mann am Wall und Graben vor den Schiffen angekommen und gewiß wäre Hektor eingedrungen und hätte die Brandfackel ins Schiffslager der Griechen geworfen, wenn nicht Agamemnon, von Hera ermutigt, die verſtörten Griechen um ſich geſammelt hätte. Er betrat das gewaltige Meerſchiff des Odyſſeus, das in der Mitte ſtand und hoch über die andern hervorragte. Hier ſtand er auf dem Verdeck, den ſchimmernden Purpurmantel mit der nervigen Rechten ſich über die Schulter ſchlagend und rief, auf der einen Seite zu den Gezelten des ſalaminiſchen Ajax, auf der andern zu denen des Peliden hinab, wo auf beiden Seiten das flüchtende Heer ſich zuſammendrängte: „Schämet euch, Verworfene,“ rief er, „wo iſt euer Heldenmut jetzt, ihr Prahler bei den Krügen? Vor dem einen Hektor ſind wir jetzt zu nichte geworden, bald wird er unſere Schiffe in Brand ſtecken. O Zeus, mit welchem Fluche haſt du mich beladen! Wenn ich dich je mit Gebeten und Opfern geehrt, ſo laß mich jetzt wenigſtens entfliehen und entkommen und nicht hier bei den Schiffen von der Macht der Trojaner erdrückt werden!“ So rief er unter Thränen, daß es den Göttervater ſelbſt erbarmte und er den Griechen ein heilvolles Zeichen vom Himmel ſandte, einen Adler, der ein junges Reh in den Klauen trug und vor Zeus Altar ſelbſt niederwarf.

Dieſes Zeichen ſtärkte die Danaer und aufs neue flogen ſie vorwärts, dem Gewühl der eindringenden Feinden entgegen. Vor allen andern ſprengte Diomēdes mit ſeinen Roſſen über den Graben hervor und ſtieß den Trojaner Agelăus, der vor ihm ſeinen Streitwagen zur Flucht wandte, mit dem Speere durch den Rücken. Nächſt ihm drangen Agamemnon und Menelăus vor, ihnen zunächſt die beiden Ajax; dann Idomeneus und Meriŏnes; dann Eurypȳlos. Jetzt kam Teucer als der neunte; dieſer hinter dem Schilde ſeines Halbbruders Ajax aufgeſtellt, ſchoß einen Trojaner um den andern mit ſeinen Pfeilen in den Staub. Schon hatte er ihrer achte zu Boden geſtreckt, als Agamemnon einen freudigen Blick auf ihn warf und ihm zurief: „Triff ſo fort, edler Freund und werde ein Licht der Danaer! Gewähren uns Zeus und Athene, Troja zu vertilgen, ſo ſollſt du der erſte ſein, dem ich ein Ehrengeſchenk verleihe!“ — „Du brauchſt mich nicht lange zu ermahnen, König,“ antwortete ihm Teucer, „zaudre ich doch ſelbſt nicht mit aller meiner Kraft! Nur den wütenden Hund zu treffen, iſt mir noch nicht gelungen! „Damit ſandte er einen Pfeil gerade auf Hektor ab; dennoch fehlte das Geſchoß und traf nur einen Baſtard des Priămus, den Gorgythion, der ſein helmbeſchwertes Haupt zu Seite neigte, wie ein Mohnhaupt unter dem Regenſchauer des Frühlings ſich beugt. Einen zweiten Pfeil des Teucer lenkte Apollo ab, doch durchſchoß er die Bruſt ſeines Wagenlenkers Archeptolĕmus. Auch dieſen Freund ließ Hektor mit bitterem Schmerze liegen und rief einen dritten auf den Wagen. Dann drang er in heißer Begier auf Teucer los und traf ihn, als er eben den Bogen wieder ſpannte, mit einem langen kantigen Stein am Schlüſſelbeine, daß die Sehne ihm zerriß, die Hand am Knöchel erſtarrte und er ins Knie ſank. Aber Ajax vergaß des Bruders nicht, er umging ihn und deckte ihn ſo lange mit dem Schild, bis zwei Freunde den ſchwer Aufſtöhnenden nach den Schiffen getragen hatten.

Nun aber ſtärkte Zeus den Trojanern den Mut wieder. Wütend und mit funkelnden Augen drang Hektor mit den erſten voran und verfolgte die Griechen, wie ein Hund den gehetzten Eber im Bergwalde verfolgt, indem er immer jeden Äußerſten, der ihm in den Wurf kam, niederſtreckte. Die Griechen wurden wieder zu den Schiffen zuſammengedrängt und beteten geängſtet zu ihren Göttern. Das erbarmte Hera, und zu Athene gewendet, ſprach ſie: „Wollen wir das ſterbende Volk der Danaer immer noch nicht retten? Siehſt du nicht, wie unerträglich Hektor dort unten wütet, welches Blutbad er ſchon angerichtet hat!“ — „Ja mein Vater iſt grauſam,“ antwortete Athene, „er hat ganz vergeſſen, wie getreulich ich ſeinem Sohne Herakles auf allen Abenteuern zur Seite geſtanden bin. Aber die Schmeichlerin Thetis hat ihn mit ihren Liebkoſungen beſtochen, und nun bin ich ihm verhaßt geworden. Doch, denke ich, nennt er mich einmal wieder ſein blauäugiges Töchterlein. Hilf mir den Wagen anſchirren, Hera; ich ſelbſt will zum Vater nach dem Ida hinabeilen!"

Aber Zeus ergrimmte, als er dies inne wurde und ſeine windſchnelle Botin Iris mußte den Wagen aufhalten, als er mit den beiden Göttinnen eben durch das vorderſte Thor des Olympus hindurchfuhr. Auf ſeine zornige Botſchaft lenkten dieſe um, und bald erſchien Zeus auf dem Donnerwagen ſelbſt wieder, daß die Höhen des Götterbergs vor ſeinem Nahen erbebten. Fortdauernd blieb er taub gegen die Bitten der Gemahlin und der Tochter. „Noch größeren Sieg der Trojaner ſollſt du morgen ſchauen," ſprach er zu Hera. „Nicht eher ſoll der gewaltige Hektor vom Streite ruhen, bis die Griechen in ſchrecklicher Bedrängnis, um die Steuerruder ihrer Schiffe zuſammengedrängt, kämpfen und der zürnende Achilles ſich wieder in ſeinem Zelte erhebt. So iſt es der Wille des Verhängniſſes." Hera ward traurig und verſtummte.

Bei den Schiffen hatte die Nacht dem Kampf ein Ziel geſetzt. Hektor berief ſeine Krieger, ſeitwärts von den Schiffen, bei den Wirbeln des Skamander, zu einer Ratsverſammlung und ſprach: „Hätte uns die Nacht nicht ereilt, ſo wären die Feinde jetzt vertilgt. Aber auch ſo laſſet uns nicht in die Stadt zurückkehren, ſondern führet eilig aus derſelben Hornvieh und Schafe herbei, auch Wein und Brot werde uns reichlich aus den Häuſern herbeigeſchafft; Wachtfeuer ſollen uns rings vor einem Überfall der Feinde ſchützen, während wir des Mahles oder der Wunden pflegen. Mit Anbruch des Morgens erneuern wir den Angriff auf die Schiffe; dann will ich ſehen, ob Diomēdes mich zur Mauer hinwegdrängt oder ich ihm ſelbſt die Rüſtung vom Leichnam abziehe!" Die Trojaner rauſchten ihm Beifall zu; es geſchah nach ſeinem Rate; die ganze Nacht über raſteten ſie im Schutze von tauſend Wachtfeuern, je fünfzig und fünfzig, bei Schmaus und Wein; ihre Roſſe ſtanden beim Geſchirr und labten ſich an Spelt und Gerſte.

Botſchaft der Griechen an Achilles. Im griechiſchen Lager hatte ſich der Schrecken von der Flucht noch nicht gelegt, als Agamemnon die Fürſten Mann für Mann, doch nicht laut, zu einer Ratsverſammlung rufen lies. Tiefbekümmert ſaßen ſie bald beiſammen, und unter ſchweren Seufzern ſprach der Völkerfürſt: „Freunde und Pfleger des Volkes, in ſchwere Schuld hat mich Zeus verſtrickt. Er, deſſen gnädiger Wink mir verheißen hatte, daß ich als Sieger nach Vertilgung Trojas heimgehen ſollte, hat mich betrogen und befiehlt mir jetzt, ſo viele tapfere Männer auf der Wahlſtatt zurücklaſſend, ruhmlos nach Argos heimzukehren. Vergebens widerſetzen wir uns dem Willen deſſen, der ſchon ſo vielen Städten das Haupt zerſchmettert hat und noch zerſchmettern wird. Aber Troja ſollen wir nicht erobern. So gehorchet mir denn und laßt uns auf den ſchnellen Schiffen zum Lande der Väter fliehen!"

Lang blieben die bekümmerten Helden Griechenlands ſtumm, als ſie das traurige Wort vernommen hatten, bis endlich Diomēdes zu reden begann: „Zwar ſchmähteſt du jüngſt," ſprach er, „meinen Mut und meine Tapferkeit vor den Griechen, o König! jetzt aber will mir bedünken, daß dir ſelbſt Zeus mit dem Zepter der Macht die Tapferkeit nicht verliehen hat. Glaubſt du denn im Ernſte, die Männer Griechenlands ſeien ſo unkriegeriſch, wie du geredet? Wohl, wenn dich das Herz ſo ſehr nach der Heimat drängt, ſo wandere! der Weg iſt frei und dein Schiff ſteht bereit! Wir andern Argiver wollen bleiben, bis wir die Burg des Priămus zerſtört haben. Ja, wenn ſie alle davon gingen, ſo bleiben doch wir, ich und mein Freund Sthenelus und kämpften fort, im Glauben, daß eine Gottheit uns hierher geführt!" Die Helden jubelten bei dieſem Worte und Neſtor ſprach: „Du könnteſt mein jüngſter Sohn ſein, o Jüngling und doch haſt du lauter Verſtändiges geſprochen. Auf daher, Agamemnon, gieb den Führern ein Mahl, du haſt ja Weins genug in den Zelten; die Scharenhüter ſollen ſich am Graben draußen vor der Mauer lagern, du aber horche beim Becher auf den Rat der Beſten unter dem Volke."

So geſchah es. Die Fürſten ſchmauſten bei Agamemnon getröſteteren Muts, und nach dem Mahle ſprach Neſtor wieder in der Verſammlung: „Agamemnon, du weißt, was ſeit dem Tage geſchehen iſt, an welchem du dem zürnenden Peliden die ſchöne Tochter des Briſes aus den Zelten raubteſt, wider unſern Sinn: denn ich habe dich mit großem Ernſt abgemahnt. Jetzt iſt es Zeit, darauf zu ſinnen, wie wir das Herz des Gekränkten zur Verſöhnung bewegen mögen." „Du haſt Recht, o Greis," antwortete Agamemnon, „ich habe gefehlt, und läugne es nicht. Auch will ich es gerne gut machen, und dem Beleidigten unendliche Sühnung bieten: zehn Talente Goldes, ſieben Dreifüße, zwanzig Becken, zwölf Roſſe, ſieben blühende lesbiſche Weiber, die ich ſelbſt erobert, endlich die liebliche Jungfrau Briſëis ſelbſt, die ich, obgleich ich ſie dem Achilles entriſſen, doch immer in Ehren gehalten habe, wie ich mit heiligem Eide beſchwören kann. Erobern wir dann Troja und teilen den Siegesraub, ſo will ich ihm ſelbſt ſein Schiff mit Erz und Gold voll füllen, und er mag ſich zwanzig Trojanerinnen, die ſchönſten nach Helena, zur Beute herausſuchen. Kommen wir nach Argos heim, ſo ſoll er ſich eine von meinen Töchtern zur Gattin erwählen; er wird mir ein lieber Eidam ſein und meinem eigenen einzigen Sohne Oreſtes will ich nicht höher halten. Sieben Städte werde ich ihm zum Brautſchatz geben. Solches alles will ich thun, ſobald er von ſeinem Zorn abläßt."

„Fürwahr," antwortete ihm Neſtor, „du bieteſt dem Fürſten Achilles keine verächtliche Gaben. Senden wir denn auf der Stelle auserleſene Männer, Phönix als Führer, dann den großen Ajax und den edlen Odyſſeus, und mit ihnen die Herolde Hodius und Eurybates zu den Zelten des zürnenden Helden."

Nach einem feierlichen Trankopfer verließen wirklich die von Neſtor ausgewählten Fürſten die Verſammlung und gelangten in kurzem zu den Schiffen der Myrmidonen. Hier fanden ſie den Achilles, wie er auf der ſchönen gewölbten Leier mit ſilbernem Stege, einer Beute aus Eëtions Stadt, ſein Herz erlabend ſpielte, und Siegesthaten der Helden dazu ſang. Ihm gegenüber ſaß ſein Freund Patroklus und harrte ſchweigend, bis jener den Geſang beendigt hätte. Als der Pelide die Abgeſandten, Odyſſeus an der Spitze, kommen ſah, erhub er ſich beſtürzt von ſeinem Sitze, die Leier in der Hand behaltend. Auch Patroklus ſtand auf, ſobald er ihrer anſichtig wurde; beide gingen ihnen entgegen, und Achilles faßte den Phönix und den Odyſſeus bei den Händen und rief: „Freude ſei mit euch, ihr Teuren! Zwar führt euch gewiß irgend eine Not zu mir her, doch ich liebe euch ſo ſehr vor allen Griechen, daß ihr auch dem Zürnenden willkommen ſeid." Schnell brachte jetzt Patroklus einen großen Krug Weines herbei. Achilles ſelbſt ſteckte den Rücken einer Ziege und eines Schafes und das Schulterblatt eines Maſtſchweines an den Spieß und briet alles mit Hülfe ſeines Gefährten Automĕdon. Nachdem ſie ſich nun. um das Mahl gelagert, an Speiſe und Trank gelabt hatten, winkte Ajax dem Phönix; Odyſſeus aber kam dieſem zuvor, füllte den Becher mit Wein und trank dem Peliden mit einem Handſchlage zu; dann begann er: „Heil dir, Pelide, deinem Schmaus gebricht es nicht an Fülle; aber nicht das liebliche Mahl iſt's, wonach uns verlangt, ſondern unſer großes Unglück führt uns zu dir. Denn jetzt gilt es unſere Rettung oder unſern Untergang, je nachdem du mit uns geheſt, oder nicht. Die Trojaner bedrohen den Steinwall und unſere Schiffe; Hektor, die Augen voll Mordluſt, wütet, auf Zeus vertrauend. Erhebe dich denn, die Griechen, wenn auch ſpät, zu befreien; bändige den Stolz deines Herzens, glaube mir, freundlicher Sinn iſt beſſer, als verderblicher Zank. Hat dir doch dein Vater Peleus ſelbſt ſolche Ermahnungen mit auf den Zug gegeben!" Dann zählte ihm Odyſſeus alle die herrlichen Gaben auf, die Agamemnon ihm zur Sühne anbieten ließ und noch weiter verſprach.

Aber Achilles erwiderte: „Edler Sohn des Laërtes, ich muß deine ſchöne Rede von der Bruſt weg mit Nein beantworten. Agamemnon iſt mir verhaßt, wie die Pforte des Hades, und weder er noch die Griechen werden mich bereden, wieder in ihren Reihen zu kämpfen; denn wann habe ich einen Dank für meine Heldenarbeit davongetragen? Wie eine Mutter den nackten Vögelchen den geſunden Biſſen darbringt, auch wenn ſie ſelbſt hungert, ſo habe ich unruhige Nächte und blutige Tage genug zugebracht, um jenen Undankbaren ein Weib zu erobern, und was ich erbeutet hatte, brachte ich dem Atriden zur Gabe dar; er aber nahm die Schätze, behielt das meiſte, und verteilte davon nur weniges, mir ſelbſt hat er auch die lieblichſte Beute entriſſen. Darum will ich morgen ſchon Zeus und den Göttern opfern; noch im Morgenrote ſollen meine Schiffe im Hellespont ſchwimmen und in dreien Tagen hoffe ich in Phthia zu Hauſe zu ſein. Einmal hat er mich betrogen, zum zweiten male wird er mich nicht täuſchen, er begnüge ſich! Gehet und meldet den Fürſten dieſe Botſchaft, Phönix aber bleibe, wenn es ihm gefällt, und ſchiffe heim mit mir ins Land der Väter!"

Vergebens ſuchte Phönix, ſein alter Freund und Führer, den jungen Helden auf andere Gedanken zu bringen. Dieſer winkte dem Patroklus, dem alten Helden ein warmes Bette zurecht zu machen: da ſtand Ajax auf und ſprach: „Odyſſeus, laß uns gehen, in der Bruſt des Grauſamen wohnt keine Milde; den Unbarmherzigen bewegt nicht die Freundſchaft der Genoſſen, er trägt ein unverſöhnliches Herz im Buſen!" Auch Odyſſeus erhob ſich nun vom Mahle, und nachdem ſie den Göttern das Trankopfer dargebracht, verließen ſie mit den Herolden das Zelt des Achilles, bei dem nur Phönix zurückblieb.

Dolon und Rheſus. Als Odyſſeus die unwillkommene Botſchaft aus dem Zelte des Peliden mitbrachte, verſtummten Agamemnon und die Fürſten. Kein Schlaf legte ſich die ganze Nacht über auf die Augenlider der Atriden; in banger Angſt erhoben ſich beide noch vor Tagesanbruch und teilten ſich in ihr Geſchäft. Menelaus ging, die Helden Mann für Mann in den Zelten zu bearbeiten; Agamemnon aber wandelte nach der Lagerhütte Neſtors. Er fand den Greis noch im weichen Bette ruhend; Rüſtung, Schild, Helm, Gurt und zwei Lanzen lagen an der Seite des Lagers. Der Greis, aus dem Schlaf erweckt, ſtützte ſich auf den Ellbogen, und rief dem Atriden zu: „Wer biſt du, der in finſterer Nacht, wo andere Sterbliche ſchlummern, ſo einſam durch die Schiffe wandelt, als ſuchteſt du einen Freund, oder ein verlaufenes Maultier? So rede doch, du Schweigender, was ſuchſt du?" — „Erkenne mich, Neſtor," ſprach jener leiſe, „ich bin Agamemnon, den Zeus in ſo unergründliches Leid verſenkt hat; kein Schlaf kommt in meine Augen, mein Herz klopft; meine Glieder zittern aus Angſt um die Danaer. Laß uns zu den Hütern hinabgehen, ob ſie nicht ſchlummern. Weiß doch keiner von uns, ob die Feinde nicht noch in der Nacht einen Angriff machen werden!" Neſtor zog eilig ſeinen wollenen Leibrock an, warf den Purpurmantel um, ergriff die Lanze und durchwandelte mit dem Könige die Schiffsgaſſen. Zuerſt weckten ſie Odyſſeus, der auf ihren Ruf ſogleich den Schild um die Schultern warf und ihnen folgte; dann nahte ſich Neſtor dem Zelte und der Lagerſtatt des Tydiden, berührte ihm den Fuß mit der Ferſe, und weckte ihn ſcheltend. „Unmüßiger Greis," antwortete der Held im halben Schlafe, „du kannſt doch nimmer von der Arbeit ruhen! Gäbe es nicht Jüngere genug, die das Heer bei Nacht durchwandern und die Helden aus dem Schlafe wecken könnten? Aber du biſt unbändig, Alter!" — „Du haſt wohlziemend geredet," erwiderte ihm Neſtor, „habe ich doch ſelbſt Völker genug, dazu treffliche Söhne, die dies Amt verrichten könnten. Aber die Bedrängnis der Argiver iſt viel zu groß, als daß ich nicht ſelbſt thun ſollte, was das Herz mir gebietet. Auf der Schwertſpitze ſteht bei ihnen Untergang und Leben, deswegen erhebe dich und hilf du ſelbſt uns den Ajax und Meges, den Sohn des Phyleus, wecken!" Diomedes warf ſogleich ſein Löwenfell um die Schulter und holte die verlangten Helden. Nun muſterten ſie zuſammen die Schar der Hüter, aber keinen fanden ſie ſchlafend, alle ſaßen munter und wach in ihren Rüſtungen da.

Allmählich waren jetzt alle Fürſten vom Schlaf aufgeweckt worden, und bald ſaß die Ratsverſammlung vollſtändig beiſammen. Neſtor aber begann das Geſpräch: „Wie wär' es, ihr Freunde," ſagte er, „wenn jetzt ein Mann die Kühnheit hätte, hinzugehen zu den Trojanern, ob er nicht etwa einen der Äußerſten erhaſchen könnte, oder ihren Rat erlauſchen, und erfahren, ob ſie hier auf dem Schlachtfelde zu bleiben gedenken, oder mit dem Siege ſich in ihre Stadt zurückzuziehen? Edle Gaben ſollen den kühnen Mann belohnen, der ſolches wagte!" Als Neſtor ausgeredet, ſtand Diomēdes auf und erbot ſich zu dem Wagniſſe, falls ein Begleiter ſich zu ihm geſellen wollte. Da fanden ſich viele bereit: die Ajax beide, Meriŏnes, Antilŏchus, Menelāus und Odyſſeus; und Diomēdes ſprach: „Wenn ihr mir anheim ſtellet, den Genoſſen ſelbſt zu wählen, wie ſollte ich des Odyſſeus vergeſſen, der in jeder Gefahr ein ſo entſchloſſenes Herz zeigt, und den Pallas Athene liebt. Wenn er mich begleitet, glaube ich, wir würden aus einem Flammenofen zurückkehren; denn er weiß Rat wie keiner!" — „Schilt und rühme mich nicht zu ſehr," antwortete Odyſſeus, „du redeſt beides vor kundigen Männern! Aber gehen wir; denn die Sterne ſind ſchon weit vorgerückt, und wir haben nur noch ein Drittteil von der Nacht übrig."

Darauf hüllten ſich beide in furchtbare Rüſtung und machten ſich unkenntlich, Diomedes ließ Schwert und Schild bei den Schiffen, und entlehnte das zweiſchneidige Schwert des Helden Thraſymēdes, ſo wie deſſen Sturmhaube und Stierhaut, ohne Federbuſch und Roßſchweif. Dem Odyſſeus gab Meriŏnes Bogen, Köcher und Schwert und einen Helm von Leder und Filz mit Schweinshauern. So verließen ſie das griechiſche Lager und wandelten in der Nacht dahin. Da hörten ſie einen Reiher von der rechten Seite ſchreiend vorüberflattern, wurden des Glückzeichens froh, das ihnen Palas Athene ſendete, und flehten zu ihr um Begünſtigung ihres Unternehmens. So gingen ſie durch Waffen, Blut und Leichen im Dunkel dahin, an Mut zween wilden Löwen gleich.

Während dieſe Auskundſchaftung im griechiſchen Lager verabredet wurde, hatte in der Verſammlung ſeiner Trojaner Hektor denſelben Vorſchlag gemacht und aus der griechiſchen Beute, die er hoffte, einen Wagen und zwei der edelſten Roſſe dem Manne verſprochen, der es über ſich nehmen würde, den Zuſtand des griechiſchen Lagers zu erforſchen. Nun befand ſich unter dem trojaniſchen Volke der Sohn des Eumēdes, eines edlen Herolds, namens Dolon, ein an Geld und Erz wohlbegüterter Mann, von unanſehnlicher Geſtalt, aber ein gar hurtiger Läufer, neben fünf Schweſtern der einzige Sohn. Dieſen reizte die Kühnheit ſeines Herzens, daß er gegen das Verſprechen, den Wagen und die Roſſe des Achilles zu erhalten, es über ſich nahm, das feindliche Kriegsheer zu durchwandern, bis er an Agamemnons Feldherrnſchiff käme, um dort den Fürſtenrat der Danaer zu belauſchen. Er hängte eilend ſeinen Bogen um die Schulter, hüllte ſich in ein graues zottiges Wolfsfell, ſetzte einen Otterhelm auf das Haupt, faßte den Wurfſpieß und ging mit Begier ſeinen Weg. Dieſer aber führte ihn ganz nahe an den auf gleichem Gange begriffenen Griechenhelden vorüber. Odyſſeus merkte den Tritt des Herannahenden und flüſterte ſeinem Geſellen zu: „Diomēdes, dort kommt ein Mann aus dem trojaniſchen Lager herangewandelt; entweder es iſt ein Kundſchafter, oder er will die Leichname auf dem Schlachtfelde berauben; laſſen wir ihn ein wenig vorübergehen, dann wollen wir ihm nachjagen und ihn entweder erhaſchen oder nach den Schiffen treiben. Nun ſchmiegten ſich beide abſeits von dem Wege, unter die Toten und Dolon lief ſorglos vorüber. Als er einen Bogenſchuß entfernt war, hörte er das Geräuſch der Helden und ſtand ſtille; denn er vermutete, daß Hektor ihn durch befreundete Boten zurückrufen laſſe; bald aber waren die Helden nur noch einen Speerwurf entfernt und jetzt erkannte er ſie als Feinde. Nun regte er ſeine ſchnellen Kniee und flog dahin, wie ein Hund, der einen Haſen verfolgt. „Steh, oder ich werfe meine Lanze nach dir," donnerte Diomēdes und entſandte ſeinen Speer, jedoch mit Vorſatz fehlend, ſo daß das Erz über die Schulter des Laufenden hin in den Boden fuhr. Dolon ſtand, ſtarr und bleich vor Schrecken, ſein Kinn bebte und die Zähne klapperten ihm. „Fahet mich lebendig," rief er unter Thränen, als die herankeuchenden Helden ihn mit beiden Händen feſthielten, „ich bin reich und will euch als Löſegeld Eiſenerz und Gold geben, ſo viel ihr nur wollet!" — „Sei getroſt," ſprach Odyſſeus zu ihm „und mach dir keine Todesgedanken, aber ſag' uns die Wahrheit, was dich dieſen Weg führte." Als Dolon zitternd und bebend alles geſtanden, ſprach Odyſſeus lächelnd: „Fürwahr, du haſt keinen ſchlechten Geſchmack, Burſche, daß deine Seele nach dem Geſpann des Peliden gelüſtet! Jetzt aber ſage mir auf der Stelle: wo verließeſt du den Hektor, wo ſtehen ſeine Roſſe, wo iſt das Kriegsgerät, wo ſind die andern Trojaner? wo die Bundesgenoſſen?" Dolon antwortete: „Hektor berät ſich mit dem Fürſten am Grabmale des Ilus; das Kriegsheer iſt ohne beſondere Wachen um Feuer gelagert, die fern herbeigerufenen Bundesgenoſſen aber, die für keine Weiber und Kinder zu ſorgen haben, ſchlafen getrennt von dem Heere und unbewacht. Wenn ihr in das trojaniſche Lager wandeln wollet, ſo ſtoßet ihr zuerſt auf die eben angekommenen Thrazier, die um ihren Fürſten Rheſus, den Sohn des Eiŏneus, hingeſtreckt ruhen. Seine blendend weißen Roſſe ſind die ſchönſten, größeſten und ſchnellfüßigſten, die ich je geſehen habe; ſein Wagen iſt mit Silber und Gold köſtlich geſchmückt, er ſelbſt trägt eine wundervolle goldne Rüſtung, wie ein Unſterblicher und nicht wie ein Menſch. Nun wißt ihr alles, führet mich nun nach den Schiffen, oder laßt mich gebunden hier und überzeuget euch, daß ich die Wahrheit geſagt habe." Aber Diomēdes ſchaute den Gefangenen finſter an und ſprach: „Ich merke wohl, Betrüger, du ſinneſt auf Flucht; aber meine Hand wird dafür ſorgen, daß du den Argivern nicht mehr verderblich ſein kannſt!" Zitternd erhob Dolon ſeine Rechte, das Kinn des Helden flehentlich zu berühren, als ſchon das Schwert des Tydiden ihm durch den Nacken fuhr, daß das Haupt des Redenden in den Staub hinrollte. Hierauf nahmen ihm die Helden den Otterhelm vom Scheitel, zogen dem Rumpfe das Wolfsfell ab, löſten den Bogen, nahmen den Speer des Getöteten zur Hand und legten die ganze Rüſtung zum Merkmale für den Heimweg auf einige Rohrbüſchel; dann gingen ſie vorwärts und ſtießen endlich auf die harmlos ſchlafenden Thrazier. Bei jedem ſtand ein Doppelgeſpann von ſtampfenden Roſſen, die Rüſtungen lagen in ſchöner Ordnung und in dreifachen Reihen blinkend auf dem Boden. In der Mitte ſchlief Rheſus und ſeine Roſſe ſtanden am hinterſten Wagenringe, mit Riemen angebunden. „Hier ſind unſre Leute," ſprach Odyſſeus ins Ohr des Tydiden; „jetzt gilt es Thätigkeit, löſe du die Roſſe ab, oder beſſer, töte du die Männer und laß mir die Roſſe." Diomēdes antwortete ihm nicht, ſondern wie ein Löwe unter Ziegen oder Schafe fährt, hieb er wild um ſich her, daß ſich ein Röcheln unter ſeinem Schwerte erhub und der Boden rot vom Blute ward. Bald hatte er zwölf Thrazier gemordet; der kluge Odyſſeus aber zog jeden Getöteten, am Fuß ihn ergreifend, zurück, um den Roſſen eine Bahn zu machen. Nun hieb Diomēdes auch den Dreizehnten nieder und dies war der König Rheſus, der eben in einem ſchweren Traume ſtöhnte, den ihm die Götter geſendet hatten. Inzwiſchen hatte Odyſſeus die Roſſe vom Wagen abgelöſt, mit Riemen verbunden, und, indem er ſich ſeines Bogens anſtatt der Geißel bediente, ſie aus dem Haufen hinweggetrieben. Dann aber gab er ſeinem Genoſſen ein Zeichen durch leiſes Pfeifen; dieſer beſann ſich, ob er den köſtlichen Wagen an der Deichſel wegziehen, oder auf den Schultern hinaustragen ſollte; da nahte ihm warnend Pallas, die Göttin und trieb ihn zur Flucht. Eilend beſtieg Diomēdes das eine Roß, Odyſſeus trieb nebenher laufend beide mit dem Bogen an und nun flogen ſie dem Schiffslager wieder zu.

Der Schutzgott der Trojaner, Apollo, hatte bemerkt, wie ſich Athene zu Diomēdes geſellte. Dies verdroß ihn; er machte ſich ins Getümmel des trojaniſchen Heeres und weckte den tapfern Freund des Rheſus, den Thrazier Hippokoon, aus dem Schlaf. Als dieſer die Stelle, wo die Roſſe des Fürſten geſtanden, leer, und ermordete Männer am Boden zappelnd fand, rief er laut wehklagend den Namen ſeines Freundes. Die Trojaner ſtürzten im Aufruhr heran und ſtarrten vor Schrecken, als ſie die entſetzliche That ſahen.

Unterdeſſen hatten die beiden Griechenhelden den Ort wieder erreicht, wo ſie den Dolon getötet hatten; Diomēdes ſprang vom Roſſe, ſchwang ſich aber wieder hinauf, nachdem er die Rüſtung den Händen des Freundes überreicht, Odyſſeus beſtieg das andere Tier und bald waren ſie mit den raſch dahinfliegenden Pferden bei den Schiffen angekommen. Neſtor hörte zuerſt das Stampfen der Hufe und machte die Fürſten der Griechen aufmerkſam; aber ehe er ſich recht beſinnen konnte, ob er geirrt oder wirkliches vernommen, waren die Helden mit den Roſſen da, ſchwangen ſich vom Pferde, reichten den Freunden die Hände rings umher zum Gruße und erzählten unter dem Jubel des Heeres den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens. Dann trieb Odyſſeus die Roſſe durch den Graben und die andern Argiver folgten ihm jauchzend zur Lagerhütte des Tydiden. Dort wurden die Pferde zu den andern Roſſen des Fürſten an die mit Weizen wohl gefüllte Krippe gebunden. Die blutige Rüſtung Dolons aber legte Odyſſeus hinten im Schiffe nieder, bis ſie bei einem Dankfeſt Athenes prangen könnte. Nun ſpülten ſich beide Helden mit der Meerflut Schweiß und Blut von den Gliedern ſetzten ſich zum warmen Bad in Wannen, ſalbten ſich mit Öl und genoſſen das Frühmahl beim vollen Kruge; und Pallas Athene ward mit dem Trankopfer nicht vergeſſen.

Zweite Niederlage der Griechen. Es war am Morgen. Agamemnon befahl dem Volke ſich zu gürten und legte ſelbſt die Rüſtung an, den herrlichen Harniſch, an dem zehn bläuliche Stahlſtreifen mit zwölf aus funkelndem Gold und zwanzig aus Zinn wechſelten; die Halsbrünne bildeten drei Drachen, glänzend wie Regenbogen, der Panzer war ein Geſchenk des Cinȳras, Fürſten von Cypern; dann warf er ſich das Schwert, mit goldenen Buckeln am Griff, in ſilberner Scheide, am ſtrahlenden Goldgehenke befeſtigt, um die Schulter; darauf hob er den kunſtreich gewölbten Schild, um den zehn Erzkreiſe herliefen und zwanzig weiße zinnerne Buckeln blinkten; auf dem mittleren dunkelblauen Felde war das gräßliche Gorgonenhaupt abgebildet, das Schildgehenk hatte die Geſtalt eines bläulichen Drachens mit drei gekrümmten Häuptern. Dann ſetzte er ſich den viergipfligen, von Roßhaaren umwallten Helm, mit fürchterlich nickendem Helmbuſch, aufs Haupt, ergriff zwei mächtige Lanzen mit ſtrahlenden Erzſpitzen, und ſchritt in die Schlacht. Hera und Athene begrüßten vom Himmel herab den herrlich gerüſteten König der Völker mit einem freudigen Donner. Zuerſt drangen die Fußgänger mit den ehernen Waffenrüſtungen über den Graben, ihnen folgten die Reiſigen auf den Streitwagen und mit lautem Getümmel eilte das ganze Heer vorwärts.

Auf der andern Seite hielten die Trojaner einen Hügel des Feldes mit ihren Scharen beſetzt; ihre Führer waren Hektor, Polydămas und Änēas; nächſt ihnen Polȳbus, Agēnor und Akămas, die drei tapfern Söhne Antēnors. Wie ein Stern durch Nachtgewölk, wandelte Hektor bald durch den vorderſten, bald durch den äußerſten Zug und ordnete die Schlachtreihen; in ſeiner Erzrüſtung leuchtete er wie ein Blitzſtrahl des Donnerers. Bald ſtürmten nun Trojaner und Danaer mordend gegeneinander, wie Schnitter mähend in die Schwaden fahren; alles drängte ſich Haupt an Haupt zur Schlacht, in beiden Heeren tobten die Streiter wie Wölfe. Endlich durchbrachen die Griechen mit ihrer Kraft die Schlachtreihen der Feinde und Agamemnon ſtieß, voranſtürmend, den Fürſten Biănor und ſeinen Wagenlenker nieder. Dann warf er ſich auf zwei Söhne des Königs Priamus, den Antiphas und ſeinen Wagenlenker, den Baſtard Iſus; jenem durchſchoß er die Bruſt mit der Lanze, dieſen ſtürzte er mit einem Schwerthiebe vom Wagen und den Getöteten entzog er eilig die Rüſtung. Jetzt begegnete er zwei Söhnen des Antimăchus, des Trojanerfürſten, der einſt von Paris Golde bethört, die Helĕna auszuliefern verboten hatte. Vergebens flehten ihn die Knaben, in den Wagen hineingeſchmiegt, um Schonung an. Ihres Vaters gedenkend, durchbohrte er den einen und hieb dem andern die Hände vom Leib und das Haupt von der Schulter. Immer tiefer drang die Verfolgung der Griechen ein, auf Fußvolk und auf Wagen, wie ein Feuerbrand unter Sturm durch unausgehauene Waldung ſich verbreitet.

Aus den Blutſtrömen und dem Getümmel entzog den Fürſten Hektor Jupiter ſelbſt den Geſchoſſen, daß er zum Denkmale des alten Königs Ilus, an dem Feigenhügel vorüber, mitten durch das Gefilde, ſehnſüchtig nach der Stadt hin floh; aber Agamemnon, ſeine Hände mit Trojanerblute beſudelt, folgte ihm laut ſchreiend. Endlich an der Buche des Zeus, nicht fern vom ſkäiſchen Thore, ſtand Hektor, und zugleich die ganze Flucht der Seinigen, ihm nachgedrungen, ſtille. Da ſandte Zeus die Götterbotin Iris, und befahl ihm, ſo lange Agamemnon im Vordergewühl tobte, ſelbſt zurückzuſtehen und dem andern Volke die Feldſchlacht zu überlaſſen, bis der Atride verwundet würde. Dann wollte der Göttervater ihn ſelbſt wieder zum Siege führen. Hektor gehorchte. Von der Hinterhut aus mahnte er die Seinigen zu neuem Kampfe. Aufs neue begann das Gefecht; Agamemnon ſtürmte voraus und fing wieder an, in den Scharen der Trojaner und ihrer Bundesgenoſſen zu wüten. Ihm begegnete zuerſt Antēnors Sohn, Iphidămas, ein großer, gewaltiger Held, der in Thrazien bei ſeinem Ahn aufgewachſen war, und neuvermählt zum Kampfe in die alte Heimat gezogen kam. Agamemnons Lanze fehlte; der Speer des Iphidămas verbog ſich die Spitze am Leibgurt ſeines Feindes. Schleunig ergriff jetzt Agamemnon die Lanze des Gegners, riß ſie ihm aus der Hand und durchhieb ihm den Nacken mit dem Schwert. So ſank der Arme, von der Gattin getrennt, im Kampfe für die Seinigen, bemitleidenswert, in den ehernen Todesſchlummer. Argamemnon entwaffnete ihn und prahlte mit der herrlichen Rüſtung durch die Reihen der Argiver. Als ihn ſo der ältere Sohn des Antēnor, Koon, einer der geprieſenſten trojaniſchen Kämpfer, einherſchreiten ſah, faßte ihn unausſprechlicher Gram um den gefallenen Bruder; doch raubte ihm der Schmerz die Beſinnung nicht, ſondern, unbemerkt vom Atriden, ſtach er dieſem ſeitwärts mit ſeinem Speere mitten in den Arm, dicht unter der Beugung. Agamemnon fühlte ſich von einem plötzlichen Schauer durchdrungen; dennoch gönnte er ſich keine Raſt vom Kampfe, und während Koon ſeinen Bruder am Fuß aus dem Gewühl zu ziehen beſtrebt war, durchſtach ihn der Schaft des Atriden unter dem Schilde, ſo daß er entſeelt auf den Leichnam des Bruders hinſank.

So lange das Blut noch warm aus der offenen Wunde hervordrang, fuhr Agamemnon fort, mit Lanze, Schwert und Steinen in den Reihen der Trojaner zu morden; als aber das Blut in der Wunde zu erharſchen anfing, da mahnte ihn ein ſcharfer, zuckender Schmerz, das Gewühl der Schlacht zu verlaſſen. Schnell ſprang er in den Sitz des Streitwagens, dem Roſſelenker gebietend, nach den Schiffen umzukehren, und bald trug der Wagen, von Staub umwölkt, den von der Wunde hart gequälten König dem Schiffslager zu.

Als Hektor ſah, wie der Atride ſich entfernte, gedachte er an den Befehl Zeus’, eilte in die Vorderſchar der Trojaner und Lycier und rief laut aus: „Jetzt, ihr Freunde, ſeid Männer und ſinnet auf Abwehr! Der tapferſte Mann Griechenlands iſt ferne, und Zeus verleiht mir Siegesruhm. Auf, mitten unter die Helden der Danaer hinein mit den Roſſen, damit wir um ſo höheren Ruhm gewinnen!“ So rief Hektor, und ſtürzte ſich wie ein Sturmwind zuerſt in die Schlacht. Und in kurzer Zeit waren neun Fürſten der Griechen, dazu viel gemeines Volk, unter ſeinen Händen erlegen. Schon war er nahe daran, das fliehende Heer der Griechen in die Schiffe zu drängen; da ermahnte Odyſſeus den Tydiden: „Iſt es möglich, daß wir der Abwehr ſo ganz vergeſſen? Tritt doch näher, Freund, und ſtelle dich neben mich, laß uns die Schande nicht erleben, daß Hektor unſer Schiffslager erobere!“ Diomēdes nickte ihm zu und durchſchmetterte die Bruſt des Trojaners Thymbräus mit dem Wurfſpieß auf der linken Seite, daß er vom Wagen auf die Erde herabfiel; unter Odyſſeus ſank Molīon zu Boden, der Wagengenoſſe desſelben. Weiter noch durchtobten die vorwärts Gewendeten den Feind, und die Griechen fingen an, wieder aufzuatmen. Zeus, der noch immer vom Ida herabſchaute, ließ den Kampf im Gleichgewichte ſchweben. Endlich erkannte Hektor durch die Schlachtreihen hindurch die zwei raſenden Helden, und ſtürmte mit ſeinen Heerſcharen auf ſie daher. Noch zur rechten Zeit ſah ſich Diomēdes vor und ſchleuderte ihm die Lanze an die Helmkuppel. Zwar prallte ſie ab, doch flog Hektor zurück in die Scharen aufs Knie, ſeine Rechte ſtemmte ſich gegen die Erde und vor ſeinen Blicken ward es Nacht. Bis jedoch der Tydide dem Schwung ſeines Speeres ſelbſt nachgeeilt kam, hatte ſich der Trojaner in den Wagenſitz geſchwungen und rettete ſich vor dem Tod ins Gedränge der Seinigen. Unmutig wandte ſich Diomēdes einem andern Trojaner zu, den er niederſtreckte und der Rüſtung zu berauben ſich anſchickte.

Dieſen Augenblick erſah Paris, ſchmiegte ſich hinter die Denkſäule des Ilus, und ſchoß den knieenden Helden in die Ferſe, daß der Pfeil, durch die Sohle gedrungen, im Fleiſche feſtſaß. Dann ſprang er lachend aus dem Hinterhalte, und ſpottete jauchzend des Getroffenen. Diomēdes ſchaute ſich um, und als er den Schützen erblickte, rief er ihm zu: „Biſt du es, Weiberheld? du vermöchteſt mit offener Gewalt nichts gegen mich, und prahleſt jetzt, daß du mir den Fuß von hinten geritzt haſt? das macht mir ſo wenig, als hätte mich ein Mädchen oder ein Knabe getroffen!“ Inzwiſchen war Odyſſeus herbeigeeilt und ſtellte ſich vor den Verwundeten, der ſich mit Schmerzen doch mit Sicherheit, den Pfeil aus dem Fuße zog. Dann ſchwang er ſich in den Wagenſitz zu ſeinem Freunde Sthenĕlus, und ließ ſich heimgeleiten zu ſeinen Schiffen.

Nun blieb Odyſſeus allein zurück im tiefſten Gedränge der Feinde, und kein Argiver wagte ſich in die Nähe. Der Held beſprach ſich mit ſeinem Herzen, ob er weichen ſollte oder ausharren. Doch ſah er wohl ein, daß es demjenigen, der in der Feldſchlacht edel erſcheinen will, durchaus not thut, ſtand zu halten, mag er nun treffen oder getroffen werden. Während er dies erwog, umſchloſſen ihn die Trojaner mit ihren Schlachtreihen, wie Jäger und Jagdhunde einen ſtürzenden Eber umringen, der den Zahn im zurückgebogenen Rüſſel wetzt. Er aber empfing entſchloſſen die auf ihn Einſtürmenden, und es dauerte wenig Augenblicke, ſo waren fünf Trojaner vor ſeinen Waffen in den Staub geſunken. Da kam ein ſechſter heran, Sokus, dem er eben den Bruder erſtochen, und rief: „Odyſſeus, heute trägſt du entweder den Ruhm davon, daß du beide Söhne des Hippăſus, herrliche Männer, zu Boden geſtreckt und ihre Waffen erbeutet haſt, oder aber du verhauchſt unter meiner Lanze das Leben!“ Und nun durchſchmetterte er ihm den Schild und riß ihm die Haut von den Rippen; tiefer ließ Athene den Stoß nicht eindringen. Odyſſeus, der ſich nicht zum Tode getroffen fühlte, wich nur ein weniges zurück, ſtürzte dann auf den Gegner los, der ſich zur

Flucht wendete, und durchbohrte ihm den Rücken zwiſchen den Schultern, daß der Speer aus dem Buſen vordrang und er im dumpfen Falle hinkrachte. Dann erſt zog ſich Odyſſeus die Lanze des Feindes aus der Wunde. Als nun die Trojaner ſein Blut ſpringen ſahen, drängten ſich erſt recht alle auf ihn zu, daß er zurückwich und dreimal einen lauten Hülferuf ausſtieß.

Meneläus vernahm das Geſchrei zuerſt, und rief ſeinem Nebenmanne Ajax zu: „Laß uns durchdringen durch das Getümmel, ich habe den Schrei deß Odyſſeus gehört!" Beide hatten in kurzem den duldenden Kämpfer erreicht und trafen ihn gegen unzählige Feinde ſeine Lanze ſchwingend. Als aber der Schild des Ajax wie eine getürmte Mauer dem Streitenden vorgehalten ward, erzitterten die Trojaner. Da benützte Meneläus den Augenblick, ergriff den Sohn des Laertes bei der Hand und half ihm auf ſeinen eigenen Streitwagen. Ajax aber ſprang jetzt auf die Trojaner hinein und wälzte Leichen vor ſich her, wie ein Bergſtrom im Herbſte dorrende Kiefern und Eichen. Davon hatte Hektor keine Ahnung; er kämpfte auf der linken Seite des Treffens, am Geſtade des Skamander, und richtete dort in den Reihen der Jünglinge, die den Helden Idomeneus umgaben, breite Verwüſtung an. Dennoch wären die Helden nicht vor ihm gewichen, hätte nicht ein dreikantiger Pfeil des Paris dem großen Arzt des Danaerheers, Machāon, die rechte Schulter verwundet. Da rief erſchrocken Idomeneus: „Neſtor! Hurtig dem Freund auf den Wagen geholfen! Ein Mann, der Pfeile ausſchneidet und lindernden Balſam auflegt, iſt hundert andere Helden wert!" Schnell ſchwang ſich Neſtor auf ſeinen Wagen, der verwundete Machāon mit ihm, und beide flogen den Schiffen zu.

Aber der Wagenlenker Hektors machte jetzt dieſen auf die Verwirrung aufmerkſam, in welcher ſich der andere Flügel der Trojaner befand, wo Ajax das Gewühl der Feinde durchtobte. In einem Augenblicke waren ſie mit ihrem Wagen dort, und Hektor fing an unter den Reihen der Griechen zu raſen. Nur den Ajax vermied er, denn Zeus hatte ihn gewarnt, ſich mit dem ſtärkeren Manne nicht meſſen zu wollen. Zugleich aber ſandte der Göttervater in die Seele des Ajax Furcht, daß dieſer beim Anblicke Hektors den Schild auf die Schulter warf, und, angſtvoll um die Schiffe der Danaer beſorgt, die Reihen der Trojaner, ſich zur Flucht kehrend, verließ. Als die Feinde dies gewahr wurden, ſchleuderten ſie ihm die Lanzen auf den vom Rücken herabhängenden Schild. Doch Ajax durfte ſein Angeſicht nur umwenden, ſo flohen ſie wieder. Wo der Weg zu den Schiffen ging, ſtellte er ſich jetzt auf, hielt den Schild vor, und wehrte die vordringenden Trojaner ab, daß ihre Speere teils in ſeinem ſiebenhäutigen Stierſchilde hafteten, theils ohne den Leib zu berühren in die Erde fuhren. Als der tapfere Held Eurypȳlus ihn ſo von Geſchoſſen bedrängt ſah, eilte er dem Telamonier zu Hülfe, und durchbohrte dem Trojaner Apiſāon die Bruſt. Doch während Eurypȳlus dem getöteten Feinde die Rüſtung abzog, ſandte ihm Paris einen Pfeil in den Schenkel, daß er ſich ſchnell in das Gedränge der Freunde zurückzog, die ihn mit erhöhten Lanzen und vorgehaltenen Schilden deckten.

Inzwiſchen trugen ſeine Stuten den Neſtor mit dem wunden Machāon aus der Schlacht, vorbei an dem grollenden Achilles, der auf dem Hinterdecke ſeines Schiffes ſaß und ruhig zuſah, wie ſeine Landsleute von den Trojanern verfolgt wurden. Da rief er dem Patroklus, ohne zu ahnen, daß er das Unglück ſeines Freundes ſelbſt vorbereite, und ſprach: „Geh doch, Patroklus und erforſche mir von Neſtor, welchen Verwundeten er dort aus der Schlacht zurückführt; denn ich weiß nicht, welch' Mitleid für die Griechen ſich in meiner Seele regt!" Patroklus gehorchte und lief zu den Schiffen. Er kam am Zelte Neſtors an, als dieſer eben aus dem Wagen ſtieg, ſeinem Diener Eurymedon die Roſſe übergab, und ins Zelt hinein trat, mit Machāon der erquickenden Mahlzeit zu genießen, die ihnen ſeine erbeutete Sklavin Hekamēde vorſetzte. Als der Greis den Helden Patroklus an der Pforte gewahr ward ſprang er vom Seſſel, ergriff ihn bei der Hand, und wollte ihn freundlich zum Sitzen nötigen. Doch Patroklus ſprach: „Es bedarf deſſen nicht, ehrwürdiger Greis! Achilles hat mich nur ausgeſandt, zu ſchauen, welchen Verwundeten du zurückführeſt. Nun habe ich ſelbſt in ihm den heilkundigen Helden Machāon erkannt, und eile, ihm dieſes zu melden. Du kennſt ja den heftigen Sinn meines Freundes, der auch Unſchuldige ſelber leicht beſchuldigt." Aber Neſtor antwortete ihm mit tiefer Gemütsbewegung: „Was kümmert ſich doch das Herz des Achilles ſo ſehr um die Argiver, die bereits zum Tode wund ſind? Alle Tapferen liegen bei den Schiffen umher: Diomēdes iſt pfeilwund, Odyſſeus und Agamemnon ſind lanzenwund; und dieſen unſchätzbaren Mann entführte ich ſo eben, vom Geſchoß des Bogens verwundet aus der Feldſchlacht! Aber Achilles kennt kein Erbarmen! Will er vielleicht warten, bis unſere Schiffe am Geſtad in Flammen lodern, und wir Griechen einer um den andern der Reihe nach hinbluten? O wär ich noch kräftig wie in meiner Jugend und in meinen beſten Mannsjahren, damals, wo ich als Sieger im Hauſe des Peleus einkehrte! Da ſah ich deinen Vater Menötius und dich und den kleinen Achilles. Dieſen ermahnte der graue Held Peleus, ſtets der erſte zu ſein und allen andern vorzuſtreben, dich aber dein Vater, des Peliden Lenker und Freund zu ſein, weil er an Stärke zwar der größere, am Alter aber hinter dir ſei. Erzähle davon dem Achilles; vielleicht rührt ihn jetzt deine Zurede." So ſprach der Alte und miſchte liebliche Erinnerungen aus ſeiner eigenen Heldenjugend in die Rede, ſo daß Patroklus das Herz im Buſen bewegt wurde.

Als er auf der Rückkehr an den Schiffen des Odyſſeus vorüber eilte, fand er hier den Eurypȳlus, der, vom Pfeil in den Schenkel verwundet, mühſam aus der Schlacht einhergehinkt kam. Es erbarmte den Sohn des Menötius, wie der wunde Held ihn ſo kläglich anrief, ſeiner mit den Künſten Chirons des Centauren, die er gewiß durch Achilles gelernt habe, zu pflegen; ſo daß Patroklus endlich den Verwundeten unter der Bruſt faßte, ins Zelt führte, dort ihn auf eine Stierhaut legte und ihm mit dem Meſſer den ſcharfen Pfeil aus dem Schenkel ſchnitt; dann ſpülte er das ſchwarze Blut ſogleich mit lauem Waſſer ab, zerrieb eine bittere Heilwurzel zwiſchen den Fingern und ſtreute ſie auf die Wunde, bis das Blut ins Stocken geriet. So pflegte der gute Patroklus des wunden Helden.

Kampf um die Mauer. Der Graben um die Mauer, welche die Griechen um ihre Schiffe her breit aufgetürmt hatten, war ohne ein Feſtopfer den Göttern zum Trotze von ihnen gebaut worden. Deswegen ſollte ſie ihnen auch nicht zum Schutze dienen und nicht lange unerſchüttert beſtehen. Schon jetzt, wo Troja im zehnten Jahre ſeiner Belagerung ſchmachtete, beſchloſſen Poſeidon (Neptun) und Apollo, den Bau dereinſt zu vertilgen, die Bergſtröme auf ſie hereinzuleiten und das Meer gegen ſie zu empören. Doch ſollte dies erſt nach der Zerſtörung Trojas ins Werk geſetzt werden.

Jetzt aber war Getümmel und Schlacht rings um den gewaltigen Bau entbrannt, und die Argiver drängten ſich, bange vor Hektors Wut, bei den Schiffen eingehegt. Dieſer rannte wie ein Löwe im Gewühl umher und munterte die Seinigen auf, den Graben zu durchrennen. Das aber wollte kein Roſſegeſpann ihm wagen. Am äußerſten Rande des Grabens angekommen, bäumten ſich alle unter lautem Gewieher zurück; denn dieſer war zu breit zum Sprunge und zu abſchüſſig von beiden Seiten zum Durchgang, dazu mit dichtgereihten ſpitzen Pfählen bepflanzt. Nur die Fußvölker verſuchten daher den Übergang. Als dies Polydămas ſah, ging er mit Hektor zu Rate und ſprach: „Wir wären alle verloren, wenn wir es mit den Roſſen wagen wollten und kämen ruchlos in der Tiefe des Grabens um. Laſſet deswegen die Wagenlenker die Roſſe hier am Graben hemmen, uns ſelbſt aber in den ehernen Waffen eine Fußſchar bilden, unter deiner Führung über den Graben ſetzen und den Wall durchbrechen."

Hektor billigte dieſen Rat. Auf ſeinen Befehl ſtürmten alle Helden von den Wagen, mit Ausnahme der Lenker; ſie ſcharten ſich in fünf Ordnungen, die erſte unter Hektor und Polydămas, die andere unter Paris, die dritte führte Helēnus und Deīphobus, der vierten gebot Änēas; an der Spitze der Bundesgenoſſen ſchritten Sarpēdon und Glaukus. Dieſe Fürſten alle aber hatten andere bewährte Helden zur Seite. Von den ſämtlichen Streitern wollte nur Aſius ſeinen Wagen nicht verlaſſen. Er wandte ſich mit demſelben zur Linken, wo die Achajer ſelbſt beim Bau einen Durchgang für ihre eigenen Roſſe und Streitwagen gelaſſen hatten. Hier ſah er die Flügel des Thores offen; denn die Griechen harrten, ob nicht noch ein verſpäteter Genoſſe käme, der, dem Treffen entflohen, Rettung im Lager ſuchte. So lenkte Aſius die Roſſe gerade auf den Durchgang los und andere Trojaner folgten ihm zu Fuße mit lautem Geſchrei nach. Aber am Eingang waren zwei tapfere Männer aufgeſtellt, Polypötus, der Sohn des Pirithöus, und Leonteus. Dieſe ſtanden am Thore, hohen Bergeichen gleich, die mit langen und breiten Wurzeln in den Boden eingeſenkt, in Sturm und Regenſchauer unverrückt aushalten. Plötzlich ſtürzten dieſe beiden auf die hereinſtürmenden Trojaner vor und zugleich flog ein Schwall von Steinen von den feſten Thürmen der Mauer herab.

Während Aſius und die ihn Umringenden verdrießlich den unvermuteten Kampf beſtanden und viele erlagen, kämpften andere, zu Fuß über den Graben ſtürmend, um andere Thore des griechiſchen Lagers. Die Argiver waren jetzt auf die Beſchirmung ihrer Schiffe beſchränkt, und die Götter, ſo viel ihrer ihnen halfen, trauerten herzlich, vom Olymp herabſchauend. Nur die zahlreichſte und tapferſte Schar der Trojaner, unter Hektor und Polydămas, verweilte noch unſchlüſſig am jenſeitigen Rande des Grabens, den ſie eben erſtiegen; denn vor ihren Augen hatte ſich ein bedenkliches Zeichen ereignet. Ein Adler ſtreifte links über das Kriegsheer hin; er trug eine rote zappelnde Schlange in den Klauen, die ſich unter ſeinen Krallen wehrte und den Kopf rückwärts drehend, den Vogel in den Hals ſtach, der, von Schmerzen gequält, ſie fahren ließ und davon flog; die Schlange aber fiel mitten im Haufen der Trojaner nieder, die ſie mit Schrecken im Staube liegen ſahen und in dieſem Ereignis ein Zeichen Zeus erkannten. „Laß uns nicht weiter gehen," rief Polydămas, der Sohn des Panthous, ſeinem Buſenfreunde, dem Hektor, erſchrocken zu; „es könnte uns ergehen, wie dem Adler, der ſeinen Raub nicht heimbrachte." Aber Hektor erwiderte finſter: „Was kümmern mich die Vögel, ob ſie rechts oder links daher fliegen, ich verlaſſe mich auf des Zeus Ratſchluß! Ich kenne nur ein Wahrzeichen, es heißt Rettung des Vaterlandes! Warum zitterſt denn du vor dem Kampfe? Sänken wir auch alle an den Schiffen darnieder, dir droht kein Todesſchrecken; denn du haſt kein Herz, in der Feldſchlacht auszuhalten; doch wiſſe, wo du dich dem Kampfe entzieheſt, ſo fällſt du, von meiner eigenen Lanze durchbohrt!" So ſprach Hektor und ging voran, und alle andern folgten ihm unter gräßlichem Geſchrei. Zeus aber ſchickte einen ungeheuren Sturmwind vom Idagebirge herab, der den Staub zu den Schiffen hinüber wirbelte, daß den Griechen der Mut entſank, die Trojaner aber, dem Winke des Donnergottes und der eigenen Kraft vertrauend, die große Verſchanzung der Danaer zu durchbrechen ſich anſchickten, indem ſie die Zinnen der Türme herabriſſen, an der Bruſtwehr rüttelten und die hervorragenden Pfeiler des Walles mit Hebeln umzuwühlen begannen.

Aber die Danaer wichen nicht von der Stelle; wie ein Zaun ſtanden ſie mit ihren Schilden auf der Bruſtwehr und begrüßten die Mauerſtürmer mit Steinen und Geſchoſſen. Die beiden Ajax machten die Runde auf der Mauer und ermahnten das Streitvolk auf den Türmen, die Tapferen freundlich, die Nachläſſigen mit ſtrengen Drohworten. Inzwiſchen flogen die Steine hin und her wie Schneeflocken; doch hätte Hektor mit ſeinen Trojanern den mächtigen Riegel an der Wallpforte noch immer nicht durchbrochen, wenn nicht Zeus ſeinen Sohn Sarpēdon den Lykier, mit dem goldgeränderten Schilde, wie einen heißhungrigen Berglöwen gegen die Feinde gereizt hätte, daß er ſchnell zu ſeinem Genoſſen Glaukus ſprach: „Was iſt es, Freund, daß man uns im Lykiervolke mit Ehrenſitz und gefüllten Bechern beim Gaſtmahle wie die Götter ehrt, wenn wir in der brennenden Schlacht nicht auch uns im Vorkampfe zeigen? Auf, entweder wollen wir den eigenen Ruhm, oder durch unſern Tod den Ruhm anderer verherrlichen!" Glaukus vernahm es nicht träge, und beide ſtürmten mit ihren Lykiern in gerader Richtung voran. Meneſtheus, von ſeinem Turme herab, ſtutzte, als er ſie ſo wütend herannahen und ſich und die Seinigen dem Verderben ausgeſetzt ſah. Ängſtlich ſchaute er ſich nach der Unterſtützung anderer Helden um: wohl ſah er in der Ferne die beiden Ajax, unerſättlich im Kampfe, daſtehen und noch näher den Teucer, der eben von den Zelten zurückkam; doch hallte ſein Hilferuf nicht ſo weit, er prallte an Helmen und Schilden ab und das Getöſe der Schlacht verſchlang ihn. Deswegen ſchickte er den Herold Thoōtes zu den beiden Ajax hinüber und bat den Telamonier durch ihn, ſamt ſeinem Bruder Teucer, wenn ſie beide dies könnten, ihm aus der Bedrängnis zu helfen. Der große Ajax war nicht ſäumig, er eilte mit Teucer und Pandion, der ſeines Bruders Bogen trug, der Mauer entlang, von innen dem Turme zu. Sie kamen bei Meneſtheus an, als eben die Lykier an der Bruſtwehr emporzuklimmen anfingen. Ajax brach ſogleich einen ſcharfgezackten Marmorſtein zu oberſt aus der Bruſtwehr und zerknirſchte damit dem Epikles, einem Freunde des Sarpedon, Helm und Haupt, daß er wie ein Taucher von dem Turme herabſchoß. Teucer aber verwundete den Glaukus am entblößten Arme, während er eben den Wall hinanſtieg. Dieſer ſprang ganz geheim von der Mauer, um nicht von den Griechen erblickt und mit ſeiner Wunde gehöhnt zu werden. Mit Schmerzen ſah Sarpēdon ſeinen Bruder aus der Schlacht ſcheiden, er ſelbſt aber klomm aufwärts, durchſtach den Alkmaon, den Sohn Theſtors, mit der Lanze, daß dieſer der wieder herausgezogenen taumelnd folgte, faßte dann mit aller Gewalt die Bruſtwehr, daß ſie von ſeinem Stoß zuſammenſtürzte und die Mauer, entblößt, für viele einen Zugang gewährte. Doch Ajax und Teucer begegneten dem Stürmenden; der letztere traf ihn mit einem Pfeil in den Schildriemen; Ajax durchſtach dem Anlaufenden den Schild; die Lanze durchdrang ihn ſchmetternd und einen Augenblick zückte Sarpēdon von der Bruſtwehr hinweg. Doch ermannte er ſich bald wieder und gegen die Schar ſeiner Lykier ſich umdrehend, rief er laut: „Lykier, vergeſſet ihr des Sturmes? Mir allein, und wäre ich der Tapferſte, iſt es unmöglich, durchzubrechen! Nur wenn wir zuſammenhalten, können wir uns die Bahn zu den Schiffen öffnen!" Die Lykier drängten ſich um ihren ſcheltenden König und ſtürmten raſcher empor; aber auch die Danaer von innen verdoppelten ihren Widerſtand und ſo ſtanden ſie, nur durch die Bruſtwehr getrennt und über ſie hin wild auf einander los hauend, wie zwei Bauern auf der Grenzſcheide ſtehen und miteinander darum hadern. Rechts und links von den Türmen und der Bruſtwehr rieſelte das Blut hinab. Lange ſtand die Wage der Schlacht ſchwebend, bis endlich Zeus dem Hektor die Oberhand gab, daß er zuerſt an das Thor der Mauer vordrang und die Genoſſen teils ihm folgten, teils zu ſeinen beiden Seiten über die Zinnen kletterten. Am verſchloſſenen Thore, deſſen Doppelflügel zwei ſich begegnende Riegel von innen zuſammenhielten, ſtand ein dicker, oben zugeſpitzter Feldſtein. Dieſen riß Hektor mit übermenſchlicher Gewalt aus dem Boden und zerſchmetterte damit die Angeln und die Bohlen, daß die mächtigen Riegel nicht mehr ſtand hielten, das Thor dumpf aufkrachte und der Stein ſchwer hineinfiel. Furchtbar anzuſchauen wie die Wetternacht, im ſchrecklichen Glanze ſeiner Erzrüſtung mit funkelndem Auge, ſprang Hektor, zwei blinkende Lanzen ſchüttelnd, in das Thor. Ihm nach ſtrömten ſeine Streitgenoſſen durch die aufgeriſſene Pforte, andere hatten zu Hunderten die Mauer überklettert; Aufruhr tobte allenthalben im Vorlager, und die Griechen flüchteten zu den Schiffen.

Kampf um die Schiffe. Als Zeus die Trojaner ſo weit gebracht hatte, überließ er die Griechen ferner ihrem Elende, wandte, auf dem Gipfel des Ida ſitzend, ſeine Augen von dem Schiffslager ab und ſchaute gleichgiltig ins Land der Thrazier hinüber. Inzwiſchen blieb der Meergott Poſeidon nicht unthätig. Dieſer ſaß auf einem der oberſten Gipfel des waldigen Thraziens, wo der Ida mit allen ſeinen Höhen, ſamt Troja und den Schiffen der Danaer unter ihm lagen. Mit Gram ſah er die Griechen vor Trojas Volk in den Staub ſinken; er verließ das zackige Felſengebirge und mit vier Götterſchritten, unter denen Höhen und Wälder bebten, ſtand er am Meeresufer bei Ägä, wo ihm in den Tiefen der Flut ein von unvergänglichem Golde ſchimmernder Palaſt erbaut ſtand. Hier hüllte er ſich in die goldne Rüſtung, ſchirrte ſeine goldmähnigen Roſſe ins Joch, ergriff die goldene Geißel, ſchwang ſich in den Wagenſitz und lenkte die Pferde über die Flut; die Meerungeheuer erkannten ihren Herrſcher und hüpften aus den Klüften umher, die Woge trennte ſich freudig, und ohne die eherne Wagenachſe zu benetzen, kam Poſeidon bei den Schiffen der Danaer, zwiſchen Tenedos und Imbros, in einer tiefen Grotte an, wo er die Roſſe aus dem Geſchirr ſpannte, ihnen die Füße mit goldenen Feſſeln umſchlang, und Ambroſia zur Koſt reichte. Er ſelbſt eilte mitten ins Gewühl der Schlacht, wo ſich die Trojaner wie ein Orkan um Hektor mit brauſendem Geſchrei drängten, und jetzt eben die Schiffe der Griechen zu bemeiſtern hofften. Da geſellte ſich Poſeidon zu den Reihen der Griechen, dem Seher Kalchas an Wuchs und Stimme gleich. Zuerſt rief er den beiden Ajax zu, die für ſich ſelbſt ſchon von Kampfluſt glühten: „Ihr Helden beide vermöchtet wohl das Volk der Griechen zu retten, wenn ihr eurer Stärke gedenken wollet. An andern Orten ängſtet mich der Kampf der Trojaner nicht, ſo herzhaft ſich ihre Heeresmacht über die Mauer hereinſtürzt; die vereinigten Argiver werden ſie ſchon abzuwehren wiſſen. Hier nur, wo der raſende Hektor wie ein Feuerbrand vorherrſcht, hier nur bin ich um unſre Rettung bange. Möchte doch ein Gott euch den Gedanken in die Seele geben, hierhin euren Widerſtand zu kehren, und auch andere dazu anzureizen." Zu dieſen Worten gab ihnen der Ländererſchütterer einen Schlag mit ſeinem Stabe, davon ihr Mut erhöht und ihre Glieder leicht geſchaffen wurden; der Gott aber entſchwang ſich ihren Blicken, wie ein Habicht, und Ajax, der Sohn des Oïleus, erkannte ihn zuerſt. „Ajax," ſprach er zu ſeinem Namensbruder, „es war nicht Kalchas, es war Poſeidon, ich habe ihn von hinten an Gang und Schenkeln erkannt; denn die Götter ſind leicht zu erkennen. Jetzt verlangt mich im innerſten Herzen nach dem Entſcheidungskampfe, Füße und Hände ſtreben mir nach oben!" Ihm erwiderte der Telamonier: „Auch mir zucken die Hände ungeſtüm um den Speer, die Seele hebt ſich mir, die Füße wollen fliegen, Sehnſucht ergreift mich, den Einzelkampf mit Hektor zu beſtehen!"

Während die beiden Führer dies Geſpräch wechſelten, ermunterte Poſeidon hinter ihnen die Helden, die vor Gram und Müdigkeit bei den Schiffen ausruhten, und ſchalt ſie, bis alle Tapfern ſich um die beiden Ajax ſcharten und gefaßt den Hektor mit ſeinen Trojanern erwarteten. Lanze drängte ſich an Lanze, Schild auf Schild, Helm an Helm, Tartſche war an Tartſche gelehnt, Krieger an Krieger, die Helme der Sinkenden berührten ſich mit den Zacken, ſo dicht ſtand die Heerſchar; ihre Speere aber zitterten dem Feind entgegen. Doch auch die Trojaner drangen mit aller Kraft herein, Hektor voran, wie ein Felsſtein von der Krone des Bergs, durch den herbſtlichen Strom abgeriſſen, im Sprunge herniederſtürzt, daß die Waldung zerſchmettert zuſammenkracht. „Haltet euch, Trojaner und Lykier," rief er hinterwärts, „jene wohlgeordnete Heerſchar wird nicht lange beſtehen, ſie werden vor meinem Speere weichen, ſo gewiß der Donnerer mich leitet!" So rief er, den Mut der Seinigen anſpornend. In ſeiner Schar ging trotzig, doch mit leiſem Schritt, unter dem Schilde Deïphobus, das andere Heldenkind des Priămus, einher. Ihn wählte ſich Meriŏnes zum Ziele und ſchoß die Lanze nach ihm ab; aber Deïphobus hielt den mächtigen Schild weit vom Leibe vor, daß der Wurfſpieß brach. Erbittert über den verfehlten Sieg, wandte ſich Meriŏnes zu den Schiffen hinab, ſich einen mächtigeren Speer aus dem Zelte zu holen.

Die andern kämpften indeſſen fort und der Schlachtruf brüllte. Teucer traf den Imbrius, den Sohn Mentors, unter dem Ohre mit dem Speer, daß er wie eine Eſche auf luftigem Gebirgsgipfel hintaumelte. Den Leichnam machte ihm Hektor ſtreitig; doch traf er ſtatt des Teucer nur den Amphimăchus; als er dieſem den Helm von den Schläfen ziehen wollte, traf ihn die Lanze des großen Ajax auf den Schildnabel, daß er von dem Erſchlagenen zurückprallte, und Meneſtheus ſamt Stichius den Leichnam des Amphimăchus, den Imbrius aber die beiden Ajax, wie zwei Löwen die Ziege, die ſie den Hunden abgejagt, hinab ins Heer der Griechen trugen.

Amphimăchus war ein Enkel Poſeidons, und ſein Fall empörte dieſen. Er eilte zu den Zelten hinunter, die Griechen noch mehr zu entflammen. Da begegnete ihm Idomeneus, der einen verwundeten Freund zu den Ärzten geſchafft hatte und jetzt ſeinen Speer im Zelte ſuchte. In den Thoas verwandelt, den Sohn des Andrämon, näherte ſich ihm der Gott und ſprach mit tönender Stimme zu ihm: „Kreterkönig, wo ſind eure Drohungen? Nimmer kehre der Mann von Troja heim, der an dieſem Tag den Kampf freiwillig meidet; die Hunde ſollen ihn zerfleiſchen!" „So geſchehe es, Thoas," rief Idomeneus dem enteilenden Gotte nach, ſuchte ſich zwei Lanzen aus dem Zelte hervor, hüllte ſich in ſchönere Waffen, und flog, herrlich wie der Blitz des Zeus, aus dem Zelte hervor. Da begegnete er dem Meriŏnes, deſſen Speer an Deïphobus Schilde zerbrochen war, und der dahin eilte, ſich im fernen Zelt einen andern zu holen. „Tapferer Mann," rief ihm Idomeneus zu, „ich ſehe, in welcher Not du biſt: in meinem Zelte lehnen wohl zwanzig erbeutete Speere an der Wand, hole dir den beſten davon." Und als Meriŏnes ſich eine ſtattliche Lanze erkoren hatte, eilten ſie beide in die Schlacht zurück, und geſellten ſich zu den Freunden, die den eindringenden Hektor bekämpften. Obgleich Idomeneus ſchon halb ergraut war, ermunterte er die Griechen doch, ſobald ſie ihn in ihren Reihen wieder begrüßt hatten, wie ein Jüngling. Der Erſte, dem er den Wurfſpieß mitten in den Leib ſandte, war Othryoneus, der als Freier der Kaſſandra, der Tochter des Königs Priămus, in den Reihen der Trojaner kämpfte. Frohlockend rief Idomeneus, während er den Gefallenen am Fuß aus dem Schlachtgewühl zog: „Hole dir jetzt die Tochter des Priămus, beglückter Sterblicher! Auch wir hätten dir die ſchönſte Tochter des Atriden verſprochen, wenn du uns hätteſt helfen wollen Troja vertilgen! Folge mir nun zu den Schiffen, dort wollen wir uns über die Ehe verabreden, du ſollſt eine ſtattliche Mitgift erhalten!" Er ſpottete noch, als Aſius mit ſeinem Geſpanne, das der Wagenführer lenkte, herangeflogen kam, den Getöteten zu rächen. Schon holte er den Arm zum Wurfe aus: da traf ihn der Speer des Idomeneus unter dem Kinn in die Gurgel, daß das Erz aus dem Nacken hervorragte, und er vor ſeinem Streitwagen der Länge nach darniederfiel. Der Wagenlenker erſtarrte, als er dieſes ſah, er vermochte das Geſpann nicht mehr rückwärts zu lenken, und ein Lanzenſtoß von Antilŏchus, dem Sohne Neſtors, warf auch ihn vom Wagen herab.

Nun aber kam Deïphobus auf Idomeneus heran, und entſchloſſen, den Fall ſeines Freundes Aſius zu rächen, ſchleuderte er die Lanze gegen den Kreter. Dieſer aber ſchmiegte ſich ſo ganz unter den Schild, daß der Wurfſpieß über ihn hinwegflog und den Schild nur klirrend ſtreifte, dafür aber dem Fürſten Hypſenor in die Leber fuhr, der auch alsbald in die Knie ſank. „So liegſt du doch nicht ungerächt, lieber Freund Aſius," ſo frohlockte der Troer; „denn ich habe dir einen Begleiter gegeben, gleichviel welchen!" Der ſchwer aufſtöhnende Hypſenor wurde indeſſen von zwei Genoſſen aus dem Getümmel getragen. Doch war Idomeneus dadurch nicht mutlos gemacht, er erſchlug den Alkathŏus, den edlen Eidam des Anchīſes, und rief jauchzend: „Iſt unſre Rechnung billig, Deïphobus? ich gebe dir drei für einen! Wohlan, erprobe du ſelbſt auch, ob ich wirklich von des Zeus Geſchlechte bin!" Es war aber Idomeneus ein Enkel des Königs Minos und ein Urenkel des Zeus. Deïphobus beſann ſich einen Augenblick, ob er den Zweikampf allein beſtehen, oder ſich einen heldenmütigen Trojaner beigeſellen ſollte. Der letzte Gedanke ſchien ihm der beſte; und bald führte er ſeinen Schwager Änēas dem Idomeneus entgegen. Dieſer aber, als er die beiden gewaltigen Kämpfer auf ſich zukommen ſah, zagte nicht etwa vor Furcht wie ein Knabe, ſondern erwartete ſie, wie ein Gebirgseber die Hetzhunde. Doch rief auch er ſeine Genoſſen herbei, die er in der Nähe kämpfen ſah, und ſprach: „Heran, ihr Freunde, und helfet mir einzelnem; denn mir graut vor Änēas, der ein Gewaltiger in der Feldſchlacht iſt und noch in üppiger Jugend ſtrotzt!" Auf dieſen Ruf verſammelten ſich um ihn, die Schilde an die Schulter gelehnt, Aphăreus, Askalăphus, Deïpy̆rus, Meriŏnes, Antilŏchus. Indes rief auch Änēas ſeine Genoſſen Paris und Agēnor herbei, und die Trojaner folgten ihnen nach, wie Schafe dem Widder. Bald raſſelte das Erz der Speere ans Erz, und aus dem Zweikampfe wurde ein vielfältiger Männerkampf. Änēas ſchoß zuerſt ſeinen Speer auf Idomĕneus ab; aber er fuhr an dem Helden vorüber in den Boden. Idomĕneus dagegen traf den Önomăus mitten in den Leib, daß er ſtürzend und ſterbend mit der Hand den Boden faßte; der Sieger hatte eben nur Zeit, den Speer aus dem Leichnam herauszuziehen, denn die Geſchoſſe bedrängten ihn ſo, daß er ſich zum Weichen entſchließen mußte. Aber ſeine greiſen Füße trugen ihn nur langſam aus dem Treffen, und Deïphobus ſchickte ihm voll Groll die Lanze nach, die zwar ihn ſelbſt verfehlte, aber den Askalăphus, den Sohn des Ares dafür in den Staub warf. Der Kriegsgott, der durch den Ratſchluß Jupiters mit andern Göttern in die goldenen Wolken des Olymp gebannt war, ahnte nicht, daß ihm ein Sohn gefallen ſei. Dieſem aber riß Deïphobus den blanken Helm vom Haupte: da fuhr ihm der Speer des Meriŏnes in den Arm, daß der Helm auf den Boden rollte. Meriŏnes ſprang herzu, zog den Wurfſpieß aus dem Arme des Verwundeten, und flog ins Gedränge ſeiner Freunde zurück. Nun faßte Polītes ſeinen verwundeten Deïphobus um den Leib und trug ihn aus der ſtürmenden Schlacht über den Graben hinüber zu dem harrenden Wagen, auf dem der Blutende, matt vor Schmerz, alsbald nach der Stadt geführt wurde.

Die anderen kämpften fort. Änēas durchſtach den Aphareus; Antilŏchus den Thoon; der Trojaner Adămas verfehlte dieſen, und verblutete bald am Speere des Meriŏnes. Dafür rollte Deïpy̆rus der Grieche, von Helĕnus mit dem Schwert über die Schläfe getroffen, die Reihen der Danaer entlang. Schmerzergriffen zuckte Menelāus ſeinen Speer gegen Helĕnus, der zu gleicher Zeit den Pfeil vom Bogen auf den Atriden abſchnellte. Menelāus traf den Sohn des Priămus auf das Panzergewölbe, doch prallte der Wurfſpieß ab; aber auch der Pfeil des Helĕnus war vergebens entflogen, und nun bohrte ihm Menelāus ſeine Lanze in die Hand, die den Bogen noch hielt, und Helĕnus ſchleppte den Speer, ins Gedränge ſeiner Freunde flüchtend, nach. Sein Kampfgenoſſe Agēnor zog ihm die Waffe aus der Hand, nahm einem Begleiter die wollene Schleuder ab und verband damit die Wunde des Sehers.

Jetzt führte ein böſes Geſchick den Trojaner Piſānder dem Helden Menelāus entgegen. Der Atride ſchoß fehl mit der Lanze, ſein Gegner ſtieß kräftig den Speer dem Menelāus in den Schild; aber der Schaft zerbrach am Öhre. Nun holte Menelāus mit dem Schwert aus; Piſānder hob die lange Streitaxt unter dem Schilde und beide rannten aufeinander los, aber der Trojaner traf dem Gegner nur die Spitze des Helmbuſches, indes dieſer ihm den Knochen über der Naſe zerſpaltete, daß die Augen ihm blutig vor die Füße hinab rollten, und er ſich ſterbend auf dem Boden wand. Menelāus ſtemmte ihm die Ferſe auf die Bruſt, und ſprach frohlockend: „Ihr Hunde, die ihr mein junges Weib und Schätze genug freventlich von dannen geführt, nachdem ſie euch freundlich bewirtet hatte; die ihr nun auch noch den Feuerbrand in unſere Schiffe werfen und alle Griechen ermorden möchtet: wird man euch endlich zur Ruhe bringen, ihr nimmerſatten Fechter?" So ſprach er und zog dem Leichnam die blutige Rüſtung ab, die er den Freunden übergab. Dann drang er wieder in den Vorderkampf und fing die geſchwungene Lanze des Harpalion mit dem Schilde auf; den, der ſie abgeſchoſſen, traf Meriŏnes rechts in die Weiche, daß er ſterbend von ſeinem Vater Pylämĕnes auf den Wagen gerettet werden mußte. Das erbitterte den Paris und er ſchoß dem Korinthier Euchēnor, der ihm eben in den Weg kam, den Pfeil durch Ohr und Backen, daß dieſer entſeelt zu Boden ſank.

So kämpften ſie dort; Hektor ahnte indeſſen nicht, daß zur Linken der Schiffe der Sieg ſich auf die Seite der Griechen hinneigte, ſondern wo er zuerſt durchs Thor hineingeſprungen, und die Mauer am niedrigſten gebaut war, fuhr er fort, ſiegreich in die Schlachtreihen der Argiver einzubrechen. Vergebens wehrten ihn anfangs die Böotier, Theſſalier, Lokrer, Athener ab: ſie vermochten nicht ihn hinwegzudrängen. Wie zwei Stiere am Pflug wandelten die beiden Ajax aneinander: vom Telamonier wichen die Seinigen nicht, lauter entſchloſſene Männer; aber die Lokrer, den ſtehenden Kampf nicht aushaltend, waren ihrem Ajax nicht auf den Ferſen gefolgt; denn voll Zuverſicht waren ſie ohne Helme, Schilde und Lanzen, mit Bogen und wollenen Schleudern allein bewaffnet, gen Troja gezogen, und hatten früher mit ihren Geſchoſſen manche trojaniſche Schar geſprengt. Auch jetzt bedrängten ſie die Troer, ſich verbergend und von ferne her ſchießend, mit ihren Pfeilen, und richteten ſelbſt ſo keine geringe Verwirrung unter ihnen an.

Und wirklich wären die Trojaner jetzt, von Schiffen und Zelten zurückgetrieben, mit Schmach in die Stadt geworfen worden, hätte nicht Polydămas dem trotzigen Hektor ſo zugeredet: „Verſchmäheſt du denn allen Rat, Freund, weil du im Kampfe der kühnere biſt? Sieheſt du nicht, wie die Flamme des Krieges über dir zuſammenſchlägt, die Trojaner ſich teils mit den erbeuteten Rüſtungen aus dem Gefechte entfernen, teils, und dieß die wenigeren, durch die Schiffe hin und her zerſtreut kämpfen? Weiche darum, beruf' einen Rat unſerer Edeln, und laß uns dann entſcheiden, ob wir uns ins Labyrinth der Schiffe hineinſtürzen, oder unbeſchädigt von dannen ziehen wollen; denn fürwahr, ich beſorge, die Griechen möchten uns die geſtrige Schuld mit Wucher heimbezahlen, ſo lang ihr unerſättlichſter Krieger noch bei den Schiffen auf uns harrt!" Hektor war es zufrieden und beauftragte ſeinen Freund, die Edelſten des Volkes zu verſammeln. Er ſelbſt eilte in die Schlacht zurück, und wo er einen der Führer traf, befahl er ihm, ſich bei Polydămas einzufinden. Seine Brüder Deïphŏbus und Helĕnus, den Aſius und ſeinen Sohn Adămas ſuchte er im Vorderkampfe, und fand die erſteren verwundet, die anderen tot. Als er ſeinen Bruder Paris erblickte, rief er ihn zornig an: Wo ſind unſere Helden, du Weiberverführer? Bald iſt es aus mit unſerer Stadt, dann nahet auch dir das grauſe Verhängnis, jetzt aber komm in den Kampf, während die andern ſich zum Rat verſammeln!" — „Ich begleite dich mit freudiger Seele," erwiderte Paris dem Bruder, ihn beſchwichtigend, „du ſollſt meinen Mut nicht vermiſſen!" So eilten ſie mit einander in das heftigſte Gefecht, wo die tapferſten Trojaner wie ein Sturmwind im rollenden Wetter daherrauſchten; und bald war Hektor wieder an ihrer Spitze. Doch erſchreckte er die Griechen nicht mehr wie früher, und der mächtige Ajax rief ihn trotzig zum Kampfe heraus. Der Trojaner achtete ſein Schelten nicht und ſtürmte vorwärts ins Getümmel der Schlacht.

Die Griechen von Poſeidon geſtärkt. Während ſo draußen das Treffen tobte, ſaß der greiſe Neſtor geruhig in ſeinem Zelte beim Trunk, den verwundeten Helden und Arzt Machäon bewirtend. Als nun aber der Streitruf immer lauter hallte und näher in ihre Ohren drang, überantwortete er ſeinen Gaſt der Dienerin Hekamēde, ihm ein warmes Bad zu bereiten, ergriff Schild und Lanze und trat hinaus vor das Zelt. Hier ſah er die unerfreuliche Wendung, die der Kampf genommen hatte, und während er in Zweifel ſtand, ob er in die Schlacht eilen, oder den Völkerfürſten Agamemnon aufſuchen ſollte, mit ihm zu beraten, begegnete ihm, von den Schiffen am Meeresgeſtade zurückkommend, dieſer ſelbſt mit Odyſſeus und Diomedes, alle drei auf ihre Lanzen geſtützt und an Wunden krank. Sie kamen auch nur, der Schlacht wieder zuzuſchauen, ohne Hoffnung, ſelbſt an dem Kampfe teilnehmen zu können. Sorgenvoll traten ſie mit Neſtor zuſammen und berieten das Geſchick der Ihrigen. Endlich ſprach Agamemnon: „Freunde, ich hege keine Hoffnung mehr. Da der Graben, der uns ſo viele Mühe gekoſtet, da die Mauer, die unzerbrechlich ſchien, den Schiffen nicht zur Abwehr gereicht haben, und der Kampf längſt mitten unter dieſen wütet; ſo gefällt es wohl Zeus, uns Griechen alle, wenn wir nicht freiwillig abziehen, ferne von Argos, hier in der Fremde, ruhmlos dem Verderben preis zu geben. Laßt uns deswegen mit den Schiffen, die wir zunächſt am Meeresſtrande aufgeſtellt haben, auf der hohen See uns vor Anker legen, und die Nacht dort erwarten. Wendet ſich alsdann Trojas Volk zurück, ſo wollen wir auch die übrigen Schiffe in die Wogen ziehen und noch bei Nacht der Gefahr entrinnen." Mit Unwillen hörte Odyſſeus dieſen Vorſchlag. „Atride," ſprach er, „du verdienteſt ein feigeres Kriegsvolk anzuführen, als das unſrige. Mitten im Treffen ermahnſt du, die Schiffe ins Meer hinabzuziehen, daß die armen Griechen in Angſt umſchauen, der Streitluſt vergeſſen, und verlaſſen auf der Schlachtbank zurückbleiben?" — „Ferne ſei das von mir," erwiderte Agamemnon, „daß ich wider Willen der Argiver und ohne ſie zu hören ſolches thun wollte! Auch gebe ich meinen Rat gerne auf, wenn einer beſſeren vorzubringen weiß." — „Der beſte Rat iſt," rief der Tydide, „daß wir ſogleich in die Schlacht zurückkehren, und wenn wir auch nicht ſelbſt zu kämpfen vermögen, doch die andern als ehrliche Volksführer zur Tapferkeit ermahnen."

Dieſes Wort hörte mit Wohlgefallen der Beſchirmer der Griechen, der Meergott, der ſchon lange das Geſpräch der Helden belauſcht hatte. Er trat in Geſtalt eines greiſen Kriegers zu ihnen, drückte dem Agamemnon die Hand und ſprach: „Schande dem Achilles, der ſich jetzt der Griechenflucht erfreuet! Aber ſeid getroſt; noch haſſen euch die Götter nicht ſo, daß ihr nicht bald den Staub von der Trojanerflucht aufwirbeln ſehen ſolltet!" So ſprach der Gott und ſtürmte von ihnen weg durchs Gefilde, indem er ſeinen Schlachtruf in das Heer der Griechen hineinſchallen ließ, der wie zehntauſend Männerſtimmen brüllte und jedes Helden Herz mit Mut durchdrang.

Auch die Himmelskönigin Hera, die vom Olymp herab den Kampf überſchaute, blieb jetzt nicht unthätig, als ſie Poſeidon, ihren Bruder und Schwager, zu Gunſten ihrer Freunde, ſich in die Schlacht miſchen ſah. Und wie ſie ihren Gemahl Zeus ſo feindſelig auf dem Gipfel des Ida ſitzend erblickte, zürnte ſie ihm in der tiefſten Seele und ſann hin und her, wie ſie ihn täuſchen und von der Sorge für den Kampf abziehen möchte. Ein glücklicher Gedanke ſtieg ihr plötzlich im Herzen auf. Sie eilte in das verborgenſte Gemach, das ihr Sohn Hephäſtus im Götterpalaſte ihr kunſtreich gezimmert, und deſſen Pforte er mit unlösbaren Riegeln befeſtigt hatte. Dieſes betrat ſie und ſchloß die Thürflügel hinter ſich. Hier badete und ſalbte ſie mit ambroſiſchem Öl ihre ſchöne Geſtalt, flocht ihr Haupthaar in glänzende Locken um den unſterblichen Scheitel, hüllte ſich in das köſtliche Gewand, daß ihr Athene zart und künſtlich gewirkt hatte, heftete es über der Bruſt mit goldenen Spangen feſt, umſchlang ſich mit dem ſchimmernden Gürtel, fügte ſich die funkelnden Juwelengehänge in die Ohren, umhüllte das Haupt mit einem durchſichtigen Schleier, und band ſich zierliche Sohlen unter ihre glänzenden Füße. So von Anmut leuchtend verließ ſie das Gemach und ſuchte Aphrodite, die Liebesgöttin, auf. „Grolle mir nicht, Töchterchen," ſprach ſie liebkoſend, „weil ich die Griechen und du die Trojaner beſchützeſt, und verſage mir nicht, um was mein Herz dich bittet. Leihe mir den Zaubergürtel der Liebe, der Menſchen und Götter bezähmt, denn ich will an die Grenze der Erde gehen, den Oceanus und die Tethys, meine Pflegeeltern, aufzuſuchen, die in Zwiſtigkeiten leben. Ich möchte ihr Herz durch freundliche Worte zur Verſöhnung bewegen, und dazu brauche ich deinen Gürtel." Aphrodite, die den Trug nicht durchſchaute, erwiderte arglos: „Mutter, du biſt die Gemahlin des Götterkönigs, nicht recht wäre es, dir eine ſolche Bitte zu verweigern." Damit löſte ſie ſich den wunderköſtlichen buntgeſtickten Gürtel, in dem alle Zauberreize vereinigt waren. „Birg ihn," ſprach ſie, „immerhin in dem Buſen, gewiß kehrſt du nicht ohne Erfolg von dannen."

Weiter ging nun die Götterkönigin nach dem fernen Thrazien in die Behauſung des Schlafes und beſchwor dieſen, in der folgenden Nacht dem Göttervater die leuchtenden Augen unter ſeinen Wimpern tief einzuſchläfern. Aber der Schlaf erſchrak. Er hatte ſchon einmal auf Heras Befehl den Sinn des Gottes betäubt, als Herakles von dem verwüſteten Troja heimfuhr und Hera, ſeine Feindin, ihn auf die Inſel Kos verſchlagen wollte. Damals hatte Zeus, als er erwachend den Betrug inne wurde, die Götter im Sale herumgeſchleudert und den Schlaf ſelbſt hätte er vertilgt, wenn er nicht in die Arme der Nacht geflüchtet wäre, die Götter und Menſchen bändigt. Daran erinnerte jetzt der Schlafgott erſchrocken die Gemahlin des Zeus, doch dieſe beruhigte ihn und ſprach: „Was denkſt du, Schlaf! Meinſt du, Zeus verteidige die Trojaner ſo eifrig, als er ſeinen Sohn Herakles liebte? Sei klug und willfahre mir: thuſt du es, ſo will ich dir die jüngſte und ſchönſte der Grazien zur Gemahlin geben." Der Gott des Schlummers ließ ſie beim Styx mit einem Schwure dies Verſprechen bekräftigen und dann verſprach er, ihr zu gehorchen.

Nun beſtieg Hera im Glanze ihrer Schönheit den Gipfel des Ida, und Inbrunſt erfüllte das Herz ihres Gemahls, als er ſie erblickte, ſo daß er auf der Stelle des Trojanerkampfs vergaß. „Wie kommſt du hierher vom Olympus," ſprach er, „wo haſt du Roſſe und Wagen gelaſſen, liebes Weib?" Mit liſtigem Sinn erwiderte ihm Hera: „Väterchen, ich will ans Ende der Erde gehen, den Oceanus und die Tethys, meine Pflegeeltern verſöhnen." — „Hegſt du denn ewige Feindſchaft gegen mich?" antwortete Zeus, „dieſe Ausfahrt kannſt du auch ſpäter betreiben. Laß uns hier, ſanft gelagert und einmütig an dem Kampfe der Völker uns ergötzen." Als Hera dies Wort hörte, erſchrak ſie, denn ſie ſah, daß ſelbſt ihre Schönheit und der Zaubergürtel Aphrodites dem Gemahl die Sorge für den Kampf und den Groll gegen die Griechen nicht ganz aus dem Herzen zu ſcheuchen vermochten. Doch verhehlte ſie ihren Schrecken, umſchlang ihn freundlich und ſprach, ſeine Wange ſtreichelnd: „Väterchen, ich will ja deinen Willen thun." Zugleich aber winkte ſie dem Schlaf, der ihr unſichtbar gefolgt war und ihres Befehls gewärtig hinter Zeus Rücken ſtand. Dieſer ſenkte ſich auf ſeine Augenlider, daß er, ohne zu antworten, ſein nickendes Haupt in den Schoß der Gemahlin legte und in tiefen Schlummer verſank. Eilig ſchickte jetzt die Himmliſche den Gott des Schlafes als Boten nach den Schiffen zu Poſeidon und ließ dem Bruder ſagen: „Jetzt laß dir's Ernſt ſein, und verleih den Griechen Ruhm; denn Zeus liegt auf dem Gipfel des Ida durch meine Bethörung in tiefen Schlaf geſunken!"

Schnell ſtürzte ſich Poſeidon jetzt ins vorderſte Getümmel und rief in eines Helden Geſtalt dem Danaervolke zu: „Wollen wir dem Hektor auch jetzt noch den Sieg laſſen, ihr Männer, daß er die Schiffe erobere und Ruhm einernte? Zwar ich weiß, er verläßt ſich auf den Zorn des Achilles, aber es wäre eine Schmach für uns, wenn wir ohne dieſen nicht zu ſiegen vermöchten! Ergreifet eure gewaltigſten Schilde, hüllt euch in die ſtrahlendſten Helme, ſchwinget die mächtigſten Lanzen, wir wollen gehen und ich ſelbſt voraus vor euch allen; wir wollen ſehen, ob Hektor vor uns beſteht!" Die Griechen gehorchten der gewaltigen Stimme des mächtigen Streiters, die verwundeten Fürſten ſelbſt ordneten die Schlacht, vertauſchten den Männern die Waffen, gaben dem Starken ſtarke, den Schwächeren ſchwache. Dann drang alles vor; der Erderſchütterer ſelbſt, ein entſetzliches Schwert, wie einen flammenden Blitz, in der Rechten ſchwingend, war ihr Führer. Ihm wich alles aus und niemand wagte, ihm im Kampfe zu begegnen. Zugleich empörte er das Meer, daß es wogend an die Schiffe und Zelte der Danaer anſchlug.

Doch ließ ſich Hektor durch dieſes alles nicht ſchrecken. Er ſtürzte mit ſeinen Trojanern in die Schlacht, wie ein Waldbrand mit ſauſenden Flammen durch ein gekrümmtes Bergthal praſſelt und ein erneuter Kampf entſpann ſich zwiſchen beiden Heeren. Zuerſt zielte Hektor auf den großen Ajax mit der Lanze und traf gut; aber Schild- und Schwertriemen, die ſich ihm über dem Buſen kreuzten, beſchirmten den Leib und Hektor, des Speeres verluſtig, wich unwillig in die Reihen der Seinigen zurück. Ajax ſchickte dem Weichenden einen Stein nach, daß er in den Staub ſtürzte, Lanze, Schild und Helm ihm entflog und das Erz der Rüſtung klirrte. Die Griechen jauchzten, ein Hagel von Speeren folgte, und ſie hofften den Liegenden wegzuziehen. Aber die erſten Helden der Trojaner verſäumten ihn nicht: Äneas, Polydämus, der edle Agenor, der Lykier Sarpēdon und ſein Genoſſe Glaukus, alle hielten die Schilde zur Abwehr vor, erhoben den Betäubten und brachten ihn ungefährdet auf den Streitwagen, der ihn zur Stadt zurückführte.

Als ſie den Hektor fliehen ſahen, rannten die Griechen noch viel heftiger auf den Feind ein. Um Ajax erhob ſich ein Getümmel; denn nach allen Seiten hin traf ſein Wurfſpieß und ſeine Lanze. Doch ſchmerzte auch die Griechen hier und dort ein in ihrer Mitte fallender Held. Den Sturz des Danaers Prothoēnor, den Polydämus erlegt hatte, mußte dem Ajax der Sohn des Antēnor, Archilŏchus, büßen; den Böotier Promăchus, den der Bruder des Archilŏchus, Akămas, mit dem Speere niedergeſtochen, rächte der Grieche Penelaus am Ilioneus; Ajax ſtieß den Hyrtius nieder; Antilochus den Mermĕrus und Phalkes; Meriones den Hippotion und Morys; Teucers Pfeil brachte den Prothoon und Periphetes zu Falle; Agamemnon durchſtach dem Hyperēnor die Weiche, am allermeiſten aber wütete unter den Trojanern, die ſchon draußen vor der Mauer über den Graben und durch die Pfähle zu fliehen begannen, der kleine Ajax, der hurtige Lokrer, deſſen Augenblick jetzt gekommen war.

Hektor von Apollo gekräftigt. Erſt bei ihren Wagen machten die Trojaner wieder halt, erſchrocken und bleich vor Angſt. Jetzt aber erwachte Zeus auf dem Gipfel des Ida und erhob ſein Haupt aus Heras Schoße. Schnell ſprang er empor und überſchaute mit einem Blicke Griechen und Trojaner, dieſe in die Flucht getrieben, jene ſtürmiſch verfolgend; mitten in ihren Reihen ſeinen Bruder Poſeidon; er ſah Hektorn auf dem Wege zur Stadt, mitten im Felde, aus dem Wagen gehoben, zu Boden liegen, die Genoſſen um ihn her: ſchwer atmete der Bewußtloſe und ſpie Blut; denn kein Schwächerer hatte ihn getroffen. Voll Mitleid ruhte der Blick des Vaters der Götter und Menſchen auf ihm, dann wandte er ſich drohend zu Hera; ſein Angeſicht verfinſterte ſich und er ſprach: „Argliſtige Betrügerin, was haſt du gethan? Fürchteſt du nicht die erſte Frucht deines Frevels ſelbſt zu genießen? Denkſt du nicht mehr daran, wie du, die Füße an zwei Amboſſe gehängt, die Hände mit goldener Feſſel geſchürzt, zur Strafe in der Luft ſchwebteſt, und kein Olympiſcher dir zu nahen wagte, ohne von mir auf die Erde geſchleudert zu werden, damals als du die Götter des Orkus gegen meinen Sohn Herakles aufgewiegelt? Verlangt dich darnach zum zweitenmale?"

Hera ſtutzte eine Weile ſchweigend, dann ſprach ſie: „Himmel und die Flut des Styx ſollen meine Zeugen ſein, daß nicht mein Geheiß den Erderſchütterer gegen die Trojaner aufgehetzt hat, ihn wird die eigene Regung getrieben haben. Ja eher möchte ich ihm freundlich zureden, daß er deinem Befehle, du wolkig blickender, ſich füge." Zeus Stirne wurde heiterer, denn noch immer wirkte der Gürtel Aphrodites, den Hera bei ſich trug. Endlich ſprach er beſänftigt: „Hegteſt du im Rate der Unſterblichen gleiche Geſinnung mit mir Gemahlin, ſo würde freilich Poſeidon ſeinen Sinn bald nach unſer beider Herzen umlenken. Wenn es dir aber Ernſt iſt, ſo geh und rufe mir Iris und Apollo herbei, daß jene meinem Bruder befehle, aus dem Kampf zum Palaſte heimzukehren, und Phöbus Apollo den Hektor heile, zur Schlacht aufmuntere und mit neuer Kraft beſeele!" Mit erſchrockenem Antlitze gehorchte Hera, und trat in den olympiſchen Saal ein, wo die Unſterblichen zechten. Dieſe ſprangen ehrerbietig von den Sitzen empor und ſtreckten ihr die Becher entgegen. Sie aber ergriff den Becher der Themis, ſchlürfte vom Nektar und meldete des Zeus Machtgebot. Windſchnell fuhr Iris hinab auf das Schlachtfeld. Als Poſeidon den Befehl ſeines Bruders aus ihrem Munde vernahm, ſprach er zuerſt unmutsvoll: „Traun, das iſt nicht brüderlich geſprochen! Auch ſoll er nicht mit Gewalt meinen Willen hemmen; denn ich bin, was er iſt; hat gleich das Los um die Herrſchaft mir nur das graue Meer zugeteilt, dem Hades die Hölle, und ihm den Himmel. Die Erde wie der Olymp iſt uns allen gemein!" — „Soll ich dieſe trotzige Rede, ſo wie du ſie geſprochen, dem Göttervater überbringen?" fragte Iris zögernd. Da beſann ſich der Gott und das Heer der Danaer verlaſſend, rief er: „Nun wohl, ich gehe! Das aber wiſſe Zeus: Trennt er ſich von mir und den andern olympiſchen Freunden der Griechen, und beſchließt Trojas Vertilgung nicht, ſo entflammt uns unheilbarer Zorn!" So ſprach er, in die Fluten tauchend; und augenblicks vermißten die Danaer ſeine Gegenwart.

Seinen Sohn Phöbus Apollo ſandte dagegen Zeus zu Hektor vom Olymp hinab. Dieſer fand ihn nicht mehr liegend auf dem Boden, ſondern ſchon wieder aufgerichtet und von Zeus geſtärkt. Der Angſtſchweis hatte nachgelaſſen, der Atem war leichter, ihn erfriſchte wiederkehrendes Leben. Als Apollo ſich ihm mitleidig näherte, blickte er traurig auf und ſprach: „Wer biſt du, Beſter der Himmliſchen, der nach mir fragt? Haſt du es ſchon gehört, daß der gewaltige Ajax mich bei den Schiffen mit einem Stein an die Bruſt getroffen und mitten im Siege gehemmt hat? Glaubte ich doch noch an dieſem Tage den ſchwarzen Hades ſchauen zu müſſen!" — „Sei getroſt," antwortete ihm Apollo, „ſiehe, mich ſelbſt, ſeinen Sohn Phöbus, ſendet dir Zeus, dich ferner, wie ich wohl auch von ſelbſt früher gethan habe, von nun an auf ſein Geheiß zu ſchirmen und ich werde das goldene Schwert, das du in meinen Händen ſieheſt, für dich ſchwingen. Beſteige deinen Wagen wieder, ich ſelbſt eile voran, ebne euren Roſſen den Weg und helfe dir die Griechen in die Flucht jagen!"

Kaum hatte Hektor die Stimme des Gottes vernommen, ſo ſprang er, wie ein mutiges Roß das Halfter an der Krippe zerreißt, vom Boden auf und ſchwang ſich in ſeinen Wagen. Die Griechen aber, als ſie den Helden herbeifliegen ſahen, ſtanden ſtarr und ließen plötzlich von der Verfolgung ab, wie Jäger und Hunde, die einem Hirſch ins Waldesdickicht nachfolgen, vor einem zottigen Löwen erſchrecken, der ihnen plötzlich drohend in den Weg kommt. Der erſte, der Hektors anſichtig geworden, war der Ätolier Thoas, ein beredter Mann, der ſogleich die Fürſten der Griechen, in deren Mitte er kämpfte, aufmerkſam machte und ausrief: „Wehe mir, welch Wunder erblicke ich mit meinen Augen dort! Hektor, den wir alle unter dem Steinwurfe des Telamoniers ſtürzen ſahen, kommt aufrecht auf den Wagen heran, freudigen Mutes dem Vorkampfe zueilend; gewiß ihm ſteht Zeus der Donnerer zur Seite! So gehorchet denn meinem Rate: heißt die Maſſe des Heeres ſich auf die Schiffe zurückziehen; wir aber, die Tapferſten im Heere, wollen ihm mit Abwehr begegnen; und unſre Schar zu durchbrechen wird er ſich ſcheuen, wenn er auch noch ſo mörderiſch herantobt."

Die Helden gehorchten dem vernünftigen Rate; ſie beriefen die edelſten Fürſten und Kämpfer, und dieſe reihten ſich ſchnell um die beiden Ajax, um Idomeneus, Meriŏnes und Teucer her: hinter ihnen aber zog ſich alles Volk auf die Schiffe zurück. Die Trojaner ihrerſeits drangen mit Heereskraft vor; ſie führte Hektor, hoch auf ſeinem Streitwagen ſtehend; ihn ſelbſt lenkend, in Gewölk eingehüllt, Apollo der Gott, den grauenvollen Ägisſchild in der Hand. Die griechiſchen Helden harrten der Feinde in gedrängtem Häuflein; lautes Geſchrei ſtieg aus beiden Heeren: bald ſprangen die Pfeile und ſauſten die Speere; aber die Geſchoſſe der Trojaner hafteten alle in Feindesleibern, weil Phöbus Apollo mit ihnen war, und ſobald dieſer die gräßliche Ägide gegen das Antlitz der Danaer ſchüttelte, laut und fürchterlich aus ſeiner dunkeln Wolke dazu aufſchreiend, bebte den Griechen das Herz im Buſen, und ſie vergaßen der Abwehr. So erſchlug denn Hektor zuerſt den Führer der Böotier, Stichius, dann Arkeſilāus, den edeln Genoſſen des Meneſtheus; Änēas raubte dem Athener Jaſus und dem Medon, dem Halbbruder des lokriſchen Ajax, Leben und Waffen; vor Polydămas ſank Mekiſtheus, vor Polītes Echius und Klonius vor Agenor: den Dēïochus aber, der aus dem Vorderkampfe floh, ſchoß Paris durch den Rücken, daß die Lanzenſpitze zur Bruſt herausdrang. Während die Trojaner dieſe alle der Rüſtungen entblößten, flohen die Griechen in Verwirrung, dem Graben und den Pfählen zuſtürzend, bebten da und dorthin und manche retteten ſich in der Not auch ſchon über die Mauer. Hektor rief unter ſeine Trojaner hinein, daß es hallte: „Laßt die Leichname in ihren blutigen Rüſtungen liegen und ſprengt geradenwegs auf die Schiffe zu. Wen ich nicht auf dem Wege dorthin treffe, der iſt des Todes!" So ſchrie er, geißelte ſeine Roſſe über die Schultern und lenkte dem Graben zu und ihm folgten alle Helden Trojas mit ihren Streitwagen. Apollo ſtampfte mit ſeinen Götterfüßen die emporragenden Ränder des Grabens in der Mitte hinab und ſchuf ihnen ſo die Brücke eines Pfades, ſo lang und breit als der Schwung eines Wurfſpießes reicht. Auf dieſem Wege überſchritt der Gott ſelbſt zuerſt den Graben und mit einem Stoße ſeiner Ägide warf er die Mauer der Griechen über den Haufen, wie ein am Meeresufer ſpielendes Kind den Sandhaufen, den es aufgebaut hat, auseinander ſtört. Die Griechen waren jetzt wieder in den Schiffsgaſſen zuſammengedrängt und hoben ihre Hände flehend zu den Göttern empor. Auf Neſtors Gebet aber donnerte Zeus mit gnädigem Halle. Die Trojaner deuteten das Zeichen vom Himmel zu ihren eigenen Gunſten, ſtürzten ſich mit Wutausruf durch die Mauerbrücke mit Roß, Wagen und Mann und kämpften von ihren Streitwagen herab, während die Griechen ſich auf die Verdecke ihrer Schiffe flüchteten und von ihren Borden herab ſich wehrten.

Während Griechen und Trojaner noch um den Wall kämpften, ſaß Patroklus immer noch in dem ſchönen Zelte des Helden Eurypўlus und pflegte die Wunde desſelben, lindernde Säfte darein tränfelnd. Als er aber hörte, wie die Troer mit Macht an die Mauer rannten und das Getümmel und Angſtgeſchrei der flüchtenden Danaer vor ſeine Ohren kam, ſchlug er ſich die Hüfte mit der flachen Hand und rief laut aufjammernd: „Nein Eurypўlus, ſo gerne ich dich noch weiter pflegen möchte, länger darf ich nicht bei dir verweilen; denn draußen wird es zu laut! So behilf dich denn mit deinem Waffengenoſſen. Ich ſelbſt aber eile zu meinem Freunde, dem Peliden und verſuche es, ob ich mit Hilfe der Götter und mit meinem Zuſpruche ihn nicht zu bewegen vermag, an der Feldſchlacht endlich wieder Anteil zu nehmen!" Kaum hatte er das Wort geendet, als ſeine behenden Füße ihn auch ſchon aus dem Zelte trugen.

Inzwiſchen tobte der Kampf bei den Schiffen, ohne daß der Vorteil ſich auf eine Seite geneigt hätte. Um eines der Schiffe ſtritten ſich Hektor und Ajax; aber jener vermochte dieſen nicht vom Borde zu vertreiben und den Feuerbrand in das Fahrzeug zu werfen; dieſer nicht, jenen zu verdrängen. Der Speer des Telamoniers ſtreckte Kalētor, den Verwandten Hektors, an deſſen Seite nieder; die Lanze Hektors traf Lykophron, den Streitgenoſſen des Ajax. Auf ſeinen Fall eilte Teucer dem Bruder zu Hilfe und ſchoß dem Wagenlenker des Polydămas, Klitus, einen Pfeil in den Nacken. Polydămas, der zu Fuße focht, hemmte die leer davon eilenden Roſſe. Ein zweiter Pfeil Teucers flog auf Hektor, aber Zeus ließ die Sehne zerreißen und das Geſchoß ſeitwärts abirren; der Bogenſchütze empfand ſchmerzlich die feindſelige

Gewalt des Gottes. Ajax ermahnte den Bruder, Bogen und Pfeil zu laſſen und zu Schild und Speer zu greifen; dies that der Held und bedeckte ſich mit einem ſtattlichen Helme. Hektor dagegen rief ſeinen Kämpfern zu: „Mutig fortgeſtritten, ihr Männer! Eben ſah ich, wie der Donnerer der tapferſten Griechen einem das Geſchoß zerbrochen hat! Drum auf mit Heereskraft zum Schiffskampfe. Mit uns ſind die Götter!" — „Schande über euch, Argiver," rief auf der andern Seite Ajax, „nun gilt's zu ſterben, oder den Schiffen Rettung zu ſchaffen! Wenn der gewaltige Hektor dieſe mit Feuer zerſtört, gedenket ihr zu Fuße über die Meerflut heimzukehren? Oder meint ihr, Hektor lade euch zum Reigentanz und nicht zum Kampfe? Viel beſſer iſt's, die Wahl des Todes oder Lebens zu beſchleunigen, als in ſchmählicher Unentſchiedenheit hinzuſchmachten, von ſchlechteren Männern, die hinter dem Schirme der Götter fechten, vertilgt!" So rief Ajax und ſtreckte einen Trojanerhelden nieder, aber für jeden Fallenden vergalt ihm Hektor mit dem Fall eines andern. Endlich entſpann ſich ein mörderiſcher Kampf um die Leiche und Rüſtung des Dolops, den Menelāus gefällt hatte. Hektor bot alle Brüder und Verwandte auf; Ajax und ſeine Freunde dagegen umzäunten die Schiffe mit einem Gehege von Schilden und Lanzen. Da munterte Menelāus den ſchmucken Sohn des Neſtor, Antilŏchus, auf und rief ihm zu: „Es iſt doch keiner jünger und ſchneller im ganzen Heer, als du und auch nicht tapferer, o Jüngling! es wäre ſchön, wenn du hervorſprängeſt und einen der Trojaner erlegteſt!" So reizte er den Antilŏchus, der ſofort aus dem Gewühle herauseilte, ſich umſchaute und den blinkenden Wurfſpeer abſandte. Als er zielte, flogen die Trojaner auseinander, dennoch traf ſein Geſchoß den Melanīppus, den Sohn Hiketāons, unter der Bruſtwarze, daß er zuſammenſtürzte und die Waffen um ihn praſſelten. Herzu ſprang Antilŏchus, wie der Hund auf das Hirſchkalb, das der Jäger auf der Lauer durchſchoſſen; als ihm aber Hektor entgegenlief, entfloh er wie ein Wild, das Hund oder Hirten der Herde zerriſſen und, ſich böſes bewußt, davon flieht, wenn es eine Männerſchar herannahen ſieht. Die Geſchoſſe der Trojaner folgten ihm und Antilŏchus wandte ſich erſt wieder um, als er bei den Seinigen in Sicherheit war.

Nun ſtürzte Trojas Volk wie eine Schar blutgieriger Löwen unter die Schiffe: Zeus ſchien entſchloſſen, den unbarmherzigen Wunſch der gleich ihrem Sohne Achilles zürnenden Thetis ganz zu gewähren. Doch wartete er nur darauf, bis er die aufſteigende Lohe eines einzigen in Flammen geſetzten Schiffes erblickte, um alsdann wieder Flucht und Verfolgung über die Trojaner zu verhängen und den Griechen aufs neue Siegesruhm zu gewähren. Hektor wütete unterdeſſen voll Grimm: der Schaum ſtand ihm um die Lippen, die Augen funkelten ihm unter den düſteren Brauen und fürchterlich wehte der Buſch von ſeinem Helme. Weil ihm nur noch wenige Lebenstage gewährt waren, ſo rüſtete ihn Zeus vor allen Männern noch einmal mit Kraft und Herrlichkeit aus: denn ſchon lenkte ihm Pallas Athene das grauſe Todesverhängnis entgegen. Jetzt aber durchbrach er die Reihen der Feinde, wo er die dichteſten Haufen und die beſten Rüſtungen ſah. Doch verſuchte er lang umſonſt einzubrechen; die dichtgeſchloſſene Schar der Danaer ſtand wie ein getürmter Meerfels, an dem die Brandung umſonſt in die Höhe ſchäumt; dennoch warf er ſich auf die Heerſcharen, wie im Sturm eine Woge ſich in ein Schiff hineinſtürzt, daß endlich ein Grauen ſich der Griechen bemächtigte und ſie miteinander die Flucht ergriffen. Einem jedoch, der, als er zur Flucht ſich umdrehte, unten am Schilde ſich ſtieß und rückwärts fiel, — es war der Sohn des berüchtigten Kopreus, Periphētes aus Mykene, ein beſſerer Mann, als ſein häßlicher Vater, — bohrte dicht bei ſeinen fliehenden Genoſſen Hektor die Lanze in die Bruſt.

Schon wichen die Griechen von den vorderen Schiffen zurück, doch zerſtreuten ſie ſich nicht durch die Gaſſen des Lagers, ſondern Scham und zugleich Furcht hielt ſie bei den Zelten in Scharen aufgeſtellt zuſammen und ſie ermahnten einander gegenſeitig, vor allen der greiſe Held Neſtor, der mit ſeinem Schlachtruf die Herzen der Männer ermutigte. Ajax, der Telamonier, aber umwandelte die Schiffsverdecke, ein 22 Ellen langes Ruder, mit Eiſenringen gefügt, in ſeiner Rechten, und wie ein geſchickter Roſſeſpringer von einem Pferde aufs andere zum Staunen der Zuſchauer hüpft, ſo ſprang er von einem Schiffsgetäfel aufs andere und ſchrie mit ſchrecklicher Stimme zu den Griechen hinab. Aber auch Hektor weilte nicht unthätig im Hafen der Seinigen, ſondern wie ein funkelnder Adler auf die Scharen von Kranichen oder Schwänen ſtürzt, die ſich am Ufer eines Stroms gelagert haben, ſo drang er geradenwegs auf eines der Meerſchiffe ſtürmend los, Zeus ſelbſt gab ihm im Rücken einen Stoß, daß er voranflog und ſeine ganze Schar ihm nachſtürmte.

Da erhob ſich von neuem um die Schiffe ein erbitterter Kampf: die Griechen wollten lieber ſterben als entfliehen, von den Trojanern hoffte ein jeder, den erſten Fackelbrand in die Schiffe zu ſchleudern. Und nun faßte Hektor das Steuerende des ſchönen Schiffes, das den Proteſilāus gen Troja geführt hatte, aber ihn nicht wieder heimbringen ſollte, weil er der erſte war, der nach der Landung im Gefechte gegen die Trojaner gefallen war. Um dieſes Schiff kämpften und mordeten jetzt Danaer und Troer; da war keine Rede mehr von Bogenſchuß oder auch nur von Speerwurf: zuſammengedrängt ſchwangen alle nur ſcharfe Beile, Äxte und Schwerter gegen einander und führten Lanzen zum Stich. Manches gute Schwert ſtürzte dort aus der Hand in den Staub oder von den Schultern der Streitenden herab und der Boden ſchwamm in Blut. Hektor aber, nachdem er einmal das Schiff gefaßt, umklammerte es feſt und rief: „Jetzt Feuer her und den Schlachtruf erhoben! Jetzt ſchickt uns Zeus den Tag, der uns für alle andern ſchadlos hält! Jetzt die Schiffe erobert, welche uns ſo viel Jammer gebracht haben! Jetzt wird kein Älteſter uns hindern, den Sieg zu benützen; Zeus ſelbſt ermahnt und befiehlt uns jetzt!"

Auch Ajax vermochte Hektors Andrange nun nicht mehr zu widerſtehen, die Geſchoſſe drängten ihn zu ſehr, er wich ein wenig vom Verdecke des Schiffs und ſchwang ſich auf die Bank des Steuermanns. Aber auch von hier aus ſpähte er umher, wo abzuwehren ſei, und richtete ſeine Lanze gegen die mit Feuerbränden eindringenden Trojaner; zugleich donnerte er ſeine Volksgenoſſen an: „Freunde, jetzt ſeid Männer! oder wähnet ihr, hinter den Schiffen ſtehen euch noch andere Helfer, noch ein ſtärkerer Wall, der euch ſchirmen könnte? Ihr habt keine Stadt, hinter deren Mauern ihr euch flüchten könnet, wie die Trojaner; auf Feindesboden, fern vom Lande der Väter, an den Meeresſtrand ſind wir hingedrängt! Unſer ganzes Heil beruht nur auf unſerem Arme!" So rief er und empfing jeden Feind, der mit einer Fackel ſich dem Schiffe näherte, mit einem Lanzenſtich, daß bald zwölf Leichen vor ihm den Boden deckten.

Tod des Patroklus. Indes um das Schiff, auf welchem Ajax ſtand, auf Tod und Leben gekämpft wurde, war Patroklus, als er das Zelt des wunden Eurypȳlus verlaſſen, zu ſeinem Freunde Achilles geeilt, und als er in deſſen Lagerhütte eintrat, ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen wie eine finſtere Quelle, die ihr dunkles Waſſer aus ſteilen Klippen gießt. Mitleidig ſah ihn der Pelide an und ſprach zu ihm: „Du weinſt ja wie ein kleines Mädchen, Freund Patroklus, das der Mutter nachläuft und „nimm mich" ſchreit, und ſich ſo lang an ihr Kleid anklammert, bis die Mutter es aufhebt! Bringſt du meinen Myrmidonen, mir oder dir ſelbſt ſchlimme Botſchaft aus Phthia? Ich weiß doch, dein Vater Menötius lebt, mein Vater Peleus lebt! Oder beklagſt du vielleicht das Volk von Argos, daß es ſo jämmerlich zugrunde geht, zum Lohn ſeines eigenen Frevels? Rede nur immer ehrlich heraus und laß mich alles wiſſen!"

Schwer ſeufzte bei dieſer Frage Patroklus auf und ſprach endlich: „Zürne mir nicht, erhabenſter Held! Allerdings laſtet der Gram der Griechen ſchwer auf meiner Seele! Alle Tapferſten liegen von Wurf oder Stoß getroffen bei den Schiffen umher; wund iſt Diomēdes; lanzenwund Odyſſeus und Agamemnon; den Eurypȳlus traf ein Pfeil in den Schenkel; ſie alle ſind den Ärzten zur Heilung übergeben, ſtatt daß ſie in unſern Reihen kämpfen ſollten. Du aber bleibſt unerbittlich; nicht Peleus und Thetis, der Menſch und die Göttin, können deine Eltern ſein; dich muß das finſtre Meer oder ein ſtarrer Fels geboren haben, ſo unfreundlich iſt dein Herz! Nun denn, wenn die Worte deiner Mutter und ein Beſcheid der Götter dich zurückhalten: ſo ſende wenigſtens mich und deine Krieger ab, ob wir den Griechen nicht vielleicht Troſt bringen. Laß mich deine eigene Rüſtung anlegen: leicht mag es ſein, wenn die Trojaner mich ſehen und dich zu erblicken glauben, daß ſie vom Kampf abſtehen und den Danaern Zeit laſſen, ſich zu erholen!"

Aber Achilles erwiderte unmutig: „Wehe mir, Freund! Nicht das Wort meiner Mutter, auch kein Götterausſpruch hindert mich; nur der bittere Schmerz, daß ein Grieche es gewagt hat, mich, den Ebenbürtigen, des Ehrengeſchenks zu berauben, frißt mir an der Seele. Dennoch habe ich mir nicht vorgeſetzt, ewig zu grollen, und war von jeher entſchloſſen, wenn das Schlachtgetümmel bis zu den Schiffen gelangen ſollte, meinem Groll Abſchied zu ſagen. Selber Anteil am Kampfe zu nehmen, kann ich mich zwar noch nicht entſchließen; du aber hülle immerhin deine Schultern in meine Rüſtung und führe auch unſer ſtreitbares Volk zum Kampfe. Stürze mit aller Macht auf die Trojaner und treibe ſie aus den Schiffen fort! Nur an einen lege die Hände nicht, und dies iſt Hektor; auch hüte dich, daß du nicht einem Gott in die Hände falleſt: denn Apollo liebt unſere Feinde! Wenn du die Schiffe gerettet haſt, kehre wieder um. Die andern mögen ſich dann auf dem offenen Felde gegenſeitig morden; denn eigentlich wäre es doch am beſten, wenn gar kein Danaer davon käme und wir zwei allein der Vertilgung entgingen und Trojas Mauern niederreißen könnten!"

Bei den Schiffen atmete inzwiſchen Ajax immer ſchwerer: ſein Helm raſſelte von feindlichen Geſchoſſen, die Schulter, vom aufliegenden Schilde beſchwert, fing an, ihm zu erſtarren: der Angſtſchweiß floß ihm von den Gliedern herab und keine Erholung durfte er ſich gönnen. Als nun vollends Hektors Schwert ihm die Lanze dicht am Öhre durchſchmetterte, daß der verſtümmelte Teil in ſeiner Hand blieb und die eherne Spitze klirrend auf den Boden fiel, da erkannte Ajax, daß die Gewalt eines Gottes den Griechen entgegen ſei und entwich dem Geſchoß. Und nun warf Hektor mit den Seinigen einen mächtigen Feuerbrand in das Schiff und bald ſchlug die Flamme lodernd um das Steuerruder zuſammen.

Als Achilles in ſeinem Zelt Feuer von dem Schiffe auflodern ſah, da durchzuckte auch den unbeugſamen Helden der Schmerz. „Auf, edler Patroklus", rief er, „erhebe dich, daß ſie die Schiffe nicht nehmen und den Unſrigen jeden Ausweg verſperren! Ich ſelbſt will hingehen, mein Volk zu verſammeln." Patroklus war des Wortes froh, das er aus dem Munde ſeines Freundes vernommen hatte; eilig legte er die Beinſchienen an, ſchnallte den kunſtvoll gearbeiteten Harniſch um die Bruſt, hing ſich das Schwert um die Schulter, ſetzte den von Roßhaaren umwallten Helm aufs Haupt, griff mit der Linken zum Schilde, mit der Rechten faßte er zwei mächtige Lanzen. Gern hätte er den mörderiſchen Speer ſeines Freundes Achilles ſelbſt genommen, der aus einer Eſche des theſſaliſchen Berges Pelion gezimmert war, und den ſein Erzieher, der Centaure Chiron, dem Vater Peleus geſchenkt hatte; dieſer aber war ſo groß und ſchwer, daß ihn außer dem Peliden kein anderer Held ſchwingen konnte. Nun ließ Patroklus ſeinen Freund und Wagenlenker Automēdon die Roſſe Xanthus und Balius anſchirren, die unſterblichen Kinder der Harpyie Podarge und des Zephy̆rus, die Achilles einſt aus der Stadt Theben als Beute fortgeführt hatte; Achilles aber rief ſein Myrmidonenvolk, hungrigen Wölfen gleich, herbei, je fünfzig Männer aus den fünfzig Schiffen; ihre Schlachtreihen führten fünf Kriegsoberſten: Meneſthius, der Sohn des Flußgottes Spercheios und der Polydōra, einer Tochter des Peleus; Eudōros, der Sohn des Hermes und der Polymēle; Piſander, der Sohn des Mämalus, nach Patroklus der beſte Kämpfer in der Schar; endlich der ergraute Phönix und Alcimedon, der Sohn des Laërkes.

Den Abziehenden rief der Pelide zu: „Vergeſſe mir keiner, ihr Myrmidonen, wie oft ihr während meines Zornes den Trojanern gedroht und unmutig meine Galle geſcholten habt, welche die Streitgenoſſen mit Zwang vom Kampfe zurückhalte. Endlich iſt die Stunde, nach der ihr geſchmachtet, erſchienen: kämpfe nun, wem es das mutige Herz befiehlt!" Als er ſo geſprochen, zog er ſich in ſein Zelt zurück und holte aus dem Kaſten, den, voll von Leibröcken, Decken und Mänteln, auch andern koſtbaren Dingen, ſeine Mutter Thetis ihm mit aufs Schiff gegeben hatte, einen kunſtreichen Becher hervor, aus dem kein anderer Mann je den funkelnden Wein getrunken hatte und kein anderer Gott Dankopfer empfangen hatte als der Donnerer. Aus dieſem ſpendete er auch jetzt, in die Mitte ſeines Hofes tretend, unter Gebet dem Vater Zeus und bat ihn, den Griechen Sieg zu verleihen, ſeinen Waffengenoſſen Patroklus aber unverletzt zu den Schiffen zurückzugeleiten. Zu der erſten Bitte winkte Zeus Gewährung, zur zweiten ſchüttelte er ſein Haupt, beides von dem Helden ungeſehen. Achilles ging in ſein Zelt zurück, den Becher wieder aufzubewahren; dann ſtellte er ſich vor ſein Zelt, um dem blutigen Kampfe zwiſchen Griechen und Trojanern zuzuſehen.

Die Myrmidonen zogen indeſſen, den Führer Patroklus an der Spitze, wie ein Weſpenſchwarm am Heerweg. Als die Trojaner ihn kommen ſahen, ſchlug ihnen das Herz vor Schrecken und ihre Geſchwader gerieten in Verwirrung, denn ſie glaubten, Achilles ſelbſt habe ſich, den Groll aus der Seele verbannend, von den Zelten aufgemacht, und ſchon fingen ſie an umherzublicken, wie ſie dem Verderben entrinnen könnten. Patroklus benützte ihre Furcht und ſchwang ſeine blinkende Lanze gerade in ihre Mitte hinein, wo am Schiffe des Proteſilăus das Getümmel am ſtärkſten war. Sie traf den Päonier Pyrächmes, daß er, an der rechten Schulter durchbohrt, wehklagend rücklings auf den Boden taumelte und die Päonier um ihn her, alle betäubt, vor dem gewaltigen Patroklus flüchteten. Das Schiff blieb halbverbrannt ſtehen; angſtvoll flohen alle Trojaner, die Danaerhaufen ſtürzten ſich in die Schiffsgaſſen zur Verfolgung; allenthalben tobte der Aufruhr. Doch faßten ſich die Trojaner bald wieder und die Griechen ſahen ſich genötigt, Mann für Mann zu Fuß zu kämpfen: Patroklus durchſchoß dem Areïly̆kos den Schenkel; Menelăus bohrte dem Thoas die Lanze in die Bruſt; Meges, der Neffe des Odyſſeus, durchſtach dem Amphĭclus die Wade; Antilŏchus, Neſtors Sohn, durchſtieß dem Atymnius die Weiche; da flog Maris, voll Zorn über den Fall des Bruders, auf Antilŏchus zu, ſtellte ſich vor den Erſchlagenen und drohte mit der Lanze; doch ihm durchbohrte Thraſimēdes, Neſtors anderer Sohn, Schulter und Armende mit dem Speer, daß er ſterbend zuſammenſank. Als ſo Brüder die Brüder zu Boden geſtreckt hatten, ſprang auch der ſchnelle kleine Ajax hervor und hieb dem vom Gedränge gehinderten Kleobūlus auf der Flucht das Schwert in den Nacken. Penēlus und Lykon rannten, beide ſich verfehlend, mit den Lanzen gegeneinander; aber im Schwertkampf ſiegte der Danaer; Meriŏnes traf den Akămas, als er eben den Wagen beſtieg; Idomeneus ſtach den Erymas und durchbohrte ihm unter dem Hirn das Gebein des Kopfes, daß ihm die Zähne einſtürzten und er Blut zu Mund und Naſe herausröchelte.

Der große Ajax ſann auf nichts anderes, als wie er mit dem Speere Hektor treffen könnte: dieſer aber, voll Kriegserfahrung, deckte ſich mit ſeinem ſtierledernen Schilde, daß Pfeile und Wurfſpieße daran abprallten. Zwar hatte der Feldherr bereits erkannt, daß der Sieg ſich von ihm und den Seinen abgewendet habe, dennoch verweilte er unerſchüttert in der Schlacht und dachte wenigſtens darauf, ſeine teuren Genoſſen zu beſchützen und zu retten. Erſt als der Andrang unwiderſtehlich wurde, kehrte er mit ſeinem Wagen um und flog mit ſeinen vortrefflichen Roſſen über den Graben. Die andern Trojaner waren nicht ſo glücklich; viele Roſſe ließen hier und dort im Graben die Wagen ihrer Herren zerſchmettert an der Deichſel zurück; doch was glücklich hinüberkam, ſtäubte in der eiligſten Flucht nach der Stadt zurück und Patroklus ſprengte mit tönendem Rufe den noch diesſeits des Grabens Dahinfliegenden nach: viele ſtürzten kopfüber unter die Räder ihrer Wagen und geborſtene Sitze krachten. Endlich ſprang das unſterbliche Roſſegeſpann des Peliden auch über den Graben und Patroklus trieb ſie an, den auf ſeinem Wagen dahineilenden Hektor zu erreichen. Dabei mordete er zwiſchen Schiffen, Mauer und Strom, was er antraf. Pronŏus, Theſtor, Eryălus und neun andere Troer waren auf ſeinem ſtürmenden Weg teils dem Speerſchwunge, teils dem Lanzenſtiche, teils dem Steinwurfe des Siegers erlegen. Mit Schmerz und Ingrimm ſah dies der Lykier Sarpēdon, ermahnte ſcheltend ſeine Heerſchar und ſprang gerüſtet von ſeinem Wagen zur Erde. Patroklus that ein Gleiches und nun ſtürzten ſie ſchreiend gegeneinander wie zwei ſcharfklauige, krummſchnäblige Habichte. Mit Erbarmen ſah Zeus auf ſeinen Sohn Sarpēdon hernieder vom Olymp; aber Hera ſchalt ihn und ſprach: „Was denkſt du, Gemahl! Einen Sterblichen willſt du ſchonen, der dem Tode doch ſchon längſt verfallen iſt? Bedenke, wenn alle Götter ihre Söhne aus der Schlacht entführen wollten, was aus den Geſchicken, die du ſelber zu vollführen beſchloſſen haſt, alsdann würde. Glaube mir, es iſt beſſer, du läſſeſt ihn in der Feldſchlacht umkommen, übergiebſt ihn dem Schlaf und dem Tode und geſtatteſt ſeinem Volk, ihn aus dem Getümmel zu tragen und dereinſt in Lykien unter Grabhügel und Säule zu beſtatten!" Zeus ließ die Göttin gewähren und nur eine Thräne fiel aus ſeinem Götterauge herab auf die Erde, dem fallenden Sohne geweiht.

Die beiden Kämpfer hatten ſich jetzt einander auf Schußweite genähert. Patroklus aber traf zuerſt den tapfern Genoſſen Sarpēdons, Thraſymēlus; Sarpēdons Speer verfehlte zwar den Helden, ſtieß aber dafür dem Beiroſſe Pedaſus, das ſterblich war, den Speer in die rechte Schulter; bei dem Stürzen des Röchelnden waren auch die zwei unſterblichen Roſſe ſcheu geworden: das Joch knarrte ſchon, die Zügel verwirrten ſich und ſie wären ausgeriſſen, wenn nicht der Wagenlenker Automēdon ſchnell ſein Schwert von der Hüfte geriſſen und den Strang des getöteten Roſſes zerhauen hätte.

Ein zweiter Lanzenwurf Sarpēdons verfehlte den Gegner wieder, der Speer des Patroklus traf aber diesmal den Lykier ins Zwerchfell und er fiel zu Boden, wie eine Bergtanne unter der Axt, knirſchte mit den Zähnen und griff mit der Hand in den blutigen Staub. Sterbend rief er ſeinen Freund Glaukus auf, mit den Lykierſcharen ſich um ſeinen Leichnam zu werfen und verſchied. Da betete Glaukus zu Phöbus Apollo, ihm die Armwunde zu heilen, die Teucer ihm bei Erſtürmung der Mauer mit dem Pfeile beigebracht hatte und die ihn noch immer quälte und zum Kampf untüchtig machte. Der Gott erbarmte ſich ſeiner und ſtillte auf der Stelle den Schmerz. Nun durcheilte er die Reihen der Trojaner und rief die Helden Polydămas, Agēnor und Änēas, Sarpēdons Leichnam zu ſchützen, auf. Die Fürſten trauerten, als ſie den Tod des Mannes vernahmen, der, obwohl aus fremdem Geſchlechte, doch ihre Stadt wie eine Säule ſtützte; aber ihre Trauer war nicht feige. Wild drangen ſie auf die Danaer ein und ihnen allen flog Hektor voran. Die Griechen dagegen entflammte Patroklus und ſo rannten ſie gegeneinander, mit grauenvollem Geſchrei um die Leiche des gefallenen Sarpedon kämpfend. Als einer ihrer tapferſten Krieger, Epīgeus, der Sohn des Agăkles, von einem Steinwurfe Hektors gefallen war, fingen zuerſt die Myrmidonen an zu weichen. Patroklus aber, den der Tod des Freundes bitter ſchmerzte, ſtürzte ſich ins vorderſte Gewühl, zerſchmetterte dem Troer Sthenelăus den Rücken und brachte die Trojaner wieder zum Weichen. Endlich kehrte ſich unter dieſen Glaukus zuerſt wieder um und durchſtach den Myrmidonen Bathykles mit der Lanze; dagegen traf Meriŏnes den Laogŏnus, deſſen Vater Onētor Prieſter des idäiſchen Zeus war: den Meriŏnes aber verfehlte der Speer des gewaltigen Änēas. Während dieſe Hohnworte mit einander wechſelten, rief Patroklus ihnen zu: „Was ſchwatzet ihr, Helden? Im Arme ſucht der Krieg die Entſcheidung?" Und damit drang er an der Spitze der Seinigen auf den Leichnam ein und die Troer erwehrten ſich ſeiner, daß die Leiche bald vom Haupte bis an die Sohlen von Geſchoſſen, Staub und Blut zugedeckt war.

Zeus, der dem Kampfe aufmerkſam zuſchaute, bedachte ſich eine Weile über den Tod des Patroklus, aber es däuchte ihm beſſer, dieſem vorerſt noch Sieg zu verleihen und ſo drängte denn der Freund des Peliden die Trojaner ſamt den Lykiern zurück und der Stadt zu. Die Griechen beraubten den gefallenen König der Rüſtung und eben wollte ihn Patroklus ſeinen Myrmidonen übergeben, als Apollo auf Zeus' Geheiß vom Gebirge in die Feldſchlacht herunter fuhr, den Leichnam auf ſeine göttlichen Schultern nahm und ihn fern an den Strom des Skanander trug. Hier ſpülte er ihn im Gewäſſer rein, ſalbte ihn mit Ambroſia und gab ihn den Zwillingen Schlaf und Tod hinwegzutragen. Dieſe flogen mit ihm davon und brachten ihn in ſein lykiſches Heimatland.

Aber Patroklus, vom böſen Geſchicke getrieben, munterte ſeinen Wagenlenker und ſeine Roſſe auf und rannte den Trojanern und Lykiern nach, ins eigne Unheil. Neun Troern zog er ihre Rüſtungen vom erlegten Leichnam ab und tobte ſo unaufhaltſam im Lanzenkampfe voran, daß er die getürmte Stadt Troja ſelbſt erobert hätte, wäre nicht auf dem feſteſten Turme der Gott Apollo geſtanden und hätte auf das Verderben des Helden und auf die Beſchirmung der Trojaner geſonnen. Dreimal ſtieg der Sohn des Menötius zur hervorragenden Mauerecke heran und dreimal verdrängte ihn Apollo mit unſterblicher Hand, den leuchtenden Schild ihm entgegen haltend und ſein „Weiche!" rufend. Da entwich Patroklus mit eilendem Schritte vor dem Befehl des Gottes.

Am ſkäiſchen Thore hielt der fliehende Hektor mit ſeinen Roſſen inne und beſann ſich einen Augenblick, ob er ſie ins Schlachtgetümmel zurücktreiben oder ſeinem Volke gebieten ſollte, ſich in die Mauern der Stadt einzuſchließen. Während er ſo unentſchloſſen die Zügel anzog, nahte ſich ihm Phöbus in der Geſtalt von Hekübas Bruder Aſius, der ein Oheim des Fürſten war und ſprach zu ihm: „Hektor, was entziehſt du dich dem Kampfe? Wär ich ſo viel ſtärker, denn du, als ich ſchwächer bin, ich wollte dich für deine Unthätigkeit zum Hades ſenden. Aber wohlan, wenn du nicht gern ſolche Worte hörſt, lenke deine Roſſe dem Patroklus zu; wer weiß, ob dir Apollo nicht den Sieg ſchenkt." So raunte ihm der vermummte Gott ins Ohr und verlor ſich im Gewühl der Schlacht. Da ermunterte Hektor ſeinen Wagenlenker Kebriŏnes, einen Baſtard ſeines Vaters, die Roſſe wieder in die Schlacht zu treiben und Apollo drang vor ihm her in die Reihen der Griechen ein und richtete Verwirrung unter ihnen an. Hektor aber rührte keinen andern Argiver an, ſondern ging geraden Laufes auf Patroklus allein los.

Als dieſer ihn herannahen ſah, ſprang er aus dem Wagen, in der Linken den Speer, mit der Rechten einen zackigen Marmorſtein vom Boden aufleſend, mit dem er ſofort den Kebriŏnes zum Tod an die Stirne traf, daß der Wagenlenker auf den Boden hinabſtürzte. Patroklus ſandte dem Fallenden beißenden Spott nach und rief: „Bei den Göttern, ein behender Mann! Wie leicht er ſich in den Staub taucht! Hat er das Taucherhandwerk etwa auf dem Meere gelernt und einen Auſterhandel getrieben?" Mit dieſen Worten ſprang er wie ein Löwe auf die Leiche des zu Boden Geſunkenen ein und Hektor wehrte ſich um ſeinen Halbbruder; dieſer faßte das Haupt des Erſchlagenen, Patroklus den Fuß und von beiden Seiten ſchlugen Troer und Danaer drein, wie wenn Oſt- und Südwind miteinander kämpfen. Gegen Abend entſchied ſich das Gefecht zu Gunſten der Argiver: ſie entriſſen die Leiche des Kebriŏnes den Geſchoſſen, und beraubten ihn ſeiner Rüſtung. Und nun warf ſich Patroklus mit verdoppelter Wut auf die Trojaner und erſchlug ihrer dreimal neune. Aber als er das viertemal angeſtürmt kam, lauerte der Tod auf ihn, denn Phöbus Apollo ſelbſt begegnete ihm in der Schlacht. Patroklus bemerkte den Herannahenden nicht; denn er war in dichtes Nebelgewölk eingehüllt. Apollo aber ſtellte ſich hinter ihn und verſetzte dem Helden mit der flachen Hand einen Schlag auf Rücken und Schulter: da ſchwindelte es ihm vor den Augen; da ſchlug der Gott ihm den Helm vom Haupte, daß er weithin in den Sand klingend unter die Pferdehufe dahin rollte und der Helmbuſch mit Staub und Blut beſudelt ward. Nun zerbrach er ihm die Lanze in der Hand, löſte ihm den Schildriemen von der Schulter und den Harniſch vom Leibe und betäubte ihm ſein Herz, daß er vor ſich hinſtarrend daſtand. Da durchbohrte ihn Euphōrbus, der Sohn des Panthŏus, ein tapferer Krieger, der ſchon 20 Griechen gefällt hatte, von hinten mit der Lanze und eilte in die Heerſchar zurück. Hektor aber rannte jetzt wieder aus der Schlachtreihe hervor und ſtieß dem ſchon Verwundeten von vorne den Speer in die Weiche des Bauchs, daß die Erzſpitze hinten wieder hervordrang. So bezwang er ihn, wie ein Löwe den Eber am Gebirgsquell bezwingt, wohin ſie beide zu trinken gekommen ſind. Er entriß ihm mit dem Speere zugleich das Leben und rief frohlockend: „Ha, Patroklus! Du hatteſt im Sinn, unſre Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln und unſre Weiber als Mägde auf den Schiffen in eure Heimat zu führen! Nun habe ich ihnen den Tag der Knechtſchaft wenigſtens aufgeſchoben und dich werden die Geier freſſen! Was hat dir nun dein Achilles geholfen?"

Mit ſchwacher Stimme antwortete ihm der ſterbende Patroklus: „Frohlocke du immerhin, nach Herzensluſt, Hektor! Zeus und Apollo haben dir Siegesruhm gewährt ohne Mühe; denn ſie ſind es, die mich entwaffnet haben; ſonſt hätte meine Lanze dich und 20 deines gleichen gebändigt! Vor den Göttern hat mich Phöbus, vor den Menſchen Euphōrbus bezwungen. Du nimmſt mir nur die Rüſtung ab! Aber eines verkünde ich dir: du wirſt nicht lange mehr ſo einhergehen: das Verhängnis ſteht dir ſchon zur Seite und ich weiß, durch wen du ſinkeſt!" Er brachte mit Mühe dieſe Worte hervor, und die Seele verließ die Glieder des Leibes und entflog hinunter zum Hades. Hektor aber rief dem Geſtorbenen noch zu: „Was willſt du mir da für Verderben weisſagen, Patroklus? Wer weiß, ob nicht Achilles ſelbſt, von meiner Lanze durchbohrt, ſein Leben aushauchen wird?" Unter ſolchen Worten zog er, die Ferſe anſtemmend, ihm den ehernen Speer aus der Wunde und ſchwang den Toten rücklings auf den Boden. Dann kehrte er die noch vom Blute des Patroklus triefende Lanze gegen ſeinen Wagenlenker Automedon. Doch dieſen retteten die unſterblichen Roſſe vor dem nachſprengenden Verfolger.

Um die Leiche des Patroklus zankten ſich derweil mit den Waffen Euphōrbus der Trojaner, und Menelāus der Atride. „Du ſollſt es mir büßen," rief jener, „daß du mir den Bruder Hyperēnor erſchlagen und ſein Weib zur Witwe gemacht! „Und damit rannte er mit der Lanze gegen den Schild des Atriden an, aber die Eiſenſpitze bog ſich. Nun erhob auch Menelāus die Lanze und bohrte ſie dem Feinde mitten in den Schlund, daß die Spitze zum Genicke herausdrang, und ſein zierlich gelocktes, mit Gold und Silber durchringeltes Haar vom Blute troff. So ſank er in den Staub, unter dem Klirren ſeiner Waffen, deren ihn ſofort Menelāus beraubte; und er hätte die Rüſtung fortgetragen, wenn ihn nicht Apollo darum beneidet hätte. Dieſer aber ſpornte den Hektor, in Geſtalt des Mendes, des Fürſten der Cikonen, an, von den unſterblichen Roſſen des Peliden, die Automĕdon entführte, als einer unerreichbaren Beute, abzulaſſen, und ſich wieder der Leiche des Euphōrbus zuzuwenden. Er kehrte um, und plötzlich ward er den Fürſten Menelāus gewahr, wie er ſich die herrliche Wehre des Euphōrbus, über den blutenden Leichnam hingebückt, zueignete. Dieſer vernahm den ſchmetternden Wehruf des trojaniſchen Helden, und mußte ſich errötend geſtehen, daß er dem mit ſeinen Troerſcharen heranſtürmenden Hektor nicht ſtand halten könne. So wich denn Menelāus, Leichnam und Rüſtung laſſend, doch nur unwillig, ſchaute ſich, zurückeilend, von Zeit zu Zeit um, ſtand ſtill und ſuchte den großen Ajax in der Schlacht. Als er ihn endlich zur Linken im Gemenge des Treffens erkannte, eilte er auf ihn zu und forderte ihn auf, mit ihm ſelbſt dem Kampf um die Leiche des Patroklus zuzueilen. Es war die höchſte Zeit, als beide ſich wieder dem Platze näherten, wo der Sohn des Menötius gefallen war. Denn Hektor beſchäftigte ſich eben damit, nachdem er dem Leichnam des Patroklus die Rüſtung abgezogen, dieſen an ſich zu ziehen, um ihm mit dem Schwerte den Kopf von der Schulter zu hauen, und den geſchleiften Leib den Hunden zum Fraß vorzuwerfen. Wie er aber den Ajax unter ſeinem ſiebenhäutigen Stierſchilde herannahen ſah, ließ er von dem blutigen Vorhaben ab, und flüchtete ſich ſchnell in die Schar ſeiner Streitgenoſſen zurück. Dort ſprang er empor in ſeinen Wagen, und übergab die Rüſtung des Patroklus den Freunden, damit ſie ihm dieſelbe zur Stadt trügen, wo ſie als Denkmal ſeines Ruhmes aufbewahrt werden ſollte. Vor die Leiche ſelbſt warf ſich Ajax wie ein Löwe vor ſeine Jungen hin, und neben ihm ſtellte ſich Menelāus auf.

Glaukus der Lykier aber heftete einen finſtern Blick auf Hektor und ſprach zu ihm die ſtrafenden Worte: „Umſonſt erhebt dich der Ruf, Hektor, wenn du dich ſo zagend vor dem Helden flüchteſt! Denke nur darauf, wie du allein die Stadt verteidigſt! Wenigſtens ficht hinfort kein Lykier mehr an deiner Seite. Denn welchen geringeren Mann im Heere wirſt du verteidigen, nachdem du unſern Fürſten Sarpēdon, deinen Gaſtfreund und Kampfgenoſſen, den Danaern und den Hunden preisgegeben, haſt liegen laſſen? Wären die Trojaner an Kühnheit uns gleich, ſo würden wir bald die Leiche des Patroklus in die Mauern Trojas hereinziehen; dann würden die Argiver auch bald den Leichnam Sarpēdons abliefern, um nur wieder ſeine Rüſtung zu erhalten!" Es wußte nämlich Glaukus nicht, daß Apollo die Leiche Sarpēdons den Griechen entführt hatte.

„Du biſt nicht klug, Freund Glaukus," erwiderte Hektor, „wenn du meinſt, ich fürchte mich vor der Übermacht des Ajax. Noch kein Kampf je hat mir Grauen gemacht. Aber Zeus Ratſchluß iſt mächtiger, als unſere Tapferkeit. Jetzt aber tritt näher, mein Freund, ſchau mein Thun an, und urteile, ob ich ſo verzagt ſei, wie du ſoeben geſprochen!" Mit dieſen Worten flog er ſeinen Freunden nach, welche die Waffen des Peliden, die Patroklus angethan hatte, als Beute der Stadt zu trugen. Er vertauſchte, bei ihnen angekommen, ſeine eigene Rüſtung mit der Rüſtung des Achilles, und zog die unſterbliche Wehre an, welche die Götter des Himmels ſelbſt dem Helden Peleus bei ſeiner Hochzeit mit der Meeresgöttin Thetis geſchenkt hatten, und die der Vater dem Sohne übergeben, als er zu altern anfing. Aber der Sohn ſollte nicht alt werden in den Waffen des Vaters.

Als der Herr der Götter und Menſchen aus der Höhe zuſchaute, wie Hektor die Waffen des göttergleichen Helden Achilles anlegte, ſchüttelte er mit trübem Ernſte ſein Haupt und ſprach in ſeines Herzens Tiefe: „Du Armer, du ahneſt noch auch gar nichts von dem Todesgeſchicke, das ſchon an deiner Seite geht. Du haſt dem erhabenen Helden, vor dem auch andere zittern, ſeinen geliebten Freund erſchlagen, haſt ihm von Haupt und Schultern die Rüſtung abgezogen, und ſchmückeſt dich jetzt mit der unſterblichen Wehr des Sohnes der Göttin. Dennoch, weil dich keine Wiederkehr aus der Schlacht erwartet, und dir deine Gattin Andromăche dieſe ſchönen Waffen nicht ablöſen, und dich nie mehr begrüßen wird, ſo will ich dir zur Entſchädigung noch einmal Siegesruhm verleihen." Als Zeus ſo ſprach, ſchloß ſich die Rüſtung enger an Hektors Leib, der kriegeriſche Geiſt des Ares durchdrang ihn, ſeine Glieder ſtrotzten ihm innerlich von Kraft und Stärke. Mit lautem Zuruf ſprengte er zu den Bundesgenoſſen und führte ſie ermunternd, mit erhöhten Lanzen, gegen den Feind. Da entbrannte der Kampf aufs neue um des Patroklus Leiche, und Hektor wütete ſo mit Morden, daß Ajax ſelbſt zu Menelāus ſprach: „Trauter Held, ich bin nicht mehr ſo ſehr um unſern toten Patroklus beſorgt, der nun einmal die Speiſe trojaniſcher Vögel und Hunde werden muß, als um mein eigenes Haupt und um das deine. Denn Hektor umringt uns mit ſeinen Kriegsſcharen wie eine Wolke. Verſuch es daher, ob die Helden der Danaer unſern Hilferuf nicht hören!" Menelāus erhub ſeine Stimme, ſo laut er vermochte, und der erſte, der den Ruf hörte, war Ajax der Lokrer, des Oïleus ſchneller Sohn; dieſer flog zuerſt herbei, dann kam Idomeneus mit ſeinem Streitgenoſſen Meriŏnes, und bald unzählige andere, ſo daß die Griechen nun wieder den Leichnam mit ihren Erzſchilden umzäumt hielten. Doch wurden ſie von den Trojanern ſo bedrängt, daß dieſe ſchon die Leiche hinwegzuziehen anfingen; endlich aber gelang es dem herrlichen Ajax, der Not zu ſteuern, und während Hippothŏus der Pelasger, ein troiſcher Bundesgenoſſe, die Sehnen des Leichnams unten am Knöchel mit Riemen umband, um ihn ſo fortzuſchleppen, ſchlug ihm der Speer des Telamoniers durch die Kuppel des Helms, daß dieſer zerborſt und das Gehirn aus der Wunde blutig am Speer emporſpritzte. Hektor zielte jetzt auf Ajax, aber er traf nur den Phokäer Schedius; Ajax durchſtieß dafür Phorkys, dem Sohne des Phänops, der um den Leichnam des Hippothŏus kämpfte, den Panzer, daß die Spitze ihm ſchmetternd ins Eingeweide fuhr. Nun wichen die Trojaner und Hektor ſelbſt, und gegen des Zeus Beſchluß hätten die Griechen geſiegt, wenn nicht Apollo, in der Geſtalt des Helden Perĭphas, des greiſen Herolds, den gewaltigen Änēas zum Kampf angetrieben hätte. Dieſer erkannte den Gott, feuerte die Seinigen mit mächtigem Zuruf an, und focht ſelbſt weit voranſpringend, bald der Vorderſte im Streite. Jetzt wandten die Trojaner die Stirne wieder dem Feinde zu. Änēas durchſtach den Leokrītus, den Genoſſen des Lykomēdes; dieſer rächte den Tod des Freundes an Apiſāon dem Päonier: und jetzt ſtreckten die Griechen ihre Lanzen alle dem Leichnam wieder vor.

So, während die Schlacht auch an andern Punkten nicht feierte, wetteiferten ſie hier den ganzen Tag in immer wütender Mordluſt, und über Schenkel und Knie, bis zu den Füßen hinab, troff den Streitern der Schweiß. „Schlinge uns," riefen die Danaer, „lieber der Boden hinab, als daß wir dieſen Leichnam den Trojanern überlaſſen, und ohne Ruhm zu den Schiffen kehren!" „Und müßten wir," ſchrien dagegen die Trojaner, „alle miteinander bei dieſem Manne ſterben, ſo ſäume doch keiner im Kampf!"

Während ſie ſo ſtritten, ſtanden die unſterblichen Roſſe des Achilles abwärts vom Schlachtfeld. Als ſie vernommen, daß ihr Wagenlenker Patroklus, von der Hand Hektors ermordet, im Staube geſtreckt liege, fingen ſie an zu weinen, wie Menſchen thun. Vergebens bemühte ſich Automĕdon, ſie jetzt mit der Geißel zu beflügeln, jetzt mit Schmeichelworten, jetzt mit Drohungen anzutreiben. Nicht heim zu den Schiffen wollten ſie gehen, nicht zu den Griechen in die Feldſchlacht, ſondern wie eine Säule, die unbeweglich über dem Grabhügel eines Verſtorbenen ſteht, ſtanden ſie beide vor dem Wagenſitze feſt, ihre Häupter auf den Boden geſenkt; ihre Mähne quoll wallend und mit Staube beſudelt aus dem Ringe des Jochs hervor, und aus den Wimpern tropften ihnen heiße Thränen. Nicht ohne Mitleid konnte ſie Zeus von ſeiner Höhe herab erblicken. „Ihr armen Tiere," ſprach er bei ſich ſelbſt, „warum haben wir euch ewig Junge, Unſterbliche, dem ſterblichen Peleus geſchenkt! etwa daß ihr mit den unſeligen Menſchen Gram ertragen ſolltet? Denn es giebt doch nichts Jammervolleres auf Erden von allem, was atmet und ſich regt, als der Menſch. Aber umſonſt hofft Hektor, euch zu bändigen und an ſeinen Wagen zu ſpannen. Nimmermehr geſtatte ich dieſes; iſt es nicht genug, daß er in ſeiner Eitelkeit ſich rühmt, des Peliden Waffen zu beſitzen?" Da beſeelte Zeus die Roſſe mit Mut und edler Stärke. Plötzlich ſchüttelten beide den Staub von den Mähnen und ſprengten mit dem Wagen raſch unter Trojaner und Griechen hinein. Automĕdon mußte ſie gewähren laſſen und wehrte ſich, ſo gut er konnte. Aber, allein auf dem hohen Wagenſitze, war es ihm unmöglich, zugleich die Roſſe zu lenken und die Lanze gegen den Feind zu ſchwingen. Endlich erſpähte ihn ſein Genoſſe Alkimĕdon, der Sohn des Laërkes, und verwunderte ſich, daß der Einſame mit dem leeren Wagen ſich dem Schlachtgetümmel ausſetze. „Du biſt, nächſt meinem erſchlagenen Freunde Patroklus, der beſte Roſſebändiger, Alkimĕdon," rief ihm jener zur Antwort zu; „wollteſt du Peitſche und Zügel nehmen, ſo überlaſſe ich dir die Roſſe und warte des Kampfes."

Wie ſich Automĕdon aus dem Sitze ſchwang, bemerkte es Hektor und ſprach zu ſeinem Nebenkämpfer Änēas: „Schau, dort ſprengen die Roſſe des Achilles mit ſehr unkriegeriſchen Lenkern in der Schlacht vor, iſt es dir recht, ſo beſtürmen wir ſie: die Beute kann uns nicht fehlen!" Änēas winkte, und beide ſprengten unter ihren Schilden heran, Chromius und Arētus ihnen nach. Aber Automĕdon betete zu Zeus, und dieſer erfüllte ihm ſein Herz mit ungewohnter Kraft: „Halt mir die ſchnaubenden Roſſe dicht am Rücken, Alkimĕdon!" rief er, und: „Ajax herbei, Menelāus herbei, überlaßt den Geſtorbenen andern Tapfern und wehret von uns Lebendigen das Verderben! Uns bedrängen Hektor und Änēas, die tapferſten Helden Trojas!" Mit dieſen Worten ſchwang er die Lanze gegen Arētus, und dieſe durchſtürmte den Schild und drang dem Helden ins Gedärm, daß der Vorſpringende in den Staub zurückſank. Dann warf Hektor ſeinen Speer auf Automĕdon, aber dieſer fuhr über das Haupt des Gegners zitternd in die Erde. Und jetzt wären ſie ſich im Schwertkampfe begegnet, hätte nicht die Ankunft der beiden Ajax die Streitenden getrennt und die Trojaner zur Rückkehr nach der Leiche des Patroklus vermocht.

Dort flammte der Entſcheidungskampf wieder heftiger auf. Dem Zeus hatte ſich das Herz gewandt; in dunkler Wolke ſenkte ſich ſeine Botin Athene hernieder, und ſtellte ſich, in des alten Phönix Geſtalt ſichtbar geworden, neben Menelāus. Dieſer ſprach, den Helden erblickend: „Vater Phönix, möchte mir Athene heute Kraft verleihen, ſo wollte ich dem toten Freunde wohl helfen, denn ich verſtehe den Vorwurf deines Blickes." Da freute ſich die Göttin, daß er unwiſſend zu ihr ſelber vor allen Göttern gefleht, ſtärkte ihm Schultern und Knie mit Kraft, und gab ihm ausdauernden Trotz ins Herz. Schnell eilte er, die Lanze ſchwingend, auf die Leiche zu, und als Hektors geehrteſter Tiſchfreund, Podes, der Sohn des Eëtion, ſich vor ihm zur Flucht wandte, traf ihn der Speer des Atriden durchbohrend am Gurt, daß er in dumpfem Falle zu Boden krachte. Jetzt trat Apollo in Phänops Geſtalt zu Hektor und ermahnte dieſen: „Ei, Hektor, wer im ganzen Danaervolke wird dich künftig noch fürchten, wenn ein Menelāus dich zurückzuſchrecken vermag? Er hat dir deinen beſten Freund erſchlagen, und jetzt wird er, der Weichlichſte unter allen Griechen, dir auch die Leiche des Patroklus entführen!" Dieſe Worte verſenkten das Herz Hektors in Schwermut, und er eilte im Glanze ſeiner Erzrüſtung voran. Zeus aber ſchüttelte die Ägide, hüllte den Ida in Wolken, und gab durch Blitz und Donner den Trojanern das Zeichen des Siegs.

Der Böotier Penelĕus, dem der Speer des Polydămas die Schultern geſtreift, war der erſte, der zur Flucht umwendete. Den Leïtus machte Hektor kampfunfähig, indem er ihm die Hand am Knöchel durchſtach; ihn ſelbſt verfehlte der Speer des Idomeneus; und ſtatt dieſen, der eben erſt zu Fuße von den Schiffen angekommen war, mit dem Gegenwurfe zu treffen, durchſchmetterte Hektors Speer Ohr und Wange des Köränus, der mit Meriŏnes und ſeinem Wagen dem Idomeneus zum Heile vorangefahren war. Der Speer ſtieß ihm die Zähne aus und durchſchnitt die Zunge, und der Held entſank dem Wagen; Meriŏnes hob die Zügel aus dem Staub auf und gab ſie ſeinem Freunde Idomeneus, der ſich ſchnell in den Wagenſitz ſchwang und das Geſpann fliehend den Schiffen zutrieb. Als der herrliche Ajax dies ſah, brach er gegen ſeinen Nebenſtreiter Menelāus in ſo lauten Jammer aus, daß Zeus ſelbſt Mitleid mit ihm fühlte, das Nebelgewölk zerſtreute und die Schlacht wieder von der Sonne beleuchten ließ. „Sieh doch zu, Menelāus," ſprach jetzt Ajax, „ob du nicht den Antilŏchus, den Sohn des Neſtor, irgendwo noch lebend erblickſt. Der wär' uns ein tauglicher Bote zu Achilles, ihm zu melden, daß ſein Freund Patroklus tot im Staube liege." Menelāus ging mit ſpähendem Blicke, wie ein Adler nach dem flüchtigen Haſen ſpäht, der im Laubgeſträuch hingeduckt ſitzt, und bald erkannte er ihn links im Gewühl des Treffens. „Weißt du noch nicht, Antilŏchus," rief er ihm zu, „daß ein Gott den Danaern Unheil und den Trojanern Sieg zugeſchleudert? Patroklus iſt geſunken und alle Griechen vermiſſen ihren tapferſten Helden! nur ein Kühnerer lebt noch, Achilles. Eile du zu dieſem ins Zelt und bring ihm die Trauerbotſchaft; ob er nicht kommen wird, den nackten Leichnam zu retten, dem Hektor die Rüſtung ausgezogen hat."

Ein Schauer durchfuhr den Jüngling, ſein Auge füllte ſich mit Thränen bei der Nachricht, und lange blieb er ſtumm und ohne Sprache. Endlich gab er ſeinem Wagengenoſſen Laodŏkon die Rüſtung und eilte fliegenden Laufes den Schiffen zu. Als Menelāus wieder bei der Leiche angekommen war, beredete er ſich mit Ajax, wie ſie beide den erſchlagenen Freund hinwegziehen wollten; denn ſie hofften ſelbſt von Achilles Ankunft wenig, da dieſer ſeiner unſterblichen Wehre beraubt war. Sie huben den Leichnam mit Gewalt hoch von der Erde empor, und obgleich die Trojaner von hinten ein grauenvolles Geſchrei hören ließen, und zuckend mit Schwertern und Lanzen folgten, ſo brauchte ſich Ajax doch nur umzuwenden, daß ſie erblaßten und ihnen die Bürde nicht ſtreitig zu machen wagten. So trugen ſie mit großer Anſtrengung den Leichnam aus der Schlacht zu den Schiffen, und mit ihnen flüchteten auch die andern Griechen aus dem Treffen. Hektor und Änēas waren ihnen auf den Ferſen, und hier und dort entſank den Fliehenden ein Waffenſtück, indem ſie in wilder Unordnung über den Graben zurückwichen.

Jammer des Achilles. Antilŏchus fand den Helden vorn an den Schiffen nachdenklich ſitzend, im Geiſte das Geſchick überſinnend, deſſen

Vollendung er noch nicht kannte. Als er die Griechen aus der Ferne flüchtig herannahen ſah, ſprach er unmutig zu ſich ſelbſt: „Wehe mir, was ſchwärmen doch die Argiver voll Angſt durchs Gefilde den Schiffen wieder zu? Werden doch die Götter nicht, mir zum Grame, das Unglück verwirklichen, das meine Mutter mir einſt verkündigt hat, daß der tapferſte der Myrmidonen, ſo lang ich noch lebte, das Leben durch die Hand der Trojaner laſſen müſſe!"

Während er noch ſolches erwog, kam Antilöchus weinend mit der Schreckensbotſchaft und rief ihm ſchon von ferne zu: „Wehe mir, Pelide, möchte es doch nie geſchehen ſein, was du jetzt vernehmen mußt. Unſer Patroklus iſt gefallen, ſie kämpfen um ſeinen nackten Leichnam, die Waffen hat ihm Hektor abgezogen." Nacht wurde es vor den Augen des Achilles, als er dieſes hörte; mit beiden Händen griff er nach dem ſchwarzen Staube und beſtreute Haupt, Antlitz und Gewand. Dann warf er ſich ſelbſt, ſo rieſig er war, zu Boden und raufte ſich das Haupthaar aus. Jetzt ſtürzten auch die Sklavinnen, die Achilles und Patroklus erbeutet hatten, aus dem Zelte hervor; mit wankenden Knieen rannten ſie herbei, als ſie ihren Herrn zu Boden geſtreckt ſahen und da ſie inne wurden, was geſchehen war, ſchlugen ſie wehklagend an ihre Bruſt. Auch Antilöchus ſchwamm in Thränen, jammernd und die Hände des Helden feſthaltend; denn er fürchtete, dieſer möchte ſich mit dem Schwerte die Kehle abſchneiden.

Achilles ſelbſt heulte ſo fürchterlich in die Lüfte hinaus, daß ſeine Mutter im Abgrunde des Meeres, neben ihrem grauen Gatten ſitzend, die Stimme des Weinenden vernahm und ſelber ſo laut zu ſchluchzen anfing, daß ihre ſilberne Grotte ſich bald mit den Nereïden füllte, die alle zugleich an die Bruſt ſchlugen und die Wehklage mit der Schweſter begannen. „Wehe mir Armer," rief dieſe ihren Geſchwiſtern zu, „wehe mir unglücklicher Heldenmutter, daß ich einen ſo edeln, ſo tapfern, ſo herrlichen Sohn gebar! Er wuchs empor, wie eine Pflanze von Gärtnershand gepflegt, dann ſandt ich ihn zu den Schiffen gen Troja; aber nie ſehe ich ihn wieder; nie kehrt er in den Palaſt des Peleus zurück; und ſo lange er das Sonnenlicht noch ſieht, muß er ſolche Qual dulden und ich kann ihm nicht helfen! Dennoch will ich mein geliebtes Kind zu ſchauen gehen, will hören, welcher Kummer ihn betraf, während er ungefährdet vom Kampf bei den Schiffen ſitzt!" So ſprach die Göttin und ſtieg mit den Schweſtern durch die geſpaltenen Wogen hinan zum Geſtade, tauchte bei den Schiffen ans Land und eilte dem ſchluchzenden Sohne zu. „Kind, was weineſt du," rief ſie, indem ſie unter Wehklagen ſein Haupt umſchlang, „wer betrübt dir dein Herz? Rede, verhehle mir nichts! Iſt es doch alles geſchehen, wie du gewollt haſt; die Männer Griechenlands ſind um die Schiffe zuſammengedrängt und ſchmachten troſtlos nach deiner Hilfe!" Endlich begann Achilles unter ſchweren Seufzern: „Mutter, was hilft mir das, ſeit mein Patroklus, der mir lieb war, wie mein Haupt, in den Staub geſunken iſt! Meine eigenen köſtlichen Waffen, das Ehrengeſchenk, das dem Peleus die Götter bei deiner Hochzeit dargebracht, hat ihm ſein Mörder Hektor vom Leibe gezogen. O wohnteſt du doch lieber immer im Meere, und hätte Peleus ein ſterbliches Weib, ſo müßteſt du nicht unſterbliches Leid tragen um deinen geſtorbenen Sohn; denn nie kehrt er zur Heimat wieder! Ja das Herz ſelbſt verbietet mir, lebend umherzuwandeln, wenn mir nicht Hektor, von meiner Lanze durchbohrt und ſein Leben aushauchend, den Raub meines Patroklus büßt!" Weinend antwortete Thetis: „Ach, nur allzubald verblüht dir das Leben, mein Sohn; denn gleich nach Hektor iſt dir dein eigenes Ende beſtimmt." Aber Achilles rief voll Unmut: „Möchte ich doch auf der Stelle ſterben, da das Schickſal mir nicht vergönnt hat, meinen gemordeten Freund zu verteidigen. Ohne meine Hilfe, fern von der Heimat mußte er ſterben; was hilft den Griechen nun mein kurzes Leben? Kein Heil habe ich dem Patroklus, kein Heil unzähligen erſchlagenen Freunden gebracht. Bei den Schiffen ſitz' ich, eine unnütze Laſt der Erde, ſo ſchlecht im Gefecht, wie kein anderer Argiver, im Rate beſiegen mich ohnedem andere Helden. Verflucht ſei der Zorn bei Göttern und Menſchen, der zuerſt dem Herzen ſüß eingeht, wie Honig und bald wie eine Feuerflamme in der Mannesbruſt emporwächſt!" Und plötzlich fuhr er, ſich ermannend fort: „Doch Vergangenes ſei vergangen; ich gehe, den Mörder des geliebteſten Hauptes zu haſchen, den Hektor. Mag mein Los mir werden, wann Zeus und die Götter es wollen, wird doch manche Trojanerin über mir mit beiden Händen ſich die Thränen des Jammers von der Roſenwange trocknen, und zitternde Seufzer werden ihrer Bruſt entſteigen. Die Trojaner ſollen merken, daß ich lange genug vom Kriege geraſtet habe! Verwehre mir den Kampf nicht, liebe Mutter!"

„Du haſt Recht, mein Kind," antwortete ihm Thetis, „nur ſchade, daß deine ſtrahlende Rüſtung in der Gewalt der Trojaner iſt, und Hektor ſelbſt in ihr einherſtolziert. Doch ſoll er nicht lange darin frohlocken; denn in aller Frühe, ſobald die Sonne aufgeht, bringe ich dir neue Waffen, die Hephäſtus ſelbſt geſchmiedet. Nur geh mir nicht früher in die Schlacht, als bis du mich mit eigenen Augen zurückkommen ſaheſt." So ſprach die Göttin und hieß ihre Schweſtern in den Schoß des Meeres wieder hinabtauchen. Sie ſelbſt eilte hinauf zum Olymp, den Gott der Feuerarbeit, Hephäſtus oder Vulkan, aufzuſuchen.

In dieſer Zeit ereilte den Leichnam des Patroklus, den die Freunde davontrugen, der Kampf der Trojaner noch einmal, und Hektor kam ihm, gleich daherſtürmendem Feuer, ſo nahe, daß er ihn drei Mal hinten am Fuße faßte, um ihn wegzuziehen, und dreimal die beiden Ajax ihn von dem Toten hinwegſtoßen mußten. Nun wütete er ſeitwärts durchs Schlachtengewühl, ſtand dann wieder von neuem und ſchrie laut auf; zurückweichen wollte er nimmermehr. Vergebens beſtrebten ſich die beiden gleichnamigen Helden, ihn von dem Leichnam abzuſchrecken, wie Hirten bei Nacht umſonſt einen hungrigen Berglöwen vom Leibe des zerriſſenen Rindes zu verſcheuchen bemühet ſind. Und wirklich hätte Hektor zuletzt die Leiche geraubt, wäre nicht Iris auf Heras Befehl mit der Botſchaft zu dem Peliden geflogen, ſich, von Zeus und den andern Göttern ungeſehen, heimlich zu bewaffnen. „Aber wie ſoll ich denn zur Schlacht gehen?" fragte erwidernd Achilles die Götterbotin, „da die Feinde meine Rüſtung haben. Auch hat mir meine Mutter alle Bewaffnung verboten, bis ich ſie ſelbſt mit einer neuen Rüſtung von Hephäſtus zurückkehren ſehen würde. Ich weiß niemand, deſſen Waffen mir gerecht wären, es müßte denn der Rieſenſchild des Ajax ſein; aber der hat und braucht ihn ſelber zum Schutze meines erſchlagenen Freundes!" — „Wohl wiſſen wir," antwortete ihm Iris, „daß du deiner herrlichen Waffen beraubt biſt, aber nahe dich einſtweilen nur ſo dem Graben, wie du biſt, und erſcheine den Trojanern, vielleicht ſtehen ſie vom Kampfe ab, wenn ſie dich von fern erblicken; und den Griechen iſt Erholung gegönnt."

Als Iris wieder entflogen war, erhob ſich der göttliche Achilles. Athene ſelbſt hängte ihm ihren Ägisſchild um die Schulter und umgab ſein Geſicht mit überirdiſchem Glanze. So trat er ſchnell durch Wall und Mauer zum Graben; doch miſchte er ſich, der mütterlichen Warnung eingedenk, nicht in den Kampf, ſondern blieb von ferne ſtehen und ſchrie, und in ſeinen Ausruf miſchte ſich der Ruf Athenes, daß er wie eine Kriegspoſaune ins Ohr der Trojaner tönte. Als ſie die eherne Stimme des Peliden vernahmen, füllte ſich ihr Herz mit unheilvoller Ahnung, und Wagen und Roſſe wandten ſich rückwärts; mit Grauen ſahen die Lenker um das Haupt des Peliden die Flamme brennen, und vor ſeinem dreifachen Schrei vom Graben her zerſtob dreimal das Schlachtgewühl der Troer, und zwölf ihrer tapferſten Männer fielen in dem Gewühl unter den Wagen und Lanzen ihrer eigenen Freunde. Jetzt war Patroklus den Geſchoſſen entriſſen, die Helden legten ihn auf Betten und voll Wehmut umringten den Leichnam die Freunde. Als Achilles ſeinen treuen Genoſſen, von den Speeren zerfleiſcht, auf der Bahre liegen ſah, miſchte er ſich zum erſten Male wieder unter die Griechen und warf ſich mit heißen Thränen über den Leichnam. Die untergehende Sonne beleuchtete das jammervolle Schauſpiel.

Viertes Buch.

Achilles neu bewaffnet. Beide Heere ruhten nun vom hartnäckigen Kampfe. Die Trojaner löſten ihre Roſſe von den Streitwagen, aber noch ehe ſie des Mahles gedachten, eilten ſie zur Verſammlung. Da ſtanden alle aufrecht im Kreis umher, keiner wagte ſich zu ſetzen; denn noch bebten ſie vor Achilles und fürchteten ſein Wiedererſcheinen. Endlich ſprach der Sohn des Panthöus, der verſtändige Polydämas, der allein vorwärts wie rückwärts zu ſchauen verſtand und riet, nicht auf die Frühe zu warten, ſondern ſogleich in die Stadt heimzukehren. „Findet Achilles der Gewappnete," ſprach er, „uns morgen noch hier, dann werden diejenigen froh ſein, die ihm in die Stadt entrinnen, viele aber werden den Hunden und Geiern zum Fraße dienen. Möge mein Ohr nie von ſolchem hören! Drum iſt mein Rat, die Nacht auf dem Markte der Stadt mit aller Kriegsmacht zu halten, wo hohe Mauern und feſte Thore uns ringsum beſchützen. In aller Frühe ſodann ſtehen wir wieder auf der Mauer; und wehe ihm, wenn er alsdann, von den Schiffen angeſtürmt, mit uns um jene zu kämpfen begehrt."

Nun ſtand auch Hektor auf und begann mit finſterem Blick: „Mir gefällt keineswegs, was du da geſprochen haſt, Polydämas. In dem Augenblicke, wo mir Zeus den Sieg verliehen, daß ich die Argiver bis ans Meer zurückgedrängt habe, muß dein Rat dem Volke thöricht erſcheinen und kein einziger Trojaner wird dir gehorchen. Vielmehr befehle ich Haufen um Haufen, die Nachtkoſt unter das Heer zu verteilen und der Wachen nicht zu vergeſſen. Härmt ſich einer um ſein Gut und Vermögen, der laſſe es beim gemeinſamen Gaſtmahl aufgehen; beſſer daß die Unſrigen ſich daran erluſtigen, als daß die Griechen es thun. Am Morgen wiederholen wir ſodann den Sturm auf die Schiffe; wenn wirklich Achilles wieder auferſtanden iſt, ſo hat er ſich das ſchlimmere Los erkoren; denn nicht werde ich dieſen gräßlichen Kampf verlaſſen, ehe mich oder ihn die Siegesehre krönt!" Die Trojaner überhörten die heilſamen Worte des Polydämas, rauſchten dem Unheilsworte Hektors Beifall zu und warfen ſich hungrig auf ihr Mahl.

Die Griechen aber jammerten die ganze Nacht über der Leiche des Patroklus und vor allen erhub Achilles die Klage, während ſeine mörderiſchen Hände auf dem Buſen des Freundes ruhten. „O eitles

Wort," ſprach er, „das mir damals entfallen iſt, als ich, den alten Helden Menötius im Palaſte tröſtend, ihm verſprach, ſeinen Sohn nach Trojas Zerſtörung, reich an Ruhm und Beute, nach Opûs in ſeine Heimat ihm zurückzubringen! Nun ward uns beiden beſtimmt, dieſelbe fremde Erde mit unſerem Blute rot zu färben; denn auch mich werden mein grauer Vater Peleus und meine Mutter Thetis nimmermehr im Palaſt empfangen, ſondern hier vor Troja wird mich das Erdreich bedecken. Aber weil ich doch nach dir in den Boden ſinken ſoll, Patroklus, ſo will ich dir nicht eher dein Leichenfeſt feiern, als bis ich dir die Waffen und das Haupt deines Mörders, Hektors, gebracht habe; auch will ich dir zwölf der edelſten Söhne Trojas an deinem Scheiterhaufen opfern. Bis dies geſchieht, ruhe du hier bei meinen Schiffen, geliebter Freund!" Hierauf befahl Achilles ſeinen Freunden, einen großen Dreifuß voll Waſſer an das Feuer zu ſtellen und den Leichnam des gefallenen Helden zu waſchen und zu ſalben. Alsdann wurde er auf ſchöne Betten gelegt und köſtliche Leinwand vom Haupte bis zu den Füßen über ihn gebreitet, auch ein ſchimmernder Teppich über den Toten geworfen.

Derweil gelangte Thetis an den unvergänglichen, ſternenhellen Palaſt des Hephäſtus, den der hinkende Künſtler ſich ſelbſt aus Erze gebaut. Sie fand ihn dort ſchwitzend und in voller Arbeit um ſeine Blaſebälge beſchäftigt: er bereitete an 20 Dreifüße und befeſtigte unter dem Boden eines jeden goldene Räder, mit welchen ſie, ohne von fremder Hand getrieben zu werden, in den olympiſchen Sälen vor die Götter hinrollten und dann wieder zu ihrem Gemache heimkehrten: wahre Wunderwerke anzuſchauen; ſie waren bis auf die Henkel fertig und dieſe fügte er jetzt eben an, indem er mit dem Hammer die Nägel am gehörigen Ort einſchlug. Seine Gattin, die holde Charis, eine der Huldgöttinnen, ergriff die Hand der hereintretenden Göttin, führte ſie auf einen ſilbernen Seſſel, rückte ihr einen Schemel unter die Füße und holte dann den Gemahl herbei. Dieſer rief, als er die Meeresgöttin erblickte, freudig aus: „Wohl mir, iſt doch einmal die Edelſte der Unſterblichen bei mir im Hauſe, die mich, den Neugeborenen, vom Verderben gerettet hat; denn weil ich lahm auf die Welt kam, warf mich die Mutter aus dem Schoße und ich wäre elendiglich verkommen, wenn nicht Euryŏme und Thetis mich in ihrem Schoße aufgefangen hätten und in der Meeresgrotte groß gezogen bis ins 9. Jahr. Dort ſchmiedete ich allerlei Kunſtwerke, Spangen, Ringe, Ohrgehenke, Haarnadeln, Kettchen aller Art in der gewölbten Grotte; und rings um uns her ſchäumte brauſend der Strom des Oceans. Dieſe meine Retterin beſucht jetzt mein Haus! Bewirte ſie, holdſelige Gattin, mich aber laß dieſen Wuſt hier aus dem Wege ſchaffen." So ſprach der rußige Gott, erhob ſich hinkend vom Amboß und mühſam hin und her wankend, legte er die Blaſebälge vom Feuer weg, verſchloß alle die mancherlei Gerätſchaften in einen ſilbernen Kaſten, wuſch ſich dann mit einem Schwamme Hände, Angeſicht, Hals und Bruſt und hinkte, in einen Leibrock eingehüllt und von geſchäftigen Mägden geſtützt, wieder aus der Kammer; dieſe Dienerinnen aber waren keine geſchaffenen Weſen, doch lebenden gleich; voll Jugendreiz, alle von ihm aus Gold geſchmiedet, mit Kraft, Verſtand, Stimme und Kunſttrieb begabt. Sie eilten mit hurtigen Füßen von ihrem Herrn weg, er aber, nachwackelnd, nahm ſich einen ſchmucken Seſſel, ſetzte ſich neben Thetis, faßte ihre Hand und ſprach: „Ehrenwerte, geliebte Göttin, was führt dich zu meiner Wohnung, die du ſonſt nur wenig beſucheſt; ſage mir, was du verlangſt: alles wird dir mein Herz gewähren, was ich nur gewähren kann, und was an ſich gewährbar iſt."

Da erzählte ihm Thetis ihren ganzen Jammer und bat ihn, ſeine Kniee umfaſſend, ihrem früh verwelkenden Sohne Achilles, ſo lang er den Griechen zum Schirm noch lebe, Helm, Schild, Harniſch, Beinſchienen und Knöchelbedeckung neu gefertigt zu verleihen; denn die Rüſtung der Unſterblichen, die er früher beſeſſen, habe der gefallene Genoß ihm vor Troja verloren. „Mutig, edle Göttin," antwortete ihr Hephäſtus, „dein Herz kümmere ſich darüber nicht; möchte ich deinen Sohn doch ſo gewiß aus der Gewalt des Todes retten können, wenn ihm dereinſt ſein Geſchick herannaht, als ich ihm jetzt eine herrliche Rüſtung fertigen will, die ihn erfreuen ſoll, und die noch mancher Sterbliche, der ſie erblickt, anſtaunen wird!" So ſprach er, verließ die Göttin und in ſeine Feuereſſe hinkend, kehrte er die Blaſebälge ins Feuer und ließ ſie mit Macht arbeiten. Ihrer 20 ſchickten den glühenden Wind zugleich in die Öfen hinein, während in mächtigen Tiegeln Erz, Zinn, Silber und Gold auf der Glut ſtand. Alsdann richtete er den Amboß auf dem Blocke zurecht, griff mit der Rechten nach ſeinem gewaltigen Hammer und faßte mit der Linken die Zange. Und nun fing er an zu ſchmieden und formte zuerſt den rieſenmäßigen ſtarken Schild aus fünf Schichten, mit einem Silbergehenk und dreifachem blankem Rande. Auf der Wölbung des Schilds bildete er die Erde, das wogende Meer, den Himmel mit Sonne, Mond und allen Geſtirnen ab; ferner zwei blühende Städte, die eine voll von Hochzeitsfeſten und Gelagen, mit Volksverſammlung, Markt, hadernden Bürgern, Herolden und Obrigkeiten; die andere von zwei Heeren zugleich belagert; in den Mauern Weiber, unmündige Kinder, wankende Greiſe; die Männer der Stadt vor dieſer draußen in einem Hinterhalt gelagert und den Hirten in die Herden fallend. Auf einer andern Seite Schlachtgetümmel; Verwundete, Kampf um Leichname und Rüſtungen. Weiter ſchuf er ein lockeres Blachfeld, mit Bauern und Ochſen am Pflug, ein wallendes Ährenfeld voll Schnitter, ſeitwärts unter einer Eiche die Mahlzeit bereit; weiter einen Rebgarten voll ſchwarzer ſchwellender Trauben, an Pfählen von lauterem Silber, ringsum ein Graben von blauem Stahl und ein Gehege von Zinn; eine einzige Furche führte durch den Weingarten und eben war Leſe: Jünglinge jauchzten und roſige Jungfrauen trugen die ſüße Frucht in ſchönen Körben davon; mitten in der Schar ging ein Leierknabe, den andere umtanzten. Weiter ſchuf er eine Rinderherde aus Gold und Zinn, längs einem wallenden Fluß, mit vier goldenen Hirten und neun Hunden; vorn in die Herde waren 2 Löwen gefallen und hatten einen Farren gefaßt, die Hirten hetzten ihre Hunde, die bellend auf Sprungweite von den Löwen ſtanden. Wiederum ſchuf er eine anmutige Thaltrift, von ſilbernen Schafen durchſchwärmt, mit Hirtengehegen, Hütten und Ställen; endlich einen Reigen von blühenden Jünglingen und Jungfrauen in glänzenden Gewanden; jede Tänzerin ſchmückte ein Kranz, die Tänzer hatten goldene Dolche an ſilbernen Riemen hangen; zwei Gaukler drehten ſich im Kreiſe zur Harfe eines Sängers, Zuſchauergedräng umgab den Reigen. Um den äußerſten Rand des Schildes ſchlang ſich der Strom des Oceans wie eine Schlange.

Als er den Schild vollendet, ſchmiedete er auch den Harniſch und gab ihm helleren Glanz, als das Feuer hat; dann den ſchweren prangenden Helm, den Schläfen ganz gerecht, mit goldnem Haarbuſch und zuletzt Beinſchienen aus dem feinſten Zinn. Dieſes ganze Geräte legte er gehäuft vor die Mutter des Peliden hin. Sie aber warf ſich auf die Rüſtung, wie ein Habicht auf die Beute, dankte und trug das ſchimmernde Waffengeſchmeide mit ihren Götterhänden von dannen.

Mit dem erſten Morgenlichte war ſie wieder bei ihrem Sohne, der noch immer weinend und von jammernden Genoſſen umgeben, über ſeinen Freund Patroklus geſtreckt lag. Sie legte die Waffen vor Achilles nieder, daß alle die Wunder zuſammenraſſelten. Die Myrmidonen zitterten bei dem Anblicke und keiner wagte, der Göttin gerade ins Geſicht zu ſchauen. Dem Peliden aber funkelten die Augen unter den Wimpern, wie Feuerflammen, von Zorn und Freude; er hielt die herrlichen Gaben des Gottes, eine um die andere, in die Höhe und weidete lange ſein Herz an der Betrachtung. Dann brach er auf, ſich damit zu bewaffnen. „Sorget mir dafür", ſprach er im Weggehen zu ſeinen Freunden, „daß nicht Fliegen in die Wunden meines erſchlagenen Streitgenoſſen ſchlüpfen und den ſchönen Leichnam entſtellen!" — „Laß dies meine Sorge ſein," ſprach Thetis; und nun flößte ſie dem Patroklus Ambroſia und Nektar in die halbgeöffneten Lippen, und dieſer Götterbalſam durchdrang ſeinen Leib, daß er blieb wie ein Lebender.

Achilles aber ging an den Meerſtrand und ſeine Donnerſtimme rief die Danaer herbei. Da lief zuſammen, was wandeln konnte; ſelbſt die Steuermänner, die die Schiffe noch nie verlaſſen hatten, kamen herbei; herbei hinkten, auf ihre Lanzen geſtützt, Diomēdes und Odyſſeus, die Verwundeten; alle Helden kamen, am ſpäteſten erſchien der Völkerfürſt Agamemnon, auch er noch krank an der Wunde, die ihm Koon, der Sohn des Antēnor, mit dem Speere gebohrt hatte.

Achilles und Agamemnon verſöhnt. Als die Verſammlung vollzählich war, ſtand Achilles auf und ſprach „Sohn des Atreus, hätte lieber Artemis Pfeil an jenem Tage die Tochter des Briſes bei den Schiffen getötet, an dem ich ſie mir aus dem zerſtörten Lyrneſſus zur Beute erleſen, ehe ſo viele Argiver, dieweil ich zürnte, von den Feinden gebändigt, den Staub mit den Zähnen knirſchen mußten! Vergeſſen ſei das Vergangene, wenn es uns auch in der Seele kränkt: mein Zorn wenigſtens iſt beſänftigt. Auf nun, zum Gefecht! ich will verſuchen, ob die Trojaner noch Luſt haben, bei den Schiffen zu ruhen!"

Unermeßlicher Jubel der Griechen erfüllte bei dieſen Worten die Luft. Und jetzt erhub ſich Agamemnon der Völkerfürſt und ſprach, aufgeſtanden von ſeinem Sitze, doch ohne, wie andere Redner, in den Kreis vorzutreten: „Bändiget eure Zungen! wer vermag bei ſolchem Getümmel zu reden oder zu hören? Ich will mich dem Sohne des Peleus erklären, ihr andern merkts und beherzigt meine Worte. Oft ſchon haben mich die Söhne Griechenlands über mein Betragen an jenem Unglückstage geſtraft. Doch war die Schuld nicht mein: Zeus, die Parze und die Erinnys ſchickten mir damals in der Volksverſammlung die verderbliche Verblendung zu. So mußte ich fehlen. Aber ſo lange Hektor um die Schiffe her die Scharen der Argiver vertilgte, ward ich unaufhörlich an meine Schuld gemahnt, und ich wurde es inne, daß Zeus mir die Beſinnung hinweggenommen hatte. Nun will ich gerne büßen, was ich gefehlt, und biete dir Sühnung, Achilles, ſo viel du begehrſt. Zieh in den Kampf, und ich bin erbötig, dir alle die Geſchenke reichen zu laſſen, die dir Odyſſeus, von mir in dein Zelt abgeſandt, jüngſt noch verheißen hat. Oder wenn du lieber willſt, ſo bleib noch ſo lange, bis meine Diener aus dem Schiffe ſie hergebracht haben, damit du mit eigenen Augen ſeheſt, wie ich mein Verſprechen erfülle."

„Ruhmvoller Völkerfürſt Agamemnon," antwortete der Held, „mag es dir gut dünken, mir die Geſchenke, wie es ziemlich iſt, zu reichen oder ſie zu behalten: es gilt mir gleich. Jetzt aber laß uns ohne Verzug der Schlacht gedenken; denn noch iſt vieles ungethan, und mich verlangt darnach, daß man den Achilles wieder im Vordertreffen gewahr werde!" Aber der kluge Odyſſeus that Einrede und ſprach: „Göttergleicher Pelide, treibe doch die Argiver nicht ſo ungeſpeiſt vor Troja hin! Laß ſie ſich vorher bei den Schiffen mit Speiſe und Wein erquicken; denn nur das giebt Kraft und Stärke! Inzwiſchen mag Agamemnon das Geſchenk in unſern Kreis bringen, daß alle Danaer es mit Augen ſchauen, und dein Herz ſich dran erfreue. Und darauf ſoll er ſelbſt dich in ſeinem Gezelte feierlich mit einem köſtlichen Mahl bewirthen." — „Freudig habe ich dein Wort vernommen, Odyſſeus," antwortete der Atride, „du aber, Achilles, wähle dir ſelbſt die edelſten Jünglinge aus dem ganzen Heere, daß ſie dir alle Geſchenke aus meinem Schiffe herbeibringen; und Thalthybius, der Herold, ſchaffe uns einen Eber herbei, daß wir Zeus und dem Sonnengott opfern und ohne Fährde den Bund der Eintracht beſchwören." — „Thut ihr, wie ihr wollt," ſprach Achilles, „mir ſoll weder Trank noch Speiſe durch die Kehle gleiten, ſo lange mir der Freund zerfleiſcht im Zelte daliegt. Mich verlangt nur nach Mord und Blut und Geröchel der Sterbenden!" Aber Odyſſeus ſprach beſänftigend zu ihm: „Erhabenſter Held aller Griechen, du biſt viel ſtärker als ich und viel tapferer im Speerkampf; im Rate jedoch möchte ich es dir vielleicht zuvorthun; denn ich habe länger gelebt und mehr erfahren. So füge ſich denn diesmal dein Herz meiner Ermahnung. Die Danaer müſſen ja ihre Toten nicht mit dem Bauch betrauern; wie einer geſtorben, beerdigt man ihn und beweint ihn einen Tag: wer aber entronnen iſt, der ſtärke ſich mit Trank und Speiſe, damit wir um ſo raſtloſer kämpfen mögen!"

So ſprach er und wandelte, Neſtors Söhne, dann auch den Meges Meriönes, Thoas, Melanippus und Lykomēdes ſich beigeſellend, mit dieſen der Lagerhütte Agamemnons zu. Dort nahmen ſie die verſprochenen Geſchenke, 7 Dreifüße, 12 Roſſe, 20 Becken, 7 untadelige Weiber und die roſige Briſëis als 8. Odyſſeus wog die 10 Talente Goldes dar und ſchritt mit ihnen voran; die Jünglinge mit den andern Geſchenken folgten. So ſtellten ſie ſich in den Volkskreis; Agamemnon erhub ſich von ſeinem Sitze der Herold Talthybius aber faßte den Eber, richtete ihn zum Opfer zu, betete und zerſchnitt ihm die Kehle. Dann warf er den geſchlachteten wirbelnd in die Meerflut, den Fiſchen zum Fraß. Nun ſtand Achilles auf und ſprach vor den Argivern: „Vater Zeus, wie große Verblendung ſendeſt du doch oft den Männern zu! Gewiß hätte mir der Sohn des Atreus nicht den Zorn ſo fürchterlich im Herzen aufgeweckt oder nicht ſo unbeugſam mit Gewalt das Mädchen mir entführt, wenn du nicht den Tod vielen Danaern hätteſt bereiten wollen! Doch nun laßt uns zum Mahle gehen und uns dann zum Angriffe rüſten."

Nachdem der Held ſo geſprochen, trennte ſich die Verſammlung. Als die Tochter des Briſes, holdſelig wie Aphrodite, in das Zelt ihres früheren Gebieters trat und den Helden Patroklus mit ſeinen tiefen Speerwunden auf den Teppichen ausgeſtreckt daliegen ſah, zerſchlug ſie ſich Bruſt und Wangen, und warf ſich weinend über ihn. „Ach mein teurer Patroklus," rief ſie, „der du mein liebreichſter Freund im Elende warſt, blühend verließ ich dich im Zelte, tot finde ich dich wieder! So verfolgt mich immer Unheil auf Unheil. Meinen Bräutigam ſah ich vor unſerer Stadt vom Speer getötet, 3 leibliche herzlich geliebte Brüder riß mir derſelbe Unglückstag von der Seite weg. Dennoch, als Achilles meinen Freund erſchlagen und meine Heimat verheert hatte, wollteſt du mich nie weinen ſehen; du verſprachſt mich dem Peliden zu vermählen, ſobald du mich auf den Schiffen nach Phthia gebracht hätteſt, und dort unter den Myrmidonen meine Hochzeit zu feiern. Nie werd ich aufhören, dich zu beweinen, du Freundlicher." So ſprach ſie weinend, und ringsum ſeufzten mit ihr die gefangenen Weiber zum Schein um den Patroklus, im Herzensgrund aber jede über ihr eigenes Elend.

Die edelſten Danaerfürſten umringten indeſſen den Peliden, indem ſie ihn flehentlich baten, ſich doch des Mahles zu erfreuen. Doch er weigerte ſich deſſen unter Seufzen. „Wenn ihr wirklich Liebe zu mir heget," ſprach er, „ſo verlanget nicht, mir das Herz zu erfriſchen, ihr Freunde, mein Kummer duldet es nicht. Laßt mich bleiben, wie ich bin, bis die Sonne ins Meer ſinkt." Mit dieſen Worten entließ er die andern Fürſten, und nur die beiden Atriden, Odyſſeus, Neſtor, Idomeneus und Phönix blieben zurück. Sie alle waren vergebens beſtrebt, den Trauernden aufzuheitern, doch dieſer blieb regungslos, und wenn er einmal ſprach, ſo flog ſein Atem ſchneller und ſeine Rede galt dem toten Freunde. „Ach wie oft haſt du mir," ſagte er, „vordem ſelber, wenn das Heer der Griechen zur Schlacht hinausdrang, in geſchäftiger Haſt das labende Frühſtück nach dem Zelte gebracht! jetzt liegſt du erſchlagen hier und mich vermag von all dem reichlichen Vorrat nichts zu erquicken; herberes hätte mich nicht treffen können, ſelbſt nicht die Botſchaft vom Tode meines Vaters Peleus oder meines lieben Sohnes Neoptolemus, der mir in Scyros erzogen wird, wenn er anders noch lebt. Früher tröſtete mich immer noch die Hoffnung, ich würde allein hier ſterben dürfen, du aber werdeſt nach Phthia heimkehren und meinen Sohn von Scyros abholen, ihn in alle meine Habe einzuſetzen; denn daß mein Vater Peleus, immer den ſchrecklichen Boten erwartend, der ihm meinen frühen Tod zu verkündigen käme, längſt von Alter und Traurigkeit niedergebeugt geſtorben ſei, das ahnt mir ja im Geiſte." So ſprach er weinend, und die Fürſten im Kreiſe ſeufzten mit; denn jeder dachte daran, was er im eigenen Hauſe von Geliebten zurückgelaſſen. Mitleidig ſah Zeus von ſeiner Höhe auf die Trauernden herab, wandte ſich ſchnell zu ſeiner Tochter Pallas und ſagte: „Kümmert ſich denn dein Herz gar nicht mehr um den edlen Helden, trautes Töchterchen, der dort, während die andern zum Frühmale hingingen, um ſeinen Freund wehklagend daſitzt, ohne Speiſe und Trank zu berühren. Auf, labe ihm ſogleich die Bruſt mit Nektar und Ambroſia, daß ihm in der Schlacht kein Hunger nahe!"

Wie ein Adler mit breiten Flügeln, ſchwang ſich die Göttin, die längſt darnach verlangt hatte ihrem Freunde zu helfen, durch den Äther, und während das Heer ſich eifrig zur Schlacht rüſtete, flößte ſie Nektar und Ambroſia ſanft und unvermerkt in die Bruſt des Peliden, daß ſeine Kniee ihm nicht im Treffen von Hunger erſtarrten. Dann kehrte ſie zum Palaſte ihres allmächtigen Vaters heim. Inzwiſchen drangen, Helm an Helm, Schild an Schild, Harniſch an Harniſch und Lanzen an Lanzen, die Danaer aus den Schiffen hervor; das ganze Erdreich leuchtete von Erz und dröhnte von Erz unter ihren Fußtritten. Mitten unter den Dahineilenden bewaffnete ſich Achilles, mit den Zähnen knirſchend und Glut in den Augen, wie feurige Lohe. Er ergriff das Göttergeſchenk, legte zuerſt Schienen und Knöchelbedeckung an, dann bekleidete er die Bruſt mit dem Harniſch, warf das Schwert um die Schulter und ergriff den Schild, der dem Vollmond ähnlich durch den Äther glänzte. Hierauf ſetzte er den ſchweren Helm mit dem hohen goldenen Buſch, ſtrahlend wie ein Geſtirn, aufs Haupt, und die Mähne flatterte aus geſponnenem Golde von ihm herab, Nun verſuchte er ſich ſelbſt in der Rüſtung, ob ſie ihm auch genug anpaßte und ſich die Glieder ungehemmt bewegten: und ſiehe, ſeine Waffen däuchten ihm wie Flügel und ſchienen ihn vom Boden emporheben zu wollen. Jetzt zog er den ſchweren gediegenen Speer ſeines Vaters Peleus, den kein anderer Danaer ſchwingen konnte, aus dem ſchönen Gehäuſe; Automēdon und Alkimus ſchirrten die Roſſe ein, legten jedem den Zaum ins Maul und ſpannten die Zügel über den Wagenſitz. In dieſen ſprang Automēdon, die blanke Geißel faſſend, und in Waffen ſtrahlend ſchwang ſich hinter ihm Achilles auf. „Ihr unſterblichen Roſſe," rief dieſer dem Geſpanne ſeines Vaters zu, „ich ſag' es euch, bringt mir, nachdem wir uns in der Schlacht geſättigt haben, die Helden, die ihr führet, anders ins Heer zurück, als Patroklus heimgekehrt iſt, den ihr tot im Gefilde liegen ließet." Wie der Held ſo ſprach, ward ihm ein grauenhaftes Wunderzeichen zuteil: ſein Roß Xanthus neigte das Haupt tief zur Erde, daß die wallende Mähne ganz aus dem Ringe des Joches hervordrang und bis auf den Boden hinunterſank; und von der Göttin Hera plötzlich mit Sprache begabt, erteilte es ihm unter dem Joch die traurige Antwort: „Wohl, ſtarker Achilles, führen wir jetzt dich, den Lebenden, rüſtig dahin, aber der Tag des Verderbens iſt dir nahe. Nicht unſere Säumnis oder Fahrläſſigkeit, ſondern das Verhängnis und die Allmacht der Götter hat dem Patroklus das Leben geraubt und dem Hektor Siegesruhm gegeben. Wir können mit Zephÿrus, dem ſchnellſten der Winde, in die Wette laufen und ermüden nicht. Dir aber iſt vom Geſchicke beſtimmt, unter der Hand eines Gottes zu erliegen." So ſprach das Roß und wollte noch weiter ſprechen, aber die Macht der Rachegöttinnen hemmte ſeinen Laut, und Achilles antwortete voll Unmut: „Xanthus, was redeſt du mir da vom Tode? Es bedarf deiner Weiſſagung nicht, weiß ich doch ſelbſt, daß mich, ferne von Vater und Mutter, das Schickſal hier wegraffen wird. Doch auch ſo raſte ich nicht, bis Trojaner genug im Kampfe erlegen ſind!" So ſprach er und lenkte mit lautem Ruf die ſtampfenden Roſſe vorwärts.

Schlacht der Götter und Menſchen. Im Olymp hatte Zeus eine Götterverſammlung berufen, in welcher er den Olympiſchen erlaubte, beiden Teilen, Trojanern und Griechen, zu helfen, wie einen jeden die Geſinnung triebe; denn wenn Achilles, ohne daß die Götter Anteil an der Schlacht nähmen, die Trojaner jetzt bekämpfte, ſo würde er ſelbſt gegen das Schickſal Troja auf der Stelle erobern. Auf dies Zugeſtändnis gingen die Götter ſogleich zweierlei Wege: Hera die Göttermutter, Pallas Athene, Poſeidon, Hermes oder Merkur, und Hephäſtus eilten zu den Schiffen der Griechen; Ares ging unter die Trojaner und mit ihm Phöbus und Artemis, beider Mutter, Latona, der Flußgott Skamander, bei den Göttern Xanthus genannt, und Aphrodite.

So lange die Götter ſich noch nicht unter die heranrückenden Heere gemiſcht hatten, trugen die Griechen das Haupt hoch, weil der ſchreckliche Achilles wieder in ihrer Mitte war. Den Trojanern zitterten die Glieder vor Angſt, als ſie von ferne den Peliden in ſeinen blinkenden Waffen erblickten, dem furchtbaren Kriegsgott ähnlich. Plötzlich aber erſchienen die Götter in beiden Heeren und drohten den Kampf wieder unentſchieden zu machen. Da ſtand Athene bald außerhalb der Mauer am Graben, bald am Meeresſtrand und ließ ihren mächtigen Ausruf hören. Auf der andern Seite ermahnte Ares bald von der oberſten Höhe der Stadt die Trojaner, brüllend wie ein Sturm, bald durchflog er die Reihen am Simoisfluß. Durch beide Scharen tobte Eris, die Göttin der Zwietracht; dazu donnerte gräßlich vom Olymp herab Zeus, der Beherrſcher der Schlachten; Poſeidon erſchütterte die Erde von unten, daß die Häupter aller Berge und die Wurzeln des Ida wankten, und Pluto ſelbſt, der Fürſt der Nacht, erſchrak und bebend vom Throne ſprang, weil er fürchtete, ein Erdriß möchte ſein geheimnisvolles Reich Sterblichen und Göttern offenbaren. Nun ſtellten ſich die Götter einander unmittelbar im Kampf entgegen: dem Meergotte Poſeidon begegnete Phöbus Apollo mit ſeinen Pfeilen, dem Kriegsgotte Pallas Athene, der Göttermutter Hera Artemis mit dem Bogen, Hermes der Latona, dem Hephäſtus Skamander.

Während ſo Göiter auf Götter zurückten, ſuchte Achilles im Gewühle nur den Hektor auf, Apollo aber, in den Sohn des Priămus, Lykāon, verkleidet, ſchickte ihm den Helden Änēas entgegen, daß dieſer von Mut beſeelt, im ſchimmernden Erzpanzer, ſchnell in die vorderſten Reihen vordrang. Doch blieb der Held im Getümmel der Heranziehenden nicht unbemerkt von Hera; ſchnell ſammelte ſie die ihr befreundeten Götter um ſich und ſprach: „Überleget ihr beide, du Poſeidon und Athene du, wohin unſere Sache ſich jetzt wende. Dort kommt von Phöbus gereizt, Änēas gegen den Peliden angeſtürmt: dieſen müſſen wir entweder verdrängen, oder muß einer von uns die Kraft des Achilles erhöhen, daß er ſpüre, die mächtigſten der Götter ſeien mit ihm. Heute nur ſoll ihm nichts vom Trojanervolke geſchehen, nur deswegen ſind wir alle ja vom Olymp herabgekommen. Künftig mag er erdulden, was die Parze ihm bei ſeiner Geburt geſponnen hat." — „Sei beſonnen, Hera," erwiderte Poſeidon, „ungerne möcht' ich, daß wir, ich und ihr anderen, vereinigt gegen die Götter anrennten, es wäre nicht ziemlich; denn wir ſind die weit überlegenen: laßt uns vielmehr abſeits vom Wege dort auf die Warte uns niederſetzen. Wenn aber Ares oder Apollo zuerſt den Kampf anheben, wenn ſie den Achilles hindern und ſich ihn nicht frei im Streite bewegen laſſen, alsdann haben auch wir ein Recht, am Gefechte teil zu nehmen, und gewiß kehren unſere Gegner, von unſerer Kraft gebändigt, eilig, in den Olymp zur Schar der andern Götter zurück!" Der Meergott wartete nicht auf die Antwort, ſondern ſchüttelte ſeine finſtern Locken und ging voran auf den Wall des Herakles, den vor Zeiten Pallas und die Trojaner dieſem zum Schutze gegen die Meerungeheuer aufgetürmt hatten. Dorthin eilte Poſeidon, die andern Göttern folgten ihm, und hier ſaßen ſie nun, die Schultern in undurchdringlichen Nebel gehüllt. Gegenüber auf dem Hügel Kallikolone ſetzten ſich Ares und Apollo, und ſo lagerten die Unſterblichen ſäumend und ſinnend, getrennt, aber kampfbereit und nicht ferne von einander.

Unterdeſſen füllte ſich ringsum das Gefilde und ſtrahlte vom Erz der Streiter und der Wagen und der Boden dröhnte vom Fußtritte der Herankommenden. Doch bald erſchienen zwei Männer, einer aus jedem Heere, kampfbegierig hervorgerannt: Änēas, der Sohn des Anchīſes, und Achilles der Pelide. Zuerſt ſchritt Änēas heraus; vom ſchweren Helme nickte ſein Federbuſch, den rieſigen Stierſchild hielt er vor die Bruſt und ſchwenkte ſeinen Wurfſpieß drohend. Als der Pelide dies ſah, drang auch er wie ein grimmiger Löwe mit Ungeſtüm vor. Wie ſie ganz nahe an einander waren, rief er: „Was wagſt du dich ſo weit aus der Menge hervor, Änēas? Hoffſt du etwa das Volk der Trojaner zu beherrſchen, wenn du mich erlegſt? Thörichter, dieſe Ehre wird dir Priămus nie einräumen; hat er doch Söhne die Fülle und er ſelbſt, der alte, gedenkt noch nicht vom Throne zu ſteigen. Oder verſprachen dir vielleicht die Trojaner ein köſtliches Landgut, wenn du mich erſchlügeſt? Hab ich dich doch, wie ich meine, im Beginne dieſes Kampfes, ſchon einmal mit meiner Lanze verfolgt! Denkſt du nicht mehr daran, wie ich dich, den Vereinzelten, dort von den Rinderherden weg, die Höhen des Ida hinabjagte? Da ſchauteſt du dich im Fliehen nicht einmal um und bis nach der Stadt Lyrneſſus trugen dich deine Füße. Ich aber warf ſie mit Pallas und Zeus in Trümmer und nur die Barmherzigkeit des letzteren rettete dich, während ich Weiber und Beute genug davon führte. Doch heute werden dich die Götter nicht zum zweitenmale retten, ich rate dir, begieb du dich ſchleunig wieder unter die Menge zurück und hüte dich mir zu begegnen, daß dir kein Leid geſchehe!" Dagegen rief Änēas: „Hoffe mich nicht mit Worten, wie einen Knaben, abzuſchrecken, Pelide; herzzerſchneidende Worte könnte auch ich dir zurufen. Kennt doch einer vom Rufe des andern Geſchlecht wohl: daß dich die Meeresgöttin Thetis gebar, weiß ich; ich aber rühme mich, Aphroditens Sohn und des Zeus Enkel zu ſein. Auch werden wir nicht mit kindiſchen Worten von einander aus dem Schlachtfelde ſcheiden; laß uns deswegen nicht länger hier, gleich albernen Kindern, ſchwatzend in der Mitte des Getümmels ſtehen! die ehernen Kriegslanzen ſind es, die wir einander zu koſten geben wollen." So ſprach er und ſchwang den Speer zum Wurfe, von dem der entſetzliche Schild des Achilles ringsum nachhallte; doch durchſtürmte das Geſchoß nur die zwei äußeren Schichten von Erz; die beiden inneren waren von Zinn und von der mittleren goldenen wurde die Lanze gehemmt. Jetzt ſchwang auch der Pelide ſeinen Speer; dieſer traf den Schild des Änēas am äußerſten Rande, wo das Erz und die Stierhaut am dünnſten war; Änēas duckte ſich und ſtreckte in der Angſt den Schild in die Höhe: ſo ſauſte ihm die Lanze, die beiden Schildränder durchfahrend, über die Schulter hin und bohrte ſich aufrecht dicht neben ihm in den Boden ein, daß den Sohn Aphroditens vor der Todesgefahr ſchwindelte. Und ſchon rannte Achilles mit gezücktem Schwerte, laut ſchreiend, herbei. Da ergriff Änēas einen ungeheuren Feldſtein, wie ihn zwei jetzige Sterbliche nicht aufheben könnten; er aber ſchwang ihn ganz behende. Hätte er nun mit dem Steine nur des Gegners Helm oder Schild getroffen, ſo wäre er unfehlbar dem Schwerte des Peliden erlegen.

Das erbarmte ſelbſt die Götter, die, den Trojanern abhold, auf dem Herakleswalle ſaßen. „Es wäre doch ſchade," ſprach Poſeidon, „wenn Änēas, weil er Apollos Wort gehorcht hat, zum Hades hinabfahren ſollte; auch fürchte ich, Zeus könnte zürnen; denn haßt er gleich den Stamm des Priămus, ſo will er ihn doch nicht ganz vertilgen und durch Änēas ſoll das Herrſchergeſchlecht in Kindern und Kindeskindern fortdauern." „Thue, was du willſt," erwiderte Hera, „ich und Pallas, wir haben es mit einem Eidſchwure beteuert, daß wir kein Unglück, welches es auch ſei, von den Trojanern abhalten wollen."

Dieſe Unterredung war das Werk eines Augenblicks; Poſeidon flog in den Kampf, zog unſichtbar den Speer aus dem Schilde des Änēas und legte dieſen dem Achilles quer vor die Füße, nachdem er die Augen des Helden mit einem dichten Nebel umgoſſen hatte. Den Trojaner ſelbſt ſchleuderte er, ihn hoch von der Erde aufhebend, über Wagen und Streiter hinweg, an die Grenzen der Schlachtordnung, wo das Volk der kaukoniſchen Bundesgenoſſen kampfgerüſtet einherzog. „Welcher Gott," ſo ſchalt Poſeidon hier den geretteten Helden, verblendete dich, Änēas, gegen den Liebling der Götter, den weit mächtigeren Peliden, kämpfen zu wollen? Weich in Zukunft zurück, ſo oft du ihm begegneſt; hat ihn einmal das Schickſal erreicht, dann magſt du dich getroſt in den vorderſten Reihen ſchlagen!" So verließ ihn der Gott und zog vor Achilles Augen den Nebel hinweg, der verwundert ſeine Lanze an der Erde liegen und den Mann verſchwunden ſah. „Troll er ſich immerhin mit eines Gottes Hilfe," ſprach er verdrießlich, „ich bin ſein Fliehen ſchon gewohnt." Dann ſprang er in die Reihen der Seinigen zurück und ermunterte ſie zur Schlacht. Drüben aber feuerte Hektor die Seinigen an und nun folgte ein wilder gemiſchter Angriff. Als Phöbus Apollo ſah, wie gierig Hektor dem Peliden entgegenſtrebte, flüſterte er ihm ein Warnungswort ins Ohr, vor welchem Hektor erſchrocken in den Haufen ſeiner Streiter zurückwich. Achilles aber drang ſtürmend unter die Feinde ein und ſein erſter Speerwurf ſpaltete dem tapfern Iphitīon das Haupt, daß er zu Boden fiel und, von den Wagenrädern der Danaer zermalmt, im vorderſten Gewühle dalag. Dann ſtieß er dem Sohn Antēnors, Demŏleon, den Speer in den Schlaf; dem Hippodămas ſtach er, als er eben vom Wagen herabſprang, die Lanze in den Rücken; dem Pammon, einem Sohne des Priămus, bohrte er ſie, wie er gerade an ihm vorüberflog, in den Rückgrat an der Spange des Gurtes, daß ſie vorn herausdrang und der Jüngling heulend ins Knie ſank.

Als Hektor ſeinen Bruder auf der Erde gekrümmt ſah, das eigene Gedärm in den Händen, wurde es Nacht vor ſeinen Augen; er konnte nicht länger entfernt vom Kampfe bleiben und ſtürmte trotz der Warnung des Gottes gerade auf Achilles los, ſeinen Speer wie einen Blitzſtrahl zückend. Achilles frohlockte, als er ihn ſah. „Dies iſt der Mann," ſprach er, „der meinem Herzen in der tiefſten Tiefe wehe gethan hat. Wollen wir länger vor einander fliehen, Hektor? Näher heran, daß du auf der Stelle das Todesziel erreicheſt!" — „Wohl weiß ich, wie tapfer du biſt," antwortete Hektor unerſchrocken „und wie weit ich dir nachſtehe; doch wer weiß, ob die Götter mein Geſchoß nicht begünſtigen, daß es dir, obwohl vom ſchwächeren Manne abgeſendet, dennoch dein grauſames Leben raubt." Seinen Worten ſchickte er die Lanze nach. Aber Athene ſtand hinter dem Peliden und trieb ſie mit einem leiſen Anhauche gegen Hektor zurück, daß ſie ihm kraftlos zu Füßen ſank. Nun ſtürzte Achilles heran, den Gegner mit einem Speerſtoße zu durchbohren: doch Apollo ſchlug einen Nebel um Hektor, entrückte ihn und dreimal ſtach der heranſtürmende Pelide in die leere Luft. Als er das viertemal vergebens anrannte, rief er mit drohender Stimme: „So entrannſt du abermals dem Tode, du Hund, und haſt gewiß zu deinem Phöbus gebetet; aber wenn anders ein Gott auch mich begleitet, entrinnſt du künftig dem Verderben meiner Hand nicht! Für jetzt gehe ich, andere zu erhaſchen." So ſprach er und ſtach dem Dryops die Lanze in den Hals, daß er ihm vor die Füße taumelte; durchbohrte dem Demūchus das Knie mit einem Speerwurf, ſtürzte den Laogŏnus und Dardănus, die Söhne des Bias, jenen mit einem Lanzenwurfe, dieſen mit einem Schwerthiebe vom Wagen: dem Tros, dem Sohne Alăſtors, ſpaltete er die Leber, obgleich der Held ihm die Kniee flehend umfaßte; dem Mulius fuhr ſeine Lanze durch ein Ohr bis zum andern; dem Sohne Agenors, Echĕklus, hieb er das Schwert tief in den Schädel; den Deukalion traf ſeine Lanzenſpitze unter dem Armbug und ſein Haupt flog vor ſeinem Schwerte mitſamt dem Helm in den Staub;

Rhigmus, dem Thrakier, ſchoß er die Lanze in den Bauch und ſeinen Wagenlenker Arithöus warf er mit einem Speerſtoße vom Sitz. So wütete der göttergleiche Held, wie ein Wind im entſetzlichen Waldbrande; ſeine Roſſe trabten ſtampfend über Schilde und Leichname dahin, die Achſe ſeiner Wagenräder troff von Blut und bis zu den ſchmucken Rändern des Sitzes ſpritzten die Tropfen empor.

Kampf des Achilles mit dem Stromgotte Skamander. Als die Fliehenden und ihr Verfolger an die Flut des Wirbel drehenden Skamander gekommen waren, teilte ſich die Flucht. Ein Teil warf ſich ſtadtwärts auf das Blachfeld, wo am vorigen Tage Hektor als Sieger die Griechen getummelt hatte. Über ſie breitete Hera ein dichtes Gewölk aus und hinderte ſie ſo, weiter zu fliehen. Die andern aber, hart an das Gewäſſer des Stromes gedrängt, ſtürzten ſich in ſeine toſenden Wirbel hinab, daß die Geſtade ringsumher widerhallten. Dort ſchwammen ſie durcheinander wie Heuſchrecken, die man mit Feuer ins Waſſer geſcheucht hat; ſo füllte ſich mit einem Gewirre von Roſſen und Männern der ganze Fluß. Da lehnte der Pelide ſeine Lanze an einen Tamariskenbaum des Ufers und ſtürzte ſich, das Schwert allein in der Hand, wie ein Gott ihnen nach. Bald rötete ſich das Waſſer von Blut und unter ſeinen Streichen erhub ſich hier und dort ein Röcheln aus den Wellen; er wütete wie in einer Hafenbucht ein ungeheurer Delphin, der von den andern Fiſchen verſchlingt, welchen er erhaſcht. Als ihm allmählich vom Morden die Hände ſtarr wurden, ergriff er doch noch zwölf Jünglinge lebendig im Strome; er zog ſie, der Sinne halb ſchon beraubt, heraus und übergab ſie den Seinigen, um bei ſeinem Zelt als Sühnopfer für den Tod ſeines Freundes Patroklus zu fallen.

Als der Held nun wieder in den Strom ſtürzte, nach neuem Würgen ſich ſehnend, begegnete ihm, eben aus den Fluten aufſtrebend, Lykäon, der Sohn des Priămus und Achilles ſtutzte bei dem Anblick. Ihn hatte einſt bei einem früheren nächtlichen Überfalle der Pelide im Obſthaine ſeines Vaters Priămus überraſcht, wo er gerade wilde Feigenſproſſen zu einem Seſſelrande ſeines Wagens ſchnitt. Damals entführte ihn Achilles mit Gewalt und ſandte ihn zu Schiffe nach der Inſel Lemnos, wo der Sohn des Jaſon, Eunēus, ihn als Sklaven an ſich kaufte. Als nun ein anderer Sohn des Jaſon, Eëtion, Fürſt von Imbrus, ſeinen Halbbruder zu Lemnos beſuchte, kaufte er den feinen Jüngling dieſem um teures Geld ab und ſandte ihn nach ſeiner Stadt Arīsbe. Nachdem Lykäon hier einige Zeit gelebt, ſchlich er ſich heimlich von dannen und rettete ſich nach Troja. Es war der zwölfte Tag, daß er aus der Gefangenſchaft zurückgekehrt war und jetzt zum zweitenmale dem Achilles in die Hände fiel. Wie dieſer ihn mit wankenden Knieen kraftlos aus dem Strome hervortauchen ſah, ſprach er ſtaunend zu ſich ſelber: „Wehe mir, welch Wunder muß ich erblicken! Gewiß werden jetzt auch die andern Trojaner, die ich erſchlagen habe, aufs neue aus der Nacht hervorkriechen, da dieſer wiederkommt, den ich vor langer Zeit nach Lemnos verkauft habe! Nun, wohlan, mag er die Spitze unſerer Lanzen koſten und es dann verſuchen, ob er auch aus dem Boden zurückkehren kann!" Doch ehe Achilles recht mit dem Speere zielen konnte, hatte ſich Lykäon heraufgeſchwungen, umſchlang ihm mit der einen Hand die Kniee und faßte mit der andern ſeine Lanze. „Erbarme dich meiner, Achilles," rief er, „war ich doch einſt deinem Schutze anvertraut! Damals trug ich dir hundert Stiere ein, jetzt will ich mich dreimal ſo hoch löſen! Erſt ſeit zwölf Tagen bin ich in der Heimat, nach langer Qual der Gefangenſchaft, aber Zeus muß mich wohl haſſen, daß er mich von neuem in deine Hand gegeben. Doch töte mich nicht; ich bin ein Kind Laothöes, und kein leiblicher Bruder des Hektor, der dir deinen Freund gemordet hat." Aber Achilles faltete die Stirn und mit unbarmherziger Stimme ſprach er: „Schwatze mir nicht von Löſung, du Thor; ehe Patroklus ſtarb, war mein Herz zu ſchonen willig, jetzt aber entflieht keiner dem Tode. So ſtirb denn auch du, mein Guter; ſieh mich nicht ſo kläglich an! Iſt doch auch Patroklus geſtorben, der viel herrlicher war, als du. Und betrachte mich ſelbſt, wie ſchön und groß ich von Geſtalt bin: dennoch, ich weiß es gewiß, wird auch mich das Verhängnis von Feindeshand ereilen, ſei's am Morgen, am Mittag oder am Abend!" Lykäon ließ zitternd den Speer fahren, als er ihn ſo reden hörte, ſaß mit ausgebreiteten Händen und empfing den Stoß des Schwertes in den Hals. Achilles faßte den Gemordeten am Fuße, ſchleuderte ihn in den Strudel des Fluſſes und rief ihm höhnend nach: „Laß ſehen, ob der Strom dich rette, dem ihr vergebens ſo viele Sühnopfer gebracht habt."

Über dieſe Worte ergrimmte der Stromgott Skamander, der ohnedem auf Seite der Trojaner war, und erwog bei ſich im Geiſte, wie er den gräßlichen Helden in ſeiner Arbeit hemmen und die Plage von ſeinen Schützlingen abwenden könnte. Achilles ſprang indeſſen mit ſeiner Lanze auf Aſteropäus den Päonier, den Sohn des Pelĕgon ein, der, zwei Speere in den Händen, eben aus dem Strome ſtieg. Dieſem hauchte der Flußgott Mut in die Seele, daß er mit Ingrimm das erbarmungsloſe Gemetzel des Peliden überblickte und kühn auf den Mordenden zueilte. „Wer biſt du, der es wagt, mir entgegen zu gehen," rief Achilles ihm zu; „nur die Kinder unglückſeliger Eltern begegnen meiner Kraft." Ihm antwortete Aſteropäus: „Was frägſt du nach meinem Geſchlechte? Der Enkel des Stromgottes Axīus bin ich, Pelĕgon hat mich gezeugt; vor elf Tagen bin ich mit meinen Päonen als Bundsgenoſſe Trojas erſchienen. Jetzt aber kämpfe mit mir, hoher Achilles." Da erhub der Pelide ſeine Lanze; der Päonier aber warf zwei Speere zugleich, einen mit jeder Hand, denn er konnte die linke wie die rechte brauchen: der eine brach das Schildgewölbe des Peliden, ohne den Schild ſelbſt zu brechen, der andere ſtreifte ihm den rechten Arm am Ellenbogen, daß das Blut hervorrieſelte. Jetzt erſt ſchwang Achilles ſeine Lanze, aber ſie verfehlte den Gegner und fuhr bis zur Hälfte ins Ufer. Dreimal zog Aſteropäus mit ſeiner nervigen Hand an ihr, ohne ſie aus dem Boden herausreißen zu können. Als er das vierte mal anſetzte, überfiel ihn Achilles mit dem Schwert und hieb ihn in den Leib, daß alles Gedärme hervordrang und er röchelnd auf die Erde ſank. Der Pelide zog ihm jauchzend die Rüſtung ab, und ließ den Leichnam den Aalen zur Uferbeute liegen; dann ſtürzte er ſich unter die Päonier, die noch voll Angſt an dem Fluſſe umher flogen. Ihrer ſieben hatte ſein Schwert erſchlagen, und noch wollte er unter ihnen fortwüten, als plötzlich Skamander, der zürnende Beherrſcher des Stromes in Menſchengeſtalt aus dem tiefen Strudel emportauchte und dem Helden zurief: „Pelide, du wüteſt mit entſetzlichen Thaten, mehr als ein Menſch! Meine Gewäſſer ſind voll von Toten, mit Mühe ergießen ſich meine Ströme ins Meer, laß ab!" — „Ich gehorche dir, denn du biſt ein Gott," antwortete Achilles, „aber darum wird mein Arm nicht vom Morde der Trojaner raſten, bis ich ſie in die Stadt zurückgejagt und meine eigene Kraft mit der Kraft Hektors gemeſſen habe." So ſprach er und ſtürzte ſich auf die flüchtigen Reihen der Trojaner, drängte ſie aufs neue dem Ufer zu und, als ſie ſich ins Waſſer retteten, ſprang auch er, den Befehl des Gottes vergeſſend, wieder in den Strudel. Nun fing der Strom an wütend zu ſchwellen, regte ſeine trüben Fluten auf, warf die Getöteten mit lautem Gebrüll ans Geſtade; ſeine Brandung ſchlug ſchmetternd an den Schild des Peliden. Dieſer, mit den Füßen wankend, faßte eine Ulme mit den Händen, riß ſie aus den Wurzeln und klomm über ihre Äſte ans Ufer. Nun flog er über das Gefilde hin, aber der Flußgott rauſchte ihm mit der toſenden Welle nach und erreichte ihn, ſo raſch er war. Und ſo oft er ihm widerſtehen wollte, beſpülten die Wogen ihm die Schultern und raubten ihm den Boden unter den Füßen. Da klagte der Held gen Himmel: „Vater Zeus, erbarmt ſich denn keiner der Ewigen meiner, mich aus der Gewalt des Stroms zu retten? Betrogen hat mich meine Mutter, als ſie weisſagte, daß mir der Tod durch Apolls edles Geſchoß bereitet ſei. Hätte mich doch Hektor getötet, der Starke den Starken! So aber ſoll ich des ſchmählichſten Todes in den Fluten ſterben, wie der Knabe eines Sauhirten, der im Winter durch den Sturzbach watet und fortgeriſſen wird!"

Wie er ſo jammerte, geſellten ſich Poſeidon und Athene in Menſchengeſtalt zu ihm, faßten ihn bei der Hand und tröſteten ihn, denn nicht ſei ihm vom Schickſale beſtimmt, in den Strom zu ſinken. Die Götter ſchieden wieder, aber Athene füllte ihn mit Kraft, daß er hoch mit den Knieen aus der Flut ſprang und das Gefilde wieder gewann. Aber noch immer ließ Skamander von ſeinem Zorne nicht ab; vielmehr bäumte er ſich mit immer höherer Brandung und rief laut ſeinem Bruder Simois zu: „Komm Bruder, laß uns beide zuſammen die Gewalt dieſes Mannes da bändigen, ſonſt wirft er uns heute noch die Veſte des Priămus in den Staub! Auf; hilf mir, nimm die Quellen des Gebirges zu dir, ermuntere jeden Gießbach, hebe deine Flut hoch, rolle Steinblöcke daher! Nicht ſeine Kraft, nicht ſeine Rüſtung ſoll ihn verteidigen; tief im Sumpfe ſoll dieſe liegen, mit Schlamme bedeckt. Ihn ſelbſt verſchütte ich mit Muſcheln, Kies und Sand, daß die Argiver ſelbſt ſeine Gebeine in dem Wuſt nicht mehr finden können. So türme ich ihm ſelbſt ſein Denkmal auf und die Danaer brauchen ihm für kein Raſengrab zu ſorgen!" Unter dieſem Zurufe rauſchte er mit Schaum, Blut und Leichen auf den Helden daher, daß bald ſeine Welle ſich über ihm bäumte, indes auch der Strom Simois aus der Ferne ſich hermachte.

Hera ſelbſt, voll inniger Angſt um ihren Liebling, ſchrie laut, als ſie dieſes ſah. Dann ſprach ſie ſchnell zu Hephäſtus: „Lieber hinkender Sohn, nur deine Flammen ſind dem gewaltigen Strome gewachſen: bringe dem Peliden deine Hilfe; ich ſelbſt will den Weſt- und Südwind vom Meergeſtade erregen, daß ſie die ſchreckliche Glut bis ins Heer der Trojaner hineintragen. Du aber zünde die Bäume am Geſtade des Fluſſes an und durchlodere ihn ſelbſt; laß dich durch keine Schmeichelei und durch keine Drohung zurückſchrecken, Glut muß die Vertilgung im Zaume halten!" Auf ihr Wort durchflog die Flamme des Hephäſtus das Gefild und zuerſt verbrannte ſie die Leichname der Troer, die von Achilles' Hand gefallen waren. Dann wurde das Feld ganz trocken und das Waſſer gehemmt. Am Ufer fingen die Ulmen, die Weiden, die Tamarisken und alles Gras zu brennen an; ſchon ſchnappten die Aale und andere Fiſche, angſtvoll und matt von dem Glutanhauche, nach friſchem Waſſer. Endlich wogte der Strom ſelbſt in lichten Flammen und Skamander, der Gott, rief wimmernd aus ſeinen Fluten hervor:

„Glutatmender Gott, ich begehre nicht, mit dir zu kämpfen, laß uns vom Streite ruhen; was geht mich die Fehde der Trojaner und des Achilles an!“ So klagte er, während ſeine Gewäſſer ſprudelten, wie Fett im Keſſel über der Flamme brodelt. Endlich wandte er ſich laut wehklagend an die Göttermutter und rief: „Hera, warum quält denn dein Sohn Hephäſtus meinen Strom ſo entſetzlich? Hab' ich doch nicht mehr verſchuldet, als die andern Götter alle, ſo viel ihrer den Trojanern beiſtehen; jetzt aber will ich ja gerne ruhig ſein, wenn du es befiehlſt, nur ſollte auch er mich in Ruhe laſſen!“ Da begann Hera zu ihrem Sohne: „Halt ein, Hephäſtus, martere mir den unſterblichen Gott nicht länger um der Sterblichen willen!“ Jetzt löſchte der Feuergott ſeine Flamme, der Strom rollte in ſeine Ufer zurück und der ferne Simois gab ſich auch zufrieden.

Schlacht der Götter. Den andern Göttern tobte dafür das Herz in ungeſtümer Feindſchaft und im Sturme prallten ſie aneinander, daß der Erdkreis dröhnte und die Luft rings wie von Poſaunen erſcholl. Zeus auf der Spitze des Olymp gelagert, vernahm es, und ſein Herz erbebte vor Wonne, als er die Unſterblichen zum rieſenhaften Kampf auf einander losrennen ſah. Zuerſt drang Ares, der Kriegsgott vor und ſtürmte mit ſeinem ehernen Speer auf Pallas Athene ein, indem er ihr ſchmähende Worte entgegenrief: „Du ſchamloſeſte Fliege, was treibſt du voll ſtürmiſcher Dreiſtigkeit die Götter zum Kampfe? Weißt du noch, wie du den Tydiden gereizt, daß er mich mit der Lanze verwundete, ja wie du ſelbſt mit dem ſtrahlenden Speere mir den unſterblichen Leib verletzt? Jetzt wollen wir die Rechnung mit einander abſchließen, du Unbändige!“ So ſprach er, ſchlug an ſeinen ſchrecklichen Ägisſchild und ſtieß mit dem Speer nach der Göttin. Dieſe wich aus, griff nach einem großen rauhen Markſtein, der dort im Gefilde lag und traf damit den Wüterich an den Hals, daß er klirrend in ſeinen ehernen Waffen zu Boden ſank, ſieben Hufen Landes im Fall bedeckend und ſein göttliches Haar vom Staube beſudelt ward. Da lächelte Athene und ſprach jubelnd: „Thörichter, du haſt wohl nie bedacht, um wie viel ich dich an Kraft übertreffe, da du es gewagt haſt, dich mit mir zu meſſen! Büße jetzt ganz deiner Mutter Hera Verwünſchungen, die voll Zornes über dich iſt, daß du dich den Griechen entzogen haſt und die übermütigen Trojaner verteidigen magſt.“ So redete ſie und wandte ihre ſtrahlenden Götteraugen ab. Den ſchwer aufſtöhnenden Kriegsgott, dem erſt allmählich der Atem wiederkehrte, führte Zeus' Tochter, Aphrodīte, aus der Schlacht; als aber Hera die beiden gewahr wurde, begann ſie zu Athene: „Weh mir, Pallas, ſieheſt du nicht, wie dreiſt dort die weichliche Liebesgöttin den wilden Mörder mitten aus dem entſcheidenden Kampfe durchs Getümmel hinwegführt? Wirſt du ſie nicht ſchnell verfolgen?“ Nun ſtürmte Pallas Athene nach und verſetzte der zarten Göttin mit mächtiger Hand einen Schlag auf die Bruſt, daß ſie zu Boden ſank und der verwundete Kriegsgott mit ihr. „Mögen alle ſo ſtürzen,“ rief Athene, „die es wagen, den Trojanern beizuſtehen! Wäre es jedem der Unſern gelungen, wie mir, ſo hätten wir längſt Ruhe, und Troja wäre zum Schutthaufen unter unſern Händen geworden.“ Ein Lächeln flog über Heras Geſicht, als ſie dieſes ſah und hörte. Darauf ſprach der Erderſchütterer Poſeidon, zu Apollo gewendet: „Phöbus, warum ſtehen wir ſo entfernt, da doch andere den Kampf ſchon begonnen haben? Es wäre doch eine Schmach für uns, wenn wir beide zum Olymp zurückkehren wollten, ohne unſere Kraft an einander verſucht zu haben. So hebe denn du an, biſt du doch der Jüngere! Was ſäumſt du? Hat dein Herz ganz vergeſſen, wie viel wir beide vor allen Göttern bereits böſes um Troja geduldet haben, ſeit wir dem ſtolzen Laomĕdon bei dem Bau der Stadtmauer fröhnten und er unſere Dienſte ſo ſchnöde vergalt? Du denkſt wohl nicht mehr daran, ſonſt würdeſt du mit uns andern auf die Vernichtung der Trojaner bedacht ſein und nicht dem Volke des trügeriſchen Laomĕdon willfahren!“ — „Beherrſcher des Meeres,“ antwortete ihm Phöbus, „ich ſelbſt würde dir nicht bei Beſinnung dünken, wenn ich, der Sterblichen wegen, die hinfällig ſind, wie das Laub im Walde, mit dir, dem ehrfurchtgebietenden Gotte, kämpfen wollte.“ So ſprach Apollo und wandte ſich, voll Scheu, wider den Bruder ſeines Vaters gewaltſam den Arm aufzuheben. Da ſpottete ſeiner die Schweſter Artemis und rief höhnend: „Flieheſt du ſchon vor der Schlacht, du Fernhintreffer und räumſt dem prahleriſchen Poſeidon den Sieg ein? Du Thor, was trägſt du alsdann auf der Schulter den Bogen, das nichtige Kinderſpiel?“ Aber Hera verdroß die Spottrede: „Gedenkſt du etwa, weil du dein Geſchoß auf dem Rücken trägſt, dich mit mir an Stärke zu meſſen, du Schamloſe?“ ſprach ſie; „wahrlich, dir wäre beſſer, du gingeſt in die Wälder, einen Eber oder Hirſch zu erlegen, als frech gegen höhere Götter anzukämpfen! Und doch, weil du ſo trotzig biſt, ſo magſt du meine Hand fühlen.“ So ſchalt ſie, ergriff mit der Linken beide Hände der Göttin am Knöchel, mit der Rechten zog ſie ihr den Köcher ſamt den Pfeilen von der Schulter und verſetzte damit der Zurückgewendeten ſchimpfliche Streiche um die Ohren, daß die Pfeile klirrend aus dem Köcher ſanken. Wie eine ſchüchterne Taube, vom Habicht verfolgt, ließ Artemis Köcher und Pfeile liegen und floh unter Thränen davon. Ihre Mutter Latona wäre ihr zu Hilfe geeilt, wenn nicht Hermes in der Nähe auf der Lauer geſtanden wäre. Als dieſer des Geſchehenen inne ward, ſprach er zu ihr: „Ferne ſei von mir, daß ich mit dir ſtreiten wollte, Latona; gefahrvoll iſt der Kampf mit den Frauen, die der Donnerer ſeiner Liebe gewürdigt hat. Deswegen magſt du dich immerhin im Kreiſe der Unſterblichen rühmen, mir obgeſiegt zu haben.“ So ſprach er freundlich; da eilte Latona herbei, hub den Bogen, den Köcher und die Pfeile, wie ſie wirbelnd da und dorthin in den Staub gefallen waren, ſie ſammelnd, auf und eilte der Tochter nach, zum Olymp hinan. Dort hatte ſich Artemis weinend auf die Knie des Vaters geſetzt und ihr feines, von Ambroſia duftendes Gewand bebte ihr noch vom Zittern der Glieder. Zeus ſchloß ſie liebkoſend in die Arme und ſprach unter freundlichem Lächeln zu ihr: „Welcher von den Göttern hat es gewagt, dich zu mißhandeln, mein zartes Töchterchen?“ — „Vater,“ antwortete ſie, „dein Weib hat mir ein Leides gethan, die zornige Hera, die alle Götter zu Streit und Hader empört.“ Da lachte Zeus, ſtreichelte ſie und ſprach ihr Troſt ein.

Drunten aber ging Phöbus Apollo hinein in die Stadt der Trojaner; denn ihm war ernſtlich bange, die Danaer möchten, dem Schickſale zum Trotz, noch heute die Mauer der ſchönen Veſte niederreißen. Die übrigen Götter eilten, die einen voll Siegesluſt, die andern voll Zorn und Gram in den Olymp zurück und ſetzten ſich um den Vater, den Donnergott, im Kreiſe.

Achilles und Hektor vor den Thoren. Auf einem hohen Turme der Stadt ſtand der greiſe König Priămus, und ſchaute nieder auf den gewaltigen Peliden, wie er die fliehenden Trojaner vor ſich hertrieb, ohne daß ein Gott oder ein Sterblicher erſchien, ihn abzuwehren. Wehklagend ſtieg der König vom Turme hernieder, und ermahnte die Hüter der Mauer: „Öffnet die Thorflügel und haltet ſie, bis alle die fliehenden Völker ſich in die Stadt hereingedrängt haben; denn Achilles tobt ganz nahe dem Schwarm, und mir ahnet ſchlimmer Ausgang. Sind ſie innerhalb der Mauer, ſo füget mir die Flügel wohl ineinander, ſonſt ſtürmt der Verderbliche hinter ihnen durch das Thor zu uns herein!“ Die Wächter ſchoben die Riegel zurück, die Thorflügel thaten ſich auseinander und eine Rettungspforte ſtand offen.

Während aber die Trojaner, ausgedörrt von Durſt, bedeckt mit Staub, durch das Blachfeld flohen, und Achilles mit ſeiner Lanze ſie wie wahnſinnig verfolgte, verließ Apollo Trojas offenes Thor, die Not ſeiner Schutzbefohlenen zu wenden. Er erweckte den Helden Agēnor, den tapfern Sohn Antenors, und ſtand ihm, in dunkeln Nebel eingehüllt, an die Buche des Zeus gedrängt, ſelbſt zur Seite. So geſchah es, daß Agēnor zuerſt von allen Trojanern im Fliehen inne hielt, ſich beſann und ſchämte, und zu ſich ſelbſt ſagte: „Wer iſt es, der dich verfolgt, iſt nicht auch ihm der Leib mit ſpitzem Eiſen verwundbar, iſt er nicht auch ſterblich, wie andere Menſchen?“ So faßte er ſich in Gedanken und erwartete den heranſtürmenden Achilles, ſtreckte den Schild vor, und rief ihm, die Lanze ſchwingend, entgegen: „Hoffe nicht ſo ſchnell die Stadt der Trojaner zu verheeren, Thörichter; noch giebt es Männer unter uns, die für Eltern, Weiber und Kinder ihre Veſte beſchirmen!“ Damit entſchwang er den Speer, und traf die neugegoſſene zinnerne Knieſchiene des Helden, von der die Lanze jedoch, ohne zu verwunden, abprallte. Achilles ſtürzte ſich auf den Gegner, aber Apollo entführte dieſen im Nebel, und wußte den Peliden ſelbſt durch eine Liſt von der Verfolgung abzulenken. Er ſelbſt verwandelte ſich nämlich in die Geſtalt Agēnors, und nahm ſeinen Weg durch das Weizenfeld, dem Skamanderfluſſe zu. Achilles eilte ihm fliegend nach und hoffte beſtändig, ihn im Laufe zu erhaſchen. Indeſſen flüchteten die Trojaner glücklich durchs offene Thor in die Stadt, die ſich bald mit gedrängten Scharen füllte; keiner wartete auf den andern, keiner ſchaute ſich um, zu ſehen, wer gerettet, wer gefallen ſei; alle waren nur froh für ſich ſelbſt, ſich ſicher hinter den Mauern zu wiſſen. Da kühlten ſie den Schweiß, löſchten den Durſt und ſtreckten ſich längs der Mauer an der Bruſtwehr nieder.

Doch die Griechen, Schild an Schulter, wandelten in dichten Scharen auf die Mauer zu. Von allen Trojanern war nur Hektor außerhalb des ſkäiſchen Thores geblieben; denn ſein Schickſal hatte es ſo geordnet. Achilles aber war noch immer auf der Verfolgung Apollos begriffen, den er für Agēnor hielt. Da ſtand plötzlich der Gott ſtille, wandte ſich um, und ſprach mit ſeiner Götterſtimme: „Was verfolgſt du mich ſo hartnäckig, Pelide, und vergiſſeſt über mich die Verfolgung der Trojaner? Du meineſt einen Sterblichen zu jagen, und ranntest einem Gotte nach, den du doch nicht töten kannſt.“ Da fiel es wie Schuppen von den Augen des Helden, und er rief voll Ärger aus: „Grauſamer, trügeriſcher Gott! daß du mich ſo von der Mauer hinweglocken konnteſt! Fürwahr, noch viele hätten mir im Staube knirſchen müſſen, ehe ſie in Ilion einzogen! Du aber haſt mir den Siegesruhm geraubt und ſie gefahrlos gerettet, denn du haſt als ein Gott keine Rache zu fürchten, wie gerne ich mich auch an dir rächen möchte!“

Achilles wandte ſich und flog trotzigen Sinnes auf die Stadt zu, wie ein ungeſtümes, ſieggewohntes Roß am Wagen. Ihn erblickte zuerſt der greiſe Priămus von der Warte des Turmes herab, auf welcher der König wieder Platz genommen hatte, und er erſchien ihm leuchtend, wie der ausdörrende Hundsſtern am Nachthimmel dem Landmann verderbenbringend entgegenfunkelt. Der Greis ſchlug ſich die Bruſt mit den Händen und rief wehklagend zu ſeinem Sohne herab, der außerhalb des ſkäiſchen Thores ſtand und voll heißer Kampfgier auf den Peliden wartete: „Hektor, teurer Sohn! was weileſt du draußen einſam und von allen andern getrennt! Willſt du dich denn mutwillig dem Verderber in die Hände geben, ihm, der mir ſchon ſo viele tapfere Söhne geraubt hat! Komm herein in die Stadt, beſchirme hier Trojas Männer und Frauen, verherrliche nicht den Ruhm des Peliden durch deinen Tod! Erbarme dich auch meiner, deines elenden Vaters, ſo lange er noch atmet; meiner, den Zeus verdammt hat, an der äußerſten Schwelle des Alters in Gram hinzuſchwinden, und ſo unendliches Leid mit anzuſchauen! Meine Söhne werde ich ſehen müſſen erwürgt, meine Töchter hinweggeriſſen, ausgeplündert die Kammern meiner Burg, die ſtammelnden Kinder zu Boden geſchmettert, die Schwiegertöchter fortgeſchleppt. Zuletzt liege ich wohl ſelbſt, von einem Speerwurf oder Lanzenſtich ermordet, am Thore des Palaſtes, und die Haushunde, die ich aufgezogen, zerfleiſchen mich und lecken mein Blut!“

So rief der Greis vom Turme herab und zerraufte ſein weißes Haar. Auch Hekŭba, die Mutter, erſchien an ſeiner Seite, zerriß ihr Gewand und rief weinend hinunter: „Hektor, gedenke, daß meine Bruſt dich geſtillt hat; erbarme dich meiner! Wehre dem ſchrecklichen Manne hinter der Mauer, aber miß dich nicht mit ihm im Vorkampfe, du Raſender!“

Das laute Weinen und Rufen ſeiner Eltern vermochte den Sinn Hektors nicht umzuſtimmen; er blieb unbeweglich auf dem Platze und erwartete den herannahenden Achilles. „Damals hätte ich weichen müſſen,“ ſprach er in ſeinem Herzen, „als mein Freund Polydămas mir den Rat gab, das Heer der Trojaner in die Stadt zurückzuführen! Jetzt, nachdem ich das Volk durch meine Bethörung verderbt habe, fürchte ich mich vor den Männern und Weibern Trojas, daß nicht einer der Schlechteren mir dereinſt ſage: im Vertrauen auf ſeine eigene Stärke hat Hektor das Volk preisgegeben. Viel beſſer ich ſiege oder falle im Kampfe mit dem Gefürchteten! — Oder wie? wenn ich Schild und Helm jetzt zur Erde legte, meinen Speer an die Mauer lehnte, ihm entgegen ginge, ihm Helena, alle Schätze, die Paris geraubt, zudem anderes Gut die Fülle anböte; wenn ich alsdann den Fürſten Trojas einen Eidſchwur abnähme, nichts ingeheim zu entziehen; all unſre Schätze und Vorräte in zwei Teile zu teilen ..... Doch, wehe mir, was für Gedanken kommen mir ins Herz? Ich mich ihm flehend nahen? Ohne Erbarmen würde er mich, den Entblößten, niederhauen, wie ein Weib! Fürwahr, es würde ſchön laſſen, wenn ich mich zu einem traulichen Geſpräche ihm beigeſellen wollte, wie ein Jüngling wohl mit der Jungfrau plaudert! Beſſer, wir rennen aufeinander an zum Kampfe, daß es ſich bald entſcheiden muß, welchem von uns beiden die Olympiſchen den Sieg verleihen!“ Solche Gedanken wog Hektor im Geiſte ab und blieb.

Der Tod Hektors. Immer näher kam Achilles geſchritten, dem Kriegsgott an furchtbarer Herrlichkeit gleich; auf der rechten Schulter bebte entſetzlich ſeine Lanze aus Pelions Eſchenholz, ſeine Erzwaffen ſchimmerten um ihn wie eine Feuersbrunſt, oder wie die aufgehende Sonne. Als Hektor ihn ſah, mußte er unwillkürlich zittern; er vermochte nicht mehr ſtille zu ſtehen: er wandte ſich um, dem Thore zu, und hinter ihm her flog der Pelide, wie ein Falk der Taube nachſtürzt, die oft ſeitwärts ſchlüpft, während der Raubvogel grad andringt in ſeinem Fluge. So flüchtete Hektor längs der Mauer von Troja über den Fahrweg hinüber an den beiden ſprudelnden Quellen des Skamander vorbei, der warmen und der kalten, immer weiter um die Mauer: ein Starker floh, aber ein Stärkerer folgte. Alſo kreiſten ſie dreimal um die Stadt des Priămus, und vom Olymp ſahen alle ewigen Götter dem Schauſpiele mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. „Erwägt es wohl, ihr Götter,“ ſprach Zeus, „die Stunde der Entſcheidung iſt gekommen; jetzt fragt es ſich: Soll Hektor dem Tode noch einmal entfliehen, oder, ſoll er, wie tapfer er auch ſein mag, fallen?“ Da nahm Pallas Athene das Wort und ſprach: „Vater, wo denkſt du hin? Einen Sterblichen, der längſt dem Verhängnis anheimgefallen iſt, willſt du vom Tod erlöſen? Thu, was dir gut dünkt, aber hoffe nicht, daß die Götter deinen Rat billigen werden!“ Zeus nickte ſeiner Tochter Gewährung zu, und ſie ſchwang ſich wie ein Vogel von den Felſenhöhen des Olymp aufs Schlachtfeld hinab.

Hier floh Hektor noch immer vor ſeinem Verfolger, der ihn, wie ein Jagdhund den aus dem Lager aufgejagten Hirſch, bedrängte, und ihm, wie dieſer ſeinem Wild, keinen Schlupfwinkel und keine Raſt gönnte. Auch winkte Achilles ſeinem Volke zu, daß keiner ſein Geſchoß auf Hektoren werfen und ihm den Ruhm rauben ſollte, der erſte und einzige geweſen zu ſein, der den furchtbarſten Feind der Griechen erlegte.

Als ſie nun zum viertenmal auf ihrer Runde um die Mauer an die Quellen des Skamender gelangt waren, da erhub ſich Zeus auf dem Olymp, ſtreckte die goldne Wage vor, und legte zwei Todesloſe hinein, das eine für den Peliden, das andre für Hektor. Dann faßte er die Wage in der Mitte und wog: da ſank Hektors Wagſchale tief nach dem Hades zu, und augenblicklich verließ Phöbus Apollo ſeine Seite. Zu Achilles aber trat Athene die Göttin und flüſterte ihm ins Ohr: „Steh und erhole dich, während ich jenem zurede, dich kühn zu bekämpfen.“ Achilles lehnte ſich, der Göttin gehorchend, auf ſeinen eſchenen Speer, ſie aber, in der Geſtalt des Deïphŏbus, trat ganz nahe zu Hektor und ſprach zu ihm: „Ach, mein älterer Bruder, wie bedrängt dich der Pelide! Wohlan, laß uns ſtandhalten und ihn abwehren.“ Freudig aufblickend erwiderte Hektor: „Du warſt immer mein trauteſter Bruder, Deïphŏbus, jetzt aber muß dich mein Innerſtes nur um ſo mehr hochachten, daß du dich, ſobald mich dein Auge wahrnahm, aus der Stadt gewagt haſt, während die andern alle hinter der Mauer ſitzen!“ Athene winkte dem Helden zu und ſchritt ihm, die Lanze gehoben, voran, dem ausruhenden Achilles entgegen. Dieſem rief Hektor zuerſt zu: „Nicht länger entfliehe ich dir, Pelide: mein Herz treibt mich, dir feſt entgegen zu ſtehen, daß ich dich töte oder falle! Laß uns aber die Götter zu Zeugen eines Eidſchwures nehmen: wenn mir Zeus den Sieg verleiht, werde ich dich nimmermehr mißhandeln, ſondern, nachdem ich dir deine Rüſtung abgezogen, die Leiche deinen Volksgenoſſen zurückgeben. Ein Gleiches ſollſt du mir thun!“

„Nicht von Verträgen geplaudert!“ erwiderte finſter Achilles; „ſo wenig ein Hund zwiſchen Löwen und Menſchen Freundſchaft ſtiftet, ſo wenig zwiſchen Wölfen und Lämmern Eintracht beſteht, ſo wenig wirſt du mich mit dir befreunden. Einer von uns muß blutig zu Boden ſtürzen. Nimm deine Kunſt zuſammen, du mußt Lanzenſchwinger und Fechter zugleich ſein. Doch du wirſt mir nicht entrinnen, all das Leid, das du den Meinigen mit der Lanze angethan haſt, das büßeſt du mir jetzt auf einmal!“ So ſchalt Achilles und ſchleuderte die Lanze: doch Hektor ſank ins Knie und das Geſchoß flog über ihn weg in die Erde; hier faßte es Athene und gab es dem Peliden, unbemerkt von Hektor, ſogleich zurück. Mit zornigem Schwung entſandte nun Hektor auch ſeinen Speer, und dieſer fehlte nicht, er traf mitten auf den Schild des Achilles, aber prallte auch davon ab; beſtürzt ſah ſich Hektor nach ſeinem Bruder Deïphŏbus um; denn er hatte keine zweite Lanze zu verſenden. Doch dieſer war verſchwunden. Da wurde Hektor inne, daß es Athene war, die ihn getäuſcht hatte. Wohl ſah er ein, daß das Schickſal ihn jetzt faſſen würde; er dachte daher nur darauf, wie er nicht ruhmlos in den Staub ſinken wollte, zog ſein gewaltiges Schwert von der Hüfte, und ſtürmte, das geſchwungene in der Rechten, wie ein Adler einher, der auf einen geduckten Haſen oder ein Lämmlein aus der Luft herabſchießt. Der Pelide wartete den Streich nicht ab, auch er drang unter dem Schilde vor; ſein Helm nickte, die Mähne flatterte, und ſternhell ſtrahlte ſein Speer, den er grimmig in ſeiner Rechten ſchwenkte. Sein Auge durchſpähte den Leib Hektors, forſchend, wo etwa eine Wunde haften könnte. Da fand er alles blank von der geraubten Rüſtung umhüllt: nur wo Achſel und Hals das Schlüſſelbein verbindet, erſchien die Kehle, die gefährlichſte Stelle des Lebens am Leib, ein wenig entblößt. Dorthin lenkte Achilles ſchnell beſonnen ſeinen Stoß und durchſtach ihm den Hals ſo mächtig, daß die Lanzenſpitze zum Genick herausdrang. Doch durchſchnitt ihm der Speer die Gurgel nicht ſo, daß der Verwundete nicht noch reden konnte, obgleich er in den Staub ſank, während Achilles laut frohlockte und den Leichnam Hunden und Vögeln preis zu geben drohte. Da begann der liegende Hektor, ſchon ſchwächer atmend, zu flehen: „Ich beſchwöre dich bei deinem Leben, Achilles, bei deinen Knieen, bei deinen Eltern, laß mich bei den Schiffen der Danaer nicht die Hunde zerreißen! Nimm Erz und Gold, ſo viel du willſt, zum Geſchenk, und entſende dafür meinen Leib nach Troja, daß Männer und Frauen ihm dort die Ehre des Scheiterhaufens zuteil werden laſſen.“

Aber Achilles ſchüttelte ſein fürchterliches Haupt und ſprach: „Beſchwöre mich nicht bei meinen Knieen und meinen Eltern, du Mörder meines Freundes! Niemand ſei, der dir die Hunde verſcheuche von deinem Haupt, und wenn mir deine Landsleute zwanzigfältige Sühnung darwögen und noch mehr verhießen. Ja, wenn dich Priămus mir ſelbſt mit Gold aufwägen wollte!“ — „Ich kenne dich,“ ſtöhnte Hektor ſterbend, „ich ahnete, daß du nicht zu erweichen ſein würdeſt; dein Herz iſt eiſern! Aber denk' an mich, wenn die Götter mich rächen, und am hohen, ſkäiſchen Thore du vom Geſchoſſe Phöbus Apollos getroffen im Staube endeſt, wie jetzt ich!“ Mit dieſer Weisſagung verließ Hektors Seele den Leib und flog zum Hades hinunter. Achilles aber rief der fliehenden nach: „Stirb du; mein Los empfang' ich, wann Zeus und die Götter wollen!“ So ſprach er und zog den Speer aus dem Leichnam, legte ihn bei Seite, und zog die eigene, blutige Rüſtung von den Schultern des Gemordeten.

Nun kamen aus dem griechiſchen Heere viel Streiter herbeigelaufen und betrachteten bewundernd den Wuchs und die hohe Bildung des Toten und mancher ſprach, ihn anrührend: „Wunderbar, wie viel ſanfter iſt doch der Mann nun zu betaſten, als da er den Feuerbrand in unſere

Schiffe ſchleuderte!“ Jetzt ſtellte ſich Achilles mitten unter das Volk und ſprach: „Freunde und Helden! Nachdem die Götter mir verliehen haben, dieſen Mann hier zu bändigen, der uns mehr Böſes gethan hat, als alle andern zuſammen, ſo laßt uns in unſerer Rüſtung die Stadt ein wenig auskundſchaften, um zu erforſchen, ob ſie uns wohl die Burg räumen werden, oder ob ſie es wagen, uns auch ohne Hektor Widerſtand zu leiſten. Aber was rede ich? Liegt nicht mein Freund Patroklus noch unbeſtattet bei den Schiffen? Darum ſtimmet den Siegsgeſang an, ihr Männer, und laßt uns vor allen Dingen meinem Freunde das Sühnopfer bringen, das ich ihm geſchlachtet habe!“

Mit ſolchen Worten wandte ſich der Grauſame dem Leichnam aufs neue zu, durchbohrte ihm an beiden Füßen die Sehnen zwiſchen Knöchel und Ferſen, durchzog ſie mit Riemen von Stierhaut, band ſie am Wagenſitze feſt, ſchwang ſich in den Wagen, und trieb ſeine Roſſe mit der Geißel den Schiffen zu, den Leichnam nachſchleppend. Staubgewölk umwallte den Geſchleiften, ſein jüngſt noch ſo liebliches Haupt zog mit zerrüttetem Haar eine breite Furche durch den Sand. Von der Mauer herab erblickte ſeine Mutter Hekŭba das grauenvolle Schauſpiel, warf den Schleier ihres Hauptes weit von ſich und ſah jammernd ihrem Sohne nach. Auch der König Priămus weinte und jammerte. Geheul und Angſtruf der Trojaner und der fremden Völker hallte durch die ganze Stadt. Kaum ließ ſich der alte König abhalten, ſelbſt in ſeinem zornigen Schmerz zum ſkäiſchen Thore hinaus zu ſtürmen und dem Mörder ſeines Sohnes nachzueilen. Er warf ſich zu Boden und rief: „Hektor, Hektor! Alle andern Söhne, die mir mein Feind erſchlug, vergeſſe ich über dir: o wäreſt du doch nur in meinen Armen geſtorben!“

Andromăche, Hektors Gemahlin, hatte von dem ganzen Jammer noch nichts vernommen, ja ihr war nicht einmal ein Bote gekommen, der gemeldet hätte, daß ihr Gatte ſich noch draußen vor den Thoren befinde. Ruhig ſaß ſie in einem der Gemächer des Palaſtes und durchwirkte ein ſchönes Purpurgewand mit bunter Stickerei. Und eben rief ſie einer der Dienerinnen, einen großen Dreifuß ans Feuer zu ſtellen, um ihrem Gemahl ein wärmendes Bad vorzubereiten, wenn er aus der Feldſchlacht käme. Da vernahm ſie vom Turme her Geheul und Jammergeſchrei. Finſtere Ahnung im Herzen rief ſie: „Weh mir, ihr Mägde, ich fürchte, Achilles habe meinen mutigen Gatten allein von der Stadt abgeſchnitten und bedrohe ſeine Kühnheit, die ihn niemals im Haufen weilen läßt! Folget euer zwei mir, daß wir ſchauen, was es giebt!“ Mit pochendem Herzen durchſtürmte ſie den Palaſt, eilte auf den Turm und ſah herab über die Mauer, wie die Roſſe des Peliden den Leichnam ihres Gatten, erbarmungslos an den Wagen des Siegers gebunden, durchs Gefilde ſchleppten. Andromăche ſank rückwärts in die Arme ihrer Schwäger und Schwägerinnen in tiefe Ohnmacht und der köſtliche Haarſchmuck, das Band, die Haube, die ſchöne Binde, das Hochzeitsgeſchenk Aphrodītes, flogen weit weg von ihrem Haupte. Als ſie endlich wieder aufzuatmen anfing, begann ſie mit gebrochener Klage ſchluchzend vor Trojas Frauen: „Hektor! wehe mir Armen! du, elend wie ich, zu Elend geboren, wie ich! In Schmerz und Jammer verlaſſen, ſitze ich nun im Hauſe, eine Witwe mit unſerem unmündigen Kinde, das, des Vaters beraubt, die Augen geſenkt, mit immer bethränten Wimpern aufwächſt! Betteln wird es müſſen bei den Freunden des Vaters, und bald den am Rock, bald den am Ärmel zupfen, daß er ihm das Schälchen reiche und zu nippen gebe! Manchmal auch wird ein Kind blühender Eltern es vom Schmauſe verſtoßen und ſagen: Trolle dich, dein Vater iſt ja nicht beim Gaſtmahl! dann flüchtet es ſich weinend zu der Mutter, die keinen Gatten hat. Der aber wird die Hunde ſättigen und die Würmer werden den Überreſt verzehren! Was helfen mir nun die ſchmucken, zierlichen Gewande in den Käſten? Der Flamme will ich ſie alle übergeben: was frommen ſie mir? Hektor wird nicht mehr auf ihnen ruhen, nicht mehr in ihnen prangen!“ So ſprach ſie weinend und wehklagend, und rings umher ſeufzten die Trojanerinnen.

Leichenfeier des Patroklus. Sobald Achilles mit der Leiche ſeines Feindes bei den Schiffen angekommen war, ließ er dieſe am Bette des Patroklus aufs Antlitz in den Staub ſtrecken. Derweil legten die Danaer ihre Rüſtungen ab und ſetzten ſich zu Tauſenden am Schiffe des Peliden zum feſtlichen Leichenſchmauſe nieder. Stiere, Schafe und Schweine wurden geſchlachtet, und der Pelide ließ den Streitern eine köſtliche Mahlzeit zurichten. Den Helden ſelbſt führten die Genoſſen widerſtrebend von der Leiche ſeines Freundes weg in das Zelt des Königs Agamemnon. Hier ward ein großes Geſchirr voll Waſſers an die Glut geſtellt: ob ſie nicht etwa den Peliden vermögen könnten, ſich den blutigen Schlachtſtaub von den Gliedern zu waſchen. Er aber weigerte ſich hartnäckig und ſchwur einen großen Eid: „Nein, ſo wahr Zeus lebt, kein Bad ſoll meinen Scheitel netzen, ehe Patroklus von mir auf den Scheiterhaufen gelegt iſt, ehe ich mein Haar geſchoren und ihm ein Denkmal aufgetürmt habe! Meinetwegen mögen wir jetzt das traurige Feſtmahl abhalten. Morgen aber laß Holz im Walde fällen, Fürſt Agamemnon, und biete alles auf, was zur Leichenbeſtattung meinem Freunde gehört, daß das Feuer den Jammeranblick ſchnell von uns nehme und das Volk ſich wieder zur Kriegsarbeit wende!“ Die Fürſten ließen ihn gewähren, ſetzten ſich ans Mahl und ſchmauſten. Dann ging ein jeder zur Nachtruhe. Der Sohn des Peleus aber, weil die Toten in ſeinem Zelte waren, legte ſich, von ſeinen Myrmidonen umringt, am Meergeſtade nieder, wo der kieſige Sand von den Wellen reingeſpült war.

Lange ſeufzte er hier noch auf dem harten Lager um den erſchlagenen Freund. Als ihn aber endlich der Schlummer umfangen hatte, da kam die Seele des jammervollen Patroklus im Traumbilde zu ihm, an Größe, Geſtalt, Stimme und Augen jenem ganz ähnlich, den Leib eingehüllt im Gewande. So trat der Schatten zu ſeinen Häupten und ſprach: „Schläfſt du, meiner ſo ganz vergeſſen, Achilles? Des Lebenden zwar haſt du immerdar gedacht, aber nicht alſo des Toten! Gieb mir ein Grab; denn mich verlangt ſehr, durch das Thor des Hades einzugehen! Bis jetzt hab ich es nur irrend umwandelt, und es ſitzen als Wächter Seelen da, die mich zurückſcheuchen! Ehe der Scheiterhaufen mir gewährt worden iſt, kann ich nicht zur Ruhe kommen. Du mußt aber wiſſen, Freund, daß auch dir vom Schickſal beſtimmt iſt, nicht ferne von der Mauer Trojas zu fallen. Richte deswegen mein Grab ſo ein, daß unſer beider Gebein neben einander ruhen kann, wie wir zuſammen in deines Vaters Wohnung aufgewachſen ſind.“

„Ich gelobe dir alles, Bruder!“ rief Achilles und ſtreckte die Hände nach dem Schattenbilde aus: da ſank die Seele ſchwirrend zur Erde hinab, wie ein Rauch. Der Held ſprang beſtürzt vom Lager auf, ſchlug die Hände zuſammen und ſprach jammernd: „So leben denn die Seelen wirklich noch in der Behauſung des Hades, aber ach! ein beſinnungsloſes Leben! Dieſe Nacht ſtand ja leibhaftig vor mir des Patroklus Seele, traurig und klagend, aber in allem ihm gleich!“ Dadurch erregte Achilles allen Helden die Sehnſucht nach dem Toten aufs neue.

Als aber die Morgenröte anbrach, da verließen auf Agamemnons Befehl Männer und Maultiere die Lagerzelte, Meriŏnes an ihrer Spitze: die Tiere voran, die Männer mit Äxten und Seilen ihnen folgend. Da wurden von ihnen auf den Waldhöhen des Ida die hochſtämmigſten Bäume gefällt, das Holz zerſchlagen und den Maultieren aufgeladen. Dieſe trabten damit hinab nach den Schiffen; auch die Männer ſchleppten Holzklötze auf den Schultern und am Meeresſtrande wurde alles in Reihen niedergelegt. Nun befahl Achilles ſeinen Myrmidonen, ihre Erzrüſtung anzulegen und den Reiſigen, die Wagen anzuſpannen. Bald ſetzte ſich der Leichenzug in Bewegung: die Fürſten, Kämpfer und Wagenlenker, von den Roſſen gezogen, voran; ein dichtes Gewölk von Fußvolk zu Tauſenden hintendrein. In der Mitte trugen den Patroklus ſeine Streitgenoſſen und Freunde; der Leichnam war ganz mit geſchorenen Locken bedeckt, ſein Haupt hielt Achilles, der Leiche folgend, ſelbſt in den Händen, in tiefe Trauer verſenkt.

Als ſie den von dieſem für das Grab ſeines Freundes bezeichneten Ort erreicht hatten, ſetzten ſie die Totenbahre nieder und ein ganzer Wald von Bäumen wurde zum Scheiterhaufen herbeigebracht. Der Pelide ſtellte ſich abgewandt vom Gerüſte und ſchor ſein braungelocktes Haar, dann ſchaute er in die dunkle Meeresflut und ſprach: „O Sperchēus, theſſaliſcher Heimatfluß, vergebens gelobte mein Vater Peleus, ich ſollte heimgekehrt dir mein Haar ſcheren, und an deinen Quellen, wo du Hain und Altar haſt, dir fünfzig Widder opfern! Du haſt ſein Flehen nicht gehört, Stromgott! du läſſeſt mich nicht heimkehren. So zürne mir auch nicht, wenn ich mein Lockenhaar dem Freunde Patroklus mit in den Hades zu tragen gebe!“ Mit dieſen Worten legte er ſein Haupthaar in die Hände des Freundes, trat zu Agamemnon und ſprach: „Heiß die Völker ſich einmal ſättigen am Gram, o Fürſt! Gebeut ihnen, ſich zu zerſtreuen und das Mahl einzunehmen, uns laß das Werk der Beſtattung vollenden!“

Auf Agamemnons Befehl zerſtreute ſich das Kriegervolk zu den Schiffen und nur die beſtattenden Fürſten blieben auf der Stelle. Da fingen ſie an ein ungeheures Gerüſt aus den gefällten und behauenen Baumſtämmen aufzuführen, je hundert Fuß ins Gevierte. Oben darauf legten ſie mit betrübten Herzen den Leichnam. Dann zogen ſie eine Menge Schafe und Hornvieh vor dem Scheiterhaufen ab; die abgezogenen Leiber wurden umhergehäuft, mit dem Fette der Leichnam bedeckt, gegen die Bahre Honig- und Ölkrüge gelehnt, auch vier lebendige Roſſe ächzend auf das Gerüſte geworfen; ſodann zwei der neun Haushunde geſchlachtet; endlich mit dem Schwert erwürgt zwölf tapfere trojaniſche Jünglinge, aus der Zahl der Gefangenen erleſen. Denn entſetzlich rächte Achilles den Tod ſeines Freundes.

Und nun hieß er die Flamme wüten und rief, während der Holzſtoß angezündet wurde, dem Toten zu: „Möge dich noch in der Unterwelt Freude begleiten, Patroklus! Was ich gelobt habe, iſt vollbracht. Zwölf Opfer verzehrt die Glut. Nur den Hektor ſoll ſie nicht verzehren; nicht der Flammen, der Hunde Raub ſoll er ſein!“ So ſprach er drohend; doch die Götter fügten dieſes nicht ſo; Tag und Nacht wehrte Aphrodite die heißhungrigen Hunde von Hektors Leichnam ab und ſalbte ihn mit ambroſiſchem Balſam voll Roſenduft, daß auch keine Spur von der Schleifung übrig blieb. Apollo zog eine dunkle Wolke über die Stelle, wo er lag, daß die Sonne ſein Fleiſch nicht ausdörren konnte.

Der Scheiterhaufen des Patroklus war nun zwar angezündet, aber die Glut wollte nicht lodern. Da wandte ſich Achilles abermals vom Gerüſte, gelobte den Winden Borēas und Zephȳrus Opfer, ſpendete ihnen Wein aus goldenem Becher und flehte ſie, das Holz mit raſchem Hauche zum Brand anzufachen. Iris brachte den Winden die Botſchaft; dieſe kamen mit grauenvollem Getöſe über das Meer geſtürmt und ſtürzten ſich in den Scheiterhaufen. Die ganze Nacht ſauſten ſie um das Gerüſt und durchwühlten es mit Flammen, während Achilles unaufhörlich aus goldnem Krug und Becher der Seele ſeines toten Freundes Opferſpenden darbrachte. Mit der Morgenröte ruhten Winde und Flammen und der Holzſtoß fiel in Aſche. In der Mitte der Kohlen lag abgeſondert das Gebein des Patroklus; am äußerſten Rande lagen vermiſcht untereinander die Gebeine der Tiere und Männer. Auf den Befehl des Peliden löſchten die Helden den glühenden Schutt mit rotem Weine, ſammelten unter Thränen das weiße Gebein ihres Freundes, bargen es, mit einer doppelten Lage von Fett umgeben, in eine goldene Urne und ſtellten dieſe im Zelte auf. Alsdann nahmen ſie im Umkreiſe das Maß zu ſeinem Denkmal, legten rings um den abgebrannten Scheiterhaufen einen Grund von Steinen und türmten dann aufgeſchüttete Erde zum Grabhügel.

Auf die Beſtattung folgten die Leichenſpiele zu Ehren des gefallenen Helden. Achilles berief alles Griechenvolk zuſammen, hieß es in weitem Kreiſe ſich ſetzen und ſtellte Dreifüße, Becken, Roſſe, Maultiere, mächtige Stiere, kunſtfertige Weiber aus den Gefangenen in köſtlichen Gewanden, dazu lauteres Gold als verſchiedene Preiſe auf. Zuerſt kam das Wagenrennen an die Reihe. Er ſelbſt nahm keinen Teil an dieſem Kampfe; lag doch ſein geliebter Wagenlenker im Grabe! Dagegen erhob ſich Eumēlus, der Sohn Admets, der wagenkundigſte Held; Diomēdes, der die dem Änēas geraubten Roſſe anſchirrte; Menelāus mit ſeinem Hengſte Podargus und Agamemnons Stute Äthe; dann als vierter Antilŏchus, der junge Sohn Neſtors, dem ſein Vater allerlei weiſe Ermahnungen für das Wettrennen erteilte; als fünfter endlich ſchirrte Meriŏnes ſeine glänzenden Roſſe an den Wagen. Alle fünf Helden beſtiegen den Wagenſitz und Achilles ſchüttelte die Loſe, in welcher Ordnung ſie aus den Schranken fahren ſollten. Da ſprang zuerſt das Los des Antilŏchus aus dem Helme, dann kamen Eumēlus, Menelāus, Meriŏnes, zuletzt der Tydide. Zum Kampfſchauer ward der graue Phönix, der Kampfgenoſſe ſeines Vaters, von dem Peliden beſtellt. Jetzt erhoben alle fünf Fürſten zumal ihre Geißel, ſchlugen mit den Zügeln, ermahnten die Roſſe und durchſtürmten das Blachfeld; dicker Staub erhob ſich, wild flatterten die Mähnen der Pferde, die Wagen rollten bald tief an der Erde, bald flogen ſie in ſchwebendem Sprunge durch die Luft. Hoch ſtanden die Lenker in den Sitzen und jedem klopfte das Herz nach dem Sieg. Als ſich die Roſſe dem Ende der Laufbahn, die ans Meer grenzte, nahten, da ſchien jedes ganz Schnelligkeit zu ſein und alle rannten in geſtrecktem Lauf. Zuvorderſt ſprangen die Stuten des Eumēlus, über Rücken und Schulter atmete ihm ſchon das Hengſtgeſpann des Tydiden, als dieſem Apollo zürnend die Geißel aus den Händen ſtieß und ſo die Schnelligkeit ſeiner Roſſe hemmte. Athene bemerkte die Liſt, gab dem Helden die Geißel zurück und zerbrach dem Eumēlus das Joch, daß die Stuten auseinander ſprangen und der Lenker ſich neben dem Rade verwundet auf dem Boden wälzte. Der Tydide flog vorüber; ihm zunächſt Menelāus, nächſt ihm trieb Antilŏchus ſeine Roſſe mit ſcheltendem Zuruf. An einem durchwühlten Hohlwege ſtrauchelte Menelāus, Antilŏchus aber fuhr kühn durch den engen Paß an ihm vorüber. Während die zuſchauenden Helden Roſſe und Wagen durch den Staub zu erkennen ſtrebten und ſich darüber ſtritten, war Diomēdes, die andern immer hinter ſich laſſend, mit ſeinem von Zinn und Gold ſchimmernden Wagen am Ziel angekommen. Den dampfenden Roſſen ſtrömte der Schweiß vom Nacken; der Held ſelbſt ſprang vom Sitz und lehnte die Geißel ans Joch. Sein Freund Sthenĕlus nahm den Kampfpreis in Empfang, ein ſchönes Weib und einen gehenkelten Keſſel, gab ſie den Freunden wegzubringen, und ſchirrte die Roſſe aus. Nächſt ihm kam Antilŏchus an und faſt zu gleicher Zeit Menelāus. Speerwurfsweite davon fuhr etwas träger Meriŏnes einher und ganz zuletzt ſchleppte den verſehrten Wagen mit verrenkten Gliedern Eumēlus hin. Dennoch wollte dieſem Achilles, weil ihn unverſchuldetes Unglück getroffen und er der beſte Wagenlenker war, den zweiten Preis erteilen, aber Antilŏchus fuhr zornig auf: „Mir gehört der zweite Preis", ſprach er, „die herrliche ungezähmte, ſechsjährige Stute; „bedauerſt du jenen, ſo haſt du Gold, Erz, Vieh, Roſſe und Mägde genug im Zelte, gieb ihm davon, was du willſt!" Achilles lächelte, ſprach ſeinem lieben Altersgenoſſen das Roß zu und ſchenkte dem Eumēlus einen herrlichen Harniſch. Aber Menelāus beſchuldigte nun ſeinerſeits den Antilŏchus, ihm die Roſſe mit Liſt gehindert zu haben und ſann ihm einen Eid beim Schöpfer des Roſſes, Poſeidon, an. Der Beſchämte geſtand ſein Vergehen und führte die gewonnene Stute dem Atriden zu. Dies beſänftigte den Zorn des Menelāus; er überließ dem Jünglinge das Roß und nahm ſich den dritten Preis, das Becken. Zwei Talente Goldes als vierten Kampfpreis erhub Meriŏnes; den übrigen fünften, einen vom Feuer noch unberührten Miſchbecher mit Henkeln, überließ Achilles dem Neſtor als Geſchenk.

Nun wurde zum Fauſtkampf geſchritten und dem Sieger ein Maultier, dem Beſiegten ein Henkelbecher beſtimmt. Sogleich erhub ſich ein kraftvoller, gewaltiger Mann, Epēus, der Sohn des Panopēus, faßte das Tier und rief: „Dieſes iſt mein, den Becher nehme wer will! Das aber verkünde ich: der Leib wird ihm von meiner Fauſt zerſchmettert und die Gebeine zermalm' ich ihm!" Auf dieſen Gruß verſtummten alle Helden, bis ſich Euryălus, des Mekiſtheus Sohn, ihm gegürtet und kampfbereit entgegenſtellte. Bald kreuzten ſich ihre Arme, die Fäuſte klatſchten auf den Kiefern, der Angſtſchweiß floß ihnen von den Gliedern. Endlich verſetzte Epēus ſeinem Gegner einen Streich auf den Backen, daß er zu Boden fiel wie ein Fiſch, der aus der Welle aufs Ufergras geſprungen iſt. Epēus hob ihn an den Händen empor, und ſeine Freunde führten ihn Blut ſpeiend und mit hängendem Haupt aus der Verſammlung.

Hierauf ſtellte Achilles die Preiſe für den Ringkampf aus: dem Sieger einen großen Dreifuß, zwölf Rinder an Wert, dem Beſiegten ein blühendes kunſtfertiges Weib. Da umfaßten ſich bald mit ſchmiegſamen Armen Odyſſeus und der große Ajax, ineinandergefügt, wie ein Zimmermann Sparren zuſammenfügt; ihr Schweiß floß, ihr Rücken knirſchte, an Seiten und Schultern wurden Blutſtriemen ſichtbar; ſchon murrten die Argiver, da hob Ajax den Odyſſeus in die Höhe, doch dieſer gab dem Gegner mit gebeugtem Knie von hinten einen Stoß, warf ihn rücklings nieder und ſank ihm von oben auf die Bruſt; doch vermochte er ihn nur ein weniges zu bewegen und beide rollten miteinander in den Staub. „Ihr ſeid beide Sieger", rief Achilles, „und ich belohne euch mit gleichem Preiſe."

Für den Wettlauf ward dem Sieger ein ſilberner, ſechs Maß haltender Krug voll Kunſtwerk beſtimmt; dem nächſten Läufer ein Stier, dem dritten ein halbes Talent Goldes. Hier erhoben ſich der ſchnelle Lokrer Ajax, Odyſſeus und Antilŏchus. Achilles gab das Zeichen; voran ſtürmte Ajax, ihm zunächſt Odyſſeus, wie ein Webſchiff an der Bruſt des Weibes dahinfliegt; ſchon wehte ſein Hauch dem Ajax im Nacken und alle Danaer ermunterten den Eilenden. Als ſie dem Ziel ganz nahe waren, flehte Odyſſeus im Herzen zu ſeiner Schützerin Athene; die ſchuf ihm die Glieder leicht und ließ den Lokrer über den Unrat der dem Patroklus geſchlachteten Rinder ſtraucheln, daß ihm Mund und Naſe beſudelt ward. Ein lautes Gelächter ſchallte, als Odyſſeus den Miſchkrug und bald darauf Ajax, Kot ausſpeiend, den Stier faßte. Den letzten Preis ergriff Antilŏchus lächelnd und ſprach: „Ehre verleihen die Götter ältern Menſchen, zwar iſt Ajax nur weniges älter, denn ich, aber er iſt früheren Stammes." — „Du ſollſt nicht umſonſt ſo neidlos geredet haben", ſprach Achilles zu dem holden Jüngling, „ich füge deinem Preis noch ein halbes Talent Goldes hinzu."

Und nun trug der Pelide die herrliche Lanze des Sarpēdon, die Patroklus jüngſt erbeutet hatte, in den Kreis und legte ſie mit Schild und Helme nieder. Um ſie ſollten zwei der tapferſten Helden in Waffen kämpfen, die Rüſtung ſollten beide gemeinſchaftlich erhalten und beide köſtlich im Zelte des Achilles bewirtet werden, der Sieger aber das thrakiſche Schwert des Aſteropäus voll Silberbuckeln davontragen. Mit drohendem Blicke rannten der Telamonier Ajax und Diomēdes gegen einander, in Waffen dreimal auf einander losſtürmend. Ajax durchſtieß den Schild des Tydiden, Diomēdes aber zielte nach dem Hals. Die Argiver, um Ajax beſorgt, trennten die Streitenden, doch das Schwert erhielt der Tydide.

Noch wurde mit der eiſernen Kugel, die vordem Eëtion, der König von Thebe, welchen Achilles erſchlug, oft geworfen, in die Wette geſtritten. Epëius ſchwang ſie im Wirbel uud warf doch ſo, daß die Danaer lachten; dann Leonteus, dann der gewaltige Ajax, daß ſie über das Zeichen wegflog; aber weit über alle hinaus, wie ein Hirt Stecken über ſeine weidenden Rinder, ſchleuderte ſie Polypētes und trug ſie als Preis davon.

Zehn Äxte und zehn Beile von bläulich ſchimmerndem Eiſen ſtellte Achilles den Schützen aus. An den Maſt eines Schiffes wurde an dünnen Fäden eine Taube gebunden; wer die traf, ſollte die Äxte haben, der Beſiegte ſich mit den kleineren Beilen begnügen. Um den erſten Schuß loſten Teucer und Meriŏnes. Teucers Los ſprang aus dem Helm, aber durch Apollos Mißgunſt verfehlte er den Vogel und durchſchoß den Faden, daß die Taube ſich in die Lüfte ſchwang. Dem verdroſſen nachblickenden Teucer entriß Meriŏnes den Bogen, legte ſeinen Pfeil drauf und durchſchoß der Taube in der Luft den Flügel; denn er hatte in Eile dem Phöbus eine Dankhekatombe gelobt. Die Taube ſetzte ſich verwundet auf den Maſt, ſenkte den Hals und die Flügel, und bald fiel ſie tot zur Erde nieder. Staunend jubelten die Völker; Meriŏnes faßte die Äxte, Teucer ſchlich mit den Beilen davon.

Ein Speer und ein mit Blumen geziertes reines Becken ward als Preis des Speerwurfs zuletzt in den Kreis gebracht. Da ſtand zuerſt der Völkerfürſt Agamemnon auf und Meriŏnes nach ihm. Aber Achilles ſprach: „Atride, wir wiſſen alle aus der Schlacht, wie weit du die Helden im Speerwurf beſiegeſt, laß drum dem Helden Meriŏnes den

Speer und nimm ohne Kampf das Becken.“ Agamemnon gehorchte dem Wunſch, reichte dem Kreter die Lanze und griff nach dem Becken. Und damit hatten die Spiele ein Ende.

Priămus bei Achilles. Als ſich die verſammelten Völker getrennt hatten, ſättigte ſich jeder mit Speiſe und Schlaf. Nur Achilles brachte eine Nacht ohne Schlummer im Andenken an ſeinen beſtatteten Freund hin; er legte ſich bald auf die Seite, bald auf den Rücken, bald aufs Angeſicht; dann ſtand er plötzlich auf und ſchweifte am Meeresufer umher. Am frühen Morgen ſpannte er ſeine Roſſe ins Joch, befeſtigte den Leichnam Hektors am Wagenſitz und ſchleifte ihn dreimal um das Denkmal des Patroklus; aber Apollo deckte dieſen mit dem goldenen Schirm ſeiner Ägide und ſicherte den Leib vor allen Entſtellungen. Achilles verließ den Leichnam, in den Staub auf das Antlitz geſtreckt. Das erbarmte die ſeligen Götter im Olymp, mit Ausnahme Heras, und Zeus beſchickte die Mutter des Peliden, Thetis; er befahl ihr, ſchleunig zum Heere zu gehen und dem Sohne zu verkündigen, daß den Göttern insgeſamt und Zeus ſelbſt das Herz von Zorne glühe, weil er Hektors Leib ohne Löſung bei den Schiffen zurückhalte. Thetis gehorchte, ging in das Zelt des Sohnes, ſetzte ſich nahe zu ihm und ſanft mit der Hand ihn ſtreichelnd, ſprach ſie: „Lieber Sohn, wie lange willſt du mit Gram und Seufzern dir das Herz abzehren, des Schlafs und der Nahrung vergeſſen? Es wäre gut, wenn du dich der Freude des Lebens wieder zuwendeteſt, denn du wirſt mir ja doch nicht lange mehr auf Erden einhergehen und das grauſame Verhängnis lauert ſchon an deiner Seite. Höre denn die Worte des Zeus, die ich dir melde. Er und alle Götter zürnen dir, daß du Hektors Leiche mißhandelſt und bei den Schiffen zurückhältſt. Wohlan, entlaß ihn, mein Sohn, gegen reiche Löſung.“ Achilles ſchaute auf, ſah der Mutter ins Geſicht und ſprach: „So ſei es; was Zeus und der Rat der Himmliſchen gebietet, muß geſchehen. Wer mir die Löſung bringt, ſoll den Leichnam empfangen.“

Zur ſelben Zeit ſchickte Zeus die ſchnelle Götterbotin Iris in die Stadt des Priămus mit ſeinen Aufträgen. Dieſe, dort angekommen, fand nichts als Geheul und Wehklage. Im Vorhofe ſaßen um den Vater im Kreiſe die Söhne, ſich die Gewande feucht weinend; in der Mitte der Greis, ſtraff in den Mantel gehüllt, Staub auf Nacken und Haupt geſtreut. In den Wohnungen lagen Töchter und Schwiegertöchter auf den Knieen und jammerten um die gemordeten Helden. Da trat plötzlich die Botin des Zeus vor den König und begann mit leiſer Stimme, daß ihm ein Schauer durch die Glieder fuhr: „Faſſe dich, Sohn des Dardănus, verzage nicht, ich habe dir kein übles Wort zu verkündigen. Zeus erbarmt ſich deiner: er gebietet dir, zu Achilles zu gehen und ihm Geſchenke darzubringen, womit du den Leichnam deines Sohnes löſen ſollſt. Du allein ſollſt gehen, von keinem andern Trojaner begleitet, als von einem der älteren Herolde, der dir den Wagen mit den Maultieren lenken und dich mit dem Toten wieder zur Stadt zurückführen kann. Fürchte weder Tod, noch einen andern Schrecken; Zeus geſellt dir den mächtigen Argoswürger Hermes zum Schutze zu, daß er dich geleite, zum Peliden führe und auch dort beſchirme. Doch iſt Achilles ſelbſt ja nicht vernunftlos und kein blinder Frevler; er wird von ſelbſt des Flehenden ſchonen und alles Leid von dir abwehren.“

Priămus vertraute den Worten der Göttin, befahl ſeinen Söhnen, den Wagen mit dem Maultiergeſpanne zu rüſten und ſtieg dann in die duftige, mit Zedernholz getäfelte Kammer hinab, in welcher viel Koſtbarkeiten aufbewahrt lagen. Dorthin berief er ſeine Gemahlin Hekŭba und ſprach zu ihr: „Armes Weib, wiſſe, daß mir Botſchaft von Zeus kam: ich ſoll zu Achilles nach den Schiffen wandeln, ſein Gemüt mit Geſchenken verſöhnen und den Leichnam unſeres lieben Sohnes Hektor einlöſen. Wie deucht dir ſolches in deinem Herzen? Mich ſelbſt, ich berge dir es nicht, drängt ein heftiger Trieb, nach den Schiffen zu gehen.“ So ſprach der Greis; aber ſeine Gemahlin erwiderte ihm ſchluchzend: „Wehe mir, Priămus, wohin iſt dir dein einſt ſo geprieſener Verſtand entflohen? Welch ein Gedanke: du, der Greis, allein zu den Schiffen der Danaer zu wandeln und dem Manne vor Augen zu treten, der dir ſo viel tapfere Söhne erſchlagen hat! Meinſt du, der Falſche, Blutgierige werde Mitleid mit dir haben, wenn er dich erblickt? Viel beſſer, wir beweinen ihn fern, zu Hauſe, ihn, dem das Geſchick ſchon bei der Geburt beſtimmt hat, von den Hunden verzehrt zu werden!“ — „Halte mich nicht,“ antwortete Priămus entſchloſſen, „werde mir nicht ſelbſt im Hauſe zum drohenden Unglücksvogel: und erwartete mich auch der Tod bei den Schiffen: der Wüterich mag mich ermorden, wenn ich nur, mein Herz mit Thränen ſättigend, den geliebteſten Sohn in den Armen halten darf.“ Unter dieſen Worten ſchlug er den Deckel von den Kiſten und wählte zwölf köſtliche Feiergewande, zwölf Teppiche, eben ſo viel Schlafröcke und prächtige Mäntel aus. Dann wog er zehn Talente Goldes dar, erlas weiter vier ſchimmernde Becken, zwei Dreifüße; ja ſelbſt einen köſtlichen Becher, den ihm die Thrakier geſchenkt hatten, als er zu ihnen auf Geſandtſchaft kam, ſparte der Greis nicht. So begierig war er, ſeinen trauteſten Sohn zu löſen! Dann ſcheuchte er ſämtliche Trojaner, die ihn aufhalten wollten, aus der Halle und bedrohte ſie: „Ihr Nichtswürdigen, habt ihr nicht Gram im Hauſe genug, daß ihr herkommet, um auch mich zu bekümmern? Achtet ihr es für etwas Kleines, daß Zeus den Jammer über mich verhängte, meinen tapferſten Sohn zu verlieren? Doch ihr werdet's ſchon erfahren. Möchte nur ich in den Hades hinuntergehen, eh ich die Trümmerhaufen eurer Stadt ſchaue!“ So ſcheuchte er ſie mit dem Stabe hinaus; dann rief er ſcheltend ſeine Söhne: „Ihr Schändlichen, Untüchtigen, läget ihr mir doch alle an Hektors ſtatt getötet bei den Schiffen. Alle Guten ſind tot, nur die Schandflecke ſind übrig, Lügner, Gaukler, Reigentänzer, die im Fette des Volkes ſchwelgen! Werdet ihr mir nicht ſogleich den Wagen ausrüſten und alles dieſes in den Korb hineinlegen, damit ich meinen Weg vollenden kann?“ Erſchrocken gehorchten die Söhne dem murrenden Vater, führten die Maultiere vor den Laſtwagen und luden die Löſegeſchenke auf. Alsdann ſpannten ſie auch die ſorglich gepflegten Roſſe an den Wagen des Priămus, und der greiſe Herold, der ihn begleiten ſollte, war auf der Stelle. Mit bekümmertem Herzen reichte Hekŭba dem Könige den goldenen Becher zum Opfertrank; die Schaffnerin nahte ihm mit Waſchgefäß und Kanne und als Priămus ſich die Hände mit lauterem Waſſer beſprengt, empfing er den Becher, ſtellte ſich in die Mitte des Hofes, ſpendete vom Weine und betete mit erhobener Stimme zu Zeus: „Vater Zeus, Herrſcher vom Ida, laß mich Barmherzigkeit und Gnade vor Peleus Sohne finden! Gieb mir auch ein Zeichen, daß ich getroſt zu den Schiffen der Danaer gehen kann!“ Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo ſtürmte mit ausgebreiteten Fittichen ein ſchwarzgeflügelter Adler rechts her über die Stadt. Alle Trojaner ſahen es mit Wonne, und der Greis ſchwang ſich voll Zuverſicht in den Wagenſitz. Vor ihm her zogen die Maultiere den ſchwer bepackten vierrädrigen Wagen, den der Herold Idäus lenkte. Hinter dieſem trieb der Greis mit der Geißel ſein Roſſegeſpann an; die Seinigen aber folgten ihm alle wehklagend, als ob es zum Tode ginge. Als die Wagen draußen vor der Stadt wären, und Priămus und der Herold am Denkmale des alten Königs Ilus vorbeeilten, hielten ſie mit beiden Wagen ein wenig, um die Roſſe und Maultiere unten am Strome zu tränken. Der Abend war eingebrochen und das Gefilde lag rings in Dämmerung. Da bemerkte Idäus ganz in der Nähe die Geſtalt eines Mannes und erſchrocken ſprach er zu Priămus: „Merk auf, Herr, hier gilt's Beſonnenheit! Sieh den Mann dort; ich fürchte, er ſteht auf der Lauer und ſinnt auf unſern Tod. Wir ſind unbewaffnet, dazu Greiſe; laß uns entweder umkehren und ſchnell in die Stadt zurückfliehen, oder ſeine Kniee umfaſſen und ihn um Erbarmung flehen.“ Den Greis durchfuhr ein banger Schauer und ſeine Haare ſträubten ſich. Jetzt näherte ſich die Geſtalt; es war aber kein Feind, ſondern der Abgeſandte des Zeus Hermes oder Merkur, der Bringer des Heiles, welcher auserwählte Sterbliche auf ihren Wegen zu begleiten hat. Dieſer faßte die Hand des Königs, ohne daß er ihn erkannte und ſprach: „Vater, wohin lenkſt du in tiefer Nacht, wo andere Sterbliche ſchlafen, deine Roſſe und Maultiere? Fürchteſt du dich denn gar nicht vor den erbitterten Argivern? Wenn dich einer von ihnen ſo viele köſtliche Habe durchs Dunkel führen ſähe, wie würde dir wohl zu Mute werden? Sorge jedoch nicht, daß ich dir etwas zu leide thue; vielmehr möchte ich dich auch vor andern beſchirmen; gleichſt du doch meinem lieben Vater an Geſtalt! Aber ſage mir, führſt du ſo viel auserleſene Güter, flüchtend, nach einem fremden Lande? oder verlaſſet ihr alle bereits Troja, nachdem ihr den tapferſten Mann verloren habt, der keinem Griechen an Mute wich?“ Priămus ſchöpfte leichter Atem und antwortete: „Wahrlich, jetzt ſehe ich, daß die Hand eines Gottes mich beſchirmt, da mir ein ſo liebreicher und verſtändiger Gefährte auf meinem Wege begegnet, der ſo ſchön vom Tode meines Sohnes redet. Aber wer biſt du, mein Guter, und welcher Eltern Kind?“ — „Mein Vater heißt Polyktor,“ antwortete Hermes, „ich bin von ſieben Söhne der letzte, ein Myrmidone und Genoſſe Achilles'; daher ich denn oft mit meinen Augen deinen Sohn kämpfen und die Argiver zu den Schiffen treiben ſah, während wir bei unſerm zürnenden Herrn ſtanden und jenen aus der Ferne bewunderten.“ — „Wenn du ein Genoſſe des ſchrecklichen Peliden biſt,“ fragte Priămus jetzt voll Ungeduld, „o ſo verkündige mir, ob mein Sohn noch bei den Schiffen iſt, oder ob Achilles ihn ſchon, in Stücke zerhauen, den Hunden vorgeworfen hat?“ „Nein,“ antwortete Hermes, „er liegt noch im Zelte des Achilles, von Moder unberührt, obgleich ſchon der zwölfte Morgen verfloſſen iſt, und der Held ihn mit jedem Sonnenaufgang ohne Mitleid um das Grab ſeines Freundes ſchleift. Du würdeſt dich ſelbſt verwundern, wenn du ſäheſt, wie friſch und tauig er daliegt, vom Blute gereinigt, alle Wunden geſchloſſen. Selbſt im Tode pflegen die Götter noch ſeiner.“ Voll Freude langte Priămus den herrlichen Becher hervor, den er bei ſich im Wagen liegen hatte. „Nimm ihn,“ ſprach er, „verleih mir deinen Schutz dafür und geleite mich zum Zelte deines Herrn.“ Hermes, als ſcheute er ſich, ohne Achilles' Wiſſen Geſchenke zu nehmen, wies die Gabe ab, ſchwang ſich jedoch zu dem Helden in den Wagen, ergriff Zaum und Geißel und bald hatten ſie Graben und Mauer erreicht. Hier fanden ſie die Hüter eben mit ihrem Abendmahle beſchäftigt. Doch ein Wink des Gottes verſenkte ſie in tiefen Schlaf und ein Druck ſeiner Hand ſchob den Riegel vom Thore. So gelangte Priămus mit ſeinem Laſtwagen glücklich vor die Lagerhütte des Peliden, die hoch aus Balken gebaut und mit Schilf bedeckt, auch mit einem geräumigen Hofe umgeben war, den eine dichte Reihe von Pfählen umſchloß. Nur ein einziger tannener Riegel verſchloß die Pforte, aber ſo ſchwer, daß nur drei ſtarke Griechen ihn vor oder zurück ſchieben konnten; nur Achilles ſelbſt brauchte keine Beihilfe dazu. Jetzt aber öffnete Hermes das Thor ohne Mühe, ſtieg vom Wagen, gab ſich als Gott zu erkennen und verſchwand, nachdem er dem Greis geraten, des Helden Knie zu umfaſſen und ihn bei Vater und Mutter zu beſchwören.

Priămus ſprang jetzt auch vom Wagen und übergab dem Idäus Roſſe und Maultiere. Er ſelbſt ging geraden Weges auf die Wohnung zu, wo Achilles ſaß. Er traf ihn zu Hauſe, getrennt von den Seinigen, nur von den Helden Automedon und Alcimus bedient, eben von der Mahlzeit ruhend und die Tafel ſtand noch vor ihm. Unbemerkt trat der erhabene Greis ein, eilte auf den Peliden zu, umſchlang ſeine Kniee, küßte ihm die Hände, die entſetzlichen, die ihm ſo viele Söhne gemordet hatten, und ſah ihm ins Antlitz. Staunend betrachtete ihn Achilles und ſeine Freunde, da fing der Greis an zu flehen: „Göttergleicher Achilles, gedenke deines Vaters, der alt iſt, wie ich, vielleicht auch bedrängt von feindlichen Nachbarn, in Angſt und ohne Hilfe, wie ich. Doch bleibt ihm von Tag zu Tage die Hoffnung, ſeinen geliebten Sohn von Troja heimkehren zu ſehen. Ich aber, der ich 50 Söhne hatte, als die Argiver herangezogen kamen und davon 19 von einer Gattin, bin der meiſten in dieſem Kriege beraubt worden, und zuletzt durch dich des einzigen, der die Stadt und uns alle zu beſchirmen vermochte. Darum komme ich nun zu den Schiffen, ihn, meinen Hektor, von dir zu erkaufen, und bringe unermeßliches Löſegeld. Scheue die Götter, Pelide, erbarme dich mein, gedenke deines eigenen Vaters! Ich bin des Mitleids noch werter: dulde ich doch, was noch kein Sterblicher geduldet hat, und drücke die Hand an die Lippe, die meine Kinder mir getötet." So ſprach er, und erweckte dem Helden ſehnſüchtigen Gram um ſeinen Vater, daß er den Alten ſanft bei der Hand anfaßte und zurückdrängte. Da gedachte der Greis ſeines Sohnes Hektor, wand ſich zu den Füßen des Peliden und fing laut an zu weinen; Achilles aber weinte bald über ſeinen Vater, bald über ſeinen Freund, und das ganze Zelt erſcholl von Jammertönen. Endlich ſprang der edle Held vom Seſſel empor, hub den Greis, voll Mitleid mit ſeinem grauen Haupt und Bart, an der Hand auf und ſprach: „Armer, fürwahr, viel Weh haſt du erduldet und jetzt, welch ein Mut, ſo allein zu den Schiffen der Danaer zu wandeln, und einem Manne vor die Augen zu treten, der dir ſo viel und ſo tapfere Söhne erſchlagen hat! Du mußt ja ein eiſernes Herz im Buſen tragen! Aber wohlan, ſetz dich auf den Seſſel, laß uns den Kummer ein wenig beruhigen, ſo ſehr er uns von Herzen geht, wir ſchaffen ja doch nichts mit unſerer Schwermut. Das iſt nun einmal das Schickſal, das die Götter den elenden Sterblichen beſtimmt haben, Gram zu erdulden, während ſie ſelbſt ohne Sorge ſind. Denn zwei Fäſſer ſtehen an der Schwelle von Zeus Behauſung, das eine voll Gaben des Unglücks, das andere voll Gaben des Heils. Wem der Gott vermiſcht austeilt, den trifft abwechſelnd bald ein böſes, bald ein gutes Los; wem er nur Weh austeilt, den ſtößt er in Schande, der wird von herzzerfreſſender Not über die Erde hin verfolgt. So ſchenkten die Götter dem Peleus zwar herrliche Gaben, Habe, Macht, ja ſelbſt eine Unſterbliche zur Gattin; doch hat ihm ein Himmliſcher auch böſes gegeben; denn ihm ward ein einziger Sohn, der frühe hinwelken wird, der des Alternden ſo gar nicht pflegen kann; denn hier in weiter Ferne ſitze ich vor Troja und betrübe dich und die Deinigen. Auch dich, o Greis, prieſen die Völker vormals glückſelig, jetzt aber haben die Olympiſchen dir dieſes Leid geſandt, und ſeitdem tobt nur Schlacht und Mord um deine Mauern. So duld', es denn und jammere nicht unabläſſig, du kannſt deinen edlen Sohn doch nicht wieder aufwecken!"

Da antwortete Priămus: „Heiß mich nicht ſitzen, Liebling des Zeus, ſo lange Hektor noch unbeerdigt in deinem Zelte liegt. Erlaß ihn mir eilig; denn mich verlangt, ihn zu ſchauen. Freue dich der reichlichen Löſung, ſchone meiner und kehre heim in dein Vaterland!"

Achilles runzelte die Stirne bei dieſen Worten und ſprach: „Reize mich nicht mehr, o Greis! Ich ſelbſt ja beabſichtige, dir Hektor zu laſſen; denn meine Mutter brachte mir des Zeus Botſchaft: auch erkenne ich wohl im Geiſte, daß dich ſelbſt, o Priămus, zu unſern Schiffen ein Gott geführt hat. Denn wie ſollte dies ein Sterblicher und wäre es der kühnſte Jüngling, wagen, wie unſern Wächtern entſchlüpfen, wie die Riegel der Thore zurückſchieben? Darum errege mir mein trauriges Herz nicht noch mehr, ich möchte ſonſt Zeus Befehl vergeſſen und deiner nicht ſchonen, o Greis, ſo demütig du flehſt!"

Zagend gehorchte Priămus. Achilles aber ſprang wie ein Löwe aus der Pforte und ihm nach ſeine Genoſſen. Vor dem Zelte ſpannten ſie die Tiere aus dem Joch und führten den Herold herein. Dann huben ſie die Löſegeſchenke vom Wagen, und ließen nur zwei Mäntel und einen Leibrock zurück, um damit die Leiche Hektors anſtändig zu verhüllen. Dann ließ Achilles, fern und ungeſehen vom Vater, den Leichnam waſchen, ſalben und bekleiden. Achilles ſelbſt legte ihn auf ein unterbreitetes Lager; rief, während die Freunde den Toten auf den mit Maultieren beſpannten Wagen hoben, den Namen ſeines Freundes an und ſprach: „Zürn' und eifre mir nicht, Patroklus, wenn du etwa in der Nacht der Unterwelt vernimmſt, daß ich Hektors Leiche ſeinem Vater zurückgebe! Er hat kein unwürdiges Löſegeld gebracht, und auch dir ſoll dein Anteil davon werden!"

Nun kehrte er zurück ins Zelt, ſetzte ſich dem Könige wieder gegenüber und ſprach: „Siehe, dein Sohn iſt jetzt gelöſt, o Greis, wie du es gewünſcht haſt; er liegt in ehrbare Gewande eingehüllt. Sobald der Morgen ſich rötet, magſt du ihn ſchauen und davonführen. Jetzt aber laß uns der Nachtkoſt gedenken; du haſt noch Zeit genug, deinen lieben Sohn zu beweinen, wenn du ihn zur Stadt gebracht haſt, denn wohl verdient er viele Thränen." So ſprach der Held, erhub ſich wieder vom Sitz, eilte hinaus und ſchlachtete ein Schaf. Seine Freunde zogen die Haut ab, ſchnitten das Fleiſch in Stücke und brieten es ſorgfältig am Spieße. Dann ſetzten ſie ſich zu Tiſche: Automedon verteilte in zierlichen Körben das Brot, Achilles das Fleiſch und alle ſättigten ſich nun mit Speiſe und Trank. Staunend betrachtete Priămus Wuchs und Geſtalt ſeines edlen Wirtes; denn er glich den Unſterblichen. Aber auch Achilles ſtaunte vor Priămus, wenn er ihm in das Angeſicht voll Würde ſchaute, und die weiſe Rede des Greiſes vernahm. Als nun das Mahl vorüber war, ſprach Priămus: „Bette mich jetzt, edler Held, daß wir uns am erquickenden Schlafe ſättigen; denn ſeit mein Sohn geſtorben iſt, haben ſich meine Augenlider nicht mehr geſchloſſen, und das erſte Mal habe ich Fleiſch und Wein gekoſtet."

Sofort befahl Achilles ſeinen Genoſſen und den Mägden, ein Bett unter die Halle zu ſtellen, mit Purpurpolſtern zu belegen, Teppiche drüber zu breiten und zottige Mäntel als Decke darauf. So wurde jedem der Fremdlinge ein geſondertes Lager bereitet; und nun ſprach Achilles freundlich: „Lagere dich jetzt draußen, lieber Greis, es möchte dich einer der Danaerfürſten, die ſich beſtändig in meinem Zelte zum Rat verſammeln, durchs Dunkel hinſchleichen ſehen und es dem Völkerhirten Agamemnon melden. Der aber könnte dir den Leichnam ſtreitig machen. Jetzt ſage mir aber auch noch: wie viel Tage gedenkſt du auf die Beſtattung deines edlen Sohnes zu verwenden? Damit ich ſo lange ruhe, und auch das Volk von jedem Angriff abhalte." — „Wenn du mir es vergönnſt," antwortete Priămus, „meinem Sohn eine Leichenfeier zu halten, ſo geſtatte mir deine Güte elf Tage. Du weißt, wir ſind in die Stadt eingeſchloſſen, und müſſen das Holz fern im Gebirge holen. So brauchen wir neun Tage zur Vorbeitung, am zehnten möchten wir ihn beſtatten und das Totenmahl feiern, am elften ihm einen Ehrenhügel auftürmen: am zwölften Tage, wenn es ſo ſein muß, wollen wir wieder kämpfen." — „Auch dieſes geſchehe, wie du begehrſt," erwiderte Achilles; „ich werde das Heer ſo lange zurückhalten, als du gefordert." So ſprechend, faßte er die Rechte des Greiſes am Knöchel, um ſeinem Herzen alle Furcht zu benehmen. Dann entließ er ihn zum Schlafe, und legte ſich ſelbſt im innerſten Raume ſeines Zeltes nieder.

Während ſo alles ſchlief, blieb nur Hermes, der Gott, ſchlummerlos und erwog im Geiſte, wie er den König Trojas, von den Wächtern ungeſehen, aus den Schiffen zurückführen möchte. Deswegen trat er zu dem Haupte des ſchlummernden Greiſes und ſprach zu ihm: „Alter, du ſchläfſt fürwahr ſehr unbeſorgt bei feindlichen Männern, nachdem dich alles verſchont hat. Es iſt wahr, du haſt den Sohn teuer gelöſt; aber wenn Agamemnon und die Griechen es wüßten, ſo müßten deine Söhne daheim dich, den Lebenden, mit dreimal größerem Löſegeld auskaufen!" Der Greis erſchrak und weckte den Herold; Hermes ſelbſt ſpannte ihnen Roſſe und Maultiere ein, und ſchwang ſich zu dem König in den Wagen; Idäus lenkte die Maultiere mit dem Leichnam. So fuhren ſie unbemerkt durch das Heer und hatten bald das griechiſche Lager hinter ſich.

Hektors Leichnam in Troja. Hermes begleitete den König bis an die Furt des Skamander. Dort ſchied er aus dem Wagen und entflog zum hohen Olymp. Priămus und der Herold aber trieben ſeufzend und wehklagend die Roſſe mit dem Wagen des Königs und die Maultiere mit dem Leichnam in die Stadt. Es war früher Morgen, alles lag noch im Schlummer und niemand ſah ſie herankommen; nur Kaſſandra hatte die Burg von Pergămus erſtiegen und erſchaute von ferne ihren Vater im Wagenſitze ſtehend, den Herold mit dem Maultierwagen und in dieſem auf Gewanden ausgeſtreckt den Leichnam. Da begann ſie laut zu wehklagen und rief, daß es in der ſtillen Stadt widerhallte: „Schaut doch hin, ihr Troer und ihr Troerinnen, dort kommt ja Hektor, ach nur der tote Hektor! Habt ihr euch jemals des Lebenden erfreut, wenn er ſiegreich aus der Feldſchlacht zurückkehrte, ſo begrüßet jetzt auch den Geſtorbenen!" Auf ihren Ruf blieb kein Mann und kein Weib in der Feſte; denn aller Herzen durchdrang eine grenzenloſe Trauer. Am Thore begegneten Männer und Frauen, voran die Mutter und die Gattin Hektors, dem Führer des Leichenwagens; die beiden rauften ihr Haar aus, ſtürzten ſich auf den Wagen und legten ihre Hände auf das Haupt des Erſchlagenen; die Menge umringte ſie in Thränen, und ſie hätten den Wagen mit ihrem Wehklagen bis zum Abend aufgehalten, wenn nicht Priămus von ſeinem Wagenſitz zu dem Volke geredet hätte: „Macht Platz und laßt die Maultiere hindurchgehen; wenn ich ihn ins Haus geführt, möget ihr euch ſatt weinen!" Auf ſeinen Ruf wichen die Volkshaufen ehrfurchtsvoll dem Wagen.

Sobald die Leiche am Palaſte des Königs angekommen war, wurde ſie auf ein ſchönes Geſtell gelegt, und Sänger zugeordnet, welche mit kläglichen Lauten den Trauergeſang unter dem Nachſeufzen der Weiber anſtimmten. Vor allen klagte die Fürſtin Andromăche, die, noch in der Blüte ihres Lebens, vor dem Leichname ſtand und ſein Haupt in ihren Händen hielt. „Herrlicher Gatte," rief ſie, „ſo verlorſt du dein Leben, und läſſeſt mich als Witwe hier im Palaſte, und mit mir unſer unmündiges Kind. Ach, ſchwerlich blüht dieſes wohl zum Jünglinge heran! Denn vorher noch wird Troja zerſtört, da du, der Stadt Verteidiger, ſtarbeſt, du Schutz der züchtigen Frauen und der ſtammelnden Kinder! Bald werden dieſe nun gefangen zu den Schiffen hinweggeführt, und ich mitten unter ihnen. Du aber, mein trauter Aſtyanax, wirſt Schmach und Arbeit unter einem grauſamen Frohnherrn mit deiner Mutter teilen. Oder es faßt dich ein Grieche am Arm und ſchmettert dich vom Turme herab, weil ihm dein Vater Hektor Bruder, Vater oder Sohn getötet; denn freilich ſchonte dein Vater auch nicht, wo es die Entſcheidung galt: deswegen wehklagen auch jetzt die Völker um ihn rings umher in der Burg. Unausſprechlichen Gram haſt du deinen Eltern bereitet, Hektor, endloſe Verzweiflung mir ſelbſt. Nicht von dem Sterbelager haſt du die Hand mir gereicht, nicht ein Abſchiedswort voll Weisheit mir zugerufen, deſſen ich Tag und Nacht unter Thränen der Wehmut gedenken könnte!"

Nach Andromăche erhub Hekŭba, die Mutter, klagend ihre Stimme. „Hektor, o du mein Herzenskind, wie lieb wareſt du ſelbſt den Göttern, die deiner auch beim bitterſten Tode nicht vergeſſen haben. Mit dem Schwert getötet und geſchleift, ruheſt du doch ſo friſch in unſerm Hauſe, als hätte dich das linde Geſchoß Apollos vom ſilbernen Bogen unverſehens hingeſtreckt." So ſprach ſie, ſich ſelber tröſtend, und vergoß eine Flut von Thränen. Jetzt nahm auch Helena das Wort. „Hektor," klagte ſie, „du, mir lieber als alle Gebrüder meines Mannes; zwanzig Lebensjahre ſind mir entflohen, ſeit mich Unglückſelige Paris gen Troja geführt hat, und nie in dieſer langen Zeit hörte ich auch nur ein Wörtlein im Böſen von dir. Zwar König Priămus war immer auch milde gegen mich, wie ein Vater, aber wenn ein anderer im Hauſe, Bruder oder Schweſter des Gatten, Schwägerin oder Schwiegermutter mich hart anließ, die beſänftigteſt du immer, und dein freundliches Herz redete mir zu gut. In dir iſt mein Tröſter und Freund geſtorben; mit Abſcheu werden ſich jetzt alle von mir abwenden!"

So ſprach ſie unter Thränen, und das zahllos verſammelte Volk ſeufzte. Da rief Priămus über das Gedränge hin: „Jetzt, ihr Trojaner, bringet Holz für den Scheiterhaufen zur Stadt her, und beſorget nicht, daß etwa ein Hinterhalt der Danaer auf euch laure. Der Sohn des Peleus, als er mich von den Schiffen entließ, hat mir verheißen, uns keinen Schaden zu thun, bis der zwölfte Morgen gekommen wäre."

Die Völker gehorchten; ſchnell wurden Laſtwagen mit Stieren und Maultieren beſpannt, und alles verſammelte ſich vor der Stadt. Neun Tage lang führten ſie Holz, eine ganze Waldung, herbei; am zehnten Morgen wurde die Leiche Hektors unter lautem Wehklagen hinausgetragen, auf das hohe Scheitergerüſt niedergelegt, und dieſes in Flammen geſetzt. Das ganze Volk ſtand um den brennenden Holzſtoß verſammelt; als er niedergebrannt war, löſchten ſie den glimmenden Schutt mit Wein, und die Brüder und Streitgenoſſen des Verſtorbenen laſen das weiße Gebein unter Thränen aus der Aſche zuſammen. Mit weichen Purpurgewanden umhüllt, ward es in ein goldenes Käſtchen gelegt, und in die hohle Gruft geſenkt. Dichte Quadern verſchloſſen dieſe, dann wurde der Grabhügel aufgeſchüttet, und ringsum ſaßen Späher, damit nicht ein plötzlicher Überfall der Griechen ſie ſtörte. Als die Erde aufgeſchüttet war, zog alles Volk in die Stadt zurück, und im Königshauſe des Priămus wurde das feierliche Totenmahl begangen.

Pentheſiléa. Nach Hektors Beſtattung hielten ſich die Trojaner wieder hinter den Mauern ihrer Stadt; denn ſie fürchteten ſich vor der Kraft des unbändigen Peleusſohnes, und ſcheuten ſich in ſeine Nähe zu kommen, wie ſich Stiere ſträuben, dem Lager eines entſetzlichen Waldlöwen zu nahen. In der Stadt herrſchte Trauer und Klage über den Verluſt ihres edelſten Bürgers und mächtigſten Beſchützers, und der Jammer war ſo groß, als wenn Troja ſchon von den Flammen der Eroberer verzehrt würde.

In dieſer troſtloſen Lage erſchien den Belagerten eine Hilfe, von wannen ſie nicht erwartet worden war. Vom Thermodonſtrome, in der kleinaſiatiſchen Landſchaft Pontus, kam mit einem kleinen Haufen von Heldinnen die Amazonenkönigin Pentheſiléa herangezogen, die Trojaner zu unterſtützen. Es trieb ſie zu dieſer Unternehmung teils die männliche Luſt an Kriegsgefahren, die dieſem Weibervolke eigen iſt, teils eine unfreiwillige Blutſchuld, die ihr auf dem Herzen laſtete, und wegen der ſie in ihrem Vaterlande übel angeſehen war. Sie hatte nämlich auf einer Jagd, als ſie nach einem Hirſch mit ihrem Speere zielte, ihre eigene geliebte Schweſter Hippolȳta mit dem Wurfgeſchoſſe getötet. Nun begleiteten ſie die Rachegöttinnen auf allen Pfaden und kein Opfer hatte dieſelben bis auf dieſe Stunde verſöhnen können. Dieſen Qualen hoffte ſie am eheſten durch einen den Göttern wohlgefälligen Kriegszug zu entgehen, und ſo brach ſie mit zwölf auserleſenen Genoſſinnen gen Troja auf, die alle, gleich ihr, nach Krieg und Männerkämpfen dürſteten. Doch gegenüber von ihrer Königin Pentheſiléa erſchienen ſelbſt dieſe herrlichen Jungfrauen nur wie Sklavinnen. Wie unter den Sternen der Mond am Himmel hervorſtrahlt, ſo überragte an Glanz und Schönheit die Fürſtin alle ihre Dienerinnen. Sie war herrlich wie die Göttin der Morgenröte, wenn ſie, von den Horen umgeben, aus den Höhen des Olympus zum Rande der Erde herniederfährt.

Als die Trojaner von den Mauern herab an der Spitze ihrer Jungfrauen die zarte und doch gewaltige Königin, in Panzer und Schienen von Erz gehüllt, einer Göttin ähnlich, einherſchreiten ſahen, ſtrömten ſie von allen Seiten voll Bewunderung herbei, und konnten ſich, als die Jungfrauenſchar näher heranzog, an der Schönheit ihrer Fürſtin mit Blicken nicht genug erſättigen, denn in ihren Zügen war das Schreckliche wunderbar mit dem Lieblichen verbunden: ein holdſeliges Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen, und wie Sonnenſtrahlen leuchteten unter langen Wimpern ihre lebensvollen Augen; ihre Wangen bedeckte eine ſittſame Röte, und über das ganze Antlitz verbreitete ſich mädchenhafte Anmut, beſeelt von kriegeriſchem Feuer. So betrübt das Volk Trojas vorher geweſen war, ſo fröhlich jauchzte es jetzt bei dieſem Anblicke. Selbſt das trauernde Herz des Königs Priămus wurde wieder etwas freudiger geſtimmt, und als er die herrliche Pentheſiléa anſah, ſo wurde ihm zu Mute wie einem Halbverblendeten, dem ein wohlthätiger Lichtſtrahl ins kranke Auge dringt. Aber ſeine Freude war nur mäßig und gedämpft durch die Erinnerung an den Verluſt ſo viel trefflicher, nicht minder ſchöner Söhne. Doch führte er die Königin in ſeine Wohnung ein, ehrte ſie wie eine eigene Tochter, und bewirtete ſie aufs köſtlichſte. Die auserleſenſten Geſchenke wurden für ſie auf ſein Geheiß herbeigebracht, und noch mehrere verſprach er ihr für die Zukunft, wenn es ihr glücken ſollte, die Trojaner der Gefahr zu entreißen. Die Amazonenkönigin aber erhub ſich von dem Ehrenſtuhl, auf dem ſie Platz genommen, und vermaß ſich eines Schwures, der noch keinem Sterblichen in den Sinn gekommen war; ſie verhieß dem Könige den Tod des göttergleichen Achilles: ihn und alle Scharen der Argiver wollte ſie vertilgen, und ihr Feuer ſollte alle feindlichen Schiffe freſſen! So ſchwur die Thörin, welche den lanzenſchwingenden Helden und ſeinen furchtbaren Arm noch nicht kannte. Als Adromăche, Hektors trauernde Witwe, dieſes Verſprechen mit anhörte, da dachte ſie bei ſich ſelber: „O du Arme, du weißt nicht, was du geſprochen haſt, und weſſen du dich im Stolze vermiſſeſt! Wie ſollte dir die Kraft zu Gebote ſtehen, die zum Kampfe mit dem männermordenden Helden erforderlich iſt? Biſt du von Sinnen, Verlorene, und ſieheſt das Ziel des Todes nicht, vor dem du jetzt ſchon ſteheſt? Schauten doch auf meinen Gatten Hektor, wie auf einen Gott, alle Trojaner hin, und doch hat der Speer des Peliden ſeinen Hals durchbohrt! O möchte mich die Erde verſchlingen!"

So dachte Adromăche bei ſich. Indeſſen war der Tag zu Ende gegangen, und nachdem die Heldinnen ſich vom Zuge erholt und mit Speiſe und Trank gelabt hatten, wurde der Fürſtin und ihren Begleiterinnen von den Dienſtmägden des Palaſtes ein behagliches Lager bereitet, auf welchem Pentheſiléa bald in einen tiefen Schlummer ſank. Da nahete ihr auf Athenes Befehl ein verderbliches Traumbild. Ihr eigener Vater erſchien ihr im Schlafe, und drang in ſie, den Kampf mit dem ſchnellen Achilles zu beginnen. Der Jungfrau, wie ſie das täuſchende Geſicht erblickte, ſchlug das Herz im Buſen, und ſie hoffte noch am heutigen Tage das Ungeheure zu vollführen. Erwacht ſprang ſie vom Lager, und legte ſich die ſchimmernde Rüſtung, die ihr Ares ſelbſt geſchenkt hatte, um die Schultern, paßte ſich die goldenen Schienen an, umhüllte ſich mit dem ſtrahlenden Panzer, und warf das Wehrgehäng, an welchem in einer Scheide von Silber und Elfenbein das mächtige Schwert hing, über die Achſel. Dann nahm ſie ihren Schild, welcher ſchimmerte, wie der Mond, wenn er aus dem Spiegel des Meeres aufſteigt, und ſetzte den Helm aufs Haupt, von dem eine goldgelbe Mähne herabfloß. In die Linke nahm ſie zwei Speere, und in die Rechte eine zweiſchneidige Axt, welche ihr einſt die verderbliche Göttin der Zwietracht als Kriegswaffe geſchenkt hatte. Als ſie ſo in der blinkenden Rüſtung zum Palaſte hinausſtürmte, glich ſie einem Blitzſtrahle, den die Hand des Zeus vom Olymp auf die Erde herabſchleudert.

Jauchzend vor Luſt eilte ſie zu den Mauern der Stadt hinaus, und ermunterte die Trojaner zum rühmlichen Kampfe. Auf ihren Ruf verſammelten ſich auch ſogleich die tapferſten Männer, die vorher dem Achilles nicht mehr entgegen zu gehen gewagt hätten. Pentheſiléa ſelbſt aber ſchwang ſich im Drange der Kriegsluſt auf ein ſchönes, ſchnellfüßiges Pferd, ein Geſchenk der Gemahlin des thrakiſchen Königs Boreas, das ſo raſch flog, wie die Harpyien. Auf dieſem Roſſe jagte ſie hinaus aufs Schlachtfeld, und alle ihre Jungfrauen, gleichfalls zu Roſſe, ihr nach. Ganze Scharen troiſchen Volkes begleiteten ſie. König Priamus der im Palaſte zurückblieb, hob ſeine Hände gen Himmel und betete zu Zeus: „Höre, o Vater, und laß Achajas Scharen am heutigen Tage vor der Tochter des Ares in den Staub ſinken, ſie ſelbſt aber glücklich in meinen Palaſt zurückkehren. Thue es deinem gewaltigen Sohne Ares zu Ehren, thue es dir ſelbſt zu Liebe, die einem Gotte entſtammt und euch unſterblichen Göttern ſo ähnlich iſt; thu es auch um meinetwillen, der ich ſo vielfach gelitten, ſo viele ſchöne Söhne unter den Händen der Griechen habe dahin ſinken ſehen! Thu es, ſo lange noch vom edeln Blute des Dardănus etwas übrig bleibt und die alte Stadt Troja noch unzerſtört iſt!“ Kaum hatte er ausgebetet, ſo ſtürmte ihm zur Linken ein kreiſchender Adler durch die Luft, der eine zerriſſene Taube in den Krallen hielt. Ein Schauer der Furcht durchbebte das Gebein des Königes bei dieſem Vorzeichen, und die Hoffnung entſank ſeiner Bruſt.

Inzwiſchen ſahen die Griechen in ihrem Schiffslager die Trojaner, an deren Mutloſigkeit ſie ſich ſeit einigen Tagen gewöhnt hatten, zu ihrem Staunen heranziehen, wie reißende Tiere, die ſich vom Gebirge herunter auf Schafherden ſtürzen. Einer ſprach voll Bewunderung zum andern: „Wer hat doch wohl die Troer wieder vereinigt, die ſeit Hektors Tode alle Luſt verloren zu haben ſchienen, uns je wieder zu bekämpfen? Das muß wohl ein Gott ſein, der ſich ihrer annimmt. Wohl! Sind wir doch auch nicht ohne Götter; und haben wir ſie bisher bezwungen, ſo wird es uns auch heute gelingen!“ So warfen ſie ſich in die Waffen und ſtrömten kampfluſtig von den Schiffen heraus. Bald begann die blutige Schlacht, Speer ſtreckte ſich gegen Speer, Harniſch ſtieß auf Harniſch, Schild prallte an Schild und Helm an Helm, der Boden Trojas färbte ſich einmal wieder rot vom Blute; Pentheſiléa wütete unter den griechiſchen Helden, und ihre Kriegerinnen wetteiferten mit ihr in Tapferkeit. Sie ſelbſt erlegte den Molīon und ſieben andere Helden; als aber die Amazone Klonia den Menĭppes, den Freund des gewaltigen Podărkes, niederſchlug, ergrimmte dieſer und durchbohrte die Hüfte der Männin mit ſeiner Lanze; zu ſpät hieb ihm Pentheſilea die zum Stoß ausholende Hand ab; ihre Kriegerin war in den Tod geſunken und jenen retteten die entführenden Freunde. Jetzt wandte ſich das Glück zu den Griechen, Idomeneus traf die Amazone Bremuſa rechts in die Bruſt mit dem Speere, Meriŏnes erſchlug Evandra und Thermodoſſa; unter Ajax, des Oīleus Sohn, ſank Deriŏne; der Tydide hieb Ălcibia und Derimachīa nieder, indem ſein Schwert beiden die Häupter mit ſamt dem Genicke von den Schultern trennte. Darauf kehrte ſich der Kampf gegen die Trojaner. Sthenĕlus tötete den Kabirus aus Seſtus und vergebens ſchnellte Paris ſeinen Pfeil auf den Mörder ab. Er flog vorüber und traf, von den grauſamen Parzen abgelenkt, einen andern Griechen, den Evēnor von Dulichium, zum Tode. Sein Schickſal regte den Anführer der Dulichier, Meges, den mutigen Sohn des Königes Phyleus, auf; raſch wie ein Löwe ſprang er heran, daß die Troer beſtürzt vor ihm flohen. Er erſchlug zwei ihrer beſten Bundesgenoſſen, den Itymoneus und Agelăus von Milet, und auch Trojaner, ſoviel ſein Speer erreichen konnte. Andre erlegten andre; denn ein furchtbares Schlachtgetümmel durchtobte die Reihen, und von beiden Seiten ſanken an dieſem Tage viele Helden in den Staub.

Pentheſiléa aber ſtürmte noch immer unbezwungen unter die Griechen, wie eine Löwin unter einer Rinderherde wütet, und dieſe wichen von Schrecken ergriffen zurück, wo ſie nahte. Trunkenen Mutes rief ihnen die Siegerin entgegen: „Heute noch, ihr Hunde, ſollet ihr die Schmach des Priămus mir büßen. Raubtieren und Vögeln ſollt ihr zum Fraße modern und keiner von euch ſoll Weib und Kind zu Hauſe wieder ſchauen, kein Erdhügel je über euren Gebeinen ſich erheben! Wo iſt Diomēdes, wo Ajax, Telamons Sohn, wo der Pelide Achilles, die beſten unter eurem Heere? Warum kommen ſie nicht und meſſen ſich mit mir? Aber freilich, ſie wiſſen, daß ſie vor mir zerſchmettert und zu Leichen werden müßten!“ So rief ſie und drang voll Verachtung auf die Argiver ein; bald wütete ſie mit der Axt, bald mit dem Wurfſpieß, und den Köcher voll Geſchoſſe trug ihr, falls ſie ſein bedürftig wäre, ihr gelenkiges Roß. Ihr nach drängten ſich die Söhne des Priămus und die erſten der Trojaner. Dieſem Andrange vermochten die Griechen nicht zu widerſtehen; wie Blätter im Winde oder wie Regentropfen fielen ſie gedrängt nach einander, bald war das Gefilde mit argiviſchen Leichen bedeckt und die Roſſe der troiſchen Streitwagen zertraten verfolgend Gefallene und Tote wie gedroſchenes Korn. Den Trojanern war nicht anders zu Sinne, denn als ob eine der Unſterblichen ſichtbar vom Himmel herabgeſtiegen wäre, um ihnen die Scharen der Feinde bekämpfen zu helfen und in der thörichten Freude ihres Herzens glaubten ſie ſchon an deren gänzliche Vernichtung.

Aber noch war das Getöſe des Kampfes weder zu dem gewaltigen Ajax noch zu dem Götterſohn Achilles gedrungen. Beide lagen fern am Grabe des Patroklus und gedachten hier ihres erſchlagenen Freundes; ſo war es vom Geſchicke verordnet, welches der Amazonenfürſtin ein paar Stunden der Ernte gönnen wollte, und ſie mit Ruhm bekränzt zum Tode trieb. Auf den Mauern der Stadt ſtanden die trojaniſchen Frauen und bewunderten jubelnd die Heldenthaten ihrer Mitſchweſter. Eine von ihnen, Hippodamīa, die Gattin des tapfern Trojaners Tiſiphŏnus, fühlte ſich plötzlich von Kampfluſt ergriffen: „Freundinnen,“ ſprach ſie, „warum kämpfen nicht auch wir, unſern Männern gleich, fürs Vaterland, für uns und für unſere Kinder? Stehen wir doch nicht ſo ferne von dem kräftigen Geſchlecht unſerer Jünglinge: dieſelbe Kraft wie ihnen ward auch uns verliehen; unſere Augen ſpähen nicht weniger ſcharf; unſere Knie wanken ſo wenig wie die ihrigen; Licht Luft und Nahrung gehört uns wie ihnen; warum ſollte nicht auch die Feldſchlacht uns verliehen ſein? Seht ihr denn nicht dort das Weib, das hoch hervorragt vor allen Männern? Und doch iſt ſie nicht einmal von unſerem Stamme! Sie kämpft für einen fremden König, für eine Stadt, die nicht ihre Heimat iſt und thut es unbekümmert um die Männer, faßt ſich einen Mut im Herzen und ſinnt auf Unheil gegen die Feinde. Wir aber hätten für unſer eigenes Glück zu fechten und eigenes Unglück hätten wir zu rächen. Wo iſt eine von uns, die in dieſem unſeligen Kriege nicht ein Kind oder einen Gatten, oder einen Vater verloren hätte, oder um Brüder oder andere nahe Verwandte trauerte? Und wenn unſere Männer unterliegen, was ſteht uns allen Beſſeres bevor, als die Knechtſchaft? Darum laſſet uns den Kampf nicht länger aufſchieben; lieber wollen wir ſterben, denn als Beute von den Feinden hinweggeführt werden mit unſern unmündigen Kindern, wenn die Gatten tot ſind, und die Stadt hinter uns in Flammen ſteht!“

So ſprach Hippodamīa und erregte die Begierde nach Kampf in ihnen allen. Sie legten Wolle und Webekorb zur Seite, zerſtreuten ſich wie ein Bienenſchwarm in ihre Häuſer und griffen nach den Waffen. Unfehlbar wären alle ein Opfer ihres unſinnigen Eifers geworden, wenn nicht die Schweſter der Königin Hekŭba, Theano, die Gemahlin Antēnors, welche weiſer war, als alle andere, ſich ihrem unſinnigen Beginnen widerſetzt hätte. Dieſe ſuchte ſie mit verſtändigen Worten zu beſchwichtigen. „Was wollt ihr anfangen, ihr Unvernünftigen,“ rief ſie den ſchon Ausziehenden entgegen; „gegen die Danaer wollt ihr ziehen, die in Waffen und im Kampfe geübten Männer? Wie möget ihr hoffen, euch mit ihnen meſſen zu können? Habt ihr denn je Kriegswerk getrieben, wie die Amazonen, habt ihr Roſſe tummeln gelernt und anderes Thun der Männer? Dazu iſt jenes Wunderweib noch eine Tochter des Kriegsgottes, ihr aber ſeid alle Kinder von Sterblichen. Deswegen ſollt ihr Weiber bleiben, euch ferne vom Schlachtgetümmel halten und im innern Hausraume der Spindel pflegen; den Krieg aber möget ihr den Männern laſſen. Noch ſind ja dieſe aufrecht und umringen ſchirmend eure Stadt; noch iſt es nicht ſo weit gekommen, daß ſie der Hilfe ihrer Weiber bedürften und dieſe zur Verteidigung der Stadt aufrufen müßten!“

Den klugen Worten der bejahrten Troerin ſchenkten die aufgeregten Frauen allmählig Gehör, kehrten auf die Mauer zurück und ſahen bald wieder, wie zuvor, von ferne der Schlacht zu. Indeſſen mordete Pentheſiléa fort, und die Scharen der Argiver erbebten vor ihr; die Helden begannen zu fliehen und zerſtreuten ſich da und dorthin, die einen, nachdem ſie die Wehre von den Schultern auf den Boden geworfen, die andern in voller Waffenrüſtung: Roſſe und Wagen flogen hier und dorthin ohne Führer; überall hörte man Gewinſel der Sterbenden; denn alles ſank zuſammen vor dem Schlachtſpeer der Amazone.

Immer vorwärts drangen die Trojaner; ſchon waren ſie ganz nahe an den Schiffen der Griechen angekommen und machten Anſtalt, dieſe zu verbrennen. Da hörte endlich Ajax, der gewaltige Sohn des Telamon, das Kriegsgeſchrei, hob ſein Haupt vom Grabhügel des Patroklus empor und ſprach zu Achilles: „Kampfbruder, mir drang ein unendliches Getöſe zu den Ohren, gleich als hätte ſich irgendwo ein gefährlicher Kampf erhoben! Laß uns gehen, daß die Trojaner uns nicht zuvorkommen und doch einmal die Schiffe verbrennen!“ Dieſe Worte regten den Peliden auf und jetzt wurde auch ſein Ohr von dem Jammergeſchrei erreicht. Eilig warfen ſich beide in ihre ſchimmernde Rüſtung und gingen, in Waffen leuchtend und von Streitluſt brennend, der Gegend zu, von welcher der Hall des Kampfes ihnen entgegen lärmte.

Durch die gebrochenen Reihen der Argiver zückte eine Freude, als ſie die beiden tapferſten Männer heraneilen ſahen. Dieſe aber ſtürzten ſich ſogleich mit brennendem Eifer in den Kampf und fingen an, unter dem trojaniſchen Heere zu würgen. Ajax warf ſich auf die Männer und ſeinen erſten Speerſtößen erlagen vier Trojaner. Achilles aber kehrte ſich gegen die Amazonen und vier der Jungfrauen erlagen unter ſeinen Streichen: dann ſtürzten ſich beide miteinander auf die Maſſe des feindlichen Heeres und mit geringer Mühe waren die noch jüngſt ſo dicht ſtehenden Reihen der Feinde gelichtet.

Als Pentheſiléa dies inne ward, ſtürzte ſie unmutig ihren beiden Feinden entgegen, wie ein Pantertier den Jägern entgegen eilt. Jene aber reckten ſich, daß ihre ehernen Panzer klirrten und hielten ihre Lanzen empor. Die Amazone warf ihren Speer zuerſt auf Achilles. Der Schild des Helden fing ihn auf, daß er zerſplitternd abprallte, als wäre er auf einen Felſen geſtoßen. Mit der zweiten Lanze zielte ſie jetzt auf Ajax und zugleich rief ſie beiden Helden zu: „Wenn auch mein erſter Wurf mißlang, dieſer zweite ſoll euch Prahlern Kraft und Leben rauben, die ihr euch rühmet, die Stärkſten im Heere der Danaer zu ſein, aber jetzt nur hergekommen ſeid, um zu erfahren, daß ein Weib mehr vermag, als ihr beide zuſammen!" So rief ſie und brachte durch ihre Rede die Helden zum Lachen. Ihre Lanze aber erreichte die ſilberne Beinſchiene des Ajax und ſo gerne ſie in ſeinem Blute geſchwelgt hätte, vermochte ſie doch nicht einmal ſeine Haut zu ritzen, denn die Waffe prallte an der ehernen Fußbekleidung ab. Ajax, ohne ſich viel um die Amazone zu bekümmern, ſtürzte ſich auf die Schlachtreihen der Trojaner und überließ dem Achilles die Feindin; denn er zweifelte in ſeinem Geiſte keinen Augenblick, daß dieſer allein mit ihr fertig werden würde, ſo bald, wie ein Habicht mit einer Taube.

Pentheſiléa, als ſie ſah, daß auch ihr zweiter Wurf ohne Erfolg geblieben, ſtieß einen lauten Seufzer aus; Achilles aber maß ſie mit ſeinen Blicken und rief ihr zu: „Sage mir, Weib, wie haſt du dich erdreiſten konnen, dich ſo übermütig uns entgegen zu werfen und uns die gewaltigſten Helden der ganzen Erde, zu bekämpfen, uns, die wir vom Blute des Donnerers ſelbſt entſproſſen ſind und vor welchen Hektor bebte und erlegen iſt? Der Wahnſinn muß aus dir geſprochen haben, als dein Mund uns heute mit dem Tode bedrohte; denn ſiehe, dein eigenes letztes Stündlein iſt gekommen." Mit dieſen Worten drang er auf ſie ein, die unbezwingliche Lanze, das Werk des Centauren Chiron, ſeines Erziehers, ſchwingend. Ihr Wurf traf die Kriegerin oberhalb der rechten Bruſt, ſo tief, daß alsbald das ſchwarze Blut aus der Wunde ſtrömte und alle Kraft ihre Glieder verließ. Die Axt fiel ihr aus der Hand und ihr Auge hüllte ſich in Finſternis. Doch erholte ſie ſich noch einmal und ſah ihrem Feinde, der eben heranſtürmte, ſie vom flüchtigen Roſſe zu ziehen, feſt ins Antlitz. Sie beſann ſich einen Augenblick, ob ſie ihr Schwert aus der Scheide ziehen und ſich wehren, oder von dem Roſſe ſteigen und zu dem Sieger flehend ihm Gold und Erz genug für ihr Leben verſprechen ſollte. Aber Achilles ließ ihr keine Zeit, ſich zu beſinnen. Im Zorn über ihren Stolz durchbohrte er Roß und Reiterin mit einem Stoße. Alsbald glitt dieſe herab und ſank in den Staub und ins Verderben, am Speere zuckend und mit dem Rücken an das flüchtige Streitroß angelehnt, das ſterbend auf den Knien lag; ſie ſelbſt einer ſchlanken Tanne gleich, die der Nordwind geknickt hat.

Als die Trojaner den Fall ihrer Heldin gewahr wurden, ſtürzten ſie voll Betäubung zurück nach den Thoren der Stadt, wehklagend über den Tod der Amazone und ihrer eigenen vielen Stammesverwandten. Der Sohn des Peleus aber rief mit Frohlocken: „So liege du denn, du armes Geſchöpf, den Raubvögeln und Hunden zur Weide! Wer hat dich auch geheißen mit zu mir kämpfen? Du hoffteſt wohl unermeßliche Gaben aus der Hand des Königs Priămus als Kampfpreis zu empfangen, dafür, daß du ſo viele Griechen erſchlagen haſt? Aber ein anderer Lohn wurde dir zuteil!" So ſprach er, und zog ihr und dem Pferde den Speer aus dem Leibe, und noch zuckten beide. Dann nahm er ihr den Helm vom Haupte ab und betrachtete das Antlitz der Verſchiedenen. Obgleich von Blut und Staube bedeckt, waren doch ihre edlen Züge auch im Tode noch voll Anmut, und die Griechen, die den Leichnam umringten, mußten alle über die überirdiſche Schönheit der Jungfrau ſtaunen, die, ähnlich der nach heißer Gebirgsjagd ſchlummernden Diana, in voller Waffenrüſtung dalag. Achilles ſelbſt, als er ſie länger betrachtete, fühlte ſich von überſchleichendem Schmerze beſtrickt und mußte ſich geſtehen, daß die Fürſtin, anſtatt von ihm getötet zu werden, viel eher verdient hätte, als herrliche Gattin mit ihm in Phthia einzuziehen.

In den tiefſten Schmerz aber verſank der Vater der Amazone, der Kriegsgott, über ihren Tod. Wie ein Blitz mit rollendem Donner ſtürzte er ſich bewaffnet vom Olymp herunter auf die Erde und ſchritt über die Gipfel und Schluchten des Berges Ida hin, daß Gebirg und Thal unter ſeinem Schritte erbebten. Und ſicherlich hätte er den Griechen das Verderben gebracht, wenn ihn nicht Zeus, der Freund der Danaer, durch ein furchtbares Gewitter gewarnt hätte, das ſich Schlag auf Schlag über ſeinem Haupte entlud und in welchem er die Stimme ſeines allmächtigen Vaters vernahm, ſo daß Ares, ſo ſehr er ſich nach dem Kampfe ſehnte, es doch nicht ſogleich wagte, dem Willen des Donners entgegen zu handeln, und mitten auf dem Wege nach dem Schlachtfelde ſtille ſtand. Er war unſchlüſſig, ob er zum Olymp zurückkehren ſollte, oder, dem Vater trotzend hingehen und ſeine Hände in das Blut des Achilles tauchen. Zuletzt gedachte er jedoch der vielen Söhne des Zeus ſelbſt, die nach dem Ratſchluſſe des Vaters ſterben mußten, und die er ſelbſt nicht imſtande geweſen, vor dem Tode zu ſchützen. So beſann er ſich denn des Beſſeren; kannte er ja doch ſeinen allgewaltigen Vater und wußte, daß, wer ſich ihm widerſetzt, vom Blitze gebändigt und zu den Titanen in die Unterwelt hinabgeſchleudert wird.

Um den Leichnam Pentheſiléas drängten ſich inzwiſchen die Danaer, und fingen an, die Tote ihrer Waffen zu berauben. Achilles aber ſtand mit ganz verwandeltem Gemüte daneben, er, der noch ſoeben ihren Leib den Hunden und Vögeln zum Fraße hatte preis geben wollen. Mit tiefer Wehmut blickte er auf die Jungfrau hernieder, und es nagte ihm keine geringere Qual am Herzen, als einſt, da er um ſeinen liebſten Freund, den erſchlagenen Patroklus, jammerte.

Unter den herbeiſtrömenden Griechen näherte ſich auch der häßliche Therſites, und fiel den Helden mit ſchmähenden Reden an: „Biſt du nicht ein Thor," rief er ihm zu, „daß du dich um die Jungfrau abhärmen magſt, die uns allen doch ſo vielfaches Unheil bereitet hat? Du zeigſt dich fürwahr als einen weibiſchen Lüſtling, daß dich eine Sehnſucht nach der Schönheit dieſer Erſchlagenen beſchleicht! Hätte dich doch ihre Lanze in der Schlacht getötet, du Unerſättlicher, der du meinſt, daß alle Weiber deine Beute werden müßten!" Wütender Zorn bemächtigte ſich des Helden, als er aus dem Munde eines Elenden ſolche Schmähworte hören mußte. Er verſetzte dem häßlichen Schelter mit der bloßen Fauſt einen ſolchen Streich auf die Wange, daß ihm die Zähne aus dem Munde fielen, ein Blutſtrom hervorſchoß, und Therſites, ſich auf dem Boden krümmend, ſeine feige Seele aushauchte. Da war unter den Umſtehenden keiner, der ihn bedauert hätte; denn ſein einziges Geſchäft war geweſen, andere zu ſchmähen, indes er ſelbſt im Felde und im Rate ſich immer nur als einen armſeligen Wicht bewies. Achilles aber ſprach voll Unmut: „Hier magſt du denn im Staube liegen und deine Thorheit vergeſſen lernen! Denn Thorheit iſt es, wenn der Schlechtere ſich dem Beſſern gleichſtellen will! Wie mich, haſt du ſchon früher den Odyſſeus gereizt, aber er war zu großmütig, dich zu beſtrafen. Jetzt erfuhreſt du, daß der Sohn des Peleus ſich nicht ungeſtraft ſchelten läßt. Geh jetzt und ſchmähe bei den Schatten!"

Nur einer war unter dem ganzen griechiſchen Heere, dem der Tod des Therſites die Galle aufregte: Diomēdes, des Tydeus Sohn, und zwar deswegen, weil der Erſchlagene aus einem Blute mit ihm entſprungen war; denn ſein Großvater Öneus und des Therſites Vater waren Brüder geweſen. Darum zürnte jetzt Diomēdes, und er hätte die Waffen gegen Achilles erhoben, wenn nicht die edelſten Danaer ins mittel getreten wären, denn auch der Pelide war bereit, ihm für das Blut ſeines Vetters mit dem Schwerte Genugthuung zu geben. So aber ließen ſich beide beſchwichtigen.

Die Atriden ſelbſt erlaubten nun, voll Mitleid und Bewunderung für die getötete Jungfrau, daß dem Könige Priămus, der durch eine feierliche Botſchaft ſich die Leiche erbeten hatte, um ſie in der Gruft des Königs Laomēdon zu beſtatten, ihr Leichnam ausgeliefert werde. Priămus aber errichtete ihr vor der Stadt einen mächtigen Scheiterhaufen und legte den Leib der Jungfrau ſamt vielen herrlichen Gaben darauf. Dann entzündete er den Holzſtoß, daß er hoch empor loderte, und als der Leichnam verzehrt war, löſchten die umſtehenden Trojaner den Brand mit ſüßduftendem Weine. Dann ſammelten ſie die Gebeine Pentheſiléas, legten dieſelben in ein Käſtchen und trugen ſie wehklagend und in feierlichem Aufzuge in die Gruft des Königs Laomĕdon, die ſich an einem hervorragenden Turme der Stadt befand. Neben ihr wurden ihre zwölf Begleiterinnen, die alle ebenfalls in der Männerſchlacht geblieben waren, beigeſetzt; denn auch ihnen hatten die Söhne des Atreus dieſe Ehre gegönnt. Auf der andern Seite begruben auch die Griechen ihre Toten und bejammerten vor allen den Podārkes, der ſeinem Bruder Proteſilāus, welchen Hektor erſchlagen hatte, nun im Schlachtentode gefolgt war. Abgeſondert von den andern wurde ihm ein eigener Grabhügel erhöhet, der ein weithin ſichtbares Denkmal bildete. Zuletzt ſcharrten ſie auch den häßlichen Therſites ein und kehrten wieder zu ihren Schiffen zurück, alle voll Danks im Herzen gegen den gewaltigen Achilles, der auch diesmal der Retter der Griechen geweſen war.

Als die Nacht einbrach, lagerten ſich im geräumigen Zelte der Atriden die vornehmſten Helden zum Schmauſe, und auch die andern Griechen freuten ſich, da und dort hingeſtreckt, des erquickenden Mahles, bis der Morgen wieder anbrach.

Memnon. Die aufſteigende Sonne leuchtete in Troja über lauter Kümmernis. Auf den Mauern umher ſaßen ſpähend die Trojaner; denn ſie fürchteten jeden Augenblick, der gewaltige Sieger möchte nun auf Leitern über die Stadtmauer ſetzen und ihren alten Wohnſitz einäſchern. Da erhub ſich im Rate der Bangenden ein Greis mit Namen Thymötes, der ſprach: „Freunde! vergebens ſinnt mein Geiſt auf ein Mittel, das drohende Verderben von uns abzuwenden. Seit Hektor unter den Händen des unbezwinglichen Achilles erlegen iſt, müßte, glaube ich, ſelbſt ein Gott, wenn er ſich unſer annehmen wollte, im Kampfe erliegen. Hat er doch auch die Amazone, vor der alle andern Danaer bebten, bezwungen! Und döch war ſie ſo furchtbar, daß wir alle in ihr eine Göttin zu ſehen glaubten, und Freude unſer Herz bei ihrem Anblick durchſtrömte. Aber ach, leider war ſie nicht unſterblich! So fragt es ſich denn nun, ob es nicht beſſer für uns wäre, wenn wir dieſe unglückſelige Stadt, die doch zum Untergange beſtimmt iſt, verließen, und anderswo ſichere Wohnungen aufſuchten, zu welchen die verderblichen Griechen nicht dringen könnten!"

So redete Thymötes. Da ſtand Priămus in der Verſammlung auf, ihm zu entgegnen: „Lieber Freund," ſprach er, „und ihr alle Trojaner und gute Bundesgenoſſen! Laßt uns doch die geliebte Heimat nicht feige verlaſſen und uns größerer Gefahr preisgeben, wenn wir uns in offener Feldſchlacht durch die umringenden Feinde durchſchlagen ſollten. Vielmehr wollen wir warten, bis Memnon da iſt, der Äthiopier, aus dem Lande der ſchwarzen Männer, der wohl mit ſeinem unzähligen Volke ſchon unterwegs iſt, uns Hilfe zu bringen!

Es iſt ſchon viel Zeit verfloſſen, ſeit meine Boten zu ihm gegangen ſind. Deswegen haltet nur noch ein kleines aus; und müßtet ihr ſelbſt im Kampfe alle umkommen, ſo iſt es doch beſſer, als bei Fremdlingen, von Schande gebeugt, ſein Leben friſten zu müſſen!"

Zwiſchen dieſe entgegengeſetzten Meinungen trat ein bedächtiger Mann unter den Trojanern, der Held Polydämas, und gab ſeinen Rat mit folgenden Worten: „Wenn Memnon wirklich kommt, ſo habe ich nichts dagegen, König und Herr! Aber ich befürchte, der Mann wird mit ſamt ſeinen Gefährten den Tod bei uns finden und den Unſrigen nur noch mehr Unheil bereiten. Doch bin auch ich keineswegs der Meinung, daß wir das Land unſrer Väter verlaſſen ſollten. Vielmehr wäre, wenn es auch jetzt ſpät iſt, doch immer noch das Beſte, wenn wir die Urſache dieſes ganzen Krieges, die Fürſtin Helena mit allem dem, was ſie uns aus Sparta zugebracht hat, den Griechen wieder auslieferten, ehe ſich die Feinde in unſre Habe geteilt und die Stadt mit Feuer verzehrt haben!"

Dieſer Rede gaben die Trojaner zwar im Herzen ſtillen Beifall, doch wagten ſie nicht, ihrem Könige laut zu widerſprechen. Auf der andern Seite erhub ſich Paris, Helenas Gemahl, und beſchuldigte den Schutzredner der Griechen, wie er Polydämas nannte, der äußerſten Feigheit. „Ein Mann, der dazu raten kann, würde im Felde der erſte ſein, der die Flucht ergriffe," ſprach er. „Beſinnet euch wohl, Trojaner, ob es klug gehandelt iſt, dem Rate eines ſolchen zu folgen."

Polydämas wußte wohl, daß Paris von Helena nicht laſſen würde und eher einen Aufruhr im Heere erregen, ja ſelber ſterben, ehe er auf ſie verzichtete; darum ſchwieg er, und die ganze Verſammlung mit ihm. Als ſie noch ſinnend im Rate ſaßen, kam die frohe Botſchaft, daß Memnon im Anzuge ſei. Den Trojanern ward zu Mute, wie Schiffern, die, dem Tode ſchon im Rachen, nach dem furchtbarſten Sturme die Sterne wieder am Himmel ſchimmern ſehen; vor allen aber freute ſich der König Priämus; denn er zweifelte nicht, daß es der Überzahl der Äthiopier gelingen müßte, die feindlichen Schiffe zu verbrennen.

Als daher Memnon, der hohe Sohn Auroras, angekommen war, ehrte der König ihn und die Seinen durch die herrlichſten Gaben und Feſtmahle. Das Geſpräch wurde wieder heiter und ſie gedachten in Ehren der gefallenen Trojanerhelden. Memnon aber erzählte von ſeinem unſterblichen Elternpaare, Thitonus und Aurora; ein andermal vom endloſen Weltmeere und wiederum von den Grenzen der Erde, vom Aufgang der Sonne und von dem ganzen weiten Wege, den er von den Ufern des Oceans bis zu den Höhen des Berges Ida und der Stadt des Königs Priämus zurückgelegt, und was für Heldenthaten er unterwegs verrichtet habe. Ihm lauſchte der Trojanerkönig mit Wohlgefallen; voll Wärme ergriff er ſeine Hand und ſprach: „Memnon, wie danke ich den Göttern, daß ſie mir, dem Greiſe, gegönnet haben, dich und dein Heer noch zu erblicken und dich ſelbſt in meinem Palaſte zu bewirten! Fürwahr, du gleicheſt mehr als irgend ein Sterblicher den Göttern, und deswegen hege ich die Zuverſicht zu dir, daß du unter unſern Feinden mit furchtbarem Gemetzel wüten werdeſt!" Mit dieſen Worten erhob der König einen Pokal aus gediegenem Golde und trank ihn dem neuen Bundesgenoſſen zu. Memnon betrachtete ſtaunend ringsum den herrlichen Becher, der ein Werk Hephäſt und ein Erbſtück der trojaniſchen Königsfamilie war; dann erwiderte er: „Nicht beim Schmauſe ziemt es ſich zu prahlen und zuverſichtliche Verheißungen zu thun; ich antworte dir daher nicht, o König, ſondern freue mich jetzt in Ruhe des Mahles und will im Geiſte das Nötige vorbereiten. In der Schlacht muß es ſich zeigen, ob ein Mann ein Held ſei. Nun aber laß uns bald zur Ruhe gehen; denn dem, der die Entſcheidung des Kampfes erwartet, ſchadet ein übermäßiger Genuß des Weines und eine durchſchwärmte Nacht!"

Damit erhob ſich der beſonnene Memnon vom Mahle und Priämus hütete ſich, ſeinen Gaſt zu längerem Bleiben zu nötigen. Auch die übrigen Gäſte gingen zur Ruhe, und alles überließ ſich dem wohlthuenden Schlafe. Während nun die Sterblichen auf der Erde ſchlummerten, ſaßen die Götter im olympiſchen Palaſte des Zeus noch beim Schmauſe und beſprachen ſich über den Kampf um Troja. Zeus, der Sohn des Kronos, dem die Zukunft deutlich war, wie die Gegenwart, nahm zuletzt das Wort und ſprach: „Es iſt vergebens, daß ihr ſorget, der eine für die Griechen, der andere für die Troer. Noch unzählige Roſſe und Männer werdet ihr auf beiden Seiten im Kampfe dahinſinken ſehen. So ſehr euch nun mancher, der des einen oder des andern Freund iſt, am Herzen liegen mag, ſo laſſe ſich doch keiner von euch einfallen, ſich mir deshalb mit Bitten zu nahen, und für einen Sohn oder einen Freund zu flehen; denn die Schickſalsgöttinnen ſind unerbittlich, für mich wie für euch!"

Keiner der Unſterblichen wagte es, dem Göttervater zu widerſprechen; ſchweigend verließen ſie das Mahl und jeder in ſeinem Hauſe warf ſich traurig auf das Lager, bis auch der Götter ſich der Schlaf erbarmte.

Am andern Morgen ſtieg Eos nur widerſtrebend am Himmel auf, denn auch ſie hatte das Wort des Zeus vernommen und ihr Herz ſagte ihr im voraus, welch ein Schickſal ihrem geliebten Sohne Memnon bevorſtand. Dieſer aber war ſchon in aller Frühe erwacht, als kaum die Geſtirne bleichten; er ſchüttelte ſich den Schlaf, den letzten auf Erden, von den Wimpern, und ſprang vom Lager voll Sehnen, den entſcheidenden Kampf für ſeine Freunde mit den Griechen zu beginnen. Auch die Trojaner warfen ſich in ihre Rüſtungen, und mit ihnen die zahlloſen Gäſte aus Äthiopien. Ohne ſich lange zu verweilen, ſtrömten die Scharen, Sturmgewölke gleich, das vom Winde getrieben wird, zu den Thoren hinaus aufs Blachfeld; die ganze Straße wogte von dichtem Gedränge, und der Staub erhob ſich unter ihren Füßen.

Als die Griechen ſie aus der Ferne heranziehen ſahen, ſtaunten ſie, waffneten ſich in Eile und zogen aus: Achilles, auf welchen ſie vertrauten, in ihrer Mitte, ſtolz auf ſeinem Wagen ſtehend, wie ein Titane, und gleich einem Donnergeſchoß in Zeus' Hand. Aber in der Mitte des trojaniſchen Heeres zog nicht minder herrlich Memnon einher, dem Kriegsgotte ſelber zu vergleichen; und ſein unendliches Volk, gehorſam und kampfluſtig, hatte ſich rings um ihn her geſchart. Nun begann der Kampf: wie zwei Meere wogten die Heere ſich entgegen und ſchlugen aneinander Well' an Welle. Schwerter ziſchten und Speere ſauſten, lautes Getöſe hallte durch die Schlachtreihen, und bald erhob ſich in beiden Heeren Klagelaut um die Fallenden. Bald ſtürzte ein Troer um den andern vor den Stößen des Achilles nieder, wie vor einem Sturm, der Bäume aus den Wurzeln reißt und Häuſer umwirft. Anderſeits warf auch Memnon die griechiſchen Scharen darnieder, wie ein böſes Verhängnis, das den Sterblichen viel Jammer und Unheil bringt. Zwei edle Genoſſen Neſtors fielen von ſeiner Hand, und jetzt nahte er dem Greiſe von Pylos ſelber, und es fehlte wenig, daß Neſtor von der Lanze des Äthiopiers gefallen wäre. Denn eines ſeiner Wagenpferde war eben von einem Pfeile des Paris verwundet worden und hemmte den Wagen ſeines Herrn, als Memnon mit ſeinem Speere auf den Greis herzugerannt kam. Erſchrocken rief dieſer ſeinen Sohn Antilochus zu Hülfe, und ſein Wort verhallte nicht in den Lüften. Der fromme Jüngling eilte heran, ſtellte ſich vor die Bruſt des Vaters und warf ſeinen Speer nach dem Äthiopier. Dieſer wich dem Geſchoſſe aus, aber es traf ſeinen Freund Äthops, den Sohn des Pyrrhaſus. Darüber ergrimmte Memnon und, wie der Löwe auf den Eber losſtürzt, warf er ſich nun auf Antilöchus. Dieſer ſchleuderte einen Stein gegen den Tobenden, der jedoch an ſeinem dichten Helme abprallte. Nun ſtieß ihm Memnon die Lanze durchs Herz und Antilöchus erkaufte ſo die Rettung ſeines Vaters mit dem Tode. Als die Achajer ihn ſinken ſahen, bemächtigte ſich ihrer aller der Schmerz; den bitterſten aber empfand der Vater, weil um ſeinetwillen und ihm vor den Augen der Sohn erſchlagen wurde. Doch behielt er Beſinnung genug, einen andern ſeiner Söhne, Thraſymēdes, herbeizurufen, damit er den Mörder von dem Leichname ſeines Bruders hinwegſcheuche. Dieſer vernahm den Ruf im Getümmel der Schlacht und zugleich mit ihm machte ſich Pheres auf, den tobenden Sohn des Eos zu bekämpfen. Memnon ließ ſie voll Zuverſicht nahen, und alle ihre Speere flogen an ſeiner Rüſtung vorüber, die ihm die göttliche Mutter gefeit hatte. Doch erreichten ſie immer ein Ziel, nur ein anderes, als wofür ſie beſtimmt waren, und beide trafen mit ihren Geſchoſſen feindliche Helden. Während deſſen fing Memnon an, den getöteten Antilochus ſeiner Rüſtung zu berauben und die griechiſchen Streiter umkreiſten den Gefallenen vergebens, wie heulende Schakale einen Hirſch, den der Löwe zerreißt. Neſtor, als er dies erblickte, jammerte laut auf, rief ſeinen übrigen Freunden, ja ſprang ſelbſt vom Wagen herab und wollte mit ſchwindenden Greiſeskräften für den Leichnam des Sohnes kämpfen. Doch Memnon, als er ihn kommen ſah, wandte ſich freiwillig von ihm ab, ehrfurchtsvoll, als ſähe er einen Vater nahen. „Greis," ſprach er, „mir ziemt nicht, den Kampf mit dir zu verſuchen! Von ferne hielt ich dich für einen jungen kriegeriſchen Mann, darum zielte meine Lanze nach dir; nun aber ſehe ich, daß du weit älter biſt. Meide den Kampf, weiche, daß ich dich nicht mit widerſtrebendem Herzen fälle und du zu deinem Sohn in den Staub ſinkeſt! Würde man dich doch einen Thoren ſchelten, wenn du in ſo ungleichen Kampf dich gewagt hätteſt!" Neſtor aber antwortete: „Das ſind nichtige Worte, die du da geredet, Memnon! Kein Menſch heißt den Mann thöricht, der, über den Tod ſeines Sohnes ergrimmt, zu kämpfen kommt, und den grauſamen Mörder von ſeinem Leichnam vertreiben will! O hätteſt du mich als jung gekannt! Jetzt gleiche ich freilich nur noch einem alten Löwen, den jeder Hund von der Schafhürde abhalten kann! Doch nein, noch beſiege ich viele Streiter, und nur wenigen weicht mein Alter!" So ſprach Neſtor und wich ein wenig rückwärts, indem er den Sohn im Staube liegen ließ. Zugleich zogen ſich auch Thraſymēdes und Pheres zurück; und nun wütete Memnon mit ſeinen Äthiopiern ungehindert in der Schlacht fort, und die Argiver vermieden ſeinen Speer mit Schrecken.

Nun wandte ſich Neſtor nach Achilles. „Du Beſchirmer der Griechen," ſprach er, „ſiehe, dort liegt mein Sohn tot; Memnon hat ihm die Waffen geraubt; bald wird er eine Speiſe der Hunde ſein! Eile zu Hilfe; denn nur der iſt ein wahrer Freund, der des erſchlagenen Freundes ſich annimmt!" Achilles horchte auf und tiefer Kummer bemächtigte ſich ſeiner, als er ſah, wie der Äthiopier die Danaer ſcharen=

weiſe in den Staub ſtreckte. Bisher hatte ſich nämlich der Pelide unter den Trojanern herumgetummelt und hier viel getötet. Jetzt aber ließ er von ihnen ab und wandte ſich plötzlich dem Memnon entgegen. Als dieſer ihn kommen ſah, raffte er einen Markſtein vom Boden auf und ſchleuderte ihn nach dem Schilde des Feindes. Aber der Stein prallte ab, und Achilles, der ſeinen Streitwagen hinter der Schlachtreihe gelaſſen hatte, drang zu Fuße auf Memnon ein und traf ihn mit dem Speere rechts an der Schulter. Der Äthiopier achtete auf dieſen Stoß nicht, eilte vorwärts und ſtieß dem Achilles ſeine mächtige Lanze in den Arm, daß das Blut des Helden zur Erde floß. Nun brüſtete ſich Memnon in eitler Freude und rief: „Elender, der du ſo mitleidlos die Trojaner erſchlugeſt, jetzt ſteht dir ein Götterſohn entgegen, dem du nicht gewachſen biſt, denn Eos, meine Mutter, die Olympierin, iſt mehr, denn deine Mutter Thetis, die ſich allein unter den Scheuſalen des Meeres gefällt!“ Aber Achilles lächelte nur und ſprach: „Der Erfolg wird lehren, welcher von uns von edleren Eltern abſtammt! Ich fordere von dir jetzt Rache für den jungen Helden Antilochus, wie ich einſt an Hektor Rache genommen für meinen Freund Patroklus!“

Damit faßte er ſeinen rieſigen Speer mit beiden Händen, und dasſelbe that Memnon. So ſtürzten ſie auf einander los. Zeus ſelbſt machte ſie in dieſem Augenblicke größer, ſtärker und unermüdlicher als Menſchen ſind, ſo daß kein Stoß des einen den andern fällte, und ſie ſo nah an einander kamen, daß Helmbuſch an Helmbuſch ſtreifte. Vergebens ſuchten ſie einander bald über dem Schienbein, bald unter dem Panzer zu verwunden; ihre Rüſtungen klirrten; das Kampfgeſchrei der Äthiopier, Trojaner und Argiver ſtieg empor zum Himmel, der Staub wirbelte unter ihren Füßen auf, und während die Führer kämpften, feierte unter ihren Kriegern das Gemetzel nicht. Die Olympier, die von der Höhe herab zuſchauten, hatten ihre Freude an dem unentſchiedenen Kampfe, die einen an der Kraft des Peliden, die andern an Memnons unbeſiegtem Widerſtande, je nach dem ſie dem einen oder dem andern verwandt oder befreundet waren. Und bald wären die Götter unter einander darüber in Zwietracht geraten, wenn nicht Zeus zwei der Parzen aufgerufen und befohlen, daß die finſtre ſich zu Memnon, die lichte zu Achilles geſellen ſollte. Laut ſchrien die Bewohner des Olymps auf bei dieſem Befehle, die einen vor Freude, die andern vor Leid.

Die beiden Helden aber ſtritten fort, ohne die Schickſalsgöttinnen zu erblicken. Sie kämpften gegen einander bald mit der Lanze, bald mit Schwertern, bald mit Steinen; keiner erzitterte; feſt ſtanden ſie wie die Felſen. Und eben ſo unentſchieden zog ſich rechts und links von ihnen der Kampf ihrer Genoſſen hin, Blut und Schweiß floß auf den Boden, und die Erde deckte ſich mit Leichen. Endlich aber ſiegte das Geſchick. Achilles ſtieß ſeinem Gegner die Lanze ſo tief in die Bruſt, daß ſie zum Rücken herausfuhr, und er mit dumpfem Dröhnen in ſein Blut auf dem Kampfplatz niederſank.

Jetzt flohen die Trojaner, von dem verfolgenden Achilles wie von einem Orkane gejagt, während er Memnons Leiche ſeinen Freunden zum Berauben überließ. Eos ſtieß am Himmel einen Seufzer aus und hüllte ſich in Gewölk ein, daß die Erde Finſternis bedeckte; ihre Kinder, die Winde, flogen auf ihr Geheiß herunter auf die Ebene, ergriffen den Leib des Erſchlagenen und entführten ihn durch die Lüfte aus den Händen ſeiner Feinde. Nichts blieb von ihm auf der Erde übrig, als die Blutstropfen, die herabträufelten, während er von den Winden emporgetragen ward. Daraus wurde ein blutiger, unverſieglicher Strom, der in ſpäten Tagen noch am Fuße des Ida jedesmal am Todestage des Memnon flüſſig wurde und mit Modergeruch dahinfloß. Die Winde hielten ſich mit dem Leichnam nicht allzuhoch über der Erde und flogen mit ihm in der Quere dahin; die Äthiopier aber, die ſich von dem erſchlagenen Beherrſcher nicht trennen wollten, folgten unten mit einem tiefen Stöhnen, bis jene den ſtaunenden Troern und Argivern mit der Leiche aus den Augen ſchwanden. Die Winde ſetzten den Leichnam am Fuße des Fluſſes Äſōpus nieder, deſſen Töchter, anmutige Jungfrauen, ihm in einem lieblichen Haine ein Grabmal errichteten, wo ihn ſeine vom Himmel herabgeſtiegene Mutter Eos mit vielen andern Nymphen unter heißen Thränen beſtatten half. Auch die Troer, in ihre Stadt zurückgekehrt, beklagten den hohen Memnon herzlich. Die Argiver ſelbſt empfanden keine ungetrübte Freude; ſie prieſen zwar den Sieger Achilles, den Stolz des Heeres, aber ſie weinten auch mit Neſtor um ſeinen lieben Sohn Antilōchus; und ſo durchwachten ſie unter Schmerz und Luſt die Nacht auf dem Schlachtfelde.

Der Tod des Achilles. Am andern Morgen trugen ſeine Volksgenoſſen, die Pylier, den Leichnam ihres Königſohnes Antilōchus unter Wehklagen hinweg zu den Schiffen und beſtatteten ihn dort an den Ufern des Helleſpontes. Der greiſe Neſtor aber blieb feſt in ſeinem Gemüt und bewältigte den Schmerz durch Beſonnenheit. Achilles jedoch raſtete nicht. Sein Grimm über den Tod des Freundes jagte ihn mit Tagesanbruche unter die Trojaner, die auch ſchon kampfluſtig ihre Mauern verlaſſen hatten, obgleich ſie vor dem Speere des göttergleichen Achilles bebten. Bald wurde der Kampf wieder allgemein, der Held erſchlug eine Unzahl von Feinden, und verfolgte die Trojaner bis vor die Stadt. Hier, ſeiner übermenſchlichen Kraft ſich bewußt, ſchickte er ſich an, die Thorflügel aus den Angeln zu heben, die Riegel zu öffnen und den Griechen die Stadt des Priămus aufzuthun.

Aber Phöbus Apollo, der vom Olymp herab den unermeßlichen Haufen Erſchlagener überſchaute, fing an ihm unerbittlich zu zürnen. Wie ein reißendes Tier ſtieg er vom Götterſitze hernieder, den Köcher mit den unheilbar tötenden Pfeilen auf dem Rücken. So trat er dem Peliden entgegen; Köcher und Pfeile klirrten, ſein Auge flammte, unter dem Wandelnden erbebte der Boden. Und nun, dem Helden im Rücken, ließ er ſeine furchtbare Stimme erſchallen: „Laß von den Dardanern ab, o Pelide, wüte nicht ſo raſend! Hüte dich, daß nicht einer der Unſterblichen dich verderbe!“ Achilles kannte die Stimme des Gottes wohl; aber er ließ ſich nicht einſchüchtern, und ohne die Warnung zu beachten, rief er ihm laut entgegen: „Was willſt du mich reizen, mit Göttern zu kämpfen, indem du immerdar die Frevler, die Trojaner begünſtigſt? Schon einmal haſt du mich in Zorn gebracht, als du mir zum erſtenmal Hektorn entriſſeſt. Nun rate ich dir, entweiche fern zu den andern Göttern, daß dich mein Speer nicht treffe, obwohl du unſterblich biſt!“

Mit ſolchen Worten wandte er ſich von Apollo ab den Feinden wieder zu. Der zürnende Phöbus aber verhüllte ſich in ein ſchwarzes Gewölk, legte einen Pfeil auf ſeinen Bogen und ſchoß aus dem Nebel den Peliden in die verwundliche Ferſe. Ein ſtechender Schmerz durchfuhr auf der Stelle den Achilles bis ans Herz hinan, und wie ein unterhöhlter Turm ſtürzte er plötzlich zu Boden. Liegend ſpähte er rings um ſich her und ſchrie mit ſchneidendem, furchtbarem Tone: „Wer hat mir aus der Ferne den tückiſchen Pfeil zugeſchickt? O daß er mir im offenen Kampf entgegenträte; wie wollte ich ihm ſein Gedärm aus dem Leibe zerren, und all ſein Blut vergießen, bis ſeine verfluchte Seele in den Hades führe! Aber aus dem Verborgenen ſtellen die Feiglinge dem Tapfern immer nach! Wiſſe er dies, und wenn es ein Gott wäre, der mir zürnt. Denn, wehe, mir ahnet, daß es Apollo ſei. Auch hat mir Thetis, meine Mutter, einſt geweisſagt, daß ich am ſkäiſchen Thore dem verderblichen Pfeil des Phöbus erliegen werde, und wohl hat ſie die Wahrheit geſprochen!“

So ſtöhnte der Held und zog den Pfeil aus der unheilbaren Wunde. Zornig ſchleuderte er ihn weg, als er das ſchwarze Blut nachquellen ſah, und Apollo hub ihn auf und kehrte mit ihm, verhüllt in die Wolke, zum Olympus zurück. Hier trat er aus dem Nebel hervor und miſchte ſich wieder unter die andern Olympier. Ihn bemerkte Hera, die Freundin der Griechen, und mit bitterem Unmut fing ſie an ihn zu ſchelten: „Du haſt eine verderbliche That gethan, Phöbus! Haſt du doch an der Hochzeit des Peleus mit geſchmauſt und mitgeſungen, wie die andern Götter, und, dem Peleus zutrinkend, ihm Nachkommen gewünſcht. Und dennoch haſt du die Trojaner begünſtigt, und ihm endlich den einzigen Sohn getötet! Das haſt du aus Neid gethan. Thörichter, mit welchem Blicke willſt du künftig die Tochter des Nereus anſehen?“

Apollo ſchwieg und ſetzte ſich ſeitwärts von den Göttern, den Blick zu Boden geſenkt. Die einen von den Olympiern zürnten, die andern dankten ihm im Herzen. Dem Achilles aber kochte das dunkle Blut in den unbändigen Gliedern noch immer von Kampfluſt, und kein Trojaner wagte es, dem Verwundeten zu nahen. Noch einmal erhub er ſich mit einem Sprunge vom Boden, ſtürzte, den Speer ſchwingend, unter die Feinde, und traf damit den Freund ſeines alten Gegners Hektor, Orythaon, an die Schläfe, daß die Spitze dieſem ins Gehirn drang. Dann ſtieß er dem Hipponōus den Speer ins Auge, durchbohrte dem Alkathous die Wange, und raubte noch vielen Fliehenden das Leben. Jetzt aber wurden ſeine Glieder kalt; er mußte ſtille halten und ſich auf die Lanze ſtützen. Die Trojaner flohen noch immer vor ihm und ſeiner Stimme; denn er donnerte den Fliehenden nach: „Laufet nur davon; auch nach meinem Tode werdet ihr meinem Speere nicht entgehen, ſondern meine Rachegötter werden Strafe an euch nehmen!“ Sie flohen zitternd; denn ſie glaubten, er ſei noch unverwundet. Ihm aber erſtarrten die Glieder, und er ſank hin unter die andern Toten, daß die Erde dröhnte und ſeine Waffenrüſtung einen dumpfen Klang von ſich gab.

Zuerſt wurde ſeinen Fall Paris gewahr, ſein Todfeind. Mit einem lauten Freudengeſchrei ermahnte er die Trojaner, ſich der Leiche zu bemächtigen, und nun verſammelten ſich eine Menge Streiter um den Toten, die früher ſeine Lanze gemieden oder erfahren hatten. Aber der Held Ajax umkreiſte die Leiche, und verſcheuchte mit hoch emporgehaltenem Speer alle Feinde, die ſich nahten, und wenn ſich einer zum Kampfe mit ihm herbeiwagte, ſo empfing er den Todesſtoß. Endlich beſchränkte ſich Ajax nicht mehr auf den Verteidigungskampf, ſondern brach los gegen die Trojaner und richtete ein gräßliches Blutbad unter ihnen an. Hier fiel auch der Lykier Glaukus, und der edle Trojanerheld Änēas ward verwundet. An des Ajax Seite kämpften Odyſſeus und andere Danaer: doch leiſteten die Trojaner immer noch hartnäckigen Widerſtand; ja, Paris wagte es, mit dem Speere plötzlich auf Ajax zu zielen. Dieſer aber nahm den Augenblick wahr, ergriff einen Feldſtein, und zerſchmetterte ihm damit den Helm, daß er in den Staub ſank, und die Pfeile aus ſeinem Köcher ſich hier und dorthin zerſtreuten. Kaum hatten ſeine Freunde Zeit, den ſchwach Atmenden auf den Wagen zu heben und mit Hektors Roſſen nach Troja zurückzuführen. Als nun Ajax die Trojaner alle in die Stadt zurückgeſcheucht hatte, eilte er über Leichen, Blut und Rüſtungen zurück zu dem Helleſponte.

Derweil hatten die Könige den Leichnam des Achilles vom Schlachtfelde zu den Schiffen getragen und umringten ihn in grenzenloſem Schmerze. Und am lauteſten tönte jetzt die Klage des herzugekommenen Ajax, welcher in dem hinweggerafften Helden den teuren Sohn eines Oheims bejammerte. Auch der greiſe Fürſt Phönix ergoß ſich in die bitterſten Klagen, indem er den rieſigen Leib des gewaltigen Peliden umſchlungen hielt. Er gedachte des Tages, da Peleus, der Vater des gefallenen Helden, ihm das Kind ans Herz legte und die Erziehung desſelben ihm übertrug; auch des Tages, da ſein Zögling ſich mit ihm aufmachte, gen Troja zu ziehen. Und nun mußten Vater und Erzieher das Kind überleben!

Auch die Atriden beweinten ihn und alle Griechen; unaufhörlich ſtieg Klagegeſchrei zum Himmel auf und tönte dumpf von den Schiffen wieder.

Endlich machte der greiſe Neſtor, ſeines eigenen Sohnes gedenkend, den Klagen ein Ende, indem er ſie daran erinnerte, den Leichnam des Helden zu waſchen, aufs Lager zu legen und ihm dann die letzte Ehre der Toten zu erweiſen. Dies geſchah; der Leib des Peliden wurde mit warmem Waſſer abgewaſchen und mit ſchönen Gewändern umhüllt, die ihm ſeine Mutter Thetis mit auf den Zug gegeben hatte. Als er nun ſo im Zelte niedergelaſſen da lag, warf Athene vom Olymp herab einen mitleidigen Blick auf ihren Liebling, und träufelte ihm aufs Haupt einige Tropfen Ambroſias, von dem Götterbalſam, von dem es heißt, daß er die Toten vor Entſtellung und Verweſung bewahre. Dadurch machte ſie ihn friſch und einem Lebendigen ähnlich. Auf die Stirne legte ſie ihm den ſchrecklichen Ausdruck, von dem ſein Antlitz beſeelt war, als er über den Tod ſeines geliebten Patroklus zürnte, und dem ganzen Leibe verlieh ſie ein ſchönes und lebensvolles Anſehen. Alle Argiver, welche ihn zu ſehen kamen, ergriff Staunen, wie der Held in rieſiger Größe, ſchön und herrlich auf dem Lager ruhte, als läge er da in friedlichem Schlummer und würde nun bald wieder erwachen.

Die laute Wehklage der Griechen um ihren größten Helden drang auch in die tiefe See zu ſeiner Mutter Thetis und den übrigen Töchtern des Nereus, die dort wohnten. Ungeheurer Schmerz durchdrang ihre Gemüter und ſie ſtöhnten ſo jammervoll, daß der Helleſpont wiederhallte. Voll Begierde eilten ſie nächtlicher Weile in Scharen durch die ſich vor ihnen teilende Meerflut herauf an den Strand, wo die Schiffe der Griechen ſtanden. Alle Ungeheuer des Meeres ſtöhnten mit ihnen; ſie aber nahten wehklagend dem Leichnam und Thetis umſchlang ihr Kind mit den Armen, küßte ihn auf den Mund und weinte, daß der Boden naß wurde von ihren Thränen. Die Danaer aber wichen mit ehrfurchtsvollem Grauſen zurück vor den meerentſtiegenen Göttinnen, und nahten ſich dem Leichname erſt wieder, als jene ſich entfernt hatten, und der Morgen anbrach. Da trugen ſie unzählige Bäume vom Berge Ida herab, türmten ſie hoch auf, legten auf den Scheiterhaufen die Rüſtungen vieler Erſchlagenen, geſchlachtetes Opfervieh, Gold und edle Metalle; die Helden der Griechen ſchnitten ihr Haar ab, und auch Briſëis, die geliebte Sklavin des Toten, brachte die Locken als letztes Geſchenk ihrem Gebieter dar. Dann goſſen ſie viele Krüge Öles über das aufgeſchichtete Holz als Trankopfer, ſtellten Schalen mit Honig und lieblichem Weine, welcher wie Nektar duftete, auch mit edlen Gewürzen gefüllt, in das Gerüſte; zu oberſt auf den Holzſtoß wurde der Leichnam gelegt. Darauf machten ſie in voller Waffenrüſtung zu Roß und zu Fuß die Runde um den düſtern Scheiterhaufen. Nun wurde dieſer angezündet, und die verzehrenden Flammen ſchlugen unter dem Wehklagen der Krieger empor. Äolus aber ſandte auf des Zeus Befehl ſeine ſchnellſten Winde, die mit Sturmhauch in die aufgeſchichteten kniſternden Bäume fuhren, daß die Glut in wenigen Stunden den Holzſtoß mit ſamt dem Leichnam in Aſche verwandelte. Die letzten Flammen löſchten ſie mit Weine. Da lagen die Gebeine des Helden wie die Knochen eines Giganten, getrennt von allem, was zugleich mit ihnen verbrannt worden war. Seine Genoſſen ſammelten dieſelben ſeufzend und legten ſie in einen geräumigen aus Silber und Gold gehämmerten Kaſten, der auf der erhabenſten Stelle des Geſtades neben ſeines Freundes Patroklus Gebein in die Erde geſenkt und mit einem hohen Grabhügel überdeckt wurde.

Auch die unſterblichen Roſſe des Helden ahnten ſeinen Fall; ſie riſſen die Stränge los, mit welchen ſie angebunden waren, und wollten nicht länger die Mühſeligkeiten der Menſchen teilen. Nur mit Mühe wurden ſie von den Freunden des Gefallenen eingeholt und ihr Kummer beſchwichtigt.

Leichenſpiele des Achilles. Auch zu Troja wurde in dieſen Tagen eine Totenfeier begangen: der Lycier Glaukus, der treue Bundesgenoſſe der Trojaner, der im letzten Kampfe gegen die Griechen gefallen war, und deſſen Leichnam ſeine Freunde aus den Händen der Feinde gerettet hatten, wurde verbrannt und beſtattet.

Am folgenden Tage erhob ſich Diomēdes, der Sohn des Tydeus, in der Verſammlung der griechiſchen Helden mit dem Rate, jetzt im Augenblicke, ehe die Feinde Mut aus Achilles Tode ſchöpften, mit Wagen, Roß und Mann gegen die Stadt anzurücken und dieſelbe zu erſtürmen. Aber gegen ihn ſtand Ajax, der Sohn Telamons, auf: „Wäre es auch recht,“ ſprach er, „die erhabene Meeresgöttin, die um den Tod ihres Sohnes trauert, ungeehrt zu laſſen, und nicht vor allen Dingen herrliche Spiele um das Grabmahl ihres Sohnes zu feiern? Sie ſelbſt, als ſie geſtern an mir vorüber ins Meer zurück rauſchte, gab mir einen Wink, den Sohn nicht ungeehrt zu laſſen, indem ſie perſönlich bei ſeiner Leichenfeier erſcheinen werde. Was die Trojaner betrifft, ſo werden ſie ſich ſchwerlich mehr ermutigen, obgleich der Pelide dahin iſt, ſo lange nur du und ich und der Atride Agamemnon noch am Leben ſind!“ — „Ich will mich in deine Meinung fügen,“ erwiderte der Tydide, „wenn Thetis wirklich ſelbſt heute erſcheint. Ihr Wunſch ſoll auch dem dringendſten Kampfe vorangehen.“

Kaum hatte Diomēdes dieſe Worte geſprochen, als die Meereswellen am Strande ſich teilten und die Gemahlin des Peleus, dem leichten Hauche des Morgens vergleichbar, aus den Fluten herauftauchte und in der Danaer Mitte hineintrat. Mit ihr kamen Nymphen als Dienerinnen, die aus den Umhüllungen ihrer Schleier herrliche Kampfpreiſe hervorzogen und vor den Augen der Achajer auf dem Felde ausbreiteten. Thetis ſelbſt ermunterte die Helden, mit den Kampfſpielen den Anfang zu machen. Da erhub ſich der Sohn des Neleus, Neſtor, doch nicht um zu kämpfen; denn das hohe Alter hatte ihm die Glieder ſteif gemacht, ſondern zur lieblichen Rede, und pries die holde Tochter des Nereus. Er erzählte von ihrer Hochzeit mit Peleus, bei der die Unſterblichen ſelbſt als Gäſte ſchmauſten und die Horen göttliche Speiſen in goldenen Körben herbeibrachten und mit ambroſiſchen Händen ſie aufſchichteten. Die Nymphen miſchten den Göttertrank in goldene Becher, die Grazien führten ihren Reigen und die Pieriden ſangen. Der Äther und die Erde, Sterbliche und Unſterbliche, alles nahm damals an der ſeligen Freude teil.

So erzählte Neſtor und pries dann die ewigen Thaten des Peliden, der dieſem Ehebund entſproßt war. Seine Rede goß ſanften Troſt in die Seele der betrübten Mutter, und die Argiver, obwohl voll Kampfluſt, hörten doch mit Wonne zu und ſtimmten in ſein Lob des Helden jubelnd ein. Thetis übergab dem Neſtor als Vermächtnis zwei der herrlichſten Roſſe ihres Sohnes; dann ſchied ſie aus den mitgebrachten Gaben als Preis für den Sieg im Wettlaufe zwölf ſtattliche Kühe, jede mit einem ſaugenden Milchkalbe; ſie waren eine Beute ihres Sohnes, der ſie einſt kämpfend von den Berghöhen des Ida hinweggetrieben. Nun erhuben ſich unter den griechiſchen Helden Teucer, der Sohn des Telamon, und der Lokrer Ajax, des Oïleus ſchneller Sohn, und entkleideten ſich zum Laufe bis an den Gürtel. Agamemnon ſteckte das Ziel des Wettlaufs; wie Habichte ſtürmten ſie dahin, und rechts und links jauchzten ihnen die zuſchauenden Griechen Beifall zu. Schon waren beide dem Ziele nah, als dem Teucer ein Tamariskengeſträuch den Weg verſperrte, daß er ſtrauchelte und fiel. Laut ſchrien die Danaer, der Lokrer aber ſtürmte an ihm vorbei, ergriff das Ziel und führte die Kühe triumphierend weg zu den Schiffen; den Teucer führten hinkend die Seinigen davon. Ärzte wuſchen ihm das Blut vom Fuße und wickelten ihn ſorgfältig in ölgetränkte Binden ein.

Zum Ringkampfe ſtanden jetzt zwei andere Helden auf, Diomēdes und der mächtigere Ajax, der Telamonsſohn. Beide rangen vor den neugierigen Blicken ihrer Genoſſen mit gleicher Kraft und Erbitterung, endlich aber umſtrickte Ajax den Tydiden mit den nervigen Händen und ſchien ihn erdrücken zu wollen. Dieſer aber, eben ſo gewandt und ſtark, beugte zur Seite aus, ſtemmte die Schultermuskeln an, hob den gewaltigen Gegner in die Höhe, daß ſeine Arme abglitten und warf ihn mit einem Stoße des linken Fußes auf den Boden. Die Zuſchauer jauchzten laut auf. Ajax aber raffte ſich empor und begann den Kampf aufs neue, und ſo wüteten ſie, wie zwei Stiere im Gebirg ihre eiſernen Köpfe gegeneinander ſtoßen; diesmal faßte Ajax den Diomēdes an den Schultern und warf ihn wie einen Felſen mit unwiderſtehlicher Kraft auf den Boden, daß er dahin rollte und die Helden umher Beifall jubelten. Doch auch Diomēdes raffte ſich empor und bereitete ſich zum dritten Gange. Da ſtellte ſich Neſtor zwiſchen beide hinein und ſprach: „Macht dieſem Ringen doch ein Ende, Kinder; wir alle wiſſen auch ohnedem, daß ihr, ſeit wir den großen Achilles verloren haben, die Tapferſten unter allen Argivern ſeid!“ Ein Ruf der Zuſtimmung hallte durch die Luft aus dem zuſchauenden Heere, die Ringer wiſchten ſich den Schweiß von der Stirne, fielen einander in die Arme und küßten ſich. Thetis beſchenkte ſie mit vier gefangenen Sklavinnen, die ſich durch Fleiß und Herzensgüte auszeichneten und die Achilles einſt auf Lesbos erbeutet hatte. Die eine von ihnen verſtand das Eſſen in der Küche zu beſorgen, die andere kredenzte den Wein beim Mahle, die dritte reichte das Waſſer am Schluſſe desſelben, die letzte trug die Speiſen von der Tafel ab; und alle vier wurden nur von der ſchön gelockten Briſëis an Reiz übertroffen. In dieſe vier teilten ſich die beiden Kämpfer und ſandten das liebliche Geſchenk zu den Schiffen.

Hierauf begann der Fauſtkampf, zu dem ſich Idomeneus erhob, der geübteſte Kämpfer in allen Arten desſelben. Darum, und auch weil er einer der älteren Helden war, traten die andern alle ehrfurchtsvoll vor ihm zurück und es fand ſich keiner, der den Wettſtreit mit ihm verſuchen wollte. Thetis gab ihm daher den Wagen des Patroklus zum Geſchenke. Phönix und Neſtor aber munterten die jüngeren Männer zu dieſer Gattung des Kampfes auf. Da trat Epéus, der Sohn des Canopeus, und bald nach ihm Akāmas, der Sohn des Theſeus, hervor; beide ſchnürten ſich ihre Hände ſchnell mit trockenen Riemen und prüften ſie, ob ſie gelenkig ſeien: dann erhoben ſie dieſelben gegeneinander und, indem ſie ſich mit lauerndem Blicke umſchauten, näherten ſie ſich einander ganz leiſe auf den Zehen, Schritt für Schritt, bis ſie plötzlich, wie vom Winde getriebene Wolken, aus denen es blitzt und donnert, aufeinander losſtürzten, und nun hallten vom Schlage der Riemen die Wangen und unter dem Schweiße floß das Blut. Theſeus Sohn wehrte den raſtlos eindringenden Gegner, liſtig ausweichend, ab, und ſchlug ihn plötzlich mit der Fauſt über den Wimpern bis auf die Knochen, daß das Blut hervordrang; dafür traf ihn jener an die Schläfe, daß Akāmas taumelnd zu Boden ſank. Doch erholte er ſich wieder und der Kampf begann aufs neue, bis die Freunde ſich dazwiſchen warfen und den Erbitterten begreiflich machten, daß hier ja nicht Grieche und Trojaner ſich entgegen ſtehen. Thetis ſchenkte ihnen zwei herrliche Miſchkrüge von Silber, die ihr Sohn als Ehrengeſchenk von Lemnos gebracht hatte. Die Helden griffen freudig darnach, noch ehe ſie an die Heilung ihrer Wunden dachten.

Nun warben Ajax und Teucer, die ſich ſchon im Wettlaufe gemeſſen hatten, auch um den Preis des Bogenſchießens. Als fernes Ziel ſtellte Agamemnon einen Helm mit flatternder Mähne auf; Sieger ſollte der ſein, deſſen Pfeil das Roßhaar des Schweifes durchſchnitte. Ajax ſchnellte zuerſt ſeinen Pfeil von der Sehne; der traf den Helm, daß das Erz getroffen erklang. Eilig ſandte Teucer ſeinen Pfeil ab; und ſiehe, ſeine Pfeilſpitze durchſchnitt den Helmſchweif, daß die zuſchauenden Helden laut aufjauchzten, denn obwohl ſein Fuß noch vom vorigen Kampfe halb gelähmt war, hatte er doch zierlich und ſicher zu zielen gewußt. Thetis beſchenkte ihn mit der Rüſtung des Troilus, des königlichen Jünglings aus Troja, den Achilles in den früheren Jahren des Kampfes erlegt hatte.

Auf dieſen Wettkampf folgte das Scheibenſchießen; hierin verſuchten ſich viele der Helden, aber keiner vermochte die ſchwere Scheibe ſo kräftig zu werfen, wie Ajax, der Telamonier, der ſie hinausſchleuderte, als wäre ſie ein verdorrter Aſt. Ihn beſchenkte Thetis mit der Rüſtung des Götterſohnes Memnon, die der Held auch ſogleich anlegte. Mit Staunen ſahen die Danaer, wie Stück für Stück des rieſigen Panzers ſich um ſeine Glieder ſchloß, als wäre er ihnen angegoſſen.

Die Reihe kam jetzt an den Wettſtreit im Sprunge, in welchem Agapēnor der Speerſchwinger ſiegte, und dafür die Waffen des von Achilles beſiegten Cygnus erhielt. Im Jagdſpeerwurf ſiegte Euryalus und empfing die ſilberne Schale, die Achilles einſt zu Lyrneſſus erbeutet hatte.

Nun folgte der Wettſtreit im Wagenrennen. Da ſchirrten fünf Helden zugleich ihre Roſſe: der Atride Menelāus, Euryälus, Polypoētes, Thoas und Eumēlus. Dann ſtellte ſich jeder mit ſeinem Wagen vor den Schranken auf, ſchwang die Geißel, und auf ein gegebenes Zeichen flogen alle fünf zugleich über das Blachfeld hin, und der Staub vom Sande wirbelte gen Himmel. Bald rannten weit vor den übrigen die Roſſe des Eumēlus, nach ihm kam Thoas, dann Menelāus; die beiden andern blieben allmählich weit und immer weiter zurück: aber auch Thoas ermüdete, die Pferde des Eumēlus ſtrauchelten im allzuraſchen Lauf, und als ihr Wagenlenker ſie mit Gewalt zurechte bringen wollte, bäumten ſie ſich und warfen den Wagen um, daß Eumēlus in den Sand rollte. Ein Geſchrei erhub ſich aus dem Umkreis der Zuſchauer und nun flogen die ausdauernden Roſſe des Atriden weit vor allen andern dahin nnd hielten am Ziele. Der Sohn des Atreus freute ſich im Herzen ſeines Sieges, ohne ſich über die andern Helden zu überheben, und Thetis ſchenkte ihm den goldenen Becher, den ihr Sohn einſt in Eëtions Palaſte erbeutet hatte.

Fünftes Buch.

Der Tod des großen Ajax. So endigten die Leichenſpiele zu Ehren des göttlichen Achilles. Von allen Fürſten des griechiſchen Heeres hatte nur Odyſſeus daran keinen Teil nehmen können; denn im Kampfe um den Leichnam des Peliden hatte er von dem Trojaner Alkon eine ſchmerzliche Wunde erhalten, an der er, obgleich wieder unter die Helden gemiſcht, doch noch immer krankte.

Zuletzt ſtellte nun Thetis die unſterblichen Waffen ihres hochherzigen Sohnes vor den Griechen als Kampfpreis aus. Weithin ſchimmerte der Schild des Helden, auf welchem von Hephäſts eigener Hand die kunſtvollſten Gebilde in getriebener Arbeit glänzten. Neben ihm lag auf dem Boden der gewichtige Helm, deſſen Wölbung das Bild des Zeus trug, wie er voll Zorns auf dem Himmelsgewölbe ſtand und mit den Titanen kämpfte. Weiter lag auf der Erde der ſchöne gewölbte Harniſch, der ſchwarz und undurchdringlich die Bruſt des Peliden umſchloß, dann die ſchweren und doch ſo bequemen Beinſchienen, die er trug, als wären ſie federleicht; nahe dabei glänzte ſein unbezwingliches Schwert in ſilberner Scheide, mit goldener Kuppel und elfenbeinernem Griffe; ihm zur Seite lag der gewichtvolle Speer am Boden, einer gefällten Tanne ähnlich und noch rot von Hektors Blut.

Hinter den Waffen ſtand Thetis, ihr Haupt mit einem dunkeln Trauerſchleier bedeckt, und ſprach tiefbetrübt zu den Danaern: „Die Siegespreiſe zur Leichenfeier meines Sohnes ſind nun alle gewonnen. Jetzt aber trete der beſte der Griechen auf, der den Leichnam rettete, daß ich ihm die herrlichen Waffen meines Sohnes verleihe, lauter Göttergeſchenke, an denen die Unſterblichen ſelbſt ihre Freude hatten."

Da ſprangen in plötzlichem Wortwechſel zwei Helden zugleich auf, Odyſſeus, der große Sohn des Laertes, und der rieſige Ajax, Telamons Sohn. Strahlend wie der Abendſtern, ſchwang ſich der letztere die Waffen an die Seite und rief Idomeneus, Neſtor und Agamemnon zu Zeugen ſeiner Thaten auf. Aber an dieſelben Helden wandte ſich auch Odyſſeus; denn es waren die Verſtändigſten und Untadeligſten des ganzen Heeres. Neſtor nahm die beiden andern Helden bei Seite und ſprach mit bekümmerter Miene: „Ein großes Unglück ſteht uns allen bevor, dadurch daß die beiden beſten Helden des Heeres um unſeres Erſchlagenen Waffenſchmuck buhlen! Welcher auch von beiden zurückgeſetzt werden mag, der wird beleidigt und grimmig ſich vom Kampfe zurückziehen und wir alle werden ſeine Unthätigkeit ſchmerzlich zu empfinden haben. Deswegen folget mir, dem erfahrenen Greiſe. Wir haben ja hier im Lager viele erſt vor kurzem gefangene Trojaner: laſſen wir dieſe den Streit zwiſchen Ajax und Odyſſeus entſcheiden, ſie ſind unparteiiſch und werden von beiden Helden keinen begünſtigen!" Einträchtigen Sinnes mit Neſtor begaben ſich nun auch die beiden andern Schiedsrichter ihres Amtes und ſo ſetzten ſich die edelſten der Trojaner, obwohl ſie nur Kriegsgefangene waren, zu Gerichte, und zuerſt trat Ajax vor ihnen auf. „Welcher Dämon blendete dich, Odyſſeus," rief er voll Unmuts, „daß du dich mit mir meſſen willſt? Du ſtehſt mir wahrhaftig nach, wie ein Hund dem Löwen, oder haſt du ſchon vergeſſen, wie gerne du dich dem Zuge der Griechen gegen Troja entzogen hätteſt? O wäreſt du doch zurückgeblieben! Biſt doch du es geweſen, der uns beredet hat, den ruhmvollen Sohn des Pöas, den Philoktētes, in ſeinem ſchrecklichen Jammer auf Lemnos zurückzulaſſen; haſt du doch den Tod des Palamēdes verſchuldet, obgleich er dich an Stärke ſowohl als an Klugheit übertraf! Und jetzt vergiſſeſt du auch alle die Dienſte, die ich den Griechen geleiſtet, vergiſſeſt, daß ich dir ſelbſt das Leben gerettet, als du, von allen anderen verlaſſen, dich allein im Schlachtgetümmel fandeſt und vergebens dich nach der Flucht umſaheſt. Damals als um Achilles Leiche ſich der Kampf erhob, bin nicht ich es geweſen, der den Leib ſamt den Waffen hinwegtrug? Du ſelbſt aber hätteſt nicht einmal die Kraft gehabt, die Waffen des Helden davon zu tragen, geſchweige denn ihn ſelber! Darum weiche mir, der ich überdies nicht bloß ſtärker als du bin, ſondern auch edleren Stammes und mit dem Helden ſelbſt verwandt, um deſſen Waffen wir hier ſtreiten!"

So ereiferte ſich Ajax. Odyſſeus aber erwiderte mit einem Lächeln des Spottes: „Wozu verlierſt du ſo viel unnütze Worte, Ajax? Du ſchiltſt mich feige und kraftlos und bedenkſt nicht, daß nur die Klugheit es iſt, die wahre Stärke verleiht. Dieſe iſt es, welche den Schiffer die Fahrt durch das empörte Meer lehrt, welche wilde Tiere, Panther und Löwen zähmt, welche die Stiere in des Menſchen Dienſt zwingt. Und deswegen iſt in der Not wie im Rate ein Mann mit Verſtand mehr wert, als der Thörichte, der nur Körperſtärke beſitzt. Dies war auch der Grund, warum Diomēdes mich als den Liſtigſten zum Gefährten auslas, um in das Lager des Rheſus zu gehen; ja, meiner Klugheit hatten es die Griechen zu verdanken, daß der Sohn des Peleus, um deſſen Waffen wir hier ſtreiten, für den Feldzug gegen Troja gewonnen wurde. Und wenn je den Danaern irgend ein neuer Held von Nöten wäre, glaube mirs, Ajax, nicht dein plumper Arm, auch nicht der Witz eines andern im Heere wird denſelben ihnen verſchaffen, ſondern ich allein werde es ſein, deſſen Schmeichelworten er folgt. Zudem haben mir die Götter nicht nur Klugheit, ſondern auch die nötige Körperſtärke verliehen, und es iſt nicht wahr, daß du mich als Flüchtigen aus der Hand der Feinde errettet haſt; vielmehr ſtellte ich mich dem Drange der Feinde entgegen und tötete, die mich angriffen: du aber ſtandeſt dort aufgepflanzt zu deiner eigenen Sicherheit!"

So ſtritten ſie noch lange miteinander: zuletzt überwogen bei den Trojanern, die zu Kampfrichtern geſetzt waren, die Gründe des Odyſſeus, und ſie erkannten ihm einſtimmig die herrliche Rüſtung des Peliden zu.

Im Innerſten erbebte Ajax, als er dieſen Spruch vernahm, das Blut in ſeinen Adern kochte vor Wut, und Galle vermiſchte ſich damit: ein ſtechender Schmerz durchzuckte ſein Gehirn und jede Faſer an ihm erzitterte. Lange ſtand er wie eine Bildſäule da, mit zu Boden gehefteten Blicken. Endlich führten ihn ſeine traurigen Freunde begütigend und nur zögernden Schrittes zu den Schiffen.

Inzwiſchen ſtieg die dunkle Nacht aus dem Meer. Ajax aber ſaß in ſeinem Zelte, rührte kein Mahl an und dachte nicht an den Schlummer, vielmehr warf er ſich in ſeine volle Rüſtung, faßte ſein ſchneidendes Schwert und beſann ſich, ob er den Odyſſeus in Stücke zerhauen, oder lieber die Schiffe verbrennen, oder mit der Schärfe des Schwertes unter alle Griechen fahren ſolle.

Und gewiß hätte er eins von den dreien ausgeführt, wenn nicht Athene, die Göttin, um ihren Freund Odyſſeus beſorgt, und dem Trotze des Ajax und dem Übermaße ſeines Leibes abhold, den ſchlimmes brütenden Helden mit Wahnſinn geſchlagen hätte. Den Stachel der Qual im Herzen, ſtürmte er aus ſeinem Zelte hervor und unter die Schafherden der Danaer, die er, von der Göttin geblendet, für die Heerſcharen der Griechen hielt. Die Schafhirten, die den Raſenden kommen ſahen, verſteckten ſich, dem Tode zu entrinnen, in das Ufergebüſch des Xanthus. Er aber fuhr unter die Schafe und richtete rechts und links unter ihnen ein Gemetzel an. Zwei großen Widdern, auf die er ſtieß, rannte er nach einander den Speer durch den Leib und rief dazu mit bitterem Hohnlachen: „Lieget ihr im Staub, den Raubvögeln zur Beute, ihr Hunde, ihr werdet keinen ungerechten Schiedsrichterſpruch mehr beſtätigen, ſchändliche Atriden! Und du," fuhr er fort, „der du dich dort in der Ecke verbirgſt und aus böſem Gewiſſen deinen Kopf ins Geſträuche ſteckſt, jetzt ſollen dir die Waffen des Achilles, die du mir geſtohlen und in denen du prangeſt, nichts helfen, denn was nützt die Rüſtung eines Helden, wenn ein feiger Mann ſie trägt?" Mit dieſen Worten ergriff er einen andern großen Hammel, ſchleppte ihn mit ſich fort in ſein Zelt, band ihn hier an den Thürpfoſten, zog eine Geißel aus dem Buſen und fing an mit allen ſeinen Kräften auf das Tier loszuſchlagen. In dieſem Augenblicke trat Athene von hinten zu ihm, berührte ſein Haupt und befahl dem Wahnſinne, von ihm zu weichen. So fand ſich der unglückliche Held wieder, die Geißel in der Hand, vor ſich den angebundenen Widder mit zerfleiſchtem Rücken; dieſer Anblick ſagte ihm genug. Das ſchmähliche Werkzeug entfiel ſeiner Hand, die Heldenkraft entſchwand ihm, er ſank zu Boden, von der Ahnung getroffen, daß der Zorn der Götter ihn heimgeſucht habe. Unausſprechliche Schmerzen beſtürmten ſein Herz. Als er ſich wieder vom Staube erhoben, vermochte er vor Unmut den Fuß weder vorwärts noch rückwärts zu ſetzen, ſondern ſtand lange unbeweglich da, wie ein Wartturm, der in Felſen wurzelt; endlich holte er einen tiefen Seufzer und ſprach: „Wehe mir, warum haſſen mich die Unſterblichen, warum haben ſie mich in ſo tiefe Schmach geſtürzt, dem argliſtigen Odyſſeus zu Liebe? Hier ſteh ich, der Mann, dem kein Männertreffen je Unehre gebracht hat, die Hände mit unſchuldigem Lämmerblute beſudelt, ein Gelächter dem ganzen Heere, ein Spott meiner Feinde!"

Während er ſo jammerte, ſuchte ihn im ganzen Lager und bei den Schiffen, ſeinen kleinen Sohn Euryſăkes auf dem Arme, die phrygiſche Königstochter Tekmeſſa, die Ajax, da er ihr Vaterland überfallen, als Beute fortgeführt hatte, die er einer Gattin gleichhielt, und die ihn zärtlich liebte. Sie hatte ſeinen finſtern Unmut im Zelte beobachtet, ohne deſſen Grund erforſchen zu können, da ihr Ajax auf keine Frage Antwort gegeben hatte. Bald nachdem er das Zelt verlaſſen hatte, ſtieg ihr eine finſtere Ahnung im Herzen auf, und ſie fand endlich bei den Schafhürden das traurige Schlachtfeld, das Ajax ſich dort geſchaffen. In Verzweiflung eilte ſie zu dem Zelte zurück und fand ihn hier beſchämt und verzweifelnd, bald nach ſeinem Bruder Teucer und nach ſeinem Kinde Euryſăkes rufend, bald nach einem edlen Untergange begehrend. Tekmeſſa nahte ſich ihm unter Thränen, umfaßte ſeine Kniee und flehte ihn an, ſie, ſeine Lebensgenoſſin, nicht allein zu laſſen, als eine Gefangene unter Feinden; ſie hieß ihn auch des greiſen Vaters und der Mutter in Salămis gedenken, ſtreckte ihm ſeinen Knaben entgegen und erinnerte ihn daran, welches Los das Kind treffen würde, wenn es, von harter Vormundſchaft gedrückt, der Jugendaufſicht beraubt, ohne Vater heranwachſen müßte. Der Held griff mit einer heftigen Bewegung nach ſeinem Sohne, herzte ihn und ſprach: „O Kind, übertriff an Glück deinen Vater, in allem andern gleiche ihm, ſo wirſt du wahrlich kein ſchlechter Mann. An meinem Halbbruder Teucer haſt du gewiß einen guten Pfleger, jetzt aber ſollen dich meine Schildträger zu meinen Eltern Telamon und Eriböa nach Salămis bringen, wo du die Luſt ihres Alters ſein magſt, bis auch ſie zur Unterwelt hinabgehen." Damit reichte er das Kind den Dienern, empfahl durch ſie auch ſeine geliebte Tekmeſſa dem Halbbruder, riß ſich aus ihren Umarmungen los, zog das Schwert, das ihm einſt ſein Feind Hektor als Gaſtgenoſſe geſchenkt hatte, und pflanzte es in den Boden ſeines Zeltes. Dann hob er die Hände gen Himmel und betete: „Um eine beſcheidene Wohlthat flehe ich zu dir, Vater Zeus: ſende mir meinen Bruder Teucer her, ſo bald ich gefallen bin, daß nicht mein Feind mich zuvor aufſpüre und mich den Hunden und Vögeln zum Fraß vorwerfe. Euch aber, ihr Furien, rufe ich an: Wie ihr mich hier als Selbſtmörder enden ſehet, ſo laſſet jene meuchelmörderiſch, durch ihr eigenes, liebſtes Blut dahingewürgt, fallen: kommet, ſchonet nichts, ſättiget euch in die Runde am ganzen Heer! Du aber, o Sonnengott, der du leuchtend am hohen Himmel dahinfährſt, wenn du mit deinem Wagen über meinem Vaterlande Salămis kreiſeſt, ſo hemme die Zügel und verkünde meinem greiſen Vater und meiner armen Mutter mein herbes Schickſal. Leb wohl, du heiliger Strahl, leb wohl, Salamis, Heimatgefild; leb wohl, mein Stammſitz Athen mit deinen Flüſſen und Quellen; lebt auch ihr wohl, ihr trojaniſchen Gefilde, die ihr mich ſo lange gepflegt habt! Erſcheine du jetzt, o Tod, und wirf einen Blick des Mitleids auf mich!" Mit ſolchen Worten ſtürzte er ſich in das Schwert und lag im Staube da, als hätte ihn der Blitz zerſchmettert.

Auf die Nachricht von ſeinem Tode eilten die Danaer in Scharen herbei, warfen ſich zu Boden und ſtreuten jammernd Staub auf ihre Häupter. Teucer, ſein Halbbruder, dem der Vater Telamon befohlen hatte, nicht ohne den Bruder von Troja heimzukehren, wollte ſich an ſeiner Seite auch den Tod geben, und hätte es gethan, wenn die Griechen ihm das Schwert nicht genommen hätten. Da warf er ſich auf die Leiche und weinte heftiger, als ein vaterloſes Kind an dem Tage weint, der ihm ſeine Mutter geraubt hat. Doch faßte ſich ſeine Heldenſeele, daß er ſich von dem Leichnam emporraffte und ſich an Tekmeſſa wandte, die in ſtarrer Verzweiflung bei dem Toten ſaß, den Sohn, den ihr die Diener zurückgegeben hatten, auf den Armen. Er verſprach der Gefangenen ſeinen Schutz und dem Knaben, als zweiter Vater für ihn zu ſorgen, wenngleich er ſelbſt, den Zorn ſeines Vaters Telamon fürchtend, ſie beide nicht nach Salămis begleiten könne.

Darauf ſchickte er ſich an, den Leichnam ſeines geliebten Halbbruders zu beſtatten. Aber hier trat ihm der Atride Menelaus wehrend in den Weg: „Unterſteh dich nicht, dieſen Mann zu beſtatten," ſprach er, „den wir ſchlimmer befunden haben, als unſere Feinde, die Trojaner. Um ſeines böſen Mordanſchlags willen verdient er kein ehrliches Grab." Während Menelaus ſo mit Teucer um den Leichnam des Ajax haderte, kam auch Agamemnon herbei, trat auf die Seite ſeines Bruders und ſchalt in der Hitze des Streites den Teucer einen Sklavenſohn. Umſonſt erinnerte ſie dieſer an alle Wohlthaten, welche die Griechen dem gefallenen Helden zu danken hätten, an ſeine Rettung des Heeres, als die Flamme der Trojaner ſchon um die Schiffe der Danaer emporſchlug und Hektor über den Graben in die Schiffsverdecke herniederſprang. „Und was ſcheltet ihr mich einen Sklaven," rief er, „iſt doch mein Vater Telamon, der herrliche Griechenheld, meine Mutter Laomĕdons königliche Tochter! Soll ich, edel von den Edelſten abſtammend, mich meiner Blutsgenoſſenſchaft ſchämen? Wiſſet, daß ihr mit dem gefallenen Helden auch ſein geliebtes Weib hier und ſeinen Sohn, und mich, ſeinen Bruder, aus dem Lager hinauswerfet. Bedenkt ihr auch, welchen Ruhm bei den Menſchen und welchen Segen von den Göttern euch dieſes bringen wird?"

So haderten ſie, als Odyſſeus, der kluge Held, mitten unter ſie eintrat und, gegen Agamemnon gewendet, haſtig fragte: „Darf euch ein treuer Freund die Wahrheit ſagen, ohne übel darum angeſehen zu werden?" — „So rede doch," erwiderte Agamemnon, indem er ihn mit Verwunderung anblickte, „wohl halte ich dich für meinen beſten Freund im ganzen Argiverheere!" — „Nun, ſo höre mich auch," ſprach Odyſſeus. „Wirf bei den Göttern dieſen Mann nicht ohne Erbarmen und ohne Beſtattung hinaus! Laß dich durch deine Macht nicht zum ungerechten Haſſe verleiten! Bedenke, wenn du einen ſolchen Helden ſchändeſt, ſo würde nicht er dadurch herabgewürdiget, ſondern das Recht und der Wille der Götter würden verachtet!" Als die Atriden ſolches hörten, blieben ſie lange vor Staunen ſprachlos. Endlich rief Agamemnon: „Und du, Odyſſeus, vermagſt es über dich, zu Gunſten dieſes Mannes mich zu bekriegen? Bedenkſt du denn gar nicht, daß es dein Todfeind iſt, dem du eine ſo hohe Gunſt verſchaffen willſt?" — „Wohl war er mein Feind," antwortete Odyſſeus, „und ich haßte ihn, ſo lange der Haß noch ziemlich war. Jetzt, da er gefallen iſt, und wir über den Verluſt eines ſo edlen Helden trauern müſſen, kann und darf ich ihn nicht mehr anfeinden. Ich ſelbſt bin bereit, ihn zu beſtatten und ſeinem Bruder bei dieſer heiligen Pflicht an die Hand zu gehen."

Als Teucer, der bei Odyſſeus Ankunft mit Abſcheu auf die Seite getreten war, ſolches hörte, trat er auf den Helden zu, ſeinen Arm zum Handſchlag ausgeſtreckt:

„Edler Mann," rief er, „du, ſein größter Feind, biſt die einzige Stütze des Toten! Dennoch wage ich es nicht, dich zur Berührung dieſes Leichnams zuzulaſſen, deſſen unverſöhnt dahingeſchiedenem Geiſte ſolches unwillkommen ſein dürfte. In allem andern ſei mein Helfer; giebt es doch für deinen Edelmut noch genug zu thun!" Mit dieſen Worten deutete Teucer auf Tekmeſſa, die noch immer ſprachlos da ſaß. Odyſſeus kehrte ſich ihr wohlwollenden Sinnes zu: „Niemals, o Weib," ſprach er zu ihr, „ſoll ein anderer dich als Sklavin ſchauen. So lange Teucer und ich leben, ſollſt du mit deinem Kinde gepflegt und geborgen ſein, als ſtände euch Ajax ſelbſt noch zur Seite, er, die Schutzwehr der Achajer."

Die Atriden ſchämten ſich, gegen die edlen Vorſtellungen des Odyſſeus Einwendungen zu machen. Der rieſige Leib wurde mit vereinter Heldenkraft vom Boden gehoben und nach den Schiffen getragen, dort von dem Blute gereinigt, das ihn zugleich mit der Rüſtung und dem Staube umgab, und endlich auf einem nicht minder ſtattlichen Scheiterhaufen verbrannt, als Achilles ſelbſt, der in ſeinem Tode noch die Urſache eines zweiten, unerſetzlichen Verluſtes für die Griechen geworden war.

Machāon und Podalirius. Am andern Tage ſtrömten die Danaer in die Volksverſammlung, welche der Völkerhirt Menelāus berufen hatte. Als alle beiſammen waren, ſtand er ſelbſt auf und hub alſo an zu reden: „Höret mich an, ihr Fürſten des Volkes! Mir blutet das Herz, wenn ich unſre Scharen ſo vor uns hinſinken ſehe. Für mich iſt das Volk in den Kampf gezogen, und nun ſoll am Ende keiner mehr Heimat und Verwandte begrüßen! Ehe ſolches geſchieht, laßt uns dieſen unheilvollen Strand verlaſſen, und was noch übrig iſt, mag mit den Schiffen, jeder in ſein Vaterland zurückſegeln. Seit Achilles und Ajax dahingeſunken ſind, iſt kein Erfolg unſrer Unternehmung mehr zu hoffen. Was mich betrifft, ſo bekümmert mich jetzt Helena, meine unwürdige Gemahlin, weniger, als euch; mag ſie mit dem weibiſchen Paris dahinfahren!“

So redete Menelāus; doch that er es nur, um die Griechen zu verſuchen; denn im Herzen wünſchte er nichts ſehnlicher als die Vertilgung der Trojaner. Der Sohn des Tydeus aber, Diomēdes, der gerade Lanzenſchwinger, der ſeine Liſt nicht merkte, fuhr unwillig von ſeinem Sitz empor und fing an zu ſchelten: „Unbegreiflicher! Welche ſchmähliche Furcht hat ſich deiner Heldenbruſt bemächtigt, daß du ſo ſprechen magſt? Doch bin ich ruhig. Nimmermehr folgen dir die mutigen Söhne Griechenlands, bevor ſie Trojas Zinnen zu Boden geſtürzt haben! Entſchlöſſe ſich aber ein Einziger, dir zu folgen, ſo ſoll dieſer blaue Stahl ihm das Haupt vom Rumpfe trennen!“

Kaum hatte ſich Diomēdes wieder auf ſeinen Sitz niedergelaſſen, als ſich der Seher Kalchas erhob und mit einem weiſen Vorſchlage den ſcheinbaren Zwiſt vermittelte. „Ihr wiſſet alle noch,“ ſprach er, „wie wir vor mehr als neun Jahren, als wir zur Eroberung dieſer verfluchten Stadt ausſchifften, den herrlichen Helden Philoktētes, den Freund des Herakles, an einer giftigen und freſſenden Wunde krank, auf der wüſten Inſel Lemnos ausſetzen und dort zurücklaſſen mußten. Zwar war der Geruch der eiternden Wunde und das Jammergeſchrei des Unglücklichen unerträglich. Dennoch war es unrecht und erbarmungslos von uns gehandelt, den Armen auf dieſe Weiſe preis zu geben. Nun aber hat mir ein gefangener Seher geoffenbaret, daß nur mit Hilfe der heiligen und ſtets treffenden Pfeile, welche Philoktētes von ſeinem Freunde Herakles geerbt hat, ſo wie durch ſeine und des Pyrrhus, dieſes jungen Achillesſprößlings, Gegenwart Troja erobert werden könne. Der Trojaner hat mir dieſe Weisſagung wohl nur mitgeteilt, weil er die Erfüllung derſelben für unmöglich hielt, denn ſo dachte er: wie ſollte der Haß des Philoktētes gegen die Griechen, die ihn ſo ſchändlich verlaſſen haben, ihm erlauben, die Pfeile auszuliefern und ſelbſt vor Troja zu erſcheinen? Mein Rat iſt daher, ohne Verzug den ſtärkſten unſrer Helden, Diomēdes, und den beredteſten, Odyſſeus, nach dem Eilande Scyros zu ſenden, wo der Sohn des Achilles bei dem Vater ſeiner Mutter erzogen wird. Mit ſeiner Hilfe wollen wir dann auch den Philoktētes zu Lemnos bereden, ſich mit uns wieder zu vereinigen und die unſterblichen Waffen des Herakles, durch welche Troja bezwungen werden ſoll, uns mitzubringen.“

Die Scharen der Griechen jubelten dieſem Vorſchlage Beifall und die beiden Helden gingen zu Schiffe ab. Unterdeſſen rüſteten ſich die Heere wieder zum Kampfe. Den Trojanern war der Sohn des Telephus, Eurypylus, von Myſien mit einem Heere zu Hilfe gekommen, und ſo fühlten ſich dieſe von neuem geſtärkt und ermutigt. Den Griechen dagegen fehlten ihre zwei beſten Helden. So kam es, daß die wieder begonnene Schlacht ſich ihnen zum Verderben wendete. Da wurde auch Nireus, der ſchönſte unter den Danaern, von der Lanze des Eurypȳlus erreicht, und lag mit den andern Erſchlagenen im Staube, wie ein blühendes Stämmchen vom zerbrechlichen Olivenbaume, das, vom Fluſſe aufgewühlt, mit der Wurzel entführt und wieder ans Geſtade getrieben, wo er nun mit Blüten bedeckt daliegt. Eurypȳlus aber ſpottet ſein, und wollte den Leichnam des ſchönen Harniſches berauben. Da ſtellte ſich ihm Machāon, der Bruder des Podalirius, entgegen, der ſchon den Tod des Nireus voll Zorn mit angeſehen hatte. Er ſtieß dem Räuber ſeinen Speer in die mächtige Schulter, daß das Blut herausſtrömte. Eurypȳlus aber drang, wie ein verwundeter Eber, auf Machāon ein; dieſer ſuchte ihn mit einem Steinwurfe abzuwehren, aber der Helm ſchützte jenen, und nun ſtieß der Sohn des Telephus dem Griechen ſchnell wie der Blitz den Speer mitten in die Bruſt, daß die blutige Spitze bis zum Rückgrat durchdrang und Machāon klirrend auf den Boden fiel. Eurypȳlus zog die Lanze aus dem Leibe des Erſchlagenen, und wandte ſich höhnend wieder in die Schlacht.

Teucer, der die beiden hatte fallen ſehen, rief die Griechen auf, um ihre Leichname zu kämpfen. Zuletzt aber erlagen ſie den Trojanern. Nachdem der Lokrer Ajax von Änēas mit einem Steine hart verwundet und zu Boden geſtreckt war, mußten die Achajer den ſchwachatmenden Helden aus der Schlacht tragen und zogen ſich alle nach dem Schiffe zurück; die Trojaner richteten unter den Fliehenden eine große Niederlage an. Ja, ſie hätten die Schiffe ſelbſt durchs Feuer vernichtet, wenn die Nacht nicht dazwiſchen gekommen wäre. So aber zog ſich der ſiegreiche Myſier mit den Seinigen vor dem einbrechenden Dunkel zurück zu den Mündungen des Simois, wo er freudig ſein Nachtlager aufſchlug. Die Danaer dagegen, auf dem ſandigen Ufer bei ihren Schiffen gelagert, ſeufzten die ganze Nacht durch vor Schmerz, und beklagten das Los der unzähligen Brüder, die ſie im Kampfe verloren hatten.

Aber kaum glühte die Morgenröte am Himmel, als auch die Griechen ſchon wieder aufbrachen, voll Begierde, ſich an Eurypȳlus zu rächen. Andre von ihnen legten bei den Schiffen den ſchönen Nireus und den hochbegabten Arzt und mächtigen Kämpfer Machāon ins Grab. Während nun in der Ferne die Schlacht wieder tobte, lag Podalirius, der Bruder Machāons und wie dieſer berühmt als der trefflichſte Arzt im Heere, Trank und Speiſe verſchmähend, im Staub, unter lautem Stöhnen. Er wich nicht vom Grabe ſeines geliebten Bruders; brütend ſann er in ſeinem Geiſte auf Selbſtmord und legt, bald die Hand ans Schwert, bald ſuchte er ein ſchnell wirkendes Gift, das er ſelbſt gebraut hatte und immer bei ſich trug, zu verſchlingen. Seine Freunde aber wehrten ihm und ſprachen ihm Troſt ein; doch hätte er ſich endlich am friſchen Grabhügel ſeines Bruders getötet, wenn nicht der greiſe Neſtor dem Verzweifelten genaht wäre. Dieſer traf ihn, wie er ſich bald jammernd auf das Grab warf, bald wieder Staub auf ſein Haupt ſtreute, ſich die Bruſt mit den nervigen Händen zerſchlug und zugleich den Namen des getöteten Bruders ausrief. Schwer lag ſein Kummer auf allen Dienern nnd Gefährten, die ihn umgaben. Da fing Neſtor an mit ſchmeichelnden Worten den Betrübten zu tröſten: „Liebes Kind, mach doch deinem bittern Kummer ein Ende. Es ziemt einem verſtändigen Manne nicht, wie ein Weib an dem Grabe eines Toten zu jammern. Deine Klage ruft ihn doch nicht mehr ans Licht; das Feuer hat ſeinen Leib verzehrt und ſeine Gebeine ruhen in der Erde. Er ſchwand, wie er gekommen iſt. Du aber trage deinen großen Schmerz, wie ich den meinigen getragen habe, als der Sohn der Eos mir den Knaben erſchlug, der mein liebſter war, und der ſeinen Vater liebte, wie keiner meiner Söhne. Als er für mich geſtorben war, nahm ich doch Nahrung zu mir, wie vorher; ich ertrug es, das verhaßte Tageslicht auch ferner noch zu ſchauen; denn ich dachte daran, daß wir ja alle denſelben Weg zum Hades wandeln müſſen.“

Podalivius hörte den Greis an, während ihm die Thränen noch über die Wangen liefen und ſprach: „Vater, wie ſollte der Gram um den erſchlagenen Bruder mein Herz nicht beugen, der mich, der ältere, als unſer Vater Äſculap zum Olymp entrückt wurde, wie das eigene Kind auf den Armen trug, mit mir an demſelben Tiſche aß, ſein Lager, ſeine Habe mit mir teilte, in ſeiner herrlichen Kunſt mich unterrichtete? Nachdem er mir geſtorben, mag ich das liebliche Tageslicht nicht mehr ſchauen!“

Doch der Greis ließ nicht ab mit ſeinem Troſte: „Bedenke,“ ſprach er zu dem Bekümmerten, „daß die Götter es ſind, welche uns die Geſchicke ſenden, gute wie ſchlimme, und daß über allen die dunkle Parze waltet, welche dieſelben blind auf die Erde hinabwirft: darum ſtürzt oft großes Unheil auf redliche Männer und keiner gehet ganz ſicher einher. Das Leben geſtaltet ſich ſtets wechſelnd; bald führt es zu großem Jammer, bald wieder zu Beſſerem. Dazu gehet auch die Sage unter den Menſchen, daß der Gute zum ſeligen Himmel emporſteige und der Frevler in die Schrecken des Dunkels hinab. Dein Bruder aber war ein menſchenfreundlicher Mann, dazu ein Götterſohn; darum hoffe, daß er zum Geſchlechte der Götter emporgeſtiegen iſt.“ Mit ſolchen Troſtworten hob Neſtor den lange Widerſtrebenden vom Boden auf und führte ihn von dem traurigen Orte hinweg; dieſer aber ſah ſich noch oft nach dem Grabhügel um.

Unterdeſſen nahte Eurypȳlus der Myſier auf dem Schlachtfelde, und die Danaer flohen aufs neue zu den Schiffen und fochten hier bald vor dieſen, bald vor der weithin reichenden Mauer.

Neoptolēmus. Während dies vor Troja geſchah, kamen die Geſandten der Griechen, Diomēdes und Odyſſeus, glücklich auf der Inſel Scyros an. Hier trafen ſie den jungen Sohn des Achilles, Pyrrhus, der ſpäter von den Griechen Neoptolēmus, das heißt Jungkrieger genannt wurde, vor dem Hauſe des Großvaters, wie er ſich abwechſelnd im Pfeilſchießen und Speerſchleudern übte, dann auch wieder zu Wagen ſchnelle Roſſe tummelte. Sie ſahen ihm eine Weile mit Wohlgefallen zu und laſen mit inniger Teilnahme auf ſeinem Antlitze zugleich die Spuren der Trauer; denn der Tod des Vaters war dem Jüngling ſchon bekannt. Als ſie näher traten, mußten ſie ſtaunen, denn der Jüngling war an ſchöner und hoher Geſtalt ganz und gar ſeinem Vater ähnlich. Pyrrhus kam ihnen mit ſeinem Gruße zuvor: „Seid mir von Herzen willkommen, Fremdlinge,“ ſprach er. „Wer ſeid ihr und woher kommt ihr? Was wollt ihr von mir?“ Darauf erwiderte ihm Odyſſeus: „Wir ſind Freunde deines Vaters Achilles und zweifeln nicht, daß wir zu ſeinem Sohne ſprechen; ſo ganz ähnlich biſt du ihm von Geſtalt und Antlitz. Ich ſelbſt bin Odyſſeus aus Ithaka, der Sohn des Laertes, mein Genoſſe aber iſt Diomēdes, der Sohn des unſterblichen Tydeus. Wir kommen, der Weiſſagung unſers Sehers Kalchas gehorſam, dich auf den Kampfplatz vor Troja abzuholen, damit wir den Krieg glücklich beendigen können. Die Söhne der Griechen werden dir herrliche Gaben verleihen, ich ſelbſt will dir die unſterblichen Waffen deines Vaters, die mir zugeſprochen worden ſind, abtreten.“

Freudig antwortete ihm Pyrrhus: „Wenn die Achajer mich rufen, der Stimme eines Gottes gehorſam, ſo laßt uns nur gleich morgen in die See ſtechen. Jetzt aber kommt mit mir in den Palaſt meines Großvaters und zu ſeinem gaſtlichen Tiſche!“ In dem Königshauſe angelangt, fanden ſie die Witwe des Achilles, Dēidamīa noch in tiefer Herzensbetrübnis, dahinſchmelzend in Thränen. Der Sohn trat zu ihr und meldete die Fremden, verbarg ihr aber bis zum andern Morgen den Grund der Ankunft, um ſie nicht noch mehr zu bekümmern. Die Helden wurden ſatt und ergaben ſich getroſt dem Schlummer. Aber Dēidamīa ſchloß ihre Augen nicht zum Schlafe. Ihr kam nicht aus dem Sinne, wie dieſelben Helden, die ſie jetzt unter ihrem Dache beherbergen mußte, es verſchuldet hatten, daß ſie jetzt ihren Gemahl als Witwe beweinte, indem ſie ſein kampfluſtiges Herz beredeten, hinauszuziehen in den Krieg. Und nun ahnte ihr, daß auch ihr Sohn in denſelben Sturm würde hinausgeriſſen werden. Deswegen erhob ſie ſich mit dem früheſten Morgenlichte, warf ſich dem Sohn an die mächtig gewölbte Bruſt und erfüllte die Luft mit Wehklage. „O mein Kind,“ rief ſie, „ich weiß es, auch ohne daß du es mir geſteheſt: du willſt mit den Fremden nach Troja, dem Sitze der Thränen, ziehen, wo ſo viele Helden und auch dein Vater untergegangen ſind! Nun biſt du aber ſo jung und aller Kriegswerke noch ſo unkundig! Darum höre auf mich, deine Mutter, und bleibe zu Hauſe bei mir, damit nicht auch noch die Unheilskunde an mein Ohr ſchlage, daß mein Sohn in der Feldſchlacht gefallen ſei, wie ſein Vater!“ Aber Pyrrhus erwiderte: „Mutter, laß doch die Unglücksworte ſein! Kein Mann im Kriege fällt wider des Schickſals Willen. Soll mein Los der Tod ſein — nun, was könnte ich beſſeres thun, als, wert meiner Abſtammung, für die Griechen ſterben?“

Da ſtand auch Lykomēdes, ſein Großvater, aus dem Ruheſeſſel auf, in welchem er zu ſchlummern ſchien, trat vor den Enkel und ſprach: „Starkmütiges Kind, wohl ſehe ich, daß du deinem Vater ganz gleich biſt. Aber wenn du auch glücklich von Troja heimkehreſt, wer weiß, ob nicht auf dem Heimwege das Verderben noch auf dich lauert; denn die Seefahrt iſt ein gefährlich Ding!“ So ſagte er und küßte den Enkel, doch ohne ihn von dem Wege abzuhalten. Jener aber, dem ein holdes Lächeln ſein junges Heldenangeſicht verklärte, riß ſich aus den Umarmungen der weinenden Mutter los, und ließ Vaterpalaſt und Heimat hinter ſich. Wie ihn die rüſtigen Glieder ſo hintrugen, glänzte er hell wie ein Geſtirn des Himmels. Ihm folgten die beiden Griechenhelden und zwanzig entſchloſſene Männer, lauter vertraute Diener Dēidamīa’s, und alle ſchifften ſich am Strande der Inſel ein.

Poſeidon gab ihnen günſtige Fahrt, und nicht lange, ſo lagen vor ihnen im Morgenlichte die Höhen des Idagebirges, Chryſa die Stadt, das Vorgebirge Sigēum, dann das Grab des Achilles. Odyſſeus ſagte jedoch ſeinem Sohne nicht, weſſen der Grabhügel ſei, ſondern ſchweigend fuhren ſie an dem Eilande Tenĕdos vorüber, und weiter, bis in die Nähe von Troja. Sie kamen an den Strand, als gerade der Kampf gegen Eurypy̆lus bei der Mauer, welche das Bollwerk der Schiffe bildete, am heftigſten war, und jetzt hätte ſie der Myſier niedergeriſſen, wäre nicht der eben landende Diomēdes über das Fahrzeug an den Strand geſprungen, und hätte die Schar aus dem Schiffe mit mutigem Rufe nach ſich gezogen.

Ohne Verzug eilten ſie nach dem Zelte des Odyſſeus, das dem Strande zunächſt ſtand, und wo ſich teils deſſen eigene Waffen, teils viele erbeutete Rüſtungen befanden. Von dieſen wählte ſich der eine die, der andere jene aus. Neoptolĕmus aber — ſo dürfen wir ihn von jetzt an heißen — hüllte ſich in die Waffen ſeines Vaters Achilles, welche den andern allen zu groß waren; ihn ſelbſt aber drückte weder der Panzer noch der Helm; Speer, Schwert und Schild ſchwang er mit Leichtigkeit, und, in allem ähnlich ſeinem Vater, ſtürzte er in den hitzigſten Kampf hinaus, und alle mit ihm gelandeten Helden ihm nach. Jetzt erſt begannen die Trojaner wieder von der Mauer zu weichen, und drängten ſich, von allen Seiten beſtürmt und beſchoſſen, um den Sohn des Telĕphus zuſammen, wie furchtſame Kinder bei dem Rollen des Donners zu ihrem Vater fliehen. Aber jedes Geſchoß, das aus der Hand des Neoptolĕmus flog, ſandte den Tod auf die Häupter der Feinde, und die verzweifelnden Trojaner glaubten den rieſigen Achilles ſelbſt in ſeiner Rüſtung vor ſich zu ſehen. Sein Geiſt ruhte auf ihm; auch focht er unter dem Schirm der Göttin Athene, der Freundin ſeines Vaters, und wie Schneeflocken den Felſen umfliegen, ſo flattern die Geſchoſſe um ihn her, ohne ihm die Haut zu ritzen. Ein Schlachtopfer um das andere brachte er dem gefallenen Vater dar. Zwei Söhne des reichen Meges, Zwillingsbrüder, raffte, wie eine Stunde ſie geboren, ſo jetzt eine Stunde dahin, denn den einen traf Neoptolĕmus mit dem Speere in das Herz, den andern an das Haupt mit einem mächtigen Steine, ſo, daß der ſchwere Helm zertrümmert wurde, und im Schädel das Gehirn ſich miſchte. Noch unzählige andere Feinde fielen rings um ſie her, bis endlich gegen Abend Eurypy̆lus und das feindliche Heer den Rückzug vor dem Sohne des Achilles antraten.

Als Neoptolĕmus nun vom Kampfe ruhte, kam auch der greiſe Held Phönix, der Freund ſeines Großvaters Peleus und der Erzieher ſeines Vaters Achilles, auf den jungen Helden zu, und betrachtete voll Verwunderung die Ähnlichkeit mit dem Peliden. Schmerz und Freude beſtürmten ihn zugleich: jener, bei der Erinnerung an den Tod ſeines Pflegſohnes, dieſe, weil er deſſen kräftigen Sprößling vor ſich ſah. Ein Thränenſtrom quoll aus den Augen des Greiſes, er umarmte den herrlichen Jüngling, küßte ihm Haupt und Bruſt, und rief: „O Sohn, mir iſt, als wandle dein Vater, um den ich mich täglich abhärme, wieder lebendig unter uns! Doch ſtille! es darf der Gram um den Vater dir jetzo den Mut nicht ſchwächen; vielmehr ſollſt du, das Herz voll Zornes, den Griechen zu Hilfe kommen, und den grimmigen Sohn des Telĕphus töten, der uns ſo viel Schaden gethan. Übertriffſt du ihn doch an Kraft ſo weit, als dein Vater ſeinen Vater übertraf!“ Beſcheiden erwiderte darauf der Jüngling: „Wer der Tapferſte ſei, werden erſt Feldſchlacht und Schickſal entſcheiden, o Greis!“ Mit dieſen Worten wandte er ſich nach den Schiffen und dem Lager zurück; denn die Nacht war eingebrochen, und die Helden kehrten um vom Streite nach ihren Zelten.

Bei Tagesanbruch begann der Kampf aufs neue. Lanze mit Lanze, Schwert mit Schwert kreuzte ſich, und ein Mann drang auf den andern ein. Lange war das Gefecht unentſchieden und auf beiden Seiten mordeten und fielen die Helden. Dem Eurypy̆lus ward ein Freund erſchlagen; darüber verdoppelte ſich ſeine Wut und er warf die Achajer nieder, wie man Bäume in dichten Waldungen zu Haufen fällt, ſo daß die Stämme zerriſſene Schluchten anfüllen. Endlich aber trat ihm Neoptolĕmus entgegen und beide ſchüttelten ihre mächtigen Lanzen in der Rechten. „Wer biſt du, Jüngling, woher biſt du gekommen, mich zu bekämpfen?“ rief zuerſt Eurypy̆lus ſeinem Gegner zu, „fürwahr, dich reißt dein Geſchick zur Unterwelt hinab!“ Neoptolĕmus erwiderte: „Warum willſt du meine Abſtammung wiſſen, wie ein Freund, da du doch ein Feind biſt? So wiſſe denn, ich bin der Sohn des Achilles, der einſt deinen Vater verwundet; die Roſſe meines Wagens ſind die windſchnellen Kinder der Harpyen und des Zephy̆rus, die ſelbſt über das Meer dahinrennen; die Lanze, vom Scheitel des hohen Berges Pelion ſtammend, iſt die Lanze meines Vaters; die ſollſt du jetzt erproben!“ So ſprach der Held, ſprang vom Wagen und ſchüttelte den Speer. Von der andern Seite hob Eurypy̆lus einen gewaltigen Stein vom Boden auf und warf ihn nach dem goldenen Schilde ſeines Feindes; doch der Schild erzitterte nicht einmal. Wie zwei Raubtiere drangen beide jetzt auf einander ein und rechts und links von ihnen wogte die Feldſchlacht in langen Reihen. Jene aber zerſtießen einander die Schilde und trafen bald die Schienen, bald die Helme; ihre Kraft wuchs mit dem Kampfe; denn beide ſtammten von Unſterblichen ab. Endlich gelang es der Lanze des Neoptolĕmus, den Weg in die Kehle des Gegners zu finden: ein purpurner Blutſtrom drang aus der Wunde und einem entwurzelten Baume gleich, ſtürzte Eurypy̆lus entſeelt zu Boden.

Nach ſeinem Falle hätten ſich die Trojaner vor Neoptolĕmus, wie Kälber vor dem Löwen, hinter ihre Mauer geflüchtet, wenn nicht Ares, der ſchreckliche Kriegsgott ſelber, der den Trojanern Beiſtand verleihen wollte, unbemerkt von den andern Göttern, den Olymp verlaſſen und mit ſeinen feuerſchnaubenden Roſſen den Kriegswagen mitten ins Schlachtgetümmel hineingetrieben hätte. Hier ſchwang er ſeinen mächtigen Speer und ermahnte die Troer mit lautem Zurufe, den Feind zu beſtehen. Dieſe ſtaunten, als ſie die göttliche Stimme hörten; denn den Gott ſelbſt, den ein Nebel unſichtbar machte, ſahen ſie nicht. Der Sohn des Priămus, der geprieſene Seher Helĕnus, war der erſte, deſſen Scharfſinn den Gott erkannte, und der ſeinen Leuten zurief: „Bebet nicht! Euer Freund, der mächtige Kriegsgott, iſt ſelbſt mitten unter euch: habt ihr den Ruf des Ares nicht vernommen?“ Jetzt hielten die Trojaner wieder ſtand und das Gemetzel begann auf beiden Seiten von neuem. Ares hauchte den Trojanern gewaltigen Mut ein und zuletzt wankten die Reihen der Griechen. Nur den Neoptolĕmus vermochte er nicht zu ſchrecken; dieſer kämpfte mutig fort und erſchlug jetzt dieſen, jetzt jenen im Streite. Der Gott zürnte über ſeine Kühnheit, und ſchon war er im Begriffe, die Wolke, die ihn umgab, zerreißend, dem jungen Helden im Kampfe ſichtbar entgegen zu treten, als Athene, die Freundin der Griechen, vom Olymp herunter auf das Schlachtfeld eilte. Die Erde und die Wellen des Xanthus erbebten vor ihrer Ankunft, leuchtende Blitze flogen um ihre Waffen, die Schlangen auf ihrem Gorgonenſchilde hauchten Feuer. Und während die Sohlen der Göttin auf dem Boden ſtanden, berührte ihr Helm die Wolken; ſterblichen Blicken jedoch blieb ſie verborgen. Und jetzt hätte ſich ein Zweikampf zwiſchen den Göttern erhoben, wenn nicht Zeus mit einem warnenden Donnerſchlage ſie geſchreckt hätte. Beide erkannten den Willen des Vaters; Ares zog ſich nach Thracien zurück, Athene wandte ſich nach Athen; das Schlachtfeld war den Sterblichen wieder überlaſſen, und jetzt wich die Stärke von den Trojanern: ſie flohen in ihre Stadt zurück, und die Griechen drängten ihnen nach. Von den Mauern herab verteidigten jene tapfer ihre Stadt; dennoch hätten die Danaer die Thore erbrochen, wenn nicht Zeus, der den Willen des Schickſals kannte, die Stadt in Gewölk eingehüllt hätte. Da riet der weiſe Neſtor den

Griechen, ſich zurückzuziehen, um ihre Toten zu beſtatten und vom Kampf auszuruhen.

Am folgenden Tage ſahen die Danaer mit Staunen die Burg von Troja wieder unumwölkt in den blauen Morgenhimmel ſteigen und erkannten in dem Nebel des geſtrigen Abends das Wunder des Göttervaters. An dieſem Tage herrſchte Waffenruhe. Die Trojaner benützten dieſelbe, um den Myſier Eurypy̆lus feierlich zu beſtatten. Neoptolĕmus aber beſuchte das hohe Grab ſeines Vaters, küßte die zierliche Säule, die ſich darüber erhob und ſprach unter Seufzern und Thränen der Wehmut: „Auch unter den Toten ſei mir gegrüßt, mein Vater, denn nie werde ich dein vergeſſen! O daß ich dich lebend bei den Griechen gefunden hätte! So aber haſt du dein Kind nie geſehen und ich den Vater nicht, ſo ſehr ich mich im Herzen nach dir geſehnt habe! Doch noch lebeſt du in mir und lebſt in deinem Speere; beide jagen in der Feldſchlacht den Feinden Schrecken ein, und die Danaer ſehen mich mit freudigen Blicken an und ſagen, ich gleiche dir, Vater, an Geſtalt und Thaten!"

So ſprach er weinend und kehrte zu den Schiffen zurück. Den ganzen nächſtfolgenden Tag wütete der Kampf wieder um die Mauern von Troja; doch gelang es den Griechen nicht, in die Stadt einzudringen und an den Ufern des Skamander, wo Neoptolĕmus nicht war, fielen die Danaer ſogar in Scharen darnieder. Dort hatte der mutige Sohn des Priamus, Deïphŏbus, einen glücklichen Ausfall gewagt und bedrängte die Belagerer. Auf die Nachricht davon hieß Neoptolĕmus ſeinen Wagenlenker Automĕdon die unſterblichen Roſſe dorthin treiben. Staunend ſah ihn der trojaniſche Königsſohn nahen. Das Herz ſchwankte ihm zwiſchen dem Entſchluſſe zu fliehen, oder dem entſetzlichen Helden entgegenzutreten. Neoptolĕmus aber rief ihm ſchon von weitem zu: „Sohn des Priămus, wie wüteſt du gegen die zitternden Danaer! Kein Wunder, wenn du dich für den tapferſten Helden der Erde hältſt. Wohlan denn, ſo verſuch es auch mit mir!" So rief er und ſtürmte auf ihn zu wie ein Löwe und gewiß hätte er ihn mit ſamt dem Wagenlenker darniedergeſtreckt, wenn nicht Apollo, in dunkles Gewölke gehüllt, aus dem Olymp herniedergeeilt wäre und den Gefährdeten zur Stadt entrückt hätte, wohin auch die übrigen Trojaner ihm nachflohen. Als Neoptolĕmus in die leere Luft mit dem Speere ſtieß, ſchrie er voll Unmuts: „Hund, du biſt mir entgangen, doch nicht deine Tapferkeit half dir, ſondern ein Gott hat dich mir geſtohlen!" Dann warf er ſich wieder in den Kampf. Aber Apollo, der in den Mauern Trojas war, ſchirmte die Stadt. Da ermahnte der Seher Kalchas die Danaer, zu den Schiffen zurückzuweichen und ſich für eine Weile dem mühſeligen Kampfe zu entziehen. Dort ſprach er: „Es iſt vergeblich, ihr Freunde, daß wir uns im Streite gegen dieſe Stadt abmühen, wenn nicht auch der andere Teil der Weisſagung, welche ich euch mitgeteilt habe, in Erfüllung geht und Philoktētes mit ſeinen unwiderſtehlichen Pfeilen von Lemnos herbeigeſchafft wird."

Sofort wurde beſchloſſen, den klugen Odyſſeus und den tapfern Jüngling Neoptolĕmus nach Lemnos abzuſenden und dieſe gingen ohne Säumen zu Schiffe.

Philoktētes auf Lemnos. Die Helden landeten auf der unbetretenen, unbewohnten Küſte der wüſten Inſel Lemnos. Hier hatte vor mehr als neun Jahren, nach dem Ausſpruche der Heerführer, Odyſſeus den Sohn des Pöas, Philoktētes, deſſen unheilbares Übel den Griechen ſeine Gegenwart unerträglich machte, in einer Höhle mit zwei Mündungen ausgeſetzt, wo er des Winters im Sonnenſtrahle Schutz vor der Kälte und des Sommers an einer andern Stelle Schatten und Kühlung finden konnte; in der Nähe rieſelte eine lebendige Quelle. Die beiden Helden hatten dieſe Stelle bald wieder gefunden und Odyſſeus traf noch alles wie das erſtemal. Aber die Wohnung war leer, nur eine breite Streu aus Laub, wie von einem Ruhenden zuſammengedrückt, ein kunſtlos geſchnitzter Becher aus Holz und etwas Feuergeräte deuteten auf einen Bewohner; und in der Sonne lagen Lumpen voll Eiters ausgebreitet, die nicht zweifeln ließen, daß der kranke Philoktētes noch der Bewohner ſei. Das erſte, was ſie thaten, war, daß ein Diener auf die Lauer ausgeſandt wurde, damit der Kranke ſie nicht überraſchen könnte. „Benützen wir," ſprach Odyſſeus zu dem jungen Sohne des Achilles, „die Abweſenheit des Mannes, um unſern Plan mit ihm zu verabreden, denn nur durch Täuſchung können wir uns ſeiner bemächtigen. Bei eurer erſten Zuſammenkunft darf ich nicht zugegen ſein; haßt er mich doch tötlich und mit Recht! Sobald er dich nun frägt, wer du ſeieſt und von wannen du kommeſt, ſagſt du ehrlich, du ſeieſt der Sohn des Achilles. Dann aber dichteſt du noch weiter hinzu, du habeſt dich zürnend von den Griechen abgewandt und ſeieſt auf der Fahrt nach der Heimat begriffen. Denn dieſe, die dich von Scyros nach Troja flehend herbeigeholt, um ihnen die Stadt erobern zu helfen, haben dir die Waffen deines Vaters verweigert und ſie mir, dem Odyſſeus, gegeben. Häufe nur ſo viel Schimpf auf mich, als dir einfällt; mich kränkt es nicht und ohne dieſe Liſt bekommen wir den Mann und die Pfeile nicht. Darum mußt du darauf denken, wie du ihm dies unbeſiegbare Geſchoß entwenden magſt." Hier fiel ihm Neoptolĕmus ins Wort: „Sohn des Laertes," ſprach er, „eine That, die ich ohne Abſcheu nicht hören kann, vermag ich auch nicht zu thun; weder ich, noch mein Vater ſind zu böſer Kunſt geboren worden. Gerne bin ich bereit, den Mann mit Gewalt zu fangen; nur erlaß mir die Argliſt! Wie ſollte auch der einzelne Mann, der dazu nur auf einem Fuße ſtehen kann, uns, die vielen, überwältigen?" — „Mit ſeinen unentfliehbaren Pfeilen," erwiderte Odyſſeus ruhig. „Ich weiß wohl, mein Sohn, daß dir die Gabe der Täuſchung nicht eingepflanzt iſt, und auch ich ſelbſt, der ich von einem redlichen Vater ſtamme, war in der Jugend mit der Zunge langſam und raſch mit der Hand. Erſt die Erfahrung mußte mich belehren, daß die Welt weniger durch die Thaten, als durch Worte gelenkt wird. Wenn du nun bedenkſt, daß der Bogen des Herakles allein Troja zu bezwingen vermag und du durch dieſe That den Ruhm der Klugheit wie der Tapferkeit davontragen, auch durch den Erfolg vollkommen gerechtfertigt erſcheinen wirſt, ſo weigerſt du dich gewiß nicht länger der kurzen Trugworte!"

Neoptolĕmus gab den Gründen ſeines älteren Freundes nach, und dieſer entfernte ſich nun, wie verabredet war. Auch dauerte es nicht lange, bis von weitem der Schmerzensruf des leidenden Philoktētes ſich hören ließ. Dieſer hatte nämlich von ferne das Schiff am hafenloſen Strande erblickt und kam auf Neoptolĕmus und ſeine Begleiter herzugeeilt. „Wehe mir," rief er ihnen zu, „wer ſeid ihr, die ihr an dieſer unwirtbaren Inſel gelandet? Zwar erkenne ich an euch die geliebte Griechentracht; doch möchte ich auch den Laut eurer Sprache vernehmen. Bebet vor meinem verwilderten Ausſehen nicht zurück, bedauert vielmehr mich unglücklichen, von allen Freunden verlaſſenen, gepeinigten Mann und antwortet, wenn ihr anders nicht mit feindlichen Abſichten erſchienen ſeid!"

Neoptolĕmus antwortete, wie Odyſſeus ihn gelehrt hatte; da brach Philoktētes in ein Freudengeſchrei aus: „O teuerwerte griechiſche Laute, wie nach ſo langer Zeit tönet ihr in mein Ohr! O Sohn des liebſten Vaters! Geliebtes Scyros! Guter Lykomēdes! Und du, Pflegekind des Alten, was ſprichſt du da? So haben dich die Danaer denn auch nicht anders behandelt als mich! Wiſſe, ich bin Philoktētes, der Sohn des Pöas, derſelbe, den die Atriden und Odyſſeus einſt, ganz verlaſſen, von entſetzlicher Krankheit gequält, auf unſrem Zuge nach Troja hier ausſetzten. Sorglos ſchlief ich am Strande der See unter dieſem hohen Felſendache; da entflohen ſie treulos, hinterließen mir nur kümmerliche Lumpen, wie einem Bettler, und die notdürftigſte Koſt, wie ſie einſt ihnen aufgeſpart ſein möge! Wie meinſt du liebes Kind, daß ich aus meinem Schlaf erwacht ſei? mit welchen Thränen, welchem Angſtgeſchrei, als ich von dem ganzen Schiffszuge, der mich hierhergeführt, keine Seele mehr erblickte, keinen Arzt, keine Hilfe für mein Übel; gar nichts mehr ringsum, außer meinem Jammer, aber dieſen freilich im Überfluß! Seitdem ſind mir Armen Tage um Tage, Jahre um Jahre verlaufen, und unter dieſem engen Dache bin ich mein einziger Pfleger geweſen. Mein Bogen hier verſchaffte mir die nötigſte Nahrung; aber wie jammervoll mußte ich mich, wenn mir eine Beute aus den Lüften zufiel, nach der Stelle hinſchleppen, den kranken Fuß nachziehend. Und ſo oft ich einen Trunk aus der Quelle ſuchen, ſo oft ich von Winter zu Winter zur Feuerung meiner Höhle mir Holz im Walde fällen wollte, das alles mußte ich, mit Mühe aus meiner Höhle hervorkriechend, ſelbſt beſorgen. Wiederum fehlte es mir an Feuer; wie lange währte es, bis ich den rechten Stein fand, der, an Eiſen geſchlagen, den Funken ſprühte, welcher mich bis dieſe Stunde erhalten hat. Denn, als ich einmal dies Bedürfnis hatte, fehlte mir nichts mehr, mein Leben zu friſten, als Geſundheit. Jetzt höre aber auch von der Inſel etwas, lieber Sohn! Wiſſe, es iſt der armſeligſte Fleck auf der Erde: niemals nahet ſich ihr freiwillig ein Schiffer; es fehlt an Landungsplätzen, fehlt an Gelegenheit Waren umzutauſchen, fehlt an allem Umgange mit Sterblichen. Wen die Fahrt hierher treibt, der landet nur gezwungen. Solcherlei Schiffer beklagen mich dann zwar wohl, reichen mir auch wohl Speiſe oder ein Kleid, aber heimgeleiten will mich keiner, und ſo ſchmachte ich denn hier in Not und Hunger ſchon ins zehnte Jahr; und das alles haben Odyſſeus und die Atriden mir zu leide gethan, denen die Götter mit gleichem vergelten mögen!"

Neoptolĕmus geriet bei dieſer Erzählung in wilde Bewegung ſeines Innern; doch drängte er dieſelbe zurück, der Ermahnung des Odyſſeus eingedenk. Er berichtete dem jammernden Helden den Tod ſeines Vaters und was er ſonſt über Landsleute und Freunde zu hören wünſchte und knüpfte daran mit aller Wahrſcheinlichkeit die Lüge, die Odyſſeus ihn gelehrt. Philoktētes hörte unter lauten Bezeugungen der Teilnahme und Überraſchung zu; dann faßte er den Sohn des Achilles bei der Hand, weinte bitterlich und ſprach: „Nun, liebes Kind, beſchwöre ich dich bei Vater und Mutter, laß mich nicht in meinen Qualen zurück. Ich weiß wohl, daß ich eine läſtige Ladung bin! dennoch entſchließe dich, nimm mich mit, wirf mich, wohin du willſt: ans Steuerruder, an den Schnabel, in den unterſten Raum, wo ich deine Schiffsgenoſſenſchaft am wenigſten quäle! Laß mich nur nicht in dieſer ſchrecklichen Einſamkeit; führe mich als Retter nach deiner Heimat: von dort bis zum Öta und dem Lande, wo mein Vater wohnte, iſt die Fahrt nicht mehr weit.

Zwar habe ich oft ſchon Gelandeten manche herzliche Bitten an ihn mitgegeben, aber niemand brachte mir Kunde von ihm, und er iſt wohl ſchon lange tot; nun, ich wäre froh, wenn ich nur an ſeinem Grabe ruhen dürfte..“

Neoptolĕmus gab dem kranken Manne, der ſich zu ſeinen Füßen warf, mit ſchwerem Herzen die unredliche Zuſage und rief: „Sobald du willſt, laß uns zu Schiffe gehen; möge nur ein Gott uns ſchnelle Fahrt aus dieſem Lande verleihen, nach dem Ziele, das uns angewieſen iſt!“ Philoktētes ſprang auf, ſo ſchnell als das Übel ſeines Fußes es ihm zuließ und ergriff mit einem Freudenrufe den Jüngling bei der Hand. In dieſem Augenblicke erſchien der Späher der Helden, als ein griechiſcher Schiffsherr verkleidet, mit einem andern Schiffer von ihrem Gefolge. Er erzählte, an Neoptolĕmus gewendet, die erheuchelte Kunde, daß Diomēdes und Odyſſeus auf der Fahrt nach einem gewiſſen Philoktētes begriffen ſeien, den ſie, einer Weisſagung des Sehers Kalchas zufolge, fangen und vor Troja bringen müßten, wenn die Stadt erobert werden ſollte. Dieſe Schreckensnachricht warf den Sohn des Pöas ganz dem Neoptolĕmus in die Arme. Er raffte die heiligen Geſchoſſe des Herakles zuſammen, übergab ſie dem jungen Helden, der ſich zum Träger erbot, und ſchritt mit ihm unter das Thor der Höhle. Da vermochte ſich Neoptolĕmus nicht länger zu halten, die Wahrheit ſiegte in dem reinen Herzen des jungen Helden über die Lüge, und ehe ſie am Ufer angekommen waren, ſprach er: „Philoktētes, ich kann es dir nicht länger verbergen: du mußt mit mir nach Troja zu den Atriden und Griechen ſchiffen!“ Philoktētes bebte zurück, flehte, fluchte. Ehe aber das Mitleid ganz die Oberhand über die Seele des Jünglings gewann, ſprang Odyſſeus aus dem Gebüſche, das ihn verborgen hielt, hervor und befahl den Dienern, den unglücklichen alten Helden, der doch ſchon ihr Gefangener ſei, zu feſſeln. Philoktētes hatte ihn auf den erſten Laut erkannt. „O wehe mir“, rief er, „ich bin verkauft, ermordet! Dieſer iſt's, der mich ausgeſetzt hat, der mich jetzt dahinſchleppt, durch deſſen Trug mir meine Pfeile geſtohlen ſind!“ — „Gutes Kind“, ſprach er dann ſchmeichelnd zu Neoptolĕmus, „gieb du mir Bogen und Pfeile wieder!“ Aber Odyſſeus fiel ihm in die Rede: „Nie geſchieht ſolches“, rief er, „und wollte es der Jüngling auch; ſondern du mußt mit uns gehen, du mußt; es gilt der Griechen Heil und Trojas Untergang!“ Damit überließ ihn Odyſſeus den ihn feſſelnden Dienern und zog den verſtummten Neoptolĕmus mit ſich fort. Philoktētes blieb mit den Dienern im Eingange der Höhle ſtehen, klagte über den ſchamloſen Betrug und ſchien umſonſt die Rache der Götter anzurufen, als er plötzlich die beiden Helden, im Wortwechſel mit einander, zurückkehren ſah und aus der Ferne hörbar die Worte des jüngeren vernahm, welcher zürnend ausrief: „Nein, ich habe gefehlt, ich habe durch ſchnöde Liſt einen edlen Mann verſtrickt! Ich will ſie ungeſchehen machen, die ſchändliche That, und eh' du mich getötet haſt, führeſt du dieſen Mann nicht gen Troja!“ Beide zogen die Schwerter, Philoktētes aber warf ſich dem Sohne des Achilles zu Füßen. „Verſprich mir, mich zu retten wie du willſt: ſo ſollen die Pfeile meines Freundes Herakles jeden Einfall von deinem Lande abwehren!“ — Folge mir“, ſprach Neoptolĕmus und hub den alten Helden vom Boden auf, „wir ſchiffen noch heute nach Phthia, in mein Heimatland.“

Da verfinſterte ſich die blaue Luft über den Häuptern der rechtenden Helden; ihre Blicke kehrten ſich nach oben und Philoktētes war der erſte, der ſeinen Freund, den vergötterten Herakles, in einer dunklen Wolke ſchwebend, erblickte.

„Nicht weiter!“ rief dieſer mit einer hallenden Götterſtimme vom Himmel herab. „Höre, Freund Philoktētes, aus meinem Munde den Ratſchluß des Zeus und gehorche! Du weißt, durch welche Mühſal ich Unſterblichkeit gewann, auch dir iſt vom Geſchicke beſtimmt, aus deinem Jammer verherrlicht hervorzugehen. Mit dieſem Jünglinge vor Troja erſcheinend, wirſt du vor allen Dingen von der Krankheit erlöſt; dann haben dich die Götter erwählt, den Paris, den Urheber alles Leids, zu vertilgen; dann ſtürzeſt du Troja; das Herrlichſte der ganzen Beute wird dein Anteil; beladen mit Schätzen fähreſt du zurück zu deinem Vater Pöas, der noch lebt. Haſt du etwas übrig von der Beute, ſo opfere es auf einem Scheiterhaufen bei meinem Denkmale. Leb wohl!“ Philoktētes ſtreckte dem verſchwindenden Freunde die Arme nach zum Himmel. „Wohlan“, rief er, „zu Schiff, ihr Helden, gieb mir die Hand, edler Sohn des Achilles; und du, Odyſſeus, ſchreit' immerhin an meiner Seite: du haſt gewollt, was die Götter wollen!“

Der Tod des Paris. Als die Griechen das erſehnte Schiff, das den Philoktētes mit den beiden Helden an Bord hatte, in den Hafen des Helleſponts einlaufen ſahen, eilten ſie ſcharenweiſe unter lautem Jubel an den Strand. Philoktētes ſtreckte die ſchwächlichen Hände hinaus und wurde von ſeinen beiden Begleitern ans Ufer gehoben, welche mühſelig den Hinkenden in die Arme der harrenden Danaer führten. Dieſe jammerte ſeines Anblickes. Da ſprang einer der Helden aus dem Haufen heraus, heftete einen forſchenden Blick auf die Wunde, rief mit lauter Rührung ſeinen Vater Pöas bei Namen und verſprach, ihn mit der Götter Hilfe ſchnell zu heilen. Laut jauchzten die Griechen auf, als ſie ſeine Verheißung hörten. Es war Podalirius, der Arzt, ein alter Freund des Pöas. Schnell ſchaffte dieſer die nötigen Heilmittel herbei, die Argiver aber wuſchen und ſalbten den Körper des alten Helden. Die Unſterblichen gaben ihren Segen: das verzehrende Übel ſchwand ihm aus den Gliedern und aller Jammer aus der Seele. Der ſieche Leib des Philoktētes blühte auf wie ein Ährenfeld, das, am Regen dahinwelkend, von ſommerlichen Winden erquickt wird. Die Atriden ſelbſt, die Häupter des Volkes, ſtaunten, als ſie ihn ſo gleichſam vom Tode auferſtehen ſahen, und, nachdem er ſich an Trank und Speiſe gelabt, trat Agamemnon zu ihm, ergriff ihn bei der Hand und ſprach mit ſichtbarer Beſchämung: „Lieber Freund! Es iſt in der Bethörung unſeres Geiſtes, aber auch nach göttlicher Fügung geſchehen, daß wir dich vor Zeiten auf Lemnos zurückgelaſſen haben; hege nicht länger Groll darüber im Herzen; die Götter haben uns genug darüber geſtraft und dieſe Verſuchung über uns verhängt, um uns ihren Zorn fühlen zu laſſen. Für jetzt nimm die Geſchenke freundlich auf, die wir dir bereitet haben: ſieben trojaniſche Jungfrauen, zwanzig Roſſe und zwölf Dreifüße. Daran labe dein Herz und nimm in meinem eigenen Zelte Platz. Beim Mahl und allenthalben ſoll dir königliche Ehre erwieſen werden.“

„Lieben Freunde“, erwiderte Philoktētes gütig, „ich zürne nicht mehr, weder dir, Agamemnon, noch irgend einem andern Danaer, ſollte ſich auch einer an mir vergangen haben. Weiß ich doch, daß der Sinn edler Männer beugſam iſt und ſich bald ſtreng, bald nachgiebig zeigen muß. Doch jetzt laß uns ſchlafen gehen, denn wer ſich nach dem Kampfe ſehnt, thut wohler daran, ſich des Schlummers zu freuen, als des Schmauſes!“ So ſprach er und eilte ins Gezelt ſeiner Freunde, wo er bis an den Morgen behaglich der Ruhe pflegte.

Am andern Tage waren die Trojaner außerhalb der Mauer mit der Beerdigung ihrer Toten beſchäftigt, als ſie die Griechen ſchon wieder zum Streite heranrücken ſahen. Polydămas, der weiſe Freund des gefallenen Hektor, riet ihnen, im Gefühl ihrer Schwäche ſich hinter die Mauern zurückzuziehen und ſich dort getroſt zu verteidigen. „Troja“, ſprach er, „iſt das Werk der Götter, und ihre Werke ſind nicht leicht zu zerſtören, auch fehlt es uns weder an Speiſe noch an Getränk und in den Hallen unſeres reichen Königes Priamus liegen noch Vorräte genug, um dreimal ſo viel Volk zu ſättigen, als wir ſind.“ Aber die Trojaner gehorchten ſeinem Rate nicht und jauchzten vielmehr dem Änēas Beifall, der ſie zu rühmlichem Sieg oder Tod auf dem Schlachtfelde aufforderte. Bald ſtürmte der Kampf wieder in beider Heere Reihen. Neoptolĕmus erſchlug zwölf Trojaner hintereinander mit dem Speere ſeines Vaters, aber auch Eurymĕnes, der Gefährte des kühnen Änēas, und Änēas ſelbſt riſſen blutige Lücken ins griechiſche Heer, und Paris tötete den Begleiter des Menelāus, den Demolĕon aus Sparta. Dagegen raſete Philoktētes unter den Trojanern wie der unbezwingliche Ares ſelber oder wie ein toſender Strom, der breite Fluren überſchwemmt. Wenn ein Feind ihn nur von ferne erblickte, ſo war er verloren; ſchon des Herakles herrliche Rüſtung, die er trug, ſchien die Troer zu verderben, als ſtünde das Meduſenhaupt auf ſeinem Panzer. Zuletzt aber wagte es doch Paris und drang auf ihn ein, Bogen und Pfeile mutig in der Luft ſchwenkend. Auch ſchnellte er bald einen Pfeil ab, doch er ſchwirrte an Philoktētes vorüber und verwundete ſeinen Nebenmann Kleodōrus in die Schulter. Dieſer wich, mit der Lanze fortkämpfend, zurück, aber ein zweiter Pfeil des Paris traf ihn zum Tode. Jetzt griff Philoktētes zu ſeinem Bogen und mit donnernder Stimme rief er: „Du trojaniſcher Dieb, Urheber alles unſres Unheils, du ſollſt es büßen, daß dich gelüſtet hat, in der Nähe dich mit mir zu meſſen. Wenn du einmal tot biſt, ſo wird deinem Haus und deiner Stadt das Verderben mit ſchnellen Schritten heraneilen.“ So ſprach er und zog die gedrehte Sehne des Bogens bis nahe an die Bruſt, ſo daß das Horn ſich bog, und legte den Pfeil ſo auf, daß er nur ein weniges über den Bogen hervorragte. Mit einem Schwirren der Sehne flog das ziſchende Geſchoß dahin und verfehlte aus der Hand des göttlichen Helden ſein Ziel nicht, doch ritzte er dem Paris nur die ſchöne Haut und auch dieſer ſpannte ſeinen Bogen wieder; da traf ihn ein zweiter Pfeil des Philoktētes in die Weiche, daß er nicht länger im Kampf auszuharren vermochte, ſondern entfloh, wie ein Hund vor dem Löwen, am ganzen Leibe zitternd.

Der blutige Kampf dauerte noch eine Weile fort, während die Ärzte ſich um die ſchmerzliche Wunde des Paris bemühten. Aber das Dunkel der Nacht war eingebrochen und die Trojaner kehrten in ihre Mauern, die Danaer zu ihren Schiffen zurück. Paris durchſtöhnte die Nacht ohne Schlaf auf ſeinem Schmerzenslager. Der Pfeil war bis ins Mark des Gebeines eingedrungen und die Wunde durch die Wirkung des ſcheußlichen Giftes, in das die Pfeile des Herakles getaucht waren, ganz ſchwarz vor Fäulnis. Kein Arzt vermochte zu helfen, ob ſie gleich Mittel aller Art anwandten. Da erinnerte ſich der Verwundete eines Orakelſpruches, daß ihm einſt in der größten Not nur ſeine verſtoßene Gattin Önōne helfen könne, mit welcher er, als er noch Hirte auf dem Ida war, glückliche Tage verlebt hatte. Aus dem eigenen Munde der Gattin hatte er damals, als er nach Griechenland zog, dieſe Wahrſagung vernommen. So ließ er ſich denn jetzt ungerne, aber von der harten Qual gezwungen, dem Berge Ida, wo ſeine erſte Gemahlin noch immer wohnte, zutragen. Von dem Gipfel des Berges herab krächzten Unglücksvögel, als die Diener mit ihm hinanſtiegen. Ihre Stimme erfüllte ihn bald mit Entſetzen, bald trieb ihn wieder die Lebenshoffnung, ſie zu verachten. So kam er in der Wohnung ſeiner Gattin an. Die Dienerinnen und Önōne ſelbſt erfüllte der unerwartete Anblick mit Staunen; er aber ſtürzte ſich zu den Füßen ſeines verſchmähten Weibes und rief: „Ehrwürdige Frau, o haſſe mich jetzt nicht in meiner Bedrängnis, weil ich dich einſt unfreiwillig als Witwe zurückließ. Denn ſieh, es waren die unerbittlichen Parzen, die mich Helena entgegengeführt. O wäre ich doch geſtorben, ehe ich ſie in den Palaſt meines Vaters gebracht. Doch jetzt beſchwöre ich dich bei den Göttern und unſerer früheren Liebe, habe Mitleid mit mir und befreie mich von dem quälenden Schmerz, indem du auf meine Wunde die Heilmittel auflegſt, die nach deiner eigenen Weisſagung mich allein zu retten vermögen!"

Aber ſeine Worte erweichten den harten Sinn der Verſtoßenen nicht. „Was kommſt du zu der," ſprach ſie ſcheltend, „die du verlaſſen und dem bitteren Jammer preisgegeben haſt, weil du an Helenas ewiger Jugend dich zu erfreuen hoffteſt? So geh nun und wirf dich ihr zu Füßen, ob ſie dir helfen möge; meine Seele aber hoffe nicht mit deinen Thränen und Klagen zum Mitleid zu ſtimmen!" So ſchickte ſie ihn wieder aus ihrer Behauſung fort, ohne zu ahnen, daß ihr eigenes Schickſal an das ihres Gatten gebunden ſei. Paris ſchleppte ſich, von den Dienern geſtützt und getragen, kummervoll über die Höhen des waldigen Ida hin und Hera vom Olymp herab labte ſich an dem Anblicke. Noch war er nicht an den Abhang des Berges gelangt, als er der giftigen Wunde erlag und ſeinen Geiſt noch auf den Gipfeln des Ida ſelbſt aushauchte, ſo daß ſeine Buhlin Helena ihn nicht wieder erblickte.

Ein Hirte brachte ſeiner Mutter Hekŭba die erſte Kunde von ſeinem traurigen Tode. Ihr wankten die Knie bei der Nachricht und ſie ſank bewußtlos nieder. Priămus aber wußte noch nichts davon, er ſaß klagend am Grabe ſeines Sohnes Hektor und erfuhr nicht, was draußen vorging. Helena dagegen ließ ihren ſtrömenden Klagen bei der Botſchaft ihren Lauf, wiewohl ihr Gemüt wenig davon empfand; denn ſie war nicht ſowohl über den Tod des Mannes betrübt, als über ihre eigene Schuld, an welche ſie ſich jetzt mit Zagen erinnerte.

Unerwartete Reue bemächtigte ſich der Seele Önōnes, die ferne von allen trojaniſchen Frauen auf der Höhe des Ida im einſamen Hauſe lag und der jetzt erſt die Erinnerung an ihre mit Paris in Liebe verlebte Jugend zurückkehrte. Wie das Eis, das auf dem hohen Gebirge ſich in den Wäldern angeſetzt und die Klüfte umher deckt, unter dem lauen Hauche des Weſtwinds wieder ſchmilzt und in ſtrömende Quellen zerfließt: ſo ſchmolz die Härtigkeit ihres Herzens dahin vor dem Kummer; das Herz ging ihr auf und Ströme von Thränen quollen aus ihren lang vertrockneten Augen. Endlich raffte ſie ſich auf, öffnete mit Heftigkeit die Pforte ihres Hauſes und ſtürzte wie ein Sturmwind hinaus. Von Fels zu Fels, über Schluchten und Bergſtröme trugen ſie die flüchtigen Füße durch die Nacht hin. Mitleidsvoll blickte Selene vom blauen Nachthimmel auf ſie herunter. Endlich gelangte ſie an die Stelle des Gebirges, wo der Leichnam ihres Gatten auf dem Holzſtoß flammte und von den Schafhirten des Berges umringt war, die dem Freund und Königsſohn die letzte Ehre erwieſen. Als ihn Önōne erblickte, machte ſie der heftige Schmerz ganz ſprachlos; ſie verhüllte ihr ſchönes Antlitz in die Gewänder, ſprang raſch auf den Scheiterhaufen und ehe die Umſtehenden ſie retten, ja nur beklagen konnten, war ſie mit der Leiche des Gatten ein Opfer der Flammen.

Sturm auf Troja. Während ſich dieſes auf dem Berg Ida ereignete, wurde der Kampf von Seiten beider Heere mit Erbitterung und wechſelndem Erfolge fortgeſetzt. Apollo hauchte dem Änēas, dem Sohne des Anchīſes und dem Eurymăchus, dem Sohne Antēnors, Mut und Stärke ein, daß ſie die Achajer mit großem Verluſte zurückdrängten und Neoptolĕmus nur mit Mühe das Treffen wiederherſtellen konnte. Doch wichen die Trojaner nicht eher, bis Pallas Athene ſelbſt den Griechen zu Hilfe eilte. Nun miſchte ſich auch die Göttin Aphrodite in den Kampf und, um das Leben ihres Sohnes Änēas beſorgt, hüllte ſie dieſen in eine Wolke und entrückte ihn aus der Schlacht.

Aus dieſem unbarmherzigen Kampfe entrannen nur wenige Trojaner, müde und verwundet, in die Stadt. Weiber und Kinder löſten ihnen wehklagend die blutigen Waffen vom Leibe und die Ärzte hatten vollauf zu thun. Auch die Danaer waren vom Kampfe geſchwächt und ermüdet, denn erſt nach langem Zweifel hatte ſich der Sieg ihnen zugewendet. Doch waren ſie am andern Morgen wieder munter und nachdem ſie eine gehörige Wache bei den Verwundeten zurückgelaſſen, zogen ſie luſtig und kriegeriſch von den Schiffen den Mauern Trojas wieder zu und diesmal ging es zum Sturme. Die Griechen hatten ihre Scharen verteilt und eine jede hatte den Angriff auf eines der Thore übernommen. Die Trojaner aber kämpften auf allen Seiten von Mauern und Türmen herab und überall erhob ſich ein gewaltiges Getümmel. An das ſkäiſche Thor wagte ſich zuerſt Sthenĕlus, der Sohn des Kapăneus, mit dem göttergleichen Helden Diomēdes. Über dem Thore aber wehrten der ausdauernde Deïphŏbus und der ſtarke Polītes ſamt vielen Genoſſen die Stürmenden mit Pfeilen und Steinen ab, daß Helme und Schilde von dem Wurfe klangen. Am idäiſchen Thore focht Neoptolĕmus mit allen ſeinen Myrmidonen, die in den Künſten der Beſtürmung wohl erfahren waren. In der Stadt munterten hier die Trojaner Helĕnus und Agēnor auf und kämpften unermüdlich für die teure Heimat. An denjenigen Pforten, die zu der Ebene und zu dem Schiffslager der Griechen führten, waren Eurypȳlus und Odyſſeus in unaufhörlichem Kampfe; von der hochemporragenden Mauer aber hielt ſie durch Steinwürfe der tapfere Änēas entfernt. An dem Gewäſſer des Simois kämpfte unter mannigfaltigen Drangſalen Teucer und ſo andere anderswo. Endlich kam Odyſſeus auf ſeinem Poſten auf den glücklichen Gedanken, ſeine Streiter die Schilde über ihre Häupter gedrängt aneinander emporheben zu laſſen, ſo daß das Ganze wie das gewölbte Dach eines Hauſes erſchien. Unter dieſem Schilddache zogen die Scharen der Danaer, eng geſchloſſen und wie zu einem einzigen Körper vereinigt, daher und furchtlos hörten ſie das Getöſe der zahlloſen Steine, Pfeile und Lanzen, die von der Mauer herab aus den Händen der Trojaner auf die Schilde herab praſſelten, ohne einen einzigen Mann zu verwunden. So nahten ſie ſich, keiner von dem anderen getrennt, wie ein dunkles Winterſturmgewölk den Mauern, der Grund dröhnte unter ihren Tritten, der Staub wallte über ihren Häuptern und unter dem Schilddache tönte vermiſchtes Geſpräch durcheinander, wie Bienengeſumſe in den Körben. Freude erfüllte das Herz der Atriden, als ſie das unerſchütterliche Bollwerk einherziehen ſahen: ſie drängten ihre Krieger alle den Thoren der Veſte entgegen zum Sturmangriff und rüſteten ſich, die Thüren aus den Angeln zu heben, die Thorflügel mit zweiſchneidigen Beilen zu durchbrechen und niederzuwerfen und bei der neuen Erfindung des Odyſſeus ſchien der Sieg unzweifelhaft zu ſein.

Da ſtärkten die Götter, die auf Seiten der Trojaner waren, die Arme des Helden Änēas, daß er einen ungeheuren Stein mit beiden Händen herbeibrachte und voll Wut auf das Schilderdach hinunter ſchleuderte. Dieſer Wurf richtete eine klägliche Niederlage unter den Stürmenden an und ſie ſanken wie Ziegen des Berges, auf die ein losgeriſſener Fels herabrollt, zerſchmettert unter ihren Schilden zu Boden. Änēas aber ſtand auf der Mauer mit ſtrotzenden Gliedern und ſeine Rüſtung funkelte wie der Blitz; neben ihm ſtand unſichtbar in einer dunkeln Wolke der gewaltige Ares, der den Geſchoſſen, die der Held dem Steine nachſendete, die rechte Richtung gab, daß Tod und Entſetzen unter die Reihen der Griechen fuhr. Laut ertönte von den Mauern herab der Ruf des Änēas, der die Seinigen anfeuerte, laut von unten herauf der Ruf des Neoptolĕmus, der die Myrmidonen ermahnte, ſtand zu halten und ſo dauerte hier der Kampf den ganzen Tag fort ohne Erholung und Raſt.

An einer entfernteren Seite der Mauer waren die Griechen glücklicher. Dort ſäuberte der kühne Lokrer Ajax die Zinnen allmählig von Verteidigern, indem er bald mit dem Pfeil einen wegſchoß, bald mit dem Speer einen niederſtieß. Und jetzt erſah ſich ſein tapferer Waffengefährte und Landsmann Alkimedon eine ganz leer gewordene Stelle der Mauer, legte eine Sturmleiter an und ſtieg, auf ſein mutiges Herz und ſeine Jugend vertrauend, voll Kriegsluſt mit behendem Fuße die Stufen empor, den Schild über dem Haupte haltend. So gedachte er den Seinigen den Weg in die Stadt zu bahnen. Aber Änēas hatte aus der Ferne ſein Beginnen beobachtet und als jener nun eben über die Mauer hinweg ſah und zum erſten und letztenmal einen Blick in das Innere der Stadt warf, traf ihn ein Stein, aus der gewaltigen Hand des trojaniſchen Helden geſchleudert, ans Haupt; die Leiter ward zertrümmert unter der Wucht des Stürzenden: wie ein Pfeil, von der Sehne geſchnellt, wirbelte er durch die Luft und hauchte die Seele aus, noch ehe er unten am Boden ankam. Die Lokrer ſeufzten laut auf, als ſie den Zermalmten auf der Erde liegen ſahen. Jetzt faßte Philoktētes den Sohn des Anchīſes, der wie ein reißendes Tier die Mauern entlang tobte, ſich ins Auge und richtete ſein geprieſenes Geſchoß auf ihn. Auch verfehlte er ſein Ziel nicht, ritzte jedoch nur ein wenig das Leder des Schildes und traf dann den Trojaner Menon, der von der Mauer herabfiel, wie ein Wild, das des Jägers Pfeil erreicht hat. Änēas zertrümmerte dafür dem Toxächmes, einem wackern Gefährten des Philoktētes, Haupt und Knochen mit einem Steinwurfe. Grimmig blickte Philoktētes zu dem feindlichen Helden empor und rief: „Änēas! du glaubſt der Tapferſte zu ſein, wenn du, wie ſchwache Weiber, von der Mauer herab deine Feinde mit Steinen bekämpfſt. Wohlan, wenn du ein Mann biſt, ſo komm in der Rüſtung vor die Thore heraus und erprobe deinen Bogen und deine Lanze im Kampfe mit dem mutigen Sohne des Pöas!" Der Trojaner hatte nicht Zeit ihm zu antworten; denn die Verteidigung der Stadt rief ihn nach einer andern Stelle der Mauer, und auch Philoktētes wurde zu neuem raſtloſem Kampfe hinweggeriſſen.

Das hölzerne Pferd. Nachdem nun die Griechen lange erfolglos um Thore und Mauern von Troja gekämpft, und der verſuchte Sturm auf allen Seiten abgeſchlagen worden war, rief der Seher Kalchas eine Verſammlung der vornehmſten Helden zuſammen und redete ſo vor ihnen: „Unterziehet euch nicht ferner den Mühſeligkeiten eines gewaltſamen Kampfes; denn auf dieſem Wege kommt ihr nicht zum Ziele: beſinnet euch vielmehr auf irgend einen Anſchlag, der euren Schiffen und euch ſelber zum Heile gereichen mag. Denn vernehmet, was für ein Zeichen ich geſtern geſchaut habe. Ein Habicht jagt einem Täubchen nach; dieſes aber ſchlüpfte in die Spalten eines Felſen hinein, um ſeinem Verfolger zu entgehen. Lange verweilte dieſer grimmig vor dem Felſenſpalt, aber das Tierchen ging nicht heraus; da verbarg ſich der Raubvogel mit unterdrücktem Unmut ins nahe Gebüſch: und, ſiehe da, jetzt ſchlüpfte das Täublein in ſeiner Thorheit wieder heraus, der Habicht aber ſchießt auf das arme Tier nieder und erwürgt es ohne Erbarmen. Laßt uns dieſen Vogel zum Muſter nehmen, und Troja nicht fürder mit Gewalt zu erobern beſtrebt ſein, ſondern es einmal mit der Liſt verſuchen.“

So ſprach der Seher, aber keinem der Helden, obgleich ſie hin und her ſannen, wollte ein Mittel einfallen, wie dem grauſamen Kriege ein Ziel geſetzt werden könnte; der einzige Odyſſeus kam endlich durch die Verſchmitztheit ſeines Geiſtes auf ein ſolches. „Wiſſet ihr was, Freunde,“ rief er, freudig bewegt durch den glücklichen Einfall: „laßt uns ein rieſengroßes Pferd aus Holz zimmern, in deſſen Verſteck ſich die edelſten Griechenhelden, ſo viele unſer ſind, einſchließen ſollen. Die übrigen Scharen mögen ſich inzwiſchen mit den Schiffen nach der Inſel Tenedos zurückziehen, hier im Lager aber alles Zurückgelaſſene verbrennen, damit die Trojaner, wenn ſie dies von ihren Mauern aus gewahr werden, ſich ſorglos wieder über das Feld verbreiten. Von uns Helden aber ſoll ein mutiger Mann, der keinem der Troer bekannt iſt, außerhalb des Roſſes bleiben, ſich als Flüchtling zu ihnen begeben und ihnen das Märchen vortragen, daß er ſich der frevelhaften Gewalt der Achajer entzogen habe, welche ihn um ihrer Rückkehr willen den Göttern als Opfer ſchlachten wollten. Er habe ſich nämlich unter dem künſtlichen Roſſe, welches der Feindin der Trojaner, der Göttin Pallas Athene, geweiht ſei, verſteckt und ſei jetzt, nach Abfahrt ſeiner Feinde, eben erſt hervorgekrochen. Dies muß er den Befragenden ſo lange zuverſichtlich wiederholen, bis ſie ihr Mißtrauen überwunden haben und ihm zu glauben anfangen. Dann werden ſie ihn als einen bemitleidenswerten Fremdling in ihre Stadt führen. Hier ſoll er darauf hinarbeiten, daß die Trojaner das hölzerne Pferd in die Mauern hineinziehen. Überlaſſen ſich dann unſere Feinde ſorglos dem Schlummer ſo ſoll er uns ein zu verabredendes Zeichen geben, auf welches wir unſern Schlupfwinkel verlaſſen, den Freunden bei Tenĕdos mit einem lodernden Fackelbrande ein Signal geben und die Stadt mit Feuer und Schwert zerſtören wollen.“

Als Odyſſeus ausgeredet, prieſen alle ſeinen erfinderiſchen Verſtand und zumeiſt lobte ihn Kalchas, der Seher, deſſen Sinn der ſchlaue Held vollkommen getroffen hatte. Er machte auf günſtige Vogelzeichen und zuſtimmende Donnerſchläge des Zeus, die ſich vom Himmel herab hören ließen, aufmerkſam, und drängte die Griechen, ſogleich zum Werke zu ſchreiten. Aber da erhub ſich der Sohn des Achilles unwillig in der Verſammlung: „Kalchas,“ ſprach er, „tapfre Männer pflegen ihre Feinde in offener Feldſchlacht zu bekämpfen; mögen die Trojaner, das Treffen vermeidend, von ihren Türmen herab als Feige ſtreiten; uns aber laſſet nicht auf eine Liſt ſinnen oder auf irgend ein anderes Mittel außer offenem Kampfe! In dieſem müſſen wir beweiſen, daß wir die beſſeren Männer ſind!“

So rief er, und Odyſſeus ſelbſt mußte den hochſinnigen Jüngling bewundern; doch erwiderte er ihm: „O du edles Kind eines eben ſo furchtloſen Vaters, du haſt geſprochen, wie ein Held und wackerer Mann. Aber doch konnte dein Vater ſelbſt, der Halbgott an Mut und Stärke, dieſe herrliche Feſte nicht zerſtören. Du ſiehſt alſo wohl, daß Tapferkeit in der Welt nicht alles ausrichtet. Deswegen beſchwöre ich euch, ihr Helden, daß ihr den Rat des Kalchas befolget und meinen Vorſchlag ohne Säumen ins Werk ſetzet!“

Alle anderen Helden gaben dem Sohne des Laërtes Beifall; nur Philoktētes ſtellte ſich auf die Seite des Neoptolĕmus; denn er lechzte noch immer nach Kampf und Schlachtgetümmel und ſein Heldenherz war noch nicht geſättigt. Am Ende hatten die beiden auch den Rat der Danaer zu ſich herübergezogen. Aber Zeus bewegte den ganzen Luftkreis, ſchleuderte Blitz auf Blitz unter krachendem Donner zu den Füßen der widerſtrebenden Helden herab, und gab ſo hinlänglich zu verſtehen, daß ſein Wille ſich mit den Vorſchlägen des Sehers und des Laërtiaden vereinige. So verloren die beiden Helden den Mut, ſich länger zu widerſetzen; und gehorchten, obgleich mit innerlichem Widerwillen.

Nun kehrten alle mit einander zu den Schiffen zurück, und ehe ans Werk gegangen wurde, überließen ſich die Helden dem wohlthätigen Schlafe. Da ſtellte ſich um Mitternacht im Traume Athene an das Haupt des griechiſchen Helden Epëus, und trug ihm als einem kunſtreichen Manne auf, das mächtige Roß aus Balken zu zimmern, indem ſie ſelbſt ihm ihren Beiſtand zu ſchnellerer Vollendung des Werkes verſprach. Der Held hatte die Göttin erkannt und ſprang freudig vom Schlafe auf: alle Gedanken wichen in ſeinem Geiſte dem einen Auftrag, und der Geiſt ſeiner Kunſt bewegte ihm die Seele. Mit Tagesanbruch erzählte er die Göttererſcheinung in der Mitte alles Volkes, und nun ſchickten die Atriden in aller Eile in die waldreichen Thäler des Idagebirges und ließen daſelbſt die hochſtämmigſten Tannen fällen. Dieſe wurden eilig zum Helleſpont hinabgetragen, und viele Jünglinge gingen ans Werk und halfen dem Epëus: die einen zerſägten die Balken, die andern hieben die Äſte von den noch unzerſägten Stämmen, wieder andere thaten anderes. Epëus aber zimmerte zuerſt die Füße des Pferdes; dann den Bauch: über dieſen fügte er den gewölbten Rücken, hinten die Weichen, vorn den Hals; über ihn formte er zierlich die Mähne, die ſich flatternd zu bewegen ſchien; Kopf und Schweif wurden reichlich mit Haaren verſehen, aufgerichtete Ohren an den Pferdskopf geſetzt und gläſerne leuchtende Augen unter der Stirn angebracht; kurz es fehlte nichts, was an einem lebendigen Pferde ſich regt und bewegt. So vollendete er mit Athenes Hülfe das Werk in dreien Tagen, und das ganze Heer bewunderte die Schöpfung des Künſtlers, ſo ausdrucksvoll hatte er Leben und Bewegung nachzubilden gewußt; man meinte jeden Augenblick, jetzt werde das Rieſenpferd zu wiehern anfangen. Epëus aber hob die Hände gen Himmel und betete vor allem Heere: „Mächtige Pallas, erhöre mich, rette dein Pferd und mich ſelbſt, hohe Göttin!“ Und alle Griechen ſtimmten in dieſes Gebet ein.

Die Trojaner waren in der Zwiſchenzeit vom letzten Kampfe an ſcheu hinter ihren Mauern geblieben. Um ſo lauter tobte der Zwieſpalt unter den Göttern ſelbſt jetzt, wo Trojas Verhängnis erfüllt werden ſollte. Sie fuhren in zwei getrennten Haufen, der eine den Griechen günſtig, der andere ihnen abhold, auf die Erde herunter und ſtellten ſich am Fluſſe Xanthus, den Sterblichen unſichtbar, in zwei Schlachtordnungen gegen einander auf. Auch die Meergottheiten ſchloſſen ſich der einen oder der andern Seite an. Die Nerëiden hielten es, als Verwandte des Achilles, mit den Griechen; andere Meergötter waren auf der Seite Trojas, und dieſe empörten die Flut gegen die Schiffe und trieben ſie ans Land gegen das tückiſche Roß. Sie hätten beide zerſtört, wenn das Schickſal es geſtattet hätte. Unter den obern Göttern begann indeſſen der Kampf, und Ares ſtürzte der Athene zum Kampf entgegen. Damit war das Zeichen des allgemeinen Streites gegeben, und die Götter warfen ſich gegenſeitig auf einander: bei jeder Bewegung klirrten die goldenen Rüſtungen und das Meer rauſchte mit ſeinen Wogen darein; unter den Füßen der Unſterblichen bebte die Erde und alle ſchrien laut zuſammen, ſo daß der Schlachtruf der Götter bis zur Unterwelt hinabdrang und die Titanen im Tartarus davor erbebten. Es hatten aber die Himmliſchen ſich zum Kampf eine Zeit erſehen, wo Zeus, der Vater der Götter und Menſchen, fern auf einer Reiſe an den Ocean begriffen war, wohin die Regierung der Erde ihn gerufen. Doch ſeinem ſcharfſichtigen Geiſte entging auch aus der Ferne nichts von dem, was auf der Oberfläche des Erdbodens ſich ereignete. Und ſo wurde er kaum den Götterkampf inne, als er ſchnell von der Flut des Oceans mit ſeinen geflügelten Windroſſen auf dem Donnerwagen, den Iris leitete, in den Olymp zurückkehrte und von dort aus ſeine Blitze unter die kämpfenden Götter warf. Da erbebten die Unſterblichen und hielten inne mit Kämpfen. Themis, die Göttin des Rechts, die allein dem Streite fern geblieben war, trat ein unter die Götter und ſchied ſie von einander, indem ſie ihnen verkündigte, daß Zeus die gänzliche Vernichtung der Himmliſchen beſchloſſen hätte, wofern ſie nicht gehorchten. Jetzt ward den Göttern bange für ihre Unſterblichkeit, ſie unterdrückten die Erbitterung ihrer Herzen und kehrten zurück aus dem Kampfe, die einen zum Olymp, die andern in die Tiefe des Meers.

Das Pferd im griechiſchen Lager war indeſſen in vollkommene Bereitſchaft geſetzt und Odyſſeus erhob ſich in der Verſammlung der Helden. „Jetzt gilt es,“ ſprach er, „ihr Führer des Danaervolks! jetzt beweiſe es, wer wirklich durch Kraft und Mut hervorragt. Denn jetzt iſt's Zeit, in dem Bauche des Roſſes, der uns beherbergen wird, der dunkeln Zukunft entgegen zu gehen! Glaubet mir, es gehört mehr Mut dazu, in dieſen Schlupfwinkel zu kriechen, als dem Tode in offener Feldſchlacht zu trotzen! Darum, wer ſich am tapferſten fühlt, der entſchließe ſich zu dieſem Wageſtück. Die andern mögen vorerſt nach Tenedos ſchiffen! Ein wackerer Jüngling aber bleibe in der Nähe des Pferdes und thue, wie ich geraten habe. Wer will ſich dieſem Auftrag unterziehen?“

Die Helden zögerten. Da trat ein tapferer Grieche, Namens Sinon, auf und ſprach: „Sehet mich bereit, das verlangte Werk zu thun! Mögen mich die Trojaner mißhandeln, mögen ſie mich lebendig ins Feuer werfen: mein Entſchluß ſteht feſt!“ Die Völker jubelten ihm Beifall zu, und mancher alte Held ſprach bei ſich im Herzen: „Wer iſt doch dieſer junge Menſch? Wir haben ſeinen Namen nie gehört; noch keine tapfre That hat ihn ausgezeichnet. Ihn treibt gewiß ein Dämon, entweder den Trojanern oder uns ſelbſt Verderben zu bringen!“ Neſtor aber erhob ſich und ſprach ermunternd zu den Danaern: „Jetzt, liebe Kinder, bedarf es wackern Mutes; denn jetzt legen die Götter das Ziel zehnjähriger Mühſeligkeiten in unſre Hände; darum raſch hinein in den Bauch des Pferdes. Ich ſelbſt fühle noch die jugendliche Kraft in meinem Greiſengliedern, von der ich beſeelt war, als ich mit Jaſon das Argonautenſchiff beſteigen wollte, und es auch beſtiegen hätte, wenn ich nicht von dem Könige Pelias abgehalten worden wäre!"

So rief der Greis und wollte ſich vor allen andern durch die geöffnete Seitenthüre in den Bauch des hölzernen Roſſes ſchwingen; aber Neoptolĕmus, der Sohn des Achilles, beſchwor ihn, dieſe Ehre ihm, dem Jüngling abzutreten, und, ſeines Greiſenalters eingedenk, die Führung der übrigen Griechen nach der Inſel Tenĕdos zu übernehmen. Mit Mühe ließ ſich Neſtor überreden, und nun ſtieg der Jüngling in voller Rüſtung zuerſt in die geräumige Höhle. An ihn ſchloſſen ſich Menelāus, Diomēdes, Sthenĕlus und Odyſſeus, dann Philoktētes, Ajax, Idomeneus, Meriŏnes, Podalirius, Eurymăchus, Antimăchus, Agapēnor, und ſo viele ſonſt noch der Bauch des Roſſes faſſen mochte. Zuletzt ſtieg der Verfertiger des Roſſes, Epēus ſelbſt, hinein. Dann zog er die Leiter zu ſich herauf in die Höhlung, verſchloß dieſelbe von innen feſt, und ſetzte ſich vor den Riegel; die übrigen harrten im Bauche des Roſſes in tiefem Schweigen, und ſaßen in dunkler Nacht zwiſchen Tod und Sieg.

Die andern Griechen aber, nachdem ſie die Zelte und alles Lagergeräte in Brand geſteckt hatten, brachen, von Agamemnon dem Völkerfürſten, und dem Könige Neſtor befehligt, mit den Schiffen auf und ſegelten der Inſel Tenĕdos zu. So war es von den Danaern beſtimmt worden, welche den beiden Helden nicht geſtattet hatten, ſich dem Pferde anzuvertrauen, dem erſten um ſeiner Würde, dem andern um ſeines Alters willen. Vor Tenĕdos warfen ſie die Anker aus, ſtiegen ans Land und ſahen mit ſehnendem Herzen dem Feuerzeichen entgegen.

Die Trojaner bemerkten es bald, wie am Helleſpont der Rauch in die Lüfte emporwirbelte, und als ſie von den Mauern aufmerkſamer nach dem Geſtade hinabſpähten, waren auch die Schiffe der Griechen verſchwunden. Voll Freuden ſtrömten ſie in Scharen dem Ufer zu; doch vergaßen ſie nicht, ſich in ihre Rüſtung zu hüllen; denn ſie waren der Furcht noch nicht ganz los. Als ſie nun auf der Stelle des alten feindlichen Lagers das glatte hölzerne Pferd gewahr wurden, ſtellten ſie ſich ſtaunend rings um dasſelbe her; denn es war ein gar gewaltiges Werk. Während ſie noch darüber ſtritten, was mit dem ſeltſamen Wunderdinge anzufangen ſei, und die einen der Meinung waren, es in die Stadt zu ſchaffen und als Siegesdenkmal für alle Zukunft auf der Burg aufzuſtellen, die andern das unheimliche Gaſtgeſchenk der Griechen in die See zu werfen oder zu verbrennen rieten, einen Rat, welchen die im Bauche des Pferdes eingeſchloſſenen griechiſchen Helden zu ihrer Qual anhören mußten: da trat mit eiligen Schritten Laokōon, der trojaniſche Prieſter des Apollo, in die Mitte des gaffenden Volkes, und rief ſchon von weitem: „Unſelige Mitbürger, welcher Wahnſinn treibt euch? Meinet ihr, die Griechen ſeien wirklich davongeſchifft, oder eine Gabe der Danaer verberge keinen Betrug? Kennet ihr den Odyſſeus ſo? Entweder iſt irgend eine Gefahr in dem Roſſe verborgen, oder es iſt eine Kriegsmaſchine, die von den in der Nähe lauernden Feinden gegen unſere Stadt angetrieben werden wird! Was es aber auch ſein mag, trauet dem Tiere nicht!" Mit dieſen Worten ſtieß er eine mächtige eiſerne Lanze, die er einem neben ihm ſtehenden Krieger entriß, in den Bauch der Maſchine. Der Speer zitterte im Holz und aus der Tiefe tönte ein Wiederhall wie aus einer Kellerhöhle. Aber der Geiſt der Trojaner blieb verblendet.

Während dies vorging, zogen einige Hirten, welche die Neugierde dicht an das hölzerne Pferd herangelockt hatte, unter dem Bauche desſelben den ſchlauen Sinon hervor, und ſchleppten ihn, als einen gefangenen Griechen, vor den König Priămus, und bald ſammelte ſich das trojaniſche Kriegsvolk, das bisher um das Pferd geſtanden hatte, um dieſes neue Schauſpiel. Er aber waffenlos und zagend, ſpielte die Rolle, die ihm von Odyſſeus aufgegeben war. Flehend ſtreckte er die Arme gen Himmel und dann wieder nach den Umſtehenden aus, und rief unter Schluchzen: „Wehe mir, welchem Lande, welchem Meere ſoll ich mich anvertrauen, mich, den die Griechen ausgeſtoßen haben und die Trojaner niedermetzeln werden!" Dieſe Seufzer rührten die Jünglinge ſelbſt, die ihn anfangs als einen Feind gepackt und roh behandelt hatten. Alle Krieger traten teilnehmend herzu und hießen ihn ſagen, wer und woher er ſei, auch guten Mutes ſein, wenn er nichts Feindliches im Schilde führe. Jener ließ die erheuchelte Furcht endlich fahren und ſprach: „Ich bin ein Argiver, das will ich ja nicht läugnen; wenn Sinon auch unglücklich iſt, ſo ſoll er doch nicht zum Lügner werden. Vielleicht habt ihr etwas von dem euböiſchen Fürſten Palamēdes gehört, der von den Griechen auf Odyſſeus Anſtiften abſcheulicher Weiſe geſteinigt wurde, weil er den Feldzug gegen eure Stadt mißriet: als ſein Verwandter zog ich in dieſen Krieg, arm und nach ſeinem Tod ohne Stütze. Und weil ich es wagte, mit Rache für die Ermordung meines Vetters zu drohen, zog ich den Haß des falſchen Laërtiaden auf mich und wurde dieſen ganzen Krieg über von ihm geplagt. Auch ruhte er nicht, bis er mit dem lügneriſchen Seher Kalchas meinen Untergang verabredet hatte. Als nämlich meine Landsleute die oft beſchloſſene und wieder aufgeſchobene Flucht endlich ins Werk ſetzten, und dieſes hölzerne Pferd hier ſchon aufgezimmert ſtand, ſchickten ſie den Eurypȳlus zu einem Orakel des Apollo, weil ſie am Himmel bedenkliche Wunderzeichen beobachtet hatten. Dieſer brachte aus dem Heiligtum des Gottes den traurigen Spruch mit: „„Ihr habt bei eurem Auszuge die empörten Winde mit dem Blut einer Jungfrau verſöhnt: mit Blut müßt ihr auch den Rückweg erkaufen und eine Griechenſeele opfern."" Dem Kriegsvolke lief ein kalter Schauder durch die Gebeine, als es dieſes hörte. Da zog Odyſſeus den Propheten Kalchas mit großem Lärm in die Volksverſammlung und bat ihn, den Willen der Götter zu offenbaren. Fünf Tage lang ſchwieg der Betrüger und weigerte ſich heuchleriſch, einen Griechen für den Tod zu bezeichnen. Endlich, wie gezwungen durch das Geſchrei des Odyſſeus, nennt er meinen Namen. Alle ſtimmten bei, denn jeder war froh, das Verderben von ſeinem eigenen Haupte abgewendet zu ſehen. Und ſchon war der Schreckenstag erſchienen, ich wurde zum Opfer ausgeſchmückt, mein Haupt mit den heiligen Binden umwunden, der Altar und das geſchrotene Korn in Bereitſchaft gehalten. Da zerriß ich meine Bande, entfloh und verſteckte mich, bis ſie abgeſegelt waren, im Schilfrohr eines nahen Sumpfes. Dann kroch ich hervor und ſuchte ein Obdach unter dem Bauch ihres heiligen Roſſes. In mein Vaterland und zu meinen Landsleuten kann ich nicht zurückkehren. Ich bin in eurer Hand, und von euch hängt es ab, ob ihr mir großmütig das Leben ſchenken, oder mir den Tod geben wollt, der mich von der Hand meiner eigenen Volksgenoſſen bedroht hat."

Die Trojaner waren gerührt, Priămus ſprach gütige Worte zu dem Heuchler, hieß ihn die argen Griechen vergeſſen und verſprach ihm eine Zufluchtsſtätte in ſeiner Stadt, wenn er ihnen nur offenbaren wolle, was für eine Beſchaffenheit es mit dem hölzernen Roſſe habe, dem er ſoeben den Beinamen eines heiligen gegeben. Sinon hob ſeine der Feſſeln entledigten Hände gen Himmel und betete mit trügeriſcher Andacht: „Ihr Götter, denen ich ſchon geweiht war, du Altar und du verfluchtes Schwert, das mich bedrohte, ihr ſeid mir Zeugen, daß die Bande, die mich an mein Volk bisher knüpften, zerriſſen ſind, und daß ich nicht frevle, wenn ich ihre Geheimniſſe aufdecke! Von jeher war alle Hoffnung der Danaer in dieſem Kriege auf die Hilfe der Göttin Pallas Athene gebaut. Seitdem aber aus dem Tempel, den ſie bei euch zu Troja hat, ihr Bild, das Palladium, entwendet worden — und zwar, was ihr Trojaner wohl zum erſtenmal erfahret, durch die Hände ſchlauer Griechen, — ging alles rückwärts, die Göttin war erzürnt, und das Glück hatte die Waffen der Danaer verlaſſen. Da erklärte Kalchas, der Seher, auf der Stelle müßte man mit den Schiffen umkehren, um im Vaterlande ſelbſt neue Befehle der Götter einzuholen. Ehe das Palladium an ſeine Stelle zurückgebracht ſei, dürften ſie auf keinen glücklichen Ausgang des Feldzuges hoffen. Dies bewog die Danaer, die Flucht zu beſchließen, welche ſie nun auch wirklich ausgeführt haben. Zuvor aber erbauten ſie noch, auf den Rat ihres Propheten, dieſes hölzerne Rieſenpferd, das ſie als Weihgeſchenk für die beleidigte Göttin zurückließen, um ihren Zorn zu verſöhnen. Dieſe Maſchine ließ Kalchas ſo unermeßlich in die Höhe bauen, wie ihr ſehet, damit ihr Trojaner ſie nicht durch eure Thore führen und in eure Stadt bringen könntet, weil auf dieſe Weiſe der Schutz der Athene euch zu teil werden würde. Wenn hingegen eure Hand ſich an dem geheiligten Pferde, als einem Überbleibſel eurer Feinde, vergriffe — dies war es, was ſie zu hoffen wagten — dann wäre eure und eurer Stadt Verderbnis gewiß. Und in dieſer Zuverſicht gedenken ſie in kurzer Friſt, ſobald ſie zu Argos die Götterbefehle vernommen, zurückzukehren, und hoffen, das Palladium der Göttin eurer eroberten Stadt zurückgeben zu können."

Das Lügengewebe war ſo wahrſcheinlich erſonnen, daß Priămus und alle Trojaner dem Betrüger Glauben ſchenkten; Athene aber wachte über das Geſchick ihrer Freunde, die in dem Roſſe noch immer in banger Erwartung eingeſchloſſen ſaßen und ſeit der Warnung des Laokōon in beſtändiger Todesangſt ſchwebten. Die Helden wurden aus dieſer Gefahr durch ein entſetzliches Wunder befreit. Eben jener Laokōon, der Prieſter des Apollo, hatte nach dem Tode des Poſeidonprieſters auch dieſe Würde durchs Los erhalten und opferte jetzt gerade am Meeresgeſtade dem Gott einen ſtattlichen Stier am Altare. Siehe, da kamen von der Inſel Tenĕdos aus durch die ſpiegelglatte Meerflut zwei ungeheure Schlangen gerudert und nahmen ihren Weg nach dem Ufer: ihre Bruſt und die blutrote Mähne ragten aus dem Waſſer hervor, der übrige Teil ihrer Leiber ringelte ſich unter den Fluten fort. Die See plätſcherte unter ihrer Spur, und jetzt waren ſie am Lande, züngelten und ziſchten und ſahen ſich mit feurigen Augen um. Die Trojaner, die noch immer in Menge um das Roß herum ſtanden, wurden totenblaß und ergriffen die Flucht, die Tiere aber nahmen ihre Richtung nach dem Uferaltare des Meergotts, wo Laokōon mit ſeinen zwei jungen Söhnen beim Opfer beſchäftigt war. Zuerſt wanden ſie ſich um die Leiber der beiden Knaben und bohrten ihren giftigen Zahn in ihr zartes Fleiſch. Als die Verwundeten laut aufſchrien und der Vater ſelbſt ihnen mit gezogenem Schwerte zu Hilfe kommen wollte, ſchlangen ſie ſich mit mächtigen Windungen auch dieſem zwiefach um den Leib und überragten ihn bald mit ihren aufgerichteten Hälſen und ziſchenden Häuptern. Seine Prieſterbinde trof von Eiter und Gift. Vergebens beſtrebte er ſich, die Schlingen mit ſeinen Händen loszumachen, und inzwiſchen entfloh der ſchon getroffene Stier blutig und brüllend vom Altar und ſchüttelte das Beil aus dem Nacken. Laokōon erlag mit ſeinen beiden Kindern den Schlangenbiſſen, und nun ſchlüpften die Tiere in langen Krümmungen dem hochragenden Tempel der Athene zu und bargen ſich dort unter den Füßen und dem Schilde der Göttin.

Das Trojanervolk ſah in dieſem gräßlichen Ereignis eine Beſtrafung der frevelhaften Zweifel ſeines Prieſters. Ein Teil eilte der Stadt zu und riß die Mauern nieder, um dem unheilvollen Gaſte den Weg zu bahnen, ein andrer fügte Räder an die Füße des Roſſes, wieder andere drehten gewaltige Seile aus Werg und warfen ſie dem hölzernen Rieſentier um den Hals. Dann zogen ſie es im Triumphe nach der Stadt; Knaben und Mädchen, die Hand an die Seile gelegt, ſangen in Chören feierliche Hymnen dazu. Als die Maſchine über die erhöhten Thorſchwellen rollte, ſtockte viermal ihr Lauf und viermal dröhnte ihr Bauch wie von Erze. Aber die Trojaner waren fortan mit Blindheit geſchlagen, und führten das Ungeheuer jubelnd auf ihre heilige Burg. Mitten unter der Raſerei der öffentlichen Freude blieb nur das Gemüt und der Geiſtesblick der Seherin Kaſſandra, der gottbegabten Königstochter des trojaniſchen Hauſes, ungetrübt. Nie ſprach ſie ein Wort aus, das nicht erfüllt worden wäre. Aber ſie hatte das Unglück, niemals Glauben zu finden. So hatte ſie auch jetzt unheilvolle Zeichen am Himmel und in der Natur beobachtet und ſtürzte mit flatternden Haaren, vom Geiſte der Weisſagung getrieben, aus dem Königspalaſte hervor: ihre Augen ſtarrten in fieberiſcher Glut, ihr Nacken wiegte ſich hin und her, wie ein Zweig im Windhauche, ſie holte einen tiefen Seufzer aus der Bruſt herauf und rief durch die Gaſſen der Stadt: „Ihr Elenden, ſehet ihr nicht, daß wir die Straße zum Hades hinunterwandeln? daß wir am Rande des Verderbens ſtehen? Ich ſchaue die Stadt mit Feuer und Blut erfüllt, ich ſehe es aus dem Bauche des Roſſes hervorwallen, das ihr mit Jauchzen auf unſere Burg hinaufgeführt habt. Doch, ihr glaubt mir nicht, und wenn ich unzählige Worte ſpräche. Ihr ſeid den Erinnyen geweiht, die Rache an euch nehmen wegen Helĕnas frevelhafter Ehe."

Wirklich wurde die weisſagende Jungfrau nur verlacht oder geſchmäht, und hier und da ſprach einer der Begegnenden zu ihr: „Hat dich denn die jungfräuliche Scham ganz verlaſſen, Kaſſandra, biſt du ganz irre geworden in deinem Geiſte, daß du dich öffentlich auf den Straßen herumtreiben magſt, und nicht ſiehſt, wie die Menſchen dich verachten, thörichte Schwätzerin? Kehre zurück in dein Haus, daß dich nicht Schlimmes treffe!"

Die Zerſtörung Trojas. Die Trojaner überließen ſich die halbe Nacht hindurch der Freude bei Schmaus und Gelage; Syringen und Flöten ertönten, Tanz und Geſang lärmten rings umher und dazwiſchen die bunt durcheinander ſchallenden Stimmen der Schmauſenden. Die Becher wurden einmal über das andere bis zum Rande mit Wein gefüllt, mit beiden Händen erfaßt und leer getrunken, bis die Trinkenden zu ſtammeln anfingen und ihr Geiſt in dumpfe Betäubung verſank. Endlich lagen ſie alle in tiefem Schlafe begraben, und die Mitternacht war herangekommen. Jetzt erhub ſich Sinon, der mit andern Trojanern im Freien geſchmauſt und ſich zuletzt ſchlafend geſtellt hatte, von ſeinem Polſter, ſchlich hinaus zu den Thoren, zündete eine Fackel an und ließ, dem Strande und der Inſel Tenedos zugekehrt, den Schiffen der Griechen zum verabredeten Zeichen, ihren lodernden Brand in die Lüfte wehen. Dann löſchte er ſie wieder, ſchlich ſich zu dem Pferde hin und pochte leiſe an den hohlen Bauch, wie ihn Odyſſeus geheißen hatte. Die Helden vernahmen den Laut; alle aber kehrten ihre Häupter lauſchend dem Odyſſeus zu: dieſer ermahnte ſie, leiſe und mit aller möglichen Vorſicht auszuſteigen; er hielt die Ungeduldigſten zurück, öffnete ganz leiſe, nach dem Rate des Epēus, den Riegel der Thüre, ſtreckte den Kopf ein wenig hinaus, und ſandte ſeine ſpähenden Blicke allenthalben umher, ob nicht einer der Trojaner erwacht ſei. Dann, wie ein heißhungriger Wolf ſachte zwiſchen Hirten und Hunden hindurch in den Pferch ſchleicht, ſtieg er die Sproſſen der Leiter herab, die Epēus zugleich mit dem Pferde verfertigt und jetzt herunter gelaſſen hatte, und ein Held um den andern folgte ihm mit klopfendem Herzen. Als die Höhlung des Roſſes ſich ganz entleert hatte, ſchüttelten ſie ihre Lanzen, zogen ihre Schwerter, und verbreiteten ſich durch die Straßen und in die Häuſer der Stadt. Ein gräßliches Gemetzel entſtand unter den ſchlaftrunkenen und berauſchten Trojanern; Feuerbrände wurden in ihre Wohnungen geſchleudert und bald loderten die Dächer über ihren Häuptern. Zu gleicher Zeit trieb ein günſtiger Fahrwind die Flotte der Griechen, die auf Sinons Fakelzeichen von Tenedos aufgebrochen war, in den Hafen des Helleſpontes; und bald ſtürzte ſich das ganze Heer der Danaer durch die breite Mauerlücke, durch welche Tags zuvor das Roß hineingezogen worden war, in die Stadt, von Kampfbegierde ſchnaubend. Jetzt erſt erfüllte ſich die eroberte Stadt recht mit Trümmern und Leichnamen, Halbtote und Verſtümmelte krochen zwiſchen den Leichen umher, nur hier und dort ward noch einem aufrecht Fliehenden die Lanze in den Rücken geſtoßen. Das winſelnde Heulen geängſteter Tiere ſcholl in den Straßen und miſchte ſich ins Stöhnen der Verwundeten und in die Wehklage der jammernden Frauen und unmündigen Kinder.

Doch war der Kampf für die Griechen ſelbſt auch nicht unblutig; denn obgleich die meiſten Feinde waffenlos waren, ſo wehrten ſie ſich doch, ſo gut ſie konnten. Die einen ſchleuderten Becher, die andern Tiſche, noch andere friſch von dem Herde genommene Feuerbrände auf die eingedrungenen Danaer; andere waffneten ſich mit Bratſpießen, Beilen und Streitäxten, was ihnen gerade unter die Hände kam; und ſo ſtießen die Griechen ſelbſt, während ſie mit Feuer und Schwert in der Stadt wüteten auf genug Tote und Sterbende der Ihrigen. Manche zerſchmetterte auch ein Steinwurf von den Dächern, andere wurden von den Flammen der brennenden Häuſer ergriffen, oder von zuſammenſtürzenden zermalmt. Und als ſie endlich die Burg des Priămus ſelbſt ſtürmten, in welche ſich viele Trojaner geflüchtet, und wo ſich dieſe mit Rüſtungen, Lanzen und Schwertern verſehen hatten, kamen ihrer viele im ordentlichen Kampfe durch die Hand der Feinde, die ſich verzweifelt verteidigten, ums Leben.

Während des Kampfes wurde es in der Stadt mitten in der Nacht immer heller, denn der wachſende Brand der Häuſer und Paläſte und die vielen Fackeln, die hier und dort von den Achajern geſchwungen wurden, leuchteten dem Kampfe; dadurch wurde aber auch dieſer immer ſicherer und erbitterter; denn die Sieger fürchteten ſich nicht mehr, den befreundeten Mann mit dem Feinde zu verwechſeln, und nun traf ihr Racheſchwert erſt recht mit Auswahl die edelſten Helden der Trojaner. Diomēdes ſchlug zum Tode den Koröbus, den Sohn des gewaltigen Mygdon, indem er ihm die Lanze in den Schlund ſtieß; dann den Eidam des greiſen Trojaners Antēnor, den gewaltigen Speerſchwinger Eurydămas. Hierauf kam ihm Ilioneus, einer der älteſten Troer, entgegen; dieſer ſank vor dem gezückten Schwerte des griechiſchen Helden in die Knie, und mit der einen Hand ſein eignes Schwert emporhebend, mit der andern das Knie des Siegers umfaſſend, rief er mit bebender Stimme: „Wer du auch ſeieſt von den Argivern; laß von deinem Zorne! kann ja dem Manne nur der Sieg über den Jüngeren, Kräftigeren Ruhm bringen! Darum, ſo gewiß du ſelbſt dereinſt ein Greis werden willſt, ſchone des Greiſen!" Einen Augenblick hielt Diomēdes ſein Schwert zurück und beſann ſich, dann aber ſtieß er es dem Gegner in die Kehle, mit den Worten: „Freilich hoffe auch ich mich des Alters zu freuen; jetzt aber brauche ich meine Kraft und ſende alle meine Feinde zum Hades!" So ging er hin und erſchlug noch einen nach dem andern. Auf gleiche Weiſe wüteten Ajax der Lokrer und Idomeneus. Neoptolĕmus aber ſuchte ſich die Söhne des Priămus aus und tötete ihrer drei, dazu den Agēnor, der einſt mit ſeinem Vater Achilles den Kampf gewagt hatte. Endlich ſtieß er auf den König Priămus ſelbſt, der an einem unter freiem Himmel errichteten Altare des Zeus in Gebeten lag. Gierig zückte Neoptolĕmus ſein Schwert und Priămus blickte ihm furchtlos ins Auge: „Töte mich," rief er, „Kind des tapfern Achilles: nachdem ich ſo vieles ertragen, und faſt alle meine Kinder ſterben ſah, wie möchte ich länger das Licht der Sonne ſchauen? O hätte mich ſchon dein Vater getötet! So labe denn du dein mutiges Herz an mir, und entrücke mich allem Kummer!" — „Greis," erwiderte Neoptolĕmus, „du ermahnſt mich zu dem, wozu mich mein eigenes Herz antreibt!" Und damit trennte er leicht das Haupt des ergrauten Greiſes vom Rumpfe, wie ein Schnitter in der Sommerhitze die Ähre auf dem trocknen Saatfelde abmäht: es rollte zu Boden weit hin und der Rumpf lag mit andern trojaniſchen Leichen vermiſcht. Grauſamer noch verfuhren die gemeinen Krieger des griechiſchen Heeres: ſie hatten im Palaſte des Königs den Aſtyanax aufgefunden, Hektors zarten Sohn, riſſen ihn aus den Armen der Mutter und ſchleuderten ihn, aus Haß gegen Hektor und ſein Geſchlecht, von der Zinne eines Turmes hinab. Als er der Mutter entriſſen wurde, rief dieſe den Räubern entgegen: „Warum ſtürzet ihr nicht auch mich von der ſchrecklichen Mauer herab, oder in die lodernden Flammen? Seit mir Achilles den Gatten getötet, lebte ich nur noch in unſerm Kinde; befreit auch mich von der Qual eines längeren Lebens!" Aber die Mörder erhörten ſie nicht und gingen davon.

So fand ſich der Tod bald in dieſem Hauſe ein, bald in jenem, und nur ein einziges verſchonte er. Dies war die Wohnung des greiſen Trojaners Antēnor, der einſt den Menelāus und Odyſſeus, als ſie nach Troja gekommen waren, am Leben erhalten und gaſtfreundlich bewirtet hatte. Dafür ſchenkten ihm jetzt die Danaer dankbar Leben und Beſitztum.

Änēas, der herrliche Held, der jüngſt noch mit unverwüſtlicher Kraft beim Sturme der Stadt von den Mauern herabgekämpft hatte, als er Troja brennen ſah, und nach langer vergeblicher Gegenwehr dem Feinde, den er auch jetzt ſeinen Sieg teuer bezahlen ließ, weichen mußte, handelte, wie ein mutiger Schiffer im Sturm, der, nachdem er das Schiff lange gelenkt, endlich das hoffnungslos Verlorene den Wellen überläßt, und ſich in ein Boot rettet. Er nahm den Vater Anchiſes auf die breiten Schultern, ſeinen Sohn Askanius an die Hand, und eilte davon. Der Knabe drängte ſich dicht an den Vater und ſtreifte mit den Füßen kaum die Erde; Änēas aber ſprang mit ſchnellem Fuß über unzählige Leichen hinweg, indem er den Sohn auf den beſſeren Wege leitete; und Aphrodīte, ſeine Mutter, war mit ihm; denn wohin er ſeinen Fuß ſetzte, wichen ihm die Flammen aus, die Rauchwolken zerteilten ſich, Pfeile und Wurfſpieße, welche die Danaer gegen ihn ſchleuderten, fielen, ohne zu treffen, auf die Erde nieder.

An andern Stellen raſte der Mord. Menelāus fand vor den Gemächern ſeiner treuloſen Gemahlin Helena den Deïphŏbus, den Sohn des Priămus, der ſeit Hektors Tode die Stütze des Hauſes und Volkes war, und welchem, nach dem Tode des Paris, Helena als Gemahlin zu teil geworden war, noch in die Betäubung des nächtlichen Freudengelages verſenkt. Bei ſeiner Annäherung taumelte dieſer vom Boden auf und flüchtete in die Gänge des Palaſtes. Menelāus aber ereilte ihn, und ſtieß ihm den Speer in den Nacken. „Stirb du vor der Thür meiner Gattin," rief er mit donnernder Stimme: „hätte doch meine Lanze den Unheilſtifter, den Paris, alſo getroffen! Nun iſt dieſer ſchon längſt geſchlachtet; und du ſollteſt dich meiner Gattin erfreuen, du Frevler? Wiſſe, daß kein Verbrecher dem Arme der Themis, der Göttin der Gerechtigkeit, entgeht!" So ſprechend, ſtieß Menelāus den Leichnam auf die Seite, und ging hin, den Palaſt zu durchforſchen; denn ſein Herz, von widerſtreitenden Empfindungen bewegt, begehrte nach Helena, ſeiner Gemahlin. Dieſe hielt ſich, vor dem Zorn ihres rechtmäßigen Gatten zitternd, in einem dunkeln Winkel des Hauſes verborgen, und erſt ſpät gelang es ihm, ſie zu entdecken. Bei ihrem erſten Anblicke trieb ihn die Eiferſucht, ſie zu ermorden: aber Aphrodīte, die ſie mit holdem Liebreize geſchmückt, ſtieß ihm das Schwert aus der Hand, verſcheuchte den Grimm aus ſeiner Bruſt und erweckte in ſeinem Herzen die alte Liebe. Es war ihm unmöglich, bei dem Anblicke ihrer überirdiſchen Schönheit das Schwert aufs neue zu erheben; die Stärke brach ihm zuſammen, und einen Augenblick vergaß er alles, was ſie verſchuldet hatte. Da hörte er die den Palaſt durchtobenden Argiver hinter ſich, und ein Gefühl der Scham ergriff ihn, indem er bedachte, daß er vor ſeinem treuloſen Weibe nicht wie ein Rächer, ſondern wie ein Sklave daſtehe. Wider Willen raffte er das Schwert, das er auf die Erde geworfen, wieder auf, bezwang ſeine Neigung, und drang von neuem auf die Gattin ein. Doch im Herzen war es ihm nicht Ernſt, und willkommen erſchien ihm daher ſein Bruder Agamemnon, der, plötzlich hinter ihm ſtehend, die Hand auf ſeine Schulter legte und ihm zurief: „Laß ab, lieber Bruder Menelāus! es ziemt ſich nicht, daß du dein eheliches Weib, um welches wir ſo viele Leiden erduldet haben, erſchlageſt! Laſtet doch die Schuld weniger auf Helena, wie mir däucht, als auf Paris, welcher ſo ſchnöde das Gaſtrecht gebrochen hat. Dieſer aber, ſein ganzes Geſchlecht, ſein ganzes Volk ſind ja jetzt beſtraft und vernichtet!" So ſprach Agamemnon, und Menelāus gehorchte ihm zögernd, aber mit Freuden.

Während dies auf Erden vorging, beklagten die Unſterblichen, in dunkle Wolken eingehüllt, den Fall Trojas. Nur Hera, die Todfeindin der Trojaner, und Thetis, die Mutter des frühe dahingeſunkenen Achilles, jauchzten im Herzen vor Luſt auf. Pallas Athene ſelbſt, der doch durch Trojas Untergang ihr Wille geſchehen war, konnte ſich der Thränen nicht enthalten, als ſie ſah, wie Ajax, der wilde Sohn des Oïleus, in ihrem Heiligtum es wagte, die fromme Kaſſandra, ihre Prieſterin, die ſich in Athenes Tempel geflüchtet hatte, und ihre Bildſäule ſchutzflehend umarmt hielt, mit rohen Händen anzutaſten und ſie an den Haaren zerrend herauszuſchleppen. Zwar durfte die Göttin die Tochter ihrer Feinde nicht unterſtützen; aber die Wangen glühten ihr vor Scham und vor Zorn; ihr Bildnis gab einen Ton, der Boden ihres Heiligtums dröhnte, und den Blick vom Frevel abgekehrt, ſchwur ſie in ihrem Herzen, die Miſſethat zu rächen.

Lange noch dauerte der Brand und das Gemetzel. Die Flammenſäule Trojas ſtieg hoch in den Äther hinauf und verkündete den Untergang der Stadt den Bewohnern der Inſeln und den Schiffen, die hin und her das Meer befuhren.

Menelāus und Helĕna. Polyrena. Bis zum Morgen waren ſämtliche Bewohner der Stadt niedergemacht oder gefangen. Die Danaer fanden nirgends mehr Widerſtand, konnten ſich der unermeßlichen Schätze der Stadt nach Behagen bemächtigen und brachten ihre Beute, aus Gold, Silber, Edelgeſteinen, mannichfaltigem Hausrat, gefangenen Weibern, Mädchen und Kindern beſtehend, an den Strand zu ihren Schiffen. Mitten unter dieſer Schar führte Menelāus ſeine Gemahlin Helĕna, nicht ohne Scham, und doch im Herzen zufrieden über ihren wiedererlangten Beſitz, aus dem brennenden Troja hinweg. Ihm zur Seite ging Agamemnon, ſein Bruder, mit der hohen Kaſſandra, die er den wilden Armen des Ajax entriſſen hatte; Hektors Gattin, Andromache, wurde vom Sohne des Achilles, Neoptolĕmus, fortgeführt; Hekŭba, die Königin, die mühſam wandelte, und unter lautem Jammer ihr graues, mit Aſche beſtreutes Haar ausraufte, ſchleppte Odyſſeus in die Gefangenſchaft. Unzählige Frauen der Trojaner folgten, junge und alte, hinter ihnen Mädchen und Kinder, und vermiſcht gingen die Mägde mit den Fürſtentöchtern: den ganzen Weg entlang hallte Jammer und Schluchzen. Nur Helĕna ſtimmte nicht mit ein in die Klage, denn tiefes Schamgefühl hielt ſie ab; ſie heftete die dunkeln Augen auf den Boden, und ihre Wangen färbte ein flammendes Rot. Im Innerſten ihres Buſens aber bebte ihr das Herz und eine entſetzliche Furcht ergriff ſie, wenn ſie an das Schickſal dachte, das ihrer bei den Schiffen wartete; Todesbläſſe überzog ihre eben noch purpurroten Wangen, ſchnell zog ſie den dichten Schleier über das Haupt und wandelte zitternd an der Hand des Gatten.

Aber als ſie bei den Schiffen angelangt waren, ſtaunten alle Danaer über die liebliche Schönheit der untadelhaften Geſtalt, und ſagten bei ſich ſelbſt, daß es wohl der Mühe wert geweſen ſei, dem Völkerhirten Menelāus um eines ſolchen Kampfpreiſes willen vor Troja zu folgen, und dort zehnjährige Mühſeligkeiten und Gefahren auszuhalten. Und keinem kam in den Sinn, Hand an das ſchöne Weib zu legen; ſie ließen ihrem Führer den friedlichen Beſitz der Gattin, und das Herz des Fürſten Menelāus ſelbſt hatte Aphrodite längſt zur Verzeihung geſtimmt.

Bei den Schiffen herrſchte jauchzende Luſt: alle Helden lagerten beim fröhlichen Mahle umher, in der Mitte ſaß ein des Cytherſpiels kundiger Sänger, und rief dem Heere die Thaten ſeines größten Helden, des Achilles, in das Gedächtnis zurück. So dauerte die Fröhlichkeit bis in die Nacht; dann brachen ſie auf, ein jeglicher in ſein Zelt.

Als nun Helĕna mit ihrem Gemahl Menelāus allein in ſeinem Feldherrnzelte war, warf ſie ſich ihm zu Füßen, umfaßte ſeine Knie und ſprach: „Ich weiß wohl, daß du ein Recht hätteſt, deine treuloſe Gattin mit dem Tode zu beſtrafen! Aber bedenke, edler Gemahl, daß ich deinen Palaſt zu Sparta nicht freiwillig verlaſſen habe; gewaltſam entführte mich der trügeriſche Paris, als du eben abweſend vom Hauſe wareſt und mir deinen männlichem Schutz nicht angedeihen laſſen konnteſt. Und als ich ſelbſt Hand an mich zu legen gedachte, und den Strick um meinen Hals zu winden, oder mir das Schwert in den Buſen zu ſtoßen, da hielten mich die Dienerinnen des Hauſes zurück, und beſchworen mich, deiner ſelbſt und unſeres blühenden kleinen Töchterleins eingedenk zu ſein! Thue nun nach deinem Willen mit mir; ich liege als Reumütige und Schutzflehende zugleich zu deinen Füßen!"

Menelāus hob ſie liebreich vom Boden auf und antwortete mit verſtändiger Mäßigung: „Denke nicht länger an das Vergangene, Helĕna, und ängſtige dich nicht mit überflüſſiger Furcht: was geſchehen iſt, ſei in die Nacht der Vergangenheit verſenkt, und keines früheren Fehlers hinfort von mir gedacht." Damit ſchloß er ſie in ſeine Arme und drückte ihren Lippen den Kuß der Verſöhnung auf. Aus beider Wimpern rollte die Thräne ſüßer und wehmütiger Rührung.

Neoptolĕmus, der Sohn des Achilles, lag um dieſe Stunde ſchon in tiefem Schlafe. Da trat zu ihm im Traume an ſein Zeltlager der Geiſt ſeines hohen Vaters, ganz, wie er einſt im Leben war, der Schrecken der Trojaner und die Freude der Griechen, küßte dem Sohne Bruſt, Mund und Augen, und ſprach: „Gräme dich nicht im Gemüte, lieber Sohn, daß ich geſtorben bin, denn ich lebe jetzt in der Gemeinſchaft mit den ſeligen Göttern; ſondern nimm dir fröhlich deinen Vater zum Beiſpiel im Kampfe wie im Rat: im Kampf ſei immer der erſte; in der Ratsverſammlung aber ſchäme dich nicht, den weiſen Worten älterer Männer dich nachgiebig zu zeigen. Im übrigen ſtrebe dem Ruhme nach, wie dein Vater gethan, freue dich des Glückes und betrübe dich nicht zu ſehr im Unglück; an meinem frühen Fall aber erkenne, wie nahe die Pforten des Todes dem Sterblichen ſind; denn das ganze Menſchengeſchlecht gleicht den Frühlingsblumen: die einen wachſen, die andern vergehen. Nun aber ſage dem Völkerfürſten Agamemnon, ſie ſollen das Beſte und Edelſte von der ganzen Beute mir opfern, damit mein Herz ſich auch am Untergange Trojas laben könne, und zu meiner Zufriedenheit im Olymp nichts fehle!"

Nachdem er ſeinem Sohne dieſen Befehl erteilt hatte, verſchwand der ſelige Geiſt aus dem Traume des Neoptolĕmus wie ein flüchtiger Hauch des Windes. Dieſer erwachte und ſeinem freudig bewegten Gemüte war, als hätte er mit dem lebendigen Vater fröhlichen Umgang gepflogen. Am andern Morgen ſprangen die Danaer ungeduldig von ihrem Lager auf; denn die Sehnſucht nach der Heimkehr bemächtigte ſich ihres Sinnes, und gerne hätten ſie augenblicks die Schiffe ins Meer gezogen, wenn der Sohn des Peliden nicht unter das verſammelte Volk getreten wäre, und ihren Eifer durch ſeine Anrede gehemmt hätte.

„Höre, Volk der Danaer," rief er mit ſeiner jugendlichen Kraftſtimme, „was in dieſer Nacht der Geiſt meines unſterblichen Vaters, der mich im Traume beſucht hat, mir aufgetragen, euch zu verkündigen: Ihr ſollet das edelſte und beſte der trojaniſchen Beute ihm opfern, damit ſich ſein Herz am Untergange der verhaßten Stadt auch ſättigen könne, und er des Siegerpreiſes nicht verluſtig gehe. Eher ſollt ihr dieſen Strand nicht verlaſſen, bis ihr die heilige Pflicht gegen den Toten erfüllt habt, dem ihr doch eigentlich die Eroberung Trojas verdanket. Denn ohne daß Hektor beſiegt worden, wäret ihr nimmermehr ſo weit gekommen!"

Ehrerbietig beſchloſſen die Danaer, den Willen ihres verſtorbenen

Helden zu befolgen und Poſeidon, aus Liebe zu dem Peliden, regte die Flut zu mächtigem Sturme auf, ſo daß das Meer in turmhohen Wellen aufbrauſte, und die Griechen, auch wenn ſie es gewollt hätten, nicht imſtande geweſen wären, den Strand zu verlaſſen. Als die Völker aber die empörte See erblickten und ſtürmen hörten, da flüſterten ſie ſich gegenſeitig zu: „Ja, wahrhaftig ſtammte Achilles vom höchſten Zeus ab; denn ſehet ihr, wie ſich die Elemente mit ſeinen Befehlen verbünden!" Und ſo zeigten ſie ſich nur noch williger, dem Gebote des Hingeſchiedenen zu gehorchen und ſtrömten zu Haufen dem Grabmahle des Helden, das den Meeresſtrand hoch überragte, zu.

Nun entſtand aber die Frage: was ſoll geopfert werden, und was iſt das beſte und edelſte der ganzen Beute Troja's? Jeder Grieche brachte unweigerlich ſeine Beute an Schätzen und Gefangenen herbei. Als man aber alles muſterte, da erbleichte Gold, Silber, Edelſtein ſamt allen Schätzen vor der himmliſchen Schönheit der Jungfrau Polyxēna, der gefangenen Tochter des Königs Priămus, und nur ein Ruf ging durch das ganze Heer der Griechen, daß ſie das beſte und edelſte von der ganzen trojaniſchen Beute ſei. Die Jungfrau, als aller Blicke ſich auf ſie richteten, erbleichte nicht, obgleich ihr der laute Jammerſchrei ihrer Mutter Hekŭba, der ſich jetzt aus dem Haufen der Gefangenen erhob, durch das Tochterherz ſchnitt. Polyxena hatte den herrlichen Helden Achilles manchesmal von den Mauern herab im Kampfe erblickt, und obgleich er ein Feind ihres Volkes war, ſo hatte ſeine göttliche Geſtalt und ſeine herrliche Heldenkraft ihr doch das Innerſte bewegt. Ja, auch Achilles, ſo ging die Sage, habe, als er einſt im Kampfe bis dicht vor die Thore der belagerten Stadt gedrungen, die holdſelige Jungfrau auf den Zinnen der Mauer erblickt, und ihm ſei das Herz in Neigung zu ihr entbrannt, daß er ausrief: „Priămus Tochter, würdeſt du mir zuteil, wer weiß, ob ich deinem Vater nicht den Frieden mit den Danaern zuwege zu bringen mich anheiſchig machen wollte!" Zwar reute den Helden das Wort, ſo wie es der Zunge entflohen war; denn ihm fiel ein, was er Griechenland ſchuldig ſei. Aber Polyxena, ſo erzählte das Gerücht, habe die Worte ſich tief ins Herz gefaßt, und ſeitdem in geheimer Liebe für den Feind ihres Volkes gebrannt.

Sei dem, wie ihm ſei: die Jungfrau erblaßte nicht, als aller Blicke, auf ſie gerichtet, nur ſie als das Opfer bezeichneten, das als der edelſte Teil der trojaniſchen Beute dem größten Helden dargebracht zu werden allein würdig wäre. Der Altar vor dem Denkmale des Peliden ſtand aufgerichtet und es fehlte nicht an Opfergeräten aller Art. Da ſprang die Königstochter aus der Schar der gefangenen Frauen hervor, ergriff einen ſcharf geſchliffenen Stahl, der unter den andern Gerätſchaften bereit lag und, wie ein Opfer vor dem Altare ſtehend, ſtieß ſie ſich den Dolch, ohne ein Wort zu ſprechen, ins Herz, und ſank, ohne einen Seufzer aus der Bruſt, zu Boden.

Ein Schrei der Wehklage ließ ſich aus dem ganzen Argiverheere vernehmen. Hekŭba, die greiſe Königin, warf ſich laut weinend auf die Leiche der Tochter, und von neuem hallte das laute Schluchzen unter der Schar der gefangenen Trojanerinnen.

In dem Augenblicke, wo Polyxena zuſammenſank und der purpurne Blutſtrahl ihr aus der durchbohrten Bruſt drang, wurde das Meer ruhig, und ſeine Wellen ebneten ſich in ſpiegelglatte Fläche. Neoptolēmus eilte voll Mitleid herbei, half die geopferte Jungfrau vom Altare wegbringen, und ſorgte dafür, daß ſie mit königlichen Ehren beſtattet wurde. In der Verſammlung der Argiver aber erhub ſich Neſtor und ſprach herzerfreuende Worte: „Endlich," rief der Greis, „ihr lieben Landsleute, iſt die erlaubte Stunde der Heimkehr genaht; der Beherrſcher des Meeres hat die Wogen gebändigt, nirgendsher erhebt ſich die Flut; Achilles iſt zufrieden geſtellt; er nimmt das Opfer Polyxenas an. Auf denn, laſſet uns ernſtlich an den Aufbruch denken und ziehet die Schiffe ins Meer!"

Abfahrt von Troja. Ajax des Lokrers Tod. Unter Jubelruf geſchah, wie Neſtor geraten hatte; die Schiffe wurden fertig gemacht, ſämtliche Güter an Bord gebracht, die Gefangenen zuerſt, weinend und wehklagend, eingeſchifft, alsdann folgten die Danaer ſelbſt. Nur der Seher Kalchas ſchloß ſich ihnen nicht an, ermahnte ſie vielmehr, die Fahrt noch nicht zu beginnen; denn ſein wahrſagender Geiſt ließ ihn ein großes Unglück ahnen, das die Griechen an den kaphariſchen Felſen bedrohe, welche ein Vorgebirge der Inſel Euböa umgaben, an dem die Flotte auf ihrer Heimkehr nach Griechenland vorüberſegeln mußte. Aber ihm folgte keiner: das Verlangen nach der ſüßen Heimat hatte alle Herzen bethört; endlich zog Amphilŏchus, der Sohn des berühmten Sehers Amphiarāus, den der Boden vor Theben verſchlungen hatte, den Fuß, den er ſchon ins Schiff geſetzt hatte, zurück. In ſeinem Geiſte dämmerte die Sehergabe ſeines Vaters auf und er wurde ſich gleicher Ahnung bewußt, wie Kalchas. So blieb er bei dieſem zurück. Ihnen beiden war vom Schickſal beſtimmt, das griechiſche Heimatland nicht wieder zu erblicken, ſondern ſie ſollten in den ciciliſchen und pamphyliſchen Städten Kleinaſiens ſich ihre Wohnſitze gründen.

Alle andern Achajer löſten indeſſen die Taue, mit welchen die Schiffe ans Land gebunden waren, und hoben eilig die Anker empor. Bald umſpülte das freie Meer die Dahinſegelnden. Auf den Vorderteilen der Schiffe lagen überall Waffen erſchlagener Feinde; unzählige Siegeszeichen hingen von den Maſten herab; die Schiffe ſelbſt waren bekränzt; Blumenkronen hatten ſich die Sieger um Schilde, Lanzen und Helme geflochten; ſo ſtanden ſie auf den Vorderdecken und goſſen Trankopfer goldenen Weines ins Meer, indem ſie voll Inbrunſt zu den Göttern um eine Zurückkunft flehten, mit der ihnen kein Unheil verbunden wäre. Aber ihr Gebet war nichtig; Luft und Winde trugen es fort von den Schiffen und zerſtreuten es in die Lüfte, bevor es ſich in den Olymp emporſchwingen konnte.

Wie die Helden nun voll Hoffnung und Sehnſucht vorwärts blickten, ſo ſchauten die gefangenen trojaniſchen Frauen und Jungfrauen mit bekümmerten Herzen rückwärts nach dem rauchenden Troja und verſtohlener Weiſe ſeufzten und weinten ſie den verhaltenen Schmerz aus. Die Mädchen hatten die Hände in den Schoß gefaltet, die jungen Frauen hielten Kinder in den Armen. Dieſe aber dachten nur an die Mutterbruſt und fühlten ihr Unglück noch nicht. In der Mitte anderer Gefangenen ſtand Kaſſandra, und ihr edler Wuchs ragte hoch über die andern hervor. Aber ihr Auge war thränenlos und ſie ſpottete der Klage, die rings um ſie her ertönte; denn jetzt war geſchehen, was ſie geweiſſagt hatte, und worüber ſie von den Jammernden verlacht worden war. Nun höhnte wohl ihr Mund die Mitgefangenen, aber ihr Herz blutete heimlich über dem Unglücke der zerſtörten Vaterſtadt.

Unter den Trümmern Trojas irrten wenig übriggebliebene Einwohner, ſchwache Greiſe oder verwundete Männer, Antēnor an ihrer Spitze, einher. Dieſer führte ſie zu dem ſchmerzlichen Werke der Leichenbeſtattung an, das nur langſam vor ſich ging; denn der Toten waren ſo viele und der Lebenden ſo wenige. Dieſe wenige bauten an einem unermeßlichen Holzſtoße, und als er fertig war, legten ſie alle Leichen der ihrigen mit einander darauf und zündeten den Scheiterhaufen unter Thränen und Wehklagen an. Die Danaer hatten indeſſen bald das Grabmal des Achilles und die trojaniſche Küſte im Rücken. Obwohl ſie aber immer fröhlicheren Mutes wurden, miſchte ſich doch auch die Wehmut in ihre Freude, wenn ſie an die vielen gefallenen Freunde dachten. Eine Küſte und eine Inſel um die andere flog an ihrem Blicke vorüber: Tenĕdos, Chryſa, das Orakel des Phöbus, die heilige Cilla, Lesbos das Eiland, das Vorgebirge Lektos, endlich der äußerſte Vorſprung des Gebirges. Die Winde ſauſten in die Segel, die Flut rauſchte, ſchwarz rollten die Wellen daher und weiß dehnte ſich über das Meer hin ihr ſchäumender Pfad, wenn ſie an den Schiffen ſich gebrochen hatten.

Die Sieger hätten auch wirklich die Küſte Griechenlands glücklich erreicht, wenn nicht Pallas Athene über der Unthat des Lokrers Ajax ihnen gegrollt hätte. Als ſie nun an die ſtürmiſche Küſte von Euböa gelangt waren, ſann die Göttin darauf, dem Sohne des Oïleus ein trauriges, unbarmherziges Los zu bereiten. Sie hatte dem Göttervater im Olymp den Frevel geklagt, den er in ihrem eigenen Tempel an ihrer Prieſterin Kaſſandra begangen hatte, und begehrte Rache an dem Verbrecher zu nehmen. Und Zeus, der Verwalter der Gerechtigkeit auf Erden, ſetzte ſich ihren Wünſchen nicht entgegen; er legte vielmehr neben die Jungfrau die friſcheſten Donnerkeile der Cyklopen, die eben aus der Eſſe gekommen waren, und erlaubte ſeiner Tochter, den Griechen einen verderblichen Sturm zu erregen. Alsbald waffnete ſich Athene, legte den ſchimmernden Ägispanzer an, in deſſen Mitte das Gorgonenhaupt mit den feurigen Schlangenhaaren ſtarrte, und faßte eines der Geſchoſſe des Vaters, die zu ihren Füßen lagen, wie es außer dem großen Zeus ſonſt kein Gott aufzuheben vermochte. Dann ließ ſie dem Olymp von Donnerſchlägen erbeben, goß Wolken rings um die Berge, und hüllte Meer und Land in Finſternis. Hierauf ſchickte ſie ihre Botin Iris zu Äolus, dem Gott der Winde, hinab, da, wo in den Abgründen der Erde die Höhle der Winde ſich befindet, an welche die Wohnung des Äolus ſtößt. Die Botſchafterin Athenes traf den Fürſten der Stürme bei ſeiner Gemahlin und ſeinen zwölf Kindern daheim; er vernahm den Befehl, und gehorchte auf der Stelle. Mit rüſtigen Händen ſtieß er den großen Dreizack in den Berg ein, wo die Behauſung der toſenden Winde iſt, und riß den Hügel mit Gewalt auf. Die Stürme ſtürzten, wie Jagdhunde, ſogleich aus der Öffnung hervor; er aber befahl ihnen, ſich ſofort zu einem einzigen, finſtern Orkane zu vereinen, und nach der Brandung der kaphariſchen Felſen zu fliegen, welche die Küſte von Euböa umlagern. Noch ehe ſie vollſtändig das Wort ihres Königes vernommen, machten ſich die Winde auf den Weg; die Meerflut ſtöhnte unter ihnen; wie Berge wälzten ſich die Wogen einher, und den Argivern brach der Mut im Herzen zuſammen, als ſie den Meerſchwall turmhoch gegen ſie anrücken ſahen. Bald war nicht mehr an das Rudern zu denken; die Segel hatte der Sturm zerriſſen, daß Fetzen herunter hingen; zuletzt erlahmte auch die Kraft der Steuermänner; die finſterſte Nacht brach ein, und mit ihr verſchwand jede Hoffnung der Rettung. Auch Poſeidon half ſeiner Bruderstochter Pallas, und dieſe raſte ohne Erbarmen vom Olymp mit Blitzen daher, die vom krachendſten Donner begleitet waren. Wehklagen und Stöhnen ſcholl von den Schiffen; hier und dort borſt das Gebälke eines Fahrzeuges, wenn es vom Sturme gewaltſam an ein ſtärkeres geſchleudert worden war, und diejenigen, die dem Stoße herſtürzender Schiffe durch Rudern zu entgehen verſuchten, wurden vom Wind in die Tiefe geriſſen. Endlich ſchleuderte Athene den ſchärfſten Donnerkeil, den ſie zu dieſem Gebrauche beſonders aufgeſpart hatte, in das Schiff des Ajax, daß es auf der Stelle hierhin und dorthin in Splitter ſprang; Erde und Luft hallten von dem Knall und die Wogen umkreiſten das berſtende Schiff. Scharenweiſe ſtürzten aus dieſem die Menſchen in die Flut und wurden von den Wellen verſchlungen. Ajax ſelbſt jedoch ſchwamm bald auf einem der Balken des Schiffes, die auf den Wellen hier und dort zerſtreut daher fuhren: bald zerteilte ſein nerviger Arm die Woge, die ſich vor dem kräftigen Schwimmer ſpaltete; jetzt trug ihn eine mächtige Welle wie zum Gipfel eines himmelhochragenden Berges, jetzt ſchleuderte ſie ihn wieder hinab in den tiefſten Abgrund. Von allen Seiten fuhr der Blitz neben ihm einſchlagend und ziſchend in die Fluten, aber noch war es Athenes Wille nicht, daß der Tod ſich über ihn erbarme. Auch war ſein Mut noch nicht erſchöpft; er ergriff ein aus den Wellen hervorragendes Felsſtück und vermaß ſich, wenn auch alle olympiſchen Götter herangezogen kämen und die Fluten gegen ihn aufreizten, ſo ſollte ihm doch die Rettung nicht mißlingen.

Dieſe Prahlerei hörte der Erderſchütterer Poſeidon, deſſen Gottheit dem Ringenden am nächſten war, mit Unwillen. Im heftigſten Zorn erſchütterte er Meer und Erde zugleich; die Felsabhänge des Vorgebirges Kaphäreus erbebten und die Geſtade donnerten ringsumher unter der Peitſche des Herrſchers. Da wurde zuletzt der mächtige Felsblock, an welchen ſich Ajax mit den Händen angeklammert hielt, vom Grunde losgerüttelt und mit ihm der Lokrer wieder ins Meer hinausgeſtoßen, daß der anſpülende Schaum ihm Haupt und Barthaar weiß färbte. Auf den Verſinkenden ſtürzte Poſeidon noch einen losgeriſſenen Erdhügel des Vorgebirges, daß der Scheitel desſelben den Lokrerfürſten, wie einſt der Ätna den Encelădus, deckte. So unterlag er, von der Erde und vom Meere zugleich bezwungen.

Die Schiffe der Danaer irrten indeſſen ſchwankend und leck auf der ſtürmenden See umher; viele waren geborſten, viele von den Wogen verſchlungen; die Meerflut tobte fort und der Regen ſtrömte herab, als drohte dem nahen Lande eine zweite deukalioniſche Flut. Jetzt wurde auch noch die Steinigung des Palamēdes an den unglücklichen Griechen gerächt. Auf Euböa herrſchte nämlich noch immer der Vater dieſes Helden, Nauplius. Als dieſer an ſeiner Küſte die griechiſche Flotte erblickte, die mit dem fürchterlichen Sturme rang, gedachte er der hinterliſtigen Ermordung ſeines geliebten Sohnes, um welchen er nun ſo viele Jahre trauerte. Die Racheluſt war in ſeinem Herzen nie eingeſchlummert, und jetzt endlich hoffte er ſie büßen zu können. Er eilte an den Strand, ließ längs des kaphariſchen Vorgebirges, den gefährlichſten Klippen gegenüber, brennende Fackeln aufſtecken und machte dadurch in den Griechen den Glauben rege, daß es Rettungszeichen ſeien, welche mitleidige Uferbewohner für ſie aufgepflanzt hätten. In dieſer Hoffnung ſteuerten die Danaer mit Begierde auf die Klippen zu, und viele ihrer Schiffe fanden hier den Untergang.

Zugleich ergoß ſich das Meer vor Troja, auf des grollenden Poſeidon Befehl, über ſein Geſtade und zerſtörte alle Bollwerke und Mauern, welche die Griechen bei ihren Schiffen und vor der belagerten Stadt aufgeführt hatten. Und ſo war bald von der ungeheuern Unternehmung nichts mehr übrig, als der Schutthaufen Trojas und einige Schiffe voll zurückkehrender Helden und gefangener Trojanerinnen, die vom Sturme da und dorthin zerſtreut, mit Mühe und nach langen und mannigfaltigen Drangſalen die Küſten Griechenlands wieder erreichten, wo nur weniger Sieger ungetrübte Glückſeligkeit wartete.

Dritter Teil.

Vorwort zur 1. Auflage. Mit dieſem dritten Bande hat der Sagenkreis des klaſſiſchen Altertums, ſoweit derſelbe auf allgemeines Verſtändnis Anſpruch machen kann, ſeinen Schluß in unſrem hiermit beendigten Werke gefunden und der Verfaſſer glaubt verſichern zu dürfen, daß kein weſentliches Element dieſer Sage, das überhaupt Gegenſtand der unſerer Zeit überlieferten Erzählung oder Dichtung iſt, übergangen worden ſei. Anfangs, als der Plan des Aufnehmbaren von ihm entworfen wurde, hielt derſelbe es faſt für unmöglich, die Schickſale der letzten Tantaliden einer Leſewelt, die zum großen Teile vorausſichtlich aus Frauen und Kindern beſtehen ſollte, unverkürzt mitzuteilen. Das Verlangen nach Vollſtändigkeit ermutigte ihn jedoch zu dem Verſuche, auch dieſe Schwierigkeit zu überwinden, und er hofft, daß das gerechte Urteil, welches in den früheren Bänden zarte Schonung verletzbarer Ohren und mit heiliger Scheu zu behandelnder Gemüter anerkannt hat, ſich auch auf die Bearbeitung des genannten Stoffes erſtrecken werde. Bei der möglichſt hergeſtellten Harmonie der Tragiker iſt beſondere Rückſicht auf dieſe Forderung der Sittlichkeit, welche ſelbſt der freieſte Schönheitsſinn anerkennen wird, genommen worden.

In der Behandlung der Odyſſee war eine ſolche Vorſicht nicht nötig. Hier brauchte ſich der Darſteller nur ſo ſtreng als möglich an das Orignalkunſtwerk des Altertums zu halten, um den rührendſten Eindruck der Unſchuld und Sittenreinheit zu machen. Wer ſich überzeugen will, daß die menſchliche Natur, ſo untüchtig durch ſich ſelbſt zum vollkommen Guten, doch keineswegs vollkommen untüchtig zum Guten iſt, der ſtärke ſeinen Glauben an die Menſchheit, welcher der frömmſten Religionsüberzeugung nicht zuwiderläuft, an dieſem Werke des grauen Heidentums.

Die Aeneis hat dem Verfaſſer am meiſten zu ſchaffen gemacht. Hier die Längen abzuſchneiden, ohne das Ziel des Weges ſelbſt unzugänglich zu machen; alle jene Zuthaten erſonnener Volksſage, die, nach einer Ilias und Odyſſee, in ihrem prunkenden Scheine ſelbſt einem Kinde fühlbar werden müßten, zu entfernen, ohne den Zuſammenhang der originellſten und lieblichſten Erfindungen, die bald einen Teil der poetiſchen Geſchichte des Gedichtes, bald unſchätzbare Epiſoden bilden, unerkennbar zu machen oder gar zu zerſtören; — dies empfand der Bearbeiter als keine kleine Aufgabe, zumal da dieſelbe noch von keinem modernen Erzähler der Sagen des Altertums verſucht worden war. Sein Beſtreben ging dahin, durch Zuſammendrängen weſentlicher Schönheit dem kunſtvollen Werke des Römers für die Jugend einen Reiz der Neuheit und gewiſſermaßen der Kurzweiligkeit zu geben, den man im Originale vergebens ſucht.

Und ſo möchten denn alle dieſe Sagen zuſammen, als der Inbegriff der klaſſiſchen Heroenmythen, ſich durch gewiſſenhafte und dem Zwecke des Buches angemeſſene Bearbeitung ihres Inhalts zahlreiche Freunde bei den Jungen und manche auch bei den Alten erwerben. Mit dieſem Wunſche entläßt der Verfaſſer ſein Werk, das für ihn zugleich der Widerhall zwanzigjähriger öffentlicher und häuslicher Beſchäftigung iſt.

G. Schwab.

Erſtes Buch.

Die letzten Tantaliden.

Agamemnons Geſchlecht und Haus. — Agamemnons Ende. — Agamemnon gerächt. — Oreſtes und die Eumeniden. — Iphigenia zu Tauri.

Agamemnons Geſchlecht und Haus. Troja war gefallen. Die heimſegelnde Flotte der Helenen, vom Sturme halb vernichtet, hatte ſich in ihren Überbleibſeln wieder zuſammengefunden, und auf der beruhigten See fuhren die Abteilungen der Griechen jede ihrer Heimat zu. Agamemnon, deſſen Schiffe, von der Herrſcherin Hera beſchützt, keinen Schaden genommen hatten, ſteuerte rüſtig auf die Küſte des Peloponneſes los. Schon nahete er dem ſpitzigen Felſenhaupte des Vorgebirges Malĕa in Lakonien, als ihn plötzlich aufs neue das Ungeſtüm eines Orkanes ergriff und ihn mit allen Fahrzeugen in die offene Flut des Meeres zurückwarf. Seufzend mit aufgehobenen Händen flehte der Völkerfürſt empor zum Himmel und bat die Götter, ihn nicht nach ſo vielem Ungemach und nach mühſelig vollbrachtem Willen der Himmliſchen im Angeſichte ſeiner Heimat mit ſo vielen tapferen Männern verderben zu laſſen. Er wußte nicht, daß diesmal der Sturm ſein Freund und von warnenden Gottheiten ihm zugeſendet war; denn ihm wäre beſſer geweſen, an die fernſte Barbarenküſte verſchlagen, in der Verbannung ſein Leben zu beſchließen, als ſeinen Fuß in den heimiſchen Königspalaſt Mycenes zu ſetzen.

Auf Agamemnons Geſchlecht ruhete ein Fluch; von ſeinem Urahn Tantălus her war es unter Gräueln erwachſen; ruchloſe Gewalt hatte die einen ſeiner Glieder geſtürzt, die andern erhoben; durch einen ungeheuren Frevel im eigenen Hauſe ſollte auch Agamemnon das Ziel ſeines Lebens finden. Der Urgroßvater Tantălus hatte den zum Mahle geladenen Göttern ſeinen Sohn Pelops gekocht zu ſchmauſen vorgeſetzt, und nur ein Wunder hatte dieſen Stammhalter des Geſchlechts ins Leben zurückgerufen. Pelops, ſonſt unſträflich, ermordete ſeinen Wohlthäter Myrtĭlus, den Sohn des Hermes, und half durch dieſen Mord den Fluch des Hauſes weiter ſpinnen. Myrtĭlus nämlich, der Stallmeiſter des Königs Önomăus, deſſen Tochter Hippodamīa Pelops durch den Sieg im Wagenrennen gewinnen ſollte, ließ ſich überreden, die Nägel aus dem Wagen ſeines Herrn zu ziehen und wächſerne ſtatt der eiſernen einzuſtecken. Dadurch ging der Wagen des Önomăus auseinander und Pelops gewann den Sieg und die Jungfrau. Als aber Myrtĭlus die verſprochene Belohnung forderte, ſtürzte ihn Pelops, um keinen Zeugen ſeines Betrugs zu haben, ins Meer. Vergebens ſuchte er den über dieſen Frevel zürnenden Gott Hermes zu verſöhnen, baute dem Sohn ein Grabmal und dem Vater einen Tempel: er und ſein Geſchlecht waren der Rache des Gottes verfallen.

In den Söhnen des Pelops, Atreus und Thyeſtes, wirkte der Fluch kräftig fort. Atreus war König zu Mycēne, Thyeſtes neben ihm König im ſüdlichen Teile des argoliſchen Landes. Der ältere Bruder beſaß einen Widder, der goldene Wolle trug; nach dieſem gelüſtete Thyeſtes, den jüngeren; er verführte die Gemahlin des Bruders, Aërŏpe, zur Untreue und erhielt von ihr das goldene Lamm. Als Atreus das doppelte Verbrechen ſeines Bruders inne ward, hielt ihn keine Überlegung ab; er handelte wie der Großvater: heimlich ergriff er die beiden kleinen Söhne des Thyeſtes, Tantălus und Pliſthĕnes, ſetzte ſie geſchlachtet beim gräßlichen Gaſtmahle dem Bruder vor und gab ihr Blut, zum Weine gemiſcht, dem unſeligen Vater zu trinken. Dem zuſchauenden Sonnengott kam über dieſe Unmenſchlichkeit ein ſolches Grauen an, daß er ſeinen Wagen rückwärts lenkte, Thyeſtes aber floh vor dem entſetzlichen Bruder nach Epīrus zu dem Könige Thesprōtus. Das Land des Atreus ward von Dürre und Hungersnot heimgeſucht, und der befragende König erhielt vom Orakel die Antwort, die Landplage werde aufhören, wenn der vertriebene Bruder zurückberufen ſei. So machte ſich Atreus ſelbſt auf den Weg, den Thyeſtes in ſeiner Zufluchtsſtätte aufzuſuchen, und führte ihn mit einem Sohne, Namens Ägiſthus, in die alte Heimat zurück. Auch dieſer Ägiſthus war das Kind eines Greuels und in ſeinem Aſyle von Thyeſtes erzeugt. Aber er hatte geſchworen, ſeinen Vater an dem Atreus und deſſen Kindern zu rächen. Das erſte vollführte er bald, nachdem die Brüder zuſammen nach Mycēne zurückgekehrt waren. Ihre Freundſchaft war dort von kurzer Dauer geweſen, und Atreus hatte den Bruder in den Kerker geworfen. Da erbot ſich Ägiſthus trügeriſcher Weiſe dem Oheim, indem er ſich über den Gräuel ſeiner Geburt entrüſtet ſtellte, den eigenen Vater umzubringen. In den Kerker eingelaſſen, verabredete er mit ſeinem Vater die Rache, zeigte dem Atreus ein blutiges Schwert, und als dieſer, über den geglaubten Tod des Bruders fröhlich, am Meeresufer ein Dankopfer anſtellte, ſtieß ihm Ägiſthus dasſelbe Schwert in den Leib. Thyeſtes kam aus ſeiner Haft hervor und bemächtigte ſich auf kurze Zeit des brüderlichen Reiches; aber der älteſte Sohn des Atreus, Agamemnon, ſtellte ihm nach und rächte mit dem Stahl an ihm des Vaters Mord. Ägiſthus blieb verſchont, er ward von den Göttern zum Fluche des Geſchlechtes aufgehoben und regierte als König in dem alten Anteile ſeines Vaters im ſüdlichen Lande.

Wie nun Agamemnon in den Krieg vor Troja gezogen war, und ſeine Gemahlin Klytämneſtra, über die Opferung ihrer Tochter Iphigenia grollend, im tiefen Mutterſchmerze zu Hauſe ſaß, da däuchte dem Ägiſthus die rechte Zeit gekommen, auch dem Atriden mit ſeiner Rache zu nahen. Er erſchien im Königspalaſte zu Mycēne, und der Wunſch, am unmenſchlichen Gatten ſich zu rächen, gab ſie nach langem Widerſtreben der Verführung des Böſewichts preis, daß ſie als mit einem zweiten Gemahle Palaſt und Reich Agamemnons mit ihm teilte. Von ihrem rechtmäßigen Gatten lebten in deſſen Hauſe damals drei Geſchwiſter der entrückten Iphigenia: ihr zunächſt an Alter die kluge Jungfrau Elektra, eine jüngere Schweſter Chryſothĕmis, und ein kleiner Knabe, Orēſtes. Vor ihren Augen nahm Ägiſthus von dem Ehebund und Palaſte des Vaters Beſitz. Das frevelnde Paar, als ſich der Kampf vor Troja zu ſeinem Ende neigte, war jetzt nur darauf bedacht, daß der heimkehrende Agamemnon mit ſeiner furchtbaren Kriegerſchar ſie nicht unvorbereitet überraſchen möchte. Seit Jahren war auf den Zinnen des Palaſtes ein Wächter aufgeſtellt, dem ein nächtliches Fackelzeichen von der Meergrenze des Landes her die Nachricht von der Eroberung Trojas und der Ankunft des Königs geben ſollte. War die Kunde einmal gekommen, ſo ſollte es an Zurüſtungen nicht fehlen, dem König Agamemnon einen feſtlichen Empfang zu bereiten und ihn in die Falle zu locken, noch bevor er den wahren Zuſtand der Dinge in ſeiner Heimat erführe.

Endlich erglänzte die Fackel bei Nacht. Der Wächter eilte von der Zinne herab und meldete der Herrin das erblickte Zeichen. Mit Ungeduld erwarteten Klytämneſtra und ihr Buhle den Morgen; und die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als ſchon ein Herold, von dem heimkehrenden König abgeſandt, mit Olivenzweigen ſein Haupt beſchattend, auf den Palaſt von Mycēne zugeſchritten kam. Die Königin ging ihm mit verſtellter Freundlichkeit entgegen. Doch ſorgte ſie, daß der Bote ſich im Königshauſe nicht umſehen konnte, und als dieſer in einer langen Erzählung ſeiner Siegesfreude Luft machen wollte, unterbrach ſie ihn haſtig und ſprach: „Bemühe dich nicht; am beſten werde ich das alles aus dem Munde meines königlichen Gemahls ſelbſt erfahren. Kehre zurück und beſchleunige ſeinen Weg. Sage ihm, wie erwünſcht er mir und der Stadt komme, und daß ich ſelbſt mich zum Aufbruch anſchicken werde, ihn nicht nur als meinen verehrten und geliebten Gatten, ſondern auch als den herrlichen Eroberer einer weltberühmten Stadt nach Würden zu empfangen.“

Agamemnons Ende. Als der König Agamemnon im Sturme von dem Vorgebirge Malea zurückgeworfen worden war, trieb ihn der Wind mit ſeinem Schiffszuge nach dem ſüdlichen Geſtade des Landes, wo einſt ſein Oheim Thyeſtes geherrſcht hatte, und jetzt der Fürſtenſitz des Ägiſthus war. Er warf die Anker aus und wartete günſtigen Fahrwind in einer ſicheren Hafenbucht ab. Ausgeſchickte Kundſchafter brachten ihm die Nachricht, daß der König des Landes, Ägiſthus, mit ſeiner Gemahlin Klytämneſtra, ſeit dieſe von Aulis zurückgekehrt, in nachbarlicher Freundſchaft gelebt habe, ja daß derſelbe, ſchon ſeit geraumer Zeit nach Mycēne berufen, in der Königin Namen das Reich Agamemnons verwalte. Der Völkerfürſt erfreute ſich dieſer Nachricht und ſuchte nichts Arges darunter. Er dankte den Göttern, daß der alte Rachegeiſt aus ſeinem Hauſe verſchwunden ſei. Ihm ſelbſt, der ſo viel Griechen- und Barbarenblut vor Troja notgedrungen vergoſſen hatte, war der Durſt nach Blutrache vergangen, und ſein Innerſtes dachte nicht daran, den Mörder ſeines Vaters, der doch ſelbſt nur gerechte Rache genommen hatte, zu ſtrafen. Auch das Herz ſeiner Gemahlin glaubte er durch den langen Zeitraum beſchwichtiget. Unter fröhlichen Hoffnungen lichtete er die Anker bei günſtigem Wind und lief mit ſeinen Kriegern wohlbehalten in den Hafen ſeiner Heimat ein.

Sobald er hier den Göttern ein Dankopfer für Rettung und beglückte Fahrt am Ufer dargebracht hatte, folgte er mit ſeiner Kriegerſchar dem abgeſandten Herold. Vor der Stadt Mycēne kam ihm das geſamte Volk, ſeinen Vetter Ägiſthus, der im ganzen Lande als königlicher Verwalter des Reiches galt, an der Spitze, entgegen. Alsdann erſchien auch, von den Frauen ihres Hauſes begleitet und von den ſtreng bewachten Kindern umgeben, die Königin Klytämneſtra. Wie man bei erheuchelter Freude pflegt, empfing ſie den Gemahl mit allen erſinnlichen Ehrenbezeugungen und mit übertriebener Ehrfurcht, ja ſtatt ihn zu umfangen, warf ſie ſich vor ihm auf die Kniee nieder und ergoß ſich in Glückwünſchungen und Lobſprüchen. Agamemnon aber eilte freudig auf ſie zu, erhob ſie vom Boden, umarmte ſie und ſprach: „Was denkſt du, Ledas Tochter, daß du, wie eine Sklavin den Barbarenherrn, fußfällig im Staube dich wälzend, mich empfängſt? und was ſollen dieſe herrlichen geſtickten Teppiche, die unter meinen Fußtritt gebreitet ſind? So empfängt man unſterbliche Götter und nicht ſterbliche ſchwache Menſchen. Ehre mich ſo, daß die Himmliſchen mich nicht beneiden!“

Nachdem er die Gattin ſo begrüßt und die Kinder umarmt und geküßt, wandte er ſich um zu Ägiſthus, der mit den Häuptlingen der Stadt ſeitwärts ſtand, reichte ihm brüderlich die Hand und ſagte ihm freundlichen Dank für die ſorgfältige Verwaltung des Landes. Dann löſte er die Riemen ſeiner Schuhe und ging barfuß über das koſtbare Gewebe der Teppiche durch die ganze Stadt bis zu ſeinem Palaſte. In ſeinem Gefolge befand ſich auch Kaſſandra, die weiſſagende Tochter des Priamus, die in der Beute dem Völkerfürſten, der ſie von den ruchloſen Händen Ajax des Lokrers befreit hatte, zu teil geworden war. Sie ſaß mit geſenktem Haupt und niedergeſchlagenen Augen auf einem hohen, auch mit anderer Beute beladenen Wagen. Als Klytämneſtra die edle Geſtalt der Jungfrau gewahr wurde, überſchlich ſie ein Gefühl der Eiferſucht, zu welchem ſie freilich am wenigſten berechtigt war; gewaltiger aber noch befiel ſie ein Schrecken, als ſie den Namen der Gefangenen erkundet und erfahren hatte, daß ſie die wahrſagende Prieſterin der Pallas in ihrem durch Ehebruch entweihten Hauſe beherbergen ſollte. Die höchſte Gefahr däuchte ihr deswegen, länger mit ihrem verruchten Vorhaben zu zögern, und ſchnell war ihr argliſtiger Entſchluß gefaßt, die fremde Jungfrau auf *eine* Stunde mit dem Gatten zu verderben. Doch verbarg ſie ſorgfältig ihr Inneres vor der Seherin, und als der ganze Zug vor dem Königspalaſte zu Mycēne angekommen war, trat ſie freundlich zu dem Wagen und rief ihr zu: „Steige herab, traurige Jungfrau, und gieb dem Verdruſſe Abſchied! Mußte doch ſelbſt Alkmēnes unbezwinglicher Sohn Herakles, einſt in die Knechtſchaft wandern und ſein Haupt unter das Joch einer fremden Herrin beugen! Wem das Schickſal einen ſolchen Zwang zugedacht hat, der darf ſich glücklich preiſen, wenn er unter Herren kommt, bei denen alter Reichtum zu Hauſe iſt; denn wer das Glück erſt kurz und unverhofft geerntet hat, pflegt hart und übermütig gegen Knechte zu ſein. Sei getroſt, du ſollſt alles bei uns erhalten, was billig iſt!“

Kaſſandra veränderte ihre Miene nicht bei dieſen Worten; lange blieb ſie ohne Regung auf dem Stuhl ihres Wagens ſitzen, die Dienerinnen mußten ſie nötigen ihren Platz zu verlaſſen. Endlich ſprang ſie vom Sitze, wie ein geſcheuchtes Wild; ihr Herz wußte alles, was ihr bevorſtand; ſie war gewiß, daß der Schluß des Schickſals nicht zu ändern ſei; und, hätte ſie ihn ändern können, ſie hätte der Rachegöttin den Feind ihres Volkes nicht entziehen wollen, und weil er doch ihr Retter war, ſo verdroß es ſie nicht mit ihm zu ſterben.

Im Palaſte wurden der Fürſt Agamemnon und alle mit ihm Angekommenen durch Zurüſtungen zu einem prächtigen Gaſtmahle getäuſcht. Bei dieſem Mahle hätte er von den gedungenen Knechten des Ägiſthus wie ein Stier an der Krippe erſchlagen werden ſollen. Die Ankunft der Wahrſagerin aber beſtimmte die Königin und ihren Ehebrecher, die Entſcheidung nicht auf dieſen Hinterhalt auszuſetzen, ſondern raſcher und einſamer zu Werke zu gehen.

Agamemnon, von der Fahrt ermüdet und vom Wege durch das Land nach der Stadt beſtäubt, verlangte nach einem erquickenden Bade, und Klytämneſtra erklärte ihm mit liebreicher Zuvorkommenheit, daß ſie dieſes Bedürfnis längſt vorhergeſehen, und daß ein warmes Bad für ihn bereit gehalten ſei. Der König betrat ahnungslos das Badegewölbe ſeines Palaſtes, legte Panzer, Waffen und alle Gewande ab, und beſtieg wehrlos und entkleidet den Badebehälter. Da brachen Ägiſthus und Klytämneſtra aus ihrem Verſtecke hervor, warfen ihm ein feſtgewundenes Netz über den Leib und durchbohrten ihn mit wiederholten Dolchſtichen. Sein Hilferuf drang aus dem unterirdiſchen Gemache, wo die Bäder ſich befanden, nicht hinauf in den obern Palaſt. Unmittelbar nachher ward Kaſſandra, die einſam durch die dunkeln Vorhallen des Königspalaſtes hin und her irrte, das Geſchehende ſah und in Rätſelſprüchen verkündete, niedergemacht.

Sobald die doppelte Unthat geſchehen war, gedachten die Mörder, auf ihren Anhang vertrauend, ſie nicht länger zu verbergen. Die beiden Leichname wurden im Palaſte ausgeſtellt; Klytämneſtra berief die Häupter der Stadt und ſprach ohne Rückhalt und ohne Scheu: „Verarget mir, Freunde, meine bisherige Verſtellung nicht. Ich habe dem Todfeinde meines Hauſes, dem Mörder meines geliebteſten Kindes ſeine Blutſchuld nicht anders bezahlen können; ja ich habe ihn ins Netz gelockt, wie einen Fiſch habe ich ihn gefangen; mit drei Dolchſtichen im Namen des unterirdiſchen Pluto geführt, habe ich meine Tochter gerächt. Es iſt Agamemnon, mein Gatte, von meiner eigenen Hand umgebracht, ich läugne es nicht. Hat er doch, als handelte es ſich von dem Tode eines Schlachtviehes, ſein eigenes Kind, mir das liebſte, geopfert, um mit meinem Mutterſchmerze die thraciſchen Winde zu beſänftigen. Verdiente ein ſolcher Frevler zu leben, verdiente er ein ſo ſchönes, ein ſo frommes

Land zu beherrſchen? Iſt's nicht gerechter, daß Ägiſthus euch befehle, der keinen Kindermord auf dem Gewiſſen hat, der in Atreus und im Atriden nur Erbfeinde ſeines Vaters gerächt hat? Ja es iſt billig, daß ich ihm die Hand reiche, daß ich Palaſt und Thron mit ihm teile, der das Werk der beleidigten Mutterliebe, das Werk der Gerechtigkeit mir vollbringen half. Er iſt ein Schild meiner Kühnheit; ſo lang er und ſein Anhang mich beſchützt, wird niemand es wagen, mich wegen meiner That zur Rechenſchaft ziehen zu wollen. Was jene Sklavin betrifft“ (mit dieſen Worten deutete ſie auf Kaſſandras Leichnam) „ſo war ſie die Buhlerin des Treuloſen; ſie hat die Strafe des Ehebruchs erlitten, und ſoll den Hunden zum Zerfleiſchen vorgeworfen werden.“

Die Häupter der Stadt blieben auf dieſe Rede ſtumm. An Gegenwehr war nicht zu denken; die Bewaffneten des Ägiſthus umgaben den Palaſt; Waffengeklirr ertönte, und drohende Laute ließen ſich hören. Die Krieger Agamemnons, deren eine weit kleinere Schar aus dem männervertilgenden Kampfe von Troja heimgekehrt war, hatten ſich in der Stadt zerſtreut und ſorglos die Waffen von ſich gelegt. Der wilde Anhang des Ägiſthus durchzog Mycēne in voller Rüſtung und metzelte jeden nieder, der gegen den gräßlichen Mord ſeines Fürſten ſich auflehnte.

Die Frevler verſäumten auch nichts, ihre Herrſchaft zu befeſtigen. Alle Ehrenſtellen, alle Kriegsämter wurden unter ihre treueſten Anhänger verteilt. Die Töchter Agamemnons betrachteten ſie als gefahrloſe Weiber; aber zu ſpät fiel ihnen ein, daß in dem jungen Oreſtes, dem jüngſten Kinde Agamemnons und Klytämneſtras, dem Vater ein Rächer nachwachſe. Obgleich er kaum zwölfjährig war, hätten ſie ihn doch gerne getötet, um ſich von aller Furcht der Strafe zu befreien. Aber ſeine kluge Schweſter Elektra, beſonnener als die Mörder, hatte ſogleich nach der That Sorge für ihn getragen, und ihn heimlich dem Sklaven, dem ſeine Aufſicht anvertraut war, übergeben. Dieſer hatte ihn nach Phanöte im Lande Phocis gebracht und ihn dort als ein heiliges Unterpfand dem befreundeten Könige Strophius übergeben, der ſein zweiter Vater wurde und ihn mit ſeinem eigenen Sohne Pylädes ſorgfältig erzog.

Agamemnon gerächt. Elektra führte inzwiſchen im Köngspalaſte ihres ermordeten Vaters das traurigſte Leben, und nur die Hoffnung, ihren Bruder einſt, zum Manne herangewachſen, als Rächer in den väterlichen Hallen erſcheinen zu ſehen, friſtete ihr kummervolles Daſein. Von der Mutter wurde ihr die bitterſte Feindſchaft zu teil; im eigenen Stammhauſe mußte ſie mit den Mördern ihres Vaters wohnen und ihnen in allem unterwürfig ſein; auf ſie kam es an, ob ſie darben, oder den notdürftigen Unterhalt empfangen ſollte. Auf dem Thron Agamemnons ſah ſie den Ägiſthus in königlicher Herrlichkeit ſitzen, ſah ihn in deſſen ſchönſte Gewande, welche die Vorratskammern des Palaſtes füllten, gekleidet, einhergehen, und den Schutzgöttern des Hauſes an derſelben Stelle Trankopfer ſpenden, wo er ſeinen Blutsverwandten ermordet hatte. Sie war Zeuge der zärtlichen Vertraulichkeit, mit welcher die freche Mutter den Beſudelten behandelte; denn dieſe, mit Lächeln über das hinſchlüpfend, was ſie Gräuliches begangen hatte, ordnete alljährlich Feſtreigen an dem Tage an, an welchem ſie den Gatten trügeriſch dahingewürgt, und brachte noch dazu den Rettungsgöttern jeden Monat reichliche Schlachtopfer dar. Die Jungfrau verzehrte ſich bei dieſem empörenden Anblicke in geheimem Gram; denn es war ihr nicht einmal frei zu weinen vergönnt, ſo ſehr ihr Herz darnach begehrte. „Was weinſt du, Gottverhaßte,“ rief ihr die Mutter zornig zu, ſo oft ſie dieſelbe in Thränen fand, „ſtarb denn dir allein der Vater? hat denn kein Sterblicher zu trauern als du? Möchteſt du doch in deinem thörichten Jammer ſchmälich vergehen!“ Zuweilen ward ihr böſes Gewiſſen durch ein eitles Gerücht aufgeſchreckt, als ſei Oreſtes aus der Fremde im Anzug; dann wütete ſie am rückhaltloſeſten gegen die unglückliche Tochter. „Nun, wäre es nicht deine Schuld,“ rief ſie ihr zu, „wenn er käme? Biſt nicht du es, die ihn aus meiner Hand hinweggeſtohlen und heimlich davongeſchickt hat? Doch wirſt du dich deiner Anſchläge nicht freuen; der verdiente Lohn ereilt dich, ehe du es denkſt!“ In ſolchen Scheltworten ſtand ihr dann der verworfene Gatte Ägiſthus bei, und vor beider Flüchen verbarg ſich Elektra in die dunkelſte Kammer des Hauſes.

Jahre waren ſo hingeſchwunden, während welcher ſie unaufhörlich auf die Erſcheinung ihres Bruders Oreſtes harrte; denn dieſer hatte bei ſeiner Flucht, ſo jung er war, doch der Schweſter das Verſprechen hinterlaſſen, zur rechten Zeit, wenn er Manneskraft in ſeinem Arme mitbringen könnte, da zu ſein. Jetzt aber zögerte der herangereifte Jüngling ſo lange, und die nahen wie die fernen Hoffnungen erloſchen allmählig in dem troſtloſen Herzen der trauernden Jungfrau.

Bei ihrer jüngeren Schweſter Chryſothēmis, die nun auch längſt herangewachſen war, aber nicht das männliche Gemüt Elektras beſaß, fand die treue Tochter Agamemnons keine Unterſtützung ihrer Pläne, und wenig Troſt in ihrem Schmerz. Doch geſchah dies nicht aus Gefühlloſigkeit, ſondern nur aus Schwäche des weiblichen Herzens. Chryſothēmis gehorchte der Mutter und widerſetzte ſich nicht halsſtarrig ihren Befehlen wie Elektra. So kam ſie denn auch eines Tages mit Opfergeräte und Grabesſpende für Verſtorbene im Auftrage der Mutter vor das Thor des Palaſtes gegangen und trat der Schweſter hier in den Weg. Elektra ſchalt ſie über dieſen Gehorſam und fand es ſchnöde, daß ein Kind ſolchen Mannes des Vaters vergeſſen und der ruchloſen Mutter ſtets gedenken könne. „Willſt du denn,“ erwiederte ihr Chryſothēmis, „ſo lange Zeit hindurch niemals lernen, leerem Grame dich nicht fruchtlos hinzugeben? Glaube nur, daß mich auch kränkt, was ich ſehe, und nur aus Not ziehe ich mein Segel ein. Dich aber, dies vernahm ich von den Grauſamen, wollen ſie, wenn du nicht aufhörſt zu klagen, ferne von dem Elternhauſe in einen tiefen Kerker werfen, wo du den Strahl der Sonne niemals wieder ſchauen ſollſt. Bedenke dies, und gieb nicht mir die Schuld, wenn jene Not einbricht!“ — „Mögen ſie es thun,“ antwortete Elektra ſtolz und kalt, „mir iſt am wohlſten, wenn ich recht ferne von euch allen bin! Aber wem bringſt du dieſes Opfer da, Schweſter?“ — „Es iſt von der Mutter unſerm verſtorbenen Vater beſtimmt.“ — „Wie, für den Ermordeten?“ rief Elektra ſtaunend. „Sprich, was bringt ſie auf ſolche Gedanken?“ — „Ein nächtliches Schreckbild,“ erwiederte die jüngere Schweſter. „Sie hat, ſo geht die Sage, unſern Vater im Traume geſchaut, wie er den Herrſcherſtab, den er einſt trug, und den jetzt Ägiſthus trägt, in unſerm Hauſe ergriff und in die Erde pflanzte. Dieſem entſproßte alſobald ein Baum mit Äſten und üppigen Zweigen, der über ganz Mycēne ſeinen Schatten verbreitete. Durch dieſes Traumbild geſchreckt und zu banger Furcht aufgeregt, ſchickt ſie mich heute, wo Ägiſthus nicht zu Hauſe iſt, des Vaters Geiſt mit dieſem Grabesopfer zu verſöhnen.“ — „Teure Schweſter,“ ſprach Elektra auf einmal mit bittendem Tone, „ferne ſei, daß die Spende des feindſeligen Weibes das Grab unſeres Vaters berühre! Gieb das Opfer den Winden, vergrab es tief in den Sand, wo auch kein Teilchen davon die Ruheſtätte unſers Vaters erreichen könne. Meinſt du, der Tote im Grabe werde das Weihgeſchenk ſeiner Mörderin frohen Mutes empfangen? Wirf du vielmehr alles hin, ſchneide dir und mir ein paar Locken des Hauptaares ab und bring ihm dieſes unſer demütiges Haar und meinen Gürtel da, das einzige, was ich habe, als wohlgefälliges Opfer dar. Wirf dich dazu nieder und flehe zu ihm, daß er aus dem Erdenſchoße als Beiſtand gegen unſere Feinde heraufſteige, daß der ſtolze Fußtritt ſeines Sohnes Oreſtes bald erſchalle und ſeine Mörder niedertrete. Dann wollen wir ſein Grab mit reicheren Opfern ſchmücken!“ Chryſothēmis, zum erſtenmale von der Rede der Schweſter ergriffen, verſprach zu gehorchen, und eilte mit dem Opfer der Mutter hinaus ins Freie.

Sie hatte ſich noch nicht lange entfernt, ſo kam Klytämneſtra aus den inneren Hallen des Palaſtes und fing in gewohnter Weiſe auf ihre ältere Tochter zu ſchmähen an: „Du biſt heute wieder ganz ausgelaſſen, ſcheint es, Elektra, weil Ägiſthus, der dich doch ſonſt in Schranken hielt, fort iſt. Schämſt du dich nicht, anders als es einer ſittſamen Jungfrau geziemt, den deinen zur Schande vor das Thor zu gehen und mich da wohl bei den aus- und eingehenden Mägden zu verklagen? Nimmſt du noch immer den Vater zum Vorwande deiner Anklage, daß er durch mich geſtorben ſei? Nun wohl, ich läugne dieſe That nicht, aber nicht ich allein bin es, die ſie verrichtete, die Göttin der Gerechtigkeit ſtand mir zur Seite; und auf ihre Seite ſollteſt du auch treten, wenn du vernünftig wäreſt. Erfrechte ſich nicht dieſer dein Vater, den du unaufhörlich beweinſt, allein im ganzen Volke, deine Schweſter ſich und Menelāus zum Vorteil hinzuopfern? Iſt ein ſolcher Vater nicht ſchändlich und ſinnlos? Würde der Toten gewährt zu ſprechen, gewiß ſie würde mir Recht geben! Ob aber du, Thörin, mich ſchiltſt, das gilt mir gleich!“

„Höre mich an,“ erwiederte Elektra. „Du geſtehſt meines Vaters Mord. Das iſt Schande genug, mag dieſer Mord nun gerecht geweſen ſein oder nicht. Aber nicht um der Gerechtigkeit willen haſt du ihn erſchlagen! Die Schmeichelei des ſchnöden Mannes trieb dich dazu, der dich jetzt beſitzt. Mein Vater opferte fürs Heer und nicht für ſich, nicht für Menelāus. Widerſtrebend, gezwungen that er es, dem Volke zu lieb. Und wenn er es für ſich, wenn er es für ſeinen Bruder gethan hätte, mußte er deswegen von deiner Hand ſterben? mußteſt du deinen Mordgenoſſen zum Gemahl nehmen, und die allerſchimpflichſte That auf die allerverruchteſte folgen laſſen? oder heißeſt du das vielleicht auch Vergeltung für den Opfertot deines Kindes?“ — „Schnöde Brut,“ rief Klytämneſtra zornglühend ihr entgegen, „bei der Königin Artemis! du büßeſt mir dieſen Trotz, iſt nur erſt Ägiſthus zurückgekommen. Wirſt du dein Geſchrei einſtellen und mich ruhig opfern laſſen?“

Klytämneſtra wandte ſich von der Tochter ab und trat an den Altar des Apollo, der vor dem Palaſte wie vor allen Häuſern der Griechen aufgeſtellt war, Haus und Straße zu behüten. Das Opfer, das ſie darbrachte, war beſtimmt, den Gott der Weiſſagungen wegen des Traumgeſichtes zu verſöhnen, das ihr in der letzten Schreckensnacht im Schlafe vorgekommen war.

Und es ſchien, als wolle der Gott ſie erhören. Noch hatte ſie nicht ausgeopfert, als ein fremder Mann auf die ſie begleitenden Dienerinnen zuſchritt und nach der Königswohnung des Ägiſthus ſich erkundigte. Von dieſen an die Fürſtin des Hauſes gewieſen, beugte er die Kniee vor ihr und ſprach: „Heil dir, o Königin, ich bin gekommen, dir ein willkommenes Wort von deinem und deines Gemahles Freunde zu verkündigen. Mich ſendet der König Strophius aus Phanöte: es ſtarb Oreſtes; damit iſt mein Auftrag zu Ende." — „Dies Wort iſt mein Tod," ſeufzte Elektra und ſank an den Stufen des Palaſtes nieder. „Was ſagſt du, Freund," ſprach haſtig Klytemneſtra, den Altar mit einem Sprunge verlaſſend. „Kümmre dich nicht um jene Närrin dort! Erzähle mir, erzähle!"

„Dein Sohn Oreſtes," hub jener an, „von Ruhmbegier getrieben, war nach Delphi zu den heiligen Spielen gekommen. Als der Herold den Anfang des Wettlaufes verkündigte, ſo trat er herein in den Kreis, eine glänzende Geſtalt, von allen angeſtaunt. Ehe man ihn recht ſeinen Anlauf nehmen ſah, dem Wind oder dem Blitze gleich, war er am Ziele und trug den Siegespreis davon. Ja, ſo viel der Kampfrichter Heroldsrufe ergehen ließ, in dem ganzen fünffachen Kampfe der doppelten Rennbahn, erſchallte jedesmal als Name des Siegers, Oreſtes, der Sohn Agamemnons, des Völkerfürſten vor Troja. Dies war der Anfang ſeiner Wettkämpfe. Aber, wenn ihn die höhere Gewalt der Götter irre macht, ſo entgeht auch der Stärkſte ſeinem Loſe nicht. Denn als nun am andern Tage wiederum bei Sonnenaufgang das Wettrennen der geflügelten Roſſe ſeinen Anfang nahm, war auch er unter vielen andern Wagenlenkern zur Stelle. Vor ihm waren auf dem Kampfplatze ein Achaier, ein Spartaner und zwei wohlerfahrene Roſſelenker aus Libyen erſchienen. Auf ſie folgte Oreſtes als der Fünfte, mit theſſaliſchen Pferden; dann, mit einem Viergeſpann von Braunen, kam ein Ätolier; als ſiebenter ein Wettrenner aus Magneſia, der achte ein Kämpfer aus Änia mit ſchönen Schimmeln, beide Thracier; aus Athen ein neunter, und zuletzt auf dem zehnten Wagen ſaß ein Böotier. Nun ſchüttelten die Kampfrichter die Loſe, die Wagen wurden in der Ordnung aufgeſtellt, die Trompete gab das Zeichen und dahin jagten ſie alle, die Zügel ſchwingend und den Roſſen Mut einrufend. Das Erz der Wagen dröhnte, der Staub flog empor, keiner ſparte die Geißel. Hinter jedem Wagen ſchnaubten ſchon die Roſſe eines andern. Bereits lenkte der Änianer der letzten Säule zu und drängte, ſein linkes Roß ſtraff am Zügel haltend, die Nabe dorthin, während er das rechte, das Nebenroß, frei laufen ließ. Anfangs flogen auch die Wagen alle aufrecht dahin, bis die hartmäuligen Pferde des Änianers ſcheu wurden und gegen den Wagen des Libyers anrannten. Durch dieſen einen Fehler geriet alles in Verwirrung, Wagen ſtürzten an Wagen, und bald war das Feld mit Trümmern bedeckt. Nur der kluge Athener wich ſeitwärts, hemmte ſeine Roſſe, und ließ im innern Kreiſe den Strudel der Wagen ſich ineinander wühlen. Hinter dieſem drein kommend trieb als der letzte Oreſtes ſeine Roſſe an. Wie dieſer nun alles geſtürzt und in Unordnung und den Athener allein noch übrig ſieht, klatſcht er mit der Peitſche ſeinem Viergeſpann ins Ohr, und ſo fährt bald, beide Führer im Sitz aufrecht und vorgelehnt, das kühne Paar mit einander in die Wette. Oreſtes war auf der langen Bahn auch wirklich glücklich vorwärts gekommen, und ließ, auf dies ſein Glück vertrauend, allmählich mit dem Zügel nach. Da wandte ſich ſein linkes Roß, bog um, und ſtreifte kaum merklich die letzte Säule der Bahn. Und doch war der Stoß ſo groß, daß die Nabe mitten durch brach, der Arme vom Wagenſitze glitt, und an ſeinem Zaume dahingeſchleift wurde. Als er auf den Boden ſank, flogen ſeine Roſſe in wilder Flucht durch die Bahn; das Volk jammerte laut auf; denn der ſchöne Jüngling wurde bald am Boden hingeſchleift, bald ſtreckte er ſeine Glieder gen Himmel. Endlich hemmten die Wagenlenker ſelbſt mit Mühe ſein Geſpann und löſten den Geſchleiften ab, der ſo mit Blut befleckt, ſo entſtellt war, daß ſelbſt ſeine Freunde den Leib nicht mehr erkannten. Der Leichnam wurde ſofort ſchleunig auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und wir Abgeordnete aus Phocis bringen in einer kleinen Urne von Erz den jämmerlichen Überreſt ſeines ſtattlichen Leibes, damit ſein Vaterland ihm ein Grab gönne!"

Der Bote endete: Klytämneſtra aber fühlte ſich von widerſprechenden Gefühlen bewegt; ſie ſollte ſich eigentlich über den Tod des gefürchteten Sohnes freuen; aber doch regte ſich das Mutterblut mächtig in ihr, und ein unwiderſtehlicher Schmerz verkümmerte ihr das Gefühl der Sorgloſigkeit, dem ſie ſich mit dieſer Nachricht endlich hingeben zu dürfen glaubte. Elektra dagegen war nur von einem Gefühle, dem gränzenloſeſten Jammer beſeſſen, und machte dieſem in lautem Wehklagen Luft. „Wohin ſoll ich fliehen," rief ſie, als Klytämneſtra mit dem Fremdling aus Phocis in den Palaſt gegangen war; „jetzt erſt bin ich einſam, jetzt erſt des Vaters beraubt; nun muß ich wieder die Dienſtmagd der abſcheulichſten Menſchen, der Mörder meines Vater ſein! Aber nein, unter demſelben Dache mit ihnen will ich künftig nicht mehr wohnen, lieber werfe ich mich ſelbſt hinaus vor das Thor dieſes Palaſtes, und komme draußen im Elend um. Zürnet einer der Hausbewohner darob? wohl, er gehe heraus und töte mich! das Leben kann mich nur kränken, und der Tod muß mich nur erfreuen!"

Allmählich verſtummte ihre Klage, und ſie verſank in ein dumpfes Brüten. Wohl mochte ſie ſtundenlang ſo in ſich vertieft auf der Marmortreppe am Eingange des Palaſtes, den Kopf auf den Schoß gelegt, geſeſſen haben, als ſie auf einmal ihre junge Schweſter Chryſothëmis voll Freude daher geflogen kam und, nach keinem Anſtande fragend, mit einem Jubelruf die Schweſter aus ihrem brütenden Kummer weckte. „Oreſtes iſt gekommen," rief ſie; „er iſt ſo leibhaftig da, wie du mich ſelbſt hier vor dir ſieheſt!" Elektra richtete ihr Haupt auf, blickte die Schweſter mit weit aufgeriſſenen Augen an, und ſprach endlich: „Redeſt du im Wahnſinn, Schweſter, und willſt meiner und deiner Leiden ſpotten?" — „Ich melde, was ich gefunden," ſprudelte Chryſothëmis heraus, lachend und weinend zugleich. „Höre, wie ich auf die Spur der Wahrheit kam. Als ich an das überwachſene Grab unſers Vaters kam, da ſah ich auf der Höhe Spuren einer friſchen Opferſpende von Milch, und zugleich ſeine Ruheſtätte mit mancherlei Blumen bekränzt. Staunend und ängſtlich durchſpähete ich den Ort, und als ich niemand gewahr wurde, wagte ich es, weiter zu forſchen. Da entdeckte ich am Rande des Grabmals eine friſch abgeſchnittene Locke. Auf einmal ſteigt in meiner Seele, ich weiß nicht wie, das Bild unſeres fernen Bruders Oreſtes auf, und mich ergreift eine Ahnung, daß er es nur ſei, von welchem dieſe Spur herrühre. Unter heimlichen Freudenthränen greife ich nach der Locke, und hier bringe ich ſie. Sie muß, ſie muß von des Bruders Haupte geſchnitten ſein!"

Elektra blieb bei dieſer unſicheren Kunde ungläubig ſitzen, und ſchüttelte das Haupt. „Ich bedauere dich deiner thörichten Leichtgläubigkeit wegen," ſprach ſie; „du weißt nicht, was ich weiß." Und nun erzählte ſie der Schweſter die ganze Botſchaft des Phociers, ſo daß der armen Chryſothëmis, die ſich von Wort zu Wort mehr um ihre Hoffnung betrogen fand, nichts übrig blieb, als in den Weheruf mit einzuſtimmen. „Ohne Zweifel," ſagte Elektra, „rührt die Locke von irgend einem teilnehmenden Freunde her, der dem jämmerlich umgekommenen Bruder am Grabe des ermordeten Vaters ein Andenken ſtiften wollte!" Und doch hatte ſich die Heldenjungfrau unter dieſen Geſprächen wieder ermannt und machte der Schweſter den Vorſchlag: da die letzte Hoffnung, den Vater durch die Hand des Sohnes zu rächen, mit Oreſtes erloſchen ſei, die große That gemeinſchaftlich mit ihr ſelbſt zu vollführen, und den Miſſethäter Ägiſthus zu töten. „Beſinne dich," ſprach ſie, „du haſt das Leben und ſein Glück lieb, Chryſothëmis! Nun hoffe nur nicht, daß Ägiſthus je geſtatten werde, daß wir uns vermählen, und des Agamemnons Geſchlecht, ihm und den Seinigen zur Rache, aus uns erneut hervorſproſſe. Willſt du aber meinem Ratſchlage gehorchen, ſo verdienſt du dir den Ruhm der Treue um Vater und Bruder, wirſt in Zukunft frei herangewachſen leben, wirſt durch einen würdigen Ehebund beglückt werden. Denn wer ſähe ſich nicht gerne nach einer ſo edlen Tochter um? Dazu wird alle Welt uns zwei Geſchwiſter preiſen, am Feſtmahl und in der Volksverſammlung werden wir für unſere Mannesthat nichts als Ehre ernten! Darum folge mir, du Liebe! hilf dem Vater, dem Bruder; rette mich, rette dich ſelbſt aus der Not! Bedenke doch, wie ein ſchimpfliches Leben Edelgeborene ſchändet!"

Aber Chryſothëmis fand den Vorſchlag der plötzlich begeiſterten Schweſter unvorſichtig, unklug, unausführbar. „Auf was vertraueſt du denn?" fragte ſie. „Haſt du Männerfauſt und biſt du nicht ein Weib? Steheſt du nicht den mächtigſten Feinden, deren Glück von Tage zu Tage ſich feſter begründet, gegenüber? Wahr iſts, wir leiden hartes; aber, ſiehe zu, daß wir uns nicht noch unerträglicheres zuziehen. Einen ſchönen Ruf können wir freilich gewinnen; aber nur durch einen ſchmählichen Tod! Und vielleicht iſt Sterben nicht das Schlimmſte, und es würde uns noch ſchnöderes zu teil als der Tod. D'rum, ehe wir ſo rettungslos verderben, laß dich erflehen, Schweſter, bezwing deinen Unmut! Was du mir anvertraut haſt, will ich als das tiefſte Geheimnis bewahren!"

„Deine Rede überraſcht mich nicht," erwiderte mit einem tiefen Seufzer Elektra. „Ich wußte wohl, daß du meinen Vorſchlag weit von dir werfen würdeſt. So muß ich denn ganz allein, mit eigenen Händen, an das Werk gehen. Wohl, es iſt auch ſo recht!" Weinend umſchlang ſie Chryſothëmis. Aber die hohe Jungfrau blieb unerbittlich. „G[illegible] ſprach ſie kalt, „zeige nur alles deiner Mutter an." Und als die Schweſter weinend den Kopf ſchüttelte und davon ging, ſo rief ſie ihr nach: „Geh, geh! nie werde ich deinem Tritte folgen!"

Sie ſaß noch immer unbeweglich auf der Schwelle des Palaſtes, als zwei junge Männer in der Begleitung anderer mit einer Totenurne dahergeſchritten kamen. Der ſchönſte und blühendſte von ihnen wandte ſich an Elektra, fragte nach der Wohnung des Königs Ägiſthus, und gab ſich als einen der Abgeſandten aus Phocis kund. Da ſprang Elektra auf, und ſtreckte die Hände nach der Urne aus. „Bei den Göttern, Fremdling!" rief ſie, „wenn ihn dies Gefäß verhüllet, ſo gieb es mir, auf daß ich mit ſeiner Aſche den ganzen, unglückſeligen Stamm bejammere!"

„Wer ſie auch ſein mag," ſprach der Jüngling, die Jungfrau aufmerkſamer betrachtend, „gebet ihr die Urne. Sicherlich hegt ſie keine Feindſchaft gegen den Toten, iſt vielmehr eine Freundin, oder gar ein ihm anverwandtes Blut!" Elektra faßte die Urne mit beiden Händen, drückte ſie wieder und immer wieder ans Herz, und rief dazu in unverhaltenem Jammerton: „O du Überreſt des geliebteſten Menſchen! Wie mit ganz anderer Hoffnung habe ich dich ausgeſandt und begrüße dich jetzt, da du ſo zurückkehreſt! Wär ich doch lieber geſtorben, anſtatt dich in die Ferne hinaus zu ſenden; dann wäreſt du an demſelben Tage am Grabe des Vaters als Schlachtopfer geſunken, wäreſt nicht in der Verbannung umgekommen und von Fremdlingshänden beſtattet worden! So war denn all meine Pflege, all meine ſüße Mühe umſonſt! Das alles iſt mit dir geſtorben; der Vater iſt tot; ich ſelbſt bin tot, ſeitdem du nicht mehr lebſt; die Feinde lachen; unſere Rabenmutter tobt in wilder Luſt; denn jetzt fürchtet ſie keine heimliche Nachebotſchaften, an mich von dir gerichtet, mehr. Ach, nähmeſt du mich doch auch mit auf in deine Urne; ich bin vernichtet, laß mich dein Nichts mit dir teilen!"

Als die Jungfrau ſo jammerte, konnte ſich der Jüngling, der an der Spitze der Geſandten ſtand, nicht länger halten und ſeine Zunge nicht mehr zwingen. „Iſts möglich," rief er, „dieſe Jammergeſtalt ſoll Elektras edles Bild ſein? O gottlos, o frevelhaft entſtellter Leib! Wer hat dich ſo zugerichtet?" — Elektra blickte ihn verwundert an, und ſprach: „Das macht, ich muß den Mördern meines Vaters dienen, gezwungen von der verruchten Mutter, und mit der Aſche in dieſer Urne iſt alle meine Hoffnung dahin!" — „Stell' dieſen Aſchenkrug weg!" rief der Jüngling mit thränenerſtickter Stimme, und als Elektra ſich weigerte und die Urne feſter ans Herz drückte, ſprach er weiter: „weg mit der leeren Urne, es iſt ja alles nur Schein!" Da ſchleuderte die Jungfrau das Gefäß von ſich und rief in Verzweiflung: „Wehe mir! wo iſt ſein Grab denn?" — „Nirgends," war die Antwort des Jünglings; „den Lebendigen wird kein Grab gemacht!" — „So lebt er, lebt er?" — Er lebt, wenn anders ich ſelbſt vom Lebenshauch beſeelt bin; ich bin Oreſtes, bin dein Bruder, erkenne mich an dieſem Malzeichen, mit dem der Vater mich am Arme gezeichnet! Glaubſt du nun, daß ich lebe?" — „O Lichtſtrahl in der Nacht!" rief Elektra und lag in ſeinen Armen.

In dieſem Augenblick kam der Mann aus dem Palaſte, welcher der Königin die falſche Todesbotſchaft aus Phocis überbracht hatte; es war der Pfleger des jungen Oreſtes, dem einſt Elektra ſelbſt den Knaben übergeben, und der ihn auf ihren Befehl ins Land der Phocier geleitet hatte. Als er mit kurzen Worten der Jungfrau dieſes kund that, reichte ſie ihm erfreut die Hand und ſprach: „O du einziger Retter dieſes Hauſes! Welchen Dienſt haben mir dieſe teueren Hände, dieſe treu bemühten Füße geleiſtet! Wie verbargſt du dich ſo lange unentdeckt? Wie habt ihr doch alles angelegt und verabredet?" — aber der Pfleger ſtand ihren ungeſtümen Fragen nicht Rede. „Es wird die Zeit kommen, da ich dir alles mit Gemächlichkeit erzählen kann, edle Königstochter! Jetzt aber drängt die Stunde zum Angriff, zur Rache! Noch iſt Klytämneſtra allein im Hauſe, noch bewacht ſie kein Mann drinnen; denn Ägiſthus verweilt noch in der Ferne! wenn ihr aber noch einen Augenblick zögert, ſo habt ihr mit vielen und Überlegenen den Kampf zu wagen!" Oreſtes ſtimmte ein und eilte mit ſeinem treuen Freunde Pylädes, dem Sohne des Königs Strophius, aus Phocis, der an ſeiner Seite gekommen, war und mit allen andern Begleitern in den Palaſt, und Elektra, nachdem ſie flehend den Altar Apollos umfaßt hatte, folgte ihnen.

Wenige Minuten waren verfloſſen, als Ägiſthus zurückkehrend in den Palaſt trat, und haſtig nach den Phociern fragte, die, wie er unterwegs vernommen, die Freudenbotſchaft von Oreſtes Tode gebracht hätten. Die erſte, die ihm im Innern des Königshauſes begegnete, war Elektra, und er richtete mit höhnendem Übermut auch an ſie die Frage: „Sprich, du Hochfahrende, wo ſind die Fremdlinge, die deine Hoffnung vernichtet haben?" Elektra unterdrückte ihr Gefühl und antwortete ruhig: „Nun, ſie ſind drinnen, ihrer lieben Wirtin zugeführt!" — „Und melden ſie," fuhr er fort, „auch wahrhaftig ſeinen Untergang?" — „O ja," erwiderte Elektra, nicht nur dies, ſondern ſie haben ihn ſelbſt bei ſich." — „Das iſt das erſte erfreuliche Wort, das ich von deinen Lippen höre!" ſprach hohnlachend Ägiſthus: „doch ſiehe, da bringen ſie ja den Toten ſchon!"

Frohlockend ging er dem Oreſtes und ſeinen Begleitern entgegen, die einen verhüllten Leichnam aus dem Innern des Palaſtes in [illegible] Vorhalle trugen. „O froher Anblick," rief der König und hefte[illegible] ſeine gierigen Augen darauf, „hebet ſchnell die Decke auf; laßt mich ihn des Anſtandes halber beklagen; es iſt ja doch verwandtes Blut!" So ſprach er ſpottend. Oreſtes aber entgegnete: „Erhebe du ſelbſt die Decke, Herrſcher! dir allein gebührt es, liebevoll zu ſehen und zu begrüßen, was unter dieſer Hülle liegt!" — „Wohl," antwortete Ägiſthus, „aber ruf auch Klytämneſtra herbei, daß ſie ſchaue, was ſie gerne ſehen wird." — „Klytemnäſtra iſt nicht ferne," rief Oreſtes. Indem lüftete der König die Decke, und fuhr mit einem Schrei des Entſetzens zurück: nicht die Leiche des Oreſtes, wie er gehofft hatte — der blutige Leichnam Klytämneſtras zeigte ſich ſeinen Blicken. „Weh mir," ſchrie er, „in welcher Männer Netze bin ich Unglückſeliger geraten?" Oreſtes aber donnerte ihn mit tiefer Stimme an: „Weißt du denn nicht ſchon lange, daß du zu Lebendigen als zu Toten ſpracheſt? Sieheſt du nicht, daß Oreſtes, der Rächer ſeines Vaters, vor dir ſteht?" — „Laß mich reden!" ſprach zuſammengeſunken Ägiſthus. Aber Elektra beſchwor den Bruder, ihn nicht anzuhören. Verſtummend ſtießen ihn die Ankömmlinge hinein in den Palaſt, und an demſelben Orte, wo er einſt den König Agamemnon im Bade gemordet, fiel Ägiſthus wie ein Opfertier, unter den Streichen des Rächers.

Oreſtes und die Eumeniden. Oreſtes hatte, als er die Rachepflicht für den Vater an der Mutter und ihrem Buhlen übte, nach dem Willen der Götter ſelbſt gehandelt und ein Orakel des Apollo hatte ihm befohlen, zu thun, was er gethan. Aber die Frömmigkeit gegen den Vater hatte ihn zum Mörder an der Mutter gemacht. Nach der That erwachte die Kindesliebe in ſeiner Bruſt und der durch eine andere Naturpflicht gebotene Frevel gegen die Natur, den er im gräßlichen Zwieſpalte der Pflichten begangen hatte, ließ ihn den Rächerinnen ſolcher Frevel, den Erinnyen oder Rachegöttinnen (Furien) anheimfallen, welche die Griechen aus Furcht auch die Eumeniden, das heißt, die Gnädigen, oder: „die uns gnädig ſein mögen," benannten. Töchter der Nacht und ſchwarz wie dieſe, von entſetzlicher Geſtalt; übermenſchlich groß, mit blutigen Augen, Schlangen in den Haaren, Fackeln in der einen Hand, in der andern aus Schlangen geflochtene Geißeln, verfolgten ſie den Muttermörder auf jedem Schritt und Tritt, und ſandten ihm ins Herz die nagenden Gewiſſensbiſſe und die quälendſte Reue.

Sogleich nach der That jagten ihn die Eumeniden fort vom Schauplatze derſelben, und als ein wahnſinniger Flüchtling verließ er die wieder gefundenen Schweſtern, das Vaterhaus Mycēne und ſein Vaterland. In dieſer Not blieb ihm ſein treuer Freund Pylades, den er in einem Augenblicke der Beſinnung mit ſeiner Schweſter Elektra verlobt hatte, redlich zur Seite, kehrte nicht in ſeine Heimat Phocis und zu ſeinem Vater Strophius zurück, ſondern teilte alle Wanderungen in der Irre mit ſeinem wahnſinnig gewordenen Freunde. Außer dieſer treuen Seele hatte Oreſtes keinen menſchlichen Beſchützer in ſeinem Elend. Aber der Gott, der ihm die Rache befohlen hatte, Apollo, war bald ſichtbar, bald unſichtbar an ſeiner Seite und wehrte die ungeſtüm nachdringenden Erinnyen wenigſtens vom Leibe des Verfolgten ab. Auch ſein Geiſt wurde ruhiger, wenn der Gott in der Nähe weilte.

So waren die Flüchtlinge auf ihren langen Irrfahrten endlich ins Gebiet von Delphi gekommen, und Oreſtes hatte im Tempel des Apollo ſelbſt, deſſen Zutritt den Erinnyen verwehrt war, eine Freiſtätte für den Augenblick gefunden. Der Gott ſtand mitleidig zu ſeiner Seite, wie er, auf dem Eſtrich des Heiligtums ausgeſtreckt, von Müdigkeit und Gewiſſensangſt abgemattet, geſtützt auf ſeinen Freund Pylades, ausruhte, und ſprach ihm Hoffnung und Mut mit den Worten ein: „Unglücklicher Sohn, ſei getroſt. Ich werde dich nicht verraten; mag ich nahe oder ferne ſein, ſo bin ich dein Wächter, und nie werde ich deinen Feindinnen feige weichen! Du ſieheſt auch, wie dort draußen die grauenvollen, alten Mägde, deren Umgang Götter, Menſchen und ſelbſt Tiere ſcheuen, die ſonſt tief drunten in den Finſterniſſen des Tartarus wohnen, vom bleiernen Schlafe durch mich gebändiget, meinem Tempel ferne liegen. Dennoch verlaß dich nicht auf ihren Schlummer; er wird nicht lange dauern; denn mir iſt immer nur kurze Macht über die greiſen Göttinnen vom Schickſale verliehen. Deswegen mußt du bald wieder auf die Flucht; doch ſollſt du nicht länger ohne Ziel umher irren. Richte vielmehr deine Schritte nach Athen, der ehrwürdigen alten Stadt meiner Schweſter Pallas Athene; dort will ich dir für ein gerechtes Gericht ſorgen, vor welchem du deine Stimme erheben und deine gute Sache verteidigen kannſt. Keine Furcht ſoll dich darum bekümmern; ich ſelbſt ſcheide jetzt von dir, aber mein Bruder Hermes wird dich bewachen, und ſorgen, daß mein Schützling nicht verletzt werde."

So ſprach Apollo. Noch bevor er aber ſeinen Tempel und den Oreſtes verließ, war das Schattenbild Klytämneſtras im Traum vor die Seelen der ſchlummernden Rachegöttinnen getreten, und hatte ihnen die zornigen Worte zugehaucht: „Iſts auch recht, daß ihr ſchlafet? Bin ich ſo ganz von euch verlaſſen, daß ich ungerächt in der Nacht der Unterwelt umherirren muß? Das Gräßlichſte habe ich von meinen nächſten Blutsverwandten erduldet, und kein Gott zürnt darüber, daß ich von den Händen des eignen Sohnes ermordet gefallen bin? Wie viele Trankopfer, von meiner Hand euch ausgegoſſen, habt ihr geſchlürft, wie viele nächtliche Mahle habe ich euch aufgetiſcht! Das alles tretet ihr jetzt mit Füßen, und eure Beute laſſet ihr entrinnen, wie ein Reh, das mitten aus den Netzen davon hüpft! Höret mich, ihr Unterirdiſchen! Ich bins, Klytämneſtra, die ihr zu rächen geſchworen, und die ſich jetzt in euren Traum einmiſcht, an euren Schwur euch zu erinnern."

Die ſchwarzen Göttinnen konnten des Zauberſchlafes nicht ſo bald los werden, ſie fuhren fort tief aufzuſchnarchen, und erſt die lauten Worte des Schattens, die in ihren Traum hineintönten: „Oreſtes, der Muttermörder, entgeht euch!" rüttelten ſie endlich aus dem Schlummer empor. Eine erweckte die andere, wie wilde Tiere ſprangen ſie vom Lager auf, und ohne Scheu ſtürmten ſie in den Tempel Apollos ſelbſt hinein, und hatten ſchon die Schwelle überſchritten: „Zeusſohn," ſchrieen ſie ihm entgegen, „du biſt ein Betrüger! du junger Gott trittſt die alten Göttinnen, die Töchter der Nacht, mit Füßen, du wagſt es, uns dieſen Götterverächter und Mutterfeind vorzuenthalten, du haſt ihn uns geſtohlen, und willſt doch ein Gott ſein! Iſt das auch vor den Göttern Recht?" Apollo dagegen trieb die nächtlichen Göttinnen mit ſcheltenden

Worten aus ſeinem ſonnigen Heiligtum: „Fort von dieſer Schwelle,“ rief er, „ihr Greuelhaften! Ihr gehört in die Höhle der Löwen, wo Blut geſchlürft wird, ihr Scherginnen des Schickſals, und nicht in den heiligen und reinen Sitz eines Orakels!“ Vergebens beriefen ſich die Rachegöttinnen auf ihr Recht und ihr Amt. Der Gott erklärte den Verfolgten für ſeinen Schützling, weil er in ſeinem Auftrag als der fromme Sohn ſeines Vaters Agamemnon gehandelt, und vertrieb die Eumeniden von der Schwelle ſeines Tempels, daß ſie, die Macht des Gottes fürchtend, weit rückwärts flohen.

Dann übergab er den Oreſtes mit ſeinem Freunde der Obhut des Hermes, des Gottes, in deſſen Schutze die Wanderer ſtehen, und kehrte in den Olymp zurück. Die beiden Freunde aber ſchlugen, wie der Gott ihnen befohlen hatte, den Weg nach Athen ein, während die Erinnyen ihnen, aus Scheu vor der goldenen Rute des Götterboten, nur aus der Ferne zu folgen wagten. Allmählig jedoch wurden ſie kühner; und als die beiden Freunde glücklich in der Stadt Pallas Athenes angekommen waren, heftete ſich ihnen die Schar der Rächerinnen dicht an die Ferſe, und kaum hatte Oreſtes mit ſeinem Freund den Tempel der Athene betreten, ſo ſtürmte auch ſchon der grauenvolle Chor durch die offenen Pforten desſelben herein.

Oreſtes hatte ſich vor der Bildſäule der Göttin niedergeworfen, ſtreckte ſeine offenen Arme betend nach ihr aus und rief in der heftigſten Aufregung ſeines Gemütes: „Königin Athene, auf Apollos Befehl komme ich zu dir. Nimm einen Angeklagten gnädig auf, deſſen Hände nicht mit unſchuldigem Blute befleckt ſind, und der doch müde iſt von ungerechter Flucht und abgeſtumpft vom Flehen in fremden Häuſern. Über Städte und Einöden komme ich daher, gehorſam dem Orakel deines Bruders, liege hier in deinem Tempel und vor deinem Bilde, und erwarte deinen Richterſpruch, o Göttin!“

Nun erhob auch der Chor der Furien, die hinter ihm heranaheten, ſeine Stimme, und ſchrie: „Wir ſind dir auf der Spur, Verbrecher! Wie der Hund dem verwundeten Rehbock, ſind wir deinen Fußſtapfen gefolgt, die von Blute triefen! Du ſollſt kein Aſyl finden, Muttermörder! dein rotes Blut wollen wir dir aus den Gliedern ſaugen, und dann das blaſſe Schattenbild mit uns hinunter in den Tartarus führen! Nicht Apollos, nicht Athenes Gewalt ſoll dich von der ewigen Qual befreien! — Mein Wild biſt du, mir genährt, für meinen Altar beſtimmt! Auf, Schweſtern, laßt ihn uns mit unſrem Reigen umtanzen und ſeine beſchwichtigte Seele durch unſere Geſänge zu neuem Wahnſinn aufregen!“

Und ſchon wollten ſie ihr furchtbares Lied anſtimmen, als plötzlich ein überirdiſches Licht den Tempel durchleuchtete, die Bildſäule verſchwunden war, und an ihrer Stelle die lebendige Göttin Athene ſtand, mit ernſten blauen Augen auf die Menge herniederblickend, die ihre Tempelhallen füllte, und den unſterblichen Mund zu der himmliſchen Rede erſchließend.

„Wer hat ſich in mein Heiligtum gedrängt,“ ſprach die Göttin, „während ich am Skamander, von den Gebeten der abziehenden Griechen gerufen, das Beutelos mir betrachtete, das die frommen Söhne des Theſeus opfernd mir dort hinterließen? Was für ungewohnte Gäſte muß ich in meinem Tempel gewahren? Ein Fremdling hält meinen Altar umfaßt, und Weiber, keinem gezeugten Sterblichen ähnlich, haben ſich in drohender Stellung hinter ihn geſchart. Redet, wer ſeid ihr alle, und was wollet ihr?“

Oreſtes, von Furcht und Zittern ſprachlos, lag noch immer auf dem Boden, die Erinnyen aber ſtanden unverzagt hinter ihm, und nahmen das Wort. „Tochter des Zeus“ ſprachen ſie, „ohne Umſchweif ſollſt du alles aus unſrem Munde hören. Wir ſind die Töchter der ſchwarzen Nacht, und Furien nennt man uns drunten zu Hauſe.“ — „Wohl kenne ich euer Geſchlecht,“ ſprach Minerva, „und euer Ruf iſt oft ſchon zu mir gedrungen. Ihr ſeid die Rächerinnen des Meineids und des Verwandtenmordes: was kann euch in mein reines Tempelhaus führen?“

„Dieſer Menſch, der hier zu deinen Füßen deinen Altar durch ſeine Gegenwart beſudelt!“ ſprachen ſie. „Er hat ſeine eigene Mutter erſchlagen. Richte du ſelbſt ihn, wir werden dein Urteil ehren, denn wir wiſſen, du biſt eine ſtrenge und gerechte Göttin!“

„Wenn ihr mir denn den Richterſpruch übertraget,“ antwortete Pallas Athene, „ſo ſprich du zuerſt, Fremdling, was kannſt du gegen die Ausſagen dieſer Unterirdiſchen vorbringen? Nenne mir zunächſt dein Vaterland, dein Geſchlecht und dein Schickſal, und alsdann reinige dich von dem Frevel, der dir Schuld gegeben wird. Solches geſtatte ich dir, weil du vor meinem Altare knieend liegſt, und ihn als demütiger Schützling umfaſſet hältſt. Auf alles jenes aber antworte mir ohne Gefährde!“

Jetzt erſt wagte Oreſtes den Blick vom Boden zu erheben, richtete ſich auf, doch ſo, daß er immer noch vor der Göttin auf den Knieen lag, und ſprach: „Königin Athene! Vor allen Dingen ſei dir die Beſorgnis um dein Heiligtum benommen; Ich habe keinen unſühnbaren Mord begangen; ich umfange deinen Altar nicht mit unſauberen Händen! Ich bin gebürtig aus Argos, und du kennſt meinen Vater wohl. Es iſt Agamemnon der Völkerfürſt, der Führer der griechiſchen Flotte vor Troja, mit dem du ſelbſt Ilios herrlichſte Feſte zerſtöret haſt. Dieſer, nach Hauſe zurückgekehrt, iſt keines ehrlichen Todes geſtorben, ſondern meine Mutter, die mit dem fremden Manne buhlte, hat ihn in ein trügeriſches Netz gewickelt und umgebracht; das Bad war der Zeuge ſeines Mordes. Da bin ich, der ich ſeitdem in der Verbannung gelebt, nach langer Zeit zurückgekommen ins Vaterland, und habe den Vater gerächt, ich leugne es nicht, des geliebten Erzeugers Mord mit Mord an der Mutter gerächt. Und zu dieſer That hat dein eigener Bruder Apollo mich aufgemuntert und ſein Orakel hat mir mit großer Seelenqual gedroht, wenn ich die Mörder meines Vaters nicht beſtrafte. Nun ſollſt du Schiedsrichterin ſein o Göttin, ob ich mit Recht oder Unrecht gehandelt! Auch ich unterwerfe mich deinem Richterſpruch!“

Die Göttin ſchwieg eine Weile nachdenklich; dann ſprach ſie: „Die Sache, die entſchieden werden ſoll, iſt freilich ſo dunkel, daß ein menſchliches Gericht nicht damit fertig würde; darum, obwohl ich ſterbliche Richter für ſie wählen will, iſt es doch gut, daß ihr euch mit eurem Rechtsſtreit an eine Unſterbliche gewendet. Denn ich ſelbſt will das Gericht verſammeln, in meinem Tempel den Vorſitz führen und bei ſchwankendem Urteile den Ausſchlag geben. Inzwiſchen ſoll dieſer Fremdling unter meinem Schirme unangetaſtet in unſerer Stadt leben. Ihr aber, finſtre, unerbittliche Göttinnen! beflecket dieſen Boden nicht ohne Not mit eurer Gegenwart. Gehet hinab in eure unterirdiſche Behauſung und erſcheinet nicht eher wieder in dieſem Tempel, bis der anberaumte Tag des Gerichtes herbeigekommen ſein wird. Einſtweilen ſammle jede Partie Zeugen und Beweiſe: ich ſelbſt aber will die beſten Männer dieſer Stadt, die meinen Namen führt, ausleſen, und zur Aburteilung dieſes Streites beſtellen.“

Nachdem die Göttin ſodann den Tag des abzuhaltenden Gerichtes feſtgeſetzt hatte, wurden die Parteien aus dem Tempel entlaſſen. Die Rachegöttinnen gehorchten dem Ausſpruche Athenes ohne Murren, ihre Schar verließ den Boden von Athen und ſie ſtiegen wieder zur Unterwelt hinab; Oreſtes mit ſeinem Freunde wurde von den Bürgern Athens gaſtlich aufgenommen und verpflegt.

Als der Gerichtstag erſchienen war, berief ein Herold die auserwählten Bürger der Stadt auf einen Hügel vor derſelben, der dem Ares heilig war, und deswegen der Areopag oder Aresberg hieß, wo die Göttin in Perſon ihrer harrte und Klägerinnen und Angeklagter bereits ſich eingefunden hatten. Aber noch ein Dritter war erſchienen und ſtand dem Angeklagten zur Seite. Es war der Gott Apollo. Als die Erinnyen dieſen erblickten, erſchraken ſie und riefen zornig: „König Apollo, kümmere du dich um deine eigenen Angelegenheiten! Sprich, was haſt du hier zu ſchaffen?“ — „Dieſer Mann,“ erwiderte der Gott, „iſt mein Schützling, der in meinem Tempel zu Delphi ſich in meinen Schirm begeben, und ich habe ihn von dem vergoſſenen Blut entſündigt. Darum iſt es billig, daß ich ihm beiſtehe; und ſo bin ich denn erſchienen, einesteils für ihn zu zeugen, andernteils als ſein Anwalt vor dem ehrwürdigen heimlichen Gerichte dieſer Stadt, das meine himmliſche Schweſter Athene verſammelt hat, aufzutreten. Denn ich bin es, der ihm den Mord der Mutter, als eine fromme, den Göttern wohlgefällige That, angeraten hat!“

Mit ſolchen Worten trat der Gott ſeinem Schützling noch näher. Die Göttin erkärte nun das Gericht für eröffnet und forderte die Erinnyen auf, ihre Klage vorzubringen. „Wir werden kurz ſein,“ nahm die Älteſte unter ihnen, als Sprecherin, das Wort. „Angeklagter! beantworte uns Frage um Frage: Haſt du deine Mutter umgebracht oder läugneſt du's?“ — „Ich läugne nicht,“ ſprach Oreſtes, doch erblaßte er bei der Frage. — „So ſprich, wie haſt du's vollbracht?“ — „Ich habe ihr,“ antwortete der Angeklagte, „das Schwert in die Kehle gebohrt.“ — „Auf weſſen Rat und Anſtiften haſt du es gethan?“ — „Der hier neben mir ſteht,“ erwiderte Oreſtes, „der Gott hat mir's durch einen Orakelſpruch befohlen; und er iſt da, mir dies zu bezeugen.“ Darauf verteidigte ſich der Angeklagte kürzlich gegen die Richter, daß er in Klytämneſtra nicht mehr die Mutter, ſondern nur die Mörderin des Vaters geſehen, und Apollo als Anwalt ließ eine längere und beredtere Verteidigung folgen. Die Rachegöttinnen blieben auch nicht ſtumm, und wenn der Gott mit ſchwarzen Farben den Mord des Gatten den Richtern vor Augen geſtellt, ſo ſchilderten ſie dagegen den Frevel des Muttermordes. Und als ihre Rede zu Ende war, ſagte die Sprecherin: „Jetzt haben wir alle unſere Pfeile aus dem Köcher verſendet; wir wollen ruhig erwarten, wie die Richter urteilen werden!“

Athene hieß die Stimmſteine, jedem einen ſchwarzen für die Schuld, einen weißen für die Unſchuld des Beklagten, unter die Richter verteilen, die Urne, in welche die Steine zu legen waren, wurde in der Mitte des umzäunten Platzes aufgeſtellt, und ehe die Richter ſich zum Abſtimmen anſchickten, ſprach die Göttin noch von der erhöhten Stelle herab, auf welcher ſie als Vorſitzerin des Gerichtes ihren Thronſeſſel eingenommen hatte, indem ſie ſich aus demſelben erhob und in ihrer ganzen himmliſchen Hoheit daſtand: „Höret dieſe Beſtimmung der Gründerin eurer Stadt, Bürger von Athen! jetzt wo ihr den erſten Streit wegen vergoſſenen Blutes richtet! Für alle Folgezeit ſoll dieſer Gerichtshof in euren Mauern beſtehen. Hier auf dieſem heiligen Areshügel, wo einſt im Amazonenkriege gegen Theſeus die feindlichen Heldinnen ihr Lager hatten und dem Gotte des Krieges ihr Opfer darbrachten, ſoll, nach dem Ort benannt, der Areopag ſein Blutgericht halten, und durch fromme Scheu die Bürger Tag und Nacht zurückſchrecken. Aus den heiligſten Männern der Stadt gebildet, ſtifte ich ihn, unzugänglich dem Gewinne, ehrwürdig, ſtreng, einen wachſamen Schutz für die Schlafenden im ganzen Lande. Ihr alle Einwohner ſollet ſeine Würde ſcheuen und ihn ſchirmen als eine heilſame Stütze eurer Stadt, wie kein anderes Volk in Griechenland oder unter den Ausländern ſie beſitzt. Dies ſei für die Zukunft verordnet. Nun aber, ihr Richter, erhebet euch, ſcheuet euren Eid, und leget zur Entſcheidung des Streites eure Stimmen in die Urne nieder!"

Schweigend erhuben ſich die Richter von den Sitzen und traten einer um den andern an die Urne, und die Stimmſteine rollten nach einander hinein. Als alle abgeſtimmt hatten, traten auserleſene, durch einen Eid verpflichtete Bürger hinzu und zählten die ſchwarzen und die weißen Steine ab. Da befand es ſich, daß die Zahl beider gleich war, und die Entſcheidung der vorſitzenden Göttin zukam, wie ſie ſich im Beginne des Gerichts dieſelbe vorbehalten hatte. Athene ſtand abermals von ihrem Sitze auf und ſprach: „Ich bin von keiner Mutter geboren, bin das alleinige Kind meines Vaters Zeus und aus ſeiner Stirne entſprungen, eine männliche Jungfrau, des Ehebundes unkundig, doch die geborene Beſchützerin der Männer. Ich werde nicht auf die Seite des Weibes treten, das ſeinen Ehegatten freventlich erſchlagen hat, dem ſchnöden Buhlen zu gefallen. Nach meines Herzens Meinung hat Oreſtes wohl gethan; er hat nicht die Mutter umgebracht, ſondern die Mörderin des Vaters. Er ſiege!" Damit verließ ſie den Richterſtuhl, ergriff einen weißen Stimmſtein und fügte ihn den andern weißen Steinen hinzu. „Dieſer Mann," ſprach ſie ſodann feierlich, auf ihren Thron zurückgekehrt, „iſt durch Stimmenmehrheit von dem Vorwurf ungerechten Mordes freigeſprochen!"

Als das Urteil gefällt war, bat Oreſtes die Göttin um das Wort und ſprach in tiefer Bewegung ſeines Herzens: „O Pallas Athene, die du mein Geſchlecht und mich des Vaterlands Beraubten gerettet haſt, in ganz Griechenland wird man deine Wohlthat preiſen und ſagen: So wohnet denn jener Argiver wieder in der Väter Palaſt, erhalten durch die Gerechtigkeit Athenes und Apollos und des Göttervaters, ohne deſſen Willen auch das nicht geſchehen wäre. Ich aber ziehe heim, dieſem Land und Volke ſchwörend, daß für ewige Zeiten kein Argiver kommen ſoll, die frommen Athener zu bekriegen! Ja wenn lange nach meinem Tode einer meiner Landsleute es wagen wollte, dieſen meinen Eid zu verletzen, ſo wird von der Väter Gruft aus noch mein Geiſt ihn ſtrafen und ihm Unheil auf den Weg ſenden, daß er ſeine verfluchten Pläne gegen dieſe Stadt nicht ausführen kann. Lebe denn wohl du erhabene Beſchützerin des Rechtes, und du, frommes Volk der Athener; möge dir in jedem Kriege und in allen Dingen Sieg und Heil zu Teil werden!"

Unter ſolchen Segenswünſchen verließ Oreſtes den heiligen Hügel des Ares, geleitet von ſeinem Freunde, der während des ganzen Gerichtes nicht von ſeiner Seite gewichen war; die Rachegöttinnen wagten es nicht, gegen den Spruch der Göttin ſich an dem Freigeſprochenen zu vergreifen, auch ſcheuten ſie die Gegenwart Apollos, der bereit war, den Ausſpruch des Gerichtes aufrecht zu erhalten. Aber die Sprecherin der Schar ſtand von dem Sitze der Klägerinnen auf und in übermenſchlicher Größe dem Gott und der Göttin als ebenbürtig entgegenſtehend, ließ ſie, mit der rauhen Stimme der Nacht, ihre trotzige Einſprache gegen das Urteil alſo vernehmen: „Wehe uns! die uralten Geſetze habt ihr zu Boden getreten, ihr jüngeren Götter, habt ſie uns älteren Göttern aus den Händen gerungen! Verachtet, machtlos zürnend ſtehen wir da. Doch ſoll euch euer Urteil gereuen, ihr Athener! Alles Gift unſeres erzürnten Herzens werden wir über dieſen Boden ausſchütten, wo die Gerechtigkeit verachtet worden iſt. Der Fraß ſoll über alle Pflanzen, das Verderben über alles Leben kommen; mit Unfruchtbarkeit und Peſt wollen wir Land und Stadt heimſuchen, wir, die gekränkten, die beſchimpften Göttinnen der Nacht!"

Als Apollo dieſen fürchterlichen Fluch vernahm, trat er ins Mittel und ſprach beſänftigend zu den mächtigen Göttinnen: „Folget mir, ihr Gnädigen! Zürnet nicht allzuſehr über das gefällte Urteil! Seid ihr doch nicht beſiegt worden; aus der Urne iſt die gleiche Zahl ſchwarzer und weißer Steine hervorgegangen; das Gericht iſt nicht zu eurer Schmach ausgefallen, nur die Barmherzigkeit hat geſiegt, nur die Billigkeit hat den Angeklagten, der zwiſchen zwei heiligen Pflichten wählen und eine von beiden verletzen mußte, gerettet! Und das haben wir Götter gethan, nicht die Richter dieſes Landes; und Zeus hat es gut geheißen! Darum laſſet euren Grimm nicht an dem unſchuldigen Volke aus. Verſpreche ich euch doch in ſeinem Namen, daß ihr ein Heiligtum und einen würdigen Sitz in ſeinem Lande erhalten ſollet, daß ihr auf glänzenden Altären der gerechten Stadt euren Sitz nehmen werdet, verehrt als die unerbittlichen Göttinnen gerechter Rache von allen Bürgern dieſer Stadt!"

Dieſe Verſicherung bekräftigte auch Athene ſelbſt: „Glaubet mir, ehrwürdige Göttinnen," ſetzte ſie hinzu, „wenn ihr in einem andern Lande euren Sitz aufſchlaget, daß euch das gereuen, daß ihr euch nach dem verſchmähten ſehnen werdet. Die Bürger dieſer Stadt ſind bereit, euch in hohen Ehren zu halten: Chöre von Männern und Frauen werden euren Ruhm feiern, neben dem Tempel des vergötterten Königes Erechtheus ſollt ihr ein geweihetes Heiligtum erhalten! Kein Haus wird geſegnet ſein, das euch nicht verehrt!"

Solche Verſprechungen beſänftigten allmählich den Zorn der ſtrengen Rachegöttinnen, ſie gelobten ihren gnädigen Sitz in dem Lande zu nehmen, fühlten ſich hoch geehrt, daß ſie gleich Athenen und Apollo Altäre und Heiligtum in der berühmteſten Stadt beſitzen ſollten,*) und endlich wurde ihr Sinn ſo milde, daß ſie auch ihrerſeits das feierliche Verſprechen vor den anweſenden Göttern ablegten, die Stadt zu ſchirmen, böſe Wetter, Sonnenſtich, giftige Seuchen von ihrem Gebiete abzuhalten, die Herden des Landes zu ſchützen, den Bund der Ehen zu ſegnen, und im Einverſtändniſſe mit ihren Halbſchweſtern, den Parzen oder Schickſalsgöttinnen, das Wohl des ganzen Landes auf alle Weiſe zu befördern. Ja ſie wünſchten dem ganzen Volke ewige Eintracht und holden Frieden, und ihr ſchwarzer Chor brach unter Dankſagungen des himmliſchen Geſchwiſterpaares auf, und verließ, von der ganzen Einwohnerſchaft unter Lobgeſängen begleitet, den Areopag und die Stadt.

Iphigenia zu Tauri. Von Athen hatten ſich die beiden Freunde, Oreſtes und Pylades, der erſte nun wieder von ſeiner Schwermut geneſen, nach Delphi zu dem Orakel Apollos gewendet, und dort fragte Oreſtes den Gott, was er weiter über ihn beſchloſſen hätte. Der Spruch der Prieſterin lautete dahin, daß der Königsſohn von Mycēne die Endſchaft ſeiner Not erreichen ſollte, wenn er nach den Grenzen der tauriſchen Halbinſel, in die Nachbarſchaft der Scythen, ſich begeben hätte, wo Apollos Schweſter Artemis ein Heiligtum beſitze. Dort ſollte er das Bildnis der Göttin, das nach der Sage dieſes Barbarenvolkes vom Himmel gefallen war und daſelbſt verehrt wurde, durch Liſt oder andere Mittel rauben und, nach beſtandenem Wageſtück, daſſelbe nach Athen verpflanzen, denn die Göttin ſehne ſich nach milderem Himmelsſtriche und griechiſchen Anbetern, und ihr gefalle das Barbarenland nicht mehr. Wäre dieſes glücklich vollführt, ſo ſollte der landesflüchtige Jüngling am Ziele ſeiner Not ſtehen.

Pylades verließ ſeinen Freund auch auf dieſer rauhen Wanderung nach einem gefahrvollen Ziele nicht. Denn das Volk der Taurier war ein wilder Menſchenſtamm, der die an ſeinem Ufer Geſtrandeten und andere Fremde der Jungfrau Artemis zu opfern pflegte. Den gefangenen Feinden hieben ſie den Kopf ab, ſteckten ihn an einer Stange über den Rauchfang ihrer Hütten, und beſtellten ihn ſo zum Wächter ihres Hauſes, der alles von der Höhe herab für ſie überſchauen ſollte.

Die Urſache, warum das Orakel den Oreſtes in dieſes wilde Land unter den grauſamen Völkerſtamm ſandte, war aber dieſe. Als Agamemnons und Klytämneſtras Tochter auf Anraten des griechiſchen Sehers Kalchas, im Angeſichte der Griechen, am Strande von Aulis geopfert werden ſollte, und der Todesſtreich gefallen war, der eine Hindin anſtatt der Jungfrau getroffen hatte,**) da ſtahl die erbarmungsvolle Göttin Artemis das Mägdlein aus den Blicken der Griechen weg und trug ſie durch das Lichtmeer des Himmels auf ihren Armen über Meer und Land nach dieſem Taurien, und ließ ſie hier in ihrem eigenen Tempel nieder. Dort fand ſie der König des Barbarenvolkes, Thoas mit Namen, und beſtellte ſie zur Prieſterin des Dianentempels, wo ſie im Dienſte der Göttin des fürchterlichen Brauches pflegen, und, wie die alte Sitte des rohen Landes heiſchte, jeden Fremdling, deſſen Fuß dies Ufer betrat — und meiſtens waren es Landsleute von ihr, Griechen, die dieſes jammervolle Los traf, — der Landesgöttin opfern mußte. Indeſſen hatte ſie nur das Todesopfer einzuweihen. Niedrigere Diener der Göttin mußten daſſelbe ſodann in das Heiligtum hinein zur grauſen Schlachtbank ſchleppen.

Jahre ſchon hatte die Jungfrau, ihres traurigen Amtes wartend, übrigens hochgehalten vom Könige und um ihrer milden, griechiſchen Sitte und ihrer eigentümlichen Liebenswürdigkeit willen verehrt vom Volke, fern von der Heimat und gänzlich unbekannt mit den Geſchicken ihres Hauſes, vertrauert, als es ihr einſtmals in der Nachtruhe träumte, ſie wohne fern von dieſem Barbarenſtrand im heimatlichen Argos und ſchlafe, von den Sklavinnen des Elternhauſes umringt. Da fing auf einmal der Rücken der Erde zu beben und zu zittern an, und ihr war, als flöhe ſie aus dem Palaſte, ſtände draußen und müßte ſehen und hören, wie das Dach des Hauſes zu wanken begann und der ganze Säulenbau, bis auf den Grund erſchüttert, zu Boden raſſelte. Ein einziger Pfeiler — ſo dünkte ihr — vom väterlichen Hauſe blieb übrig. Mit einem Male bekam dieſer Pfeiler Menſchengeſtalt, aus dem Säulenknauf wurde ein Haupt, von blondem Haupthaar umwachſen und dieſes fing an in vernehmlichen Lauten zu reden, deren Inhalt jedoch der Jungfrau entfallen war, als ſie wieder erwachte. Im Traum aber geſchah es noch, daß ſie, ihrem Fremdenmord befehlenden Amte getreu, den Menſchen, der ein Pfeiler ihres Vaterhauſes geweſen war, als zum Tode beſtimmt, mit dem Weihwaſſer beſprengte und dazu bitterlich weinen mußte, bis ſie der Traum verließ.

---

*) Vgl. Seite 49.

**) Vergl. Seite 68.

Am Morgen, der auf dieſelbe Nacht folgte, war Oreſtes mit ſeinem Freunde Pylades am tauriſchen Uferſtrande ans Land geſtiegen und beide ſchritten auf den Tempel der Artemis zu. Bald ſtanden ſie vor dem Barbarengebäude, das eher einem Zwinger, denn einem Götterhauſe glich, und blickten ſtaunend an dem hohen Mauerringe empor. Endlich brach Oreſtes das Schweigen. „Du treuer Freund," ſprach er, „der auch dieſes Weges Gefahr mit mir geteilt hat, was fangen wir an? Wollen wir den Treppenkranz, der ſich um den Tempel ſchlingt, erklimmen? Aber wenn wir droben ſind, werden wir nicht in dem unbekannten Gebäude wie in einem Labyrinthe umhertappen? Und werden nicht eherne Schlöſſer uns den Zugang zu den Gemächern verſchließen? Würden wir aber, indem wir Einlaß ſuchen, indem wir öffnen, an dem Thore von den Wachen, die ohne Zweifel bei dem Heiligtum aufgeſtellt ſind, erhaſcht, ſo ſind wir des Todes. Denn das wiſſen wir ja, daß Griechenmord den Altar dieſer unerbittlichen Göttin unaufhörlich beſpritzt! darum, wäre es nicht geratener, zu dem Schiffe zurückzukehren, deſſen Segel uns hierher gebracht hat?"

„Ei," erwiderte Pylades, „das wäre wahrlich das erſtemal, daß wir mit einander die Flucht ergriffen! Heilig ſoll uns der Ausſpruch Apollos ſein! Doch, wahr iſt's, fort müſſen wir von dieſem Tempel! das Klügſte iſt, wir verbergen uns in den dunkeln Grotten, die das Meer beſpült, ferne von unſerm Fahrzeug, damit keiner, der es erblickt, dem Herrſcher dieſes Landes von uns melden könne, und wir nicht von Waffengewalt, die gegen uns ausgeſendet wird, übermannt werden. Wenn aber dann die Nacht anbricht, dann laß uns friſch ans Werk ſchreiten. Die Lage des Tempels kennen wir nun ſchon; irgend eine Liſt wird uns ins Innere des Tempelraumes führen, und haben wir das Götterbild einmal auf den Armen, ſo iſt mir vor dem Rückwege nicht mehr bange. Tapfre ſtürzen ſich mutig in die Gefahr! Haben wir rudernd nicht einen unermeßlichen Weg zurückgelegt? Nun wäre es doch ſchmählich, wenn wir am Ziele umkehrten, und ohne die Beute, die der Gott uns bezeichnet hat, heimkehrten!"

„Wohlgeſprochen," rief Oreſtes, „es geſchehe, wie du rätſt! Wir wollen uns verbergen, bis der Tag vorüber iſt, die Nacht kröne unſer Werk!

Die Sonne ſtand ſchon höher am Himmel, als auf die Prieſterin der Artemis, die an der Schwelle ihres Tempels ſtand, ein Rinderhirte, der mit ſchnellen Schritten vom Meergeſtade herbeigeeilt kam, zuſchritt. Er brachte die Meldung, daß ein paar Jünglinge, wohlgefällige Schlachtopfer der Göttin Artemis, am Ufer gelandet ſeien. „Bereite nur, erhabene Prieſterin," ſprach er, „je eher je lieber das heilige Waſſerbad und ſchicke dich zu dem Werke an!" — „Was für Landsleute ſind die Fremdlinge?" fragte Iphigenia traurig. — „Griechen," erwiderte der Hirt; „weiter wiſſen wir nichts, als daß der eine von ihnen Pylades heißt und daß ſie unſere Gefangene ſind." — „Laßt hören," fragte die Prieſterin weiter, „wo geſchah's und wie finget ihr ſie?" — „Wir badeten eben," erzählte der Hirt, „unſere Rinder im Meere, und warfen eins ums andere in das Waſſer, das ſtrömend durch die Felſen fällt, welche man die Symplejaden heißt. Es findet ſich dort ein hohler, durchbrochener, ſtets vom Waſſer beſchäumter Felsſturz, eine Grotte für die Schneckenfiſcher. Hier gewahrte ein Hirte von unſerer Schar zwei Jünglingsgeſtalten; ſie kamen ihm ſo ſchön vor, daß er ſie für Götter hielt, und vor ihnen niederfallen wollte. Ein anderer aber, der neben ihm ſtand, ein frecher ungläubiger Menſch, war nicht ſo thöricht; er lachte, als er ſeinen Kameraden die Kniee beugen ſah und ſprach: „Sieheſt du denn nicht, daß es ſchiffbrüchige Seeleute ſind, die ſich in jene Felſenkluft gelagert haben, um ſich zu verbergen, weil ſie voll Angſt von dem Gebrauche gehört haben, daß wir hier zu Lande die Fremden, die an unſern Strand geraten, zu opfern pflegen?" Dieſe Rede gefiel der Mehrzahl, und wir ſchickten uns an, Jagd auf die Opfer zu machen. Da trat der eine der Fremdlinge zu der Felskluft heraus, ſchüttelte ſein Haupt und warf es wild umher, Arme und Hände ſchlotterten ihm; laut aufſtöhnend, vom Wahnſinne gepackt, rief er? „„Pylades, Pylades! ſieheſt du dort nicht die ſchwarze Jägerin, den Drachen aus dem Hades, wie ſie mich zu morden begehrt, wie ſie mit den wilden Schlangen züngelnd auf mich zufährt? Und dort die andere, die Feuerratmende, die hat ja meine eigene Mutter im Arm und drohet ſie auf mich zu ſchleudern! Weh mir! Sie erwürgt mich! Wie ſoll ich ihr entfliehen?"" Von allen dieſen Schreckbildern," fuhr der Hirte fort, „war weit und breit nichts zu ſehen, ſondern er hielt wohl das Gebrüll der Rinder und das Hundegebell für Stimmen der Erinnyen. Uns aber faßte alle ein Schrecken, zumal da der Fremdling ſein Schwert von der Seite zog und ſich wie raſend auf die Rinderſchar warf und ihnen das Eiſen in die Bäuche ſtieß, daß ſich bald die Meeresflut rot färbte. Endlich ermannten wir uns, blieſen mit unſern Muſcheln das Landvolk zuſammen und naheten uns den bewaffneten Fremdlingen in einem geſchloſſenen Haufen. Der Raſende, den die Zuckungen des Wahnſinns allmählich verlaſſen hatten, ſtürzte nun, am Mund von Schaum triefend, zu Boden. Wir alle wandten uns ihm zu mit Werfen und Schleudern, während ſein Genoſſe ihm den Schaum abwiſchte und ſeinen eigenen Mantel ihm gewandt um den Leib ſchlug. Bald aber ſprang der Darniedergeworfene mit vollem Bewußtſein wieder auf und wehrte ſich ſeines Lebens. Zuletzt jedoch mußten ſie der Überzahl weichen, wir umſchloſſen ſie in einem Kreiſe; die wiederholten Steinwürfe machten, daß ihnen die Waffen aus den Händen fielen, und ihre Kniee ermattet zu Boden ſanken. Nun bemächtigten wir uns ihrer und geleiteten ſie zu Thoas, dem Beherrſcher des Landes. Dieſer hatte ſie kaum zu Geſicht bekommen, als er auch ſchon befahl, die Gefangenen dir als Todesopfer zuzuſenden. Flehe nur, o Jungfrau, daß du recht viel ſolche Fremdlinge abzuſchlachten bekommſt; denn es ſcheinen recht herrliche Griechen zu ſein. Töteſt du ſolcher viele, ſo büßt Griechenland deine Todesangſt nach Gebühr, und du biſt gerächt dafür, daß ſie dich in der Bucht von Aulis umbringen wollten!"

Der Hirte ſchwieg und erwartete die Befehle der Prieſterin, die ihm auch wirklich auftrug, die Fremdlinge zu holen. Als ſich Iphigenia allein ſah, ſprach ſie zu ſich ſelber: „O mein Herz, ſonſt wareſt du doch immer barmherzig gegen die Fremdlinge, ſchenkteſt gerne deinen Stammesgenoſſen eine Thräne, ſo oft dir griechiſche Männer in die Hände fielen! Nun aber ſeit der Traum dieſer Nacht mir die bittre Ahnung eingeflößt hat, daß mein geliebter Bruder Oreſtes das Licht der Sonne nicht mehr ſieht — nun ſollet ihr alle, die ihr nahet, mich grauſam finden! Sind doch die Unglücklichen den Beglückten immer abhold! O ihr Griechen, die ihr mich wie ein Lamm zum Opferherde ſchlepptet, wo mein eigener Vater der Schlächter war! Ha, nie vergeſſe ich dieſe Schreckenszeit! Ja, wenn Zeus mir mit friſchen Winden den Mörder Meneläus einmal herbeiführen wollte und die trügeriſche Helĕna —"

Sie ward in ihrem Selbſtgeſpräch unterbrochen durch das Herannahen der Gefangenen, die ihr in Feſſeln vorgeführt wurden. Als ſie dieſelben kommen ſah, rief ſie ihren Führern entgegen: „Laſſet den Fremden die Hände frei; die heilige Weihe, die ſie empfangen ſollen, ſpricht ſie von allen Banden los! Dann gehet in den Tempel und beſtellet alles, was dieſer Fall erfordert!" Hierauf wandte ſie ſich zu den Gefangenen und redete ſie an: „Sprechet, wer iſt euer Vater, eure Mutter, wer eure Schweſter, wenn ihr eine habt, die jetzt eines ſo ſchmucken Bruderpaares beraubt, allein in der weiten Welt ſtehen ſoll? Woher kommt ihr, bejammernswürdige Fremdlinge? Ihr hattet wohl eine weite Fahrt bis zu dieſen Ufern. Doch bereitet euch zu einer weiteren; denn jetzt geht eure Fahrt hinunter ins Schattenreich!"

Ihr erwiderte Oreſtes: „Wer du auch immer ſeieſt, o Weib, was beklagſt du uns? Wer das Henkerbeil ſchwingt, dem ſteht es übel an, ſein Opfer zu tröſten, ehe er den Streich führt; und wem der Tod ohne Hoffnung droht, dem will auch das Jammern nicht geziemen! Keine Thränen, weder von dir noch von uns! Laß das Geſchick ergehen!"

„Welcher von euch beiden iſt Pylades? das laſſet mich zuerſt wiſſen!" fragte nun die Prieſterin. „Dieſer hier!" ſprach Oreſtes, indem er auf ſeinen Freund hindeutete. — „Seid ihr Brüder?" — „Durch Liebe," antwortete Oreſtes, „nicht durch Geburt!" — „Wie heißeſt denn aber du?" — „Nenne mich einen Elenden," erwiderte er, „am beſten iſt's, ich ſterbe namenlos; dann werd' ich doch nicht zum Geſpötte!" — Die Prieſterin verdroß ſein Trotz, und ſie drang in ihn, ihm wenigſtens ſeine Vaterſtadt zu nennen. Als der Name Argos im Ohr klang, zuckte es ihr durch die Glieder, und ſie rief heftig: „Bei den Göttern, Freund, ſtammſt du wirklich dorther?" — „Ja," ſprach Oreſtes, „von Mycēne, wo mein Haus einſt beglückt war." — „Wenn du von Argos kommſt, Fremdling," fuhr Iphigenia mit geſpannter Erwartung fort, „ſo bringſt du wohl auch Nachrichten von Troja mit? Iſt's wahr, daß es ſpurlos vertilgt iſt? Kam Helena zurück?" — „Ja, beides iſt ſo, wie du fragſt!" — „Wie gehts dem Oberfeldherrn? Agamemnon, deucht mich, hieß er, der Sohn des Atreus?" — Oreſtes ſchauderte bei dieſer Frage: „Ich weiß nicht," rief er mit abgewandtem Haupte. „Sprich mir von dieſem Gegenſtande nicht, o Weib!" Aber Iphigenia bat ihn mit ſo weicher flehender Stimme um Nachricht, daß er nicht zu widerſtehen vermochte. „Er iſt tot," ſprach er, „durch die Gemahlin ſtarb er grauſenhaften Todes!" Ein Schrei des Entſetzens entfuhr der Prieſterin Dianas. Doch faßte ſie ſich und fragte weiter: „Sprich nur das noch: lebt des armen Mannes Weib?" — „Nicht mehr," war die Antwort, „ihr eigener Sohn hat ihr den Tod gegeben, er übernahm das Rächeramt für ſeinen ermordeten Vater: doch gehet es ihm ſchlimm dafür!" — „Lebt noch ein anderes Kind Agamemnons?" — „Zwei Töchter, Elektra und Chryſothĕmis." — „Und was weiß man von der Älteſten, die geſchlachtet ward?" — „Daß eine Hindin an ihrer Statt ſtarb, ſie ſelbſt aber ſpurlos verſchwunden iſt. Auch iſt ſie wohl ſchon lange tot!" — „Lebt der Sohn des Gemordeten noch?" fragte die Jungfrau ängſtlich. „Ja," ſprach Oreſtes, „doch im Elend, vertrieben, überall und nirgends!" — „O trügeriſche Träume, weichet!" ſeufzte Iphigenia vor ſich hin. Dann hieß ſie die Diener ſich entfernen, und als ſie mit den Griechen allein war, ſprach ſie flüſternd zu ihnen: „Vernehmet etwas, Freunde, das zu eurem und meinem Vorteile dient, wenn wir einig ſind. Ich will dich retten, Jüngling, wenn du mir ein Briefblatt in deine und meine Heimat Mycēne, an die Meinigen gerichtet, nehmen willſt!" — „Ich mag mich nicht retten ohne den Freund," antwortete Oreſtes; „ich bin ein Unglücklicher, von dem er nicht gewichen iſt. Wie ſollte ich ihn in der Todesnot verlaſſen?" — „Edler, brüderlich geſinnter Freund!" rief die Jungfrau. „O wäre mein Bruder, wie du! denn wiſſet, Fremdlinge, auch ich habe einen Bruder, nur daß er ferne aus meinen Augen iſt. — Aber beide kann ich euch nicht entlaſſen; das duldet der König nimmermehr. Stirb denn du, und laß deinen Pylades ziehen; welcher von euch mir das Blatt beſorgt — mir gilt es gleich!" — „Wer wird mich opfern?" fragte Oreſtes. „Ich ſelbſt, auf Befehl der Göttin," antwortete Iphigenia. — „Wie, du, ſchwaches Mädchen, ſchwingſt auf Männer dein Schwert?" — „Nein, ich benetze nur mit dem Weihwaſſer deine Locken! Die Tempeldiener ſind's, die das Schlachtbeil ſchwingen! Dein verbranntes Gebein empfängt ſodann ein Felſenſchild." — „O daß mich meine Schweſter beſtattete!" ſeufzte Oreſtes. — „Das iſt freilich nicht möglich," ſagte die Jungfrau gerührt, „wenn deine Schweſter im fernen Argos weilt. Doch, lieber Landsmann, ſorge nicht, ich will deinen Scheiterhaufen mit Öle löſchen, und mit Honig beträufeln, und deine Gruft ausſchmücken, als wäre ich deine leibliche Schweſter! Jetzt aber laß mich gehen, die Zuſchrift an die Meinen zu beſtellen!"

Wie die Jünglinge allein, nur in der Ferne von Dienern bewacht waren, hielt ſich Pylades nicht länger: „Nein," rief er, „bei deinem Tode leben kann ich nicht! dieſe Schmach verlange nicht von mir. Ich muß dir in den Tod folgen, wie ich dir aufs weite Meer gefolgt bin. Phocis und Argos würden mich der Feigheit zeihen. Alle Welt — denn böſe iſt die Welt — würde ſagen, ich, um die Heimat mir zu gewinnen, hätte dich verraten, dich getötet, dir nach dem Reich, nach dem Erbe getrachtet, zumal da ich dein künftiger Schwager bin und um deine Schweſter Elektra ohne Mitgift gefreit habe. Jedenfalls alſo will ich, muß ich mit dir ſterben!" Oreſtes wollte nichts von dieſem Entſchluſſe hören, und noch ſtritten ſie, als Iphigenia, das beſchriebene Blatt in der Hand, zurückkehrte. Als ſie den Empfänger Pylades geloben laſſen, daß er den Brief gewiß den Ihrigen abliefern wolle und dagegen geſchworen, ihn zu retten, beſann ſich die Jungfrau, und, auf den Fall, daß das Schreiben durch irgend einen Unglücksfall von der See verſchlungen würde, während der Überbringer mit dem Leben davonkäme, wollte ſie ihm den Inhalt überdies auch noch mündlich mitteilen. „Melde," ſprach ſie, „dem Oreſtes, dem Sohne des Agamemnon: Iphigenia, die in Aulis vom Opferherde entrückt wurde, lebt, und beſtellet an dich, was folgt." — „Was höre ich," fiel ihr Oreſtes ins Wort, „wo iſt ſie? ſteht ſie von den Toten auf?" — „Hier ſteht ſie," ſagte die Prieſterin, „doch, ſtöre mich nicht: — „„Lieber Bruder Oreſtes! ehe ich ſterbe, hole mich aus der fernen Barbarei nach Argos; erlöſe mich vom Opferherd, an dem ich im Dienſte der Göttin die Fremdlinge morden muß. Thuſt du es nicht, Oreſtes, ſo ſeien du und dein Haus verflucht!""

Die beiden Freunde konnten lange vor Staunen keine Worte finden, bis zuletzt Pylades das Blatt aus ihren Händen nahm und gegen den Freund gewendet, ihm den Brief überreichend ausrief: „Ja, ich will den Eid auf der Stelle halten, den ich geleiſtet. Da nimm, Oreſtes, ich händige dir das Schreiben ein, welches die Schweſter Iphigenia dir überſchickt." Oreſtes warf es auf den Boden und umſchlang die Wiedergefundene mit den Armen. Sie wollte ihm wehren, ſie konnte es nicht glauben, bis Erzählungen aus der innerſten Geſchichte des Atridenhauſes ihn ihr als denjenigen beglaubigten, der er von Pylades bezeichnet ward. „O Geliebteſter!" rief die Jungfrau jetzt, „denn das biſt du und nichts Anderes, du der Meine, der Meine, der Einzige, der Bruder! Aus dem geliebten Argos kommend! Wie jugendlich zart wareſt du, als ich dich verließ, im Arme des Pflegers ruhend, ſorglos und glücklich! Ja, glücklich, wie wir beide in dieſem Augenblick es ſind." — Doch Oreſtes war ſchon zur Beſinnung gekommen, und ſein Antlitz hatte ſich umwölkt. „Freilich ſind wir jetzt glücklich", ſprach er, „aber wie lange wird es währen? Iſt nicht der Jammer, der Untergang uns gewiß?" Auch Iphigenia bedachte ſich voll Unruhe: „Was erſinne ich nun", ſagte ſie bebend, „wie erlöſe ich dich aus dem Reiche des Barbarenfürſten, wie ſende ich dich frei vom Tode nach Argos zurück, daß du nicht mitſamt deinem Freunde am Opferherde dem Stahl erliegen mußt? Aber ſchnell, ehe der Herr dieſes Reiches, ungeduldig über den verzögerten Tod der Gefangenen erſcheint, erzähle mir, Bruder, und verſchweige mir nichts von den entſetzlichen Ereigniſſen in unſrem unglücklichen Hauſe."

Oreſtes meldete ihr mit gedrängten Worten alles, wie es ſich begeben, und ſchloß das Fürchterliche mit einer guten Kunde, mit der Verlobung Elektras und ſeines Freundes. Während der Erzählung hatte ſich die Jungfrau, ſo ganz ſie Ohr war, doch auch mit der Rettung ihres geliebten Bruders im Geiſte beſchäftigt, und zuletzt hatte ſich ihr ein glücklicher Gedanke dargeboten. „Ich habe," rief ſie, „endlich, dünkt mir, den rechten Weg erdacht. Dein Seelenleiden, das ſich bei eurer Gefangennehmung am Strande noch einmal regte, ſoll mir zum Vorwande bei dem König dienen. Du kommeſt, ſage ich ihm, wie denn dies die Wahrheit iſt, als Muttermörder von Argos. Deswegen ſeieſt du unrein und noch nicht entſündigt, um als angenehmes Opfer der Göttin dargebracht zu werden. Erſt müſſe ein Waſſerbad im Meere die Blutſpur abwaſchen, welche deinem Leibe noch von dem entſetzlichen Mord anklebe. Und weil du, im Tempel der Göttin dargeſtellt, ihr Bild als Schutzflehender berührt habeſt, ſo ſei auch dieſes verunreinigt worden und bedürfe einer Reinigung in der Meeresflut. Da nun mir, der Prieſterin, allein vergönnt iſt, das heilige Bildnis zu berühren, ſo trage ich ſelbſt dasſelbe auf meinen Armen und in eurer Begleitung (denn auch dich, Pylades, nenne ich als Teilhaber der Blutſchuld, wie du es denn auch in der That wareſt) an den Meeresſtrand, dort, wo euer Schiff in der Bucht verſteckt vor Anker liegt. Dies alles ſoll durch Überredung des Königes geſchehen; denn hintergehen ließe ſich der Wachſame nicht. Das weitere Gelingen des Planes, wenn wir einmal am Schiff angekommen ſind, iſt eure Sache, ihr Freunde!"

Dies alles war zwiſchen den Geſchwiſtern und ihrem Freund im Vorhofe des Tempels verhandelt worden, ferne von den Dienern und Wachen. Jetzt wurden die Gefangenen den Aufſehern wieder übergeben und Iphigenia führte ſie in das Innere des Tempels. Nicht lange darauf erſchien Thoas, der König des Landes, mit einem anſehnlichen Gefolge und. fragte nach der Tempelwächterin; denn der Verzug gefiel ihm nicht, und er konnte nicht begreifen, warum die Leiber der Fremdlinge nicht ſchon lange auf dem Hochaltare der Göttin brannten. Wie er nun eben vor dem Tempel angekommen war, trat Iphigenia zu den Pforten desſelben heraus und trug die Bildſäule der Göttin auf den Armen. „Was iſt das, Agamemnons Tochter", rief der König erſtaunt, „warum trägſt du dieſes Götterbild von dem heiligen Geſtelle in deinen Armen fort?" — „Es iſt Abſcheuliches geſchehen, o Fürſt!" erwiderte die Prieſterin mit bewegter Miene, „die Opfer, die am Strande erjagt wurden, ſind nicht rein; das Standbild der Göttin, als ſie ſich ihm näherten, es ſchutzflehend zu umfangen, drehte ſich freiwillig auf ſeinem Sitze und ſchloß die Augenlider. Wiſſe, dieſes Paar hat Grauſenhaftes verübt." Und nun erzählte ſie dem Könige, was im weſentlichen Wahrheit war, und ſtellte das Verlangen an ihn, die Fremdlinge ſamt dem Bilde entſündigen zu dürfen. Um ihn recht ſicher zu machen, verlangte ſie, daß die Fremden wieder gefeſſelt würden und ihre Häupter als Frevler vor dem Strahl der Sonne verhüllt; auch begehrte ſie Sklaven zur Sicherheit, die im Gefolge des Königs erſchienen waren. Nach der Stadt — auch dies hatte die Jungfrau ſchlau in ihrem Sinne ausgedacht — ſollte der Fürſt einen Boten ſenden, der den Bürgern befehle, ſich, bis die Entſündigung vorüber ſei, innerhalb der Mauern zu halten, um von der alles verpeſtenden Blutſchuld nicht angeſteckt zu werden. Der König ſelbſt ſollte in ihrer Abweſenheit im Tempel bleiben und für die Ausräucherung des geſamten Gewölbes beſorgt ſein, damit die Prieſterin dasſelbe nach ihrer Rückkehr gereinigt wiederfinde. Sobald die Fremden aus dem Thore des Tempels träten, ſollte der König ſein Antlitz ins Gewand hüllen, damit der Greuel ſich ihm nicht mitteilen könnte. „Und wenn es dir," ſchloß die Prieſterin ihren Antrag, „auch dünken ſollte, als ſäumte ich lang am Meeresſtrande: werde darum nicht ungeduldig, o Herrſcher; bedenke, welchen großen und befleckenden Frevel es zu entſündigen gilt!"

Der König willigte in alles und verhüllte ſich das Haupt, als bald darauf Oreſtes und Pylades aus dem Tempel geführt wurden, und es währte nicht lange, ſo war Iphigenia mit den Gefangenen und einigen Trabanten des Königs auf dem Wege zum Meeresufer aus dem Geſichtskreiſe des Tempels verſchwunden. Thoas begab ſich in das Innere desſelben und ließ dort die von der Prieſterin gebotene Räucherung vornehmen, die bei der Größe des Gebäudes eine geraume Zeit erforderte.

Nach mehreren Stunden kam ein Bote vom Meeresufer daher geeilt. „Treuloſe Weiberſeelen!" fluchte er vor ſich hin, als er erhitzt und keuchend vor der Tempelpforte ſtand und an das verſchloſſene Thor pochte. „Holla, ihr Leute drinnen," ſchrie er, „öffnet die Riegel; thut dem Herrn zu wiſſen, daß ich als Überbringer ſchlimmer Neuigkeit vor dem Thore ſtehe!" Die Thürflügel öffneten ſich, und Thoas ſelbſt trat aus dem Tempel. „Wer iſt's," ſprach er, „der mit ſeinem Lärm den Frieden dieſes heiligen Hauſes zu ſtören ſich herausnimmt?" — „Vernimm, o König, welche Botſchaft ich dir bringe," hub der Diener an. „Die Prieſterin des Tempels, dieſes Griechenweib, iſt mitſamt den Fremden und dem Standbild unſerer erhabenen Schutzgöttin aus dem Lande entronnen; das ganze Entſündigungsfeſt war eine Lüge!" — „Was ſagſt du?" rief der König, der unmögliches zu hören glaubte. „Welcher böſe Geiſt hat dieſes Weib ergriffen? Wer iſt es, mit dem ſie flieht?" — „Ihr Bruder Oreſtes," erwiderte der Bote; „derſelbe, den ſie hier dem Opfertode geweiht zu haben ſchien. Hör' die ganze Geſchichte und dann ſinne auf Mittel, wie wir die Flüchtigen verfolgen und beifahen; denn ihre Fahrt iſt lang, und dein Speer kann ſie ſchon noch erreichen! Als wir ans Geſtade des Oceans gelangt waren, wo das Schiff des Oreſtes vor Anker lag, winkte Iphigenia uns, die wir die Fremdlinge in Feſſeln daherführten, Halt zu machen, damit wir dem heiligen Brandopfer und der beſchloſſenen Feier fern blieben. Sie ſelbſt nahm den Fremden die Feſſeln ab, hieß ſie vorangehen und trug ſie, ihnen folgend. Zwar ſchien uns dieſes ſchon etwas verdächtig, indeſſen glaubten deine Diener, o Herr, es ſich doch gefallen laſſen zu müſſen. Hierauf, damit es ſchien, als würde mit der Sühnungshandlung wirklich der Anfang gemacht, ſang die Prieſterin Zauberformeln ab und ſprach in fremden Weiſen allerlei Gebete. Wir aber hatten uns gelagert und harrten. Endlich kam uns der Gedanke, das entfeſſelte Paar könnte die wehrloſe Frau getötet haben und entſprungen ſein. Wir machten uns daher auf und eilten der Felſenbucht zu, die uns den Anblick der Prieſterin und der Fremdlinge entzogen hatte. Als wir dicht an den Felſenſtrand gelangt waren, ſahen wir ein Griechenſchiff auf dem Waſſerſpiegel ſchwebend und an fünfzig Ruderer auf ſeinen Bänken; am Hinterteile des Schiffes, noch auf dem Ufer, ſtanden die beiden Fremden, der Feſſeln entledigt; die einen lichteten die Anker und hängten ſie ein, andere ſchlugen Zugbrücken, wanden an den Tauen, ließen Leitern für die Fremdlinge nieder. Da beſannen wir uns denn freilich nicht länger; wir hatten das ganze Truggewebe vor uns und ergriffen das Weib, das auch noch am Strande verweilte. Oreſtes aber, ſein Geſchlecht und Vorhaben laut verkündend, wehrte ſich mit Pylades für ſeine Schweſter, die wir ſchleifend zwingen wollten, uns zu folgen. Da weder wir noch die Fremdlinge Schwerter hatten, ſo ſetzte es einen hartnäckigen Fauſtkampf. Indeſſen zwangen uns die Griechenjünglinge zum Rückzuge, da auch die Schützen vom Hinterteile des Schiffes uns mit Pfeilen aus der Ferne ſcharf zuſetzten. Zu gleicher Zeit warf eine mächtige Meereswoge das Schiff ans Land, und es fehlte wenig, ſo wäre es geſcheitert. Da nahm Oreſtes Iphigenien auf den Arm, die ſelbſt das Bild in den Händen trug, ſprang ins Waſſer und ſchnell die Leiter des Schiffes hinan. Dort legte er die Schweſter mitſamt dem Himmelsbilde der Artemis auf dem Verdecke nieder. Ihm nach war Pylades geſprungen, und als alle glücklich im Schiffe ſich befanden, brach das Schiffsvolk in dumpfen Jubel aus und ruderte friſch durch die ſalzige Flut. So lange das Schiff durch die Hafenbucht fuhr, glitt es in ſanftem Laufe dahin; als es aber in die offene See gelangt war, ſauſte ein mächtiger Windſtoß auf dasſelbe herein und trieb es, trotz aller Anſtrengungen der Ruderer, an das Geſtade zurück. Da ſprang Agamemnons Tochter flehend empor und rief laut: „Tochter Latonas, jungfräuliche Artemis, du ſelbſt verlangteſt ja durch das Orakel deines Bruders Apollo nach Griechenland, rette mich mit dir, mich, deine Prieſterin, dorthin und vergieb mir den kühnen Betrug, den ich mir gegen den Beherrſcher dieſes Landes erlaubt habe, dem ich gezwungen ſo lange dienen mußte. Du ſelbſt ja haſt auch einen Bruder und liebſt ihn, du Himmliſche! drum ſieh auch unſere Geſchwiſterliebe gnädig an!" Zu dieſem Gebete der Jungfrau ſtimmten, die entblößten Arme ums Ruder geſchlungen, die Schiffer alle den flehenden Geſang, Päan genannt, an, wie ihnen befohlen ward. Dennoch trieb das Schiff immer mehr an den Strand, und ich bin geradenwegs hierher geeilt, um dir zu melden, was ſich am Ufer dort begeben. Darum ſende du nur auf der Stelle Fangſtricke und Feſſeln ans Geſtade; denn wenn das brauſende Meer nicht bald ruhig wird, ſo iſt den Fremdlingen jeder Weg zur Flucht verſperrt. Der Meeresgott Poſeidon denkt mit Zorn an die Zerſtörung ſeiner Lieblingsſtadt Troja zurück; er iſt ein Feind aller Griechen und des Atridengeſchlechts insbeſondere. So wird er denn, wenn mich nicht alles trügt, die Kinder Agamemnons heute in deine Gewalt geben!"

Mit Ungeduld hatte der König Thoas das Ende des langen Berichtes abgewartet und ließ nun auf der Stelle an alle Bewohner ſeines rauhen Küſtenlandes den Befehl ergehen, die Roſſe aufzuzäumen, dem Meeresſtrande zuzuſprengen, das Griechenſchiff, wenn es durch die Wellen ans Land geſchleudert wäre, zu faſſen und unter dem Beiſtande der Göttin Artemis die flüchtigen Verbrecher einzufangen. Das Fahrzeug ſollte mit allen Ruderern verſenkt werden, die beiden Fremdlinge aber mit der treuloſen Prieſterin wollte er vom ſchroffſten Felſen ins Meer hinabſtürzen oder bei lebendigem Leibe mit dem Pfahle ſpießen laſſen.

Und ſchon jagte er an der Spitze ſeines reiſigen Volkes dem Meeresufer zu, als plötzlich eine himmliſche Erſcheinung den Zug hemmte und den König wider Willen ſtille zu ſtehen zwang. Pallas Athene, die erhabene Göttin, war es, deren Rieſengeſtalt, von einer lichten Wolke umgeben, über der Erde ſchwebend, dem Heereszuge den Weg vertrat und deren Götterſtimme wie Donner über die Häupter der Taurier hinrollte: „Wohin, wohin jageſt du, König Thoas, erhitzt und atemlos mit deinem Volke? Schenke den Worten einer Göttin Gehör! Laß die Haufen deines Heeres ruhen, laß meine Schützlinge frei abziehen! Das Verhängnis ſelbſt hat, durch den Ausſpruch Apollos, den Oreſtes hierher gerufen, daß er, von den Furien befreit, ſeine Schweſter ins Vaterland zurückgeleite und das heilige Bildnis der Artemis in meine geliebte Stadt Athen bringe, wohin ſie ſelbſt begehret hat! Die Flüchtlinge trägt deswegen Poſeidon, der Meeresgott, mir zulieb auf unbewegter Meeresfläche in ihrem Ruderſchiffe dahin, und Oreſtes wird in Athen der tauriſchen Artemis Bild in einem heiligen Hain und neuen, herrlichen Tempel aufſtellen, und Iphigenia wird auch dort ihre Prieſterin ſein, dort ſterben, dort ihre fürſtliche Gruft finden. Du, o Thoas, und du Volk der Taurier, gönnt ihnen allen ihr Geſchick und zürnet nicht!"

Der König Thoas war ein frommer Verehrer der Götter. Er warf ſich vor der Erſcheinung nieder und ſprach anbetend: „O Pallas Athene! Wer Götterwort vernimmt und ſein Ohr nicht ihm zuneiget, der denkt verkehrt. Kampf mit allmächtigen Göttern bringt keine Ehre. Mögen deine Schützlinge mit dem Bildnis der Göttin ziehen, wohin ſie ſollen, mögen ſie das Bild glücklich in deinem Reiche aufſtellen. Ich ſenke meine Lanze vor den Göttern. Laßt uns umwenden und in die Mauern unſerer Stadt zurückkehren."

Es geſchah, wie Athene verkündet hatte. Die tauriſche Artemis erhielt ihren Tempel und behielt ihre Prieſterin Iphigenia in Athen. Oreſtes ſetzte ſich zu Mycēne als beglückter König auf den Thron ſeiner Väter und gewann mit der einzigen, lieblichen Tochter des Menelaus und der Helena, Hermiŏne, die vergebens an Neoptolĕmus, den Sohn des Achilles, verlobt worden war, und die ihm der Bräutigam mit Verluſt ſeines eigenen Lebens laſſen mußte, auch das Königreich Sparta, und zuvor noch hatte er Argos erobert. So beſaß er ein mächtigeres Reich, als je ſein Vater beſeſſen. Seine Schweſter Elektra ſetzte ihr Gemahl Pylades auf den Thron von Phocis. Chryſothĕmis ſtarb unvermählt; Oreſtes ſelbſt erreichte ein Alter von neunzig Jahren. Da regte ſich der alte erlöſchende Fluch der Tantaliden noch einmal; eine Schlange ſtach ihn in die Ferſe, daß er ſtarb.

Zweites Buch.

Odyſſeus.

Erſter Teil.

Telemach und die Freier. — Telemach bei Neſtor. — Telemach zu Sparta. — Verſchwörung der Freier. — Odyſſeus ſcheidet von Kalypſo und ſcheitert im Sturm. — Nauſikaa. — Odyſſeus bei den Phäaken. — Odyſſeus erzählt den Phäaken ſeine Irrfahrten. (Cikonen, Lotophagen, Cyklopen, Polyphem.) — Odyſſeus erzählt weiter. (Der Schlauch des Äolus. Die Läſtrygonen. Circe.) — Odyſſeus erzählt weiter. (Das Schattenreich.) — Odyſſeus erzählt weiter. (Die Sirenen. Scylla und Charybdis. Thrinakia und die Heerden des Sonnengottes. Schiffbruch. Odyſſeus bei Kalypſo.) — Odyſſeus verabſchiedet ſich von den Phäaken.

Telemach und die Freier. Die Heimkehr der Griechen von Troja war vollbracht und, ſo viele der Helden den Schlachten während des Krieges oder dem Sturm auf der Heimfahrt entronnen waren, befanden ſich jetzt zuhauſe glücklich oder unglücklich. Nur Odyſſeus, der Sohn des Laërtes, Ithakas Fürſt, war noch auf der Irrfahrt und von einem ſeltſamen Schickſale betroffen. Nach mancherlei Abenteuern ſaß er in der Ferne auf einer rauhen, mit Wäldern bedeckten, einſamen Inſel, mit Namen Ogygia, wo ihn eine hohe Nymphe, die Göttin Kalypſo, die Tochter des Atlas, in ihrer Grotte gefangen hielt, weil ſie ihn zum Gemahl begehrte. Er aber blieb der zurückgelaſſenen Gattin, der edlen Penelope, treu; und endlich jammerte ſein auch die Götter im Olymp; nur Poſeidon, der Gott des Meeres, der alte Feind der Griechen, zürnte auch dieſem Helden unverſöhnlich, und wenn er ihn nicht zu vertilgen wagte, ſo legte er ſeiner Heimfahrt doch allenthalben Hinderniſſe in den Weg und trieb ihn in der Irre umher. Und ſo war er es auch, der ihn an jene unwirtliche Inſel geworfen hatte.

Nun aber wurde doch im Rate der Himmliſchen beſchloſſen, daß Odyſſeus aus den Banden der Inſelfürſtin Kalypſo befreit werden ſollte. Auf die Fürbitte Athenes wurde Hermes, der Götterbote, nach dem ogygiſchen Eilande geſchickt, um der ſchönen Nymphe den unwiderruflichen Ratſchluß des Zeus zu verkündigen, daß dem Dulder die Wiederkehr in ſeine Heimat beſtimmt ſei. Athene ſelbſt band ſich die ambroſiſchen, goldenen Sohlen unter die Füße, womit ſie über Land und Waſſer dahinſchwebt, nahm ihre mächtige Lanze, mit der gediegenen, ſcharfen Spitze von Erz, mit welcher ſie ſo manche Helden in der Schlacht bezwungen hatte, zur Hand, ſchwang ſich ſtürmend von dem felſigen Gipfel des Olympus herab und bald ſtand ſie auf der Inſel Ithaka, die an der Weſtküſte Griechenlands liegt, am Palaſte des fernen Odyſſeus, vor der Schwelle des Hofes, da wo der Weg zum hohen Thore des Königshauſes führte. Ihre Göttergeſtalt war verwandelt und die Lanze in der Hand glich ſie dem tapfern Mentes, dem Könige der Taphier.

Im Hauſe des Odyſſeus ſah es traurig aus. Die ſchöne Penelŏpe, die Tochter Ikarions, blieb mit ihrem jungen Sohne Telemach nicht lange Meiſter in dem verlaſſenen Palaſte. Als Odyſſeus, nachdem längſt die Nachricht von Trojas Fall und von der Rückkehr der andern Helden gekommen war, allein nicht heimkehrte, verbreitete ſich allmählich mit immer größerer Sicherheit die Sage von ſeinem Tode und es fanden ſich aus der Inſel Ithaka ſelbſt, auf welcher noch andere mächtige und reiche Leute außer dem Fürſten Odyſſeus wohnten, nicht weniger als zwölf, und von der benachbarten Inſel Same 24, von Zacynth 20, ja von Dulichium 52 Freier mit einem Herold, einem Sänger, 2 geübten Köchen und großem Sklavengefolge bei Penelŏpe ein, die, unter dem Vorwand, um die Hand der jungen Witwe zu werben, alle im Hauſe und vom Gute des abweſenden Fürſten zehrten und den frechſten Übermut trieben; und dieſes Unweſen hatte nun ſchon über drei Jahre gewährt.

Als Athene in der Geſtalt des Mentes ankam, fand ſie die üppigen Freier eben an der Pforte des Hauſes mit Steineſchieben beſchäftigt und diejenigen, die nicht gerade den Stein ſchoben, lagen auf den Häuten von Rindern hingeſtreckt, die ſie ſelbſt dem Odyſſeus aus den Ställen genommen und geſchlachtet hatten. Herolde und aufwartende Diener eilten hin und her; die einen miſchten in gewaltigen Krügen den Wein unter das Waſſer, andere ſäuberten die umhergeſtellten Tiſche mit Schwämmen und zerlegten das reichlich aufgetragene Fleiſch. Der Sohn des Hauſes, Telemăchus ſelbſt, ſaß mit einem Herzen voll Betrübnis unter den Freiern und gedachte an ſeinen herrlichen Vater, ob er nicht endlich käme, die Scharen der Frechen zu zerſtreuen und ſich wieder in den Beſitz ſeiner Habe zu ſetzen. Wie er die Göttin in der Geſtalt des fremden Königs erblickte, eilte er ihr an der Pforte entgegen, faßte die

Rechte des vermeintlichen Gaſtfreundes und hieß ihn willkommen. Als ſie beide in den gewölbten Saal des Palaſtes eingetreten waren und Athene ihre Lanze in den Speerkaſten, der ſich an der Hauptſäule befand, zu den Lanzen des Odyſſeus gelehnt hatte, führte Telemăchus ſeinen Gaſt zu Tiſche an einen Thronſeſſel mit ſchön gewirktem Polſter, hieß ihn ſitzen und ſchob ihm einen Schemel unter die Füße; er ſelbſt ſtellte ſeinen Seſſel neben den ſeinen; eine Dienerin brachte in goldener Kanne Waſchwaſſer für die Hände des Fremdlings; die ehrbare Schaffnerin trug Brot und Fleiſch herbei, ein Diener zerlegte die Speiſen, und um die goldenen gefüllten Becher wandelte, Wein einſchenkend, der Herold. Bald darauf traten auch, einer um den andern, die Freier ein und ſetzten ſich alle auf ſtattliche Lehnſeſſel; die Herolde beſprengten ihnen die Hände, die Mägde reichten ihnen Brot in Körben, die Diener füllten ihnen die Becher bis zum Rand, und ſie machten ſich, als kämen ſie nicht eben vom Schmauſe, über das leckere Mahl her. Dann gelüſtete ſie nach Reigentanz und Geſang, der Herold reichte dem Sänger Phemius die zierliche Harfe und dieſer, von den trotzigen Freiern gezwungen, ſchlug die Saiten an und begann den herzerfreuenden Geſang.

Während nun dieſe dem Liede horchten, neigte Telemach ſein Haupt nahe an das ſeines Gaſtes und flüſterte der verwandelten Göttin ins Ohr: „Wirſt du mir, lieber Gaſtfreund, was ich dir ſage, nicht verargen? Siehſt du, wie dieſe Menſchen hier fremdes Gut ohne Erſatz verpraſſen? das Gut meines Vaters, deſſen Gebein vielleicht am Meeresſtrand im Regen modert oder auf den Wellen umhergetrieben wird? Er kommt wohl nicht wieder heim, ſie zu ſtrafen! — Aber du ſage mir, edler Fremdling, wer biſt du, wo hauſeſt du, wo deine Eltern? Biſt du vielleicht ſchon vom Vater her unſer Gaſtfreund?" — „Ich bin," erwiderte Athene, „Mentes, der Sohn des Anchiălus und beherrſche die Inſel Taphos; ich kam zu Schiffe hierher, um in Temĕſa Erz gegen Eiſen einzutauſchen. Frage deinen Großvater Laërtes, den Greis, der, wie man ſagt, ferne von der Stadt, in Kummer auf dem Lande ſich abhärmt: er wird dir ſagen, daß unſere Häuſer ſeit der Altväter Zeiten in Gaſtfreundſchaft mit einander leben. Ich kam, weil ich glaubte, dein Vater ſei wieder daheim. Dem iſt nun freilich nicht ſo; aber doch lebt er gewiß noch; er iſt wohl irgendwo an eine wilde Inſel verſchlagen und wird mit Zwang dort feſtgehalten. Ja, mir ſagt es mein weisſagender Sinn, er weilt nicht lange mehr, er macht ſich bald los und kehret heim! Du biſt doch deines Vaters leiblicher Sohn, lieber Telemăchus! Wie du ihm am Haupte, zumal an den freundlichen Augen gleicheſt! Denn wiſſe, ich habe deinen Vater gekannt, ehe er gen Troja fuhr. Seitdem ſah ich ihn nicht mehr. Doch, ſage mir, was iſt denn das für ein Gewühl in deinem Hauſe? Feierſt du denn ein Gaſtmahl oder ein Hochzeitsfeſt?"

Telemach antwortete mit einem Seufzer: „Ach lieber Gaſtfreund, ehemals mochte wohl unſer Haus angeſehen und begütert heißen, jetzt iſt es anders; alle dieſe Männer aus der Nachbarſchaft, die du hier ſieheſt, umwerben meine Mutter und verzehren unſer Gut. Sie ſelbſt kann eine verabſcheute Wiedervermählung nicht abſchlagen und nicht vollziehen. Indeſſen verwüſten dieſe Schlemmer mein Haus und in kurzem werden ſie mich ſelbſt umbringen!" Mit zornigem Schmerz antwortete die Göttin: „Wehe, wie ſehr bedarfſt du des Vaters, Jüngling! Wohl empfehle ich dir, zu bedenken, wie du dieſen läſtigen Schwarm aus dem Palaſte fortdrängeſt! Laß mich dir einen Rat geben. Morgen erhebe dich unter ihnen nnd heiße ſie, einen jeglichen in das Seinige, ſich zerſtreuen; deiner Mutter aber ſage: wenn ihr eigenes Herz nach einer Vermählung begehrt, ſo ſoll ſie in den Palaſt ihres königlichen Vaters heimkehren; dort mag die Hochzeit angeordnet, mag die Brautgabe bereitet werden. Du ſelbſt aber rüſte das beſte Schiff, das du haſt, mit zwanzig Ruderern aus, und begieb dich auf den Weg, den lange abweſenden Vater zu ſuchen. Zuerſt gehe nach Pylos im Lande Elis, frage dort den ehrwürdigen Greis Neſtor; erfährſt du da nichts, ſo wende dich nach Sparta zum Helden Menelaus; denn dieſer iſt der letzte von den Griechen, der heimgekehrt iſt. Hörſt du vielleicht dort, daß dein Vater lebe, daß er wiederkehre: nun dann ertrage es noch ein Jahr. Vernimmſt du aber, daß er geſtorben ſei: alsdann kehre heim, opfre Totenopfer und erricht' ihm ein Denkmal. Findeſt du die Freier noch immer in deinem Hauſe, ſo ſinne darauf, wie du ſie durch Liſt oder öffentlich töteſt. Biſt du doch nicht mehr unmündig und dem Knabenalter längſt entwachſen! Höreſt du nicht, welchen Ruhm der Jüngling Oreſtes unter den Menſchen geerntet hat, daß er ſeines Vaters Mörder, Ägiſthus, erſchlagen? Du biſt ſo groß und ſtattlich; halte dich wohl! Mach', daß auch dich einſt ſpätere Geſchlechter loben!" Telemach dankte dem Gaſtfreunde für ſeinen guten Rat und ſeine väterliche Geſinnung, und da dieſer ſich zum Aufbruch anſchickte, wollte er ihm ein Gaſtgeſchenk mit auf den Weg geben; der verſtellte Mentes verſprach aber wieder zu kommen und auf dem Rückweg es abzuholen.

Dann enteilte die Göttin und verſchwand; denn wie ein Vogel durchflog ſie den Kamin. Telemach ſtaunte über dem Verſchwinden des Fremden tief in der Seele; er ahnte, daß es ein Gott geweſen, und ſann in ſich gekehrt ſeinem Rate nach.

Im Saale dauerte indeſſen Saitenſpiel und Geſang fort: der Sänger meldete die traurige Heimfahrt der Griechen von Troja und alle Freier horchten. Droben im Söller ſaß inzwiſchen die einſame Penelŏpe und der Hall des Liedes drang zu ihr empor. Da ſtieg auch ſie mit zwei Dienerinnen die Stufen ihrer hohen Wohnung herab und trat zu den Freiern in den Saal ein, doch in einen dichten Schleier gehüllt; eine der Mägde ſtand ihr zur Seite, und weinend begann ſie, zu Phemius, dem Sänger, gewendet: „Du weißt ja ſonſt viele herzerquickende Lieder, guter Sänger! Erfreue ſie damit; aber dieſen Jammergeſang, der mir beſtändig das Herz im Buſen quält, den laß ruhen! Gedenke ich doch auch ohne das beſtändig des Mannes, deſſen Ruhm durch ganz Griechenland reicht, und der noch immer nicht heimgekehrt iſt!" — Aber Telemach redete freundlich zu der Mutter: „Tadle doch den lieblichen Sänger nicht, daß er uns mit dem erfreut, was ihm gerade das Herz entzündet. Nicht den Sängern, Zeus müſſen wir Schuld geben, der ihnen die Lieder eingiebt und ſie begeiſtert, wie er will! Laß ihn deswegen immerhin das Leid der Danaer beſingen! Odyſſeus iſt es ja nicht allein, der den Tag der Wiederkehr verlor; wie viel andere Griechen ſind untergegangen! Du ſelbſt, liebe Mutter, kehr' ins Frauengemach zurück, beſorge dort deine Geſchäfte, die Spindel und den Webeſtuhl, und leite das Tagwerk deiner Frauen! Das Wort gebührt den Männern und vor allem mir, der ich die Herrſchaft im Hauſe zu führen habe."

Penelope verwunderte ſich über die verſtändige und beſtimmte Rede des Knaben, den ſie früher nie ſo hatte ſprechen hören und der auf einmal zum Jüngling gereift ſchien; ſie kehrte nach dem Söller zurück und beweinte dort ihren Gemahl in der Einſamkeit. Den Freiern aber, die zu toben und beim Becher Mutwill zu treiben anfingen, trat Telemachus auch entgegen und rief in die Verſammlung hinein: „Freuet euch immerhin beim Mahle, ihr Freier! aber lärmet mir nicht ſo! denn das iſt eine Luſt, dem Sänger in Stille zuzuhorchen! Morgen wollen wir Ratsverſammlung halten; da will ich euch frank und frei den Vorſchlag machen, nach Hauſe zu gehen; denn es iſt Zeit, daß ihr euch an eurer eigenen Habe wärmet und nicht des fremden Mannes Erbgut vollends aufzehret!"

Die Freier biſſen ſich auf die Lippen, als ſie ſolche Reden hörten, und konnten über die entſchloſſenen Worte des Jünglings nicht genug ſtaunen. Aber von ſeinem Vorſchlage, zum Vater Penelopes, Ikarion, zu wandern, wollten ſie nichts hören und zankten ſich trotzig mit ihm herum. Endlich brachen ſie auf, und auch Telemach ging zur Ruhe.

Am andern Morgen ſprang er zeitig vom Lager, kleidete ſich an und hing das Schwert um die Schultern. Dann trat er aus der Kammer hervor und gebot den Herolden, die Verſammlung der Bürger zu berufen, und lud auch die Freier zu derſelben ein. Als das Volk ſich gedrängt eingefunden hatte, erſchien der Fürſtenſohn, die Lanze in der Hand; Pallas Athene hatte ſeiner Geſtalt Hoheit und Anmut verliehen, ſo daß alles Volk den Kommenden anſtaunte. Selbſt die Greiſe machten ihm ehrerbietig Platz und er ſetzte ſich auf den Stuhl ſeines Vaters Odyſſeus. Da erhub zuerſt der Held Ägyptius, von Alter gebückt und reich an Erfahrung, er, deſſen älteſter Sohn Antiphus ſchon mit Odyſſeus vor Troja gezogen war und erſt auf dem Rückwege verunglückte, deſſen zweiter Sohn Eurinŏmus mit unter den Freiern ſich befand, während die zwei jüngſten Söhne noch des Vaters Geſchäfte zu Hauſe betrieben, ſich in der Volksverſammlung und ſprach: „Seit Odyſſeus fort iſt, ſind wir nicht verſammelt geweſen. Wem iſt denn auf einmal eingefallen, uns zuſammen zu berufen? Iſt es ein älterer Mann oder ein jüngerer, und welches Bedürfnis treibt ihn? Hörte er etwa Kunde von einem heranziehenden Kriegsheere? Oder hat er einen Antrag zum Beſten des Landes zu machen? Nun, gewiß iſt es ein Biedermann, der alſo gehandelt hat; Zeus ſegne ihn, was er auch im Herzen vorhaben mag!"

Telemach erfreute ſich des glücklichen Vorzeichens, das in dieſen Worten lag, erhob ſich von ſeinem Stuhle und ſprach, mitten unter die Verſammlung eintretend, nachdem der Herold Piſēnor ihm das Zepter gereicht, indem er ſich zuerſt dem greiſen Ägyptius zuwandte: „Edler Greis! der Mann, der euch berufen hat, iſt nicht ferne: ich bin's; denn der Kummer und die Sorge bedrängen mich. Erſt habe ich meinen trefflichen Vater, euren Beherrſcher verloren, und jetzt ſtürzt mein Haus ins Verderben und alle meine Habe geht in Trümmer! Mit unerwünſchter Bewerbung ſieht ſich meine Mutter Penelope von Freiern umdrängt. Dieſe ſträubten ſich, meinem Vorſchlage ſich zu fügen und beim Vater der Mutter, Ikarion, um die Tochter zu werben. Nein, von Tag zu Tage wenden ſie ſich an unſer Haus, opfern Rinder zum Mahle, halten bei unſern Schafen und Ziegen Schmaus und trinken mir den funkelnden Wein ohne Scheu aus dem Keller. Was vermag ich gegen ſo viele? Erkennet doch ſelbſt, ihr Freier, euer Unrecht, habt auch Scheu vor andern, vor der Nachbarſchaft, bebet endlich vor der Rache der Götter! Wann hat euch mein Vater beleidigt, wann habe ich ſelbſt euch Schaden zugefügt, deſſen Erſatz ihr von mir zu nehmen berechtigt wäret? Ihr aber ladet mir unverdienten Schmerz auf die Seele!"

So ſprach Telemachus, vergoß Thränen dazu und warf zornig ſeinen Zepter auf die Erde. Die Freier ſaßen ſchweigend umher und keiner, außer Antinŏus, dem Sohne des Eupithes, wagte es, ihm ein heftiges Wort auf ſeine Rede zu erwidern. Dieſer erhub ſich und rief laut: „Trotziger Jüngling, welche Schmähung erlaubſt du dir gegen uns? Nicht die Freier haben alles das verſchuldet, ſondern deine eigene Mutter, die ränkevolle! Drei Jahre, und bald das vierte, ſind dahin, und immer noch ſpottet ſie des Wunſches der Achajer. Allen verheißt ſie Gunſt, bald dieſem bald jenem Manne ſendet ſie Botſchaft zu; aber im Herzen denkt ſie ganz anders. Wohl durchſchauen wir ihre Liſt. In ihrer Kammer hat ſie ein großes Gewebe angefangen und zur Verſammlung der Freier hat ſie geſprochen: „„Ihr Jünglinge, wartet mit der Entſcheidung und der Hochzeit nur ſo lange, bis ich das Leichengewand für meines Gemahles alten Vater Laërtes fertig gewirkt habe, daß, wenn er dereinſt ſtirbt, keine Griechin mich tadeln kann, wenn der angeſehene Mann als Leiche nicht feſtlich eingekleidet da läge! Mit dieſem frommen Vorwande gewann ſie unſere Herzen." Nun ſaß ſie auch wirklich den Tag über da und wirkte an ihrem großen Gewebe, in der Nacht aber beim Kerzenlichte, da trennte ſie heimlich alles wieder auf, was ſie am Tage gewoben hatte. So entging ſie unſern Aufforderungen drei Jahre lang und täuſchte edle Griechenſöhne. Eine der Dienerinnen, welche ſie nachts belauſcht hatte, hat uns dieſes hinterbracht, und ſo überraſchten wir ſie ſelbſt, während ſie damit beſchäftigt war, ihr Gewebe zu zertrennen. Darauf nötigten wir ſie, das Werk zu vollenden. So geben wir dir denn zur Antwort, Telemachus, daß dir allerdings vergönnt ſein ſoll, die Mutter hinweg und zu ihrem Vater zu ſenden; aber du ſollſt ihr auch gebieten, ſich demjenigen zu vermählen, den ihr Vater ausleſen wird, oder den ſie ſich ſelbſt erwählt. Wenn ſie aber die edlen Griechen noch länger verhöhnt und mit ihrem Truggewebe täuſchen will, ſo zehren wir auch noch länger von deinem Gute, und nicht eher weichen wir von deinem Herde und begeben uns an den unſrigen, als bis deine Mutter einen Gatten gewählt hat."

Darauf antwortete Telemach: „Antinous, mit Zwang kann ich meine Mutter nicht aus dem Hauſe verſtoßen, ſie, die mich geboren und erzogen hat; mag nun mein Vater noch leben oder tot ſein. Weder Ikarion, ihr Vater, noch die Götter könnten ein ſolches Verfahren billigen. Nein, wenn ihr ſelbſt noch Gefühl für Recht und Unrecht habt, ſo verlaſſet mein Haus und beſorget euch eure Gaſtmahle anderswo, oder verzehrt wenigſtens eure eigene Habe und laſſet die Bewirtung im Kreiſe herumgehen. Wenn es euch aber behaglicher dünkt, das Erbe eines einzelnen Mannes ohne Wiedererſtattung zu verſchlingen — nun, ſo thut es! Ich aber werde die Ewigen laut anflehen, daß mir Zeus zur wohlverdienten Bezahlung an euch verhelfe!"

Während Telemach ſo ſprach, ſchickte ihm Zeus ein Himmelszeichen. Zwei Adler des Gebirges ſchwebten mit ausgebreiteten Schwingen herab aus den Lüften und um einander her: als ſie der Verſammlung über den Häuptern waren, ſchauten ſie drohend herab und fingen dann an, ſich ſelbſt mit den Klauen Hals und Kopf zu zerkratzen, dann erhoben ſie ſich wieder und ſtürmten rechts hin über Ithakas Stadt. Dies deutete der anweſende greiſe Vogelſchauer Halithĕrſes auf großes Verderben, das den Freiern drohe. Denn noch am Leben ſei Odyſſeus und nahe ſchon, und der Tod ſei allen jenen Männern bereitet. Aber der Freier Eurymăchus, des Polȳbus Sohn ſpottete des Zeichens und ſagte: „Geh du nach Hauſe und verkündige deinen eigenen Kindern ihr Geſchick, alberner Greis! Uns wirſt du nicht bethören. Viel Vögel fliegen unter den Strahlen der Sonne herum, aber nicht alle bedeuten etwas! Gewiſſer iſt nichts, als daß Odyſſeus in der Ferne ſtarb!" Übrigens beharrten die Freier auf ihrem Anſinnen, daß die Mutter Telemachs ſelbſt das Haus verlaſſen, zu ihrem Vater Ikarion ziehen und dort wählen ſolle.

Da drang Telemachus nicht weiter in ſie, ſondern er begehrte vom Volke nur ein ſchnellſegelndes Schiff und zwanzig Ruderer, um zu Pylos und zu Sparta nach dem verſchollenen Vater zu fragen. Lebe der, ſo wollte auch Telemach noch ein Jahr zuſehen; ſei er tot, ſo möge ein anderer die Mutter nehmen. Jetzt erhub ſich Mentor, der Freund und Altersgenoſſe des Odyſſeus, dem der Held, in den Kampf vor Troja ziehend, die Sorge des Hauſes anvertraut hatte, daß er, unter der Oberaufſicht ſeines Vaters Laërtes, alles in Ordnung erhielte. Dieſer ereiferte ſich zornig gegen die Freier und rief: „Kein Wunder, wenn ein Scepter tragender König Recht und Billigkeit vergäße, ſtets zürnte und grauſam frevelte: verdienen es die Menſchen doch nicht anders! Wer in dieſem Kreiſe gedenkt jetzt noch des freundlichen väterlichen Herrſchers Odyſſeus? Praſſen doch dieſe Freier ungeſtraft von ſeinem Gute! Und nicht ihnen verdenke ich es, die da im Wahne handeln, als kehre Odyſſeus nicht wieder! Aber dem andern Volke verarg ich's, das ſtumm daſitzt und zuſchauen mag, und auch nicht mit einem Wörtchen es verſucht, die frevelnden Freier im Zaum zu halten, ſo überlegen es ihnen an Zahl iſt!"

Aber Leokrĭtus, einer der frechſten Freier, ſpottete des Scheltenden und ſprach: „Laß immerhin den Odyſſeus kommen, du alter Schadenfroh; wir wollen ſehen, ob er mit uns fertig wird, wenn er uns beim Mahle überraſcht! Und glaube mir nur, Penelŏpe ſelbſt, ſo ſehr ſie nach ihm zu ſchmachten ſcheint, würde ſeiner Ankunft ſich am wenigſten freuen. Mög' ihn das böſe Verhängnis vertilgen! Nun, laßt uns ſcheiden, ihr Männer! Mögen Mentor und der alte Vogelſchauer Halithērſes die Reiſe des Knaben Telemachus beſchleunigen. Aber, was wollen wir wetten, er ſitzt noch nach Wochen hier unter uns und erſpäht ſich hier in Ithaka ſelbſt die Botſchaft nach ſeinem Vater. Nimmermehr vollendet er die Reiſe!"

Lärmend trennten ſich die Freier und die ganze Volksverſammlung that, ohne einen Beſchluß gefaßt zu haben, das Gleiche. Jeder ging in ſeine Wohnung, und die Freier lagerten ſich wieder im Palaſte des Odyſſeus.

Telemach bei Neſtor. Telemach ging hinab ans Meergeſtade, und, die Hände in der Flut waſchend, rief er zu dem unbekannten Gotte, der Tags zuvor in Menſchengeſtalt bei ihm in ſeiner Wohnung erſchienen war. Da nahete ihm Pallas Athene, dem Freunde ſeines Vaters, Mentor, an Geſtalt und Stimme ähnlich und ſprach: „Telemach, wenn du hinfort nicht zaghaft und beſinnungslos ſein willſt, wenn der Geiſt deines Vaters, des klugen Odyſſeus, nicht ganz von dir gewichen iſt, ſo hoffe ich, daß du deinen Entſchluß ausführeſt! Ich bin der alte Freund deines Vaters, ich will dir für ein ſchnelles Schiff ſorgen und dich ſelber begleiten!" Telemach, der nichts anders glaubte, als daß Mentor ſelbſt zu ihm geredet, eilte entſchloſſen nach Hauſe; auf dem Wege begegnete er dem jungen Freier Antinŏus, der ihm lachend die Hand hinbot und ſprach: „Unbändiger trotziger Jüngling, zürne nicht länger! Lieber geſchmauſt und getrunken mit uns, wie bisher! Laß die Bürger für deine Reiſe ſorgen, und wenn ſie dir Schiff und Mannſchaft gerüſtet haben, dann magſt du meinethalben nach Pylos fahren!" Aber Telemach erwiderte: „Nein, Antinŏus, es iſt mir unmöglich, länger ſchweigend mit euch ausſchweifenden Männern am Mahle zu ſitzen! Ich bin kein Knabe mehr; ihr habt es hinfort mit einem mutigen Manne zu thun, mag ich nun gen Pylos fahren, oder auf unſrem Eilande verbleiben! Aber ich will gehen und nichts ſoll mir die beſchloſſene Fahrt vereiteln!" So ſprechend, zog er leicht ſeine Hand aus der Hand des Freiers und eilte in die Vorratskammer ſeines Vaters hinab, wo Gold und Erz in Haufen lag, koſtbare Gewande im Kaſten ruhten, Krüge voll duftigen Öles und Fäſſer mit balſamiſchem Weine gefüllt an die Mauer gelehnt umherſtanden. Hier fand er die wachſame Schaffnerin Eurykléa, ſchloß hinter ſich die Pforte riegelfeſt und ſprach zu ihr: „Mütterchen! Geſchwind ſchöpf und fülle mir 12 Henkelkrüge mit Wein und ſpünde ſie wohl mit Deckeln, ſchütte mir auch 20 Maße feingemahlenen Mehls in Schläuche und rüſte alles zuſammen auf einen Haufen. Denn vor Nacht noch, wenn die Mutter ſchon im Schlafgemach iſt, komme ich und hole alles ab. Erſt nach 12 Tagen, oder wenn ſie mich ſelbſt vermißt, darfſt du ihr ſagen, daß ich fort bin, den Vater zu ſuchen!" Weinend ſchwur ihm dieſes die gute Schaffnerin zu und that, wie er befohlen.

Indeſſen hatte Athene ſelbſt Telemachs Geſtalt angenommen, Genoſſen für die Reiſe geworben und von einem reichen Bürger, Noëmon, ein Schiff zur Reiſe geborgt. Dann betäubte ſie den Sinn der Freier, daß ihnen die Becher aus den Händen fielen und ein tiefer Schlummer, wie Berauſchten zu geſchehn pflegt, ſich ihrer bemächtigte. Endlich nahm ſie Mentors Geſtalt wieder an, geſellte ſich zu Telemach und ermunterte ihn, die Fahrt nicht länger zu verſchieben. Bald ſtanden beide am Meere, fanden dort die Genoſſen, ließen die Zehrung zu Schiffe bringen und beſtiegen das Fahrzeug. Als die Woge ſchon um den Kiel ſchlug und der Wind die Segel ſchwellte, brachten ſie den Göttern ein Trankopfer dar und fuhren bei günſtiger Luft die ganze Nacht pfeilſchnell dahin.

Mit Sonnenaufgang lag Neſtors Stadt Pylos vor den Augen der Schiffenden. Dort brachte gerade das Volk in neun Rotten geſchart dem Meeresgotte neun ſchwarze Stiere zum Opfer dar, verbrannte ſie dem Gott und ſchmauſte von den Überbleibſeln. Da landeten die Männer aus Ithaka, und Telemach, von Athene als Mentor geführt und zu keckem Gruße aufgemuntert, eilte unter die Verſammlung des pyliſchen Volkes. Hier ſaß Neſtor mit ſeinen Söhnen: Freunde rüſteten das Mahl, Diener ſteckten das Fleiſch an Spieße und brieten es. Als nun die Pȳlier Fremdlinge ans Ufer ſteigen und herannahen ſahen, eilten ſie ihnen ſogleich in dichten Haufen entgegen, boten ihnen die Hände zum Gruß und nötigten den Telemach und ſeinen Führer zu ſitzen. Insbeſondere ergriff ſie Piſiſtrătus, der Sohn Neſtors, beide bei der Hand, ermunterte ſie freundlich am Gaſtmahl teil zu nehmen, und wies ihnen am Uferſande des Meeres auf dickwolligen Vließen zwiſchen ſeinem Vater Neſtor und ſeinem Bruder Thraſymēdes den Ehrenſitz an. Dann legte er ihnen von dem beſten Fleiſche vor, füllte zwei goldene Becher mit Wein, trank ihnen unter Handſchlag zu, und ſprach zu der verſtellten Athene: „Bring dem Poſeidon das Trankopfer mit Gebet, o Fremdling, und laß auch deinen jüngeren Freund alſo thun! Bedürfen doch alle Sterbliche der Götter!" Athene nahm den Becher, flehte vom Meeresgotte Segen auf Neſtor, ſeine Söhne und alle Pylier herab und bat um Vollendung deſſen, weswegen Telemach zu Meere dahergekommen. Dann ſchüttete ſie von dem Trank zu Boden und hieß ihren jungen Begleiter ein gleiches thun.

Darauf wandte man ſich zu Trank und Speiſe, und als Hunger und Durſt geſtillt waren, begann der greiſe Neſtor das freundliche Geſpräch und forſchte nach dem Geſchlecht und der Abſicht der Fremden. Telemach beantwortete ihm beides und als er auf ſeinen Vater Odyſſeus zu reden gekommen war, ſprach er mit Seufzen: „Vergebens ſuchten wir bisher ſein Schickſal zu erkunden. Wir wiſſen nicht, kam er auf dem Feſtlande von Feinden um, oder hat ihn die Brandung des Meeres verſchlungen. Darum flehe ich dich, mir ſeinen traurigen Tod zu verkündigen, magſt du nun Augenzeuge geweſen ſein, oder ihn nur von einem Wanderer vernommen haben. Schone mich nicht aus Mitleid, ſondern erzähle mir nur alles getreulich!"

„Lieber Jüngling," antwortete Neſtor, „weil du jener Zeit der Trübſal gedenkſt, ſo höre alles, wie es ergangen." Der Alte holte dann nach Greiſenſitte weit aus, meldete von dem Tode der größten Helden noch unter Iliums Mauern ſelbſt, von dem Hader der beiden Atriden, endlich von ſeiner eigenen Rückfahrt; aber von Odyſſeus wußte er ſo wenig als der fragende Telemach ſelbſt. Dagegen erzählte er ihm weitläufig den Tod Agamemnons zu Mycene und die Rache des Oreſtes. Endlich riet er ihm nach Sparta zum Fürſten Menelāus zu gehen, der erſt neulich von fern entlegenen Menſchen, an deren Küſte ihn der Sturm geſchleudert, zurückgekehrt ſei. Da dieſer am längſten unter allen Griechenhelden auf der Fahrt geweſen, ſei es auch am eheſten glaublich, daß er irgendwo etwas von dem Geſchicke des Odyſſeus vernommen.

Athene billigte als Mentor den Vorſchlag und erwiderte hierauf: „Der Abend iſt unter unſern Geſprächen eingebrochen; erlaube jetzt, o lieber Greis, meinem jungen Freunde, dich in deinen Palaſt zu begleiten und dort zu ruhen. Ich ſelbſt will nach unſrem Schiffe ſehen und meine Genoſſen ermuntern, alles Nötige anzuordnen. Dann will ich mein Nachtlager auch daſelbſt nehmen. Am andern Morgen fahre ich zum Volk der Kaukōnen, wo ich eine Schuld einzufordern habe. Meinen Freund Telemach aber ſende du ſelbſt" — Neſtor hatte dies ſo angeboten — „mit deinem Sohne auf einem wohlgezimmerten Wagen, mit deinen leichtfüßigſten Roſſen beſpannt, nach Sparta."

So ſprach Athene, und ſiehe da, plötzlich verwandelte ſie ſich in einen Adler und flog empor zum Himmel. Alle ſahen ihr ſtaunend nach, Neſtor ergriff den Jüngling Telemachus bei der Hand und ſprach: „Du darfſt nicht verzagen und nicht troſtlos werden, mein Lieber, da ſchon in deiner Jugend beſchirmende Götter dich begleiten! Denn kein anderer war dein Genoſſe als des Zeus Tochter, Athene, die auch deinen tapfern Vater vor allen andern Argivern immer beſonders geehrt hat!" Dann richtete der Greis ein frommes Gebet an die Göttin, gelobte ihr ein jähriges Rind am andern Morgen zu opfern und führte mit Söhnen und Eidamen ſeinen Gaſt zur Nachtruhe nach Pylos in den Königspalaſt. Hier wurde noch einmal ein Trankopfer dargebracht und ein Umtrunk gethan. Alsdann begab ſich ein jeder zur Ruhe. Telemach erhielt ſeine Lagerſtatt in einem zierlichen Bettgeſtelle unter der hohen Halle des Hauſes und neben ihm legte ſich der tapfere Piſiſtrātus, Neſtors Sohn, zur Ruhe.

Kaum ſchimmerte die Morgenröte in den Palaſt, ſo erhob ſich der rüſtige Greis Neſtor vom Lager, trat vor die Schwelle und ſetzte ſich auf die ſchönen weißen Marmorquadern nieder, die als Ruheſitze an den Flügelthoren des Palaſtes angebracht waren, und wo ſchon vor alters ſein Vater Neleus oft geſeſſen. Um ihn verſammelten ſich ſeine 6 Söhne und der letzte, Piſiſtrātus, brachte auch den Gaſt aus Ithaka mit, der den König Neſtor begrüßte, dann aber die Verſammlung wieder verließ. Nun wurde die Kuh herbeigeholt, die Neſtor als Opfer der Athene gelobt hatte; der Goldſchmied Laērkes wurde gerufen, der die Hörner des Rinds vergolden mußte, die Mägde im Palaſt rüſteten ein Feſtmahl, ſetzten Stühle, brachten Holz und friſches Waſſer herbei. Vom Schiffe herauf kamen Telemachs Freunde. Die Söhne Neſtors führten die Kuh an den vergoldeten Hörnern herzu, ein anderer trug Waſſerbecken und Opfergerſte herbei, der vierte brachte die Axt, das Opfer zu ſchlachten, ein fünfter hielt die Schale hin, um das Blut des Tieres aufzufangen. Als das Opfertier den Streich mit der Axt erhalten hatte, ſchlachtete es unter dem Flehen der Gemahlin und der Töchter Neſtors der ſechſte Sohn Piſiſtrātus. Die beſten Stücke wurden der Göttin verbrannt und dunkler Wein darauf geſchüttet; das übrige ward an Spieße geſteckt und gebraten.

Telemach war bei dem Opfer nicht zugegen geweſen; er hatte ſich entfernt, um ſich von der Reiſe im warmen Bade zu erholen, und trat jetzt in den ſchönen Leibrock gekleidet und in einen prächtigen Mantel gehüllt unter die Verſammelten wieder ein. Nun ſetzte man ſich zum Schmaus und Becher, und nach dem fröhlichen Mahle ſchirrte man die ſchönſten Roſſe vor den Wagen, der den jungen Gaſtfreund nach Sparta bringen ſollte. Die Schaffnerin legte Brot, Wein und andere Speiſen hinein und Telemach beſtieg den Wagenſitz. Neben ihn ſetzte ſich Piſiſtrātus in den Seſſel, faßte den Zügel und ſchwang treibend die Geißel. Die Roſſe flogen dahin; bald lag die Stadt Pylos hinter ihnen und den ganzen Tag ging es im Fluge fort, ohne daß die Tiere zu ruhen begehrten.

Als die Sonne ſich zum Untergang neigte und die Pfade ſchattiger wurden, kamen ſie nach der Stadt Pherä, wo ein edler Griechenheld, Namens Diōkles, der Sohn des Orſilōchus, hauſte. Dieſer nahm die rieſenden Fürſtenſöhne gaſtlich auf und ſie ruheten in ſeiner Burg die Nacht über. Am andern Morgen fuhren ſie weiter durch üppiges Weizenfeld und endlich mit dem Abendſchatten kamen ſie zu der großen, zwiſchen Bergen gelegenen Stadt Lakedämon oder Sparta.

Telemach zu Sparta. Freunde und Nachbarn umgaben den Fürſten Menelāus zu Sparta im Palaſte beim fröhlichen Schmauſe; ein Sänger rührte die Harfe im dichten Gedränge; zwei Gaukler machten luſtige Sprünge im Kreiſe; der Beherrſcher des Landes feierte das doppelte Verlobungsfeſt zweier Kinder, der lieblichen Hermiōne, Helenas Tochter, die damals dem mutigen Sohne des Achilles, Neoptolĕmus, als Braut entgegengeſandt werden ſollte, und eines Sohnes von einem Nebenweibe, Megapĕnthes, den er einer edeln Spartanerin verlobte. Unter dieſem Getümmel hielten am Thore der Königsburg Telemach und Piſiſtratus mit ihrem Wagen, und ein Krieger des Menelāus, der ſie zuerſt erblickte, meldete dem Fürſten die Ankunft der Fremden und fragte an, ob die Roſſe abgeſpannt, oder die Fremden, wegen der feſtlichen Feier im Hauſe, einer Herberge zur Bewirtung zugewieſen werden ſollten. „Ei, Held Eteōneus," antwortete ihm Menelāus ärgerlich, „du warſt doch ſonſt nie ein Thor; heute aber redeſt du wie ein Kind! Wie viele Gaſtfreundſchaft habe ich ſelbſt bei andern Menſchen genoſſen; und ich ſollte um irgend einer Urſache willen Fremdlinge von meinem Herd abweiſen? Hurtig die Roſſe abgeſpannt und die Männer zum Gaſtmahl hereingeführt!" Der Krieger verließ eilends mit vielen Dienern den Saal, und die ſchäumenden Roſſe wurden vom Wagenjoch abgelöſt und vor reichlichen Haber an die Krippe im Stalle geſtellt, auch der Wagen wurde eingethan. Die Gäſte führte man in den herrlichen Palaſt und wuſch ihnen den Staub des Weges durch ein erquickendes Bad vom Leibe. Dann wurden ſie dem Könige Menelāus zugeführt und nahmen an ſeiner Seite beim köſtlichen Mahle Platz. Staunend betrachtete ſich Telemach die Pracht des Palaſtes und der Bewirtung und flüſterte ſeinem Freunde ins Ohr: „Sieh nur, Piſiſtrātus, das Erz, das rings in dem gewölbten Saale glänzt, das Gold und Silber, das ſchimmernde Elfenbein! Welch unendlicher Schatz! Zeus' Palaſt auf dem Olymp kann nicht herrlicher ſein! Mich erfüllt dieſer Anblick mit Staunen!" Telemach hatte nicht ſo leiſe geſprochen, daß Menelāus nicht die letzten Worte vernommen hätte. „Lieben Söhne," ſagte er daher lächelnd, „mit Zeus wetteifere kein Sterblicher! Sein Palaſt iſt unvergänglich und all ſein Beſitz! Aber das iſt wahr; unter den Menſchen wird ſich nicht leicht einer mit mir im Reichtume meſſen können; habe ich ihn doch auch nach vielen Leiden und Irrfahrten eingethan und brauchte acht Jahre, bis ich wohlbehalten in der Heimat wieder ankam. Auf Cypern, in Phönikien, in Ägypten, Äthiopien, Libyen bin ich geweſen. Das iſt ein Land, ihr Freunde! Dort kommen die Lämmer gleich mit Hörnern auf die Welt; die Schafe werfen dreimal des Jahres, und nie fehlt es dem Herrn und dem Hirten an Fleiſch, Milch und Käſe! Während ich mir in dieſen Landen viel koſtbare Habe ſammelte, hat mir zu Mycēne ein anderer den Bruder erſchlagen, ein Meuchelmörder, durch die Liſt ſeines treuloſen Weibes — ſo daß ich bei all meinem Beſitze doch nicht recht fröhlich herrſchen kann! Doch, das habt ihr wohl alles ſchon von euren Vätern vernommen, wer ſie auch ſein mögen! Aber gerne wär ich mit dem Drittel meines Gutes zufrieden, wenn nur die Männer noch lebten, die vor Troja gefallen ſind. Und doch — keinen von ihnen betraure ich ſo innig, als einen, der mir Schlaf und Speiſe verleidet, wenn ich ſein gedenke! Denn ſo viel erduldete doch kein anderer Grieche, als Odyſſeus! Und nun weiß ich nicht einmal, ob er lebt oder tot iſt! Vielleicht trauern um ihn längſt ſein alter Vater Laërtes und ſeine züchtige Gemahlin Penelope, und ſein junger Sohn Telemachus, der noch ein Säugling war, als er ihn verließ."

So ſprach Menelāus und ohne es zu wollen, machte er dem Telemach das Herz ſo weichmütig, daß ihm die Thränen von den Wimpern herabrollten und er den Purpurmantel mit beiden Händen feſt vor die Augen drücken mußte. Dem Könige Spartas blieb dies nicht verborgen, und er erkannte in dem Jüngling alsbald den Sohn des Odyſſeus.

Indeſſen wandelte auch die Fürſtin Helena aus ihrem duftenden Frauengemach hervor, einer Göttin an Schönheit gleich; ſie umringten anmutige Dienerinnen: die eine ſtellte ihr den Seſſel hin; eine andere breitete den wollenen Teppich unter; die dritte brachte ihr einen ſilbernen Korb, das Gaſtgeſchenk der Königin von Theben in Ägypten; er war mit geſponnenem Garne gefüllt und die volle Spindel lag darüber. So ſetzte ſich die Königin auf den Seſſel, ſtellte die Füße auf den Schemel und begann ihren Gemahl neugierig nach dem Geſchlechte der neuangekommenen Männer zu fragen: „Sah ich doch auf der Welt noch keinen Menſchen, der dem hochgeſinnten Odyſſeus ſo ähnlich wäre, wie der eine der Jünglinge hier!" So ſprach ſie leiſe zu ihrem Gemahl und dieſer antwortete ihr: „Auch mir, o Frau, kommt es ſo vor. Füße, Hände, Blicke der Augen, Haupt- und Scheitelhaare, alles iſt daſſelbe an beiden! Auch tropften dem Jüngling bittere Zähren von den Wimpern, als ich vorhin unſerer Not und des Odyſſeus gedachte!"

Piſiſtrātus, Telemachs Begleiter, vernahm dieſe Reden und ſagte laut: „Du redeſt recht, König Menelāus, dieſer iſt des Odyſſeus Sohn, Telemachus! er aber iſt zu beſcheiden, dreiſt mit dir zu ſprechen. Ihn hat mit mir Neſtor, mein Vater, geſandt; denn er hofft von dir Nachricht von ſeinem Vater zu erhalten." — „Ihr Götter," rief nun Menelāus aus, „ſo iſt wirklich der Sohn des geliebteſten Mannes mein Gaſt, des Mannes, dem ich ſelbſt ſo gerne alle Liebe erwieſen hätte, wenn er auf der Heimkehr in meinem Hauſe einſpräche!"

Als nun der König fortfuhr ſo ſehnlich von ſeinem alten Freunde zu reden, da mußten alle weinen, Helena und Telemach und Menelāus ſelbſt und auch Neſtors Sohn weinte; denn er mußte an ſeinen Bruder Antilŏchus denken, der vor Troja, ſeinen Vater rettend, gefallen war.

Endlich bedachten ſie, daß es fruchtlos und nicht heilſam ſei, dem Gram beim Abendſchmauſe nachzuhängen und wollten, nachdem die Diener ihnen mit Waſſer die Hände beſprengt, alle zur Nachtruhe aufbrechen. Helena aber, die als des Zeus Tochter in allerlei Wunderkünſten erfahren war, warf noch vorher ſchnell in den letzten Becher Weins, den ſie tranken, ein Mittel, das allen Kummer und die Erinnerung an alle Leiden aus der Seele vertilgte. Wenn ein Menſch von dieſer Miſchung trank, ſo benetzte ihm den ganzen Tag über keine Thräne die Wangen und wären ihm Vater und Mutter geſtorben, wären ihm Sohn oder Bruder vor ſeinen Augen vom Schwert des Feindes durchbohrt worden. Da wurden ſie alle fröhlich und ſprachen noch lange in die Nacht hinein. Endlich wurde den Gäſten ihr Bett von prächtigen Purpurpolſtern und Teppichen unter der Halle bereitet; Menelāus und Helena aber begaben ſich in das Innere des Palaſtes.

Am anderen Morgen fragte der Fürſt ſeine Gaſtfreunde über die Abſicht ihrer Reiſe weiter aus und vernahm, wie es zu Ithaka, im Hauſe ſeines Freundes Odyſſeus, ſtehe. Als er hörte, wie ſich die Freier dort gebärdeten, rief er entrüſtet aus: „Ha, die Elenden, die im Lager des gewaltigen Mannes zu ruhen gedenken! Wie der Löwe zurückkommt, dem eine Hindin ihre Jungen ins Neſt gelegt hat, während er im grünen Thale weidet, wird Odyſſeus kommen und ihnen ein Ende voll Entſetzen bereiten! Denn wiſſe, was mir in Ägypten der Meeresgott Proteus von ihm geweisſagt hat, als er, in mancherlei Geſtalten verwandelt, endlich von mir gebunden und gezwungen ward, die Schickſale der heimkehrenden Griechenhelden mir kund zu thun. „„Den Odyſſeus,"" ſprach der Gott, „„ſah ich im Geiſt auf einer einſamen Inſel Thränen der Sehnſucht vergießen. Dort hält ihn die Nymphe Kalypſo mit Gewalt zurück und ihm gebricht's an Schiffen und Ruderern, um in die Heimat zurückzukehren."" Nun weißt du alles, lieber Jüngling, was ich dir über deinen Vater zu berichten vermag. Bleib nun noch ein elf oder zwölf Tage bei uns, dann will ich dich mit köſtlichen Geſchenken entlaſſen."

Aber Telemach dankte und ließ ſich nicht zurückhalten. Nun ſchenkte ihm Menelāus einen ſilbernen Miſchkrug mit goldenem Rande von unvergleichlich ſchöner Arbeit, ein Werk des kunſtreichen Gottes Hephäſtus ſelbſt und ein köſtliches Frühmahl von Ziegen und Schafen wurde dem Abſchied nehmenden Gaſtfreunde bereitet.

Verſchwörung der Freier. Während dies in Pylos und in Sparta vorging, freuten ſich auf der Inſel Ithaka die Freier von Tag zu Tag im Palaſte des Odyſſeus, wie zuvor, und ergötzten ſich mit Scheibenſchießen, Speerwerfen und andern Spielen. Einſt, als nur Antinŏus und Eurymachus, die vornehmſten und ſchmuckſten unter ihnen, ſeitwärts vom Spiele ſaßen, trat zu dieſen Noëmon, der Sohn des Phronĭos und ſprach zu ihnen: „Können wir etwa vermuten, ihr Freier, wann Telemachus von Pylos zurückkehrt? das Schiff, auf dem er fährt, habe ich ihm geliehen und jetzt brauche ich es ſelbſt, um damit nach Elis zu ſegeln, wo ich mir aus meinem Stutengarten gern ein Roß holte, um es zu zähmen und zuzurichten."

Die beiden andern ſtaunten. Sie hatten gar nichts von der Abfahrt des Jünglings gewußt, ſondern gemeint, er habe ſich auf ſeine Beſitzungen im Lande, auf ſeine Ziegenweiden und zu ſeinen Schweineherden begeben. Sie glaubten, er habe Noëmons Schiff mit Gewalt genommen, und fuhren zornig auf. Dieſer aber beſänftigte ſie und ſprach:

„Ich ſelbſt habe es ihm willig gegeben. Wer hätte auch einem bekümmerten Mann es verſagen können? das wäre gar zu hart geweſen! Zudem folgten ihm die edelſten Jünglinge und als Führer trat Mentor mit ihm ins Schiff — oder war es vielleicht ein Gott, der deſſen Geſtalt angenommen; denn ich meine den Helden noch am geſtrigen Morgen hier geſehen zu haben! So ſprach Noëmon, verließ die Freier und ging zurück in ſeines Vaters Haus. Dieſe aber wurden beſtürzt und unmutig bei der unerwarteten Nachricht. Sie ſtanden von ihren Sitzen auf und traten mitten unter die andern, die eben, vom Kampfſpiele ruhend, im Kreiſe gelagert ſaßen. Zürnend vor Schmerz ſtellte ſich Antinŏus unter ſie und ſprach mit funkelnden Augen: „Dieſer Telemach hat ein großes Werk unternommen, trotzig iſt er auf die Fahrt gegangen, an die wir nimmermehr glauben wollten! Möge ihn Zeus vertilgen, ehe er uns Schaden zufügt! Drum, wenn ihr mir einen Schnellſegler und 20 Ruderer ſchaffen wollt, ihr Freunde, ſo laure ich ihm auf der Meerſtraße, die Ithaka von Samos trennt, auf und ſeine Entdeckungsreiſe ſoll mit Schrecken endigen!" Alle riefen dem Sprecher Beifall zu und verſprachen ihm alles zu verſchaffen, was er bedürfte. Dann brachen die Freier auf und zogen ſich von Spiel und Rat in den Palaſt zurück.

Aber ihre Beratſchlagung war nicht unbelauſcht geblieben. Medon, der Herold, der im Herzen den ſchändlichen Freiern längſt abhold war, obgleich er in ihren Dienſten ſtand, war außerhalb des Hofes, doch nahe genug geſtanden und hatte jedes Wörtchen gehört, das Antinŏus ſprach. Er eilte nach den Gemächern Penelopes und erzählte ſeiner Herrin alles, was er vernommen. Herz und Kniee erbebten der Fürſtin, als ſie die böſe Kunde gehört und lange blieb ſie ſprachlos; der Atem ſtockte ihr und ihre Augen waren mit Thränen gefüllt. Spät erſt begann ſie: „Herold! Warum reiſet aber auch mein Sohn? Iſt ihm nicht genug, daß ſein Vater untergegangen iſt? Soll der Name unſeres Hauſes ganz von der Erde vertilgt werden?" Und da Medon ihr keinen Aufſchluß zu geben vermochte, ſank ſie weinend an der Schwelle ihres Gemaches nieder, und ringsum ſchluchzten die Mägde mit ihr. „Warum iſt er auch auf die Fahrt gegangen, ohne es mir zu ſagen! Gewiß hätte ich ihn auf beſſere Gedanken gebracht! Rufe mir doch eine den alten Knecht des Hauſes, Dolios, daß er gehe und den greiſen Laërtes dies alles melde! Vielleicht daß der alte Mann einen Rat in ſeinem erfahrenen Herzen findet!" Da that Eurykléa, die alte Schaffnerin, ihren Mund auf und ſprach: „Und wenn du mich töteſt, Herrin! ich will dir's nicht verhehlen. Ich ſelbſt habe um alles gewußt; ich reichte ihm, was er begehrte; aber ich mußte ihm einen Eidſchwur thun, vor dem zwölften Tage, oder ehe du ihn ſelbſt vermißteſt, nichts von ſeiner Reiſe zu melden. Jetzt aber rate ich dir, dich gebadet und geſchmückt auf den Söller mit deinen Dienerinnen zu begeben und Athene, des Zeus Tochter, um ihren göttlichen Schutz für deinen Sohn anzuflehen."

Penelope gehorchte dem Rate der Greiſin und legte ſich nach dem feierlichen Gebet ungegeſſen und kummervoll ſchlafen. Da ſandte ihr Athene im Traum das Gebilde ihrer Schweſter Iphthīme, der Gemahlin des Helden Eumelos, welche ihr Troſt einſprach und die Wiederkehr ihres Sohnes verkündigte. „Sei getroſt," ſprach ſie, „deinen Sohn begleitet eine Führerin, um die ihn andere Männer beneiden dürften. Pallas Athene ſelbſt iſt an ſeiner Seite; ſie wird ihn gegen die Freier ſchirmen, ſie hat auch mich dir zugeſandt." So redete die Geſtalt und verſchwand an der verſchloſſenen Thüre. Penelope erwachte aus dem Schlummer voll Freudigkeit und Mut. Sie baute auf den Wahrheit verkündenden Morgentraum.

Inzwiſchen hatten die Freier ungehindert ihr Schiff gerüſtet und Antinŏus hatte es mit 20 tapferen Ruderern beſtiegen. Mitten in der Meerſtraße, welche die Inſeln Ithaka und Same trennt, lag ein Felſeneiland voll ſchroffer Klippen. Auf dieſes ſteuerten ſie los und legten ſich dort in einen lauernden Hinterhalt.

Odyſſeus ſcheidet von Kalypſo und ſcheitert im Sturm. Zeus' Bote, Hermes, ſchwang ſich aus dem Äther ins Meer, eilte wie eine Möwe durch die Wogen und kam, wie in der Götterverſammlung beſchloſſen worden war, auf Ogygia, der Inſel Kalypſo's, an. Auch fand er die ſchöngelockte Nymphe wirklich zu Hauſe. Auf dem Herd brannte eine lodernde Flamme und der Dunſt des geſpaltenen, brennenden Zedernholzes wallte würzig über das Eiland hin. Kalypſo aber ſang mit klangreicher Stimme in der Kammer und wirkte dazu mit goldener Spule ein herrliches Gewebe. Die Grotte, in welcher ihre Gemächer waren, beſchattete ein grünender Hain mit Erlen, Pappeln und Cypreſſen, in welchen bunte Vögel niſteten, Habichte, Eulen und Krähen. Auch ein Weinſtock breitete ſich über das Felſengewölbe aus, voll reifender Trauben, die aus dichtem Laube hervorblickten. Vier Quellen entſprangen in der Nähe und ſchlängelten ſich nachbarlich dahin und dorthin; von ihnen bewäſſert grünten ſchwellende Wieſen mit Veilchen, Eppich und anderen Kräutern und Blumen durchſäet.

Der Götterbote bewunderte die herrliche Lage der Nymphenwohnung, dann wandelte er in die geräumige Kluft. Kalypſo erblickte den Nahenden und erkannte ihn auch alsbald; denn ſo ferne ſie auch von einander wohnen mögen, ſo ſind ſich doch die ewigen Götter von Geſtalt nicht unbekannt. Den Odyſſeus fand jedoch Hermes nicht zu Hauſe. Er ſaß, wie er gewohnt war, jammernd am Geſtade und ſchaute mit Thränen in den Augen auf das öde Meer ſehnſüchtig hinaus.

Als Kalypſo die Botſchaft des Gottes vernahm, den ſie voll Herzlichkeit empfangen hatte, ſtutzte ſie und ſprach endlich: „O ihr grauſamen, eiferſüchtigen Götter! duldet ihr's denn gar nicht, daß eine Unſterbliche ſich einen Sterblichen zum lieben Gemahl erkieſe? Verarget ihr mir den Umgang mit dem Manne, den ich vom Tode gerettet habe, als er, an den geborſtenen Kiel ſeines Schiffes ſich ſchmiegend, an meine Küſte geſchleudert ward? Alle ſeine tapferen Freunde waren in den Abgrund verſunken; ſein Schiff hatte der Blitz getroffen; einſam ſchwamm er auf den Trümmern einher. Ich empfing den armen Schiffbrüchigen freundlich, ſtärkte ihn mit Nahrung, ja ich verhieß ihm zuletzt, ihm Unſterblichkeit und ewige Jugend zu verleihen. Aber weil gegen Zeus' Rat keine Ausflucht etwas vermag — ſo mag er denn wieder hinaus fahren auf das unendliche Meer. Nur mutet mir nicht zu, daß ich ihn ſelbſt fortſchicke; fehlt es doch meinen Schiffen an Bemannung und an Rudergeräte! Doch ſoll es ihm an meinem guten Rate nicht fehlen, daß er ganz unverſehrt das Ufer ſeines Heimatlandes erreiche."

Hermes war mit dieſer Antwort wohl zufrieden und enteilte wieder zum Olymp. Kalypſo ging ſelbſt an den Meeresſtrand, wo der trauernde Odyſſeus ſaß, trat nahe zu ihm hinan und ſprach: „Armer Freund, dein Leben darf dir nicht fürder in Schwermut dahinſchwinden. Ich entlaſſe dich. Auf, mächtige Balken gehauen, mit Erz zum Floß gefügt und mit hohen Brettern umſäumt! Allerlei Labſal, Waſſer, Wein und Speiſe lege ich dir ſelbſt hinein, verſehe dich mit Gewanden und ſende günſtigen Wind vom Lande; mögen dich die Götter glücklich in die Heimat geleiten!"

Mißtrauiſch blickte Odyſſeus die Göttin an und ſprach: „Gewiß, du ſinneſt auf etwas ganz anderes, ſchöne Nymphe! Nimmermehr beſteige ich einen Floß, wenn du mir nicht den großen Göttereid ſchwöreſt, daß du mir nicht irgend ein Übel zum Schaden ausgedacht haſt!" Aber Kalypſo lächelte und, ſanft mit der Hand ihn ſtreichelnd, antwortete ſie: „Ängſtige dich nicht mit ſolchen eiteln Gedanken! Die Erde, der Himmel und der Styx ſeien meine Zeugen, daß ich nichts Böſes mit dir vorhabe! Ich rate dir das, was ich mir ſelbſt in der Not ausdenken würde!" Mit dieſen Worten ging ſie voran, Odyſſeus folgte und in der Grotte nahm ſie noch den zärtlichſten Abſchied von ihm.

Bald war der Floß gezimmert und am fünften Tage ſchwoll das Segel des Odyſſeus im Winde. Er ſelbſt ſaß am Ruder und ſteuerte kunſterfahren durch die Flut. Kein Schlaf kam ihm über die Augen, beſtändig blickte er nach den Himmelsgeſtirnen und richtete ſich nach den Zeichen, die ihm Kalypſo beim Scheiden angegeben hatte. So fuhr er ſiebzehn Tage durch das Meer. Am achtzehnten erſchienen ihm endlich die dunklen Gebirge des phäakiſchen Landes, das ſich ihm entgegenſtreckte und trübe dalag, wie ein Schild im dunkeln Meere. Jetzt aber ward ihn Poſeidon gewahr, der eben von den Äthiopen heimkehrte und über die Berge der Solymer hinſchritt. Er hatte der letzten Ratsverſammlung der Götter nicht beigewohnt und merkte, daß dieſe ſeine Entfernung benutzt hatten, den Odyſſeus aus der Schlinge zu ziehen. „Nun," ſprach er bei ſich ſelbſt, „er ſoll mir doch noch Jammers genug erfahren!" Und jetzt verſammelte er die Wolken, regte das Meer mit dem Dreizack auf und rief die Orkane zum Kampfe mit einander herbei, ſo daß Meer und Erde ganz in Dunkel gehüllt wurden. Alle Winde pfiffen um den Floß des Odyſſeus her, daß dieſem Herz und Kniee zitterten und er zu jammern anfing, daß er den Tod nicht von den Speeren der Trojaner gefunden. Als er noch ſo ſeufzte, rauſchte eine Welle von oben herab und der Floß geriet in einen Wirbel: er ſelbſt taumelte weit von dem erſchütterten Fahrzeug, das Ruder fuhr ihm aus der Hand, der Floß war in Stücke gegangen; Maſtbaum und Segelſtangen trieben da und dort über das tobende Meer hin. Odyſſeus aber war in die Brandung untergetaucht und das naſſe Gewand zog ihn immer tiefer hinab. Endlich kam er wieder empor, ſpie das Salzwaſſer, das er geſchluckt hatte, aus und ſchwamm den Trümmern des Floſſes nach, deren größtes Stück er endlich auch glücklich erreichte und ſich mitten darauf niederließ. Wie er nun auf dem zerriſſenen Floſſe dahintrieb, gleich einer Diſtel im Winde, da erblickte ihn die Meeresgöttin Leukothëa und es erbarmte ſie des armen Dulders. Wie ein Waſſerhuhn flog ſie aus dem Strudel empor, ſetzte ſich auf das Gebälk und ſprach zu ihm: „Laß dir raten, Odyſſeus! Zieh dein Gewand aus, überlaß den Floß dem Sturm; ſchnell, umgürte dich hier mit meinem Schleier unter der Bruſt und dann — verachte ſchwimmend alle Schrecken des Meeres!" Odyſſeus nahm den Schleier; die Göttin verſchwand und, obgleich er der Erſcheinung mißtraute, ſo gehorchte er dem Rate doch. Während Neptun ihm die wildeſte Woge ſandte, daß das Bruchſtück des Floſſes ganz auseinanderging, ſetzte er ſich, wie ein Reiter, auf einen einzelnen Balken, zog das lange, beſchwerende Gewand, das Kalypſo ihm geſchenkt hatte, aus und ſprang, mit dem Schleier umgürtet, in die Flut.

Poſeidon ſchüttelte ernſthaft das Haupt, als er den entſchloſſenen Mann den Sprung wagen ſah und ſprach: „So irre denn durch die Meeresflut, von Jammer umringt! Gewiß, du ſollſt das Elend noch ſatt kriegen!" Mit dieſen Worten verließ der Gott die See und zog ſich nach ſeinem Palaſte zurück. Odyſſeus wogte nun noch zwei Tage und Nächte auf der See umher; da erblickte er endlich ein waldiges Ufer, wo die Brandung an Klippen donnerte und eine hochſchwellende Woge trug ihn, ehe er einen Entſchluß faſſen konnte, von ſelbſt dem Geſtade entgegen. Mit beiden Händen umfaßte er eine Klippe; aber, ſiehe da — eine Woge kam und ſchleuderte ihn wieder ins Meer zurück. Er ſuchte ſein Heil aufs neue im Schwimmen und fand endlich ein bequemes, ſeichtes Ufer und eine ſichere Bucht, wo ein kleiner Fluß ſich ins Meer ergoß. Hier flehte er zum Gotte dieſes Stromes, der ihn hörte, das Waſſer beſänftigte und ihm möglich machte, ſchwimmend das Land zu erreichen. Ohne Stimme und Atem ſank er auf den Boden, aus Mund und Naſe strömte ihm das Meerwaſſer und, erſtarrt von der fürchterlichen Anſtrengung, ſank er in eine Ohnmacht. Als er wieder aufzuatmen anfing und das Bewußtſein ihm zurückkehrte, löſte er ſich den Schleier der Göttin Leukothëa dankbar ab und warf ihn in die Wellen zurück, daß ihn die Geberin wieder erfaſſen konnte; dann warf er ſich unter die Binſen nieder und küßte die wiedergewonnene Erde. Den nackten Mann fror und die Nachtluft wehte ſchneidend von Morgen her. Er beſchloß, den Hügel hinanzugehen und ſich in die nahe Waldung zu bergen. Hier fand er eine Ruheſtatt unter zwei verſchlungenen dichten Olivenbäumen, einem wilden und einem zahmen, die ſo dick belaubt waren, daß kein Wind, kein Regen und kein Sonnenſtrahl ſie je durchdrang. Dort häufte ſich Odyſſeus von der Menge gefallener Baumblätter ein Lager, legte ſich mitten hinein und deckte ſich wieder mit Blättern zu. Ein erquickender Schlaf ergoß ſich bald über ſeine Augenlider und ließ ihn alles überſtandene und bevorſtehende Leid vergeſſen.

Nauſikäa. Während Odyſſeus von Anſtrengung und Schlaf überwältigt im Walde lag, war ſeine Beſchützerin Athene liebreich für ihn bedacht. Sie eilte in das Gebiet der Phäaken, auf dem er angekommen war, welche die Inſel Scheria bewohnten und hier eine wohlgebaute Stadt gegründet hatten. Dort herrſchte ein weiſer König, mit Namen Alkinöus und in ſeinen Palaſt begab ſich die Göttin. Sie ſuchte hier das Schlafgemach Nauſikäas auf, der jungfräulichen Tochter des Königes, die an Schönheit und Anmut einer Unſterblichen ähnlich war. Dieſe ſchlief, von zwei Mägden, die ihre Bettſtellen an der Pforte hatten, bewacht, in einer hohen, lichten Kammer. Athene nahte ſich dem Lager der Jungfrau leiſe, wie ein Lüftchen, trat ihr zu Häupten und in eine Geſpielin verwandelt, ſprach ſie zu ihr im Traume: „Ei du träges Mädchen, wie wird dich die Mutter ſchelten! Haſt du doch gar nicht für deine ſchönen Gewande geſorgt, die ungewaſchen im Schranke liegen. Wenn nun einmal deine Vermählung herankommt und du etwas Schönes für dich ſelbſt brauchſt und für die Jünglinge, die deine Brautführer ſein werden! Wie ſoll es dann werden? Schmucke Kleider empfehlen jedermann und auch deine lieben Eltern haben an nichts eine größere Freude! Auf, erhebe dich mit der Morgenröte, ſie zu waſchen: ich will dich begleiten und dir helfen, damit du geſchwinder fertig wirſt. Du bleibſt doch nicht lange mehr unvermählt; werben doch ſchon lange die Edelſten unter dem Volke um die ſchöne Königstochter!"

Der Traum verließ das Mädchen; eilig erhob ſie ſich vom Lager und ſuchte die Eltern in ihrer Kammer auf. Dieſe waren bereits aufgeſtanden; die Mutter ſaß am Herde mit Dienerinnen und ſpann purpurne Seide, der König aber begegnete ihr unter der Pforte; er hatte ſchon einen Rat der angeſehenſten Phäaken beſtellt und wollte ſich eben in denſelben verfügen. Da faßte ihn die ihm entgegenkommende Tochter bei der Hand und ſprach ſchmeichelnd: „Väterchen, willſt du mir nicht einen Laſtwagen anſpannen laſſen, damit ich meine koſtbaren Gewande zur Wäſche nach dem Fluſſe führen kann; ſie liegen mir ſo ſchmutzig umher. Auch dir ziemt es, in reinen Kleidern im Rate dazuſitzen! So wollen auch deine fünf Söhne, von welchen drei noch unvermählt ſind, beſtändig in friſchgewaſchener Kleidung umhergehen und fein ſchmuck beim Reigentanz erſcheinen. Und am Ende liegt doch alles auf mir!"

So ſprach die Jungfrau; daß ſie aber an die eigene Vermählung dabei denke, das mochte die Blöde ſich und dem Vater nicht geſtehen. Dieſer aber merkte es doch und ſprach: „Geh, mein Kind, ein geräumiger Korbwagen und Maultiere ſollen dir nicht verſagt ſein; befiehl den Knechten nur anzuſpannen!" Nun trug die Jungfrau die feinen Gewande aus der Kammer und belud den Wagen; die Mutter fügte Wein in einem Schlauche, Brot und Gemüſe hinzu und als ſich Nauſikäa in den Wagenſitz geſchwungen, gab ſie ihr noch die Ölflaſche mit, ſich zugleich mit den dienenden Jungfrauen zu baden und zu ſalben. Die Jungfrau war eine geſchickte Wagenlenkerin, ſie ergriff ſelbſt Zaum und Geißel und lenkte die Tiere mit den Dienerinnen dem anmutigen Ufer des Fluſſes zu. Hier löſten ſie das Geſpann, ließen die Maultiere im üppigen Graſe weiden und trugen die Gewande am Waſchplatz in die geräumigen Behälter, die zu dieſem Behufe gegraben waren. Dann wurde von den emſigen Mädchen die Wäſche mit den Füßen geſtampft, gewaſchen und gewalkt und endlich wurden alle Kleider der Ordnung nach am Meeresufer ausgebreitet, wo reingeſpülte Kieſel eine Steinbank bildeten. Alsdann erfriſchten ſich die Mädchen ſelbſt im Bade und nachdem ſie ſich mit duftigem Öle geſalbt, verzehrten ſie das mitgebrachte Mahl fröhlich am grünen Ufer und harrten, bis ihre Wäſche an den Sonnenſtrahlen getrocknet wäre.

Nach dem Frühſtücke erluſtigten ſich die Jungfrauen mit Tanz und Ballſpiel auf der Wieſe, nachdem ſie ihre Schleier und was von Kleidern ſie hindern konnte, abgelegt. Nauſikäa ſelbſt ſtimmte zuerſt den Geſang dazu an, an hohem Haupt und edlem Angeſichte vor allen den reizenden Mädchen hervorragend. Die Jungfrauen thaten ihr alle nach und ihre Fröhlichkeit war groß. Wie nun die Königstochter einmal den Ball nach einer Geſpielin warf, da lenkte ihn die unſichtbar gegenwärtige Göttin Athene ſo, daß er in die Tiefe des Flußſtrudels fallen mußte und das Mädchen verfehlte. Darüber kreiſchten die Spielenden alle auf und Odyſſeus, deſſen Lager in der Nähe unter den Olivenbäumen war, erwachte. Horchend richtete er ſich auf und ſprach zu ſich ſelber: „In welcher Menſchen Gebiet bin ich gekommen? Bin ich unter wilde

Räuberhorden geraten? Doch deucht mir, ich hörte luſtige Mädchenſtimmen, wie von Berg- oder Quellennymphen! Da bin ich doch wohl in der Nähe von geſitteten Menſchenkindern!"

So ſprach er zu ſich und indem er mit der nervigten Rechten aus dem verwachſenen Gehölz einen dichtbelaubten Zweig abbrach und ſeine Blöße damit bedeckte, tauchte er aus dem Dickicht hervor und, von der Not gedrängt, erſchien er wie ein wilder Berglöwe unter den zarten Jungfrauen. Er war von dem Meeresſchlamm noch ganz entſtellt: die Mädchen meinten ein Seeungeheuer zu ſehen und flüchteten ſich, die einen da, die andern dorthin, auf die hohen waldigen Anhöhen des Geſtades. Nur die Tochter des Alkinöus blieb ſtehen; Athene hatte ihr Mut ins Herz eingeflößt und ſie ſtand gegen den Fremdling gekehrt. Odyſſeus beſann ſich, ob er die Kniee der Jungfrau umfaſſen, oder aus ehrerbietiger Ferne ſie anflehen ſollte, ihm ein Kleid zu ſchenken und den Weg nach Menſchenwohnungen zu zeigen. Er hielt das letztere für ziemlicher und rief ihr daher von weitem zu: „Seieſt du eine Göttin oder eine Jungfrau, ſchutzflehend nahe ich mich dir! Biſt du eine Göttin, ſo achte ich dich Artemis gleich an Geſtalt und Schönheit; biſt du eine Sterbliche, ſo preiſe ich deine Eltern und deine Brüder ſelig! Das Herz muß ihnen im Leibe beben über deine Schönheit, wenn ſie ſehen, wie ſolch ein herrliches Geſchöpf zum Reigentanz einherſchreitet. Und wie hochbeglückt iſt der, der dich als Braut nach Hauſe führt! Mich aber ſieh du gnädig an; denn ich bin in unausſprechlichen Jammer geſtürzt. Geſtern ſind es zwanzig Tage, daß ich von der Inſel Ogygia abgefahren bin; vom Sturm ergriffen, wurde ich auf dem Meer umhergeworfen und endlich als Schiffbrüchiger an dieſe Küſte geſchleudert, die ich nicht kenne, wo mich niemand kennt! Erbarme dich mein; gieb mir eine Bedeckung für meinen Leib, zeige mir die Stadt, wo du wohneſt. Mögen dir die Götter dafür geben, was dein Herz begehrt, einen Gatten, ein Haus und Frieden und Eintracht dazu!"

Nauſikäa erwiderte auf dieſe Anrede: „Fremdling, du ſcheinſt mir kein ſchlechter und kein thörichter Mann zu ſein. Da du dich an mich und mein Land gewendet haſt, ſoll es dir weder an Kleidung noch an ſonſt etwas mangeln, was der Schutzflehende erwarten kann. Ich will dir auch die Stadt zeigen und den Namen unſeres Volkes ſagen. Phäaken ſind es, die dieſe Felder und dieſes Reich bewohnen; ich ſelbſt bin die Tochter des hohen Königes Alkinöus." So ſprach ſie und rief die dienenden Mädchen, indem ſie ihnen Mut einflößte und wegen des Fremdlings ſie zu beruhigen ſuchte. Die Mägde aber ſtanden und ermahnten eine die andere, hinzuzutreten. Endlich gehorchten ſie der Fürſtin, und nachdem ſich Odyſſeus an einem verſteckten Orte des Ufers gebadet, legten ſie ihm Mantel und Leibrock, die ſie aus den Gewanden hervorſuchten, zur Bedeckung in das Gebüſch. Als der Held ſich den Schmutz vom Leibe gewaſchen und ſich geſalbt hatte, zog er die Kleider an, die ihm die Fürſtentochter geſchenkt hatte und die ihm wohl zu Leibe ſaßen. Dazu machte ſeine Beſchützerin Athene, daß er ſchöner und völliger von Geſtalt anzuſchauen war; von dem Scheitel goß ſie ihm ſchön geringeltes Haar, und Haupt und Schultern glänzten von Anmut. So in Schönheit ſtrahlend trat er aus dem Ufergebüſche und ſetzte ſich ſeitwärts von den Jungfrauen.

Nauſikäa betrachtete die herrliche Geſtalt mit Staunen und begann zu ihren Begleiterinnen: „Dieſen Mann verfolgen gewiß nicht alle Götter. Einer von ihnen muß mit ihm ſein und hat ihn jetzt in das Land der Phäaken gebracht. Wie unanſehnlich erſchien er anfangs, als wir ihn zuerſt erblickten und jetzt wahrhaftig gleicht er den Bewohnern des Himmels ſelbſt! Wohnte doch ein ſolcher Mann unter unſerem Volke und wäre ein ſolcher mir zum Gemahl vom Geſchick erkoren! Aber auf, ihr Mädchen, ſtärket mir den Fremdling auch mit Trank und Speiſe!" Dies geſchah, Odyſſeus aß und trank und labte ſich an der lang entbehrten Nahrung.

Hierauf wurde der Wagen mit den gewaſchenen und getrockneten Gewanden wieder bedeckt, die Maultiere vorgeſpannt und Nauſikäa nahm auf dem Wagenſitz ihren Platz ein. Den Fremdling aber hieß ſie zu Fuße mit den Dienerinnen hinter dem Wagen folgen. „Dies thue," ſprach ſie freundlich zu ihm, „ſo lang es durch Wieſen und Äcker geht; bald aber wirſt du die Stadt gewahr werden; eine hohe Mauer umſchließt ſie, ihre beiden Seiten — denn ſie liegt ganz am Meere — ſchließt ein trefflicher Hafen mit ſchmalem Zugange ein. Dort iſt auch ihr Marktplatz und ein herrlicher Tempel des Meeresgottes Poſeidon, wo Seile, Segeltücher, Ruder und andere Schiffsgeräte bereitet und verkauft werden. Denn mit Köcher und Bogen machen ſich unſere Phäaken nicht viel zu ſchaffen, aber tüchtige Seeleute, das ſind ſie! Wenn wir nun in der Nähe der Stadt ſind, dann, guter Fremdling, vermeide ich gerne das loſe Geſchwätz der Leute; denn dieſes Volk iſt übermütig; da könnte wohl ein Bauer, der uns begegnet, ſagen: Was folgt doch der Nauſikäa für ein ſchöner, großer Fremdling? Wo fand ſie wohl den auf? Er wird ſicherlich ihr Gemahl! Das wäre mir ein herber Schimpf. Gefiele es mir doch an einer Freundin nicht, wenn ſie ſich, ohne Wiſſen der Eltern, zu einem Fremden geſellte, vor der öffentlichen Vermählung! Drum, wenn du an ein Pappelgehölz kommſt, das der Athene heilig iſt, und aus dem ein Quell entſpringt, der ſich durch die Wieſe ſchlängelt, kaum einen Heroldsruf von der Stadt entfernt, dort verweile ein wenig, nur ſo lange, bis du annehmen kannſt, daß wir in der Stadt angekommen ſind; dann folg' uns nach, du wirſt den herrlichen Palaſt meines Vaters leicht aus den andern Häuſern herauskennen. Dort umfaſſe die Kniee meiner Mutter; denn wenn ſie dir wohl will, ſo darfſt du ſicher ſein, deiner Väter Heimat wieder zu ſchauen!"

So ſprach Nauſikäa und fuhr auf dem Wagen dahin, doch langſam, daß die Mägde und Odyſſeus folgen konnten. Am Hain Athenes blieb dann der Held zurück und betete flehend zu dieſer, ſeiner Beſchirmerin. Athene hörte ihn auch, nur fürchtete ſie die Nähe ihres Bruders Poſeidon, und erſchien ihm deswegen nicht öffentlich in dem fremden Lande.

Odyſſeus bei den Phäaken. Die Jungfrau war ſchon in dem Palaſt ihres Vaters angekommen, als Odyſſeus den heiligen Hain verließ, und gleichfalls den Weg nach der Stadt einſchlug. Athene entzog ihm auch jetzt ihre Hülfe nicht. Daß kein mutwilliger Phäake den wehrloſen Wanderer kränken konnte, verbreitete ſie, für ihn ſelbſt unbemerkt, rings um ihn her Nacht, und ganz nahe vor den Thoren wollte ſie es doch nicht laſſen, ihm in ſichtbarer Geſtalt als ein junges Phäakenmädchen, den Waſſerkrug in der Hand, zu begegnen. „Töchterchen," redete der Held ſie an, „willſt du mir nicht den Weg zur Wohnung des Königs Alkinöus zeigen? Ich bin ein verirrter Fremdling, komme aus fernen Landen und kenne hier niemand!" — „Recht gerne, guter Mann," ſagte die Göttin in Mädchengeſtalt, „mein ehrlicher Vater wohnt ganz nahe dabei! Aber geh nur ganz ſtille mit mir; die Leute ſind hier den Fremden nicht ſonderlich gewogen; das kecke Leben zur See macht ſie trotzig!" Unter dieſen Worten ging Athene ſchnell voran, und Odyſſeus folgte, aber kein Phäake wurde ihn gewahr. Gemächlich konnte er den Hafen, die Schiffe, die getürmten Mauern der Stadt anſtaunen; endlich ſprach Athene: „Dies iſt, fremder Vater, das Haus des Alkinöus, wandle nur getroſt hinein; dem mutigem Manne gelingt alles! Doch eins laß mich dir ſagen: ſuche vor allen Dingen die Königin auf. Sie heißt Arēte, und iſt die Nichte ihres eigenen Gemahls. Der vorige König nämlich, Nauſithöus, ein Sohn Poſeidons und der Periböa, der Tochter des Gigantenbeherrſchers Eurymēdon, hinterließ zwei Söhne, unſern König, Alkinöus, und einen andern, Rhexenor. Der letztere lebte nicht lange und hinterließ eine einzige Tochter; und dies iſt unſere Königin Arēte. Alkinöus ehrt ſie wie nur irgend ein Weib auf der Erde geehrt werden kann, und ebenſo verehrt ſie auch alles Volk; denn ſie iſt voll Verſtandes und Geiſtes, und weiß ſelbſt Männerzwiſte mit ihrer Weisheit zu entſcheiden. Wenn du ſie gewinnen kannſt, ſo ſei getroſt."

So ſprach die verſtellte Göttin und enteilte. Odyſſeus ſtand ſtille in Betrachtung des herrlichen Palaſtes verſunken. Das hochragende Haus ſtrahlte wie die Sonne. Tief hinein von der Schwelle erſtreckten ſich nach beiden Seiten Wände von gediegenem Erz, mit Simſen aus bläulichem Stahl. Die innere Wohnung verſchloß eine goldene Pforte; die Pfoſten, auf eherner Grundlage ruhend, waren von Silber mit goldenem Kranze, der Ring an der Pforte war von Gold; goldene und ſilberne Hunde, ein Werk des Hephäſt, ſtanden rechts und links, wie Wächter der Königswohnung, aufgepflanzt. Als er in den Saal gekommen war, ſah er ringsum Seſſel mit feingewirkten Teppichen bedeckt, auf welchen die Fürſten der Phäaken beim Königsmahle zu ſitzen pflegten; denn dieſes Volk liebte beſtändig Speiſe und Trank. Auf hohen Geſtellen ſtanden goldene Bildſäulen, Jünglinge vorſtellend, mit brennenden Fackeln in der ausgeſtreckten Hand, welche beim nächtlichen Schmauſe den Gäſten leuchteten. Fünfzig Dienerinnen waren durch den Palaſt des Königs verbreitet; die einen mahlten auf der Handmühle Getreide, die andern woben, noch andere wirbelten ſitzend die Spindel. Die Weiber ſind dort ſo gute Weberinnen, wie die Männer Schiffsleute. Außerhalb des Hofes breitete ſich ein Garten aus, eine Hufe ins Gevierte, mit einer Ringmauer umgeben und mit Bäumen voll der ſaftigſten Birnen, Feigen und Granaten, Oliven und Äpfel bepflanzt; dieſe trugen Sommer und Winter; denn immer wehte warme Weſtluft im Phäakenlande; ſo daß zu gleicher Zeit an den einen Bäumen Blüten prangten, an den andern Früchte hingen. Daneben ſtreckte ſich auf ebenem Boden eine Weinpflanzung hin, wo ein Teil der Trauben im Sonnenſtrahle kochten, andere der Winzer ſchon ſchnitt, wieder andere erſt als Herlinge aus der Blüte ſchwollen und noch andere ſich allmählich färbten. Am andern Ende des Gartens dehnten ſich ſchön geordnete Beete voll duftender Blumen; auch floſſen in dem Raume zwei Quellen; die eine durchſchlängelte den Garten, die andere quoll unter der Schwelle des Hofes am hohen Palaſte ſelbſt; und aus ihr ſchöpften ſich die Bürger ihr Waſſer.

Nachdem Odyſſeus alle die Herrlichkeiten eine gute Weile bewundert, betrat er den Palaſt und eilte nach dem Saale des Königs. Hier waren die vornehmen Phäaken zu einem Schmauſe verſammelt. Weil aber der Tag ſich neigte, gedachten ſie des Schlafes und ſpendeten eben am Schluſſe des Mahles dem Hermes ein Trankopfer. Odyſſeus durchwandelte noch in Nebel gehüllt ihre Reihen, bis er vor dem Königspaar angelangt war. Da zerfloß auf Athenes Wink das Dunkel um ihn her; er warf ſich vor der Königin Arēte ſchutzflehend nieder, umfing ihre Kniee und rief: „O Arēte, Rhexenors hohe Tochter, flehend liege ich vor dir und deinem Gemahl! Mögen die Götter euch Heil und Leben ſchenken, ſo gewiß ihr mir, dem Verirrten, Wiederkehr in die Heimat bereitet! denn ferne von den Meinigen ſtreife ich ſchon lange in der Verbannung umher!" So ſprach der Held und ſetzte ſich am Herd in die Aſche nieder, neben dem brennenden Feuer. Die Phäaken ſchwiegen alle, bei dem unerwarteten Anblicke ſtaunend; bis endlich der graue, welterfahrene Held Echenēos, der älteſte unter den Gäſten, das Schweigen brach und vor der Verſammlung, zu dem Könige gewendet, alſo begann: „Fürwahr, Alkinŏus, es ziemt ſich nicht, daß irgendwo auf der Erde ein Fremdling in der Aſche ſitze. Gewiß denken meine Mitgäſte, wie ich, und erwarten nur deinen Befehl. Laß darum den Fremden auf einem der ſchmucken Seſſel gleich uns Platz nehmen und erhebe ihn aus dem Staub! Die Herolde ſollen neuen Wein miſchen, daß wir dem Zeus, dem Beſchirmer des Gaſtrechts, auch noch ein Trankopfer bringen; und die Schaffnerin mag den neuen Gaſt mit Speiſe und Trank laben!"

Dieſe Rede gefiel dem guten König; er nahm den Helden ſelbſt bei der Hand, erhub ihn und führte ihn zu einem Seſſel an ſeiner eigenen Seite, indem der Liebling des Königs ſelbſt, ſein Sohn Laodămas, ihm Platz machen mußte. Auch ſonſt geſchah alles, wie Echenēos geraten, und Odyſſeus ſchmauſte, geehrt in der Mitte der Helden. Als das Opfer dem Zeus dargebracht war, erhub ſich die Verſammlung und der König lud alle Gäſte auf den andern Tag zu einem gleichen Freudenmahle ein. Dem Fremdling aber, ohne auch nur nach ſeinem Namen und Geſchlechte zu fragen, verſprach er, nach gaſtlicher Beherbergung, ſichere Entſendung nach der Heimat. Als er jedoch den Helden, den Athene noch immer mit einem Schimmer überirdiſcher Hoheit umgeben hatte, näher betrachtete, da ſetzte er noch hinzu: „Sollteſt du aber einer der Unſterblichen ſein, welche ja manchmal in ſichtbarer Geſtalt die Menſchen bei ihren Feſten beſuchen: — dann freilich bedarfſt du unſerer Beihilfe nicht, und es iſt an uns, dich um deinen Schutz zu bitten!"

„Denke doch das nicht in deinem Herzen," antwortete beſchämt Odyſſeus dem Könige, „gleiche ich doch an Wuchs und Geſtalt nicht den unſterblichen Göttern, ſondern bin ein Sterblicher, wie ihr alle ſeid! Ja wenn ihr einen Menſchen kennet, der euch auf Erden der unglückſeligſte deucht, ſo nehme ich es mit ſeiner Trübſal auf! Und ſo dachte ich denn auch jetzt an nichts anders, als meinen Hunger an eurem Tiſch zu ſtillen, und ihr konntet auch daran wohl ſehen, daß ich ein recht armer, ſterblicher Menſch bin!"

Als die Gäſte den Saal verlaſſen hatten und das Königspaar allein mit dem Fremdling im Saale zurückgeblieben war, betrachtete Arēte die ſchön gewirkten Kleider des Mannes, Mantel und Leibrock, erkannte darin ihr eigenes Gewebe und ſprach: „Zuerſt muß ich dich nun doch fragen, o Fremdling, woher und wer du biſt und wer dir dieſe Gewande gegeben hat? Sagteſt du nicht, daß du auf dem Meere umherirrend hierher gekommen ſeieſt?" Odyſſeus antwortete hierauf mit einer getreuen Erzählung ſeiner Abenteuer auf Ogygia bei Kalypſo und ſeiner traurigen, letzten Fahrt, und verſchwieg zuletzt auch die Begegnung Nauſikäas und ihren Edelmut nicht.

„Nun, das iſt ſchon recht von meiner Tochter gehandelt," ſprach, als die Erzählung zu Ende war, lächelnd Alkinŏus; „aber eine Pflicht hat ſie doch vergeſſen: dich ſogleich mit den Dienerinnen ſelbſt in unſer Haus zu führen!" — „Hüte dich, o König," antwortete Odyſſeus, „deine treffliche Tochter deswegen zu tadeln. War ſie doch bereit, ſo zu handeln, wie du meinſt, aber ich ſelbſt weigerte mich, aus Blödigkeit; denn ich fürchtete, du könnteſt ein Ärgernis daran nehmen; wir Menſchenkinder ſind alle ſo gar argwöhniſch!" — „Nun, ich bin ohne Urſache nicht zum Jähzorn geneigt," antwortete ihm der König; „indeſſen iſt Ordnung in allen Dingen gut. Aber wenn doch die Götter es fügen wollten, daß ein Mann wie du, meine Tochter zur Gemahlin begehrte; wie gerne wollte ich dir Haus und Beſitzungen gewähren, wenn du bei uns bliebeſt! doch mit Zwang will ich niemand bei mir halten, und morgen noch ſollſt du freies Geleite von mir bekommen; ich gebe dir Schiff und Ruderer, wohin du fahren willſt, und wäre deine Heimat ſo weit, als die entfernteſte Inſel, nach welcher wir Schiffahrt treiben!"

Odyſſeus vernahm dieſes Verſprechen mit innigem Danke, verabſchiedete ſich von ſeinen königlichen Wirten und erholte ſich auf weichem Nachtlager von allen erduldeten Mühſeligkeiten.

Am andern Morgen in aller Frühe berief der König Alkinŏus das Volk zu einer Verſammlung auf den Marktplatz der Stadt; ſein Gaſt mußte ihn dorthin begleiten, da ſetzten ſich beide neben einander auf zwei ſchön behauene Steine. Inzwiſchen durchwandelte die Göttin Athene, in einen Herold verwandelt, die Straßen der Stadt und trieb die Häupter des Volkes an, der Verſammlung beizuwohnen. Endlich füllten ſich die Gänge und Sitze des Marktes mit den zuſammenſtrömenden Bürgern. Alle ſchauten mit Bewunderung auf den Sohn des Laërtes, dem Athene, ſeine Beſchirmerin, immer noch eine überirdiſche Hoheit in Wuchs und Geſtalt verliehen hatte. Alsdann empfahl der König in einer feierlichen Rede dem Volke den Fremdling, und ermunterte dasſelbe, ihm ein gutes Ruderſchiff mit 52 phäakiſchen Jünglingen zur Verfügung zu ſtellen. Zugleich lud er die anweſenden Häupter des Volkes zu einem Feſtmahle, das dem Fremden zu Ehren gegeben werden ſollte, in ſeinem Palaſt ein und befahl auch den Demodŏkus zu berufen, den göttlichen Sänger, dem Apollo die Gabe des Liedes verliehen hatte und der mit ſeinem begeiſterten Geſange das Herz der Gäſte erfreuen ſollte.

Nachdem die Volksverſammlung aufgehoben war, rüſteten die Jünglinge, wie ihnen befohlen war, das Schiff, brachten Maſt und Segel hinein, hängten die Ruder in lederne Schleifen und ſpannten die Segeltücher auf. Dann begaben ſie ſich in den Palaſt des Königs. Hier waren Hallen, Höfe und Säle ſchon voll von Geladenen; denn jung und alt hatte ſich eingefunden. 12 Schafe, 8 Schweine und 2 Stiere waren für das Mahl geſchlachtet worden, und der liebliche Feſtſchmaus dampfte ſchon. Auch den Sänger führte der Herold herbei, dem die Muſe gutes und böſes beſchert hatte; das Licht der Augen hatte ſie ihm genommen, dafür aber das Herz ihm mit lichten Geſängen aufgehellt. Dieſem ſtellte der Führer einen Seſſel an der Säule des Saales, mitten unter den Gäſten; darauf hängte er über dem Haupte des Sängers die Harfe an einen Nagel, und leitete ihm die Hand, daß der Blinde ſie finden konnte. Vor ihn hin ſtellte er einen Tiſch mit dem Speiſekorb und dem immer vollen Becher, daß er nach Herzensluſt trinken möchte. Wie nun das Mahl vorüber war, hub der Sänger ſein Lied an aus den ſchon damals berühmt gewordenen Heldenſagen von Troja. Der Inhalt ſeines Geſanges aber war der Streit zweier Helden, deren Name auf aller Lippen war, des Achilles und Odyſſeus.

> Solches ſang der geprieſene Demodŏkus. Aber Odyſſeus
> Schnell ſein Purpurgewand mit nervichten Händen erhebend,
> Zog es über das Haupt und verbarg ſein herrliches Antlitz;
> Daß nicht ſäh'n die Phäaken die rinnende Thrän' aus den Wimpern
> Jetzo, nachdem vom Geſang abließ der göttliche Sänger,
> Trocknet' er ſchnell ſich die Thrän' und nahm vom Haupte den Mantel,
> Faßte den doppelten Becher des Weins und ſprengte den Göttern.
> Doch da er wieder begann, und umher die Phäakenfürſten
> Ihn zum Geſang anreizten, erfreut durch die Worte des Liedes
> Trauerte wieder Odyſſeus, das Haupt in den Mantel ſich hüllend.
> (Homers Odyſſee, überſetzt von J. H. Voß.)

Keiner bemerkte es, als der ihm zunächſt ſitzende König, der ihn tief aufſeufzen hörte. Er hieß daher dem Geſang ein Ende machen, und befahl den Fremdling auch durch Kampfſpiele zu ehren. „Unſer Gaſt," ſprach er, „ſoll auch den Seinigen zu Hauſe melden können, wie wir Phäaken es im Fauſtkampf, Ringen, Sprung und Wettlauf allen Sterblichen zuvorthun!" So wurde das Mahl aufgehoben, und die Phäaken folgten dem Rufe ihres Königs. Eilend begab ſich alles auf den Markt. Dort erhoben ſich eine Menge edler Jünglinge; darunter auch drei Söhne des Alkinŏus ſelbſt, Laodămas, Halius und Klytonēus. Dieſe drei maßen ſich zuerſt mit einander im Wettlauf, auf einer Sandbahn, die ſich vor ihnen weithin erſtreckte. Auf ihr flogen ſie nach einem gegebenen Zeichen ſtürmend dahin, und durchſtäubten das Gefilde; Klytonēus, war es, der den andern es bald zuvorthat und das Ziel als Sieger erreichte. Dann wurde der Ringkampf verſucht; in dieeſm ſiegte der junge Held Euryălus; darauf kamen die Springer: hier zeigte ſich der Phäake Amphiălus als den Überlegenen; im Scheibenſchwingen gewann es Elatreus, endlich im Fauſtkampfe Laodămas der Königsſohn.

Dieſer erhob ſich jetzt in der Verſammlung der Jünglinge und ſprach: „Freunde wir ſollten doch auch erforſchen, ob der Fremdling etwas von unſern Kämpfen verſteht. Geſtalt, Schenkel und Füße verſprechen nichts Schlechtes, ſeine Arme ſind nervicht, ſein Nacken iſt voll Kraft, ſein Wuchs iſt mächtig. Und ſcheint er gleich von Gram und Elend gebrochen, ſo mangelt es ihm doch nicht an Jugendſtärke!" — „Du haſt recht," ſprach jetzt Euryălus, „darum gehe hin, o Fürſt, und fordere ihn ſelbſt zum Wettſtreite auf!" Laodămas that dieſes mit freundlichen höflichen Worten.

Doch Odyſſeus erwiderte: „Verlanget ihr das von mir, mich zu kränken, ihr Jünglinge? Die Trübſal nagt an mir, und keine Luſt zum Wettkampfe bewegt mein Herz! Ich habe genug geſtrebt und geduldet, und jetzt verlangt mich nach nichts anderem, als nach der Heimkehr in mein Vaterland!" Laodămas antwortete ihm unwillig: „Fürwahr, Fremdling, du gebärdeſt dich nicht wie ein Mann, der ſich aufs Kämpfen verſteht; du magſt wohl ein Schiffshauptmann und zugleich Kaufherr ſein, ſo ein Warenmäkler; als ein Held erſcheinſt du nicht." Odyſſeus runzelte bei dieſem Worte die Stirne und ſprach: „Das iſt keine feine Rede, mein Freund, und du erſcheinſt als ein recht trotziger Junge. Verleihen doch die Götter nicht einem und demſelben Manne die Gaben der Schönheit und Anmut und das Geſchenk der Beredſamkeit und der Weisheit; mancher iſt von unanſehnlicher Geſtalt, aber ſeinen Worten iſt ein Reiz verliehen, daß alle, die ſie hören, davon entzückt werden; und auch ein ſolcher ragt in der Volksverſammlung hervor, und man ehrt ihn, wie einen Unſterblichen. Dagegen ſieht oft einer aus, wie ein Gott, und an ſeinen Worten iſt wenig Witz. Dennoch bin ich kein Neuling im Wettkampfe, und als ich meiner Jugend und meinem Arme noch vertrauen konnte, nahm ich es mit den Tüchtigſten auf. Jetzt haben mich Schlachten und Stürme freilich heruntergebracht. Doch du haſt mich herausgefordert, und ich will's auch ſo verſuchen!"

So ſprach Odyſſeus und erhob ſich vom Sitz, ohne den Mantel abzulegen. Er ergriff eine Scheibe, größer, dicker und ſchwerer, als die, nach welchen die Phäakenjünglinge zu langen pflegten, und warf ſie kräftig, daß der Stein laut hinſauſte; unter ſeinem Schwunge bückten ſich die umſtehenden Phäaken, und er flog weit über das Ziel hinaus. Schnell machte Athene, in einen Phäaken verſtellt, das Zeichen, wo der Stein gefallen war, und ſprach: „Dein Zeichen ſoll auch ein Blinder erkennen, Mann, ſo weit liegt es von allen andern ab! In dieſem Kampfe biſt du ſicher, nie beſiegt zu werden!" Odyſſeus freute ſich, daß er einen ſo guten Freund im Volke gefunden habe, und ſprach mit leichterem Herzen: „Nun, ihr Jünglinge, ſchleudert mir dorthin nach, wie ihr es vermöget! Und ihr, die ihr mich ſo ſchwer beleidigt habt, kommt her und verſuchet euch mit mir, in welchem Kampfe ihr wollet; ich werde keinem ausweichen! Mit jedem will ich kämpfen, nur nicht mit Laodämas, denn wer ſtritte auch gerne mit dem, der ihn bewirtet? Beſonders gut verſtehe ich's, den Bogen zu ſpannen, und wenn viele Genoſſen mit mir in die Wette ſchöſſen, ich wäre doch der erſte, der meinen Mann mit dem Pfeil träfe. Nur einen kenne ich, den Griechen Philoktētes; der hat es mir oft zuvorgethan vor Troja, ſo oft wir uns dort im Schuſſe übten! Auch mit dem Wurfſpieße treffe ich nicht weniger ſicher und ſchieße ſo weit wie ein anderer mit dem Pfeile. Nur im Wettlaufe, da möchte vielleicht einer es mir zuvorthun, ſelbſt unter euch; denn das ſtürmiſche Meer hat mir viel Kraft genommen, zumal da ich Tage lang ohne Nahrung auf meinem Fahrzeuge ſaß."

Als die Jünglinge dieſes vernahmen, verſtummten ſie alle, nur der König nahm das Wort und ſagte: „Wohl haſt du uns deine Tüchtigkeit enthüllt, o Fremdling, und hinfort ſoll dich kein Menſch mehr wegen deiner Stärke tadeln. Wenn du nun daheim bei Gattin und Kindern ſitzeſt, ſo denk' auch an unſere Mannlichkeit zurück. Als Fauſtkämpfer und Ringer zeichnen wir uns freilich nicht aus, aber im Wettlaufe ſiegen wir, und auf die Schiffahrt verſtehen wir uns auch. Schmaus, Saitenſpiel, Reigentanz — darin ſind wir auch Meiſter; den ſchönſten Schmuck, das lindeſte Bad, das weichſte Lager — die findet man bei uns! Auf denn, ihr Tänzer, ihr Schiffslenker, ihr Läufer, ihr Sänger! zeigt euch vor dem Fremdlinge, daß er zu Hauſe etwas von euch zu erzählen hat. Und bringet auch die Harfe des Demodŏkus her." Sogleich machte ſich ein Herold auf und ſchaffte die Harfe herbei. 9 auserwählte Kampfordner ebneten den Raum für den Tanz und umzirkten die Schaubühne. Ein Spielmann ſtellte ſich mit der Harfe in die Mitte, und der Tanz der blühendſten Jünglinge begann; im ſchönſten Takte, im raſcheſten Schwunge hoben ſie ihre Füße. Odyſſeus ſelbſt mußte ſtaunen; er hatte noch nie ſo behenden und anmutigen Tanz geſehen. Dazu ſang der Sänger ein liebliches Lied von den heiterſten Geſchichten aus dem Leben der Götter. Nachdem der Reigentanz lange genug gedauert, hieß der König ſeinen Sohn Laodämas und den geſchmeidigen Halius den Einzeltanz mit einander aufführen, denn mit ihnen wagte es niemand, ſich zu meſſen. Dieſe nahmen einen zierlichen Ball zur Hand, und der eine ſchwang ihn, indem er ſich rücklings dazu beugte, hoch in die Luft empor: der andere, in die Höhe ſpringend, fing ihn, ehe er wieder mit den Füßen auf den Boden trat, ſchwebend in der Luft auf. Dann tanzten ſie in leichten, wechſelnden Schwenkungen um einander her, und andere Jünglinge, die im Kreiſe umherſtanden, klatſchen mit den Händen dazu. Odyſſeus wandte ſich bewundernd zu dem Könige und ſprach: „In der That, Alkinŏus, du kannſt dich der geſchickteſten Tänzer auf dem ganzen Erdboden rühmen. In dieſer Kunſt habt ihr eures gleichen nicht!" Alkinŏus that ſich auf dieſes Urteil nicht wenig zu gute. „Höret ihr's," rief er ſeinen Phäaken zu, „wie der Fremdling über uns urteilt? Er iſt doch ein ſehr verſtändiger Mann, und er verdient es wohl, daß wir ihm auch ein anſehnliches Gaſtgeſchenk reichen. Wohlan! 12 der Fürſten des Landes, und ich ſelbſt der 13., ſollen ihm jeder einen Mantel und einen Leibrock herbeibringen und zu dem 1 Pfund des köſtlichſten Goldes. Das wollen wir ihm zu einer großen Gabe vereint ſchenken, damit er mit fröhlichem Herzen von uns ſcheide. Und außerdem ſoll Euryälus es verſuchen, mit freundlichen Worten ihn ganz mit uns auszuſöhnen." Alle Phäaken riefen ihm Beifall zu. Ein Herold ging, die Geſchenke zu ſammeln. Euryälus nahm ſein Schwert mit ſilbernem Heft und elfenbeinerner Scheide, übergab es dem Gaſte und ſprach dazu: „Väterchen, haben wir ein kränkendes Wort gegen dich fallen laſſen, ſo ſollen es die Winde verwehen! dir aber mögen die Götter fröhliche Heimfahrt verleihen! Heil und Freude dir!" — „Auch dir," antwortete Odyſſeus; „möge dich deine Gabe nie reuen!" Mit dieſem Wort hängte er ſich das ſchmucke Schwert um die Schulter. Es war um Sonnenuntergang, als die Geſchenke ankamen, und alle vor der Königin niedergelegt wurden. Sie hieß Alkinŏus auch noch eine zierliche Lade für die Gewande herbeiſchaffen; darein wurden die Gaben gelegt und für Odyſſeus in den Palaſt getragen. Dort fügte der König, der ſich mit der ganzen Geſellſchaft in ſeine Wohnung begeben hatte, noch andere Gaben an köſtlichen Gewanden hinzu, und außerdem ein herrliches goldenes Gefäß. Dem Gaſte wurde ein Bad bereitet; indeſſen zeigte ihm die Königin ſelbſt alle die köſtlichen Geſchenke in der offenen Lade und ſprach dazu: „Betrachte dir den Deckel ſelbſt genau und verſchließe die Lade, daß dich ja keiner, wenn du etwa ſchläfſt, während der Heimfahrt beraube, und die ſchöne Kiſte davontrage!" Odyſſeus ſchlug den Deckel ſorgfältig ein, und verſchloß die Lade mit einem vielfach verſchlungenen Knoten; dann erquickte er ſich im warmen Bade, und wollte nun wieder in die Geſellſchaft der zu Schmaus und Trunk niedergeſeſſenen Männer zurückkehren. Da fand er vor dem Thürpfoſten des Saales beim Eingang in denſelben die holdſelige Jungfrau Nauſikäa ſtehen, welche er ſeit ſeinem Einzuge in die Stadt nicht mehr erblickt hatte, und welche ſeither züchtiglich und ferne von den Männerfeſten im Frauengemache verſchloſſen gelebt; nun aber wollte ſie zum Abſchiede den edlen Gaſt auch noch einmal begrüßen. Nachdem ſie einen langen bewundernden Blick auf die edle Heldengeſtalt des Mannes geworfen, ſprach ſie endlich, indem ſie den Hineintretenden ſanft aufhielt: „Heil dir und Segen, edler Gaſt! Gedenke meiner auch im Lande deiner Väter, da du mir ja doch dein Leben verdankeſt!" Gerührt antwortete ihr Odyſſeus: „Du edle Nauſikäa, wenn mich Zeus den Tag der Heimkunft erleben läßt, ſo werde ich dich, meine Retterin, täglich wie eine Gottheit anflehen!" Mit dieſen Worten betrat er den Saal wieder und ſetzte ſich an der Seite des Königs nieder. Hier waren die Diener eben damit beſchäftigt, das Fleiſch zu zerlegen und den Wein aus den großen Miſchkrügen in die Becher einzuſchenken. Auch der blinde Sänger Demodŏkus wurde wieder eingeführt und nahm ſeinen alten Platz an der Mittelſäule des Saales ein. Da winkte Odyſſeus dem Herold, ſchnitt vom Rücken des vor ihm liegenden gebratenen Schweines das beſte Stück ab, ſtreckte es ihm auf einer Platte hin und ſagte: „Herold, reich dem Sänger dieſes Fleiſch; obgleich ich ſelbſt in der Verbannung bin, ſo möchte ich ihm doch gerne etwas Liebes erweiſen. Stehen doch die Sänger bei dem ganzen Menſchengeſchlecht in Achtung, weil die Muſe ſelbſt ſie den Geſang gelehrt hat und mit ihrer Huld über ihnen waltet." Dankbar empfing der blinde Sänger die Gabe.

Nach dem Mahle wandte ſich Odyſſeus noch einmal an Demodŏkus: „Ich preiſe dich vor andern Sterblichen, lieber Sänger!" ſprach er zu ihm, „daß dich Apollo oder die Muſe ſo ſchöne Lieder gelehrt hat! Wie lebendig und genau du das Schickſal der griechiſchen Helden zu ſchildern verſtehſt, als hätteſt du alles mit angeſehen und mit angehört! Fahre nun fort und ſing' uns auch noch die ſchöne Mär vom hölzernen Roſſe und was Odyſſeus dabei gethan hat!" Der Sänger gehorchte freudig und alles lauſchte ſeinem Geſange. Als der Held ſo ſeine Thaten preiſen hörte, mußte er wieder heimlich weinen, und nur Alkinŏus bemerkte es. Er gebot daher dem Sänger Stillſchweigen und ſprach im Kreiſe der Phäaken: „Beſſer iſt's, die Harfe ruhet nun; denn wahrlich, ihr Freunde, nicht jedermann zur Luſt ſingt der Sänger jene Märe. Seit wir am Mahle ſitzen und das Lied ertönt, hört unſer ſchwermütiger Gaſt nicht auf, ſeinem Grame nachzuhängen, und wir ſtreben vergebens ihn zu erheitern. Und doch muß einem fühlenden Manne ein Gaſt ſo lieb ſein, wie ein Bruder. Nun denn, Fremdling, ſo ſag' uns redlich, wer ſind deine Eltern, welches iſt dein Vaterland? Einen Namen führt doch jeder Menſch, ſei er von edler oder von geringer Abkunft! Dein Land müſſen wir ohnedem wiſſen und deine Geburtsſtadt, wenn dich meine Phäaken heimbringen ſollen. Weiter brauchen ſie nichts; ſie bedürfen auch der Piloten nicht: haben ſie nur den Namen des Ortes, ſo finden ſie die Fahrt durch Nacht und Nebel!"

Auf dieſe freundliche Rede erwiderte der Held eben ſo liebreich: „Glaube doch ja nicht, edler König, daß euer Sänger mich nicht ergötze! Vielmehr iſt es eine Wonne, einem ſolchen zuzuhören, wenn er ſeine göttergleiche Stimme vernehmen läßt, und ich weiß mir nichts Angenehmeres, als wenn ein ganzes Volk bei feſtlicher Freude horchend am Munde eines Sängers hängt, während die Gäſte in langen Reihen ſitzen, vor jedem ſein Tiſch voll Brots und Fleiſches ſteht, und der Schenk fleißig mit dem Kruge bei den Bechern kreiſt! Ihr aber wünſchet meine Leiden von mir zu vernehmen, ihr lieben Gaſtfreunde; da werde ich noch tiefer in Kummer und Gram verſinken. Denn wo ſoll ich anfangen und womit enden? — Doch, höret vor allen Dingen mein Geſchlecht und mein Vaterland!"

Odyſſeus erzählt den Phäaken ſeine Irrfahrten.

Cikonen. Lothophagen. Cyklopen. Polyphem. „Ich bin Odyſſeus, der Sohn des Laërtes; die Menſchen kennen mich, und der Ruhm meiner Klugheit iſt über die Erde verbreitet. Auf der ſonnigen Inſel Ithaka wohne ich, in deren Mitte ſich das waldige Gebirge Nerĭton erhebt: rings umher liegen viele kleinere bewohnte Eilande, Same, Dulichium, Zakynthus. Meine Heimat iſt zwar rauh; doch nähret ſie friſche Männer, und das Vaterland iſt einem jeden das Süßeſte! Wohlan nun, vernehmet von meiner unglückſeligen Heimfahrt aus dem trojaniſchen Lande! Von Ilium weg trug mich der Wind nach der Cikonenſtadt Ismärus, die ich mit meinen Genoſſen eroberte. Die Männer vertilgten wir; die Frauen ſamt der andern Beute wurden verteilt. Nach meinem Rate hätten wir uns nun eilig davon gemacht. Aber meine unbeſonnenen Begleiter blieben ſchwelgend bei der Beute ſitzen, und die entflohenen Cikonen, durch ihre landeinwärts wohnenden Brüder verſtärkt, überfielen uns beim Schmaus am Geſtade. Die Übermacht ſiegte. 6 Freunde von jedem unſrer Schiffe blieben auf dem Platze, wir andern entgingen dem Tode nur durch ſchleunige Flucht.

Alſo ſteuerten wir weiter weſtwärts, froh, der Todesgefahr entronnen zu ſein, aber von Herzen traurig über den Tod unſerer Genoſſen. Da ſandte Zeus uns einen Orkan aus Norden. Meer und Erde hüllten ſich in Wolken und Nacht; mit geſenkten Maſten flogen wir dahin, und ehe wir die Segel eingezogen hatten, krachten die Stangen zuſammen und die Segeltücher zerriſſen in Stücke. Endlich arbeiteten wir uns ans Geſtade und lagen dort 2 Tage und Nächte vor Anker, bis wir die Maſten wieder aufgerüſtet und neue Segel aufgeſpannt hatten. Wir ſteuerten nun vorwärts und hatten alle Hoffnung, bald in die Heimat zu gelangen, wäre nicht, eben als wir ums Vorgebirge Malĕa, an der Südſpitze der Pelosinſel von Griechenland, herumſchifften, der Wind plötzlich in Nord umgeſchlagen und hätte uns ſeitwärts in die offene See hineingetrieben. Da wurden wir neun Tage vom Sturm umhergeſchleudert; am zehnten gelangten wir ans Ufer der Lotophagen, die ſich von nichts als Lotosfrucht nähren. Hier ſtiegen wir ans Geſtade und nahmen friſches Waſſer ein. Dann ſandten wir zwei unſerer Freunde auf Kundſchaft aus, und ein Herold mußte ſie begleiten. Dieſe gelangten in die Volksverſammlung der Lotophagen, und wurden von dieſem gutmütigen Volke, dem es nicht in den Sinn kam, etwas zu unſerem Verderben zu unternehmen, auf das freundlichſte empfangen. Aber die Frucht des Lotos, welche ſie ihnen zu koſten gaben, hat eine ganz eigentümliche Wirkung. Sie iſt ſüßer als Honig, und wer von ihr koſtet, der will nichts mehr von der Heimkehr wiſſen, ſondern immer in dem Lande bleiben. So mußten wir denn auch unſere Genoſſen aufſuchen und, während ſie weinten und widerſtrebten, mit Gewalt nach den Schiffen zurückführen.

Auf unſerer weiteren Fahrt kamen wir nun zu dem wildlebenden grauſamen Volke der Cyklopen. Dieſe bauen das Land gar nicht, ſondern überlaſſen alles den Göttern. Auch wächſt wirklich dort alle mögliche Nahrung ohne Zuthat des Pflanzers und Ackermanns: Weizen, Gerſte, die edelſten Reben voll großbeeriger Trauben; und Zeus giebt in mildem Regen ſeinen Segen dazu. Auch halten ſie keine Geſetze, treten in keine Ratsverſammlung zuſammen; ſondern alle wohnen auf den felſigten Gebirgshöhen, rings in gewölbten Erdhöhlen; da richtet ſich der Cyklop, wie er mag, mit Weibern und Kindern ein; übrigens bekümmert ſich keiner um den andern. Außerhalb der Bucht, in mäßiger Entfernung vom Cyklopenlande, erſtreckt ſich eine bewaldete Inſel voll wilder Ziegen, die, von keinem Jäger geängſtet, hier ſorglos graſen. Kein Menſch wohnt darauf; die Cyklopen ſelbſt, die den Schiffsbau nicht verſtehen, kommen auch nicht dahin. Bewohner könnten ſich die Inſel leicht zum blühendſten Lande umſchaffen; denn der Boden iſt höchſt fruchtbar: feuchte, ſchwellende Wieſen breiten ſich über den Strand aus, das unbenützte Ackerfeld iſt locker, der Boden fett; die gelegenſten Hügel böten ſich dem Weinbau dar. Auch iſt ein vor allen Winden geſchirmter Hafen da, ſo ſicher, daß man die Schiffe weder anzubinden noch vor Anker zu legen braucht. Der Bucht zugekehrt, quillt das reinſte Waſſer perlend aus der Felſenkluft und grünende Pappeln ſtehen rings umher. Dorthin geleitete ein ſchirmender Gott unſere Schiffe in der dunkeln Nacht. Als der Morgen anbrach, betraten wir das Eiland und erlegten auf fröhlicher Jagd ſo viele Ziegen, daß ich jedem meiner zwölf Schiffe ihrer 9 zuteilen konnte und noch ihrer 10 für mich behielt. Da ſaßen wir denn am lieblichen Ufer den ganzen Tag und thaten uns bis zum ſpäten Abend recht gütlich mit dem friſchen Ziegenfleiſch und altem Weine, den wir in der Cikonenſtadt erbeutet hatten und in Henkelkrügen mit uns führten.

Am andern Morgen wandelte mich die Luſt an, das gegenüberliegende Land auszukundſchaften, von deſſen Bewohnern, den Cyklopen, ich noch nicht wußte, wie ſie geartet ſeien; ich fuhr daher mit vielen Genoſſen auf meinem Schiffe hinüber. Als wir dort landeten, ſahen wir am äußerſten Meeresſtrand eine hochgewölbte Felſenkluft, ganz mit Lorbeergeſträuch überſchattet, wo ſich viele Schafe und Ziegen zu lagern pflegten; ringsumher war von eingerammelten Steinen und hohen Fichten und Eichen ein Gehege erbaut. In dieſer Umzäunung hauſte ein Mann von rieſiger Geſtalt, der die Herde einſam auf entfernten Weiden umhertrieb, nie mit andern, auch nicht mit ſeinesgleichen umging und immer nur auf boshaften Frevel ſann. Das war eben ein Cyklop. Während wir nun das Geſtade mit den Augen muſterten, wurden wir alles dieſes gewahr. Da wählte ich mir zwölf der tapferſten Freunde aus, hieß die übrigen an Bord bleiben und mir das Schiff bewahren und nahm einen Schlauch voll des beſten Weines zu mir, den mir ein Prieſter Apollos in der Cikonenſtadt Ismaros geſchenkt hatte, weil wir ſeiner und ſeines Hauſes geſchont. Dieſen nebſt guter Reiſekoſt in einem Korbe trugen wir und gedachten damit den Mann zu kirren, der ſchon auf den erſten Anblick unbändig und keinem Geſetz unterworfen erſchien.

Als wir bei der Felskluft angekommen waren, fanden wir ihn ſelbſt nicht zu Hauſe; denn er war bei ſeinen Herden auf der Weide. Wir traten ohne weiteres in die Höhle ein und wunderten uns über die innere Einrichtung. Da ſtanden Körbe, von mächtigen Käſelaiben ſtrotzend, umher; in den Ställen, die in der Grotte angebracht waren, ſtand es gedrängt voll von Lämmern und jungen Ziegen, und jede Gattung war beſonders eingeſperrt. Körbe lagen umher, Kübel voll Molken, Bütten, Eimer zum Melken. Anfangs drangen die Genoſſen in mich, von dem Käſe zu nehmen, ſo viel wir könnten und uns davon zu machen, oder Lämmer und Ziegen nach unſerem Schiffe hinzutreiben und dann wieder zu unſern Freunden nach der Inſel hinüberzuſteuern. Hätte ich ihrem Rate doch gefolgt! aber ich war allzubegierig, den ſeltſamen Bewohner der Höhle zu ſchauen und wollte lieber ein Gaſtgeſchenk erwarten, als mit einem Raube von dannen ziehen. Deswegen zündeten wir ein Feuer an und opferten. Dann nahmen wir ein weniges von dem Käſe und aßen. Nun warteten wir, bis der Hausherr heimkäme.

Endlich nahte er, auf ſeinen Rieſenſchultern eine ungeheure Laſt trockenen Scheiterholzes tragend, das er geſammelt, um ſich ſein Abendmahl damit zu kochen. Er warf ſie zu Boden, daß es fürchterlich krachte und wir alle vor Angſt zuſammenfuhren und uns in den äußerſten Winkel der Grotte verſteckten. Da ſahen wir denn, wie er ſeine fette Herde in die Kluft eintrieb, doch nur die, welche er wollte; Widder und Böcke blieben draußen in dem eingehegten Vorhofe. Nun rollte er ein mächtiges Felsſtück vor den Eingang, das zweiundzwanzig vierräderige Wagen nicht von der Stelle hätten ſchaffen können. Dann ſetzte er ſich gemächlich auf den Boden, melkte der Reihe nach die Schafe und Ziegen, legte die ſäugenden ans Euter, machte die eine Hälfte der Milch mit Lab gerinnen, formte Käſe daraus und ſtellte ſie in Körben zum Trocknen hin; die andere Hälfte verwahrte er in großen Geſchirren; denn das war ſein täglicher Trunk. Wie er mit allem fertig war, machte er ſich ein Feuer an, und nun geſchah es, daß er uns in unſerem Winkel erblickte. Auch wir ſahen jetzt erſt ſeine gräßliche Rieſengeſtalt genau. Er hatte wie alle Cyklopen nur ein einziges funkelndes Auge in der Stirne, Beine wie tauſendjährige Eichenſtämme und Arme und Hände groß und ſtark genug, um mit Granitblöcken Ball zu ſpielen.

„Wer ſeid ihr, Fremdlinge!" fuhr er uns mit ſeiner rauhen Stimme an, die klang, wie ein Donner im Gebirge, „woher kommt ihr über das Meer gefahren? Iſt die Seeräuberei euer Geſchäft, oder was treibt ihr?" Bei dem Gebrüll bebte uns das Herz im Leibe. Doch nahm ich mich zuſammen und erwiderte: „Ach nein; wir ſind Griechen, kommen von der Zerſtörung Trojas zurück und haben uns während der Heimfahrt auf dem Meere verirrt. So nahen wir deinen Knieen und flehen dich um Schutz und eine Gabe an. Ja, ſcheue die Götter, lieber Mann! und erhöre uns. Denn Zeus beſchirmt die Schutzflehenden und rächt ihre Mißhandlung!"

Aber der Cyklop erwiderte mit gräßlichem Lachen: „Du biſt ein rechter Thor, o Fremdling, und weißt nicht, mit wem du es zu thun haſt! Meinſt du, wir kümmern uns um die Götter und ihre Rache? Was gilt den Cyklopen Zeus der Donnerer und alle Götter mit einander! Sind wir doch viel vortrefflicher als ſie! Will's mein eigen Herz nicht, ſo ſchone ich weder dich noch deine Freunde! Aber ſage mir jetzt, wo du das Schiff geborgen haſt, auf welchem du hergekommen biſt? Wo liegt es vor Anker, nah oder ferne?" So fragte der Cyklop voll Argliſt, ich aber war bald mit einer ſchlauen Erfindung bei der Hand. „Mein Schiff, guter Mann", antwortete ich, „hat der Erderſchütterer Poſeidon nicht weit von eurem Ufer an die Klippen geworfen und zertrümmert; ich allein mit dieſen zwölf Geſellen bin entronnen!" Auf dieſe Rede antwortete das Ungeheuer gar nicht, ſondern ſtreckte nur ſeine Rieſenhände aus, packte zwei meiner Genoſſen und ſchlug ſie, wie junge Hunde, zu Boden, daß ihr Blut und Gehirn auf die Erde ſpritzte. Dann zerhackte er ſie Glied für Glied zur Abendkoſt und fraß ſich an ihnen ſatt, wie ein Löwe in den Bergen. Eingeweide, Fleiſch, ja das Mark mitſamt den Knochen verzehrte er. Wir aber ſtreckten die Hände zu Zeus empor und jammerten laut über die Frevelthat.

Nachdem ſich das Untier ſeinen Wanſt gefüllt und den Durſt mit Milch gelöſcht, warf er ſich der Länge nach in der Höhle zu Boden, und nun beſann ich mich, ob ich nicht auf ihn losgehen und ihm das Schwert zwiſchen Zwerchfell und Leber in die Seite ſtoßen ſollte. Aber ſchnell bedachte ich mich eines Beſſern. Denn was hätte uns das geholfen? Wer hätte uns den unermeßlichen Stein von der Höhle gewälzt? Wir hätten zuletzt alle des jämmerlichſten Todes ſterben müſſen. Deswegen ließen wir ihn ſchnarchen und erwarteten in dumpfer Bangigkeit den Morgen. Als dieſer erſchienen und der Cyklop aufgeſtanden war, zündete er wieder ein Feuer an und fing an zu melken. Als er alles beendigt, packte er wieder zwei meiner Begleiter und verzehrte ſie zu unſerem Entſetzen, wie das erſtemal, zum Frühſtück. Dann trieb er die feiſte Herde aus der Höhle, nachdem er den Fels abgehoben, ging ſelbſt mit hinaus und pflanzte den Stein wieder davor, wie man den Deckel auf den Köcher ſetzt. Wir hörten ihn mit gellendem Pfeifen ſeine Herde in die Berge treiben; wir aber blieben in der Todesangſt zurück und jeder erwartete, daß das nächſtemal die Reihe, gefreſſen zu werden, an ihn kommen werde. Ich ſelbſt bewegte fortwährend Entwürfe der Rache in meinem Herzen, wie ich es angreifen ſollte, dem Ungeheuer zu vergelten. Endlich kam mir ein Gedanke, der nicht übel war. Drinnen im Stalle lag die mächtige Keule des Cyklopen aus grünem Olivenholz; er hatte ſie abgehauen, um ſie zu tragen, wenn ſie dürre geworden wäre; uns erſchien ſie an Länge und Dicke dem Maſt eines großen Schiffes gleich. Von dieſer Keule hieb ich mir einen Pfahl von der Dicke, wie ein Arm ihn umſpannen kann, reichte denſelben den Freunden und hieß ſie ihn glatt ſchaben, dann ſchärfte ich ihn oben ganz ſpitz und brannte ihn in der Flamme hart. Dieſen Pfahl verbarg ich mit aller Sorgfalt im Miſte, deſſen es haufenweiſe in der Höhle gab. Dann loſten meine Genoſſen, wer es wagen ſollte, den Brandpfahl dem Ungeheuer mit mir ins Auge zu drehen, wenn es im Schlummer läge. Das Los traf gerade die vier tapferſten der Freunde, die ich mir ſelbſt ausgewählt hätte, und der fünfte war ich.

Am Abend kam der gräßliche Hirte mit ſeiner Herde heim. Diesmal ließ er nichts im Vorhof, ſondern trieb alles miteinander in die Höhle; vielleicht argwöhnte er etwas, oder ſchickte es auch, wie ihr bald hören werdet, ein Gott zu unſern Gunſten ſo. Übrigens fügte er, wie bisher, den Stein wieder in die Öffnung, that alles wie ſonſt und fraß auch zwei aus unſerer Mitte. Inzwiſchen hatte ich eine hölzerne Kanne mit dem dunkeln Wein aus meinem Schlauche gefüllt, näherte mich dem Ungeheuer und ſprach: „Da nimm, Cyklop, und trink! auf Menſchenfleiſch ſchmeckt der Wein vortrefflich. Du ſollſt auch erfahren, was für ein köſtliches Getränk wir auf unſerem Schiffe führten. Ich brachte ihn mit, um ihn dir zu ſpenden, wenn du Erbarmen mit uns trügeſt und uns heim ließeſt. Aber du biſt ja ein ganz entſetzlicher Wütrich! Wie mag dich künftig ein anderer Menſch beſuchen! Nein, du biſt nicht billig mit uns verfahren!“

Der Cyklop nahm die Kanne, ohne ein Wort zu verlieren, und leerte ſie mit durſtigen Zügen; man ſah ihm das Entzücken an, in welches ihn die Süßigkeit und Kraft des Trankes verſetzte. Als er fertig war, ſprach er zum erſtenmale freundlich: „Fremdling, gieb mir noch eins zu trinken; und ſage mir auch, wie du heißeſt, damit ich dich auf der Stelle mit einem Gaſtgeſchenk erfreuen kann. Denn auch wir haben Wein hier zu Lande, wir Cyklopen. Damit du aber auch erfahreſt, wen du vor dir haſt, ſo wiſſe: Polyphēmus iſt mein Name.“ So ſprach der Cyklop, und gerne gab ich ihm von neuem zu trinken. Ja, dreimal ſchenkte ich ihm die Kanne voll, und dreimal leerte er ſie in der Dummheit. Als ihm der Wein die Beſinnung zu umnebeln anfing, ſprach ich ſchlauer Weiſe: „Meinen Namen willſt du wiſſen, Cyklop? Ich habe einen ſeltſamen Namen. Ich heiße der Niemand; alle Welt nennt mich Niemand, Mutter, Vater hießen mich ſo und bei allen meinen Freunden bin ich ſo geheißen.“ Darauf antwortete der Cyklop: „Nun ſollſt du auch dein Gaſtgeſchenk erhalten; den Niemand, den verzehre ich zuletzt nach allen ſeinen Schiffsgenoſſen. Biſt du mit der Gabe zufrieden, Niemand?“

Dieſe letzten Worte lallte der Cyklop nur noch, lehnte ſich rückwärts und taumelte bald ganz zu Boden. Mit gekrümmtem, feiſtem Nacken dehnte er ſich ſchnarchend im Rauſch, ja Wein und Menſchenfleiſch brach er in der Trunkenheit aus ſeinem Schlunde heraus. Jetzt ſteckte ich ſchnell den Pfahl in die glimmende Aſche, bis er Feuer fing, und als er ſchon Funken ſprühte, zog ich ihn heraus, und mit den vier Freunden, die das Los getroffen hatte, ſtießen wir ihm die Spitze tief ins Auge hinab, und ich, in die Höhe gerichtet, drehte den Pfahl, wie ein Zimmermann einen Schiffsbalken durchbohrt. Wimper und Augenbrauen verſenkte die Glut bis auf die Wurzeln, daß es praſſelte, und ſein erlöſchendes Auge ziſchte, wie heißes Eiſen im Waſſer. Grauenvoll heulte der Verletzte auf, ſo laut, daß die Höhle von dem Gebrüll widerhallte; und wir, vor Angſt bebend, flüchteten in den äußerſten Winkel der Grotte.

Polyphēm riß ſich indeſſen den Pfahl aus der Augenhöhle, von dem das Blut triefend herunterrann; er ſchleuderte ihn weit von ſich und tobte wie ein Unſinniger. Dann erhub er ein neues Zetergeſchrei und rief ſeine Stammesbrüder, die Cyklopen, herbei, die im Gebirge umherwohnten. Dieſe kamen von allen Seiten heran, umſtellten die Höhle und wollten wiſſen, was ihrem Bruder geſchehen ſei. Er aber brüllte aus der Höhle heraus: „Niemand, Niemand bringt mich um, ihr Freunde! Niemand thut es mit Argliſt!“ Als die Cyklopen das hörten, ſprachen ſie: „Nun, wenn niemand dir etwas zu leide thut; wenn dich keine Seele angreift, was ſchreieſt du denn ſo? Du biſt wohl krank; aber gegen Krankheit haben wir Cyklopen kein Mittel!“ So ſchrieen ſie und eilten wieder davon. Mir aber lachte das Herz im Leibe.

Der blinde Cyklop tappte indeſſen in ſeiner Höhle umher, immer noch vor Schmerzen winſelnd. Er nahm den Felsſtein vom Eingange, ſetzte ſich dann unter die Pforte und taſtete mit den Händen umher, um einen jeden von uns zu fangen, der Luſt hätte, mit den Schafen zu entwiſchen; denn er hielt mich für ſo einfältig, daß ich es auf dieſe Weiſe angreifen würde. Ich aber kam inzwiſchen an tauſenderlei Plänen herum, bis ich den rechten ausfindig machte. Es ſtanden nämlich gemäſtete Widder mit dem dichteſten Vließe um uns her, gar groß und ſtattlich. Die verband ich ganz geheim mit den Ruten des Weidengeflechtes, auf welchen der Cyklop ſchlief, je drei und drei; und der mittlere trug unter ſeinem Bauche immer einen von uns Männern, der ſich an ſeiner Wolle feſthielt, indeſſen die beiden andern Widder rechts und links, die heimliche Laſt beſchirmend, einhertrollten. Ich ſelber wählte den ſtattlichſten Bock, der hoch über alle andern hervorragte. Ihn faßte ich am Rücken, wälzte mich unter ſeinen Bauch und hielt die Hände feſt in den gekräuſelten Wollenflocken gedreht. So unter den Widdern hängend, erwarteten wir mit unterdrückten Seufzern den Morgen. Er kam; und die männliche Herde ſprang zuerſt hüpfend aus der Höhle auf die Weide. Nur die Weibchen blökten noch mit ſtrotzenden Eutern in den Ställen. Ihr geplagter Herr betaſtete jedem Widder, der hinausging, ſorgfältig den Rücken, ob kein Flüchtling darauf ſitze; an den Bauch und meine Liſt dachte er in ſeiner Dummheit nicht. Nun wandelte auch mein Bock langſam zur Felſenpforte, ſchwer beladen mit Wolle, noch ſchwerer mit mir, der ich unter allerlei Gedanken mich dahintragen ließ. Auch ihn ſtreichelte Polyphēmus und ſprach: „Gutes Widderchen, was trabſt du ſo langſam hinter der übrigen Herde aus der Höhle heraus? Du leideſt ja ſonſt nicht, daß andere Schafe dir vorangehen; du biſt ſonſt immer der erſte bei den Wiesblumen und am Bach, und abends der allererſte wieder im Stalle? Betrübt dich das ausgebrannte Auge deines Herrn? Ja, hätteſt du Gedanken und Sprache, wie ich, gewiß, du ſagteſt mir, in welchem Winkel ſich der Frevler mit ſeinem Geſindel verbirgt: dann ſollte mir ſein Gehirn von der Höhlenwand ſpritzen, und mein Herz wieder froh werden vom Leide, das der Niemand über mich gebracht!“

So ſprach der Cyklop und ließ den Widder auch hinausgehen. Und nun waren wir alle draußen. So wie wir ein wenig von der Felskluft entfernt waren, machte ich mich zuerſt von meinem Bocke los, und löſte dann auch meine Freunde ab. Wir waren unſrer leider nur noch ſieben, umarmten uns mit herzlicher Freude und jammerten um die Verlorenen. Doch winkte ich ihnen, daß keiner laut weinen, ſondern daß ſie mit den geraubten Widdern ſich ſchnell nach unſern Schiffen mit mir aufmachen ſollten. Erſt als wir wieder auf unſern Ruderbänken ſaßen und durch die Wogen dahin ſchifften, auf einen Heroldsruf vom Ufer entfernt, ſchrie ich dem am Uferhügel mit ſeiner Herde bergwärts hinanklimmenden Cyklopen meine Spottrede zu: „Nun, Cyklop, du haſt doch keines ſchlechten Mannes Begleiter in deiner Höhle gefreſſen! Endlich ſind dir deine Frevelthaten vergolten worden, und die Strafe des Zeus und der Götter haſt du empfunden!“

Als der Wüterich dieſes hörte, wurde ſein Grimm noch viel größer. Er riß einen ganzen Felsblock aus dem Gebirge heraus und warf ihn nach unſerem Schiffe. Er hatte ſo gut gezielt, daß er das Ende unſeres Steuerruders nur um ein weniges verfehlte. Aber von dem niederſtürzenden Blocke ſchwoll die Flut an und die rückwärts wallende Brandung riß unſer Schiff wieder ans Geſtade zurück. Mit aller Gewalt mußten wir die Ruder anſtrengen, um dem Ungeheuer aufs neue zu entfliehen und vorwärts zu kommen. Nun fing ich abermals an zu rufen, obgleich mich die Freunde, die einen zweiten Wurf befürchteten, mit Gewalt abhalten wollten. „Höre, Cyklop,“ ſchrie ich, „wenn dich je einmal ein Menſchenkind fragt, wer dir ein Auge geblendet, ſo ſollſt du eine beſſere Antwort geben, als du ſie deinen Cyklopen erteilt haſt! Sag' ihm nur: der Zerſtörer Trojas, Odyſſeus, hat mich geblendet, der Sohn des Laërtes, der auf der Inſel Ithaka wohnt!“ So rief ich. Heulend ſchrie der Cyklop herüber: „Wehe mir! So hat ſich denn die alte Weisſagung an mir erfüllt! Denn einſt befand ſich unter uns ein Wahrſager mit Namen Telĕmus, des Eurȳtus Sohn, welcher hier im Lande der Cyklopen alt geworden iſt. Dieſer hat mir gewahrſagt, daß ich dereinſt durch Odyſſeus das Geſicht verlieren ſollte. Da meinte ich dann immer, es ſollte ein ſtattlicher Kerl daher kommen, ſo groß und ſtark, wie ich ſelber einer bin und ſollte ſich mit mir im Kampfe meſſen. Und nun iſt dieſer Wicht gekommen, dieſer Weichling, hat mich mit Weine berückt und mir im Rauſch das Auge geblendet! Aber komm doch wieder, Odyſſeus! Diesmal will ich dich als Gaſt bewirten, will dir vom Meeresgott ſicheres Geleite erflehen, denn, wiſſe, ich bin der Sohn Poſeidons. Auch kann nur er, und kein anderer mich heilen!“ Jetzt aber fing er an zu ſeinem Vater Poſeidon zu beten, daß er mir die Heimkehr nicht vergönnen ſolle. „Und kehrt er jemals zurück,“ endete er, „ſo ſei es wenigſtens ſo ſpät, ſo unglücklich, ſo verlaſſen als möglich, auf einem fremden Schiffe, nicht auf dem eigenen; und zu Hauſe treffe er nichts als Elend an!“

So betete er und ich glaube der finſtere Gott hat ihn gehöret. Auch ergriff er einen zweiten, noch viel größeren Felsblock und ſchleuderte ihn uns nach. Auch diesmal verfehlte er uns nur um ein weniges. Doch widerſtanden wir dem Gegenſtoße der Flut und ruderten getroſt vorwärts. Bald waren wir auch wieder bei der Inſel angekommen, wo die übrigen Schiffe geborgen in der Bucht lagen und die Freunde, ſchon lange traurig am Strande gelagert, uns erwarteten. Sie empfingen uns, als wir anlandeten, mit einem lauten Freudenrufe. Als wir ans Land geſtiegen, war unſer erſtes Geſchäft, die Herde des Cyklopen, die wir geraubt hatten, unter unſere Freunde zu verteilen. Den Widder jedoch, unter deſſen Bauche ich entflohen war, ſchenkten mir meine Genoſſen im voraus von der Beute. Denſelben brachte ich ſogleich dem Zeus zum Opfer dar und verbrannte ihm die Schenkel des Tieres. Der Gott verſchmähte jedoch das Opfer und ließ ſich von uns nicht verſöhnen. Sein Beſchluß war, daß unſere Schiffe alle, und außer mir auch alle meine Freunde untergehen ſollten.

Doch davon hatten wir keine Ahnung. Wir ſaßen vielmehr den ganzen Tag, bis die Sonne ins Meer ſank, vergnügt bei einander, ſchmauſten und tranken, als wären wir aller Sorgen ledig. Dann legten wir uns am Strande zum Schlummer nieder und ſchliefen beim Wogenſchlage ein. Sobald jedoch der Himmel ſich wieder rötete, ſaßen wir auch ſchon alle auf unſern Schiffen und ruderten weiter, der Heimat entgegen."

Der Schlauch des Äolus. Die Läſtrygonen. Circe. „Hierauf," fuhr Odyſſeus fort, „gelangten wir an eine Inſel, welche Äolus, der Sohn des Hippötes, ein vertrauter Freund der Götter, bewohnte. Dieſes Eiland war ſchwimmend in der Flut; eine eherne Mauer umgab dasſelbe mit ſtarrendem Erz und ihre Grundlage war ein glatter Fels, der rings um das Inſelland herumlief. Dieſer Äolus hatte in ſeinem Palaſte ſechs Söhne und ſechs Töchter und feierte mit ihnen und der Gattin alle Tage ein Feſt. Der gute Fürſt beherbergte uns einen ganzen Monat und befragte uns recht eifrig über Troja, die Macht der Griechen und ihre Heimkehr. Über alles dieſes gab ich ihm genaue Auskunft und als ich ihn endlich bat, unſere Heimfahrt zu befördern, bezeigte er ſich in allem höchſt willig und ſchenkte uns einen dickaufgeſchwollenen Schlauch, aus der Haut eines neunjährigen Stiers bereitet. In dieſem waren ſämtliche Winde eingeſchloſſen, die über die Erde dahin zu wehen pflegen; denn Äolus war vom Vater Zeus zum Verwalter der Winde beſtellt und hatte die Macht empfangen, welche Winde er wollte, los zu laſſen und ihnen wieder Ruhe zu gebieten. Er ſelbſt nun band uns den Schlauch mit einem glänzenden Seile von Silberfaden in meinem Schiffe feſt und ſchnürte ihn ſo zuſammen, daß auch nicht die kleinſte Luft heraus konnte. Doch hatte er ſich darum der Winde nicht ganz entäußert, vielmehr von allen Gattungen noch genug zu Hauſe. Das zeigte er ſogleich. Denn als wir uns eingeſchifft hatten, ließ er unſern Schiffen den ſanfteſten Weſtwind nachwehen, der uns ſchnell und leicht in die Heimat bringen ſollte. Aber es wurde uns nicht ſo gut, ſondern unſere eigene Thorheit brachte uns in großes Unglück.

Schon ſegelten wir neun Tage und Nächte lang auf dem Meere vorwärts und in der zehnten Nacht waren wir ſo nahe an meiner Heimatinſel Ithaka, daß wir die Wachtfeuer des Ufers erblicken konnten. Da mußte mich müden Mann der Schlummer beſchleichen, denn ich hatte mich unaufhörlich damit beſchäftigt, das Segel meines Schiffes zu ſtellen, um deſto ſchneller das Vaterland zu erreichen und dieſes Geſchäft mochte ich keinem andern anvertrauen. Während ich nun ſchlief, ſpannen meine Schiffsgeſellen ein Geſpräch darüber an, was wohl in dem Schlauch ſein möchte, welchen mir der König Äolus zum Gaſtgeſchenke gegeben hätte. Da zeigte ſich, daß ſie alle in dem Wahn befangen waren, ich führe Silbers und Goldes genug in dem Sacke bei mir und endlich fing einer der Lüſternſten alſo an: „„Der Odyſſeus iſt doch auch überall hoch geachtet und geehrt! Wie viel Beute hat er nicht nur vor Troja mit hinweggebracht. Und wir, die wir alle die nämlichen Gefahren und Mühſeligkeiten ausgeſtanden haben, wir kehren ſämtlich mit leeren Händen in die Heimat zurück! Jetzt hat ihm Äolus auch vollends einen Sack voll Silbers und Goldes gegeben! Wie wär's, wenn wir hineinguckten und auch erführen, wie viel Schätze da drinnen verborgen ſind?"" Dieſer böſe Rat leuchtete den übrigen Geſellen ſogleich ein. Der Schlauch wurde aufgelöſt und kaum war das Band los, ſo brauſten alle Winde mit einander daraus hervor und die Windsbraut riß unſere Schiffe wieder hinaus in die offene See.

Ich ſelbſt fuhr über dem Brauſen aus dem Schlafe empor. Als ich das Unglück ſah, das angerückt war, überlegte ich einen Augenblick bei mir, ob ich nicht lieber über Bord ſpringen und mich in den Abgrund begraben ſollte. Doch faßte ich mich wieder und beſchloß zu bleiben und alles, was da kommen könnte, zu ertragen. Die Wut der Orkane warf uns an die Inſel des Äolus zurück. Hier ließ ich die Meinigen auf den Schiffen und eilte mit einem einzigen Freund und dem Herolde in die Burg des Fürſten, den ich mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern gerade beim Mittagsmahle traf. Sie ſtaunten alle nicht wenig über unſere Zurückkunft, als ſie aber vollends die Urſache vernahmen, erhob ſich der Verwalter der Winde zornig von ſeinem Sitze und rief mir entgegen: „Verruchter Menſch, offenbar verfolgt dich die Rache der Götter! Einen ſolchen darf ich weder beherbergen, noch geleiten! Geh mir aus dem Hauſe, Verworfener!" Mit dieſem Fluche jagte er mich, den Seufzenden, von dannen und ſchwermutsvoll ſchifften wir weiter. Meinen Geſellen ſchwand aller Mut beim Ruder: es war ſchon wieder der ſiebente Tag vergangen und nirgends wollte ſich ein Land zeigen.

Endlich kamen wir an eine Küſte und zu einer turmreichen Stadt. Die letztere hieß Telepўlus und war der Sitz der Läſtrygonen. Das alles wußten wir jedoch noch nicht und von der Stadt erblickten wir auch nichts. Der Hafen, in welchen wir einfuhren, war vortrefflich, enggeſchloſſen und von allen Seiten durch ſchroffe Felſen geſchirmt, ſo daß das Gewäſſer in der Bucht ſtets ruhig und wellenlos war. Ich knüpfte mein Schiff zuerſt im Hafen an, erklomm das felſige Ufer und ſchaute mich auf den Steinzacken, nach der Landſeite gewendet, um. Nirgends entdeckte ich gebautes Feld, keinen Ackersmann, keine Stiere. Nur Rauch, wie von einer großen Stadt, ſah ich gen Himmel aufſteigen. Da ſchickte ich zur Erkundigung zwei auserleſene Freunde voraus mit einem Herold. Dieſe ſtiegen ans Land und fanden bald einen Weg, der über eine Waldung der Anhöhen jenem Rauche zuging und ſie endlich in die Nähe der Stadt führte. Vor dieſer begegneten ſie einer waſſerſchöpfenden Jungfrau, der rüſtigen Tochter des Läſtrygonenkönigs Antiphätes. Sie ſtieg eben zu der Quelle Artacia hinab, wo die Einwohner ihr Waſſer holten. Das Mädchen, über deſſen Größe ſie ſich nicht genug wundern konnten, bezeichnete ihnen freundlich ihres Vaters Wohnung und gab ihnen die gewünſchte Auskunft über Land, Stadt und Beherrſcher. Als ſie nun aber in die Stadt und an den Palaſt kamen, ſo erſtarrten ſie erſt vor Entſetzen. Da ſtand die Gemahlin des Läſtrygonenkönigs vor ihnen, ſo rieſengroß, wie der Gipfel eines Berges. Denn die Läſtrygonen waren Rieſen und Menſchenfreſſer. Auch rief die Königin ſogleich ihrem Gemahl und dieſer griff zum Gruße nach dem einen der Geſandten und befahl ſogleich, ihn für ſich zum Abendeſſen zuzurüſten. Die zwei andern nahmen in der Todesangſt die Flucht nach den Schiffen. Der König aber rief brüllend die ganze Stadt unter die Waffen und über tauſend Läſtrygonen, lauter Rieſen, den Giganten ähnlich, kamen heraus und ſchleuderten große Felsſteine nach uns, ſodaß man auf den Schiffen nichts als das Geſchrei Sterbender und das Zuſammenkrachen der getroffenen Schiffsbalken hörte. Nur mein eigenes Schiff war von mir hinter einem Felſen ſo angebunden worden, daß es die Steine nicht treffen konnten. Als nun die übrigen Schiffe am Verſinken waren, nahm ich von ihrer Mannſchaft in dasſelbe auf, ſo viel meiner Freunde noch unverletzt waren und entrann mit ihnen auf meinem Schiffe unverſehrt aus dem Hafen. Die andern Fahrzeuge aber verſanken mit einer Unzahl Toter und Sterbender in den Abgrund.

Nun fuhren wir auf dem einzigen Schiffe zuſammengedrängt weiter und kamen wieder an eine Inſel mit Namen Ääa. Hier wohnte eine ſehr ſchöne Halbgöttin, ein Kind des Sonnengottes und der Oceanstochter Perſe, und Schweſter des Königs Arētes. Sie hieß Circe und hatte einen herrlichen Palaſt auf der Inſel. Wir aber wußten nichts von ihr. Wir fuhren in eine Bucht der Inſel ein, legten unſer Schiff vor Anker, und lagerten uns, müde von der Anſtrengung, voll Verdruß und Bedrübnis, im Ufergraſe. Am dritten Morgen machte ich mich, mit Schwert und Lanze bewehrt, auf, das Land auszukundſchaften. Endlich ward ich einen Rauch gewahr, und dieſer ſtieg aus Circes Palaſt auf. Doch ging ich nicht ſogleich auf die Spur los, ſondern durch frühere Gefahren gewitzigt, kehrte ich erſt zu meinen Freunden zurück und ſandte Späher aus. Wir hatten auch alle ſchon lange keine genügende Nahrung zu uns genommen. Da erbarmte ſich auf meinem Rückwege der Götter einer über uns, und ſchickte mir einen Hirſch mit hohem Geweih in den Weg, der durſtig aus dem Walde zum Bache hinunter in raſchen Sätzen ſtürzte. Ich erſchoß ihn im Laufe, indem ich ihn mit meiner Lanze mitten in den Rückgrat traf, daß ſie unten am Bauche wieder hervordrang. Dann zog ich die Lanze, mit dem Fuß auf das Tier geſtemmt, aus der Wunde, machte mir ein Seil von Weidenruten, band es dem Wild um die Füße und trug es ſo um den Nacken gehängt zu dem Schiffe, indem ich mich bei der ungewohnten Laſt, unter dem Gehen auf meine Lanze ſtützen mußte.

Meine Begleiter fuhren freudig empor, als ſie die ſchöne Waldbeute auf meinen Schultern erblickten. Geſchwind wurde das Tier geſchlachtet, und ein Feſtſchmaus angeſtellt, indem wir, was von Brot und Wein zu finden war, auf dem Schiffe zuſammenſuchten. Nun meldete ich ihnen von dem Rauche, den ich endeckt hatte. Aber meine Freunde wurden ganz mutlos; denn alle mußten an die Höhle des Cyklopen und den Hafen des Läſtrygonenkönigs denken, wo uns die Hoffnung beidemal ſo grauſam irre geführt hatte. Ich allein blieb mutig unter ihren Thränen. Ich teilte alle meine Genoſſen, ſo viel ihrer mir geblieben waren, in zwei Scharen und gab der einen mich ſelbſt, der andern den Eurylöchus zu Anführern. Dann ſchüttelten wir Loſe in einem ehernen Helme. Das Los traf den Eurylöchus, und er mußte ſich ſofort mit zweiundzwanzig Genoſſen, die ihm nur unter Seufzern folgten, auf dem Weg machen, nach der Seite, von welcher ich den Rauch hatte aufſteigen ſehen.

Dieſe Schar fand bald den herrlich aus behauenen Steinen aufgeführten Palaſt der Göttin Circe in einem anmutigen Thale der Inſel verſteckt. Wie ſtaunten aber meine Genoſſen, als ſie in der Umzäunung des Hofes und vor der Pforte des Wohnhauſes Wölfe mit ſpitzigem Gebiß und Löwen mit zottigen Mähnen umher wandeln ſahen. Voll Angſt erblickten ſie die gräßlichen Ungeheuer und dachten ſchon darauf, wie ſie ſich aus dem unheimlichen Orte durch die ſchleunigſte Flucht retten möchten. Aber bereits waren ſie umringt von den wilden Tieren. Dieſe thaten ihnen jedoch nichts zu Leide, ſtürzten auch nicht, wie ſolche Beſtien pflegen, mit einem Satze auf ſie zu, ſondern ſie näherten ſich ihnen langſam und ſchmeichelnd, und trugen ihre langen Schweife, wedelnd aufgerichtet, wie Hunde, wenn ſie dem Herrn entgegen gehen, der ihnen gute Biſſen von einem Schmauſe mitbringt. Es waren dies, wie wir nachher erfuhren, lauter durch die Zauberkünſte Circes verwandelte Menſchen.

Da die Tiere ihnen nichts anhatten, faßten meine Freunde wieder Mut und näherten ſich der Pforte des Palaſtes. Aus dieſem hörten ſie die Stimme Circes, die eine vortreffliche Sängerin war, erſchallen. Sie ſang zu ihrer Arbeit; denn ſie ſaß eben über dem Gewebe eines großen wundervollen Gewandes, wie es nur Göttinnen zu wirken verſtehen. Der erſte, der einen Blick in den Palaſt geworfen hatte und ſich dieſes Anblicks erfreute, war der Held Polītes, der mir beſonders befreundet war. Auf ſeinen Rat riefen unſre Freunde die Bewohnerin heraus, und ſie erſchien auch wirklich freundlich an der Pforte und nötigte alle Angekommenen herein, mit Ausnahme ihres Führers Eurylŏchus, der ein beſonnener Mann war, und, durch die früheren Vorfälle gewarnt, irgend einen Betrug witterte.

Die andern führte Circe gar holdſelig in ihren Palaſt ein und hieß ſie auf hohen, ſchmucken Seſſeln Platz nehmen. Alsdann brachte man Käſe, Mehl, Honig und ſüßen pramniſchen Wein herbei, woraus ein Gericht köſtlicher Kuchen von Circe geknetet wurde; während dieſer Arbeit aber miſchte ſie unvermerkt unheilbringende Säfte unter den Teig, welche die Armen von Sinnen bringen und ſie ihres Vaterlandes vergeſſen machen ſollten. Und wirklich wurden ſie alle miteinander, ſo wie ſie von der verführeriſchen Speiſe gekoſtet hatten, in borſtige Schweine verwandelt, fingen an zu grunzen, und wurden von der Zauberin ſamt und ſonders in die Koſen getrieben. Hier ließ ihnen Circe ſtatt der köſtlichen Biſſen Steineicheln und Kornellen, wie andern Schweinen, zur Nahrung vorwerfen.

Eurylŏchus hatte von weitem das alles zum teil mit angeſehen, zum teil geſchloſſen. Er eilte, was er nur konnte, zu unſerem Schiffe zurück, um das ſchreckliche Schickſal unſerer Freunde mir und den Zurückgebliebenen zu verkündigen. Als er aber bei uns ankam, konnte er anfangs kein einziges Wort hervorbringen, weil ihm die entſetzliche Angſt noch immer die Sprache raubte; aus ſeinen Augen ſtürzten Thränen und ſeine Seele war ganz in Jammer verſenkt. Wie wir nun alle voll Verwunderung in ihn drangen zu ſprechen, fand er endlich Worte und erzählte das jämmerliche Schickſal der anderen Freunde. Auf dieſe Schreckensbotſchaft warf ich augenblicks mir das Schwert um die Schultern und den Bogen darüber, dann befahl ich ihm, mich auf der Stelle den Weg nach dem Palaſte zu führen. Er aber umſchlang mir mit beiden Armen die Kniee und flehte mich an, zurückbleiben zu dürfen, und ſelbſt zurück zu bleiben. „Glaube mir," ſchluchzte er; „du kehreſt weder ſelbſt um, noch bringſt du einen der verlorenen Freunde zurück. O laß uns von dieſem verwünſchten Strande fliehen!" Ihm nun erlaubte ich zu bleiben; ich ſelbſt aber gehorchte der Notwendigkeit und ging. Auf dem Wege begegnete mir ein blühender Jüngling, mit dem holdeſten Reiz der Jugend geſchmückt und ſtreckte mir den goldenen Stab entgegen, an welchem ich Hermes, den Boten der Himmliſchen, erkannte. Er faßte mich freundlich bei der Hand und ſprach: „Armer, was renneſt du ſo, aller Gegend unkundig, durch das Waldgebirg? Deine Freunde ſind bei der Zauberin Circe in Schweineſtälle geſperrt. Willſt du gehen, ſie zu erlöſen? Eher wirſt auch du zu den andern geſteckt werden! Nun wohl, ich will dir ein Mittel an die Hand geben, dich zu bewahren. Wenn du dieſes Heilkraut bei dir trägſt" (und mit dieſen Worten grub er eine ſchwarze Wurzel mit milchweißer Blüte aus dem Boden und nannte ſie mir Mōly), „ſo vermag ihr Betrug nicht dir zu ſchaden. Sie wird dir nämlich ein ſüßes Weinmus bereiten, und ihre Zauberſäfte darein mengen. Dieſes Kraut aber wird ſie verhindern, dich in ein Vieh zu verwandeln. Wenn ſie dich dann mit ihrem langen Zauberſtabe berührt, ſo reiß du dir nur dein ſcharfes Schwert von der Hüfte, und renn auf ſie los, als wollteſt du ſie ermorden. Dann zwingſt du ihr leicht einen heiligen Eid ab, daß ſie keinerlei Tücke an dir üben wolle. Du magſt alsdann ohne Gefahr bei ihr wohnen und ihr in allem zu Willen ſein, und wenn ihr vertraut geworden ſeid, wird ſie dir auch deine Bitte nicht abſchlagen und dir deine Freunde zurückgeben!"

So ſprach Hermes und verließ mich, in den Olymp zurückkehrend. Ich ſelbſt eilte unruhig und nachdenklich dem Palaſte der Zauberin entgegen. Auf meinen Ruf öffnete ſie die Pforte und hieß mich freundlich eintreten, was ich, obwohl mit einem Herzen voll Ingrimm, auch that. Nun führte ſie mich zu einem herrlichen Thronſeſſel, rückte mir einen Schemel unter die Füße und mengte ſofort in goldener Schale wirklich ihr Weinmus. Sie konnte kaum erwarten, bis ich es ausgeleert, und ohne im mindeſten an meiner Verwandlung, die auf der Stelle eintreten würde, zu zweifeln, berührte ſie mich mit ihrem Stabe, und ſprach: „fort mit dir in den Schweineſtall, zu deinen Freunden!" Ich aber riß das Schwert von der Seite und rannte wie mordbegierig auf die Zauberin ein. Nun ſchrie ſie laut auf, warf ſich zu Boden und umfaßte meine Kniee, indem ſie mir jammernd entgegenrief: „Wehe mir! Wer biſt du, Gewaltiger, den mein Trank nicht zu verwandeln vermag? Noch kein anderer Sterblicher hat der Stärke meines Zaubers widerſtanden. Biſt du vielleicht der erfindungsreiche Odyſſeus ſelbſt, deſſen Ankunft, wenn er von Troja zurückkehrte, mir Hermes ſchon lange geweiſſaget hat? Wenn du es biſt, ſo ſtecke dein Schwert in die Scheide, und laß uns Freunde werden!" Ich aber veränderte meine drohende Stellung nicht, und antwortete: „Wie kannſt du verlangen, Circe, daß ich mich freundlich gegen dich erweiſen ſoll, da du meine Begleiter in deinem Hauſe zu Schweinen umgewandelt haſt? Muß ich nicht vermuten, daß du nur darum dich ſo zuvorkommend gegen mich beträgſt, um auch meinem Leibe irgend ein Leid anzuthun? Ich kann nur alsdann dein Freund werden, wenn du mir einen heiligen Eid ſchwörſt, mir auf keinerlei Weiſe ſchaden zu wollen!" Die Göttin beſchwur auf der Stelle, was ich verlangte, und nun war auch ich zufrieden und überließ mich ſorglos der Nachtruhe.

Früh Morgens waren 4 Dienerinnen, lauter ſchöne und edelgeborene Nymphen, damit beſchäftigt, die Säle ihrer Herrin in Ordnung zu bringen. Die eine bedeckte die Thronſeſſel mit herrlichen purpurnen Polſtern, eine zweite ſtellte ſilberne Tiſche vor die Seſſel und ſetzte goldene Körbe darauf, die dritte miſchte in einem ſilbernen Kruge den Wein und verteilte goldene Becher auf den Tiſchen umher; von der vierten endlich wurde friſches Quellwaſſer herbeigetragen, der Keſſel auf den Dreifuß geſetzt und die Glut darunter geſchürt, bis das Waſſer kochte. Dieſes mußte mir zu einem erquickenden Bade dienen, und als ich darauf geſalbt und angekleidet war, ſollte ich in Circes Geſellſchaft das Morgenmahl genießen. Aber obgleich reichliche Speiſen vor mir auf meinem Tiſche ſtanden, ſtreckte ich doch nicht die Hände darnach aus, ſondern ſaß ſchweigend und kummervoll meiner ſchönen Wirtin gegenüber. Als dieſe mich endlich nach der Urſache meines ſtummen Grames fragte, da ſprach ich: „Welcher Mann, der noch ein Gefühl für Recht und Billigkeit hat, könnte ſich auch an Speiſe und Trank erfreuen, ſo lange er ſeine Freunde im Elende weiß? Wenn du willſt, daß ich mit Luſt bei dir genießen ſoll, ſo laß mich meine lieben Genoſſen mit Augen ſehen!"

Circe ließ ſich nicht lange bitten, ſie verließ das Gemach, ihren Zauberſtab in der Hand. Draußen ſchloß ſie die Thüre des Koſens auf und trieb alle meine Freunde heraus, die mich, der ich inzwiſchen auch herbeigekommen war, in der Geſtalt neunjähriger Eber umwimmelten. Nun ging ſie bei allen umher und beſtrich jeden mit einem andern Safte. Auf einmal ſchälten ſie ſich aus der borſtigen Hülle und wurden alle zu Männern und zwar jünger und ſchöner, als ſie vorher geweſen waren. Freudig eilten ſie auf mich zu und reichten mir die Hände; als ſie aber ihres elenden Schickſal gedachten, fingen ſie alle zu weinen und zu jammern an. Die Göttin ſprach darauf ſchmeichelnd zu mir: „Jetzt, lieber Held, habe ich ja deinen Willen gethan. Thu' du nun mir auch den Gefallen und laß dein Schiff ans Ufer ziehen, birg ſeine Ladung in den Felſengrotten des Ufers und laß es dir dann mit deinen lieben Genoſſen wohl bei mir ſein!"

Ihre Schmeichelrede gewann mein Herz. Ich ſuchte das Schiff und die zurückgebliebenen Freunde auf, die mich ſchon lange für tot beklagt hatten und nun mit Freudenthränen auf mich zuſtürzten. Als ich ihnen den Vorſchlag machte, das Schiff ans Ufer zu ziehen und bei der Göttin einzukehren, zeigten ſich auch ſogleich alle willig, nur Eurylŏchus wehrte die Genoſſen ab und ſprach zu ihnen: „Habt ihr denn ein gar ſo großes Verlangen nach eurem Verderben, daß ihr in den Palaſt der Zauberin eingehen wollt, die uns alle in Löwen, Wölfe und Schweine verwandeln und zwingen wird, in dieſer ſcheußlichen Geſtalt ihr Haus zu hüten? Wie iſt der Cyklop mit unſern Freunden umgegangen, als der Unverſtand des Odyſſeus uns ihm in die Hände geliefert?" Als ich dieſe Schmähung hörte, empfand ich einige Luſt in mir, das Schwert zu ziehen und ihm den Kopf vom Rumpfe zu ſchlagen, obgleich er nahe mit mir verwandt war. Die Freunde ſahen die Bewegung, die ich machte, fielen mir in den Arm und brachten mich zur Beſinnung.

Nun brachen wir alle auf und Eurylŏchus ſelbſt, durch meine Drohung erſchreckt, weigerte ſich nicht zu folgen. Inzwiſchen hatte Circe unſere Freunde gebadet, mit Öle geſalbt und herrlich bekleidet und wir fanden ſie alle ganz fröhlich beim Schmaus verſammelt. Da war ein Weinen und Umarmen und Begrüßen! Die Göttin ſprach allen Mut ein und that uns ſo viel Liebes, daß wir von Tag zu Tag fröhlicher wurden und das ganze Jahr über bei ihr blieben. Wie aber nun das Jahr zu Ende ging, riefen mich meine Begleiter und ermahnten mich, endlich der Heimkehr eingedenk zu ſein. Sie bewegten mir auch mit ihrer Rede das Herz und noch an demſelben Abend umfaßte ich Circe's Kniee und flehte ſie an, Wort zu halten und mich, wie ſie mir anfangs gelobt hatte, zur Heimat zu entſenden. Die Zauberin antwortete: „Du haſt Recht, Odyſſeus; es geziemt mir nicht, dich länger mit Zwang bei mir zu halten, aber bevor du heim kommſt, müßt ihr doch noch einen Umweg machen. Ihr müßt das Reich des Hades oder Pluto und der Perſephŏne oder Proſerpīna, das Schattenreich, beſuchen und die Seele des blinden Greiſes, des thebaniſchen Propheten Tireſias, um die Zukunft befragen; denn dieſem iſt auch im Tode noch ſein voller Geiſt und die Sehergabe durch Perſephŏnes Gunſt verblieben; die Seelen der andern Toten ſind alle nur wandelnden Schatten gleich."

Als ich dieſen Beſchluß vernahm, fing ich zu weinen und zu jammern an; mir graute vor der Behauſung der Toten, und ich fragte, wer mich denn geleiten ſolle; denn eine Schiffahrt in die Unterwelt hat noch kein Sterblicher bei Leibes Leben unternommen. „Laß dich die Sorge um das Geleite deines Schiffes nicht bekümmern," antwortete die Göttin;

„richte nur getroſt den Maſt in die Höhe und ſpanne die Segel aus! Der Nordwind wird euch ſchon hintreiben; biſt du einmal am Geſtade des Okeänus, des Stromes, der die Erde umgürtet, ſo landeſt du an einem niedrigen Ufer, wo du Erlen, Pappeln und Weidenbäume beiſammen erblickſt. Dies iſt der Hain Perſephönes; dort iſt auch der Eingang in die Unterwelt. Hier, in einem Thale bei einem Felſen, wo die ſchwarzen Ströme Pyriphlegĕton und Kocȳtus, der letztere ein Arm des Styx, ſich in den Achĕron oder die Unterwelt ſtürzen, wirſt du eine Kluft finden, durch welche der Weg in das Schattenreich geht. Da gräbſt du eine Grube und bringſt den abgeſchiedenen Seelen ein Totenopfer von Honig, Milch, Wein, Waſſer und Mehl dar, gelobſt ihnen auch ein Schlachtopfer, wenn du nach Ithaka heimkommſt, und noch außerdem dem Tireſias einen ſchwarzen Widder; dann opferſt du noch zwei ſchwarze Schafe, ein männliches und ein weibliches und blickſt dem vereinigten Strome durch die Kluft in die Tiefe nach, während deine Genoſſen die Tiere den Göttern verbrennen und zu ihnen beten. Da werden dir die Seelen der Toten erſcheinen und die Luftgebilde werden herauf ans Licht zu dringen begehren und von dem Blute der Totenopfer koſten wollen. Du aber wehreſt ſie mit dem Schwerte ab und erlaubſt ihnen nicht, näher zu gehen, bis du den Tireſias befragt haſt. Denn dieſer wird bald herannahen und dir auch über deine Heimfahrt Aufſchluß geben."

Dieſe Rede tröſtete mich einigermaßen. Am andern Morgen verſammelte ich meine Freunde und wollte ſie zum Aufbruche mahnen. Nun hatte ſich einer von ihnen, mit Namen Elpenor, der jüngſte von allen, aber weder beſonders mutig noch ſehr verſtändig vom ſüßen Weine Circes trunken, von den Freunden entfernt und um kühlere Luft zu atmen, auf dem platten Dache des Palaſtes gelagert. Dort war er am vorigen Abend eingeſchlummert und hatte die Nacht über in ungeſtörtem Schlafe gelegen. Als er nun durch das Gewühl der ſich erhebenden und zur Verſammlung eilenden Freunde plötzlich aufgeweckt wurde, fuhr er empor und vergaß in der Betäubung, wo er war; anſtatt ſich zur Treppe zu wenden, taumelte er über das Dach hinaus und fiel den hohen Palaſt herunter, ſo daß ihm das Genick zerbrach und ſein Geiſt auf der Stelle zum Hades fuhr.

Ich aber ſammelte meine Begleiter um mich her und ſprach: „Ihr meinet nun wohl, teure Freunde, nun gehe es geraden Weges ins liebe Vaterland? Aber ach, dem iſt leider nicht ſo; die Göttin Circe hat uns eine ganz andere Fahrt vorgeſchrieben. Wir ſollen hinunter in das ſchreckliche Reich des Hades, und dort die Seele des thebaniſchen Sehers Tireſias wegen unſerer Heimfahrt befragen!" Als meine Genoſſen dieſes hörten, da brach ihnen faſt das Herz vor Kummer; ſie jammerten laut und rauften ſich die Haare aus. Aber ihre Klage half ihnen nichts. Ich befahl ihnen aufzubrechen, und mit mir zum Schiffe zu wandeln. Circe war uns vorausgeeilt, ſie hatte die zwei Opferſchafe uns ins Schiff bringen und dort anbinden laſſen, auch uns mit Honig, Wein und Mehl für das Opfer reichlich verſorgt. Als wir ankamen, ſchlüpfte ſie mit einem ſtummen Abſchiedsgruße leicht an uns vorüber. Wir aber zogen das Schiff ins Meer, richteten den Maſt und die Segel, und ſetzten uns betrübt auf die Ruderbänke. Ein günſtiger Fahrwind, den uns Circe ſchickte, blies in die Segel und bald waren wir wieder auf der hohen See."

Das Schattenreich. „Die Sonne tauchte ins Meer," fuhr Odyſſeus nach einer Pauſe fort, den horchenden Phäaken zu erzählen, „als wir, von einem wunderbaren Fahrwinde vorwärts getrieben, am Ende der Welt beim Geſtade der Cimmerier, das in ewigem Nebel liegt und von den Sonnenſtrahlen niemals beleuchtet wird, am Strome Okeänus, der die Welt umgürtet, anlangten. Wir kamen an den Fels und die Zuſammenſtrömung der Totenflüſſe, wie es uns Circe bezeichnet hatte, und opferten ganz nach ihrer Vorſchrift. So wie das Blut aus den Gurgeln der Schafe in die Grube floß, tauchten tief aus der Unterwelt die Seelen der Abgeſchiedenen nach der Felſenkluft empor, in welcher wir uns, den Strom zur Seite, befanden. Jünglinge und Greiſe, Jungfrauen und Kinder kamen, auch viele Helden mit klaffenden Wunden und in blutbeſudelten Rüſtungen; ſcharenweiſe, mit hohlem, grauſenvollen Stöhnen umflatterten ſie, nach Art der Schatten, die Opfergrube, ſo daß mich ein Entſetzen ankam. Schnell ermahnte ich die Genoſſen, nach Circes Rat die geopferten Schafe zu verbrennen und zu den Göttern zu flehen. Ich. ſelbſt riß das Schwert von der Hüfte und wehrte den Luftgebilden, vom Opferblute zu lecken, bevor ich den Tireſias befragt hätte.

Zu allererſt nun nahte ſich mir die Seele uuſres Freundes Elpenor, deſſen Leib noch unbegraben in Circes Wohnung lag. Mit Thränen im Auge klagte mir der Schatten ſein Verhängnis, und beſchwor mich, nach der Inſel Ääa zurückzufahren und ihm ein ehrliches Begräbnis angedeihen zu laſſen. Ich verſprach es ihm und das Schattenbild lagerte ſich mir gegenüber. So ſaßen wir in wehmütigem Geſpräche, dort die Schattengeſtalt, hier ich, das Schwert quer über dem Opferblute haltend. Bald geſellte ſich zu uns auch meine verſtorbene Mutter, Antiklēa, die ich noch lebendig verlaſſen hatte, als ich gegen Ilĭos aufbrach. Nun erſchien die Seele des Thebaners Tirēſias, einen goldenen Stab in der Rechten. Er erkannte mich ſogleich und hub an: „Edler Sohn des Laërtes, was trieb dich, das Sonnenlicht zu verlaſſen und dieſen Ort des Entſetzens zu beſuchen? Aber ziehe nur dein gezücktes Schwert von der Grube zurück, damit ich von dem Opferblut trinke und ſo in den Stand geſetzt werde, dir dein Schickſal zu weisſagen." Ich wich bei dieſem Worte von der Grube und ſtieß mein Schwert in die Scheide. Nun trank der Schatten von dem ſchwarzen Blut und fing alsbald zu wahrſagen an: „Du forſcheſt bei mir, Odyſſeus, nach einer fröhlichen Heimkehr ins Vaterland; aber ein Gott wird ſie dir ſchwer machen, und du kannſt dich der Hand des Erderſchütterers nicht entziehen. Du haſt ihn ſchwer dadurch beleidigt, daß du ſeinem Sohne Polyphēmus das Auge geblendet haſt. Dennoch ſoll dir die Rückkehr nicht ganz abgeſchnitten ſein; halte nur dein uud deiner Genoſſen Herz im Zaume. Zuerſt landet ihr auf der Inſel Thrinakia: wenn ihr dort die heiligen Rinder und Schafe des Sonnengottes unberührt laſſet, ſo dürfte euch die Heimfahrt wohl gelingen. Verletzet ihr ſie aber, dann weisſage ich deinem Schiff und deinen Freunden Verderben. Wenn du ſelbſt auch entrinneſt, ſo kommſt du ſpät, elend und einſam in die Heimat, auf einem fremden Schiff. Auch dort findeſt du nur Jammer: übermütige Männer, die dein Gut verpraſſen und um dein Weib Penelöpe freien. Wenn du dieſe, ſei es mit Liſt oder Gewalt, bezwungen oder getötet, und ruhiges Glück dir lange gelächelt hat, ſo nimm, doch erſt am Abende deines Lebens, dein Ruder auf die Schulter und wandre immer fort und fort, bis du zu Menſchen kommſt, die das Meer nicht kennen, keine Schiffe haben, ihre Speiſe mit keinem Salze würzen. Und wenn dir dort in der Fremde ein Wanderer begegnet und dir ſagt, du trageſt des Worflers Schaufel auf dem Rücken, dann ſtoße das Ruder in die Erde, bring dem Poſeidon ein Opfer und wandre wieder heim. Endlich wird dich während dein Reich blühet, ein friedlicher Greiſentod außerhalb des Meeres hinwegnehmen."

Dies war der Inhalt ſeiner Weisſagung. Ich dankte dem Seher, aber ein neuer Gegenſtand, der ſich mir zeigte, legte mir die Frage auf die Zunge. „Dort ſehe ich," ſprach ich zu ihm, „den Schatten meiner Mutter! Wie mache ich es, ehrwürdiger Greis, daß ſie mich erkenne?" — „Vergönne ihr nur," erwiderte der Seher, „vom Opferblute zu trinken, ſo wird ſie ihr Schweigen bald brechen." Da wich ich von der Grube mit dem Schwerte zurück und die Mutter trank. Urplötzlich erkannte ſie mich, heftete ihr thränendes Auge auf mich und ſprach: „Lieber Sohn, wie kamſt du lebendig in die Todesnacht herab? Haben dich der Ocean und die andern furchtbaren Ströme nicht gehindert? Irreſt du immer ſeit Trojas Fall umher und kommſt nicht von deiner Heimat Ithaka?" Nachdem ich hierüber Aufſchluß gegeben hatte, befragte ich die Mutter über ihren Tod, denn ich hatte ſie lebend verlaſſen, als ich gen Troja zog. Auch wie es ſonſt bei uns zu Hauſe ſtehe, fragte ich ſie mit pochendem Herzen. Und der Schatten erwiderte: „Deine Gattin, nach der du ſo ängſtlich fragſt, weilt in deinem Hauſe mit unerſchütterlicher Treue und Tag und Nacht weint ſie um dich. Deinen Zepter führt kein anderer, ſondern dein Sohn Telemachus verwaltet dein Gut. Dein Vater Laërtes hat ſich aufs Land zurückgezogen und kommt nie mehr in die Stadt; dort ſchläft er nicht in einer Fürſtenkammer, nicht in einem weichen Bette; neben dem Herdfeuer liegt er, wie andere Knechte, auf dem Stroh, in ein ſchlechtes Kleid gehüllt, den ganzen Winter über; im Sommer bettet er ſich unter freiem Himmel auf ein Bündel Reiſig; und das alles thut er aus Jammer über dein Geſchick. Ich ſelbſt bin dem Gram über dich, mein lieber Sohn, erlegen und keine Krankheit hat mich dahingerafft."

So ſprach ſie und machte mich vor Sehnſucht erbeben. Als ich ſie aber in die Arme ſchließen wollte, zerſtob ſie wie ein Traumbild. Nun kamen andere Schatten daher, viele Gattinnen berühmter Helden. Sie tranken alle von dem Opferblute und erzählten mir ihre Geſchicke. Als die Frauen nacheinander wieder verſchwunden waren, ward mir ein Anblick zuteil, der mir das Herz im Buſen bewegte. Es kam nämlich die Seele des Völkerfürſten Agamemnon heran. Schwermütig bewegte ſich der große Schatten nach der Opfergrube und trank von dem Blute. Da blickte er auf, erkannte mich und fing an zu weinen. Vergebens ſtreckte er die Hände aus, mich zu erreichen; in den Gliedern war keine Spannkraft; er ſank zurück zur Ferne und antwortete von dort aus auf meine ſehnlichen Fragen: „Edler Odyſſeus," ſprach er, „mich hat nicht, wie du wähnſt, der Zorn des Meeresgottes verderbt, nicht Feinde auf der Feſte haben mich bezwungen. Wie man den Stier an der Krippe erſchlägt, hat mich mein Weib Klytämneſtra mit ihrem Buhlen Ägiſthus im Bade erſchlagen, mich, der ich in die Heimat voll Sehnſucht nach Frau und Kindern gekommen war. Darum rate ich dir, Odyſſeus, zeige dich nicht allzu gefällig gegen die Gattin, vertrau ihr aus Zärtlichkeit nicht ein jegliches Geheimnis an. Doch du haſt ein verſtändiges und tugendhaftes Weib, du Glücklicher! Und das Knäblein, das an ihrer Bruſt lag, als wir Griechenland verließen, dein Telemachus, wird, als Jüngling, voll herzlicher, voll kindlicher Liebe ſeinen Vater empfangen. Mein ruchloſes Weib hat mir nicht einmal gegönnt, die Augen an dem Anblicke meines Sohnes zu laben, bevor ſie mich ermordete! Dennoch rate ich dir, heimlich und nicht öffentlich, am Geſtade Ithakas zu landen; denn es iſt doch keinem Weibe zu trauen!"

Mit dieſem finſtern Worte wandte ſich der Schatten um und verſchwand. Nun kamen die Seelen des Achilles und ſeines Freundes Patroklus, des Antilŏchus und des großen Ajax. Zuerſt trank Achilles, erkannte mich und ſtaunte. Ich erzählte ihm, warum ich gekommen. Als ich aber den berühmteſten Griechen auch im Hades, als Gebieter der Geiſter, ſelig pries, erwiderte er mißmutig: „Sprich mir nichts Tröſtliches vom Tode, Odyſſeus! Lieber wollte ich als Taglöhner auf Erden das Feld beſtellen, ohne Eigentum und Erbe, als über die ſämtliche Schar der Toten herrſchen!“ Dann mußte ich ihm vom Heldenleben ſeines Sohnes Neoptolemus erzählen, und als er viel Gutes und Rühmliches über ihn vernommen, wandelte der erhabene Schatten zufriedenen und mächtigen Schrittes der Tiefe wieder zu und verlor ſich in derſelben.

Auch die andern Seelen der Abgeſchiedenen, die inzwiſchen von dem Blute getrunken hatten, ſtanden mir nun Rede. Nur der Schatten des Ajax, den ich einſt im Streit um die Waffen des Achilles beſiegt und der ſich deswegen entleibt hatte, ſtellte ſich ſeitwärts und zürnte. Mit ſanften Worten redete ich ihn an: „Telamons Sohn, kannſt du denn auch im Tode den Unmut nicht vergeſſen, in welchen dich die Rüſtung des Achilles verſetzt hat, welche die Götter den Argivern doch nur zum Fluche beſtimmt hatten? denn durch ſie biſt du, der ein Turm war in der Feldſchlacht, dahingeſunken, daß wir dich nächſt Achilles bejammern mußten. Doch iſt keiner von uns an deinem Tode ſchuldig; es war ein Verhängnis, das dir und uns Zeus zugeſandt hat. Darum, edler Fürſt, bezwinge dein Gemüt, nahe mir, rede mit mir!“ Aber der Schatten antwortete nichts, ſondern ging ins Dunkel zu andern abgeſchiedenen Seelen.

Nun erblickte ich auch die Schatten längſt verſtorbener Helden: den Totenrichter Minos; den gewaltigen Jäger Orīon, welcher, die Keule in der Hand, Schattenbilder von Luchſen und Löwen aufſcheuchte; den Tityus, dem für ſeine Frevel zwei Geier, von jeder Seite einer, an der Leber fraßen; den Tantălus, der dürſtend mitten im Waſſer ſtand, daß es ihm das Kinn beſpülte, aber ſo oft er trinken wollte, wich die Welle zurück und verſiegte, daß der ſchwarze Boden zu ſeinen Füßen ſichtbar wurde; auch ragten Bäume voll Früchten über ſein Haupt herein, voll Birnen, Feigen, Granaten, Oliven, Äpfeln: — wenn er aber, der Hungernde, ſie mit den Händen haſchen wollte, da ſchwang der Sturm die Äſte aufwärts den Wolken zu, und ſeine Hand griff in die leere Luft. Auch den Siſy̆phus ſah ich, den vergebliche Pein abquälte: er war bemüht, ein großes Felſenſtück einen Berg empor zu ſchieben; angeſtemmt, mit Händen und Füßen arbeitete er ſich ab, und wälzte den Stein die Berghöhe hinauf. So oft er aber ſchon glaubte, ihn auf dem Gipfel droben zu haben, glitt ihm das Felsſtück aus den Händen und rollte ſchändlicher Weiſe den Berg hinunter. Da begann denn ſeine Anſtrengung von neuem: der Angſtſchweiß floß ihm von den Gliedern, und das Haupt hüllte eine Wolke von Staub ein. Ihm zunächſt ſtand der Schatten des Herakles, doch nur ſein Schatten; denn er ſelbſt lebt als Gemahl der Jugendgöttin ein ſeliges Leben unter den Olympiſchen. Sein Schatten aber ſtand finſter, wie die Nacht, hielt den Pfeil auf der Bogenſehne und blickte ſchrecklich umher, als wollte er ihn eben gegen den Feind abſchnellen. Ein prächtiges Wehrgehenk, mit allerlei Tiergeſtalten geſchmückt, hing ihm über die Schultern.

Auch er verſchwand, und nun kam noch ein ganzes Gedräng anderer Heldenſeelen. Gerne hätte ich den Theſeus und ſeinen Freund Pirithŏus herauserkannt. Aber bei dem grauſenvollen Getöſe der unzähligen Scharen kam mich plötzlich eine ſolche Furcht an, als ſtreckte mir die Meduſe ihr Gorgonenhaupt entgegen. Eilig verließ ich mit meinen Genoſſen die Kluft und wandte mich wieder dem Geſtade des Okĕanus und unſrem Schiffe zu. Dann ſegelten wir, wie ich es dem Schatten Elpenors verſprochen hatte, nach Circes Inſel zurück.“

Die Sirenen. Scylla und Charybdis. Thrinakia und die Herden des Sonnengottes. Schiffbruch. Odyſſeus bei Kalypſo.

„Nachdem wir die Gebeine unſres verunglückten Genoſſen,“ fuhr Odyſſeus fort, „auf der Inſel Ääa verbrannt und zur Erde beſtattet, auch dem Toten einen Grabhügel aufgehäuft hatten und eine Denkſäule darauf geſetzt, und von Circe ſehr freundlich empfangen und bewirtet worden waren, fuhren wir, von ihr vor allerlei Gefahren gewarnt und reichlich mit Lebensmitteln verſorgt, weiter.

Das erſte Abenteuer, das wir zu beſtehen hatten und von welchem uns Circe geweisſagt, erwartete uns am Eilande der Sirenen. Dieſes ſind ſangreiche Nymphen, die jedermann bezaubern, der auf ihr Lied horcht. Am grünen Geſtade ſitzen ſie und ſingen ihre Zauberlieder dem Vorüberfahrenden zu. Wer ſich zu ihnen hinüberlocken läßt, iſt ein Kind des Todes, und man ſieht deswegen an ihrem Ufer moderndes Gebein genug umherliegen. Bei der Inſel dieſer verführeriſchen Nymphen angekommen hielt unſer Schiff ſtille; denn der Fahrwind, der uns bisher gelinde vorwärts getrieben, hörte mit einemmal auf zu wehen und das Gewäſſer ſchimmerte wie ein Spiegel. Meine Begleiter nahmen die Segel von den Stangen, falteten ſie zuſammen, legten ſie im Schiffe nieder und ſetzten ſich ans Ruder, um das Schiff ſo vorwärts zu bringen. Ich aber gedachte an das Wort, das Circe, die mir dieſes alles vorausſagte, geſprochen hatte. „Wenn du an die Inſel der Sirenen kommſt, und ihr Geſang euch droht, ſo verklebe die Ohren deiner Freunde mit Wachs, daß ſie nichts hören; begehrſt du aber ſelbſt ihr Lied zu vernehmen, ſo befiehl, daß man dich, an Händen und Füßen gefeſſelt, an den Maſt binde, und je ſehnlicher du deine Freunde bitteſt, dich loszubinden, deſto feſter ſollen ſie die Seile ſchnüren!“

Daran dachte ich jetzt, zerſchnitt eine große Wachsſcheibe und knetete ſie mit meinen nervichten Fingern; das weiche Wachs ſtrich ich ſodann meinen Reiſegenoſſen in die Ohren. Sie aber banden mich auf mein Geheiß aufrecht unten an den Maſt; dann ſetzten ſie ſich wieder an die Ruder und trieben das Fahrzeug getroſt vorwärts. Als die Sirenen dieſes heranſchwimmen ſahen, ſtanden ſie in der Geſtalt reizender Mägdlein am Ufer und ſtimmten mit wunderſüßer Kehle ihren hellen Geſang an, der alſo lautete:

> Komm, preisvoller Odyſſeus, erhabener Ruhm der Achajer,
> Lenke das Schiff ans Land, um unſere Stimme zu hören;
> Denn noch ruderte keiner vorbei im dunkelen Schiffe,
> Eh' er aus unſerem Munde die Honigſtimme gehöret:
> Jener ſodann kehrt fröhlich zurück, und mehreres wiſſend.
> Denn wir wiſſen dir alles, wie viel in den Ebenen Trojas
> Argos' Söhn' und die Troer vom Rat der Götter geduldet,
> Alles was irgend geſchah auf der vielernährenden Erde.

So ſangen ſie. Mir aber ſchwoll das Herz im Buſen vor Begierde, ſie zu hören; ich winkte meinen Freunden mit dem Kopfe, mich loszubinden. Aber ſie mit ihren tauben Ohren ſtürzten ſich nur um ſo raſcher aufs Ruder und zwei von ihnen, Eurylŏchus und Perimēdes, kamen herbei und legten mir, wie ich früher befohlen hatte, noch viel ſtärkere Stricke an und ſchnürten auch die alten feſter zuſammen. Erſt als wir glücklich vorübergeſteuert und ganz außer dem Bereiche der Sirenenſtimmen waren, nahmen meine Freunde ſich ſelbſt das Wachs aus den Ohren und mir löſten ſie die Feſſeln wieder. Ich aber dankte ihnen herzlich für ihre Beharrlichkeit.

Kaum waren wir etwas vorwärts gerudert, als ich von ferne Waſſerſtaub und eine mächtige Brandung gewahr wurde. Das war die Charybdis, ein täglich dreimal unter einem Fels hervorquellender und wieder zurückwallender Strudel, der jedes Schiff verſchlingt, das in ſeinen Rachen gerät. Meinen Begleitern fuhren die Ruder vor Schrecken aus der Hand; ſie floſſen dem Strome nach, und das Fahrzeug ſtand ſtille. Ich ſelbſt ſprang von meinem Sitze auf, durcheilte das Schiff und ſprach den Freunden, von Mann zu Manne gehend, Mut ein. „Lieben Freunde,“ ſagte ich, „wir ſind ja keine Neulinge in den Gefahren. Was auch kommen mag, ein größeres Leid als in der Höhle des Cyklopen, kann uns nicht betreffen; und doch half euch dort meine Klugheit hinaus. Drum, gehorchet mir nur alle. Bleibt feſt auf euren Bänken ſitzen und ſchlaget mutig mit den Rudern“ — denn ſie hatten ſie wieder gefangen — „auf die Brandung los. Ich denke, Zeus hilft uns durch ſchleunige Flucht aus dieſer Not. Du aber, Steuermann, nimm alle deine Beſinnung zuſammen und lenke das Schiff durch Schaum und Brandung, ſo gut du kannſt! Arbeite dich an den Fels hin, damit du nicht in den Strudel grateſt!“ So hatte ich die Freunde vor dem Strudel Charybdis gewarnt, von welchem mir Circe erzählt hatte; aber von dem Ungeheuer Scylla, das gegenüber drohete, ſchwieg ich noch weislich; ich befürchtete, die Genoſſen möchten mir vor Schrecken wieder die Ruder fahren laſſen, und ſich im innern Schiffsraume zuſammendrängen.

Eines andern Gebotes hatte ich jedoch vergeſſen, das Circe mir auch gegeben. Sie hatte mir nämlich verboten, mich zum Kampfe mit dem Ungeheuer zu rüſten; ich hüllte mich aber in meine volle Waffenrüſtung, nahm zwei Speere in die Hand und ſtellte mich ſo aufs Verdeck, um dem herankommenden Ungeheuer zu begegnen. Aber obgleich mir die Augen vom Umherſchauen ſchmerzten, konnte ſie mein Blick doch nicht entdecken, und ſo fuhr ich denn voll Todesangſt in den immer enger werdenden Meerſchlund hinein. Dieſe Scylla hatte mir Circe ſo geſchildert: „Sie iſt kein ſterblicher Gegner, vielmehr ein unſterbliches Unheil. Tapferkeit vermag nichts gegen ſie, die einzige Rettung iſt, ihr zu entfliehen. Sie wohnt gegenüber der Charybdis in einem ſein ſpitzes Haupt in die Wolken ſtreckenden Fels, ewig von dunkelem Gewölk umfangen, von keinem Sonnenſtrahl erleuchtet, und ganz aus glattem Geſteine aufgetürmt. Mitten in dieſem Fels iſt eine Höhle, ſchwarz wie die Nacht; in dieſer hauſt die Scylla, und giebt ihre Gegenwart nur durch ein fürchterliches Bellen kund, welches über die Flut herüber hallt, wie das Geſchrei eines neugebornen Hundes. Dieſes Ungeheuer hat zwölf unförmliche Füße und ſechs Schlangenhälſe, auf jedem derſelben grinſt ein ſcheußlicher Kopf mit drei dichten Reihen von Zähnen, die ſie fletſcht, ihr Opfer zu zermalmen; halb iſt ſie einwärts in die Felskluft hinabgeſenkt, ihre Häupter aber ſtreckt ſie ſchnappend aus dem Abgrunde hervor und fiſcht nach Seehunden, Delphinen und wohl auch größeren Tieren des Meeres. Noch nie hat ſich ein Schiff gerühmt, ohne Verluſt an ihr vorübergekommen zu ſein; gewöhnlich hat ſie, ehe ſich's der Schiffer verſieht, in jedem Rachen einen Mann zwiſchen den Zähnen, den ſie aus dem Schiff geraubt hat.“

Dieſes Bild hatte ich vor meiner Seele und ſpähte vergebens umher. Indeſſen waren wir mit dem Schiffe ganz nahe an die Charybdis geraten, die die Meeresflut mit ihrem gierigen Rachen einſchlürfte und wieder ausſpie; die brauſte wie ein Keſſel über dem Feuer, und weißer Schaum flog empor, ſo lange ſie die Flut herausbrach; wenn ſie dann die Woge wieder hinunterſchluckte, ſenkte ſich das trübe Waſſergemiſch ganz in die Tiefe, der Fels donnerte und man konnte in einen Abgrund von ſchwarzem Schlamm hinunterſehen. Während nun unſere Blicke mit ſtarrem Entſetzen auf dieſes Schauſpiel gerichtet waren, und unwillkürlich mit dem Schiffe zur Linken auswichen, waren wir plötzlich der bisher nicht entdeckten Scylla zu nahe gekommen, und ihre Rachen hatten auf einen Zug ſechs meiner tapferſten Genoſſen vom Bord hinweggeſchnappt; ich ſah ſie mit ſchwebenden Händen und Füßen zwiſchen den Zähnen des Ungeheuers hoch in die Lüfte gezückt; noch aus ſeinen Rachen herauf riefen ſie mich hilfeflehend bei Namen: einen Augenblick darauf waren ſie zermalmt. So viel ich auf meiner Irrfahrt erduldet habe, ein jammervollerer Anblick iſt mir nicht geworden!

Jetzt aber waren wir auch glücklich zwiſchen dem Strudel der Charybdis und dem Felſen der Scylla hindurch; die von der Sonne glänzende Inſel Thrinakia lag vor uns, und noch auf dem Meere hörten wir das Gebrüll der heiligen Rinder des Sonnengottes und das Blöcken ſeiner Schafe. Durch ſo viel Unglück gewitzigt, dachte ich auf der Stelle an die Warnung des blinden Tirēſias in der Unterwelt und kündigte den Genoſſen an, daß er und Circe mich gewarnt, die Inſel des Helios zu fliehen, weil uns dort noch das allerjämmerlichſte Schickſal bedrohe. Dieſe Erklärung betrübte meine Begleiter über die Maßen, und Eurylŏchus ſagte ärgerlich: „Du biſt doch ein grauſamer Mann, Odyſſeus, ganz von Stahl, und haſt kein Gelenk im Nacken! Wie, willſt du im Ernſt uns, den von Anſtrengung und Ermüdung Entkräftigten nicht gönnen, einen Fuß ans Land zu ſetzen und uns auf dieſer Inſel mit Speiſe und Trank zu erquicken; ſondern blindlings ſollen wir in der Stille der Nacht hinausfahren durch die ſchwarzen Meereinöden? Wenn nun plötzlich im Dunkel der unbändige Südwind, oder der pfeifende Weſt herangewirbelt käme? Laß uns wenigſtens dieſe finſtere Nacht am Ufer verpaſſen, das uns ſo gaſtlich zuwinkt!"

Wie ich dieſen Widerſpruch hören mußte, da merkte ich wohl, daß ein feindſeliger Gott böſes über uns beſchloſſen hatte. Ich ſagte daher nur: „Eurylŏchus, es iſt keine Kunſt, mich zu bezwingen, den einzelnen Mann eurer ſo viele. So gebe ich euch denn nach. Aber einen heiligen Schwur müßt ihr mir thun, dem Sonnengott kein Rind oder auch nur ein Schaf abzuſchlachten, wenn ihr etwa ſeiner Herden anſichtig werden ſolltet. Begnüge ſich vielmehr jeder mit der Koſt, mit der uns die gute Circe verſorgt hat!" Dieſen Eid leiſteten mir alle willig; darauf ließen wir das Fahrzeug in eine Bucht einlaufen, aus der ſich ſüßes Waſſer in die geſalzene Flut ergoß. Alle ſtiegen aus dem Schiff, und es währte nicht lange, ſo war das Nachteſſen bereit. Nach dem Mahle beweinten wir die Freunde, welche von der Scylla verſchlungen worden waren, aber mitten unter den Thränen überwältigte uns müde Seefahrer der Schlummer.

Es mochte noch ein Drittel der Nacht übrig ſein, als Zeus einen entſetzlichen Sturm ſandte, ſo daß wir mit der Morgenröte eilig unſer Fahrzeug in eine Meergrotte in Sicherheit brachten. Noch einmal warnte ich die Genoſſen vor dem Rindermorde; denn bei der ungeſtümen Witterung ſahen wir einem längeren Aufenthalte auf der Inſel entgegen. Auch verweilten wir wirklich einen vollen Monat allda, weil beſtändiger Südwind blies, der nur auf kurze Zeit mit dem Oſtwind abwechſelte; es war uns aber einer entgegen, wie der andere. So lange von Circe's Vorrat noch Speiſe und Wein übrig war, hatte es keine Not. Als wir aber alle Nahrung aufgezehrt hatten und der Hunger bei uns ſich einſtellte, gingen meine Begleiter anfangs auf den Fiſch- und Vogelfang aus, und ich ſelbſt machte auch einen Ausflug längs dem Ufer, ob mir kein Gott oder kein Sterblicher begegnen möchte, der mir einen Ausweg aus dieſer Not anzeigte. Als ich weit genug von den Freunden entfernt war und mich ganz in der Einſamkeit ſah, wuſch ich meine Hände, um ſie rein emporſtrecken zu können, in der Flut, warf mich demütig auf die Kniee und flehte zu allen Göttern um Rettung. Sie aber ſchickten mir einen wohlthätigen Schlummer.

Während ich nun ſo ferne war, erhob ſich Eurylŏchus unter meinen Begleitern und gab ihnen einen verderblichen Rat: „Höret mein Wort," ſprach er, „ſchwerbedrängte Freunde. Zwar iſt jeder Tod den Menſchen ſchreckhaft, aber das entſetzlichſte Geſchick iſt doch der Hungertod! Wohlan, was bedenken wir uns, die ſchönſten von den Rindern des Helios den Göttern zu opfern, und uns am übrigbleibenden Fleiſche zu ſättigen? Sind wir nur glücklich nach Ithaka gekommen, ſo wollen wir den Gott ſchon verſöhnen und ihm einen herrlichen Tempel bauen, auch köſtliche Weihegeſchenke darin aufſtellen. Schickt er uns aber im augenblicklichen Zorn einen Sturm zu und bohrt unſer Schiff in den Grund — nun, ſo will ich lieber in einem Augenblick meinen Atem in die Fluten verhauchen, als ſo jämmerlich auf dieſer einſamen Inſel verſchmachten!"

Dies Wort gefiel meinen hungrigen Genoſſen. Sogleich machten ſie ſich auf, trieben die allerbeſten Rinder von der Herde des Sonnengottes herbei, die in der Nähe graſten, und nachdem ſie zu den Göttern gefleht, ſchlachteten ſie dieſelben, weideten ſie aus, und brachten die Eingeweide mit den in Fett eingewickelten Lenden den Unſterblichen dar. Wein zum Trankopfer hatten ſie keinen, weil aller längſt verzehrt war; die Eingeweide und Schenkel wurden daher nur mit Quellwaſſer beſprengt. Die reichlichen Überreſte ſteckten ſie an Spieße, und eben ſetzten ſie ſich zum Mahle, als ich — dem die Götter den Schlaf wieder von den Augenlidern geſchüttelt — herankam und mir der Opferduft ſchon von weitem entgegendampfte. Da jammerte ich zum Himmel empor: „O Vater Zeus und ihr andern Himmliſchen! Zum Fluche habt ihr mich in Schlummer geſenkt. Denn welcher That haben ſich meine Freunde vermeſſen, während ich ſchlief!"

Inzwiſchen war dem Sonnengotte durch eine dienende Göttin ſchon die Nachricht von dem großen Frevel zugekommen, der an ſeinem Heiligtume verübt worden war. Zornig trat er in den Kreis der Olympiſchen und klagte ihnen die Unbill. Zeus ſelbſt fuhr zürnend von ſeinem Throne auf, als er ſolches hörte, zumal da Helios drohte, den Sonnenwagen zum Hades hinabzulenken und der Erde nicht mehr zu leuchten, wenn die Verbrecher nicht zur vollen Strafe gezogen würden. „Leuchte du," ſagte zu ihm Zeus, „immerhin den Göttern und den Menſchen, Helios, ich will den verfluchten Räubern ihr Schiff bald mit meinem Donnerkeil treffen, daß es in Trümmer gehe und zerſchmettert in den Abgrund verſinke!" Dieſe Worte des Zeus hat mir die edle Göttin Kalypſo gemeldet, welche die Unthat durch ihren Freund, den Götterboten Hermes, erfahren hat.

Als ich nun bei dem Schiffe und den Genoſſen angekommen, fuhr ich ſie an und ſchalt ſie im tiefſten Unmut. Leider aber war alles zu ſpät, und die Rinder lagen geſchlachtet vor mir. Aber entſetzliche Wunderzeichen bezeugten den geſchehenen Frevel; die Häute krochen umher, als wären ſie lebendig, das rohe und gebratene Fleiſch an den Spießen brüllte, wie Rinder zu brüllen pflegen. Doch meine hungrigen Begleiter kehrten ſich daran nicht. 6 Tage hintereinander ſchmauſten ſie. Erſt am 7. Tage, als alles Ungewitter vorüber ſchien, ſtiegen wir wieder zu Schiffe und fuhren in die offene See hinaus. Als wir dahinſteuerten, und das Land ſchon längſt aus den Augen verloren hatten, breitete Zeus ein ſchwarzblaues Gewölk gerade über unſere Häupter aus, und das Meer unter uns wurde immer dunkler. Plötzlich brach ein wütender Orkan aus Weſten auf uns los, beide Taue des Maſtbaumes zerriſſen, daß derſelbe krachend rückwärts ſank, und alles Geräte auf das Schiff ſchleuderte. Die ganze Laſt ſtürzte dem am Steuerende ſitzenden Piloten auf den Kopf und zerknirſchte ihm den Schädel, ſo daß er wie ein Taucher ins Meer hinabſank und die Wellen den Leichnam verſchlangen. Jetzt fuhr ein Blitz mit krachendem Donner auf das Schiff hernieder und durchſchmetterte es, daß es voll von Schwefeldampf wurde. Meine Freunde ſtürzten aus dem Fahrzeug, und zappelten wie ſchwimmende Krähen um das Schiff her, wogten auf und nieder, und verſanken endlich alle. Bald war ich ganz allein auf dem Schiffe und irrte darauf umher, bis die Flanken ſich vom Kiel ablöſten; der liegende Maſtbaum krachte vollends hernieder auf den entblößten Kiel, und ſo fuhr das offene Wrak dahin. Ich hatte indeſſen die Beſinnung nicht verloren, ergriff ein ledernes Seil, das noch an dem Maſt herunterhing und band damit Maſt und Kiel zuſammen. Dann ſetzte ich mich darauf und ließ mich in der Götter Namen von dem tobenden Sturme dahinſchleudern.

Endlich hörte der Orkan zu wüten auf und der Weſt legte ſich; darüber erhub ſich aber der Südwind, und verſetzte mich in neue Angſt; denn nun war ich in Gefahr, der Scylla und Charybdis wieder zugetrieben zu werden. Und dies geſchah auch: der Morgen dämmerte kaum, als ich Scyllas ſpitzen Säulenfels gewahr wurde und die gräßliche aus- und einſprudelnde Charybdis gegenüber erblickte. Dieſe verſchlang, als ich bei ihr angekommen war, augenblicklich mit ihrem Strudel den Maſt; ich ſelbſt ergriff die Äſte eines von ihrem Fels überhangenden Feigenbaums, ſchmiegte mich daran und hing da in der freien Luft, wie eine Fledermaus. So ſchwebte ich über der Charybdis bodenlos, bis Maſt und Kiel aus ihrem Schlunde wieder hervorſprudelten. Dieſen Augenblick erſah ich, war mit einem Sprung wieder auf meinem alten Sitz und ruderte nun auf dem ſchmalen Kiele mit den Händen auf dem Wirbel fort. Dennoch wäre ich verloren geweſen, wenn Zeus Gnade meine Balken nicht von dem Fels der Scylla abgelenkt, und glücklich aus dem durchwogten Felſenſchlunde herausgeleitet hätte.

9 Tage trieb ich nun noch auf der See umher; in der 10. Nacht brachten mich gnädige Götter endlich auf Kalypſos Inſel, Ogygia. Dieſe hehre Göttin pflegte und erquickte mich .... doch warum will ich euch davon erzählen? Habe ich doch ſchon geſtern, dir, edler König, und deiner Gemahlin dies mein letztes Abenteuer berichtet!"

Odyſſeus verabſchiedet ſich von den Phäaken. Odyſſeus hatte geſchloſſen, und ruhte von ſeiner langen Erzählung aus. Die Phäaken, die mit Entzücken zugehört, waren alle noch in ſeine Rede verſunken und ſchwiegen auch. Endlich brach Alkinöus das Stillſchweigen und ſprach: „Heil dir, edelſter der Gäſte, den mein Königshaus jemals aufgenommen hat! Da du in meiner Wohnung eingekehrt biſt, ſo hoffe ich, du werdeſt nicht mehr vom rechten Wege in die Heimat abirren und bald im Hauſe deiner Väter alles Elend, das du erduldet haſt, vergeſſen! Höret nun auch ihr, lieben Freunde und beſtändige Gäſte meines Palaſtes! In einer ſchönen Lade liegen bereits herrliche Kleidungsſtücke für unſern edeln Gaſt bereit, dazu künſtlich gearbeitetes Gold, und manches andre Geſchenk, das ich und die Fürſten unter euch ihm beſtimmt haben. Hierzu füge ein jeder von uns noch einen großen Dreifuß und ein Becken. Die Volksverſammlung wird uns für dieſe großen Geſchenke, die freilich dem einzelnen ſchwer fallen würden, genügend entſchädigen!"

Allen gefiel dieſe Rede, und die Verſammlung der Gäſte wurde aufgehoben. Am andern Morgen brachten die Phäaken ſämtliche Erzgeſchenke auf das Schiff, und Alkinöus ſelbſt ſtellte ſie ſorgfältig unter die Bänke, damit die Ruderer nicht dadurch gehindert würden. Hierauf kehrten die Freunde miteinander in den Palaſt des Königs zurück, und dort wurde das Abſchiedsmahl gerüſtet. Nach dem Opfer, das Zeus von dem geſchlachteten Rinde dargebracht wurde, begann der Feſtſchmaus, und der von allem Volk hochgeehrte blinde Sänger Demodökus ſang herrliche Lieder dazu.

Odyſſeus aber war mit ſeiner Seele nicht gegenwärtig. Oft ſchaute er durch die Fenſter des Saales nach dem Stand der Sonne und wünſchte ſehnlich ihren Untergang, ſo ſehnlich wie einen Bauern, der den ganzen Tag über den Pflug durch ſeinen Acker gelenkt hat, nach der Abendkoſt verlangt. Und endlich ſprach er ohne Scheu zu ſeinem königlichen Wirt: „Geprieſener Held Alkinous, gieß das Trankopfer aus, und entlaſſe mich! Du haſt ja ſchon gethan, was meines Herzens Wunſch iſt. Die Geſchenke liegen auf meinem Schiffe, die Fahrt iſt bereit. Mögen die Himmliſchen dich ſegnen; möge ich mein Weib untadelhaft zu Hauſe finden, und Kind, Verwandte und Freunde wohlbehalten!"

In ſeinen Wunſch ſtimmten alle Phäaken laut und von Herzen ein. Alkinöus befahl dem Herolde Pontonöus, allen Gäſten umher die Becher noch einmal zu füllen. Nun ſtand jeder von ſeinem Sitze auf und wie auf einen Wink brachten ſie das Trankopfer für ihres Gaſtes glückſelige Rückkehr den olympiſchen Göttern dar. Da erhub ſich Odyſſeus, reichte ſeinen Becher der Königin Arēte und ſprach: „Lebe wohl für immer, hohe Königin, bis dich Alter und Tod, die allen Menſchen bevorſtehen, langſam beſchleichen! Ich kehre jetzt heim. Freue du dich zu Hauſe deiner Kinder, deines Volks, und deines edeln Gemahls!"

So ſprach Odyſſeus und verließ die Schwelle des Palaſtes. Auf des Königs Befehl, der ihm ſcheidend die Hand mit herzlichem Drucke gereicht, geleitete ihn ein Herold, und auf Arētes Geheiß drei Dienerinnen bis ans Schiff. Die eine trug die ſchönen Gewande, Mantel und Leibrock, die andere die verſchloſſene Lade, die dritte Speiſe und Wein. Alles wurde wohl im Schiffe geborgen. Auf dem Verdeck aber wurde ein zottiges Fell und Leinwand darüber ausgebreitet. Da ſtieg Odyſſeus ſchweigend ein und legte ſich darauf zum Schlummer nieder. Die Ruderer ſetzten ſich auf die Bänke. Das Schiff ward losgebunden und wogte fröhlich unter dem Schlage der Ruder dahin.

Drittes Buch.

Odyſſeus.

Zweiter Teil.

Odyſſeus kommt nach Ithaka. — Odyſſeus bei dem Sauhirten. — Telemach verläßt Sparta. — Geſpräche beim Sauhirten — Telemach kommt heim. — Odyſſeus giebt ſich dem Sohne zu erkennen. — Vorgänge in der Stadt und im Palaſt. — Telemach, Odyſſeus und Eumäus kommen in die Stadt. — Odyſſeus als Bettler im Saal. — Odyſſeus und der Bettler Irus. — Penelope vor den Freiern. — Odyſſeus abermals verhöhnt. — Odyſſeus mit Telemach und Penelope allein. — Die Nacht und der Morgen im Palaſte. — Der Feſtſchmaus. — Der Wettkampf mit dem Bogen. — Odyſſeus entdeckt ſich den guten Hirten. — Die Rache. — Beſtrafung der Mägde. — Odyſſeus und Penelope. — Odyſſeus und Laërtes. — Aufruhr in der Stadt durch Athene geſtillt. — Der Sieg des Odyſſeus.

Odyſſeus kommt nach Ithaka. Der Schlummer des Odyſſeus war ſüß, aber auch ſo tief wie der Tod. Das Schiff flog ſchnell und ſicher dahin, wie ein Wagen mit vier Hengſten durch die Ebene, oder wie ein Habicht durch die Luft fliegt. Es war, als wüßte es, welch einen Schatz es an dem Manne trage, der in Klugheit mit den Himmliſchen wetteiferte, und mehr Leiden erduldet hatte, als irgend ein Sterblicher. Jetzt aber hatte er im ruhigſten Schlafe alles vergeſſen, was er jemals Herbes in Schlachten und auf den Meereswellen erfahren.

Als der Morgenſtern am Himmel ſtand und den Tag ankündigte, ſteuerte das Schiff in vollem Laufe ſchon auf die Inſel Ithaka zu, und bald lief es in die ſichere Bucht ein, welche dem Meeresgotte Forkys gewidmet war. Zwei Landſpitzen mit gezackten Felſen laufen hier zu beiden Seiten in das Meer hinaus und bilden für die Schiffe einen ſichern Hafen. Im Mittelpunkte der Bucht ſtand ein ſchattiger Ölbaum, und neben demſelben war eine liebliche Grotte, in deren tiefer Dämmerung Meernymphen ihren Wohnſitz hatten. In derſelben ſtanden ſteinerne Krüge und Urnen gereiht, in welchen Bienen Honig bereiteten; auch Webſtühle von Stein konnte man da ſehen, mit purpurnen Fäden bezogen, welche die Nymphen zu wundervollen Gewanden woben. Zwei nie verſiegende Quellen rannen durch die Grotte, die einen gedoppelten Eingang hatte, gegen Mitternacht für die Menſchen, gegen Mittag eine verborgene Pforte für die unſterblichen Nymphen, welche nie ein Sterblicher betrat. Bei dieſer Höhle landeten die Phäaken, hoben den ſchlummernden Odyſſeus mitſamt Teppich und Polſter aus dem Schiff, und legten ihn vor der Grotte unter dem Ölbaum im Sande nieder. Hierauf wurden auch alle die Gaben ausgeſchifft, welche ihm Alkinöus und ſeine Fürſten als Geſchenke mitgegeben, und ſie legten alles ſorgfältig ſeitwärts vom Wege, damit nicht etwa ein vorübergehender Wanderer den Fortſchlummernden berauben möchte. Den Helden aus dem Schlafe zu wecken, wagten ſie nicht; denn derſelbe deuchte ihnen von den Göttern ſelbſt ihm zugeſendet. Hierauf ſetzten ſie ſich wieder ans Ruder und fuhren ihrer Heimat zu.

Aber der Meeresgott Poſeidon grollte den Phäaken, daß ſie mit Hilfe der Pallas ihm ſeine Beute entriſſen hätten, und erbat ſich vom Göttervater die Erlaubnis, an ihrem Schiff Rache nehmen zu dürfen. Dieſer gönnte ſie ihm, und als das Schiff der Inſel Scheria, dem Lande der Phäaken, ſchon ganz nahe war, und mit vollen Segeln einherwogte, ſtieg Poſeidon aus den Wellen empor, ſchlug es mit der flachen Hand und verſchwand wieder in der Flut. Das Schiff aber mit allem, was darauf war, wurde plötzlich in einen Felſen verwandelt und wurzelte im Meeresboden feſt. Die Phäaken, welche auf die Nachricht, daß ihre Landsleute zurückkommen, nach dem Strande geeilt waren, konnten nicht genug ſtaunen, als das Schiff, welches eben noch im vollen Fluge begriffen war, plötzlich in ſeinem Laufe gehemmt, ſtille ſtand. Aber Alkinöus erhob ſich in der Verſammlung und ſprach: „Weh uns, gewiß erfüllt ſich jetzt an uns die uralte Weisſagung, von welcher mir mein Vater erzählt hat. Poſeidon, ſagte mir dieſer, zürne uns in ſeinem Herzen, daß wir, die gewandten Schiffer, jeden Fremdling glücklich in ſeine Heimat bringen. Einſt aber werde ein phäakiſches Schiff, das auch von einer ſolchen Begleitung heimkehre, von ihm am Ufer verſteinert werden, und unſere Stadt als ein Felskamm umziehen. Darum wollen wir in Zukunft uns nicht mehr einfallen laſſen, den Fremden das Geleite zu geben, die als Schutzflehende in unſre Stadt kommen; dem zürnenden Meeresgott aber wollen wir zwölf Stiere opfern, damit er ſich erbarme und unſre Stadt nicht ganz mit einem Gebirge von Felſen einſchließe." Die Phäaken erſchraken, als ſie dieſes hörten, und rüſteten ſich in aller Eile zu dem Opfer.

An Ithakas Strande war Odyſſeus indeſſen vom Schlummer erwacht, aber, ſo lange ſchon von der Heimat entfernt, erkannte er ſie nicht mehr. Zudem hatte Pallas Athene um ihn ſelbſt einen Nebel gebildet, damit er unkenntlich würde, und ſeine Gattin und Mitbürger ihn nicht früher zu erkennen vermöchten, ehe die Freier für ihre Miſſethat gebüßt hätten. So erſchien denn jetzt dem Helden alles, die geſchlängelten Pfade, die Meeresbuchten, die himmelan ragenden Felſen, die Bäume mit ihren hohen Wipfeln, in fremder Geſtalt. Er fuhr vom Boden auf, blickte bang umher, ſchlug ſich an die Stirne und rief wehklagend: „Ich Unglückſeliger, in welche neue Fremde bin ich wieder gekommen, unter welche Unholde von Menſchen? wohin rette ich mich mit dem geſchenktem Gute? Wär' ich doch bei dem Volke der Phäaken geblieben, wo ich ſo freundlich gepflegt worden bin! Jetzt aber haben ſie mich freilich auch verraten: ſie verſprachen, mich nach Ithaka zu führen, und haben mich hier in dem fremden Lande ausgeſetzt. Vergelte es ihnen Zeus der Rächer! Gewiß haben ſie mir auch von meinem Gute geſtohlen!"

Der Held blickte um ſich, ſah Dreifüße, Becken, Gold, Kleider, alles in beſter Ordnung umher ſtehen und liegen, fing an zu muſtern und zu zählen: und ſiehe da, ihm mangelte nichts. Als er nun nachdenklich und die Heimat betrauernd am Strande umherirrte, geſellte ſich zu ihm die Göttin Athene in Geſtalt eines zarten Jünglings, eines Schafhirten, aber wie ein Königsſohn mit feinen Gewanden angethan, mit ſchönen Sohlen an den Füßen und einem Spieß in der Hand. Odyſſeus war froh, einem Menſchen zu begegnen, und fragte ihn mit freundlichen Worten, auf welchem Gebiet er ſich befinde, ob es ein Feſtland oder eine Inſel ſei. „Du mußt aus der Ferne daher kommen," antwortete die Göttin, „wenn du erſt nach dem Namen dieſes Landes zu fragen brauchſt. Ich verſichere dich, man kennt es im Weſten und im Oſten. Zwar iſt es gebirgig und Roſſe kann man hier keine tummeln, wie im Argiverlande; arm iſt es aber deswegen nicht; Wein und Getreide gedeiht herrlich. Ziegen und Rinder hat es in Menge, dazu die ſchönſten Waldungen, und Quellwaſſer genug. Auch durch ſeine Bewohner iſt es berühmt worden. Frage nur das trojaniſche Land, das doch ferne genug iſt, das wird dir etwas von der Inſel Ithaka zu erzählen wiſſen!"

Wie herzlich froh war Odyſſeus, als er den Namen ſeines Vaterlandes nennen hörte! Doch hütete er ſich wohl, dem vermeintlichen Hirten ſogleich ſeinen Namen zu nennen. Er ſtellte ſich, als käme er mit der Hälfte ſeines Gutes von Kreta, der fernen Inſel her, wo er die andere Hälfte ſeinen Söhnen zurückgelaſſen. Mord, an dem Räuber ſeiner Habe verübt, habe ihn genötigt, ſich aus der Heimat zu flüchten.

So erzählte er eine weitläufige Fabel. Als er am Ende war, lächelte Pallas Athene, fuhr ihm ſtreichelnd über die Wange, und verwandelte ſich plötzlich in eine ſchöne ſchlanke Jungfrau. „Wahrhaftig,“ ſprach ſie zu ihm, „das müßte ein Ausbund von Schlauheit ſein, der dich in Liſten beſiegte, und wenn es auch eine Gottheit wäre! Selbſt im eigenen Lande legſt du die Verſtellung nicht ab! Doch, reden wir nicht länger davon; biſt du doch der Klügſte aller Sterblichen, wie ich die Einſichtsvollſte unter den Göttern. Mich haſt du aber doch nicht erkannt, haſt nicht geahnt, daß ich auch zuletzt noch in allen Gefahren neben dir ſtand, und dir die Liebe des Phäakenvolkes zu Wege brachte. Und jetzt bin ich gekommen, um dir das geſchenkte Gut verbergen zu helfen, zugleich um dir zu ſagen, was für Prüfungen dich im eigenen Palaſte erwarten, und Rat darüber mit dir zu pflegen.“

Staunend blickte Odyſſeus an der Göttin empor und antwortete ihr: „Wie ſollte auch ein Sterblicher dich erkennen, erhabene Tochter des Zeus, wenn du in allerlei Geſtalten verkleidet ihm begegneſt! Habe ich dich doch nicht in deiner eigenen Geſtalt geſehen, ſeit Troja zerſtört ward, nur daß du im Phäakenlande dich mir zu erkennen gegeben und mir den Weg in die Stadt gezeigt. Jetzt aber beſchwöre ich dich bei deinem Vater: Sage mir, iſt's wirklich wahr, daß ich im geliebten Vaterlande bin, und tröſteſt du mein Herz nicht mit einer Täuſchung?“ „Überzeuge dich mit deinen eigenen Augen,“ antwortete Athene, „erkennſt du nicht die Bucht des Forkys, den Ölbaum dort, die Nymphengrotte, wo du ſo manche Sühnopfer dargebracht haſt, und jenes finſtere Waldgebirg, es iſt ja das dir wohlbekannte Nerĭton!“ So ſprach Athene und zerſtreute ſchnell den Nebel vor den Augen des Helden, daß das Heimatland klar vor ihm lag. Erfreut warf ſich Odyſſeus auf die mütterliche Erde nieder, ſie zu küſſen, und betete zu den Nymphen, den Schutzgöttinnen des Ortes, wo er ſtand. Hierauf half ihm die Göttin die Habe, die er mitgebracht hatte, in der Felskluft verbergen, und als alles wohl verſteckt und ein Stein davor gewälzt war, ſetzten ſich Göttin und Held unter den Olivenbaum und beratſchlagten über den Untergang der Freier, von deren frechen Werbungen in ſeinem eigenen Hauſe, ſo wie von der Treue ſeiner Gattin, Athene ihrem Schützling ausführlichen Bericht erſtattete. „Wehe mir!“ rief Odyſſeus, als er alles vernommen: „hätteſt du mir nicht alle dieſe Umſtände verkündigt, gnädige Göttin, ſo hätte mich zu Hauſe ein eben ſo ſchmählicher Tod erwartet, wie den Agamemnon in Mycene. Wenn aber du mir ernſtlich deine Hilfe gewähreſt, ſo fürchte ich, der einzelne Mann, ſelbſt 300 Feinde nicht.“

Hierauf erwiderte die Göttin: „Sei getroſt, mein Freund; nimmermehr werde ich dich verſäumen. Vor allen Dingen will ich dafür ſorgen, daß kein Menſch auf dieſem Eilande dich erkenne. Das Fleiſch um deine ſtattliche Glieder ſoll zuſammenſchrumpfen, dein braunes Haar vom Haupte ſchwinden; deinen Leib hülle ich in einen Kittel, in welchem jedermann dich nur mit Abſcheu betrachtet; deine ſtrahlenden Augen mach' ich blöde: ſo daß du nicht nur den Freiern, ſondern auch deinem Weib und deinem Sohne ganz entſtellt erſcheineſt. Zuerſt nun heiße ich dich deinen redlichſten Unterthan aufſuchen, den Hirten, der die Schweine bewacht und mit treuer Seele an dir hängt. Bei der Quelle Arethūſa am Koraxfelſen wirſt du ihn finden, wie er ſeine Herde hütet; dort ſetzeſt du dich zu ihm und erkundigſt dich nach allem, was zu Hauſe vorgeht. Unterdeſſen eile ich nach Sparta und rufe deinen lieben Sohn Telemachus zurück, der dort beim Fürſten Meneläus nach deinem Schickſale geforſcht hat.“ — „Ei, warum haſt du ihm nicht lieber alles gleich geſagt,“ fragte Odyſſeus etwas ärgerlich, „da dir doch alles bekannt war? Sollte etwa auch er im Elend auf dem Ocean umherirren gleich mir, während Fremde ſein Gut verpraßten?“ Aber die Göttin ſprach ihm Mut und Troſt ein und ſagte: „Ängſtige dich nicht um deinen Sohn, mein Lieber! ich ſelbſt habe ihn geleitet und meine Abſicht bei ſeiner Reiſe war, den Jüngling in der Fremde zu bilden und ihn ſich Ruhm gewinnen zu laſſen, damit auch er den Freiern als ein Mann entgegentreten könnte. Auch drückt ihn keineswegs ein Leiden; ruhig ſitzt er im Palaſte des Meneläus, und nichts, was ſein Herz nur wünſchen mag, fehlt ihm. Es iſt wahr, die Freier haben ihm zu Schiffe einen Hinterhalt geſtellt und ſind darauf gefaßt, ihn umzubringen, bevor er die Heimat wieder erreicht. Ich aber fürchte nichts für ihn. Ehe dies geſchieht, wird noch viele von den Freiern ſelbſt der Boden decken!“

So ſprach die Göttin und berührte den Helden leicht mit ihrem Stab, worauf ihm ſogleich die Glieder zuſammenſchrumpften, und er in einen zerlumpten, ſchmutzigen Bettler verwandelt wurde. Sie reichte ihm den Bettelſtab, nebſt einem garſtigen zerflickten Ranzen an einem geflochtenen Tragbande und verſchwand.

Odyſſeus bei dem Sauhirten. In dieſer Geſtalt wandelte der ganz unkenntlich gemachte Held über die Höhen des Waldgebirges hin, nach der Stelle, die ihm ſeine Beſchützerin bezeichnet hatte, und wo er wirklich den treueſten ſeiner Knechte, den Sauhirten Eumäus antraf. Er fand dieſen auf der Hochebene des Gebirges, wo er ſeiner Herde ringsum aus ſchweren Steinen, die er ſelbſt herbeigeſchleppt, ein Gehege gepflanzt hatte. Innerhalb desſelben ſtanden, einer an dem andern, 12 Koſen, in deren jedem 50 Mutterſchweine zur Zucht eingeſperrt lagen; die männlichen, in weit geringerer Anzahl, ruhten außerhalb der Ställe. Von dieſen ließen nämlich die Freier Tag für Tag dem Sauhirten einen gemäſteten Eber zu ihren Schmäuſen abfordern, und es waren ihrer nur noch 360. Die Herde bewachten vier Hunde, die ſo wild ausſahen, wie reißende Wölfe.

Der Sauhirt war gerade damit beſchäftigt, ſich ſchönes Stierleder zu Sohlen zu ſchneiden, ſeine Knechte hatten ſich alle zerſtreut: 3 waren mit den ausgetriebenen Schweinen auf der Weide; ein 4. war nach der Stadt geſchickt worden, um den übermütigen Freiern das verlangte Maſtſchwein zu bringen.

Die Hunde wurden den herannahenden Odyſſeus zuerſt gewahr und ſtürzten bellend auf ihn los; dieſer legte den Stab aus der Hand und ſetzte ſich. Gewiß hätte er nun in ſeinem eigenen Gehöfte die Schmach erfahren müſſen, von ſeinen Hunden angefallen zu werden, wenn der Sauhirt nicht aus der Thüre ſeiner Hütte hervorgeeilt wäre und, das Sohlenleder aus den Händen laſſend, den Tieren Einhalt gethan und ſie mit Steinen aus einander geſcheucht hätte. Dann wandte er ſich zu ſeinem Herrn, den er für einen Bettler hielt, und ſprach: „Wahrhaftig, es hätte wenig gefehlt, o Greis, ſo hätten dich die Hunde zerfleiſcht, und du hätteſt mir zu der Trübſal, die ich ſchon habe, noch weiteren Kummer bereitet! Iſt es doch genug, daß ich hülflos um meinen armen, fernen Herrn jammern muß. Hier ſitze ich und mäſte ſeine fetteſten Schweine für andere Leute zum Schmaus, während er ſelbſt vielleicht im Elende nicht einmal ein Stückchen trockenes Brot zu verzehren hat und in der Fremde herumirrt, wenn er anders das Tageslicht noch ſieht! Komm in die Hütte, armer Mann, und laß dich mit Wein und Speiſe erquicken, und wenn du ſatt biſt, ſage mir, von wannen du biſt und was für Gram du erduldet haſt, daß du ſo gar jämmerlich ausſiehſt!“

Beide betraten die Hütte, der Sauhirt ſtreute dem Ankömmling Laub und Reiſig auf den Boden, breitete ſeine eigene Lagerdecke, ein großes, zottiges Gemsfell, darüber und hieß ihn ſich niederlaſſen. Als Odyſſeus dankbar ſeine Freude über einen ſo gütigen Empfang ausſprach, antwortete ihm Eumäus: „Sieh, Alter! Man ſoll keinen Gaſt verſchmähen, auch den geringſten nicht. Meine Gabe iſt freilich nur klein. Wäre mein guter Herr zu Hauſe geblieben, ſo hätte ich es wohl noch beſſer; Haus, Gut und Weib hätte er mir gegeben, und ich könnte Fremdlinge anders bewirten! Nun aber iſt er zugrunde gegangen. Möchte doch Helenas Stamm im Unheil vergehen, die ſo viele Tapfere ins Verderben geſtürzt!“

So ſprach der Sauhirt, umſchlang ſich ſeinen Leibrock mit dem Gürtel und ging hin zu den Koſen, wo ihm die Ferkel ſcharenweiſe lagen. Von denen nahm er 2, ſchlachtete ſie zur Bewirtung ſeines Gaſtes, zerſchnitt das Fleiſch, ſteckte es an Spieße, beſtreute es mit weißem Mehl, und legte das Gebratene friſch an den Spießen dem Gaſte vor. In eine hölzerne Kanne goß er aus dem Kruge ſüßen alten Wein, ſetzte ſich dem Fremdling gegenüber und ſagte: „Iß nun, fremder Mann, ſo gut wir es haben! Es iſt eben Ferkelfleiſch; denn die Maſtſchweine eſſen mir die Freier weg, dieſe gewaltthätigen Menſchen, die weniger Götterfurcht im Herzen haben, als die frechſten Seeräuber! Wahrſcheinlich haben ſie von dem Tode meines Herrn Kunde, daß ſie um ſeine Gattin gar nicht werben, wie andere Leute, ſondern niemals zu den Ihrigen heimkehrend, in aller Ruhe fremdes Gut verpraſſen. Tag und Nacht ſchlachten ſie nicht ein- und zwei, nein mehreremal, und leeren dazu ein Weinfaß ums andere. Ach, mein Herr war ſo reich, wie zwanzig andere zuſammen! 12 Rinderherden, eben ſo viel Schaf-, Schweine- und Ziegenherden beſitzt er auf dem Lande, die ihm teils Hirten, teils Mietlinge verſehen. In dieſer Gegend allein ſind elf Ziegenherden, welche wackre Männer hüten: ſie müſſen den Freiern alle Tage den auserleſenſten Geisbock abliefern. Ich bin ſein Oberhirt über die Schweine, auch ich muß Tag für Tag den beſten Eber auswählen und den unerſättlichen Schwelgern zuſenden!“

Während der Hirt ſo ſprach, verſchlang Odyſſeus, wie einer, der nicht denkt, was er thut, haſtig das Fleiſch und trank den Wein in raſchen Zügen, ohne eine Wort zu ſprechen. Sein Geiſt war ganz mit der Rache beſchäftigt, die er an den Freiern zu nehmen vorhatte. Als er ſatt gegeſſen und getrunken, und der Hirt ihm den Becher noch einmal voll gefüllt, trank er ihm freundlich zu und ſprach: „Bezeichne mir doch deinen Herrn näher, lieber Freund! Es wäre gar nicht unmöglich, daß ich ihn kennte, und irgendwo einmal begegnet hätte; denn ich bin gar weit in der Fremde herumgekommen!“ Aber der Sauhirt antwortete ihm ganz ungläubig: „Meinſt du, wir werden einem umherirrenden Manne, der uns von unſerm Herrn etwas erzählen will, ſo leicht Glauben beimeſſen? Wie oft iſt es ſchon geſchehen, daß Landfahrer, die nach einer Pflege verlangten, vor meine Herrin und ihren Sohn gekommen ſind, und ſie mit ihren Märchen über unſern armen Herrn bis zu Thränen gerührt haben, bis man ihnen Mantel und Leibrock dargereicht und ſie wohl bewirtet hatte. Ihm aber haben gewiß Hunde und Vögel ſchon lange das Fleiſch von den Gebeinen verzehrt, oder die Fiſche haben's gefreſſen, und die nackten Knochen liegen am Kieſelſtrande. Ach, nimmermehr bekomme ich einen ſo gütigen Herrn, er war gar zu freundlich, gar zu liebreich. Wenn ich an ihn denke, iſt mir gar nicht, als dächte ich an meinen Gebieter, ſondern wie ein älterer Bruder ſteht er mir vor der Seele."

„Nun mein Lieber," antwortete ihm Odyſſeus, „weil dein ungläubiges Herz ſo zuverſichtlich ſeine Rückkehr leugnet, ſo ſage ich dir mit einem Eidſchwur: Odyſſeus kommt. Meinen Lohn, den Mantel und Leibrock verlange ich erſt, wenn er da iſt; denn ſo entblößt ich bin, mit einer Fabel möchte ich mir's nicht verdienen, ich haſſe die Lügner bis auf den Tod. So höre denn, was ich dir bei Zeus, bei dieſem deinem gaſtlichen Tiſche und bei dem Herde des Odyſſeus ſchwöre: wann dieſer Monat abgelaufen iſt, wird er eintreten in ſein Haus und die Frechen züchtigen, die es wagen, ſein Weib und ſeinen Sohn zu beſchweren." „O Greis," erwiderte Eumäus, „ich werde dir ſo wenig den Lohn für deine Botſchaft zu entrichten haben, als Odyſſeus nach Hauſe zurückkehrt. Faſle nicht, trinke ruhig deinen Wein und ſprich von etwas anderem. Deinen Eid laß gut ſein! Von Odyſſeus hoffe ich nichts mehr; mir macht jetzt nur ſein Sohn Telemach Sorge; in ihm hoffte ich einſt an Leib und Seele den Vater wieder zu ſchauen. Aber ein Gott oder Menſch hat ihm den Sinn bethört: er iſt gen Pylos gefahren, um nach dem Vater zu forſchen; unterdeſſen legten ſich die Freier zu Schiff in einen Hinterhalt, und werden mit ihm den letzten Sprößling vom uralten Stamme des Akriſius vertilgen. Doch, erzähle du, Greis, mir jetzt dein eigenes Leiden; wer biſt du, und was brachte dich nach Ithaka?"

Odyſſeus machte ſich den Scherz und erzählte dem Sauhirten ein langes Märchen, in dem er ſich für den verarmten Sohn eines reichen Mannes von der Inſel Kreta ausgab, und die bunteſten Abenteuer von ſich zum beſten gab. Auch den Krieg vor Troja hatte er mitgemacht, und den Odyſſeus dort kennen gelernt. Auf der Heimkehr verſchlug ihn der Sturm an die Küſte der Thesproten, bei deren Könige er wieder etwas von Odyſſeus vernommen haben wollte. Dieſer ſei der Gaſt jenes Fürſten geweſen und habe ihn kurz vor der Ankunft des Bettlers verlaſſen, um zu Dodōna beim Orakel den Ratſchluß des Zeus zu vernehmen.

Als er mit dem langen Gewebe ſeiner Lügen zu Ende war, ſprach der Sauhirt ganz gerührt: „Unglücklicher Fremdling, wie haſt du mir das Herz im Leibe aufgeregt, indem du mir deine mühſeligen Irrfahrten ſo ausführlich geſchildert! Nur eines glaube ich dir nicht: nämlich das, was du mir von Odyſſeus ſagſt. Was brauchſt du auch ſo in den Wind hinein zu lügen. Mir iſt es ganz entleidet, nach meinem Herrn umherzufragen und zu forſchen, ſeit mich ein Ätolier angelogen hat, der wegen eines Todſchlags flüchtig, in mein Gehege kam, und mir beteuerte, daß er ſelbſt ihn auf der Inſel Kreta bei Idomeneus ſeine vom Sturm zerſchmetterten Schiffe ausbeſſernd und ergänzend angetroffen habe. Im Sommer, oder doch im Herbſte, komme er mit ſeinen Genoſſen und unendlichem Gute gewiß zurück. Darum, du Unglücklicher, bemühe dich nicht, meine Gunſt durch ſolche Lügen erſchmeicheln zu wollen; das Gaſtrecht iſt dir ja ohnedem geſichert."

„Guter Hirt," antwortete Odyſſeus, „ich will dir einen Vergleich vorſchlagen. Wenn jener wirklich zurückkommt, ſo ſollſt du mich mit Mantel und Leibrock nach Dulichium entlaſſen, wohin mein Herz verlangt; kommt aber dein Herr nicht heim, ſo hetze die Knechte gegen mich, daß ſie mich von einer Felſenſpitze ins Meer ſtürzen, damit andern Bettlern die Luſt zu lügen vergeht." — „Ei, das wäre ein ſchöner Ruhm für mich," fiel ihm der Sauhirt in die Rede, „wenn ich meinen Gaſt, den ich in die Hütte geführt und bewirtet habe, hintendrein erſchlüge! Da könnte ich ja in meinem Leben nicht mehr zu Zeus beten! Doch das Abendeſſen wird bald herankommen, und es iſt an der Zeit, daß meine Knechte heimkehren, dann wollen wir wieder fröhlich ſein." Wirklich kamen auch bald darauf die Schweine mit ihren Hütern herbei und wurden gruzennd in die Kofen getrieben. Jetzo befahl der Hirt, ein fünfjähriges Maſtſchwein zur Ehre ſeines Gaſtes zu ſchlachten. Ein Teil wurde unter Gebet den Nymphen und dem Gotte Hermes geopfert, einen andern reichte er den Hütern, das beſte Rückenſtück wurde ſeinem Gaſte zuteil, obgleich er in ſeinen Augen nur ein Bettler war.

Das rührte den Odyſſeus in der Seele und er rief dankbar aus: „Möge dich, guter Eumäus, Zeus, ſo lieben, wie du mich, der in ſolcher Geſtalt zu dir kam, geehrt haſt." Der Sauhirt ſprach ihm freundlich zum Mahle zu, und während ſie ſich fröhlich in der Hütte ſättigten, bedeckten draußen Wolken den Mond, der Weſtwind ſauſte und bald ergoß ſich der Regen in Strömen. Den Helden fing es in ſeinen Bettlerlumpen zu frieren an, und um den Hirten zu verſuchen, ob er in ſeiner Aufmerkſamkeit ſo weit gehen würde, ihm ſeinen warmen Mantel abzutreten, fing er wieder an, ein recht erlogenes Märchen zu erzählen. „Höret mich," ſprach er, „Eumäus und ihr andern Hirten! Der gute Wein bethört mich nun einmal, zu ſchwatzen, und entlockt mir Worte, die vielleicht beſſer verſchwiegen blieben. Als wir einſt vor Troja uns in einen Hinterhalt gelegt, wir drei, Odyſſeus, Meneläus und ich, mit einer Schar von Kriegern, ſchmiegten wir uns, der Burg gegenüber, zwiſchen Rohr und Sumpf, unter unſere Rüſtungen, und es wurde Nacht. Der Nordwind kam mit einem Schneegeſtöber, und bald hatte der Froſt unſere Schilde mit einem Rande von Glatteis umzogen. Den beiden andern that dieſes nicht viel, ſie hatten ſich in ihre Mäntel gewickelt und ſchlummerten, von der Kälte unangefochten, unter ihren Schilden. Ich dagegen hatte beim Weggehen unbedachtſamer Weiſe meinen Mantel den Freunden zurückgelaſſen; denn auf eine ſolche Kälte hatte ich keineswegs gerechnet, ſondern war nur im Gürtel und mit dem Schilde ausgegangen. Nun war noch ein Drittel von der Nacht übrig, und die Morgenkälte am ſchneidendſten. Doch ſtieß ich endlich meinen Nachbar, den ſchlafenden Odyſſeus, mit dem Ellenbogen an, und ermunterte ihn mit den Worten: Du, wenn die Nacht noch lange währt, ſo bringt mich der Froſt um. Ein böſer Dämon hat mich verführt, im bloßen Rocke ohne Mantel zu gehen! Wie das Odyſſeus hörte, der bekanntlich ein Mann zum Rat ſo gut wie zur Schlacht war, ſo flüſterte er mir zu: Still, daß kein Achajer uns hört; dir ſoll bald geholfen ſein! Dann richtete er ſich vom Lager auf, ſtützte ſein Haupt auf den Ellenbogen und rief über die Schläfer hin: Freunde, die Götter haben mir einen warnenden Traum geſendet: wir haben uns zu weit von den Schiffen entfernt, will nicht einer gehen und dem Agamemnon die Aufforderung bringen, uns noch mehr Streitgenoſſen zu ſchicken? Auf dieſe Worte ſprang einer unſrer Krieger, Thoas, der Sohn des Andrämon, dienſtbereit vom Boden auf, legte ſeinen Mantel von ſich, und eilte zu den Schiffen. Ich aber wickelte mich behaglich in denſelben und ſchlief nun getroſt bis zur Morgenröte. Ja, wär' ich noch der junge ſtattliche Mann, wie damals, ſo würde mir, aus Liebe wie aus Scheu, wohl auch irgend ein Sauhirt im Gehege hier ſeinen Mantel zum Schirme gegen den Nachtfroſt leihen. Jetzt kümmert ſich freilich kein Menſch in meinen Lumpen um mich!"

„Das iſt ein ſchönes Gleichnis," ſagte Eumäus lachend, „das du uns da erzählt haſt, Fremdling, drum ſoll es dir auch jetzt weder an Kleidung, noch an irgend etwas anderem mangeln. Morgen mußt du freilich wieder mit deinen Lumpen fürlieb nehmen, denn wir ſelbſt haben nichts Übriges zum Anlegen; wenn aber der Sohn des Odyſſeus glücklich heimkehren ſollte, ſo wird er dich ganz gewiß mit Mantel und Leibrock beſchenken, und dich geleiten laſſen, wohin du wünſcheſt." So ſprechend erhob ſich Eumäus, und bereitete ſeinem Gaſte nicht weit vom Feuerherde ein Bett, das er ihm aus Schafpelzen und Ziegenhäuten zurecht machte, und nachdem ſich Odyſſeus darauf niedergelegt, deckte er ihn mit einem dichten großen Mantel zu, den er ſelbſt bei den heftigen Winterſtürmen anzuziehen pflegte.

So lag denn der Held warm gebettet und ſchickte ſich zum Schlummer an; neben ihm legten ſich auch die Knechte zum Schlafe nieder; aber Eumäus wählte ſein Nachtlager nicht in der Hütte; denn er mochte nicht entfernt von ſeinen Schweinen ſchlafen; er nahm vielmehr die Waffen zur Hand und begab ſich hinaus zu den Ställen, das Schwert um die Schulter gegürtet und in einen dichten Mantel gehüllt. Auch ein zottiges Ziegenfell nahm er mit zur Unterlage, und in der Hand trug er einen ſcharfen Spieß, Hunde und Männer, die etwa herannahen könnten, damit zu ſchrecken. So legte er ſich, von dem ſchneidenden Nordwinde geſchirmt, vor die Kofen ſeiner Schweine. Odyſſeus war noch nicht eingeſchlafen, als der Sauhirt in dieſem Aufzuge die Hütte verließ. Er blickte ihm teilnehmend nach und freute ſich innerlich im Herzen, einen ſo ehrlichen und getreuen Knecht zu beſitzen, der das Gut ſeines Herrn, den er längſt für verloren hielt, mit ſo gewiſſenhafter Sorgfalt verwaltete. In dieſem Gefühl überließ ſich der Held dem erquicklichen Schlummer.

Telemach verläßt Sparta. Pallas Athene, die Göttin, wandelte inzwiſchen nach Sparta und fand dort die beiden Jünglinge aus Pylos und aus Ithaka bei dem Fürſten Meneläus auf ihr Nachtlager hingeſtreckt. Piſiſträtus, der Sohn des Neſtor, lag im ſüßen Schlafe: den Telemach aber labte kein Schlummer. Er wachte die ganze Nacht hindurch aus Bekümmernis über das Schickſal ſeines Vaters. Da ſah er auf einmal die Tochter des Zeus vor ſeinem Bette ſtehen, die alſo zu ihm ſprach: „Du thuſt nicht wohl daran, Telemachus, fern von deinem Hauſe dich in der Irre umherzutreiben, während in deinem Palaſte zügelloſe Männer dein Gut unter ſich verteilen. Wohlan, bitte den Fürſten Meneläus unverzüglich um die Heimfahrt, ehe deine Mutter eine Beute der Freier wird. Denn bereits ſtürmen Vater und Brüder auf ſie ein und verlangen, daß ſie den Eurymächus zum Gemahl erkieſe, der allerdings mit ſeinen Geſchenken alle andern übertroffen hat und ſich noch zu reichlicherer Bräutigamsgabe erbietet. Wenn ſie aber dieſen wählt, dann magſt du ſelbſt zuſehen, wie es dir ergehen wird! Eile daher zurück und im ſchlimmſten Fall übergieb deine Güter einer getreuen Dienerin, bis dir die Götter einmal eine würdige Gemahlin beſcheren. Aber noch eines vernimm: In der Meerenge zwiſchen Ithaka und Same liegen die tapferſten Freier in einem Hinterhalte, und ſind dazu gerüſtet, dich umzubringen, ehe du dein Vaterland wieder erreicheſt. Steure deswegen fern von den andern Inſeln und fahre nur in der Nacht: für guten Wind wird ein Gott ſorgen. Haſt du ſodann das nächſte Ufer von Ithaka erreicht, ſo ſende deine Genoſſen alle ſogleich nach der Stadt, du ſelbſt aber begieb dich vor allen Dingen zu dem treuen Hirten, der deine Schweine bewacht; bei ihm bleibſt du bis an den Morgen, und von dort aus meldeſt du der Mutter Penelŏpe deine glückliche Zurückkunft aus Pylos!“

Nachdem ſie alſo geſprochen, flog die Göttin wieder zum Olymp empor. Telemach aber weckte den Sohn Neſtors, indem er ihn mit dem Fuß an die Ferſe ſtieß und rief: „Wach auf, Piſiſträtus, ſchirre die Roſſe vor dem Wagen und laß uns die Heimfahrt beginnen.“ — „Wie,“ antwortete der Sohn Neſtors noch im halben Schlummer, „wir werden doch im Dunkel der Nacht nicht auf die Fahrt gehen wollen? Warte doch, bis der Morgen kommt: dann legt uns der König Meneläus ſchöne Geſchenke in den Wagenſeſſel und entläßt uns mit freundlichen Abſchiedsworten.“ Während ſie ſo noch länger mit einander über die Abreiſe unterhandelten, erſchien die Morgenröte und Meneläus erhub ſich noch vor den Jünglingen von dem Lager. Als ihn Telemachus in der Ferne durch die Halle wandeln ſah, warf er ſich ſchnell in ſeinen Leibrock, ſchlug den Mantel um die Schultern, trat zu dem Fürſten und bat ihn um Entlaſſung in die Heimat. Freundlich entgegnete ihm Meneläus: „Lieber Gaſt, ich bin weit entfernt, dich länger aufhalten zu wollen, wenn du dich nach Hauſe ſehneſt. Ich ſelbſt kann den Wirt nur tadeln, der durch läſtige Freundſchaft ſich gegen ſeinen Gaſtfreund als ein Feind beweiſt. Es iſt eben ſo unrecht, einen Eilenden aufzuhalten, als einen Zögernden an die Heimkehr zu erinnern. Warte nur ſo lange, bis ich dir Geſchenke in den Wagen gelegt und die Weiber dir einen Schmaus bereitet haben.“ — „Edler Fürſt,“ antwortete Telemachus, „ich wünſche nur deswegen heimzukehren, um nicht, während ich nach dem Vater forſche, ſelbſt zugrunde zu gehen: denn es warten allerlei Gefahren auf mich und im väterlichen Palaſte wird mein Erbgut aufgezehrt.“ Als Meneläus dieſes hörte, ſorgte er in aller Eile für das Mahl und verfügte ſich mit Helena und Megapenthes in die Vorratskammer. Hier ſuchte er ſelbſt einen goldenen Becher heraus, ſeinem Sohne Megapenthes gab er einen ſchönen ſilbernen Krug zu tragen, und aus dem Kaſten ſuchte Helena das unterſte ihrer ſelbſtgewirkten Gewande hervor, welches das ſchönſte und größte von allen war. Mit dieſen Gaben kehrten ſie zu dem Gaſtfreunde zurück; Meneläus reichte ihm den Becher, ſein Sohn ſtellte den Krug vor ihm auf und Helena ging mit ihrem Gewand in den Händen ihm entgegen und ſprach: „Nimm dieſes Geſchenk, lieber Sohn, als ein Andenken aus der Hand Helenas: am Hochzeittage ſoll es deine junge Braut tragen, bis dahin mag es im Gemache deiner Mutter liegen. Du aber kehre mit fröhlichem Herzen in das Haus deiner Väter zurück.“

Telemach empfing die Gaben mit ehrerbietigem Danke und ſein Freund Piſiſträtus legte ſie, jedes einzelne bewundernd, im Wagenkorbe nieder. Dann führte Meneläus die Gäſte noch einmal in ſeinen Saal und der Abſchiedsimbiß wurde genoſſen. Als ſie ſchon auf dem Wagen ſaßen, trat Meneläus, mit einem vollen Becher in der Rechten, noch einmal vor die Roſſe, brachte zu glücklicher Abfahrt den Unſterblichen eine Opferſpende dar, trank mit einem Handſchlage den Jünglingen zu, ſagte ihnen Lebewohl und gab ihnen einen Gruß an ſeinen greiſen Freund Neſtor auf. Während Telemach noch dankte und ſeinen Wunſch ausſprach, den Vater Odyſſeus im Palaſte heimgekehrt zu treffen und ihm von des Meneläus Gaſtfreundſchaft Bericht abſtatten zu können: ſiehe da flog ein Adler mit einer zahmen Gans aus dem Hofe in den Klauen, von ſchreienden Männern und Weibern verfolgt, rechts her gerade vor die Roſſe der Jünglinge. Alle freuten ſich über dieſes Zeichen, Helena aber ſprach: „Höret meine Weiſſagung, ihr Freunde! wie der Adler aus ſeinem Neſt im Gebirge gekommen, die Gans weggerafft hat, die ſich vom Fett unſrer Wohnung mäſtete: ſo wird Odyſſeus nach langer Irrfahrt und Qual als Rächer in die Heimat zurückkehren, oder iſt ſchon zurückgekehrt, den gemäſteten Freiern zum Verderben!“ „Geb es Zeus ſo,“ antwortete Telemach, „dann, edle Fürſtin, will ich dich zu Hauſe ſtets wie eine Göttin anflehen.“

Und nun eilten die beiden Gäſte mit dem Wagen davon. Am Abend übernachteten ſie, gaſtlich gepflegt, wieder in der Burg bei dem gütigen Helden Diŏkles zu Pherä und am zweiten Tage erreichten ſie glücklich die Stadt Pylos. Aber ehe ſie hineinfuhren, wandte ſich Telemach bittend an ſeinen jungen Freund: „Lieber Piſiſträtus,“ ſprach er, „ſo befreundet unſere Väter ſind, ſo innig dieſe Fahrt uns beide vereinigt hat: verarge mir's nicht, wenn ich die Stadt nicht betreten will, daß dein greiſer Vater mich nicht aus lauter Liebe mit Zwang in ſeiner Wohnung zurückhalte; denn du weißt ja ſelbſt, wie ſehr ich meine Heimkehr beſchleunigen muß.“ Piſiſträtus fand ſein Geſuch natürlich, lenkte mit ſeinen Roſſen an der Stadt vorüber und brachte den Jüngling geradenwegs an den Strand zu ſeinem Schiffe. Hier nahm er recht herzlichen Abſchied von ſeinem Freunde und ſprach: „Beſteige nur raſch dein Schiff und fahre davon; denn erführe mein Vater, daß du da biſt, er würde gewiß ſelbſt kommen und dich nötigen, in ſeinem Palaſt einzukehren.“ Telemach gehorchte ſeinen Worten; die Genoſſen beſtiegen das Schiff und ſetzten ſich auf die Ruderbänke, er ſelbſt aber ſtellte ſich noch auf dem Strande hinten an das Steuerruder des Schiffes und brachte ſeiner Beſchützerin Athene unter Gebet ein Opfer dar.

Während er dies that, näherte ſich ein Mann mit haſtigen Schritten dem äußerſten Ufer, ſtreckte ſeine Hände nach Telemach aus und rief: „Bei deinem Opfer, Jüngling, bei den Göttern und bei der Wohlfahrt deines Hauptes und der Deinigen flehe ich zu dir: ſage mir, wer biſt du und wo du wohneſt.“ Als Telemach ihm alles der Wahrheit nach kurz zugerufen, fuhr er fort zu bitten: „Auch ich bin auf der Wanderſchaft begriffen. Ich bin der Seher Theoklymĕnus, mein Geſchlecht ſtammt aus Pylos, ich ſelbſt aber hauſete zu Argos. Dort hab ich im Streit und Jähzorn einen Mann aus mächtigem Geſchlecht erſchlagen und bin ſeinen Brüdern und Verwandten, die mir den Tod geſchworen haben, entronnen. Hinfort bleibt mir nichts übrig, als wie ein Verbannter durch die Welt zu irren. Du aber, guter Jüngling, betrachte mich als einen Schutzflehenden und laß mich zu dir ins Schiff; denn meine Verfolger ſind mir auf den Ferſen!“

Telemach, der einen milden Sinn hatte, nahm den Fremdling gern in ſein Schiff auf und verſprach ihm, auch in Ithaka für ſeinen Lebensunterhalt zu ſorgen. Er empfing zuerſt den Speer aus den Händen des Fremden und legte ihn aufs Verdeck nieder; dann beſtieg er ſelbſt mit dem Seher das Schiff und ſetzte ſich mit ihm an das Steuerende; die Seile, mit welchen das Fahrzeug am Geſtade angebunden war, wurden abgelöſt, der Maſt aus Fichtenholz in die mittlere Vertiefung des Schiffbodens geſtellt und hoch aufgerichtet, die weißen Segel mit Riemen an den Stangen aufgeſpannt und unter dem Sauſen des günſtigſten Windes flog das Schiff davon.

Geſpräche beim Sauhirten. In der Hütte des Sauhirten zu Ithaka ſaß Odyſſeus mit Eumäus und den andern Hirten am Abende dieſes Tages vergnüglich bei der Nachtkoſt und um ihn zu verſuchen, wie lang er ihm wohl Herberge gönnen werde, ſprach er nach dem Eſſen zu ſeinem Wirt: „Morgen, mein Freund, will ich an meinem Bettelſtab in die Stadt gehen, um euch nicht länger beſchwerlich zu fallen. Da rate mir denn und gieb mir einen Begleiter mit, der mir den Weg zeige; denn ich will in der Götter Namen die Stadt durchirren und ſehen, wo ich ein wenig Wein und Brot erhalte. Auch möchte ich gern in den Palaſt des Königs Odyſſeus gehen und dort ſeiner Gemahlin Penelŏpe ſagen, was ich von ihm weiß. Am Ende würde ich auch den Freiern gegen Unterkunft und Speiſe meine Dienſte anbieten; verſtehe ich mich doch trefflich aufs Holzſpalten, Feueranmachen, Bratſpießwenden, Speiſevorlegen und Weinverteilen und auf andere derlei Geſchäfte, wie ſie Vornehme von den Geringern zu fordern pflegen.“ Aber der Sauhirt runzelte die Stirn und erwiderte: „Gaſt, was kommt dir für ein Gedanke in den Sinn, willſt du dich ganz ins Verderben ſtürzen? meinſt du, die trotzigen Freier werden nach deinen Dienſten lüſtern ſein? Die haben ganz andere Diener, als du einer wäreſt! Jünglinge in den zierlichſten Kleidern, mit blühendem Antlitze, das Haupt von Salben duftend, ſtehen ihnen zu Gebot und bedienen die prächtigen Tiſche, welche ſtets mit Fleiſch, Brot und Wein belaſtet ſind. Bleib du bei uns, wo deine Geſellſchaft weder mir noch den Meinigen beſchwerlich iſt und warte auf den guten Sohn des Odyſſeus, der dich mit aller Notdurft wohl verſorgen wird!“

Odyſſeus nahm das Anerbieten dankbar an und bat darauf den Hirten, ihm auch zu erzählen, wie es den Eltern ſeines Herrn gehe, ob ſie noch leben, oder ſchon in den Hades hinabgeſtiegen ſein. „Laërtes, der Vater, lebt noch,“ antwortete ihm Eumäus, „aber er beweint untröſtlich den entfernten Sohn und die Gattin, die der Gram um den Verlorenen umgebracht hat. Auch ich muß dieſe gute Frau beweinen; iſt doch ſie es, die mich mit ihrer Tochter Ktimĕne faſt wie einen Sohn aufgezogen hat. Als ſpäter die Tochter nach Samos vermählt wurde, ſtattete mich die Mutter reichlich aus und ſchickte mich hierher aufs Land. Jetzt muß ich freilich vieles entbehren und nähre mich ſo gut ich kann von meinem Amte hier. Penelŏpe, die jetzige Königin, kann nichts für mich thun; ſie iſt von den Freiern umgeben und bewacht, und ein ehrlicher Diener kann gar nicht bis zu ihr durchdringen.“ — „Guter Sauhirt,“ fragte Odyſſeus weiter, „woher ſtammeſt du denn und wie biſt du in den Dienſt dieſes Hauſes gekommen?“ Der Hirt ſchenkte ſeinem Gaſte den Becher wieder voll und erwiderte: „Trink, mein guter Alter und laß dich die lange Geſchichte nicht verdrießen; hier zwingt uns ja niemand, früh zu Bette zu gehen und wir können die ganze Nacht durch ſchwatzen. Dort über Ortygia hin liegt eine nicht ſonderlich bevölkerte, aber fruchtbare und geſunde Inſel mit Namen Syria, mit zwei Städten. Über beide herrſchte als mächtiger Fürſt mein Vater Kteſius, der Sohn des Ormĕnos. Als ich noch ein kleiner Knabe war, landeten dort trügeriſche Seefahrer aus Phönikien, die allerlei niedliche Waren auf ihrem Schiffe zum Verkauf mitbrachten, und lang an unſrer Küſte blieben. Nun hatten wir damals ein phönikiſches Weib, ſchön und ſchlank von Geſtalt, die mein Vater als Sklavin erſtanden hatte und die wegen ihrer kunſtreichen Arbeiten ſehr beliebt war, in unſerer Wohnung. Dieſe wurde mit einem der phönikiſchen Krämer, ihrer Landsleute, vertraut, und hängte ihr Herz an ihn. Der Schiffer verſprach ihr, ſie mit ſich als ſeine Gattin in ſeine und ihre Heimat nach Sidon zu führen, und die treuloſe Sklavin gelobte ihm dagegen, aus meines Vaters Hauſe nicht nur die Hände voll Gold als Fährlohn mitzubringen, ſondern auch noch etwas Beſſeres. Ich erziehe nämlich, ſagte ſie, den kleinen Sohn des Fürſten, er iſt ſchon recht geſcheut für ſein Alter und läuft ſo mit, wenn ich Gänge außer dem Hauſe zu machen habe. Dieſen ſchaffe ich euch auf das Schiff und ihr werdet keinen kleinen Gewinn von ihm machen."

So ſprach das falſche Weib und ging nach dem Palaſte zurück, als wenn nichts geſchehen wäre; denn die Kaufleute verweilten noch ein ganzes Jahr auf der Inſel. Als ſie ſich endlich mit dem ſchwer beladenen Schiffe zur Heimfahrt rüſteten, erſchien ein liſtiger Mann mit einem goldenen Halsbande im Palaſte meines Vaters und bot es zum Verkauf an. Mutter und Mägde umſtanden ihn im Saal, faßten es eine um die andere mit der Hand, muſterten es mit den Augen und feilſchten um den Preis. Während deſſen gab der Mann (denn es war ein Bote der Phönikier) dem Weib einen heimlichen Wink. Kaum hatte er das Haus verlaſſen, ſo nahm dieſe mich an der Hand und entführte mich aus dem Palaſt. Im Vorſaale fand ſie Tiſche und Becher für Gäſte des Vaters aus der Ratsverſammlung gerüſtet. Da ſah ich, wie ſie ſchnell drei goldene Gefäße hinwegnahm und im Wurf ihres Gewandes verbarg; in meiner Einfalt beſann ich mich nicht darüber, ſondern folgte ihr. Die Sonne war eben am Untergehen, als wir im Hafen anlangten und mit der übrigen Mannſchaft das Schiff beſtiegen.

Wir fuhren mit günſtigem Winde ab und mochten etwa ſechs Tage lang geſteuert ſein, als das verräteriſche Weib, vom Pfeile der Artemis, wie man ſagt, getroffen, plötzlich im Schiffsraume tot zu Boden fiel, wie ein Seehuhn, das der Jäger geſchoſſen. Man warf ſie über Bord den Fiſchen zur Beute, und ich kleines Kind blieb allein, ohne einen Menſchen, der ſich meiner angenommen hätte, auf dem Schiffe. Die Phönikier aber landeten endlich in Ithaka, wo mich der alte Laërtes von den Kaufleuten erhandelte. Auf dieſe Weiſe habe ich zuerſt unſre Inſel mit Augen geſehen."

„Nun," ſprach Odyſſeus, „du darfſt doch nicht ganz unzufrieden mit deinem Schickſale ſein; denn Zeus hat dir zu dem Böſen doch auch gutes beſchert und einem freundlichen Mann in die Hand gegeben, der es dir an nichts fehlen ließ, und auf deſſen Gute du noch immer in Gemächlichkeit lebſt! Ich Armer dagegen irre in beſtändiger Verbannung umher!"

Unter ſolchen Geſprächen war ihnen die Nacht faſt ganz dahingeſchwunden und ſie ſchliefen nur noch weniges, bis die anbrechende Morgenröte ſie weckte.

Telemach kommt heim. An demſelben Morgen landete Telemach mit ſeinen Begleitern an Ithakas Geſtade. Dem Rate Athenes gehorchend, hieß er dieſe ohne Verzug nach der Stadt fortrudern, verſprach ihnen am andern Tage durch ein fröhliches Mahl den Dank für die Reiſe zu bezahlen und ſchickte ſich zum Wege nach dem Hirten an. „Aber wo ſoll ich hingehen, mein Sohn," fragte den Scheidenden Theoklymĕnus, „wer in der Stadt wird mich aufnehmen? ſoll ich etwa geradenwegs auf den Palaſt deiner Mutter zugehen?" — „Hätte unſer Haus," antwortete Telemach, „ein anderes Anſehen, als es gegenwärtig hat, ſo würde ich dir unbedenklich dazu raten; ſo aber würdeſt du von den Freiern doch nicht vorgelaſſen, und meine Mutter webt im einſamſten Gemache des Hauſes an einem Gewande. Da wäre es noch klüger, dich in das Haus des Eurymăchus zu begeben, der ein Sohn des in Ithaka hoch angeſehenen Mannes, des Polȳbus, und der erſte unter denen iſt, die ſich um meine Mutter bewerben!" Während er noch redete, flog ein Habicht mit einer Taube vorüber, deren Gefieder er berupfte. Da führte der Seher den Jüngling bei der Hand auf die Seite und ſagte ihm ins Ohr: „Sohn, wenn meine Kunſt mich nicht ganz täuſcht, ſo gilt dieſes Zeichen deinem Hauſe. Nie wird ein anderes Geſchlecht auf Ithaka walten: ihr ſeid die ewigen Beherrſcher dieſes Landes!"

Ehe nun Telemach von Theoklymĕnus Abſchied nahm, empfahl er dieſen noch ſeinem vertrauteſten Freunde, dem Piräus, dem Sohne des Klytius, daß er den Fremdling in ſeine eigene Wohnung aufnehmen und liebreich pflegen möchte, bis Telemach in die Stadt käme. Dann ſchied er, und die Genoſſen fuhren weiter.

Inzwiſchen rüſteten Odyſſeus und der Sauhirt in der Hütte das Frühſtück, und die Knechte trieben die Schweine hinaus. Als ſie behaglich beim Mahle ſaßen, ließen ſich draußen Fußtritte hören, und die Hunde wurden laut, doch ohne zu bellen; ſie ſchienen vielmehr einem Herankommenden zu ſchmeicheln. „Gewiß," ſagte Odyſſeus zu dem Hirten, „beſucht dich ein Freund oder Bekannter; denn gegen Fremde gebärden ſich deine Hunde ganz anders; das hab' ich erfahren!"

Das Wort war noch nicht ganz ausgeredet, als ſein lieber Sohn Telemach unter der Hüttenthür ſtand. Der Sauhirt ließ das Trinkgeſchirr vor freudiger Beſtürzung aus der Hand ſinken, eilte ſeinem jungen Herrn entgegen, umſchlang ihn, und bedeckte ihm weinend Antlitz, Augen und Hände mit ſeinen Küſſen, als wäre er vom Tode erſtanden. Ein alter Vater kann ſeinen einzigen ſpätgeborenen Sohn, wenn dieſer nach zehn Jahren aus der Fremde kommt, nicht herzlicher bewillkommnen. Jener trat erſt über die Schwelle, als er von ſeinem Diener vernommen, daß in der Mutter Hauſe nichts Neues vorgefallen ſei. Dann übergab er dem Hirten ſeine Lanze und ging in die Hütte. Sein Vater Odyſſeus wollte dem Hereintretenden auf ſeinem Sitze Platz machen, Telemach aber hielt ihn und ſagte freundlich: „Bleib nur ſitzen, Fremdling, der Mann da wird mir ſchon meinen Platz anweiſen." Inzwiſchen bereitete Eumäus ſeinem jungen Herrn ein weiches Polſter aus grünem Laube, darüber er einen Schafpelz deckte. Nun ſetzte ſich Telemach zu den beiden, und der Sauhirt tiſchte eine Schüſſel mit gebratenem Fleiſche auf, ſtellte den Brotkorb dazu, und miſchte in der hölzernen Kanne den Wein. So ſchmauſten ſie alle drei zuſammen. Da fragte denn Telemach den Diener nach dem Fremdlinge, und dieſer brachte kürzlich vor, was Odyſſeus an ihn hingefabelt. „Er hat ſich jetzt," beſchloß er ſeine Antwort, „aus einem theſprotiſchen Schiffe geflüchtet und kam in mein Gehege; ich gebe ihn dir in die Hände, thue mit ihm, wie du willſt." — „Dein Wort ängſtet mich," erwiderte Telemach, „wie kann ich den Mann in meinem Hauſe, ſo wie es dort ausſieht, beſchirmen? Behalte du ihn lieber hier; ich will ihm Rock und Mantel auf den Leib, Beſchuhung an die Füße, und um die Lenden ein zweiſchneidiges Schwert ſchicken, auch Speiſe genug, damit er dir und deinen Knechten nicht beſchwerlich falle. Nur kann ich nicht darein willigen, daß er ſich unter die Freier begebe; denn dieſe ſchalten und walten gar zu frech im Hauſe, ſelbſt ein gewaltiger Mann vermöchte nichts gegen ſie."

Odyſſeus, der Bettler, drückte ſeine Verwunderung darüber aus, daß die Freier, dem Sohne des Hauſes zum Trotze, ſich ſo viele Unarten herausnehmen dürften. „Haßt dich denn etwa," fragte er den Telemach, „das Volk, oder liegſt du mit Brüdern im Streite, oder giebſt du dich von freien Stücken ſo tief herunter? Wär' ich ſo jung wie du und der Sohn des Odyſſeus, oder gar er ſelber käme zurück (denn noch iſt ja die Hoffnung dazu nicht ganz verloren!) — eher ſollte mir ein Fremder den Kopf von der Schulter hauen, ja lieber wollte ich in meinem eigenen Hauſe ſterben, als daß ich ſo ſchändliche Thaten länger mit anſchaute!"

Darauf antwortete Telemach: „Nein, lieber Gaſt, das Volk haßt mich nicht; auch habe ich keine Brüder, die mich anfeindeten, ich bin das einzige Kind im Hauſe; aber feindſelig geſinnte Männer von allen Inſeln umher und von Ithaka ſelbſt werben in Unzahl um meine Mutter. Sie weicht ihnen aus, ohne ihnen wehren zu können, und in kurzem wird mein Haus und Gut verwüſtet ſein." Dann wandte er ſich zu dem Sauhirten und ſprach: „Du aber, Väterchen, thu' mir den Gefallen und eile hinein in die Stadt zu Penelŏpe meiner Mutter, und ſag' ihr, daß ich da bin, doch ſo, daß es ja kein Freier vernimmt." — „Soll ich," fragte Eumäus, „nicht den Umweg über den Aufenthalt deines Großvaters Laërtes machen, und ihm deine Heimkehr auch zu wiſſen thun? Seitdem du nach Pylos gefahren biſt, erzählen ſie, habe er keine Speiſe und keinen Trank mehr genoſſen, und nicht mehr nach den Feldarbeiten geſehen, in beſtändiger Betrübnis ſitze er dort, von den Gliedern ſchwinde ihm das Fleiſch." — „So betrübt es iſt," antwortete Telemach, „ſo kann ich dich doch den Umweg nicht machen laſſen. Nicht bald genug kann mir die Mutter wiſſen, daß ich wieder gekommen bin!" So ſprach er und trieb den Diener an. Der Sauhirt langte ſich ſeine Sohlen hervor, band ſie ſich unter die Füße, griff zu ſeiner Lanze und eilte fort.

Odyſſeus giebt ſich dem Sohne zu erkennen. Pallas Athene, die Göttin, hatte nur den Augenblick abgewartet, wo Eumäus die Hütte verlaſſen haben würde. Da erſchien ſie unter der Thüre in Geſtalt einer ſchönen Jungfrau, doch nicht dem Telemach ſichtbar, ſondern nur ſeinem Vater und den Hunden; dieſe aber bellten nicht, ſondern verkrochen ſich winſelnd nach der andern Seite des Hofes. Dem Odyſſeus winkte die Göttin; er verſtand ihr Gebot und verließ auf der Stelle die Hütte. An der Hofmauer fand er ſeine Beſchützerin ſtehen, die zu ihm ſprach: „Jetzt, Odyſſeus, brauchſt du dich nicht länger vor dem Sohne zu verbergen. Beide mit einander möget ihr zum Verderben der Freier in die Stadt eingehen. Ich ſelbſt werde euch auch nicht lange fehlen; denn ich brenne vor Begierde, dieſe Frevler zu bekämpfen!" So ſprach die Göttin und berührte den Bettler mit ihrem goldenen Stab. Da war ein Wunder zu ſehen. Mantel und Leibrock wie früher umgab des Helden ſich verjüngende Geſtalt wieder; ſein Wuchs ſtrebte empor, ſein Antlitz bräunte ſich, die Wangen wurden voller, die Haare dicht, und um das Kinn ſproßte wieder das gekräuſelte ſchwarze Barthaar. Nachdem ſie ſolches vollbracht hatte, verſchwand Athene.

Als Odyſſeus wieder in die Hütte eintrat, ſah ihn der Sohn mit Staunen an, glaubte einen Gott zu erblicken, und mit abgewandten Augen ſprach er: „Fremdling, du ſiehſt ganz anders aus als vorhin; andere Kleider haſt du an, deine ganze Geſtalt iſt verwandelt; du biſt fürwahr einer der Himmliſchen! laß dir opfern und ſchone unſer." — „Nein, ich bin kein Gott," rief Odyſſeus, „erkenne mich doch, Kind, ich bin ja dein Vater, um den du dich ſo viel gegrämt haſt!" Die ſo lange gewaltſam gehemmten Thränen ſtürzten ihm bei dieſen Worten aus den Augen; er eilte auf den Sohn zu und umfing ihn unter Küſſen. Aber Telemach konnte es noch immer nicht glauben. „Nein, nein," rief er, „du biſt nicht mein Vater Odyſſeus, ein böſer Dämon täuſcht mich, damit ich nur noch tiefer ins Leid verſinke. Wie vermöchte ſich auch ein Menſch aus eigener Kraft ſo zu verwandeln!" — „Staune doch den heimkehrenden Vater nicht ſo grenzenlos an, lieber Sohn," erwiderte Odyſſeus; „ich bin es, der nach 20 Jahren in die Heimat zurückkommt, und kein anderer. Das Wunder iſt ein Werk der Göttin Athene; ſie hat mich ſo umgeſchaffen, daß ich bald als ein Bettler einhergehe, bald als ein Jüngling; denn den Göttern wird es leicht, einen Sterblichen bald zu erniedrigen, bald zu erhöhen."

So ſprach Odyſſeus und ſetzte ſich. Jetzt erſt wagte es der Jüngling, unter heißen Thränen ſeinen Vater zu umſchlingen; in beiden regte ſich der lange Gram, ſie fingen an laut zu weinen; und ihre Klage tönte ſo herzzerreißend, wie der Ruf der Vögel, denen man die Jungen geraubt hat, ehe ſie flügge geworden ſind. Als ſie ſich genug ausgeweint, fragte endlich Telemach den Vater, auf welchem Wege er in die Heimat gekommen ſei, und nachdem ihm der Vater Beſcheid gegeben, ſagte der letztere: „Und jetzt bin ich da, mein Sohn, auf Athenes Befehl, daß wir uns über den Mord unſerer Feinde beraten. Nenne mir die Freier der Reihe nach, daß ich wiſſe, wie viel ihrer ſind, und ob wir beide allein zu ihrer Bekämpfung hinreichen, oder ob wir uns nach Bundesgenoſſen umſehen ſollen." — „Ich habe zwar immer von deinem Ruhme gehört, mein Vater," erwiderte Telemach, „und daß dein Arm ſo ſtark ſei, wie dein Rat verſtändig. Das aber war ein ſtolzes Wort, und nimmermehr vermöchten wir zwei etwas gegen ſo viele. Es ſind ihrer nicht nur 10 oder 20, es ſind viel viel mehr: aus Dulichium allein 52 der mutigſten Jünglinge mit 6 Dienern; aus Same 24, aus Zakynth 20, aus Ithaka ſelbſt 12. Mit ihnen ſind der Herold Medon, ein Sänger und zwei Köche. Darum, wenn es möglich iſt, laß uns auf weitere Verteidiger ſinnen." — Bedenke," ſprach Odyſſeus darauf, „daß Athene und Zeus unſere Bundesgenoſſen ſind, die, wenn ſich einmal in meinem Palaſte der Krieg erhoben hat, uns nicht lange werden auf ihre Hilfe warten laſſen. Du ſelbſt nun, lieber Sohn, geh mit dem nächſten Morgen in die Stadt zurück, und ſetze dich unter die Freier, als wäre nichts geſchehen. Mich wird der Sauhirt, nachdem ich wieder zum greiſen Bettler umgeſtaltet worden bin, dir nachführen. Welchen Schimpf ſie alsdann mir auch im Saale anthun mögen, und wenn ſie nach mir werfen und mich an den Füßen über die Schwelle ziehen, du mußt dein Herz bezähmen und es ertragen. Mit Worten magſt du ſie zu beſänftigen ſuchen; aber ſie werden dir nicht folgen; denn ihr Verderben iſt beſchloſſen. Auf einen Wink von mir wirſt du ſodann die Rüſtungen, die wir im Saale umherhängen haben, in einer der obern Kammern des Hauſes verbergen. Vermiſſen ſie die Freier und fragen darnach, ſo ſagſt du nur, du habeſt ſie wegſchaffen laſſen, weil ſie, vom Rauche des Kamins geſchwärzt, den Glanz, mit dem ſie unter Odyſſeus geſchimmert, verloren haben. Für uns beide läſſeſt du nur zwei Schwerter, zwei Speere und zwei ſtierlederne Schilde zurück, damit wir ſie zum Kampf ergreifen können, wenn jene, in der Verblendung, die ihnen die Götter ſenden werden, ſich an uns wagen. Übrigens darf kein Menſch vernehmen, daß Odyſſeus zurückgekehrt iſt, ſelbſt Laërtes, ſelbſt der Sauhirt nicht, ja nicht einmal Penelŏpe, deine Mutter. Unterdeſſen wollen wir unſere Dienſtmannen und das Geſinde prüfen, wer davon uns noch ehrt und fürchtet, und wer unſer vergeſſen hat und dich verachtet." — „Lieber Vater," erwiderte Telemach, „du ſollſt mich gewiß nicht nachläſſig finden; aber ich glaube nicht, daß die Prüfung viel helfen wird. Es währt gar zu lange, bis du im Lande umhergehſt, um jeden einzelnen auszuforſchen, indeſſen jene dir im Palaſte gemächlich dein Gut verpraſſen. Zwar die Weiber im Hauſe auszukundſchaften, das will ich ſelbſt übernehmen; aber die Männer in den einzelnen Höfen — das verſparen wir lieber für die Zukunft, wenn wir einmal im Palaſte Meiſter ſind." Odyſſeus gab ſeinem Sohne Recht und freute ſich über ſeine Beſonnenheit.

Vorgänge in der Stadt und im Palaſte. Das Schiff, das den Telemach und ſeine Genoſſen von Pylos nach Ithaka gebracht hatte, war inzwiſchen im Hafen der Stadt angekommen, und die Begleiter des Königsſohnes hatten einen Herold zu ſeiner Mutter Penelŏpe geſendet, um ihr die Botſchaft von der Heimkehr des Sohnes zu überbringen. Mit derſelben Nachricht kam gleichzeitig der Sauhirt vom Lande her, und beide trafen ſich im Hauſe des Königs. Da ſprach der Herold zu Penelŏpe laut vor allen Dienerinnen: „Dein Sohn, o Königin, iſt wiedergekommen." Eumäus aber ſagte ihr im Geheim und ohne Zeugen, was ihm ſein junger Herr aufgetragen hatte, insbeſondere, daß ſie durch eine Schaffnerin ſeinem Großvater Laërtes die fröhliche Botſchaft auch zukommen laſſen möchte. Als der Sauhirt alles ausgerichtet, eilte er wieder heim zu ſeinen Schweinen. Die Freier aber erfuhren die kurze Nachricht von der Heimkehr Telemachs, die der Herold gebracht hatte, durch die treuloſen Dienerinnen. Unmutig ſetzten ſie ſich zuſammen auf die Bänke vor dem Thor, und Eurymăchus ſprach hier in der Verſammlung: „Das hätten wir doch nimmermehr gedacht, daß der Knabe dieſe Fahrt ſo trotzig vollenden würde. Laßt uns nur geſchwind ein Schiff ausrüſten, einen Schnellſegler, unſern Freunden im Seehinterhalte die Botſchaft zu bringen, daß ſie vergebens auf ihn warten und nur wieder umkehren dürfen."

Während Eurymăchus ſprach, hatte ein anderer Freier, Amphinomus, das Geſicht umgewandt und einen Blick auf den Hafen der Stadt geworfen, den man von dem Vorhofe des Palaſtes aus mit den Augen erreichen konnte. Er ſah das Schiff, in welchem ſich diejenigen der Freier befanden, die auf den Hinterhalt ausgefahren waren, wie es eben mit vollen Segeln in den Hafen einlief. „Es bedarf keiner Botſchaft an unſere Freunde," rief er, „hier ſind ſie ja ſchon; ſei es, daß ein Gott ſie von Telemachs Heimkehr benachrichtiget hat, ſei es, daß er ihnen entkommen iſt, und ſie ihn nicht einzuholen vermochten." Die Freier erhoben ſich und eilten nach dem Meeresſtrande. Dann begaben ſie ſich mit den Neuangekommenen auf den Markt, wo ſie niemand ſonſt aus dem Volke zuließen, ſondern ihre abgeſonderte Verſammlung veranſtalteten. Hier trat der Anführer der Ausrüſtung, der Freier Antinŏus, unter den Anweſenden auf und ſprach: „Wir ſind nicht ſchuld, daß der Mann uns entronnen iſt, ihr Freunde! Späher um Späher hatten wir den Tag über auf den Höhen des Geſtades aufgeſtellt, und wenn die Sonne untergegangen war, blieben wir nie die Nacht über auf dem Lande, ſondern wir kreuzten beſtändig auf der Meerenge und waren nur darauf bedacht, den Telemachus zu erhaſchen und in aller Stille umzubringen. Ihn aber muß einer der Unſterblichen heimgeleitet haben; denn nicht einmal ſein Schiff iſt uns zu Geſichte gekommen! Dafür wollen wir ihm hier in der Stadt ſelbſt den Untergang bereiten. Denn der Jüngling wird klug und wächſt uns allmählich über den Kopf. Auch das Volk wird uns am Ende aufſäſſig; bringt er es unter die Leute, daß wir ihm auflauerten, ihn zu morden, ſo fallen ſie am Ende über uns her und jagen uns aus dem Lande. Ehe dies geſchieht, laßt uns ihn aus dem Wege räumen; in ſeine Beſitzungen teilen wir uns; den Palaſt laſſen wir der Mutter und ihrem künftigen Gemahl. Gefällt euch aber mein Gedanke nicht, wollt ihr ihn leben und im Beſitze ſeiner Güter laſſen, nun, dann wollen wir ihm auch die Habe nicht länger verzehren, dann laßt einen jeden von ſeiner eigenen Heimat aus um die Fürſtin ſich mit Brautgeſchenken bewerben, und ſie wähle den, der ihr am meiſten giebt und vom Schickſale begünſtigt wird!" Als er ſeine Rede geendigt hatte, entſtand ein langes Schweigen unter den Freiern. Endlich erhob ſich Amphinomus, der Sohn des Niſus, aus Dulichium, der edelſte und beſtgeſinnte unter den Freiern, der ſich durch ſeine klugen Reden auch der Königin Penelŏpe am meiſten zu empfehlen wußte, und ſagte ſeine Meinung in der Verſammlung. „Freunde," ſprach er, „ich möchte nicht, daß wir den Telemach heimlich ums Leben brächten! Es iſt doch etwas Gräßliches, ein ganzes Königsgeſchlecht im letzten Sprößlinge zu morden. Laßt uns lieber vorher die Götter befragen: erfolgt ein günſtiger Ausſpruch des Zeus, ſo bin ich ſelbſt bereit, ihn zu töten; verwehren es uns die Götter, ſo rate ich euch, von dem Gedanken abzuſtehen."

Solche Rede gefiel den Freiern wohl; ſie ſchoben ihren Plan auf und kehrten in den Palaſt zurück. Auch diesmal hatte ſie ihr Herold Medon, der heimliche Anhänger Penelŏpes belauſcht und der Königin von allem Nachricht gegeben. Dieſe eilte, jedoch dicht verſchleiert, mit ihren Dienerinnen in den Saal zu den Freiern hinab und redete in heftiger Gemütsbewegung den Urheber des tückiſchen Vorſchlages alſo an: „Antinŏus, du frecher Unheilſtifter, mit Unrecht rühmt dich Ithakas Volk als den verſtändigſten unter deinen Genoſſen; nie biſt du das geweſen. Du verachteſt die Stimme der Unglücklichen, auf welche doch Zeus ſelbſt horcht und biſt verwegen genug, auf den Tod meines Sohnes Telemach zu ſinnen. Erinnerſt du dich nicht mehr, wie dein Vater Eupĭthes, von ſeinen Feinden verfolgt, weil er Seeräuberei gegen unſere Verbündeten getrieben, ſchutzflehend in unſer Haus geflohen kam? Seine Verfolger wollten ihn töten und ihm das Herz aus dem Leibe reißen; Odyſſeus aber war es, der die Tobenden abhielt und beſänftigte. Und du, ſein Sohn, willſt zum Danke das Gut des Odyſſeus verſchwenden, wirbſt um ſeine Gattin, und willſt ſein einziges Kind ermorden? Du thäteſt beſſer daran, auch die andern von ſolchem Frevel abzuhalten."

Statt ſeiner antwortete Eurymăchus: „Edle Penelŏpe, ſei nicht bekümmert um das Leben deines Sohnes. Nie, ſo lange ich lebe, wird es ein Mann wagen, Hand an ihn zu legen. Hat doch auch mich Odyſſeus manchmal als Kind auf den Knieen gewiegt und mir einen guten Biſſen in den Mund gegeben! Deswegen iſt mir auch ſein Sohn der geliebteſte unter allen Menſchen; den Tod ſoll er nicht zu fürchten haben, wenigſtens nicht von den Freiern: kommt er von Gott, dann kann ihm freilich niemand ausweichen!" So ſprach der Falſche mit der freundlichſten Miene, im Herzen aber ſann er auf nichts als Verderben.

Penelŏpe kehrte wieder in ihr Frauengemach zurück, warf ſich aufs Lager und weinte um ihren Gemahl, bis ihr der Schlummer die Augen zudrückte.

Telemach, Odyſſeus und Eumäus kommen in die Stadt.

An demſelben Abende kam der Sauhirt in ſeine Hütte zurück, während Odyſſeus und ſein Sohn Telemach gerade damit beſchäftigt waren, ein geſchlachtetes Schwein zur Nachtkoſt zuzubereiten. Der erſtere, vom Stab Athenes berührt, war bereits wieder zum zerlumpten Bettler eingeſchrumpft, daß Eumäus ihn nicht zu erkennen vermochte. „Kommſt du endlich, Sauhirt," rief dem Eintretenden Telemach zuerſt entgegen; „und was bringſt du neues aus Ithaka? Lauern die Freier noch immer auf mich, oder ſind ſie von ihrem Hinterhalte zurück?" Eumäus meldete ihm, was er von den beiden Schiffen geſehen, und Telemach winkte vergnügt lächelnd ſeinem Vater, doch ſo, daß es der Sauhirt nicht bemerkte. Nun ſchmauſten ſie traulich mit einander alle drei und legten ſich dann zur Ruhe.

Am andern Morgen frühe gürtete ſich Telemach, nach der Stadt zu gehen, und ſprach zu Eumäus: „Alter, ich muß jetzt nach der Mutter ſehen. Du ſelbſt komm nach mit dieſem armen Fremdling, daß er ſich in den Häuſern umher ſeine Broſamen und ſeinen Wein erflehe; ich kann unmöglich aller Welt Laſt auf mich laden und habe genug an meinem eigenen Kummer zu tragen. Hält ſich der Greis dadurch für beleidigt, deſto ſchlimmer für ihn!" Odyſſeus, der ſich über die geſchickte Verſtellung ſeines Sohnes im Herzen nicht genug wundern konnte, ſagte nun auch ſeinerſeits: „Lieber Jüngling, ich ſelbſt begehre nicht länger hier zu bleiben; ein Bettler bringt ſich in der Stadt immer beſſer fort, als auf dem Lande. Geh du denn immerhin, und wenn ich mich in meinen Lumpen noch ein wenig am Feuer gewärmt habe und die Luft milder geworden iſt — denn die Stadt iſt, wie man mir ſagt, weit von hier entfernt, — ſo mag dein Diener da mich begleiten."

Nun eilte Telemach in die Stadt. Es war noch ziemlich früh am Tage, als er vor ſeinem Palaſte ankam, und die Freier hatten ſich noch nicht eingefunden. Er lehnte ſeine Lanze an eine Säule des Einganges und ſchritt über die ſteinerne Schwelle in den Saal. Hier war die Schaffnerin Eurykléa damit beſchäftigt, die ſtattlichen Thronſeſſel mit ſchönen Vließen zu bedecken. Als ſie den Jüngling anſichtig ward, eilte ſie mit Freudenthränen auf ihn zu und hieß ihn willkommen; auch die andern Mägde umringten ihn und küßten ihm Hände und Schultern. Jetzt trat auch ſeine Mutter Penelöpe aus der Kammer, ſchlank wie Artemis und ſchön wie Aphrodite. Weinend ſchloß ſie ihren Sohn in die Arme und küßte ihm Antlitz und Augen. „Kommſt du, kommſt du, mein ſüßes Leben," rief ſie ſchluchzend; „nimmermehr hoffte ich, dich wiederzuſehen, ſeit du heimlich und ohne meinen Willen nach Pylos geſchifft warſt, um Erkundigung vom lieben Vater einzuziehen! Nun ſage mir doch, was bringſt du für Nachrichten, liebes Kind?" — „Ach Mutter," antwortete Telemach, der ſeine wahren Gefühle mit Gewalt in den Buſen zurückdrängen mußte, „rege mir, der ich ſelbſt eben erſt dem Verderben entflohen bin, den Gram um den Vater nicht wieder auf. Bade du dich jetzt, lege reine Gewande an und gelobe droben in dem Söller mit deinen Jungfrauen den Göttern köſtliche Dankopfer, wenn ſie einſt uns die Vergeltung gönnen. Ich ſelbſt will zum Markte hingehen, um einen Fremdling ins Haus zu führen, der mich auf der Fahrt begleitet hat und deſſen Pflege ich bis zur eigenen Wiederkehr einem Freunde anempfohlen habe." Penelöpe folgte ſeinem Rat und Telemach eilte, den Speer in der Hand, von ſeinen Hunden begleitet, auf den Markt. Athene hatte ihm beſondere Anmut verliehen, daß den Kommenden alle Bürger anſtaunten, und auch die Freier verſammelten ſich ſogleich um ihn und ſagten ihm viel Schönes ins Angeſicht, während ſie im Herzen über ihren böſen Entwürfen brüteten. Telemach verweilte jedoch nicht in ihrem Gedränge. Er ſetzte ſich zu drei alten Freunden ſeines Vaters, Mentor, Antĭphus und Halithĕrſes und erzählte ihnen, was er durfte. Jetzt führte auch Piräus ſeinen Gaſtfreund Theoklymĕnus an der Hand daher und Telemach begrüßte beide; Piräus aber wandte ſich an ſeinen Freund und ſprach: „Lieber Telemach, ſchicke doch auf der Stelle Dienerinnen in mein Haus, daß ſie die Geſchenke in Empfang nehmen, die dir Meneläus mitgegeben hat." — „Freund," erwiderte Telemach, „die Gaben liegen beſſer bei dir. Wiſſen wir doch noch nicht, welche Wendung die Sache nimmt. Fall' ich von dem Meuchelmorde der Freier und teilen ſie mein Erbgut, ſo gönne ich jene köſtlichen Dinge dir beſſer, als ihnen; ſtrafe dagegen ich ſie mit dem Untergange, dann komm du und bringe fröhlich dem Fröhlichen jene Schätze!"

So ſprach Telemach, faßte den landesflüchtigen Seher Theoklymĕnus bei der Hand und führte ihn vom Markte weg in ſeinen Palaſt. Dort nahmen beide ein erquickendes Bad und genoſſen in Penelöpes Geſellſchaft, welche ihnen gegenüber an der zierlichen Spindel ſaß, das Frühſtück im Saal. Da ſprach denn die Mutter Telemachs traurig zu ihrem Sohne: „Eigentlich thu' ich beſſer daran, Telemach, zum Söller hinaufzuſteigen und dort einſam das Lager zu benetzen wie bisher; denn dir gefällt es ja doch nicht, mir zu erzählen, was du vom heimfahrenden Vater gehört haſt." — „Liebe Mutter," antwortete Telemach, „gerne will ich dir alles der Wahrheit nach verkündigen, was ich vernommen habe, wenn es nur Tröſtlicheres wäre! So liebreich mich der greiſe Neſtor zu Pylos aufnahm, ſo wußte er mir doch gar nichts vom Vater zu melden; aber er ſendete mich mit ſeinem eigenen Sohne zu Wagen gen Sparta. Dort ward ich von dem großen Helden Meneläus gaſtlich aufgenommen und ſah auch die Königin Helena, um welche Trojaner und Griechen ſo vieles erduldet haben. Hier erfuhr ich endlich weniges vom geliebten Vater, was dem Fürſten Meneläus der Meergott Proteus in Ägypten mitgeteilt hatte. Dieſer hatte ihn auf der Inſel Ogygia in Kummer verſunken geſehen. Dort hält den Odyſſeus die Nymphe Kalypſo wider Willen in ihrer Grotte zurück, und es fehlt ihm an Schiffen und Ruderern, um die Heimat zu erreichen."

Als der Seher Theoklymĕnus die Fürſtin bei dieſer Nachricht ſehr bewegt ſah, unterbrach er ſeinen Gaſtfreund und ſagte: „Königin, dieſer weiß nicht alles. Vernimm du meine Weisſagung: fürwahr, Odyſſeus ſitzt bereits irgendwo im Gefilde ſeiner Heimat, oder er ſchleicht heimlich umher, auf das Verderben der Freier ſinnend! Dies hat mir ein Vogelzeichen geſagt, das ich deinem Sohn auf der Stelle ſo gedeutet habe." — „Möchte ſich dein Wort erfüllen, edler Gaſt," antwortete Penelöpe mit einem Seufzer, „mein Dank dafür ſollte nicht ausbleiben."

Während dieſe drei ſich ſo im Wechſelgeſpräch unterhielten, erfreuten ſich die Freier vor dem Palaſte auf dem Pflaſter des Hofes wie gewöhnlich mit Scheibenſchießen und Speerwerfen und brachen endlich auf die Erinnerung des Herolds zum Mittagsmahl ins Innere des Palaſtes auf. Unterdeſſen hatten ſich in der Hütte des Eumäus auch dieſer und ſein Gaſt zum Weg in die Stadt angeſchickt; Odyſſeus der Bettler hatte den häßlichen geflickten Ranzen umgeworfen, und der Sauhirt ihm den Stab in die Hand gegeben. So wanderten beide dahin und überließen das Gehöft den Knechten und Hunden zur Bewachung. Sie waren ſchon an dem Stadtbrunnen angekommen, der von den Vorfahren des Odyſſeus ſchön in den Felſen gefaßt worden war; ein Pappelhain war in die Runde gepflanzt und aus den Steinen ſprang der hohe helle Waſſerſtrahl. Hier erreichte ſie Melanthius der Hirte mit zwei Knechten, der den Freiern die beſten Ziegen aus der Herde zum Schmaus in die Stadt hineintrieb. Als dieſer das wandernde Paar erblickte, fing er laut an zu ſchimpfen. „Wahrhaftig, da heißt es recht, ein Taugenichts führt den andern und gleich zu gleich geſellt ſich gern. Wohin führſt du den heißhungrigen Bettler, verdammter Sauhirt, daß er an den Thürpfoſten müßig ſtehe und um Brocken bettle? Gäbeſt du ihn mir zum Hüter meines Geheges, daß er die Ställe ausfegte und den Zicklein Laub vorwärfe, ſo könnte er, mit Ziegenkäſe gefüttert, noch Fleiſch um ſeine dürren Lenden ſich wachſen ſehen! Aber freilich, er hat nichts gelernt, er kann nichts, als ſich den gefräßigen Bauch füllen." So rief jener und gab ihm in der Bosheit einen Ferſentritt in die Hüfte; aber Odyſſeus wich nicht aus dem Fußſteig. Im Innern beſann er ſich freilich, ob er ihm nicht mit ſeinem Stab einen Streich über das Haupt verſetzen ſollte, daß er nicht mehr aufſtände; aber er bezwang ſein Herz und duldete die Schmach. Eumäus hingegen ſchalt den Unverſchämten ins Geſicht und ſprach, nach dem Brunnen gewendet: „Ihr heiligen Quellnymphen, des Zeus Töchter! hat euch jemals mein Herr köſtliche Opfer dargebracht, ſo gewähret mir meine Bitte, daß endlich einmal der Held Odyſſeus heimkehre! Er würde dieſem trotzigen Müßiggänger den Übermut bald vertreiben; iſt ein ſolcher doch der unbrauchbarſte Hirte von der Welt und verſteht nichts, als den ganzen Tag in der Stadt herumzulungern!" — „Du Hund," erwiderte Melanthius ſchimpfend, „du wäreſt wert, daß man dich auf den Inſeln drüben als Sklave verkaufte und ein gutes Stück Geld aus dir löſte. Möchte doch der Bogen Apollos oder der Dolch der Freier deinen Telemach treffen, auf welchen du pocheſt, daß er zu grunde ginge wie ſein Vater!" Mit ſolchen Scheltworten ging er an ihnen vorüber und ſetzte ſich im Palaſte mitten unter die Freier, gerade dem Eurymächus gegenüber, an die Tafel; denn dieſe hatten ihn gern und teilten ihm ſtets von ihrem Schmauſe mit.

Jetzt waren auch Odyſſeus und der Sauhirt vor dem Königspalaſt angekommen. Als jener ſein Haus nach ſo langer langer Zeit wieder erblickte, bewegte ſich ihm das Herz im Leibe; er faßte ſeinen Begleiter an der Hand und ſprach: „Fürwahr, Eumäus, das muß die Wohnung des Odyſſeus ſein! Welch ein Palaſt, welch eine Reihe von Gemächern! Wie wohl umſchloſſen iſt der Vorhof mit Mauern und mit Zinnen; welch mächtige Thorflügel bilden den Eingang; wahrlich, dieſe Burg iſt unbezwinglich! Auch merke ich wohl, daß viele Menſchen da drinnen ein Gaſtmahl begehen; duftet es doch bis zu uns heraus von Speiſen, und die Harfe des Sängers, der den Schmaus mit ſeinen Liedern würzt, ſchallt aus dem Saale hervor!"

Sie beratſchlagten nun mit einander und beſchloſſen, daß der Sauhirt vorangehen und ſich für den Odyſſeus im Saal umſehen, dieſer aber ſo lange vor dem Thor warten ſollte. Während ſie noch mit einander ſprachen, erhub ein alter Haushund an der Thüre Haupt und Ohren von ſeinem Lager. Er hieß Argos; Odyſſeus ſelbſt hatte ihn noch aufgezogen, ehe er gen Troja ſchiffte. Er begleitete ſonſt die Männer auf die Jagd; jetzt aber lag er, im Alter verachtet, vor der Thüre auf einem Düngerhaufen, mit Ungeziefer bedeckt. Als dieſer den Odyſſeus bemerkte, ſchien er ihn trotz der Verkleidung zu kennen, er ſenkte die Ohren und wedelte mit dem Schwanz; aber näher herangehen konnte er vor Schwäche nicht mehr. Odyſſeus wiſchte ſich heim=

lich eine Thräne aus dem Auge, als er es bemerkte; dann ſprach er, ſeinen Schmerz verhehlend, zu dem Sauhirten: „Der Hund, der hier auf dem Miſte liegt, ſcheint einmal ſo übel nicht geweſen zu ſein, man ſieht es ſeinem Wuchſe noch an!“ — Freilich,“ erwiderte Eumäus, „er war der liebſte Jagdhund meines unglücklichen Herrn; da hätteſt du ihn in den waldigen Thälern ſehen ſollen, wie weidlich er durchs Geſtrüppe dem Wild nachſpürte! Jetzt aber, ſeit ſein Herr dahin iſt, liegt er hier verachtet, und die Mägde geben ihm nicht einmal das nötige Futter!“

Mit dieſen Worten ging der Sauhirt in den Palaſt; der Hund aber, nachdem er im zwanzigſten Jahre ſeinen Herrn wiedergeſehen, ſenkte ſeinen Kopf und ſtarb.

Odyſſeus als Bettler im Saal. Im Innern des Hauſes wurde Telemach zuerſt den Sauhirten gewahr und rief ihn heran. Eumäus ſchaute ſich vorſichtig um, ergriff den leeren Stuhl, auf welchem der Fleiſchzerleger vor dem Mahle zu ſitzen pflegte und ſetzte ſich auf einen Wink an den Tiſch ſeines Herrn, dieſem gegenüber, wo ihm ſofort der Herold Fleiſch und Brot reichte. Bald nach ihm wankte auch Odyſſeus der Bettler am Stabe herein und ſetzte ſich innerhalb der Pforte auf die Schwelle von Eſchenholz nieder, an den einen der ſchön geſchnitzten Thürpfoſten aus Cypreſſenholz gelehnt. Sobald Telemach ihn erblickte, langte er aus dem vor ihm ſtehenden Korb ein ganzes Brot, nahm dazu eine Hand voll Fleiſch und gab beides dem Sauhirten mit den Worten: „Hier, mein Freund, reiche dieſe Gaben dem Fremdling, und ſag ihm, er ſoll ſich der Scham entſchlagen, und bei den Freiern herumbetteln!“ Odyſſeus empfing die Gabe ſegnend mit beiden Händen, legte ſie ſich vor die Füße auf ſeinen Ranzen und fing an zu eſſen. Das ganze Mahl über hatte der Sänger Phemius die Gäſte mit ſeinem Lied ergötzt; jetzt ſchwieg er, und man hörte nur noch den wilden Lärm der Schmauſenden durch den Saal. In dieſem Augenblick näherte ſich die Göttin Athene unſichtbar dem Odyſſeus und trieb ihn an, Brocken von den Freiern einzuſammeln, um die billiger Denkenden von den rohen unterſcheiden zu lernen. Aber dennoch war ihnen allen miteinander das Verderben von der Göttin zugedacht: es ſollte nur einer milderen Todes ſterben als der andere. Odyſſeus befolgte das Geheiß der Göttin, er ging flehend von Mann zu Mann und ſtreckte ſeine Hand hin, ſo geläufig, als wäre er ſeit lange den Bettel gewohnt. Manche zeigten ſich mitleidig und gaben ihm, und es entſtand ein Fragen unter den Freiern, woher der Mann wohl kommen möge. Da ſagte zu ihnen der Ziegenhirt Melanthius: „Ich habe den Burſchen zuvor ſchon geſehen, der Sauhirt hat ihn hereingebracht!“ Dieſen fuhr jetzt der Freier Antinöus zornig an: „Du berüchtigter Sauhirt, ſag’ uns, warum haſt du dieſen Menſchen in die Stadt geführt? Haben wir nicht Landſtreicher genug, daß du uns auch noch dieſen Freſſer in den Saal ſchleppſt?“ — „Harter Mann,“ antwortete Eumäus gelaſſen, „den Seher, den Arzt, den Baumeiſter, den Sänger, der uns durch ſeine Lieder erfreut, ſie alle beruft man wetteifernd in die Paläſte der Großen; den Bettler hat niemand berufen: er kommt von ſelber; aber man ſtößt ihn auch nicht hinaus! Und das ſoll auch dieſem nicht geſchehen, ſo lange Penelöpe und Telemachus’ dies Haus bewohnen.“ Aber Telemach hieß ihn ſchweigen und ſagte: „Bemühe dich mit keiner Antwort, Eumäus, du kennſt ja die böſe Gewohnheit dieſes Mannes, andere zu beleidigen. Dir aber, Antinöus, ſage ich: du biſt nicht mein Vormünder, daß du mir gebieten dürfteſt, dieſen Fremdling aus dem Hauſe zu treiben. Gieb ihm vielmehr und ſchone meines Gutes nicht! Aber freilich, du willſt lieber ſelbſt verzehren, als andern geben!“ — „Siehe da, wie der trotzige Knabe mich ſchmäht,“ rief Antinöus dagegen; „wollte jeder Freier dieſem Bettler eine Gabe reichen, er brauchte drei Monate lang das Haus nicht wieder zu betreten!“ Damit ergriff er ſeinen Fußſchemel, und als Odyſſeus auf ſeinem Rückwege zu der Schwelle eben an ihm vorüberging, und auch ihn noch um eine Gabe anflehte, wobei er von langen Bettlerfahrten durch Ägypten und Cypern ihm vorjammerte, rief dieſer unwillig: „Welch ein Dämon hat uns dieſen zudringlichen Schmarotzer geſandt! Weiche von meinem Tiſch, daß ich dir dein Ägypten und Cypern nicht geſegne!“ Und als Odyſſeus murrend ſich zurückzog, warf ihm Antinöus den Fußſchemel nach, daß dieſer ihm rechts auf die Schulter flog, dicht ans Halsgelenk. Odyſſeus ſtand unverrückt wie ein Fels und ſchüttelte ſchweigend ſein Haupt, voll von Entwürfen. Dann kehrte er zur Schwelle zurück, legte den mit Gaben gefüllten Ranzen zu Boden und klagte niederſitzend den Freiern die Kränkung, die ihm Antinöus angethan. Dieſer aber rief dem Bettler zu: „Schweige und friß, du Fremdling, oder packe dich, ſonſt zieht man dich an Hand und Fuß über die Schwelle, daß dir die Glieder bluten!“

Dieſe Roheit empörte ſelbſt die Freier; einer aus ihnen erhub ſich und ſprach: „Antinöus, du haſt nicht wohl daran gethan, den Unglücklichen zu werfen. Wie nun, wenn es ein Himmelsbote wäre, der Menſchengeſtalt angenommen? denn ſolches geſchieht ja manchmal!“ Aber Antinöus achtete nicht auf dieſe Warnung. Telemach ſelbſt ſah ſchweigend die Mißhandlung ſeines Vaters und drängte ſeinen Ingrimm in den Buſen zurück.

In ihrem Frauengemache konnte Penelöpe durch die offenen Fenſter alles vernehmen, was im Saale geſchah. So hörte ſie auch, wie es dem Bettler dort erging, und empfand Mitleiden mit ihm. Sie ließ in der Stille den Sauhirten zu ſich hereinrufen und befahl ihm, jenen kommen zu heißen. „Vielleicht,“ ſetzte ſie hinzu, „weiß er mir etwas von meinem Gemahl zu berichten, oder hat ihn gar ſelbſt geſehen; denn er ſcheint weit in der Welt umhergewandert zu ſein.“ — „Ja,“ antwortete Eumäus, „wenn die Freier ſchweigen und hören möchten, er könnte vieles erzählen. Drei Tage ſchon beherberge ich ihn, und ſeine Berichte entzücken mein Herz, als wären ſie das Lied eines Sängers. Er iſt von Kreta, und mit deinem Gemahl, wie er behauptet, durch väterliches Gaſtrecht verbunden. Und ſo will er denn auch wiſſen, daß Odyſſeus gegenwärtig im Lande der Thesproter lebe und nächſtens mit vielem Gute heimkehren werde.“ — „Geh,“ ſagte Penelöpe bewegt, „rufe den Fremdling herbei, daß er mir erzähle! Dieſe üppigen Freier! Es fehlt uns nur ein Mann, wie Odyſſeus war; käme dieſer, ſo würden er und Telemach den Trotzigen bald vergelten!“ Als ſie ſo ſprach, nieſte eben Telemachus im Saale ſo laut, daß das Gewölbe widerhallte. Penelöpe mußte lächeln und ſprach zum Sauhirten: „Hörſt du, wie mein Sohn mir zunieſt, iſt das nicht eine gute Vorbedeutung? rufe mir geſchwind den Fremdling herbei!“

Eumäus meldete dem Bettler den Befehl Penelöpes, dieſer aber erwiderte: „Wie gerne möchte ich der Königin erzählen, was ich von Odyſſeus weiß; und ich weiß viel von ihm: aber das Betragen der Freier flößt mir Beſorgnis ein. Eben jetzt, wo ich durch den Wurf des böſen Mannes dort ſo ſchwer gekränkt worden bin, hat ſich weder Telemach noch ein anderer meiner angenommen. Darum ſoll Penelöpe für jetzt ihr Verlangen bewältigen, bis die Sonne untergegangen iſt, dann ſoll ſie mich an ihren Herd ſitzen laſſen; denn mich friert in meinen Lumpen: ſo will ich ihr alles mögliche erzählen.“ So begierig Penelöpe auf den Fremdling war, ſo konnte ſie ſeinen Gründen doch nicht Unrecht geben, und beſchloß, ſich zu gedulden.

Eumäus kehrte unter das Gewühl der Freier zurück und flüſterte ſeinem jungen Herrn ins Ohr: „Ich will mich jetzt wieder nach meinem Gehege aufmachen, Herr, ſorge du hier für das Nötige, zumal aber für dich ſelbſt, und ſei vor jeder Gefahr auf der Hut, welche von ſeiten der argliſtigen Freier dich bedrohen könnte.“ Auf die Bitte Telemachs verweilte jedoch der Sauhirt noch bei Tiſche, bis es Abend geworden war; dann brach er auf und verſprach, am frühen Morgen mit auserleſenen Schweinen wieder zu kommen.

Odyſſeus und der Bettler Irus. Die Freier waren noch immer beiſammen, als ein berüchtigter Bettler aus der Stadt in den Saal trat, ein ungeheurer Vielfraß, groß von Geſtalt, aber ohne alle Leibeskraft; von Haus aus hieß er Arnäus, aber die Jugend der Stadt nannte ihn mit einem Unnamen, Irus, was einen Boten bezeichnete; denn er pflegte um Lohn Botendienſte zu thun. Die Eiferſucht führte ihn herbei; denn er hatte von einem Nebenbuhler gehört, und ſo kam er heran, den Odyſſeus aus ſeinem eigenen Hauſe zu vertreiben. „Weiche von der Thür, Greis,“ rief er beim Eintreten, „ſiehſt du nicht, wie mir alles mit den Augen zuwinkt, dich am Fuß hinauszuſchleppen? Geh freiwillig und zwinge mich nicht dazu!“ Finſter blickte ihn Odyſſeus an und ſprach: „Die Schwelle hat Raum für uns beide. Du ſcheinſt mir arm zu ſein wie ich. Beneide mich nicht, wie ich ſelbſt dir deinen Anteil gönne. Reize meinen Zorn nicht und fordere mich nicht zum Fauſtkampf heraus: ſo alt ich bin, ſo möchten dir doch bald Bruſt und Lippen bluten, und das Haus dürfte morgen Ruhe vor dir haben.“ Jetzt fing Irus nur noch ärger zu poltern an: „Was ſchwatzeſt du da, Freſſer,“ ſprach er, „was plauderſt du wie ein Hökerweib? Ein paar Streiche von mir rechts und links ſollen dir Backen und Maul zerſchmettern, daß dir die Zähne auf den Boden fallen wie aus einem Schweinsrüſſel. Haſt du Luſt, es mit einem Jüngling aufzunehmen, wie ich einer bin?“

Mit lautem Lachen kehrten ſich die Freier dem hadernden Paare zu, und Antinöus ſprach: „Wiſſet ihr was, Freunde, ſehet ihr dort die Blutwürſte, in Ziegenmagen gefüllt, auf den Kohlen braten? Dieſe laßt uns den beiden edlen Streitern als Kampfpreis ausſetzen: wer von beiden Sieger iſt, nehme ſich davon, ſo viel er mag, und kein anderer Bettler außer ihm ſoll inskünftig dieſen Saal betreten!“

Allen Freiern gefiel dieſe Rede. Odyſſeus indeſſen ſtellte ſich zaghaft, als ein vom Elend entkräfteter Greis; er verlangte zum voraus das Verſprechen von den Freiern, daß ſie ſich mit ihren jugendlichen Händen nicht zu gunſten des Irus in den Kampf einlaſſen wollten. Sie gelobten ihm dieſes willig, und auch Telemach ſtand auf und ſprach: „Fremdling, wenn du es vermagſt, ſo bemeiſtere jenen immerhin. Ich bin der Wirt, und wer dich verletzt, der hat es mit mir zu thun.“ Die Freier alle nickten dieſen Worten Beifall zu. Odyſſeus gürtete ſein Gewand und ſtülpte die Ärmel auf. Da erſchienen (denn unvermerkt verherrlichte Athene ſeinen Wuchs) nervige Schenkel und Arme, mächtige Schultern und Bruſt, ſo daß die Freier ſtaunen mußten, und Nachbar zum Nachbar ſprach: „Welche Lenden der Greis aus ſeinen Lumpen hervorſtreckt! Wahrlich, dem armen Irus wird es übel gehen.“ Dieſer fing auch an zu zagen; die Diener mußten ihn mit Gewalt um=

gürten, und ſeine Gelenke ſchlotterten. Antinŏus, der ganz anderes von dieſem Wettkampf erwartet hatte, wurde voll Ärgers und ſprach: „Großſprecher, wäreſt du nie geboren, daß du vor dem kraftloſen Greis erbebeſt! Ich ſage dir, wenn du beſiegt wirſt, ſo wanderſt du mir zu Schiffe nach Epīrus zum König Echĕtus, dem Schrecken aller Menſchen: der wird dir Naſe und Ohren abſchneiden und ſie den Hunden vorwerfen!" So ſchrie Antinous, jenem aber zitterten die Glieder nur noch mehr. Dennoch führte man ihn hervor, und beide erhuben ihre Hände zum Kampf. Odyſſeus beſann ſich einen Augenblick, ob er den Elenden mit einem einzigen Streiche töten ſollte, oder ihm nur einen ſanften Schlag verſetzen, um keinen Argwohn bei den Freiern zu erwecken. Das letztere ſchien ihm klüger, und ſo gab er ihm denn, als beide hintereinander gekommen waren und Irus ihn mit der Fauſt rechts auf die Schulter getroffen hatte, nur eine leichte Schlappe hinter das Ohr. Dennoch zerbrach er ihm den Knochen, daß das Blut aus dem Munde ſchoß, und Irus ſich zähneklappernd und zappelnd auf dem Boden wand. Unter unbändigem Lachen und Klatſchen der Freier zog ihn Odyſſeus weg von der Pforte, zum Vorhof und zum Hauptthore hinaus, lehnte ihn an die Hofmauer, und indem er ihm den Stab in die Hände gab, ſprach er ſpottend: „Da bleib du ſitzen auf der Stelle, und verſcheuche Hunde und Schweine!" Dann kehrte er in den Saal zurück und ſetzte ſich mit ſeinem Ranzen wieder auf die Schwelle.

Sein Sieg hatte den Freiern Achtung eingeflößt, ſie kamen lachend zu ihm her, reichten ihm die Hände und ſprachen: „Mögen dir Zeus und die Götter geben, was du begehreſt, Fremdling, daß du uns den überläſtigen Burſchen zur Ruhe gebracht haſt, der nun zum König Echĕtus wandern mag!" Odyſſeus ließ ſich den Wunſch als ein gutes Vorzeichen gefallen. Antinous ſelbſt legte ihm einen mächtigen Ziegenmagen vor, der mit Fett und Blut gefüllt war, Amphinomus aber brachte zwei Brote aus dem Korb herbei, füllte einen Becher mit Wein, und trank ihn unter Handſchlag dem Sieger zu, indem er ſagte: „Auf dein Wohlergehen, fremder Vater, mögeſt du künftig von aller Trübſal frei ſein!" Odyſſeus blickte ihm ernſthaft ins Auge und erwiderte: „Amphinomus, du ſcheinſt mir ein recht verſtändiger Jüngling zu ſein, und biſt eines angeſehenen Mannes Kind. Nimm dir mein Wort zu Herzen! Es giebt nichts Eitleres und Unbeſtändigeres auf Erden, als der Menſch iſt; ſo lang ihn die Götter begünſtigen, meint er, die Zukunft könne ihm nichts Böſes bringen; und wenn nun das Traurige kommt, ſo findet er keinen Mut in ſich, es zu ertragen. Ich ſelbſt habe das erfahren, und habe, im Vertrauen auf meine Jugendſtärke, in glücklichen Tagen auch manches gethan, was ich nicht hätte ſollen. Drum warne ich einen jeden, im Übermute nicht zu freveln, und rate ihm, die Gaben der Götter in Demut zu empfangen. So iſt es auch nicht klug, daß die Freier ſich jetzt ſo trotzig gebärden, und der Gattin des Mannes ſo viel Schmach anthun, der ſchwerlich lange mehr von ſeiner Heimat entfernt, der vielleicht ſo nahe iſt! Möge dich, Amphinomus, ein guter Dämon aus dem Hauſe hinwegführen, ehe du jenem begegneſt!" So ſprach Odyſſeus, goß eine Spende aus, trank und gab dann den Becher dem Jüngling zurück. Der Freier ſenkte nachdenklich ſein Haupt, und ſchritt betrübt durch den Saal, als ahnete ihm etwas Schlimmes. Dennoch entrann er dem Verhängniſſe nicht, das ihm Athene beſtimmt hatte.

Penelŏpe vor den Freiern. Jetzt legte es Pallas Athene der Königin in die Seele, vor den Freiern zu erſcheinen, einem jeden von ihnen ſein Herz recht mit Sehnſucht zu füllen, und ſich durch ihr Betragen vor dem Gemahl, deſſen Gegenwart ſie freilich noch nicht ahnte, und vor ihrem Sohne Telemach in vollem Glanze ihrer Seelenhoheit und ihrer Treue zu zeigen. Die alte vertraute Schaffnerin billigte ihren Entſchluß: „Geh nur, Tochter," ſprach ſie, „und berate deinen Sohn mit einem Worte zur rechten Zeit: aber nicht ſo, wie du jetzt biſt, deine ſchönen Wangen von Thränen entſtellt, mußt du hinuntergehen; ſondern bade und ſalbe dich zuvor, und alsdann zeige dich den Freiern." Aber Penelŏpe antwortete kopfſchüttelnd: „Mute mir das nicht zu, gute Alte; alle Luſt mich zu ſchmücken, iſt mir vergangen, ſeit mein Gemahl mit ſeinen Schiffen gen Troja fuhr. Aber rufe mir meine Dienerinnen Autonŏe und Hippodamīa, daß ſie im Saale mir zur Seite ſtehen; denn unbegleitet zu den Männern hinabzugehen, verbietet mir ja die Scham."

Während Eurynome die Schaffnerin mit dieſem Auftrage ſich entfernte, verſenkte Athene die Gattin des Odyſſeus auf Augenblicke in einen ſüßen Schlummer, daß ſie ſich ſanft in ihrem Seſſel ſtreckte, und verlieh ihr die Gaben überirdiſcher Schönheit; das Geſicht wuſch ſie ihr mit Ambroſia, womit ſich Aphrodīte zu ſalben pflegt, wenn ſie mit den Grazien den Reigen führen will; ihren Wuchs machte ſie höher und voller; ihre Haut ließ ſie wie Elfenbein ſchimmern. Dann verſchwand die Göttin wieder; die beiden Mägde kamen mit Geräuſch hereingeeilt, Penelŏpe erwachte aus ihrem Schlummer, rieb ſich die Augen und ſprach: „Ei wie ſanft habe ich geſchlafen, möchten mir die Götter nur auf der Stelle einen ſo ſanften Tod ſenden, daß ich mich nicht länger um meinen Gemahl härmen und im Hauſe Kummer ausſtehen müßte!" Mit dieſen Worten erhub ſie ſich aus dem Seſſel und ſtieg aus den obern Gemächern des Palaſtes zu den Freiern hinab. Dort ſtand ſie in der Pforte des gewölbten Saales ſtill, die Wangen mit dem Schleier umhüllt, in jugendlicher Schönheit; zu beiden Seiten ſtand ſittſamlich eine Dienerin. Als die Freier ſie ſahen, ſchlug ihnen allen das Herz im Leibe, und jeder wünſchte und gelobte ſich, ſie als Gattin heimzuführen. Die Königin aber wandte ſich an ihren Sohn und ſprach: „Telemach, ich erkenne dich nicht, fürwahr, ſchon als Knabe zeigteſt du mehr Verſtand denn jetzt, wo du groß und ſchön, wie der Sohn des edelſten Mannes vor mir ſtehſt! Welche That haſt du ſo eben im Saale begehen laſſen? Haſt geduldet, daß ein armer Fremdling, der in unſerer Behauſung Ruhe ſuchte, aufs unwürdigſte gekränkt worden iſt? Das muß uns ja vor allen Menſchen Schande bringen!"

„Ich verarge dir deinen Eifer nicht, gute Mutter," erwiderte hierauf Telemach; „auch fehlt es mir nicht an der Erkenntnis des Rechten, aber dieſe feindſeligen Männer, die um mich her ſitzen, betäuben mich ganz, und nirgends finde ich einen, der mich unterſtützte. Doch iſt der Kampf des Fremden mit Irus gar nicht ausgegangen, wie es die Freier wünſchten; möchten dieſe doch eben ſo gezwungen ihr Haupt hängen laſſen, wie jener Elende draußen an der Schwelle des Hofes daſitzt!" Telemach hatte dieſes ſo geſprochen, daß die Freier es nicht hören konnten, Eurymăchus aber rief ganz trunken von dem Anblicke der reizenden Königin: „Ikarius' Tochter, wenn dich alle Achajer in ganz Griechenland ſehen könnten, wahrhaftig, es erſchienen morgen noch viel mehr Freier zum Schmauſe: ſo weit übertriffſt du alle Weiber an Geſtalt und Geiſt!" — „Ach Eurymăchus," antwortete Penelŏpe, „meine Schönheit iſt dahin, ſeit mein Gemahl mit den Griechen gen Troja fuhr! Käme er wieder zurück und beſchirmte mein Leben, ja dann möchte ich wieder aufblühen; jetzt aber traure ich. Ach, als Odyſſeus das Ufer verließ und mir zuletzt die Hand reichte, da ſprach er: Liebes Weib, die Griechen werden, denk' ich, wohl nicht alle geſund von Troja heimkehren; die Trojaner ſollen des Streites kundige Männer ſein, treffliche Speerſchleuderer, Bogenſchützen, Wagenlenker. So weiß denn auch ich nicht, ob mein Dämon mich zurückführen, oder dort wegraffen wird. Beſchicke du alles im Haus, und ſorge mir für Vater und Mutter, wo möglich noch zärtlicher, als du bisher gethan haſt. Und wenn dein Sohn herangewachſen iſt, und ich nicht mehr heimkehre, dann magſt du dich vermählen, wenn du willſt, und unſre Wohnung verlaſſen. So ſprach er, und nun wird alles wahr! Weh mir, der entſetzliche Tag der Hochzeit naht heran, und unter welchem Kummer gehe ich ihm entgegen! Denn dieſe Freier da haben ganz andere Sitte, als man ſonſt bei Brautbewerbern findet. Wenn andere eines anſehnlichen Mannes Tochter zum Weibe begehren, ſo bringen ſie Rinder und Schafe zum Schmauſe mit, und Geſchenke für die Braut, und verpraſſen nicht fremdes Gut ohne alle Entſchädigung!"

Mit inniger Luſt hörte Odyſſeus dieſe klugen Worte. Für die Freier übernahm Antinŏus die Antwort und erwiderte: „Edle Königin, gern wird dir jeder von uns die köſtlichſten Gaben darbringen, und wir bitten dich, entziehe dich unſern Geſchenken nicht. Aber in unſere Heimat kehren wir nicht zurück, bis du dir den Bräutigam aus unſerer Mitte auserkoren haſt." Alle Freier ſtimmten in dieſe Rede ein. Diener wurden abgeſchickt, und bald kamen die Geſchenke heran. Für Antinŏus wurde ein gewirktes buntes Gewand, an dem 12 goldene Spangen hinabliefen, die mit ſchön gebogenen Haken in die Schlußringe eingriffen, herbeigebracht; für Eurymăchus ein kunſtvolles goldenes Bruſtgeſchmeide, mit anderem edlen Metall eingelegt, das wie die Sonne ſtrahlte; für Eurydamas ein Paar Ohrenringe, jeder in drei Diamanten ſpielend; aus Piſanders Palaſt wurde ein Halsband voll der köſtlichſten Kleinode dahergetragen, nnd ſo reichte ihr auch jeder der andern Freier ein beſonderes Geſchenk dar. Dienerinnen des Hauſes kamen, nahmen die Geſchenke in Empfang, und Penelŏpe ſtieg mit denſelben wieder in den Söller empor.

Odyſſeus abermals verhöhnt. Die Freier vergnügten ſich jetzt, bis der Abend hereinbrach, im Tanze, und ſchwärmten ganz ausgelaſſen. Als es dunkel wurde, ſtellten die Mägde drei Feuerlampen zur Beleuchtung im Saale umher, und legten getrocknete Scheiter, mit Kienſpänen gemiſcht, hinein. Während ſie nun in die Wette die Glut anfachten, geſellte ſich Odyſſeus zu ihnen und ſagte: „Ihr Mägde des Odyſſeus, des allzulange abweſenden Herrn, höret, euch ziemte beſſer, droben bei eurer ehrwürdigen Fürſtin zu ſitzen, die Spindel zu drehen und Wolle zu kämmen. Für das Feuer im Saale laſſet mich ſorgen! Und blieben die Freier bis zum hellen Morgen da, ich will nicht müde werden; ich bin ans Dulden gewöhnt!"

Die Mägde ſahen einander an und ſchlugen ein Gelächter auf. Endlich ſprach eine junge ſchöne Dienerin, Melāntho, welche von Penelŏpe wie ein Kind aufgezogen worden, die aber jetzt mit dem Freier Eurymăchus in ſchändlichem Einverſtändniſſe lebte, die frechen Schmähworte: „Du elender Bettler, du biſt ein rechter Narr, daß du nicht in eine Schmiedeeſſe, oder andere Herberge ſchlafen geheſt, und hier, wo ſo viel edlere Männer ſind als du, uns Geſetze vorſchreiben willſt.

Sprichſt du im Rauſche, oder biſt du beſtändig ein ſolcher Thor? oder ſchwindelt dir, weil du den Irus beſiegt haſt? Nimm dich in acht, daß nicht ein Beſſerer ſich erhebt, dir rechts und links mit derber Hand das Haupt zerſchlägt, und dich vom Blute triefend aus dem Palaſte verſtößt." — „Hündin," antwortete Odyſſeus finſter, „ich gehe, deine frechen Worte dem Telemach zu melden, daß er dich in Stücke zerhaue." Die Mägde meinten, er habe im Ernſt geredet, und ſein Wort ſcheuchte ſie auseinander, daß ſie mit bebenden Knieen aus dem Saale flohen. Nun ſtellte ſich Odyſſeus ſelbſt ans Geſchirr, fachte die Flammen an, und hing ſeinen Rachegedanken nach. Athene aber ſpornte das Herz der üppigen Freier zum kränkenden Spott, und Eurymächus ſagte zu ſeinen Geſellen, daß ein lautes Gelächter entſtand: „Der Mann iſt wahrhaftig als eine lebendige Leuchte von einem Gott in dieſen Saal geſchickt worden: ſchimmert nicht ſein Kahlkopf, auf dem auch kein einziges Härchen mehr zu erblicken iſt, gerade wie eine Fackel?" Und zu Odyſſeus gewendet, ſprach er: „Hör Burſche, hätteſt du nicht Luſt, dich mir zum Knechte zu verdingen, mir auf meinen Gütern die Dornen einzuſammeln und Bäume zu pflanzen? an Koſt und Nahrung ſollte dir's nicht gebrechen. Aber ich merke wohl, du bettelſt lieber, und füllſt dir deinen Bauch mit Almoſen, was keinen Schweiß koſtet." — „Eurymächus," antwortete Odyſſeus mit feſter Stimme, „ich wollte, es wäre Frühling und wir mähten mit einander in die Wette Gras auf der Wieſe, du hielteſt die Senſe und ich hielte ſie, und beide müßten wir nüchtern bis ſpät in die Nacht arbeiten: es ſollte ſich zeigen, wer es länger aushielte! Oder ich wollte, wir ſtänden beide an der Pflugſchar: du ſollteſt ſehen, wie ich die Furche in einem Zug durchſchnitte! Oder es wäre Krieg, und ich trüge Schild und Helm, dazu zwei Lanzen; du ſollteſt ſehen, ob ich nicht in den vorderſten Reihen kämpfte, und gewiß, es fiele dir nicht ein, mich höhnend an meinen Magen zu erinnern! Trotziger Menſch, du dünkeſt dich groß und gewaltig zu ſein, weil du dich nur erſt mit wenigen, und dazu nicht mit den Edelſten gemeſſen haſt; aber wenn einmal Odyſſeus in die Heimat zurückkäme, da möchten dir bald dieſe Hallen, ſo weit ſie der Werkmeiſter gebaut hat, zu eng werden für die Flucht!"

Jetzt wurde Eurymächus erſt recht grimmig. „Elender," ſchrie er, „empfang auf der Stelle den Lohn für deine trunkenen Reden!" Mit dieſem Zuruf ſchleuderte er einen Fußſchemel nach Odyſſeus, dieſer aber warf ſich zu den Knieen des Amphinomus nieder, daß der Schemel über ihn hin, und dem Mundſchenken an die rechte Hand fuhr, ſo daß dieſem die Weinkanne mit hellem Klang auf den Boden rollte, er ſelbſt aber mit einem Schrei rückwärts zu Boden fiel.

Die Freier lärmten indeſſen fort und fluchten dem Fremdling, daß er eine ſolche Störung in ihre Freuden bringe, bis Telemach höflich aber beſtimmt ſeine Gäſte einlud, ſich zur Nachtruhe zu begeben. Da erhub ſich Amphinomus in der Verſammlung und ſprach: „Ihr habt billige Worte vernommen, meine Freunde, widerſetzet euch ihnen nicht; auch den Fremdling ſoll niemand hinfort, weder ihr, noch ein Diener im Palaſte, mit Wort oder Werken kränken! Füllet die Becher noch einmal zur Opferſpende, und dann laßt uns nach Hauſe wandeln. Der Fremdling aber bleibe hier unter dem Schutze des Telemachus, an deſſen Herd er ſich geflüchtet hat." Es geſchah, wie Amphinomus geraten hatte, und bald verließen die Freier den Saal.

Odyſſeus mit Telemach und Penelöpe allein. Im Saale ſtanden jetzt nur noch Odyſſeus und ſein Sohn. „Geſchwind laß uns jetzt die Rüſtungen verwahren," ſagte jener zu dieſem. Telemach aber rief ſeine Pflegerin Eurykléa heraus und ſagte: „Mütterchen, halte mir die Mägde drin zurück, bis ich des Vaters Waffen aus dem beſtändigen Dampf in die Kammer getragen." — „Schon recht," antwortete Eurykléa, „daß du endlich auch einmal darauf denkſt, des Hauſes zu warten und dein Gut zu beſchirmen, Sohn! Aber wer ſoll dir die Fackel vortragen, wenn ich keine Dienerin mit dir gehen laſſen darf?" — „Der Fremdling dort!" erwiderte Telemach lächelnd, „wer aus meinem Brotkorb ißt, darf mir nicht müßig ſtehen!" Nun trugen Vater und Sohn die Helme, die Schilde, die Lanzen, alles mit einander in die Kammer, und vor ihnen her ſchritt mit goldener Lampe Pallas Athene, und verbreitete Licht überall. „Welch ein Wunder," ſagte Telemach leiſe zum Vater, „wie ſchimmern die Wände des Hauſes! wie deutlich ſehe ich jede Vertiefung, jeden Fichtenbalken, jede Säule, und alles leuchtet wie Feuer! Fürwahr es muß ein Gott bei uns ſein, ein Himmelsbewohner!" — „Sei ſtille, Sohn," antwortete ihm Odyſſeus, „und forſche nicht; das iſt ſo der Brauch der Unſterblichen. Lege dich jetzt ſchlafen, ich ſelbſt will noch ein weniges aufbleiben, und Mutter und Dienerinnen auf die Probe ſtellen."

Telemach entfernte ſich, und Penelöpe trat jetzt aus ihrer Kammer, ſchön wie Artemis und Aphrodīte. Sie ſtellte ſich ihren eigenen, köſtlich mit Silber und Elfenbein ausgelegten Seſſel zum Feuer und ſetzte ſich auf den Schafspelz, der ihn bedeckte. Dann kam eine Schar von Mägden, die räumten Brot und Becher von den Tiſchen, ſtellten dieſe ſelbſt bei Seite und ſorgten aufs neue für Beleuchtung und Heizung des Saales in den Geſchirren. Hier geſchah es, daß Meläntho den Odyſſeus zum zweiten Male höhnte. „Fremdling," ſagte ſie, „du wirſt doch nicht die Nacht über dableiben und im Palaſte herumlungern wollen? Begnüge dich mit dem Genoſſenen und geh auf der Stelle aus der Thüre hinaus, wenn nicht dieſer Feuerbrand dir nachfliegen ſoll!" Odyſſeus ſchaute ſie finſter an und entgegnete: „Unbegreifliche, warum biſt du ſo erbittert auf mich? weil ich in Lumpen gehe und bettle? Iſt das nicht das gemeinſame Schickſal aller Umherirrenden? Einſt war auch ich glücklich, wohnte im reichen Hauſe, gab dem wandernden Fremdling, wie auch ſein Ausſehen ſein mochte, was er bedurfte. Auch Diener und Dienerinnen hatte ich genug, doch das alles hat mir Zeus genommen. Bedenke, Weib, daß es dir auch ſo gehen könnte; wie, wenn die Fürſtin einmal dir ernſtlich zürnete? wenn gar Odyſſeus heimkäme? Noch iſt die Hoffnung dazu nicht ganz verſchwunden! Oder wenn Telemach, der kein Kind mehr iſt, an ſeiner Stelle handelte?"

Penelöpe hörte, was der Bettler ſprach, und ſchalt die übermütige Dienerin: „Schamloſes Weib, ich kenne deine ſchlechte Seele wohl, und weiß, was du thuſt; du ſollſt es mir mit deinem Kopfe büßen! Haſt du doch ſelbſt von mir gehört, daß ich den Fremdling ehre, und ihn in meinen eigenen Gemächern über den Gemahl befragen will, und dennoch wagſt du's, denſelben zu verhöhnen!" Meläntho ſchlich eingeſchüchtert davon, die Schaffnerin mußte dem Bettler einen Stuhl hinſtellen, und nun begann Penelöpe das Geſpräch: „Vor allen Dingen, Fremdling," ſagte ſie, „nenne mir dein Haus und Geſchlecht." — „Königin," antwortete Odyſſeus, „du biſt eine untadelhafte Frau, auch deines Gatten Ruhm iſt groß; dein Volk, dein Land hat ein gutes Lob. Du aber frage mich nach allem, nur nicht nach meinem Geſchlecht und nach meiner Heimat, ich habe zu viel Weh erduldet, als daß ich daran erinnert werden dürfte. Wenn ich es aufzählen ſollte, ſo müßte ich troſtlos klagen, und würde von den Dienerinnen oder gar von dir ſelber mit Recht geſcholten." Hierauf fuhr Penelöpe fort: „Du ſieheſt, Fremdling, daß es auch mir nicht beſſer ergangen iſt, ſeit mein geliebter Gemahl mich verlaſſen hat. Du kannſt die Männer ſelbſt zählen, die um mich werben und mich bedrängen, und denen ich ſeit drei Jahren durch eine Liſt entgangen bin, die ich jetzt nicht mehr fortſetzen kann." Damit erzählte ſie ihm von ihrem Gewebe, und wie der Betrug durch die Mägde entdeckt worden war. „Hinfort kann ich," endete ſie, „der Vermählung nicht mehr ausweichen; meine Eltern drängen mich, mein Sohn zürnt über die Verſchwendung ſeines Erbguts. So ſiehſt du, wie es mir ergeht. Nun wohlan, verſchweige mir auch dein Geſchlecht nicht, Mann; du biſt doch nicht der fabelhaften Eiche oder dem Felſen entſproſſen!"

„Wenn du mich nötigeſt," erwiderte Odyſſeus, „ſo will ich es dir wohl ſagen." Und nun fing der Schalk an, ſein altes Lügenmärchen von Kreta zu erzählen. Dieſes ſah der Wahrheit ſo ähnlich, daß Penelöpe in Thränen zerfloß, und es dem Odyſſeus im innerſten Herzen erbarmte. Dennoch ſtanden ihm die Augenſterne wie Horn oder Eiſen unbeweglich unter den Augenlidern, und er war beſonnen genug, die Thränen zurückzuhalten. Als die Königin lange genug geweint, begann ſie von neuem: „Jetzt muß ich dich doch auch ein wenig prüfen, Fremdling, ob es wirklich wahr iſt, wie du erzähleſt, daß du meinen Gemahl in deinem Hauſe bewirtet haſt. Sage mir doch, welches Gewand er trug, wie er ausſah, wie ſein Gefolge war." — „Du verlangſt etwas Schweres nach ſo langer Trennung," erwiderte Odyſſeus; „denn es geht nun ins zwanzigſte Jahr, daß der Held bei uns auf Kreta landete. Doch ſoviel ich mich erinnere, war ſein Kleid zweifach, purpurn, von langer Wolle, eine goldene Spange daran, die mit doppelten Röhren ſchloß; vorn war ein prächtiges Stickwerk angebracht, ein Rehlein, das zwiſchen den Vorderklauen eines Hundes zappelte; unter dem Purpurmantel ſchaute der feinſte ſchneeweiße Leibrock hervor. Ein bucklichter Herold mit Lockenhaar und braunem Geſichte, namens Eurybates, folgte ihm." Von neuem mußte die Königin weinen; denn alle Zeichen trafen genau ein. Odyſſeus tröſtete ſie mit einem neuen Märchen, in das er jedoch manche Wahrheit einmiſchte, von ſeiner Landung auf Trinakia, und ſeinem Aufenthalt im Lande der Phäaken. Das alles wollte der Bettler vom Könige der Thesproten wiſſen, wo Odyſſeus vor ſeiner Reiſe zum Orakel nach Dodōna ſich zuletzt aufgehalten und große Schätze hinterlegt habe, die der Bettler ſelbſt geſehen zu haben vorgab. Somit ſei ſeine Rückkunft ſo gut als gewiß.

Aber ſeine Worte vermochten Penelöpe nicht zu überzeugen. „Mir ahnet im Geiſte," ſprach ſie mit geſenktem Haupte, „daß das niemals geſchehen wird." Sie wollte nun den Mädchen befehlen, dem Fremdling die Füße zu waſchen und ihm ein gutes warmes Lager zu bereiten. Odyſſeus ſchlug jedoch den Dienſt von den verhaßten Dienerinnen aus, und wollte nicht anders denn wie bisher auf ſchlechtem Stroh liegen. „Nur wenn du ein altes redliches Mütterchen haſt, Königin," ſprach er, „das ſo viel im Leben duldete, wie ich ſelbſt, das mag mir die Füße waſchen." — „Nun, ſo erhebe dich, ehrliche Eurykléa," rief Penelöpe „haſt du doch einſt den Odyſſeus groß gezogen; waſche nun dieſem da die Füße, der gerade ſo alt iſt wie dein Herr." „Ach," ſagte ſie, mit einem Blick auf den Bettler, „ſolche Füße, ſolche Hände hat vielleicht jetzt auch Odyſſeus, pflegen doch die Menſchen im Unglück frühe zu altern!" Die greiſe Pflegerin weinte bei dieſen Worten, und als ſie ſich anſchickte, dem Fremdlinge die Füße zu waſchen, und ihn nun ſchärfer ins Auge faßte, da ſprach ſie: „Es haben uns ſchon viele Fremdlinge beſucht, aber dem Odyſſeus ſo ähnlich an Stimme, Geſtalt und Füßen, wie du, iſt mir noch nie ein Menſch erſchienen!" — „Ja das haben alle geſagt, die uns beide geſehen," antwortete Odyſſeus gleichgültig, während er am Feuerherde ſaß, und ſie die zum Fußwaſchen beſtimmte Wanne mit kaltem und kochendem Waſſer miſchend füllte. Als ſie ſich an die Arbeit machte, rückte Odyſſeus vorſichtig ins Dunkel, denn er hatte von ſeiner frühen Jugend her über dem rechten Knie eine tiefe Narbe, wo ihm einmal auf einer Jagd ein Eber mit dem Zahne ſeitwärts ins Fleiſch gefahren war. An dieſem Mal fürchtete Odyſſeus von der Alten erkannt zu werden, und rückte deswegen mit den Füßen aus dem Licht. Aber es war vergebens. Sowie die Schaffnerin mit den flachen Händen über die Stelle fuhr, erkannte ſie die Narbe unter dem Druck und ließ vor Freude und Schrecken das Bein in die Wanne gleiten, daß das Erz klang und das Waſſer überſpritzte. Atem und Stimme ſtockten ihr, und ihr Auge füllte ſich mit Thränen. Endlich faßte ſie den Helden beim Knie: „Odyſſeus, mein Sohn, wahrlich, du biſt es," rief ſie, „ich habe es mit Händen gegriffen." Aber Odyſſeus drückte ihr mit ſeiner Rechten die Kehle zu, mit der Linken zog er ſie an ſich und flüſterte: „Mütterchen, willſt du mich verderben? Du redeſt freilich wahr, aber noch darf es kein Menſch im Palaſte wiſſen! Schweigſt du nicht, und es gelingt mir, die Freier zu bezwingen, ſo erwartet dich dasſelbe Schickſal, wie die gottloſen Mägde." — „Welch ein Wort ſprichſt du da," antwortete die Schaffnerin ruhig, als er ihr die Kehle wieder losgelaſſen, „weißt du nicht, daß mein Herz feſt iſt wie Fels und Eiſen, hüte dich nur vor den andern Mägden im Palaſte! ich will dir alle nennen, die dich verachten." — „Es braucht das nicht," ſprach Odyſſeus, „ich kenne ſie ſchon, und du darfſt ruhig ſein!" Inzwiſchen hatte Eurykléa ein zweites Fußbad geholt; denn das erſte war ganz verſchüttet. Nachdem er nun wohl gebadet und geſalbt war, beſprach ſich Penelŏpe noch eine Weile mit ihm. „Mein Geiſt ſchwankt hin und her," ſagte ſie, „guter Fremdling, ob ich bei meinem Sohne bleiben ſoll, aus Scheu vor meinem Gemahl, der ja doch vielleicht noch lebt, und für jenen unſer Gut verwalten, oder ob mich der edelſte unter den Freiern, der die herrlichſte Brautgabe bietet, heimführen ſoll. So lange Telemach noch ein Kind war, ließ mich ſeine Jugend nicht heiraten; nun er aber das Jünglingsalter erreicht hat, wünſcht er ſelbſt, daß ich aus dem Hauſe gehe, weil ſein Erbgut ſonſt doch nur vollends verſchwelgt wird. — Aber jetzt erkläre mir auch noch einen Traum, lieber Mann, da du doch ſo klug zu ſein ſcheinſt. Ich habe zwanzig Gänſe im Hauſe, und ſehe ihnen immer mit Luſt zu, wie ſie ihren Weizen, mit Waſſer gemiſcht, freſſen. Da träumt mir nun, ein Adler komme vom Gebirge her, und breche meinen Gänſen die Hälſe; alle lagen gemordet wild durcheinander im Palaſt, der Raubvogel aber ſchwang ſich in die Lüfte. Ich fing laut an zu ſchluchzen, und träumte weiter. Mir war, als kämen die Frauen aus der Nachbarſchaft, mich in meinem Grame zu tröſten. Auf einmal kehrte auch der Adler zurück, ſetzte ſich auf das Geſimſe und fing an mit Menſchenſtimme zu reden: „„Sei getroſt,"" ſprach er, „„Ikarius' Tochter, das iſt ein Geſicht und kein Traum: die Freier ſind die Gänſe; ich ſelbſt, der ich ein Adler war, bin Odyſſeus, ich bin zurückgekommen, alle Freier umzubringen."" So ſprach der Vogel und ich wachte auf. Sogleich ging ich, nach meinen Gänſen zu ſchauen, aber dieſe ſtanden ganz ruhig am Trog und fraßen." — „Fürſtin," erwiderte der verſteckte Bettler, „es iſt gewiß ſo, wie dir Odyſſeus im Traume ſagte, das Geſicht kann gar keine andere Bedeutung haben; er wird kommen, und kein Freier wird am Leben bleiben."

Aber Penelŏpe ſeufzte und ſprach: „Träume ſind doch nur Schäume, und morgen kommt der enſetzliche Tag, der mich vom Hauſe des Odyſſeus ſcheiden wird. Da will ich den Wettkampf beſtimmen; mein Gemahl pflegte manchmal zwölf Äxte hintereinander aufzuſtellen; dann trat er in die Ferne zurück, und ſchnellte den Pfeil vom Bogen durch alle zwölf hindurch. Wer nun von den Freiern dieſes Kunſtſtück mit des Odyſſeus Bogen, den ich immer noch aufbewahre, vollbringt, dem will ich folgen." — „Thue das, ehrwürdige Königin," ſprach Odyſſeus entſchloſſen, „beſtimme morgen auf der Stelle den Wettkampf; denn eher kommt dir Odyſſeus, als daß jene ſeinen Bogen ſpannen, und durch die zwölf Löcher der Äxte den Pfeil ſchnellen."

Die Nacht und der Morgen im Palaſte. Die Königin ſagte dem Fremdling gute Nacht; Odyſſeus begab ſich in den Vorſaal, wo ihm Eurykléa ein Bett bereitet hatte, das er ſich gefallen ließ. Über eine ungegerbte Stierhaut waren Schafspelze zum Lager gebreitet, und den Liegenden deckte ein Mantel zu. Lang wälzte er ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager; die ſchändlichen Mägde, die mit den Freiern zuhielten, ſtürmten unter Scherz und Gelächter an ihm vorüber, daß ſie ihm das Herz im Innerſten empörten. Aber der Held ſchlug an ſeine Bruſt, ſtrafte ſich ſelbſt und ſprach im Geiſte: „Duld' es, mein Herz, haſt du doch ſchon Härteres ertragen! Weißt du nicht mehr, wie du beim Cyklopen ſaßeſt, und ihm zuſehen mußteſt, wie das Ungeheuer deine Genoſſen fraß? Dulde!" So bezwang er ſein Herz; doch warf er ſich noch lange hin und her und ſann auf Rache gegen die Freier, als ſich auf einmal Athene in Jungfrauengeſtalt über ſein Haupt neigte, und ſeinen bangen Gedanken, wie er über ſo viele Meiſter werden ſollte, mit den Worten ein Ziel ſetzte: „Kleinmütiger, verläßt man ſich doch ſchon auf einen geringeren Freund, auf einen Sterblichen, der nicht ſo reich an Ratſchluß und an Kraft iſt; ich aber bin eine Göttin und beſchirme dich in jeder Gefahr; und wenn dich 50 Scharen voll Mordluſt umringten, dennoch würdeſt du es hinausführen! Überlaß dich immerhin dem Schlummer; denn endlich tauchſt du aus der Trübſal auf." So ſprach ſie und bedeckte ihm die Augenlider mit ſüßem Schlaf.

Penelŏpe ihrerſeits erwachte nach einem kurzen Schlummer, ſetzte ſich aufrecht in ihrem Bette hin und fing laut an zu weinen. Unter Thränen richtete ſie ihr Gebet an die Göttin Artemis: „Zeus' heilige Tochter," rief ſie flehend, „träfe doch auf der Stelle dein Pfeil mein Herz, oder raffte mich ein Sturmwind hinweg und würfe mich ans fernſte Ufer des Okeanus ehe ich meinem Gemahl Odyſſeus untreu werden und mich dem ſchlechteren Manne vermählen muß! Erträglich iſt das Leiden, wenn man den Tag durchweint, und doch die Nacht über Ruhe hat; mich aber peinigt ein Dämon ſelbſt im Schlafe mit den ſchmerzlichſten Träumen! So war mir im Augenblicke noch, als ſtände mein Gatte mir zur Seite, herrlich von Geſtalt, ganz wie er mit dem Kriegsheere von dannen zog, und mein Herz war voll Freude; denn ich meinte zuverſichtlich, daß es Wahrheit ſei!" So ſchluchzte Penelŏpe, und Odyſſeus vernahm die Stimme der Weinenden. Es war ihm ganz bange, vor der Zeit erkannt zu werden. Eilig raffte er ſich auf, verließ den Palaſt und unter freiem Himmel betete er zu Zeus um ein günſtiges Zeichen für ſeine Pläne. Da erſchien ein gewaltiges Licht am Himmel, und ein plötzlicher Donner rollte über dem Palaſte hin. In der nahen Mühle des Palaſtes hielt eine Müllerin ſtill, die die ganze Nacht durch gemahlen, blickte zum Himmel empor und rief: „Wie doch Zeus donnert, und iſt weit und breit kein Gewölk zu ſehen! er hat wohl irgend einem Sterblichen ein Zeichen gewährt! O Vater der Götter und Menſchen, möchteſt du auch meinen Wunſch erfüllen, und die verfluchten Freier vertilgen, die mich Tag und Nacht in der Mühle das Mehl zu ihren Schmäuſen bereiten laſſen!" Odyſſeus freute ſich der guten Vorbedeutung, und kehrte in den Palaſt zurück.

Hier wurde es allmählich laut, die Mägde kamen und zündeten das Feuer auf dem Herd an; Telemach warf ſich in die Kleider, trat an die Schwelle der Frauengemächer, und rief der Pflegerin mit verſtellten Worten: „Mütterchen, habt ihr den Gaſt auch mit Speiſe und Lager geehrt, oder liegt er unbeachtet da? Die Mutter ſcheint mir ganz die Beſinnung verloren zu haben, daß ſie den ſchlechten Freiern ſo viel Ehre erweiſt, und den beſſeren Mann ungeehrt läßt!" — „Du thuſt meiner Herrin Unrecht," antwortete Eurykléa, „der Fremdling trank ſo lange und ſo viel Wein als ihm beliebte, und Speiſe verlangte er auch keine mehr. Man bot ihm ein köſtliches Lager an, aber er verſchmähte es, mit Mühe ließ er ſich ein ſchlechteres gefallen."

Nun eilte Telemach, von ſeinen Hunden begleitet, auf den Markt in die Volksverſammlung. Die Schaffnerin aber befahl den Mägden, alles zu dem bevorſtehenden Schmauſe des Neumondfeſtes zuzubereiten, und nun legten die einen purpurne Teppiche auf die ſchmucken Seſſel, andere ſcheuerten die Tiſche mit Schwämmen, wieder andere reinigten die Miſchkrüge und die Becher, und ihrer 20 eilten an den Quellbrunnen, Waſſer zu ſchöpfen. Auch die Diener der Freier kamen heran und ſpalteten Holz in der Vorhalle. Der Sauhirt kam mit den fetteſten Schweinen herbei, und grüßte ſeinen alten Gaſt aufs freundlichſte. Melānthius mit 2 Geißhirten brachte die auserleſenſten Ziegen, die von den Knechten in der Halle angebunden wurden. Dieſer ſprach im Vorübergehen zu Odyſſeus mit höhniſchem Ton: „Alter Bettler, biſt du immer noch da, und weichſt nicht von der Thüre? Wir nehmen wahrſcheinlich nicht Abſchied von einander, bevor du meine Fäuſte gekoſtet! Giebt es denn gar keine anderen Schmäuſe, denen du nachzuziehen haſt?" Odyſſeus erwiderte auf dieſe Schmähworte nichts, ſondern ſchüttelte nur das Haupt.

Nun betrat ein ehrlicher Mann den Palaſt; es war Philötius, der den Freiern ein Rind und gemäſtete Ziegen zu Schiffe herbeigebracht hatte. Dieſer ſprach im Vorübergehen zu dem Sauhirten: „Eumäus, wer iſt doch der Fremdling, der jüngſt in dieſes Haus kam? er gleicht an Geſtalt ganz und gar unſerm König Odyſſeus. Geſchieht es doch wohl, daß das Elend auch einmal Könige zu Bettlern umgeſtaltet!" Dann nahte er ſich dem verkleideten Helden mit einem Handſchlage und ſprach: „Fremder Vater, ſo unglücklich du ſcheineſt, ſo möge es dir wenigſtens in Zukunft wohl ergehen! Mich überlief der Schweiß, als ich dich ſah, und Thränen traten mir in die Augen; denn ich mußte an Odyſſeus gedenken, der jetzt wohl auch, in Lumpen gehüllt, in der Welt umherirrt, wenn er anders noch lebt! Schon als Jüngling hat er mich zum Hüter ſeiner Rinder gemacht, deren Zucht vortrefflich gedeiht, leider aber muß ich ſie andern zum Schmauſe daherführen! Auch wäre ich längſt vor Ärger aus dieſem Lande geflohen, wenn ich nicht immer noch hoffte, Odyſſeus kehre dereinſt zurück, und jage dieſen Schwarm auseinander." — „Kuhhirt," erwiderte ihm Odyſſeus, „du ſcheinſt kein ſchlechter Mann zu ſein; ja beim Zeus ſchwöre ich dir, heute noch und ſo lange du im Palaſte biſt, kehrt Odyſſeus heim, und deine Augen werden es ſchauen, wie er die Freier abſchlachtet!“ „Möchte Zeus es wahr machen,“ ſagte der Rinderhirt, „meine Hände ſollten auch dabei nicht feiern!“

Der Feſtſchmaus. Die Freier, nachdem ſie in ihrer Verſammlung ſich über Telemachs Ermordung beſprochen, kamen allmählich auch im Palaſte an. Sie legten ihre Mäntel ab, die Tiere wurden geſchlachtet, gebraten und verteilt; Diener miſchten den Wein in Krügen, der Sauhirt reichte die Becher umher, Philötius in zierlichen Körben die Brote, den Wein ſchenkte Melānthius, und das allgemeine Mahl begann.

Den Odyſſeus ſetzte Telemachus abſichtlich an die Schwelle des Saales auf einen ſchlechteren Stuhl, und ſtellte einen armſeligen Tiſch davor. Hier ließ er ihm gebratenes Eingeweide auftragen, füllte ſeinen Becher mit Wein und ſprach: „Hier ſchmauſe ruhig, und ich rate niemanden, dich zu ſchmähen!“ Antinŏus ſelbſt ermahnte ſeine Freunde, den Fremdling gewähren zu laſſen; denn er merkte wohl, daß derſelbe unter des Zeus Schutze ſtehe; aber Athene ſtachelte die Freier heimlich zum Spott. Es war unter ihnen ein ſchlechtgeſinnter Mann, mit Namen Kteſippus, aus der Inſel Same: „Ihr Freier, höret,“ ſprach dieſer mit höhniſchem Lächeln, „zwar hat der Fremdling längſt ſeinen Anteil, ſo gut wie wir ſelber, und es wäre auch nicht recht, wenn Telemach einen ſo vornehmen Gaſt überginge! Doch will ich ihm noch ein beſonderes Gaſtgeſchenk verehren, er mag die Schaffnerin damit bezahlen, die ihm den Schmutz vom Leibe gewaſchen hat!“ So höhnend zog er einen Kuhfuß aus dem Korbe und ſchleuderte ihn mit ſeiner nervigten Hand nach dem Bettler. Aber Odyſſeus beugte mit dem Haupte aus und drängte den Zorn mit einem gräßlichen Lächeln in die Bruſt zurück; der Knochen fuhr an die Mauer.

Jetzt ſtand Telemach auf und rief: „Schätze dich glücklich, Kteſippus, daß du den Fremdling nicht getroffen haſt; wäre es geſchehen, ich hätte dir die Lanze durch den Leib geſtoßen, und dein Vater hätte dir eine Leichenfeier ſtatt der Hochzeit rüſten können! Drum erlaube ſich keiner mehr eine Ungebühr in meiner Wohnung; lieber bringet mich ſelbſt um, als daß ihr die Fremdlinge beleidiget; es wäre mir auch beſſer, zu ſterben, als immer ſo ſchändliche Thaten mit anzuſehen!“ Alle verſtummten, als ſie ſo ernſtliche Worte hörten; endlich ſtand Agelāus, der Sohn des Damaſtor, unter ihnen auf und ſprach: „Telemach hat recht! aber er und ſeine Mutter ſollen jetzt ein Wort in Güte mit ſich reden laſſen. So lange noch irgend eine Hoffnung vorhanden war, daß Odyſſeus jemals in ſeine Heimat zurückkehren könne, ſo war es begreiflich, wenn man die Freier hinhielt. Jetzt aber iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß jener niemals zurückkommt. Wohlan denn, Telemach, tritt zu deiner Mutter, beſtimme ſie, den edelſten unter uns Freiern, und der die meiſten Gaben bietet, zu wählen, damit du ſelbſt hinfort ungeſchmälert dein väterliches Erbe genießen kannſt!“

Telemach erhob ſich von ſeinem Sitz und ſprach: „Beim Zeus! auch ich verzögere die Wahl nicht länger, vielmehr ſpreche ich ſchon lange der Mutter zu, ſich einen von ihren Bewerbern zu erwählen. Nur mit Gewalt werde ich ſie nie aus dem Hauſe treiben.“ Dieſe Worte Telemachs wurden mit einem unbändigen Gelächter von den Freiern aufgenommen; denn ſchon verwirrte Pallas Athene ihren Geiſt, daß ſie grinſend ihre Geſichter verzerrten; auch aßen ſie das Fleiſch halb roh und blutig hinein; plötzlich füllten ſich ihre Augen mit Thränen, und ſie gingen von der größten Ausgelaſſenheit zur tiefſten Schwermut über. Dies alles bemerkte der Seher Theoklymĕnus wohl. „Was iſt euch,“ ſprach er, „ihr Armen? eure Häupter ſind ja wie in Nacht gehüllt, eure Augen ſind voll Waſſers, und aus eurem Munde tönen Wehklagen! Und was ſchaue ich, an allen Wänden trieft Blut, Halle und Vorhof wimmeln von Geſtalten des Hades, und die Sonne am Himmel iſt ausgelöſcht!“ Die Freier aber verfielen wieder in ihre vorige Luſtigkeit, und fingen aus Leibeskräften zu lachen an. Endlich ſprach Eurymăchus zu den Andern: „Dieſer Fremdling, der ſich erſt ſeit kurzem in unſerer Mitte befindet, iſt wahrhaftig ein rechter Narr. Schnell, ihr Diener, wenn er hier im Saale nichts als Nacht ſieht, ſo führt ihn hinaus auf Straße und Markt!“ — „Ich brauche deine Begleiter nicht, Eurymăchus,“ antwortete Theoklymĕnus entrüſtet, indem er aufſtand. „Augen, Ohren und Füße ſind geſund, auch iſt bei mir der Verſtand noch auf dem rechten Platz; ich gehe von ſelbſt; denn der Geiſt weisſagt mir das Unheil, das euch naht, und dem keiner von euch entflieht.“ So ſprach er und verließ eilig den Palaſt, ging zu Piräus, ſeinem vorigen Gaſtfreund, und fand bei dieſem die freundlichſte Aufnahme.

Die Freier aber fuhren fort, den Telemach zu verhöhnen „Schlechtere Gäſte als du, Telemach,“ ſprach einer von ihnen, „hat doch kein Menſch in der Welt beherbergt: einen ausgehungerten Bettler und einen Narren, der wahrſagt! Wahrhaftig, du ſollteſt mit ihnen durch Griechenland reiſen, und ſie für Geld auf den Märkten ſehen laſſen!“ Telemach ſchwieg und ſchickte ſeinem Vater einen Blick zu; denn er erwartete nur das Zeichen, um loszubrechen.

Der Wettkampf mit dem Bogen. Jetzt war auch Penelŏpes Zeit gekommen. Sie nahm einen ſchönen Schlüſſel aus Erz mit elfenbeinernem Griffe zur Hand und eilte damit, von Dienerinnen begleitet, in eine ferne Hinterkammer, wo allerlei koſtbare Geräte des Königs Odyſſeus aus Erz, Gold und Eiſen aufbewahrt waren. Unter andern lag hier auch ſein Bogen, und der Köcher voller Pfeile, beides Geſchenke eines lakedämoniſchen Gaſtfreundes. Als Penelŏpe die Pforte aufgeſchloſſen, ſchob ſie die Riegel zurück. Dieſe krachten, wie ein Stier im Felde brüllt, die Thürflügel öffneten ſich, und Penelŏpe trat ein und muſterte die Käſten, wo Kleider und Geräte verwahrt lagen. Da fand ſie auch Bogen und Köcher an einem Nagel hängen, ſtreckte ſich und nahm beide herab. Der Schmerz überwältigte ſie, ſie warf ſich auf einen Stuhl, und Bogen und Köcher auf dem Schoße, ſaß ſie lang in Thränen da. Endlich erhob ſie ſich; die Waffen wurden in eine Lade gelegt, mit welcher ihr die Dienerinnen folgten. So trat ſie mitten unter die Freier in den Saal, ließ Stille gebieten und ſprach: „Wohlan, ihr Freier, wer mich erwerben will, der gürte ſich, es gilt jetzt einen Wettkampf! Hier iſt der große Bogen meines erhabenen Gemahls: wer ihn am leichteſten ſpannt und durch die Löcher von 12 hintereinander aufgeſtellten Äxten hinſchnellt, dem will ich folgen als ſeine Gemahlin, will dieſen Palaſt meines erſten Gatten mit ihm verlaſſen.“

Hierauf befahl ſie dem Sauhirten, den Freiern Bogen und Pfeile vorzulegen. Weinend empfing Eumäus die Waffen aus der Lade und breitete ſie vor den Kämpfern aus; und auch der Rinderhirt weinte. Das ärgerte den Antinŏus. „Dumme Bauern,“ ſchalt er, „was macht ihr mit euren Thränen unſerer Königin das Herz ſchwer! Sättigt euch beim Mahle, oder weinet vor der Thüre draußen! Wir aber, ihr Freier, wollen uns an den ſchweren Wettſtreit machen; denn dieſen Bogen da zu ſpannen, dünkt mir gar nichts Leichtes. Unter uns allen iſt kein Mann wie Odyſſeus, ich erinnere mich ſeiner noch wohl, obgleich ich damals noch ein kleiner Knabe war, und kaum reden konnte!“ So ſprach Antinŏus, im Herzen aber dachte er ſich die Bogenſehne ſchon geſpannt, und den Pfeil durch die Äxte hindurchgeflogen. Ihm aber war der erſte Pfeil aus der Hand des Odyſſeus beſchieden.

Jetzt ſtand Telemach auf und ſprach: „Fürwahr, Zeus hat mir meinen Verſtand genommen! Meine Mutter erklärt ſich bereit, dieſes Haus zu verlaſſen und einem Freier zu folgen, und ich lache dazu. Wohlan, ihr Freier, ihr waget den Wettkampf um ein Weib, wie in ganz Griechenland keines mehr iſt. Doch das wiſſet ihr ſelbſt, und ich brauche meine Mutter euch nicht zu loben. Drum ohne Zögern den Bogen geſpannt! hätte ich doch ſelbſt Luſt, mich im Wettkampf zu verſuchen; denn, wenn ich euch beſiegte, würde mir die Mutter das Haus nicht verlaſſen!“ So ſprach er, warf Purpurmantel und Schwert von der Schulter, zog eine Furche durch den Eſtrich des Saales, bohrte die Äxte, eine um die andere in den Boden, und ſtampfte die Erde wieder feſt. Alle Zuſchauer bewunderten ſeine Kraft und Pünktlichkeit. Dann griff er ſelbſt nach dem Bogen und ſtellte ſich damit auf die Schwelle. Dreimal verſuchte er, den Bogen zu ſpannen, dreimal verſagte ihm die Kraft. Nun zog er die Sehne zum viertenmal an, und jetzt wäre es ihm gelungen; aber ein Wink des Vaters hielt ihn mitten in der Anſtrengung zurück. „Ihr Götter,“ rief er, „entweder bin ich ein Schwächling, oder noch zu jung, und nicht im Stand, einen Beleidiger von mir abzuwehren! So verſucht es denn ihr andern, die ihr kräftiger ſeid, als ich!“ Alſo ſprechend, lehnte er Bogen und Pfeil an den Thürpfoſten und ſetzte ſich wieder nieder auf den Thronſeſſel, von dem er aufgeſtanden war.

Mit triumphierender Miene erhob ſich jetzt Antinŏus und ſprach: „Auf denn, ihr Freunde, fangt an dort hinten, von der Linken zur Rechten, wie der Weinſchenke den Umgang hält!“ Da ſtand zuerſt Leiōdes auf, der ihr Opferer war, und immer zu hinterſt im Winkel am großen Miſchkruge ſaß; er war der einzige, dem der Unfug der Freier zuwider war, und der die ganze Rotte haßte. Dieſer trat in die Schwelle und bemühte ſich vergebens, den Bogen zu ſpannen. „Thu' es ein anderer,“ rief er, indem er die Hände ſchlaff herabſinken ließ, „ich bin der Rechte nicht! und vielleicht iſt keiner in der Runde, der es vermag.“ Mit dieſen Worten lehnte er Bogen und Köcher an den Pfoſten. Aber Antinŏus ſchalt ihn und ſprach: „Das iſt eine ärgerliche Rede, Leiōdes, weil du ihn nicht ſpannen kannſt, ſoll es auch kein anderer vermögen? Auf, Melānthius,“ ſagte er dann zum Ziegenhirten, „zünd' ein Feuer an, ſtell' uns den Seſſel davor und bring uns eine tüchtige Scheibe Speck aus der Kammer, da wollen wir den ausgedörrten Bogen wärmen und ſalben, dann ſoll es beſſer gehen!“ Es geſchah, wie er befohlen, aber es war vergebens. Umſonſt bemühte ſich ein Freier nach dem andern, den Bogen zu ſpannen. Zuletzt waren nur noch die beiden tapferſten, Antinŏus und Eurymăchus, übrig.

Odyſſeus entdeckt ſich den guten Hirten. Nun geſchah es, daß ſich beim Hinausgehen aus dem Palaſte der Rinderhirt und der Sauhirt begegneten, und ihnen folgte auf dem Fuße der Held Odyſſeus. Als ſie Pforte und Vorhof hinter ſich hatten, holte er jene ein, und ſprach zu ihnen leiſe und vertraulich: „Ihr Freunde, ich möchte wohl ein

Wort mit euch reden, wenn ich mich auf euch verlaſſen kann; ſonſt ſchwiege ich lieber. Wie wär' es, wenn den Odyſſeus jetzt plötzlich ein Gott aus der Fremde zurückführte? würdet ihr die Freier verteidigen, oder ihn? Redet unverhohlen, ganz wie es euch ums Herz iſt." — „O Zeus im Olymp," rief der Rinderhirt zuerſt, „wenn mir dieſer Wunſch gewährt würde, wenn der Held käme! du ſollteſt ſehen, wie ſich meine Arme regen würden!" Ebenſo flehte Eumäus zu allen Göttern, daß ſie dem Odyſſeus Heimkehr verleihen möchten.

Als nun dieſer ihres Herzens Geſinnung erkannt hatte, da ſprach er: „Nun denn, ihr Kinder, ſo vernehmt's: ich ſelber bin Odyſſeus! Nach unſäglichen Leiden komme ich im zwanzigſten Jahre zurück in meine Heimat, und ich ſehe, daß ich euch beiden willkommen bin, euch allein unter allem Geſinde; denn keinen unter allen hörte ich jemals um meine Wiederkehr zu den Göttern flehen. Dafür will ich auch jedem von euch, wenn ich die Freier bezwungen habe, ein Weib geben, Äcker ſchenken, Häuſer bauen, ganz nahe bei meinem Hauſe, und Telemach ſoll euch behandeln wie ſeine leiblichen Brüder. Damit ihr aber an der Wahrheit meiner Ausſage nicht zweifelt, ſo erkennet hier die Narbe von jener Wunde, die der Eber dem Knaben auf der Jagd beigebracht hat." Damit ſchob er die Lumpen ſeines Kleides auseinander, und entblößte die große Narbe. Jetzt fingen die beiden Hirten zu weinen an, umſchlangen ihren Gebieter und küßten ihm Geſicht und Schultern. Auch Odyſſeus küßte die treuen Knechte, dann aber ſprach er: „Hänget eurem Grame nicht nach, lieben Freunde, daß uns keiner im Palaſt verrate. Auch wollen wir alle nur einzeln, einer nach dem andern hineingehen. Dann werden es die Freier nicht geſtatten wollen, daß auch mir Bogen und Köcher gereicht werde; du aber, Eumäus, wandle nur keck mit dem Bogen durch den Saal und reiche mir ihn. Zugleich befiehlſt du den Weibern, die Pforten des Hintergemachs feſt zu verriegeln; und wenn man auch inwendig im Saale Lärmen von Männerſtimmen und Stöhnen hört, ſo ſoll ſich keine aus der Thüre wagen, ſondern ruhig bei der Arbeit verharren. Dir aber, treuer Philötius, ſei das Hofthor anvertraut: riegle es feſt zu, und binde das Seil ums Schloß."

Nach dieſer Weiſung begab ſich Odyſſeus in den Saal zurück und die Hirten folgten ihm, einer um den andern. Eurymächus drehte jetzt eben den Bogen unermüdet über dem Feuer, ihn wärmend, um, aber es gelang ihm nicht, die Sehne zu ſpannen, und unmutig ſeufzend ſprach er: „Ei wie kränkt es mich! Nicht ſo ſehr um Penelöpe's Hand gräme ich mich; denn es giebt der Griechinnen noch genug in Ithaka und anderwärts; ſondern, daß wir gegen den Helden Odyſſeus ſo ganz kraftlos erſcheinen ſollen; darüber werden uns die Enkel noch verſpotten!" Antinöus aber wies den Freund zurecht und ſagte: „Rede nicht ſo, Eurymächus; es feiert heute das Volk ein großes Feſt: da ziemt es ſich eigentlich gar nicht, den Bogen zu ſpannen. Laßt uns das Geſchoß hinweglegen, und wieder eins trinken; die Äxte mögen immerhin im Saale ſtehen bleiben, dann opfern wir morgen dem Apollo und vollbringen den Bogenkampf!"

Jetzt wandte ſich Odyſſeus an die Freier und ſprach: „Ihr thut wohl daran, heute zu raſten: morgen wird euch hoffentlich Apollo der Fernhintreffer Sieg verleihen. Einſtweilen geſtattet mir es, den Bogen zu erproben, und zu verſuchen, ob in den elenden Gliedern noch etwas von der alten Kraft geblieben iſt." — „Fremdling," fuhr Antinöus bei dieſen Worten des Helden auf, „biſt du ganz von Sinnen? bethört dich der Wein? willſt du Hader beginnen, wie der Centaure Eurytion auf der Hochzeit des Pirithöus? Bedenke, daß dieſer zuerſt das Verderben ſelbſt fand, ſo ſoll auch dich das Unheil treffen, ſobald du den Bogen ſpannſt, und du wirſt keinen Fürſprecher mehr unter uns finden!" Nun miſchte ſich auch Penelöpe in den Streit. „Antinöus," ſprach ſie mit ſanfter Stimme, „wie unziemlich wäre es, den Fremdling vom Wettkampf ausſchließen zu wollen! Fürchteſt du etwa, wenn es dem Bettler gelänge, den Bogen zu ſpannen, er würde mich als Gattin heimführen? Schwerlich machte er ſich ſelbſt dieſe Hoffnung. Bekümmere ſich nur deswegen keiner von euch in ſeinem Herzen! Das wäre ja unmöglich, unmöglich!" — „Nicht das fürchten wir, o Königin," antwortete ihr Eurymächus hierauf; „nein! ſondern wir fürchten nur die Nachrede bei den Griechen, daß nur ſchlechte Männer, von denen keiner vermocht hat, den Bogen des unſterblichen Helden zu ſpannen, um ſeine Gattin geworben haben: zuletzt aber ſei ein Bettler aus der Fremde gekommen, der habe den Bogen ohne Anſtrengung geſpannt und durch die Äxte geſchoſſen!" — „Der Fremdling iſt nicht ſo ſchlecht, als ihr wähnet," ſprach darauf Penelöpe; „ſehet ihn nur recht an, wie groß und gedrungen ſein Gliederbau iſt! Auch er rühmt ſich eines edlen Mannes als Erzeugers. So gebet ihm denn den Bogen; ſpannt er ihn, ſo ſoll er nichts weiter von mir haben, als Mantel und Leibrock, Speer und Schwert und Sohlen unter die Füße. Damit mag er hinziehen, wohin ſein Herz begehrt." Nun fiel Telemachus ein und ſagte: „Mutter, über den Bogen hat kein Achaier zu gebieten, als ich, und keiner ſoll mich mit Gewalt davon abhalten, und wollte ich ihn dem Fremdling auf der Stelle ſchenken, damit in die weite Welt zu gehen. Du aber, Mutter, gehe in dein Frauengemach zu Webeſtuhl und Spindel, das Geſchoß gebührt den Männern." Staunend fügte ſich Penelöpe der entſchloſſenen Rede des verſtändigen Sohnes.

Und nun brachte der Sauhirt den Bogen, während die Freier ein wütendes Geſchrei erhoben: „Wohin mit dem Geſchoß, du Raſender? Juckt es dich, von deinen eigenen Hunden bei den Schweineſtällen zerriſſen zu werden?" Erſchrocken legte jener den Bogen von ſich; aber Telemach rief mit drohender Stimme: „Hierher mit dem Bogen, Alter, du haſt nur einem zu gehorchen, ſonſt jage ich dich mit Steinen hinaus, obgleich ich der Jüngere bin. Wäre ich nur den Freiern überlegen, wie ich dir es bin!" Die Freier lachten, und ließen von ihrem Zorne nach. Der Sauhirt reichte dem Bettler den Bogen, dann befahl er der Schaffnerin, die Pforten des Hintergemachs zu verriegeln, und Philötius eilte aus dem Palaſte und verſchloß ſorgfältig die Thüre des Vorhofs.

Odyſſeus aber beſchaute ſich den Bogen von allen Seiten, ob in der langen Zeit die Würmer nicht das Holz zernagt hätten und ſonſt etwas an ihm gebräche; und unter den Freiern ſprach wohl ein Nachbar zu dem andern: „Der Mann ſcheint ſich auf den Bogen nicht übel zu verſtehen! Hat er wohl ſelbſt einen ähnlichen zu Hauſe, oder will er ſich einen darnach bilden? Seht doch, wie ihn der Landſtreicher in den Händen hin und her dreht!"

Nachdem Odyſſeus den gewaltigen Bogen von allen Seiten geprüft, ſpannte er ihn nur leichthin, wie der Sänger die Seiten eines Lautenſpiels, griff mit der rechten Hand in die Sehne und verſuchte ihre Spannkraft. Dieſe gab einen hellen Ton von ſich, wie das Zwitſchern der Schwalbe. Die Freier alle durchzuckte ein Schmerz, und ſie erblaßten. Zeus aber donnerte vom Himmel mit heilvoller Vorbedeutung. Da faßte Odyſſeus mutig den Pfeil, der auf dem Tiſche aus dem Köcher geſchüttet, vor ihm lag, faßte den Bogen, zog die Sehne und die Kerbe, und ſchnellte, mit ſicherem Auge zielend, den aufgelegten Pfeil ab. Keine Axt verfehlte der Schuß: der Pfeil flog vom vorderſten Öhr hindurch bis aus dem letzten. Dann ſprach der Held: „Nun, der Fremdling in deinem Palaſte hat dir keine Schande gebracht, Telemachus! meine Kraft iſt noch ungeſchwächt, ſo ſehr mich die Freier verhöhnt haben. Jetzt aber iſt es Zeit, daß wir den Achaiern den Abendſchmaus geben, noch ehe es Nacht wird, dann folge Lautenſpiel und Geſang, und was ſonſt noch das feſtliche Mahl erfreuen mag."

Mit dieſem Worte gab Odyſſeus ſeinem Sohne den heimlichen Wink. Schnell warf ſich dieſer ſein Schwert um, griff zum Speer, und ſtellte ſich gewappnet neben den Stuhl ſeines Vaters.

Die Rache. Da ſtreifte ſich Odyſſeus die Lumpen rückwärts von den Armen, und Bogen und Köcher voll Geſchoſſen in der Hand, ſprang er auf die hohe Schwelle; hier ſchüttete er ſich die Pfeile vor ſeinen Füßen aus und rief in die Verſammlung hinab: „Der erſte Wettkampf wäre nun vollbracht, ihr Freier! nun folgt der zweite; und jetzt wähle ich mir ein Ziel, wie es noch kein Schütze getroffen hat; und doch gedenke ich es nicht zu verfehlen." So ſprach er und zielte mit dem Bogen auf Antinöus. Dieſer hob eben den gehenkelten goldenen Pokal und führte ihn ahnungslos zum Munde. Da fuhr ihm der Pfeil des Odyſſeus in die Gurgel, daß die Spitze aus dem Genick hervordrang. Der Becher entſtürzte ſeiner Hand; dem Erſchoſſenen fuhr ein dicker Blutſtrahl aus der Naſe, und während er zur Seite ſank, ſtieß er den Tiſch ſamt den Speiſen mit dem Fuße um, daß dieſe auf den Boden rollten. Als die Freier den Fallenden gewahrten, ſprangen ſie tobend von ihren Thronſeſſeln auf! rings durchforſchten ſie die Wände des Saales nach Waffen: aber da war kein Speer und kein Schild zu ſehen. Nun machten ſie ſich mit grimmigen Scheltworten Luft: „Was ſchießeſt du auf Männer, verfluchter Fremdling? Unſern edelſten Genoſſen haſt du getötet. Aber es iſt dein letzter Schuß geweſen, und bald werden dich die Geier freſſen." Sie meinten nämlich, er habe ihn, ohne es zu wollen, getroffen, und ahneten nicht, daß ſie alle das gleiche Schickſal bedrohe. Odyſſeus aber rief mit donnernder Stimme zu ihnen herunter: „Ihr Hunde, ihr meinet, ich komme nimmermehr von Troja zurück: deswegen verſchwelgtet ihr mein Gut, verführtet mein Geſinde, warbet bei meinem Leben um mein eigenes Weib, ſcheutet Götter und Menſchen nicht! Jetzt aber iſt die Stunde eures Verderbens gekommen!"

Wie ſie ſolches hörten, wurden die Freier bleich, und Entſetzen ergriff ſie. Jeder ſah ſich ſchweigend um, wie er entfliehen möchte; nur Eurymächus faßte ſich und ſprach: „Wenn du wirklich Odyſſeus der Ithaker biſt, ſo haſt du ein Recht uns zu ſchelten; denn es iſt viel Unziemliches im Palaſt und auf dem Lande geſchehen. Aber der, der an allem ſchuldig war, liegt ja bereits von deinem Pfeil erſchoſſen. Denn Antinöus iſt's, der das alles angeſtiftet hat, und zwar warb er nicht einmal ernſtlich um deine Gemahlin, ſondern er ſelbſt wollte König in Ithaka werden, und gedachte deinen Sohn heimlich zu ermorden. Doch der hat ja nun ſein Teil: du aber ſchone deiner Stammesgenoſſen; laß dich verſöhnen! Jeder von uns ſoll dir zwanzig Rinder zum Erſatz für das Verzehrte bringen, auch Erz und Gold, ſo viel dein Herz verlangt, bis wir dich wieder günſtig gemacht haben!" — „Nein, Eurymächus," antwortete Odyſſeus finſter, „und wenn ihr mir all euer Erbgut bötet, und noch mehr; ich werde nicht ruhen, bis ihr mir alle mit dem Tod, eure Miſſethaten gebüßt habt. Thut, was ihr wollt, kämpfet oder fliehet, keiner wird mir entrinnen!"

Herz und Kniee zitterten den Freiern. Noch einmal ſprach Eurymächus, und zwar jetzt zu ſeinen Freunden: „Lieben Männer, dieſes Mannes Hände wird niemand mehr aufhalten; ziehet die Schwerter, wehret ſein Geſchoß mit den Tiſchen ab; alsdann werfen wir uns auf ihn ſelber, ſuchen ihn von der Schwelle zu verdrängen; dann zerſtreuen wir uns durch die Stadt und rufen unſere Freunde auf." So ſprach er, zog ſein Schwert aus der Scheide, und ſprang mit gräßlichem Geſchrei empor. Da durchbohrte ihm der Pfeil des Helden die Leber; das Schwert ſank ihm aus der Hand, er wälzte ſich mitſamt dem Tiſche zu Boden, warf Speiſen und Becher zur Erde, und ſchlug mit der Stirne auf den Eſtrich. Den Seſſel ſtampfte er mit den Füßen hinweg; es waren die letzten Zuckungen, und er lag tot auf dem Boden. Nun ſtürmte Amphinŏmus gegen Odyſſeus hinan, um ſich mit dem Schwerte Bahn durch den Eingang zu machen. Aber dieſen erreichte Telemachs Speer im Rücken zwiſchen den Schultern, ſo daß er vorn aus der Bruſt hervordrang, und der Getroffene auf das Angeſicht zu Boden fiel. Telemach entzog ſich nach dieſer That dem Gewühle der Freier durch einen Sprung, und ſtellte ſich zu ſeinem Vater auf die Schwelle, dem er einen Schild, zwei Lanzen und einen ehernen Helm zubrachte. Dann eilte er ſelbſt zur Thüre hinaus, und in die Rüſtkammer. Hier ſuchte er für ſich und die Freunde noch weitere 4 Schilde, 8 Lanzen und 4 Helme mit wallendem Roßſchweif aus. Damit waffneten ſie ſich, er und die beiden treuen Hirten. Die vierte Rüſtung brachten ſie dem Odyſſeus, und ſo ſtanden nun alle 4 neben einander.

So lange dieſer noch Pfeile hatte, ſtreckte er mit jedem Schuß einen Freier darnieder, daß ſie übereinander taumelten. Dann lehnte er den Bogen an den Thürpfoſten, warf ſich eilig den vierfachen Schild über die Schultern, ſetzte ſich den Helm aufs Haupt, deſſen Buſch fürchterlich nickte und faßte zwei mächtige Lanzen. In dem Saale war noch eine Seitenpforte angebracht, die in einen Gang führte, der in die Hausflur auslief. Die Öffnung der Pforte war aber eng und faßte nur einen einzigen Mann. Dieſes Pförtchen hatte Odyſſeus dem Eumäus zur Hut anvertraut; nun aber, da jener ſeine Stelle verlaſſen, ſich zu waffnen, blieb es unbewacht. Einer von den Freiern, Agelāus, bemerkte dieſes. „Wie wäre es," rief er, „Freunde, wenn wir uns durch die Seitenpforte flüchteten, und ſo in die Stadt gelangten, um das Volk aufzuwiegeln, dann hätte der Mann bald ausgewütet!" — „Sei kein Thor," ſagte Melānthius zu ihm, der Ziegenhirt, der in der Nähe ſtand, und auf der Seite der Freier war, „Pforte und Gang ſind ſo enge, daß nur ein einzelner Mann hindurch kann, und wenn ſich von jenen 4 nur einer davor ſtellt, ſo wehrt er uns allen. Laß lieber mich unbemerkt hinausſchlüpfen, ſo hol' ich euch Waffen genug vom Söller." Dies that der Ziegenhirt, und kam auf wiederholte Gänge mit zwölf Schilden, und ebenſo vielen Helmen und Lanzen zurück. Unerwartet ſah Odyſſeus ſeine Feinde mit Rüſtungen umhüllt, und lange Speere in den Händen bewegend. Er erſchrak und ſprach zu ſeinem Sohne Telemach: „Das hat uns eine der falſchen Mägde, oder der arge Geißhirt zugerichtet!" — „Ach, Vater, ich bin ſelbſt ſchuldig," erwiderte Telemach; „ich habe vorhin, als ich die Waffen holte, die Thür der Rüſtkammer in der Eile nur angelehnt." Der Sauhirt eilte nun hinauf zur Kammer, um ſie zu verſchließen. Durch die offene Thür ſah er, wie drin ſchon wieder der Geißhirt ſtand, weitere Waffen zu holen. Er eilte mit dieſer Nachricht nach der Schwelle zurück. „Soll ich mich des Schalks bemächtigen?" fragte er ſeinen Herrn. „Ja," erwiderte dieſer, „nimm den Rinderhirten mit, überfallet ihn in der Kammer, drehet ihm Hände und Füße auf den Rücken, und hänget ihn mit einem ſtarken Seil an die Mittelſäule der Kammer, daß er in Qualen harre. Dann ſchließet die Thüre zu, und kehret zurück." Die Hirten gehorchten. Sie beſchlichen den Falſchen, wie er eben im Winkel der Kammer nach Waffen umherſpähte. Als er wieder zu der Schwelle kam, in der einen Hand einen Helm, in der andern einen alten verſchimmelten Schild, packten ſie ihn, warfen den Schreienden zu Boden, feſſelten ihm Hände und Füße auf dem Rücken, knüpften an einen Haken der Decke ein langes Seil, ſchlangen es um ſeinen Leib, und zogen ihn an der Säule bis dicht an die Balken empor. „Wir haben dich ſanft gebettet," ſprach der Sauhirt, „ſchlaf wohl." Nun verſchloſſen ſie die Pforte, und kehrten auf ihre Poſten zu den Helden zurück. Unverhofft geſellte ſich zu den 4 ein 5. Streiter: es war Athene in Mentors Geſtalt, und Odyſſeus erkannte die Göttin freudig. Als die Freier den neuen Kämpfer bemerkten, rief Agelāus zornig hinauf: „Mentor, ich ſage dir, laß dich durch Odyſſeus nicht verleiten, die Freier zu bekriegen, ſonſt ermorden wir mit Vater und Sohn auch dich und dein ganzes Haus." Athene entbrannte bei dieſen Worten, ſie ſpornte den Odyſſeus an und ſprach: „Dein Mut ſcheint mir nicht mehr derſelbe zu ſein, Freund, wie du ihn zehn Jahre lang vor Troja bewieſeſt. Durch deinen Rat ſank dieſe Stadt: und nun, wo es gilt, in deiner eigenen Heimat Palaſt und Gut zu verteidigen, zageſt du den Freiern gegenüber?" So ſprach ſie, ſeinen Mut anzufeuern, für ihn zu ſtreiten gedachte ſie nicht. Denn plötzlich ſchwang ſie ſich in Vogelgeſtalt empor, und ſaß, einer Schwalbe gleich, auf dem rußigen Gebälk der Decke. „Mentor iſt wieder hinweggegangen, der Prahler," rief Agelāus ſeinen Freunden zu, „die 4 ſind wieder allein. Laßt uns nun den Kampf wohl überlegen; nicht alle zugleich werfet eure Lanzen, ſondern ihr Sechſe da zuerſt; und zielet mir fein alle nur auf Odyſſeus: liegt er nur einmal, ſo kümmern uns die andern wenig!" Aber Athene vereitelte ihnen den gewaltigen Wurf: des einen Lanze durchbohrte den Pfoſten, des andern fuhr in die Thür; andern blieb ſie in der Wand ſtecken. Jetzt rief Odyſſeus ſeinen Freunden zu: „Wohl gezielt und geſchoſſen!" und alle vier ſchickten ihre Lanzen ab, und keiner fehlte: Odyſſeus traf den Demoptolĕmus, Telemach den Euryădes, den Elatus der Sauhirt, der Rinderhirt den Piſander, welche mit einander in den Staub ſanken. Einen Augenblick flüchteten ſich die noch übrigen Freier in den äußerſten Winkel des Saals: bald aber wagten ſie ſich wieder hervor und zogen die Speere aus den Leichnamen. Dann ſchoſſen ſie neue Lanzen ab; die meiſten fehlten wieder, nur der Speer des Amphimedon ſtreifte dem Telemach die Knöchelhaut an der einen Hand, und des Kteſippus Lanze ritzte dem Sauhirten die Schulter über dem Schild. Beide wurden zum Lohne von den Verletzten durch Lanzenwürfe getötet, und der Sauhirt begleitete ſeinen Wurf mit den Worten: „Nimm dies, du Läſterer, für den Kuhfuß, mit dem du meinen Herrn beſchenkteſt, als er noch im Saale bettelte."

Den Eurydămas hatte der Wurf des Odyſſeus niedergeſtreckt. Jetzt erſtach er mit der Lanze Agelāus, den Sohn des Damaſtor; Telemach jagte dem Leokritus den Speer durch den Bauch; Athene ſchüttelte ihren verderblichen Ägisſchild von der Decke herab, und jagte den Freiern Entſetzen ein, daß ſie wie Kinder, von der Bremſe geſtochen, oder wie kleine Vögel vor den Klauen des Habichts, im Saale hin und her irrten. Odyſſeus und ſeine Freunde waren von der Schwelle herabgeſprungen, und durchwüteten mit Morden den Saal, daß überall Schädel krachten, Röcheln ſich erhob, und der Boden vom Blute floß.

Einer der Freier, Leiōdes, warf ſich dem Odyſſeus zu Füßen, umklammerte ſeine Kniee und rief: „Erbarme dich! nie habe ich Mutwillen in deinem Hauſe getrieben, habe die andern gezähmt, aber ſie folgten mir nicht! Ich bin ihr Opferer und habe nichts gethan, ſoll ich denn auch fallen?" — „Wenn du ihr Opferer biſt," erwiderte Odyſſeus finſter, „ſo haſt du wenigſtens für ſie gebetet!" und nun raffte er das Schwert des Agelāus, das dieſer im Tode ſinken laſſen, vom Boden auf, und hieb dem Leiōdes, während er noch flehte, das Haupt vom Nacken, daß es in den Staub hinrollte.

Nahe an der Seitenpforte ſtand der Sänger Phemĭus, die Harfe in den Händen. Er überlegte in der Todesangſt, ob er ſich durch das Pförtchen in den Hof zu retten ſuchen, oder die Kniee des Odyſſeus umfaſſen ſollte. Endlich entſchloß er ſich zu dem letztern, legte die Harfe zwiſchen dem Miſchkrug und Seſſel zu Boden, und warf ſich vor Odyſſeus nieder. „Erbarme dich meiner," rief er, ſeine Kniee umſchlingend, „du ſelbſt bereueteſt es, wenn du den Sänger erſchlagen hätteſt, der Götter und Menſchen mit ſeinem Lied erfreut. Ich bin der Lehrling eines Gottes, und wie einen Gott will ich dich im Geſange feiern! Dein Sohn kann es mir bezeugen, daß ich nicht freiwillig hierherkam, daß ſie mich gezwungen haben, zu ſingen!" Odyſſeus hob das Schwert, doch zögerte er; da ſprang Telemach herzu und rief: „Halt, Vater, verwunde mir dieſen nicht; er iſt unſchuldig; auch den Herold Medon, wenn er nicht ſchon von den Hirten oder dir ermordet iſt, laß uns verſchonen, er hat mich ſchon als Kind im Hauſe ſo ſorglich gepflegt, und wollte uns immer wohl." Medon, der, in eine friſche Rinderhaut gehüllt, unter ſeinem Seſſel verborgen lag, hörte die Fürbitte, wickelte ſich los, und lag bald dem Telemach flehend zu Füßen. Da mußte der finſtere Held Odyſſeus lächeln, und ſprach: „Seid getroſt, ihr beide, Sänger und Herold, Telemachs Bitte ſchützt euch. Gehet hinaus und verkündiget den Menſchen, wie viel beſſer es ſei, gerecht, als treulos zu handeln." Die zwei eilten aus dem Saale, und ſetzten ſich, noch immer vor Todesangſt zitternd, im Vorhofe nieder.

Beſtrafung der Mägde. Odyſſeus blickte umher, und ſah keinen lebenden Feind mehr. Sie lagen hingeſtreckt in Menge, wie Fiſche, die der Fiſcher aus dem Netz geſchüttet. Da ließ Odyſſeus durch ſeinen Sohn die Pflegerin berufen. Sie fand ihren Herrn unter den Leichen wie einen Löwen ſtehen, der Stiere zerriſſen hat, dem der Rachen und die Bruſt von ſchwarzem Blute triefen, und deſſen Auge funkelt. So ſtand Odyſſeus, an Händen und Füßen mit Blut bedeckt. Frohlockend jauchzte die Schaffnerin; denn der Anblick war groß und fürchterlich. „Freue dich, Mutter," rief ihr der Held ernſthaft entgegen, „aber jauchze nicht: kein Sterblicher ſoll über Erſchlagene jubeln! Dieſe hier hat das Gericht der Götter gefället, nicht ich. Jetzt aber nenne mir die Weiber des Palaſts, welche mich verachtet haben, welche treu geblieben ſind." — „Es ſind fünfzig Dienerinnen im Hauſe," antwortete Eurykléa, „die wir Kleider wirken, Wolle kämmen, das Hausweſen beſtellen gelehrt haben. Von dieſen haben ſich zwölfe von euch abgewendet, und weder mir, noch Penelöpe gehorcht; denn dem Sohn überließ die Mutter das Regiment über die Mägde nicht. — Nun aber laß mich meine ſchlummernde Herrin erwecken, o König, und ihr die Freudenbotſchaft verkünden.“ — „Wecke jene noch nicht,“ antwortete Odyſſeus, „ſondern ſchicke mir die zwölf treuloſen Mägde herunter.“ Euryklëa gehorchte, und zitternd erſchienen die Dienerinnen. Da rief Odyſſeus ſeinen Sohn und die treuen Hirten zu ſich heran, und ſprach: „Traget nun die Leichname hinaus, und heißet die Weiber Hand anlegen. Dann laſſet ſie die Seſſel und Tiſche mit Schwämmen ſäubern, und den ganzen Saal reinigen. Wenn dies geſchehen iſt, führt mir die Mägde hinaus zwiſchen Küche und Hofmauer, und machet ſie alle mit dem Schwerte nieder, daß ihnen der Mutwill ausgetrieben wird, dem ſie ſich mit den Freiern überlaſſen haben!“ Wehklagend und weinend ſammelten ſich die Weiber auf einen Haufen, aber Odyſſeus trieb ſie zum Werke und war hinter ihnen her, bis ſie die Toten hinausgetragen, Seſſel und Tiſche geſäubert, den Eſtrich reingeſchaufelt und den Unrat vor die Thüre geſchleppt hatten. Dann wurden ſie von den Hirten zum Palaſte hinaus, zwiſchen Küche und Hofmauer gedrängt, wo kein Ausweg war. Und nun ſprach Telemachus: „Dieſe ſchändlichen Weiber, die mein und meiner Mutter Haupt verunehrt haben, ſollen keines ehrlichen Todes ſterben!“ Mit dieſen Worten knüpfte er von Pfeiler zu Pfeiler, das Küchengewölbe entlang, ein ausgeſpanntes Seil, und bald hingen die Mägde, mit der Schlinge um den Hals, alle zwölf neben einander, wie ein Zug Droſſeln im Netze, und zappelten nur eine kurze Weile mit den Füßen in der Luft.

Jetzt wurde auch der boshafte Ziegenhirt Melänthius über den Vorhof herbeigeſchleppt und in Stücke gehauen. Als Telemach und die Hirten dies vollbracht hatten, war das Werk der Rache beendigt, und ſie kehrten zu Odyſſeus in den Saal zurück.

Hierauf befahl Odyſſeus der Schaffnerin Euryklëa, Glut und Schwefel auf einer Pfanne zu bringen, und Saal, Haus und Vorhof zu durchräuchern. Noch ehe ſie aber dieſes Geſchäft vornahm, brachte ſie ihrem königlichen Herrn Mantel und Leibrock. „Du ſollſt mir,“ ſprach ſie, „lieber Sohn, und unſer aller Herr, nicht mehr ſo mit Lumpen bedeckt im Saale daſtehen, du, die herrliche Heldengeſtalt. Das wäre ja ganz unziemlich.“ Odyſſeus aber ließ die Kleider noch liegen, und hieß die Alte an ihr Geſchäft gehen. Während dieſe nun den Saal und das ganze Haus durchräucherte, rief ſie auch die treu gebliebenen Dienerinnen herbei. Dieſe drängten ſich bald um ihren geliebten Herrn, hießen ihn mit Freudenthränen willkommen, drückten ihr Angeſicht auf ſeine Hände, und konnten ſich mit Küſſen nicht erſättigen. Odyſſeus aber weinte und ſchluchzte vor Freuden; denn jetzt erkannte er, wer ihm treu geblieben war.

Odyſſeus und Penelöpe. Als das Mütterchen mit der Räucherung fertig war, ſtieg es empor zum Söller, um jetzt endlich der geliebten Herrin zu verkündigen, daß ihr Gemahl Odyſſeus es ſei und kein anderer, der in die Heimat zurückgekommen. Die Füße der Alten trippelten hurtig, aber die Kniee verſagten ihr beinahe. So trat ſie vor das Lager Penelöpes, und, die Schlummernde weckend, ſprach ſie: „Liebe Tochter, erwache, du ſollſt mit deinen eigenen Augen dasjenige ſehen, worauf du von Tag zu Tage gewartet haſt: Odyſſeus iſt daheim; Odyſſeus iſt endlich im Palaſte! Er hat die trotzigen Freier, die dich ſo ſehr geängſtigt, die ſeine Habe verzehrten, die ſeinen Sohn beſchimpften — er hat ſie erſchlagen!“

Penelöpe rieb ſich den Schlummer aus den Augen und ſagte: „Mütterchen, du biſt eine Thörin; die Götter haben dich mit Blödſinn geſchlagen. Was weckſt du mich mit deiner lügenhaften Botſchaft aus dem ſanfteſten Schlummer? Seit Odyſſeus ausgefahren iſt, habe ich nicht mehr ſo feſt geſchlafen! Hätte mich eine andere mit dieſem Märchen getäuſcht, ich würde ſie nicht nur mit ſcheltenden Worten fortſchicken; und auch dich ſchützt nur dein Alter; aber auf der Stelle geh mir hinunter in den Saal.“

„Tochter, zürne nicht,“ entgegnete die Schaffnerin, „der Fremdling iſt's, der Bettler, deſſen alle im Saale ſpotteten. Dein Sohn Telemach wußte es längſt, aber er ſollte das Geheimnis verbergen, bis Rache an den Freiern genommen war.“

Als ſie ſolches hörte, ſprang die Fürſtin vom Lager und ſchmiegte ſich an die Alte, und unter einem Strome von Thränen ſprach ſie: „Mütterchen, wenn du wirklich die Wahrheit redeſt, wenn Odyſſeus wirklich im Palaſte iſt; ſage mir, wie bewältigte er die Freier, die zahllos Verſammelten?“ — „Ich ſelber habe es weder geſehen noch gehört,“ antwortete Euryklëa; „denn wir Frauen ſaßen voll Angſt in den feſtverſchloſſenen Gemächern; aber das Ächzen hörte ich wohl; und als mich endlich dein Sohn herbeirief, da fand ich deinen Gemahl daſtehen, von Leichen umringt; denn die Freier alle lagen auf dem Boden übereinander geſtreckt. So blutig er anzuſchauen war, er hätte dir doch gefallen, Tochter; jetzt aber liegen die Leichname alle weit draußen vor der Hofpforte; das ganze Haus iſt von mir mit reinigendem Schwefel durchräuchert worden; du kannſt ohne alles Grauen hinabſteigen.“ — „Alte, ich kann es immer noch nicht glauben,“ ſprach Penelöpe, „es iſt ein Unſterblicher, der die Freier erſchlagen hat. Aber Odyſſeus — ach nein, der iſt ferne, der iſt nicht mehr am Leben!“ — „Ungläubiges Herz,“ entgegnete kopfſchüttelnd die Schaffnerin, „ſo will ich dir noch ein untrüglicheres Zeichen angeben. Du kennſt ja die Narbe, die von des Ebers Zahne herrührt; damals nun, als ich auf deinen Befehl dem Bettler die Füße wuſch, da erkannte ich ſie, und wollte dir's auf der Stelle verkündigen: aber er ſchnürte mir die Gurgel zu und litt es nicht.“ — „So laß uns denn hinabgehen,“ ſagte Penelöpe, vor Furcht und Hoffnung zitternd; und ſo ſtiegen ſie beide mit einander hinab in den Saal und ſchritten über die Schwelle. Hier ſetzte ſich Penelöpe, ohne ein Wort zu reden, im Glanze des Herdfeuers dem Odyſſeus gegenüber. Er ſelbſt ſaß an der Säule mit geſenkten Augen und wartete auf ihr Wort. Aber Staunen und Zweifel machte die Königin ſtumm; bald glaubte ſie ſein Angeſicht zu erkennen, bald deuchte es ihr wieder fremd und ihre Augen ruhten nur auf den Lumpen des Bettlers. Endlich trat Telemach zur Mutter und ſprach halb lächelnd, halb ſcheltend: „Böſe Mutter, wie kannſt du ſo unempfindlich bleiben? Setze dich doch zum Vater, forſche, frage! Welches andere Weib, wenn ihr Gatte nach ſo viel Jammer im zwanzigſten Jahre heimkehrt, würde ſich ſo gebärden! Haſt du denn allein ſtatt des Herzens einen Stein im Buſen?“

„Ach lieber Sohn,“ erwiderte Penelöpe, „ich bin in Staunen verloren; ich kann ihn nicht anreden, ich kann ihn nicht fragen, ich kann ihm nicht gerade ins Angeſicht ſchauen! Und doch iſt er es wirklich, er iſt's, mein Odyſſeus, er iſt zurückgekommen in ſein Haus! Doch werden wir einander ſchon erkennen und viel ſicherer; denn wir haben geheime Zeichen, die niemand ſonſt bekannt ſind.“ Da wandte ſich Odyſſeus mit ſanftem Lächeln an ſeinen Sohn und ſprach: „Laß die Mutter immerhin mich verſuchen; ſie verachtet mich, weil ich in ſo gar häßliche Lumpen gehüllt bin. Nun, wir wollen ſehen, wie wir ſie überzeugen. Jetzt aber thut anderes not. Wer auch nur einen einzigen Mann aus dem Volke getötet hat, der fliehet Haus und Heimat, auch wenn jener nur wenige Rächer hinterläßt. Wir aber haben die Stützen des Landes, die edelſten Jünglinge der Inſel und der Nachbarſchaft, erſchlagen, was thun wir?“ — „Vater,“ ſagte Telemach, „da mußt du allein ſorgen. Du giltſt in aller Welt für den klügſten Ratgeber.“ — „So will ich euch denn ſagen,“ erwiderte Odyſſeus, „was ich für das Klügſte halte. Du, die Hirten, alles, was im Hauſe iſt, ihr nehmet vor allen Dingen ein Bad und ſchmücket euch aufs allerbeſte; auch die Mägde kleiden ſich in ihre beſten Gewande; der Sänger aber nimmt die Harfe zur Hand und ſpielt uns allen einen Reihentanz auf. Wer dann über die Straße geht, wer in der Nähe wohnt, meint nicht anders, als das Feſt dauere noch fort im Hauſe, und ſo verbreitet ſich wohl das Gerücht von der Ermordung der Freier nicht eher in der Stadt, als bis wir unſere Beſitzungen auf dem Lande erreicht haben; dann wird uns ein Gott eingeben, was weiter zu thun iſt.“

Bald ertönte das ganze Haus von Harfenſpiel, Geſang und Tanz. Auf der Straße ſammelten ſich die Einwohner und ſprachen zu einander: „Nun iſt kein Zweifel! Penelöpe hat ſich wieder verheiratet und im Palaſte wird das Vermählungsfeſt gefeiert. Die böſe Frau, konnte ſie nicht erwarten, bis der Gemahl ihrer Jugend zurückgekehrt wäre?“ Endlich gegen Abend verlief ſich das Volk. Odyſſeus hatte ſich in dieſer Zeit gebadet und geſalbt. Athene aber goß ihm jetzt wieder Anmut um das Haupt; ſein dunkles Haar umringelte in vollem Wuchſe den Scheitel und einem Unſterblichen gleich ſtieg er aus der Badwanne. So trat er in den Saal und ſetzte ſich wieder in ſeinen Thronſeſſel, der Gemahlin gegenüber. „Seltſame Frau,“ ſprach er, „die Götter haben dir doch ein fühlloſes Herz verliehen; kein anderes Weib wird ſo hartnäckig ihren Gatten verleugnen, wenn er im zwanzigſten Jahre nach ſo viel Trübſal heimkehrt. So wende ich mich denn an dich, Euryklëa, Mütterchen, daß du mir irgendwo mein Lager bereiteſt; denn dieſe hier hat ein eiſernes Herz in der Bruſt!“

„Unbegreiflicher Mann,“ ſprach jetzt Penelöpe, „nicht Stolz, nicht Verachtung, kein ähnliches Gefühl hält mich von dir zurück; ich weiß noch recht gut, wie du ausſaheſt, als du Ithaka zu Schiffe verließeſt. Wohl denn, Euryklëa, bereite ihm das Lager, außerhalb des Schlafgemachs, richte es wohl zu mit Vließen, Mänteln und Teppichen.“

So verſuchte Penelöpe ihren Gemahl, Odyſſeus aber blickte unwillig auf und ſprach: „Das war ein kränkendes Wort, Frau; meine Bettſtelle vermag kein Sterblicher zu verrücken und wenn er alle Jugendkräfte anſtrengte. Ich ſelbſt habe mir die Lade gezimmert und es iſt ein großes Geheimnis daran. Mitten auf dem Platze, wo wir den Palaſt anlegten, ſtand im blühendſten Saft ein ſchattiger Olivenbaum und war wie eine Säule gewachſen. Da ließ ich die Wohnung ſo anlegen, daß derſelbe innerhalb des Schlafgemaches zu ſtehen kam. Als nun die Kammer ſchön aus Steinen erbaut und die Decke von Holz zierlich gebohnt war, kappte ich die Krone des Ölbaumes ab, den Stamm fing ich an von der Wurzel aus zu behauen und zu glätten. So bildete ich ſcharf nach der Richtſchnur den Fuß des Bettes und meißelte dieſes ſelbſt bis zur Vollendung aus; dann wurde die Lagerſtatt von mir künſtlich mit Gold, Silber und Elfenbein durchwirkt und von ſtarker Stierhaut Riemen darin für die Betten ausgeſpannt. Dies iſt unſer

Lager, Penelŏpe; ob es noch ſteht, weiß ich nicht, wer es aber anders geſtellt hat, der mußte den Ölbaum von ſeiner Wurzel trennen."

Die Kniee zitterten der Königin, als ſie das Zeichen erkannte. Weinend erhob ſie ſich vom Stuhle, lief auf ihren Gatten zu, umſchlang ihm den Hals mit offenen Armen, küßte ſein Haupt und küßte es wieder und begann: „Odyſſeus, du biſt ja immer ſo gut, ſo voll Verſtandes geweſen, zürne mir nicht! Die ewigen Götter haben Leid über uns verhängt, weil es ihnen zu ſelig deuchte, wenn wir unſer junges Leben in Eintracht mit einander verbringen und auf ſanftem Wege dem Alter nahen ſollten. Du mußt mir nicht gram ſein, daß ich dich nicht auf der Stelle zärtlich willkommen geheißen habe. Mein armes Herz war in beſtändiger Angſt, es möchte mich irgend ein ſchlauer Betrüger täuſchen. Jetzt, nachdem du mir genannt haſt, was kein Sterblicher außer dir und mir und unſerer alten Pförtnerin Aktŏris, die mir aus dem väterlichen Hauſe hierher gefolgt iſt, wußte; jetzt iſt mein hartes Herz beſiegt und überzeugt!"

Die halbe Nacht verging den Gatten unter gegenſeitiger Erzählung des unendlichen Elendes, das ſie beide in den zwanzig verfloſſenen Jahren erduldet und der Königin kam kein Schlaf in die Augenlider, bis ihr Gemahl von allen ſeinen Irrfahrten ihr den ausführlichſten Bericht abgeſtattet hatte.

Endlich begab ſich alles im Palaſte zur erwünſchten Ruhe, und ſuchte Erholung von den erſchütternden Begebenheiten des Tages.

Odyſſeus und Laërtes. Am andern Morgen hatte ſich Odyſſeus in aller Frühe reiſefertig gemacht. „Liebes Weib," ſprach er zu Penelŏpe, „wir beide haben bisher den Becher des Leidens bis zur Neige geleert: du mein Ausbleiben beweinend, ich durch Zeus und andere Götter von der Heimkehr ins Vaterland abgehalten. Jetzt, nachdem wir beide wieder vereinigt ſind, unſere Herrſchaft, unſer Beſitz uns wieder geſichert iſt, ſorge du für alles Gut, das mir im Palaſte noch geblieben iſt. Was die Freier in ihrer Üppigkeit uns verpraßt haben, das werden uns teils die Geſchenke, mit welchen ſie zuletzt ihre Bewerbung unterſtützt haben, teils Raub und Gaben, die ich aus der Fremde mitbringe, reichlich erſetzen, ſo daß unſere Meierhöfe bald wieder gefüllt ſein werden. Ich ſelbſt aber will mich jetzt auf das Landgut hinaus begeben, wo mein guter alter Vater mich ſchon ſo lange betrauert. Ich rate dir aber, da das Gerücht von der Ermordung der Freier ſich doch allmählich in der Stadt verbreiten muß, daß du mit deinen Dienerinnen dich in die Frauengemächer zurückzieheſt und niemand Gelegenheit gebeſt, dich zu ſchauen und zu befragen."

So ſprach Odyſſeus, warf ſich ſein Schwert um die Schulter und weckte nun auch ſeinen Sohn Telemach und die beiden Hirten, die ſofort alle drei auf ſeinen Befehl gleichfalls die Waffen ergriffen und mit dem erſten Frühlichte, den Helden an der Spitze, durch die Stadt eilten. Ihre Beſchirmerin aber, Pallas Athene, hüllte die Wandelnden in einen dichten Nebel, ſo daß kein einziger Bewohner der Stadt ſie erkannte.

Es dauerte nicht allzu lange, ſo hatten die vier Wanderer den lieblich gelegenen, wohl geordneten Meierhof des greiſen Laërtes erreicht. Es war eines der erſten Güter, das der Vater des Odyſſeus zum Ererbten an ſich gebracht hatte. In der Mitte des Hofes lag, von Wirtſchaftsgebäuden umringt, das Wohnhaus. Hier aßen und ſchliefen die Knechte, die ihm das Feld beſtellten. Eben daſelbſt wohnte auch eine alte Sizilierin, die auf dem einſamen Landgute den alten Mann mit größter Sorgfalt pflegte. Als ſie nun vor der Wohnung ſtanden, ſprach Odyſſeus zum Sohn und zu den Hirten: „Betretet ihr einſtweilen das Haus und ſchlachtet ein auserleſenes Maſtſchwein für unſer Mittagsmahl. Ich ſelbſt will aufs Feld hinausgehen, wo der gute Vater ohne Zweifel bei der Arbeit iſt und ihn auf die Probe ſtellen, ob er mich wohl noch erkennt. Es wird nicht lange währen, ſo kehre ich mit ihm zurück und wir feiern dann zuſammen das fröhliche Mahl." Odyſſeus reichte ſeinen Genoſſen Schwert und Speer, und dieſe wandten ſich der Wohnung zu.

Er nun ſchlug den Weg nach den Pflanzungen ſeines Vaters ein und kam zuerſt durch den Wurzgarten. Vergebens ſah er ſich hier nach dem Oberknechte Dolius, ſeinen Söhnen und den übrigen Knechten um. Sie waren alle ins Feld hinausgegangen, um Dornſträucher zu ſuchen und damit die Einfriedigung um die Baumpflanzung herzuſtellen. Als der König in dieſer letzteren angekommen war, fand er endlich den alten Vater ſelbſt, zwiſchen den ſchönen Reihengängen ſeiner Bäume ſtehend, wie er eben beſchäftigt war, ein kleines Bäumchen umzugraben. Der Greis ſah einem alten Knechte nicht unähnlich: er hatte einen groben, ſchmutzigen, an vielen Stellen geflickten Leibrock an; um die Beine trug er ein paar alte Felle von Ochſenleder, um ſich damit gegen die Dornen zu ſchützen; an den Händen Handſchuhe; auf dem Kopf eine Mütze von Geißfell. Als Odyſſeus ſeinen Vater in dieſem elenden Aufzuge erblickte, gebeugt vom Alter, die Spuren des tiefſten Kummers auf dem Geſichte, mußte ſich der Held vor Schmerz an den Stamm eines Birnbaums lehnen und weinte bitterlich. Am liebſten hätte er den Vater unter Küſſen umarmt und ihm auf einmal geſagt, daß er ſein Sohn und ins Land der Väter zurückgekehrt ſei. Doch konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, auch den Vater auszuforſchen und mit leiſem Tadel ſein Herz auf die Probe zu ſtellen. So trat er denn, während der Greis mit gebücktem Haupt eifrig die Erde um den jungen Baumſproß auflockerte, dieſem näher und begann alſo: „Greis, du ſcheinſt dich recht gut auf den Gartenbau zu verſtehen. Reben, Oliven-, Feigen-, Birn- und Äpfelbäume, alle ſind aufs beſte gepflegt; auch den Blumen- und Gemüſebeeten fehlt es nirgends an der nötigen Sorge. Aber an einem fehlt es dir doch und nimm es mir nicht übel, daß ich dir's ehrlich ſage; du ſelbſt ſcheinſt nicht gehörig gepflegt zu werden, Alter, daß du in ſolchem Schmutz und ſo häßlicher Kleidung einhergeheſt! Von deinem Herrn iſt das nicht wohlgethan. Auch ſcheint mir deine eigene Trägheit nicht an dieſer Behandlung ſchuld zu ſein. Betrachtet man deine Geſtalt und Größe, ſo findet ſich gar nichts knechtiſches an dir, du haſt vielmehr ein königliches Anſehen; ein Mann wie du verdiente es, gebadet und wohlgeſpeiſt auszuruhen, wie man's den Alten gönnen mag. So ſage mir doch, wer iſt dein Herr und für wen beſtellſt du dieſen Garten? Und iſt dieſes Land wirklich Ithaka, wie mir ein Mann, dem ich eben begegnete, geſagt hat? es war übrigens ein unfreundlicher Menſch; er antwortete mir nicht einmal, als ich ihn fragte, ob der Gaſtfreund noch lebe, den ich hier beſuchen will. In meiner Heimat habe ich nämlich vor langer Zeit einen Mann beherbergt, — es iſt noch nie ein lieberer Gaſt über meine Schwelle gekommen. Dieſer ſtammte von Ithaka und erzählte mir, daß er ein Sohn des Königs Laërtes ſei; ich bewirtete den werten Freund aufs allerbeſte und reichte ihm ein ſtattliches Ehrengeſchenk, als er von mir ſchied: ſieben Talente des feinſten Goldes, einen ſilbernen Krug mit den ſchönſten Blumengewinden vom ſelben Metall, zwölf Teppiche, ebenſoviele Leibröcke und Mäntel und vier ſchmucke kunſtbegabte Mägde, die er ſich ſelbſt ausleſen durfte."

So fabelte der erfindungsreiche Odyſſeus. Sein Vater aber hatte bei dieſer Nachricht das Haupt vom Boden aufgerichtet; Thränen waren ihm in die Augen getreten und er ſprach: „Freilich, guter Fremdling, biſt du in das Land gekommen, nach welchem du frägſt. Aber es wohnen mutwillige, frevelhafte Menſchen darin, die du mit allen deinen Geſchenken nicht zu erſättigen vermöchteſt. Der Mann, welchen du ſuchſt, iſt nicht mehr da. Hätteſt du ihn noch lebend auf Ithaka getroffen, o wie reichlich hätte er deine ſchönen Geſchenke dir vergolten! Aber ſage mir, wie lang iſt es her, daß dein unglücklicher Gaſtfreund, mein Sohn, dich beſucht hat? Denn er iſt es geweſen, mein armer Sohn, der jetzt vielleicht irgendwo im tiefſten Meeresgrunde liegt, oder deſſen Fleiſch die wilden Tiere und die Raubvögel verzehrt haben. Nicht die Eltern haben ihm das Totenhemde angezogen, nicht ſeine edle Gattin Penelŏpe hat ſchluchzend am Bette des Gatten geweint und ihm die Augen zugedrückt! Aber wer und woher biſt denn du, wo iſt dein Schiff, wo ſind deine Genoſſen? Oder kamſt du auf einem gedungenen Fahrzeug als Reiſender, und biſt allein an unſerm Ufer ausgeſtiegen?"

„Ich will dir nichts vorenthalten, edler Greis," antwortete Odyſſeus, „ich bin Eperītus, der Sohn des Aphidas aus Aly̆bas; ein Sturm hat mich wider Willen von Sikanien an euer Geſtade getrieben, wo mein Schiff nicht ferne von der Stadt vor Anker liegt. Fünf Jahre ſind's, daß dein Sohn Odyſſeus meine Heimat verlaſſen hat. Er ging fröhlichen Mutes und Glücksvögel begleiteten ihn. Wir gedachten uns noch oft als Gaſtfreunde zu ſehen und uns gegenſeitig ſchöne Gaben zu verehren."

Dem alten Laërtes wurde es Nacht vor den Augen, mit beiden Händen langte er nach der ſchwarzen Erde, ſtreute ſie ſich auf ſein ſchneeweißes Haupt und fing laut zu jammern an. Jetzt wallte dem Sohn das Herz über; der Atem wollte ihm die Bruſt zerſprengen: er ſtürzte auf ſeinen Vater zu, umſchlang ihn unter Küſſen und rief: „Ich ſelbſt bin es, Vater, ich ſelbſt, nach welchem du frägſt! im zwanzigſten Jahre bin ich in die Heimat zurückgekommen. Trockne deine Thränen, gieb allem Jammer Abſchied, denn ich ſage dir's kurz: alle Freier habe ich in unſerem Palaſte erſchlagen!"

Staunend blickte ihn Laërtes an und rief endlich laut aus: „Wenn du wirklich Odyſſeus, wenn du mein heimgekehrter Sohn biſt, ſo gieb mir ein unzweifelhaftes Zeichen, auf daß ich glaube!" — „Vor allen Dingen," erwiderte Odyſſeus, „ſieh hier die Narbe, lieber Vater, die von der Wunde des Ebers auf jener Jagd herrührt, als ihr mich ſelbſt, du und die Mutter, zu ihrem guten alten Vater Autoly̆kus ſchicktet daß ich die Gaben, die er mir einſt verheißen hatte, bei ihm abholen ſollte. Aber du ſollſt auch noch ein zweites Zeichen haben: ich will dir die Bäume zeigen, die du mir einſt geſchenkt haſt. Denn als ich noch ein kleines Kind war und dich in den Garten begleitete, da gingen wir zwiſchen den Reihen umher und du zeigteſt und benannteſt mir die verſchiedenen Gattungen. Dreizehn Birnbäume haſt du mir geſchenkt, zehn Äpfelbäume, vierzig kleine Feigenbäume und fünfzig Weinreben dazu, die jeden Herbſt voll prächtiger Trauben ſtehen müſſen." Der Greis konnte nicht mehr zweifeln, er ſank am Herzen ſeines Sohnes in Ohnmacht. Dieſer hielt ihn aufrecht in den nervigen Armen. Endlich, als ſein Bewußtſein zurückgekehrt war, rief er mit lauter Stimme: „Zeus und ihr Götter alle, ja ihr lebet noch, ſonſt wären die Freier nicht beſtraft worden! Aber jetzt ängſtigt mich eine neue Sorge um dich, mein Sohn. Die edelſten Häuſer in Ithaka und den Inſeln ſind durch dich verwaiſt: die Stadt, die ganze Nachbarſchaft wird ſich gegen dich erheben." — „Sei guten Mutes, lieber Vater," ſprach Odyſſeus, „und laß dich das jetzt nicht bekümmern. Folge mir zu deinem Wohnhauſe, dort harren ſchon dein Enkel Telemach, der Rinderhirt und der Sauhirt und haben uns das Morgeneſſen bereitet."

So gingen ſie beide zuſammen in das Landhaus, wo ſie den Telemach und die Hirten ſchon mit Zerlegung des Fleiſches beſchäftigt fanden, und der rote Feſtwein eingeſchenkt in den Pokalen perlte. Noch vor dem Schmauſe wurde Laërtes auf Veranſtaltung ſeiner treuen alten Dienerin gebadet und geſalbt, und legte zum erſtenmale nach langen Jahren wieder ſein ſchönes fürſtliches Gewand an. Während er ſich damit bekleidete, nahte ſich ihm unſichtbar die Göttin Pallas Athene, und verlieh auch dem Greiſe aufrechten Wuchs und Hoheit der Geſtalt. Als er wieder zu den andern eintrat, blickte ſein Sohn Odyſſeus verwundert an ihm empor und ſprach: „Vater, ſicherlich hat einer der unſterblichen Götter dir Geſtalt und Wuchs verherrlicht!" — „Ja, bei allen Göttern," ſagte Laërtes, „wäre ich, wie ich mich heute verjüngt und kräftig fühle, geſtern bei dir im Saale geſtanden und hätte an deiner Seite gekämpft: fürwahr, es wäre mancher Freier ſterbend vor mir ins Knie geſunken!"

So wechſelten ſie miteinander freudige Geſpräche, und ſetzten ſich endlich alle ums Mahl. Jetzt kam auch der alte Meier Dolius ſamt ſeinen Söhnen, müde von der Feldarbeit, zurück. Über die Schwelle getreten, ſahen ſie den König Odyſſeus daſitzen, erkannten ihn und ſtanden ſtaunend, wie in den Boden gewurzelt. Odyſſeus aber redete ihnen freundlich zu: „Geſchwind, Alter, ſetze dich mit deinen Söhnen zu uns ans Mahl, wie harren ſchon lang auf euch! nehmt euch ein andermal Zeit zum Staunen." Da eilte Dolius mit ausgebreiteten Armen auf den Helden zu, ergriff ſeine Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. „Lieber Herr, Heil dir und Segen," rief er, „nachdem du unſer aller Wunſch erfüllt haſt, und endlich heimgekommen biſt! Sage mir, weiß es Penelŏpe ſchon, oder ſollen wir ihr Botſchaft zukommen laſſen?" — „Sie weiß alles," antwortete Odyſſeus, „du darfſt dich nicht bemühen." Da ſetzte ſich Dolius zum Mahle; ſeine Söhne drängten ſich um Odyſſeus, drückten ihm die Hände, und hießen ihn willkommen; dann nahmen auch ſie an der Seite ihres Vaters Platz, und alles ſchmauſte fröhlich zuſammen.

Aufruhr in der Stadt durch Athene geſtillt. In der Stadt Ithaka eilte inzwiſchen das Gerücht durch alle Straßen und verkündigte das grauſe Verhängnis, das die Freier getroffen hatte. Von allen Seiten her drängten ſich jetzt die Blutsverwandten der Gefallenen nach dem Palaſte des Odyſſeus, wo ſie an einer abgelegenen und abgeſonderten Stelle des Hofes die Leichname der Ihrigen aufgeſchichtet fanden. Unter lauten Wehklagen, darein ſich Drohungen miſchten, trugen ſie die Toten, ein jeder den ſeinigen, hinaus, und beſtatteten ſie: die aber aus andern Städten und Inſeln waren, wurden auf Fiſcherkähnen in ihre Heimat geſendet. Dann verſammelten ſich die Väter, Brüder und Anverwandten der Freier insgeſamt auf dem Markte, und in der zahlreichen Volksverſammlung trat Eupīthes auf. Dies war der Vater des Antinŏus, des jugendlichſten und trotzigſten Freiers, des erſten, der von Odyſſeus Pfeile gefallen war. Der Vater war ein mächtiger, hochangeſehener, noch rüſtiger Mann, dem unheilbarer Schmerz um den Tod ſeines Sohnes an der Seele nagte. Dieſer vergoß Thränen vor dem Volke und ſprach: „Freunde, gedenket an das mannigfaltige Unglück, das der Mann, den ich vor euch verklage, über Ithaka und die Nachbarſtädte gebracht hat! Vor zwanzig Jahren entführte er uns ſo viele und ſo tapfere Männer auf ſeinen Schiffen; verlor die Schiffe, verlor die Genoſſen. Endlich allein wieder heimgekehrt, hat er die edelſten Jünglinge unſeres Volksſtamms erſchlagen. Auf denn, ehe ſich der Verbrecher hinüber auf die Pelopsinſel nach Pylos oder Elis rettet, folget ihm nach, ergreifet ihn! Wir könnten ſonſt vor Schmach die Augen nicht wieder aufſchlagen. Ja für unſere ſpäteſten Geſchlechter wär es noch eine Schande, wenn wir, ihre Ahnen, die Mörder unſerer leiblichen Söhne und Brüder nicht beſtraft hätten. Ich wenigſtens könnte nicht mehr mit gutem Gewiſſen leben; über ein kurzes, ſo zöge der Schatten des Sohnes mich zu ſich hinab! Darum ihnen nach, wenn ihr Männer ſeid! greifen wir Vater und Sohn, ehe ſie uns übers Meer entrinnen!"

Erbarmen ergriff die ganze Verſammlung, als ſie den Mann unter Thränen ſo reden hörten. In dieſem Augenblicke kamen aus des Königs Palaſte Phemius der Sänger und der Herold Medon gewandelt, und traten auf dem Markt in den Kreis der Verſammelten. Die Männer ſtaunten nicht wenig, die beiden längſt auch verloren geachteten noch am Leben zu ſehen. Hierauf erbat ſich Medon der Herold das Wort, und ſprach zu dem verſammelten Volk: „Männer von Ithaka, höret meine Rede. Was Odyſſeus vollbracht hat, das hat er, ich kann es euch beſchwören, nicht ohne den Ratſchluß der Unſterblichen vollendet. Ich ſelbſt habe den Gott geſehen, der ihm in Mentors Geſtalt immer zur Seite war, und bald dem Odyſſeus das Herz kräftigte, bald umhertobend im Saale, die Beſinnung der Freier zerrüttete. Das Werk dieſes Gottes iſt es, daß ſie ſterbend übereinander taumelten."

Entſetzen ergriff das verſammelte Volk, wie es den Herold ſo ſprechen hörte. Als der erſte Eindruck vorüber war, nahm ein ergrauter Held, Halithērſes, der Sohn Maſtors, der allein unter allen auf die Vergangenheit zurückzublicken und hinüberzuſchauen in die Zukunft verſtand, in der Verſammlung das Wort, und ſprach: „Höret, ihr Einwohner von Ithaka, was ich euch zu Gemüte führen will. Ihr ſelbſt ſeid ſchuld an allem, was geſchehen iſt. Warum waret ihr ſo träge, warum habt ihr meinen und Mentors Rat nicht befolgt, und habt eure üppigen Söhne nicht im Zaume gehalten, als ſie Tag für Tag hingingen, dem abweſenden Manne ſein Gut verpraßten, und unwürdige Forderungen an ſeine Gemahlin richteten, als käme er nimmermehr zurück? Ihr ſelbſt habt euch alles dasjenige zuzuſchreiben, was jetzt im Palaſte vorgefallen iſt. Und wenn ihr klug ſeid, ſo werdet ihr mit nichten den Mann verfolgen, der ſich nur der Feinde ſeines Hauſes entwehrt hat. Thut ihr es, ſo komme das Unheil über euch, das ihr euch ſelbſt herbeiziehet."

Halithērſes trat unter das Volk zurück und unter der Verſammlung entſtand Getümmel und Zwieſpalt. Die eine Hälfte erhob ſich zornig und ſtürmiſch, die andere beharrte bei der Beratung. Die aufgeregte Hälfte hielt es mit den Vorſchlägen des Eupīthes; dieſer Teil der Bürger warf ſich in die Rüſtungen, kam auf dem Blachfelde vor der Stadt zuſammen und nun ſtellte ſich Eupīthes an die Spitze der Heerſchar und machte ſich mit ihr auf, den Tod ſeines Sohnes und der andern Freier zu rächen.

Sobald Pallas Athene vom Olymp herab den Auszug dieſes Haufens gewahr wurde, trat ſie vor ihren Vater Zeus und ſprach: „Herr der Götter, eröffne mir, mit welchem Rate deine Weisheit ſich trägt. Willſt du die ruhigen Einwohner Ithakas durch Krieg und Zwietracht züchtigen, oder gedenkſt du den Streit beider Parteien im Frieden beizulegen?" — „Was willſt du ſchon Beſchloſſenes erforſchen, Tochter!" antwortete Zeus, „haſt du nicht ſelbſt mit meinem Willen den Beſchluß gefaßt und vollzogen, daß Odyſſeus endlich als ein Rächer in ſeine Heimat zurückkehre? Nachdem dir dieſes gewährt worden iſt, ſo thue auch ferner, was dir gefällt; willſt du aber mein Gutdünken wiſſen, ſo iſt es dieſes: nachdem Odyſſeus die Freier geſtraft hat, werde ein heiliger Bund beſchworen und er ſei und bleibe ihr König für immer. Uns aber laß dafür ſorgen, daß aus dem Geiſt aller Beteiligten die Ermordung ihrer Söhne und ihrer Brüder vertilgt werde; gegenſeitige Liebe ſoll unter allen herrſchen wie zuvor; Einigkeit und Wohlſtand ſollen unerſchüttert bleiben."

Zeus' Entſcheidung war der Göttin hochwillkommen. Sie verließ das Felſenhaupt des Olymp, durchflog die Luft und ließ ſich auf der Inſel Ithaka nieder.

Der Sieg des Odyſſeus. Auf dem Landgute des Laërtes war das Mahl vorüber. Sie ſaßen noch um den Tiſch gelagert, als der Held nachdenklich zu ſeinen Freunden ſprach: „Mir deucht, unſere Gegner werden in der Stadt auch nicht gefeiert haben und es dürfte nicht überflüſſig ſein, wenn einer aus dem Hauſe ſich aufmachte, die Straße auszukundſchaften." Auf der Stelle ſtand einer von den Söhnen des Dolius auf und ging, ſeinem Worte gehorſam, über die Schwelle des Hauſes. Er brauchte ſich nicht weiter von der Wohnung zu entfernen; denn er ſah einen gewaltigen Heerhaufen im vollen Anmarſche begriffen. Erſchrocken kehrte er zu den verſammelten Freunden in den Saal des Hauſes zurück und rief: „Sie kommen, Odyſſeus, ſie kommen, ſie ſind ganz in der Nähe! Werft euch eilig in die Rüſtungen." Da fuhren die Tafelnden vom Tiſche auf und hüllten ſich augenblicklich in ihre Waffen. Es waren Odyſſeus, ſein Sohn und die Hirten zu vieren; dann ſechs Söhne des Dolius; endlich, ſo grauköpfig ſie waren, Dolius und Laërtes ſelbſt. Auch ſie hatten ſich gerüſtet und gegürtet. Odyſſeus ſtellte ſich an die Spitze und der kleine Trupp trat aus der Pforte des Hauſes hervor.

Kaum waren ſie im Freien, als ſich in Mentors Geſtalt der gewaltigſte Bundesgenoſſe zu ihnen geſellte, die erhabene Göttin Pallas Athene. Dieſer Anblick erfüllte den Helden Odyſſeus, der ſie auf der Stelle erkannte, mit der freudigſten Hoffnung. „Telemach," ſprach er zu ſeinem Sohn, „erfülle jetzt die Erwartungen, die dein Vater von dir hegt. Zeige dich in der Schlacht da, wo die tapferſten Männer fechten und mache deinem Stamm Ehre, der ſich von jeher durch Tapferkeit und Mut unter allen Sterblichen ausgezeichnet hat." — „Kannſt du nach der Schlacht mit den Freiern an meiner Kampfluſt noch zweifeln, Vater?" erwiderte Telemach. „Du wirſt ſehen, daß ich deinen Stamm nicht ſchände!" Solcher Worte freute ſich Laërtes, der Vater und Großvater. „Welch ein Tag iſt dies, ihr Götter," rief er, „wie frohlockt mein Herz! Einen Wettkampf der Tapferkeit beginnen ihrer drei: Vater, Sohn und Enkel!" Da nahte Pallas Athene dem Greis und flüſterte ihm ins Ohr: „Sohn des Akriſius, mir lieb vor allen deinen Streitgenoſſen, richte dein Gebet an Zeus und an die Tochter des Zeus; dann wage einen kühnen Lanzenſchwung." So ſprach Athene und erfüllte die Bruſt des Alten mit Mut. Er flehte zu Zeus und Athene und ſandte die Lanze ab. Der Wurf des Laërtes fehlte nicht: er traf das Helmviſir des feindlichen Anführers Eupīthes und dieſes vermochte den kräftig geſchwungenen Speer nicht zu hemmen, er durchbohrte die Wange des Feindes und der Vater des Antinŏus raſſelte mit ſeinen Waffen getötet in den Staub. Odyſſeus aber und Telemach und alle ihre Genoſſen wüteten im Vorderkampfe mit Schwert und Lanze und ſie hätten alle Feinde vertilgt und keiner hätte die Heimat wiedergeſchaut, wenn nicht plötzlich Pallas Athene ihre Götterſtimme hätte ertönen laſſen und ihr lauter Zuruf alle Streiter mitten im Kampfe gehemmt hätte. „Laßt ab, ihr Ithaker, laßt ab," rief ſie, „vom unſeligen Kriege; ſchonet Menſchenblut und trennet euch!"

Entſetzen ergriff die Herangekommenen bei dieſem Donnerlaute, die Waffen fielen den Erſchrockenen aus der Hand und rollten auf die Erde; wie vom Sturmwind umgewendet drehten ſich die Feinde und flohen der Stadt zu, nur darauf bedacht, ihr Leben zu retten. Odyſſeus und die Seinigen aber waren beim Rufe der Bundesgenoſſin nicht erſchrocken: hoch ſchwangen ſie Lanzen und Schwerter und Odyſſeus flog an der Spitze der Verfolgenden, fürchterlich ſchreiend vorwärts, wie ein Adler, der einem Raube zuſtürzt. Vor ihnen allen her aber zog wie im Gewitterflug Athene, noch immer in Mentors Geſtalt.

Doch des Zeus Befehl ſollte erfüllt und der Friede nicht länger geſtört werden; ſein Blitz ſchlug vor der Göttin in den Boden und die Unſterbliche ſelbſt bebte vor dem Strahle zurück. „Sohn des Laërtes," ſprach ſie, zu Odyſſeus rückwärts gewendet, „jetzt laß ab vom Kampfe, bezähme dein Herz, du möchteſt dem allmächtigen Donnerer mißfallen!" Mit williger Seele gehorchten Odyſſeus und ſeine Schar, und Athene zog mit ihnen allen in die Stadt zurück und auf den Marktplatz von Ithaka. Herolde wurden ausgeſendet und alles Volk zur Verſammlung entboten. Und nun erfüllte ſich Zeus' Verſprechen; aus allen Herzen war der Groll gewichen. An Geſtalt und Stimme Mentorn ähnlich, erneuerte Pallas Athene ſelbſt zwiſchen Odyſſeus und den Häuptern der Stadt und Gegend den Bund des ewigen Landfriedens und dieſe huldigten mit dem geſamten Volke dem Helden als ihrem König und Schutzherrn. Jubelnde Scharen begleiteten ihn nach dem Palaſte zurück, aus welchem ihm Penelŏpe, zu welcher der Ruf des Sieges und des Friedens gedrungen war, mit allen ihren Dienerinnen, bekränzt und feſtlich geſchmückt, entgegen trat. Lange glückliche Jahre verlebte das wieder vereinigte Gattenpaar. Erſt in ſpäter Zeit erfüllte ſich an Odyſſeus, was ihm einſt Tireſias in der Unterwelt von ſeinen letzten Schickſalen geweisſagt hatte.

Viertes Buch.

Äneas.

Erſter Teil.

Äneas verläßt die trojaniſche Küſte — Den Flüchtlingen wird Italien verſprochen. — Sturm und Irrfahrten. Die Harpyen. — Äneas an der Küſte Italiens. Sizilien und der Cyklopenſtrand. Tod des Anchiſes. — Äneas nach Karthago verſchlagen. — Venus von Jupiter mit Rom getröſtet. Sie erſcheint ihrem Sohne. — Äneas in Karthago. — Dido und Äneas. — Didos Liebe bethört den Äneas. — Äneas verläßt auf Jupiters Befehl Karthago.

Äneas verläßt die trojaniſche Küſte. Seinen Vater Anchīſes auf den Schultern, ſeinen Sohn Aſkánius an der Hand, geſchützt von ſeiner Mutter Venus, war der trojaniſche Held Äneas dem Brande ſeiner eroberten Vaterſtadt entronnen*) und am Fuße des Idagebirges, wo dieſes in das Meer ausläuft, in der kleinen Hafenſtadt Antāndros angekommen. Hier ſammelten ſich um ihn befreundete Flüchtlinge in großer Anzahl, Männer, Frauen und Kinder, lauter unglückliche, des Vaterlands verluſtige Menſchen, und alle bereit, unter ſeiner Anführung eine neue Heimat aufzuſuchen. Noch ungewiß, wohin ſie das Geſchick führen, wo es ihnen Ruhe vergönnen würde, fingen ſie mit Hilfe der geretteten und zuſammengeſchoſſenen Habe an, ſich eine Flotte zu zimmern, die mit dem erſten Beginne des Frühlings fertig war, unter Segel zu gehen. Der älteſte Trojaner, der ſich in ihrer Mitte befand, der greiſe Held Anchīſes ſelbſt, gab das Zeichen zum Aufbruch, und ſagte zuerſt dem unterjochten Geburtsland ein ewiges Lebewohl. Weinen und Wehklagen ertönte von den Schiffen, als ſie ſich von der Heimatküſte losriſſen, und bald war dieſe aus den Blicken der Flüchtlinge verſchwunden.

Nach einer ununterbrochenen Fahrt von mehreren Tagen landete die Flotte an dem Geſtade Thrakiens, das vor Zeiten der wilde Verächter des Bacchus, der König Lykurgus beherrſcht hatte, deſſen jetzige Bewohner aber, ſo lange der Staat der Trojaner noch beſtand, durch gleichen Götterdienſt und Gaſtfreundſchaft mit dieſem aufs genaueſte verbunden waren. Doch hatte dies Verhältnis eine grauſame Störung erlitten; denn als das Glück von Troja zu wanken begann, und Ajax der Telamonier vom Schiffslager der Griechen aus einem Streifzug zur See gegen die mit Priămus verbündeten Thrakier unternommen hatte, lieferte Polymnēſtor, der treuloſe König des Landes, den jungen Sohn des trojaniſchen Königs, Polydōrus, den Griechen aus und erkaufte ſich mit dieſer Gabe den Frieden. Der Jüngling aber wurde von den Belagerern unter den Mauern Trojas und vor den Augen des Vaters geſteinigt.*)

Doch Äneas wußte nicht, an welchem Ufer er mit ſeinen Schiffen vor Anker gegangen war. Voll Freude, eine wirtliche Küſte erreicht zu haben, betrat er mit ſeinen Freunden das Land, und ohne von den Eingeborenen gehindert zu werden, ſchritten ſie zu einer Niederlaſſung, und legten den Grund zu einer neuen Stadt, in deren ruhigem Beſitze ſie ſich von den Schlägen des Schickſals zu erholen gedachten, und welcher Äneas, als das Haupt der Auswanderer, ſeinem eigenen Namen nach dem Namen Änos beilegte. Der Bau war ſchon im Werden, und der fromme Held wollte für ſein Werk den Schutz der Unſterblichen erflehen; er brachte Jupiter dem Göttervater und ſeiner eigenen Mutter Venus einen untadligen Stier am Geſtade zum Opfer. In der Nähe befand ſich ein luſtiger Hügel, auf welchen Kornellen und Myrten in üppigem Wuchſe wucherten. Nach dieſem Wäldchen hatte ſich Äneas begeben, um die friſch errichteten Raſenaltäre mit Laub und Zweigen zu bedecken. Da erfuhr er ein Grauſen erregendes Wunder. Sobald er einen Strauß aus den Wurzeln reißen wollte, quollen aus dieſen ſchwarze Blutstropfen und floſſen auf den grünen Waldboden, daß dem Helden ſelbſt in den Adern das Blut erſtarrte. Angſtvoll warf ſich Äneas auf die Erde und flehte zu den Nymphen des Waldes, und zu Bacchus, dem Schutzgotte der thrakiſchen Fluren, die Schrecken abzuwenden, mit welchen dieſes Wunderzeichen ihm drohte. Dann ergriff er mit erneuter Kraft ein drittes Bäumchen, und mit dem Knie auf den Boden geſtemmt, verſuchte er, es zu entwurzeln. Da ließ ſich ein klägliches Stöhnen aus dem Boden vernehmen, und endlich kam ihm eine Stimme zu Ohren, welche in verlorenen Tönen ſprach: „Was quäleſt du mich, unglücklicher Äneas? meine Seele wohnt in dieſem Boden, in den Wurzeln und Äſten dieſes Waldes, in welchem ich als Kind einſt ahnungslos ſpielte. Ich bin dein Stammesgenoſſe, dein Verwandter, Äneas, bin Polydōrus, der Sohn des Priămus, der einſt von ſeinem Pflegevater an die Griechen verraten und vor deinen Augen unter Trojas Mauern zerſchmettert ward. Mein Gebein iſt von mitleidigen Thrakiern geſammelt und hier im Vaterlande beſtattet worden. Verletze meine Freiſtätte nicht, du ſelbſt aber fliehe dieſes Ufer, das dir und allen Trojanern mit Unheil droht; denn noch herrſcht das Geſchlecht des Verräters in dieſem Lande."

Als Äneas ſich vom erſten Schrecken erholt hatte, kehrte er zu den Seinigen zurück und meldete das Geſicht zuerſt ſeinem Vater und dann den andern Häuptlingen des ausgezogenen Volkes. Alle vereinigten ſich, mit ihm die verruchte Stätte des entweihten Gaſtrechts zu verlaſſen. Die begonnenen Arbeiten wurden eingeſtellt, und nachdem ſie dem unglücklichen Polydōrus ein Totenfeſt gefeiert, ſchoben die Trojaner ihre Schiffe wieder vom Strande, beſtiegen ſie und verließen mit ihnen den Hafen. Günſtiger Wind führte ſie bald weit in die offene See hinaus, und nach glücklicher Fahrt erſchien ihnen mitten im Meer, unter vielen andern Inſeln ein wunderliebliches kleines Eiland, das ſich lachend aus den Fluten emporhob. Sein Name war Delos, es war einſt eine ſchwimmende Inſel geweſen; Apollo war auf ihr geboren und hatte ſich ihrer, als ſie wie unentſchloſſen um andere Inſeln und Küſtenländer herumirrte, mitleidig angenommen, und ſie in der Mitte der Cykladeninſeln in dem Meeresgrunde befeſtigt, daß ſie hinfort den Stürmen trotzen und glückliche Bewohner nähren konnte. Die Menſchen, die ſich dort anſiedelten, hatten dankbar ihre Stadt dem Apollo geweiht, und waren gaſtliche gute Leute. Dorthin ſteuerte Äneas mit ſeiner Flotte, und ein ſicherer Hafen nahm die müden Seefahrer auf. Sie landeten und betraten die Stadt, die dem Fernhintreffer Phöbus Apollo gewidmet war, mit tiefer Ehrfurcht. Ihr König Anius, der zugleich Prieſter des Phöbus war, wandelte, mit der heiligen Binde um die Schläfe, und dem Lorbeer in der Hand, den Ankömmlingen entgegen, und erkannte in dem greiſen Anchīſes einen alten Gaſtfreund. Unter Gruß und Handſchlag wurden Äneas und ſeine Genoſſen in die Mauern aufgenommen und wallfahrten vor allem andern in den altertümlichen Tempel des Schutzgottes der Inſel. Äneas warf ſich in tiefer Ehrfurcht vor dem Haus Apollos nieder und betete mit aufgehobenen Händen: „Gieb uns, du großer Beſchützer des trojaniſchen Volkes, ein eigenes Haus, gönn' uns eine bleibende Stadt; laß das Geſchlecht deiner Schützlinge nicht ausſterben, hilf ihnen ein zweites Troja gründen! Sprich, wer ſoll unſer Führer ſein? wohin ſchickſt du uns? Gieb uns ein Zeichen, großer Gott, offenbare dich unſern Seelen!"

Kaum hatte der Held ſolches geſprochen, als die Schwelle des Gottes, der Lorbeerhain, der den Tempel umgab, und das ganze Gebirge ringsumher ſichtlich und fühlbar erbebte, und aus den offenen Hallen des Tempels ertönte vom Dreifuße das Orakel heraus: „Ausdauerndes Volk der Dardäner, ihr kehret in den Schoß eines Landes zurück, das ſchon den Stamm eurer Ahnherren getragen hat. Eure alte Mutter ſuchet ihr auf: von dort aus wird das Haus des Äneas in ſeinen ſpäteſten Enkeln alle Länder der Erde beherrſchen."

Bei der Stimme des Gottes hatten ſich alle demütig zur Erde niedergeworfen. Als ſie den günſtigen Ausſpruch vernommen hatten, ſprangen ſie freudig wieder auf; ein jubelndes Getümmel entſtand, und ſie befragten ſich untereinander, von welchem Lande wohl Apollo ſpreche, und wo den Irrenden eine neue Heimat winke.

---

*) Vergl. S. 123 f.

*) Vergl. S. 73 f.

Als ſie ſo untereinander beratſchlagten, erhob der ehrwürdige Held Anchīſes, der Vater des Änēas, der in die Kunde der Vorwelt eingeweiht war, ſeine Stimme: „Laßt mich euch, ihr Häupter des Volkes,“ ſprach er, „eure Hoffnungen deuten. Mitten im inſelreichſten Meere liegt eine Inſel, aus welcher Jupiter, der Göttervater ſelbſt abſtammt. Sie heißt Kreta und iſt auch die Wiege unſeres Volksſtammes. Und wie Trojas Hauptgebirg, heißt auch die waldige Bergkette, die ſich durch dieſes Inſelland zieht, das Idagebirg. Zu ſeinen Füßen dehnen ſich die fruchtbarſten Fluren, und mit hundert Städten iſt das Land geſchmückt. Dorther ſoll unſer Stammvater Teucer ins troiſche Land gekommen ſein, dorther all unſer Götterdienſt ſtammen und gewiß, dorthin führt uns auch jetzt Apollos Befehl, laſſet uns ihm folgen! Die Reiſe dorthin iſt nicht allzuweit, ſchickt uns Jupiter Fahrwind, ſo befindet ſich unſere Flotte am dritten Morgen im Angeſichte der Inſel Kreta.“

Den Flüchtlingen wird Italien verſprochen. Über dieſe Deutung waren die Auswanderer hoch erfreut. Ehe ſie wieder zu Schiffe gingen, ſchlachteten ſie dem Meeresgotte Neptunus und dem Apollo, der ſie mit ſeinem Orakel getröſtet hatte, jedem einen Stier, und den mächtigſten Winden Lämmer, dem wilden Sturm ein ſchwarzes, dem ſanften Zephyr ein weißes. Dann verließen ſie den Hafen von Delos, und ihre Schiffe durchflogen mit dem günſtigſten Fahrwinde die Wellen; es war das Inſelmeer der Cykladen, das Gewäſſer ſchien ganz von Eilanden zu wimmeln, die da und dort mit ihren ſchneeweißen Marmorfelſen aus den Fluten ſtiegen. Der heiterſte Himmel begünſtigte die Fahrt; in die Wette ſteuerten die Fahrzeuge dahin, und von allen Seiten ertönte fröhliches Geſchrei der Schiffenden: „Auf, ihr Freunde, Kreta geſucht, das teure Heimatland unſerer Väter aufgefunden!“

Am dritten Morgen hatte die Flotte wirklich, wie es von Anchīſes vorausgeſagt worden war, den lachenden Strand der Inſel Kreta erreicht, und als die Flüchtlinge ausgeſchifft waren, und ſich von den Einwohnern wohl aufgenommen ſahen, fing Änēas abermals mit großer Begierde die erſehnten Mauern einer Pflanzſtadt zu gründen an. Die Flotte war ans Ufer gezogen, und unter den fleißigen Händen der Pflanzer ſtiegen bald Mauern und Häuſer empor, und ſie fingen an ſich wohnlich einzurichten. Nach Pergämus, der Burg von Troja, gab Änēas der neuen Stadt den Namen Pergämus, und auch ſie erhielt ihre geſonderte Burg auf einem Hügel. Schon beſchäftigte ſich die Pflanzung mit den erſten bürgerlichen Einrichtungen; unter dem jungen Volke der Auswanderer wurden Ehen geſchloſſen, Äcker wurden verteilt, und die Häupter des Volks traten zuſammen und berieten ſich über die Geſetze des erneuten Volkes: da bedrohte ein neues Unglück die armen Flüchtlinge mit gänzlichem Verderben. Ein glutheißer Sommer brannte ringsum die Felder aus, ohne Nahrung erkrankte die Saat, Gras und Kräuter verdorrten, auf den Bäumen verwelkten die Blüten ohne Früchte; ein ſchreckliches Sterben riß unter den Menſchen ſelbſt ein, und was der Tod verſchonte, das ſchleppte ſieche Leiber umher. Auf einer Verſammlung, in welcher der zuſammenſchmelzende Haufen über ſeine troſtloſe Lage beratſchlagte, ſtand Anchīſes mit bekümmertem Herzen auf und riet ſeinen Unglücksgefährten, die Schiffe wieder zu beſteigen, rückwärts nach dem Cykladenmeere zu ſteuern, und wieder auf der Inſel Delos das Orakel dieſes Gottes um gnädigen Aufſchluß anzuflehen, wohin ſie die Schiffahrt ferner zu richten hätten, und welches Ziel ihrer Not beſtimmt ſei. Dieſem Rate trat das geſamte Volk bei, und ſie beſchloſſen, alles bewegliche Eigentum auf die Schiffe zurückzubringen, ſobald dieſes geſchehen ſei die Anker zu lichten, und die faſt vollendete Stadt zu verlaſſen.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, und unter fortdauerndem Elende die letzte Nacht herankam, welche ſie unter Kretas unglücklichem Himmel zuzubringen gedachten, lag Änēas, müde von Sorgen, und doch ſchlaflos, auf ſeinem Bette, und ſein Geiſt brütete in der ſtillen Finſternis. Da ſtellte ſich ein plötzliches Geſicht ſeinen Augen dar. Der Vollmond brach eben aus den Wolken und erhellte mit ſeinen Strahlen die Räume ſeines Schlafgemachs. Da ſchienen in voller Beleuchtung hart vor dem Liegenden die heiligen Hausgötter der Trojaner, die er aus dem wütenden Feuer ſeiner Vaterſtadt gerettet hatte, zu ſtehen. Ihr Mund that ſich auf, ihre nie vernommene Stimme ſprach zu ihm, und was ſie redeten, waren Worte des Troſtes: „Apollo ſelbſt,“ ſo lautete ihre Rede, „ſchickt uns in deine Behauſung. Du ſollſt uns vertrauen: wir, die wir aus dem Brande Trojas dir folgten, und auf deiner Flotte mit dir durch die ſtürmiſche Meeresflut gefahren ſind, wir werden deinem Geſchlecht einen Wohnſitz finden, den Ruhm deiner Enkel verherrlichen, und ihrer Stadt die Herrſchaft der Welt verleihen. Du ſelbſt biſt dazu erkoren, deinen großen Nachkommen dieſen Sitz vorzubereiten, und darfſt deswegen die langen Beſchwerden der Flucht nicht ſcheuen. Freilich, den Ort, wo du dich jetzt angeſiedelt, mußt du verlaſſen, nicht dieſes Ufer hat der deliſche Apollo gemeint, nicht auf Kreta ſollteſt du dich anbauen; nein, weit von hier liegt das Land, auf welches dich der Götterſpruch hinweiſt, die Griechen nennen es Heſperien: es iſt ein uraltes Land, mächtig durch die Waffen ſeiner Bewohner, reich durch den Segen ſeines Bodens. Seine erſten Bewohner hießen Önotrier, von den jüngern ſoll es jetzt Italien genannt werden, und das Volk Itälervolk, nach dem Namen eines einheimiſchen Königs Itälus. Dies iſt der Sitz, der euch von euren Ahnen her gehört, dorther ſtammen eure Väter Dardänus und Jaſius, die älteſten Begründer eures Geſchlechts. Wohlan, mach dich auf, melde deinem betagten Vater fröhlich dieſes unzweifelhafte Wort: Italien ſoll er aufſuchen; die Gefilde Kretas verweigert euch Jupiter.“

Ein kalter Angſtſchweiß hatte den Helden überlaufen, ſo lange die Götter vor ihm ſtanden und ſprachen; doch als ſie verſchwunden waren, fühlte er ſich von ihren Worten wunderbar getröſtet, raffte ſich vom Lager auf, ſtreckte die flachen Hände betend, wie die Alten pflegten, gen Himmel empor und brachte auf ſeinem Hausherde den heimiſchen Göttern ein Trankopfer dar. Nachdem dieſes fröhlich vollbracht war, eilte Änēas zu ſeinem alten Vater und meldete ihm ausführlich das Nachtgeſicht. Dieſem gingen die Augen des Geiſtes auf: er erkannte den doppelten Urſprung der Trojaner, den einen von Dardänus, den andern von Teucer, und ſah nun wohl ein, daß er in der Verwechslung der beiden alten Stammländer ſich getäuſcht habe. „Lieber Sohn,“ ſprach er, „jetzt erſt erinnere ich mich, daß die Seherin Kaſſandra allein es war, welche mir das Geſchick der Zukunft richtig geweisſagt hat. Sie verkündete unſerem Geſchlecht ein Land, welches ſie bald Heſperien, bald Italien benannte. Das geſchah aber, als Troja noch lange ſtand, und wer dachte damals im Ernſte daran, daß jemals teukriſche Männer ihr Heimat verlaſſen, und nach den fernen Küſten Heſperiens auswandern würden? ja, wer achtete damals überhaupt nur auf die Reden Kaſſandras, die für eine Närrin und keine Seherin galt! Jetzt aber laßt uns dem Wort Apollos nachgeben, und auf ſeine Warnung dem beſſeren Winke folgen.“

So ſprach Anchīſes. Inzwiſchen hatte ſich das Volk zur beſchloſſenen Abfahrt nach Delos verſammelt; als es nun die neue Weiſung der Götter vernommen, brach es in einen lauten Jubel aus. Alles rüſtete ſich; nur wenige Kranke und Geneſende blieben in der neugegründeten Pflanzſtadt zurück. Durch ſie wurde die neue Anſiedelung der Trojaner erhalten; glücklichere Zeiten kamen, die kleinen Überbleibſel vermehrten ſich, und in ſpäten Tagen blühte auf der Inſel Kreta noch Pergamus die Troerſtadt.

Die andern aber richteten die Segel, und bald ſteuerte die Flotte wieder durch die hohe See.

Sturm und Irrfahrten. Die Harpyien. Als kein Land mehr ſichtbar, und rings umher nur Himmel und Gewäſſer war, ſammelte ſich über den Häuptern der Schiffenden ein graues Gewölk, das Nacht und Sturm herbeiführte, und die Woge fing in ſchwarzer Finſternis zu ſchauern an. Sofort brachten Orkane das Meer in Aufruhr, Berge von Fluten ſtiegen auf, die Flotte ward auseinander geworfen, und die Schiffe trieben zerſtreut über den ſtrudelnden Abgrund hin. Die ſchwarzen Wetterwolken raubten das Tageslicht und hüllten alles in eine dichte Regennacht, welche nur Blitz auf Blitz aus den zerriſſenen Wolken erhellte. Dieſes fürchterliche Ungewitter dauerte drei Tage und drei ſternloſe Nächte, und während dieſer Zeit wußte ſelbſt der erfahrene Steuermann der Flotte, Palinūrus, nicht mehr, wo ſich in dem blinden Dunkel die Schiffenden befanden, und welcher Himmelsgegend die umhergeworfenen Fahrzeuge zugetrieben wurden. Endlich am vierten Tage legte ſich der Sturm allmählich, ein fernes Gebirg zeigte ſich am Horizont. Dieſer Anblick gab den Verzweifelnden den geſchwundenen Mut wieder; als ſie dem Lande näher gekommen waren, zogen ſie die Segel ein, warfen ſich über die Ruder und wühlten mit aller Anſtrengung in dem noch immer empörten Meeresſchaum.

Das Land, welches die Verirrten aufnahm, gehörte einer der beiden Strophadeninſeln an, die ſich im großen joniſchen Meere befinden, der Pelopsinſel gegenüber. Es war ein unwirtliches, durch ſchauerliche Bewohner verrufenes Land. Die Harpyien, die gefräßigen Ungeheuer, ſeitdem ſie die Wohnung des Königs Phineus verlaſſen hatten, und von ſeinem unglücklichen Tiſche verſcheucht worden waren,*) hatten an dieſem Geſtade den häßlichen Sitz aufgeſchlagen. Dieſe grauſenhaften Scheuſale waren, wie bekannt, ein Vogelgezücht mit Jungfrauengeſichtern, die aber, beſtändig vom Hunger gebleicht, entſetzlich anzuſchauen waren. An den Händen hatten ſie Krallen, mit welchen ſie alle Speiſe ergriffen, deren ſie ſich bemächtigen konnten, und mit dem ekelhaften Abfluß ihres Leibes beſudelten ſie jeden Ort, an dem ſie erſchienen.

Von dieſen Bewohnerinnen des ihnen gänzlich unbekannten Ufers hatten Änēas und ſeine Fluchtgenoſſen keine Ahnung. Sie liefen in den Hafen ein, der vor ihnen lag, und waren ganz fröhlich, als ſie ſich wieder auf feſtem Lande befanden. Der erſte Anblick des Geſtades zeigte ihnen auch nichts Unheimliches; Herden von Rindern und Ziegen gingen luſtig auf der Weide ohne alle Hüter. Der ausgeſtandene Hunger hieß die Gelandeten nicht lange zögern; ſie fuhren mit dem Schwert unter das Vieh, brachten Jupiter und den Göttern ein Schlachtopfer dar und ſetzten ſich ſelbſt zum leckern Schmaus am Ufer in die Runde. Sie erfreuten ſich aber des Mahles noch nicht lange, als ſie von den nahen Hügeln her einen lauten Flügelſchlag wie von vielen Vögeln vernahmen. Als wären ſie vom Sturmwinde herbeigeführt, erſchienen plötzlich die Harpyien, fielen über die Speiſen her, zerrten daran herum und beſudelten alles mit ihrer abſcheulichen Berührung. Allenthalben ertönte ihre gräßliche Stimme und verbreitete ſich ihr ſcheußlicher Peſthauch. Die Tafelnden flüchteten ſich mit ihrer Opfermahlzeit an eine abgelegene Stelle, unter einen hohlen Felſen, der rings von ſchattigen Bäumen eingeſchloſſen war. Hier zündeten ſie Feuer auf neuen Raſenaltären an und ſtellten auch ihr Mahl wieder auf. Aber aus den heimlichſten Winkeln und von ganz anderer Himmelsgegend her kam wieder derſelbe ſauſende Schwarm, machte ſich mit ſeinen Krallenfüßen an die Beute und befleckte das Mahl auf alle Weiſe. Änēas und die Seinigen griffen endlich zu dem letzten Mittel, ſie verbargen ihre Schwerter und Schilde rings umher im Gras, und als die häßlichen Vögel ſich wieder im Schwarme herniederſenkten und die krummen Ufer umflatterten, brachen ſeine Genoſſen auf das Zeichen eines ihrer Freunde, der vom Felſen herab ſeine Beobachtungen anſtellte, los und verſuchten es, die Untiere mit ihren Schwertern zu erlegen. Aber keine Gewalt vermochte das Gefieder zu durchdringen, keine Wunde ſaß auf ihren Rücken feſt: eilige Flucht entzog ſie den Streichen, ſie ließen ihre Beute angefreſſen zurück und überall Spuren voll Unflats. Nur eine von den Harpyien, Celäno mit Namen, ſetzte ſich auf den höchſten Felſen und brach in die prophetiſchen Fluchworte aus: „Iſt es nicht genug, uns Rinder und Ziegen gemordet zu haben, ihr trojaniſchen Fremdlinge? müßt ihr uns unſchuldigen Harpyien auch noch aus dem Heimatlande vertreiben? Nun ſo höret die Prophezeiung, die mir Phöbus anvertraut hat und die ich euch als Rachegöttin verkündige. Ihr fahret nach Italien, ihr werdet es auch erreichen, ſein Hafen wird euch aufnehmen: aber nicht eher umgebet ihr die euch verheißene Stadt mit Mauern, als bis euch ein gräßlicher Hunger, die Strafe für das Unrecht, das ihr an uns beginget, zwingen wird, von euren eigenen Tiſchen zu nagen und dieſelben aufzuzehren.“ So ſprach ſie, ſchwang die Fittiche und floh in die Waldung zurück. Den Trojanern erſtarrte das Blut in den Adern vor Schrecken; ſie wußten nicht, hatten ſie es mit fluchwürdigen Vögeln, oder mit mächtigen Göttinnen zu thun. Endlich hub der Vater Anchīſes ſeine Hände flehend gen Himmel und betete zu den Göttern um Abwendung alles Unheils. Dann riet er ſeinem Sohn und den Genoſſen der Flucht, ſich in aller Eile wieder einzuſchiffen.

---

*) Vergl. S. 16.

Änēas an der Küſte Italiens. Sizilien und der Cyklopenſtrand. Tod des Anchīſes. Nach langen Irrfahrten und mancherlei Abentheuern erſchien endlich eine niedrige Küſte mit dämmernden Hügeln aus der Ferne. „Italien,“ rief zuerſt der Held Achātes, der das Land vor den andern erblickt hatte. „Italien!“ riefen einfallend unter Freudengeſchrei die jubelnden Genoſſen. Der Greis Anchīſes bekränzte einen geräumigen Becher und füllte ihn bis zum Rande mit Wein. Auf dem Hinterverdecke ſtehend, flehte er die Meeresgötter um günſtigen Wind und leichte Fahrt an. Auch wehte wirklich die erbetene Luft kräftiger, immer näher flogen ſie einem ſich vor ihren Augen erſchließenden Hafen, und von einem Hügel des Landes winkte ihnen ein ſchöner Minerventempel. Vertrauensvoll rollten ſie die Segel zuſammen, und drängten die Schiffe nach dem Strande. Der Hafen bildete, von der öſtlichen Brandung des Meeres ausgehöhlt, einen Bogen, an vorgelagerten Klippen ſpritzte die Meerflut ſchäumend auf, eine Mauer getürmter Felſen ſenkte rechts und links ihre Arme ins Meer herab; und der Tempel, in der Mitte der Bucht gelegen, trat in den Hintergrund. Hier erblickten ſie am Geſtade als erſtes Vorzeichen vier ſchneeweiße Roſſe, die hier und dort im tiefen Graſe weideten. „Roſſe bedeuten Krieg,“ rief Anchīſes aus, „mit Kriege droht uns dieſes Land, ſo gaſtlich es ausſieht. Laßt uns Minerva, die auf uns herniederblickt, anbeten, und eilig mit unſern Schiffen umkehren!“

Sie thaten nach dem Rate des Alten, und flogen zurück in das Meer. Nun ſchifften ſie an mancherlei Küſtenländern vorüber, immer dem Süden zu, vorbei am Meerbuſen von Tarent, an der Stadt Kroton mit ihrem Junotempel, an dem klippenvollen Skylation. Schon tauchte aus der fernen Flut Sizilien auf mit ſeinem Ätna, ſchon von weitem hörten ſie jetzt ein gewaltiges Toſen des Meeres, Brandung um die Felſen, am Geſtade gebrochenen Laut: aus tiefem Abgrunde ſprudelte die Flut empor, und Sand unter Waſſerſchaum ſtäubte in die Luft. „Das iſt die Charybdis,“ rief der länderkundige Anchīſes, „das gräßliche Felſenriff. Werft euch an die Ruder, Gefährten, reißet uns aus der Todesgefahr.“ Eifrig lenkten alle mit den Schiffen zur Linken um, Palinūrus mit dem krachenden Schiffſchnabel voran. Bald flogen die Schiffe aus den Wölbungen des Strudels zu den Wolken empor, und wenn die Wogen verrollten, verſanken ſie wie in die Unterwelt, und dies geſchah zu dreien Malen. Als ſie der Gefahr glücklich entronnen waren, gerieten ſie, aller Bahn unkundig, an den Strand der Cyklopen, wo ein geräumiger Hafen ſie aufnahm. In ihrer Nähe hörten ſie hier den feuerſpeienden Berg Ätna donnern, der bald ſchwarzes Gewölk, Pechqualm und glühende Aſche in die Luft emporwirbelt, bald das Eingeweide des Berges, Steine und geſchmolzene Felſen hinaufſchleudert und vom unterſten Grunde aus brauſend ſiedet. Der Leib des Giganten Enceladus, andere erzählen, der des Rieſen Typhon, vom Blitze Jupiters verſengt, ſoll hier in den Gründen der Erde liegen, und der mächtige Ätna, über denſelben geworfen, ſende, ſagt man, den Flammenhauch des Rieſen aus ſeinem Schlund empor; ſo oft jener, unter der drückenden Laſt ermattet, ſeine Seite wechſelt, bebt die ganze Inſel von dumpfer Erſchütterung, und ein Rauch hüllt den Himmel in ſeinen Schleier.

Änēas und ſeine Genoſſen waren bei Nacht an die Inſel verſchlagen worden, und der Berg war ihnen noch dazu von Wäldern verdeckt. Auch umzog den verfinſterten Himmel ein dickes Gewölk, und hinter ſeinen Schichten verbargen ſich der Mond und die Sterne. So hörten ſie die ganze Nacht hindurch nur das fürchterliche Toſen, ohne die Urſache desſelben erraten zu können. Als der Morgenſtern am Himmel ſtand, und Aurora die Schatten vertrieb, ſahen die Flüchtlinge, die ſich am Strande gelagert, einen fremden ſeltſamen Mann, ganz in Lumpen gehüllt, ein rechtes Jammerbild des Elendes, plötzlich aus den Wäldern hervortreten und die Hände flehend nach ihnen zu dem Ufer ausſtrecken. Abſcheulicher Schmutz entſtellte ihn, die Fetzen ſeines Gewandes waren mit Dornen zuſammengeheftet, ſein langes verwirrtes Barthaar flog im Winde. Übrigens erkannte man auch in dieſem jämmerlichen Aufzuge noch den Griechen, der einſt vor Troja gekämpft hatte. Als dieſer in der Ferne trojaniſche Rüſtungen ſah, ſtutzte er einen Augenblick und hemmte ſchüchtern ſeine Schritte. Bald aber rannte er entſchloſſen wieder vorwärts zum Ufer, und flehte weinend zu den Ankömmlingen hinüber: „Bei den Geſtirnen, bei den Göttern, beim Himmelslichte beſchwöre ich euch, Trojaner, nehmet mich fort mit euch, wohin es auch gehen mag! Ich weiß wohl, ich bin einer vom Danaerheer, ich habe eure Stadt befehdet, habe ſie zerſtören helfen. Nun, ſeid ihr unverſöhnlich, ſo reißet mich in Stücke, und verſenkt mich im tiefſten Waſſer: wird mir ſo doch der Troſt zu teil, von Menſchenhänden zu ſterben!“ So ſprach der Unglückliche, umfaßte die Kniee des Helden Änēas und ſchmiegte ſich feſt an ihn an. Da ermahnten ihn alle, ſein Geſchlecht, ſeinen Namen, ſein Schickſal zu melden, und der ehrwürdige Greis Anchīſes reichte ihm ſelbſt die Hand und nötigte ihn, vom Boden aufzuſtehen. Allmählich erholte ſich der Arme von der Furcht. „Ich ſtamme,“ begann er, „aus Ithaka und war ein Genoſſe des erfahrungsreichen Helden Odyſſeus. Achämenīdes iſt mein Name; weil mein Vater Adamāſtus arm war, entſchloß ich mich, mit gegen Troja zu ziehen. Es war mein Unheil; den Gefahren des Krieges glücklich entronnen, wurde ich hier in der ſcheußlichen Höhle des Cyklopen, als Odyſſeus und meine andern Begleiter, ſo viele der Menſchenfreſſer noch nicht geopfert hatte, die Höhle mit Liſt verließen, krank und elend in einem Winkel der Kluft liegend vergeſſen. Ich hatte es mit angeſehen, wie das Ungetüm von meinen armen Freunden ein Paar ums andere verſchlang, und mit Hand angelegt, als der einäugige Rieſe von Odyſſeus im Rauſche geblendet ward. Ich ſelbſt bin nur durch ein Wunder aus ſeiner Höhle entkommen; aber, umringt vom ungeſchlachten Volke der Cyklopen, brachte ich ſeit vielen Tagen mein Leben in Hunger und Todesangſt hin. Auch ihr, unglückliche Fremde, wenn ihr nicht die Beute dieſes abſcheulichen Rieſenvolkes werden wollet (denn gleich Polyphem irren über 100 in dieſem unwirtlichen Gebirg umher), auch ihr beſteiget eilig die Schiffe wieder und löſet die Seile vom Strand! Drei Monate ſind es, daß ich zwiſchen Höhlen und Wildlagern mein Leben fortſchleppe, mich von der ärmlichen Koſt der Waldbeeren und Wurzeln ernährend, ſtets auf der Lauer vor dem Rieſengeſchlechte, vor deſſen toſenden Tritten und brüllenden Stimmen ich erbebe. Da ſah ich dieſe Flotte dem Ufer nahen; ihr mich zu ergeben, brach ich auf, weſſen ſie auch ſein mochte.“

Kaum hatte er dieſes geſprochen, als die Trojaner auch ſchon auf der Höhe des Berges den Cyklopen Polyphem gewahr wurden, den unförmlichen Rieſen mit dem geblendeten Auge, einen behauenen Fichtenſtamm als Stock in der Hand, inmitten ſeiner Schafherde, ſeines einzigen Troſtes im Unglück, einherſchlendernd.*) Am Meere angekommen, ging er mitten in die Fluten hinein, die ihm doch noch nicht einmal bis an die Hüfte gingen. Hier bückte er ſich, und wuſch aus dem ausgeſtochenen Auge das immer noch fließende Blut, ſtöhnend und zähneknirſchend. Bei dieſem gräßlichen Anblicke beſchleunigten die Trojaner ihre Flucht, nahmen den bejammernswürdigen Flüchtling, obgleich er ihr Stammfeind war und ihre Stadt hatte zerſtören helfen, mit ſich zu Schiffe und hieben ſtillſchweigend die Seile ab. Jetzt vernahm der Rieſe den Ruderſchlag und wandte ſeine Schritte, noch immer in der Flut, dem Schalle des Geräuſches zu. Mit Mühe entging das letzte Schiff ſeinen haſchenden Händen, und als er vergebens in die Luft griff, erhob er ein ſo ungeheures Gebrüll, daß die Klüfte des Ätna wie von einem langen Donner widerhallten, und das ganze Cyklopengeſchlecht, in den hohen Bergen aufgeſtört, zum Geſtade herabgerannt kam. Wie luftige Eichen oder Cypreſſen ragten ihre Häupter gen Himmel, und ſie ſchickten der abſegelnden Flotte drohende Blicke nach.

---

*) Vergl. S. 144 f.

Um der Scylla und Charybdis zu entgehen ſegelte dieſe rückwärts, längs dem Geſtade der Inſel hin, von Achämenīdes beraten, der dieſen Weg früher mit Odyſſeus zurückgelegt hatte. Auf dieſer Fahrt traf den Änēas ein großer Schmerz. Sein greiſer Vater Anchīſes, von den Anſtrengungen, Gefahren und Schrecken der Reiſe ermattet, ſollte Italien, das gelobte Land ſeiner Sehnſucht, nicht mehr erreichen. Er wurde zuſehends ſchwächer, ſeine Sinne ſchwanden, ſeine Zunge erlahmte, und ohne nur ein Lebewohl ſagen zu können, gab er in den Armen ſeines Sohnes den Geiſt auf, als ſie eben in den Hafen der ſizilianiſchen Stadt Trepanum eingelaufen waren.

Die trojaniſchen Flüchtlinge veranſtalteten dem ehrwürdigen Vater ihres Führers ein feierliches Leichenbegängnis. Doch hing Änēas nicht lange der Trauer nach. Die Verheißung der Götter trieb ihn, das Volk, welches ſich ihn zum Beſchützer erkoren hatte, dem Lande der Ahnen entgegenzuführen und das verſprochene Reich dort zu gründen.

Änēas nach Karthago verſchlagen. Kaum hatte die Flotte Sizilien aus dem Geſichte und ſegelte fröhlich auf der hohen See dahin, als Juno (Hera), die alte Feindin der Trojaner, die vom Olymp auf den Schiffszug herniederblickte, bei ſich ſelber ſprach: „Wie, ſollte mein Beginnen auf halbem Wege ſtehen bleiben? ſollte Troja nicht ganz zerſtört, ſein Volk und Königsgeſchlecht nicht mit der Wurzel vertilgt ſein? Soll dieſer Eidam des Priämus, ſoll ſein Enkel wirklich von Italien Beſitz nehmen? Konnte nicht Pallas die heimkehrende Flotte der Griechen auseinanderſchlagen, und mit Orkanen das Meer durchwühlen, nur um die Schuld Ajax des Lokrers zu rächen: und ich, die Königin der Götter, Jupiters Gemahlin und Schweſter, ſoll dieſes eine Volk Jahre lang vergebens bekämpfen?“ Solche Gedanken bewegte ſie in ihrem zornigen Herzen, und eilte in das Gebiet der Stürme, nach der Grotte des Äolus, des Königs der Winde. Auf ihren Befehl und ihre Bitten, mit reizenden Verſprechungen gemiſcht, ließ dieſer ſämtliche Winde aus ihrem Verſchloſſe los; ſie ſtürzten wie Heere zur Feldſchlacht heraus, wirbelten durch die Länder, legten ſich, Oſt und Süd, Weſt und Nord, zugleich auf das Meer und reizten die Wogen gegen einander auf, in deren Mitte die Flotte des Trojaners ſchwamm. Ein Jammergeſchrei erhob ſich unter den Männern, die Taue raſſelten, während Blitz auf Blitz zückte, und die Donner durch den Himmel rollten. Änēas pries in dieſem Augenblicke alle diejenigen glücklich, die unter Trojas Mauern zu ſeiner Verteidigung gefallen waren, er beneidete ſeine Freunde Sarpēdon und Hektor um den Tod durch die Hand des Tydiden und des großen Achilles. Aber ſeine Seufzer verwehte der Nordorkan, der die Segel der Schiffe nach vorn riß, und dieſe ſelbſt auf fürchterlichen Waſſerbergen bis in die Wolken ſchleuderte. Die Ruder zerbrachen, die Meerflut brach ein, und die Schiffe legten ſich wie ſterbend auf die Seite. Drei von den Fahrzeugen ſchleuderte der Südwind auf verborgene Klippen, drei ſtieß der Oſtwind von der hohen See auf ſeichte Sandbänke; auf eins, das lykiſche Bundesgenoſſen mit ihrem Führer Orontes trug, wälzte ſich eine ungeheure Welle nieder und warf den Steuermann kopfüber ins Meer; dann drehte der Wirbel das Schiff dreimal in die Runde herum, und der Abgrund verſchlang es. Auch das mächtige Schiff des Ilioneus und Achätes, das Schiff des Abas und Alētes überwältigte der Sturm, und das Meerwaſſer drang durch die lockern Fugen der Planken ein.

Jetzt endlich nahm der Meeresgott Neptunus von dem brauſenden Aufruhr Kunde, und wunderte ſich über die losgelaſſenen Orkane. Er erhob aus den wilden Wogen ſein ruhiges Haupt und ſchaute ſich ringsum. Da erblickte er das Geſchwader des Änēas allenthalben im Meere zerſtreut, und die Schiffe ſeiner Lieblinge, der Trojaner, von den Wogen bedeckt und in Regengüſſe gehüllt. Auf der Stelle erkannte er den Groll und die Ränke ſeiner Schweſter Juno, rief den Oſt und Weſt gebieteriſch zu ſich her und ſprach zu ihnen: „Was für ein Trotz hat euer freches Geſchlecht ergriffen, ſo ohne meinen Befehl Himmel und Meer untereinander zu miſchen, und die Wogen bis an die Sterne zu türmen? Ich will euch! — doch für diesmal ſei eure einzige Strafe, die Meeresflut auf der Stelle zu verlaſſen; geht und ſagt eurem Herrn, nicht ihm ſei der Dreizack und die Herrſchaft über die See verliehen worden, ſondern mir; ihm gehören Felſen und Grotten, wo euer Gemach iſt; dort mag er in verſchloſſenem Kerker über euch herrſchen, bis man euch braucht!“

So ſprach er, und unter dem Sprechen glättete er die ſchwellenden Wogen, verſcheuchte die geballten Wolken und erheiterte die Luft, daß die Sonne wieder ſchien. Seine Meeresgötter mußten die Schiffe, die zwiſchen Klippen geraten waren, von den zackigen Felſen hinwegdrängen; er ſelbſt hob die auf den Sandbänken aufſitzenden mit ſeinem Dreizacke, wie mit einem Hebel, und machte ſie wieder flott; dann glitt er auf ſeinem Wagen, von Seeroſſen gezogen, leicht über den Saum der Flut hin, und das Getöſe des Meeres ſchwieg überall, wohin der Gott mit verhängtem Zügel die Roſſe lenkte, und einen Blick über die Waſſer warf, wie bei einem Volksaufruhr der gemeine Pöbel, der voll Trotzes mit fliegenden Fackeln und Steinen umhertobte, plötzlich ſchweigt und horchend aufblickt, wenn ein Mann von Tugend und Verdienſt erſcheint.

Die müden Seefahrer ſahen eine Küſte vor ſich liegen, rafften ihre Kräfte zuſammen und ſteuerten dem Lande entgegen. Es war Afrikas Geſtade. Bald nahm ſie ein ſicherer Port auf. Von der einen Seite winkten ſonnige Wälder auf ſanften Hügeln, auf der andern ſtarrte ein Gehölz voll ſchwarzer Schatten an ſteiler Höhe, im Hintergrunde der Bucht öffnete ſich eine Felſengrotte mit Quellen und Moosbänken. Dorthin fuhr mit ſeinen ſieben Schiffen, dies war der ganze Überreſt der Flotte, der Held Änēas. Die Trojaner ſtiegen aus und lagerten ſich in ihren triefenden Gewanden dem Ufer entlang. Der Held Achätes ſchlug an einem Kieſel Feuer, fing die Glut in trockenen Blättern auf, nährte ſie mit dürrem Reiſig, und fachte ſie durch Schwingen zur Flamme an. Dann wurde das Bäckergeräte und das vom Waſſer halb verdorbene Getreide aus den Schiffen ausgeladen und das gerettete Korn mit dem Mühlſteine zermalmt.

Unterdeſſen erſtieg Änēas klimmend einen Felſen mit ſeinem treuen Waffenträger Achätes und ließ oben die Blicke über die weite Meeresfläche hinſchweifen, ob er nichts von den vom Sturme verſchlagenen Schiffen erblicken könnte, vom Antheus, vom Kapys mit den Fahrzeugen der Phrygier, von der Flagge des Kaikus; aber kein Schiff begegnete ſeinem Blick: nur drei Hirſche ſah er unten am Strande, denen eine ganze Herde folgte, deren Nachzügler bis tief in ein Thal hinein weideten. Schnell ließ er ſich Bogen und Pfeile reichen und ſtreckte den Führer der Herde nieder, einen Hirſch mit hochäſtigem Geweih; und er ruhte nicht, bis er ſieben Tiere erlegt hatte, ſoviel als die Zahl ſeiner Schiffe war. Dann kehrte er zur Bucht zurück; die Beute ward eingeholt und unter die Freunde verteilt. Auch ſtattliche Krüge mit Wein ließ Änēas aus den Schiffen herbeiholen, die ein Gaſtfreund an der ſiziliſchen Küſte ihm geſchenkt, und mit dem ſüßen Tranke flößte er Troſt in ihre kummervollen Herzen. „Freunde,“ ſprach er, „ſind wir doch lange mit Trübſal vertraut, ſelbſt mit größerer als dieſe gegenwärtige iſt, darum laßt uns hoffen, daß ein Gott auch ihr ein Ende machen werde. Rufet nur den alten Mut zurück; in ſpäter Zeit werdet ihr euch mit großer Luſt an alle dieſe Leiden erinnern. Denkt nur daran, daß das Ziel ſo vieler Not und Gefahr Italien iſt, daß uns dort unſer Geſchick ruhige Sitze zeigt, daß dort ein zweites Troja emporblühen wird!“

Der Held ſprach freilich dieſe Hoffnungsworte mit kummervollem Herzen, und er mußte ſeinen tiefen Schmerz gewaltſam in die Seele zurückdrängen. Indeſſen ſchlachteten und brieten die Genoſſen das Wildbret und labten ſich an Schmaus und Wein, über die verlorenen Freunde, zwiſchen Furcht und Hoffnung geteilt ſich unterhaltend.

Venus von Jupiter mit Rom getröſtet. Sie erſcheint ihrem Sohne. Auf der Zinne des Olymp ſtand Jupiter der Göttervater und heftete die Blicke, die über Meer und Land und Völker geflogen waren, endlich auf die afrikaniſche Küſte, in das libyſche Reich der Königin Dido, wo eben Änēas gelandet hatte. Zu dem Sinnenden trat ſeine Tochter Venus; in ihren glänzenden Augen ſchwammen Thränen, und ſie ſprach traurig: „Was hat dir mein Änēas gethan, allmächtiger Beherrſcher der Menſchen und Götter, daß ihm, nachdem er ſchon ſo viel Unheil erduldet hat, der ganze Erdkreis um Italiens willen verſchloſſen wird! Haſt du nicht ſelbſt mir verheißen, daß dorther aus dem erneuerten Blute des trojaniſchen Stammvaters im Laufe der Jahre dereinſt das Römervolk kommen und die Herrſchaft über Land und Meer erhalten ſollte? Nur dieſe Verheißung ſöhnte mich mit dem Falle Trojas aus; was hat deinen Sinn ſo auf einmal verwandelt?“

Der Vater lächelte die Göttin huldvoll an, herzte ſie mit einem Kuß und ſprach mit dem Blicke, mit welchem er die Wolken vom Himmel verſcheucht: „Sei getroſt, Töchterchen, das Los deiner Schützlinge bleibt unverrückt. Laviniums Mauern in Italien werden ſich erheben, in mächtigem Kriege wird Änēas dort ſiegen, trotzige Völker bändigen, Geſetz und Ordnung gründen. Drei Jahre wird er in Latium herrſchen, ſein Sohn Askanius oder Julus wird den Sitz der Herrſchaft von Lavinium nach Alba longa verlegen. Drei Jahrhunderte wird dort das Geſchlecht des Priämus auf dem Throne ſitzen, bis eine Prieſterin der Veſta aus dem Königshauſe dem Kriegsgott Zwillingsknaben gebiert. Von dieſen wird Romulus, von einer Wölfin geſäugt, ſeinem Vater Mars neue Mauern bauen und der Stifter des Römervolks werden. Die Römer aber mache ich zu Herren der Welt, und ihrer Herrſchaft ſei kein Ziel geſetzt. Juno ſelbſt, welche deinen Sohn jetzo quält, wird ſich mit dieſen ſeinen Enkeln verſöhnen, und ſie mit mir begünſtigen, und der größte Römer wird ein Nachkomme des Julus ſein und Julius heißen. Sein Ruhm wird zu den Sternen ſich erheben, er ſelbſt, dein Nachkomme, o Tochter, wird in den Himmel unter die Götter aufgenommen werden. Unter den Menſchen aber wird nach beendigten Kriegen der ewige Friede wohnen, eiſerne Riegel werden die Pforten der Zwietracht ſchließen, die, mit hundert Ketten gefeſſelt, vergebens mit den blutigen Zähnen knirſchen wird."

So ſprach Jupiter und ſandte ſofort ſeinen Sohn, den Götterboten Merkur (Hermes) nach Karthago, um dort den Trojanern gaſtliche Herberge zu bereiten. Dieſes Land war ein uralter Sitz phönikiſcher Pflanzer, und Juno beſchirmte das Reich mit beſonderer Huld. Ihre Rüſtung, ihr Wagen waren dort aufbewahrt, und längſt war es Wunſch und Beſtreben der Göttin, hier ein Weltreich zu begründen. Jetzt aber beherrſchte dieſes libyſche Reich Dido, die Witwe des Phönikiers Sychäus, welche hier die neue Stadt und Burg Karthago erbaut hatte.

Am andern Morgen machte ſich Änēas, nur von ſeinem Freund Achates begleitet, zwei Wurfſpieße in der Hand, auf, um das neue Land zu erforſchen, an deſſen Geſtade ihn der Sturm geworfen hatte. Da begegnete ihm mitten im Walde ſeine Mutter Venus in Geſtalt einer bewaffeten Jägerin, wie Spartas Jungfrauen ſich zu tragen pflegen: ein Bogen hing ihr über die Schultern, das Haar flatterte frei in den Lüften, das leichte Gewand war bis ans Knie aufgeſchürzt. „Sagt mir doch, ihr Jünglinge," ſo redete ſie die ſchreitenden Helden an, „habt ihr keine meiner Geſpielinnen geſehen, in Luchspelz gekleidet, mit übergehängtem Köcher?" — „Nein," entgegnete ihr Änēas; „aber wer biſt du, Jungfrau? in deinem Antlitz und deiner Stimme iſt etwas Übermenſchliches, biſt du eine Nymphe, biſt du eine Göttin? Doch, wer du auch ſeieſt: ſag' uns, in welchem Lande ſind wir? Der Sturm hat uns an dieſes Geſtade verſchlagen, und wir irren ſchon lang in der Welt umher." Hierauf erwiderte Venus lächelnd: „Wir tyriſchen Mädchen pflegen uns immer ſo zu tragen, und ich bin darum nicht Apollos Schweſter, weil du mich mit dem Köcher bewaffnet ſiehſt. Du biſt unter Tyriern, Fremdling, in einem Reiche der Phönikier, in der Nähe von Agēnors Stadt; dennoch iſt der Weltteil, in welchem du dich befindeſt, Afrika, das Land iſt lybiſch und das Volk wild und kriegeriſch. Eine Königin herrſcht über uns, Dido; auch ſie ſtammt aus Tyrus, und war dort die geliebte Gattin des reichen Phönikiers Sychäus. Aber ihr Bruder Pygmalion der König von Tyrus, ein unmenſchlicher Tyrann, haßte den Schwager und, um die Liebe der Schweſter unbekümmert, erſchlug er ihren Gatten, geblendet von Goldgier, heimlich am Altare der Götter. Der blaſſe Schatten des Gemordeten erſchien ſeiner Gemahlin im Traume mit einer tiefen Schwertwunde in der Bruſt, und entſchleierte ihr das geheime Verbrechen; er riet ihr zu ſchleuniger Flucht aus dem Vaterlande und bezeichnete ihr die unterirdiſche Stelle, wo der alte verborgene Reichtum des Königs, Silber und Gold, ihre Fahrt zu unterſtützen, bereit läge. Dido folgte ſeinem Winke; der Tyrannenhaß ſammelte viele Gefährten um ſie. Was von Schiffen bereit lag, wurde mit dem Golde des kargen Pygmalion angefüllt. So gelangten ſie an die Küſte Afrikas und an den Ort, wo du jetzt bald die gewaltigen Mauern der neuen Stadt Karthago und ihre himmelanſteigende Burg erblicken wirſt. Hier erkaufte ſie anfangs nur ein Stück Landes, welches Byrſa oder Stierhaut genannt wurde, nach der That. Denn ſie verlangte nur ſo viel Feldes, als ſie mit einer Stierhaut zu umſpannen vermöchte. Dieſe Haut aber ſchnitt ſie in ſo dünne Riemen, daß dieſelbe den ganzen Raum einſchloß, den jetzt Byrſa, die Burg Karthagos, einnimmt. Von dort aus erwarb ſie mit ihren Schätzen immer größeres Gebiet und ihr königlicher Geiſt gründete das mächtige Reich, das ſie jetzt beherrſcht. Nun wißt ihr, wo ihr ſeid, ihr Männer. Aber wer ſeid denn ihr, woher kommt ihr und wohin wandert ihr?" Mit dieſen Fragen veranlaßte die Göttin eine rührende Erzählung ſeines Schickſals aus dem Munde ihres Sohnes, deſſen Klage ſie jedoch bald unterbrach: „Wenn meine Eltern mich nicht umſonſt die Deutung des Vogelflugs gelehrt haben," ſagte ſie, „ſo verkündige ich dir die Rettung deiner verſchlagenen Schiffe und die Rückkehr deiner Freunde. Denn ich ſah am offenen Himmel im freudigen Fluge 12 Schwäne, die kurz zuvor ein Adler, der Vogel Jupiters, auseinandergeſcheucht hatte. In langem Zuge ſuchten ſie teils das Land zu gewinnen, teils ſchwebten ſie ſchon über dem gewonnenen: ſo erreichten auch deine Genoſſen ſchon zum Teil den Hafen, zum Teil nähern ſie ſich ihm mit vollen Segeln. Du aber geh immerhin auf dem betretenen Pfade fort." So ſprach die Jungfrau und wandte ſich um. Ihr roſiger Nacken erglänzte von überirdiſchem Licht, ihre ambroſiſchen Locken verbreitete einen himmliſchen Wohlgeruch, ihr Kleid wallte blendend zu den Ferſen hernieder, ihre Geſtalt erſchien übermenſchlich, ihr ganzer Weggang verkündigte die Göttin. Jetzt erkannte Änēas plötzlich ſeine Mutter und rief die Fliehende vergebens zurück. Dieſe aber umhüllte die Wanderer mit einer dichten Umkleidung von Nebel, daß niemand ſie ſchauen und ihre Abſichten erforſchen könnte. Sie ſelbſt ſchwebte hoch durch die Lüfte nach ihrem Lieblingsſitze Paphos.

Änēas in Karthago. Die beiden Wanderer gingen rüſtig im Nebel dahin, immer dem Fußpfade nach. Bald hatten ſie den Hügel erſtiegen, der ſich hoch über die Stadt erhob, und auf die gegenüberſtehende Burg hinunterſah. Mit Staunen betrachtete Äneas den ſtolzen Königsbau, der ſich da erhob, wo früher nur armſelige Bauernhütten geſtanden hatten, die hohe ſteinerne Pforte der Stadt, die breiten gepflaſterten Straßen, den Lärm und das Gewühl darin. Noch aber wurde an der Stadt gebaut, die Tyrier betrieben das Werk mit allem Eifer: die einen waren mit den Stadtmauern beſchäftigt, die andern mit der Vollendung der Burg, zu deren Höhen ſie Quaderſteine emporwälzten; viele bezeichneten mit Furchen erſt den Platz, auf welchem ſich ihr Haus erheben ſollte. Der größere Teil der Einwohnerſchaft war auf dem Marktplatze verſammelt, wählte den Senat und die Richter des Volks und beratſchlagte über die Geſetze des neuen Staates. Noch andere gruben bereits an den Häfen, andere legten den Grund zu einem Theater und hieben dazu mächtige Säulen als Zierden der künftigen Bühne aus dem Felſen. Das Ganze war anzuſehen wie ein Bienenſchwarm, der eben ſchwärmt.

In ihrem Nebelgewande geborgen, befanden ſich Änēas und ſein Begleiter bald in der Mitte des beſchäftigten Volkes, und gingen unerkannt hindurch. Mitten in der Stadt grünte ein ſchöner Hain, voll des kühlſten Schattens, wo, nach langen Stürmen und Meerfahrten, die Phönikier oder Pöner zuerſt ein Segenszeichen, das ihnen Juno ſandte, ausgegraben hatten, ein Pferdshaupt, wodurch ihnen Kriegsglück und Nahrung vorbedeutet ward. Hier baute die Königin Dido der Juno einen prächtigen Tempel; Stufen, Thorpfoſten und Thürflügel, alles war von Erz. In dieſem Haine faßte ſich der Held Änēas erſt wieder einen getroſten Mut, und gab ſich in ſeiner verzweifelten Lage kühneren Gedanken der Hoffnung hin. Denn während er ſich in dem herrlichen Tempel umſchaute und über die prächtigen Kunſtwerke, die ſich darin befanden, ſtaunte, ſtieß er auf eine Reihe von Wandgemälden, in welchen die Schlachten Trojas dargeſtellt waren. Priămus, die Atriden, Achilles, Rheſus und Diomed, fliehende Griechen, und wieder Trojaner, der Knabe Troilus, von ſeinen Pferden geſchleift, Trojanerinnen mit fliegendem Haar im Tempel der Pallas, Hektors geſchleppte Leiche, Pentheſiléa mit ihren Amazonen, alles erkannte der Held Änēas, ja am Ende entdeckte er auch ſich ſelbſt, wie er von der Mauer herab den ungeheuren Stein auf die Feinde ſchleudert.

Während er dieſes alles unter Schmerz und Luſt mit Verwunderung ſich beſchaute, nahte die Königin Dido ſelbſt, im höchſten Glanze jugendlicher Schönheit, von einem großen Gefolge tyriſcher Jünglinge umgeben, dem Tempel. Unter der Wölbung des Portales ſetzte ſie ſich, von Bewaffneten umringt, auf einen hohen Thron, und teilte dem Volke, das ſich um ſie verſammelte, teils nach billiger Schätzung, teils durchs Los die Arbeiten in der neuen Stadt aus, ſprach Recht, gab Geſetze. Da ſahen Änēas und Achātes plötzlich mitten in dem Gewühle ihre verloren geachteten Freunde und Genoſſen, den Sergeſtus, den Kloanthus, und viele andere Teukrer, welche der Sturm von ihnen getrennt und an andere Küſten verſchlagen hatte. Freude und Angſt ergriff ſie bei dieſem Anblick; ſie glühten vor Begierde, ihnen die Rechte zu traulichem Handſchlage zu reichen, und doch machte ſie das Unbegreifliche der Sache wieder irre: ſie hielten deswegen in ihrem Nebelgewölke an ſich und warteten zu, ob ſie nicht im Verlauf der Dinge das Schickſal der Freunde aus ihrem eigenen Munde erfahren würden. Denn es waren, wie ſie ſahen, auserwählte Männer von jedem Schiffe. Auch drängten ſie ſich bald aus der Menge hervor, traten in die Vorhalle des Tempels ein, und als ihnen das Wort von der Königin vergönnt wurde, hob ihr Führer Ilionēus zu ſprechen an: „Edle Königin, wir ſind arme Trojaner, die der Sturm von Meer zu Meer geſchleudert hat. Wir richteten den Lauf unſerer Flotte nach dem fernen Italien, als ein unvermuteter Orkan uns unter die Klippen ſchleuderte, wo viele unſerer Schiffe ohne Zweifel zu grunde gegangen ſind. Die Überbleibſel der Flotte haben euer Geſtade erreicht. Aber was ſind das für Menſchen, unter die wir geraten ſind? welches Barbarenvolk duldet ſolche Gebräuche? Man verwehrt uns, den Strand zu betreten, man droht mit Kriege, mit Verbrennung unſerer Schiffe. Wenn ihr von Menſchlichkeit nichts wiſſet, ſo ſcheuet doch wenigſtens die Götter! Änēas war unſer Führer — es giebt keinen größeren und frömmern Helden! Wenn das Schickſal uns dieſen Mann erhalten hat, ſo wird euch der Dienſt, den ihr uns erweiſet, niemals gereuen. Darum geſtattet uns, die lecken Schiffe ans Land zu ziehen, in euren Wäldern Schiffsbalken zu zimmern und Ruder zu verfertigen. Finden wir unſern König und unſere Freunde wieder, dann dürfte uns wohl die Fahrt nach dem verheißenen Italien glücken. Hat aber ihn die libyſche Flut verſchlungen, und iſt unſere Hoffnung dahin, nun dann gieb uns wenigſtens ſicheres Geleite, mächtige Königin, daß wir zu unſerem Gaſtfreunde am ſiziliſchen Strande, von dem wir herkommen, wieder zurückkehren können."

Die Königin ſenkte vor den Männern den Blick auf die Erde und antwortete kurz: „Verbannet die Angſt aus euren Herzen, Trojaner! Mein Schickſal iſt ſo hart, mein Reich iſt ſo jung, daß ich genötigt bin, die Grenzen des Landes ringsumher durch ſtrenge Wachen ſicher zu ſtellen. Trojas Stadt aber und ihr unglückliches Volk, ihre Helden, ihren Waffenruhm, ihre fürchterliche Zerſtörung kennen wir gar wohl. Unſere Stadt iſt nicht ſo abgelegen, daß ſie nichts von ihrem Schickſale wüßte; unſere Herzen ſind nicht ſo unempfindlich, daß es uns nicht rührte. Möget ihr euch denn Heſperien zum Wohnſitz erwählen, oder Siziliens Inſel: in beiden Fällen getröſtet euch meiner Hilfe, ich will euch mit allem Nötigen verſehen, und in Frieden ziehen laſſen; es wäre denn, daß ihr euch lieber hier im Lande anſiedeln wolltet! Wollet ihr das, ſo ſteht euch frei, eine Stadt zu gründen, und meine Geſetze ſollen euch denſelben Schutz verleihen, wie meinen eigenen Unterthanen. Was euren König betrifft, ſo ſende ich auf der Stelle ſichere Männer an meine Ufer und im Lande umher, um ihn auszuſpähen, ob er nicht, irgendwo geſtrandet, in Wäldern oder in Städten umherirrt."

Die beiden Helden in der Wolke brannten vor Begierde, den Nebel zu durchbrechen, als ſie ſolches vernahmen. „Hörſt du es, Sohn der Göttin," flüſterte zuerſt Achates ſeinem erhabenen Freunde zu, „die Schiffe, die Freunde alle ſind gerettet; nur einer fehlt, den wir ſelbſt ins Meer ſinken ſahen; ſonſt entſpricht alles den Verheißungen deiner Mutter." Kaum war dieſes geſprochen, als die Nebelwolke ſich von ſelbſt teilte und in den offenen Äther verſchwand. Da ſtand nun Änēas im heiteren Lichte, wie ein Gott an Schultern und Haupte glänzend: ſeine Mutter hatte ihm ſchönes wallendes Lockenhaar aufs Haupt, das Purpurlicht der Jugend auf die Wangen, und in das heitere Auge den Strahl der Huld gezaubert. Wie ein Wunder ſtand er vor allen da, wandte ſich zur Königin und ſprach: „Da bin ich, nach dem ihr verlanget; aus den Wellen Libyens gerettet, ich, der Trojaner Änēas! Edle, großmütige Königin, die du die Trümmer eines unglücklichen Volkes erbarmungsvoll in deine Stadt aufgenommen haſt, keiner von allen Trojanern, die über die ganze Erde zerſtreut ſind, kann dir würdigen Dank bezahlen; mögen dir die Himmliſchen vergelten! Selig ſind die Eltern, die dich gezeugt haben! ſo lange die Erde ſtehet, wird dein Name bei uns von Ruhme ſtrahlen, welches Land uns auch rufen mag!" So ſprach Änēas und eilte auf ſeine Freunde zu, die Rechte, die Linke ihnen in die Wette darreichend. Als ſich Dido vom erſten Erſtaunen erholt hatte, ſprach ſie: „Sohn der Göttin, welches Schickſal verfolgt dich durch ſolche Gefahren? Du biſt alſo jener Änēas, welchen einſt Anchīſes, dem Trojaner, die erhabene Göttin Venus an den Wellen des Simois geboren hat! Wohl hab' ich vieles von den Schickſalen deines Geſchlechts und deines Volkes von meinem Vater Belus vernommen. Als dieſer in Cypern kriegte, kam der Argiver Teucer, Telamons Sohn, zu ihm, der dort nach dem trojaniſchen Krieg eine Niederlaſſung gegründet hatte; dieſer erzählte viel von euren Heldenthaten. Er war zwar euer Feind im Kriege, aber zugleich euer Blutsverwandter, denn auch er rühmte ſich, vom alten Geſchlechte der Teukrer abzuſtammen; ſeine Mutter Heſiŏne, welche Telamon als eine Kriegsgefangene von ſeinem Freunde Herkules zum Geſchenk erhalten hatte, war eine Tochter des trojaniſchen Königs Laŏmedon. Nun aber, ihr Männer, tretet getroſt in unſere Häuſer ein; auch ich bin eine Verbannte, auch ich fand nach langen Mühſalen erſt in dieſem Lande Ruhe. Ich bin wohl vertraut mit dem Jammer, und verſtehe mich auf den Beiſtand Unglücklicher."

So ſprach Dido, und führte den Helden unverzüglich in ihren Palaſt, auch ordnete ſie in allen Tempeln ein prächtiges Opferfeſt an. Das Innere der Burg wurde mit königlichem Prunke ausgeſchmückt, und in den ſchönſten Sälen des Palaſtes ein Feſtmahl zugerüſtet. Kunſtvolle Purpurteppiche prangten überall, ſchweres Silber belaſtete die Tiſche, goldene Pokale mit erhabener Kunſtarbeit ſchimmerten allenthalben.

Indeſſen ließ dem edlen Änēas ſeine Vaterliebe keine Ruhe; er ſchickte den treuen Diener Achātes ſchleunig zu der Flotte, dem Knaben Askanius die frohe Botſchaft zu verkündigen, und ihn ſelbſt herbeizuführen. Auch allerlei Ehrengeſchenke, die er aus dem Schutthaufen Trojas gerettet, befahl er herbeizubringen: einen prächtigen Mantel mit goldgewirkten Bildern, den Schleier Helenas, ein Wundergeſchenk ihrer Mutter Leda, den ſie aus Sparta mitgebracht, den Zepter der Ilione, der älteſten Tochter des Priămus, ein Halsgeſchmeide von Perlen, und eine Krone, von Gold und Edelſteinen glänzend. Mit dieſen Aufträgen eilte Achātes nach den Schiffen.

Dido und Änēas. Aber die himmliſche Mutter des Helden war nicht beruhigt über ſein Schickſal, ſie fürchtete die doppelzüngigen Tyrer und das betrügliche Königshaus. Auch daß Juno, die Todfeindin des Änēas, Schutzgöttin des Landes war, machte ihr ſchwere Sorge. Sie ſann deswegen auf eine ganz neue Liſt. Ihr Sohn, der Liebesgott, ſollte die Geſtalt des Knaben Askanius annehmen, und an ſeiner Stelle in Karthagos Hofburg erſcheinen. Würde nun Dido den holden Jungen beim königlichen Schmauſe auf den Schoß nehmen und ihn harmlos herzen und küſſen, ſo ſollte ihr Amor das heimliche Feuer und bethörende Gift der Liebe einhauchen.

Der Liebesgott gehorchte dem Gebote ſeiner Mutter, er entledigte ſich in aller Eile ſeiner Flügel, und wandelte in kurzem, vergnügt über die Rolle, die er zu ſpielen hatte, dem kleinen Julus oder Askanius täuſchend ähnlich, an der Hand des Achātes, der keinen Betrug ahnte, der Königsſtadt entgegen. Den wahren Askanius hatte Venus im Schlummer in ihr eigenes Gebiet, in den Hain Idalias, entführt, und ihn dort in duftenden Majoran unter kühle Schatten gelegt.

Als Achātes mit dem kleinen Gott an der Hand in Karthagos Burg eintraf, hatte ſich die Königin ſchon auf einem goldenen, mit köſtlichen Teppichen gepolſterten Throngeſtelle in der Mitte des Saales niedergelaſſen; Änēas und die trojaniſchen Helden kamen von allen Seiten herbei und lagerten ſich die Tiſche entlang auf purpurne Polſter; Diener boten Reinigungswaſſer und Handtücher herum, und langten das Brot aus den Körben hervor; 50 Mägde ſtanden in langen Reihen in der Küche, vor den dampfenden Speiſen an flammenden Herden; andere 100 Mägde und eben ſo viele ſchmucke Diener türmten die Gerichte auf den Tiſchen umher, und ſtellten die goldenen Becher vor die Gäſte. Auch die Tyrier kamen jetzt ſcharenweiſe herbei, und lagerten ſich auf das Gebot ihrer Königin an den Tafeln. Die Geſchenke des Änēas wurden herumgegeben und bewundert. Dann richteten ſich aller Blicke auf den kleinen vermeintlichen Julus, der mit heuchleriſchen Umarmungen ſich an den Hals ſeines Vaters warf, ſeinen Mund mit Küſſen bedeckte, und wunderkluge Worte dazu ſprach. Die arme Dido beſonders, die ſchon von dem Gott ihrem Verderben geweiht war, konnte ihr Gemüt gar nicht ſättigen, und blickte bald den Knaben, bald die Geſchenke mit immer funkelnderen Augen an. Der kleine Liebesgott riß ſich endlich von dem erheuchelten Vater los und eilte auf die Königin zu. Dieſe nahm ihn arglos auf die Arme, blickte ihn liebreich an und herzte ihn zärtlich, ohne zu ahnen, welch ein mächtiger Gott ſich ihr anſchmiege. Amor aber, den liſtigen Befehlen ſeiner Mutter gehorſam, verwiſchte allmählich das Bild des verblichenen Gemahls in ihrem Geiſt, und reizte die erſtorbenen Gefühle ihrer Bruſt zu neuer lebendiger Neigung.

Der Schmaus ging zu Ende, die Gerichte wurden von den Tafeln genommen, gewaltige Weinkrüge aufgeſtellt, und die Becher aufs neue gefüllt. Lautes Rauſchen wälzte ſich durch die Säle des Palaſtes; die Nacht war herbeigekommen, und flammende Kronleuchter hingen von dem goldenen Deckengetäfel herunter. Jetzt ließ ſich Dido die herrlichſte Schale, ſchwer von Gold und Edelſteinen, reichen, und füllte ſie bis zum Rande mit Wein; ſie war längſt der Mundbecher aller tyriſchen Könige. Dieſe hielt die Königin, von ihrem Throne ſich erhebend, hoch in der Rechten, und in dieſem Augenblicke verſtummte der Lärm in den Sälen des Palaſtes. „Jupiter," ſprach ſie mit feierlicher Stimme, „mächtiger Beſchirmer des Gaſtrechtes, laß dieſen Tag den Tyriern und unſern trojaniſchen Freunden günſtig ſein, und unſere ſpäten Enkel mögen desſelben noch mit Luſt gedenken! Auch du Freudengeber Bacchus, auch du, huldreiche Juno, ſei mit uns!" So ſprechend, goß ſie das Trankopfer auf den Tiſch aus, nippte dann von der goldenen Schale ſelbſt, und bot ſie dem tyriſchen Häuptlinge, der ihr zunächſt ſaß. Nun machte der Pokal bei Tyriern und Trojanern die Runde, und derweil ſang ein lockiger Sänger zur goldenen Zither ſinnvolle Lieder vom Urſprunge der Welt, der Menſchen und der Tiere. Als der Geſang zu Ende war, hing Dido an dem Munde des erzählenden Änēas, vernahm ſeine Schickſale mit pochendem Herzen, und ſchlürfte in langen Zügen das Gift der ſüßen Liebe ein.

Didos Liebe bethört den Änēas. Die Mienen, die Worte des Helden gruben ſich der Königin tief ins Herz. Als die Gäſte den Palaſt längſt verlaſſen hatten, und ſie wenige ſchlafloſe Stunden auf ihrem Lager zugebracht, ſuchte ſie das Gemach ihrer geliebten Schweſter und vertrauteſten Freundin Anna auf, und begann dieſer ihr ganzes Herz aufzuſchließen. „Schweſter Anna," ſprach ſie, „mich ängſtigen wunderbare Träume. Welch ein ſeltener Gaſt hat unſere Wohnungen betreten, welche Waffen, welcher Mut, welche Blicke! Man ſieht ihm wohl an, daß er von den Göttern abſtammt! Und welches Geſchick hat er erfahren, welche Kriege durchgekämpft, welche Fahrten beſtanden! Wahrhaftig, Schweſter, wenn ich nicht unwiderruflich beſchloſſen hätte, mich durch das Band der Ehe keinem Manne mehr zu geſellen, ſeit der Tod mich um meine Erſtlingsliebe betrogen hat: dieſer einzigen Schwäche könnte ich vielleicht unterliegen. Aber eher ſoll mich die Erde verſchlingen, eher der Blitz mich treffen, ehe ich meinem ermordeten Gemahl die Treue breche; er hat meine Liebe mit ſich fortgenommen, er behalte ſie auch im Grabe!" Thränen erſtickten ihre Stimme, und ſie vermochte nicht weiter zu ſprechen.

Ihre Schweſter blickte ſie mitleidig an und erwiderte: „Dido, ich liebe dich mehr als mein Leben, willſt du deine holde Jugend denn ganz im Witwengram verjammern? meinſt du, der Staub deines Gatten kümmre ſich um deine Entſagung? kommt es dir denn gar nicht in den Sinn, in welchem Gebiete du hauſeſt, daß du auf der einen Seite von kriegeriſchen Gätulen, von unbändigen Numiderſtämmen, von ungaſtlichen Sandbänken, auf der andern Seite von waſſerloſen Wüſten eingeſchloſſen biſt? Und welche Kriege drohen dir von Tyrus her, von deinem unverſöhnlichen Bruder? Glaube mir, durch Gunſt unſerer Schutzgöttin Juno iſt es geſchehen, daß die trojaniſchen Schiffe hier gelandet ſind. Schweſter, wie mächtig würde unſere Stadt, wie mächtig das Reich durch eine ſolche Vermählung werden! Wie wird ſich der Ruhm der Pöner ſteigern, von den Waffen der Trojaner begleitet. Sei klug, liebe Schweſter, opfere den Göttern, ſtelle Gaſtgebote an, umſtricke die Helden mit Zögerungen aller Art, ſo lange ihre Flotte noch zerſchellt iſt und die Winde den Schiffenden zuwider ſind."

Anna entflammte mit dieſen Worten Didos glühende Seele noch mehr und ſchläferte alle Scheu in ihrem Herzen ein. Sie gingen zuſammen in die Tempel und opferten den Göttern. Dann führte Dido den geliebten Helden durch ihre Stadt, zeigte ihm den ſidoniſchen Königsglanz und feierte ihrem Gaſte zu Ehren ein neues Mahl; wieder herzte ſie den Askanius, das Ebenbild ſeines Vaters, wieder konnte ſie nicht ſatt werden, den Helden von Trojas Leiden erzählen zu hören.

Dies alles war der Göttermutter Juno vom Olymp herab nicht entgangen. Der rechte Zeitpunkt, den Helden für immer um das verheißene Italien zu betrügen und das Volk der Trojaner in fremden Stämmen ſich verlieren zu laſſen, ſchien ihr gekommen. Sie ſuchte ihre Tochter Venus auf und begann heftig, doch freundlich zu ihr: „Wahrhaftig, du und dein Knabe, ihr habt einen ſchönen Sieg davon getragen! Doch wozu noch längeren Hader? Laß uns ein Ehebündnis und damit ewigen Frieden ſchließen! Du haſt, was du mit ganzer Seele ſuchteſt: Dido glüht von Liebe zu Änēas. Wohlan, laß uns die Völker verſchmelzen, ſie mag dem trojaniſchen Gatten dienen, und die Tyrier ſollen ſeine Hochzeitsgabe ſein.“

Venus merkte die heimliche Abſicht der Heuchlerin wohl; ſie erwiderte aber ganz willfährig: „Wie könnte ich ſo thöricht ſein, dir dieſes zu verweigern, Mutter? wie könnte ich es wagen wollen, in endloſem Kampfe mich mit dir zu meſſen? Ich fürchte nur, Jupiter möchte den Verein beider Völker nicht geſtatten. Doch, du biſt ja ſeine Gemahlin, dir ziemt es, ſein Herz durch Bitten geneigt zu machen. Was du zuwege bringſt, iſt mir recht.“ — „Laß das meine Sorge ſein,“ erwiderte Juno vergnügt; „vor allen Dingen muß der Bund geſchloſſen werden. Laß mich nur die Geſchicke lenken, Geſchehenem wird Jupiter ſeine Billigung nicht verſagen.“ Zuſtimmend und freundlich nickte Cythere, aber im Herzen ſpottete ſie des Betrugs.

Am nächſten Morgen veranſtaltete die Königin eine große Jagd, ihren fremden Gäſten zu Ehren. Auserleſene Jünglinge mit Schlingen, Netzen, breiten Jagdſpießen, von Reitern und Spürhunden begleitet, verließen die Thore. Vor dem Palaſte ſtand der Zelter der Königin, mit Gold geſchmückt und mit Purpurdecken behangen, und kaute mutig an ſeinem beſchäumten Gebiß; an der Pforte harrten die Pönerfürſten. Endlich trat Dido heraus, umdrängt von großem Jagdgefolge; ſie trug ein bunt geſticktes ſidoniſches Jägerkleid, darüber einen mit goldener Schnalle aufgeſchürzten Purpurrock; ein goldenes Diadem umſchlang ihre Stirne, und von der Schulter hing ihr der goldene Köcher. Vier Trojaner waren in ihrem Zuge, darunter auch der muntere Julus. Endlich ſchloß ſich der Schönſte von allen, Änēas, mit ſeinem vertrauteſten Helden ebenfalls der Begleitung an.

Als die Geſellſchaft das Gebirg erreicht hatte, zerſtreute ſie ſich bald auf der unwegſamen Wildbahn; von den Felſenkuppen ſah man bald Gemſen über die Hügel her ſtürzen; auf der andern Seite verließen Hirſche in ſtäubender Flucht ihre Berge, drängten ſich in bange Haufen zuſammen und durchrannten die offenen Felder. Mitten im Thale tummelte der Knabe Julus oder Askanius ſein mutiges Pferd und flog damit bald an dieſen, bald an jenen Jägern vorüber; das ſchüchterne Wild war ihm viel zu gering, immer hoffte er, es werde ein ſchäumender Eber angelaufen kommen, oder ein Löwe mit gelber Mähne hinter dem Hügel hervorſchreiten.

Die Jäger waren ſo ganz in ihre Luſt vertieft, daß ſie nicht merkten, wie der Himmel ſich zu verdunkeln begann und das drohende Ungewitter, das ſich in den Wolken zuſammenzog, erſt entdeckten, als der Wind durch die Bäume ſauſte und plötzlich Regen und Hagel herniederſtrömte. Tyrier und Trojaner ſuchten, zerſtreut und verirrt, durch Felder und Wälder ſich verſchiedenen Schutz vor dem Unwetter. Während nun angeſchwollene Waldſtröme von den Bergen ſtürzten und ein Zufluchtsort vom andern vereinzelt und abgeſchnitten wurde, fanden ſich durch Junos Veranſtaltung die Königin Dido und der Trojanerheld Änēas zugleich in der nämlichen Grotte zuſammen, um vor dem immer tobenderen Ungewitter Schutz zu finden. Mit dem Aufruhre der Natur, beim Leuchten der Blitze und dem Krachen des Donners entfeſſelte ſich auch die bisher zurückgehaltene Neigung der Königin; ſie vergaß aller weiblichen Scheu und geſtand dem Helden ihre glühende Liebe. Da ſchwanden dem bethörten Änēas die göttlichen Verheißungen, er erwiderte ihre Zärtlichkeit und verſiegelte mit einem leichtſinnigen Schwur die Ausbrüche ihrer Leidenſchaft.

Änēas verläßt auf Jupiters Befehl Karthago. Das Ungewitter war vorüber, die Jagdgeſellſchaft hatte ſich wieder zuſammengefunden und Änēas kehrte an Didos Seite nach der Stadt und in den Palaſt zurück. Ein Freudenfeſt folgte auf das andere, keiner Abfahrt ward gedacht und der Winter kam heran.

Jetzt machte ſich Fama, die Göttin des Gerüchtes, auf und durchflog die Städte Libyens. Dieſe, ein Weſen von ſeltſam beweglicher Geſtalt, iſt die Tochter der Mutter Erde und die jüngſte Schweſter der Giganten. So oft ſie aus ihrer Verborgenheit hervorgeht, iſt ſie anfangs ganz klein und ſchüchtern, aber im Fortſchreiten wächſt ſie an Kräften und Größe, erhebt ſich bald in die Lüfte; und während ihre Füße über den Boden gleiten, verbirgt ſich ihr Scheitel in den Wolken. Ihre Geſtalt iſt gräßlich, ihr Haupt ganz mit Flaumfedern bedeckt, ſo viel Federn, ſo viel funkelnde Augen darunter, ſo viel Zungen und Mäuler, die nie ſchweigen, ſo viel immer geſpitzte Ohren. Nachts fliegt ſie zwiſchen Erd' und Himmel einher, rauſcht durch die Schatten und nie ſchließen ſich ihre Augenlider zum Schlummer. Den Tag über aber lauſcht ſie hingekauert, bald am Giebel der Häuſer, bald auf den Zinnen der Türme und ſchreckt Stadt und Land mit ihrem krächzenden Rufe und es iſt ihr einerlei, ob ſie Wahrheit verkündet, oder Lug und Betrug meldet.

Dieſes häßliche Weſen füllte auch jetzt mit mancherlei Gerüchten die Länder Afrikas an, und erzählte ſchadenfroh alles durcheinander, was geſchah und nicht geſchah: Ein Fremdling ſei gekommen, ein Mann aus trojaniſchem Geſchlecht, Änēas mit Namen, dieſen habe ſich die reizende Königin Dido zum Gemahl erkoren; ſie vergeſſe der Sorge für ihre Herrſchaft, die Zügel der Regierung entgleiten ihren Händen, und das Paar durchſchwelge in Pracht und Üppigkeit den Winter. Solche Sagen ließ die häßliche Göttin durch den Mund des Volkes gehen. Dann richtete ſie ihren Lauf plötzlich nach Numidien zu dem Könige Jarbas, deſſen Hand kürzlich von Dido verſchmäht worden war. Dieſem entflammte ſie das gekränkte Herz durch ihre Zuflüſterungen zum wildeſten Grimme. Er war ein Sohn Jupiters und einer libyſchen Nymphe, und hatte ſeinem Vater hundert prächtige Tempel in Numidien erbaut, wo ſtets geſchäftige Prieſter opferten, und die Pforten immer mit Blumen bekränzt waren. Dieſer, von dem bitteren Gerüchte in Wut verſetzt, warf ſich jetzt vor die Altäre und flehte mit rückwärts gehobenen Händen zum Himmel empor: „Allmächtiger Zeus, dem die mauriſchen Völker alle dienen, ſieheſt du das und ſendeſt deinen Blitz nicht? Ein landflüchtiges Weib, das für Geld ſich ein Städtchen gegründet hat, der ich in meinem Gebiete das Ufer zum Pflügen, das Land zum Beherrſchen verliehen habe, ein ſolches Weib hat trotzig meine Hand verſchmäht, ergiebt ſich dem glatten Trojaner und läßt den Weichling meines Raubes genießen? Und wir ſind ſolche Thoren und hören nicht auf, in deinen Tempeln dir Geſchenke darzubringen und glauben an deine Weltregierung!“

So betete er und faßte ſeines Vaters Altar. Jupiter hörte ihn, und richtete ſeinen Blick vom Olymp auf Karthago. Dann berief er ſeinen Sohn Merkurius. „Was hat Änēas,“ ſprach er zornig, „im feindlichen Lande zu ſchaffen? Nicht dazu habe ich ihn zweimal den Waffen der Griechen, und ſo oft den Stürmen entriſſen. Rom ſoll er mir gründen! Auf der Stelle ſoll er davon ſchiffen, ich will's! und das ſollſt du ihm von mir verkünden.“ Wie ein Vogel durcheilte der Gott mit ſeinen fliegenden Sohlen die Luft; bald war er in Karthago, und fand hier den Helden Änēas, wie er eben den Bau neuer Paläſte überwachte. Sein Schwert funkelte von Edelſteinen; ſein Mantel, von Dido ſelbſt gefertigt, glühte von Purpur; er glich vom Kopf bis zur Sohle einem tyriſchen Fürſten, und nicht mehr einem Trojaner. Da ſtellte ſich Merkur, allen andern unſichtbar, neben ihn und ſchalt ihm ins Ohr: „Weiberſklave, hier ſteheſt du, deiner Beſtimmung und deines Reiches vergeſſend, und baueſt einer Fremden die Stadt! Weißt du nichts mehr von deinem Sohn Askanius und von der Römerherrſchaft, die du gründen ſollſt? Wiſſe, Jupiter ſendet mich vom Olymp, dich zu ſtrafen, dich fortzutreiben!“

Der Gott war entflogen, ehe ſich Änēas von ſeiner Betäubung erholen konnte, aber das Göttergebot hallte in ſeiner Seele nach, und geſtattete ihm nicht mehr, an anderes zu denken als an ſchleunige Flucht. Nachdem er ſeinen Vorſatz von allen Seiten geprüft und erwogen, berief er ſeine vertrauteſten Genoſſen zu ſich an einen einſamen Ort, und befahl ihnen, in aller Stille die Flotte zu rüſten, die Genoſſen am Strande zu verſammeln, die Waffen in Bereitſchaft zu halten, aber die Urſache dieſes neuen Beginnens aufs vorſichtigſte zu verheimlichen. Er ſelbſt wolle, noch bevor Dido den vom Himmel erzwungenen Treubruch ahne, die günſtigſte Stunde ausſpähen, um ihr ſo mild als möglich den Beſchluß des Schickſals beizubringen.

Aber wer kann ſich vor einem liebenden Herzen verbergen? Die Königin merkte den Betrug; war ſie doch ſchon bange, als alles noch ſicher war. Jetzt hatte ihr die tückiſche Fama gemeldet, daß die Trojaner ihre Flotte rüſten und die Abfahrt betreiben. Wie wahnſinnig irrte ſie in den Straßen ihrer Stadt umher, und endlich trat ſie vor ihren Geliebten ſelbſt, und ſprach zu ihm: „Treuloſer, du hoffteſt dein Verbrechen mir zu verhehlen, und dich ſchweigend aus meinem Lande zu ſchleichen; meine Liebe, meine Hand, mein Tod kann dich nicht zurückhalten? Mitten im Winter betreibſt du die Fahrt, Grauſamer, und willſt dich lieber den Nordwinden in den Arm werfen, als in meinen Armen ruhen? Warum flieheſt du mich, Änēas? Bei dieſen Thränen, bei deinem Handſchlag, bei unſerer begonnenen Ehe beſchwöre ich dich, wenn ich gutes um dich verdient habe, wenn etwas an Dido dir ſüß war, ſo ändere deine Geſinnung, ſo erbarme dich meines ſinkenden Hauſes; um deinetwillen haſſen mich die Völker Libyens, ja die Tyrier ſelbſt, um deinetwillen habe ich der Zucht entſagt, die mich unſterblich machte. Gaſtfreund, denn Gatte biſt du nicht mehr, wem läſſeſt du die Sterbende zurück? Soll ich warten, bis mein Bruder Pygmalion meine Mauern ſtürmt, bis der Numidier Jarbas mich in die Gefangenſchaft führt?“

So ſprach die verzweifelnde Dido. Änēas aber, von Jupiter gewarnt, zeigte keine Regung in ſeinem Blicke ,und preßte den Kummer ins Herz zurück. Endlich erwiderte er kurz: „So lange ich mich ſelbſt kenne, Königin, ſo lange mein Geiſt in dieſen Gliedern ſich regt, werde ich Didos Wohlthaten nicht vergeſſen. Glaube nicht, daß ich mich wie ein Dieb davon ſtehlen wollte; wir ſind nicht vermählt, ich habe nie die Brautfackel angeſprochen, nicht zu ſolchem Bunde bin ich zu dir gekommen. Erlaubte mir das Geſchick, nach freier Wahl mein Leben einzurichten, ſo würde ich zuerſt die geliebte Heimat Troja und des Priämus Haus wieder aufrichten; aber nach Italien heißt mich Apollo ſteuern, dort iſt mein Herz und mein Schatz, dort iſt mein Vaterland. Darf ich meinen Sohn um das verheißene Reich betrügen? Jupiter ſelbſt verbietet es mir; Merkur, ſein Bote, iſt mir leibhaftig erſchienen. Deswegen quäle dich und mich nicht länger mit Klagen; nicht freiwillig ſuche ich Italien auf!“

Seitwärts gewendet, blickte ſchon lange die Königin den Redenden an, ließ die Augen rollen, maß ihn ſchweigend von der Sohle bis zum Scheitel, und brach endlich in die Worte der Entrüſtung aus: „Keine Göttin hat dich geboren, nicht Dardänus iſt dein Ahn, aus dem Felſen des Kaukaſus biſt du entſproſſen, hyrkaniſche Tiger haben dich geſäugt! Hat er bei meinen Thränen auch geſeufzt? hat er nur das Auge gewendet, die Liebende beweint, bedauert? Als Bettler an den Strand geworfen, habe ich ihn aufgenommen, die Flotte, die Genoſſen aus dem Rachen des Todes ihm zurückgegeben, ihn zu meines Thrones Gemeinſchaft erhoben: und nun ſchützt er ein Orakel des Apollo, nun gar die Ankunft eines Götterboten vor, und einen Befehl der Himmliſchen, als ob dieſen der Treubruch am Herzen läge! Nun wohl, ich ſtreite nicht, ich halte dich nicht, ſuche dein Italien im Sturm! Wenn es noch Götter giebt, wird meine Rache dich in den Klippen finden! Mein Schatten zieht dir nach, und wenn du büßeſt, werd ich es in der Tiefe des Hades vernehmen!“ Atem und Stimme verſagte der Unglücklichen, und ſie wurde von den Armen ihrer Dienerinnen aufgefangen.

Wohl fühlte ſich Änēas verſucht, den Kummer Didos durch liebreichen Troſt zu lindern und ſeine eigene große Liebe zu der Königin bewegte ihm den Geiſt, doch vermochte ſie nicht ihn wankend zu machen; er blieb dem Gebote der Götter treu und wanderte nach ſeiner Flotte. Dieſe war bald ſegelfertig und Dido mußte es von der Zinne ihrer Burg mit anſehen, wie das Ufer von den Abziehenden wimmelte. „Anna,“ ſprach ſie zur herbeigerufenen Schweſter, „ſieheſt du das Getümmel längs des ganzen Geſtades? hörſt du die Segel in den Lüften ſchwirren, ſiehſt du, wie die Schiffer die Verdecke bekränzen? Ach hätte ich das geahnt, ich würde es auch zu ertragen vermögen! Jetzt aber bitte ich dich, Schweſter, thu es mir Armen zu lieb; dich hat ja der Verräter immer geehrt, hat dir ſeine geheimſten Gefühle anvertraut: geh' zu ihm, Schweſter, rede den ſtolzen Feind mit unterthänigen Worten an. Frag' ihn, ob ich denn eine Griechin ſei, die zu Aulis Trojas Untergang mitbeſchworen habe; ob ich die Aſche ſeines Vaters Anchīſes frevelnd in die Lüfte geſtreut, daß er ſolche Rache an mir zu nehmen beſchloſſen? Heiß' ihn wenigſtens beſſere Zeit zur Flucht, günſtigere Winde erwarten; ich verlange ja nicht, daß er auf Italien verzichte; ich will nur eine Friſt für meine wahnſinnige Liebe, will nur Muße, bis ich mein Schickſal begreifen und trauern gelernt habe!“

Alſo flehete ſie und die geängſtigte Schweſter ging und trug dem Helden die Thränen Didos noch einmal vor. Ihn aber vermochte kein Menſchenwort ferner zu erweichen; ein Gott verſchloß dem gefühlvollen Manne das ſonſt jedem Schmerz offene Ohr. Wie wenn die Nordwinde den uralten Stamm einer Eiche, von beiden Seiten her ihn faſſend, auszuwühlen ſich abmühen: die Wipfel rauſchen, der Stamm bebt, fallende Blätter decken den Boden; ſie ſelbſt aber haftet feſt im Felſenboden, und ſo hoch ihr Scheitel in die Luft ragt, ſo tief ſtreckt ſie ihre Wurzeln hinunter in die Tiefe — gerade ſo wurde der Held von den beiden Schweſtern mit Bitten bedrängt, und er fühlte auch in ſeinem edlen Herzen alle die Qualen; aber er blieb unbeweglich, wie die Eiche.

Jetzt erſt erkannte Dido den Willen des Schickſals und wünſchte ſich den Tod; ja, ſie mochte den Himmel über ſich nicht mehr ſehen. Noch mehr beſtärkte ſie in ihrem Entſchluſſe, zu ſterben, das ſchreckliche Zeichen, das ihr der Himmel beim neueſten Opfer vor Augen ſtellte, wo der aus der Schale gegoſſene helle Wein ſich in ſchwarzes Blut verwandelte. Dieſes Vorzeichen erzählte ſie niemand, ſelbſt der Schweſter nicht. Seitdem dachte ſie nur darauf, wie ſie alle die Ihrigen täuſchen und auf die ſicherſte Weiſe ſich den Untergang bereiten könnte. Deswegen trat ſie mit heiterer Miene, Hoffnung in den Augen und das gräßliche Vorhaben ſorgfältig verbergend, vor die Schweſter und ſprach: „Preiſe mich glücklich, liebe Anna! Ich habe ein Mittel gefunden, das mir den Treuloſen entweder zurückgeben, oder mich von meiner Liebe befreien muß. Eine Äthiopierin, die in den Heſperidengärten des Tempels dieſer Göttinnen pflegt, iſt hier und verſpricht mir durch ihren Zaubergeſang, entweder das Herz des Geliebten zu gewinnen, oder mein eigenes der Liebe los und ledig zu machen. Sie hat aber dazu gewiſſe Gebräuche vorgeſchrieben: nun nehme ich ſelbſt in einer Sache, die mich ſo nahe betrifft, nicht gerne meine Zuflucht zu magiſchen Künſten, deswegen beſchwöre ich dich, liebe Schweſter, errichte mir, wie die Zauberin vorgeſchrieben, im innern Schloßhofe heimlich einen Scheiterhaufen, lege darauf die Waffen des ungetreuen Mannes, die er in ſeinem Gemache zurückgelaſſen hat, ſeine Gewande, die Betten ſeines Lagers. Alle Überbleibſel des Schändlichen möchte ich vertilgen und überdem ordnet es die Prieſterin ſo an.“

Dido ſprach und verſtummte, indem Totenbläſſe ſich über ihr Antlitz verbreitete. Ihre Schweſter Anna mutmaßte indeſſen nicht, daß ſich hinter dieſem ſeltſamen und neuen Opfergebrauch ein Gedanke des Selbſtmords verſtecke; ſie ahnte nicht, von welcher Raſerei das Gemüt ihrer Schweſter ergriffen ſei; auch befürchtete ſie nichts Schlimmeres, als beim Tode des erſten Gemahls ihrer Schweſter, des Tyriers Sychäus, und ging, ſich ihres Auftrags zu entledigen.

Sobald aber der Holzſtoß ſich in die Luft erhob, aus Kien- und Eichenholz aufgeſchichtet, erſchien die Königin ſelbſt, bekränzte ihn mit Cypreſſenzweigen und zog Blumenketten rings um ihn her. Dann legte ſie Schwert, Gewande und Bildnis des Änēas darauf und ringsum ſtanden Altäre aufgerichtet. Die fremde Seherin mit fliegendem Haare, rief alle Götter der Unterwelt an und goß einen eigenen Höllentrank auf den brennenden Scheiterhaufen aus; Kräuter, die im Mondenſchein mit Sicheln abgemäht worden waren, wurden darauf geworfen und noch allerlei Beſchwörungen vorgenommen. Dann kehrte die trauernde Königin zur letzten Nachtruhe auf Erden in ihren Palaſt zurück.

Änēas lag indeſſen, nachdem die Abfahrt beſchloſſen war, auf dem Hinterverdecke des Schiffes, dem Schlummer hingegeben. Da erſchien ihm noch einmal der Gott Merkurius im Traume und ſchien ihn zu ermahnen: „Sohn der Göttin, wie kannſt du in ſo gefährlicher Lage ſchlummern? Sieheſt du nicht, wie viele Gefahren dich umringen? Höreſt du die günſtigen Weſtwinde nicht ſauſen? Betrug, gräßliche Frevel der Rachgier wälzt die verlaſſene Königin in ihrem Herzen! Wirſt du nicht fliehen, ſo lange du noch kannſt?“ Erſchrocken ſprang der Held vom Lager auf und trieb die Genoſſen zur ſchleunigen Flucht an.

Die Morgenröte war inzwiſchen angebrochen, die Königin hatte den Söller beſtiegen, ſah den Strand leer und die Flotte mit ſchwellenden Segeln auf der hohen See. Schmerzvoll ſchlug ſie mit der Hand an ihre Bruſt, raufte ſich die blonden Locken aus, und nach langem Wehklagen rief ſie ihre Amme Barce und befahl, ihre teure Schweſter Anna herbeizurufen. Sobald ſie ſich allein ſah, ſtürmte ſie in den innern Hof der Burg und beſtieg, vom Taumel des Wahnſinns getrieben, das hohe Gerüſt, auf welchem das Schwert ihres treuloſen Geliebten lag; dieſes zog ſie aus der Scheide, warf ſich auf das Bett und die Kleider des Helden, die zu oberſt ausgebreitet lagen und ſprach von dem hohen Holzſtoße herab in die einſamen Lüfte die Abſchiedsworte: „Ihr ſüßen Überbleibſel glücklicherer Tage, nehmet dies Leben von mir, erlöſet mich von aller Betrübnis! Dido hat ausgelebt, hat den vorgeſchriebenen Lauf des Schickſals geendigt. Nicht als ein kleiner Schatten wird ſie zur Unterwelt hinabſteigen! Ich habe eine herrliche Stadt gegründet, habe Mauern erblickt, von mir aufgebaute, habe meinen Gemahl Sychäus gerächt, meinen feindſeligen Bruder beſtraft! In allem wäre ich glücklich geweſen, hätte der Trojaner mit ſeiner Flotte nicht an Libyens Küſte gelandet!“ — Sie konnte vor Schmerz nicht weiter ſprechen, drückte ihr Geſicht in den Pfühl und ſtieß ſich das Schwert in die Bruſt.

Auf ihr Stöhnen eilten die Dienerinnen aus dem Palaſt, und ſahen ſie zuſammengeſunken, den Stahl von Blut gerötet, die Hände beſpritzt. Lautes Jammergeſchrei tönte durch die Gemächer und tobte durch die erſchütterte Stadt. Mitten im Laufe — denn ſie war auf den Ruf der Alten mit dem letzten Opfergeräte herbeigeeilt — vernahm Anna die entſetzliche That. Sie ſchlug ſich die Bruſt mit den Fäuſten, zerfleiſchte mit den Nägeln ihr Antlitz und ſtürzte durch das Gedränge des ſich ſammelnden Volkes in den Hof der Königsburg hinab. „Schweſter, Schweſter!“ rief ſie der Sterbenden ſchon von weitem zu, „was haſt du gethan, wie haſt du mich betrogen? Warum haſt du mich nicht zur Gefährtin deines Todes erkoren? du haſt mich doch getötet; das Volk, deine Väter, die ganze Stadt haſt du gemordet!“ Unter ſolchen Wehklagen erſtieg ſie die Stufen des Holzſtoßes und umarmte die kaum noch Atem holende Schweſter, die mit Mühe den Blick erhob und deren ſchwarze Wunde aufs neue zu bluten anfing. Dreimal ſtrebte ſie vergebens ſich aufzurichten und hauchte zuſammengeſunken den Geiſt in den Armen der Schweſter aus.

Fünftes Buch.

Äneas.

Zweiter Teil.

Der Tod des Palinurus. Landung in Italien. Latinus. Lavinia. — Dieſe dem Äneas zugeſagt. Juno facht Krieg an. Amata. Turnus. Die Jagd der Trojaner. — Ausbruch des Krieges. Äneas ſucht bei Evander Hilfe. — Der Schild des Äneas. — Turnus beim Lager der Trojaner. — Niſus und Euryalus. — Sturm des Turnus abgeſchlagen. — Äneas kommt ins Lager zurück. — Äneas und Turnus kämpfen. Turnus tötet den Pallas. — Turnus von Juno gerettet. Lauſus und Mezentius von Äneas erſchlagen.

Der Tod des Palinurus. Landung in Italien. Latinus. Lavinia. Änēas mußte das Ende Dido's, das ſein Leichtſinn herbeigeführt hatte, obgleich ihm von den Göttern ſelbſt geboten worden war, ſie zu verlaſſen, mit neuen Irrfahrten und wiederholten Unglücksfällen büßen. Ein Sturm verſchlug ihn rückwärts nach Sizilien, wo er vom Könige Aceſtes, deſſen Mutter eine Trojanerin war, gütig aufgenommen wurde, und dem Schatten ſeines Vaters Anchīſes, welchen er ein Jahr zuvor bei Drepanum begraben hatte, bei der Wiederkehr dieſes Tages herrliche Leichenſpiele feierte. Inzwiſchen warfen die trojaniſchen Frauen, von der Botin Junos, Iris, angereizt und der langen Seefahrt überdrüſſig, Feuer in die Flotte, daß 4 der ſchönſten Schiffe verbrannten; die übrigen rettete Jupiter durch einen Regenguß. In der folgenden Nacht erſchien dem kummervollen Helden ſein Vater Achīſes im Traum und brachte ihm Jupiters Befehl, die älteren Weiber und unkriegeriſchen Greiſe in Sizilien zurückzulaſſen: er ſelbſt ſolle mit dem Kern der Mannſchaft nach Italien ſegeln.

Der Held gehorchte dem Götterwinke, gründete zu Ehren ſeines königlichen Wirtes die Stadt Aceſta in Sizilien und bevölkerte ſie mit den Greiſen und den alten Müttern ſeiner Flotte; er ſelbſt brach mit den kräftigſten Männern, den Jünglingen, Frauen, Jungfrauen und Knaben der Auswanderung auf und verließ die Küſte. Diesmal gewährte ihm Neptunus, durch die Bitten der Liebesgöttin bewältigt, ſicheres Meer und glückliche Fahrt. Zuletzt wurden ſie bei dem günſtigſten Winde und blaueſten Himmel ſo ſorglos, daß die Ruderer ſelbſt in einer heitern Nacht ſich unter ihre Ruderbänke legten und dem tiefſten Schlafe überließen. Der verführeriſche Gott des Schlafes hatte ſich von den am hellen Nachthimmel funkelnden Geſtirnen des Äthers herabgeſenkt und nahte in der Geſtalt des Helden Phorbas ſelbſt dem wachſamen Steuermanne Palinurus, der auf dem hohen Verdeck am Steuer ſaß: „Sohn des Jaſius," ſprach er leiſe zu ihm, „ſieheſt du nicht, wie das Meer die Flotte ſelber treibt und die ſanftwehende Luft dich einlädt, endlich einmal auch ein Stündlein dir Ruhe zu gönnen? Lege doch dein Haupt nieder, entziehe die ermüdeten Augen der ſteten Arbeit; komm, laß mich ein wenig dein Amt für dich übernehmen!" Palinurus vermochte kaum den ſchläfrigen Blick gegen den Redenden aufzuheben und ſprach: „Was ſprichſt du? Ich ſoll das tückiſche Element nicht kennen, wenn es Ruhe heuchelt, und ihm vertrauen? Ich, den ſo oft der Betrug des heitern Himmels hintergangen hat!" So ſprach er und klammerte ſich an das Ruder, indem er ſich zwang, ſeine Augen nach den Sternen zu richten. Aber der Gott träufelte ihm in einem Zweige ein paar Tropfen von Lethe auf ſeine Schläfe und plötzlich ſchloſſen ſich ſeine Augen. Da nickte er über das Verdeck, daß es zuſammenbrach, der Gott gab ihm einen Stoß und Palinurus ſtürzte mitſamt dem Steuer kopfüber in die Wellen. Der Schlaf erhob ſich wie ein Vogel in die Luft. In den Wogen erwachte der arme Steuermann und rief umſonſt, verſinkend, die Hilfe ſeiner ſchlafenden Genoſſen an.

Die Flotte verfolgte indeſſen, unter dem verſprochenen Schutze des Meergottes, auch ohne Steuermann ihren Weg und endlich war Italiens Küſte erreicht. Änēas fuhr das Geſtade entlang und landete zuletzt in dem Hafen von Cajeta. Damals hatte er dieſen Namen noch nicht, und erhielt ihn erſt von der alten treuen Amme des Helden, welche Cajeta hieß, nach der Landung hier ſtarb, und ehe der Zug weiter ging, an dem Orte feierlich beigeſetzt wurde. Dann begab ſich der Führer noch einmal mit ſeinen Genoſſen zu Schiffe und gelangte glücklich in den Hafen von Oſtia. Hier ſah er vom Meere aus ein großes Gehölz; zwiſchen dieſen brach der Tiberſtrom, gelb von Sande, unter reißenden Wirbeln ſich ſeine Bahn ins Meer. Bunte Vögel umflatterten unter lieblichem Geſange den Ausfluß und durchſchwebten den Hain.

Das italiſche Land, in welchem ſich die trojaniſchen Auswanderer nun befanden, war das alte Latium, das Gebiet der Laurenter. Seine ruhigen Städte und Felder beherrſchte ein ſchon alternder König, mit Namen Latinus, ein Sohn des Faunus und ein Urenkel des Gottes Saturnus. Das Geſchick hatte dieſem Fürſten keinen Sohn gegönnt; aber um ſeine einzige ſchon herangereifte ſchöne Tochter Lavinia warben aus Latium und ganz Italien viele Fürſtenſöhne, vor allen Turnus, der ſchönſte aller Jünglinge, der Sohn Daunus, des Rutulerkönigs, und ihn begünſtigte die Mutter Lavinias, die Königin Amata, vor allen andern. Aber ſchreckhafte Götterzeichen ſetzten ſich dieſer Verbindung entgegen. In den hohen Höfen der latiniſchen Königsburg ſtand ein Lorbeerbaum, welchen der alte König ſchon angetroffen und dem Phöbus geweiht hatte, als er den Palaſt gründete. Nun beſetzte einſt plötzlich den Gipfel des Baumes ein dichter Bienenſchwarm, der mit lautem Geſumſe durch die heitere Luft herbeigeflogen kam; Füße an Füße klammernd, hing der ganze Schwarm, wie eine Blumendolde plötzlich vom grünenden Aſte des Baumes herunter. Man rief einen Wahrſager herbei, der das Zeichen deuten ſollte. Dieſer ſprach: „Ich ſehe einen Mann und ein Heer vom Auslande herbeiziehen, aus einer Himmelsgegend nach einer andern Himmelsgegend und ſehe ihn zuoberſt in dieſer Burg herrſchen!" Und wiederum geſchah ein neues Zeichen. Als die Jungfrau Lavinia mit ihrem Vater am Altare ſtand, und dieſer die Opferflamme anfachte, da ſchien es, als fingen die Locken der Jungfrau Feuer, ihr Haar brenne, die Krone von Gold und Edelſteinen glühe und verſtreue in Rauch und Flammen gehüllt, Glut durch den ganzen Palaſt. Das wurde nun vollends für ein bedeutſames und grauſenhaftes Wunder gehalten: zwar Lavinia ſelbſt — ſo lautete die Deutung der Seher — gehe einem herrlichen Geſchick und großem Ruhm entgegen, aber dem Volke weisſage dieſes Zeichen einen fürchterlichen Kriegsbrand. Latinus befragte darüber das Orakel ſeines Vaters Faunus. Aber auch dieſes wahrſagte ihm einen fremden Eidam, aus deſſen Stamm ein Geſchlecht erwachſen werde, dem die Herrſchaft der ganzen Welt beſtimmt ſei.

Am Tibergeſtade ſtreckte ſich der gelandete Änēas mit ſeinem Sohne Julus und den übrigen Trojanerfürſten unter einem hohen, ſchattigen Baume nieder und bereitete ein Mahl. In der Eile nahmen ſie ſich nicht einmal die Mühe, das Geräte aus den Schiffen herbeizuholen, ſondern ſie buken breite Weizenkuchen, die ihnen ſtatt der Tiſche und Teller dienten und auf welchen ſie die Speiſen ausbreiteten. Als der kleine Vorrat, den ſie mit zu Lande gebracht, verzehrt und ihr Hunger noch nicht geſtillt war, ergriffen ſie Teller und Tiſche von Weizenmehl und biſſen rüſtig ein. Da ſagte der kleine Julus lachend: „Wir verzehren ja unſere eigenen Tiſche!" Dieſer Scherz fiel allen mit ſchwerem entſcheidenden Gewicht ins Ohr. Freudig ſprang Änēas vom Boden auf und rief: „Heil dir, du fremdes Land! du biſt's, das mir vom Geſchicke verheißene! Auf heitre Weiſe wird erfüllt, was uns die Harpyie Celäno als etwas Entſetzliches prophezeit hatte. Der Hunger werde uns an unbekannten Geſtaden, ſo krächzte ſie, nötigen, die eigenen Tiſche zu verzehren. Wohlan denn, es iſt geſchehen, der Spruch hat ſich erfüllt, von dem auch mein Vater Anchīſes mir geweisſagt hatte. Wenn dieſes geſchieht, ſprach er, dann iſt das Ende der Mühſeligkeiten da, dann bauet Häuſer!"

Jetzt erkundigten ſich die Fremdlinge, welche, das fruchtbare Land durchſtreifend, bald auf Wohnungen ſtießen, nach dem Volk und Könige des Landes und ſchnell ward eine Geſandtſchaft an Latinus, den König der Laurenter, beſchloſſen.

Lavinia dem Änēas zugeſagt. Der Sohn des Anchīſes wählte aus allen Schiffen des Geſchwaders die ausgezeichnetſten Männer, hundert an der Zahl, als Redner oder Geſandte, die an den Laurenterkönig abgeſchickt werden ſollten. Dieſe traten, bebänderte Ölzweige, gleich Schutzflehenden, in den Händen, die Reiſe an und gelangten bald in die Stadt der Latiner. Vor der Stadt tummelte ſich die Jugend Latiums zu Wagen und zu Roß, andere vergnügten ſich mit Wurfſpießwerfen und Bogenſchießen, mit Fauſtkampf und Wettrennen. Als nun die fremden Geſandten kamen, eilte ein Bote zu Pferd in die Stadt voran und brachte dem alten Könige die unerwartete Botſchaft, daß eine Schar großer, herrlicher Männer friedlich herannahe. Dieſer befahl ſogleich, ſie in ſeine Wohnung zu rufen und verſammelte alle die Seinigen um den Thron ſeiner Ahnen.

Der Palaſt des Königs war groß und herrlich, in der oberſten Burg der Stadt gelegen. Hundert Säulen trugen ihn und ein heiliger Hain umringte ihn mit hohen, Ehrfurcht gebietenden Bäumen. Im Innern desſelben ſaß auf einem erhöhten Throne Latinus und beſchied die Trojaner vor ſich. Als ſie eingetreten waren, ſprach er mit freundlichem Angeſichte: „Euer Geſchlecht iſt mir nicht unbekannt, ihr Dardaniden, und ihr waret mir verkündiget, noch als ihr lang auf dem Meere umherirrtet. Möget ihr nun durch Stürme hierher verſchlagen, oder abſichtlich gekommen ſein: wiſſet, daß ihr an keiner ungaſtlichen Küſte gelandet habt. Verkennet in uns Latinern nicht das harmloſe Geſchlecht des Saturnus, das ohne Zwang und Geſetz Billigkeit übt und den alten, frommen Gebräuchen des Gottes mit edler Freiheit folgt! Auch erinnere ich mich wohl noch (obgleich die Sage durch viele Jahrhunderte verdunkelt iſt), daß euer Ahnherr Dardănus aus dieſer unſerer Gegend abſtammen ſolle."

Ihm erwiderte Ilioneus, der von allen zum Sprecher auserſehen war: „Kein Orkan hat uns an dein Geſtade genötigt, erhabener Sohn des Faunus, kein Geſtirn hat uns in der Richtung des Weges getäuſcht! Mit freiem Willen erreichten wir dein Ufer und bewußte Abſicht hat uns an dasſelbe geführt. Wir ſind aus einem herrlichen Reiche vertrieben worden, und der Erzvater unſeres Geſchlechtes iſt Jupiter ſelbſt. Auch unſer Fürſt und Anführer Änēas, der Sohn der Göttin Venus, iſt Jupiters Enkel, und er ſelbſt iſt es, der uns in deinen Palaſt geſendet hat. Den Sturm, der Troja niedergeriſſen, kennt alle Welt; auch dir iſt er nicht unbekannt geblieben. Dieſer Verwüſtung ſind wir entflohen und flehen euch um einen Fleck an, wo wir die Götter unſerer Heimat aufſtellen können, um ein ſicheres Ufer, um Waſſer und Luft, die ein gemeinſames Gut aller Sterblichen ſind! Es wird Italien nie gereuen, Troja in ſeinen Schoß aufgenommen zu haben. Stammt doch Dardănus von hier und ruft uns hierher zurück. Auch trieb uns ein beſonderes Gebot der Götter, dieſes Land aufzuſuchen. Damit du aber erkenneſt, o König, daß wir in Wahrheit diejenigen ſind, für welche wir uns ausgeben, ſo verehrt dir unſer Führer Änēas die Geſchenke, die wir für dich mitgebracht haben und die freilich nur kleine Überbleibſel aus Trojas Brande ſind: dieſen goldenen Pokal, aus welchem der Vater unſeres Helden, Anchīſes, ſein Trankopfer zu verrichten pflegte; dies Gewand des hohen Königs Priămus, das er trug, wenn er dem zuſammengerufenen Volke Recht ſprach, endlich ſeinen heiligen Kopfſchmuck, ſeinen Zepter und andere Gewande, ein kunſtvolles Werk trojaniſcher Frauenhände!"

Während Ilioneus ſprach, hatte der alte König Latinus die Augen unbeweglich zu Boden geſenkt, wie ein tief Nachdenkender: er gab wenig auf die herrlichen Geſchenke Achtung, welche die Geſandten vor den Stufen ſeines Thrones ausbreiteten; tief bewegte er in ſeinem Herzen den Orakelſpruch ſeines Vaters Faunus. Auf einmal wurde ihm klar, dieſer und kein anderer ſei der verheißene Bräutigam ſeiner Tochter, dieſer zur gemeinſchaftlichen Beherrſchung des Reiches auserſehen; aus ihm werde das Geſchlecht aufſprießen, das beſtimmt ſei, über die ganze Erde zu herrſchen. Da erheiterte ſich ſeine Miene, er richtete ſein Haupt auf und ſprach: „Mögen die Götter unſer Werk und unſre Verheißung ſegnen. Ich gewähre eure Wünſche, Trojaner, und eure Geſchenke nehme ich an. Nur ſoll Änēas ſelbſt zu mir kommen und ſich vor dem Angeſichte eines Freundes nicht ſcheuen. Ihr aber überbringet ihm mein Anerbieten. Mein iſt eine einzige Tochter, die mir das Orakel meines Vaters, verbunden mit andern Wunderzeichen, nicht vergönnt, einem einheimiſchen Manne zu vermählen. Aus dem Auslande ſoll mir, nach der Weiſſagung, der Gatte meiner Tochter kommen."

Nachdem er ſo geſprochen, ließ der alte König aus ſeinem herrlichen Marſtall, in welchem an hohen Krippen dreihundert der ſchmuckſten Roſſe ſtanden, für jeden Trojaner ein mit Purpur gedecktes Pferd herbeiführen; goldene Ketten hingen den Roſſen bis an die Bruſt herab, das Geſchirr und der Zaum ihres Mundes war von Gold. Dem Änēas ſelbſt aber ſandte er einen Wagen ſamt einem Doppelgeſpann, ſchnaubende Roſſe aus unſterblichem Samen gezeugt.

Juno facht Krieg an. Amata. Turnus. Die Jagd der Trojaner. Dieſes Glück des Änēas konnte ſeine Feindin Juno nicht mit gleichgültigen Augen betrachten. Sie rief die Furie Alekto aus der Unterwelt herauf, um die Eintracht im Keime zu zerſtören. Dieſe ſchwebte zuerſt nach Latium und nahm Beſitz von dem ſtillen Gemache der Amata; ſie warf der Königin, der ohnedem ſchon peinliche Sorgen über das Herannahen der Trojaner und die erſehnte Vermählung ihrer Tochter Lavinia mit dem Rutulerfürſten Turnus das Herz zernagten, heimlich aus ihrem Schlangenhaare eine der Nattern auf die Bruſt, damit ſie, von dieſem Scheuſal angefreſſen, das ganze Haus in Verwirrung bringe. Die Schlange verwandelte ſich ſofort in Amatas goldenen Halsring, in ihren langen Schleier, ihr Lockengeſchmeide und durchſchlüpfte und umirrte ihr ſo alle Glieder. Zu gleicher Zeit träufelte ſie unvermerkt ihr Gift auf die Haut, und dieſes fing an den Leib zu durchrieſeln. So lang es noch nicht bis ins Mark der Gebeine durchgedrungen war, zeigte ſich noch nicht ſeine volle Wirkung; es äußerte ſich nicht anders, als wie natürliche Gemütsbewegungen ſich zu offenbaren pflegen: Amata fing an zu weinen und über die Vermählung ihrer Tochter zu klagen: „Grauſamer Gatte," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „du haſt weder mit mir noch mit deiner Tochter Mitleid! Wo iſt deine frühere Sorge um die Deinigen, wo das heilige Wort, das du ſo oft deinem Blutsverwandten Turnus gegeben haſt? An heimatloſe Flüchtlinge verſchenkſt du unſer Kind!"

Solche Klagen richtete ſie auch an ihren Gemahl ſelbſt. Aber als ſie ihn feſt und unwiderruflich auf ſeinem Beſchluſſe beharren ſah, da erſt durchſtrömte ſie das Schlangengift der Furie ganz, und ſie tobte wie wahnſinnig durch die Stadt. Nun war Alekto zufrieden und hatte hier das Werk, das ihr Juno aufgetragen, vollbracht. Sofort ſchwang ſie ſich in die Hauptſtadt der Rutuler, welche die Geliebte Jupiters, Danae, gegründet haben ſoll und die von alters her den Namen Ardea führte. Hier fand ſie im Innerſten des Königspalaſtes den Fürſten Turnus in tiefem Schlafe. Da legte Alekto ihre Furienkleider ab und nahm die Geſtalt eines alten Weibes an, mit häßlichen Runzeln auf der Stirne und unter dem Schleier hervorquellenden grauen Haaren, um welche ſich ein Olivenzweig ſchlang, ſo daß ſie ganz und gar der greiſen Kalybe, der Tempelprieſterin Junos glich. In dieſer Geſtalt trat ſie vor den ſchlummernden Jüngling und ſprach: „Iſt es auch möglich, Turnus, kannſt du ohne Zorn es mit anſehen, wie alle deine Hoffnung vereitelt und der Zepter, der dich erwartete, an trojaniſche Landfahrer verſchenkt wird? Mich ſendet Juni ſelbſt zu dir: du ſollſt dein Volk waffnen, ſollſt zum freudigen Kampf aus den Thoren ziehen, am Strande den Phrygiern ihre bunten Schiffe verbrennen und ſie ſelbſt vertilgen!" Lachend erwiderte im Traume der Jüngling: „Alte! daß die Trojanerflotte in die Tiber eingelaufen iſt und Juno meiner gedenkt, wußte ich ſchon längſt, das andere ſind Schreckbilder, mit denen dich dein Alter quält. Warte du der Götterbilder und des Tempels. Krieg und Frieden laß den Mann betreiben!"

Die Furie durchbebte ein Zorn bei dieſen Worten, und der Jüngling empfand ihren Schauer auf der Stelle. Er hörte das Ziſchen ihrer Hydern, ſein Blick erſtarrte, und er wollte noch mehreres erwidern, als die nächtliche Geſtalt, plötzlich übermenſchlich groß geworden, den Aufgerichteten mit einem Stoß aufs Lager zurückwarf, aus dem Haare zwei Schlangen hervorzog, mit ihnen, wie mit einer Peitſche zu klatſchen anfing und dazu mit ſchäumendem Munde ſprach: „Meinſt du noch, ich ſei ein verſchimmeltes altes Weib und verſtehe mich nicht auf den Zwiſt der Könige? Erkenne die Rachegöttin in mir, die Krieg und Tod in ihrer Hand trägt!" In dieſem Augenblicke warf ſie ihre Fackel, die der Jüngling in ihrer Furienhand geſchwungen ſah, ihm auf die offenliegende Bruſt, ſo daß der ſchwarze, qualmende Brand ſich feſt in ſein Fleiſch heftete. Seine Glieder und Gebeine überſtrömte ein Schweiß. „Waffen!" ſchnaubte er noch in der Beſinnungsloſigkeit des Schlafes; Waffen ſuchte er erwacht in ſeinem Bette, erſtanden in ſeinem Hauſe; raſende Kriegswut tobte in ſeiner Bruſt, wie die Welle in einem ſiedenden Keſſel unter dem Reiſigfeuer aufhüpft. Sobald der Morgen angebrochen war, beſchickte er die Häuptlinge ſeines Volkes und hieß ſie zu den Waffen gegen den treuloſen König Latinus greifen und ſich zum Kampfe gegen beide, Latiner und Trojaner, rüſten.

Während ſo Turnus den Mut ſeiner Landsleute ſtachelte, flog die Furie zuletzt auch noch an den Tiberſtrand, wo Julus mit ſeinen Begleitern in den dichten Uferwäldern eben dem Wild auf die Jagd nachging. Hier beſeelte Alekto die Spürhunde mit plötzlicher Wut, berührte ihre Naſen mit dem bekannten Geruch und jagte ſie ganz hitzig einem Hirſche nach. Dieſes Wild war beſonders herrlich und von Geweihen hoch: die Knaben des Tyrrhus, welcher der Oberhirte über die Herden des Königs Latinus war, hüteten ſein; denn er war vom Euter ſeiner Mutter weggenommen und in den Wäldern des Königs aufgefüttert worden. Die Tochter des Tyrrhus, Silvia, hatte das Tier ganz an ihre Befehle gewöhnt, ſie kämmte es, wuſch es in lauterer Waldquelle und ſchmückte ſeine Hörner mit weichen Blumenkränzen: es ließ ſich willig von ihr ſtreicheln, war an den Tiſch ſeines Herrn gewöhnt, irrte frei in den Wäldern umher und ſtellte ſich jeden Abend freiwillig in der Wohnung des königlichen Hüters.

Auf die Spur dieſes ſchönen zahmen Hirſches führte die Furie des Askanius Rüden, während das Tier eben den heißen Uferſand, nach Kühlung begehrend, verlaſſen hatte und den Tiberſtrom hinabſchwamm. Askanius faßte das herrliche Wild ins Auge, drückte den Pfeil vom Bogen ab und ſandte ihn tief in das Gedärme des Hirſches. Der Verwundete fuhr aus dem Waſſer, kam blutig zum wohlbekannten Hauſe ſeines Herrn, ſchleppte ſich ächzend in den Stall und erfüllte, wie ein um Mitleid Flehender, das ganze Haus mit Gewinſel. Jammernd entdeckte zuerſt Silvia ihren Liebling und rief mit lautem Geſchrei die Bauern der Umgegend zu Hilfe. Dieſe kamen mit angebrannten Pfählen und Keulen bewaffnet: Tyrrhus ſelbſt rief ſeinen Geſellen herbei, der juſt eine ſtämmige Eiche mit dem Beil ſpaltete; und als Alekto den rechten Zeitpunkt erſehen, ſtellte ſie ſich auf den Giebel des Hofgebäudes und ließ durch das gewundene Horn den lauten Hirtenruf in die Gegend hinaustönen. Von allen Seiten ſtrömte jetzt tobendes Bauernvolk herbei, aber auch dem Askanius kam die trojaniſche Mannſchaft zu Hilfe. Bald waren es auf der andern Seite auch nicht mehr bloß mit Prügeln bewaffnete Haufen; es hatten ſich zwei ordentliche Schlachtreihen gebildet: Schwerter wurden gezogen, Bogen geſpannt.

Der erſte Pfeilſchuß von ſeiten der jagenden Trojaner, die ſich gegen die anſtürmenden Feinde zur Wehr ſetzten, traf den älteſten Sohn des Tyrrhus, Almo, in die Kehle, daß ihm Stimme und Leben zugleich ſchwand. Nun begann ein allgemeines Gemetzel unter den Hirten. Der ehrlichſte und begütertſte Bauer in ganz Latium, der alte Galäſus, der fünf Rinder- und fünf Schafherden beſaß und 100 Pflüge über ſeine Äcker gehen hatte, war aus den Scharen des Bauernvolkes hervorgetreten, um den Frieden zu vermitteln; aber er wurde nicht angehört und ein Pfeilregen bedeckte ihn, unter dem er ſterbend erlag. Jetzt ſtürzten die überwältigten Hirten aus dem Kampfe in die Stadt und trugen ihre Erſchlagenen, den Almo, den Galäſus und viele andere wehklagend durch die Thore. Sie riefen die Götter laut um Hilfe an, eilten auf den Königspalaſt zu und verſammelten ſich um Latinus, ihren Herrn. Auch Turnus fand ſich ſchreiend und tobend ein, mit der lauten Anklage, daß die Herrſchaft des Landes an die Trojaner verraten werde. So umringten ſie alle, in Klagen und Lärm wetteifernd, die Königsburg des Alten. Dieſer aber ſtand unbeweglich wie ein Fels im Meere. Dennoch vermochte er dem blinden Toben in die Länge nicht Widerſtand zu leiſten. „Wehe mir," rief er endlich, „ich fühl' es wohl, uns reißt der Sturm fort. Armes Volk, du wirſt, gegen den Willen der Götter kämpfend, dieſen Frevel mit deinem eigenen Blute büßen! Auch du, Turnus, wirſt dem Strafgerichte des Himmels nicht entgehen! Ich aber glaubte ſchon im Hafen zu ſein und hoffte in Ruhe zu enden, nun gönnt ihr mir nicht einmal einen friedlichen Tod!"

Der Götterkönigin Juno, der Feindin Trojas, dauerte der Verzug zu lange. In der Latinerſtadt ſtand ein Tempel des Krieges mit zwiefachen Pfoſten, von hundert ehernen Riegeln verſchloſſen; ſein Hüter iſt Janus, der uralte Städtegott der Latiner. Wenn die Häupter des Volkes blutigen Kampf auf Leben und Tod beſchließen, ſo öffnet der König ſelbſt im feierlichen Kriegsgewande die knarrenden Pfoſten. Dieſes zu thun, ermahnte das Volk jetzt auch ſeinen König Latinus, er aber weigerte ſich dieſes gräßlichen Dienſtes und verbarg ſich in die tiefſte Einſamkeit ſeines Palaſtes. Da ſchwang ſich Juno ſelbſt vom

Himmel hernieder, ſtieß mit eigener Götterhand an die widerſtrebenden Pfoſten, drehte die Angeln, und donnernd fuhren die ehernen Pforten des Kriegstempels auseinander.

Ausbruch des Krieges. Änēas ſucht bei Evander Hilfe. Ganz Italien, ſo ruhig und friedſam es vorher war, geriet in plötzlichen Brand. In allen Häuſern wurden die Schilde geglättet, die Speere geſpitzt, die Äxte am Schleifſtein gewetzt; die Trompeten riefen zum Marſche, die Fahnen flatterten. Alle Männer griffen zu den Waffen, die einen zogen zu Fuß ins Feld, die andern wirbelten hoch zu Roſſe den Staub des Weges auf; Streitwagen flogen hinter ſchnaubenden Pferden daher, die Ebenen glänzten von Gold und Eiſen, von Panzer und Schwert. Aus allen Städten Heſperiens kamen die erſten Sprößlinge der alten Heldengeſchlechter hervor, deren Ahnen zum Teile Götter und Götterſöhne waren. Unter den Erſten ſchritt in männlicher Schönheit Turnus voran, ſeine herrlichen Waffen in der Hand, um einen ganzen Scheitel über die andern hervorragend. Ein dreifacher Buſch wehte von ſeinem Helm, auf deſſen Kuppel die glutatmende Chimära abgebildet war, auf ſeinem Schilde war in getriebener Arbeit Jo abgebildet, wie ſie eben zur Kuh wird, ihr Hüter Argos und ihr Vater Inăchus, der den Strom aus der Urne gießt. Hinter Turnus und ſeinen Helden drängten ſich die Latiner und Rutŭler, Aurunker, Sikaner und eine Menge auſoniſcher Völkerſchaften; beſchildete Fußgänger, vor allen Mezentius mit ſeinem Sohne Lauſus, Aventinus, der Sohn des Herkules und der Rhea, Katillus und Koras, die Brüder des Tiburtus aus Tibur und viele andere; dann kam die Reiterei der Volsker, ſchimmernd in Erzpanzern, geführt von ihrer jungfräulichen Fürſtin Kamilla. Dieſe hatte ihre weiblichen Hände nie an Minerva's Rocken und Webſtuhl gewöhnt, im rauhen Männerkampfe war ſie aufgewachſen, auf ihrem flüchtigen Roſſe hatte ſie mit den Winden um die Wette laufen gelernt; ſie flog ſo luftig dahin, daß ſie über die Saatflur geſprengt wäre, ohne ein Hälmchen zu rühren, ohne eine Ähre zu knicken, und über die Meerflut, ohne die Sohlen zu netzen. Alt und jung blickte ihr verwundert nach, wie ſie mit ihrer Schar durch Städte und Dörfer zog, den königlichen Purpur über die runden Schultern geworfen, das reiche Haar mit einer goldnen Nadel aufgebunden, Köcher und Bogen auf der Achſel und die ſcharfe Lanze in der Hand.

Dieſe gewaltigen Kriegsrüſtungen erfüllten den Änēas und ſeine Trojaner mit ſchweren Sorgen. Da erſchien jenem im Traume der Flußgott Tiberinus und ſtieg in meerblauem Kleide, die Haare mit einem Schilfkranze beſchattet, zwiſchen Pappelſtauden in Greiſengeſtalt aus dem Strom empor. „Göttlicher Held," ſprach er, „verzage nicht. Der Groll der Himmliſchen gegen dich iſt verſchwunden. Damit du nicht wähneſt, ein nichtiges Traumbild zu ſchauen, will ich dir ein Zeichen ſagen. Unter den Eichen des Ufers wirſt du ein großes Mutterſchwein liegend finden, das dreißig Friſchlinge geboren hat; dort iſt die Stelle, wo nach dreißig Jahren dein Sohn Askanius die verheißene Stadt Alba, Roms Mutterſtadt, gründen wird. Für jetzt aber merke, wie du dich gegen die Gefahr zu ſchützen haſt, die dich bedroht. Nicht weit von hier, im Tuskerlande, haben ſich arkadiſche Pelasger, vom alten Könige Pallas abſtammend, unter ihrem Fürſten Evander angeſiedelt, und auf einem hohen Hügel die Stadt Pallanteum, nach dem Namen ihres Ahnherrn, gegründet. Ob es gleich Griechen ſind, ſo darfſt du ſie doch nicht ſcheuen; denn es ſind unverſöhnliche Feinde des Latinervolks. Mit dieſen ſollſt du dich verbünden, und ſie werden deine Kampfgenoſſen werden. Opfere der Göttermutter Juno, ſobald du erwachſt, und überwinde ihren Zorn durch Demut. Alsdann begieb dich auf den Weg zu Evander."

Der Gott verſchwand, und der erwachte Änēas befolgte ſeinen Rat. Zwei Schiffe wurden aus der Flotte herausgewählt und mit auserleſenen Freunden bemannt. Noch ehe der Held mit ihnen abging, erfüllte ſich das verkündigte Zeichen. Am Saume des Waldes, unter einer mächtigen Eiche, ſchneeweiß ſchimmernd, erblickte man ein Schwein mit dreißig Jungen. Der Mahnung des Stromgottes eingedenk, opferte Änēas die Mutter und ihre ganze Zucht der mächtigen Göttin Juno, und verſöhnte durch ein ſo herrliches Opfer ihr grollendes Herz. Dann ſchiffte er ſich auf der Tiber ein, die, von dem Flußgotte gebändigt, glatt und eben dalag, wie der Spiegel eines Landſees. Die Wellen ſelbſt ſtaunten und der Uferwald wunderte ſich, als ſie bunte Verdecke und Männer mit hellen Schilden den Strom faſt ohne Ruderſchlag heraufziehen ſahen. Jene aber fuhren Tag und Nacht durch lange Krümmungen zwiſchen grünenden Hainen auf dem ſpiegelhellen Waſſer dahin. Endlich am andern Morgen ſahen ſie von ferne Mauern, Häuſer und eine Burg auf hohem Berge ſchimmern. Sogleich drehten ſich ihre Schiffsſchnäbel dem Lande zu, wo der Berg, auf welchem die Stadt Pallanteum gelegen war, ſich mit ſeinem Fuße in den Fluß verlor.

Es war gerade der Tag, an welchem der Arkadierkönig Evander, ſeinen Sohn Pallas an der Seite, mit dem kleinen Rate ſeiner Stadt und den angeſehenſten Jünglingen, in einem benachbarten Haine dem Herkules ein feierliches Opfer darbrachte. Der Weihrauch und das Blut dampfte auf den Altären und das Opfermahl hatte ſchon begonnen. Als nun die Arkadier die hohen Schiffe zwiſchen den dunkeln Uferwäldern unter leiſem Ruderſchlage herbeiſchwimmen ſahen, erſchraken ſie vor dem plötzlichen Anblicke, und wollten den Schmaus verlaſſen. Doch der mutige Jüngling Pallas verbot ihnen, das Feſt zu unterbrechen, er ſelbſt ergriff ſeine Lanze, flog ihnen entgegen, und rief noch vom Hügel hinab: „Was führte euch auf dieſe ungewohnte Bahn, ihr Männer, woher ſeid ihr? wohin trachtet ihr? Bringet ihr uns Krieg oder Frieden?" Änēas antwortete von dem hohen Verdecke ſeines Schiffes, indem er das Zeichen des Friedens, den Olivenzweig, hoch in der ausgeſtreckten Rechten hielt: „Trojaner ſieheſt du, Jüngling; Männer, zum Kampfe mit den Latinern gerüſtet, welche uns Flüchtlinge mit Waffengewalt aus ihrem Lande vertreiben wollen. Wir kommen zum Könige Evander, um ihn um ſein Bündnis und um Hilfe zu bitten." Als Pallas den großen Trojanernamen hörte, ſtaunte er und rief in freudiger Beſtürzung: „Willkommen, Gaſt, wer du auch ſeieſt, tritt immerhin vor meinen Vater, und nimm in unſerer Wohnung fürlieb!"

Pallas hatte den Ausgeſtiegenen mit traulichem Handſchlage begrüßt, und bald wiederholte der Held ſein Geſuch vor dem Könige der Arkadier, ohne jedoch ſich ſelbſt zu nennen. Jener aber hatte Augen, Angeſicht und Geſtalt des Redenden lang mit Schärfe gemuſtert, und erwiderte endlich: „Wie gern nehme ich dich auf, tapferer Sohn Trojas, dein Geſchlecht, dein Name verbirgt ſich mir nicht. Wort, Stimme und Geſtalt deines großen Vaters Anchīſes ſteigt wieder in meiner Seele auf; wohl entſinne ich mich noch des Fürſten Priămus, als er, mit ſeinen Helden auf ſeiner Fahrt gen Salamis, das Reich ſeiner Schweſter Heſiŏne, der Gemahlin Telamons, zu beſuchen, auch durch unſer Arkadien gezogen kam. Mir ſproßte damals der erſte Flaum um die jungen Wangen, und mit Ehrfurcht betrachtete ich den König und die Häupter ſeines Volkes, vor allen aber den herrlichen Anchīſes. Ich konnte mein Verlangen nicht bezähmen, ihn anzureden und ihm meine Rechte darzubieten. Er folgte mir als Gaſtfreund in unſere Wohnung, und beim Abſchied verehrte er mir Köcher und Pfeile, ein golddurchwirktes Kriegsgewand und zwei vergoldete Zäume, herrliche Gaben, die jetzt mein Sohn Pallas beſitzt. Darum dürfet ihr euch zum voraus als meine Verbündeten betrachten, und morgen frühe ſchon ſollt ihr, verſtärkt durch unſern Beiſtand, nach eurem Lager zurückkehren. Unterdeſſen begehet mit uns dieſes ſchöne Jahresfeſt, das wir nicht verſchieben dürfen." So ſprach er, hieß die aufgeräumten Becher und Speiſen wieder zurückbringen und die Trojaner auf den Raſenbänken Platz nehmen; den Änēas ſelbſt aber führte er zu einem herrlichen gepolſterten Seſſel aus Ahorn, über dem ein zottiges Löwenfell gebreitet war. Der Prieſter des Altares und auserleſene Jünglinge brachten geröſtete Stücke der Stiere herbei, häuften das Brot in Körben auf und reichten in die Wette Wein herum.

Den reichlichen Schmaus würzte der König Evander mit einer ſchönen Erzählung von der Veranlaſſung dieſes Opfers, indem er mit den Fingern ſeinen Gäſten eine Felſenkluft wies, in welcher der gräßliche Halbmenſch Kakus, der Sohn des Vulkanus, gehauſt, der dem Herkules die erbeutete Rinderherde des Rieſen Geriŏnes ſtahl und von jenem bezwungen wurde. Für den Sieg über dieſes Untier brachten die dankbaren Arkadier noch immer dem Herkules, als Schutzgotte der Gegend, ein Jahresopfer dar.

Über dieſer Erzählung war der Abend herangerückt und nach vollendetem Opfer begaben ſich alle in die Stadt. Dieſe war nur klein, wer hätte ahnen können, daß einſt die Weltſtadt Rom an ihrer Stelle ſtehen ſollte? denn die Arkadier waren ein ländliches Hirtenvolk und hatten aus ihrer Heimat keine Schätze mitgebracht. Aber Mut und nervige Arme konnten ſie den Trojanern zum Beiſtand anbieten. Deswegen gefiel es dem Änēas doch in dem Hauſe des Evanders, das mehr einer Hütte denn einem Palaſte glich, und er ſank auf einem weichen Blätterlager, über welches das zottige Fell eines Bären gebreitet war in ſanften Schlummer.

Der Schild des Änēas. Mittlerweile ging Vulkanus, von ſeiner Gattin Venus durch Bitten getrieben, in die Ätnakluft der Cyklopen, die Waffen des Änēas, die ihm den Sieg über die Latiner verſchaffen ſollten, zu ſchmieden. Er nahte ſich der donnernden Höhle, die ganz von Feuereſſen durchflammt war. Gewaltige Schläge auf den Amboß ſtöhnten widerhallend weit hinaus in die Ferne, im Gewölbe ſprühten ziſchende Stahlſchlacken, und aus den Öfen atmete unaufhörliche Glut. Dort in der weiten Kluft ſchmiedeten das Eiſen Tag und Nacht hindurch, mit aufgeſtülpten Ärmeln, die rußigen Cyklopen Brontes, Steropes und Pyrakmon, mit unzähligen Knechten. Die einen waren gerade an einem halbfertigen Blitzſtrahl, der mit zwölf Zacken geſchmiedet wurde, und ſie ſchweißten eben die drei Hagelſpitzen, die drei Regenſpitzen, die drei Glutſpitzen und die drei Sturmwindſpitzen daran, und miſchten Flamme, Donnergeroll und Entſetzen darunter. Die andern verfertigten dem Mars Räder und Wagen, wieder andere aus Gold und Drachenſchuppen den glatten Ägisſchild der Pallas mit dem Meduſenhaupte.

„Weg mit allem," rief Vulkanus, in die Höhle tretend, „auf anderes eure Gedanken gerichtet, ihr Cyklopen! dem tapferſten Manne ſollt ihr jetzt ſeine Kriegswaffen ſchmieden; da gilt es Kraft, Kunſt und Erfahrung: ans Werk ohne Verzug!“ Die Cyklopen kannten ſchon die kurz angebundene Weiſe ihres Herrn und machten ſich raſch an die Arbeit. Bald floß das Erz und Gold in Bächen, in den Öfen zerſchmolz der Stahl. Ein gewaltiger Schild wurde geformt, und Scheiben auf Scheiben ſiebenfach geſchmiedet; einige ſetzten die Blaſebälge in Bewegung; andere verkühlten das ziſchende Erz im Löſchtroge. Dann wurde die Maſſe mit der Zange umgedreht und die Hämmernden ſchwangen die Arme im Takt und ſchlugen auf den Amboß, daß die Höhle ſchmetterte.

Am andern Morgen übergab der greiſe Evander, der nicht ſelbſt mit in den Krieg ziehen konnte, vierhundert arkadiſche Reiter, dazu den Troſt und die Hoffnung ſeines Alters, ſeinen eigenen Sohn Pallas, dem ſcheidenden Gaſtfreunde, und beſchenkte noch außerdem alle Trojaner mit Roſſen, den Änēas ſelbſt mit dem herrlichſten, das ein gelbes Löwenfell bedeckte, deſſen Klauen vergoldet waren. Dann ergriff Evander die Hand ſeines abziehenden Sohnes, drückte ſie an die Bruſt und ſprach unter Thränen: „Ach, daß mir Jupiter die vergangenen Lebensjahre zurückbrächte, und ich wäre, wie ich einſt unter Präneſtes Mauern war, als ich den König Herilus, der drei Leben von ſeiner Mutter, der Nymphe Feronia, mitbekommen hatte, dreimal in den Orkus hinabſchickte, bis er nicht mehr wiederkam! Jetzt kann ich nichts, als dich und unſern Freund den Göttern empfehlen: mögen ſie mich erhören; mögen ſie dir fröhliche Wiederkehr bereiten! Möge mir kein Schreckensbote je das Ohr verwunden!“ Mit dieſem Abſchiede ſank der greiſe Vater zuſammen und wurde von den Dienern in die Wohnung zurückgetragen.

Die Reiter aber zogen aus den offenen Thoren, mit ihnen Änēas und ein Teil der trojaniſchen Mannſchaft, den andern hatte der Held mit den Schiffen auf dem Strome zurückgehen laſſen. Als ſie in einem entlegenen Thale zwiſchen finſteren Tannenwaldungen angekommen waren, und, vom langen Zuge ermüdet, ihrer Roſſe und der eigenen Leiber pflegten, und Änēas an einem kühlenden Waldwaſſer, abgeſondert von der ganzen übrigen Schar, unter einer Eiche ſich gelagert, erſah ſeine Mutter Venus den günſtigen Augenblick, ſenkte ſich mit den friſchgeſchmiedeten Waffen aus dem Gewölke des Äthers hernieder, legte ſie dem Sohne zu Füßen, machte ſich dieſem ſichtbar und ſprach: „Schau her, Kind, welch ein Geſchenk dir die Gunſt meines Gemahls bereitet hat. Jetzt darfſt du dich nicht mehr beſinnen, die ſtolzeſten Laurenter, ja den wilden Rutuler Turnus ſelbſt zum Kampfe herauszufordern.“ Änēas ſtaunte. Beſeligt von der Gegenwart ſeiner göttlichen Mutter und der großen Ehre, konnte er ſich an dem funkelnden Waffengeſchmeide gar nicht ſatt ſehen, und wendete bald den buſchigen Helm, bald das gediegene Schwert, bald den Erzpanzer, der rötlich wie Blut, oder wie die Sonne durch Wolken ſtrahlend, glühte, bald die goldenen Beinſchienen und den ſchlanken Speer in ſeinen Händen um. Am längſten aber verweilten ſeine Blicke auf dem kunſtreichen, mit unerſchöpflicher Bilderpracht in erhabener Arbeit überſäeten Schild. Auf dieſem hatte der Gott des Feuers eine ganze Reihe von Begebenheiten abgebildet, in welche ſich Änēas vergebens mit ſeiner Beſchauung vertiefte; denn es waren die Schickſale und Triumphe der Römer, des Volkes, das erſt in ſpäter Zukunft dem Stamme ſeines Sohnes Julus entſproſſen ſollte. In der Mitte des Schildes war eine Wölfin abgebildet, welcher Zwillingsknaben am Euter hingen, zu denen ſie liebkoſend ihren Hals zurückbeugte, und die ſie mit der Zunge beleckte. Jeder Knabe aus unſerer Zeit hätte dem Änēas ſagen können, daß die Kinder Romulus und Remus hießen. Dann war eine Stadt abgebildet, wo im hohen Theater von kräftigen Männerhänden Frauen als ein Raub davongetragen wurden: es war Rom und der Raub der Sabinerinnen; dann vor Jupiters Altar zwei bewaffnete Herrſcher mit Sühnopfern und mit Bundesſchalen in der Hand: Romulus uud Tatius. Nicht ferne davon ſchleifte ein König mit ſeinem Viergeſpann einen Verbrecher zu Tode: Tullus Hoſtilius den falſchen Metius. Auf einer halb abgebrochenen Brücke ſtand einäugig ein Verteidiger, und durch den Strom ſchwamm eine Jungfrau, indes ein zorniger Kriegerkönig am jenſeitigen Ufer thronte: es waren Kokles, Klölia und Porſena der Eſtruker. Auf einer hohen Burg mit Paläſten und Tempeln ſtand ein bewaffneter Wächter, und ſilberne Gänſe flatterten durch goldene Hallen, während am Fuße des Berges Barbaren auf der Lauer ſtanden: Manlius und die Gallier. Und ſo kam eine Geſchichte um die andere, bis auf Catilina, Cato, Cäſar und Auguſtus herab. Unkundig aller dieſer Dinge, freute ſich Änēas des Schildes, wie ein Kind ſich des Bilderbuches freut; dann kleidete er ſich in die himmliſchen Waffen, faßte den Schild mit der Linken und im Gefühle hohen Götterſchutzes miſchte er ſich wieder in den Zug der Seinigen.

Turnus beim Lager der Trojaner. Während dies in Tuscien vorging, ſchickte Juno, deren Groll gegen Änēas doch noch nicht gedämpft war, ihre Botin Iris zu dem Rutuler Turnus. Dieſe meldete dem Anführer der Feinde, daß Änēas ſein Lager, ſeine Genoſſen, ſeine Flotte verlaſſen und ſich nach dem Reiche Evanders gewendet habe, und befahl ihm, das trojaniſche Lager zu ſtürmen. Turnus folgte auf der Stelle dem Ruf. Der Held Meſſapus voran, Tyrrhus und ſeine Söhne in der Hinterhut, mit dem Kerne des Heeres Turnus ſelbſt, zogen ſie durchs offene Feld nach dem Geſtade der Tiber. Plötzlich ſah Kaikus, der Wächter der vorderſten trojaniſchen Warte, ein dunkles Staubgewölke vom Felde wirbelnd aufſteigen. „Brüder,“ rief er rückwärts gewendet, „es verfinſtert ein nahender Schwarm die Luft, Waffen herbei, ſchnell auf die Lagermauern, der Feind iſt da!“ Auf dieſe Nachricht ſtürzten die auf dem Felde zerſtreuten Trojaner durch alle Thore ins Lager zurück und ſammelten ſich, wie es Änēas für unvorhergeſehene Fälle ſcheidend befohlen hatte, auf den Schanzen und Mauern, obgleich ſie Scham und Zorn vielmehr zum offenen Gefechte getrieben hätte. Sie ſperrten alſo die Thore und vollzogen in allem die Gebote des Führers, indem ſie den Feind auf den Zinnen und in den hohen Türmen erwarteten.

Turnus aber eilte dem Heere, das ihm zu langſam vorwärts ging, mit zwanzig auserleſenen Reitern voran und erſchien, auf einem thrakiſchen gefleckten Schimmel, unvermutet vor den Mauern des Lagers. „Wer wagt ſich zuerſt an den Feind?“ fragte er, rückwärts gewendet, ſeine kleine Schar, und ſchleuderte ſeinen Wurfſpieß durch die Lüfte hinan. Jubelnd thaten ſeine Genoſſen ein gleiches und höhnten die feigen Trojanerſeelen, die ſich hinter ihren Mauern verſchanzt hielten und es nicht wagten, ins Feld zum offenen Kampfe herabzuſteigen. Indeſſen ſpähte Turnus hoch zu Roß, den goldenen Helm mit dem roten Federbuſch auf dem Haupte, ringsum die Mauern des Lagers aus und ſuchte einen unbemerkten Zugang. So ſchnaubt ein Wolf bei Wind und Regen die halbe Nacht hindurch, um den vollen Schafſtall herum, und ergrimmt über das Blöken der Schafe und Lämmer, die drinnen in Sicherheit ſitzen. Endlich fiel ihm die Flotte ins Auge, die, ganz von Dämmen und Wellen umgeben, ſich geborgen an die eine Seite des Lagers lehnte. Jauchzend ermahnte er ſeine Freunde, dieſe in Brand zu ſtecken, ergriff ſelbſt zuerſt die flammende Fackel und ſofort bewehrte ſich die geſamte Jugend des allmählich nachgerückten Heeres mit Feuerbränden, die von den Herden der benachbarten Hütten geraubt worden waren. Und unfehlbar wäre nun die Flotte der Trojaner verbrannt worden, wenn nicht ein göttliches Wunder das Feuer von den Schiffen abgewendet hätte. Schon damals nämlich, als Änēas am Fuße des Idagebirges die Flotte zimmerte, die ihn in das fremde Land tragen ſollte, flehte Cybele, die Mutter aller Götter, zum allmächtigen Zeus: „Sohn, gieb mir, was ich von dir verlange! Ich habe dem dardaniſchen Manne, der einer Flotte bedurfte, willig meinen ſchönen Hain von Ahornbäumen und Kiefern fällen laſſen. Nun aber ängſtet mich die Sorge, meine geliebten Bäume, zu Schiffen umgewandelt, möchten ein Raub der Stürme werden. Darum erhöre meine Bitte, laß es dem Holz zu gute kommen, daß es auf dem Ida gewachſen iſt, und ſchütze die Schiffe vor aller Gefahr.“ — „Das kann ich nicht,“ erwiderte Jupiter, „ich vermag dem von ſterblichen Händen Erbauten nicht Unſterblichkeit auf Erden zu verleihen, doch was ich für ſie thun kann, das will ich. So viel ihrer, ausgedient, das Ziel und den Hafen Auſoniens erreichen, die will ich von der ſterblichen Form befreien und wie die Töchter des Nereus ſollen ſie als Göttinnen des Meeres ein ſeliges Leben in den Fluten führen.“

Dieſes Wort ging jetzt in Erfüllung. Als Turnus den Brand in die Schiffe werfen wollte, verbreitete ſich von Morgen her ein Strahlengewölk über den Himmel, und ein grauenvoller Schall aus den Lüften durchlief die Scharen der Trojaner und der Rutuler. „Bemühet euch nicht ſo ängſtlich,“ rief es, „ihr Trojaner, meine Schiffe zu ſchirmen. Eher wird Turnus das Meer verbrennen, als ſie! Ihr aber, Schiffe, ſchwimmet erlöſt dahin, ſeid Meeresgöttinnen, die Mutter der Götter will es ſo!“ Bei dieſem Worte wurden die Schiffe plötzlich lebendig, zerriſſen jedes ſeine Seile, mit welchen ſie angebunden waren, tauchten mit den Schnäbeln wie Delphine ins Meer unter und ſchwammen, wieder aufgetaucht, in Geſtalt ſchöner Jungfrauen durch die Meeresflut. Entſetzen ergriff die Rutuler. Meſſapus, ihr vorderſter Führer, ſchreckte mit ſcheuem Geſpann auf ſeinem Wagen zuſammen, ja der Tiberſtrom ſelbſt zog ſich mit ſeinen Wellen ſchaudernd vom Meere zurück. Nur der tollkühne Turnus ließ die Hoffnung noch nicht fahren. „Merket ihr nicht, Freunde!“ ſprach er, „daß dieſes Wunder allein gegen die Trojaner gerichtet iſt? Jupiter ſelbſt hat ihnen ihre Hilfe entriſſen, alle Hoffnung zur Heimkehr iſt ihnen mit der Verwandlung ihrer Schiffe abgeſchitten, und die Rutuler brauchen keine Feuerbrände mehr! Das Land aber iſt in unſern Händen. Tauſende in ganz Italien waffnen ſich für uns. Mich ängſtigen keine Götterſprüche und Verheißungen, deren ſie ſich rühmen. Auch mir iſt mein Schickſal beſtimmt und es lautet auf Vertilgung dieſes verruchten Geſchlechtes mit dem Schwerte!“

Auch mit der That blieb Turnus ſo unverdroſſen, wie mit dem Worte. Dem Meſſapus wurde das Geſchäft übertragen, die Thore mit Kriegern zu umſtellen, und die Wälle rings mit Feuern zu umzingeln, und unter ihm verſahen von vierzehn auserleſenen Hauptleuten befehligt je hundert Jünglinge, ſchimmernd von Gold mit rotbebuſchten Helmen, den Dienſt. Dieſe machten einander ablöſend die Runde und die Feiernden lagerten ſich ins Gras und thaten ſich beim Weinkruge gütlich. Die Trojaner von ihren Wällen herab ſchauten dieſes und hielten die Zinnen aufs vorſichtigſte mit Bewaffneten beſetzt. Nicht ohne Beſorgnis umwandelten ſie die Thore, verſahen die Bollwerke mit Brücken und brachten den nötigen Vorrat von Geſchoſſen herbei. Das Ganze leitete Mneſtheus und Sereſtus, welche Änēas vor ſeiner Abfahrt über das Lager geſetzt hatte. Und ſo wachte denn das ganze Heer innerhalb der Lagermauern.

Niſus und Euryälus. Unter dem trojaniſchen Heere befanden ſich zwei kühne Jünglinge: Niſus und Euryälus. Niſus, ein Sohn des Hyrtacus, einer der beſten Speerwerfer und Pfeilſchützen, hatte ſich aus dem Idagebirge an den auswandernden Helden angeſchloſſen. Euryälus war der ſchönſte unter allen teukriſchen Knaben, und der erſte Flaum der Jugend ſproßte ihm um die Wangen. Beide waren durch die innigſte Freundſchaft verbunden, ſtürzten ſich immer zuſammen in die Schlacht, und hüteten auch jetzt eines der Thore, neben einander Wache haltend. „Ich möchte doch wiſſen,“ fing da zuerſt Niſus an, „ob die Götter uns dieſe Thatenluſt in der Seele aufwecken oder ob ſeine blinde Begier einem jeden der Gott iſt! Mir iſt dieſe träge Ruhe läſtig, und ſchon lange treibt mich der Geiſt etwas Rechtes zu unternehmen. Sieh, wie ſich die Rutuler ihrem blinden Vertrauen hingeben! Nur hier und da glänzt um die Mauern ein Feuer, faſt alle liegen von Wein und Schlafe begraben da, und das tiefſte Schweigen herrſcht ringsum. So vernimm denn, Freund, welcher Gedanke in mir aufgeſtiegen iſt. Alle unter uns, Volk und Väter, verlangen, daß Änēas herbeigerufen werde, und daß man ihm zu dem Ende ſichere Boten zuſchicke, die uns Kunde von ihm zurückbringen. Wenn man nun dir dem Zurückbleibenden verſpräche, was ich für dich fordern will, — denn mir genügt an der Ehre —: was meinſt du? Ich könnte am Fuße des Hügels dort den Weg nach dem Tuskerlande und den Berg von Pallanteum wohl finden!“

Euryälus wurde von Staunen bei dem Vorſchlage ſeines Freundes ergriffen, denn auch ihn beſeelte jugendliche Ruhmbegierde. „Alſo wollteſt du,“ ſprach er zu ſeinem feurigen Genoſſen, „mich den unbärtigen Knaben, als Teilnehmer an der herrlichen That verſchmähen? Wie könnte ich auch dich allein in eine ſolche Gefahr hinauslaſſen! Nein, ſo hat mich mein Vater Opheltes nicht erzogen, und auch du haſt mich bisher nicht ſo kennen gelernt. Auch ich achte das Leben gering, und erkaufe willig mit ihm den Ruhm!“ — „Nie habe ich ſo etwas von dir befürchtet,“ erwiderte Niſus, „aber wenn mich irgend ein Unfall, oder ein Gott, wie es bei ſolchen Entſchlüſſen wohl zu gehen pflegt, ins Verderben riſſe, ſo wünſchte ich, daß du mich überlebeſt. Deine Jugend iſt des Lebens werter, als ich. Auch hätte ich gern einen, der meinen Leichnam, aus der Schlacht gerettet oder mit Löſegeld erkauft, in den Boden verſcharrt, oder wenn dies Glück mir nicht beſchieden wäre, wenigſtens dem Abweſenden ein Totenopfer brächte und einen Denkſtein errichtete. Wie könnt ich auch deiner armen Mutter, die allein von ſo vielen Müttern es verſchmäht hat, in Sizilien zurückzubleiben, und dir auf die weite Wanderung gefolgt iſt, ſo bitteren Schmerz bereiten?“ Aber Euryälus erwiderte: „Du hältſt mir umſonſt nichtige Beweggründe vor, mein Vorſatz iſt unerſchütterlich, laß uns eilen.“ So ſprach er, und weckte ſogleich die nächſten Wachtpoſten, die zur Ablöſung beſtimmt waren. Nachdem ſie dieſen das Wächteramt übertragen hatten, eilten ſie beide vor den hohen Rat der Trojaner. Denn die Fürſten des Heeres berieten ſich bis tief in die Nacht hinein über die wichtigſten Angelegenheiten der neuen Pflanzung. Während ſie nun mitten im Lager, an die Speere gelehnt und auf die Schilde geſtützt, im Kreiſe ſtanden und Rat darüber pflogen, was zu beginnen ſei, und wer dem Änēas die Nachricht zu bringen hätte, da baten Niſus und Euryälus herbeigeeilt um augenblicklichen Zutritt in die Verſammlung. Askanius, der an ſeines Vaters Stelle, ſo jung er war, im Rate ſaß, hieß die Ungeduldigen eintreten, und Niſus als den älteren zuerſt reden. „Höret uns günſtig an,“ ſprach dieſer zu den Helden, „und meſſet, was wir euch vorſchlagen, nicht nach den Jahren ab. Wir haben die Gegend ausgekundſchaftet. Dort, am Scheidewege des Thores, das wir bewachen, in der Nähe des Meeres, finden ſich Lücken in den Wachtfeuern der Feinde: dort iſt Raum, um ſich durchzuſchleichen. Wenn ihr uns erlaubet, das Glück zu benützen, ſo wollen wir als Boten zu Änēas gehen, und ihr ſollt uns bald mit Begleitern und mit Beute zurückkehren ſehen.“

Mit Bewunderung vernahmen die Helden den Entſchluß der Jünglinge. „Nun, ihr Götter,“ rief Alētes, der Ergrauteſte unter ihnen, aus, „ihr ſeid noch nicht geſonnen, die Trojaner zu vertilgen, da ihr uns ſo entſchloſſene Jünglingsherzen erwecket!“ So ſprach er, und legte ſeine Hände auf beider Schultern. Dann rief der zarte Jüngling Askanius: „Guter Niſus, lieber Euryälus, in euren Schoß lege ich mein Glück und meine Hoffnung, laſſet mich meinen Vater wieder ſchauen! Wenn er zurück iſt, ängſtigt mich nichts mehr. Zwei ſilberne Becher, zwei köſtliche Dreifüße, zwei Talente Goldes, den ſchönen alten Krug, den Dido meinem Vater geſchenkt hat, das alles ſollt ihr jetzt ſchon haben, und wenn wir ſiegen, noch viel mehr. Haſt du das herrliche Roß geſehen, Niſus, das Turnus reitet, und ſeine goldene Rüſtung? Sie ſeien dein! Zwölf Gefangene wird euch mein Vater verleihen, Männer mit vollen Waffenrüſtungen, und Frauen, und vom Felde des Latinus herrliche Güter.“ „Du aber,“ ſo ſprach er, zu Euryälus gewendet, „verehrter Jüngling, deſſen Jugend meine Jahre nachſtreben, dich begrüße ich ſchon jetzt von ganzem Herzen als Kampfgenoſſen und unzertrennlichen Freund.“ Darauf nahm Euryälus das Wort: „Es ſoll kein Tag kommen,“ ſprach er, „an dem ich mich meines tapfern Entſchluſſes unwürdig zeige. Aber vor allen Geſchenken bitte ich dich um eins, Julus. Meine Mutter, vom alten Königsgeſchlechte des Priämus ſtammend wie du, hat ſich nicht abhalten laſſen, mit mir auszuwandern, und ich verlaſſe ſie ohne Abſchied, denn ich könnte ihren Thränen nicht widerſtehen. Nimm du dich der Verlaſſenen an, tröſte ſie in der Not, wenn das Schickſal mich nicht zurückkehren läßt!“ In der Seele des Askanius erwachte bei dieſen Worten die Liebe zum Vater noch heftiger, er fing laut zu weinen an, und verſprach ihm unter Thränen alles. Auch die Helden ergriff dieſe Rührung; Mneſtheus zog ſich die Löwenhaut von der Schulter und warf ſie dem Niſus um; Alētes tauſchte mit ihm den Helm, und Euryälus empfing aus der Hand des Julus ſein eigenes Schwert mit goldenem Griff, in der Scheide von Elfenbein.

So gewaffnet wurden ſie von allen Edeln, Jünglingen und Greiſen, bis ans Thor begleitet. Bald waren ſie über die Gräben hinaus, und kamen im Dunkel der Nacht an die ſchlafenden Poſten der Rutuler. Dieſe lagen voll Trunks und Schlafes, zerſtreut auf dem Raſen, zwiſchen Wagenrädern, Riemen und umherliegenden Waffen. „Die Gelegenheit ruft,“ ſprach Niſus leiſe zu ſeinem jungen Freund, „halte du mir den Rücken frei, ich will dir aufräumen, und uns eine Gaſſe machen.“ Während er ſo mit gedämpfter Stimme redete, hieb er dem erſten Wächter, den Vogelſchauer des Königs Turnus, Rhamnes, der aus voller Kehle ſchnarchend dalag, ſamt drei ſorgloſen Knechten nieder; dann den Waffenträger des Remus, den er mitten unter ſeinen Roſſen überraſchte, und ihm den geſenkten Hals abhieb, und dann den Herrn ſelbſt. Auch Euryälus war nicht müßig; beide tobten wie Löwen in den Hürden und richteten ein furchtbares Gemetzel unter den Wächtern an. Ja, Euryälus, drang ſchon bis zu den Wachtfeuern des Rutulerfeldherrn Meſſapus vor, die im Verglimmen waren, und deſſen angebundene Wagenroſſe gemächlich das Gras abweideten. Aber Niſus rief ihn zurück. „Siehſt du nicht,“ ſprach er warnend, „daß das Morgenlicht ſchon anzubrechen droht? Rache iſt ja geübt und Bahn gebrochen.“ So ließen ſie auch alle Beute liegen, und Euryälus nahm nur den Pferdeſchmuck des Rhamnes mit und ſchlang ſich ſeinen Schwertgurt um die Schulter; auch ſetzte er ſich freudig den bebuſchten Helm des Meſſapus aufs Haupt, den er bei den vorderſten Wachtfeuern aufgeleſen und der ihm gerade paßte. Darauf verließen ſie das feindliche Lager, und gewannen das Freie.

Aber um dieſelbe Zeit zogen aus der Latinerſtadt dreihundert Reiter mit Schilden unter ihrem Führer Volſcens, welche dem Fürſten Turnus Botſchaft vom Könige zu bringen hatten, dieſer Straße. Sie waren ſchon ganz nahe am Lagerwall, als ſie von ferne die beiden eilenden Geſtalten bemerkten, und im dämmernden Frührote den unbeſorgten Euryälus der erbeutete Helm mit ſeinem tückiſchen Schimmer verriet. „Bewaffnete Männer,“ ſchrie Volſcens bei dieſem Anblicke, „wo eilet ihr hin?“ Jene antworteten nicht, ſondern flüchteten ſich in den Wald, und vertrauten auf die Dämmerung. Aber die Reiter, der Nebenwege kundig, warfen ſich in das Gehölz, und verſperrten alle Ausgänge mit Wachen. Der Wald war mit dichten Eichen und wilden Geſträuchen bewachſen, und kaum ſichtbar ſchimmerte der Fußpfad durch das Dickicht. Den Euryälus hemmte die Beute, und die Furcht täuſchte ihn über die Richtung des Weges. Niſus aber entkam glücklich aus dem Wald, und eilte ſchon ſorglos auf die Seen zu, die ſpäter den Namen Albanerſee erhielten. Jetzt erſt ſtand er ſtille, und ſah ſich vergebens nach dem fehlenden Freunde um. „Euryälus,“ rief er wehklagend, „wo biſt du, Armer, wo find ich dich?“ und nun warf er ſich aufs neue in den verworrenen Wald. Dort vernahm er bald Roſſegeſtampf, Lärm, und die Trompeten der Nachhut, und es währte nicht lange, ſo ward er das ganze Reitergeſchwader anſichtig, das den übermannten Euryälus mit ſich fortſchleppte. Was ſollte er thun? welche Hoffnung war, den armen Jüngling zu befreien? ſollte er ſie aufgeben und ſich den Tod in den ſtarrenden Schwertern ſuchen? Er hielt inne, dann drehte er mit zurückgebogenem Arme plötzlich den Speer empor, und zum Mond emporblickend, der blaß am morgenlichen Himmel ſtand, betete er: „Luna, Beſchützerin der Wälder, Latonas Tochter, wenn dir je mein Vater für mich geopfert, wenn ich ſelbſt je dir meine Jagdbeute geweiht, lenke meinen Speer und laß dieſe Rotte mich zerſtreuen!“ So ſprach er, und ſchleuderte mit Leibeskraft ſeine Lanze. Dieſe drang dem abgekehrten Rutuler Sulmo in den Rücken und zur Bruſt heraus, daß er ſich zuckend auf dem Boden wälzte. Erſchrocken ſchauten ſich die Reiter in der Runde um. Da flog das zweite Geſchoß des Niſus, und durchbohrte einem andern Rutuler, dem Tagus, knirſchend beide Schläfe. Volſcens, der Anführer der Reiter, geriet in Wut, denn nirgends erblickte er den Speerſchwinger; grimmig rief er: „So bezahle denn du mir mit deinem Blute für beide!“ und ging mit entblößtem Schwerte auf den Euryälus los. Vor Entſetzen ſchreiend, brach Niſus jetzt aus ſeinem Verſtecke hervor. „Ich bin der Thäter, rief er, „auf mich nur richtet eure Schwerter, der ganze Betrug rührt von mir her! Ich ſchwör es euch, dieſer iſt unſchuldig, nur Liebe zum unglücklichen Freund war ſein Vergehen!“ Sein Rufen kam zu ſpät, Volſcens hatte dem Knaben ſchon das Schwert durch die Bruſt geſtoßen, dieſer wälzte ſich im Tode, die ſchönen Glieder überſtrömte das Blut, und ſein Hals neigte ſich auf die Schultern, wie eine purpurne Blume, vom Pfluge durchſchnitten, dahinſinkt, wie ein blühender Mohnſtengel ſein vom Regen belaſtetes Haupt zur Erde neigt. Da warf ſich Niſus in den Feind, ſtieß den Andrang der Reiter rechts und links zurück, ging gerade auf den Führer Volſcens los und bohrte ſein blitzendes Schwert in des ſchreienden Feindes Mund, daß er ſterbend vom Roſſe fiel. Dann warf er ſich über den Leib ſeines getöteten Freundes, und ruhte, ganz von den Geſchoſſen der Reiter durchbohrt, über dem Leichnam im Frieden des Todes.

Die Reiterſchar zog den erſchlagenen Feinden die Rüſtung ab, trug ihre Leichname mit dem ihres Anführers Volſcens in das Lager des Turnus, und bald mußten die Trojaner von den Türmen ihres Lagers herab mit Grauſen die von ſchwarzem Blute noch triefenden geſpießten Köpfe der beiden Jünglinge ſchauen, die ſie mit ſo zuverſichtlichen Hoffnungen entlaſſen hatten. Die Kunde des Unglücks verſchonte auch die Mutter des Euryälus nicht. Sie wurde von ihr am Webeſtuhl über der Tagesarbeit getroffen. Da entrollte das Schifflein ihren Händen, ſie zerraufte ſich das Haar, ſie rannte nach dem Walle in die vorderſten Reihen der Streiter, keine Gefahr achtend, und brach in ein Klagegeheul aus, daß es die feſteſten Krieger erſchütterte. Unter vielen Thränen befahl endlich Julus und mit ihm der weiſe Ilioneus zwei alten Helden, ſie aus den Reihen der Männer hinwegzuziehen und unter ihren Armen in die Wohnung zu geleiten.

Sturm des Turnus abgeſchlagen. Schmetternd ertönten die Trompeten der Rutuler. Ein Schrei erhub ſich in dem ganzen Lager, und der Widerhall von den Bergen antwortete. Von allen Seiten ſtürmten die Feinde heran, rückten unter den Schilddächern vor, mühten ſich, die Gräben auszufüllen und die Schanzen einzureißen, und ſchon legten ſie an den Stellen, wo die Vorfechter des Lagers dünner auf den Zinnen ſtanden, die Sturmleiter an die Mauern. Die Trojaner dagegen, durch die lange Verteidigung ihrer Vaterſtadt im Belagerungskampfe wohl geübt, verſtreuten Geſchoſſe aller Art, wälzten Steine und Felsblöcke auf die Schilddächer, und ſtießen die Emporkletternden mit Spießen darnieder. Schon ſetzten die angerückten Rutuler das blinde Gefecht nicht mehr fort, ſondern lenkten ihre Schritte rückwärts von den Mauern, und verſuchten es, nur mit Lanzenwürfen die Teukrer vom Walle hinwegzutreiben. Endlich richteten ſie alle ihre Streitkräfte auf einen hoch emporragenden Turm, der durch ſchwebende Brücken mit der Lagermauer verbunden war. Dieſen zu erobern, ſtrengten ſich die Rutuler in die Wette an: die Trojaner aber verteidigten ihn, indem ſie jetzt von der Zinne herab Steine wälzten, jetzt durch hohle Schießſcharten Pfeile hinunter ſchnellten. Endlich ſchleuderte Turnus eine Brandfackel, die, an die Seite des Turmes ſich anhängend, das Getäfel ergriff. Ehe die Verteidiger ſich flüchten konnten, ſtürzte das unterhöhlte Gebälk zuſammen, und krachend ſetzte ſich der Turm zu Boden. Die einen fielen mit ihm, von den eigenen Waffen durchbohrt, die andern ſpießten ſich in die Trümmer des Holzes; und viele von denen, die noch unverſehrt waren, ſahen ſich bald von den Scharen des Turnus umringt, und wurden niedergehauen. Endlich erwehrten ſich die Trojaner der Zudrängenden. Der Knabe Askanius, der bisher nur fliehendes Wild mit ſeinen Pfeilen zu erlegen gewohnt war, durchbohrte den Remulus, der kürzlich des Turnus jüngere Schweſter gefreit hatte, und, auf dieſe Auszeichnung ſtolz prahlend auf die Teukrer eindrang und ſie feige Phrygier ſchalt, das Haupt mit einem ſicheren Pfeilſchuß. Die Trojaner jubelten, und die erſchreckten Feinde machten einen Schritt rückwärts. Julus wollte ſie verfolgen. Da ſtellte ſich ihm Apollo ſelbſt, dem alten Waffenträger ſeines Großvaters, der ihm vom Vater beigegeben war, an Geſtalt und Stimme gleich, in den Weg, und ſprach: „Sohn des Änēas, dir genüge, daß du einen Helden ungeſtraft erlegt haſt; dieſen Beginn deines Ruhmes hat Apollo dir vergönnt, für jetzt aber meide den Krieg!“ Die Fürſten Iliums erkannten die Gegenwart des Gottes, und hielten den Julus vom weitern Kampfe ab. Sie ſelbſt aber erneuerten das Gefecht, und der Schlachtruf tönte um die äußerſten Bollwerke der Mauer fort. Als die innerhalb der Thore aufgeſtellten trojaniſchen Wächter hörten und ſahen, wie ihre Freunde draußen ſo mutig und kraftvoll kämpften, faßten Pandärus und Bithias, die Söhne Alkanors vom Berg Ida, ſtark und ſchlank wie ihre heimiſchen Tannen, den trotzigen Entſchluß, das ihnen vom Feldherrn anvertraute Thor zu öffnen, und im Übermute den Feind in die Mauern einzuladen. Sie ſelbſt aber ſtanden inwendig mit blinkenden Schwertern rechts und links am Eingang, und von ihren hohen Helmen nickten die Federbüſche. Als die Rutuler die Thorflügel offen ſahen, ſtürmten ſie, ohne ſich zu beſinnen, hinein. Aber vier oder fünf ihrer Helden, mit einem ganzen Gefolge von Kriegern, fielen unter den Stößen und Streichen der beiden Jünglinge, oder wurden in ſchmählicher Flucht zum offenen Thore hinausgetrieben.

Jetzt wagten die Trojaner ſich ſchon in dichtern Scharen zuſammenzurotten, ein regelmäßigeres Handgemenge entſpann ſich und die Rutuler wurden rückwärts gedrängt. Als Turnus, der auf einer andern Seite ſtritt, die Nachricht von dieſer neuen Wendung des Kampfes erhielt, ſtürzte er, von gräßlichem Zorne geſpornt, mit einer auserleſenen Schar von Kriegern herbei und warf ſich über eine Bahn von trojaniſchen Leichen auf das geöffnete Lagerthor. Seine mächtige Lanze, aus der Ferne geſchleudert, durchbohrte den Bithias, daß der Boden von ſeinen fallenden Rieſengliedern bebte und der Schild auf den Liegenden herniederraſſelte. Die Trojaner flohen zurück in das Thor und nach drängten ſich die ſiegenden Rutuler. Da faßte Pandärus mit einem Blick auf die ausgeſtreckte Leiche ſeines Bruders die Thorflügel in ihren Angeln und warf ſie, mit den Schultern angeſtemmt, in die Wölbung zurück, daß das Thor verſchloſſen war und viele Trojaner im Gefechte draußen, viele Rutuler in die Mauern eingezwängt zurückblieben. Aber der Unbeſonnene hatte nicht bedacht, daß mitten unter den Eingeſchloſſenen Turnus ſelbſt ſich befand, wie ein Tiger, der in den Stall eingelaſſen iſt. Voll Entſetzens erkannten die Trojaner das ſchreckliche Geſicht und die rieſigen Glieder. Nur Pandärus, ein Rieſe wie er, erſchrak nicht. Voll Erbitterung über die Ermordung ſeines Bruders ſtellte er ſich ihm entgegen und rief: „Hier biſt du nicht im Palaſte der Schwiegermutter, ſchmachtender Bräutigam, im Feindeslager ſtehſt du und wirſt nicht wieder hinauskommen!“ Turnus lächelte nur und erwiderte ganz ruhig: „Bind' an, wenn du es wagſt und beginne nur den Zweikampf: und wenn du ein Hektor wäreſt, ſo ſollſt du deinen Achilles finden!“ Pandärus ſchleuderte darauf ſeinen Wurfſpieß ab, in dem die Rinde noch mit allen Knoten ſaß; aber Juno lenkte das Geſchoß ab und die Lanze flog in den Thorflügel. Jetzt bäumte ſich Turnus und ſchwang ſein Schwert: „Dieſem Streiche wirſt du nicht entfliehen,“ ſchrie er und ſpaltete ihm die Schläfe mitten durch die Stirne, daß das Haupt in gleiche Teile zerhauen, dem Zuſammenſinkenden von den Schultern herunterhing.

Zitternd ſtäubten die Trojaner auseinander; und wäre dem Sieger jetzt der Gedanke gekommen, das Thor wieder zu öffnen und ſeine Freunde hereinzulaſſen, ſo wäre es um die neue Anſiedlung Trojas geſchehen geweſen. So aber ließ er ſich von der Mordluſt bethören und drang von Sieg zu Siege mit den Seinen immer tiefer in das Innere des Lagers ein. Schon war die Verwirrung bis zu Sereſtus und Mneſtheus gedrungen, die in der Mitte der Mauern befehligten. Da brachte zuerſt Mneſtheus die fliehenden Freunde mit den Worten zur Beſinnung: „Wohin wendet ihr euch, Unſinnige, was für andere Mauern, was für andere Burgen beſitzet ihr? Soll ein einziger Mann, ringsumſchloſſen von euren Wällen, ungeſtraft ein ſolches Gemetzel unter euch anrichten? Habt ihr euer Vaterland, euren Führer Änēas, die Götter eurer Heimat ſo ſchamlos vergeſſen?“ Mit ſolchen Reden beſchämte und kräftigte er die Fliehenden, daß ſie, in eine dichte Rotte zuſammengedrängt, wieder ſtandhielten. Den Turnus hatte der ſiegreiche Kampf ſelbſt allmählich ermüdet. Zum Thore zurückzudringen konnte er nicht mehr hoffen; ſo kämpfte er ſich mühſam vorwärts, wo das Lager ohne Mauern an den Fluß grenzte. An den Sandbänken des Stromes angelangt, zog er ſich mit ſchnelleren Schritten, doch noch ohne Flucht, zurück, und wenn ihm der Feind zu nahe auf den Leib kam, trieb er ihn immer noch ſiegreich mit dem Schwerte zurück. Nun flogen aus der Ferne von allen Seiten Geſchoſſe nach ihm, von den anprallenden Steinen erklang ſein Helm, der Buſch war zerfetzt, der Schild ſteckte voll Speere und ward ſo ſchwer, daß ſeine Linke ihn kaum mehr zu halten vermochte. In dieſem Augenblicke ſtürmte auch Mneſtheus in blitzenden Waffen auf ihn zu und wie flüſſiges Pech rannte ihm der Schweiß über den Leib. So war er fechtend am Rande des Fluſſes angekommen. Da zum erſtenmale kehrte Turnus dem Feinde den Rücken und warf ſich in voller Rüſtung in die Wogen des Tiberſtroms. Dieſer nahm den Kommenden willig auf und trug ihn mit ſanften Wellen aus dem Bereiche des Lagers ans Geſtade, wo er bald, von Blut und Staube rein gewaſchen, bei den Seinigen eintraf.

Änēas kommt ins Lager zurück. Jupiter hatte in einer Götterverſammlung die Klagen ſeiner Gemahlin Juno und die Fürbitten ſeiner Tochter Venus angehört und beſchloſſen, ohne Einmiſchung der Himmliſchen, alles dem Schickſale zu überlaſſen; ſo dauerte denn die Belagerung der trojaniſchen Niederlaſſung und der Kampf der Rutuler und Trojaner um die Mauern fort.

Inzwiſchen war Änēas mit ſeiner Heeresabteilung und der arkadiſchen Reiterei in der blühenden tuskiſchen Stadt Agylla angekommen. Dieſe hatte ihren grauſamen König Mezentius vertrieben, und da der Verjagte zu Turnus entflohen war, ſo lebten die Bewohner der Stadt in tödlicher Feindſchaft mit Rutulern und Latinern. Deswegen wurde Änēas von dem jetzigen Beherrſcher derſelben, dem Könige Tarchon, ſobald er ihm Geſchlecht und Namen gemeldet und ihm von den Kriegsrüſtungen des Turnus und Mezentius erzählt hatte, mit offenen Armen aufgenommen. Der König vereinigte nicht nur die eigene Streitmacht, ſondern rief auch alle hetruriſchen Bundesſtädte zur Teilnahme an dem Kampfe auf. Es währte nicht lange, ſo ſah ſich der Trojaner an der Spitze einer furchtbaren Flotte und ſegelte, nachdem er arkadiſche und tuskiſche Reiter auf dem Landwege vorangeſchickt hatte, mit dreißig Schiffen von der hetruriſchen Meeresküſte ab. Wie er nun in der Nacht aus Vorſicht ſelber am Steuer ſaß und den Lauf ſeines Schiffes, dem die andern folgten, regierte, umringte ihn auf einmal ein Chor tanzender Nymphen. Es waren die Schiffe der Trojaner, welche Cybele, um ſie von den Brandfackeln des Turnus zu retten, jüngſt an der Mündung der Tiber verwandelt hatte. Sie erkannten, belebt und beſeelt, ihren Herrn; die beredteſte faßte ſein Schiff mit der Rechten, ragte mit dem Rücken aus dem Waſſer hervor, ſtreichelte beſänftigend die Flut mit der Linken und ſprach: „Wachſt du, Götterſohn? O wache und laß den Wind in die Segel blaſen! Wir ſind Fichten vom Idagebirge, deine treuen Schiffe jetzt durch Cybeles Erbarmen dem Brande der Rutuler entzogen und in Meeresgöttinnen umgewandelt. Eile, Freund, dein Sohn Askanius, von Wall und Graben umſchloſſen, iſt von den Rutulern belagert und der Kampf tobt um ſeine Mauern. Deine Reiter ſind zwar angekommen und ſtehen nicht ferne vom Lager, aber Turnus weiß es und iſt entſchloſſen, Kriegsvolk zwiſchen ſie und das Lager zu werfen. Auf denn, beflügele deinen Lauf! wenn der Tag anbricht, wirſt du in der Tibermündung ſein; dann ergreife den funkelnden Goldſchild, den Vulkanus dir gab und ſtrecke ihn dem Lager deiner Genoſſen entgegen. Sei getroſt, der morgende Tag wird dir Sieg verleihen!"

So ſprach ſie, und gab im Hinuntertauchen dem Hinterverdecke des Schiffes einen Stoß, daß es ſchneller als Lanzen und Pfeile durch die Wellen fuhr. Als hätten ſie Flügel, eilten dem Feldherrnſchiff auch die andern Schiffe nach, und mit dem erſten Morgenlichte hatte der Sohn des Anchīſes ſein Lager im Angeſicht. Da gedachte er des Befehls der Nymphe; er ergriff ſeinen flammenden Schild, ſtellte ſich damit aufs Vorderverdeck, hielt ihn mit der Linken hoch in die Lüfte, und ſtreckte ihn ſeinen Freunden entgegen. Wie eine Sonne, die aus den Fluten taucht, ſchien er den Trojanern, die den Schiffszug vom Walle herab gewahr wurden, entgegen. Sie erhoben ein Jubelgeſchrei, und ihre Lanzenwürfe verdoppelten ſich. Die Rutuler und ihre Führer begriffen von dieſer plötzlichen Begeiſterung der Feinde nichts, bis ſie auf einmal hinter ſich das Meer von Segeln angefüllt, und eine Flotte an den Strand laufen ſahen. Da leuchtete ihnen wie ein blutroter Komet, oder wie der peſtdrohende Sirius, Änēas im Schmucke ſeiner Götterwaffen entgegen: ſeine Helmkuppel ſtrahlte wie ein Brand, Glut entſtrömte dem Federbuſch, die goldene Schildbuckel ſpie weit und breit Feuerſtrahlen aus.

Dennoch verließ den tollkühnen Turnus das Selbſtvertrauen nicht; er hoffte, den landenden Feinden den Strand durch Schnelligkeit abzugewinnen und ſie vom Ufer zu verdrängen. „Die Stunde iſt gekommen," rief er den Seinen zu, „die ihr ſo ſehnlich herbeigewünſcht habt. Jetzt könnt ihr eure Gegner zermalmen; der Kriegsgott ſelbſt hat ſie euch in die Hand gelegt. Denkt eurer Weiber und Kinder, ſetzt den Thaten eurer Väter die Krone auf! So lange die Schritte der Ausgeſtiegenen noch ſchwanken, ſo lange ſie noch ſtraucheln, empfanget ſie am Strande! Das Glück begünſtigt die Kühnen!"

Indeſſen wurden die landenden Trojaner und ihre Bundesgenoſſen aus dem Schiffe des Änēas teils auf Brücken ans Land geſetzt, teils ſchwangen ſie ſich mit Hilfe der Ruder an dasſelbe, oder ließen ſich von den rückprallenden Wellen ans Ufer tragen. Der König Tarchon aber, der mit der übrigen Flotte folgte, beſchaute ſich das Ufer und erſah ſich eine Stelle, wo das Meer in der Mündung des Fluſſes nicht mit gebrochenen Wogen rauſchte, nicht aus der Tiefe gärte, ſondern ſich frei dem flachen Uferſande zuwälzte. Dorthin befahl er plötzlich die Schiffsſchnäbel zu drehen und rief ſeinen Genoſſen zu: „Jetzt, meine Freunde, rudert friſch drauf los, bohrt euch mit den Kielen eine Furche ins Feindesland, mag das Schiff auch ſcheitern, wenn es nur den Strand gewonnen hat!" Die Etrusker, wie ſie ſolches hörten, ruderten drauf los und trieben die beſchäumten Schiffe vorwärts, bis die Schnäbel das Trockene erreicht, und alle Kiele unverſehrt im Sande aufſaßen, nur Tarchons eigenes Schiff nicht. Dieſes blieb an einer ſchrägen Sandbank hängen, die ſich unter den Fluten hinzog; lange ſchwankte es und bot den Wellen Trotz. Endlich brach das Getäfel auseinander, und ſchüttete die ganze Ladung ſeiner Männer mitten in die Flut aus, unter zerbrochene Ruder und umherwogende Balken hinein. Nur mit Mühe rettete ſich Tarchon mit den Seinigen ans Land.

Änēas und Turnus kämpfen. Turnus tötet den Pallas. Als Turnus die Feinde gelandet ſah, ſtand er von der Belagerung ab, raffte ſein Heer in Eile zuſammen, ſtellte es längs dem Geſtade auf, und ließ die Hörner zum Angriff blaſen. Auch Änēas hatte die Seinigen, Trojaner und Bundesgenoſſen, geordnet, warf ſich zuerſt, um den Kampf ſpielend zu beginnen, auf die Scharen des latiniſchen Hirtenvolkes, und richtete unter ihnen eine große Niederlage an. Dann wandte er ſich gegen die Helden der Feinde ſelbſt, und bald wurde in erbittertem Streite von beiden Seiten gefochten. Heer ſtieß an Heer, Fuß hing an Fuß, Mann drängte ſich an Mann, und lange ſchwankte die Schlacht.

Seitwärts vom Hauptkampfe, wo ein Waldſtrom Felſen in den Weg gewälzt und entwurzelte Bäume am Ufer umher zerſtreut hatte, kämpfte Pallas, der junge Sohn des Königs Evander, mit ſeinen Arkadiern. Der unebene Boden erlaubte dieſen nicht, ſich der Pferde zu bedienen, und weil ſie des Fußkampfes nicht gewohnt waren, boten ſie endlich den eindringenden Latinern und Rutulern den Rücken. Nur allmählich brachte der Zuruf ihres jungen Führers ſie wieder zum Stehen. „Bei dem Ruhm und bei den Siegen meines Vaters, bei meiner eigenen Hoffnung beſchwöre ich euch, ihr Männer," ſchrie er, „haltet ſtand, vertraut euren Armen, und nicht euren Füßen! Wir haben keine Wahl, entweder vorwärts ins trojaniſche Lager oder rückwärts in die See!" Mit dieſen Worten führte er ſie aufs neue gegen den Feind und focht wie ein junger Löwe, indem er mit Lanze und Schwert bald dieſen, bald jenen niederſtreckte. Nun ſammelte ſich die Streitkraft ſeiner Genoſſen wieder gedrängt um ihn her und Schritt für Schritt gewannen die Arkadier neuen Boden, bis ihnen Lauſus, der heldenmütige Sohn des Mezentius, Einhalt that. Die Arkadier zogen ſich auf ihre Freunde, die Etrusker und Trojaner zurück, aber unter allen wütete der italiſche Held mit ſeinen tötlichen Streichen. Endlich ſahen ſich Lauſus und Pallas einander gegenüber, beide Jünglinge, an Alter wenig verſchieden, beide herrlich von Geſtalt, beide frühem Tod in dieſem Treffen vorbeſtimmt. Doch ſollte keiner von des andern Hand fallen; denn beide erwartete das Verhängnis unter den Händen eines größeren Feindes.

Turnus, der mit ſeinem Streitwagen das Heer durchflog, erblickte das Paar, wie ſie eben voll Kampfluſt auf einander losgingen. „Halt," rief er von ſeinem Wagen herab, „ich allein will mit Pallas kämpfen, mir allein iſt ſein Leben beſtimmt: möchte ſein Vater Evander doch zuſchauen!" Verwundert richtete der Jüngling den ſpähenden Blick nach der Stelle, von der herab der trotzige Ruf erſchollen war; dann maß er ſich ſeinen neuen Gegner mit großen Augen, und rief endlich mutig zu ihm empor: „Entweder erbeute ich heute eine Feldherrnrüſtung, oder einen rühmlichen Tod; beides wird mein Vater willkommen heißen, darum ſpare dein Drohen!" So ſprach er und ſchritt in die Mitte der Gaſſe hervor, die des Turnus Zuruf eröffnet hatte. Auch Turnus ſprang von ſeinem Doppelgeſpann, wie ein Löwe herbeifliegt, wenn er ferne vom Berg herab einen kämpfenden Stier in der Ebene erblickt hat. Als Pallas ihn auf Schußweite vor ſich ſah, ſchleuderte er den Speer mit aller ſeiner Jugendkraft ab und riß ſofort das Schwert aus der Scheide. Der Lanzenwurf war gut gezielt, er durchbrach dem Turnus den Rand des Schildes, ſeinen Rieſenleib aber ſtreifte er nur. Jetzt wiegte Turnus lange ſeinen Wurfſpieß mit der ſcharfen Eiſenſpitze und ſprach dazu: „Nun merk' auf, ob mein Geſchoß nicht beſſer durchdringt." Dann flog ſein Speer und fuhr dem Jünglinge durch Schild, Panzer und Buſen bis tief ins Herz. Vergebens zog dieſer den Speer noch warm aus der Wunde, die Seele entfloh mit dem ſtrömenden Blute, und er ſank tot unter den raſſelnden Waffen auf den Boden. Turnus ſetzte den linken Fuß auf den Toten, löſte ihm den ſchönen Gürtel vom Leibe, auf welchem der Centaurenkampf in getriebenem Golde abgebildet war; „das Grab," ſprach er dann, „verweigere ich dem Jünglinge nicht: bringet ihn immerhin ſeinem Vater Evander, ihr Arkadier!" So ſprach Turnus und flog auf ſeinen Streitwagen zurück. Wehklagend trugen die Arkadier ihren erſchlagenen Königsſohn aus der Schlacht, und Etrusker und Trojaner, von den vordringenden Rutulern gemäht, zogen ſich ihnen in verworrener Flucht nach.

Zu Änēas, der auf einem andern Flügel des Heeres focht, kam die Botſchaft vom Weichen der Seinigen. Da raffte ſich der Held mit den mutigſten Genoſſen auf, brach ſich mit dem Schwert eine breite Bahn durch den Feind und ſuchte den Turnus. Vor ſeinen Augen ſchwebte ihm Evanders gaſtlicher Tiſch und der holde Jüngling Pallas, der ihm mit ſo vielen Vaterthränen anvertraut worden war. Schmerz und Racheluſt erfüllten ſeine Heldenbruſt. Vier Söhne des Sulmo, vier Söhne des Ufens griff er lebendig aus den Feinden heraus, und ließ ſie aus der Schlacht führen, um als Sühnopfer für Pallas zu bluten. Keinen Mann, keinen flehenden Jüngling ſchonte er, der dem Raſenden in den Weg trat, welcher wie ein brauſender Bergſtrom oder die nächtliche Windsbraut wütete. Zu gleicher Zeit brach der Jüngling Askanius mit den eingeſchloſſenen Trojanern, den günſtigen Zeitpunkt erſehend, aus dem Lager hervor.

Turnus von Juno gerettet. Lauſus und Mezentius von Änēas erſchlagen. Die Rutuler wären verloren geweſen, wenn nicht Juno den Göttervater im Olymp demütig um die Erlaubnis angefleht hätte, Turnus, ihren Führer, aus der Hand des Änēas zu retten und der Schlacht zu entführen. „Verlangſt du nur Verzug ſeines Todes," ſprach Jupiter, „ſo mag es immerhin ſein! Wenn du aber damit das Schickſal des ganzen Krieges zu ändern vermeinſt, ſo hegeſt du eine vergebliche Hoffnung." Weinend erwiderte Juno: „O daß dein Herz mir gewährte, was dein Mund mir verweigert! Soll mein unſchuldiger Schützling ſo traurig endigen? Doch ich danke dir ſchon für den Aufſchub; vielleicht lenket dich deine Milde doch noch auf gnädigeren Beſchluß!"

Juno, von Gewölken umgürtet, ließ ſich vom Sturm durch die Lüfte tragen und hatte bald das Lager der Laurenter erreicht. Hier ſchuf ſie aus einer hohlen Wolke ein weſenloſes Schattenbild, das an Geſtalt dem Helden Änēas täuſchend ähnlich war, bekleidete es mit einem Schatten von Panzer, Schild und Helm, der herrlichen Rüſtung des Götterſohnes nachgebildet, verlieh ihm den Schritt des Wandelnden, und, ohne ſeinen Geiſt, den Hall ſeiner Stimme. So flog die Geſtalt dahin, wie ein Traumbild, das unſere Sinne trügt, miſchte ſich unter die vorderſten Reihen der Kämpfenden, reizte den Turnus mit Geſchoſſen und forderte ihn zum Kampfe heraus. Turnus eilte der Täuſchenden entgegen und warf die Lanze nach ihr, da wandte jene den Tritt und bot ihm den Rücken. Mit gezogenem Schwerte, unter höhniſchem Rufe, folgte Turnus und merkte nicht, daß er ſchon die Schlachtlinie verlaſſen hatte. Zunächſt am Strande lag eines der hetruriſchen Schiffe, dorthin warf ſich das fliehende Bild des Änēas und ſchien ſich zagend in ſeine Schlupfwinkel zu verbergen. Nicht langſamer folgte Turnus, ſprang über die Brücke und faßte Fuß auf dem Vorderverdeck. Jetzt hatte Juno ihren Zweck erreicht. Kaum hatte Turnus den Bord berührt, ſo riß ſie das Seil ab und ließ das Schiff von der gerade zurückrollenden Ebbe hinaus in die See tragen.

Inzwiſchen tobte der rechte Änēas im Kampfe fort und begehrte umſonſt nach dem entfernten Feind. Sein Schattenbild aber verließ den Winkel, in dem es ſich geborgen und flatterte, von Turnus ungeſehen, in die Luft. Als dieſer ſeinen Feind nicht fand und vom Meereswirbel dahingeriſſen wurde, ſchaute er nach dem Lande zurück, ratlos und ohne Dank für ſeine Rettung. „Allmächtiger Vater," rief er, die Hände gen Himmel erhebend, „hielteſt du mich ſo großer Schande würdig, wollteſt du mich ſo hart beſtrafen? Alle meine Freunde habe ich im grauſamen Todeskampfe zurückgelaſſen: wie kehr' ich zu ihnen zurück? O daß der Meeresabgrund ſich unter mir aufthäte, daß die Winde mein Schiff an einer Klippe zerſchellten!" Erſt gedachte er ſich ins Schwert zu ſtürzen und hatte es ſchon aus der Scheide gezogen, doch ein Verſuch, zu den Seinigen zurückzukehren, deuchte ihm für dieſe ſelbſt erſprießlicher, und ſo ſprang er, gewaffnet wie er war, ins Meer. Aber Juno trieb die Wellen ihm entgegen. Der Strom nahm ihn mit ſich fort, und erſt bei ſeiner Vaterſtadt Ardea ſpülten ihn die Wellen ans Land.

Die Schlacht vor den Lagermauern wütete fort. Die Trojaner waren im Vorteile und jauchzten. Aber der vertriebene König von Agylla, der Etrusker Mezentius, der wildeſte Bundesgenoſſe der Rutuler, der bisher bei der Hinterhut gehalten hatte, brach jetzt vor und ſtürzte ſich auf die Feinde. Als die Etrusker ihren Todfeind herankommen ſahen, ſtürmten ſie in ihrem alten Haſſe alle auf den einen los und bedrängten ihn von allen Seiten mit ihren Geſchoſſen. Er aber ſtand wie ein Fels im Meere feſt und ſtreckte Etrusker und Phryger, wer ihm nahte, zu Boden. Bald war der Kampf wieder ins Gleiche geſetzt; ſchon konnten ſich die Trojaner nicht mehr Sieger nennen. Mezentius hatte eine Gaſſe in die Feinde gebrochen, und furchtbar ſchritt ſeine hohe Geſtalt in den mächtigen Waffen einher. Da ward Änēas, der inzwiſchen auf der andern Seite des Treffens getobt hatte, den furchtbaren Feind aus der Ferne gewahr, ließ plötzlich vom Gefechte ab und kehrte ſich ihm entgegen. Dieſer aber hemmte ſeinen Schritt auf Schußweite von ſeinem Gegner, ergriff mit der Linken die Hand ſeines Sohnes Lauſus, der ihm ſchon lang an der Seite geſtritten hatte, hob mit der Rechten den Wurfſpieß, ſchwenkte ihn in den Lüften und rief: „Wohlan du mein Arm, der du von jeher mein Gott warſt; denn ich kenne keinen andern, und du mein Speer, jetzt gilt's! Du aber, mein Sohn Lauſus, ſollſt das lebendige Siegeszeichen über dieſen Räuber werden, wenn du mir in der erbeuteten Prachtrüſtung desſelben prangeſt!" Nun warf er den ziſchenden Wurfſpieß ſeinem Gegner zu; dieſer aber prallte vom Schilde des Änēas zurück und traf den Antóres, einen edlen argiviſchen Auswanderer, der mit Evander nach Italien gekommen war, und nun zuſammenſinkend ſeinem fernen griechiſchen Vaterlande einen Seufzer der Sehnſucht zuſchickte. Darauf ſchleuderte auch Änēas ſeinen Speer ab. Der durchbohrte den dreifachen Erzſchild des Feindes und fuhr dieſem in die Weiche. Als Änēas das Blut des Etruskers fließen ſah, riß er erfreut ſein Schwert von der Hüfte und drang wütend auf den Bebenden ein. Geſpießt von der Lanze und entkräftigt zog ſich Mezentius mit dem durchbohrten Schilde zurück. Thränen rollten ſeinem guten Sohne Lauſus aus den Augen, als er den Vater verwundet ſah; er brach mit ſeinem Schilde vor und lief dem Trojaner, der ſchon mit ſeiner Rechten zum tödlichen Streich ausholte, unter die drohende Klinge, indem er dem Vater die Schutzwaffe vorhielt. Ihm folgten ſeine Genoſſen mit großem Geſchrei, und alle ſchleuderten Geſchoſſe, ſo daß Änēas mitten in ſeinem Grimm ſtillehalten und ſich mit ſeinem Schilde bedecken mußte. Von Lanzen umhagelt, rief er dem Lauſus zu: „Wahnſinniger, was renneſt du in den Tod? Deine Liebe betrügt dich über deine Kräfte!" Als aber Lauſus nicht wich, verdoppelte ſich der Grimm des Helden, und nun rannte ihm Änēas das Schwert, tief eintauchend, mitten durch den Leib; es hatte den Weg ohne Mühe durch den leichten Schild und den goldgeſtickten Rock des Jünglings, das Kunſtwerk der zärtlichen Mutter, gefunden. Aber als Änēas in das erbleichende Antlitz des ſterbenden Knaben ſah, da erbarmte ihn ſein, und das Bild der kindlichen Liebe durchbebte ſein eigenes Vaterherz. Er reckte die Hand nach dem Sinkenden aus und rief: „Unglückſeliger Jüngling, du hätteſt eine beſſere Gabe von mir für dein rühmliches Thun verdient! Deine leichte Rüſtung und dein Goldkleid, deſſen du dich freuteſt, ſoll nicht von dir genommen werden. Wie du biſt, ſollſt du bei deinen Vätern ſchlafen dürfen, und ſo wenigſtens ſollſt du inne werden, daß du einem großmütigen Feind erlegen biſt!" So ſprach Änēas, hob ihn ſelbſt von der Erde empor, daß das ſchmucke Lockenhaar nicht von Staub und Blute beſudelt würde, und ermahnte ſeine erſchrockenen Genoſſen, den Leichnam in Empfang zn nehmen.

Der verwundete Mezentius hatte ſich indeſſen an den Tiberſtrand gerettet und ſtillte, an einen Uferbaum gelehnt, das Blut ſeiner Wunde mit dem Waſſer des Fluſſes. Sein eherner Helm hing an einem Aſte, ſeine ſchwere Rüſtung lag im Graſe, junge, erleſene Streitgenoſſen ſtanden um ihn her; er ſelbſt, ſchwach und keuchend, ſtützte ſich das Haupt mit der Hand und ſein hangender Bart fiel ihm auf die Bruſt herab. Gar oft fragte er nach ſeinem Sohne Lauſus, viele Boten ſandte er, die ihn herbeirufen, die ihm ſeines geängſteten Vaters Befehle bringen ſollten. Da nahte ſich die weinende Schar der Freunde, die den entſeelten Jüngling mit ſeiner klaffenden Bruſtwunde auf dem Schilde dahertrugen. Mezentius, Unheil vorahnend, verſtand ihr Wehklagen ſchon in der Ferne. Als ſie angekommen waren, ſtreute er Staub auf ſein graues Haar, ſtreckte die Hände gen Himmel und klammerte ſie dann um den Leichnam. „Iſt's möglich," rief er, „geliebter Sohn, konnte mich die Lebensluſt ſo bethören, daß ich dich ſtatt meiner in die Hand des Feindes rennen ließ? muß dein Tod mein Leben ſein? Wehe mir, jetzt erſt wird mir die Verbannung aus dem Etruskerlande zur unerträglichen Qual! Jetzt erſt fühle ich meine Wunde! Iſt's möglich, daß ich noch lebe, daß ich das Tageslicht und die Menſchen nicht verlaſſe? Aber ich will ſie verlaſſen!" Mit dieſen Worten richtete er ſich auf bis zur kranken Hüfte, und ſo tief die Wunde ſaß, verlangte er doch ſein Roß. Dies war ſeine Luſt, dies war ſein Troſt: noch aus allen Gefechten hatte es ihn ſiegreich zurückgetragen. Auch das Streitroß ſchien über den Jammer ſeines Herrn zu trauern, es ſtand mit geſenktem Haupte da und die Mähne floß regungslos über den Hals. „Wir haben lange gelebt, guter Rhöbus," redete der wunde Held ſein Pferd an, „wenn irgend etwas auf der Erde lang iſt; aber heute noch wirſt du als Sieger mit mir den Lauſus rächen und Haupt und Rüſtung des Mörders blutig heimtragen, oder wir fallen mit einander; denn du wirſt, hoff' ich, keinen Trojaner tragen wollen!" Schnell waffnete ſich der Greis, ſo gut es die Wunde erlaubte, wieder; das Erz des Helms umleuchtete ſein Haupt, der Roßſchweif flatterte in den Lüften, ſeine Hand hielt ein Bündel Speere; ſo trug ihn Schmerz, Wahnſinn und Mut hoch zu Roſſe wieder in die Schlacht.

„Das gebe Jupiter und Apollo," rief Änēas erfreut, als er den Gegner auf ſich zukommen ſah, „daß du den Zweikampf mit mir erneuerſt!" Und nun eilte er ihm mit gehobenem Speer entgegen. Mezentius rief dagegen: „Glaubſt du mich noch ſchrecken zu können, nachdem du mir den Sohn entriſſen haſt? Ich fürchte den Tod nicht, ich frage nach keinem Gott, ſterben will ich, aber dir ſende ich zuvor dieſe Gabe!" Sprach's und ſandte einen erſten Speer nach ſeinem Feind, und einen zweiten und einen dritten, indem er ihn dreimal dazu mit ſeinem Roß umkreiſte. Änēas drehte ſeinen Schild nach den Würfen, und fing die Geſchoſſe eins um das andere mit der goldenen Schutzwaffe auf. Dann brach er hervor und ſchleuderte ſeine eigene Lanze dem Streitroſſe des Feindes in die Schläfe. Das Tier bäumte ſich, ſtreckte ſeine Vorderhufen in die Lüfte, ſchüttelte den Reiter ab und deckte ihn fallend mit den Rücken. Ein Schrei ſtieg aus den beiden Heeren gen Himmel. Änēas aber flog herbei, riß das Schwert aus der Scheide und rief höhnend: „Wo iſt nun der wilde Mezentius, wohin hat ſich der Trotzende verkrochen?" — „Grauſamer," ſeufzte der Gefallene vom Boden empor, „ſpotteſt du mein im Tode noch? ſterb' ich doch den edlen Tod in der Schlacht! Nur um eine Gunſt bitte ich dich: gönne meinem Leib die Decke des Bodens; du weißt, daß mich wilder Haß alter Unterthanen umringt: wehre ihre Wut von mir ab, gönne mir ein Grab mit meinem Kind!" So ſprach er und reichte den Hals dem Schwerte des Feindes dar, ſein Blut ſtrömte auf die Rüſtung und ſein Leben war dahin.

Sechſtes Buch.

Äneas.

Dritter Teil.

Waffenſtillſtand. — Volksverſammlung der Latiner. — Neue Schlacht. Kamilla fällt. — Unterhandlung. Verſuchter Zweikampf. Friedensbruch. Äneas meuchleriſch verwundet. — Äneas geheilt. Neue Schlacht. Sturm auf die Stadt. — Turnus ſtellt ſich zum Zweikampf und erliegt. Ende.

Waffenſtillſtand. Die Morgenröte ſtand über dem Schlachtfelde, das die Trojaner als Sieger inne hatten. Änēas richtete auf einem

Hügel ein Siegeszeichen auf. Der Stamm einer rieſigen Eiche, von dem alle Äſte abgehauen waren, wurde mit der funkelnden Waffenrüſtung des Feldherrn Mezentius bekleidet: rechts wurde der blutige bebuſchte Helm, die zerbrochenen Speere des Fürſten, ſein Panzer, der zwölfmal von Geſchoſſen getroffen und durchbohrt war, aufgehängt; links der eherne Schild, und an ſeinem Gurte das Schwert in der Scheide von Elfenbein. Der geſamte Haufe der trojaniſchen Führer drängte ſich um das Denkmal, und Änēas weihte die Beute unter feierlichem Flehen dem Schlachtengott.

Alsdann wandten ſie ihre Schritte nach dem Lager, wo der greiſe Arkadier Acötes, der als Waffenträger und Gefährte ſeinem geliebten Zögling gefolgt war, den entſeelten Leib des Pallas hütete, den eine Schar von Dienern und teilnehmenden Trojanern und Trojanerinnen mit aufgelöſtem Haar umſtand, und der in einer bedeckten Halle der Lagerburg untergebracht war. Als Änēas durch die Pforte trat, erhob ſich lautes Stöhnen, alle Anweſenden ſchlugen an die Bruſt und die Burg dröhnte von Jammer. Wie nun Änēas das Haupt des Pallas, mit dem blaſſen Angeſichte, auf dem Polſter erblickte, und in der jugendlichen Bruſt die offene Speerwunde, da rief er, indem ihm die Thränen aus den Augen hervorquollen: „Unglückſeliger Knabe, hat dir das trügeriſche Glück, das dich ſo ſchmeichleriſch begleitete, nicht vergönnt, das Reich, das du deinen Freunden gründen halfeſt, zu ſchauen, um als Sieger in die Heimat zurückzukehren! Nicht ſolches habe ich deinem Vater Evander verſprochen, als er mich beim Scheiden umarmte, und ſprach: Hüte dich, du gehſt in den Kampf mit einem ſtreitbaren und harten Volk! Weh' uns, vielleicht bringt jetzt, da wir deinen Leichnam beſtatten, dein Vater den Göttern Gelübde für dich dar!" So ſprach er weinend und befahl, die Leiche auf ein Geflecht von Eichenzweigen zu legen und ins Lager zu tragen. Dort war der Jüngling auf einem hohen Grashügel mit ſamt der Tragbahre niedergelaſſen, und lag nun da wie ein gepflücktes Veilchen oder eine welkende Hyazinthenblüte, von welcher Schönheit und Farbenſchimmer noch nicht ganz gewichen ſind. Änēas ſelbſt brachte zwei purpurne, mit Gold durchwobene Feiergewande, von Didos eigener Hand gewirkt, herbei: in das eine hüllte er den Leib des Jünglings, das andere ſchlang er um ſein Lockenhaupt. In dieſem Schmucke ſollte der Tote ſeinem Vater nach Pallanteum zurückgeſchickt werden. Dem Zuge ſchloſſen ſich erbeutete Gefangene, Pferde mit Waffen beladen, Acötes, der alte Diener des Jünglings, der ſich das Haar zerraufte und die Bruſt mit Fäuſten ſchlug, und zuletzt Äthon, das Streitroß des Königsſohnes an, das mit geſenktem Kopf einherſchritt und Thränen vergoß wie ein Menſch. Dann kamen die Fürſten der Etrusker und Arkadier, und ein Trauergefolge von Trojanern, alle mit geſenkten Waffen. Änēas ſah dem Zuge der Begleitenden nach, bis er aus ſeinen Augen verſchwand, rief dem Toten ein letztes Lebewohl zu, und kehrte wieder in das Lager zurück.

Indeſſen waren aus der Stadt des Latinus Geſandte mit Ölzweigen in der Hand angekommen, und flehten um die Erlaubnis, die Leiber der Ihrigen beſtatten zu dürfen. Dieſen erwiderte Änēas voll Huld, indem er ihnen ihre Bitte ſogleich gewährte: „Welche Verblendung, ihr Latiner, hat euch unſere Freundſchaft verſchmähen laſſen, und in dieſen großen Krieg verwickelt! Ihr begehret Frieden für eure Toten? wie gerne gewährte ich ihn auch den Lebenden! Auch wäre ich gewiß eurem Lande niemals genaht, wenn dieſer Wohnplatz mir nicht durch das Schickſal angewieſen worden wäre. Dazu führe ich keineswegs Krieg mit eurem Volke. Nicht dieſes, nur euer König hat unſern Bund verſchmäht, und ſich lieber den Waffen des Turnus anvertraut. Will Turnus den Krieg mit der Fauſt enden, will er die Trojaner durchaus nicht in dem Lande dulden, nun, ſo werfe er ſich in ſeine Rüſtung und kämpfe mit mir, Mann für Mann. Behalte dann recht, wem ein Gott und ſeine Fauſt das Leben verleiht. Jetzt aber geht und legt eure armen Mitbürger auf den Scheiterhaufen."

Als die Geſandten ſo milde Worte aus dem Munde des Trojanerfürſten hörten, ſahen ſie, ſchweigend vor Staunen, einander an. Endlich ſprach der greiſe Drances, von jeher ein Feind des Turnus: „Held von Troja, was ſoll ich mehr an dir bewundern, deine kriegeriſche Tugend, oder deine Gerechtigkeit? Wir gehen, voll Dank unſerer Vaterſtadt deine Willensmeinung zu verkünden und, wenn es möglich iſt, den König Latinus mit dir zu verſöhnen." Alle Geſandte beſtätigten dieſe Rede mit ihrem Beifallrufe. Es wurde ein Waffenſtillſtand auf zwölf Tage geſchloſſen, und nun ſchweiften im Schutze desſelben Latiner und Trojaner durcheinander ungefährdet auf den waldigen Berghöhen umher; die Eſche, die Fichte ſank unter dem Streiche der Axt; die Eiche, die Ceder, die Buche wurde mit Keulen geſpalten, und ſeufzende Wagen, ſchwer mit Holz beladen, fuhren der Stadt der Latiner zu.

Inzwiſchen war das Gerücht von dem Tode des Pallas zur Stadt des Evander gedrungen, die bisher nur von den Siegen ihres Königsſohnes vernommen und geträumt hatte. Unausſprechliche Niedergeſchlagenheit bemächtigte ſich des Königs und aller Bürger. Leichenfackeln in der Hand, ſtürzten die Arkadier zu den Thoren hinaus, und vom langen Zuge der Flammen leuchtete der Weg. Auf der andern Seite kam ihnen die wehklagende Schar der Phrygier mit dem Leichnam entgegen. Als die Frauen der Arkadier den Zug auf die Häuſer der Stadt zukommen ſahen, erfüllten ſie die Straßen mit lautem Heulen. Jetzt vermochte auch den König Evander keine Gewalt mehr zurückzuhalten; er ging der Schar entgegen, und als die Tragbahre niedergeſtellt ward, warf er ſich über die Leiche ſeines Sohnes, und ließ ſeinem Schmerz in lautem Schluchzen und abgebrochenen Worten des Jammers den Lauf.

Volksverſammlung der Latiner. Trojaner und Latiner hatten ihre Toten unter Thränen und Opfern beſtattet, die lauteſte Wehklage und längſte Betrübnis aber war bei den Letztern. Trauernde Mütter, Witwen, Schweſtern, Knaben, ihrer Väter beraubt, irrten durch die Stadt umher, verfluchten den Krieg und das Eheverlöbnis des Turnus. Dieſe Stimmung verſtärkte noch der Abgeſandte Drances, indem er verſicherte, daß nur Turnus von Änēas verlangt, nur er zur Entſcheidung des Krieges durch einen Zweikampf herausgefordert werde. Auf der andern Seite wurde auch Turnus von der entgegengeſetzten Meinung eifrig verteidigt, ihn deckte der mächtige Name der Königin Amata; ſein eigener Ruhm und die errungenen Siege verherrlichten ihn in den Augen des Volkes.

Die Niedergeſchlagenheit der Latiner vermehrte indeſſen eine Botſchaft, durch welche eine lang gehegte Hoffnung vereitelt wurde. Im untern Teile Italiens, in Daunien, ſaß, auf der Rückkehr von Troja durch die Nachſtellungen ſeiner treuloſen Gattin von ſeiner Heimat Ätolien zurückgehalten, der große Griechenheld Diomēdes, der Sohn des Tydeus, und hatte dort die Stadt Argyripa gegründet. Gleich beim Ausbruch des Krieges hatte Turnus zu dieſem alten Feinde der Trojaner einen Rutulerhelden, Namens Venulus, abgeſchickt, welcher demſelben meldete, daß Trojaner, von Änēas, dem Schwiegerſohne des Königs Priămus angeführt, im Latinerlande ſich feſtgeſetzt haben, und ein zweites Troja gründen wollen. Gegen dieſe verhaßten Ankömmlinge hatte Turnus die Hilfe des Königs Diomēdes verlangt. Mitten in jener Aufregung nun kam Venulus, der Botſchafter des Turnus, aus der griechiſchen Pflanzſtadt des Diomēdes zurück und brachte keine günſtige Antwort mit. Damit war die letzte Hoffnung des alten Königs Latinus verſchwunden. Niedergebeugt von Kummer berief er die Häupter des Volkes zu einer großen Verſammlung in ſeinem Königspalaſt, ſetzte ſich mit düſterer Stirne auf ſeinen Herrſcherthron, und hieß den zurückgekommenen Boten mit ſeinen Begleitern Bericht erſtatten.

„Bürger," begann hier Venulus, „wir ſahen den Helden Diomēdes und die Pflanzſtadt der Argiver, unter den Eichenwäldern des Berges Gargánus auf der ſchönen Anhöhe gelegen. Als wir ihm Namen und Heimat geſagt, unſere Geſchenke vor ihm ausgebreitet und ihm gemeldet hatten, wer uns mit Krieg heimſuche, erwiderte uns der große Fürſt mit freundlichem Angeſichte: O ihr glücklichen Völker Auſoniens, ihr unter der Obhut des guten Saturnus lebenden, welch ein Schickſal ſtört auch euch aus der Ruhe auf? Wir Sieger Trojas ſind die elendeſten unter allen Sterblichen! Selbſt Priămus müßte uns bemitleiden, wenn er ſchaute, wie ſchwer wir unſern Übermut büßen müſſen. Der Lokrer Ajax hat im Meere ſein Grab gefunden; Agamemnon liegt im eigenen Hauſe erſchlagen; Menelāus irrt in Ägypten umher; Ulyſſes zitterte vor den Cyklopen. Auch mir haben die Götter die Wiederkehr in meine Heimat mißgönnt; erlaſſet mir die Erzählung! Ich bin kein Mann des Glückes mehr, ſeit ich es gewagt habe, die unſterbliche Venus im Kampfe zu verwunden! Darum reizet mich nicht zu neuen Gefechten! Seit Troja gefallen iſt, bin ich kein Feind der Trojaner mehr, denke auch nicht mit Freuden an das Übel zurück, das ich ihnen zugefügt. Die Geſchenke, die ihr mir von Hauſe bringet, überreichet ſie dem Änēas! Ich habe mich im Kampfe mit ihm gemeſſen, glaubet mir's, er iſt ein gewaltiger Mann, wenn er ſich mit ſeinem Schild emporbäumt und im Wirbel die Lanze dreht! Wären nach Hektors Tode noch zwei Männer, wie er in Troja geweſen, ſo hätte die Welt nichts von unſerm Siege zu erzählen. Darum, bietet die Hände zum Frieden, ſo lange es noch Zeit iſt; ſeinen Waffen ſeid ihr nicht gewachſen."

Als Venulus ſeinen Bericht geendigt hatte, entſtand ein murrendes Toſen in der Volksverſammlung, wie ein Gießbach durch Felſen rauſcht. Als die bewegten Lippen endlich ſtille wurden, ſprach der König Latīnus von ſeinem hohen Throne herab: „Wir führen einen unglückſeligen Krieg, ihr Bürger, mit unbezwinglichen Männern, mit einem Göttergeſchlecht. Beherzigt deswegen, was ich euch verkünden will. Nicht ferne von der Tiber, gegen Abend, beſitze ich ein altes Gebiet von Rutulern und Aurunkern bebaut und beweidet und von Fichtenbergen begrenzt. Dieſes will ich den Trojanern abtreten und ſie zu Reichsgenoſſen aufnehmen; dort mögen ſie ſich anſiedeln und die verheißene Stadt begründen. Ziehen ſie es aber vor, ein anderes Land aufzuſuchen, ſo wollen wir ihnen Erz, Schiffsbauzeug und Hände darreichen, um ſich fünfzig Ruderſchiffe zu bereiten und auszurüſten. Außerdem ſollen hundert Geſandte aus den edelſten Geſchlechtern von Latium ſich aufmachen, mit Friedenszweigen in der Hand, und ihnen Gold, Elfenbein und Mantel und Thron als Reichskleinodien darbringen."

Da ſtand der alte Drances in der Verſammlung auf, ein reicher, beredter Mann, obwohl kein Held im Kampfe mehr, der ſeit langer Zeit den Ruhm des Turnus mit Scheelſucht betrachtete, und rief: „Vortrefflicher König, es fehlt nur eines noch! Du ſollteſt zu den herrlichen Geſchenken, die du den Trojanern zu ſenden befiehlſt, auch noch die Hand deiner Tochter Lavinia hinzufügen, und ſo den Frieden mit einem ewigen Bund verſiegeln!“ Jetzt entbrannte das Herz dem Turnus, der, eben erſt von ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt, ſich unter die Volksverſammlung gemiſcht hatte. Aus der tiefen Bruſt emporatmend, rief er: „O Drances, ſo oft der Krieg Fäuſte verlangt, biſt du mit der Zunge da! Jetzt aber gilt es nicht, den Ratſaal mit Worten anzufüllen: die Feinde umringen unſere Stadt, gefochten will es ſein! Was wird uns der Ätolier Diomēdes und ſeine Pflanzſtadt helfen, wenn unſer eigener Arm, wenn Latium, wenn ganz Volskerland, das ſich für uns erhoben hat, es nicht vermag? Wenn es ſich aber nur um meine Seele handelt, die iſt euch längſt geweiht; wenn es wahr iſt, daß Änēas mich allein herausfordert, ich bin Turnus, er ſoll mich finden!“

Während die Latiner ſo ſich über die Lage ihres Reichs zankten, kam Änēas mit ſeinem ganzen Gefolge heran, und plötzlich ſtürmte die Botſchaft durch den Palaſt, daß die Trojaner und Etrusker vom Tiberſtrome hergezogen kommen.

Neue Schlacht. Kamilla fällt. Die Verſammlung ſtäubte auseinander, aus der ganzen Stadt warf ſich alles in Haſt auf die Mauern. Die Stadtthore wurden mit Gräben verſchanzt, Steine wurden aufgehäuft, Palliſaden in den Boden gerammelt, das Schlachthorn ſchmetterte, Mütter und Männer ſtellten ſich in bunten Reihen auf den Mauerkranz. Auf einem hohen Wagen fuhr die Königin Amata, und an ihrer Seite ihre Tochter Lavinia, die Urſache ſo vielen Leides, ihre reizenden Augen auf den Boden geſenkt durch den Schwarm der Frauen nach der Burg der Stadt, um dort im Tempel der Minerva Gebet und Opfer darzubringen.

Turnus ſelbſt gürtete ſich eilig zum Kampfe. Bald ſtarrte er im ſchuppigen Erzharniſch, legte ſich die Goldſchienen an die Beine, und ſchnallte ſich das Schwert an die Seite. Dann ſetzte er ſich den goldenen Helm aufs Haupt und eilte, funkelnd vom Kopfe bis auf die Sohlen, und frohlockend in Siegeshoffnung von der Königsburg hinab. Unter dem Thore begegnete ihm Kamilla, hinter ſich den Zug ihrer Volsker. Als ſie den Helden erblickte, ſprang die jungfräuliche Königin vom Roſſe, und ihr folgte das ganze Geſchwader. Dann ſprach ſie zu dem Rutulerfürſten: „Turnus, wenn anders ein Starker mit Recht auf ſich ſelbſt vertraut, ſo gelobe ich heute, die Schar des Änēas zu beſtehen und mich allein mit meinen volskiſchen Reitern ihm entgegenzuwerfen.“

Solch Anerbieten war dem Helden willkommen. „Dieſer Mut,“ erwiderte er, „erhebt dich, o Jungfrau, hoch über dein Geſchlecht und den Rat der Männer. Von nun an ſollſt du die ganze Kriegsarbeit mit mir teilen. Meine Späher melden mir, daß Änēas ſeine leichten Reitergeſchwader vorausgeſandt hat, er ſelbſt mit dem ſchweren Heerhaufen ſchreitet über den Bergrücken auf die Stadt zu. Dort will ich ihm in einem waldumwachſenen Hohlweg einen Hinterhalt bereiten und beide Schlünde des engen Pfades mit Kriegern beſetzen. Du dagegen ſollſt die etruskiſchen Reiter mit deiner Reiterei empfangen und ich gebe dir den Helden Meſſapus mit den latiniſchen Geſchwadern bei. Die Oberfeldherrnſchaft aber ſei dir ſelbſt anvertraut, unvergleichliche Jungfrau!“

Nach dieſen Anordnungen ging Turnus ſeinen eigenen Weg. Durch ein enges Thal mit vielen Krümmungen, das von beiden Seiten eine ſchwarze Bergwand voll Waldes begrenzte, führte ein ſchmaler Fußpfad. Drüberhin, zuoberſt auf dem Bergesgipfel, lag, zwiſchen Wäldern verborgen, ein ebenes Feld, wo ſich ein ſicherer Hinterhalt aufſtellen ließ, und von wo aus man rechts oder links angreifen oder aber von der Höhe herab Steine ins Thal hernieder wälzen konnte. Dorthin zog Turnus mit ſeinen Scharen und lagerte ſich auf der Höhe und in den Wälderſchluchten.

Während dieſes geſchah, rückten die Trojaner und ihre etruskiſchen Bundesgenoſſen mit den Reitergeſchwadern immer näher an die Mauern. Die Roſſe brauſten durch die Ebene, eine eiſerne Saat von Spießen ſtarrte und die Felder ſchienen von den erhobenen Waffen zu brennen. Gegenüber erſchienen die Latiner, Meſſapus mit ſeinem Bruder Korax an der Spitze und die Reiterei der Volsker von Kamilla angeführt. Als die Heere einander auf Speerwurfs Weite nahe gekommen waren, ſtanden ſie einen Augenblick ſtill und brachen dann plötzlich mit Geſchrei hervor, ermunterten ihre Roſſe, und von allen Seiten flogen Geſchoſſe, wie Schneeflocken, ſo daß die Luft ganz verdunkelt wurde. Sobald die feindlichen Scharen Speer gegen Speer mit einander kriegten, fing die Schlachtordnung der Latiner zu wanken an, ſie warfen bald die Schilde auf den Rücken und lenkten ihre Roſſe nach der Stadt hin. Aber ihre Flucht war nur verſtellt; ſowie ſie bei den Mauern angekommen waren, drehten ſie ſich wieder, und warfen ſich, wie die Ebbe, die in die Flut umſchlägt, mit erneutem Feldgeſchrei auf die verfolgenden Etrusker, die nun ihrerſeits wieder zurückwichen. So ging es zweimal und erſt das drittemal wurde das Treffen zur ſtehenden Schlacht, wo alle ſich untereinander mengten und Mann ſich Mann zum Kampfe auswählte. Jetzt erſcholl bald ein Geächze von Sterbenden; Waffen und Leichen wälzten ſich im Blutſtrome, halblebende Roſſe lagen unter Leichnamen vermiſcht und andere bäumten ſich über ihren abgeworfenen Reitern.

Mitten im Morde frohlockte, einer Amazone gleich gekleidet und aufgeſchürzt, die Volskerin Kamilla, ſandte bald Pfeile vom Bogen, bald ſchlanke Lanzen mit der Hand, bald griff ſie zur Streitaxt und auf ihrer Schulter ſchallte klirrend ihr goldener Köcher. Wenn ſie auch einmal mit ihrem Roſſe umlenkte, und weichend über den Plan hinflog, ſo wendete ſie doch noch den Bogen rückwärts und ſchickte im Fliehen einen Pfeil ab. Ein auserleſenes Gefolge von tapfern Jungfrauen umgab ſie, Larina, Tulla und Tarpeja, welche ſie ſich ſelbſt zur Geſellſchaft auserkoren hatte und die in Krieg und Frieden ihre treuen Begleiterinnen waren. Eine Menge Phrygier ſtürzten unter ihren Würfen und Streichen. Endlich begegnete ihr im Kampfe auch einer der tapferſten Apenninenbewohner, als ſie eben dem kühnen Orſilōchus durch den Helm das Haupt geſpalten hatte, der ſtreitbare Sohn des Aunus, ein Ligurier. Der Anblick der furchtbaren Frau ſchreckte ihn, und als er ſah, daß es ihm nicht mehr möglich war, dem Kampfe zu entrinnen, und die ihn bedrängende Feindin abzulenken, ſann er auf eine neue Liſt und rief: „Was iſt es denn ſo ein großes, wenn ein Weib ſich einem tapfern Roſſe anvertraut! Entſag’ einmal dem flüchtigen Umherſchweifen, ſteige von deinem Pferde, und verſuche den Kampf mit mir auf ebenem Boden, dann wollen wir ſehen, ob dein windiges Prahlen Stand hält!“ Dieſe Worte waren ein Stachel in das Herz der Jungfrau, ſie übergab ihrer nächſten Gefährtin das Pferd, und ſtellte ſich dem Jünglinge, nur mit Schwert und Schild bewaffnet, zum gleichen Fußkampfe. Der Jüngling aber glaubte ſeinen Betrug gelungen; ohne abzuſteigen gab er ſeinem Pferde die Sporen und ergriff mit umgewandtem Zügel die Flucht. „Betrüger!“ rief die Heldin, als ſie ihn fliehen ſah, „du ſollſt die Künſte deiner Heimat umſonſt verſucht haben, und deine Liſt wird dich nicht zum ſchelmiſchen Änēas zurückbringen!“ Zugleich eilte ſie mit geflügelten Sohlen dem Roſſe voran, fiel ihm in die Zügel, und ſtieß von vorn dem Reiter das Schwert in den Leib.

Aber auch auf der Gegenſeite erhob ſich ein gewaltiger Held, der Etruskerkönig Tarchon. Dieſer trieb bald zu Roſſe weichende Scharen vor ſich her, belobte die Seinigen mit ermunterndem Zurufe, nannte jeden mit Namen, friſchte die Zurückgedrängten zu neuem Kampfe auf, und trieb unbekümmert um den Tod ſein Roß mitten in die Schlacht hinein. Hier ſtieß er auf den Venulus, dem er ſich ſtürmiſch entgegenwarf, ihn vom Pferde riß und mit der rechten Hand umſchlingend auf ſeinem eigenen Roſſe im Fluge davon trug.

Mit Blicken und Geſchrei folgten die ſtaunenden Latiner dem Eilenden, der im Laufe ſeinem Feinde mit dem abgebrochenen Schafte ſeiner eigenen Lanze zwiſchen den Fugen der Rüſtung eine Todeswunde zu verſetzen ſtrebte. Venulus aber erwehrte ſich des Streiches und hielt ſich die Hand vor die Kehle. So war das Paar anzuſchauen wie ein Adler, der eine geraubte Schlange durch die Lüfte entführt: das blutende Tier ringelt ſich, bäumt ſich immer höher und ziſcht mit dem Munde; der Vogel aber läßt die Beute nicht aus dem krummen Schnabel fahren und peitſcht die Lüfte mit ſeinen Flügeln. Dem Glück und Beiſpiel ihres Führers folgten die Etrusker und ſtürmten wieder mutiger voran.

Auch Kamilla fand einen kühnen Gegner in den Reihen der Etrusker. Der Held Arruns ſchwärmte mit ſeinem Speer um die raſche Amazone her und wich ihr nicht von der Seite, nach welcher Stelle des Treffens die Wut ſie auch führen mochte. Nun verfolgte Kamilla gerade den phrygiſchen Cybeleprieſter Chloreus, deſſen ſchuppiger Erzpanzer mit goldenem Geflecht wie ein gefiedertes Gewand ſich um ſeinen Leib legte und den ein Überwurf von dunklem Purpur bedeckte. Ein goldener Helm ſtrahlte auf ſeinem Haupte, ein Köcher aus Gold tönte um ſeine Schultern, und vom Bogen ſchoß er die ſchärfſten Pfeile. Sein ausländiſches Waffengeſchmeide machte die volskiſche Jungfrau lüſtern, und ſie verfolgte ihn, ſei es um die trojaniſche Wehr als Siegesbeute in einem italiſchen Tempel aufzuhängen, ſei es um ſelbſt in dem erbeuteten Golde zu prangen. Als ſie nun ganz mit Sinn und Blick auf dieſen Feind gerichtet war, und den Arruns aus den Augen gelaſſen hatte, ſchnellte dieſer, zu Apollo flehend, daß er die Schmach der verbündeten Waffen tilgen, und auch ihn nicht einem Weib unterliegen laſſen wolle, plötzlich und unverſehens den Speer. Phöbus nickte ihm den halben Wunſch zu. Die umringenden Volsker hörten die Lanze daher rauſchen und ſuchten mit den Augen ihre Königin. Sie ſelbſt aber dachte an nichts, bis ihr das Geſchoß in der Bruſt haftete, und ihr jungfräuliches Blut aus der Wunde drang. Zitternd eilte die Schar ihrer Gefährtinnen herbei und ſie faßten ihre Herrin in den Armen auf. Arruns aber, über ſeine eigene That wie erſchrocken, entfloh vor Freude und Furcht bebend, ſo wie ein Wolf, nachdem er einen Farren oder einen Haſen erwürgt hat, noch ehe die Pfeile ihn verfolgen, plötzlich vom Wege abweicht und mit eingezogenem Schweif ſich in die Waldungen flüchtet. Gerade ſo ſtahl ſich Arruns hinweg und miſchte ſich haſtig fliehend unter die Reiter. Kamilla aber zog ſterbend an dem Eiſen, deſſen Spitze ihr eine tiefe Wunde in die Rippen gewühlt hatte, ihre Augen brachen, der Purpur der Wangen wich von ihrem Angeſichte. Mit ſchwachem Atem ſprach ſie zu Akka, der liebſten ihrer Geſpielinnen: „Fliehe, du Liebe, und überbring dem Turnus meine letzten Befehle; denn um mich her wird alles Nacht; er ſoll hinfort den Kampf leiten und die Stadt vor den Trojanern beſchützen!“ So ſprach ſie, ließ die Zügel fahren, und glitt, noch immer widerſtrebend, vom Roſſe auf den Boden herab, neigte dann Haupt und Hals und verſchied.

Die Volsker erhoben ein Geſchrei der Verzweiflung bei ihrem Tode, und nach ihrem Fall entbrannte die Schlacht noch wilder. Da traf auch den Mörder Kamillas, den Etrusker Arruns, ein Pfeil von unſichtbarer Hand abgeſchoſſen; es war Dianas Schuß, die ihre geliebte Jägerin rächte. Die Freunde des Getöteten ſchritten zum fortlaufenden Kampf über ſeinen Leichnam und dieſer blieb vergeſſen im Staube liegen. Nach dem Tode der Führerin begann nun zuerſt das Reitergeſchwader Kamillas zu fliehen, darauf auch die Rutuler. Alle flogen mit abgeſpannten Bogen, die Roſſe antreibend, über das Blachfeld hin. Eine ſchwarze Wirbelwolke von Staub wälzte ſich den Stadtmauern entgegen, von den Zinnen ſtieg ein Jammergeſchrei der Mütter in die Lüfte; und bald waren die Thore von den nachfolgenden Scharen faſt zugleich mit den Feinden erreicht und unter Gemetzel drangen die Sieger in die Stadt ein. An andern Stellen wurden von den verzweifelten Bürgern die Stadtpforten vor den Flüchtenden geſchloſſen und dieſe, zu den Feinden hinausgeſperrt, erlagen den Geſchoſſen der ſiegreichen Feinde vor den Thoren.

Unterdeſſen drang die Schreckenskunde auch zu Turnus in das dunkle Waldthal, denn Akka ſuchte ihn in ſeinem Hinterhalte auf und brachte ihm von dem Tod ihrer Herrin und der verlorenen Schlacht unzweifelhafte Nachricht. Von Wut und Schmerz im Innerſten zerriſſen, verließ dieſer auf der Stelle das Gehölz und ſtürmte nach der Ebene hinab. Kaum hatte er ſeinen Verſteck verlaſſen, als Änēas vom Gebirge her in die Schluchten des Thales mit den Seinigen ſorglos eingedrungen kam und bald aus der finſtern Waldung heraustretend auf der Ebene vor der Stadt ſichtbar wurde. Da ſah er den Heerhaufen des Turnus vor ſich her ziehen. Auch dieſer hörte Heerestritt und Roßgeſchnaube hinter ſich, erkannte umgewandt den grimmigen Änēas und ſtellte ſich in Schlachtordnung ihm gegenüber auf. Wäre nicht die Sonne ſchon im Sinken geweſen, auf der Stelle hätten beide Heere den Kampf der letzten Entſcheidung ausgefochten.

Unterhandlung. Verſuchter Zweikampf. Friedensbruch. Änēas meuchleriſch verwundet. Als Turnus ſah, daß die Latiner, von den Feinden gedemütigt, ihre Blicke auf ihn allein richteten und ihn an ſein Verſprechen zu erinnern ſchienen, überflog eine Schamröte ſein Geſicht und ſein Herz ſchlug ihm ſtolzer in der Bruſt. Wie ein verwundeter Löwe ſich aufs neue ernſtlich zur Wehr ſetzt, die zottige Mähne fröhlich ſchüttelt und den Speer des Jägers, der ihm im Leibe ſitzt, zerbricht, mit den blutigen Zähnen dazu knirſchend, ſo entbrannte der Ungeſtüm des hohen Jünglings wieder. Er trat vor ſeinen Schwiegervater Latinus und ſprach: „An mir ſoll der Verzug nicht liegen, wenn nur die feigen Trojaner ihr gegebenes Wort nicht brechen! Laß Opfertiere herbeiſchaffen, Vater und ſchließe den Bund. Entweder ſchickt mein Arm heute noch den aſiatiſchen Flüchtling zum Orkus hinunter und rächt unſere Schande, oder ich erliege ſeinem Schwert und er mag deine Tochter Lavinia als Gattin heimführen!“ Ihm antwortete Latinus mit ruhigem Herzen: „Je mehr du an trotziger Tapferkeit alle beſiegeſt, hochherziger Jüngling, deſto mehr iſt es meine Pflicht, dich zu beraten und alle Glücksfälle des Schickſals ſorgfältig zu überlegen! Von Daunus deinem Vater her iſt ein großes Reich dein und du haſt ihm manche Stadt durch Eroberung hinzugefügt! Gold und Gunſt wird dir durch Latinus zu teil. Latium hat noch genug andere Bräute, die auch nicht unedlen Stammes ſind. Laß mich dir die ganze Wahrheit ſagen, ſo ſchmerzlich ſie dir auch ſein mag. Einem von den vorigen Freiern meine Tochter zu geben, verhinderte mich der Warnungsſpruch von Göttern und Menſchen; dir zu Lieb aber, getrieben durch die Verwandtſchaft, durch die Thränen meiner Gemahlin, überwand ich alle Zweifel, nahm dich zum Eidam an und habe mich in dieſen ungeſegneten Krieg eingelaſſen. Unſer Schickſal ſieheſt du. Du allein ſteheſt dem Frieden im Wege. Entſage meiner Tochter und verlange nicht von mir, das erſt auf den zweifelhaften Ausgang eines Zweikampfes ankommen zu laſſen, was du mir ſogleich als Gewißheit zu gewähren vermagſt! Denk an das ungetreue Kriegsglück! erbarme dich auch deines bejahrten Vaters, den der Gram um dich in deiner Vaterſtadt Ardea verzehrt.“

Aber keine Worte vermochten den Rutuler umzuſtimmen, ja er wurde durch dieſe ſanfte Rede nur noch wilder entflammt. Nicht einmal die Bitten, die Thränen und Umarmungen der Königin wirkten auf ſein Herz. Da kam endlich, von den Wehklagen ihrer Mutter aufgeſchreckt auch ſeine Braut Lavinia herbeigeeilt. Thränen rannen ihr über die heißen Wangen und die große Verſchämtheit jagte ihr Glut über das Angeſicht. Wie Elfenbein von Purpur überlaufen, wie Lilienſchnee von Roſen angeſchimmert — ſo ſpielten die Farben auf ihrem jungfräulichen Antlitz. Turnus heftete einen Blick auf die Geliebte und ſeine Gedanken verwirrten ſich einen Augenblick; aber die Hoffnung, den verhaßten Nebenbuhler zu beſiegen, entflammte ihn noch mehr zum Streit und er ſprach zu der Königin gewendet: „Mutter, ich bitte dich, verfolge mich nicht mit deinen Thränen, mit deiner bangen Ahnung; Turnus hat keine Wahl mehr!“ dann rief er einen ſeiner Streitgenoſſen und ſagte zu ihm: „Du, Idmon, eile zum trojaniſchen Führer und verkündige ihm ein Wort, das ihn nicht freuen wird. Er ſoll am nächſten Morgen ſeine Trojaner nicht zum Streite führen, wie ich meine Rutuler nicht: wir laſſen die Heere von allem Streite ruhen; aber wir beide, ſobald die Sonne am Himmel aufgegangen iſt, wollen mit unſerem Blute den Krieg entſcheiden, nur auf dieſe Weiſe ſoll das Schlachtfeld beſtimmen, wem Lavinia als Gattin folgen wird.“

Nun ließ Turnus, ins Innere der Burg zurückgekehrt, ſeine ſchneeweißen, windſchnellen Roſſe vorführen, legte ſich die Waffen an, ergriff die unbeſiegte Lanze und übte ſich mit rollenden Augen in ſpielendem Stoß. Auch Änēas, mit der Botſchaft des Rutulerfürſten zufrieden, wappnete ſich mit ſeiner göttlichen Rüſtung. Kaum beſtrahlte der Tag die Gipfel der Berge mit frühem Sonnenlichte, als ſchon Rutuler und Trojaner vor den Mauern der mächtigen Latinerſtadt das Feld für den Zweikampf ihrer Feldherrn abmaßen und in der Mitte den gemeinſamen Göttern Raſenaltäre aufbauten. Waſſer und Feuer zum Opfer, Kränze für die Prieſter, Tiere und Altäre wurden herbeigebracht. Dann ergoß ſich das geſamte Volk der Italer aus den Thoren der Stadt; von der andern Seite eilte das verbündete Heer der Trojaner und Etrusker herbei. Auf ein gegebenes Zeichen zog ſich jeder auf ſeinen Platz zurück und ein geräumiges Feld blieb zum Kampfe offen. Die Krieger ſtießen ihre Spieße in die Erde und lehnten die Schilde an. Aus der Stadt ſtrömte jetzt auch noch unbewaffneter Pöbel heraus, ſelbſt ſchwache Mütter und gebückte Greiſe. Innerhalb der Stadt beſetzten ſich Türme und Dächer mit Zuſchauern und auf den höchſten Thoren ſaßen der Schauluſtigen genug.

Jetzt nahten die Könige: Latinus kam auf einem vierſpännigen Prunkwagen einhergefahren; von ſeiner Stirne blitzte ein Diadem mit zwölf goldenen Strahlen, zum Zeichen, daß er vom Sonnengotte abſtamme. Turnus erſchien mit einem Zwiegeſpann von weißen Roſſen, zwei Wurfſpieße in der Hand ſchüttelnd. Auf der andern Seite eilte aus dem trojaniſchen Lager Änēas hervor und ſeine Rüſtung ſamt Schild ſtrahlte wie Sternenſchimmer; an ſeiner Seite ging Askanius, ſein kräftig heranblühender Sohn. Dann brachte ein Prieſter in reinem Gewande ein borſtiges Ferkel und ein langwolliges Lamm und ſtellte die Tiere an die brennenden Altäre. Die Fürſten wandten ſich mit ihrem Angeſichte der aufgegangenen Sonne zu, ſtreuten geſalzenes Mehl auf die Opfer, ſchoren ihnen die Scheitel mit dem Stahle und goſſen das Dankopfer auf die Altäre. Dann beſchworen dort Änēas, hier Latinus mit feierlichen Gebeten den Vertrag: würde Änēas beſiegt, ſo ſollten die Trojaner unter Julus Latium auf der Stelle räumen und nach Pallanteum, der Stadt Evanders, ſich zurückzuziehen; wäre der Sieg ſein, ſo ſollten ſich Italer und Trojaner, jedes Volk frei und ſelbſtändig vereinigen, Latinus herrſchen, Änēas die Tochter des Königs gewinnen und eine Stadt ſich und ſeinem Volke bauen und nach ihrem Namen Lavinia nennen.

Den Rutulern erſchien längſt der Kampf als ein ungleicher: ihre Herzen gärten ungeduldig und der Ausgang deuchte ihnen, bei des Änēas überwiegender Heldenkraft, ſehr unſicher. Ihre Sorge vermehrte ſich, als ſie ihren Führer Turnus mit bleichem Antlitz und eingefallenen Wangen ſchweigend vortreten und mit geſenktem Haupte vor dem Altare ſtehen ſahen. Seiner Schweſter Juturna entgingen dieſe Eindrücke nicht; ſie, eine unſterbliche Nymphe, verwandelte ſich ſchnell in die Geſtalt des Helden Camers, der durch mächtige Ahnen und eigene Thaten in großem Anſehen bei dem Rutulervolke ſtand und miſchte ſich mitten unter das Heer. „Rutuler,“ flüſterte ſie da, „ſchämt ihr euch nicht, für euch viele ſtreitbaren Männer, die ihr ſo gut kämpfen könnet, nur eine einzige Seele dem Tode darzubieten? Sind wir unſern Gegnern etwa an Kräften nicht gewachſen? Zählet einmal Trojaner, Arkadier und Etrusker: ihr werdet finden, daß, wenn wir uns Mann gegen Mann ſchlagen wollten, kaum jeder von uns Rutulern und Latinern ſeinen Gegner finden würde! Turnus freilich wird zu den Göttern, an deren Altar er ſich weiht, ruhmvoll emporſteigen, wenn er fällt; wir aber werden unſer Vaterland verlieren, um trotzigen Zwingherrn dienſtbar zu ſein: und es geſchieht uns recht; warum ſaßen wir auch unthätig hier im Graſe, während wir hätten kämpfen können!“

So ſprach Juturna und ſie that noch mehr. Sie ſchickte den Italern ein ſinnbethörendes, günſtiges Vorzeichen vom Himmel. Ein Goldadler Jupiters ſchwebte durch den lichten Äther, ſcheuchte das Ufergevögel des Stromes auf, ſchwang ſich dann plötzlich zu den Wellen hinab und packte mit den Klauen den ſchönſten Schwan. Die Rutuler ſahen ſtaunend zum Himmel auf, wo alle die Vögel in einem luftverdunkelnden Schwarm, von der Flucht umgewendet, plötzlich ihren Feind, den Adler, der ſich mit ſeiner Beute dem Himmelsgewölbe zuſchwang, verfolgten, bis dieſer durch die Übermacht bezwungen und ſeine Laſt erſchöpft, den Raub aus den Klauen fahren und in den Fluß fallen ließ, dann wieder die Höhe ſuchte und in den Lüften verſchwand. Rutuler und Latiner begrüßten dieſe Erſcheinung mit Freudengeſchrei, legten die Hand an den Schwertgriff und lauſchten ihrem Seher Tolumnius, der ihnen das Zeichen günſtig deutete und ſie zu den Waffen greifen hieß. Zugleich warf er ſelbſt zuerſt ſein Geſchoß auf die gegenüberſtehenden Feinde, daß es ziſchend die Luft durchfuhr. Ein Lärm erhob ſich, Verwirrung kam in alle Reihen, alle Herzen gerieten in Aufruhr. Ihm gegenüber ſtanden nämlich neun ſchöne, ſchlanke Brüder, Söhne des Arkadiers Gylippus und einer einzigen edlen etruskiſchen Mutter. Einem von dieſen ſtattlichen Jünglingen war der Speer des Tolumnius an der Gürtelſchnalle mitten durch den Leib geflogen und hatte ihn in den Sand hingeſtreckt. Die acht Brüder des Gefallenen, von Schmerz um den Bruder entbrannt, ſchwangen ihre Lanzen, zückten ihre Schwerter; gegen ſie ſtürzte ſich die Macht der Rutuler. Nun brachen alle Arkadier, Trojaner und Etrusker los. Die Altäre wurden vom Gedränge zerwühlt, ein Sturm von Pfeilen durchlief die Luft, ein eiſerner Speerhagel ergoß ſich, Latinus ſelbſt floh mit den Götterbildern, durch den Bruch des Bündniſſes vertrieben; die einen ſchirrten ihre Wagen an, die andern ſchwangen ſich aufs Roß und andere ſtürzten ſich mit gezogenen Schwertern ins Handgemenge. Ein fürchterliches Morden erhob ſich.

Änēas aber ſtreckte die unbewehrte Rechte gen Himmel, warf ſich unverhüllten Hauptes mitten unter die Seinigen und rief: „Wo rennet ihr hin, Freunde, welche plötzliche Zwietracht hat ſich erhoben? Hemmt doch eure Wut; der Bund iſt ja geſchloſſen, die Bedingungen ſind feſtgeſetzt. Wer hindert uns Führer am Kampf?" Aber indem er noch ſprach, ſchwirrte von unbekannter Hand ein Pfeil daher, und verwundet, mußte der Held den Kampfplatz verlaſſen.

So wie Turnus ſah, daß Änēas den Platz räumte und die Führer der Trojaner in Verwirrung gerieten, verlangte er Pferde und Waffen, ſchwang ſich auf den Wagen, lenkte die Zügel in die Schlacht und richtete mit ſeinen Speeren Verheerung unter den Feinden an, oder zermalmte ſie unter ſeinen Rädern. Während er ſo auf dem Schlachtfelde Leichen auf Leichen häufte, brachten Mneſtheus und Achates im Geleite des Askanius den verwundeten Änēas ins Lager zurück, blutend und Schritt für Schritt auf ſeinen Speer geſtützt. Vergebens ſtrengte er ſich an, den im Leibe haftenden Pfeil am zerbrochenen Rohre herauszuziehen; er verlangte, daß die Wunde ausgeſchnitten werde: Japis, der Arzt erſchien; auf die Waffe geneigt ſtand vor ihm der Held, unbewegt unter ſeinen weinenden Genoſſen. Der Alte aber, in der Heilkunſt wohlerfahren, brauchte kein gewaltſames Mittel, ſondern ſuchte mit wirkſamen Heilkräutern den Pfeil in der Wunde locker zu machen, faßte das Eiſen mit packender Zange, rüttelte mit der Hand an dem Rohr; doch alle ſeine Kunſt war nicht vermögend, das Geſchoß herauszuziehen. Und während er ſich vergebens abmühte, ſah man ſchon die Staubwolke der feindlichen Reiter, dichte Geſchoſſe fielen bereits ins Lager und das Geſchrei der Kämpfenden näherte ſich.

Änēas geheilt. Neue Schlacht. Sturm auf die Stadt. Da erbarmte ſich Venus ihres gefährdeten Sohnes. Sie pflückte auf dem Idagebirge der Inſel Ätna das herrliche Kraut Diktamnum mit ſeinen ſaftigen Blättern und purpurnen Blumen, brachte es, in eine dichte Wolke gehüllt, ins Lager herbei, und träufelte von ſeinem Safte heimlich und allen ungeſehen in den Keſſel, in welchem die Heilkräuter des Arztes brodelten, dazu miſchte ſie noch Tropfen Ambroſias und das duftende Panaceenkraut. Japis ahnte hiervon nichts, aber als er noch einmal die Wunde mit ſeinem Kräuterſafte wuſch, ſiehe da entfloh plötzlich der Schmerz aus dem Leibe des Helden, zu innerſt in der Wunde verſiegte das Blut; der Pfeil folgte von ſelbſt und zwanglos der berührenden Hand und fiel aus dem Leibe heraus. Sichtlich waren dem geheilten Änēas die Kräfte zurückgekehrt. „Was zögert ihr?" rief der Arzt ganz vergnügt; „ſchnell dem Helden die Waffen gebracht! das iſt nicht aus menſchlicher Macht, nicht nach den Geſetzen der Heilkunſt erfolgt, das hat ein Größerer gethan, denn ich, und zu größeren Thaten treibt er dich an, o König!" Änēas, nach Kampf lechzend, legte ſchnell Schienen und Panzer an, zürnte allem Verzug und war froh, als er endlich den Helm auf dem Haupte ſitzen hatte und den Speer in den Händen ſchwang. In voller Waffenrüſtung umarmte er ſeinen Sohn Askanius, küßte ihn ſtreifend durch das Helmgitter und ſprach: „Lerne von mir die Tapferkeit, mein Kind, und die wahre Beharrlichkeit, das Glück aber lerne von andern!" Dann ſchritt die gewaltige Heldengeſtalt aus den Lagerthoren; Antheus und Mneſtheus mit dichter Reiterſchar drängten ſich ihm nach; alles Volk ſtrömte aus dem Lager und ein wolkiger Staub verkündigte dem Turnus die Nahenden. Ein Schauder lief ihm durch Mark und Beine. Auch ſeine Schweſter Juturna wandte ſich mit ihm bebend vor Furcht zur Flucht, und bald tobte der Trojanerheld in der Schlacht wie eine Windsbraut. Da fiel auch der Seher Tolumnius, der zuerſt das Geſchoß in die Reihen der Feinde geſchleudert hatte.

Die Halbgöttin Juturna aber ſtieß auf ihrer Flucht den Metiskus, den Wagenlenker ihres Bruders, vom Sitze, ſchwang ſich in ſeiner Geſtalt ſelbſt zum Bruder empor, ergriff die Zügel und ſchwirrte nun mit ihm wie eine Schwalbe mitten durch den Feind, bald da, bald dort ihn zeigend, dann wieder abwegs ihn führend, ſo daß niemand ihn zum Kampf einholen konnte. Auf allen Wendungen verfolgte Änēas den Flüchtigen, blieb ihm unaufhörlich auf der Spur und rief ihn durch zerſprengte Geſchwader von Feinden aus der Ferne zum Kampf herbei. So oft er aber nahe kam, drehte Juturna den Wagen auf die Seite und ermüdete durch ſeine Beugungen den vergebens nachfolgenden Helden. Nun rannte der Latiner Meſſapus, der eben zwei Speere in der Linken wiegte, herbei, und ſchleuderte einen davon mit ſicherem Schwunge dem Trojaner entgegen. Änēas ſtand ſtille, zog die Glieder ein und bückte ſich ins Knie. Der Speer fuhr über ihn hin, doch ſo, daß er ihm den Helmbuſch vom Scheitel ſtieß. Da rief Änēas die Götter zu Zeugen des gebrochenen Bundes auf und ſtürzte ſich zum ſchonungsloſen Morde tief unter die Feinde.

Dann legte ihm ſeine Mutter Venus den Anſchlag ins Herz, ohne Verzug ſeine Streitmacht ſeitwärts zu wenden und die Latiner durch unerwartete Not in Verwirrung zu ſetzen. Während er den dahinrollenden Wagen des Turnus noch immer verfolgte, fiel ſein Blick auf die Mauern, und er ſah ſich die Stadt an, die noch immer unberührt vom Kriege, verſchont und in Ruhe dalag. Plötzlich rief er ſeine Helden Mneſtheus, Sergeſtus und Sereſtus herbei und beſetzte die Höhen; das übrige Trojanerheer zog den Helden nach und drängte ſich, ohne Schilde und Lanzen niederzulegen, in einem Kreis um ſeinen Führer.

Da ſtand nun Änēas in der Mitte und ſprach von einer Erhöhung herab: „Zögert nicht, meine Befehle zu erfüllen. Jupiter ſteht auf unſerer Seite. Wenn die Feinde ſich nicht heute unterwerfen, ſo ſtürze ich die Stadt des Latinus und mache ihre rauchenden Giebel dem Boden gleich! Soll ich etwa warten, bis es dem Turnus beliebt, den Kampf mit mir zu beſtehen? Nein, hier, vor euch liegt das Ziel des Krieges; eilet mit Fackeln herbei, mahnet ſie mit Flammen an ihr Bündnis!" So ſprach er und ſein ganzes Heer bildete auf der Stelle einen Keil und drängte ſich in dichter Maſſe der Stadt zu; die Sturmleitern werden angelegt, Fackelbrände leuchten, an den Thoren tobt der Sturm und fallen die Wachen; Pfeile und Lanzen fliegen über die Mauern. Vor allen im Heere hob Änēas ſeine Rechte gen Himmel, wälzte alle Schuld auf den König Latinus und rief die Götter zu Zeugen des gebrochenen Bündniſſes an.

Unter den geängſteten Bürgern entſtand Zwietracht: die einen verlangten, man ſollte die Stadt den Trojanern aufthun, die Thore entangeln, den König Latinus ſelbſt zurückrufen und zum Abſchluſſe des Friedens zwingen; andere ſchleppten Waffen herbei und ſannen auf die Verteidigung der Mauern. Die Königin Amata, als ſie vom Dache des Palaſtes aus den Feind herannahen ſah, die Mauern erſtürmt, Brände auf die Häuſer geworfen, nirgends den Turnus oder ſonſt ein Rutulerheer den Feinden entgegengeſtellt; klagte ſich ſelbſt laut als die Urheberin alles dieſes Unheils an, zerriß ſich ihr Purpurgewand und erhängte ſich am Deckengebälk ihres Frauengemachs. Als die Frauen der Latiner dieſes Ende ihrer Herrin vernommen hatten, tönte ein lautes Jammern aus den Gemächern. Lavinia, ihre Tochter, raufte ſich die goldenen Locken aus und zerſchlug ſich Bruſt und Wangen. Bald verbreitete ſich der Ruf der Trauer durch die ganze Stadt; Latinus, der jammervolle Gatte, zerriß ſein Gewand und jammerte durch den Palaſt, ſich ſelbſt anklagend, daß er den Trojaner nicht ſogleich in die Stadt aufgenommen und ſich zum Eidam auserkoren habe.

Turnus ſtellt ſich zum Zweikampf und erliegt. Ende. Turnus ſetzte indeſſen auf dem äußerſten Plane des Schlachtfeldes noch wenigen Fliehenden nach, aber ſeine Roſſe liefen allmählich langſamer und müder. Da ſcholl ihm von Ferne aus der zerrütteten Stadt verworrenes Geſchrei und Getöſe entgegen, und er begann zu ahnen, daß dort ſich ein großes Unglück ereignet haben müſſe. Er fiel der Schweſter, die noch immer in Geſtalt des Wagenlenkers Metiskus neben ihm im Wagen ſaß, in die Zügel, zog ſie an und hielt in dumpfer Betäubung die Roſſe zurück. Juturna aber ſprach ärgerlich zu ihm: „Was beſinnſt du dich, Turnus, willſt du auf der Bahn des Sieges ſtille ſtehen? Hier laß uns die Trojaner verfolgen, für die Verteidigung der Häuſer mögen andere ſorgen!" Turnus blickte ſie lange ſtaunend an und ſprach: „So hab' ich mich doch nicht getäuſcht! Mir war längſt, als wenn nicht mein Wagenlenker Metiskus mir zur Seite ſäße, ſondern, als wenn du es wäreſt, geliebte Schweſter! Ja, ich habe dich ſchon erkannt, als deine Liſt das Bündnis der Könige trennte! Auch jetzt verbirgſt du dich mir umſonſt, o Göttliche! Aber ſage mir, wer ſandte dich vom Olympus herab und hieß dich um meinetwillen die Beſchwerden der Sterblichen erdulden? Biſt du etwa dazu abgeſchickt, den Tod deines armen Bruders zu ſchauen? Denn habe ich eine andere Ausſicht? Sah ich nicht die edelſten und tapferſten Rutuler um mich her fallen? Nun muß ich es auch noch mit anſehen, daß die Stadt erſtürmt und verwüſtet wird! Und ich ſollte nicht mit meiner Fauſt die Worte des neidiſchen Drances widerlegen, ſollte ſchimpflich mich dem Kampfe entziehen? Und mein Land, mein Volk ſollte den Turnus fliehen ſehen? Iſt denn der Tod ſo etwas gar Unſeliges? Ihr Götter der Unterwelt, ſeid ihr mir wenigſtens geneigt, weil die Neigung der Himmliſchen ſich von mir abkehrt! Vorwurfslos, ein fleckenfreier Geiſt, will ich, des Ruhmes meiner Altvordern wert, zu euch hinunterſteigen!“

Kaum hatte er die Worte geſprochen, als mitten durch die Feinde auf einem ſchäumenden Roſſe der Rutuler Saces, dem das Angeſicht von einem Pfeilwurfe blutete, herangeſtürmt kam und den Turnus flehend beim Namen rief: „Komm, Turnus, komm, du biſt unſere letzte Hoffnung! Änēas iſt in der Stadt, bedroht die Burg; Feuerbrände fliegen nach den Häuſern: der König zweifelt ſchon, wen er zum Eidam wählen ſoll; die Königin iſt durch eigene Hand gefallen, nur Meſſapus und Atinas halten das Treffen noch an den Thoren auf.“ Turnus hielt die Roſſe wieder an und ſtarrte, zwiſchen Scham, Kummer und raſende Liebe geteilt, in die Weite mit den irrenden Blicken hinaus. Endlich rollten ſeine Augen wieder in ihren Kreiſen und ſeine Blicke fielen auf die Latinerſtadt. Siehe, dort wallte von Stockwerk zu Stockwerk des höchſten hölzernen Mauerturmes die Feuerſäule des Brandes empor, jenes Turmes, den er ſelbſt aus rieſigen Balken gezimmert, auf Räder geſetzt und durch mächtige Zugbrücken mit der Stadt verbunden hatte. „Jetzt, Schweſter,“ rief er, „jetzt beſiegt uns das Glück; halte mich nicht länger auf; laß uns folgen, wohin das ſtrenge Geſchick mich ruft! Ich bin entſchloſſen, mit Änēas zu kämpfen; mag kommen, was da will, ruhmlos ſollſt du mich nicht ſehen!“

So ſprach er, ſprang vom Wagen auf die Erde, ſtürzte durch die Lanzen der Feinde dahin und durchbrach, die trauernde Schweſter zurücklaſſend, die Scharen der Trojaner. Wie ein Felsblock, vom Gipfel des Gebirges losgeriſſen, in die Tiefe hinabrollt, vom Boden emporhüpft, Wälder, Herden und Männer im Sturze mit ſich fortreißt: ſo ſtürmte Turnus durch die zerſprengten Reitergeſchwader heran zu den Stadtmauern, wo der Kampf am dichteſten war, winkte mit der Hand und begann laut zu rufen: „Hört auf, zu kämpfen, Rutuler! Hemmt eure Geſchoſſe, ihr Latiner! Mir allein gebührt es, mit den Waffen über das Bündnis zu entſcheiden!“ Als die Streitenden dieſes hörten, entſtand eine Gaſſe, und Änēas, der den Ruf des Turnus vernommen hatte, verließ die Höhen, brach jedes andere Geſchäft ab, hüpfte vor Freuden auf und rauſchte in den ſchallenden Waffen einher. Der greiſe Latinus ſelbſt mußte ſtaunen, wie er die zwei gewaltigen Männer, aus zwei verſchiedenen Weltteilen ſtammend, auf einander zuſchreiten ſah, um den Hader durch das Schwert zu entſcheiden.

Jene beiden aber ſtürzten, wo von den zurückweichenden Streitern ein offener Platz im Gefilde gelaſſen war, in reißendem Lauf hervor, warfen die Speere gegen einander und rannten dann mit Schild und Schwert zum Kampfe an, daß der Grund erbebte. Nun folgte Hieb auf Hieb; die Kämpfenden riefen Glück und Tapferkeit zu Hilfe. Endlich ſtreckte ſich Turnus mit ganzem Leibe hervor und langte zuverſichtlich, ſich bloß gebend, zu einem entſcheidenden Schwertſtreiche aus. Trojaner und Latiner, in banger Erwartung, ſchrieen laut auf. Aber die treuloſe Klinge brach dem Rutuler mitten im Hiebe und gab ihn preis, wenn er nicht das Heil in der Flucht ſuchte! Als er nämlich beim Wiederausbruche des Krieges den Streitwagen beſtieg, da hatte Turnus in der Eile an der Stelle ſeines vom Vater ererbten Wunderſchwertes die Klinge ſeines Wagenlenkers Metiskus ergriffen. Dieſe hielt ihm auch gut aus, ſo lange er nur in den Rücken flüchtiger Trojaner einzuhauen hatte; aber ſie war eben doch nur ein menſchliches Schwert, und als ſie auf der von dem Gotte Vulkanus geſchmiedeten Wehr des Helden Änēas aufzuſitzen kam, brach ſie ihm wie mürbes Eiſen mitten im Streich entzwei und die Stücke lagen ſchimmernd im gelben Sande.

Nun warf ſich Turnus, unſicher kreiſend, bald da, bald dorhin auf die Flucht, doch konnte er nicht entrinnen; denn auf zwei Seiten umſchloſſen ihn die Trojaner in dichtem Gedränge, auf der dritten hemmte ſeinen Lauf ein Sumpf, und auf der vierten, hinter Latinern und Rutulern, erhoben ſich zugangslos die Mauern der Stadt. Auch verfolgte den Fliehenden, obgleich noch von der alten Pfeilwunde entkräftet und im Laufe ſelbſt ermüdet, Änēas und bedrängte mit dem Fuße den Fuß des Bebenden. Jetzt erſt entſtand unter den zuſchauenden Heeren ein rechtes Geſchrei; Ufer und Hügel umher erſchollen und donnernd ſtieg der Ruf zum Himmelsgewölbe empor. Auf der Flucht rief der geängſtete Turnus dieſem und jenem Rutuler mit Namen zu und verlangte ſein eigenes Kampfſchwert. Änēas aber bedrohte jeden, der ihm nahen würde, mit unausbleiblichem Verderben, und ſchreckte mit der Drohung, ſich auf die Stadt zu werfen und ſie zu zerſtören, alle Herannahenden zurück.

So durchkreiſten ſie die Bahn fünfmal; denn es galt kein Spiel und keinen geringen Kampfpreis. In einem wilden Ölbaume, der ſich inmitten des Kampfplatzes befand und dem Faunus geweiht war, dem die glücklich gelandeten Schiffer hier Weihgeſchenke aufzuhängen pflegten, ſteckte der Speer des Änēas vom erſten Kampfwurfe her und hatte ſich in der Wurzel des Baumes gefangen. Beim Vorübereilen kam dem trojaniſchen Helden der Gedanke, ſeinen Speer herauszuziehen und den Feind, den er im Laufe nicht einzuholen vermochte, mit der Lanze zu verfolgen. Außer ſich vor Schrecken ſah dies Turnus und richtete ſein Gebet an den einheimiſchen Gott Faunus mit den Worten: „O Faun und gütige Göttin des italiſchen Bodens, wenn ich euch immer die ſchuldigen Ehren erwieſen habe, erbarmt euch meiner jetzt, haltet den Speer des Gegners feſt!“ Die Landesgötter hörten den Flehenden, und Änēas bemühte ſich vergebens, die Lanze aus dem feſt zuſammenhaltenden Holze des zähen Stammes herauszuziehen. Während ſich nun der Held hitzig anſtemmte und abquälte, rannte die Schweſter des Turnus, die Nymphe Juturna, wieder in die Geſtalt ſeines Wagenlenkers Metiskus verwandelt, vor und händigte ihrem Bruder ſein rechtes gefeietes Schwert ein. Venus aber, entrüſtet, daß einer gewöhnlichen Nymphe ein ſo kühnes Werk erlaubt ſein ſollte, trat auch herbei und half dem Änēas den Speer aus der tiefen Wurzel hervorziehen.

Nun waren beide Kämpfer mit friſchen Waffen verſehen und von neuem Mute beſeelt; beide richteten ſich in die Höhe, der eine ſchwang ſein Schwert, der andere bäumte ſich mit dem Speer, und ſo ſtanden ſie mit fliegendem Atem einander zum letzten Kampfe gegenüber. Da ſprach Jupiter, der aus dem goldenen Gewölke des Olymp dem Streite zuſah, zu ſeiner Gemahlin Juno: „Setzen wir endlich dieſem Krieg ein Ziel! Du weißt und bekenneſt es ja ſelbſt, daß Änēas vom Geſchicke dem Himmel beſtimmt ſei! Wozu ſteifeſt du nun ſeinen Feind und giebſt ihm durch Juturna ſein Schwert wieder in die Hand? Du haſt die Trojaner über Land und Meer verfolgt, den Krieg entzündet, den Palaſt in Trauer verſenkt, das Brautfeſt durch Jammer zerſtört. Weitere Verſuche verbiet' ich dir!“ Juno antwortete dem zürnenden Gemahl mit geſenktem Antlitz: „Wider Willen habe ich, weil dein Befehl mir heilig war, die Erde und den Turnus verlaſſen. Hätte ich dir nicht gehorchen wollen, ſo würdeſt du mich jetzt nicht hier in den Wolken das Unrecht erdulden ſehen, ſondern ich ſtände, mit Flammen umgürtet, vorn im Trojanertreffen. Daß ich der Nymphe Juturna geraten, in der Not ihrem Bruder beizuſtehen, iſt wahr; aber daß ſie ohne mein Zuthun dem Bruder das Schwert gereicht, das ſchwöre ich dir beim Styx! Auch will ich mich des Kampfes gar nicht mehr annehmen, und bitte dich nur um eines: Wenn Turnus erlegen iſt und Änēas die Königstochter heimführt: zwinge die Latiner nicht, ihren alten Volksnamen aufzugeben und ſich Trojaner zu nennen, zwinge ſie nicht, ihre Sprache zu vertauſchen, nicht, fremde Gewande, Sitten und Gebräuche anzunehmen, laß ſie das Volk bleiben, das ſie geweſen ſind, laß auch den Römerſtamm aus italiſcher Wurzel emporwachſen! Troja aber ſei und bleibe gefallen mitſamt ſeinem Namen!“

Lächelnd erwiderte der Göttervater ſeiner Gemahlin: „Kind des Saturnus, geliebte Schweſter, was für Zorneswellen wälzeſt du noch in deinem Innern? Bezähme doch deinen vergeblichen Groll. Was du begehreſt, ſoll dir ja gewährt ſein. Latium ſoll Sprache, Sitten und Namen beibehalten. Der Trojaner ſoll ſich mit dem Volke verſchmelzen und nur ſo ſich anſiedeln; er ſoll die Opfergebräuche des Landes annehmen, er ſoll ganz zum Latiner werden. Die Römer, das neue Geſchlecht, das aus dem vermählten Blute der Italer und Teukrer entſtehen wird, ſollen das Volk ſein, das dir, o Juno die meiſte Ehre erweiſen wird!“ Die Göttin nickte dem Gemahl freudig zu, und änderte, zufriedengeſtellt, ihre Geſinnung.

Nun dachte Jupiter darauf, die Schweſter des Turnus aus dem Kampfe zu entfernen. Drei Zwillingskinder, Töchter der Rache, mit Schlangengürteln und Windesflügeln, Diren genannt, ſtehen immer vor Jupiters Throne bereit und werden von ihm zu den Sterblichen hinabgeſandt, wenn er Seuchen, Krieg und andere Todesnot unter ihnen erregen will. Eine von dieſen ſchickte Jupiter vom Äther herab und befahl ihr, der Nymphe als ein unheilbringendes Zeichen zu begegnen. Die Dire flog zur Erde hinab, wie ein Pfeil, und ſobald ſie die beiden feindlichen Heere erblickte, zog ſie ſich ſchnell in die Geſtalt eines kleinen Käuzchens zuſammen, wie es als Unglücksvogel auf Scheiterhaufen oder verlaſſenen Häuſergiebeln zu ſitzen pflegt. In dieſer Geſtalt umflatterte ſie das Angeſicht des Turnus, kreiſte hernieder zu ſeinem Schild und ſchlug auch dieſen mit den Fittichen. Dem kämpfenden Helden ſträubte ſich das Haupthaar und ſeine Glieder erſtarrten bei dieſem unheilvollen Anblicke. Juturna aber raufte ſich das Haar aus und ſchlug ſich an die Bruſt; denn ſie erkannte die Übermacht Jupiters und fluchte ihrer eigenen Unſterblichkeit. Sie bedeckte ſich den Leib mit dem grünen Flutengewande und tauchte verzweifelnd in den nahen Tiberſtrom unter.

Änēas drang jetzt heran, ſchüttelte ſeinen baumlangen Speer voll Wut und rief dem Gegner zu: „Was zögerſt du noch, Turnus, was ſträubſt du dich noch länger? Nicht zum Wettkampfe haben wir uns vereinigt, ſondern zum Waffenkampf! Sammle jetzt, was du von Kunſt und Mut beſitzeſt!“ Turnus ſchüttelte das Haupt und entgegnete: „Nicht deine hitzigen Worte ſchrecken mich, du Trotziger: mich ſchreckt das Götterzeichen und die Feindſchaft Jupiters!“ Mehr ſprach er nicht, ſondern faßte einen gewaltigen Stein ins Auge, der neben ihm im Felde lag, und einen Markſtein vorſtellte. Zwölf Männer, wie ſie jetzt ſind, würden ihn kaum auf den Nacken heben können. Dieſen faßte der Rutulerheld mit der Hand, richtete ſich empor, und wollte ihn im Laufe gegen den Feind ſchleudern. Aber er kannte ſich ſelbſt nicht mehr; denn er fühlte ſeine Arme kraftlos, ſeine Kniee ſchlottern, ſein Blut zu Eis erſtarren. Der Felſenſtein, durch die leere Luft gewirbelt, erreichte ſein Ziel gar nicht, er ſank entkräftet auf den Boden, wie man oft im Traume einen Anlauf nimmt, und doch nicht gehen und nicht ſprechen kann. Turnus wandte ſich unwillkürlich zur Flucht um, und ſäumte, die Rutuler und die Mauern der Stadt vor ſich erblickend, in verzagender Angſt und den Speerwurf des Feindes erwartend. Vergebens ſah er ſich nach ſeinem Wagen, vergebens nach der leitenden Schweſter um.

Auch zauderte der Trojaner nicht und ſchleuderte aus Leibeskräften die Todeslanze, die wie ein Felsſtück vom Geſchütze abgeſendet, oder wie ein Blitzſtrahl, dahergeſauſt kam. Durch Schildrand und Panzer fuhr ſie dem Feind in die Hüfte und, getroffen vom Stoße, ſank der gewaltige Turnus zuſammenbrechend ins Knie.

Die Rutuler ächzten laut auf, daß die hohe Waldung umher widerhallte. Turnus lag gedemütigt auf dem Boden, ſtreckte flehend ſeine Rechte zu dem Sieger empor und ſprach: „Ich hab' es ſo verdient; ich verlange keine Schonung für mich; brauche dein Glück! Aber wenn der Jammer meines Vaters dich zu rühren vermag — er iſt mir, was dir Anchīſes war — ſo erbarme dich des greiſen Daunus. Gieb mich — oder, willſt du dieſes nicht, ſo gieb meinen entſeelten Leib den Meinigen zurück! Ich gebe mich ja beſiegt; Lavinia ſei dein; ſetze deinem Haß ein Ziel!“

Änēas ſtand ausholend zum Streich, ſeine Blicke rollten über den Liegenden hin, doch hielt er die bewehrte Rechte zurück; und ſchon wollte ſeine Seele ſich zum Mitleid kehren, als er zum Unheil des Beſiegten hoch an deſſen Schulter das Wehrgehenk des arkadiſchen Fürſtenſohnes Pallas erblickte, des holden Jünglings, den Turnus erſchlagen hatte. Da entbrannte ſein Schmerz und Zorn aufs neue, und ſchrecklich im Grimme rief er: „Wie? du, den der Raub der Meinigen ſchmückt, ſollteſt mir entrinnen? Pallas, Pallas opfert dich mit dieſem Stoß und nimmt Rache an dem verfluchten Blut!“ So ſprach Änēas und tauchte ſtürmiſch ſein Schwert in die ihm entgegengeſtreckte Bruſt des Feindes. Turnus ſank zu Boden; Kälte durchrieſelte ſeine Glieder, und unwillig floh ſei Schatten aus dem erſtarrenden Leibe hinab zur Unterwelt.

Inhalts-Überſicht.

Erſter Teil.

Erſtes Buch.

Seite
Prometheus 1
Die Menſchenalter 2
Deukalion und Pyrrha 3
Jo 3
Phaeton 5
Europa 5
Kadmus 7
Pentheus 7
Perſeus 9
Jon 10
Dädalus und Jkarus 12

Zweites Buch.

Die Argonautenſage.

Jaſon und Pelias 13
Anlaß und Beginn des Argonautenzuges . 14
Die Argonauten zu Lemnos 14
Die Argonauten im Lande der Dolionen . 15
Herakles zurückgelaſſen 15
Pollux und der Bebrykenkönig 16
Phineus und die Harpyien 16
Die Symplegaden 16
Weitere Abenteuer 17
Jaſon im Palaſte des Äetes 18
Medea und Äetes 18
Der Rat des Argos 19
Medea verſpricht den Argonauten Hilfe . . 19
Jaſon und Medea 19
Jaſon erfüllt des Äetes Begehr 20
Medea raubt das goldene Vließ. 21
Die Argonauten, verfolgt, entkommen mit Medea 22
Weitere Heimfahrt der Argonauten . . . 23
Neue Verfolgung der Kolchier 24
Letzte Abenteuer der Helden 24
Jaſons Ende 25

Drittes Buch.

Meleager und die Eberjagd 26
Tantalus 27
Pelops 27
Niobe 28
Salmoneus 29

Viertes Buch.

Aus der Heraklesſage.

Herakles der Neugeborne 29
Die Erziehung des Herakles 29
Herakles am Scheidewege 29
Des Herakles erſte Thaten 30
Herakles im Gigantenkampfe 30
Herakles und Euryſtheus 31
Die 12 Arbeiten des Herakles.
Die 1. und 2. Arbeit 31
Die 3., 4., 5. und 6. Arbeit 32
Die 7., 8., 9. und 10. Arbeit 33
Die 11. und 12. Arbeit 34
Herakles und Eurytus 34
Herakles bei Admetus 35
Herakles im Dienſte der Omphale 36
Die ſpäteren Heldenthaten des Herakles . . 37
Herakles und Deïanira 37
Herakles und Neſſus 38
Herakles, Jole und Deïanira. Sein Ende . 38

Fünftes Buch.

Bellerophontes 39

Theſeus.

Des Helden Geburt und Jugend 40
Seine Wanderung zum Vater 40
Theſeus in Athen 41
Theſeus bei Minos 41
Theſeus als König 42
Der Amazonenkrieg 42
Seite
Theſeus und Pirithous. Lapithen- und Centaurenkampf 42
Theſeus und Phädra 43
Theſeus auf Frauenraub 44
Theſeus Ende 44

Die Sage von Ödipus.

Des Ödipus Geburt, Jugend, Flucht, Vatermord 45
Ödipus in Theben, heiratet ſeine Mutter . 46
Die Entdeckung 46
Jokaſte und Ödipus ſtrafen ſich 47
Ödipus und Antigone 47
Ödipus auf Kolonos 47
Ödipus und Theſeus 48
Ödipus und Kreon 48
Ödipus und Polynices 49

Sechſtes Buch.

Die ſieben gegen Thebe.

Polynices und Tydeus bei Adraſt 50
Auszug der Helden. Hypſipyle und Opheltes 50
Die Helden vor Thebe angekommen . . . 51
Menökeus 51
Der Sturm auf die Stadt 52
Der Brüder Zweikampf 52
Kreons Beſchluß 53
Antigone und Kreon 53
Hämon und Antigone 54
Kreons Strafe 54
Beſtattung der thebaniſchen Helden 54
Die Epigonen 54
Alkmäon und das Halsband 55

Die Sagen von den Herakliden.

Die Herakliden kommen nach Athen . . . 56
Demophoon 56
Makaria 57
Die Rettungsſchlacht 57
Euryſtheus vor Alkmene 57
Hyllus, ſein Orakel und ſeine Nachkommen . 58
Die Herakliden teilen den Peloponnes . . 59
Merope und Äpytus 59

Anhang.

Actaeon 59
Prokne und Philomela 60
Philemon und Baucis 60
Midas 60
Atalante 61
Zethus und Amphion 61
Die Dioskuren 61
Orpheus und Euridice 61

Zweiter Teil.

Erſtes Buch.

Trojas Erbauung 62
Priamus, Hekuba und Paris 63
Der Raub der Helena 63
Die Griechen 65
Botſchaft der Griechen an Priamus 65
Agamemnon und Jphigenia 66
Abfahrt der Griechen. Ausſetzung des Philoktetes 69
Die Griechen in Myſien. Telephus . . . 69
Paris zurückgekehrt 70
Die Griechen vor Troja 70

Zweites Buch.

Ausbruch des Kampfes. Proteſilaus. Cygnus 71
Palamedes und ſein Tod 72
Thaten des Achilles und Ajax 72
Polydorus 73
Seite
Chryſes, Apollo und der Zorn des Achilles . 74
Verſuchung des Volkes durch Agamemnon . 75
Paris und Menelaus 76

Drittes Buch.

Pandarus 78
Die Schlacht. Diomedes 79
Glaukus und Diomedes 81
Hektor in Troja 81
Hektor und Ajax im Zweikampf 82
Waffenſtillſtand 83
Sieg der Trojaner 84
Botſchaft der Griechen an Achilles 85
Dolon und Rheſus 85
Zweite Niederlage der Griechen 87
Kampf um die Mauer 88
Kampf um die Schiffe 89
Die Griechen von Poſeidon geſtärkt . . . 91
Hektor von Apollo gekräftigt 92
Tod des Patroklus 93
Jammer des Achilles 96

Viertes Buch.

Achilles neu bewaffnet 97
Achilles und Agamemnon verſöhnt 98
Schlacht der Götter und Menſchen 99
Kampf des Achilles mit dem Stromgotte Skamander 101
Schlacht der Götter 102
Achilles und Hektor vor den Thoren . . . 102
Der Tod Hektors 103
Leichenfeier des Patroklus 104
Priamus bei Achilles 106
Hektors Leichnam in Troja 107
Pentheſilea 108
Memnon 110
Der Tod des Achilles 112
Leichenſpiele des Achilles 113

Fünftes Buch.

Der Tod des großen Ajax 114
Machaon und Podalirius 116
Neoptolemus 116
Philoktetes auf Lemnos 118
Der Tod des Paris 119
Sturm auf Troja 120
Das hölzerne Pferd 121
Die Zerſtörung Trojas 123
Menelaus und Helena. Polyxena 124
Abfahrt von Troja. Ajax des Lokrers Tod 125

Dritter Teil.

Erſtes Buch.

Die letzten Tantaliden.

Agamemnons Geſchlecht und Haus 126
Agamemnons Ende 127
Agamemnon gerächt 128
Oreſtes und die Eumeniden 130
Jphigenia zu Tauri 132

Zweites Buch.

Odyſſeus. Erſter Teil.

Telemach und die Freier 135
Telemach bei Neſtor 137
Telemach zu Sparta 138
Verſchwörung der Freier 139
Odyſſeus ſcheidet von Kalypſo und ſcheitert im Sturm 139
Nauſikaa 140
Odyſſeus bei den Phäaken 141

Odyſſeus erzählt den Phäaken ſeine Jrrfahrten.

Cikonen. Lotophagen. Cyklopen. Polyphem 143
Der Schlauch des Äolus. Die Läſtrygonen. Circe 146
Das Schattenreich 148
Seite
Die Sirenen. Scylla und Charybdis. Thrinakia und die Herden des Sonnengottes. Schiffbruch. Odyſſeus bei Kalypſo. . . 149
Odyſſeus verabſchiedet ſich von den Phäaken 150

Drittes Buch.

Odyſſeus. Zweiter Teil.

Odyſſeus kommt nach Jthaka 151
Odyſſeus bei dem Sauhirten 152
Telemach verläßt Sparta 153
Geſpräche beim Sauhirten 154
Telemach kommt heim 155
Odyſſeus giebt ſich dem Sohne zu erkennen . 155
Vorgänge in der Stadt und im Palaſte . . 156
Telemach, Odyſſeus und Eumäus kommen in die Stadt 157
Odyſſeus als Bettler im Saal 158
Odyſſeus und der Bettler Jrus 158
Penelope vor den Freiern 159
Odyſſeus abermals verhöhnt 159
Odyſſeus mit Telemach und Penelope allein 160
Die Nacht und der Morgen im Palaſte . . 161
Der Feſtſchmaus 162
Der Wettkampf mit dem Bogen 162
Odyſſeus entdeckt ſich den guten Hirten . . 162
Die Rache 163
Beſtrafung der Mägde 164
Odyſſeus und Penelope 165
Odyſſeus und Laërtes 166
Aufruhr in der Stadt durch Athene geſtillt . 167
Der Sieg des Odyſſeus 167

Viertes Buch.

Äneas. Erſter Teil.

Äneas verläßt die trojaniſche Küſte . . . 168
Den Flüchtlingen wird Jtalien verſprochen . 169
Sturm und Jrrfahrten. Die Harpyien . . 169
Äneas an der Küſte Jtaliens. Sizilien und der Cyklopenſtrand. Tod des Anchiſes . 170
Äneas nach Karthago verſchlagen 171
Venus von Jupiter mit Rom getröſtet. Sie erſcheint ihrem Sohne 171
Äneas in Karthago 172
Dido und Äneas 173
Didos Liebe bethört den Äneas 173
Äneas verläßt auf Jupiters Befehl Karthago 174

Fünftes Buch.

Äneas. Zweiter Teil.

Der Tod des Palinurus. Landung in Jtalien. Latinus. Lavinia 175
Lavinia dem Äneas zugeſagt 176
Juno facht Krieg an. Amata. Turnus. Die Jagd der Trojaner 177
Ausbruch des Krieges. Äneas ſucht bei Evander Hilfe 178
Der Schild des Äneas 178
Turnus beim Lager der Trojaner 179
Niſus und Euryalus 180
Sturm des Turnus abgeſchlagen 181
Äneas kommt ins Lager zurück 181
Äneas und Turnus kämpfen. Turnus tötet den Pallas 182
Turnus von Juno gerettet. Lauſus und Mezentius von Äneas erſchlagen . . . 182

Sechſtes Buch.

Äneas. Dritter Teil.

Waffenſtillſtand 183
Volksverſammlung der Latiner 184
Neue Schlacht. Kamilla fällt 185
Unterhandlung. Verſuchter Zweikampf. Friedensbruch. Äneas meuchleriſch verwundet 186
Äneas geheilt. Neue Schlacht. Sturm auf die Stadt 187
Turnus ſtellt ſich zum Zweikampf und erliegt. Ende 187

Deutſche Schriftſteller in geſchichtlicher Reihenfolge.

Ulfilas (griechiſch, — gotiſch: Wulfilas oder Wölfel), 310 oder 311—381; von chriſtlichen griechiſchen Eltern im Gotenlande geboren, 341 Biſchof, Apoſtel der Goten, führte die Chriſten unter denſelben vor den Verfolgungen des Königs Athanarich auf griechiſches Gebiet, in die heutige Bulgarei, überſetzte die Bibel ins Gotiſche. Das wichtigſte unter den wenigen erhaltenen Bruchſtücken der Ueberſetzung iſt der Codex argenteus in Upſala, Schweden, welcher die Buchſtaben in Silber-, teilweiſe auch in Goldſchrift auf purpurgefärbtem Pergamente aufweiſt. Hier folgt das „Vater unſer" nach dieſer Handſchrift:

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein.
Qimai thiudinassus theins.
Vairthai vilja theins, sve in himina jah ana airthai.
Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga.
Jah aflet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam theim skulam unsaraim.
Jah ni briggais uns in fraitubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. Amen.

Tacitus, Cornelius, um 100 nach Chriſtus, römiſcher Geſchichtſchreiber, in ſeinem Werke „Germania":

„In alten Liedern, ihren einzigen Urkunden und Geſchichtsdenkmälern, ſingen ſie [die Germanen] von einem Gotte Thuisko, dem Sohne der Erde, und von deſſen Sohne Mannus, als den Stammvätern und Stiftern des Volkes." (2. Kap.)

„Auch Herkules, erzählen ihre [der Germanen] Sagen, ſei bei ihnen geweſen und beim Auszug in den Kampf wird im Schlachtgeſang vor allen Heldennamen der ſeine genannt. Sie haben außerdem noch eine andere Art Kriegslieder, durch deren Abſingung, Barditus genannt, ſie ſich zum Kampf begeiſtern und aus deren bloßen Schall ſie ſchon den Ausgang der nahen Schlacht vorher deuten, denn je nachdem ſich das Heer auf der Walſtatt hören läßt, ſind ſie der ſchreckende oder zagende Teil. Es iſt, als ob nicht Menſchenkehlen, ſondern der Kriegsmut ſelbſt alſo ſänge. Sie ſuchen hauptſächlich wilde Töne und dumpf dröhnendes Getöſe hervorzubringen, indem ſie die Schilde vor den Mund halten, ſo daß die Töne von der Wölbung zurückprallend, um ſo voller und kräftiger anſchwellen." (3 Kap.)

Das **Weſſobrunner** Gebet, von dem bayriſchen Kloſter Weſſobrunn, wo es gefunden, ſo benannt, iſt ein Bruchſtück, aus ſiebzehn alliterierenden Verſen und einem proſaiſchen Anhang beſtehend. — Inhalt in freier Uebertragung: „Dies erfrug ich als höchſtes Wiſſen von den Lebenden! Als weder die Erde, noch der Himmel darüber, als weder Baum noch Berg war, die Sonne nicht ſchien, der Mond nicht leuchtete, als die vielberühmte See, als nichts der Enden und Grenzen vorhanden war, da war der Eine allmächtige Gott, der Männer Mildeſter, da waren mit ihm auch ſchon die Menge der göttlichen Geiſter." Hieran knüpft ſich die Anrufung des „heiligen, allmächtigen Gottes, der Himmel und Erde gewirkt, den Menſchen ihr Gut verliehen hat. Nun gieb mir in deiner Gnade auch den rechten Glauben und guten Willen zu wirken." Als Nachwirkung des Heidniſchen in dieſem chriſtlichen Gedicht iſt die Bezeichnung Gottes als des „Mildeſten der Männer" hervorzuheben. Die Veranſchaulichung der Welt mittelſt ihrer Beſtandteile: Erde, Himmel, Baum, Berg ꝛc. ſtimmt mit der Darſtellungsweiſe des germaniſchen Schöpfungsmythus in der Edda auffallend überein.

Muspilli, ein chriſtliches Lehrgedicht, poetiſche Schilderung des jüngſten Gerichts in alliterierenden Verſen, iſt gleichfalls nur Bruchſtück, im Kloſter Emmeran in einem, König Ludwig dem Deutſchen gewidmeten Buche gefunden. Es iſt auf den Rändern, vielleicht vom Könige ſelbſt, aus dem Gedächtnis aufgeſchrieben. Inhalt: Die abgeſchiedenen Seelen werden, die einen in den Himmel, die andern in die Hölle geleitet; wo ſie des jüngſten Gerichtes harren. Da kämpft Elias mit dem Antichriſt, ſiegt, wird jedoch verwundet. Aus ſeinem Blute, das auf Mittilgart (auf die Erde) träuft, entzündet ſich Muspilli, das große Weltfeuer, das alles erfaßt. Wie thöricht iſt es, um das Mein und Dein auf Erden zu ſtreiten, da doch alles der Poſaune des Jüngſten Gerichts folgen muß, das vor dem Kreuze Chriſti abgehalten wird. Der Einfluß heidniſcher Erinnerungen iſt dieſem chriſtlichen Gedicht beſonders ſtark aufgeprägt. Darauf deuten ſchon die mythologiſchen Namen muspilli und mittilgart; ferner die Vorſtellung, daß Feuer den Untergang der Welt verurſacht, wovon die chriſtliche Weiſſagung nichts weiß. Auch die Erwähnung kriegeriſcher Rüſtung und körperlicher Verwundung des Propheten ſtellt das Gedicht der heidniſchen Auffaſſung näher als der chriſtlichen. Eine bibliſche Anknüpfung für die Phantaſie des Dichters iſt allerdings auch vorhanden; die altteſtamentliche Erzählung von dem feurigen Wagen, auf dem Elias gegen den Himmel gefahren; wie denn überhaupt der Prophet Elias frühzeitig in die Volksſage übergegangen und dort Verwandtſchaft mit dem germaniſchen Gewittergott Thor empfangen zu haben ſcheint.

Hildebrandlied. Das Lied iſt von zwei oder mehreren Mönchen, die ſich desſelben aus ihrer Kindheit erinnern mochten, aufgeſchrieben oder vielleicht ein Bruchſtück aus Karls des Großen Liederſammlung und rührt wahrſcheinlich aus der Zeit um 800 her. Die Sprache zeigt ober- und niederdeutſche Formen gemiſcht. Der Anfang des Bruchſtückes in freier hochdeutſcher Uebertragung von Karl Simrock lautet:

Ich hörte ſagen, ſich heiſchten zum Kampfe
Hildebrand und Hadubrand unter Heeren zwein
Des Sohns und des Vaters. Sie ſahn nach der Rüſtung,
Die Schlachtgewänder ſchnallten ſie, gürteten die Schwerte an,
Die Recken, über die Ringe, und ritten zum Kampf.

Hildebrand, Dietrichs kühnſter Degen iſt mit ſeinem jungen Könige auf der Flucht vor Ottokar (Odoaker) 30 Jahre lang von ſeinem Heimatland Italien abweſend, am Hofe des Hunnenkönigs Etzel geweſen. Er hat ſeine Gemahlin und ein Kind von drei Jahren zurückgelaſſen. Jetzt bei ſeiner Rückkehr ſteht ihm ein Ritter an der Spitze einer Gefolgsmannſchaft gegenüber und wehrt ihm den Eintritt.

Hildebrand erhob das Wort; er war der hehrere Mann,
Erfahrener und weiſer; zu fragen begann er,
Mit wenigen Worten, wer ſein Vater wäre
Der Helden im Volke „oder welcher Herkunft du ſeiſt.
Sagſt du mir einen, die andern weiß ich mir:
Kind, im Königreiche kund iſt mir alles Erdenvolk."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Das ſagten vor Alters mir unſere Leute,
Alte und weiſe, die eher dahin ſind,
Daß Hildebrand hieße mein Vater, ich heiße Hadubrand.
Früh zog er gen Oſten, floh vor Otakers Zorn
Hin mit Dietrichen und ſeiner Degen viel.
Er ließ im Lande der Hilfe ledig ſitzen
Das Weib in der Wohnung und unerwachſenen Sohn,
Erblos das Volk, da er oſtwärts hinritt.
Aber darben mußte Dietrich ſeitdem
Meines Vaters der freudloſe Mann.
Dem Otaker war er eifrigſt erzürnt;
Aber dem Dietrich der teuerſte Degen;
Immer an des Volkes Spitze: fechten war ihm ſtets zu lieb.
Kund ward er allen kühnen Mannen.
Ich glaube nicht, daß er noch lebt — — —,"
„Weiß es Allvater oben im Himmel,
Daß du nie hinfort mehr fährſt zum Kampfe
Mit ſo geſipptem Mann — — — —,"
Da wand er vom Arme gewundene Ringe
Aus Kaiſermünzen, wie der König ſie ihm gab,
Der Herrſcher der Heunen: „daß ich mit Huld dirs gebe."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter!
„Mit Geren [Speeren] ſoll man Gaben empfahen,
Schärfe wieder Schärfe. Du ſcheinſt mir, alter Heune,
Doch allzuloſe, lockeſt mich
Mit deinen Worten, willſt mich mit deinem Speere werfen.
Biſt ſo zum Alter kommen, daß du immer trogſt.
Mir aber ſagten Seefahrende
Weſtlich über den Wendelſee, hinwegnahm ihn der Krieg.
Tot iſt Hildebrand, Heribrands Erzeugter:
„Wohl hör' ich das und ſehe an deinem Harniſche,
Du habeſt daheim noch einen guten Herrn,
Mußteſt nicht entrinnen noch aus dieſem Reiche.
Weh nun waltender Gott, Wehgeſchick erfüllt ſich!
Ich wallte der Sommer und Winter ſechzig,
Daß man ſtets mich ſcharte zu der Schießenden Volk!
Vor keiner der Städte doch kam ich zu ſterben;
Nun ſoll mich mit dem Schwerte mein eigen Kind erſchlagen,
Mit der Waffe treffen, oder ich ſein Töter werden.
Doch magſt du nun leichtlich, wenn dir langt die Kraft,
Von ſo ehrwürdigem Mann die Rüſtung gewinnen,
Den Raub erbeuten, haſt du irgend Recht dazu.

Sprachprobe:

der si doh nu argost ostarliuto.	Doch der ſei der ärgſte (feigſte) der Oſtleute (Oſtgoten),
der dir nu wiges warne, nu dih es so well lustit.	der dir den Kampf nun weigerte nun dich ſowohl des lüſtet."

Und nun ſprengen ſie auf einander los, ließen zuerſt die Eſchenlanzen ſchmettern mit ſcharfen Schauern, daß ſie in den Schilden ſtanden, und dann, von Pferde geſtiegen, hieben ſie grimmig auf die hellen Schilde bis die Lindenborde klein wurden von den Schwertſchlägen — damit bricht das Lied ab.

Evangelienharmonien heißen in der altdeutſchen Dichtung, zwei Gedicht welche aus einer Verbindung der Berichte der 4 Evangeliſten entſtanden ſind Die ältere, Heliand genannt, in niederſächſiſcher Mundart geſchrieben, entſtand um 830, wohl auf Veranlaſſung Ludwigs des Frommen und wird von der Sage einem ſächſiſchen Bauer zugeſchrieben, während wahrſcheinlich ein Geiſtliche der Verfaſſer iſt. Der Heiland wird als milder Volkskönig geſchildert, die Apoſtel ſind ſeine Gefolgsleute, alle Verhältniſſe ſind möglichſt nach deutſcher Anſchauung geordnet. Als Reim wird der Stabreim gebraucht. Als Probe der Behandlung des Stoffes diene folgender Abſchnitt in der Uebertragung von Karl Simrock.

Da ward den Juden übergeben aller Guten Beſter,
Den Haſſern in die Hände, in herbe Bande,
In enge, genötigt, wo ihn die Neidharte,
Die Feinde empfingen, Volk ihn umdrängte,
Der Meuchler Menge. Der mächtige Herr
Er trug in Geduld, was ihm that das Volk.
Da ließen ſie ihn geißeln, ehe ſie ihn an Leib
Und Leben ſtraften, ſpien ihm unter die Augen,
Schlugen zum Hohn ihm mit ſchnöden Händen
An ſeine Wangen, die Wichte, nahmen ſein Gewand
Und legten ein rotes Laken ihm an.
Noch anderes übte der Abſcheulichen Abgunſt:
Ein Hauptband hießen aus harten Dörnern
Die Würger winden, es dem waltenden Chriſt
Aufs Haupt zu heften. Dann gingen ſie hin,
Grüßten ihn als König, die Kniee vor ihm beugend,
Doch alles ertrug der teure Fürſt,
Der mächtige, aus Minne zu der Menſchen Geſchlecht.
Dann ließen ſie wirken mit ſcharfer Waffe,
Aus hartem Baume hauen und zimmern
Ein Kreuz die Knechte, und geboten dem Chriſt,
Dem ſeligen Gotteskind, es ſelber zu führen:
Dahin mußt es tragen der teure Herr

Wo er ſündenlos ſollte verbluten und ſterben.
Frohlockend folgte das Volk der Juden,
Da ſie den mächtigen Chriſt zur Marter führten.
Da hörte man herbe, harmvolle Dinge:
Weinend dahinter gingen Weiber mit Schluchzen;
Die guten Männer klagten, die von Galiläa
So fern ihm gefolgt waren, um ihres Fürſten Tod
In ſchweren Sorgen. Da ſprach er ſelber,
Der Gebornen Edelſter, da er um ſich ſchaute:
„Weint nicht, ihr Leute, laßt euch nicht
Meine Hinfahrt härmen: weinet, ihr Helden,
Um eure Sünden, beſeufzt ſie mit Thränen,
Mit Zittern und Zagen. Die Zeit wird kommen,
Da ſich die Mütter noch freuen mögen,
Die Frauen der Juden, denen Nachkommen fehlte
Ihr Leben lang. Dann werdet ihr der Laſter
Grauſig entgelten. Wohl begehret ihr dann,
Daß die hohen Berge brechend euch hüllten,
In der Tiefe begrüben. Der Tod wär' allen dann
Lieber in dieſem Lande, als ſolches Leid
Ferner zu erfahren, wie dieſem Volk dann kommt.“
Nun ward auf dem Grieße zum Galgen errichtet,
Auf dem Felde oben von dem Volk der Juden
Ein Baum auf dem Berge, den Gebornen Gottes
Am Kreuz zu quälen. Kaltes Eiſen ſchlugen ſie,
Neue Nägel, nietſcharf unten,
Mit harten Hämmern ihm durch Händ' und Füße,
Bittre Bänder. Sein Blut rann zur Erde
Von dem Teuern triefend; doch rächt' er die That nicht,
Die grimme, an den Juden, ſondern Gott den Vater
Bat er, den mächtigen, daß er den Männern drum
Nicht zürnen wolle: „Sie wiſſen nicht, was ſie thun.“ —
Nun wollten die Weigande des Chriſts Gewänder
Unter ſich teilen, die tapfern Knechte
Des Mächtigen Kleider. Die Kämpen mochten
Ueber den Leibrock lange nicht einig werden:
Zuletzt beſchloſſen ſie das Los zu werfen,
Wer ihn haben ſollte den heiligen Rock,
Das wonneſamſte aller Gewänder.
Da hieß der Herzog über dem Haupte Chriſts
Am Kreuze kund zu thun, der König der Juden wärs,
Jeſus von Nazareth, der da genagelt ſtünde
An den neuen Galgen, aus Neid geheftet
An des Baumes Stamm. Ihn baten die Leute
Das Wort zu ändern, das ihm zu Willen ſei
Da er ſelber geſagt, daß ſein die Gewalt ſei
Als der Juden König. Da ſprach des Kaiſers Bote,
Der herbe Herzog: „Es ſteht über ſeinem Haupt
Nun weislich geſchrieben, und ich will es nicht ändern.

Der **Kriſt,** die 2. Evangelienharmonie der alten Dichtung hat zum Verfaſſer den Benediktinermönch Otfried zu Weißenburg im Elſaß, iſt ein Denkmal der alten fränkiſchen Mundart und das älteſte bekannte Gedicht in, allerdings noch ſehr unvollkommenen Endreimen. An die einzelnen Abſchnitte der Erzählung knüpft Ottfried jeweils fromme Betrachtungen.

Ottfried beginnt ſein Evangelienbuch mit folgendem Gebete:

Wohlan denn nun, o du mein Herr!
Ich bin, fürwahr, dein Diener ja,
Und ſie, die arme Mutter mein,
Sie iſt ja deine eigne Magd!
So lege deinen Finger nun
An meinen, deines Dieners, Mund
Und ſtrecke aus auch deine Hand
Auf meine Zunge, großer Gott,
Auf daß ich überall dein Lob
Ertönen laſſe und verkünd',
Wie einſt geboren ward dein Sohn,
Der aller Welt und mir gebeut,
Daß ich zunächſt beſinge dann,
Wie er zu predigen begann,
Und daß ich das, was er gelehrt,
Mit aller Treue wiedergeb',
Die Wunder auch, die er gewirkt,
Und die nun unſre Freude ſind,
Berichte auch, wie nun das Heil
Verliehen iſt der ganzen Welt;
Das ich beſchreibe ferner hier —
O, lebten wir dadurch gerecht! —
Wie ganz verloren er uns fand,
Als er zum Sterben ſich entſchloß,
Und wie er auffuhr auch ſodann
Weit über alle Himmel hin,
Hin über alles Sonnenlicht
Und über dieſes Erdenvolk.
Verleihe mir nur auch, o Herr,
Daß ich nicht fälſche den Bericht,
Und bei den Dingen, die ſo fein,
Fehlgreifen meine Worte nicht,
Daß ich nicht ſchreib' aus Ruhmbegier,
Vielmehr um dich zu preiſen nur;
Ich könnte ja dereinſtens ſonſt
Der Strafe nicht entgeh'n dafür.
Und käm es jemals doch dahin,
Veranlaßt durch mein Ungeſchick,
Dann tilge du, mein großer Gott,
In deiner Gnade meine Schuld;
Denn was ich glaube, ſag ich dir,
Aus Bosheit hab' ich's nicht gethan,
Auch nicht aus irgend welchem Haß;
Ich möchte auch vermeiden das.

Er hält es für nötig, den Grund anzuführen, warum er ſein Werk deutſch dichtete. Er fragt:

Wenn nun ſo manches Volk[1] es wagt,
In ſeiner eignen Sprache ſchreibt,
Wenn es mit Eifer ſich bemüht,
Das Seinige ſo zu erhöh'n:
Durch Regeln ausgebildet nicht,
So mangelt ihr doch nimmermehr
Geradheit, ſchöne Einfachheit.
Beſtrebe du dich ſelbſt nur recht,
Damit ſie dennoch laute ſchön,
Daß herrlich auch aus ihr ſodann
Erklinge, was uns Gott gebot;
Befleiß' dich, daß man ſchön es nennt,
Was man in dieſer Sprache ſingt.

Und nochmals fragt er:

Warum denn ſoll das Frankenvolk
Es unterlaſſen ganz allein,
In fränk'ſcher Sprach verſuchen nicht,
Zu ſingen unſer's Gottes Lob?
Obwohl nicht ſo zum Sang gebraucht,
Warum nun ſoll dazu allein
Der Franken Volk nicht fähig ſein,
Die keinem Volke ſtehen nach,
Das wir hier oben angeführt?
Sie ſind ja ebenſo beherzt,
Als wie es nur die Römer ſind,
Auch kann man das behaupten nicht,
Die Griechen gingen ihnen vor.
Sie ſind, was ihnen Nutzen bringt,
Ganz mit dem gleichen Geiſt begabt;
Im Walde, ſo wie auf dem Feld
Sind ſie gleich jenen unverzagt;
Vermögen haben ſie genug,
Sie ſind zugleich recht kriegeriſch
Und zu dem Kampfe aufgelegt;
So ſind die Helden insgeſamt.
Mit reichem Vorrat leben ſie,
Und waren's immer ſo gewohnt,
In einem wahrhaft guten Land.
Und deshalb ſind ſie unbeſchämt
In Fülle bringt es ja hervor
Erzeugniſſe gar mannigfach
Wie dieſes allgemein bekannt,
Doch nimmer, weil wir es verdient.
Man gräbt zu nützlichem Gebrauch
Dort Erz und Kupfer auch,
Ja, Eiſenſteine, ſieh, ſogar.
Zu dieſem füge dann hinzu
Noch Silber, das genügend dort;
Sie leſen dorten aus dem Sand
Auch Gold ſogar in ihrem Land.
Beſitzen dann Beharrlichkeit
In guten Dingen mancher Art
Und haben angebornen Sinn
Für mancherlei, was nützlich iſt.
Sie ſind in hohem Grade gewandt,
Sich zu verteidigen vor dem Feind:
Kaum daß begonnen er den Kampf,
So iſt er auch ſchon unterjocht.
Ein Volk, das angreift je ihr Land,
Das wendet nimmer von ſich ab,
Daß es ob ihrer Tapferkeit
Notwendig ihnen dienſtbar wird.
Ja keine Menſchenſeele lebt,
Die ihnen nicht wird unterthan.
So hat es nämlich Gott gefügt;
Vor ihnen bangt drum jedes Volk.
Es gibt auch keines, das es wagt,
Mit ihnen anzufangen Streit;
Sie haben ihm dies beigebracht,
Es mit den Waffen dargethan.
Sie lehrten es dies mit dem Schwert,
Nicht etwa mit den Worten nur,
Nein, mit der Spitze ihres Speers,
Und deshalb fürcht' es ſie noch ſo.
Ein jedes Volk bedenke doch,
Daß es den Franken unterliegt,
Wofern es mit denſelben kämpft
Ob's Meder auch, ob's Perſer ſind.
Man duldet es bei ihnen nicht,
Daß über ſie ein König herrſcht,
Welch immer nur auf dieſer Welt,
Der nicht aus ihrem Stamme iſt,
Daß es auf dieſem Erdenrund
Ein anderer vielleicht verſucht
Aus irgend einer Völkerſchaft,
Daß er gebietet über ſie.
In ſeiner Umſicht, Tapferkeit
Ruht ihr Gedeihen alle Zeit;
Vor keinem Menſchen bangen ſie,
So lange nur ihr König lebt.
Er iſt in allem raſch voran,
So wie ein edler Held es ſoll,
Iſt weiſe auch und voller Mut;
Sie haben derer ſtets genug;
Er herrſchet auch mit hehrer Macht
Noch über manche Völkerſchaft
Und ſorgt für ſie ſo tadellos,
Wie für die Seinen, die zu Haus.
Und niemand iſt, der ihn verletzt,
Wofern der Franke ihn beſchützt,
Wenn ſeine Tapfern harren nur,
Zu decken ihn mit ihrer Schar.
Denn was ſich vornimmt dieſes Volk,
Das thut es alles ſtets in Gott,
Sie thuen auch das kleinſte nicht,
Ohn' einzuholen Gottes Rat.
Mit allem Eifer liegen ſie
Dem Worte Gottes immer ob,
Daß ſie erlernen alles das,
Was ihnen ſagt die heil'ge Schrift,
Daß ſie es bringen auch dahin,
Auswendig es zu ſingen dann,
Es zu erfüllen auch hierauf
Mit allergrößter Willigkeit.

Ludwigslied heißt ein fränkiſcher Freudenſang über einen von Ludwig III. im Jahre 881 bei Saucourt über die Normannen erfochtenen Sieg. Für den Verfaſſer wird ein flandriſcher Mönch, namens Hucbald gehalten. Der Dichter beginnt mit Ludwigs Kindheit, in der Gott des Vaterloſen Erzieher geweſen ſei. Zur Strafe für die Sünden der Franken läßt Gott die Normannen über das Meer kommen. Der König war ferne, aber Gott erbarmte ſich der Not des Volkes und befahl Ludwig zu Hilfe zu eilen.

Ther kuning reit kuono.	Der König ritt kühnlich
Sang lioth frano.	Sang ein Lied freiſam
Ioh alle saman sungun.	Und alle zuſammen ſangen
Kyrrie leison.	Kyrie eleiſon.
Sang uuas gisungan.	Sang war geſungen,
Uuig uuas bigunnan.	Kampf war begonnen,
Bluot skein in uuangon.	Blut erſchien in Wangen,
Spilodun ther urankon.	Da ſpielten die Franken.
Thar uaht thegeo gelih.	Da focht dem Helden gleich
Nichein soso hluduig.	Nicht einer wie Ludwig.
Snel indi kuoni.	Schnell und kühn
Thaz uuas imo gekunni.	Das lag ihm im Geſchlechte.
Suman thuruh skluog her.	Einige durchhieb er
Suman thuruh stah her.	Einige durchſtach er
Her skancta cehanton.	Er ſchenk e zu handen
Sinan vian:::	Seinen Fein(den)
Bitteres lides.	Von bitterem Leide.
Gilobot si thiu godes kraft.	Gelobet ſei die Gotteskraft

Hluduig uuarth sigihaft.	Ludwig ward ſieghaft,
Iah allen heiligon thanc.	Sagte allen Heiligen Dank,
Sin uuarth ther sigikamf.	Sein ward der Siegeskampf.

Ekkehard, ein Mönch von St. Gallen [† 973], bearbeitete einen Stoff der burgundiſch-hunniſchen Sage in lateiniſchen Hexametern als Waltharius de Aquitania: Walther von Aquitanien und Hildegunde verweilen als Geiſſeln am Hofe Etzels, des Königs der Hunnen. Von Sehnſucht nach der Heimat getrieben, ergreifen ſie mit vielen Schätzen die Flucht und gelangen glücklich in die Vogeſen. Dort ſucht ihnen Gunther, der Burgundenkönig, mit ſeinen Mannen, an deren Spitze der gewaltige Hagen ſteht, die mitgebrachten Goldſchätze abzunehmen. In dem nun folgenden Kampfe erliegen die Burgundenhelden dem tapferen Walther, und nachdem dieſer Gunther und Hagen verſtümmelt, ſchließen ſie Frieden.

Da ſchloſſen ſie den Frieden und jeder gab ſein Pfand:
Hier lag des Königs Schenkel, hier Walthers rechte Hand,
Dort Hagens zitternd Auge: nun redet unverweilt,
Hatten ſie nicht brüderlich die Heunenſchätze geteilt?

Die beiden ſaßen aufrecht, der dritte war zu ſchwach,
Und trockneten mit Blumen des Blutes heißen Bach.
Herr Walther rief die Jungfrau; ſie kam mit bleichem Mund:
Mit linden Linnentüchern verband ſie alles, was wund.

Darauf gebot ihr Trauter dem ſchönen Mägdelein:
„Kredenz uns jetzt zur Sühne den kühlen Labewein.
Der Erſte trinke Hagen; das iſt ein guter Held,
Wenn er, die er geſchworen, die Schwüre redlich auch hält.

„Dann reiche mir den Becher, der mehr als alle litt;
Des Trankes Neige teile dem Frankenkönig mit.
Bei unſern Heldenſpielen vergoß er wenig Schweiß;
Mag ihn die Wunde kühlen; vom Kämpfen ward ihm nicht zu heiß."

In allem ihm willfahrte die Tochter Herrichs.
Obwohl des Tranks begierig, verbat der Franke ſich's:
„Nicht mir gebührt die Ehre, erſt bring ihn deinem Herrn:
Er iſt mir überlegen, der Braut geſteh ich es gern.

„Nicht über mich nur ragt er, über alle hoch hinaus."
Da begann der dorn'ge Hagen mit Walthern neuen Strauß.
Mit unbezwungnem Mute, wiewohl am Leibe krank,
Sah man die Helden ſcherzen bei des Weines heiterndem Trank.

Wenn ſie zuvor die Hiebe gewechſelt und den Speer,
So tauſchten ſie nun Worte; der Witz flog hin und her.
Der Franke ſprach: „In Zukunft, wenn du den Hirſch erjagſt,
Von deſſen Leder Handſchuh' du zahllos gewinnen magſt,

„So fülle dir den rechten mit des Hirſches zartem Haar:
So glaubt man dich zweihändig, und doch iſt es nicht wahr.
Es war ſo viel Gerede von deiner ſtarken Fauſt;
Es kann geſchehn, daß manchem noch vor dem Scheinbilde grauſt."

Nun war die Reih' an Walther, daß er die Lanze warf:
„Wie blickſt du in die Zukunft mit einem Aug' ſo ſcharf!
Ich kann mit meinen beiden doch beſſer prophezein:
Vernimm, du ſollſt ein König unter Blinden künftig ſein.

„Du wirſt auf einer Seite dem Dienervolk mißtraun,
Beim Gruß mit queren Blicken auf deine Helden ſchaun.
Wenn ich den Hirſch erjage, verfehlt die Sau dein Spieß.
Aus alter Freundſchaft raten will ich, Trojaner, dir dies:

„Sobald du heimkommſt, hole dir Milch und Mehl herbei:
Die laß zuſammen kochen, ſo giebt es einen Brei.
Dein Auge wird dich ſchmerzen, da kommt der Brei dir recht;
Beginnt dich dann zu hungern, ſo ſchmeckt die Pappe nicht ſchlecht."

So erneu'n ſie unter Scherzen im Blut die Brüderſchaft,
Und immerdar bewährte ſich fürder ihre Kraft.
Den lahmen König hoben die beiden dann aufs Pferd,
Bevor gegen Worms die Franken, der Held zur Heimat ſich kehrt.

Da empfing man wohl den Kühnen mit ſeiner ſchönen Braut;
Auch ward ihm Hildegunde bald feſtlich angetraut.
Sie liebten ihn im Lande, wo nach des Vaters Tod
Er dreißig Jahre glücklich dem Volke der Goten gebot.

Was ſeine Kraft vollbrachte ſeitdem in manchem Streit,
Davon iſt viel geſungen in deutſchen Landen weit;
Dies Lied hat hier ein Ende: uns ſagt das Waltherslied
Nur wie er mit Hildegunden aus der Heunen Lande ſchied.

(Aus der Bearbeitung von K. Simrock.)

Roswitha (Hrotsvith), geb. 935, † 1000, war aus vornehmem ſächſiſchen Geſchlechte entſproſſen und wurde Nonne zu Gandersheim; ſie iſt die älteſte bekannte deutſche Dichterin. Roswitha ſchrieb in lateiniſcher Sprache religiöſe Komödien, welche mit Vorliebe weibliche Blutzeugen preiſen, ferner Legenden und ein „Leben Kaiſer Otto des Großen". Lange blieben ihre Dichtungen verſchollen, bis 1501 der Humaniſt Konrad Celtes eine Abſchrift derſelben auffand und veröffentlichte.

Frau **Ava,** eine im Jahre 1127 zu Göttweig in Oeſterreich geſtorbene Klausnerin, iſt die erſte uns bekannte Frau, welche in deutſchen Verſen dichtete. Von ihren Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß ſie früher verheiratet war und 2 Söhne hatte. Sie hinterließ eine dichteriſche Bearbeitung des Lebens Jeſu.

Heinrich von Mölk lebte um 1160 im Kloſter Mölk an der Donau als Mönch, nachdem er früher in ritterlichem Weltleben die Nichtigkeit irdiſchen Glanzes und irdiſcher Freuden erkannt hatte. Mit ſcharfen Worten rügt er in ſeinem Liede „von dem gemeinen Leben" die Laſter aller Stände, ſtellt in ſeinem 2. Gedichte „von des Todes Gehügede (Gedenken)", der in Lüſte verſunkenen Welt das Bild des unvermeidlichen Todes entgegen und ſchildert in einer unvollendet gebliebenen Dichtung die Verderbnis des geiſtlichen Standes, „das Pfaffenleben". Heinrich iſt ein echter Dichter von tiefem Gefühle, dem auch eine gewaltig ergreifende Sprache zu Gebote ſteht.

Annolied. — Anno, Erzbiſchof von Köln, war unter Heinrich III. Kanzler des Reiches, während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. eine Zeit lang Verwalter der kaiſerlichen Macht, als geiſtlicher Fürſt ausgezeichnet durch ſeinen Wandel, wie durch den Eifer in der Ueberwachung der klöſterlichen Zucht, Gründer von Kirchen und Klöſtern, geſtorben 1075. Im Jahre 1183 wurde er vom Papſte unter die Heiligen verſetzt. In dieſer Zeit, etwa hundert Jahre nach ſeinem Tode, entſtand der Lobgeſang auf ihn. — Der Dichter beginnt damit, die Schöpfung der Welt und den Sündenfall zu erzählen. Die Unſeligen aus der Hölle zu befreien, ſandte Gott ſeinen Sohn und nach ihm die zwölf Boten und alle Märtyrer. Namentlich den „trojaniſchen Franken" hat Gott ſo viel Heilige geſandt, auch Anno, der in Köln, der hehrſten aller Burgen, geweiht wurde. — Nachdem ſo der Dichter bei ſeinem Helden angelangt iſt, hebt er wieder beim Entfernteſten an, bei Ninus, der zuerſt unter den Menſchen Krieg führte, geht dann auf Semiramis über, die Babylon gebaut, deſſen ſpätere Beherrſcher Krieg über alle Völker gebracht, auch Jeruſalem verbrannt haben. Zu dieſer Zeit lebte Daniel und erzählte ſeine Träume von den vier Tieren, Löwe, Bär, Leopard und Eber, den vier Weltmonarchien, Babylon, Chaldäa, Macedonien und Rom. Cäſar, der erſte Herrſcher Roms, gewann ſich die Deutſchen, Schwaben, Bayern, Sachſen, Franken, über deren Urſprung der Dichter die ſonderbarſten Vorſtellungen ausſpricht. Mit Hilfe der Deutſchen eroberte Cäſar Rom. Sein Nachfolger Auguſtus ſandte den Herrn Agrippa nach Deutſchland, dort Recht zu ſprechen und eine Burg zu bauen. Dieſe Burg war Köln. Darauf wurden Worms, Speier, Mainz, Metz und Trier gebaut. Aber den vier Weltmonarchen gegenüber war ein geiſtliches Königtum entſtanden, das Chriſtentum. Von Chriſtus geſandt, kam St. Petrus nach Rom, der drei heilige Männer zu den Franken ſandte, die zuerſt in Trier, dann in Köln, predigten. Nach ihnen lehrten viele heilige Männer dort, und der dreiunddreißigſte Biſchof in Köln war der heilige Anno, der, „wie die Sonne ihr Licht zur Erde und zum Himmel ſendet, ſo vor den Menſchen und vor Gott leuchtend wandelte." Nun werden die Tugenden Anno's geſchildert, Wahrheitsliebe, Güte, Klugheit, Demut. Als er die vielen Verwirrungen im Reich nicht zu verſöhnen hoffen konnte, verdroß es ihn, länger zu leben. Da, als er einſt nach Saalfeld in Thüringen ritt, that ſich der Himmel ihm auf, er ſah die göttliche Wonne, von deren Anblick er ſo beſtürzt wurde, daß er erkrankte. In der Nacht darauf kam er im Traum in einen königlichen Saal, auf allen Stühlen ſaßen heilige Biſchöfe, nur einer war unbeſetzt. Er aber durfte ſich nicht darauf ſetzen, bevor er einen Fleck, der ihm auf der Bruſt haftete, nicht ausgelöſcht hatte. Er gab den Kölnern, die ſich an ihm verſündigt hatten, Verſöhnung und trat zur ewigen Gnade vor Gott. An ſeinem Grabe aber wirkt Gott Wunder an den Kranken und Lahmen.

Heinrich der Glicheſäre (Gleißner), um 1170, deutſcher Bearbeiter einer franzöſiſchen Tierſage. Die Tierſage haben die Germanen wohl ſchon aus der Urheimat mitgebracht und weiter gepflegt. Die einheimiſchen Tiere, Wolf (Iſengrim) und Fuchs (Reinhart: der Erzſchlaue) wurden die Hauptträger derſelben. Um das Jahr 1148 entſtand durch Magiſter Nivardus in Gent ein lateiniſches Gedicht, welches eine Reihe Geſchichten von Wolf und Fuchs erzählt. Vorzugsweiſe Geiſtliche ſcheinen die Tierſage weiter gebildet zu haben. Im 12. Jahrhundert ſchuf der elſäſſiſche Dichter Heinrich der Glicheſäre nach franzöſiſchen Quellen ein Gedicht Reinecke Fuchs. Hauptinhalt bildet die Krankheit des Löwen, die durch eine Ameiſe bewirkt iſt, welche ihm ins Gehirn gekrochen. Der Löwe hält die Krankheit für eine Strafe Gottes, da er ſo lange nicht Gericht gehalten habe. Auf ſeinen Ruf kommen alle Tiere, nur der von vielen verklagte Fuchs nicht, der, als er wiederholentlich gerufen wird, die erſten Abgeſandten, den Bären, den Kater foppt, endlich erſcheint und den König zu heilen verſpricht, wenn er ſich vom Wolf, vom Bär und vom Kater den Pelz verſchaffe, um darunter Schweiß zu treiben. Auch andere Tiere empfinden ſeine Rache, andere verlaſſen ängſtlich den Hof, an dem nun Reinhart freies Schalten hat. Er lockt durch Schwitzen die Ameiſe aus dem Gehirn, befreit ſich aber gleich darauf durch Gift, das er dem Könige reicht, von ſeinem läſtigen Oberherrn. Glücklich gelangt er in ſeine Burg zurück und treibt ſein Weſen nach wie vor. (Der Löwe heißt in dem Gedicht vrevel [franz. noble] oder der künec; der Bär, des Königs Kapellan, Brûn, d. i. braun; der Kater Diepreht, diebiſch; der Dachs Krimel, grimmig; der Wolf Isegrîn, Eiſenrachen; des Fuchſes Burg Uebelloch.)

Reinhart zôg ze neste.	Reinhart zog zu Neſte;
er vorhte vremde geste:	Er fürchtete fremde Gäſte,
ein hûs worhter balde	Sein Haus machte er balde
vor eime loche in deme walde;	Vor einem Loch im Walde,
dâ truoger sîne spîse în.	Da trug er ſeine Speiſe hin.
eines tages gienc her Isegrîn	Eines Tages ging Herr Iſegrim
bî daz hûs in den walt.	Vorbei dem Hauſe in den Wald
sîn kumber was manecvalt:	Sein Kummer war mannigfalt
von hunger leit er arbeit.	Vom Hunger litt er not
ein laster was im aber gereit.	Ein Schimpf war ihm aber bereitet.
Reinhart was wol berâten:	Reinhart war wohl verſehen;
dâ hâte er gebrâten	Da hatte er gebraten
æle. die smacte Isegrin:	Aale, die roch Iſegrim
[er dâhte] „ahâ, diz mac vil wol sîn	„Holla, das kann ſehr wohl ſein
ein teil guoter spîse."	Ein Teil von guter Speiſe"
der smac begundin wîsen	Der Geruch begann ihn zu weiſen
für sînes gevateren tür.	Vor ſeines Gevatters Thür.
dâ sazte sich her Isengrîn für:	Herr Iſegrim ſetzte ſich davor
dar an er bôzen begunde.	Daran zu pochen begann er.
Reinhardt wunder kunde.	Reinhart verwunderte ſich
[er sprach] „wan gêt ir nit dannen stân?	„Warum geht ihr nicht weiter weg?
da sol tâlanc nieman ûz gân,	Hier ſoll tagsüber niemand ausgehen
daz wizet, noch wol her în.	Das wiſſet, noch etwa herein.
war tuostu, müedinc, dînen sin?	Wohin thuſt du, Läſtiger, deinen Sinn?
wan bert ir vil schône:	Warum benehmt ihr euch nicht ſchöne?
iz ist tâlanc after nône:	Es iſt jetzt ſchon nach der None
wir münche spræchen niht ein wort	Wir Mönche ſprechen nicht ein Wort,

umb der Nibelunge hort.“	Nicht um den Nibelungenhort.“
„gevatere“ sprach her Isengrîn,	„Gevatter,“ ſprach Herr Iſegrim,
„wildu hie gemünchet sîn	„Willſt du Mönch hier immer ſein
iemer unz an dînen tôt?“	Bis an deinen Tod?“
„jâ ich“ sprach er: „ez tuot mir not:	„Ja,“ ſprach dieſer, „es thut mir not:
du wôldest mir ân schulde	Du wollteſt mir ohne meine Schuld
versagen dîne hulde,	Verſagen deine Huld,
und woldest mir nemen daz leben.“	Wollteſt mir nehmen das Leben.“
er sprach „ich will dir vergeben,	Er ſprach: „Ich will dir vergeben,
ob du mir iht hâst getân,	Wenn du mir etwas haſt gethan,
daz ich dich müge ze gesellen hân.“	Daß ich dich kann zum Genoſſen haben.“
„daz mahtu“ sprach Reinhart:	„Das kannſt du“, ſprach Reinhart,
„mîn leben werde niht gespart,	„Mein Leben werde nicht verſchont,
ob ich dir ie tæte einen wanc.	Wenn ich dir je thue einen Trug;
woldestu mirs wizen danc,	Wollteſt du mir's wiſſen Dank,
zwei âles stüke gæbe ich dir:	Gebe ich 2 Aalſtücke dir,
diu sint hiut über worden mir.“	Die ſind heute übrig mir.“
des wart Isengrin vrô.	Des ward Iſegrim froh
„ich wære iemer mê gesunt“	„Ich wäre immerdar wohlauf“
sprach der tôre Isengrin,	Sprach der Thor Iſegrim,
„soldich dâ hinne koch sîn.“	„Sollte ich darinnen Koch ſein.“
[Reinhart sprach] des mahtu genuoc hân:	„Des kannſt du genug haben.
wildu hie bruoderschaft enphân,	Willſt du hier die Bruderſchaft empfangen,
du wirdest meister über die brâten.“	So wirſt du Meiſter über die Braten.“
dô wart er sân berâten:	Da war er ſchnell entſchloſſen.
„daz lobich“ sprach Isengrîn.	„Das gelobe ich,“ ſprach Iſegrim.
„nu stoz“ sprach er „dîn houpt her în.“	„So ſtoß,“ ſprach er, „dein Haupt herein.“
des was Isengrîn bereit:	Dazu war Iſegrim bereit;
dô nâhet im sîn arbeit.	Da naht' ihm ſeine Mühſal.
dar în stiez, er sîn houbet grôz:	Hinein ſtieß er ſein Haupt ſo groß,
bruoder Reinhart in begôz	Bruder Reinhart ihn begoß
mit heizem wazer, daz ist wâr:	Mit heißem Waſſer, das iſt wahr.
daz fuortim abe hût unte hâr.	Das riß ihm ab Haut und Haar.
er sprach „diz tuot wê mir.“	Er ſprach: „Das thut weh mir.“
Reinhart sprach „wænet ir	Reinhart ſprach: „Wähnet ihr
mit senfte baradis besizen?	So leicht das Paradies zu beſitzen?
daz kumet von unwizen.	Das kommt von Unwiſſenheit,
ir mugt gerne lîden dise nôt.	Ihr könnt gerne leiden dieſe Not;
gevatere, swennir liget tôt,	Gevatter, wenn ihr lieget tot,
diu bruoderschaft ist sô getân,	So iſt die Bruderſchaft ſo gethan,
an tûsent messen sult ir hân	An tauſend Meſſen ſollt ihr haben
teil allertegelich:	Teil alle Tag;
die von Zitiâs füerent dich	Die von Citeaux führen dich
ze dem vrône himelrîche:	In des Herrn Himmelreich;
daz wize gewærliche.“	Das wiſſe wahrlich.“
Isengrîn wânde iz wære wâr:	Iſegrim glaubte, es wäre wahr;
beide sîn hût und sîn hâr	Beides, ſeine Haut und ſein Haar,
rouw in vil kleine.	Reute ihn nur wenig.

Reinhart verſpricht dem Wolf ihn an den Kloſterteich zu führen, in dem es Fiſche genug gebe. Voll Begierde folgt Iſegrim an den zugefrorenen Weiher. Des Waſſerſchöpfens wegen iſt ein Loch in das Eis gehauen. Der Fuchs bindet nun an den Schweif des tölpiſchen Wolfes einen Eimer und heißt ihn denſelben ſtatt eines Netzes ruhig in das Loch halten; er ſelbſt wolle die Fiſche zutreiben.

Isengrin pflac tumber sinne:	Iſegrim war thöricht;
im gevros der zagel drinne.	Ihm fror der Schweif darinnen.
„dirre eimber swært,“ sprach Isengrin.	„Der Eimer wird ſchwer,“ ſprach Iſegrim.
„dâ hân ich gezelet drin	„Nun hab' ich gezählt darin
drîzic æle,“ sprach Reinhart:	Dreißig Aale,“ ſprach Reinhart,
diz wirt uns ein nüzin vart.	„Das wird uns eine gute Fahrt.
kundet ir nu stille gestân,	Könntet ihr nur ſtille ſtehn,
hundert wellen iezuo în gân	Hundert wollen dazu hineingehn.
alsez dô begunde tagen,	Als es nun begann zu tagen,
Reinhart sprach „ich will iu sagen,	Sprach Reinhart: „Ich will Euch ſagen,
ich vürhte wir unser richeit	Ich fürchte, daß wir unſern Reichtum
wil sêre entgelten. mir ist leit	Gar ſehr büßen. Mir iſt leid,
daz sô vil vische dinne ist.	Daß ſo viel Fiſche drinnen ſind,
ine weiz hie zuo deheinen list.	Ich weiß dazu keine Hilfe.
ir muget sie, wæn ich, erwegen,	Ihr könnt ſie, glaub ich, bewegen,
ob ir sie muget her ûz gelegen.	Ob ihr ſie könnt herausziehen.
Isengrîn zoken geriet:	Iſegrim zu ziehen begann;
daz îs wolde smelzen niet:	Das Eis wollte nicht ſchmelzen.
vil schiere ez schône tac wart:	Gar bald es heller Tag ward,
dannen huop sich Reinhart.	Von dannen ging Reinhart.
Isengrîn der vischære	Iſegrim, der Fiſcher,
der vernam vil leidin mære:	Vernahm ſehr böſe Kunde.
er sach ein rîter komen:	Er ſah einen Ritter kommen,
der hâte hunde zim genomen;	Der hatte Hunde zu ſich genommen.
er quam ûf Isengrînes vart:	Er kam auf Iſegrims Spur,
daz vischen im ze leide wart.	Das Fiſchen dem zu Leid geriet.
der rîter her Birtin hiez:	Der Ritter Herr Birtin hieß,
dehein tier er ungelabet liez:	Kein Tier er ungejaget ließ.
alser Isengrînen sach,	Als er Iſegrim ſah,
zuo den hunden er dô sprach	Zu den Hunden er da ſprach:
„zuo“ und begunde si schupfen:	„Drauf“, und begann ſie zu reizen;
do gerieten sie in rupfen.	Da fingen ſie an, ihn zu zauſen.
Isengrin beiz alumbe sich:	Iſegrim biß rings um ſich;
sîn angest was niht gemelich.	Seine Angſt war nicht ſpaßhaft.
her Birtin quam gerant;	Herr Birtin kam gerannt,
sîn swert begreif er zehant,	Sein Schwert ergriff er ſchnell.
Isengrîn was besezen.	Iſegrim war umlagert.
her Birtîn hâte ime gemezen,	Herr Birtin hatte abgemeſſen,
daz ern ruke solde trofen hân:	Daß er ſeinen Rücken treffe.
do begunden im die vüeze engân:	Da begannen ſeine Füße zu weichen,
von dem slipfe er nider quam:	Durch die Glätte er zu Falle kam;
der val im den swanc nam.	Der Fall nahm ihm den Schwung.
umb den val ers niht enlie:	Wegen des Fall's ließ er nicht nach,
an den knien er dô wider gie.	Auf den Knien ſtrebte er wieder hin
diu glete im aber den slac verkêrte,	Die Glätte aber wendete den Schlag,
daz er im den zagel versêrte,	So daß er ihm nur den Schweif verletzte
unde sluogen im gar abe.	Und ihn ganz abſchlug.
si heten beide grôze missehabe:	Nun hatten beide großes Mißbehagen:
dâ was hern Birtînez clage	Es war Herrn Birtins Klage,
daz er hete vermisset ame slage;	Daß er verfehlt den Schlag.
ouch klagete sêre her Isengrîn	Auch beklagte ſehr Herr Iſengrin
den vil lieben zagel sîn:	Seinen ſo ſchönen Schweif.
den muoser dâ ze pfande lân.	Den mußt er da zum Pfande laſſen,
dannen begunder balde gân.	Schnell eilte er von dannen.

Das **Alexanderlied** des Pfaffen Lamprecht ſtammt aus einer franzöſiſchen Quelle des Aubry de Beſançon (deutſch: Elberich von Biſunzun), welcher Lamprecht beinahe wörtlich nacherzählt. Als letzte Quelle aber, darf eine aus dem Altertume ſtammende Erzählung angeſehen werden. Nach Alexander des Großen kurzer Jugendgeſchichte werden deſſen Kämpfe und Siege, ein Zug in das fabelhafre Morgenland, ja bis an die Pforten des Paradieſes geſchildert, zu dem ihm jedoch der Einlaß verſagt wird. Die Märchenpracht des Orients ſpielt auch in den Sagen von Herzog Ernſt, König Rother, König Orendel und anderen eine Rolle.

Das **Rolandslied** vom Pfaffen Konrad, Kapellan im Dienſte Herzog Heinrichs des Löwen, verfaßt zwiſchen 1137 u. 1139, entſtand gleichfalls aus einer franzöſiſchen Quelle und wurde von Konrad zuerſt in lateiniſche dann in deutſche Verſe übertragen. Es erzählt den Untergang Rolands, eines der Paladine Karls des Großen, den die Sage zu einem Neffen des Kaiſers macht und ihn durch den Verrat ſeines Stiefvaters, des böſen Genelun, in dem Thale von Roncesvalles umkommen läßt. Das Geſchichtliche ſiehe in Einhart Kaiſer Karl.

Epiker des Mittelalters.

Heinrich von Veldeke, ein niederrheiniſcher Ritter, lebte um 1184 und wird von den ritterlichen Sängern als Vater der höfiſchen Kunſt geprieſen. Außer friſchen fröhlichen Minneliedern hat er als Hauptwerk das Heldengedicht „Die Eneit“ hinterlaſſen, welches das Schickſal des Aeneas von ſeiner Flucht aus dem brennenden Troja bis zu ſeiner Vermählung mit Lavinia, der Tochter des italiſchen Königs Latinus, ſchildert. Die Urquelle des Epos wäre die „Aeneide“ des römiſchen Dichters Virgilius, doch nicht nach dieſer arbeitete Heinrich von Veldeke, ſondern hielt ſich ſtreng an eine franzöſiſche Bearbeitung des lateiniſchen Gedichtes. Ein beſonderes Verdienſt des Dichters beſteht in einer aufmerkſamen Reimbildung. Ueber Heinrichs Lebensſchickſale wiſſen wir nur weniges. Die Eneit hatte er im Jahre 1175 begonnen und die Handſchrift, nachdem etwa 10 000 Verſe vollendet waren, der Herzogin von Cleve geliehen. Als dieſe mit dem kunſtliebenden Pfalzgrafen Hermann zu Sachſen (in den Jahren 1190—1217 Landgraf von Thüringen) ſich vermählte, wurde das Gedicht durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet und nach Thüringen gebracht. Erſt 9 Jahre ſpäter gelangte der Dichter durch den Pfalzgrafen in den Beſitz ſeines Werkes und vollendete es auf deſſen Bitte. Vorher ſchon hatte er dem großen Feſte zu Mainz beigewohnt, auf dem Kaiſer Friedrich I. (ſiehe dieſen) aus Anlaß des Ritterſchlages an ſeine Söhne Heinrich und Friedrich die Blüte der deutſchen und fremden Ritterſchaft vereinigte. — Auf die Entwicklung der ritterlichen Dichtung übte Veldeke großen Einfluß, und ſelbſt Wolfram von Eſchenbach nennt ihn ſeinen Meiſter und beklagt ſeinen frühen Tod.

Wolfram von Eſchenbach, † um 1220, der gewaltigſte und gedankentiefſte Dichter unter allen höfiſchen Epikern, gehörte dem ritterlichen Stande an und ſtammte aus Bayern, wahrſcheinlich aus Mittelfranken und zwar aus der Nähe von Ansbach. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur wenig. Armut zwang ihn ein wanderndes Leben zu führen, obwohl er auch eine kleine Burg, Wildenberg mit Namen, ſein eigen nannte. Auf Burg Heitſtein, im bayriſchen Wald, genoß er die Gaſtfreundſchaft der Markgräfin Eliſabeth von Vohburg, der Schweſter des bayriſchen Herzogs Ludwig. Wiederholt hielt er ſich auf der Wartburg, an dem Hofe des kunſtſinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen auf, wo er auch Walther von der Vogelweide kennen lernte. Aus den Gedichten erfahren wir, daß Wolfram verheiratet war und eine Tochter beſaß. Eigentliche gelehrte Bildung blieb ihm fremd; er ſelbſt ſagt im 2. Buch des Parzival ſtolz von ſich: Zum Schildeſamt (Waffenwerk) bin ich geboren, und an derſelben Stelle: „Ich kenne keinen Buchſtaben,“ und im 2. Buch des Willehalm:

Was in den Büchlein ſteht geſchrieben, Nicht anderswo gelehrt ich bin,
Des bin unkundig ich geblieben. Das, was ich weiß, giebt mir mein Sinn.

Um ſo ſtaunenswerter erſcheint uns Wolframs Gedächtnis, welches den Parzival, Willehalm ꝛc., zu behalten vermochte, bewundernswert die nicht unbedeutenden Kenntniſſe, welche der Ritter in verſchiedenen Wiſſenſchaften, Sternkunde, Naturgeſchichte, Theologie ꝛc., aufweiſt. Auch der franzöſiſchen Sprache war er einigermaßen mächtig. Wolfram ward in der Frauenkirche zu Eſchenbach, dem

Stammorte ſeines Geſchlechtes, beigeſetzt. Noch im 15. Jahrhunderte ſuchte der oberbayriſche Ritter Jakob Püterich von Reicherzhauſen, ein begeiſterter Verehrer der mittelhochdeutſchen Dichtung, das wohl erhaltene Grab anf, und der Nürnberger Patrizier Hans Wilhelm Kreß las, laut ſeinem Reiſeberichte, im Jahre 1608 auf dem Grabſteine die Worte: „Hie ligt der ſtreng Ritter Herr Wolffram von Eſchenbach ein Meiſter Singer."

Außer 8 lyriſchen Gedichten beſitzen wir von Wolfram 3 Epen: Titurel, Parzival und Willehalm. Die beiden erſteren gehören der Gralſage an, das letztere der franzöſiſchen Sage. Das Wort Gral ſtammt aus dem Altfranzöſiſchen (mittellateiniſch: gradalis) und bedeutet Schüſſel zum Auftragen koſtbarer Speiſen; die Sage aber verſteht darunter einen aus Luzifers Krone bei ſeinem Sturze gefallenen Edelſtein von ſchüſſelförmiger Geſtalt, den der Heiland beim Abendmahl benützte, und in dem Joſef von Arimathäa das Blut des gekreuzigten Erlöſers auffing. Nach der Zerſtörung Jeruſalems flüchtete Joſef mit dem Heiligtume und übergab es endlich dem 12. Sohne des Königs Ebron, der ſein ganzes Leben dem Gralsdienſte zu widmen wünſchte, mit dem Auftrage, wenn er ſterbe, einen anderen reinen Menſchen zum Hüter des Gral zu machen. Auf dem Berge Munſalwaeſche (Wildberg) wurde zur Aufbewahrung des heiligen Geſteines (Stein des Herrn) eine prächtige Burg erbaut und von auserleſenen Rittern, den Gralsrittern, „Templeiſe (Templer)", bewacht, an deren Spitze der Gralkönig ſteht. Dieſe Ritter mußten Keuſchheit, Treue, Demut geloben und bildeten eine Art von geiſtlichem Ritterorden. Der Anblick des Grals ſelbſt verleiht alles, was ſich der Menſch wünſchen kann, er ſorgt darum auch für Speiſe, Kleidung, Waffen der Tempeleiſe. Der edle Stein iſt ſo ſchwer, daß alle Kräfte der Erde ihn nicht zu bewegen vermöchten, die Hand einer herzensreinen Frau aber kann ihn tragen. — Mit dem Gral und ſeiner geiſtlichen Ritterſchaft ſteht in Gegenſatz König Artus und ſein Hof. Hier herrſcht die Minne und äußere Ehre, dort Glaube und Demut, hier glänzte weltliches, dort ſtellte ſich ideales geiſtliches Rittertum dar. Parzival wurde Vertreter der Gralsrichtung, Gawan des Weltrittertums. Der franzöſiſche Sänger Chretien de Troyes (Chreſtien de Troies) hatte zuerſt dieſen Stoff zu bearbeiten verſucht (etwa um das Jahr 1170) und Wolfram hat aus ihm, wie aus Guiot (Kyot), einem anderen franzöſiſchen Dichter, geſchöpft.

Parzival iſt der Sohn Gamurets von Anſchau (Anjou) und der Herzeleide von Waleis und Norgals. Sein Vater war ſchon vor ſeiner Verbindung mit Herzeleide, auf einem ritterlichen Zuge, im Morgenlande geweſen; und ſogleich nachdem er Herzeleide im Turnier gewonnen hatte, zog er wiederum auf Abenteuer aus. Abermals im Morgenland für Baruch von Baldag kämpfend, fand er den Tod. Herzeleide widmete ſich darauf mit ganzer Liebe ihrem Sohne, verließ um ſeinetwillen die Welt, zog in die Wüſte von Soltane, wo ſie reuten und pflügen ließ und verhindern wollte, daß er von Ritterſchaft jemals Kunde erhielt. Ein weiches Gemüt bildete ſich in dem Knaben; der Geſang der Vögel rührte ihn. Wenn er ein Vöglein von ſeinem Bolzen getroffen ſah, raufte er die Haare und weinte. Als er zum Jüngling herangewachſen war, geſchah es doch einſtmals, daß durch den Wald Ritter des Weges zogen. Und, wie von einem Wunder überraſcht, erinnerte er ſich beim Anblicke dieſer glänzenden Rüſtungen des Wortes, das ſeine Mutter ihm von Gott geſprochen hatte: „er iſt viel lichter als der Tag." Er glaubte in den Rittern Gott zu ſehen und fiel zum Gebet auf die Knie. Der Fürſt der Ritter ſprach: „Ich bin nicht Gott, und ſäheſt du recht, ſo würdeſt du in uns vier Ritter erblicken." Auf Parzivals ſtaunende Frage: „Was nennſt du Ritter? wer kann Ritterſchaft geben?" antwortete der Fürſt: „Das thut König Artus." Und ſogleich erwachte das Verlangen unwiderſtehlich in ihm, von König Artus Ritterſchaft zu erlangen. Da war Herzeleide's Unglück entſchieden. Zwar legte ſie ihm eines Thoren Gewand an, ob Parzival vielleicht durch den Spott der Welt zu ihr zurückgeführt werden könnte, aber ſie hoffte es nicht. Und nachdem ſie die Lehren ihres mütterlichen Herzens ihm mitgegeben hatte, „offenbare Gefahren zu meiden, die Leute auf den Wegen freundlich zu grüßen, von weiſen Männern Zucht anzunehmen, keuſcher und guter Frauen Gunſt zu ſuchen," ging er hinweg. Herzeleide fiel tot zu Boden, als ſie ihren Sohn nicht mehr ſehen konnte. — Parzival war von einnehmendem Aeußeren, offen und gutartig, anch ſtark und ohne Furcht, aber täppiſch und einfältig. Seinen Namen kannte er nicht einmal, da ſeine Mutter ihn nur bon fîz (fils), scher fîz, genannt hatte. Er erfuhr ihn erſt von einer Verwandten ſeiner Mutter, die ihn aus ſeinen Worten erkannte. Trotz des Ungeſchickes und der Einfalt wurde ihm doch beim erſten Anblick aller Zuneigung zu teil; und ſogleich am erſten Tage, da er eben an König Artus Hofe in Nantes angelangt war, empfing er vom Könige auch ſchon die Erlaubnis, im Kampfe Ritterſchaft zu erwerben. Mit Kraft beſtand er ſeinen Gegner; ritt alsdann, mit der Rüſtung des Ueberwundenen angethan, und auf deſſen ſtarkem Roſſe weiter; und kam zur Burg des alten weiſen Gurnemanz. Dieſer nahm ihn auf, gewann ihn lieb und unterwies ihn in ritterlicher Sitte. Folgendes iſt der Hauptinhalt ſeiner Lehren: „Nicht wie ein Kind reden, ſtets an das rechte Maß denken; nicht allzuviel fragen, aber beſonnene Gegenrede nicht verſagen; nicht untreu in der Minne ſein, ſondern daran denken, daß der Mann und das Weib eins ſind, wie Sonne und Tag, die man nicht ſcheiden kann; dem Kummervollen zur Hilfe bereit ſein, doch Erbarmen mit Kühnheit paaren." Auf eine neue Stufe des innern Lebens war Parzival gehoben, ſeitdem er dieſe Lehren vernommen hatte. Es trieb ihn ins Weite hinaus, ſie zu erproben und ſich zu bewähren. Da fand er Gelegenheit, für eine ſchöne Königin zu kämpfen, für Kondwiramur zu Pelrapeire. Er gewann ihre Hand und ihr Reich, verlebte bei der werten Königin unter Ritterſpiel und Feſten ſchöne Tage; es fehlte ihnen nichts, und beider Minne war ohne Wanken, Da bat Parzival eines Morgens um Urlaub: er wollte nach ſeiner Mutter ausſehen, vielleicht träfe er unterwegs auch ein Abenteuer, das er ſeiner Holden zu Ehren beſtehen könnte. — Auf dieſer Fahrt gelangt er an einen See, wo er von einem reich gekleideten Fiſcher Einlaß in ein Schloß erhält, deſſen Pracht und Wunder über alle Maßen ſind. Alles regt ihn zum Staunen und Fragen an: daß er in dem Fiſcher den König der Burg wiedererkennt, daß bei einer bluttriefenden Lanze, die durch den Saal getragen wird, alles in Klagen ausbricht, daß der heilige Gral ſelbſt von einer jungfräulichen Königin (Repanſe de Schoie) herbeigetragen wird, daß er durch die geöffnete Thür einen Greis auf dem Spannbette ruhen ſieht. Aber er erinnert ſich der Lehren des alten Gurnemanz, der ihm Beſcheidenheit empfohlen und nicht zuviel zu fragen geraten hatte. Er ahnt nicht, daß er in einer höheren ritterlichen Gemeinſchaft ſich befinde, wo das weltliche Geſetz der höfiſchen Sitte nicht gilt, im geiſtlichen Rittertum, wo nur Ehre erwirbt, wer inbrünſtig verlangt und aus innerem Triebe unaufgefordert fragt und fordert. Er ſchweigt anch, als der Wirt des Hauſes ihm ein koſtbares Schwert zum Geſchenk giebt. Alles iſt an ihm verſucht; aber er hat die Prüfung nicht beſtanden; ſein Sinn ſcheint verſchloſſen. Da ſieht er ſich am nächſten Morgen aus der Burg ausgeſtoßen. Niemand iſt da, ihn zu bedienen, die ganze Burg menſchenleer; doch ſein Pferd ſteht geſattelt auf dem Hofe. Als er über die Zugbrücke hinausgeritten, ruft ihm ein Knappe nach: „Er ſei eine Gans! der höchſte Preis ſei ihm verſagt, da er den Mund nicht geöffnet habe." Als er draußen im Freien die Größe ſeines Unglücks inne wird, kommt noch ein anderer Schmerz über ihn, die Erinnerung an ſeine Gemahlin. Ganz in Elend verſenkt, merkt er nicht die Annäherung des Königs Artus mit ſeiner Ritterſchaft. Aber in Kämpfen, zu denen ſie ihn wiederholentlich herausfordern, bewährt er ſich als der ſtärkſte; und bald erklären alle am Hofe Artus ihn für würdig in die Tafelrunde aufgenommen zu werden. Glänzend wird das Feſt der Aufnahme gefeiert, aber unerwartet unterbrochen. Denn Kundrie la Sorzière, die ſchreckliche Botin des Gral, erſcheint und erklärt die Tafelrunde durch Parzival's Aufnahme für entehrt. Da wendet ſich, als er aus der Helden Mitte ſcheiden will, ſein Freund Gawan zu ihm. „Dir ſteht auf deiner Fahrt noch mancher Kampf bevor; doch gebe Gott dir Glück dazu!" ſagt er. Aber Parzival ruft ihm zu: „Weh, was iſt Gott?" Denn die Erfahrungen ſeines Lebens haben ihm den Glauben geraubt. — In langen Unterbrechnngen ſehen wir Parzival wieder, immer nur um zu erfahren, daß um beides, um den Gral und um Kondwiramur, ihm ſo wehe iſt. Zu ſeiner Gemahlin will er nicht zurück, bevor er den Gral nicht wiedergefunden hat. Aber wen er auch nach dem Gral fragt, kein Menſch kann ihm Auskunft geben. Wo er auch eine Spur zu finden meint, verſchwindet ſie ſogleich wieder vor ihm. Da zählt er nicht mehr Tage, nicht Wochen, denkt nur mit Groll an den, von dem allein Rettung kommen kann, bis er endlich, nach mehr als fünf Jahren, am heiligen Leidenstage des Herrn, am Charfreitag, ſeiner Sünden gemahnt wird. Bei der erſten Regung zur Reue, die in ſeinem Herzen erwacht, nimmt Gott ſich ſeiner wieder an, denn Gott führt ſein Roß zu Fontane la Salwatſch (Quelle des Heiles) in die Gegend, welche Trevizent bewohnt. Der fromme Klausner erweckt in ihm das Vertrauen, daß Gottes Gnade allen zugewandt iſt, heißt ihn aber darauf verzichten, daß er mit ſeiner Kraft den Gral finden könne: „Gott allein iſt Führer zum heiligen Gral." Parzival erfährt hier alle Geheimniſſe der Burg auf Montſalwatſch: daß der König Anfortas an einer Wunde krank ſei, die er im Kampfe für die Liebe empfangen, daß ihm durch eine Lanze, die in ſeine Wunde getaucht werde, Erleichterung von dem Schmerz zu teil werde, daß der Anblick des heiligen Gral zwar ſein Leben friſte, ihn aber von der Wunde nicht befreie, daß dieſe vielmehr ſo lange unheilbar ſei, bis ein Ritter in die Burg gelange, der, ohne dazu aufgefordert zu ſein, nach dem Grunde des Leidens frage. Parzival erfährt auch, wie nahe er mit dem Königsgeſchlecht zu Monſalwatſch verwandt iſt: denn Titurel, der ſchöne Greis, der in der Burg auf dem Spannbette ruhte, iſt ſeiner Mutter Großvater; Anfortas, der König, ferner die jungfräuliche Königin Repanſe de Schoie, auch Trevrizent, der ihm alle dieſe Auskunft geben kann, ſind ſeiner Mutter Geſchwiſter. Um ſo gewaltiger wird ſein Schmerz. als er einſieht, daß er das verloren hat, was Gottes Gnade ihm ſicher hat zuführen wollen. Aber er ſcheidet von dem Klausner nicht in Unmut, vielmehr ergeben in Gottes Willen, erwartend, was ihm beſtimmt iſt. Dies iſt die Stimmung, die Gott ihm bereitet: gläubige Demut. Und nun iſt die Zeit zur Erlöſnng aus ſeinen Prüfungen gekommen. Die Botin des Gral, die ihm früher geflucht hat, kommt ſelbſt. um ihm Gottes Erwählung zu melden: am Gral iſt eine Inſchrift erſchienen, die ihn zum König von Montſalwatſch beruft. Er erlöſt ſeinen Oheim von ſeinen Leiden. Parzival's Glück zu krönen, ſendet Gott ihm auch Kondwiramur mit ſeinen beiden Zwillingsſöhnen, Loherangerin und Kardeiz, die er nun zum erſten Mal ſieht. Loherangrin ſoll ihm im Gralkönigtum, Kardeiz in den weltlichen Reichen ſeines Vaters folgen.

Aus Parzival, 3. Buch.

Bezwungen von des Grams Gewalt,
Zog aus dem Land zu einem Wald
Sie in der Wildnis von Soltane;
Der Blumen halb dort auf dem Plane
Doch wahrlich nicht: in Leid ſo ganz
Verſenkt; wie ſchön ſie mochten prangen,
Sie wand ſie nimmer ſich zum Kranz
Hier barg die Flüchtige mit Bangen
Ihr Kind, ließ drauf von ihren Leuten
Notdürftig Äcker baun und reuten,
Und allen auf das Strengſte ſagen:
So einer würd', ob Mann, ob Weib,
Von Ritterſchaft zu ſprechen wagen,
Er müßt' es büßen mit dem Leib;
Denn wenn ihr Traut erführe je,
Wie es um Rittersleben ſteh' —
Nie würd' er davon abgelenkt,
Und ſie in neuen Harm verſenkt. —
So ward der junge Knab' geborgen
Und, einſam in der Wüſt' erzogen,
Durch der Mutterliebe Sorgen
Um königliche Zucht betrogen.

Man ließ ihm nach, mit ſeiner Hand
Zu ſchnitzen Bogen ſich und Pfeile.
Das war den Vögeln nicht zum Heile;
Er tötet' alle, die er fand.
Doch ſchoß er einen ihrer nieder,
Der kurz zuvor ſo ſüße Lieder
Geſungen noch, ſah man den Kleinen
Mit Schmerzgebärden um ihn weinen.
Er wuſch am Fluß ſich alle Morgen;
Noch wußte nicht ſein Sinn von Sorgen:
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da ſchwoll die kleine Bruſt ihm. Hin
Lief weinend er zur Königin,
Doch fragte ſie: was ihm geſchehn?
So wußt' er Rede nicht zu ſtehn,
Wie's oft bei Kindern noch geſchieht.
Frau Herzeleide, ſorgenwach,
Ging lang umſonſt dem Weſen nach,
Bis ſie den Knaben einſt erſieht,
Wie ganz verloren er in Träumen
Den Vöglein lauſchet auf den Bäumen.
Nun wohl erkennend, wie ihr Sang
Des Söhnleins Herz ſo ſehnend zwang,
Schwur Haß den böſen Vögeln ſie;
Und daß ihr Singen nie mehr hie
Ihr Kind betrübe, ſandte Knechte
Sie aus, die Vöglein gut' und ſchlechte
Zu fangen all' und umzubringen.
Doch Vöglein waren wohl beraten;
Gar manche ſchlüpften aus den Schlingen,
Und ſüßer nur durch Hain und Saaten
Schien nun ihr Liedchen zu erklingen.
Der Knabe drauf zur Kön'gin ſprach:
„Was ſtellt man doch den Vögeln nach?
Weh, Mutter, wende ihre Not,
Gieb ihnen Frieden noch zur Stund." —
Die Mutter küßt ihn auf den Mund,
Und rief: „Wie konnt' ich das Gebot
Des höchſten Gottes auch verkehren,
Der ſie zu Freuden nur erſchuf!"
Der Knabe horchte ihrem Ruf
Mit Acht, und ſagte: „Laß mich hören,
Mutter mein, was iſt das: Gott?"
„‚Mein Sohn, ich ſag dir ſonder Spott" —
Begann ſie — „wie der Tag ſo licht
Iſt er, von Menſchenangeſicht;
Ihn flehe an in jeder Not;
Denn ſtäte Hilfe immer bot
Barmherzig er der Welt, und liebend.

Doch einer heißt der Hölle Wirt;
Schwarz iſt er, Untreu ſtets nur übend.
Wie der auch lockend dich umkirrt,
Stets wende von ihm die Gedanken,
Von ihm, und von des Zweifels Wanken.'"
So lernt' er's Licht und Finſtres unterſcheiden
Und Gutes üben und das Böſe meiden.
So ging er auch an jenem Tag
Nach ſeiner Art dem Waidwerk nach,
An einem Berghang niederſchweifend
Und auf dem Blatt dem Wilde pfeifend:
Da tönte Hufſchlag zu ihm her.
Er greift geſchwind zu ſeinem Speer
Und lauſcht; „Was war's, das ich vernommen?
Will etwa gar der Teufel kommen
Mit Zornes Grimm? Er mag nur gehn!
Ich würd' ihn ſicherlich beſtehn.
Die Mutter grauſes von ihm ſagt;
Doch mein' ich, an Mut iſt ſie verzagt."
So ſtand er da in Streitbegehr.
Sieh, da trottierten Ritter her,
Gewappnet alle gar und ganz,
Hellblitzend in der Sonne Glanz.
Der Knabe wähnte ſonder Spott:
Ein jeder ihrer ſei ein Gott.
Drum warf er nieder auf die Knie
Sich mitten in dem Weg und ſchrie:
„Hilf Gott; denn Du kannſt Hilfe reichen!"
Der Vorderſte hieß zornig weichen
Den unberatenen Waleiſen,
Der ihn im vollen Laufe ſtill
Zu halten zwang mit ſeinem Preiſen;
Wobei ich nur bemerken will:
Den einen Ruhm, wie an uns Bayern,
Muß ich auch an Waleiſen feiern.
Wenn tapfer zwar, täppiſcher doch
Als bayriſch Volk ſind dieſe noch.
Wer ſein Geſchick in dieſen beiden Landen
Zur Welt mitbringt — ein Wunder iſt vorhanden.
Noch lag der Knab' auf ſeinen Knieen,
Als noch ein Ritter, ſchön geziert,
Mit Eil' herankam galoppiert.
Es trug ein ſtattlich Streitroß ihn;
Er ſchien zum Kampfe ausgeritten;
Denn wenig war vom Schilde ganz.
Graf Ultre-Lac Karnahkarnanz —
„Wer ſperrt den Weg?" — mit rauhen Sitten
Schnaubt er alſo den Knaben an.
Doch dieſem wie ein Gott gethan
Erſchien auch er, da vorher nimmer
Sein Aug' erblickte ſolchen Schimmer.
Der Wappenrock in ſchönen Wellen
Fiel bis zur Erde; an den Zügeln,
An Schild und auch an beiden Bügeln
Erklangen kleine gold'ne Schellen,
So daß, wenn von des Gegners Degen
Im wilden Kampf der Schild erdröhnte,
Ihr Klingen hold dazwiſchen tönte.
Doch ſanftren Tones fragt' entgegen,
Bezwungen von der Schönheit Glanz
Des Knaben, drauf Karnahkarnanz:
„Nun ſagt mir, Jungherr, ſonder Weile:
Saht ihr zwei Ritter hier mit Eile
Vorüberfliehn? Eine Schande
Sind ſie dem ganzen Ritterſtande,
An Männertugend gar verzagt.
Gewaltſam führten eine Magd
Sie mit ſich, die ſie frech geraubt."
Der Knabe nach wie vor doch glaubt,
Bedenkend ſeiner Mutter Lehre
Von licht und finſter, es verkehre
Ein Gott mit ihm; drum ſprach das Kind
Sein voriges Gebet geſchwind:
„Ach hilf mir, hilfereicher Gott,
Der Hilfe giebt in aller Not."
Der Fürſt darauf: „Ich bin nicht Gott,
Doch leiſte gern ich ſein Gebot.
Wärſt du der Wahrheit auf der Spur —
Du ſähſt in uns vier Ritter nur."
Da fragt der Knabe fürbas:
„Du nennſt da Ritter; was iſt das?
Sag an, haſt du nicht Gotteskraft,
Wer kann denn geben Ritterſchaft?"
„‚Die teilt der König Artus aus;
Ja, kommt ihr einſt zu deſſen Haus,
So mögt ihr Ritters Namen nehmen,
Des ihr euch nimmer habt zu ſchämen.
Denn ſeh ich euer Weſen an
Und euren Leib ſo wohlgethan,
Acht' ich euch wohl von Ritters Art.'"
Der Knabe fragte weiter dreiſt,
Weshalb er laut belachet ward:
„Ei, Ritter, Gott — ſei wer du ſeiſt —
Du haſt ſo viele Ringe
Um deinen Leib gebunden,
Um Arm und Bein gewunden;
Wozu ſind dieſe Dinge?"
Und drauf betaſtend mit der Hand
Die Panzerringe, Band für Band,
Rief er im ſtaunenden Beſchauen:
„Ich ſah doch meiner Mutter Frauen
Ringel auch an Schnüren tragen,
Die nicht ſo in einander ragen!"
Karnahkarnanz: „‚Nicht will ich hehlen,
Was dir gar ſehr noch ſcheint zu fehlen.'"
Er zeigt ihm drum und zog ſein Schwert:
„‚Nun ſieh: wer von mir Streit begehrt,
Den wehr' ich ab mit ſolchen Schlägen;
Jedoch zum Schutz vor ſeinem Degen,
Gegen Schuß und Hieb und Stich
Muß ich alſo bewaffnen mich.'"
Da rief der gute Knabe laut!
„Weh, trügen die Hirſche ſolche Haut,
Sie verwundete nicht mein Gabilot,
Das manchem doch ſchon gab den Tod."

5. Buch.

Das hohe Gras im Burghof zeigte,
Gleich wie der Anger zu Abenberg,
Wie ſelten fröhlich Ritterwerk
Hier ward begangen. Höflich neigte
Zum Gruß zahlreiche Ritterſchar
Sich ihm, nahm ab ihm Roß und Waffen,
Ging freudig ihm Gemach zu ſchaffen,
Und bracht' ihm Waſſer zum Waſchen dar,
Nebſt Mantel und dem reichſten Kleide
Von blendender arabiſcher Seide.
Es ſprach dabei ein Kämmrer klug:
„Urepanſe de Joie trug
Meine Herrin, die Königin,
Dieſen Mantel, den ſie euch verliehn.
Kein andrer war für euch fertig hier,
Jedoch ſeid wert ihr ſolcher Zier."
Als drauf der junge ſüße Mann
Mit ſolchem Schmuck war angethan:
Da ſchien es allen, jung und alt,
Daß ihm ein neuer Tag entſtrahlt. —
Wie froh man ſein auch mochte pflegen,
Dennoch ſchien jeden in dem Schloß,
Die Ritter wie den Dienertroß,
Der tiefſte Kummer zu bewegen.
Nachdem der Wirt war heimgekehrt
(Der reiche Fiſcher, der am See
Des Weges Parcival belehrt),
Rief er den Gaſt, und Augenweh
Gab dem der Glanz, der ihn umfing.
Von hundert Kronenleuchtern hing
Ein Kranz im hochgewölbten Saal;
Und tauſend Kerzen von den Wänden
Sandten blendend ihren Strahl;
Hundert Polſterbetten ſpenden
Ruheſitz im weiten Kreis,
Für je vier Ritter eins bereitet,
Ein Teppich rund davor gebreitet.
In drei Kaminen, von Marmor weiß
Gar prächtig aufgemauert, brennt
Wohlriechend Holz (ein koſtbar Werk)
Das lignum aloë man nennt;
Nie ſah man hier zu Wildenberg
So große Feuer dieſer Art.
Am mittelſten Kamine ward
Auf einem Lehnſtuhl von dem Wirte
Platz genommen. — Freude irrte
Fern von ihm; ein ſtetes Sterben
War ſein Leben. — Wird ihm heut
Der Gaſt vom Leid Erlöſung werben?
Weh ihm, wenn er die Frage ſcheut! —
Da in den Saal er kam gegangen,
Der alſo wohl hier war empfangen,
Bat näher ihn der Wirt zu gehn,
Und Platz zu nehmen ihm zur Seiten.
„Denn — ſprach er — ließ' ich fern Euch ſtehn,
Das wären üble Gaſtlichkeiten."
Der Wirt, um ſeiner Krankheit willen,
Mußte ſelbſt an dem großen Feuer
In warme Kleider und Pelze ſich hüllen.
Der Mantel von ſchwarzem Zobel teuer
War weit und lang; eine Mütze bedeckte
Vom feinſten Pelz das Haupt dem Greiſe,
Um die ſich nach arabiſcher Weiſe
Gewunden rund eine Borte ſtreckte,
Und einen durchſichtigen Rubin
Sah vorn daran man leuchtend glühn.
Verſammelt war in großer Zahl
Die Ritterſchaft im weiten Saal.
Da plötzlich trat ein Knapp daher,
In ſeiner Hand einen blutigen Speer
Schweigend herum im Saale tragend.
Die Ritterſchaft erhub ſich klagend,
Der tiefes Leid und düſtern Schmerz
Des Speeres Anſchaun goß ins Herz.
Die Edelſten aus dreißig Landen
Bei dieſem Anblick jammernd wanden
Die Hände, und die Thränen floſſen
Der treuverbundnen Hausgenoſſen,
Bis daß der Knapp zurückgewandt
Zur Thür, durch die er kam, verſchwand. —
Nun an des Saales andrem Ende
That auf ſich eine ſtahl'ne Thür,
Und zwei Jungfrauen traten behende
Hervor, mit Schleier und Blumenzier
Im langen glänzendblonden Haar.
Auf goldnen Leuchtern brennende Kerzen
Trug das anmutvolle Paar,
Wohl Lieb' entzündend, wenn bei den Schmerzen
Des kranken Gebieters für dieſe Triebe
Der ſehnenden Bruſt noch Neigung bliebe;
Es war die Gräfin von Tenabrock
Und ihr Geſpiel. Ein Gürtel golden
Umſchloß den dunklen Scharlachrock,
Der weit umwallte die Holden.
Es folgte dieſen ein zweites Paar,
Wovon die eine Herzogin war.
Sie trugen von Elfenbein ein Geſtell:
Ihre Lippen flammten roſig hell,
Und es waren auch ihre Kleide
Wie jene, von ſcharlachroter Seide.
Es neigten die vier ſich ernſt beſcheiden,
Und vor den Wirt hin ſetzten die beiden
Das Geſtell. — Andre Jungfraun vier
Mit Kerzen traten aus der Thür,
Und wieder vier, die einen Stein,
Hellſtrahlend wie der Sonne Schein,
Hertrugen, einen Granatjachant,
Wie man noch nimmer auf Erden fand.
Gegen den Wirt ſich neigend bewegten
Die acht ſich her, und die letzteren legten
Auf das Geſtell von Elfenbein
Den plattgeformten glänzenden Stein,
Und traten mit niedergeſchlagenem Blick
Dann zu den erſten vieren zurück.
Es hatten dieſe vier Jungfraunpaare
Ein zierlich Blumengewind im Haare,
Und ſamtne Gewande, mit Gürteln umſchloſſen,
Doch grüner wie Gras, das friſch entſproſſen.
Vier Jungfraun abermals erſchienen
Mit brennenden Kerzen, und hinter ihnen,
Sah man zwei Fürſtentöchter kommen,
Die fern hierher zum Dienſt entnommen,
Da ſie die Wahl des Grales traf:
Florie, deren Vater Graf
Iwain von Lünel, und Amfliſe,
Die Tochter Ruals von Jerniſe.
Auf weißen Tüchern brachte das Paar
Zwei ſcharfe ſilberne Meſſer dar;
Die legten ſie vor dem König nieder,
Und kehrten, mit Zucht ſich neigend wieder
Zu den andern, die vor ihnen kamen.
Von der koſtbarſten Seide, Plialt mit Namen,
Und von Stoffen aus Ninive
War ihr Gewand, ſo weiß wie Schnee.
Endlich aber nahte die Königin;
Von ihrem Antlitz ging aus ein Licht,
Wie bei des neuen Tags Beginn
Die Sonne durch die Wolken bricht.
Auf einem Kiſſen von grünem Achmardi,
Dem feinſten arabiſchen Seidenſtoff,
Trug ſie, was in Menſchenbuſen hie
Die Wonne des Paradieſes troff,
Und was vom höchſten Wunſch der Erden
Erwünſcht nicht kann, erdacht nicht werden,
— Den heiligen Gral. — Urepanſe hieß
De Joie, von der er ſich tragen ließ.
Der Gral aber war von ſolcher Art,
Daß höchſte Keuſchheit der bewahrt,
Und tadellos die mußte ſein,
Die zur Pfleg'rin ſich erleſen der Stein.
Sechs Lampen von laut'rem Glaſe (nicht
Von Armut eben zeugt ihr Licht)
Mit brennendem Balſam trugen dem Grale
Voran ſechs liebliche Jungfräulein.
Vor den König ſetzte die heilige Schale
Die Königin nieder und in die Reih'n
Der achtzehn erſten mit ernſtem Neigen
Traten die ſieben, ſo daß der Reigen
Der herrlichen kronetragenden Maid
Zur Rechten und Linken ſich zierlich reiht.
Zu bedienen die Ritterſcharen,
Die zu dem Mahl verſammelt waren,
War je vieren ein Kämmerer
Mit einem Teller von Golde ſchwer
Beſtellt, und auch ein Junker klug,
Der im Arm ein weißes Handtuch trug.

Hundert Tafeln trug man herein zur Thür,
Stets eine für werter Ritter vier.
Tiſchlaken von blendender Weiße
Wurden d'rüber gedeckt mit Fleiße.
Man reicht das Waſſer nun dem Gaſt
Und dem Wirte, der des Leidens Laſt
Kaum noch erträgt; ſie waſchen die Hand,
Und knieend reicht ſchön und gewandt
Ein Grafenſohn dem hohen Paar
Das Handtuch bunt und ſeiden dar. —
Von Tiſch zu Tiſch fahren vier Wagen
Mit Bechern, Schalen und Tafelgerät,
Und hinter jeglichem Wagen geht
Ein Schreiber, der, was man aufgetragen,
Genau verzeichnet, daß nach dem Eſſen
Nichts werde zurückzuliefern vergeſſen.
Als ſo geſchmückt die Tafeln ſteh'n,
Da hieß man hundert Knappen geh'n,
Die nahmen mit weißen Tüchern das Brot
Und die Speiſen hinweg, wie der Gral ſie bot,
Und reichten ſie an den Tiſchen herum.
Man ſagte mir, daß das Heiligtum
(Und ich ſag' es bei Eurem Eid)
Mit jeglicher Gabe ſei bereit
(Sollt' ich hier etwa trügen,
So müßt Ihr mit mir lügen)
Mit Speiſen warmen, Speiſen kalten,
Mit neuen Speiſen ſo wie alten,
Zahmem und Wildem, Fleiſch und Fiſch;
Wonach begehrte Mund und Hand,
Ein jeder fand, wie auf dem Tiſch
Es alſobald auch vor ihm ſtand.
Viel kleine goldne Näpfchen ſah
Mit Agreſt und Pfeffer und Salz man da
Sich füllen, wie es zu mancher Speiſe
Notwendig fordert der Schmecker Weiſe,
Ingleichen Pokale mit Wein und Met
Und rotem Sinopel. Wohin nur geht
Das Gelüſt, was fordernd die Zunge ſpricht,
Sogleich ſteht vor dem Gral das Gericht.
So hielt die Hausgenoſſenſchaft
Hier Wirtſchaft von des Grales Kraft.
Er iſt's, der hohe Freude ſpendet,
Der Süßigkeit der Welt verſchwendet,
Er kommt an Seligkeit wohl gleich
Auf Erden ſchon dem Himmelreich.
Wohl ſah der junge Parcival
Den Reichtum und die Wunder all,
Doch war zu blöd' er und beſcheiden,
Um nicht ein Fragen zu vermeiden.
Er dachte bei ſich: „Treulich riet
Mir Gurnemanz doch, als ich ſchied:
Vieles Fragens hätt' ich mich zu ſchämen.
Ich hoffe wohl, was ich hier ſehe,
Und wie es um die Wunder ſtehe,
Auch ohne Fragen zu vernehmen." —
Inzwiſchen bringt ein Knapp ein Schwert,
Des Scheide tauſend Mark an Wert;
Rubinen iſt der Griff; der Klinge
Rühmt nach man große Wunderdinge.
Der Wirt gab ſeinem Gaſt es hin,
Und ſagte: „Rettung und Gewinn
Hat mir's gebracht in mancher Not
Und manchem Kampf, bevor mich Gott
An meinem Leib ſo ſchwer verſehrt.
Herr, als Entgelt ſei's Euch beſchert,
Gab man Euch hier nicht rechte Pflege.
Ihr ſollt es führen aller Wege,
Und ſeid, erprobt Ihr ſeine Art,
Im Streite wohl damit bewahrt."
Weh, klagen muß ich, daß auch jetzt
Sogar die Frag' er ausgeſetzt;
Denn als das Schwert ihm ward gegeben,
Ward damit er gemahnt zu fragen.
Doch mehr muß ich den Wirt beklagen,
Den in ſein jammerhaftes Leben
Er hoffnungslos zurückeſtieß,
Als er die Frage unterließ.
Das Mahl iſt zu Ende. Schreiber und Wagen
Und Kämmerer und Knappen mit Gewirr
Eilen, hinaus zu fahren, zu tragen
Tafeln, Decken und Tafelgeſchirr.
Es reihen wieder ſich die Frauen
Zum Dienſte bei dem heiligen Gral,
Doch ſo, daß die letzten als erſte zu ſchauen,
Und vor dem Wirt und Parcival
Verneigen die ſchöne Königin ſich
Und alle Jungfrauen züchtiglich,
Und ſchreiten hinaus in ſchweigenden Paaren,
Zur Pforte, durch die ſie gekommen waren.
Parcival ſtaunt ihnen nach;
Da, durch die Thür, im Seitengemach —
Er weiß nicht, ob die Sinn' ihn trügen —
Sieht er auf einem Ruhbett liegen
Den allerſchönſten alten Mann,
Von dem er Kunde je gewann.
Wohl darf ich's ſagen ohne Prahlen:
Kein Pinſel könnt' ihn ſchöner malen.
Wer aber war derſelbe Mann?
Da fragt gelegentlich wieder an.
Mit ihm, mit dem Wirt, ſeinem Schloß und Land
Mach' ein ander Mal ich Euch näher bekannt;
Laßt nur beſcheidentlich ohne Streit
Der Sag' ihren Lauf, und gönnt mir Zeit.
Denn als ein Gleichnis für mein Erzählen
Muß ich die Sehne am Bogen wählen.
Dünkt wichtig der Bogen Euch, wichtiger bleibt
Doch, was die Sehne des Bogens treibt.
Die Sehne gleicht den ſchlichten Sagen,
Die grades Wegs zum Schluß Euch tragen,
Und die ſind eben recht Geſellen,
Die den Kopf nicht gern an Gedanken zerſchellen,
Doch führt Euch der Sänger halb um im Kreis —
Was damit er wollen mag, wer weiß?
Soll der Bogen den Pfeil zum Ziele jagen,
Zum hohen, ſo müſſen die graden Sehnen
Sich angeſpannt zum Winkel dehnen.
So ſoll auch der Dichter ſingen und ſagen,
Um Euch wie den Pfeil zum Ziele zu tragen.
Wen ſolche Biegung will verdrießen,
Der will mit grader Sehne ſchießen.
Und möchte mich einer zu ſich laden,
Daß auf gemächlichen graden Pfaden —
Zu dem Ohr hinein, zum andern hinaus —
Der Sag' er folge — er laß' mich zu Haus;
Denn bei ihm muß Kunſt und Arbeit mißlingen.
Was ich auch ſagen mag und ſingen;
Es würde beſſer ein Bock
Oder ein ulmener Stock,
Als er, meines Liedes Sinn durchdringen.

Der Wirt bot Parcivaln Gute-Nacht,
Der von einem Teil der Ritter begleitet
Zu ſeinem Ruhgemach ward gebracht,
Wo prachtvoll war das Bett bereitet.
Wie thut mir ſtets meine Armut weh,
Wenn ſolchen Reichtum ich blühen ſeh'!
Dem Bette war die Armut teuer;
Drauf lag eine Decke, leuchtend wie Feuer,
Köſtlich gewirket. Parcival bat
Die Ritter zu geh'n, und dankte, da
Nur eine einzige Betteſtatt
Er aufgeſchlagen im Zimmer ſah.
Sie nahmen Urlaub und gingen dann;
Doch hub ein andrer Dienſt nun an.
Junker ſchnell in ſaub'rem Gewand
Gingen dem werten Gaſt zur Hand,
Ihn zu entſchuhn,
Und ihm die Kleidung abzuthun.
In Unruh' aber ward die Nacht
Von unſerm Helden hingebracht;
Denn ihre Boten ſandten dar
Ihm künft'ge Mühſal und Gefahr.
In ſchweren Träumen — denen gleich,
Die ſeine Mutter einſt gepeint,
Als ſie nach Gahmuret geweint —
Erkannt er ſich im Schlachtbereich;
Schwertſtreiche ſauſen um ſein Haupt,
Heran geſenkten Speeres ſchnaubt
Der Feind mit wütendem Gewühl. —
Er wälzt umher ſich auf dem Pfühl,
Und fährt empor; es trieft die Stirn,
Und glühn ihm Adern und Gehirn.
Ja dreimal lieber hätt' den Tod
Er wach erlitten, als die Not,
Die ängſtigend der Schlaf ihm bot.
Endlich bricht des Morgens Schein
In ſein Gemach hold roſig ein;
Er ſchaut ſich um. Kein Junker da,
Wie dienſtbereit er abends ſah.
Er harrt — umſonſt; — kein Laut wird wach.
Noch einmal ſchläft er wieder ein,
Bis er erwacht am hellen Tag:
Doch bleibt er wie zuvor allein,
Nur ſeinen Harniſch und zwei Schwerte,
Das, welches ihm ſein Wirt verehrte,
Und jenes, das Herr Gahevieß
Im Kampf bei Nantes ihm verließ,
Sah liegen er vor ſeinem Bette.
„Ha — rief er, ſie erblickend — „hätte
Mir Kampf der Traum bedeuten wollen?
Wenn Feinde meinem Wirte grollen,
Ich dien' ihm gern, und gern auch ihr,
Die dieſen neuen Mantel mir
Gütig verlieh'n; will ſie in Dienſt mich nehmen,
So hab' ich des mich nicht zu ſchämen,
Ich diente denn um Minneſold.
Denn einer ſchönren Königin nur,
Nur meinem Weib Kondwiramur
Bin ich mit dieſem Dienſte hold."
Da noch die Diener nicht erſchienen,
So mußt er wohl ſich ſelbſt bedienen.
Er wappnet ſich des Kampfes wegen,
Umgürtet ſich mit beiden Degen
Und geht hinaus. — An der Treppe fand
Er ſein Roß geſattelt, und an der Wand
Daneben gelehnet Schild und Speer.
Der Held, des Weſens verwundert, lief
Durch viele Gemächer hin und her;
Sie waren verlaſſen. Er pocht' und rief —
Doch nirgends jemand zu hören, zu ſehn.
Unrecht ſei, meint er, ihm geſchehn.
Das reizt ihm den Zorn. — In den Hof gegangen,
Wo zuerſt er abends ward empfangen,
Sieht niedergetreten er das Gras,
Und verwiſcht des Raſens tauig Naß
Von zahlloſen Tritten. Mit lautem Rufen
Rennt er zurück zu der Treppe Stufen,
Bindet los das Roß, und mit ſcheltenden Worten
Setzt er ſich auf. Weit ſtehen die Pforten
Geöffnet, und deutlich zeigen die Spuren,
Daß hier hinaus die Bewohner fuhren.
Nicht ſäumt er mehr, trabt über die Brücke;
Doch kaum hinüber, ſchlägt ſie zurücke,
Schnell aufgezogen von ſtarker Kette,
Daß faſt ſie ihn niedergeſchleudert hätte.
Parcival wandte ſich und hielt an,
Um zu fragen — doch eh' er die Rede begann,
Rief zornig ein Knapp vom Turm ihm zu:
„Packt Euch, der Sonne Verhaßter, im Nu!
Ihr ſeid eine Gans! Wenn ihr den Flunſch
Hättet gerührt und den Wirt gefragt:
Ihr hättet der Erde höchſten Wunſch
Und wie kein andrer, Preis erjagt!"
Mit Zorn entgegnete Parcival,
Doch Antwort gab nur der Wiederhall.
Wie er auch rief und Kunde begehrte —
Der Knapp, als ſchlief er im Gehen, kehrte
Den Rücken und ſchlug das Fenſter zu.
Weh, allzufrüh für ſeine Ruh,
War in dieſer Mühſal bringenden Zeit
Von dannen geſchieden, der nun mit Leid
Die Freuden, die jetzt noch fern verborgen,
Mußte verzinſen. Den Wurf der Sorgen
Hatt' er gethan, als, unbekannt
Noch mit dem Spiel, den Gral er fand.
Er wußte nicht, wie Kummers viel,
Von dem er vorher nichts geahnt,
Er mit ſich trug von dieſem Ziel. —
Er folgt der Straße wohlgebahnt,
Um einzuholen, die zum Strauß
(So meint er) längſt ihm ſchon voraus.
Mich aber will es bang gemahnen,
Entlaß' ich ihn nun auf neue Bahnen.
Fahr hin mit Gott und ſei bewahrt!
Denn jetzt beginnt der Prüfung Fahrt.

(Ueberſetzung von San Marte.)

Gottfried von Straßburg, † zu Anfang des 13. Jahunderts, gehörte nicht dem Ritterſtande an, beſaß gelehrte Bildung, war des Franzöſiſchen mächtig und entwarf in ſeinem, nach einer celtiſchen Sage bearbeiteten unvollendeten Heldengedicht „Triſtan und Iſold“ ein glänzendes, farbenreiches Bild des weltlichen Rittertums. Genauere Nachrichten über ſein Leben fehlen.-- Inhalt von „Triſtan und Iſolt“: Triſtan verliert früh ſeinen Vater Riwalin und ſeine Mutter Blanſcheflur; der getreue Marſchall Rual aber ſorgt für ſeine höfiſche Ausbildung und ſchon der Knabe erweiſt ſich als vollendeter Schachſpieler, Jäger, Muſiker und Dichter. Nach mancherlei Schickſalen gelangt er an den Hof ſeines Oheims, des Königs Marke von Cornwall. Dort gewinnt der Kluge und Redegewandte ſchnell aller Herzen. Er wächſt heran und erhält den Ritterſchlag. Nun rächt er ſeinen Vater an Morgan von Bretagne, beſiegt Morold von Irland, der von Cornwall ſchimpflichen Zins forderte, befreit Irland von einem ſchrecklichen Drachen und verſöhnt die bislang einander feindlichen Könige von Irland und Cornwall. Marke ſendet ihn nun aus, für ihn um die blonde Iſold, die ſchöne iriſche Königstochter zu freien. Mit Widerſtreben nimmt dieſe die Werbung an und folgt Triſtan auf das Schiff, das ſie nach Cornwall führen ſoll. Um das Glück der Tochter zu ſichern, übergiebt die zauberkundige Mutter der Brangäne, der Begleiterin derſelben, einen Liebestrank, deſſen Genuß Marke und Iſold in unwandelbarer Treue aneinander feſſeln ſoll. Durch einen unglücklichen Zufall genießen aber Triſtan und die Prinzeſſin unabſichtlich den Wundertrank, und er übt ſeine Wirkung auf dieſe beiden. Iſolde wird zwar Markes Gemahlin, aber kann ſich nicht von dem Zauber befreien, obwohl ſie mit aller Macht dagegen ankämpft. Endlich flieht Triſtan und lernt eine zweite Iſolde kennen, Iſolde Weißhand. Zu ihr fühlt er ſich hingezogen, ohne doch zu einem Entſchluſſe zu kommen, — Damit bricht Gottfrieds Gedicht unbefriedigend ab. — Es fand 2 Fortſetzer in Ulrich von Türheim, einem thurgauiſchen Ritter des 13. Jahrhunderts und in Heinrich von Freiberg (Vriberg) aus Freiberg in Meißen, der in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts am Hofe des Königs Wenzel II. von Böhmen lebte. In den Fortſetzungen vermählt ſich Triſtan mit Iſolde Weißhand, kann aber ſeine Gedanken von der erſten Iſolde nicht losreißen und macht dadurch ſich und ſeine Gemahlin unglücklich. — Gottfried von Straßburg hat, ſo ſcheint es, die meiſten Züge der Handlung ſeiner franzöſiſchen Quelle, einem Werke des Troubadours Thomas, entnommen, den fremden Stoff aber in klarer und durchſichtiger Anordnung, einheitlicher Durchführung der Charaktere und wohllautender Sprache meiſterhaft durchgeführt, ſo daß ſein Werk in dieſer Beziehung über allen gleichzeitigen deutſchen Epen ſteht. Im Gegenſatz zu Wolfram von Eſchenbach beſingt er heiteren, ſelbſt leichtfertigen Lebensgenuß, wenn er in feine Formen ſich kleidet. Weniger bedeutend ſind die dem Straßburger Meiſter zugeſchriebenen lyriſchen Dichtungen.

Aus „Triſtan und Iſolt“.

Hartmann von der Auen,
Ah, der kann Mären bauen
Und kann ſie außen und innen
Mit Worten und mit Sinnen
Durchfärben und durchſchmücken!
Wie ſeine Reden zücken
Recht auf der Aventüre Sinn!
Wie fließen rein und lauter hin
Seine kryſtallenen Wörtelein!
Sie ſind's, und mögen es immer ſein!
Sie treten ſittig zu dem Mann
Und ſchmiegen ſich dem Herzen an
Und heimeln einem reinen Mut.
Wer gute Rede kann für gut
Verſtehn und recht erfaſſen,
Muß dem von Aue laſſen
Sein Reis und ſeinen Lorbeerkranz.
Auf der Wortheide wer den Tanz[1]
Will machen mit dem Haſen,
Hoch ſpringen und weit graſen,
Mit Worten würfeln, wie's Gott beſchert,
Und, unſrer Stimmen unbegehrt,
Wahnhoffnung zu dem Kranze faſſen,
Der möge uns nur den Wahn belaſſen,
Wir wollen auch bei der Wahl nicht fehlen.
Wir, die die Blumen helfen wählen,
Mit denen dieſes Ehrenreis
Durchflochten iſt in Blumenweis,
Wir wollen wiſſen, was er begehr!
Was es auch ſei, er trete her
Und ſtecke ſeine Blumen dar:
So nehmen wir an den Blumen wahr,
Ob ſie ſo ſchön am Kränzlein ſehn,
Daß wir's ihm müſſen zugeſtehn
Und dem von Aue herunterziehn.
Nun aber keiner noch erſchien,
Dem's beſſer ſtünde, zu dieſer Friſt,
Helf Gott, ſo laſſen wir's, wo es iſt.
Das Reis, das darf uns keiner haſchen,
Seine Rede ſei denn wohl gewaſchen,
Und eben jedes Wort und ſchlicht,
Daß keiner den Hals darüber bricht,
Der ſchön und aufrecht auf dem Plan
Mit ebenen Sinnen kommt heran.
Die aber in Mären wildern
Und wilde Mären bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Und Gold von ſchlechten Sachen
Den Kindern können machen,
Die Büchſen ſchwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus ſchütteln,
Die ſind's! Vom Strunke kommt ihr Schatte,
Und nicht vom grünen Lindenblatte;
Die ſchirmen uns nicht mit Laub und Aeſten.
Ihr dürrer Schatten thut den Gäſten
Viel ſelten in den Augen wohl.
Wenn man die Wahrheit ſagen ſoll,
Daran erwarmet keine Bruſt,
Darin liegt keine Herzensluſt,
Ihre Rede hat die Farbe nicht,
Die edlen Herzen dünket licht.
Dieſelben wilden Jäger
Sie müſſen Wortausleger
Mit ihren Mären laſſen gehn:
Wir können ſie nicht ſo verſtehn
Mit Augen und mit Ohren:
Auch iſt die Zeit verloren,
Daß man im ſchwarzen Buche
Nach Noten und Gloſſen ſuche.
Noch ſind der Farbenmeiſter mehr;
Bliker von Steinach tritt einher
Mit Worten, luſt- und wunderſamen.
Die ſtickten Frauen an dem Rahmen
Von Gold und auch von Seiden;
Man könnte ſie überkleiden
Mit griechiſchen Borten.
Er hat den Preis von Worten:
Sein Sinn, der iſt ſo rein und klar,
Ich wähne, daß ihn wunderbar
Feien haben geſponnen
Und ihn in ihrem Bronnen
Geläutert und geweihet;
Er iſt fürwahr gefeiet.
Seine Zunge mit den Harfenſaiten
Die hat zwei ganze Vollkommenheiten:
Das ſind die Worte und der Sinn;
Die zwei, die harfen zuſammen hin
Und folgen ihrer Märe Gang
Zu ſeltnem Preiſe mit einem Klang.
Der Rede Meiſter, ſehet dort,
Mit ſinnreich ausgedachtem Wort
Wie er am Umhang Wunder bringt,
Wie ihm der Meſſerwurf gelingt
Mit wohlgefügten Reimen!
Wie kann er Reime leimen,
Als wären's einander gewachſen an!
Fürwahr, es iſt und bleibt mein Wahn,
Er müſſe Buch und Schriftbuchſtaben
Für Federn angebunden haben,
Denn wollt ihr ſeiner nehmen wahr,
Seine Worte die ſchweben gleich dem Aar.
Wer nun? Es ſind doch viel' geweſen,
An Rede reich, von Sinn erleſen,
Wen ſoll ich auferwecken?
Heinrich von Veldeken,
Der ſprach aus ganzem Sinne!
Wie ſang er wohl von Minne!
Wie ſchön er meißelte ſeinen Sinn!
Ich wähn, daß er die Weisheit hin
Vom Born des gefiederten Roſſes nahm,
Von dem die Weisheit alle kam.
Ich hab' ihn ſelber nicht geſchaut:
Es gaben aber die Beſten laut,
Die noch zu ſeinen Jahren
Und ſeither Meiſter waren,
Ein Zeugnis ihm und einen Preis:
Er impfete das erſte Reis
In unſrer deutſchen Zungen;
Davon ſind die Aeſte entſprungen,
Von denen die Blumen kamen,
Daraus die Meiſter nahmen
Den Sinn zu ſchönem Funde;
Und iſt dieſelbe Kunde;
So mannigfach verbreitet,
Von Gau zu Gau geleitet,
Daß alle, die nun ſprechen,
Die höchſten Kränze brechen
Von Blumen und von Reiſen
An Worten und an Weiſen
Der Nachtigallen, der ſind viel,
Von denen ich nun nicht reden will:
Sie gehören nicht zu dieſer Schar.
Damit geb' ich nichts andres dar,
Als was ich immer ſagen muß:
Sie können alle ihren Gruß
Und ſingen wohl zu Preiſe
Ihre ſüße Sommerweiſe.
Ihr Ton iſt lauter und iſt gut,
Sie geben der Welt einen hohen Mut
Und thun ſo recht dem Herzen wohl.
Die Welt, die würde ſtumpf und hohl
Und käme außer allen Schwang
Ohne den lieben Vogelſang;
Der mahnet und mahnet einen Mann,
Der je zu Freuden Mut gewann,
An alles Gute und Liebe,
Und ſpielt mit manchem Triebe,
Der edlen Herzen ſanfte thut.
Das wecket freundlich holden Mut;
Hievon kommt inniglicher Drang,
Wenn ſpricht der ſüße Vogelſang
Der Welt von ihren Freuden allen.
Nun ſaget von den Nachtigallen:
Die ſind zu ihrem Amt bereit
Und können alle ihr ſehnend Leid
So wohl beſingen und beſagen;
Welche ſoll denn das Banner tragen,
Seit die von Hagenaue,
Der ganzen Schar Leitfraue,
Die aller Töne höchſten Fug
Verſiegelt auf der Zungen trug,
Der Welt alſo verſtummet iſt?
An die gedenk ich zu jeder Friſt.
Ich wähne von ihren Tönen,
Den ſüßen und den ſchönen,
Daß wohl des Orpheus ſüßer Mund,
Dem alle Töne waren kund
(Davon er ihr beſcherte,
Und ſie das Wunder lehrte
So mancher Wandelungen),
Aus ihrem Mund erklungen.
Seit man nun dieſe nicht mehr hat,
So gebt uns aber einen Rat,
Ein frommer Mann, der leg ihn dar:
Wer leitet nun die liebe Schar?
Wer weiſet dies Geſinde?
Ich wähn', daß ich ſie finde,
Die nun das Banner führen ſoll:
Ihre Meiſterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide.
Hei, was die über die Heide
Mit hoher Stimme klinget:
Was Wunder ſie uns bringet!
Wie fein ſie organieret,
Ihr Singen modulieret!
Ich meine aber in dem Ton,
Der klinget von jenem Berg und Thron,
Da wo die Göttin Minne
Gebietet drauf und drinne.
Die iſt bei Hofe Kämmererin,
Die ſoll ſie leiten fürderhin;
Die weiſet ſie nach Wunſche wohl,
Die weiß wohl, wo ſie ſuchen ſoll
Der Minnen Melodien
Sie und die mit ihr ziehen,
Die mögen alſo ſingen,
Daß ſie zu den Freuden bringen
Ihr Trauern und ihr ſehnendes Klagen:
Und das geſcheh' noch in meinen Tagen!

Als Triſtan zum Gefechte
Nach ritterlichem Rechte,
Nach altem Brauch in Kampf und Streit
Wohl und zu Preiſe war bereit:
Wer beide, Mann und Eiſen,
Wohl konnte prüfen und preiſen,
Der ſah und alle ſahen's an,
Daß Beide, das Eiſen und der Mann,
Ein ſchöner Bild ergaben nie.
Wiewohl dies aber erſchien allhie,
Dennoch erſchien es gar viel baß,
So wie er auf dem Roſſe ſaß
Und ſeinen Speer zu Handen nahm.
Da war das Bild erſt wonneſam,
Da war der Ritter an Zierde reich
Ueber und unter dem Sattel gleich.
Die Arme hatten Weite,
Die Schultern gute Breite;
In den Sattel konnte er wohl,
Wie man im Sattel ſchweben ſoll,
Sich ſetzen und ſich fügen.
Neben des Roſſes Bügen
Schwebten die ſchönen Beine her,
So ſtrack und ſchlecht als wie ein Speer.
Da ſtund das Roß, da ſtund der Mann
So recht wohl eins dem andern an,
Als ob ſie, nicht zu ſcheiden,
Mit einander wären, die beiden,
Gewachſen und geboren.
Die Geſtalt war auserkoren.
Und doch, wie auserleſen
Er von Geſtalt geweſen,
So war doch innerhalb der Mut
So rein geartet und ſo gut,
Daß edlerer Mut und reinere Art
Vom Helme nie bedecket ward.

(Uebertragung von Kurtz.)

---

[1] Die folgende Stelle (bis zur Erwähnung Bliker's von Steinach) iſt, ſcheint es, auf Wolfram von Eſchenbach gemünzt.

Ulrich von Zazichoven, wahrſcheinlich um das Jahr 1200, ein Bayer, dichtete nach einer franzöſiſchen Quelle den „Lanzelot", einen Teil der Artusſage, in welchem des Königs Artus Tod erzählt wird. Das Ganze iſt eine ziemlich rohe Anhäufung von Abenteuern.

Wirnt von Gravenberg, um 1212, ein Franke, dichtete nach einer von einem welſchen Knappen mitgeteilten Erzählung aus dem Kreiſe der Artusſage den „Wigalois, der Ritter mit dem Rade". (Wigalois, Gawans Sohn, findet nach den wunderbarſten Abenteuern ſeinen ſeit 20 Jahren von ihm getrennten Vater.)

Konrad Flecke, um 1215, ein ſchwäbiſcher Ritter, bearbeitete nach einem älteren franzöſiſchen Gedichte die ſinnige Sage von Flore und Blanſcheflur. Inhalt: Bei dem Maurenkönig Venix in Spanien lebt eine von den Sarazenen geraubte chriſtliche Gräfin. Zur ſelben Stunde, in der die Königin einem Knaben, Flore, (Blume) das Leben giebt, bringt ſie ein Mädchen zur Welt, welches den Namen Blanſcheflur (weiße Blume, Lilie) erhält. Die Kinder werden mit einander aufgezogen und lernen ſich lieben. Um ſie zu trennen, ſendet der König den Sohn nach Mantua, Blanſcheflur verkauft er an morgenländiſche Kaufleute und ſagt dem heimkehrenden Sohne, ſie ſei geſtorben. Die Mutter aber verrät ihm die Wahrheit und muntert ihn auf, das Mädchen aufzuſuchen. Sie giebt ihm einen Zauberring, der ſeinen Träger vor gewaltſamen Tode behütet. Nach vielen Abenteuern gelangt Flore nach Babylon, wo die Geſuchte ſich in der Macht des Sultans befindet, der die ſchöne Jungfrau zu ſeiner Gemahlin erheben will. Durch Beſtechung gelingt es dem Prinzen, ſich in einem Blumenkorbe in der Geliebten Gemach tragen zu laſſen. Dort wird er entdeckt und ſamt Blanſcheflur zum Feuertode verurteilt. Als ſie ſchon auf dem Scheiterhaufen ſtehen, entſpinnt ſich unter ihnen ein edler Wettſtreit. Jedes wünſcht, daß ſich das andere mittels des Zauberringes rette. Endlich werfen ſie ihn weg, damit ſie gemeinſam ſterben. Dadurch wird der Sultan gerührt und ſchenkt ihnen die Freiheit. Als ſie nach Hauſe kommen, finden ſie König Venix tot. Flore läßt ſich nun taufen und heiratet Blanſcheflur. Ihre Tochter Bertha heiratet Pippin von Heriſtal und wird Mutter Karls des Großen.

Rudolf von Ems, eigentlich von Hohenems, dichtete etwa von 1220—1234, war Dienſtmann der Grafen von Montfort und behandelte als Dichter verſchiedene Stoffe. Obwohl er Gottfried von Straßburg das ihm vorſchwebende Vorbild nennt, zeichnen ſich ſeine Dichtungen nicht bloß durch klare, ſchlichte und ſprachgewandte Darſtellung, ſondern auch durch ſittliche Reinheit aus. Das älteſte und beſte ſeiner Werke iſt die dichteriſche Erzählung „Der gute Gerhard", in welcher der chriſtlich demütige, wohlthätige und ſelbſtloſe Kaufmann Gerhard dem auf ſeine Verdienſte um das Chriſtentum hochmütigen Kaiſer Otto entgegengeſtellt wird. In „Barlaam und Joſaphat" bearbeitet der Dichter einen aus Indien nach dem Weſten gekommenen Stoff, in welchem urſprünglich die Geſchichte Buddha's dargeſtellt war; in Europa war daraus die Bekehrung des indiſchen Königsſohnes Joſaphat durch den chriſtlichen Einſiedler Barlaam geworden. „Wilhelm von Orleans" enthält die ſtark ausgeſchmückte Geſchichte Wilhelms des Eroberers; ein „Alexander" blieb unvollendet. Rudolfs letztes Werk iſt die „Weltchronik", welche die Weltgeſchichte von der Schöpfung bis zu Salomo's Tod, nach der Auffaſſung des Mittelalters, erzählt. Das lebendig geſchriebene Werk iſt Kaiſer Konrad IV. gewidmet.

Konrad von Würzburg, ſtarb i. J. 1287 zu Baſel zugleich mit ſeiner Frau und ſeinen Töchtern, nachdem er ſich in früheren Jahren als wandernder Sänger herumgetrieben hatte. Er gehörte dem Bürgerſtande an und ſchließt die Reihe der bedeutenden Epiker des Mittelalters. Konrad hatte eine gelehrte Bildung erhalten und verſuchte ſich mit Erfolg im weltlichen wie geiſtlichen Liede, in dem ritterlichen Heldengedichte und in der Lehrdichtung. In ſeinem beſten Epos „Engelhart und Engeltrut" verherrlicht er die Freundestreue. Auch einen „Trojaniſchen Krieg" hat er begonnen, den ein unbekannter Fortſetzer bis auf 50.000 Verſe vermehrte. In der Legende „vom heiligen Alexius" preiſt Konrad die asketiſche Weltentſagung und in der kleinen Erzählung „Der Welt Lohn" legt er den Grund derſelben dar. Deren Inhalt faßt Uhland in folgende Worte:

„Wirnt von Gravenberg war ein Ausbund deutſcher Ritterſchaft, ſchön und tugendreich, und in allem vollkommen, womit man in dieſer Welt Preis erwirbt. Er trug ausgewählte Kleider; Birſchen und Beizen verſtand er wohl, Schachtafel und Saitenſpiel war ſeine Kurzweile. Einem Ritterſpiele wär' er über tauſend Meilen nachgeritten, um den Sold der Minne zu erſtreiten. Einſt ſaß er allein in der Kammer und hatt' ein Buch in der Hand, darin er Aventiure von der Minne geſchrieben fand. Damit hatte er den Tag bis zur Veſperzeit vertrieben. Da war ein wunderſchönes Weib herzugeſchlichen, von deren lichter Farbe das Gemach erleuchtet ward. Sie trug koſtbare Kleider und eine reiche Krone. Erſchrocken ſprang Wirnt auf und hieß ſie willkommen. Die Frau dankt' ihm: er ſolle nicht ſo ſehr vor ihr erſchrecken, ſie ſei es ja, der er lange her gedient, für die er oft Leib und Seele gewagt; nun ſei ſie hergekommen, um ihm den Lohn zu zeigen, der ihm für ſeinen Dienſt werden ſolle. Wirnt wunderte ſich, daß er der Dienſtmann einer Frau ſein ſolle, die er noch nie geſehen; doch wolle er mit Freuden der Ihrige ſein, nur möge ſie ihm ihren Namen ſagen. Da ſprach ſie, unter ihrer Krone ſtünden Kaiſer und Königsſöhne; Herzöge, Grafen und Freie beugten ihr das Knie; „die Welt" ſei ſie geheißen, und ihren Lohn ſolle er jetzt ſehen. Da wandte ſie ihm den Rücken zu, der überall mit Schlangen, Nattern und Kröten behangen, mit giftigen Blattern bedeckt und von Maden bis auf das Gebein zerfreſſen war; ihr ſeiden Kleid war in ein ſchlechtes Aſchentuch verwandelt. So ſchied ſie von dannen. Der Ritter aber verwünſchte ſolchen Dienſt, ſchied von Weib und Kind, nahm das Kreuz an ſein Gewand und hub ſich über das wilde Meer, um in Gottes Heere gegen die Heidenſchaft zu ſtreiten."

In der „goldenen Schmiede" vergleicht ſich der Dichter einem Goldſchmiede, der aus Edelmetall und Edelſteinen eine Krone ſchmieden ſoll. Ebenſo wolle er einen Schmuck von Lob und Preis für die ſelige Jungfrau Maria bilden; und das gelingt ihm auch. Aus allen Bildern und Bezeichnungen, welche die Heilige Schrift, die Sprache der Kirche, der Mund des Volkes ihm bot, ſchuf er in mehr als 2000 Verſen eine glänzende geiſtige Krone auf's Haupt der Gottesmutter.

Stricker, um 1250, ein öſterreichiſcher bürgerlicher Dichter, verfaßte einen Roman aus der Artusſage, „Daniel von Blumenthal" überſchrieben, ferner Fabeln, Novellen, Schwänke, gab dem Rolandslied des Pfaffen Lamprecht eine gefälligere Form, ſchilderte in ſatiriſchen Schriften die verwilderten Sitten des höfiſchen Adels und beklagte den Verfall des ritterlichen Lebens wie der ritterlichen Dichtkunſt. In dem Gedichte „Pfaffe Amis" erzählt er plump rohe Späße, mit denen der genannte Geiſtliche Fürſten, Geiſtliche und Volk betrügt Eine Anzahl derſelben wurden ſpäter „Eulenſpiegel" übertragen.

Wernher, der Gartenaere, um 1250, ein öſterreichiſcher Dichter, zeichnet im „Meier Helmbrecht" einen ehrgeizigen, verwöhnten und eitlen Bauernſohn, der das wüſte Treiben auf einer Raubritterburg dem friedlichen und arbeitſamen Leben der Landleute vorzieht und trotz der Warnungen ſeines Vaters bei einem Raubritter Dienſte nimmt. In dem nun beginnenden wilden Leben geht er ſittlich und körperlich zu grunde und wird endlich von erbitterten Bauern getötet.

Minneſänger (etwa von 1150—1300).

Die Minne iſt weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib.
Wie auch ihr Name ſei bekannt,
Ihr Weſen keiner noch erfand.
Nicht läßt ſie ſich vergleichen,
Und doch kannſt nie erreichen
Du Gottes Gnade ohne ſie.
In falſche Herzen kann ſie nie —
Sie iſt nur edlen eigen.

(Adalb. Schroeter nach Walther von der Vogelweide.)

Kürenberger oder Der von Kürenberg, etwa um 1150, wahrſcheinlich aus einem Geſchlechte, das in der Nähe von Linz in Oeſterreich anſäſſig war. Seine Lieder ſind in einer Strophenform gedichtet, welche der des Nibelungenliedes ſich nähert.

Dietmar von Aiſt, um 1170, vermutlich aus Ober-Oeſterreich, weiſet in den wenigen Strophen, die wir von ihm haben, noch volkstümliche Formen auf.

Friedrich von Hauſen, i. J. 1190 im Kreuzzuge gefallen, ein Pfälzer, hatte ſich an provenzaliſchen Liedern gebildet.

Spervogel, ein Dichter, deſſen Lebensumſtände unbekannt ſind. Er hat Lehrſprüche hinterlaſſen, unter denen ſich auch ſogen. Priameln (vom lateiniſchen præambulum: Vorſpiel) finden, d. h. Sprüche, deren letzter Satz durch eine Reihe ſcheinbar zuſammenhangloſer Vorderſätze eingeleitet wird, z. B.

Wer einen Freund will ſuchen,
Wo er keinen findt,
Und in den Wald fährt jagen;
Wenn der Schnee zerrinnt;
Und kaufet ungeſehen viel
Und hält auch ein verloren Spiel
Und dient auch einem böſen Mann,
Bei dem er ohne Löhnung bleibt,
Dem wird nachher wohl Reue kund,
Wenn er's auf die Länge treibt.

Reinmar der Alte, um 1180, mit ſeinem Familiennamen wahrſcheinlich von Hagenau genannt, lebte am Herzogshofe von Oeſterreich. Walther von der Vogelweide kannte ihn, doch lebten ſie ſpäter nicht in Einigkeit. Reinmar pflegte nur das Minnelied. (Siehe das Probeſtück zu Gottfried von Straßburg.)

Herr **Walther von der Vogelweide**, geb. um 1160, geſt. vor 1228, der lieblichſte und gewaltigſte deutſche Liederdichter des Mittelalters, war einem ritterlichen aber armen Hauſe entſproſſen. Ueber ſeine Geburtsſtätte fehlen beſtimmte Zeugniſſe; einige Schriftſteller glauben, dieſelbe in Tirol gefunden zu haben. Frühzeitig kam Walther nach Oeſterreich, wo er „ſingen und ſagen" lernte und zu Wien, insbeſondere an dem Hofe des Babenbergers, Herzog Friedrich I., des Katholiſchen (1194—98), gaſtfreundliche Aufnahme fand. Durch den in Paläſtina erfolgten Tod ſeines Gönners wurde Walther gezwungen, ſich eine andere Stätte zu ſuchen, und führte von nun an das Leben eines wandernden Sängers. Indem er zu den Tönen der Geige ſeine Lieder bald an Fürſtenhöfen, bald in Ritterburgen, bald auch dem Volke vortrug, durchritt er die Lande von der Seine bis an die Trave, bis an die Mur und den Po. Nach der Doppelkaiſerwahl (Philipp von Schwaben und Otto von Braunſchweig) trat er in Liedern und Sprüchen als politiſcher Sänger auf. Er ſtellte ſich zuerſt auf Seite Philipps, nach deſſen Tod finden wir ihn bei Otto und nach Friedrichs II. Wahl ergriff er deſſen Partei. Längere Zeit hielt er ſich auf der Wartburg bei Landgraf Hermann von Thüringen und in Wien bei Herzog Leopold VI. von Babenberg auf. Auch in Aquileja am Hofe des Patriarchen, in Mödling bei Wien als Gaſt Heinrich's von Medelicke finden wir ihn. Endlich erfüllte Friedrich II. des Sängers Lebenswunſch und verlieh ihm als Lehen einen kleinen Hof in oder bei Würzburg und damit eine, wenn auch ſehr beſcheidene Heimſtätte. In einem rührenden Liede begrüßte Walther das ihm zu teil gewordene Glück. Für den von dem Kaiſer beabſichtigten Kreuzzug dichtete er fromme Lieder; er ſagte der Welt ab und wendete ſich der Gottesminne zu. Mit dem Jahre 1227 entſchwindet ſein Name. Sein Leichnam ruht im Münſter zu Würzburg. Eine ſinnige Sage läßt ihn eine Stiftung gründen, aus deren Ertrag auf ſeinem Grabe den kleinen Vögelein Futter geſtreut werden ſollte. Die dichteriſche Thätigkeit Walther's beſchränkte ſich nicht auf den Minneſang; in ſeinen Sprüchen tritt er auch dem öffentlichen Leben nahe und nimmt lebhaften Anteil an dem Kampfe zwiſchen Kaiſer und Papſt. Von ſolcher weitgreifender Wirkung waren ſeine meiſt kurzen politiſchen Geſänge, daß Thomaſin von Zirclaria (Zerkläre), ein friauliſcher Ritter, in ſeinem Lehrgedicht „Der wälſche Gaſt" klagt: Walther habe tauſend Mann bethört, daß ſie haben überhört Gottes und des Papſt's Gebot. — Ein lebhaftes Naturgefühl führte den Dichter zu lieblichen landſchaftlichen Schilderungen; denn phantaſievolle Betrachtung war ſein eigentliches Gebiet. Aus der Natur nahm er am liebſten ſeine Bilder; er ſelbſt erſcheint uns in ſeinen Liedern mild, ernſt und feſt in ſeinem Innern bei liebenswürdiger, freier, äußerer Form, fröhlich zeigt er ſich mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen; in aller Trübſal richtet ihn die Hoffnung auf und bleibt ſein Streben unverzagt auf das leuchtende Ziel des Ideals gerichtet; ſeine Lieder ſind im Herzen geboren, reden in Herzenstönen und gehen darum zu Herzen. Walther von der Vogelweide iſt der größte deutſche Lyriker vor Goethe und mit Recht hat Hugo von Trimberg, Schulmeiſter zu Theuerſtadt bei Bamberg (um 1460) geſungen:

„Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des vergäße, der thäte mir leide."

Nithart von Riuwenthal, geſtorben um 1245, ein bayriſcher oder öſterreichiſcher Ritter, lebte meiſt in Oeſterreich; er pflegte die höfiſche Dorfpoeſie, in welcher das entartete Minnelied in die Kreiſe der Landleute herabſteigt und auf Landmädchen angewendet wird.

Ulrich von Lichtenſtein, um 1200 geboren, geſtorben 1276, ein ſteiriſcher Ritter, lebte in einer Zeit, in welcher die Ideale des Rittertums verblaßt und an deren Stelle Roheit und Selbſtſucht getreten waren. Indem er die äußeren Formen des Minnedienſtes und Minneſanges in Leben und Dichtungen nachahmte, machte er aus beiden ein Zerrbild ihres Weſens; er iſt gewiſſermaßen der Don Quixote des deutſchen Rittertums. So zog er einmal als Frau Venus in Frauenkleidern, ein andermal als König Artus verkleidet durch die öſterreichiſchen Lande und forderte zum Lanzenſtechen zu Ehren der von ihm erwählten Dame auf. Dieſe ſelbſt verhöhnte ihren Ritter und erlaubte ſich mit ihm unfeine Späſſe. Habſüchtige Nachbarn überfielen ihn (im Jahre 1246) auf ſeiner Feſte Frauenburg, nahmen ihn gefangen und mißhandelten ihn. Erſt dem Einſchreiten Kaiſer Friedrichs II. verdankte er die Freiheit. — Außer Minneliedern haben wir von ihm das „Frauenbuch", ein Zwiegeſpräch zwiſchen einem Ritter und einer Dame, in welchem der Verfall des ritterlichen Lebens beklagt wird.

Kaiſer **Heinrich** VI. († 1197), König **Konrad der Junge** (vielleicht Konradin von Hohenſtaufen, im Jahre 1268 enthauptet), Herzog **Heinrich** IV. von Breslau

(† 1290), König **Wenzel** von Böhmen († 1305), Markgraf **Otto IV.** von Brandenburg († 1308), und andere Fürſten dichteten gleichfalls Minnelieder.

Tanhäuſer, lebte um 1230 am Hofe des letzten Babenbergers, Herzog Friedrichs II. von Oeſterreich. Nach dem Tode des Herzogs geriet er durch eigene Verſchuldung in Not und führte ein wechſelreiches Wanderleben. Später ging er in ſich und ſtarb etwa um 1270. An ihn knüpft ſich die Volksſage vom Tannhäuſer im Venusberg.

Rüdiger Maneſſe, ein Zürcher Ritter zu Anfang des 14. Jahrhunderts, wurde ſamt ſeinem gleichnamigen Sohne lange für den Urheber einer handſchriftlichen Sammlung von Minneliedern mit Bildniſſen von Dichtern gehalten, doch fehlen Beweiſe für die Wahrheit dieſer Behauptung. Die Handſchrift enthält etwa 7000 Strophen von 130 Dichtern. Sie befindet ſich jetzt in der Bücherſammlung der Hochſchule zu Heidelberg.

Heinrich von Meißen, 1250—1318, bildet den Uebergang zu den Meiſterſängern; er ſoll, der Sage nach, in Mainz die erſte Meiſterſängerſchule begründet haben. Er erhielt den Namen „Frauenlob“, weil er den Gebrauch des Wortes „Frau“ gegenüber dem von „Weib“ verteidigte.

(Aus den Gedichten Walthers von der Vogelweide, überſ. von K. Simrock.)

Ich ſaß auf einem Steine,
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen ſtand;
Es ſchmiegte ſich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dachte ich ſehr bange
Dem Weltlauf nach und ird'ſchem Heil;
Doch wurde mir kein Rat zu teil,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß ihrer keins verdürbe.
Die zwei ſind Ehr' und weltlich Gut,
Das oft einander Schaden thut,
Das Dritte Gottes Segen,
An dem iſt mehr gelegen: —
Die hätt' ich gern in einem Schrein.
Ja leider mag es nimmer ſein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichtum und mit Ehre
Je wieder in dasſelbe Herz;
Sie finden Hemmung allerwärts:
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute;
So Fried' als Recht ſind todeswund:
Die Dreie haben kein Geleit, die Zwei denn werden erſt geſund.

Ihr Fürſten, adelt eure Herzen durch reine Güte,
Seid gegen Freunde ſanft, vor Feinden traget Hochgemüte,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut ſo mancher muß zu euern Dienſten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt euch ſtets in Würde ſchauen,
So loben euch die reinen, ſüßen Frauen.
Scham, Treue, Milde, Zucht ſollt ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und ſchaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was euch die Lügenbolde ſagen,
Folgt gutem Rat, ſo dürft ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Thomaſin von Zirclaria (Zerkläre), um 1220, ein Ritter aus Friaul, zeigt in einem Lehrgedichte „Der welſche Gaſt“ (der Fremde aus Welſchland), daß alle Tugenden aus der Beſtändigkeit, alle Laſter aus der Unbeſtändigkeit hervorgehen. — An die Stelle der erſterbenden ritterlichen Dichtung trat nun die Lehrdichtung. Schon Thomaſin ſieht in erſterer ſchädliches Fabelwerk, und bald fand er Nachfolger. Der Winsbeke (um 1220), ſtellt Lehren eines Ritters an ſeinen Sohn dar; die Winsbekin, enthält Ermahnungen einer vornehmen Frau an ihre Tochter; Freidanks Beſcheidenheit (Unterweiſung), iſt eine Sammlung von Sprüchen, Betrachtungen und Fabeln. Die Verfaſſer dieſer drei Lehrdichtungen ſind unbekannt; einige Schriftſteller glaubten, daß unter dem Namen Freidank ſich Walther von der Vogelweide verberge. Jedenfalls zählt dieſe Sammlung unter die gedankenreichſten und bedeutendſten Erzeugniſſe unſeres Schrifttums.

Aus „Freidanks Beſcheidenheit“.

Gott dienen ohne Wank
Iſt aller Weisheit Anfang.
Wer um Lebens kurze Friſt
Der ewigen Freud' vergißt,
Der hat ſich ſelbſt betrogen
Und zimmert auf den Regenbogen.
(Wenn der Regenbogen zergeht
Nicht weiß er, wo ſein Haus dann ſteht.)

Wer die Seele will bewahren,
Der muß ſich ſelber laſſen fahren.
Wer Gott liebet, wie er ſoll,
Des Herz iſt aller Tugenden voll.
Der Menſch, der lebt in Gottes Gebot,
In dem iſt Gott, und er in Gott.

Hoffahrt, der Hölle Königin,
Will zu allen Leuten hin.
Wie gut oder böſe er ſei,
Sie läßt niemanden frei.
Hoffahrt zwingt den kleinen Mann,
Daß er auf den Zeh'n muß gahn.
Hoffahrt iſt der Seele Not,
Die ſtirbt um ſie den ewigen Tod.

Heute lieb, morgen leid,
Das iſt der Welt Beſtändigkeit.

Wer ſeines Mundes hat Gewalt,
Der mag in Ehren werden alt.

Des Jungen Lob ſich mehret,
Wenn er das Alter ehret.

Wer nach Recht nicht ſtets kann leben,
Soll nach Recht doch immer ſtreben.

Wer kann den Streit entſcheiden
Zwiſchen Chriſten, Juden, Heiden,
Als Gott, der ſie geſchaffen hat
Und jeglich Ding ohn' jemands Rat,
Der kannte wohl ihr aller Streit,
Eh er ſie ſchuf und ihren Neid.
Warum ein Menſchlein ſei verloren,
Das and're ſei zur Gnad' erkoren,
Wer nun das fragt, der fragt zu viel;
Gott kann und ſoll thun, was er will.
Was Gott mit ſeinen Geſchöpfen thut,
Das ſoll uns alles dünken gut.
Was kann der Topf wohl ſprechen,
Will ihn der Meiſter brechen?
Noch weniger können wir wider Gott
Sprechen, kommt uns ſein Gebot.
Wie der Topf auch fällt,
Er wird doch leicht zerſchellt;
Er falle her oder hin;
Der Schade gehet nur an ihn.

Begrab'ner Schatz, verſteckter Sinn,
Die geben niemandem Gewinn.

Das Jahr geht hin, der Tod geht her,
Der uns beſiegt auch ohne Speer.
Wenn's auch der Kaiſer ſollt' begehren,
Er kann der Mücken ſich doch nicht erwehren.
Was hilft Gewalt und Liſt,
Da doch der Floh ſein Meiſter iſt.
Der Kaiſer ſterben muß wie ich,
D'rum kann ich ihm wohl gleichen mich.
Der Herr, der ſterben muß wie ich,
Wes könnte der getröſten mich.
Wenn je das Fieber an mich geht,
Und ihn etwa Zahnweh beſteht,
Und derer keines er abwehrt
Dem ſei von mir kein Dienſt gewährt.
Des Eigen will ich gerne ſein,
Der Sonnen giebt ſo lichten Schein;
Wer alles weiß, eh' es geſchehn,
Dem muß man Ehre zugeſtehn.

Bruder Berthold von Regensburg, ein Franziskaner, wirkte von 1250—1272; er war ein gewaltiger Prediger. Er durchzog Bayern und Schwaben, kam nach Oeſterreich, Ungarn, Böhmen und Mähren. Wo er erſchien, lief das Volk in ſolcher Menge zuſammen, daß die Kirchen ſich als zu klein erwieſen, und er auf dem freien Felde, oft von einem Baume herab, reden mußte. Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, ſagt von ihm: „Durch ſeinen Mund hat Gott vom Himmelreiche geredet.“ — Er richtete ſich ein Mal an ſeine Ordensbrüder mit den Worten: „Warum werden die keine Engel, die mit uns verkehren? Weil ſie an uns keine Engel finden.“ Zu den Geizigen, die nicht wiedererſtatten, ſagte er: „Mancher verſucht, ob ihm irgend eine Arznei helfen möchte, und ſpricht alſo: „Bruder Berthold, ich wollte ein Kloſter bauen, da man immerdar Gott diente.“ — Sieh, du mußt erſtatten und wiedergeben. — „Bruder Berthold, ich wollte das Kreuz nehmen und über's Meer fahren oder gen Rom oder zu St. Jakob.“ — Du mußt erſtatten und wiedergeben. — „Bruder Berthold, ich wollte in ein Kloſter fahren, Gottesdienſt alle Tage hören und wollte da hingeben, daß man Wein von mir hätte manchmal im Jahr, und daß ein Licht von mir brennete das Jahr hindurch.“ — Sieh, du mußt erſtatten und wiedergeben — wie lange ſoll ich dir das ſagen? — und laß' das Kloſter ohne Wein und ohne Licht. Ich ſpreche mehr. Säheſt du, daß halt die zwölf Boten hungrig vor dir ſäßen und meine Frau St. Maria: laß' Maria hungern, laß' die Zwölfboten hungern und gieb es, dem du es von Rechtswegen ſollſt; denn des könnten dich alle Päpſte nicht entheben, noch alle Patriarchen, noch alle Propheten.“ In einer „Reimchronik“ heißt es von ihm:

Der minder Brüder Orden hat einen Mann
Erzogen, dem hat Gott gethan
Gnaden genug.
An geiſtlicher Kunſt war er klug.
Man ſagt auch, daß er wär
Ein gar gut Predigär,

Mathilde von Magdeburg, geſt. um 1277, eine Nonne, ſchildert in gehobener Rede die Vermählung der Seele mit dem himmliſchen Bräutigam, Jeſus Chriſtus.

Eckart, gewöhnlich Meiſter Eckart genannt, der ums Jahr 1300 lebte und in Straßburg, Köln und andern Orten lehrte, ſprach Sätze aus, wie: „Alle Dinge ſind Gott ſelber“ und „Gott iſt alle Dinge“, weshalb ihn viele zu den Pantheiſten zählen, d. h. zu denen, welche ſagen, das Weltall ſei Gott.

Hugo von Trimberg, † 1309, Schulmeiſter zu Theuerſtadt, einer Vorſtadt von Bamberg, ein ſehr gelehrter Mann, ſchrieb in etwa 25.000 Verſen eine Sammlung von Lehren, Fabeln und kleinen Erzählungen. Er hieß es den „Renner“ und ſagt:

Renner iſt diz buoch genant
wan ez ſol rennen durch din lant.
Renner iſt dies Buch genannt,
Da es ſoll rennen durch die Länder.

Johann Tauler, geb. 1290 zu Straßburg, geſt. 1361, welcher durch Nikolaus von Baſel, einen Nicht-Geiſtlichen, angeregt wurde, nicht bloß zu predigen, ſondern auch der Predigt gemäß zu leben. Er wirkte zur Zeit drückenden Unfriedens im Staate und der ſchrecklichen Seuche des Schwarzen Todes in großem Segen. Ausſprüche von ihm lauten: „Ir wellent got und die creature mit einander han und das iſt unmügelich; luſt gotes und luſt der creaturen: und weinteſt du blut, es mag nit ſin.“ — „Wiſſe, wie klein ein Heller gegen hunderttauſend Mark Goldes, ſo iſt alles auswendige Gebet gegen das inwendige Gebet, das da iſt und heißet wahre Einigung mit Gott, des geſchaffenen Geiſtes Verſinken und Verſchmelzen in dem unerſchaffenen Geiſt Gottes. Alles Gebet des Mundes iſt dagegen wie Spreu und Stroh gegen edlen Weizen.“ — „Liebes Kind, ob du vergiſſeſt alles, was wir geſagt haben, ſo behalte dieſe zwei Pünktlein. Das Eine iſt, daß du lauterlich und gänzlich klein ſeiſt inwendig und auswendig zu Grund und nicht von Schein, noch von Worten, ſondern von Wahrheit in all deinem Verſtehn. Das andere: Habe wahre göttliche Liebe, nicht als wir Liebe heißen in ſinnlicher Weiſe, ſondern weſentlicher Weiſe in einem inwendigen Gottlieben.“

Thomas von Kempen. Er lebte ſtille in einem holländiſchen Kloſter, wo er predigte und eifrig in der Bibel forſchte. Beſonders bekannt iſt das ihm zugeſchriebene Buch „Die Nachfolge Chriſti“. Dasſelbe fand eine außerordentlich große Verbreitung. Stellen daraus: „Wenn du die ganze Bibel auswendig wüßteſt und die Ausſprüche aller Weltweiſen, was würde das alles nützen ohne die Liebe zu Gott und Gnade? Eitelkeit der Eitelkeiten; alles iſt eitel, außer Gott lieben und ihm allein dienen.“ — „Verlange nicht darnach, hohes zu wiſſen, ſondern bekenne vielmehr deine Unwiſſenheit. Wenn du etwas auf nützliche Weiſe wiſſen und lernen willſt, ſo habe es gerne, nicht gekannt und für nichts geachtet zu werden. Von ſich ſelbſt nichts halten und von andern immer gut und hoch denken, iſt große Weisheit und Vollkommenheit.“

Der Sängerkrieg auf der Wartburg, um 1300 von einem unbekannten Verfaſſer geſchrieben, iſt eine halb lyriſche, halb lehrhafte Dichtung, welche einen ſagenhaften Wettſtreit von ſieben berühmten Dichtern auf der Wartburg zum Gegenſtande hat. Walther von der Vogelweide zollt dem Landgrafen Hermann von Thüringen, Heinrich von Ofterdingen dem Herzog Leopold von Oeſterreich größeres Lob. Letzterer unterliegt und ruft den Zauberer Klingſor aus Ungerland zur Hilfe. Jetzt bekämpfen ſich dieſer und Wolfram von Eſchenbach in Rätſeln, welche die tiefſten Wahrheiten der Religion verhüllen. So ſpricht Klingſor z. B. von einem Wurf mit vier Aſſen, in welchem die vier eine drei und dieſe drei wiederum den einen Wurf enthält. Wolfram deutet die vier auf das Bild der Offenbarung für Chriſtus: Löwe, Rind, Menſch und Adler (Offenb. Joh. 4, 7), die in der Dreieinigkeit eins ſind. Schließlich wird Klingſor überwunden, ſo daß er mit dem Teufel droht, den er von Toledo und aus Griechenland holen wolle.

Meiſtergeſang. — Meiſtergeſang heißt die ſchulmäßig gepflegte Dichtung der Bürger ſeit dem 14. Jahrhundert. Man führt denſelben auf Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, in Mainz zurück, welcher, als der erſte, regelmäßige Dichterzuſammenkünfte veranſtaltete. In den freien Reichsſtädten entſtanden nach und nach unter den Bürgern Vereinigungen, welche nach dem Vorbilde der Handwerkerzünfte die Dichtkunſt lehren und üben wollten. Solche Geſellſchaften nannten ſich Meiſterſingerſchulen. Beſonderes Anſehen genoſſen die Schulen von Mainz, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Frankfurt, Straßburg, Colmar und Ulm. Dieſe bürgerliche Dichtung hatte ihre Blütezeit im Jahrhundert der Kirchenbeſſerung (16. Jahrhundert), und Hans Sachs iſt der bedeutendſte Vertreter derſelben. Neben ihm können noch genannt werden: Barthel Regenbogen, ein Schmied, der ſpäter als fahrender Sänger in Mainz lebte, um 1300; der Weber Michel Beheim, um 1450; der Wappendichter Hans Roſenplüt, um 1450; Hans Folz, Barbier in Nürnberg, um 1480; die Schuſter Adam Puſchmann und Georg Hager in Nürnberg, Schüler des Hans Sachs. — Kaiſer Karl IV. verlieh den Meiſterſingerſchulen das Recht, ein eigenes Wappen zu führen. Der dreißigjährige Krieg zerſtörte auf lange hinaus den Wohlſtand der Städte; mit dieſem ſchwand auch meiſt die Liebe zur heiteren Kunſt, und die meiſten Schulen verſtummten; nur wenige überdauerten die ſchreckliche Zeit, ſo die Nürnberger, die 1770, die Straßburger, welche 1780 geſchloſſen wurde; die letzten vier Singmeiſter der Ulmer Meiſterſingerſchule übergaben 1839 ihre Schultafel, Tabulatur, Fahne, Kleinode ꝛc. dem dortigen Männergeſangverein, als „dem natürlichen Nachfolger und Stellvertreter des alten Meiſterſingertums".

Entſprechend den ſtrengen Abſtufungen im Handwerkertum hatte auch die Schule mehrere Klaſſen von Mitgliedern. Der neu Eintretende hieß Schüler und hatte die dem Meiſtergeſange eigentümlichen Begriffe und Geſetze zu erlernen, worauf er Schulfreund wurde und zum Singer aufſtieg, ſobald er den geſangartigen Vortrag der Lieder ſich angeeignet hatte. Verſtand er in ſchon vorhandenen Strophenformen Lieder zu bilden, ſo hieß er Dichter. Den Ehrennamen Meiſter erhielt nur, wer in einer ſelbſterfundenen Strophenform ein untadelhaftes Gedicht geſchaffen hatte. Die Meiſterverſammlungen — Schulen — wurden entweder in der Herberge gehalten oder an den drei hohen chriſtlichen Feſten in der Kirche — Feſtſchulen. Die Strophenformen, die Töne oder Weiſen waren entweder nach ihrem Erfinder benannt, z. B. der Ton Frauenlob's, der Ton Regenbogen's, oder führten beſondere, oft etwas auffallende Namen, z. B. die abgeſchiedene Vielfraßweiſe Karl Feders, die Weber-Kratzenweiſe Ambroſii Metzgers ꝛc. Das Amt der Kunſtrichter übten die Merker aus, welche alle Fehler, die der Vortragende gegen Religion und gute Sitte (falſche Meinungen) oder gegen die Regeln der Dichtkunſt begangen hatte, aufzeichneten.

Den Vorgang einer feſtlichen Singſchule in einer Kirche Nürnbergs malt Aug. Hagen (1797—1880) in ſeinen nürnbergiſchen Novellen („Norica") folgendermaßen:

„Vorn im Chor ſah man ein niedriges Gerüſt aufgeſchlagen, worauf ein Tiſch und ein Pult ſtand. Dies war das Gemerke; denn hier hatten diejenigen ihren Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form, gegen die Geſetze der Tabulatur, und im Inhalt, gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeſchichten, begingen. Dieſe Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. [Außer den „Merkern" gehörten zu dem Gemerke noch: der Büchſenmeiſter (Kaſſierer), der Schlüſſelmeiſter (Verwalter) und der Kronmeiſter, der die Preiſe verteilte.] — — Ein greiſer Meiſter betrat den Singſtuhl, und von dem Gemerke erſcholl das Wort: „Fanget an!" Es war Konrad Nachtigall, ein Schloſſer, der ſo ſehnſüchtig und klagend ſang, daß er ſeinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmliſchen Jeruſalem ſagte er viel Schönes in gar künſtlichen Reimen und Redewendungen. Auf dem Gemerke las einer der Meiſter in der Bibel nach, der andere zählte an den Fingern die Silben ab, und der dritte ſchrieb auf, was dieſe beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüſterten. Aber auch die Meiſter unten waren aufmerkſam und in ſtiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närriſches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfſchütteln erkannte man, daß die Sprecher hie und da ein Verſehen begangen. Nach dem Meiſter Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeſchichte zum Gegenſtande ſeines Gedichtes gewählt. Aber der Arme war verlegen; es wollte nicht gehen, und ein Merker hieß ihn den Singſtuhl zu verlaſſen. „Der Meiſter hat verſungen," raunte mir ein Nachbar zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte ſein Stück zu Ende bringen laſſen, ſo erklärte er mir, daß derſelbe ein „Laſter" begangen. Mit dieſem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verſtoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung (Undeutlichkeit), Klebſilbe (willkürliche Zuſammenziehung), Milben (des Reimes wegen abgebrochene Wörter) ꝛc. Die Bezeichnungen der verſchiedenen Tonweiſen waren gar abſonderlich, als die Schwarz-Tintenweiſe, die abgeſchiedene Vielfraßweiſe, die Cupidinis-Handbogenweiſe. In der Hageblütweiſe ließ ſich jetzt vom Singſtuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen; ein ehrwürdiger Greis im ſchwarzen Gewande. Alles bewunderte ihn, wie er, gemäß der Apokalypſe, den Herrn beſchrieb, an deſſen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel Ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit; wie die 24 Aelteſten ihre Kronen vor dem Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank Ihm gaben, durch deſſen Willen alle Dinge ihr Weſen haben und geſchaffen ſind, und wie ſie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes; wie die Engel, die um den Stuhl, um die Aelteſten und um die vier Tiere ſtanden, auf ihr Angeſicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachſens Geſicht hell die Freude hervor, der ſein dankbarer Schüler war. — Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michel Behaim und hatte mancherlei Länder geſehen. Mit raſtloſer Anſtrengung hatte er ſich in der Singkunſt geübt und verglich ſich mit Recht mit einem Bergmann, der mühſam gräbt und ſucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Fachſchule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singeſtuhl beſteigen wollte. — — — Als Michel Behaim ſein Gedicht „Von zwo Jungfrauen" vorgetragen hatte, da verließen die Merker ihren Sitz. Der erſte trat zu Nunnenbeck und hing mit einem langen Glückwunſch ihm den Davidsgewinner (eine ſilberne Kette mit dem Bilde des Königs David) um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit einem ſchönen Kranze aus ſeidenen Blumen, der ihm gar wohl ſtand. Dieſe Gaben waren aber nicht Geſchenke, ſondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Feſt in der Kirche war beendigt, und alle drängten ſich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken."

(Aus „Deutſche Litteraturgeſchichte" von Rob. König.)

Für die Dichtkunſt hat der Meiſtergeſang nur ſehr wenig Bedeutung. Uhland ſagt: „Der Meiſtergeſang iſt nicht als eine ſelbſtändige Entwicklung, ſondern nur als ein Erſtarren und Hinwelken der Liederkunſt des Mittelalters zu betrachten."

Boner, Ulrich, um 1330, war Predigermönch zu Bern und ſammelte in einem Werke „Der Edelſtein" Fabeln und ſchwankhafte Erzählungen.

Geiler von Kaiſersberg, Johannes, 1445—1510, ein Schweizer, Prediger zu Straßburg, behandelte auch einzelne Teile des „Narrenſchiffs" von Seb. Brant in Kanzelreden.

Brant, Sebaſtian, 1458—1521, geboren zu Straßburg, lebte zuerſt als Lehrer an der Hochſchule Baſel, ſpäter als Rechtskonſulent in Straßburg; er ſtarb als Stadtſchreiber dieſer Stadt, nachdem ihn Kaiſer Maximilian ſchon früher zum kaiſerlichen Rat und Pfalzgrafen ernannt hatte. Er verſuchte mit Erfolg die Lehrdichtung wider zu beleben. Sein wichtigſtes Werk iſt das 1494 erſchienene Narrenſchiff. Inhalt: Der Dichter will alle Narren zuſammenbringen. Weil aber Karren und Wagen ſie nicht faſſen können, rüſtet er ein Schiff aus, welches ſich jedoch für die herbeilaufende Menge der Thoren gleichfalls zu klein erweiſt. Nun entwirft der Dichter in 114 Abſchnitten die bezeichnendſten Merkmale der einzelnen Narren. Den „Vortanz" hat der Büchernarr, der von ſich ſagt:

Dan ich on nutz vil bücher han	Denn ich ohne Nutz viel Bücher hab,
Die ich nit lis und nit verſtan.	(Die ich nicht lies und nicht verſteh'.)

Er verſpottet die Eltern, die ihre Kinder ſchlecht erziehn „ſie irre gehen laſſen ohne Strafe, gleichwie ohne Hirten gehn die Schafe". Nach der Reihe nimmt er die menſchlichen Laſter und die Verkehrtheiten aller Stände ohne Ausnahme durch. In treuer Vaterlandsliebe fordert er die Fürſten auf, ſich unter dem Kaiſer gegen die Türken zu vereinigen. Auch ſich ſelbſt ſchont er nicht und meint:

Wer will, der lies das Narrenbuch;
Ich weiß auch, wo mich drückt der Schuh(ch)
Darum, wenn man wollt ſchelten mich
Und ſprechen: „Arzt, heil ſelber dich!
Denn du biſt auch in unſ'rer Rott."
Ich kenn' das und bekenn' es Gott,
Daß ich viel Thorheit hab' gethan,
Dem Narrenorden nicht entkam.

Das „Narrenſchiff" wurde in fremde Sprachen überſetzt und blieb lange ein Lieblingsbuch des deutſchen Volkes.

Zeitalter der Reformation.

Martin Luther, geb. am 10. Nov. 1483 zu Eisleben, geſt. ebendaſelbſt 18. Febr. 1546, hat auf das deutſche Schrifttum den nachhaltigſten Einfluß geübt. Durch ſeine Bibelüberſetzung (begonnen Dezember 1521 auf der Wartburg, vollendet 1534 in Wittenberg) gab er nicht bloß ein Vorbild der Ueberſetzungskunſt, ſondern ſchuf in der Schriftſprache, die durch ſein Werk zu allgemeinſter Geltung erhoben wurde, eine allen Stämmen und allen Ständen Deutſchlands verſtändliche, gemeinſame Redeweiſe, welche nicht bloß, immer tiefer dringend, allen Volkskreiſen Bildung vermittelte, ſondern auch, ſelbſt in den Tagen der größten ſtaatlichen Zerriſſenheit, als unvertilgbares Zeichen der nationalen Zuſammengehörigkeit, der Spracheinheit, leuchtete und mahnte. Luther richtete ſich im allgemeinen nach der von der kurfürſtlich-ſächſiſchen Kanzlei gebrauchten Ausdrucksweiſe, verbeſſerte dieſelbe jedoch ſehr bald in hervorragender Weiſe. In dem 1530 erſchienenen Sendſchreiben „Vom Dolmetſchen" geſtattet er uns einen Einblick in die Art und Schwierigkeit ſeiner Arbeit. Er ſchreibt:

„Ich hab mich des gefliſſen, daß ich rein und klar deutſch geben möchte. Und iſt uns wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort geſucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir alſo, M. Philipp,[1] Aurogallus[2] und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutſchet und bereit iſt, kann's ein Jeder leſen und meiſtern, läuft einer jetzt mit den Augen drei oder vier Blätter ab und ſtößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen ſind, da er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben ſchwitzen und uns ängſten müſſen, ehe denn wir ſolche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man konnte ſo fein dahergehen."

An einer anderen Stelle:

„Man muß nicht den Buchſtaben in der lateiniſchen Sprache fragen, wie man ſoll deutſch reden, ſondern man muß die Mutter im Hauſe, die Kinder auf der Gaſſe, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denſelbigen auf das Maul ſehen, wie ſie reden, und danach dollmetſchen; ſo verſtehen ſie es denn und merken, daß man deutſch mit ihnen redet. Als wenn Chriſtus ſpricht: „ex abundantia cordis os loquitur." Wenn ich den Eſeln folgen ſoll, die werden mir die Buchſtaben fürlegen und alſo dollmetſchen: „Aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund." Sage mir, iſt das deutſch geredt? Welcher Deutſcher verſteht ſolches? Was iſt „Ueberfluß des Herzens" für Deutſch? Das wollt kein Deutſcher ſagen, er wollt denn ſagen, es ſei, daß einer ein allzu groß Herz habe, oder zu viel Herzens habe, wiewohl das auch noch nicht recht iſt; denn Ueberfluß des Herzens iſt kein Deutſch, ſo wenig als das deutſch iſt: Ueberfluß des Hauſes, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank. Sondern alſo redet die Mutter im Hauſe und der gemeine Mann: „Weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über." Das heißt gut deutſch geredt, deß ich mich gefliſſen und leider nicht alle Weg erreicht, noch getroffen habe; denn die lateiniſchen Buchſtaben hindern uns aus der Maßen ſehr, gut Deutſch zu reden." — In Bezug auf die Anrede des Engels an die Jungfrau „ave, gratia plena" ſchreibt Luther: „Maria, voll Gnaden!" Wo redt der deutſche Mann ſo? Er denkt an ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab ichs verdeutſcht: „Maria, du Holdſelige." Und hätte ich das beſte Deutſch nehmen ſollen, ſo hätte ich alſo verdeutſchen müſſen: du „liebe" Maria. Denn ſoviel will der Engel ſagen, und ſo würde er geredt haben, wenn er ſie hätte deutſch grüßen wollen. Wer deutſch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das iſt: du liebe Maria! der liebe Gott, der liebe Kaiſer, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch ſo herzlich und genugſam in lateiniſcher oder anderen Sprachen reden möge, das alſo dringe und klinge in's Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unſerer Sprache.“

---

[1] Philipp Melanchthon, 1497—1560, Luthers Freund. [2] Aurogallus, † 1543. ein Böhme, Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache zu Wittenberg.

Als Proſaſchriftſteller zeichnet er ſich aus durch leichte Verſtändlichkeit und große Anziehungskraft, Klarheit der Form, überſichtliche Einteilung. Mannigfaltigkeit der Anſchauungen, natürlich bildliche Sprache, Gemütstiefe, lebhafte innere Bewegung verſchafften ſeinen Streit-, wie ſeinen Lehrſchriften ſchnell die weiteſte Verbreitung und tiefgehende Wirkung. Auf die Fortentwicklung des Kirchenliedes hat der Reformator gleichfalls aufs günſtigſte eingewirkt. Er führte dasſelbe auf die Pſalmen (Pſalm 46: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“; Pſalm 130: „Aus tiefer Not ſchrei ich zu Dir“) und auf die Bibel im allgemeinen (z. B. „Dies ſind die heiligen 10 Gebot“, nach 2. Moſes, „Vater unſer im Himmelreich“, nach Matth. 6) zurück, verſchmähte auch nicht die herrlichen alten kirchlichen Hymnen und Sequenzen (z. B. „Komm heiliger Geiſt“ nach „Veni, sancte spiritus“) und bearbeitete ältere deutſche Lieder (z. B. „Chriſt iſt erſtanden“; „Nun bitten wir den heiligen Geiſt“). Luthers geiſtliche Lieder ſind nicht als Gefühlsergüſſe eines einzelnen Dichters ſondern als kräftiger Ausdruck der religiöſen Empfindung einer ganzen Gemeinde gedacht und zeichnen ſich daher durch Stärke der Empfindung und Kraft der Sprache aus. Auch der Tonkunſt widmete Luther große Aufmerkſamkeit, und die Weiſe des Pſalmes „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ wird ihm zugeſchrieben.

Murner, Thomas, ein Elſäſſer, geb. 1475, † etwas vor 1537, ſeit 1494 Franziskanermönch, Doktor der Theologie und beider Rechte, durch Kaiſer Maximilian I. zum Dichter gekrönt, führte ein unſtetes Leben, da ſeine Schriften ihm überall Feinde ſchufen. Er zählt unter die bedeutendſten deutſchen Satiriker. Murner tadelte zuerſt ſcharf kirchliche Uebelſtände, wurde aber, als die Kirchenſpaltung eintrat, Luthers heftigſter, und auf dem litterariſchen Kampffelde auch hervorragendſter Gegner. Die „Narrenbeſchwörung (um 1510)“, die „Schelmenzunft (1512)“ und die „Gäuchmatt (Narrenwieſe; 1519)“ geißeln die ſchlechten Sitten der Weltleute, Geiſtlichen und Kloſterleute ohne Unterſchied. „Vom großen lutheriſchen Narren, wie ihn Dr. Murner beſchworen hat (1522)“, die hervorragendſte ſatiriſche Dichtung des Reformationszeitalters, verſpottet die Urheber, Beförderer und Freunde der Reformation. Auch viele kleinere Schriften derſelben Richtung gab Murner heraus. Er ſtarb zu Oberehnheim im Unter-Elſaß.

Ulrich von Hutten, ein fränkiſcher Ritter, geb. 1488, geſt. 1523 auf der Inſel Ufnau bei Zürich war einer der eifrigſten Humaniſten und Mitſtreiter der Reformation. Ein unſtätes, wechſelreiches Leben führte ihn durch ganz Deutſchland bis Greifswald und Wien. Im Jahre 1512 kam er nach Pavia, wo ihn 1514 die Not zwang, in die Reihen der kaiſerlichen Landsknechte einzutreten. Als Herzog Ulrich von Württemberg, Hans Hutten, einen Verwandten Ulrichs, getötet hatte, erließ er geharniſchte Schriften gegen den Herzog. Auch an dem Streit Reuchlins mit den Dominikanern nahm er lebhaften Anteil; er griff die Gegner der Humaniſten in einem lateiniſchen Gedichte an und beteiligte ſich hervorragend an der Abfaſſung der „Epistolæ obscurorum virorum“. Das Jahr 1517 brachte dem Dichter die höchſte Anerkennung, welche die damalige Zeit einem Dichter ſpenden konnte: Kaiſer Maximilian ſchmückte zu Augsburg Huttens Haupt mit der dichteriſchen Lorbeerkrone. Nach Luthers Auftreten ſtellte er ſich an deſſen Seite und näherte ſich auch Franz von Sickingen. Seine heftigen Schriften veranlaßten den Papſt Leo X. Huttens Auslieferung nach Rom von dem Erzbiſchof von Mainz, in deſſen Dienſten derſelbe ſtand, zu fordern. Der Dichter flüchtete ſich zuerſt auf die Ebernburg zu Sickingen und dann in die Schweiz, wo ihn der Tod ereilte. Erſt in den letzten 3 Lebensjahren ſchrieb Hutten in deutſcher Sprache und erwies ſich als ein echter Volksſchriftſteller. Eine nachgelaſſene Schrift machte zuerſt auf den Cheruskerfürſten Hermann, als deutſchen Nationalhelden, aufmerkſam.

Alberus, Erasmus, † 1553, ein Schüler und Freund **Luthers**, ſpäter Generalſuperintendent zu Neubrandenburg, erzählt in ſeinem „Buch von der Tugend und Weisheit (1534)“ 49 Fabeln, die meiſt gegen die katholiſche Kirche gerichtet ſind; dieſelbe Abſicht verfolgt auch ſeine Schrift „Der Barfüßer Mönche Eulenſpiegel und Alkoran“; Alberus ſchrieb noch wirkungsvolle Kirchenlieder (z. B. „Chriſte, du biſt der helle Tag“; „Ihr lieben Chriſten, freuet euch“ u. a. m.).

Waldis, Burkard, † um 1560, Pfarrer zu Abterode in Heſſen, ſchrieb etwo 400 Fabeln; die Mehrzahl derſelben iſt gegen die katholiſche Kirche gerichtet.

Sachs, Hans (1494—1576), der fruchtbarſte Dichter ſeiner Zeit, wurde am 5. November 1494 als Sohn eines Schneiders zu Nürnberg geboren. Vom 7. bis 15. Lebensjahre beſuchte er die lateiniſche Schule ſeiner Vaterſtadt und wurde ſodann bei einem Schuhmacher in die Lehre gegeben. Nach vollendeter Lehrzeit ging er nach Handwerksgebrauch auf die Wanderſchaft und gelangte über Regensburg, Paſſau, Wels nach Innsbruck. Hier ſoll er den Entſchluß gefaßt haben, allen anderen Zerſtreuungen zu entſagen und ſeine Mußeſtunden dem Meiſtergeſange zu widmen, den er ſchon als Lehrling gepflegt hatte. Auf der weiteren Geſellenfahrt hielt er zu Frankfurt a. M. eine Meiſterſingerſchule ab. Das Jahr 1516 führte ihn wieder in die Vaterſtadt zurück, nachdem er beinahe ganz Deutſchland durchmeſſen hatte. Im nächſten Jahre erhielt Sachs das Meiſterrecht und 2 Jahre ſpäter (1516) verehelichte er ſich. Er betrieb neben dem Schuhmachergewerbe einen kleinen Kramladen und gelangte durch Fleiß und gute Haushaltung zur Wohlhabenheit. Die dichteriſchen Erfolge, die er als Mitglied der Nürnberger „Singſchule“ der Meiſterſinger erntete, thaten ſeiner Liebe zum Handwerk keinen Eintrag, wie er denn wiederholt unter Gedichten als „Hans Sachs, Schuhmacher“ zeichnet. Im Jahre 1560 entriß ihm der Tod die Gattin; nach anderthalb Jahren führte er die 17jährige Barbara Harſcherin als zweite Frau heim, mit der er bis an ſeinen, 19. Januar 1576 erfolgten Tod in glücklichſter Ehe lebte. Raſtloſer Fleiß verſchaffte ihm eine Fülle von Wiſſen und dadurch eine große Mannigfaltigkeit dichteriſcher Stoffe. Im Jahre 1567 hatte er nach ſeiner eigenen Berechnung ſchon 4275 Meiſtergeſänge, 209 Schauſpiele, 1558 Schwänke, Fabeln, Erzählungen, geiſtliche und weltliche Lieder, und 6 Zwiegeſpräche in ungebundener Rede, zuſammen 6048 Werke und Werkchen verfaßt. Friſche, treuherzige Darſtellung, verbunden mit Witz und Schalkhaftigkeit, reine ſittliche Auffaſſung, ehrbarer bürgerlicher Sinn, Liebe zu Religion und Vaterland erheben ihn über die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen.

Bald nach dem Tode dieſes bürgerlichen Dichters trat das Zeitalter der ſogenannten gelehrten Dichtung ein, und die Werke des „ungelehrten Schuſters“ wurden als Erzeugniſſe der Bänkelſängerei verachtet. Erſt gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts begann man die Verdienſte dieſes echten Dichters wieder zu würdigen.

Speratus, Paul, a Rutulis (von Spretten) genannt, 1484—1554, zuletzt proteſtantiſcher Biſchof zu Liebmühl in Preußen, dichtete geiſtliche Lieder (z. B. „Es iſt das Heil uns kommen her“; „Ich ruf zu dir, Herr Jeſu Chriſt“). — Andere Liederdichter ſind, auf proteſtantiſcher Seite, Nikolaus **Decius**, † 1529 (angeblich an Vergiftung), Bartholomäus **Ringwaldt**, 1530—1598, Philipp **Nicolai**, 1556—1608 („Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern“), Michael **Weiß**, um 1540, Pfarrer der böhmiſchen Brüder zu Landskron und Fulnek in Böhmen (überſetzte alte Lieder ſeiner Glaubensgenoſſen aus dem Tſchechiſchen ins Deutſche, z. B. „Von Adam her ſo lange Zeit“; „Chriſtus, der uns ſelig macht“; „Lob ſei dem allerhöchſten Gott“), auf katholiſcher Seite, Michael **Vehe**, um 1540, Propſt zu Halle a. d. S. („Komm heiliger Geiſt, Herre Gott“; „Aus Herzens Grund ſchrei ich zu dir“ ꝛc.).

Rollenhagen, Georg, 1542—1609, ein Schüler Melanchthons, wurde durch den homeriſchen Froſchmäuſekrieg (Batrachomyomachia) zu einem ähnlichen Epos veranlaßt, dem „Froſchmäuſler“, „Der Fröſch und Mäuſe wunderbare Hofhaltung“. In 3 Abteilungen ſchildert das Gedicht den Beſuch des Mäuſeprinzen Bröſeldieb bei dem Froſchkönig Baußback und deſſen Tod durch Ertrinken, den Krieg, der nun zwiſchen Mäuſen und Fröſchen ſich entſpinnt und die daraus erfolgende Schwächung beider Parteien. Die Dichtung wendet ſich ſatiriſch gegen die katholiſche wie gegen die evangeliſche Kirche. Nachſtehend eine Probe daraus:

Broeſeldieb ſagt, wer Murner ſei.

Ich ſchlich unter der Wand herfür
Nach unſers Schloſſes Vordertür,
Die in des Manntiers Haus hinging,
Davon es Wärme und Rauch empfing.
Da ſaß im Haus im Sonnenſchein
Ein ſchönes weißes Jungfräulein:
Sein' Aeuglein glänzten hell und klar;
Es leckt und ſchlichtet ſeine Haar,
Küſſet die Händ' und wuſch ſie rein
Ueber die zarten Wängelein.
Das Herz im Leib verlanget mir,
Daß ich nur möcht' treten herfür,
Daſſelb' mit adelichen Sitten
Um ſeine Lieb' und Freundſchaft bitten.
Es trat aber am Platz herum
Im Haus die Läng' und in die Krumm'
Ein erſchreckliches Wundertier,
Davon die Haut erſchüttert mir,
Vom Haupt zu Fuß aller Geſtalt,
Wie man ein' Baſilisken malt.
Vornen am Kopf war er geſchlacht,
Wie man die böſen Geiſter macht,
Mit einem krummen, ſpitzen Schnabel,
Hat füß, geteilt, wie ein' Miſtgabel
Und ein zweiſpitz geteilten Bart
Nach Manntiers greulicher Art,
Und auf dem Haupt ein' glühend' Kron,
Mit viel Türmen erhoben ſchon;
Aus dem Leib gingen beiſammen
Ein großer Hauf' gelber Feuerflammen,
Gekrümmt unten und über ſich,
Ueberaus häßlich und erſchrecklich.
Damit pranget er über Erd,
Trat herein wie ein reiſig Pferd,
Und ſeiner Trabanten wohl zehn
Gingen allzeit hinter ihm ſtehn,
Doch nicht ſo ſtattlich ausgemacht:
Der König führt allein die Pracht.
Wie ich nun blieb im Löchlein ſtecken,
Dem Abenteuer zuſehe mit Schrecken,
Fängt er an dem Boden zu ſchnabeln,
Scharret mit den zwei Miſtgabeln
Und ruft: „Guck, guck, curith, merk' auf!“
Da erhub ſich ein groß' Zulauf:
Die Trabanten waren gar ſchnell
Zu hören des Königs Befehl,
Reckten auch die Köpf' zu der Stätt',
Zu ſehn, was er geſchrieben hätt';
Bis der König mit großem Praſſen
Sprang auf die Hausthür nach der Gaſſen
Und ſchlug die Arm' auf beide Seit,
Sperret den Rachen auf gar weit
Und rief (man hats eine Meile gehört)
Dieſe drei erſchrecklichen Wort':
„Rück, Rück ihn heraußer beim Kragen!“
Als hätt' mich der Donner geſchlagen,
So ſtürzt' ich zu dem Loch hinein,
Lief zu meinem Frau Mütterlein.
Die erſchrack und fragt, was mir wär'
Daß ich faſt hätt' kein Atem mehr.
Und alſo ſehr fing an zu beben,
Wollt' mir Arznei für'n Schrecken geben.
Ich ſprach „O Mutter! der Murner
Hatt' mich erſchrecket alſo ſehr,
Daß ich ſchier nimmer Atem hol'.
Wie habt ihr mich gewarnt ſo wohl!“
„Was that er denn?“ die Mutter ſprach.
Ich ſagt: „Im Haus ich ſitzen ſach
Ein zartes ſchönes Jungfräulein
Im weißen Pelzlein, artig fein;
Das ſchmückt ſich mit geleckter Hand.
Ich hätt' mich gern zu ihm gewandt
Und um ein Kuß freundlich gebeten:
Da kommt der Murner her getreten
Mit Gabelfüßen, mit der Kron,
Mit brennendem Schwanz angethon,
Das mich däucht ſehr erſchrecklich ſtehn
(Der Schelm hat mich im Loch geſehen),
Springet auf die Thür und rufet laut
(Wenn ich's gedenk, grauſt mir die Haut):
„Rück, Rück ihn heraußer beim Kragen!“
Damit wollt' er ſein' Dienern ſagen,
Daß ſie mich ſollten nehmen an,
Und ſie hätten's wahrlich gethan,
Wenn ich nicht bald entlaufen wär':
Davon bin ich erſchreckt ſo ſehr.“
Da ſagt die Mutter: „Liebes Kind,
Die ſo ſchrecklich anzuſehen ſind,
Die thun uns Mäuſen nichts zu leid·
Die aber dichten Freundlichkeit,
So leiſ' und lieblich einher ſchleichen,
Die Händlein küſſen, Willkomm reichen,
Die ſind giftige Kreatur,
Teufel unter engliſcher Figur,
Die ſind die gefährlichen Katzen,
Die vorne lecken, hinten kratzen.
Judas Kuß iſt geworden neue,
Führt gute Wort', hält falſche Treue;
Der dich anlacht, der reißt dich hin:
Das iſt dieſer Welt Weiſ' und Sinn
Das Jungfräulein, das ſo ſchön war
Bringt uns Mäuſen die größt' Gefahr,
Füttert ſein Pelz mit unſerm Blut.
Gott ſei Dank, daß er dich behüt't.“

Johannes Pauli, † um 1530, ein Franziskanermönch zu Thann im Elſaß, gab eine Sammlung Schwänke unter der Ueberſchrift „Schimpf (Scherz) und Ernſt" heraus. Hieraus eine Probe:

[Von der Hoffahrt.] Geritten kam ein Edelmann von ſeinem Schloß zu einem andern, ſeinem Geſellen. Der brachte ihm herfür, und wollte von ihm gelobt werden, ſeine Kleinodien und ſeiner Hausfrauen Ringe. Darein waren edele Steine gefaßt, und war einer dreihundert Gulden wert und der andere ſechshundert Gulden. Als er lange mit ſeinen Steinen geprahlt hatte, da ſprach der andre Edelmann: Lieber, welchen Nutzen bringen dir die Steine, wenn ſie lange da liegen? Er ſagte: Keinen Nutzen! Der Edelmann ſprach: Dann bin ich dir über! Ich habe zwei edlere Steine, die gewinnen mir alle Jahre mehr als dreihundert Gulden! Als nun jener einſt zu ihm kam, um die Steine zu beſehen, da führte er ihn in eine Mühle, zeigte ihm dort die Mühlſteine und ſprach: Die ſchaffen mir jedes Jahr dreihundert Gulden!

Es giebt Mancher fünftauſend Gulden um einen Stein, der nicht fünftauſend Heller um Gottes willen den armen Leuten gäbe.

[Vom Gedächtnis des Todes.] Drei Brüder waren Königskinder, von denen wollte jeder König ſein, und ſie kamen mit einander vor den Richter. Der Richter erkannte, ſie ſollten am Morgen früh alle drei auf das Feld gehen, und welcher am erſten die Sonne aufgehen ſähe, der ſollte König ſein. Sie gingen früh auf das Feld; die zwei ſtellten ſich gegen Aufgang der Sonne und der dritte gegen Niedergang. Der ſah die Sonne wohl eine halbe Stunde eher ſcheinen an dem Berg, der dagegen war, als die andern; darum ward er König an ſeines Vaters ſtatt.

Wickram, Georg, † um 1560, wahrſcheinlich ein Handwerker, zu Colmar, ſpäter Stadtſchreiber. Er ſchrieb eine Schwankſammlung Rollwagenbüchlein (1555) genannt, weil er ſie „in Schiffen und auf Rollwagen (Reiſewagen) zu leſen empfiehlt, um damit zu langweiligen Zeiten die ſchweren melancholiſchen Gemüter zu ermuntern." Größere Erzählungen ſind auch von ihm: „Der Goldfaden, eine ſchöne, liebliche und kurzweilige Hiſtorie von eines armen Hirten Sohn" 1554. Inhalt: Löwfried, der Sohn eines Hirten, wird Küchenjunge im Hauſe eines Grafen. Als ihn der Graf einſt ſingen hört, nimmt er ihn aus der Küche und hält ihn als ſeinen Sänger. Löwfried liebt Angliona, die ſchöne Tochter des Grafen, die, ſeine Liebe verhöhnend, ſtatt anderer Erwiderung ihm einen Goldfaden aus ihrem Stickrahmen ſchenkt. Löwfried legt den Faden in ſein eigen Fleiſch, indem er einen Schnitt in ſeine Bruſt dicht am Herzen thut und die Wunde über den Faden zuheilen läßt. Dieſe That der Liebe überwindet die ſtolze Angliona. Aber der Graf im höchſten Zorn will ihn morden laſſen. Löwfried entgeht den Nachſtellungen; ein Freund aus ſeiner Kindheit und ein Löwe, der Gefährte ſeines Vaters bei der Herde, ſind ſein Schutz. Er gewinnt ritterlichen Ruhm, infolge deſſen den Beifall des Grafen und endlich die Hand der Geliebten.

Fiſchart, Johannes (1550—89). Die durch die Reformation erregten Streitigkeiten wirkten befruchtend auf die Satire. Jede der kämpfenden Parteien ſuchte die Gegner zu verhöhnen und der Lächerlichkeit preiszugeben. Als Meiſter in der Handhabung dieſer ſchneidigen Waffe, wie der deutſchen Sprache überhaupt, ſteht unübertroffen Johann Fiſchart da. Er wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Mainz oder Straßburg geboren, erwarb ſich 1574 auf der Hochſchule letzterer Stadt den Rang eines Doktors der Rechte, trat 1581 in Speyer als Advokat am Reichskammergerichte auf und ſtarb 1589 als Amtmann zu Forbach in Lothringen. Gründliches und ausgebreitetes Wiſſen, eingehende Kenntnis der deutſchen zeitgenöſſiſchen Sitten nach ihern Vorzügen und Gebrechen, verbunden mit biederem und rechtſchaffenem Sinn und ungewöhnlicher Sprachgewalt machten Fiſchart zu einem mächtigen Bundesgenoſſen und gefürchteten Gegner. Er ſtand auf Seite der Reformation, doch ergoß er Witz und Spott in reichem Maſſe über alle Gebrechen der Zeit. Gegen die katholiſche Kirche ſchrieb er: „Von Sankt Dominici und Sankt Franciſci artlichem Leben" (gegen Johannes Nas, Barfüßer und Hochſchullehrer zu Ingolſtadt, Gegner der Reformation), „Der Barfüßler-Sekten und Kuttenſtreit" (behandelt den Streit im Franciscanerorden), „Der Bienenkorb" (eine freie Bearbeitung eines gleichnamigen holländiſchen Werkes, ſtellt die deutſche Kirche unter dem Bilde eines Bienenkorbs dar), „Das Jeſuitenhütlein" (gegen die Jeſuiten). — „Aller Praktik Großmutter (1574)" verſpottet „die Bauernregeln und Wetterbüchlein, „die grillengierigen Zeitbetrüger, die maulhänkoliſchen Naturzwänger." Das „podagramiſche Troſtbüchlein" (1577) ergießt eine ſcharfe Spottlauge über die Ueppigkeit. (Fräulein Pfotenkrampf iſt ein federlindes Töchterchen des Vaters Bacchus und der Mutter Venus, wird geſäugt von Frau Methe von Trunkenhaid und von Accatia von Unmäßingen, bedient von Jungfrau Polyphagia von Frashauſen und Schleckſpitzen, von Frau von Miſoponia, genannt Arbeitſcheu von Faulgänglingen 2c.) Das bedeutendſte ſatiriſche Werk Fiſcharts führt den Titel: „Affenteurlich naupengeheuerliche Geſchichtklitterung von Thaten und Rathen der kurzen, langen und jeweilen vollenwohlbeſchreiten Helden und Herren Grandgoſchier Gorgellantua und des eiteldürſtlichen durchdurſtlechtigen Fürſten Pantagruel von Durſtwelten, König in Utopien, jederwelt Nullatenenten von Nienenreich, auch Großfürſten im Finſterſtall und Nubel-Nibel-Nebelland, Erbvogt auf Nichilburg und Niederherren auf Nullibingen, Nullenſtein und Nirgendheim. Die im Jahre 1573 erſchienene Dichtung iſt frei nach dem franzöſiſchen Romane Gargantua und Pantagruel von François Rabelais (1495—1535) gearbeitet. (Nachdem die Herkunft des Herrn Grandgoſchier' an deſſen Hofe maßloſe Schwelgerei herrſcht, erzählt iſt, wird ſeine Hochzeit mit Frau Gurgelmilte, dann Geburt, Erziehung, Studentenleben ſeines Sohnes Gorgellantua oder Gargantua beſchrieben. Zum Schluſſe wird das Kloſter Willigmut gegründet, in dem alle Ueppigkeit vereinigt erſcheint). Das Werk iſt eine ſcharfe Verhöhnung der Schwelgerei der Höfe, der lächerlichen Trachten, der Wappenſucht, der abgeſchmackten Stammbäume, der unverſtändigen Kinderzucht, der eingebildeten Gelehrſamkeit.

Auch in ernſten Geſängen erklangen die Saiten der Seele des Dichters und ſeine Pſalmen und geiſtlichen Lieder zeigen Kraft und Schwung bei edelſter Sprache. Lehrhaft iſt Fiſcharts „Ehezuchtbüchlein (1578)" in welchem er vernünftige Führung der Ehe und gute Kinderzucht beſpricht. Von dem regen Leben in Straßburg erzählt uns ſeine Dichtung „Das glückhafte Schiff" (Straßburg hat ein ihm angetragenes Bündnis mit Zürich wegen der weiten Entfernung von dieſer Stadt abgelehnt. Die Zürcher wollen beweiſen, daß ſie im Falle der Not den Straßburgern raſch zu Hilfe kommen könnten. Sie bringen einen Topf mit friſch gekochtem Hirſebrei von Zürich zu Schiffe in fröhlicher Waſſerfahrt noch warm nach Straßburg, wo ſie 21. Juni 1576 anlangen und jubelnd empfangen werden.)

Seine ſeltene Beherrſchung der Sprache zeigte Fiſchart in zahlreichen, meiſt ſehr witzigen Neubildungen. Er liebte auch ſeinen Namen unter allerlei Hüllen zu verbergen und nannte ſich Mentzer (Mainzer), Viſchart, Pickart, Hartfiſch, Elloskloperos (griechiſch), Johann Fiſchart, genannt Mentzer u. ſ. w. Von den Zeitgenoſſen wurde er hoch geſchätzt und ſeine Werke wurden gerne geleſen.

Ayrer, Jakob, † 1605 als Gerichtsprokurator in Nürnberg, ein ſehr fruchtbarer Bühnenſchriftſteller, ſchrieb etwa 70 Stücke, in denen er die verſchiedenſten Stoffe behandelte. Eine Hauptperſon ſeiner Dichtungen iſt der Narr, der unter den Namen Jan Pott (Jean Potage), Jan der Kurzweiler 2c. erſcheint.

Heinrich Julius, 1589—1613 Herzog von Braunſchweig, hielt ein ſtehendes Theater und ſchrieb für daſſelbe eine Reihe von Schauſpielen, von denen 11 bekannt ſind.

Zeit der erſten ſchleſiſchen Schule.

Opitz, Martin (1597—1639), Zufolge der Beſchäftigung mit den großen Dichtern und Schriftſtellern der Griechen und Römer hatte ſich in Deutſchland eine lateiniſche Dichtung der Gelehrten entwickelt, welche Epos, Lyrik und Drama umfaßte. Auf die deutſche Sprache und deren Dichter ſahen dieſe Kreiſe mit Verachtung herab. Du war es gewiſſermaßen ein Wagnis, daß ein 16jähriger Jüngling im Jahre 1617 in einer lateiniſchen Schrift (Aristarchus sive de contemtu linguae teutonicae — Ariſtarch oder über die Verachtung der deutſchen Sprache) zur Benützung der deutſchen Sprache aufforderte und einen Muſtervers in dem ſogen. Alexandriner aufſtellte.

Es war dies Martin Opitz, ein Zögling des akademiſchen Gymnaſiums zu Beuthen, und 1597 zu Bunzlau geboren. Er ſetzte ſeine Studien auf den Univerſitäten Frankfurt a. O., Heidelberg, Straßburg und Tübingen in Deutſchland, dann zu Leyden in Holland fort. Im Jahre 1622 wurde er von dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Bethlen Gabor als Lehrer der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften nach Weißenburg in Siebenbürgen berufen, fand aber keinen Gefallen an Land und Leuten und ging ſchon 1623 nach Schleſien als Rat bei dem Herzog von Liegnitz und Brieg. Während eines Aufenthalts in Wien zog er durch eine ſchmeichelhafte Trauerode auf den Tod des öſterreichiſchen Erzherzogs Karl die Aufmerkſamkeit des Kaiſers Ferdinand I. auf ſich, wurde von dieſem 1625 als der erſte, der für deutſche Verſe dieſe Auszeichnung erhielt, zum Dichter gekrönt und 1628 in den Adelſtand erhoben: Opitz von Boberfeld. Im Jahre 1628 trat er in die Dienſte des Burggrafen von Dohna und lebte ſpäter als Geheimſchreiber des Königs Ladislaus von Polen in Danzig. Dort raffte ihn 1639 die Peſt dahin.

Mit Recht wurde Opitz ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen als „Vater und Wiederherſteller der Dichtkunſt" gefeiert. Indem er zuerſt eine dem Weſen der deutſchen Sprache angemeſſene Verslehre feſtſtellte, machte er nicht bloß der bis dahin herrſchenden Regelloſigkeit ein Ende, ſondern bildete aus unſerer Sprache ein brauchbares dichteriſches Mittel. Durch Wort und Beiſpiel bewog er die gelehrten Dichter ſich der deutſchen Sprache zu bedienen. Er hinterließ geiſtliche und weltliche Lieder, ein „Troſtgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges", „Zlatna oder von der Ruhe des Gemütes", zahlreiche Gelegenheitsgedichte (Hof- und Feſtgedichte, Geburts-, Hochzeits- und Trauerlieder), Schäfereien (in denen der Dichter ſich als Schäfer denkt und die Freuden eines erträumten Schäferlebens beſingt) und Epigramme. Die Gelegenheitsdichtung erwies ſich bald als ein Krebsſchaden der deutſchen Dichtung, da ſie gewiſſermaßen ein künſtleriſches Schaffen auf Befehl war, um äußeren Lohn ohne inneres poetiſches Bedürfnis erfolgte, ſo daß wie ein damaliger Dichter ſagt „die Seele von den Empfindungen der Gedichte nichts wiſſe". Sie führte daher zu inhaltsleeren Reimereien.

Auch als Ueberſetzer aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen erwarb er ſich große Anerkennung. Sein früher Tod wurde von den zeitgenöſſiſchen Dichtern als ein ſchwerer Verluſt Deutſchlands empfunden und Paul Fleming (1609—40) gab dem Gefühle der Trauer in einer Ode würdigen Ausdruck. — Die von Opitz gegründete dichteriſche Richtung wird die erſte ſchleſiſche Dichterſchule genannt. Deren bedeutendſte Vertreter ſind Paul Fleming, Andreas Gryphius und Friedrich von Logau.

Logau, Friedrich, Freiherr von, ein ſächſiſcher Edelmann, wurde 1605 bei Nimptſch in Schleſien geboren und ſtarb 24. Juli 1653 als Kanzleirat des Herzogs von Liegnitz in Liegnitz. Er gab unter dem Namen Salomon von Golaw eine Sammlung von mehr als 3000 deutſchen Sinngedichten heraus, in welchen er offen und männlich, aber auch mit lebendigem Witze die Unſitten ſeiner Zeit, den Verfall des Vaterlandes, die Nachahmungsſucht der Deutſchen u. ſ. w. tadelt, Nächſtenliebe, Gewiſſensfreiheit und Sittlichkeit predigt.

Fleming, Paul, wurde 5. Oktober 1609 zu Hartenſtein im ſächſiſchen Voigtlande als Sohn des dortigen lutheriſchen Pfarrers geboren; er ſtudierte in Leipzig Heilkunde machte als Arzt einer vom Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein abgeſchickten Geſandtſchaft im Jahre 1633 eine Reiſe nach Moskau, im Jahre 1636 eine zweite nach Perſien. Auf der Rückfahrt verlobte er ſich in Reval mit der Tochter eines Kaufmanns, erwarb ſich im Januar 1640 auf der Hochſchule von Leyden die Doktorwürde und ließ ſich zu Hamburg als Arzt nieder. Schon nach wenigen Tagen erkrankte er und ſtarb 2. April 1640. Fleming zeichnet ſich durch edle reine Geſinnung und große Naturwahrheit ſeiner Gedichte aus. Er iſt frei von pedantiſcher Gelehrſamkeit, daher ſeine Dichtungen allgemein verſtändlich waren und manche ſeiner geiſtlichen Lieder ſich großer Verbreitung erfreuten, z. B. das ſchöne Lied:

„In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten raten."

Wenige Tage vor ſeinem Tode, ſchrieb er als Vorbereitung auf dieſe ernſte Stunde ein Sonett als Grabſchrift.

Gryphius, Andreas (1616—64). Nächſt Fleming muß Gryphius als der bedeutendſte Dichter der 1. ſchleſiſchen Dichterſchule betrachtet werden. Seine Heimat iſt Glogau, wo er 11. Oktober 1616 als Sohn eines Geiſtlichen geboren wurde. Der anderen ſo heitere Himmel des Kindes- und Jünglingsalters wurde ihm durch furchtbare Erlebniſſe verdüſtert. Den Vater raffte ihm Gift hinweg, das ein falſcher Freund gereicht hatte; die Mutter gab ihm einen unredlichen Stiefvater, der des Knaben Vermögen verkümmerte und ſeine Erziehung vernachläſſigte; Mutter und Geſchwiſter wurden Opfer der Peſt; der über Deutſchland dahinraſende Sturm des 30jährigen Krieges trieb den Lernbegierigen ſchon als Knaben von Schule zu Schule, von Stadt zu Stadt. Solche ſchwere Erlebniſſe mußten nachhaltig auf Geiſt und Gemüt wirken, und auch Gryphius konnte den Eindruck derſelben nie vollſtändig überwinden. Die verſchiedenen Völker, welche der ſchreckliche Krieg auf dem deutſchen Boden zuſammenführte, ſowie Reiſen durch Holland, England, Frankreich und Italien gaben ihm Gelegenheit znm Erlernen von Sprachen, und in der That beherrſchte der Dichter nicht bloß die ſogenannten alten, ſondern faſt alle lebenden Sprachen Europa's. Im Jahre 1650 wurde er zum Syndikus der

Stände von Glogau erwählt. Er ſtarb am 16. Juli 1664 an einem Schlagfluſſe.

Die Hauptbedeutung dieſes Dichters liegt im Schauſpiele. Er verpflanzte die Kunſtrichtung, welche franzöſiſche und holländiſche Dichter dieſer Dichtungsart gegeben hatten, nach Deutſchland. Seine Trauerſpiele ſind, der Zeitrichtung entſprechend, Bühnenſtücke, in welchen fürſtliche Perſonen in hochtrabender Sprache reden und grauenhafte Schickſale erleiden. Gryphius führte dabei auch eine gewiſſe Einheit der Zeit ein, indem er die Handlung im Zeitraum von 24 Stunden ſich abſpielen ließ. In Nachahmung des Schauſpieles der Alten flocht er in das Spiel Chorgeſänge — Reyen genannt — ein. So treten z. B. im Trauerſpiele „Karolus Stuardus oder ermordete Majeſtät", worin das Schickſal des enthaupteten Königs Karl I. von England dargeſtellt wird, wiederholt Chöre auf, die aus den Geiſtern ſeiner getöteten Günſtlinge und früher ermordeter engliſcher Könige zuſammengeſetzt ſind. Auch Tugenden, die Ewigkeit, die Religion werden als Perſonen auf die Bühne gebracht. — Freier und entſchieden witzreich ſind die Luſtſpiele des ſchleſiſchen Dichters. Die „absurda comica oder Peter Squenz, ein Schimpfſpiel" behandelt einen Stoff, den Shakeſpeare in ſeinem „Sommernachtstraum" mit Erfolg angewendet hatte, die komiſche Aufführung eines Trauerſpiels „Pyramus und Thisbe" durch ehrliche aber unbeholfene Handwerker. „Horribilicribrifax oder der wählende Liebhaber, ein Scherzſpiel" iſt auf dem Boden der Zeit erwachſen und verſpottet die ſoldatiſche Großſprecherei (die beiden Hauptleute Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wuſthauſen und Daradiridatumdarides Windbrecher von Tauſendmord), die Pedanterie der Gelehrten (der Schulmeiſter Sempronius) und die nach dem 30jährigen Kriege in Deutſchland herrſchende Sprachmengerei. Zur Vermählung des Herzogs Georg von Liegnitz und Brieg (1660) dichtete Gryphius das Doppelſpiel: „Das verliebte Geſpenſt, Geſangſpiel, und die geliebte Dornroſe, Scherzſpiel", deren jedes eine andere Handlung und andere Perſonen hat, die aber ſo mit einander verbunden erſcheinen, daß auf je einen Aufzug des einen, ein Aufzug des andern folgt, bis zum Schluſſe die ſämtlichen auftretenden Perſonen ſich zu einem Glückwunſch an das herzogliche Paar vereinigen. — Unter den Liedern des Gryphius zeichnen ſich die geiſtlichen beſonders aus, einzelne werden noch heute geſungen, z. B.:

„Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Aſche werden."
und „Jeſu meine Stärke."

Dach, Simon (1605-58). Von Schleſien aus empfingen auch andere Kreiſe Anregung zu dichteriſchem Wirken. Namentlich bildete ſich in Königsberg ein Dichterbund, deſſen geiſtiger Mittelpunkt Simon Dach war, der zuerſt an der dortigen Domſchule als Konrektor wirkte, dann durch die Gunſt des brandenburgiſchen Kurfürſten Georg Wilhelm als Lehrer der Poeſie an die Hochſchule berufen wurde. Dach war 1605 zu Memel geboren und hatte in Königsberg Theologie und Philoſophie ſtudiert, ſich aber ganz dem Lehramte gewidmet. Das ſchönſte ſeiner zahlreichen Lieder „Anke van Tharau (Aennchen von Tharau)" iſt urſprünglich in ſamtländiſcher Mundart geſchrieben.

Laurenberg, Johann, 1591—1659, Profeſſor in Roſtock, ſchrieb ſatiriſche Gedichte in niederdeutſcher Mundart, und trat für letztere gegen die neuhochdeutſche Sprache ein.

Moſcheroſch, Johannes Michael, 1601 bis 1669, aus Willſtätt in Baden, Rechtsgelehrter in verſchiedenen Dienſten, tadelte in mehreren Flugſchriften die Verkehrtheiten und Laſter ſeiner Zeitgenoſſen. In ſeinem Hauptwerke „Wunderliche und wahrhaftige Geſichte Philanders von Sittewald", ſtellt er „aller Weltweſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei, Thorheit bekleidet", an den Pranger. Im „à la mode Kehraus" geißelt er insbeſondere die Fremdtümelei der Deutſchen, ihre Nachäffung der Welſchen in Sprache, Namen, Tracht und Leben, die dadurch erzeugte Verwilderung und Verderbnis der Sitten. Das „Soldatenleben" zeigt die Mißhandlung der friedlichen Bevölkerung durch beide Parteien, die miteinander im beſten Verſtändnis ſtehen.

Aus „Geſichte Philanders von Sittewald."

Als ich darüber inniglich erſeufftzete, und die Augen auffhube, ſiehe, da ſahe ich den Alten Todt in ſeinem Thron ſitzen, und umb ihn her viel andere kleine Tödlein: Als
Den Tod der Liebe,
Den Tod des Hungers,
Den Tod der Forcht,
Den Tod des Verdrießes,
Den Tod der Schame,
Den Tod des Verlangens,
Den Tod des Lachens. Andere.

Der Tod der Liebe hatte kein Hirn in ſeinem Kopff, und damit er deßwegen nicht gar zu boden fiele, ſo waren umb ihn her, Pyramus und Thisbe, Leander und Herus, welche ihn in ſeinem ſtand erhielten. Dieſe waren balſamiret mit den allerbeſten Amadiſen[1], und herrlichſten wolriechenden Schaeffereyen[2]: Auch waren noch viel andere mehr zugegen, die mit Pyramus und Thisbe gern hand angeleget, wo ſie die forcht des Todes davon nicht abgehalten hätte.

Der Tod deß Hungers war in mitten vieler Geitzhälſe, welche alle ihre kiſten zuſchloſſen, ihre käſten vernagelten, ihre fenſter verſperreten, ihre Speicher verrigelten, ihre keller verſigelten: gantze häfen voll Cronen vergruben: und in dieſen dingen ſehr erſchrocken waren, ſo bald ſie nur ein laub oder gräßlein rauſchen höreten. Ihre augen waren voller ſchlaff, wegen deß ſtetigen wachens: das maul und der bauch beklagten ſich wider die hände, die hände wider das hertz: Ihre Seele war ihr Gott, und ihr Gott von Gold ſo hart als Eiſen.

Harsdörffer, Philipp, 1607—58, ein Patrizier von Nürnberg, gründete dort in Verbindung mit Johann Klaj, lateiniſch Klajus (1616—56) den Dichterverein: „Der gekrönte Blumenorden oder die Geſellſchaft der Schäfer an der Pegnitz", deſſen Mitglieder unter ſelbſtgewählten griechiſchen oder italieniſchen Schäfernamen (z. B. Damon, Floridan ꝛc.) die Schäferdichtung pflegten, aber auch nach Reinheit der deutſchen Sprache ſtrebten. Harsdörffer ſelbſt ſuchte das Weſen der Dichtkunſt in rein äußerlichen Dingen und gehaltloſen Künſteleien, z. B. in dem Nachbilden von Lauten (die Lerche tirliriret; die Finken, die binken; die Trummel pumpt: kommt, kommt; der Trompeter Hall Tar-tar-ra-ra-ra-rieret ꝛc.), in auffallenden Bildern (naſſes Lebensgold für Blut ꝛc.), Reimanhäufungen ꝛc.; die Verszeilen wurden ſo eingerichtet, daß die Geſtalt des geſchriebenen oder gedruckten Gedichts eine Vaſe, ein Kreuz, den deutſchen Reichsapfel ꝛc. darſtellte. Dem Meiſter ahmten natürlich die Genoſſen nach. Der nürnberger Dichter ſchrieb religiöſe und weltliche Lieder, Parabeln und Allegorien, Novellen und eine Lehre der Dichtkunſt: „Poetiſcher Trichter, die teutſche Reim- und Dichtkunſt in ſechs Stunden einzugießen (1648)", gewöhnlich der „nürnberger Trichter" genannt. Sein zwiſchen 1641 und 1649 erſchienenes Werk: „Frauenzimmer-Geſpräch-Spiele" (in der Geſtalt eines Geſellſchaftsſpieles) iſt „ein Blumengarten, darin die auserleſenſten Wahrheits-, Lehr-, Hof- und Tugendblumen der Welſchen, Franzoſen, Spanier und Holländer gepflanzt werden; tugendhafte Spiele, mit denen der Hochedle Nürnbergiſche Ratsherr, der ſinnreiche und arbeitſame Harsdörffer, mehr ausgerichtet hat, als ein ganz Regiment Pedanten mit ihren Arbeiten, Schlagen und Plagen." — Unter den anderen „Pegnitzſchäfern" verdient noch der egerländiſche Böhme Sigmund von Birken (Betulius), 1626—81, erwähnt zu werden.

Als Beiſpiel der Dichtungsweiſe der Pegnitzſchäfer möge folgendes Bruchſtück aus Sigmund von Birkens „Frühlings-Willkomm. Nach Art eines Geſpräches (zwiſchen Floridan — Birken — und Klajus — Klai)" dienen:

Frülings-Willkomm.

Auf Art der Geſpräche.

(Floridan = Fl. Klajus = Kl.)

Fl. Es fünken und flinken und blincken buntblümichte Auen.
Kl. Es ſchimmert und wimmert und glimmert frü-perlenes Tauen.
Fl. Es zittern und flittern und ſplittern friſchläubichte Aeſte.
Kl. Es ſäuſeln und bräuſeln und kräuſeln windfriedige Bläſte.
Fl. Es lallet und wallet und ſchwallet am gläſernen Strande.
Kl. Es ſtrudeln und brudeln und wudeln die Wellen zu Rande.
Fl. Es liſpeln und wiſpeln und fiſchpeln kryſtallinne Brünnen.
Kl. Und ſpritzen und ſchwitzen und nützen mit kräußlichtem Rinnen.
Fl. Es ſtreichen und ſchleichen in Teichen die ſchuppichten Fiſche.
Kl. Und krümmeln und ſchwimmeln und wimmeln mit Hauffen zu Tiſche.
Fl. Es witſchern und zitſchern und zwitſchern die hupfenden Büſche,
Kl. Es rauſchet und lauſchet und zauſchet ihr holdes Geziſche.
Fl. Es dirdirlir- dirdirlir- dirdirlirliret die Lerche.
Kl. Es klappern und bappern und blappern ſchlankbeinichte Störche.
Fl. Es krekken, krerekken und quekken grüngelbliche Fröſche;
Kl. Sie lechzen und ächtzen und krächtzen mit hellem Gedröſche.
Fl. Es ſummeln und brummeln die Hummeln in heiteren Lüften.
Kl. Es ſpielet und fület und wület das Wald-Wild bey Klüften.
Fl. Was klimmet und ſchwimmet und brümmet, will Fröhlichkeit machen;
Kl. Was lebet und ſchwebet und webet, verjünget ſein Lachen.

Zeſen, Philipp von, 1619—1689, vom Kaiſer zum Dichter gekrönt und geadelt führte den Roman in Deutſchland ein, indem er nicht nur Romane aus dem Franzöſiſchen überſetzte, ſondern auch ſelbſtändig ſolche ſchrieb.

Kirchenliederdichter.

Spee, Friedr. v., 1591—1635, aus dem adligen Geſchlecht der Spee von Langenfeld. Er wurde am 22. Febr. 1591 zu Kaiſerswerth am Rhein geboren, trat i. J. 1610 in den Jeſuitenorden und wirkte durch mehrere Jahre am Ordensgymnaſium in Köln. Hierauf wurde er nach Franken geſandt, wo er oft die als Hexen und Zauberer zum Tod Verurteilten auf denſelben vorbereiten und zur Hinrichtungsſtätte geleiten mußte. Die angeſichts des Todes ihm gemachten Eröffnungen und Bekenntniſſe dieſer Unglücklichen veranlaßten ihn, eine ernſte Schrift (Cautio criminalis seu Liber de processu contra sagas) gegen den Hexenwahn zu ſchreiben. Später ging er auf Befehl ſeiner Obern nach Weſtfalen, um dort die Proteſtanten zu bekämpfen. Es gelang ihm, viele derſelben für die katholiſche Kirche zu gewinnen, aber die Folge für ihn war eine ſchwere Verwundung durch einen Mordanfall. Er ſtarb am 7. Auguſt 1635 zu Trier an einem Fieber, das er ſich bei der Krankenpflege im dortigen Lazarette zugezogen hatte.

Spee hinterließ geiſtliche Lieder, welche im Jahre 1649 unter der Ueberſchrift „Trutz Nachtigall" erſchienen. Dieſer Name wird in der Vorrede dahin erklärt, daß das Buch „trotz allen Nachtigallen ſüß und lieblich ſinget, und zwar aufrichtig poetiſch, alſo, daß es ſich auch wohl bei ſehr guten lateiniſchen und anderen Poeten dürfte hören laſſen". Dem Zeitgeſchmacke gemäß ſind viele der geiſtlichen Lieder in Schäfergewand gehüllt. Jeſus wird als der gute Hirte Daphnis geprieſen; der Mond weidet die Sterne und ſingt ein frommes Schäferlied Wechſelgeſänge von Hirten feiern die Gnade des Herrn. Die Grundſtimmung der Seele des Dichters iſt die Liebe, mit der ſich lebendiges, friſches Verſtändnis der Natur und ihrer Geſchöpfe verbindet.

Gerhardt, Paul, aus Gräfenhainichen, 1606—1676, bei Bitterfeld, wo er am 12. März 1606 geboren war, ſtudierte in Wittenberg und wurde 1657 als Probſt an die Kirche zu St. Nikolai in Berlin berufen. Als überzeugungstreuer Lutheraner glaubte er ſich nicht durch ſeine Unterſchrift auf einen Befehl des Großen Kurfürſten verpflichten zu dürfen, der den Geiſtlichen die Schmähung der Reformierten unterſagte, und wurde darum ſeines Amtes entſetzt und des Landes verwieſen. Erſt im Jahre 1669 ernannte Herzog Chriſtian von Sachſen-Weißenfels den Verfolgten zum Archidiakonus in Lübben, wo Gerhardt im Jahre 1676 als Paſtor ſtarb. Viele ſeiner 120 religiöſen Lieder erheben ſich durch warme echte Empfindung, edlen Schwung und lebendigen Ausdruck zu wahren geiſtlichen Volksliedern, die in den 200 Jahren, ſeit ſie zum erſtenmal erklangen ſchon Millionen Menſchen erbaut haben und noch erheben („O Haupt voll Blut und Wunden", „Nun ruhen alle Wälder", „Befiehl du deine Wege").

Scheffler, Johann, (Dichtername: Angelus Sileſius), 1624—1677, trat als Leibarzt des Herzogs von Oels 1652 zur katholiſchen Kirche über und ſchrieb geiſtliche Lieder („Heilige Seelenluſt oder geiſtliche Hirtenlieder der in Chriſto verliebten Pſyche") und Sprüche, in denen er das All als Gott auffaßt. So heißt es z. B.:

Ich habs von Gott, und Gott von mir.

Daß Gott ſo ſelig iſt und lebet ohn' Verlangen,
Hat er ſo wohl von mir als ich von ihm empfangen.

Ich bin wie Gott, und Gott wie ich.

Ich bin ſo groß als Gott, er iſt als ich ſo klein:
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht ſein.

Die Roſe.

Die Roſe, welche hier dein äußres Auge ſieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott alſo geblüht.

---

[1] Amadis von Gallien, ein Ritter- und Liebesroman. [2] Ein Schäfergedicht.

Grimmelshauſen, Chriſtofel von, 1625—1676, geriet ſchon als 10jähriger Knabe in das damalige wilde Kriegslagerleben, widmete ſich ſpäter den Wiſſenſchaften und ſtarb als biſchöflich ſtraßburgiſcher Amtmann zu Renchen im Schwarzwalde. In ſeinem Hauptwerke „Der abenteuerliche Simpliciſſimus, d. i. Beſchreibung des Lebens eines ſeltſamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim (1669)", gab er nicht bloß ein getreues Bild der Sittenverwilderung während und nach dem dreißigjährigen Kriege, ſondern auch den erſten deutſchen Volksroman.

Zweite ſchleſiſche Schule.

Hoffmannswaldau, Chriſtian Hoffmann von, 1618—1679, Ratsherr von Breslau, gab unter dem Einfluſſe der italieniſchen Dichter Guarini (1537—1612) und Marini (1569—1625) der deutſchen Dichtkunſt eine neue Richtung, welche mit Vorliebe ſtark ſinnliche Stoffe behandelte und Ueberladung, ja Schwulſt der Sprache als Kennzeichen dichteriſchen Geiſtes anſah. Die meiſten Gedichte Hoffmannswaldau's ſind Gelegenheitsgedichte.

Lohenſtein, Daniel Kaſpar von, 1635—1683, Syndikus der Stadt Breslau und Hoffmannswaldau's Freund und Schüler übertrieb noch die Schreibart ſeines Vorbildes. Seine Lieder ſind mit gezierten Bildern erfüllt, die Dramen wimmeln von grauenhaften Schandthaten, ſein „dem deutſchen Adel zur Ehre und rühmlichſten Nachfolge" geſchriebener, unvollendet zurückgelaſſener Roman „Großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann" ſollte nachweiſen, daß alles Große in der Welt durch Deutſche ausgeführt worden ſei.

Weiſe, Chriſtian, 1642—1708, Rektor des Gymnaſiums ſeiner Vaterſtadt Zittau, kämpfte durch Schriften (Kurieuſe Gedanken von deutſchen Verſen, 1691), wie durch das Beiſpiel ſeiner Dichtungen gegen den unnatürlichen Schwulſt der Anhänger Lohenſtein's; er erkannte und zeigte, daß natürliche Empfindung in ſchlichter Darſtellung unerläßliche Bedingung eines guten Gedichtes ſei. Im Gegenſatze zum Gelehrtenhochmut der meiſten zeitgenöſſiſchen Dichter beachtete und würdigte Weiſe den reichen Schatz an Poeſie, der in den Volksliedern niedergelegt iſt. Er ſei, ſagt er, dabei viel Dings gewahr worden, das manchem in ſeinem Lorbeerkranz verborgen ſei (fehle). Er ſchrieb weltliche und geiſtliche Lieder und 54 Schauſpiele, welche er in geiſtliche (mit bibliſchen Stoffen), in politiſche aus der kurieuſen Hiſtorie (geſchichtliche Stoffe) und in freie Gedichte (mit von ihm erfundenen Stoffen) einteilte. Die Aufführung erfolgte durch Schüler des Zittauer Gymnaſiums.

Brockes, Barthold Heinr., 1680—1747, Senator in Hamburg, gab in ſeiner Gedichtſammlung „Irdiſches Vergnügen in Gott" (1721—48) ſinnige und wahrheitsgetreue Naturſchilderungen, an welche er Betrachtungen höherer Art anſchließt.

Günther, Joh. Chriſtian, 1695—1723, ein Schleſier, hochbegabter Dichter, der aber früh einem ungeordneten Lebenswandel zum Opfer fiel.

Warnecke (Wernicke), Chriſtian, † nach 1710, zuletzt däniſcher Staatsrat, wendete ſich in gebundener und ungebundener Rede gegen die Uebertreibungen im Stile der Anhänger von Hoffmannswaldau und Lohenſtein. Er führte die in Proſa geſchriebene künſtleriſche Beurteilung erſchienener **Dichtwerke** in unſer Schrifttum ein.

[Zuſtand der deutſchen Sprache im 17. Jahrhundert.] Es ſcheint jetzt, daß bei uns der Miſchmaſch abſcheulich überhand genommen, alſo daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Franzöſiſch ſein Deutſch verdirbt. Mithin es faſt das Anſehen gewinnen will, wenn man ſo fortfährt und nichts dagegen thut, es werde das Deutſche in Deutſchland ſelbſt nicht weniger verloren gehen, als das Angelſächſiſche in England. Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unſere Haupt- und Heldenſprache dergeſtalt durch unſere Fahrläſſigkeit zu grunde gehen ſollte, was faſt nichts Gutes ahnen ließe, weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verluſt der Freiheit und ein fremdes Joch mit ſich führt.

Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein deutſch; außer weniger italieniſcher, zum Teil auch ſpaniſcher Worte, ſo vermittelſt des kaiſerlichen Hofes und einiger fremder Bedienten ſich eingeſchlichen. Solches aber, wenn es mäßiglich geſchieht, iſt weder zu ändern, noch eben zu ſehr zu tadeln, zu Zeiten auch wohl zu loben, zumal wenn neue und gute Sachen ſamt ihren Namen aus der Fremde zu uns kommen.

Allein wie der dreißigjährige Krieg eingeriſſen und überhand genommen, da iſt Deutſchland von fremden und einheimiſchen Völkern wie mit einer Waſſerflut überſchwemmt worden, und iſt nicht weniger unſere Sprache als unſer Gut in die Rappuſe gegangen; und ſiehet man, wie die Reichsakten ſolcher Zeit mit Worten angefüllt ſind, deren ſich freilich unſere Vorfahren geſchämt haben würden.

Bis dahin nun war Deutſchland zwiſchen den Italienern, die kaiſerlich, und den Franzoſen, als ſchwediſcher Partei, gleichſam in der Wage geſtanden. Aber nach dem Münſter'ſchen Frieden hat ſowohl die franzöſiſche Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichſam als Muſter aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unſere jungen Leute, ſo ihre eigene Heimat nicht gekannt und deswegen alles bei den Franzoſen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung geſetzt, ſondern auch ſelbſt verachten helfen und einen Ekel der deutſchen Sprache und Sitten aus Unerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachſenden Jahren und Verſtand hängen geblieben. Und weil die meiſten dieſer jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, ſo bei einigen zwar nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und ihres Reichtums oder durch andere Gelegenheiten zu Anſehen und vornehmen Aemtern gelangt ſind, haben ſolche franzöſiſch Geſinnte viele Jahre über Deutſchland regieret und ſolches faſt, wo nicht der franzöſiſchen Herrſchaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet), doch der **franzöſiſchen Mode und Sprache** unterwürfig gemacht.

Ich will doch gleichwohl gern jedermann recht thun und alſo nicht in Abrede ſein, daß mit dieſem Franzöſiſchen auch manches Gute bei uns eingeführet worden. Man hat gleichwie von den Italienern die gute Vorſorge für anſteckende Krankheiten, alſo von den Franzoſen eine beſſere Kriegsanſtalt erlernet. Man hat mit einiger Munterkeit im Weſen die deutſche Ernſthaftigkeit gemäßigt und ſonderlich eins oder das andere in der Lebensart etwas beſſer zur Zierde und Wohlſtand, auch wohl zur Bequemlichkeit eingerichtet und, ſoviel die Sprache ſelbſt betrifft, einige gute Redensarten als fremde Pflanzen in unſere Sprache ſelbſt verſetzt. Deshalb, wenn wir nun etwas mehr als bisher deutſch geſinnt werden wollten und den Ruhm unſerer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreißig Jahre her in dieſem gleichſam franzöſiſchen Zeitabſchnitte, ſo könnten wir das Böſe zum Guten kehren und ſelbſt aus unſerem Unglücke Nutzen ſchöpfen, und ſowohl unſern innern Kern des alten, ehrlichen Deutſchen wieder hervorſuchen, als auch ſolchen mit dem neuen äußerlichen, von den Franzoſen und anderen gleichſam erbeuteten Schmucke ausſtaffieren.

(Aus Gottfr. Wilh. v. Leibnitz „Unvorgreifliche Gedanken.")

Als Probe der Sprachmengerei, wie ſie im 17. Jahrhundert in Deutſchland üblich war, ſtehe hier ein Stück aus dem Briefe, welchen Wallenſtein nach Guſtav Adolfs vergeblichem Angriffe auf das Lager bei Nürnberg (1632) an den Kaiſer ſchrieb. Es heißt da u. a.:

„So hat ſich der König bei dieſer impressa (ital., = Unternehmung) gewaltig die Hörner abgeſtoßen, indem er allen zu verſtehen gegeben, er wolle ſich des Lagers bemächtigen oder kein König ſein; er hat auch damit ſein Volk über die Maßen discouragiret (franz., = entmutigt), daß er ſie ſo hazardosamente (ſpan., = tollkühn) angeführet, daß ſie in vorfallenden occasiones (latein., = Gelegenheiten) ihm deſto weniger trauen werden."

Die Sprachgeſellſchaften.

Als mit Beginn des 16. Jahrhunderts deutſches dichteriſches Leben wieder erſtand, vereinigten ſich Fürſten und Herren, Gelehrte nnd Dichter in ſogenannten Sprachgeſellſchaften, um einerſeits die beſſere Umgangs- und Schriftſprache von mundartlichen und fremden Beſtandteilen zu reinigen und das Lateiniſche und Franzöſiſche zurückzudrängen, andererſeits eine auf feſte Regeln gegründete Dichtung zu fördern. Die wichtigſten dieſer Vereine waren: 1) der Palmenorden oder die „Fruchtbringende Geſellſchaft", 1617 durch die Herzöge von Weimar und die Fürſten von Anhalt gegründet; ſie hatte ihren Sitz zuerſt in Köthen, dann in Weimar und ſchließlich in Halle; 2) die „deutſchgeſinnte Geſellſchaft", 1643 in Hamburg geſtiftet; ſie dauerte bis 1705; 3) der „gekrönte Blumenorden" oder Geſellſchaft der Schäfer an der Pegnitz, ſie wurde 1644 begründet, feierte 1844 ihr 200jähriges Jubiläum und beſteht heute noch als geſelliger Verein. Die erſten Mitglieder pflegten vorzüglich die Schäferdichtung.

Gottſched, Johann Chriſtoph, geboren am 2. Februar 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg, geſtorben am 12. Dezember 1766 als Profeſſor an der Hochſchule zu Leipzig, hat, wie ſelten ein Schriftſteller, an ſich die Wandelbarkeit menſchlicher Beurteilung erfahren. Seit 1724 gehörte er der Hochſchule zu Leipzig zuerſt als Privatdocent (1724—30), ſpäter als außerordentlicher (1730—34) und dann als ordentlicher Lehrer der Logik und Metaphyſik an. Mit edlem Schmerze empfand er die Thatſache, daß Dichtung und Schrifttum der Deutſchen hinter den damals vollkommneren Erzeugniſſen der Engländer und beſonders der Franzoſen zurückſtand und in den Kreiſen der gebildeten Deutſchen ſelbſt mißachtet wurde. In unermüdeter Thätigkeit ſtrebte Gottſched die heimiſche Kunſt der Höhe zuzuführen, auf welcher deren ausländiſche Schweſtern thronten. Vor allem ſuchte er den Dichtern in einer von ſchwerfälligen und fremden Ausdrücken und Redensarten vielfach gereinigten Sprache ein leicht zu handhabendes Material zu ſchaffen. Als Kunſtrichter bekämpfte er auf das ſchärfſte die hochtrabende und ſchwülſtige Sprache, mit welcher viele Dichter ihre Gefühlsarmut verhüllten. Die Dichtung ſelbſt ſollte aus den fremden Vorbildern Stoffe, Geſtaltung und Behandlnngsweiſe lernen. Daher ſorgte er für gute Ueberſetzungen, beſonders franzöſiſcher Trauerſpiele, gab Zeitſchriften heraus, in denen er ſeine Lehren vertrat, und die er meiſt allein ausfüllte, und war durch 34 Jahre raſtlos für die Hebung des deutſchen Schrifttums thätig. Vaterlandsliebende Eiferſucht auf den Ruhm der Fremden veranlaßten ihn ſeine und anderer Aufmerkſamkeit auf die Zeit der erſten Blüte unſerer Dichtkunſt während des Mittelalters zu lenken. Am eingreifendſten wirkte er auf die deutſche Schaubühne ein, welche in wüſte Roheit verſunken war. Die Hauptperſon auf derſelben war damals der Hanswurſt, deſſen unſaubere und gemeine Späſſe zwar den Pöbel ergötzten, aber die Gebildeten vertrieben und dem franzöſiſchen Theater zuführten. Die aufgeführten Bühnenſtücke ſelbſt waren nicht immer dichteriſche Erzeugniſſe, ſondern oft war nur der Gang der Verhandlung vorgeſchrieben, die zu ſprechenden Worte, beſonders die des Hanswurſt, dem Belieben des Schauſpielers überlaſſen. Gottſcheds Bemühen gelang es zunächſt auf der Leipziger Bühne eine durchgreifende Aendrung zum Beſſern zu bewirken. Da die Bühnenſtücke der franzöſiſchen Dichter den Geſchmack der beſſeren Lebenskreiſe beherrſchten, glaubte er in deren Nachahmung das Mittel zur Hebung des deutſchen Drama's zu ſehen. Ihm ſelbſt aber war poetiſche Begabung verſagt und ſeine eigenen Werke vermochten nicht das Publikum zu erwärmen. Auch verſtand er es nicht, von echtem dichteriſchen Geiſte erfüllte Männer an ſich zu ziehen, ſondern wendete ſeine Gunſt und Empfehlung meiſt flachen und unbedeutenden Schriftſtellern zu. — Frühzeitig erlangte Gottſcheed ſehr großes Anſehen und von 1729—40 herrſchte er faſt unumſchränkt im Reiche des litterariſchen Geſchmacks. Weil er aber einſeitig nur das gelten laſſen wollte, was nach ſeinen Kunſtvorſchriften gebildet war und die ſtarre Form über den dichteriſchen Gehalt ſetzte, ſo zum Beiſpiel Klopſtock die Anerkennung verſagte, zog er ſich viele Gegner zu, an deren Spitze zuerſt die ſchweizeriſchen Schriftſteller Johann Jak. Bodmer (1698—1793) und Johann Jak. Breitinger traten. Dieſen ſchloſſen ſich die meiſten jüngeren Dichter an. In Ernſt und Spott, in Schriften und auf der Bühne wurde er angegriffen, ſo daß der einſt ſo hoch geſchätzte Mann, den Friedrich der Große als cygne saxon (ſächſiſcher Schwan) gefeiert hatte, am Ende ſeines Lebens vereinſamt, faſt verachtet daſtand und erſt unſere Zeit ſeine nicht kleinen Verdienſte um das deutſche Schrifttum wieder anerkannte. —

Unter Gottſcheds Mitarbeitern nimmt eine hervorragende Stelle ſeine erſte Frau ein, Luiſe Adelgunde Viktoria, geb. Kulmus, welche 1713 in Danzig geboren, ſich 1735 mit ihm verheiratete und 1762 ſtarb. Sie lieferte gediegene Ueberſetzungen franzöſiſcher Schauſpiele, verſuchte ſich in ſelbſtändigen Dichtungen und geißelte die Gegner ihres Gatten in witzigen Streitſchriften.

Abraham a St. Clara (Ulrich Megerle), geb. im Jahre 1642 zu Krähenheimſtetten in Württemberg, trat in den Auguſtinerorden und ſtarb zu Wien, als Hofprediger, im Jahre 1709. Er war der bedeutendſte katholiſche Kirchenredner ſeiner Zeit und ein ſehr fruchtbarer ſatiriſcher Schriftſteller. In friſcher, witzreicher Sprache zeichnet er die Fehler und Laſter ſeiner Zeit, beſonders der Wiener, und feſſelt durch eingeſtreute Geſchichtchen und ſelbſt Schwänke die Aufmerkſamkeit. Schillers Kapuzinerpredigt in „Wallenſteins Lager" iſt faſt wörtlich einer unter dem Titel: „Auf auf ihr Chriſten" erſchienenen Predigt Abrahams a St. Clara entnommen.

Aus „Judas dem Erzſchelm".

Es iſt einmahl der gebenedeyte Herr vnd Heyland alſo matt vnd müd geweſen, daß er in etwas zu ruhen, ſich bey einem Brunnen nidergeſetzet, vnd ſehr haylſambe Reden geführt mit der Samaritanin. Ich armer Tropff bin auch auff ein Zeit ſo müd worden, daß mir ſo gar die Füß das weitere gehen vnd ſtehen rund haben abgeſchlagen. Die Urſach aber meiner Mattigkeit ware, weilen ich etwas geſucht, vnd nicht gefunden; ſonſt lautet wol das Sprichwort: Wer ſucht, der findt. Joſeph hat ſeine Brüder geſucht, vnd hats gefunden: Joſeph vnd Maria haben den zwölffjährigen Jeſum geſucht, vnd haben ihn gefunden: der gute Hirt hat das verlohrne Lämbl geſucht, vnd hats gefunden, wie auch auff ſeine Achßl genommen. Das Weib im Evangelio hat den verlohrnen Groſchen geſucht, vnd hat ihn gefunden: ich aber hab lang etwas geſucht, vnd nicht gefunden; ich habe die Warheit geſucht, allermaſſen dieſelbe der groſſe Kirchenlehrer vnd Vatter Auguſtinus weit ſchoener hervor ſtreichet, als Helenam auß Griechenland: vnd war doch diſe ein edlſchoene Dama; endlich habe ich ſie angetroffen, aber in einem wunderſeltzamen Auffzug; Sie hatte erſtlich einen groſſen, vnd langen Mantl mit allerley Blumen geſtickt, vnd geſpickt, vnd geſtrickt; wann der Mantl waere ſchwartz geweſen, ſo hätte ich vnfehlbar gemuthmaſſet, ſie gienge in der Klag, ſie hatte ſich gantz vnd gar in dem Mantl eingebauſcht, faſt wie der Seiden-Wurm in ſeine Hülſen. Mehr tragt ſie an ſtatt deß Modiprächtigen Ueberſchlags einen langen vnd dicken Fuchs-Schwaiff vmb den Halß, vnd was mich am meiſten in Verwunderung gezogen, ware diß, daß ſie ſo übel in ihrem ſchoenen Engliſchen Geſicht ware zugericht, der Corallene Mund, vnd forderſt der ober Purpur-Lefftzen waren ſtarck geſchwollen; die Wangen alſo verwundt vnd zerkratzet, zerriſſen, zerbiſſen, daß mir ſchier eingefallen, ſie habe mit den Katzen duelliert, oder ſie hätte ein weil mit der Dornſtauden geſchertzet. Madame! ſprach ich, Frau Warheit, wie triff ich euch allhier an, kombt ihr dann von Hof, weilen ihr mir naechſt der Burg begegnet? (es war in einem Land, wo man nit Teutſch redet) hierauff hat ſie mir mit vndermengten Seufftzern geantwortet, daß ſie zwar nacher Hof habe wollen gehen, ſeye aber von der trutzigen Hof-Wacht gantz vngeſtimm abgewiſen worden. Iſt wahr vnd klar, ſagte ich, jetzt erſinne ich mich erſt, was dem gebenedeyten Jeſu begegnet. Es hatte Pilatus Chriſto eineſt gar ein freundliches Gſicht geweiſt, vnd ihme gar glimpfflich vortragen, wie daß die Hebraeer wider ihn ſehr vil, vnd ſcharpffe Klagen eingeben, wie daß er ein Auffrührer des Volcks ſeye, auch eine neue Lehr, vnd grundloſen Glauben außſtraehe, ſo gar mit Zauber- vnd Teuffels-Künſten gewirt ſeye, ja deß Lands Ruheſtand mercklich mit ſeiner Lehr zu ſtürtzen trachte. Und was noch mehr, er gebe ſich auß vor einen geſalbten Koenig der Juden. Mein, ſagte Pilatus zu Chriſto, ſihe, ich mains gar gut mit dir, werde auch allweg mich embſig befleiſſen, dein Perſohn vor fernere Ungelegenheit zu ſchutzen, bekenne es dann mir mit vnverfälſchter Verträulichkeit, biſt du ein Koenig der Juden? Haſt du es dann geſagt, vnd ſagſt es noch, biſt du der Juden Koenig? worauff der Heyland geantwortet: Ich bin darzu gebohren, vnd bin darzu in die Welt kommen, daß ich der Warheit Zeugnuß gebe. Darauff geſchwind Pilatus: Was iſt die Warheit? Laß mir das ein ſeltzame Frag ſein. Pilatus ein ſolcher vornehmer Herr, deme Land vnd Leuth vnderworffen, in deſſen Gewalt ware allenthalben anzuſchaffen, abzuſchaffen, außzuſchaffen, einzuſchaffen, fortzuſchaffen, ein Herr von abſonderlichem Verſtand, vnd reiffen Witz, ſoll nit wiſſen, was die Warheit ſeye? nein, er wuſte es nicht: deſſentwegen begunte er zu fragen; quid est Veritas? was iſt die Warheit? das iſt kein Wunder aber, dann er war ein vornehmer Herr, hielt ein groſſen Hof, vnd zu Hof, wo die Politica den Vor-Tantz hat, allda hat die Warheit den Fort-Tantz. Pilatus war ein Frantzoß, vnd deſſentwegen kame ihm die Warheit Spaniſch vor, vnd zu Hof, wo die Politici niſten, iſt die liebe Warheit verbandiſiert, als habe ſie die Peſt. In Indien ſeynd die Glaeſer etwas ſeltzames, in Egypten iſt der Schnee etwas ſeltzames, in Nordwegen iſt der Wein etwas ſeltzames, in Mauritania iſt ein weiß Geſicht etwas ſeltzames, in Italien ſeynd die gelbe Haar etwas ſeltzames, in Teutſchland ſeynd die Elephanten etwas ſeltzames, in America ſeynd die Hund etwas ſeltzames, in Aſia ſeynd die Büchſen etwas ſeltzames, in China ſeynd die Pferdt etwas ſeltzames, bey Hoefen vnd groſſen Herren iſt die Warheit etwas ſeltzames.

Gundling, Nikol. Hieronimus, 1671—1729, Profeſſor der Philoſophie in Halle, ſchrieb eine „Geſchichte der Gelahrheit". Als Probe der gelehrten Proſa ſeiner Zeit folgt hier ein Abſchnitt aus ſeinem „Discours [Abhandlung] über Pufendorff's [1632—94], Einleitung zu der Hiſtorie."

Nicht allein Cicero, ſondern auch alle kluge Leute ſagen: Daß die Historia [Geſchichte] ſei Magistra, Scholaque vitæ [Lehrerin und Schule des Lebens]. Denn ſowohl die Stulti [Thoren], als Sapientes [Weiſe], können daraus profitiren. Dieſe, weil ſie doch niemals ſo vollkommen, daß ſie nicht noch immer was zu lernen hätten, ſonderlich aber ut caveant ab artificiis stultorum, quæ detegit aperitque Historia [damit ſie ſich hüten vor den Kunſtſtücken der Thoren, welche die Geſchichte aufdeckt und eröffnet]. Jene aber können gar viel aus der Hiſtorie lernen. Denn dieſelbe iſt nichts anders, als eine Praxis der ganzen Philosophie. Die Logic wird practiciret; versatur enim circa distinguenda verosimilia a verodissimilibus [ſie beſchäftigt ſich mit der Unterſcheidung des Wahrheitsähnlichen vom Wahrheitsunähnlichen]. Die Moral ſtecket darinnen, man lernet allerlei Leute und Menſchen Gemüter erkennen; die Politic iſt ohnſtreitig auch in der Hiſtorie faſt am beſten zu lernen; und dann kommen auch noch Prætensiones [Anmaßungen], da die Praxis Juris Gent. [die Art der Ausübung des Völkerrechts] kann angebracht werden. Zu dem ſo iſt die Hiſtorie, wenn ſie lebhaft vorgetragen wird, plaisirlich, und wie eine veritable Comœdie, darinnen auch manche Narren agiren. Aus der Hiſtorie kömmt man zu der Kunſt, die Themistocles gewußt, qui de futuris callidissime conjecit [der über die Zukunft in ſchlaueſter Weiſe Schlüſſe zog]. Denn gleichwie ich einem Menſchen, den ich ſchon lang specialiter kenne, und deſſen Zuſtand, Thun und Laſſen und ganzer Character mir bekannt iſt, ſein ganzes Prognosticon in's künftige ſtellen kann, ob es ihm wohl oder übel gehen werde; alſo gehet es auch mit den Staaten und Reichen. Die Hiſtorie iſt auch, wie Basilius Magnus, Imperator Græcus [griechiſcher Kaiſer], ſeinem Sohn zur Lehre gab, eine perpetua peregrinatio [eine fortwährende Wanderung]. Deswegen, wenn ein Menſch, der die Geographie und Hiſtorie wohl verſtehet, mit Fremden discourirt, wird er davor gehalten, als wäre er ſelbſt an denſelben Orten geweſen, wie einmal ein däniſcher Officier von mir gemeint, ich wäre in däniſchen Dienſten geweſen, weil ich aus dem Buch, das der Secretaire des Mons. Vernon geſchrieben, alle Regimenter und ihre Mondur gewußt. Deswegen wird die Hiſtorie überall hoch æstimiret. Selbſt die Türken fingen an unter Solyman, derſelben Nutzen zu merken; denn dieſer befahl, die alten Historicos Latinos in's Arabiſche zu überſetzen. Ob ein Juvenis [Jüngling] ein idoneus auditor historiæ [geeigneter Hörer der Geſchichte] ſei, kann daher dubitiret [bezweifelt] werden, weil er das Judicium [Urteilskraft] noch nicht hat, aus ſo vielen Historicis [Geſchichtſchreibern], deren nicht zehn ſind, die en perfection geſchrieben, aurum tanquam ex sterquilinio [Gold gleichſam aus der Düngergrube] zu ſuchen; item weil ſie de prudentia vel imprudentia zu judiciren [über die Klugheit oder die Unklugheit zu urteilen], welches das Hauptwerk in der Hiſtorie iſt, noch nicht geſchickt ſind. Allein proprio Marte [freiwillig] thut ein junger Menſch nicht wohl, daß er die Hiſtorie tractiret, ſondern er muß eine Anweiſung haben, was die Haupt-Scribenten und Pragmatici ſein, und auf was vor eventus [Ereigniſſe] und facta [Thaten] er vornehmlich ſehen müſſe. Er muß auch eine veritable, und keine pedantiſche Logic wiſſen, ut verosimile à falsosimili discernat [daß er das Wahrſcheinliche vom Unwahrſcheinlichen unterſcheide]. Die Hiſtorie an ſich ſelbſt, quatenus res gestas complectitur [ſoweit ſie Thatſachen umfaßt], ſchärfet das Judicium nicht, aber bei der Hiſtorie exerciret man die Logic, und weil man mit verosimilibus [Wahrſcheinlichem] umgeht, ſchärfet man das Judicium. Was die prudentiam [Urteilskraft] betrifft, ſo iſt wahr, der juvenis iſt noch nicht prudens [klug], aber eben deswegen braucht er einen Lehrmeiſter, und iſt gut, daß er bald anfängt, von der prudentz einige igniculos [Funken] zu kriegen; im Alter iſt's ſchon zu ſpät.

Haller, Albrecht von, geboren 8. Oktober 1708, ſtarb 12. Dezember 1777, genoß als vielſeitiger Gelehrter, als Staatsmann, Kunſtrichter und Dichter ein Anſehen, wie kaum ein anderer ſeiner Zeitgenoſſen. Er war ein Sprößling einer alten Patrizierfamilie zu Bern und wirkte mit ſtetig wachſendem Ruhme von 1736—53 als Lehrer der Heilkunde zu Göttingen, folgte aber dann dem Zuge ſeines Herzens in die Heimat, in welcher er bis zu ſeinem Tode hochgeehrt lebte. In ſeinem großen beſchreibenden Gedichte „die Alpen" giebt er Natur- und Menſchenſchilderungen voll Wahrheit und Sprachgewalt. Ergreifend ſind die Bruchſtücke eines Gedichtes über die Ewigkeit, ſeine Charakterſchilderung des großen Sternkundigen Newton und die Trauerode auf den Tod ſeiner Gattin Marianne. Ueberhaupt zeichnen ſich ſeine Dichtungen durch Gedankentiefe und Gefühlswärme aus.

Hagedorn, Friedrich von, iſt 23. April 1708 zu Hamburg geboren, ſtarb 28. Oktober 1754, widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft und erlangte nach mancherlei Schickſalen als Beamter einer Handelsgeſellſchaft eine geſicherte Stellung. Er gab dem Liede eine leichtere gefällige Geſtalt, als es bisher der Fall war, und ſeine dichteriſchen Erzählungen zeichnen ſich durch Anmut und Beweglichkeit aus, ſo daß ihm ein großes Verdienſt an der Wiederbelebung dieſer Dichtungsart zugeſchrieben werden muß.

Gellert, Chriſtian Fürchtegott, 1715—1769, einer der einflußreichſten deutſchen Dichter ſeiner Zeit, war zu Hainichen als Predigersſohn geboren. Er widmete ſich der Laufbahn eines Hochſchullehrers und war von 1743 bis zu ſeinem Tode, 13. Dezember 1769, als ſolcher an der Hochſchule Leipzig thätig. Ungeheuchelte Frömmigkeit, ſittenreiner Wandel, uneigennützige Menſchenliebe, große Beſcheidenheit erwarben ihm in ganz Deutſchland perſönliche Freunde und Verehrer. Gellert hat ſich in mannigfaltigen Dichtungsarten verſucht. Schäferſpiele, Luſtſpiele, ein Roman und Lieder entſtammen ſeiner Feder. Aber die Grundlagen ſeines dauernden Ruhmes bilden die dichteriſchen Fabeln und Erzählungen, in welchen Ernſt und Schalkhaftigkeit ſich paart, und die geiſtlichen Oden und Lieder.

Friedrich der Große, 1712—1786, hat als Schriftſteller zwar die franzöſiſche Sprache der deutſchen vorgezogen, er blieb aber nicht teilnahmslos gegenüber den Beſtrebungen innerhalb des deutſchen Schrifttums.

[Friedrich der Große und die deutſche Litteratur.] Den Fortſchritt in Deutſchland hielten die Kriege auf, die ſich ſeit Karl V. bis zum ſpaniſchen Erbfolgekriege aneinanderreihten. Die Völker waren unglücklich und die Fürſten arm. Vor allem mußte man durch Wiederanbau der Ländereien für die unentbehrlichen Nahrungsmittel ſorgen, mußte Fabriken einrichten. Und dieſe faſt allgemeinen Sorgen verhinderten das Abſtreifen der Reſte von Barbarei, die dem Volke noch anhafteten. Dazu kam, daß es den Künſten in Deutſchland an einem Vereinigungspunkte fehlte, wie es in Italien Rom und Florenz, in Frankreich Paris, in England London war. Die Univerſitäten hatten gelehrte, pedantiſche und ſtets abſprechende Profeſſoren; wegen ihrer geſellſchaftlichen Unbildung verkehrte niemand mit ihnen. Nur zwei Männer gab es, die ſich durch ihr Genie auszeichneten und ihrem Volke Ehre machten, der eine iſt der große Leibniz, der andere der gelehrte Thomaſius. Die meiſten deutſchen Gelehrten waren Handwerker, die franzöſiſchen Künſtler; daher kam es, daß die franzöſiſchen Bücher ſich allgemein verbreiteten, daß ihre Sprache die lateiniſche erſetzte und daß heutzutage, wer Franzöſiſch verſteht, ganz Europa durchreiſen kann, ohne eines Dolmetſchers zu bedürfen. Die Anwendung dieſer fremden Sprache ſchadete wieder der einheimiſchen, die, da ſie nur im Volksmunde blieb, nicht den feineren Ton erlangen konnte, den ſie nur in der guten Geſellſchaft gewinnt . . . Die Deutſchen hatten Schauſpiele, aber derbe und ſogar unanſtändige; ſchmutzige Poſſenreißer führten geiſtloſe Stücke auf, bei denen die Scham errötete. Unſere Unfruchtbarkeit zwang uns, zu dem Ueberfluſſe der Franzoſen unſere Zuflucht zu nehmen, und an den meiſten Höfen ſah man Truppen jenes Volkes die Meiſterwerke Molières und Racines aufführen. (Friedrich d. Gr. 1748)

Gegen das Ende ſeines Lebens, im Jahre 1780, verfaßte Friedrich der Große noch eine Schrift „Ueber die deutſche Litteratur". Die letzten Sätze derſelben lauten:

„Verſchiedene Hemmniſſe haben uns gehindert, ſo raſch wie unſere Nachbarn vorwärts zu kommen; indes, wer zuletzt kommt, übertrifft zuweilen die Vorgänger. Das kann bei uns ſchneller eintreten, als man meint, wenn die Fürſten an der Litteratur Geſchmack finden, wenn ſie diejenigen, die ſich mit ihr beſchäftigen, fördern, indem ſie die beſten Leiſtungen loben und belohnen. Wir werden unſere klaſſiſchen Schriftſteller haben; jeder wird ſie zu ſeinem Nutzen leſen wollen; unſere Nachbarn werden deutſch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen ſprechen; und es kann geſchehen, daß unſere verfeinerte und ausgebildete Sprache, um unſerer guten Schriftſteller willen, von einem Ende Europas bis zum anderen dringt. Dieſe ſchönen Tage unſerer Litteratur ſind noch nicht gekommen, aber ſie nahen. Ich kündige ſie an, ſie ſind im Anzuge; ich werde ſie nicht ſchauen; das zu hoffen, verbietet mir mein Alter. Mir geht's wie Moſes; ich ſehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten."

Bremer Beiträge.

Schon 1741 hatte **Schwabe**, Joh. Joachim (1714—84; Profeſſor in Leipzig, Mitarbeiter und Anhänger Gottſcheds) eine dichteriſche Zeitſchrift herausgegeben mit der Ueberſchrift: „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes". Da dieſelbe aber nach Gottſched's künſtleriſchen Grundſätzen geleitet wurde, erregte ſie die Unzufriedenheit vieler jüngerer Kräfte. Einige derſelben gründeten im Jahre 1745 gleichfalls eine Zeitſchrift und bezeichneten ſie als „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes"; nach dem Druckorte wurde ſie aber bald kurzweg „Bremer Beiträge" genannt. Die Leitung des neuen Unternehmens wurde durch den Verein beſorgt, der dasſelbe begründet hatte. Allwöchentlich traten die Mitglieder desſelben zuſammen; die eingeſandten Dichtungen und Aufſätze wurden vorgeleſen, beſprochen und nur jene aufgenommen, welche das allgemeine Urteil der Verſammelten als gelungen bezeichnete. Um auch bei den Leſern alle Voreingenommenheit zu beſeitigen, ſetzte man feſt, daß keinem der abgedruckten Stücke der Name des Verfaſſers beigeſetzt werden dürfe. Als Gründer dieſes Vereins gilt **Gärtner**, Karl Chriſtian, 1712—91, Profeſſor in Braunſchweig; ihm ſchloſſen ſich an **Kramer**, Joh. Andr., 1723—88, Profeſſor in Kiel, **Schlegel**, Adolf, 1721—93, Konſiſtorialrat in Hannover, Vater der beiden Dichter Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, Verfaſſer von Fabeln, Erzählungen und geiſtlichen Liedern. Auch andere Schriftſteller, z. B. Ebert, Hagendorn, Gieſeke, Gleim, Kleiſt, Rabener, Zachariä ſandten Arbeiten; im 4. Bande der „Beiträge" erſchienen die erſten 3 Geſänge von Klopſtock's „Meſſias". Jedoch ſchon nach 4 Jahren trat der Verfall der Zeitſchrift ein, als der thätige Gärtner die Oberleitung derſelben niederlegte und **Dreyer**, Joh. Matth., 1716—69, ein Hamburger Dichter, an ſeine Stelle trat.

Dem Kreiſe der Teilnehmer an den Bremer Beiträgen gehörten ferner an:

Rabener, Gottl. Wilh., 1714—71, zuletzt Oberſteuerrat in Dresden, ſatiriſcher Schriftſteller, gehörte zu den thätigſten Mitarbeitern der „Beiträge" und neben Gellert zu den bekannteſten Schriftſtellern ſeiner Zeit; letzteres vielleicht eben darum, weil ſeine ſatiriſchen, durch klare, gleichmäßige Darſtellung ausgezeichnete Schriften nicht über den engen Kreis kleinbürgerlicher Anſchauungen hinausgingen und des höheren Schwunges entbehrten. Göthe ſagt von ihm: „[Rabener] iſt eine Perſönlichkeit, die nicht leicht wieder erſcheinen wird. Als tüchtiger genauer Geſchäftsmann thut er ſeine Pflicht und erwirbt ſich dadurch die gute Meinung ſeiner Mitbürger und das Vertrauen ſeiner Oberen. Nebenher überläßt er ſich zur Erholung einer heitern Nichtachtung alles deſſen, was ihn zunächſt umgiebt. Pedantiſche Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beſchränktheit und Dünkel beſcherzt er mehr, als daß er ſie beſpottete, und ſelbſt ſein Spott drückt keine Verachtung aus." Rabeners ruhige gleichmäßige Heiterkeit zeigte ſich am deutlichſten, als die Beſchießung Dresdens im Jahre 1760 dem Dichter die ganze Habe geraubt hatte. An einen Freund berichtet er, daß ihn das Unglück kalt gelaſſen habe. „Mir ſelbſt iſt es unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit noch Philoſophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelaſſenheit mein Haus brennen ſah und mit eben der Gelaſſenheit hernach anhörte, daß alles verloren ſei. — Die witzigen Manuſkripte, welche nach meinem Tode ſollten gedruckt werden, ſind zum kräftigen Troſte der Narren künftiger Zeiten alle, alle mitverbrannt."

Schlegel, Joh. Elias, 1718—49, Profeſſor in Soroe, iſt der beſſere deutſche Bühnendichter ſeiner Zeit. Er ſchrieb unter Gottſched's Einfluß Trauerſpiele nach deutſchen und ſkandinaviſchen Stoffen (Hermann, Heinrich der Löwe, Kanut) und Luſtſpiele, deren eines „Der Triumph der guten Frauen" ſelbſt Leſſings Beifall hervorrief. Ein früher Tod verhinderte die volle Entwicklung von Schlegels unleugbarer dichteriſcher Anlage.

Ebert, Joh. Arnold, 1723—95, Profeſſor in Braunſchweig, lenkte, im Gegenſatze zu der übermäßigen Verehrung der franzöſiſchen Dichterwerke, die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf das engliſche Schrifttum. Außer Ueberſetzungen aus demſelben (z. B. Youngs „Nachtgedanken") ſchrieb er dichteriſche Epiſteln (Briefe), „Chriſtliche Gedanken über das Leiden des Erlöſers". — Klopſtock widmete dieſem Dichter eine ſeiner ſchönſten Oden.

Gieſeke, Nik. Dietr., 1724—63, ein geborener Ungar, ſpäter Superintendent zu Sondershauſen. Klopſtock ſetzte ihm ein Denkmal der Freundſchaft im 2. Liede des „Wingolf".

Zachariä, Friedr. Wilhelm, 1726—77, Profeſſor in Braunſchweig, ſchrieb außer wenig wertvollen ernſten Dichtungen („Tageszeiten", 1755; „Schöpfung der Hölle", 1760) ſcherzhafte Heldengedichte und kleinere Erzählungen („Der Renommiſt", 1744; „Das Schnupftuch" und „Der Phaeton", 1754; „Murner in der Hölle", 1757; „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier", 1777). Des engliſchen Dichters John Miltons (1608—74) „Verlorenes Paradies" übertrug er in deutſche Hexameter. In ſeinen eigenen Dichtungen wendete Zachariä den Alexandriner und den Hexameter (dieſen nach Klopſtocks Vorgange) an. — Inhalt des komiſchen Heldengedichtes „Der Renommiſt": Der Student Raufbold wird wegen Ausſchreitungen von der Hochſchule zu Jena verwieſen und begiebt ſich nach Leipzig. Der Gott der Renommiſterei, dem er immer gedient, Pandur, umhüllt ihn mit dichtem Nebel, ſo daß er, ungeſehen von ſeinen auf ihn lauernden Gläubigern, aus Jena entkommt. Als Raufbold in die Nähe von Leipzig gelangt, begegnet ihm die dort herrſchende Göttin Mode, auf einem von Möpſen (den damaligen Modehunden) gezogenen Wagen thronend und von der Schar der Komplimente umgeben, und führt ihn in ihre Stadt ein. Hier geht mit dem Renommiſten eine große Veränderung vor. Um die Neigung der ſchönen Selinde zu gewinnen, legt er die wilden Jenenſer Sitten ab, nimmt Stutzerkleidung und gelecktes Benehmen an, läßt ſich friſieren, ſtriegeln und bügeln. Da aber Selinde den Sylvan bevorzugt, bricht bei Raufbold wieder die alte Wildheit hervor, und er fordert den Nebenbuhler zum Zweikampf heraus. Allein die Göttin der Schlägerei läßt ſich von der Göttin der Galanterie beſtechen und giebt den Sieg an Sylvan; der unterliegende Raufbold zieht nach Halle, deſſen Boden für ihn günſtiger iſt als der Leipzigs.

Preußiſche Dichter.

Kleiſt, Ewald Chriſtian von, wurde 7. März 1715 bei Köslin in Pommern geboren. Er rückte im preußiſchen Heere bis zum Major auf; in der Schlacht bei Kunersdorf zerſchmetterten ihm ruſſiſche Kartätſchenkugeln das rechte Bein. Er blieb auf dem Schlachtfelde liegen, wurde von den Ruſſen gefangen genommen und nach Frankfurt a. Oder gebracht. Dort erlag er 24. Auguſt 1759 ſeinen Wunden. Von wahrhaft dichteriſchem Geiſt ſind ſeine lieblichen Darſtellungen ländlichen Lebens „Der Frühling" und „Irin" durchdrungen. In gedankenreichen Liedern feierte er ſeinen König und das preußiſche Heer.

Gleim, Joh. Wilh. Ludw., 1719—1803, zuletzt Kanonikus des Stiftes Walbeck in Halberſtadt, dichtete leichte Liebes, Trink- und Scherzlieder nach dem Vorbilde des altgriechiſchen Dichters Anakreon (550—478 v. Chr.), und zur Verherrlichung Friedrichs des Großen und des preußiſchen Heeres „Preußiſche Kriegslieder von einem Grenadier", zu denen Leſſing eine Vorrede ſchrieb. Seine Fabeln und Erzählungen wirken durch lebendige Sprache und Klarheit des Gedankens. Ein reiches Einkommen benützte er vielfach zur Unterſtützung junger ſtrebſamer Dichter, daher ihn mit vielen derſelben herzliche Freundſchaft verband, und er den Ehrennamen „Vater Gleim" erhielt.

Schmidt, Klamer Eberhard, 1746—1824, Kriegs-, ſpäter Domkommiſſar zu Halberſtadt, gehörte dem Freundeskreiſe Gleims an; er ſchrieb „Fabeln", „Erzählungen", „fröhliche Lieder" und gab einen „Briefwechſel Klopſtocks mit ſeinen Freunden" heraus.

Uz, Joh. Peter, 1720—96, Direktor des Landgerichtes in Ansbach, ſchrieb Lieder, Oden religiöſen Inhaltes und Lehrdichtungen.

Götz, Joh. Nikol., 1721—81, evang. Geiſtlicher, franzöſiſcher Feldprediger, zuletzt Superintendent zu Winterburg, gewann durch leichte gefällige Formen ſeiner Dichtungen ſelbſt den Beifall Friedrichs des Großen.

Ramler, Karl Wilh., 1725—98, Profeſſor auf der Kadettenſchule zu Berlin, zeichnete ſich in ſeinen Oden durch Reinheit der Sprache und genaue Durchführung ſchwieriger Versmaße aus, doch ſind dieſelben mehr redneriſch ſchön als dichteriſch belebt.

Die Spree.

Von Friedr. v. Schiller.

Sprache gab mir einſt Ramler und Stoff mein Ceſar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

Aus den „Xenien".

Karſch, Anna Luiſe, 1722—1791, eine nicht unbegabte Dichterin, litt unter traurigen ehelichen Verhältniſſen, errang ſich jedoch die Teilnahme Gleims, der ſie unterſtützte, und anderer Schriftſteller. Friedrich Wilhelm II. ſchenkte ihr ein Haus in Berlin, in dem ſie auch ſtarb.

Jacobi, Johann Georg, 1740—1814, wurde zu Düſſeldorf geboren, war Profeſſor der Philoſophie in Halle und ſeit 1784 in Freiburg i. Baden, in welcher Stadt er 4. Januar 1814 ſtarb. In ſeinen ſpäteren Dichtungen gelingt es ihm einfache männliche Geſinnung in würdiger Weiſe auszudrücken. Mit Gleim führte er längere Zeit einen empfindſamen Briefwechſel.

Fabeldichter.

Lichtwer, Magnus Gottfried, 1719—83, ein beliebter erzählender Dichter, wurde 30. Januar 1719 zu Wurzen geboren und ſtarb 7. Juli 1783 zu Halberſtadt als Kriminalrat. Seine Fabeln geben ihre Lehren in lebhafter Darſtellung und in oft ſcherzhafter Weiſe.

Pfeffel, Gottlieb Konrad, 1736—1809, ein Elſäſſer, erblindete im 21. Lebensjahre, ſchrieb anregende Fabeln und Erzählungen.

Willamow, Joh. Gottlieb, 1736—1777, Rektor der deutſchen Schule zu Petersburg, hinterließ „Dialogiſche Fabeln".

Cronegk, Joh. Friedr, Freiherr von, 1731—58, fürſtlich ausbachiſcher Kammerjunker und Hofrat, verſuchte ſich mit Erfolg in der Bühnendichtung; ſein in gereimten Alexandrinern geſchriebenes Trauerſpiel „Codrus" erlangte Leſſings Anerkennung.

Klopſtock (1724—1803).

Friedrich Gottlieb Klopſtock, der erſte der großen Dichter, welche das 18. Jahrhundert gebar, erblickte am 2. Juli 1724 in der alten Stadt Quedlinburg am Harze das Licht der Welt. Die frommen Eltern erfüllten ſein Herz mit ſtarker, inniger Gottesliebe; wie denn ſein Vater einſt Religionsſpöttern gegenüber, an den Degen ſchlagend, äußerte: „Meine Herren, wer etwas wider den lieben Gott ſpricht, das nehme ich als touche (Beleidigung) gegen mich, der muß ſich mit mir ſchlagen." Indem derſelbe durch fleißige körperliche Uebungen im Freien ſeines Sohnes Körper kräftigte, erzog er in ihm auch Freude und Verſtändnis an der Natur, aber auch Selbſtvertrauen und Selbſtbewußtſein.

Mit dem 16. Jahre trat Klopſtock in die bewährte Schule zu Pforta ein, wo er in das Studium des Altertums, der Griechen und Römer, eingeführt wurde.

Die homeriſchen Gedichte erweckten in dem Jüngling die noch ſchlummernden dichteriſchen Triebe, und in ihm entbrannte das Verlangen, in ähnlicher Weiſe einen deutſchen Mann zu verherrlichen. Er wählte als Hauptperſon eines Heldengedichtes den deutſchen König Heinrich den Finkler (919—936), den Beſieger der Ungarn, Slaven und Dänen. Als er ſich aber in des Engländers John Milton (1608—1684) erhabene Dichtung „Das verlorene Paradies" verſenkt hatte, welches den Sündenfall darſtellt, begeiſterte er ſich für den Gedanken, als natürliche Fortſetzung des engliſchen Dichtwerkes die Erlöſung der Menſchheit durch den Meſſias zu beſingen. Während er zu Jena ſich 1745 der Gottesgelehrſamkeit widmete, ſchrieb er die erſten Geſänge der „Meſſiade" in ungebundener Rede nieder. 1746 ſiedelte er nach Leipzig über und arbeitete dieſelben in dem Versmaß der Ilias und Odyſſee, dem Hexameter, aus. Durch einen Verrat ſeines Stubengenoſſen und Vetters kam die Handſchrift gegen des Dichters Willen in die Oeffentlichkeit, und eine Dichterzeitſchrift „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes", welche von dem Verlagsorte Bremen den Namen „Bremer Beiträge" führte, druckte einige Geſänge ab. Mit einem Schlage ſtand der jugendliche Dichter auf der Höhe des Ruhmes. Er nahm zwar 1748 eine Hauslehrerſtelle in Langenſalza an, folgte aber 1750 einer Einladung des von dem „Meſſias" begeiſterten ſchweizeriſchen Dichters Jakob Bodmer (1698—1783) zu einem Beſuche auf deſſen Beſitzung bei Zürich. Während er dort weilte, erhielt er von dem Könige Friedrich V. von Dänemark einen jährlichen Gehalt von 400 Thalern, damit er ohne große Sorgen ſeinen dichteriſchen Arbeiten leben könne. 1751 waren die erſten Geſänge des Meſſias erſchienen, 1755 folgten weitere 10, doch erſt 1776 wurde das Werk beendigt; es lagen alſo zwiſchen Beginn und Vollendung 25 Jahre.

Während dieſer Zeit lebte der Dichter an verſchiedenen Orten, in Kopenhagen, Hamburg, Quedlinburg, Braunſchweig, Halberſtadt, Karlsruhe (hier von Sept. 1774 bis März 1775). Außer der Meſſiade hat Klopſtock herrliche begeiſterte Oden geſungen, in denen er Religion, Freundſchaft, Liebe, Vaterland und die Schönheit der Natur verherrlicht. Die Wirkung derſelben wurde durch die Form nicht ſelten beeinträchtigt. Klopſtock verwarf nämlich den Reim und ſuchte die Schönheit der dichteriſchen Geſtaltung in ſchwierigen, meiſt den Griechen nachgebildeten Versmaßen, welche jedoch wenig für das Weſen der deutſchen Sprache paſſen. So entbehren ſeine liedartigen Dichtungen des muſikaliſchen Schmuckes, welchen der Gleichklang des Reimes gewährt, und werden oft ſchwer verſtändlich, ja dunkel durch Verzerrungen der Sätze, zu welchen ihn die ungeeigneten Versmaße nötigten. Eben dadurch aber hat er die Sprache von dem damals herrſchenden handwerksmäßigen Reimgeklingel frei gemacht, große und würdige Gedanken als den notwendigen Inhalt dichteriſcher Werke erwieſen und das Vorbild einer edlen poetiſchen Sprache gegeben. Klopſtock verſuchte ſich auch in Kirchenliedern, dabei wendete er jedoch den Reim an. Unter dieſen Liedern befindet ſich das bekannte Troſtlied: „Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du, mein Staub, nach kurzer Ruh." Wie des Dichters Herz von Dankbarkeit und Liebe gegen Gott erfüllt war, ſo glühte es auch in reiner Begeiſterung für das deutſche Vaterland, das deutſche Volk, die deutſche Sprache. Zahlreiche Oden und Bardiete oder Bardenſpiele (eine Art von Schauſpielen) desſelben erzeugten gleiche Begeiſterung bei der Jugend und verbanden ſie in Liebe und Verehrung mit Klopſtock. So bildete ſich 1772 auf der Hochſchule von Göttingen ein Freundesbund von Jünglingen, welche für Dichtkunſt, Vaterland, Religion, Tugend, Freiheit und Freundſchaft begeiſtert waren und in Klopſtock das hohe Vorbild ihrer Beſtrebungen ſahen. Da ſie in einem kleinen Eichengrunde bei Göttingen das Bündnis beſchworen hatten, nannte man den Verein „Der Hainbund". Aus demſelben ging eine ganze Reihe nicht unbedeutender Dichter hervor, wie J. H. Voß (1751—1834), Ludwig Heinrich Chriſt. Hölty (1748—1776), Gottfried Aug. Bürger (1747—1794), die Grafen Chriſtian (1748—1825) und Friedrich Leopold (1730—1819) v. Stolberg u. a.

Dieſelbe Liebe für das Vaterländiſche verführte Klopſtock, ſtatt der gewöhnlichen griechiſch-römiſchen Götterwelt (Zeus und Jupiter, Eros und Amor) die nordiſch-ſkandinaviſche einzuführen, weil er ſie irrtümlich für die deutſche hielt.

Klopſtock war zweimal vermählt; die erſte Gattin, Meta Moller, wurde ihm ſchon nach 4jähriger Ehe 1758 entriſſen; erſt 1791 ging er einen neuen Ehebund mit Johanna von Wiethem, einer Nichte Meta's, ein. Er ſelbſt ſtarb am 14. März 1803, und ſein Leib wurde am 22. März mit faſt fürſtlichen Ehren an der Seite ſeiner erſten Gemahlin in Ottenſen bei Altona beerdigt. In Quedlinburg iſt ihm ein Denkmal errichtet.

Sein Weſen zeichnet man am kürzeſten, wenn man ſagt, er war ein kernhafter, echter deutſcher Mann und ein Sänger von Gottes Gnaden.

Claudius ſagt im „Wandsbecker Boten" über Klopſtocks Oden:

Nein, Verſe ſind das nicht; „Verſe müſſen ſich reimen", das hat uns Herr Ahrens in der Schule geſagt. Er ſtellte mich vor ſich hin, als er's uns ſagte, und zupfte mich an 'n Ohren und ſprach: „Hier 'n Ohr und hier 'n Ohr, das reimt ſich; und Verſe müſſen ſich auch reimen." Ich kann auch wohl zweihundert Verſ' in einer Stund' leſen, und's ficht mich ſehr oft nicht mehr an, als wenn ich durch Waſſer wate, auch ſpielen ein'm die Reime wie Wellen an 'n Hüften; hier aber kann ich nicht aus der Stell' und's iſt mir, als ob ſich immer Geſtalten vor mir in 'n Weg ſtellten, die ich ehedem im Traume geſehen habe. Zwar iſt's gedruckt, wie Verſe, und's iſt viel Klang und Wohllaut drin, aber's können doch keine Verſe ſein. Ich will 'nmal meinen Vetter fragen.

„'s ſind doch Verſe", ſagt mein Vetter, „und faſt 'n jeder Vers iſt ein kühnes Roß mit freiem Nacken, das den warmgründigen Leſer von fern riecht und zur Begeiſterung wiehert." Ich hatte von Herrn Ahrens gehört, Verſe wären ſo 'n brauſendes Schaumweſen, das ſich reimen müßte; aber Herr Ahrens, Herr Ahrens! da hat er mir was weiß gemacht. Mein Vetter ſagt: „'s muß gar nicht ſchäumen, 's muß klar ſein wie 'n Tautropfen und durchdringend, wie 'n Seufzer der Liebe", zumal in dieſer Tautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affekts das ganze Verdienſt der heutigen Dichtkunſt beſtehe. Er nahm mir's Buch aus der Hand und las aus dem Stück, der „Erbarmer":

O Worte des ewigen Lebens!
So redet Jehova:
Kann die Mutter vergeſſen ihres Säuglings,
Daß ſie ſich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergäße ſie ſein;
Ich will dein nicht vergeſſen!
Preis, Anbetung, und Freudenthränen und ewiger Dank
Für die Unſterblichkeit!
Heißer, inniger, herzlicher Dank
Für die Unſterblichkeit!
Halleluja in dem Heiligtume!
Und jenſeits des Vorhangs
In dem Allerheiligſten Halleluja!
Denn ſo hat Jehova geredet!

„Schäumt das, Vetter? und wie wird Euch dabei?" — „Wie mir wird? 's rührt ſich auch ein Halleluja in mir, aber ich darf's nicht ausſprechen, weil ich nur ſo 'n gemeiner, ſchlechter Kerl bin; ich möchte die Sterne vom Himmel reißen und ſie zu 'n Füßen des Erbarmers hinſtreuen und in die Erd' ſinken. So wird mir!" — „Bravo! Vetter. Das ſind eben Verſe, die Euch ſo das Sternreißen eingeben. Leſt 's Buch ganz, 's wird Euch ſchmecken, und übrigens ſchämt Euch des Halleluja nicht, das ſich in Euch rührt. Was, gemein? Bei Oden gilt kein Anſehen der Perſon; du oder ein König, einer wie der andere! Und, Vetter, der ſchönſte Seraph in der feierlichen, ſchrecklichen Pracht ſeiner ſechs Flügel iſt nur ein gemeiner, ſchlechter Kerl, wenn er vor Gott ſteht! Aber, wie geſagt, leſt 's Buch ganz." — Hab's gethan und will erzählen, wie's mir gangen iſt. Wenn man 'n Stück zum erſtenmal lieſt, kommt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts ſehen; wenn man aber drin weilt, fangen die Schildereien nach und nach an ſichtbar zu werden und affizieren einen recht, und dann macht man die Kammer zu und beſchließt ſich darin, und geht auf und ab und erquickt ſich an den Schildereien und Roſenwolken und ſchönen Regenbogen und leichten Grazien mit ſanfter Rührung im Geſicht ꝛc.

Auch über die Wortfügung in dieſen Oden hab' ich oft meine eigenen Gedanken und über 's Metrum, und ich wollte drauf wetten, daß beſondere Kniffe drin ſtecken, wer ſie nur recht verſtünde. 's Metrum iſt nicht in allen Oden einerlei, ja nicht; in einigen iſt's wie 'n Sturm, der durch 'n großen Wald brauſt, in anderen ſanft, wie der Mond wallt, und das ſcheint nicht von ohngefähr ſo gekommen zu ſein.

Die frühen Gräber.

Willkommen, o ſilberner Mond,
Schöner, ſtiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallete nur hin.
Des Maies Erwachen iſt nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Himmel herauf rötlich er kommt.
Ihr Edleren, ach es bewächſt
Eure Male ſchon ernſtes Moos.
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe ſich röten den Tag, ſchimmern die Nacht.

Das wollt' ich wohl gemacht haben, oder auch bei den andern, unter ein'm Mal mit ernſtem Moos bewachſen, ſchlafen, und da ſo 'n Seufzer eines guten Jungen hören, den ich im Leben lieb hatte. Mein bißchen Aſche würde ſich im Grab' umkehren und mein Schatten durch's Moos zu dem guten Jungen heraufſteigen, ihm eine Patſchhand geben und 'n weilchen im Mondenſchein an ſeinem Halſe zappeln.

Und die Rubra [die Ueberſchriften]! ja die ſind immer ſo kurz und wohl gegeben, und 'n gut Rubrum über 'm Stück iſt wie 'n Menſch, der 'n gut Geſicht hat. Auch die Dedikation iſt brav, „An Bernſtorff", und nichts mehr. Wozu auch ſo 'n langes Geleire von Mäcenas und Gnad' und gnädig? 's ſchmeckt dem großen Mann nicht und dem kleinen verdirbt's den Magen.

Ueberhaupt iſt mir aus dieſem Buch recht 'n Licht über Herrn Ahrens und über 's Verſemachen aufgegangen. Ich ſtelle mir den Dichter vor, als 'n ſchönen, weichherzigen Jüngling, der zu gewiſſen Stunden plethoriſch wird, ſo deſperat, als wenn unſereinen der Nachtmahr reitet, und denn tritt 'n Fieber ein, das den ſchönen, weichherzigen Jüngling heiß und krank macht, bis ſich die materia peccans in eine Ode, Elegie oder dergleichen etwas ſezerniert; und wer ihm zu nah kommt, wird angeſteckt.

Braga ſteigt herab durch 's Laub der Eiche, zu ſchwängern die Seele des vaterländiſchen Dichters, daß ſie zu ſeiner Zeit an 's Licht bringe eine reife, kräftige Frucht; wer aber leichtfertig iſt und mit 'n Ausländern buhlt, der legt Windeier und wird oft 'n Spiel der Franzoſen.

Der Verfaſſer der Oden ſoll Klopſtock heißen, möcht' 'n doch wohl 'nmal ſehen.

(M. Claudius.)

Leſſing (1729—1781).

Gotthold Ephraim Leſſing iſt am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlauſitz als zweiter Sohn (von 12 Kindern) des frommen und gelehrten Diakonus Johann Gottfried Leſſing geboren. Die Fürſtenſchule zu Meißen gab ihm die Gymnaſialbildung. Schon der Knabe ſuchte die Geſellſchaft der Bücher und fand ſich raſch in ihnen zurecht. Auf der Schule verſank er nicht, wie ſo manche, in den Sumpf toter Gelehrſamkeit, ſondern gewann den feſten Boden friſchen Lebens in reger Beſchäftigung mit den Naturwiſſenſchaften, der Mathematik und den zeitgenöſſiſchen Dichtern. Mit 17 Jahren (1746) ſchon bezog er die Univerſität Leipzig, um ſich freilich weniger dem vom Vater gewünſchten Studium der Gottesgelehrſamkeit, als den alten und neueren Sprachen und den ſchon früher gepflegten anderen Wiſſenſchaften zu widmen. Dadurch gewann der junge Mann eine ſeltene Vielſeitigkeit des Wiſſens, ohne an Tiefe zu verlieren.

„Klein Paris", wie Leipzig von Goethe genannt wird, übte auch auf Leſſing den bildenden Einfluß der großen Stadt und erweiterte ſeinen Geſichtskreis nach der Richtung des wirklichen Lebens hin. An ſeine Mutter ſchrieb er ſpäter: „Ich lernte einſehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Eine bäueriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Gebräuchen, . . . das waren die guten Eigenſchaften, die mir bei meiner eigenen Beurteilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierin zu beſſern, es koſte, was es wolle. Ich lernte tanzen, fechten, voltigieren. Mein Körper war ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen." Er erlangte nun allerdings körperliche und geſellſchaftliche Gewandtheit, dabei ging es jedoch nicht ohne bittere Erfahrungen ab. Vor ſeiner männlich kräftigen Natur ſtand als höchſtes Ziel der Dichtkunſt die dichteriſche Darſtellung der That im Schauſpiele. Daher nahm er lebhafteſten Anteil an den Beſtrebungen, welche die Leiterin der Leipziger Schaubühne, Karoline Neuber (die Neuberin, 1697—1760), für die Hebung des Bühnenweſens machte. Einige kleine Luſtſpiele ſeiner Feder wurden auch durch ſie mit Beifall aufgeführt.

Ein näherer Umgang mit den Schauſpielern brachte ihn in Ungelegenheiten. Er hatte ſich für einige derſelben verbürgt und ſollte ſchließlich ſein Wort einlöſen. Vergebens flüchtete er nach Wittenberg; ſeine Gläubiger verfolgten ihn auch dorthin. Die Ehrenhaftigkeit, ein Grundzug ſeines Weſens, rang ihm nun den Entſchluß ab, die Berufsſtudien zu unterbrechen, ſeine Stipendien den Gläubigern zu überlaſſen, ſelbſt aber als unabhängiger Schriftſteller von dem Ertrage der Feder zu leben.

Gegen der Eltern Willen, welche für ſeinen Glauben und ſeine Sittlichkeit fürchteten, ging er 1748 nach Berlin. Er ſchlug ſich allerdings kümmerlich, aber ehrenhaft mittels ſchriftſtelleriſcher Arbeiten durch, ſchrieb Rezenſionen für ein Beiblatt („Das Neueſte aus dem Reich des Witzes") der Zeitſchrift „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüts", machte Ueberſetzungen und gab ſelbſtändige Abhandlungen und Gedichte heraus. 1750 kam Leſſing mit dem franzöſiſchen Dichter Voltaire (1694—1778) in Berührung, indem er für denſelben Ueberſetzungen anfertigte, aber das Verhältnis endete mit einem Bruche, da der Franzoſe den Deutſchen grundlos einer unredlichen Handlungsweiſe beſchuldigte.

Leſſings hervorragender Geiſt zog ſchon frühe andere an ſich. Eine nachhaltige Wirkung übte ſein ſcharfes Denken auf eine Reihe junger Schriftſteller, welche ſich um ihn ſammelten, unter ihnen der jüdiſche Kaufmann Moſes Mendelsſohn (1729—1786), der Buchhändler Chriſtoph Friedrich Nicolai (1733—1811), Thomas Abbt (1738—1766). Berlin wurde durch Leſſing nun zu einem Mittelpunkte regen ſchriftſtelleriſchen Lebens.

Mit der Hochſchule ſchloß Leſſing für immer ab, nachdem er ſich 1752 in Wittenberg den Gelehrtenrang eines Magiſters geholt hatte. Von nun an widmete er ſich, vollkommen unabhängig, freier ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit. Seine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſeine große Beleſenheit, die ſeltene Fähigkeit, ſchnell das Weſen der ihm aufſtoßenden wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Leiſtungen und Beſtrebungen zu durchſchauen, ſein unerſchrockener Freimut, verbunden mit unbeſtechlicher Wahrheitsliebe, ſeine eigenen dichteriſchen Arbeiten machten ihn bald zu einem bewunderten Dichter und gefürchteten Kunſtrichter. Letzteres erfuhr zuerſt der Dichter und Ueberſetzer Samuel Gotthold Lange (1711—1781), der Leſſing mutwillig gereizt hatte. Mit einer vielleicht unnötigen Heftigkeit unterzog dieſer Lange's Verdeutſchung der Oden des Horaz einer vernichtenden Beurteilung. („Vademecum für Herrn Gotthold Samuel Lange, Paſtor in Laublingen; Berlin 1754.") Auch Gottſched, Klopſtock, Wieland und viele andere mußten gerechten Tadel vernehmen. In den „Briefen", den „Rettungen", den „Beiträgen zur Reformationsgeſchichte" ſtellte Leſſing ſeine tüchtige Gelehrſamkeit in den Dienſt der Gerechtigkeit, um alte Irrtümer und aus der Vergangenheit überkommene ungerechte Vorurteile gegen einzelne Männer zu zerſtreuen. Den Preis trug er jedoch in der Bühnendichtung davon. Hier leiſtete ihm ſeine umfaſſende geſchichtliche Kenntnis der Schaubühne fremder Völker die weſentlichſten Dienſte.

In ſeinen erſten Bühnenſtücken geißelte er gelehrte Einſeitigkeit („Der junge Gelehrte"), bekämpfte Vorurteile (gegen die Frömmigkeit im „Freigeiſt", gegen die Juden in den „Juden".) — Im Jahre 1752 entſtand binnen acht Wochen in einem kleinen Gartenhauſe Potsdams das bürgerliche Trauerſpiel „Miß Sara Sampſon". Das Stück wurde zuerſt in Frankfurt a. O. mit großem Beifalle aufgeführt.

Leſſing erkannte aber daraus für ſich die Notwendigkeit, mit einer größeren Bühne in lebendiger Verbindung zu bleiben. Er ging daher im Herbſt 1755 ganz unerwartet nach Leipzig. Dort bot ſich ihm Gelegenheit, als Begleiter eines jungen reichen Leipziger Bürgerſohnes, namens Winkler, in einer auf mehrere Jahre berechneten Reiſe Holland und England beſuchen zu können. Aber der Ausbruch des 7jährigen Krieges und die Beſetzung Leipzigs durch die Preußen machte der kaum begonnenen Fahrt ein ſchnelles Ende. Beide Reiſende kehrten nach Leipzig zurück. Hier verlebte der Dichter ſchöne Tage in Geſellſchaft des Dichters Ewald von Kleiſt (1715—1759), der als Major des preußiſchen Heeres dort ſtand.

Obwohl Leſſing ein geborner Sachſe war, ſtand er doch in ſeinem Herzen auf Preußens Seite. Nachdem Kleiſt von Leipzig abgerückt war, hielt es auch Leſſing dort nicht länger; 1758 kehrte er wieder nach Berlin zurück und überließ ſich rückhaltlos dem Strome der Begeiſterung für Friedrich den Großen, der alle Welt dort erfaßt hatte. Er veranſtaltete eine Ausgabe von Gleims „Kriegslieder eines preußiſchen Grenadiers", ſchrieb eine Vorrede dazu und beſorgte ſelbſt die Verteilung von Exemplaren an einzelne Truppenteile. Auch das damals entſtandene Trauerſpiel „Philotas" feiert den Tod für's Vaterland. Ein „Kriegslied der Spartaner" giebt in knappſter Form dieſelben Gedanken.

Unabläſſig war dabei ſein Augenmerk auch auf die Schaubühne gerichtet, welche er wieder mit deutſchem Geiſte durchdringen wollte. Er gedachte die Geſtalt des Dr. Fauſtus von der Volksſchaubühne für die regelmäßige Bühne zu gewinnen. Die bewegte Zeit war aber einer geſammelten Arbeit nicht günſtig; Leſſing's Plan kam über die Anfänge nicht hinaus. Hingegen führte er in den „Briefen die neueſte Litteratur betreffend" einen vernichtenden Krieg gegen die Stümper in der Dichtkunſt und ſuchte weitere Kreiſe für die reine Kunſt zu gewinnen.

Den kriegeriſchen Ereigniſſen trat Leſſing ganz nah, als er in der Stellung eines Sekretärs des Generals Tauentzien nach Breslau überſiedelte. Er blieb bis 1765 in dieſem Amte. Die wichtigſte Frucht dieſer Zeit iſt das Luſtſpiel „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück", das erſte Luſtſpiel, das deutſches Fühlen und deutſches Leben in einer von fremder Nachahmung freien Geſtaltung zeigte.

Eben in derſelben Zeit entſtand Leſſing's wichtigſte kunſtwiſſenſchaftliche Schrift: „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und der Poeſie". Dieſelbe war auf drei Bände berechnet, aber nur der erſte erſchien. Die Vergleichung der ſogenannten Laokoongruppe (eines Bildwerkes des griechiſchen Altertums) mit Virgils Erzählung von des Prieſters Laokoon Untergang gab ihm Veranlaſſung zu zeigen, daß die ſogenannte dichteriſche Malerei nicht das Weſen der Dichtkunſt ſei, daß Homer nur durch Erzählung beſchreibe; und er verſetzte ſo nicht nur der bloß beſchreibenden Dichtung ſeiner Zeit den Todesſtoß, ſondern wies auch der dichteriſchen Erzählung der Zukunft die allein richtigen Wege.

Im Jahre 1765 wurde Leſſing durch den preußiſchen Oberſten Quintus Icilius (eigentlich Karl Gottlieb Guichard) für den erledigten Poſten eines Direktors der königlichen Bibliothek vorgeſchlagen. Friedrich der Große aber lehnte ihn ab; denn einerſeits hatte er von dem Dichter nur die Vorſtellung, welche ihm Voltaire beigebracht hatte, anderſeits wünſchte er einen Franzoſen für dieſe Stelle.

So ſehr der Dichter ſich mit Berlin verwachſen fühlte, erſchien es ihm jetzt doch als „eine verzweifelte Galeere". Mit Freuden ging er alſo 1767 nach Hamburg, wo ihm an dem neugegründeten „deutſchen Nationaltheater" die Stelle eines künſtleriſchen Beraters und eines Rechtsbeirates angetragen war. Leſſings Aufgabe war, die Teilnahme der Gebildeten für das Unternehmen zu gewinnen und zu erhalten und die Schauſpieler durch Lob und Tadel anzueifern. Vom 1. Mai desſelben Jahres an erſchien zweimal wöchentlich die einzig von ihm geſchriebene „Hamburgiſche Dramaturgie", deren zwei Jahrgänge für die Entwicklung der deutſchen Bühne ſowohl nach Seite der Dichtung, als nach Seite der Darſtellung von höchſter Wichtigkeit wurden. Ging auch das mit ſo großer Erwartung begonnene Schauſpielunternehmen ſchon nach 2 Jahren zu grunde, ſo hatte es der Kunſt doch großen Gewinn gebracht. Beſonders ſchmerzlich mag Leſſing das Scheitern ſeiner Hoffnung empfunden haben, nun endlich an der Begründung einer rein deutſchen Bühne, welche eine Kunſtſtätte, nicht ein bloßer Unterhaltungsort ſein ſollte, mitarbeiten zu dürfen.

Dabei ſah er ſich in einen ärgerlichen Kampf mit dem aufgeblaſenen und ränkevollen Geheimrat und Profeſſor Chriſt. Adolf Klotz (1738—1771) in Halle verwickelt. Was Wunder, wenn die Hiebe, mit denen er die auf ihn gemachten hämiſchen Angriffe abwehrte, derber ausfielen, als es ſonſt wohl der Fall geweſen wäre! Die „Antiquariſchen Briefe" (Berlin 1768—1769) brachten ſeine Gegner denn auch ſchnell genug zum Schweigen. Ihnen folgte die Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" (Berlin 1769), welche den Genius mit umgeſtürzter Fackel als das alte Sinnbild des Todes nachwies.

Die Altertumsforſchung brachte den Dichter auf den Gedanken, nach Rom zu gehen und die nach Joh. Joach. Winckelmann's Ermordung (1768) unterbrochene Erforſchung und Würdigung der römiſchen Kunſtſchätze wieder aufzunehmen. Doch unterblieb die Reiſe, weil ſich endlich im Vaterlande für Leſſing ein, freilich nur kleiner Poſten gefunden hatte. Durch Vermittlung des Erbprinzen von Braunſchweig nämlich war der Dichter als Bibliothekar nach Wolfenbüttel berufen worden und trat das Amt im Frühjahr 1770 an. Zur Annahme der Stelle in dem Banne einer dem Weltverkehre entfremdeten kleinen Stadt hatte ihn der lebhafte Wunſch, ſich zu vermählen, beſtimmt. Er hatte in Hamburg in Eva König, der Witwe eines Kaufmanns, die Frau kennen gelernt, welche ſein häusliches Glück gründen könnte. Sie mußte aber jahrelange Verhandlungen führen, um bei der Auflöſung des ausgebreiteten Geſchäftes ihres verſtorbenen Gatten den Kindern wenigſtens einen Teil des Vermögens zu ſichern. Und ſo war denn eine ſchnelle Verbindung der Verlobten nicht möglich.

Gleich in den erſten Jahren ſeiner Niederlaſſung (1772) erſchien das Trauerſpiel „Emilia Galotti", eine Frucht des Hamburger Theaterſtudiums. Dasſelbe entrollt ein ſchreckliches Bild fürſtlicher rückſichtsloſer Genußſucht und Willkürherrſchaft. (Emilia Galotti, die Braut des Grafen Appiani, wird von dem Fürſten begehrt. Marinelli, des Herrſchers Günſtling, läßt den Bräutigam durch Mord aus dem Wege ſchaffen, Emilie zu dem Fürſten entführen. Auf ihr dringendes Verlangen tötet ſie der Vater, um ſie der drohenden Schande zu entziehen.) Mit dieſem Stücke hatte Leſſing ein Muſter eines deutſchen Trauerſpieles ohne Nachahmung fremdländiſcher Formen gegeben.

1775 unternahm der Dichter über Dresden und Prag eine Reiſe nach Wien, wo er nach langer Trennung ſeine Verlobte wieder ſah. Obwohl aber die Aufnahme, welche ihm in Wien zu teil wurde, die ehrenvollſte war, kehrte er doch wieder in ſein kleines Wolfenbüttel zurück. 1776 begleitete er den Prinzen Leopold von Braunſchweig (ertrank 1785 bei Frankfurt a. d. O. bei dem Bemühen, Ueberſchwemmten Hilfe zu bringen) auf einer überhaſteten Reiſe nach Italien. In demſelben Jahre erfolgte endlich die erſehnte Vermählung mit Eva König.

Das Amt Leſſings forderte ihn von ſelbſt auf, Wiſſenswürdiges aus den von ihm gehüteten Bücherſchätzen der Oeffentlichkeit mitzuteilen. 1773 waren die „Beiträge zur Geſchichte und Litteratur aus den Schätzen der Wolfenbüttel'ſchen Bibliothek" entſtanden. 1777 und 1778 erſchienen in denſelben Mitteilungen aus angeblichen Papieren des „Wolfenbüttler Ungenannten", welche die ſchärfſten Angriffe auf das Chriſtentum enthielten, die Möglichkeit einer Offenbarung überhaupt, die Auferſtehung Chriſti beſonders leugneten, die Beſtrebungen der Stifter des Chriſtentums nur aus eigennützigen Abſichten herleiteten. Verfaſſer der Papiere war der verſtorbene Hamburger Arzt Hermann Samuel Reimarus (1694—1765) geweſen.

Es erhob ſich ein ungeheurer Sturm gegen dieſe Schriften. Alle machten den Herausgeber verantwortlich. Aber in welcher Verfaſſung trafen die Angriffe Leſſing? Ein Jahr ungetrübten Glückes war ihm an der Seite der geliebten Gattin verfloſſen, da wurde ſie ihm plötzlich entriſſen. Am Weihnachtsabend 1777 gab ſie einem Sohne das Leben, der ſchon am nächſten Tage ſtarb, und am 10. Januar 1778 ſtand der Gatte an ihrem eigenen Totenbette. Leſſing's Leiden ſprechen aus dem herzzerreißenden Spotte ſeiner Briefe: „Ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ... War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? ... Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen, aber es iſt mir ſchlecht bekommen ... Meine Frau iſt tot, und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können zu machen, nun bin ich ganz leicht." In dieſer Stimmung mußte er den Gegnern Rede ſtehen. Obwohl er perſönlich mit den Anſichten des Reimarus keineswegs einverſtanden war, glaubte er doch in deſſen Verteidigung das Recht der freien Forſchung wahren zu müſſen. Mit der vollen Wucht ſeines Geiſtes und der ganzen Schärfe ſeines Witzes ſtürzte er ſich in dem „Antigoeze (Braunſchweig 1778)" auf den Hamburger erſten Paſtor Joh. Melchior Goeze (1717—1786), und eine lange Reihe von Streitſchriften gegen andere Angreifer folgten nach. Als ihm aber von Seite der braunſchweigiſchen Regierung Stillſchweigen geboten ward, verlegte er den Kampf auf das dichteriſche Gebiet und ſchrieb 1779 das Schauſpiel „Nathan der Weiſe". Die reimloſen fünffüßigen Jamben desſelben wurden ſpäter in der deutſchen Schauſpieldichtung die herrſchende dichteriſche Form. Den Stoff entnahm Leſſing einer Erzählung des italieniſchen Dichters Giovanni Boccaccio (1313—1375). Derſelbe gipfelt in der Geſchichte von einem Ringe, welchen ein Vater bei ſeinen Lebzeiten jedem ſeiner 3 Söhne zu hinterlaſſen verſpricht. Bei ſeinem Tode aber zeigt es ſich, daß drei vollkommen gleiche vorhanden ſind; jeder der Söhne erhält alſo einen Ring von gleichem Werte wie die anderen. Wilhelm Wackernagel ſagt über dieſes Bühnenſtück: „Das Gedicht iſt ein Zeugnis und Erzeugnis jenes Glaubens, der auch einen einigen Gott bekennt, aber ſich damit nur auf die Vernunft und den Verſtand des Menſchen, auf das eigene Denken und Erfahren gründet, jede höhere Offenbarung dagegen verwirft und all' ſolchen Offenbarungen gleichen Wert oder Unwert beimißt.“

Die Hauptperſon des Dramas iſt der Jude Nathan. In demſelben wollte Leſſing ſeinem Freunde, dem Schriftſteller Moſes Mendelsſohn (1729—86), ein Denkmal ſetzen.

Die Aufregungen des Kampfes, der Gram um den Verluſt der zärtlich geliebten Frau wirkten zerſtörend auf des Dichters ohnehin ſchon geſchwächten Körper. 3 Jahre nach dem Scheiden der Gattin folgte Leſſing ihr nach. Ein kurzes Krankenlager beendete raſch der Tod: am 13. Februar 1781 ſtarb der große Denker während eines Aufenthaltes in Braunſchweig. Seinem Andenken ſind Bildſäulen in Braunſchweig (von Rietſchel), auf dem Gänſemarkt in Hamburg (von Schaper) und in Berlin errichtet. Seine Vaterſtadt ehrte ihn in ſeinem Geiſte durch Gründung des Leſſing-Stiftes, einer Wohlthätigkeitsanſtalt für Bedürftige aller Bekenntniſſe.

Des großen Denkers und Dichters äußere Geſtalt zeigte einen kräftigen gedrungenen Körper von etwas über Mittelgröße, in dem frei getragenen Haupte leuchteten helle, klare, tief dunkelblaue Augen. Anſpruchsloſigkeit und Freundlichkeit machten den Verkehr mit ihm zu einem anziehenden. Nichts haßte er mehr als Unwahrhaftigkeit und heuchleriſchen Schein; ſelbſt bei ſeinen ſchärfſten Angriffen führte ihm einzig und allein Liebe zur Wahrheit die Feder. Ueber ſeine eigene dichteriſche Begabung äußerte er ſich ſelbſt ſehr beſcheiden: „Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter... Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspreſſen.“ — Goethe bemerkt dagegen mit Recht: „Leſſing wollte den Titel eines Genies von ſich ablehnen, aber ſeine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn ſelbſt.“ Leſſings Schreibweiſe zeichnet Auguſt Friedrich Chriſt. Vilmar (1800—1868) mit folgenden Worten: „Wir vernehmen in ſeinem Vortrag ein geiſtreiches, belebtes Geſpräch, in welchem gleichſam ein Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöſt, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird. Gedanke folgt auf Gedanke, Zug auf Zug, im heiterſten Spiel und dennoch mit unbegreiflicher Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreißend, beredend, überzeugend, überwältigend.“

Brief Leſſing's an ſeine Schweſter.

A Mademoiselle Mademoiselle Lessing ma très chère sœur à Camenz.

[An Fräulein Fräulein Leſſing, meine liebe Schweſter in Camenz.]

Geliebte Schweſter! Ich habe zwar an Dich geſchrieben, allein Du haſt nicht geantwortet! Ich muß alſo denken, entweder Du kannſt nicht ſchreiben, oder Du willſt nicht ſchreiben, und faſt wollte ich das erſte behaupten. Jedoch ich will auch das andere glauben; Du willſt nicht ſchreiben. Beides iſt ſtrafbar. Ich kann zwar nicht einſehen, wie dieſes beiſammen ſtehen kann: ein vernünftiger Menſch zu ſein, vernünftig reden können und gleichwohl nicht wiſſen, wie man einen Brief aufſetzen ſoll. Schreibe, wie Du redeſt, ſo ſchreibſt Du ſchön. Jedoch; hätte auch das Gegenteil ſtatt, man könnte vernünftig reden, dennoch aber nicht vernünftig ſchreiben, ſo wäre es für Dich noch eine größere Schande, daß Du nicht einmal ſo viel gelernt. Du biſt zwar Deinem Lehrmeiſter ſehr zeitig aus der Schule gelaufen, und ſchon in Deinem 12. Jahre hielteſt Du es für eine Schande, etwas mehr zu lernen; allein, wer weiß, welches die größte Schande iſt? in ſeinem 12. Jahre noch etwas zu lernen, als in ſeinem 18. und 19. noch keinen Brief ſchreiben können. Schreibe ja! und benimm mir dieſe falſche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Faſt jeder wünſcht zu dieſer Zeit gutes. Was werde ich dir aber wünſchen? Ich muß wohl etwas Beſonderes haben. Ich wünſche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon geſtohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geldbeutel mit einigen 100 Stück Dukaten vermehrte.

Dein treuer Bruder.

Brief Leſſing's an ſeinen Bruder.

Ich kam vorigen Montag von Braunſchweig, wo ich mich einige Tage aufgehalten hatte, und wollte es mein erſtes ſein laſſen, Dir auf Deinen Brief aus Pirna zu antworten, als ich einen zweiten von Deiner Hand hier vorfand. Das ſchwarze Siegel ließ mich gleich alles beſorgen. — Ich denke, ich habe es bei Dir nicht nötig, viel klägliche Worte zu brauchen, um Dich zu verſichern, wie ſehr mich die Nachricht von dem Tode unſers Vaters betrübt und niedergeſchlagen hat. Ich kann noch kaum wieder zu mir ſelbſt kommen. Seine Geſundheit, von der er mich noch in ſeinem letzten Schreiben verſicherte, ließ mich nichts weniger, als ſein ſo nahes Ende beſorgen. Was mich einigermaßen tröſtet, iſt, daß er nach ſeinem Wunſche geſtorben. Laß uns, mein lieber Bruder, ebenſo rechtſchaffen leben, als er gelebt hat, um wünſchen zu dürfen, ebenſo plötzlich zu ſterben, als er geſtorben iſt. Das wird die einzige beſte Weiſe ſein, ſein Andenken zu ehren. — Mein nächſter Kummer dabei geht auf unſere Mutter. Ich weiß, du wirſt alles anwenden, ſie zu tröſten. Mache beſonders, daß weder ſie, noch unſere Schweſter ſich wegen der Zukunft bekümmern. Ich will hoffen, daß der ſelige Vater doch noch den Brief wird erhalten haben, den ich vor ſechs oder acht Wochen an ihn geſchrieben. Wenn ſie daraus die Unmöglichkeit geſehen, ihnen bis anher beizuſtehen: ſo können ſie doch gewiß verſichert ſein, daß dieſe Unmöglichkeit auf das künftige wegfällt, und ſie auf meine äußerſte Unterſtützung unfehlbare Rechnung machen können. Schaffe Du nur, mein lieber Bruder, für das erſte Rat, und glaube ſicherlich, daß ich Dich nicht werde ſtecken laſſen. Es kann nicht anders ſein, es müſſen ſich Schulden finden. Ich nehme ſie alle auf mich, und will ſie alle ehrlich bezahlen; nur muß man mir Zeit laſſen. Schreibe mir, was man für Verſicherung deshalb von mir verlangen kann, und ich will ſie mit Vergnügen ſtellen. Nur muß unſere Mutter dadurch völlige Ruhe bekommen.

Auch bitte ich Dich, lieber Bruder, wegen des Leichenſteines und der kupfernen Tafel in der Kirche alles nach Deinem Gutdünken zu beſorgen. Es wird mir alles recht ſein, und ich will die Koſten nicht allein mit, ſondern recht gern ganz tragen.

Ich habe es höchſt nötig, mich den traurigen Ideen, ohne die ich dieſen Brief nicht habe ſchreiben können, zu entreißen. Nimm mir es alſo nicht übel, wenn ich ſchon abbreche. Verſichere meine Mutter von meiner Wehmut und innigſten Zärtlichkeit gegen ſie, die ich lieber durch die That, als durch viele Worte beweiſen will; und zugleich umarme für mich unſere Schweſter, und ſage ihr, daß ich meine Thränen mit den ihrigen verbinde, und ſie nicht vergeſſen ſoll, daß ſie einen Bruder hat, der bereit iſt, alles für ſie zu thun, was ihm in der Welt nur möglich iſt.

Lebt zuſammen recht wohl und gedenkt meiner im beſten.

Selbſtbeurteilung Leſſings.

„Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter. Man erweiſt mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläſer der Kunſt meine Augen zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken; und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum anderen zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zuſtande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinem Talente ohne Kritik machen würde, ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von anderen Geſchäften ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſein, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand in der Welt ungeſchickter ſein kann, als ich.“

Zu Leſſing's Denkmal.

Von Fr. Rückert. 1788—1866.

1. Jeder Deutſche, wenn er Leſſing nennen höret, fühlet Stolz;
Der, der Bildung Baum zu pflanzen, ausgereutet faules Holz,
Deutſchen Geiſtes ſprödes Erz mit männlicher Begeiſt'rung ſchmolz
Und, wohin er immer zielte, ſtets ins Schwarze ſchoß den Bolz.

2. Ihm ein Denkmal zu errichten, braucht es nicht; er hat's gethan;
Aber wie wir ihm verpflichtet uns erkennen, zeig' es an:
Er hat eingeſchlagen, die wir wollen gehn, der Forſchung Bahn,
Und zum Ziel der Wahrheit, das wir ſuchen, ging er uns voran.

3. Er zuerſt hat unſer Weſen fremder Feſſel frei gemacht
Und zu Ehren vor Europas Augen unſer Volk gebracht:
Drum, ſo lang' in uns Gefühl der Ehre, Mut der Freiheit wacht,
Als Befreiers, Ehrenwächters, ſei, o Leſſing, dein gedacht.

Leſſing's Nathan.

Von Auguſt Graf von Platen (1796—1835.)

Deutſche Tragödien hab' ich in Maſſe geleſen, die beſte
Schien mir dieſe, wiewohl ohne Geſpenſter und Spuk:
Hier iſt alles Charakter und Geiſt und der edelſten Menſchheit
Bild, und die Götter vergeh'n vor dem alleinigen Gott.

Freunde Leſſings.

Mendelsſohn, Moſes, 1729—86, jüdiſcher Abſtammung, von Beruf ein Kaufmann, Leſſings vertrauter Freund, ſchrieb philoſophiſche Abhandlungen, beſonders über die Wiſſenſchaft vom Schönen; ſein allgemein verſtändlich geſchriebenes Werk „Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele, drei Geſpräche“ (1767) erlangte weiteſte Verbreitung. In der Perſon des Nathan im gleichnamigen Stücke hat Leſſing dem Freunde ein Denkmal geſchaffen.

Nikolai, Friedrich, 1733—1811, ein Berliner, Buchhändler, begründete mit Leſſing die „Briefe die neueſte Litteratur betreffend“, und blieb bis an ſein Ende ſchriftſtelleriſch thätig. Er nahm den Standpunkt der nüchternſten Aufklärung ein und wendete ſich gegen alles, was demſelben zu widerſprechen ſchien. Thümmels „Wilhelmine“ ſetzte er fort in dem Romane „Leben und Meinungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker“, der ſich gegen die ſtrenggläubigen Proteſtanten richtete. Goethe's „Leiden des jungen Werther“ ſetzte er die platten „Freuden des jungen Werther“ entgegen, worüber die „Xenien“ den „jungen Werther“ anreden und antworten laſſen:

Worauf laurerſt du hier? — Ich erwarte den dummen Geſellen,
Der ſich ſo abgeſchmackt über mein Leiden gefreut.

Und unter der Ueberſchrift „Nikolai“:

Zur Aufklärung der Deutſchen haſt du mit Leſſing und Moſes [Mendelsſohn]
Mitgewirkt, ja du haſt ihnen die Leuchter geſchneuzt.

Mit Bezug auf die „Litteraturbriefe“ heißt es:

Auch Nikolai ſchrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch ſteht in dem trefflichen Werk.

Auch Herder, Lavater und Fichte griffen ihn an. Vergebens ſuchte er ſeine Gegner in der „Geſchichte eines dicken Mannes“ (1794) zu bekämpfen; das Anſehen, das ihm die frühere Verbindung mit Leſſing gegeben hatte, ſchwand immer und am Ende ſeines Lebens ſtand er vereinzelt da.

Weiße, Chriſtian Felix, 1726—1804, 1745 Studiengenoſſe Leſſings in Leipzig, teilte mit dieſem die Vorliebe für die Schaubühne und ſchrieb für dieſelbe zuerſt Luſtſpiele, ſpäter auch Trauerſpiele. Größeren Beifall als dieſe Arbeiten erwarb ihm jedoch ſeine Zeitſchrift „Der Kinderfreund“ und die „Kinderlieder“, welche lange Zeit volkstümlich blieben.

Käſtner, Abraham Gotthelf, 1719—1800, Profeſſor der Mathematik auf der Hochſchule zu Göttingen, erwies ſich ſehr freundlich und fördernd gegen die Dichter des Hainbundes. Von ihm ſind beißende Sinngedichte, welche ihrem Verfaſſer viele Angriffe durch die gegeißelten Perſonen zuzogen.

Denis, Michael, 1729—1800, ein Oeſterreicher, nannte ſich als Dichter „Barde Sined", war bis zur Aufhebung des Jeſuitenordens Mitglied desſelben, ſpäter Kuſtos der Wiener Hofbibliothek. Er gab eine Ueberſetzung des Oſſian von Macpherſon in Hexametern heraus, und erkannte Klopſtock als den oberſten Barden Teut's.

Geßner, Salomon, 1730—88, ein Schweizer, Dichter und Maler, Mitglied des Großen Rates in ſeiner Vaterſtadt Zürich, gab in ſeinen in ungebundener Rede geſchriebenen „Jdyllen" (1756) kleine anmutige und ſtimmungsvolle Naturgemälde und Darſtellungen eines empfindungsreichen Lebens der Menſchen. Jn Nachahmung Klopſtocks ſchrieb er das Epos „Der Tod Abels in 5 Geſängen" (1758).

Hamann, Johann Georg, 1730—88, der Magus aus Norden genannt, geboren zu Königsberg, zeigt ſich in ſeinen zahlreichen meiſt wenig umfangreichen Schriften als ein Mann von tiefem religiöſem Gefühl und reiner Vaterlandsliebe. Er zieht die wichtigſten Fragen des perſönlichen und geſellſchaftlichen Lebens in den Kreis ſeiner Betrachtungen, giebt ſich aber zu ſehr der Vorliebe für ſinnbildliche Darſtellung hin, wodurch ſeine Schriften oft ſehr ſchwer verſtändlich werden.

La Roche, Sophie von, 1731—1807, Tochter des Arztes Gutermann in Kaufbeuren, war als Mädchen mit Wieland befreundet und durch ihn in die Litteratur eingeführt, heiratete ſpäter den kurtrieriſchen Konferenzrat La Roche und machte ihr Haus zu Ehrenbreitſtein zu einem Sammelplatze, an welchem die ausgezeichnetſten Männer gerne verkehrten. Jm Jahre 1780 verlor ihr Mann ſeine Stelle, und Sophie mußte nun für den Unterhalt der Familie durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten ſorgen. Sie ſtarb zu Offenbach am Main. Jhre Romane „Geſchichte des Fräuleins von Sternheim", „Roſaliens Briefe an ihre Freundin Marianne von St.", „Schönes Bild der Reſignation" fanden großen Beifall und wurden von Goethe und Herder günſtig beurteilt.

Muſäus, Johann Karl Auguſt, 1735—87, geboren zu Jena, Pagenhofmeiſter und Gymnaſialprofeſſor zu Weimar, bearbeitete alte Märchenſtoffe in der heiteren ironiſchen Art Wielands, ſchrieb gegen Lavater die „Phyſiognomiſchen Reiſen" (1778), verſpottete die Ueberſchätzung der engliſchen Familienromane in der Erzählung „Der deutſche Grandiſon" (1778).

Gerſtenberg, Heinrich Wilhelm von, 1737—1823, aus Tondern in Schleswig, diente zuerſt im däniſchen Heere, ging dann in den bürgerlichen Staatsdienſt über und ſtarb als Juſtizdirektor des Lotto's in Altona. Seine in Anakreons Art gedichteten Lieder, „Tändeleien (1769)" überſchrieben, fanden durch Leſſing günſtige Beurteilung. Jhnen folgten „Kriegslieder eines däniſchen Grenadiers bei Eröffnung des Feldzugs (1764)" dann „Gedichte eines Skalden" (1766), eine Art von Bardengeſängen. Die größte Wirkung machte jedoch das Trauerſpiel „Ugolino" (in 5 Aufzügen, 1768) und zwar ſowohl durch ſeinen gräßlichen Stoff wie durch die Kraft ſeiner Sprache. Der Gegenſtand iſt der Geſchichte von Piſa entnommen: Der ehrgeizige Ugolino Gherardesca, Führer der Ghibellinen zu Piſa, hatte durch Liſt und Gewalt die Leitung der Stadt Piſa errungen, aber dieſelbe zu Gewaltthaten mißbraucht. Daher erhob ſich im Juli 1288 gegen ihn ein Teil der Bürger unter Führung des Erzbiſchofs Ruggiero Ubaldini, und Gherardesca wurde mit ſeinen Söhnen Gadda und Uguccione und ſeinen Enkeln Nino le Brigata und Aurelio Nuncio gefangen genommen. Ubaldini ließ ſie zuſammen in den Turm von Gualandi werfen und dort den Hungertod erleiden. Dieſes ſchreckliche Ende bildet den Vorwurf zu Gerſtenbergs Dichtung, welche die ganze Stufenleiter der Leiden und der durch ſie hervorgerufenen Empfindungen mit fürchterlicher Wahrheit und von Auftritt zu Auftritt ſich ſteigernd, vorführt. Zum eigentlichen Drama fehlt der Dichtung freilich das Weſentlichſte: die Handlung, dennoch aber hat dieſelbe die bedeutendſte Wirkung erzielt. Leſſing ſchrieb darüber: „Mein Mitleid iſt mir zur Laſt geworden, ja zu einer gänzlich ſchmerzhaften Empfindung."

Schluß aus „Ugolino Gherardesca".

Ugolino. Jch hebe meine Augen zu Gott auf! Meine zerriſſ'ne Seele iſt geheilt. — Mit dieſem Vermächtnis — mit dieſem Vermächtnis — Himmel und Erde! eines Verhungernden! langſam, langſam, unter jeder Gewiſſensangſt! Was? Tage und Nächte lang angeſtarrt von jenen weit offenen Augen deiner Erſchlagenen und auch Verhungerten? was? Nein! nein, nein! bei allen Schauern des Abgrundes! nein! Jch will es nicht aushalten! beim allmächtigen Gott! ich will nicht! (Er hebt ſich jählings, wie um gegen die Mauer zu rennen.) Du im Himmel (fährt aber plötzlich zurück). Ha! (Mit zum Himmel gehobenen Augen) Mein Herr und mein Richter! Ha! Ugolino! noch lebſt du! noch — lebſt du! klein zwar nun, und nun dir verächtlich, und nun unwürdig des Prüfungstodes! Aber ich lebe! Schwur ich's? bei dem allmächtigen Gott ſchwur ich's? O Schwur, wie ihn nie die Verzweiflung geſchworen hat! Drei Tage dieſer Dämmerung, Ugolino! drei Nächte dieſer Dämmerung! Dieſe Felslaſt auf meinem Herzen, ſie nicht abwälzen? Ja, es iſt ſchwer! Oder Jahrtauſende jenſeits in der Finſternis der Finſterniſſe? Jahrtauſende lang an allen Wänden aller Felſen meine Stirne zerſchmettern? Wehe mir! in jeder ſchamvollen Erinnerung meiner unſterblichen Seele ſterben? und wieder leben? und wieder ſterben? Ach! es iſt grauenvoll! Jahrtauſende lang in der ſchwarzen Flamme des Reinigers? und neue Jahrtauſende lang? und vielleicht eine Ewigkeit lang, hinzitternd vor dem furchtbaren Antlitze des Rächers? Und wie würde der mitverdammte Piſaner die Zähne blöken! Wie würde der Mitverdammte die Zähne blöken! Vergieb mir! vergieb mir, o mein Richter und Erbarmer! vergieb mir. Sind nicht meine armen unſchuldigen Kinder gefallen? Armer Gaddo! da wand er ſich; da umher liegen die Leichname! armer Francesco! und meine Gianetta! meine Gianetta! und — und — (mit erſtickter Stimme) ſie murrten nicht! So hingebeugt der Verweſung! So ſie! kein Murren in ihrer Seele! Ach, was wär's, wenn ſich der Verbrecher empörte! (Er weint bitterlich und verhüllt ſich das Haupt. Die Muſik wird klagender.) Eine unmännliche Thräne! (in edler Stellung.) Kannſt du die Bande der ſieben Sterne zuſammenbinden? Oder das Band des Orion auflöſen? Kannſt du den Morgenſtern hervorbringen zu ſeiner Zeit? oder den Wagen am Himmel über ſeine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren iſt? Oder kannſt du ihn meiſtern auf Erden? (Die Muſik endigt erhaben.) Jch will meine Lenden gürten, wie ein Mann. Jch hebe mein Auge zu Gott auf. Meine zerriſſ'ne Seele iſt geheilt. Mit dir Hand in Hand, du Nahverklärter! (Anſelmo umfaſſend.) Und dann ſeid mir geprieſen, die ihr dieſen Leib der Verweſung hinwarft! Ganz nahe bin ich am Ziel!

Kretſchmann, Karl Friedrich, 1738—1809, Gerichtsaktuar in ſeinem Geburtsorte Zittau, galt ſeinen Zeitgenoſſen neben Klopſtock und Denis als „Hauptbarde". Jm Jahre 1769 erſchien ſein Hauptwerk, das Bardiet „Der Geſang Ryngulphs des Barden, als Varus geſchlagen war".

Hermes, Joh. Timotheus, 1738—1821, Profeſſor an der Hochſchule zu Breslau, erlangte ein gewiſſes Anſehen durch ſeinen, ſeinerzeit vielgeleſenen, jetzt vergeſſenen Roman „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen."

Thümmel, Moritz Auguſt von, 1738—1817, von 1762—83 Miniſter in Sachſen-Coburg-Gotha, zeichnete in ſeiner proſaiſch-komiſchen Dichtung „Wilhelmine oder der vermählte Pedant" (1764) ein Bild der auf den Höfen herrſchenden Sittenverderbnis. „Die Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (10 Teile, 1791) geben Reiſen, Erlebniſſe und Betrachtungen in Briefform und ſchildern ziemlich getreu die franzöſiſchen Zuſtände vor der Revolution.

Schubart, Chriſtian Daniel David, geboren 26. März 1739 zu Oberſontheim, ſtarb 10. Oktober 1791 in Stuttgart nach einem wechſelvollen Leben, verſuchte nicht ohne Glück in ſeinen Gedichten den Volkston zu treffen; außerdem gelang ihm auch manch ſchwungvolles und erhabenes Lied.

Claudius, Matthias, wurde 13. Auguſt 1740 zu Reinfeld in Holſtein geboren, ſtarb 21. Januar 1815. Er ſtudierte die Rechtswiſſenſchaft, lebte jedoch den größten Teil ſeines Lebens in Wandsbeck bei Hamburg von dem Ertrage ſchriftſtelleriſcher Arbeiten. Er hat es verſtanden die höchſten und erhabenſten Gedanken und Gefühle in ſchlichter gemütvoller und anſprechender Weiſe darzuſtellen. Seine Schriften werden heute noch gerne und häufig geleſen. Von 1770 an gab er eine Zeitſchrift heraus „Der Wandsbecker Bote", welche große Verbreitung fand. Einige ſeiner Lieder ſind Volkseigentum geworden (das Abendlied, das Rheinweinlied, die Geſchichte von David und Goliath ꝛc.).

Der Wandsbecker Bote.

Von Friedr. Leopold Graf v. Stolberg (1750—1819).

Der Bote ging in ſchlichtem Gewand,
Mit geſchältem Stab' in der biedern Hand,
Ging forſchend wohl auf und forſchend wohl ab,
Von der Wiege des Menſchen bis an ſein Grab.
Er ſprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die andern, auch fromm zu ſein;
Und ſah'n ſie ſein redliches, ernſtes Geſicht,
So zürnten auch ſelbſt die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur wen'ge, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold;
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab',
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.
Nun ruhet er ſelbſt in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O, gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein
Und ſammelt die Ernten des Säemanns ein!
Er ſä'te das Wort, und ſein Leben war Frucht,
Er führte lächelnd zu heiliger Zucht;
O, ſpendet ihm Blumen auf's einſame Grab
Und ſchauet getroſt in die Ruhſtätt' hinab!
Und begrüßet mit Wünſchen ſein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib,
Die mit ihm in heiliger Liebe gepaart
Jn Thränen der großen Vereinigung harrt.

Hippel, Theodor Gottlieb von, 1741—96, Bürgermeiſter und Kriegsrat zu Königsberg in Preußen, ein durchaus edler Charakter, tiefer Denker, von weichem Herzen, in ſeinem äußeren Leben aber hart und ſtreng und in ſelbſtgewählter Vereinſamung lebend, hielt das Geheimnis der Verfaſſerſchaft ſeiner Dichtungen ſo genau bewahrt, daß es erſt nach ſeinem Tode enthüllt wurde. Das bedeutendſte ſeiner humoriſtiſchen Werke iſt der Roman „Lebensläufe nach aufſteigender Linie (1778)".

Lavater, Joh. Kaſpar, 1741—1801, ein Zürcher, Pfarrer in ſeiner Vaterſtadt, ſtarb nach 15monatlichen ſchweren Leiden an den Folgen eines Schuſſes, durch den ihn ein franzöſiſcher Soldat ſchwer verwundet hatte. Lavaters ganzes Weſen war von ſtarkem Glauben durchdrungen, die Liebe zu Gott und zu Chriſtus der Grundzug desſelben. Dabei entfaltete er eine Liebenswürdigkeit, welche ihm alle gewann, die mit ihm in perſönliche Beziehungen kamen; ſelbſt Goethe konnte ſich dieſem Einfluſſe nicht entziehen. Später urteilte er freilich:

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig; doch hat ſie
Edel- und Schalkſinn hier; ach! nur zu innig gemiſcht.

Doch zeigt Lavaters ganzes Leben, daß es ihm mit ſeinen religiöſen Ueberzeugungen Ernſt war. Als Dichter hat er in ſeinen „Schweizerliedern" (1767) und in religiöſen Epen („Jeſus Meſſias, 1783", „Joſef von Arimathia, in 7 Geſängen, 1794") ſich Klopſtock angeſchloſſen. Die „Phyſiognomiſchen Fragmente zur Beförderung der Menſchenkenntnis und der Menſchenliebe (1773—78)" ſuchen nachzuweiſen, daß das innere Weſen des Menſchen auch im Körper beſonders in den Geſichtslinien Ausdruck finde.

Engel, Joh. Jak., 1741—1802, aus Parchim in Mecklenburg, Profeſſor und Prinzenerzieher, ſpäter Oberdirektor der Berliner Hofbühne, ſtrebte in dem Stile ſeiner Erzählungen („Herr Lorenz Stark") und der Abhandlungen über Kunſt, Sittlichkeit und Religion nach Klarheit und Ueberſichtlichkeit und kam darin Leſſing nahe.

Wieland.

Chriſtoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 als Sohn des ſtrenggläubigen Pfarrers zu Oberholzheim bei der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Biberach geboren. Die Erziehung im häuslichen Kreiſe zuerſt in Oberholzheim, dann in Biberach, wie in der Anſtalt Kloſterbergen bei Magdeburg erfüllte den hochbegabten Knaben mit Liebe zur Betrachtung der Welt vom religiöſen Standpunkt aus. Dennoch drang auch ſchon der Zweifel des Zeitgeiſtes in ſein Herz. 1750 kehrte er zu ſeinem Vater zurück. Auf der Univerſität Tübingen, welche er im Herbſte 1750 bezog, ſollte er Rechtswiſſenſchaft ſtudieren, widmete ſich jedoch lieber der Weltweisheit, Sprachwiſſenſchaft und Geſchichte. Zahlreiche Arbeiten gaben Zeugnis von frommen Gefühlen, aber auch von einer wortreichen Gefühlsſchwärmerei. Klopſtock und der Schweizer Bodmer waren ſeine Vorbilder. Dieſe Richtung erreichte ihren Höhepunkt während eines zweijährigen (1752—1754) Aufenthaltes in Bodmer's gaſtfreundlichem Hauſe bei Zürich und dann (1754—1758) in der Familie des zürcheriſchen Amtmanns, eines Herrn von Grebel, in welcher Wieland die Stelle eines Hauslehrers bekleidete. Als er in den „Empfindungen eines Chriſten" die Dichter, welche heiteren Lebensgenuß beſangen, heftig tadelte, wies Leſſing in den „Litteraturbriefen" die innere Unwahrheit der zur Schau getragenen Gefühlsübertreibung nach. 1759—1760 lebte Wieland als Hofmeiſter in Bern und trat dann die Stellung eines Kanzleidirektors (Stadtſchreibers) in Biberach an.

In der Nachbarſchaft der Reichsſtadt hielt ſeit 1762 Friedrich, Graf Stadion, ehemaliger kurmainziſcher Miniſter, auf ſeinem Gute Warthauſen eine Art von kleinem Hof, in deſſen Kreis auch der Dichter gezogen wurde. Hier fand er geiſtſprühende Geſpräche, gefällige und feine Umgangsformen, den Ton der Höfe, eine reiche Sammlung franzöſiſcher und engliſcher Schriftſteller, aber auch leichtfertige Lebensanſchauungen und den baren Unglauben der franzöſiſch gebildeten großen Welt. Nun erfolgte ein vollkommener Umſchlag in ſeinem Weſen. Er wurde der Sänger der ſinnlichen Lebensfreuden, „der Aufklärung und der Herrſchaft der Vernunft" im Sinne eines Voltaire. Dieſe Abwendung von Klopſtock erbitterte deſſen Jünger, die Mitglieder des „Hainbundes" in Göttingen derart, daß ſie bei einer feierlichen Zuſammenkunft Wieland's Bild verbrannten, ſein Epos „Idris" zerriſſen und die Trümmer zum Anzünden der Pfeifen benützten.

Während Wieland aber in Erzählungen und Romanen die Sinnlichkeit verführeriſch pries, lebte er ſelbſt von 1765—1801 in glücklicher Ehe mit einer Augsburger Kaufmannstochter als bürgerlich ehrbarer Ehemann und Familienvater. Seine Gattin gebar ihm in 20 Jahren 14 Kinder.

Nach dem Tode des Grafen Stadion folgte der Dichter einem Rufe des Kurfürſten von Mainz und übernahm an der Univerſität Erfurt den Lehrſtuhl der Weltweisheit. 1772 vertraute ihm die Herzogin Anna Amalia von Sachſen-Weimar die Erziehung ihrer beiden Söhne Karl Auguſt und Konſtantin an. Er lebte von nun an in Weimar oder in deſſen Nähe auf ſeinem Gute Osmannſtadt (1797—1803). In erſterer Stadt ſtarb er 20. Januar 1813.

Die zahlreichen Werke des Dichters ſcheiden ſich nach zwei Richtungen. In der Jugendzeit tragen ſie das der Zeit entſtammende Merkmal der Schwärmerei, mögen ſie Religion, Vaterland, Liebe oder Freundſchaft beſingen. Seine Redeweiſe iſt ſchon damals anſchaulich, maleriſch, gefällig und anmutig und vermeidet Dunkelheiten. (Ein Lehrgedicht „Die Natur der Dinge oder die vollkommenſte Welt" preiſt die Weisheit und Liebe des Schöpfers; die „Empfindungen eines Chriſten", ein „Hymnus auf Gott", „Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde", das Epos „Der gepryfte (geprüfte) Abraham" gehören dieſer Zeit an.) Unter dem Einfluſſe des Hoflebens in Warthauſen entſtanden Romane und Erzählungen, in welchen der Dichter (in „Don Sylvio de Roſalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei", 1764) die Schwärmerei verſpottet. „Die Geſchichte des Agathon" zeigt uns in altgriechiſchem Gewande die Entwicklung eines Jünglings mit übertriebenen ſchwärmeriſchen Anſichten zur Reife des gediegenen Mannes, der das Leben in ſeiner Wirklichkeit erkennt, ohne ideale Ziele aufzugeben. In dem durch Anmut und Leichtigkeit der Darſtellung ausgezeichnetem Gedichte „Muſarion oder die Philoſophie der Grazien" (1769) wird ein menſchenfeindlicher attiſcher Weltweiſer zur Ueberzeugung gebracht, daß ſich Ernſt der Weisheit und unbefangener Lebensgenuß wohl mit einander vereinigen laſſen. Von großem Einfluß auf die ſich entwickelnde deutſche Bühnendichtung wurde eine von Wieland durchgeführte Ueberſetzung von 22 Stücken Shakeſpeare's (1762—1766).

Auch die Fragen des Staatslebens zog der Dichter in den Bereich ſeines Denkens und gab ſeinen Anſichten darüber, beſonders über die Aufgaben des fürſtlichen Berufes Ausdruck in „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheſchian" (1772) und in deſſen Fortſetzung „Geſchichte des weiſen Daniſchmend" (1775).

Was er in dem winzigen Staatsweſen von Biberach erfahren hatte, die Kleinlichkeit, Titel- und Rangſucht, die kindiſchen Streitigkeiten der ſogenannten Vornehmen, die lächerlichen Vorurteile der Einwohner, die Stürme im Glaſe Waſſer, welche ſich dort austobten, mochten Veranlaſſung zu dem ſatiriſchen Roman „Die Abderiten" gegeben haben, in welchem er den deutſchen Kleinſtädtern ein ungeſchmeicheltes Bild in griechiſchem Spiegel entgegenſtellt (die Bewohner der thrakiſchen Stadt Abdera begehen die größten Thorheiten, ſie bauen einen prachtvollen öffentlichen Brunnen und haben kein Waſſer; ſie kaufen eine kleine Elfenbeinbildſäule, ein Kunſtwerk des Bildhauers Praxiteles, und ſtellen ſie auf eine hohe Säule; ſie wählen zum Bürgermeiſter den, der am ſchönſten ſingt; ihren weitgereiſten Mitbürger, den verſtändigen Demokrit, lachen ſie aus, ſobald er ihnen zum beſten rät, glauben ihm aber, ſo oft er ſie zum beſten hält. Die ganze Stadt gerät in Aufregung über einen Prozeß, bei dem es ſich darum handelt, ob der Mieter eines Eſels auch das Recht mitgemietet habe, ſich in des Tieres Schatten ſetzen zu dürfen. Zu Ehren der Stadtgöttin Latona wird es verboten, Fröſche zu töten. Dieſelben vermehren ſich endlich derart, daß die Abderiten zur Auswanderung genötigt werden.)

Schon in Biberach hatte Wieland an dem romantiſchen italieniſchen Dichter Luigi Arioſt (1474—1533) Gefallen gefunden und in deſſen Geiſte das unvollendet gebliebene Epos „Idris" geſchrieben, welches den Zorn des Hainbundes erregte. Als in Frankreich (ſeit 1775) durch den Grafen Preſſan viele Ritterromane herausgegeben wurden, wagte ſich Wieland auch auf das Gebiet des Mittelalters und bearbeitete verſchiedene Erzählungen aus der Artusſage. Das altfranzöſiſche Ritterbuch von „Huon de Bordeaux", unter Benutzung des Schauſpieles „Der Sommernachtstraum" von Shakeſpeare und der Erzählungen des Engländers Gottfried Chaucer († 1400), gab dem Dichter den Stoff zu ſeinem bedeutendſten Werke, dem romaniſchen Heldengedicht „Oberon". Dieſes mit außergewöhnlicher Sorgfalt gebaute Gedicht iſt in wohlklingende gereimte 8zeilige freie Stanzen (ottave rime) gefaßt. Deutlichkeit der Erzählung, Farbenreichtum und Lebendigkeit der Darſtellung, innerer Wahrheit der Vorgänge machen daſſelbe zu einer Perle der deutſchen und der Weltlitteratur. Goethe urteilte über den Oberon in einem Briefe an Lavater: „Der Oberon wird, ſo lange Poeſie Poeſie, Gold Gold und Kriſtall Kriſtall bleibt, als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden." Dem Dichter ſelbſt ſandte er einen Lorbeerkranz.

Zu Weimar ſchuf Wieland 1770 eine Vierteljahrsſchrift „Der Teutſche Merkur", in welcher er für ideale Lebensauffaſſung, für Aufklärung und reinen Geſchmack zu wirken ſuchte. In derſelben erſchienen die beſten ſeiner eigenen ſpäteren Werke. In Beurteilung anderer nahm er einen unabhängigen Standpunkt ein und entwickelte die ſeltene Eigenſchaft den Größeren gerne und willig als ſolchen anzuerkennen. Daher näherten ſich ihm auch ſolche, die ihn anfangs unſanft angefaßt hatten. Goethe's „Götz von Berlichingen" nannte er ein „ſchönes Ungeheuer", bezeichnete ihn als eine Haupterſcheinung in der neueren Dichtkunſt und wußte Lob und Tadel ſo richtig zu verteilen, daß Goethe ſagte: „Beſſer als Wieland verſteht mich keiner." Goethe hatte Wieland's Singſpiel „Alceſte" in einem Spottſpiele: „Götter, Helden und Wieland" lächerlich gemacht, indem er den homeriſchen Göttern und Helden die zimperlichen, übergefühlvollen Geſtalten Wieland's entgegenſtellte. Ein anderer wäre über den heilloſen Spötter hergefallen und hätte ſich zum Schaden noch den Spott geholt. Wieland zeigte das Stück ruhig an und empfahl es ſeinen Leſern als ein Meiſterſtück feinen Spottes (der Perſiflage). Goethe ſagte ganz verblüfft: „Nun muß ich ihn auf immer gehen laſſen: Wieland gewinnt viel bei dem Publico dadurch und ich verliere. Ich bin eben proſtituiert (bloßgeſtellt)." Von da an entwickelte ſich zwiſchen beiden das beſte Einvernehmen.

Obwohl Wieland für Eindrücke von außen ſehr empfänglich war, ſehen wir ihn doch nie als ſklaviſchen Nachahmer. Er hat gezeigt, daß die deutſche Sprache zur Anmut und zum Wohlklang von Wort und Vers befähigt ſei. Form und Inhalt der deutſchen Dichtung verdanken ihm weſentliche Bereicherungen; viele ſeiner Werke werden zu allen Zeiten geſchätzt werden.

„Aus den Abderiten".

[Streit um des Eſels Schatten.] Der Gerichtstag war herbeigekommen, an dem dieſer ſeltſame Handel durch Urtel und Recht entſchieden werden ſollte.

Der Berichterſtatter trug die Geſchichte des Streites ſo unbefangen, vor, daß die Zuhörer lange nicht merkten, wo er eigentlich hinaus wollte. Er leugnete nicht, daß beide Parteien vieles für und wider ſich hätten. Auf der einen Seite ſcheine nichts klarer, ſagte er, als daß derjenige, der den Eſel gemietet, auch des Eſels Schatten ſtillſchweigend mit einbedungen habe, oder, daß der Schatten ſeinem Körper von ſelbſt folge, und alſo demjenigen, der die Nutznießung des Eſels an ſich gebracht, auch der beliebige Gebrauch ſeines Schattens ohne weitere Beſchwerde zuſtehe, um ſo mehr, als dem Eſel ſelbſt dadurch an ſeinem Sein und Weſen nichts benommen werde. Hingegen ſcheine auf der anderen Seite nicht weniger einleuchtend: daß, wiewohl der Schatten weder als ein weſentlicher noch außerweſentlicher Teil des Eſels anzuſehen ſei, folglich von dem Abmieter des letzteren keineswegs vermutet werden könne, daß er jenen zugleich mit dieſem ſtillſchweigend habe mieten wollen, gleichwohl, da beſagter Schatten ſchlechterdings nicht für ſich ſelbſt, ohne beſagten Eſel beſtehen könne, und ein Eſelsſchatten im Grunde nichts anderes als ein Schatteneſel ſei, der Eigentümer des leibhaften Eſels mit gutem Fug auch als Eigentümer des von jenem ausgehenden Schatteneſels betrachtet, folglich keineswegs angehalten werden könne, letzteren unentgeltlich an den Abmieter des erſteren zu überlaſſen. Ueberdies, und wenn man auch zugeben wollte, daß der Schatten ein Zugehör des mehrerörterten Eſels ſei, ſo könne doch dem Abmieter dadurch noch kein Recht an denſelben zuwachſen; indem er durch den Mietkontrakt nicht jeden Gebrauch desſelben, ſondern nur denjenigen, ohne welchen die Abſicht des Kontrakts, nämlich ſeine vorhabende Reiſe, unmöglich erzielt werden könne, an ſich gebracht habe. Allein, da ſich unter den Geſetzen der Stadt Abdera keines finde, worin der vorliegende Fall klar und deutlich enthalten ſei, und das Urteil alſo lediglich aus der Natur der Sache gezogen werden müſſe, ſo komme es hauptſächlich auf einen Punkt an, der von den beiderſeitigen Sykophanten aus der Acht gelaſſen oder wenigſtens nur obenhin berührt worden, nämlich auf die Frage: ob dasjenige, was man Schatten nenne, unter die gemeinen Dinge, an welche jedermann gleiches Recht hat, oder unter die eigentümlichen Dinge, zu welchen einzelne Perſonen ein ausſchließendes Recht haben oder erwerben können, zu zählen ſei? Da nun, in Ermangelung eines poſitiven Geſetzes, die Uebereinſtimmung und allgemeine Gewohnheit des menſchlichen Geſchlechtes, als ein wahres Orakel der Natur ſelbſt, billig die Kraft eines poſitiven Geſetzes habe; vermöge dieſer allgemeinen Gewohnheit aber die Schatten der Dinge (auch derjenigen, die nicht nur einzelnen Perſonen, ſondern ganzen Gemeinheiten, ja den unſterblichen Göttern ſelbſt eigentümlich zugehören), bisher allerorten einem jeden, wer er auch ſei, frei, ungehindert und unentgeltlich zur Benutzung überlaſſen worden, ſo erhelle daraus, daß beſagte Schatten, ebenſo wie freie Luft, Wind und dergleichen mehr, unter die gemeinen Dinge zu rechnen ſeien, deren Genuß jedem offen ſtehe, und auf welche — inſofern etwa beſagter Genuß unter gewiſſen Umſtänden etwas Ausſchließendes bei ſich führe — der erſte, der ſich ihrer bemächtige, ein zeitweiliges Beſitzrecht erhalten habe. — Dieſen Satz zum Grunde gelegt, könne er alſo nicht anders als dahin beſtimmen, daß der Schatten aller Eſel in Thrazien, folglich auch derjenige, der zu vorliegendem Rechtshandel unmittelbaren Anlaß gegeben, ebenſowenig einen Teil des Eigentums einer einzelnen Perſon ausmachen könne, als der Schatten des Berges Athos oder des Stadtturms von Abdera; folglich mehrbeſagter Schatten weder geerbt, noch gekauft oder geſchenkt, noch vermietet, noch auf irgend eine andere Art zum Gegenſtand eines bürgerlichen Kontrakts gemacht werden könne; und daß alſo aus dieſen und anderen angeführten Gründen zu Recht zu erkennen ſei: Daß Beklagter, ſich des beſagten Schattens zu ſeinem Gebrauch und Nutzen zu bedienen, wohl befugt geweſen, Kläger aber nicht nur abzuweiſen, ſondern auch in alle Koſten zu verurteilen ſei.

Goethe (1749–1832).

Johann Wolfgang von Goethe wurde 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a. Main geboren. Der Vater, Johann Kaſpar Goethe, ein ernſter, ſtrenger Mann, hatte ſich zum Rechtsgelehrten gebildet und von Kaiſer Karl VII. den Titel eines kaiſerlichen Rates erhalten, lebte aber ohne Amt von ſeinem Vermögen im eigenen Hauſe am Frankfurter Hirſchgraben. Bei der Mutter, Katharina Eliſabeth Textor, Tochter des Frankfurter Schultheißen Johann Wolfgang Textor, fand der heranwachſende Sohn die unverſtellte Fröhlichkeit, die warme Herzlichkeit der echten deutſchen Frau. Der Dichter zeichnet ſelbſt den Einfluß der Eltern auf ſein inneres Leben in den Verſen:

„Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabulieren.“

Von mehreren nachgeborenen Geſchwiſtern blieb nur eine Schweſter Cornelia Friederike Chriſtiana (geb. 1750, † 1777 zu Emmendingen in Baden als Gemahlin von J. G. Schloſſer) am Leben. Die Kinder erhielten eine ſorgfältige Erziehung und wurden teils vom Vater ſelbſt, teils unter ſeiner Leitung von Lehrern im väterlichen Hauſe unterrichtet.

Selbſtändiges Denken förderte der verſtändige Vater, indem er den Sohn veranlaßte, Geſpräche und Betrachtungen über Geſchichtchen und Begebenheiten abzufaſſen. Frühzeitig äußerte ſich bei dieſem der Drang nach dichteriſcher Darſtellung, und eine Art Heldengedicht in ungebundener Rede, welches das Schickſal des ägyptiſchen Joſef erzählt, wie auch verſchiedene kleine Gedichte gaben von demſelben Zeugnis.

In den Jahren 1759 war Frankfurt von den Franzoſen beſetzt, und der Königslieutenant, Graf von Thorane, wohnte als Einquartierung in Goethes väterlichem Hauſe. Durch dieſen, einen Kunſtfreund, kamen Maler aus Frankfurt und Darmſtadt in das Haus, und ihre Geſpräche und Arbeiten weckten und ſchärften in dem Knaben das Verſtändnis für die Formen der Kunſt.

Im Oktober 1765 bezog der 16jährige Jüngling die Univerſität Leipzig, um ſich nach des Vaters Wunſche der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Die im elterlichen Hauſe erworbenen Vorkenntniſſe geſtatteten ihm, ſich auch mit künſtleriſchen Studien und Uebungen zu beſchäftigen. Er dichtete, zeichnete, ſtach in Kupfer und nahm auch an dem geſellſchaftlichen Leben der Handels- und Univerſitätsſtadt lebhaften Anteil.

Obwohl er ſich von der Wertloſigkeit ſeiner früheren Arbeiten überzeugte und dieſelben, „Poeſie und Proſa, Pläne, Skizzen und Entwürfe ſämtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte“, gewann er doch Gewißheit über die ihm innewohnende künſtleriſche Kraft. Im Frühling 1767 ſchrieb er an ſeine Schweſter Cornelia: „Da ich ganz ohne Stolz bin, kann ich meiner innerlichen Ueberzeugung glauben, die mir ſagt, daß ich einige Eigenſchaften beſitze, die zu einem Poeten erfordert werden, und daß ich durch Fleiß einmal einer werden könnte.“

Im letzten Halbjahr ſeines Leipziger Aufenthalts brachte ihn ein heftiger Blutſturz dem Tode nahe, und als Halbkranker kehrte der Student 1768 in das väterliche Haus zurück. Erſt 1770 war ſeine Geneſung ſo weit vorgeſchritten, daß er in Straßburg ſeine Studien fortſetzen durfte. In dieſer ehemaligen deutſchen Reichsſtadt öffnete die Betrachtung des wunderbare Münſters Goethe's Augen für die Art und Hoheit deutſcher Kunſt, während die dort entſtandene Bekanntſchaft mit Herder ſeine Aufmerkſamkeit auf Shakeſpeare und den dichteriſchen Gehalt und Wert der volksmäßigen Dichtung verſchiedener Völker lenkte. Dadurch wurde ihm klar, daß nur ein lebensvoller Inhalt der Form eines Kunſtwerkes Wert verleihe.

Für die Erſchließung der Liederquelle in Goethe's Herz erlangte eine erwiederte Liebe zu Friederike Brion, des Pfarrers zu Seſſenheim (nicht Seſenheim) lieblichem 16jährigem Töchterchen, beſondere Bedeutung. Doch endete der zarte und reine Gleichklang der beiden jugendlichen Seelen in einem ſchmerzlichen Mißtone. Da Goethe bei ſeiner Rückkehr in das väterliche Haus (1771) keine Möglichkeit ſah, die Geliebte dauernd zu beſitzen, mußte er das ſchöne Verhältnis jäh abbrechen.

Als Licentiat (nicht Doktor) der Rechte trat er nun in das Leben, indem er nach des Vaters Wunſch um die Befugniſſe eines Rechtsanwaltes nachſuchte.

Im Oktober dieſes Jahres begann er die erſte Bearbeitung des „Götz von Berlichingen“, welche er ſelbſt nur als hingeworfene Skizze bezeichnete. Zur weiteren Ausbildung im Berufe ſandte der Vater den jungen Mann 1772 nach Wetzlar, den Sitz des damaligen höchſten deutſchen bürgerlichen Gerichtshofes. Hier trat er in einen Kreis ſtrebſamer junger gebildeter Männer, die ihm Anregung und Förderung gewährten. Durch einen derſelben, den Hannoveraner Keſtner, wurde er mit deſſen Braut, Charlotte Buff, bekannt, welche eine hoffnungsloſe Liebe in Goethe's Bruſt entzündete. Dieſe Leidenſchaft dauerte noch eine kurze Zeit fort, als der Dichter ſchon wieder in Frankfurt war, und verdüſterte ſeine Seele bis zu Selbſtmordgedanken.

Fleißige Arbeit im Anwaltsberufe, die Umarbeitung des Götz in ein deutſches Geſchichtsſchauſpiel nach Shakeſpeares Muſter und ſchließlich die Dichtung des Romans „Die Leiden des jungen Werthers“ bewirkten die Geneſung von dieſer krankhaften Leidenſchaft. Götz und Werther's Leiden machten den Namen ihres Verfaſſers ſchnell berühmt und zwar letzteres Werk weit über Deutſchlands Grenzen hinaus. Er ſelbſt aber hatte in demſelben nur ſeine innere Herzensgeſchichte mit der Geſchichte eines jungen Mannes, eines Sohnes des Abtes Jeruſalem in Braunſchweig, verſchmolzen, der ſich in Wetzlar aus gekränktem Ehrgefühl und Liebesgram erſchoſſen und die Piſtolen dazu von Lotte's Bräutigam geborgt hatte. In jedem der beiden Werke aber hatte Goethe einem beſonderen Zuge ſeiner Zeit entſprochen. Im Götz hatte er der mächtig aufſtrebenden Jugend den Blick in die vermeintlich thatenreiche Zeit des Rittertums, wo der einzelne Mann noch etwas gegolten, eröffnet, im Werther die herrſchende krankhafte Gefühlsübertreibung mit dem Strahlenglanze der Dichtkunſt verklärt.

Unterdeſſen bereitete ſich eine Wendung des äußeren Schickſales des Dichters vor, welche für ſein weiteres Leben entſcheidend werden ſollte. Im Dezember 1774 war derſelbe dem jugendlichen Herzoge Karl Auguſt von Sachſen-Weimar vorgeſtellt worden und erhielt ſchon im nächſten Jahre eine Einladung an deſſen Hof. Am 7. November 1775 traf Goethe in Weimar ein, welches nun ſeine zweite Heimat werden ſollte.

Der Herzog wünſchte den jungen Mann, deſſen Tüchtigkeit und menſchlichen Wert er wohl erkannt hatte, dauernd für ſich zu gewinnen, ernannte ihn 1776 zum Geheimen Legationsrate, gab ihm Sitz und Stimme in der oberſten Regierungsſtelle und ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft. So war Goethe in zwei neue Strömungen geraten, welche ſcheinbar hemmend auf die weitere Entwicklung ſeines dichteriſchen Arbeitens wirken mußten. Als perſönlicher Freund des Herzogs, der ihn ſogar mit dem brüderlichen „Du“ beehrte, gehörte er einem jungen Hofe, deſſen Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten an, als Staatsdiener, ſpäter mit dem Titel eines Kammerpräſidenten und den Vollmachten eines erſten Miniſters, mußte ſein Sinnen und Denken ſich voll und ganz den ernſten Angelegenheiten des Landes zuwenden. In der That ſind die erſten 10 Jahre, welche der Dichter in Weimar verlebte, nicht reich an ſichtbaren augenblicklichen Ergebniſſen für die Kunſt. Aber deſto größer war der Gewinn für des Dichters inneres Leben. Große Verhältniſſe traten an ihn heran, ſein geiſtiger Blick ſchärfte ſich an ihnen, ſeine Lebenserfahrungen, wie ſeine Lebensanſchauungen erweiterten und vertieften ſich. Die erſte Bearbeitung der Iphigenie wurde vollendet und aufgeführt, Singſpiele für Luſtbarkeiten des Hofes wurden zurecht gemacht, aber die von Frankfurt mitgebrachten Entwürfe zu Egmont, Fauſt ꝛc. blieben liegen, u. auch das Begonnene konnte nicht zu des Meiſters Zufriedenheit vollendet werden.

Ende 1779 hatte der Dichter mit dem Herzoge als deſſen Wirklicher Geheimer Rat eine Reiſe in die Schweiz gemacht und war bis an die Thore Italiens vorgedrungen. In dieſes Land der Kunſt zog ihn immer mächtiger tiefes Sehnen; dort hoffte er für ſein Schönheitsbedürfnis volle Befriedigung, dort ſollte ſich der in ihm wohnende Zwieſpalt entſcheiden, ob ſeine Begabung ihn für die plaſtiſche Kunſt oder für die Dichtkunſt beſtimme.

1786 beſuchte Goethe zum zweiten Male Karlsbad in Böhmen und am 3. September begab er ſich von dort unter dem Namen Müller heimlich über den Brenner nach Italien. Erſt 1788 kehrte er mit reichem Gewinne zurück. Innerlich hatte er Klarheit über manche ihn quälende Lebensverhältniſſe und dadurch Ruhe gewonnen. Die Umarbeitung der „Iphigenie“ in ihre jetzige Geſtalt und das Trauerſpiel „Egmont“ waren vollendet, der „Torquato Taſſo“ ſoweit gefördert, daß er 1789 erſcheinen konnte. Im Studium der Kunſtſchätze Italiens, beſonders Roms, im Umgange mit Künſtlern und eigenem Arbeiten hatten ſich in Goethe feſte Kunſtanſchauungen gebildet, und er hatte die volle Ueberzeugung von ſeinem dichteriſchen Berufe gewonnen.

In den Werken, welche unter dem Einfluſſe der italieniſchen Reiſe entſtanden, beſonders in „Iphigenie“ und „Taſſo“ ſtrebt Goethe nach der ruhigen Schönheit, welche aus den Werken der Alten in dem wunderbaren Gleichklang aller Teile derſelben leuchtet. An die Stelle des mächtigen äußeren Schickſales treten die Kämpfe, Irrungen und Siege des menſchlichen Herzens, an die Stelle leidenſchaftlicher Uebertreibung tritt das genaue Maß der Wirklichkeit.

Auch Herzog Karl Auguſt hatte in gewiſſer Beziehung an des Dichters innerer Befreiung Anteil. Mit fürſtlicher Großmut entlaſtete er denſelben von der Mehrzahl ſeiner bisherigen Amtsgeſchäfte und beauftragte ihn nur mit ſolchen, welche deſſen künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen nicht entgegen waren, wie mit der Aufſicht über die Hochſchule Jena, über die Kunſtſammlungen, mit der Leitung der Hofbühne, des Bergbaues ꝛc. 1789 erhob ihn Kaiſer Joſef II. in den Adelſtand.

Unmittelbar nach ſeiner Rückkehr hatte Goethe in Rudolſtadt Schiller kennen gelernt, aber keiner der beiden konnte an dem andern Gefallen finden; im Gegenteile, ſie mieden einander fortan. Doch wirkte Goethe für die Berufung Schillers an die Univerſität Jena. 1794 lud dieſer den Weimarer Dichter zur Teilnahme an der von ihm gegründeten dichteriſchen Zeitſchrift „Die Horen“ ein, und von da an beginnt eine nähere Bekanntſchaft beider Dichter. Auf dem heiligen Boden der Kunſt, deren Feuer in jedem von ihnen loderte, fanden ſie ſich zu einem ſo innigen Zuſammenſtreben und Zuſammenwirken, wie es in der Geſchichte des Schrifttums einzig daſteht. Für Goethe war dieſe Zeit „ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte“. Unter dieſem Einfluſſe entſtand das meiſterhafte, durch und durch deutſche Epos „Hermann und Dorothea“, die Fortſetzung des Romans „Wilhelm Meiſter“, eine Reihe herrlicher Balladen und andere Dichtungen, welche leider unvollendet blieben, wie das Epos „Achilleis“, das Trauerſpiel „Die natürliche Tochter“. Aus der gemeinſamen Arbeit beider Dichter gingen die ſtachlichten „Xenien“ hervor, kurze Gedichte, welche in ſatiriſcher Weiſe Dichter und ihre Werke beſprachen.

Wir können uns wohl vorſtellen, wie tief ſchmerzlich der Tod Schillers (9. Mai 1805) Goethe treffen mußte. Am 1. Juni 1805 ſchrieb er an den Tondichter Zelter: „Ich verliere die Hälfte meines Daſeins.“ Ein dichteriſches Denkmal ſetzte er dem trauten Freunde in dem Epilog zur „Glocke“.

Das Jahr 1806 verhängte nach der Schlacht bei Jena über Weimar ſchreckliche Tage der feindlichen Beſetzung. Goethe ſelbſt kam durch zuchtloſe franzöſiſche Soldaten in Lebensgefahr. Seine Retterin aus derſelben, Chriſtiane Vulpius, die ſchon ſeit 1788 in ſeinem Hauſe lebte, erhob der Dichter nun zu ſeiner Gemahlin.

Der franzöſiſchen Staatsumwälzung gegenüber hatte ſich Goethe ablehnend verhalten. Das ſelbſtſüchtige Streben vieler der ſogenannten Volksbefreier verſpottete er in luſtigſter Weiſe im Luſtſpiele „Der Bürgergeneral“, während anderſeits „Der Großcophta“ und das Tierepos „Reineke Fuchs“ die Verderbtheit der höheren Stände geißelte. Die gewaltige Perſönlichkeit Napoleons I. machte hingegen auf den Dichter großen Eindruck, wie denn auch Napoleon über Goethe, der ihm 1808 vorgeſtellt wurde, die bezeichnenden Worte ſprach: Voilà un homme (etwa: das iſt doch einmal ein Mann). Daher brachte der Dichter den Befreiungskriegen nicht jene Teilnahme entgegen, welche das Volk von ihm erwarten durfte.

In der traurigen Zeit von Deutſchlands Niedergang ſchuf er den Roman „Die Wahlverwandtſchaften“, gab 1808 den erſten Teil des Trauerſpieles „Fauſt“ und 1811 den von „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben“ in Druck. 1813 entſtand unter dem Titel „Weſtöſtlicher Divan“ eine Sammlung von Liedern und Sprüchen in morgenländiſcher Form.

Durch einen Zeitraum von faſt 60 Jahren, in langen Unterbrechungen, in den verſchiedenſten Stimmungen hatte Goethe an dem Trauerſpiele „Fauſt“ gearbeitet. Der Stoff iſt der Sage von dem Zauberkünſtler Fauſt entnommen, welcher einen Bund mit dem Teufel ſchloß, deſſen Beute er ſodann wurde. Die beiden Teile des „Fauſt“ ſollen das vergebliche Ringen des irdiſchen Menſchen nach dem Unergründlichen, Unendlichen, hingegen ſeine wahre Befriedigung in andere beglückender Arbeit ausdrücken. Ueber die Einzelheiten beſonders des zweiten Teiles ſind viele Deutungen verſucht worden, ohne daß es einer gelungen wäre, vollkommene Klarheit zu ſchaffen.

Goethe ſelbſt äußerte ſich folgendermaßen: „Die Deutſchen machen ſich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die ſie überall ſuchen und hineinlegen, das Leben ſchwerer als billig. Da kommen ſie und fragen, welche Ideen ich in meinem Fauſt zu verkörpern geſucht. Als ob ich das ſelbſt wüßte und ausſprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle! Das wäre zur Not etwas, aber das iſt keine Idee, ſondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus ſchweren Verirrungen immerfort zum Beſſern aufſtrebender Menſch zu erlöſen ſei, das iſt zwar ein wirkſamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es iſt keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im beſondern zugrunde liegt.“

Auch das Alter Goethe's war nicht unthätig. Teils ſammelte er Zerſtreutes zu einem Ganzen, wie im zweiten Teil des Fauſt, der aber erſt nach ſeinem Tod veröffentlicht werden ſollte, teils förderte er ſeine naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten. Schon ſeit Jahren hatten Pflanzenkunde, Steinkunde, die Lehre von dem Lichte, von den Farben den Dichter anhaltend beſchäftigt.

Immer einſamer wurde es um den Dichtergreis. 1816 ſtarb ſeine Frau; 1828 ging Herzog Karl Auguſt und bald nach ihm ſeine Gemahlin Luiſe zur Ruhe; 1830 entriß ihm der Tod den einzigen Sohn.

Am 22. März 1832 entſchlief endlich der Dichter ſelbſt. Seine letzten verſtändlichen Worte waren an ſeinem Diener gerichtet: „Macht doch den zweiten Fenſterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkommt.“

Darſtellungen von Goethe's äußerer Perſönlichkeit ſind uns aus den verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens in (100) Bildniſſen erhalten. Alle Zeitgenoſſen ſtimmen darin überein, daß ſeine äußere Erſcheinung immer einen gewaltigen und unvergeßlichen Eindruck machte. Beſonders das lebhafte und ausdrucksvolle Auge zog jeden an. Die mächtige Perſönlichkeit allein bewirkte ſchon, daß nicht bloß dem feurigen Jüngling und dem kraftvollen Manne, ſondern auch dem immer noch ſchönen Greiſe ſich alle Herzen zuneigten.

Schiller.

Friedrich von Schiller iſt ein Kind des ſangreichen Schwabenlandes und am 10. November 1759 zu Marbach am Neckar geboren. Der Vater, Joh. Kaspar Schiller, ein ehrenfeſter einfacher Mann, hatte es vom Barbier zum bayriſchen Feldſcher gebracht, ſich dann in Marbach als Wundarzt niedergelaſſen und 1749 Eliſabeth Dorothea, die Tochter des dortigen Löwenwirtes Kodweis, geheiratet. Geringes Einkommen veranlaßte ihn 1757 als Fähnrich in württembergiſche Dienſte zu treten. Er war zum Lieutenant aufgerückt, als ihm ſeine Frau in ihrem elterlichen Hauſe den älteſten Sohn, unſeren großen Dichter, gebar. Die Familie folgte dem Vater in die wechſelnden militäriſchen Standorte und weilte 1765 in Lorch, während dieſer, zum Hauptmann befördert, in der benachbarten Reichsſtadt Gmünd dem Werbegeſchäfte oblag. In Lorch erhielt der Knabe den erſten regelmäßigen Unterricht durch den Stadtpfarrer Moſer, deſſen Gedächtnis eine Stelle in den „Räubern" gewidmet iſt. 1768 zog die Familie nach Ludwigsburg und 1780 in das benachbarte herzogliche Luſtſchloß Solitude.

Friedrich war von dem Vater zum geiſtlichen Stande beſtimmt worden und bereitete ſich für die Aufnahme in eine der ſogen. Kloſterſchulen vor, als Herzog Karl von Württemberg die Eltern veranlaßte, ihm den Sohn für die neugegründete „Karlsſchule" zu überlaſſen, eine höhere, halb militäriſche Lehranſtalt, in welcher nach des Herzogs Plane Söhne von Offizieren zu zukünftigen Staatsdienern herangebildet werden ſollten. Damit eröffnete ſich für den Knaben eine ganz neue, weite Welt. Am 17. Januar 1773 trat Schiller ein und wurde beſtimmt, Rechtswiſſenſchaft zu ſtudieren. Als 1775 die Schule nach Stuttgart verlegt, und eine Abteilung für Heilkunde angefügt wurde, wendete ſich der nun Sechzehnjährige dieſer Wiſſenſchaft zu. Ein Mitſchüler rühmt in dieſer Zeit an Schiller Fleiß, Beſcheidenheit, Verſtand, Einbildungskraft und Neigung zur Dichtkunſt, tadelt dagegen Mangel an Reinlichkeit.

Während des 8jährigen Aufenthalts auf der Schule lernte Schiller nicht bloß ſeine Fachwiſſenſchaft, ſondern auch franzöſiſche und deutſche Schriftſteller kennen. Er las Goethe's „Götz" und „Werther" und gelegentlich einer Geburtstagsfeier des Herzogs ſpielte er in Goethe's Trauerſpiel „Clavigo" die Hauptrolle „abſcheulich, kreiſchend, brüllend", wie er ſelbſt erzählt. Im letzten Jahre ſeiner Studien ſah er zum erſtenmale Goethe, der in der Begleitung ſeines Herzogs Karl Auguſt eine Reiſe in die Schweiz machte. Welcher Gegenſatz! Hier ein im Vollglanze des Ruhmes ſtehender Dichter, der in ſeltener Mannesſchöne prangende Goethe, der gewandte Hofherr, der hochgeſtellte Staatsmann, ihm gegenüber ein in unſchöne Schüleruniform gepreßter unbekannter, blaſſer, rothaariger Jüngling von ungeſchickter Haltung, der in ſich dichteriſches Feuer glühen fühlte, aber erſt an des Lebens geheimnisvoller Schwelle ſtand.

Herzog Karl Eugen hatte Schiller eine gute Verſorgung verſprochen. Wie unangenehm wurde dieſer aber überraſcht, als er 1780 beim Grenadierregimente des Generals Augé zum Regimentschirurgus ohne Portepee und mit monatlich 18 Gulden Gehalt ernannt wurde!

Schon auf der Schule hatte Schiller einige lyriſche Dichtungen in der Zeitſchrift „Schwäbiſches Magazin" zum Abdruck gebracht, auch unter dem Einfluſſe von Klopſtock's „Meſſias" ein Heldengedicht „Moſes" geplant, aber wieder fallen gelaſſen. Beſonderen Einfluß übten auf den feurigen Jüngling die Dichtungen ſeines Landsmannes Chriſtian Daniel Schubart (1739—1791), „Julius von Tarent" von Johann Leiſewitz (1752—1806), das grauſige Trauerſpiel „Ugolino" von Heinrich Wilhelm vom Gerſtenberg (1737—1823), Goethe's „Götz von Berlichingen." Natur und Freiheit, dieſe hohen Künſtlerideale, wogten ſtürmiſch in ſeiner Bruſt und rangten in ſeiner Seele nach dichteriſcher Geſtaltung. Mehrere Stoffe wurden verſucht, aber wieder zurückgelegt, bis eine Erzählung Schubart's eine paſſende Grundlage bot. Unter anfeuernder Teilnahme einiger Studiengenoſſen arbeitete der begeiſterte Karlsſchüler aus derſelben das Trauerſpiel „Die Räuber" aus. 1780 war war daſſelbe vollendet.

Das ſchlecht beſoldete Amt des Regimentschirurgus nahm ſeinen Beſitzer auch wenig in Anſpruch und ſo konnte Schiller nebenbei die Leitung einer kleinen Zeitſchrift übernehmen. Da er für ſein Schauſpiel keinen Verleger fand, gab er daſſelbe 1781 auf eigene Koſten heraus und ließ eine „Anthologie auf das Jahr 1782" (eine Auswahl ſeiner Gedichte) folgen. Er geriet aber durch beide Unternehmungen in Schulden.

Aus der wilden und überſchwänglichen Sprache der „Räuber" leuchtete der hohe von reiner Begeiſterung für das Recht und von Menſchenliebe erfüllte Geiſt ihres Dichters ſo mächtig durch, daß das Werk gewaltiges Aufſehen erregte. Der Leiter der kurfürſtlichen Hofbühne zu Mannheim, Freiherr Heribert von Dalberg, lud Schiller ein, ſeine Dichtung durch einige Abänderungen und Abſchwächungen bühnengerecht zu geſtalten. Im Januar 1782 erfolgte die erſte Aufführung in Gegenwart des Dichters. Der berühmte Schauſpieler Auguſt Wilhelm Iffland (1759—1814) gab die Rolle des Franz Moor, und die Zuſchauer nahmen das Schauſpiel mit Begeiſterung auf.

Dies ermutigte den jungen Dichter zum Beginn einer zweiten Bühnendichtung, deren Held der genueſiſche Verſchwörer Giovanni Luigi de Fieschi, Graf von Lavagna (1547 ertrunken) ſein ſollte.

Unterdeſſen hatten ſich in der Heimat dunkle Wolken über des Dichters Haupt zuſammengezogen. Derſelbe war ohne Urlaub in Mannheim (für das damalige Württemberg im „Ausland") geweſen; eine Stelle in den „Räubern" hatte den Zorn einer Zeitung in Graubünden erregt; beides war dem Herzoge Karl Eugen zu Ohren gekommen; die oft maßloſe Sprache des Trauerſpieles that auch ihre Wirkung, und der Erfolg war für den Regimentschirurgus Schiller ein 14tägiger Arreſt, ſo wie das Gebot „niemals mehr weder Komödien noch ſonſt ſo was" zu veröffentlichen. Eine Eingabe des Dichters an den Herzog um Aufhebung des Befehles wurde abſchläglich beſchieden und dem Schreiber unterſagt, ſich ferner perſönlich an den Landesfürſten zu wenden. Die Erfüllung des herzoglichen Verbotes bedeutete für Schiller geiſtigen Tod; die traurigen Beiſpiele des freimütigen Schriftſtellers und Staatsmannes Johann Jakob Moſer (1701—1785), den der Herzog 5 Jahre auf dem Hohentwiel gefangen gehalten, des Dichters Schubart, der ſeit 1777 in harter Haft auf dem Asperg ſchmachtete, warnten vor einer Uebertretung desſelben, ſo blieb als einziges Rettungsmittel nur die Flucht aus dem württembergiſchen Gebiete. In der That begab ſich Schiller in Begleitung eines treuen Mitſchülers und Freundes, des Muſikers und ſpäter berühmten Klavierbauers Johann Andreas Streicher (1761—1830) am 17. September 1782 heimlich von Stuttgart nach Mannheim, wo er am 19. eintraf.

Nun aber drangen gegen den armen Flüchtling ſchwere Wogen herber Enttäuſchungen und äußerer Not heran. Freiherr von Dalberg weilte eben als Gaſt des Herzogs in Stuttgart, wollte daher von einer Verbindung Schiller's mit ſeiner Bühne nichts wiſſen und erklärte den „Fiesco" für nicht brauchbar. In einer räucherigen Wirtsſtube des Dorfes Oggersheim bei Mannheim, unter harten Entbehrungen lebten beiden Freunde nun ſorgenvolle Wochen. Vergeblich arbeitete der Dichter den „Fiesco" um; die Mannheimer Bühne wies ihn wieder zurück. Doch Schillers ſchöpferiſcher Geiſt überwand auch das Elend. In eben dieſen Tagen baute ſich in demſelben der Plan des Trauerſpieles „Luiſe Millerin" (ſpäter „Kabale und Liebe") auf. — Endlich ließ ſich der Mannheimer Buchhändler Schwan herbei, 11 Louisdor für den „Fiesco" zu bezahlen. Gleichzeitig hatte Frau von Wolzogen, deren 2 Söhne Studiengenoſſen Schiller's geweſen waren, dieſen auf ihr Gut zu Bauerbach bei Meiningen eingeladen. Mit Schwan's Ehrenſold konnte die Wirtshausſchuld getilgt und die Reiſekoſten beſtritten werden; die Freunde trennten ſich, und 7. Dezember 1782 kam der Dichter in Bauerbach an, nach ſeinen eigenen Worten „wie eiu Schiffbrüchiger, der ſich mühſam aus deu Wellen gekämpft hat". In ländlicher Einſamkeit und Stille, unter dem falſchen Namen „Ritter" lebend, vollendete er nun das begonnene Trauerſpiel und entwarf die Grundzüge zum „Don Carlos".

Auch Dalberg hatte wieder Unterhandlungen angeknüpft; er veranlaßte Schiller, im Juli 1783 nach Mannheim zurückzukehren, und im Auguſt wurde dieſer als Theaterdichter mit dem Gehalt von 300 Gulden und je einer ganzen Einnahme eines jeden ſeiner Stücke angeſtellt. Nun ging Januar 1784 „Fiesco" mit mäßigem, 9. März „Kabale und Liebe" mit begeiſtertem Beifalle über die Bühne. Im Februar war Schiller in die Kurpfälziſche Deutſche Geſellſchaft aufgenommen worden und widmete dem Eintritt (Juni 1784) die Abhandlung: „Was kann eine gute ſtehende Schaubühne wirken?" (Später: „Die Schaubühne als moraliſche Anſtalt betrachtet.") In dieſer Schrift nimmt Schiller für die Kunſt, beſonders für die Bühnendichtung, einen Anteil an der Erziehung der Menſchheit in Anſpruch. Dieſer Ueberzeugung des Dichters ſollte das Trauerſpiel „Don Carlos" dienen. Bisher hatte er die wirkliche Welt an ſeinen Idealen gemeſſen und dadurch ihre Häßlichkeit dargetan; jetzt ſollte die Schönheit der idealen Welt zur Darſtellung kommen. Der höheren Aufgabe des Stückes entſprechend, wählte der Dichter für dasſelbe den Schmuck der gebundenen Rede. Um ſeine Ideen auch weiter zu verbreiten, ſchuf er die Zeitſchrift „Rheiniſche Thalia", in welcher denn auch der 1. Aufzug des neuen Bühnenſtückes erſchien. Im Juni desſelben Jahres waren Schiller begeiſterte Briefe und artige Freundeszeichen von zwei jungen Leipziger Gelehrten und deren Bräuten zugegangen; es waren Chriſtian Gottfried Körner, Ferdinand Huber und die Schweſtern Stock. Brieflicher Verkehr hatte bald ein Band der Freundſchaft gewoben, welches für aller Beteiligten Leben glückbringend ſein ſollte.

Der Dichter hatte zwar im Winter 1784/85 vom Herzoge Karl Auguſt von Weimar den Titel eines herzoglichen Rates und damit eine gewiſſe geſellſchaftliche Stellung erhalten, aber in Mannheim waren die Verhältniſſe ſo unerquicklich geworden, daß er dieſe Stadt zu verlaſſen beſchloß. Ende April 1783 traf er in Leipzig ein, wo ihn Huber, die Schweſtern Stock und der junge ſtrebſame Verleger Göſchen auf's freundlichſte aufnahmen. Bis in den September lebte er in einem Häuschen zu Gohlis bei Leipzig. Körner war ſchon vor Schiller's Ankunft als Konſiſtorialrat nach Dresden verſetzt worden und bot dem Dichter nach ſeiner Vermählung mit Minna Stock im September 1785 eine freundliche, ſorgenfreie Heimſtätte zuerſt in ſeinem Weinberge zu Loſchwitz, dann in ſeiner Wohnung in der Hauptſtadt, nahm auch an deſſen dichteriſchen Arbeiten lebendigſten Anteil. Unter ſo glücklichen Umſtänden wurde „Don Carlos" vollendet, der Roman „Der Geiſterſeher" begonnen, verſchiedene äſthetiſche und philoſophiſche Stoffe beſprochen und endlich geſchichtliche Unterſuchungen gepflogen. Der Inhalt der „Rheiniſchen Thalia" wurde dadurch bereichert, und die Zeitſchrift gewann neue Teilnehmer.

Bis Juli 1787 dauerte die glückliche Dresdener Zeit. Der lebhafte Wunſch nach feſtem äußeren Halt in einer geſicherten Lebensſtellung zog Schiller nach Weimar, deſſen Herzog ihm ſchon wiederholt Ermutigungen hatte angedeihen laſſen. Der Kreis hervorragender Menſchen, welcher dieſe Stadt damals ſchmückte, nahm den Dichter eben ſo zuvorkommend auf, wie dies auch die Lehrer an der Hochſchule zu Jena thaten. Im November beſuchte er ſeine erſte Wohlthäterin, Frau von Wolzogen, zu Bauerbach und im Dezember erneuerte er in Rudolſtadt die Bekanntſchaft mit der liebenswürdigen Familie von Lengefeld, welche er ſchon in Mannheim kennen gelernt hatte. Im nächſten Mai ſiedelte Schiller nach Volkſtedt bei Rudolſtadt über und nun entwickelte ſich ein traulicher, geiſtig angeregter Verkehr zwiſchen dem Dichter und dieſer Familie. In dieſer ländlichen Stille förderte er ſeine „Geſchichte des Abfalls der Niederlande"; es entſtanden die „Briefe über Don Carlos", eine meiſterhafte Selbſtbeurteilung, im März 1788 das Gedicht „Die Götter Griechenlands" und März 1789 „Die Künſtler". Außerdem ſuchte Schiller der altgriechiſchen Dichtung näher zu treten und arbeitete für ſeine „Rheiniſche Thalia", wie für Wieland's „Deutſchen Merkur".

Am 9. September traf er im Lengefeldiſchen Hauſe zu Rudolſtadt zum zweitenmale in ſeinem Leben mit Goethe zuſammen. Noch ſtanden ſich aber beide Männer zu ferne. Schiller bemerkt in einem Briefe an Körner: „Ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir noch jetzt intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt... und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang an anders angelegt als das meinige; unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden." Den Bemühungen Goethe's aber hatte es Schiller zu danken, als mit ſeiner Berufung zum außerordentlichen Profeſſor der Geſchichte an der Hochſchule zu Jena (März 1789) der Grundſtein zu einer geſicherten Lebensſtellung des Dichters gelegt wurde. Am 26. März eröffnete Schiller vor faſt 500 Zuhörern ſeine Vorleſungen mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende ſtudiert man Univerſalgeſchichte?" Der große Dichter war jedoch nicht gleichzeitig ein großer Gelehrter. Er ſelbſt ſchrieb ſeinem Freunde Körner: „Mancher Student weiß vielleicht mehr Geſchichte als der Herr Profeſſor. Goethe ſagt mir zwar immer: Docendo discitur (durch Lehren lernt man), aber die Herren wiſſen nicht, wie wenig Gelehrſamkeit bei mir vorauszuſetzen iſt." In der That nahm die Vorbereitung auf die Lehrſtunden des Dichters ganze Thätigkeit in Anſpruch. Ränke neidiſcher Amtsgenoſſen und Geldſorgen trugen auch nicht dazu bei, Schiller das Leben in Jena angenehm zu machen.

Lichter und freundlicher aber geſtaltete ſich ſein inneres Leben, nachdem er ſich in den Sommerferien 1789 zu Lauchſtädt mit Charlotte von Lengenfeld verlobt und im Dezember die Zuſage der Mutter erhalten hatte. Der Herzog von Meiningen gewährte den erbetenen Hofratstitel Herzog Karl Auguſt einen Jahrgehalt von 200 Thalern. In aller Stille erfolgte am 22. Februar 1790 in der Dorfkirche zu Weningenjena die Trauung der Liebenden, der Anfang einer glücklichen Ehe. Charlotte ſchenkte dem Gatten 4 Kinder und überlebte den Geliebten um 21 Jahre; ſie ſtarb zu Bonn 1826. Beglückte Häuslichkeit verſchönte von nun an des Dichters Leben und erleichterte ihm ſeine Arbeiten. In dieſes Jahr fällt auch die Abfaſſung der „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges".

Schon 1790 trat in Schiller's friedliches Heim ein unheimlicher Gaſt, die tückiſche Krankheit, welche, ſcheinbar vertrieben, immer wieder erſchien. Während eines Aufenthaltes in Erfurt befiel ihn ein heftiges Katarrhalfieber und ließ eine ſolche Schwäche der Bruſt zurück, daß öffentliche Vorleſungen fortan ausfallen mußten. Schwarze Sorge für die Zukunft der Seinen laſtete auf des Dichters Geiſt; da kam unerwartete Hilfe. Der Erbprinz von Holſtein-Auguſtenburg und der däniſche Staatsmann Graf von Schimmelmann boten ein jährliches Geſchenk von 1000 Thalern auf 3 Jahre, und Schiller nahm die großmütige Gabe mit innigſtem Danke an.

Obwohl der franzöſiſche Nationalkonvent dem Dichter (le sieur Gille, publiciste allemand) das Ehrenbürgerrecht (als citoyen français) verliehen hatte, wendete er ſich voll Abſcheu von den Blutmännern der Revolution ab und begann ſogar eine Verteidigung Ludwig's XVI. zu ſchreiben.

Seit ſeiner Flucht war ihm die Heimat verſchloſſen geblieben, und doch erfüllte ihn tiefe Sehnſucht nach derſelben. Nun glaubte er eine Rückkehr wagen zu dürfen. Sein dichteriſcher Ruhm, ſeine Arbeiten ließen ſeine frühere That, durch die er ſich dem geiſtigen Tode entzogen hatte, nicht als unberechtigt erſcheinen; aus dem unklaren ſtürmiſchen Jüngling war ein geiſtig durchgebildeter, ſeines Zieles klar bewußter Mann geworden. Er ſchrieb an den Herzog, erhielt zwar keine unmittelbare Antwort, aber die mittelbare Zuſicherung, daß man ihn nicht beläſtigen werde. Im Herbſte 1792 beſuchte er die teure Mutter, vom Auguſt 1793 bis Mitte Mai 1794 wohnte er zuerſt in Heilbronn, dann in Ludwigsburg und in Stuttgart. Auf heimiſcher Erde wurde ihm auch 1793 der erſte Sohn geboren.

In Verbindung mit dem Buchhändler

Cotta faßte Schiller den Plan, in einer Zeitſchrift „Die Horen" für die erſten dichteriſchen Kräfte Deutſchlands wie für die deutſche Leſerwelt einen geiſtigen Mittelpunkt zu ſchaffen. Zu dieſem Behufe ſetzte er ſich mit den beſten Schriftſtellern in Verbindung und erhielt von allen Seiten Zuſagen der Mitarbeiterſchaft, welche aber leider meiſt unerfüllt blieben. So kam es auch mit Goethe wieder zu einer Beſprechung, in welcher ſich zwiſchen beiden Dichtern ſo viele Anknüpfungspunkte fanden, daß ſie bald regerer Verkehr und endlich innigſter geiſtiger Lebensaustauſch vereinte, bis der Tod das ſchöne Band nur zu frühzeitig zerſchnitt. Die Hoffnungen, welche Schiller auf die „Horen", die 1793 erſchienen, geſetzt hatte, blieben nun freilich unerfüllt; um ſo herrlichere Früchte aber reifte der Geiſtesbund der beiden Dichterfürſten, die belebend, treibend, ermutigend auf einander einwirkten.

Schiller hatte ſich vorgeſetzt, den tief geſunkenen Geſchmack des deutſchen Volkes zu bilden und zu erheben. Daher gab er, von Goethe unterſtützt, nach dem Mißerfolg der „Horen", für 1796 und 1797 einen „Muſen-Almanach" heraus. Der letztere Jahrgang erhielt beſondere Wichtigkeit durch die Xenien (ſiehe Goethe, Lebensbeſchreibung). Die Angriffe der getroffenen und erboſten Schriftſteller erwiderten die Freunde durch erhöhte dichteriſche Thätigkeit, insbeſondere brachte das Jahr 1797 eine Reihe von Balladen, darunter von Schiller die kunſtvollen Arbeiten „Taucher", „Handſchuh", „Ring des Polykrates", „Ritter Toggenburg", „Kraniche des Ibykus", „Gang nach dem Eiſenhammer". Frucht des nächſten Jahres iſt „Kampf mit dem Drachen", 1801 entſtand „Hero und Leander", 1803 „Graf von Habsburg".

Schon 1796 hatte Schiller Wallenſtein's Schickſal für bühnenmäßige Darſtellung erwählt und arbeitete ſeitdem fleißig daran. Im Frühling 1799 vollendete er mit „Wallenſtein's Tod" dieſe größte und vollkommenſte ſeiner Bühnenarbeiten.

Dieſes großartig angelegte, edel durchgeführte Werk wurde bald ein Lieblingsſtück des deutſchen Volkes, wie es eine Perle deutſchen Schrifttums iſt. Der ſeltene Erfolg des Trauerſpiels ermutigte Schiller, ſich nun vollſtändig der Bühnendichtung zu widmen. Noch im April 1799 nahm er ein Trauerſpiel „Maria Stuart" in Angriff und beendigte es in Ettersburg Juni 1800 und ſchon am 14. Juni erfolgte in Weimar die erſte Aufführung. Herzog Karl Auguſt ſorgte auf's Liebreichſte für die äußeren Verhältniſſe des Dichters. Im Jahre 1795 hatte er demſelben für den Fall, daß ihn andauernde Kränklichkeit an ferneren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hindern würde, verdoppelten Gehalt zugeſagt; 1799 erhöhte er Schiller's Einkommen, ſo daß derſelbe nach Weimar überſiedeln konnte. Er kam dadurch mit der wirklichen Bühne in nähere Berührung, und ſeine Werke gewannen die Eigenſchaft leichterer und wirkungsvollerer bühnenmäßiger Darſtellung. Dies zeigte ſich ſogleich in der „Jungfrau von Orleans", in welcher der Dichter jeden Auftritt wirkungsvoll zu geſtalten verſtand.

Weniger Erfolg hatte das Luſtſpiel „Turandot", welches Schiller nach einem Stücke des italieniſchen Dichters Carlo, Grafen Gozzi (1722—1806) bearbeitet hatte.

Das Jahr 1802 machte es dem Dichter möglich, ein eigenes Haus zu erwerben. Am Tage ſeines Einzuges in dasſelbe ſtarb ihm aber in der Heimat die geliebte Mutter. Wiederholte Anfälle von Krampfhuſten brachten ihm Schmerzen und Unterbrechungen in den Arbeiten und erfüllten die Freunde Schillers mit wehmütigen Ahnungen. So konnte er ſich des lange erſehnten Heims nicht ſo freuen, wie er und die Seinen es gehofft hatten. Um den Verkehr des Dichters mit dem Hofe zwangloſer zu geſtalten, veranlaßte Herzog Karl Auguſt (1802) Schiller's Erhebung in den Adelsſtand des deutſchen Reiches.

Aber ein ganzes Jahr verging, ehe ſich der Dichter zur Bearbeitung eines neuen Stoffes entſchied. Wie in ſeinem erſten Trauerſpiele „Die Räuber", war auch in der neuen Dichtung der Grundgedanke ein Familien-, ein Bruderzwiſt. Wie ganz anders aber die Art und Form der Durchführung! Nicht in wilder Regelloſigkeit und nur auf leidenſchaftliche Bewegung bedacht, ſondern unter dem Einfluſſe der maßvollen griechiſchen Dichter, beſonders des Aeſchylus (525—456 v. Chr.) und Goethe's ſchuf jetzt der Dichter ſein ſprachlich am meiſten vollendetes Stück „Die Braut von Meſſina".

Zum erſten und letzten Male brachte Schiller hier den Chor nach Art der griechiſchen und römiſchen Schaubühne in Anwendung. Das Trauerſpiel wurde nun zwar mit Beifall aufgenommen, aber der Meiſter erkannte ſelbſt den Mißgriff, den er mit der Einführung undeutſcher Formen gemacht hatte. 1804 ſprach er Goethe gegenüber ſich dahin aus, daß es „mit den griechiſchen Dingen auf unſerem Theater doch eine mißliche Sache ſei." Aus Dankbarkeit gegen Herzog Karl Auguſt, der das franzöſiſche Theater liebte, wie auch zur eigenen Erholung bearbeitete Schiller hierauf zwei franzöſiſche Luſtſpiele: „Der Paraſit" und „Der Neffe als Onkel".

Bald aber kehrte er zu einem großen deutſchen Stoffe zurück, und 1804 konnte er den „Wilhelm Tell" der Oeffentlichkeit übergeben. Nach deſſen großartigem Erfolge begann der Dichter ohne Raſt die Arbeit an dem „Demetrius". Eine Unterbrechung brachte ihm eine dringende Einladung Iffland's, des Leiters der königlichen Hofbühne in Berlin, in dieſe Stadt. Obwohl Schiller das Nagen der tötlichen Krankheit in ſeinem Körper verſpürte, folgte er doch dem ehrenvollen Rufe. König Friedrich Wilhelm III., wie die edle Königin Luiſe bezeugten dem deutſchen Dichter ihre Teilnahme und Anerkennung. Mit den großen Mitteln der königlichen Schaubühne veranſtaltete Darſtellungen des „Wallenſtein", der „Jungfrau von Orleans", der „Braut von Meſſina" führten deſſen erfreuten Augen dieſe Werke ſeines Geiſtes in einer wirkungsvollen äußeren Ausſtattung vor; der allgemeine begeiſterte Beifall zeigte ihm gewiſſermaßen die Anerkennung des deutſchen Volkes. Man machte ihm den Antrag, ſich in der Hauptſtadt des preußiſchen Staates ein Heim zu gründen. Schiller aber legte dieſes Anerbieten offen dem Herzoge von Weimar zur Entſcheidung vor, und der großmütige Karl Auguſt erhöhte des Dichters Gehalt auf 800 Thaler. Eine andere Freude bereitete ihm in demſelben Jahre die Geburt der zweiten Tochter.

Die zerſtörende Krankheit machte aber immer weitere Fortſchritte. Im November begrüßte Weimar in der ruſſiſchen Großfürſtin Maria Paulowna die Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich. Innerhalb vier Tagen arbeitete Schiller zum feſtlichen Empfange der hohen Frau für die Hofbühne die „Huldigung der Künſte" aus. Die Freudenthränen, welche die Prinzeſſin bei der Aufführung am 12. November vergoß, bezeugten dem Dichter das Gelingen ſeines Werkes. Doch nun folgte ein an körperlichen Schmerzen nur zu reicher Winter. Wohl arbeitete der Unermüdliche bei jeder Linderung des Leidens am „Demetrius"; wohl brachte ihm das Grün des neuen Frühlings friſches Hoffen, aber am 1. Mai überfiel ihn heftiges Katarrhfieber und am 9. Mai 1805 in der ſechsten Abendſtunde kehrte die große Seele zu ihrem Schöpfer zurück.

Die Trauer wurde eine allgemeine. Am 10. Auguſt gab dieſen Gefühlen in Weimar eine Totenfeier würdigen Ausdruck. Schiller's Glocke wurde mit bühnenmäßiger Geſtaltung aufgeführt, und in einem von Goethe verfaßten Epiloge des Heimgegangenen edles Weſen in treffendſten Worten geprieſen.

Es giebt in Deutſchland keinen Dichter, der ſo ſehr vom ganzen Volke verſtanden und geliebt wird als Friedrich Schiller. Ueber die Urſache klärt uns ein treuer Freund des Toten, Wilhelm von Humboldt (1767—1835), auf, wenn er ſagt: „Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber ſo lange es währte, war er ausſchließlich und unabläſſig im Gebiete der Ideen und der Phantaſie beſchäftigt; von niemand läßt ſich vielleicht mit ſo viel Wahrheit ſagen, daß „„er die Angſt des Irdiſchen von ſich geworfen hatte, aus dem engen dumpfen Leben in das Reich des Ideales geflohen war""; er lebte, nur von den höchſten Ideen und den glänzendſten Bildern umgeben, welche der Menſch in ſich aufzunehmen und aus ſich hervorzubringen vermag. Wer ſo die Erde verläßt iſt nicht anders als glücklich zu preiſen."

Der Rieſe von Marbach.

Von G. Schwab (1792—1850).

Seht ihr, wie freundlich ſich die Stadt,
Im Neckarfluß beſchauet?
Wie ſie ſich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik ſpricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.
Gelegen hat ein Rieſe drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er' bracht in ſeinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide;
Er zog auf Mord und Raub hinaus
Und baute hier ſein finſt'res Haus,
Dem ganzen Gau zu Leide.
Die Steine zu dem Rieſenhaus,
Ganz ſchwarz und unbehauen,
Grub er ſich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf ſie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.
Es ſei der Rieſe, ſagt das Buch,
Aus Aſia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bacchus ſei das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.
Die Steine längſt verſchwunden ſind,
Der Wald iſt ausgereutet:
Ein Märchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umſonſt mit ſeinem Klang
Es jetzt zurück euch läutet.
Denn ob des Schloſſes Felſengrund
Verſunken iſt in Schweigen,
Wird man doch drauf zu dieſer Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine ſechzig Jahr' es ſind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.
Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geſchwind,
Kein Rieſe zwar von Leibe,
Von Geiſt ein Rieſe wunderſam,
Als ob der alte Heidenſtamm
Ein junges Reis noch treibe.
Und als er groß gewachſen war,
Da ſang er wilden Mutes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Arg's und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenſpiel
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär' er ihres Blutes.
Auf einmal ward er ſtiller jetzt,
Begann ein ernſtes Dichten,
Er las, in fremdes Land verſetzt,
Tiefſinnige Geſchichten;
Doch ward in des Gedankens Schoß
Er noch des Heidentums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.
Im Geiſte drauf ins ſpan'ſche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon geſungen allerhand
In gar großmächt'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmut
Des heißen Landes fromme Glut,
Hatt' er noch nicht empfunden.
Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf ſeinen irren Zügen;
Er aber hatte keine Ruh',
Es mocht ihm nicht genügen;
Es ſaß der edle Rieſengeiſt
In ſich gekehret als verwaiſt,
Und ſeine Lieder ſchwiegen.
Da plötzlich ſieh'! erhebt er ſich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte ſtolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerſtreuet.
Es zieht vor uns ſein Wallenſtein
Ins Leben, in den Tod hinein,
Daß es das Herz erfreuet.
Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebesſterben,
Maria wirft ſich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben.
Und hoch im ew'gen Glanze ſteht
Die Frankenjungfrau fromm erhöht
Bei allen Himmelserben.
Und, ach! da kommt der freie Tell
Mit ſeinen Eidgenoſſen:
Ihm folgt der gute Sänger ſchnell,
Er hat den Zug beſchloſſen,
Er ſingt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimatsort,
Aus dem die Rieſen ſproſſen.

Auf das Grab von Schiller's Mutter. (Mai 1859.)

Von Ed. Mörike (1804—75).

Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
Ländliche Gräber umſchließt, wall' ich in Einſamkeit oft.
Sieh den geſunkenen Hügel! es kennen die älteſten Greiſe
Kaum ihn noch; und es ahnt niemand ein Heiligtum hier.
Jegliche Zierde gebricht und jedes deutende Zeichen;
Dürftig breitet ein Baum ſchützende Arme umher.
Wilde Roſe! dich find' ich allein ſtatt anderer Blumen;
Ja, beſchäme ſie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tauſendblätt'rig eröffne dein Herz! entzünde dich herrlich
Am begeiſternden Duft, den aus der Tiefe du ziehſt!
Eines Unſterblichen Mutter liegt hier beſtattet; es richten
Deutſchlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.

Zwei Särge zu Weimar.

Von Johann Nepom. Vogl (1802—1866.)

In dunkler Gruft zu Weimar
Steh'n ſich zwei Särge nah',
Drin ſchlafen zwei deutſche Sänger,
Wie nimmer die Welt ſie ſah.
Als wie zwei Meteore
Erſchien das Sängerpaar,
Der eine mit Blitzesflammen,
Der andre wie Mondlicht klar.
Der eine im Adlerfluge
Wildbrechend ſich die Bahn,
Der andre, klug und beſonnen,
Durch Wogen lenkend den Kahn.
Dahin durch alle Weiten
Erſcholl ihrer Lyra Klang,
Das Echo der fernſten Berge
Nachhallte von ihrem Geſang.
Nun beide ſiegreich durchzogen
Des Lebens Flutgebraus,
Nun ſchlafen die beiden Sänger
In den beiden Särgen aus.
Der eine mit blonden Locken,
Der and're mit weißem Haar,
Wer forſchte: wie jener geheißen?
Und früge: wer dieſer war?

Lichtenberg, Georg Chriſtoph, 1742—99, Profeſſor der Mathematik zu Göttingen, bildete ſich an den engliſchen Schriftſtellern Swift, Sterne und Smollet zum humoriſtiſchen und ſatiriſchen Schriftſteller. Gegen Lavaters phyſiognomiſche Schriften ſchrieb er unter anderm „Ueber Phyſiognomik nebſt einem Fragment von Schwänzen." (Die Schweineſchwänze erſcheinen als Sinnbilder des Charakters der Schweine.) Seine „Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche" giebt nicht bloß treffende Erläuterungen dieſer Meiſterwerke des engliſchen Malers und Kupferſtechers **William Hogarth** (1698—1764), ſondern auch geiſtvolle Zeit- und Sittenbilder.

Jacobi, Friedrich Heinrich, 1743—1819, zu Düſſeldorf geboren, widmete ſich zuerſt dem Kaufmannsſtande, trat 1772 in den Staatsdienſt und wurde 1804 zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften zu München ernannt. Seine Romane „Waldemar", „Eduard Allwill's Briefſammlung" waren einſt ſehr beliebt und zeichnen ſich durch gute Charakterzeichnungen aus. Als philoſophiſcher Schriftſteller hat Jacobi größere Bedeutung genommen.

Boie, Heinrich Chriſtian, 1744—1806, hannoverſcher, ſpäter däniſcher Beamter, gründete 1770 den Göttinger **Muſenalmanach**, der in freundliche Beziehungen zum Göttinger Hainbund trat.

Herder, Joh. Gottfried von, 1744—1803; ſiehe deſſen „Cid".

Kortüm, Konrad Arnold, 1745—1824, Arzt zu Bochum in der Mark, verfaßte das komiſche Heldengedicht „Die Jobſiade" (1784), welches die Geſchichte des verbummelten Studenten Jobs erzählt.

Peſtalozzi, Johann Heinrich, 1746—1827, aus Zürich, widmete ſich der Erziehung des Volkes und ſuchte dieſelbe durch Schriften und Erziehungsanſtalten zu fördern. Letztere mißglückten, da es ihrem Gründer an dem Geſchicke fehlte, ein großes Ganze zu leiten. Die von ihm ausgeſprochenen Grundſätze jedoch erlangten allgemeine Anerkennung. Er ſtrebte darnach, in den Kindern klare Anſchauungen und natürliche Empfindungen zu wecken und dadurch geiſtige Thätigkeit, Gehorſam, Arbeitsfreudigkeit, Nächſtenliebe, Demut und Gottvertrauen hervorzurufen. Unter ſeinen Schriften trägt beſonders die größere Erzählung „Lienhard und Gertrud" den Stempel des menſchenliebenden Geiſtes Peſtalozzi's. Inhalt: Eine Dorfgemeinde iſt in die Abhängigkeit ihres habſüchtigen und gewiſſenloſen Vogtes Hummel gekommen, der eine Schenke hält und zu ſeinen Zwecken liederliches Leben befördert. Auch den Maurer Lienhard bekommt er durch ein Darlehen von 30 Gulden in ſeine Gewalt und zwingt ihn dadurch, einen guten Teil ſeines Erwerbes bei ihm zu vertrinken. Lienhards wackere Frau Gertrud ſucht und findet Hilfe bei dem Gutsherrn, Herrn von Arner. Dieſer ſtreckt ihr das Geld vor, um ihren Mann vom Vogte frei zu machen, überträgt demſelben den Bau der Dorfkirche und überwacht das Gebaren ſeines Vogtes. Zug um Zug wird nun die betrügeriſche Handlungsweiſe enthüllt, welche ſich dieſer in Verbindung mit den anderen Ortsobrigkeiten gegen den Gutsherrn und die Gemeindeglieder hat zu ſchulden kommen laſſen. Nach der Beſtrafung der Uebelthäter wird in der Gemeinde Ordnung und Friede wieder hergeſtellt.

Bürger, Gottfried Auguſt, 1747—94, einer der volkstümlichſten deutſchen Dichter, wurde zu Molmerswende am Harz geboren. Er widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft. Durch eigene Schuld geſtaltete ſich ſein Leben unglücklich und ſorgenvoll, ſo daß er 1794 in Not und Einſamkeit ſtarb. Von ſeinen Dichtungen hat die Ballade „Lenore" ſeinen Dichterruhm für immer begründet

An Bürger.

Von Aug. Wilh. v. Schlegel (1767—1845).

Süßer Sänger, willſt du mir vertrauen,
Wo ſie wohnt, die dein Geſang erhebt?
Wo ſie wandelt, wo ihr Atem webt,
Muß Gedeih'n und Luſt die Flur betauen.
Wie? du winkſt mir, da hinauf zu ſchauen,
Wo der Feiertanz der Sterne ſchwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt ſie ſchon auf Paradieſesauen?
Sänger, deine Müh' wird doch belohnt;
Einſam klagſt du nicht am Grabeshügel,
Jedem Laute gabſt du Seraphsflügel.
Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart, wie Tauben girren,
Durch die Amaranthenlaub' ihn irren!

An Bürgers Schatten.

Von Aug. Wilh. v. Schlegel (1767—1845).

Mein erſter Meiſter in der Kunſt der Lieder,
Der über mich, als meiner Jugend Morgen
Noch meinen Namen ſchüchtern hielt verborgen,
Der Weihung Wort ſprach, väterlich und bieder:
Den deutſchen Volksgeſang erſchufſt du wieder,
Und durfteſt nicht gelehrte Weiſen borgen;
Doch Müh', verworr'ne Leidenſchaften, Sorgen,
Sie drückten früh dein krankend Leben nieder.
Zürnſt du, daß ich zu menſchlich ſtrenger Sichtung
Des reinen Golds von minder edlen Erzen
An deines Geiſt's Gepräge mich entſchloſſen?
In dumpfen Tagen ſchien der Quell der Dichtung
Dir ſchon verſiegt; er hat ſich neu ergoſſen,
Doch tragen wir dein wackres Thun im Herzen.

Hölty, Ludwig Heinrich Chriſtoph, 1748—1776, zu Marienſee bei Hannover geboren, ſtudierte in Göttingen Theologie, wurde aber ſchon 1. September 1776 durch die Schwindſucht hinweggerafft. In ſeinen Elegien, Idyllen und Liedern tritt uns ſanfte Betrachtung der Natur und des Lebens anregend und beruhigend entgegen.

Am Grabe Hölty's.

Von Nikolaus Lenau (1802—1850).

Hölty! dein Freund, der Frühling iſt gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umſonſt! ſein klagender Ruf verhallt in
Einſamen Schatten!
Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlich ſchönen Seele, nimmer
Freu'ſt des erſten Veilchens du dich, des erſten
Taubengegirres!
Ach, an den Hügel ſinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn ſehnſuchtsvoll: „Mein Sänger
Tot!" So klagt ſein flüſternder Hauch dahin durch
Säuſelnde Blumen.

Heinſe, Wilhelm, 1749—1803, Hofrat und Bibliothekar zu Aſchaffenburg, wurde zu Erfurt mit Wieland bekannt, erwarb ſich bedeutende Sicherheit in Beurteilung von Kunſtwerken, ſtellte jedoch ſeine unleugbar großen Anlagen in den Dienſt grober Sinnlichkeit und Leichtfertigkeit. Seine bedeutendſte Arbeit iſt der Künſtlerroman „Ardinghello oder die glücklichen Inſeln." In „Anaſtaſia oder das Schachſpiel" legte Heinſe ſeine Gedanken über das Schachſpiel, in „Hildegard von Hohenthal" Betrachtungen über die Tonkunſt nieder.

Miller, Martin, 1750—1814, Gymnaſialprofeſſor und Prediger zu Ulm, ſeiner Vaterſtadt, bildete, einer der erſten, mit Glück das mittelalterliche Minnelied nach. Sein Roman „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte" (1776) verurſachte eine Unzahl von weinerlichen und übergefühlvollen ähnlichen Erzählungen. „Siegwart, der Sohn eines Amtmannes, iſt entſchloſſen, Mönch zu werden. Aber auf der Hochſchule zu Ingolſtadt lernt er Marianne, ein edles Mädchen, kennen und lieben. Obwohl Marianne Siegwarts Gefühle erwiedert, iſt eine Verbindung der Liebenden doch unmöglich, da der Vater der Geliebten ihr nur die Wahl zwiſchen einem von ihm gewählten Bräutigam oder dem Nonnenſchleier läßt. Die Treue wählt den letzteren. Auch Siegwart legt das Ordensgelübde ab. Einſt wird er an das Sterbelager einer Nonne gerufen und erkennt in dieſer Marianne. Bald darauf findet man ihn tot auf dem Grabe der Teuren.

Lenz, Johann Michael Reinhold, 1750—92, ein Liefländer, wurde in Straßburg mit Goethe bekannt, am Hofe zu Weimar zuerſt freundlich aufgenommen, dann wegen einer Schmähſchrift verwieſen, führte ein unſtätes wildes Leben, bis er 1778 dem Wahnſinne verfiel, aus dem ſich dauernder Blödſinn entwickelte. In Leben und Schriften war er ein Urbild der „Stürmer und Dränger". Im Schauſpiele forderte er die Entwicklung der Handlung aus den Charakteren der handelnden Perſonen und für dieſe wieder volle Naturwahrheit, geriet aber in den ſchwerwiegenden Fehler, die Natur in dem ſittlich Gemeinen und Niedrigen zu ſuchen. Als Haupthindernis der Kunſtentfaltung auf dem einzig richtigen Boden der Wirklichkeit erklärte Lenz die Regeln, welche bislang die Dichtung eingeengt hätten. Der dichteriſch Begeiſterte, das Genie, ſage ſich los von denſelben und folge nur den eigenen Eingebungen.

Müller, Friedrich, 1750—1825, führte den Beinamen Maler Müller, weil er auch in der Malerei bedeutendes leiſtete. Auch er gehört den Stürmern und Drängern an, ohne aber von echter Kunſt ſo weit abzuirren, als dies bei Lenz der Fall war. Er ſchrieb Idyllen in ungebundener Rede, welche teils bibliſche, teils mythologiſche, teils volkstümliche Stoffe behandeln („Die Schafſchur", „Das Nußkernen"). In letzteren ländlichen Dichtungen zeichnet er wirkliche Menſchen im Gegenſatze zu den poetiſchen Scheingeſtalten der Idyllen Geßner's und anderer. Die griechiſche Niobeſage begeiſterte ihn zu dem lyriſchen Drama „Niobe (1778)". Mit beſonderer Vorliebe bearbeitete Müller die Sage von „Genofeva". Balladen, Idyllen und ein Schauſpiel „Golo und Genefeva (1808) geben davon Zeugnis.

Stolberg, Friedrich Leopold, Graf zu, 1750—1819, geboren zu Bramſtadt in Holſtein, ſtarb auf ſeinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück 5. Dezember 1819, hat Oden, Lieder, Elegien, Romanzen, Satiren, Schauſpiele und proſaiſche Werke geſchrieben. Unter letzteren ragt die nach ſeinem Uebertritt zur katholiſchen Kirche entſtandene „Geſchichte der Religion Chriſti" und das „Büchlein von der Liebe" hervor. In ſeinen Dichtungen waltet Begeiſterung für Natur, Freundſchaft und Freiheit.

Matthiſſon, Friedrich von, wurde 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, lebte meiſt an den Höfen von Anhalt-Deſſau und von Württemberg und ſtarb als Privatmann zu Wörlitz, 12. März 1831. Seine empfindſamen Gedichte ſind meiſt mit Landſchaftsbildern verbunden, an welche die Empfindungen anknüpfen.

Voß, Johann Heinrich, geboren 20. Februar 1751 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg, ſtarb 29. März 1826 zu Heidelberg, hat als Gelehrter und Lehrer, als Dichter und Ueberſetzer tiefgreifenden Einfluß auf einzelne Zweige der Wiſſenſchaft, beſonders der Altertumskunde, wie auch auf die Entwickelung der Dichtung geübt. Er hat „Ilias und Odyſſee" muſtergiltig überſetzt und Dichtungen geſchaffen, welche maßvolle Begeiſterung mit ſchöner Form und wirkſamer Sprache vereinen. Beſonderen Ruhm erwarb ihm das idylliſche Epos: „Luiſe".

Leiſewitz, Johann Anton, 1752—1806, zuletzt Geheimer Juſtizrat in Braunſchweig, hat durch ſein Trauerſpiel „Julius von Tarent" (1776) fördernd auf das Drama eingewirkt. Inhalt: Zwei ungleiche Brüder, Söhne des Herzogs von Tarent, der beſonnene, aber tief fühlende Julius und der wilde und leidenſchaftliche Guido, lieben die Nonne Blanka. Um die Geliebte den Nachſtellungen des Bruders zu entziehen, entführt ſie Julius aus ihrem Kloſter, wird aber von dem ihm auflauernden Guido erſchlagen, worauf der Mörder von dem Vater die verdiente Strafe erbittet und erleidet.

Klinger, Friedr. Maximilian, 1752—1831, geb. zu Frankfurt a. M., ſeit 1780 in Rußland, wurde als Offizier Generallieutenant, Kurator der Dorpater Univerſität und erhielt den Adelsſtand. Die Dichtungen ſeiner jüngeren Zeit gehören der Bühne an. Das Trauerſpiel „Die Zwillinge" erhielt den von dem Hamburger Theaterdirektor Schröder (1778) ausgeſetzten Preis für das beſte deutſche Bühnenſtück. Das tolle Schauſpiel „Sturm und Drang" (1776) gab der ganzen Richtung, welcher Klinger und ſeine Mitſtrebenden angehörten, den Namen der „Sturm und Drangperiode". Als gereifter Mann ſchrieb der Dichter Romane, unter denen „Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt", „Die Geſchichte Rafaels de Aquilas", „Die Geſchichte Giafars des Barmekiden", „Der Weltmann und der Dichter" hervorragen. Inhalt des Schauſpiels „Sturm und Drang": Die Familien der ſchottiſchen Lords Berkley und Buſhi leben in tötlicher Feindſchaft. Lord Berkley hat durch den Gegner ſein Vermögen verloren und glaubt auch Frau und Sohn durch ihn getötet. Er wandert mit ſeiner Tochter nach Amerika aus. In dem Gaſthauſe, das beide bewohnen, langt nun der junge Buſhi unter dem Namen Wild an. Ihn begleiten zwei Freunde, Blaſius und Le Feu, die eben ſo ungeſtüm und feurig ſind, wie er ſelbſt. Wild ſagt von ſich: „Ich will mich über eine Trommel ſpannen laſſen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir iſt ſo weh wieder. O könnte ich in dem Raume dieſer Piſtole exiſtieren, bis mich eine Hand in die Luft knallte. O Unbeſtimmtheit, wie weit, wie ſchief führſt du den Menſchen!" Er ſucht eine Dame, die er liebt, und die er in Lord Berkley's Tochter erkennt. Der Haß der Väter macht aber eine Verbindung der Liebenden unmöglich. Nach mannigfachen aufregenden, zuſammenhangloſen Abenteuern findet Berkley ſeine verloren geglaubten Lieben wieder, verſöhnt ſich mit Lord Buſhi, und beide willigen in die Heirat ihrer Kinder.

Tiedge, Chriſtoph Auguſt, geboren 14. Dezember 1752 zu Gardelegen in der Altmark, ſtarb 8. März 1841; er neigte ſich mehr zur lehrhaften und betrachtenden Dichtung. Sein Hauptwerk, das Lehrgedicht „Urania, über Gott, Unſterblichkeit und Freiheit", genoß in ſeiner Zeit bedeutendes Anſehen.

Blumauer, Alois, 1755—98, aus Steier in Oberöſterreich, bis 1773 Jeſuit, ſpäter Cenſor und zuletzt Buchhändler in Wien, ſchrieb eine poſſenhafte Umdichtung von Virgils Aeneide „Abenteuer des frommen Helden Aeneas" (1784), wobei der Eindruck des Komiſchen durch den Gegenſatz der zeitgenöſſiſchen Verhältniſſe, in die er die Begebenheit verlegt, mit denen des Altertums hervorgerufen wird.

Schlegel, Auguſt Wilhelm von, geb. 8. September 1757 zu Hannover, ſtarb 12. Mai 1845 als Profeſſor an der Hochſchule zu Bonn; er iſt nicht bloß bedeutend als Dichter, ſondern auch als Ueberſetzer (aus dem Spaniſchen, Engliſchen, Indiſchen ꝛc.) und als Kunſtrichter. Seine Dichtungen ſind durch Reinheit des Reimes und genaue Durchführung der dichteriſchen Form ausgezeichnet. Siehe auch Ludwig Tieck. Sein ſtarkes Selbſtbewußtſein ſpricht ſich in folgenden Strophen aus:

Auguſt Wilhelm Schlegel.

Von Aug. Wilh. v. Schlegel (1767—1845).

Der Völkerſitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe ſchon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,
Vereinigend in eines Wiſſens Kette,
Im Steh'n, im Geh'n, im Wachen und im Bette,
Auf Reiſen ſelbſt, wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es ſind und waren,
Beſieger, Muſter, Meiſter im Sonette.
Der erſte, der's gewagt auf deutſcher Erde
Mit Shakeſpeares Geiſt zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Iſt unbekannt, doch dies Geſchlecht erkannte
Ihn bei dem Namen Auguſt Wilhelm Schlegel.

Der Dichter an ſich ſelbſt.

Von Aug. Wilh. v. Schlegel (1767—1845).

Kosmopolit der Kunſt und Poeſie,
Verkündigt' ich in allen Formen ſie.
Shakeſpeare, der Genius der Briten, fand
Durch mich in Deutſchland noch ein Vaterland.
Im neuen Indien thront Britannia ſtark;
Im alten ſuch' ich alter Weisheit Mark,
Des Rama's Thaten zog ich an das Licht,
Wovon Valmikis ſo erhaben ſpricht.
Drum ſiegl' ich mit des Helden Siegelring,
Den ich zum Lohn für mein Bemüh'n empfing.

Lafontaine, (ſpr.: Lafongtähn), Auguſt, 1758—1831, Feldprediger, ein ſeiner Zeit ſehr beliebter Erzähler. Seinen 130 Bände füllenden Erzählungen und Romanen mangelt zwar echte poetiſche Empfindung, ſie ſchmeichelten aber dem Zeitgeſchmacke durch weinerliche Empfindſamkeit.

Iffland, Auguſt Wilhelm, 1759—1814, einer der beſten deutſchen Schauſpieler; er wirkte für die Hebung der deutſchen Bühnenverhältniſſe auch durch zahlreiche, von ihm verfaßte Bühnenſtücke.

Kotzebue, Aug., 1761—1819, zu Weimar geboren, wurde in ruſſiſchen Dienſten Staatsrat, nach den Freiheitskriegen nach Deutſchland geſchickt, um über die Verhältniſſe unmittelbar an Kaiſer Alexander I. zu berichten, und 1819 in Mannheim durch den Jenenſer Studenten Karl Sand, der in ihm einen ruſſiſchen Späher ſah, ermordet. Seiner nie ruhenden Feder entfloſſen 220 Bühnenſtücke, zahlreiche Romane, Novellen, ferner Reiſebeſchreibungen, Abhandlungen ꝛc. Trotz unleugbarer Begabung hat er der echten Kunſt nur wenig gedient.

Salis-Seewis, Johann Gaudenz, Freiherr von, 1762—1834, aus Seewis in Graubünden, ſtarb 28. Januar 1834 zu Malans, war lange in franzöſiſchen, ſpäter in ſchweizeriſchen Dienſten. Seine Lieder ſchildern meiſt ernſtere Gefühle, welche aus der Betrachtung der Natur entſtehen.

Vulpius, Chriſtian Aug., 1763—1827, Goethe's Schwager durch ſeine Schweſter Chriſtiane, gab durch einen faſt in alle europäiſchen Sprachen überſetzten Roman „Rinaldo Rinaldini" Veranlaſſung zu einer Flut von abenteuerlichen Räuberromanen.

Uſteri, Joh. Martin, 1763—1827, geb. in Zürich, Dichter und Maler, machte bedeutende Reiſen, wurde ſpäter Ratsherr in Zürich. Von ihm ſind in zürcher Mundart gemütvolle, ſinnige und anziehende Schilderungen aus einfachen ländlichen und ſtädtiſchen Lebenskreiſen der Schweiz. Die Idylle „De Vikari" zeichnet den Seelenkampf einer Pfarrerstochter, welche den „Vikari" liebt, aber dem Wohle des Vaters ihre Herzensneigung zu opfern entſchloſſen iſt. „De Heiri" zeigt den Gegenſatz zwiſchen vornehmer Erziehung und patriarchaliſcher Einfachheit. Von Uſteri iſt auch das Geſellſchaftslied:

Freuet euch des Lebens
Weil noch das Lämpchen glüht ꝛc.

Seume, Johann Gottfried, geboren 29. Januar 1763 zu Poſerma bei Weißenfels, ſtarb 13 Juni 1810 zu Teplitz, war eines Bauern Sohn, ſtudierte ſpäter Gottesgelehrtheit, geriet unter heſſiſche Werber, wurde nach Amerika verſchifft; bei der Rückkehr kam er unter preußiſche Werber und mußte preußiſcher Soldat werden. Er beſchrieb eine Fußreiſe nach Syrakus und eine ſolche nach Rußland, Finnland und Schweden.

Richter, Jean Paul Friedrich, genannt Jean Paul, geb. 1763 zu Wunſiedel, † 1825 zu Baireuth, einer der erſten deutſchen humoriſtiſchen Schriftſteller, verband Gemüt mit Witz, weiche Gefühle mit Schärfe der Satire zu ſchönem Ganzen. Seine Sprache iſt ideenreich und faſt durch eine Ueberfülle von Bildern belebt. Doch fehlt ihm oft die Fähigkeit zweckbewußter Selbſtbeſchränkung, daher manche ſeiner Werke durch Zuſätze, Anhängſel, Nachſchriften, Extrablätter ꝛc. ſich ins Maßloſe verlängern. Jean Paul iſt ein alleiniges Eigentum unſeres Schrifttums, da ſeine Werke nicht bloß Ausdruck des dem deutſchen Volke allein eigentümlichen Geiſtes- und Gemütslebens ſind, ſondern auch jeden Ueberſetzungsverſuch in fremde Sprachen unmöglich machen. Die wichtigſten der humoriſtiſchen Werke Jean Paul's ſind: „Die unſichtbare Loge" (1793), „Hesperus oder die 45 Hundspoſttage", „Leben des Quintus Fixlein", „Titan, mit einem komiſchen Anhang" (1800—3), „Die Flegeljahre, eine Biographie" (1804). Siehe „Leben des vergnügten Schulmeiſterleins Maria Wuz von Auenthal."

Börne's Denkrede auf Jean Paul. — Ein Stern iſt untergegangen, und das Auge dieſes Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wiederſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn! Und ein hoher Prieſter iſt geſtorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Erſatz geweſen und uns nun unerſetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat ſeine eiſerne Kraft, der kränkelnde Süden ſeine goldene Sonne, das finſtere Spanien ſeinen Glauben, die darbenden Franzoſen erquickt der ſpendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm beſaßen: Kraft und Milde und Glauben und heitern Scherz und entfeſſelte Rede. Das iſt der Stern, der untergegangen: der himmliſche Glaube, der in dem Erloſchenen uns geleuchtet. Das iſt dia Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrſchte, der ſie getragen, wie alle, die ihm unterthan geweſen. Das iſt das Schwert, das gebrochen: der Spott in ſcharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das iſt der Hoheprieſter, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er iſt dahingeſchieden, und unſere Andacht hat keinen Dolmetſcher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber ſteht geduldig an der Pforte des zwanzigſten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis ſein ſchleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt ſeiner Liebe; er führt ſie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geſchmacks, in den Palaſt des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in ſeines Siebenkäs enge Stube, wo die geſchäftige Lenette am Herde waltet, und der heiße, beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutſche Schüſſeln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechſelt die Witterung des Glücks, die Stufen des Alters ſteigen auf und ſteigen nieder. Nichts iſt dauernd als der Wechſel, nichts beſtändig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nichs roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend. Der Dichter iſt der Tröſter der Menſchheit; er iſt es, wenn der Himmel ſelbſt ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott ſein Siegel auf die Stirne gedrückt, und wenn er nicht um ſchnöden Botenlohn die himmliſche Botſchaft bringt. So war Jean Paul. Er ſang nicht in den Paläſten der Großen, er ſcherzte nicht mit ſeiner Leier an den Tiſchen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahmen ſie die ſüßen Töne ſeiner Harfe. Mögen wir der ſtolzen Glocke, die an ſeltnen Feſttagen majeſtätiſch ſchallt, unſere Ehrfurcht zollen — unſere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsſchlag unſers Herzens begleitet, die jede Viertelſtunde unſerer Freuden nachtönt und alle unſere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt, in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläſte, in den Häuſern ihre Herren, im Volke die Kameradſchaften, in dieſen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkoſt; der Wanderer ſtaunt breite Wege und Ströme und Alpen an, und was die Menge bewundert, preiſen die gefälligen Dichter Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit Durch enge, verwachſene Pfade ſuchte er das verſchmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menſchen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, ſie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmſte Dichter, und ſchlotterte ihm nur eine Saite noch auf ſeiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der erſten Liebe beſungen. Jean Paul wartet dieſe heilige Flamme, bis ſie mit dem Tode verliſcht. Bei jeder goldenen Hochzeit iſt er der trauende Prieſter, der die alten Herzen noch einmal an einander legt und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod ſie trennt. Durch Nebel und Stürme und über gefrorne Bäche dringt er in das eingeſchneite Häuschen eines Dorfſchulmeiſters, die Chriſtnachtfreuden ſeiner Kinder zu teilen. Mit vollen Klängen beſingt er die königliche Luſt auf den Wonne-Inſeln des Lago Maggiore, aber mit leiſern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutſchen Jubelſeniors und die Freuden eines ſchwediſchen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens ſteht er allein. Seltſame, wunderliche Menſchen, die wir ſind! Faſt ſorglicher noch als unſern Haß ſuchen wir unſere Liebe zu verbergen, und wir fliehen ſo ängſtlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichtums meiden. Wie oft geſchieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens oder in den Sälen alltäglichen Geſchwätzes all den wichtigen volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort beſprochen werden, erlogene Aufmerkſamkeit ſchenken! Wir ſcheinen gelaſſen und ſind bewegt, ſcheinen ernſt und ſind weich, ſcheinen wach und ſind von ſüßer Luſt gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes, und unſer Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwiſchen den Blumenbeeten unſerer Kindheit und erheben uns auf den Flügeln der Phantaſie zu den roten Abendwolken unſerer hinabgeſunkenen Jugend. Wie ängſtlich lauſcheſt du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die ſtillen Seufzer deiner Bruſt vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran und ſagt dir leiſe und lächelnd: „Ich kenne dich!" Du verbirgſt deine Freuden, weil ſie dir zu kindlich ſcheinen für die Teilnahme der Würdigen; du verheimlichſt deine Schmerzen, weil ſie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verſtohlene Luſt und ſpricht: „Komm, ſpiele mit mir!" Er ſchleicht ſich in die Kammer, wo du einſam weineſt, wirft ſich an dein Herz und ſagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!" Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Bruſt, und ſie erwacht, ſteht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur ſeine Lieder, die dein Herz in ſolchen Schlaf und in ſolche Träume gelullt. Nicht wie andere es gethan, ſpürt er nach den verborgenen Einöden im menſchlichen Herzen; er ſucht darin die verſteckten Paradieſe auf. Er löſet die Rinde von der verhärteten Bruſt und zeigt den weißen Baſt darunter; und in der Aſche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtoten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er ſeinem Volke wohlgethan, darin war er ſein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutſcher Jüngling, wenn er liebte, zu ſagen wagte: Ich liebe dich. Züchtig und beſcheiden wie er war, ſagte er: Wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, ſeinen eigenen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerſt wagte, das jedem Deutſchen ſo grauſe Wort Ich auszuſprechen, und wenn die Freiheit nicht darin beſteht, daß man ohne Geſetze lebe, ſondern daß jeder ſein eigner Geſetzgeber ſei, ſo war es Jean Paul, der für unſere Enkel die Saat der deutſchen Freiheit ausgeſtreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die ſchönſte und erhabenſte Weiſe, wie man dieſes Wort nur deuten mag. Einſt in ſeiner Jugend hatte er folgenden Eid geſchworen: „Großer Genius der Liebe! Ich achte dein heiliges Herz, in welcher toten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer ſchweren, es auch ſpreche, und will dich nie verkennen, du magſt wohnen im engen Alpenthal oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze dar Welt; und du magſt den Menſchen Frühlinge ſchenken oder hohe Irrtümer oder einen kleinen Wunſch, oder ihnen alles, alles nehmen!" Er hat den Eid geſchworen, und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was iſt Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen ſchenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Prieſter des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem ſie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein ſittlicher Sänger. Nie ſchmückte er häßliche Sünde mit den Blumen ſeiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde ſeiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit ſeinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuſchmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er ſtritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens ſündlich heilloſes Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Troſtbedürftigen zu tröſten und als befruchtender Himmel dürſtende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht geſendet. Er ſoll auch der Richter der Menſchheit ſein, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunſt und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er ſtrafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer ſeinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Rieſe Hochmut ihm noch ſo keck entgegen, ſeine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch ſich die Schlauheit in ihrer dunkelſten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte ſich ſelbſt überliefern. Sein Geſchoß war gut, ſein Auge beſſer, ſeine Hand war ſicher. Er übte ſie gern, ſeinen Witz hinter Höfe und hinter Deutſchland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüſtete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüſtungen ſchützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch laſſen wir uns zu keinen Jagdgeſchichtchen verlocken, in dieſer ſehr guten Hegezeit, wo ſchon ſtrafbar gefunden und beſtraft wird, nur die Büchſe von der Wand herabzuholen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Chriſtentum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergeben gelehrt und geſungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des toten Beſitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geſchmeichelt. Der Humor iſt keine Gabe des Geiſtes, er iſt eine Gabe des Herzens, er iſt die Tugend ſelbſt, wie ein reichbegabtes Herz ſie lehrend übt, weil es ſie nicht übend lehren darf. Der Humoriſt iſt der Hofnarr des Königs der Tiere in einer ſchlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humoriſt löſt die Bande von den Füßen des Saturns, ſetzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnaliſche Feſt, wo der Geiſt das Herz bedient und das Herz den Geiſt verſpottet. Einſt war eine ſchönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnſucht kannte. Das Leben war ein olympiſches Spiel, wo jeder durfte ſeine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel verſperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias ſeines gefangenen Volkes. Die Klage iſt verſtummt, das Leid iſt geblieben. Denn jene falſchen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Toten wollen wir ſeiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken ſich frei, weil ſie mit ihren Ketten raſſenl, kühn, weil ſie in ihrem Gefängniſſe toben, und freimütig, weil ſie ihre Kerkermeiſter ſchelten. Sie ſpringen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — ſie ſind hier oder dort; aber der Abgrund iſt geblieben; ſie verſtanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung iſt ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Geſichts; ſie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldſtücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wiſſen ſie es nicht ſchicklich zu gebrauchen, und man ſieht ſie gleich jenem Häuptling der Wilden ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preiſt, die Liebe iſt ſtumm. Nicht preiſen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüſterne Gaſt vergißt über das Mahl den Wirt, der herzloſe Kunſtfreund den Künſtler über ſein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genoſſenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarſte iſt, der die Wohlthat vergißt, ſich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des ſeligen Geiſtes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unſere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Paul's Werke zählen, nicht ſie ſchätzen. Die Schätze, die er hinterlaſſen, ſind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelſteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweiſt; aufgeſpeicherte, unbemahlene Brotfrucht und Aecker genung, worauf noch die ſpäteſten Enkel ernten werden. Solcher Reichtum hat manches Urteil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung geſcholten, Freigebigkeit als Verſchwendung! Weil er ſo viel Gold beſaß als andere Zinn, hat man als Prunkſucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat ſeinen Irrtum verſchuldet? Wenn große Reichtümer durch viele Geſchlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genuſſes; die Fülle wird geordnet, alles an ſchickliche Orte geſtellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geſchmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überraſcht, dem es die nackten Wände zauberſchnell mit hohen Pfeilerſpiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fäſſer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauſcht ſich im Becher der Freude, teilt unbeſonnen mit vollen Händen aus und blendet, weil er iſt geblendet. Ein ſolcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von ſeinem Volke nicht geerbt. Der Himmel ſchenkte ihm ſeine Gunſt; das Glück ſtürzte gut gelaunt ſein Füllhorn um und überſchüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erbe gab ihm ihre verborgene Schätze. Er ſah und zeigte ſie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzſtufe, nur von wenigen erkannt, und die Faſſung der Edelſteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo ſeine Aſche ruhe? Vom Himmel iſt er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unſer Herz iſt ſein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen ſeiner Kindheit, von den Träumen ſeiner Jugend, von ſeinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Guſtav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr ſeine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet ihr ſie. Kein Held, kein Dichter hat von ſeinem Leben ſo treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geiſt iſt entſchwunden, das Wort iſt geblieben! Er iſt zurückgekehrt in ſeine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in ſeiner Verklärung ſeine traute Erde nicht vergeſſen, nicht ſeine lieben Menſchen, die mit ihm geſpielt und geweint, und geliebt und geduldet wie er.

Werner, Zacharias, 1768—1823, geb. zu Königsberg in Oſtpreußen, bis 1807 preußiſcher Beamter, trat 1811 zur katholiſchen Kirche über, wurde ſpäter zum Prieſter geweiht und wirkte in Oeſterreich als beliebter Kanzelredner. Er führte die romantiſche Richtung in die Bühnendichtung ein. In dem Schauſpiele „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" wollte er Luther feiern; er ſchuf jedoch nur ein Zerrbild des großen Reformators („einen zerfloßenen Fratzenſchatten" ſagt Jean Paul). Goethe ſchreibt über das Stück an den Condichter Zelter (11. Juni 1806): „Es iſt kein Schauſpiel mehr; es iſt die Parodie (Verſpottung) einer ernſthaften, heiligen Kirchenangelegenheit, die ſich begreiflich machen will, indem ſie ſich profaniert." Von bedeutender Nachwirkung war das in einen Aufzug zuſammengedrängte Trauerſpiel „Der 24. Februar". Es ſchildert die Wirkung eines an einem 24. Februar ausgeſprochenen Vaterfluches über den Sohn, der zum Schutze der mißhandelten Mutter ſein Meſſer gegen den Vater geworfen hatte. An demſelben Monatstage und mit demſelben Meſſer ſchneidet der erſtgeborne Knabe des Verfluchten ſeinem 2jährigen Schweſterchen den Hals ab und ermordet dieſer den nach mehr als 20 Jahren mit vielem Gelde unerkannt nach Hauſe zurückkehrenden Sohn. Dieſes Schauerſtück gab Veranlaſſung zu einer Fülle ähnlicher Dichtungen, in denen das erbarmungsloſe Walten eines ehernen Schickſales den Untergang der Menſchen herbeiführt. Man nannte dieſe Werke „Schickſalstragödien". In dieſer Richtung wirkten Adolf Müllner, 1774—1829, Advokat in Weißenfels („Der 29. Februar", „Die Schuld" u. a.,) Ernſt Freiherr von Houwald, 1778—1845 u. a.

Schleiermacher, Friedrich, 1768—1834, geb. zu Breslau, evangeliſcher Gottesgelehrter, Prediger und Profeſſor zu Halle und Berlin, wirkte nicht bloß in ſeinen „Reden über die Religion" und den „Predigten" für eine gemütvollere, tiefere Auffaſſung des Glaubens, als ſie die damals herrſchende Aufklärung (der Rationalismus) bot, ſondern griff in bewunderungswürdiger Vielſeitigkeit auch in Philoſophie und Philologie bahnbrechend ein, überſetzte wichtige Schriften Plato's und wurde als einer der hervorragendſten Lehrer Anziehungspunkt der damals (1810) neu gegründeten Berliner Hochſchule.

Arndt, Ernſt Moritz, geb. 26. Dezember 1769 auf der damals ſchwediſchen Inſel Rügen, † 1860 zu Bonn. Er erhielt eine fromme und ſtrenge Erziehung, ſtudierte Theologie und ließ ſich 1800 als Lehrer an der Hochſchule zu Greifswald nieder. Da er gegen die franzöſiſche Fremdherrſchaft in Deutſchland ſchrieb, mußte er 1806 flüchten, lebte zuerſt in Stockholm, dann verborgen in Deutſchland und ging dann nach Rußland. 1812 wurde er Lehrer an der Hochſchule zu Bonn, aber 1820 wegen angeblicher Umtriebe abgeſetzt und erſt 1840 durfte er wieder den Lehrſtuhl beſteigen. Seine Dichtungen voll Glut der Empfindung und voll ehrlichen Zornes über die Fremdherrſchaft, durchdrungen von felſenfeſtem Gottvertrauen, trugen nicht wenig zum Aufflammen der Begeiſterung in den Freiheitskriegen und ſpäter zur Belebung deutſcher Vaterlandsliebe bei.

Hebel, Joh. Peter, geboren 11. Mai 1770 zu Baſel, † 22. Sept. 1826, widmete ſich in Baſel dem geiſtlichen Stande und wurde 1819 in Baden zum Prälaten ernannt. Herzliche Frömmigkeit, Menſchenkenntnis und Menſchenliebe, Freude an der Natur, ſchalkhafter Humor befähigten ihn zum Volksdichter; ſeine heimatliche Mundart lieferte ihm dazu gewiſſermaßen das Material. Auch heute noch zählt Hebel unter die Lieblingsdichter aller deutſchen Stämme.

Hölderlin, Johann Chriſtian Friedrich, geboren zu Lauffen am Neckar 20. März 1770, † 7. Juni 1843. Er ſtudierte in Tübingen Theologie und wirkte ſodann als Hauslehrer in verſchiedenen Familien. 1802 kam er geiſteskrank in die Heimat zurück und lebte in dieſem traurigen Zuſtande bis zu ſeinem Tode in Nürtingen. Als Dichter ſchwärmte er für die alte griechiſche Welt, ohne ſich den Gefühlen für die Heimat zu entfremden. Seine älteren Lieder und odenartigen Dichtungen zeigen tiefen Sinn bei ſchöner dichteriſcher Geſtaltung. Sie wirken heute noch ergreifend auf den Leſer.

Mahlmann, Auguſt, geboren 1771 zu Leipzig, geſtorben 1826 ebendaſelbſt, ſchrieb Dramen, Novellen und Gedichte.

Zſchokke, Heinrich, geb. 1771 zu Magdeburg, † 1848 zu Aarau in der Schweiz, ein tüchtiger, entſchloſſener klarer Charakter, ſtudierte in Frankfurt a. O. Theologie und Philoſophie, glaubte aber als offener Gegner der Regierungsgrundſätze des damaligen leitenden preußiſchen Staatsmannes Joh. Chriſtoph von Wöllner (1732—1800) in Preußen keine Anſtellung erhalten zu können und wanderte nach der Schweiz aus. Er gewann in Graubünden das Bürgerrecht. Bei den Wirren und Unruhen, welche das Eindringen der Franzoſen und ihrer Gegner, der Oeſterreicher und Ruſſen, ſowie die Umwälzungen des ſchweizeriſchen Staatsweſens am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts hervorriefen, leiſtete er ſeinem zweiten Vaterlande in verſchiedenen Kantonen als Verwaltungsbeamter, als Staatsmann und im Schulweſen hervorragende Dienſte. Seit 1808 lebte er in Aarau, wo er auch, auf ſeinem Beſitztum Blumenhalde, ſtarb. Als Schriftſteller war Zſchokke ſehr thätig, ohne jedoch beſonders große Bedeutung zu gewinnen. Seine zahlreichen Novellen und Romane zeigen ihn als heiteren, kenntnisreichen, für Menſchenwohl begeiſterten Erzähler. Er iſt der Verfaſſer des lange Zeit ſtark verbreiteten Erbauungsbuches „Die Stunden der Andacht".

Novalis, Schriftſtellername für Friedr. v. Hardenberg, geboren 2. Mai 1772 in der Grafſchaft Mansfeld, ſtarb als Bergaſſeſſor 25. März 1801 zu Weißenfels. Er ſang herrliche „Hymnen an die Nacht"; ſeine geiſtlichen Lieder ſind edler Ausdruck echter Chriſtusliebe; ſein Roman „Heinrich von Ofterdingen" iſt kaum zur Hälfte vollendet. Von ihm ſind die Lieder: „Wenn alle untreu werden, So bleib ich Dir doch treu 2c.," und „Wenn ich ihn nur habe, Wenn er mein nur iſt 2c."

Collin, Heinrich von, 1772—1811, geb. zu Wien, Hofrat der wiener Hofkanzlei, wendete ſich der dramatiſchen Dichtkunſt zu, deren Grundſätze er ſich nach einem erfolgreichen Studium der griechiſchen und römiſchen Bühnendichtungen und aus Leſſings bezüglichen Schriften bildete. Seine Trauerſpiele: „Regulus", „Coriolan"

„Balboa", „Die Horatier und die Curiatier" u. a. errangen großen Beifall, obwohl Goethe und die beiden Schlegel ſich gegen dieſelben ausſprachen. Unter ſeinen Gedichten ſind „Kaiſer Max auf der Martinswand", „Kaiſer Albrechts Hund" und „Herzog Leupold vor Solothurn" die bekannteſten. Matthäus von Collin, ſein Bruder, 1779—1824, Profeſſor der Aeſthetik und Geſchichte der Philoſophie, ſeit 1815 Erzieher des Herzogs von Reichſtadt, des Sohnes Napoleons I., ſchrieb „Dramatiſche Dichtungen".

Tieck, Ludwig, geboren 31. Mai 1773 zu Berlin, ſtarb 28. April 1853 ebendaſelbſt, hat als Dichter, Kunſtſchriftſteller und Ueberſetzer einen bedeutenden Einfluß auf die Litteratur ſeiner Zeit geübt. Er hat ſich in allen dichteriſchen Formen verſucht, doch in keiner zur Vollkommenheit durchgerungen. Tieck wird als Führer der ſogenannten romantiſchen Schule angeſehen. Man verſteht darunter eine Richtung der Dichtkunſt, welche ſich nicht auf das Studium der griechiſchen und römiſchen Dichterwerke beſchränkte, ſondern auch die poetiſchen Formen anderer Völker, morgenländiſcher wie abendländiſcher nachzuahmen ſuchte. Entgegen der allzu nüchternen und trockenen Auffaſſung der Lebensverhältniſſe, welche damals vorherrſchte, glaubte ſie eine poetiſche Lebensanſchauung im Sinne des Mittelalters anſtreben zu müſſen. Das deutſche Schrifttum verdankt den Romantikern, entſprechend ihren Beſtrebungen, muſtergiltige Ueberſetzungen fremdländiſcher Dichterwerke (A. W. Schlegel und Tieck z. B. überſetzten Shakeſpeare), ein liebevolles Verſenken in das Schrifttum des Mittelalters, deſſen Werke nun weiten Kreiſen wieder zugänglich gemacht wurden, Erweckung der Liebe zum deutſchen Vaterlande und zum deutſchen Volke, Pflege des Volksliedes, der Volksmärchen und Volksbücher, überhaupt eines lebendigen vaterländiſchen Sinnes. Anderſeits führte dieſe Richtung zu einer, oft unſchönen Regelloſigkeit in den dichteriſchen Formen, zu Myſtik und zum Ueberwuchern der Einbildungskraft über die ſchöne Form und zu Unklarheit der Weltanſchauung. Die hervorragendſten Anhänger der romantiſchen Schule waren Tieck, die Gebrüder Schlegel, Novalis, Clem. Brentano, Achim von Arnim, Heinr. von Kleiſt, Fouqué und E. Schulze. Das Weſen derſelben hat Tieck in dem Vorſpiel zu dem von ihm in bühnenmäßige Form gebrachten Volksbuch „Kaiſer Oktavianus" in den Verſen gezeichnet, in welchem die „Romanze", deren Vater der Glaube, deren Mutter die Liebe iſt, den Beginn befiehlt:

„Mondbeglänzte Zaubernacht, Wundervolle Märchenwelt,
Die den Sinn gefangen hält, Steig auf in der alten Pracht."

Schlegel, Karl Wilhelm Friedrich von, geboren 10. März 1772 zu Hannover, ſtarb zu Dresden 11. Januar 1829, hat weniger durch ſeine Dichtungen, als durch ſeine Schriften über die Kunſt, beſonders über die Dichtkunſt, gewirkt. Siehe auch Ludwig Tieck.

Kleiſt, Heinr. von, 1776—1811, geb. zu Frankfurt a. O., von 1796—99 Offizier in dem preußiſchen Regiment Garde zu Fuß, nahm den Abſchied, um ſich den bisher vernachläſſigten Studien zu widmen, gab dieſelben jedoch bald wieder auf, ohne zu einem feſten Entſchluß über irgend eine geregelte Lebensthätigkeit zu gelangen. Im 25. Lebensjahre erſt glaubte er dieſelbe in der Dichtkunſt zu finden und begann ein Trauerſpiel „Robert Guiscard", welches den höchſten Anforderungen genügen ſollte, aber niemals vollendet ward. Die für Preußen verhängnisvollen Ereigniſſe des Jahres 1806 erſchütterten den vaterlandsliebenden Dichter auf's gewaltigſte, raubten ihm die kleine Anſtellung und Penſion, welche die Königin Louiſe ihm verſchafft hatte, und brachten ihn in franzöſiſche Gefangenſchaft. Freigelaſſen, nahm er ſeinen Wohnſitz zu Dresden. Wie tief die Schmach Deutſchlands ihn ergriff, davon geben Zeugnis das Drama „Die Hermannsſchlacht" und der dichteriſche Aufruf „Germania an ihre Kinder". Als Oeſterreich im Jahre 1809 an Napoleon den Krieg erklärte, eilte Kleiſt nach Prag, um ſeine Feder wie ſeinen Degen zur Verfügung zu ſtellen; der nach der Schlacht von Wagram geſchloſſene Waffenſtillſtand aber vereitelte ſeine Hoffnungen. Kleiſt kehrte nach Berlin zurück; Mißmut und Schmerz über die Zeitverhältniſſe bedrückten ſeine Seele, Nahrungsſorgen bedrängten ihn, ſeine dichteriſchen Arbeiten hatten nicht den erwarteten Erfolg, und ſo ließ er ſich durch eine Freundin, Henriette Vogel, welche an einer unheilbaren Krankheit zu leiden glaubte, verleiten, ihr das Verſprechen zu geben, ſie zu töten. Am 20. November 1811 fuhren beide von Berlin nach Potsdam, und am Ufer des Wanſee's erſchoß Kleiſt zuerſt ſeine Begleiterin, dann ſich ſelbſt. Als Bühnendichter und Erzähler nimmt Kleiſt eine hervorragende Stelle im deutſchen Schrifttum ein. Das Luſtſpiel „Der zerbrochene Krug" iſt 1802 in der Schweiz, im Hauſe des Schriftſtellers Zſchokke, entſtanden. In deſſen Zimmer befand ſich ein Kupferſtich mit der Unterſchrift „La cruche cassée" (der zerbrochene Krug). Kleiſt, Zſchokke und Ludwig Wieland, Martin Wieland's Sohn, ſprachen über denſelben und jeder verſprach,. den dargeſtellten Gegenſtand dichteriſch zu behandeln. Zſchokke ſchrieb eine Erzählung, Wieland eine Satyre und Kleiſt das Luſtſpiel, mit dem er den Sieg über die beiden anderen davon trug. Der Stoff iſt eine Gerichtsverhandlung, in welcher ein Richter in dem Beſtreben Unſchuldige einer Schuld zu zeihen, ſeine eigene Miſſethat an den Tag bringt. „Pentheſilea", die Königin der Amazonen, wird von Achilles, den ſie im Kampfe ſucht, verwundet und beſiegt. Als ſie inne wird, daß ſie ihm als Gefangene folgen müſſe, greift ſie den Unbewaffneten an, tötet ihn und zerfleiſcht noch den Leichnam, dann aber giebt ſie ſich ſelbſt den Tod. — „Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe", ein großes hiſtoriſches Ritterſchauſpiel (1810) iſt gewiſſermaßen ein dramatiſiertes Märchen. Inhalt: Käthchen, die vermeintliche Tochter des Waffenſchmiedes Werner zu Heilbronn, in Wirklichkeit die Tochter des Kaiſers, iſt durch geheimnisvolle Bande an den Grafen Wetter von Strahl gebunden und folgt demſelben überall nach. Im ſomnambulen Zuſtande hat ſie das Bewußtſein ihrer Abſtammung, und auf dieſe Weiſe erhält auch der Graf davon Kunde. Der Kaiſer erkennt die Tochter an und vermählt ſie dem Grafen. — „Prinz Friedrich von Homburg" führt uns eine Frage des militäriſchen Gehorſams vor. Inhalt: Prinz Friedrich von Homburg hat zum Siege von Fehrbellin in entſcheidender Weiſe beigetragen, und zwar dadurch, daß er einem Befehle des Großen Kurfürſten zuwider gehandelt hat. Der Kurfürſt will dem Rechte ſeinen Lauf laſſen, endlich aber ſiegt die Billigkeit, und der Prinz erhält die Hand der Prinzeſſin Natalie. — Auch in der Erzählung bewährte ſich Kleiſt als Meiſter; ſein „Michael Kohlhaas" (1803), „Das Erdbeben von Liſſabon" gelten heute noch als Muſternovellen.

Hoffmann, Ernſt Theodor Amadeus, 1776—1822; ſiehe „Meiſter Martin und ſeine Geſellen."

Klingemann, Ernſt Friedrich Auguſt, 1777—1831, Direktor des Hoftheaters in ſeiner Vaterſtadt Braunſchweig, ein fruchtbarer dramatiſcher Dichter, iſt weniger durch poetiſche Begabung ausgezeichnet, als durch großes Geſchick, die verſchiedenſten Stoffe bühnengerecht herzuſtellen; als die beſten ſeiner Bühnenſtücke können angeſehen werden: „Heinrich der Löwe", „Martin Luther", „Cromwell", „Moſes", „Deutſche Treue". Auch Romane ſchrieb Klingemann, die ſeinerzeit viel geleſen wurden, heute aber vergeſſen ſind.

Brentano, Klemens, 1777—1842, durch ſeine Mutter Enkel von Sophie la Roche, geboren zu Frankfurt a. M., ein Dichter von ſtarken Gefühlen und reicher Phantaſie, dem aber die Beharrlichkeit fehlte, ſeine Gedanken in künſtleriſch ſchöne Geſtalt zu bringen. In Gemeinſchaft mit Achim v. Arnim ſammelte er deutſche Volkslieder und gab ſie unter der Ueberſchrift „Des Knaben Wunderhorn" heraus. Von ſeinen eigenen Werken ſeien erwähnt „Die Romanzen vom Roſenkranz", „Die Geſchichte vom braven Kaſperl", das Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia". Manche ſeiner Lieder zeichnen ſich durch volksmäßigen Ton aus. Seine Schweſter Bettina Brentano, 1785—1859, trat mit Goethe's Mutter und mit dieſem ſelbſt in vertrauten Verkehr, vermählte ſich 1811 mit Achim von Arnim, gab nach dem Tode desſelben „Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde" (von ihr erdichtet, daher ſie den Namen „das Kind" erhielt) und andere Schriften heraus.

Motte=Fouqué, Friedrich, Freiherr de la, geb. 12. Februar 1777 zu Brandenburg a. d. Havel, † 23. Februar 1843 zu Berlin, ſtammt aus einer alten franzöſiſchen Familie, die unter Ludwig XIV. um des Glaubens willen nach Preußen ausgewandert war. Er trat früh in das preußiſche Heer, mußte aber wegen Kränklichkeit wieder abgehen. In den Freiheitskriegen griff er aber wieder zu den Waffen und bekämpfte die Franzoſen durch das Schwert und in feurigen Liedern. Sein Hauptwerk iſt das wunderliebliche Märchen „Undine". Seine Lieder ſind teils geiſtliche, teils weltliche.

Chamiſſo, Adalbert von, entſtammte einem alten franzöſiſchen Geſchlechte, ward 1781 auf dem Schloſſe Boncourt in Frankreich geboren, ſtarb 21. Auguſt 1838 zu Berlin. Mit dem 9jährigen Knaben waren die Eltern vor der Wut der Revolution nach Deutſchland geflüchtet. Mit 20 Jahren trat Chamiſſo als Leutnant in das preußiſche Heer, in dem er bis 1806 diente. Er fühlte ſich als Deutſcher und war der deutſchen Sprache ſo mächtig geworden, daß er unter die hervorragendſten Dichter derſelben zählt. Von 1815—18 nahm er an einer Reiſe um die Welt teil. Seine Erzählung „Peter Schlemihl" iſt faſt in alle europäiſchen Sprachen überſetzt worden. Unter fremden Dichtformen gelang ihm vorzüglich die Seſtine; das großartige Gedicht „Salas y Gomez" iſt in ſolchen verfaßt. Es ſchildert das Seelenleben eines durch Schiffbruch auf die polyneſiſche Inſel Sala y Gomez Verſchlagenen, der in langjähriger Einſamkeit von der tiefſten Verzweiflung zu vollkommener Ergebenheit in Gottes Willen gelangt.

Am Grabe Chamiſſo's.

Von Franz v. Dingelſtedt (1814—1881).

Wo habt ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den engbeſchränkten Port,
Darein der Weltumſegler ſich gerettet!
Ihr zeigt auf eine dürre Scholle dort,
Wo heut' das erſte Herbſtlaub niederregnet;
„Dort ruht er!" ſagt mir euer Trauerwort.
O ſei, du heilig' Dichtergrab, geſegnet!
Du birgſt ihn, dem mein Geiſt viel tauſendmal,
Mein ſterblich Auge nimmermehr begegnet.
Ich ſah ihn nie; an ſeiner Blicke Strahl
Hat meine Kraft ſich nie entzünden ſollen.
Er ſtand zu hoch, ich ging zu tief im Thal.
Doch in der Bruſt, in der begeiſt'rungsvollen,
Trag' ich ſein Bild wohl tiefer und getreuer,
Als ſie's in Wort und Farbe malen wollen.
Ich ſeh' ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
Die lichte Stirn, die Brauen ſtolz geſchweift,
Und ſtreng der Mund, als ſei'n die Worte teuer.
So ſteht er da, die Locken weiß bereift,
Und in den Flocken, die die Jahre ſenden,
Den Lorbeerkranz zu vollem Grün gereift.
Er ſelbſt ein Fels mit ſcheitelrechten Wänden,
Salas y Gomez, ragt er aus der Flut,
Von Wellendrang umbrauſt an allen Enden.
Doch in dem Steine ſchlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umſchlungen,
D'ran wie an Vaterbruſt die ganze Menſchheit ruht.
Wer hat ihr Leid ſo laut, wie du geſungen?
Und wer, wie du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienſt ſein Dichterſchwert geſchwungen?
Ein Fremdling warſt du unſerm deutſchen Norden,
In Sitt' und Sprache and'rer Stämme Sohn,
Und wer iſt heimiſcher, als du ihm worden?
Nun ſchläfſt du in der fremden Erde ſchon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.
Drauf ſoll gekreuzt ſein Pilgerſtecken liegen
Und unſer Banner, das dem Sängerheer
Voran er trug, zu kämpfen und zu ſiegen.
Wir aber ſtehen klagend ringsumher;
Denn gönnen wir ihm die verdiente Raſt,
So gönnten wir den Führer uns noch mehr.
O Zeit der Not! Es ſtürzen Stamm und Aſt,
Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald,
Gefall'nes Laub wird wirbelnd aufgefaßt.
Die Wolken haben dräuend ſich geballt,
Von Sturmesfurchen iſt der See gekräuſelt;
Bald hörſt du nur den Herbſtwind, welcher kalt
Durch kahle Forſten über Stoppeln ſäuſelt.

Achim v. Arnim, Ludwig, 1781—1831, eine edle ritterliche Natur, gab mit Klemens Brentano (ſiehe dieſen) „Des Knaben Wunderhorn" heraus und verfaßte den leider unvollendet gebliebenen Roman „Die Kronenwächter", eine lebensvoll geſchriebene geſchichtliche Erzählung. Auch unter ſeinen übrigen erzählenden Werken finden ſich Meiſterſtücke, z. B. „Iſabella von Aegypten", „Die Majoratsherren" u. a. In manchen ſeiner Werke, ſo in dem Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geſchichte", zieht er Spukweſen in die Begebenheit hinein.

Raumer, Friedr. Ludwig Georg, geb. 1781 zu Wörlitz bei Deſſau, † 1873 zu Berlin, an deſſen Hochſchule er bis 1853 als Lehrer der Geſchichte gewirkt hatte. Er leitete die Geſchichtsforſchung in neue Bahnen, indem er zeigte, daß der Geſchichtſchreiber die weltgeſchichtlichen Ereigniſſe, die Beweggründe der in denſelben handelnden Perſonen nicht nach ſeinen eigenen Anſichten oder den Anſchauungen ſeiner Zeit beurteilen dürfe, ſondern daß er ſich behufs einer unparteiiſchen Darſtellung in den Geiſt der Vergangenheit und in das eigentümliche Seelenleben der einzelnen geſchichtlichen Perſonen verſenken müſſe. Raumer's Hauptwerk iſt „Die Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit" (1823—25).

Schenkendorf, Max Gottlob Ferdinand v., geboren 11. Dezember 1783 zu Tilſit, ſtarb 11. Dezember 1817 zu Koblenz; er war einer der edelſten vaterländiſchen Dichter zur Zeit der Befreiungkriege. Seine Sehnſucht war die Einigung des zerriſſenen deutſchen Volkes durch die Wiederaufrichtung des deutſchen Kaiſerthrones.

Schefer, Leop., geb. 1784 zu Muskau, † 1862 daſelbſt, machte bedeutende Reiſen, ſchrieb Novellen, in welchen er mit Vorliebe krankhafte Stimmungen und daraus hervorgehende ſchwere Folgen ſchildert, z. B. „Der Bauchredner". Inhalt: Ein Bauchredner betrachtet die beiden Stimmen, in denen er ſprechen kann, als zwei verſchiedene in ihm wohnende Geiſter, ſo erſcheint er bald als Beſeſſener, bald als Gaukler. Im Jahre 1834 gab Schefer das „Laienbrevier" heraus, nach dem Urteile des Litteraturforſchers Karl Goedeke (1814—87) „eine Sammlung von leicht und ſchlecht in Verſe gebrachten Betrachtungen, wie ſie jeder anſtellen konnte, Gemeinplätze mit dem Anſtriche des Geiſtreichen, ein bruchſtückartiges Lehrgedicht ohne Gedicht".

Raupach, Ernſt Benj. Salomo, geb. 1784, † 1852, ein Schleſier, fruchtbarer und ſeiner Zeit beliebter Bühnendichter, verſuchte Leſſing, Schiller, die ſpaniſchen Bühnendichter nachzuahmen, verdankte ſeine Erfolge nicht der dichteriſchen Kraft ſeiner Werke, ſondern einer wirkſamen Szenenverteilung, einer glatten, leicht verſtändlichen Sprache und dem Entgegenkommen gegen die wechſelnden Stimmungen des Publikums.

Varnhagen, Auguſt, genannt Varnhagen von Enſe, 1785—1858, ein ſcharfer Beobachter von Menſchen und Vorgängen, ſchrieb in vorzüglicher Sprache Lebensbeſchreibungen von Feldherren (Blücher, Derfflinger u. a.), Staatsmännern, Dichtern (Fleming, Canitz, Beſſer).

Ludwig I., König von Bayern, 1786—1868, regierte von 1825—48, ein kunſtliebender Fürſt; ſeine Dichtungen zeigen teils mannhafte deutſche Geſinnung (manche ſind gegen Napoleon I. gerichtet), teils geben ſie die Eindrücke wieder, welche Kunſtwerke auf den Dichter machten. Indem Ludwig nach Kürze und Beſtimmtheit des Ausdruckes ſtrebte, vermied er nicht Härten in Sprache und Wortbildung. Von ſich ſelbſt ſagt er in dem Epigramm „An mich":

Finſter bliebe der Mond, empfing er nicht Licht von der Sonne;
Was du gedichtet, es auch, glänzte die Krone nicht drauf.

Grimm, Gebrüder: Jakob Ludwig Karl, geb. 4. Jan. 1785 zu Hanau, geſt. 20. Sept. 1868 zu Berlin, und Wilhelm, geb. 1786 zu Hanau, geſt. 16. Dez. 1859 zu Berlin, lebten und arbeiteten in innigſter Lebensgemeinſchaft mit einander. Beide waren von tiefer Liebe zur deutſchen Heimat beſeelt und ſuchten das Weſen des deutſchen Volkstums, wie es ſich äußert in Sprache und Dichtung, in Götterglauben, Märchen, Volksliedern, in den Sagen, im Rechtsleben des Altertums, zu erforſchen und darzuſtellen. Jakob Grimm bildete ſeine „Deutſche Grammatik" (von 1819 an) zu einer Geſchichte aller germaniſchen Sprachen aus und wurde einer der Begründer der neueren Sprachwiſſenſchaft. Die „Deutſchen Rechtsaltertümer" (1828) wieſen die Poeſie in den ſinnbildlichen Handlungen des alten Volksrechtes nach. Seine „Deutſche Mythologie" knüpfte viele Sitten und Gebräuche der Gegenwart an die Zeiten des Heidentums an. Wilhelm erforſchte beſonders die Geſchichte der deutſchen Heldenſage und gab viele Denkmäler des alten deutſchen Schrifttums heraus. Er verſtand und redete die Sprache der Kinderwelt in den Märchen, die er gemeinſam mit ſeinem Bruder ſammelte („Kinder- und Hausmärchen"). Aus dem Däniſchen brachte er „Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Märchen" (1811). — Mit beſcheidenen äußeren Verhältniſſen zufrieden, ſchufen beide Brüder die Wiſſenſchaft von der deutſchen Dichtung; nicht bloß in den Werken der berufenen Sänger, ſondern in allen, ſelbſt unſcheinbaren Aeußerungen unſeres Volkslebens ſuchten und fanden ſie den dichteriſchen Grundzug heraus. Sie haben dadurch nicht wenig zur Belebung der Vaterlandsliebe und zur Wertſchätzung des deutſchen Volkstums beigetragen.

Börne, Ludwig, geb. 1786 zu Frankfurt a. M., † 1837 zu Paris, hieß vor ſeinem Uebertritte zum Chriſtentume Löb Baruch, wirkte als Kunſtrichter und politiſcher Schriftſteller.

Kerner, Juſtinus, geb. 18. September 1786 zu Ludwigsburg in Württemberg, † 21. Februar 1862, bildete ſich zum Arzte und lebte als ſolcher von 1818 bis zu ſeinem Tode in Weinsberg. Als Dichter traf er den Ton des Volksliedes in ſeltener Weiſe.

Uhland, Johann Ludwig, geb. 26. April 1787, † 13. November 1862 zu Tübingen, widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft, war lange Zeit Mitglied der württembergiſchen Ständekammer und 1848 auch der deutſchen Nationalverſammlung. Seine Lieder ſind durch Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, maleriſche Naturanſchauung und Wärme des Gemüts ausgezeichnet. Unübertroffen erſcheinen ſeine Balladen und Romanzen. Mit wenigen Worten verſteht der Dichter lebensvolle Geſtalten darzuſtellen. Aus allen ſeinen Dichtungen ſpricht warme Vaterlandsliebe und tiefes Verſtändnis der großen Menſchen und Thaten der Vergangenheit. Nicht minder groß ſind Uhlands Verdienſte um die Erforſchung von Dichtung und Sage der deutſchen Vergangenheit.

Ludwig Uhland.

Von Emanuel Geibel (1815—84).

Es iſt ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutſchen Dichterwald,
Ein Sänger ſchied, getreu vor allen,
Von denen deutſches Lied erſchallt.
Wie ſtand mit ſeinem keuſchen Pſalter
Im jüngern Schwarm er ſtolz und ſchlicht!
Ein Meiſter und ein Held, wie Walter,
Und rein ſein Schild, wie ſein Gedicht.
Wohl Größ're preiſ't man unſer eigen,
Um deren Stirnen, ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeer'n der Hellenen blüh'n;
Doch keiner ſang in unſrer Mitte,
Der, ſo wie er, unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'ſcher Sitte,
Ein Herold deutſcher Ehren war.
D'rum, wenn wir ſeinen Weiſen lauſchen,
Umweht es uns wie Heimatluft,
Wir hören deutſches Waldesrauſchen,
Wir atmen deutſchen Maienduft.
Die Herrlichkeit verſcholl'ner Tage
Steigt mondbeglänzt vor uns herauf;
Uns geht beim Waldhornruf der Sage
Das Herz in ſüßem Schauer auf.
Und wenn mit männlich ernſtem Fodern
Sein Lied nach Freiheit ruft und Recht,
Auch das iſt deutſchen Geiſtes Lodern,
Beharrlich, prunklos, ſtark und echt.
Es lehrt uns — was das Schickſal ſende —
Dem Weltlauf feſt in's Auge ſchau'n;
Es lehrt uns treu ſein bis ans Ende
Und auf der Zukunft Sterne trau'n.
Und forſchen wir, wie vom Beginne
Der Sprache zweigend' Erz gedieh'n,
Und was der Väter gläub'gem Sinne
Als uralt heilig Bild erſchien:
Er hat den rechten Schacht gefunden,
Er trägt auf vielgewund'ner Bahn
Durch's Labyrinth der Götterkunden
Die Fackel deutend uns voran.

So wob er ſchon in unſre Jugend
Des Liedes Schmuck, der Sage Luſt,
So reift' er zu entſchloſſ'ner Tugend
Den Freiheitsdrang in unſ'rer Bruſt.
So ſtand er, deutſchen Reichtums Wächter,
In ſinnverwelſchter Zeiten Lauf,
Und huld'gend ſchauten drei Geſchlechter
Zu ſeiner ſtillen Hoheit auf.

Er ſchied; es bleibt der Mund geſchloſſen,
So karg im Wort, im Lied ſo klar,
Der Mund, d'raus nie ein Spruch gefloſſen,
Der ſeines Volks nicht würdig war.
Doch ſegnend waltet ſein Gedächtnis
Unſterblich fruchtend um uns her;
Das iſt an uns ſein groß Vermächtnis,
So treu und deutſch zu ſein, wie er.

Eichendorff, Joſef, Freiherr von, 1788—1857, geboren auf dem väterlichen Schloſſe Lubowitz in Schleſien. Die Befreiungskriege machte er als Freiwilliger mit. Später trat er in den preußiſchen Staatsdienſt, aus dem er 1844 freiwillig ausſchied. Er ſtarb 26. November 1857. Eichendorff iſt Meiſter des ſangbaren Liedes; viele ſeiner Dichtungen ſind zu Volksliedern geworden. Wanderluſt und Waldeinſamkeit, Freude an der Natur, Erhebung zu Gott gaben ihm die Stoffe zu denſelben.

Rückert, Friedrich, geboren 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, ſtarb 31. Januar 1866 auf ſeinem Gut Neuſes bei Coburg, zählt zu den begabteſten und beliebteſten deutſchen Dichtern. Seine hervorragendſten Eigenſchaften ſind ungemeiner Reichtum der Gedanken, außerordentliche Gewalt über die Sprache. Nur wenige Dichter kommen ihm gleich an Sinnigkeit, ſchöpferiſcher Kraft und Fülle der Anſchauungen. Auf die Fortbildung unſerer Sprache iſt er von dauerndem Einfluſſe geblieben.

Schulze, Ernſt Konrad Friedrich, geboren 22. März 1789, ſtarb 29. Juni 1817 zu Celle, beſang in ſeinem romantiſchen Epos „Cäcilie" den Sieg des Chriſtentums über die alten nordiſchen Götter. In ſeinen Liedern, Elegien und poetiſchen Epiſteln, erweiſt er ſich als zart und tief fühlender Sänger, der auch die dichteriſche Form beherrſcht. Nach ſeinem Tode erſchien ein zweites romantiſches Epos von ihm „Die bezauberte Roſe".

Zedlitz Joſef, Freiherr von, geb. 28. Februar 1790 zu Johannisberg in Oeſterr.-Schleſien, † 16. März 1862 zu Wien, verſuchte ſich im Liede, im Epos und im Drama. In ſeinen „Totenkränzen" feiert er das Andenken großer Verſtorbener, in ſeinem „Soldatenbüchlein" ſpricht er zum öſterreichiſchen Heere. Immer iſt ſeine Empfindung edel, ſeine Sprache wohllautend und ſchwungvoll.

Körner, Karl Theodor, 1791—1813, geboren zu Dresden als der Sohn des Konſiſtorialrats Chr. Gottfried Körner. Der Vater ſtand Friedrich Schiller als vertrauter Freund nahe, und der Sohn lernte in dieſem Dichter ſein hohes Vorbild verehren und lieben. Ein Duell verſchloß ihm die Hochſchulen von Berlin und Leipzig. Der Vater ſandte ihn daher 1811 nach Wien, wo er ſich jedoch mehr der Poeſie widmete. Einige Bühnenſtücke, darunter beſonders das Trauerſpiel „Zriny" erlangten ſolchen Beifall, daß Körner 1812 als Hoftheaterdichter an der Hofbühne zu Wien angeſtellt wurde. Mit tiefem Schmerze fühlte er die Schmach der franz. Fremdherrſchaft über Deutſchland. Er legte ſeine Stellung nieder, als das Jahr 1813 Preußens glorreiche Erhebung brachte. Am 10. März 1813 ſchrieb er ſeinem Vater: „Der preußiſche Adler erweckt in allen treuen Herzen durch ſeine kühnen Flügelſchläge die große Hoffnung einer deutſchen, wenigſtens norddeutſchen Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen, und fühle ich die Kraft in mir, eine Klippe ſein zu können in dieſer Wogenbrandung — ich muß hinaus und dem Wogenſturm die mutige Bruſt entgegendrücken". Am 19. März trat er in die Lützow'ſche Freiſchar. Nun ſang er eine Reihe von Vaterlandsliedern, welche in jung und alt das heilige Feuer begeiſterter Vaterlandsliebe entflammten und nährten. Seine Lieder beſiegelte er durch todesverachtende Thaten. Er kämpfte mutig in der Lützow'ſchen Kriegerſchar, bis er am 26. Auguſt 1813, als Adjutant des Majors Lützow, bei Gadebuſch von einer feindlichen Kugel getroffen wurde. Wenige Stunden darauf hauchte der Sänger ſeine Heldenſeele aus. Der

Leichnam wurde von den trauernden Genoſſen unter einer Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin beſtattet. Schweſter, Vater und Mutter ruhen jetzt an ſeiner Seite. Ein Denkmal kennzeichnet die heilige Stätte. In Dresden und in Bremen erheben ſich ihm zu Ehren Bildſäulen; ſein Geburtshaus iſt in ein „Körner Muſeum" umgewandelt und bewahrt perſönliche und zeitgeſchichtliche Gegenſtände und Erinnerungsſtücke.

Grillparzer, Franz, 1791—1872, zu Wien geboren und geſtorben. Er widmete ſich der Beamtenlaufbahn und trat 1856 aus dem Staatsdienſte. Erſt im höheren Alter wurde ihm volle Anerkennung zu teil, und ſein 80. Geburtstag (1871) geſtaltete ſich zu einer glänzenden Feier. Am 21. Januar 1872 entſchlief er. Seine Hauptwerke ſind Bühnendichtungen. In der „Ahnfrau" (1817) huldigte er noch der ſogen. Schickſalstragödie, fand ſich jedoch bald von dieſem Irrwege wieder auf die durch Schiller vorgezeichnete Bahn zurück. Seine bedeutendſten Werke ſind die Trauerſpiele: „Sappho", „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Das Goldne Vlies", „König Ottokars Glück und Ende", „Ein Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg"; das Schauſpiel: „Der Traum ein Leben"; das Luſtſpiel „Weh dem, der lügt."

Schwab, Guſtav, geboren 19. Juni 1792, ſtarb 4. November 1850 zu Stuttgart, iſt ein vorzüglicher Dichter von Balladen und Romanzen. Als trefflicher Kenner des Schrifttums erwies er ſich in Sammlungen von Gedichten, Volksbüchern, Sagen des Altertums und durch Herausgabe der Werke verſchiedener Dichter.

Sealsfield, Charles, eigentlich Karl Poſtl, geb. 1793 bei Znaim in Mähren, † 1864 in Solothurn, katholiſcher Geiſtlicher, floh 1822 nach Nordamerika und ſchrieb unter dem Namen Sealsfield naturgetreue und dichteriſch empfundene Schilderungen des Volkslebens in den amerikaniſchen Südſtaaten und in Mexiko.

Müller, Wilhelm, 1794—1827, wurde zu Deſſau geboren, ſtudierte Sprachwiſſenſchaft, machte als Freiwilliger die Befreiungskriege mit und ſtarb als Bibliothekar zu Deſſau. Er iſt einer der friſcheſten Liederdichter. Seine Müller-, Jäger- und Poſtillonslieder leben vielfach noch im Munde des Volkes. Mit Begeiſterung beſang er auch den Heldenkampf des griechiſchen Volkes gegen die Türken, daher man ihn auch „Griechen-Müller" nennt.

Spindler, Karl, geb. 1795 zu Breslau, † 1855 zu Baden-Baden, ſchrieb zahlreiche Romane und Erzählungen.

Ranke, Leopold, geb. 1795 zu Wiehe in Thüringen, † 1886 zu Berlin, ausgezeichneter Geſchichtſchreiber, verſtand in ſeltener Schärfe geſchichtliches und ungeſchichtliches zu ſondern, großen Gedankenreichtum in anſprechende, gefällige Form zu kleiden und der Geſchichtserzählung auch künſtleriſch ſchöne Geſtaltung zu geben. Seine Hauptwerke ſind: „Die römiſchen Päpſte im 16. und 17. Jahrhundert", „Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation" und die (nicht vollendete) „Weltgeſchichte".

Knapp, Albert, 1796—1864, zu Tübingen geboren, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ſtarb als Stadtpfarrer zu Burgdorf. Unter ſeinen Liedern ragen die geiſtlichen durch unmittelbare Empfindung, echte Begeiſterung und Kraft der Darſtellung hervor. Viele unter ihnen ſind in Geſangsbücher aufgenommen.

Platen-Hallermünde, Auguſt, Graf von, geboren zu Ansbach 24. Oktober 1796 aus einem alten ſchwediſch-pommerſchen Geſchlechte, ſtarb 5. Dezember 1835 zu Syrakus, iſt nicht bloß ein Meiſter in der Behandlung der Sprache, ſondern auch ein tief empfindender und gedankenreicher Dichter. Seine Sonette gehören zu den wohlklingendſten der deutſchen Dichtung und auch die Dichtform des Ghaſels behandelte er muſterhaft. Platen's dramatiſche Dichtungen ſind in der Form vollendet zu nennen, entbehren aber des dramatiſchen Lebens und ſind teilweiſe, wie „Die verhängnisvolle Gabel" (gegen die Schickſalstragödie) und „Der romantiſche Oedipus" (gegen Immermann) gegen dichteriſche Richtungen geſchrieben, hatten daher für das Volk keine beſondere Anziehungskraft. Kurz vor ſeinem Tode ſchrieb ſich der Dichter folgenden Nachruf:

Grabſchrift.

„Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der böſen Zeit, in welcher ich entſproſſen;
Doch ſchon als Jüngling hab' ich Ruhm genoſſen
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.
Die Kunſt zu lernen, war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeſchloſſen,
In Reim und Rhythmus meinen Geiſt ergoſſen,
Die dauernd ſind, wofern ich recht erwäge.
Geſänge formt' ich aus verſchied'nen Stoffen,
Luſtſpiele ſind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen:
Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und dieſen Vers für meine Gruft geſungen." —

Droſte-Hülshoff, Annette Eliſabeth, Freiin von, 1797—1848, eine Tochter des alten münſterländiſchen Geſchlechtes der Droſte, wurde auf dem väterlichen Rittergute Hülshoff bei Münſter geboren. Später wohnte ſie jahrelang in Meersburg bei ihrem Schwager, dem Freiherrn Joſef von Laßberg; ſie wollte ſich ganz am Ufer des Bodenſees niederlaſſen, da ſtarb ſie 24. Mai 1848 plötzlich am Herzſchlage. In ihren Dichtungen zeigt ſie ein ernſtes, entſchloſſenes, in Gottesfrieden ergebenes Gemüt. Auch der Scherz und der Humor ſind ihr nicht fremd. Sie iſt die hervorragendſte deutſche Dichterin der Neuzeit.

Annette von Droſte-Hülshoff.

Von Emil Rittershaus (geb. 1834;).

Um deinen Sarg im Ahnengrab
Die Spinnen nun die Netze weben,
Doch was dein Geiſt dem Volke gab
Dein Lied, das hat ein ewig Leben!
Gewiß, es wird des Volkes Sinn
Dich Gottgeweihte lieb gewinnen,
Du hohes Weib, du Königin
Von allen deutſchen Dichterinnen!

Von Paul Heyſe (geb. 1830;).

Ein Herz ſo ſtark, das Schwerſte zu verwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
So tief, um ahnend tiefſtes zu verſtehn,
Zu weich, um nur in Starrheit Halt zu finden.

Ein Geiſt, geſchaffen, Geiſter zu ergründen,
Stolz, um gemeines groß zu überſehn,
Demütig, wenn ein Lebenswerk geſchehn
Und ſeine Spur verweht ſchien von den Winden.
Einſam erwachſen auf der Heimat Flur,
Einſam, trotz innig ernſtem Liebesſehnen,
Im Stillen ſammelnd ewigen Gewinn;
Allein an Gott dich klammernd und Natur,
Zu Perlen reiften dir all deine Thränen:
So wardſt du Deutſchlands größte Dichterin.

Hoffmann, Auguſt Heinr., 1798—1874, nach ſeinem Geburtsorte „von Fallersleben" genannt, ſtarb als Bibliothekar auf Schloß Korvei 19. Januar 1874, wendete ſich von dem Studium der Theologie der Erforſchung der deutſchen Litteratur zu. Bis 1848 hatte er wegen ſeiner freiſinnigen Schriften mancherlei Anfeindungen zu dulden. Als Gelehrter erwarb er ſich bleibende Verdienſte durch Herausgabe alter deutſcher Schriftwerke. Als Dichter gewann er durch ſeine heitern, leicht ſingbaren Lieder die Herzen des Volkes. Seine Kinderlieder, wie andere ſeiner Geſänge treffen nicht bloß den Ton des Volksliedes, ſondern ſind wirklich vielfach Volkslieder geworden.

Immermann, Karl Lebrecht, 1796–1840, verſuchte ſich in der Bühnendichtung, in Novellen und im Märchen (Heldengedicht). Sein Roman „Münchhauſen, eine Geſchichte in Arabesken", enthält eine meiſterhafte Schilderung des weſtfäliſchen Dorflebens.

Menzel, Wolfgang, geb. 1798 zu Waldenburg in Schleſien, † 1873 in Stuttgart, Kunſtrichter und Geſchichtſchreiber, Gegner der Nachahmung des franzöſiſchen Schrifttums, ein Mann von tüchtiger deutſcher und chriſtlicher Geſinnung.

Henſel, Luiſe, 1798—1876, geb. zu Linum in Brandenburg, trat 1818 zur kath. Kirche über, ſtarb zu Paderborn, eine innige religiöſe Dichterin; ihre „Gedichte" zeichnet milde, ſehnſüchtige Frömmigkeit aus. Von ihr iſt das Abendgebet: „Müde bin ich, geh' zur Ruh".

Alexis, Wilibald, eigentlich Wilhelm Häring, geb. 1798 zu Breslau, † 1871, wurde dnrch Walter Scotts Geſchichtsromane veranlaßt, vaterländiſche Stoffe in ähnlicher Weiſe zu behandeln. („Cabanis", „Der Roland in Berlin", „Der falſche Waldemar", „Die Hoſen des Herrn von Bredow" ꝛc.)

Kopiſch, Auguſt, geb. zu Breslau 26. Mai 1799, † 3. Februar 1852, lebte 1822—28 in Italien und vereinigte die Gaben eines Malers und Dichters in ſich; Ihm gelangen eben ſowohl ernſte Geſänge als muntere Elfen-, Nixen-, Zwerg- und andere Sagen. Außerdem gab er uns eine Ueberſetzung Dantes und eine Sammlung italieniſcher Volkslieder.

Heine, Heinrich, geb. 13. Dezember 1799 zu Düſſeldorf von jüdiſchen Eltern. † 17. Februar 1856, ſtudierte Rechtswiſſenſchaft, trat 1825 zur evangeliſchen Kirche über, lebte von 1831 an in Paris, wo er bis 1848 einen Gehalt von der franzöſiſchen Regierung erhielt. 1845 erkrankte er an einem Rückenmarksleiden. Von 1848 an war er an das Bett gefeſſelt, bis ihn der Tod erlöſte. Die Gabe des Liedes war ihm in ſeltenem Maße zu teil geworden und viele Lieder von ihm werden im deutſchen Volke fortleben. Indem er aber frechen Spott über Religion, Vaterland uud alle hohen Güter der Menſchheit ergoß und ungezügelte Genußſucht pries, zerſtörte er in ſich und in vielen ſeiner Werke die keuſche Blüte wahrer Dichtkunſt.

Gaudy, Franz Freiherr von, 1800—40, geb. zu Frankfurt a. O., ein reich angelegter Dichter, der aber nicht zu vollendeter künſtleriſcher Durchbildung gelangte. Seine „Kaiſerlieder", Napoleon I. feiernd, fanden große Verbreitung.

Grabbe, Chriſtian Dietrich, 1801—36, ein bedeutend veranlagter Dichter, unterlag leider der Trunkſucht. Seine geſchichtlichen Trauerſpiele „Heinrich VI.", „Napoleon oder die 100 Tage", „Hannibal" und „Die Hermannsſchlacht" zeigen neben manchen großen dichteriſchen Zügen ſo viel Maßloſes, daß eine bühnenmäßige Aufführung ſehr ſchwierig, ja unmöglich wird. In „Napoleon" rücken ganze Heeresſäulen auf den Schauplatz. Sein Hauptwerk „Don Juan und Fauſt" (1829) zählt unter die gewaltigſten Erzeugniſſe des deutſchen Schrifttums.

Spitta, Karl Johann Philipp, geboren 1. Auguſt 1801 zu Hannover, geſtorben 28. September 1839 in Burgdorf bei Hannover, iſt einer der vorzüglichſten neueren geiſtlichen Liederdichtern. Echt chriſtlich-gläubiger Sinn verbunden mit innigem Gefühle und großer Beherrſchung der Form erheben ſeine Lieder über die meiſten gleichzeitigen religiöſen Dichtungen.

Bechſtein, Ludwig, 1801—62, Bibliothekar des Herzogs von Meiningen gab mit Verſtändnis von ihm geſammelte Sagen und umgearbeitete Volksbücher heraus. Weniger bedeutend ſind ſeine eigenen Dichtungen.

Ebert, Karl Egon, ein Deutſchböhme, wurde 5. Juni 1801 in Prag geboren und ſtarb auch dort 24. Oktober 1882. Von 1825—1857 war er in Dienſten des Fürſten von Fürſtenberg. Unter ſeinen Dichtungen nehmen die Balladen den erſten Rang ein.

Hauff, Wilhelm, geb. 29. November 1802 in Stuttgart, † 18. November 1827, widmete ſich zuerſt der Gottesgelehrheit, ſpäter aber ganz ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Friſche Erfindung, echter Humor, ſeltene Erzählergabe machen ſeine Märchen und Novellen, beſonders aber ſeinen oman „Lichtenſtein" zu Lieblingswerken des deutſchen Volkes.

Lenau, Nikolaus, war der Dichtername für Nikolaus Niembſch, Edler von Strehlenau. Er war 13. Auguſt 1802 bei Temesvar in Ungarn geboren, ſtudierte in Wien zuerſt Weltweisheit, dann Rechtswiſſenſchaft, ſodann Heilkunde, trat von Heidelberg mit den Dichtern Uhland, Kern und Schwab in Verbindung, weilte 1832 ein Jahr in Amerika und nach ſeiner Rückkehr abwechſelnd in Stuttgart nnd in Wien. Im Jahre 1844 verfiel er in unheilbaren Wahnſinn, aus dem ihn 22. Auguſt 1850 der Tod befreite. In ſeinen Dichtuugen waltet eine Schmerzensſtimmung vor, welche ihren Grund in einem träumeriſchen Hingeben an das Mißbehagen an den beſtehenden Weltverhältniſſen hat. Später bezeichnete man dieſe Stimmung mit dem Worte „Weltſchmerz".

Simrock, Karl Joſef, 1802—76, geb. zu Bonn a. R., von 1850 ab Profeſſor der deutſchen Sprache daſelbſt; eigene dichteriſche Begabung, Verſtändnis und Wiſſen, Liebe zum deutſchen Volkstume befähigten ihn in hervorragendem Maße, dir Dichtungen deutſcher Vergangenheit in die neuere Sprachweiſe zu übertragen und verlorenes mittels eigener Dichtung zu ergänzen. So hat er denn auch eine große Anzahl alt- und mittelhochdeutſcher Dichtungen den weiteſten Kreiſen zugänglich und verſtändlich gemacht. Auch aus der engliſchen (Shakeſpeare), italieniſchen (Novellen) und ſchwediſchen (Tegners Frithjofsſage) Litteratur lieferte er Ueberſetzungen. Seine eigeuen Dichtungen, „Bertha, die Spinnerin" (1853), „Legenden" (1855), „Deutſche Kriegslieder" (1870) zeigen das fröhliche, humorvolle Weſen des Rheinländers und, an paſſender Stelle, mannhafte deutſche Geſinnung.

Vogl, Johann Nepomuk, geb. 2. November 1802, † 16. November 1866 zu Wien; er war Beamter bei den niederöſterreichiſchen Landſtänden. Unter ſeinen zahlreichen Balladen und Liedern zeichnen ſich viele durch ergreifende dichteriſche Wahrheit und Innigkeit, ſowie ſeine anmutige Form aus und haben darum großen Beifall gefunden.

Moſen, Julius, 1803—1867, zu Marieney im Voigtlande geboren, lebte zuerſt als Anwalt in Dresden, dann als künſtleriſcher Leiter des Hoftheaters in Oldenburg und ſtarb nach langjährigen ſchweren Leiden 10. Oktober 1867. Er ſchuf friſche kräftige Lieder, ein Heldengedicht „Ahasver“ und einige Trauerſpiele, welche ſich durch ſchöne dichteriſche Sprache und geſchickte bühnenmäßige Darſtellung auszeichnen.

Mörike, Eduard, ausgezeichneter ſchwäbiſcher Liederdichter, geb.zu Ludwigsburg 1804, † 4. Juni 1875, widmete ſich der Theologie. Außer vielen volksliedartigen Geſängen ſind beſonders ſeine humoriſtiſch-idylliſchen Dichtungen von Wert („Der alte Turmhahn“, „Idylle vom Bodenſee“, „Die ſchöne Buche“).

Reinick, Robert, geb. 1805 zu Danzig, † zu Dresden 7. Februar 1852, war tüchtig als Maler und als Dichter; in mehreren ſeiner Werken zeigt er ſich in beiden Künſten, indem er z. B. ſeine Lieder zugleich durch ſelbſt gezeichnete Bilder erläuterte. Seine Lieder, Märchen und Erzählungen haben ſich durch Friſche, Natürlichkeit und Innigkeit viele Freunde erworben.

Seidl, Johann Gabriel, geb. 21. Juni 1805, † 18. Juli 1875. Er hat ſeine Hauptwirkſamkeit in lebhaft erzählten Balladen und tiefempfundenen Liedern; in allen ſeinen dichteriſchen Arbeiten herrſcht Reinheit des Sinnes und Wohlklang der Sprache.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin von, 1805—80, trat 1850 zur katholiſchen Kirche über und lebte von 1854 an zu Mainz im Kloſter der Frauen „Vom guten Hirten“, ſchrieb zahlreiche Romane; die erſten (z. B. „Ilda Schönhalm“, „Ulrich“, „Gräfin Fauſtine“) aus dem Leben der höheren Geſellſchaftskreiſe genommen und einer leichtfertigen Lebensauffaſſung huldigend, die ſpäteren (z. B. „Die Schweſtern“, „Eine reiche Frau“, „Nirwana“) mit der Abſicht, „den in eitler Weltluſt verlorenen Seelen den Weg zur Kirche Roms zu weiſen.“

Laube, Heinrich, geb. 1806 zu Sprottau, † 1884, dramatiſcher Dichter, auch um die Förderung der deutſchen Schauſpielkunſt hoch verdient; von ihm ſtammen die Dramen „Die Karlsſchüler“, „Graf Eſſex“, der Roman „Der deutſche Krieg“. Laube gehörte auch dem ſogen. „Jungen Deutſchland“ an.

Grün, Anaſtaſius, iſt der Dichtername von Anton Alexander Graf von Auersperg, geb. am 11. April 1806 zu Laibach in Krain, † 12. Sept. 1876; er ſtudierte Rechtswiſſenſchaft, trat ſpäter die Güter ſeiner Familie in Krain an und ſtarb 12. September 1876. Aus ſeinen Liedern ſpricht lebendiges Verſtändnis für die Natur, Mitgefühl für Menſchenleid, Menſchenfreude und Freiheitsliebe.

Feuchtersleben, Ernſt, Freiheer von, wurde geboren zu Wien 1806 und ſtarb dort 1849 als Unterſtaatsſekretär des Unterrichtsminiſteriums. Sein Hauptwerk iſt die Schrift „Zur Diätetik der Seele“, in welcher er die Geſundheit des Körpers aus einer Kräftigung der Seele und der Willenskraft ableitet.

Reuter, Fritz, geb. 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, † 12. Juli 1874, iſt einer der beliebteſten mundartlichen Dichter Deutſchlands. In gebundener und ungebundener Rede hat er in mecklenburgiſchem Plattdeutſch eine Reihe Erzählungen und Schwänke veröffentlicht, welche durch gemütvolle Lebensauffaſſung, trockenen Humor und Natürlichkeit der vorgeführten Geſtalten ſich auszeichnen.

Freiligrath, Hermann Friedrich, geb. 17. Juni 1810 in Detmold, † 18. März 1876. Er erlernte in Soeſt die Kaufmannſchaft und blieb dieſem Berufe bis 1839 getreu. Da er ſpäter an den freiſinnigen Bewegungen lebhaften Anteil nahm, mußte er zuerſt in das Ausland flüchten und konnte erſt 1868 nach Deutſchland zurückkehren. Ein Ehrengeſchenk des deutſchen Volkes ſicherte ihm ein ſorgenfreies Alter. Freiligraths Jugendarbeiten führen uns gerne in das Morgenland; ſpäter beſang er in glühenden Liedern die Freiheit; von 1870 an gehörte ſein Herz wie ſeine Leier der neuen großen Zeit des Vaterlandes. Freiligrath iſt auch ein verſtändnisvoller Ueberſetzer geweſen.

Gutzkow, Karl, geb. 1811 zu Berlin, † 1878 zu Sachſenhauſen bei Frankfurt a. Main, einer der Führer des „Jungen Deutſchland“, unter welchem Namen alle die Schriftſteller zuſammengefaßt wurden, welche ſeit den 30er Jahren die beſtehenden ſtaatlichen Verhältniſſe in liberalem Sinne bekämpften. Man rechnete zu denſelben beſonders Dingelſtedt, Herwegh, Prutz, Laube Heine u. a. Gutzkow ſchrieb in dieſem Sinne Erzählungen und Zeitungsaufſätze und zog ſich Gefängnis und Verfolgungen zu. Vom Jahre 1839 an wendete er ſich mehr der Dichtkunſt allein zu und gewann durch einzelne ſeiner Werke bleibenden Einfluß auf das Schrifttum. Von ſeinen Bühnenarbeiten zählen hierher die muſtergiltigen Luſtſpiele „Zopf und Schwert“, das „Urbild des Tartüffe“ und die Trauerſpiele „Uriel Acoſta“, „Werner oder Herz und Welt“ u. a. m. Unmittelbar aus dem Leben der Zeit erwachſen die Romane „Die Ritter vom Geiſt“, welcher die Zeit nach dem Jahre 1848, und „Der Zauberer von Rom“, welcher das katholiſche Rheinland und Süddeutſchland zu zeichnen unternimmt.

Auerbach, Berthold, geb. 1812 zu Nordſtetten in Württemberg, † 1882, Sohn eines Rabbiners, bedeutender Erzähler; von beſonderer Wirkung waren die „Schwarzwälder Dorfgeſchichten.“

Weber, Friedrich Wilhelm, geboren 28. Dezember 1813, ſchildert in ſeinem trefflichen Epos „Dreizehnlinden“ die Bekehrung eines edlen heidniſchen Sachſen, der zur Zeit Ludwigs des Frommen ſchwer verwundet, von den Mönchen des Kloſters Dreizehnlinden gepflegt wird und durch ſie das Chriſtentum kennen lernt.

Hebbel, Friedrich, 1815—1863, zu Weſſelburen in Dithmarſchen geboren. Er entwickelte ein bedeutendes Talent für die Bühnendichtung. Von 1846 bis zu ſeinem Tode, 13. Dezember 1863, lebte er in Wien. Seine Dichtungen zeichnen ſich durch Gewalt der Charakterzeichnung, Unmittelbarkeit der Leidenſchaften aus. In ſpäterer Zeit ſtrebte er damit auch Schönheit der Darſtellung zu verbinden, Sein Hauptwerk ſind „Die Nibelungen“, in denen er den Kampf zwiſchen Heidentum und Chriſtentum darſtellt.

Kinkel, Gottfried, geb. 11. Auguſt 1815 zu Oberkaſſel bei Bonn, † 13. Nov. 1882 in Zürich, widmete ſich zuerſt der Theologie, ſpäter der Kunſtgeſchichte. Als Teilnehmer am badiſchen Aufſtand von 1849 wurde er zu lebenslänglicher Zuchthaus-, ſpäter zur Feſtungsſtrafe verurteilt. Doch mit Hilfe ergebener Freunde gelang es ihm 1850 aus der Feſtung Spandau zu entfliehen und nach London zu flüchten. Dort blieb er, bis ihm 1866 eine Profeſſur am Polytechnikum zu Zürich angetragen wurde. Er iſt ein Meiſter der dichteriſchen Erzählung und ſeine Epen „Otto der Schütz“ und „Der Grobſchmied von Antwerpen“ zählen unter die beſten der neueren Zeit. Auch viele ſchöne und ergreifende Lieder hat er geſungen.

Geibel, Emanuel, geb. zu Lübeck 18. Oktober 1815, geſtorben ebenda 6. April 1884, erfreute ſich eines an äußeren Erfolgen reichen Lebens. Er hatte ſich zwar dem Studium der alten Sprachen gewidmet, durfte aber, von hohen Gönnern unterſtützt, ſorgenfrei der Dichtkunſt leben. Von 1851—69 weilte er meiſt in München und genoß die perſönliche Zuneigung des Königs Max II. von Bayern (1848—64). Später kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück. In ſeinen Vaterlandsliedern klingen heiße Vaterlandsliebe und frommer Glaube als Grundtöne hervor und vom Anfange bis zur Zeit der Erfüllung iſt die Wiedererhebung der deutſchen Kaiſerkrone die Krönung ſeiner Wünſche. Er wird daher mit Recht der dichteriſche Kaiſerherold genannt. Alle ſeine Dichtungen ſind durch künſtleriſch ſchöne Form und maßvolle Ordnung der Gedanken ausgezeichnet.

Gerok, Karl, ein ausgezeichneter Kanzelredner und religiöſer Dichter, wurde 30. Januar 1815 zu Vaihingen a. d. Enz in Württemberg geboren. Er ſtieg auf der Stufenleiter geiſtlicher Ehren bis zum Prälaten, welche Würde er ſeit 1868 in ſeinem Heimatlande bekleidet. Unter ſeinen meiſt geiſtlichen Dichtungen ſind die „Palmblätter“ und die „Pfingſtroſen“ am meiſten verbreitet. Dem Vaterlande ſind die Dichtungen „Deutſche Oſtern“ und „Eichenlaub“ gewidmet. Er darf den edelſten und tiefſten deutſchen Sängern angereiht werden.

Schack, Adolf Friedr., Graf von, geb. 2. Aug. 1815 zu Schwerin, machte wiederholt ausgedehnte Reiſen durch Europa und das Morgenland und erwarb ſich umfaſtende Kenntniſſe alter und neuer Sprachen und ihrer Schriftwerke. Das ſpaniſche portugieſche, arabiſche, perſiſche, indiſche Schrifttum veranlaßte ihn zu Abhandlungen und Ueberſetzungen, unter denen beſonders „Firduſi, Heldenſagen in deutſcher Nachbildung“ hervorragen. Als ſelbſtändiger Dichter ſchuf Graf Schack Erzählungen in gebundener Rede („Durch alle Wetter“, „Ebenbürtig“), Bühnenſtücke (Trauerſpiele: „Die Piſaner“, „Timandra“, „Atlantis“, „Walburga“ ꝛc.), Gedichte, eine ſelbſtverfaßte Lebensbeſchreibung. Die Vorzüge des Dichters ſind warme Empfindung, tiefe Weltkenntnis, geläuterter Geſchmack, reine Form; er iſt den beſten Dichtern aller Zeiten ſeelenverwandt.

Prutz, Robert Ernſt, geboren 30. Mai 1816 zu Stettin, ſtarb 2. Mai 1872 ebendaſelbſt, hat neben vielen Liedern und ſatiriſchen Dichtungen politiſcher Art auch ſolche hinterlaſſen, aus denen ein ſchönes menſchliches Gefühl ſpricht. Seine hiſtoriſchen Dramen ſind von der Bühne verſchwunden.

Sturm, Julius Karl Reinhold, iſt geboren 21. Juli 1816 zu Köſtritz, wo er ſpäter von 1857—85 als Pfarrer wirkte. In ſeinen Dichtungen erweiſt ſich Sturm als Dichter voll tief religiöſen Sinnes, als Mann von echt deutſchem Gemüt und deutſcher Geſinnung. Er beſingt die Liebe, das Vaterland, die Religion in gefälligen, gut durchgeführten dichteriſchen Formen.

Freytag, Guſtav, geb. 13. Juli 1816 zu Krenzburg in Schleſien, Erzähler und Bühnendichter, gab in ſeinem Romane „Soll und Haben“ eine treffende Zeichnung des Kaufmannsſtandes und des Landadels; ein zweiter Roman, „Die verlorene Handſchrift“ ſtellt das Gelehrtentum dem Hofleben gegenüber. Seine Reihenfolge geſchichtlicher Romane, „Die Ahnen“, „ſoll“, wie Freytag ſelbſt ſagt, „eine Reihe freierfundener Geſchichten enthalten, in welcher die Schickſale eines einzelnen Geſchlechtes erzählt werden. Es beginnt mit Ahnen aus früher Zeit (357) und wird, wenn dem Verfaſſer die Kraft und die Freude an der Arbeit dauern, allmählich bis zu dem letzten Enkel fortgeführt werden, einem friſchen Geſellen, der noch jetzt unter der deutſchen Sonne dahinwandelt, ohne viel um Thaten und Leiden ſeiner Vorfahren zu ſorgen.“ Das Werk reicht bis zum Jahre 1848. Auch als Bühnendichter hat Freytag bedeutendes geleiſtet.

Nathuſius, Marie, geb. Scheele, 1817—57, iſt eine Hauptvertreterin des religiöſen Romans; ihren in den Erzählungen dargelegten Geſinnungen gab ſie im Leben Ausdruck, indem ſie gemeinſchaftlich mit ihrem Gemahl, dem Dichter Philipp von Nathuſius (1815—72), auf deſſen Gute Reinſtedt am Harz ein Knabenrettungs- und Brüderhaus ins Leben rief und leitete. Ihre wichtigſten Werke ſind: „Das Tagebuch eines armen Fräuleins“ und „Eliſabeth“.

Wildermuth, Ottilie, geb. Roſchütz, 1817—77, ſeit 1843 mit dem Tübinger Profeſſor Wildermuth vermählt, ſchrieb von chriſtlichem Geiſte durchdrungene Lebensbilder aus ihrer ſchwäbiſchen Heimat („Bilder und Geſchichten aus Schwaben“, „Schwäbiſche Pfarrhäuſer“), welche durch Schlichtheit der Darſtellung, durch Naturtreue und gemütvolle Lebensauffaſſung ſich auszeichnen.

Mommſen, Theod., geb. 1817 zu Garding in Schleswig, Profeſſor der alten Geſchichte in Berlin, hat in ſeiner „Römiſchen Geſchichte“ (bis 46 v. Chr.) neue Bahnen für die Auffaſſung derſelben eröffnet, allerdings auch vielfach Widerſpruch hervorgerufen.

Herwegh, Georg, geboren zu Stuttgart 31. Mai 1817, † 7. April 1875 zu Lichtenthal bei Baden, verließ das Studium der Theologie, um ſich der Schriftſtellerei zu widmen. Seine Teilnahme an der freiſinnigen Bewegung vor 1848 veranlaßte H. mit republikaniſchen Arbeitern einen Einfall in Baden zu machen; er wurde aber geſchlagen; erſt ſpäter durfte er wieder nach Deutſchland zurückkehren und ſtarb 7. April 1875 in Lichtenthal bei Baden-Baden. Indem H. ſeine reichen dichteriſchen Anlagen in den Dienſt der Revolution und des Unglaubens ſtellte, trug er ſelbſt die Schuld daran, daß beim Eintritt ernſterer Zeiten ſein Ruhm und ſein Einfluß ſchnell dahinſchwand.

An Georg Herwegh.

Von Emanuel Geibel (1815—84).

Es ſcholl dein Lied mir in das Ohr
So ſchwertesſcharf, ſo glockentönig,
Als wär’ aus ſeiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! ich weiſ’ es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm’ an in voller Harniſchzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Biſt du dir ſelber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten;
Daß jeglicher nach ſeiner Bruſt
Das Aergſte mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile ſchnitzt,
Wohl, — ſchieß’ er, ohne feſt zu zielen;
Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
Im Donnerwagen grollend ſitzt,
Der ſoll nicht mit den Zügeln ſpielen.

Fürwahr, ein Säemann ſchreiteſt du,
Der Samen ſtreut, doch der Zerſtörung;

Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh'
Die Völker ſtürmt, doch zur Empörung.
Du willſt die Flamme, die ſo rein
Und heilig ſtrahlt durch alle Lande,
Du willſt den warmen Gottesſchein
Zur Fackel Heroſtrats entweih'n
Und ſchwingſt ſie wild zum Tempelbrande.

Wozu ſonſt dieſes Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefodert,
Die haſt'ge Glut, die durch dein Hirn
In tauſend Funken prächtig lodert?
O nein! Das iſt nicht deutſche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Um's Freiheitsbanner dicht geſchart
So ſteh'n auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns iſt der Baſchkir,
Der Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermüt'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beſte Freiheitshort —
Doch ſoll darum dein Volk verbluten?

Nein! glaub', der Tag iſt bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht;
Der Geiſt iſt ſtärker als die Klingen.
Geharniſcht ſteht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einſt gefochten;
Durch tauſend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nah'n:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum thu' dein Schwert an ſeinen Ort,
Wie Petrus that, da er geſündigt;
Die Freiheit geht nicht aus auf Mord,
Blick' nach Paris, das dir's verkündigt.
Vom Geiſt will ſie gewonnen ſein;
Und wer ihr Kleid ſo rein und heiter
Mit blut'gem Makel mag entweih'n,
Und ſäng' er Engelsmelodei'n:
Der iſt der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich ſing' um keines Königs Gunſt,
Es herrſcht kein Fürſt, wo ich geboren;
Ein freier Prieſter freier Kunſt
Hab' ich der Wahrheit nur geſchworen.
Die werf' ich keck dir ins Geſicht,
Keck in die Flammen deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand iſt das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

Häuſſer, Ludwig, 1818—67, Profeſſor der Geſchichte zu Heidelberg, legte in ſeinem glänzend geſchriebenen Hauptwerke „Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des deutſchen Bundes" die Haupturſachen des Verfalles des alten deutſchen Reiches dar, wirkte als Schriftſteller und Abgeordneter in deutſchem Sinne und verſtand, wie wenige, in der ſtudierenden Jugend vaterländiſche Begeiſterung zu erwecken.

Curtius, Ernſt, geb. 1818 zu Lübeck, machte wiederholte Reiſen in Griechenland und Kleinaſien und erwarb ſich große Verdienſte um die Kenntnis des altgriechiſchen Volkstumes und der alten Kunſtgeſchichte. Als ſeine Hauptwerke gelten: „Peloponneſos", eine, Geſchichte, Sagen und Kunſtdenkmäler dieſer Halbinſel umfaſſende Darſtellung, und die „Griechiſche Geſchichte", welche beſonders den Bildungsgang des Griechentums berückſichtigt.

Schneckenburger, Max, geb. 17. Februar 1819 zu Thalheim in Württemberg, † 3. Mai 1849 zu Burgdorf in der Schweiz; er iſt der Dichter des deutſchen Volksliedes „Die Wacht am Rhein", Daſſelbe entſtand ſchon 1840 bei einer Kriegsdrohung der Franzoſen.

Groth, Klaus, wurde 24. April 1819 zu Heide in Holſtein geboren und iſt ſeit 1859 Profeſſor an der Hochſchule zu Kiel. Er behandelte mit großem Erfolge das Ditmarſcher Plattdeutſch. Auch vertrat er die Anſicht, daß das Platt als Schriftſprache neben dem Hochdeutſchen gepflegt werden ſolle.

Bodenſtedt, Friedrich von, wurde 22. März 1819 zu Peine in Hannover geboren, hielt ſich lange in Moskau, Tiflis und im Kaukaſus auf. Im Jahre 1851 veröffentlichte er unter dem Titel „Lieder des Mirza Schaffy" eine Reihe Gedichte, welche lange als Werke eines mohamedaniſchen Gelehrten aus Tiflis galten und in viele Sprachen, ſogar ins Katariſche und Hebräiſche überſetzt wurden. Sie ſind aber Bodenſtedts alleinige Arbeit. Außer dieſen und anderen Liedern hat er auch Ueberſetzungen, Reiſebeſchreibungen, Schauſpiele und Erzählungen geſchrieben. Er iſt ein Lieblingsſchriftſteller des deutſchen Volkes. 1889 feierte er unter großer Teilnahme aller Volkskreiſe ſeinen 70. Geburtstag.

Keller, Gottfried, geb. 1819 bei Zürich, hervorragender Novellendichter; ſeine Erzählungen weiſen eine glückliche Verbindung von Ernſt und Scherz ein reiches Gemütsleben auf. Keller darf den beſten Erzählern des deutſchen Schrifttums an die Seite geſetzt werden.

Jordan, Wilhelm, geb. 1819 in Oſtpreußen, wollte „neu verjüngen nach 1000 Jahren die wundergewaltige uralte Weiſe der deutſchen Dichtung" indem er die Nibelungenſage in der, wie er glaubte, urſprünglichen Geſtalt dichteriſch und zwar mit Anwendung des alten Stabreims behandelte; außerdem hat er Gedichte (auch politiſchen Inhalts) und Bühnenſtücke geſchaffen, Shakeſpeares Sonette, Sophokles Trauerſpiele u. a. überſetzt.

Lingg, Hermann, geboren 22. Januar 1820 zu Lindau am Bodenſee, war bis 1851 bayriſcher Militärarzt, lebt ſeitdem in München. Er hat ſich in allen 3 Dichtungsarten verſucht, dem Epos, der Lyrik und dem Drama. Am höchſten ſteht ſein Heldengedicht „Die Völkerwanderung", dann folgen die Balladen und vaterländiſchen Geſänge. In ſeiner Lyrik ſtimmt er gern einen düſteren Ton an.

Strachwitz, Moritz, Graf von, geboren zu Peterwitz 13. März 1822, ſtarb zu Wien 11. Dezember 1847, hat feurige Vaterlandsgeſänge und Lieder voll Begeiſterung für das Schöne und Große in Natur und Menſchenleben geſchaffen.

Redwitz, Oskar von, geboren 28. Juni 1823 in Lichtenau bei Ansbach, iſt bekannt durch ſein romantiſches Epos „Amaranth" und durch ſein „Lied vom neuen Deutſchen Reich". Er ſchrieb außerdem noch Bühnenſtücke und mehrere Romane „Hermann Stark" 2c.

Gottſchall, Rudolf von, geb. 1823 zu Breslau, Bühnendichter und Litteraturgeſchichtſchreiber; einige ſeiner Dramen, wie das Trauerſpiel „Katharina Howard", das Luſtſpiel „Pitt und Fox" erzielten bedeutende Bühnenerfolge; auch als Erzähler wurde er beliebt („Maja", eine farbenreiche Schilderung des indiſchen Lebens, „König Pharao", „Im Banne des Schwarzen Adler" 2c.)

Roquette, Otto, (ſprich Rokett), geboren 19. April 1824 zu Krotoſchin, lebt in Darmſtadt als Profeſſor am Polytechnikum. Sein romantiſches Epos „Waldmeiſters Brautfahrt" enthält reizende Schilderungen des Naturlebens.

Brachvogel, Albert Emil, geb. 1824 zu Breslau, erwarb ſich durch ſein Trauerſpiel „Narciß" ungeteilten Beifall, ohne ſpäter einen ähnlichen Erfolg verzeichnen zu können.

Scheffel, Joſef Viktor von, geb. 16. Februar 1826, † 9. April 1886 zu Karlsruhe. Er beſingt in ſeinen Liedern friſche, manchmal auch übermütige Lebensluſt. Sein Roman „Ekkehard", ſeine Novellen „Hugideo" und „Juniperus", beſonders aber das reizvolle Epos „Der Trompeter von Säckingen" ſind dichteriſche, aber lebenswahre Bilder vergangener Zeiten und Sitten. Ernſte Töne ſchlägt Scheffel in den „Bergpſalmen" an.

Spielhagen, Friedr., geb. 1829 zu Magdeburg, pflegt den Zeitroman mit ungewöhnlichem Geſchick; die älteren Arbeiten leiden an dem Fehler der Abſichtlichkeit, wodurch eine unbefangene Auffaſſung und Darſtellung des Lebens erſchwert wird.

Heyſe, Paul, geb. 1830 in Berlin, einer Gelehrtenfamilie entſproſſen, lebt ſeit 1854 meiſt in München; er errang ſich unter den deutſchen Novelliſten einen hervorragenden Platz; ſeine Romane „Die Kinder der Welt", „Im Paradieſe" u. a. fanden wegen der in denſelben ſich breitmachenden troſtloſen peſſimiſtiſchen und glaubensfeindlichen Weltanſchauung vielen Widerſpruch.

Hamerling, Robert, 1832—89, ein Oeſterreicher, zeigt in ſeinen beiden bedeutendſten Heldengedichten „Ahasverus in Rom", „Der König von Sion" Gedankentiefe in Verbindung mit glühender Phantaſie.

Rittershaus, Friedrich Emil, geboren 3. April 1834 zu Barmen, iſt ſeinem Berufe nach Kaufmann und wohnt in ſeiner Vaterſtadt. In ſeinen kraftvollen Liedern preiſt er das Vaterland, die männliche Würde, das Glück des häuslichen Lebens und der Familie.

Treitſchke, Heinr. von, geb. 1834 zu Dresden, Profeſſor der Geſchichte in Berlin, wirkte in ſeinem Lehramte, durch Geſchichtswerke und beſonders durch die von ihm gegründeten „Preußiſchen Jahrbücher" für eine richtige Auffaſſung der deutſchen Geſchichte.

Dahn, Felix, geb. 1834 zu Hamburg, hat nicht bloß auf den Gebieten der Rechtswiſſenſchaft und der älteren deutſchen Geſchichte erſprießliches geleiſtet, ſondern auch als Dichter („Gedichte", „Balladen") und beſonders im Geſchichtsromane große Erfolge erzielt.

Vollmar, Agnes, geb. 1836, erweiſet ſich durch ihren Roman „Das Pfarrhaus im Harze" u. a. als eine der begabteſten Vertreterinnen des religiöſen Romans.

Jenſen, Wilhelm. geb. 1837 in Holſtein, farbenreicher und a ſchaulich ſchildernder Erzähler.

Ebers, Georg Moritz, geb. 1837 zu Berlin, hervorragender Kenner des ägyptiſchen Altertums, gab auf Grundlage ſeiner Forſchungen in mehreren Romanen anziehende Schilderungen des Lebens im alten Aegypten. („Eine ägyptiſche Königstochter", „Uarda", „Homo sum", „Der Kaiſer", „Serapis" u. a.)

Greif, Martin, (früher Friedrich Hermann Frey) iſt 18. Juni 1839 zu Speyer geboren, machte große Reiſen und lebt meiſt in München. Er veröffentlichte epiſche Gedichte, Lieder und Schauſpiele. Seine Lieder zeichnet tiefe Empfindung und Gewandtheit der Darſtellung aus.

Anzengruber, Ludwig, 1839—89, öſterreichiſcher Bühnendichter; ſeine Volksſchauſpiele „Der Pfarrer von Kirchfeld", „Die Kreuzelſchreiber (des Schreibens unkundige Bauern, die ſtatt mit ihren Namen mit einem Kreuze unterzeichnen)", „Der Meineidbauer", errangen durch die Naturwahrheit der gezeichneten Charaktere, durch die aus dem Boden des wirklichen Lebensverhältniſſe und durch die Kraft der Sprache große Erfolge.

Fitger, Arthur, geb. 1840 zu Delmenhorſt, Maler, hat ſich durch ſeine Gedichte („Fahrendes Volk", „Winternächte"), das kleine erzählende Gedicht „Roland und die Roſe" und durch kühne Bühnendichtungen auch als Dichter bewährt.

Baumbach, Rudolf, iſt geboren in Kranichfeld in Thüringen 28. September 1841, ſtudierte Naturwiſſenſchaften, war längere Zeit als Lehrer an öſterreichiſchen Lehranſtalten, machte Reiſen nach Italien, Griechenland, Türkei, Aegypten und lebt jetzt in Meiningen. Seine Dichtungen ſind teils erzählender Art (Zlatorog, eine Alpenſage; Horand und Hilde; Abenteuer und Schwänke), teils friſche, oft ſchalkhafte Lieder.

Roſegger, Petri Kettenfeier, geb. 1843 zu Alpl in Steiermark bildete ſich vom Lehrjungen eines dörflichen Wanderſchneiders zum Schriftſteller und Dichter; ſeine dem Boden und den Verhältniſſen ſeiner Heimat entnommenen Erzählungen zeichnen ſich durch Gemüt und Humor aus.

Wildenbruch, Ernſt von, geb. 1845 zu Beirut in Syrien, beſang die Thaten des deutſchen Heeres, dem er ſelbſt angehörte, in den Dichtungen „Vionville" und „Sedan", erwies ſich in „Novellen" und verſchiedenen Erzählungen als ein Meiſter dieſer Dichtgattung, errang aber die meiſten Erfolge durch ſeine Bühnendichtungen („Die Karolinger", „Der Mennonit", „Die Quitzows" 2c.).

Sneewittchen.

Märchen, erzählt von J. Grimm (1783—1863).

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da ſaß eine Königin an einem Fenſter, das einen Rahmen von ſchwarzem Ebenholz hatte und nähte. Und wie ſie ſo nähte und nach dem Schnee aufblickte, ſtach ſie ſich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee ſo ſchön ausſah, dachte ſie bei ſich: „Hätt ich ein Kind ſo weiß wie Schnee, ſo rot wie Blut, und ſo ſchwarz wie das Holz an dem Rahmen!“ Bald darauf bekam ſie ein Töchterlein, das war ſo weiß wie Schnee, ſo rot wie Blut, und ſo ſchwarzhaarig wie Ebenholz, und ward darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, ſtarb die Königin.

Ueber ein Jahr nahm ſich der König eine andere Gemahlin. Es war eine ſchöne Frau, aber ſie war ſtolz und übermütig, und konnte nicht leiden, daß ſie an Schönheit von jemand ſollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn ſie vor den trat und ſich darin beſchaute, ſprach ſie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die ſchönſte im ganzen Land?“

ſo antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr ſeid die ſchönſte im Land.“

Da war ſie zufrieden; denn ſie wußte daß der Spiegel die Wahrheit ſagte.

Sneewittchen aber wuchs heran, und wurde immer ſchöner, und als es ſieben Jahr alt war, war es ſo ſchön, wie der klare Tag, und ſchöner als die Königin ſelbſt. Als dieſe einmal ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die ſchönſte im ganzen Land?“

ſo antwortete er:

„Frau Königin, ihr ſeid die ſchönſte hier,
Aber Sneewittchen iſt tauſendmal ſchöner als ihr.“

Da erſchrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn ſie Sneewittchen erblickte, kehrte ſich ihr Herz im Leibe herum, ſo haßte ſie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchſen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß ſie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief ſie einen Jäger und ſprach: „Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen ſehen. Du ſollſt es töten, und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.“ Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirſchfänger gezogen hatte und Sneewittchens unſchuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und ſprach: „Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heim kommen.“ Und weil es ſo ſchön war, hatte der Jäger Mitleiden und ſprach: „So lauf hin, du armes Kind.“ „Die wilden Tiere werden dich bald gefreſſen haben,“ dachte er, und doch wars ihm, als wäre ein Stein von ſeinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Friſchling daher geſprungen kam, ſtach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte ſie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte ſie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß ſie auf und meinte, ſie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegeſſen.

Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutterſeelig allein, und ward ihm ſo angſt, daß es alle Blätter an den Bäumen anſah und nicht wußte, wie es ſich helfen ſollte. Da fing es an zu laufen und lief über die ſpitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere ſprangen an ihm vorbei, aber ſie thaten ihm nichts. Es lief, ſo lange die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte, da ſah es ein kleines Häuschen und gieng hinein ſich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber ſo zierlich und reinlich, daß es nicht zu ſagen iſt. Da ſtand ein weiß gedecktes Tiſchlein mit ſieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit ſeinem Löffelein, ferner ſieben Meſſerlein und Gäblein, und ſieben Becherlein. An der Wand waren ſieben Bettlein neben einander aufgeſtellt und ſchneeweiße Laken darüber gedeckt. Sneewittchen, weil es ſo hungrig und durſtig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot, und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es ſo müde war, legte es ſich in ein Bettchen, aber keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das ſiebente recht war: und darin blieb es liegen, befahl ſich Gott und ſchlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die ſieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre ſieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, ſahen ſie, daß jemand darin geweſen war; denn es ſtand nicht alles ſo in der Ordnung, wie ſie es verlaſſen hatten. Der erſte ſprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen geſeſſen?“ Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegeſſen?“ Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegeſſen?“ Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen geſtochen?“ Der ſechſte: „Wer hat mit meinem Meſſerchen geſchnitten?“ Der ſiebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann ſah ſich der erſte um und ſah, daß auf ſeinem Bett eine kleine Dälle war, da ſprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die andern kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch jemand gelegen.“ Der ſiebente aber, als er in ſein Bett ſah, erblickte er Sneewittchen, das lag darin und ſchlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen, und ſchrieen vor Verwunderung, holten ihre ſieben Lichtlein, und beleuchteten Sneewittchen. „Ei, du mein Gott! ei, du mein Gott!“ riefen ſie, „was iſt das Kind ſo ſchön!“ und hatten ſo große Freude, daß ſie es nicht aufweckten, ſondern im Bettlein fortſchlafen ließen. Der ſiebente Zwerg aber ſchlief bei ſeinen Geſellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen und wie es die ſieben Zwerge ſah, erſchrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?“ — „Ich heiße Sneewittchen,“ antwortete es. — „Wie biſt du in unſer Haus gekommen?“ ſprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß ſeine Stiefmutter es hätte wollen umbringen laſſen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geſchenkt, und da wäre es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge ſprachen: „Willſt du unſern Haushalt verſehen, kochen, betten, waſchen, nähen und ſtricken, und willſt alles ordentlich und reinlich halten, ſo kannſt du bei uns bleiben, und es ſoll dir an nichts fehlen.“ — „Ja,“ ſagte Sneewittchen, „von Herzen gern,“ und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung: morgens gingen ſie in die Berge und ſuchten Erz und Gold, abends kamen ſie wieder, und da mußte ihr Eſſen bereit ſein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und ſprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wiſſen daß du hier biſt; laß ja niemand herein.“

Die Königin aber, nachdem ſie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegeſſen zu haben, dachte nicht anders, als ſie wäre wieder die erſte und allerſchönſte, trat vor ihren Spiegel und ſprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die ſchönſte im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr ſeid die ſchönſte hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den ſieben Zwergen
Iſt noch tauſendmal ſchöner als ihr.“

Da erſchrack ſie, denn ſie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit ſprach, und merkte, daß der Jäger ſie betrogen hatte, und Sneewittchen noch am Leben war. Und da ſann und ſann ſie aufs neue, wie ſie es umbringen wollte; denn ſo lange ſie nicht die ſchönſte war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als ſie ſich endlich etwas ausgedacht, färbte ſie ſich das Geſicht, und kleidete ſich wie eine alte Krämerin, und war ganz unkenntlich. In dieſer Geſtalt gieng ſie über die ſieben Berge zu den ſieben Zwergen und klopfte an die Thüre, und rief: „Schöne Ware feil! feil!“ Sneewittchen guckte zum Fenſter heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt ihr zu verkaufen?“ — „Gute Ware, ſchöne Ware,“ antwortete ſie, „Schnürriemen von allen Farben,“ und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau kann ich hereinlaſſen,“ dachte Sneewittchen, riegelte die Thüre auf und kaufte ſich den hübſchen Schnürriemen. „Kind,“ ſprach die Alte, „wie du ausſiehſt! komm, ich will dich einmal ordentlich ſchnüren.“ Sneewittchen hatte kein Arg, ſtellte ſich vor ſie, und ließ ſich mit dem neuen Schnürriemen ſchnüren: aber die Alte ſchnürte geſchwind und ſchnürte ſo feſt, daß dem Sneewittchen der Atem vergieng, und es für tot hinfiel. „Nun biſt du die ſchönſte geweſen,“ ſprach ſie, und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die ſieben Zwerge nach Haus, aber wie erſchracken ſie, als ſie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen ſahen; und es regte und bewegte ſich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil ſie ſahen, daß es zu feſt geſchnürt war, ſchnitten ſie den Schnürriemen entzwei: da fing es an ein wenig zu atmen, und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geſchehen war, ſprachen ſie: „Die alte Krämerfrau war niemand als die gottloſe Königin, hüte dich und laß keinen Menſchen herein, wenn wir nicht bei dir ſind.“

Das böſe Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die ſchönſte im ganzen Land?“

Da antwortete er wie ſonſt:

„Frau Königin, ihr ſeid die ſchönſte hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den ſieben Zwergen
Iſt noch tauſendmal ſchöner als ihr.“

Als ſie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, ſo erſchrack ſie, denn ſie ſah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber,“ ſprach ſie; „will ich etwas ausſinnen, das dich zu Grunde richten ſoll,“ und mit Hexenkünſten, die ſie verſtand, machte ſie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete ſie ſich und nahm die Geſtalt eines andern alten Weibes an. So gieng ſie hin über die ſieben Berge zu den ſieben Zwergen, klopfte an die Thüre und rief: „Gute Ware feil! feil!“ Sneewittchen ſchaute heraus und ſprach: „Geht nur weiter, ich darf niemand hereinlaſſen.“ — „Das Anſehen wird dir doch erlaubt ſein,“ ſprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde ſo gut, daß es ſich betören ließ und die Thüre öffnete. Als ſie des Kaufs einig waren, ſprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen.“ Das arme Sneewittchen dachte an nichts, und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte ſie den Kamm in die Haare geſteckt, als das Gift darin wirkte, und das Mädchen ohne

Beſinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit,“ ſprach das boshafte Weib, „jetzt iſts um dich geſchehen,“ und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die ſieben Zwerglein nach Haus kamen. Als ſie Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen ſahen, hatten ſie gleich die Stiefmutter in Verdacht, ſuchten nach und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten ſie ihn herausgezogen, ſo kam Sneewittchen wieder zu ſich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten ſie es noch einmal auf ſeiner Hut zu ſein und niemand die Thüre zu öffnen.

Die Königin ſtellte ſich daheim vor den Spiegel und ſprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die ſchönſte im ganzen Land?“

Da antwortete er, wie vorher:

„Frau Königin, ihr ſeid die ſchönſte hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den ſieben Zwergen
Iſt doch noch tauſendmal ſchöner als ihr.“

Als ſie den Spiegel ſo reden hörte, zitterte und bebte ſie vor Zorn. „Sneewittchen ſoll ſterben,“ rief ſie, „und wenn es mein eigenes Leben koſtet.“ Darauf ging ſie in eine ganz verborgene einſame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Aeußerlich ſah er ſchön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Luſt danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte ſterben. Als der Apfel fertig war, färbte ſie ſich das Geſicht, und verkleidete ſich in eine Bauersfrau, und ſo ging ſie über die ſieben Berge zu den ſieben Zwergen. Sie klopfte an, Sneewittchen ſteckte den Kopf zum Fenſter heraus und ſprach: „Ich darf keinen Menſchen einlaſſen, die ſieben Zwerge haben mirs verboten.“ — „Mir auch recht,“ antwortete die Bäuerin, „meine Aepfel will ich ſchon los werden. Da, einen will ich dir ſchenken.“ — „Nein,“ ſprach Sneewittchen, „ich darf nichts annehmen.“ — „Fürchteſt du dich vor Gift?“ ſprach die Alte, „ſiehſt du, da ſchneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du, den weißen will ich eſſen.“ Der Apfel war aber ſo künſtlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen luſterte den ſchönen Apfel an, und als es ſah, daß die Bäuerin davon aß, ſo konnte es nicht länger widerſtehen, ſtreckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Biſſen davon im Mund, ſo fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grauſigen Blicken und lachte überlaut, und ſprach: „Weiß wie Schnee, rot wie Blut, ſchwarz wie Ebenholz! diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken.“ Und als ſie daheim den Spiegel befragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die ſchönſte im ganzen Land?“

ſo antwortete er endlich:

„Frau Königin, ihr ſeid die ſchönſte im Land.“

Da hatte ihr neidiſches Herz Ruhe, ſo gut ein neidiſches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie ſie abends nach Haus kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus ſeinem Mund, und es war tot. Sie hoben es auf, ſuchten, ob ſie was Giftiges fänden, ſchnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuſchen es mit Waſſer und Wein, aber es half alles nichts; das arme Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und ſetzten ſich alle ſieben daran und beweinten es, und weinten drei Tage lang. Da wollten ſie es begraben, aber es ſah noch ſo friſch aus wie ein lebender Menſch und hatte noch ſeine ſchönen roten Backen. Sie ſprachen: „Das können wir nicht in die ſchwarze Erde verſenken,“ und ließen einen durchſichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten ſehen konnte, legten es hinein, und ſchrieben mit goldenen Buchſtaben ſeinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann ſetzten ſie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei, und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erſt eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweſte nicht, ſondern ſah aus, als wenn es ſchliefe; denn es war noch ſo weiß als Schnee, ſo rot als Blut, und ſo ſchwarzhaarig wie Ebenholz. Es geſchah aber, daß ein Königsſohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er ſah auf dem Berg den Sarg und das ſchöne Sneewittchen darin, und las, was mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben war. Da ſprach er zu den Zwergen: „Gebt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da ſprach er: „So ſchenkt mir ihn; denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu ſehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebſtes.“ Wie er ſo ſprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königsſohn ließ ihn nun von ſeinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geſchah es, daß ſie über einen Strauch ſtolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Sneewittchen abgebiſſen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, ſo öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe und richtete ſich auf und war wieder lebendig. „Ach Gott, wo bin ich?“ rief es. Der Königsſohn ſagte voll Freude: „Du biſt bei mir,“ und erzählte was ſich zugetragen hatte, und ſprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du ſollſt meine Gemahlin werden.“ Da war ihm Sneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Feſt wurde aber auch Sneewittchens gottloſe Stiefmutter eingeladen. Wie ſie ſich nun mit ſchönen Kleidern angethan hatte, trat ſie vor den Spiegel und ſprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die ſchönſte im ganzeu Land?“

Der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, ihr ſeid die ſchönſte hier,
Aber die junge Königin iſt tauſendmal ſchöner
[als ihr.“

Da ſtieß das böſe Weib einen Fluch aus, und ward ihr ſo angſt, ſo angſt, daß ſie ſich nicht zu laſſen wußte. Sie wollte zuerſt gar nicht auf die Hochzeit kommen: doch ließ es ihr keine Ruhe, ſie mußte fort und die junge Königin ſehen. Und wie ſie hineintrat, erkannte ſie Sneewittchen, und vor Angſt und Schrecken ſtand ſie da und konnte ſich nicht regen. Aber es waren ſchon eiſerne Pantoffeln über Kohlenfeuer geſtellt und wurden mit Zangen herein getragen und vor ſie hingeſtellt. Da mußte ſie in die rotglühenden Schuhe treten und ſo lange tanzen, bis ſie tot zur Erde fiel.

Rotkäppchen.

Es war einmal eine kleine ſüße Dirne, die hatte jedermann lieb, der ſie nur anſah, am allerliebſten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was ſie alles dem Kinde geben ſollte. Einmal ſchenkte ſie ihm ein Käppchen von rotem Samt, und weil ihm das ſo wohl ſtand, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Eines Tages ſprach ſeine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da haſt du ein Stück Kuchen und eine Flaſche Wein, bring das der Großmutter hinaus; ſie iſt krank und ſchwach und wird ſich daran laben. Mach dich auf, bevor es heiß wird, und wenn du hinaus kommſt, ſo geh' hübſch ſittſam und lauf nicht vom Weg ab, ſonſt fällſt du und zerbrichſt das Glas, und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommſt, ſo vergiß nicht guten Morgen zu ſagen und guck nicht erſt in alle Ecken herum.“

„Ich will ſchon alles gut machen“ ſagte Rotkäppchen zur Mutter und gab ihr die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böſes Tier war, und fürchtete ſich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen“, ſprach er. „Schönen Dank, Wolf.“ „Wo hinaus ſo früh, Rotkäppchen?“ „Zur Großmutter.“ „Was trägſt du unter der Schürze?“ „Kuchen und Wein; geſtern haben wir gebacken, da ſoll ſich die kranke und ſchwache Großmutter etwas zu gut thun, und ſich damit ſtärken.“ „Rotkäppchen, wo wohnt die Großmutter?“ „Noch eine gute Viertelſtunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da ſteht ihr Haus, unten ſind die Nußhecken, das wirſt du ja wiſſen,“ ſagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei ſich „das junge zarte Ding, das iſt ein fetter Biſſen, der wird noch beſſer ſchmecken als die Alte; du mußt es liſtig anfangen, damit du beide erſchnappſt.“ Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann ſprach er: „Rotkäppchen, ſieh einmal die ſchönen Blumen, die rings umher ſtehen; warum guckſt du dich nicht um? Ich glaube, du hörſt gar nicht, wie die Vöglein ſo lieblich ſingen? Du gehſt ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingſt, und iſt ſo luſtig haußen in dem Wald.“

Rotkäppchen ſchlug die Augen auf und als es ſah, wie die Sonnenſtrahlen durch die Bäume hin und her tanzten, und alles voll ſchöner Blumen ſtand, dachte es „wenn ich der Großmutter einen friſchen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es iſt früh am Tag, daß ich noch zu rechter Zeit ankomme,“ lief vom Wege ab in den Wald hinein und ſuchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus ſtände eine ſchönere, und lief darnach und geriet immer tiefer in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. „Wer iſt draußen?“ „Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf.“ „Drück nur auf die Klinge,“ rief die Großmutter, „ich bin zu ſchwach und kann nicht aufſtehn.“ Der Wolf drückte auf die Klinge, die Thür ſprang auf, und er ging, ohne ein Wort zu ſprechen, gerade zum Bett der Großmutter und verſchluckte ſie. Dann that er ihre Kleider an, ſetzte ihre Haube auf, legte ſich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herum gelaufen, und als es ſo viel zuſammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein und es machte ſich auf den Weg zu ihr. Es wunderte ſich, daß die Thüre aufſtand, und wie es in die Stube trat, ſo kam es ihm ſeltſam darin vor, daß es dachte „ei, du mein Gott, wie ängſtlich wird mirs heute zu Mut, und bin ſonſt ſo gerne bei der Großmutter!“ Es rief „guten Morgen,“ bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück: da lag die Großmutter, und hatte die Haube tief ins Geſicht geſetzt und ſah ſo wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was haſt du für große Ohren!“ „Daß ich dich beſſer hören kann.“ „Ei, Großmutter, was haſt du für große Augen!“ „Daß ich dich beſſer ſehen kann.“ „Ei, Großmutter, was haſt du für große Hände!“ „Daß ich dich beſſer packen kann.“ „Aber, Großmutter, was haſt du für ein entſetzlich großes Maul!“ „Daß ich dich beſſer freſſen kann.“ Kaum hatte der Wolf das geſagt, ſo that er einen Satz aus dem Bette und verſchlang das arme Rotkäppchen.

Wie der Wolf ſein Gelüſten geſtillt hatte, legte er ſich wieder ins Bett, ſchlief ein und fing an überlaut zu ſchnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: „wie die alte Frau ſchnarcht, du mußt doch ſehen, ob ihr etwas fehlt.“ Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bette kam, ſo ſah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Sünder,“ ſagte er, „ich habe dich lange geſucht.“ Nun wollte er ſeine Büchſe anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefreſſen haben, und ſie wäre noch zu retten: ſchoß nicht, ſondern nahm eine Schere und fing an, dem ſchlafenden Wolf den Bauch aufzuſchneiden. Wie er ein paar Schnitte gethan hatte, da ſah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da ſprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erſchrocken, wie wars ſo dunkel in dem Wolf ſeinem Leib!“ Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geſchwind große Steine, damit füllten ſie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortſpringen, aber die Steine waren ſo ſchwer, daß er gleich niederſank und ſich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolf den Pelz ab und ging damit heim, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte ſich wieder, Rotkäppchen aber dachte: „du willſt dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dirs die Mutter verboten hat“.

Die Schildbürger.

Erzählt von Guſtav Schwab.

In dem großmächtigen Königreich Utopien, hinter Kalekutta, liegt ein Dorf oder Bauernſtädtchen, Schilda genannt, von welchem mit allem Fug das alte Sprichwort gerühmt werden konnte:

Wie die Eltern geartet ſind,
So ſind gemeiniglich die Kind.

Denn auch die Schildbürger waren in ihrer Voreltern Fußſtapfen getreten und darin verharrt, wenn ſie nicht die Not, der kein Geſetz vorgeſchrieben iſt, oder die Förderung des lieben Vaterlandes nötigte, einen andern Weg zu treten.

Der erſte Schildbürger war ein hochweiſer und verſtändiger Mann, und es iſt wohl zu erachten, daß er ſeine Kinder nicht wie die unvernünftigen Tiere herumlaufen ließ. Ohne Zweifel war er ein ſtrenger Vater, der ihnen nichts Arges nachſah; vielmehr unterwies er ſie als ein getreuer Lehrer, und ſie wurden mit allen Tugenden aufs höchſte geziert, ja überſchüttet, ſo daß ihnen in der ganzen weiten Welt niemand vorzuſetzen oder auch nur zu vergleichen war. Denn zu derſelben Zeit waren die weiſen Leute noch gar dünn geſäet, und war ein ſeltenes Ding, wenn einer derſelben ſich hervorthat. Sie waren gar nicht ſo gewöhnlich, wie ſie jetzt unter uns ſind, wo ein jeder Narr für weiſe gehalten werden will. Deswegen verbreitete ſich der Ruhm von ihrem hohen Verſtand und ihrer ſeltenen Weisheit über alle Lande und ward Fürſten und Herren bekannt; wie ſich denn ein ſo herrliches Licht nicht leicht verbergen läßt, ſondern, wo es ſich finden mag, ſeine Strahlen von ſich wirft.

So kam es oft, daß aus ferne gelegenen Orten von Kaiſern und Königen Botſchaften an die Schildbürger abgefertigt wurden, um ſich in zweifelhaften Sachen Rats zu erholen, der immer überflüſſig bei ihnen zu finden war, da ſie voll von Weisheit ſteckten. Auch fand man immer, daß die treuen Ratſchläge, die ſie gaben, nicht ohne beſonderen Nutzen abgegangen. Dadurch ſchufen ſie ſich in der ganzen Welt einen großen Namen und wurden mit viel Silber, Gold, Edelſtein und anderen Kleinodien begabt, weil Geiſtesgaben damals viel höher geſchätzt wurden als in dieſer Zeit. Endlich kam es gar ſo weit, daß Fürſten und Herren, die ihrer keineswegs entbehren konnten, es viel zu weitläufig fanden, Botſchaften zu ihnen zu ſchicken, ſondern jeder begehrte einen der Schildbürger in Perſon bei ſich am Hofe und an ſeiner Tafel zu haben, damit er ſich desſelben täglich in allen Vorkommenheiten bedienen und aus ſeinen Reden, als aus einem unerſchöpflichen Brunnen des friſcheſten Waſſers, Weisheit ſchöpfen und lernen könnte. — Daher wurde täglich aus der Zahl der Schildbürger jetzt einer, bald wieder einer beſchickt und in entlegene Länder von Hauſe abgefordert. In kurzem kam es dahin, daß faſt keiner mehr in der Heimat blieb, ſondern alle von Hauſe abweſend waren. Darum ſahen ſich die Weiber genötigt, der Männer Stelle zu vertreten, und alles zu verſehen, das Vieh, den Feldbau, und was ſonſt einem Manne zuſteht; jedoch behauptet man, ſie hätten dies nicht ungern gethan. Wie es aber noch heutigen Tags zu gehen pflegt, daß Weiberarbeit und Weibergewinn gegen das, was Männer erwerben, ſo viel ſie ſich bemühen, dennoch ſehr gering iſt, ſo ging es auch zu Schilda. Darunter iſt freilich nur Männerarbeit zu verſtehen. Im übrigen iſt die eigentümliche Arbeit der Männer und der Weiber wohl unterſchieden; wie denn alle Männer nicht könnten ein einziges Kindlein, wie klein es wäre, zur Welt bringen, ſie wollten es denn ausbrüten wie jener Narr den Käſe voll Milben, aus welchem er Kälber aushecken zu können hoffte. So wie man im Gegenteil viel Weiber haben müßte, wenn man die feſte Stadt Wien in Oeſterreich (welche der Gott der Chriſtenheit lange Zeit in ſeinen Schutz nehmen möge) oder die namhafte Stadt Straßburg mit Gewalt gewinnen wollte.

So fingen zu Schilda aus Mangel an Bebauung die Güter des Feldes an abzunehmen; denn die Fußtritte des Herrn, die den Acker allein gehörig düngen, wurden nicht darauf geſpürt. Das Vieh, das ſonſt durch des Herren Auge fett wird, wurde mager, verwildert und unnütz; alle Werkzeuge und Geſchirre wurden ſchadhaft, nichts verbeſſert und zurechte gemacht; und was das Aergſte war, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorſam, und wollten nichts rechtes mehr leiſten. Sie beredeten ſich ſelbſt, weil ihre Herren und Meiſter nicht einheimiſch ſeien, und man doch Herren und Meiſter brauche, ſo ſtände es ihnen wohl ſelbſt zu, Meiſter zu ſein. Kurzum, während die frommen Schildbürger jedermann zu dienen begehrten, und richtig machen wollten, was irgendwo in der Welt unrichtig war, nicht um des lieben Geldes willen und aus Geiz, ſondern der allgemeinen Wohlfahrt wegen, ſo gerieten ſie dadurch in verderblichen Schaden, und es ging ihnen gerade, wie dem, der zwei Leute, die ſich prügeln, ſcheiden will; zuletzt iſt er es, der alle Schläge davonträgt.

Weil denn das Weib nicht ohne den Mann, und dieſer nicht ohne jenes beſtehen kann, ſo trat zu Schilda die ganze weibliche Gemeinde, die indeſſen das Regiment führen und der Männer Amt verwalten mußte, zuſammen, um das gemeine Beſte zu bedenken undem drohenden Verderben zu ſteuern. Nach langem Geſchnatter und Gerede wurden endlich die Frauen einig, daß ſie ihre Männer abfordern und heimrufen wollten. Um dieſes ins Werk zu richten, ließen ſie einen Brief aufſetzen und durch eigene Boten nach allen Orten und Enden abſchicken, wo ſie wußten, daß ihre Männer ſich aufhielten. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schilda, entbieten Euch, unſern getreuen, herzliebſten Ehemännern ſamt und ſonders unſern Gruß, und fügen Euch zu wiſſen: Da, Gott ſei Dank, unſer ganzer Stamm mit Weisheit und Verſtand ſo hoch begabt und vor andern geſegnet iſt, daß auch fern gelegene Fürſten und Herren ſolche zu hören und zu allen Geſchäften zu gebrauchen eine beſondere Luſt haben, auch deswegen Euch alle zu ſich von Haus und Hof, von Weib und Kindern abfordern und ſo lange Zeit bei ſich behalten, daß zu beſorgen iſt, ſie möchten Euch irgend mit Gaben und Verheißungen ganz und gar anfeſſeln und verſtricken: ſo ſind wir darum in großen Sorgen. Unſeren Sachen zu Hauſe iſt dabei weder geraten noch geholfen; das Feld verdirbt, das Vieh verwildert, das Geſinde wird ungehorſam, und die Kinder, die wir armen Mütter gemeiniglich mehr lieben, als gut iſt, geraten in Mutwillen, andern vielen Unweſens zu geſchweigen. In betracht dieſer Urſachen können wir nicht unterlaſſen, Euch hiermit an Amt und Beruf zu erinnern und zur Heimkehr aufzufordern. Bedenket, wie ſo lange Zeit wir von Euch verlaſſen geweſen; denket an die Kinder, Euer Fleiſch und Blut, welche nun allbereits zu fragen anfangen, wo doch ihre Väter ſeien. Welchen Dank, meinet Ihr, werden ſie Euch ſagen, wenn ſie nun erwachſen ſind und von uns vernehmen, daß ſie ohne Troſt und Hilfe von Euch verlaſſen worden und dem Untergange preis gegeben ſind? Und vermeint Ihr, der Fürſten und Herren Gunſt gegen Euch werde allezeit beſtändig ſein? Die alten Hunde, wenn ſie ſich mit Jagen abgearbeitet und ausgedient haben, ſo daß ſie mit ihren ſtumpfen Zähnen die Haſen nicht mehr packen können, pflegt der Jäger an den nächſten beſten Baum aufzuhängen und belohnt ſo ihre getreuen Dienſte. Wie viel löblicher und nützlicher wäre es daher, wenn Ihr daheim und zu Hauſe Eure eigenen Händel auswartend in guter Freiheit und Ruhe leben und Euch mit Weib und Kind, Freunden und Verwandten erfreuen wolltet. Auch könntet Ihr fremden Leuten dienen und doch in der Heimat bleiben. Wer Euer bedarf, der wird Euch wohl ſuchen und finden, oder es thut ihm nicht ſonderlich not. Solches alles, liebe Männer, werdet Ihr viel beſſer erwägen, als wir ſchreiben können. Deswegen hoffen wir, daß Ihr Euch unverzüglich aufmachen und heimkehren werdet, wenn Ihr nicht bald fremde Vögel in Eurem eigenen Neſte ſehen wollt, und hören, daß ſie zu Euch ſprechen: Vor der Thür iſt draußen! Darum ſeid vor Schaden gewarnt. Beſchloſſen und gegeben zu Schilda, mit Eurem eigenen Siegel, das Euer wartet."

Sobald den Männern dieſes Schreiben eingehändigt worden und ſie den Inhalt eingeſehen, wurde ihr Herz gerührt und ſie fanden es höchſt notwendig, ſogleich heimzukehren. Sie nahmen daher von ihren Herren gnädigen Urlaub und kamen nach Hauſe. Hier trafen ſie eine ſolche Verwirrung in allen Sachen, daß ſie, ſo weiſe ſie waren, ſich doch nicht genug verwundern konnten, wie in der kurzen Zeit ihrer Abweſenheit ſo vieles ſich hatte verkehren können. Aber freilich, Rom, das in ſo vielen Jahren mit Mühe gebauet worden iſt, kann an einem Tage gebrochen und zerſtört werden! Die Weiber der Schildbürger wurden über die Zurückkunft ihrer Männer ſehr froh; doch empfing nicht jede ihren Mann gleich, wie ſie denn gar verſchiedener Komplexion waren. Die einen nahmen ihre Männer ganz freundlich und liebevoll auf, wie eine ehrliche Frau billig thun ſoll, vermöge der Tugenden, mit welchen das weibliche Geſchlecht abſonderlich geziert iſt; andere aber fuhren die ihrigen mit rauhen und zweigeſpitzten Worten an, und hießen ſie in alles böſen Namen willkommen; wie dies denn auch in unſern Tagen viele Weiber, gegen die Natur, im Brauche haben; ſo daß dieſen Männern beſſer geweſen, ſie wären mit dem Vieh hereingekommen und heimlich in die Ställe geſchlüpft. Im übrigen waren ſie allzumal fröhlich und begingen ein Freudenfeſt; dann aber ſetzten ſie ihren Männern auseinander, wie notwendig es geweſen, daß ſie wieder heimgekommen, und baten ſie, das Verſäumte einzubringen und fernerhin des Hausweſens und Gewerbes beſſer wahrzunehmen, welches die Männer ihnen auch bei Treu und Ehren zuſagten.

Auf dieſes traten die Schildbürger zuſammen, einen Rat zu faſſen, was zu thun wäre, daß ſie von ausländiſchen Herren nicht mehr, wie bisher, geplagt und abgefordert würden. Weil es aber ſpät am Tage und der Handel wichtig war, ſo ließen ſie es für heute bei einer guten Mahlzeit bewenden, bei der ſie ſich mit weiſen Reden, die ſüßer als Honig und ſchöner als Gold und Silber ſind, aber auch mit Speiſe und Trank nach Notdurft, als vernünftige Leute genugſam ergötzten.

Am folgenden Tage verfügten ſich meine Herren, Rat zu halten, unter die Linde. Denn dort pflegten ſie ſich von alters her zu verſammeln, ſo lang es Sommer war. Winters über war das Rathaus der Verſammlungsſaal, und der Richterſtuhl ſtand hinter dem Ofen. Als ſie nun zuvörderſt den großen Schaden, der ihrem Hausweſen erwachſen war, erwogen und mit dem Nutzen verglichen, der ihnen aus dem Dienſte der fremden Herren erwuchs, ſo fanden ſie, daß der Nutzen den Schaden bei weitem nicht erſetzen konnte. Es wurde daher eine Umfrage gethan, wie doch den Sachen zu helfen wäre. Da hätte einer ſollen die weiſen und hochverſtändigen Ratſchläge hören, die ſo gar vernünftig vorgebracht wurden! Einige meinten, man ſollte ſich der auswärtigen Herren gar nicht mehr annehmen; andere, man ſollte ſie nicht ganz abthun, ſondern nur ihnen ſo kalte Ratſchläge geben, daß ſie von ſelbſt abſtänden und die Schildbürger unbekümmert ließen. Zuletzt trat ein alter Schildbürger auf und brachte ſein Bedenken vor, dieſes Inhalts: „Da doch ihrer aller hohe Weisheit und großer Verſtand die einzige Urſache ſei, warum ſie von Hauſe abgefordert und da und dorthin beſchickt würden, ſo dünke ihm das beſte zu ſein, wenn ſie ſich durch Thorheit und Aberwitz vor künftiger Zudringlichkeit beſchirmten. Wenn man ſie früher ihrer Klugheit wegen in fremde Lande berufen hätte, ſo würde man ſie jetzt ihrer Dummheit halber zu Hauſe laſſen. Deswegen ſei er der Meinung, daß ſie alle einhellig, niemand ausgeſchloſſen, Weiber und Kinder, junge und alte, die abenteuerlichſten und ſeltſamſten Sachen anfangen ſollten, die nur zu erſinnen wären; ja was jedem närriſches in den Sinn käme, das ſollte er thun. Dazu brauche man aber gerade die Weiſeſten und Geſchickteſten; denn es ſei keine geringe Kunſt, Narrenamt recht zu verweſen. Wenn nämlich einer die rechten Griffe nicht wiſſe, und es ihm ſo mißlinge, daß er gar zum Thoren werde, der bleibe ſein Lebenlang ein Narr; wie der Kuckuck ſeinen Geſang, die Glocke ihren Klang, der Krebs ſeinen Gang behält.“

Dieſes Bedenken wurde von allen Schildbürgern mit dem höchſten Ernſt erwogen, und, weil der Handel gar ſchwer und wichtig war, noch manche Umfrage darüber gethan. Am Ende beſchloſſen ſie, daß eben jene Meinung in allen Punkten aufs genaueſte aufzuſetzen und dann ins Werk zu richten ſei. Hiermit ging die Gemeinde auseinander mit der Abrede, daß jeder ſich beſinnen ſollte, bei welchem Zipfel die neue Narrenkappe anzufaſſen wäre. Freilich hatte gar mancher ein heimliches Bedauern, daß er, nachdem er ſo viele Jahre voll Weisheit geweſen, jetzt erſt in ſeinen alten Tagen ein Narr werden ſollte. Denn die Narren ſelbſt können es am wenigſten vertragen, daß ihnen die Thorheit, über der es ihnen ſelbſt ekelt, durch einen Narren vorgeworfen werde.

Jedoch, um des gemeinen Nutzens willen, für den jeder ja ſelbſt ſein Leben mit Luſt aufopfern ſoll, waren ſie allzumal willig, ſich ihrer Weisheit zu begeben: und damit hat in unſerer Geſchichte die Weisheit der Schildbürger ein Ende.

Da ſie nun forthin ein anderes Regiment, anderes Weſen und Leben anzunehmen und zu beſtellen entſchloſſen waren, ſo ſollte zu einem recht glückhaften Anfange zuerſt ein neues Rathaus auf gemeinſchaftliche Koſten erbaut werden, ein ſolches, das auch Raum für ihre Narrheit hätte, and dieſelbe wohl ertragen und leiden könnte. Da ſie ſich nun ihrer Weisheit noch nicht ganz verziehen hatten, und ſie nicht mit ihrer Narrheit auf einen Stoß hervorbrechen wollten, weil dadurch leicht verraten worden wäre, daß ihre Thorheit nur eine angelegte ſei: ſo beſchloſſen ſie fein gemächlich zu Werke zu gehen. Doch ſchien ihnen der Bau eines neuen Rathauſes immerhin das dringlichſte zu ſein.

Und wie nun alles verabredet war, was zu einem ſo wichtigen Werke notwendig erfordert wird, fand ſichs, daß nichts mehr mangelte, als ein Pfeifer oder Geiger, der mit ſeinem lieblichen Sang und Klang, wie ein Orpheus oder Amphion, Holz und Steine herbeigeholt hätte, um ſie in feiner Ordnung zu dieſem Bau aufeinander zu legen. Da aber ein ſolcher nirgends zu finden war, ſo vereinigten ſie ſich, gemeinſchaftlich das Werk anzugreifen, jeder dem andern zu helfen und nicht eher aufzuhören, als bis der ganze Bau aufgeführt und vollendet wäre. Offenbar waren die Schildbürger, deren Weisheit nur allmählich, wie ein Licht, ausgehen ſollte, noch viel zu weitſichtig, da ſie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müſſe, ehe man mit Bauen anfangen könne. Denn rechte Narren würden wohl ohne Holz, Stein und Kalk zu bauen ſich unterſtanden haben. Deswegen zogen ſie ſamt und ſonders einmütig mit einander ins Holz, das jenſeits des Berges in einem Thale gelegen war, und fingen an, nach dem Rate ihres Baumeiſters, das Bauholz zu fällen. Als es von den Aeſten geſäubert und ordentlich zugerichtet war, da wünſchten ſie nichts anderes zu haben, als eine Armbruſt, auf der ſie es heimſchießen könnten; durch ſolches Mittel, meinten ſie, würden ſie unſäglicher Mühe und Arbeit überhoben ſein. So aber mußten ſie die Arbeit ſelbſt verrichten, und ſchleppten die Bauhölzer nicht ohne viel Schnaufen und Atemholen den Berg hinauf und jenſeits wieder mit vieler Mühe hinab; alle bis auf eines, das nach ihrer Anſicht das letzte war. Dieſes feſſelten ſie gleich den andern auch an, brachten es mit Heben, Schieben und Stoßen vor und hinter ſich, rechts und links den Berg hinauf, und auf der andern Seite zur Hälfte hinab. Sei es nun aber, daß ſie es überſehen hatten, oder daß Stricke und Seile zu ſchwach waren: kurz, das Holz entging ihnen, und fing an, von ſelbſt fein allgemach den Berg hinab zu rollen, bis es zu den andern Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock ruhig liegen blieb. Solchem Verſtande dieſes groben Holzes ſahen die Schildbürger bis zu Ende zu, und verwunderten ſich höchlich darüber. „Sind wir doch alle“, ſprach endlich einer unter ihnen, „rechte Narren, daß wir uns ſolche Mühe gegeben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht; und erſt dieſer Klotz mußte uns lehren, daß ſie von ſelbſt beſſer hätten hinuntergehen können!“ „Nun, dem iſt Rat zu ſchaffen“, ſagte ein anderer; „wer ſie hinabgethan hat, der ſoll ſie auch wieder hinaufthun! Darum, wer mit mir dran iſt, ſpute ſich! Wenn wir erſt die Hölzer wieder hinaufgeſchoben, ſo können wir ſie alle miteinander wieder hinunterrollen laſſen; dann haben wir mit Zuſehen unſere Luſt, und werden für unſere Mühe ergötzt!“

Dieſer Rat gefiel allen Schildbürgern über die maßen wohl; ſie ſchämten ſich einer vor dem andern, daß er nicht ſelbſt ſo witzig geweſen, und wenn ſie zuvor, als ſie das Holz den Berg hinabgebracht, unſägliche Mühe gehabt hatten, ſo hatten ſie gewiß jetzt dreifache Arbeit, bis ſie dasſelbe wieder hinaufbrachten. Nur das eine Holz, das von ſelbſt die Hälfte des Berges hinabgerollt war, zogen ſie nicht wieder hinauf, um ſeiner Klugheit willen. Nachdem ſie ſich ſo überſchafft hatten, und alle Hölzer wieder oben waren, ließen ſie dieſelben allmählich, eins nach dem andern den Berg hinabtaumeln, ſtanden droben und ließen ſich den Anblick wohl gefallen. Ja, ſie waren ganz ſtolz auf die erſte Probe ihrer Narrheit, zogen fröhlich heim und ſaßen ins Wirtshaus, wo ſie kein kleines Loch in den Beutel der Stadt hinein zehrten.

Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Stein, Sand, Kalk herbeigebracht, und ſo fingen die Schildbürger einmütig ihren Bau mit ſolchem Eifer an, daß, wer nur immer zuſah, geſtehen mußte, es ſei ihr bitterer Ernſt geweſen. In wenig Tagen hatten ſie die drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt: denn weil ſie etwas beſonderes haben wollten, ſo ſollte das Haus dreieckig werden. Auch aller Einbau ward wohl vollendet, doch ließen ſie nebenzu an einer Seite ein großes Thor in der Mauer offen, um, wie ſie dachten, das Heu, das der Gemeinde zuſtändig wäre, und deſſen Erlös ſie miteinander vertrinken durften, hineinzubringen. Dies Thor kam denn auch — woran ſie nicht gedacht — ihrem Herrn Schultheißen wohl zu ſtatten, ſonſt hätte dieſer, ſamt Gerichts- und Ratsherren, wenn ſie in den Rat gehen wollten, über das Dach hineinſteigen müſſen, was zwar ihrer Narrheit ganz angemeſſen, aber doch allzu unbequem und dazu halsbrechend geweſen wäre.

Hierauf machten ſie ſich an das Dach. Dieſes wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgeteilt, der Dachſtuhl auf die Mauer geſetzt, und ſo das ganze Werk, nach ihrer Meinung, bis auf den Giebel, untadelig hinausgeführt. Das Dach zu decken verſchoben ſie auf den folgenden Tag und eilten dem Hauſe zu, wo der Wirt den Reif aufgeſteckt. Am andern Morgen wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, vor welchem bei Strafe niemand arbeiten durfte. Da ſtrömten alle Schildbürger zuſammen, ſtiegen auf den Dachſtuhl und fingen an, ihr Rathaus zu decken. So ſtanden ſie alle hintereinander, die einen zuoberſt auf dem Dache, die andern unten, wo ſie an den Latten beſſerten; etliche noch auf der Leiter, wieder andere auf der Erde zunächſt der Leiter, und ſofort bis zu dem Ziegelhaufen, der einen guten Steinwurf vom Rathauſe entfernt war. Auf dieſe Weiſe ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom erſten, der ihn aufhob, bis zu dem letzten, der ihn auf ſeine Statt legte, daß ein Dach daraus würde. Wie man aber willige Roſſe nicht übertreiben ſoll, ſo hatten ſie die Anordnung gemacht, daß zu einer gewiſſen Stunde die Glocke läuten würde, zum Zeichen des Ausruhens. So wie nun derjenige, der zunächſt am Ziegelhaufen war, den erſten Streich der Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er eben aufgehoben hatte, fallen, und lief dem Wirtshauſe zu. So geſchah es, daß diejenigen, die zuletzt ans Werk gekommen waren, die erſten im Wirtshauſe und die oberſten hinter dem Tiſche wurden. Dasſelbe thaten auch die Zimmerleute. So wie ihrer einer den erſten Glockenſchlag gehört, ließ er die Axt, die er ſchon zum Streich aufgehoben, fallen, und lief dem Trunke zu, welches alles zur Narrheit der Schildbürger vortrefflich paßte.

Endlich, nach vollendetem Werke, wollten ſie in ihr Rathaus gehen,, um dasſelbe zu aller Narren Ehre einzuweihen, und in aller Narren Namen zu verſuchen, wie es ſich darin raten laſſe. Kaum aber waren ſie in Ehrbarkeit hineingetreten — ſiehe, da war es ganz finſter, ſo finſter, daß einer den andern kaum hören, geſchweige denn ſehen konnte. Darüber erſchracken ſie nicht wenig, und konnten ſich nicht genugſam verwundern, was doch die Urſache ſein möchte; ob vielleicht irgendwo ein Fehler beim Bauen gemacht worden, wodurch das Licht aufgehalten würde. So gingen ſie denn zu ihrem Heuthor wieder hinaus, um zu ſehen, wo ſich der Mangel befinde. Da ſtanden alle drei Mauern gar vollkommen da; das Dach ſaß ordentlich darauf; auch an Licht mangelte es draußen nicht. Sobald ſie aber wieder hereinkamen, zu forſchen, ob der Fehler drinnen liege, da war es wieder finſter wie zuvor. Die wahre Urſache aber war, daß ſie die Fenſter an ihrem Rathauſe vergeſſen hatten: die konnten ſie nicht finden noch erraten, ſo ſehr ſie ſich auch ihre närriſchen Köpfe darob zerbrachen.

Als der feſtgeſetzte Ratstag gekommen, ſtellten ſich die Schildbürger zahlreich ein; denn es hatte allen gegolten, und nahmen ihre Plätze ein. Einer von ihnen hatte einen brennenden Lichtſpan mitgebracht, und ihn, nachdem ſie ſich niedergeſetzt, auf ſeinen Hut geſteckt, damit ſie in dem finſtern Rathaus einander ſehen könnten, auch der Schultheiß bei der Umfrage einem jeden ſeinen Titel und Namen zu geben im ſtande wäre. Hier ließen ſich nun über den vorgefallenen Handel gar widerſprechende Meinungen vernehmen. Die Mehrheit ſchien ſich dahin zu neigen, daß man den Bau wieder bis auf den Boden abbrechen und aufs neue aufführen ſollte: da trat einer hervor, der, wie er früher unter allen der allerweiſeſte geweſen, ſo jetzt ſich als den allerthörigſten zeigen wollte, und ſprach: Er habe, ſo lange ſeine Weisheit gewährt, manchmal vernommen, daß man durch Beiſpiel vieles klarer machen könne; ſolchem nach wolle auch er den Schildbürgern eine ſchöne Geſchichte erzählen: „Meiner Großmutter Großvaters Bruder Sohn," hub er darauf an, „hörte eines Tages einen ſagen: Ei, wie ſind die Rebhühner ſo gut!" Haſt du denn ſchon welche gegeſſen, fragte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß du es ſo gut weißt"? „Nein, ſagte der andere, aber es hat mir's einer vor fünfzig Jahren geſagt, deſſen Großmutter Großvater ſie in ſeiner Jugend von einem Edelmann hatte eſſen ſehen." Ueber dieſer Rede bekam meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ein Kindbetterin-Gelüſte, daß er gern etwas Gutes eſſen möchte, und ſagte deswegen zu ſeinem Weib, ſie ſolle ihm Küchlein backen; denn Rebhühner könne er doch nicht haben. Sie aber, die beſſer wußte, als er, was der Butterhafen vermöge, entſchuldigte ſich, ſie könne ihm diesmal keine Küchlein backen, weil ihr die Butter oder das Schmalz ausgegangen. Sie bat ihn deshalb, er möchte mit den Küchlein bis auf eine andere Zeit ſich gedulden. Damit hatte aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn keine Küchlein gegeſſen und ſein Gelüſte nicht gebüßt. Er wollte ſich mit einem ſo trockenen Beſcheide ohne Salz und Schmalz nicht abweiſen laſſen, und beſtand darauf, die Frau ſollte ihm Küchlein backen, und hätte ſie nicht Butter oder Schmalz, ſo ſollte ſie es mit Waſſer verſuchen. „Es thut's nicht," ſagte die Frau, „ſonſt wäre ich ſelbſt nicht ſo lang ohne Küchlein geblieben, weil ich mich das Waſſer nicht hätte dauern laſſen." Er aber ſprach: „Du weißt es nicht, weil Du es noch nie probiert haſt. Verſuch es einmal, und erſt, wenn es nicht geraten will, kannſt Du ſagen, es thue es nicht." Wollte die Frau Ruhe haben und zufrieden ſein, ſo mußte ſie dem Mann willfahren; ſie rührte alſo einen Kuchenteig an, ganz dünn, als wollte ſie Sträublein backen, ſetzte eine Pfanne Waſſer über das Feuer, und nun mit dem Teig darein. Der Teig zerfloß im Waſſer und es wurde ein Brei daraus, darüber die Frau zornig, der Mann leidig ward. Denn jene ſah Arbeit, Holz und Mehl verloren; meiner Großmutter Großvaters (ſeligen) Bruders Sohn aber ſtand dabei, hielt den Teller hin, und wollte die erſtgebackenen Küchlein, ſo warm ſie aus der Pfanne kämen, eſſen, ward aber betrogen. Seine Frau verwünſchte das Kuchenbacken mit Waſſer; er jedoch ſagte langmütig: „Laß Dichs nicht gereuen, man verſucht ein Ding auf ſo viel Weiſe, bis es zuletzt gelingen muß. Iſt es diesmal nicht geraten, ſo geräts ein andermal. Es wäre ja doch eine feine nützliche Kunſt geweſen, wenn es von ungefähr geglückt wäre!" „Ich meine ja wohl," ſagte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn Frau: „dann wollt' ich ſelbſt alle Tage Küchlein eſſen!"

„Und nun" — ſo ſchloß der Schildbürger — „dieſe Geſchichte auf unſer Vorhaben zu beziehen: wer weiß, ob das Licht oder der Tag ſich nicht in einem Sack tragen läßt, gleichwie das Waſſer in einem Eimer getragen wird. Unſer keiner hat es jemals verſucht; darum, wenn es Euch gefällt, ſo wollen wir dran gehen; geräts, ſo haben wirs um ſo beſſer, und werden, als Erfinder dieſer Kunſt, großes Lob damit erjagen! Geht es aber nicht, ſo iſt es doch unſerem Vorhaben, der Narrheit halber, ganz willkommen und bequem!"

Dieſer Rat gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß ſie beſchloſſen, demſelben in aller Eile nachzuleben. Deswegen kamen ſie nach Mittag, wo die Sonne am beſten ſcheint, bei ihrem Eide gemahnt, alle vor das neue Rathaus, ein jeder mit einem Geſchirr, in das er den Tag zu faſſen gedachte, um ihn hineinzutragen. Einige brachten auch Schaufeln, Kärſte, Gabeln mit, aus Fürſorge, daß ja nichts verabſäumt werde.

Sobald nun die Glocke eins geſchlagen, da konnte man Wunder ſehen, wie ſie zu arbeiten anfingen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen ſie die Sonne ſcheinen bis auf den Boden; dann knüpften ſie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathaus, den Tag auszuſchütten. Andere thaten daſſelbe mit verdeckten Gefäßen, als Hafen, Keſſeln, Zubern und was dergleichen iſt. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers ſoll beſonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mäuſefalle zu fangen gedachte, und ihn ſo, mit Liſt bezwungen, ins Haus tragen wollte. Jeder verhielt ſich, wie es ſein Narrenkopf ihm ingab. Und ſolches trieben ſie den langen, lieben Tag, ſo lang als die Sonne ſchien, mit ſolchem Eifer, daß ſie vor Hitze faſt erlechzten und unter der Müdigkeit faſt erlagen. Sie richteten aber ſo wenig damit aus, als vor Zeiten die Rieſen, da ſie Berge auf einander türmten, um den Himmel zu erſtürmen. Darum ſprachen ſie zuletzt: „Nein, es wäre doch eine feine Kunſt geweſen, wenn es geraten wäre!" Und darauf zogen ſie ab, und hatten doch ſo viel gewonnen, daß ſie auf gemeine Koſten zum Weine gehen, und ſich ſo wieder erquicken und erlaben durften.

Die Schildbürger waren mitten in ihrer Arbeit, als von ungefähr ein fremder Wandersmann durch die Stadt und an ihnen vorüber reiſte. Dieſer ſtand lange ſtille, ſah ihnen mit offenem Maule zu, und vergaß, es wieder zuzumachen; ja, bald wäre er auch zu einem Schildbürger geworden, ſo ſehr zerbrach er ſich den Kopf darüber, was denn das bedeuten ſollte. Abends in der Herberge, wo er des Wunders willen ſich niedergelaſſen, um das Abenteuer zu erfahren, fragte er nach der Urſache, warum er ſie denn ſo eifrig in der Sonne habe arbeiten ſehen, ohne begreifen zu können, was ſie thäten. Die umſtehenden Schildbürger antworteten ihm ohne Bedenken, daß ſie verſucht hätten, ob ſie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathaus tragen könnten.

Der fremde Geſelle war ein rechter Vogel, genetzt und geſchoren, wie es ſein ſollte, nur daß er weder Federn noch Wolle hatte. Er war nicht geſinnt, den Raub, der ſich ihm hier anbot, aus den Händen zu laſſen: deswegen fragte er ſie ernſthaft, ob ſie mit ihrer Arbeit etwas ausgerichtet hätten? Da ſie mit Kopfſchütteln antworteten, ſo ſagte der Geſelle: „Das macht, daß Ihr die Sache nicht ſo angegriffen habt, wie ich Euch wohl möchte geraten haben!" Dieſer Tagesſchimmer von Hoffnung machte die Schildbürger ſehr froh, und ſie verhießen ihm von ſeiten des ganzen Fleckens eine namhafte Belohnung, wenn er ihnen ſeinen Rat mitteilen wollte. Dem Wirt befahlen ſie, ihm tapfer aufzutragen und vorzuſetzen, ſo daß der gute Geſelle dieſe Nacht ihr Gaſt war und redlich ohne Geld zechte; wie das billig war, da er forthin ihr Baumeiſter ſein ſollte.

Am folgenden Tag, als die liebe Sonne den Schildbürgern ihren Schein wieder gönnte, führten ſie den fremden Künſtler zum Rathaus, und beſahen es mit allem Fleiße von oben und unten, vorn und hinten, innen und außen. Da heißt ſie der Geſelle, der indeſſen mit der Schalkheit Rat gepflogen, das Dach beſteigen, und die Dachziegel hinwegnehmen, welches auch alſogleich geſchah. „Nun habt Ihr," ſprach er, „den Tag in Eurem Rathauſe; Ihr möget ihn darin laſſen, ſo lang er Euch gefällig iſt. Wenn es Euch beſchwerlich wird, ſo könnet Ihr ihn wohl wieder hinausjagen. Aber die Schildbürger verſtanden nicht, daß er damit meinte, ſie ſollten das Dach nicht wieder darauf decken, ſonſt würde es wieder ſo finſter werden, wie zuvor, ſondern ſie ließen die Sache gut ſein, ſaßen in dem Hauſe zuſammen und hielten den ganzen Sommer über Rat. Der Geſelle nahm die Verehrung, zählte das Geld nicht lange, ſondern zog hinweg und ſchaute oft hinter ſich, ob ihm niemand nacheile, den Raub wieder von ihm zu nehmen. Er kam auch nie wieder, und noch heutiges Tages weiß niemand, woher er geweſen, und wohin er gekommen; nur dies ſagten die Schildbürger von ihm aus, daß ſie ihn am Rücken das letztemal geſehen hätten.

Nun hatten ſie mit ihrem Rathauſe ſolches Glück, daß es den ganzen Sommer über, ſo oft ſie zu Rate ſaßen, nie regnete. Inzwiſchen aber begann der liebliche Sommer ſein luſtiges Antlitz zu verbergen, und der leidige Winter, ſteckte ſeinen rauhen Schnabel hervor. Da merkten die Schildbürger bald, daß, wenn einer unter einem großen Wetterhut, wie die ſind, welche junge Lappen gewöhnlich aus fremden Landen mitbringen, ſich vor dem Regen ſicher ſtellt, ſo auch ſie ſich mit dem Dache, wie einem Hute, gegen Schnee und Ungewitter ſchirmen müßten. Sie hatten daher nichts Eiligeres zu thun, als das Dach mit gemeinſchaftlicher Handreichung wieder zu decken. Aber, ſiehe da, wie das Dach wieder eingedeckt war, und ſie ins Rathaus gehen wollten, da war es leider wieder eben ſo dunkel darin, als es zuvor geweſen war, ehe ſie von der Erſparungskunſt des Wanderers die Erfindung gelernt hatten, Tag in dem Hauſe zu machen, ohne ihn hinein zu tragen. Und jetzt erſt merkten ſie, daß er ſie häßlich hinter das Licht geführt habe. Sie mußten aber zu der geſchehenen Sache das beſte reden, ſetzten ſich wieder mit ihren Lichtſpänen zuſammen und hielten geſchwind einen Rat darüber, der ſich weit in den Tag hinein zog. Endlich kam die Umfrage auch an einen, der ſich nicht den Ungeſchickteſten dünkte. Dieſer ſtand auf und ſagte: „Er rate eben das, was ſein Vater raten werde." Nach dieſem weiſen Rate trat er aus der Verſammlung, ſich zu räuſpern, wie denn die Bauern oft einen ſo böſen Huſten haben, daß niemand um ſie bleiben kann. Wie er nun in der Finſternis (denn ſein Lichtſpan war ihm erloſchen) an der Wand hin und her krabbelte, wird er von ungefähr eines kleinen Riſſes in der Mauer gewahr. Auf einmal erinnerte er ſich mit großem Seufzen ſeiner erſten Weisheit, deren ſich alle verziehen hatten; darum tritt er wieder hinein und ſpricht: „Erlaubet mir ein

Wort zu reden, liebe Nachbarn!“ Als ihm dies vergönnt wurde, ſprach er weiter: „Nun, ich frage Euch alle darum, ſind wir nicht alle doppeltgebohrte Narren? Wir haben ſo ängſtliche und üble Zeit mit unſerem Rathaus, wenden Unkoſten daran und geraten noch dazu in große Verachtung. Und dennoch iſt keiner von uns ſo geſcheit geweſen, daß er geſehen hätte, daß wir in das Haus keine Fenſter gemacht haben, durch die das Licht hereinfallen konnte. Das iſt doch gar zu grob, zumal im Anfange unſerer Thorheit; da ſollten wir nicht ſo auf einmal und mit einem Satz hineinplumpen, ſo daß es auch ein rechter geborner Narr merken könnte.“

Ueber dieſer Rede erſchracken und verſtummten die andern alle. Sie ſahen einander an, und ſchämten ſich einer vor dem andern wegen der gar zu plumpen Narrheit. Ohne die Umfrage abzuwarten, fingen ſie darauf mit einander an, aller Orten die Mauern des Rathauſes durchzubrechen, und da war kein Schildbürger unter allen, der nicht ſein eigenes Fenſter hätte haben wollen. Alſo wurde das Rathaus vollführt, bis auf den Einbau, von welchem ſogleich Meldung gethan werden ſoll.

Nachdem alſo ihrem Rathauſe ein großes Laſter abgewöhnt und es endlich ſehend geworden war, fingen die Schildbürger an, auch das Eingeweide des Hauſes zurecht zu machen, und die Gemächer zu verſchlagen. Unter anderm machten ſie drei abgeſonderte Stuben, eine Witz-Stube, eine Schwitz-Stube und eine Bade-Stube; dieſe mußten vor allen Dingen fertig gemacht werden, damit die Schildbürger, wenn ſie über wichtige Sachen ratſchlagen ſollten, nicht behindert wären. Nun, meinten ſie, ſei das ganze dreieckige Rathaus aufs vortrefflichſte fertig gemacht, und weihten es zu aller Narren Ehre feierlich ein.

Inzwiſchen war der Winter ganz hereingebrochen, und es war kalt geworden. Nun ſollten ſie an einem Ratstage Gericht halten, und der Kühhirt hatte mit ſeinem Horn den Ratsherren die Loſung gegeben. Da brachte denn jeder, damit das gemeine Weſen nicht beſchwert würde, ſein eigenes Scheit Holz mit, um die Stube zu wärmen. Aber als ſie ſich nach der Heizung umſahen, ſiehe, da fand ſichs, daß ſie den Ofen vergeſſen hatten, ja nicht einmal Raum gelaſſen, wo man einen hinſtellen könnte. Darüber erſchracken ſie abermals heftig bei ſich ſelbſt, und ſchalten ſich über ihre Thorheit. Als ſie nun anfingen den Handel zu erwägen, da fielen gar mancherlei Meinungen. Einige waren der Anſicht, man ſollte ihn hinter die Thüre ſetzen. Da es aber herkömmlich war, daß der Schultheiß den Winter über hinter dem Ofen ſeinen Sitz haben mußte, ſo ſchien es ſchmählich zu ſein, wenn er hinter der Thüre ſäße. Zuletzt riet endlich einer, man ſollte den Ofen vors Fenſter hinaus ſetzen, und ihn nur zur Stube hereingucken laſſen. Zu Zeiten dann, wenn es not thäte, könnte er bei Abzählung der Stimmen auch mitgerechnet werden; denn riete er ſchon nicht zur Sache, ſo ſei er doch auch nicht dawider. Dem Schultheiß ſollte man den nächſten Ort dabei einräumen. Dieſem Rate ward von allen Bänken her einhelliger Beifall zugerufen. Doch ſagte ein Alter unter ihnen, welcher ſchon länger Narr war, als die andern: „Aber, lieber Freund, die Hitze, die ſonſt in die Stube gehört, wird zum Ofen hinausgehen! Was hilft uns dann der Ofen?“ — „Dafür weiß ich ein Mittel,“ rief ein dritter. „Ich habe ein altes Haſengarn, das will ich der Gemeinde zum beſten geben. Wir wollen es vor die Ofenthüre hängen, daß es die Hitze im Ofen beſchließe! Dann haben wir nichts Arges zu beſorgen, nicht wahr, lieber Nachbar? Dann wollen wir tüchtig ſieden und braten, und die Aepfel in der Kachel umkehren!“ Dieſer Schildbürger wurde wegen ſeines ſo weiſen Rates hoch geprieſen, und ihm mit allen ſeinen Nachkommen der allernächſte Sitz hinter dem Ofen zunächſt bei der Aepfelkachel vergönnt.

So ſchloß der Handel; der Ofen wurde gemacht, und bei einer zweiten Ratswahl das Rathaus aufs neue mit Narren beſetzt. Die neuen Ratsherrn berieten ſich vornehmlich darüber, wie man einen Vorrat hinterlegen könnte, deſſen man ſich bedienen dürfte, wenn einmal eine Teurung einfiele. Beſonders aber hörten ſie vom Salze, deſſen Kauf ihnen, wegen der obwaltenden Kriege, abgeſchnitten war, und an dem ſie eben darum großen Mangel litten; man riet ihnen, ſie ſollten es doch ſo weit bringen, daß ſie eigenes Salz hätten, das ſie in der Küche ſo wenig entbehren könnten, als den Dünger auf dem Acker. Da faßten ſie nach langer Ratſchlagung den Beſchluß: „Weil es doch offenbar ſei, daß der Zucker, der ja dem Salz ganz ähnlich ſehe, erwachſe, ſo müſſe wohl daraus folgen, daß das Salz gleichermaßen aus dem Felde hervorwachſe; wie denn das Salz ſo gut Körnlein habe, als der Weizen, und man eben ſowohl ſage: ein Salzkorn, als: ein Weizenkorn; darum beſchließe ein wohlweiſer Rat, daß man ein großes, der Gemeinde zuſtehendes Stück Feld umbrechen ſolle, und darauf in Gottes Namen Salz ſäen. Es ſei kein Zweifel, daß ſie dann ihr eigen Salz bekommen würden, und nicht andern zu Füßen fallen dürften, um Salz zu erhalten.“

Der Acker ward gepflügt und nach dem Beſchluſſe Ihrer Wohlweiſen mit Salz beſäet. Sie ſelbſt und alle Schildbürger waren in beſter Hoffnung, und zweifelten nicht, Gott werde ſeinen Segen im Ueberfluß zu der Arbeit geben, weil ſie ja in ſeinem Namen geſäet hätten; auch wäre ein ſolcher Gewinn, als ein Erdwucher, nicht ſchändlich, ſondern von jedermann gebilligt. In dieſem Vertrauen ſtellten ſie auch Hüter und Bannwarte auf, die, mit einem langen Vogelrohr in der Hand, die Vögel ſchießen ſollten, wenn ſie etwa das ausgeſäete Salz wie andern Samen auffreſſen oder auflecken wollten.

Es währte nicht lange, ſo fing der Acker an, aufs allerſchönſte zu grünen und die frechſten Kräuter herauf zu ſchicken. Die Schildbürger hatten eine unſägliche Freude darüber und meinten, diesmal wäre ihnen die Sache wohl geraten. Sie gingen alle Tage hinaus, zu ſehen, wie das Salz wüchſe; ja, ſie beredeten ſich ſelbſt, ſie hörten das Salz wachſen, wie jener das Gras. Und je mehr es wuchs, deſto mehr wuchs in ihnen die Hoffnung, und da war keiner unter ihnen, der nicht im Geiſte ſchon ein ganzes Simri Salz gegeſſen hätte. Deswegen befahlen ſie den Bannwarten, wenn etwa eine Kuh, ein Pferd, ein Schaf oder eine Geiß auf den Salzacker ſich verirrte, ſo ſollten ſie dieſe Tiere auf alle Weiſe und ohne Schonung fortjagen. Deſſen ungeachtet kam das unvernünftige Vieh auf den wohlbebauten und beſäeten Salzacker, und fraß nicht nur die herrliche Ausſaat von Salz, ſondern auch das, was noch hätte wachſen ſollen. Der Hüter, der dieſes ſah, wußte wohl, was ihm auferlegt ſei. Aber er verlor den Kopf; denn er war ein Schildbürger, und anſtatt das Vieh hinauszutreiben, lief er in die Stadt und meldete das Unheil dem Schultheißen und Rat. Dieſer ſah auch bald ein, daß dem Bannwart ſein Vogelrohr gegen die vierfüßigen Tiere nichts helfen konnte; ſie faßten daher, nachdem ſie ſich lang die Köpfe zerbrochen hatten, den weiſen Beſchluß: ihrer viere des edeln Rates, vor denen die Tiere ſich vielleicht mehr als vor ſchlechten Leuten ſcheuen würden, ſollten den Bannwart auf eine geflochtene Truhe ſetzen, ihm eine lange Rute in die Hand geben, und ihn ſo auf dem Salzacker herumtragen, bis er das loſe Vieh herausgetrieben hätte. Dies geſchah, der Bannwart hielt ſeinen Umzug, als wäre er der Papſt zu Rom, und die vier Ratsherren wußten mit ihren breiten Füßen ſo ſubtil einherzugehen, daß durch ſie dem koſtbaren Acker kein allzugroßer Schaden widerfuhr.

Wirklich blühte und zeitigte das Salzkraut nicht anders, als ob es Unkraut geweſen wäre, auf das eher ein fruchtbarer Regen fällt, ehe denn es verdirbt. Wie nun ein ehrlicher Schildbürger über den herrlich grünenden Acker ging, konnte er es nicht laſſen, ein weniges von dem edeln Salzkraut auszuraufen und es, beſcheiden koſtend, an den Mund zu führen. Nun iſt es wahr, es biſſen ihn die Brenneſſeln auf die Zunge, daß er hätte ſchreien mögen; aber eben das machte ihn ausnehmend fröhlich, er rannte, als wäre er ein rechter Narr, vor Schmerz und Freuden auf und ab, und ſchrie mit heller Stimme: „Es iſt Leckerwerk; Leckerwerk iſt es!“ Darauf lief er recht eilig, damit ihm niemand das Botenbrot abgewänne, nach dem Flekken Schilda, und ſtürmte mit der großen Glocke, damit alle Schildbürger zuſammenkämen und die gute Märe vernähmen. Als ſie verſammelt waren, zeigte er ihnen, vor Freude zitternd, an: „ſie ſollten fröhlich und guten Mutes ſein; das Kraut ſei ſchon ſo ſcharf, daß es ihn auf der Zunge gebiſſen habe; es ſei hieraus abzunehmen, daß ein recht gut Salz daraus werde werden.“

Dadurch veranlaßte er die Schildbürger, alle miteinander auf den Acker zu gehen, den Schultheiß an der Spitze. Dieſer raufte ein Krautblatt heraus, reckte die Zunge und koſtete es; und ihm thaten es alle nach und alle fanden es ſo, wie der Bote ihnen verkündet hatte. Sie waren ſehr froh, und jeder dachte ſich in ſeinem Sinne ſchon als einen mächtigen Salzherrn. Und als endlich die Zeit der Ernte gekommen war, da kamen ſie herbei mit Roß und Wagen und mit Sicheln, das Salz abzuſchneiden und heimzuführen. Etliche hatten gar ihre Dreſchflegel gerüſtet, um es gleich an Ort und Stelle auszudreſchen. Als ſie aber Hand anlegen und ihr gewachſenes Salz abſchneiden wollten, da war es ſo herb und hitzig, daß es ihnen allen die Hände verbrannte. Dies hatten ſie auch, von der großen Kraft des Salzkrautes unterrichtet, wohl überlegt; jedoch es nicht gewagt, ſich mit Handſchuhen zu verſehen, weil der Sommer ſo gar heiß war, und ſie fürchteten, man möchte ihrer ſpotten. Nun meinten einige, man ſollte es abmähen, wie das Gras; andere, weil es ſo gar hitzig wäre, ſo ſollte man es mit der Armbruſt niederſchießen, wie einen tollen Hund. Das letzte gefiel ihnen am allerbeſten. Weil ſie aber keinen Schützen unter ſich hatten und befürchteten, wenn ſie nach einem fremden ſchickten, möchte ihre Kunſt verraten werden, ſo ließen ſie es bleiben. Kurzum, die Schildbürger mußten das edle Salzkraut auf dem Felde ſtehen laſſen, bis ſie einen beſſeren Rat fänden. Und hatten ſie zuvor wenig Salz gehabt, ſo hatten ſie jetzt noch weniger: denn was ſie nicht verbraucht hatten, das hatten ſie ausgeſäet. Deswegen litten ſie großen Mangel an Salz, zumal am Salze der Weisheit, das bei ihnen ganz dünn geworden war. Daher zerbrachen ſie ſich auch den Kopf darüber und ſannen nach, ob etwa der Acker nicht recht gebaut worden, und hielten viele Ratsſitzungen darüber, wie man es ein andermal beſſer machen könnte.

Nun weiß jedermann, daß vor Zeiten die Weisheit der Schildbürger weit und breit durch alle Lande gerühmt war, ſo daß jedermann etwas davon zu ſagen wußte. Doch war dies ſchon gar lange her. Aber das Gerücht ihrer Thorheit verbreitete ſich in kurzer Zeit noch viel weiter, ſo daß bald niemand auf der ganzen Welt war, der nicht alles gewußt hätte, was ſich bei ihnen zugetragen hatte.

So geſchah es, daß dem Kaiſer des großen Reiches Utopia, als er wegen Reichsgeſchäften in diejenige Gegend ſeines Landes kam, in welcher der Flecken Schilda lag, vieles von den abenteuerlichen Schildbürgern erzählt wurde. Darüber wunderte ſich der Kaiſer um ſo mehr, weil er ſich früher auch in wichtigen Sachen ihrer Weisheit bedient und ſich Rates bei ihnen erholt hatte. Weil er nun doch in jener Gegend verziehen mußte, bis ſich die Stände des Reiches, die er dorthin beſchieden, verſammelt hätten, ſo verlangte ihn, einen perſönlichen Beſuch in Schilda zu machen, um mit eigenen Augen zu ſehen, wie es ſich mit der Thorheit ſeiner dortigen Unterthanen verhielte. Er fertigte daher einen Geſandten ab, um ihnen die Ankunft zu verkündigen, damit ſie ihre Zurüſtungen treffen könnten. Dabei ließ er ihnen anzeigen, daß er ſie bei allen ihren althergebrachten Privilegien und Freiheiten ſchirmen, auch mit weiteren begnaden wolle, unter der Bedingung, daß ſie ihm auf die erſte Rede, die er an ſie richten werde, ſo antworten könnten, daß ſein Gruß und ihre Antwort ſich reime.

Die armen Schildbürger erſchracken über dieſe Botſchaft, wie eine Katze, wenn ſie ſich unverſehens vor dem Kürſchner, oder eine Ziege, wenn ſie ſich vor einem Schneider findet. Obwohl ſie nur Bauersleute waren, welche, wie man meint, das Recht haben, einfältig zu ſein, ſo fürchteten ſie doch, der Kaiſer — der mit ſeinen Augen, obſchon ſie nicht größer ſind, als anderer Leute Augen, doch viel weiter ſehe und mit ſeinen Händen viel länger reiche — möchte merken, daß ihre Narrheit nur eine angelegte ſei, und ſie ſelbſt möchten nicht nur ſeine allerhöchſte Ungnade erfahren müſſen, ſondern vielleicht gar gezwungen werden, wieder witzig und verſtändig zu ſein. Denn es iſt freilich nicht ein Geringes, ſich ſelbſt zum Narren zu machen und ſeinen Verſtand mutwillig dem allgemeinen Nutzen zu entziehen. Man ſollte wenigſtens warten, bis man entweder von ſelbſt ein Narr oder durch andere zu einem Narren gezimmert wird. Dann kann man ſich mit gutem Gewiſſen einen Narren ſchelten laſſen von jedermann, und wäre dieſer auch gleich ein zehnmal größerer Narr. Die Schildbürger nun ſuchten in ſolchem Schrecken bei ihrer alten, hinterlegten Weisheit Rat und Hilfe. Sie ordneten alles, was in Stall und Küche notwendig war, aufs fleißigſte, um den Kaiſer ſo ſtattlich als möglich in ihrem Dorfe zu empfangen. Unglücklicher Weiſe aber hatten ſie damals gerade keinen Schultheißen; denn der im Anfang ihrer Thorheit gewählt war, war aus Kummer über ſeine aufgegebene Kunſt und Weisheit zu einem rechten, völligen Narren und daher zu ſeinem Amte unbrauchbar geworden. Nachdem ſie ſich nun lange über eine neue Wahl beraten, kamen ſie endlich dahin überein, weil ſie ja dem Kaiſer auf ſeine erſten Worte in Reimen antworten müßten, ſo ſei es wohl am beſten, daß derjenige Schultheiß werde, der auf den folgenden Tag den beſten Reim hervorbringen könnte. Darüber wollten ſie die Nacht ſchlafen. Nun zerbrachen ſich die weiſen Herrn die ganze Nacht den Kopf; denn da war keiner von allen, der nicht gedacht hätte, Schultheiß zu werden. Aber am unruhigſten ſchlief derjenige Schildbürger, der bisher einer andern Gemeinde vorgeſtanden, das heißt, der die Schweine gehütet hatte. Er warf ſich ſo wild hin und her, daß ſeine Frau endlich erwachte und ihn fragte, was ihm fehle. Der Schweinehirt aber wollte nicht aus dem Rate ſchwatzen, und nur mit vieler Mühe konnte ihn ſein Weib bewegen, ihr zu ſagen, was ſich Wichtiges begeben habe. Als er ihr aber endlich anvertraut, womit die Schildbürger umgingen, da wäre des Schweinehirten Frau eben ſo gern Schultheißin geweſen, als der Schweinehirt Schultheiß. „Kümmere Dich über dieſen Handel nicht, lieber Mann," ſagte ſie. „Was willſt du mir geben, wenn ich Dich einen Reim lehre, daß Du Schultheiß werdeſt?" — „Wenn Du das kannſt," ſprach der Schweinehirt vergnügt, „ſo will ich Dir einen ſchönen, neuen Pelz kaufen." Damit war die Frau ſehr zufrieden, beſann ſich eine kleine Weile und fing an, ihm folgenden Reim vorzuſprechen:

Ihr lieben Herrn, ich tret' herein,
Mein feines Weib, die heißt Kathrein,
Iſt ſchöner, als mein ſchönſtes Schwein,
Und trinkt gern guten, kühlen Wein.

Dieſen Reim ſprach die Schildbürgerin, die ſich nicht wenig auf ihre Dichtkunſt zu gute that, ihrem Hauswirt neun und neunzig mal vor, und er eben ſo oft ihr nach, bis er ihn ganz gekaut und verſchluckt zu haben meinte. Aber auch die andern Schildbürger hatten nicht geraſtet, vielmehr hatten alle vom eifrigen Reimen größere Köpfe gekriegt, und da war ihrer keiner, der nicht die ganze Nacht über Schultheiß geweſen wäre.

Als nun der angeſetzte Tag erſchien, an welchem ein weiſer Rat zuſammentrat, um zur Wahl eines Schultheißen zu ſchreiten, da hätte man Wunder hören können, welch' zierliche, wohlgeſchloſſene Reime von ihnen vorgebracht wurden. Freilich war es ſchade, daß die edlen Ratsherrn ſamt und ſonders, in langer Ausübung ihrer verſtellten Narrheit, zu einem ſo ſchwachen Gedächtniſſe gekommen waren, daß ihnen allemal das rechte Schlagwort des Reimes beim Herſagen ausging, ſo daß zum Beiſpiel der fünfte (denn der erſten vier vortreffliche Reime ſind verloren gegangen) ſeinen Reim alſo vorbrachte:

Ich heiße Meiſter Hildebrand
Und lehne meinen Spieß an die — Mau'r.

Worüber denn jedesmal die andern alle lachten, jeder, bis das Reimen an ihn ſelber kam. Der Schweinehirt ſtand weit hinten und wegen ſeines niedrigen Standes kam die Reihe unter den letzten an ihn. Er war in tauſend Aengſten; denn er fürchtete immer, es möchte ein anderer ſeinen Reim vorbringen, und dadurch Schultheiß werden. Und ſo oft ein anderer nur ein einziges Wörtchen ſagte, das auch in ſeinem Reim vorkam, ſo erſchrak er, daß ihm das Herz hätte mögen entfallen. Da nun die Ordnung endlich auch an ihn kam, ſtand er auf und ſprach mit kühner Stimme:

Ihr lieben Herrn, ich tret — hierher,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Iſt ſchöner als mein ſchönſtes — Ferk'l,
Und trinkt gern guten, kühlen Moſt!

„Das iſt einmal ein Reim!" riefen die Ratsherren von Schilda einmütig und verwundert; „das lautet, wie etwas! Das möchts heben und ausrichten!" Und bei der Umfrage fiel die Wahl einhellig auf den Schweinehirten; denn ſie waren feſt überzeugt, er würde dem Kaiſer wohl reimweiſe antworten können und ihm würdige Geſellſchaft leiſten. So war der Schweinehirt von Schilda über Nacht Schultheiß geworden.

Dieſe Ehre und Würde that dem Hüter der Schweine ſo wohl, daß er alsbald beſchloß, ſeinen Hirtenſchweiß und Staub abzuwaſchen und in die Nachbarſchaft ins Bad zu gehen; denn zu Schilda war kein Bad. Unterwegs begegnete ihm ein anderer, der vor Jahren mit ihm Schweine gehütet, und grüßte ihn als alten Mithirten und Geſellen mit einem freundlichen Du. Jener aber verbat ſich dieſes feierlich und fügte hinzu: „Wiſſe, daß wir nicht mehr ſind, wie wir zuvor waren; wir ſind jetzt unſer Herr, der Schultheiß zu Schilda!" Da wünſchte ihm der andere Glück zu ſeinem neuen Amte bei dem ungezogenen Volk der Schildbürger und ließ ihn ziehen.

Alſo zog unſer Herr, der Schultheiß, fort und kam in das Bad. Hier ſtellte er ſich gar weiſe, ſaß in ſchweren, tiefen Gedanken, zählte von Zeit zu Zeit ſeine Finger ab, ſo daß alle, die ihn zuvor kannten, ſich über dieſe Veränderung verwunderten und ihn für melancholiſch hielten. Indeſſen fragte er einen, der neben ihm ſaß, ob dies die Bank ſei, auf welcher die Herren zu ſitzen pflegen? „Ja!" ward ihm geantwortet. „Ei, wie fein habe ich es getroffen," dachte da der Schultheiß, „iſt es doch, als habe mirs die Bank angerochen, daß ich Schultheiß zu Schilda ſei!" Wie er nun lange ſo ſitzt und vor lauter Nachdenken tüchtig ſchwitzt, kommt der Bader, ſieht, daß ſein Kopf naß iſt, und meint, er habe ſchon gebadet. „Guter Freund," ſprach er, „Ihr habt den Kopf gewaſchen, aber Ihr habt Euch noch nicht reiben und kratzen laſſen! Iſt dies nicht geſchehen, ſo will ich Lauge herlangen und Euch ausreiben!" Der Schultheiß, der in tiefen Gedanken ſchwitzte, antwortete: „Lieber Bader! Ich weiß wahrlich eigentlich nicht, ob ich gebadet habe, aber gerieben bin ich noch nicht! Unſer einer hat gar viel zu ſinnen und zu denken, ſonderlich ich, der ich trachten ſoll, wie ich dem Kaiſer reimweiſe antworte. Denn verſteht mich recht: ich bin der Schultheiß von Schilda." Ueber dieſe Rede des Schweinehirten, die doch ſein bitterer Ernſt war, fingen alle, die im Bade waren, zu lachen an, ließen ihn jedoch bei ſeinen Ehren bleiben und noch eins darauf ſchwitzen.

Als er wieder nach Hauſe kam, vergaß unſere gnädige Frau, die Schultheißin, nicht, den verheißenen Pelz, den ſie wohl verdient hatte, recht oft zu fordern, und als der Schultheiß wieder einmal, wichtiger Geſchäfte halber, in die Nachbarſtadt gehen wollte, unterließ ſie nicht, ihn an den Pelz zu mahnen. Ehe noch der Schultheiß die Stadt betrat, fragte er ſchon den Thorwart nach dem Hauſe des Kürſchners; als dieſer ihm ſolches wies, fragte er ferner, ob es auch der ſei, bei welchem die Schultheißenfrauen ihre Pelze kaufen. Da merkte der Thorwart erſt, daß der Mann verrückt ſein müſſe, deswegen wies er ihn nun zu einem Kübler, einem luſtigen Geſellen, bei dieſem ſollte er nach Schultheißenpelzen fragen. Der gute Schultheiß geht in aller Ehrbarkeit, wohin er gewieſen war, ſagt dem Kübler, er ſei der Schultheiß von Schilda und wolle Schultheißenpelze kaufen. Der Kübler merkt bald, woran er iſt, und erwidert: „Es ſei ihm ſehr leid, ſeine Wohledeln nicht fördern zu können, wie er wollte; aber geſtern ſei Markttag geweſen, da habe er alle vorrätigen Pelze abgegeben." Damit ihm aber geholfen würde, ſo weiſet er ihn in eine andere Vorſtadt, zu einem Wagner; dort werde er Pelze finden nach ſeinem Begehren. Nun brachte er ſein Anliegen bei dem Wagner vor. Dieſer aber, der auch ein Spottvogel war, weiſt ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einem Sporer, der Sporer zu einem Sattler, der Sattler zu einem Orgelmacher, der zu einem Studenten, der zu einem Buchbinder, der zu einem Druckergeſellen, der zu einem Buchhändler;

der Buchhändler endlich zu einem Lebküchner; dort finde er ſie, wie ers nur haben wollte, zum Freſſen ſchön.

Als nun der Schultheiß auch hier nach Pelzen fragte, da antwortete ihm der Lebküchner: „Er habe diesmal keine; wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wolle, ſo werde er ihm einen feinen Pelz von Lebkuchen anmeſſen, anſchneiden und backen; den könnte er, wenn er ſeinem Weibe nicht gefiele, ſelber eſſen, alle Morgen einen Mund voll. Der Herr Schultheiß bedankte ſich aufs höchſte, erklärte aber, daß er nun ſo lange nach einem Pelz herumgelaufen ſei und keine Zeit mehr habe zu warten: er müſſe heim, ſeinem Amte wieder obliegen; denn er ſei Schultheiß zu Schilda. Der Lebküchner, der etwas gutmütiger war, als die andern, dachte, der Herr Schultheiß ſei genug zum Narren gehalten, und wies ihn deswegen recht, zu einem Kürſchner, wo er nun Pelze aller Gattung fand, wie er nur begehrte. Und hier kaufte er endlich einen prächtigen Pelz, deſſen ſich eine Schultheißin auch in der Stadt nicht hätte ſchämen dürfen. Als er heimkam, empfing die Frau den Pelz mit Freuden, bekleidete ſich mit ihm auf der Stelle, drehte ſich nach allen Seiten, und ließ ſich ſagen, wie er ihr ſtehe. Der Schultheiß aber verlangte, jetzt ſolle ſie für ſeinen Dienſt ihm auch Küchlein backen; er wolle eine Wurſt, die er aus der Stadt mitgebracht, dazu geben, und eine Maß Wein bezahlen. Da begann ſeine Frau, wie vor Zeiten, grobe, dicke Schnitten zu backen; er aber ſtieß die erſten, die aus der Pfanne kamen, voll Unmuts zurück. „Wofür haſt Du mich angeſehen,“ ſagte er, „meinſt Du nicht gar, ich ſei ein Schweinehirt? Weißt Du nicht, daß ich der Herr Schultheiß allhier zu Schilda bin?“ Da mußte die Frau ihm Sträublein backen, die zehrten ſie miteinander auf und tranken einen guten Schluck Weins dazu.

Die folgende ganze lange Nacht lag die neue Frau Schultheißin in tiefſinnigen Gedanken, auf welche Weiſe ſie doch den neuen Pelz anlegen und in demſelben ihrem Mann und ſeinem Amte zu Ehren vor den Schildbürgern prangen möchte. Deswegen ſtand ſie früh auf, und weil es eben Sonntag war, fing ſie mit allem Eifer an, ſich zu putzen, um ſich von allen Nachbarn beſchauen zu laſſen. In dieſe Gedanken war ſie ſo verwirrt, daß ſie ſogar das Läuten in die Predigt überhörte. Ihr Herr, der Schultheiß, ſtand vor ihr und mußte ihr den Spiegel halten, und wohl hundertmal fragte ſie ihn, ob ſie auch von vorn und von der Seite recht wie eine Frau Schultheißin ausſehe; und als er dies bejaht, ging ſie endlich aus dem Hauſe der Kirche zu. War ſie nun aber zu lang vor dem Spiegel geſtanden, oder hatte der Meßner zu frühe geläutet: — ſiehe, als ſie mit ihrem neuen Pelz zur Kirche hineinrauſchte, war eben die Predigt aus, ſo daß jedermann aufſtand. Die gute Frau aber legte dieſes ganz anders aus: ſie beredete ſich ſelbſt, weil ihr Mann Schultheiß und ſie Frau Schultheißin ſei, zudem weil ſie einen nagelneuen Pelz anhabe, ſo ſtehen die Nachbarn ihr und ihrem Kleide zu Ehren auf. Sie ſprach deswegen ſo ſittig und tugendlich, als ſie es in der kurzen Zeit gelernt haben konnte, indem ſie ſich gar gnädig nach beiden Seiten mit Verneigung kehrte: „Liebe Nachbarn, ich bitte Euch, wollet doch ſtille ſitzen; denn ich denke wohl noch an den Tag, wo ich ebenſo arm und zerlumpt zur Kirche hineingegangen bin, wie Ihr; darum ſo ſetzet Euch doch wieder!“ Bald darauf kam auch der Herr Schultheiß, welcher bis auf dieſen Augenblick an ſeinem Barette geſtriegelt hatte, in die Kirche hineingetreten; als er aber die andern Schildbürger alle die Kirche verlaſſen ſah, und nur ſeine Frau, die Schultheißin, noch in Erwartung der Predigt in ihrem Stuhle ſitzen, nahm er ſie an dem Arm und führte ſie heim.

Endlich war der Kaiſer auf dem Wege nach Schilda. Das wußten die Schildbürger und berieten ſich aufs eifrigſte, wie ſie ihn würdig empfangen ſollten. Am Ende beſchloſſen ſie, dem Kaiſer zuvorzukommen und das erſte Wort an ihn zu richten. Deswegen ſollte der Schultheiß ihn zuerſt anreden und mit den Worten: „Seid uns willkommen!“ empfangen. Dann mußte der Kaiſer notwendig antworten: „Und Du auch!“ Und darauf hatte der Schultheiß ſchon einen Reim bereit: „Der witzigſte unter uns iſt ein Gauch!“ Mit dieſer Erfindung hielten ſie ihre Freiheiten und Privilegien für geſichert. Ueber die Frage aber, wie man dem Kaiſer entgegenziehen ſollte, waren die Meinungen geteilt: Einige wollten zwei Haufen haben, der eine ſollte reiten, der andere zu Fuße gehen, je ein Reiter und ein Fußgänger in einem Glied. Andere vermeinten, es ſollte ein jeder den einen Fuß im Stegreif haben und reiten, und mit dem andern auf dem Boden gehen; das wäre ja auch halb gegangen und halb geritten. Wieder andere meinten, man ſollte dem Kaiſer auf hölzernen Pferden entgegengehen; denn man pflege auch im Sprichwort zu ſagen: Steckenreiten ſei halb gegangen; zudem ſeien ſolche Pferde fertiger, geduldiger, hurtiger, und bald gezäumt und geſtriegelt. Dieſer letzten Meinung fielen alle bei, und es wurde beſchloſſen, daß jeder mit ſeinem Roſſe gefaßt ſein ſollte. Dies geſchah von Seiten aller mit großer Bereitwilligkeit; denn da war keiner ſo arm, der ſich nicht beim Tiſchler um ein weißes, ſchwarzes, graues, braunes, rotes, auch geſprenkeltes Pferd umgeſehen hätte; dieſelben tummelten ſie und richteten ſie meiſterlich ab.

Als nun der feſtgeſetzte Tag herbeigekommen und der Kaiſer mit ſeinem Gefolge heran rückte, ſprengten die Schildbürger hinaus mit ihren Steckenpferden, ihm entgegen. Wie der Schultheiß den Kaiſer gewahr wurde, ſprang er im Eifer von ſeinem Gaul auf einen Miſthaufen, und band ſein hölzernes Roß vorſichtig an einen daneben ſtehenden Baum. Und weil er dazu beide Hände brauchte, nahm er den Hut zwiſchen die Zähne, behielt ihn auch darin, nachdem das Steckenpferd angebunden war, und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Nun ſeid uns willkommen auf unſerm Grund und Boden, feſter Junker Kaiſer!“ Der Kaiſer erkannte zwar auf den erſten Blick und auf das erſte Wort, wie es mit den Schildbürgern beſchaffen ſei, und hatte Mühe, den Gruß zu verſtehen, doch merkte er, was der Schultheiß ſagen wollte, und erwiderte: „Hab' Dank, mein lieber Schultheiß! und Du auch —!“ Aber der Schultheiß hatte ſeinen Hut, den er halb losgelaſſen, wieder feſt mit den Zähnen gefaßt, und konnte nicht antworten. Schnell beſann ſich ſein Nebenmann, warf den verabredeten Reim in ſeinem Kopf herum, konnte aber über das Endwort nicht bei ſich einig werden, ob es heiße Narr oder Gauch oder etwas anderes, und platzte endlich heraus mit den Worten: „Der Schultheiß iſt ein Narr!“

Auf dieſe Weiſe wurde der Kaiſer empfangen, und als er noch zu guter letzt den Schultheiß lächelnd befragte: „Warum ſtehſt Du denn auf dem Miſt?“ ſo erwiderte dieſer mit einem Funken ſeiner alten Weisheit: „Ach Herr, ich armer Tropf bin nicht wert, daß mich der Erdboden vor Euch trage!“ Hierauf geleiteten ſie den Kaiſer in die Wohnung, die für ihn zugerichtet war. Und weil der Tag noch lang war, ſo baten ſie ihn um die Erlaubnis, ihn auf ihren Salzacker führen zu dürfen, und zeigten ihm hier ihr vortreffliches Gewächs; auch brachten ſie die unterthänigſte Bitte vor, wenn ihnen dieſe Kunſt geraten ſollte, ſie mit gnädigem Privilegium dafür auszuſtatten, welches alles ihnen der Kaiſer mit lachendem Munde gewährte.

Am andern Tage luden die Schildbürger den Kaiſer zu Gaſte, und dieſer, dem ihre Schwänke und Poſſen wohl gefielen, erzeigte ſich, um der Kurzweil willen, die ihn erwartete, willig dazu. Nachdem ſie ihn daher in dem Dorfe herumgeführt und ihm ihre Miſthaufen gezeigt, geleiteten ſie ihn in ihr merkwürdiges Rathaus und hießen ihn an dem friſch gedeckten Tiſche Platz nehmen. Das vornehmſte Gericht, das aufgetiſcht wurde, war eine friſche, kalte, ſaure Buttermilch; auf dieſe Seltenheit thaten ſich die Schildbürger am meiſten zu gute. Der Schultheiß ſetzte ſich mit dem Kaiſer zu Tiſche; die übrigen Bürger ſtanden aus Ehrfurcht vor beiden um ſie herum und langten von oben herab in die Schüſſel. Sie hatten aber weislich zweierlei Brot in die Milch gebrockt. Vor des Kaiſers Platz ſchwammen weiße Semmelwecken in der Sahne, vor den Bauern lagen die ſchwarzen Brocken in der Grundſuppe. Während ſie nun aßen, der Kaiſer das weiße, die Schildbürger das Haferbrot, erwiſchte von ungefähr ein derber Bauer einen Brocken von dem weißen Brote. Kaum hatte der Schultheiß dieſen groben Verſtoß gegen den Kaiſer wahrgenommen, als er den Bengel auf die Hände ſchlug und ihn zornig anfuhr: „Flegel! willſt Du des Kaiſers Brot eſſen?“ Der Schildbürger erſchrak, zog den Löffel ſchleunig zurück und legte den gekoſteten Biſſen fein beſcheidentlich wieder in die Schüſſel. Der Kaiſer, der dieſes wahrgenommen, hatte des Mahles genug, und ſchenkte den Schildbürgern die ſaure Milch mitſamt dem weißen Brot.

Im übrigen blieb der Kaiſer länger bei den Schildbürgern, als er ſonſt willens geweſen war; denn ihre Narrheit gefiel ihm über die maßen. Als aber die Reichsgeſchäfte ihn nötigten, heimzukehren, erbot er ſich zur Abhilfe aller Beſchwerden, die ſie etwa vorzubringen hätten, und wollte ſich ihnen als einen recht gnädigen Herrn erweiſen. Da war ihre einzige Bitte, daß es ihnen vergönnt ſein möge, ihrer ſchädlichen Weisheit fernerhin überhoben bleiben zu dürfen, dagegen in ihrer heilſamen Narrheit durch ein kaiſerliches Privilegium für ewige Zeiten geſichert zu werden, ſo daß niemand ſie hinfort darin hindern oder darüber anfechten dürfte. Dieſe Bitte gewährte ihnen der Kaiſer willig und unter vielem Lachen, und es wurde ihnen ein förmlicher Freiheitsbrief für ihre Narrheit, mit des Kaiſers Unterſchrift und Siegel ausgeſtellt und eingehändigt. Und ſo zog der Kaiſer von dannen, nachdem er den Schildbürgern eine gute Mahlzeit, ſich zu letzen, hinterlaſſen.

Dieſen war es jetzt erſt, nachdem der Kaiſer fort war und ſie im ſichern Beſitz ihrer Narrheit belaſſen hatte, recht wohl in ihrer Haut. Sie ſprengten mit ihren Steckenpferden in das nächſte Dorf, wo ihnen das kaiſerliche Mahl angerichtet war. Als ſie ſatt und trunken waren, kam ſie das Verlangen an, auf eine grüne, ſchöne Aue hinauszuſpazieren, wie andere Junker, hier ſich zu erluſtigen und der Verdauung zu pflegen; doch vergaßen ſie einige gute Flaſchen Weines nicht, und fuhren fort, im grünen Graſe gelagert, bis in den Abend hinein zu zechen. Nun hatten ſie aber alle Beinkleider von einerlei Farbe an, und im Zechen die Beine durcheinander geſchränkt. Wie es nun an dem war, daß ſie heimgehen ſollten: ſiehe, da war eine große Not; keiner konnte mehr ſeine Füße oder Beine erkennen, weil ſie alle gleich gefärbt waren; ſaßen da, guckte einer den andern an, und fürchtete jeder, ein anderer möchte ihm ſeine Füße nehmen, oder er einem andern ſeine Beine: waren deswegen in großer Angſt. Während ſie einander ſo angafften, ritt von ungefähr ein Fremder vorüber; den riefen ſie und klagten ihm ihren Jammer, mit der flehentlichen Bitte, wenn er ein Mittel wüßte, einem jeden wieder zu ſeinen eigenen Beinen zu verhelfen, ſo möchte er es um des Himmels willen anwenden, ſie wollten ſich gewiß mit guter Bezahlung dankbar erweiſen. Der Fremde ſprach, das könne wohl ſein, ſtieg ab, und nachdem er ſich vom nächſten Baum einen guten Prügel gehauen, fuhr er unter die Bauern und fing an, die nächſten, die beſten auf die Beine zu ſchlagen; und welchen es traf, der ſprang ſchnell auf und mit den Streichen hatte ein jeder ſeine Füße wieder; denn der Geſelle hatte ſie ihm gefunden. Zuletzt blieb einer ganz allein ſitzen, der ſprach: „Lieber Herr, ſoll ich meine Beine nicht auch haben? Wollt Ihr das Geld nicht auch an mir verdienen? Oder ſind vielleicht dieſe Beine mein?" Der Fremde ſprach: „Das wollen wir gleich ſehen!" und zog ihm einen Streich darüber, daß es flammte. So ſprang auch dieſer letzte auf, und alle waren froh, daß ſie ihre Beine wieder hatten. Sie ſchenkten dem Ritter ein gutes Trinkgeld und nahmen ſich vor, ein andermal fürſichtiger mit ihren Füßen zu ſein.

Allmählich hieß es bei den Schildbürgern: die Gewohnheit iſt eine zweite Natur. Sie trieben ihre Narrheit nicht mehr aus purer Weisheit, ſondern aus rechter, angeborner Thorheit. Sie konnten nichts mehr thun, was nicht närriſch geweſen wäre; alles, was ſie dachten, geſchweige erſt, was ſie anfingen, war lauter Thorheit und Narrenteidung.

So waren zwei unter ihnen, die hatten einmal gehört, daß die Leute zu Zeiten durch Tauſchhandel viel gewonnen hätten, und dies bewog ſie, auch gegen einander ihr Heil zu verſuchen. Sie wurden deswegen einig, ihre Häuſer mit einander zu tauſchen. Und dieſes geſchah beim Wein, als ſie des Kaiſers Letze verzechten. Denn ſolche Sachen pflegen gerne zu geſchehen, wenn der Wein eingeſchlichen und der Witz ausgewichen iſt.

Als nun jeder dem andern ſein Haus einräumen ſollte, ließ der eine, der zu oberſt im Dorfe wohnte, ſein Haus abbrechen, und führte dasſelbe ſtückweiſe in das Dorf hinab; der andere aber, der bisher zu unterſt im Dorfe gewohnt hatte, that dasſelbe und führte das ſeinige hingegen hinauf. Auf dieſe Weiſe hatten ſie redlich gegen einander getauſcht.

Ein andermal gingen die Schildbürger, die gar ernſtlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht waren, hinaus, eine Mauer zu beſehen, die noch von einem alten Bau übrig geblieben war, ob ſie nicht die Steine mit Vorteil anwenden könnten. Nun war auf der Mauer ſchönes, langes Gras gewachſen, das dauerte die Bauern, wenn es verloren ſein ſollte, deswegen hielten ſie Rat, wie man es etwa benutzen könnte. Die einen waren der Meinung, man ſollte es abmähen; aber niemand wollte ſich dem unterziehen und auf die hohe Mauer wagen; andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, ſo dürfte es das beſte ſein, wenn man es mit einem Pfeile herabſchöſſe. Endlich trat der Schultheiß hervor und riet, man ſollte das Vieh auf der Mauer weiden laſſen, das würde mit dem Gras wohl fertig werden; ſo dürfe man es weder abmähen, noch abſchießen. Dieſem Rate neigte ſich die ganze Gemeinde zu, und zur Dankſagung wurde erkannt, daß des Schultheißen Kuh die erſte ſein ſollte, die den guten Rat zu genießen hätte. Darein willigte der Schultheiß mit Freuden. So ſchlangen ſie denn der Kuh ein ſtarkes Seil um den Hals, warfen dasſelbe über die Mauer und fingen an der andern Seite an zu ziehen. Als nun aber der Strick zuging, wurde, wie vorauszuſehen, die Kuh erwürgt, und reckte die Zunge aus dem Schlunde. Als ein langer Schildbürger dies gewahr wurde, rief er ganz erfreut: „Ziehet, ziehet nur noch ein wenig!" Und der Schultheiß ſelbſt ſchrie: „Ziehet, ſie hat das Gras ſchon gerochen! Seht, wie ſie die Zunge darnach ausſtreckt! Sie iſt nur zu tölpiſch und ungeſchickt, daß ſie ſich nicht ſelbſt hinaufhelfen kann. Es ſollte ſie einer hinaufſtoßen." Aber es war vergebens; die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinaufbringen, und ließen ſie daher wieder herab. Und jetzt wurden ſie erſt inne, daß die ſchon lange tot war.

Den Schildbürgerinnen ging es nicht anders, als den Schildbürgern. Sie gebärdeten ſich ſo närriſch, als wenn ſie es von jeher geweſen wären. Eine Witwe, die nur eine einzige Henne hatte, welche ihr alle Tage ein Ei legte, hatte einſt ſo viele Eier geſammelt, daß ſie hoffen durfte, drei Groſchen dafür zu löſen. Sie nahm deswegen ihr Körbchen und zog damit zu Markte. Unterwegs, da ſie keine Gefährten hatte, fielen ihr allerlei Gedanken ein; und ſo dachte ſie unter anderem an den Kram, den ſie zu Markte trug; den ganzen Weg über redete ſie mit ſich ſelbſt, und machte ſich folgende Rechnung: „Siehe," ſagte ſie zu ſich, „Du löſeſt auf dem Markte drei Groſchen. Was willſt Du damit thun? Du willſt damit zwei Bruthennen kaufen, die zwei, ſamt denen, die Du haſt, legen Dir in ſo und ſo viel Tagen ſo und ſo viel Eier. Wenn Du dieſe verkaufeſt, kannſt Du noch drei Hennen kaufen: dann haſt Du ſechs Hennen. Dieſe legen Dir in einem Monat ſo und ſo viel Eier; die verkaufſt Du und legſt das Geld zuſammen. Die alten Hennen, welche nicht mehr legen, verkaufſt Du auch; die jungen fahren fort, Dir Eier zu legen, und brüten Dir Junge aus; dieſe kannſt Du zum teil ziehen und Deine Hühnerzucht dadurch vermehren, zum teil Geld daraus löſen; endlich auch rupfen, wie man die Gänſe rupft. Aus dem zuſammengelegten Gelde kaufſt Du Dir darnach etliche Gänſe, die tragen Dir auch Nutzen mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. So kommſt Du in acht Tagen ſo weit, daß Du eine Ziege kaufen kannſt: die giebt Dir Milch und junge Zicklein. Auf dieſe Weiſe haſt Du junge und alte Hühner, junge und alte Gänſe, Eier, Federn, Milch, Zicklein, Wolle. Vielleicht läßt ſich gar die Ziege noch ſcheren; Du kannſt es wenigſtens verſuchen, darauf kaufſt Du ein Mutterſchwein; da haſt Du Nutzen über Nutzen, von jungen Spanferkeln, von Speck, Würſten und anderem. Daraus löſeſt Du ſo viel, daß Du eine Kuh kaufen kannſt; die giebt Dir Milch, Kälblein und Dünger. Was willſt Du aber mit dem Dünger anfangen? Wahrhaftig, Du mußt auch einen Acker kaufen; der giebt Dir Korn genug; dann brauchſt Du keins mehr einzukaufen. Darnach ſchaffeſt Du Dir Roſſe an, dingſt Knechte, die verſehen Dir das Vieh und bauen Dir den Acker. Alsdann vergrößerſt Du Dein Haus, daß Du Hausgeſinde beherbergen und Dein Geld aufheben kannſt. Darnach kaufſt Du noch mehr Güter, denn es kann Dir nicht fehlen! Du haſt ja den Nutzen von Hühnern, von Gänſen, von Eiern, von Geißmilch, von Wolle, von Zicklein, von Milchlamm, von Spanferkeln, von Kühen — denen kannſt Du noch dazu die Hörner abſägen und ſie an den Meſſerſchmied verkaufen; — Du haſt ferner den Nutzen von Kälbern, von Aeckern, von Wieſen, von Hauszins und anderem. Darnach willſt Du einen jungen Mann nehmen, mit dem kannſt Du in Freuden leben und eine reiche ſtolze Frau ſein! O wie wohl willſt es Du Dir ſein laſſen, und niemand ein gutes Wörtchen geben! Juchhe, Juchheyſa, Hopſaſa!" So jubelte die junge Wittwe, warf dazu einen Arm in die Höhe und that einen Sprung. Aber als ſie ſich ſo aufſchwang und dazu jauchzte, da ſtieß ſie von ungefähr mit ihrem Arm an den Eierkorb, daß dieſer ganz ungeſtüm zu Boden fiel und die Eier alle zerbrachen. Da waren alle ihre Wünſche mit zerbrochen, nur der Junggeſell nicht, den ſie ſich zum Manne erkoren hatte. Der konnte ja noch immer kommen. So ſtand ſie nun auf dem Wege zum Markte, und wartete ſein.

Die Schildbürger hatten eine Mühle gebaut, zu der ſie auf einem hohen Berge in einer Steingrube einen Stein ausgehauen; dieſer war von ihnen mit großer Mühe und Arbeit den Berg herabgebracht worden. Als ſie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie ſie vor Zeiten die Bauhölzer, welche ſie zu ihrem Rathauſe brauchten, mit ſo geringer Mühe den Berg hinuntergebracht, indem ſie dieſelben hinablaufen ließen. „Sind wir doch große Narren," riefen ſie, „daß wir uns abermals ſo viel Mühe gegeben haben!" Und nun trugen ſie auch den Mühlſtein mit größeſter Anſtrengung den Berg wieder hinauf. Wie ſie ihn aber eben wieder hinabſtoßen wollten, fiel es einem Schildbürger ein, zu fragen: „Wie wollen wir aber wiſſen, wo er hingelaufen ſei? Wer da drunten kann uns das ſagen?" — „Ei," ſagte der Schultheiß, welcher den Rat gegeben hatte, „dieſem iſt leicht zu helfen; es muß einer ſich in das Loch ſtecken und mit hinablaufen." Das war gut, und alſobald ward einer ausgewählt, welcher den Kopf in das Loch ſtoßen und mit dem Stein hinunterrollen mußte. Nun war zu unterſt an dem Berge ein Fiſchweiher; in dieſen fiel der Stein mitſamt dem Schildbürger, und beide ſanken zu Grunde, ſo daß die Schildbürger Mann und Stein verloren und nicht wußten, wo beide hingekommen ſeien. Da fiel ihr Verdacht auf den armen Geſellen, der mit und in dem Stein gelaufen war, als wäre derſelbe mit dem Mühlſtein davongegangen. Sie ließen daher in allen Städten, Dörfern und Flecken offene Briefe anſchlagen: „Wo einer kommen würde mit einem Mühlſtein am Halſe, den ſollte man einziehen, und über ihn, als einen Gemeindedieb, Recht ergehen laſſen." Der arme Narr aber lag tief im Weiher und hatte zu viel Waſſer getrunken, daher er ſich nicht verteidigen und rechtfertigen konnte. —

Nicht ferne von Schilda floß ein Waſſer vorüber, an deſſen Geſtade ein mächtiger Nußbaum Haus hielt. Von dieſem hing ein großer Aſt hinab bis über das Waſſer, und es fehlte wenig, ſo hätte er es berührt. Die Schildbürger ſahen ſolches, und weil ſie einfältige, fromme Leute waren, wie man heutzutage der Bauern wenige mehr findet, ſo hatten ſie herzliches Erbarmen mit dem guten Baum, und gingen darüber zu Rate, was denn dem armen Nußbaum fehlen möge, daß er ſich ſo ſchwermütig zum Waſſer neige. Als darüber mancherlei Meinungen laut wurden, ſagte letztlich der Schultheiß: ob ſie nicht närriſche Leute wären! Sie ſähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren Orte ſtünde, und ſich deshalb nach dem Waſſer beuge, weil er gern trinken möchte. Er denke auch gar nichts anderes, als daß der niedrigſte Aſt der Schnabel des Baumes ſei, den er nach dem

Trunke ausſtrecke. Die Schildbürger ſaßen ganz kurz zu Rate; ſie dachten ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn ſie ihm zu trinken gäben, deswegen legten ſie ein großes Seil oben um den Baum, ſtellten ſich jenſeits des Waſſers, und zogen den Baum mit Gewalt herunter, indem ſie glaubten, ihn auf dieſe Weiſe tränken zu können. Als ſie ihn ganz nahe bei dem Waſſer hatten, befahlen ſie einem ihrer Mitbürger, auf den Baum zu ſteigen, und ihm den Schnabel vollends ins Waſſer zu tunken. Indem nun der Mann hinaufſteigt und den Aſt hinunter zwängt, ſo bricht den andern Bauern das Seil; der Baum ſchnellt wieder über ſich, und ein harter Aſt ſchlägt dem Bauern den Kopf ab, daß er ins Waſſer fällt, der Körper aber purzelt vom Baume herab und hat keinen Kopf mehr.

Darüber erſchracken die Schildbürger und hielten auf der Stelle eine Umfrage: „Ob er auch einen Kopf gehabt habe, als er auf den Baum geſtiegen ſei?" Aber da wollte keiner etwas wiſſen. Endlich ſagte der Schultheiß: „Er ſei ſo ziemlich überzeugt, daß derſelbe keinen gehabt habe. Denn er habe ihn drei oder vier mal gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört. Mithin müſſe er keine Ohren gehabt haben, folglich auch keinen Kopf. Doch wiſſe er es nicht ſo ganz eigentlich. Darum ſei ſein Rat, man ſollte jemand heim zu ſeinem Weibe ſchicken und fragen laſſen: „Ob ihr Mann auch heute morgen den Kopf gehabt hätte, als er aufgeſtanden und mit ihnen hinausgegangen ſei." Die Frau erwiderte: „Sie wiſſe es nicht, nur ſo viel ſei ſie ſich bewußt, daß ſie ihn am letzten Sonnabend noch geſtriegelt; da habe er den Kopf noch gehabt. Seitdem habe ſie nie ſo recht Achtung auf ihn gegeben." „Dort an der Wand," ſagte ſie, „hängt ſein alter Hut; wenn der Kopf nicht darin ſteckt, ſo wird er ihn ja wohl mit ſich genommen haben, oder hat er ihn anderswohin gelegt, was ich nicht wiſſen kann." So ſahen ſie unter den Hut an der Wand; aber da war nichts. Und im ganzen Flecken konnte niemand ſagen, wie es dem Schildbürger mit ſeinem Kopf ergangen ſei.

Auf eine Zeit verbreitete ſich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden für ihr Hab und Güter beſorgt, es möchten ihnen dieſelben von den Feinden weggeführt werden; beſonders angſt war ihnen für eine Glocke, die auf dem Rathauſe hing. Auf dieſe, dachten ſie, könnte das Kriegsvolk ein beſonderes Auge haben und Büchſen daraus gießen wollen. So wurden ſie nach langem Ratſchlagen eins, dieſelbe bis zu Ende des Krieges in den See zu verſenken, und ſie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen. Sie beſtiegen alſo ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als ſie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da fiel es einem unter ihnen ein: wie ſie den Ort auch wieder finden könnten, wo ſie die Glocke ausgeworfen hätten? „Da laß dir keine grauen Haare darüber wachſen," ſagte der Schultheiß, und ſchnitt mit einem Meſſer einen Kerf in das Schiff, an dem Ort, wo ſie die Glocke in den See verſenkten; „hier, bei dem Schnitt," ſprach er, „wollen wir ſie wieder erkennen." So ward die Glocke hinausgeworfen und verſenkt. Lange nachher, als der Krieg vorüber war,, fuhren ſie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerfſchnitt an dem Schiffe fanden ſie richtig wieder, aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an. So mangelten ſie forthin ihrer guten Glocke.

In dieſer gefährlichen Zeit hatte ſich ein unſchuldiger armer Krebs verirrt, und als er vermeinte, in ein Loch zu kriechen, kam er zu allem Unglücke gen Schilda ins Dorf. Als ihn hier einige Bürger geſehen hatten, daß er ſo viele Füße habe, das er hinter und für ſich gehen könne, und was ein ehrlicher Krebs dergleichen Tugenden mehr an ſich hat, gerieten ſie in großen Schrecken; denn ſie hatten noch nie zuvor einen Krebs geſehen. Sie ſchlugen deswegen Sturm, kamen alle über das ungeheure Tier zuſammen, und zerquälten ſich mit Nachſinnen, was es doch wohl ſein möge. Niemand konnte es wiſſen, bis zuletzt der gelahrte Schultheiß ſagte, es müſſe wohl ein Schneider ſein, dieweil er zwei Scheren bei ſich habe. Um dies herauszubringen, legten die Schildbürger den Krebs auf ein Stück niederländiſch Tuch, und wo der Krebs hin und her kroch, da ſchnitt ihm einer mit der Schere hinten nach; denn ſie dachten nichts anders, denn der Krebs, als ein rechtſchaffener Meiſterſchneider, entwerfe das Muſter eines neuen Kleides, welches ſie dann ſofort nachäffen wollten. So zerſchnitten ſie am Ende das Tuch ganz, daß es zu nichts mehr nütze war, und merkten endlich den Betrug. Da trat einer unter ihnen auf und ſagte, daß er einen erfahrenen Sohn habe, der ſei drei Tage lang auf der Wanderſchaft geweſen, und auf zwei Meilen Weges weit und breit gereiſet, habe viel geſehen und erfahren; er zweifle nicht daran, dieſer werde dergleichen Tiere mehr geſehen haben und wiſſen, was es ſei. So wurde der Sohn in den Rat berufen. Dieſer beſah das Thier von hinten und von vorn: er wußte gar nicht, wo er anfaſſen ſollte, und wo es den Kopf hätte; denn weil der Krebs hinter ſich kroch, ſo meinte er, der Kopf wäre, wo der Schwanz iſt. Endlich ſprach er: „Nun, habe ich doch meine Tage viel Wunders hin und her geſehen, ſo etwas iſt mir aber noch nicht vorgekommen! Wenn ich aber ſagen ſoll, was es für ein Tier ſei, ſo ſpreche ich nach meiner Einſicht: wenn es nicht eine Taube iſt oder ein Storch, ſo iſt es gewiß ein Hirſch, denn er ſcheint ein Geweih zu haben. Aber unter dieſen muß es eins ſein." Jetzt wußten die Schildbürger ſo viel wie zuvor, und als ihn einer anfaſſen wollte, erwiſchte ihn der Krebs mit der Schere dermaßen, daß dieſer um Hilfe zu rufen und zu ſchreien anfing: „ein Mörder iſts, ein Mörder!" Als die andern Schildbürger dies ſahen, hatten ſie daran genug, ſetzten ſich eilig auf der Stätte ſelbſt, wo der Bauer gebiſſen worden, zu Gerichte, und ließen folgendes Urteil über den Krebs ergehen: „Sintemal niemand wiſſe, was es für ein Geſchöpf ſei, es aber ſich befinde, daß dasſelbe ſie betrogen und ſich für einen Schneider ausgegeben, während es doch offenbar nur ein Leute betrügendes und ſchädliches Tier ſei, ja ein Mörder: ſo erkennen ſie, daß es ſolle gerichtet werden als ein Betrüger und Mörder, und zwar, zu mehrerer Schmach, im Waſſer erſäuft werden."

Dem zufolge ward einem Schildbürger der gefährliche Auftrag gegeben, den Krebs zu faſſen und auf ein Brett zu legen; dieſer trug ihn dem Waſſer zu, und die ganze Gemeinde von Schilda ging mit; da ward er, im Beiſein und Zuſehen jedermänniglichs, ins Waſſer geworfen. Als der Krebs ſich wieder in ſeinem Elemente fühlte, da zappelte er und kroch hinter ſich. Die Schildbürger aber ſahen dies nicht ohne großes Mitleid an. Einige huben an zu weinen, und ſprachen: „Schauet doch, wie thut der Tod ſo wehe!"

Das Geſchrei von einem Kriege, weswegen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See verſenkt hatten, war nicht ſo nichtig, daß ſie nicht ſelbſt in der That etwas davon empfunden hätten. Denn innerhalb wenigen Tagen kam ihnen der Befehl zu, eine Anzahl Knechte zur Beſatzung in die Stadt zu ſchicken, dem ſie auch nachlebten. Einer dieſer abgeordneten Schildbürger, nicht der geringſte, begegnete, als er in die Stadt einzog, dem Kuhhirten, der eben ſeine Unterthanen, Ochſen, Kühe und Kälber, austreiben wollte; und eine der Kühe berührte den Kriegsmann aus Schilda ein wenig mit ihrem Horn. Erzürnt und mutig zog der Schildbürger den Dolch aus ſeinem Gürtel, trat gegen die Kuh und ſprach: „Biſt du eine ehrliche und redliche Kuh, ſo ſtoße noch einmal!" Womit er dieſen Feind glücklich aus dem Felde ſchlug.

Einige Zeit darauf thaten die Städter einen Ausfall, um auf den Feind zu ſtreifen und den Bauern Hühner und Gänſe abzunehmen. Nun hatte jener Schildbürger kurz zuvor ein Panzerſtück, einer Hand breit, gefunden, und weil er ſich gerade eine neue Kleidung machen ließ, ſo befahl er dem Schneider, dieſes Blech unter das Futter ins Wams zu vernähen und gerade vor das Herz zu ſetzen, damit er deſto ſicherer wäre und auch einen tüchtigen Puff aushalten könnte; denn ſchon früher ſei ihm ein ſolches Glück widerfahren, daß, als er ein halbes Hufeiſen gefunden und dasſelbe unter den Gürtel geſteckt, er damit einen Schuß aufgefangen, welcher ihm ſonſt das Leben gekoſtet hätte. Der Schneider verſprach, es ihm nach Willen zu machen; ſetzte lächelnd hinzu, er wolle den rechten Fleck mit dem Panzerſtück ſchon treffen. Wie die Kleidung fertig war, lief der Schildbürger getroſt unter den andern hinaus, gute Beute zu erjagen; aber ehe er ſichs verſah, waren die Bauern über ihn hergefallen und jagten ihn. In der Angſt wollte er über einen Zaun ſetzen, blieb aber mit den Hoſen, welche hinten einen Zug hatten, an einem Zaunſtecken hängen. Da ſtach einer der Bauern nach ihm, ſo daß er vollends über den Zaun hinüber flog. So lag er drüben lange in Todesangſt und ſeiner Meinung nach ſchwer verwundet. Als aber die Feinde vorübergezogen waren und er nichts von einer Wunde ſpürte, verwunderte er ſich ſehr und beſchaute ſich ſeine Hoſen, ob nicht wenigſtens dieſe durch und durch geſtoßen ſeien. Da befand ſichs, daß der Schneider den rechten Fleck für das Panzerſtück auserſehen, und es hinten in die Hoſen geſetzt und hier ins Futter vernäht hatte. „Ei, nun danke ich Gott," ſprach der Kriegsknecht, „und dem klugen Manne, der mir dieſes Kleid gemacht hat. Wie fein hat er gewußt, wo einem braven Schildbürger das Herz ſitzen muß."

Der Krieg war glücklich vorüber, aber die Stunde der Schildbürger hatte geſchlagen, obgleich ſie keine Glocke mehr beſaßen. In ihrem Flecken gab es nämlich keine Katzen, wohl aber ſo viel Mäuſe, daß vor denſelben auch im Brotkorbe nichts ſicher war. Was ſie nur neben ſich ſtellten, ward von dieſen gefreſſen und zernagt. Darüber waren ſie in großen Aengſten. Da begab es ſich, daß wieder ein fremder Wandersmann durch ihr Dorf zog; der trug eine Katze auf dem Arm und kehrte bei dem Wirt ein. Der Wirt fragte ihn, was doch dieſes für ein Tier ſei? Er ſprach: es ſei ein Maushund. Nun waren die Mäuſe in Schilda ſo einheimiſch und zahm, daß ſie vor den Leuten gar nicht mehr flohen und am hellen Tage ohne alle Scheu hin und her liefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen; und dieſe erlegte vor den Augen des Wirts nicht wenig der Mäuſe. Als der Gemeinde dies durch den Wirt angekündigt wurde, fragten die Schildbürger den Mann: ob ihm der Maushund feil wäre: ſie wollten ihm denſelben gut bezahlen. Er antwortete: der Hund ſei ihm zwar nicht feil; weil ſie aber ſeiner ſo gar bedürftig wären, wollte er ihnen denſelben angedeihen laſſen, und das um einen billigen Preis. Und ſo forderte er hundert Gulden dafür. Die Bauern waren froh, daß er nicht mehr verlangt hatte, und wurden mit ihm des Kaufes eins in der Art, daß ſie ihm die Hälfte der Summe bar darlegen ſollten, das übrige Geld ſollte er nach Verfluß eines halben Jahres abholen. Der Kauf ward eingeſchlagen; der Fremde trug den Schildbürgern den Maushund in ihre Burg, in der ſie ihr Getreide liegen hatten, und wo es auch am meiſten Mäuſe gab. Der Wanderer zog eilends mit dem Gelde weg; er fürchtete ſich, der Kauf möchte ſie gereuen, und ſie möchten ihm das Geld wieder abnehmen. Im Gehen aber ſah er oft hinter ſich, ob ihm nicht jemand nacheile.

Nun hatten die Bauern vergeſſen zu fragen, was der Maushund eſſe. Darum ſchickten ſie dem Wandersmann in Eile einen nach, der ihn deshalb fragen ſollte. Als nun der mit dem Gelde ſah, daß ihm jemand nachlaufe, eilte er nur deſto mehr. Der Bauer aber rief ihm von ferne zu: „Was iſſet er? Was iſſet er?“ Jener antwortete: „Wie man’s beut! Wie man’s beut!“ Der Bauer aber verſtand: „Vieh und Leut! Vieh und Leut!“ Er kehrte in großem Unmut heim und zeigte das dem Rate, ſeinen gnädigen Herren, an. Dieſe erſchracken ſehr darüber und ſprachen: „Wenn er keine Mäuſe mehr hat, ſo wird er unſer Vieh freſſen und endlich uns ſelber, ob wir ihn ſchon mit unſerm guten Gelde an uns gekauft haben!“ Sie hielten deswegen Rat über die Katze und wollten ſie töten. Es hatte aber keiner das Herz, ſie anzugreifen. Endlich beſchloſſen ſie einmütig, die Burg, in welcher die Katze ſich befand, mit Feuer zu vertilgen; denn ein geringer Schaden wäre beſſer, als daß ſie alle um Leib und Leben kommen ſollten. Und damit zündeten ſie ihr eigenes Schloß an.

Als aber die Katze das Feuer roch, ſprang ſie zu einem Fenſter hinaus, kam davon und floh in ein anderes Haus. Das Schloß aber brannte vom Boden hinweg. Niemand war in größerer Angſt als die Schildbürger, da ſie des Maushundes nicht los werden konnten. Sie hielten aufs neue Rat, kauften das Haus, in dem die Katze jetzt war, und zündeten es auch an. Aber die Katze entſprang auf ein Dach; da ſaß ſie eine Weile und putzte ſich nach ihrer Gewohnheit mit der Tatze den Kopf; die Schildbürger aber meinten, der Maushund hebe die Hand auf und ſchwöre, daß er ſolches nicht ungerächt laſſen wolle. Da nahm einer einen langen Spieß, um damit nach der Katze zu ſtechen. Sie aber ergriff den Spieß, und fing an, an demſelben herabzulaufen. Darüber entſetzten ſich die Bürger und die ganze Gemeinde, liefen davon und ließen das Feuer brennen. Dieſes verzehrte das ganze Dorf bis auf ein einziges Haus; die Katze aber kam gleichwohl davon.

Die Schildbürger waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damals verbrannte auch ihr dreieckigtes Rathaus und ihre Kanzlei, ſo daß von ihren Geſchichten nichts ordentliches mehr zu finden iſt und ihre Thaten nur vom Gerüchte aufbewahrt werden. Die armen Bürger waren in großer Not: Hab und Gut waren dahin; dazu fürchteten ſie den Eid und die Rache des Maushundes. Sie fanden deswegen nichts Beſſeres, als andere Wohnungen zu ſuchen, wo ſie vor dem Untier ſicher bleiben könnten. So verließen ſie ihr Vaterland mit Weib und Kind, und zogen von einander, der eine da, der andere dort hinaus, ließen ſich an vielen Orten nieder und pflanzten ihre Zucht weit und breit fort. Und ſeit dieſer Zeit giebt es Schildbürger in der ganzen Welt.

Die Lalenbürger.

Wie die „Schildbürger“ ſind auch die Lalen (Tölpel) zu Lalenburg, in Miſopotamia, hinter Utopia gelegen, als Träger der Thorheiten kleinſtädtiſcher Bürger und lächerlicher Geſchichten (Stichelſchwänke) ſchon im 16. Jahrhundert in einem Buche aufgeführt. Der bayriſche Volksſchriftſteller Ludwig Aurbacher (1784—1847) hat neben den „Abenteuern von den ſieben Schwaben“, den Wanderungen des „Spiegelſchwaben“ auch dieſen Stoff behandelt. Doch iſt dieſe gelungene Schilderung der unergründlichen Weisheit Lalenburgs als ein immer geltender Troſt= und Sittenſpiegel der Kleinſtädterei erſt aus des Verfaſſers Nachlaß heraus zuerſt in den „Fliegenden Blättern“ veröffentlicht worden. Dieſen ſind auch die folgenden Bruchſtücke entnommen:

Wie die Lalenbürger ihre Kirche zurecht ſetzen wollen.

Und als nun das Rathaus fertig war,
So ſtellt ſich ein anderer Mißſtand dar.

„Die Kirche, ſie ſchaut ſo ſchief und quer
Auf unſer fünfeckiges Rathaus her.

Drum wendet und drehet ſie dergeſtalt’,
Daß ſie fein gerade Richtung halt’.“

Sie ſpreiten ein Tuch auf den Boden aus,
Zu bezeichnen, wie weit zu rücken das Haus.

Indes ſie nun ſchaffen mit aller Kraft,
Wird das Tuch vom Schalk hinweggerafft.

„O weh: verſchwunden iſt jede Spur,
Wir ſchoben’s und hoben’s über die Schnur.“

Die Kirche, ſie ſtehet, als wie vorher,
Gegen das Rathaus ſchief und quer.

Nun machen ſie anderſeits den Verſuch,
Verſchwunden iſt bald auch hier das Tuch.

„Wir greifen’s mit viel zu viel Strenge an,
Das Werk, es werde mit Umſicht gethan.“

Sie drücken und rücken bis dato zur Stund,
Doch die Kirche ſteht feſt auf dem alten Grund

Wie die Lalenbürger ihre Stadt anders benamſen.

Wir Schultheiß und Bürger von Lalenburg
Thun allen kund und zu wiſſen andurch:

Wir haben aus alten Schriften vernommen,
Daß unſere Ahnen aus Hellas gekommen.

Aus Hellas — wie euch allen bekannt —
Der Kunſt und Wiſſenſchaft Vaterland.

Drum nannten ſie auch den neuen Ort
Die Lalenburg nach griechiſchem Wort.

Denn λαλεῖν (latein) wie jeder Gelehrte weiß
Auf deutſch nichts anders als reden heißt.

Nun aber gilt nur der als beredt,
Der alle Dinge genau verſteht.

Von Wiſſen aber ſtammet Witz,
Und Witz iſt alles Wiſſens Spitz.

Drum, weil Wir hauſen im deutſchen Land,
So werd’ Unſer Ort auch deutlich genannt.

Und Witzeburg heiß’ er nun fortan —
Deß ſei vergewarnet jedermann.

Geben zu Witzeburg, das iſt wahr,
Unſ’rer Regierung im erſten Jahr.

Von einem Handel zwiſchen dem Schulheißen und dem Schalk.

Schalk.

Ich hab’ was zu melden, es thut mir ſehr leid,
Und nehmt’ ihr nicht übel, ſo macht’s mir ein’ Freud.

Schultheiß.

Laß hören, Geſelle! was bringeſt du an?
Sollſt immer mich finden als richtigen Mann!

Schalk.

’s hat, leider, erſtochen die eure mein’ Kuh,
Nun möcht’ ich denn wiſſen: was ſagt ihr dazu?

Schultheiß.

Und hat denn erſtochen die deine mein Kuh,
So fordr’ ich die dein’ und ein Kälblein dazu.

Schalk.

Mit Gunſten, Herr Schultheiß! ihr habt euch verſprochen:
Die eurige hat die meine erſtochen.

Schultheiß.

Iſt ſo der Handel? da ſiehe du zu,
Ich bin nicht beſtellt, zu hüten dein’ Kuh.

Schalk.

Es bleibe beim Spruche! die Kuh iſt ein’ Kuh;
Drum ford’r ich die eure, und ein Kälblein dazu.

Dem Hinzen iſt billig, was dem Kunzen iſt recht —
Ich bin Euer Gnaden gehorſamſter Knecht.

Wie die Lalenbürger den Eſchhay[1] auf einer Bahre durch die Flur tragen laſſen.

„Es iſt Uns jüngſt zu Ohren gekommen,
Und haben’s mißfällig aufgenommen:
Wie daß der Eſchhay mit ſeiner Hut
Der Flur nicht wenigen Schaden thut,
Inmaßen ſelber bei jedem Schritt
Gar viele Halme er niedertritt.
Um dieſem Unfug künftig zu wehren,
Geliebt uns folgendes vorzukehren:
So oft der Eſchhay merkt in der Flur
Ein’s Wildes oder Menſchen Spur,
So werd’ er, um ſelbe hinauszujagen, —
Auf einer Bahre hineingetragen
Von Männern vier, mit leichtem Schritt,
Daß keiner ja keinen Halm zertritt.
Alſo in pleno beſchloſſen hat
Der aufgeſtellte Erſparungsrat.“

Wie der Schalk Gefahr läuft, närriſch zu werden, und wie er kuriert wird.

Sie wählten den Schalk in ihren Orden,
Und iſt ſo ein ehrſamer Ratsherr worden.

Die Thorheit ſtecket, wie Schnupfen, an;
Bald ward er, gleich andern, ein dummer Mann.

Er hört nicht, er ſieht nicht, er denket nur;
Es hat ſich verkehrt ſeine ganze Natur. —

Um ſich zu zerſtreu’n, wollt’ er einſt jagen,
Wie ers oft gethan in frühern Tagen.

Er langt die ſtaubige Armbruſt herfür,
Die längſt gehangen hinter der Thür.

Sie war geſpannt, das merkt’ er nicht,
Und rückt ſie näher an’s Geſicht,

Und wie er den Schneller drückt’, ſo ſprang
Ihm an die Naſe der loſe Strang.

„O weh! was iſt doch aus mir worden?
Ich bin fürwahr in der Narren Orden!

Ich ſeh’ nicht, ich hör’ nicht, ich denke nur;
Es hat ſich verkehrt mein’ ganze Natur.

Wie wollen wir denn für andere amtieren,
Und können uns nicht ſelbſelber regieren!“

Der Naſenſtüber, wohl angebracht,
Hat ſo ihn wieder geſcheid gemacht.

Er nahm Urlaub noch zur ſelben Stund,
Und blieb nun an Leib und Seele geſund.

Wie die Lalenbürger den Wäſcherinnen das Waſchen verbieten wollen.

„Es ſoll kein Weib ſich fürder verwegen,
Die Wäſch’ auf dem Marktplatz auszulegen.“

Alſo lautet der Ratsbeſchluß,
Der macht den Weibern großen Verdruß.

„Und wenn ſie’s verbieten, wir waſchen doch!
Die Waſchfreiheit, ſie lebe hoch!“

Die erſte, die wäſcht, wird aufgepackt,
Und in’s Schergenſtüble eingeſackt!

„Und wenn ſie uns ſtrafen, wir waſchen doch!
Die Waſchfreiheit, ſie lebe hoch!“

Den andern, die zum Waſchen gekommen,
Wird die friſche Wäſche weggenommen.

„Und mögen ſie’s nehmen, wir waſchen doch!
Die Waſchfreiheit, ſie lebe hoch!“ —

Zuletzt ward ihnen der Brunn’ geſperrt;
Da hat denn all Waſchen aufgehört.

Doch weil die Stadt mußt Waſſer han,
So ward der Brunn’ wieder aufgethan.

Und alſo dauert an dieſem Ort
Das Waſchen und das Salbadern fort.

---

1) Flurſchütz.

Das Nibelungenlied.

Einleitung.

Im Nibelungenlied verehren wir die Krone der mittelalterlichen Volksdichtung. Die deutſche Sprache beſitzt in demſelben vor allen anderen das einzige Heldengedicht, welches einigermaßen mit der Ilias und Odyſſee der alten Griechen verglichen werden kann.

Der Stoff des in 39 Abenteuer eingeteilten Gedichtes iſt der fränkiſchen, der burgundiſchen, der gotiſchen. der burgundiſch-gotiſchen und wohl auch der nordiſch-ſächſiſchen Sage entnommen. Erwachſen iſt derſelbe auf dem Boden des Heidentums; die Umwandlung ins Chriſtliche berührte nur die Oberfläche; das äußere Benehmen der Menſchen; ihr Fühlen und Trachten iſt heidniſch geblieben. An die alte Geſtaltung erinnert auch noch der Gleichklang in epiſchen Formen und Namen (z. B. **G**unther, **G**ernot, **G**iſelher). Eine weitere Umwandlung ſchuf die Helden der alten Sage in höfiſche Ritter um. Gunther dürfte ſich auf einen burgundiſchen König zurückführen laſſen, der ſich 413 in der Gegend von Worms niederließ und 436—437 zuerſt unglücklich gegen den römiſchen Statthalter Aëtius, dann gegen den Hunnenkönig Attila kämpfte. Wenn Gunther König der Nibelungen genannt wird, die in einigen Quellen auch Franken und Rheinfranken heißen, ſo erkennen wir darin eine Aneignung der burgundiſchen Sage durch die Franken, indem dieſe aus einem burgundiſchen König einen fränkiſchen machten. Dieſer Stamm hat dann aus den vorhandenen Sagen und geſchichtlichen Stoffen eine Weiterbildung vorgenommen, indem er ſeine Kriege gegen Oſtgoten (Dietrich von Bern), Thüringer (Irnfried), gegen Sachſen und Dänen anſchloß und dichteriſch verherrlichte.

In Siegfried erkennen wir eine alte Götterſage von dem leuchtenden Sonnengott. Sein Kuß erweckt die ſchlummergefangene Erde; er ſelbſt aber erliegt dem neidiſchen ſtrengen Winter. Als das Chriſtentum dem Götterglauben den Boden entzogen hatte, wurde aus dem Gotte ein Held mit übermenſchlichen Kräften, endlich ein Ritter, dem aber immer noch Eigenſchaften der früheren Gottheit anhaften. In nordiſchen Liedern und Sagen iſt uns dieſer heidniſche Urſprung beſſer erhalten, als im Nibelungenliede. Deſſen Dichter deutet die ehemaligen, auf die heidniſche Anſchauung gegründeten Beziehungen, z. B. zwiſchen Siegfried und Brunhilde, nur leicht an. Doch iſt die Siegfriedſage nicht im Norden entſtanden, ſondern wahrſcheinlich in Norddeutſchland. Das Heldengedicht iſt uns in 24 Handſchriften erhalten, die teils vollſtändig ſind, teils nur Bruchſtücke geben.

Im Mittelalter wurde das Nibelungenlied ſehr ſtark geleſen, im 16. nnd 17. Jahrhundert war es beinahe vollſtändig vergeſſen. Erſt in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde es durch den Arzt Hermann Oberreit in einer auf Schloß Hohenems in Vorarlberg aufbewahrten Handſchrift gewiſſermaſſen neu entdeckt, und der Schweizer Joh. Jak. Bodmer (1698—1783) ließ 1757 den 2. Teil unter dem Titel „Kriemhildens Rache“ drucken. Ein anderer Schweizer Chr. H. Myller nahm es vollſtändig in eine „Sammlung deutſcher Gedichte aus dem 12.—14. Jahrhundert (Berlin 1782)“ auf. Doch war die Zeitrichtung dem Geiſte des Gedichtes entgegen. Friedrich der Große wollte das Buch in ſeiner Bücherſammlung nicht einmal dulden.

Die Fremdherrſchaft, welche am Anfange unſeres Jahrhunderts auf Deutſchland laſtete, veranlaßte viele, ihre Blicke aus der ſchmachvollen Gegenwart auf die ruhmreiche Vergangenheit zu lenken und das Schrifttum unſeres Mittelalters genauer zu unterſuchen. Nun gelangte auch das Nibelungenlied zur vollen Wertſchätzung.

Ueber Zuſammenſetzung und Verfaſſer gingen jedoch die Meinungen bald auseinander. Der verdienſtvolle Forſcher Karl Lachmann (1793—1851) ſprach die Anſicht aus, das Gedicht ſei nicht aus einer Hand hervorgegangen, ſondern beſtehe aus einer Anzahl von [20] ſelbſtändigen Liedern verſchiedenen Alters, die zu einem Ganzen verbunden worden ſeien. Dieſer lange Zeit geltenden Lehre trat der Sprachforſcher A. Holtzmann (1810—1870) mit der Behauptung entgegen, das Gedicht zeige einen Guß und müſſe daher die Schöpfung eines einzigen Dichters ſein. Ueber den Namen des Verfaſſers jedoch konnte bis jetzt nichts Sicheres feſtgeſtellt werden

Die angeführten Bruchſtücke ſind den vortrefflichen Uebertragungen von Karl Simrock (1802—1876; Stuttgart und Augsburg, 1859), H. A. Jungmann (Leipzig, Reclam), Ed. Bürger und Adalbert Schroeter entnommen.

Altnordiſche Sigurd (Siegfried)-Sage.

Sigurd, Sigmunds Sohn, erwuchs in der Erziehung des kunſtreichen Schmieds Regin zu einem wunderſtarken heldenmütigen Jüngling. Regin hatte einen Bruder, Fafnir, der auf der Gnitaheide (angebl. zwiſchen Stadtbergen und Mainz) in Geſtalt eines Lindwurmes den unerſchöpflichen Nibelungenhort ſamt dem ſchrecklichen Oegishelm (der Tarnkappe) und dem Ring Andwaranaut, der immer neue Schätze hervorzauberte, bewachte. Dieſen Goldſchatz hatten die Götter Odhin, Loki und Hönir aus Niflheim (der Unterwelt) heraufgeführt. Auf dem Golde laſtete der Fluch, daß es allen ſeinen Beſitzern Verderben bringen ſolle. Wegen einer Blutſchuld mußten die Götter dasſelbe an Hreidmar abtreten. Weil dieſer mit ſeinen Söhnen Fafnir und Regan nicht teilen wollte, erſchlugen dieſelben den Vater. Der ſtärkere Fafnir vertrieb ſodann auch den Bruder und behielt den Hort für ſich allein. Als nun Regin den Sigurd ſo kühn und kraftvoll ſah, gedachte er durch ihn das Nibelungsgold zu erlangen und dann den Jüngling zu töten. Er ſchmiedete ihm das Schwert Gram, deſſen Schärfe eine dagegen von den Wellen angetriebene Wollenflocke zerſchnitt, und Odhin verſchaffte ihm das gewaltige Pferd Grane. Durch Liſt tötete er Fafnir, der ihm ſterbend Regins meuchelmörderiſche Abſichten enthüllte. Als Sigurd von Fafnirs Blut genoſſen hatte, verſtand er die Sprache der Vögel. Er hörte, wie ſich Raben über die ihm von dem hinterliſtigem Schmiede drohende Gefahr unterhielten, befolgte deren Rat und tötete denſelben. Nun ging das Gold und der darauf haftende Fluch auf den Helden über.

Auf ſeiner weiteren Fahrt kam er zu einem Flammenwall, der rings um eine Burg loderte. Unerſchrocken und unverletzt durchritt er die wehende (wabernde) Lohe und fand innerhalb der Feſte einen geharniſchten Menſchen ſchlafend. Er nimmt ihm den Helm ab und ſchneidet ihm den Panzer auf, da erwacht derſelbe und giebt ſich ihm als Brynhild, eine der Walkyren, zu erkennen. Wegen Ungehorſams habe ſie Odhin aus der Zahl der Schlachtjungfrauen geſtoßen und ſie verurteilt, einem irdiſchen Manne, jedoch nur dem Furchtloſeſten, vermählt zu werden. Darauf habe ſie der Gott mit dem ſchlafbringenden Dorne in den Kopf geſtochen und dadurch in Schlaf verſenkt, zu ihrem Schutze aber die Feuermauern um ſie emporſchießen laſſen. In Sigurd erkannte ſie nun den Helden, dem ſie Odhin beſtimmt hat; beide verlobten ſich einander mit hohen Eiden, und Sigurd beſchenkte Brynhilde mit dem Ringe Andwaranaut.

Der Held ritt weiter und gelangte an den Rhein zu König Giuki. Deſſen Tochter Gudrun reichte ihm auf Anraten ihrer Mutter einen Zaubertrank, und ſogleich entſchwand ihm jede Erinnerung an Brynhilde. Er nahm Gudrun zum Weibe und verblieb mit dem Horte bei Giuki.

Gunnar, Gudruns Bruder, hatte von Brynhilde gehört und wollte um ſie freien, und Sigurd ſagte ihm ſeine Begleitung zu. Noch immer loderten die Flammen um Brynhildens Burg, und nur dem, der durch dieſelben zu ihr dringe, wollte ſie die Hand reichen. Doch kein Held wagte es durchzureiten. Auch Gunnars Roß ſcheute vor der Glut und verſagte den Dienſt. Da nahm Sigurd Gunnars Geſtalt an und ſprengte mit gezücktem Schwerte durch die Lohe. Hoch auf wallte dieſe, dann ſank ſie in ſich zuſammen und erloſch. In Gunnars Geſtalt fordert Sigurd Brynhilden auf, ihr Wort zu löſen und ihm zu folgen. Drei Tage blieb er bei ihr, dann wechſelten ſie die Ringe, hierauf folgte die Hochzeit, wobei Gunnar wieder in ſeiner wirklichen Geſtalt erſchien. Jetzt hörte auch die Wirkung des Zaubertrankes auf; Sigurd erinnerte ſich ſeiner früheren Eide. Doch hüllte er ſich in Schweigen und alle zogen dem Rheine zu.

Einſt ſtanden beide Königinnen am Ufer, um ſich die Haare zu waſchen. Da ſchritt Brynhilde höher den Rhein hinauf, damit nicht etwa das durch Gudruns Haar rinnende Waſſer ihr Haupt benetze, da ſie doch den beſſern Gemahl habe. Gudrun widerſprach und es entſpann ſich ein Zank. Im Zorn verriet Gudrun, daß Sigurd durch den Flammenwall geritten ſei und daß er mit Brynhilde die Ringe getauſcht habe.

Da fordert dieſe von ihrem Gemahle Sigurds Tod. Guttorun, der jüngſte der drei Brüder Gudruns, erſchlägt den an deren Seite Schlafenden. Das laute Jammern ſeiner Gemahlin erweckt bei Brynhild lautes Lachen. Als aber des Helden Leichnam verbrannt werden ſoll, ſtößt ſie ſich ein Schwert in die Bruſt und beider Körper verzehrt die Flamme eines Scheiterhaufens.

Högni und Gunnar bemächtigen ſich nun des fluchbeladenen Goldes. Später heiratet Gudrun Atli, König von Hunaland, Brynhilds Bruder. Dieſer ladet die Schwäger in böſer Abſicht zu einem Feſte ein. Vergebens warnt Gudrun die Brüder durch Geheimrunen, ſie beſchließen Atli's Rufe zu folgen. Vor ihrer Abfahrt verſenken ſie jedoch den Drachenſchatz an einer nur ihnen bekannten Stelle in den Rhein.

Atli empfängt die Gäſte mit einem Heere und fordert Sigurds Gold für ſeine Frau als deren rechtmäßigen Beſitz. In dem nun ſich entſpinnenden Kampfe werden die rheiniſchen Könige gefangen. Atli verſpricht Gunnar Leben und Freiheit für die Auslieferung des Schatzes; dieſer aber will nur dann dem Verlangen entſprechen, wenn man ihm Högni's Herz vorweiſe als ſicherſtes Zeugnis von deſſen Tode. Atli läßt dem gefangenen Helden das einem Unfreien ausgeſchnittene Herz vorlegen, der aber erkennt an dem Zittern desſelben deſſen Herkunft. Da befiehlt der König, Högni bei lebendigem Leibe das Herz auszureißen. Es geſchieht, doch der Tapfere lacht der ihm bereiteten Qual.

Als Gunnar an des Bruders Tode nicht mehr zweifeln kann, erklärt er, nun wiſſe niemand mehr um den Schatz als er; keiner werde deſſen Verſteck erfahren. Zur Strafe läßt Atli ihn, mit gebundenen Händen, in einen Hof voll giftiger Schlangen werfen. Heimlich aber wird ihm eine Harfe gebracht, welche er ſo kunſtreich mit den Zehen ſchlägt, daß alle Nattern einſchlafen, bis auf eine, die ihn in das Herz ſticht.

Gudrun tötet als Rache für ihre gemordeten Brüder ihre und Atli's beiden Söhne, läßt die Schädel zu Trinkgefäßen geſtalten, füllt ſie mit einer Miſchung von Met und von dem Blute der Kinder und reicht dies dem Gemahle zu trinken. Die Herzen der Söhne tiſcht ſie ihm gebraten auf. In der nächſten Nacht tötet ſie den ſchlafenden Gatten, wirft Feuer in die Königsburg und ſtürzt ſich in das Meer. Die Fluten tragen ſie zur Burg des Königs Jonakur, der die Heimatloſe aufnimmt und zu ſeiner Gemahlin erhebt.

Der Nibelungen Not.

Zu Worms im Lande der Burgunden halten die Königsbrüder Gunther, Gernot und Giſelher glänzenden Hof. Viele Helden zieren denſelben, deren gewaltigſter der Könige Oheim iſt, der grimme Hagen von Tronei, zugleich der mächtigſte Vaſall im Burgundenreiche.

In der Hut ihrer Mutter, Frau Ute und unter der Brüder Schutze wächſt deren Schweſter, die Königstochter Kriemhild, zur Jungfrau voll Liebreiz, Anmut und Unſchuld heran. Da wirft die Zukunft ihre Schatten durch einen beängſtigenden Traum in ihre Seele. Ihr träumt, ſie habe einen ſchönen, ſtarken Falken erzogen und laſſe ihn fliegen. Plötzlich hätten zwei Adler auf ihn geſtoßen und ihn zerriſſen, tiefes Leid darüber aber ihre Bruſt durchbohrt. Die Mutter deutet den Falken als einen edlen Gemahl; den möge Gott in Schutz nehmen, ſonſt würde ſie ihn früh verlieren. „Was ſagt ihr mir von einem Gemahle?“ erwidert die Jungfrau; „ich will immer ohne eines Helden Liebe ſein, meine Jugendſchönheit bis in den Tod bewahren und an mir nie der Liebe Not erfahren.“ Frau Ute aber entgegnet: „Verrede es nur nicht; willſt du je froh werden, ſo geſchieht es durch eines Gatten Liebe; du wirſt eine ſchöne Frau ſein, wenn dir Gott einen wackeren Helden giebt.“

Zur ſelben Zeit war in den Niederlanden zu Xanten am Rheine der Königsſohn Siegfried, Siegmunds und Siegelindens Sohn, zum ſtarken Recken erwachſen. Trotzig im Bewußtſein unübertroffener Stärke, heiter im Beſitze ungetrübter Jugend, erſchien er als der ſchönſte, friſcheſte, freudigſte Heldenjüngling. Er hörte das Lob von Kriemhilds Schönheit, Anmut und Tugend und beſchloß um ſie als die einzige ſeiner würdige Jungfrau zu werben. Bange Ahnung, daß dieſe Verbindung dem Sohne Unheil bringen werde, durchzittert die Herzen der Eltern, drängt ſich über die Lippen des Vaters, aber dennoch rüſten ſie würdig reiche Ausſtattung für den geplanten Zug des Sohnes nach Worms, den er mit 11 Rittern antritt.

Nach 7 tägiger Reiſe kommen ſie vor der Königsburg zu Worms an. Ihre Geſtalten, die Pracht der Rüſtungen; wie der Schmuck der Streitroſſe erregen die Aufmerkſamkeit der Burgunden. Niemand im Königsſaale aber kennt die Fremden. Da wird Hagen von Tronei herbeigerufen; denn ihm ſind viele Lande bekannt. Auch er weiß nicht zu ſagen, wer die Fremden ſeien; ſie müßten aber Fürſten oder Fürſtenboten ſein. Doch fügt er hinzu: „Obwohl ich Siegfried noch nie geſehen habe, glaube ich nach allem Anſchein, daß er es ſei, der dort ſo herrlich ſchreitet; er bringt wohl unerwartete Kunde in unſer Land. Er hat mit dem Schwerte Balmung den Schilbung und

Nibelung ſamt ihren 12 Rieſen und 700 Gefolgsmannen erſchlagen; Niblungshort und Nibelungenland in Beſitz genommen, ſpäter den ſtarken Zwerg Albrich beſiegt und ihm die Tarnkappe abgewonnen. Dieſe aber verleiht ihrem Eigner Unſichtbarkeit und die vereinte Kraft von 12 Männern. Er hat auch einen Drachen erſchlagen und ſich in deſſen Blute gebadet; davon iſt ſeine Haut unverwundbar wie Horn geworden. Ich rate, ihn freundlich zu empfangen, daß wir nicht des jungen Helden Haß verſchulden.“ So wird denn Siegfried höflich aufgenommen und in häufigen prächtigen Kampfſpielen meſſen Niederländer und Burgunden zur Freude der Zuſchauer ihre ritterliche Geſchicklichkeit.

Auch Kriemhild beobachtet, ſelbſt ungeſehen, von einem Fenſter aus Siegfrieds edle Erſcheinung; keine beſſere Kurzweile wünſcht ſie ſich, als den Heldenjüngling in ritterlichen Uebungen zu ſehen und gerne und oft ſpricht ſie freundlich von ihm. — Siegfried ſelbſt aber weilet ein ganzes Jahr an Gunthers Hofe, ohne die Jungfrau geſchaut zu haben, die er doch allein im Herzen trug.

Unerwartet erſcheinen zu Worms Boten des Sachſenkönigs Liudeger und des Dänenkönigs Liudegaſt und kündigen den Burgunden Krieg an. Da ſtellt ſich auch der edle Gaſt gleich einem Unterthanen des Königs Gunther dieſem zur Verfügung. Durch Heſſen reiten die Helden weit hinein in der Sachſen Lande. In dem Kampfe erweiſt ſich Siegfried als der kühnſte, gewaltigſte Held, und durch ihn wird der Kampf entſchieden. Er nimmt Liudegaſt im Zweikampf gefangen und auch Liudeger ergiebt ſich nach hartem Kampfe, als er unter den Gegnern Siegfrieds Feldzeichen geſehen hat.

Boten eilen nach Worms die fröhliche Kunde zu bringen. Einen derſelben heißt man heimlich vor Kriemhild zu erſcheinen, da man wohl ahnt, wen ſie im Herzen trage, ſie ſelbſt aber es nicht vor andern geſtehen wollte. „Nun ſage mir erwünſchte Botſchaft,“ ſpricht ſie freundlich, „ich gebe dir all’ mein Gold und will dir, kündeſt du Wahrheit, immer huldreich ſein. Wie ſchieden aus dem Streite Gernot und meine Blutsfreunde? Haben wir viele Tote? Wer that das Beſte?“ Der Bote antwortet: „Niemand iſt ſtattlicher zu Ernſt und Streit geritten als der edle Gaſt aus Niederland. Was auch alle Helden thaten, wie ſie auch nach Kampfesruhm rangen, das iſt alles nichts gegen König Siegmunds Sohn. Den höchſten Streit, den letzten wie den erſten, hat Siegfrieds Hand gethan; durch ihn kommen Liudegaſt und Liudeger als Gefangene ins Land.“

Da färbt ſich der Jungfrau Antlitz vor ſtiller Freude roſenrot, weil Siegfried mit ſolchen Ehren aus dem Kampfe geſchieden war. 10 Mark Goldes und reiche Kleider werden des Boten Lohn für die willkommene Kunde.

Bald kehrt das Heer zurück; freudig bewegt erſchaut vom Fenſter aus Kriemhild den Helden, welcher als der Herrlichſte aller ſich erwieſen hat. Bevor die Ritter vom Hofe wieder in die Heimat ziehen, will Gunther ein hohes Feſt veranſtalten, das mit dem Pfingſtfeſte, der althergebrachten Frühlingsfeier, zuſammenfällt. Von nah und fern erſcheinen die Höchſten und Beſten, unter ihnen 22 Fürſten, am Hofe der Burgundenkönige. Noch hatte aber Siegfried Kriemhilden nicht geſehen. Gunther, der wohl wußte, wen der niederländiſche Held im Herzen trage, ladet auf Gernots Rat auch die Schweſter zu dem Feſte.

An der Seite ihrer Mutter Ute, gefolgt von 100 edlen Frauen und Jungfrauen, geleitet von 100 ſchwerttragenden Rittern erſcheint die herrliche Königstochter.

Da kam die Minnigliche: ſo tritt das Morgenrot
Hervor aus trüben Wolken. Da ſchied von mancher Not
Der ſie im Herzen hegte, was lange war geſchehn.
Er ſah die Minnigliche nun gar herrlich vor ſich ſtehn.

Von ihrem Kleide leuchtete gar mancher edle Stein;
Ihre roſenrote Farbe gab minniglichen Schein.
Was jemand wünſchen mochte, er mußte doch geſtehn,
Daß er hier auf Erden noch nichts ſo Schönes geſehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen ſchwebt,
Des Schein ſo hell und lauter ſich aus den Wolken hebt.
So glänzte ſie in Wahrheit vor andern Frauen gut;
Das mochte wohl erhöhen den zieren Helden den Mut.

Siegfried ſteht ferne und ſinnt:

Er ſprach in ſeinem Sinne: „Wie dacht ich je daran,
Daß ich dich minnen ſollte? das iſt ein eitler Wahn;
Soll ich dich aber meiden, ſo wär’ ich ſanfter tot.“
Er ward von Gedanken oft bleich und oft wieder rot.

Da ſah man den Sieglinden-Sohn ſo minniglich da ſtehn.
Als ob er wär entworfen auf einem Pergamen
Von guten Meiſters Händen; gern man ihm geſtand,
Daß man nie im Leben ſo ſchönen Helden noch fand.

Auf der Könige Einladung naht er der Schönen.

Als ſie den Hochgemuten vor ſich ſtehen ſah,
Ihre Farbe ward entzündet; die Schöne ſagte da:
„Willkommen, Herr Siegfried, ein edler Ritter gut.“
Da ward ihm von dem Gruße gar wohl erhöhet der Mut.

Er neigte ſich ihr minniglich, als er den Dank ihr bot;
Da zwang ſie zu einander ſehnender Minne Not;
Mit liebem Blick der Augen ſah’n einander an
Der Held und auch das Mägdelein; das ward verſtohlen gethan.

Zu des Sommers Zeiten und in des Maien Tagen
Durft er in ſeinem Herzen nimmer wieder tragen
So viel der hohen Wonne, als er da gewann,
Da die ihm ging zur Seite, die der Held zu minnen ſann.

Von Dänemark der König begann und ſprach ſogleich:
„Des hohen Grußes willen, liegt mancher wund und bleich,
Wie ich nun wohl gewahre, von Siegfriedens Hand:
Gott laß ihn nimmer wieder kommen in der Dänen Land.“

Nach Beendigung des Feſtes ziehen die Gäſte von dannen. Siegfried aber getraut ſich nicht, um die zu werben, deren Hand er ſo ſehnlich wünſcht, und rüſtet gleichfalls zur Heimreiſe. Giſelher, der jüngſte der Königsbrüder, beredet ihn jedoch zum Bleiben; „denn,“ ſagt er, „hier ſind viele ſchöne Frauen, die könnt ihr täglich ſehen.“

Auf dem Iſenſteine, einer fernen Meeresinſel, hat eine Königin, Brunhilde genannt, ihren Sitz. Sie iſt von wunderbarer Schönheit, aber auch von bisher unübertroffener Kraft und Gewandtheit in allen ritterlichen Spielen.

Den Stein warf ſie ferne, nach dem ſie weithin ſprang;
Wer ihrer Minne gehrte, der mußte ſonder Wank
Drei Spiel ihr abgewinnen, der Frauen wohlgeboren;
Gebrach es ihm an einem, ſo war das Haupt ihm verloren.

Viele hatten in ſolcher Werbung ſchon das Leben eingebüßt. Trotzdem beſchließt König Gunther um die Hohe anzuhalten. Hagen rät, Siegfried um Hilfe zu bitten; denn dieſer allein wiſſe, wie Brunhilde überwunden werden könne. Der kühne Mann willigt in die gefährliche Fahrt, doch müſſe Kriemhilde die Seine werden, ſobald er für Gunther die Königin von Iſenſtein gewonnen habe.

Das Schiff wird zur Abfahrt gerüſtet, goldfarbene Schilde, reiche Gewänder werden verladen, doch nur Gunther, Siegfried, Hagen und Dankwart (Hagens Bruder) zur Fahrt zugelaſſen. Siegfried allein kennt die Waſſerſtraße nach Brunhildens Land, darum führt er das Steuer; die andern handhaben die Ruder. Am 12. Tage kommen ſie vor Brunhildens Herrſcherſitz. 86 Türme ragen am Geſtade empor und ſchließen beſchützend 3 weite Herrengebäude und eine große Königshalle ein; im Sonnenſchein erglänzen die aus grünem Marmor erbauten Wände. Siegfried erklärt den Fahrtgegenoſſen, daß ſie in dem gewünſchten Lande ſeien, und fordert, daß ſie ihn für Gunthers Vaſallen ausgeben ſollen. Die ſtolze Jungfrau erkennt den Helden aus Niederland und begrüßt ihn: „Seid willkommen in dieſem Lande, Herr Siegfried; was beabſichtigt eure Fahrt?“ Er ſpricht mit der Beſcheidenheit des Untergebenen:

„Viel Dank muß ich Euch ſagen, Frau Brunhild,
Daß Ihr geruht mich grüßen, Fürſtentochter mild,
Vor dieſem edeln Recken, der hier vor mir ſteht;
Denn er iſt mein Herre; der Ehre Siegfried wohl enträt.

„Er iſt am Rheine König, was ſoll ich ſagen mehr?
Nur um deinetwillen fuhren wir hierher.
Er will dich gerne minnen, was ihm geſchehen mag.
Nun bedenke dich bei Zeiten; mein Herr läßt nimmermehr nach.

„Er iſt geheißen Gunther, ein König reich und hehr;
Erwirbt er deine Minne, nichts weiter wünſcht er mehr.
Mit ihm bin ich gefahren in dieſes Land um dich;
Wenn er mein Herr nicht wäre, ich unterließ es ſicherlich.“

Unmutig antwortet Brunhilde:

„Iſt er dein Herre, ſtehſt du in ſeinem Lehn,
Kann er, die ich erteile, meine Spiele dann beſtehn
Und bleibt darin der Meiſter, ſo werd’ ich ſein Weib,
Gewinn ich aber eines, es geht Euch allen an den Leib.“

Damit hat Siegfried die Lüge in ſein und Brunhildens Leben gebracht; fortwuchernd kann ſie nur Verderben erzeugen.

Die Kampfſpiele werden gerüſtet. Siegfried, in die Tarnkappe gehüllt, ſteht unſichtbar neben Gunther und vollbringt für ihn die Thaten, während dieſer die den anderen ſichtbaren Gebärden macht.

Und wäre ihm Herr Siegfried zu Hilfe nicht gekommen,
So hätte ſie dem König das Leben bald genommen.
Er kam herbei verſtohlen und rührt ihm an die Hand,
Worüber König Gunther gar großen Schreck empfand.

Was hat mich da berühret? ſo dacht’ der kühne Mann,
Und wie er um ſich ſchauet, er niemand finden kann;
Es ſprach: „Ich bin es, Siegfried, der liebe Helfer dein,
Du kannſt nun vor der Fürſtin ganz ohne Sorge ſein.
Es ward ein Kreis gezogen, da ſollte nun geſchehn
Das Spiel vor vielen Rittern, die ſollten’s alle ſehn,
Noch mehr als ſiebenhundert, die ſah man Waffen tragen,
Und wer das Spiel gewonnen, das ſollten dieſe ſagen.
Brunhilde war gekommen, die man gewaffnet fand,
Als ob ſie wollte ſtreiten um aller Fürſten Land.
Sie trug auf ſeidnem Kleide gar manche goldne Spangen,
Darunter lieblich ſchienen die roſenfarbnen Wangen.
Nun kam auch ihr Geſinde, das trug ihr dar zur Hand
Den Schild von rotem Golde mit einem ſchönen Rand
Von wohlgeſtählten Spangen, gar mächtig groß und breit,
Darunter wollte kämpfen die minnigliche Maid.
Und eine edle Borte am Schild als Riemen ſaß,
Mit Steinen eingeleget, die waren grün wie Gras,
Die ſpielten mannigfaltig im Scheine mit dem Gold;
Nur einem Helden ſollte die Fürſtin werden hold.
Der Schild war an den Buckeln (wie wir uns ließen ſagen)
Drei Spannen dick, den ſollte die edle Jungfrau tragen;
An Stahl ſowie an Golde da war er reich genug,
Die Schar der Kämmerlinge ihn kaum ſelb viere trug.

Als ſo der Held von Tronei den Schild herbei ſah tragen,
Da ſprach mit grimmem Mute der ſtarke Ritter Hagen:
„Wie nun, Herr König Gunther? Es koſtet uns den Leib!
Die Ihr begehrt zu minnen, die iſt des Teufels Weib."

Da brachte man der Jungfrau auch einen mächt'gen Speer,
Den ſie zu werfen pflegte, der war ſehr groß und ſchwer,
Sehr ſcharf und ungefügig, von großer Läng' und Breite
Und an den Kanten hatte er eine grimme Schneide.

Noch laßt euch von der Schwere des Speeres Wunder ſagen:
Er war mit vierthalb Stäben von Eiſen dick beſchlagen,
Den trugen der Brunhilde mit Mühe nur, drei Mann;
Den edeln König Gunther kam Sorge drüber an.

Er dacht' in ſeinem Herzen: „Was wird denn da geſchehn?
Der Teufel aus der Hölle kann nicht davor beſtehn.
Wär' ich mit meinem Leben nur wieder an dem Rhein,
Sie ſollt' vor meiner Minne hier lange ſicher ſein."

Brunhildens Stärke ließ ſich nun ſehn in hellem Schein;
Man trug ihr zu dem Kreiſe wohl einen ſchweren Stein
Von ungeheurer Größe, gar ſtark und breit und rund,
Den kaum ein Dutzend Helden erhoben von dem Grund.

Den warf ſie alle male, wenn ſie den Speer verſchoß; —
Da wurden denn die Sorgen der von Burgunden groß.
„Weh, Herr!" ſprach Hagen, „welche iſt Eure Liebestraut?
Die wäre wohl viel beſſer des Teufels Höllenbraut."

An ihren weißen Armen band ſie die Aermel auf
Und mit der Linken faßte ſie ihren Schild darauf,
Sie zückte hoch die Lanze, worauf der Kampf begann;
Mit Schrecken faßt' die Fremden der Zorn Brunhildens an.

Da ſchoß mit großen Kräften die wunderbare Maid
Auf ſeinen Schild, der neu war, und mächtig lang und breit,
Den in den Händen hatte der Siegelinde Kind; —
Das Feuer ſprang vom Stahle, als wehte es der Wind.

Des Speeres ſcharfe Spitze den ganzen Schild durchdrang,
Daß man das Feuer ſchaute, das aus dem Panzer ſprang.
Die beiden Helden mußten vor dieſem Schuß erbeben,
War nicht die Nebelkappe, ſo koſtet' ſie's das Leben.

Dem kühnen Siegfried ſtrömte aus ſeinem Mund das Blut,
Doch er ermannt ſich wieder, dann nahm der Ritter gut
Den Speer, den ſie geſchoſſen durch ſeines Schildes Rand,
Und ſchleudert ihn zurücke mit ſeiner ſtarken Hand.

Das Mädchen zu verwunden lag nicht in Siegfried's Sinn,
Er kehrt' des Speeres Spitze nach ſeinem Rücken hin,
Und mit dem Schaft der Lanze ſchoß er auf ihr Gewand,
Daß es gewaltig dröhnte von ſeiner ſtarken Hand.

Das Feuer ſtob vom Panzer, als triebe es der Wind,
So mächtig warf die Lanze des Königs Siegmund Kind.
Sie konnt' mit ihren Kräften dem Schuß nicht halten ſtand;
So Großes hätte nimmer gethan Herrn Gunther's Hand.

Brunhild, die ſchöne Jungfrau, ſchnell auf die Füße ſprang:
„Herr Gunther, edler Ritter, für dieſen Schuß habt Dank!"
Sie meinte, daß er's hätte mit ſeiner Kraft gethan. —
O nein! Sie hatte gefället ein kräftigerer Mann.

Da ging ſie hin geſchwinde mit hochergrimmtem Mut,
Den Stein hob in die Höhe die Jungfrau ſchön und gut,
Sie ſchleuderte ihn kräftig weithin aus ihrer Hand,
Dann ſprang ſie nach dem Wurfe; laut rauſchte ihr Gewand.

Der Stein war hingefallen von ihr zwölf Klafter weit,
Und doch mit einem Sprunge erreichte ihn die Maid.
Da eilt der ſchnelle Siegfried hin, wo der Stein nun lag,
Herr Gunther wog ihn, Siegfried für ihn des Wurfes pflag.

Siegfried war unerſchrocken, dazu auch ſtark und lang,
Er warf den Stein viel ferner, dazu er weiter ſprang;
Durch ſeine Zauberkünſte empfing er Kraft genug,
Daß er bei ſeinem Sprunge auch noch den König trug.

Der Sprung war nun geſchehen, der Stein lag auf dem Feld.
Und keinen andern ſah man als Gunther nur den Held.
Brunhild die Schöne wurde vom Zorne glühendrot,
Da Siegfried abgewendet des Königs Gunther Tod.

Brunhilde iſt beſiegt. Sie ſpricht zu ihrem Heergefolge: „Blutsfreunde und Mannen, kommt heran; ihr ſollt von jetzt ab König Gunther unterthan ſein."

Die Königin muß nun ihrem ſcheinbaren Beſieger folgen.

Siegfried holt Schätze und Mannen aus ſeinem Nibelungenreiche und zieht dann als Verkünder des Sieges voraus nach Worms.

Brunhilde wird von Frau Ute und deren Tochter liebreich aufgenommen. Unter großen Feſtlichkeiten erfolgt Kriemhildens Verlobung und Vermählung mit Siegfried, wie die Brunhildens mit Gunther. In jungfräulicher Scham erglüht die burgundiſche Königstochter, als ſie, in dem Ringe der Verwandten und Fürſten ſtehend, dem Helden aus Niederland das Jawort ſpendet und den Brautkuß giebt und empfängt.

So ſcheint alles in lichter Freude vollendet. Aber der an Brunhilde begangene Trug führt bald ein ſcheinbar unbedeutendes Wölkchen herbei, das in ſeinem Schoße unendliches Verderben tragen ſollte.

Bei der Feſttafel ſitzen die neuvermählten hohen Paare einander gegenüber. Aus aller Augen leuchtet helle Freude, nur Brunhildens Antlitz bleibt finſter, Thränen rollen über ihre Wangen. Nie wurde ihr ſo leid, als da ſie Siegfried an Kriemhildens Seite ſah. Beunruhigt ſpricht Gunther: „Warum laßet Ihr, Fraue, Eurer lichten Augen Glanz trüben, Ihr habet doch Urſache zur Freude, da Euch Land, Burgen und ſo viele ſtattliche Mannen hier Herrin nennen?" Sie antwortet: „Um deine Schweſter iſt es mir von Herzen leid, daß ich ſie, das hohe Königskind, bei einem Eigenmanne ſehen muß." Vergebens vertröſtet ſie der König auf die Zukunft, in der er ihr dieſes ſcheinbare Rätſel löſen werde.

Trug ſteht hier gegen Trug. Brunhildens Scharfblick iſt der Abſtand zwiſchen dem jugendfreudigen Helden Siegfried und Gunther nicht entgangen. Nun da ſie ſich ſelbſt an den ungeliebten Mann gefeſſelt, an Siegfrieds Seite aber die hochbeglückte Kriemhilde prangen ſieht, wird ſie ſich erſt der tiefen Liebe bewußt, die ſie im Innerſten für Siegfried fühlt; ſie nennt Eiferſucht für die Familienehre, was Eiferſucht auf fremdes Liebesglück iſt und bald ſich in grimmigen Haß gegen Siegfried verkehren ſoll. Gunther hingegen, in großer Verlegenheit, wie er ſeine ſcheinbar unkönigliche Handlungsweiſe entſchuldigen ſoll, greift zu dem gewöhnlichen Mittel feiger Menſchen, indem er die Aufklärung hinaus ſchiebt.

Die Folgen bleiben nicht aus. Brunhildens unbändiger, kriegeriſcher Sinn flammt noch einmal auf, um der Abneigung gegen Gunther Ausdruck zu geben. Als ſie abends mit ihm allein iſt, ringt ſie ihn nieder, bindet ihm mit ihrem eigenen Gürtel Hände und Füße und hängt ihn wie einen Kleiderbündel an einen Wandhaken. Erſt nach flehentlichen Bitten giebt ſie ihn frei. Wieder ruft er Siegfried zu Hilfe und dieſer zwingt mit Rieſenkraft, in die Tarnkappe gehüllt, die trotzige Königin zum Gehorſam. Unbemerkt nimmt er ihr Gürtel und Ring ab und übergiebt beides ſeiner Gemahlin — ein verhängnisvolles Geſchenk!

Nach vollendetem Feſte zieht Siegfried mit Kriemhilde in die Niederlande. Siegmund tritt dem Sohne Krone und Reich, Gericht, Land und Leute ab. Kriemhild ſchenkt ihrem Gatten einen Sohn, der Gunther genannt wird, wie Brunhildens Erſtgeborener den Namen Siegfried empfängt, Zeichen der ungetrübten äußeren Eintracht der beiden Fürſtenfamilien. Zehn Jahre, reichen Glückes voll, verlebt Siegfried mit ſeiner Gemahlin, er, der reiche und mächtige König über Nibelungen- und Niederland, ſie die holdeſte Königin, befriedigt und beglückt in ihres Gatten Liebe. Nur Sieglindens Tod wirft einen Schatten in ihr Freudenleben.

Anders bei Brunhilde. Die Wunde ihres Herzens brennt immer fort; ſie kann Siegfried nicht vergeſſen. Und da ſie ihn nicht beſitzen kann, will ſie ihn wenigſtens gedemütigt wiſſen. Sähe ſie ihn als unterthänigen Dienſtmannen vor ſich ſtehen, ſo würde ihr Stolz die beſte Waffe gegen ihre Liebe ſein. Auch ahnt ſie ein Geheimnis, das Gunther und Siegfried verbindet, ihr aber ſorgfältig verhehlt werde. „Wie", fragt ſie oft Gunther, „darf Frau Kriemhild ſich ſo ſtolz gegen uns halten, daß ſie in langen Jahren nicht zu unſerem Herrſcherſitze kommt? Iſt nicht Siegfried unſer Gefolgsmann? Er hat uns nun lange keine Dienſte geleiſtet!" — Gunther hat keine große Freude an dieſen Erinnerungen, muß er doch fürchten, daß gerade Brunhildens Hochmut bei des vermeinten Vaſallen Anweſenheit Veranlaſſung zur Aufdeckung des an ihr geübten Truges und ſeiner Schwäche gebe.

Wiederholt weiſt er daher Brunhildens Anſtürmen, Siegfried durch Befehl zu ſich zu rufen, zurück: „Wie vermöchten wir ſie hierher zu bringen in dieſes Land? Sie wohnen von uns zu entfernt; ich wage nicht ſie um die Fahrt zu bitten." Die Königin antwortet ſchlau: „Wie erhaben und mächtig auch eines Königs Eigenmann ſein mag, was ihm ſein Herr gebietet, das darf er nicht unterlaſſen." Gunther lächelt ob ſolcher Reden; er weiß ja genau, daß es nicht Dienſtpflicht war, was Siegfried zu ihm führte. Ein andermal wieder ſpielt Brunhilde die zärtliche Verwandte: „Nichts lieberes könnte mir geſchehen, als daß Siegfried und Kriemhilde zu dieſem Lande kämen. Wie wohl thut mir ſchon das bloße Gedenken an deiner Schweſter Art und Sinn bei unſerem erſten Zuſammenſein." So mahnte und bat die Stolze, bis Gunther Schwager und Schweſter zum Sonnwendfeſte einlud.

Die Boten fanden Siegfried im Nibelungenlande in Norwegen. In einer Ratsverſammlung ſeiner Helden, der auch der alte Siegmund beiwohnte, ward der Zug gut geheißen. Reich mit Gold, Edelſteinen und Gewändern zu Geſchenken ausgerüſtet, in Begleitung von 1000 bewaffneten Rittern fuhr das Königspaar mit dem alten Siegmund an den Rhein; der Sohn blieb zurück; er ſollte Vater und Mutter nicht mehr ſehen.

Freudig und glänzend werden die Nibelungen in Worms empfangen, und ritterliche Kampfſpiele veranſtaltet. Tauſende von Helden ſtrömen auf allen Wegen herbei zum Ritterſpiel; auf herrlich gezäumten und geſattelten Roſſen reiten die Könige und ihre Mannen durch die Gaſſen; Muſik von Poſaunen, Trommeln und Flöten ertönt; an den Fenſtern der Burg ſitzen ſchöne Frauen, um die nach Ehre ringenden ritterlichen Kämpfer zu bewundern. So geht es bis an den elften Tag. In Brunhildens Herzen aber glimmt fort und fort der Funke der Eiferſucht, den der Sturm der Leidenſchaft nur zu bald zur Flamme anfachen ſollte, welche all' dies reiche Glück zu verzehren beſtimmt war.

An einem Abende ſitzen beide Königinnen beiſammen und ſehen den Wettkämpfen zu. Sie gedenken der zwei Helden, die ſich vor allen andern hervorthun. In harmloſe Bewunderung ihres herrlichen Gatten verſunken, bricht Kriemhilde in den Freudenruf aus: „Ich habe einen Mann, würdig über alle dieſe Reiche Herr zu ſein."

Wie ein ſcharfes Meſſer durchzuckt dieſe Rede Brunhildens Herz. „Das könnte wohl erſt ſein, wenn du und er allein lebten von uns allen," entgegnete ſie herbe; „ſo lange Gunther lebt, bleibt er Herr über dieſe Lande." Kriemhilde achtet nicht der Worte, ſondern ſpinnt ihre Gedanken weiter:

„Siehſt du, wie er ſteht,
Wie er da ſo herrlich vor allen Recken geht,
Wie der lichte Vollmond vor den Sternen thut!
Darob mag ich wohl immer tragen fröhlichen Mut."

Mit verhaltenem Zorne erwidert Brunhilde: „Gunther, das wiſſe, hat vor allen Königen den Vorrang." Eifrig widerſpricht Kriemhilde: „Ohne Grund habe ich nicht gelobt; glaube mir, Siegfried iſt in allen Dingen Gunthern gleich." Da iſt endlich die von der Burgundenkönigin erſehnte Gelegenheit, den lange vorbereiteten Pfeil in der ahnungsloſen Nebenbuhlerin Bruſt zu ſenden. „Lege es mir nicht übel aus", beginnt ſie in tückiſcher Freundlichkeit, „aber ich weiß es beſſer. Als Gunther um mich warb und mich ritterlich beſiegte, hat Siegfried ſelbſt geſagt, daß er Gunthers Lehnsmann ſei, daher halte ich ihn für unſeren Eigenmann." Kriemhilde bittet erſchrocken die Schwägerin, um ihretwillen ſolche Reden zu laſſen, da ihre Brüder ſie ſicherlich nicht einem dienſtpflichtigen Manne zur Frau gegeben hätten. Brunhilde aber erwiedert hart: „Ich kann die Rede nicht unterlaſſen, warum auch ſollte ich auf ſo viele Mannen verzichten, die mir durch deinen Gatten unterworfen ſind?"

Da beginnt Siegfrieds Gemahlin zu zürnen:

„Das wird dir wohl bekannt,
Da du meinen Siegfried dein eigen haſt genannt,
So ſollen heut' die Degen der beiden Kön'ge ſehn,
Ob vor des Königs Weibe ich zur Kirche möge gehn.

Ich laſſe dich wohl ſchauen, daß ich bin edelfrei,
Und daß mein Mann viel werter als der deine ſei.
Ich will damit ſelber auch nicht beſcholten ſein:
Du ſollſt noch heute ſehen, wie die Eigenholdin dein

„Zu Hof geht vor den Helden in Burgundenland.
Ich ſelbſt will höher gelten, als man je gekannt
Eine Königstochter, die hier die Krone trug."
Unter den Frauen hob ſich da großen Haßes genug

Da ſprach Brunhild wieder: „Willſt du nicht eigen ſein,
So mußt du dich ſcheiden mit den Frauen dein
Von meinem Ingeſinde, wenn wir zum Münſter gehn."
„In Treuen," ſprach da Kriemhild, „alſo ſoll es geſchehn."

Die Königinnen gehen, jede geſondert, mit ihrem Gefolge von dannen. Kriemhild befiehlt ihren Leuten die ſchönſten Kleider, den koſtbarſten Schmuck anzulegen. Brunhilde erſcheint zuerſt an der Kirchthüre und wartet. Als Kriemhild mit ihren Frauen eintreten will, herrſcht ſie dieſelbe an: „Des Eigenmannes Weib wage nicht vor der Herrin einher zu gehen." Wie unerwartet aber kam ihr die Antwort, wie traf ſie jeder Satz derſelben ins innerſte Herz hinein: „Könnteſt du deine Worte ungeſprochen machen, wie gut wär' es für dich! Du ſelbſt haſt dich in Schande gebracht. Wiſſe denn, Siegfried war's, der dich beſiegte, nicht Gunther. Siegfried gehörteſt du zuerſt, den du jetzt Eigenmann ſchiltſt; er aber überließ dich an Gunther." Mit dieſen Worten ſchreitet ſie an der Königin vorbei zuerſt in den Münſter; Brunhilde folgt nach, ſchmerzlich und laut ſchluchzend.

Während die Veſper geſungen wird, ſinnt Gunthers Gemahlin über die Worte der Feindin nach. Beim Ausgang aus der Kirche bleibt ſie nochmals ſtehen und fordert Belege für die beſchimpfende Behauptung derſelben. Da weiſet ihr dieſe Ring und Gürtel, welche urſprünglich Brunhildens geweſen waren, und erklärt, beides von Siegfried erhalten zu haben.

Wie ein Blitzſtrahl hatte der Schwägerin Rede in das Dunkel geleuchtet, in welches für Brunhilde das Verhältnis zwiſchen Gunther und Siegfried gehüllt war. Schauerlich aber war, was ihr Auge erblickte. Sie, die ſtolze Königin von Iſenſtein, deren Werber mit dem Tode ringen mußten, die nur dem Kühnſten, Stärkſten und Tapferſten als Gattin folgen wollte, war dem Betrüger zur Beute gefallen, und Siegfried, der Held, deſſen ſie würdig geweſen wäre, hatte ſie verſchmäht, achtungslos dem geringeren Manne abgetreten.

Nun iſt Brunhilde vernichtet; ihre Frauenehre ſieht ſie zertreten, ihr Leben zerſtört. Was ſie immer früher für Siegfried gefühlt haben mochte, jetzt iſt ihr ganzes Weſen nur von einem Gedanken, einem Triebe durchdrungen, dem Durſte nach Rache an ihm und durch ihn an ihr, die ihre Schmach geoffenbaret. Sie läßt Gunther holen und wiederholt ihm die Behauptung ſeiner Schweſter. Dieſer hütet ſich wohl, näher auf die Sache einzugehen und begnügt ſich feſtzuſtellen, ob Siegfried ſich dieſer Dinge gerühmt habe oder nicht.

Der Held von Niederland erklärt auf Gunthers Aufforderung ſich bereit, mit einem feierlichen Eide zu bezeugen, daß er von ſolcher Unredlichkeit ſich frei wiſſe, wohl aber Gürtel und Ring ſeiner Frau zum Geſchenk gegeben habe. Gunther ſpricht ihn denn auch von aller Schuld an dem böſen Auftritte ledig, und Siegfried meint:

„Man ſoll ſo Frauen ziehen,
Daß ſie üpp'ge Reden laſſen unterwegen:
Verbiet es deinem Weib, ich will es meinem thun.
Solchen Uebermutes in Wahrheit ſchäm' ich mich nun."

Damit wähnt er die leidige Sache beendet. Dem war aber nicht ſo. Unter den anweſenden Rittern hatte der Streit großes Aufſehen erregt, und Brunhilde blieb weinend im Gemache. Dort ſucht und findet ſie Hagen und erfährt von ihr die ganze Schwere der Beleidigung, die ſie erfahren. Das ganze Königsgeſchlecht bis in die Zukunft hinein iſt ihm in der Königin beſchimpft; mit dem Tode büßen muß der Mann, welcher dieſes verſchuldet hat. Ihm ſtimmt Ortwin von Metz bei, während Gunther, Gernot und beſonders Giſelher widerſtreben. „Um eines Weiberhaders willen ſoll Siegfried das Leben nicht verlieren", meint dieſer. Gunther erinnert daran, daß Siegfried den Burgunden bisher nur gutes erwieſen habe, Hagen aber hält dem die pflichtmäßige Sorge für die verletzte Ehre des Königsgeſchlechtes entgegen; er reizt Gunthers Habſucht und Stolz, da er ihm vorſtellt, daß nach Siegfrieds Untergang viele Königreiche ihm dienen würden, und niemand mehr ihm widerſtehen könnte. Der ſchwache König wird ſchließlich nur noch durch die Furcht vor des Schwagers Wunderkühnheit und Unverwundbarkeit abgehalten, in ſeines Oheims Rat einzuſtimmen.

Auch dafür weiß Hagen Rat. Man ſolle ein falſches Kriegsgerücht verbreiten und in Folge deſſen das Heer aufbieten. Siegfried werde dann freiwillig ſeine Dienſte antragen, und Kriemhilde ſelbſt verraten, auf welche Weiſe ihr Gatte getötet werden könne. Um Kriemhilds willen war von Siegfried an Brunhilde Trug geübt worden, um dieſer willen naht der Verrat nun jener.

Der König folgte leider ſeines Dienſtmanns Rat.
So huben an zu ſinnen auf Untreu und Verrat,
Eh' es wer erkannte, die Ritter auserkoren:
Durch zweier Frauen Zürnen ging da mancher Held verloren.

Am vierten Tage künden beſtellte Boten erdichtete Fehden von Dänen und Sachſen an. Noch war der König unentſchloſſen, und oft ſah man ihn flüſternd mit ſeinen Freunden Beratung halten. Wohl hätten viele die Sache gütlich beigelegt, aber Hagen ließ nicht ab von ſeinem Rate, der ihm und allen Verderben bringen ſollte. Eines Tages fand Siegfried ſeine Verwandten wieder bei vertraulicher Beratung. „Warum iſt der König mit ſeinen Freunden ſo traurig?" fragte er teilnehmend, „hat ihm jemand böſes zugefügt, will ich es rächen helfen." Da brachte Gunther die vorbereitete Lüge von der Dänen und Sachſen Abſage vor; Siegfried rief:

„Dem ſoll Siegfriedens Hand
„Nach allen Euern Ehren mit Kräften widerſtehn;
Von mir geſchieht den Recken, was ihnen einſt geſchehn:
Ihre Burgen leg' ich wüſte und dazu ihr Land
Eh' ich ablaſſe: des ſei mein Haupt euer Pfand.

„Ihr mit Euern Recken nehmt der Heimat wahr;
Laßt mich zu ihnen reiten mit meiner Leute Schar.
Daß ich Euch gerne diene, laß ich Euch wohl ſehn;
Von mir ſoll Euern Feinden, das wiſſet, übel geſchehn."

„O wohl mir dieſer Märe," der König ſprach da ſo,
Als wär' er ſeiner Hilfe alles Ernſtes froh;
Tief neigte ſich in Falſchheit der ungetreue Mann
Da ſprach der Herre Siegfried; „Laßt Euch wenig Sorge nahn."

Er befiehlt den Seinen ſich zu rüſten. Der haßerfüllte untreue Hagen begiebt ſich zu Kriemhilde, ſcheinbar um Abſchied von ihr zu nehmen, in Wirklichkeit, um von der Argloſen zu erkunden, wo ihr Gatte verwundbar ſei. Seine Berechnung täuſcht ihn nicht, iſt ſie doch auf die höchſte Frauentugend, die treue Liebe zum Gatten, gegründet. Kriemhilde erblickt in ihm nur den beſorgten Blutsfreund und beglückwünſcht ſich, ihren Gemahl in deſſen Begleitung und Schutze zu wiſſen. „Siegfried laſſet es nicht entgelten, habe ich Brunhilden gekränkt," fleht ſie und erzählt, wie hart dieſer ſie wegen ihrer verletzenden Worte getadelt und geſtraft habe. Heuchleriſch antwortet Hagen: „Der Frauenſtreit wird bald beigelegt werden. Sagt mir, Herrin, wie ich Euch dienen kann, bei Siegfried Eurem Gemahle; denn gerne will ich es thun." Kriemhilde vertraut nun dem falſchen Oheim das Geheimnis: „Du biſt mir verwandt, wie ich dir. In Treuen befehle ich dir meinen lieben Mann, daß du ihn behüteſt. Als er den Linddrachen erſchlagen hatte und ſich im Blute desſelben badete, fiel ihm zwiſchen die Schulterblätter ein Lindenblatt, ſo daß dieſe Stelle vom Blute des Drachen nicht benetzt wurde und verwundbar blieb. Steht er nun im Sturme der Speerſchüſſe, ſo habe ich ſchwere Sorge, daß ich meinen Teuren verliere, darum ſchütze du ihm dieſe Stelle; auf deine Treue hin verkünde ich dir dieſes." Da ſpricht Hagen von Tronei: „So nähet mir, o Herrin, ein kleines Zeichen auf ſein Gewand, damit ich die Stelle erkenne, an der ich ihn im Streite decken ſoll."

Kriemhilde geht arglos auf dieſen verräteriſchen Vorſchlag ein und in zärtlicher Liebe näht ſie mit feiner Seide ein kaum bemerkbares Kreuzchen auf die betreffende Stelle im Kleide ihres Gemahles

— ihre eigene Hand weiſet der Mörderwaffe den Weg zum Herzen ihres Liebſten.

Tags darauf zieht das Ritterheer aus. Hagen reitet nahe an Siegfried, damit er das Zeichen ſehen und ſich die Stelle merken könne. Als dieſes geſchehen iſt, hat der falſche Kriegslärm ſeinen Zweck erreicht. Neue Boten künden Frieden, und Gunther ſchlägt vor, ſtatt des Kriegszuges, im Wasgenwalde eine Jagd auf Bären und Wildſchweine zu veranſtalten. Auch Siegfried erbietet ſich zur Teilnahme.

Bange Ahnung durchbebt Kriemhilden, als der teure Held von ihr Abſchied nimmt; denn ſie gedenkt des Geheimniſſes, das ſie Hagen mitgeteilt. Vergebens ſucht ſie den Gatten zurückzuhalten.

Sie ſprach zu dem Recken: „Laßt euer Jagen ſein:
Mir träumte heunt von Leide, wie euch zwei wilde Schwein
Ueber die Heide jagten; da wurden Blumen rot.
Daß ich ſo bitter weine, das ſchaffte mir wahrhafte Not.

„Ich fürchte ſehr und bange vor etlicher Verrat.
Hier ſind gewißlich welche, die man erzürnet hat;
Die könnten uns verfolgen mit feindlichem Haß.
Bleibt hier, mein lieber Herre, mit Treue rat' ich Euch das."

Er ſprach: „Liebe Traute, ich kehr' in kurzer Zeit;
Ich weiß nicht, daß hier jemand mir Haß trüg' oder Neid.
Alle deine Freunde ſind insgemein mir hold;
Auch verdient ich von den Degen wohl nimmer anderlei Sold."

„Nicht doch, lieber Siegfried, wohl fürcht' ich deinen Fall.
Mir träumte heunt von Leide, wie über dir zu Thal
Fielen zwei Berge, daß ich dich nie mehr ſah:
Und willſt du von mir ſcheiden, das geht mir inniglich nah."

Er umfing mit Armen das tugendreiche Weib,
Mit holdem Kuſſe herzt' er ihren ſchönen Leib.
Dann nahm er Urlaub und ſchied in kurzer Stund';
Sie erſah ihn leider darnach nicht wieder geſund.

Bei dem fröhlichen Birſchen erweiſt ſich Siegfried als der kühnſte, gewandteſte, friſcheſte Jägersmann. In ahnungsloſer Jugendluſt durchſtreift er den Tann, voll und ganz der Waidwerksfreude hingegeben. Ein Wiſent, einen Elch, vier Auerochſen, einen gewaltigen Rieſenhirſch (Schelch) tötet ſeine Hand; einen Bären bringt er gefeſſelt in das Lager und läßt ihn dort zur Kurzweil der Jagdgenoſſen frei. Unterdeſſen haben die Köche aus der Jagdbeute eine Mahlzeit bereitet, aber nun fehlt es an Getränken. Hagen erklärt, das ſei durch ſeine Schuld geſchehen; er habe gewähnt, die Jagd wäre näher am Speſſart und habe darum den Weinvorrat dorthin geſchickt. Er wiſſe aber in der Nähe eine kühle Quelle, dorthin ſollten ſie gehen. Sie brechen bald vom Tiſche auf und wenden ſich gegen den Brunnen. Schon ſahen ſie die breite Linde, deren Schatten der kühle Born entquoll, da ſpricht Hagen in falſcher Geſinnung: „Mir iſt oft erzählt worden, im Laufe könne es Siegfried niemand gleichthun. Möchte er doch ſeine Kunſt ſehen laſſen." „Laßt uns denn um die Wette laufen," erwiedert Kriemhildens Mann, „ich will dabei meine ganze Rüſtung tragen, ihr aber könnt die Kleider ablegen."

Es geſchieht; der Wettlauf beginnt. Wie zwei wilde Panther ſpringen Gunther und Hagen durch den Waldklee, aber Siegfried iſt lange voraus der erſte am Borne. Er löſt ſein Schwert, legt den Köcher weg, lehnt den mächtigen Speer an eine Linde, ſetzt den Schild neben den Brunnen und wartet beſcheiden, bis der König herangekommen; denn dieſem will er die Ehre des erſten Trunkes gönnen.

Der Brunnen war lauter, kühl und auch gut;
Da neigte ſich Gunther hernieder zu der Flut.
Als er getrunken hatte, erhob er ſich hindann.
Alſo hätt' auch gerne der kühne Siegfried gethan.

Da entgalt er ſeiner Tugend; den Bogen und das Schwert
Trug beiſeite Hagen von dem Degen wert.
Dann ſprang er ſchnell zurücke, wo er den Wurfſpieß fand,
Und ſah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Als Siegfried der König aus dem Brunnen trank,
Er ſchoß ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde ſprang
Das Blut ſeines Herzens hoch an Hagens Staat.
Kein Held begeht wieder alſo große Miſſethat.

Den Wurfſpieß im Herzen ließ er ſtecken tief:
Wie ihm Fliehen Hagen da ſo grimmig lief,
So lief er wohl auf Erden nie vor einem Mann!
Als ſich der ſtarke Siegfried der großen Wunde beſann,

Der Held in wildem Toben von dem Brunnen ſprang;
Ihm ragte von den Achſeln eine Speerſtange lang.
Nun wähnt' er, da zu finden Bogen oder Schwert,
So hätt' er nach Verdienſte Hagen wohl den Lohn gewährt.

Als der Totwunde das Schwert nicht wiederfand,
Da blieb ihm nichts weiter als der Schildesrand.
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hag'nen an:
Da konnt' ihm nicht entrinnen König Gunthers Unterthan.

Wie wund er war zum Tode, ſo kräftig doch er ſchlug,
Daß von dem Schilde nieder rieſelte genug
Des edeln Geſteines; der Schild zerbrach auch faſt:
So gern gerochen hätte ſich der herrliche Gaſt.

Geſtrauchelt war da Hagen von ſeiner Hand zu Thal;
Der Anger von den Schlägen erſcholl im Wiederhall
Hätt' er ſein Schwert in Händen, ſo wär' es Hagens Tot.
Sehr zürnte der Verwundete, es zwang ihn wahrhafte Not.

Seine Farbe war erblichen; er konnte nicht mehr ſtehn.
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergehn,
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach betrauert von ſchönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann,
Das Blut von ſeiner Wunde ſtromweis nieder rann.
Da begann er die zu ſchelten, ihn zwang die große Not,
Die da geraten hatten mit Untreue ſeinen Tod.

Da ſprach der Totwunde: „Weh, ihr böſen Zagen,
Was helfen meine Dienſte, da ihr mich habt erſchlagen?
Ich war euch ſtets gewogen und ſterbe nun daran.
Ihr habt an euern Freunden leider übel gethan.

„Die ſind davon beſcholten, was ihrer auch geborn
Wird nach dieſem Tage; ihr habt euern Zorn
Allzuſehr gerochen an dem Leben mein.
Mit Schanden geſchieden ſollt ihr von guten Recken ſein."

Hinliefen alle Leute, wo er erſchlagen lag;
Es war ihrer vielen ein freudeloſer Tag.
Wer irgend Treue kannte, von dem ward er beklagt;
Das hatt' auch wohl um alle verdient der Degen unverzagt.

Der König von Burgunden beklagt' auch ſeinen Tod.
Da ſprach der Totwunde: „Das thut nimmer Not,
Daß der um Schaden weine, durch den man ihn gewann;
Er verdient groß Schelten, er hätt' es beſſer nicht gethan."

Da ſprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was Euch reut:
Nun hat zumal ein Ende unſer ſorglich Leid.
Nun mags nicht manchen geben, der uns darf beſtehn;
Wohl mir, daß ſeiner Herrſchaft durch mich ein End iſt geſchehn.'

„Ihr mögt Euch leichtlich rühmen," ſprach der von Niederland;
„Hätt' ich die mörderiſche Weiſ' an Euch erkannt,
Vor Euch hätt' ich behalten Leben wohl und Leib.
Mich dauert nichts auf Erden als Frau Kriemhilde mein Weib.

„Auch mag es Gott erbarmen, daß ich gewann den Sohn,
Der nun auf alle Zeiten den Vorwurf hat davon,
Daß ſeine Freunde jemand meuchleriſch erſchlagen;
Hätt' ich Zeit und Weile, das müßt ich billig beklagen.

„Niemand je auf Erden größern Mord begann,"
Sprach er zu dem Könige, „als ihr an mir gethan;
Ich erhielt euch unbeſcholten in großer Angſt und Not;
Ihr habt mir ſchlimm vergolten, daß ich ſo wohl es euch bot."

Da ſprach im Jammer weiter der totwunde Held:
„Wollt ihr, edler König, noch auf dieſer Welt
An jemand Treue pflegen, ſo laßt befohlen ſein
Auf Treue und auf Gnaden, euch die liebe Traute mein.

„Laßt ſie des genießen, daß ſie eure Schweſter ſei;
Bei aller Fürſten Tugend ſteht ihr mit Treue bei!
Mein mögen lange harren mein Vater und mein Bann;
Es ward am lieben Freunde nimmer übler gethan."

Er krümmte ſich in Schmerzen, wie ihm die Not gebot,
Und ſprach aus jammerndem Herzen: „Mein mordlicher Tod
Mag Euch noch gereuen in der Zukunft Tagen;
Glaubt mir in rechten Treuen, daß Ihr Euch ſelber habt erſchlagen."

Die Blumen allenthalben waren vom Blute naß.
Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das,
Denn des Todes Waffe ſchnitt immer allzuſehr.
So mußt er auch erſterben, dieſer Degen kühn und hehr.

Von demſelben Brunnen, wo Siegfried ward erſchlagen,
Sollt ihr die rechte Wahrheit von mir hören ſagen.
Vor dem Odenwalde ein Dorf liegt, Odenheim;
Da fließt noch der Brunnen, es kann da kein Zweifel ſein.

Als die Herren ſahen, der Degen ſei tot,
Sie legten ihn auf einen Schild, der war von Golde rot.
Da gingen ſie zu Rate, wie es ſollt ergehn,
Daß es verhohlen bliebe, es ſei von Hagen geſchehn.

Da ſprachen ihrer viele: „Ein Unfall iſt geſchehn;
Ihr ſollt es alle hehlen und einer Rede ſtehn;
Als er allein ritt jagen, der Kriemhilde Mann,
Da ſchlugen ihn die Schächer, als er fuhr durch den Tann."

Da ſprach von Tronje Hagen: „Ich bring ihn in das Land.
Mich ſoll es nicht kümmern, wird es ihr auch bekannt,
Die ſo betrüben konnte Brunhildens hohen Mut;
Ich werde wenig fragen wie ſie nun weinet und thut."

Im Dunkel der Nacht fährt der traurige Zug über den Rhein. Nun vollendet Hagen die Rache ſeiner Königin. Nun ſollen an Kriemhilde Brunhildens Thränen gerächt werden. In aller Stille läßt er Siegfrieds Leichnam vor Kriemhildens Thüre legen, daß ſie ihn finde, wenn ſie nach ihrer Gewohnheit bei Tagesgrauen in die Frühmeſſe gehe.

Als die Glocken in den Münſter rufen, weckt die Königin ihre Frauen und befiehlt einem Kämmerer mit Licht voraus zu gehen. Dieſer ſieht den Leichnam und ruft: „Herrin, ſteht ſtille; hier liegt ein Ritter erſchlagen." Ein lauter Schrei Kriemhildens iſt ihre Antwort; in ſchrecklicher Helle ſteht vor ihr die richtige Deutung von Hagens Frage nach Siegfrieds verwundbarer Stelle; ohne des Lichtes der Fackeln zu bedürfen weiß ſie, weſſen Heldengeſtalt, von rotem Blute überſtrömt, vor ihrer Thüre auf die Erde gebettet iſt. Ohnmächtig ſinkt ſie zuſammen. Wieder zum Bewußtſein gelangt, erfüllt ſie das Gemach mit ihrem Jammerrufe: „Es iſt Siegfried, mein lieber Mann! Brunhilde hat die That geraten, Hagen hat ſie vollbracht!" Sie läßt ſich zum Leichname führen; mit ihren weißen Händen hält ſie deſſen ſchönes Haupt zum Lichte. Ob es gleich mit Blut überronnen iſt, erkennt ſie es nur zu gut: ſchmachvoll erſchlagen liegt vor ihr der geliebte Gatte.

In heftigem Schmerze ſchreit ſie auf: „Weh mir meines Leides! Dein Schild iſt nicht zerhauen, ermordet hat man dich!“ Sie ließ dem alten Vater Siegmund die ſchreckliche Kunde bringen; mit ihm erſchienen 1100 Ritter Siegfrieds. Säle, Palas, Burg und Stadt wiederhallen von lauter Jammertönen. Die Getreuen erheben ihre Waffen zur Rache. Trotz ihres Schmerzes tritt Kriemhilde dazwiſchen, bittend und befehlend: „30 der Burgunden ſind gegen einen von Euch; wartet bis es ſich beſſer füget. Kenne ich den, der es gethan hat, werde ich ihm ſolches Leid erſinnen, daß ſeine Freunde durch mich ſollen immer weinen müſſen; jetzt helft mir meinen lieben Mann in den Sarg legen.“ Man entkleidet den Toten, wäſcht ſeine Wunden und legt ihn auf die Bahre. Als die Nacht vollends geſchwunden, der lichte Tag angebrochen iſt, tragen ſie die Leiche unter dem Klange der Glocken in das Münſter.

Auch Gunther und Hagen wagen zu erſcheinen. Heuchleriſch ſpricht der König: „Wie weh’ thut mir dein Leid, liebe Schweſter, daß daſſelbe nicht abgewendet werden konnte; immer werden wir um Siegfrieds Leben trauern.

Das falſche Beileid des Bruders weiſt die Jammervolle finſter zurück.

„Wenn Euch das betrübte, ſo wär’ es nicht geſchehn.
Ihr hattet mein vergeſſen, das muß ich wohl geſtehn,
Als ich geſchieden von meinem lieben Mann,
Wollte Gott vom Himmel, mir ſelber wär’ es gethan.“

Vergebens leugnen ſie die verräteriſche That. Kriemhilde forderte ſie auf, ihre Unſchuld durch das Bahrrecht zu beweiſen. Nach alter Sage beginnen eines Erſchlagenen Wunden durch Gottes Fügung zu bluten, ſobald der Mordbefleckte den Leichnam berührt. Auch aus Siegsfrieds Wunde fallen Blutstropfen, als Hagen naht. Da erniedrigt ſich Gunther zur kleinlichen Lüge: „Ich will es euch wiſſen laſſen; Strolche erſchlugen ihn, Hagen hat es nicht gethan.“ In grimmigem Schmerze ruft die Witwe: „Mir ſind die Strolche wohl bekannt; nun gebe Gott die Rache in ſeiner Freunde Hand. Gunther und Hagen, in Wahrheit, ihr habt es gethan!“ Auch Gernot und Giſelher treten zur Trauernden; ſie mahnen die Schweſter, das Unvermeidliche ſtandhaft zu tragen; ſie wollten ihr zum Troſte ſein, ſo lange ſie leben würden.

In einen köſtlichen Sarg aus Gold und Silber, mit Spangen aus Stahl umſchloſſen, wird der tote Held gebettet und zu Grabe getragen. Nun Kriemhilde vollends von ihrer Lebensfreude ſcheiden ſoll, flammt ihr Schmerz noch einmal hoch auf.

Bevor da kam zum Grabe Siegfriedens Weib,
Da rang mit ſolchem Jammer ihr getreuer Leib,
Daß man ſie aus dem Brunnen mit Waſſer oft begoß;
Ihre Herzensſchwere war über die Maßen groß.

Es war ein großes Wunder, daß ſie geſund entkam.
Es halfen ihr mit Klagen viel Frauen lobeſam.
Da ſprach die Königswitwe: „Ihr in Siegfrieds Lehn,
Ihr ſollt bei Eurer Treue dieſe Gnad’ an mir begehn.

„Laßt mir nach meinem Leide die kleine Gunſt geſchehn.
Daß ich ſein ſchönes Angeſicht noch einmal möge ſehn.“
Sie bat mit Jammersſinnen ſo lang und ſo ſtark,
Daß man erbrechen mußte den ſchön geſchmiedeten Sarg.

Da brachte man die Fraue, wo ſie ihn liegen fand;
Sie erhob ſein ſchönes Angeſicht mit ihrer weißen Hand
Und küßte ſo den Toten, den edlen Ritter gut;
Ihre lichten Augen vor Leide weinten ſie Blut.

Ein jammervolles Scheiden ſah man da geſchehn.
Da trug man ſie von dannen, ſie vermochte nicht zu gehn.
Da fand man ohne Sinne das herrliche Weib:
Vor Leide wollt erſterben ihr viel wonniglicher Leib.

Kriemhild der Sinne ledig in Ohnmächten lag
Den Tag und den Abend bis an den andern Tag.
Was jemand ſprechen mochte, es ward ihr gar nicht kund;
Es lag in gleichen Nöten auch der König Siegemund.

Kaum daß ihn zur Beſinnung zu bringen noch gelang.
Seine Kräfte waren vom ſtarkem Leide krank.
Das war wohl kein Wunder. Da ſprach zu ihm ſein Bann;
„Herr, ihr ſollt zur Heimat: uns duldet’s hier nicht mehr fortan.“

Nach der Totenfeier will Siegmund heimkehren und fordert Kriemhilde zur Begleitung auf. Sie ſolle es nicht entgelten, was ihre Blutsfreunde an Siegfried verſchuldet haben; Krone und Land ſollten ihr bleiben, wie ſie früher Siegfrieds Eigentum geweſen ſeien. Giſelher, Frau Ute, Gernot aber dringen in ſie, bei ihnen zu bleiben. Zum großen Jammer der Nibelungen bleibt die Witwe in Worms, wo ihre Liebe in Hoffnung und Freude begonnen hat, in tiefſtem Leide endete, wo ihres edlen Gatten teurer Leib ruht. Ihr Söhnlein befiehlt ſie der Treue der Mannen. Zorn- und leiderfüllt ſcheidet Siegmund mit ſeinen Gefolgsmannen und reitet heimwärts.

In tiefer Trauer ſchleppen ſich für Kriemhilde die Tage hin. Ueber drei Jahre ſpricht ſie kein Wort zu Gunther, darf Hagen nicht vor ihr Angeſicht treten. Nach wie vor lebt ſie der Liebe für Siegfried. Strahlte ihr früher jeder junge Tag neues Glück in das freudig bewegte Herz, ſo iſt jetzt der immer gleichmäßige dunkle Schleier untröſtbaren Schmerzes über ihr Leben gebreitet; loderte ihre Liebe früher als leuchtende und wärmende Flamme am häuslichen Herde, iſt ſie ietzt zur düſter brennenden Fackel der Rache geworden.

Da ſpricht Hagen zu Gunther: „Wenn es gelänge, Euch mit der Schweſter zu verſöhnen, ſo käme vielleicht der Nibelungen Goldſchatz in unſere Lande.“ Auf Gernots und Giſelhers Bitten läßt ſich Kriemhild wirklich herbei der Blutrache gegen Gunther und die Brüder zu entſagen, nur Hagen bleibt von der Verſöhnung ausgeſchloſſen.

Nun tragen die Könige darauf an, daß Kriemhilden der Nibelungenhort ausgeliefert werde, den ihr Siegfried als Morgengabe geſchenkt hatte. Zwölf Laſtwagen fahren vier Tage und vier Nächte an den glänzenden Kleinodien, um ſie von der Berghöhle, in welcher der Zwerg Albrich ſie bisher gehütet hatte, auf das Schiff zu bringen. Gernot führt den Hort von dannen in der Burgunden Land und übergiebt ihn der trauernden Schweſter. Des Goldes Menge iſt ſo groß, daß viele Kammern und Türme damit angefüllt werden. Was frommt es aber Kriemhilden? Und wäre es tauſendmal mehr geweſen, ſie hätte es vorgezogen im Bettlerkleide bei Siegfried zu weilen, wäre dieſer nur bei Leben und Geſundheit geweſen.

Nach deutſcher Königsſitte ſpendet nun die Königswitwe mit freigebiger Hand reichlich heimiſche und fremde Helden. Hagen ſieht dieſe Großmut mit mißgünſtigen Augen an. „Ein tüchtiger Mann,“ reizt er den König an, „überläßt nicht der Hand eines Weibes ſo großen Reichtum. Sie wird ſich mit Geſchenken ſo viele Freunde erwerben, daß es den Burgunden zum Leid gereichen mag, wenn ſie wegen Siegfrieds auf Rache ſinnt.“ Gunther erinnert ſich des Eides. den er bei der Sühne geſchworen: „Ich ſchwur ihr einen Eid, ich wolle ihr nie mehr ein Leid zufügen und gedenke denſelben treulich zu halten; iſt ſie doch meine Schweſter.“ Bald aber vergißt er des Schwures, da Hagen erklärt, er allein wolle alle Schuld auf ſich nehmen. Sie entreißen Siegfrieds Witwe die Schlüſſel und Hagen nimmt das Gold in ſeine Verwahrung.

Nun iſt der Nibelungsſchatz in der Burgunden Hände gekommen; auf ſie geht daher der Namen Nibelungen über, den ſie von jetzt ab auch führen, auf ſie der Fluch, der von altersgrauen Zeiten her auf dieſem Golde ruht, daß jeder Beſitzer durch Gewalt verderben müſſe. Um des Schatzes ſchlug Siegfried den Schilbung und den Nibelung, er ſelbſt gieng mitten in leuchtender Heldenherrlichkeit unter. Des Schatzes Fluch wird auch an den neuen Beſitzern ſich erfüllen. Gernot rät, den Hort in den Rhein zu verſenken, damit er nicht fürderhin Gegenſtand des Streites ſei. Um dem haßerfüllten Hagen freie Hand zu laſſen, ziehen die Könige auf einen Heereszug aus dem Lande und laſſen ihren Oheim als Stellvertreter zurück. Dieſer thut nun nach Gernots Rat: der Goldſchatz wird in den Rhein geſchüttet.

Im fernen Ungarn, dem Lande der Heunen (Hunnen) herrſchte damals Etzel, ein gewaltiger König. Viele Völker waren ihm unterthan, die ſtärkſten Helden dienten an ſeinem Hofe. Er ſelbſt war ein Heide. Dem war nach langjähriger Ehe die Gemahlin, Frau Helche, geſtorben und er wollte auf dem verwaiſten Sitze wieder eine Gattin ſehen. Siegfrieds Witwe, Kriemhilde von Burgundenland, wird ihm vorgeſchlagen. Nach einigen Zweifeln, ob die Chriſtin ihm, dem Heiden, ſich werde vermählen wollen, beſchließt er die Werbung und beauftragt den edlen Markgrafen Rüdiger, nach dem Rheine zu reiſen und um Kriemhildens Hand anzuhalten.

Dieſer zog von der Etzelburg weſtwärts nach Bechelarn (Pöchlarn a. d. Donau in Oeſterreich), ſeinem Lehensſitze, wo ſeine edle Gattin Gotelinde und die liebliche Tochter ſeiner harren. Frau Gotelinde iſt die neue Kunde lieb und leid zugleich. Wehmütig gedenkt ſie, daß nun an die Stelle der geliebten, freundlichen Frau Helche eine neue Herrin kommen ſoll, und lieb iſt ihr wieder, daß die Wahl auf Kriemhilde gefallen iſt, deren Schönheit und Tugend hoch gerühmt werden. Die edle Frau ſtattet Rüdiger und ſeine Begleiter würdig aus, ſo daß ſie mit Ehren am Rhein erſcheinen können.

Zwölf Tage reiten Etzels Boten, bis ſie nach Worms gelangen, wo ſie allen unbekannt ſind.

Gunther läßt Hagen, den Völkerkundigen, rufen, ob er vielleicht die Fremden erkenne. Nach aufmerkſamer Betrachtung der kunſtvoll geſchnittenen Kleider und des Gebahrens derſelben ſpricht er: „Nach der Haltung dürfte dies Rüdiger von Pöchlarn ſein, der kühne und hehre Held; doch kann ich mich irren; denn lange iſt’s, daß ich den Herren nicht geſehen habe.“ Hagen war als Jüngling an Etzels Hof Geiſel geweſen, und deſſen Helden waren ihm alle wohl bekannt. „Wie ſollte“, fragt der König, „Rüdiger an unſern Hof kommen?“ Aber eben hat Hagen den Fremden voll erkannt, freudig eilt er ihm entgegen, herzliche Begrüßung wird zwiſchen ihnen ausgetauſcht.

Ortwin und Hagen geleiten Etzels Geſandten in den Königsſaal, wo dieſer vor den drei fürſtlichen Brüdern nach gaſtlicher Aufnahme ſeine Werbung vorbringt.

Die Könige ſind nicht abgeneigt auf dieſelbe einzugehen und berufen ihre Getreuen zur Beratung. Alle ſtimmen überein, man ſolle Kriemhilde die Werbung mitteilen; nur Hagen iſt entgegen: „Würdet ihr Etzel kennen, wie ich ihn kenne, und wird ſie ſeine

Frau, ſo werdet ihr die erſten ſein, die es zu bereuen haben werden. Trägt Kriemhilde Frau Helches Krone, ſo wird ſie uns allen ſo viel Leid thun als ſie nur vermag; ihr ſollt es ihr wehren, das ziemt euch Helden ſehr."

Giſelher fährt zornig auf: „Sollen wir etwa alle an ihr Verräter ſein? Froh ſollten wir ſein, wenn ihr Ehre erwieſen wird; redet nur, was ihr wollt, Hagen; ich werde ihr treu zur Seite und zu Dienſten ſein.

Da ſchweigt Hagen unmutig; in ihm, dem Mörder, lebt die böſe Ahnung fort. Die Burgundenkönige jedoch hoffen, das neue Glück werde die Erinnerung alten Wehes aus der Schweſterbruſt tilgen.

Als dieſer der Zweck von Rüdigers Reiſe vorgetragen wird, ſpricht die Jammerreiche: „Euch ſoll Gott verbieten, an mir Armer Spott zu üben! Was ſoll ich einem Manne, der von gutem Weibe ſchon Herzensliebe gewonnen hat." Doch erlaubt ſie, daß Rüdiger vor ihr erſcheine, da er durch ſeine weit bekannten Tugenden ihr perſönlich achtenswert erſcheine. Von neuem bricht ſie in laute Klagen über Siegfrieds Ermordung aus.

Andern Tages tritt Etzels Brautwerber vor ſie und trägt ſeine Botſchaft vor. Aber Kriemhild antwortet: „Markgraf Rüdiger, wer meinen ſcharfen Schmerz erkannt hat, der wird mich nicht bitten, einen anderen Mann zu lieben. Ich verlor in Wahrheit der beſten einen, die es je gegeben hat." Rüdiger erwidert: „Auch das größte Leid kann freundliche Liebe lindern und niemand kann dieſe beſſer gewinnen, als wer einen werten Freund ſich wählt. Geruhet ihr meinem Herrn die Hand zu reichen, ſo giebt derſelbe Euch Macht über 12 Kronen, und 30 Fürſtenlande, die ſeine ſieghafte Hand bezwungen hat. Ihr werdet Herrin über viele mannliche Helden, über manche Frau von hohem Fürſtengeſchlecht; alle Rechte, die Frau Helche übte, ſollt ihr beſitzen."

Am nächſten Morgen will Kriemhild die entſcheidende Antwort geben. Unterdeſſen raten ihr Brüder und Verwandte die Werbung anzunehmen. Giſelher ſagt: „Wenn einer dein Leid wenden kann, ſo iſt es Etzel; vom Rhone bis an den Rhein, von der Elbe bis zum Meere iſt kein König ſo gewaltig wie er; du magſt dich freuen, daß er dich zur Genoſſin ſeiner Herrſchaft erwählt hat." In mütterlicher Liebe ſpricht Frau Ute zu ihrer Tochter: „Was deine Brüder raten, liebes Kind, das thue; folge deinen Verwandten. Ich habe dich ſo lange in großem Jammer geſehen."

Sie bittet Gott, ihr wieder die Fülle der Güter zu ſchenken, daß ſie wie zu Lebzeiten ihres Mannes Gold, Silber und Kleider zu ſpenden habe, ſie denkt aber auch: „Werde ich, eine Chriſtin, mich einem Heiden vermählen, ſo werde ich des immer Schande haben vor der Welt. Nein, gäbe mir Etzel auch alle Reiche, es bleibt von mir ungethan."

Schlaflos bis zum Morgen liegt Kriemhilde in ihrem Bette in vielerlei Gedanken und beweint ihre Schickſale. Zur Meſſezeit erſcheinen die Könige und nach ihnen die Hunnen. Aber alles erneute Bitten des redegewandten Rüdiger bleibt vergeblich, bis er in geheimer Zwieſprache zuſagt, er wolle ihr Genugthuung verſchaffen für alles, was ihr je geſchah, und weiter ausführt: „Hättet ihr bei den Hunnen niemand als mich, mein Geſchlecht und meine Mannen, ſo ſoll dennoch jeder, der Euch irgend ein Leid zufügt, es durch uns ſchwer entgelten." Da taucht vor dem Geiſte der Gekränkten das Bild der Rache auf; wie neu auflebend ſpricht ſie haſtig: „So ſchwört mir einen Eid, daß ihr der Nächſte ſein wollt, mein Leid zu rächen; es mag mir jemand zufügen, was es ſei." Mit allen ſeinen Mannen ſchwört ihr nun Rüdiger den verlangten Eid. Der Argloſe ahnt nicht die blutigen Bilder, welche dabei vor Kriemhildens Geiſte ſtehen; ihm iſt verborgen, daß durch dieſen Eid ſeine Gattin zur Witwe, ſein Kind zur jammervollſten Braut werden, er ſelbſt den bitterſten Tod leiden werde.

Nun giebt Kriemhilde mit Mund und Hand Zuſage.

In vier und ein halb Tagen werden die Zurüſtungen zur Fahrt beendet. Siegfrieds Witwe will auch noch den Goldſchatz mitnehmen, der ihr vom Nibelungenhorte geblieben iſt, aber Hagen entreißt ihr denſelben: „Da mir Frau Kriemhild nimmer hold wird, warum ſollte ich meinen Feinden ſo großes Gut laſſen? Ich weiß ſehr wohl, was die Königin damit beabſichtigt."

Von ihren Verwandten zieht Markgraf Eckewart mit ihr in die Fremde; Frau Ute nimmt von der Tochter, die ſie nie mehr ſehen ſoll, ſchweren Abſchied; die Könige geleiten die liebe Schweſter bis Vergen (Pföring) an der Donau; dann reiſet ſie in Rüdigers Geleit durch Bayern nach Paſſau, wo Biſchof Pilgerin, ihr Vatersbruder, ſie freundlich aufnimmt. Ohne Aufenthalt aber geht es unter Begleitung des Biſchofs weiter nach Everdingen (Eferding), das damals noch von der Donau beſpült wurde; ſie überſchreiten die Traun und gelangen nach Enns. Hier erwartet die neue Herrin Gotelinde, Rüdegers Hausfrau, und deren liebliche Tochter mit vielen edlen Frauen und zahlreichen Rittern. Auf der Burg zu Pöchlarn wird kurze Raſt gehalten und dann die Reiſe über Medelicke (Melk), wo Biſchof Pilgerin ſcheidet, nach Etzels Burg in Traiſenmauer fortgeſetzt. Nun iſt Kriemhilde allein unter den Fremden; nur ihr nächſtes Gefolge erinnert ſie noch an die ferne Heimat. In ihrem Herzen aber nagt ohne Aufhören das bittere Gedenken an das hohe Glück, das ſie mit Siegfried genoſſen, an das tiefe Weh, das ihre nächſten Blutsfreunde ihr durch ſeine Ermordung und auch ſeit derſelben bereitet. Deren Schuld iſt es, daß ſie jetzt in fremdem Lande einem Heiden ſich vermählen muß. Durch alle die rauſchenden Feſtlichkeiten, mit denen die Heunen ſie erfreuen wollen, kann dieſe Erinnerung nicht zum Schweigen gebracht werden.

Eine neue fremdartige Welt thut ſich vor ihren Augen auf.

Raitzen (Serben), Polen und Griechen, Walachen, Ruſſen und Petſchenegen erſcheinen unter Führung ihrer Herzoge vor der Königsbraut in ihren ſeltſamen, farbenreichen Kleidern und zeigen ihre ritterlichen Künſte. Bei Tulln wird ſie von Etzel ſelbſt empfangen; 24 Könige und mächtige Fürſten, ſeine Vaſallen, umſtehen ſeinen Thron und huldigen der neuen Gebieterin. Allen voran geht Blödel, Etzels Bruder; neben ihm ragen hervor der kühne König Hawart vom Dänenland und ſein Gefolgsmann Iring, Irnfried, Landgraf von Thüringen, die Sachſenherzoge Gibege und Hornbog, Ramung, Fürſt der Walachen. An der Spitze trotziger Helden naht Herr Dietrich von Bern (Verona), der Gotenkönig, den ſein falſcher Oheim Ermanrich aus Reich und Heimat vertrieben hat, daß er nun mit ſeinen Getreuen bei den Hunnen Zuflucht ſuchen muß. Seine Stirn ſchmückt die Königsbinde, ſeinen Schild ein Löwe; ſeine Gefolgsmannen haben Wolfshelme auf den Häuptern. Anführer derſelben iſt der greiſe Hildebrand, Dietrichs Waffenmeiſter. Ein unüberſehbares Heer verſchiedenſter Völker in den mannigfaltigſten Trachten begleitet das königliche Paar nach Wien. Dort wird 17 Tage lang die Hochzeit mit ritterlichen Spielen in großartiger Pracht gehalten. König und Königin zeigen ihre Freigebigkeit in reichen Geſchenken an die zahlreichen Gäſte.

Inmitten dieſes Feſtesjubels unzähliger Menſchen aber verläßt der Schmerz Kriemhilden nicht. So zieht ſie von Freude umrauſcht, Leid im Herzen, die immer wieder hervorquellenden Thränen zurückdrängend, donauabwärts in die große Etzelburg bei Gran in Ungarn.

Sieben Jahre trägt ſie die Krone der Hunnen, da beſchenkt ſie Etzeln mit dem heißerſehnten Sohne, den der Vater, obgleich er ſelbſt Heide bleibt, taufen und Ortlieb nennen läßt. Noch 6 Jahre vergehen — da ſchlägt ihr endlich die Stunde der nie vergeſſenen Rache.

Durch Freigebigkeit und Freundlichkeit hatte ſich Kriemhilde viele Freunde erworben; ſie erkannte, daß ihr niemand widerſtehen würde. So oft ſie der verfloſſenen glücklicheren Tage im Lande der Nibelungen gedachte — und wann hätte ſie dies nicht gethan — gedachte ſie auch Hagens, der mit verräteriſcher Hand ihr ſchönes Glück zertrümmert hatte. Sollte ſich das nicht auch ihm zum Leide wenden? Während ſie im Traume Giſelher, den jüngſten ihrer Brüder, liebkoſt, ſinnt ſie am Tage, wie ſie ihre Feinde, beſonders Hagen, in ihre Macht bringen könnte.

Als ſie einſt mit Etzeln allein iſt, ſpricht ſie ſchmeichelnd: „Viel lieber Herre mein, möchte es euch gefallen, mir zu zeigen, ob euch meine Blutsfreunde lieb ſeien; Etzel antwortet: „Ich will es euch wohl beweiſen, daß ich an allem Freude habe, was ihnen liebes und gutes widerfährt. Da rückt die Schlaue mit ihrer eigentlichen Abſicht heraus: „Wollt ihr mir Wort halten, ſo ladet meine Brüder in euer Land, damit die Hunnen ſehen, daß mich die Meinen nicht verſtoßen haben." Gerne willigt der König ein. Ungeſäumt werden Werbel und Swemmelin, des Königs edle Spielleute und Boten nach Worms geſendet, um die Burgundenkönige zum Sonnwendfeſte in die Etzelburg einzuladen. Kriemhilde erinnert ſie noch beſonders, Hagen nicht zu vergeſſen, da er der einzige unter den Burgundenhelden ſei, der die Straße nach Etzels Hofſitz kenne. Die Boten richten in Worms ihren Auftrag aus. Gunther wünſcht ſieben Tage Bedenkzeit und beruft Blutsfreunde und Mannen zu einer Beratung. Nur Hagen und Rumold raten von der Annahme der Einladung ab. Hagen warnt:

„Ihr habt doch nicht vergeſſen, was ihr von uns geſchehn?
Wir müſſen vor Kriemhilden in ſteter Sorge ſtehn;
Ich ſchlug ihr zu Tode den Mann mit meiner Hand;
Wie dürften wir wohl reiten hin in König Etzels Land?"

Giſelher macht ihm in gewiſſer Beziehung den Vorwurf der Furcht, da er ſpricht:

„Wißt ihr Euch ſchuldig Hagen, daß Ihr ihr Leid gethan,
So bleibet hier im Lande, Euer Heil zu wahren;
Nur laßt, die ſich's getrauen, mit zu meiner Schweſter fahren."

Darob begann zu zürnen von Tronje der Degen:
„Ich will nicht, daß Euch jemand begleitet auf den Wegen,
Der ſich mehr getraue zu dieſer Fahrt als ich:
Wollt ihr's nicht bleiben laſſen, ſo ſchaut Ihr das ſicherlich."

Held Rumold, der biedere Küchenmeiſter, ſieht die Sache von einem anderen Standpunkte an und meint:

„Wollt Ihr nicht Hagen folgen, ſo rät Euch Rumold,
Weil ich Euch in Treue gewogen bin und hold,
Daß Ihr im Lande bleibet nach dem Willen mein
Und laßt den König Etzel nur dort bei Kriemhilden ſein.

„Wo könntet ihr auf Erden ſo gut als hier gedeihn?
Ihr mögt vor euern Feinden hier wohl geborgen ſein,
Ihr könnt mit guten Kleidern zieren euern Leib,
Des beſten Weines trinken und minnen manches ſchöne Weib.

„Hold wird euch Frau Kriemhild doch nimmer, glaubet mir;
Auch habt ihr und Hagen es nicht verdient an ihr.
Drum ſollt ihr hier verbleiben, daß ihr es nicht beklagt.
Ihr werdet's noch erfahren, ich euch hab' guten Rat geſagt.

Auch ſeine Worte haben keine Wirkung: die Fahrt in's Hunnenland wird beſchloſſen.

Hagen allein durchſchaut Kriemhildens verborgene Abſichten; ihm iſt es gewiß, daß zunächſt ihm und Gunther Verderben bereitet werde; ſein Rat war mißachtet worden, nun geht er mit Entſchloſſenheit daran, mannhafte Gegenwehr vorzubereiten; Hagens Treue kennt kein Schmollen oder Zurückziehen. Aus Gunthers Mannen werden mehr als 1000, die tüchtigſten, zur Gefolgſchaft ausgeleſen, unter ihnen ragt durch Heldenkraft und kühnen Trotz Volker von Alzei hervor, ein ritterlicher Sänger und Geigenſpieler.

Schilde und Sättel werden, wie für einen Kriegszug, ſorgfältig vorbereitet. Die Boten hält man möglichſt lange hin, damit Kriemhilde nicht Zeit habe, ſchädliche Vorbereitungen zu treffen. Dieſe bekommen auch Ahnung von der wahren Sachlage; denn unter leeren Vorwänden wird ihnen verſagt, die Königin Brunhilde zu ſehen. Als Gunther ihnen beim Abſchiede Ehrengaben reichen will, weigern ſie ſich die Geſchenke anzunehmen, und geben erſt längerem Andringen nach. Auf der Rückreiſe verkünden Werbel und Swemmelin zu Paſſau, Pöchlarn und Gran die baldige Ankunft der Burgunden. Während Etzel ungeheuchelte Freude über den Beſuch der Verwandten ſeiner Gemahlin äußert, verbirgt Kriemhilde ihren Jubel darüber, daß Hagen komme, in den geheuchelten Worten:

„Hagen bin ich gewogen, der iſt ein Degen gut;
Daß wir ihn ſchauen ſollen, des hab' ich fröhlichen Mut."

zu Etzel aber ſpricht ſie:

„Wie gefallen Euch die Mären, viel lieber Herre mein?
Wes mich je verlangte, das ſoll nun bald vollendet ſein."

„Dein Will' iſt meine Freude," der König ſprach da ſo;
„Ich wär' der eignen Freunde nicht ſo von Herzen froh,
Wenn ſie kommen ſollten hieher in unſer Land:
Durch deiner Freunde Liebe viel meiner Sorge verſchwand."

Des Königs Amtleute befahlen überall
Mit Sitzen zu erfüllen Palas und Saal
Für die lieben Gäſte, die da ſollten kommen,
Durch die ward bald dem König viel hoher Freude benommen.

Nicht ungewarnt begeben ſich die Burgunden auf die Fahrt. Frau Ute, die altersgraue Mutter der Könige und Kriemhildens, mahnt von der Reiſe ab; denn ihr habe geträumt, alles Gevögel im Lande läge tot auf Feld und Heide. Hagen hätte gerne ihrer Mahnung beigeſtimmt, aber Gernot wirft ihm vor, daß er Siegfrieds gedenke und darum die Hofreiſe ſcheue. „Aus Furcht thue oder laſſe ich nichts," antwortet Hagen; „wenn immer ihr gebietet, greifen wir zu; gerne reite ich mit euch in Etzels Land."

Endlich iſt alles gerüſtet und Rumold wird zum Verweſer des Landes beſtimmt.

Unter dem fröhlichen Schalle der Flöten und Poſaunen wird die Fahrt angetreten, deren Ende Klagen und Weinen edler Frauen und verwaiſter Kinder ſein ſoll. Die Burgunden fahren zuerſt mainaufwärts, dann durch Oſtfranken in das Donaugebiet. Dieſer Strom aber iſt über ſeine Ufer getreten und weit und breit keine Fähre zu entdecken, auf welcher das Heer überſetzen könnte. Hagen reitet am Strande aufwärts und abwärts, nach einem Fährmann Umſchau zu halten. Da hört er in der Stille der Donauauen Waſſer plätſchern; er lauſcht, ſucht und entdeckt zwei weiſe Frauen, Meerweiber oder Schwanjungfrauen, welche ſich in einer ſchönen Quelle baden. Am Ufer haben ſie ihre Schwanenkleider abgelegt, ohne welche ſie nicht fortfliegen können. Wer ihnen dieſe nimmt, hat ſie in ſeiner Gewalt. Hagen iſt deſſen wohl kundig; er weiß auch, daß dieſen Weſen die Zukunft enthüllt iſt, und beſchließt, ſie zu zwingen, ihm über den Erfolg der Reiſe ins Heunenland Aufſchluß zu geben. Vorſichtig ſchleicht er ſich an und raubt die Gewänder. Wie Seevögel ſchweben die Beraubten über die Flut gegen Hagen, und die eine ſagt in arger Liſt: „Nie fuhren Helden in irgend ein Land zu größeren Ehren, als ihr bei Etzel erfahren werdet." Hagen freut ſich im Herzen dieſer Rede und giebt die Gewande zurück. Schon will er ſich entfernen, da ruft Sigelinde, das andere Meerweib: „Ich will dich warnen, Hagen, Aldrianes Sohn; um der Gewande willen hat meine Muhme dir gelogen; du ſollſt umkehren; noch iſt es Zeit. Ihr Helden ſeid in ſolcher Abſicht geladen, daß ihr ſterben müſſet in Etzels Land. Der Tod reitet jedem von Euch zur Seite, der ſein Pferd dahin lenkt. Nur einem iſt Wiederkehr in der Burgunden Land beſchieden und dieſer iſt des Königs Kapellan." Hagen erinnert ſich der ſpöttiſchen und kränkenden Reden, welche ihm frühere Warnungen eingetragen haben und erwidert: „Das darf ich meinen Herren nicht ſagen, daß wir bei den Heunen das Leben verlieren ſollen. Saget mir, wie wir über das Waſſer kommen."

Sie bezeichnen ihm die Stelle, wo der von Markgraf Elſe beſtellte Fährmann, ein trotziger Recke, zu landen pflegt und raten ihm, denſelben unter dem Scheine herüber zu locken, es rufe ihn Amalrich, ein aus Bayerland vertriebener Held, der nun aus der Fremde heimkehre.

Hagen thut, wie die weiſen Frauen ihm geraten, und der Ferge erſcheint. Hagen ſteht ſchon im Schiffe, als jener wahrnimmt, nicht ſein Verwandter Amalrich, ſondern ein Fremder weile neben ihm. Obwohl ihm der Tronegker viele Goldringe bietet, weigert er ſich als treuer Grenzhüter, das Heer der Nibelungen überzuführen. Trotzige Worte enden in harten Schlägen; Hagen erſchlägt Elſens treuen Mann und wirft den Leichnam in die Flut. Mühſam rudert er das Schiff gegen den Strom, bis er die Könige findet. Das rauchende Blut im Schiffe verrät die grauſige That; der wilde Kämpe aber leugnet dieſelbe und ſetzt alle die Scharen der Ritter und Knechte, Waffen, Sattelzeug und Gewänder über den Strom; die Pferde, an das Schiff gebunden, ſchwimmen durch denſelben. Unter den zuletzt Ueberfahrenden befindet ſich des Königs Kapellan. Plötzlich erfaßt Hagen den Ahnungsloſen, ſchwingt ihn aus dem Schiffe und wirft ihn zum Entſetzen aller in die tobenden Wellen. In Todesangſt ſucht der Arme das Schiff zu erreichen, aber Hagen droht, ihn mit dem Ruder auf den Grund zu ſtoßen. Nun wendet ſich der Prieſter an das verlaſſene Ufer und erreicht dasſelbe. Die Nibelungen ſehen von dem anderen Ufer aus, wie er, gerettet, ſeinen triefenden Talar ſchüttelt. Jetzt iſt in Hagen der letzte Zweifel verſchwunden. Klar ſteht esvor ihm, Siegelinde, das Meerweib, habe die Wahrheit verkündet. Von nun an hat er nur den Gedanken, den Heunen den härteſten Widerſtand zu leiſten. Trotzig zerſchlägt er nach vollendeter Ueberfahrt das Schiff, das ihn und die Burgunden doch nicht mehr zurückführen ſoll. Der Ort, wo die Helden über die Donau gegangen ſind, heißt Möhringen. Nachdem Volker ſich zum Führer angeboten hat, wollen ſich die Scharen in Bewegung ſetzen. Da ruft Hagen ſie an, Ritter und Knechte: „Ungeheures mach' ich euch bekannt; wir kommen nimmer mehr in der Burgunden Land. So haben die Seejungfrauen mir verkündet." Das Wort fliegt von Schar zu Schar, von Mann zu Mann; tapfere Helden werden bleich — des hatten ſie wahrlich Urſache. Hagen fährt fort: „Wiſſet ferner, daß ich uns Feinde gemacht habe auf der Straße, die wir heute ziehen; erſchlagen habe ich den Fergen, Gelpfrat's und Elſe's Mann. Sicher haben ſie jetzt ſchon davon Kunde, darum machet euch fertig, wenn ſie uns heute angreifen. Laſſet die Roſſe langſam ziehen, damit ſie nicht etwa wähnen, wir wollten vor ihnen fliehen." Den Vortrab führt nun Volker, der wegekundige; Hagen und ſein Bruder Dankwart befehligen den Nachtrab.

In der That greifen im Nachtdunkel Gelpfrat, der Herzog von Bayern und ſein Bruder Elſe dieſen an. Gelpfrat und Hagen geraten aneinander, zuerſt zu Pferde, dann zu Fuß, dieſem wird durch einen mächtigen Hieb des ſtarken Feindes ein Stück des Schildes weggehauen. Er ruft Dankwart zu Hilfe, der den tapfern Bayernfürſten mit einem Schlage tötete. Als Elſe den Tod des Bruders erkennt, zieht er ſich mit ſeinen Leuten zurück, von den Mannen aus Tronegk ſcharf verfolgt. Mehr als 100 Bayern wurden erſchlagen; Hagen aber hat nur 4 Mann verloren.

Trotz der Müdigkeit reiten die Burgunden die ganze Nacht hindurch.

In Paſſau harrt der Könige bei ihrem Oheime, dem Biſchof Pilgerim, freundlichſte Aufnahme. Nach einem Raſttage geht der reiſige Zug vorwärts. Auf der Grenze von Rüdigers Gebiet finden ſie einen ſchlafenden Ritter, und Hagen nimmt ihm das Schwert ab. Als der Fremde erwacht, klagt er laut: „Wehe mir über dieſe Schande! Die Grenze ſollte ich behüten und verlor im Schlafe das Schwert! Seit ich meinen Herrn Siegfried verloren habe, verfolgt mich nur Unglück. Wehe, Herr Rüdiger, wie ſchlecht habe ich meines Amtes gewaltet." Es war der Markgraf Eckewart, einſt ein Mann Siegfrieds, der mit Frau Kriemhild ins Heunenland gezogen war. Auf dieſe Worte giebt ihm Hagen das Schwert zurück und außerdem noch 6 Goldringe. Eckewart dankt ihm mit der Warnung: „Ihr erſchlugt Siegfried, darum haßt man Euch hier. Aufrichtig rate ich Euch, auf Eurer Hut zu ſein." Hagen antwortet ihm gefaßt: „Die Hut müſſen wir Gott befehlen. Für den Augenblick haben dieſe Helden, Könige wie Mannen, nur Sorge wegen eines Ortes zur Nachtruhe; denn viele Pferde ſind uns auf dem Wege umgekommen; der Mundvorrat iſt ausgegangen; wir finden beides nirgends feil; uns thäte ein Gaſtfreund not, der uns für heute Nacht Brot gäbe." Eckewart weiſt fröhlich auf ſeinen gaſtlichen Herrn, den Markgraf Rüdiger hin, aus deſſen Herz ſo viele Tugenden ſproſſen, wie der ſüße Mai Kräuter mit Blüten ſchmückt. In ſchnellſter Gangart reitet er voraus und bringt Rüdigern die gerne gehörte Kunde vom Nahen der Burgundenhelden.

Freudlos genug mag der Zug der Nibelungen geweſen ſein. Nach dem Verluſte der überhetzten Pferde mußten viele in den ſchweren Rüſtungen zu Fuße gehen; unfreundlich und unwirtlich erwies ſich ihnen das fremde Land, unſichtbar lagerten ſich über ihnen die düſteren Wolken dunklen Verhängniſſes und drückende Schwere böſer Ahnungen laſtete auf den Herzen der Einzelnen.

Wie ganz anders geſtaltet ſich aber alles in Pöchlaren. Herzliche Gaſtfreundſchaft empfängt die Wegemüden; liebevolle Sorge umgiebt ſie mit allem, was ihnen Freude bereiten kann; trauliche Freundlichkeit leuchtet ihnen gleich fröhlichem Sonnenſchein entgegen und läßt ihre Herzen wieder frei, leicht und hoffnungsfreudig ſchlagen. Hagens düſtere Vorherſagungen zerrinnen vor ihren Augen, wie die Nebel der Nacht vor den Strahlen des aufgehenden Tagesgeſtirnes zerfließen.

Mit herzlichen Worten empfängt Rüdiger die Gäſte, ſeine alten Freunde, der Königin Brüder und Verwandte. Seine Gattin und die in lieblicher Schönheit erblühende Tochter Dietlinde heißt er den einzelnen Helden nach deutſcher Art die Wangen zum Kuſſe reichen. Willig thut ſie nach ſeinem Wunſche; als aber die Jungfrau zu Hagen kommt, erſchauert ſie vor den grimmigen Zügen des ſchrecklichen Helden. Erſt auf des Vaters Mahnung bietet die Zitternde die erbleichende Wange.

Heitere Geſpräche beleben die reichliche Mahlzeit der Männer, in den Stunden des Nachmittags erſcheinen auch die ſchönen Frauen wieder, Volker von Alzey läßt heitere Sprüche zum Saitenſpiele erſchallen; in Fröhlichkeit ſitzen Wirt und Gäſte beiſammen.

Da ſagte unverhohlen der werte Fiedelmann:
„Mein edler, reicher Markgraf, Gott hat an Euch gethan
Nach rechter Gunſt und Gnade, daß er Euch hat gegeben
Ein Weib ſo hold und edel, dazu ein wonneſames Leben!

„Wenn ich ein König wäre," ſprach keck der Fiedelmann,
„Und ſollte Krone tragen, — als Gattin kürt' ich dann
Mir Eure ſchöne Tochter! das letzte mir den Mut!
Die iſt ſo lieb zu ſchauen und dazu edel, rein und gut!"

Es ſprach darauf der Markgraf: „Wie könnte das wohl ſein,
Daß je ein König wünſchte die liebe Tochter mein?
Wir leben in der Fremde, ich und mein Eheweib,
Und haben nichts zu geben, — was hilft denn da ihr ſchöner Leib?"

Da ſprach der König Gernot: „Nun laßt die Rede ſein!
Bekäm' ich eine Liebſte nur nach dem Willen mein
Auch ohne Gut zum Weibe, ſo wär' ich immer froh!"

Hagen erſieht die Möglichkeit in Rüdeger einen mächtigen Freund an Etzels Hofe zu gewinnen und ſtimmt ein:

„Es muß doch mein Herr Giſelher erküren ſich ein Weib, —
Da iſt ſo hoher Abkunft der Gräfin edler Leib,
Daß wir ihr gerne dienten, ich und das ganze Lehn,
Wenn ſie nun unter Krone bei den Burgunden dort ſoll gehn!"

Das Wort aus ſolchem Munde, das däuchte Rüdiger gut
Und auch die edle Gräfin. Es wurde froh ihr Mut!
Da hielten an die Helden, daß ſie zur Braut ſich nahm
Jung-Giſelher der edle, — das brachte beiden nimmer Scham.

Unter allgemeiner freudiger Zuſtimmung verloben ſich in dem Ringe der Verwandten der Königsſohn und die edle Jungfrau. Reiche Ausſtattung an Burgen und Leuten wird dieſer zugeſichert; wenn die Nibelungen heimwärts ziehen, ſoll die Vermählung erfolgen. Im Rate des Geſchickes aber war es anders beſchloſſen. Bis zum vierten Tag bleiben die lieben Gäſte. Dann aber ſchlägt die Scheideſtunde. Der Burgherr teilt reiche Gaſtgeſchenke an alle aus; ſein eigenes treues Schwert ſchenkt er an Gernot. Seitdem ſchwang dieſer die gute Waffe in manchem ſchrecklichen Kampfe; der letzte Schlag aber, den er damit that, ſollte dem freigebigen edlen Gaſtfreunde die Todeswunde geben. Hagen wählt ſich ſelbſt einen guten Schild, der an der Wand des Saales hängt und mit koſtbarer Decke behangen iſt. Gotelinde bricht in Thränen aus, als ſie dieſes ſieht; denn dieſen hatte ihr Vater Nodung geführt, unter ihm hatte ihn einſt der Todesſtreich Witteg's getroffen. Dennoch gibt ſie ihn an den Helden.

Nun konnte mit der Geige man Volker nahen ſehn;
Er blieb, ſich ſittig neigend, vor Gotelinde ſtehn
Und geigte ſüße Töne und ſang ihr noch ein Lied:
So nahm der Spielmann Abſchied, als er von Bechelaren ſchied.

Fröhlichen Herzens nehmen die Fremden Abſchied von der Burg und deren gaſtfreundlichen Bewohnern. Zum letzten Male aber hatte ihnen die Sonne der Freude geleuchtet.

Auf heuniſcher Erde unter Zelten nehmen die Nibelungen das nächſte Nachtlager. Das erfährt Hildebrand, Dietrichs alter Waffenmeiſter, und meldet es ſeinem Herrn. Der raſche Wolfhart läßt die Pferde ſatteln und Dietrich reitet mit ſeinen Helden, den Wölfingen, den Gäſten entgegen. Von ferne ſchon erkennt ihn Hagen. „Erhebt euch, ihr Helden, von euren Sitzen," rief er ſeinen Herren zu, „dort kommt ein Königsgefolge, das iſt mir wohlbekannt; es ſind die Mannen der Amelungen unter dem Herren von Bern." Die Könige ſtehen auf und gehen den Nahenden entgegen. Dietrich von Bern thut es leid, die Burgunden hier zu ſehen. Er hatte gehofft, Rüdiger wiſſe, welche Geſinnung am Hofe gegen ſie herrſche, werde ſie warnen und zur Heimkehr veranlaſſen. Sein Gruß klingt ihnen daher ſeltſam und unfreundlich: „Seid willkommen, ihr Herren, Gunther und Giſelher, Gernot und Hagen, Volker und Dankwart; iſt es euch nicht bekannt, daß Kriemhild noch immer den Held aus Niederland beweint?" In trotzigem, verletzendem Uebermute ruft Hagen: „So kann ſie noch lange weinen; Siegfried kommt nimmer; er iſt ſchon lange erſchlagen und begraben; ſie ſoll ſich doch an König Etzel halten." Für ſolchen Redeton iſt der hohe Gotenkönig nicht empfänglich, ernſt weiſt er die frechen Worte zurück: „Ueber Siegfrieds Wunden wollen wir beſſer nicht weiterſprechen; ſo lange Frau Kriemhild lebt, wird ſie dir zu ſchaden bereit ſein. Troſt der Nibelungen, hüte dich!"

Gunther, Gernot und Dietrich treten zu geheimer Beratung zuſammen. Auf ihre Fragen erklärt Dietrich, von beſtimmten Anſchlägen ſei ihm nichts bekannt, Kriemhildens Geſinnung aber gehe daraus hervor, daß man alle Morgen ihren lauten Jammer zu Gott im Himmel um Siegfrieds Tod hören könne. „Nun läßt ſich nichts mehr ändern, was uns berichtet wird," ſprach Volker, der kühne Spielmann, „ſo laßt uns denn zu Hofe gehn und ſehen, was uns bei den Heunen geſchehen kann."

Sie nahen nun Etzels Hoflager. Von allen Seiten ſtrömen Heunen herbei, den Zug der Burgunden anzuſtaunen, insbeſondere einen Mann ſuchen ihre Augen, den ſtarken und grimmigen Hagen. Ohne Anleitung finden ſie ihn von allen anderen heraus. Der furchtbare Held reitet auf einem ſtarken Roſſe, ſein Wuchs iſt ſtattlich, die breiten Schultern, die ſtarke Bruſt erſcheinen in Eiſen gepanzert, ſchrecklich ſtrahlt ſein Blick, Haar und Bart iſt ſtark mit grau gemiſcht. So ſtellte er ſich den Heunen als der fürchterlichſte Gegner dar. Als die Nibelungen in das Hoflager eingeritten ſind, weiſet man ihnen Lagerſtätten an. Nach Kriemhildens hinterliſtigem Rate wird das Heer der Knechte von dem Ritterheere getrennt beherbergt. Gunther beſtellt Dankwart zum Marſchall desſelben und empfiehlt ihm, es ſeinen Pflegebefohlenen an nichts mangeln zu laſſen. Kriemhilde iſt mit ihrem Gefolge den Brüdern entgegen gegangen, aber nur Giſelher küßt ſie und ihm allein giebt ſie die Hand. Zu Hagen aber ſpricht ſie höhniſch: „Seid dem willkommen, der euch gerne ſehen mag; wegen Eurer Verwandtſchaft mit mir grüße ich Euch nicht. Oder ſaget, was Ihr mir denn bringet aus Worms am Rhein, daß Ihr mir groß willkommen ſein ſolltet."

„Hätt' ich gewußt die Märe," ſprach Hagen dem entgegen,
„Daß Euch begrüßen ſollten mit Gabe dieſe Degen, —
Soviel an Gute hab' ich, wenn beſſer ich's bedacht,
Daß ich Euch meine Gabe hätt' zu den Heunen hergebracht!"

Zornig erwidert die Königin:

„Nun ſaget mir die Kunde ausführlicher noch an:
Den Hort der Nibelungen, wohin Ihr den gethan?
Der war doch wohl mein eigen, das iſt Euch ſelbſt bekannt:
Den mußtet Ihr mir führen hierher in König Etzels Land?

„In Treuen, Frau Kriemhilde, her iſt es manchen Tag,
Daß ich des teuern Hortes der Nibelungen pflag:
Den hießen meine Herren verſenken in den Rhein;
Vermutlich muß er dorten bis zu dem jüngſten Tage ſein!"

„Das hab' ich mir gedacht:
Mir iſt von ihm gar wenig hierher ins Land gebracht,
Wiewohl er war mein eigen und ich zuvor ſein pflag;
Nach ihm und ſeinem Herren hatt' ich manch' kummervollen Tag!"

„Die Mühſal iſt verloren!" erwiderte da Hagen;
„Was könnte ich Euch bringen? Ich hab' zu viel zu tragen
Am Halsberg und am Schilde, an meinem Helme licht,
Am Schwert in meinen Händen! Und deshalb bringe ich ihn nicht!"

Das Wort ward nicht geſprochen, weil ich mehr Gold begehre, —
Soviel hab' ich zu geben, daß ich Eure Gab' entbehre, —
Ein Mord und Raub gedoppelt, die man an mir begangen, —
Für dieſe möcht' ich Arme die Buße doch einmal erlangen!"

Die Königin fordert nun die Helden auf, vor dem Eintritt in den Saal ihr die Schilde zur Aufbewahrung zu übergeben. Auf Hagens entſchiedene Weigerung bricht ſie in die Klage aus: „O wehe, warum wollen meine Brüder und Hagen nicht ihre Schilde laſſen; ſicher ſind ſie gewarnt." Da antwortete ihr zornig Herr Dietrich: „Ich bin's, der die edeln Fürſten und Hagen gewarnt hat." Vor Dietrichs gewaltigem Zürnen ſchreckt die erbitterte Königin zurück und entfernt ſich; Hagen und Dietrich aber reichen ſich die Hände, und Dietrich wiederholt: „Euer Kommen iſt mir leid." Hagen erwidert ſcheinbar unbekümmert: „Wegen der bitteren Worte der Königin wird ſich wohl Rat ſchaffen laſſen."

Auch Etzel hat vom Fenſter aus die einziehenden Scharen geſchaut. Da er die freundliche Zwieſprache zwiſchen Hagen und Dietrich bemerkt, frägt er, wer jener Recke wäre, der dort ſo herzlich mit Dietrich ſpreche, er ſcheine ein tüchtiger Held zu ſein. Ein Burgunde, der mit Kriemhilde gekommen war, antwortet: „Der iſt aus der Tronegker Geſchlecht, ſein Vater hieß Aldrian; wie freundlich er ſich auch jetzt gebart, er iſt ein grimmiger Kämpe; daß ich nicht gelogen habe, werdet ihr ſelbſt ſehen."

Etzeln waren ſeiner Gemahlin ſchlimme Hintergedanken verborgen geblieben, er verſteht den geheimen Sinn der Worte nicht und freut ſich der Kunde:

Wohl kannte ich ſonſt Hagen, der war mein Lehensmann!
Groß Lob und viele Ehre er hier bei mir gewann;
Ich machte ihn zum Ritter und lohnte ihm mit Gold:
Auch Helche die getreue war ihm von ganzem Herzen hold!

„Darum iſt mir von Hagen jetzt alles wohlbekannt:
Zwei adelige Kinder, die wurden einſt mein Pfand,
Er und von Spanien Walther; die wuchſen hier zum Mann.
Ich ſandte Hagen heimwärts, doch Walther mit Hildegund entrann!"

Er dachte lang der Märe, die ehemals geſchehn:
Den Freund von Tronje hatte ſein Auge recht erſehn;
Der ihm in ſeiner Jugend viel ſtarken Dienſt erbot,
Der ſchlug ihm jetzt im Alter der lieben Freunde manchen tot!

Er gedenkt lange vergangener Tage ſeiner Jugend, wie ihm Hagen in manchem Kampfe zur Seite geſtanden und er ihn endlich freigegeben habe.

Als Dietrich von Hagen gegangen iſt, ſieht ſich dieſer nach Volker um und bittet ihn, mit ihm abſeits zu gehen. Vor einem Saalbau ſetzen ſich beide Helden auf eine Bank, entgegen einem anderen Saale, welcher Kriemhilde mit ihrem Gefolge beherbergt.

Gleichwie die wilden Tiere ſo gaffte dorten an
Die übermütigen Helden gar mancher Heunenmann.
Da ſah ſie durch ein Fenſter des König Etzels Weib,
Und ſchmerzlich ward betrübet der Frau Kriemhilde Sinn und Leib.

Sie dachte ihres Leides: zu weinen ſie begann.
Darüber war verwundert des König Etzels Bann,
Was ihr ſo ſchnell betrübet hätt' ihren hohen Mut?
Sie ſprach: „Das hat mir Hagen gethan, Ihr Helden kühn und gut!"

„Vergelten will ich's immer, rächt jemand mir mein Leid:
Was er nur irgend wolle, dazu bin ich bereit!
Ich falle Euch zu Füßen", ſo rief des Königs Weib,
„Auf, rächet mich an Hagen, daß er verliere hier den Leib!"

Da waffnen ſich zuerſt 60 und als Kriemhilde die Schar für zu gering erklärt, 400 Mann, um ihrer Herrſcherin Thränen zu rächen.

Dieſe aber ſpricht: „Haltet noch eine Weile ein; ich will in königlichem Schmucke vor Hagen hintreten; er ſelbſt ſoll euch ſagen, was er mir gethan hat. Er iſt ſo übermütig, daß er es nicht verläugnen wird; mir aber iſt es gleichgültig, was ihm dafür geſchieht." Der edle Sänger Volker ſieht den königlichen Zug, von Gewappneten begleitet, die Treppen herabſteigen und macht Hagen darauf aufmerkſam. Dieſer ſagt zornig:

„Ich weiß wohl, daß dies alles iſt meinethalb gethan.
Daß ſie die lichten Waffen bloß tragen in der Hand:
Doch ritte ich wohl ſicher vor denen nach Burgundenland!

„Nun ſaget mir, Freund Volker, ob Ihr mir bei wollt ſtehn,
Wann mit mir ſtreiten wollen die aus Kriemhildens Lehn,
Das laßt mich jetzo hören, ſo lieb als ich Euch ſei:
Ich wohn' Euch fortan immer mit treuem Dienſte dafür bei!"

„Ich helfe Euch ganz ſicher!" ſprach da der Geigersmann,
„Und käme uns entgegen ein König ſelber an
Mit allen ſeinen Recken, — ſo lang ich leben muß,
Weich' ich an Eurer Seite von Furcht bewegt nicht einen Fuß!"

„Nun lohn' Euch Gott vom Himmel, mein edler Volker:
Wenn ſie nun mit mir ſtreiten, was fehlt mir dann noch mehr?
Wenn Ihr mir helfen wollet, wie ich von Euch vernommen,
So mögen dieſe Degen nur immerhin gewappnet kommen!"

Volker, der höfiſch geſittete Mann, erinnert Hagen vor Kriemhilden, die nun einmal eine Königin ſei, aufzuſtehen, und ſeines Freundes Stolz kennend, fügt er hinzu: „Damit haben wir uns beide auch ſelbſt geehrt." Hagen aber weiſt dies Anſinnen heftig zurück: „Nein, Volker, aus Liebe zu mir, nein! Dieſe Helden könnten meinen, es geſchehe aus Furcht vor ihnen und eher will ich ſterben, als dieſe Meinung erwecken. Warum ſollte ich die ehren, die mich haſſet. So lange ich noch das Leben habe, thue ich dies nicht."

Damit hat Hagen zugleich den Kern ſeines Weſens geſchildert; Mut, nie wankender, beſonnener, umſichtiger Mannesmut, der bis zu ſtarrſtem verletzendſtem Trotze ſich ſteigert, iſt die hervorragendſte Eigenſchaft des Helden, felſenfeſte Treue bis zum Tode der Grundzug ſeines Weſens. Unverſöhnlich ſteht er daher auch dem Feinde gegenüber. Sein Mut erträgt auch nicht den Schein des Zurückweichens, eher wagt er es, den Feind auf's bitterſte und ſchmerzlichſte zu kränken nnd herauszufordern. So auch jetzt. Ueber ſeine Kniee legt er das Schwert, das ihm an breitem goldgeſtickten Bande um die Schulter hängt. Eine rotgewirkte Scheide birgt die ſcharfe breite Klinge, von dem Knaufe leuchtet als Knopf desſelben ein heller grüner Edelſtein. Kriemhilde erkennt die Waffe auf den erſten Blick; es iſt Balmung, ihres erſten Gatten Siegfried ſagenberühmtes Schwert. In glücklichen Tagen haben ihre eigenen Finger die Borte geſtickt, ihre Hände die Scheide gewirkt. Nie wurde ſie ſchmerzlicher an ihren Verluſt gemahnt, den ſie durch Siegfrieds Ermordung erlitten, als nun, da der Mörder des herrlichen Helden ſieggekröntes Schwert wie einen wohl erworbenen Beſitz ihr frech vor die Augen rückt. Alles Leid, das er ihr je zugefügt, ſtand mit einem Schlage klar vor ihren Augen. Dicht vor die Füße der trotzig ſitzen bleibenden Helden tritt ſie.

Sie ſprach: „Nun ſagt mir, Hagen, wer hat nach Euch geſandt,
Daß Ihr gewagt zu reiten hieher in dieſes Land
Trotz alſo ſtarken Leides, das Ihr mir angethan?
Wenn Ihr Euch recht beſonnen, Ihr hättet Euch's nicht unterfahn!"

„Nach mir," ſprach Hagen, „wurde von niemand ausgeſandt!
Man ladete drei Degen hierher in dieſes Land,
Die heißen meine Herren, — ich bin ihr Lehensmann:
Man trat bei Hofe ſelten ohne mich der Fahrten eine an!"

Sie ſprach: „Nun ſagt mir weiter, warum gethan Ihr das,
Daß Ihr Euch zugezogen von mir ſo grimmen Haß?
Ihr habt erſchlagen Siegfried, der war mein lieber Mann:
Davon ich bis ans Ende der Herzenstrauer viel gewann!"

„Wozu noch mehr der Worte?" ſprach er, „es ſind genug!
Ja wohl, ich bin der Hagen, der Siegfried einſt erſchlug,
Den Helden ſtark von Händen. Wie ſehr er es entgalt,
Daß einſt die Frau Kriemhilde die ſchöne Brunhild zornig ſchalt!

„Wahr iſt es ohne Läugnen, o Fürſtentochter reich,
Ich hab' allein verſchuldet den Schaden ohnegleich!
Sei Rächer, wer da wolle, ſei Weib es oder Mann:
Ich würde lügen müſſen, — ich hab' Euch Leides viel gethan!"

Sie ſprach: „Ihr hört es, Recken, wie er mir läugnet nicht
Die Schwere meines Leides! Was ihm dafür geſchicht,
Das ſoll mich wenig rühren! Vernimm es, Etzels Bann!"
Da ſahen dieſe Degen ſich ſtolz und feſt einander an.

Damit war der Kampf auf Leben und Tod angekündigt. Aber nicht ſogleich ſollte er ausbrechen; denn die Heunen wagen es nicht, die beiden Helden anzugreifen. Hagen mit dem berühmten Schwerte Balmung, Volker mit ſeiner Waffe, die er in grauſamem Scherze ſeinen ſcharfen Fiedelbogen nennt, flößen ihnen Furcht und Schrecken ein.

Nachdem die beiden Mannen Gunthers noch eine Weile gewartet haben, erheben ſie ſich ruhig und gehen feſten Schrittes in den Königsſaal zu ihren Herren.

Von nun an bleiben Hagen und Volker bis zum Tode in treueſter Waffenbrüderſchaft verbunden. Unter all' den ſchrecklichen Ereigniſſen, welche die nächſten Tage bringen, hebt ſich freundlich dieſer Treubund ab zwiſchen der hellen, lichten Sängergeſtalt Volkers und dem finſtern trotzigen Hagen.

Unterdeſſen hat Etzel die Könige als Gäſte freundlich empfangen und ihnen den Willkommstrunk reichen laſſen. Hierauf werden ſie in den Saal geführt, der ihnen zur Nachtruhe angewieſen iſt. Dabei aber drängen Heunenritter ſo auffallend heran, daß Volker und Hagen ſie durch Drohungen zurückſcheuchen.

Der Saal iſt wohl herrlich geſchmückt, die Lagerſtätten mit koſtbaren Decken verſehen, aber keinem der Helden iſt nach den Ereigniſſen des Tages verborgen, daß Kriemhild ihr Verderben ſinne und ſie mit Feinden umgeben habe.

Hagen beruhigte Günther und die andern, indem er ſich erbietet Nachtwache zu halten, damit ſie unbeſorgt vor feindlichem Ueberfall ruhig ſchlafen könnten. Volker geſellt ſich ihm bei. Da ſtehen im Dunkel der Nacht und in dem noch tieferen Dunkel des hereinbrechenden Todesverhängniſſes die beiden rieſigen Geſtalten ſtumm und regungslos vor dem Saale. Volker lehnt den Schild an die Wand, ergreift zum letzten Male in ſeinem Leben das Saitenſpiel. Helle ſüße Töne entlockt er demſelben, ſie durchdringen den weiten Saal, umſchweben die Betten, auf denen die Genoſſen ſorgenvoll ſich herumwälzen, ſchmeicheln ſich ihnen lindernd in die Herzen und:

Wie holde Träume hat's die Herrn umfangen
Da drinnen auf den Lagern in dem Saal,
In gold'ne Bilder löſte ſich ihr Bangen,
Bis ſie entſchlummert waren allzumal,
Und Volkers Saiten träumeriſch verklangen.
Da nahm er wieder ſeinen Schild von Stahl.
Das letzte Spiel auf Erden war verklungen
Des kühnen Fiedelmanns der Nibelungen.

Er trat hinaus zu ſeinem Freunde Hagen,
Da hielten ſie für ihre Herr'n die Wacht.
In tiefer Ruhe die Paläſte lagen
Im Mondenglanz der lauen Juninacht.
Kein einzig Wörtlein die Geſellen ſprachen;
Sie haben ſtumm der Väterburg gedacht,
Wie ſie verwaiſt nun ſei für alle Zeiten;
Wie nie ſie ſollten wieder heimwärts reiten!

Um Mitternacht ſieht Volker aus der Finſternis heraus einen Helm leuchten. In der That verſuchen Kriemhildens Getreue einen nächtlichen heimtückiſchen Ueberfall der Schlafenden. Da ſie aber die Thüre bewacht ſehen und in den Hütern Hagen und Volker erkennen, weichen ſie ſcheu zurück. Volker aber ruft ihnen nach:

Da ſcholl ſein Ruf durch des Palaſtes Weiten:
„Habt ihr euch noch ſo ſpäte aufgemacht?
Habt, wolltet ihr zu nächt'gem Raube reiten,
Ihr nicht an Hagen und an mich gedacht?
Wir hätten nicht geſäumt, euch zu begleiten!" —
Doch keine Antwort hallte durch die Nacht.
Da rief der Held mit Abſcheu: „Pfui der Schande!
Ihr feigen Männer aus dem Heunenlande!"

Als Kriemhilde das Mißlingen des Ueberfalls erfährt, beſchließt ſie, zu offener Gewalt zu ſchreiten.

Bei heranbrechendem Morgen wecken die beiden Wachen die Genoſſen. Dieſe wollen ſich in feſtliche Gewande kleiden, aber Hagen agt: „Ihr ſollt hier andere Kleider tragen."

„So iſt es euch noch nicht genug bekannt,
Warum Kriemhilde nach dem Rheine ſandte?
Nehmt ſtatt der Roſen euer Schwert zur Hand!
Legt Ringelpanzer an ſtatt bunter Seide:
Denn wißt, Ihr Herr'n, es geht zum letzten Streite!

Wählt ſtatt der Mäntel Eure breiten Schilde
Und Helme für die Fed erhüte rot;

Denn unverſöhnlich grollet uns Kriemhilde,
Wißt ſicherlich, wir gehen in den Tod!
Vielliebe Herr'n vom rheiniſchen Gefilde,
Klagt Gott vom Himmel eure Herzensnot!
Laßt uns in Demut in die Kirche gehen
Und dort vor ſeinem Angeſichte ſtehen!

Vielliebe Herr'n, gedenket Eurer Sünden
Und betet um des Herrgotts Gnad' und Huld;
Schnell werden unſ're letzten Stunden ſchwinden,
Der Himmel ſei barmherzig un'ſrer Schuld!
Bald wird Kriemhild die Rächerwaffe finden,
Wie ſie erſehnt in heißer Ungeduld;
Will Gott vom Himmel Euch nicht Rettung bringen,
Ihr höret nimmer wieder Meſſe ſingen!“ (Adalb. Schroeter.)

Als Etzel die Gäſte in ihren Harniſchen erblickt ſpricht er traurig: „Warum muß ich meine Freunde in Helmen erblicken? Saget mir, ob Euch jemand Herz und Sinn beſchwert hat; wäre dieſer noch ſo mächtig, ſo wollte ich es ihn büßen laſſen!“ Hagen erwidert: „Uns hat niemand ein Leid zugefügt, aber meine Herren pflegen an allen Feſten durch drei Tage im Waffenkleide zu gehen.“ Etzel iſt mit dieſer Auskunft zufrieden und Kriemhilde, welche die Unwahrheit der Ausrede wohl kennt, wagt nicht entgegen zu ſprechen, da ſonſt ihre Tücke an's Licht gezogen würde.

Nach dem Gottesdienſte werden ritterliche Spiele veranſtaltet. Dietrich und Rüdiger verbieten ihren Mannen, daran teil zu nehmen, ſo zeigen ſich bloß Burgunden und Heunen im Wettkampfe. Volker durchrennt abſichtlich einen vornehmen Hunnen mit ſeinem Speere, ſo daß er tot bleibt. Etzel aber erklärt die That als einen unglücklichen Zufall und verbietet den Blutsfreunden des Getöteten die Rache. Er ſelbſt führt die Gäſte in eine weite Halle, wo die Mahlzeit eingenommen werden ſoll.

Ehe man ſich zu Tiſche ſetzt, ſucht Kriemhilde den erſten Helden des Hofes, Dietrich von Bern, auf und fleht ihn an: „Fürſt von Bern, meine Lage iſt notvoll; ich flehe dich um Rat, Hilfe und Dank an.“ Dietrich weiſt ſie ernſt zurück: „Wer die Burgunden erſchlägt, muß es ohne mich vollbringen; ich helfe um keiner Goldmenge willen. Unterlaſſe dieſe Bitte, hochedle Königsfrau; gar wenig ehrt es dich, daß du deinen Blutsfreunden den Tod ſinneſt. Mir haben dieſe Helden nichts zu Leide gethan, ſo bleibt auch Siegfrieds Tod durch meine Hand ungerächt.“ Nun wendet ſie ſich an Etzels Bruder Blödelin. Dieſem verſpricht ſie eine reiche Markgrafſchaft und zur Braut eine ſchöne Jungfrau, auch Schutz vor Etzels Zorn. Durch dieſen Lohn verführt, waffnet er ſich mit allen ſeinen Mannen.

Noch iſt aber Etzel ſelbſt dem Streite abhold. Es mußte etwas geſchehen, was auch dieſen zum unverſönlichen Feind der Gäſte machen werde. Da kam Kriemhilde ein gräßlicher Gedanke.

Nach Siegfrieds Ermordung hatte ſie willenlos nur ihrem herben Schmerze gelebt. Dieſem hatte ſie ihre Mutterpflichten, ihre Mutterſehnſucht geopfert. Sie ſelbſt war in Worms geblieben, um immer an ſeinem Grabe weinen zu können. Warum ſollte ſie jetzt nicht den Sohn, welchen ſie dem ungeliebten Manne geboren hatte, hingeben, wenn dadurch des furchtbaren Etzels ganze Macht in den Dienſt ihres Zornes geſtellt würde. Sie weiß, in Kürze wird Blödelin den Kampf beginnen, die Kunde wird die an der Tafel ſitzenden Helden zu ſchrecklichem Zorne entflammen; ſie kennt Hagens grauſame Härte und dennoch, oder beſſer, eben darum befiehlt die Entſetzliche ihren und Etzels einzigen Sohn Ortlieb in den Saal zu bringen, in welchem die feſtliche Mahlzeit ſtattfindet. Etzel läßt ſein geliebtes einziges Kind, den Erben ſeiner weiten Reiche, bei den ihm lieben Verwandten von einem zu dem andern gehen und ſpricht die Bitte aus, ſie möchten den Knaben in ihr Land mitnehmen und ihn dort zum rechten Helden erziehen, damit ſo der Freundſchaftsbund, den er mit den Königen vom Rheine geſchloſſen habe, auch für die Zukunft gefeſtigt bleibe. Mit ſchneidendem Hohne beantwortet Hagen dieſe freundlichen Worte und ſagt: „Wohl dürften die Helden Ortlieb trauen, ſollte er zum Manne erwachſen; der junge Herr der Hunnen ſieht mir aber nicht ſo aus, als ob er ſo lange leben würde, daß ich oft an ſeinen Hof gehen könnte.“ Alle Anweſenden wurden durch dieſe freche Rede betrübt oder erzürnt, und es fiel ihnen ſchwer, ſie ungeahndet zu laſſen.

Wie verderbenſchwangere Gewitterwolken laſtete es über den Herzen der Männer.

Unterdeſſen hatte Blödelin zum eigenen Verderben ſein der Königin gegebenes Wort eingelöſt und die Knechte der Burgunden in ihrer Herberge angegriffen. Gleich im Beginn des Kampfes fällt er von Dankwarts Hand. Seine Mannen werden im Verſuche, ihn zu rächen, alle erſchlagen, aber immer neue Scharen von Hunnen dringen an, bis von allen Nibelungen nur mehr Dankwart am Leben iſt.

„Nun wolle Gott,“ ruft der bedrängte Held, „daß ich einen Boten finde, der meinem Bruder Hagen die Not anſagt, in der ich bin. Er würde mir helfen oder ſterben.“ Die Hunnen antworten höhnend: „Du ſelbſt mußt Bote ſein, wenn wir deine Leiche vor deinen Bruder tragen.“ Nun rafft der Kämpe ſeine Kräfte zuſammen; mit furchtbaren Schwertſchlägen ſchafft er ſich Bahn und dringt, aus vielen Wunden blutend, eine Blutſpur hinter ſich laſſend, in den Feſtſaal ein.

Noch ſtehen die Tafelnden unter dem Eindrucke von Hagens verletzenden Worten, da zeigt ſich Dankwarts mächtige Geſtalt, von Blut überronnen, das bloße Schwert in der Hand, an der Thüre und ſchrecklich hallt ſein Ruf durch den Saal:

„Ihr ſitzt ſchon allzulange, Bruder Hagen!“
Herrn Dankwarts helle Stimme da erklang.
„Laßt mich ihn Euch und Gott vom Himmel klagen,
Mein Bruder, dieſen traur'gen Botengang!
All unſ're Mannen drüben ſind erſchlagen;
Wie brav ein jeder ſeine Wehre ſchwang,
Sie mußten alle, Knapp und Ritter, enden!“
Es rief der Held zurück: „Von weſſen Händen?“
Und Antwort gab der Marſchall von Burgunden:
„Herr Blödel that's und ſeiner Ritter Schar!
Doch hat er ſeinen Blutlohn ſchon gefunden,
Herr Blödelin bringt nimmer uns Gefahr!
Und wurden all die Unſern überwunden,
Bis in der Herberg ich der letzte war,
So laſſet, Bruder Hagen, mich Euch ſagen:
Es hat mein Schwert das Haupt ihm abgeſchlagen!“

In fliegender Haſt erzählt er, was geſchehen. Da ſpringt Hagen auf, reißt das Schwert von der Seite und ruft: „Nun denn, ſo wollen wir Siegfrieds Gedächtnis trinken und zahlen des Königs Wein.“ Mit einem ſtarken Schlage trifft er des unſchuldigen Knaben Ortlieb Haupt, daß dasſelbe in der Mutter Schoß ſpringt, während ihm ſelbſt das Blut gegen die Hände ſchießt. Ein zweiter Schlag tötet des Knaben Hofmeiſter, ein dritter nimmt Werbelin, dem Spielmann, die rechte Hand, weil er die Burgunden eingeladen habe. Volker eilt Hagen zu Hilfe, ſein Fiedelbogen erklingt laut an ſeiner Hand; das Lied aber, das er ſpielt, lautet übel; ſeine Bogenſtriche färben rot. Ein fürchterlicher Kampf beginnt. Die Hunnen kämpfen tapfer um ihr Leben. Nach und nach nehmen auch Gunther, Gernot und Giſelher am Streite teil. Beſonders harten Strauß hat Dankwart durchzukämpfen, da er von innerhalb und außerhalb der Thüre bedrängt wird. Daher eilt ihm Volker zu Hilfe. „Zweier Helden Hände,“ ruft er Hagen zu, „verſchließen die Thüre beſſer als tauſend Riegel.“ Nur Dietrich und Rüdeger mit ihren Mannen bleiben am Kampfe unbeteiligt.

Angſtvoll ruft die Königin Dietrich um Hilfe an und der Getreue weigert ſich nicht. Wie er ihr früher abſchlug, die Treue an den Burgunden zu brechen, iſt er jetzt bereit, ſeiner Pflicht gegen König und Königin zu gehorchen.

Er fordert für ſich und die Seinen freien Abzug, ſehr zum Aerger des raſchen Wolfhart, der lieber Gewalt gebraucht hätte.

Nun nimmt er den König an eine Hand, mit der anderen umſchließt er die Königin. Ebenſo verläßt Rüdiger mit den Seinen ungekränkt den Kampfplatz, die Hunnen aber werden alle erſchlagen.

Auf Giſelhers Rat werden die Toten und Verwundeten zuſammen die Treppe hinabgeworfen, ſo daß ſie eine Art von Wall bilden. Hagen und Volker treten vor die Pforte.

Höhnend rief der Tronjer: „Mich dünkt es Recht und Pflicht,
Wer Volkes Hort geworden, daß der als Vormann ficht,
Wie das von meinen Herren ein jeder hier auch thut.
Die fahren durch die Helme, daß nach den Streichen fließt das Blut.“
Das hörte König Etzel. Da griff er ſeinen Schild.
„Enthaltet Euch des Streites!“ ſo mahnte Frau Kriemhild.
„Mit goldgefüllten Schilden ſpornt lieber an die Recken.
Denn wenn Euch Hagen faſſet, ſo wird Euch der zu Boden ſtrecken.“
Doch kühn war König Etzel: Es zog ihn in den Streit,
So kampfbeſeelt wie ſelten noch Fürſten unſrer Zeit.
Man mußt' am Schildesriemen ihn halten mit Gewalt.
Doch nun der grimme Tronjer weit höhniſcher den König ſchalt.

Hagen höhnt ihn: „Wohl weither iſt die Verwandtſchaft, in der Etzel zu dem Helden Siegfried ſteht. Wenn du ſo feige biſt, o König, warum haſt du es dann auf mich abgeſehen?“ Da verheißt Kriemhild, Etzels Schild bis über den Rand mit Gold dem zu füllen, der ihr Hagens Haupt brächte. Aber keiner der Hunnen wagt es.

Iring jedoch, der Markgraf im Dänenland, ruft: „Ich habe alles auf die Ehre geſetzt und in Schlachten des beſten viel getan, ſo will ich denn mit dem Schwerte und allein Hagen beſtehn.“

Alle ſeine Mannen waffnen ſich, aber Volker zeihet ihn der Lüge, da er doch verſprochen habe, Hagen allein bekämpfen zu wollen. So bittet Iring ſeine Freunde, von dem Kampfe für jetzt abzuſtehen. Vergeblich dringt er auf Hagen an; von dieſem wendet er ſich nacheinander gegen Volker, Gunther, Gernot und Giſelher, welcher ihn niederſchlägt und für tot liegen läßt. Er erholt ſich aber wieder, ſpringt auf und verwundet Hagen, der ihn nun mit kräftigen Schwertſchlägen aus dem Hauſe treibt.

Kriemhilde ſah Hagen bluten und dankte dem kühnen Markgrafen für ſeine That. Von neuem kehrt dieſer nun in den Kampf zurück. Hagen ſchlägt ihn mit dem Schwert durch Schild und Panzer und ſchießt ihm einen Speer durch den Kopf, ſo daß er in den Armen ſeiner Freunde ſtirbt. Seine Landesgenoſſen und Freunde ſtürmen mit vereinter Kraft in den Saal, aber alle werden erſchlagen.

Unterdeſſen iſt die Nacht herabgeſunken, die Burgunden ruhen und begehren ein Geſpräch mit König Etzel.

Sie ließen König Etzel herbitten vor den Saal.
Gefärbt mit Blut und ſchmutzig von ihrer Brünne Stahl,
So traten die drei Fürſten und ihre Schar vors Haus.
Sie wußten nicht, wem klagen, wie bange Not ſie ſtänden aus.

Der König Etzel nahte, mit Kriemhild an der Seite.
Das Land war ihnen eigen, und groß drum ihr Geleite.
Er ſprach zu ſeinen Gäſten: „Was iſt's, das Ihr begehrt?
Ihr hoffet wohl auf Frieden; der wird Euch Degen nicht gewährt.

Nach all dem großen Schaden, den Ihr mir angethan,
Könnt Ihr von mir Verſöhnung und Frieden nicht empfahn.
Ihr tötetet mein Söhnlein und viele meiner Magen.
So lange ich am Leben, ſoll das Euch wenig Wonne tragen.“

Dann ſprach der Sohn Frau Utens, Held Giſ'lher gut und brav:
„Sagt an, ihr Helden Etzels, die noch das Schwert nicht traf,
Wes habt Ihr mich zu zeihen? Was that ich Euch zu Leid?
Ich kam ins Land der Heunen in Freundſchaft und Ergebenheit.“

„Durch Deiner Freundſchaft Güte,“ ſprachen ſie. „verſank
Burg und Land in Trauer. Wir wüßten Dir es Dank,
Wenn nie von Worms am Rheine Du zu uns hergereiſt.
Durch Dich und Deine Brüder liegt weit und breit das Land verwaiſt.“

Zorngemut ſprach Gunther, der königliche Degen:
„Gefällt es Euch, in Frieden die Fehde beizulegen
Mit uns, den Heimatfernen, ſo iſt's für beide gut.
Wir leiden ohn' Verſchulden, was König Etzel an uns thut.“

„Mein Leiden und das Eure“, der Wirt zur Antwort bot,
„Die ſind nicht zu vergleichen. So groß iſt meine Not,
Der Schaden und die Schande, die mir durch Euch geſchehn,
Daß keiner von Euch allen die Heimat je darf wiederſehn.“ (H. Kamp.)

Noch einen Verſuch macht Gunther, er bittet, man möge ihnen erlauben, den Kampf auf freiem Felde auszumachen.

Die Heunenrecken wollten nicht länger widerſtehn;
Sie wollten aus dem Saale die Gäſte laſſen gehn.
Da hörte es Frau Kriemhild; die wurde aufgebracht
Und wußte zu verhindern, daß Waffenruhe ward gemacht.

„Nein — nein! Ihr Wackren“, rief ſie, „was Ihr da wollt beginnen,
Ich rate Euch aufrichtig, das ſchlagt Euch aus den Sinnen.
Verwehrt den Mordgeſellen den Ausgang aus dem Saal,
Sonſt müſſen eure Magen zu Falle kommen allzumal.

Und wenn auch bloß noch lebten die Brüder mein, die dreie,
Und man Frau Utens Söhne entließe dann ins Freie,
Daß ſie die Panzer kühlten, Ihr alle wär't verloren.
Kühnre Degen wurden auf dieſer Welt noch nie geboren.“

Da ſprach der junge Giſ'lher: „Du ſchöne Schweſter mein,
Das hab' ich nicht erwartet, daß Du mich von dem Rhein
Zu Hofe hergeladen zur allerſchwerſten Not.
Wie hab' ich an den Heunen verſchuldet Untergang und Tod?

Ich hielt Dir immer Treue, that böſes nie an Dir,
Und ritt in dem Vertrauen zum Heunenhofe hier,
Du ſeiſt mir holden Sinnes, Du liebſte Schweſter mein.
Drum laß uns Gnade werden! Du mußt uns Retterin jetzt ſein!“

„Ich kenne keine Gnade, ich weiß von Rache bloß.
Mir hat der Tronjer Hagen ein Leid gethan ſo groß,
Daß nimmer es zu ſühnen, ſo lang' ich leben bleib'!
Ihr alle müßt es büßen,“ rief drohend König Etzels Weib.

„Jedoch wenn Ihr mir Hagen zur Geiſel wollet geben,
So will ich's nicht verſchwören, ſo laß ich Euch am Leben;
Denn wir ſind ja Geſchwiſter und einer Mutter Kind.
Dann rede ich zum Frieden vor König Etzels Ingeſind.“

„Nicht doch! bei Gott im Himmel!“ zur Antwort Gernot bot.
„Die wir von Deiner Sippe, wir lägen lieber tot,
Und wären unſer tauſend, denn daß den einen Mann
Wir Dir zur Geiſel ließen. Nie und nimmer geht das an.“

„Wir müſſen doch mal ſterben,“ fiel ein Herr Giſelher.
„So mag es denn geſchehen in tapfrer Gegenwehr!
Wer gern mit uns will fechten, nur her! wir harren ſein!
Ich brach noch keinem Freunde im Leben je die Treue mein.“

Darauf begann Frau Kriemhild: „Ihr Helden, auf zum Streit!
Rückt näher an die Stiege! Nehmt Rache für mein Leid!
Ich will's Euch immer lohnen, wie's billig iſt und recht.
Ich hoffe, daß Ihr endlich des Tronjers Uebermut mir brecht.

Laßt keinen von den Degen zum Saale mehr hinaus.
Ich lege an vier Enden die Flamme an das Haus.
So wird mir Rache werden für all mein Herzeleid.“
Die Recken Etzels ſtanden alleſamt zum Kampf bereit. (H. Kamp.)

Durch Speerſchüſſe und Schwerthiebe werden die Burgunden in den Saal getrieben und Feuer angelegt. Hochauf ſteigt die Lohe, Hitze und Rauch, noch mehr brennender Durſt quälen die Eingeſchloſſenen. Da rät ihnen Hagen, das Blut der Erſchlagenen zu trinken. Der gräßliche Trank erquickt die Müden zu neuer Kraft. An die Mauern des Saales gelehnt, wehren ſie mit den Schilden die ſtürzenden Balken der Decke und des Daches ab. Die furchtbare Nacht geht zu Ende; der junge Tag bringt friſche Not, endlich den Tod.

Von neuem ſtürmen Scharen der Hunnen heran, aber vergeblich; Hunderte von Leichnamen verrammeln die Treppe. Da wendet ſich König Etzel an Rüdiger von Pöchlaren, und Kriemhilde gemahnet ihn an den Eid, den er ihr zu Worms geſchworen hat. Nun erſt verſteht er deſſen ſchreckliche Bedeutung. In tiefſte Herzensangſt verſetzt ihn ſeines Herrſchers Forderung. Rührend klagt er aus Herzensgrunde:

„O weh mir Gottesarmen, daß ich das muß erleben
Und aller meiner Ehre mich heute muß begeben,
Der Zucht und aller Treue, wie Gott ſie mir gebot,
O Gott, daß mich desſelben nicht überhebt der Tod.

„Wenn ich das eine laſſe und fang das andre an,
So habe ich doch immer nur arg und bös gethan,
Und wenn ich beides laſſe, ſo ſchilt mich jedermann,
O zeig' Du, der das Leben mir gab, den Ausweg an!“

Da baten ihn noch ſtärker der König und ſein Weib,
Daß bald viel Helden mußten verlieren ihren Leib
Durch Markgraf Rüd'gers Hände und auch der Ritter ſtarb. —
Nun laßt Euch ſagen, wie er um großen Jammer warb.

Da ſprach der Markgraf Rüd'ger der hochbeherzte Mann:
„Herr König nehmet wieder, was ich von Euch gewann,
Das Land mit ſamt den Burgen, nichts ſoll bei mir beſtehn,
Ich will zu Fuße lieber hinaus ins Elend gehn.

„Der Güter aller ledig ſo räume ich das Land,
Mein Weib und meine Tochter, die nehm' ich an der Hand,
Eh' daß ich ohne Treue den Tod erletden ſollt',
Da hätte ich gar übel gewonnen Euer Gold.“

Da ſprach der König Etzel: „Wer aber hülfe mir? —
Das Land mit ſamt den Leuten, das alles geb' ich Dir,
Daß Du mich rächeſt, Rüd'ger. dort an den Feinden mein,
Du ſollſt an meiner Seite ein großer König ſein.“ —

Darauf verſetzte Rüd'ger: „Wie fange ich es an?
Da ich ſie hab' geladen zu meinem Haus heran
Und ihnen Trank und Speiſe in guter Treue bot
Und auch Geſchenke reichte, — ſoll ich ſie ſchlagen tot?

„Die Leute mögen glauben vielleicht, ich ſei verzagt,
Doch hab' ich den Burgunden ja noch nicht abgeſagt,
Und ſoll mit ihnen ſtreiten, das wär' gewiſſenlos,
Doch reuet mich die Freundſchaft, die ich mit ihnen ſchloß.

„Herrn Giſelher dem Ritter, gab ich die Tochter mein,
Sie konnte wohl auf Erden vermählt nicht beſſer ſein,
Nach Züchten und nach Ehre, nach Treue und nach Gut,
Nie hatt' ein junger König ſo tugendreichen Mut.“

Krimhilde ſprach dagegen: „O Rüd'ger, edler Mann,
Ach nimm Dich unſrer beiden doch mit Erbarmen an;
Des Königes und meiner, erinnere Dich nur,
Daß keinem Wirt von Gäſten ſolch Unheil widerfuhr.“ —

Herr Rüdeger verſetzte darauf dem edeln Weib:
„Ich werde wohl entgelten noch heut mit meinem Leib,
Was Ihr ſowie mein König mir Liebes habt gethan,
Deswegen muß ich ſterben, es ſteht nicht länger an.

„Ich weiß wohl, daß noch heute die Burgen und das Land
Für Euch erledigt werden durch ihrer eines Hand,
Darum befehl' zu Gnaden ich Euch mein Weib und Kind,
Und jene Armen, welche zu Bechelaren ſind.“ —

„Nun lohn' Euch Gott, Herr Rüd'ger!“ der König ſagte ſo
(Er und die Frau Kriemhilde ſie wurden beide froh),
„Gar wohl empfohlen bleiben uns alle Freunde dein,
Auch trau' ich meinem Heile, Du werdeſt glücklich ſein.“

Traurigen Mutes legt er die Waffen an, befiehlt auch den Seinen, das Gleiche zu thun und tritt in die Thüre des Saales, um männlich und offen den Burgunden, den Freunden, dem Verlobten ſeiner Tochter, den Frieden, die Treue zu künden. Als Giſelher ihn nahen ſieht, jubelt er auf, daß durch ſeine Braut ihm und den Seinen Rettung und Hilfe erſcheine. Aber ſchrecklich wird er enttäuſcht!

Die Helden mahnen ihn an ſeine ihnen bewieſene Freundſchaft, an ſeine ihnen gelobte Treue. Rüdiger antwortet, er wäre lieber tot, als ſie hier feindlich zu beſtehen, aber Mannespflicht und Mannestreue müſſen vor Freundespflicht und Freundestreue ſtehen. Nicht Siegeshoffnung führe ihn hierher, nur die Hoffnung auf ehrenhaften Tod. Hagen bittet ihn um einen neuen Schild, da der ſeine, Gotelindens Geſchenk, zerhauen ſei. Rüdiger gibt ihm den eigenen, mit dem Wunſche, daß er denſelben noch in der Burgunden Land führen möge.

Hagens Waffenbruder entſagt dem Kampfe gegen den Herrn von Pöchlarn, eben ſo auch Giſelher.

Rüdiger tötet in hartem Streite ſo viele burgundiſche Mannen, daß endlich Gernot ſeinen Gefolgsleuten zu Hilfe eilt. Der Markgraf ſchlägt dem Burgundenkönige durch den Helm auf das Haupt, dieſer aber trifft mit ſeinem Schwerte, dem Gaſtgeſchenke des Markgrafen, dieſen zum Tode.

Als Rüdegers Tod bekannt wird, wiederhallt der weite Burgraum in Höfen und Gemächern von lauten Klagen, ſo daß Dietrich von Bern einen Boten ausſendet, zu erfragen, ob etwa Etzel oder Kriemhilde getötet ſeien. Auf die Nachricht, daß der Markgraf von Pöchlarn gefallen ſei, ruft er aus! „Das wolle Gott nicht, das wäre eine ſtarke Rache und nur den Böſen eine Freude. Womit hätte Rüdiger das an den Nibelungen verſchuldet; weiß ich doch, daß er ihnen hold iſt.“ Er ſendet Hildebrand ab, um von den Burgunden zu erfahren, warum ſie Rüdiger getötet hätten. Auch die Mannen des Gotenkönigs ſind zornig erregt; gegen ihres Herren Willen waffnen ſie ſich und veranlaſſen auch Hildebrand es zu thun. Nun begleiten ſie den Waffenmeiſter auf den Kampfplatz. Hagen antwortet auf des Gotenhelden Frage:

„Die Kund' iſt nicht erlogen,
Wiewohl ich Euch es gönnte, hätt' Euch der Bot' betrogen,
Herrn Rüdiger zu Liebe, und daß noch lebt' ſein Leib,
Den beide immer werden beweinen, Mann und Weib.“

Und als ſie wirklich hörten: Herr Rüd'ger wäre tot,
Beklagten ihn die Ritter, wie es die Pflicht gebot;
Man ſah den Mannen Dietrich's die Thränen niedergehn
Wohl über Bart und Wangen, da ihnen Leid geſchehn.

Hildebrand bittet nun, ihm dem Leichnam zu Beſtattung und Klage zu übergeben. König Gunther willigt in milden Worten ein; da fährt der raſche Wolfhart dazwiſchen: „Wie lange ſollen wir flehen? Laßt uns den Helden von hinnen tragen, wo wir ihn beſtatten!" Volker antwortet ebenſo ſcharf: „Niemand giebt ihn euch, holt ihn ſelbſt aus dem Hauſe." Wolfhart erwiedert zornig:

„Laßt das, Herr Fiedelmann,
Ihr dürfet uns nicht reizen, Ihr habt uns weh gethan,
Dürft' ich's vor meinem Herren, ſo kämet Ihr in in Not,
Doch müſſen wir es laſſen, weil er den Kampf verbot." —

Der Sänger höhnt nun:

„Es iſt der Furcht zu viel;
Wenn einer alles, was man verbietet, laſſen will,
Das möcht' ich nimmer heißen ſo rechten Heldenmut." —
Des Freundes Rede däuchte dem grimmen Hagen gut.

„Wollt Ihr den Spott nicht laſſen", fiel ihm Herr Wolfhart ein,
„Verſtimm' ich Euch die Saiten, wenn Ihr zurück zum Rhein
Heimreitet, daß noch lange Ihr habt davon zu ſagen.
Ich will von Euch nicht länger den Uebermut ertragen." —

Der Fiedelmann verſetzte: „Wenn Ihr den Saiten mein
Verſtimmt die guten Töne, mag Eures Helmes Schein
Gar ſehr getrübet werden durch meine ſtarke Hand,
Wenn auf dem Ritt ich halte nach dem Burgundenland." (E. Bürger.)

Hildebrand will ſeinen hitzigen Neffen zurückhalten, Volker aber höhnt weiter: „Laßt doch den Löwen los, Meiſter, ich ſchlage ihn ſo, daß er das Wiedererzählen vergeſſen ſoll." Nun iſt kein Halten mehr, Wolfhart ſpringt in der That wie ein Löwe gegen die Burgunden und alle Berner folgen ihm. Ein gewaltiger Kampf entſpinnt ſich zwiſchen den beiden heimatfernen Scharen, den tapferen Nibelungen und den rieſigen Goten. Volker wird von Hildebrand erſchlagen, Wolfhart und Giſelher töten ſich gegenſeitig. Hagen, durch des treuen Waffenbruders Tod aufs höchſte erbittert, ſchlägt ſo gewaltig auf Hildebrand los, daß der ſtarke Held in der Flucht ſein Heil ſuchen muß. Allein kehrt er zu ſeinem Herrn zurück; alle die ihn begleitet hatten, liegen erſchlagen auf der Mordſtätte. Aber auch Gunther und Hagen ſtehen einſam über den Leichen der Ihren.

Dietrich klagt noch um Rüdiger, als Hildebrand ihm die Schreckensnachricht vom Tode ſeiner Gefolgsleute mitteilt: „Sind geſtorben alle meine Mannen, ſo hat meiner Gott vergeſſen, ich armer Dietrich. Wer ſoll mir nun helfen, in der Amelungen Land zurückzukehren? Das iſt der letzte Tag meiner Freuden geweſen. Wehe mir, daß niemand aus Leid ſterben kann."

So geht Dietrich allein zu den letzten Nibelungen. Dieſe lehnen müde an der Wand vor der Saalthüre und ſehen dem neuen Kampfe mutig entgegen. Dietrich hält ihnen das Leid vor, das ſie ihm angethan, da ſie ſein Gefolge erſchlugen, und fordert als Sühne von ihnen, daß ſie ſich ihm zu Geiſeln ergeben. Hagen lehnt dies ſtolz und todesmutig ab:

„Nicht woll' es Gott vom Himmel," ſprach Hagen ihm entgegen,
„Daß ſich Dir ergeben zwei ſo gute Degen,
Die wehrhaft noch bewaffnet Dir gegenüber ſtehn,
Und noch vor ihren Feinden alſo frei und ledig gehn."

Vergebens verheißt ihnen Dietrich:

„Ich geb' Euch meine Treue und ſichernde Hand,
Daß ich mit Euch reite zurück in Euer Land;
Ich geleit' Euch recht in Ehren, oder ich liege tot,
Und will für Euch vergeſſen meiner ſchrecklichen Not."

Hagen antwortet ihm: „Zwei Männer, die ſich im härteſten Kampfe ſo gehalten wie wir, dürfen ſich auch nicht mit Ehren ergeben. Habt doch auch Ihr niemanden mehr bei Euch als Hildebrand." Auch dieſer warnt Hagen vor zu großen Uebermute; ſonſt dürfte wohl die Stunde kommen, wo es ihn reuen werde, Herrn Dietrichs Sühne verſchmäht zu haben. Hagen aber höhnt ihn: „Eher nähme ich freilich die Sühne an, ehe ich ſo ſchmählich mich zur Flucht wendete, wie ihr es eben gethan habt." Ganz zornig erwiedert Hildebrand: „Warum ſcheltet ihr mich deswegen? Ei, wer ſaß denn auf dem Schilde und ſah zu, als ihm Walther von Aquitanien auf dem Wasgengebirge ſo viele Freunde erſchlug? Noch habt ihr genug vor Eurer Thüre zu kehren!" Herr Dietrich ſtillt den Zwiſt mit der Mahnung, daß es Helden nicht gezieme, gleich alten Weibern auf einander zu ſchelten. Dann aber wendet er ſich zu Hagen: „Laßt hören, Held Hagen, iſt es richtig, daß Ihr mit mir allein kämpfen wollet?" Hagen erklärt: „Ich leugne es nicht, ich will es verſuchen, bis das Nibelungenſchwert in meiner Hand zerbricht." Da ſprangen beide gegeneinander; Dietrich ſchlug dem Gegner eine tiefe und lange Wunde, umſchlang ihn mit den Armen, band ihn und führte ihn zu Kriemhilden.

Siegfrieds Witwe dankte ihm und gelobte ihm ſtäte Dankbarkeit. Dietrich aber ſprach: „Ihr ſollt ihn leben laſſen, edle Königin; es kann noch ſein, daß er Euch für das entſchädigt, was er Euch gethan hat. Er ſoll das nicht entgelten, daß er gebunden vor Euch ſteht." Hagen wurde in einen Kerker eingeſchloſſen und niemand zu ihm gelaſſen.

Dietrich ging zurück in den Saal, wo Gunther einſam ſein großes Leid klagte und rief: „Wohin kam der Held von Bern; er hat mir leides gethan." Als er den Gotenkönig aber erſah, fuhr er gegen ihn mit ſo heftigen Schwertſchlägen los, daß ſich dieſer derſelben kaum erwehren konnte. Endlich aber bezwang der Berner den kampfesmüden Helden und überlieferte ihn gebunden der königlichen Schweſter. Sie begrüßte den Bruder mit den höhniſchen Worten:

„Willkommen, Gunther, Du Held aus Burgund!" —
„Nun lohn' Euch Gott, Kriemhilde, thut Ihr mir das in Treue kund."

Er ſprach: „Ich würd' Euch danken, vielliebe Schweſter mein,
Wenn Euer Grüßen möchte gnädiglicher ſein.
Ich weiß Euch, edle Fürſtin, ſo zornig gemut,
Daß Ihr mir und Hagen nur ein ſchnödes Grüßen thut."

„Viel edle Königsfraue," ſprach da der Held von Bern,
„Es wurden nie zu Geiſeln ſo ritterliche Herrn,
Als ich Euch, hehre Fraue, gab an dieſen Degen,
Nun mögt Ihr dieſen Fremden milde ſein um meinetwegen."

Sie ſprach, ſie thät' es gerne. Da ging der Fürſt von Bern
Mit weinenden Augen von den edlen Herrn.
Bald rächte ſich ingrimmig König Etzels Weib;
Den zwei auserwählten Degen nahm ſie Leben und Leib.

Sie ließ ſie geſondert liegen, daß ihnen Leids geſchah,
Und von nun an keiner den andern wiederſah,
Bis ſie das Haupt des Bruders hin vor Hagen trug.
Der Rache Kriemhildens ward an den beiden genug.

Nun war der Kampf zu Ende. Die zur fröhlichen Sonnenwendfeier vom Rheine hergezogen waren, deckte die Nacht des Todes, in dunklen Kerkern, von einander getrennt, lagen Gunther und Hagen in Feſſeln.

Noch aber iſt Kriemhildens Rache nicht geſtillt. Den Nibelungenhort, ihres Siegfrieds Liebesgabe will ſie wieder beſitzen.

Da ging die edle Kriemhild alsbald zu Hagen hin.
Wie feindlich zu dem Recken ſprach da die Königin:
„Wollt Ihr mir wieder geben, was Ihr mir habt genommen,
So mögt Ihr wohl noch lebend heim zu den Burgunden kommen."

Da ſprach der grimme Hagen: „Die Bitt' iſt ganz verloren,
Viel edle Königsfraue. Traun, ich hab's geſchworen,
Daß ich den Hort nicht zeige, derweilen noch am Leben,
Einer meiner Herren; ſo wird er niemand gegeben."

Da ſpricht die Entſetzliche: „Ich will's zu Ende führen," und läßt dem Bruder das Haupt abſchlagen. Bei den Haaren trägt ſie dasſelbe zu Hagen. Traurig blickt der grimmige Held ſeines geliebten Herren und Neffen Haupt an und ruft:

„Du haſt's nach Deinem Willen zum Ende nun gebracht;
Und iſt auch ganz ergangen, wie ich mir hatte gedacht.

Nun iſt von Burgunden der edle König tot,
Giſelher, der junge, und auch Gerenot.
Den Schatz, den weiß nun keiner, als ich und Gott allein;
Er ſoll Dir böſem Unhold immer ganz verhohlen ſein."

Sie entgegnet:

„So habt Ihr übel Vergeltung mir gewährt.
Nun will ich doch behalten Siegfrieds gutes Schwert;
Das trug mein holder Friedel, da ich zuletzt ihn ſah,
An welchem mir ein Herzleid vor allem Leide geſchah."

Das zog ſie aus der Scheide; was konnt' ihr widerſtreben?
Da dachte ſie zu rauben des ſtarken Ritters Leben;
Sie hub's zu einem Hiebe, der ſein Haupt herunter ſchlug.
Das ſah der König Etzel; da ward ihm Leides genug."

Etzel wehklagt, daß der beſte Held von Weibes Hand gefallen, der alte Hildebrand aber ſpringt wuterfüllt auf die Königin zu, und von ſeinem Schwert getroffen, ſinkt Kriemhilde tot neben ihres Todfeindes Leichnam zuſammen.

Dô was gelegen aller dâ der veigen lîp
ze stücken was gehouwen dô daz edele wîp.
Dietrich und Etzel weinen dô began:
sie klageten innecliche beidiu mâge unde man.

Diu vil michel êre was dâ gelegen tôt.
die liute heten alle jâmer unde nôt.
mit leide was verendet des künges hôhgezît,
als ie diu liebe leide z'aller júngéste gît.

I'ne kan iu niht bescheiden, waz sider dâ geschach:
wan ritter unde vrouwen weinen man dâ sach,
dar zuo die edelen knehte, ir lieben friunde tôt.
hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge nôt.

Da waren rings am Boden die Sterbenden zu ſchau'n;
Da lag die edle Fürſtin, in Stücken ſchier zerhau'n.
Dietrich und Etzel, zu weinen ſie begannen;
Sie klagten da von Herzen um ihre Sippen und Mannen.

Da war die höchſte Ehre geſunken in den Tod;
Es hatten dort die Leute Jammer all und Not.
Mit Leide war beendet des Königs Feſtlichkeit,
Wie ſtets am allerletzten vergilt die Liebe mit Leid.

Ich kann euch nicht beſcheiden, was weiter da geſchah;
Nur daß man Frau'n und Ritter dorten weinen ſah,
Dazu die edlen Knechte, um lieber Freunde Tod.
Hier hat die Mär' ein Ende. Das iſt der Nibelungen Not. (L. Braunfels.)

Gudrun.

Einleitung. — Wenn wir dieſes Epos nach den Gegenden betrachten, in welchen ſich die Begebenheiten desſelben abſpielen, gewinnt es für uns eine beſondere Anziehung. Indem Deutſchland ſeinen berechtigten Anteil am Welthandel fordert, und ſeine wackeren Seemänner unter heimiſcher Flagge ſtolz alle Meere befahren, treten auch die See und deren kühne Anwohner dem Volksgeiſte näher, als es ſeit Jahrhunderten geſchehen konnte. Und an das deutſche Meer, an die Küſte der Nordſee, führt uns der Dichter dieſes Heldengedichtes. Der Strand, den die Sachſen und Frieſen bewohnen, die felſigen Ufer der Normandie, Seeland an der Küſte Hollands, das ſagenreiche Irland ſind die Schauplätze des Gudrunliedes; denn dasſelbe gehört dem nordiſch-ſächſiſchen Sagenkreiſe an, welcher unter dem Einfluſſe des Seelebens ſich gebildet hat und ein Gemeingut der die Nordſee umwohnenden deutſchen Stämme geworden iſt. Wenn auch in unſerem Gedichte nur mehr ſchwache Spuren der älteſten mythiſchen Geſtaltung vorhanden ſind, ſo läßt ſich dieſelbe doch nicht ganz verkennen. Wir denken dabei ganz beſonders auf des greiſen Wate furchtbare Geſtalt und auf Hilde, welche, gleich einer Schlachtjungfrau der Mythe den Kampf zwiſchen Vater und Geliebten ſcheidet. Auch die Namen Wate (Wuotan), Hilde (Kampf), Gudrun aus Guntrun weiſen auf einen ſehr alten Urſprung der Sage hin. So dürfen wir die Entſtehung derſelben in die Zeit des germaniſchen Heidentums zurückverſetzen. Auch der Frauenraub führet auf weit entlegene Zeiten zurück. Von der nordländiſchen (ſkandinaviſchen) Geſtaltung derſelben iſt uns in der jüngeren Edda, einer um 1230 von dem Isländer Snorri Sturleſon zuſammengeſtellten Sammlung von Denkmälern altnordiſcher Dichtung, ein kleines Bruchſtück erhalten. Dasſelbe hat etwa folgenden Inhalt:

Des Königs **Högni** (Hagen) ſchöne Tochter **Hilde** wird von **Hedin** (Hettel), dem tapferen Sohne des Königs **Hiarrandi** (Horant), geliebt und aus der väterlichen Halle entführt, während ihr Vater bei der Verſammlung der Könige weilt. Als dieſer davon Kunde erhält, bietet er ſeine Krieger auf, bemannt ſeine Flotte und ſetzt dem Räuber nach. Auf **Haeg**, einer der Orkney's-Inſeln, erreicht er die Schar des Entführers. Bevor es aber zum Kampfe kommt, bietet ſich Hilde als Vermittlerin an. Sie geht dem Vater entgegen, ſpricht zu ihm verſöhnende Worte und trägt ihm in Hedins Namen eine koſtbare Halskette als Sühnungsgabe an. Högni aber lehnt jede Vermittlung oder Verſöhnung mit rauhen Worten ab und fordert bie Entſcheidung durch den Kampf. Beide Flotten ſetzen ihre bewaffnete Mannſchaft zur Schlacht ans Land, doch nur widerwillig zieht Hedin das erprobte Schwert gegen den Vater der Geliebten. Als die Scharen ſchon in Kampfesſtellung einander gegenüberſtehen, tritt Hedin vor die Seinigen und ruft Högni zum Geſpräche hervor. Vergeblich aber ſpricht er zum Frieden und bietet reiche Goldgabe zur Sühne. Högni antwortet trotzig: „Zu ſpät bieteſt du Buße. Schon blitzt Dainsleif, das von Zwergen geſchmiedete Schwert, in der Luft; einmal aus der Scheide, muß es Menſchenleben vernichten! niemals gleitet ein Hieb desſelben ab; unheilbar ſind die Wunden, die es ſchlägt.“ Entſchloſſen entgegnet Hedin dem Unverſöhnlichen: „Deines Schwertes magſt du dich rühmen, aber noch nicht des Sieges! Ich nenne nur das Schwert gut, das ſeinem Herrn getreu iſt.“ — Nun entbrennt ein furchtbarer Kampf — Hiadningawig, Schlacht der Hiadninge (Hegelingen), nennen ihn die Sänger. Den ganzen Tag wogt der Streit auf dem Eilande; erſt die Nacht trennt die wutentbrannten Krieger. Viele Tote deckten auf beiden Seiten den Walplatz; die Ueberlebenden kehren in die Schiffe zurück. Hilde aber iſt mit Zauberkraft begabt. In der Stille der Nacht begiebt ſie ſich auf den Kampfplatz und ruft alle Gefallenen wieder ins Leben, ſo daß ſie am nächſten Morgen, den noch Lebenden beigeſellt, weiterkämpfen. Und ſo geht es Tag für Tag. Alle, die im Streite erliegen, werden ſamt ihren Waffen in Stein verwandelt, des Nachts aber erſcheint Hilde und zwingt durch ihre Zauberlieder die Toten zu neuem Leben, und jedes Tageslicht beleuchtet erneute Kämpfe. So werden die Hiadninge fortfahren, bis die Götterdämmerung (Ragnarökr) anbricht und Götter- wie Menſchenwelt in Flammen vergehen.

Bei den Angelſachſen und den Dänen finden wir gleichfalls die Sage von dem Kampfe um die geraubte Tochter. In den Niederlanden iſt die Sage ſodann weiter ausgebildet worden; man knüpfte ſie an die Normandie an und rückte ſie näher der Gegenwart. Schon um 1100 war der Stoff in Bayern bekannt und wurde zu einer leider verloren gegangenen Dichtung geſtaltet.

Am Ausgange des 12. oder am Beginn des 13. Jahrhunderts (etwa zwiſchen 1190 und 1210) erregte er die Aufmerkſamkeit einer bedeutenden dichteriſchen Kraft. Ein wandernder Sänger, wahrſcheinlich ein Oeſterreicher, mochte von Wanderluſt getrieben bis an den Strand der Nordſee, nach den Niederlanden gekommen ſein und dort den anregenden Stoff in ſich aufgenommen haben.

Die hohe dichteriſche Begabung des Sängers der „Gudrun“ geht ſchon aus ſeiner geſchickten zweimaligen Behandlung desſelben Stoffes, des blutigen Kampfes um die entführte Jungfrau, hervor. Dieſe Wiederholung derſelben Begebenheit (bei Hilde und bei Gudrun), für einen weniger begabten Dichter eine kaum zu umſchiffende Klippe, giebt dem Bearbeiter unſerer Sage Gelegenheit, dieſelbe Sache in zwei ſehr verſchiedenen Beleuchtungen zu zeigen; der erſten Entführung giebt er einen durchweg heiteren Ton; Gudruns Schickſal führt erſt durch düſtere Schatten zum freudigen Lichte. Zu dreien Malen treten Frauen zwiſchen die kämpfenden Männer und bändigen die in Flammen auflodernden Leidenſchaften derſelben. Und immer iſt ein tief ſittliches Gefühl die Urſache: Hilde's Kindesliebe rettet den Vater; Gudruns an Herwigs Mannesmut entzündete Liebe ſcheidet den Kampf zwiſchen dem Vater und dem kühnen Bewerber; Hartmut und Ortrun werden von Gudrun dem Tode entzogen, da bei ihr die Erinnerung an deren ihr bewieſene freundlichen Gefühle die Rachegedanken erſtickt.

Die vorgeführten Charaktere ſtehen ganz und gar auf dem Boden der Wirklichkeit, ohne je zur Gemeinheit oder Alltäglichkeit herabzuſinken. Gudruns Treue iſt nicht ein geduldiges Ertragen eines ſchweren Schickſals, verbunden mit weichem Sehnen nach Befreiung durch Bräutigam und Bruder. Dieſe hohe Tugend erwächſt bei ihr aus dem ſtarken Bewußtſein deſſen, was ſie ihrer königlichen Abſtammung ſchuldig iſt. Nicht in wehrloſer, rührender Geduld erträgt ſie die ihr auferlegten Demütigungen, ſondern mit feindſeligem Trotze vollführt ſie der böſen Gerlinde harte Befehle. Und ſelbſt als ſie barfuß in der Märzkälte an den Strand gehen ſoll, und der Körper zu verſagen droht, kommt kein Wort der Bitte um Schonung aus ihrem Munde, ſondern ſie ſendet die Genoſſin, damit dieſe die Königin um Schuhe bitte. Unter Demütigungen faſt erliegend, hat ſie nur einen Gedanken: die Rache. Als aber Gerlinde zu ihr flüchtet, bringt ſie es nicht über ſich, die Peinigerin ſelbſt dem oft herbeigewünſchten Rächer zu überliefern. Auch Gerlinde, die Teufelin, iſt nicht als durchaus ſchlecht hingeſtellt; denn ihre Grauſamkeit entſpringt der Liebe zum Sohne und zu ihrem Hauſe.

Auch dem Humor iſt der Dichter zugänglich. Als beim Sturme auf die Normannenburg Herwig durch Ludwigs Schwertſchläge in arge Not gerät, blickt er nach der Burgzinne, ob nicht etwa Gudrun ſein Weichen bemerkt habe, fürchtend, ſie könnte ihm ſpäter (bei einem ehelichen Zwiſte) daraus einen Vorwurf machen.

In Bezug auf die Religion ſteht das Epos ſchon vollſtändig auf dem Boden des kirchlichen Chriſtentums. Den nach fernen Wallfahrtsorten (vielleicht San Jago) Pilgernden die Schiffe zu nehmen, wird als eine ſchwere Sünde geſchildert; auf dem Wülpenſande wird dem Gedächtniſſe der Gefallenen Münſter, Kloſter und Spital errichtet und reich begabt; der weisſagende Vogel verwandelt ſich in einen Boten Gottes.

Die dichteriſche Auffaſſung der Sage, die Durchbildung der auftretenden Charaktere, die knappe und doch klare Sprache, der Farbenreichtum, die ſpannende Abwechslung der Erzählung weiſen dem unbekannten Dichter eine hervorragende Stelle unter den mittelalterlichen Sängern an.

Die Strophenform iſt dem Nibelungenliede nachgebildet. Die einzige vollſtändige Handſchrift iſt ein Teil der ſogenannten Ambraſer Handſchrift, einer Sammlung von mittelalterlichen Dichtungen, welche auf Kaiſer Maximilians I. Befehl zuſammengeſtellt und bis in das 19. Jahrhundert auf dem Bergſchloſſe Ambras (Amras) bei Innsbruck in Tirol aufbewahrt wurde. Erſt 1820 wurde das Epos wieder ans Licht gezogen und bald durch Ueberſetzungen von Karl Simrock (1802—76), Heinrich Adalb. v. Keller (1812—83), Adolf Bacmeiſter (1827—73), San Marte (Schriftſtellername für Albert Schulz, geb. 1802) u. a. weiten Kreiſen bekannt. Man glaubte in der Handſchrift von anderen herrührende Zuſätze zu bemerken, und einige Forſcher verſuchten, nach ihrer Meinung die urſprüngliche Arbeit des Dichters wiederherzuſtellen. — Auch als Schauſpielſtoff fand der Inhalt Bearbeitung durch Victor von Strauß und Torney (geb. 1828) u. a.

„Gudrun“ iſt wie das Nibelungenlied ein Hochgeſang von deutſcher Frauentreue. Während jedoch Kriemhilds Treue allen, die ihr nahe ſtehen, in einem Meere von Blut den Untergang bringt, führt Gudruns unerſchütterliche Feſtigkeit durch Kampf zum Frieden. Der Nibelungen Not zeigt, „wie ſtets am allerletzten vergilt die Liebe mit Leid“, im vorliegenden Liede wandelt ſich Leid und Trauer in Freude, dem Kampfesſturm folgen Friede und Verſöhnung. Mit Recht nennt daher der deutſche Sprachforſcher Friedr. Heinr. von der Hagen (1780—1856) das Gedicht von Gudrun „die wunderbare Nebenſonne der Nibelungen“.

Gudruns Klage.

Von E. v. Geibel (1815—1884).

Nun geht in grauer Frühe
Der ſcharfe Märzenwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waſchen die Gewande
Der grimmen Königin.

Das Meer iſt tief und herbe,
Doch tiefer iſt die Pein,
Von Freund und Heimaterbe
Allzeit geſchieden ſein;
Doch herber iſt's, zu dienen
In fremder Mägde Schar,
Und hat mir einſt geſchienen
Die güld'ne Kron' im Haar.

Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel;
Mein' Speiſ' und Trank ſind Sorgen,
Und Kummer mein Geſpiel.
Doch berg' ich meine Thränen
In ſtolzer Einſamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein ſing' ich mein Leid.

Kein Dräuen ſoll mir beugen
Den hochgemuten Sinn;
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und ſo ſie hold gebaren,
Wie Spinnweb' acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle wert,
Was rauſcht nicht euer Ruder,
Was klingt nicht euer Schwert!
Umſonſt zur Meereswüſte
Hin ſpäh' ich jede Stund';
Doch naht ſich dieſer Küſte
Kein Wimpel, das mir kund.

Ich weiß es: nicht vergeſſen
Habt ihr der armen Maid;
Doch iſt nur kurz gemeſſen
Dem ſteten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einſt, zu ſühnen;
Zu retten, ach, zu ſpät,
Wann ſchon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beſchwingt ſie fort.
O möcht' er brauſend ſchweben
Und geben euch Bericht:
„Wohl laſſ' ich hier das Leben,
Die Treue laſſ' ich nicht!“

Gudrun.

I. Hagen. — In Irland erwuchs Siegebant, des Königs Gere Sohn, in höfiſcher Sitte unter Leitung ſeiner Mutter Ute, da er früh den Vater verloren hatte. Noch hatte er nicht das Ritterſchwert umgegürtet, als ihn die Mutter veranlaßte eine reiche Königstochter zu freien und ſich die Krone aufzuſetzen. Im 4. Jahre der Ehe erhielt das junge Paar einen Sohn, den es Hagen nannte. Edler Frauen Hut wurde das Königskind übergeben, aber ſchon mit 7 Jahren ſuchte es die Geſellſchaft der Helden an ſeines Vaters Hofe und wünſchte den Waffenſchmuck des Helmes und des Panzers.

Einſt ſaßen Siegebant und ſeine Gemahlin unter einem Zedernbaume auf der Haupttreppe des Palaſtes, da ſprach die Königin: „Uns ſchmücken der Ehren viel, nur ein Ding wundert mich, das ich Euch nicht verſchweigen will. Ein ſo reicher König ſollte zu meiner Augenweide ſich öfter im Ritterſpiele zeigen, mit ſeinen Helden oft turnieren, ſein Gut gerne mit andern teilen, die dann wieder für ihn mit tiefen Wunden aus dem Kampfe heimkehren würden". Der König veranſtaltete nun ein großes Ritterfeſt. 60.000 Helden erſchienen und viele edle Frauen und Jungfrauen zierten das Turnier mit ihrer Gegenwart. Siegebant und ſeine Gemahlin wetteiferten in hoher Freigebigkeit; fahrende Sänger erhöhten die Feſtesfreude. Am zehnten Morgen ſaß der König in Behagen bei ſeinen Gäſten, da trat ein Fahrender auf, deſſen geſchicktes Spiel aller Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Auch die Frauen Hagens und ſeine Erzieher traten hinzu; das Kind ſelbſt hielt eine Jungfrau an der Hand. Plötzlich flog ein wilder Greif über die Stätte, an der die Jungfrau allein mit dem Kinde ſtand. Entſetzen über den Anblick des Untieres trieb die Hüterin in die Flucht; der Greif umſchloß den Knaben mit ſeinen Krallen und erhob ſich mit dem vergeblich Schreienden weithin zu den Wolken. Schrecklich war die Freude zerſtört; die Fremden wurden mit reichen Geſchenken entlaſſen; das Königspaar blieb in tiefem Schmerze allein; denn der Knabe ſchien für immer verloren.

Noch aber war er unerſtorben, da es Gott gebot. Der Vogel trug ihn zu Neſte und ließ ihn aus den Klauen zu ſeinen Jungen fallen, deren eines ihn hart anfaßte, um ihn allein zu verſchlingen. Von Baum zu Baum flatterte das Tier mit ſeiner Beute und kam ſo auf einen ſchwachen Aſt, der unter der Laſt brach, ſo daß der Greif zur Erde fiel und den Knaben aus den Klauen ließ. Der hohe Pflanzenwuchs des Platzes wurde Hagen zum Verſtecke.

Nahebei in einer Höhle wohnten drei Königstöchter, welche der Greif gleifalls entführt, Gott aber gerettet und wunderbar erhalten hatte. Die Jungfrauen hielten den vorſichtig ſich heranſchleichenden Knaben für einen wilden Zwerg oder ein Meerwunder und entwichen vor ihm in ihre Höhle. Er aber flehte:

„Laßt mich hier bei euch ſein:
Chriſtenleute waren wie ihr die Eltern mein.
Mich trug der wilden Greifen einer zu dem Steine.
Ich bliebe bei Euch gerne: ich kann ja nicht gedauern ſo alleine."

Minniglich empfingen ſie das arme Kind,
Von deſſen Dienſten jede Kunde bald gewinnt.
Sie fragten es, von wannen es hergekommen wäre?
Es litt ſo bittern Hunger, daß es noch verdroſſen war der Märe.

Sie giengen Wurzeln ſuchen und Kräuter allerhand,
Daß ſie den Hunger ſtillten dem Sohn des Siegebant.
Wovon ſie ſelber lebten, des brachten ſie genug:
Es war ihm fremde Speiſe, die eine Jungfrau ihm trug.

Die Kräuter zu genießen zwang ihn Hungersnot,
Denn ungern wollt er leiden den bittern Tod.
Er wohnte bei den Frauen darauf noch manchen Tag,
Daß er hold und freundlich mit ſeinem Dienſt ihrer pflag.

Da kam weither über See ein Pilgerheer gefahren und an der Felswand, deren Höhlung die Jungfrauen und Hagen barg, zerbarſten die Schiffe, ſo daß alle dieſe Seefahrer ertranken. Die an den Strand geworfenen Leichname trugen die Greifen als Nahrung für ihre Junden in das Neſt; dann flogen ſie auf des Meeres Straßen in unbekannte Ferne, aber „ſie heten uf dem Berge einen grimmen Nachgebure laßen". Auch Hagen ſah vielerlei Eigentum der Schiffbrüchigen auf dem Strande liegen und die Hoffnung, vielleicht Speiſe darunter zu finden, trieb ihn auf die Suche. Er erblickte einen Leichnam mit Waffenrüſtung angethan; Bogen und Pfeile lagen neben demſelben. Raſch entkleidete er den Toten und bekleidete ſich ſelbſt mit der Rüſtung. Plötzlich rauſchte es in den Lüften; der Greif kam gezogen: zur Flucht war es zu ſpät; denn der Höhle ſtand der Knabe zu ferne. Nieder ſchwang ſich der Rieſenvogel, ſeinen früheren Neſtling zu verſchlingen. Da zeigte Hagen ſeine Heldenart. Mit ſeinen ſchwachen Kräften zog er die Sehne des Bogens; Pfeil auf Pfeil verſendete er gegen das grimme Tier, ohne es jedoch verwunden zu können. In Verzweiflung griff er zum Schwerte; das Klagen und Weinen der Frauen tönte an ſein Ohr. Seine Unerfahrenheit ergänzte der Grimm; er ſchlug dem Greif einen Fittich von der Achſel und verwundete ihn ſo gewaltig an einem der Beine, daß er ſterben mußte. Kaum aber war der eine tot, erſchien der andere; alle dieſe Untiere jedoch erſchlug nun Hagens Hand, die jungen zu den alten. Dann rief er die Jungfrauen: „Laßt euch nun ſtrahlen Luft und Sonne, weil Gott von Himmel uns will etwas Freude gönnen". Da ward er von ihnen zum Danke auf den Mund geküßt; denn tot lag jetzt ihr ſtrenger Herr; was konnte ſie noch hindern, fern oder nah der Steinwand zu bleiben? Nun lernte der Heimatberaubte ſchießen, daß ihm die Vögel im Fluge nicht zu entrinnen vermochten. So wurde er mutigen Herzens und kühn. Von den Tieren des Waldes lernte er den ſchnellen Lauf; wie ein wilder Panther ſprang er über die Steine; ſo erzog er ſich ſelbſt, der Elternarme. Wie oft ſprang er zum Spiele in die Meereswellen! Er ſah die ſchuppigen Fiſche in den Wogen; er hätte ſie fangen können, hätte er nur vermocht, ſie zu genießen. Selten gab aber ſeine Küche Rauch. Einſt ſtieß er im Walde auf ein Tier, das ihn verſchlingen wollte; er erſchlug es mit dem Schwerte. Einem Gabilune ſah es ähnlich; er begann es abzuziehen und trank ſein Blut, da erhielt er die Kraft von 12 Männern. Mit des Tieres Haut umhüllte ſich der Held. In der Nähe fand er einen Löwen, der konnte ihm nicht entfliehen und ergab ſich gütlich dem Jäger. Das Fleiſch des Untieres aber brachte er nach der Höhle, ſchlug zum Feuer mit dem Schwerte Funken aus dem Fels, daß die Jungfrauen es braten konnten. Von dieſer Speiſe mehrte ſich ihre Kraft und belebten ſich ihre Sinne; die Königstöchter wurden ſchön, als ob ſie zu Hauſe in ihrer Väter Paläſten wären. Doch ſtets trübte ihnen der Gedanke die Freude, daß ſie wohl für immer in der Oede bleiben müßten und ſie baten ihn, ſie an den Strand zu führen. Die Jungfrauen gingen ſchamerfüllt, da ſie nur ſelbſtgeſtrickte Kleider hatten. 24 Tage waren ſie durch den Tann gewandert, da ſah der Jüngling am frühen Morgen ein ſchwer beladenes Schiff. Es kam von Garade. Obwohl der Sturmwind die Wellen hoch trieb und das Schiff erkrachte, hörten die Schiffsleute doch Hagens lautes Rufen, aber ſie wagten nicht näher zu kommen, weil ſie die Jungfrauen auf dem Geſtade für grauſame Meermädchen hielten. Schiffsherr war ein Graf aus Salme, einem Nachbarlande von Irland, aber keinem der Pilgrime war Hagen von Irland aus bekannt. Da rief Hagen, ſie möchten um der Güte Gottes willen ihn und ſeine Genoſſinnen von dem öden Strande führen. Aus dieſer Anrufung Gottes erkannte der Graf, daß er Chriſten vor ſich habe. Er ſprang in ein Boot und ließ ſich an den Strand fahren. „Seid ihr, Kinder, getaufet, was thut ihr alsdann hier? fragte er ſie; dringend baten ihn die Fremden, daß er ihnen die Mitfahrt erlaube. Zunächſt brachten des Grafen Leute Kleider, in welche ſich die Königstöchter hüllten, dann ruderte man ſie zu den Schiffen. Als ſie geſpeiſet hatten und der Graf bei ihnen ſaß, bat er ſie zu ſagen, wer ſie zur See gebracht habe.

Da ſprach die älteſte, die unter ihnen ſaß,
„Ich bin aus fernen Landen, Herr, vernehmet das,
Von India geboren; König war darinne
Mein Vater; doch erlebt ers, daß ich die Krone leider nie gewinne."

Die mittle ſprach der Maide: „Ich bin von fern gekommen,
Mich hat ein wilder Greife zu Portugal genommen:
Er war der Herr des Landes der mich da Tochter nannte,
Den man nah und ferne als gewaltigen Vogt erkannte."

Die jüngſte unter ihnen, die bei dem Grafen ſaß,
Sprach da wohlgezogen: „Herr ich ſag euch das,
Ich bin von Iſerlanden, da trug mein Vater Krone:
Die mich erziehen ſollten, waren mein nun lange leider ohne."

Da ſprach der Graf, der reiche, zu dem jungen Mann:
„Freund und Geſelle, nun laßt mich Kund empfahn,
Mir haben dieſe Frauen erzählt all ihre Märe:
Nun möcht' ich gerne wiſſen, wo denn euer Land und Urſprung wäre."

Da ſprach der wilde Hagen: „Das will ich euch ſagen:
Mich hat der Greifen einer auch daher getragen.
Siegbant hieß mein Vater, der König von Irlanden:
Ich bin bei dieſen Frauen geweſen lange Zeit in Kummers Banden."

Da fragten ſie alle: „Wie mochte das geſchehen,
Daß ihr bei den Greifen nicht habt den Tod erſehn?"
Da ſprach der junge Hagen: „Das wollte Gottes Güte:
Ich habe wohl an ihm gefühlt mein Herz und mein zorniges Gemüte."

Der Graf erwiderte: „Mir iſt nun Glück widerfahren nach manchem großen Schaden; biſt du aus Irlands Geſchlechte, ein Kind des Fürſten Siegebant, ſo will ich dich als Pfand behalten; zur guten Stunde biſt du zu mir gekommen, das ſei dir geſagt. Mir haben deine Verwande vielerlei Leid zugefügt im Lande Garade, das ihnen zu nahe liegt. Sie ließen meine Helden in hartem Kampfe erſchlagen oder fangen." Da ſprach der junge Hagen: „Unſchuldig bin ich des, was ſie euch thaten. Nun bringet mich zu ihnen, ſo getraue ich mir wohl ihren Haß und euren Streit zu verſöhnen. Laßt mich gnädiglich Rückkehr zu den Meinen erhoffen." Der Graf antwortete aber: „Du mußt mein Geiſel ſein, ebenſo ſollen auch die ſchönen Jungfrauen mein Hofgeſinde ſein; die will ich mir zu Ehren halten in meinem Lande." Der Held rief nun mit Zorne: „Ich will nicht Geiſel ſein; das begehre niemand, der heil bleiben will. Ihr guten Schiffsleute, führet mich in mein Land, das entgelte ich euch mit Schätzen und Gewändern! Er mutet meinen Genoſſinnen zu, ſein Ingeſinde zu ſein; ohne ſeine Hilfe können ſie wohl Rettung finden; iſt einer klug, ſo folge er meiner Weiſung. Wendet eure Segel, damit das Schiff die Richtung gegen Irland nehme!" Nun wollte ihn die Mannſchaft fangen, wie ihnen ihr Herr gebot. Er griff aber 30 bei den Haaren und warf ſie in die Flut; ja hätten die lieblichen Frauen nicht den Kampf geſchieden, er hätte auch den Held aus Garade erſchlagen. So mußten denn die Schiffsleute gegen Jrland fahren. Als er ſeines Vaters Lande nahte, ſah er einen hohen weiten Palaſt mit 300 feſten und guten Türmen am Strande ſtehen. Darinnen weilten Siegebant und ſeine Gemahlin. Da ſprach Hagen: „Wer an mir große Gabe verdienen will, der bringe die Kunde, die ich euch entbiete, dem Könige." Er hieß 12 Pilger landeinwärts reiten. „Nun ſaget dem Könige, ob er wolle Hagen ſehen, ſeinen Sohn, an dem ihm von einem Greifen Herzeleid geſchehen iſt. Jch weiß wohl, ſolches glaubt der edle König nicht. So fraget dann meine Mutter, ob ſie mich für ihr Kind halten wolle, wenn ſie ein goldenes Kreuz vorne an meiner Bruſt findet." Siegebant ſah die Boten heranreiten und erkannte ſie als Leute von Garade. Rauh fragte er ſie, wie ſie es wagen könnten in ſein Land zu kommen. Einer antwortete: „Uns hat dein Sohn hergeſandt, der junge Hagen; wenn jemand ihn gerne ſehen will, ſo kann das in kurzer Zeit geſchehen." Siegebant aber ſprach: „Jhr lüget ohne Not; er iſt ſo von hinnen geſchieden, daß mir der Tod des Kindes oft bittere Herzensgedanken erregt hat." „Wenn ihr uns nicht glaubet, ſo fraget die Königin, eure Gemahlin; die weiß ſicherlich, ob er auf ſeiner Bruſt ein goldenes Kreuz habe; unterſuchet ihr beide, und wenn ihr die rechte Wahrheit findet, möget ihr ihn wohl als Kind anerkennen." Das ward Frau Uten geſagt; ſie rief fröhlich: „Wir wollen dahin reiten, wo wir zu Recht zu erkennen vermögen!" Nun befahl der König für ſich und ſeine beſten Dienſtmannen zu ſatteln. Noch ſprach aber ein Pilger zu Frau Ute: „Willſt du auf mich hören, Frau Ute, ſo ſollſt du Kleider auch den ſchönen Jungfrauen bringen, welche deines Sohnes Gefolge heißen." Da führte ſie auch reiche Kleider mit. Als nun Hagen Frauen und Männer anreiten ſah, gieng er dem Zuge entgegen und wurde von dem König bewillkommnet: „Seid ihr der Recke, der nach uns geſandt hat und die edle Königin Mutter nennet?" Ute, die Schöne, ſprach züchtig: „Schafft uns, o König, Ruhe vor den Leuten, ich werde wohl erkennen, ob es ihm geziemt, hier Krone zu tragen." Sie fand an ihm das echte goldene Kreuz; da küßte ſie ihn mit weinenden Augen: „Ehevor war ich krank, nun bin ich geſund." Auch der König trat mit großer Freude hinzu und viele heiße Thränen floßen ihm aus den Augen.

Die Königstöchter, welche mit Hagen gekommen waren, wurden mit reichen Kleidern beſchenkt; zwiſchen den Leuten aus Garade und dem Könige Frieden geſtiftet und Sühne gegeben. Von allen Seiten ſtrömten die Mannen herbei, den wunderbar wiedergefundenen Königsſohn zu ſehen. Vierzehn Tage dauerten die Feſtlichkeiten, dann kehrten die Pilger, reich beſchenkt, zur See zurück.

Hagen erwuchs nun vollends zum Manne und wurde jedes ritterlichen Werkes kundig. Seine Stärke und Kühnheit war ſo groß, daß man ihn Teufel aller Könige nannte.

Da rieten ihm ſeine Sippen zu heiraten. Er erwählte die ſchöne Hilde aus Jndien, die mit ihm in der Felshöhle geweſen war. Vor der Hochzeit aber gürtete er ſich mit 100 ſeiner Helden das Ritterſchwert um, dann hielt er mit Jungfrau Hilde Vermählung. Große Kampfſpiele ſchmückten das Feſt, ſo daß unter den Hufen der Pferde Blumen und Gras zu Staub zerrieben wurden. König Siegebant übergab das Reich an ſeinen Sohn, und die Lehensleute ſchwuren dieſem mit erhobener Hand Treue. Hilde von Jſerland, die 2. der vom Greifen geraubten Jungfrauen, wurde von einem zum Feſte gekommenen Fürſten gefreit und von ihm nach Norwegen geführt.

Nun lebte Hagen als ein gerechter und ſtrenger König. Die Uebelthäter ſtrafte er, ſeine Feinde warf er in ſiegreichen Kriegen nieder, ſchonte aber die armen Leute, und überall wurde er gefürchtet als „Teufel aller Könige". Frau Hilde von Jndien gebar ihm eine Tochter, die er Hilde nannte und von edlen Frauen ſorgſam hüten ließ. Sie erwuchs innerhalb 12 Jahren zu ſo großer Schönheit, daß viele Fürſten daran dachten, um ſie zu werben. Hagen aber wollte ſie keinem geben, der weniger bedeute als er ſelbſt, und drohte jedem Bewerber Leben und Ehre zu nehmen. Mehr als 20 Geſandte, die um Hildes Hand gebeten hatten, ließ er hängen, ſo daß viele ſich nicht mehr um ſie zu freien getrauten.

II. **König Hettel.** — Jn der Mark Sturme im Dänenland erwuchs Hettel zu einem reichen König. Er ſaß zu Hegelingen; Ortland, Friesland, Diethmarſen, Waleis dienten ihm; ſein Erzieher Wate hatte Sturme zum Lehen, ſeiner Schweſter Sohn Horant Dänemark; viele andere Helden folgten ihm. Hettel ſelbſt war ſehr kühn und ſeinen Feinden furchtbar. Jhm rieten ſeine beſten Mannen, er ſolle mit einer Frau ſich vermählen, die ſeiner würdig wäre. Da meinte der König: „Jch weiß keine, die mit Ehren hier zu Hegelingenland Herrin ſein könnte." Morunc von Niflant aber riet, um Hilde von Jrland zu werben. Hettel erwiderte: „Mir iſt doch geſagt, es erzürne ihren Vater, wer immer ſie begehre, um ihretwillen ſei ſchon mancher edle Mann geſtorben. Jch aber gönne keinem meiner Verwandten den Tod." Morunc ſprach: „So ſende wenigſtens hin in ſein Land. Laß Horant bringen; dem iſt Hagens Art aus Erfahrung wohl bekannt." Da ließ der König Horant auf den 7. Tag entbieten und dieſer erſchien mit Frute von Dänemark und 60 Helden. Hettel fragte ihn, ob er wiſſe, wie es mit Jungfrau Hilde von Jrland ſtehe, und ob wohl ihr Vater ſie ihm zur Frau gönnen werde. Horant antwortete: „Hilde iſt ſo ſchön, daß ihr wohl geziemt eine Krone zu tragen, aber Bote zu Hagen möchte ich ſelbſt nicht ſein, ließ er doch alle erſchlagen oder hängen, die man dahin geſendet hatte." Frute aber riet: „Wollte Wate etwa Bote ſein, ſo könnte es uns wohl gelingen, dir die Herrin zu bringen, oder uns werden Wunden durch den Leib bis ins Herz gehauen." Wate wurde nun eingeladen zum Könige zu kommen und erſchien mit 12 Mannen. Als er jedoch hörte, um was es ſich handle, fuhr er auf: „Wer dir das geraten hat, dem wäre es nicht leid, wenn ich heute noch ſtürbe. Fürwahr niemand hat dich zu dieſer Werbung angereizt als Frute, aber du ſollſt mich, Frute und Horant zu deinem Dienſte entſchloſſen finden." Und da er dieſe beiden erblickte, rief er ihnen zu· „Gott lohne euch, ihr Helden, beiden, daß ihr ſo ſehr auf meine Ehre und Hofreiſe bedacht geweſen ſeid; nun müßt ihr auch mit; wer meine Ruhe gefährdet, ſoll dieſelbe Gefahr mit mir teilen." Frute riet nun dem Könige, er ſolle ein ſtarkes Kriegsſchiff aus Cypreſſenholz bauen laſſen, das ſolle Kaufwaren führen, Spangen und Goldringe, Gold und Edelſteine für die Frauen, Waffen und ritterlich Gewand für die Männer. Horant aber ſolle Kaufherr ſein. Wate meinte: „Jch kann nicht Kaufmannſchaft treiben, auch bin ich nicht gewandt genug, ſchönen Frauen zierliche Geſchenke zu bringen. Hagen hat die Stärke von 26 Männern; erfährt er, was wir wollen, ſo werden wir nur mit Mühe von dannen kommen. Man ſoll daher das Schiff mit Planken decken; unten müſſen 100 gute Helden ſein, die uns ſtreiten helfen, wenn uns Hagen nicht friedlich ziehen läßt; auch ſoll Horant 200 Mann bei ſeinen Kaufwaren haben. 3 gute Laſtſchiffe mögen uns Pferde und Speiſe für den Bedarf eines Jahres mitführen. Wir ſelbſt wollen vorgeben, daß wir in der Acht König Hettels ſtehen und von ihm aus dem Lande vertrieben ſeien. Mit reichen Gaben wollen wir Hagen und Hilde nahen, ſo wird uns der König gnädig ſein." Als Reiſezeit wurde der nächſte Frühling beſtimmt.

Nachdem alles gerüſtet war, nahmen die Helden Abſchied. Ein günſtiger Nordwind führte ſie in 36 Tagen wohl 100 Meilen weit über das Meer nach Baljar, dem Königsſitze Hagens. Da ſenkten ſie die Silberanker, ließen die Seidenſegel nieder und ſtapelten auf dem Strande ihre Kaufwaren auf. Mehr als 60 Mann in der Art und Weiſe von Stadtleuten, an der Spitze Frute in beſſeren Kleidern, ſtanden bei den Waren. Aus der Stadt erſchien mit den Bürgern der Stadtrichter, um zu erkunden, woher die Fremdlinge kämen. Frute erwiederte ausweichend: „Unſer Land liegt ferne von hier, wir haben in dem Schiffe noch mächtige Herren." Wate forderte Vertrag mit dem Herrn des Landes wegen ihrer Sicherheit, und man konnte ſeinem Weſen wohl entnehmen, daß er ſeinen Untergebenen ein ſtrenger Herr ſei. Die Bürger brachten dem Könige Nachricht über die Fremden und er verbot bei Todesſtrafe jede Beſchwerung derſelben. Daher gaben die Kaufleute dem Könige Geſchenke wohl mehr als 1000 Mark wert. Horant und Wate aber ſendeten Geſchenke beſonders zu Hofe: Arm- und Fingerringe, Bänder und Kopfſchmuck (Schäpele) für die Frauen, koſtbare Stoffe, mit Gold durchwirkte Seide, Gefäße von Gold mit Edelſteinen ausgelegt, 12 kaſtiliſche Pferde, Panzer und Helme, golderandete Schilde für den König und ſeine Mannen. Jrold und Horant in Begleitung von 22 prächtig gekleideten Mannen überbrachten dieſelben. Der König hieß ſie vor ihm ſitzen und fragte, von wannen ſie kämen, daß ſie ſo reiche Gabe ſpenden könnten. Horant antwortete: „Wir ſind vertriebene Leute; ein mächtiger König hat an uns ſein Leid gerächt." Hagen forſchte um den Namen desſelben, und Horant nannte Hettel von Hegelingenland. Hagen lud nun die Fremden ein, in ſeinem Lande zu bleiben. Horant ſchützte Furcht vor der Verfolgung durch Hettel vor, aber Hagen verſicherte ſie ſeines Schutzes. 40 Häuſer wurden von den Bürgern freiwillig den Waſſermüden eingeräumt, ſie lehnten es aber ab, auf des Königs Koſten zu zehren. Frute brachte ſein Warenhaus unter Dach und hatte ſehr guten Zuſpruch; nur den Helden wurde die Zeit lang, welche unter dem Verdecke des Schiffes verborgen bleiben mußten. Die königlichen Frauen veranlaßten nun eine Einladung der Fremden zu Hofe. Dieſe erſchienen in prächtigen Kleidern und wurden auch in die Frauengemächer geführt, wo beſonders Wate die Aufmerkſamkeit erregte. Sein grimmiges Geſicht, deſſen breiter weißer Bart mit Bändern durchflochten war, bewog die Königin und ihre Tochter ihn zu fragen, ob es ihm gut dünke, hier bei ſchönen Frauen zu ſitzen, oder ob er nicht lieber in hartem Kampfe fechten wolle. Wates Antwort, er wolle lieber mit guten Geſellen in ſtarkem Streite ſich meſſen, gab Veranlaſſung zu vielen Scherzen holder Frauen. Hilde erfragte von den Genoſſen, daß Wate Weib und Kind habe und allzeit ein berühmter Held geweſen ſei. Sie riet nun demſelben bei ihrem Gemahl zu bleiben; der ſei mächtig genug, ihn gegen jedermann zu ſchützen. Der greiſe Held aber antwortete: „Es wäre mir viel zu ſchwer, Dienſte zu leiſten, da ich gewohnt bin, anderen Befehle zu geben; ich bleibe doch von meinen Erbgütern nimmer Jahresfriſt ferne.“ Als die Fremden wieder vor dem Könige erſchienen, fanden ſie mancherlei Spiele in Uebung: Schachſpiel, Kampfſpiele mit Keulen und Buckelſchilden, mit Schwertern, Schießen mit Wurfſpießen auf gute Schilde. Hagen fragte Waten, ob in ihrem Lande auch die Fechtkunſt bekannt ſei. Wate meinte: „Ich ſah die Kunſt nie; wer mir ſie aber lehren wollte, dem wollte ich gerne guten Lohn reichen.“ Nun rief der König ſeinen beſten Fechtmeiſter und befahl ihm Waten 3 gute Fechterſtreiche zu lehren. Der begann, aber der ungefüge Schüler drang ſo heftig auf den Lehrer, daß Feuerfunken aus den Schilden emporwirbelten und dieſer in weiten Sprüngen ſich rettete. Da ſprach der wilde Hagen: „Gebt mir ein Schwert zur Hand, ich will kurzweilen mit dem aus Sturmland; kann ich ihm 4 meiner Hiebe lehren, wird mir's der Held danken.“ Wate aber bat ſich nur einen Scheinkampf aus, und Hagen erkannte bald, daß der ſcheinbar unerfahrene Gegner ein Meiſter ſeiner Kunſt wäre. Nun ſchlug Wate einen Ernſtkampf vor. Da begann der Saal zu erdröhnen von ihrer beider Schwertſchlägen; von der Gewalt derſelben ſprangen die Knäufe ihrer Schwerter. Sie ſetzten ſich beide wieder, und Hagen ſagte: „Ihr behauptet, ihr wolltet lernen? Fürwahr nie ſah ich einen, deſſen Schüler in dieſer Kunſt ich lieber ſein möchte.“ Da bekannte Irold, daß ſie ſolche Spiele täglich nach Ritterweiſe geübt hätten, und Hagen rief: „Hätte ich das früher gewußt, nie wäre das Schwert in meine Hand gekommen; ich ſah nie einen Schüler ſchneller lernen.“ Ueber dieſe Rede wurde noch viel geſcherzt.

An einem Abende ſang Horant von Dänemark Lieder. So lieblich klangen die Töne durch die ſtillen Lüfte, daß die Vöglein ihren Geſang einſtellten. Auch Hagen und ſeine Mannen, Frau Hilde mit ihren Frauen hatten mit Freuden gelauſcht. Die Königin ließ den Dänenhelden rufen und bat ihn, die Weiſe, die ſie gehört habe, ihr zu allen Abenden zu ſingen. Da nun der Tag begann, erhob Horant ein Lied, daß vor den ſüßen Tönen die Vöglein in den Hagen ihrer Lieder vergaßen; immer ſchöner, immer höher und beſſer erklang der Sang; das hörte das Königspaar, und auch Hagens Tochter und ihre Jungfrauen lauſchten demſelben. Als er drei Lieder geſungen hatte, däuchte es allen, die zugehört hatten, nicht zu lange, wollte er auch ſingen, bis ein Reiter tauſend Meilen weit geritten wäre. Jungfrau Hilde aber bat ſchmeichelnd ihren Vater: „Lieb Väterlein, befiehl ihm, öfter hier bei Hofe zu ſingen.“ Dieſer ſprach: „Liebe Tochter, ich gäbe ihm 1000 Pfund, wollte er abends hier ſingen, aber dieſe meine Gäſte ſind ſo hochgeſinnt, daß er nicht wie ein fahrender Spielmann auf Befehl ſingen wird.“ Und wieder ſang Horant ſo ſchön, daß er aller Gedanken feſſelte.

Da gewann Hilde für 12 gewundene Goldringe einen Kämmerer, der Horant mit ſeinem Begleiter Morunc abends in ihre Kammer führte. Dort ſang jener eine neue Weiſe, die er einem Meergeiſte abgelauſcht hatte.

Dann aber meldete er ihr die Werbung König Hettels, ſeines Herrn. Hilde zeigte ſich willig, dieſelbe anzunehmen, wenn Horant ihr morgens und abends ſingen wolle. Der Bote erwiderte, am Hofe ſeines Königs ſeien fortwährend 12 Sänger, deren Lieder noch weit beſſer klängen als ſeine eigenen; den Preis aller Sangeskunſt aber verdiene König Hettel ſelbſt. Sie kamen überein, daß Hilde entführt werden ſolle. Zu dieſem Zwecke ſolle der Hof eingeladen werden, die Schiffe zu beſehen.

Wate wurde von der Verabredung verſtändigt und alles ſogleich und heimlich für die Heimkehr gerüſtet. Am anderen Tag erſchien Wate bei Hofe, kündete die Abfahrt an und lud den König ein, die Schiffe zu beſichtigen.

Am nächſten Morgen nach der Frühmeſſe ritt der Hof an den Strand. Dort beſah der König zuerſt die aufgeſtellten Waren, dann begab er ſich auf eines der Laſtſchiffe, während die Königin mit ihrer Tochter in das Warenzelt ſchritt. Plötzlich erſchienen Gewaffnete, trennten Hilde von ihrer Mutter und dem Gefolge, brachten ſie in das Hauptſchiff, entfalteten die Segel, warfen die Leute aus Irland in das Waſſer und ruderten aus allen Kräften in das offene Meer. Als Hagen die Gewaffneten erblickte, rief er nach ſeinem Speere, um ſich zu rächen. Obwohl er bald ein ſtarkes Heer beiſammen hatte, konnte er den Entführern nicht folgen; denn ſeine Schiffe waren durchlöchert und nicht ſegelbereit. Er mußte erſt Zimmerleute rufen, damit ſie ihm neue Schiffe bauten. Unterdeſſen hatten die kühnen Dänen Hetteln durch einen Boten den glücklichen Erfolg verkünden laſſen. Er bereitete ſein Gefolge zu einem würdigen Empfang der Königstochter aus Irland. Wate war an der Küſte von Waleis (Waalland) gelandet und hatte für Hilde und ſeine Mannſchaft Hütten aufſchlagen laſſen, in denen ſich alle an Speiſe und Trank erfreuten. Da nahte Hettel. Er ſprengte dem Gefolge voraus, bis er die 2 greiſen Helden Wate und Frute ſah; freudig begrüßte und küßte er ſie. Unter dem Geleite von Irold und Morunc kam auch Hilde mit 20 ihrer Jungfrauen und Hettel bewillkommte ſittiglich die Königstochter aus Irland und ihre Begleitung. Als der nächſte Morgen tagte, waren Schiffe in Sicht, deren Segel Kreuze mit Wappen zeigten, die Zeichen Hagens. Hettel hielt mit Wate und Frute Rat; die Frauen klagten über den bevorſtehenden Kampf. Sie wurden auf ein Laſtſchiff gebracht, das mittels einer Mauer von aufgerichteten Schilden geſchützt war und 100 Helden ihnen zur Hut gegeben. Am Werder entſpann ſich der Kampf. Heller Feuerglanz ſprühte aus den harten Helmen, dicht wie Schneeflocken flogen die Speere.

Der durch Hagen verwundete Hettel wurde durch Wate, Frute und ihre Scharen von dieſem getrennt. Schon waren 300 Mannen Wate's gefallen, da ſtieß er auf Hagen. Harte Streiche wurden zwiſchen ihnen getauſcht, endlich mußte Hagen, ſchwer verwundet, weichen. Der Kampf ruhte.

Wate war ein Arzt, der ſeine Kunſt von einem wilden Weibe gelernt hatte. Nun fiel ihm Hilde zu Füßen und bat ihn, ſeine Kunſt an ihrem Vater und ihren Landesgenoſſen, eben ſo wie an Hettels Freunden zu erproben. Wate antwortete: „Ich übe an ihnen ſo lange nicht Arztes Amt, bis Hagen mit Hettel auf Sühne redet.“

Hilde machte ſich mit ihren Genoſſinnen auf, den Vater zum Frieden zu bewegen. Da er ſie und Hildburg kommen ſah, ſprang er vom Stuhle: „Willkommen, Tochter Hilde, ich kann es nicht laſſen, ich grüße dich herzlich.“ — Jetzt wollte Wate ihn verbinden und die Frauen entfernten ſich. Des grimmigen Arztes Heilmittel bewährten ſich bei alten und jungen, aber 300 lagen tot, von ſcharfen Schwertern verhauen. Nun fuhren bie Hegelingen in die Heimat; Hagen begleitete ſie und wohnte der Hochzeit und Krönung ſeiner Tochter bei. Wahr ſei, bekannte er, was die Dänen von ihres Schirmherrn Reichtum geſagt hätten. Vor ſeiner Rückreiſe empfahl er ſeine Tochter ganz beſonders Hildburgs Sorge, und bat Hettel um Güte für die Jungfrauen, die Hilden gefolgt waren. Als er nach Hauſe kam, berichtete er der Königin, er hätte keinen beſſern Gatten für ſeine Tochter finden können als Hettel wäre, ja hätte er ihrer mehrere, er würde ſie alle zu den Hegelingen ſenden.

III. Gudrun. — Hettel ſchuf nun ſeiner Gemahlin Hilde ein freudenreiches Leben. Sie brachte ihm 2 Kinder, einen Sohn, den er Ortwin hieß, und eine Tochter, die den Namen Gudrun erhielt. Ortwin wurde dem alten Wate zu ritterlicher Erziehung übergeben; Gudrun erwuchs in ſolcher Schöne, daß ſie vor allen andern Frauen geprieſen wurde. Sifrit, ein König von Morland, warb um ſie, aber der Vater verſagte ihm die Tochter. Darob ergrimmte er und beſchloß, Hettels und ſeiner Freunde Land mit Brand zu verheeren.

Auch im Land von Ormanie ward Gudruns große Schöne kund. Gerlinde, die Königin, riet ihrem Sohne, dem König Hartmut, um die Tochter Hettels zu freien. Als jedoch der alte König Ludwig von ſeines Sohnes Abſicht hörte, widerriet er ihm, Hartmut aber blieb bei ſeinem Vorſatze, Gerlinde unterſtützte ihn, und Ludwig gab endlich nach. Hartmut ſendete nun 60 auserwählte Mannen mit verſiegelten Briefen als Boten nach Hegelingenland. Wohl 100 Tagereiſen zu Waſſer und zu Land mußten dieſe zurücklegen, ehe ſie vor König Hettel kamen. Horant ließ ſie zum Königsſitze geleiten. Dort wurden ſie zuerſt freundlich aufgenommen. Als aber ein Leſekundiger die Werbebriefe vorgetragen hatte, zürnte der König: „Es war nicht glückbringend für euch, daß euch König Hartmut hierher geſendet. Das müßt ihr mir büßen, wackere Leute; denn mich und Frau Hilde erzürnt ſeine große Kühnheit ſehr.“ Frau Hilde aber ſprach: „Wie könnte Gudrun je eures Herren Frau werden? Gab nicht mein Vater Hagen ſeinem Vater 103 Burgen in Karadine zu Lehen? So ſaget denn Hartmut, daß ſie nicht ſein Weib wird; denn er würde ſich immer rühmen, daß ſie ihm unterthan wäre. Weiſet ihn anderswohin, woher er ſeinem Lande eine Königin werben mag!“ So mußten die edlen Boten in Scham und Sorgen wieder die vielen Meilen heimwärts reiten. Als ſie ihrem Herren berichtet hatten, ſprach der junge Hartmut: „Habt ihr Gudrun ſelbſt geſehen? Iſt ſie ſo ſchön, wie die Sage ſie preiſt?“ Da erwiederte ein mächtiger Graf: „Wer die Liebliche ſieht, dem muß ſie gefallen. Um ihrer Tugend willen wird ſie mit Recht vor allen anderen Frauen und Jungfrauen geprieſen.“ Herr Hartmut antwortete: „So will ich nicht ohne ſie leben.“ Gerlinde aber weinte vor Zorn und klagte: „Wehe mir, daß wir Boten ausgeſendet haben. Wie gerne wollte ich erleben, Gudrun in meinem Lande zu ſehen.“

Auch ein anderer König warb um Gudrun. Es war dies Herwig von Seeland, ein hochberühmter Held. Was er auch that, die Jungfrau zu erwerben, König Hettels ſtolzer Sinn war ihm nicht geneigt.

Da erſchien in der Hegelingen Königsſitz auch Hartmut. Alle ſahen, aber niemand erkannte ihn. Auch Gudrun bemerkte, wie ſchön er gebildet, wie hurtig, kühn und freigebig ſein Weſen war. Sie wechſelten ſogar freundliche Blicke miteinander.

Er ließ ihr nun heimlich wiſſen, er ſei Hartmut und ihr zu Liebe gekommen. Die herrliche Maid antwortete ihm, er ſolle eiligſt den Hof verlaſſen, wenn er vor Hettel und deſſen Mannen das Leben behalten wolle. Sie hatte ihn wohl beachtet und ihr Herz war ihm freundlich, wie auch er ſie im Herzen erſehnte. So ſchied der wohl gezogene Held von dannen, trug aber eine ſchwere Laſt von Leid und Sorgen; denn er überdachte, wie er ſich an Hettel rächen könnte, aber doch nicht die Huld der hehren Jungfrau verliere. Als er nach Hauſe kam, ließ er alles zu einem ſtarken Heereszuge vorbereiten. Dazu trieb ihn beſonders Gerlindens Rat, deren Stolz ſich durch Hettels Abweiſung tief gekränkt fühlte.

Auch Herwig von Seeland hatte von Hettel den Rat erhalten, auf weitere Werbung zu verzichten. Da ergrimmte er und entbot dem Hegelingenkönige, er wolle nicht ablaſſen, bis er ihn mit Schild und Speer heimgeſucht und ihm, wie der ſtolzen Frau Hilde Leid bereitet habe. Mit 3000 kühnen Mannen brach er in Hettels Land. Den Helden von Dänemark und Sturmland blieb dies unbekannt, nur Irolt von Ortland eilte ſeinem Herrn zu Hülfe.

An einem Morgen, da die Helden in Hettels Saal noch ſchliefen, rief der Wächter: „Wohlauf in den Hallen! Wir haben fremde Gäſte; waffnet euch ihr Helden! Ich ſehe das Gleißen vieler Helme!" Alle Mannen ſprangen von den Betten und waffneten ſich. Herwigs Krieger ſtürmten gegen die Burg; die Hegelingen eilten ihnen entgegen. Arme und Reiche mußten Sorge haben der Ehre und des Lebens wegen. So warb Herwig im Kampfesſturme um die Braut.

Hettel und Frau Hilde ſahen von einem Fenſter zu Thal, da bemerkte der König Herwig gegen das Burgthor mit den Helden von Galeis dringen, dem Grenzlande an Waleis, das Morunc behütete.

Dort nahm nun Hettel ſelbſt mit ſeinen Mannen den Kampf auf; Herwig ſtritt ſo tapfer, daß er oft ſprühende Feuerfunken aus den Helmen ſchlug. Die ſchöne Gudrun beobachtete der Helden mühevolle Arbeit, und ihr war Herwigs Anſturm eine Augenweide; es war ihr beides, lieb und leid.

Der Hegelingen geringere Zahl mußte weichen. Sie hätten gerne die Thorflügel geſchloſſen, aber die Feinde drangen mit ihnen ein. Hettel und Herwig ſprangen ein jeder vor ihre Mannen und gegen einander an. Von ihren Hieben erblitzten die Spangen der Schilde, die ſie in den Händen trugen.

Hettel und Herwig liefen ſich da an
Und kämpften vor den Scharen. Die Glut zu ſprühn begann
Aus der Schilde Spangen, die ihre Hände umhingen:
Da währt' es auch nicht lange, bis ſie einander rechte Kund empfingen.

Als da König Hettel ſo wunderkühn erſah
Herwig den ſtolzen, in dem Kampfe ſprach er da:
„Die mir nicht zum Freunde gönnten dieſen Recken,
Die haben ihn noch ſchlecht gekannt: durch Panzer tiefe Wunden ſchlägt der Kecke."

Gudrun die ſchöne ſah und vernahm den Schall;
Das Glück iſt rund und dreht ſich im Kreiſe wie ein Ball.
Da ſie den Streit nicht anders, die ſchöne, konnte ſcheiden,
Dem Vater und dem Gaſte wünſchte ſie, was ſie nun ſprach zu beiden.

Sie rief mit lauter Stimme zu ihnen aus dem Saal:
„Hettel, hehrer Vater, nun fließt hin zu Thal
Das Blut durch Ringe: davon ſind uns die Mauern
Beſprungen allenthalben: bei ſolchen Nachbarn iſt nicht auszudauern.

„Mir zu Liebe denket auf Frieden beiderſeits.
Nun ſchaffet eine Weile Stillſtand dieſes Streits
Den Herzen und den Gliedern, daß auf meine Frage
Herwig der Fürſt uns von ſeinen höchſten Sippen Kunde ſage."

Da ſprach der edle Ritter: „Der Friede kann nicht ſein,
Ihr laßt mich ungewaffnet denn zu euch herein,
So will ich gern euch Kunde von meinen Sippen ſagen:
Soll der Friede gelten, ſo mögt ihr, was ihr immer wollt, mich fragen."

Mit hundert ſeiner Helden trat Herwig in der Jungfrauen Saal und Gudrun lud ihn ein, ſich zu ſetzen.

Da ſprach Herwig zur Schönen:

„Man hat mir geſagt
(Leid wär es mir zu ſchauen nach dem, was ich gewagt):
Daß ihr mich verſchmähet geringer Ahnen wegen;
Doch finden oft bei Armen reiche Leute deſto beſſre Pflege."

Bald ward er innen, wie ſie geſonnen war.
Vor den Jungfrauen ſtand der Degen klar,
Als ob von Meiſters Händen er entworfen wäre
An einer weißen Mauer; alſo vor der Jungfrau ſtand der Hehre:

„Geliebt' euch, mich zu minnen, viel ſchönes Mägdelein,
Mit allein meinen Sinnen wollt ich zu Dienſt euch ſein
Und thun, was ihr gebietet: mein Land und meine Leute,
Das ſollt euch alles dienen, ohne daß der Dienſt mich je gereute."

Sie ſprach: „Ich wills geſtehen, ich bin euch zugethan.
Du haſt mir ſolche Dienſte heute hier gethan.
Daß ich den Haß will ſcheiden zwiſchen dir und den Meinen;
Man darf mirs nicht verleiden: lautre Wonne ſoll uns immer einen."

Dem König Hettel wurde die Nachricht von dem Geſpräche gebracht und er erſchien mit ſeinen vornehmſten Vaſallen. Er fragte die liebliche Tochter, ob ſie Herwig zu ihrem Manne wolle; ſie ſprach: „Ich will mir keinen beſſeren Freund wünſchen."

Herwig wähnte nun die Jungfrau mit in ſein Land führen zu können, aber Hettel und Hilde verſchoben die Hochzeit bis auf Jahresfriſt.

Von der Verlobung hörte auch Siegfried von Morland und wollte an Herwig ſeine Zurückweiſung rächen. 20 Schiffe und 80.000 Helden ſammelte er zur Heerfahrt nach Seeland und ſagte Herwig Feindſchaft an.

Zur Maienzeit kamen die aus Morland über See, warfen den Brand in Herwigs Erbe und mit grimmigen Kämpfen und harten Wunden verdienten ſie Siegfrieds Gold, Silber und Edelgeſtein, das er ihnen reichlich als Sold geſpendet hatte. Herwig leiſtete tapferen Widerſtand. Der Streit währte lange; viele Feinde, alte mit den jungen, lagen tot, dem Felde zum Dünger, aber Herwig kam in große Not. Sein Land ging allerwärts in Brand auf; er ſelbſt mußte in in das äußerſte Grenzland entrinnen. Da ließ er Boten reiten in Hettels Land. Mit vielen Thränen kündeten dieſe dem Könige alles Leid, das ſie betroffen hatte: wie die Burgen gebrochen und die Wohnſtätten verbrannt worden ſeien, wie Siegfrieds Mannen mit ihrem Leben des Königs Gaben bezahlten, wie die Feinde kräftig um Kampfesehren würben, wie des Zeugnis ſei das Klagen vieler Witwen bei ihnen.

Da ſprach König Hettel: „Geht zu meinem Kind:
Was die gebeut, zu leiſten bin ich das geſinnt,
Heißt ſie uns rächen den Schaden in dem Lande,
So dienen wir euch gerne; gerochen wird des Fürſten Schmach und Schande"

Die Boten fanden Gudrun in Thränen. Ihre erſte Frage galt ihrem teuren Verlobten. Einer antwortete: „Wir verließen ihn geſund, unkundig aber ſind wir deſſen, was ſeitdem geſchah. Die von Morenland thun nichts als rauben und brennen. Nun höre, edle Jungfrau, was dir mein Herr entbietet. Er und ſeine Helden ſind in großer Not. Leben und Ehre ſteht ihnen täglich in Gefahr. Nun will mein Herr Herwig deine Treue erproben." — Schnell ſtand Gudrun von ihrem Sitze auf und klagte ihrem Vater den ſchweren Schaden, der auch ihr an Herwigs Land und Burgen geſchehen ſei. „Hilf, erhabener Herr," flehte ſie, „mein Schade wird zu groß. Mögen deine Krieger meinen Freunden mit willigen Händen helfen. Kein anderer vermag ja den Streit zu einem guten Ende zu bringen."

Bald waren die aufgerufenen Mannen König Hettels verſammelt, dazu kamen Wate, Horant, Morunc und Gudruns Bruder Ortwin mit ihren Gefolgsmannſchaften. Nun ritten ſie Herwig zu Hilfe.

Als dies die Heiden von Morland erfuhren, war es ihnen leid; ſie erwieſen ſich aber auch den neuen Gegnern gegenüber als die beſten Helden von allem Erdreiche. Hettel und Herwig vereinigten ihre Heere und lieferten den Feinden 3 harte Feldſchlachten, in denen die kräftigſten derſelben fielen. 12 Tage hatte der Kampf gedauert; am 13. Morgen ſprach Siegfried mit Sorgen: „Sehet wie viele Helden da tot liegen." Er und ſeine Verbündeten beſchloßen in eine Burg zu flüchten, an deren einer Seite ein Fluß rann. Die von Dänemark folgten ihnen und belagerten ſie. Nach Hauſe aber entbot Hettel Kunde, daß ihr Zug wohl gelungen ſei, und die Frauen nicht in Sorgen ſeiu ſollten. Die Belagerung dauerte lange; Hettel aber ſchwur, das Feld nicht zu räumen, bis er die Helden aus dem Morenlande gefangen hätte.

Gudruns Entführung. Hartmut unterhielt bei den Hegelingen Späher, die ihm alles berichten mußten, was ſich dort ereignete. Er erfuhr daher auch die Heerfahrt zu Herwigs Hilfe. Frau Gerlinde ſprach: „Ihr ſelbſt habt Soldgelder genug, auch ich will euch mein Silber und Gold geben, damit ihr Helden werben könnt; möge dann Hettel und Hilde Hartmuts Zurückweiſung gereuen." Der König Ludwig ſtimmte zu: „Wir wollen mit meinen Helden vom Normannenlande eine Heerfahrt verſuchen. Ich getraue mir zum Kriege 20.000 Mannen zuſammenzubringen. Damit führen wir Gudrun von dannen." Hartmut aber ſprach: „Könnte es geſchehen, daß ich Hildens Tochter hier ſähe, dafür tauſchte ich nicht ein weites Königreich." Ludwig gewann durch reiche Gaben ein großes Heer von Fremden und Heimiſchen. Mit 23.000 Kriegern fuhren ſie über See nach der Hegelingen Reich und landeten unter der Burg, in der die Frauen wohnten.

Noch einmal ſandte Hartmut Boten, 2 mächtige Grafen, welche um Gudrun gütlich werben ſollten. Würde ſie ihn jedoch verſchmähen, ſo ſollten die Waffen entſcheiden.

Die treue Verlobte aber antwortete:

„Das laß ich nie geſchehn,
Daß der kühne Hartmut ſollte mit mir ſtehn
Vor unſer beider Freunden unter Königskrone:
Er iſt geheißen Herwig, dem ich gern den guten Willen lohne.

„Dem bin ich verſprochen, zum Manne nahm ich ihn;
Auch wählt' er mich zum Weibe: gern den Recken kühn
Gönn ich aller Ehren, die er mag erleben:
Wie lang mein Leben währe, andern Freundes will ich mich begeben."

Als Hartmut dieſe Kunde empfing, klagte er:

„Ach meiner Schande!" ſprach da Hartmut,
„In meinem Herzen wehe mir dieſe Rede thut.
Nach beſſern Freunden will ich nun nie im Leben fragen,
Als die mir helfen ſtreiten." Da ſprangen auf, die am Geſtade lagen."

Nun bereiteten ſich beide Teile zum Kampfe. Hilde befahl ihren Mannen, die Burgtore zu ſchließen und ſich hinter den Mauern zu halten. Aber die ſtolzen Helden erachteten ſolches für Schande. Mehr als tauſend Mann ſtark erwarteten ſie vor dem Burgtore mit gezückten Schwertern die Normannen. Zuerſt griff Hartmut mit

1000 ſpeeraewaffneten Männern an; dann folgte Ludwig mit drei Scharen, jede zu 3000 Mann.

Da wurde es den überſtolzen Burgmannen leid, Hildens Rat nicht befolgt zu haben. Vergebens erwieſen ſie ſich als ſtarke Helden, vergebens wurden von Mauern und Türmen herab durch Wurf und Schuß viele Feinde getötet oder verwundet: Ludwig und Hartmut drangen in das Thor, bald flatterten ihre Feldzeichen auf den Zinnen der Feſte.

Hartmut der ſchnelle gieng zu Gudrun hin:
„Stets habt ihr mich verſchmähet," ſprach er, „Königin;
Nun ſollten wir verſchmähen, jemand hier zu fangen:
Ich und meine Freunde ſollten euch erſchlagen all und hangen."

Da ſprach ſie nichts weiter als: „Weh mir, Vater mein,
Wenn du das wüßteſt, daß man die Tochter dein
Gewaltſam von hinnen führt aus deinem Lande:
Mir armen Königstochter geſchähe nicht der Schade noch die Schande."

Schätze und Gewänder wurden geraubt, Hilde wurde aus der Burg geführt; denn dieſe ſollte in Brand geſteckt werden.

Hartmut aber wehrte ab: „Laßt die Beute zurück, ich gebe euch zu Hauſe von meines Vaters Reichtum." Die Burg jedoch wurde gebrochen; die Stadt verbrannt, die tapferſten Helden und 62 edle Jungfrauen hinweggeführt.

Klagen und Weinen erſcholl weithin. In tiefſtem Leide blickte Hilde den Jungfrauen nach, die mit Gudrun und Hildburg als Gefangene hinwegfuhren. Sie befahl einem Boten zu Hettel zu eilen und ihm den großen Schaden zu klagen, den die Normannen ihm und ihr angethan hatten. Am 7. Morgen kamen die Getreuen gegen das Lager der Hegelingen. Horant von Dänemark erblickte ſie und meldete ſie dem Könige. Dieſer begrüßte die Traurigen freundlich: „Seid willkommen, ihr Herren, in dieſem Lande; wie geht es Frau Hilde; wer ſandte euch?" Der Bote antwortete: „Meine Herrin hat mich hergeſandt; deine Burgen ſind gebrochen, dein Land mit Brand verheeret, Gudrun entführt mit ihren Frauen; von Sippen und Mannen liegen wohl tauſend tot; deine Habe wurde geführt in fremde Reiche, dein Schatz iſt hinweggenommen; ſo großen Schaden überwinden deine Lande nie." Der König fragte, wie der heiße, der das vermocht. Es antwortete einer der Mannen des Boten: „Der eine heißet Ludwig vom Normannenreich, der andere iſt Hartmut." Da rief Fürſt Hettel: „Das geſchah, weil ich ihm Gudrun verſagte! Wußte ich doch, daß der Normannenkönig ſein Land von Hagen zu Lehen habe, darum konnte Gudrun nicht die Seine werden. Nun ſoll die Kunde unſeren Feinden verſchwiegen bleiben, unſeren Freunden heimlich geklagt werden. Berufet ſchnell meine Verwandten zu mir, damit wir Rates einig werden." Traurig klagte Hettel den Seinen und Herwig das große Leid: „Schlecht iſt zu Hauſe Wache gehalten worden; mein Land iſt in Flammen, meine Burg gebrochen, Gudrun entführt; erſchlagen ſind meines Landes und meiner Ehre Hüter." Thränen traten in Herwigs Augen, daß auch Hettels Augen naß wurden; alle weinten, die das ſahen. Wate riet: „Laßet nicht laut werden, welches Leid uns geſchehen iſt; wir werden uns dafür mit Freuden entſchädigen; denn in Kummer ſoll Ludwigs und Hartmuts Geſchlecht verſetzt werden." Hettel fragte, wie das nun geſchehen könne. Wate ſprach weiter: Morgen frühe wollen wir die Feinde mit unſerer ganzen Macht angreifen, daß ſie inne werden, ſie würden nimmer ohne unſeren Willen ihr Volk lebend von hinnen führen." Dem Rate ſtimmte Hettel zu, und am nächſten Tage begann heftiger Kampf. Von allen Seiten wurden die Banner in das Gewühl gedrängt; die von Sturmland riefen: „Drauf los!" Viele lagen tot, die vordem geſund geweſen. Irolt rief über den Schild hinaus: „Wollt ihr es mit uns ſühnen, ihr Helden aus Morenland? Das läßt euch mein Herr, der König Hettel, fragen. Denkt, wie ferne eure Heimat iſt, ihr verlieret hier Leib und Gut!" Da antwortete Siegfried: „Ich will mit niemand verhandeln als nach meiner Ehre. Wähnet ihr uns zu bezwingen, ſo werdet ihr auf beiden Seiten nur immer mehr Menſchen verderben!„ Frute rief hinwieder: „Sichert ihr uns Dienſtwilligkeit zu, ſo laſſen alle, die aus unſeres Herren Landen ſind, den Krieg." Da boten die Moren die Hand zum Frieden; es kam zur Verſöhnung, Siegfried erfuhr, was geſchehen, und bot ſeine Hilfe zur Rache an. Hettel aber ſprach: „Wie ſollte ich ihnen ſchaden können, da mir Schiffe fehlen?" Wate meldete: „In der Nähe liegt ein Pilgerheer mit 70 guten Schiffen, die müſſen wir gewinnen, wie es uns auch darnach ergehe."

Schnell zog der alte Held mit 100 Mannen zum Wallfahrerlager; er überraſchte dieſelben, ließ ihr Silber und Gold aus den Schiffen auf den Strand führen und zwang 500 der kräftigſten in das Heer einzutreten. Die Pilger klagten ſehr über die Gewaltthat, Gott im Himmel werde dieſelbe ſtrafen. Die Hegelingen aber richteten die Segel gegen das Land ihrer Feinde und fuhren auf den Pilgerſchiffen dahin.

Die Normannen hatten unterdes auf einem Werder, der Wülpenſand geheißen, Halt gemacht, waren ans Land geſtiegen und gedachten eine Raſt von 7 Tagen zu halten. Das war zu frühe geruht. Plötzlich ſah der Seewächter ein Schiff mit vollen Segeln und ließ es den Königen melden. Weil in den Segeln Kreuze eingeſtickt erſchienen, wähnten ſie ein Heer vom Pilgern nahe. Bald ſahen ſie 3 weitere Schiffe und 9 Laſtſchiffe und von den Borden her erglänzten Helme. Nun rief Hartmut: „Wohlauf, meine grimmen Feinde kommen!" Dieſe ſtrebten ſo ſtark zu dem Strande, daß man die Ruder krachen hörte. Die Normannen am Ufer bereiteten ſich zum Kampfe. Laut rief Ludwig: „Nun erſt gilt es rechten Männerkampf; jeden will ich reich machen, der unter meinen Fahnen mutig ausharren wird!" Die Hegelingen ſprangen in die See und ſuchten den Strand zu gewinnen. Ein Speerwechſel entſtand, die Speere fielen ſo dicht, wie kaum der Schnee vor Sturmwind her von den Bergen weht. Der alte Wate ſprang allen voran; da ſchoß ihn Ludwig mit einem ſcharfen Speere, daß deſſen Stücke in die Lüfte ſprangen. Wate aber hieb ihn mit dem Schwerte, daß die Schwertſpitze bis auf das Haupt drang; hätte er unter dem Harniſch nicht ein Seidenhemde getragen, es wäre ihm ans Leben gegangen. Mit Not entrann Ludwig dem Tode; er mußte die Walſtatt räumen. Herwig vermochte nicht im erſten Sprunge das Land zu erreichen. Bis unter die Achſelgruben ſtand er im Waſſer und die Feinde ſuchten ihn mit Speerwürfen zu töten; er aber erreichte in Schnelligkeit das feſte Land.

Als die Hegelingen das Geſtade endlich gewonnen hatten, ſah man die Meereswellen über eines Speerwurfs Breite hinaus mit rotem Blute gefärbt. In furchtbarem Kampfe ſtritten Hettel und ſeine Mannen um des Königs liebes Kind. Allenthalten lagen Erſchlagener Leichen auf dem Wülpenſande. Auch die ſtolzen Moren waren von den Schiffen zu Lande gedrungen. Von ihres Königs Schlägen färbten ſich viele Panzer blutrot; weder Wate noch Frute erwieſen ſich kühner als er.

Vom Morgen an hatte der Kampf gewütet; ſchon ſenkte ſich der Abend herab, noch war aber der Streit nicht entſchieden. Da fanden ſich im Gewühle Hettel und Ludwig; aus der Kraft der Schwertſchläge erkannte jeder die Perſon des anderen, Ludwig aber traf Hetteln zu tode. Lautes Klagen erſcholl bei den Frauen, als ſie dieſe Kunde vernahmen. Wate, Frute, Morunc und Ortwin drangen nun mit verdoppelter Wut in die Feinde, des Königs Tod zu rächen. Es begann zu nachten, doch der Kampf dauerte fort. Im Dunkel ſprang der Dänen einer gegen Horant und dieſer wähnte einen Feind zu erkennen. Laut erklang ſein Schwert, bis der vermeintliche Gegner totwund lag. Horant befahl, deſſen Fahne zu ſeinen Fahnen zu tragen, plötzlich erkannte er an der Stimme ſeinen Neffen. Wie klagte er um den Toten! Laut rief Herwig aus: „Hier geſchieht nicht Kampf ſondern Mord! Seit wir das Tageslicht verloren haben, ſchlagen wir ziellos aufeinander, auf Fremde und Bekannte. Dauert das bis an den Morgen, lebt kaum der dritte Mann!" Wie ergrimmt auch Wate war und wie viele er auch an den Ort ſandte, wo ſie immer bleiben ſollten, dennoch konnten ſie den Kampf ſcheiden, bis es wieder Morgen wurde. Die Gegner blieben aber einander ſo nahe, daß ſie im Lichte der Wachtfeuer gegenſeitig die Helme und Schilde ſahen.

Ludwig und Hartmut hielten geheime Zwieſprache. Hierauf ſprach Ludwig liſtig zu ſeinen Mannen: „Nun leget eure Häupter auf die Schilde und machet großen Lärm, ſo werden die Hegelingen nicht merken, daß ich euch von hinnen bringe."

Da erhoben ſie mit Trompeten und Poſaunen großen Lärm, als ob ſie das Land in Beſitz genommen hätten, den Jungfrauen aber verboten ſie die laute Klage und drohten, diejenigen in die Wellen zu verſenken, welche man laut weinen hören würde. So brachten ſie ihre Habe und die troſtloſen gefangenen Frauen an Bord ihrer Fahrzeuge; nur die Erſchlagenen und manch' leer gewordenes Laſtſchiff blieben zurück. Vor Tagesanbruch waren die Normannen ſchon auf der offenen See.

Am frühen Morgen ließ Wate das Heerhorn erſchallen; zu Roß und zu Fuß zogen die von Dänemark gegen die Feinde, aber ſie fanden auf dem Strande nur die verlaſſenen Leichname der Erſchlagenen, herrenloſe Waffen, zerſtreute Gewänder, leere Laſtſchiffe. Wie grimmig beklagte da Wate, wie jammervoll Ortwin König Hettels ungerächten Tod; dieſer rief: „Wohlauf, ihr Helden; vielleicht können wir ſie ereilen, ehe ſie dem Lagerplatz zu ferne ſind; noch ſind ſie wohl dem Geſtade nahe." Frute aber prüfte den Wind und ſagte: „Was hilft alle Eile? Sie ſind nun wohl ſchon 30 Meilen weit, überdies haben wir nicht mehr Mannſchaft genug, ihnen Schaden zu thun; verſchmähet nicht meinen Rat, ſondern laſſet die Verwundeten auf die Schiffe bringen, die Toten hingegen ſuchet auf und begrabet." Da ſtanden ſie alle in größter Trauer; über allen anderen Schaden hatten ſie ja jetzt die junge Königin verloren. Welche Kunde mußten ſie Frau Hilde bringen?

Sie ſuchten nun die Erſchlagenen auf und legten Chriſten und Heiden beſonders. Auf Ortwins Rat wurde zu der Toten Gedächtnis ein Kloſter gegründet und von jedem Geſchlechte mit Land begabt. Nach Wate's Vorſchlag verkaufte man der Erſchlagenen Roſſe und Gewänder, um von dem Erlöſe armen Leuten Vorteil zu ſchaffen. Auch die Leichen der erſchlagenen Feinde wurden begraben. Bis an den 6. Tag waren die Verbündeten in ſolch' trauriger Arbeit.

Wate, dem Alten, wurde die ſchwere Aufgabe, Frau Hilden die grauſame Kunde zu überbringen. Mit Furcht ritt er in Hildens Land.

und ſtill zogen der greiſe Held und ſeine Mannen in Hettels Burg ein. Da wurden die Leute bange; denn bisher war Wate immer mit hellem Klange eingeritten.

„Wehe," rief Frau Hilde, „wie iſt es ihnen ergangen? Wate's Mannen führen dunkle Schilde; ſchwer beladene Saumtiere ſind im Zuge. Wüßte ich doch, wo der König iſt!" Viele eilten zu Wate, ihn über Freunde und Verwandte zu befragen. Dieſer aber ſprach: „Sie ſind alle erſchlagen." Klagen und Weinen ertönte von Frauen und Mannen. Frau Hilde rief: „So iſt von mir geſchieden mein Gemahl, Hettel der Mächtige; wie ſchwindet meine Ehre; nun habe ich zwei verloren; denn auch Gudrun ſehe ich nimmer wieder. Wehe mir, wenn Hartmut nicht dies alles büßet!" Wate tröſtete: „Herrin, laßt das Klagen; die Toten bringt es doch nicht wieder. Wenn aber ſpäter in dieſen Landen Mannſchaft herangewachſen ſein wird, ſoll Ludwig und Hartmut Leid genug geſchehen." Die Trauernde antwortete: „Alle meine Habe wollte ich geben, ſollte ich Rache erleben oder ſollte es geſchehen, daß ich Arme meine Tochter wieder ſehe." Den Pilgern wurden die Schiffe zurückgegeben und die Königin erſetzte ihnen jede Mark erlittenen Schadens mit 3 Mark Silber, ſo daß ſie mit Segenswünſchen ſchieden.

Am nächſten Morgen kam Herwig an und fand Hilde Hettels Tod, Gudruns Verluſt beweinend.

Um der Frauen Thränen hub auch zu weinen an
Herwig der edle. Da ſprach der junge Mann:
„Sie ſind nicht all erſtorben, die euch da helfen ſollten
Und es gerne thaten, ob es auch mancher übel hat entgolten.

Wohl betrübt es immer das Herz mir und den Leib;
Doch ſoll es Hartmut büßen, daß er mir mein Weib
Hinnen durfte führen und erſchlagen unſre Beſten:
Ich reit ihm noch ſo nahe, daß ich niederbreche ſeine Feſten."

Die Königin bat ihre Getreuen zu einer Beratung; es wurde beſchloſſen, abzuwarten, bis die Jugend herangewachſen ſei; unterdeſſen ſolle Frau Hilde Schiffe zur Seefahrt bauen und ausrüſten laſſen. Auch Siegfried von Morland bat, ihn den Kriegszug wiſſen zu laſſen, da er teilnehmen wolle. So ſchieden ſie trauernd von einander; jeder zog in ſein Land. Auf dem Wülpenſande aber erhob ſich ein Münſter, Spital und Kloſter, in welchen für der Toten Ruhe ſpät und früh gebetet wurde.

Gudrun bei den Normannen. — Die Normannen waren durch Ludwigs Liſt vom Wülpenſande glücklich entronnen und günſtige Winde trieben ſie der erſehnten Heimat zu. Als Hartmuts Burgen in ſicht kamen, wies der alte Ludwig auf ſie und ſprach zu Gudrun: „Seht ihr die Burgen, Herrin? Wollt ihr uns hold ſein, wir können's euch mit reichen Landen lohnen." Die Jungfrau antwortete: „Wem könnte ich hold ſein, bin ich doch von meiner Huld ach! ſo weit und durch breite Schranken geſchieden; das bringt mir täglich Leid." Ludwig fuhr fort: „Laßt das euch nicht zum Leide ſein. Liebet Hartmut und alle unſere Habe ſei euch geboten." Die Gefangene erwiederte:

„Laßt mich ohne Not:
Eh ich Hartmut nähme, lieber wär ich tot.
Ihm iſts nicht angeboren, daß er mich ſolle minnen;
Das Leben will ich laſſen, doch zum Freund ihn nimmermehr gewinnen."

Ludwig dem König that die Rede weh,
Er ergriff ſie bei den Haaren und warf ſie in die See.
Hartmut der kühne ſetzte ſich dawider:
Aus den tiefen Wellen zog er bald das edle Mägdlein wieder.

Sie war ſchon ſchier geſunken, da kam Herr Hartmut:
Sie wäre wohl ertrunken, hätte der Degen gut
Nicht ihre gelben Zöpfe erreicht mit ſeinen Händen:
So zog er ſie zur Höhe; er konnt ihr Sterben anders nimmer wenden.

In eine Barke legte ſie Hartmut der Degen;
Unſanft konnte Ludwig ſchöner Frauen pflegen.
Sie ſaß in dem Hemde, als aus der Flut ſie brachte
Der Held; das war ihr fremde; hei! wie ſie ſchmerzlich ihres Leids gedachte!

Da ſah man alle weinen die ſchönen Mägdelein;
Froh war ihrer keine; konnt ihnen leider ſein,
Da ſie des Königs Tochter ſo mußten ſtrafen ſehen?
Sie gedachten bei ſich ſelber: „Uns wird des Leides hier noch mehr geſchehen."

Da ſprach König Hartmut: „Was ertränkt ihr mir mein Weib,
Gudrun die ſchöne? die iſt mir wie mein Leib.
Wenn es anders jemand als mein Vater wäre,
Der ſich des erkühnte, ich nähm ihm wohl das Leben und die Ehre."

Da ſprach wieder Ludwig: „Unbeſcholten bin
Ich in mein Alter kommen und wollt auch fürderhin
Gern in Ehren leben bis zu meinem Ende.
Nun bitte Gudrunen, daß ſie ihren Zorn nicht auf mich wende."

Unterdeſſen hatten Boten am Hofe der Normannen die Ankunft der Helden und Gudruns angekündigt und die Königin ſamt ihrer Tochter aufgefordert, die gefangenen Jungfrauen am Strande freundlich zu empfangen. Sie hieß ihre Tochter Ortrun die Frauen und die Mannen ſich dazu feſtlich kleiden. Am 3. Morgen ritten ſie an das Geſtade und begrüßten mit großer Freude die Könige und das Heer. Nur Gudrun und ihr Hofgeſinde blieben traurig. Hartmut führte Hettels Tochter ſeiner Mutter und Schweſter entgegen. Ortrun umfaßte ſie liebreich und mit weinenden Augen gab ihr Gudrun einen Kuß. Als aber Gerlinde zu ihr trat, ſprach ſie unmutig: „Warum nahet ihr mir? Wie ungern würde ich euch küſſen! Eure Ratſchläge habe mir viel Herzeleid, unſicheres Los und Schande bereitet, und es wird deſſen, ach, noch mehr die Zukunft bringen." Die Königin überſah dieſe Worte und gab ſich viele Mühe, ihr freundlichere Geſinnung beizubringen.

Am nächſten Tage ſchieden viele Helden; die meiſten zogen in ihre Heimat. An vielen Orten gab es frohes Wiederſehen, an anderen aber Klagen und Händeringen.

Hartmut führte Gudrun auf eine ſeiner Burgen. Dort diente ihr aufmerkſam alles Hofgeſinde, ſie aber erwies ſich freigebig gegen alle. Einſt hielt Gerlinde die Zeit für gekommen, zu fragen, wann ſich Gudrun Hartmut vermählen wolle. Die Jungfrau erwiederte:

Von ſeinem großen Gute darfſt du mir nicht ſagen,
Daß ich den Recken ſollte des Reichtums willen minnen.
Hier hoff' ich nicht zu bleiben, ich ſehne mich alltäglich weg von hinnen."

Als Gerlinde Hartmut von Gudruns Hochmut berichtete, bat er ſeine Mutter, zu bedenken, wie viel Leid der Jungfrau durch ihn wiederfahren ſei und mit ihr freundlich umzugehen, damit er es ihr einſt danken könne. Die Königin antwortete: „Wenn wir nicht Strenge gegen ſie anwenden, wird ſie nimmermehr dein Weib!" Der junge König ſagte: „Nun ziehet ſie in der Weiſe, daß ſie mir nicht etwa ihre freundliche Geſinnung vollends verſage."

Die böſe Fürſtin aber gieng zornig zu den gefangenen Jungfrauen und verkündete ihnen: „Ihr Mädchen, ihr werdet zur Arbeit gehen; und daß mir keine unterlaſſe, was ich gebieten werde!" Nun wurden die armen Heimatberaubten getrennt, und lange Zeit vergieng, ehe ſie einander wieder ſahen. Die früher Herzoginnen geweſen waren, gewohnt, Gold in Seide zu wirken und mit Edelſteinen auszulegen, mußten Garn winden oder ſpinnen oder Flachs bürſten, oder andere harte Arbeit thun. Heregart, die vornehmſte darunter, trug in Ortruns Gemach das Waſſer; Hildburg eine Königstochter aus Portugal, die mit Hilde aus Irland gekommen war, heizte den Mägden die Stube wenn ſie von der Arbeit im Freien nach Hauſe kamen; ſie mußte thun, was die niedrigſte derſelben ihr gebot.

Nach drei Feldzügen kam Hartmut wieder nach Hauſe und ließ ſich zu Gudrun führen. Leicht ſah er ihr an, daß ſie ſelten Ruhe und gute Nahrung gehabt habe. Auf ſeine Frage, wie es mit ihrem Behagen ſtehe, antwortete ſie: „Ich muß ſolche Dienſte thun, daß ihr davon Sünde und Schande habt." Er machte ſeiner Mutter Vorwürfe, dieſe aber verteidigte ſich: „Wenn wir Gudrun auch 30 Jahre bitten würden, könnte ſie doch nur mit Ruten oder Peitſchen dazu gebracht werden, dich zu heiraten." Er antwortete: „Ich aber will ſie deſto beſſer behandeln." Er wußte aber nicht, daß ſie nun deſto ſchlimmere Tage haben würde. Gerlinde ſprach zu ihr: „Wenn du dich nicht eines beſſeren beſinnſt, ſo mußt du mir mit deinen Haaren den Staub von Schemeln und Bänken wiſchen. Dreimal des Tages mußt du mein Gemach kehren und das Feuer darinnen zünden." Gudrun erwiederte: „Alles thue ich, bevor ich an Stelle meines Trauten einen andern liebe!"

Sieben volle Jahre lang leiſtete Gudrun ſo harten Dienſt!

Als es nun in das neunte Jahr ihrer Gefangenſchaft ging, beſann ſich Hartmut, daß es eine Schande für ihn wäre, wenn er nicht einmal König wäre und doch Herr hieße über Königs Land. Bei Gelegenheit ſeiner Krönung ſollte Gudrun ſeine Frau werden. Er ging zu ihr und ſprach ſie freundlich an: „Ihr ſollt mich lieben, edle Jungfrau, und ſeid dann Königin. Meine Helden werden euch dienen, daß ihr ſie loben ſollt."

„Ihr wißt wohl, Herr Hartmut, wie es damit bewandt,
Wie ihr mir habt geſchadet durch eure ſtarke Hand,
Als ihr daheim mich finget und führtet mich hindannen:
Wie übel eure Recken da gethan an meines Vaters Mannen.

„Es hat noch ſtets die Sitte gegolten bisheran,
Keine Frau je ſollte nehmen einen Mann
Als mit beider Willen: ſo wollt es Recht und Ehre."
Noch trug um ihren Vater großes Leid Gudrun die hehre.

Da ſprach in großem Zorne der Recke Hartmut:
„So kümmert es mich wenig, was man euch auch thut,
Da ihr doch die Krone mit mir verſchmäht zu tragen:
Ihr findet was ihr ſuchet: zu Lohne ſolls euch werden alle Tage."

„Den Lohn will ich verdienen, wie ich gethan bisher:
Was ich auch ſchaffen mußte für Hartmutens Heer
Und Gerlindens Frauen, ſeit Gott mein hat vergeſſen,
Das litt ich alles gerne; mein Herz hat doch Kummer unermeſſen."

Auch Ortrun wurde gebeten, Gudrun liebreich zu begegnen und deren Sinn zu wenden. Willig that es die hohe Jungfrau. Burgen und Land wurden der Gefangenen geboten; ſie antwortete: „Mit feſten Eiden bin ich einem Könige verlobt, ich will eher ſterben, als eines anderen Weib ſein." Ortrun nahm ſie zu ſich; ihr wurde gedient, wie des Königs Schweſter ſelbſt, ſo daß die roſenrote Farbe ihrer Wangen wiederkehrte. So oft aber der König ſie freundlich anſprach, gab ſie ihrem Unwillen durch verletzende Antwort Ausdruck. Da gieng Hartmut endlich von dannen und überließ die, welche ihn ſo ſehr haßte, ſeiner unholden Mutter.

Gudrun mußte wieder mit niederen Mägden Dienſte thun, ſie ſprach aber zu Gerlinde: „Was ich mit Willen und mit Händen zu zu arbeiten vermag, das will ich fleißig thun, Tag und Nacht, da mein Unglück mir nicht gönnt, bei den Meinen zu ſein.“ „So ſollſt du an dem Meeresſtrande ſtehen und mir und meinen Frauen die Gewänder waſchen,“ rief die böſe Herrin, „und dich hüten, daß ich dich nie müßig finde.“ Gudrun antwortete: „Laſſe mir das Waſchen lehren, daß ich mir damit mein Brot verdiene. Ich wollte, ihr thätet mir noch leider.“ Da befahl die Königin einer Magd, mit Gudrun an den Strand vor der Burg zu gehen, und ſie zu lehren. Das ſah auch Hildburg, die Königstochter aus Portugal. Sie bat Gerlinde: „Ihr ſollt, Herrin, ſie nicht allein waſchen laſſen; wir ſind beide Königskinder, laſſet uns zuſammen arbeiten.“ Die böſe Gerlind rief: „Das wird dir noch oft leid! Wie hart der Winter ſei, du mußt hinunter in den Schnee und bei den rauheſten Winden die Kleider waſchen, während du gerne in warmer Stube ſäßeſt.“ Hildburg erwartete es kaum, daß es Abend wurde; dann durfte ſie zu Gudrun, und beide weinten über ihr bitteres Los. Hildburg ſprach: „Wie ſchmerzet mich dein ſchweres Leid. Ich habe von der Teufelin erbeten, daß du nicht einſam waſchen mußt; gemeinſam mit dir will ich die Laſt tragen.“ Gudrun erwiederte: „Das lohne dir Chriſtus, daß dich mein Leid ſo ſehr betrübt. Nun wir zuſammen ſind, iſt uns deſto beſſer zu Mute.“ So trugen beide die Kleider an den Strand und wuſchen ſie gemeinſam. Nie geſchah edlen Frauen größeres Leid. Dennoch war nur eine der gefangenen Jungfrauen ihrer Herrin Gudrun untreu geworden und hatte ſich mit Hartmuts Mundſchenk vermählt.

Gudruns Befreiung. — Jahre waren ſeit der Schlacht am Wülpenſande vergangen, da berief Hilde, Hettels Witwe, Herwig von Seeland, Frute und Horant von Dänemark, Wate von Sturmland, Ortwin aus Ortland zum Rachezuge. Auch an Siegfried von Morland wurden Boten geſendet. Auf dem Wülpenſande traten in der Faſtenzeit die Scharen zuſammen. Es waren zumeiſt die Söhne derer, deren Leichen hier ruhten. Nachdem die Helden ihre Gebete an der Väter Gräbern verrichtet hatten, fuhren die Schiffe ab. Nach manchen Fährlichkeiten nahten ſie der Küſte der Normandie. Wate wählte eine Stelle zur Landung, wo vor einem Berge ein weiter Wald lag. Mannſchaften, Waffen und Roſſe wurden an das Land geſchafft und ein Lager hergeſtellt. Am andern Morgen erboten ſich Herwig und Ortwin, Gudruns nächſte Lieben, auf Kundſchaft auszugehen, um zu erfahren, wie es um die Teure ſtünde. Bevor ſie weggingen, ließ jeder von ihnen Blutsfreunde und Mannen geloben, ihn zu löſen, wenn er gefangen, ihn zu rächen, wenn er getötet würde, auch daß ſie nicht eher nach Hauſe kehren wollten, bis ſie die geraubten Jungfrauen befreit hätten.

An demſelben rauhen Märztage wuſchen Gudrun und Hildburg an dem Strande die Kleider. Da kam um Mittag über die Welle ein Schwan geſchwommen.

Nun hört, wie Gudrun ſprach:
„O weh, ſchöner Vogel, du mußt mich auch erbarmen,
Daß du einher geſchwommen kommſt auf dieſen Fluten,“ ſprach die Arme.
In menſchlicher Stimme Antwort zu ihr begann
Der hehre Gottesvogel, als wär' es ein Mann:
„Ich bin ein Bote Chriſti, und willſt du mich fragen,
Hehres Mägdlein edel, ſo will ich dir von deinen Freunden ſagen.“
Als die hehre Jungfrau die Stimme vernahm,
Da wollte ſie nicht glauben, es ſchien zu wunderſam,
Daß der wilde Vogel zu reden anfienge:
Sie hörte ſeine Stimme, als ob ſie aus Menſchenmunde ginge.
Da ſprach der hehre Engel: „Du magſt dich Glücks verſehen,
Arme Heimatloſe, das ſoll dir bald geſchehen.
Willſt du mich fragen von deinem Heimatlande,
Ich bin der Deinen Bote: Gott ſchickt mich dir zum Troſt nach dieſem Strande.“
Gudrun die edle fiel nieder in den Sand
Auf den Knieen zum Himmel zu fleh'n in Kreuzgeſtalt.
Sie ſprach zu Hildburgen: „O wohl uns dieſer Ehren,
Daß Gott unſer denket, nun ſoll uns länger nicht der Kummer währen.“
Da ſprach die Unſelige: „Hat dich Chriſt geſandt
Uns armen Heimatloſen zu Troſt in dieſes Land,
Du ſollſt mich hören laſſen, Bote du mein guter,
Iſt Hilde noch am Leben? Sie war der armen Gudrun Mutter.“
Da ſprach der hehre Bote: „Das will ich dir ſagen;
Hilde deine Mutter ſah ich geſund vor Tagen,
Als ſie dir ein größer Heer zu Hilfe ſandte,
Als jemals liebem Kinde eine Mutter oder Nahverwandte.“
Da ſprach die edle Jungfrau: „Edler Bote hehr,
Laß dich es nicht verdrießen, ich frage dich noch mehr:
Iſt Ortwin, der König von Ortland, noch am Leben?
Und Herwig, mein Geliebter? Der Frage hört ich gerne Antwort geben.“
Da ſprach der hehre Engel: „Das mach ich dir wohl kund;
Ortwin und Herwig ſind beide noch geſund.
Ich ſah ſie heute fahren auf des Meeres Wegen;
An einem Ruder zogen mit gleicher Kraft die beiden ſtarken Degen.“

Auch um alle anderen Freunde ergieng ihre Fragen, von allen wurde ihr verkündet, daß ſie ihnen zur Rettung nahe wären. Nachdem der Gottesbote geſchieden war, redeten die Frauen noch viel von den Helden, die ihnen Befreiung bringen ſollten, dabei aber ſäumten ſie ſich mit der Arbeit. Als ſie nach Hauſe kamen, ſchalt die arge Königin: „Wer ratet euch meine weiße Leinwand und die Gewande ſo ſäumig zu waſchen und zu bleichen. Ich glaube, die werden weinen müſſen, die ſich nicht in acht nehmen.“ Hildburg entſchuldigte ſie: „Wir thun, was wir vermögen, auch mögt ihr gedenken, wie ſehr uns arme Mädchen frieret; wären die Lüfte warm, wüſchen wir wohl mehr.“ Da rief Gerlinde boshaft: „Hei, ihr ſollt euch nicht ſäumen; wie auch das Wetter ſei, ihr müſſet früh nnd ſpät meine Stoffe waſchen; ſobald es morgen tagt, ſollt ihr von meinem Frauengemach weggehen. Hohe Feſttage ſtehen bevor; der Palmſonntag iſt nahe; es werden Gäſte kommen. Wenn dann meine Helden ihre Kleider nicht makellos haben, ſollen Wäſcherinnen in einem Königsſitz nie härter gezüchtigt worden ſein, als es euch geſchehen wird.“

Da giengen ſie von der Unholden und legten die naſſen Kleider ab, die ſie trugen. Schlecht genug wurden ſie gepflegt. Ihre Gewande waren nur ſchmutzige Hemden, ihre Nahrung Schwarzbrot und Waſſer, ihre Lagerſtatt die bloße Bank. Beide lagen in Gedanken über die Verheißung des Schwanes und ſchliefen deſto weniger.

Als der Tag graute, ſah Hildburg beim Fenſter hinaus. Es war friſcher Schnee gefallen. Gudrun ſprach: „Geſpielin, ſage der böſen Gerlinde, daß ſie uns erlaube, Schuhe anzuziehen; gehen wir wie immer barfuß, ſo frieren wir uns zu Tode.“ Gerlinde ſchlief noch, als ihr Hildburg nahte, und hörte im Schlafe deren ſanfte klagende Stimme. Strafend rief ſie: „Sagt, warum geht ihr nicht zum Strande, mir die Gewande zu waſchen, bis das Waſſer lauter von ihnen fließt?“ Da ſprach die Arme: „Ich weiß nicht, wohin ich gehen ſoll; es wäre denn, ihr wollt uns mit dem Tode ſtrafen; wir müſſen heute ſterben, haben wir nicht Schuhe an den Füßen.“ Da ſprach die Wolfsherzige: „Ich glaube nicht, daß das geſchieht. So wie ihr ſeid, müßt ihr von hinnen; es ſei euch wohl oder wehe. Waſchet mir eifrig, oder ich thue euch ſo leide, daß ihr bitter weinet. Was ſchiert mich euer Tod?“ Weinend nahmen die beiden Jungfrauen die Kleider und wateten mit bloßen Füßen durch den Schnee. „Gott gebe, daß ich euch daran erinnern kann,“ rief Gudrun drohend, als ſie aus der Burg waren.

So ſtanden ſie am Strande, bebten vor Froſt in den naſſen Gewändern und wuſchen. Sehnſüchtige Blicke richteten ſie auf die See, von der ihnen die verheißenen Boten der Rettung kommen ſollten. Das Meer trieb Eisblöcke, und der rauhe Märzwind ſchleuderte die langen Haare der Jungfrauen wild um ihre Nacken und Schultern. Da nahten auf einem Kahne zwei Kriegsmänner. Die Jungfrauen wollten fliehen, wurden aber „bei aller Jungfrauen Ehre“ gebeten zurückzukommen. Die Krieger boten ihnen den Morgengruß, der ihnen ſeltſam fremd klang; denn bei Frau Gerlind war „guten Morgen“ und „guten Abend“ teuer.

Die Fremden erkannten weder Gudrun noch Hildburg in der ſchmachvollen Niedrigkeit ihrer Kleidung und ihrer Magdarbeit, fragten ſie aus um Land und Leute, vernahmen, daß die Burgen wohl gerüſtet und ſtark bewehrt ſeien, und daß man nur vor einem Feinde Sorge habe, vor den Hegelingen.

Während der langen Unterredung ſtanden die Jungfrauen in der herben Kälte zitternd vor den fragenden Helden; da boten ihnen dieſe mitleidig ihre Mäntel, um ſich darein zu hüllen. Gudrun entgegnete: „Da ſoll mich Gott bewahren, daß jemand an meinem Leibe jemals Mannskleider ſähe.“ Nun fragte ihr Bruder Ortwin, ob nicht eine Jungfrau Gudrun einſt als Geraubte in dieſes Land gebracht worden ſei. Unterdes verglich Herwig wiederholt die Züge dieſer armen Dienſtmagd mit den unvergeſſenen Mienen ſeiner edlen Braut; auch nannte er Ortwin bei Namen. Da hätte Gudrun gerne erkannt, ob dieſer ihr Bruder wäre und ſprach:

„Wie ihr auch heißet, ihr ſeid untadelig.
Einem, den ich kannte, gleicht ihr ſeltſamlich:
Er war geheißen Herwig und war von Seelanden:
Wenn der Held noch lebte, er löſt' uns wohl aus dieſen ſtrengen Banden.
„Ich bin auch ihrer eine, die mit Hartmuts Heer
Im Streit gefangen wurden und geführt über Meer.
Ihr ſuchet Gudrunen: das thut ihr ohne Not:
Die Magd von Hegelingen fand vor großem Leid den Tod.“

Beiden Helden ſtürzten ob dieſer Kunde Thränen aus den Augen, und Herwig rief: „Die Jungfrau war meine Braut; bis an mein Ende werde ich ihren Tod betrauern.“ Zitternd in Hoffnung und Furcht ſagte Gudrun:

„Ihr gehabt euch alſo bei dieſer Trauermäre,
Als ob die edle Gudrun euch verwandt, ihr guten Helden, wäre.“

Da ſprach der edle Ritter:

„Wohl traure ich um die Maid;
Sie iſt mein Weib geweſen auf alle Lebenszeit.
Sie war mir zugeſchworen mit Eiden feſt und ſtäte:
Nun hab' ich ſie verloren durch des alten Ludwigs grimme Räte.“
„Ihr wollt mich betrügen,“ ſprach die arme Magd.
„Von Herwigens Tode ward mir oft geſagt.
Die höchſte Wonn auf Erden ſollt ich in ihm gewinnen:
Wär der nech am Leben, ſo hätt er längſt mich geführt von hinnen.“
Da ſprach der edle Ritter: „So ſeht meine Hand,
Ob ihr das Gold erkennet: Herwig bin ich genannt.

Mit dieſem Mahlſchatz ſollt ich Gudrunen minnen;
Seid ihr denn meine Gattin, wohlan, ich führ euch minniglich von hinnen.'

Wie nach der Hand ſie ſchaute und nach dem Ringelein,
Da lag in dem Golde von Abale der Stein,
Der beſte, den ſie geſehen all ihres Lebens Tage;
Einſt hatt' ihn Gudrun die ſchöne ſelber an der Hand getragen."

Sie lacht' in ihrer Freude; da ſprach das Mägdelein:
„Das Gold erkenn' ich wieder, vor Zeiten war es mein.
Nun ſollt ihr dieſes ſehen, das mein Geliebter ſandte,
Da ich armes Mädchen mit Freuden war in meines Vaters Lande."

Wie nach der Hand er ſchaute und das Gold erſah,
Herwig der edle ſprach zu Gudrun da:
„Dich hat auch anders niemand als Königsblut getragen:
Nun hab' ich Freud' und Wonne geſehen nach langem Leid und böſen Tagen.'

Da umſchloß er mit den Armen die herrliche Maid;
Was ſie geſprochen hatten, gab ihnen Lieb und Leid.
Auch bedeckt' er mit Küſſen den Mund, die niemand zählte,
Ihr und Hildeburgen, der minniglichen Magd, der auserwählten.

Bruder und Verlobter dachten nun, Gudrun ſei Hartmuts Frau geworden und fragten, wie es komme, daß ſie ſo ohne königliches Gefolge hier weile, ja ſogar niedere Magddienſte thun müſſe. In jungfräulicher Scham und doch in berechtigtem Selbſtgefühl, weinend in der Erinnerung der erlittenen Schmach, antwortete ſie: „Weil ich Hartmut niemals lieben wollte, muß ich mich der harten Arbeit unterziehen."

Herwig wollte nun die treue Verlobte augenblicklich hinwegführen, um ſie weiterer Kränkung zu entziehen. Wohl krampfte ſich auch des Bruders Herz beim Anblick der edlen Schweſter zuſammen, die in beſchimpfender Blöße, am Meeresſtrande den Unbilden der Witterung ausgeſetzt, mit den zarten Händen ſo ſchweres Werk vollziehen mußte; höher aber ſtand ihm das Gebot der ritterlichen Ehre. „Was mir im Sturm des Krieges entriſſen worden iſt," entgegnet Hettels Sohn, „das will ich heimlich nicht ſtehlen. Eher ließe ich hundert Schweſtern verderben, ehe ich ſolches thäte," und Gudruns Vorwurf, ſie wiſſe nicht, was ſie ihm Böſes zugefügt habe, daß er ſie jetzt ſo verlaſſe, wies er mit den Worten zurück: „Ich kann dich nicht anders von hinnen nehmen als mit Ehren."

So fahren denn die beiden Helden allein zurück; in grenzenloſem Jammer ruft die verlaſſene Jungfrau:

„O weh mir Armen! Endlos iſt nun mein Leid:
Auf die ich immer hoffte, da mich die verſchmähen,
Daß ſie mich löſen würden, wann ſoll ich dann die Heimat wiederſehen?"

Die kühnen Degen eilten zum Geſtade jach:
Gudrun die arme rief Herwigen nach:
„Einſt war ich die beſte, nun gelt ich für die böſte:
Wem läßt du mich, und weſſen ſoll ich arme Waiſe mich getröſten?"

Doch Herwig tröſtete ſie vom Kahne aus:

„Du biſt nicht die böſte, du ſollſt die beſte ſein;
Edle Königin, hehle für jetzt die Reiſe mein:
Eh morgen ſcheint die Sonne, lieg ich hier zu Felde,
Das glaub' auf meine Treue, vor dieſer Burg mit achtzigtauſend Helden."

So ſchnell, als ſie konnten, fuhren ſie hindann.
Da hub ein härtres Scheiden zwiſchen Freunden an,
Als je Freunde thaten, das darf man mir wohl glauben.
Sie begleiteten die Boten, ſo fern ſie nur konnten mit den Augen.

Im erwachten Hochgefühle der Fürſtentochter warf Gudrun nun Gerlindens Leinwand, welche ſie waſchen ſollte, in die See. Zorniger Empfang und harte Schläge erwarteten ſie in der Burg, ſie ermutigte aber die beängſtigte Freundin:

„Freude nahet mir,
Troſt und hohe Wonne! ob ſie bis morgen hier
Mich mich Beſen ſchlügen, daran würd' ich nicht ſterben;
Doch die uns ſo mißhandeln, deren müſſen viele bald verderben."

In der That wollte die Königin der Normannen im Zorne über den Verluſt der feinen Linnen die Jungfrauen mit Ruten züchtigen laſſen. Da ſprach Gudrun liſtig:

„Das will ich euch ſagen:
Werd' ich mit dieſen Ruten heute hier geſchlagen,
Sieht mich dann je ein Auge bei reichen Königen ſtehen
Auf dem Haupt die Krone, gar übel wird es dem dafür ergehen.

„Drum rat' ich, daß mich keiner zu berühren wagt:
Ich will ihn jetzo minnen, dem ich bisher verſagt:
Man ſoll mich als Königin der Normandie erſchauen;
Und herrſch' ich da, ſo thu' ich, was mir niemand möchte zugetrauen."

Da ſprach Frau Gerlinde: „So ließ' ich meinen Zorn;
Und hätteſt du mir tauſend Linnen auch verloren,
Die wollt' ich verſchmerzen; wohl ſollt' es dir frommen,
So du Hartmuten von Normandie dir zum Gemahl genommen."

Da ſprach die ſchöne Jungfrau: „Erholen muß ich mich;
Alle dieſe Qualen ſind ſo fürchterlich.
Rufet mir den König von Normandie hieher!
Was mir der gebietet, ich leiſte willig ſein Begehr."

Die Kunde von dieſer Rede verbreitete große Freude in der ganzen Burg. Hartmut eilte zu Gudrun und wollte ſie liebevoll umfaſſen, ſie aber wies auf ihre unköniglichen Kleider:

„Nicht doch, Hartmut, laſſet das noch ſein!
Sähen es die Leute, Unehre brächt's euch ein,
Ich bin ein' arme Wäſcherin; wie ſollt' es der gebühren,
Wollt ein reicher König ſie umarmen oder nur berühren?

„Ich will es gern erlauben, wenn ich, Herr Hartmut,
Unter Krone ſtehe vor euern Recken gut.
Wenn ich dann Königin heiße, habt ihr euch nicht zu ſchämen,
So ziemt es wohl uns beiden, wollt ihr mich in eure Arme nehmen."

Zurück, der Zucht gehorchend, trat der junge Mann.
Er ſprach zu Gudrunen: „Jungfrau wohlgethan,
Geruhſt du mich zu minnen, das will ich höchlich lohnen;
Ich und meine Freunde wollen uns in deinem Dienſt nicht ſchonen."

Da ſprach die edle Jungfrau: „Mir wurde nie ſo wohl;
Wenn ich Gottverlaßne nun hier gebieten ſoll,
So ſoll mein erſt Gebot ſein nach langen Arbeiten,
Eh ich heut ſchlafen gehe, daß man mir ein ſchönes Bad bereite.

„Mein Gebot das andre, daß ſoll dieſes ſein,
Daß man alsbald mir bringe meine Mägdelein,
Wie man ſie möge finden unter Gerlinds Frauen:
In ihrer Kemenate ſoll man fürder keine mehr erſchauen."

„Das will ich gerne leiſten," ſprach Herr Hartmut.
Geholt aus dem Gemache ward manche Jungfrau gut.
In geringen Kleidern und mit geſträubten Haaren
Giengen ſie zu Hofe: bei Gerlind hatten ſie viel Leid erfahren.

Da kamen dreiundſechzig; als Hartmut ſie erſah,
Gudrun die edle mit Züchten ſprach ſie da:
„Nun ſchaut, reicher König, macht es euch wohl Ehren,
Wie ſich die Maide tragen?" Da ſprach der Held: „Ich will es künftig wehren."

„Thut mirs zu Liebe, Hartmut," ſprach das edle Kind;
„Alle meine Maide, die hier verwahrloſt ſind,
Laßt ſie vor Abend baden; folgt meinem Rate
Und traget auch Sorge, da ſie da ſtehn in wonniglichem Staate."

Hartmut gab zur Antwort, der Ritter auserkoren:
„Gudrun, liebe Herrin, iſt das Gewand verloren,
Das zu dieſem Lande bracht euer Ingeſinde,
So giebt man ihm das beſte dafür, daß wir irgend mögen finden.

„Ich will ſie gerne ſehen bei euch gekleidet ſtehn."
Man ſorgte, daß die Mägde zu Bade mochten gehn.
Hartmuts Vettern ſah man als Kämmerer befliſſen,
Ein jeder wollt ihr dienen, ſie als Königin geneigt zu wiſſen.

Da wurde ſchön gebadet die herrliche Maid
Mit ihren Jungfrauen; das allerbeſte Kleid,
Daß jemand haben konnte, gab man ihnen allen;
Die geringſte drunter möcht einem Könige wohlgefallen.

Da ſaß in dem Saale manch minnigliches Kind.
Ihrer Tochter Ortrun gebot da Frau Gerlind,
Daß ſie ſich kleiden ſollte mit ihren Jungfrauen,
Wenn ſie Hildens Tochter mit ihrem Ingeſinde wollte ſchauen.

Gekleidet war die edle Ortrun gleich zur Hand:
Sie gieng dahin in Freuden, wo ſie Gudrunen fand.
Da giengen ihr entgegen, die Watens Sippen waren:
Als ſie beiſammen ſaßen, da ſah man ſie gar wonniglich gebaren.

Sie küßten ſich einander, aus rotem Golde gut
Schien ihre lichte Farbe. Doch war gezweit ihr Mut:
Der reichen Königstochter, Ortrunen, ſchuf es Freude,
Daß ſie die edle Wäſcherin nun ſah in ſo wonniglichem Kleide.

Der Armen Freude war es, das mag man leicht verſtehn,
Daß ſie die edeln Freunde ſollte bald wiederſehn.
Fröhlich bei einander ſaßen da die Hehren;
Sie zu ſchauen, möchte wohl ein traurig Herze Freude lehren.

„Nun lohne Gott dir, Ortrun," ſprach das Mägdelein,
„Was du mir gebieteſt, dem will ich die Folge leih'n.
Du haſt mich oft beweinet in meinem Herzeleide:
In treuem Dienſte will ich mich keinen Tag des Lebens von dir ſcheiden."

Die mit Gudrun entführten Jungfrauen wurden ihrer Herrin zurückgegeben, ein Saal ihnen eingeräumt, Speiſe und Trank ihnen reichlich aufgetragen und auf den Wunſch der Königsbraut Ritter als Boten in das Land geſendet, um zur Hochzeit zu laden. So trug Gudrun auch zur Schwächung der Beſatzung bei. Gerlinde allein konnte den ſchnellen Wechſel nicht faſſen. Mißtrauiſch glaubte ſie aus Gudruns Lachen nicht die Fröhlichkeit der Braut, ſondern den Jubel über kommende Rache heraus zu hören. Warnend ſprach ſie zu Hartmut:

„Mein Sohn," begann Gerlinde, „über dies Land
Wird Müh' und Drangſal kommen zum Schrecken aller Leute:
Ich weiß nicht, was das Lachen Gudrun, der jungen Königin, bedeute.

Wie es ſich hat gefüget, und wie ſie's hat vernommen,
Ihr ſind von ihren Freunden heimlich Boten kommen:
Davor ſollſt du dich hüten, folge meiner Lehre,
Daß du von ihren Freunden nicht verlierſt das Leben und die Ehre."

Er aber antwortete in der Freude ſeines Herzens:

„Laßt es bewenden, ich gönn' es ihr gar wohl,
Daß ſie bei ihren Frauen Freude haben ſoll.
Ihre nächſten Freunde, die ſo ferne wohnen,
Wie können ſie mir ſchaden? Sie werden dieſe Lande wohl verſchonen."

Als Herwig und Ortwin zu dem Heere zurückkamen und die Schmach der entführten Königstochter verkündeten, erhoben die Kriegsgenoſſen laute Klage, aber der alte Wate hieß ſie auf andere Weiſe ihrer Herrin dienen:

„Pfui, wie die alten Weiber ſeh ich euch gebaren,
Und wißt doch nicht weswegen; das Weinen ſollten kühne Helden ſparen.

„Wollt ihr Gudrunen helfen aus der Not,
So macht die weißen Kleider den Degen wieder rot,
Die da gewaſchen haben ihre weißen Hände;
So ſollt ihr ihnen dienen: ihr mögt ſie ſo wohl bringen aus der Fremde."

Ohne Zögern, in derſelben Nacht, welche heiteren Himmel und weithin glänzenden Mondſchein wies, ſollte der Sturm auf die Normannenburg beginnen.

Noch ſtand der Morgenſtern hoch am Himmel, da blickte eine der Gefährtinnen Gudruns durch das Fenſter des Schlafraumes nach der See hin. Dort leuchtete das ganze Gefilde von hellem Waffenglanz, von Stahlhelmen und lichten Schilden. Alsbald rief auch der Wächter vom Turme:

„Wohlauf, ihr ſtolzen Recken, wohlauf, Herr, zu den Waffen:
Ihr kühnen Normannen, allzulang, mich dünkt, habt ihr geſchlafen."

Das erhörte Gerlind, Ludwigs Gemahl,
Die ließ den alten König ſchlafen im Saal,
Und lief geſchwinde ſelber hinauf an eine Zinne:
Da ſah ſie viel der Gäſte: das war der Teuflin leid in ihrem Sinne.

Da lief ſie ſchnell hinwieder, wo ſie den König fand!
„Wachet, König Ludwig, deine Burg und auch dein Land
Sind rings wie ummauert von Gäſten uns zum Schrecken:
Gudrunens Lachen bezahlen heute teuer deine Recken."

„Schweiget!" ſprach da Ludwig. „Ich will ſie ſelber ſehn.
Wir müſſen alles dulden, was uns mag geſchehn."
Da ging er ſchnell zum Erker, von dort hinaus zu ſchauen:
Er hatte heute Gäſte, denen er gar wenig mochte trauen.

Da ſah er breite Fahnen vor ſeiner Veſte wehn.
Da ſprach König Ludwig: „Ich will es ſagen gehn
Hartmut meinem Sohne; vielleicht ſinds Pilgersleute,
Die Vorrat einzukaufen in unſern Hafen ſind gelaufen heute."

Man weckte Hartmuten; als es ihm ward geſagt,
Da ſprach der Held, der gute: „Seid nicht verzagt;
Der Fürſten Wappen kenn' ich wohl von zwanzig Landen:
Mich dünkt, die Feinde wollen an uns rächen ihre alte Schande."

Da ließ er ſchlafen liegen ſeine Mannen all;
Ludwig und Hartmut, die gingen hin zumal
Und ſchauten durch die Fenſter, wo ſie die Heere ſahen.
Alsbald ſprach da Hartmut: „Sie liegen unſrer Burg ſchon allzunahe.

„Es ſind nicht Pilgersleute, lieber Vater mein,
Wate und die Seinen mögen es wohl ſein,
Der Held von Sturmlanden und der vom Ortreiche.
Da flattert eine Fahne, die mag ſich wohl der ihrigen vergleichen.

„Sie iſt von brauner Seide und kommt von Karade:
Eh wir die ſinken ſehen, wird manchem Helden weh.
Ich ſeh von rotem Golde ein Haupt darinnen ſchweben:
Alſo kühner Gäſte möchten wir uns gerne hier begeben.

„Uns bringt der Fürſt von Morland wohl zwanzigtauſend Mann;
Das ſind kühne Degen, ſo viel ich ſehen kann.
Die wollen hier im Kampfe Ehren viel erſiegen;
Noch ſeh' ich dort ein Banner, bei dem der Helden mehr noch liegen.

„Das iſt die Fahne Horants aus der Dänen Land;
Dabei ſeh' ich Herrn Frute, der iſt mir wohlbekannt,
Und Morunc den kühnen von Waleis dem Lande:
Der hat uns viel Feinde vor Morgen hergeführt zu dieſem Strande.

„Noch ſeh' ich eine dorten mit lichten Sparren rot;
Schwertſpitzen ſtehn darinnen; die bringen uns in Not.
Das iſt Ortwins Fahne, des Herrn von Ortreiche,
Dem wir den Vater ſchlugen; der kommt nicht her zu gütlichem Vergleiche.

„Dort ſeh' ich eine Fahne weißer als ein Schwan;
Viel der goldenen Bilder ſchauet ihr daran,
Die meine Schwieger Hilde ſchickt mit ihren Scharen;
Vor morgen Abend werden wir der Hegelingen Haß erfahren.

„Ferner ſeh' ich ſchweben eine Fahne dort
Von wolkenblauer Seide; glaubet meinem Wort:
Die bringt uns Herr Herwig daher von Seelanden:
Seeblätter ſchweben drinne: der will hier grimmig rächen alte Schande.

„Auch kommt uns Herr Jrold, das muß ich euch geſtehn.
Er bringt viel der Frieſen, des mag ich mich verſehn,
Und auch der Holſteiner, das ſind ziere Helden.
Es naht einem Sturme: nun waffnet euch, ihr Recken, zieht zu Felde.

„Nun wohlan," ſprach Hartmut, „ihr all' in meinem Bann,
Da ich den grimmen Gäſten das Heil nicht gönnen kann,
Daß ſie meiner Veſte geritten ſind ſo nahe,
Mit Schwertſchlägen wollen wir vor der Pforte grüßend ſie empfahen."

Da ſprangen von den Betten, die man noch liegend fand:
Sie riefen, daß man brächte ihr lichtes Streitgewand.
Sie wollten ihrem König das Reich helfen wehren;
Wohl vierzighundert Degen ſah man ſich zierlich in der Burg bewehren.

Da waffnete ſich Ludwig und Herr Hartmut;
Die heimatloſen Frauen deucht' es nicht gut:
Sie wußten keinen Tröſter in der Burg, nicht einen;
Da ſprach ein ſchönes Mädchen: „Der geſtern lachte, mag heute weinen."

Da kam Gerlind gegangen, König Ludwigs Weib:
„Was wollt ihr thun, Herr Hartmut? Leben und Leib
Selber hier verlieren und alle dieſe Helden?
Der Feind wird euch erſchlagen, zieht ihr gegen ihn hinaus zu Felde."

Da ſprach der edle Ritter: „Mutter, geht hindann;
Mich könnt ihr nicht belehren, noch die in meinem Bann.
Ratet euren Frauen (die mögen's wohl erleiden),
Wie ſie edle Steine mit goldnen Fäden legen in die Seide."

„Nun ſollt ihr," ſprach Hartmut, „waſchen heißen gehn
Gudrunen mit den Mägden, wie das ſo oft geſchehn.
Ihr meint, ſie habe Freunde nicht, noch Ingeſinde:
Nun mögt ihr heute ſchauen, wie uns die Gäſte danken ſo geſchwinde.'

Da ſprach die böſe Teufelin: „Damit dient ich dir:
Ich hoffte ſie zu zwingen; nun aber folge mir:
Stark iſt unſere Veſte, laſſ' deine Thore ſchließen,
So kann unſern Gäſten aus ihrer Reiſe wenig Heil entſprießen.

„Du weißt gar wohl, Hartmut, ſie ſind dir grimm geſinnt,
Du ſchlugſt ihre Vettern! Drum hüte dich, mein Kind;
Geſippter Freunde haſt du vor der Feſte keinen:
Die ſtolzen Hegelingen bringen immer zehn gegen einen,

„Ihr ſollt auch das bedenken, liebe Freunde mein,
Ihr habt in dieſem Hauſe Brot genug und Wein,
Dazu der guten Speiſe vollauf zu einem Jahre;
Wer hier wird gefangen, der wird ſo bald die Löſung nicht erfahren."

Da riet den Recken weiter König Ludwigs Weib:
„Behütet eure Ehre und waget nicht den Leib.
Mit Armbruſt und Bogen laßt aus den Fenſtern ſchießen
Grimme Todeswunden, daß ihren Freunden fern die Augen fließen.

„Wurfgerät das beſte ſtellt her und ſchleudert dicht
Steinhagel auf die Gäſte; an Recken fehlt es nicht:
Eh' ich euch mit den Feinden die Schwerter laſſe brauchen,
Ich und meine Mägde tragen euch die Stein' in weißen Stauchen."

Da ſprach im Zorne Hartmut: „Nun geht, Frau Königin;
Was mögt ihr mir doch raten? wozu ſoll mir mein Sinn?
Eh' man eingeſchloſſen in dieſer Burg mich finde,
Lieber will ich ſterben draußen bei Frau Hildens Ingeſinde."

Da ſprach mit Weinen wieder des alten Königs Weib:
„Ich thu' es ja nur darum, daß du deinen Leib
Deſto beſſer hüteſt: wohlan, wer heut' ſich ſchauen
Läßt bei deinem Banner, der mag bei uns auf reichen Lohn vertrauen.

„Nun waffnet euch," ſprach Gerlind, „bei dem Sohne mein
Hauet aus den Helmen des heißen Feuers Schein.
Den Recken zu behüten bleibt ihm heute nahe:
Wohl ſollt ihr die Gäſte mit tiefen Wunden wohl empfahen."

„Nun rät ſie euch das Rechte," ſprach da Hartmut.
„Wohlauf, ihr guten Knechte, wer das Seine thut,
Wer mir heut den Feinden hilft die Wege weiſen,
Sterben dann die alten, mit Reichtum überhäuf' ich ſeine Waiſen."

Gewaffnet ſah man drinnen aus Königs Ludwigs Bann
Tauſend und einhundert; doch als die hindann
Zogen aus der Pforte, ließ er der Burg zu pflegen
Als Hüter noch darinnen wohl fünfhundert auserwählte Degen.

Da warf man an vier Thoren die Riegel all zurück;
Es gebrach den Helden nicht an dem kleinſten Stück.
Die dem jungen Könige wollten helfen ſtreiten
Mit aufgebundnen Helmen, die ſah man zu dreitauſend bei ihm reiten.

Es nahte nun dem Streite: der Held von Sturmland
Begann ein Horn zu blaſen, daß man es von dem Strand
Durch ſeine ſtarken Kräfte wohl hörte dreißig Meilen.
Die von Hegelingen ſah man zu Frau Hildens Banner eilen.

Er blies zum andern Male; das that er deswegen,
Daß ſich in die Sättel ſchwängen all die Degen
Und die Scharen richteten; wohin ſie ſollten reiten;
Solchen greiſen Recken ſah man nie ſo herrlich in den Streiten.

Er blies zum dritten Male mit einer Kraft ſo voll,
Daß ihm die Flut erbebte und rings der Strand erſcholl;
Die Eckſteine wollten aus der Mauer fallen.
Er gebot Horanden, daß er Hildens Banner ließe wallen.

Sie bangten all' vor Waten, da wurde niemand laut,
Man hört' ein Roß wohl wiehern. König Herwigs Braut
Stand oben in den Zinnen. Stolz von dannen reiten
Sah man die Kühnen, die mit König Hartmut wollten ſtreiten.

Nun zog auch König Hartmut und die in ſeinen Bann
Mit allem Fleiß gewappnet aus den Thor heran.
Man ſah die Helme glänzen durch die Fenſterſteine
Den Heimiſchen und den Fremden; wohl war auch König Hartmut nicht alleine.

Der Kampf begann. Tapfer fechtend, ein grimmer Held bis zum Ende, fiel unter Herwigs Streichen der alte Ludwig; dafür wollte die böſe Gerlinde Gudrun erſchlagen. Schon ſchwebte das Schwert über deren Haupte, als Hartmut, welcher von unten der immer noch geliebten Jungfrau Gefahr bemerkte, edelmütig dem Streiche wehrte. Der Kampf brachte den Normannen Niederlage; Hartmut wurde gefangen, die Burg genommen und alles Lebende darin erſchlagen. Wate ſtürmte in das Frauengemach, um die dahin geflüchtete Gerlinde zu töten; edelmütig verweigerte Gudrun ihm die Auslieferung derſelben, aber der Erzürnte verſtand ſie zu finden und ſchlug der Jammernden die Todeswunde. Ebenſo tötete er Heregart, die einzige aus den ehemaligen Gefährtinnen Gudruns, welche ſich mit einem Normannen, dem Schenken Hartmuts, verbunden hatte. Er wiſſe, rief Wate in grauſamen Scherze, wie man Frauen ziehe, dafür ſei er Kämmerer.

Land und Burgen der Normannen wurden verwüſtet, hierauf die Heimfahrt unter Mitführung der gefangenen Königskinder Hartmut und Ortwin fröhlich angetreten. Hilde empfing die Heimkehrenden freudig. Wohl erkannte ſie ihre Tochter nach ſo vielen Leiden nicht augenblicklich, aber deſto herzlicher umarmte ſie die Wiedergefundene nach dem Erkennen. Auf Gudruns Bitten ſchenkte ſie der gefangenen Ortrun ihre Huld. Auch Hartmut und die anderen edlen Normannen wurden von den Feſſeln befreit, nachdem ſie das Verſprechen gegeben hatten, nicht zu fliehen.

Es wurde eine Sühne beſprochen und durchgeführt. Unter großen Feſtlichkeiten vermählten ſich Gudrun, Hartmut und Hildburg, Ortwin und Ortrun, Siegfried von Morland und Herwigs Schweſter. Jeder kehrte dann in ſeine Heimat zurück; an Hartmut wurde die von Frute beſetzt gehaltene Normandie zurückgegeben. Herwig und Ortwin aber ſchloßen einen feſten Bund.

Ortwin und Herwig ſchwuren da geſamt
Einander feſte Treue, daß ſie ihr Fürſtenamt
Der hohen Väter würdig ſtets in Ehren trügen;
Die ihnen ſchaden wollten, daß ſie die beides fingen und erſchlügen.

K. O.

Der arme Heinrich.

Gedicht von Hartmann von Aue, erzählt von Guſtav Schwab.

Herr Hartmann von Ouwe.

Der Dichter des „Armen Heinrich" heißt Herr Hartmann von Ouwe (Aue), auch kurzweg der Ouwaere (der Auer, im Dienſte der Herren von Aue). Die Litteraturgeſchichte weiſet ihm einen der erſten Ehrenplätze unter den dichteriſchen höfiſchen Erzählern an, ja in Bezug auf lichtvolle Darſtellung, Sicherheit und Gewandtheit der Sprache, echt künſtleriſche Selbſtbeſchränkung auf das ſchöne Notwendige reicht ſie ihm die Krone vor allen Mitſtrebenden ſeiner Zeit. Je weniger ſie aber mit Anerkennung der Verdienſte des Dichters kargt, deſto ſchweigſamer iſt ſie über ſeine Lebensverhältniſſe.

Geboren iſt Herr Hartmann um 1170 und zwar in Schwaben und aus ritterlichem Geſchlechte. Er war Dienſtmann eines Herren von Aue. Wo aber deſſen Burg ſtand, iſt nicht mehr mit Sicherheit feſtzuſtellen. Die einen glauben ſie in der rebenreichen Ortenau in Baden gefunden zu haben, wo eine gute Stunde ſüdlich von Freiburg i. B. eine Ortſchaft Au mit einer wüſten Burgſtätte liegt; andere ſuchen dieſelbe in Obernau (Obern-Owe) bei Rotenburg am Neckar. Noch als Knappe dichtete Hartmann den „Erec" und ſprach ſeine Verehrung einer vornehmen Frau in Liedern aus. Auch mit dem Zeichen der Kreuzfahrer ſchmückte er ſich und machte, nachdem er ſeinen treu und innig geliebten „Herren" verloren hatte, vielleicht 1195 den Keuzzug mit. 1197 zog er mit dem greiſen Kaiſer Friedrich dem Rotbart gegen die Ungläubigen. Etwa um 1199 verheiratete er ſich. Seine äußeren Verhältniſſe ſcheinen ihm ein behagliches Leben gewährt zu haben, da er ſich nirgends als begehrenden (auf Lohn rechnenden) Dichter bezeichnet und auch keinen Gönner anruft. Hartmann nennt ſich ſelbſt einen Ritter, der „geleret was, daz er an den buochen las, ſwaz er daran geſchrieben vand." Auch die franzöſiſche Sprache war ihm nicht fremd; dem franzöſiſchen Schriftſteller Chrétien de Troyes (12. Jahrhundert) entnahm er Sagenſtoffe.

Schon die Zeitgenoſſen wußten des „Auers" dichteriſche Geſtaltungskraft zu würdigen. Meiſter Gottfried von Straßburg ſingt von ihm:

Hartmann von der Auen,
Ah, der kann Mären bauen
Und kann ſie außen und innen
Mit Worten und mit Sinnen
Durchfärben und durchſchmücken!
Wie ſeine Reden zücken
Recht auf des Abenteuers Sinn!
Wie fließen rein und lauter hin
Seine kriſtallenen Wörtelein
Sie ſind's und mögen es immer ſein!
Sie treten ſittig zu dem Mann
Und ſchmiegen ſich dem Herzen an
Und heimeln einem reinen Mut.
Wer gute Rede kann für gut
Verſtehn und recht erfaſſen
Muß dem von Aue laſſen
Sein Reis und ſeinen Lorbeerkranz.

Unter den Werken Hartmanns war der „Arme Heinrich" im ganzen Mittelalter beſonders beliebt und wurde ſogar von der Kanzel vorgeleſen.

Den Stoff hat der Dichter wohl einer Sage entnommen, die ſich an das Geſchlecht knüpfte, dem er dienſtpflichtig war. Auch in anderen Sagen des Mittelalters findet der Gedanke Ausdruck, daß durch freiwillig dargebotenes Menſchenblut der Ausſatz geheilt werden könne.

Der arme Heinrich.

In Schwaben war ein Herr anſäßig, dem keine Tugend fehlte, die ein junger Ritter, der nach vollem Lobe ſtrebet, haben ſoll, ſo daß im ganzen Lande von niemand ſo viel Gutes geſagt ward. Er war reich und von edler Geburt, aber noch viel größer war ſeine Ehre und ſein Mut. Sein Herz hatte Falſchheit und Schande verſchworen und hielt auch ſeinen Eid treulich bis an ſein Ende; denn ſein Leben ſtand ohne Flecken da, und er wußte weltliche Ehre zum rechten Heil anzuwenden, ſo daß ſie ſich in jeder reinen Tugend mehrte. Er war eine Blume der Tugend, ein Demant der Treue, eine Krone der Zucht, ein Schirm der Bedrängten, ein Schild ſeiner Freunde. Nichts war zu viel, nichts zu wenig bei ihm. Sein Name war wohlbekannt, er hieß Heinrich und ſein Geſchlecht war von der Aue genannt.

Wie nun dieſer Mann, geprieſen und geehrt, ſich Reichtums und fröhlichen Sinnes erfreute, da ward auf einmal ſein hoher Mut in ein gar armes Leben herabgebeugt; denn wer in der höchſten Weltſeligkeit lebt, der iſt vor Gott gering. Darum fiel auch Herr Heinrich mit Gottes Willen aus ſeinem beſten Glück in ein gar ſchmähliches Leid, und ihn ergriff der Ausſatz. Als nun dieſe Heimſuchung an ſeinem Leibe ſichtbar ward, da wendeten ſich Mann und Weib von ihm ab, und wie angenehm er der Welt zuvor war, ſo unerträglich ward er ihr jetzt, ſo daß ihn, wie den geſchlagenen Hiob, niemand mehr anſehen wollte. Als der arme Heinrich ſah, daß er, gleich allen Ausſätzigen, der Welt widerwärtig war, da unterſchied ihn jedoch ſein bitterer Schmerz von Hiobs Geduld; denn er ward unfroh und traurig, ſein hochſteigendes Herz ſank, ſein Honig ward zur Galle, eine ſchwarze Wolke bedeckte den Glanz ſeiner Sonne, und ein harter Donnerſchlag zerſchlug ihm ſeinen hellen Himmel. Er trauerte, daß er ſo viel Glück hinter ſich laſſen mußte, ja oft verwünſchte und verfluchte er den Tag, an welchem er zur Welt geboren war.

Doch empfand er wieder ein wenig Freude, als ihm zum Troſt geſagt wurde, daß die Krankheit gar verſchieden ſei und zuweilen heilbar. Da dachte er hin und her, wie er wohl geneſen könnte, zog gegen Montpellier und fragte die Aerzte um Rat; aber es wurde ihm geantwortet, er ſei nicht zu heilen und werde nimmer vom Ausſatze rein. Traurig hörte er dies an und zog weiter gen Salerno, die weiſen Aerzte auch dort zu befragen. Nun ſagte ihm der beſte Meiſter, der dort war, eine wunderbare Sache, nämlich: daß er zwar heilbar wäre, aber doch nimmermehr werde geheilt werden. „Wie mag das zugehen?" ſprach Heinrich, „Du redeſt gar unverſtändlich! bin ich heilbar, ſo werde ich auch geheilt; denn was an Geld und Zurüſtung verlangt wird, das getraue ich mir beizuſchaffen!" — „Laſſet das Dingen", antwortete der Meiſter; „Eure Krankheit iſt nun einmal der Art! Was frommt es, daß ichs Euch ſage? Es giebt wohl eine Arznei dafür, die Euch heilt, aber kein Menſch iſt ſo mächtig oder ſo klug, daß er ſie gewinnen könnte; darum werdet Ihr nimmer geheilt, Gott wolle denn Euer Arzt ſein." Da ſprach der arme Heinrich: „Was nehmet Ihr mir meinen Troſt hinweg? Ich habe doch ſo großes Gut; ich kann Euch mir gewiß geneigt machen, daß Ihr mir gerne helfet!" — „Mir fehlet nicht der Wille," antwortete der Meiſter. „Wär' es eine Arznei, die man feil fände oder ſonſt auf irgend eine Art erlangen könnte, ſo ließe ich Euch gewiß nicht verderben! Aber es iſt leider nicht ſo, und wäre Eure Not noch größer, ſo müßte Euch doch meine Hilfe verſagt bleiben! Höret an: Ihr müßt eine reine Jungfrau haben, die aus freiem Willen den Tod für Euch leidet. Nun iſts aber nicht der Menſchen Art, daß jemand ſo etwas freiwillig thut. Und doch, wie ich Euch geſagt habe, dies allein iſt die rechte Arznei für Eure Krankheit!"

Nun erkannte der arme Heinrich wohl, wie es unmöglich ſei, daß jemand gern für ihn ſtürbe; und aller Troſt, auf den er ausgezogen, war ihm hinweggenommen. Fernerhin hatte er keinen Gedanken mehr an ſeine Geneſung und war des Lebens überdrüſſig. Er zog heim und fing an ſein Erbe, wie es ihm am beſten ſchien, auszuteilen. Im Stillen machte er ſeine armen Verwandten reich und linderte auch das Elend Fremder; das übrige gab er Gotteshäuſern, damit der Herr ſich ſeiner Seele erbarme. Von aller ſeiner Habe behielt er nur ein neuangebautes Land, wohin er vor den Menſchen floh. Aber nicht er ſelbſt nur klagte über dieſes traurige Verhängnis, ſondern er wurde auch von allen, die ihn ſelbſt oder nach anderer Sage kannten, bejammert. Jenes Neuland aber baute ein freier Meier, der hier in Ruhe und Friede lebte, während andere Bauern, unter böſer Herrſchaft, nicht einmal mit Steuer und Gabe großes Ungemach meiden konnten. Was dieſer Meier that, das war dem armen Heinrich recht, der ihn auch von aller fremden Laſt befreit hatte, ſo daß keiner im ganzen Lande ſo wohlhabend war.

Zu dieſem Manne zog der arme Heinrich; der vergalt ihm alle ſeine Milde und nichts verdroß ihn, was er um des Kranken willen leiden mußte; er war ſo treu geſinnt, daß er Sorgen und Mühe willig ertrug und ſeinem Herrn alles gemächlich einrichtete. Gott hatte dem Meier ein glückliches Leben beſchieden; denn er hatte einen geſunden, friſchen Leib, eine fleißige ſittſame Frau, dazu ſchöne Kinder, recht, wie ſie des Mannes Freude ſind. Darunter war ein Mägdlein von zwölf Jahren, von gar freundlichen Sitten, das wollte von dem Herrn nicht fußbreit weichen, um ſeine Huld und ſeinen Gruß zu verdienen. Sie war ſo lieblich, daß ſie nach ihrer ſchönen Geſtalt dem Alleredelſten im Reiche als Kind wohl angeſtanden hätte. Die anderen Hausgenoſſen waren ſolchen Sinnes, daß ſie den Kranken wohl zu Zeiten, wie es ſich ſchickte, mieden, ſie aber eilte in jeder Stunde zu ihm, und wollte nirgend anderswohin; mit reiner Kindesgüte hatte ſie ihm ihr Herz ſo ganz zugewendet, daß man das ſüße Mädchen allezeit zu ſeinen Füßen ſitzen fand. Dagegen liebte auch er ſie wiederum vor allen, und was ihr Freude machte, was Kindern bei ihren Spielen gefällt und ihr Herz ſo leicht gewinnt, das ſchenkte er ihr oft; bald einen kleinen Spiegel, bald ein Haarband, oder was ſonſt zu kaufen war. Durch ſolche Freundlichkeit machte er ſie ſo zutraulich und heimlich, daß er ſie ſeine Frau zu nennen pflegte.

So diente ſie ihm drei Jahre, welche der arme Heinrich bei dem Meier zubrachte. Nun trug es ſich zu, daß dieſer mit ſeinem Weib und ſeiner Tochter, von der Arbeit ruhend, bei ihm ſaß, und ſie ſein Leid beklagten. Denn es that ihnen weh; auch mußten ſie fürchten, daß ſie ſein Tod ſchwer treffen und ein neuer hartgeſinnter Herr ſie um ihr Glück bringen würde. So ſaßen ſie in Sorgen beiſammen, bis endlich der Meier anfing: „Lieber Herr, wenn es mit Euren Hulden ſein kann, ſo fragte ich gerne: da zu Salerno ſo viele Meiſter in der Heilkunſt ſind, wie kommt es, daß keiner ſo weiſe iſt, und für Eure Krankheit einen Rat findet? Herr, das wundert mich!" Da holte der arme Heinrich mit bitterlichem Schmerz einen Seufzer aus dem Herzensgrund und antwortete ſo traurig, daß das Seufzen ihm die Worte im Mund zerbrach: „Ich habe dieſe ſchimpfliche und verſpottete Krankheit wohl verdient; Du haſt ja geſehen, daß mein Thor weltlicher Luſt weit offen ſtand, und daß niemand von meinem Geſchlecht ſo nach Wunſche lebte. Da achtete ich wenig darauf, daß Gott mir dieſes Wunſchleben nur nach ſeiner Gnade verliehen; ich dachte in meinem Sinne, wie alle Weltkinder, daß ich ſolche Ehre und Freude auch ohne Gott haben könnte. Ueber dieſem Hochmut wurde der hohe Himmelspförtner zornig, er ſchloß mir die Pforten des leiblichen Heiles, und mein thörichter Sinn hat es verwirkt, daß ich nun leider nimmermehr durch ſie eingehe. Gott hat eine Krankheit auf mich gelegt, von der mich niemand befreien kann. Die Guten fliehen mich, die Böſen verſchmähen mich; ja keiner iſt ſo ſchlecht, der mir nicht ſeine Verachtung zeigt und die Augen von mir abwendet. Nun leuchtet Deine Treue erſt recht an mir, daß Du mich Siechen bei Dir duldeſt und nicht flieheſt. Und dennoch, ſo wenig Du mich ſcheueſt — ſo wie die Sachen bei mir ſtehen, ertrügſt Du doch wohl leicht meinen Tod! Nun ſage, weſſen Not war je größer in der Welt? Vorher war ich Dein Herr, nun bin ich Dein bedürftig, lieber Freund und Du, Dein Weib und meine Frau hier, Ihr drei verdient das ewige Leben, daß Ihr mich Kranken alſo pfleget. — Was Du mich aber gefragt haſt, darauf will ich Dir antworten: ich ging nach Salerno und konnte dort keinen Meiſter finden, der ſich meiner Heilung unterwinden durfte oder wollte; denn ich ſollte ein Mittel herbeiſchaffen, wie es niemand auf Erden mit irgend etwas gewinnen kann. Mir ward nichts anders geſagt, als daß ich eine mannbare Jungfrau haben müßte, die entſchloſſen wäre, für mich den Tod zu leiden. Würde ihr ins Herz geſchnitten und ihr Herzblut gewonnen, das allein könnte mir helfen. Aber es iſt ganz unmöglich, daß für mich jemand gerne den Tod leide; darum muß ich dieſe ſchwere Schande bis an mein Ende tragen, das mir Gott bald gewähre!"

Was der arme Heinrich dem Vater ſagte, das hörte die reine Jungfrau mit an; denn die Holdſelige hatte ihres Herrn Füße in ihrem Schoße ſtehen. Sie achtete auf ſeine Worte und merkte ſie wohl, und ſie blieben in ihrem Herzen bis zur Nacht eingeſchloſſen. Als ſie ſich nach ihrer Gewohnheit zu Füßen ihres Vaters und ihrer Mutter niedergelegt hatte und beide eingeſchlafen waren, da holte ſie über das Unglück ihres Herrn manchen tiefen Seufzer, und ihre Betrübnis war ſo ſchmerzlich, daß der Regen ihrer Augen die Füße der Schlafenden begoß. Als dieſe die Thränen fühlten, erwachten ſie und fragten, was ihr wäre und welch Unglück ſie ſo heimlich beklagte. Sie wollte es aber lange nicht ſagen, bis endlich ihr Vater durch ſanfte und ſtrenge Worte es dahin brachte, daß ſie ſprach: „Ihr möget immerhin auch mit mir klagen; denn was kann uns leider ſein als das Unglück unſeres Herrn, den wir verlieren ſollen, und mit ihm Gut und Ehre; nimmermehr bekommen wir einen ſo guten Herrn, der an uns thut wie dieſer!" Sie antworteten: „Du ſprichſt wahr. Doch frommt uns leider unſere herbe Trauer und Klage nicht haarbreit. Liebes Kind, wende Deine Gedanken davon ab; es thut uns gewiß ſo weh wie Dir, aber leider ſteht es nicht in unſerer Macht, ihm zu helfen. Gott hat es gethan; wär' es ein anderer, ſo müßten wir ihm fluchen." So geſchweigten ſie das Kind, aber ſie ſchlief nicht und blieb traurig die ganze Nacht und den folgenden Tag; was man auch vorbrachte, es kam nicht aus ihrem Herzen. Als ſie die andere Nacht wieder nach Gewohnheit ſchlafen gingen, und ſie ſelbſt ſich an ihre alte Bettſtelle gelegt hatte, da beſchloß ſie feſtiglich bei ſich, wenn ſie den morgenden Tag erlebte, ſo wollte ſie ihr Leben für den Herrn dahingeben. Von dieſem Entſchluſſe ward ſie froh und leichten Mutes; ihre einzige Sorge war, daß Herr Heinrich, wenn ſie es ihm verkündigte, daran verzagen und daß alle drei es ihr nicht zugeben möchten. Darüber war ihre Unruhe ſo groß, daß Vater und Mutter, wie in voriger Nacht davon erwachten. Sie richteten ſich auf und ſprachen: „Was nimmt Dir die Ruhe? Du biſt recht albern, daß Du mit ſolcher Klage, die doch niemand enden kann, Dir Dein Herz ſchwer machſt! Warum läſſeſt Du uns nicht ſchlafen?" So verwieſen ſie ihr die unnütze Sorge und meinten ſie beſchwichtigt zu haben, aber ihr Entſchluß war ihnen noch nicht kund. Da antwortete ſie: „Und doch hat mein Herr geſagt, daß er wohl erhalten werden könnte. Bei Gott! Wenn Ihr es mir nicht wehret, ſo bin ich zu ſeiner Arznei gut; denn ich bin eine Jungfrau und feſt entſchloſſen, ehe ich ihn verderben ſehe, den Tod für ihn zu leiden."

Ueber dieſe Rede waren Vater und Mutter ſehr betrübt. Der Vater ſprach: „Von ſolchen Dingen laß ab und verheiße unſerem Herrn nicht mehr, als Du vollbringen kannſt; denn dies geht über Deine Kräfte. Du biſt ein Kind, Du haſt den Tod noch nicht geſehen: kommt es denn dazu und Du ſollſt ſterben, ſo möchteſt Du gerne noch leben, und dann iſt es zu ſpät; Du haſt noch nie in den finſtern Abgrund geblickt. Darum ſchließe Deinen Mund, oder es ſoll Dir übel gehen!" So meinte er ſie mit Bitten und Drohungen zum Schweigen zu bringen, aber er vermochte es nicht. „Lieber Vater," ſprach ſie, „ſo dumm ich bin, ſo wohnt mir doch ſoviel Verſtand bei, daß ich die Not des Todes aus der Sage kenne, und weiß, daß es etwas Herbes iſt. Aber wer ſein Leben mit mühſamer Arbeit hoch bringt, dem iſt auch nicht allzuwohl; denn wenn er mit großer Not ſeinen Leib bis ins Alter friſtet, ſo muß er doch den Tod leiden, und vielleicht iſt alsdann ſeine Seele dahin, und es wäre ihm beſſer, er wäre niemals zur Welt geboren. Mir aber iſts zu teil geworden, daß ich noch in jungen Jahren für das ewige Leben meinen Leib hingeben mag. Ihr ſollt mirs nicht verleiden; ich thue uns allen damit wohl; denn ſo lange unſer Herr lebt, ſteht auch Eure Sache wohl. Darum wollen wir ihn mit ſo ſchöner Kunſt erhalten, auf daß wir alle geneſen. Gönnet mirs; denn es muß ſein." Die Mutter, als ſie ihres Kindes Ernſt ſah, ſprach weinend: „Gedenke, liebſte Tochter, wie groß die Beſchwerden ſind, die ich deinetwillen erlitten, und laß mich beſſeren Lohn empfangen, als von dem ich Dich ſprechen höre. Du willſt mir das Herz brechen! Und willſt Du denn auch bei Gott Dein Heil verwirken? Denkſt Du nicht an ſein Wort, daß man Vater und Mutter ehren ſoll, und daß er uns zum Lohn dort der Seele Wohlfahrt und hier auf Erden ein langes Leben verheißen hat? Du ſprichſt, Du wollteſt Dein Leben für unſer beider Wohl hingeben; nein, Du willſt uns das verleiden; denn wenn wir, Dein Vater und ich, gerne leben, ſo geſchieht es für Dich. Du ſollteſt ein Stab unſeres Alters ſein und willſt ſchuld werden, daß wir weinend über Deinem Grabe ſtehen?" Die Jungfrau antwortete: „Ich glaube wohl, Mutter, daß Du und der Vater mir mit Liebe zugethan ſind, wie Eltern ihrem Kinde, und finde es auch täglich. Von Eurer Liebe habe ich Seele und einen ſchönen Leib, um den mich jedermann preiſet. Wem ſollte ich alſo nächſt Gott mehr Gnade verdanken als Euch zweien? Aber eben, weil ich Leib und Seele durch Eure Liebe habe, ſo gönnet mir, daß ich beides vom Teufel erlöſe und mich Gott ergebe. Ich fürchte, würde ich älter, daß die Süßigkeit der Welt mich unter ihre Füße brächte, wie ſie ſo manchen zur Hölle hinabgezogen hat. Auch iſt unſre Jugend nichts als Nebel und Staub; ein Thor, wer dieſen Rauch gern in ſich faßt! Ueber faules Stroh iſt ein ſchimmernder Teppich gebreitet; wen ſein Glanz verlockt, der hat beides hingegeben, Leib und Seele. Und bedenket noch weiter: ſtirbt mein Herr, ſo kommet Ihr in große Arbeit und Not; lebt er aber in ſeiner Krankheit noch ſo lange fort, bis man mich einem reichen und ehrenwerten Mann gebe, ſo denkt Ihr freilich, mir ſei Heil widerfahren und es iſt geſchehen, was Ihr nur immer hoffen könnet. Aber ganz anders ſagt es mir mein Herz: wird mir mein Mann lieb, ſo iſt das eine Not; denn ich habe meinen leidenden Herrn vor Augen; wird er mir verhaßt, ſo iſt es gar der Tod. Setzet mich lieber in das volle Glück das nimmer vergeht! Mein begehret ein Freier, dem ich mich wohl gönne.

Ihm geht ſein Pflug leicht und wohl,
Sein Haus iſt aller Habe voll,
Da ſtirbt nicht Roß noch Rind,
Da quälen nicht weinende Kind,
Da iſt nicht zu heiß, nicht zu kalt,
Da wird niemand an Jahren alt,
Der Alte wird ein Junger,
Da iſt kein Durſt noch Hunger,
Da iſt keiner Art Leid,
Da iſt volle Freud' ohn' Arbeit!

Ihr habt noch mehr Kinder, die laßt Eure weltliche Freude ſein und tröſtet Euch über meinen Tod. Auch ſollſt Du nicht über meinem Grabe ſtehen, Mutter! denn wo mir der Tod gegeben wird, da läßt Dich niemand zuſehen. Zu Salerno geſchiehts; da geneſen wir alle und ich noch viel mehr als Ihr!"

Als die Eltern ſahen, daß ihr Kind ſo feſt zum Tode entſchloſſen war, ſo weiſe redete und menſchlichen Rechtes Schranke zerbrach: da dachten ſie, der heilige Geiſt müſſe der Urquell ihrer Rede ſein, und wagten nicht länger, ſie von dem abzuwenden, was ſie ſo feſt ergriffen hatte und wozu ihr der Entſchluß von Gott gekommen war. Doch als ſie dann wieder nur der Liebe zu ihrem Kinde gedachten, ſaßen ſie beide ſtill in ihrem Bett, frierend vor Jammer, und keines ſprach ein Wort, und die Mutter hatte zuerſt ihre Rede vor Leid abgebrochen. Am Ende dachte ſie doch, es wäre das beſte, ſie gönnten ihr's, weil ſie doch ihr Kind nie herrlicher verlören. Da ſprachen ſie zu ihr, es möge geſchehen, was ſie erbeten hätte.

Nun freute ſich das reine Mägdlein und kaum, als der Tag angebrochen war, ging ſie in das Schlafgemach ihres Herrn und rief ihn an: „Herr, ſchlafet Ihr?" — Nein, liebe Frau, aber ſage, warum biſt Du heute ſo früh auf?" — „Ach Herr, dazu zwingt mich der Jammer über Eure Krankheit!" — Er antwortete: „Liebe Frau, damit zeigſt Du ein gutes Gemüt gegen mich. Gott vergelte Dirs! Aber Rat für dieſes Uebel giebt es nicht!" — „Ei gewiß, lieber Herr, es wird dafür guter Rat. Ihr habt uns doch geſagt, wenn Ihr eine Jungfrau hättet, die gerne für Euch den Tod leide, ſo könntet Ihr wohl durch ſie geheilt werden. Nun, weiß Gott, die will ich ſelber ſein; denn Euer Leben iſt beſſer und edler als das meine." Da dankte ihr der Herr für ihren guten Willen und ſeine Augen füllten ſich mit heimlichen Thränen. „Liebe Frau", ſprach er, „ſterben iſt nicht eine ſanfte Not, wie Du Dir vielleicht gedacht. Ich bin überzeugt, daß Du mir gerne hülfeſt. Ich erkenne Deinen guten und reinen Willen; das genügt mir. Deine Treue wolle Dir Gott vergelten; aber alle, die davon hörten, würden ſpotten, daß ich, nachdem meine Krankheit ſo weit gekommen und alle Mittel nichts halfen, noch zu einem neuen greife. Liebe Frau, Du thuſt wie Kinder thun, die ein Gelüſte haben, und hernach reut ſie es wieder. Bedenke doch; Vater und Mutter können Dich nicht entbehren; auch ich kann nicht deſſen Unglück verlangen, der mir allzeit Liebe erzeigt hat; was die beiden Dir raten werden, liebe Frau, das thue!" So redete er zu der Guten, lächelte und verſah ſich wenig, was hernach geſchah. Denn Vater und Mutter ſprachen: „Herr, Ihr habt uns geliebt und geehret, es wäre nicht recht von uns gehandelt, wenn wir es Euch nicht mit Gutem vergelten wollten. Unſere Tochter iſt des Willens, den Tod für Euch zu leiden, und wir gönnens ihr wohl. Heute iſt der dritte Tag, daß ſie uns um Gewährung ihrer Bitte anlag, und nun hat ſie es von uns erhalten. Gott laſſe Euch geneſen; denn wir wollen ſie für Euch hingeben."

Als dem armen Heinrich auf dieſe Weiſe die Jungfrau den Tod anbot, und er ihren Ernſt ſah, da erhub ſich großes Leid unter den Vieren. Vater und Mutter konnten nicht anders, ſie mußten um ihr Kind bitterlich weinen. Aber auch den Kranken ergriff ein Schmerz, daß er zu weinen anhub, und nicht wußte, was beſſer wäre, gethan oder gelaſſen. Vor Furcht weinte auch das Mägdlein; denn es meinte, er verzage an ihrem Entſchluſſe. Zuletzt bedachte ſich der arme Heinrich, dankte allen für ihre Treue und willigte ein. Da wurde das Mägdlein fröhlichen Mutes, und nun bereitete ſie ſich aufs beſte zur Fahrt nach Salerno. Was ſie nur bedurfte, das ward ihr gegeben, ſchöne Pferde und reiche Kleidung, wie ſie vorher nie getragen, von Hermelin, Samt und dem köſtlichſten Zobel. Wer könnte das Herzeleid ihrer Eltern beſchreiben? Gewiß wäre das Scheiden jämmerlich geweſen, als ſie ihr liebes Kind ſo ſchön und ſo friſch in den Tod fortſchickten und nimmermehr ſehen ſollten, wenn nicht Gottes Güte ihre Not geſänftigt hätte, deſſelben Gottes, von dem auch dem jungen Mägdlein der Mut erwuchs, daß es den Tod willig hinnahm. Aus Liebe war ihr Leid gekommen, darum litten ſie keine Not um ihres Kindes Dahinſcheiden.

So fuhr denn die Jungfrau mit ihrem Herrn fröhlich und zufrieden nach Salerno. Was konnte ſie nun noch betrüben, als daß der Weg ſo weit war und ſie nicht eher ihn erlöſte? Sobald ſie dort angelangt waren, ging Herr Heinrich zu ſeinem Meiſter und ſagte ihm: „Hier bringe ich eine Jungfrau, wie Du ſie verlangt haſt!" Mit dieſen Worten zeigte er ſie ihm. Dem Meiſter däuchte das unglaublich und er ſprach: „Kind, haſt Du ſolchen Entſchluß ſelbſt gefaßt, oder haben Bitten und Drohungen Deines Herrn bewirkt, daß Du ſo ſprichſt?" — „Nein," antwortete ſie, „dieſer Entſchluß iſt aus meinem eigenen Herzen gekommen." Darüber verwanderte ſich der Arzt, führte ſie bei Seite und beſchwor ſie, ihm zu ſagen, ob etwa ihr Herr ſolche Worte von ihr mit Drohen erzwungen habe. „Kind", ſprach er, „Dir iſt not, daß Du Dich beſſer berätſt; ich will Dir recht ſagen, wie es iſt: wenn Du den Tod nicht ganz freiwillig leideſt, und was Du thuſt, nicht gerne thuſt, ſo iſt Dein junges Leben dahin und hilft uns nicht ſo viel als ein Broſamen. Auch will ich Dir ſagen, wie Dir geſchehen wird; ich binde Dir Hände und Füße, und dann — bedenke den großen Schmerz, ich ſchneide Dir gerade nach dem Herzen und breche es noch lebend heraus. Mägdlein, nun ſage mir, wie ſteht Dir Dein Mut? Es geſchah nie einem Kinde ſo weh, wie Dir geſchehen wird; nur daß ich es thun und anſehen ſoll, macht mir große Angſt. Und bedenke weiter, gereuet es Dich eines Haares breit, ſo habe ich meine Mühe, und Du haſt Dein Leben verloren." So beſchwor er ſie noch einmal. Sie aber fühlte ſich zu ſtandhaft, als daß ſie abgelaſſen hätte. Daher ſprach ſie mit Lachen: „Gott lohne Euch, lieber Herr, daß Ihr mir ſo die Wahrheit vorausgeſagt habt; ja, wahrhaftig, ich fange an, ein wenig zu verzagen, und es iſt in mir ein Zweifel aufgekommen, den ich Euch vorlegen will; ich fürchte nämlich, daß unſer Vorhaben durch Eure Zaghaftigkeit unterwegs bleibt; Eure Rede geziemet einem Weibe; Ihr ſeid eines Haſen Geſelle; Eure Angſt iſt etwas zu groß und Ihr ſtellet Euch ſchlecht an zu Eurer gewaltigen Meiſterſchaft! Ich bin ein Weib und habe doch die Kraft. Getrauet Ihr mich zu ſchneiden, ich getraue mir wohl zu leiden! Die Angſt und Not, von der Ihr mir da vorgeſprochen habt, die habe ich ſchon vorher auch ohne Euch gewußt. Gewiß, ich wäre nicht hierher gekommen, wenn nicht mein Entſchluß ſo feſt und ſicher geweſen wäre, daß ich wußte, ich würde nimmermehr ſchwanken. Mir iſt die ſchwache bleiche Farbe verſchwunden, und ſo feſter Mut gekommen, daß ich ſo ängſtlich daſtehe, als ſollte ich zum Tanze gehen! Es iſt Zeit, laßt Eure Meiſterſchaft ſehen, was zaudert Ihr länger? Verſuchts und fürchtet Euch nicht, meinem Herrn ſeine Geſundheit wieder zu geben, mir aber das ewige Leben."

Als der Meiſter ſie ſo gar unwandelbar fand, brachte er ſie zu dem Siechen zurück und ſprach zu ihm: „Uns irrt kein Zweifel mehr, ob Eure Jungfrau vollkommen tüchtig ſei. Wohlan, freut Euch, ich mache Euch bald geſund!" Hierauf führte er das Mägdlein in eine verborgene Kammer und ſchloß den armen Heinrich zur Thüre hinaus, damit er ihr Ende nicht mit anſehen ſollte. In dieſer Kammer, die mit mancherlei Arzneien verſtellt war, hieß er das Mägdlein die Kleider ablegen. Das that ſie gern und willig, ja ſie riß ſie mit Haſt in der Naht entzwei, bis ſie gewandlos daſtand; aber ſie ſchämte ſich deſſen nicht. Als ſie der alte Meiſter anſah, dachte er, daß in der ganzen Welt keine ſchönere Kreatur gefunden werden könnte, und es erbarmte ihn ſo ſehr, daß ihm das Herz faſt verzagte. Es ſtand da ein hoher Tiſch, auf den hieß er ſie ſteigen und niederlegen und band ſie feſt. Dann nahm er ein Meſſer in die Hand, das für ſolche Dinge bereit lag und lang und breit war, das verſuchte er, aber es ſchnitt nicht ſo gut, als ihm lieb geweſen wäre. Und da ſie nun einmal nicht leben wollte, ſo erbarmte ihn ihre Not, und er wollte ihr den Tod ſanft anthun. Daher faßte er einen guten Wetzſtein, der dabei lag, und fing an, das Meſſer langſam auf und ab zu ſtreichen, zu ſchärfen und zu wetzen. Das hörte draußen der, für den ſie ſterben ſollte, der arme Heinrich, und es jammerte ihn unſäglich, daß er ſie nimmermehr lebendig mit den Augen erblicken ſollte. Da ſuchte er, ob er nicht eine Oeffnung in der Wand fände, und ſah durch einen Ritz, wie ſie gebunden dalag, und ihre Geſtalt ſo gar ſchön und lieblich war. Er ſchaute ſie an und wieder ſich: da wandte ſich ſein Sinn; ihm däuchte nicht mehr gut, was er gedacht hatte, und der alte, finſtere Entſchluß machte milder Güte Platz. „Du Thor," ſprach er zu ſich ſelber, „begehrſt du zu leben, ohne das Wohlgefallen deſſen, gegen den niemand etwas vermag? Fürwahr, du weißt nicht, was du thuſt, wenn du dieſes ſchmähliche Leben, daß Gott über dich hat kommen laſſen, nicht willig und demütig erträgſt. Und weißt du denn, ob dich dieſes Kindes Tod ſicher heilt? Was dir Gott beſchieden hat, das laß dir widerfahren! Nein, ich will dieſes Kindes Tod nicht ſehen!"

Da hielt er nicht länger zurück, klopfte an die Wand und rief: „Laßt mich hinein!" Der Meiſter antwortete: „Ich habe jetzt nicht Zeit, Euch einzulaſſen!" — „Nein, Meiſter, redet mit mir!" — „Herr, jetzt kann ich nicht, wartet, bis ich fertig bin!" — „Nein, Meiſter, redet zuvor mit mir!" — „So ſagt mirs durch die Thüre!" — „Es läßt ſich ſo nicht ſagen!" — Da ließ ihn der Meiſter ein und er ſprach: „Dies Kind iſt ſo wonniglich, daß ich wahrhaftig ſeinen Tod nicht zu ſehen vermag. Es geſchehe Gottes Wille an mir! Wir wollen ſie aufſtehen laſſen. Wie ich mit Euch gedingt habe, Silber und Gold gebe ich Euch; aber die Jungfrau ſollt Ihr leben laſſen!" Da das Mägdlein nun erſt recht ſah, daß es nicht ſterben und ihren Herrn erlöſen ſollte, da ward ihr das Herz ſchwer; ſie brach Zucht und Sitte, raufte zornig ihre Haare und gebärdete ſich zum Erbarmen. Bitterlich weinte ſie und rief: „Wehe mir Armen, wehe! wie ſoll es mir nun ergehen? Soll ich die reiche Himmelskrone, die mir um dieſe kurze Not geſchenkt worden wäre, verlieren? Jetzt bin ich erſt tot! Nun entbehrt mein Herr und entbehre ich die Ehre, die uns zugedacht war! Umſonſt bat ſie um den Tod, der ſie glücklich machen ſollte. Dann wandte ſie ſich zu dem armen Heinrich, hub an ihn zu ſchelten und ſprach: „Ich muß leiden für meines Herrn Zaghaftigkeit; ich ſehe wohl, die Menſchen haben mich getäuſcht; ich hörte ſie allezeit ſagen, Ihr wäret bieder und hättet feſten Mannesmut! Gott helfe mir, ſie haben gelogen, die Welt war mit Euch hintergangen; denn Ihr waret und ſeid der feigſte Mann! Ihr getrauet Euch nicht einmal geſchehen zu laſſen, was ich doch mir zu leiden getraue! Warum erſchracket Ihr denn, als ich gebunden ward? Es ſtand ja eine dicke Wand zwiſchen uns beiden! Ich verſichere Euch, es ſoll Euch niemand etwas zu Leide thun! Was geſchehen ſoll, iſt für Euch nur nützlich und geſund!" So bat und ſchalt ſie ihn, aber umſonſt. Sie mußte ihr Leben behalten. Der arme Heinrich nahm Vorwurf und Spott tugendlich hin, wie einem frommen Ritter geziemte. Als er die unglückliche Jungfrau wieder angekleidet und den Arzt bezahlt hatte, wie ausgemacht war, fuhr er zurück in die Heimat, obgleich er wußte, daß er dort in aller Mund nur Hohn und Schmähung finden würde. Aber alles ſtellte er Gott anheim.

Das gute Mägdlein aber hatte ſich ſo verweint und verklagt, daß ſie dem

Tode nahe war. Da erkannte ihre Not der, der die Nieren prüft, vor dem kein Herzthor verſchloſſen iſt. Er hatte beide nach ſeiner Liebe und Macht recht aus dem Grunde verſuchen wollen, wie er es bei dem reichen Hiob gethan. Da zeigte der Herr, wie lieb ihm Treue und Erbarmung iſt; er ſchied beide von ihrem Elend und machte ihn zur Stelle rein und geſund. So ſchnell beſſerte es ſich mit dem guten Heinrich, daß er noch unterwegs friſch und ſchön wurde, ja er genas durch Gottes Pflege ſo, daß er jung ward, wie vor zwanzig Jahren. Dieſes Heil, das ihm wiederfahren war, ließ er allen anſagen, von denen er wußte, daß ſie Liebe und Güte gegen ihn im Herzen trugen. Da mußten alle billig froh ſein über die Gnade, die Gott an ihm erzeigt hatte. Als nun ſeine beſten Freunde von ſeiner Ankunft hörten, ritten und gingen ſie ihm drei Tagreiſen entgegen, ihn wohl zu empfangen. Sie wollten keiner Sage, nur ihren eigenen Augen glauben, bis ſie ſelbſt die Wunder Gottes an ſeinem Leibe geſehen hätten. Der Meier und ſein Weib blieben auch nicht ſtill zu Hauſe ſitzen. Die Freude, die ſie empfanden, iſt unbeſchreiblich; ihre Herzen waren ſo bewegt, daß den lachenden Mund der Augen Regen begoß, ihr Gruß war ſeltſam gemiſcht, ihr Mund wollte nicht mehr los werden vom Mund ihrer Tochter. Auch wer die Schwaben je in ihrem Lande ſah, der muß ſagen, daß von ihnen nie größere Liebe erzeigt wurde, als da ſie Herrn Heinrich bei ſeiner Heimfahrt empfingen. Dieſer ward reicher, als er vorher war, an Gut und Ehren. Nun aber wendete er ſich ſtets an Gott und hielt ſeine Gebote ſtrenger als zuvor; und deswegen war ſeine Ehre unvergänglich. Dem Meier und ſeinem Weib, denen er ſo großen Dank ſchuldig war, gab er das Neubruchland, wo er krank gelegen hatte, zum Eigentum. Seiner lieben Frau aber, des Mägdleins, pflegte er mit ſanftem Lieben in allen Dingen, als wäre ſie ſeine angetraute Frau.

Als nun ſeine Freunde in ihn drangen, ſich zu verehelichen, da ſprach er: „Ich bin entſchloſſen und will nach meinen Verwandten ſenden, damit ich ihrem Rate folge.“ Als dies geſchehen und alle beiſammen waren, Männer und Frauen, ſo ſagten alle aus einem Munde, es wäre recht und Zeit, daß er ſich vermähle. Nun aber erhob ſich ein großer Streit im Rate ſeiner Verwandten, wen er ſich wählen ſollte: der eine riet hin, der andere her; wie Leute pflegen, wenn ſie Rat geben ſollen. Als ſie ſich nun nicht vereinigen konnten, ſprach der arme Heinrich: „Ihr Herren und Frauen, es iſt Euch allen wohlbekannt, daß ich vor kurzer Zeit in ſchmählicher Krankheit lag und allen Menſchen widerwärtig war; jetzt ſcheut mich niemand mehr, und durch Gottes Gnade habe ich wieder einen geſunden Leib. Jetzt ratet mir alle, wie ſoll ich es dem vergelten, durch den ich wieder geſund worden bin? Sie antworteten: „Faſſet den Entſchluß, daß Euer Leib und Gut ihm unterthänig ſei!“

Das Mägdlein, ſeine liebe Frau, ſtand neben ihm, als ſie dies ſagten. Da ſah er ſie liebreich an, umfing ſie und ſprach: „Ihr Herren und Frauen, ich ſage euch allen, daß ich durch dieſe gute Jungfrau, die ihr hier bei mir ſtehen ſeht, mich meiner Geſundheit wieder erfreue. Nun iſt ſie ledig und frei, wie ich es bin, und mein Herz rät mir, daß ich ſie zum Weibe nehme. Wenn dies Gott und Euch gefällt, ſo ſoll es geſchehen. Iſt es aber nicht möglich, ſo will ich unverehelicht ſterben; denn Ehre und Leben habe ich von ihr allein! Bei Gottes Hulden aber will ich Euch insgeſamt bitten, daß es Euch wohl gefalle!“ Da antworteten alle, die zugegen waren: „Ja, ſo iſt es ziemlich und recht!“ Und da auch geiſtliche Herren darunter waren, ſo ſtand es nicht weiter an, daß ſie zuſammen getraut wurden.

Nach ſüßem, langem Leben kamen ſie zuſammen ins ewige Reich der Liebe.

Dietrich von Bern, der kühne Gotenkönig, ſteht in der alten deutſchen Sage neben Siegfried, dem Held aus Niederland. Er ſtammt aus dem altberühmten Geſchlechte der Amelungen und iſt der Sohn eines Geiſtes, daher im Zorne Feuer aus ſeinem Munde geht, das Eiſen und Felſen ſchmilzt. Dietrich ſteht im Mittelpunkte eines reichentwickelten Sagenkreiſes, des oſtgotiſchen, und ſeine Geſtalt wurde nicht bloß von den deutſchen Dichtern des Mittelalters gerne benützt, ſondern blieb auch über dieſe Zeit hinaus ein beliebter Gegenſtand der Volksſage. Er beſteht Kämpfe mit Rieſen und Zwergen, wird von dem verräteriſchen Ermenrich aus ſeinem Königreiche Italien vertrieben und muß an den Hof des Hunnenkönigs Attila flüchten, wo er gaſtfreundliche Aufnahme findet.

Als mythologiſche Grundlage der Geſtalt Dietrichs kann der altgermaniſche Gott Donar angeſehen werden, von dem dann einzelne Züge, wie die Kämpfe mit den Rieſen, der Feueratem, auf den großen Oſtgotenkönig Theodorich (454 bis 526) übertragen wurden, der den Odoaker im Jahre 489 bei Verona (daher Dietrich von Bern) und 490 bei Ravenna (Raben) ſchlug und ganz Italien in Beſitz nahm.

Ecken's Ausfahrt.

Im Lande der Obinge zu Köln am Rhein wohnten drei Königinnen, um deren Huld drei Rieſenbrüder, Faſolt, Ebenrot und Ecke, warben. Eines Tages unterhielten ſie ſich von den Heldenthaten kühner Recken, als deren gewaltigſter „von Bern Herr Dietrich“ geprieſen wurde. Das verdroß den jüngſten der Helden, Ecke, und er gelobte, denſelben, gütlich oder mit Gewalt, lebendig oder tot, herbeizuſchleppen. Sofort rüſtete er ſich zur Ausfahrt, zumal ihm der Königinnen eine, Frau Seeburg, zum Lohne ihrer „Minne Sold“ zuſagte. Sie ſchenkte ihm eine herrliche Brünne, dazu Helm, Schild und ein berühmtes Schwert, „Sachs“ geheißen, wappnete ihn ſelbſt und bot ihm ein ſtattliches Roß an. Aber den ungefügen Ecke trug kein Roß, er kam beſſer zu Fuß fort und konnte eine Woche Tag und Nacht gehen, ohne Hunger oder Müdigkeit zu ſpüren. Zu Fuß eilte er von dannen —

Er fuhr dahin in Sprüngen, recht wie ein Springinsfeld —
Nicht Feld wohl war es damals, es war ein tiefer Wald;
Seine Helmzierden klangen wie ein helles Glöcklein ſchallt —

Vögel und Wild flohen vor dem Dahinſtürmenden, an Dörfern und Städten ſauſte er vorbei, bis er ſein Ziel, Bern, erreicht hatte. Dort vernahm er, daß Dietrich ins Gebirg geritten, und ſo rannte er weiter an der Etſch hinauf in einem Tage bis Trient. Am nächſten Tage fand er im Walde den Ritter Helfrich, der von dem Berner mehrere klaffende Wunden erhalten, die ein „wilder Donnerſchlag“ geſchlagen zu haben ſchien — drei ſeiner Genoſſen lagen tot an ſeiner Seite. Endlich erreichte der fechtluſtige Ecke den Gewaltigen und forderte ihn zum Kampfe heraus. Dietrich weigerte ſich anfangs, mit dem Rieſen, der über die Bäume ragte, zu kämpfen; vor allem wollte er nicht von ſeinem Pferde ſteigen. Ecke ſuchte ihn auf alle mögliche Weiſe zu reizen, endlich drohte er, überall des Berners Zagheit zu verkünden, wenn er ſich länger weigere. Da willigte Dietrich ein — ſpät abends, als die Sonne dem Sinken nahe, begann der grimmige Kampf. Bis in die Nacht hinein hieben ſie auf einander los beim Glanz des Feuers, das ſie ſich aus den Helmen ſchlugen. Endlich als der Morgen ſchon angebrochen, unterlag Ecke, wollte ſich aber nicht ergeben, ja er zeigte ſeinem Gegner ſelbſt die Fuge, wo ſeine Brünne zu durchbohren war. Dietrich durchſtach den Rieſen, hob dann eine trübe Klage über den Tod des jugendlichen Helden an, nahm deſſen Harniſch und Schwert und grub ein 18 Schuh langes Grab. Da hinein legte er den Toten, bedeckte ihn mit grünem Laube, wünſchte ihm: „Gnad dir Gott, lieber Ecke,“ und ritt hinweg, Eckes Haupt am Sattelbogen, das er den drei Königinnen überbrachte.

Die Rabenſchlacht (Schlacht bei Ravenna).

Zum Kampf wider Dietrichs Oheim ſammelte ſich zu Etzelnburg ein großes Heer. Von dem Anblicke der mächtigen Scharen entflammt, baten auch Etzels zwei Söhne, Scharf und Ort, mit Dietrich reiten zu dürfen. Frau Helche war ſehr dagegen, ihr hatte geträumt, ein Drache ſei durch ihrer Kammer Dach geflogen, habe ihre Söhne weggeſchleppt und ſie auf der Heide zerriſſen. Endlich aber willigte ſie ein, auch Etzel that es, zumal Dietrich verſprach, über ihr Leben zu wachen und ſie nicht über Bern hinausreiten zu laſſen. Nun brachen die Kriegsſcharen auf und zogen durch Iſterreich gen Bern, wo Etzels Söhne mit Dietrichs jungem Bruder Diether unter des alten Helden Ilſan Obhut zurückgelaſſen wurden. Als aber das Heer fort war, um Ermenrichs Kriegsmacht bei Raben aufzuſuchen, beſtürmten die Jünglinge Ilſan mit der Bitte, ſie nur ein wenig aus der Stadt reiten zu laſſen; endlich gab er nach, und ohne auf ihn zu warten, eilten ſie hinaus. Vor den Thoren lagerte ein ſtarker Herbſtnebel; die drei Reiter gerieten auf einen falſchen Weg und mußten auf einer Heide übernachten. Ilſan, der ihnen inzwiſchen nachgeritten, fand ſie nirgends mehr, und vergeblich ſchallten ſeine Jammerrufe in den alles verhüllenden Nebel. Ganz unglücklich kehrte er in die Stadt zurück. Am Morgen, als die drei Waghälſe ihre Roſſe ſattelten, gewahrten ſie in dem hellerglänzenden Sonnenſchein, dem endlich der Nebel gewichen, den Recken Wittich, der von Dietrich abgefallen und zu Ermenrich übergegangen war. Kecken Mutes, obwohl ohne Harniſch, gingen ſie auf den Verräter los, ohne ſich von ſeinen Warnungen abhalten zu laſſen. Scharf ritt zuerſt auf ihn zu und brachte ihm einige Wunden bei; da zückte Wittich mit Grimm das Schwert Miming und mit geſpaltenem Haupte ſtürzte Etzels Sohn vom Roſſe. Nun wollte Ort ſeinen Bruder rächen, aber auch er wurde niedergehauen, obgleich Diether ihm beiſtand. Dieſer ſetzte den Kampf nun allein fort und wußte ſich lange durch ſeine Behendigkeit und Gewandtheit gegen den ſtärkeren Gegner zu behaupten; endlich brach er zuſammen, durch das Achſelbein bis auf den Gürtel gehauen.

Dieſen Tod viel ſehr zu beweinen begann
Mit ſeinem ganzen Herzen der ungetreue Mann — —
„Könnte ich dir noch helfen aus aller deiner Not,
Gott möge mich verdammen, ich wollte gerne liegen tot!
Nun muß ich ſicherlich räumen alle Lande vor Dieterich!“

Wittich wollte nun fortreiten, aber die Kraft verſagte ihm, und er mußte ſich auf der Heide niederlegen. Inzwiſchen tobte die Schlacht bei Raben 11 Tage lang — Ermenrich wurde von ſeinem Neffen ſchließlich beſiegt und entfloh. Als Dietrich noch in voller Siegesfreude auf der Walſtatt weilte, kam Ilſan mit der Botſchaft, daß er die drei jungen Helden verloren. Außer ſich vor Wut ſchlug ihm der Berner, wie er gedroht, das Haupt ab. Als die drei Erſchlagenen dann gefunden wurden, fiel Dietrich klagend auf ſie nieder, küßte ſie, raufte ſich die Haare vor Schmerz aus, weinte Blut und wünſchte ſich den Tod. Als er dann nochmals die Wunden genauer betrachtete, erkannte er, daß ſie mit Wittichs Schwerte Miming geſchlagen ſeien. Da machte ihn Rüdiger darauf aufmerkſam, daß der Verräter eben über die Heide reitete. Wütend ſprang Dietrich auf und ſpornte ſo haſtig nach, daß keiner der Seinigen ihm folgen konnte; Feuer ſprühte von den Hufſchlägen. Dennoch gelang es ihm nicht, den Flüchtling einzuholen, obgleich er ſein Roß Falke blutig ſpornte und er ſelbſt vor Zorn glühte, daß ſein Harniſch ſchmolz. Endlich war er ihm ganz nahe, kaum eines Roßlaufes Weite lag zwiſchen beiden — Wittich war bis an den Meeresſtrand gekommen — da eilte die Meerminne (Meerweib) Waghild, Wittichs Ahnmutter, zu ſeiner Hilfe herbei und nahm ihn ſamt ſeinem treuen Roſſe Scheming zu ſich auf den Grund des Meeres. — Dietrich jagte nun zurück, erſtürmte die Stadt Raben, dann ſandte er den uns aus dem Nibelungenliede bekannten Markgrafen Rüdiger nach Etzelnburg zurück; als er ankam, liefen die herrenloſen Roſſe der Königſöhne mit blutigen Sätteln auf den Hof. Die Königin verwünſchte bei dieſem Anblick den Berner, aber als Rüdiger erzählte, wie er ſeinen eigenen Sohn und ſeinen einzigen Bruder ebenfalls verloren, verzieh ſie ihm und legte ſelbſt bei Etzeln für ihn Fürſprache ein. Als der Berner anlangte und ſein Leben zur Sühne anbot, brach die Königin in Thränen aus, und Etzel nahm ihn wieder zu Gnaden an.

Gegen die Reformation.

Von Thomas Murner (1475—1237)

Nun hoert! ich will euch ſingen
in bruoder Veiten ton
von ungehoerten dingen,
die laider iez fuergon:
wie daß mit falſchen liſten
die chriſtenheit zergat;
wan das die fuerſten wiſten,
ſie taeten zu der tat.

Der hirt der iſt geſchlagen,
die ſchäflin ſind zerſtreut,
der bapſt der iſt verjagen,
kain kron er me auf drait
und iſt mit kainen worten
von Chriſto ie erſtift:
an hundert tauſent orten
iſt goßen auß das gift.

Der kaiſer iſt kein advocat,
gar hin iſt ſein gewalt,
den er ja zuo der kirchen hat,
der ſchirm zuo boden falt,
ſein gebot ſein ganz verachtet.
we armer chriſtenhait,
wa undertaeni brachtet
und herſchaft niderleit!

Die patriarchen alle
und cardinael gemain,
die biſchof ſein im falle,
der pfarrer bleibt allain:
ja den die gemain erwelet
nach irem unverſtand
und fuer ain hirten zelet,
ach we der großen ſchand!

Die minſten ſein iez all gelert,
der vor nie beten kunt,
kain ler auf erden ie gehört,
dorft nie aufton ſein mund:
die widerfechten alle
die zierd der Chriſtenhait,
gent ſteur zu niderfalle
ir lob und herrlichait.

Die meß die ſol nim gelten
im leben noch im tod,
die ſacrament ſie ſchelten,
die ſeien uns nit not;
fuenf hon ſie gar vernichtet,
die andern lon ſie ſton
der maßen zugerichtet
daß ſie auch bald zergon.

Wir ſein all pfaffen worden,
baid weiber und die man,
wie wol wir hont kain orden,
kain weihe genomen an;
die ſtiel ſton auf den benken,
der wagen vor dem roß,
der glaub will gar verſenken,
der grund iſt bodenlos.

Die pfaffen ſein zerſchlagen,
die muench ſein auch zerſtreut,
mit luter ſtimmen klagen
man hab ſie lang geſchent:
uns alles fuererlogen
was ſie hont ie geſait,
auß iren fingern gſogen,
verfiert die chriſtenhait.

Wer iez zuo mal kan liegen,
veracht all oberkait,
das evangeli biegen
auf mort und herzenlaid:
dem lauft man zuo mit ſchalle,
hanthabt in mit gewalt
biß unſer glaub verfalle,
und gar in eſchen falt.

Sie zogen auf die prieſterſchaft
als ob ſie ſellos waer,
mit aller bueberei behaft,
der aplaß iſt in ſchwaer,
der breſten viel entdecken
in aller gaiſtlichait
darunder ſie beflecken
des glaubens innigkait.

Die mißbrüch die ſie klagen,
die lobt kain erenman,
got wils nit me vertragen,
das facht mich dunken an;
allain wil mich betoeren
daß ich von herzen wain:
den glauben uns zerſtoeren,
daſſelb klag ich allain.

Jr habt gar bald erwecket
ain aufrur in dem land,
doch nit ſo bald verdecket
als irs beweget hont;
zum menſchen ſtat der anfang
wie wol das end zuo got,
ich bſorg des glaubens undergang
wa got hie von uns lat.

Jr welt die miſſbreuch glatten
die nit ballieret ſint,
ich foercht daß ir verwatten
und das auf erd nit kuent,
got hats nie unterſtanden
das gut vom böſen ton
auf erd in allen landen,
hat ſie laid wachſen lon.

All oberkaiten ſchlafen
mit ihrer gaiſtlichait,
darauß enſtat den ſchafen
irſal und herzenlaid;
wan ſie got nit erwecket,
das waer der groeſte bruſt,
mit züchten glaub erkecket,
ſo iſt es gar umbſuſt.

Sie ſeien in glauben dretten,
darvon bringt man ſie nicht,
und hilft kain flehen, betten:
es ſei umb gelt erdicht,
als das im chriſtenglauben
mit in gehandlet iſt,
das ſei ein ſtelen, rauben,
zuo ſchatzung aufgerüſt.

Ich muß die wahrheit ſagen:
wir haben ſchuld daran,
der aplaß lert ſie klagen,
verfieret manchen man,
der bei demſelben mainet
es ſei als ſamt dergleich,
all ſacrament verklainet,
ach gott von himelreich!

Iſt iendert man auf erden
der doch der ſach nem acht
daß miſſbruech beßert werden,
der glauben wird bedacht
daß er in wirde blibe
und ſtuend in ſeligkait,
all miſſbruech vertribe,
beſchirmt die chriſtenhait?

Es was ſeit Chriſtus tagen,
ſag ich bei meinem aid,
nie groeßer not und klagen
von chriſten ie geſait,
des glaubens zierde ſchone
die felt mit macht dahin,
im kat ligt unſer krone,
er gat als widerſin.

Der apfel iſt geworfen
der zwitracht, das iſt war,
in ſteten und in dorfen;
und geben nit ain har,
ja nit ain meit auf erden
umb alle oberkait,
mit liſten und gefaerden
erdenkt man herzenlaid.

Nun hört! ich will euch ſingen
In Bruder Veitens Ton
Von unerhörten Dingen
Die leider jetzt vorgehn.
Daß nun durch falſche Künſte
Die Chriſtenheit zerfällt;
Wenn dies die Fürſten wüßten,
Sie kämen dem zu Hilf.

Der Hirt, der iſt geſchlagen,
Die Schäflein ſind zerſtreut,
Der Papſt, der iſt verjaget,
Keine Krone mehr er trägt
Und iſt mit keinem Worte
Von Chriſtus je eingeſetzt;
An hunderttauſend Orten
Ausgegoßen iſt das Gift.

Der Kaiſer iſt kein Schirmherr,
Ganz weg iſt die Gewalt,
Die er doch an der Kirche hat;
Sein Schutz zu Boden fällt,
Seine Gebote ſind ganz verachtet;
Weh dir arme Chriſtenheit,
Wo Unterthanen prangen,
Und Obrigkeit darniederliegt.

Die Patriarchen alle
Und Kardinäl' dazu,
Die Biſchöf' müſſen fallen;
Der Pfarrer bleibt allein.
Doch den die Gemeinde wählet
Nach ihrem Unverſtand
Und gleich einem Hirten hält;
O weh der großen Schand.

Die Geringſten ſind jetzt alle gelehrt;
Der früher nie beten gekonnt,
Nie auf Erden Belehrung hat gehört,
Nie aufthun durft' ſeinen Mund,
Die bekämpfen alle
Den Schmuck der Chriſtenheit,
Leiſten Hilfe zum Sturze
Ihres Lobs und ihrer Herrlichkeit.

Die Meß, ſoll nimmer gelten
Im Leben noch im Tod;
Die Sakrament ſie ſchelten,
Die ſeien uns nicht not;
Fünf haben ſie ſchon vernichtet,
Die andern laſſen ſie ſtehn
Dermaßen zugerichtet,
Daß ſie auch bald vergehn.

Wir ſind all' geiſtlich worden,
Beide, Weiber und auch Männer,
Wie wohl wir weder Orden
Noch Weihe angenommen haben;
Die Stühl' ſtehn auf den Bänken,
Der Wagen vor dem Roß;
Der Glaube will ganz verſinken;
Der Grund iſt bodenlos.

Die Prieſter ſind zerſchlagen
Die Mönche ſind auch zerſtreut,
Mit lauter Stimm' ſie klagen,
Man hab' ſie lang' geſcholten,
Uns alles vorgelogen,
Was ſie je geſagt haben,
Aus ihren Fingern geſogen,
Verführt die Chriſtenheit.

Wer jetzt zugleich kann lügen,
Verachtet alle Obrigkeit
Das Evangelium wenden
Zu Mord und Herzeleid:
Dem lauft man zu mit Schalle,
Hält feſt ihn mit Gewalt,
Bis unſer Glaube verfalle
Und ganz in die Aſche fällt.

Sie ſtellten hin die Prieſterſchaft,
Als ob ſie heillos wär,
Mit aller Büberei behaftet,
Der Ablaß iſt ihnen ſchwer,
Der Gebrechen viel entdecken
Sie bei aller Geiſtlichkeit,
Worunter ſie beflecken
Des Glaubens Innigkeit.

Die Mißſtänd, über die ſie klagen,
Die lobt kein Ehrenmann,
Gott will ſie nicht mehr ertragen,
Das fangt mich zu dünken an;
Doch will es mich betören,
Daß ich von Herzen wein:
[Daß ſie] den Glauben uns zerſtören,
Das beklage ich allein.

Ihr habt gar ſchnell erwecket
Den Aufruhr in dem Land,
Doch nicht ſo ſchnell beruhigt,
Wie ihr's beweget habt;
Beim Menſchen ſteht der Anfang,
Das Ende ſicher bei Gott,
Ich beſorg' des Glaubens Untergang,
Wenn Gott hier von uns läßt.

Ihr wollt die Mißbräuch ebnen,
Die nicht geglättet ſind.
Ich fürcht', daß ihr verſpielet
Und das auf Erden nicht vermögt;
Gott hat es nie unternommen,
Das Gute vom Böſen zu ſcheiden.
Auf Erden in allen Landen
Hat er ſie beide wachſen laſſen.

Alle Obrigkeiten ſchlafen
Mit ihrer Geiſtlichkeit,
Daraus erſteht den Schafen
Irrweg und Herzeleid;
Wenn Gott ſie nicht erwecket,
Das wär' der größte Verluſt
Durch Strafen Glauben ermutigt,
So iſt es ganz umſonſt.

Sie ſeien zum Glauben kommen,
Von dem bringt man ſie nicht,
Da hilft kein Flehen, Bitten:
Es ſei für Geld erdichtet,
Alles was im Chriſtenglauben
An ihnen geſchehen iſt,
Das ſei ein Stehlen, Rauben,
Zum Geldgewinn erfunden.

Ich muß die Wahrheit ſagen:
Wir haben ſchuld daran,
Der Ablaß lehrt ſie klagen,
Verführet manchen Mann,
Der bei demſelben meinet
Es ſei allesſamt dergleichen,
Alle Sakramente verkleinert,
Ach Gott vom Himmelreich!

Iſt nirgends ein Mann auf Erden
Der doch die Sache nehme in acht,
Daß Mißbräuche verbeſſert würden,
Der Glaube würde beſchützt,
Daß er in Würde bliebe
Und ſtünd' in Seligkeit,
Alle Mißbräuche vertriebe,
Beſchirmte die Chriſtenheit?

Es war ſeit Chriſti Tagen,
Sag ich bei meinem Eid,
Nie größre Not und Klagen.
Von Chriſten je geſagt:
Des Glaubens ſchöne Zierde,
Die ſtürzt mit Macht dahin,
Im Kot liegt unſre Krone,
Er gilt als Unſinn.

Der Apfel iſt geworfen
Der Zwietracht, das iſt wahr,
In Städten und iu Dörfern;
Sie geben nicht ein Haar
Ja nicht ein Nichts auf Erden
Um alle Obrigkeit;
Mit Liſt und mit Gefährde
Erſinnt man Herzensleid.

Das evangeli from
das was ein froelich maer,
von got eroffnet ſchone
zuo frid vom himel her:
das hont ſie iez vergiftet
in mort und bitterkait,
es was zu freud erſtiftet,
iez bringt es herzenlaid.

Ich kan michs nit beklagen
ja ueber gotes wort,
allain daß ſies vertragen
und rinklen auf ein mort,
das wort des ewigen leben
zuo aufruor und dem dot,
von Chriſto uns gegeben,
das er auß lieb erbot.

Het uns der Türk gewunnen
im ganzen teutſchen land,
von anefang der ſonnen
biß zu dem niderſtand:
er het uns nit zerbrochen
ja unſer hailighait
als wir die hont zerſtochen
ſelbs in der chriſtenhait.

All buecher ſein erlogen
die ie beſchriben ſint,
die hailgen hont betrogen,
die lerer ſein all blind,
ſie haben uns geblendet
in irem unverſtand
die erlich hont geendet,
ir bluot vergoßen hont.

Maria zart, die raine,
die hailgen alle ſamt,
ir bildung all gemaine
die zuckens unverſchamt,
auß allen kirchen werfen
und brennen feuer damit,
wie daß wir ir nit doerfen
und ſie uns helfen nit.

Ach frumen chriſten gmaine,
wölt ir der hailgen nit:
behalten doch allaine
Mariam! iſt mein bit;
nit werft zuo weit von lande!

ob irs bedoerfen moecht
und laids euch gieng zu hande
daß ir ſie findt villeicht.

Der glauben iſt aufgangen
in fuenfzehn hundert jar,
darumb ermoerdt, erhangen
vil frumer hailgen zwar:
der iez in drithalb jaren —
zu fallen iſt gerueſt,
denn leichter iſt zerſtoeren
denn etwas zugerueſt.

Jez will der diß alſo verſton,
der ander mit der maß,
ſie hont die richter abgeton,
die oberkait auß haß,
und wirt nit wol regieret
wa vil der heubter ſint,
damit iſt bald verfieret
der unverſtendig blind.

Das Evangelium hehr
War eine frohe Kunde,
Von Gott eröffnet ſchön
Zu Friede vom Himmel her:
Das haben ſie jetzt vergiftet
Zu Mord und Bitterkeit;
Es war zur Freud' geſtiftet,
Nun bringt es Herzeleid.

Ich darf mich nicht beklagen
Etwa über Gottes Wort,
Jedoch daß ſie's verdrehen
Und ausrenken zum Mord,
Das Wort des ewigen Lebens
Zu Aufruhr und zum Tod,
Von Chriſtus uns gegeben
Das er aus Lieb zu uns bot.

Hätt' uns der Türk gewonnen,
Im ganzen deutſchen Land,
Vom Aufgange der Sonne
Bis deren Niedergang:
Er hätt' uns nicht zerbrochen
Doch unſ're Heiligkeit,
Wie wir ſie haben zerſtochen
Selbſt in der Chriſtenheit.

Alle Bücher ſind erlogen,
Die je geſchrieben ſind,
Die Heiligen haben betrogen,
Die Lehrer ſind alle blind;
Die haben uns verblendet
In ihrem Unverſtand,
Die ehrenvoll geendet,
Ihr Blut vergoſſen haben.

Maria zart, die reine,
Die Heiligen alleſamt,
Ihre Bilder insgemein,
Die packen ſie unverſchämt,
Werfen ſie aus allen Kirchen
Und brennen Feuer damit,
Als ob wir ihrer nicht bedürften,
Und ſie uns hülfen nicht.

Ach fromme Chriſtengemeine,
Wollt ihr die Heiligen nicht,
Behaltet doch alleine
Maria! iſt meine Bitt;
Werft ſie nicht zu weit aus dem Lande!
Wenn ihr ſie benötigen würdet,
Falls Leid euch nahe ginge,
Daß ihr ſie vielleicht findet.

Der Glaube iſt groß geworden
In fünfzehnhundert Jahren,
Dafür ſind gemordet, gehangen
Viel' fromme Heilige zwar:
Der jetzt in dritthalb Jahren
Zum Fallen iſt gerichtet;
Denn leichter iſt zerſtören,
Als etwas zugerichtet [iſt].

Jetzt will der [eine] dies ſo verſtehn,
Der andere nicht desgleichen;
Sie haben die Richter abgeſchafft,
Die Obrigkeit, aus Haß;
Doch wird nicht wohl regieret,
Wo viele Häupter ſind,
Damit iſt bald verführet
Der unverſtändige Blinde.

Unainigkait, der neidhaß
in aller gaiſtlichait
der macht daß nieman beßert das,
kain wort darzu nit ſait;
am ieder hat gefallen
daß es ſo übel gat
und lacht der ander allen
ſo ie zerbricht ain rad.

Der lai das ſelb erſehen hat,
durch ſeine finger lacht
daß ſolcher Unfal hie erſtat,
den haufen groeßer macht,
und wil doch nit bedenken
das leben jenner welt,
wie unſer glaub wil ſenken
und laider gar verfelt.

Ich red das als für mein perſon
und main ich tu im recht
daß ich beim alten glauben ſton,
der neurung widerfecht
und tuo als tuot ain redlich man
Dem man ain ſchloß empfilt:
ſo lang ich mich geweren kan
bruch ich das ſchwert und ſchilt.

Wan aber gmaine chriſtenhait
ain anderes mir erkent,
mit groeßere machten umbeleit,
mit heres kraft umbrent:
ſo gib ich auf bezwungen
und hab mein er bewart,
wol chriſtenlich gerungen,
zur eren nit geſpart.

Mein ſteife und mein herte
erbit ich alle welt
daß niemans die verkerte,
in üblem mir erzelt;
ich main ich ſeis verpflichtet
bei glauben, ampt und er:
der glanb nit werd vernichtet,
daß ich tuo widerwer.

Wan kaiſer, fürſten, oberkeit
mich haißen ſtille ſton,
zuo undertaene bin ich berait
und wils als underlon;
wie ſie mir das gebieten
das wil ich nemen an,
mit ſtrafen oder gieten
wil ich zuo friden ſton.

Ach got von himels trone,
ſuch alt barmherzigkait!
ſend uns dein frieden frone
und chriſtlich ainigkait,
den du zu letz haſt glaßen
dein kinden in der Welt!
hilf veterlicher maßen
e daß der glaub verfelt.

Der uns das lied geſungen hat,
gedicht darzu gemacht,
hat unſers glaubens kleglich tat
am höchſten wol betracht;
der Murner hats geſungen
gemainer chriſtenhait,
wuerd unſer glaub verdrungen
braecht ſeinem Herzen laid.

Uneinigkeit, der Neid und Haß
In aller Geiſtlichkeit,
Der macht, daß niemand das beſſert,
Kein Wort dazu auch ſagt;
Ein jeder hat Gefallen,
Daß es ſo übel geht,
Und lacht über die andern alle,
Wenn ihnen zerbricht ein Rad.

Der Laie dies erſehen hat,
Durch ſeine Finger lacht,
Daß ſolcher Unfall hier entſteht,
Den Haufen größer macht,
Und will doch nicht bedenken
Das Leben jener Welt,
Wie unſer Glaube will ſinken
Und leider ganz verfällt.

Ich red' all dies für meine Perſon
Und glaub', ich ſteh' im Recht,
Daß ich beim alten Glauben ſteh'
Die Neuerung bekämpfe,
Und thu', wie thut ein redlicher Mann,
Dem man ein Schloß empfiehlt;
So lange ich mich wehren kann,
Gebrauch ich Schwert und Schild.

Wenn aber die ganze Chriſtenheit
Ein anderes mir beſchließt,
Mit größerer Macht mich einſchließt,
Mit Heereskraft mich rings berennt.
Dann geb' ich mich bezwungen:
Und hab' meine Ehre bewahrt,
Wohl chriſtlich gerungen,
Für meine Ehre nichts geſpart.

Meine Feſtigkeit und Unerſchütlichkeit
Lege ich aller Welt dar,
Damit niemand ſie verdrehe,
Zum üblen mir auslege;
Ich meine, ich ſei verpflichtet
Durch Glaube, Amt und Ehr,
Daß der Glaube nicht vernichtet werde
Ohne meine Gegenwehr.

Wenn Kaiſer, Fürſten, Obrigkeit,
Mich heißen ſtille ſein:
Zum Gehorſam bin ich bereit,
Und will es unterlaſſen;
Wie ſie mir das gebieten,
Will ich es nehmen an,
Mit Strafen oder Güte
Will ich zufrieden ſtehn.

Ach Gott vom Himmelsthrone,
Suche deine frühere Barmherzigkeit,
Send' uns den Frieden hehr
Und chriſtliche Einigkeit,
Den du beim Abſchied hinterlaſſen
Deinen Kindern in der Welt!
Hilf in väterlicher Weiſe,
Ehe der Glaube verfällt!

Der uns das Lied geſungen hat,
Die Weiſe dazu gemacht,
Hat unſers Glaubens klägliche Lage
Höchſt wohl überdacht.
Der Murner hat's geſungen
Geſamter Chriſtenheit;
Würde unſer Glaube verdrängt,
So brächt es ſeinem Herzen Leid.

Ain ſchöne Tagweiß von dem Wort Gottes.

Von Hans Sachs (1494—1576).

Wach auff, meins hertzen ſchoene,
du chriſtenliche ſchar,
Und hoer das ſueß gethoene,
das rayn wort Gottes klar,
Das yetzt ſo lieplich klinget;
es leucht recht, als der helle tag
durch Gottes guet her dringet.
Der Propheten weyſſage
hoert man yetzt widerumb,
Die lang verborgen lage;
das Evangelium
Man yetzt auch ſueßlich hoeret:

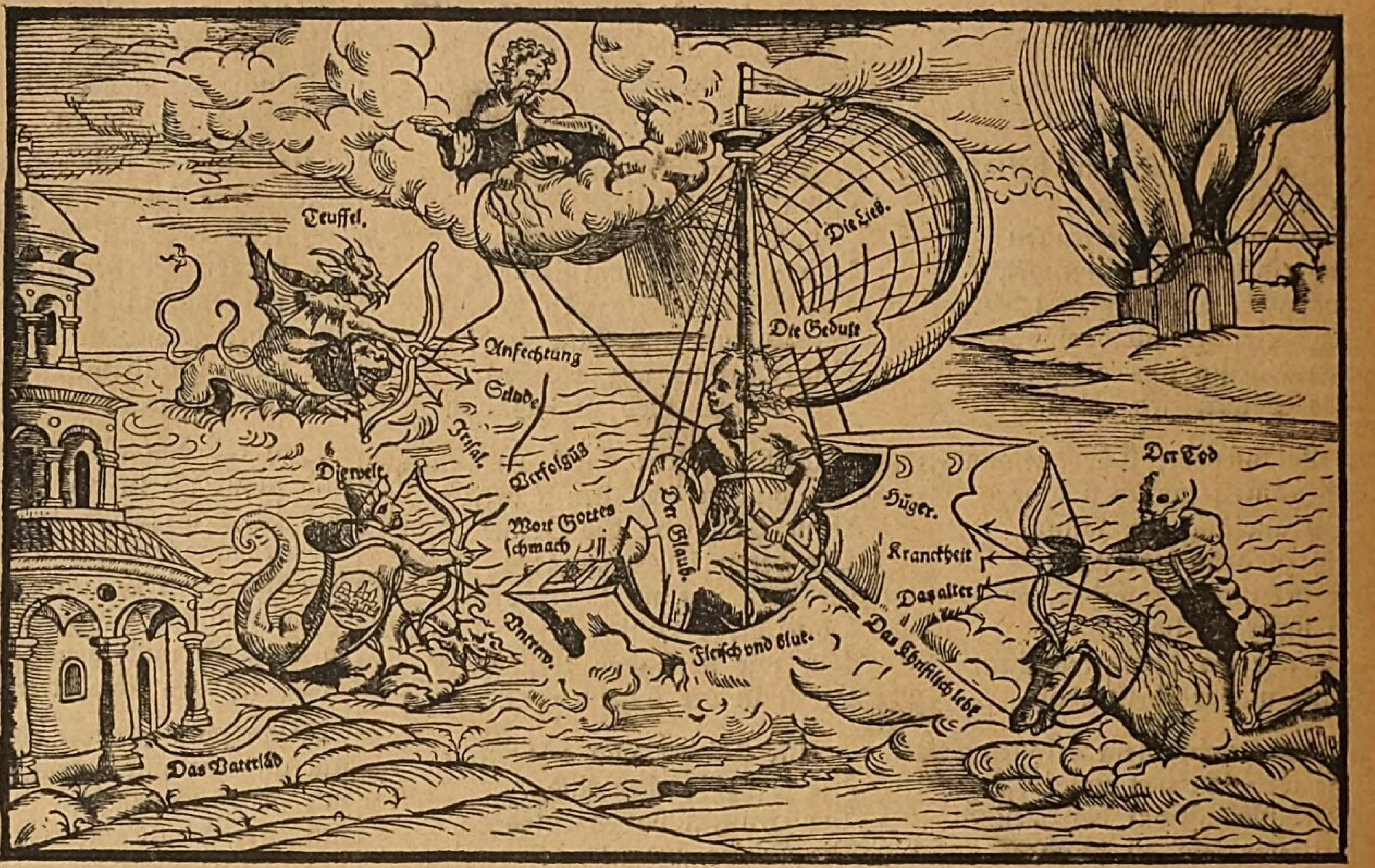
Wach auf, meines Herzens Schöne,
Du chriſtl che Schar,
Und hör' das ſüße Tönen,
Das reine Wort Gottes klar;
Das jetzt ſo lieblich klinget;
Es leuchtet ganz wie der helle Tag,
Durch Gottes Güte her es dringet.
Der Propheten Weiſſagungen
Hört man jetzt wiederum,
Die lang verborgen lagen:
Das Evangelium
Man jetzt auch lieblich höret

da wird mannich gewiſſen frey,
das vor war hardt beſchwoeret
Mit vil menſchen geſetzen,
mit Bannen und gebott,
Mit geltſtrick und ſeelmetzen:
die werden yetzt zuo ſpott,
Vor yedermann zuo ſchande
für eytel lüg und finſternüß
durch alle Teutſche lande.
Chriſtus vil botten ſendet,
die verkünden ſeyn Wort:
Jr vil werden geſchendet,
gefangen und ermort
Die Wahrheit zuo verſtecken:

Da wird manch Gewiſſen frei
Das früher war hart beſchweret
Mit viel Menſchengeſetzen,
Mit Bann und mit Gebot,
Mit Geldſtrick und Seelenmeſſen,
Die werden jetzt zum Spott,
Von jedermann zuſchanden
Als eitel Lüg' und Finſternis
Durch alle deutſche Lande.
Chriſtus viel Boten ſendet,
Die verkünden ſein Wort.
Ihrer viele werden geſchmäht,
Gefangen und ermordet,
Um die Wahrheit zu verhüllen:

Die chriſtliche Geduld.

Fliegendes Blatt von Hans Sachs (1494—1576).



Menſch, hie haſt du lauter und pur
Ein ganz klare Contrefactur[1]
Der wahren chriſtlichen Geduld,
Welche nach des Adams Schuld
Muß hie in einem Schifflein ſchweben
Des leiblich gebrechlichen Leben
In dem wütenden Jammermeer,
Welches iſt umgeben ſehr
All Augenblick, zu aller Zeit
Mit Angſt und großer Gefährlichkeit,
Von der Welt, Teufel und dem Tod
Mit unerzählter Angſt und Not,
Mit Armut, Krankheit und Trübſal,
Mit Schanden, Schaden und Unfall,
Mit Hunger, Kummer und Anfechtung,
Mit Fürchten, Schrecken und Durchächtung.
An Seel, Leib, Ehr, Gut, Weib und Kind,
Die täglichen her fallen ſind.
Und ehe ein Kreuz hat ein End,
So iſt ein anders vor der Händ[2],
Davon das Schifflein ſinken thut,
Welches bedeutet Fleiſch und Blut;
Das wird verzaget und kleinmütig
Von dieſem Meer grauſam und wütig,
Wo es nur auf das Kreuze ſieht
Und das, davon ihm weh geſchieht;
Das iſt die irdiſch Kreatur,
Welches doch iſt ein Werkzeug nur,
Dem giebt es allezeit die Schuld
Und über ſich in Ungeduld
Sucht Weg und Steg durch die Vernunft,
Zu wenden des Kreuzes Zukunft,
Und zu rächen den ſeinen Schad'n,
Und wird noch ſchwerer mit belad'n,
Und wird von jedem Wind gerieben,
Leichtlich hin und auch her getrieben
In aller Widerwärtigkeit
Des Kreuzes in des Lebens Zeit,
Und bleibt in allem Ungewitter
Unſtandhaft, unwillig und bitter.
Der Geiſt aber, die chriſtlich Seel,
Empfindet auch des Kreuzes Quell,
Doch anders viel dann Fleiſch und Blut;
Frei männlich ſie es tragen thut,
Wann in all ihrer Angſt und Not
Hebt ſie ihr Augen auf zu Gott,
Sieht und erkennt, daß alle Ding,
Sie ſind gleich ſchwer oder gering,
Von Gott hab'n ihren Urſprung
Durch ſeine ewige Vorſehung,
Durch ſeine Ordnung allenthalb.
Ohn ihn nichts geſchäh außerhalb,
Und wie er all's in allem ſei,
Und wirkt durch ſein' Geſchöpfe frei
All' ſeine Werk an allem End;
Dies all's die chriſtlich Seel' erkennt,
Schaut nimmer auf die Kreatur,
Welche ſie weiß ein Werkzeug nur,
Dadurch Gott ſeine Werk ausricht,
Das begehrt ſie ſich zu rächen nicht,
Sonder in des Glaubens Schild
Ficht ſie, auf alle Pfeil gezielt,
So Tod, Teufel und auch die Welt
In allen Stücken obgemeldt
Zu ihr ſchieſſen all Tag und Stund,
Der ſie gar keiner machen wund,
Noch ihr Schifflein mag ſenken unter,
Wann ſie ihr Kreuz nimmt auf beſunder
Von Gott, nit als Zorn oder Schad',
Sondern als lauter Gunſt und Gnad
Von ei'm Vater und keinem Feind,
Der es zum allerbeſten meint,
Zu ganz heilſamer Arzenei,
Das ihr allein geſchicket ſei,
Fleiſch und Blut ritterlich zu dämpfen,
Das ſtät wider den Geiſt thut kämpfen
Und begehret zu unterdrücken
Sündliche Art in allen Stücken.
Wann bald auf das Fleiſch kommt das Kreuz,
So hat es vor den Sünden Schutz.
Alſo die Seel in dem Gemüt
Erkennt die väterlichen Güt,
Damit er heimſucht ſeine Kind'r;
Alsdann wird alle Trübſal lind'r,
Und mit der Erfahrung erkennt,
Daß Gott auch hat in ſeiner Händ
All ihrer Widerſacher Zaum
Und ihn' nicht weiter laſſet Raum,
Denn was ſie wohl ertragen mag,
Auf daß ſie nicht darin verzag,
Sonder läßt allmal ein' Ausflucht,
Auf daß es ein kindliche Zucht
Beleib, ihr zu Heil und Nutz,
Und beut all ihren Feinden Trutz,
Daß ſie ihr krümmten nur ein Haar.
So treu und väterlichen gar
Sie Gott erkennt in ihrem Leid'n;
Derhalb läßt ſie ſich nicht abſchneiden,
Wie übel es ihr immer geht,
Sie frei in der Geduld beſteht,
Standhaftiglich in ihrer Prob
Geſieget ritterlichen ob.
Und hat inwendig guten Fried
In Chriſto, der auch für ſie litt,
Und hofft in Gott, der Hoffnung Anker,
Auf das ihr Schifflein thu' kein Wanker
Und bleibt ſicher in Trübſal ſchweb'n
Und rudert mit chriſtlichem Leben
In dieſem Meeresungeſtüm,
Und richtet ſich auch umb und ümb
Nach dem Kompaß, dem Gotteswort,
Das zeigt ihm rechten Weg und Port
Durch alle Widerwärtigkeit
Des Kreuzes hie in dieſer Zeit,
Mit dem Segel der wahren Lieb',
Die durch den Geiſt hat ihren Trieb,
Gottſeligkeit in aller Not,
Bis ſie durch den leiblichen Tod
Fahr zu dem ſichern Vaterland.
Dahin helf Gott uns allenſant,
Da ewig Freud uns auferwachs;
Das wünſcht euch allen Hans Sachs.

---

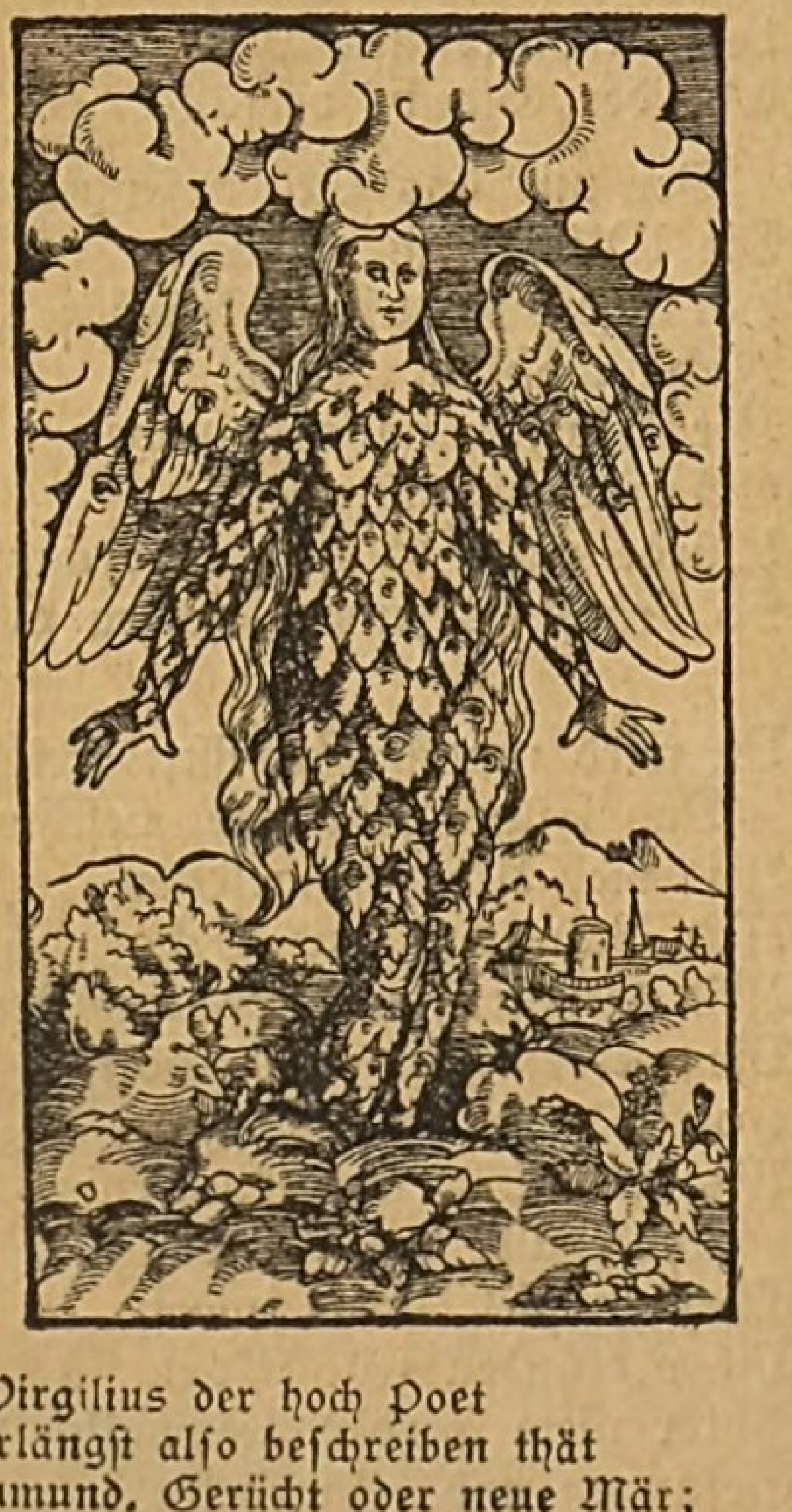
1) Abbildung. — 2) bevorſtehend.

* * *

Fama,

das weitfliegend Gerücht mit ſeiner wunderlichen Eigenſchaft.

Nach Beſchreib. Virgilii des Poeten. (Aen. IV, 174-188.)



Virgilius der hoch Poet
Vorlängſt alſo beſchreiben thät
Leumund, Gerücht oder neue Mär;
Das ſei ein ſchnelles überſcher[1],
Dergleichen keines iſt ſo arg.
In ſei'm Bewegen wird es ſtark,
In ſeinem Geh'n, ſo wird es kräftig,
Gewaltig, groß, thätig und ſchäftig[2],
Gewinnt ein' mächtigen Anhang,
Klein und furchtſam iſt ſein Anfang.
Anfänglich iſt man gemachſam koſen[3],
Und redt' furchtſam unter der Roſen[4];
Bald es ein wenig ſich erklüfft[5],
Erhebt es ſich auf in die Lüft',
Daß es das Geſtirn frei erreicht,
Dazu es auf dem Erdreich ſchleicht;
Wann es verſchont an keinen Enden
Weder nieder noch hoher Ständen;
Jedermann muß die Bürde tragen,
Daß es von ihm muß laſſen ſagen.
In das Gewölk birgt es ſein Haupt,
Vermenkelt[6] ſich, daß man ihm glaubt,
Mit Nebel und mit blauem Dunſt;
Für es hilft kein Frümbkeit noch Kunſt,
Kein' Ehr', Gewalt, Kunſt noch Reichtum,
Beſchädigt die Leut', bös und frumm.
Auf den Füßen iſt es behend
Und alle Ort' der Welt durchrennt,
Durch finſter' Wälder, Berg' und Thal,
Durch Städt', Märkt', Dörfer überall;
Mit ſchnellen Flügeln dergleich
Durchfliegt es alle Königreich
In kurzer Zeit, das ſcheußlich kunder[7]
Ungeheuer, faſt grauſam Meerwunder.
So viel es Federn hat ohn' Laugen[8]
So viel hat es wachender Augen,
Die auf ganz menſchlich G'ſchlecht ſtets blicken,
Wie es ſie fahend[9] möcht verſtricken.
Dergleich hat es ſo viel der Zungen,
Durch die manchem hat mißlungen;
Auch ſo hat es ſo manchen Mund,
Daraus es machet tötlich' Wund';
Dazu ſtreckt es aus ſo viel Ohren,
Daß es mög' alle Ding' gehoren,
Heimlich', öffentlich', bös' und gut',
Daſſelb' es all's anfahen thut.
Zu Nacht es mitt'n am Himmel fleugt,
Sein' ſchnöde Art damit bezeugt;
Wann es läßt ſich nit gern ſehen,
Flieht, wo ihm will die Wahrheit nähen[10],
Und rauſcht auch durch des Erdreichs Schatten;
Der Sonnen Licht muß es entraten,
Hat weder Tag noch Nacht kein' Ruh';
Der Schlaf ſein' Augen ſenkt nicht zu;
Und iſt gar ein ruchloſer Wüter;
Am Tag, ſo ſitzt es wie ein Hüter,
Duckmauſet auf der Höh' des Dach's,
Nur hoffend auf viel Ungemachs,
Auf Unrat, Unglück, Krieg und Zürnen,
Und ſitzet auf den hohen Türmen,
Daß es mög' alle Ding' erſehen
In der Fernen und in der Nähen;
Vor ihm ſich niemand bergen mag
Und ſeiner gewaltigen Plag'.
Die großen Städt' es auch erſchreckt;
Aufruhr und Furcht es ihn'n erweckt,
Die Lüg' verkünd't es gleich ſo weit,
Als die beſtändigen Wahrheit,
Alſo Virgilius beſchließt.
Aus dem allen die Lehr' uns fließt,
Daß jedermann ſich fleißig hüt',
Beide mit Leib und Gemüt,
Mit Gedanken, Werken und Worten
Gewahrſamlich[11] an allen Orten,
Durchaus in allem ſeinem Handel
Vor ei'm unehrbarlichen Wandel;
Nichts iſt ſo heimlich, wie man ſpricht,
Es kommt zu ſeiner Zeit ans Licht.
Darum meid' allen böſen Schein,
Wie uns Paulus das lehret fein,
Daß er durch argwöhniſch Gezücht
Nit überkommt[12] ein bös Gerücht,
Ein böſen Leumund und Geſchrei,
Daß er der Leut' Tiſchmärlein ſei
Hie und durchaus in allen Landen
Mit ewig unablöſchlich' Schanden,
Verworfen, untüchtig, verächtlich,
Argwöhniſch, jedermann verdächtlich,
Das er nicht wider bringen[13] kann.
Darum ſpricht der weiſ' Salomon:
Ein gut Gerücht ſei allenthalben
Weit beſſer denn viel' edel' Salben,
Das auch feiſt machet ſein Gebein[14];
Dies hat der Gottfürchtig allein;
Kein bös Gerücht, das fürcht't er nicht,
Wie von ihm König David ſpricht;
Wann er geht die gerechte Bahn,
Deſſ' ihn kein Menſch getadlen kann
Mit Wahrheit; ſo man ihn anleugt,
Die Lüg' ſich doch ſelb' überzeugt[15]
Und mit der Zeit gar untergeht;
Der Fromme wie vor in Ehren ſteht;
Wann Gott bringt ſein' Gerechtigkeit
Herfür ans Licht zu ſeiner Zeit.
Daß kein bös Gerücht ihm auferwachs:
Recht thun, das Beſt' iſt, ſpricht Hans Sachs.

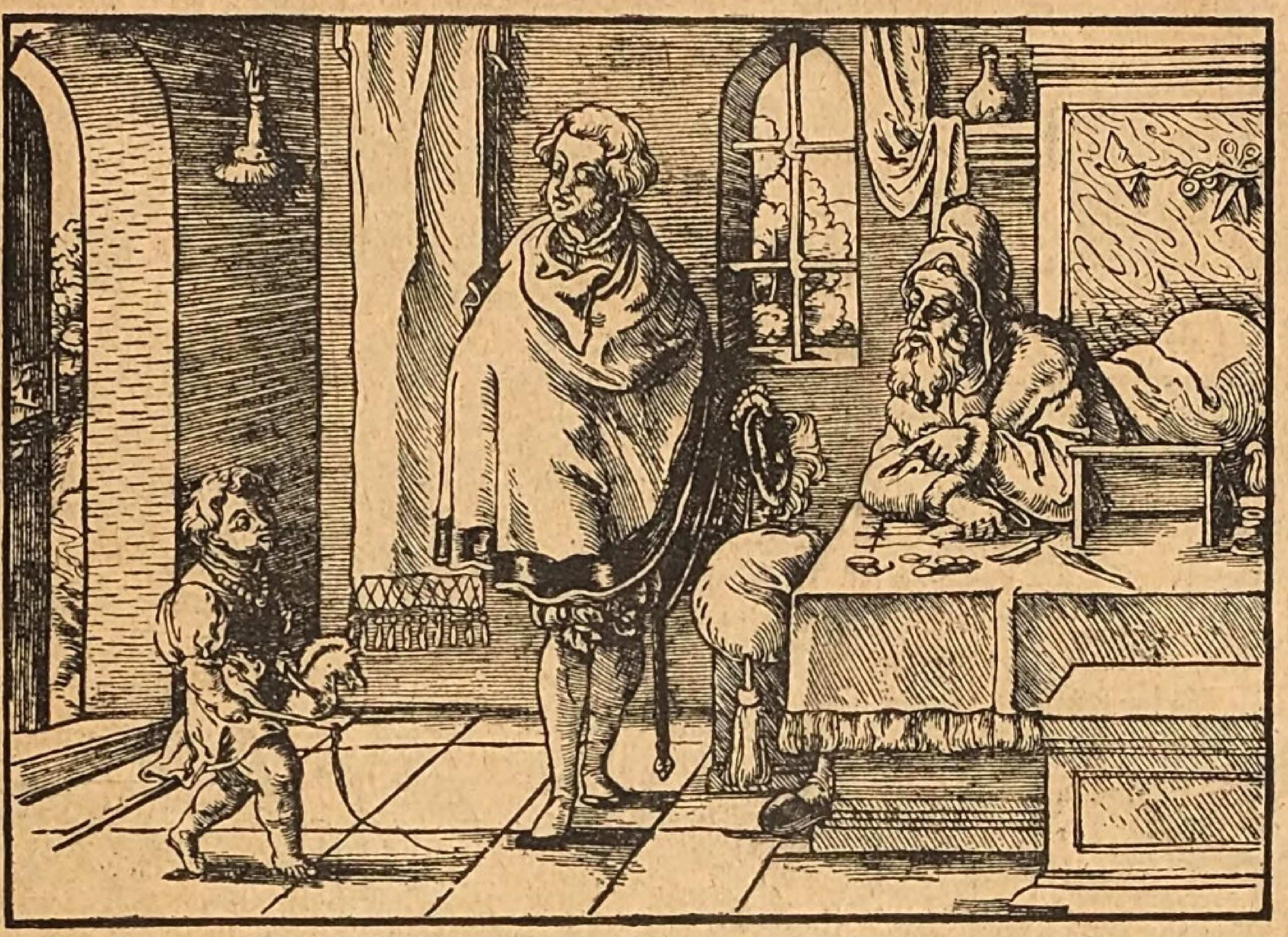
---

1) Uebel; 2) geſchäftig; 3) leiſe reden; 4) unter der Roſe = unter dem Siegel des Geheimniſſes; 5) laut wird; 6) vermengt; 7) bekannte; 8) Lüge; 9) fangend; 10) nähern; 11) behutſam; 12) erhält; 13) anders machen; 14) ihn gut nährt; 15) widerlegt.

Ein nützlich Rat den jungen Gſellen, ſo ſich verheiraten wolln.

Rat zwiſchen dreierlei Heirat.

Fliegendes Blatt von Hans Sachs (1494—1576).



Nachdem ein Jüngling, friſch und frei,
Hat unter Hand der Heirat drei:
Erſtlich ein Jungfrau, ſchön und zart,
Nit faſt reich, jedoch guter Art,
Zum andern ſollt er ihm vertrauen[1]
Zu der Eh' ein' junge Witfrauen,
Die vor gehabt hat einen Mann;
Zum dritten ſollt er nehmen an
Ein' Alte, reich und wohl begabt[2],
Die doch vor zwei'n Mann hat gehabt;
Nun ihr jede ihn haben wollt,
Da wußt' er nit, welche er ſollt
Nehmen der dreien, und thut gan
Zu einem alten weiſen Mann
Und ihm die drei Heirat fürlegt.
Der weiſe Mann ſein' Hand ausſtreckt
Auf ein' fünfjährig' Knaben mit,
Welcher auf ei'm Stecklein umritt
In der Stuben, und ſprach: „Nun frag'
Das Kind, auf daß es dir hie ſag'
Mit kurzen Worten, welche frei
Aus den dreien zu nehmen ſei."
Bald ſprach der Jüngling zu dem Knaben:
„Sag', ob ich die Jungfrau ſoll haben?"
Das Knäblein antwort': „Wie du willt."
Der Jüngling ſprach: „Soll ich die mild'
Witfrau nehmen, welche voran
Zu der Eh' hat gehabt einen Mann?"
Das Knäblein ſprach: „Wie ſie will."
Der Jüngling ſprach: „Mir nit verhehl,
Ob ich mir nehmen ſoll die Alten,
Welche auch vor hat haus gehalten
Mit zweien Mannen in der Eh'.
Rat mir, daß ich mich nit vergeh."[3]
Das Knäblein warf ſich bald herum,
Ritt ringsweiſ' in der Stuben um
Und ſchrie: „Hüt' dich; mein Pferd ſchlägt dich."
Der weiſ' Mann ſprach: „O Jüngling ſich[4],
Nun haſt du deiner Frag' Beſcheid."
Der Jüngling ſprach: „Bei meinem Eid',
Ich hab' verſtanden gar kein Wort
Von dem Knäblein an dieſem Ort;
Ich bitt', wollſt mir das baß[5] erklären."
Der weiſ' Mann ſprach: „Von Herzen gern;
Kannſt du denn erſtlich nit verſtan,
Da dir das Knäblein zeiget an
Erſtlich von der Jungfrauen mild,
Da es zu dir ſprach: ‚Wie du willt.'
Da meinet es die Jungfrau gütig,
Wär' noch fürchtſam, gſchlacht[6] und weichmütig,
Derhalb du ihr wohl mögſt abziehen,
All' Eigenſinnigkeit zu fliehen,
Daß ſie dir fein bleib unterthan,
Daß du im Haus bleibſt Herr und Mann,
Und alles thut, wie du nur wollt'ſt.
Zu dem andern du merken ſollſt
Von der Witfrauen in der Still,
Darzu der Knab' ſagt: ‚Wie ſie will',
Meint er, weil die Witfrau voraus
Mit ei'm Mann hat gehalten haus
Würds all Ding thun nach ihrem Sinn,
Als die all Ding wohl wüßt' vorhin
Und des Haushaltens hat Verſtand;
Und würd' ihr Thun gar weh und and,[7]
Wo du ſie wollt'ſt ein anders lehr'n;
Würd' ſich an dein' Straf' nit viel kehr'n,
Darob viel Zanks ſich würd' erheb'n,
Eh' du's nach dei'm Sinn richteſt eb'n.
Als zu dem dritten, ob der Alten
Der Knab' das Wort dir für hat g'halten:
‚Hüt' dich, wann mein Pferd, das ſchlägt dich',
Damit anzeigt er eigentlich,
Daß es ein' große Thorheit wär',
Daß ſich ein Mann gäb' in ſolche G'fär,[8]
Nehm, die zuvor zwen Mann het g'habt,
Obs gleich reich wär' und wohl begabt,
Bei den ſie verboſt und verargt[9]
Wär, in ihrem Eigenſinn erſtarkt,
Daß niemand möcht'[10] biegen die Frauen,
Denn allein Schaufel und die Hauen;
Wie man denn ſagt von dieſen Sachen,
Alt' Hund bös bändig ſind zu machen.
Verloren iſt all' Treu' und Güt',
Zu ändern ein verſtockt' Gemüt.
Wollt'ſt du's denn bändigen mit Zorn,
Mit Raufen, Schlagen und Rumorn,[11]
So mußt du mit dem alten Fratzen
Dein Lebtag ziehen die Strebkatzen[12]
Oder der Narr bleib'n in dem Haus.
Jüngling, nun wähl ſie ſelber aus,
Die erſte, ander oder dritt',
Auf daß dir in der Eh' darmit
Nit folg' ein' ewige Nachreu',
Sondern dir durch ehliche Treu'
Fried', Freud' und Freundlichkeit aufwachs
Im ehlichen Stand, das wünſcht Hans Sachs."

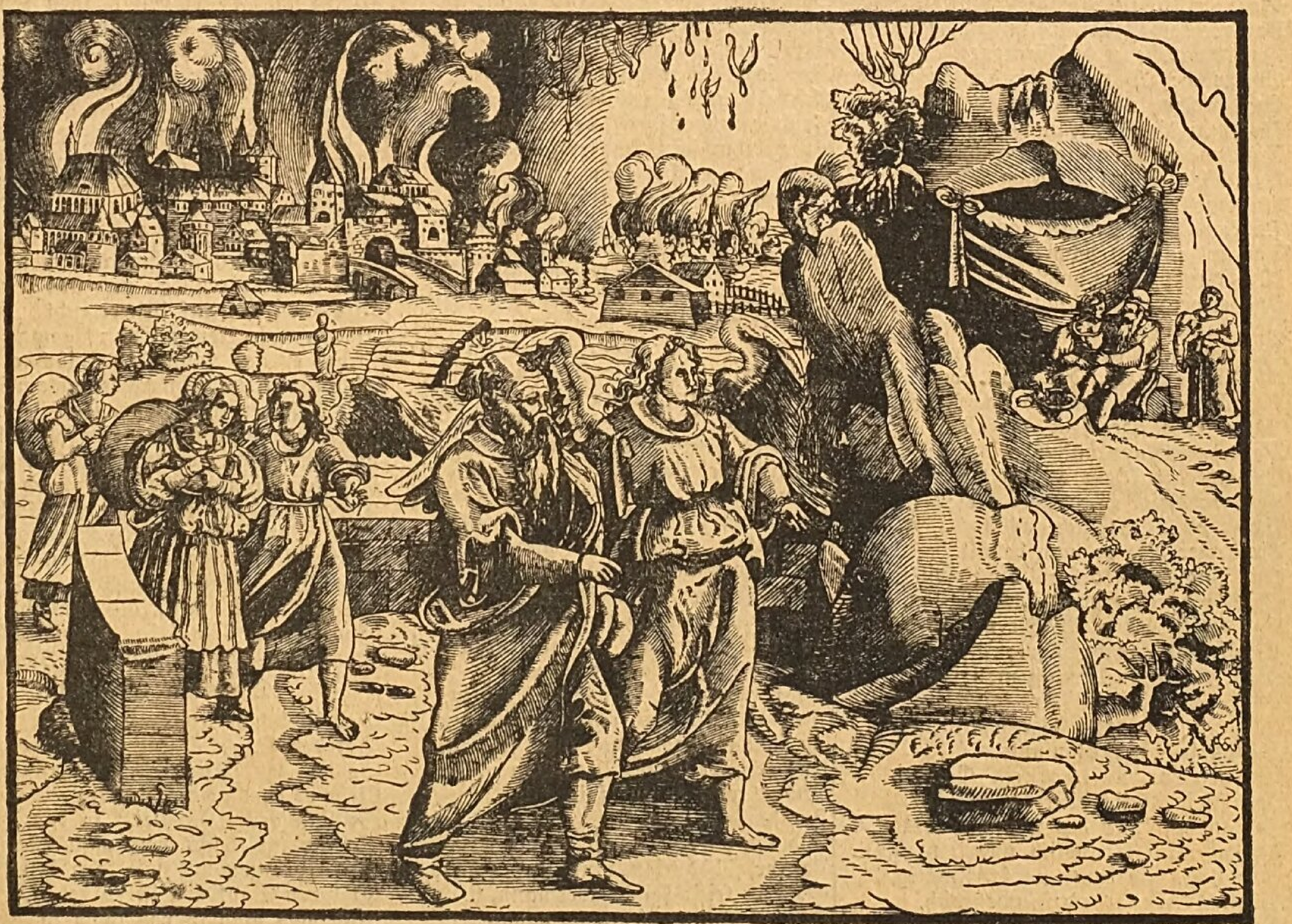
Das hat gedruckt Hans Guldenmund,
Dem die drei Heirat all' ſind kund,
Und warnt die Jugend alle Stund.

---

[1] Antrauen laſſen; [2] mit Gütern verſehen; [3] irre gehe; [4] ſiehe; [5] beſſer; [6] wohlgeartet; [7] leid; [8] Gefahr; [9] könnte; [10] böſe geworden; [11] Lärmen; [12] die Strebkatzen ziehen = ſtreiten.

Untergang von Sodoma und Gomorra

Fliegendes Blatt von Hans Sachs (149 —1576).



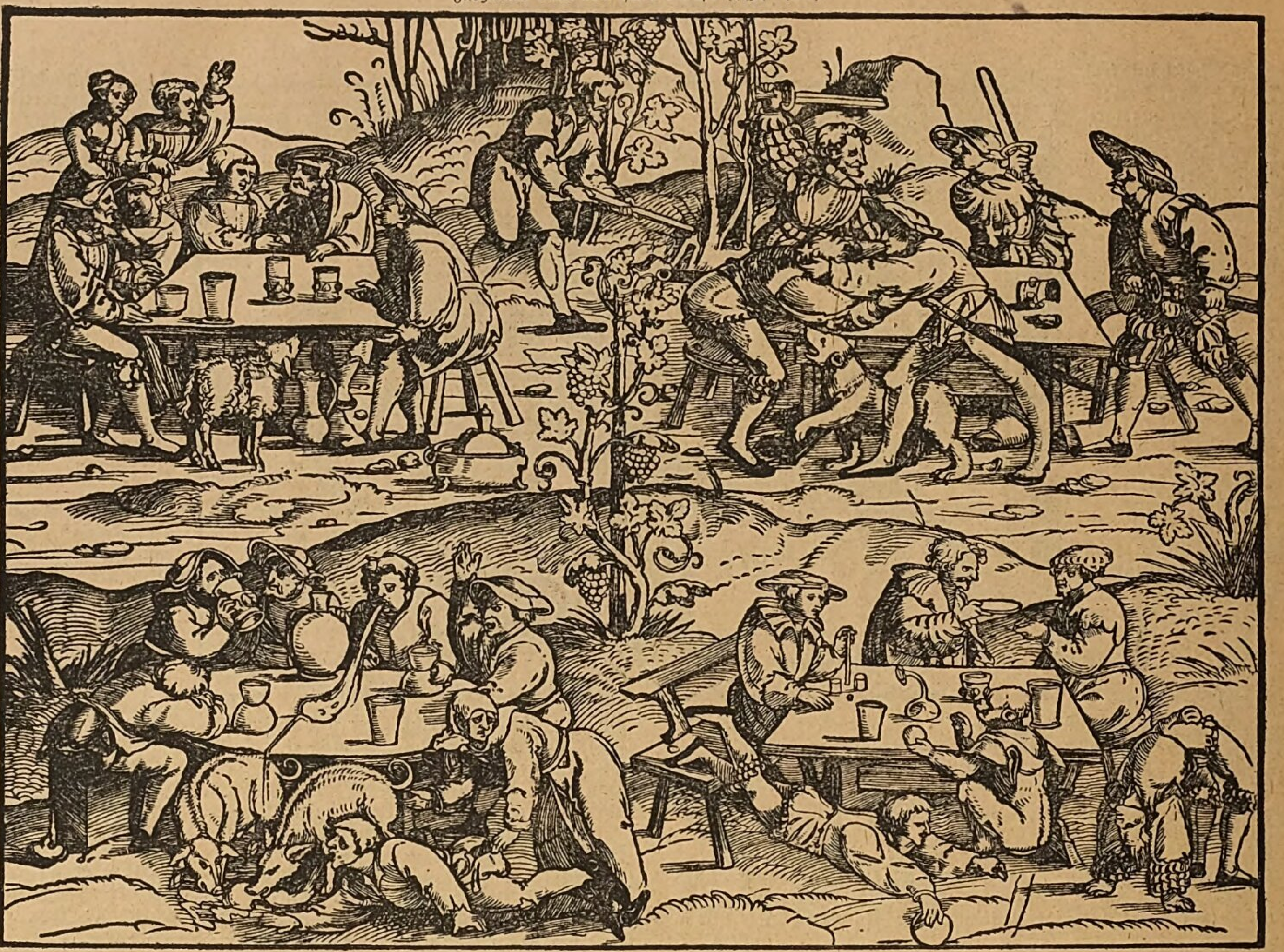
Als Sodoma ſich hat verſündet
Mit ſeiner Bosheit, unergründet,
Kamen zwei Engel gegen Sodom vor,
Loth aber ſaß unter dem Thor,
Und die Engel zu Herberg bat,
Wann es war an dem Abend ſpat.
Die Engel wollten bleiben draus,
Loth aber nöt't ſie in das Haus
Und richtet ihnen zu ein Nachtmahl.
Nachdem kamen eine große Zahl
Der Sodomiten vor ſein Haus,
Sprachen: „Loth gieb die Männer raus!"
Die zwen Engel griffen hinaus
Und zogen Loth hinein ins Haus;
Auch thäten die Männer erblinden,
Daß ſie die Thür nicht konnten finden.
Die Engel ſprachen: „Haſt nicht mehr
Söhn, oder der dir angehör,
Die führ' heraus als deine Erben;
Wann Gott wird dieſe Stadt verderben;
Wann ihr' Sünd ſchreit, iſt auferſchollen
Vor Gott, daß wir's verderben ſollen."
Loth ging, mit ſeinen Schwiegern red't:
„Macht euch auf, aus der Stadt bald geht,
Auf daß ihr auch nicht werd' getöt't."
Sie trieben mit ihm ihr Geſpött.
Als nun die Morgenröt aufbrach,
Der Engel zu dem Loth da ſprach:
„Wohlauf, eil' bald aus dieſer Stadt,
Daß dich nicht treff' ihr' Miſſethat;
Mit dir führ' aus dein Töchter zwu[1]
Und dein Hausfrauen auch darzu,
Schau' dich nicht um, eil' aus dem Land."
Sie führten ihn aus bei der Hand,
Auf den Berg: „So errett' dein Leben."
Loth bat den Herrn doch darneben,
Zu fliehen in ein Städtlein klein:
„Ich mag nicht auf dem Berge ſein,"
Der Herr erhört' auch dieſe Bitt',
Wollt' das Städtlein umkehren nit.
Darum ſollt' Loth bald eilen drein
Und erretten das Leben ſein.
Bald nun die Sonn' aufgangen war,
Da kam Loth in die Stadt Zoar,
Da ließ der Herr ein'n ſchwarzen Nebel
Regen feuriges Pech und Schwefel
Von Himmel rab auf Sodoma
Und dergleichen auf Gomorra,
Kehrt um das Land und ihre Städt',
Und all's, was darin leben thät,
Wurd all's verderbt elendiglich.
Und des Loths Weib ſah hinter ſich
Und hört das jämmerliche Heulen;
Die wurd verkehrt in ein Salzſäulen.
Und Loth zog wieder von Zoar
Hin auf den Berg und wohnet dar,
In einer großen Höhl in Leiden,
Mit ſeinen Töchtern allen beiden.
Aus der Geſchicht lern wir an Mittel:
Bald gar verruchet wird ein Land,
Wo ungeſtraft bleibt Sünd und Schand;
So ſtraft dann Gott in ſeinem Zoren.
Doch werden die ſein nicht verloren;
Er kann ſie retten aus Gefahr
Durch Gnad, ſpricht Hans Sachs, Schuhmacher.

---

[1] zwei.

Die vier wunderlichen Eigenſchaften und Wirkung des Weins.

Fliegendes Blatt von Hans Sachs (1494—1576).



Einsmals ich einen Doktor fragt
Und bat ihn ſehr, daß er mir ſagt,
Von wann doch käm' dem Wein die Kraft,
Daß er üb' die vier Eigenſchaft',
In den er überhaupt gewinnt,
Daß ſie werden anders geſinnt.
Die erſten macht er fröhlich friedſam,
Gutwillig, mild, gütig und miedſam;[1]
Die andern reizet er zum Zorn,
Daß ſie wüten, zanken, rumorn;
Die dritten macht er allſamt
Grob, wüſt, kindiſch und unverſchamt;
Den vierten iſt der Wein ein Steuer[2]
Zu Phantaſie und Abenteuer.
Er ſprach: „Des will ich dich beſcheiden
Es ſchreiben uns die weiſen Heiden,
Nachdem die Sündflut war vergangen,
Da hat der Herr Noa angefangen,
Von aller erſt zu pflanzen Wein,
Nun wollt' die Erd unfruchtbar ſein.
Da fand Noa, der alt', den Liſt,
Daß er die Erd' dünget mit Miſt,
Alſo düngt er nachmals die Erd'
Und erwiſchet auch ohne Pferd'
Den Miſt von den vielerlei Tieren,
Die umlaufen in den Revieren.
Nämlich er nahm den Miſt von Schafen,
Von Bären, Säuen und von Affen,
Damit er dünget ſein' Weinberg
Nach der Länge und überzwerg;
Und als der Wein nun zeitig ward,
Hatt' er dieſer vier Tiere Art;
Damit er Noa ſelber quält;
Dieſe vier Art er noch behält.
Nun ſind von Gott all Menſchen pur
Geſchöpft aus viererlei Natur,
Von Luft, Feuer, Waſſer und Erd,
Philoſophia das bewährt;
Was nun jeder Menſch mag ſein,
Dazu treibt ihn die Art im Wein."

Die erſte Eigenſchaft.

Erſtlich ſo ein Sanguinius,
Der von dem Luft hat ſein' Einfluß,
Den Wein trinkt über die Menſur,
In dem wirkt er des Lamm's Natur,
Daß er wird freundlich und ganz gütig,
Gutwillig, friedſam und ſanftmütig,
Fröhlich lachend und freudenreich,
Singet mit Saitenſpiel dergleich;
Er iſt kurzweilig und ganz ſchimpflich,[3]
In allen Dingen ganz gelimpflich,[4]
Beſcheiden, treu, mit leichtem Sinn.
Jedermann gern iſt um ihn;
Er iſt mild und thut gern leihen,
Auch iſt[5] er Neid, Feindſchaft verzeihen,
In Trunkenheit übt er kein Rach',
Zu Zürnen giebt er kein Urſach';
Und wo iſt Hader oder Zank,
Iſt ihm ſein Zeit und Weil gar lang;
All Ding er zu dem beſten wend't;
Daß Zank und Hader nehm ein End;
Kein' fremde Sach er auch verſicht;
Er überhört und überſicht,
Wie man ihn ſchelt, ſchmäh oder ſtraf',
Beißt er doch niemand, wie ein Schaf,
Erbeit[6] ſich aller Sach' gutwillig.
Will man ihm aber zu unbillig,
So trabt er ab hin in ſein Haus,
Auf daß kein Hader werd' daraus.
Ob ihn etlich' auf Hader ſtärken,
Schweigt er und läßt ſich gar nichts merken;
Daheim bei ſeinem Hausgeſind
Er iſt fröhlich mit Weib und Kind,
Und legt ſich fröhlich in ſein Bett,
Acht nit, wie's auf der Gaſſen geht;
Früh wenn aufgeht der Sonnen Glanz,
So iſt ihm ſein Schafpelz noch ganz;
Und ſind geruhet ſeine Glieder,
So treibt er ſeinen Handel wieder
Und hat den Schafwein ausgeſchlafen;
Das iſt im Wein die Art von Schafen.

Die ander Eigenſchaft.

Zum andern, hat aus Einfluß Steuer
Cholericus die Art vom Feuer;
So dem zu viel Wein hängt im Schopf,
Bald ſteiget ihm die Hitz im Kopf,
Und wird ganz grimmig wie ein Bär;
Zu Hader, Rach ſteht ſein Begehr;
Er wird tückiſch und wetterleuniſch,[7]
Endtich,[8] trotzig, frech, bös und heuniſch;[9]
Man ſchweig, red', oder was man thut,
So hat er niemand nichts für gut;
Er poltert, zanket, ſchilt und gront;[10]
Je mehr man ſein darin verſchont,
Je mehr der Bären-Wein ſich regt.
Eine leichte Urſach ihn bewegt,
So ſchlägt er drein und giebt kein' Fried,
Er hab gleich Recht oder nit;
Thut, als ſei er tobend und wütig,
An ihm hilft gar kein Wort ſanftmütig,
Er ſchlägt darein, nur wen er ſicht,
Und ſchonet keines Menſchen nicht;
Etwan trifft er auf ſeinesgleichen,
Der ihm ſein' Haut hilft wohl durchſtreichen,
Und ihn darnach wirft ab die Stiegen,
Daß er ſich ducken muß und ſchmiegen;
Oder er trifft kein' Hadermann,
Daß er ohn' Hader geht davon.
Dann hebt ſich auf der Gaß ein Muffen[11]
Ein Böcken und herwider Puffen,
Ein Spreizen und ein Degenſterzen,[12]
Kommt einer, der nit trägt ein Kerzen,
Der muß ſich überſtürzen lan.
Etwan trifft er auch ſeinen Mann,
Der ihm redlich die Flöh abkehrt
Und ihm ſein Bärenhaut erpert,[13]
Daß er davon taucht wie ein' Maus;
Kommt er darnach heim in ſein Haus,
Dann hüt' ſich das ganze Hausgeſind,
Sein Weib und ſeine kleinen Kind',
Die müſſen Bärenwein verſuchen;
Da hebt er an ein Schelten, Fluchen,
Nachmals ein Schlagen und ein Raufen,
Daß ihm das Hausgeſind muß entlaufen.
Zu morgen früh', eh daß es taget,
Iſt bei dem Richter er verklaget,
Wie er hab dies und jenes geſtift.
Wann ihn dann Zeugnis übertrifft,
Zwecht[14] man ihn dann mit ſcharfer Laugen,
Dann muß er an den Klauen ſaugen,
Bis er ausricht die Wandel[15] ſein;
Dies iſt des Bären Art im Wein.

Die dritte Eigenſchaft.

Zum dritten, ſo mit Ueberfluß
Wein trinket der Phlegmatikus,
Der von Waſſer hat ſein Natur,
So gewinnt er eines Schwein's Figur:
Wann ihm der Wein aufbläht ſein' Wampen,
So will er noch mehr freſſen, ſchlampen;
Mit Zutrinken iſt ihm auch wohl,
Bis er wird trunken und ſtüd[16] voll;
Bis etwa hin auf Mitternacht
Sodann die Uerten[17] wird gemacht,
Kann er gar kaum die Stubthür treffen
Dann ſchläft und ſchnarcht er wie ein Schwein,
Bis daß der Mittagsſtern erſchein.
Wenn er dann nötigs auf ſoll ſtehn,
So dünkt ihn, ſeiner Köpf ſei'n zween;
Hat ſein' Sinn weder ganz noch halb,
Da ſicht er wie ein geſtochen Kalb,
Sein Haar geſtrobelt, ſein Zähn gar ſtumpf,
Seine Augen blau, die Naſen kumpf,[18]
Mit bleichem Antlitz, geſchwollnen Schenkeln,
Groß Trünk ihm um die Bruſt ihn enkeln;
Ihm ſchmeckt kein Arbeit, Trank noch Speiſ';
Das heißt Weintrinken nach Sauweiſ.

Die vierte Eigenſchaft.

Der Melancholikus zum vierten
Hat der Erden Natur mit Gierden,
So der den Wein trinkt ungeſchaffen,
Uebt er in ihm die Art des Affen;
So ihm der Wein ſteigt in das Hirn,
So thut er nichts denn phantaſiern;
Mit Springen und mit Gradigkeit[19]
Oelpern[20], kälbern iſt er bereit,
Und was man ſolches fahet an,
So iſt er allemal vornen dran.
Seltſamer Poſſen ſteckt er voll,
Die Leut' kann er aufſetzen wohl;
Durch ein' Zaun kennt er ſeinen Mann,
Jedem ſchlägt er ein Blöchlein an.[21]
Er tadert[22] ſtets und iſt geſchwätzig,
Mit Worten ſpöttiſch und aufſäßig,
Und iſt ganz liſtig, ſcharf und ſpitzig,
Dabei unruhig und fürwitzig,
Und ſtellt ſich dabei abenteuriſch,
Närriſch, kindiſch, dörfiſch und bäuriſch,
Treibt auch kurzweilig egliſch[23] Schwänk,
Wunderlich abgerieben Ränk,
Gut Witze, Schnaken und Hundsmücken,
Mit Wort und Werk in allen Stücken;
Das Maul jedem aufſpreizen kann,
Daß ſein muß lachen jedermann;
Im Heimgehn hat er auch kein Ruh
Und hängt an ſich ein' volle Rott,
Die führet er durch Dreck und Kot,
Verſchiebt die Karren und die Wägen,
Verſetzt am Markt Prenten[24] und Schrägen.
Er richt't an wunderſeltſam Spiel,
Keiner Schalkheit iſt ihm zu viel.
Zur Zeit die Schergen ihn erſchnappen,
Darnach mit ihm gen Loch einſappen.[25]
Früh ſo ſucht ihn ſein Weib und Kind;
Wenn man in dem Wirtshaus nicht find't,
So find't man ihn zuletzt im Loch,
All da er zahlen muß das Gloch,[26]
Mit den vollen Geſellen ſein;
Das iſt des Affen Art in Wein.
Alſo haſt in kurzer Summ
Von wann viererlei Art herkummt
Im Wein, ſo er ohn Maß wird trunken,
So er anzündt der Thorheit Funken
In der Menſchen vier Qualität,
Nach jedes Art, darein er geht;
Doch bitt ich, nimm von mir zu Dank
Die Lehr in einem guten Schwank,
Doch will ich dir zu dem Abſchied
Dein' Frag erſt ſtellen recht zufried:
Wein iſt von Gott geſchaffen gut;
Wer ihn fein mäßig trinken thut;
Demſelben erfreut er ſein Herz;
Unmäßig Trinken bringt er Schmerz
Und blendet Sinn und die Vernunft,
Setzt ein Mann in die Narrenzunft,
Daß er öffnet ſein Heimlichkeit,
Die im Herzen verborgen leit,[27]
Ob er ſei weibiſch und kleinmütig,
Oder rumoriſch, toll und wütig,
Oder ein Unflat, Ungeheuer;
Was in ihm ſteckt für Abenteuer,
Und wann er meint, man habs vergeſſen,
Wird es in Arg ihm zugemeſſen."
Darum ein Biedermann ſich ſoll
Vor übrigen Wein hüten wohl,
Daß ihm daraus kein Unglück wachs,
Den Rat giebt von Nürnberg Hans Sachs.

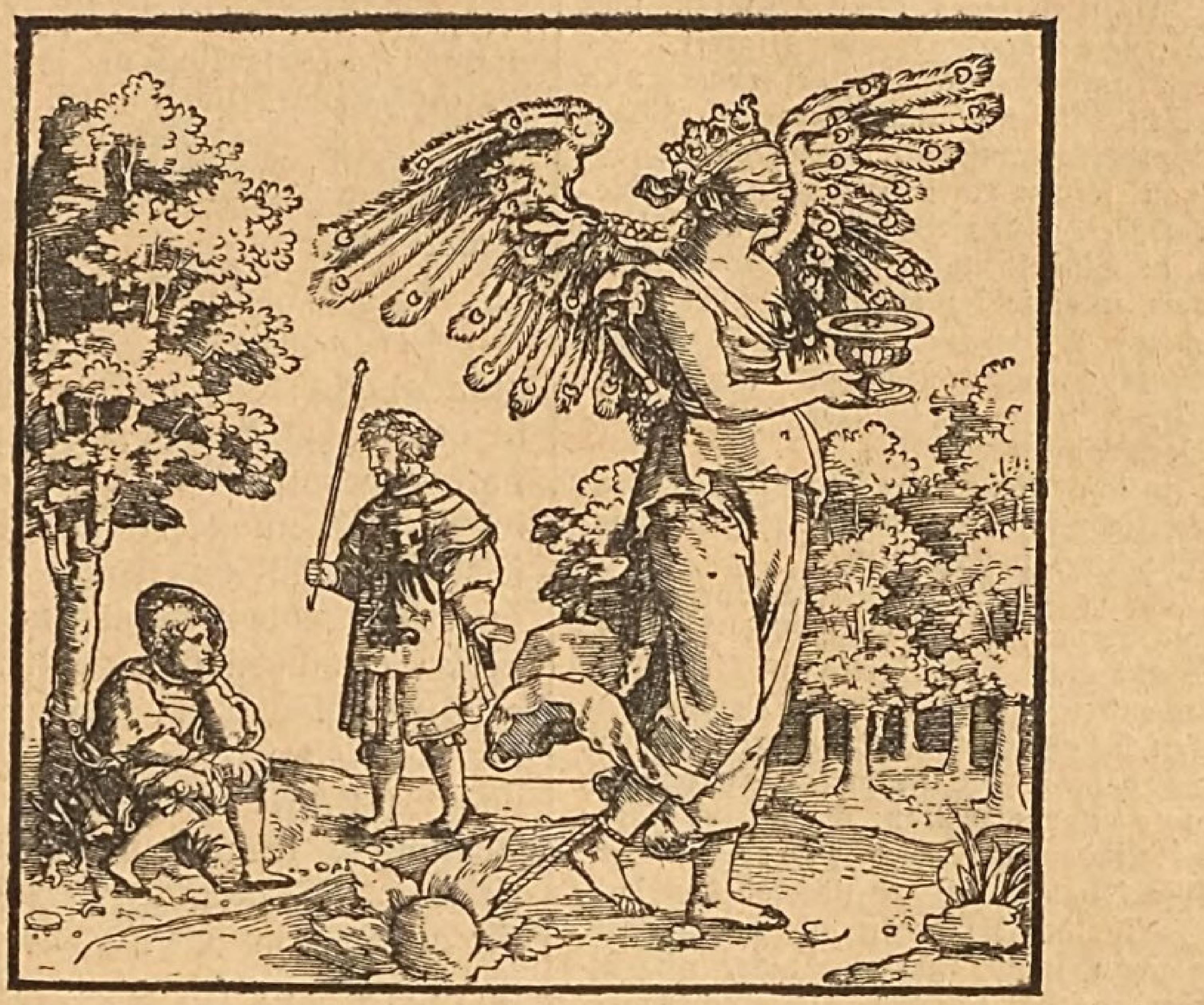
---

[1] Gutes Mutes; [2] Hilfe; [3] ſcherzhaft; [4] höflich; [5] thut; [6] erweiſen; [7] verdrießlich; [8] ſtreitſüchtig; [9] wild; [10] iſt verdrießlich: [11] Gebell wie von Hunden; [12] mit Degen prahlen; [13] durchſchlägt; [14] wäſcht; [15] Strafgelder; [16] ganz; [17] Zeche; [18] krumm; [19] Mutwillen; [20] Kindereien treiben; [21] ein Blöchlein anſchlagen = jemanden necken; [22] plaudert; [23] grobe; [24] Gefäße; [25] in das Gefängnis ſchleppen; [26] Zeche [27] liegen.

Nachred,

das gräulich' Laſter ſamt ſeinen 12 Eigenſchaften.

Fliegendes Blatt von Hans Sachs (1494—1576).



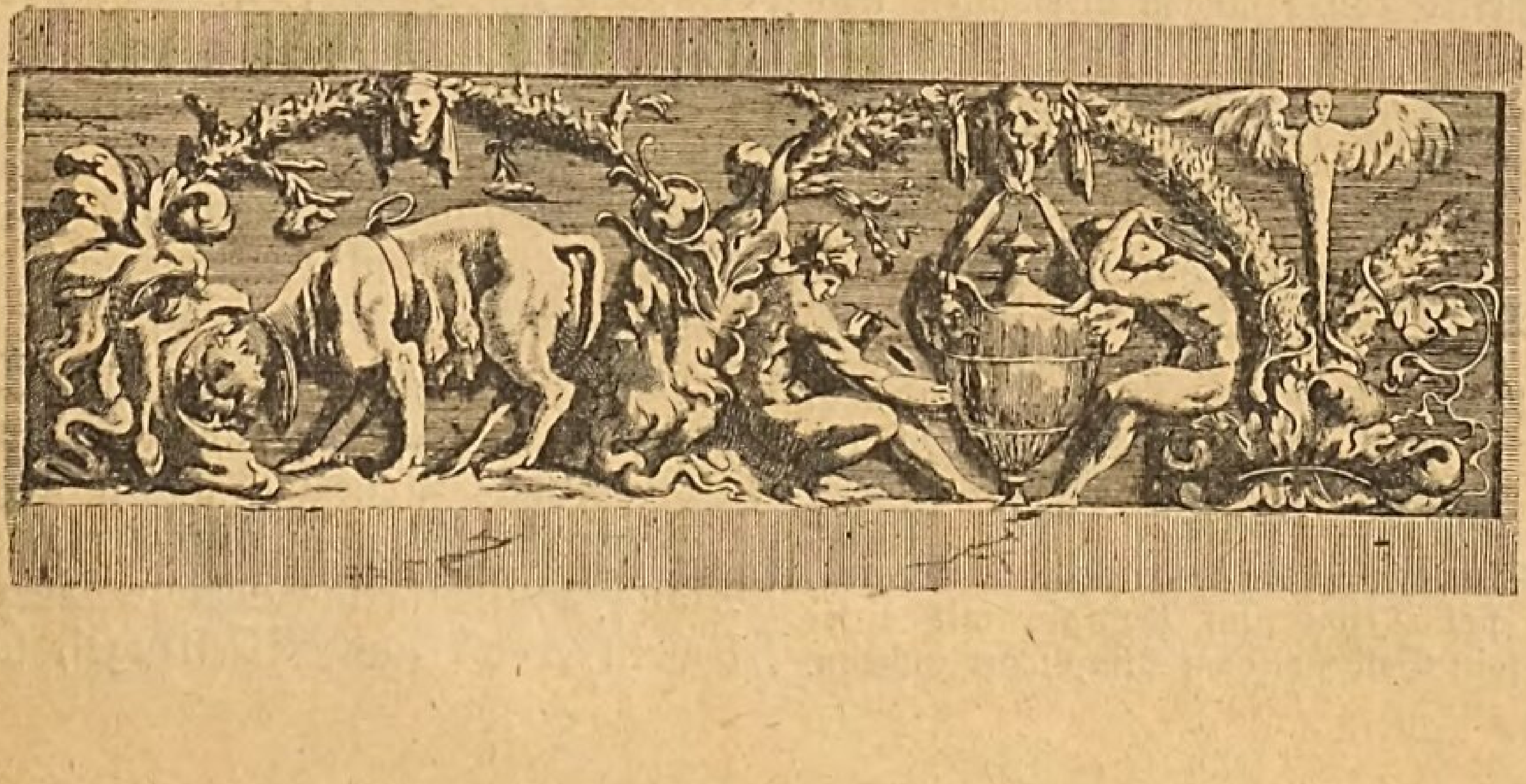
Sprichwörter 15.

Ein' heilſam' Zung iſt ein Baum des Lebens,
aber eine falſche betrübet das Gemüt.

An einem Morgen früh vor Tag
In einem ſüßen Schlaf ich lag,
Mir kam für gar ein Wundertraum:
Ich lag unter ein' Lindenbaum;
In einer blühendreichen Au;
Das Gras durchnäſſet war mit Tau;
Darin die lichte Sonn' erglänzet;
Mein Herz in Freuden ward ergänzet,
Mich däucht, ich läg in ſtiller Ruh
Und hört' der Vögel Singen zu.
Nit weit von mir in einem Holz,
In dem ich hört ſchwind als ein Bolz[1]
Etwas im Holz graſchlen und rauſchen.
Ich duckte mich in ſtillem Lauſchen,
Doch blickt ich heimwärts gegn der Wild[2];
Daraus ſchwang ſich ein weiblich Bild,
Gekrönt gleich einer Königinnen,
In ihrem Rück' zwein Flügel ſchienen,[3]
Doch was[4] hart[5] wund ihr' linke Bruſt,
Davon das Blut ſehr eilend guſt[6]
Abwärts durch ihr gelbes Gewand;
Auf dem Ruck[7] ſie ihr linke Hand
Hät, darin ein Schermeſſer blutig.
Erſt ward mein Herz ängſtlich unmutig;
Verbunden ſo was ihr die Stirn'
Auch war ganz ſtarenblind die Dirn',
Von Schlangen geflochten war ihr Zopf,
In ihr rechten Hand ſie ein Topf
Trug, gemachet von klarem Gold
Mit herbem Gift, ihr merken ſollt;
Doch war dasſelb gemiſchet wenig
Mit Zucker, überſüßem Hönig;
Eine große Kugel ſie nachſchleift,
Die war mit Schwefel, Pech beträuft,
Die brannt' mit unlöſchlichem Feuer.
Dies Weibsbild alſo ungeheuer
Zu mir ſich ſchwang unter den Baum;
Alſo däucht mich in dieſem Traum.
Wie ich erſchreck' unmenſchlich ſehr,
Zu mir ſtellt ſich die Wunderber[8]
Und grüßet mich mit Worten ſüß;
Ich danket ihr, bald auf mein Füß'
Stellt' ich mich, und ein klein ermannt'.
Sie ſprach: „Bin ich dir unbekannt?"
Ich ſprach: „Von dir weiß ich gar nix."
„Merk', ich heiß Calumniatrix[9];
Kennſt du mich nicht an der Geſtalt,
Und ich hab doch ſo großen Gewalt
In Kaiſertumen, Königreichen,
In Fürſtentumen, dergleichen
Allen Provinzen, Nation
Meine ſtete Dienſtleut' ich hon[10],
In allen Ständen hoch und nieder;
Dazu flieg ich ſtets hin und wider,
Durch weliche mein Regiment
Erhalten wird, durch alle End,
Und willſt du auch mein Diener ſein,
Treulich mehren die Herrſchaft mein,
So will ich dich auch auserwählen."
Ich ſprach: „Thu mir vorher erzählen
Was iſt der Dienſt, leicht oder ſchwer?"
In dem da kam von Fernen her
Ein alt eisgrauer Ehrenhold[11],
Der ſeines Weges zu uns wollt.
Bald ihn das Wunderbild erſah,
„Dort kommt der Ehrenhold," es ſprach,
„Der iſt mein Feind, ich beit[12] ſein nit,
Wann er mich oft mit Füßen tritt;
Ade, ich fahr dahin mein Straß."
Vogelſchnell ſich aufſchwingen was
Vor mir das wunderſeltſam Bild
Durch die grün Au' hinein die Wild.
In dem da kam der Ehrenhold
Den bat ich fleißig, daß er wollt
Zu mir ſitzen, als er auch thät;
Ich fragt, ob er geſehen hätt'
Die wunderſeltſame Geſtalt.
„Jawohl," ſprach er, „die arge Alt'
Wie hart ſie alle Welt verderbt,
Der Trauen viel tötlich erſterbt;
Sie iſt nit wert (ich bin ihr Feind),
Daß ſie des Tages Licht anſcheint."
Ich ſprach: „Thu mir die Ding erklären."
Er ſprach zu mir: „Von Herzen gern"
Und ſprach: „Dies Weib deut' die Nachred,
Die hat an ihr zwölf Qualität.
Erſtlich bedeut' ihr königlich Kron',
Daß ſie großen Gewalt iſt Hohn,
Und überwältigt in der ſie umb
Reich, arm, jung, alt, bös und frumb,
Kaiſer, König und Königskind,
Ritter, Grafen und Hofgeſind,
Bürger, Kaufleut und Arbeiter,
All Perſon nacheinander her
Müßen vor ihrer Gewalt ſich ſchmucken[13],
Vor ihren Dienſtleuten auch ducken.
Das ſind mit Namen alle Neider,
All' Klaffer, Schwätzer, Ehrabſchneider
All' Schmeich'er, Zudeutler und Trügner,
All' Ohrenbläſer, Plauderer, Lügner,
All' Verräter und Blutverkaufer,
All' Märleinträger, Zungenraufer,
Die dien' ihr durch falſche Zungen,
Mit den hat ſie alle Welt bezwungen,
Heimlich bewältigt und betrogen
Und in ihr Regiment gezogen.
Zum andern hat Nachred zwein Flügel
Glänzend als ein Pfauenſpiegel;
Deut, Nachred fliegt in allen Ständen,
In geiſtlich, weltlich Regimenten,
In allen Aemtern, Handlung, Sachen,
In allen Geſchäften thut ſie wachen,
In allen Landen, Städten, Rechten
Fliegt die Nachred mit ihren Knechten,
In allen Dörfern, Wieſen, Feldern,
In Waſſern, Auen, Wüſt und Wäldern.
Und wo nur wohnet menſchlich Bild
Fliegt allemal Nachred, die wild."
Ich ſprach: „Sag, was ſie dazu übet,
Daß ſie menſchlich Geſchlecht betrübet?"
„Zum dritten", ſprach er: „Daß iſt wund
Das Bild, deut: Wo des Herzen Grund
Verwundet iſt mit Neid und Haß,
So es ſieht, daß ſein Nachbar baß
Aufnimmt in Reichtum, Ehr und Glück,
In Gunſt und Kunſt wird feiſt und flück[14],
Das thut ihm weh, und hat kein Ruh
Und ſetzt aus Neid ihm heimlich zu
Mit viel Gedanken auf und nieder,
Die es ſtets wieget hin und wider;
In ſolchen Neid frißt es ſich ſelb.
Zu dem vierten, ſo hat ein gelb
Gewand das Bild, bedeutet mehr,
So der Neid überhand nimmt ſehr,
Dann bricht heraus ohn' alle Scheu
Des Herzens verborgen Untreu;
Und läßt ſich ſehen offenbar,
Wie daß ſein Herz ſei neidig gar
Und gönnt dem Nächſten gar kein Gut
Und mit Worten anzeigen thut;
Wie er Frau Nachred Diener ſei
Mit der verfluchten Klafferei.
Zum fünften, hat das Bild bekannt
Auf ſeinem Rück die linke Hand;
Bedeut der Nachred falſche Tück,
Daß ſie nur handelt hinterrück
Und ſticht verborgen wie ein Schlang
Linck, daß man ſie mit Recht nit fang;
Kommt nicht ins Licht frei unter Augen,
Sonder nur hinterrück auf Laugen
Heimiſch, tückiſch, diebiſch, untreulich,
Flüchtig, unſtandhaft, gar abſcheulich,
Und will ganz ungemeldet ſein,
Vom Gegenteil unſchuldig rein.
Zum ſechſten, hat das Bild ganz mutig
In der Hand ein Schermeſſer blutig;
Bedeut, daß Nachred, hart verwund'
Den Nächſten durch ſein falſchen Mund,
Giebt ihm hart' Stich, Zwick, Stöß und Brüch,
Schwächt ſein Leumund und gut Gerüch[15],
Verwundet ihn an Glimpf und Ehren,
Und iſt bereit, ſein Schand ihm mehren
Mit Wunden, die nur werden weiter,
Stinkend, ſchwärend wie Blut und Eiter,
Die etwan heilen nimmermehr;
Dadurch erfault Glimpf, Lob und Ehr.
Zum ſiebenten, ſo iſt verbunden
Des Bildes Stirn und umwunden:
Bedeut, daß Nachred hat kein Scham,
Unzüchtig und untugendſam,
Ganz unbeſcheiden, wütig, gäch,
Leichtfertig, verwegen und frech,
Gutes mit Argem ſie belohnt,
Des Nächſten ſie gar nicht verſchont,
Acht keins Rechten noch Billigkeit,
Keiner Redlichkeit noch Wahrheit;
Was ſie von ihm ſicht oder hört,
Sie zu dem allerärgſten kehrt,
Schuldig, unſchuldig ſie verletzt,
Schamlos vor niemand ſich entſetzt;
Steht man denn Nachred unter Augen;
Verſchambt iſt alle Wort ſie Laugen.[16]
Zum achten, dieſes Bild iſt blind,
Bedeut, Nachred iſt unbeſindt[17],
Toll, thöricht, ſchnell und unvorſichtig,
Unbehutſam und unaufrichtig;
Sie hält kein Ziel, Maß oder Zahl
In ihren Worten überall.
Was an dem Nächſten iſt geadelt,
Wird durch ihr Urteil all's getadelt;
Ihr eigne Gfär ſie nicht erkennt,
Sie ſieht nit auf das künftig End,
Was Schadens daraus folgen wird,
Darum ſie kein Vernunft regiert.
Zum neunten, hat das Bild am Kopf
Von Schlangen geflochten ein' Zopf:
Bedeut, Nachred geflochten iſt
Mit Lug, Betrug und Hinterliſt.
Mit Lüg Nachred ihr Ding durchſpicket,
Daß es ſich reim fein wohl geſchicket;
Was ſie gedenkt, darf ſie auch ſagen
Auffätzig und mit Liſt verſchlagen
Betrügenlich durch falſche Wort,
Durch ſeltſam Ränk auf alle Ort
Sucht Weg und Steg jetzt auf, dann ab
Daß nur ein groß Anſehen hab'.
Zum zehnten, die güldin Scheuer
Des Bildes, deut durch Abenteuer,
Nachred ſich alſo ſtellen thut,
Als mein' ſie es treulich und gut,
Und ſucht Urſach aus allen Ecken,
Damit ſie ſich mög ſchmück'n und decken,
Sam trag ſie der Perſon kein Haß,
Und wollt nit, daß es käm fürbaß,
Es ſei ihr leid, daß es geſchehen,
Und kann ihm fein ein' Naſen drehen,
Als ob es geſcheh' aus Mitleiden;
So färbt Nachred aus Kohlen Kreiden.
Zum elften, in der Scheu'r das Gift,
Bedeutet: Nachred, wo ſie trifft
Ein Zuhörer, dem ſie iſt bärlich,
Schädlich, giftig und ganz gefährlich,
Verunreint ſein unſchuldig Herz,
Macht ihm den Nächſten hinterwärts
Abſcheulich, verdächtlich, argwöhniſch,
Jedoch miſcht ſie ihr Gift mit Hönig,
Mit Worten linde, ſanft und ſaftig,
Liebkoſend und ganz ſchmeichelhafftig,
Bis daß ſie den Zuhörer fecht,
Daß er giebt ihren Sachen Recht.
Zu dem zwölften, die feurig Kugel,
Die ſie nachſchleiſt durch Berg und Hugel,
Sobald Nachred geöffnet wird,
All's Unglück darin regiert,
Ein Aufheben und Redverkern,
Ein Laugen, Lügſtraffen und Schwörn,
Ein Verklagen, Zeugen und Rechten,
Ein Grein[18], ein Zanken und ein Fechten,
Ein Handeln, Schelten und Verſprechen,
Ein Schlagen, Raufen, Hauen, Stechen,
Ein Grollen und ein Widerwillen,
Ein Haß, den niemand mag geſtillen.
Auch bringt Nachred der Oberkeit
Aufruhr, Landskrieg, Brand, Raub und Streit,
Ein Verwüſtung Land unde Leut.
Alſo die Kugel, die bedeut,
Daß Nachred endlich folget nach
Eine brennende grimmige Rach.
So haſt du klar ein Unterſcheid
Des Bildes Art und Heimlichkeit.
Fürnemlichen zwölf Eigenſchaft,
Damit die Tugend iſt behaft;
Dabei ſie klärlich wird erkennt,
Wo herrſchend iſt ihr Regiment.
Hiemit ſollſt du gewarnet ſein,
Zu zähmen wohl die Zungen dein,
Daß ihr kein Unglück daraus wachs,
So ſpricht von Nürnberg Hans Sachs.

---

1) Pfeil; 2) Wildnis; 3) glänzten; 4) war; 5) ſehr; 6) floß; 7) Rücken; 8) Wunderbare; 9) Verleumderin; 10) habe; 11) Herold; 12) warte; 13) ſchmiegen; 14) flägge = ſtark; 15) Ruf; 16) ſie läugnet alles ab; 17) unbeſonnen; 18) tadeln.



Der abenteuerliche Simpliciſſimus.

Der Roman „Simpliciſſimus", das bedeutendſte Werk des Cans Chriſtoffel von Grimmelshauſen, erſchien im Jahre 1669 zu Mömpelgard in 3 Ausgaben. Der Verfaſſer hatte die Schrecken des 30jährigen Krieges ſelbſt erfahren, und dadurch erhalten die von ihm geſchilderten Szenen ergreifende Lebendigkeit. Als Vorbilder dienten ihm die in Spanien zuerſt aufgekommenen Abenteurer- und Spitzbubenromane, welche die Streiche und Schickſale von Räubern ꝛc. erzählen. Aber die Art, wie Grimmelshauſen die Hauptperſon auffaßt, an welche er die zu ſchildernden Abenteur knüpft, iſt eine von ſeinen Vorbildern ganz verſchiedene; ja ſie macht uns den Simplicius dem Parcival des Wolfram von Eſchenbach ähnlich. Wie dieſer wächſt Simplicius in Einfalt auf, mit Narrenkleidern angethan, wird er ein Spott der Welt, indem er dieſe kennen lernt, ſinkt er in Schuld und Sünde, erhebt ſich aber daraus zur Läuterung. Furchtbare Gräuel und arge Sittenloſigkeit ſchildert uns der Verfaſſer, aber nicht aus Freude an Schmutz und Leichtfertigkeit, ſondern mit ernſten ſtrafenden Worten hält er ſeiner Zeit einen nur zu getreuen Spiegel ihrer Verirrungen vor.

Inhalt: Die erſten 15 Hauptſtücke, welche meiſt wörtlich wiedergegeben ſind, erzählen uns des Simplex Herkunft, Erziehung, ſein Leben bei dem Einſiedler, deſſen Tod, und die Rückkehr des Jünglings in die Welt.

Simplex, unbekannt mit der Gegend, die er durchwanderte, gelangte über das verwüſtete Gelnhauſen nach der Feſtung Hanau, welche von den Schweden unter dem Befehle des Schotten Ramſay beſetzt war. Hier griff ihn die Wache auf und ſetzte ihn ins Gefängnis, da ſein abenteuerliches Ausſehen Verdacht erregte. Er trug nämlich den nur aus Flicken beſtehenden Rock des verſtorbenen Einſiedlers und deſſen härenes Hemd, aus dem er die Aermel ausgeſchnitten hatte. Den Leib umgürteten kreuzweis gehängte eiſerne Ketten; die Schuhe waren aus Holz geſchnitten, die Schuhbänder aus Lindenbaſt. Die ſonderbaren Antworten, welche er in ſeiner Einfalt dem Befehlshaber gab, verſtärkten den Verdacht, und er ſollte auf der Folter zum Bekenntnis der Wahrheit gebracht werden, da erblickte ihn der Pfarrherr, bei dem er ſchon früher geweſen war, und befreite durch ſeine Ausſage den guten Simplex aus der Gefahr. Der Gubernator (Ramſay) ließ ihn in ſeiner Tracht abbilden, ihm andere Kleider geben und erklärte, ihn als Page bei ſich behalten zu wollen. Dazu bewog ihn die Entdeckung, daß der Einſiedler, Simplex väterlicher Freund, ſein Schwager geweſen und des Jünglings Züge eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der verſchwundenen Schweſter des Gubernators aufwieſen. Indem nun Simplex unvermittelt aus ſeiner Waldeinſamkeit in das lebendige Treiben einer verdorbenen Welt verſetzt wird, bringt ihn ſeine Herzensunſchuld, ſeine Unkenntnis der geſellſchaftlichen Sitten und Gewohnheiten in lächerliche Lagen, in Strafen und in den Verdacht, ein durchaus einfältiger Menſch zu ſein. Zugleich erſcheint durch dieſen Gegenſatz die Verdorbenheit und Unnatur der Sitten in ſtärkerer Beleuchtung. Ramſay willigt ein, daß ihm durch geſpenſtiſche Schrecken, Schlafloſigkeit und Uebermaß von Wein der Verſtand vollſtändig zerrüttet gemacht werde. Simplex, durch den Pfarrherrn gewarnt, überſteht die über ihn verhängten Schreckniſſe ohne Schaden, ſtellt ſich jedoch wahnſinnig und läßt ſich ſcheinbar einreden, er ſei ein Kalb geworden, in deſſen Haut man ihn gekleidet hatte. Er bleibt nun gewiſſermaßen als Hofnarr bei dem Befehlshaber und benützt die Freiheit dieſer Stellung, um Laſter und Fehler zu geißeln. Schon iſt der Gubernator entſchloßen, ihn aus ſeinem Zuſtand wieder zu befreien, da entführen ihn Kroaten von den Thoren Hanau's weg. Er fiel dem Oberſt Corpes als Beuteſtück zu und mußte alle Mühſale und Entbehrungen des Streifkorps mitmachen. Endlich gelang es ihm, in einen Wald zu entfliehen. Dort wird er nachts von Schnapphähnen angegriffen, aber wegen ſeines rauhen Kleides und der über den Kopf hinausragenden ſteifen Ohren des Kalbfelles für den Teufel gehalten, ſo daß die Räuber entfliehen und einen Beutel mit Goldmünzen zurücklaſſen. Nun bleibt Simplex einige Zeit im Schutze des Forſtes und hat Gelegenheit einer dort abgehaltenen nächtlichen Hexenverſammlung beizuwohnen. Am nächſten Morgen fiel er in die Hände der Kaiſerlichen und wurde im Lager zu Magdeburg einem Oberſten zu teil. Durch ſeine Geſchicklichkeit auf der Laute erwarb er ſich die Gunſt ſeines neuen Herrn, ſpielte zwar noch immer den Narren, entdeckte ſich aber dem Hofmeiſter, der ihm beigegeben war und gewann an deſſen Sohn, dem Muſterſchreiber (Regimentsſchreiber) Ulrich Herzbruder, einen Freund. Bei Gelegenheit eines Feſtes verſchwand des Oberſten vergoldeter Leibbecher, und durch Zauberkünſte des Profoßen wurde der Verdacht auf Herzbruder gelenkt, der dadurch in allgemeine Mißachtung geriet. Simplex giebt ihm von dem im Walde erbeuteten Goldſtücken, ſo daß er ſich vom Dienſte loskaufen kann, worauf er in das ſchwediſche Heer eintritt. Der Anſtifter des ganzen Unheils aber war Olivier, der Schreiber von Simplex' Oberſten, welcher den Herzbruder um ſeine Stellung beneidete. Auch Simplex dachte an Flucht. Da er keine anderen Kleider bekommen konnte, vertauſchte er ſeine Narrentracht mit dem gefundenen Anzuge eines Bauernmädchens und trat in die Dienſte einer Offiziersfrau; bald aber wurde ſein Geſchlecht entdeckt und er, der Ausſpähung verdächtig, dem Profoß übergeben, aus deſſen Händen ihn aber bei einem Gefechte Herzbruder befreite.

Er kam in die Dienſte eines ſchwediſchen Offiziers, fiel aber bald darauf in Weſtfalen wieder in die Hände der Kaiſerlichen. Ein glücklicher Fund von Tuchen verſchaffte ihm die Möglichkeit ſich ſchön zu kleiden und, nachdem ſein neuer Herr geſtorben war, wurde er unter dem Namen Simplicius Simpliciſſimus als Dragoner angenommen; die Leute nannten ihn jedoch wegen ſeiner grünen Kleider das Jägerchen. Unter dieſem Namen erhielt er als glücklicher Parteigänger Ruf und Anſehen, bis er von den Schweden gefangen genommen, zwar freigegeben wurde, aber verſprechen ſollte, ſpäter in ſchwediſche Dienſte zu treten. Er war nun ein vollſtändiges Kind ſeiner Zeit geworden und die Laſter und Thorheiten derſelben waren ihm nicht fremd geblieben. Sein neuer Stand zwang ihn, ſein Vermögen zuſammenzuhalten und er reiſte nach Köln, um Gelder zu holen, die er einem Kaufmanne anvertraut hatte. Dieſer aber hatte Bankerott gemacht und Simplicius ſah ſich auf den Rechtsweg verwieſen. Während der Dauer des Rechtsſtreites hatte er Gelegenheit als Begleiter von 2 jungen Edelleuten nach Paris zu reiſen, und lernte die Verdorbenheit des dortigen Hoflebens kennen. Um ſich aus demſelben zu retten, machte er ſich heimlich auf die Rückreiſe, bekam auf derſelben die Kindsblattern, wurde vollſtändig entſtellt und überdies ſeines Geldes beraubt. Als Landfahrer, mit betrügeriſchen, aber harmloſen Arzneimitteln handelnd, kam er nach Deutſchland und wurde gegen ſeinen Willen von den Kaiſerlichen zum Dienſte gezwungen. Er war ſittlich ſo herabgekommen, „daß man — außer den Zauberern — kaum einen wüſteren Menſchen hätte finden können und wurde je länger, je ärger." Aus dem äußeren Elende befreite ihn Herzbruder, der im kaiſerlichen Heere eine hohe Stelle bekleidete. Bald aber fingen ihn weimariſche Truppen und ſteckten ihn unter ihre Musketiere. Nach der Schlacht von Wittenweier entfloh er in den Schwarzwald, bezwang unterwegs einen Freibeuter [Straßenräuber], der ihn anfiel, und erkannte in demſelben den Olivier. Dieſer erzählte ihm ſeine, an Frevelthaten reiche Lebensgeſchichte und forderte ihn auf, ſeine Lebensweiſe zu teilen. Bald darauf fiel Olivier im Kampfe mit einer gegen ihn geſandten Truppenabteilung und ſein Geld fiel dem Simplicius anheim.

Zur ſelben Zeit traf er auch Herzbruder wieder, aber als Bettler. Er nahm ihn zu ſich, verlor ihn jedoch bald durch den Tod. Simplex ging nun in ſich, bedachte ſeine Verirrungen und zog ſich aus der Welt auf den Bauernhof zurück, von dem ſein Lebensweg ausgegangen war. Dort fand er auch den Knan, der ihn auferzogen, wieder und erfuhr von ihm, daß er der Sohn des Kapitäns Melchior von Sternfels, der als Einſiedler ihn ſo liebreich aufgenommen hatte, und der Schweſter des Gubernators Ramſay ſei. Letztere war auf der Flucht bei dem Bauer geſtorben und hatte ihm den Knaben übergeben. Daran ſchließen ſich wunderbare Abenteuer mit den Geiſtern des Mummelſees und abenteuerliche Reiſen nach Ungarn und Rußland. Endlich entſagt Simplicius vollſtändig der Welt und will in Einſamkeit leben.

[Herkunft.] Es eröffnet ſich zu dieſer unſerer Zeit, von welcher man glaubt, daß es die letzte ſei, unter geringen Leuten eine Sucht, in der die Patienten, wenn ſie daran krank liegen und ſo viel zuſammengeraſpelt und erſchachert haben, daß ſie neben ein paar Hellern im Beutel ein närriſches Kleid auf die neue Mode mit tauſenderlei ſeidenen Bändern tragen können oder ſonſt etwa durch Glücksfall mannhaft und bekannt geworden ſind, gleich rittermäßige Herren und adlige Perſonen von uraltem Geſchlechte ſein wollen; da es ſich doch oft befindet und auf fleißiges Nachforſchen nichts anderes herauskommt, als daß ihre Voreltern Schornſteinfeger, Tagelöhner, Karchelzieher und Laſtträger; ihre Vettern Eſeltreiber, Taſchenſpieler, Gaukler und Seiltänzer; ihre Brüder Büttel und Schergen; ihre Schweſtern Näherinnen, Wäſcherinnen, Beſenbinderinnen und in Summa ihr ganzes Geſchlecht von allen 32 Ahnchen her alſo beſudelt und befleckt geweſen iſt, als des Zuckerbaſtels Zunft zu Prag immer hat ſein mögen; ja dieſe neuen Nobiliſten ſind oft ſelbſt ſo ſchwarz, als wenn ſie in Guinea geboren und erzogen worden wären.

Solchen närriſchen Leuten nun mag ich mich nicht gleichſtellen, ob es zwar, die Wahrheit zu bekennen, nicht ohne iſt, daß ich mir oft eingebildet, ich müſſe unfehlbar auch von einem großen Herrn oder wenigſtens einem gemeinen Edelmanne meinen Urſprung haben, weil ich von Natur geneigt war, das Junkerhandwerk zu treiben, wenn ich nur den Verlag und das Werkzeug dazu gehabt hätte. Zwar, ungeſcherzt, mein Herkommen und meine Auferziehung läßt ſich noch wohl mit dem eines Fürſten vergleichen, wenn man nur den großen Unterſchied nicht anſehen wollte, was? Mein Knan — denn alſo nennt man die Väter im Speſſart — hatte einen eigenen Palaſt ſowohl als ein anderer, ja ſo artlich, daß desgleichen ein jeder König, mag er auch mächtiger als der große Alexander ſelbſt ſein, mit eignen Händen zu bauen nicht vermag, ſondern es in Ewigkeit wohl unterwegs laſſen wird. Er war aus Lehm gemacht und anſtatt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleies und roten Kupfers mit Stroh bedeckt, auf welchem das edle Getreide wächſt. Und damit er, mein Knan, mit ſeinem hochgeachteten und von Adam ſelbſt herſtammenden Adel und Reichtum nicht prangen möchte, ließ er die Mauer um ſein Schloß nicht mit Mauerſteinen, die man am Wege findet, oder an unfruchtbaren Orten aus der Erde gräbt, noch viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebrannt werden können, wie andere große Herren zu thun pflegen, aufführen, ſondern er nahm Eichenholz dazu, welcher nützliche edle Baum, als auf welchem Bratwürſte und fette Schinken wachſen, bis zu ſeinem vollſtändigen Alter über 100 Jahre erfordert. Wo iſt ein Monarch, der ihm dergleichen nachthut? Wo iſt ein Potentat, der ein Gleiches ins Werk zu richten begehrt! Seine Zimmer, Säle und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch ganz erſchwarzen laſſen, nur darum, weil dies die beſtändigſte Farbe von der Welt iſt und ein derartiges Gemälde bis zu ſeiner Vollendung mehr Zeit braucht, als ein künſtlicher Maler zu ſeinen trefflichen Kunſtſtücken erheiſcht. Die Tapezereien waren das zarteſte Gewebe auf dem Erdboden; denn diejenige machte ſie uns, die ſich vor alters vermaß, mit der Minerva ſelbſt um die Wette zu ſpinnen. Seine Fenſter waren keiner andern Urſache halber dem Sankt Nitglas gewidmet, als darum, weil er wußte, daß ein ſolches (Papier), vom Hanf- oder Flachsſamen an zu rechnen, bis es zu ſeiner vollkommenen Verfertigung gelangt, weit mehr Zeit und Arbeit koſtet als das beſte und durchſichtigſte Glas von Muran; denn ſein Stand machte ihm ein Belieben, zu glauben, daß alles dasjenige, was durch viele Mühe zuwege gebracht würde, auch eben darum höchſt ſchätzbar und deſto köſtlicher ſei; aber was köſtlich ſei, das ſei auch dem Adel am anſtändigſten und ſtimme mit demſelben am allerbeſten überein. Anſtatt der Pagen, Lakaien und Stallknechte hatte er Schafe, Böcke und Säuen, welche alle fein ordentlich in ihre natürliche Liverei gekleidet waren und mir auch oft auf der Weide aufwarteten, bis ich, ihres Dienſtes müde, ſie von mir jagte und heimtrieb. Die Rüſt- oder Harniſchkammer war mit Pflügen, Kärſten, Aexten, Hauen, Schaufeln, Miſt- und Heugabeln genugſam und auf das beſte und zierlichſte verſehen, mit welchen Waffen er ſich täglich übte; denn Hacken und Reuten war ſeine militäriſche Disziplin, wie bei den alten Römern zu Friedenszeiten; Ochſenanſpannen war ſein hauptmannſchaftliches Kommando, Miſt ausführen ſein Fortifikationsweſen und Ackern ſein Feldzug; Holzhacken war ſeine tägliche Leibesübung, ſowie auch das Stallausmiſten ſeine adelige Kurzweil und ſein Turnierſpiel. Hiermit beſtritt er die ganze Weltkugel, ſo weit er reichen konnte, und jagte ihr damit alle Ernten eine reiche Beute ab. Dieſes alles ſetze ich hintan und überhebe mich deſſen gar nicht, damit niemand Urſache habe, mich mit andern neuen Adeligen meinesgleichen auszulachen; denn ich ſchätze mich nicht beſſer, als mein Knan war, der dieſe ſeine Wohnung an einem ſehr luſtigen Orte, nämlich im Speſſart, liegen hatte, allwo die Wölfe einander gute Nacht geben. Daß ich aber nichts Ausführliches von meines Knans Geſchlecht, Stamm und Namen für diesmal berichtet habe, geſchieht um beliebter Kürze willen und vornehmlich, weil es hier ja ohnedies um keine adelige Stiftung zu thun iſt, darauf ich ſchwören ſoll; genug iſt es, wenn man weiß, daß ich im Speſſart geboren bin.

Gleichwie nun aber meines Knans Hausweſen in allen Stücken ſehr adelig vermerkt wird, alſo kann ein jeder Verſtändige leicht ſchließen, daß meine Auferziehung demſelben gemäß und ähnlich geweſen; und wer ſolches dafür hält, findet ſich auch nicht betrogen; denn in meinem 10jährigen Alter hatte ich ſchon die Anfangsgründe in obgemeldten meines Knans adeligen Leibesübungen begriffen, aber der Studien halber konnte ich neben dem berühmten Amphiſtides hin paſſieren, von welchem Suidas meldet, daß er nicht über fünf zählen konnte; denn mein Knan hatte vielleicht einen viel zu hohen Geiſt und folgte daher dem gewöhnlichen Gebrauch jetziger Zeit, in welcher viele vornehme Leute mit Studieren, oder wie ſie es nennen, mit Schulpoſſen ſich nicht viel zu bekümmern pflegen, weil ſie ihre Leute haben, um der Plackerei abzuwarten. Sonſt war ich ein trefflicher Muſiker auf der Sackpfeife, mit der ich ſchöne Schalmeigeſänge machen konnte, ſo daß ich darin auch dem vortrefflichen Orpheus nichts nachgab und, wie dieſer auf der Harfe, ſo ich auf der Sackpfeife mich auszeichnete. Aber die Gottesgelahrtheit anbelangend, laſſe ich mich nicht bereden, daß einer meines Alters damals in der ganzen Chriſtenwelt geweſen ſei, der mir darin hätte gleichen mögen; denn ich kannte weder Gott noch Menſchen, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teufel, und wußte weder gutes noch böſes zu unterſcheiden. Daher iſt es unſchwer zu gedenken, daß ich vermittelſt ſolcher Gottesgelahrtheit wie unſere erſten Eltern im Paradieſe gelebt habe, die in ihrer Unſchuld von Krankheit, Tod und Sterben ebenſowenig wie von der Auferſtehung etwas gewußt haben. O edeles Leben! — Du möchteſt wohl ſagen: Eſelsleben! — in welchem man ſich auch nichts um die Medizin bekümmert! Auf eben dieſen Schlag kann man meine vortreffliche Erfahrenheit in der Rechtskunde und allen andern Künſten und Wiſſenſchaften, ſo viele deren in der Welt ſind, auch verſtehen. Ja, ich war ſo vollendet und vollkommen in der Unwiſſenheit, daß es mir unmöglich war, zu wiſſen, daß ich ſo gar nichts wußte. Ich ſage noch einmal: O edles Leben, das ich damals führte! Aber mein Knan wollte mich ſolche Glückſeligkeit nicht länger genießen laſſen, ſondern achtete für billig, daß ich meiner adeligen Geburt gemäß auch adelig thun und leben ſollte; deswegen fing er an, mich zu höhern Dingen heranzuziehen und mir ſchwere Lektionen aufzugeben.

[Hirtenleben.] Er begabte mich mit der herrlichſten Würde, die ſich nicht allein bei ſeiner Hofhaltung, ſondern auch in der ganzen Welt befand, nämlich mit dem uralten Hirtenamte. Er vertraute mir erſtlich ſeine Schweine, zweitens ſeine Ziegen und zuletzt ſeine ganze Herde Schafe an, daß ich ſie hüten, weiden und vermittelſt meiner Sackpfeife — deren Klang ohnedies, wie Strabon ſchreibt, die Schafe und Lämmer in Arabien fett macht — vor dem Wolfe beſchützen ſollte. Damals glich ich wohl dem David, außer daß dieſer anſtatt der Sackpfeife nur eine Harfe hatte, was kein ſchlimmer Anfang, ſondern eine gute Vorbedeutung für mich war, daß ich noch mit der Zeit, wenn ich anders das Glück dazu hätte, ein weltberühmter Mann werden ſollte; denn von Anbeginn der Welt ſind je zuweilen hohe Perſonen Hirten geweſen, wie wir denn von Abel, Abraham, Iſaak, Jakob und ſeinen Söhnen und von Moſes ſelbſt in der Heiligen Schrift leſen, der zuvor ſeines Schwähers Schafe hüten mußte, ehe er ein Heerführer und Geſetzgeber über 600000 Mann in Iſrael ward. Ja, möchte mir vielleicht jemand vorwerfen, das waren heilige, gottergebene Menſchen und keine Speſſarter Bauernbuben, die von Gott nichts wußten! Ich muß dies zugeſtehen und kann es nicht in Abrede ſtellen, aber was hat meine damalige Unſchuld deſſen zu entgelten? Bei den alten Heiden hat man ebenſowohl ſolche Beiſpiele, als bei dem auserwählten Volke Gottes. Unter den Römern ſind vornehme Geſchlechter geweſen, die ſich Bubulker, Statilier, Pomponier, Vituler, Vitellier, Antonier, Caprer und dergleichen ohne Zweifel deswegen genannt, weil ſie mit derartigem Vieh umgegangen ſind und es vielleicht auch gehütet haben. Zwar Romulus und Remus ſind ſelbſt Hirten geweſen; Spartacus, vor welchem ſich die ganze römiſche Macht ſo hoch entſetzt hat, war ein Hirt. Was? Hirten ſind ſie geweſen — Paris, des Königs Priamus Sohn, und Anchiſes, des trojaniſchen Fürſten Aeneas Vater. Ja, die Götter ſelbſt haben ſich dieſer Profeſſion nicht geſchämt: Apollo hütete die Kühe des Königs Admetus in Theſſalien; Mercurius, ſein Sohn Daphnis, Pan und Proteus waren Erzhirten, daher ſie auch noch bei den närriſchen Poeten der Hirten Patrone ſind. Meſa, der König in Moab, iſt, wie man im zweiten Buch der Könige lieſt, ein Hirt geweſen; Cyrus, der gewaltige König der Perſer, iſt nicht allein von Mithridates, einem Hirten, erzogen worden, ſondern hat auch ſelbſt gehütet. Gygas war ein Hirt und hernach durch die Kraft eines Ringes ein König. Iſmael Sophi, ein perſiſcher König, hat in ſeiner Jugend gleichermaßen das Vieh gehütet, ſo daß Philo, der Jude, im Leben des Moſes trefflich von der Sache redet, wenn er ſagt: das Hirtenamt ſei eine Vorbereitung und ein Anfang zur Herrſchaft. Denn gleichwie die kriegeriſchen und ſtreitbaren Naturen zuerſt auf der Jagd geübt und angeführt werden, alſo ſoll man auch diejenigen, welche zur Herrſchaft gezogen werden ſollen, zuerſt in dem lieblichen und freundlichen Hirtenamte anleiten. Dieſes alles muß mein Knan wohl verſtanden haben, wie er denn ein trefflich verſchlagenes Kapitolium hatte und mit einem tiefſinnigen Verſtande verſehen war; weshalb er mir noch bis auf dieſe Stunde keine geringe Hoffnung zu künftiger Herrlichkeit macht.

Um indeſſen wieder zu meiner Herde zu kommen, ſo wiſſet, daß ich den Wolf ebenſowenig kannte als meine eigene Unwiſſenheit ſelbſt; deswegen war mein Knan mit ſeinen Ermahnungen deſto fleißiger; er ſagte: „Bub', bis flißig, loß die Schoff nit ze wit vunananger laffen und ſpiell wacker uff der Sackpfiffa, daß der Wolff nit komm und Schada dau, dan he yß a ſölcher veyrboinigter Schelm und Dieb, der Menſcha und Vieha frißt, und wan dau awer farläſſi bißt, ſo will eich dir da Buckel arauma." Ich antwortete mit gleicher Holdſeligkeit: „Knano, ſag' mir aa, wey der Wolff ſeyhet? Eich hunn noch kan Wolff geſien." — „Ach, dau grober Eſelkopp!" entgegnete er hinwiederum, „dau bleiweſt dein Lebelang a Narr, geith meich wunner, was aus dir wera wird, bißt ſchun ſua grußer Dölpel, un waiſt noch neit, was der Wolff für a veyrfeuſſiger Schelm iß." Er gab mir noch mehr Unterweiſungen und wurde zuletzt unwillig, maßen er mit einem Gebrümmel fortging, weil er ſich bedünken ließ, mein grober und ungehobelter, durch ſeine Unterweiſung noch nicht genugſam auspolierter Verſtand könnte ſeine ſubtilen Ratſchläge nicht faſſen, noch zu dieſer Zeit derſelben fähig ſein.

[Bauernleben.] Da fing ich an, mit meiner Sackpfeife ſo gutes Geſchirr zu machen, daß man die Kröten im Krautgarten damit hätte vergeben mögen, alſo daß ich vor dem Wolfe, welcher mir ſtetig im Sinne lag, mich ſicher genug zu ſein bedünkte. Und weil ich mich meiner Meuder erinnerte — alſo heißen nämlich die Mütter im Speſſart und am Vogelsberg — daß ſie oft geſagt: ſie beſorge, die Hühner würden dermaleinſt von meinem Geſange ſterben, als beliebte es mir auch zu ſingen, damit das Schutzmittel wider den Wolf deſto kräftiger wäre; und zwar ſtimmte ich ein ſolches Lied an, das ich von meiner Meuder ſelbſt gelernt hatte:

„Du ſehr verachteter Bauernſtand,
Biſt doch der beſte in dem Land;
Kein Mann dich g'nugſam preiſen kann,
Wenn er dich nur recht ſiehet an.

„Wie ſtünd' es jetzund um die Welt,
Hätt' Adam nicht gebaut das Feld?
Mit Hacken nährt ſich anfangs der,
Von dem die Fürſten kommen her.

„Es iſt faſt alles unter dir,
Ja, was die Erde bringt herfür,
Wovon ernähret wird das Land,
Geht dir anfänglich durch die Hand.

„Der Kaiſer, den uns Gott geheb'n,
Uns zu beſchützen, muß doch leb'n
Von deiner Hand, auch der Soldat,
Der dir doch zufügt manchen Schad'.

„Fleiſch zu der Speiſ' zeugſt du allein;
Von dir wird auch gebaut der Wein;
Dein Pflug der Erden thut ſo not,
Daß ſie uns giebt genugſam Brot.

„Die Erde wär' ganz wild durchaus,
Wenn du auf ihr nicht hielteſt Haus;
Ganz traurig auf der Welt es ſtünd',
Wenn man kein'n Bauersmann mehr fünd'

„Drum biſt du billig hoch zu ehr'n,
Weil du uns alle thuſt ernähr'n,
Natur, die liebt dich ſelber auch,
Gott ſegnet deinen Bauernbrauch.

„Vom bitterböſen Podagram
Hört man nicht, daß's an Bauern kam,
Das doch den Adel bringt in Not
Und manchen Reichen gar in Tod.

„Von Hoffart biſt du ſehr befreit,
Abſonderlich zu dieſer Zeit,
Und daß ſie auch nicht ſei dein Herr,
So gibt dir Gott des Kreuzes mehr.

„Ja, der Soldaten böſer Brauch,
Dient gleichwohl dir zum beſten auch;

Daß Hochmut dich nicht nehme ein,
Sagt er: Dein Hab und Gut iſt mein! . . ."

[Kriegsgreuel.] Bis hierher und nicht weiter kam ich mit meinem lieblich tönenden Geſange; denn ich wurde ſamt meiner Herde Schafe gleichſam in einem Augenblicke von einem Trupp Küraſſieren umgeben, welche in dem großen Walde verirrt geweſen und durch meine Muſik und Hirtengeſchrei wieder waren zurecht gebracht worden.

„Hoho," dachte ich, „dies ſind die rechten Käuze, dies ſind die vierbeinigen Schelme und Diebe, davon dir dein Knan ſagte!" Denn ich ſah anfänglich Roß und Mann — wie hiebevor die Amerikaner die ſpaniſche Kavallerie — für eine einzige Kreatur an und vermeinte nichts anders, als es müßten Wölfe ſein; ich wollte deswegen dieſen ſchrecklichen Kentauren den Hundsſprung weiſen und ſie wieder abſchaffen. Aber ich hatte zu ſolchem Ende meine Sackpfeife kaum aufgeblaſen, da ertappte mich einer von ihnen beim Flügel und ſchleuderte mich ſo ungeſtüm auf ein leeres Bauernpferd, ſo ſie neben andern noch mehr erbeutet hatten, daß ich auf der andern Seite wieder herab auf meine liebe Sackpfeife fallen mußte, welche anfing ſo erbärmlich zu ſchreien und einen ſo kläglichen Laut von ſich zu geben, als wenn ſie alle Welt zur Barmherzigkeit hätte bewegen wollen. Aber es half nichts, wiewohl ſie den letzten Atem nicht ſparte, meinen Unfall zu beklagen; ich mußte einmal wieder zu Pferde — Gott weiß, was meine Sackpfeife ſang und ſagte — und was mich am meiſten verdroß, war dieſes, daß die Reiter vorgaben, ich hätte der Sackpfeife im Falle weh gethan, darum ſie dann ſo ketzerlich geſchrieen hätte. Alſo ging meine Mähre mit mir dahin, in einem ſtetigen Trabe, bis in meines Knans Hof. Wunderſeltſame Tauben und kauderwelſche Grillen ſtiegen mir damals ins Hirn; denn ich bildete mir ein, weil ich auf einem ſolchen Tiere ſäße, dergleichen ich niemals geſehen hatte, ſo würde ich auch in einen eiſernen Kerl umgeſtaltet werden, indem ich diejenigen, die mich fortführten, ebenfalls ganz eiſern ſah. Weil aber eine ſolche Verwandlung nicht erfolgte, ſo kamen mir andere Grillen in meinen albernen Kopf. Ich dachte, dieſe fremden Dinger wären nur zu dem Ende da, mir die Schafe hintreiben zu helfen, ſintemal keiner von ihnen eines hinwegfraß, ſondern alle ſo einhellig und zwar geradenwegs nach meines Knans Hof zueilten. Deswegen ſah ich mich fleißig nach meinem Knan um, ob er und meine Meuder uns nicht bald entgegengehen und uns willkommen heißen wollten. Aber vergebens! er und meine Meuder, ſamt unſerer Urſele, welche meines Knans einzige und liebſte Tochter war, hatten die Hinterthür und das Reißaus geſpielt; denn ſie wollten dieſer heilloſen Gäſte nicht erwarten.

Wiewohl ich nicht bin geſinnt geweſen, den friedliebenden Leſer mit dieſen leichtfertigen Reiterburſchen in meines Knans Haus und Hof zu führen, weil es ſchlimm genug darin hergehen wird, ſo erfordert doch die Folge meiner Geſchichte, daß ich der lieben Nachkommenſchaft hinterlaſſe, was für abſcheuliche und ganz unerhörte Grauſamkeiten in dieſem unſern deutſchen Kriege hin und wieder verübt worden ſind, zumal mit meinem eignen Beiſpiele zu bezeugen iſt, daß alle derartigen Uebel von der Güte des Allerhöchſten zu unſerm Nutzen oft notwendig haben verhängt werden müſſen. Denn, lieber Leſer! Wer hätte mir geſagt, daß ein Gott im Himmel wäre, wenn keine Krieger meines Knans Haus zernichtet und mich durch ſolche Gefangenſchaft unter die Leute gezwungen hätten, von denen ich genugſamen Bericht empfangen habe? Kurz zuvor konnte ich nichts anderes wiſſen, noch mir einbilden, als daß mein Knan, Meuder, Urſele, ich und das übrige Hausgeſinde allein auf Erden ſeien, weil mir ſonſt kein Menſch noch irgend eine andere menſchliche Wohnung bekannt war, als meines Knans vorhin beſchriebener adeliger Sitz, darin ich täglich aus- und einging. Bald nachher aber erfuhr ich die Herkunft der Menſchen in dieſe Welt, und daß ſie keine bleibende Wohnung hätten, ſondern oftmals, ehe ſie ſichs verſehen, wieder aus derſelben fort müßten. Ich war nur mit der Geſtalt ein Menſch und mit dem Namen ein Chriſtenkind, im übrigen aber nichts als ein Tier! Der Allerhöchſte ſah jedoch meine Unſchuld mit barmherzigen Augen an und wollte mich beides, zu ſeiner und meiner Erkenntnis bringen. Und wiewohl er tauſenderlei Wege hierzu hatte, ſo wollte er ſich doch ohne Zweifel nur desjenigen bedienen, auf welchem mein Knan und Meuder, andern zum Beiſpiel, wegen ihrer liederlichen Auferziehung geſtraft würden.

Das erſte, was dieſe Reiter thaten und in den ſchwarz gemalten Zimmern meines Knans anfingen, war, daß ſie ihre Pferde einſtellten. Hernach hatte ein jeglicher ſeine beſondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn obzwar etliche anfingen zu metzgern, zu ſieden und zu braten, ſo daß es ſah, als ſollte eine luſtige Schmauſerei gehalten werden, ſo waren hingegen andere, die durchſtürmten das Haus unten und oben; ja das heimliche Gemach war nicht ſicher, gleichſam als wäre das goldene Fell von Kolchis darin verborgen. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrat große Pakete zuſammen, als ob ſie irgendwo einen Krempelmarkt anſtellen wollten; was ſie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerſchlagen und zu grunde gerichtet. Etliche durchſtachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob ſie nicht Schweine genug zu ſtechen gehabt hätten. Etliche ſchütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, andere dürres Fleiſch und ſonſtiges Gerät hinein, als ob alsdann beſſer darauf zu ſchlafen wäre; andere ſchlugen Ofen und Fenſter ein, gleichſam als hätten ſie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer- und Zinngeſchirr ſchlugen ſie zuſammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tiſche, Stühle und Bänke verbrannten ſie, da doch viele Klafter dürres Holz im Hofe lagen; Häfen und Schüſſeln mußten endlich alle entzwei, entweder weil ſie lieber Gebratenes aßen, oder weil ſie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten. Den Knecht legten ſie gebunden auf die Erde, ſtellten ihm ein Sperrholz in den Mund und ſchütteten ihm einen Melkkübel voll garſtiges Miſtlachenwaſſer in den Leib — das nannten ſie einen ſchwediſchen Trunk, der ihm aber gar nicht ſchmeckte, ſondern in ſeinem Geſichte ſehr wunderliche Mienen verurſachte. Dadurch zwangen ſie ihn, eine Partei anderwärts zu führen, allda ſie Menſchen und Vieh hinwegnahmen und in unſern Hof brachten, unter welchen mein Knan, meine Meuder und unſere Urſel auch waren.

Da fing man nun erſt an, die Steine von den Piſtolen und hingegen anſtatt deren die Daumen der Bauern aufzuſchrauben und die armen Schelme ſo zu foltern, als wenn man hätte Hexen brennen wollen; maßen ſie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in den Backofen ſteckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ungeachtet er noch nichts bekannt hatte; einem andern machten ſie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel zuſammen, ſo daß ihm das Blut zu Mund, Naſe und Ohren herausſprang. Kurz, es hatte jeder ſeine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und alſo auch jeder Bauer ſeine beſondere Marter. Allein, mein Knan war meinem damaligen Bedünken nach der Glücklichſte, weil er mit lachendem Munde bekannte, was andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage ſagen mußten; und ſolche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Sie ſetzten ihn nämlich zu einem Feuer, banden ihn, ſo daß er weder Hände noch Füße regen konnte, und rieben ſeine Fußſohlen mit angefeuchtetem Salze, welches ihm unſere alte Geiß wieder ablecken und dadurch alſo kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerberſten mögen. Mir kam das ſo artlich und anmutig vor — weil ich meinen Knan niemals ein ſolches langwieriges Gelächter verführen gehört und geſehen — daß ich der Geſellſchaft halber oder weil ich's nicht beſſer verſtand, von Herzen mitlachen mußte. In ſolchem Gelächter bekannte er ſeine Schuldigkeit und öffnete den verborgenen Schatz, welcher an Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter dem Bauern hätte ſuchen mögen. Mitten in dieſem Elende wandte ich Braten und war um nichts bekümmert, weil ich noch nicht recht verſtand, wie dieſes alles gemeint wäre; ich half auch nachmittags die Pferde tränken, durch welches Mittel ich zu unſerer Magd im Stalle kam. Sie ſprach zu mir mit kränklicher Stimme: „O Bub! lauf weg, ſonſt werden dich die Reiter mitnehmen. Guck, daß du davon kommſt."

Da machte ich gleich den Anfang, meinen unglücklichen Zuſtand, den ich vor Augen ſah, zu betrachten und zu bedenken, wie ich mich förderlichſt ausdrehen und davon laufen möchte. Wohin aber? Dazu war mein Verſtand viel zu gering, einen Vorſchlag zu thun. Doch iſt es mir ſo weit gelungen, daß ich gegen Abend in den Wald entſprungen bin und meine liebe Sackpfeife auch in dieſem äußerſten Elende nicht verlaſſen habe. Wo nun aber weiter hinaus? ſintemal mir die Wege und der Wald ſo wenig bekannt waren, als die Straße durch das gefrorne Meer hinter Nova Zembla bis gegen China hinein. Die ſtockfinſtere Nacht bedeckte mich zwar zu meiner Verſicherung, jedoch bedäuchte ſie meinem finſtern Verſtande nicht finſter genug; daher verbarg ich mich in ein dichtes Geſträuch, wo ich ſowohl das Geſchrei der getrillten Bauern als den Geſang der Nachtigallen hören konnte, welche Vögelein ſie, die Bauern, von denen man zum teil auch Vögel zu nennen pflegt, nicht darnach angeſehen hatten, um mit ihnen Mitleiden zu tragen oder ihres Unglücks halber den lieblichen Geſang einzuſtellen. Darum legte ich mich auch ohne alle Sorge auf ein Ohr und entſchlief. Als nun der Morgenſtern im Oſten hervorflackerte, ſah ich meines Knans Haus in voller Flamme ſtehen, aber niemand, der zu löſchen begehrte. Ich begab mich hervor, in der Hoffnung, jemand von meinem Knan anzutreffen, wurde aber ſogleich von fünf Reitern erblickt und angeſchrieen: „Jung', komm heröfer, oder ſkallmy de Tüfel halen, ick ſchiete dick, dat di de Dampff thom Hals ut gaht!" Ich hingegen blieb ganz ſtockſtill ſtehen und hatte das Maul offen, weil ich nicht wußte, was der Reiter wollte oder meinte, und indem ich ſie ſo anſah, wie eine Katze ein neues Scheunenthor, ſie aber wegen eines Moraſtes nicht zu mir kommen konnten, was ſie ohne Zweifel rechtſchaffen ärgerte, löſte der eine ſeinen Karabiner auf mich, von welchem urplötzlichem Feuer und unverſehenem Knall, den mir das Echo durch vielfältige Verdoppelung grauſamer machte, ich dermaßen erſchreckt ward, weil ich dergleichen niemals gehört oder geſehen hatte, daß ich alſobald zur Erde niederfiel und alle Viere von mir ſtreckte. Ja, ich regte vor Angſt keine Ader mehr, und wiewohl die Reiter ihres Weges fortritten und mich ohne Zweifel für tot liegen ließen, ſo hatte ich doch denſelben ganzen Tag das Herz nicht, mich aufzurichten, noch mich nur ein wenig hin und wieder umzuſehen. Als mich aber die Nacht wieder ergriff, ſtand ich auf und wanderte ſo lange im Walde fort, bis ich von ferne einen faulen Baum ſchimmern ſah, welcher mir eine neue Furcht einjagte. Ich kehrte deswegen ſpornſtreichs wieder um und ging ſo lange, bis ich wieder einen andern derartigen Baum erblickte, von dem ich mich gleichfalls wieder fortmachte und auf dieſe Weiſe die Nacht mit Hin- und Wiederrennen von einem faulen Baume zum andern vertrieb. Zuletzt kam mir der liebe Tag zu Hilfe, welcher den Bäumen gebot, mich in ſeiner Gegenwart unbetrübt zu laſſen. Aber hiermit war mir noch nichts geholfen; denn mein Herz ſteckte voll Angſt und Furcht, die Schenkel voll Müdigkeit, der leere Magen voll Hunger, der Mund voll Durſt, das Hirn voll närriſcher Einbildung und die Augen voller Schlaf. Ich ging dennoch fürder, wußte aber nicht wohin; je weiter ich jedoch ging, je tiefer ich von den Leuten hinweg in den Wald kam. Damals ſtand ich aus und empfand, jedoch ganz unvermerkt, die Wirkung des Unverſtandes und der Unwiſſenheit. Wenn ein unvernünftiges Tier an meiner Stelle geweſen wäre, ſo hätte es beſſer gewußt, was es zu ſeiner Erhaltung hätte thun ſollen als ich. Doch war ich noch ſo witzig, als mich abermals die Nacht übereilte, daß ich in einen hohlen Baum kroch, meine werte, liebe Sackpfeife fleißig in acht nahm und alſo mein Nachtlager darin zu halten gänzlich entſchloſſen war.

[Beim Einſiedel.] Kaum hatte ich mich zum Schlafe bequemt, da hörte ich folgende Stimme: „O große Liebe gegen uns undankbare Menſchen! Ach, mein einziger Troſt! meine Hoffnung, mein Reichtum, mein Gott!" und ſo dergleichen mehr, das ich nicht alles habe merken noch verſtehen können.

Dieſes waren wohl Worte, die einen Chriſtenmenſchen, der ſich in einem ſolchen Zuſtande, wie ich mich dazumal befunden, billig hätten aufmuntern, tröſten und erfreuen ſollen. Aber, o Einfalt und Unwiſſenheit! es waren mir nur böhmiſche Dörfer und alles eine ganz unverſtändliche Sprache, aus der ich nicht allein nichts faſſen konnte, ſondern auch eine ſolche, vor deren Seltſamkeit ich mich entſetzte. Da ich aber hörte, daß deſſen, der ſie redete, Hunger und Durſt geſtillt werden ſollte, ſo riet mir mein unerträglicher Hunger und mein vor Speiſemangel faſt ganz zuſammengeſchnurrter Magen, mich auch zu Gaſte zu laden. Deswegen faßte ich ein Herz, wieder aus meinem hohlen Baume zu gehen und mich der gehörten Stimme zu nähern. Da wurde ich eines großen Mannes gewahr, mit langen, ſchwarzgrauen Haaren, die ihm ganz verworren auf den Achſeln herumlagen. Er hatte einen wilden Bart, faſt geſtaltet wie ein Schweizerkäſe; ſein Angeſicht war zwar bleichgelb und mager, aber doch ziemlich lieblich, und ſein langer Rock mit mehr als tauſend Stücken von allerhand Tuch überflickt und aufeinander geſetzt. Um Hals und Leib hatte er eine ſchwere eiſerne Kette gewunden, wie Sankt Wilhelmus, und ſah ſonſt in meinen Augen ſo ſcheußlich und fürchterlich aus, daß ich anfing zu zittern wie ein naſſer Hund. Was meine Angſt noch mehrte, war, daß er ein Kruzifix, ungefähr 6 Schuh lang, an ſeine Bruſt drückte, und weil ich ihn nicht kannte, konnte ich abermals nichts anderes erſinnen, als dieſer alte Greis müßte ohne Zweifel der Wolf ſein, davon mir mein Knan kurz zuvor geſagt hatte. In ſolcher Angſt wiſchte ich mit meiner Sackpfeife hervor, welche ich als meinen einzigen, angenehmſten und werteſten Schatz noch vor den Reitern gerettet hatte; ich blies zu, ſtimmte an und ließ mich gewaltig hören, um dieſen greulichen Wolf zu vertreiben, über welche jählige und ungewöhnliche Muſik an einem ſo wilden Orte der Einſiedel anfänglich nicht wenig ſtutzte, ohne Zweifel vermeinend, es ſei etwa ein teufliſches Geſpenſt hingekommen, um ihn, wie etwa dem großen Antonius widerfahren, zu ängſtigen und ſeine Andacht zu verſtören. Sobald er ſich aber wieder erholte, ſpottete er meiner als ſeines Verſuchers im hohlen Baume, in welchen ich mich wieder hinein geflüchtet hatte; ja, er war ſo getroſt, daß er gegen mich losging, um den Feind des menſchlichen Geſchlechts genugſam auszuhöhnen. „Ha!" ſagte er, „du biſt eben ein Geſell dazu, die Heiligen ohne göttliches Verhängnis . . ." Mehr habe ich nicht verſtanden; denn ſeine Annäherung erregte in mir ein ſolches Grauſen und Schrecken, daß ich des Amtes meiner Sinne beraubt ward und dorthin in Ohnmacht niederſank.

Welchergeſtalt mir wieder zu mir ſelbſt geholfen worden iſt, weiß ich nicht, aber dieſes iſt mir wohl bekannt, daß ich außerhalb des hohlen Baumes mich befand, der Alte meinen Kopf in ſeinem Schoße und vorn meine Juppe geöffnet hatte, als ich mich wieder erholte. Da ich den Einſiedel ſo nahe bei mir ſah, fing ich ein ſolch grauſames Geſchrei an, als ob er mir in demſelben Augenblicke das Herz aus dem Leibe hätte reißen wollen. Er aber ſagte: „Mein Sohn, ſchweig, ich thue dir nichts, ſei zufrieden! . . ." Je mehr er mich aber tröſtete und mir liebkoſete, deſto mehr ſchrie ich: „O du frißt mich! O du frißt mich! Du biſt der Wolf und willſt mich freſſen!" — „Ei, jawohl, nein, mein Sohn!" ſagte er, „ſei zufrieden, ich freſſ' dich nicht." Dies Gefecht und erſchreckliche Geheul verführte ich ſehr lange, bis ich mich endlich ſo weit ließ weiſen, mit ihm in ſeine Hütte zu gehen. In dieſer war die Armut ſelbſt Hofmeiſterin, der Hunger Koch und der Mangel Küchenmeiſter. Da wurde mein Magen mit einem Gemüſe und einem Trunk Waſſers gelabt und mein Gemüt, das ganz verwirrt war, durch des Alten tröſtliche Freundlichkeit wieder aufgerichtet und zurecht gebracht. Deswegen ließ ich mich durch die Anreizung des ſüßen Schlafes leicht bethören, der Natur ſolche Schuldigkeit abzulegen. Der Einſiedel merkte meine Notdurft und ließ mir darum den Platz allein in ſeiner Hütte, weil nur einer darin liegen konnte. Ungefähr um Mitternacht erwachte ich wieder und hörte ihn folgendes Lied ſingen, welches ich hernach auch gelernt habe:

„Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenſchall
Auf's lieblichſte erklingen;
Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil andere Vögel ſchlafen ſein
Und nicht mehr mögen ſingen:
Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen; denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

„Obſchon iſt hin der Sonnenſchein,
Und wir im Finſtern müſſen ſein,
So können wir doch ſingen
Von Gottes Güt' und ſeiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lob zu vollenbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen; denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

„Echo, der wilde Wiederhall,
Will ſein bei dieſem Freudenſchall
Und läſſet ſich auch hören:
Verweiſt uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen; denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

„Die Sterne, ſo am Himmel ſtehn,
Sich laſſen zum Lob Gottes ſehn
Und Ehre ihm beweiſen.
Die Eul' auch, die nicht ſingen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß ſie Gott auch thu' preiſen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen; denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

„Nur her, mein liebſtes Vögelein,
Wir wollen nicht die Fäulſten ſein
Und ſchlafend liegen bleiben:
Vielmehr bis daß die Morgenröt'
Erfreuet dieſe Wälder öd',
In Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen; denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben."

Während dieſes Geſanges bedünkte mich wahrhaftig, als wenn die Nachtigall ſowohl als die Eule und Echo mit eingeſtimmt hätten, und wenn ich den Morgenſtern jemals gehört oder deſſen Melodie auf meiner Sackpfeife aufzumachen vermocht hätte, ſo wäre ich aus der Hütte gewiſcht, um meine Karten mit einzuwerfen, weil mich dieſe Harmonie ſo lieblich zu ſein bedünkte. Aber ich entſchlief und erwachte nicht wieder, bis wohl in den Tag hinein, da der Einſiedel vor mir ſtand und ſagte: „Auf, Kleiner! ich will dir Eſſen geben und alsdann den Weg durch den Wald weiſen, damit du wieder zu den Leuten und noch vor nachts in das nächſte Dorf kommſt." Ich fragte ihn: „Was ſind das für Dinger, Leute, Menſchen und Dorf?" Er ſagte: „Biſt du denn niemals in einem Dorfe geweſen und weißt auch nicht, was Leute oder Menſchen ſind?" — „Nein," ſagte ich, „nirgends als hier bin ich geweſen; aber ſage mir doch, was ſind Leute, Menſchen und Dorf?" — „Behüte Gott!" antwortete der Einſiedel, „biſt du närriſch oder geſcheit?" — „Nein," ſagte ich, „meiner Meuder und meines Knans Bub' bin ich und nicht der Närriſch oder der Geſcheit." Der Einſiedel verwunderte ſich mit Seufzen und Bekreuzigung und ſagte: „Wohl, liebes Kind! ich bin gehalten, dich um Gottes willen beſſer zu unterrichten." Darauf fielen unſere Reden und Gegenreden, wie das Folgende ausweiſt.

Mangel an Unterricht. Einſiedel: „Wie heißeſt du?" — Simplex: „Ich heiße Bub'." — Einſiedel: „Ich ſehe wohl, daß du kein Mägdlein biſt. Wie hat dich aber dein Vater und Mutter gerufen?" — Simplex: „Ich habe keinen Vater und Mutter gehabt." — Einſiedel: „Wer hat dir denn das Hemd gegeben?" — Simplex: „Ei, mein Meuder". — Einſiedel: „Wie hieß dich denn dein Meuder?" — „Simplex: „Sie hat mich Bub' geheißen, auch Schelm, langöhriger Eſel, ungehobelter Rölz, ungeſchickter Tölpel und Galgenvogel." — Einſiedel: „Wer iſt denn deiner Mutter Mann geweſen?" — Simplex: „Niemand." — Einſiedel: „Wie hat dich denn dein Knan geheißen?" — Simplex: „Er hat mich auch Bub' genannt." — Einſiedel: „Wie hieß aber dein Knan?" — Simplex: „Er heißt Knan." — Einſiedel: „Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen?" — Simplex: „Knan und auch Meiſter." — Einſiedel: „Hat ſie ihn niemals genannt?" — Simplex: „Ja, ſie hat ..." — Einſiedel: „Wie denn?" — Simplex: „Rülp, grober Bengel, volle Sau, altes Schwein, und noch wohl anders, wenn ſie haderte." — Einſiedel: „Du biſt wohl ein unwiſſender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen weißt?" — Simplex: „Eia! weißt du's doch auch nicht." — Einſiedel: „Kannſt du auch beten?" — Simplex: „Nein, unſer Ann und mein Meuder haben all das Bette gemacht." — Einſiedel: „Ich frage nicht hiernach, ſondern ob du das Vaterunſer kannſt?" — Simplex: „Ja, ich." — Einſiedel: „Nun, ſo ſprich's denn!" — Simplex: „Unſer lieber Vatter, der du biſt Himmel, heiliget werde Nam, zu komme's dein Reich, dein Himmel ſchehe Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unſern Schuldigern geba, führ uns nicht in kein bös Verſucha, ſondern erlös uns von dem Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Ama." — Einſiedel: „Biſt du nie in die Kirche gegangen?" — Simplex: „Ja, ich kann wacker ſteigen, und hab' einen ganzen Buſen voll Kirſchen gebrochen." — Einſiedel: „Ich rede nicht von Kirſchen, ſondern von den Kirchen." — Simplex: „Haha, Kriechen, gelt, es ſind ſo kleine Pfläumlein, gelt du?" — Einſiedel: „Ach, daß Gott walte! weißt du nichts von unſerm Herrn Gott?" — Simplex: „Ja, er iſt daheim an unſerer Stubenthür geſtanden, auf dem Hellgen. Mein Meuder hat ihn von der Kürbe (Kirmſe) mitgebracht und hingekleibt." — Einſiedel: „Ach, gütiger Gott! nun erkenne ich erſt, was für eine große Gnade und Wohlthat es iſt, wem du deine Erkenntnis mitteilſt, und wie gar nichts ein Menſch ſei, dem du ſolche nicht giebſt. Ach, Herr! verleihe mir, deinen heiligen Namen alſo zu ehren, daß ich würdig werde, dir für dieſe hohe Gnade ſo eifrig zu danken, als freigebig du geweſen biſt, mir ſolche zu verleihen. Höre du, Simplex — denn anders kann ich dich nicht nennen — wenn du das Vaterunſer beteſt, ſo mußt du alſo ſprechen: Vater unſer, der du biſt im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel, unſer täglich Brot gib uns heute, und ..." — Simplex: „Gelt du, auch Käſe dazu?" — Einſiedel: „Ach, liebes Kind, ſchweig und lerne: ſolches iſt dir viel nötiger als Käſe; du biſt wohl ungeſchickt, wie dein Meuder geſagt hat; ſolchen Buben, wie du biſt, ſtehet es nicht an, einem alten Manne in die Rede zu fallen, ſondern zu ſchweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern wohnten, ſo wollte ich dich gern wieder hinbringen und ſie zugleich lehren, wie ſie Kinder erziehen ſollten." — Simplex: „Ich weiß nicht, wo ich hin ſoll. Unſer Haus iſt verbrannt, und mein Meuder hinweggelaufen und wiedergekommen mit dem Urſele, und mein Knan auch, auch unſre Magd, die hat mich fortlaufen heißen." — Einſiedel: „Wer hat denn das Haus verbrannt?" — Simplex: „Ha, es ſind ſo eiſerne Männer gekommen, die ſind ſo auf Dingern geſeſſen, groß wie Ochſen, haben aber keine Hörner; dieſelben Männer haben Schafe, Kühe und Säue geſtochen, Ofen und Fenſter eingeſchlagen, und da bin ich weggelaufen, und da iſt hernach das Haus verbrannt geweſen." — Einſiedel: „Wo war denn dein Knan?" — Simplex: „Ha, die eiſernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unſere alte Geiße die Füße geleckt, da hat mein Knan lachen müſſen und hat denſelben eiſernen Männern viele Weißpfennige gegeben, große und kleine, auch hübſche gelbe, und ſonſt ſchöne klitzerichte Dinger und hübſche Schnüre voll weißer Kügelein." — Einſiedel: „Wann iſt dies geſchehen?" — Simplex: „Ei, wie ich der Schafe habe hüten ſollen. Sie haben mir auch meine Sackpfeife wollen nehmen." — Einſiedel: „Wann haſt du der Schafe ſollen hüten?" — Simplex: „Ei, hörſt du es nicht? da die eiſernen Männer gekommen ſind, und darnach hat unſere ſtrobelköpfige Ann geſagt, ich ſoll auch weglaufen, ſonſt würden mich die Krieger mitnehmen; ſie hat aber die eiſernen Männer gemeint, und da bin ich weggelaufen und bin hierher gekommen." — Einſiedel: „Wo hinaus willſt du aber jetzt?" — Simplex: „Ich weiß die Wege nit, ich will bei dir hier bleiben." — Einſiedel: „Dich hier zu behalten, iſt weder meine noch deine Gelegenheit. Iß, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen." — Simplex: „Ei, ſo ſage mir dann auch, was Leute für Dinger ſind?" — Einſiedel: „Leute ſind Menſchen wie ich und du. Dein Knan, deine Meuder und eure Ann ſind Menſchen, und wenn deren viele bei einander ſind, ſo werden ſie Leute genannt." — Simplex: „Haha!" — Einſiedel: „Nun gehe und iß." — Dies war unſer Geſpräch, unter welchem mich der Einſiedel oft mit den allertiefſten Seufzern anſchaute. Ich fing an zu eſſen und hörte auf zu pappeln, was aber nicht länger währte, als bis ich mich nach Notdurft gefüttert hatte und der Alte mich fortgehen hieß. Da ſuchte ich die allerzärteſten Worte hervor, die mir meine bäueriſche Grobheiten immer mehr eingeben konnte, und die alle dahin gingen, den Einſiedel zu bewegen, daß er mich bei ſich behielte. Ob es ihm nun zwar beſchwerlich gefallen war, meine verdrießliche Gegenwart zu erdulden, ſo hat er doch beſchloſſen, mich bei ſich zu leiden, mehr, damit er mich in der chriſtlichen Religion unterrichtete, als, um ſich in ſeinem vorhandenen Alter meiner Dienſte zu bedienen. Seine größte Sorge war, meine zarte Jugend dürfte vielleicht eine ſo harte und ſehr ſtrenge Art zu leben in die Länge nicht aushalten mögen.

Erſter Unterricht. Eine Zeit von ungefähr drei Wochen war mein Probejahr, in welcher eben Sancta Gertraud mit den Gärtnern zu Felde lag, alſo daß ich mich auch in deren Gewerbe gebrauchen ließ. Ich hielt mich ſo wohl, daß der Einſiedel ein ſonderliches Gefallen an mir hatte, zwar nicht der Arbeit halber, welche ich zuvor zu vollbringen gewohnt war, ſondern weil er ſah, daß ich ebenſo begierig ſeine Unterweiſungen hörte, als die wachsweiche und zwar noch glatte Tafel meines Herzens ſich geſchickt zeigte, ſolche zu faſſen. Solcher Urſachen halber wurde er auch deſto eifriger, mich in allem Guten anzuführen. Den Anfang ſeines Unterrichts machte er mit dem Falle Luzifers; von dannen kam er in das Paradies, und als wir mit unſeren Eltern daraus verſtoßen wurden, paſſierte er durch das Geſetz Moſis und lehrte mich vermittels der zehn Gebote Gottes und ihrer Auslegungen — von denen er ſagte, daß ſie eine wahre Richtſchnur ſeien, den Willen Gottes zu erkennen und nach demſelben ein heiliges und Gott wohlgefälliges Leben anzuſtellen — die Tugenden von den Laſtern unterſcheiden, um das Gute zu thun und das Böſe zu laſſen. Ja, endlich kam er auf das Evangelium, ſagte mir von Chriſti Geburt, Leiden, Sterben und Auferſtehung, und beſchloß zuletzt das Ganze mit dem jüngſten Tage, indem er mir Himmel und Hölle vor Augen ſtellte, und zwar ſolches alles mit gebührenden Umſtänden, doch nicht mit gar zu überflüſſiger Weitläufigkeit, ſondern, wie ihn bedünkte, ſo, daß ich es am allerbeſten faſſen und verſtehen möchte. Wenn er mit einem Gegenſtand fertig war, hub er einen andern an und wußte ſich bisweilen in aller Geduld ſo artig nach meinen Fragen zu richten, daß er mir es gar nicht beſſer hätte eingießen können. Sein Leben und ſeine Reden waren mir eine immerwährende Predigt, welche mein Verſtand, der eben nicht gar ſo dumm und hölzern war, vermittelſt göttlicher Gnade nicht ohne Frucht abgehen ließ. So hatte ich nicht allein alles dasjenige, was ein Chriſt wiſſen ſoll, in gedachten drei Wochen gefaßt, ſondern auch oftmals eine ſolche Liebe zu dieſem meinen Unterrichter und zu deſſen Unterrichte gewonnen, daß ich des Nachts nicht davor ſchlafen konnte.

Ich habe ſeither vielmal über die Sache nachgedacht und gefunden, daß Ariſtoteles im dritten Buche ſeiner Schrift über die Seele wohl beſchloſſen hat, da er die Seele eines Menſchen einer leeren unbeſchriebenen Tafel verglichen, darauf man allerhand verzeichnen könne, und daß ſolches alles darum von dem höchſten Schöpfer geſchehen ſei, damit dieſe glatte Tafel durch fleißige Uebung und Aufzeichnung beſchrieben und zur Vollkommenheit und Vollendung gebracht werde. Dieſes beſtätigt auch Cicero im zweiten Buche ſeiner tuskulaniſchen Unterſuchungen, welche die Seele des Menſchen ohne Lehre, Wiſſenſchaft und Uebung einem ſolchen Felde vergleicht, das zwar von Natur fruchtbar ſei, aber wenn man es nicht baue und beſäe, gleichwohl keine Frucht bringe.

Solches alles erwies ich mit meinem eignen Beiſpiele. Denn daß ich alles ſo bald gefaßt habe, was mir der fromme Einſiedel vorgehalten, iſt daher gekommen, daß er die geſchlichtete Tafel meiner Seele ganz leer und ohne irgend ein zuvor hineingedrücktes Bildnis gefunden hat, welches etwas anderes hineinzubringen hätte verhindern mögen. Gleichwohl aber iſt die pure Einfalt, gegen andere Menſchen zu rechnen, noch immerzu bei mir verblieben; daher denn der Einſiedel — weil weder er noch ich meinen rechten Namen gewußt — mich auch ferner nur Simplicius genannt hat.

Mit ihm lernte ich auch beten, und als er meinem ſteifen Vorſatze, bei ihm zu bleiben, ein Genüge zu thun entſchloſſen war, bauten wir für mich eine Hütte, gleich der ſeinigen, von Holz, Reiſern und Erde, faſt geſtaltet wie die Musketier im Felde ihre Zelte, oder beſſer zu ſagen, die Bauern an manchen Orten ihre Rübenlöcher haben, und zwar ſo niedrig, daß ich kaum aufrecht darin ſitzen konnte. Mein Bette war von dürrem Laub und Gras und ebenſo groß als die Hütte ſelbſt, ſo daß ich nicht weiß, ob ich dergleichen Wohnung oder Höhle eine bedeckte Lagerſtätte oder eine Hütte nennen ſoll.

Bilder betrachten, Leſen und Schreiben. Als ich das erſte Mal den Einſiedel in der Bibel leſen ſah, konnte ich mir nicht einbilden, mit wem er doch ſolch ein heimliches und meinem Bedünken nach ſehr ernſtliches Geſpräch haben müßte. Ich ſah wohl die Bewegung ſeiner Lippen, hörte auch das Gebrummel, hingegen aber ſah und hörte ich niemand, der mit ihm redete, und ob ich zwar nichts vom Leſen und Schreiben gewußt, ſo merkte ich doch an ſeinen Augen, daß er es mit etwas in ſelbigem Buche zu thun hatte. Ich gab Achtung auf das Buch, und nachdem er dasſelbe beigelegt, machte ich mich dahinter, ſchlug es auf und bekam im erſten Griff das erſte Kapitel des Hiob und die davorſtehende Figur, welche ein feiner Holzſchnitt und ſchön illuminiert war, in die Augen. Ich fragte dieſe Bilder nach ſeltſamen und meinem ſimplen Verſtande nach ganz ungereimten Sachen; weil mir aber keine Antwort widerfahren wollte, wurde ich ungeduldig und ſagte eben, als der Einſiedel ſich hinter mich ſchlich: „Ihr kleinen Hudler, habt ihr denn keine Mäuler mehr? habt ihr nicht allererſt mit meinem Vater" — denn alſo mußte ich den Einſiedel nennen — „lange genug ſchwatzen können? Ich ſehe wohl, daß ihr auch dem armen Knan ſeine Schafe heimtreibt und das Haus angezündet habt. Halt, halt! ich will dies Feuer noch wohl löſchen und auch Einhalt thun, daß es nicht weiter Schaden thue." Damit ſtand ich auf, um Waſſer zu holen, weil mich die Not vorhanden zu ſein bedünkte. „Wohin, Simplicius?" fragte der Einſiedel, den ich hinter mir nicht wußte. „Ei, Vater!" ſagte ich, „da ſind auch Krieger, die haben Schafe und wollen ſie wegtreiben; ſie haben's dem armen Manne genommen, mit dem du erſt geredet haſt. So brennt ſein Haus auch ſchon lichterlohe, und wenn ich nicht bald löſche, ſo wird's verbrennen." Bei dieſen Worten zeigte ich ihm mit dem Finger, was ich ſah. „Bleib nur", ſprach der Einſiedel, „es iſt noch keine Gefahr vorhanden." Ich antwortete, meiner Höflichkeit nach: „Biſt du denn blind, wehre du, daß ſie die Schafe nicht forttreiben, ſo will ich Waſſer holen!" — „Ei", ſagte der Einſiedel, „dieſe Bilder leben nicht, ſie ſind nur gemacht, um uns vorlängſt geſchehene Dinge vor Augen zu ſtellen." Ich antwortete: „Du haſt ja erſt mit ihnen geredet, warum ſollten ſie denn nicht leben?"

Der Einſiedel mußte wieder ſeinen Willen und ſeine Gewohnheit über dieſe meine kindiſche Einfalt und einfältige Kindheit lachen und ſagte: „Liebes Kind, dieſe Bilder können nicht reden, was aber ihr Thun und Weſen ſei, kann ich aus dieſen ſchwarzen Linien ſehen. welches man Leſen nennt, und wenn ich dergeſtalt leſe, ſo hältſt du dafür, ich rede mit den Bildern, was aber nicht der Fall iſt." Ich antwortete: „Wenn ich ein Menſch bin, wie du, ſo müßte ich auch an den ſchwarzen Zeilen ſehen können, was du kannſt; wie ſoll ich mich in dein Geſpräch richten? Lieber Vater, berichte mich doch eigentlich, wie ich die Sache verſtehen ſolle?" Darauf ſagte er: „Nun wohlan mein Sohn! ich will dich lehren, daß du ſowohl als ich mit dieſen Bildern wirſt reden, und was ſie bedeuten, wirſt verſtehen können; allein es wird Zeit brauchen, in welcher ich gewiß Geduld und du Fleiß anzulegen haſt." Demnach ſchrieb er mir ein Alphabet auf birkene Rinden, nach dem Druck gebildet, und als ich die Buchſtaben kannte, lernte ich buchſtabieren, folgends leſen und endlich beſſer ſchreiben, als es der Einſiedel ſelbſt konnte, weil ich alles dem Druck nachmalte.

[Einſiedlerleben. Einfache Lebensweiſe.] Zwei Jahre ungefähr, nämlich bis der Einſiedel geſtorben war, und etwas länger als ein halbes Jahr nach deſſen Tode bin ich in dieſem Walde verblieben. Deshalb ſehe ich für gut an, dem kurioſen Leſer, der oft auch das Geringſte wiſſen will, unſer Thun, Handel und Wandel, und wie wir unſer Leben durchgebracht, zu erzählen.

Unſere Speiſe war allerhand Gartengewächs, Rüben, Kraut, Bohnen, Erbſen, Linſen, Hirſe und dergleichen; wir verſchmähten auch keine Buchnüſſe, wilden Aepfel, Birnen, Kirſchen, ja ſelbſt die Eicheln machte uns der Hunger oft angenehm. Das Brot, oder beſſer zu ſagen, unſere Kuchen buken wir in heißer Aſche, aus verſtoßenem welſchen Korn; im Winter fingen wir Vögeln mit Sprenkeln und Stricken, im Frühling und Sommer aber beſcherte uns Gott Junge aus den Neſtern. Oft behalfen wir uns mit Schnecken und Fröſchen. So war uns auch das Fiſchen mit Reuſen und Angeln nicht zuwider, indem unweit von unſerer Wohnung ein fiſch- und krebsreicher Bach hinfloß, welches alles unſer grobes Gemüſe hinunter begleiten mußte. Einſtmals hatten wir ein junges, wildes Schweinlein aufgefangen, welches wir in einem Pferch verſperrt, mit Eicheln und Buchnüſſen auferzogen, gemäſtet und endlich verzehrt haben, weil mein Einſiedel wußte, daß es keine Sünde ſein könnte, wenn man genießet, was Gott dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zu ſolchem Ende erſchaffen hat. Salz brauchten wir wenig und von Gewürz gar nichts; denn wir durften die Luſt zum Trunke nicht erwecken, weil wir keinen Keller hatten. Die Notdurft an Salz gab uns ein Pfarrer, der ungefähr drei Meilen Weges von uns wohnte.

Was nnſern Hausrat betrifft, ſo war desſelben genug vorhanden. Denn wir hatten eine Schaufel, eine Haue, eine Axt, ein Beil und einen eiſernen Hafen zum Kochen, was zwar nicht unſer Eigentum, ſondern von obgemeldetem Pfarrer entlehnt war. Jeder hatte ein abgenutztes, ſtumpfes Meſſer; dieſelben waren unſer Eigentum und ſonſt nichts. Ferner bedurften wir auch weder Schüſſeln, Teller, Löffel, Gabeln, Keſſel, Pfannen, Roſt, Bratſpieß, Salzbüchſe, noch anderes Tiſch- und Küchengeſchirr; denn unſer Hafen war zugleich unſere Schüſſel, und unſere Hände waren auch unſere Gabeln und Löffel. Wollten wir aber trinken, ſo geſchah es durch ein Rohr aus dem Brunnen, oder wir hingen den Mund hinein, wie Gideons Kriegsleute. Von allerhand Gewand, Wollen, Seiden, Baumwollen und Leinen, beides zu Betten, Tiſchen und Tapezereien, hatten wir nichts, als was wir auf dem Leibe trugen, weil wir für uns genug zu haben ſchätzten, wenn wir uns vor Regen und Froſt beſchützen konnten. Sonſt hielten wir in unſerer Haushaltung keine gewiſſe Regel oder Ordnung, außer an Sonn- und Feiertagen, an welchen wir ſchon um Mitternacht auszugehen anfingen, damit wir noch früh genug, ohne männigliches Vermerken, in unſeres obgemeldeten Pfarrherrn Kirche, die etwas vom Dorfe abgelegen war, kommen und den Gottesdienſt abwarten konnten. In derſelben verfügten wir uns auf die zerbrochene Orgel, von welchem Orte aus wir ſowohl auf den Altar als auf die Kanzel ſehen konnten. Als ich das erſte Mal den Pfarrherrn auf dieſelbe ſteigen ſah, fragte ich meinen Einſiedel: was er doch in dieſem großen Zuber machen wollte? Nach verrichtetem Gottesdienſte aber gingen wir ebenſo verſtohlen wieder heim, als wir hingekommen waren, und nachdem wir mit müdem Leib und Füßen unſere Wohnung erreicht hatten, aßen wir mit guten Zähnen übel. Alsdann verbrachte der Einſiedel die übrige Zeit mit Beten und mich in gottſeligen Dingen zu unterrichten.

An den Werktagen thaten wir, was am nötigſten zu thun war, je nachdem ſich's fügte und die Zeit des Jahres und unſere Gelegenheit es erforderte. Einmal arbeiteten wir im Garten, das andere Mal ſuchten wir den feiſten Grund an ſchattigen Orten und aus hohlen Bäumen zuſammen, um unſern Garten anſtatt der Düngung damit zu beſſern, bald flochten wir Körbe oder Fiſchreuſen, oder machten Brennholz, fiſchten, oder thaten je ſo etwas wider den Müßiggang. Und unter allen dieſen Geſchäften ließ der Einſiedel nicht ab, mich in allem Guten getreulichſt zu unterweiſen. Unterdeſſen lernte ich in ſolchem harten Leben Hunger, Durſt, Hitze, Kälte und große Arbeit, ja alles Ungemach überſtehen und zuvörderſt auch Gott erkennen, und wie man ihm rechtſchaffen dienen ſollte, was das Vornehmſte war. Ein Mehreres wollte mich mein Einſiedel nicht wiſſen laſſen; denn er hielt dafür, es ſei einem Chriſten genug, um zu ſeinem Ziel und Zweck zu gelangen, wenn er nur fleißig bete und arbeite. Daher iſt es gekommen, ob ich zwar in geiſtlichen Sachen ziemlich berichtet wurde, mein Chriſtentum wohl verſtand und die deutſche Sprache ſo ſchön redete, als wenn ſie die Frau Orthographia ſelbſt ausſpräche, daß ich dennoch der Einfältigſte verblieb, ſofern ich, da ich den Wald verlaſſen hatte, ein ſolcher elender Tropf in der Welt war, daß man keinen Hund mit mir hinter dem Ofen hätte vorlocken können.

Der Einſiedel ſtirbt. Zwei Jahre ungefähr hatte ich zugebracht und war das harte eremitiſche Leben kaum gewohnt, als mein beſter Freund auf Erden ſeine Haue nahm, mir die Schaufel gab und mich, ſeiner täglichen Gewohnheit nach, an der Hand in unſern Garten führte, wo wir unſer Gebet zu verrichten pflegten. „Nun, Simplicius, liebes Kind!" ſagte er, „dieweil, Gottlob! die Zeit vorhanden iſt, daß ich aus dieſer Welt ſcheiden, die Schuld der Natur bezahlen und dich in dieſer Welt hinter mir verlaſſen ſoll, zumal ich deines Lebens künftige Begegniſſe beiläufig ſehe und wohl weiß, daß du in dieſer Einöde nicht lange verharren wirſt, ſo habe ich dich auf dem angetretenen Wege der Tugend ſtärken und dir einige Lehren zum Unterrichte geben wollen, vermittelſt deren du, als nach einer unfehlbaren Richtſchnur, zur ewigen Seligkeit zu gelangen, dein Leben anſtellen ſollſt, damit du mit allen heiligen Auserwählten gewürdigt werdeſt, das Angeſicht Gottes in jenem Leben ewiglich anzuſchauen."

Dieſe Worte ſetzten meine Augen ins Waſſer; denn ſie waren mir ſo unerträglich, daß ich ſie nicht ertragen konnte; doch ſagte ich: „Herzliebſter Vater! willſt du mich denn allein in dieſem wilden Walde verlaſſen? ſoll denn . . . . . ?" mehr vermochte ich nicht herauszubringen; denn meines Herzens Qual ward aus überflüſſiger Liebe, die ich zu meinem getreuen Vater trug, alſo heftig, daß ich gleichſam wie tot zu ſeinen Füßen niederſank. Er hingegen richtete mich wieder auf, tröſtete mich, ſo gut es Zeit und Gelegenheit zuließ, und verwies mir gleichſam fragend meinen Fehler: ob ich nämlich der Ordnung des Allerhöchſten widerſtreben wollte? Er ſprach: Anſtatt dein unnützes Geſchrei zu erheben, folge meinen letzten Worten, welche ſind: daß du dich je länger, je mehr ſelbſt erkennen ſollſt. Und wenn du gleich ſo alt als Methuſalem würdeſt, ſo laß ſolche Uebung nicht aus dem Herzen; denn daß die meiſten Menſchen verdammt werden, iſt die Urſache, daß ſie nicht gewußt haben, was ſie geweſen ſind und was ſie hätten werden können oder werden müſſen. Weiter riet er mir getreulich, ich ſollte mich jederzeit vor böſer Geſellſchaft hüten, denn deren Schädlichkeit wäre unausſprechlich.

Dieſer ſorgfältige fromme Mann hielt mir allein dies wenige vor, nicht zwar, als hätte er nichts Mehreres gewußt, ſondern darum, weil ich ihm erſtlich meiner Jugend wegen nicht fähig genug zu ſein bedünkte, ein Mehreres in ſolchem Zuſtande zu faſſen, und dann, weil wenige Worte beſſer als ein langes Geplauder im Gedächtniſſe zu behalten ſind und, wenn ſie anders Saft und Nachdruck haben, durch das Nachdenken größern Nutzen ſchaffen als eine lange Predigt, die man ausdrücklich verſtanden hat und bald wieder zu vergeſſen pflegt.

Nachdem er mir nun obige Stücke vorgehalten, hat er mit ſeiner Reuthaue angefangen, ſein eigenes Grab zu machen. Ich half, ſo gut ich konnte, wie er mir befahl, und bildete mir doch dasjenige nicht ein, worauf es abgeſehen war. Indeſſen ſagte er: „Mein lieber und wahrer einziger Sohn! — denn ich habe ſonſt keine Kreatur als dich zu Ehren unſeres Schöpfers erzeugt — wenn meine Seele an ihren Ort gegangen iſt, ſo leiſte meinem Leibe deine Schuldigkeit und die letzte Ehre und ſcharre mich mit derſelben Erde wieder zu, die wir aus dieſer Grube gegraben haben.“ Darauf nahm er mich in ſeine Arme und drückte mich küſſend viel härter an ſeine Bruſt, als ich glaubte, daß einem Manne, wie er zu ſein ſchien, hätte möglich ſein können. „Liebes Kind!“ ſagte er, „ich befehle dich in Gottes Schutz und ſterbe um deſto fröhlicher, weil ich hoffe, er werde dich in denſelben aufnehmen.“ Ich hingegen konnte nichts anderes als klagen und heulen. Ich hing mich an ſeine Ketten, die er am Halſe trug, und vermeinte ihn damit zu halten, damit er mir nicht entgehen ſollte. Er aber ſagte: „Mein Sohn, laß mich, damit ich ſehe, ob mir das Grab lang genug ſei“. Er legte demnach die Ketten ſamt dem Oberrock ab und begab ſich in das Grab, gleichſam wie einer, der ſich ſonſt ſchlafen legen will, indem er ſprach: „Ach, großer Gott! nun nimm wieder hin die Seele, die du mir gegeben haſt! Herr! in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt“ . . . Hierauf ſchloß er ſeine Lippen und Augen ſänftiglich; ich aber ſtand da wie ein Stockfiſch, und meinte nicht, daß ſeine liebe Seele den Leib gar verlaſſen haben ſollte, weil ich ihn öfters in dergleichen Verzückungen geſehen hatte.

Ich verharrte, wie meine Gewohnheit in dergleichen Begebenheiten war, etliche Stunden neben dem Grabe im Gebet. Als ſich aber mein allerliebſter Einſiedel nicht mehr aufrichten wollte, ſtieg ich zu ihm ins Grab hinunter und fing an, ihn zu ſchütteln, zu küſſen und zu liebeln. Aber da war kein Leben mehr, weil der grimmige, unerbittliche Tod den armen Simplicius ſeiner holden Beiwohnung beraubt hatte. Ich begoß, oder beſſer zu ſagen, ich balſamierte den entſeelten Körper mit meinen Zähren, und nachdem ich lange mit jämmerlichem Geſchrei hin- und hergelaufen war und mich übel gebärdet hatte, begann ich, ihn mit mehr Seufzern als Schaufeln voller Erde zuzuſcharren, und wenn ich kaum ſein Angeſicht zugedeckt hatte, ſtieg ich wieder hinunter und entblößte es wieder, damit ich es noch einmal ſehen und küſſen möchte. Solches trieb ich den ganzen Tag, bis ich fertig geworden war und auf dieſe Weiſe das Begräbnis und die Leichenfeier allein geendet hatte, weil ohnedies weder Bahre, Sarg, Decke, Lichter, Totengräber noch Geleitsleute und auch keine Geiſtlichkeit vorhanden geweſen wäre, die den Toten beſungen hätten.

Ueber etliche Tage nach meines ſo werten und herzlieben Einſiedels Ableben verfügte ich mich zu dem Pfarrer, offenbarte ihm meines Herrn Tod und begehrte zunächſt Rat von ihm, wie ich mich bei ſo geſtalteter Sache verhalten ſollte? Ungeachtet er mir nun ſtark widerraten, länger im Walde zu verbleiben, und mir die augenſcheinliche Gefahr, in der ich ſchwebte, vorhielt, ſo bin ich doch tapfer in meines Vorgängers Fußſtapfen getreten, maßen ich den ganzen Sommer hindurch that, was ein frommer Einſiedel thun ſoll. Aber gleichwie die Zeit alles ändert, alſo ringerte ſich auch nach und nach das Leid, ſo ich um meinen Einſiedel trug, und die äußerliche ſcharfe Winterkälte löſchte die innerliche Hitze meines ſteifen Vorſatzes zugleich aus. Je mehr ich anfing zu wanken, je träger wurde ich in meinem Gebete, weil ich, anſtatt göttliche und himmliſche Dinge zu betrachten, mich die Begierde, die Welt auch zu beſchauen, überherrſchen ließ, und da ich einſah, daß ich dergeſtalt nicht nütze würde, im Walde länger gut zu thun, gedachte ich wieder zu obgenanntem Pfarrer zu gehen, um zu vernehmen, ob er mir aus dem Walde raten wollte? Zu ſolchem Ende machte ich mich auf nach ſeinem Dorfe zu; doch als ich hinkam, fand ich es in voller Flamme ſtehen; denn eine Abteilung Reiter hatte es eben ausgeplündert und angezündet und die Bauern zum Teil niedergemacht, viele verjagt und etliche gefangen; darunter auch der Pfarrer ſelbſt war. Ach Gott! wie iſt doch das menſchliche Leben ſo viele Mühe und Widerwärtigkeit; kaum hat ein Unglück aufgehört, ſo ſtecken wir ſchon in einem andern! mich wundert es nicht, daß der heidniſche Weltweiſe Timon zu Athen viele Galgen aufrichtete, an welchen ſich die Menſchen ſelbſt aufknüpfen und alſo ihrem elenden Leben durch eine kurze Grauſamkeit ein Ende machen ſollten. — Die Reiter waren eben wegfertig und führten den Pfarrer, wie einen armen Sünder, an dem Stricke daher. Unterſchiedliche ſchrieen: „Schießt den Schelm nieder!“ Andere hingegen wollten Geld von ihm haben, er aber hob die Hände auf und bat, um des Jüngſten Gerichtes willen, um Schonung und chriſtliche Barmherzigkeit; doch umſonſt! denn einer ritt ihn über den Haufen und verſetzte ihm zugleich einen Streich über den Kopf, ſo daß der rote Saft darnach ging und er im Falle alle Viere von ſich ſtreckte und Gott ſeine Seele befahl. Den noch übrigen gefangenen Bauern ging es im mindeſten nicht beſſer.

Da es nun ausſah, als ob dieſe Reiter in ihrer tyranniſchen Grauſamkeit ganz unſinnig geworden wären, kam ein ſolcher Schwarm bewehrter Bauern aus dem Walde, als wenn man in ein Weſpenneſt geſtochen hätte. Dieſe fingen an ſo greulich zu ſchreien und ſo grimmig darein zu ſetzen und darauf zu ſchießen, daß mir alle Haare zu Berge ſtanden, weil ich noch niemals bei dergleichen Raufereien geweſen war. Denn die Speſſarter und Vogelsberger Bauern laſſen ſich fürwahr ſo wenig als die Heſſen, Sauerländer und Schwarzwälder auf ihrem Miſte foppen. Davon riſſen die Reiter aus und ließen nicht allein das erbeutete Rindvieh zurück, ſondern warfen auch Sack und Pack von ſich und ſchlugen alſo ihre ganze Beute in den Wind, damit ſie nicht ſelbſt den Bauern zur Beute würden. Doch kamen ſie ihnen gleichwohl zum Teil in die Hände, mit denen die Bauern leidlich übel umgingen.

Dieſe Kurzweil benahm mir beinahe die Luſt, mich aus meiner Einöde zu begeben und die Welt zu beſchauen; denn ich dachte, wenn es darin ſo hergeht, ſo iſt die Wildnis weit anmutiger. Indes wollte ich auch hören, was der Pfarrer dazu ſagte. Dieſer war wegen empfangener Wunden und Stöße ganz matt und kraftlos. Doch hielt derſelbe mir vor, daß er mir weder zu helfen noch zu raten wiſſe, weil er dermalen ſelber in einen ſolchen Zuſtand geraten wäre, in welchem er beſorglich das Brot am Bettelſtabe ſuchen müßte, und wenn gleich ich noch länger im Walde verbleiben würde, ſo hätte ich mich doch ſeiner Hilfeleiſtung in nichts zu getröſten, inſofern, wie ich vor Augen ſähe, beides, ſeine Kirche und ſein Pfarrhof im Feuer ſtände. Hiermit verfügte ich mich ganz traurig gegen den Wald hin zu meiner Wohnung, und nachdem ich denn auf dieſer Reiſe ſehr wenig getröſtet, hingegen aber um vieles andächtiger geworden war, beſchloß ich bei mir, die Wildnis nimmermehr zu verlaſſen, ſondern mein Leben, gleich meinem Einſiedel, in Betrachtung göttlicher Dinge zu beſchließen; maßen ich ſchon darüber nachdachte, ob es nicht möglich wäre, daß ich ohne Salz — das mir bisher der Pfarrer mitgeteilt hatte — leben und alſo aller Menſchen entbehren könnte.

Damit ich nun dieſem meinem Entſchluß nachkommen und ein rechter Waldbruder ſein möchte, zog ich meines Einſiedels hinterlaſſenes härenes Hemd an und gürtete ſeine Kette darüber; nicht zwar, als hätte ich ſie bedurft, um mein unbändiges Fleiſch zu ertöten, ſondern damit ich meinem Vorfahren ſowohl im Leben als im Anzuge gleichen, und mich auch durch ſolche Kleidung deſto beſſer vor der rauhen Winterkälte beſchützen möchte.

Den andern Tag, nachdem obengenanntes Dorf geplündert und verbrannt worden war, als ich eben in meiner Hütte ſaß und neben dem Gebete zugleich gelbe Rüben, zu meinem Unterhalte, im Feuer briet, umringten mich bei 40 oder 50 Musketiere. Dieſe, ob ſie zwar ob der Seltſamkeit meiner Perſon erſtaunten, durchſtürmten doch meine Hütte, durchſtöberten alles auf das genaueſte und ſuchten, was da nicht zu finden war; denn ich hatte nichts als Bücher, die ſie mir durcheinander warfen, weil ſie ihnen nichts taugten.

Demnach verwunderten ſie ſich über mein hartes und ſehr ſtrenges Leben und hatten mit meiner zarten Jugend ein großes Mitleiden, ſonderlich der Offizier, der ſie befehligte. Ja, er ehrte mich und begehrte gleichſam bittend, ich möchte ihm und den Seinigen den Weg wieder aus dem Walde weiſen, in welchem ſie ſchon lange in der Irre herumgegangen wären. Ich weigerte mich ganz und gar nicht, ſondern damit ich dieſe unfreundlichen Gäſte nur deſto eher wieder los werden möchte, führte ich ſie auf dem nächſten Wege nach dem Dorfe zu, allwo der obengenannte Pfarrer ſo übel behandelt worden war. Ehe wir aber vor den Wald kamen, ſahen wir ungefähr einen oder 10 Bauern, von denen ein Teil mit Feuerröhren bewehrt, die übrigen aber geſchäftig waren, einzugraben. Die Musketiere gingen auf ſie los und ſchrieen: „Halt! Halt!“ Jene aber antworteten mit Röhren, und wie ſie ſahen, daß ſie von den Soldaten übermannt waren, lief der eine da, der andere dort hinaus; alſo daß die müden Musketiere keinen von ihnen ereilen konnten. Deswegen wollten ſie wieder herausgraben, was die Bauern eingeſcharrt hatten. Sie mochten indeſſen erſt wenige Streiche gethan haben, da hörten ſie eine Stimme von unten herauf, die ſagte: „O, ihr leichtfertigen Schelme! O, ihr Erzböſewichter! vermeint ihr wohl, daß der Himmel eure unchriſtliche Grauſamkeit und Bubenſtücke ungeſtraft werde hingehen laſſen? Nein, es lebt noch mancher redliche Kerl, durch welchen eure Unmenſchlichkeit vergolten werden ſoll.“ Hierüber ſahen die Soldaten einander an, weil ſie nicht wußten, was ſie thun ſollten. Etliche vermeinten, ſie hören ein Geſpenſt. Ihr Offizier hieß tapfer zugraben. So kamen ſie auf ein Faß, und fanden einen lebenden Soldaten darin, der weder Naſe noch Ohren mehr hatte. Er erzählte, daß die Bauern ihn in das Faß geſteckt und lebendig begraben hätten.

(Chriſtoffel v. Grimmelshauſen, † 1676, „Der abenteuerliche Simpliciſſimus“.)

Der Meſſias.

Von Friedr. Gottl. Klopſtock (1724—1803).

Erſter Geſang.

Sing, unſterbliche Seele, der ſündigen Menſchen Erlöſung,
Die der Meſſias auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet,
Und durch die er Adams Geſchlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet, und verherrlichet, wieder erhöht hat.
Alſo geſchah des Ewigen Wille. Vergebens erhub ſich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umſonſt ſtand Juda
Gegen ihn auf: er that's, und vollbrachte die große Verſöhnung.

Aber, o That, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne ſich auch dir nahen die Dichtkunſt?
Weihe ſie, Geiſt Schöpfer, vor dem ich hier ſtill anbete,
Führe ſie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unſterblicher Kraft, in verklärter Schönheit, entgegen.
Rüſte mit deinem Feuer ſie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menſchen aus Staube gemacht zum Tempel ſich heiligt!
Rein ſei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottverſöhner beſingen,
Und die furchtbare Bahn, mit verziehenem Straucheln, durchlaufen.

Menſchen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfinget,
Da der Schöpfer der Welt Verſöhner wurde; ſo höret
Meinen Geſang, und ihr vor allen, ihr wenigen Edlen,
Teure, herzliche Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgerichte vertrauliche Seelen,
Hört mich und ſingt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.

Nah an der heiligen Stadt, die ſich jetzt durch Blindheit entweihte
Und die Krone der hohen Erwählung unwiſſend hinwegwarf,
Sonſt die Stadt der Herrlichkeit Gottes, der heiligen Väter
Pflegerin, jetzt ein Altar des Bluts vergoſſen von Mördern;
Hier war's, wo der Meſſias von einem Volke ſich losriß,
Das zwar jetzt ihn verehrte, doch nicht mit jener Empfindung,
Die untadelhaft bleibt vor dem ſchauenden Auge der Gottheit.
Jeſus verbarg ſich dieſen Entweihten. Zwar lagen hier Palmen
Vom begleitenden Volk; zwar klang dort ihr lautes Hoſanna;
Aber umſonſt. Sie kannten ihn nicht, den König ſie nannten,
Und, den Geſegneten Gottes zu ſehn, war ihr Auge zu dunkel.
Gott kam ſelbſt von dem Himmel herab. Die gewaltige Stimme:
Sieh, ich hab' ihn verklärt, und will ihn von neuem verklären!
War die Verkündigerin der gegenwärtigen Gottheit.
Aber ſie waren, Gott zu verſtehn, zu niedrige Sünder.
Unterdes nahte ſich Jeſus dem Vater, der wegen des Volkes,
Dem die Stimme geſchah, mit Zorn zu dem Himmel hinaufſtieg.
Denn noch einmal wollte der Sohn des Bundes Entſchließung,
Seine Menſchen zu retten, dem Vater feierlich kund thun.

Gegen die öſtliche Seite Jeruſalems liegt ein Gebirge,
Welches auf ſeinem Gipfel ſchon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einſame Nächte
Unter des Vaters Anſchaun ernſt in Gebeten durchwachte.
Jeſus ging nach dieſem Gebirg. Der fromme Johannes,
Er nur folgt' ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie ſein göttlicher Freund die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhub ſich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt in Bilde verſöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuſeln der Gegenwart Gottes, umfloſſen ſein Antlitz.
Und der Seraph, der Jeſus zum Dienſt' auf der Erde geſandt war,
Gabriel nennen die Himmliſchen ihn, ſtand feirend am Eingang
Zweier umdufteter Cedern, und dachte dem Heile der Menſchen,
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöſer
Seinem Vater entgegen vor ihm in ſtillem vorbeiging.
Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlöſung herankam.
Dieſe Betrachtung entzückt' ihn, er ſprach mit leiſerer Stimme:

Willſt du die Nacht, o Göttlicher, hier im Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach ſeiner Erquickung?
Soll ich zu deinem unſterblichen Haupt ein Lager bereiten?
Siehe, ſchon ſtreckt der Sprößling der Ceder den grünenden Arm aus,
Und die weiche Staude des Balſams. Am Grabe der Seher
Wächſt dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
Ach wie biſt du, Erlöſer, ermüdet! Wie viel erträgſt du
Hier auf der Erd', aus inniger Liebe zu Adams Geſchlechte!

Gabriel ſagt's. Der Mittler belohnt ihn mit ſegnenden Blicken,
Steht voll Ernſt auf der Höhe des Bergs am näheren Himmel.
Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als ſie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn ſie war es nicht mehr des Fluches Stimme, die Stimme
Angekündet in Sturm, und in donnerndem Wetter geſprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unſterblicher Schöne ſie einſt zu erneuen beſchloſſen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als blühten ſie wieder, nach Edens Bilde geſchaffen.
Jeſus redete. Er, und der Vater durchſchauten den Inhalt
Gränzlos; dies nur vermag des Menſchen Stimme zu ſagen:

Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen ſich mir, die Tage zu größeren Werken erkoren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachteſt.
Sie verklären ſich mir ſo ſchön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reih durchſchauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schaun bezeichnet, und glänzender ſahen.
Dir nur iſt es bekannt, mit was für Einmut[1] wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geiſt die Erlöſung beſchloſſen.
In der Stille der Ewigkeit, einſam und ohne Geſchöpfe
Waren wir beieinander. Voll unſerer göttlichen Liebe
Sahen wir auf die Menſchen, die noch nicht waren, herunter.
Edens ſelige Kinder, ach unſre Geſchöpfe, wie elend
Waren ſie, ſonſt unſterblich, nun Staub und entſtellt von der Sünde!
Vater, ich ſah ihr Elend, du meine Thränen. Da ſprachſt du:
Laſſet der Gottheit Bild in dem Menſchen von neuem uns ſchaffen!
Alſo beſchloſſen wir unſer Geheimnis, das Blut der Verſöhnung,
Und die Schöpfung der Menſchen erneut zu dem ewigen Bilde!
Hier erkor ich mich ſelbſt, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wiſſen die Himmel, wie innig
Mich ſeit dieſem Entſchluß nach meiner Erniedrung verlangte!
Erde, wie oft warſt du in deiner niedrigen Ferne
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und o Kanan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute ſchon voll ſah!
Und wie bebt mir mein Herz von ſüßen, wallenden Freuden,
Daß ich ſo lange ſchon Menſch bin, daß ſchon ſo viele Gerechte
Sich mir ſammeln, und nun bald alle Geſchlechter der Menſchen
Mir ſich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geſchmückt mit den Zügen der Menſchheit,
Betend vor dir: bald aber, ach bald wird dein tötend Gericht mich
Blutig entſtellen und unter den Staub der Toten begraben.
Schon, o Richter der Welt, ſchon hör' ich fern dich und einſam
Kommen und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn.
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geiſtergeſchlechte
Unempfindbar, und wenn du ſie auch mit dem Zorne der Gottheit
Töteſt, unempfindbar! Ich ſeh den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, ſinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet', und winde mich, Vater, im Todesſchweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorſam ertragen.
Du biſt ewig! Kein endlicher Geiſt hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tötend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu verſöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt! Hier bin ich!
Töte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Verſöhnung.
Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten; ſo thut ſich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabenen Throne!
Aber ich will leiden, was keine Seraphim faſſen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einſieht;
Ich will leiden, den furchtbarſten Tod ich Ewiger leiden!

Weiter ſagt' er, und ſprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und ſchwöre dir bei mir ſelber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menſchen erlöſen.

Jeſus ſprach's und erhub ſich. In ſeinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruh und Ernſt und Erbarmung, als er vor Gott ſtand.

Aber unhörbar den Engeln, nur ſich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte ſein ſchauendes Antlitz
Nach dem Verſöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, ſage: Ich bin
Ewig! und ſchwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben.

Alſo ſprach er und ſchwieg. Indem die Ewigen ſprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerſt. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm ſchlug ſein Herz, und um ihn lag wartend
Wie vor dem nahen Gewitter die Erde, ſein ſchweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Chriſten
Seelen, und ſüßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber ſinnlos und zur Verzweiflung nur noch empfindlich.
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entſtürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geiſter der Hölle. Da jeder dahinſank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungeſtüm ein, und donnernd erklang die unterſte Hölle.

---

[1] mit was für Einmütigkeit.

Jeſus ſtand noch vor Gott; und jetzt begannen die Leiden
Seiner Erlöſung, ein Vorgefühl, ſo in furchtbarer Nähe
Gränzt' an das wirkliche: Wie, ihn zu richten, Gott von des Throns Höhn
Kommen, mit Schuld ihn belaſten der Spruch der verworfenſten Menſchen,
Er, mit Blute beſtrömt, den Tod der Kreuzigung ſterben
Würd' auf Golgatha. Gabriel lag in der Fern' auf dem Antlitz
Tiefanbetend, von neuen Gedanken mächtig erhoben.
Seit den Jahrhunderten, die er durchlebt, ſo lang' als die Seele
Sich die Ewigkeit denkt, wenn ſie dem Leib in Gedanken
Schnellen Fluges entfleugt, ſeit dieſen Jahrhunderten hatt' er
So erhabne Gedanken noch nie empfunden. Die Gottheit,
Ihre Verſöhnten, die ewige Liebe des göttlichen Mittlers,
Alles eröffnet ſich ihm. Gott bildete dieſe Gedanken
In des Unſterblichen Geiſte. Der Ewige dachte ſich jetzo
Als den Erbarmer erſchaffner Weſen. Der Seraph erhub ſich,
Stand, und erſtaunt', und betet', und unausſprechliche Freuden
Zitterten durch ſein Herz, und Licht und blendendes Glänzen
Ging von ihm aus. Die Erde zerfloß in himmliſche Schimmer
Unter ihm hin, ſo dacht' er. Ihn ſah der göttliche Mittler,
Daß er den Gipfel des ganzen Gebirgs mit Klarheit erfüllte.
Gabriel, rief er, hülle dich ein, du dienſt mir auf Erden!
Mache dich auf, dies Gebet vor meinen Vater zu bringen,
Daß die edelſten unter den Menſchen, die ſeligen Väter,
Daß der verſammelte Himmel der Zeiten Fülle vernehme,
Die er mit innigem, heißem Verlangen verlangte. Dort leuchte,
Als der Geſendete Jeſus, des Mittlers, im Glanze der Engel!
Schweigend, mit göttlichheitrer Geberd', erhub ſich der Seraph.
Jeſus ſchaut' ihm vom Oelberg nach. Der Göttliche ſah ſchon,
Was der Seraph that an dem Throne der Herrlichkeit Gottes,
Eh der Eilende noch des Himmels Sonnen erreichte.
Jetzo erhuben ſich neue, geheimnisvolle Geſpräche
Zwiſchen ihm und dem Ewigen, ſchickſalenthüllenden Inhalts,
Heilig und furchtbar und hehr, voll nie gehoffter Entſcheidung,
Selbſt Unſterblichen dunkel, Geſpräche von Dingen, die künftig
Gottes Erlöſung, vor allen Erſchaffnen, verherrlichen werden.
Unterdes eilte der Seraph zum äußerſten Schimmer des Himmels
Wie ein Morgen empor. Hier füllen nur Sonnen den Umkreis;
Und, gleich einer Hülle gewebt aus Strahlen des Urlichts,
Zieht ſich ihr Glanz um den Himmel herum. Kein dämmernder Erdkreis
Naht ſich des Himmels verderbendem Blick. Entfliehend und ferne
Geht die bewölkte Natur vorüber. Da eilen die Erden
Klein, unmerkbar dahin, wie unter des Wanderers Fuße
Niedriger Staub, von Gewürme bewohnt, aufwallet und hinſinkt.
Um den Himmel herum ſind tauſend eröffnete Wege,
Lange, nicht auszuſehende Weg', umgeben von Sonnen.
Durch den glänzenden Weg, der gegen die Erde ſich wendet,
Floß ſeit ihrer Erſchaffung, am Fuß des Thrones entſpringend,
Einſt nach Eden ein Strom der Himmelsheitre herunter.
Ueber ihm, oder an ſeinem Geſtad' erhoben von Farben,
Gleichend den Farben des Regenbogens, oder der Frühe,
Kamen damals Engel, und Gott, zu vertraulichem Umgang,
Zu den Menſchen. Doch ſchnell ward der Strom herübergerufen,
Als durch Sünde der Menſch zu Gottes Feinde ſich umſchuf.
Denn die Unſterblichen wollten nicht mehr, in ſichtbarer Schönheit,
Gegenden ſehn, die vor ihnen des Todes Verwüſtung entſtellte.
Damals wandten ſie ſchauernd ſich weg. Die ſtillen Gebirge,
Wo noch die Spur des Ewigen war; die rauſchenden Haine,
Welche vordem das Säuſeln der Gegenwart Gottes beſeelte;
Selige, friedſame Thäler, ſonſt von der Jugend des Himmels
Gern beſucht; die ſchattigen Lauben, wo ehmals die Menſchen,
Ueberwallend von Freuden und ſüßen Empfindungen, weinten,
Daß Gott ewig ſie ſchuf; die Erde trug des Fluches
Laſten jetzt, war ihrer vordem unſterblichen Kinder
Großes Grab. Doch dereinſt, wenn die Morgenſterne verjünget
Aus der Aſche des Weltgerichts triumphierend hervorgehn;
Wenn nun Gott die Kreiſe der Welten mit ſeinem Himmel
Durch allgegenwärtiges Anſchaun alle vereinet,
Dann wird auch der ätheriſche Strom von dem himmliſchen Urquell
Wieder mit hellerer Schöne zum neuen Eden ſich ſenken.
Nie wird dann ſein Geſtade von hohen Verſammlungen leer ſein,
Die zu der Erde, Geſpielen der neuen Unſterblichen, wallen.
Dies iſt der heilige Weg, mit welchem Gabriel fortging
Und von fern dem Himmel der göttlichen Herrlichkeit nahte.
Mitten in der Verſammlung der Sonnen ſtrahlet der Himmel,
Rund, unermeßlich, des Weltgebäu's Urbild, die Fülle
Jeder ſichtbaren Schönheit, die ſich, gleich flüchtigen Bächen,
Ringsum durch den unendlichen Raum nachahmend ergießet.
Wenn er wandelt, ertönen von ihm, auf den Flügeln der Winde,
An die Geſtade der Sonnen des Wandelnden Harmonieen
Rauſchend hinüber. Die Lieder der göttlichen Harfenſpieler
Schallen mit Macht, wie beſeelend, darein. So vereiniget, ſchweben
Töne vor dem, der das Ohr gemacht hat, und Preiſe vorüber.
Wie ſein freudiger Blick an ſeiner Werke Geſtalten
Sich ergötzt, ſo vergnügten ſein Ohr die Geſänge des Himmels.
Die du himmliſche Lieder mich lehrſt, Geſpielin der Engel,
Seherin Gottes, du Hörerin hoher unſterblicher Stimmen,
Melde mir, Sionitin, das Lied, das die Engel jetzt ſangen.
Sei uns gegrüßt, du heiliges Land der Erſcheinungen Gottes!
Hier erblicken wir Gott, wie er iſt, wie er war, wie er ſein wird,
Siehe, den Seligen ohne Verhüllung, nicht in der Dämm'rung
Fern nachahmender Welten. Dich ſchauen wir in der Verſammlung
Deiner Erlöſten, die du auch würdigſt des ſeligen Anblicks.
Ach unendlich vollkommen biſt du! Zwar nennt dich der Himmel,
Und der Unausſprechliche wird Jehovah geheißen!
Unſer Geſang lebendig durch Kräfte der Urbegeiſtrung
Suchet dein Bild, doch umſonſt; auf deine Verklärung gerichtet,
Können Gedanken ſich kaum von deiner Gottheit beſprechen.
Ewiger, du biſt allein in deiner Größe vollkommen!
Jeder Gedanke, mit dem du dich ſelbſt, o erſter, durchſchaueſt,
Iſt erhabner, iſt heiliger als die ſtille Betrachtung,
Auf erſchaffne Dinge von dir herniedergelaſſen.
Dennoch entſchloſſeſt du dich, auch außer dir Weſen zu ſehen
Und auf ſie den beſeelenden Hauch herniederzulaſſen.
Erſt erſchufſt du den Himmel, dann uns, die Bewohner des Himmels
Fern wart ihr da von eurer Geburt, du jüngerer Erdkreis,
Und du Sonn', und du Mond, der ſeligen Erde Gefährten.
Erſtgeborner der Schöpfung, wie war dir bei deinem Hervorgehn,
Da, nach undenkbarer Ewigkeit, Gott zu dir ſich herabließ,
Dann zu der Stätte dich der Herrlichkeit kor, und des Anſchau'ns?
Dein unermeßlicher Kreis, heraufgerufen zum Daſein,
Bildete ſich zu ſeiner Geſtalt; die ſchaffende Stimme
Wandelte noch mit dem erſten Getöſe kryſtallener Meere;
Ihre Geſtade, die ſich, wie Welten, zuſammengebirgten,
Hörten ſie; noch kein Unſterblicher nicht! Da ſtandeſt du, Schöpfer,
Auf dem neuen erhabenen Thron dich ſelber betrachtend,
Einſam und ernſt. O jauchzt der denkenden Gottheit entgegen!
Damals, ja damals erſchuf er euch, Seraphim, Geiſtergeſchöpfe,
Voll von Gedanken, voll mächtiger Kraft, die Gedanken des Schöpfers,
Die er in euch von ſich ſelber erſchafft, anbetend zu faſſen.
Hallelujah, ein feierndes Hallelujah, o erſter,
Sei dir von uns unaufhörlich geſungen! Zur Einſamkeit ſprachſt du:
Sei nicht mehr! und den Weſen: Entwickelt euch! Hallelujah!
Unter dem Liede, das nach dem Dreimalheilig der Himmel
Allzeit ſinget, hatte des Mittlers heiliger Bote
Eine der nächſten Sonnen am Himmel leuchtend betreten.
Ueberall ſchweigen die Seraphim jetzt und feiern den Anblick,
Welcher, des Preisgeſangs Belohner, von Gott auf ſie ſtrahlte.
Und ſie erblickten den helleren Seraph am Sonnenmeer. Gott
Schaut' auf ihn, der Himmel mit Gott. Er betete knieend.
Zweimal die Zeit, in der ein Cherub den Namen Jehovah,
Tief in Gebet, und das Dreimalheilig der Ewigkeit ausſpricht,
Würdiget ihn des Anſchauns Gott. Dann eilet der Thronen
Erſtgeborner herab, ihn feierlich vor Gott zu führen.
Gott nennt ihn den Erwählten, der Himmel Eloa. Vor allen,
Die Gott ſchuf, iſt er groß, iſt der nächſte dem Unerſchaffnen.
Schön iſt ein Gedanke des gottgewählten Eloa,
Wie die ganze Seele des Menſchen, geſchaffen der Gottheit,
Wenn ſie, ihrer Unſterblichkeit wert, gedankenvoll nachſinnt.
Sein umſchauender Blick iſt ſchöner als Frühlingsmorgen,
Lieblicher als die Geſtirne, da ſie vor dem Antlitz des Schöpfers
Jugendlichſchön und voll Licht mit ihren Tagen vorbeifloh'n.
Gott erſchuf ihn zuerſt. Aus einer Morgenröte
Schuf er ihm einen ätheriſchen Leib. Ein Himmel voll Wolken
Floß um ihn, da er ward. Gott hub ihn mit offenen Armen
Aus den Wolken und ſagt' ihm ſegnend: Da bin ich, Erſchaffner!
Und auf einmal ſahe vor ſich Eloa den Schöpfer,
Schaut' in Entzückungen an, und ſtand und ſchaute begeiſtert
Wieder an, und ſank, verloren in Gottes Anblick.
Endlich redet' er, ſagte dem Ewigen alle Gedanken,
Die er hatte, die neuen, erhabnen Empfindungen alle,
Die das große Herz ihm durchwallten. Es werden die Welten
Alle vergehn und neu aus ihrem Staube ſich ſchwingen,
Ganze Jahrhunderte werden dann erſt in die Ewigkeit eingehn,
Eh' der erhabenſte Chriſt die großen Empfindungen fühlet.
Jetzo kam Eloa auf neuerwachenden Strahlen
Zu dem geſendeten Engel in ſeiner Schönheit hernieder,
Ihn zum Altar des Verſöhners zu führen. Er ging noch von ferne,
Da er ſchon Gabriel kannte. Der Seraph zerfloß in Entzückung,
Von den Unſterblichen einen zu ſehn, mit dem er vor dieſem
Jeden Kreis der Schöpfungen Gottes und ſeine Bewohner
Sah, und mit dem er unnachahmbarere Thaten vollführte,
Als durch die beſten aus ihm das vereinte Menſchengeſchlecht that

Jetzo verklärten ſie ſich ſchon liebend gegeneinander.
Schnell, mit brünſtig eröffneten Armen, mit herzlichen Blicken,
Eilten ſie gegeneinander. Sie zitterten beide vor Freuden,
Als ſie ſich umarmten. So zittern Brüder, die beide
Tugendhaft ſind, und beide den Tod für das Vaterland ſuchten,
Wenn ſie, vom Heldenblute noch voll, ſich nach ewigen Thaten
Sehen und ſich vor ihrem noch größeren Vater umarmen.
Gott ſah ſie und ſegnete ſie. So gingen ſie beide
Herrlicher durch die Freundſchaft, dem Thron des Himmels entgegen.
Alſo kamen ſie weiter zum Allerheiligſten Gottes.
Nah bei der Herrlichkeit Gottes, auf einem himmliſchen Berge,
Ruhet des Allerheiligſten Nacht. Lichthelles Glänzen
Wacht inwendig um Gottes Geheimnis. Das heilige Dunkel
Deckt nur das Innre dem Auge der Engel. Zuweilen eröffnet
Gott die dämmernde Hülle durch allmachttragende Donner
Vor dem Blick der himmliſchen Schauer. Sie ſehen und feiren.
Sieh, auf einmal ſtand bei des Allerheiligſten Eingang,
Wie ein Gebirg, der Altar des Verſöhners vor Gabriels Auge
Wolkenlos da. Er ſah ihn und ging in feſtlicher Schönheit
Prieſterlich zu dem Altar, und trug zwei goldene Schalen
Heiliges Räucherwerks voll, und ſtand tiefſinnig am Altar.
Neben ihm ſtand Eloa und rief aus ſeiner Harfe
Göttliche Töne, zum hohen Gebet den opfernden Seraph
Vorzubereiten. Der hört' ihn, und durch die mächtige Harfe
Hub ſich ſein Geiſt entflammter empor. Wie der Ozean aufwallt,
Wenn auf ihm im Sturme daher die Stimme des Herrn geht.
Gabriel ſchauete Gott und ſang mit mächtiger Stimme.
Jetzo hört der ewige Vater, es höret der Himmel,
Mittler, dein Sühnungsgebet. Gott zündete ſelber das Opfer
Wunderbar an; und heiliger Rauch ſtieg mit dem Gebete
Stillbegleitend empor, dann hub er ſich weiter, und wallte,
Wie von der Erde Gebirgen ein ganzer Himmel, zu Gott auf.
Nieder zur Erde hatte bis jetzt Jehovah geſchauet.
Denn es hielt noch immer der Sohn aus der Fülle der Seele
Mit dem Vater Geſpräche des ſchickſalenthüllenden Inhalts,
Heilig und furchtbar und hehr, voll nie gehoffter Entſcheidung,
Selbſt Unſterblichen dunkel, Geſpräche von Dingen, die künftig
Gottes Erlöſung, vor allen Erſchaffnen verherrlichen werden.
Aber jetzt füllte des Ewigen Blick den Himmel von neuem;
Jeder begegnete feirend und ſtill dem göttlichen Blicke.
All' erwarten die Stimme des Herrn. Die himmliſche Ceder
Rauſchte nicht. Der Ozean ſchwieg an dem hohen Geſtade.
Gottes lebender Wind hielt zwiſchen den ehernen Bergen
Unbeweglich, und wartete mit verbreiteten Flügeln
Auf der Stimme Gottes Herabkunft. Donnerwetter
Stiegen zum Wartenden langſam das Allerheiligſte nieder.
Aber noch redete Gott nicht. Die heiligen Donnerwetter
Waren Verkündiger nur der nahenden göttlichen Antwort.
Als ſie ſchwiegen, that vor der Thronen freudigem Blick Gott
Offenbarend ſein Heiligtum auf, die verlangenden Thronen
Zu den hohen Gedanken des Ewigen vorzubereiten.
Und da wandte ſich Urim voll Ernſt, mit göttlichem Tiefſinn,
Cherub Urim, des ewigen Geiſtes vertrauterer Engel,
Zu dem hohen Eloa und ſprach: Was ſiehſt du, Eloa?
Seraph Eloa ſtand auf, ging langſam vorwärts und ſagte:
Dort an den goldenen Pfeilern, da ſind labyrinthiſche Tafeln
Voll Vorſehung; dann Bücher des Lebens, welche dem Hauche
Mächtiger Winde ſich öffnen, und Namen künftiger Chriſten,
Neue belohnende Namen, des Himmels Unſterblichkeit, aufthun.
Wie die Bücher des Weltgerichts, gleich wehenden Fahnen
Kriegender Seraphim, furchtbar ſich öffnen! Ein tötender Anblick
Für die niedrigen Seelen, die wider Gott ſich empörten!
O wie Gott ſich enthüllt! Ach Urim, in heiliger Stille
Schimmern die Leuchter im Silbergewölk; bei tauſenden tauſend
Schimmern ſie, Vorbilder der gottverſöhnten Gemeinen!
Zähle ſie, Urim, die heilige Zahl. Die Welten, Eloa,
Siehe, der Engel gekrönete Thaten, die Freuden der Engel
Sind uns zählbar: allein die Folgen der großen Erlöſung,
Gottes Erbarmungen nicht. Da ſprach Eloa: Ich ſehe
Seinen Gerichtsſtuhl! Schrecklich biſt du, Weltrichter, Meſſias!
Schau des hohen Stuhles Geſtalt. Er tötet von ferne!
Und die zur Rache gerüſtete Glut! Ein lebender Sturmwind
Hebt ihn in donnernden Wolken empor. Ach ſchone, Meſſias,
Schone, Richter der Welt mit ewigem Tode bewaffnet!
So beſprachen Eloa und Urim ſich untereinander.
Siebenmal hatte der Donner das heilige Dunkel eröffnet,
Und die Stimme des Ewigen kam ſanftwandelnd hernieder:
Gott iſt die Liebe. Ich war's vor dem Daſein meiner Geſchöpfe.
Da ich die Welten erſchuf, war ich auch der. Bei der Vollendung
Meiner geheimſten erhabenſten That bin ich eben derſelbe.
Aber ihr ſollt, durch den Tod des Sohns, den Richter der Welten,
Ganz mich kennen und neue Gebete dem Furchtbaren beten.
Hielt' euch dann des Richtenden Arm nicht, ihr würdet im Anſchaun
Dieſes großen Todes vergehn. Denn ihr ſeid endlich.
Und der Auszuſöhnende ſchwieg. Die tiefe Bewundrung
Faltete heilige Hände vor ihm. Jetzt winkt' er Eloa,
Und der Seraph verſtand die Red' in dem Antlitz Jehovah,
Wandte ſich gegen die himmliſchen Hörer und ſagte zu ihnen:
Schaut den Ewigen an, ihr vorerwählten Gerechten,
Heilige Kinder. Erkennt ſein Herz, ihr wart ihm das Liebſte
Seiner Gedanken, als er ſich das Heil des Erlöſenden dachte.
Euch hat herzlich verlangt, Gott ſelber iſt euer Zeuge,
Endlich zu ſehn die Tage des Heils, und ſeinen Meſſias.
Seid geſegnet, ihr Kinder des Herrn, von dem Geiſte geboren!
Jauchzet, Kinder, ihr ſchaut den Vater, das Weſen der Weſen.
Siehe, der erſt' und der letzte, der iſt er, und ewig Erbarmer!
Der von Ewigkeit iſt, den keine Geſchöpfe begreifen,
Gott, Jehovah, läßt zu euch ſich väterlich nieder.
Dieſer Bote des Friedens, von ſeinem Sohne geſendet,
Iſt zu dem hohen Altar um euretwillen gekommen.
Wäret ihr nicht zu der großen Erlöſung Zeugen erkoren;
O ſo hätten ſie ſich in entfernter Stille beſprochen,
Einſam, geheim, unerforſchlich. Doch ihr, Geborne der Erde,
Sollt die Tage mit Wonne, mit ewigem Jauchzen, vollenden,
Wir mit euch! Wir wollen den ganzen verborgenen Umfang
Eurer Erlöſung durchſchaun, mit viel verklärterem Blicke
Werden wir dieſe Geheimniſſe ſehn, als eures Erlöſers
Fromme weinende Freunde, die noch in Dunkelheit irren!
Aber ſeine verlornen Verfolger! Der Ewige hat ſie
Lang' aus den heiligen Büchern vertilgt! allein den Erlöſten
Sendet er göttliches Licht! Sie ſollen das Blut der Verſöhnung
Nicht mit weinendem Auge mehr ſehn. Sie werden es ſehen,
Wie ſich vor ihnen ſein Strom in das ewige Leben verlieret.
O dann ſollen ſie hier, in des Friedens Schoße getröſtet,
Feſte des Lichts und der ewigen Ruh' triumphierend begehen.
Seraphim, und ihr Seelen, erlöſte Väter des Mittlers,
Fangt ihr die Feſte der Ewigkeit an. Sie dauern von jetzo
Mit der Unendlichkeit fort. Die noch ſterblichen Kinder der Erde
Werden, Geſchlecht auf Geſchlecht, zu euch ſich alle verſammeln,
Bis ſie dereinſt vollendet, mit neuen Leibern umgeben,
Nach vollbrachtem Gericht zu einer Seligkeit kommen.
Gehet indes von uns aus, ihr hohen Engel der Throne,
Meldet den Herrſchern der Schöpfungen Gottes, daß ſie ſich der Feirung
Dieſer erwählten geheimnisvollen Tage bereiten.
Und ihr Frommen des Menſchengeſchlechts, ihr Väter des Mittlers,
Denn von jenem Gebein der Sterblichkeit, das ihr im Staube
Reifend zur Auferſtehung zurückließt, ſtammt der Meſſias,
Er, der Gott iſt und Menſch! auch euch iſt die Freude gegeben,
Die allein bei ſich, mit ſeiner Gottheit Gefühl, Gott
Ganz empfindet; unſterbliche Seelen, eilt zu der Sonne,
Welche den Kreis der Erlöſung umleuchtet. Hier ſollt ihr von ferne
Eures Erlöſers und Sohns verſöhnende Thaten betrachten.
Dieſen Lichtweg ſteiget hinab. Aus allen Bezirken
Sieht euch die weite Natur mit erneuter Schönheit entgegen.
Denn Jehovah will ſelbſt, nach dieſer Jahrhunderte Kreislauf,
Einen Ruhtag Gottes, den zweiten erhabneren Sabbath,
Bei ſich feiern. Der iſt viel höher, als jener berühmte,
Jener von euch, ihr erhabenen Weſen, ſeraphiſche Scharen,
Heilig beſungene Tag, den ihr nach Vollendung der Welten
Einſt an dem Schöpfungsfeſte begingt. Ihr wißt es, o Geiſter,
Wie die neue Natur in liebenswürdiger Schöne
Da ſich erhub, wie in eurer Geſellſchaft die Morgenſterne
Vor dem Schöpfer ſich neigten. Allein jetzt wird ſein Meſſias,
Sein unſterblicher Sohn, viel größere Thaten vollenden.
Eilt, verkündigt es ſeinen Geſchöpfen. Sein Sabbath erhebt ſich
Jetzt mit des hocherhabnen Meſſias freiem Gehorſam.
Gott Jehovah nennt ihn den Sabbath des ewigen Bundes.
Staunend ſchwieg Eloa, und ſchweigend ſah der Himmel
Zu dem Allerheiligſten auf. Dem Geſendeten Chriſtus
Winkte Gott; da ſtieg er hinauf zu dem oberſten Throne.
Dort empfing er, an Uriel, und die Beſchützer der Erde,
Wegen der Wunder beim Tode des Sohns, geheime Befehle.
Unterdes waren die Thronen von ihren Sitzen geſtiegen.
Gabriel folgte. Da er dem Altar der Erde ſich nahte,
Höret' er Seufzer, die fern den hohen Gewölben entwallten
Und mit weinendem Laute das Heil der Menſchen verlangten.
Aber vor allen Stimmen erſcholl die Stimme des erſten
Unter den Menſchen. Er dachte den Fall Aeonen herunter.
Dieſer iſt der Altar, von dem auf Patmos des neuen,
Blutenden Bundes Prophet das himmliſche Bild erblickte.
Dort war's, wo ſich im hohen Gewölbe der Märtyrer Stimme
Klagend erhub; dort weinten die Seelen Thränen der Engel,
Daß er den Tag, der Richter den Tag der Rache verzögre!

(Ausgabe von 1799.)

Gellert und ein Huſar aus dem 7jährigen Kriege. —

„Den 18. November [1758] ließ ſich ein Huſaren-Lieutenant von dem Gefolge des Generals Malakovsky ſehr ungeſtüm bei mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann niemand widerſtehen, faſſe dich und nimm den Beſuch an; es begegne dir auch, was da will. Sogleich trat ein hagerer, ſchwarzer Mann mit drohenden Augen, kotigen Stiefeln und blutigen Sporen haſtig auf mich zu. Sein gelbes Haar war in einen großen Knoten und ſein Bart in etliche kleine geknüpft. Mit der linken Hand hielt er ſeinen fürchterlichen Säbel und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Rock, ein Paar Piſtolen, die Mütze und eine Karbatſche, mit Draht durchflochten. Was iſt zu Ihrem Befehle, Herr Lieutenant? fing ich mit Zittern an. Haben Sie Ordre, mich zu arretieren? Ich bin unſchuldig. — Nein, mein Herr! Sind Sie der berühmte Bücherſchreiber und Profeſſor Gellert? — Ja, ich bin Gellert. — Nun, es erfreut mich, Sie zu ſehen und zu umarmen (o, wie zitterte ich bei dieſer Umarmung!) Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften; ſie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienſte gethan, und ich komme, Ihnen zu danken und Sie meiner Freundſchaft zu verſichern. — Das iſt zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant. (Mehr konnte ich vor Schrecken noch nicht aus mir hervorbringen.) Haben Sie die Gnade und laſſen Sie ſich nieder. — Ja, das will ich gern thun. Sagen Sie mir nur, wie Sie's angefangen, daß Sie ſo viele ſchöne Bücher haben ſchreiben können? — Ob meine Bücher ſchön ſind, Herr Lieutenant, das weiß ich nicht; aber wie ich's mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen ſagen. Wenn ich Luſt und Zeit zum Schreiben hatte, ſo dachte ich ein wenig nach, was ich ſchreiben wollte. Alsdann ſetzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an meine Materie und ſchrieb, was mir dieſe eingab, ſo gut ich konnte. War ich fertig, ſo fragte ich ehrliche Leute, ob ſie das Werk für gut hielten, und was ſie zu erinnern hätten. Sagten ſie, es wäre gut, ich ſollte hin und wieder verbeſſern und es alsdann drucken laſſen, ſo beſſerte ich und ließ es drucken. Dieſes, Herr Lieutenant, iſt die Geburt meiner Schriften, die das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen. — Nun, das will ich mir merken, verſetzte er. Ich habe oft Luſt und Zeit zum Schreiben, und ſobald die verteufelten Ruſſen aus dem Lande ſind, will ich einen Verſuch nach Ihrer Weiſe machen. Jetzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Schatulle, Herr Profeſſor; leſen Sie ſich alſo einen aus. Dieſe hier ſind von einem Koſaken-Oberſten, den ich bei Zorndorf vom Pferde hieb, und dieſe da von der Frau eines ruſſiſchen Offiziers, die in der Flucht mit dem Pferde ſtürzte. — Es lief mir bei dieſem Präſente eiskalt über den Leib. Das ſei ferne, daß ich Ihnen einen Teil Ihrer Beute entziehen ſollte. Nein, lieber Herr Lieutenant, behalten Sie Ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieſelben anbieten. — Aber Sie müſſen ein Andenken von mir annehmen, Herr Profeſſor. Gefallen Ihnen dieſe Piſtolen? Es ſind Syberiſche Piſtolen. Und dieſe Peitſche, das iſt eine Knute. Beides iſt zu Ihren Dienſten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, türkiſches und tartariſches; es ſteht bei Eilenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen ſchicken; ein Wort ein Mann! Der Soldat hat nichts Koſtbareres, als Beute, mit ſeinem Blute erfochten. Warum gefallen ihnen dieſe Piſtolen nicht? Es iſt auserleſenes Gewehr. — Hier nahm ich ihn der bei Hand und führte ihn an meine Bücherſchränke. Dieſes iſt mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum und kaum; denn einen Teil verſtehe ich nicht, den andern brauche ich ſelten, und den dritten könnte ich zur Not entbehren; aber um gelehrt zu ſcheinen, muß ich ſolche Waffen haben. Wollen Sie ſich ein Andenken von meiner gelehrten Beute ausleſen? — Ja, geben Sie mir Ihre Troſtgründe wider ein ſieches Leben, wenn ich etwan noch von den Ruſſen bleſſieret würde; denn ach, die Ruſſen, das iſt ein ſchreckliches Volk. Sie ſtehen wie Berge ſo feſt, und man arbeitet ſich müde und tot, ehe man ſie zum Weichen bringt. Nunmehr wollte er die letzte Bataille erzählen; aber zu meinem Glücke ſchlug es. Meine Zuhörer kamen haufenweiſe, und ich ſagte dem Herrn Huſarenlieutenant, daß ich ein Kollegium hätte. Er bot mir noch einmal ſein Gewehr an, umarmte mich herzlich, war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, beſah meinen Katheder, wünſchte mir viel Gutes und ging mit ſeinen Piſtolen und ſeiner Knutpeitſche, die ihm ein Huſar, der die Treppe nebſt etlichen anderen Kameraden beſetzt hielt, abnahm. Peter! rief der Lieutenant, das iſt der Herr, der die „Schwediſche Gräfin" geſchrieben hat. Peter ſah mich ſtarr an, griff ehrerbietig an die Mütze und lächelte mir ſeinen wilden Beifall zu. Die andern Huſaren bückten ſich auch ſehr tief; und unter dieſen Umſtänden begleitete ich den Lieutenant die Treppe hinunter. Kann ich Ihnen, war ſein letztes Wort, noch bei dem General Malakovsky auf irgend eine Weiſe dienen? — Im geringſten nicht. — Oder bei dem General Dohna? — Ich danke unterthänig. — Oder bei dem Könige? — Nein, Herr Lieutenant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen fußfällig; und ſchnell entfloh ich den Huſaren."

(Aus einem Briefe Gellerts an Fräulein Erdmuthe von Schönfeld.)

Gellerts Geſpräch mit Friedrich II.

Der 18. Dezember vorigen Jahres [1760] war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Profeſſor Gellert, nachmittags um 3 Uhr, in ſeinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert und gar nicht wohl auf, an ſeinem Pulte ſaß, und jemand an ſeine Thür pochte. — „Herein!"

„Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majeſtät der König verlangen Sie zu ſprechen und haben mich hergeſchickt, Sie zu ihm zu bringen."

Gellert: „Herr Major, Sie müſſen mir's anſehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet ſein."

Major: „Es iſt wahr, Sie ſehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen ſagen, wenn Sie Sich mit dieſer Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, ſo irren Sie Sich; ich muß morgen wiederkommen und, wenn Sie da nicht beſſer ſind, übermorgen, und das ſo fort, bis Sie mitgehen können. Entſchließen Sie Sich alſo. Ich laſſe Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen ſoll."

Gellert: „Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will ſehen, wie ich mich alsdann befinde."

Nun iſt alſo der Major fort, und der Profeſſor, der zum Unglücke ſeinen Herrn Gödicke nicht zuhauſe hat, ſchafft ſich mit vielem Verdruß und großen Umſtänden einen Barbier und eine Perücke und iſt um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und ſie gehen nach dem Apelſchen Hauſe.[1] In dem Vorzimmer finden ſich etliche Perſonen, welche voller Freude ſind, den Herrn Profeſſor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Sr. Majeſtät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine.

König: „Iſt Er der Profeſſor Gellert?"

Gellert: „Ja, Ihro Majeſtät."

König: „Der engliſche Geſandte hat mir viel Gutes von Ihm geſagt. Wo iſt er her?"

Gellert: „Von Hainichen bei Freiberg."

König: „Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?"

Gellert: „Ja, Ihro Majeſtät."

König: „Sage Er mir, warum wir keinen guten, deutſchen Schriftſteller haben?"

Der **Major:** „Ihro Majeſtät ſehen hier einen vor ſich, den die Franzoſen ſelbſt überſetzt haben und den deutſchen Lafontaine nennen."

König: „Das iſt viel. Hat er den Lafontaine geleſen?"

Gellert: „Ja, Ihro Majeſtät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original."

König: „Das iſt alſo einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?"

Gellert: „Ihro Majeſtät ſind einmal gegen die Deutſchen eingenommen."

König: „Nein, das kann ich nicht ſagen."

Gellert: „Wenigſtens gegen die deutſchen Schriftſteller."

König: „Das iſt wahr. Warum haben wir keinen guten Geſchichtſchreiber?"

Gellert: „Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Boſſuet fortgeſetzt hat."

König! „Wie iſt das möglich, daß ein Deutſcher den Boſſuet fortgeſetzt hat?"

Gellert: „Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majeſtät gelehrteſten Profeſſoren hat geſagt, daß er ihn mit eben der Beredſamkeit und mit mehrerer hiſtoriſcher Richtigkeit fortgeſetzt habe."

König: „Hat's der Mann auch verſtanden?"

Gellert: „Die Welt glaubt's."

König: „Aber warum macht ſich keiner an Tacitus? Den ſollte man überſetzen!"

Gellert: „Tacitus iſt ſchwer zu überſetzen, und wir haben auch ſchlechte franzöſiſche Ueberſetzungen von ihm."

König: „Da hat Er recht."

Gellert: „Und überhaupt laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben, warum die Deutſchen noch nicht in aller Art guter Schriften ſich hervorgethan haben. Da die Künſte und Wiſſenſchaften bei den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht iſt jetzt das kriegeriſche Säkulum der Deutſchen; vielleicht hat es ihnen auch an Auguſten und Louis XIV. gefehlt."

König: „Er hat ja zwei Auguſte in Sachſen gehabt."

Gellert: „Wir haben auch in Sachſen einen guten Anfang gemacht."

König! „Wie? will Er denn einen Auguſt in ganz Deutſchland haben?"

Gellert: „Nicht eben das; ich wünſche nur, daß ein jeder Herr in ſeinem Lande die ſchönen Genies ermnnterte." — —

König: „Iſt Er gar nicht aus Sachſen weggekommen?"

Gellert: „Ich bin einmal in Berlin geweſen."

---

[1] am Neumarkte, der Wohnung des Königs.

König: „Er ſollte reiſen."

Gellert: „Ihro Majeſtät, dazu fehlt mir Geſundheit und Vermögen."

König: „Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte [die Hypochendrie]?"

Gellert: „Weil ſie Ihro Majeſtät ſo nennen, ſo mag ſie ſo heißen; in meinem Munde würde es zu ſtolz geklungen haben."

König: „Ich habe ſie auch gehabt. Ich will Ihn kurieren. Er muß ſich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen."

Gellert: „Ihro Majeſtät, dieſe Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich ſein. Wenn das Pferd geſünder wäre als ich, ſo würde ich es nicht reiten können, und wär' es ebenſo krank, ſo möchte ich auch nicht fortkommen können."

König: „So muß er fahren."

Gellert: „Dazu fehlt mir das Vermögen."

König: „Ja, das iſt wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutſchland. Es ſind jetzt wohl böſe Zeiten?"

Gellert: „Ja wohl, und wenn Ihro Majeſtät Deutſchland den Frieden geben wollten . . . ."

König: „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es ſind ja drei wider mich.

Gellert: „ Ich bekümmere mich mehr um die alte, als neue Geſchichte."

König: „Was meint Er? Welcher iſt ſchöner in der Epopoe, Homer oder Virgil?"

Gellert: „Homer ſcheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original iſt."

König: „Aber Virgil iſt viel polierter."

Gellert: „Wir ſind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von ſeiner Sprache und Sitte richtig genug ſollten urteilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt."

König: „Man muß aber nicht ein Sklave von den Urteilen der Alten ſein."

Gellert: „Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung ſelbſt nicht urteilen kann."

Major: „Er hat auch deutſche Briefe herausgegeben."

König: „So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae [den Kanzleiſtil] geſchrieben."

Gellert: „Ach ja, Ihro Majeſtät."

König: „Aber warum wird das nichts anders? Es iſt was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verſtehe nichts davon."

Gellert: „Wenn es Ihro Majeſtät nicht ändern können, ſo kann ich's noch weniger. Ich kann nur raten, wo Sie befehlen." — —

König: „Kann er keine von ſeinen Fabeln auswendig?"

Gellert: „Ich zweifle. Mein Gedächtnis iſt mir ſehr untreu."

König: „Beſinne Er Sich, ich will unterdeſſen herumgeh.n. — — — Nun, hat Er eine?"

Gellert: „Ja, Ihro Majeſtät, den „Maler":

[„Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre ſuchte, malte,
Ließ einen Kenner einſt den Mars im Bilde ſeh'n
Und bat ſich ſeine Meinung aus.
Der Kenner ſagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht ſchön zu ſein,
Weit minder Kunſt verraten ſollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenſchein.
„O," rief er bei dem erſten Blicke,
„Ihr Götter, welch ein Meiſterſtücke!
Ach welcher Fuß! O wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht
Iſt in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüſtung angebracht!"

Der Maler ward beſchämt, gerühret,
Und ſah den Kenner kläglich an.
„Nun," ſprach er, „bin ich überführet;
Ihr habt mir nicht zu viel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.]

König: „Und die Moral?"

Gellert: „Gleich Ihro Majeſtät:"

[„Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen."]

König: „Das iſt recht ſchön. Er hat etwas Coulantes in ſeinen Verſen, das verſtehe ich alles. Da hat mir Gottſched eine Ueberſetzung der „Iphigenia" vorgeleſen; ich habe das Franzöſiſche dabei gehabt und kein Wort verſtanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietſch, gebracht; den habe ich weggeworfen."

Gellert: „Ihro Majeſtät, den werfe ich auch weg."

König: „Nun, wenn ich hier bleibe, ſo muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorleſen."

Gellert: „Ich weiß nicht, ob ich gut leſe; ich habe ſo einen ſingenden, gebirgiſchen Ton."

König: „Ja, wie die Schleſier. Nein, Er muß Seine Fabeln ſelbſt leſen, ſie verlieren ſonſt viel. Nun, komm Er bald wieder."

Ungeachtet deſſen, was der König am Ende ſagte, iſt doch der Profeſſor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König geſagt: „Das iſt ein ganz anderer Mann, als Gottſched." Und den anderen Tag bei der Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands" [Dieſer iſt der vernünftigſte aller deutſchen Gelehrten].

Das Kutſchpferd.

Von Chr. F. **Gellert** [1715—1769].

Ein Kutſchpferd ſah den Gaul den Pflug im Acker ziehn .
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
„Wann", ſprach es und fing an, die Schenkel ſchön zu heben,
„Wann kannſt du dir ein ſolches Anſehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?" —
„Schweig", rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdeſt du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?"

Der Bauer und ſein Sohn.

Von Chr. F. **Gellert** [1715—1769].

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einſt mit auf Reiſen nahm,
Und der, trotz ſeinem Herrn mit einer guten Gabe,
Recht dreiſt zu lügen, wiederkam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reiſe
Mit ſeinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverſchämt'ſte Weiſe.
Zu ſeinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja Vater," rief der unverſchämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So ſag' ich's Euch und jedem ins Geſicht,
Daß ich einſt einen Hund bei — Haag geſehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd."

„Das," ſprach der Bauer, „nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge ſeh'n;
Wir, zum Exempel, geh'n itzunder
Und werden keine Stunde geh'n,
So wirſt du eine Brücke ſeh'n,
Wir müſſen ſelbſt darüber geh'n,
Die hat dir manchen ſchon betrogen;
Denn überhaupt ſoll's dort nicht gar zu richtig ſein:
Auf dieſer Brücke liegt ein Stein,
An den ſtößt man, wenn man denſelben Tag gelogen,
Und fällt und bricht ſogleich das Bein."

Der Bub' erſchrak, ſobald er dies vernommen.
„Ach!" ſprach er, „lauft doch nicht ſo ſehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, ſagt' ich, daß er geweſen wär'?
Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mir's ein, war erſt ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beſchwören,
Daß er ſo groß als mancher Ochſe war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen ſchlug das Herz. Wie konnt' es anders ſein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er ſah nunmehr die richteriſche Brücke
Und fühlte ſchon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb."

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geſchwind.
„Ach, Vater," ſpricht er, „ſeid kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund geſehen;
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur ſo groß wie alle Hunde ſind."

* * *

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen ſich erkühnt;
Lüg' auch, und mehr als er, und ſuch' ihn zu beſchämen:
So machſt du dich um ihn und um die Welt verdient.

Minna von Barnhelm

oder

Das Soldatenglück.

Ein Luſtſpiel.

Von Gotthold Ephraim Leſſing (1729—81).

Einleitung. — Das Luſtſpiel iſt das Ergebnis von Eindrücken, welche Leſſing während des 7jährigen Krieges in Leipzig, Berlin und als Sekretär des Generalleutenats Bogislaus Friedrich Tauentzien von Wittenberg (1710—1791), in Breslau, wie 1762 im Lager vor Schweidnitz über den Geiſt des preußiſchen Heeres in ſich aufnahm. Nach dem Friedensſchluſſe hielt er ſich mit dem Generallieutenant einige Zeit am Hoflager Friedrichs des Großen auf und hatte hier auch Gelegenheit, das traurige Los der zahlreich abgedankten Offiziere zu beobachten.

Schon während ſeiner Studien in Leipzig und in jeder ſpäteren Zeit hatte der Dichter ſchmerzlich die Herrſchaft empfunden, welche die franzöſiſchen Bühnendichter und ihre Werke auf die deutſche Schaubühne ausübten. Die meiſten der aufgeführten Bühnenſtücke waren entweder Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen oder doch ſklaviſche Nachahmungen der von den Franzoſen angenommenen dichteriſchen Formen und von franzöſiſchem Geiſte durchdrungen.

Leſſing hatte in mehreren Abhandlungen gegen dieſe unwürdige Abhängigkeit der deutſchen Dichtung und gegen die franzöſiſche Leichtfertigkeit gekämpft und in einzelnen Schöpfungen verſucht, ein Gegengewicht herzuſtellen. Der Erfolg entſprach aber nicht vollſtändig ſeinen Erwartungen. Die Urſache mochte wohl zumeiſt darin liegen, weil die Perſonen, welche in Leſſings früheren Stücken auftreten, die Gefühle, welche ſie äußern, die Beweggründe, aus denen ihre Handlungen hervorgehen, eben auch nicht aus dem deutſchen Leben herausgegriffen waren.

Nun hatte ſich ~~dem~~ Dichter ein Einblick in das Leben eines hervorragenden Teiles ſeines Volkes in einer großen Zeit geboten; mit künſtleriſchem Verſtändnis hatte er das Geſchaute erfaßt, und ſo entſtand die Perle ſeiner Dichtungen: „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Luſtſpiel." Begonnen hatte Leſſing das Stück während ſeines Aufenthaltes bei General Tauentzien, vollendet 1764. In Druck erſchien dasſelbe aber erſt 1767.

In einem Briefe an den Dichter Karl Friedrich Ramler (1725—1798) entſchied Leſſing noch während der Bearbeitung des Stückes: „Wenn das Luſtſpiel nicht beſſer, als alle meine bisherigen dramatiſchen Stücke wird, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben." Wir erſehen daraus, daß er dabei mit ſeinem ganzen dichteriſchen Können einſetzte. Der Erfolg war aber auch ein gewaltiger. In kürzeſter Zeit wurde „Minna von Barnhelm" ein Lieblingsſtück des deutſchen Volkes und übte auf alle Schichten der Bevölkerung, wie auf alle deutſchen Stämme gleiche große Anziehungskraft. Goethe urteilt über dasſelbe (7. Buch von „Wahrheit und Dichtung"): „Es iſt die wahrſte Ausgeburt des 7jährigen Krieges ... von vollkommenem norddeutſchen Nationalgehalt, die erſte aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion (Bühnenerzeugnis) von ſpezifiſch temporärem (ausgezeichnet zeitgeſchichtlichem) Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that."

Die Schriftſtellerin Anna Luiſe Karſch (die Karſchin; 1722—1791) berichtete über die erſte Aufführung in Berlin: „Die Gallerie, die Logen, das Parterre, alles wird voll; ich mußte mich begnügen, einen Platz auf dem Theater zu finden; denn auch das war auf beiden Seiten beſetzt, ein außerordentlicher Zuſatz zur Ehre des Herrn Leſſing; denn vor ihm hat's noch keinem Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art Begeiſterung eingeflößt und ſo durchgängig gefallen hätte." Der Dichter Ramler äußerte: „Leſſing kann ſich nicht beſchweren, daß wir undankbar gegen ſeine Muſe ſind. Wir haben ſie (Minna von Barnhelm) hier (in Berlin) 20 mal hinter einander geſpielt; wir haben ſie in Kupfer ſtechen und in die Kalender ſetzen laſſen; wir haben dieſe Minna ſogar auf die Punſchnäpfe malen laſſen." Noch im Jahre 1831 ſprach Goethe von dieſem Luſtſpiele zu ſeinem Privatſekretär Eckermann: „Sie mögen denken, wie es auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerkſam, daß noch etwas Höheres exiſtiere, als wovon die damalige ſchwache litterariſche Epoche einen Begriff hatte." — Bis auf den heutigen Tag iſt „Minna von Barnhelm" ein Volksſtück im beſten Sinne des Wortes geblieben.

Nicht weniger groß war der Einfluß, den dieſes Luſtſpiel auf die deutſche Bühnendichtung übte. Es wies derſelben die Wege zu einer ſelbſtändigen Entwicklung, frei von unwürdiger Nachahmung, und zeigte, daß deutſches Leben, deutſches Handeln würdige und dankbare Stoffe dichteriſcher Bearbeitung abgebe. Auch im Auslande gab das Stück Zeugnis von der deutſchen Dichtkunſt; denn es fand 2 franzöſiſche, 2 engliſche, 1 ſchwediſche und 2 italieniſche Bearbeitungen.

Geſchichtliches. — Der Name Tellheim ſteht vielleicht in Verbindung mit folgender Thatſache. Der preußiſche Dragoner-Major Marſchall v. Biberſtein, von ſeinen Kameraden als beſter Piſtolenſchütze „Tell" genannt, war beauftragt (1761) von der ſächſiſchen Stadt Lübben eine hohe Kriegsſteuer zu erheben und im Verweigerungsfalle dieſelbe anzuzünden. Er ſtreckte aber der verarmten Gemeinde die geforderte Summe vor, und ſo entging Lübben der Einäſcherung.

Ueber das hohe Ehrgefühl, welches die Offiziere des preußiſchen Heeres beſeelte, erzählt uns Joh. Wilh. v. Archenholtz (Geſchichte des Siebenjährigen Krieges in Deutſchland) in ſeiner Schilderung des Ueberfalles von Hochkirch (13. Okt. 1758): „Viele alte Offiziere .... hatten ſo hohe Begriffe von militäriſcher Ehre, daß ſie durchaus der Uebermacht nicht weichen wollten, und unter das Schwert des Feindes fielen; andere mußte man halb mit Gewalt vom Schlachtfelde ſchleppen, weil ſie einen ſo unglücklichen Tag nicht überleben, ſondern lieber als Kriegsopfer fallen wollten."

Die Zeit der Handlung iſt der 22. Auguſt 1763 und zwar vom frühen Morgen bis in den Abend.

Das Stück giebt vor allem ein Zeitbild. Es iſt eine Verherrlichung des ſittlichen Geiſtes des preußiſchen Heeres, deſſen Mut und Geſchick ſoeben die Welt in Erſtaunen geſetzt hat, eine Huldigung für die deutſche Frau in Minna's Treue und geiſtvollem Weſen. Wir lernen den innigen Verband kennen, in welchem Kameraden, Vorgeſetzte und Untergebene in dem preußiſchen Heere auch nach Aufhebung des Dienſtverhältniſſes noch ſtanden. Die Bewahrung und Verteidigung der perſönlichen inneren, wie äußeren Ehre wird als eine der wichtigſten treibenden Kräfte dieſes Heeres in ihrem ganzem Werte gezeigt. Der windige Franzoſe Riccaut de la Marlinière ſtellt uns einen jener Abenteurer dar, wie ſie in früheren Zeiten, wo die Heere entweder Soldtruppen waren oder doch ſolche enthielten, bei jedem länger dauernden Kriege auftraten, wo alſo das „Soldatenglück" in weniger würdiger Geſtalt erſchien. Er iſt uns zugleich ein Bild der Ehrloſigkeit, welche unter der Form der Weltläufigkeit ſich verbirgt.

Unſere Teilnahme bleibt lebhaft angeregt, da ein ernſtes, faſt zum Untergange ſich wendendes Menſchenſchickſal vor unſeren Augen zu freundlicher Entſcheidung gebracht wird.

Endlich ziehen uns alle vorgeführten Geſtalten durch ihre Eigenart und Natürlichkeit an, wie auch jede in ihrer Ausdrucksweiſe die Anſchauungen und die Art ihres Standes und Bildungskreiſes wiedergiebt.

Der deutſche Schriftſteller Adolf Stahr (1805—1876) beſpricht die im Luſtſpiele auftretenden Charaktere in folgender Weiſe:

„Leſſings ‚Minna von Barnhelm' iſt das erſte deutſche Nationalluſtſpiel. Nach dieſem Stücke hat Goethe ſelbſt ſeine erſten dramatiſchen Jugendverſuche gearbeitet; an der unvergleichlichen Meiſterſchaft der Expoſition hatte er ſich bei jenen Anfängen geſchult, und noch der Greis verweilte gern „bei der liebenswürdigen Naivetät und Heiterkeit, bei dem echt deutſchen Gemüt und der freien friſchen Weltbildung, welche ſich in dieſem Stücke abſpiegelten, das in jenen dunklen Zeiten, da es zuerſt hervortrat, wie ein glänzendes Meteor erſchien und auf die ſtrebſame Jugend jener Zeit eine unglaubliche Wirkung übte". Wenn Goethe einmal der „retardierenden" Auftritte im 3. Akte tadelnd zu gedenken ſcheint, wo der Wachtmeiſter und Franziska zu ſehr vortreten, ſo entſchuldigt er dieſelben doch gleich wieder ſelbſt durch die Bemerkung, „daß Leſſing eben Luſt und Freude an dieſen beiden Charakteren gewonnen und ſie deshalb etwas weiter, als gerade nötig, ausgeführt habe". Aber auf jenen retardierenden Szenen beruht gerade ein Teil der Volkstümlichkeit des Stückes und jener Popularität, die, vor hundert Jahren ganz ohne Beiſpiel, auch heute noch nicht erloſchen iſt, und die auch, ſo lange deutſches Weſen übrig iſt, nie ganz erlöſchen kann. Noch heute, nach einem Jahrhunderte ungeheuerſter Wandlungen im Leben des deutſchen Volkes, wirken Leſſings Charaktere durch ihre poetiſche Wahrheit, ſprechen ſie uns an als Zeugen und Mithandelnde einer bedeutenden, in ihrer Art einzigen Zeit.

Tellheim, nicht Minna, iſt die Hauptperſon dieſes Stückes, deſſen Motiv, die Soldatenehre, die Ehre des Offizierſtandes, himmelweit unterſchieden iſt von dem Ehrbegriffe der ſpaniſchen Kavaliere in Lope's und Calderons Dramen. Es iſt der ideale Ehrbegriff des Offiziers und Edelmannes, wie er ſich ausgebildet hat in dem Heere des unſterblichen Preußenkönigs, der Tellheims Lebensprinzip bildet. Der Ehre muß alles nachſtehen, ſelbſt die Liebe. Tellheim iſt das Muſter eines Offiziers, ein echt ritterlicher Charakter in der ſchönſten Bedeutung dieſes viel mißbrauchten Wortes. Ein vortrefflicher Herr und Vorgeſetzter, angebetet von ſeinem Diener und von ſeinen Untergebenen wegen ſeiner milden Menſchlichkeit, die ſelbſt den erbärmlichen Philiſter von Wirt, dies Muſterbild kriechender Spießbürgerlichkeit, anſtändig behandelt, ſtatt ihn nach Verdienſt zu ſtrafen; ein treuer Freund, der tiefſten Liebe fähig, weil voll Ehrfurcht vor dem Weibe, voll einer Hochachtung, die es ihm ſelbſt unerträglich erſcheinen läßt, eine verlobte Braut an ſein Schickſal und an ſeinen Namen zu knüpfen, wenn beide, und wäre es auch völlig unverdienterweiſe, Schaden gelitten, — Schaden, der ihm unheilbar dünkt, weil er die Ehre betrifft. So entwickelt er im Verlaufe der Handlung ſich endlich in ſich ſelbſt bis zu der Höhe, wo das reine Naturgefühl edelſter Menſchlichkeit, das Gefühl der wahren Liebe und ihrer höchſten Pflicht, den Sieg davonträgt auch über Gefühl und Pflicht der konventionellen Standesehre. Er iſt ſtolz nur, wo er allein empfangen ſoll! Er iſt ganz Demut und Hingebung, wo er die Ausſicht hat, leiſten zu dürfen. Und auf dieſer Höhe wird ihm am Schluſſe der höchſte, der verdienteſte, einzig ſeiner würdige und für ihn den höchſten Wert habende Lohn: die volle Anerkennung ſeiner makelloſen Ehre durch die Gerechtigkeit ſeines erhabenen Königs und Kriegsherrn.

Die Ehre iſt es, die der Liebe den Kranz flicht in dieſem unvergleichlichen Werke, dem ſchönſten, das je ein Herz voll Liebe und Ehre gedichtet hat. Denn in dieſer „Minna von Barnhelm" ſteckt nicht bloß, wie Goethe einmal geſagt hat, Leſſings Verſtand, ſondern auch ſein großes, warmes, edles Herz, ſein Herz voll Ehre und Liebe, der ganze Leſſing.

„Welche Gerechtigkeit! welche Gnade!" ruft Tellheim aus, als er das königliche Handſchreiben geleſen, das ſeine Ehre und ſein Glück wiederherſtellt. Aber die Gnade ſteht ihm nur in zweiter Linie: in erſter die Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit iſt es, welche dieſer Tellheim-Leſſing zur Verherrlichung jenes großen Herrſchers benutzte, deſſen Genie den Major des Stückes beſtimmt hatte, Soldat zu werden, um ihm zu dienen. Derſelbe Wunſch war es, der den Dichter der Minna jahrelange Anſtrengungen machen ließ, um ein Gleiches zu erreichen. Noch als er dieſes Stück dichtete, harrte er auf die Erfüllung ſolchen Wunſches. Um ſo größer erſcheint der Freimut des Dichters in dieſem Werke. Schon daß er es wagte, den König, wenn auch nicht in Perſon, ſo doch in ſeinen Handlungen und Regierungsmaßregeln auf das Theater, ja auf die Bühne ſeiner eigenen Hauptſtadt zu bringen, war eine unerhörte Kühnheit, und ſelbſt außerhalb Berlins, in Hamburg, ja ſogar in Paris mußte preußiſche Entſcheidung die Bedenken heben, welche man eine Zeitlang der Aufführnng von Leſſings Dichtung entgegenſtellte.

Und wie liebevoll ſind alle Nebenfiguren behandelt! Dieſer pudeltreue, grundehrliche, derb-witzige Bediente Juſt, dieſer biederherzige, liebenswürdig-großmütige Wachtmeiſter, mit welcher feinſten Kenntnis des Herzens ſind ſie gezeichnet und ausgeſtattet. Leſſing liebte das Volk, das er durch und durch kannte; darum iſt auch ſein Porträt ſo treffend. Und wie leibt und lebt bei Leſſing alles: dieſe Kammerjungfer, die mit ihrem Wachtmeiſter eine Art komiſcher Entſprechung bildet zu Tellheim und Minna; dieſer unſterbliche Riccaut, das Muſter aller ſchwindleriſchen Induſtrieritter und Spieler der Bühne. Und ſelbſt der Schelm von Wirt, das Aergernis des braven Juſt, für den er trotz aller geſpendeten Schnäpſe Danziger doch ein Lumpenhund bleibt, — wie hat Leſſing in ihm den richtigen deutſchen Philiſter von damals abkonterfeit, mit ſeiner Kriecherei vor den Reichen und Vornehmen, ſeiner kleinherzigen Gemeinheit gegen das Verdienſt im Unglücke, ſeiner Begeiſterung für die buchſtäbliche Allwiſſenheit des Königs und der hohen Obrigkeit und Polizei, welcher alles in die Schuhe geſchoben und die für alles verantwortlich gemacht werden. Eine ähnliche Plaſtik iſt unter den ſpäteren Dramatikern nur etwa Freytag in ſeinem Luſtſpiele „Die Journaliſten" mit der vortrefflichen Figur ſeines Piepenbrink gelungen.

Je mehr man das Stück durchdenkt und die Wirkungen, welche es übte, ins Auge faßt, um ſo mehr muß man den ſicheren Griff bewundern, mit welchem Leſſing aus dem wirklichen Leben der Nation um ihn her gerade den einzigen dankbaren Stoff erfaßte, der ſeiner Dichtung die Sympathie der Volksgeſinnung ſichern konnte. Goethe, der ſich und die deutſchen Dichter beklagte, daß ihnen das Leben der Nation nichts entgegenbrachte, beklagte freilich in ſeinem Alter ſelbſt bei Leſſing, „daß dieſer außerordentliche Menſch in einer ſo erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine beſſeren Stoffe gab, als in ſeinen Stücken verarbeitet ſind, daß er in ſeiner ‚Minna von Barnhelm' an den Händeln der Sachſen und Preußen teilnehmen mußte, weil er nichts Beſſeres fand". Aber derſelbe Goethe hat doch auch zugleich darauf hingewieſen, wie meiſterhaft Leſſing dieſen Stoff zu benutzen wußte. „Die gehäſſige Spannung", ſagt er in ſeiner Selbſtbiographie, „in welcher Preußen und Sachſen ſich während des Krieges befanden, konnte durch die Beendigung desſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich die Wunden, die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemütern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte Leſſings Minna im Bilde bewirken. Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemäß dargeſtellt." In der That waren und konnten beide Volksſtämme mit dem Gedichte zufrieden ſein, und der Beifall, den das Stück in Berlin davontrug, beeinträchtigte nicht die gute Aufnahme, die ihm in Leipzig zuteil wurde. Leſſing ſelbſt aber ſagte von ſich, daß er freilich weder Sachſe noch Preuße ſein mußte, um das Stück zu ſchreiben. — Er hatte übrigens nötig, ſich an den Beifall zu halten, den man dort wie hier ſeinem Stücke inner- und außerhalb des Theaters ſpendete; denn das Honorar, welches „Minna von Barnhelm" ihrem Dichter eintrug, war — nichts

* * *

Perſonen:

Major von Tellheim, verabſchiedet.
Minna von Barnhelm.
Graf von Bruchſall, ihr Oheim.
Franziska, ihr Mädchen.
Juſt, Bedienter des Majors.
Paul Werner, geweſener Wachtmeiſter des Majors.
Der Wirt.
Eine Dame in Trauer.
Ein Feldjäger.
Riccaut de la Marlinière.

Die Szene iſt abwechſelnd in dem Saale eines Wirtshauſes und einem daran ſtoßenden Zimmer.

Erſter Aufzng.

Erſter Auftritt.

Juſt (ſitzt in einem Winkel, ſchlummert und redet im Traume). Schurke von einem Wirte! Du, uns? — Friſch, Bruder! — Schlag zu, Bruder! (Er holt aus und erwacht durch die Bewegung.) He da! ſchon wieder? Ich mache kein Auge zu, ſo ſchlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erſt die Hälfte von allen den Schlägen! — — Doch ſieh, es iſt Tag! Ich muß nur bald meinen armen Herrn aufſuchen. Mit meinem Willen ſoll er keinen Fuß mehr in das vermaledeite Haus ſetzen. Wo wird er die Nacht zugebracht haben?

Zweiter Auftritt.

Der Wirt. Juſt.

Der Wirt. Guten Morgen, Herr Juſt, guten Morgen! Ei, ſchon ſo früh auf? Oder ſoll ich ſagen: noch ſo ſpät auf?

Juſt. Sage Er, was Er will.

Der Wirt. Ich ſage nichts als „guten Morgen"; und das verdient doch wohl, daß Herr Juſt „großen Dank" darauf ſagt?

Juſt. Großen Dank!

Der Wirt. Man iſt verdrießlich, wenn man ſeine gehörige Ruhe nicht haben kann. Was gilt's, der Herr Major iſt nicht nach Hauſe gekommen, und Er hat hier auf ihn gelauert?

Juſt. Was der Mann nicht alles erraten kann!

Der Wirt. Ich vermute, ich vermute.

Juſt (kehrt ſich um und will gehen). Sein Diener!

Der Wirt (hält ihn.) Nicht doch, Herr Juſt!

Juſt. Nun gut, nicht Sein Diener!

Der Wirt. Ei, Herr Juſt! ich will doch nicht hoffen, Herr Juſt, daß Er noch von geſtern her böſe iſt? Wer wird ſeinen Zorn über Nacht behalten?

Juſt. Ich; und über alle folgenden Nächte.

Der Wirt. Iſt das chriſtlich?

Juſt. Ebenſo chriſtlich, als einen ehrlichen Mann, der nicht gleich bezahlen kann, aus dem Hauſe ſtoßen, auf die Straße werfen.

Der Wirt. Pfui, wer könnte ſo gottlos ſein?

Juſt. Ein chriſtlicher Gaſtwirt. — Meinen Herrn! ſo einen Mann! ſo einen Offizier!

Der Wirt. Den hätte ich aus dem Hauſe geſtoßen? auf die Straße geworfen? Dazu habe ich viel zu viel Achtung für einen Offizier und viel zu viel Mitleid mit einem abgedankten! Ich habe ihm aus Not ein ander Zimmer einräumen müſſen. — Denke Er nicht mehr daran, Herr Juſt. (Er ruft in die Szene.) Holla! — Ich will's auf andere Weiſe wieder gut machen. (Ein Junge kommt.) Bring' ein Gläschen; Herr Juſt will ein Gläschen haben, und was Gutes!

Juſt. Mache Er ſich keine Mühe, Herr Wirt. Der Tropfen ſoll zu Gift werden, den — Doch ich will nicht ſchwören; ich bin noch nüchtern.

Der Wirt (zu dem Jungen, der eine Flaſche Likör und ein Glas bringt). Gieb her; geh! — Nun, Herr Juſt, was ganz Vortreffliches, ſtark, lieblich, geſund. (Er füllt, und reicht ihm zu). Das kann einen überwachten Magen wieder in Ordnung bringen!

Juſt. Bald dürfte ich nicht! — — Doch warum ſoll ich meiner Geſundheit Seine Grobheit entgelten laſſen? — (Er nimmt und trinkt).

Der Wirt. Wohl bekomm's, Herr Juſt!

Juſt (indem er das Gläschen wieder zurückgiebt.) Nicht übel — Aber, Herr Wirt, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirt. Nicht doch, nicht doch! — Geſchwind noch eins; auf einem Beine iſt nicht gut ſtehen.

Juſt (nachdem er getrunken). Das muß ich ſagen: gut, ſehr gut! — Selbſt gemacht, Herr Wirt? —

Der Wirt.. Behüte! veritabler Danziger![1]) echter, doppelter Lachs![2])

Juſt. Sieht Er, Herr Wirt, wenn ich heucheln könnte, ſo würde ich für ſo was heucheln; aber ich kann nicht; es muß raus — Er iſt doch ein Grobian, Herr Wirt

Der Wirt. In meinem Leben hat mir das noch niemand geſagt. — Noch eins, Herr Juſt; aller guten Dinge ſind drei!

Juſt. Meinetwegen! (Er trinkt.) Gut Ding, wahrlich gut Ding! — Aber auch die Wahrheit iſt gut Ding. — Herr Wirt, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirt. Wenn ich es wäre, würde ich das wohl ſo mit anhören?

Juſt. O ja; denn ſelten hat ein Grobian Galle.

Der Wirt. Nicht noch eins, Herr Juſt? Eine vierfache Schnur hält deſto beſſer.

Juſt. Nein, zu viel iſt zu viel! Und was hilft's Ihm, Herr Wirt? Bis auf den letzten Tropfen in der Flaſche würde ich bei meiner Rede bleiben. Pfui, Herr Wirt, ſo guten Danziger zu haben und ſo ſchlechte Mores![3]) — Einem Manne wie meinem Herrn, der Jahr und Tag bei Ihm gewohnt, von dem Er ſchon ſo manchen ſchönen Thaler gezogen, der in ſeinem Leben keinen Heller ſchuldig geblieben iſt; weil er ein paar Monate her nicht prompt bezahlt, weil er nicht mehr ſo viel aufgehen läßt, — in der Abweſenheit das Zimmer auszuräumen!

Der Wirt. Da ich aber das Zimmer notwendig brauchte? Da ich vorausſah, daß der Herr Major es ſelbſt gutwillig würde geräumt haben, wenn wir nur lange auf ſeine Zurückkunft hätten warten können? Sollte ich denn ſo eine fremde Herrſchaft wieder von meiner Thüre wegfahren laſſen? Sollte ich einem andern Wirte ſo einen Verdienſt mutwillig in den Rachen jagen? Und ich glaube nicht einmal, daß ſie ſonſt wo untergekommen wäre. Die Wirtshäuſer ſind jetzt alle ſtark beſetzt. Sollte eine ſo junge, ſchöne, liebenswürdige Dame auf der Straße bleiben? Dazu iſt Sein Herr viel zu galant! Und was verliert er denn dabei? Habe ich ihm nicht ein anderes Zimmer dafür eingeräumt?

Juſt. Hinten an dem Taubenſchlage; die Ausſicht zwiſchen des Nachbars Feuermauern — —

Der Wirt. Die Ausſicht war wohl ſehr ſchön, ehe ſie der verzweifelte Nachbar verbaute. Das Zimmer iſt doch ſonſt galant und tapeziert —

Juſt. Geweſen!

Der Wirt. Nicht doch, die eine Wand iſt es noch. Und Sein Stübchen daneben, Herr Juſt; was fehlt dem Stübchen? Es hat einen Kamin, der zwar im Winter ein wenig raucht —

Juſt. Aber doch im Sommer recht hübſch läßt. — Herr, ich glaube gar, Er vexiert[4]) uns noch obendrein? —

Der Wirt. Nu, nu, Herr Juſt, Herr Juſt —

Juſt. Mache Er Herr Juſten den Kopf nicht warm, oder —

Der Wirt. Ich macht' ihn warm? der Danziger thut's! —

Juſt. Einen Offizier wie meinen Herrn! Oder meint Er, daß ein abgedankter Offizier nicht auch ein Offizier iſt, der ihm den Hals brechen kann? Warum waret Ihr denn im Kriege ſo geſchmeidig, ihr Herren Wirte? Warum war denn da jeder Offizier ein würdiger Mann und jeder Soldat ein ehrlicher, braver Kerl? Macht euch das bißchen Friede ſchon ſo übermütig?

Der Wirt. Was ereifert Er ſich nun, Herr Juſt? —

Juſt. Ich will mich ereifern. —

Dritter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirt. Juſt.

v. Tellheim (im Hereintreten). Juſt!

Juſt (in der Meinung, daß ihn der Wirt nenne.) Juſt? — So bekannt ſind wir? —

v. Tellheim. Juſt!

Juſt. Ich dächte, ich wäre wohl Herr Juſt für Ihn!

Der Wirt (der den Major gewahr wird.) St! ſt! Herr, Herr, Herr Juſt — ſeh' Er ſich doch um; Sein Herr — —

v. Tellheim. Juſt, ich glaube, Du zankſt? Was habe ich Dir befohlen?

Der Wirt. O, Ihro Gnaden! zanken? Da ſei Gott vor! Ihr unterthänigſter Knecht ſollte ſich unterſtehen, mit einem, der die Gnade hat, Ihnen anzugehören, zu zanken?

Juſt. Wenn ich ihm doch eins auf den Katzenbuckel geben dürfte! —

Der Wirt. Es iſt wahr, Herr Juſt ſpricht für ſeinen Herrn, und ein wenig hitzig. Aber daran thut er recht; ich ſchätze ihn um ſo viel höher; ich liebe ihn darum. —

Juſt. Daß ich ihm nicht die Zähne austreten ſoll!

Der Wirt. Nur ſchade, daß er ſich umſonſt erhitzt. Denn ich bin gewiß verſichert, daß Ihro Gnaden keine Ungnade deswegen auf mich geworfen haben, weil — die Not — mich notwendig —

v. Tellheim. Schon zu viel, mein Herr! Ich bin Ihnen ſchuldig; Sie räumen mir in meiner Abweſenheit das Zimmer aus; Sie müſſen bezahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen ſuchen. Sehr natürlich!

Der Wirt. Wo anders? Sie wollen ausziehen, gnädiger Herr? Ich unglücklicher Mann! ich geſchlagener Mann! Nein, nimmermehr! Eher muß die Dame das Quartier wieder räumen. Der Herr Major kann ihr, will ihr ſein Zimmer nicht laſſen; das Zimmer iſt ſein; ſie muß fort; ich kann ihr nicht helfen. — Ich gehe, gnädiger Herr —

v. Tellheim. Freund, nicht zwei dumme Streiche für einen! Die Dame muß in dem Beſitze des Zimmers bleiben. —

Der Wirt. Und Ihro Gnaden ſollten glauben, daß ich aus Mißtrauen, aus Sorge für meine Bezahlung — —? Als wenn ich nicht wüßte, daß mich Ihro Gnaden bezahlen können, ſobald Sie nur wollen. — — Das verſiegelte Beutelchen, — fünfhundert Thaler Louisd'or ſteht darauf, — — welches Ihro Gnaden in dem Schreibpulte ſtehen gehabt, — — iſt in guter Verwahrung. —

v. Tellheim. Das will ich hoffen, ſo wie meine übrigen Sachen. — Juſt ſoll ſie in Empfang nehmen, wenn er Ihnen die Rechnung bezahlt hat. — —

Der Wirt. Wahrhaftig, ich erſchrak recht, als ich das Beutelchen fand. — Ich habe immer Ihro Gnaden für einen ordentlichen und vorſichtigen Mann gehalten, der ſich niemals ganz ausgiebt. — — Aber dennoch — — wenn ich bar Geld in dem Schreibpulte vermutet hätte — —

v. Tellheim. Würden Sie höflicher mit mir verfahren ſein. Ich verſtehe Sie. — Gehen Sie nur, mein Herr; laſſen Sie mich; ich habe mit meinem Bedienten zu ſprechen. — —

Der Wirt. Aber, gnädiger Herr —

v. Tellheim. Komm, Juſt, der Herr will nicht erlauben, daß ich Dir in ſeinem Hauſe ſage, was Du thun ſollſt. — —

Der Wirt. Ich gehe ja ſchon, gnädiger Herr! — Mein ganzes Haus iſt zu Ihren Dienſten.

Vierter Auftrit.

v. Tellheim. Juſt.

Juſt (der mit dem Fuße ſtampft und dem Wirte nachſpuckt). Pfui!

v. Tellheim. Was giebt's?

Juſt. Ich erſticke vor Bosheit.

v. Tellheim. Das wäre ſo viel als an Vollblütigkeit.

Juſt. Und Sie, — Sie erkenne ich nicht mehr, mein Herr. Ich ſterbe vor Ihren Augen, wenn Sie nicht der Schutzengel dieſes hämiſchen, unbarmherzigen Rackers ſind! Trotz Galgen und Schwert und Rad hätte ich ihn — hätte ich ihn mit dieſen Händen erdroſſeln, mit dieſen Zähnen zerreißen wollen. —

v. Tellheim. Beſtie!

Juſt. Lieber Beſtie als ſo ein Menſch!

v. Tellheim. Was willſt Du aber?

Juſt. Ich will, daß Sie es empfinden ſollen, wie ſehr man Sie beleidigt.

v. Tellheim. Und dann?

Juſt. Daß Sie ſich rächten. — Nein, der Kerl iſt Ihnen zu gering. —

v. Tellheim. Sondern, daß ich es Dir auftrüge, mich zu rächen? Das war von Anfang mein Gedanke. Er hätte mich nicht wieder mit Augen ſehen und ſeine Bezahlung aus Deinen Händen empfangen ſollen. Ich weiß, daß Du eine Hand voll Geld mit einer ziemlich verächtlichen Miene hinwerfen kannſt. —

Juſt. So? eine vortreffliche Rache! —

v. Tellheim. Aber die wir noch verſchieben müſſen. Ich habe keinen Heller bares Geld mehr! ich weiß auch keines aufzutreiben.

Juſt. Kein bares Geld? Und was iſt denn das für ein Beutel mit fünfhundert Thaler Louisd'or,[5]) den der Wirt in Ihrem Schreibpulte gefunden?

v. Tellheim. Das iſt Geld, welches mir aufzuheben gegeben worden.

Juſt. Doch nicht die hundert Piſtolen,[6]) die Ihnen Ihr alter Wachtmeiſter vor vier oder fünf Wochen brachte?

v. Tellheim. Die nämlichen, von Paul Wernern. Warum nicht?

Juſt. Dieſe haben Sie noch nicht gebraucht? Mein Herr, mit dieſen können Sie machen, was Sie wollen. Auf meine Verantwortung. —

v. Tellheim. Wahrhaftig?

Juſt. Werner hörte von mir, wie ſehr man Sie mit Ihren Forderungen an die Generalkriegskaſſe aufzieht.[7]) Er hörte —

v. Tellheim. Daß ich ſicherlich zum Bettler werden würde, wenn ich es nicht ſchon wäre. — Ich bin Dir ſehr verbunden, Juſt. — Und dieſe Nachricht vermochte Wernern, ſein bißchen Armut mit mir zu teilen. — Es iſt mir doch lieb, daß ich es erraten habe. — Höre, Juſt, mache mir zugleich auch Deine Rechnung; wir ſind geſchiedene Leute. — —

Juſt. Wie? Was?

v. Tellheim. Kein Wort mehr; es kommt jemand. —

Fünfter Auftritt.

Eine Dame in Trauer. v. Tellheim. Juſt.

Die Dame. Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! —

v. Tellheim. Wen ſuchen Sie, Madame? —

Die Dame. Eben den würdigen Mann, mit welchem ich die Ehre habe zu ſprechen. Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin die Witwe Ihres ehemaligen Stabsrittmeiſters. —

v. Tellheim. Um des Himmelswillen, gnädige Frau! welche Veränderung!

Die Dame. Ich ſtehe von dem Krankenbette auf, auf das mich der Schmerz über den Verluſt meines Mannes warf. Ich muß Ihnen früh beſchwerlich fallen, Herr Major. Ich reiſe auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundin eine Zuflucht fürs erſte angeboten. —

v. Tellheim (zu Juſt). Geh, laſſ' uns allein. —

Sechſter Auftritt.

Die Dame. v. Tellheim.

v. Tellheim. Reden Sie frei, gnädige Frau! Vor mir dürfen Sie ſich Ihres Unglücks nicht ſchämen. Kann ich Ihnen worin dienen?

Die Dame. Mein Herr Major —

v. Tellheim. Ich beklage Sie, gnädige Frau! Worin kann ich Ihnen dienen? Sie wiſſen, Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, ſage ich; ich war immer karg mit dieſem Titel.

Die Dame. Wer weiß es beſſer als ich, wie wert Sie ſeiner Freundſchaft waren, wie wert er der Ihrigen war! Sie würden ſein letzter Gedanke, Ihr Name der letzte Ton ſeiner ſterbenden Lippen geweſen ſein, hätte nicht die ſtärkere Natur dieſes traurige Vorrecht für ſeinen unglücklichen Sohn, für ſeine unglückliche Gattin gefordert —

v. Tellheim. Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern; aber ich habe heute keine Thränen. Verſchonen Sie mich! Sie finden mich in einer Stunde, wo ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorſicht zu murren. — O, mein rechtſchaffner Marloff! Geſchwind, gnädige Frau, was haben Sie zu befehlen? Wenn ich Ihnen zu dienen im ſtande bin, wenn ich es bin —

Die Dame. Ich darf nicht abreiſen, ohne ſeinen letzten Willen zu vollziehen. Er erinnerte ſich kurz vor ſeinem Ende, daß er als Ihr Schuldner ſterbe, und beſchwor mich, dieſe Schuld mit der erſten Barſchaft zu tilgen. Ich habe ſeine Equipage verkauft und komme ſeine Handſchrift einzulöſen. —

v. Tellheim. Wie, gnädige Frau? darum kommen Sie?

Die Dame. Darum. Erlauben Sie, daß ich das Geld aufzähle.

v. Tellheim. Nicht doch, Madame! Marloff mir ſchuldig? das kann ſchwerlich ſein. Laſſen Sie doch (Er zieht ſein Taſchenbuch heraus und ſucht.) Ich finde nichts.

Die Dame. Sie werden ſeine Handſchrift verlegt haben, und die Handſchrift thut nichts zur Sache. — Erlauben Sie —

v. Tellheim. Nein, Madame! ſo etwas pflege ich nicht zu verlegen. Wenn ich ſie nicht habe, ſo iſt es ein Beweis, daß ich nie eine gehabt habe, oder daß ſie getilgt und von mir ſchon zurückgegeben worden.

Die Dame. Herr Major! —

v. Tellheim. Ganz gewiß, gnädige Frau. Marloff iſt mir nichts ſchuldig geblieben. Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er mir jemals etwas ſchuldig geweſen wäre. Nicht anders, Madame; er hat mich vielmehr als ſeinen Schuldner hinterlaſſen. Ich habe nie etwas thun können, mich mit einem Manne abzufinden, der ſechs Jahre Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir geteilt. Ich werde es nie vergeſſen, daß ein Sohn von ihm da iſt. Er wird mein Sohn ſein, ſobald ich ſein Vater ſein kann. Die Verwirrung, in der ich mich jetzt ſelbſt befinde —

Die Dame. Edelmütiger Mann! Aber denken Sie auch von mir nicht zu klein. Nehmen Sie das Geld, Herr Major; ſo bin ich wenigſtens beruhigt. —

v. Tellheim. Was brauchen Sie zu Ihrer Beruhigung weiter als meine Verſicherung, daß mir dieſes Geld nicht gehört? Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Waiſe meines Freundes beſtehlen ſoll? Beſtehlen, Madame, das würde es in dem eigentlichen Verſtande ſein. Ihm gehört es, für ihn legen Sie es an. —

Die Dame. Ich verſtehe Sie; verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß. Woher wiſſen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als ſie für ihr eigen Leben thun würde? Ich gehe.

v. Tellheim. Gehen Sie, Madame, gehen Sie! Reiſen Sie glücklich! Ich bitte Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Sie möchte mir zu einer Zeit kommen, wo ich ſie nicht nutzen könnte. Aber noch eins, gnädige Frau; bald hätte ich das Wichtigſte vergeſſen. Marloff hat noch an der Kaſſe unſers ehemaligen Regiments zu fordern. Seine Forderungen ſind ſo richtig wie meinigen. Werden meine bezahlt, ſo müſſen auch die ſeinigen bezahlt werden. Ich hafte dafür. —

Die Dame. O! mein Herr — Aber ich ſchweige lieber. — Künftige Wohlthaten ſo vorbereiten, heißt ſie in den Augen des Himmels ſchon erwieſen haben. Empfangen Sie ſeine Belohnung und meine Thränen. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Armes, braves Weib! Ich muß nicht vergeſſen, den Bettel zu vernichten. (Er nimmt aus ſeinem Taſchenbuche Briefſchaften, die er zerreißt.) Wer ſteht mir dafür, daß eigner Mangel mich nicht einmal verleiten könne, Gebrauch davon zu machen?

Achter Auftritt.

Juſt. v. Tellheim.

v. Tellheim. Biſt Du da?

Juſt (indem er ſich die Augen wiſcht.) Ja!

v. Tellheim. Du haſt geweint?

Juſt. Ich habe in der Küche meine Rechnung geſchrieben und die Küche iſt voll Rauch. Hier iſt ſie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Juſt. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menſchen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willſt Du?

Juſt. Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abſchied vermutet.

v. Tellheim. Ich kann Dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und lieſt.) „Was der Herr Major mir ſchuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem erſten dieſes an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. — Gut, und es iſt billig, daß ich dieſen laufenden Monat ganz bezahle.

Juſt. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (Lieſt.) „Was dem Herrn Major ich ſchuldig: An den Feldſcheer für mich bezahlt 25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thaler. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeſchoſſen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geſchenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler. Davon abgezogen vorſtehende 22 Thlr. 7 Gr. 9. Pf. Bleibe dem Herrn Major ſchuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf.“ — Kerl, Du biſt toll! —

Juſt. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koſte. Aber es wäre verlorene Tinte, es dazu zu ſchreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen; und wenn Sie mir vollends die Livree nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — ſo wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarette krepieren laſſen.

v. Tellheim. Wofür ſiehſt Du mich an? Du biſt mir nichts ſchuldig, und ich will Dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem Du es beſſer haben ſollſt als bei mir.

Juſt. Ich bin Ihnen nichts ſchuldig und doch wollen Sie mich verſtoßen?

v. Tellheim. Weil ich Dir nichts ſchuldig werden will.

Juſt. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen ſchuldig bin, ſo gewiß Sie mir nichts ſchuldig werden können, ſo gewiß ſollen Sie mich nun nicht verſtoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und Deine Hartnäckigkeit, Dein Trotz, Dein wildes, ungeſtümes Weſen gegen alle, von denen Du meinſt, daß ſie Dir nichts zu ſagen haben, Deine tückiſche Schadenfreude, Deine Rachſucht —

Juſt. Machen Sie mich ſo ſchlimm, wie Sie wollen; ich will darum doch nicht ſchlechter von mir denken als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte etwas winſeln. Ich ſtieg hinab und griff nach der Stimme und glaubte ein

Kind zu retten und zog einen Pudel aus dem Waſſer. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach, aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umſonſt; ich prügelte ihn von mir, umſonſt. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, ſtieß ich ihn mit dem Fuße; er ſchrie, ſah mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Biſſen Brod aus meiner Hand bekommen; und doch bin ich der Einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er ſpringt vor mir her und macht mir ſeine Künſte unbefohlen vor. Es iſt ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, ſo höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu ſein.

v. Tellheim (bei Seite). So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völligen Unmenſchen! — — Juſt, wir bleiben beiſammen.

Juſt. Ganz gewiß! — Sie wollten ſich ohne Bedienten behelfen? Sie vergeſſen Ihrer Bleſſuren und daß Sie nur eines Armes mächtig ſind. Sie können ſich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich und bin, — — ohne mich ſelbſt zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmſte zum Schlimmſten kommt — für ſeinen Herrn betteln und ſtehlen kann.

v. Tellheim. Juſt, wir bleiben nicht beiſammen.

Juſt. Schon gut!

Neunter Auftritt.

Ein Bedienter. v. Tellheim. Juſt.

Der Bediente. Bſt! Kamerad!

Juſt. Was giebt's?

Der Bediente. Kann Er mir nicht den Offizier nachweiſen, der geſtern noch in dieſem Zimmer (auf eines an der Seite zeigend, von welcher er herkommt) gewohnt hat?

Juſt. Das dürfte ich leicht können. Was bringt Er ihm?

Der Bediente. Was wir immer bringen, wenn wir nichts bringen: ein Kompliment. Meine Herrſchaft hört, daß er durch ſie verdrängt worden. Meine Herrſchaft weiß zu leben und ich ſoll ihn desfalls um Verzeihung bitten.

Juſt. Nun, ſo bitte Er ihn um Verzeihung; da ſteht er.

Der Bediente. Was iſt er? Wie nennt man ihn?

v. Tellheim. Mein Freund, ich habe Euern Auftrag ſchon gehört. Es iſt eine überflüſſige Höflichkeit von Eurer Herrſchaft, die ich erkenne, wie ich ſoll. Macht ihr meinen Empfehl. — Wie heißt Eure Herrſchaft? —

Der Bediente. Wie ſie heißt? Sie läßt ſich gnädiges Fräulein heißen.

v. Tellheim. Und ihr Familienname?

Der Bediente. Den habe ich noch nicht gehört und darnach zu fragen, iſt meine Sache nicht. Ich richte mich ſo ein, daß ich meiſtenteils alle ſechs Wochen eine neue Herrſchaft habe. Der Henker behalte alle ihre Namen! —

Juſt. Bravo, Kamerad!

Der Bediente. Zu dieſer bin ich erſt vor wenig Tagen in Dresden gekommen. Sie ſucht, glaube ich, hier ihren Bräutigam. —

v. Tellheim. Genug, mein Freund. Den Namen Eurer Herrſchaft wollte ich wiſſen, aber nicht ihre Geheimniſſe. Geht nur!

Der Bediente. Kamerad, das wäre kein Herr für mich!

Zehnter Auftritt.

v. Tellheim. Juſt.

v. Tellheim. Mache, Juſt, mache, daß wir aus dieſem Hauſe kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame iſt mir empfindlicher als die Grobheit des Wirts. Hier nimm dieſen Ring, die einzige Koſtbarkeit, die mir übrig iſt, von der ich nie geglaubt hätte, einen ſolchen Gebrauch zu machen! — Verſetze ihn! laß' Dir achtzig Friedrichsd'or[9]) darauf geben; die Rechnung des Wirts kann keine dreißig betragen. Bezahle ihn und räume meine Sachen — Ja, wohin? — Wohin Du willſt. Der wohlfeilſte Gaſthof der beſte. Du ſollſt mich hier nebenan auf dem Kaffeehauſe treffen. Ich gehe; mache Deine Sache gut. —

Juſt. Sorgen Sie nicht, Herr Major! —

v. Tellheim (kommt nochmals zurück.) Vor allen Dingen, daß meine Piſtolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergeſſen werden.

Juſt. Ich will nichts vergeſſen.

v. Tellheim (kommt wieder zurück.) Noch eins: nimm mir auch Deinen Pudel mit; hörſt Du, Juſt! —

Elfter Auftritt.

Juſt. Der Pudel wird nicht zurückbleiben. Dafür laß' ich den Pudel ſorgen. — Hm! auch den koſtbaren Ring hat der Herr noch gehabt? Und trug ihn in der Taſche anſtatt am Finger? — Guter Wirt, wir ſind ſo kahl noch nicht, als wir ſcheinen. Bei ihm, bei ihm ſelbſt will ich Dich verſetzen, ſchönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert ſich, daß Du in ſeinem Hauſe nicht ganz ſollſt verzehrt werden! — Ah —

Zwölfter Auftritt.

Paul Werner. Juſt.

Juſt. Sieh da, Werner! guten Tag, Werner! willkommen in der Stadt!

Werner. Das verwünſchte Dorf! Ich kann's unmöglich wieder gewohnt werden. Luſtig, Kinder, luſtig! ich bringe friſches Geld! Wo iſt der Major?

Juſt. Er muß Dir begegnet ſein; er ging eben die Treppe hinab.

Werner. Ich komme die Hintertreppe herauf. Nun, wie geht's ihm? Ich wäre ſchon vorige Woche bei euch geweſen; aber —

Juſt. Nun? was hat Dich abgehalten? —

Werner. — Juſt, — haſt Du von dem Prinzen Heraklius[10]) gehört?

Juſt. Heraklius? Ich wüßte nicht.

Werner. Kennſt Du den großen Helden im Morgenlande nicht?

Juſt. Die Weiſen aus dem Morgenlande kenn' ich wohl, die ums Neujahr mit dem Sterne herumlaufen. — —

Werner. Menſch, ich glaube, Du lieſeſt ebenſo wenig die Zeitungen als die Bibel? — Du kennſt den Prinzen Heraklius nicht? den braven Mann nicht, der Perſien weggenommen und nächſter Tage die ottomaniſche Pforte[11]) einſprengen wird? Gott ſei Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg iſt! Ich habe lange genug gehofft, es ſollte hier wieder losgehen. Aber da ſitzen ſie und heilen ſich die Haut. Nein, Soldat war ich, Soldat muß ich wieder ſein! Kurz, — (indem er ſich ſchüchtern umſieht, ob ihn jemand behorcht) im Vertrauen, Juſt, ich wandere nach Perſien, um unter Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Heraklius ein paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

Juſt. Du?

Werner. Ich, wie Du mich hier ſiehſt! Unſere Vorfahren zogen fleißig wieder den Türken und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären. Freilich begreife ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb ſo luſtig ſein kann als einer wider den Franzoſen; aber dafür muß er auch deſto verdienſtlicher ſein, in dieſem und in jenem Leben. Die Türken haben Dir alle Säbels mit Diamanten beſetzt —

Juſt. Um mir von ſo einem Säbel den Kopf ſpalten zu laſſen, reiſe ich nicht eine Meile. Du wirſt doch nicht toll ſein und Dein ſchönes Schulzengericht[12]) verlaſſen? —

Werner. O, das nehme ich mit! — Merkſt Du was? — Das Gütchen iſt verkauft — —

Juſt. Verkauft?

Werner. St! — hier ſind hundert Dukaten, die ich geſtern auf den Kauf bekommen; die bring' ich dem Major —

Juſt. Und was ſoll er damit?

Werner. Was er damit ſoll? Verzehren ſoll er ſie, verſpielen, vertrinken, ver — wie er will. Der Mann muß Geld haben und es iſt ſchlecht genug, daß man ihm das Seinige ſo ſauer macht! Aber ich wüßte ſchon, was ich thäte, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Ich dächte: hol' euch hier alle der Henker! und ginge mit Paul Wernern nach Perſien! — Blitz! — der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch ſchon ſeinen geweſenen Wachtmeiſter Paul Wernern nicht kennt. Unſere Affaire bei den Katzenhäuſern[13]) —

Juſt. Soll ich Dir die erzählen? —

Werner. Du mir? — Ich merke wohl, daß eine ſchöne Diſpoſition über Deinen Verſtand geht. Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen. — Da nimm die hundert Dukaten; gieb ſie dem Major. Sage ihm, er ſoll mir auch die aufheben. Ich muß jetzt auf den Markt; ich habe zwei Wiſpel[14]) Roggen hereingeſchickt; was ich daraus löſe, kann er gleichfalls haben. —

Juſt. Werner, Du meinſt es herzlich gut; aber wir mögen Dein Geld nicht. Behalte Deine Dukaten, und Deine hundert Piſtolen kannſt Du auch unverſehrt wieder bekommen, ſobald als Du willſt.

Werner. So? hat denn der Major noch Geld?

Juſt. Nein.

Werner. Hat er ſich wo welches geborgt?

Juſt. Nein.

Werner. Und wovon lebt ihr denn?

Juſt. Wir laſſen anſchreiben und wenn man nicht mehr anſchreiben will und uns zum Hauſe hinauswirft, ſo verſetzen wir, was wir noch haben und ziehen weiter. — Höre nur, Paul, dem Wirte hier müſſen wir einen Poſſen ſpielen.

Werner. Hat er dem Major was in den Weg gelegt? — Ich bin dabei! —

Juſt. Wie wär's, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie[15]) kommt, aufpaßten und ihn brav durchprügelten? —

Werner. Des Abends? — aufpaßten? — ihrer zwei einem? — Das iſt nichts. —

Juſt. Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf anſteckten? —

Werner. Sengen und brennen? — Kerl, man hört's, daß Du Packknecht geweſen biſt und nicht Soldat; — pfui! Aber was haſt Du denn? Was giebt's denn?

Juſt. Komm nur, Du ſollſt Dein Wunder hören!

Werner. So iſt der Teufel wohl hier gar los?

Juſt. Ja wohl, komm nur!

Werner. Deſto beſſer! Nach Perſien alſo, nach Perſien!

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Szene iſt in dem Zimmer des Fräuleins.)

Minna von Barnhelm. Franziska.

Das Fräulein (im Negligee[16]) nach ihrer Uhr ſehend). Franziska, wir ſind auch ſehr früh aufgeſtanden. Die Zeit wird uns lang werden.

Franziska. Wer kann in den verzweifelten großen Städten ſchlafen? Die Karoſſen,[17]) die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals — das hört nicht auf zu raſſeln, zu ſchreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen, gerade, als ob die Nacht zu nichts weniger wäre als zur Ruhe. — Eine Taſſe Thee, gnädiges Fräulein? —

Das Fräulein. Der Thee ſchmeckt mir nicht. —

Franziska. Ich will von unſerer Schokolade machen laſſen.

Das Fräulein. Laſſ' machen, für Dich!

Franziska. Für mich? Ich wollte eben ſo gern für mich allein plaudern, als für mich allein trinken. —

Freilich wird uns die Zeit ſo lang werden. — Wir werden vor langer Weile uns putzen müſſen und das Kleid verſuchen, in welchem wir den erſten Sturm geben wollen.

Das Fräulein. Was redeſt Du von Stürmen, da ich bloß herkomme, die Haltung der Kapitulation zu fordern?

Franziska. Und der Herr Offizier, den wir vertrieben, und dem wir das Kompliment darüber machen laſſen, er muß auch nicht die feinſte Lebensart haben, ſonſt hätte er wohl um die Ehre können bitten laſſen, uns ſeine Aufwartung machen zu dürfen. —

Das Fräulein. Es ſind nicht alle Offiziere Tellheims. Die Wahrheit zu ſagen, ich ließ ihm das Kompliment auch bloß machen, um Gelegenheit zu haben, mich nach dieſem bei ihm zu erkundigen. — Franziska, mein Herz ſagt es mir, daß meine Reiſe glücklich ſein wird, daß ich ihn finden werde. —

Franziska. Das Herz, gnädiges Fräulein? Man traue doch ja ſeinem Herzen nicht zu viel. Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Maule. Wenn das Maul ebenſo geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, ſo wäre die Mode längſt aufgekommen, die Mäuler unterm Schloſſe zu tragen.

Das Fräulein. Ha! ha! mit Deinen Mäulern unterm Schloſſe! Die Mode wäre mir eben recht!

Franziska. Lieber die ſchönſten Zähne nicht gezeigt, als alle Augenblicke das Herz darüber ſpringen laſſen!

Das Fräulein. Was? biſt Du ſo zurückhaltend? —

Franziska. Nein, gnädiges Fräulein; ſondern ich wollte es gern mehr ſein. Man ſpricht ſelten von der Tugend, die man hat, aber deſto öfter von der, die uns fehlt.

Das Fräulein. Siehſt Du, Franziska? da haſt Du eine ſehr gute Anmerkung gemacht. —

Franziska. Gemacht? Macht man das, was einem ſo einfällt?

Das Fräulein. Und weißt Du, warum ich eigentlich dieſe Anmerkung ſo gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim.

Franziska. Was hätte bei Ihnen nicht auch Beziehung auf ihn?

Das Fräulein. Freund und Feind ſagen, daß er der tapferſte Mann von der Welt iſt. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtſchaffenſte Herz, aber Rechtſchaffenheit und Edelmut ſind Worte, die er nie auf die Zunge bringt.

Franziska. Von was für Tugenden ſpricht er denn?

Das Fräulein. Er ſpricht von keiner; denn ihm fehlt keine.

Franziska. Das wollte ich nur hören.

Das Fräulein. Warte, Franziska, ich beſinne mich. Er ſpricht ſehr oft von Ökonomie.[18]) Im Vertrauen, Franziska, ich glaube, der Mann iſt ein Verſchwender.

Franziska. Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch ſehr oft der Treue und Beſtändigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeiſt wäre?

Das Fräulein. Du Unglückliche! — Aber meinſt Du das im Ernſte, Franziska?

Franziska. Wie lange hat er Ihnen nun ſchon nicht geſchrieben?

Das Fräulein. Ach! ſeit dem Frieden hat er mir nur ein einziges Mal geſchrieben.

Franziska. Auch ein Seufzer wider den Frieden! Wunderbar! der Friede ſollte nur das Böſe wieder gut machen, das der Krieg geſtiftet, und er zerrüttet auch das Gute, was dieſer ſein Gegenpart etwa noch veranlaßt hat. Der Friede ſollte ſo eigenſinnig nicht ſein! — Und wie lange haben wir ſchon Frieden? Die Zeit wird einem gewaltig lang, wenn es ſo wenig Neuigkeiten giebt. — Umſonſt gehen die Poſten wieder richtig; niemand ſchreibt; denn niemand hat was zu ſchreiben.

Das Fräulein. Es iſt Friede, ſchrieb er mir, und ich nähere mich der Erfüllung meiner Wünſche. Aber, daß er mir dieſes nur einmal, nur ein einziges Mal geſchrieben —

Franziska. — Daß er uns zwingt, dieſer Erfüllung der Wünſche ſelbſt entgegenzueilen; finden wir ihn nur, das ſoll er uns entgelten! — Wenn indes der Mann doch Wünſche erfüllt hätte, und wir erführen hier —

Das Fräulein (ängſtlich und hitzig). Daß er tot wäre?

Franziska. Für Sie, gnädiges Fräulein, in den Armen einer andern. —

Das Fräulein. Du Quälgeiſt! Warte, Franziska, er ſoll Dir es gedenken! — Doch ſchwatze nur; ſonſt ſchlafen wir wieder ein. — Sein Regiment ward nach dem Frieden zerriſſen. Wer weiß, in welche Verwirrung von Rechnungen und Nachweiſungen er dadurch geraten? Wer weiß, zu welchem andern Regimente, in welche entlegene Provinz er verſetzt worden? Wer weiß, welche Umſtände — Es pocht jemand.

Franziska. Herein!

Zweiter Auftritt.

Der Wirt. Die Vorigen.

Der Wirt (den Kopf voranſteckend). Iſt es erlaubt, meine gnädige Herrſchaft? —

Franziska. Unſer Herr Wirt? — Nur vollends herein.

Der Wirt (mit einer Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand). Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünſchen, — (zur Franziska) und auch Ihr, mein ſchönes Kind, —

Franziska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franziska. Und wünſchen Ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirt. Darf ich mich unterſtehen zu fragen, wie Ihro Gnaden die erſte Nacht unter meinem ſchlechten Dache geruht? —

Franziska. Das Dach iſt ſo ſchlecht nicht, Herr Wirt; aber die Betten hätten können beſſer ſein.

Der Wirt. Was höre ich? Nicht wohl geruht? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reiſe —

Das Fräulein. Es kann ſein.

Der Wirt. Gewiß, gewiß! denn ſonſt — — Indes, ſollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit geweſen ſein, ſo geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen.

Franziska. Gut, Herr Wirt, gut! Wir ſind auch nicht blöde; und am wenigſten muß man im Gaſthofe blöde ſein. Wir wollen ſchon ſagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirt. Hiernächſt komme ich zugleich — (Indem er die Feder hinter dem Ohre vorzieht.)

Franziska. Nun? —

Der Wirt. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden ſchon die weiſen Verordnungen unſrer Polizei.

Das Fräulein. Nicht im geringſten, Herr Wirt. —

Der Wirt. Wir Wirte ſind angewieſen, keinen Fremden, wes Standes und Geſchlechts er auch ſei, vierundzwanzig Stunden zu behauſen, ohne ſeinen Namen, Heimat, Charakter, hieſige Geſchäfte, vermutliche Dauer des Aufenthalts und ſo weiter gehörigen Orts ſchriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirt. Ihro Gnaden werden alſo ſich gefallen laſſen — (Indem er an einen Tiſch tritt und ſich fertig macht, zu ſchreiben.)

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße —

Der Wirt. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (Er ſchreibt.) „Dato, den 22. Auguſt a. c. allhier zum Könige von Spanien angelangt“ — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Der Wirt (ſchreibt). „von Barnhelm“ — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachſen.

Der Wirt (ſchreibt). „Gütern aus Sachſen“ — aus Sachſen! Ei, ei, aus Sachſen, gnädiges Fräulein? aus Sachſen?

Franziska. Nun? warum nicht? Es iſt doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachſen zu ſein?

Der Wirt. Eine Sünde? Behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachſen alſo? Ei, ei! aus Sachſen! Das liebe Sachſen! — Aber wo mir recht iſt, gnädiges Fräulein, Sachſen iſt nicht klein und hat mehrere — wie ſoll ich es nennen? — Diſtrikte, Provinzen. — Unſere Polizei iſt ſehr exakt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Ich verſtehe: von meinen Gütern aus Thüringen alſo.

Der Wirt. Aus Thüringen! Ja, das iſt beſſer, gnädiges Fräulein, das iſt genauer. — (Schreibt und lieſt.) „Das Fräulein von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebſt einer Kammerfrau und zwei Bedienten“ —

Franziska. Einer Kammerfrau? das ſoll ich wohl ſein?

Der Wirt. Ja, mein ſchönes Kind. —

Franziska. Nun, Herr Wirt, ſo ſetzen ſie anſtatt Kammerfrau Kammerjungfer. — Ich höre, die Polizei iſt ſehr exakt; es möchte ein Mißverſtändnis geben, welches mir bei meinem Aufgebot einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer und heiße Franziska, mit dem Geſchlechtsnamen Willig, Franziska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Rammsdorf.[19]) Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam ſehr jung auf den Hof und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir ſind von einem Alter, künftige Lichtmeß einundzwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es ſoll mir lieb ſein, wenn mich die Polizei recht kennt.

Der Wirt. Gut, mein ſchönes Kind, das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirt. Suchen Ihro Gnaden etwas bei des Königs Majeſtät?

Das Fräulein. O nein!

Der Wirt. Oder bei unſern hohen Juſtizcollegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirt. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirt. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen ſich dieſe eigenen Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen ſich — Franziska, ich glaube, wir werden vernommen.

Franziska. Herr Wirt, die Polizei wird doch nicht die Geheimniſſe eines Frauenzimmers zu wiſſen verlangen?

Der Wirt. Allerdings, mein ſchönes Kind, die Polizei will alles, alles wiſſen, und beſonders Geheimniſſe.

Franziska. Je nun, gnädiges Fräulein, was iſt zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirt; — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrin ſagen?

Franziska. Wir kommen, dem Könige einen Offizier wegzukapern —

Der Wirt. Wie? was? mein Kind! mein Kind!

Franziska. Oder uns von dem Offizier kapern zu laſſen. Beides iſt eins.

Das Fräulein. Franziska, biſt Du toll? — Herr Wirt, die Naſeweiſe hat Sie zum beſten.

Der Wirt. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann ſie ſcherzen ſo viel, wie ſie will; nur mit einer hohen Polizei —

Das Fräulein. Wiſſen Sie was, Herr Wirt? — Ich weiß mich in dieſer Sache nicht zu nehmen. Ich dächte, Sie ließen die ganze Schreiberei bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen ſchon geſtern geſagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte zwei Meilen von hier mit ſeinem Wagen und wollte durchaus nicht, daß mich dieſer Zufall eine Nacht mehr koſten ſollte. Ich mußte alſo voran. Wenn er vierundzwanzig Stunden nach mir eintrifft, ſo iſt es das Längſte.

Der Wirt. Nun ja; gnädiges Fräulein, ſo wollen wir ihn erwarten.

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen beſſer antworten können. Er wird wiſſen, wem und wie weit er ſich zu entdecken hat, was er von ſeinen Geſchäften anzeigen muß, und was er davon verſchweigen darf.

Der Wirt. Deſto beſſer! Freilich, freilich kann man von einem jungen Mädchen (die Franziska mit einer bedeutenden Miene anſehend) nicht verlangen, daß es eine ernſthafte Sache mit ernſthaften Leuten ernſthaft traktiere —

Das Fräulein. Und die Zimmer für ihn ſind doch in Bereitſchaft, Herr Wirt?

Der Wirt. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig, bis auf das eine —

Franziska. Aus dem Sie vielleicht auch noch erſt einen ehrlichen Mann vertreiben müſſen?

Der Wirt. Die Kammerjungfern aus Sachſen, gnädiges Fräulein, ſind wohl ſehr mitleidig? —

Das Fräulein. Doch, Herr Wirt, das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen ſollen.

Der Wirt. Wie ſo, gnädiges Fräulein, wie ſo?

Das Fräulein. Ich höre, daß der Offizier, welcher durch uns verdrängt worden —

Der Wirt. Ja nur ein abgedankter Offizier iſt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Wenn ſchon! —

Der Wirt. Mit dem es zu Ende geht. —

Das Fräulein. Deſto ſchlimmer! Es ſoll ein ſehr verdienter Mann ſein.

Der Wirt. Ich ſage Ihnen ja, daß er abgedankt iſt.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdienten Männer kennen.

Der Wirt. O gewiß, er kennt ſie, er kennt ſie alle. —

Das Fräulein. So kann er ſie nicht alle belohnen.

Der Wirt. Sie wären alle belohnt, wenn ſie darnach gelebt hätten. Aber ſo lebten die Herren während des Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde, als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben ſein würde. Jetzt liegen alle Wirtshäuſer und Gaſthöfe von ihnen voll, und ein Wirt hat ſich wohl mit ihnen in acht zu nehmen. Ich bin mit dieſem noch ſo ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, ſo hatte er doch noch geldeswert, und zwei, drei Monate hätte ich ihn freilich noch ruhig können ſitzen laſſen. Doch beſſer iſt beſſer. — Apropos, gnädiges Fräulein, Sie verſtehen ſich doch auf Juwelen? —

Das Fräulein. Nicht ſonderlich.

Der Wirt. Was ſollten Ihro Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen koſtbaren Ring. Zwar gnädiges Fräulein haben da auch einen ſehr ſchönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen ſo ähnlich iſt. — O! ſehen Sie doch, ſehen Sie doch! (Indem er ihn aus dem Futteral herausnimmt und dem Fräulein zureicht.) Welch ein Feuer! der mittelſte Brillant allein wiegt über fünf Karat.

Das Fräulein. (ihn betrachtend). Wo bin ich? was ſeh' ich? Dieſer Ring —

Der Wirt. Iſt ſeine fünfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

Das Fräulein. Franziska! — Sieh doch! —

Der Wirt. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Piſtolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennſt Du ihn nicht, Franziska?

Franziska. Der nämliche! — Herr Wirt, wo haben Sie dieſen Ring her? —

Der Wirt. Nun, mein Kind? Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Franziska. Wir kein Recht an dieſem Ringe? — Inwärts auf dem Kaſten muß des Fräuleins verzogener Name ſtehn. — Weiſen Sie doch, Fräulein.

Das Fräulein. Er iſt's, er iſt's! — Wie kommen Sie zu dieſem Ringe, Herr Wirt?

Der Wirt. Ich? auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt. — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo ſich der Ring eigentlich herſchreibt? Während des Krieges hat manches ſeinen Herrn, ſehr oft, mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachſen über die Grenze gegangen ſein. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Franziska. Erſt geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirt. Von einem Manne, dem ich ſo was nicht zutrauen kann, von einem ſonſt guten Manne —

Das Fräulein. Von dem beſten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von ſeinem Eigentümer haben. — Geſchwind bringen Sie mir den Mann! Er iſt es ſelbſt, oder wenigſtens muß er ihn kennen.

Der Wirt. Wer denn? wen denn, gnädiges Fräulein?

Franziska. Hören Sie denn nicht? unſern Major.

Der Wirt. Major? Recht, er iſt Major, der dieſes Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Tellheim.

Der Wirt. Von Tellheim, ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er iſt hier? Tellheim iſt hier? Er? er hat in dieſem Zimmer gewohnt? Er! er hat Ihnen dieſen Ring verſetzt? Wie kommt der Mann in dieſe Verlegenheit? Wo iſt er? Er iſt Ihnen ſchuldig? — — Franziska, die Schatulle her! Schließ auf! (Indem ſie Franziska auf den Tiſch ſetzt und öffnet.) Was iſt er Ihnen ſchuldig? Wem iſt er mehr ſchuldig? Bringen Sie mir alle ſeine Schuldner. Hier iſt Geld. Hier ſind Wechſel. Alles iſt ſein!

Der Wirt. Was hör' ich?

Das Fräulein. Wo iſt er? wo iſt er?

Der Wirt. Noch vor einer Stunde war er hier.

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn ſo unfreundlich, ſo hart, ſo grauſam ſein?

Der Wirt. Ihro Gnaden verzeihen —

Das Fräulein. Geſchwind, ſchaffen Sie mir ihn zur Stelle.

Der Wirt. Sein Bedienter iſt vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß er ihn aufſuchen ſoll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie; für dieſen Dienſt allein will ich es vergeſſen, wie ſchlecht Sie mit ihm umgegangen ſind. —

Franziska. Fix, Herr Wirt, hurtig, fort, fort! (Stößt ihn hinaus.)

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska.

Das Fräulein. Nun habe ich ihn wieder, Franziska! Siehſt Du, nun, habe ich ihn wieder! Ich weiß nicht, wo ich vor Freuden bin! Freue Dich doch mit, liebe Franziska. Aber freilich, warum Du? Doch Du ſollſt Dich, Du mußt Dich mit mir freuen. Komm, Liebe, ich will Dich beſchenken, damit Du Dich mit mir freuen kannſt. Sprich, Franziska, was ſoll ich Dir geben? Was ſteht Dir von meinen Sachen an? Was hätteſt Du gern? Nimm, was Du willſt; aber freue Dich nur. Ich ſehe wohl, Du wirſt Dir nichts nehmen. Warte! (ſie faßt in die Schatulle) da, liebe Franziska (und giebt ihr Geld), kaufe Dir, was Du gern hätteſt. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt. Aber freue Dich nur mit mir. Es iſt ſo traurig, ſich allein zu freuen. Nun, ſo nimm doch —

Franziska. Ich ſtehle es Ihnen, Fräulein; Sie ſind trunken, von Fröhlichkeit trunken. —

Das Fräulein. Mädchen, ich habe einen zänkiſchen Rauſch, nimm, oder — (Sie zwingt ihr das Geld in die Hand.) Und wenn Du Dich bedankſt! — Warte; gut, daß ich daran denke. (Sie greift nochmals in die Schatulle nach Geld.) Das, liebe Franziska, ſtecke beiſeite für den erſten bleſſierten armen Soldaten, der uns anſpricht. —

Vierter Auftritt.

Der Wirt. Das Fräulein. Franziska.

Das Fräulein. Nun? wird er kommen?

Der Wirt. Der widerwärtige, ungeſchliffene Kerl!

Das Fräulein. Wer?

Der Wirt. Sein Bedienter. Er weigert ſich, nach ihm zu gehen.

Franziska. Bringen Sie doch den Schurken her. — Des Majors Bediente kenne ich ja wohl alle. Welcher wäre denn das?

Das Fräulein. Bringen Sie ihn geſchwind her. Wenn er uns ſieht, wird er ſchon gehen.

(Der Wirt geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska.

Das Fräulein. Ich kann den Augenblick nicht erwarten. Aber, Franziska, Du biſt noch immer ſo kalt? Du willſt Dich noch nicht mit mir freuen?

Franziska. Ich wollte von Herzen gern; wenn nur —

Das Fräulein. Wenn nur?

Franziska. Wir haben den Mann wiedergefunden; aber wie haben wir ihn wiedergefunden? Nach allem, was wir von ihm hören, muß es ihm übel gehen. Er muß unglücklich ſein, Das jammert mich.

Das Fräulein. Jammert Dich? — Laſſ' Dich dafür umarmen, meine liebſte Geſpielin! Das will ich Dir nie vergeſſen! — Ich bin nur verliebt, und Du biſt gut. —

Sechſter Auftritt.

Der Wirt. Juſt. Die Vorigen.

Der Wirt. Mit genauer Not bring' ich ihn.

Franziska. Ein fremdes Geſicht! Ich kenne ihn nicht.

Das Fräulein. Mein Freund, iſt Er bei dem Major von Tellheim?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Wo iſt Sein Herr?

Juſt. Nicht hier.

Das Fräulein. Aber Er weiß ihn zu finden?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Will Er ihn nicht geſchwind herholen?

Juſt. Nein.

Das Fräulein. Er erweiſt mir damit einen Gefallen. —

Juſt. Ei!

Das Fräulein. Und Seinem Herrn einen Dienſt. —

Juſt. Vielleicht auch nicht. —

Das Fräulein. Woher vermutet Er das?

Juſt. Sie ſind doch die fremde Herrſchaft, die ihn dieſen Morgen komplimentieren laſſen?

Das Fräulein. Ja.

Juſt. So bin ich ſchon recht.

Das Fräulein. Weiß Sein Herr meinen Namen?

Juſt. Nein; aber er kann die allzu höflichen Damen eben ſo wenig leiden als die allzu groben Wirte.

Der Wirt. Das ſoll wohl mit auf mich gehen?

Juſt. Ja.

Der Wirt. So laſſ' Er es doch das gnädige Fräulein nicht entgelten, und hole Er ihn geſchwind her.

Das Fräulein (zu Franziska). Franziska, gieb ihm etwas —

Franziska (die dem Juſt Geld in die Hand drücken will). Wir verlangen Seine Dienſte nicht umſonſt. —

Juſt. Und ich Ihr Geld nicht ohne Dienſte.

Franziska. Eines für das andere. —

Juſt. Ich kann nicht. Mein

Herr hat mir befohlen, auszuräumen. Das thu' ich jetzt und daran, bitte ich, mich nicht weiter zu verhindern. Wenn ich fertig bin, ſo will ich es ihm ja wohl ſagen, daß er herkommen kann. Er iſt nebenan auf dem Kaffeehauſe, und wenn er da nichts Beſſeres zu thun findet, wird er auch wohl kommen. (Will fortgehen.)

Franziska. So warte Er doch. — Das gnädige Fräulein iſt des Herrn Majors — Schweſter. —

Das Fräulein. Ja, ja, ſeine Schweſter.

Juſt. Das weiß ich beſſer, daß der Major keine Schweſter hat. Er hat mich in ſechs Monaten zweimal an ſeine Familie nach Kurland geſchickt. — Zwar es giebt mancherlei Schweſtern —

Franziska. Unverſchämter!

Juſt. Muß man es nicht ſein, wenn einen die Leute ſollen gehen laſſen? (Geht ab.)

Franziska. Das iſt ein Schlingel!

Der Wirt. Ich ſagt' es ja. Aber laſſen Sie ihn nur! Weiß ich doch nunmehr, wo ſein Herr iſt. Ich will ihn gleich ſelbſt holen. — Nur, gnädiges Fräulein, bitte ich unterthänigſt, ſodann ja mich bei dem Herrn Major zu entſchuldigen, daß ich ſo unglücklich geweſen, wider meinen Willen einen Mann von ſeinen Verdienſten —

Das Fräulein. Gehen Sie nur geſchwind, Herr Wirt. Das will ich alles wieder gut machen. (Der Wirt geht ab, und hierauf) Franziska, lauf ihm nach: er ſoll ihm meinen Namen nicht nennen! (Franziska dem Wirte nach.)

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein und hierauf Franziska.

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umſonſt allein ſein. (Sie faltet die Hände.) Auch bin ich nicht allein! (und blickt aufwärts.) Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel iſt das vollkommenſte Gebet! — Ich hab' ihn, ich hab' ihn! (Mit ausgebreiteten Armen.) Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber ſehen als ein fröhliches Geſchöpf! — (Franziska kommt.) Biſt Du wieder da, Franziska? — Er jammert Dich? Mich jammert er nicht. Unglück iſt auch gut. Vielleicht, daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wieder zu geben!

Franziska. Er kann den Augenblick hier ſein. — Sie ſind noch in Ihrem Negligee, gnädiges Fräulein. Wie, wenn Sie ſich geſchwind ankleideten?

Das Fräulein. Geh! ich bitte Dich. Er wird mich von nun an öfter ſo als geputzt ſehen.

Franziska. O, Sie kennen ſich, mein Fräulein.

Das Fräulein (nach einem kurzen Nachdenken). Wahrhaftig, Mädchen, Du haſt es wiederum getroffen.

Franziska. Wenn wir ſchön ſind, ſind wir ungeputzt am ſchönſten.

Das Fräulein. Müſſen wir denn ſchön ſein? — Aber, daß wir uns ſchön glauben, war vielleicht notwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur ſchön bin! — Franziska, wenn alle Mädchen ſo ſind, wie ich mich jetzt fühle, ſo ſind wir — ſonderbare Dinger. — Zärtlich und ſtolz, tugendhaft und eitel. — Du wirſt mich nicht verſtehen. Ich verſtehe mich wohl ſelbſt nicht. — Die Freude macht drehend, wirblig. —

Franziska. Faſſen Sie ſich, mein Fräulein, ich höre kommen. —

Das Fräulein. Mich faſſen? Ich ſollte ihn ruhig empfangen?

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirt. Die Vorigen.

v. Tellheim (tritt herein, und indem er ſie erblickt, fliegt er auf ſie zu). Ah! meine Minna! —

Das Fräulein (ihm entgegenfliegend). Ah! mein Tellheim! —

v. Tellheim (ſtutzt auf einmal und tritt wieder zurück). Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch ſo gar unerwartet nicht ſein? — (Indem ſie ihm näher tritt und er mehr zurückweicht). Ich ſoll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin! —

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein — (Sieht ſtarr auf den Wirt und zuckt die Schultern.)

Das Fräulein (wird den Wirt gewahr und winkt der Franziska). Mein Herr, —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderſeits nicht irren —

Franziska. Je, Herr Wirt, wen bringen Sie uns denn da? Geſchwind kommen Sie, laſſen Sie uns den Rechten ſuchen.

Der Wirt. Iſt es nicht der Rechte? Ei ja doch!

Franziska. Ei nicht doch! Geſchwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen geſagt.

Der Wirt. O! viel Ehre — (Doch ohne von der Stelle zu gehn.)

Franziska (faßt ihn an). Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. — Laſſen Sie ſehen, was wir haben werden —

Der Wirt. Sie ſollen haben fürs erſte —

Franziska. Still, ja ſtille! Wenn das Fräulein jetzt ſchon weiß, was ſie zu Mittag ſpeiſen ſoll, ſo iſt es um ihren Appetit geſchehen. Kommen Sie, das müſſen Sie mir allein ſagen. (Führt ihn mit Gewalt ab.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellheim. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur eine und Sie ſind es. —

Das Fräulein. Welche Umſtände! Was wir uns zu ſagen haben, kann jedermann hören.

v. Tellheim. Sie hier? Was ſuchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts ſuche ich mehr. (Mit offenen Armen auf ihn zugehend.) Alles, was ich ſuchte, habe ich gefunden.

v. Tellheim (zurückweichend). Sie ſuchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann, und finden — einen Elenden.

Das Fräulein. So lieben Sie mich nicht mehr? — und lieben eine andere?

v. Tellheim. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reißen nur einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgiltigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr, und lieben auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben! —

v. Tellheim. Recht, gnädiges Fräulein; der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient ſein Unglück, wenn er dieſen Sieg nicht über ſich ſelbſt zu erhalten weiß; wenn er es ſich gefallen laſſen kann, daß die, welche er liebt, an ſeinem Unglück Anteil nehmen dürfen. — Wie ſchwer iſt dieſer Sieg! — Seitdem mir Vernunft und Notwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergeſſen, was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß dieſe Mühe nicht ewig vergebens ſein würde: — und Sie erſcheinen, mein Fräulein! —

Das Fräulein. Verſteh' ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; laſſen Sie ſehen, wo wir ſind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, meine Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit nichts als einem trocknen Ja oder Nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut: ungeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergeſſen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, dieſe Frage —

Das Fräulein. Sie haben verſprochen, mit nichts als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugeſetzt: wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können; Sie müſſen wiſſen, was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — Ja oder Nein.

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja oder Nein!

v. Tellheim. Nun, Ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholiſcher, anſteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch und haben Ihre Minna noch, und ſind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — iſt. Sie ließ, ſie läßt ſich träumen, Ihr ganzes Glück ſei ſie. — Geſchwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag verſuchen, wie viel ſie deſſen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten nach dem Prahlen weniger gefiele als das Klagen. Aber es giebt eine gewiſſe kalte, nachläſſige Art, von ſeiner Tapferkeit und von ſeinem Unglücke zu ſprechen —

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt iſt.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, ſo hätten Sie ſich auch gar nicht unglücklich nennen ſollen. — Ganz geſchwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Notwendigkeit, die Ihnen mich zu vergeſſen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft; ich habe ſehr viel Ehrerbietung für die Notwendigkeit. — Aber laſſen Sie doch hören, wie vernünftig dieſe Vernunft, wie notwendig dieſe Notwendigkeit iſt.

v. Tellheim. Wohl denn; ſo hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. — Aber Sie meinen, ich ſei der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben, der blühende Mann, voller Anſprüche, voller Ruhmbegierde, der ſeines ganzen Körpers, ſeiner ganzen Seele mächtig war, vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröffnet ſtanden, der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wenn er ſchon Ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieſer Tellheim bin ich eben ſo wenig, — als ich mein Vater bin. Beide ſind geweſen. — Ich bin Tellheim, der verabſchiedete, der an ſeiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, verſprachen Sie ſich: wollen Sie dieſem Wort halten?

Das Fräulein. Das klingt ſehr tragiſch! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wiederfinde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt, — dieſer wird mir ſchon aus der Not helfen müſſen. — Deine Hand, lieber Bettler! (Indem ſie ihn bei der Hand ergreift.)

v. Tellheim (der die andere Hand mit dem Hute vor das Geſicht ſchlägt und ſich von ihr anwendet). Das iſt zuviel! — Wo bin ich? — Laſſen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich; — laſſen Sie mich.

Das Fräulein. Was iſt Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen! —

Das Fräulein. Von mir? (Indem ſie ſeine Hand an ihre Bruſt zieht.) Träumer.

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich tot zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu ſehen. — Oder doch ſo entſchloſſen, ſo feſt entſchloſſen, — keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbeſonnenheit begehen zu laſſen. — Laſſen Sie mich, Minna! (Reißt ſich los und ab.)

Das Fräulein (ihm nach). Minna Sie laſſen? Tellheim! Tellheim!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Szene: der Saal.)

Juſt (einen Brief in der Hand).

Muß ich doch noch einmal in das verdammte Haus kommen! — Ein Briefchen von meinem Herrn an das gnädige Fräulein, das ſeine Schweſter ſein will. — Wenn ſich nur da nichts anſpinnt! — Sonſt wird des Brieftragens kein Ende werden. — Ich wäre es gern los; aber ich möchte auch nicht gern ins Zimmer hinein. — Das Frauenszeug fragt ſo viel, und ich antworte ſo ungern! — Ha, die Thüre geht auf. Wie gewünſcht! das Kammerkätzchen!

Zweiter Auftritt.

Franziska. Juſt.

Franziska (zur Thüre hinein, aus der ſie kommt). Sorgen Sie nicht; ich will ſchon aufpaſſen. — Sieh! (Indem ſie Juſten gewahr wird.) Da ſtieße mir ja gleich was auf. Aber mit dem Vieh iſt nichts anzufangen.

Juſt. Ihr Diener —

Franziska. Ich wollte ſo einen Diener nicht —

Juſt. Nu, nu, verzeih Sie mir die Redensart! — Da bring' ich ein Briefchen von meinem Herrn an Ihre Herrſchaft, das gnädige Fräulein — Schweſter. — War's nicht ſo? Schweſter.

Franziska. Geb Er her! (Reißt ihm den Brief aus der Hand.)

Juſt. Sie ſoll ſo gut ſein, läßt mein Herr bitten, und es übergeben. Hernach ſoll Sie ſo gut ſein, läßt mein Herr bitten — daß Sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Franziska. Nun denn?

Juſt. Mein Herr verſteht den Rummel. Er weiß, daß der Weg zu den Fräuleins durch die Kammermädchens geht, — bild' ich mir ein! — Die Jungfer ſoll alſo ſo gut ſein, — läßt mein Herr bitten, — und ihm ſagen laſſen, ob er nicht das Vergnügen haben könnte, die Jungfer auf ein Viertelſtündchen zu ſprechen.

Franziska. Mich?

Juſt. Verzeih Sie mir, wenn ich Ihr einen unrechten Titel gebe. — Ja, Sie! — Nur auf ein Viertelſtündchen, aber allein, ganz allein, insgeheim, unter vier Augen. Er hätte Ihr was ſehr Notwendiges zu ſagen.

Franziska. Gut! ich habe ihm auch viel zu ſagen. — Er kann nur kommen; ich werde zu ſeinem Befehle ſein.

Juſt. Aber, wann kann er kommen? Wann iſt es Ihr am gelegenſten, Jungfer? So in der Dämmerung? —

Franziska. Wie meint Er das? — Sein Herr kann kommen, wann er will; — und damit packe Er ſich nur!

Juſt. Herzlich gern! (Will fortgehen.)

Franziska. Hör' Er doch! noch auf ein Wort. — Wo ſind denn die anderen Bedienten des Majors?

Juſt. Die andern? Dahin, dorthin, überallhin.

Franziska. Wo iſt Wilhelm?

Juſt. Der Kammerdiener? den läßt der Major reiſen.

Franziska. So? und Philipp, wo iſt der?

Juſt. Der Jäger? den hat der Herr aufzuheben gegeben.

Franziska. Weil er jetzt keine Jagd hat, ohne Zweifel. — Aber Martin?

Juſt. Der Kutſcher? der iſt weggeritten.

Franziska. Und Fritz?

Juſt. Der Läufer? der iſt avanciert.

Franziska. Wo war Er denn, als der Major bei uns in Thüringen im Winterquartiere ſtand? Er war wohl noch nicht bei ihm?

Juſt. O ja, ich war Reitknecht bei ihm; aber ich lag im Lazarett.

Franziska. Reitknecht? Und jetzt iſt Er?

Juſt. Alles in allem, Kammerdiener und Jäger, Läufer und Reitknecht.

Franziska. Das muß ich geſtehen! So viele gute, tüchtige Leute von ſich zu laſſen, und gerade den Allerſchlechteſten zu behalten! Ich möchte doch wiſſen, was Sein Herr an Ihm fände!

Juſt. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Franziska. O, man iſt auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts iſt als ehrlich. — Wilhelm war ein andrer Menſch! — Reiſen läßt ihn der Herr?

Juſt. Ja, er läßt ihn, — da er's nicht hindern kann.

Franziska. Wie?

Juſt. O, Wilhelm wird ſich alle Ehre auf ſeinen Reiſen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Franziska. Was? Er iſt doch nicht damit durchgegangen?

Juſt. Das kann man nun eben nicht ſagen; ſondern als wir von Nürnberg weggingen, iſt er uns nur nicht damit nachgekommen.

Franziska. O der Spitzbube!

Juſt. Es war ein ganzer Menſch! er konnte friſieren und raſieren und parlieren — und charmieren. — Nicht wahr?

Franziska. Sonach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major geweſen wäre. Konnte er ihn ſchon nicht als Jäger nützen, ſo war es doch ſonſt ein tüchtiger Burſche. — Wem hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

Juſt. Dem Kommandanten von Spandau.

Franziska. Der Feſtung? Die Jagd auf den Wällen kann doch da auch nicht groß ſein.

Juſt. O, Philipp jagt auch da nicht.

Franziska. Was thut er denn?

Juſt. Er karrt.20)

Franziska. Er karrt?

Juſt. Aber nur auf drei Jahre. Er machte ein kleines Komplott unter des Herrn Kompagnie und wollte ſechs Mann durch die Vorpoſten bringen.21)

Franziska. Ich erſtaune; der Böſewicht!

Juſt. O, es iſt ein tüchtiger Kerl, ein Jäger, der fünfzig Meilen in der Runde, durch Wälder und Moräſte, alle Fußſteige, alle Schleifwege kennt. Und ſchießen kann er!

Franziska. Gut, daß der Major nur noch den braven Kutſcher hat!

Juſt. Hat er ihn noch?

Franziska. Ich denke, er ſagte, Martin wäre weggeritten? So wird er doch wohl wiederkommen?

Juſt. Meint Sie?

Franziska. Wo iſt er denn hingeritten?

Juſt. Es geht nun in die zehnte Woche, da ritt er mit des Herrn einzigem und letztem Reitpferde — nach der Schwemme.

Franziska. Und iſt noch nicht wieder da? O, der Galgenſtrick!

Juſt. Die Schwemme kann den braven Kutſcher auch wohl verſchwemmt haben! — Es war gar ein rechter Kutſcher! Er hatte in Wien zehn Jahre gefahren. So einen kriegt der Herr gar nicht wieder. Wenn die Pferde in vollem Rennen waren, ſo durfte er nur machen: Brr! und auf einmal ſtanden ſie wie die Mauern. Dabei war er ein ausgelernter Roßarzt!

Franziska. Nun iſt mir für das Avancement des Läufers bange.

Juſt. Nein, nein, damit hat's ſeine Richtigkeit. Er iſt Trommelſchläger bei einem Garniſonregimente geworden.

Franziska. Dacht' ich's doch.

Juſt. Fritz hing ſich an ein liederliches Weibsbild, kam des Nachts niemals nach Hauſe, machte auf des Herrn Namen überall Schulden und tauſend infame Streiche. Kurz, der Major ſah, daß er mit aller Gewalt höher wollte (das Hängen pantomimiſch anzeigend); er brachte ihn alſo auf guten Weg.

Franziska. O, der Bube!

Juſt. Aber, ein perfekter Läufer iſt er, das iſt gewiß. Wenn ihm der Herr fünfzig Schritte vorgab, ſo konnte er ihn mit ſeinem beſten Renner nicht einholen. Fritz hingegen kann dem Galgen tauſend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er holt ihn ein. — Es waren wohl alles Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Wilhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz? — Nun, Juſt empfiehlt ſich! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Franziska und hernach der Wirt.

Franziska (die ihm ernſthaft nachſieht). Ich verdiene den Biß! — Ich bedanke mich, Juſt. Ich ſetzte die Ehrlichkeit zu tief herab. Ich will die Lehre nicht vergeſſen. — Ah! der unglückliche Mann! (Kehrt ſich um und will nach dem Zimmer des Fräuleins gehen, indem der Wirt kommt.)

Der Wirt. Warte Sie doch, mein ſchönes Kind.

Franziska. Ich habe jetzt nicht Zeit, Herr Wirt —

Der Wirt. Nur ein kleines Augenblickchen! — Noch keine Nachricht weiter von dem Herrn Major? Das konnte doch unmöglich ſein Abſchied ſein! —

Franziska. Was denn?

Der Wirt. Hat es Ihr das gnädige Fräulein nicht erzählt? — Als ich Sie, mein ſchönes Kind, unten in der Küche verließ, ſo kam ich von ungefähr wieder hier in den Saal —

Franziska. Von ungefähr, in der Abſicht, ein wenig zu horchen.

Der Wirt. Ei, mein Kind, wie kann Sie das von mir denken? Einem Wirte läßt nichts übler als Neugierde. — Ich war nicht lange hier, ſo prellte auf einmal die Thüre bei dem gnädigen Fräulein auf. Der Major ſtürzte heraus; das Fräulein ihm nach; beide in einer Bewegung, mit Blicken, in einer Stellung — ſo was läßt ſich nur ſehen. Sie ergriff ihn; er riß ſich los; ſie ergriff ihn wieder. „Tellheim!" — „Fräulein! laſſen Sie mich!" — „Wohin?" — So zog er ſie bis an die Treppe. Mir war ſchon bange, er würde ſie mit hinabreißen. Aber er wand ſich noch los. Das Fräulein blieb an der oberſten Schwelle ſtehen, ſah ihm nach, rief ihm nach, rang die Hände. Auf einmal wandte ſie ſich um, lief nach dem Fenſter, von dem Fenſter wieder zur Treppe, von der Treppe in dem Saal hin und wieder. Hier ſtand ich; hier ging ſie dreimal bei mir vorbei, ohne mich zu ſehen. Endlich war es, als ob ſie mich ſähe; aber, Gott ſei bei uns! ich glaube, das Fräulein ſah mich für Sie an, mein Kind. „Franziska," rief ſie, die Augen auf mich gerichtet, „bin ich nun glücklich?" Drauf ſah ſie ſteif an die Decke, und wiederum: „bin ich nun glücklich?" Drauf wiſchte ſie ſich Thränen aus dem Auge und lächelte und fragte mich wiederum: „Franziska, bin ich nun glücklich?" — Wahrhaftig, ich wußte nicht, wie mir war. Bis ſie nach ihrer Thür lief; da kehrte ſie ſich nochmals nach mir um: „So komm doch, Franziska; wer jammert Dich nun?" — Und damit hinein.

Franziska. O, Herr Wirt, das hat Ihnen geträumt.

Der Wirt. Geträumt? Nein, mein ſchönes Kind, ſo umſtändlich träumt man nicht. — Ja, ich wollte wie viel drum geben, — ich bin nicht neugierig, — aber ich wollte wie viel drum geben, wenn ich den Schlüſſel dazu hätte.

Franziska. Den Schlüſſel? zu unſrer Thüre, Herr Wirt, der ſteckt innerhalb; wir haben ihn zur Nacht hereingezogen; wir ſind furchtſam.

Der Wirt. Nicht ſo einen Schlüſſel; ich will ſagen, mein ſchönes Kind, den Schlüſſel, die Auslegung gleichſam, ſo den eigentlichen Zuſammenhang von dem, was ich geſehen. —

Franziska. Ja ſo! — Nun, Adieu, Herr Wirt. Werden wir bald eſſen, Herr Wirt?

Der Wirt. Mein ſchönes Kind, nicht zu vergeſſen, was ich eigentlich ſagen wollte.

Franziska. Nun? aber nur kurz —

Der Wirt. Das gnädige Fräulein hat noch meinen Ring; ich nenne ihn meinen —

Franziska. Er ſoll Ihnen unverloren ſein.

Der Wirt. Ich trage darum auch

keine Sorge, ich will's nur erinnern. Sieht Sie, ich will ihn gar nicht einmal wieder haben. Ich kann mir doch wohl an den Fingern abzählen, woher ſie den Ring kannte, und woher er dem ihrigen ſo ähnlich ſah. Er iſt in ihren Händen am beſten aufgehoben. Ich mag ihn gar nicht mehr und will indes die hundert Piſtolen, die ich darauf gegeben habe, auf des gnädigen Fräuleins Rechnung ſetzen. Nicht ſo recht, mein ſchönes Kind?

Vierter Auftritt.

Paul Werner. Der Wirt. Franziska.

Werner. Da iſt er ja!

Franziska. Hundert Piſtolen? Ich meinte, nur achtzig.

Der Wirt. Es iſt wahr, nur neunzig, nur neunzig. Das will ich thun, mein ſchönes Kind, das will ich thun.

Franziska. Alles das wird ſich finden, Herr Wirt.

Werner (der ihnen hinterwärts näher kommt und auf einmal der Franziska auf die Schulter klopft). Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen!

Franziska (erſchrickt). He!

Werner. Erſchreck' Sie nicht! — Frauenzimmmerchen, Frauenzimmerchen, ich ſeh', Sie iſt hübſch und iſt wohl gar fremd. — Und hübſche fremde Leute müſſen gewarnt werden — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, nehm' Sie ſich vor dem Manne in Acht! (Auf den Wirt zeigend.)

Der Wirt. Je, unvermutete Freude! Herr Paul Werner! Willkommen bei uns, willkommen! — Ah, es iſt doch immer noch der luſtige, ſpaßhafte, ehrliche Werner! — Sie ſoll ſich vor mir in acht nehmen, mein ſchönes Kind! Ha, ha, ha!

Werner. Geh Sie ihm überall aus dem Wege!

Der Wirt. Mir! mir! — Bin ich denn ſo gefährlich? — Ha, ha, ha! — Hör' Sie doch, mein ſchönes Kind! Wie gefällt Ihr der Spaß?

Werner. Daß es doch immer ſeinesgleichen für Spaß erklären, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt.

Der Wirt. Die Wahrheit! ha, ha, ha! — Nicht wahr, mein ſchönes Kind, immer beſſer! Der Mann kann ſpaßen! Ich gefährlich? — ich? — ſo vor zwanzig Jahren war was dran. Ja, ja, mein ſchönes Kind, da war ich gefährlich; da wußte manche davon zu ſagen; aber jetzt —

Werner. O, über den alten Narren!

Der Wirt. Da ſteckt's eben! Wenn wir alt werden, iſt es mit unſerer Gefährlichkeit aus. Es wird Ihm auch nicht beſſer gehn, Herr Werner!

Werner. Potz Geck und kein Ende! — Frauenzimmerchen, ſo viel Verſtand wird Sie mir wohl zutrauen, daß ich von *der* Gefährlichkeit nicht rede. Der eine Teufel hat ihn verlaſſen, aber es ſind dafür ſieben andere in ihn gefahren —

Der Wirt. O, hör' Sie doch, hör' Sie doch! Wie er das nun wieder ſo herum zu bringen weiß! — Spaß über Spaß, und immer was Neues! O, es iſt ein vortrefflicher Mann, der Herr Paul Werner! — (Zur Franziska, wie ins Ohr.) Ein wohlhabender Mann und noch ledig. Er hat drei Meilen von hier ein ſchönes Freiſchulzengericht.[22] Der hat Beute gemacht im Kriege! — Und iſt Wachtmeiſter bei unſerm Herrn Major geweſen. O, das iſt ein Freund von unſerm Herrn Major! das iſt ein Freund! der ſich für ihn tot ſchlagen ließe! —

Werner. Ja! und das iſt ein Freund von meinem Major! das iſt ein Freund! — den der Major ſollte tot ſchlagen laſſen.

Der Wirt. Wie? was? — Nein, Herr Werner, das iſt nicht guter Spaß. — Ich kein Freund vom Herrn Major? — Nein, den Spaß verſteh' ich nicht.

Werner. Juſt hat mir ſchöne Dinge erzählt.

Der Wirt. Juſt? Ich dacht's wohl, daß Juſt durch Sie ſpräche. Juſt iſt ein böſer, garſtiger Menſch. Aber hier iſt ein ſchönes Kind zur Stelle; das kann reden; das mag ſagen, ob ich kein Freund von dem Herrn Major bin? ob ich ihm keine Dienſte erwieſen habe? Und warum ſollte ich nicht ſein Freund ſein? Iſt er nicht ein verdienter Mann? Es iſt wahr, er hat das Unglück gehabt, abgedankt zu werden: aber was thut das? Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen; und wenn er ſie auch alle kennte, ſo kann er ſie nicht alle belohnen.

Werner. Das heißt Ihn Gott ſprechen! — Aber Juſt — freilich iſt an Juſten auch nicht viel Beſonderes; doch ein Lügner iſt Juſt nicht; und wenn das wahr wäre, was er mir geſagt hat —

Der Wirt. Ich will von Juſten nichts hören! Wie geſagt, das ſchöne Kind hier mag ſprechen! (Zu ihr ins Ohr.) Sie weiß, mein Kind, den Ring! — Erzähl' Sie es doch Herr Wernern. Da wird er mich beſſer kennen lernen. Und damit es nicht herauskommt, als ob Sie mir nur zu Gefallen rede, ſo will ich nicht einmal dabei ſein. Ich will nicht dabei ſein; ich will gehen; aber Sie ſollen mir es wiederſagen, Herr Werner, Sie ſollen mir es wiederſagen, ob Juſt nicht ein garſtiger Verleumder iſt.

Fünfter Auftritt.

Paul Werner. Franziska.

Werner. Frauenzimmerchen! kennt Sie denn meinen Major?

Franziska. Den Major von Tellheim? Ja wohl kenn' ich den braven Mann.

Werner. Iſt es nicht ein *braver* Mann? Iſt Sie dem Manne wohl gut? —

Franziska. Vom Grunde meines Herzens.

Werner. Wahrhaftig? Sieht Sie, Frauenzimmerchen, nun kommt Sie mir noch einmal ſo ſchön vor. — Aber was ſind denn das für Dienſte, die der Wirt unſerm Major will erwieſen haben?

Franziska. Ich wüßte eben nicht; es wäre denn, daß er ſich das Gute zuſchreiben wollte, welches glücklicher Weiſe aus ſeinem ſchurkiſchen Betragen entſtanden.

Werner. So wäre es ja wahr, was mir Juſt geſagt hat? — (Gegen die Seite, wo der Wirt abgegangen.) Dein Glück, daß Du gegangen biſt! — Er hat ihm wirklich die Zimmer ausgeräumt? — So einem Manne ſo einen Streich zu ſpielen, weil ſich das Eſelsgehirn einbildet, daß der Mann kein Geld mehr habe! Der Major kein Geld!

Franziska. So? hat der Major Geld?

Werner. Wie Heu! Er weiß nicht, wie viel er hat. Er weiß nicht, wer ihm ſchuldig iſt. Ich bin ihm ſelber ſchuldig und bringe ihm ein altes Reſtchen. Sieht Sie, Frauenzimmerchen, hier in dieſem Beutelchen (das er aus der einen Taſche zieht) ſind hundert Louisd'or, und in dieſem Röllchen (das er aus der andern zieht) hundert Dukaten! Alles ſein Geld!

Franziska. Wahrhaftig? Aber warum verſetzt denn der Major? Er hat ja einen Ring verſetzt —

Werner. Verſetzt! Glaub' Sie doch ſo was nicht. Vielleicht, daß er den Bettel hat gern wollen los ſein.

Franziska. Es iſt kein Bettel! Es iſt ein ſehr koſtbarer Ring, den er wohl noch dazu von lieben Händen hat.

Werner. Das wird's auch ſein. Von lieben Händen! ja, ja! So was erinnert einen manchmal, woran man nicht gern erinnert ſein will. Drum ſchafft man's aus den Augen.

Franziska. Wie?

Werner. Dem Soldaten geht's in Winterquartieren wunderlich. Da hat er nichts zu thun und pflegt ſich und macht vor Langerweile Bekanntſchaften, die er nur auf den Winter meinet, und die das gute Herz, mit dem er ſie macht, für Zeitlebens annimmt. Huſch iſt ihm denn ein Ringelchen an den Finger praktiziert; er weiß ſelbſt nicht, wie es dran kommt. Und nicht ſelten gäb' er gern den Finger mit drum, wenn er es nur wieder los werden könnte.

Franziska. Ei, und ſollte es dem Major auch ſo gegangen ſein?

Werner. Ganz gewiß. Beſonders in Sachſen; wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte, er hätte ſie alle zwanzig voller Ringe gekriegt.

Franziska (bei Seite). Das klingt ja ganz beſonders und verdient unterſucht zu werden. — — Herr Freiſchulze, oder Herr Wachtmeiſter —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn's Ihr nichts verſchlägt: — Herr Wachtmeiſter, höre ich am liebſten.

Franziska. Nun, Herr Wachtmeiſter, hier habe ich ein Briefchen von dem Herrn Major an meine Herrſchaft. Ich will es nur geſchwind hineintragen und bin gleich wieder da. Will Er wohl ſo gut ſein und ſo lange hier warten? Ich möchte gar zu gern mehr mit Ihm plaudern.

Werner. Plaudert Sie gern, Frauenzimmerchen? Nun meinetwegen; geh Sie nur; ich plaudre auch gern; ich will warten.

Franziska. O, warte Er doch ja! (Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Paul Werner. Das iſt kein unebenes Frauenzimmerchen! — Aber ich hätte ihr doch nicht verſprechen ſollen, zu warten. — Denn das Wichtigſte wäre wohl, ich ſuchte den Major auf. — Er will mein Geld nicht und verſetzt lieber? — Daran kenn' ich ihn. — Es fällt mir ein Schneller[22] ein. — Als ich vor vierzehn Tagen in der Stadt war, beſuchte ich die Rittmeiſterin Marloff. Das arme Weib lag krank und jammerte, daß ihr Mann dem Major vierhundert Thaler ſchuldig geblieben wäre, die ſie nicht wüßte, wie ſie ſie bezahlen ſollte. Heute wollte ich ſie wieder beſuchen; — ich wollte ihr ſagen, wenn ich das Geld für mein Gütchen ausgezahlt kriegte, daß ich ihr fünfhundert Thaler leihen könnte. — Denn ich muß ja wohl was davon in Sicherheit bringen, wenn's in Perſien nicht geht. — Aber ſie war über alle Berge. Und ganz gewiß wird ſie den Major nicht haben bezahlen können. — Ja, ſo will ich's machen, und das je eher, je lieber. — Das Frauenzimmerchen mag mir's nicht übel nehmen; ich kann nicht warten. (Geht in Gedanken ab und ſtößt faſt auf den Major, der ihm entgegenkommt.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. So in Gedanken, Werner?

Werner. Da ſind Sie ja; ich wollte eben gehn und Sie in Ihrem neuen Quartiere beſuchen, Herr Major.

v. Tellheim. Um mir auf den Wirt des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht dran.

Werner. Das hätte ich beiher gethan; ja. Aber eigentlich wollte ich mich nur bei Ihnen bedanken, daß Sie ſo gut geweſen und mir die hundert Louisd'or aufgehoben. Juſt hat mir ſie wiedergegeben. Es wäre mir wohl freilich lieb, wenn Sie mir ſie noch länger aufheben könnten. Aber Sie ſind in ein neu Quartier gezogen, das weder Sie noch ich kennen. Wer weiß, wie's da iſt. Sie könnten Ihnen da geſtohlen werden, und Sie müßten mir ſie erſetzen; da hülfe nichts davor. Alſo kann ich's Ihnen freilich nicht zumuten.

v. Tellheim (lächelnd). Seit wann biſt Du ſo vorſichtig, Werner?

Werner. Es lernt ſich wohl. Man kann heutzutage mit ſeinem Gelde nicht vorſichtig genug ſein. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu beſtellen, Herr Major, von der Rittmeiſterin Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann iſt Ihnen ja vierhundert Thaler ſchuldig geblieben; hier ſchickt ſie Ihnen auf Abſchlag hundert Dukaten. Das Übrige will ſie künftige Woche ſchicken. Ich möchte wohl ſelber Urſache ſein, daß ſie die Summe nicht ganz ſchickt. Denn ſie war mir auch ein Thaler achtzig ſchuldig; und weil ſie dachte, ich wäre gekommen ſie zu mahnen, — wie's denn auch wohl wahr war, — ſo gab ſie mir ſie, und gab ſie mir aus dem Röllchen, das ſie für Sie ſchon zurechtgelegt hatte. — Sie können auch ſchon eher Ihre hundert Thaler ein acht Tage noch miſſen, als ich meine paar Groſchen. — Da nehmen Sie doch! (Reicht ihm die Rolle Dukaten.)

v. Tellheim. Werner!

Werner. Nun? warum ſehen Sie mich ſo ſtarr an? — So nehmen Sie doch, Herr Major! —

v. Tellheim. Werner!

Werner. Was fehlt Ihnen? Was ärgert Sie?

v. Tellheim (bitter, indem er ſich vor die Stirne ſchlägt und mit dem Fuße auftritt). Daß es — die vierhundert Thaler nicht ganz ſind!

Werner. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verſtanden?

v. Tellheim. Eben weil ich Dich verſtanden habe! — Daß mich doch die beſten Menſchen heut am meiſten quälen müſſen!

Werner. Was ſagen Sie?

v. Tellheim. Es geht Dich nur zur Hälfte an! — Geh, Werner! (Indem er die Hand, mit der ihm Werner die Dukaten reicht, zurück ſtößt.)

Werner. Sobald ich das los bin!

v. Tellheim. Werner, wenn Du nun von mir hörſt, daß die Marloff heute ganz früh ſelbſt bei mir geweſen iſt?

Werner. So?

v. Tellheim. Daß ſie mir nichts mehr ſchuldig iſt?

Werner. Wahrhaftig?

v. Tellheim. Daß ſie mich bei Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirſt Du dann ſagen?

Werner (der ſich einen Augenblick beſinnt). Ich werde ſagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsföttſche Sache ums Lügen iſt, weil man drüber ertappt werden kann.

v. Tellheim. Und wirſt Dich ſchämen?

Werner. Aber der, der mich ſo zu lügen zwingt, was ſollte der? Sollte der ſich nicht auch ſchämen? Sehen Sie, Herr Major; wenn ich ſagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdröſſe, ſo hätte ich wieder gelogen, und ich will nicht mehr lügen. —

v. Tellheim. Sei nicht verdrießlich, Werner! Ich erkenne Dein Herz und Deine Liebe zu mir. Aber ich brauche Dein Geld nicht.

Werner. Sie brauchen es nicht? Und verkaufen lieber und verſetzen lieber und bringen ſich lieber in der Leute Mäuler?

v. Tellheim. Die Leute mögen es immer wiſſen, daß ich nichts mehr habe. Man muß nicht reicher ſcheinen wollen, als man iſt.

Werner. Aber warum ärmer? Wir haben, ſo lange unſer Freund hat.

v. Tellheim. Es ziemt ſich nicht, daß ich Dein Schuldner bin.

Werner. Ziemt ſich — nicht? Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, ſich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte, und Sie zu mir kamen und ſagten: Werner, haſt Du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflaſche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte ſich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Waſſer damals nicht oft mehr wert war als alle der Quark! (Indem er auch den Beutel mit den Louisdoren herauszieht und ihm beides hinreicht.) Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie ſich ein, es iſt Waſſer. Auch das hat Gott für alle geſchaffen.

v. Tellheim. Du marterſt mich; Du hörſt es ja, ich will Dein Schuldner nicht ſein.

Werner. Erſt ziemte es ſich nicht; nun wollen Sie nicht? Ja, das iſt was anderes. (Etwas ärgerlich.) Sie wollen mein Schuldner nicht ſein? Wenn Sie es denn aber ſchon wären, Herr Major? Oder ſind Sie dem Manne nichts ſchuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf ſpalten ſollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Bruſt jagen wollte? — Was können Sie dieſem Manne mehr ſchuldig werden? Oder hat es mit meinem Halſe weniger zu ſagen als mit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht iſt, bei meiner armen Seele, ſo iſt es auch ſehr abgeſchmackt gedacht!

v. Tellheim. Mit wem ſprichſt Du ſo, Werner? Wir ſind allein; jetzt darf ich es ſagen; wenn uns ein Dritter hörte, ſo wäre es Windbeutelei. Ich bekenne es mit Vergnügen, daß ich Dir zweimal mein Leben zu danken habe. Aber, Freund, woran fehlte mir es, daß ich bei Gelegenheit nicht eben ſo viel für Dich würde gethan haben? He!

Werner. Nur an der Gelegenheit! Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinſten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen ſehen?

v. Tellheim. Alſo!

Werner. Aber —

v. Tellheim. Warum verſtehſt Du mich nicht recht? Ich ſage: es ziemt ſich nicht, daß ich Dein Schuldner bin; ich will Dein Schuldner nicht ſein. Nämlich in den Umſtänden nicht, in welchen ich mich jetzt befinde.

Werner. So, ſo! Sie wollen es verſparen bis auf beſſere Zeiten; Sie wollen ein ander Mal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie ſelbſt welches haben, und ich vielleicht keines.

v. Tellheim. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wieder zu geben weiß.

Werner. Einem Mann wie Sie kann es nicht immer fehlen.

v. Tellheim. Du kennſt die Welt! — Am wenigſten muß man ſodann von einem borgen, der ſein Geld ſelbſt braucht.

Werner. O ja, ſo einer bin ich! Wozu braucht' ich's denn? — Wo man einen Wachtmeiſter nötig hat, giebt man ihm auch zu leben.

v. Tellheim. Du brauchſt es, mehr als Wachtmeiſter zu werden, Dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der ohne Geld auch der Würdigſte zurückbleiben kann.

Werner. Mehr als Wachtmeiſter zu werden? daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachtmeiſter und dürfte leicht ein ſchlechter Rittmeiſter und ſicherlich noch ein ſchlechterer General werden. Die Erfahrung hat man.

v. Tellheim. Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von Dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Juſt geſagt hat. Du haſt Dein Gut verkauft und willſt wieder herumſchwärmen. Laſſ' mich nicht von Dir glauben, daß Du nicht ſowohl das Metier 23) als die wilde, liederliche Lebensart liebeſt, die unglücklicherweiſe damit verbunden iſt. Man muß Soldat ſein für ſein Land, oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Abſicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleiſcherknecht reiſen, weiter nichts.

Werner. Nun ja doch, Herr Major; ich will Ihnen folgen. Sie wiſſen beſſer, was ſich gehört. Ich will bei Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld. Heut oder morgen muß Ihre Sache aus ſein. Sie müſſen Geld die Menge bekommen. Sie ſollen mir es ſodann mit Intereſſen wiedergeben. Ich thu' es ja nur der Intereſſen wegen.

v. Tellheim. Schweig davon!

Werner. Bei meiner armen Seele, ich thu' es nur der Intereſſen wegen! — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit Dir aufs Alter werden? wenn Du zu Schanden gehauen biſt? wenn Du nichts haben wirſt? wenn Du wirſt betteln gehen müſſen? ſo dachte ich wieder: Nein, Du wirſt nicht betteln gehn; Du wirſt zum Major Tellheim gehn; der wird ſeinen letzten Pfennig mit Dir teilen; der wird Dich zu Tode füttern; bei dem wirſt Du als ein ehrlicher Kerl ſterben können.

v. Tellheim (indem er Werners Hand ergreift). Und, Kamerad, das denkſt Du nicht noch?

Werner. Nein, das denk' ich nicht mehr. Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nichts geben, wenn er's hat und ich's bedarf. — Schon gut! (Will gehn.)

v. Tellheim. Menſch, mache mich nicht raſend! Wo willſt Du hin? (Hält ihn zurück.) Wenn ich Dich nun auf meine Ehre verſichere, daß ich noch Geld habe; wenn ich Dir auf meine Ehre verſpreche, daß ich Dir es ſagen will, wenn ich keines mehr habe; daß Du der erſte und einzige ſein ſollſt, bei dem ich mir etwas borgen will: — biſt Du dann zufrieden?

Werner. Muß ich nicht? — Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Major.

v. Tellheim. Da, Paul! — Und nun genug davon. Ich kam hieher, um ein gewiſſes Mädchen zu ſprechen —

Achter Auftritt.

Franziska (aus dem Zimmer des Fräuleins).
v. Tellheim. Paul Werner.

Franziska (im Hereintreten). Sind Sie noch da, Herr Wachtmeiſter? — (Indem ſie den Tellheim gewahr wird.) Und Sie ſind auch da, Herr Major? — Den Augenblick bin ich zu Ihren Dienſten. (Geht geſchwind wieder in das Zimmer.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. Das war ſie! — Aber ich höre ja, Du kennſt ſie, Werner?

Werner. Ja, ich kenne das Frauenzimmerchen. —

v. Tellheim. Gleichwohl, wenn ich mich recht erinnere, als ich in Thüringen Winterquartier hatte, warſt Du nicht bei mir?

Werner. Nein, da beſorgte ich in Leipzig Montierungsſtücke.

v. Tellheim. Woher kennſt Du ſie denn alſo?

Werner. Unſere Bekanntſchaft iſt noch blutjung. Sie iſt von heute. Aber junge Bekanntſchaft iſt warm.

v. Tellheim. Alſo haſt Du ihr Fräulein wohl auch ſchon geſehen?

Werner. Iſt ihre Herrſchaft ein Fräulein? Sie hat mir geſagt, Sie kennten ihre Herrſchaft.

v. Tellheim. Hörſt Du nicht? aus Thüringen her.

Werner. Iſt das Fräulein jung?

v. Tellheim. Ja.

Werner. Schön?

v. Tellheim. Sehr ſchön.

Werner. Reich?

v. Tellheim. Sehr reich.

Werner. Iſt Ihnen das Fräulein auch ſo gut wie das Mädchen? Das wäre ja vortrefflich!

v. Tellheim. Wie meinſt du?

Zehnter Auftritt.

Franziska (wieder heraus, mit einem Briefe in der Hand). **v. Tellheim. Paul Werner.**

Franziska. Herr Major —

v. Tellheim. Liebe Franziska, ich habe Dich noch nicht willkommen heißen können.

Franziska. In Gedanken werden Sie es doch ſchon gethan haben. Ich weiß, Sie ſind mir gut. Ich Ihnen auch. Aber das iſt gar nicht artig, daß Sie Leute, die Ihnen gut ſind, ſo ängſtigen.

Werner (für ſich). Ha, nun merk' ich. Es iſt richtig!

v. Tellheim. Mein Schickſal, Franziska! — Haſt Du ihr den Brief übergeben?

Franziska. Ja, und hier übergebe ich Ihnen — (Reicht ihm den Brief.)

v. Tellheim. Eine Antwort? —

Franziska. Nein, Ihren eignen Brief wieder.

v. Tellheim. Was? Sie will ihn nicht leſen?

Franziska. Sie wollte wohl, aber — wir können Geſchriebenes nicht gut leſen.

v. Tellheim. Schäferin!

Franziska. Und wir denken, daß das Briefſchreiben für die nicht erfunden iſt, die ſich mündlich mit einander unterhalten können, ſobald ſie wollen.

v. Tellheim. Welcher Vorwand! Sie muß ihn leſen. Er enthält meine Rechfertigung, — alle die Gründe und Urſachen —

Franziska. Die will das Fräulein von Ihnen ſelbſt hören, nicht leſen.

v. Tellheim. Von mir ſelbſt hören? Damit mich jedes Wort, jede Miene von ihr verwirre, damit ich in jedem ihrer Blicke die ganze Größe meines Verluſts empfinde? —

Franziska. Ohne Barmherzigkeit! — Nehmen Sie! (Sie giebt ihm den Brief.) Sie erwartet Sie um drei Uhr. Sie will ausfahren und die Stadt beſehen. Sie ſollen mit ihr fahren.

v. Tellheim. Mit ihr fahren?

Franziska. Und was geben Sie mir, ſo laſſ' ich Sie beide ganz allein fahren? Ich will zu Hauſe bleiben.

v. Tellheim. Ganz allein?

Franziska. In einem ſchönen, verſchloſſenen Wagen.

v. Tellheim. Unmöglich!

Franziska. Ja, ja; im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten! da kann er uns nicht entwiſchen. Darum geſchieht es eben. — Kurz, Sie kommen, Herr Major, und Punkt drei. Nun? Sie wollten mich ja auch allein ſprechen. Was haben Sie mir denn zu ſagen? — Ja ſo, wir ſind nicht allein. (Indem ſie Wernern anſieht.)

v. Tellheim. Doch, Franziska, wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief nicht geleſen hat, ſo habe ich Dir noch nichts zu ſagen.

Franziska. So wären wir doch allein? Sie haben vor dem Herrn Wachtmeiſter keine Geheimniſſe?

v. Tellheim. Nein, keine.

Franziska. Gleichwohl, dünkt mich, ſollten Sie welche vor ihm haben.

v. Tellheim. Wie das?

Werner. Warum das, Frauenzimmerchen?

Franziska. Beſonders Geheimniſſe von einer gewiſſen Art — alle zwanzig, Herr Wachtmeiſter? (Indem ſie beide Hände mit geſpreizten Fingern in die Höhe hält.)

Werner. St! ſt! Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!

v. Tellheim. Was heißt das?

Franziska. Huſch iſt's am Finger, Herr Wachtmeiſter? (Als ob ſie einen Ring geſchwind anſteckte.)

v. Tellheim. Was habt Ihr?

Werner. Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, Sie wird ja wohl Spaß verſtehn?

v. Tellheim. Werner, Du haſt doch nicht vergeſſen, was ich Dir mehrmals geſagt habe, daß man über einen gewiſſen Punkt mit dem Frauenzimmer nie ſcherzen muß?

Werner. Bei meiner armen Seele, ich kann's vergeſſen haben! — Frauenzimmerchen, ich bitte —

Franziska. Nun, wenn es Spaß geweſen iſt; dasmal will ich es Ihm verzeihen.

v. Tellheim. Wenn ich denn durchaus kommen muß, Franziska! ſo mache doch nur, daß das Fräulein den Brief vorher noch lieſt. Das wird mir die Peinigung erſparen, Dinge noch einmal zu denken, noch einmal zu ſagen, die ich ſo gern vergeſſen möchte. Da gieb ihr ihn! (Indem er den Brief umkehrt und ihr ihn zureichen will, wird er gewahr, daß er erbrochen iſt.) Aber ſehe ich recht? Der Brief, Franziska, iſt ja erbrochen.

Franziska. Das kann wohl ſein! (Beſieht ihn.) Wahrhaftig, er iſt erbrochen. Wer muß ihn denn erbrochen haben? Doch geleſen haben wir ihn wirklich nicht, Herr Major, wirklich nicht. Wir wollen ihn auch nicht leſen, denn der Schreiber kommt ſelbſt. Kommen Sie ja; und wiſſen Sie was, Herr Major? Kommen Sie nicht ſo, wie Sie da ſind, in Stiefeln, kaum friſiert. Sie ſind zu entſchuldigen; Sie haben uns nicht vermutet. Kommen Sie in Schuhen, und laſſen Sie ſich friſch friſieren. — So ſehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußiſch aus!

v. Tellheim. Ich danke Dir, Franziska.

Franziska. Sie ſehen aus, als ob Sie vorige Nacht kampiert hätten.

v. Tellheim. Du kannſt es erraten haben.

Franziska. Wir wollen uns gleich auch putzen und ſodann eſſen. Wir behielten Sie gern zum Eſſen, aber Ihre Gegenwart möchte uns an dem Eſſen hindern; und ſehen Sie, ſo gar verliebt ſind wir nicht, daß uns nicht hungerte.

v. Tellheim. Ich geh'! Franziska, bereite ſie indes ein wenig vor, damit ich weder in ihren noch in meinen Augen verächtlich werden darf. — Komm, Werner, Du ſollſt mit mir eſſen.

Werner. An der Wirtstafel, hier im Hauſe? Da wird mir kein Biſſen ſchmecken.

v. Tellheim. Bei mir auf der Stube.

Werner. So folge ich Ihnen gleich. Nur noch ein Wort mit dem Frauenzimmerchen.

v. Tellheim. Das gefällt mir nicht übel! (Geht ab.)

Elfter Auftritt.

Paul Werner. Franziska.

Franziska. Nun, Herr Wachtmeiſter? —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn ich wiederkomme, ſoll ich auch geputzter kommen?

Franziska. Komm Er, wie Er will, Herr Wachtmeiſter; meine Augen werden nichts wider Ihn haben. Aber meine Ohren werden deſto mehr auf ihrer Hut gegen Ihn ſein müſſen. — Zwanzig Finger, alle voller Ringe! Ei, ei, Herr Wachtmeiſter!

Werner. Nein, Frauenzimmerchen, eben das wollt' ich Ihr noch ſagen: die Schnurre fuhr mir nur ſo heraus! Es iſt nichts dran. Man hat ja wohl an einem Ringe genug. Und hundert und aber hundertmal habe ich den Major ſagen hören: Das muß ein Schurke von einem Soldaten ſein, der ein Mädchen anführen kann! — So denk' ich auch, Frauenzimmerchen. Verlaſſ' Sie ſich drauf! — Ich muß machen, daß ich ihm nachkomme. — Guten Appetit, Frauenzimmerchen! (Geht ab.)

Franziska. Gleichfalls, Herr Wachtmeiſter! — Ich glaube, der Mann gefällt mir! (Indem ſie hineingehen will, kommt ihr das Fräulein entgegen.)

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska.

Das Fräulein. Iſt der Major ſchon wieder fort? — Franziska, ich glaube, ich wäre jetzt ſchon wieder ruhig genug, daß ich ihn hätte hier behalten können.

Franziska. Und ich will Sie noch ruhiger machen.

Das Fräulein. Deſto beſſer! Sein Brief, o ſein Brief! Jede Zeile ſprach den ehrlichen, edlen Mann. Jede Weigerung, mich zu beſitzen, beteuerte mir ſeine Liebe. — Er wird es wohl gemerkt haben, daß wir den Brief geleſen. — Mag er doch; wenn er nur kommt. Er kommt doch gewiß? — Bloß ein wenig zu viel Stolz, Franziska, ſcheint mir in ſeiner Aufführung zu ſein. Denn auch ſeiner Geliebten ſein Glück nicht wollen zu danken haben, iſt Stolz, unverzeihlicher Stolz! Wenn er mir dieſen zu ſtark merken läßt, Franziska —

Franziska. So wollen Sie ſeiner entſagen?

Das Fräulein. Ei, ſieh doch! Jammert er Dich nicht ſchon wieder? Nein, liebe Närrin, eines Fehlers wegen entſagt man keinem Manne. Nein; aber ein Streich iſt mir beigefallen, ihn wegen dieſes Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern.

Franziska. Nun, da müſſen Sie ja recht ſehr ruhig ſein, mein Fräulein, wenn Ihnen ſchon wieder Streiche beifallen.

Das Fräulein. Ich bin es auch; komm nur. Du wirſt deine Rolle dabei zu ſpielen haben. (Sie gehen hinein.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Szene: das Zimmer des Fräuleins.)

Das Fräulein (völlig und reich, aber mit Geſchmack gekleidet). Franziska. (Sie ſtehen vom Tiſche auf, den ein Bedienter abräumt.)

Franziska. Sie können unmöglich ſatt ſein, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein. Meinſt Du, Franziska? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niederſetzte.

Franziska. Wir hatten ausgemacht, ſeiner während der Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen ſollen, an ihn nicht zu denken.

Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts als an ihn gedacht.

Franziska. Das merkt' ich wohl. Ich fing von hundert Dingen an zu ſprechen und Sie antworteten mir auf jedes verkehrt. (Ein anderer Bedienter trägt Kaffee auf.) Hier kommt eine Nahrung, bei der man eher Grillen machen kann. Der liebe, melancholiſche Kaffee!

Das Fräulein. Grillen? Ich mache keine. Ich denke bloß der Lektion nach, die ich ihm geben will. Haſt Du mich recht begriffen, Franziska?

Franziska. O ja; am beſten aber wäre es, er erſparte ſie uns.

Das Fräulein. Du wirſt ſehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichtümern verweigert, wird mich der ganzen Welt ſtreitig machen, ſobald er hört, daß ich unglücklich und verlaſſen bin.

Franziska (ſehr ernſthaft). Und ſo was muß die feinſte Eigenliebe unendlich kitzeln.

Das Fräulein. Sittenrichterin! Seht doch! vorhin ertappte ſie mich auf Eitelkeit, jetzt auf Eigenliebe. — Nun, laſſ' mich nur, liebe Franziska. Du ſollſt mit Deinem Wachtmeiſter auch machen können, was Du willſt.

Franziska. Mit meinem Wachtmeiſter?

Das Fräulein. Ja, wenn Du es vollends leugneſt, ſo iſt es richtig. — Ich habe ihn noch nicht geſehen; aber aus jedem Worte, das Du mir von ihm geſagt haſt, prophezeie ich Dir Deinen Mann.

Zweiter Auftritt.

Riccaut de la Marlinière. Das Fräulein. Franziska.

Riccaut (noch innerhalb der Szene). Est-il permis, Monsieur le Major?

Franziska. Was iſt das? Will das zu uns? (Gegen die Thüre gehend.)

Riccaut. Parbleu! Ik bin unriktig. — Mais non — Ik bin nit unriktig — C'est sa chambre —

Franziska. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt dieſer Herr, den Major von Tellheim noch hier zu finden.

Riccaut. Iß ſo! — Le Major de Tellheim; juste, ma belle enfant, c'est lui que je cherche. Où est-il?

Franziska. Er wohnt nicht mehr hier.

Riccaut. Comment? nok vor vier un ſwanzik Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

Das Fräulein (das auf ihn zukommt). Mein Herr, —

Riccaut. Ah, Madame, Mademoiselle, — Ihro Gnad verzeih —

Das Fräulein. Mein Herr, Ihre Irrung iſt ſehr zu vergeben und Ihre Verwunderung ſehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unterzukommen wußte, ſein Zimmer zu überlaſſen.

Riccaut. Ah, voilà de ses politesses! C'est un très-galant-homme que ce Major!

Das Fräulein. Wo er indes hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, es nicht zu wiſſen.

Riccaut. Ihro Gnad nit wiß? C'est dommage; j'en suis fâché.

Das Fräulein. Ich hätte mich allerdings darnach erkundigen ſollen. Freilich werden ihn ſeine Freunde noch hier ſuchen.

Riccaut. Ik bin ſehr von ſeine Freund, Ihro Gnad —

Das Fräulein. Franziska, weißt Du es nicht?

Franziska. Nein, gnädiges Fräulein.

Riccaut. Ik hätt ihn zu ſprek ſehr notwendik. Ik komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er ſehr frölik ſein wird.

Das Fräulein. Ich bedaure um ſo viel mehr. — Doch hoffe ich, vielleicht bald ihn zu ſprechen. Iſt es gleichviel, aus weſſen Munde er dieſe gute Nachricht erfährt, ſo erbiete ich mich, mein Herr —

Riccaut. Ik verſteh. — Mademoiselle parle français? Mais sans doute; telle que je la vois; — La demande était bien impolie; Vous me pardonnerez, Mademoiselle. —

Das Fräulein. Mein Herr —

Riccaut. Nit? Sie ſprek nit Franzöſiſch, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verſtehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verſtehen; ſprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

Riccaut. Gutt, gutt! Ik kann auk mik auf Deutſch explizier. — Sachez donc, Mademoiselle, — Ihro Gnad ſoll alſo wiß, daß ik komm von die Tafel bei der Miniſter — Miniſter von — Miniſter von — wie heiß der Miniſter da drauß? — in der lange Straß? — auf die breite Platz? —

Das Fräulein. Ich bin hier noch völlig unbekannt.

Riccaut. Nun, die Miniſter von der Kriegsdepartement. — Da haben ik zu Mittag geſpeiſen; — ik ſpeiſen à l'ordinaire bei ihm, — und da iß man gekommen reden auf der Major Tellheim; et le ministre m'a dit en confidence, car Son Excellence est de mes amis, et il n'y a point de mystères entre nous — Se. Exzellenz, will ik ſag, haben mir vertrau, daß die Sak von unſerm Major ſei auf den Point zu enden und gutt zu enden. Er habe gemakt ein Rapport an den Könik, und der Könik habe darauf reſolvier, tout-à-fait en faveur du Major. — Monsieur, m'a dit Son Excellence, Vous comprenez bien, que tout dépend de la manière, dont on fait envisager les choses au roi, et Vous me connaissez. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne sais-je pas que Vous l'aimez? Les amis de mes amis sont aussi les miens. Il coute un peu cher au roi ce Tellheim, mais est-ce que l'on sert les rois pour rien? Il faut s'entr'aider en ce monde; et quand il s'agit de pertes, que ce soit le roi, qui en fasse, et non pas un honnête-homme de nous autres. Voilà le principe, dont je ne me départs jamais. — Was ſag Ihro Gnad hierzu? Nit wahr, das iß ein brav Mann? Ah! que Son Excellence a le coeur bien placé! Er hat mir au reste verſiker, wenn der Major nit ſchon bekommen habe une lettre de la main — eine Könikliken Handbrief, daß er heut infailliblement müſſe bekommen einen.

Das Fräulein. Gewiß, mein Herr, dieſe Nachricht wird dem Major von Tellheim höchſt angenehm ſein. Ich wünſchte nur, ihm den Freund mit Namen nennen zu können, der ſo viel Anteil an ſeinem Glücke nimmt —

Riccaut. Mein Namen wünſcht Ihro Gnad? — Vous voyez en moi — Ihro Gnad ſeh in mik le Chevalier Riccaut de la Marlinière, Seigneur de Pret-au-val, de la branche de Prensd'or. — Ihro Gnad ſteh verwundert, mik aus ſo ein groß, groß Familie zu hören, qui est veritablement du sang royal. — Il faut le dire; je suis sans doute le cadet le plus aventureux, que la maison a jamais eu — Ik dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben ik gedienet Sr. Päpſtliken Eilikheit, der Republik St. Marino, der Kron Polen und den Staaten-General, bis ik endlik bin worden gezogen hierher. Ah, Mademoiselle, que je voudrais n'avoir jamais vu ce pays-là! Hätte man mik gelaß im Dienſt von den Staaten-General, ſo müßt ik nun ſein aufs wenikſt Oberſt. Aber ſo hier immer und ewik Capitaine geblieben, und nun gar ſein ein abgedankte Capitaine —

Das Fräulein. Das iſt viel Unglück.

Riccaut. Oui, Mademoiselle, me voilà reformé, et par-là mis sur le pavé!

Das Fräulein. Ich beklage ſehr.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. — Nein, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt. Einen Mann wie mik ſu reformier! Einen Mann, der ſik nok daſu in dieſem Dienſt hat ruinier! Ik haben dabei ſugeſetzt mehr als ſwanſik tauſend Livres. Was hab ik nun? Tranchons le mot, je n'ai pas le sou, et me voilà exactement vis-à-vis du rien. —

Das Fräulein. Es thut mir ungemein leid.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. Aber wie man pfleg zu ſagen: ein jeder Unglück ſchlepp nak ſik ſeine Bruder; qu'un malheur ne vient jamais seul: ſo mit mir arrivir. Was ein Honnête-homme von mein Extraction kann anders haben für Ressource als das Spiel? Nun hab ik immer geſpielen mit Glück, ſo lang' ik hatte nit vonnöten der Glück. Nun ik ihr hätte vonnöten, Mademoiselle, je joue avec un guignon, qui surpasse toute croyance. Seit funfſehn Tag iß vergangen keine, wo ſie mik nit hab geſprenkt. Nok geſtern hab ſie mik geſprenkt dreimal. Je sais bien, qu'il y avait quelque chose de plus que le jeu. Car parmi mes pontes se trouvaient certaines dames — Ik will niks weiter ſag. Man muß ſein galant gegen die Damen. Sie haben auk mik heut invitir, mir ſu geben revanche; mais — Vous m'entendez, Mademoiselle — Man muß erſt wiß, wovon leben, ehe man haben kann, wovon ſu ſpielen.

Das Fräulein. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle —

Das Fräulein (nimmt die Franziska bei Seite). Franziska, der Mann dauert mich im Ernſte. Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböte?

Franziska. Der ſieht mir nicht darnach aus.

Das Fräulein. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie ſpielen, daß Sie Bank machen, ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen iſt. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel ſehr liebe. —

Riccaut. Tant mieux, Mademoiselle, tant mieux! Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur.

Das Fräulein. Daß ich ſehr gern gewinne, ſehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der — zu ſpielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt, mein Herr, mich in Geſellſchaft zu nehmen? mir einen Anteil an Ihrer Bank zu gönnen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle, Vous voulez être de moitié avec moi? De tout mon coeur.

Das Fräulein. Fürs erſte nur mit einer Kleinigkeit — (Geht und langt Geld aus ihrer Schatulle.)

Riccaut. Ah, Mademoiselle, que Vous êtes charmante! —

Das Fräulein. Hier habe ich, was ich unlängſt gewonnen, nur zehn Piſtolen — ich muß mich zwar ſchämen, ſo wenig —

Riccaut. Donnez toujours, Mademoiselle, donnez. (Nimmt es.)

Das Fräulein. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Herr, ſehr anſehnlich iſt —

Riccaut. Ja wohl, ſehr anſehnlik. Sehn Piſtol? Ihr Gnad ſoll ſein dafür intereſſir bei meiner Bank auf ein Dreiteil, pour le tiers. Swar auf ein Dreiteil ſollen ſein — etwas mehr. Dok mit einer ſchöne Dame muß man es nehmen nit ſo genau. Ik gratulier mik, ſu kommen dadurk in liaison mit Ihro Gnad, et de ce moment je recommence à bien augurer de ma fortune.

Das Fräulein. Ich kann aber nicht dabei ſein, wenn Sie ſpielen, mein Herr.

Riccaut. Was brauk Ihro Gnad dabei ſu ſein? Wir andern Spieler ſind ehrlike Leut unter einander.

Das Fräulein. Wenn wir glücklich ſind, mein Herr, ſo werden Sie mir meinen Anteil ſchon bringen. Sind wir aber unglücklich —

Riccaut. So komm ik holen Rekruten. Nit wahr, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen. Verteidigen Sie unſer Geld daher ja wohl, mein Herr.

Riccaut. Wofür ſeh mik Ihro Gnad an? Für ein Einfalspinſe? für ein dumme Teuf?

Das Fräulein. Verzeihen Sie mir —

Riccaut. Je suis des bons, Mademoiselle. Savez-vous ce que cela veut dire? Ik bin von die Ausgelernt —

Das Fräulein. Aber doch wohl, mein Herr —

Riccaut. Je sais monter un coup —

Das Fräulein (verwundert). Sollten Sie?

Riccaut. Je file la carte avec une adresse —

Das Fräulein. Nimmermehr!

Riccaut. Je fais sauter la coupe avec une dextérité —

Das Fräulein. Sie werden doch nicht, mein Herr?

Riccaut. Was nit? Ihro Gnad, was nit? Donnez-moi un pigeonneau à plumer, et —

Das Fräulein. Falſch ſpielen? betrügen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle? Vous appellez cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchaîner sous ses doigts, être sûr de son fait, das nenn die Deutſch betrügen? Betrügen! O, was iſt die deutſch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!

Das Fräulein. Nein, mein Herr, wenn Sie ſo denken —

Riccaut. Laissez-moi faire, Mademoiselle und ſein Sie ruhik! Was gehn Sie an, wie ik ſpiel? — Gnug, morgen entweder ſehn mik wieder Ihro Gnad mit hundert Piſtol, oder ſeh mik wieder gar nit. — Votre, très-humble, Mademoiselle, votre très-humble — (Eilends ab.)

Das Fräulein (das ihm mit Erſtaunen und Verdruß nachſieht.) Ich wünſche das Letzte, mein Herr, das Letzte!

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska.

Franziska (erbittert). Kann ich noch reden? O ſchön! o ſchön!

Das Fräulein. Spotte nur; ich verdiene es. (Nach einem kleinen Nachdenken, und gelaſſener.) Spotte nicht, Franziska; ich verdiene es nicht.

Franziska. Vortrefflich! da haben Sie etwas Allerliebſtes gethan: einem Spitzbuben wieder auf die Beine geholfen.

Das Fräulein. Es war einem Unglücklichen zugedacht.

Franziska. Und was das Beſte dabei iſt: der Kerl hält Sie für ſeinesgleichen. — O, ich muß ihm nach und ihm das Geld wieder abnehmen. (Will fort.)

Das Fräulein. Franziska, laß' den Kaffee nicht vollends kalt werden; ſchenk ein.

Franziska. Er muß es Ihnen wiedergeben; Sie haben ſich anders beſonnen; Sie wollen mit ihm nicht in Geſellſchaft ſpielen. Zehn Piſtolen! Sie hörten ja, Fräulein, daß es ein Bettler war! (Das Fräulein ſchenkt indes ſelbſt ein). Wer wird einem Bettler ſo viel geben? Und ihm noch dazu die Erniedrigung, es erbettelt zu haben, zu erſparen ſuchen? Den Mildthätigen, der den Bettler aus Großmut verkennen will, verkennt der Bettler wieder. Nun mögen Sie es haben, Fräulein, wenn er Ihre Gabe, ich weiß nicht wofür anſieht — (und reicht der Franziska eine Taſſe). Wollen Sie mir das Blut noch mehr in Wallung bringen? Ich mag nicht trinken. (Das Fräulein ſetzt ſie wieder weg.) „Parbleu, Ihro Gnad, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt." (In dem Tone des Franzoſen.) Freilich nicht, wenn man die Spitzbuben ſo ungehangen herumlaufen läßt.

Das Fräulein (kalt und nachdenkend, indem ſie trinkt). Mädchen, Du verſtehſt Dich ſo trefflich auf die guten Menſchen; aber, wann willſt Du die ſchlechten ertragen lernen? — Und ſie ſind doch auch Menſchen. — Und öfters bei weitem ſo ſchlechte Menſchen nicht, als ſie ſcheinen. — Man muß ihre gute Seite nur aufſuchen. — Ich bilde mir ein, dieſer Franzoſe iſt nichts als eitel. Aus bloßer Eitelkeit macht er ſich zum falſchen Spieler; er will mir nicht verbunden ſcheinen; er will ſich den Dank erſparen. Vielleicht, daß er nun hingeht, ſeine kleinen Schulden bezahlt, von dem Reſte, ſo weit er reicht, ſtill und ſparſam lebt und an das Spiel nicht denkt. Wenn das iſt, liebe Franziska, ſo laß' ihn Rekruten holen, wenn er will. — (Giebt ihr die Taſſe.) Da, ſetz weg! — Aber, ſage mir, ſollte Tellheim nicht ſchon da ſein?

Franziska. Nein, gnädiges Fräulein; ich kann beides nicht, weder an einem ſchlechten Menſchen die gute, noch an einem guten Menſchen die böſe Seite aufſuchen.

Das Fräulein. Er kommt doch ganz gewiß? —

Franziska. Er ſollte wegbleiben! — Sie bemerken an ihm, an ihm, dem beſten Manne, ein wenig Stolz und darum wollen Sie ihn ſo grauſam necken?

Das Fräulein. Kommſt Du da wieder hin? — Schweig; das will ich nun einmal ſo. Wo Du mir dieſe Luſt verdirbſt, wo Du nicht alles ſagſt und thuſt, wie wir es abgeredet haben! — Ich will Dich ſchon allein mit ihm laſſen und dann — — Jetzt kommt er wohl.

Vierter Auftritt.

Paul Werner, (der in einer ſteifen Stellung, gleichſam im Dienſte, hereintritt). **Das Fräulein. Franziska.**

Franziska. Nein, es iſt nur ſein lieber Wachtmeiſter.

Das Fräulein. Lieber Wachtmeiſter? Auf wen bezieht ſich dieſes Lieber?

Franziska. Gnädiges Fräulein, machen Sie mir den Mann nicht verwirrt. — Ihre Dienerin, Herr Wachtmeiſter; was bringen Sie uns?

Werner (geht, ohne auf die Franziska zu achten, an das Fräulein). Der Major von Tellheim läßt an das gnädige Fräulein von Barnhelm durch mich den Wachtmeiſter Werner, ſeinen unterthänigen Reſpekt vermelden und ſagen, daß er ſogleich hier ſein werde.

Das Fräulein. Wo bleibt er denn?

Werner. Ihro Gnaden werden verzeihen; wir ſind noch vor dem Schlage drei aus dem Quartier gegangen; aber da hat ihn der Kriegszahlmeiſter unterwegs angeredet; und weil mit dergleichen Herrn des Redens immer keine Ende iſt, ſo gab er mir einen Wink, dem gnädigen Fräulein den Vorfall zu rapportieren.

Das Fräulein. Recht wohl, Herr Wachtmeiſter. Ich wünſche nur, daß der Kriegszahlmeiſter dem Major etwas Angenehmes möge zu ſagen haben.

Werner. Das haben dergleichen Herren den Offizieren ſelten. — Haben Ihro Gnaden etwas zu befehlen? (Im Begriff wieder zu gehen.)

Franziska. Nun, wo denn ſchon wieder hin, Herr Wachtmeiſter? Hätten wir denn nicht mit einander zu plaudern?

Werner (ſachte zu Franziska, und ernſthaft). Hier nicht, Frauenzimmerchen. Es iſt wider den Reſpekt, wider die Subordination. — Gnädiges Fräulein —

Das Fräulein. Ich danke für Seine Bemühung, Herr Wachtmeiſter. — Es iſt mir lieb geweſen, Ihn kennen zu lernen. Franziska hat mir viel Gutes von Ihm geſagt. (Werner macht eine ſteife Bewegung und geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska.

Das Fräulein. Das iſt Dein Wachtmeiſter, Franziska?

Franziska. Wegen des ſpöttiſchen Tones habe ich nicht Zeit, dieſes Dein nochmals aufzumutzen. — — Ja, gnädiges Fräulein, das iſt mein Wachtmeiſter. Sie finden ihn ohne Zweifel ein wenig ſteif und hölzern. Jetzt kam er mir faſt auch ſo vor. Aber ich merke wohl, er glaubte, vor Ihro Gnaden auf die Parade ziehen zu müſſen. Und wenn die Soldaten paradieren, — ja freilich ſcheinen ſie da mehr Drechslerpuppen als Männer. Sie ſollten ihn hingegen nur ſehn und hören, wenn er ſich ſelbſt gelaſſen iſt.

Das Fräulein. Das müßte ich denn wohl,

Franziska. Er wird noch auf dem Saale ſein. Darf ich nicht gehn und ein wenig mit ihm plaudern?

Das Fräulein. Ich verſage Dir ungern dieſes Vergnügen. Du mußt hier bleiben, Franziska. Du mußt bei unſerer Unterredung gegenwärtig ſein! — Es fällt mir noch etwas bei. (Sie zieht ihren Ring vom Finger.) Da, nimm meinen Ring, verwahre ihn und gieb mir des Majors ſeinen dafür.

Franziska. Warum das?

Das Fräulein (indem Franziska den andern Ring holt.) Recht weiß ich es ſelbſt nicht; aber mich dünkt, ich ſehe ſo etwas voraus, wo ich ihn brauchen könnte. — Man pocht. — Geſchwind gieb her! (Sie ſteckt ihn an.) Er iſt's!

Sechſter Auftritt.

v. Tellheim (in dem nämlichen Kleide, aber ſonſt ſo, wie es Franziska verlangt). **Das Fräulein. Franziska.**

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein, Sie werden mein Verweilen entſchuldigen. —

Das Fräulein. O, Herr Major, ſo gar militäriſch wollen wir es mit einander nicht nehmen. Sie ſind ja da! Und ein Vergnügen erwarten iſt auch ein Vergnügen. — Nun? (Indem ſie ihm lächelnd ins Geſicht ſieht.) Lieber Tellheim, waren wir nicht vorhin Kinder?

v. Tellheim. Ja wohl, Kinder, gnädiges Fräulein, Kinder, die ſich ſperren, wo ſie gelaſſen folgen ſollten.

Das Fräulein. Wir wollen ausfahren, lieber Major, — die Stadt ein wenig zu beſehen, — und hernach meinem Oheim entgegen.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Sehen Sie, auch das Wichtigſte haben wir einander noch nicht ſagen können. Ja, er trifft noch heut hier ein. Ein Zufall iſt Schuld, daß ich einen Tag früher ohne ihn angekommen bin.

v. Tellheim. Der Graf von Bruchſall? Iſt er zurück?

Das Fräulein. Die Unruhen des Krieges verſcheuchten ihn nach Italien; der Friede hat ihn wieder zurückgebracht. — Machen Sie ſich keine Gedanken, Tellheim. Beſorgten wir ſchon ehemals das ſtärkſte Hindernis unſerer Verbindung von ſeiner Seite —

v. Tellheim. Unſerer Verbindung?

Das Fräulein. Er iſt Ihr Freund. Er hat von zu vielen zu viel Gutes von Ihnen gehört, um es nicht zu ſein. Er brennt, den Mann von Antlitz zu kennen, den ſeine einzige Erbin gewählt hat. Er kommt als Oheim, als Vormund, als Vater, mich Ihnen zu übergeben.

v. Tellheim. Ah, Fräulein, warum haben Sie meinen Brief nicht geleſen? Warum haben Sie ihn nicht leſen wollen?

Das Fräulein. Ihren Brief? Ja, ich erinnere mich, Sie ſchickten mir einen. Wie war es denn mit dieſem Brief, Franziska? Haben wir ihn geleſen, oder haben wir ihn nicht geleſen? Was ſchrieben Sie mir denn, lieber Tellheim? —

v. Tellheim. Nichts, als was mir die Ehre befiehlt.

Das Fräulein. Das iſt, ein ehrliches Mädchen, das Sie liebt, nicht ſitzen zu laſſen. Freilich befiehlt das die Ehre. Gewiß, ich hätte den Brief leſen ſollen. Aber was ich nicht geleſen habe, das höre ich ja.

v. Tellheim. Ja, Sie ſollen es hören —

Das Fräulein. Nein, ich brauch' es auch nicht einmal zu hören. Es verſteht ſich von ſelbſt. Sie könnten eines ſo häßlichen Streiches fähig ſein, daß Sie mich nun nicht wollten? Wiſſen Sie, daß ich auf Zeit meines Lebens beſchimpft wäre? Meine Landsmänninnen würden mit Fingern auf mich weiſen. — „Das iſt ſie," würde es heißen, „das iſt das Fräulein von Barnhelm, die ſich einbildete, weil ſie reich ſei, den wackern Tellheim zu bekommen: als ob die wackern Männer für Geld zu haben wären!" So würde es heißen, denn meine Landsmänninnen ſind alle neidiſch auf mich. Daß ich reich bin, können ſie nicht leugnen; aber davon wollen ſie nichts wiſſen, daß ich auch ſonſt noch ein ziemlich gutes Mädchen bin, das ſeines Mannes wert iſt. Nicht wahr, Tellheim?

v. Tellheim. Ja, ja, gnädiges Fräulein, daran erkenne ich Ihre Landsmänninnen. Sie werden Ihnen einen abgedankten, an ſeiner Ehre gekränkten Offizier, einen Krüppel, einen Bettler, trefflich beneiden.

Das Fräulein. Und das alles wären Sie? Ich hörte ſo was, wenn ich mich nicht irre, ſchon heute Vormittag. Da iſt böſes und gutes untereinander. Laſſen Sie uns doch jedes näher beleuchten. — Verabſchiedet ſind Sie? So höre ich. Ich glaubte, Ihr Regiment ſei bloß untergeſteckt worden. Wie iſt es gekommen, daß man einen Mann von Ihren Verdienſten nicht beibehalten?

v. Tellheim. Es iſt gekommen, wie es kommen müſſen. Die Großen haben ſich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für ſie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber alles ſeiner eignen Ehre wegen thut. Was können ſie ihm alſo ſchuldig zu ſein glauben? Der Friede hat ihnen mehrere meinesgleichen entbehrlich gemacht; und am Ende iſt ihnen niemand unentbehrlich.

Das Fräulein. Sie ſprechen, wie ein Mann ſprechen muß, dem die Großen hinwiederum ſehr entbehrlich ſind. Und niemals waren ſie es mehr als jetzt. Ich ſage den Großen meinen großen Dank, daß ſie ihre Anſprüche auf einen Mann haben fahren laſſen, den ich doch nur ſehr ungern mit ihnen geteilt hätte. — Ich bin Ihre Gebieterin, Tellheim; Sie brauchen weiter keinen Herrn. — Sie verabſchiedet zu finden, das Glück hätte ich mir kaum träumen laſſen! — Doch Sie ſind nicht bloß verabſchiedet: Sie ſind noch mehr. Was ſind Sie noch mehr? Ein Krüppel, ſagten Sie? Nun (indem ſie ihn von oben bis unten betrachtet), der Krüppel iſt doch noch ziemlich ganz und gerade, ſcheint doch noch ziemlich geſund und ſtark. — Lieber Tellheim, wenn Sie auf den Verluſt Ihrer geſunden Gliedmaßen betteln zu gehen denken, ſo prophezeihe ich Ihnen, daß Sie vor den wenigſten Thüren etwas bekommen werden, ausgenommen vor den Thüren der gutherzigen Mädchen wie ich.

v. Tellheim. Jetzt höre ich nur das mutwillige Mädchen, liebe Minna.

Das Fräulein. Und ich höre in Ihrem Verweiſe nur das „liebe

Minna“. — Ich will nicht mehr mutwillig ſein. Denn ich beſinne mich, daß Sie allerdings ein kleiner Krüppel ſind. Ein Schuß hat Ihnen den rechten Arm ein wenig gelähmt. — Doch alles wohl überlegt, ſo iſt auch das ſo ſchlimm nicht. Um ſo viel ſicherer bin ich vor Ihren Schlägen.

v. Tellheim. Fräulein!

Das Fräulein. Sie wollen ſagen: aber Sie um ſo viel weniger vor meinen. Nun, nun, lieber Tellheim, ich hoffe, Sie werden es nicht dazu kommen laſſen.

v. Tellheim. Sie wollen lachen, mein Fräulein. Ich beklage nur, daß ich nicht mitlachen kann.

Das Fräulein. Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend ſehr ernſthaft ſein? Lieber Major, das Lachen erhält uns vernünftiger als der Verdruß. Der Beweis liegt vor uns. Ihre lachende Freundin beurteilt Ihre Umſtände weit richtiger als Sie ſelbſt. Weil Sie verabſchiedet ſind, nennen Sie ſich an Ihrer Ehre gekränkt; weil Sie einen Schuß in dem Arme haben, machen Sie ſich zu einem Krüppel. Iſt das ſo recht? Iſt das keine Übertreibung? Und iſt es meine Einrichtung, daß alle Übertreibungen des Lächerlichen ſo fähig ſind? Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vernehme, daß auch dieſer eben ſo wenig Stich halten wird. Sie werden einmal, zweimal, dreimal Ihre Equipage verloren haben; bei dem oder jenem Bankier werden einige Kapitale jetzt mit ſchwinden; Sie werden dieſen und jenen Vorſchuß, den Sie im Dienſte gethan, keine Hoffnung haben, wieder zu erhalten: aber ſind Sie darum ein Bettler? Wenn Ihnen auch nichts übrig geblieben iſt, als was mein Oheim für Sie mitbringt —

v. Tellheim. Ihr Oheim, gnädiges Fräulein, wird für mich nichts mitbringen.

Das Fräulein. Nichts als die zweitauſend Piſtolen, die Sie unſern Ständen ſo großmütig vorſchoſſen.

v. Tellheim. Hätten Sie doch nur meinen Brief geleſen, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Nun ja, ich habe ihn geleſen. Aber was ich über dieſen Punkt darin geleſen, iſt mir ein wahres Rätſel. Unmöglich kann man Ihnen aus einer edlen Handlung ein Verbrechen machen wollen. — Erklären Sie mir doch, lieber Major —

v. Tellheim. Sie erinnern ſich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre 1) hatte, in den Ämtern Ihrer Gegend die Kontribution mit der äußerſten Strenge bar beizutreiben. Ich wollte mir dieſe Strenge erſparen und ſchoß die fehlende Summe ſelbſt vor. —

Das Fräulein. Ja wohl erinnere ich mich. — Ich liebte Sie um dieſer That willen, ohne Sie noch geſehen zu haben.

v. Tellheim. Die Stände gaben mir ihren Wechſel und dieſen wollte ich bei Zeichnung des Friedens unter die zu ratihabierenden Schulden eintragen laſſen. Der Wechſel ward für gültig erkannt, aber mir ward das Eigentum desſelben ſtreitig gemacht. Man zog ſpöttiſch das Maul, als ich verſicherte, die Valute bar hergegeben zu haben. Man ererklärte ihn für eine Beſtechung, für das Gratial der Stände, weil ich ſo bald mit ihnen auf die niedrigſte Summe einig geworden war, mit der ich mich nur im äußerſten Notfalle zu begnügen Vollmacht hatte. So kam der Wechſel aus meinen Händen und wenn er bezahlt wird, wird er ſicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierdurch, mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt, nicht durch den Abſchied, den ich gefordert haben würde, wenn ich ihn nicht bekommen hätte. — Sie ſind ernſthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! Ich lache ja.

Das Fräulein. O, erſticken Sie dieſes Lachen, Tellheim! Ich beſchwöre Sie! Es iſt das ſchreckliche Lachen des Menſchenhaſſes! Nein, Sie ſind der Mann nicht, den eine gute That reuen kann, weil ſie üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich können dieſe üblen Folgen dauern! Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Das Zeugnis meines Oheims, aller unſrer Stände

v. Tellheim. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha, ha, ha!

Das Fräulein. Ihr Lachen tötet mich, Tellheim! Wenn Sie an Tugend und Vorſehung glauben, Tellheim, ſo lachen Sie ſo nicht! Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen. — Und laſſen Sie uns das Schlimmſte ſetzen! Wenn man Sie hier durchaus verkennen will, ſo kann man Sie bei uns nicht verkennen. Nein, wir können, wir werden Sie nicht verkennen, Tellheim. Und wenn unſere Stände die geringſte Empfindung von Ehre haben, ſo weiß ich, was ſie thun müſſen. Doch ich bin nicht klug; was wäre das nötig? Bilden Sie ſich ein, Tellheim, Sie hätten die zweitauſend Piſtolen an einem wilden Abende verloren. Der König war eine unglückliche Karte für Sie: die Dame (auf ſich weiſend) wird Ihnen deſto günſtiger ſein. — Die Vorſehung, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer ſchadlos und öfters ſchon im voraus. Die That, die Sie einmal um zweitauſend Piſtolen bringen ſollte, erwarb mich Ihnen. Ohne dieſe That würde ich nie begierig geweſen ſein, Sie kennen zu lernen. Sie wiſſen, ich kam uneingeladen in die erſte Geſellſchaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam bloß Ihretwegen. Ich kam in dem feſten Vorſatze, Sie zu lieben, — ich liebte Sie ſchon! — in dem feſten Vorſatze, Sie zu beſitzen, wenn ich Sie auch ſo ſchwarz und häßlich finden ſollte, als den Mohr von Venedig. Sie ſind ſo ſchwarz und häßlich nicht; auch ſo eiferſüchtig werden Sie nicht ſein. Aber, Tellheim, Tellheim, Sie haben doch noch viel Ähnliches mit ihm! O, über die wilden, unbiegſamen Männer, die nur immer ihr ſtieres Auge auf das Geſpenſt der Ehre heften! für alles andere Gefühl ſich verhärten! — Hierher Ihr Auge! auf mich Tellheim! (Der indes vertieft und unbeweglich mit ſtarren Augen immer auf eine Stelle geſehen.) Woran denken Sie? Sie hören mich nicht?

v. Tellheim (zerſtreut). O ja! Aber ſagen Sie mir doch, mein Fräulein, wie kam der Mohr in venetianiſche Dienſte? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermietete er ſeinen Arm und ſein Blut einem fremden Staate? —

Das Fräulein (erſchrocken.) Wo ſind Sie, Tellheim? — Nun iſt es Zeit, daß wir abbrechen. — Kommen Sie! (Indem ſie ihn bei der Hand ergreift.) — Franziska, laſſ' den Wagen vorfahren.

v. Tellheim (der ſich von dem Fräulein losreißt und der Franziska nachgeht). Nein, Franziska, ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten. — Mein Fräulein, laſſen Sie mir noch heute meinen geſunden Verſtand und beurlauben Sie mich. Sie ſind auf dem beſten Wege, mich darum zu bringen. Ich ſtemme mich, ſo viel ich kann. — Aber weil ich noch bei Verſtande bin, ſo hören Sie, mein Fräulein, was ich feſt beſchloſſen habe, wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll. — Wenn nicht noch ein glücklicher Wurf für mich im Spiele iſt, wenn ſich das Blatt nicht völlig wendet, wenn —

Das Fräulein. Ich muß Ihnen ins Wort fallen, Herr Major, — Das hätten wir ihm gleich ſagen ſollen, Franziska. Du erinnerſt mich auch an gar nichts. — Unſer Geſpräch würde ganz anders gefallen ſein, Tellheim, wenn ich mit der guten Nachricht angefangen hätte, die Ihnen der Chevalier de la Marlinière nur eben zu bringen kam.

v. Tellheim. Der Chevalier de la Marlinière! Wer iſt das?

Franziska. Es mag ein ganz guter Mann ſein, Herr Major, bis auf —

Das Fräulein. Schweig, Franziska! — Gleichfalls ein verabſchiedeter Offizier, der aus holländiſchen Dienſten —

v. Tellheim. Ha! der Leutnant Riccaut!

Das Fräulein. Er verſicherte, daß er Ihr Freund ſei.

v. Tellheim. Ich verſichere, daß ich ſeiner nicht bin.

Das Fräulein. Und daß ihm, ich weiß nicht welcher Miniſter vertraut habe, Ihre Sache ſei dem glücklichſten Ausgange nahe. Es müſſe ein königliches Handſchreiben an Sie unterwegs ſein. —

v. Tellheim. Wie kämen Riccaut und ein Miniſter zuſammen? — Etwas zwar muß in meiner Sache geſchehen ſein. Denn nur jetzt erklärte mir der Kriegszahlmeiſter, daß der König alles niedergeſchlagen habe, was wider mich urgiert worden, und daß ich mein ſchriftlich gegebenes Ehrenwort, nicht eher von hier zu gehen, als bis man mich völlig entladen habe, wieder zurücknehmen könne. — Das wird es aber auch alles ſein. Man wird mich wollen laufen laſſen. Allein man irrt ſich; ich werde nicht laufen. Eher ſoll mich hier das äußerſte Elend vor den Augen meiner Verleumder verzehren —

Das Fräulein. Hartnäckiger Mann!

v. Tellheim. Ich brauche keine Gnade; ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —

Das Fräulein. Die Ehre eines Mannes wie Sie —

v. Tellheim (bitzig). Nein, mein Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urteilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre iſt nicht die Stimme unſers Gewiſſens, nicht das Zeugnis weniger Rechtſchaffnen —

Das Fräulein. Nein, nein, ich weiß wohl. — Die Ehre iſt — die Ehre.

v. Tellheim. Kurz, mein Fräulein, — Sie haben mich nicht ausreden laſſen. — Ich wollte ſagen: wenn man mir das Meinige ſo ſchimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenſte Genugthuung geſchieht, ſo kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht ſein. Denn ich bin in den Augen der Welt nicht wert, es zu ſein. Das Fräulein von Barnhelm verdient einen unbeſcholtenen Mann. Es iſt eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. Es iſt ein nichtswürdiger Mann, der ſich nicht ſchämt, ſein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, deſſen blinde Zärtlichkeit —

Das Fräulein. Und das iſt Ihr Ernſt, Herr Major? — (Indem ſie ihm plötzlich den Rücken wendet.) Franziska!

v. Tellheim. Werden Sie nicht ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein (beiſeite zu Franziska). Jetzt wäre es Zeit! Was rätſt Du mir, Franziska? —

Franziska. Ich rate nichts. Aber freilich macht er es Ihnen ein wenig zu bunt. —

v. Tellheim (der ſie zu unterbrechen kommt). Sie ſind ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein (höhniſch). Ich? im Geringſten nicht.

v. Tellheim. Wenn ich Sie weniger liebte, mein Fräulein —

Das Fräulein (noch in dieſem Tone). O gewiß, es wäre mein Unglück! — Und ſehen Sie, Herr Major, ich will Ihr Unglück auch nicht. — Man muß ganz uneigennützig lieben. — Eben ſo gut, daß ich nicht offenherziger geweſen bin! Vielleicht würde mir Ihr Mitleid gewährt haben, was mir Ihre Liebe verſagt. — (Indem ſie den Ring langſam vom Finger zieht.)

v. Tellheim. Was meinen Sie damit, Fräulein?

Das Fräulein. Nein, keines muß das andere weder glücklicher noch unglücklicher machen. So will es die wahre Liebe! Ich glaube Ihnen, Herr Major; und Sie haben zu viel Ehre, als daß Sie die Liebe verkennen ſollten.

v. Tellheim. Spotten Sie, mein Fräulein?

Das Fräulein. Hier! Nehmen Sie den Ring wieder zurück, mit dem Sie mir Ihre Treue verpflichtet. (Überreicht ihm den Ring.) Es ſei drum! Wir wollen einander nicht gekannt haben.

v. Tellheim. Was höre ich?

Das Fräulein. Und das befremdet Sie? — Nehmen Sie, mein Herr. — Sie haben ſich doch wohl nicht bloß geziert?

v. Tellheim (indem er den Ring aus ihrer Hand nimmt). Gott! ſo kann Minna ſprechen! —

Das Fräulein. Sie können der Meinige in einem Falle nicht ſein; ich kann die Ihrige in keinem ſein. Ihr Unglück iſt wahrſcheinlich; meines iſt gewiß. — Leben Sie wohl! (Will fort.)

v. Tellheim. Wohin, liebſte Minna?

Das Fräulein. Mein Herr, Sie beſchimpfen mich jetzt mit dieſer vertraulichen Benennung.

v. Tellheim. Was iſt Ihnen, mein Fräulein? Wohin?

Das Fräulein. Laſſen Sie mich, — Meine Thränen vor Ihnen zu verbergen, Verräter! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Franziska.

v. Tellheim. Ihre Thränen? Und ich ſollte ſie laſſen? (Will ihr nach.)

Franziska (die ihn zurückhält). Nicht doch, Herr Major! Sie werden ihr ja nicht in ihr Schlafzimmer folgen wollen?

v. Tellheim. Ihr Unglück? Sprach ſie nicht von Unglück?

Franziska. Nun freilich: das Unglück, Sie zu verlieren, nachdem —

v. Tellheim. Nachdem? was nachdem? Hierhinter ſteckt mehr. Was iſt es, Franziska? Rede, ſprich —

Franziska. Nachdem ſie, wollte ich ſagen, — Ihnen ſo vieles aufgeopfert.

v. Tellheim. Mir aufgeopfert?

Franziska. Hören Sie nur kurz. — Es iſt — für Sie recht gut, Herr Major, daß Sie auf dieſe Art von ihr losgekommen ſind. — Warum ſoll ich es Ihnen nicht ſagen? Es kann doch länger kein Geheimnis bleiben. — Wir ſind entflohen! — Der Graf von Bruchſall hat das Fräulein enterbt, weil ſie keinen Mann von ſeiner Hand annehmen wollte. Alles verließ, alles verachtete ſie hierauf. Was ſollten wir thun? Wir entſchloſſen uns, denjenigen aufzuſuchen, dem wir —

v. Tellheim. Ich habe genug. — Komm, ich muß mich zu ihren Füßen werfen.

Franziska. Was denken Sie? Gehen Sie vielmehr und danken Ihrem guten Geſchicke —

v. Tellheim. Elende! für wen hältſt Du mich? — Nein, liebe Franziska, der Rat kam nicht aus Deinem Herzen. Vergieb meinem Unwillen!

Franziska. Halten Sie mich nicht länger auf. Ich muß ſehen, was ſie macht. Wie leicht könnte ihr etwas zugeſtoßen ſein. — Gehen Sie! Kommen Sie lieber wieder, wenn Sie wieder kommen wollen. (Geht dem Fräulein nach.)

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Aber Franziska! — O, ich erwarte Euch hier! — Nein, das iſt dringender! — Wenn ſie Ernſt ſieht, kann mir ihre Vergebung nicht entgehen. — Nun brauch' ich Dich, ehrlicher Werner! — Nein, Minna, ich bin kein Verräter! (Eilends ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Szene: der Saal.)

v. Tellheim von der einen und Werner von der andern Seite.

v. Tellheim. Ha, Werner! ich ſuche Dich überall. Wo ſteckſt Du?

Werner. Und ich habe Sie geſucht, Herr Major; ſo geht's mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. Tellheim. Ah, ich brauche jetzt nicht Deine Nachrichten, ich brauche Dein Geld. Geſchwind, Werner, gieb mir; ſo viel Du haſt, und dann ſuche ſo viel aufzubringen, als Du kannſt.

Werner. Herr Major? — Nun, bei meiner armen Seele, habe ich's doch geſagt: er wird Geld von mir borgen, wenn er ſelber welches zu verleihen hat.

v. Tellheim. Du ſuchſt doch nicht Ausflüchte?

Werner. Damit ich ihm nichts vorzuwerfen habe, ſo nimmt er mir's mit der Rechten und giebt mir's mit der Linken wieder.

v. Tellheim. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, Dir es wieder zu geben; aber wann und wie? — das weiß Gott!

Werner. Sie wiſſen es alſo noch nicht, daß die Hofſtaatskaſſe Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben erfuhr ich es bei —

v. Tellheim. Was plauderſt Du? Was läſſeſt Du Dir weiß machen? Begreifſt Du denn nicht, daß, wenn es wahr wäre, ich es doch wohl am erſten wiſſen müßte? — Kurz, Werner, Geld! Geld!

Werner. Je nu, mit Freuden! hier iſt was! — Das ſind die hundert Louisdor und das die hundert Dukaten. — (Giebt ihm beides.)

v. Tellheim. Die hundert Louisdor, Werner, geh und bringe Juſten. Er ſoll ſogleich den Ring wieder einlöſen, den er heute früh verſetzt haſt. — Aber wo wirſt Du mehr hernehmen, Werner? — Ich brauche weit mehr.

Werner. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. — Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt. Der Zahlungstermin wäre zwar erſt in vierzehn Tagen; aber das Geld liegt parat, und ein halb Prozentchen Abzug —

v. Tellheim. Nun ja, lieber Werner! — Siehſt Du, daß ich meine einzige Zuflucht zu Dir nehme? — Ich muß Dir auch alles vertrauen. Das Fräulein hier, — Du haſt ſie geſehen, — iſt unglücklich —

Werner. O Jammer!

v. Tellheim. Aber morgen iſt ſie meine Frau —

Werner. O Freude!

v. Tellheim. Und übermorgen geh' ich mit ihr fort. Ich darf fort; ich will fort. Lieber hier alles im Stiche gelaſſen! Wer weiß, wo mir ſonſt ein Glück aufgehoben iſt. Wenn Du willſt, Werner, ſo komm mit. Wir wollen wieder Dienſte nehmen.

Werner. Wahrhaftig? — Aber doch wo's Krieg giebt, Herr Major?

v. Tellheim. Wo ſonſt? — Geh, lieber Werner, wir ſprechen davon weiter.

Werner. O Herzensmajor! — Übermorgen? Warum nicht lieber morgen? — Ich will ſchon alles zuſammenbringen. — In Perſien, Herr Major, giebt's einen trefflichen Krieg; was meinen Sie?

v. Tellheim. Wir wollen das überlegen; geh nur, Werner! —

Werner. Juchhe! es lebe der Prinz Heraklius! (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

v. Tellheim.

Wie iſt mir? — Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eignes Unglück ſchlug mich nieder, machte mich ärgerlich, kurzſichtig, ſchüchtern, läſſig: ihr Unglück hebt mich empor; ich ſehe wieder frei um mich und fühle mich willig und ſtark, alles für ſie zu unternehmen. — Was verweile ich? (Will nach dem Zimmer des Fräuleins, aus dem ihm Franziska entgegen kommt.)

Dritter Auftritt.

Franziska. v. Tellheim.

Franziska. Sind Sie es doch? — Es war mir, als ob ich Ihre Stimme hörte. — Was wollen Sie, Herr Major?

v. Tellheim. Was ich will? — Was macht Dein Fräulein? — Komm! —

Franziska. Sie will den Augenblick ausfahren.

v. Tellheim. Und allein? ohne mich? wohin?

Franziska. Haben Sie vergeſſen, Herr Major? —

v. Tellheim. Biſt Du nicht klug, Franziska? — Ich habe ſie gereizt, und ſie ward empfindlich: ich werde ſie um Vergebung bitten, und ſie wird mir vergeben.

Franziska. Wie? Nachdem Sie den Ring zurückgenommen, Herr Major?

v. Tellheim. Ha! — das that ich in der Betäubung. — Jetzt denk' ich erſt wieder an den Ring. — Wo habe ich ihn hingeſteckt? — (Er ſucht ihn.) Hier iſt er.

Franziska. Iſt er das? (Indem er ihn wieder einſteckt, beiſeite.) Wenn er ihn doch genauer beſehen wollte!

v. Tellheim. Sie drang mir ihn auf mit einer Bitterkeit — Ich habe dieſe Bitterkeit ſchon vergeſſen. Ein volles Herz kann die Worte nicht wägen. — Aber ſie wird ſich auch keinen Augenblick weigern, den Ring wieder anzunehmen. — Und habe ich nicht noch ihren?

Franziska. Den erwartet ſie dafür zurück. — Wo haben Sie ihn denn, Herr Major? Zeigen Sie mir ihn doch.

v. Tellheim (etwas verlegen). Ich habe — ihn anzuſtecken vergeſſen. — Juſt — Juſt wird mir ihn gleich nachbringen.

Franziska. Es iſt wohl einer ziemlich wie der andere; laſſen Sie mich doch dieſen ſehen; ich ſehe ſo was gar zu gern.

v. Tellheim. Ein andermal, Franziska. Jetzt komm —

Franziska (beiſeite). Er will ſich durchaus nicht aus ſeinem Irrtume bringen laſſen.

v. Tellheim. Was ſagſt Du? Irrtume?

Franziska. Es iſt ein Irrtum, ſag' ich, wenn Sie meinen, daß das Fräulein doch noch eine gute Partie ſei. Ihr eignes Vermögen iſt gar nicht beträchtlich; durch ein wenig eigennützige Rechnungen können es ihr die Vormünder völlig zu Waſſer machen. Sie erwartete alles von dem Oheim; aber dieſer grauſame Oheim —

v. Tellheim. Laſſ' ihn doch! — Bin ich nicht Manns genug, ihr einmal alles zu erſetzen? —

Franziska. Hören Sie? Sie klingelt; ich muß hinein.

v. Tellheim.. Ich gehe mit Dir.

Franziska. Um des Himmels willen nicht! Sie hat mir ausdrücklich verboten, mit Ihnen zu ſprechen. Kommen Sie wenigſtens mir erſt nach. — (Geht hinein.)

Vierter Auftritt.

v. Tellheim (ihr nachrufend). Melde mich ihr! — Sprich für mich, Franziska! — Ich folge Dir ſogleich! — Was werde ich ihr ſagen? — Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das Einzige möchte eine ſtudierte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, ſich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Befliſſenheit, mir ein Glück vorzuſpiegeln, das ſie durch mich verloren hat. Dieſes Mißtrauen in meine Ehre, in ihren eignen Wert vor ihr ſelbſt zu entſchuldigen, vor ihr ſelbſt — Vor mir iſt es ſchon entſchuldigt! — Ha! hier kommt ſie. —

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska. v. Tellheim.

Das Fräulein (im Hereintreten, als ob ſie den Major nicht gewahr würde). Der Wagen iſt doch vor der Thüre, Franziska? — Meinen Fächer! —

v. Tellheim (auf ſie zu). Wohin, mein Fräulein?

Das Fräulein (mit einer affektierten Kälte). Aus, Herr Major. — Ich errate, warum Sie ſich nochmals her bemüht haben: mir auch meinen Ring wieder zurück zu geben. — Wohl, Herr Major, haben Sie nur die Güte, ihn der Franziska einzuhändigen. — Franziska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! — Ich habe keine Zeit zu verlieren. (Will fort.)

v. Tellheim (ihr in den Weg tretend). Mein Fräulen! — Ah, was habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war ſo vieler Liebe nicht wert.

Das Fräulein. So, Franziska? Du haſt dem Herrn Major — —

Franziska. Alles entdeckt.

v. Tellheim. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräter. Sie haben um mich in den Augen der Welt viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch dieſen Verluſt gewonnen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzu-nachteiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn fürs erſte verbergen. Ich beſchwere mich nicht über dieſes Mißtrauen. Es entſprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieſes Verlangen iſt mein Stolz! Sie fanden mich ſelbſt unglücklich, und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häufen. Sie konnten nicht vermuten, wie ſehr mich Ihr Unglück über das meinige hinausſetzen würde.

Das Fräulein. Alles recht gut, Herr Major! Aber es iſt nun einmal geſchehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit entlaſſen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

v. Tellheim. In nichts gewilligt! — Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener als jemals. — Sie ſind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. (Zieht den Ring heraus.) Hier, empfangen Sie es zum zweitenmale, das Unterpfand meiner Treue —

Das Fräulein. Ich dieſen Ring wiedernehmen? dieſen Ring?

v. Tellheim. Ja, liebſte Minna, ja!

Das Fräulein. Was muten Sie mir zu? dieſen Ring?

v. Tellheim. Dieſen Ring nahmen Sie das erſtemal aus meiner Hand, als unſer beider Umſtände einander gleich und glücklich waren. Sie ſind nicht mehr glücklich, aber wiederum einander gleich. Gleichheit iſt immer das feſteſte Band der Liebe. — Erlauben Sie, liebſte Minna! — (Ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzuſtecken.)

Das Fräulein. Wie? mit Gewalt, Herr Major? — Nein, da iſt keine Gewalt in der Welt, die mich zwingen ſoll, dieſen Ring wieder anzunehmen! — — Meinen Sie etwa, daß es mir an einem Ringe fehlt? — O, Sie ſehen ja wohl (auf ihren Ring zeigend), daß ich hier noch einen habe, der Ihrem nicht das Geringſte nachgiebt? —

Franziska. Wenn er es noch nicht merkt! —

v. Tellheim (indem er die Hand des Fräuleins fahren läßt). Was iſt das? — Ich ſehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht. — Sie zieren ſich, mein Fräulein. — Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieſes Wort nachbrauche.

Das Fräulein (in ihrem wahren Tone). Hat Sie dieſes Wort beleidigt, Herr Major?

v. Tellheim. Es hat mir weh gethan.

Das Fräulein (gerührt). Das ſollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim.

v. Tellheim. Ha, dieſer vertrauliche Ton ſagt mir, daß Sie wieder zu ſich kommen, mein Fräulein, daß Sie mich noch lieben, Minna. —

Franziska (herausplatzend). Bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen. —

Das Fräulein (gebieteriſch). Ohne Dich in unſer Spiel zu mengen, Franziska, wenn ich bitten darf!

Franziska (beiſeite und betroffen). Noch nicht genug?

Das Fräulein. Ja, mein Herr, es wäre weibliche Eitelkeit, mich kalt und höhniſch zu ſtellen. Weg damit! Sie verdienen es, mich eben ſo wahrhaft zu finden, als Sie ſelbſt ſind. — Ich liebe Sie noch, Tellheim, ich liebe Sie noch, aber dem ungeachtet —

v. Tellheim. Nicht weiter, liebſte Minna, nicht weiter! (Ergreift ihre Hand nochmals, ihr den Ring anzuſtecken.)

Das Fräulein (das die Hand zurückzieht). Demungeachtet, — um ſo viel mehr werde ich dieſes nimmermehr geſchehen laſſen; nimmermehr! — Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meinte, Sie hätten an Ihrem eigenen Unglücke genug. — Sie müſſen hierbleiben; Sie müſſen ſich die allervollſtändigſte Genugthuung — ertrotzen. Ich weiß in der Geſchwindigkeit kein ander Wort. — Ertrotzen, — und ſollte Sie auch das äußerſte Elend vor den Augen ihrer Verleumder darüber verzehren!

v. Tellheim. So dacht' ich, ſo ſprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und ſprach. Ärgernis und verbiſſene Wut hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe ſelbſt, in dem vollſten Glanze des Glückes, konnte ſich darin nicht Tag ſchaffen. Aber ſie ſendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finſtern Schmerze vertrauter, die Nebel zerſtreut und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbſterhaltung erwacht, da ich etwas Koſtbareres zu erhalten habe als mich, und es durch mich zu erhalten habe. Laſſen Sie ſich, mein Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen. Von der unſchuldigen Urſache unſers Unglücks können wir es ohne Erniedrigung hören. Ich bin dieſe Urſache; durch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Anverwandte, Vermögen und Vaterland. Durch mich, in mir müſſen Sie alles dieſes wiederfinden, oder ich habe das Verderben der Liebenswürdigſten Ihres Geſchlechts auf meiner Seele. Laſſen Sie mich keine Zukunft denken, wo ich mich ſelbſt haſſen müßte. — Nein, nichts ſoll mich hier länger halten. Von dieſem Augenblicke an will ich dem Unrechte, das mir hier widerfährt, nichts als Verachtung entgegenſetzen. Iſt dieſes Land die Welt? Geht hier allein die Sonne auf? Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienſte wird man mir verweigern? Und müßte ich ſie unter dem entfernteſten Himmel ſuchen: folgen Sie mir nur getroſt, liebſte Minna; es ſoll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen Freund, der mich gern unterſtützt. —

Sechſter Auftritt.

Ein Feldjäger. v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska.

Franziska (indem ſie den Feldjäger gewahr wird). St! Herr Major —

v. Tellheim (gegen den Feldjäger). Zu wem wollen Sie?

Der Feldjäger. Ich ſuche den Herrn Major von Tellheim. — Ah, Sie ſind es ja ſelbſt. Mein Herr Major, dieſes königliche Handſchreiben (das er aus ſeiner Brieftaſche nimmt) habe ich an Sie zu übergeben.

v. Tellheim. An mich?

Der Feldjäger. Zufolge der Aufſchrift —

Das Fräulein. Franziska, hörſt Du? — Der Chevalier hat doch wahr geredet!

Der Feldjäger (indem Tellheim den Brief nimmt). Ich bitte um Verzeihung, Herr Major; Sie hätten es bereits geſtern erhalten ſollen; aber es iſt mir nicht möglich geweſen, Sie auszufragen. Erſt heute auf der Parade habe ich Ihre Wohnung von dem Leutnant Riccaut erfahren.

Franziska. Gnädiges Fräulein, hören Sie? — Das iſt des Chevaliers Miniſter. — „Wie heißen der Miniſter da drauß auf die breite Platz?" —

v. Tellheim. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe ſehr verbunden.

Der Feldjäger. Es iſt meine Schuldigkeit, Herr Major. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska.

v. Tellheim. Ah, mein Fräulein, was habe ich hier? was enthält dieſes Schreiben?

Das Fräulein. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde ſo weit zu erſtrecken.

v. Tellheim. Wie? Sie trennen mein Schickſal noch von dem Ihrigen? — Aber warum ſteh' ich an, es zu erbrechen? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin; nein, liebſte Minna, es kann uns nicht unglücklicher machen, — wohl aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! (Erbricht und lieſt den Brief, indes der Wirt an die Szene geſchlichen kommt.)

Achter Auftritt.

Der Wirt. Die Vorigen.

Der Wirt (gegen die Franziska). Bſt! mein ſchönes Kind! auf ein Wort!

Franziska (die ſich ihm nähert). Herr Wirt? — Gewiß, wir wiſſen ſelbſt noch nicht, was in dem Briefe ſteht.

Der Wirt. Wer will vom Briefe wiſſen? — Ich komme des Ringes wegen. Das gnädige Fräulein muß mir ihn gleich wiedergeben. Juſt iſt da, er ſoll ihn wieder einlöſen.

Das Fräulein (das ſich indes gleichfalls dem Wirte genähert). Sagen Sie Juſten nur, daß er ſchon eingelöſt ſei; und ſagen Sie ihm nur von wem: von mir.

Der Wirt. Aber —

Das Fräulein. Ich nehme alles auf mich; gehen Sie doch!

(Der Wirt geht ab.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska.

Franziska. Und nun, gnädiges Fräulein, laſſen Sie es mit dem armen Major gut ſein.

Das Fräulein. O, über die Fürbitterin! Als ob der Knoten ſich nicht von ſelbſt bald löſen müßte.

v. Tellheim (nachdem er geleſen, mit der lebhafteſten Rührung). Ha! er hat ſich auch hier nicht verleugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeit! — welche Gnade! — Das iſt mehr, als ich erwartet! — Mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, alles iſt wiederhergeſtellt! — Ich träume doch nicht? (Indem er wieder in den Brief ſieht, wie um ſich nochmals zu überzeugen.) Nein, kein Blendwerk meiner Wünſche! — Leſen Sie ſelbſt, mein Fräulein; leſen Sie ſelbſt!

Das Fräulein. Ich bin nicht ſo unbeſcheiden, Herr Major.

v. Tellheim. Unbeſcheiden? Der Brief iſt an mich, an Ihren Tellheim, Minna. Er enthält, — was Ihnen Ihr Oheim nicht nehmen kann. Sie müſſen ihn leſen; leſen Sie doch!

Das Fräulein. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, Herr Major — (Sie nimmt den Brief und lieſt.)

> **„Mein lieber Major v. Tellheim!**
>
> Ich thue Euch zu wiſſen, daß der Handel, der mich um Eure Ehre beſorgt machte, ſich zu Eurem Vorteil aufgeklärt hat. Mein Bruder war des nähern davon unterrichtet, und ſein Zeugnis hat Euch für mehr als unſchuldig erklärt. Die Hofſtaatskaſſe hat Ordre, Euch den bewußten Wechſel wieder auszuliefern und die gethanen Vorſchüſſe zu bezahlen; auch habe ich befohlen, daß alles, was die Feldkriegskaſſen wider Eure Rechnungen urgieren, niedergeſchlagen werde. Meldet mir, ob Euch Eure Geſundheit erlaubt, wieder Dienſte zu nehmen. Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer Bravour und Denkungsart entbehren. Ich bin Euer wohlaffektionierter König ꝛc."

v. Tellheim. Nun, was ſagen Sie hierzu, mein Fräulein?

Das Fräulein (indem es den Brief wieder zuſammenſchlägt und zurückgiebt). Ich? Nichts.

v. Tellheim. Nichts?

Das Fräulein. Doch ja: daß Ihr König, der ein großer Mann iſt, auch wohl ein guter Mann ſein mag. — Aber was geht mich das an? Er iſt nicht mein König.

v. Tellheim. Und ſonſt ſagen Sie nichts? Nichts in Rückſicht auf uns ſelbſt?

Das Fräulein. Sie treten wieder in ſeine Dienſte; der Herr Major wird Oberſtleutnant, Oberſter vielleicht. Ich gratuliere von Herzen.

v. Tellheim. Und Sie kennen mich nicht beſſer? — Nein, da mir das Glück ſo viel zurückgiebt, als genug iſt, die Wünſche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, ſoll es einzig von meiner Minna abhangen, ob ich ſonſt noch jemandem wieder zugehören ſoll als ihr. Ihrem Dienſte allein ſei mein ganzes Leben gewidmet! Die Dienſte der Großen ſind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die ſie koſten. Minna iſt keine von den Eiteln, die in ihren Männern nichts als den Titel und die Ehrenſtelle lieben. Sie wird mich um mich ſelbſt lieben, und ich werde um ſie die ganze Welt vergeſſen. Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß ſelbſt nicht für welche politiſche Grundſätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut ſei, ſich in dieſem Stande eine Zeitlang zu verſuchen und ſich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen und Kälte und Entſchloſſenheit zu lernen. Nur die äußerſte Not hätte mich zwingen können, aus dieſem Verſuche eine Beſtimmung, aus dieſer gelegentlichen Beſchäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun iſt mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Menſch zu ſein. Der werde ich mit Ihnen, liebſte Minna, unfehlbar werden; der werde ich in Ihrer Geſellſchaft unveränderlich bleiben. — Morgen verbinde uns das heiligſte Band; und ſodann wollen wir um uns ſehen und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den ſtillſten, heiterſten, lachendſten Winkel ſuchen, dem zum Paradieſe nichts fehlt als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen; da ſoll jeder unſrer Tage — Was iſt Ihnen, mein Fräulein? (das ſich unruhig hin und her wendet und ſeine Rührung zu verbergen ſucht).

Das Fräulein (ſich faſſend). Sie ſind ſehr grauſam, Tellheim, mir ein Glück ſo reizend darzuſtellen, dem ich entſagen muß. Mein Verluſt —

v. Tellheim. Ihr Verluſt? — Was nennen Sie Ihren Verluſt? Alles, was Minna verlieren konnte, iſt nicht Minna. Sie ſind noch das ſüßeſte, lieblichſte, holdſeligſte, beſte Geſchöpf unter der Sonne, ganz Güte und Großmut, ganz Unſchuld und Freude! — Dann und wann ein kleiner Mutwille; hier und da ein wenig Eigenſinn — Deſto beſſer! deſto beſſer! Minna wäre ſonſt ein Engel, den ich mit Schaudern verehren müßte, den ich nicht lieben könnte. (Ergreift ihre Hand, ſie zu küſſen.)

Das Fräulein (das die Hand zurückzieht). Nicht ſo, mein Herr! — Wie auf einmal ſo verändert? — Iſt dieſer ſchmeichelnde, ſtürmiſche Liebhaber der kalte Tellheim? — Konnte nur ſein wiederkehrendes Glück ihn in dieſes Feuer ſetzen? — Er erlaube mir, daß ich bei ſeiner fliegenden Hitze für uns beide Überlegung behalte. — Als er ſelbſt überlegen konnte, hörte ich ihn ſagen: es ſei eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trage, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. — Recht; aber ich beſtrebe mich einer eben ſo reinen und edlen Liebe als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, da ſich ein großer Monarch um ihn bewirbt, ſollte ich zugeben, daß er ſich verliebten Träumereien mit mir überließe? daß der ruhmvolle Krieger in einen tändelnden Schäfer ausarte? — Nein, Herr Major, folgen Sie dem Wink Ihres beſſern Schickſals —

v. Tellheim. Nun wohl! Wenn Ihnen die große Welt reizender iſt, Minna, — wohl! ſo behalte uns die große Welt! — Wie klein, wie armſelig iſt dieſe große Welt! — Sie kennen ſie nur erſt von ihrer Flitterſeite. Aber gewiß, Minna, Sie werden — Es ſei! Bis dahin, wohl! Es ſoll Ihren Vollkommenheiten nicht an Bewunderern fehlen, und meinem Glücke wird es nicht an Neidern gebrechen.

Das Fräulein. Nein, Tellheim, ſo iſt es nicht gemeint! Ich weiſe Sie in die große Welt, auf die Bahn der Ehre zurück, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbeſcholtene Gattin! Ein ſächſiſches verlaufenes Fräulein, das ſich ihm an den Kopf geworfen —

v. Tellheim (auffahrend und wild um ſich ſehend). Wer darf ſo ſprechen? — Ah, Minna, ich erſchrecke vor mir ſelbſt, wenn ich mir vorſtelle, daß jemand anders dies geſagt hätte als Sie. Meine Wut gegen ihn würde ohne Grenzen ſein.

Das Fräulein. Nun da! Das eben beſorge ich. Sie würden nicht die geringſte Spötterei über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bitterſten einzunehmen haben. — Kurz, hören Sie alſo, Tellheim, was ich feſt beſchloſſen, wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll —

v. Tellheim. Ehe Sie ausreden, Fräulein, — ich beſchwöre Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, daß Sie mir das Urteil über Leben und Tod ſprechen! —

Das Fräulein. Ohne weitere Überlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, ſo gewiß Sie dieſen nämlichen Ring zurückgenommen: ſo gewiß ſoll die unglückliche Barnhelm die Gattin des glücklichern Tellheim nie werden!

v. Tellheim. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

Das Fräulein. Gleichheit iſt allein das feſte Band der Liebe. — Die glückliche Barnhelm wünſchte nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte ſich endlich überreden laſſen, das Unglück ihres Freundes durch ſich, es ſei zu vermehren oder zu lindern. — Er bemerkte es ja wohl, ehe dieſer Brief ankam, der alle Gleichheit zwiſchen uns wieder aufhebt, wie ſehr zum Schein ich mich nur noch weigerte.

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Ich danke Ihnen, Minna, daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er iſt zu haben. (Kalt.) Ich empfinde eben, daß es mir unanſtändig iſt, dieſe ſpäte Gerechtigkeit anzunehmen; daß es beſſer ſein wird, wenn ich das, was man durch einen ſo ſchimpflichen Verdacht entehrt hat, gar nicht wiederverlange. — Ja, ich will den Brief nicht bekommen haben. Das ſei alles, was ich darauf antworte und thue!

(Im Begriff, ihn zu zerreißen.)

Das Fräulein (das ihm in die Hände greift). Was wollen Sie, Tellheim?

v. Tellheim. Sie beſitzen.

Das Fräulein. Halten Sie!

v. Tellheim. Fräulein, er iſt unfehlbar zerriſſen, wenn Sie nicht bald ſich anders erklären. — Alsdann wollen wir doch ſehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

Das Fräulein. Wie? in dieſem Tone? — So ſoll ich, ſo muß ich in meinen eignen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es iſt eine nichtswürdige Kreatur, die ſich nicht ſchämt, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!

v. Tellheim. Falſch, grundfalſch!

Das Fräulein. Wollen Sie es wagen, Ihre eigne Rede in meinem Munde zu ſchelten?

v. Tellheim. Sophiſtin! So entehrt ſich das ſchwächere Geſchlecht durch alles, was dem ſtärkern nicht anſteht? So ſoll ſich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemt? Welches beſtimmte die Natur zur Stütze des andern?

Das Fräulein. Beruhigen Sie ſich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schutz ſein, wenn ich ſchon die Ehre des Ihrigen ausſchlagen muß. So viel muß mir immer noch werden, als die Not erfordert. Ich habe mich bei unſerm Geſandten melden laſſen. Er will mich noch heute ſprechen. Hoffentlich wird er ſich meiner annehmen. Die Zeit verfließt. Erlauben Sie, Herr Major —

v. Tellheim. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Nicht doch, Herr Major; laſſen Sie mich —

v. Tellheim. Eher ſoll Ihr Schatten Sie verlaſſen! Kommen Sie nur, mein Fräulein, wohin Sie wollen, zu wem Sie wollen. Überall, an Bekannte und Unbekannte will ich es erzählen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzählen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grauſamen Eigenſinne Sie dieſe Bande trennen wollen —

Zehnter Auftritt.

Juſt. Die Vorigen.

Juſt (mit Ungeſtüm). Herr Major! Herr Major!

v. Tellheim. Nun?

Juſt. Kommen Sie doch geſchwind, geſchwind!

v. Tellheim. Was ſoll ich? Zu mir her! Sprich, was iſt's?

Juſt. Hören Sie nur — (Redet ihm heimlich ins Ohr.)

Das Fräulein (indes beiſeite zur Franziska). Merkſt Du was, Franziska?

Franziska. O, Sie Unbarmherzige! Ich habe hier geſtanden wie auf Kohlen!

v. Tellheim (zu Juſt). Was ſagſt Du? — Das iſt nicht möglich! — Sie? (Indem er das Fräulein wild anblickt.) — Sag' es laut; ſag' es ihr ins Geſicht! — Hören Sie doch, mein Fräulein! —

Juſt. Der Wirt ſagt, das Fräulein von Barnhelm habe den Ring, welchen ich bei ihm verſetzt, zu ſich genommen; ſie habe ihn für den ihrigen erkannt und wolle ihn nicht wieder herausgeben. —

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Nein, das kann nicht wahr ſein?

Das Fräulein (lächelnd). Und warum nicht, Tellheim? — Warum kann es nicht wahr ſein?

v. Tellheim (heftig). Nun, ſo ſei es wahr! — Welch ſchreckliches Licht, das mir auf einmal aufgegangen! — Nun erkenne ich Sie, die Falſche, die Ungetreue!

Das Fräulein (erſchrocken). Wer? wer iſt dieſe Ungetreue?

v. Tellheim. Sie, die ich nicht mehr nennen will!

Das Fräulein. Tellheim!

v. Tellheim. Vergeſſen Sie meinen Namen! — Sie kamen hierher, mit mir zu brechen. Es iſt klar! — Daß der Zufall ſo gern dem Treuloſen zu ſtatten kommt! Er führte Ihnen Ihren Ring in die Hände. Ihre Argliſt wußte mir den meinigen zuzuſchanzen.

Das Fräulein. Tellheim, was für Geſpenſter ſehen Sie! Faſſen Sie ſich doch und hören Sie mich.

Franziska (für ſich). Nun mag ſie es haben!

Elfter Auftritt.

Werner (mit einem Beutel Geld). v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska. Juſt.

Werner. Hier bin ich ſchon, Herr Major —

v. Tellheim (ohne ihn anzuſehen). Wer verlangt Dich? —

Werner. Hier iſt Geld, tauſend Piſtolen!

v. Tellheim. Ich will ſie nicht!

Werner. Morgen können Sie, Herr Major, über noch einmal ſo viel befehlen.

v. Tellheim. Behalte Dein Geld!

Werner. Es iſt ja Ihr Geld, Herr Major. — Ich glaube, Sie ſehen nicht, mit wem Sie ſprechen.

v. Tellheim. Weg damit! ſag' ich.

Werner. Was fehlt Ihnen? — Ich bin Werner.

v. Tellheim. Alle Güte iſt Verſtellung; alle Dienſtfertigkeit Betrug.

Werner. Gilt das mir?

v. Tellheim. Wie Du willſt!

Werner. Ich habe ja nur Ihren Befehl vollzogen. —

v. Tellheim. So vollziehe auch den und packe Dich!

Werner. Herr Major! (Ärgerlich.) ich bin ein Menſch —

v. Tellheim. Da biſt Du was Rechtes!

Werner. Der auch Galle hat —

v. Tellheim. Gut! Galle iſt noch das beſte, was wir haben.

Werner. Ich bitte Sie, Herr Major, —

v. Tellheim. Wie vielmal ſoll ich Dir es ſagen? Ich brauche Dein Geld nicht!

Werner (zornig). Nun, ſo brauch es, wer da will! (Indem er ihm den Beutel vor die Füße wirft und beiſeite geht.)

Das Fräulein (zur Franziska). Ah liebe Franziska, ich hätte Dir folgen ſollen. Ich habe den Scherz zu weit getrieben. — Doch er darf mich ja nur hören — (Auf ihn zugehend.)

Franziska (die, ohne dem Fräulein zu antworten, ſich Wernern nähert). Herr Wachtmeiſter! —

Werner (mürriſch). Geh' Sie! —

Franziska. Hu! was ſind das für Männer!

Das Fräulein. Tellheim! — Tellheim! (Der vor Wut an den Fingern nagt, das Geſicht wegwendet und nichts hört.) Nein, das iſt zu arg! — Hören Sie mich doch! — Sie betrügen ſich! — Ein bloßes Mißverſtändnis, — Tellheim! — Sie wollen Ihre Minna nicht hören? — Können Sie einen ſolchen Verdacht faſſen? — Ich mit Ihnen brechen wollen? — Ich darum hergekommen? — Tellheim!

Zwölfter Auftritt.

Zwei Bediente, nach einander von verſchiedenen Seiten über den Saal laufend. **Die Vorigen.**

Der eine Bediente. Gnädiges Fräulein, Ihro Exzellenz, der Graf! —

Der andere Bediente. Er kommt, gnädiges Fräulein! —

Franziska (die ans Fenſter gelaufen). Er iſt es! er iſt es!

Das Fräulein. Iſt er's? — O nun geſchwind, Tellheim —

v. Tellheim (auf einmal zu ſich ſelbſt kommend). Wer? wer kommt? Ihr Oheim, Fräulein? dieſer grauſame Oheim? — Laſſen Sie ihn nur kommen; laſſen Sie ihn nur kommen! — Fürchten Sie nichts! Er ſoll Sie mit keinem Blicke beleidigen dürfen! Er hat es mit mir zu thun. — — Zwar verdienen Sie es um mich nicht —

Das Fräulein. Geſchwind umarmen Sie mich, Tellheim, und vergeſſen Sie alles —

v. Tellheim. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie es bereuen könnten! —

Das Fräulein. Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verſchafft zu haben! — Ah, was ſind Sie für ein Mann! — Umarmen Sie Ihre Minna, Ihre glückliche Minna! aber durch nichts glücklicher als durch Sie! (Sie fällt ihm in die Arme.) Und nun ihm entgegen! —

v. Tellheim. Wem entgegen?

Das Fräulein. Dem beſten Ihrer unbekannten Freunde.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Dem Grafen, meinem Oheim, meinem Vater, Ihrem Vater. — — Meine Flucht, ſein Unwille, meine Enterbung; — hören Sie denn nicht, daß alles erdichtet iſt? — Leichtgläubiger Ritter!

v. Tellheim. Erdichtet? — Aber der Ring? der Ring?

Das Fräulein. Wo haben Sie den Ring, den ich Ihnen zurückgegeben?

v. Tellheim. Sie nehmen ihn wieder? — O, ſo bin ich glücklich! — Hier Minna! — (Ihn herausziehend.)

Das Fräulein. So beſehen Sie ihn doch erſt! — O, über die Blinden, die nicht ſehen wollen! — Welcher Ring iſt es denn? den ich von Ihnen habe, oder den Sie von mir? — Iſt es denn nicht eben der, den ich in den Händen des Wirts nicht laſſen wollen?

v. Tellheim. Gott! was ſeh' ich? was hör' ich?

Das Fräulein. Soll ich ihn nun wiedernehmen? ſoll ich? — Geben Sie her, geben Sie her! (Reißt ihn ihm aus der Hand und ſteckt ihn ihm ſelbſt an den Finger.) Nun? iſt alles richtig?

v. Tellheim. Wo bin ich? — (Ihre Hand küſſend.) O, boshafter Engel! — mich ſo zu quälen!

Das Fräulein. Dieſes zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich ſpielen ſollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen ſpiele. — Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?

v. Tellheim. O Komödiantinnen, ich hätte Euch doch kennen ſollen.

Franziska. Nein, wahrhaftig; ich bin zur Komödiantin verdorben. Ich habe gezittert und gebebt und mir mit der Hand das Maul zuhalten müſſen.

Das Fräulein. Leicht iſt mir meine Rolle auch nicht geworden. — Aber ſo kommen Sie doch!

v. Tellheim. Noch kann ich mich nicht erholen. — Wie wohl, wie ängſtlich iſt mir! So erwacht man plötzlich aus einem ſchreckhaften Traume!

Das Fräulein. Wir zaudern. — Ich höre ihn ſchon.

Dreizehnter Auftritt.

Der Graf von Bruchſall, von verſchiedenen Bedienten und dem **Wirte** begleitet. **Die Vorigen.**

Der Graf (im Hereintreten). Sie iſt doch glücklich angelangt?

Das Fräulein (das ihm entgegenſpringt). Ah, mein Vater! —

Der Graf. Da bin ich, liebe Minna! (Sie umarmend.) Aber was, Mädchen? (Indem er den Tellheim gewahr wird.) Vierundzwanzig Stunden erſt hier, und ſchon Bekanntſchaft, und ſchon Geſellſchaft?

Das Fräulein. Raten Sie, wer es iſt? —

Der Graf. Doch nicht Dein Tellheim?

Das Fräulein. Wer ſonſt als er? — Kommen Sie, Tellheim! (Ihn dem Grafen zuführend.)

Der Graf. Mein Herr, wir haben uns nie geſehen; aber bei dem erſten Anblick glaubte ich, Sie zu erkennen. Ich wünſchte, daß Sie es ſein möchten. — Umarmen Sie mich. — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre Freundſchaft. — Meine Nichte, meine Tochter liebt Sie. —

Das Fräulein. Das wiſſen Sie, mein Vater! — Und iſt ſie blind, meine Liebe?

Der Graf. Nein, Minna, Deine Liebe iſt nicht blind; aber Dein Liebhaber — iſt ſtumm.

v. Tellheim (ſich ihm in die Arme werfend). Laſſen Sie mich zu mir ſelbſt kommen, mein Vater! —

Der Graf. So recht, mein Sohn Ich höre es; wenn Dein Mund nicht plaudern kann, ſo kann Dein Herz doch reden. — Ich bin ſonſt den Offizieren von dieſer Farbe (auf Tellheims Uniform weiſend) eben nicht gut. Doch Sie ſind ein ehrlicher Mann, Tellheim, und ein ehrlicher Mann mag ſtecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

Das Fräulein. O, wenn Sie alles wüßten! —

Der Graf. Was hindert's, daß ich nicht alles erfahre? — Wo ſind meine Zimmer, Herr Wirt?

Der Wirt. Wollen Ihro Exzellenz nur die Gnade haben, hier herein zu treten.

Der Graf. Komm, Minna! Kommen Sie, Herr Major! (Geht mit dem Wirte und den Bedienten ab.)

Das Fräulein. Kommen Sie, Tellheim!

v. Tellheim. Ich folge Ihnen den Augenblick, mein Fräulein. Nur noch ein Wort mit dieſem Manne! (Gegen Werner ſich wendend.)

Das Fräulein. Und ja ein recht gutes; mich dünkt, Sie haben es nötig. — Franziska, nicht wahr? (Dem Grafen nach.)

Vierzehnter Auftritt.

v. Tellheim. Werner. Juſt. Franziska.

v. Tellheim (auf den Beutel weiſend, den Werner weggeworfen.) Hier, Juſt! — hebe den Beutel auf und trage ihn nachhauſe. Geh! — (Juſt damit ab).

Werner (der noch immer mürriſch im Winkel geſtanden und an nichts teilzunehmen geſchienen, indem er das hört). Ja, nun!

v. Tellheim (vertraulich auf ihn zugehend). Werner, wann kann ich die andern tauſend Piſtolen haben?

Werner (auf einmal wieder in ſeiner guten Laune). Morgen, Herr Major, morgen. —

v. Tellheim. Ich brauche Dein Schuldner nicht zu werden; aber ich will Dein Rentmeiſter ſein. Euch gutherzigen Leuten ſollte man allen einen Vormund ſetzen. Ihr ſeid eine Art Verſchwender. — Ich habe Dich vorhin erzürnt, Werner! —

Werner. Bei meiner armen Seele, ja! — Ich hätte aber doch ſo ein Tölpel nicht ſein ſollen. Nun ſeh' ich's wohl. Ich verdiente hundert Fuchtel. Laſſen Sie mir ſie auch ſchon geben; nur weiter keinen Groll, lieber Major! —

v. Tellheim. Groll? — (Ihm die Hand drückend.) Lies es in meinen Augen, was ich Dir nicht alles ſagen kann. — Ha! wer ein beſſeres Mädchen und einen redlichern Freund hat als ich, den will ich ſehen — Franziska, nicht wahr? (Geht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Werner. Franziska.

Franziska (für ſich). Ja gewiß, es iſt ein gar zu guter Mann! — So einer kommt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! (Schüchtern und verſchämt ſich Wernern nähernd.) Herr Wachtmeiſter —

Werner (der ſich die Augen wiſcht). Nu? —

Franziska Herr Wachtmeiſter —

Werner. Was will Sie denn, Frauenzimmerchen?

Franziska. Seh' Er mich einmal an, Herr Wachtmeiſter. —

Werner. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Franziska. So ſeh' Er mich doch an!

Werner. Ich fürchte, ich habe Sie ſchon zu viel angeſehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da ſeh' ich Sie ja! Was giebt's denn?

Franziska. Herr Wachtmeiſter, — braucht er keine Frau Wachtmeiſterin?

Werner. Iſt das Ihr Ernſt, Frauenzimmerchen?

Franziska. Mein völliger!

Werner. Zöge Sie wohl auch mit nach Perſien?

Franziska. Wohin Er will!

Werner. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigſtens ein eben ſo gutes Mädchen und einen eben ſo redlichen Freund als Sie! — Geb' Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Über zehn Jahr iſt Sie Frau Generalin oder Witwe!

Anmerkungen.

[1] Ein feiner, harmloſer Likör, in dem fein zerteilte Goldplättchen ſchwimmen. — [2] Doppelt über Gewürz abgezogener Kornbranntwein aus der Brennerei „Lachs“ in Danzig. — [3] = Sitten, Benehmen. — [4] = neckt, narrt. — [5] 500 Thaler in Louisdor; der Louisdor = 5 Thaler. — [6] Louisdor. — [7] hinauszieht. — [8] = Offiziersausrüſtung. — [9] Der preuß. Friedrichsd'or = 5 Thaler, 1713 unter Friedrich I. zuerſt geprägt. — [10] Heraklius oder Irakli II., 1716 König des perſiſchen Georgien, hatte als Prinz tapfer gegen die Türken gefochten. — [11] Pforte oder „hohe Pforte“ = türkiſches Reich, türkiſche Regierung. — [12] Abgabenfreies Bauerngut, mit welchem das Amt des Dorfrichters verbunden iſt. — [13] Weiler zwiſchen Meißen und Noſſen in Sachſen, auch Dorf Katzenberg genannt; hier 1760 Gefecht zwiſchen Preußen und Öſterreichern. — [14] ehemaliges Getreidemaß 1245—2523 l. — [15] = Schenke und Rauchſtube. — [16] = Morgenkleid. — [17] = Kutſchen. — [18] Sparſamkeit. — [19] Dorf mit Mühlen bei Borna, Kreishauptmannſchaft Leipzig. — [20] Früher mußten die zur Feſtungsſtrafe Verurteilten in Ketten an den Feſtungsbauten arbeiten, auch Karren mit Erde, Steinen ꝛc. führen. — [21] Die geworbenen Soldaten der Freibataillone ließen ſich manchmal zur Fahnenflucht verleiten. — [22] ſiehe Note 12. — [23] = liſtige Handlung; jemanden ſchnellen = jemanden überliſten — [24] = Handwerk.

* * *

Oberon.

Ein romantiſches Heldengedicht in zwölf Geſängen.

Von

Chr. Martin Wieland.

(1733—1813.)

Noch einmal ſattelt mir den Hippogryphen, ihr Muſen,
Zum Ritt in's alte romantiſche Land!
Wie lieblich um meinen entfeſſelten Buſen
Der holde Wahnſinn ſpielt! Wer ſchlang das magiſche Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich ſeh' in buntem Gewühl, bald ſiegend, bald beſiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

In dieſen Verſen, welche Wieland dem nachſtehenden Heldengedichte, ſeinem beſten Werke, vorſetzt, führt er den Leſer in die Zeit ein, in welcher das Gedicht ſpielt. Schon früher hatte der Dichter mittelalterliche romantiſche Stoffe aufgegriffen und in der Weiſe der Italiener, beſonders Arioſt's, bearbeitet. 1771 war „Amadis" erſchienen, 1776 folgte „Gandalin", 1777 „Geron der Adliche" und 1780 „Oberon".

Ueber den künſtleriſchen Wert des letzteren Heldengedichtes findet ſich das Nötige in des Dichters Lebensbeſchreibung. (Siehe dieſelbe.) In Bezug auf Stoff und Durchführung belehrt uns Wieland ſelbſt in der Vorrede, welche er im 22. Bande ſeiner von ihm ſelbſt beſorgten Ausgabe ſeiner ſämtlichen Werke (Leipzig, Georg Joachim Göſchen, 1796) dem Werke voranſtellt, und die hier nachfolgt:

An den Leſer!

Die Romanzen und Ritterbücher, womit Spanien und Frankreich im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ganz Europa ſo reichlich verſehen haben, ſind, ebenſo wie die fabelhafte Götter- und Heldengeſchichte der Morgenländer und der Griechen, eine Fundgrube von poetiſchem Stoffe, welche, ſelbſt nach allem was Bojardo, Arioſt, Taſſo, Allemanni, und andere daraus gezogen haben, noch lange für unerſchöpflich angeſehen werden kann.

Ein großer Teil der Materialien zu gegenwärtigem Gedichte, beſonders deſſen, was man in der Kunſtſprache Fabel nennt, iſt aus dem alten Ritterbuche von Huon de Bordeaux genommen, welches durch einen der Bibliothèque Universelle des Romans einverleibten freien Auszug, aus der Feder des verſtorbenen Grafen von Treſſan, allgemein bekannt iſt. Aber der Oberon, der in dieſem alten Ritterromane die Rolle des Deus ex machina ſpielt, und der Oberon, der dem gegenwärtigen Gedichte ſeinen Namen gegeben, ſind zwei ſehr verſchiedene Weſen. Jener iſt eine ſeltſame Art von Spuk, ein Mittelding von Menſch und Kobold, der Sohn Julius Cäſars und einer Fee, der durch eine ſonderbare Bezauberung in einen Zwerg verwandelt iſt; der meinige iſt mit dem Oberon, welcher in Chaucer's Merchant's Tale und Shakeſpeare's Midsummer-Night's-Dream als ein Feen- oder Elfenkönig (King of Fayries) erſcheint, eine und eben dieſelbe Perſon; und die Art, wie die Geſchichte ſeines Zwiſtes mit ſeiner Gemahlin Titania in die Geſchichte Hüon's und Rezia's eingewebt worden, ſcheint mir (mit Erlaubnis der Kunſtrichter) die eigentümlichſte Schönheit des Plans und der Kompoſition dieſes Gedichtes zu ſein.

In der That iſt Oberon nicht nur aus zwei, ſondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zuſammen geſetzt: nämlich, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaiſers zu beſtehen übernommen, der Geſchichte ſeiner Liebesverbindung mit Rezia, und der Wiederausſöhnung der Titania mit Oberon: aber dieſe drei Handlungen oder Fabeln ſind dergeſtalt in einen Hauptknoten verſchlungen, daß keine ohne die andere beſtehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beiſtand würde Hüon Kaiſer Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne ſeine Liebe zu Rezia, und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen ſeiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieſer Geiſterfürſt keine Urſache gehabt haben, einen ſo innigen Anteil an ihren Schickſalen zu nehmen. Aus dieſer auf wechſelſeitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verſchiedenen Intereſſes entſteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienſt der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leſer durch ſeine eigene Teilnehmung an den ſämtlichen handelnden Perſonen zu ſtark fühlt, als daß ſie ihm irgend ein Kunſtrichter wegdisputieren könnte.

Erſter Geſang.

Hüon, der jugendliche Herzog von Guyenne, war von einem Feinde ſeines Hauſes, dem Baron Amory von Hohenblat bei ſeinem Lehnsherrn Karl dem Großen verleumdet und von dieſem vorgeladen worden.

Amory beredete auch Scharlot, des großen Kaiſers böſen Sohn, Hüon auf dem Zuge nach dem kaiſerlichen Schloſſe durch Ueberfall aus dem Wege zu räumen. Der Anſchlag ſcheiterte aber an des jungen Helden Geiſtesgegenwart, und Scharlot fiel von deſſen Hand. Der Graf von Hohenblat gab aber bei dem Kaiſer vor, ſein Sohn ſei von Hüon meuchelmörderiſch getötet worden. Dieſer forderte einen Zweikampf mit ſeinem Ankläger, um in dieſer Art von Gottesgericht ſeine Unſchuld zu beweiſen. In hartem Kampfe wurde der böſe Graf überwunden, allein in der Erbitterung von ſeinem Gegner getötet, bevor er widerrufen konnte. Dieſen Umſtand nahm der erzürnte Kaiſer zum Vorwande, um über Hüon ein hartes Urteil zu fällen.

„‚Ich begnadige dich:
Allein, aus allen meinen Reichen
Soll dein verbannter Fuß zur Stunde ſtracks entweichen,
Und, bis du Stück für Stück mein kaiſerlich Gebot
Vollbracht, iſt Wiederkunft unmittelbarer Tod.

„‚Zeuch hin nach Babylon, und in der feſtlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an ſeiner Tafelrunde,
Mit ſeinen Emirn ſich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und ſchlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß ſein Blut die Tafel überſpritze.
Iſt dies gethan, ſo nahe züchtig dich
Der Erbin ſeines Throns, zunächſt an ſeinem Sitze,
Und küſſ' als deine Braut, ſie dreimal öffentlich.

„‚Und wenn dann der Kalif, der einer ſolchen Szene
In ſeiner eignen Gegenwart
Sich nicht verſah, vor deiner Kühnheit ſtarrt,
So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von ſeinem Stuhle, hin, nach Morgenländerart,
Und, zum Geſchenk für mich, das unſre Freundſchaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier ſeiner Backenzähne,
Und eine Handvoll Haar aus ſeinem grauen Bart.
„‚Geh hin, und, wie geſagt, eh' du aufs Haar vollzogen,
Was ich dir hier von Wort zu Wort gebot,
Iſt deine Wiederkunft unmittelbarer Tod!
Wir bleiben übrigens in Gnaden dir gewogen.'
Der Kaiſer ſprach's und ſchwieg.

Zweiter Geſang.

Unerſchrocken macht ſich Hüon allein auf die gefährliche Fahrt, durchſchifft das Mittelmeer, landet in Joppe, beſucht das Heilige Grab in Jeruſalem und reitet gegen Bagdad.

Unterwegs traf er in ſchauerlichem Waldgeklüfte des Libanon einen greiſen Einſiedler von furchtbarem Ausſehen, der den verirrten Ritter als Landsmann gaſtfreundlich aufnahm. Hüon erzählte ihm ſein Schickſal, und der Alte begrüßte ihn jubelnd als den Sohn ſeines ehemaligen geliebten Herrn, des Herzogs Siegwin von Guyenne. Es war Scherasmin, deſſen Knappe, der ſeit des Herzogs Tode als Einſiedler in der Einöde gelebt hatte, nun aber freudig entſchloſſen iſt, den Erben Siegwins auf ſeinem abenteuerlichen Zuge zu begleiten. Am nächſten Tage ſchon verſchaffte ein glücklicher Kampf mit Arabern dem Knappen ein tüchtiges Pferd und ein gutes Schwert, ſo daß die Reiſe nun ſchneller fortgeſetzt werden konnte. Der nächſte Weg nach Bagdad führte durch einen Wald, von dem die Sage vielerlei Zauberſpuk zu erzählen wußte. Bei Abenddämmerung erreichten ſie denſelben. Vergebens warnte Scherasmin ſeinen Gebieter vor dem Betreten desſelben, Hüons Ungeduld, endlich ans Ziel zu gelangen, trug über alle Bedenken den Sieg davon: ſie ritten in den Forſt. Zuerſt ſtellten ſich den Abenteurern Scharen von Hirſchen und Rehen entgegen, als ob ſie vor weiterem Vordringen warnen wollten, dann wandelte ſich der Wald in einen Park, deſſen gewundene Gänge ſich alle in einem großen freien Platz vereinigten.

Und in der Fern' erblicken ſie in Büſchen
Ein Schloß, das, wie aus Abendrot gewebt,
Sich ſchimmernd in die Luft erhebt.
Mit Augen, worin ſich Luſt und Grauen miſchen,
Und zwiſchen Traum und Wachen zweifelhaft
Schwebt Hüon ſprachlos da und gafft:
Als plötzlich auf die goldnen Thüren flogen,
Und rollt' ein Wagen daher, den Leoparden zogen.

Ein Knäbchen, ſchön, wie auf Cytherens Schoß
Der Liebesgott, ſaß in dem Silberwagen,
Die Zügel in der Hand. — „Da kommt er auf uns los,
Mein beſter Herr", ruft Scherasmin mit Zagen,
Indem er Hüons Pferd beim Zaume nach ſich zieht:
„Wir ſind verloren! flieht, o flieht!
Da kommt der Zwerg." - „Wie ſchön er iſt!" ſpricht jener -
„Nur deſto ſchlimmer! Fort! und wär' er zehnmal ſchöner.

„Flieht, ſag' ich Euch, ſonſt iſt's um uns gethan!"
Der Ritter ſträubt ſich zwar, allein da hilft kein Sträuben;
Der Alte jagt im ſchnellſten Flug voran
Und zieht ihn nach, und hört nicht auf zu treiben,
Zu jagen über Stock und Stein,
Durch Wald und Buſch, und über Zaun und Graben
Zu ſetzen, bis ſie aus dem Hain
Ins Freie ſich gerettet haben.

Mit Regen, Sturm und Blitz verfolgt ein Ungewitter
Die Fliehenden; die fürchterlichſte Nacht
Verſchlingt den Mond; es donnert, ſauſt und kracht
Rings um ſie her, als ſchlüg's den ganzen Wald in Splitter;
Kurz, alle Element' im Streit
Zerkämpfen ſich mit zügelloſem Grimme:
Doch mitten aus dem Sturm ertönt von Zeit zu Zeit
Mit liebevollem Ton des Geiſtes ſanfte Stimme:

„Was fliehſt du mich? Du fliehſt vor deinem Glück;
Vertrau dich mir, komm, Hüon, komm zurück!"
„Herr, wenn Ihr's thut, ſeid Ihr verloren",
Schreit Scherasmin: „fort, fort, die Finger in die Ohren,
Und ſprecht kein Wort! Er hat nichts Guts im Sinn!"
Nun geht's aufs neue los durch dick und dünn,
Vom Sturm umſauſt, vom Regen überſchwemmet.

Und wieder ſteht vor ihnen die ſchöne Geſtalt.

Auf einmal iſt der Himmel wolkenleer,
Und alles hell und mild und trocken wie vorher.
Schön wie im Morgenrot ein neugeborner Engel,
Steht er, geſtützt auf einen Lilienſtengel,
Und um die Schultern hängt ein elfenbeinern Horn.
So ſchön er iſt, kommt doch ein unbekanntes Grauen
Sie alle an; denn Ernſt und ſtiller Zorn
Wölkt ſich um ſeine Augenbrauen.

Drauf ſpricht der Geiſt mit ernſtem Blick zum Ritter:
„Mir iſt der Auftrag wohlbekannt,
Womit dich Karl nach Babylon geſandt.
Du ſiehſt, was für ein Ungewitter
Er dir bereitet hat; ſein Groll verlangt dein Blut:
Allein, was du mit Glauben und mit Mut
Begonnen haſt, das helf' ich dir vollenden;
Da, wackrer Hüon, nimm dies Horn aus meinen Händen!

„Ertönt mit lieblichem Ton von einem ſanften Hauch
Sein ſchneckengleich gewundner Bauch,
Und dränten dir mit Schwert und Lanzen
Zehntauſend Mann, ſie fangen an zu tanzen,
Und tanzen ohne Raſt, bis ſie zu Boden fallen:
Doch, läſſeſt du's mit Macht erſchallen,
So iſt's ein Ruf, und ich erſcheine dir.

„Dann ſiehſt du mich, und wär' ich tauſend Meilen
Von dir entfernt, zu deinem Beiſtand eilen.
Nur ſpare ſolchen Ruf, bis höchſte Not dich dringt.
Auch dieſen Becher nimm, der ſich mit Weine füllet,
Sobald ein Biedermann ihn an die Lippen bringt;
Der Quell verſieget nie, woraus ſein Nektar quillet:
Doch bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,
So wird der Becher leer, und glüht ihm in der Hand."

Herr Hüon nimmt mit Dank die wundervollen Pfänder
Von ſeines neuen Schützers Huld;
Und da er ſich des Oſtens Purpurränder
Vergolden ſieht, forſcht er mit Ungeduld
Nach Babylon den kürzeſten der Wege.
„Zieh hin", ſpricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;
„Und daß ich nie die Stunde ſehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche ſich entehrt!
„Nicht, daß ich deinem Mut und Herzen
Mißtraue! aber, ach! du biſt ein Adamskind,
Aus weichem Thon geformt, und für die Zukunft blind!
Zu oft iſt kurze Luſt die Quelle langer Schmerzen!
Vergiß der Warnung nie, die Oberon dir gab!"
Drauf rührt er ihn mit ſeinem Lilienſtab,
Und Hüon ſieht aus ſeinem liebevollen
Azurnen Augenpaar zwei helle Perlen rollen.
Und wie er Treu' und Pflicht ihm heilig ſchwören will,
Entſchwunden war der Waldgeiſt ſeinem Blicke,
Und nur ein Lilienduft blieb, wo er ſtand, zurücke.
Betroffen, ſprachlos, ſteht der junge Ritter ſtill,
Reibt Aug' und Stirn, wie einer, im Erwachen
Aus einem ſchönen Traum, ſich ſucht gewiß zu machen,
Ob das, was ihn mit ſolcher Luſt erfüllt,
Was Wirklichs iſt, ob nur ein nächtlich Bild?

Doch, wenn er auch gezweifelt hätte,
Der Becher und das Horn, das ihm an goldner Kette
Um ſeine Schultern hing, ließ keinem Zweifel Platz.
Der Becher ſonderlich dünkt dem verjüngten Alten
Das ſchönſte Stück im ganzen Feenſchatz.
„Herr", ſpricht er (im Begriff, den Bügel ihm zu halten),
„Noch einen Zug, dem guten Zwerg zum Dank!
Sein Wein, bei meiner Treu'! iſt echter Göttertrank!"

Und nun, nachdem ſie ſich geſtärkt zur neuen Reiſe,
Ging's über Berg und Thal, nach alter Ritter Weiſe,
Den ganzen Tag; und nur ein Teil der kurzen Nacht
Wird unter Bäumen zugebracht.
So zogen ſie, ohn' alles Abenteuer,
Vier Tage lang — der Ritter ſchon im Geiſt
Zu Babylon, und glücklich ſein Getreuer,
Daß Siegwins Sohn es iſt, dem er zur Seite reiſt.

Dritter Geſang.

Mit frohem Mute ziehen die beiden Helden über die Berge, Bagdad zu. Am 5. Tage gelangen ſie zu einem Eiſenturme, in welchem der Rieſe Angulaffer geraubte Jungfrauen gefangen hält. Hüon dringt in die Feſte ein, tötet den Böſewicht und gewinnt von ihm einen wunderkräftigen Zauberring, den er an den eigenen Finger ſteckt. Die befreiten Jungfrauen giebt er ihren Angehörigen zurück.

Was hatte Oberon, den Elfenkönig, bewogen dem fränkiſchen Ritter ſo große Gunſt zu ſchenken? Er ſelbſt hoffte durch Hüon von einem im Zorne ausgeſprochenen übereilten Schwure befreit zu werden. Als ſeine geliebte Gemahlin Titania einſt aus Widerſpruchsgeiſt eine pflichtvergeſſene Gattin in Schutz genommen hatte, hatte er ſich zu dem Gelöbnis hinreißen laſſen:

„Und bei dem furchtbarn Namen ſei's geſchworen,
Der Geiſtern ſelbſt unnennbar bleiben muß,
Nichts wende dieſen Fluch und meinen feſten Schluß:
Bis ein getreues Paar, vom Schickſal ſelbſt erkoren,
Durch keuſche Lieb' in eins zuſammenfließt,
Und, probefeſt in Leiden wie in Freuden,
Die Herzen ungetrennt, auch wenn die Leiber ſcheiden,
Der Ungetreuen Schuld durch ſeine Unſchuld büßt.

„Und wenn dies edle Paar ſchuldloſer reiner Seelen
Um Liebe alles gab. und unter jedem Hieb
Des ſtrengeſten Geſchicks, auch wenn bis an die Kehlen
Das Waſſer ſteigt, getreu der erſten Liebe blieb;
Entſchloſſen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu ſein, ſelbſt einem Thron zu lieb':
Titania, iſt dies, iſt alles dies geſchehen,
Dann werden wir uns wiederſehen!"

(Aus dem 6. Geſang.)

Ein ſolches Paar glaubt nun der Elfenkönig in Hüon und Rezia, der Tochter des Sultans von Bagdad gefunden zu haben. Dieſe iſt von ihrem Vater dem Druſenfürſten Babekan zugeſagt, verabſcheut ihn aber, ſeitdem ein Traumbild ihr einen ſchönen blonden Frankenjüngling als ihren künftigen Gemahl gezeigt hat. Auch Hüon hatte durch Oberons Zaubermacht im Traume die ſchöne Prinzeſſin erſchaut.

Vierter Geſang.

Schon nahen der gasconiſche Ritter und ſein Knappe der Hauptſtadt des Morgenlandes, als plötzlich gräßliches Geſchrei an ihre Ohren dringt. Mit gezücktem Schwerte ſtürzt Hüon dorthin, woher die Zetertöne ſchallen und ſieht einen berittenen Sarazenen in ungleichem Kampfe mit einem furchtbaren Löwen.

Grimmſchnaubend ſtürzt der Löw' auf ſeinen Gegner los,
Aus jedem Blick ſchießt eine Feuerflamme.
Indem fährt Hüons Stahl ihm ſeitwärts in die Wamme
Der Tiere Fürſt, den ſolch ein Gruß verdroß,
Erwidert ihn mit einer langen Schramme,
Nach der des Ritters Blut aus tauſend Quellchen floß:
Hätt' Angulaffers Ring nicht über ihm gewaltet,
Ihn hätt' auf einen Zug der Löw' entzwei geſpaltet.

Herr Hüon rafft, was er an Kraft vermag,
Zuſammen (denn ſein Tod blitzt aus des Löwen Blicke)
Und ſtößt ſein kurzes Schwert mit Macht ihm ins Genicke.
Vergebens ſchwingt ſich noch der Schweif zu einem Schlag
Von dem, wofern der Ritter nicht zurücke
Geſprungen wär', er halb zerſchmettert lag;
Vergebens dräuet noch die fürchterliche Tatze;
Ein Streich von Scherasmin erlegt ihn auf dem Platze.

Der Sarazen' (den reichen Steinen nach,
Die hoch auf ſeinem Turban blitzten,
Ein Mann von Wichtigkeit) ſchien noch vor Angſt zu ſchwitzen.
Die Ritter führen ihn am Arme ganz gemach
Den Bäumen zu, in deren Schirm ſie lagen:
Man reicht zur Stärkung ihm den goldnen Becher dar,
Und auf Arabiſch ſpricht der Alte: „Herr, fürwahr,
Ihr habt dem Gott der Chriſten Dank zu ſagen!"

Mit ſcheelem Auge nimmt der Heid' aus Hüons Hand
Den Becher voll, und wie er an der Lippen Rand
Ihn bringt, verſiegt der Wein, und glühend wird der Becher
In ſeiner Fauſt, der innern Schalkheit Rächer!
Er ſchleudert ihn laut brüllend weit von ſich,
Und ſtampft, und tobt, und läſtert fürchterlich.
Herr Hüon, dem es graut, ihm länger zuzuhören,
Zieht ſein geweihtes Schwert, den Heiden zu — bekehren,

Allein, der Schalk, der übermannt ſich hält,
Hat keine Luſt, zur Gegenwehr zu ſtehen;
Wie ein gejagter Strauß läuft er ins nahe Feld,
Wo beide Pferd' im Graſe weiden gehen.
Raſch ſchwingt er ſich auf Hüons Klepper, faßt
Ihn bei der Mähn', und mit verhängten Zügeln
Rennt er davon, in ſolcher Angſt und Haſt,
Als ſäß' er zwiſchen Sturmwindsflügeln.

Der Flüchtling war Babekan geweſen. Er hatte die Gunſt ſeiner Braut ſich durch eine kühne Heldenthat erwerben wollen und darum ſich aufgemacht, den furchtbaren Löwen zu bekämpfen. Still eilte er nun in die Sultansburg, wo er kein Wort über ſein Abenteuer verlauten ließ.

Hüon kauft für Scherasmin im nächſten Dorfe ein Maultier und vor Anbruch der Nacht erreichen beide Bagdad.

Noch irrten ſie in ſeinen erſten Gaſſen
Unkundig in der Dämmrung hin und her,
Als Fremde, die ſich bloß vom Zufall leiten laſſen:
Da kam des Wegs von ungefähr
An ihrem Stab ein Mütterchen gegangen,
Mit grauem Haar und längſt verwelkten Wangen.
„He, Mutter, ſeid ſo gut", ſchreit Scherasmin ſie an,
„Und weiſet uns den Weg zu einem Han."

Die Alte bleibt geſtützt auf ihre Krücke ſtehen,
Und hebt ihr wankend Haupt, den Fremden anzuſehen.
„Herr Fremdling", ſpricht ſie drauf, „von hier iſt's ziemlich weit
Zum nächſten Han; doch wenn Ihr müde ſeid
Und wenig Euch genügt, ſo kommt in meine Hütte;
Da ſteht Euch Milch und Brot, und eine gute Schütte
Von friſchem Stroh zu Dienſt, und Gras für Euer Vieh;
Ihr ruhet aus, und zieht dann weiter morgen früh."

Mit großem Dank für ihr gaſtfreundliches Erbieten
Folgt Hüon nach. Ihm deucht kein Lager ſchlecht
Wo Freundlichkeit und Treu' der offnen Thüre hüten.
Die neue Baucis macht in Eil' die Streu zurecht,
Wirft Quendel und Orangenblüten
Aus ihrem Gärtchen drauf, trägt fette Milch voll Schaum
Und ſaft'ge Pfirſ'chen auf, und Feigen friſch vom Baum,
Beklagend, daß ihr jüngſt die Mandeln nicht gerieten.

Dem Fürſten dünkt, er hab' in ſeiner Lebenszeit
Nie ſo vergnüglich Mahl gehalten.
Was der Bewirtung fehlt, erſetzt der guten Alten
Vertrauliche Geſchwätzigkeit.
„Die Herren", ſpricht ſie, „kommen eben
Zu einem großen Feſt." - „Wie ſo?" - „Ihr wißt es nicht?
Es iſt das einz'ge doch, was man in Bagdad ſpricht;
Die Tochter unſers Herrn wird morgen ausgegeben."

„Des Sultans Tochter? Und an wen?"
„Der Bräutigam iſt einer von den Neffen
Des Sultans, Fürſt der Druſen, reich und ſchön,
Und auf dem Schachbrett ſoll ihn keiner übertreffen;
Mit einem Wort, ein Prinz, den alle Welt
Der ſchönen Rezia vollkommen würdig hält.
Und doch — geſagt im engeſten Vertrauen —
Sie ließe lieber ſich mit einem Lindwurm trauen."

Die Alte iſt die Mutter von Rezia's Amme, und manche Geheimniſſe des Hofes ſind ihr erſchloſſen. So erzählt ſie denn auch in altmütterlicher Geſchwätzigkeit ihren Gäſten den bedeutſamen Traum der Prinzeſſin, welcher deren Abneigung gegen den aufgedrungenen Bräutigam noch mehr verſtärkt habe.

Nun aber ſei der Armen kein Ausweg mehr offen, fährt ſie betrübt fort; denn heute werde unfehlbar die Hochzeit gehalten.

„Eh' dies geſchieht", fuhr Hüon raſch heraus,
„Eh' ſoll das große Rad der Schöpfung ſtille ſtehn!
Der Ritter und der Zwerg ſind, glaubt mir, auch vom Schmaus."

Erſtaunt faßt die Alte den kühnen Sprecher näher ins Auge und bemerkt die wunderbare Uebereinſtimmung ſeiner Geſtalt mit Rezia's Traumerſcheinung. Am nächſten Morgen eilt ſie in das Schloß, und erzählt alles ihrer Tochter. Die Prinzeſſin war unterdes durch einen neuen Traum getröſtet worden und vernahm mit freudigem Erſtaunen die Ankunft des Retters von dem verhaßten Ehebunde.

Fünfter Geſang.

Friſch wie der junge Mai erhob ſich am Morgen Hüon und ſah neben ſeinem Lager die reiche Kleidung eines morgenländiſchen Fürſten ausgebreitet liegen.

Ein Kaftan, wie ihn nur die höchſten Emirn tragen,
Wenn ſich der Hof zu einem Feſte ſchmückt,
Auf goldgeblümtem Grund mit Perlen reichgeſtickt,
Liegt ſchimmernd vor ihm da, um einen Stuhl geſchlagen;
Ein Turban drauf, als wie aus Schnee gewebt,
Und, um ihn her, den Emir zu vollenden,
Ein diamantner Gurt, an dem ein Säbel ſchwebt,
So reich, daß Scheid' und Griff ihm faſt die Augen blenden.

Zum ganzen Putz, von Fuß zu Haupt,
Den Stiefelchen aus übergüld'tem Leder
Bis zu dem Demantknopf der hohen Straußenfeder
Am Turban, mangelt nichts. Der gute Ritter glaubt,
Ihm träume noch. Woher kann ſolcher Staat ihm kommen?
Die Alte ſteht erſtaunt. „Das geht durch Zauberei",
Ruft ſie; „ich hätte doch ſonſt was davon vernommen!"
„Der Zwerg", ſpricht Scherasmin, „iſt ganz gewiß dabei!"

Der Ritter glaubt es auch, und denkt: Durch all' die Heiden
Im Vorhof macht mir dies zum Hochzeitsſaale Bahn.
Und flugs iſt Kaftan, Gurt, und alles umgethan;
Die Wirtin ſputet ſich, ihn recht herauszukleiden.
„Allein was fangen wir mit dieſem Turban an?
Das ſchöne gelbe Haar ſein'twegen abzuſchneiden?
Nicht um die Welt! — Doch ſtill, es geht ja wohl hinein;
Er ſcheint ja recht mit Fleiß dazu gewölbt zu ſein!"

Herr Hüon ſtand nunmehr, bis auf die lilienglatte
Bartloſe Wange, wie ein wahrer Sultan da,
Indem das Mütterchen ihn um und um beſah,
Und immer noch an ihm zu putzen hatte.
Drauf, als der treue Scherasmin
Ihm was ins Ohr geraunt, beginnt er fortzugehn,
Reicht einen Beutel Gold der Wirtin freundlich hin,
Und nun, lebt wohl, auf Wiederſehn!

Nichts halb zu thun, iſt edler Geiſter Art.
Ein reichgezäumtes Roß ſteht vor der Thür der Alten,
Und neben ihm zwei Knaben, ſchön und zart,
In Silberſtück, die ihm die goldnen Zügel halten.
Herr Hüon ſchwingt ſich auf; die Knaben friſch voran,
Und führen in auf einem Seitenwege,
Am Strome hin, durch blühende Gehege,
Bis ſie der hohen Burg ſich gegenüberſahn.

Schon iſt er durch den erſten Hof gezogen,
Im zweiten ſteigt er ab und geht zum dritten ein.
Er ſcheint ein Hochzeitsgaſt vom erſten Rang zu ſein,
Und überall, von dieſem Schein betrogen,
Macht ihm die Wache Platz. Er ſchreitet frei und ſtolz
Daher, und nähert ſich dem Thor von Ebenholz.
Zwölf Mohren, Rieſen gleich, ſtehn mit gezücktem Eiſen,
Die Unberechtigten vom Eingang abzuweiſen.

Allein des Ritters Staat und königlicher Blick
Drückt, wie er ſich der hohen Pforte zeiget,
Die Säbelſpitzen ſchnell zurück,
Die fernher ſich entgegen ihm geneiget.
Die Flügel rauſchen auf. Hoch ſchlägt ſein Heldenherz,
Indem ſie hinter ihm ſich wieder wehend ſchließen.
Drauf führt ein Säulengang, an welchen Gärten ſtießen,
Ihn noch zu einer Thür von übergüld'tem Erz'
Schon tönen Zimbeln, Trommeln, Pfeifen,
Geſang und Saitenſpiel vom Hochzeitsſaale her;
Schon nickt des Sultans Haupt von Weindunſt doppelt ſchwer,
Und freier ſchon beginnt die Freude auszuſchweifen;
Der Braut allein teilt ſich die Luſt nicht mit,
Die in des Bräut'gams Augen glühet:
Als, eben da ſie ſtarr auf ihren Teller ſiehet,
Herr Hüon in den Saal mit edler Freiheit tritt.

Er naht der Tafel ſich, und alle Augenbrauen
Ziehn ſich erſtaunt empor, den Fremden anzuſchauen.
Die ſchöne Rezia, die ihre Träume denkt,
Hält auf den Teller noch den ernſten Blick geſenkt;
Auch der Kalif, den Becher juſt zu leeren
Beſchäftigt, läßt ſich nicht in ſeinem Opfer ſtören;
Nur Babekan, den ſeines nahen Falls
Kein guter Geiſt verwarnt, dreht ſeinen langen Hals,

Sogleich erkennt der Held den loſen Mann von geſtern,
Der ſich vermaß, der Chriſten Gott zu läſtern:
Er iſt's, der links am goldnen Stuhle ſitzt,
Und ſeinen Nacken ſelbſt der Straf' entgegenbieget.
Raſch, wie des Himmels Flamme, blitzt
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden flieget,
Und hoch aufbrauſend überſpritzt
Sein Blut den Tiſch, und den, der ihm zur Seite lieget.

Wie der Gorgone furchtbars Haupt
In Perſeus' Fauſt den wild empörten Scharen
Das Leben ſtracks durch ſeinen Anblick raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch ſchwillt der Aufruhr, ſchnaubt
Die Mordluſt ungezähmt im Buſen der Barbaren;
Doch Perſeus ſchüttelt kaum den Kopf mit Schlangenhaaren,
So ſtarrt der Dolch in jeder blut'gen Hand,
Und jeder Mörder ſteht zum Felſen hingebannt:

So ſtockt auch hier, beim Anblick ſolcher kecken
Verräteriſchen That, des frohen Blutes Lauf
In jedem Gaſt. Sie fahren allzuhauf,
Als ſähn ſie ein Geſpenſt, von ihren Sitzen auf
Und greifen nach dem Schwert. Allein, gelähmt vom Schrecken,
Erſchlafft im Ziehn der Arm, und jedes Schwert blieb ſtecken;
Ohnmächt'gen Grimm im ſtarren Blick,
Sank ſprachlos der Kalif in ſeinen Stuhl zurück.

Der Aufruhr, der den ganzen Saal empöret,
Schreckt Rezia aus ihrer Träumerei:
Sie ſchaut beſtürzt ſich um, was deſſen Urſach' ſei
Und, wie ſie ſich nach Hüons Seite kehret,
Wie wird ihm, da er ſie erblickt!
„Sie iſt's, ſie iſt's!“ ruft er, und läßt entzückt
Den blut'gen Stahl und ſeinen Turban fallen,
Und wird von ihr erkannt, wie ſeine Locken wallen.

Schon hatt' er ſie zum zweitenmal geküßt!
Wo aber nun den Trauring herbekommen?
Zum Glücke, daß der Ring an ſeinem Finger iſt,
Den er im Eiſenturm dem Rieſen abgenommen.
Zwar, wenig noch mit deſſen Wert vertraut,
Schien ihm, dem Anſehn nach, der ſchlechtſte kaum geringer;
Doch ſteckt er ihn aus Not jetzt an des Fräuleins Finger
Und ſpricht: „So eign' ich dich zu meiner lieben Braut!“

Er küßt mit dieſem Wort die ſanft bezwungne Schöne
Zum drittenmal auf ihren holden Mund.
„Ha!“ ſchreit der Sultan auf, und knirſcht, und ſtampft den Grund
Vor Ungeduld, „ihr leidet, daß der Hund
Von einem Franken ſo mich höhne?
Ergreift ihn! Zaudern iſt Verrat!
Und, tropfenweiſ' erpreßt, verſöhne
Sein ſchwarzes Blut die ungeheure That!“

Auf einmal blitzen hundert Klingen
In Hüons Aug', und kaum erhaſcht er noch,
Eh' ſie im Sturm auf ihn von allen Seiten dringen,
Sein hingeworfnes Schwert. Er ſchwingt es dräuend. Doch
Die ſchöne Rezia, von Lieb' und Angſt entgeiſtert
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Bruſt zum Schild
Der ſeinigen — der andre Arm bemeiſtert
Sich ſeines Schwerts. „Zurück, Verwegne!“ ſchreit ſie wild.

„Zurück! es iſt kein Weg zu dieſem Buſen,
Als mitten durch den meinen!“ ruft ſie laut;
Und ihr, noch kaum ſo ſanft wie Amors holde Braut,
Giebt die Verzweiflung jetzt die Augen von Meduſen.
„Vermeßne,, haltet ein“, ruft ſie den Emirn zu,
„Zurück! — O ſchone ſein, mein Vater! und, o du,
Den zum Gemahl das Schickſal mir gegeben,
O ſpart mein Blut in euer beider Leben.“

Umſonſt! des Sultans Wut und Dräu'n
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt ſein Schwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängſtlich Schrei'n
Durchbohrt ſein Herz. Was bleibt ihm, ſie zu ſchützen,
Noch übrig als ſein Horn von Elfenbein?
Er ſetzt es an den Mund, und zwingt mit ſanftem Hauche
Den ſchönſten Ton aus ſeinem krummen Bauche.

Auf einmal fällt der hochgezückte Stahl
Aus jeder Fauſt; in raſchem Taumel ſchlingen
Der Emirn Hände ſich zu tänzeriſchen Ringen;
Ein lautes Huſſa ſchallt bacchantiſch durch den Saal,
Und jung und alt, was Füße hat, muß ſpringen;
Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl:
Nur Rezia, beſtürzt, dies Wunderwerk zu ſehen,
Beſtürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon ſtehen.

Der ganze Diwan dreht im Kreis
Sich ſchwindelnd um, die alten Baſſas ſchnalzen
Den Takt dazu; und wie auf glattem Eis
Sieht man den Imam ſelbſt mit einem Hämling walzen.
Noch Stand, noch Alter wird geſpart;
Sogar der Sultan kann der Luſt ſich nicht erwehren,
Faßt ſeinen Großweſir beim Bart,
Und will den alten Mann noch einen Bocksſprung lehren.

Als eine, die kaum ihren Augen glaubt,
Steht Rezia, des Atems faſt beraubt.
„Welch Wunder!“ ruft ſie aus; „und juſt in dem Momente,
Wo nichts als dies uns beide retten könnte!“
„Ein guter Genius iſt mit uns, Königin“,
Verſetzt der Held. Indem kommt durch die Haufen
Der Tanzenden ſein treuer Scherasmin
Mit Fatme gegen ſie gelaufen.

„Kommt“, keucht er, „lieber Herr! Wir haben keine Zeit,
Dem Tanzen zuzuſehn; die Pferde ſtehn bereit,
Die ganze Burg iſt toll, die Thüren alle offen
Und unbewacht; was ſäumen wir?
Auch hab' ich unterwegs Frau Fatme angetroffen,
Zur Flucht bepackt, als wie ein laſtbar Tier.“
„Sei ruhig“, ſpricht der Held, „noch iſt's nicht Zeit zu gehen,
Erſt muß das Schwerſte noch geſchehen.“

Die ſchöne Rezia erblaßt bei dieſem Wort,
Ihr ängſtlich Auge ſcheint zu fragen und zu bitten:
Warum verziehn? O laß mit Flügelſchritten
Uns eilen, eh' der Taumelgeiſt zerrinnt,
Der unſrer Feinde Sinnen bind't!
Doch Hüon, unbewegt, begnüget ſich, mit Blicken
Voll Liebe ihre Hand feſt an ſein Herz zu drücken.

Allmählich ließ nunmehr die Kraft des Hornes nach;
Die Köpfe ſchwindelten, die Beine wurden ſchwach,
Kein Faden war an allen Tänzern trocken,
Und, in der atemloſen Bruſt
Geſchwellt, begann das dicke Blut zu ſtocken.
Zur Marter wird die unfreiwill'ge Luſt.
Durchnäßt, als ſtieg' er gleich aus einer Badewanne,
Schwankt der Kalif auf ſeine Ottomanne.

Herr Hüon macht die Stille ſich zu nutze,
Die auf dem ganzen Saale ruht;
Läßt ſeine Königin, nah' bei der Thür, im Schutze
Des treuen Scherasmin, dem er auf ſeiner Hut
Zu ſein gebeut; giebt ihm auf alle Fälle
Das Horn von Elfenbein, und naht ſodann der Stelle,
Wo der Kalif, vom Ball noch ſchwach und matt,
Auf einen Polſterthron ſich hingeworfen hat.

In dumpfer Stille liegt mit ausgeſpannten Flügeln
Leiſ' atmend die Erwartung ringsumher.
Die Tänzer all', von Schlaf und Taumel ſchwer,
Beſtreben ſich, die Augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzuſehn, der ſich, nach ſolcher That
Mit unbewehrter Hand und bittenden Gebärden
Dem ſtutzenden Kalifen langſam naht.
Was, denkt man, wird aus dieſem allen werden?

Er läßt ſich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem ſanften Ton und kalten Blick des Helden
Beginnt er: „Kaiſer Karl, von dem ich Dienſtmann bin,
Läßt ſeinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden,
Und bittet dich — verzeih! mir fällt's zu ſagen hart!
Doch, meinem Herrn den Mund, ſowie den Arm zu lehnen,
Iſt meine Pflicht — um vier von deinen Backenzähnen
Und eine Handvoll Haar aus deinem Silberbart.“

Er ſpricht's und ſchweigt, und ſteht gelaſſen,
Des Sultans Antwort abzupaſſen.
Allein wo nehm' ich Atem her, den Grimm
Des alten Herrn mit Worten euch zu ſchildern?
Wie ſeine Züge ſich verwildern,
Wie ſeine Naſe ſchnaubt? mit welchem Ungeſtüm
Er auf vom Throne ſpringt? wie ſeine Augen glotzen,
Und wie vor Ungeduld ihm alle Adern ſtrotzen?

Er ſtarrt umher, will fluchen, und die Wut
Bricht ſchäumend jedes Wort an ſeinen blauen Lippen.
„Auf, Sklaven! reißt das Herz ihm aus den Rippen!
Zerhackt ihn Glied für Glied! Zapft ſein verruchtes Blut
Mit Pfriemen ab! Weg mit ihm in die Flammen!
Die Aſche ſtreut in alle Winde aus,
Und ſeinen Kaiſer Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?

„Wer iſt der Karl, der gegen mich ſich brüſtet?
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
So ſehr nach meinem Bart und meinen Zähnen lüſtet,
Und wagt's, ſie ſelber auszuziehn?“
„Der Menſch muß unter ſeiner Mütze
Nicht richtig ſein“, verſetzt ein alter Chan:
„So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreimalhunderttauſend Mann.“

„Kalif von Bagdad“, ſpricht der Ritter
Mit edlem Stolz, „laß alles ſchweigen hier,
Und höre mich! Es liegt ſchon lange ſchwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schickſals Zwang iſt bitter:
Doch ſeiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo iſt die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

„Hier ſteh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und ſteh' allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gutzumachen:
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entſchließe dich, von Mahomed zu weichen,
Erhöh das heil'ge Kreuz, das edle Chriſtenzeichen,
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,
So haſt du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

„Dann nehm' ich's auf mich ſelbſt, dich völlig loszuſprechen
Von jeder andern Forderung,
Und der ſoll mir zuvor den Nacken brechen,
Der mehr verlangt! So einzeln und ſo jung
Du hier mich ſiehſt, was du bereits erfahren,
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir iſt,
Der mehr vermag als alle deine Scharen.
Wähl' jetzt das beſte Teil, wofern du weiſe biſt!“

Indes, an Kraft und Schönheit einem Boten
Des Himmels gleich, der jugendliche Held,
Uneingedenk der Lanzen, die ihm drohten,
So mannhaft ſpricht, ſo mutig dar ſich ſtellt:
Beugt Rezia von fern, mit glühend roten
Entzückten Wangen, liebevoll
Den ſchönen Hals nach ihm, doch ſchaudernd, wie der Knoten
Von all den Wundern ſich zuletzt entwickeln ſoll.

Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort geſprochen,
So fängt der alte Schah wie ein Beſeßner an
Zu ſchrein, zu ſtampfen und zu pochen,
Und ſein Verſtand tritt gänzlich aus der Bahn.
Die Heiden all' in tollem Eifer ſpringen
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Dräu'n,
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

Doch Hüon, eh' ſie ihn erreichen, reißt in Eile
Der Männer einem raſch die Stange aus der Hand,
Schlägt um ſich her damit, als wie mit einer Keule,
Und zieht, ſtets fechtend, ſich allmählich an die Wand.
Ein großer goldner Napf, vom Schenktiſch weggenommen,
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr;
Schon zappeln viel' am Boden um ihn her,
Die ſeinem Grimm zu nah' gekommen.

Der gute Scherasmin, der an der Thüre fern
Zum Schutz der Schönen ſteht, glaubt ſeinen erſten Herrn
Im Schlachtgedräng' zu ſehn, und überläßt voll Freude
Sich einen Augenblick der ſüßen Augenweide:
Doch bald zerſtreut den angenehmen Wahn
Des Fräuleins Angſtgeſchrei; er ſieht der Heiden Raſen,
Sieht ſeines Herrn Gefahr, ſetzt flugs das Hifthorn an
Und bläſt, als läg' ihm ob, die Toten aufzublaſen.

Die ganze Burg erſchallt davon und kracht:
Und ſtracks verſchlingt den Tag die fürchterlichſte Nacht,
Geſpenſter laſſen ſich wie ſchnelle Blitze ſehen,
Und unter ſtetem Donner ſchwankt
Des Schloſſes Felſengrund. Der Heiden Herz erkrankt;
Sie taumeln Trunknen gleich; Gehör, Geſicht vergehn,
Der ſchlaffen Hand entglitſchen Schwert und Speer,
Und gruppenweiſ' liegt alles ſtarr umher.

Der Sultan, übertäubt von ſo viel Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen;
Sein Arm iſt nervenlos, ſein Atem ſchwer,
Sein Puls ſchlägt matt, und endlich gar nicht mehr.
Auf einmal ſchweigt der Sturm; ein lieblich ſäuſelnd Wehen
Erfüllt den Saal mit friſchem Lilienduft,
Und wie ein Engelsbild ob einer Totengruft,
Läßt Oberon ſich jetzt auf einem Wölkchen ſehen.

Ein lauter Schrei des Schreckens und der Luſt
Entfährt der Perſerin; ein unfreiwillig Grauen
Bekämpft in ihr das ſchüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Bruſt
Gefaltet, ſteht ſie glühend neben
Dem Jüngling da, dem ſie ihr Herz gegeben,
Und wagt, der ſüßen Schuld jungfräulich ſich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die Augen zu erheben.

„Gut, Hüon“, ſpricht der Geiſt, „du haſt dein Ehrenwort
Gelöſt, ich bin mit dir zufrieden.
Zum Ritterdank iſt dir dies ſchöne Weib beſchieden!
Doch, eh' ihr euch entfernt von dieſem Ort,
Bedenke Rezia, wozu ſie ſich entſchließet,
Eh' ſie vielleicht mit unfruchtbarer Reu'
Die raſche Wahl verführter Augen büßet!
Zu bleiben oder gehn, läßt ihr das Schickſal frei.

„So vieler Herrlichkeit entſagen,
Verlaſſen Hof und Thron, dem ſie geboren ward,
Um ſich, auf ungewiſſe Fahrt,
Ins weite Meer der Welt mit einem Mann zu wagen;
Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbeſtand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schickſals Schläge tragen;
(Und ach! oft kommt der Schlag von einer lieben Hand!)
Da lohnt ſich's wohl, vorher ſein Herz genau zu fragen.

„Noch, Rezia, wenn dich die Wage ſchreckt,
Noch ſteht's bei dir, den Wunſch der Liebe zu betrügen:
Sie ſchlummern nur, die hier als wie im Grabe liegen;
Sie leben wieder auf, ſobald mein Stab ſie weckt.
Der Sultan wird dir gerne, was geſchehen,
Verzeihn, trotz dem, was er dabei verlor,
Und Rezia wird wieder wie zuvor
Von aller Welt ſich angebetet ſehen.“

Hier ſchwieg der ſchöne Zwerg. Und, bleicher als der Tod
Steht Hüon da, das Urteil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der Grauſame! bedroht.
In Aſche ſinkt das Feuer ſeiner Wangen.
Zu edel oder ſtolz vielleicht ein zweifelnd Herz
Mit Liebesworten zu beſtechen,
Starrt er zur Erde hin mit tief verhaltnem Schmerz,
Und läßt nicht einen Blick zu ſeinem Vorteil ſprechen.

Doch Rezia birgt weinend das erglühende Antlitz an Hüons Bruſt.

Und Oberon bewegt den Lilienſtab
Sanft gegen ſie, als wollt' er ſeinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündnis legen,
Und eine Thräne fällt aus ſeinem Aug' herab
Auf beider Stirn. „So eil' auf Liebesſchwingen“,
Spricht er, „du holdes Paar! Mein Wagen ſteht bereit,
Bevor das nächſte Licht der Schatten Heer zerſtreut,
Euch ſicher an den Strand von Askalon zu bringen.“

Hüon ſchlingt ſeinen Arm um die Prinzeſſin und bringt ſie zu Oberons Wagen, der am Fuß der Marmortreppe des Palaſtes wartet. Mit dem edlen Paare ſteigen auch Scherasmin und die Amme ein, die nicht wußte, wie ihr bei all' dem Wunderweſen geſchah.

Wie wird ihr, da ſie rückwärts ſchaut
Und ſieht, an Pferde ſtatt, vier Schwanen vor dem Wagen,
Regiert von einem Kind! — Wie ſchaudert ihr die Haut,
Da ſie emporgelüpft und durch die Luft getragen
Sich fühlt, und kaum zu atmen ſich getraut,
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzuſchlagen,
So ſchwer bepackt der Wagen ſich erhebt,
Und, ſteter als ein Kahn, auf leichten Wolken ſchwebt!

Sechſter Geſang.

Kaum fing Aurora an die Schatten zu verjagen,
Und ſchloß dem Tag mit ihrer Roſenhand
Die Pforten auf, ſo hielt der Schwonenwagen

Nicht weit vom ſeebeſpülten Strand
Von Askalon, im Schirm von hohen Palmenbäumen,
Auf einmal ſtill. Ein ſanfter Stoß
Weckt unſer doppelt Paar, dies aus des Schlummers Schoß,
Und jenes aus der Liebe wachen Träumen.

In ſüßem Schrecken bebt die Sultanstochter auf,
Indem, zum erſtenmal, vom Morgen angeſtrahlet,
Das Weltmeer grenzenlos ſich in ihr Auge malet.
Voll Wunders ſchweift in ungehemmtem Lauf
Der ausgedehnte Blick auf dieſen Waſſerhöhen;
Die Unermeßlichkeit ſcheint vor ihr aufgethan:
Doch, mitten in der Luſt kommt ſie ein Schaudern an,
Im Unermeßlichen ſich ſelbſt ſo klein zu ſehen.

Kaum hat die Geſellſchaft ſich unter Palmen gelagert, kommt ſchnell, wie ein Blitz der Phantaſie, der Elfenkönig gezogen.

Aus ſeinen Augen brach durch ſanft bewölkten Gram
Der Freundſchaft mildes Licht, und als er näher kam,
Sahn ſie ein Käſtchen, dicht beſetzt mit Edelſteinen,
In ſeinem linken Arm wie eine Sonne ſcheinen.
„Freund Hüon", ſprach der Geiſt, „nimm dies aus meiner Hand,
Wiewohl dich Karl dazu ausdrücklich nicht verpflichtet:
Wenn du ihn wiederſiehſt, ſo dien' es ihm zum Pfand,
Daß du, was er begehrt, buchſtäblich ausgerichtet!"

Ihr merkt (wiewohl in Rezias Gegenwart
Nicht ſchicklich war, es laut zu offenbaren),
Daß des Kalifen Zähn' und Bart,
In Baumwoll' eingepackt, in dieſem Käſtchen waren.
Es hatte, während daß der Sultan noch erſtarrt
In einem Lehnſtuhl lag, von Oberons unſichtbaren
Trabanten einer ſich behend ans Werk gemacht,
Und alles, ohne Scher' und Pelikan, vollbracht.

„Eilt nun", ſo fuhr er fort, „bevor euch nachzujagen
Der Sultan Zeit gewinnt! Dort auf der Reede liegt
Ein Schiff, das ohne Harm in ſechs bis ſieben Tagen
Mit euch bis nach Lepanto fliegt;
Dort findet ihr; ſobald ihr angekommen,
Ein andres ſchon bereit, das nach Salern euch bringt;
Und dann, ſo ſchnell als Lieb' und Sehnſucht euch beſchwingt,
Geradeswegs den Lauf nach Rom genommen!

Sie beſteigen das durch ihres Schützers Güte zierlich eingerichtete Schiff und vogelſchnell durchſchneidet dasſelbe mit ausgeſpannten Segeln die glatte blaue Meeresflut. Während der Fahrt fängt Hüon an von ſeinem Land zu ſprechen,

Und wie von Oſt zum Weſt die Sonne
Doch auf nichts Hold'res ſcheinen kann.
Als auf die Ufer der Garonne;
Und alles dies beſchwört ſein alter Lehensmann.

Er unterrichtet Rezia im Chriſtentume und ein im Schiffe anweſender Baſilianermönch tauft die Prinzeſſin auf den Namen Amanda. Nach 7 Tagen ſchon landen ſie in Lepanto, wo ſie 2 Schiffe vorfinden, davon eines nach Marſeille beſtimmt iſt, während das andere Neapel zum Ziele hat. Hüon ſendet auf dem erſten Scherasmin mit dem Käſtchen, das des Schah's Barthaare und Zähne enthält, zu Karl dem Großen, er ſelbſt mit Amanda und der Amme beſteigt das andere, um dem Gebote Oberons gemäß nach Rom zu gelangen und des Papſtes Segen zu erbitten.

Siebenter Geſang.

Nun aber beginnen die Prüfungen welche die Treue des Paares erproben ſollen.

In der Nacht bricht ein furchtbarer Sturm los.

Des Erdballs Achſe kracht, der Wolken ſchwarzer Schoß
Gießt Feuerſtröme aus, das Meer beginnt zu brauſen,
Die Wogen türmen ſich, wie Berge ſchäumend, auf,
Die Pinke ſchwankt und treibt in ungewiſſem Lauf,
Der Bootsmann ſchreit umſonſt in ſturmbetäubte Ohren,
Laut heult's durchs ganze Schiff: „Weh uns! wir ſind verloren!"

Der Hauptmann ruft indes das ganze Volk zuſammen,
Und ſpricht: „Ihr ſeht die allgemeine Not;
Mit jedem Pulsſchlag wird von Waſſer, Wind und Flammen
Dem guten Schiff der Untergang gedroht.
Nie ſah ich ſolchen Sturm! Der Himmel ſcheint zum Tod.
Vielleicht um eines Schuld, uns alle zu verdammen;
Um eines Frevlers Schuld, zum Untergang verflucht,
Den unter uns der Blitz des Rächers ſucht.

„So laßt uns denn durchs Los den Himmel fragen,
Was für ein Opfer er verlangt!
Iſt einer unter euch, dem vor der Wage bangt?
Wo jeder ſterben muß, hat keiner was zu wagen!"
Er ſprach's, und jedermann ſtimmt in den Vorſchlag ein.
Der Prieſter bringt den Kelch; man wirft die Loſe drein;
Rings um ihn her liegt alles auf den Knieen;
Er murmelt ein Gebet, und heißt nun jeden ziehen.

Auch Hüon zieht — und in ſeiner Hand iſt das Todeslos. Ohne Widerſtand ergiebt er ſich in des Schickſals Spruch. Er weiß, Oberon hat ihn verlaſſen; denn Horn und Becher ſind verſchwunden. Für Amandens Rettung richtet er bittende Worte an den unſichtbaren Elfenkönig; die Liebe zu ihr wird den Tod überleben.

Hier wird das Herz ihm groß; er hält die blaſſe Hand
Vors Aug' und ſchweigt. Und wer im Kreiſe ſtand,
Verſtummt; kein Herz ſo roh, das nicht bei ſeinem Falle
Auf einen Augenblick von Mitleid überwalle.
Es war ein Blitz, der im Entſtehn verſchwand.
Sein Tod iſt Sicherheit, iſt Leben für ſie alle;
Und da der Himmel ſelbſt zum Opfer ihn erſehn,
Wer dürfte, ſagen ſie, dem Himmel widerſtehn?

Der Sturm, der, ſeit dem erſten Augenblicke,
Da Hüon ſich das Todesurteil ſprach,
Beſänftigt ſchien, kam jetzt mit neuem Grimm zurücke.
Zerſplittert ward der Maſt, das Steuer brach.
„Laßt", ſchreit das ganze Schiff, „laßt den Verbrecher ſterben!"

Der Hauptmann nähert ſich dem Ritter: „Junger Mann",
Spricht er, „du ſiehſt, daß dich Verzug nicht retten kann,
Stirb, weil es ſein muß, frei, und rett' uns vom Verderben!"

Mit entſchloſſenen Schritten tritt der Ritter an den Bord des Schiffes, um ſich in die Flut hinabzuſchwingen. Da ſtürzt Amanda durch die Menge, ſchlingt ihren Arm um ihn und reißt ihn in die Wellen. Verzweifelnd will die treue Fatme der Herrin nachſpringen, aber man hält ſie mit Gewalt zurück. Kaum hatte Hüons Haupt die Wellen berührt, ſo ſtillt ſich der Sturm, und das Schiff erreicht in wenig Tagen ohne weitere Gefährde den ſicheren Hafen. Wie aber wird es dem treuen Paare ergehen?

Und kannſt du, Oberon, ſie unbeklagt erbleichen,
Du, einſt ihr Freund, ihr Schutz, kannſt ſie verderben ſehn?
Du ſiehſt ſie, weinſt um ſie, — und läßt dich nicht erweichen?
Er wendet ſich und flieht — es iſt um ſie geſchehn!
Doch, ſorget nicht! Der Ring läßt ſie nicht untergehn,
Sie werden unverletzt den nahen Strand erreichen;
Sie ſchützt der magiſche geheimnisvolle Ring,
Den Rezia aus Hüons Hand empfing.

Wer dieſen Ring beſitzt, das allgewaltige Siegel
Des großen Salomo, dem löſcht kein Element
Das Lebenslicht; er geht durch Flammen ungebrennt;
Schließt ihn ein Kerker ein, ſo ſpringen Schloß und Riegel,
Sobald er ſie berührt; und will er von Trident
Im Nu zu Memphis ſein, ſo leiht der Wind ihm Flügel:
Nichts iſt, was der, der dieſen Talisman
Am Finger hat, durch ihn nicht wirken kann.

Er kann den Mond von ſeiner Stelle rücken;
Auf offnem Markt, im hellſten Sonnenſchein,
Hüllt ihn, ſobald er will, auch ſelbſt vor Geiſterblicken,
Ein unſichtbarer Nebel ein.
Soll jemand vor ihm ſtehn, er darf den Ring nur drücken,
Es ſei, den er erſcheinen heißt,
Ein Menſch, ein Tier, ein Schatten oder Geiſt,
So ſteht er da, und muß ſich ſeinem Winke bücken.

In Erd' und Luft, im Waſſer und im Feuer
Sind ihm die Geiſter unterthan;
Sein Anblick ſchreckt und zähmt die wildſten Ungeheuer,
Und ſelbſt der Antichriſt muß zitternd ihm ſich nahn.
Auch kann durch keine Macht im Himmel noch auf Erden
Dem, der ihn nicht geraubt, der Ring entriſſen werden:
Die Allgewalt, die in ihm iſt, beſchützt
Sich ſelbſt und jede Hand, die ihn mit Recht beſitzt.

Dies iſt der Ring, der dich, Amanda, rettet,
Dich, und den Mann, der, durch der Liebe Band
Und deiner Arme Kraft an deine Bruſt gekettet,
Unwiſſend wie, an eines Eilands Strand
Dich und ſich ſelbſt, o Wunder! wiederfand.
Zwar hat euch hier der Zufall hart gebettet;
Die ganze Inſel ſcheint vulkaniſcher Ruin,
Und nirgends ruht das Aug' auf Laub und friſchem Grün.

Mit unermüdetem Fuß beſteigt der junge Mann
Die Klippen ringsumher, und ſchaut ſo weit er kann:
Ein ſchreckliches Gemiſch von Felſen und von Klüften
Begegnet ſeinem Blick, wohin er thränend blinkt.
Da lockt kein ſaftig Grün aus blumenvollen Triften,
Da iſt kein Baum, der ihm mit goldnen Früchten winkt!
Kaum, daß noch Heidekraut und dünne Brombeerhecken
Und Diſteln hier und da den kahlen Grund verſtecken.

„So ſoll ich", ruft er aus, und beißt vor wilder Pein
Sich in die Lippen, „ach! ſo ſoll ich denn mit leeren
Troſtloſen Händen wiederkehren,
Zu ihr, für die mein Leben noch allein
Erhaltenswürdig war? Ich, ihre einzige Stütze,
Ich, der mit jedem Herzensſchlag
Ihr angehört, bin, nur um einen einzigen Tag
Ihr Leben noch zu friſten, ihr nicht nütze!
Laut ſchrie er auf in unnennbarem Schmerz;
Da ſank er hin, und lag in fürchterlicher Stille.

Doch endlich fällt ein Strahl von Glauben in ſein Herz:
Er rafft ſich aus des Trübſinns ſchwarzer Hülle,
Spricht Mut ſich ein, und fängt mit neuem Eifer an
Zu ſuchen. Lang' umſonſt! Schon ſchmilzt im Ozean
Der Sonnenrand zu Gold — auf einmal, o Entzücken!
Entdeckt die ſchönſte Frucht ſich ſeinen gier'gen Blicken.

Halb unter Laub verſteckt, halb glühend angeſtrahlt,
Sah er an breit belaubten Ranken,
Melonen gleich, ſie auf die Erde wanken,
Einladend von Geruch, und wunderſchön bemalt.
Wie hält er reichlich ſich für alle Müh' bezahlt!
Er eilt hinzu, und bricht ſie; glänzend danken
Zum Himmel ſeine Augen auf,
Und Freudetrunkenheit beflügelt ſeinen Lauf.

Freudig eilt er zu Amanda zurück, wie im Triumph hält er die ſchöne gold'ne Frucht entgegen. Da er kein anderes Werkzeug hat, nimmt er ſein Schwert den Fund zu teilen.

Hier zittert mir der Griffel aus der Hand!
Kannſt du, zu ſtrenger Geiſt, in ſolchem Jammerſtand
Noch ſpotten ihrer Not, noch ihre Hoffnung trügen?
Faul, durch und durch, und gallenbitter war
Die ſchöne Frucht! — Und bleich, wie in den letzten Zügen
Ein Sterbender erbleicht, ſieht das getäuſchte Paar
Sich troſtlos an, die ſtarren Augen offen,
Als hätt' aus heitrer Luft ein Donner ſie getroffen.

Ein Strom von bittern Thränen ſtürzt mit Wut
Aus Hüons Aug': von jenen furchtbar'n Thränen,
Die aus dem halb geſtockten Blut
Verzweiflung preßt, mit Augen voller Glut,
Und gichtiſch zuckendem Mund und grimmvoll klappernden Zähnen.
Amanda, ſanft und ſtill, doch mit gebrochnem Mut,
Die Augen ausgelöſcht, die Wangen welk, zu Scherben
Die Lippen ausgedörrt — „laß", ſpricht ſie, „laß mich ſterben!

„Ach einen Tropfen Waſſer nur, gütiger Gott!" fleht Hüon, „ein wenig Waſſer nur, ihr Leben anzufachen."

Er geht aufs neu zu ſuchen aus, und ſchwört,
Sich eher ſelbſt, von Durſt und Hunger aufgezehrt,
In dieſen Felſen zu begraben,
Eh' er mit leerer Hand zur Höhle wiederkehrt.
„Er", ruft er weinend, „der die jungen Raben,
Die zu ihm ſchrein, erbarmend hört,
Er kann ſein ſchönſtes Werk nicht haſſen,
Er wird gewiß, gewiß, dich nicht verſchmachten laſſen!"

Kaum ſprach er's aus, ſo kommt's ihm vor,
Als hör' er wie das Rieſeln einer Quelle
Nicht fern von ihm. Er lauſcht mit ſcharfem Ohr;
Es rieſelt fort — entzückt dankt er empor,
Und ſucht umher; und, bei der ſchwachen Helle
Der Dämmerung, entdeckt er bald die Stelle.
In eine Muſchel faßt er auf den ſüßen Tau,
Und eilt zurück, und labt die faſt verlechzte Frau.

Mit der nächſten Morgendämmerung geht Hüon von neuem auf die bange Suche von Nahrungsmitteln. Wie glücklich ſchätzt er ſich, als er in einer kleinen Bucht einen fruchtbeſchwerten Palmbaum findet! Freudig bringt er von den ſüßen Früchten Amanda in ihre Höhle, und dankbar genießen beide die karge Koſt. Als aber der Held ihre beiderſeitige Lage überdenkt, bricht er in laute Selbſtvorwürfe aus, daß er durch ſeine Schuld Amanda von der Höhe ihrer königlichen Würde in dieſe Dürftigkeit geſtürzt habe. Die edle Frau aber erhebt ihn mit tröſtenden Worten:

„Wofür, wenn unſer Untergehn
Beſchloſſen iſt, wofür wär' alles dies geſchehn?
Mir ſagts mein Herz, ich glaub's, und fühle, was ich glaube.
Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns feſt an dieſem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgeſtalten!

„Doch laß das Aergſte ſein! Sie ziehe ganz ſich ab,
Die Wunderhand, die uns bisher umgab;
Laß ſein, daß Jahr um Jahr ſich ohne Hilf' erneue,
Und deine liebende, getreue
Amanda finde hier auf dieſem Strand ihr Grab;
Fern ſei es, daß mich je, was ich gethan, gereue!
Und läge noch die freie Wahl vor mir,
Mit frohem Mut ins Elend folg' ich dir!

Begeiſtert von ſo viel Edelmut ſchwört Hüon:

„Wenn je dies Herz, worin dein Name brennt,
Der Tugend untreu wird, und deinen Wert verkennt,
Dich je, ſolang' dies Prüfungsfeuer währet,
Durch Kleinmut quält, durch Zagheit ſich entehret,
Je läſſig wird, geliebtes Weib, für dich
Das Aeußerſte zu leiden und zu wagen:
Dann, Sonne, waffne dich mit Blitzen gegen mich,
Und möge Meer und Land die Zuflucht mir verſagen!"

Von beiden wurde noch deſſelben Tags die Bucht,
Die ihren Palmbaum trug, mit großem Fleiß durchſucht
Und fünf bis ſechs von gleicher Art gefunden,
Die hie und da voll goldner Trauben ſtunden.
Das frohe Paar, hierin den Kindern gleich,
Dünkt mit dem kleinen Schatz ſich unermeßlich reich;
Bei ſüßem Scherz und fröhlichem Durchwandern
Des Palmenthals verfliegt ein Abend nach dem andern.

Allein der Vorrat ſchwand; ein Jahr, ein Jahr mit Blei
An Füßen, braucht's, ihn wieder zu erſetzen,
Und, ach mit jedem Tag wird ihr Bedürfnis neu.
Arm kann die Liebe ſich bei wenig glücklich ſchätzen,
Bedarf nichts außer ſich, als was Natur bedarf,
Den Lebensfaden fortzuſpinnen;
Doch, fehlt auch dies, dann nagt der Mangel doppelt ſcharf,
Und die allmächtigſte Bezaub'rung muß zerrinnen.

Mit Wurzeln, die allein der Hunger eßbar macht,
Sind ſie oft manchen Tag genötigt, ſich zu nähren.
Oft, wenn, vom Suchen matt, der junge Mann bei Nacht
Zur Höhle wiederkehrt, iſt eine Handvoll Beeren,
Ein Mövenei, geraubt im ſteilen Neſt,
Ein halb verzehrter Fiſch, vom gier'gen Waſſerraben
Erbeutet, alles, was das Glück ihn finden läßt,
Sie, die ſein Elend teilt, im Drang der Not zu laben.

Doch dieſer Mangel iſt's nicht einzig, der ſie kränkt.
Es fehlt bei Tag und Nacht an tauſend kleinen Dingen,
An deren Wert man im Beſitz nicht denkt,
Wiewohl wir, ohne ſie, mit tauſend Nöten ringen.
Und dann, ſo leicht bekleidet, wie ſie ſind,
Wo ſollen ſie vor Regen, Sturm und Wind,
Vor jedem Ungemach des Wetters ſicher bleiben,
Und wie des Winters Froſt fünf Monde von ſich treiben?

Schon iſt der Bäume Schmuck der ſpätern Jahr'szeit Raub,
Schon klappert zwiſchen dürrem Laub
Der rauhe Wind, und graue Nebel hüllen
Der Sonne kraftberaubtes Licht,
Vermiſchen Luft und Meer, und ungeſtümer brüllen
Die Wellen am Geſtad', das kaum ihr Wüten bricht;
Oft, wenn ſie grimmbeſchäumt den harten Feſſeln zürnen,
Spritzt der zerſtäubte Strom bis an der Felſen Stirnen.

Schon viele Wochen lang verſtrich
Kein Tag, an dem er nicht wohl zwanzigmal den Rücken
Der Felſengruft beſtieg, ins Meer hinauszublicken,
Sein letzter Troſt! Allein, vergebens ſtumpft' er ſich
Die Augen ab, im Schoß der grenzenloſen Höhen
Mit angeſtrengtem Blick ein Fahrzeug zu erſpähen;
Die Sonne kam, die Sonne wich,
Leer war das Meer, kein Fahrzeug ließ ſich ſehen.

Jetzt blieb ein einzigs noch. Es ſchien unmöglich zwar,
Doch, was iſt dem, der um ſein Alles kämpfet,
Unmöglich? Würde jedes Haar
Auf ſeinem Kopf ein Tod, ſein Mut blieb ungedämpfet.
Von dieſem Fels, worauf ihn Oberon verbannt,
War eine Seite noch ihm gänzlich unbekannt;
Ein fürchterlich Gemiſch von Klippen und Ruinen
Beſchützte ſie, die unerſteiglich ſchienen.

Jetzt, da die Not ihm an die Seele dringt,
Jetzt ſcheinen ſie ihm leicht erſtiegne Hügel;
Und wären's Alpen auch, ſo hat die Liebe Flügel;
Vielleicht, daß ihm das Wageſtück gelingt,
Daß ſein hartnäck'ger Mut durch alle dieſe wilde
Verſchanzung der Natur ſich einen Weg erzwingt,
Der ihn in fruchtbare Gefilde,
Vielleicht zu freundlichen, mitleid'gen Weſen bringt.

Da ſteht er nun am Fuß der aufgebirgten Zacken!
Sie liegen vor ihm da wie Trümmer einer Welt;
Ein Chaos ausgebrannter Schlacken,
In die ein Feuerberg zuletzt zuſammenfällt,
Mit Felſen untermiſcht, die tauſendfach gebrochen,
In wilder ungeheurer Pracht,
Bald tief bis ins Gebiet der alten finſtern Nacht
Herunterdräun, bald in die Wolken pochen.

Hier bahnet nur Verzweiflung einen Weg!
Oft muß er felſenan ſich mit den Händen winden,
Oft, zwiſchen ſchwindlig tiefen Schlünden,
Macht er, den Gemſen gleich, die Klippen ſich zum Steg:
Bald auf dem ſchmälſten Pfad verrammeln Felſenſtücke
Ihm Weg und Licht, er muß, ſo müd' er iſt, zurücke,
Bald wehrt allein ein Strauch, den mit zerrißner Hand
Er fallend noch ergreift, den Sturz von einer Wand.

Achter Geſang.

Erſtiegen war nunmehr der erſte von den Gipfeln,
Und vor ihm liegt, gleich einem Felſenſaal,
Hoch überwölbt von alten Tannenwipfeln,
In ſtiller Dämmerung ein kleines ſchmales Thal.
Ein Schauder überfällt den matten,
Erſchöpften Wanderer, indem ſein wankender Schritt
Dies düſtre Heiligtum der Einſamkeit betritt;
Ihm iſt, er tret' ins ſtille Reich der Schatten.

Bald leitet ihn ein ſanft gekrümmter Pfad,
Der ſich allmählich ſenkt zu einer ſchmalen Brücke.
Tief unter ihr rollt über Felſenſtücke
Ein weiß beſchäumter Strom, gleich einem Waſſerrad.
Herr Hüon ſchreitet unverdroſſen
Den Berg hinan, auf den die Brücke führt,
Und ſieht ſich unvermerkt in Höhen eingeſchloſſen,
Wo bald die Möglichkeit des Auswegs ſich verliert.

Der Pfad, auf dem er hergekommen,
Wird, wie durch Zauberei, aus ſeinem Aug' entrückt.
Lang' irrt er ſuchend um, von ſtummer Angſt beklommen,
Bis durchs Geſträuch, das aus den Spalten nickt,
Sich eine Oeffnung zeigt, die (wie er bald befindet)
Der Anfang iſt von einem ſchmalen Gang,
Der durch den Felſen ſich um eine Spindel windet,
Faſt ſenkrecht, mehr als hundert Stufen lang.

Kaum hat er atemlos den letzten Tritt erſtiegen,
So ſtellt ein Paradies ſich ſeinen Augen dar;
Und vor ihm ſteht ein Mann von edlen, ernſten Zügen,
Mit langem, weißem Bart und ſilberweißem Haar.
Ein brauner Gürtel ſchließt des braunen Rockes Falten,
Und an dem Gürtel hängt ein langer Roſenkranz.
Bei dieſem Anſehn war's, an ſolchem Orte, ganz
Natürlich, ihn ſogleich für, was er war, zu halten.

Doch Hüon — ſchwach vor Hunger und erſtarrt
Vor Müdigkeit, und nun, in dieſen wilden Höhen
Wo er ſo lang' umſonſt auf Menſchenanblick harrt,
Und von der Felſen Stirn, die ringsum vor ihm ſtehen,
Uralte Tannen nur auf ihn herunterwehen,
Auf einmal überraſcht von einem weißen Bart,
Glaubt wirklich ein Geſicht zu ſehen,
Und ſinkt zur Erde hin vor ſeiner Gegenwart.

Der Eremit, kaum weniger betroffen
Als Hüon ſelbſt, bebt einen Schritt zurück;
Doch ſpricht er ſchnell gefaßt: „Haſt du, wie mich dein Blick
Und Anſehn glauben heißt, Erlöſung noch zu hoffen
Aus deiner Pein, ſo ſprich, was kann ich für dich thun,
Gequälter Geiſt? wie kann ich für dich büßen,
Um jenen Ort dir aufzuſchließen,
Wo, unberührt von Qual, die Frommen ewig ruhn?"

So bleich und abgezehrt, mit Not und Gram umfangen
Als Hüon ſchien, war der Verſtoß, in den
Der alte Vater fiel, nur allzu leicht begangen.
Allein, wie beide ſich recht in die Augen ſehn,
Und als der Greis aus Hüons Mund vernommen,
Was ihn hierher gebracht, wiewohl ſein Anblick ſchon
Ihm alles ſagt, umarmt er ihn, wie einen Sohn,
Und heißt recht herzlich ihn in ſeiner Klauſ' willkommen;

Und führt ihn ungeſäumt zu einem friſchen Quell,
Der, rein wie Luft und wie Kriſtalle hell,
Ganz nah' an ſeinem Dach aus einem Felſen quillet;
Und während Hüon ruht und ſeinen Durſt hier ſtillet,
Eilt er und pflückt in ſeinem kleinen Garten
In einen reinlichen Korb die ſchönſten Früchte ab,
Die, für den Fleiß, ſie ſelbſt zu bauen und zu warten,
Nicht kärglich ihm ein milder Himmel gab;

Und hört nicht auf, ihm ſein Erſtaunen zu bezeigen
Wie einem, der ſich nicht zwei Flügel angeſchraubt,
Es möglich war die Felſen zu erſteigen,
Wo, dreißig Jahre ſchon, er ſich ſo einſam glaubt
Als wie in ſeinem Grab. „Es iſt ein wahres Zeichen,
Daß euch ein guter Engel ſchützt;
Allein", ſetzt er hinzu, „das Nötigſte iſt jetzt,
Dem jungen Weib die Hand des Troſts zu reichen.

„Ein ſichrer Pfad, wiewohl ſo gut verſteckt,
Daß ohne mich ihn niemand leicht entdeckt,
Soll in der Hälfte Zeit, die du heraufzudringen
Gebrauchteſt, dich zu ihr, zurück euch beide bringen.
Was meine Hütte, was mein kleines Paradies
Zu eurer Notdurft hat, iſt herzlich euch erboten.
Glaubt, auch auf Heidekraut ſchmeckt Ruh der Unſchuld ſüß,
Und reiner fließt das Blut bei Kohl und magern Schoten."

Herr Hüon dankt dem güt'gen alten Mann,
Der ſeinen Stab ergreift, ihm ſelbſt den Weg zu zeigen;
Und, daß der Rückweg ihn nicht irre machen kann,
Bezeichnet er den Pfad mit friſchen Tannenzweigen.
Noch eh' ins Abendmeer die goldne Sonne ſinkt,
Hat den erſeufzten Berg Amanda ſchon erſtiegen,
Wo ſie mit durſtigen, weit ausgeholten Zügen
Den milden Strom des reinſten Himmels trinkt.

In eine andre Welt, ins Zauberland der Feen,
Glaubt ſie verſetzt zu ſein; ihr iſt, als habe ſie
Den Himmel nie ſo blau, ſo grün die Erde nie,
Die Bäume nie ſo friſch belaubt geſehen;
Denn hier, in hoher Felſen Schutz,
Die ſich im Kreis um dieſen Luſtort ziehen,
Beut noch der Herbſt dem Wind von Norden Trutz,
Und Feigen reifen noch, und Pomeranzen blühen.

Mit ehrfurchtbebender Bruſt, wie vor dem Genius
Des heil'gen Orts, fällt vor dem eisgrau'n Alten
Amanda hin, und ehrt die dürre Hand voll Falten,
Die er ihr freundlich reicht, mit einem frommen Kuß.
In unfreiwilligem Erguß
Muß ihn ihr Herz für einen Vater halten:
Die Furcht iſt ſchon beim zweiten Blick verbannt;
Ihr iſt, ſie hatten ſich ihr Lebenlang gekannt.

In ſeinem Anſehn war die angeborne Würde,
Die, unverhüllbar, auch durch eine Kutte ſcheint;
Sein offner Blick war aller Weſen Freund,
Und ſchien gewohnt, wiewohl der Jahre Bürde
Den Nacken ſanft gekrümmt, ſtets himmelwärts zu ſchau'n;
Der innre Friede ruht auf ſeinen Augenbrau'n,
Und wie ein Fels, zu dem ſich Wolken nie erheben,
Scheint überm Erdentand die reine Stirn zu ſchweben.

Den Roſt der Welt, der Leidenſchaften Spur,
Hat längſt der Fluß der Zeit von ihr hinweggewaſchen.
Fiel' eine Kron' ihm zu, und es bedürfte nur,
Sie mit der Hand im Fallen aufzuhaſchen,
Er ſtreckte nicht die Hand. Verſchloſſen der Begier,
Von keiner Furcht, von keinem Schmerz betroffen,
Iſt nur dem Wahren noch die heitre Seele offen,
Nur offen der Natur, und rein geſtimmt zu ihr.

Alfonſo war des Greiſes Name und das Königreich Leon in Spanien nannte er Heimat. Seine Jugendjahre hatte er dem Ehrgeize im Königsdienſte gewidmet, aber zeitlich genug deſſen Nichtigkeit erkannt und im Beſitze eines beſcheidenen Gutes, eines wackeren Weibes und eines treuen Freundes echtes Glück gefunden. 10 Jahr durfte er ſich deſſen erfreuen. Dann aber entriß ihm die Peſt die 3 blühenden Söhne, der Kummer tötete die geliebte Gattin, und auch der Freund verließ Alfonſo. Von einem einzigen treuen Diener begleitet floh er in dies wilde Gebirg, um fern von den Menſchen zu ſterben. Ein Zufall führte ſie in dieſes glückliche Plätzchen, und beide beſchloſſen, hier Hütten zu bauen. Und ſo verlebten ſie in Arbeit und Genuß friedliche Tage.

Nach achtzehn Jahren ſtarb ſein redlicher Gefährte.
Er blieb allein. Doch deſto feſter kehrte
Sein ſtiller Geiſt nun ganz nach jener Welt ſich hin,
Der, was er einſt geliebt, jetzt alles angehörte,
Der auch er ſelbſt ſchon mehr als dieſer angehörte,
Oft in der ſtillen Nacht, wenn vor dem äußern Sinn
Wie in ihr erſtes Nichts die Körper ſich verlieren,
Fühlt' er an ſeiner Wang' ein geiſtiges Berühren.

Dann hört' auch wohl ſein halb entſchlummert Ohr,
Mit ſchauerlicher Luſt, tief aus dem Hain hervor,
Wie Engelſtimmen ſanft zu ihm herüberhallen.
Ihm wird, als fühl' er dann die dünne Scheidwand fallen,
Die ihn noch kaum von ſeinen Lieben trennt;
Sein Innres ſchließt ſich auf, die heil'ge Flamme brennt
Aus ſeiner Bruſt empor; ſein Geiſt im reinen Lichte
Der unſichtbaren Welt, ſieht himmliſche Geſichte.

Sie dauern fort, auch wenn die Augen ſanft betäubt
Entſchlummert ſind. Wenn dann die Morgenſonne
Den Schauplatz der Natur ihm wieder aufſchließt, bleibt
Die vor'ge Stimmung noch. Ein Glanz von Himmelswonne
Verkläret Fels und Hain, durchſchimmert und erfüllt
Sie durch und durch; und überall, in allen
Geſchöpfen, ſieht er dann des Unerſchaffnen Bild,
Als wie ein Tropfen Tau's das Bild der Sonne wallen.

So fließt zuletzt unmerklich Erd' und Himmel
In ſeinem Geiſt in eins. Sein Innerſtes erwacht.
In dieſer tiefen Ferne vom Getümmel
Der Leidenſchaft, in dieſer heil'gen Nacht,
Die ihn umſchließt, erwacht der reinſte aller Sinne —
Doch — wer verſiegelt mir mit unſichtbarer Hand
Den kühnen Mund, daß nichts Unnennbar's ihm entrinne?
Verſtummend bleib' ich ſtehn an dieſes Abgrunds Rand.

So war der fromme Greis, vor dem mit Kindestrieben
Amanda niederfiel. Auch er, ſo lang' entwöhnt,
Zu ſehn, wonach das Herz ſich doch im ſtillen ſehnt,
Ein menſchlich Angeſicht — erlabt nun an dem lieben,
Herzrührenden, nicht mehr gehofften Anblick ſich
Und drückt die ſanfte Hand der Tochter väterlich,
Umarmt den neuen Sohn zum zweitenmal, und blicket
Sprachloſen Dank zu dem, der ſie ihm zugeſchicket:
Und führt ſie ungeſäumt nach ſeiner Ruheſtatt,
Zu ſeinem Quell, in ſeine Gartenlauben,
Bedeckt mit goldnem Obſt und großen Purpurtrauben,
Und ſetzt ſie in Beſitz von allem, was er hat.
„Natur", ſpricht er, „bedarf weit minder, als wir glauben;
Wem nicht an wenig g'nügt, den macht kein Reichtum ſatt:
Ihr werdet hier, ſolang' die Prüfungstage währen,
Nichts Wünſchenswürdiges entbehren."
Er ſagte dies, weil ihm der erſte Blick gezeigt,
Was er nicht fragen will, und Hüon ihm verſchweigt.
Denn beide, hatte gleich das Elend ihre Blüte
Halb abgeſtreift, verrieten durch Geſtalt
Und Sinnesart, wo nicht ein königlich Geblüte,
Doch ſichrer einen Wert, dem ſelbſt die Allgewalt
Des Glücks nichts rauben kann vom reinen Vollgehalt
Der innern angebornen Güte.

Doch Hüon eröffnete dem würdigen Greis ihre wunderbaren Schickſale, und dieſer tröſtete ihn mit dem Hinweis darauf, daß der Elfenkönig dem Würdigen ſicher wieder helfen werde. Würdigkeit werde ihm am beſten die Arbeit geben. Beide Männer gehen nun daran, für Amanda eine Hütte aufzurichten, und der Ritter erweiſet ſich als tüchtigen Helfer.

Zwar anfangs will es ihm nicht gleich nach Wunſch gelingen,
Die Holzaxt ſtatt des Ritterſchwerts zu ſchwingen;
Die ungewohnte Hand greift alles ſchwerer an,
Und in der halben Zeit hätt' es ein Knecht gethan.
Doch täglich nimmt er zu; denn Uebung macht den Meiſter;
Und fühlt er dann und wann ſich dem Erliegen nah',
So wehet der Gedank', es iſt für Rezia,
Sein Feuer wieder an und ſtärkt die matten Geiſter.

Indeſſen Hüon ſich im Wald ermüdet, pflegt
Der edle Greis, der mit noch feſtem Tritte
Die ſchwere Laſt von achtzig Jahren trägt,
Der Ruhe nicht; nur daß er von der Hütte
Sich ſelten weit entfernt. Kein heitrer Tag entflieht,
Der nicht in ſeinem lieben Garten
Ihn dies und das zu thun beſchäftigt ſieht.
Amandas Sorge iſt, des kleinen Herds zu warten.

Da ſahe man (wiewohl, wenn Engel nicht
Mit ſtillem Blick ihr Ebenbild umweben,
Wer ſieht ſie hier?) mit heiterm Angeſicht,
Auf dem die Sorgen nur wie leichte Wölkchen ſchweben,
Die Königstochter gern ſich jeder niedern Pflicht
Der kleinen Wirtſchaft untergeben:
Auch was ſie nie gekannt, viel minder je gethan,
Wie ſchnell ergreift ſie es, wie ſteht ihr alles an!

Oft ſchürzt ſie, ohne mind'ſten Harm,
Daß ihre zarte Haut den ſchönen Schmelz verliere,
Beim Waſſertrog, vor ihrer Hüttenthüre,
Den ſchlanken ſchwanenweißen Arm.
Die Freud' (ihr ſüßer Lohn), den väterlichen Alten
Und den geliebten Mann in einem Stand zu halten,
Der von dem Drückendſten der Armut ſie befreit,
Veredelt, würdigt ihr des Tagwerks Niedrigkeit.

Oft ſitzen ſie, der fromme freundliche Greis
In ihrer Mitt', Amanda ſeine rechte
In ihrer linken Hand, und hören halbe Nächte
Ihm zu, von ſeiner langen Lebensreiſ'
Ein Stück, das ihm lebendig wird, erzählen.
Vom Anteil, den die warmen jungen Seelen
An allem nehmen, wird's ihm ſelber warm dabei,
Dann werden unvermerkt aus zwei Geſchichten drei.

Zuweilen, um den Geiſt des Trübſinns zu beſchwören,
Der, wenn die Flur in dumpfer Stille trau'rt,
Im Schneegewölk mit Eulenflügeln lau'rt,
Läßt Hüon ſeine Kunſt auf einer Harfe hören,
Die er von ungefähr in einem Winkel fand,
Lang' ungebraucht, verſtimmt und kaum noch halb beſpannt!
Doch ſcheint das ſchnarrende Holz von Orpheus' Geiſt beſeelet,
Sobald ſich Rezias Geſang mit ihm vermählet.

Oft lockte ſie ein heller Wintertag,
Wenn fern die See von ſtrenger Kälte rauchte,
Der blendend weiße Schnee dicht auf den Bergen lag,
Und jetzt die Abendſonn' ihn wie in Purpur tauchte,
Dann lockte ſie der wunderſchöne Glanz,
Im reinen Strom der kalten Luft zu baden.
Wie mächtig fühlen ſie ſich dann geſtärkt! wie ganz
Durchheitert, neubelebt und alles Grams entladen!

Unmerklich ſchlüpfte ſo die Winterzeit vorbei.
Und nun erwacht aus ihrem langen Schlummer
Die Erde, kleidet ſich aufs neu'
In helles Grün; der Wald, nicht mehr ein ſtummer
Verödeter Ruin, wo nur die Pfeiler ſtehn
Der prächt'gen Laubgewölb' und hohen Schattengänge
Des Tempels der Natur, ſteht wieder voll und ſchön,
Und Laub drückt ſich an Laub in lieblichem Gedränge.

Mit Blumen decket ſich der Buſen der Natur,
Aufblühend lacht der Garten und die Flur;
Man hört die Luft von Vogelſang erſchallen;
Die Felſen ſtehn bekränzt; die fließenden Kriſtallen
Der Quellen rieſeln wieder rein
Am friſchen Moos herab; den immer dichtern Hain
Durchſchmettert ſchon, im lauen Mondenſchein,
Die ſtille Nacht hindurch, das Lied der Nachtigallen.

Wie aber war dies wunderherrliche Fleckchen Erde mitten im ſchauerlichſten Gebirge entſtanden? Es war ein Werk Titania's, der Gattin Oberons. Nachdem dieſer ſich von ihr getrennt hatte, bereute ſie bitter die eitle raſche That, welche die Veranlaſſung war. Im erſten Schmerz zog ſie ſich in dieſe Gebirgsöde zurück, deren Natur ihrem freude- und hoffnungsarmen Herzen zuſagte. Als aber ihr Schmerz durch die Länge der Zeit ſich milderte, ſchuf ſie durch Feenmacht das reizende Verſteck, in dem Alfonſo und nun auch Rezia und Hüon lebten. Die Fee ſelbſt bewohnte mit ihren Getreuen eine unnahbare Grotte. Seitdem das Meer das edle Paar an die grauſe Küſte geworfen hatte, war es von Titania teilnahmsvoll beobachtet worden; ja, in ihr fing die Hoffnung zu keimen an, beide könnten wohl die hohe Treue beſitzen, die allein den Schwur zu löſen im ſtande ſei, der ſie von Oberon trennte. Je klarer ihr der edle Sinn Hüons und Rezia's entgegentrat, deſto ſtärker wurde ihre Hoffnung. Unter dem Beiſtande der Fee genas Amanda eines Knäbleins, das den Namen Hüonet empfing.

Neunter Geſang.

Nun iſt es auch Zeit, uns um Fatme und Scherasmin umzuſehn. Die Amme war in großem Jammer auf dem Schiffe zurückgeblieben. Schon in der nächſten Nacht erfaßte ein neuer Sturm das Schiff und warf es an die Küſte von Tunis. Der pflichtvergeſſene Schiffshauptmann ſchleppte die Amme auf den Sklavenmarkt, und dort kaufte ſie der Gärtner des Königs.

Indes verfolgt mit ſtets gewognem Winde
Der treue Scherasmin den anbefohlnen Lauf.
Kaum nahm Maſſilias Port ihn wohlbehalten auf,
So ſetzt er ſich zu Pferd, und eilt ſo ſchnell, als ſtünde
Sein Leben drauf, zum Kaiſer nach Paris.
Er hatte ſchon den Märt'rerberg beſtiegen
Und ſah im Morgenrot die Stadt noch ſchlummernd liegen,
Als plötzlich ſich ſein Kopf an einen Zweifel ſtieß.

„Halt", ſprach ſein Geiſt zu ihm, „und eh' wir weiter traben,
Bedenke wohl, was du beginnſt, mein Sohn:
Zwar ſollte das dein weiſer Schädel ſchon
Zu Askalon erwogen haben,
Obgleich der Wind, der dort in Hüons Segel blies,
Dir wenig Zeit zum Ueberlegen ließ.
Doch wenn wir ehrlich miteinander ſprechen wollen,
Du hätteſt damals dich ganz anders ſträuben ſollen.

„Denn unter uns geſagt, es iſt doch offenbar
Kein Menſchenſinn in dieſer Ambaſſade.
Den Kaiſer, der vorhin uns nie gewogen war,
Erbittert ſie gewiß im höchſten Grade.
Am Ende wär' es nur ums reiche Käſtchen ſchade!
Denn, wahrlich, mit der Hand voll Ziegenhaar,
Und mit den Zähnen da, Gott weiß, aus welchem Rachen,
Wird deine Exzellenz ſehr wenig Eindruck machen.

„Ja, wenn Herr Hüon ſelbſt, mit ſtattlichem Geleite,
Von Reiſigen, Trabanten, und ſofort,
Und mit der Tochter des Kalifen an der Seite
Hereingeſchritten wär', und hätte ſelbſt das Wort
Geführt, und mit gehörigen Grimaſſen,
Wie einem Ritter, Duc und Pair
Geziemt, auf rotem Samt, von goldnen Quaſten ſchwer,
Die Sachen überreicht — da wollt' ich's gelten laſſen!

„Da kommt des Aufzugs Pracht, die Fei'rlichkeit, der Glanz
Der Sultanstochter, an der Hand des ſtolzen Gatten
Kurz, jeder Umſtand kommt dem andern da zu ſtatten,
Und trägt das Seine bei, die Sache rund und ganz
Zu machen. Karlen bleibt nichts weiter einzuwenden,
Er hat den Glauben in den Augen und in Händen:
Der Ritter hat ſein Wort gehalten als ein Mann,
Und fordert frei, was ihm kein Recht verſagen kann.

„Das alles geht auf einmal in die Brüche,
Freund Scherasmin, wenn du nicht klüger biſt,
Als der dich abgeſchickt. Wohlan, was Rats? was iſt
Zu thun? — Das beſte wär' auf allen Fall, er ſchliche
Mit ſeinem Käſtchen ſich ganz ſachte wieder ab,
Eh' jemand ihn bemerkt und ritt' im großen Trab
Geradeswegs nach Rom, dem Freiport aller Frommen,
Wo hoffentlich ſein Herr inzwiſchen angekommen."

So ſprach zu Scherasmin ſein beß'rer Genius,
Und da er ihm nach langem Ueberlegen
Nichts Klügers, wie ihn dünkt, entgegen
Zu ſetzen hatte, war ſein endlicher Entſchluß,
Der guten Stadt Paris das Schulterblatt zu weiſen,
Und ſporenſtreichs nach Rom zu ſeinem Herrn zu reiſen.
Er überſteigt die Alpen, langet an,
Und gleich ſein erſter Gang iſt — nach dem Lateran.

Vergebens aber frägt er um Hüon und Amanda; niemand weiß von ihnen; er harret einige Wochen, doch keine Kunde ihres Schickſals dringt zu ihm. Da hüllt ſich der treue Mann in Pilgerkleidung und beſchließt die Welt nach ſeinem Herrn zu durchforſchen. Nach mehr als 2 Jahren gelangt er nach Tunis und läßt ſich, erſchöpft, am Hauſe des Gärtners nieder. Eine mitleidige Sklavin reicht ihm Brot und Wein; dankbar blickt er ſie an und erkennt Fatme. Sie erzählt ihm die traurige Geſchichte der Schreckensnacht, in der ihre Herrin in den empörten Wellen verſchwunden war. Wohl hofft Scherasmin noch immer, daß Oberon ſeinen Gebieter nicht vollſtändig verlaſſen haben werde, aber weiteres Forſchen erſcheint ihm zwecklos und er beſchließt, in Fatme's Nähe zu bleiben. Sie verſchafft ihm Sklavenkleider, und er verdingt ſich als Taglöhner in die königlichen Gärten.

3 Jahre waren nun Hüon und Amanda in der Einſiedelei geweſen, der kleine Hüonet erwuchs zu einem lieblichen Knaben und bange dachten ſchon die Eltern an deſſen Zukunft.

An einem Abend einſt — das Tagwerk war vollbracht,
Und alle drei (Amanda mit dem Knaben
Auf ihrem Schoß), um an der herrlichen Pracht
Des hellgeſtirnten Himmels ſich zu laben,
Sie ſaßen vor der Hütt' auf einer Raſenbank,
Verſenkten ſich mit ahnungsvollem Grauen
In dieſes Wundermeer, und blickten ſtillen Dank
Zu ihm, der ſie erſchuf — gen Himmel aufzuſchauen:

Da fing der fromme Greis, mit mehr gerührtem Ton
Als ſonſt, zu reden an von dieſem Erdenleben
Als einem Traum, und vom Hinüberſchweben
Ins wahre Sein. — Es war, als wehe ſchon
Ein Hauch von Himmelsluft zu ihm herüber,
Und trag' ihn ſanft empor, indem er ſprach.
Amanda fühlt's; die Augen gehn ihr über,
Ihr iſt's, als ſähe ſie dem Halbverſchwund'nen nach.

„Mir", fuhr er fort, „mir reichen ſie die Hände
Vom Ufer jenſeits ſchon — mein Lauf iſt bald zu Ende;
Der eurige beginnet kaum, und viel,
Viel Trübſal noch, auch viel der beſten Freuden
(Oft ſind's nur Stärkungen auf neue größre Leiden)
Erwarten euch, indes ihr unvermerkt dem Ziel
Euch nähert. Beides geht vorüber,
Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber;

„Nichts als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
Geſammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden
Und die Erinnerung, daß weder Luſt noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eurer Pflicht geſchieden."
So ſprach er vieles noch; und als ſie endlich ſich
Zur Ruh begaben, drückt' er, wie ſie dünkte,
Sie wärmer an ſein Herz, und eine Thräne blinkte
In ſeinem Aug', indem er ſchnell von ihnen wich.

In eben dieſer Nacht, von dunkeln Vorgefühlen
Der Zukunft aufgeſchreckt, erhob Titania
Die Augen himmelwärts — und alle Roſen fielen
Von ihren Wangen ab, indem ſie ſtand, und ſah
Und las. Sie rief den lieblichen Geſpielen,
Mit ihr zu ſehen, was in dieſem Nu geſchah,
Und wie zu unglücksſchwangern Zügen
Amandas Sterne ſchon ſich aneinander fügen.

Und, dicht in Schatten eingeſchleiert, fliegt
Sie ſchnell dem Lager zu, wo zwiſchen Mandelbäumen
(Der Knabe neben ihr) die Königstochter liegt,
Aus ihrem Schlaf von ahnungsvollen Träumen
Oft aufgeſtört. Titania berührt
Die Bruſt der Schläferin (damit die Unruh' ſchweige,
Die in ihr klopft) mit ihrem Roſenzweige,
Und raubt den Knaben weg, der nichts davon verſpürt.
Sie kommt zurück mit ihrem ſchönen Raube,
Und ſpricht zu ihren Grazien: „Ihr ſeht
Das grauſame Geſtirn, das ob Amanda ſteht!
Eilt, rettet dieſes Kind in meine ſchönſte Laube,
Und pfleget ſein, als wär's mein eigner Sohn."
Drauf zog ſie aus dem Kranz um ihre Stirne
Drei Roſenknoſpen aus, gab jeder holden Dirne
Ein Knöſpchen hin, und ſprach: „Hinweg, es dämmert ſchon!

„Thut, wie ich euch geſagt, und alle Tag' und Stunden
Schaut eure Roſen an; und wenn ihr alle drei
Zu Lilien werden ſeht, ſo merket dran, ich ſei
Mit Oberon verſöhnt und wieder neu verbunden.
Dann eilet mit Amandas Sohn herbei,
Denn mit der meinen iſt auch ihre Not verſchwunden."
Die Nymphen neigten ſich und flohn
In einem Wölkchen ſchnell hinweg mit Hüons Sohn.

Noch hatte Amanda nicht den Verluſt des Kindes entdeckt; denn nach dem Erwachen eilte ſie, Hüon und Alfonſo aufzuſuchen. Nur den erſteren fand ſie im Garten, der Greis fehlte.

Beſorgt betreten beide deſſen Hütte. Doch dort liegt, erkaltet ſchon, nur der Leichnam des edlen Mannes auf dem ärmlichen Lager. In tiefſtem Schmerze werfen ſie ſich vor der kalten Hülle auf den Boden und baden mit heißen Thränen die erſtarrte Hand, die ſich ihnen ſonſt ſo liebevoll geöffnet hatte.

Es war, als ſähen ſie auf ſeinem Angeſicht
Die Dämmerung von einem neuen Leben,
Und wie von reinem Himmelslicht
Den Widerſchein um ſeine Stirne weben,
Der ſchon zum geiſt'gen Leib den Erdenſtoff verfeint,
Und um den ſtillen Mund, der eben
Vom letzten Segen noch ſich ſanft zu ſchließen ſcheint,
Ein unvergängliches, kaum ſichtbars Lächeln ſchweben.
„Iſt dir's nicht auch" (ruft Hüon, wie entzückt,
Amanda zu, indem er aufwärts blickt),
„Als fall' aus jener Welt ein Strahl in deine Seele?
So fühlt' ich nie der menſchlichen Natur
Erhabenheit! noch nie dies Erdenleben nur
Als einen Weg durch eine dunkle Höhle
Ins Reich des Lichts! nie eine ſolche Stärke
In meiner Bruſt zu jedem guten Werke!

„Zu jedem Opfer, jedem Streit
Nie dieſe Kraft, nie dieſe Munterkeit,
Durch alle Prüfungen mich männlich durchzukämpfen!
Laß ſein, Geliebte, daß der Trübſal viel
Noch auf uns harrt — ſie nähert uns dem Ziel!
Nichts ſoll uns mutlos ſehn, nichts dieſen Glauben dämpfen!"
So ſpricht er, ſich mit ihr von dieſem heil'gen Ort
Entfernend — und ihn nimmt das Schickſal gleich beim Wort.

Denn, wie ſie Hand in Hand nun wieder
Hervorgehn aus der Zell', und ihre Augenlider
Erheben — Gott! was für ein Anblick ſtellt
Sich ihren Augen dar! In welche fremde Welt
Sind ſie verſetzt! Verſchwunden, ganz verſchwunden
Iſt ihr Elyſium, der Hain, die Blumenflur.
Verſteinert ſtehn ſie da. Iſt's möglich? Keine Spur,
Sogar die Stätte wird nicht mehr davon gefunden!

Sie ſtehn an eines Abgrunds Rand,
Umringt, wohin ſie ſchaudernd ſehen,
Von überhangenden gebrochnen Felſenhöhen;
Kein Gräschen mehr, wo einſt ihr Garten ſtand!
Vernichtet ſind die lieblichen Gebüſche,
Der dunkle Nachtigallenwald
Zerſtört! Nichts übrig, als ein gräßliches Gemiſche
Von ſchroffen Klippen, ſchwarz und öd' und ungeſtalt!

Und welch' furchtbarer Schrecken erfaßt ſie erſt, als ſie das Fehlen des Knaben bemerken! Vergebens rufen ſie, ſuchen ſie: das teure Kind iſt nicht zu entdecken. Jedes von ihnen wendet ſich forſchend nach einer anderen Seite, und bald ſind ſie einander aus dem Geſichte entſchwunden.

Auf einmal ſchreckt Amandas Ohr
Ein ungewohnter Ton. Sie deucht, es glich dem Schalle
Von Stimmen. Doch, weil's wieder ſich verlor,
Und ſie bei einem Waſſerfalle,
Der mit betäubendem Getöſe übern Rand
Von einem hohen Felſenbogen
Herunterſtürzt, ſich ziemlich nah' befand,
Glaubt ſie, ſie habe ſich betrogen.

Ihr ſchwanet nichts von größerer Gefahr,
Ihr einziger Gedank' iſt ihres Sohnes Leben:
Und plötzlich, da ſie kaum um einen Hügel, neben
Dem Waſſerfall, herumgekommen war,
Sieht ſie, beſtürzt, von einer rohen Schar
Schwarzgelber Männer ſich umgeben,
Und hinter einem hohen Riff
Erblickt ſie in der Bucht ein ankernd Ruderſchiff.

Sie hatten kurz zuvor, um Waſſer einzunehmen,
Vor Anker hier gelegt, und waren noch damit
Beſchäftigt: als, mit ſchnell gehemmtem Schritt,
Auf einmal eine Frau vor ihre Augen tritt,
Gemacht, beim erſten Blick die ſchönſten zu beſchämen.
Erſtaunen ſchien ſie alle ſchier zu lähmen.
An dieſem öden Ort, den ſonſt der Schiffer fleucht,
Ein junges Weib zu ſehn, die einer Göttin gleicht.

Der Hauptmann erblickt in ihr eine Beute, welche ihm auf dem nächſten Sklavenmarkte einen reichen Preis eintragen werde. Die Schiffer ergreifen ſie und ſchleppen die Arme zum Fahrzeuge.

Auf ihr erbärmliches Geſchrei,
Das durch die Felſen hallt, fliegt Hüon voller Schrecken
Den Wald herab, zu ihrer Hilf' herbei.
Ganz außer ſich, ſobald ihm, was es ſei,
Die Bäume länger nicht verſtecken,
Ergreift er in der Not den erſten knot'gen Stecken,
Der vor ihm liegt, und ſtürzt, wie aus der Wolken Schoß
Ein Donnerkeil, auf die Barbaren los.

Sein holdes Weib zu ſehn, die mit blutrünſt'gen Armen
Sich zwiſchen Räubertatzen ſträubt,
Der Anblick, der zu Tigerwut ihn treibt,
Macht bald den Eichenſtock in ſeiner Fauſt erwarmen.
Die Streiche fallen hageldicht
Auf Köpf' und Schultern ein mit ſtürzendem Gewicht.
Er ſcheint kein Sterblicher; ſein Auge ſpritzet Funken
Und ſieben Mohren ſind ſchon vor ihm hingeſunken.

Beſtürzung, Scham und Grimm, von einem einz'gen Mann
Den ſchönen Raub entriſſen ſich zu ſehn,
Spornt alle andern an, auf Hüon loszugehen,
Der ſich, ſolang' er noch die Arme regen kann,
Unbändig wehrt; bis, da ihm im Gedränge
Sein Stock entfällt, die überlegne Menge
(Wie wohl er raſend ſchlägt und ſtößt und um ſich beißt)
Ihn endlich übermannt und ganz zu Boden reißt.

Mit einem Schrei gen Himmel ſinkt Amande
In Ohnmacht, da ſie ihn erwürgt zu ſehen glaubt.
Man ſchleppt ſie nach dem Schiff, indes das Volk am Strande
Auf den Gefallnen ſtürmt, und tobt und Rache ſchnaubt.
Ihm einen ſchnellen Tod zu geben,
Wär's auch der blutigſte, deucht ſie Gelindigkeit:
„Nein“, ruf der Hauptmann aus, „um deſto längre Zeit
Der Tode grauſamſten zu ſterben, ſoll er leben!“

Sie ſchleppen ihn tief in den Wald hinein,
So weit vom Strand, daß auch ſein lautſtes Schrei'n
Kein Ohr erreichen kann, und binden ihn mit Stricken
Um Arm und Bein, um Hals und Rücken,
An einen Baum. Der Unglückſel'ge blickt
Zum Himmel auf verſtummend und erdrückt
Von ſeines Elends Laſt; und laut frohlockend fahren
Mit ihrem ſchönen Raub nach Tunis die Barbaren.

Zehnter Geſang.

Hüon blieb an den Baum gefeſſelt; der Tag verrann, die Nacht warf ihre trübe Hülle über das Felſeneiland; er war verlaſſen. Sein Klagen vernimmt Titania, ſie kann aber nicht helfen; denn ein ſtärkerer Zauber als ihre Macht iſt um ihn gezogen. Da bemerkt ſie im Sande den Zauberreif.

Amanda hatte ihn, im Ringen mit den Söhnen
Des Raubes, unvermerkt vom Finger abgeſtreift.
Die Elfenkönigin, indem ſie ihn ergreift,
Erkennt den Talisman, dem alle Geiſter frönen.
„Bald“, ruft ſie freudig, „iſt das Maß des Schickſals voll!
Bald werden wieder dich die Sterne mir verſöhnen,
Geliebter! Dieſer Ring verband uns einſt; er ſoll
Zum zweitenmal zu meinem Herrn dich krönen!“

Teilnehmend ſucht ſie Amanda auf, welche, verlaſſen, im Raume des Seeräuberſchiffes mit ſtarren thränenloſen Augen ihres Elends Größe mißt.

Sie ſchaut nach Troſt ſich um, und findet keinen; leer
Und hoffnungslos, und Nacht, wie ihre Seele,
Iſt alles, alles um ſie her;
Die ganze Welt verkehrt in eine Mörderhöhle!
Sie ſtarrt zum Himmel auf — auch der
Hat keinen Troſt, hat keinen Engel mehr!
Am Abgrund der Verzweiflung, wo ſie ſchwebet,
Steht noch der Tod allein, der ſie im Sinken hebet.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
Der letzte, treu'ſte Freund der Leidenden! Sie ſteiget
Hinab mit ihm ins ſtille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer ſchweiget;
Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
Die Szenen dieſer Welt wie Kinderträume ſchwinden,
Und nichts aus ihr als unſer Herz uns bleibt:
Da wird ſie alles, was ſie liebte, wiederfinden!

Wie ein verblutend Lamm, ſtill duldend, liegt ſie da,
Und ſeufzt dem letzten Augenblick entgegen:
Als, in der ſtillen Nacht, ſich ihr Titania
Troſtbringend naht. Ein unſichtbarer Regen
Von Schlummerdüften ſtärkt der ſchönen Dulderin
Matt ſchlagend Herz und ſchläft den äußern Sinn
Unmerklich ein. Da zeigt ſich ihr im Traumgeſichte
Die Elfenkönigin in ihrem Roſenlichte.

„Auf!“ ſpricht ſie, „faſſe Mut! dein Sohn und dein Gemahl,
Sie atmen noch, ſind nicht für dich verloren.
Erkenne mich! Wenn du zum drittenmal
Mich wieder ſiehſt, dann iſt, was Oberon geſchworen,
Erfüllt durch eure Treu'. Ihr endet unſre Pein,
Und wie wir glücklich ſind, ſo werdet ihr es ſein.“
Mit dieſem Wort zerfließt die Göttin in die Lüfte,
Doch wehen, wo ſie ſtand, noch ihre Roſendüfte.

Amanda erwacht und neuer Mut belebt ihr Herz. Auch für Hüon nahet ſich Rettung.

Den ernſten Blick dem Eiland zugekehrt,
Wo Hüon ſchmachtet, ſteht der Geiſterfürſt, und hört
Sein Aechzen, das aus tiefer Ferne
Zu ihm herüberbebt, — ſchaut nach dem Morgenſterne,
Und hüllt ſich ſeufzend ein. Da nähert aus der Schar
Der Geiſter, die teils einzeln, teils in Ringen,
Ihn überall begleiten und umſchwingen,
Sich einer ihm, der ſein Vertrauter war.

Erblaſſend, ohne Glanz, naht ſich der Sylphe, blickt
Ihn ſchweigend an, und ſeine Augen fragen
Dem Kummer nach, der ſeinen König drückt;
Denn Ehrfurcht hält ihn ab, die Frage laut zu wagen.
„Schau auf“, ſpricht Oberon. Und mit dem Worte weiſt
In einer Wolke, die mit ausgeſpannten Flügel
Vorüberfährt, ſich dem beſtürzten Geiſt
Des armen Hüon Bild als wie in einem Spiegel.

Verſunken in der tiefſten Not,
An ſeines Herzens offnen Wunden
Verblutend, ſteht er da, verlaſſen und gebunden
Im öden Wald, und ſtirbt den langen Martertod.
In dieſem hoffnungsloſen Stande
Schwellt ſeine Seele noch das zürnende Gefühl:
„Verdient' ich das? verdiente das Amande?
Iſt unſer Elend nur den höhern Weſen Spiel?

„Und doch, wenn meine Not zu wenden,
Dein Wille wär', o du, der mich dem Tod ſo oft
Entriſſen, wenn ich es am wenigſten gehofft,
Es würden alle Zweig' in dieſem Wald zu Händen
Auf deinen Wink!“ — Ein heil'ger Schauder blitzt
Durch ſein Gebein mit dieſem Himmelsfunken;
Die Stricke fallen ab; er ſchwankt, wie nebeltrunken,
In einen Arm, der ihn unſichtbar unterſtützt.

Dieſen Dienſt hatte dem Armen der Geiſt erwieſen, dem Oberon das Schickſal des treuen Paares in der Wolke gezeigt hatte. Der Elfenfürſt gebot ihm weiter.

„Fleug hin und mach ihn los, und trag ihn auf der Stelle,
So, wie er iſt, nach Tunis, vor die Schwelle
Des alten Ibrahim, der, nahe bei der Stadt,
Die Gärten des Serails in ſeiner Aufſicht hat.
Dort leg' ihn auf die Bank von Steinen,
Hart an die Hüttenthür, und eile wieder fort:
Doch hüte dich, ihm ſichtbar zu erſcheinen,
Und mach' es ſchnell, und ſprich mit ihm kein Wort.“

Der Sylphe kommt, ſo raſch ein Pfeil vom Bogen
Das Ziel erreicht, bei Hüon angeflogen,
Löſt ſeine Bande auf, beladet ſich mit ihm,
Und trägt ihn, über Meer und Länder, durch die Lüfte
Bis vor die Thür des alten Ibrahim;
Da ſchüttelt er von ſeiner ſtarken Hüfte
Ihn auf die Bank, ſo ſanft als wie auf Flaum.
Den guten Ritter deucht, was ihm geſchieht, ein Traum.

Er ſchaut erſtaunt umher und ſucht ſich's wahr zu machen:
Doch alles, was er ſieht, beſtätigt ſeinen Wahn.
Wo bin ich? fragt er ſich, und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein Hahn
Zu krähn, und bald der zweite und der dritte:
Die Stille flieht, des Himmels goldnes Thor
Eröffnet ſich, der Gott des Tages geht hervor,
Und alles lebt und regt ſich um die Hütte.

Auf einmal knarrt die Thür, und kommt ein langer Mann
Mit grauem Bart, doch friſch und rot von Wangen,
Ein Grabſcheit in der Hand, zum Haus herausgegangen,
Und beide ſehn zugleich, was keiner glauben kann.
Herr Hüon ſeinen treuen Alten,
In einem Sklavenwams — der gute Scherasmin
Den werten Herrn, den er für tot gehalten,
In einem Aufzug, der nicht glückweiſſagend ſchien.

„Iſt's möglich?“ rufen alle beide
Zu gleicher Zeit — „Mein beſter Herr!“ — „Mein Freund!“
„Wie finden wir uns hier?“ — und außer ſich vor Freude,
Umfaßt der alte Mann des Prinzen Knie, und weint
Auf ſeine Hand. Ihn herzlich zu umfangen,
Bückt Hüon ſich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu ſich auf und küßt ihn auf die Wangen.
„Gottlob“, ruft Scherasmin, „nun weiß ich, daß Ihr lebt!

Beide teilen ſich ihre Schickſale mit; beiden drängt ſich der Gedanke auf, Hüons Rettung ſei Oberons Werk, und neue Hoffnungen ſteigen in ihrem Herzen auf. Alle Pläne für die Zukunſt werden durch ein heftiges Fieber vereitelt, das Hüon noch am ſelben Abend auf das Lager wirft. Am 4. Tage erſt kann er ſich von dieſem erheben; doch mehr als jedes Heilmittel fördert ſeine Geneſung die von Fatme überbrachte Nachricht, Amanda ſei gerettet, ſei in der Nähe, ſei von dem Sultan gekauft.

Gewalt iſt hier nicht anwendbar, Liſt muß helfen. In gemeinſamer Beratung beſchließen die 3 Leidensgenoſſen, Hüon ſolle unter dem Namen Haſſan in den Dienſt des Gärtners treten, damit er Zutritt zum Schloſſe habe.

Elfter Geſang.

Der Ritter und Amanda haben nun die erſte Prüfung beſtanden; Elend und Armut waren nicht im ſtande geweſen, ihre treue Liebe zu erſchüttern. Jetzt ſollte ſich zeigen, ob ſie auch den Verſuchungen des Ehrgeizes ſiegreichen Widerſtand leiſten könnten.

Almanſaris, die Königin, liebt Haſſan, doch alle ihre Lockungen werden von dem Treuen zurückgewieſen.

Zwölfter Geſang.

Von Rache erfüllt, beſchuldigt ſie den Ritter bei ihrem Gemahle, er habe ſich ſchwer gegen ſie verfehlt. Almanſor läßt ihn feſſeln und in den Kerker werfen; am nächſten Morgen ſoll der angebliche Verbrecher lebend den Flammen übergeben und ſeine Aſche in alle Winde geſtreut werden. Im Schutze der Nacht betritt Almanſaris, in vollem Schmucke der Königin, das Verlies, in dem Hüon ſchmachtet, und bietet ihm Hand und Krone für ſeine Liebe. Starkmütig weiſt der chriſtliche Ritter ihren Antrag zurück, worauf ihn die verzweifelnde Königin ſeinem Schickſale überläßt.

In gleicher Weiſe hatte Amanda, die ſich den falſchen Namen Zoradine gegeben hat, allen Bitten, Verheißungen und Drohungen des Sultans, der Almanſaris verſtoßen und die ſchöne Fremde zu ſeiner Gemahlin erheben wollte, widerſtanden. Als ihr das Hüon bereitete ſchreckliche Ende bekannt wird, fordert ſie von dem Könige die Erlaubnis, dasſelbe teilen zu dürfen. Der erbitterte Almanſor befiehlt, daß ſie mit Hüon den Scheiterhaufen beſteige.

Schon ſteht der gräßliche Altar
Zum Opfer aufgetürmt; ſchon drängt ſich, Schar an Schar,
Das Volk herzu, das, gern in Angſt geſetzet,
An Trauerſpielen dieſer Art
Die Augen weinend labt, und ſchaudernd ſich ergötzet.

Schon ſtehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,
An einen Marterpfahl gebunden,
Die einz'gen Liebenden, die Oberon rein erfunden.

Ein edles Paar in eins verſchmolzner Seelen,
Das treu der erſten Liebe blieb,
Entſchloſſen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu ſein, ſelbſt einem Thron zulieb'!
Mit naſſem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch beſorgt, daß nicht den freien Lauf
Des Trauerſpiels vielleicht ein Zufall hemme.

Inzwiſchen ſiehet man mit Fackeln in den Händen
Zwölf Schwarze ſich dem Opfer paarweiſ' nahn.
Sie ſtellten ſich herum, bereit, es zu vollenden,
Sobald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und ſtracks erdonnert's laut, die Erde ſcheint zu beben,
Die Flamm' erliſcht, der Strick, womit das treue Paar
Gebunden ſtand, fällt wie verſengtes Haar,
Und Hüon ſieht das Horn an ſeinem Halſe ſchweben.

Im gleichen Augenblick, da dies
Geſchah, zeigt ſich von fern in zwei verſchiednen Reihen,
Von ängſtlicher Bekümmernis
Geſpornt, Almanſor hier, und dort Almanſaris:
Er Zoradine, ſie den Haſſan zu befreien.",
Halt! hört man ſie aus allen Kräften ſchreien:
Auch ſtürzt mit blitzendem Schwert durch die erſchrockne Menge
Ein ſchwarzer Rittersmann ſich mitten ins Gedränge.

Doch Hüon hat das Pfand, das nun ſein Oberon
Verſöhnt iſt, kaum mit wonnevollem Schaudern
An ſeinem Hals erblickt, ſo ſetzt er ohne Zaudern
Es an den Mund, und lockt den ſchönſten Ton
Daraus hervor, der je geblaſen worden.
Sein edles Herz verſchmäht, ein feiges Volk zu morden;
„Tanzt", ruft er, „tanzt, bis euch's den Atem raubt;
Dies ſei die einzige Rache, die Hüon ſich erlaubt."

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberſchwindel
Zuerſt das Volk, das um den Holzſtoß ſteht,
Schwarzgelbes, lumpiges, halb nackendes Geſindel,
Das plötzlich ſich, wie toll, im ſchnellſten Wirbel dreht;
Bald miſchet ſich mit allen ſeinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt — was Füße hat
Bei Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den Waſſerträgern.

Unluſtig faßt der Schah — Almanſaris beim Arm;
Sie ſträubt ſich, doch was hilft ſein Unmut und ihr Sträuben?
Der Taumel reißt ſie fort, ſich mitten in den Schwarm
Der Walzenden mit ihm hineinzutreiben.
In kurzem iſt ganz Tunis in Alarm,
Und niemand kann auf ſeiner Stelle bleiben:
Selbſt Podagra, und Zipperlein, und Gicht
Und Todeskampf befreit von dieſer Tanzwut nicht.

Indeſſen, ohne auf das Poſſenſpiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in ſeligem Entzücken,
Sich ſprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr Buſen Raum
Für dieſen Ueberſchwang von Freuden.
Er iſt nun ausgeträumt, der Prüfung ſchwerer Traum!
Nichts bleibt davon, als was ihr Glück verſchönt:
Gebüßt iſt ihre Schuld, das Schickſal ausgeſöhnt,
Aufs neu' von ihm vereint, kann nun ſie nichts mehr ſcheiden!

Teilnehmend inniglich ſieht noch auf ſeinem Roß
Der biedre Scherasmin (er war der ſchwarze Ritter)
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloß.
Er iſt's, der wie ein Ungewitter
Vorhin dahergeſtürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren Händen,
Und, ſchlüg's ihm fehl, ein Leben hier zu enden,
Das, ohne ſie, ihm unerträglich war.

Er ſpringt herab, drängt durch den tollen Reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, ſich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne ſteigen
Zu helfen, und ſie im Triumphe zu empfahn.
Groß war die Freude, doch ſie ſchwoll noch höher an,
Da ſie den wohlbekannten Wagen,
Von Schwänen durch die Luft, ſtets niedriger, getragen,
Zu ihren Füßen nun auf einmal halten ſah'n.

Sie ſtiegen eilends ein — die Mohren mögen tanzen,
Solang' es Oberon gefällt!
(Wiewohl der Alte raſpeln oder ſchanzen
Für eine beßre Kurzweil hält.)
Der luft'ge Phaeton fliegt, leicht und ohne Schwanken,
Sanft wie der Schlaf, behender als Gedanken
Mit ihnen über Land und Meer,
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer, um ſie her.
Schon tauchte ſich auf Bergen und auf Hügeln
Die Dämmerung in ungewiſſen Duft;
Schon ſahen ſie den Mond in manchem See ſich ſpiegeln,
Und immer ſtiller ward's im weiten Reich der Luft;
Die Schwäne ließen jetzt mit ſinkendem Gefieder
Allmählich ſich bis auf die Erde nieder;
Als plötzlich wie aus Abendrot gewebt,
Ein ſchimmernder Palaſt vor ihren Augen ſchwebt.

In einem Luſtwald, mitten zwiſchen
Hoch aufgeſchoßnen vollen Roſenbüſchen,
Stand der Palaſt, von deſſen Wunderglanz
Der ſtille Hain und das Gebüſche ganz
Durchſchimmert ſchien. — „War's nicht an dieſem Orte?"
Spricht Hüon leiſ' und ſchaudernd. — Doch, bevor
Er's ausſpricht, öffnet ſchnell ſich eine goldne Pforte
Und zwanzig Jungfraun gehn aus dem Palaſt hervor.

Sie kamen, ſchön wie der Mai, mit ewig blühenden Wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen,
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und ſangen
Der reinen Treue unſterblichen Preis.
„Komm", ſangen ſie (und goldne Zimbeln klangen
In ihren ſüßen Geſang, zu ihrem lieblichen Tanz),
„Komm, trautes Paar, empfang den ſchönen Siegeskranz!"

Die Liebenden — ſich kaum beſinnend — in die Wonne
Der andern Welt verzückt — ſie wallen, Hand in Hand,
Den Doppelreihen durch: als gleich der Morgenſonne
In ihrem Bräut'gamsſchmuck, der Geiſt vor ihnen ſtand.
Nicht mehr ein Knabe, wie er ihnen
In lieblicher Verkleidung ſonſt erſchienen —
Ein Jüngling, ewig ſchön und ewig blühend, ſtand
Der Elfenkönig da, den Ring an ſeiner Hand.

Und ihm zur Seite glänzt, mit ihrer Roſenkrone
Geſchmückt, Titania, in milderm Mondesglanz.
In beider Rechten ſchwebt ein ſchöner Myrtenkranz.
„Empfange", ſprechen ſie mit liebevollem Tone,
„Du treues Paar, zum edlen Siegeslohne,
Aus deiner Freunde Hand den wohlverdienten Kranz!
Nie wird von euch, ſolang' ihr dieſes Zeichen
Von unſrer Huld bewahrt, das Glück des Herzens weichen."

Kaum, daß das letzte Wort von Oberons Lippen fiel,
So ſah man aus der Luft ſich eine Wolke neigen,
Und aus der Wolke Schoß, bei goldner Harfen Spiel,
Mit Lilien vor der Bruſt drei Elfentöchter ſteigen.
Im Arm der dritten lag ein wunderſchöner Knab',
Den ſie, auf ihren Knie'n, Titania übergab.
Süß lächelnd bückt zu ihm die Königin ſich nieder,
Und giebt, mit einem Kuß, ihn ſeiner Mutter wieder.

In einen ſanften Schlaf verlor ſich wonniglich
Der ſel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden
Sie beide, Arm in Arm, wie neugeboren, ſich
Auf einer Bank von Moos. Zu ihrer Seite ſtanden
Im leicht umſchattenden Gebüſch,
Reich aufgeſchmückt, vier wunderſchöne Pferde,
Und ringsum lag ein ſchimmerndes Gemiſch
Von Waffen, Schmuck und Kleidern auf der Erde.

Der Ritter ſchaut hinaus, und traut
Dem Anblick kaum. — Er, der ſo viel erfahren,
Und deſſen Augen ſo gewöhnt an Wunder waren,
Glaubt kaum, was er mit offnen Augen ſchaut.
Es iſt die Sein', an deren Bord ſie ſtehen!
Es iſt Paris, was ſie verbreitet vor ſich ſehen!
Er reibt ſich Aug' und Stirn, ſchaut immer wieder hin,
Und ruft: „Iſt's möglich, daß ich ſchon am Ziele bin?"

Nicht lange ſchaut er hin, vor Freude ganz betroffen,
So ſtellt ſich ihm ein neues Schauſpiel dar.
Ihn deucht, daß alles um die Burg in Aufruhr war.
Man hört Drommetenſchall, und eine Ritterſchar
Trabt dem Turnierplatz zu, die Schranken ſtehen offen.
„Mein Glück", ruft Hüon, „läßt mein Hoffen
Stets hinter ſich. Geh, Freund! wofern nicht alles mich
Betrügt, giebt's ein Turnier; geh, und erkund'ge dich."

Der Alte kommt jetzt mit der Nachricht an,
Drei Tage ſei bereits der Schranken aufgethan.
„Karl (ſpricht er), immer noch durch ſeinen Groll getrieben,
Hat ein Turnier im Reiche ausgeſchrieben:
Und ratet, welchen Dank der Sieger heut' erhält?
Nichts Kleiner's, Herr, als — Hüons Land und Lehen!
Denn, Euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu ſehen,
Iſt, was dem Kaiſer nicht im Schlaf zu Sinne fällt."

„Auf, waffne mich", ruft Hüon voller Freuden;
Willkommner konnte mir kein' andre Botſchaft ſein.
Was die Geburt mir gab, ſei nun durch Tugend mein!
Verdien' ich's nicht, ſo mag's der Kaiſer dem beſcheiden,
Der's würdig iſt!" — Er ſagt's, und ſiehet Rezia
Ihm lächelnd ſtillen Beifall nicken.
Ihr Buſen klopft ihm Sieg! — In wenig Augenblicken
Steht glänzend ſchon ihr Held in voller Rüſtung da.

Sie ſchwingen ſich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt! und allenthalben ſchauen,
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer
Die Gaſſen müſſig tritt, läuft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planken
Der Stechbahn an. Er läßt, nachdem er ſich bei ihr
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier,
Zieht ſein Viſier herab, und reitet in die Schranken.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weiſe,
Sich vor dem Kaiſer tief, dann vor den Damen und
Den Richtern -- tummelt drauf im Kreiſe
Den mut'gen Hengſt herum, und macht dem Sieger kund,
Daß er gekommen ſei, den Dank ihm abzujagen.
Er ſollte zwar erſt Stand und Namen ſagen:
Allein ſein Schwur, daß er ein Franke ſei,
Und ſeines Aufzugs Pracht, macht vom Geſetz ihn frei.

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuhler alle
Die Erde küſſen ließ, ſchwillt mächtiglich die Galle,
Daß er gezwungen wird, auf dieſe neue Schanz'
Sein Glück und ſeinen Ruhm zu ſetzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war Lanzenſpiel kaum mehr wie Haſenhetzen.
Er ſtürmet, wie ein Strahl aus ſchwarzer Wolken Schoß,
In voller Wut auf ſeinen Gegner los.

Doch, ohne nur in ſeinem Sitz zu ſchwanken,
Trifft Hüon ihn ſo kräftig vor die Bruſt,
Und wirft mit ſolcher Macht ihn ſeitwärts an die Planken,
Daß alle Rippen ihm von ſeinem Fall erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weitre Luſt;
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.
Ein jubelnd Siegsgeſchrei prallt an die Wolken an,
Und Hüon ſteht allein als Sieger auf dem Plan.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile ſtehen,
Ob jemand um den Dank noch kämpfen will, zu ſehen;
Und da ſich niemand zeigt, eilt er mit ſchnellem Trab
Amanda zu, die, hoch auf ihrem ſchönen Roſſe,
Wie eine Göttin glänzt, und führt ſie nach dem Schloſſe.
Sie langen an. Er hebt gar höflich ſie herab,
Und führt ſie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf die hohen Marmorſtufen.

Wie eine Silberwolk' umwebt
Amandas Angeſicht ein undurchſicht'ger Schleier,
Durch den ſich jedes Aug' umſonſt zu bohren ſtrebt.
Voll Ungeduld, wie ſich dies Abenteuer
Entwickeln werde, ſtrömt die Menge ohne Zahl
Dem edlen Paare nach. Jetzt öffnet ſich ein Saal;
Hoch ſitzt auf ſeinem Thron, von ſeinem Fürſtenrate
Umringt, der alte Karl in kaiſerlichem Staate.

Herr Hüon nimmt den Helm von ſeinem Haupt
Und tritt hinein, in ſeinen ſchönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und alle ſehn erſchrocken
Den ſchnell Erkannten an. Der alte Kaiſer glaubt
Des Ritters Geiſt zu ſehn. Und Hüon mit Amanden
An ſeiner Hand, naht ehrerbietig ſich
Dem Thron, und ſpricht: „Mein Lehnsherr! ſiehe mich,
Gehorſam meiner Pflicht, zurück in deinen Landen!

„Denn, was du zum Beding gemacht
Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ich's vollbracht!
In dieſem Käſtchen ſieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib
Und Leben aufgeſetzt — und ſieh in dieſer Schöne
Die Erbin ſeines Throns, und mein geliebtes Weib!"
Mit dieſem Worte fällt von Rezias Angeſichte
Der Schleier ab, und füllt den Saal mit neuem Lichte.

Der Kaiſer ſteigt vom Thron, heißt freundlich ſie willkommen
An ſeinem Hof. Die Fürſten drängen ſich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edlen jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem ſolchen Zug. Es ſtirbt der alte Groll
In Karls des Großen Bruſt. Er ſchüttelt liebevoll
Des Helden Hand und ſpricht: „Nie fehl' es unſerm Reiche
An einem Fürſtenſohn, der dir an Tugend gleiche!"

* * *

Heinrich Stillings

[Schriftſtellername für Jung (1740–1817)]

Jugend.

Eine wahrhaftige Geſchichte.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, iſt am 12. September 1740 zu Im Grund im ehemaligen Herzogtum Naſſau=Siegen geboren. Seine Jugendgeſchichte erzählt er uns ſelbſt in dem angeſchloſſenen Abſchnitt ſeiner Lebensgeſchichte. Später wirkte er zu Elberfeld als Heilkundiger und erlangte großen Ruf als Augenarzt. Er beſchäftigte ſich auch mit Studien über Volkswirtſchaft und wurde infolge deſſen 1778 an die Kameralſchule zu Kaiſerslautern berufen, mit welcher er als Lehrer der Landwirtſchaft nach Heidelberg überſiedelte. Von 1787—1804 lehrte er Kameralwiſſenſchaft in Marburg und ging dann wieder als ordentlicher Lehrer der Staatswiſſenſchaften in die ſchöne Neckarſtadt zurück. 1814 ſtarb er als badiſcher Geheimer Hofrat zu Karlsruhe.

Jung=Stilling war ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller; unter ſeinen Werken finden ſich Erzählungen, religiöſe und volkswirtſchaftliche Schriften. Bemerkenswert iſt ſein Glauben an eine unmittelbare Verbindung der Lebenden mit den Seelen der Abgeſchiedenen.

Seine ſelbſtverfaßte Lebensbeſchreibung iſt in ihrem erſten Teile das Muſter einer Darſtellung einfacher, ländlicher Lebensverhältniſſe und zeigt uns den ſchlichten, aber feſten Glauben ihres Verfaſſers an die göttliche Lenkung der menſchlichen Schickſale.

Ferdinand Freiligrath ſagt:

Als Knabe ſchon von Berg und Hüttenmännern
Hab' ich entzückt ein kleines Buch geleſen;
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern
Und iſt ein herz'ges kleines Buch geweſen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend;
Mit Namen hieß es „Heinrich Stillings Jugend.“

Das war die erſte deutſche Dorfgeſchichte!
Die hat mit Lied, mit Märchen und mit Sage,
Die hat in Einfalt und in eitler Schlichte
Das Gold im Volke treu geſchürſt zu Tage;
Die ließ mich ſchau'n durch ihrer Meiler Schwelen
Im feſten Umriß ſtarke mut'ge Seelen.

In Weſtfalen liegt ein Kirchſprengel in einem ſehr bergigten Landſtriche, auf deſſen Höhen man viele kleine Grafſchaften und Fürſtentümer überſehen kann. Das Kirchdorf heißt Florenburg, die Einwohner aber haben von alters her einen großen Ekel vor dem Namen eines Dorfes gehabt und daher, ob ſie gleich auch von Ackerbau und Viehzucht leben müſſen, vor den Nachbarn, die bloße Bauern ſind, immer einen Vorzug zu behaupten geſucht, die ihnen aber auch dagegen nachſagten, daß ſie vor und nach den Namen Florendorf verdrängt und an deſſen Statt Florenburg eingeführt hätten; dem ſei aber, wie ihm wolle, es iſt wirklich ein Magiſtrat daſelbſt, deſſen Haupt zu meiner Zeit Johannes Henrikus Scultetus war. Ungeſchlachte, unwiſſende Leute nannten ihn außer dem Rathauſe Meiſter Hans, hübſche Bürger pflegten doch auch wohl Meiſter Schulte zu ſagen.

Eine Stunde von dieſem Orte ſüdoſtwärts liegt ein kleines Dörfchen, Tiefenbach, von ſeiner Lage zwiſchen Bergen ſo genannt, an deren Füße die Häuſer zu beiden Seiten des Waſſers hängen, das ſich aus den Thälern von Süd und Nord her juſt in die Enge und Tiefe zum Fluß hinſammelt. Der öſtliche Berg heißt der Giller, geht ſteil auf, und ſeine Fläche nach Weſten gekehrt, iſt mit Maibuchen dicht bewachſen. Von ihm iſt eine Ausſicht über Felder und Wieſen, die auf beiden Seiten durch hohe verwandte Berge geſperrt wird. Sie ſind ganz mit Buchen und Eichen bepflanzt, und man ſieht keine Lücke, außer wo manchmal ein Knabe einen Ochſen hinauftreibt und Brennholz auf halb gebahntem Wege zuſammenſchleppt.

Unten am nördlichen Berge, der Geiſenberg genannt, der wie ein Zuckerhut gegen die Wolken ſteigt, und auf deſſen Spitze Ruinen eines alten Schloſſes liegen, ſteht ein Haus, worin Stillings Eltern und Voreltern gewohnt haben.

Vor ungefähr dreißig Jahren lebte noch darin ein ehrwürdiger Greis, Eberhard Stilling, ein Bauer und Kohlenbrenner. Er hielt ſich den ganzen Sommer durch im Walde auf und brannte Kohlen, kam aber wöchentlich einmal nachhauſe, um nach ſeinen Leuten zu ſehen und ſich wieder auf eine Woche mit Speiſen zu verſehen. Er kam gemeiniglich Sonnabends abends, um den Sonntag nach Florenburg in die Kirche gehen zu können, allwo er ein Mitglied des Kirchenrats war. Hierinnen beſtanden auch die mehreſten Geſchäfte ſeines Lebens. Sechs großgezogene Kinder hatte er, wovon die zween älteſten Söhne, die vier jüngſten aber Töchter waren.

Einsmals, als Eberhard den Berg herunter kam, und mit dem ruhigſten Gemüte die untergehende Sonne betrachtete, die Melodie des Liedes: „Der lieben Sonnen Lauf und Pracht hat nun den Tag vollführet“ auf einem Blatt pfiff und dabei das Lied durchdachte, kam ſein Nachbar Stähler hinter ihm her, der ein wenig geſchwinder gegangen war und ſich eben nicht viel um die untergehende Sonne bekümmert haben mochte. Nachdem er eine Weile ſchon nahe hinter ihm geweſen, auch ein paarmal fruchtlos gehuſtet hatte, fing er ein Geſpräch an, das ich hier wörtlich beifügen muß.

„Guten Abend, Ebert!“

„Dank hab, Stähler!“ (indem er fortfuhr, auf dem Blatt zu pfeifen).

„Wenn das Wetter ſo bleibt, ſo werden wir unſer Gehölze bald zugerichtet haben. Ich denke, dann ſind wir in drei Wochen fertig.“

„Es kann ſein.“ (Nun pfiff er wieder fort.)

„Es will ſo nicht recht mehr mit mir fort, Junge! Ich bin ſchon achtundſechzig Jahr alt, und du wirſt halt ſiebenzig haben.“

„Das ſoll wohl ſein. Da geht die Sonne hinter den Berg unter, ich kann mich nicht genug erfreuen über die Güte und Liebe Gottes. Ich war ſoeben in Gedanken darüber; es iſt auch Abend mit uns, Nachbar Stähler! der Schatten des Todes ſteigt uns täglich näher, er wird uns erwiſchen, ehe wir's uns verſehen. Ich muß der ewigen Güte danken, die mich nicht nur heute, ſondern den ganzen Lebenstag durch mit vielem Beiſtand getragen, erhalten und verſorgt hat.“

„Das kann wohl ſein.“

„Ich erwarte auch wirklich ohne Furcht den wichtigen Augenblick, wo ich von dieſem ſchweren, alten und ſtarren Leib befreit werden ſoll, um mit den Seelen meiner Voreltern und anderer heiligen Männer in einer ewigen Ruhe umgehen zu können. Da werd' ich finden: Doktor Luther, Calvinus, Öcolompadius, Bucerus und andere mehr, die mir unſer ſeliger Paſtor, Herr Winterberg, ſo oft gerühmt und geſagt hatte, daß ſie, nächſt den Apoſteln, die frömmſten Männer geweſen.“

„Das kann möglich ſein! Aber ſag' mir, Ebert, haſt du die Leute, die du da herzählſt, noch gekannt?“

„Wie ſchwatzeſt du? die ſind über zweihundert Jahr tot.“

„So! — das wäre!“

„Dabei ſind alle meine Kinder groß, ſie haben ſchreiben und leſen gelernt, ſie können ihr Brot verdienen und haben mich und meine Margaret bald nicht mehr nötig.“

„Nötig? — hat ſich wohl! — Wie leicht kann ſich ein Mädchen oder Junge verlaufen, ſich irgend mit armen Leuten abgeben und ſeiner Familie einen Klatſch anhängen, wenn die Eltern nicht mehr acht geben können!“

„Vor dem allen iſt mir nicht bange. Gottlob! daß mein Achtgeben nicht nötig iſt. Ich hab' meinen Kindern durch meine Unterweiſung und Leben einen ſo großen Abſcheu gegen das Böſe eingepflanzt, daß ich mich nicht mehr zu fürchten brauche.“

Stähler lachte herzlich, eben wie ein Fuchs lachen würde, wenn er könnte, der dem wachſamen Hahn ein Hühnchen entführt hat, und fuhr fort:

„Ebert, du haſt viel Vertrauen auf deine Kinder. Ich denke aber, du wirſt wohl die Pfeife in den Sack ſtecken, wann ich dir alles ſagen werde, was ich weiß.“

Stilling drehte ſich um, ſtand und ſtützte ſich auf ſeine Holzaxt, lächelte mit dem zufriedenſten und zuverſichtlichſten Geſichte, und ſagte: „Was weißt du denn, Stähler, das mir ſo weh in der Seele thun ſoll?“

„Haſt du gehört, Nachbar Stilling, daß dein Wilhelm, der Schulmeiſter, heiratet?“

„Nein, davon weiß ich noch nichts.“

„So will ich dir ſagen, daß er des vertriebenen Predigers Moritzens Tochter zu Lichthauſen haben will, und daß er ſich mit ihr verſprochen hat.“

„Daß er ſich mit ihr verſprochen hat, iſt nicht wahr; daß er ſie aber haben will, das kann ſein.“

Nun gingen ſie wieder.

„Kann das ſein? Ebert! — Kannſt du das leiden? Ein Bettelmenſch, das nichts hat, kannſt du das deinem Sohn geben?“

„Gebettelt haben des ehrlichen Mannes Kinder nie; und wann ſie's hätten? — Aber welche Tochter mag es ſein? Moritz hat zwo Töchter.“

„Dortchen.“

„Mit Dortchen will ich mein Leben beſchließen. Nie will ich es vergeſſen! Sie kam einmal zu mir auf einen Sonntag Nachmittag, grüßte mich und Margaret von ihrem Vater, ſetzte ſich und ſchwieg. Ich ſah ihr an den Augen an, daß ſie was wollte, auf den Backen aber las ich, daß ſie's nicht ſagen konnte. Ich fragte ſie, „braucht Ihr was?“ Sie ſchwieg und ſeufzte. Ich ging und holte ihr vier Reichsthaler; ‚da!‘ ſagte ich, ‚die will ich Euch leihen, bis Ihr mir ſie wiedergeben könnt‘.“

„Du hätteſt ſie ihr wohl ſchenken können; die bekommſt du dein Lebtag nicht wieder!“

„Das war auch meine Meinung, daß ich ihr das Geld ſchenken wollte. Hätt' ich es ihr aber geſagt, das Mädchen hätte ſich noch mehr geſchämt. ‚Ach‘, ſagte ſie, ‚beſter liebſter Vater Stilling (das gute Kind weinte blutige Thränen), wenn ich ſeh', wie mein alter Papa ſein trocken Brot im Mund herumſchlägt, und kann es nicht kauen, ſo blutet mir das Herz.‘“

„Meine Margaret lief, holte einen großen Topf ſüße Milch, und ſeitdem hat ſie alle Wochen ein paarmal ſüße Milch dahin geſchickt.“

„Und du kannſt leiden, daß Wilhelm das Mädchen nimmt?“

„Wenn er's haben will, von Herzen gern. Geſunde Leute können was verdienen, reiche Leute können das Ihrige verlieren.“

„Du haſt vorhin geſagt, du wüßteſt noch nichts davon. Du weißt doch, wie du ſagſt, daß er ſich noch nicht mit ihr verſprochen hat.“

„Das weiß ich! — Er fragt mich gewiß vorher.“

„Hör! Er dich fragen? Ja da kannſt du lange warten!“

„Stilling! Ich kenne meinen Wilhelm. Ich hab' meinen Kindern immer geſagt, ſie könnten ſo arm und ſo reich heiraten, als ſie wollten und könnten, ſie ſollten nur auf Fleiß und Frömmigkeit ſehen. Meine Margaret hatte nichts und ich ein Gut mit vielen Schulden. Gott hat mich geſegnet, ich kann jedem hundert Gulden bar mitgeben.“

„Ich bin kein Gleichvielsmann wie du! Ich muß wiſſen, was ich thue, und meine Kinder ſollen heiraten, wie ich's vors beſte erkenne.“

„Ein jeder macht die Schuh nach ſeinem Leiſten“, ſagte Stilling. Nun war er nah' vor ſeiner Hausthür.

Margaret Stilling hatte ſchon ihre Töchter zu Bette gehen laſſen. Ein Stück Pfannenkuchen ſtand vor ihrem Ebert auf einem irdenen Teller in der heißen Aſche; ſie hatte auch noch ein wenig Butter dazu gethan. Ein Kümpchen mit gebrockter Milch ſtand auf der Bank, und ſie begann zu ſorgen, wo ihr Mann wohl ſo lange bleiben möchte. Indem raſſelte die Klinke an der Thüre, und er trat herein. Sie nahm ihm ſeinen leinenen Querſack von der Schulter, deckte den

Tiſch und brachte ihm ſein Eſſen. „Jemini!“ ſagte Margaret, „der Wilhelm iſt noch nicht hier. Es wird ihm doch nicht etwa Unglück begegnet ſein. Sind auch wohl Wölfe hier herum?“ — „Hat ſich wohl,“ ſagte der Vater und lachte; denn das war ſo ſeine Gewohnheit, er lachte oft ſtark, wenn er ganz allein war.

Der Schulmeiſter Wilhelm Stilling trat hierauf in die Stube. Nachdem er ſeine Eltern mit einem guten Abend gegrüßt, ſetzte er ſich auf die Bank, legte die Hand an den Backen und war tiefſinnig. — Er ſagte lange kein Wort. Der alte Stilling ſtocherte ſeine Zähne mit einem Meſſer, denn das war ſo ſeine Gewohnheit nach Tiſche zu thun, wenn er auch ſchon kein Fleiſch gegeſſen hatte. Endlich fing die Mutter an: „Wilhelm, mir war als bang, dir ſollte was widerfahren ſein, weil du ſo lange bleibſt.“ Wilhelm antwortete: „O Mutter! das hat keine Not. Mein Vater ſagt ja oft, wer auf ſeinen Berufswegen geht, darf nichts fürchten.“ Hier wurd' er bald bleich, bald rot, endlich brach er ſtammelnd los und ſagte: „Zu Lichthauſen (ſo hieß der Ort, wo er Schule hielt, und dabei den Bauern ihre Kleider machte) wohnt ein armer vertriebener Prediger, ich wäre wohl willens, ſeine jüngſte Tochter zu heiraten; wenn ihr beide Eltern es zufrieden ſeid, ſo wird ſich kein Hindernis mehr finden.“ — „Wilhem,“ antwortete der Vater, „du biſt dreiundzwanzig Jahr' alt; ich habe dich lehren laſſen, du haſt Erkenntnis genug, kannſt dir aber in der Welt nicht ſelber helfen, denn du haſt gebrechliche Füße; das Mädchen iſt arm und zur ſchweren Arbeit nicht angeführt; was haſt du für Gedanken, dich inskünftige zu ernähren?“ Der Schulmeiſter antwortete: „Ich will mit meiner Hantierung mich wohl durchbringen, und mich im übrigen ganz an die göttliche Vorſorge übergeben; die wird mich und meine Dorthe ebenſowohl nähren, als alle Vögel des Himmels.“ — „Was ſagſt du, Margaret?“ ſprach der Alte. — „Hm! was ſollt' ich ſagen,“ verſetzte ſie: „weißt du noch, was ich dir zur Antwort gab in unſern Brauttagen? Laß uns Wilhelmen mit ſeiner Frau zu uns nehmen, er kann ſein Handwerk treiben. Dorthe ſoll mir und meinen Töchtern helfen, ſo viel ſie kann. Sie lernt noch immer etwas; denn ſie iſt noch jung. Sie können mit uns an den Tiſch gehen; was er verdient, das giebt er uns, und wir verſorgen dann beide mit dem Nötigen: ſo geht's, mein' ich, am beſten.“ — „Wenn du meinſt,“ erwiderte der Vater, „ſo mag er das Mädchen holen. Wilhelm! Wilhelm! denke, was du thuſt, es iſt nichts Geringes. Der Gott deiner Väter ſegne dich mit allem, was dir und deinem Mädchen nötig iſt.“ Wilhelmen ſtanden die Thränen in den Augen. Er ſchüttelte Vater und Mutter die Hand, verſprach ihnen alle Treue und ging zu Bette. Und nachdem der alte Stilling ſein Abendlied geſungen, die Thür mit dem hölzernen Wirbel zugeklemmt, Margaret aber nach den Kühen geſehen hatte, ob ſie alle lägen und wiederkäueten, ſo gingen ſie auch ſchlafen.

Wilhelm kam auf ſeine Kammer, an welcher nur ein Laden war, der aber eben ſo genau nicht ſchloß, daß nicht ſo viel Tag hätte durchſchimmern können, um zu wiſſen, ob man aufſtehen müſſe. Dieſes Fenſter war noch offen, daher trat er an dasſelbe, es ſah gerade gegen den Wald hin; alles war in tiefer Stille, nur zwo Nachtigallen ſangen wechſelsweiſe auf das allerlieblichſte. Dieſes war Wilhelmen öfters ein Wink geweſen. Er ſank an der Wand nieder. „O Gott!“ ſeufzte er, „dir dank' ich, daß du mir ſolche Eltern gegeben haſt! O, laß ſie Freude an mir ſehen! Laß mich ihnen nicht zur Laſt ſein! Dir dank' ich, daß du mir eine tugendhafte Frau giebſt! O ſegne mich!“ — Thränen und Empfindungen hemmten ihm die Sprache, und da redete ſein Herz unausſprechliche Worte, welche nur die Seelen empfinden und kennen, die ſich in gleicher Lage befunden haben.

Nie hat jemand ſanfter geſchlafen, als der Schulmeiſter. Sein inniges Vergnügen weckte ihn des Morgens früher als ſonſt. Er ſtand auf, ging hinaus in den Wald und erneuerte alle ſeine heiligen Vorſätze, die er je in ſeinem Leben ſich vorgenommen hatte. Um ſieben Uhr ging er wieder nachhaus, und aß mit ſeinen Eltern und Schweſtern die ſüße Milchſuppe und ein Butterbrot. Nachdem ſich nun der Vater zuerſt, hernach auch der Sohn den Bart abgemacht, die Mutter aber mit den Töchtern ſich beratſchlaget, wer unter ihnen zuhauſe bleiben, und wer in die Kirche gehen ſollte, ſo zog man ſich an. Dieſes alles war in einer halben Stunde geſchehen; ſodann gingen die Töchter vor, darnach Wilhelm, und zuhinterſt der Vater mit ſeinem dicken Dornenſtocke. Wenn der alte Stilling mit ſeinen Kindern ausging, ſo mußten ſie allemal vor ihm gehen, damit er, wie er zu ſagen pflegte, den Gang und die Sitten ſeiner Kinder ſehen und ſie zur Ehrbarkeit anführen könnte.

Nach der Predigt ging Wilhelm wieder nach Lichthauſen, wo er Schulmeiſter war, und wo auch ſein älterer verheirateter Bruder, Johann Stilling wohnte. In einem andern Nachbarhauſe hatte der alte Paſtor Moritz mit ſeinen zwei Töchtern ein paar Kammern gemietet, in welchen er ſich aufhielt. Nachdem nun den Nachmittag Wilhelm ſeinen Bauern eine Predigt in der Kapelle vorgeleſen, und mit ihnen nach altem Brauch ein Lied geſungen, ſo eilte er, ſo geſchwind als es nur ſeine gebrechlichen Füße zulaſſen wollten, nach Herrn Moritzen. Der alte Mann ſaß eben vor ſeinem Klavier und ſpielte ein geiſtlich Lied. Sein Schlafrock war ſehr reinlich und ſchön gewaſchen, nirgend ſah man einen Riß, aber wohl hundert Lappen. Neben ihm auf einer Kiſte ſaß Dorothe, ein Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, ebenfalls ſehr reinlich, aber ärmlich angezogen, die gar anmutig das Lied zu ihres Vaters Melodie ſang. Sie winkte ihrem Wilhelm heiter lächelnd. Er ſetzte ſich zu ihr und ſang mit aus ihrem Buch. Sobald das Lied zu Ende war, grüßte der Paſtor Wilhelmen und ſagte: „Schulmeiſter, ich bin nie vergnügter, als wenn ich ſpiele und ſinge. Wie ich noch Prediger war, da ließ ich manchmal lange ſingen, weil unter ſo viel vereinigten Stimmen das Herz weit über alles Irdiſche ſich wegzwingt. „Doch ich muß etwas anders mit Euch reden. Mein Dortchen hat mir geſtern abend herausgeſtammelt, daß es Euch liebhabe; ich bin aber arm; was ſagen Eure Eltern?“ — „Sie ſind mit allem herzlich wohl zufrieden,“ antwortete Wilhelm. Dortchen drangen Thränen aus ihren hellen Augen, und der alte ehrwürdige Mann ſtand auf, nahm ſeiner Tochter rechte Hand, gab ſie Wilhelmen und ſagte: „Ich habe nichts in der Welt, als zwo Töchter; dieſe iſt mein Augapfel; nimm ſie, Sohn! nimm ſie!“ — Er weinte — „der Segen Jehovah triefe auf euch herunter, und mache euch geſegnet vor ihm und ſeinen Heiligen und geſegnet vor der Welt! Eure Kinder müſſen wahre Chriſten werden, eure Nachkommen ſeien groß! Sie müſſen angeſchrieben ſtehen im Buche des Lebens! Mein ganzes Leben war Gott geheiliget; unter vielen Schwachheiten, aber ohne Anſtoß hab' ich gewandelt und alle Menſchen geliebt; dies ſei auch eure Richtſchnur, ſo werden meine Gebeine in Frieden ruhen!“ Er wiſchte ſich hier die Augen. Beide Verlobten küßten ihm Hände, Backen und Mund, und hernach auch ſich ſelbſt zum erſtenmale, und ſo ſaßen ſie wieder nieder. Der alte Herr fing hierauf an: „Aber Dortchen, dein Bräutigam hat gebrechliche Füße, haſt du das noch nicht geſehen?“ — „Ja, Papa“, ſagte ſie, „ich hab's geſehen; aber er redet immer ſo gut und ſo fromm mit mir, daß ich ſelten acht auf ſeine Füße gebe.“

„Gut, Dortchen, die Mädchen pflegen doch auch wohl auf die Leibesgeſtalt zu ſehen.“

„Ich auch, Papa“, gab ſie zur Antwort; „aber Wilhelm gefällt mir ſo, wie er iſt; hätte er nun gerade Füße, ſo wäre er Wilhelm Stilling nicht, und wie würde ich ihn denn liebhaben können?“

Der Paſtor lächelte zufrieden und fuhr fort: „Du wirſt nun dieſen Abend auch die Küche beſtellen müſſen; denn der Bräutigam muß mit dir eſſen.“ — „Ich hab' nichts“, ſagte die unſchuldige Braut, „als ein wenig Milch, Käſe und Brot: wer weiß aber, ob mein Wilhelm damit zufrieden iſt?“ — „Ja,“ verſetzte Wilhelm, „ein Stück trocken Brot mit euch zu eſſen, iſt angenehmer, als fette Milch mit Weißbrot und Eierpfannenkuchen.“ Herr Moritz zog indeſſen ſeinen abgetragenen braunen Rock mit ſchwarzen Knöpfen und Knöpflöchern an, nahm ſein lackiert geweſenes Rohr, ging und ſagte: „Da will ich zum Amtsverwalter gehen, er wird mir ſeine Flinte leihen, und dann will ich ſehen, ob ich etwas ſchießen kann.“ Das that er oft, denn er war in ſeiner Jugend ein Freund von der Jagd geweſen.

Nun waren unſere Verlobten allein und das hatten ſie beide gewünſcht. Wie er fort war, ſchlugen ſie die Hände ineinander, ſaßen nebeneinander und erzählten ſich, was ein jedes empfunden, geredet und gethan, ſeitdem ſie ſich einander gefallen hatten. Sobald ſie fertig waren, fingen ſie wieder von vorne an, und gaben der Geſchichte vielerlei Wendungen; ſo war ſie immer neu: für alle Menſchen langweilig, nur für ſie nicht.

Friedrike, Moritzens andere Tochter unterbrach dieſes Vergnügen. Sie ſtürmte herein, indem ſie ein altes Hiſtorienlied daherſang. Sie ſtutzte. „Stör ich euch?“ fragte ſie. — „Du ſtörſt mich nie,“ ſagte Dortchen, „denn ich gebe niemals acht auf das, was du ſagſt oder thuſt.“ — „Ja, du biſt fromm,“ verſetzte jene; „aber du darfſt doch ſo nah' bei dem Schulmeiſter ſitzen? doch der iſt auch fromm.“ — „Und noch dazu dein Schwager“, fiel ihr Dorthe in die Rede, „heute haben wir uns verſprochen.“ — „Das giebt alſo eine Hochzeit für mich,“ ſagte Friedrike, und hüpfte wieder zur Thüre hinaus.

Indem ſie ſo vergnügt beiſammen ſaßen, ſtürmte Friederike wütend wieder in die Kammer. „Ach! rief ſie ſtammelnd, da bringen ſie meinen Vater blutig ins Dorf. Joſt, der Jäger, ſchlägt ihn noch immer, und drei von des Junkers Knechten ſchleppen ihn fort. Ach! ſie ſchlagen ihn tot!“ Dortchen that einen hellen Schrei und floh zur Thüre hinaus. Wilhelm eilte ihr nach, aber der gute Menſch konnte nicht ſo geſchwind fort, wie die Mädchen. Sein Bruder Johann wohnte nah' bei Moritzen, dem rief er. Dieſe beiden gingen dann auf den Lärm zu. Sie fanden Moritzen in dem Wirtshauſe auf einem Stuhl ſitzen; ſeine grauen Haare waren von Blut zuſammengebacken; die Knechte und der Jäger ſtanden um ihn, fluchten, ſpotteten, knüpten ihm Fäuſte vor die Naſe, und eine geſchoſſene Schnepfe lag vor Moritzen auf dem Tiſch. Der unparteiiſche Wirt trug ruhig Branntwein zu. Friedrike bat flehentlich um Gnade, und Dortchen um ein wenig Branntwein, dem Vater den Kopf zu waſchen: allein ſie hatte kein Geld, zu bezahlen, und der Schaden war auch zu groß für den Wirt, ihr ein halbes Glas zu ſchenken. Doch, wie die Weiber von Natur barmherzig ſind, ſo brachte die Wirtin einen Scherben, der unter dem Zapfen des Branntweinfaſſes geſtanden, und daraus wuſch Dortchen dem Vater den Kopf. Moritz hatte ſchon vielmal geſagt, daß ihm der Junker Erlaubnis gegeben, ſo viel zu ſchießen, als ihm beliebte; allein der war nun jetzt zum Unglücke verreiſet; der Paſtor ſchwieg daher ſtill und entſchuldigte ſich nicht mehr. So ſtanden die Sachen, als die Gebrüder Stilling ins Wirtshaus kamen. Die erſte Rache, die ſie nahmen, war an einem Branntweinglaſe, womit der Wirt aus dem Keller kam und es ſehr behutſam trug, um nichts zu verſchütten; wie wohl dieſe Vorſicht eben ſo gar nötig nicht war, denn das Glas war über ein Viertel leer. Johann Stilling wiſchte dem Wirt über die Hand, daß das Glas gegen die Wand fuhr und in tauſend Stücken ſprang. Wilhelm aber war ſchon in der Stube, griff ſeinen Schwiegervater an der Hand und führte ihn mit ſolchem Ernſt aus der Stube, gleich als wenn er der Junker ſelbſt geweſen wäre, ſagte aber niemand etwas, ſondern ſchwieg ganz ſtill. Der Jäger und die Knechte drohten, hielten bald hie, bald da; allein Wilhelm, der deſto ſtärker in den Armen war, je ſchwächer ſeine Füße waren, ſah und hörte nicht, ſchwieg immer ſtill und arbeitete nur Moritzen los. Wo er an ſeinem Rock eine zugeklemmte Hand fand, die brach er auf, und ſo brachte er ihn vor die Thür. Johann Stilling aber redete mit den Jägern und den Knechten, und ſeine Worte waren lauter Meſſer für ſie; denn ein jeder wußte, wie hoch er bei dem Junker angeſchrieben ſtand, und wie oft er mit ihm zu Abend ſpeiſen mußte. Die Sache lief am Ende dahin aus, daß der Jäger bei der Wiederkunft des Junkers abgeſetzt, Moritzen aber zwanzig Thaler für ſeine Schmerzen ausgezahlt wurden. Was ihnen noch ſchneller durchhalf, war, daß der ganze Platz vor dem Hauſe voller Bauern ſtand, welche Tabak rauchten, und ſich mit dem Zuſehen beluſtigten, und es nur darauf ankam, daß einer unter ihnen die Frage aufwarf, ob nicht durch dieſen Vorfall Eingriff in ihre Freiheit geſchehen ſei? Plötzlich würden hundert Fäuſte bereit geweſen ſein, ihre chriſtliche Liebe gegen Moritzen auf dem Nacken Joſtens und ſeiner Gefährten zu beweiſen. Auch war der Wirt eine feige Memme, der oft Ohrfeigen von ſeiner Frau verſchlucken mußte; und endlich muß ich noch hinzufügen, der alte Stilling und ſeine Söhne hatten ſich durch ihre ernſte und abgeſonderte Aufführung eine ſolche Hochachtung erworben, daß faſt niemand das Herz hatte, in ihrer Gegenwart nur zu ſcherzen; wozu noch kommt, was ich oben ſchon berührt, daß Johann Stilling bei dem Junker in großer Gnade ſtand. Nun wieder zur Geſchichte.

Der alte Moritz wurde in wenig Tagen wieder beſſer, und man vergaß dieſe verdrießliche Sache um ſo eher, weil man ſich mit viel vergnügteren Dingen beſchäftigte, nämlich mit den Zurüſtungen zur Hochzeit, welche der alte Stilling und ſeine Margarete ein für allemal in ihrem Hauſe haben wollten. Sie mäſteten ein paar Hühner zu Suppen, und ein fettes Milchkalb wurde dazu beſtimmt, auf großen irdenen Schüſſeln gebraten zu werden; gebackene Pflaumen die Menge, und Reis zu Breien, nebſt Roſinen und Korinthen in die Hühnerſuppen, wurden im Überfluß angeſchafft. Der alte Stilling hat ſich wohl verlauten laſſen, daß ihn dieſe Hochzeit nur allein an Speiſen und Viktualien bei zehen Reichsthaler gekoſtet habe. Dem ſei aber wie ihm wolle, alles war doch aufgeräumt. Wilhelm hatte für die Zeit die Schule ausgeſetzt, denn in ſolchen Zeiten iſt man zu keinem Berufsgeſchäfte aufgelegt. Auch brauchte er die Tage notwendig, ſeiner Braut und Schweſter neue Kleider auf die Hochzeit zu machen, und ſonſt mancherlei zu hantieren. Stillings Töchter verlangten ſolche ebenfalls. Sie probierten öfters ihre neuen Wämſer und Röcke von feinem ſchwarzem Tuch; die Zeit wurd' ihnen jahrelang, bis ſie ſie einmal einen ganzen Tag anhaben konnten.

Endlich brach dann der längſt gewünſchte Donnerstag an. Alles war den Morgen vor der Sonne in Stillings Hauſe wach; nur der Alte, der den Abend vorher ſpät aus dem Wald gekommen war, ſchlief ruhig, bis es Zeit war, mit den Brautleuten zur Kirche zu gehen. Nun ging man in geziemender Ordnung nach Florenburg, wo die Braut mit ihrem Gefolge ſchon angekommen war. Die Kopulation ging ohne Widerſpruch vor ſich, und alle zuſammen verfügten ſich nun nach Tiefenbach zum Hochzeitmahle. Zwei lange Bretter waren in der Stube nebeneinander auf hölzerne Blöcke gelegt, anſtatt des Tiſches; Margaret hatte ihre feinſten Tiſchtücher darüber geſpreitet, und nun wurden die Speiſen aufgetragen. Die Löffel waren von Ahornholz, ſchön glatt, mit ausgeſtochenen Roſen, Blumen und Laubwerk gearbeitet. Die Zulegmeſſer hatten ſchöne gelbe hölzerne Stiele; ſo waren auch die Teller ſchön rund und glatt vom härteſten weißen Buchenholz gedrechſelt. Das Bier ſchäumte in weißen ſteinernen Krügen mit blauen Blumen. Doch ſtellte Margaret auch einem jeden frei, anſtatt des Biers von ihrem angenehmen Birnmoſt zu trinken, wenn jemand dazu Belieben tragen möchte.

Nachdem alle zur Genüge gegeſſen und getrunken hatten, ſo wurden vernünftige Geſpräche angeſtellt. Wilhelm aber und ſeine Braut wollten lieber allein ſein und reden; ſie gingen daher tief in den Wald hinein. Mit der Entfernung von den Menſchen wuchs ihre Liebe. Ach, wären keine Bedürfniſſe des Lebens! keine Kälte, Froſt und Näſſe, was würde dieſem Paar an einer irdiſchen Seligkeit gemangelt haben? Die beiden alten Väter, die ſich indeſſen mit dem Krug Bier allein geſetzt hatten, verfielen in ein ernſtes Geſpräch. Stilling redete alſo:

„Herr Mitvater, mir hat immer gedeucht, Ihr hättet beſſer gethan, wenn Ihr Euch an das Laborieren gar nicht gekehrt hättet."

„Warum, Mitvater?"

„Wenn Ihr Eure Uhrmacherei beſtändig getrieben hättet, ſo hättet Ihr reichlich Euer Brot erwerben können; nun aber hat Euch Eure Arbeit nichts geholfen, und dasjenige, was Ihr hattet, iſt noch dazu darauf gegangen."

„Ihr habt recht und auch unrecht. Wenn ich gewußt hätte, daß dreißig bis vierzig Jahre hingehen würden, eh' ich den Stein der Weiſen würde gefunden haben, ſo hätte ich mich freilich bedacht, eh ich's angefangen hätte. Nun aber, da ich durch die lange Erfahrung etwas gelernt habe und tief in die Erkenntniſſe der Natur eingedrungen bin, nun würd' es mir leid thun, wenn ich mich umſonſt ſollte ſo lange geplagt haben."

„Ihr habt Euch gewiß ſo lange umſonſt geplagt, denn Ihr habt Euch einmal bisher kümmerlich beholfen. Ihr mögt nun ſo reich werden als Ihr wollt, Ihr könnt doch das Elend ſo vieler Jahre nicht in Glückſeligkeit verwandeln; und zudem glaub' ich nicht, daß Ihr ihn jemals bekommt. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ich glaube nicht, daß es einen Stein der Weiſen giebt!"

„Ich kann Euch beweiſen, daß es einen Stein der Weiſen giebt. Ein gewiſſer Doktor Helvetius im Haag hat ein klein Büchlein geſchrieben, das güldene Kalb genannt: darin iſt es deutlich bewieſen, ſo daß niemand, auch der größte Ungläubige, wenn er's lieſet, nicht mehr zweifeln kann. Ob ich denſelben aber bekommen werde, das iſt eine andere Frage. Warum nicht ebenſo wohl als ein anderer? da er ein freies Geſchenk Gottes iſt."

„Wenn Euch Gott den Stein der Weiſen ſchenken wollte, Ihr hättet ihn ſchon lange! Warum ſollte er ihn Euch ſo lange vorenthalten? Zudem iſt's ja nicht nötig daß Ihr ihn habt; wie viel Menſchen leben ohne den Stein der Weiſen!"

„Das iſt wahr; aber wir ſollen uns ſo glücklich machen als wir können."

„Ein dreißigjährig Elend iſt gewiß kein Glück; aber nehmt mir nicht übel (er ſchüttelte ihm die Hand), ich habe, ſolang' ich lebe, keinen Mangel gehabt, bin geſund geweſen und alt worden, meine Kinder hab' ich erzogen, lernen laſſen, und ordentlich gekleidet. Ich bin recht vergnügt, und alſo glücklich! Man konnte mir den Stein der Weiſen nicht ſchenken."

„Aber hört, Mitvater! Ihr ſingt recht gut und ſchreibt ſchön; werdet Schulmeiſter hier im Dorfe! Friedriken könnt Ihr vermieten. Da hab' ich noch eine Kleiderkammer, darein will ich ein Bett ſtellen, ſo könnt Ihr bei mir wohnen, und alſo immer bei Euren Kindern ſein."

„Euer Anerbieten, Mitvater, iſt ſehr gut; ich werd es auch annehmen, wenn ich nur noch einen Verſuch werde gemacht haben."

„Macht keine Probe mehr, Mitvater! ſie wird Euch gewiß fehlen. Aber laßt uns von etwas anderm reden. Ich bin ein großer Liebhaber von der Sternwiſſenſchaft; kennt Ihr auch wohl den Sirius im großen Hund?"

„Ich bin eben kein Sternkundiger, doch aber kenn' ich ihn."

„Er ſteht gemeiniglich des Abends gegen Mittag. Er flammt ſo grünrötlich. Wie weit mag er wohl von der Erde ſein? Sie ſagen, er ſoll wohl noch viel höher ſein als die Sonne."

„O wohl tauſendmal höher!"

„Wie iſt das möglich? Ich bin ſo ein Liebhaber von den Sternen. Ich mein' immer, ich wär' ſchon dabei, wenn ich ſie beſehe. Aber kennt Ihr auch den Wagen und den Pflug?"

„Ja, man hat ſie mir wohl gewieſen "

„O welch ein wunderbarer Gott!"

Margarete Stilling hörte dieſes Geſpräch; ſie kam und ſetzte ſich zu ihrem Mann. „Ach Ebert!" ſagte ſie, „ich kann wohl an einer Blume ſehen, daß Gott wunderbar iſt. Laßt uns die begreifen lernen! Wir wohnen bei dem Gras und den Blumen; die laßt uns hier bewundern; wenn wir im Himmel ſind, dann wollen wir die Sterne betrachten!"

„Das iſt recht," ſagte Moritz, „es ſind ſo viele Wunder in der Natur; wenn wir die recht betrachten, ſo können wir die Weisheit Gottes wohl kennen lernen! Doch ein jeder hat ſo etwas, wozu er beſonders Luſt hat."

So vertrieben die Hochzeitsgäſte den Tag. Wilhelm Stilling und ſeine Braut verfügten ſich auch nach Hauſe und fingen ihren Eheſtand an, wovon ich im folgenden Kapitel mehreres ſagen werde.

Stillings Töchter aber ſaßen in der Dämmerung unter dem Kirſchenbaum und ſangen folgendes ſchöne weltliche Liedlein:

Es ritt ein Reiter wohl übers Feld.
Er hatte kein'n Freund, kein Gut, kein Feld.
Sein Schweſterlein war hübſch und fein.
„Ach Schweſterlein! ich ſage dir Adieu.
Ich ſehe dich ja nimmermehr.
Ich reite weg in ein fremdes Land.
Reich du mir deine weiße Hand!"
Adieu! Adieu! Adieu!

„Ich ſah, mein ſchönſtes Brüderlein,
Ein buntig, artig Vögelein.
Es hüpfte im Wacholderbaum.
Ich warf's mit meinem Ringelein,
Es nahm ihn in ſein Schnäbelein
Und flog weg in den Walde fort."
Adieu! Adieu! Adieu!

„Schließ du dein Schloß wohl feſte zu
Halt dich fein ſtill in guter Ruh'.
Laß niemand in dein Kämmerlein!
Der Ritter mit dem ſchwarzen Pferd
Hat dich zumalen lieb und wert.
Nimm dich vor ihm gar wohl in acht!
Mannig Mägdlein hat er zu Fall gebracht.
Adieu! Adieu! Adieu!

Das Mägdlein weinte bitterlich,
Der Bruder ſah noch hinter ſich
Und grüßte ſie noch einmal ſchön.
Da ging ſie in ihr Kämmerlein
Und konnte da nicht fröhlich ſein.
Den Ritter mit dem ſchwarzen Pferd
Hätt' ſie vor allen lieb und wert.
Adieu! Adieu! Adieu!

Der Ritter mit dem ſchwarzen Roß
Hätt' Güter und viel Reichtum groß.
Er kame zum Jungfräulein zart.

Er kame oft um Mitternacht
Und ginge, wenn der Tag anbrach.
Er führt ſie in ſein Schlöſſelein
Zum andern Jungfräulein fein.
Adieu! Adieu! Adieu!

Sie kam dahin in ſchwarzer Nacht.
Sie ſah, daß er zu Fall gebracht
Viel edele Jungfrauen zart.
Sie nahm wohl einen kühlen Wein
Und goß ein ſchnödes Gift hinein
Und trunk's dem ſchwarzen Ritter zu.
Es gingen beiden die Äugelein zu.
Adieu! Adieu! Adieu!

Sie begruben den Ritter ins Schloſſe fein,
Das Mägdlein inbei ein Brünnelein.
Sie ſchläft da im kühlen Gras.
Um Mitternacht da wandelt ſie umher
Am Mondſchein, dann ſeufzte ſie ſo ſehr.
Sie wandelt da in weißigem Kleid
Und klagte da dem Walde ihr Leid.
Adieu! Adieu! Adieu!

Der edle Bruder eilt herein
Bei dieſem klaren Brünnelein
Und ſah es, ſein Schweſterlein zart.
„Was machſt du mein Schweſterlein allhier?
Du ſeufzeſt ſo, was fehlt dann dir?"
„Ich hab' den Ritter in ſchwarzer Nacht,
Und mich mit böſem Gift umbracht."
Adieu! Adieu! Adieu!

Wie Nebel in dem weiten Raum
Flog auf das Mägdlein durch den Baum-—
Man ſah ſie wohl nimmermehr!
Ins Kloſter ging der Rittersmann
Und fing ein frommes Leben an.
Da betet er fürs Schweſterlein,
Auf daß ſie möchte ſelig ſein.
Adieu! Adieu! Adieu!

Eberhard Stilling und Margaret, ſeine eheliche Hausfrau, erlebten nun eine neue Periode in ihrer Haushaltung. Da war nun ein neuer Hausvater und eine neue Hausmutter in ihrer Familie entſtanden. Die Frage war alſo; „Wo ſollen dieſe beide ſitzen, wenn wir ſpeiſen?" — Um die Dunkelheit im Vortrag zu vermeiden, muß ich erzählen, wie eigentlich Vater Stilling ſeine Ordnung und Rang am Tiſche beobachtete. Oben in der Stube war eine Bank von einem eichenen Brett längs der Wand genagelt, die bis hinter den Ofen reichte. Vor dieſer Bank, dem Ofen gegenüber, ſtand der Tiſch, als Klappe an die Wand befeſtigt, damit man ihn an dieſelbe aufſchlagen konnte. Er war aus einer eichenen Diele von Vater Stilling ſelbſten ganz feſt und treuherzig ausgearbeitet. An dieſem Tiſch ſaß Eberhard Stilling oben an der Wand, wo er durch das Brett befeſtigt war, und zwar vor demſelben. Vielleicht hatte er ſich dieſen vorteilhaften Platz darum gewählt, damit er ſeinen linken Ellenbogen auf das Brett ſtützen, und zugleich ungehindert mit der rechten Hand eſſen könnte. Doch davon iſt keine Gewißheit; denn er hat ſich nie in ſeinem Leben deutlich darüber erkläret. An ſeiner rechten Seite vor dem Tiſche ſaßen ſeine vier Töchter, damit ſie ungehindert ab- und zugehen könnten. Zwiſchen dem Tiſch und dem Ofen hatte Margaret ihren Platz; einesteils, weil ſie leicht fror, und andernteils, damit ſie füglich über den Tiſch ſehen konnte, ob etwa hier oder dort etwas fehlte. Hinter dem Tiſche hatten Johann und Wilhelm geſeſſen, weil aber der eine verheiratet war und der andere Schule hielt, ſo waren dieſe Plätze leer, bis jetzt, da ſie dem jungen Ehepaar, nach reiflicher Überlegung, angewieſen wurden.

Zuweilen kam Johann Stilling, ſeine Eltern zu beſuchen. Das ganze Haus freute ſich, wenn er kam; denn er war ein beſonderer Mann. Ein jeder Bauer im Dorfe hatte auch Ehrfurcht vor ihm. Schon in ſeiner frühen Jugend hatte er einen hölzernen Teller zum Aſtrolabium, und eine feine, ſchöne Butterdoſe von ſchönem Buchenholz zum Kompaß umgeſchaffen, und von einem Hügel geometriſche Obſervationen angeſtellt. Denn zu der Zeit ließ der Landesfürſt eine Landkarte verfertigen. Johann hatte zugeſehen, wann der Ingenieur operierte. Zu dieſer Zeit aber war er wirklich ein geſchickter Landmeſſer, wurde auch von Edeln und Unedeln bei Teilung der Güter gebraucht. Große Künſtler haben gemeiniglich die Tugend an ſich, daß ihr erfinderiſcher Geiſt immer etwas Neues ſucht; daher iſt ihnen dasjenige, was ſie ſchon erfunden haben und was ſie wiſſen, viel zu langweilig, es ferner zu verfeinern. Johann Stilling war alſo arm: denn was er konnte, verſäumte er, um dasjenige zu wiſſen, was er noch nicht konnte. Seine gute einfältige Frau wünſchte oft, daß ihr Mann ſeine Künſteleien auf Feld und Wieſen zu verbeſſern wenden möchte, damit ſie mehr Brot hätten. Allein, laßt uns der guten Frau ihre Einfalt verzeihen, ſie verſtand es nicht beſſer; wenigſtens Johann war klug genug hiezu. Er ſchwieg oder lächelte.

Die Quadratur des Zirkels und die immerwährende Bewegung beſchäftigten ihn zu dieſer Zeit. War er nun in ein Geheimnis tiefer eingedrungen, ſo lief er geſchwind nach Tiefenbach, um ſeinen Eltern und Geſchwiſtern ſeine Entdeckung zu erzählen. Kam er dann unten durchs Dorf herauf und es erblickte ihn jemand aus Stillings Hauſe, ſo lief man gleich nach Hauſe und rief alle zuſammen, um ihn an der Thüre zu empfangen. Ein jedes arbeitete dann mit doppeltem Fleiß, um nach dem Abendeſſen nichts mehr zu thun zu haben. Dann ſetzte man ſich um den Tiſch, ſtützte die Ellenbogen darauf, und die Hände an die Backen — Aller Augen war auf Johanns Mund gerichtet.

Alle halfen denn an der Quadratur des Zirkels erfinden; ſelbſt der alte Stilling verwendete vielen Fleiß auf die Sache. Ich würde dem erfinderiſchen, oder beſſer, dem guten und natürlichen Verſtande dieſes Mannes Gewalt anthun, wenn ich ſagen ſollte: er hätte nichts in dieſer Sache geleiſtet. Bei ſeinem Kohlenbrennen beſchäftigte er ſich damit. Er zog eine Schnur um ſein Birnmoſtfaß, ſchnitt ſie mit ſeinem Brotmeſſer ab; ſägte dann ein Brett genau vierkantig, und ſchabte es ſo lange, bis die Schnur juſt darum paßte. Nun mußte ja das viereckige Brett genau ſo groß ſein, als der Zirkel des Moſtfaſſes. Eberhard ſprang auf einem Fuße herum, verlachte die großen gelehrten Köpfe, daß ſie aus dem einfältigen Dinge ſo viel Werks machten, und erzählte bei nächſter Gelegenheit ſeinem Johann die Erfindung. Wir wollen die Wahrheit geſtehen, Vater Stilling hatte wohl nichts Höhniſches in ſeinem Charakter: doch lief hier eine kleine Satire mit unter; aber der Landmeſſer machte bald der Freude ein Ende, indem er ſagte: „Es iſt die Frage nicht, Vater! ob ein Schreiner einen viereckigen Kaſten machen könne, der juſt ſo viel Haber enthalte, als eine runde cylindriſche Tonne; ſondern es muß ausgemacht ſein, wie ſich der Diameter des Zirkels gegen ſeine Peripherie verhalte, und dann, wie groß eine Seite des Quadrats ſein müſſe, wenn es ſo groß als der Zirkel ſein ſoll. Aber in beiden Fällen darf an einem Fazit nicht der tauſendſte Teil eines Haares fehlen. Es muß in der Theorie durch die Algebra bewirkt werden können, daß es wahr iſt!"

Der alte Stilling würde ſich geſchämt haben, wenn nicht die Gelehrſamkeit ſeines Sohns und ſeine unmäßige Freude darüber alles Schämen bei ihm verdrängt hätte. Er ſagte deswegen nichts weiter, als: „Mit Gelehrten iſt nicht gut disputieren;" lachte, ſchüttelte den Kopf, und fuhr fort, von einem birkenen Klotz Späne zu ſchneiden, womit man Feuer und Lichter, auch allenfalls eine Pfeife Tabak anzünden konnte. Dieſes war ſo ſeine Beſchäftigung bei müßigen Stunden.

Stillings Töchter waren ſtark und arbeitſam. Sie pflegten die Erde, und ſie gab ihnen reiche Nahrung im Garten und Felde. Dortchen aber hatte zarte Glieder und Hände, ſie wurde geſchwind müde, und dann ſeufzte ſie und weinte. Unbarmherzig waren nun die Mädchen eben nicht; aber ſie konnten doch nicht begreifen, warum ein Weibsbild, das ebenſo groß als ihrereine war, nicht auch ebenſo gut ſollte arbeiten können. Doch mußte ihre Schwägerin oft ausruhen, auch ſagten ſie ihren Eltern niemals, daß ſie kaum ihr Brot verdiente. Wilhelm ſah es bald ein; er erhielt daher von der ganzen Familie, daß ſeine Frau ihm am Nähen und Kleidermachen helfen ſollte. Dieſer Vertrag wurde geſchloſſen, und alle befanden ſich wohl dabei.

Der alte Paſtor Moritz beſuchte nun auch zum erſtenmal ſeine Tochter. Dortchen weinte vor Freuden, wie ſie ihn ſah, und wünſchte Hausmutter zu ſein, um ihm recht gütlich thun zu können. Er ſaß den ganzen Nachmittag bei ſeinen Kindern und redete mit ihnen von geiſtlichen Sachen. Er ſchien ganz verändert, kleinmütig und betrübt zu ſein. Gegen Abend ſagte er: „Kinder! führt mich einmal auf das Geiſenberger Schloß." Wilhelm legte ſeinen eiſernen ſchweren Fingerhut ab und ſpuckte in die Hände; Dortchen aber ſteckte ihren Fingerhut an den kleinen Finger, und nun ſtiegen ſie zum Walde auf. „Kinder!" ſagte Moritz, „mir iſt hier ſo wohl unter dem Schatten der Maibuchen. Je höher wir kommen, je freier werd' ich. Es iſt mir eine Zeit her geweſen, als einem, der nicht zu Hauſe iſt. Dieſer Herbſt muß wohl der letzte meines Lebens ſein." Wilhelm und Dortchen hatten Thränen in den Augen. Oben auf dem Berge, wo ſie bis an den Rhein und die ganze Gegend überſehen konnten, ſetzten ſie ſich an eine zerfallene Mauer des Schloſſes. Die Sonne ſtand in der Ferne nicht mehr hoch über dem blauen Gebirge. Moritz ſah ſtarr dorthin und ſchwieg lange; auch ſagten ſeine Begleiter nicht ein Wort. „Kinder," ſprach er endlich, „ich hinterlaſſ' euch nichts, wenn ich ſterbe. Ihr könnt mich wohl miſſen. Niemand wird um mich weinen. Ich habe mein Leben mühſam und unnütz zugebracht und niemand glücklich gemacht." — „Mein lieber Vater," antwortete Wilhelm, „Ihr habt doch mich glücklich gemacht. Ich und Dortchen werden herzlich um Euch weinen." — „Kinder!" verſetzte Moritz, „unſere Neigungen führen uns leicht zum Verderben. Wieviel würde ich der Welt haben nutzen können, wenn ich kein Alchimiſt geworden wäre! Ich würde euch und mich glücklich gemacht haben! (Er weinte laut.) Doch denke ich immer daran, daß ich meinen Fehler erkannt habe, und nun noch will ich mich ändern. Gott iſt ein Vater, auch über die irrenden Kinder. Nun höret noch eine Ermahnung von mir und folgt derſelben. Alles, was ihr thut, das überlegt vorher wohl, ob es auch andern nützlich ſein könne. Findet ihr, daß es nur euch dienlich iſt, ſo denkt: das iſt ein Werk ohne Belohnung. Nur wo wir dem Nächſten dienen, da belohnt uns Gott! Ich habe arm und unbemerkt in der Welt dahingewandelt, und wann ich tot bin, dann wird man meiner bald vergeſſen: ich aber werde Barmherzigkeit finden vor dem Thron Chriſti, und ſelig ſein." — Nun gingen ſie wieder nach Haus, und Moritz blieb immer traurig. Er ging umher, tröſtete die Armen und betete mit ihnen. Auch arbeitete er und machte Uhren, womit er ſein Brot erwarb, und noch etwas übrig behielt. Doch dieſes währte nicht lange; denn den folgenden Winter verlor man ihn; man fand ihn nach dreien Tagen unter dem Schnee und war tot gefroren.

Nach dieſem traurigen Zufall entdeckte man in Stillings Hauſe eine wichtige Neuigkeit. Dortchen war geſegneten Leibes, und jedermann freute ſich auf ein Kind, deren in vielen Jahren keins im Hauſe geweſen war. Mit was für Mühe und Fleiß man ſich auf Dortchens Entbindung gerüſtet, iſt nicht zu ſagen. Der alte Stilling ſelbſt freute ſich auf einen Enkel, und hoffte noch einmal vor ſeinem Ende ſeine alten Wiegenlieder zu ſingen und ſeine Erziehungskunſt zu beweiſen.

Nun nahte der Tag der Niederkunft heran, und 1740 den 12. September, abends um 8 Uhr wurde Heinrich Stilling geboren. Der Knabe war friſch, geſund und wohl, und ſeine Mutter wurde gleichfalls, gegen die Weisſagungen der Tiefenbacher Sibyllen geſchwind wieder beſſer.

Das Kind wurde in der Florenburger Kirche getauft. Vater Stilling aber, um dieſen Tag feierlicher zu machen, richtete ein Mahl an, bei welchem er den Herrn Paſtor Stollbein zu ſehen wünſchte. Er ſchickte daher ſeinen Sohn Johann ins Pfarrhaus, und ließ den Herrn erſuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um ſeinem Mahle beizuwohnen. Johann ging, er that ſchon den Hut ab, als er in den Hof kam, um nichts zu verſehen; aber leider, wie oft iſt alle menſchliche Vorſicht unnütz! Es ſprang ein großer Hund hervor; Johann Stilling griff einen Stein, warf, und traf den Hund in eine Seite, daß er abſcheulich zu heulen anfing. Der Paſtor ſah durchs Fenſter, was paſſierte; voll von Eifer ſprang er heraus, knüpfte dem armen Johann eine Fauſt vor die Naſe: „Du lumpichter Flegel!" kriſch er, „ich will dich lernen, meinem Hund begegnen!" Stilling antwortete: „Ich wußte nicht, daß es Ew. Ehrwürden Hund war. Mein Bruder und meine Eltern laſſen den Herrn Paſtor erſuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um der Taufmahlzeit beizuwohnen." Der Paſtor ging und ſchwieg ſtill. Doch murrte er aus der Hausthür zurück: „Wartet, ich will mitgehen." Er wartete faſt eine Stunde im Hof, liebkoſete den Hund, und das arme Tier war auch wirklich verſöhnlicher, als der große Gelehrte, der nun aus der Hausthüre herausging. Der Mann wandelte mit Zuverſicht an ſeinem Rohrſtab. Johann trabte furchtſam hinter ihm mit dem Hut unterm Arm; den Hut aufzuſetzen war eine gefährliche Sache, denn er hatte in ſeiner Jugend manche Ohrfeige von dem Paſtor bekommen, wenn er ihn nicht früh genug, das iſt, ſobald er ihn in der Ferne erblickte, abgezogen hatte. Doch aber eine ganze Stunde mit bloßem Haupt, im September, unter freiem Himmel zu gehen, war doch auch entſetzlich! Daher ſann er auf einen Fund, wie er füglich ſeinen Kopf bedecken möchte. Plötzlich fiel der Herr Stollbein zur Erde, daß es platſchte. Johann erſchrak. „Ach!" rief er, „Herr Paſtor, habt Ihr Euch Schaden gethan?" — „Was geht's Euch an, Schlingel!" war die heldenmütige Antwort dieſes Mannes, indem er ſich aufraffte. Nun geriet Johanns Feuer in etwas in Flammen, daß er herausfuhr: „So freue ich mich denn herzlich, daß Ihr gefallen ſeid," und lächelte noch dazu. „Was! Was!" rief der Paſtor. Aber Johann ſetzte den Hut auf, ließ den Löwen brüllen, ohne ſich zu fürchten, und ging. Der Paſtor ging auch, und ſo kamen ſie denn endlich nach Tiefenbach.

Der alte Stilling ſtand vor der Thüre mit bloßem Haupt; ſeine ſchönen grauen Haare ſpielten am Mund: er lächelte den Herrn Paſtor an, und ſagte, indem er ihm die Hand gab: „Ich freue mich, daß ich in meinem Alter den Herrn Paſtor an meinem Tiſch ſehen ſoll; aber ich würde ſo kühn nicht geweſen ſein, wenn meine Freude über einen Enkel nicht ſo groß wäre." Der Paſtor wünſchte ihm Glück, doch mit angehängter wohlmeinender Drohung, daß, wenn ihn nicht der Fluch des Eli treffen ſollte, er mehr Fleiß auf die Erziehung ſeiner Kinder anwenden müßte. Der Alte ſtand da in ſeinem Vermögen und lächelte, doch ſchwieg er ſtille und führte Seine Ehrwürden in die Stube. „Ich will doch nicht hoffen," ſagte der Herr Paſtor, „daß ich hier unter dem Schwarm von Bauern ſpeiſen ſoll." Vater Stilling antwortete: „Hier ſpeiſt niemand als ich, meine Frau und Kinder, iſt Euch das ein Bauernſchwarm?" — „Ei, was anders!" antwortete jener. „So muß ich Euch erinnern, Herr —" verſetzte Stilling, „daß Ihr nichts weniger als ein Diener Chriſti, ſondern ein Phariſäer ſeid. Er ſaß bei den Zöllnern und Sündern und aß mit ihnen. Er war überall klein und niedrig und demütig. Herr Paſtor . . . meine grauen Haare richten ſich in die Höhe! ſetzt Euch, oder geht wieder! Hier pocht etwas, ich möchte mich ſonſt an Eurem Kleide vergreifen, wofür ich doch ſonſten Reſpekt habe. Hier, Herr! hier vor meinem Hauſe ritt der Fürſt vorbei; ich ſtand da vor meiner Thüre; er kannte mich. Da ſagte er: ‚Guten Morgen, Stilling!' Ich antwortete: ‚Guten Morgen, Ihr Durchlaucht!' Er ſtieg vom Pferd, er war müde von der Jagd. ‚Holt mir einen Stuhl,' ſprach er, ‚hier will ich ein wenig ruhen.' — ‚Ich habe eine luftige Stube,' antwortete ich, ‚gefällt es Ihro Durchlaucht in die Stube zu gehen und bequem zu ſitzen?' — ‚Ja!' ſagte er. Der Oberjägermeiſter ging mit hinein. Da ſaß er, wo ich Euch meinen beſten Stuhl hingeſtellt habe. Meine Margaret mußte ihm fette Milch einbrocken und ein Butterbrot machen. Wir beide mußten mit eſſen, und er verſicherte, daß ihm niemalen eine Mahlzeit ſo gut geſchmeckt habe. Wo Reinlichkeit iſt, da kann ein jeder eſſen. Nun entſchließt Euch, Herr Paſtor! — Wir alle ſind hungrig." Der Paſtor ſetzte ſich und ſchwieg ſtill. Da rief Stilling allen ſeinen Kindern, aber keines wollte hineinkommen, auch ſelbſt Margaret nicht. Sie füllte dem Prediger ein irdenes Kümpchen mit Hühnerbrüh, gab ihm einen Teller Kappes mit einem hübſchen Stück Fleiſch und einen Krug Bier. Stilling trug es ſelber auf; der Paſtor aß und trank geſchwind, redete nichts, und ging wieder nach Florenburg. Nun ſetzte ſich alles zu Tiſche. Margaret betete, und man ſpeiſete mit größtem Appetit. Auch ſelbſt die Kindbetterin ſaß an Margaretens Stelle mit ihrem Knaben an der Bruſt. Denn Margaret wollte ihren Kindern ſelbſt dienen. Sie hatte ein ſehr feines weißes Hemd, welches noch ihr Brauthemd war, angezogen. Die Ärmel davon hatte ſie bis hinter die Ellenbogen aufgewickelt. Von feinem ſchwarzen Tuch hatte ſie ein Leibchen und Rock, und unter der Haube ſtanden graue Locken hervor, ſchön gepudert von Ehre und Alter. Es iſt wirklich unbegreiflich, daß während der ganzen Mahlzeit nicht ein Wort vom Paſtor geredet wurde; doch halte ich dafür, die Urſache war, daß Vater Stilling nicht davon anfing.

Indem man ſo da ſaß und mit Vergnügen ſpeiſte, klopfte eine arme Frau an die Thüre. Sie hatte ein klein Kind auf dem Rücken in einem Tuche hängen, und bat um ein Stücklein Brot. Mariechen war hurtig. Die Frau kam in zerlumpten, beſudelten Kleidern, die aber doch die Form hatten, als wenn ſie ehemals einem vornehmen Frauenzimmer gehört hätten. Vater Stilling befahl, man ſollte ſie an die Stubenthür ſitzen laſſen und ihr von allem etwas zu eſſen geben. „Dem Kinde kannſt du etwas Reisbrei zu eſſen darreichen, Mariechen!" ſagte er ferner. Sie aß und es ſchmeckte ihr herzlich gut. Nachdem nun ſie und ihr Kind ſatt waren, dankte ſie mit Thränen und wollte gehen. „Nein," ſagte der alte Stilling, „ſitzet und erzählet uns, wo ihr her ſeid, und warum ihr ſo gehen müßt. Ich will Euch auch Bier zu trinken geben." Sie ſetzte ſich und erzählte.

„Ach lieber Gott!" ſprach ſie. „Leider ja! muß ich ſo gehen (Stillings Mariechen hatte ſich neben ſie, doch etwas von ihr abgeſetzt, ſie horchte mit größter Aufmerkſamkeit, auch waren ihre Augen ſchon feucht), ich bin ja leider ein armes Weib. Vor zehn Jahren möchtet ihr Leute euch wohl eine Ehre daraus gemacht haben, wenn ich mit euch geſpeiſt hätte."

Wilhelm Stilling. Das wäre!

Johann Stilling. Es ſei denn, daß ihr eine Stollbeinſche Natur gehabt hättet.

Vater Stilling. Seid ſtill, Kinder! Laſſet die Frau reden!

„Mein Vater iſt Paſtor zu —"

Mariechen. Jemini! Euer Vater ein Paſtor? Sie rückt näher.

„Ach ja! Freilich iſt er Paſtor. Ein ſehr gelehrter und reicher Mann."

Vater Stilling. Wo iſt er Paſtor?

„Zu Goldingen im Barchinger Land. Ja freilich! Leider ja!"

Johann Stilling. Das muß ich doch auf der Landkarte ſuchen. Das muß nicht weit vom Mühlerſee ſein, oben an der Spitze, gegen Septentrio zu.

„Ach, mein junger Herr! ich weiß keinen Ort nahe dabei, der Schlendrian heißt."

Mariechen. Unſer Johann ſagt nicht Schlendrian. Wie ſagteſt du?

Vater Stilling. Redet ihr fort! St! Kinder!

„Nun war ich dazumal eine hübſche Jungfer, hatte auch ſchöne Gelegenheit zu heiraten (Mariechen beſah ſie vom Haupt bis zum Fuß), allein keiner war meinem Vater recht. Der war ihm nicht reich genug, der andere nicht vornehm genug, der dritte ging nicht viel in die Kirche."

Mariechen. Sage, Johann, wie heißen die Leute, die nicht in die Kirche gehen?

Johann Stilling. St! Mädchen! Separatiſten.

„Gut! was ſoll mir geſchehen, ich ſahe wohl, ich würde keinen bekommen, wann ich mir nicht ſelber hülfe. Da war ein junger Barbiergeſell —"

Mariechen. Was iſt das ein Barbiergeſell?

Wilhelm Stilling. Schweſterchen, frag hernach um alles. — Laß jetzt nur die Frau reden. Es ſind Burſche, die den Leuten den Bart abmachen.

„Das bitte ich mir aus, hat ſich wohl! Mein Mann konnte trotz dem beſten Doktor kurieren. Ach ja! viel, viel Kuren that er. Kurz, ich ging mit ihm fort. Wir ſetzten uns zu Spelterburg. Das liegt am Spaafluß."

Johann Stilling. Ja, da liegt es. Ein paar Meilen herauf, wo die Milder hineinfließt.

„Ja, da liegt's. Ich unglückliches Weib! — Da wurde ich gewahr, daß mein Mann mit gewiſſen Leuten Umgang hatte."

Mariechen. Waret ihr ſchon kopuliert?

„Wer wollte uns kopulieren? lieber Gott! O ja nicht! — (Mariechen rückte mit ihrem Stuhl ein wenig weiter von der Frau ab.) Ich wollte es abſolut nicht haben, daß mein Mann mit Spitzbuben umging; denn obgleich mein Vater nur ein Schuhflicker war." — Die Frau packte ihr Kind auf den Nacken und lief, was ſie laufen konnte.

Vater Stilling, ſeine Frau und Kinder konnten nicht begreifen, warum die Frau mitten in der Erzählung abbrach und davonlief. Es gehörte auch wirklich eine wahre Logik dazu, die Urſache einzuſehen. Ein jeder gab ſeine Stimme, doch waren alle Urſachen zweifelhaft; das vernünftigſte Urteil, und zugleich auch das wahrſcheinlichſte, war wohl, daß der Frau von dem vielen und ungewohnten Eſſen etwas übel geworden, und man beruhigte ſich auch dabei. Vater Stilling zog aber, ſeiner Gewohnheit nach, die Lehre aus dieſer Erzählung, daß es am beſten ſei, ſeinen Kindern Religion und Liebe zur Tugend einzuprägen, und dann im gehörigen Alter ihnen die freie Wahl im Heiraten zu vergönnen, wenn ſie ſo wählten, daß die Familie nicht wirklich dadurch beſchimpft würde. „Ermahnen," ſagte er, „müſſen freilich die Eltern ihre Kinder; allein Zwang hilft nichts mehr, wenn der Menſch ſein männliches Alter erreicht hat: er glaubt alsdann alles ſo gut zu verſtehen als ſeine Eltern."

Während dieſer weiſen Rede, wobei alle Anweſenden höchſt aufmerkſam waren, ſaß Wilhelm in tiefen Betrachtungen. Er hatte eine Hand an den Backen gelegt und ſahe ſtarr gerade vor ſich hin. „Hum!" ſagte er, „alles, was die Frau erzählt hat, ſcheint mir verdächtig. Im Anfang ſagte ſie, ihr Vater wäre Paſtor zu . . . zu . . ."

Mariechen. Zu Goldingen im Barchinger Land.

„Ja, da war es. Und am Ende ſagte ſie, ihr Vater ſei ein Schuhſlicker geweſen." Alle Anweſenden ſchlugen die Hände zuſammen und entſetzten ſich ſehr. Nun erkannte man, warum die Frau weggelaufen war; man entſchloß ſich alſo, an jeder Thüre und Öffnung im Hauſe vorſichtige Klinken und Klammern zu machen, und das wird auch niemand der Stillingſchen Familie verdenken, wer einigermaßen den Zuſammenhang der Dinge einzuſehen gelernt hat.

Dortchen redete die ganze Zeit durch nichts. Warum? kann ich eben nicht ſagen. Sie ſäugte ihren Heinrich alle Augenblicke, denn das war nun einmal ihr alles. Der Junge war auch hübſch dick und fett. Die erfahrenſten Nachbarinnen konnten ſchon gleich nach der Geburt in dem Geſichte des Kindes eine völlige Ähnlichkeit mit ſeinem Vater entdecken. Beſonders aber wollte man auch ſchon auf dem linken obern Augenlid die Grundlage einer künftigen Warze ſpüren, als welche der Vater daſelbſt hatte. Dennoch aber mußte eine verborgene Parteilichkeit alle Nachbarinnen zu dieſem falſchen Zeugnis bewogen haben; denn der Knabe hatte und bekam der Mutter Geſichtszüge und ihr ſanftes, gefühliges Herz gänzlich.

Vor und nach verfiel Dortchen in eine ſanfte Schwermut. Sie hatte an nichts in der Welt Vergnügen mehr, aber auch an keinem Teile Verdruß. Sie genoß beſtändig die Wonne der Wehmut, und ihr zartes Herz ſchien ſich ganz in Thränen zu verwandeln, in Thränen ohne Harm und Kummer. Ging die Sonne ſchön auf, ſo weinte ſie und betrachtete ſie tiefſinnig; ſprach auch zuweilen: „Wie ſchön muß der ſein, der ſie gemacht hat!" Ging ſie unter, ſo weinte ſie. „Da geht der tröſtliche Freund wieder von uns," ſagte ſie dann oft, und ſehnte ſich weit weg in den Wald, zur Zeit der Dämmerung. Nichts aber war ihr rührender, als der Mond; ſie fühlte dann was Unausſprechliches, und ging ganze Abende unten an dem Geiſenberg. Wilhelm begleitete ſie faſt immer und redete ſehr freundlich mit ihr. Sie hatten beide etwas Ähnliches in ihrem Charakter. Sie hätten die ganze Welt von Menſchen miſſen können, nur eins das andere nicht: dennoch empfanden ſie jedes Elend und jeden Druck des Nebenmenſchen.

Beinahe anderthalb Jahre war Heinrich Stilling alt, als Dortchen an einem Sonntag Nachmittag ihren Mann erſuchte, mit ihr nach dem Geiſenberger Schloſſe zu ſpazieren. Noch niemals hatte ihr Wilhelm etwas abgeſchlagen. Er ging mit ihr. Sobald ſie in den Wald kamen, ſchlungen ſie ſich in ihre Arme und gingen Schritt vor Schritt unter dem Schatten der Bäume und dem vielfältigen Zwitſchern der Vögel den Berg hinauf. Dortchen fing an:

„Was meinſt du, Wilhelm, ſollte man ſich wohl im Himmel kennen?"

„O ja! liebes Dortchen! Chriſtus ſagt ja von dem reichen Mann, daß er Lazarum in dem Schoße Abrahams gekannt habe, und noch dazu war der reiche Mann in der Hölle; daher glaub' ich gewiß, wir werden uns in jener Ewigkeit kennen."

„O Wilhelm! wie freue ich mich, wenn ich daran denke, daß wir dann die ganze Ewigkeit durch ganz ohne Kummer, in lauter himmliſcher Luſt und Vergnügen werden bei einander ſein! Mich dünkt auch immer, ich könnte im Himmel ohne dich nicht ſelig ſein. Ja, lieber Wilhelm! gewiß! gewiß wir werden uns da kennen! Hör einmal, ich wünſche das nun ſo herzlich! Gott hat ja meine Seele und mein Herz gemacht, das ſo wünſchet; er würde es nicht ſo gemacht haben, wenn ich unrecht wünſchte und wenn es nicht ſo wäre! Ja, ich werde dich kennen und dich unter allen Menſchen ſuchen, und dann werde ich ſelig ſein!"

„Wir wollen uns bei einander begraben laſſen, ſo brauchen wir nicht lange zu ſuchen."

„O möchten wir doch in einem Augenblick ſterben. Aber wo bliebe dann mein lieber Junge?"

„Der würde hier bleiben und wohl erzogen werden, und endlich zu uns kommen."

„Ich würde aber doch viele Sorge um ihn haben, ob er auch fromm werden würde."

„Höre Dortchen! du biſt ſchon lange her beſonders ſchwermütig geweſen. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, du machſt mich mit dir betrübt. Warum biſt du ſo gern mit mir allein! Meine Schweſtern glauben, du habeſt ſie nicht lieb."

„Doch liebe ich ſie von Herzen."

„Du weinſt oft, als wenn du mißmutig wäreſt; das thut mir dann leid. Ich werde auch traurig. Haſt du etwas auf dem Herzen, liebes Kind — das dich quält? Sag es mir. „Ich werde dir Ruhe ſchaffen; es koſte auch, was es wolle."

„O nein! ich bin nicht mißmutig, liebes Kind! ich bin nicht unzufrieden. Ich habe dich lieb, ich habe unſere Eltern und Schweſtern lieb, ja, ich habe alle Menſchen lieb. Aber ich will dir ſagen, wie es mir iſt. Wenn ich im Frühling ſehe, wie alles aufgeht, die Blätter an den Bäumen, die Blumen und die Kräuter, ſo iſt mir, als wenn es mich gar nicht anginge; es iſt mir dann, als wenn ich in einer Welt wäre, worein ich nicht gehörte. Sobald ich aber ein gelbes Blatt, eine verwelkte Blume, oder dürres Kraut finde, dann werden mir die Thränen los, und mir wird ſo wohl, ſo wohl, daß ich es dir nicht ſagen kann; und doch bin ich nie freudig dabei. Sonſten machte mich das alles betrübt, und ich war nie fröhlicher als im Frühling."

„Ich kenne das nicht. So viel aber iſt doch wahr, daß es mich recht empfindlich macht."

Indem ſie ſo redeten, kamen ſie zu den Ruinen des Schloſſes auf die Seite des Berges und empfanden die kühle Luft vom Rhein her, und ſahen, wie ſie mit den langen, dürren Grashalmen und Epheublättern an den zerfallenen Mauern ſpielte und darum pfiff. „Hier iſt recht mein Ort," ſagte Dortchen, „hier wünſcht' ich zu wohnen. Erzähle mir doch noch einmal die Geſchichte von Johann Hübner, der hier auf dem Schloſſeagewohnt hat. Laß uns aber hier uf den Wall gegen die Mauern über ſitzen. Ich dürfte um die Welt nicht zwiſchen den Mauern ſein, wenn du das erzähleſt; denn ich graue immer, wenn ich's höre." Wilhelm erzählte:

„Auf dieſem Schloſſe haben vor alters Räuber gewohnt, die gingen des Nachts ins Land umher, ſtahlen den Leuten das Vieh und trieben es dort in den Hof; da war ein großer Stall; und hernach verkauften ſie's weit weg an fremde Leute. Der letzte Räuber, der hier gewohnt hat, hieß Johann Hübner. Er hatte eiſerne Kleider an, und war ſtärker, als alle anderen Burſche im ganzen Lande. Er hatte nur ein Auge, und einen großen krauſen Bart und Haare. Am Tage ſaß er mit ſeinen Knechten, die alle ſehr ſtark waren, dort an der Ecke, wo du noch das zerbrochene Fenſterloch ſiehſt; da hatten ſie eine Stube, da ſaßen ſie und ſoffen Bier. Johann Hübner ſah mit dem einen Auge ſehr weit durchs ganze Land umher. Wenn er dann einen Reiter ſahe, da rief er: ‚Hehloh! — da reitet ein Reiter ein ſchönes Roß, Hehloh!‘ Und dann gaben ſie acht auf den Reiter, nahmen ihm ſein Roß und ſchlugen ihn tot. Da war aber ein Fürſt von Dillenburg, der ſchwarze Chriſtian genannt, ein ſehr ſtarker Mann, der hörte immer von Johann Hübners Räubereien; denn die Bauern kamen und klagten über ihn. Dieſer ſchwarze Chriſtian hatte einen klugen Knecht, der hieß Hans Flick; den ſchickte er über Land, dem Johann Hübner aufzupaſſen. Der Fürſt aber lag hinten im Giller, den du da ſieheſt, und hielt ſich da mit ſeinen Reitern verborgen; dahin brachten ihm auch die Bauern Brot und Butter und Käſe. Hans Flick kannte den Johann Hübner nicht, er ſtreifte im Lande herum und forſchte ihn aus. Endlich kam er an eine Schmiede, wo Pferde beſchlagen wurden. Da ſtanden viele Wagenräder an der Wand, die auch beſchlagen werden ſollten. Auf dieſelbe hatte ſich ein Mann mit dem Rücken gelehnt, der hatte nur ein Auge und ein eiſernes Wams an. Hans Flick ging zu ihm und ſagte: ‚Gott grüß' dich, eiſerner Wamsmann mit einem Auge! heißeſt du nicht Johann Hübner von Geiſenberg?‘ der Mann antwortete: ‚Johann Hübner von Geiſenberg liegt auf dem Rad.‘ Hans Flick verſtand das Rad auf dem Gerichtsplatz und ſagte: ‚War das kürzlich?‘ — ‚Ja, ſprach der Mann, ‚erſt heut‘; Hans Flick glaubte doch nicht recht und blieb bei der Schmiede, und gab auf den Mann acht, der auf dem Rade lag. Der Mann ſagte dem Schmied ins Ohr: ‚Er ſollte ihm ſein Pferd verkehrt beſchlagen, ſo daß das vorderſte Ende des Hufeiſens hinten käme.‘ Der Schmied that es, und Johann Hübner ritt weg. Wie er aufſaß, ſagte er dem Hans Flick: ‚Gott grüß' dich, braver Kerl! ſage deinem Herrn: Er ſolle mir Fäuſte ſchicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren laufen.‘ Hans Flick blieb ſtehen, und ſah, wo er übers Feld in den Wald ritt, lief ihm nach, um zu ſehen, wo er bliebe. Er wollte ſeiner Spur nachgehen, Johann Hübner aber ritt hin und her, die Kreuz und Quer, und Hans Flick wurde bald in den Fusſtapfen des Pferdes irre; denn wo er hingeritten war, da gingen die Fußſtapfen zurück; darum verlor er ihn bald, und wußte nicht, wo er geblieben war. Endlich ertappte ihn doch Hans Flick, wie er mit ſeinen Knechten dort auf der Heide im Walde lag und geraubt Vieh hütete. Es war in der Nacht am Mondſchein. Er lief und ſagte es dem Fürſten Chriſtian, der ritt in der Stille mit ſeinen Kerlen unten durch den Wald. Sie hatten den Pferden Moos unter die Füße gebunden, kamen auch nahe zu ihm, ſprangen auf ihn zu, und ſie kämpften zuſammen; Fürſt Chriſtian und Johann Hübner hieben ſich auf die eiſernen Hüte und Wämſer, daß es klang; endlich aber blieb Johann Hübner tot, und der Fürſt zog hier ins Schloß. Den Johann Hübner begruben ſie da unten in die Ecke, und der Fürſt legte viel Holz um den großen Turm, auch untergruben ſie ihn. Er fiel am Abend um, wie die Tiefenbacher die Kühe molken; das ganze Land zitterte umher von dem Fall. Da ſiehſt du noch den langen Steinhaufen den Berg hinab; das iſt der Turm, wie er gefallen iſt. Noch jetzt ſpukt hier des Nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr Johann Hübner mit dem einzigen Auge. Er ſitzt auf einem ſchwarzen Pferde und reitet um den Wall herum. Der alte Neuſer, unſer Nachbar, hat ihn oft geſehen."

Dortchen zitterte und fuhr zuſammen, wenn ein Vogel aus einem Strauch in die Höhe flog. „Ich hörte die Erzählung noch immer gern," ſagte ſie, „wenn ich hier ſo ſitze, und wenn ich es noch zehnmal höre, ſo werde ich es doch nicht müde. Laßt uns ein wenig um den Wall ſpazieren." Sie gingen zuſammen um den Wall und Dortchen ſang:

Es leuchten drei Sterne über ein Königes Haus,
Drei Jungfräulein wohnten darin,
Ihr Vater war weit über Land hinaus
Auf ein'm weißen Röſſelein.
Sternelein blinzet zu Leide!

„Siehſt du das weiße Rößlein noch nicht,
Ach Schweſterlein, mutig im Thal?"
„Ich ſeh' es, mein's Vaters Röſſelein, licht,
Es trabet da mutig im Thal."
Sternelein blinzet zu Leide!

„Ich ſeh' es, das Rößlein, mein Vater nicht drauf.
Ach Schweſterlein! Vater iſt tot!
Mein Herzel iſt mir es betrübet.
Wie iſt mir der Himmel ſo rot!"
Sternelein blinzet zu Leide!

Da trat ein Reiter im blutigen Rock
Ins dunkle Kämmerlein klein,
„Ach, blutiger Mann, wir bitten dich hoch.
Laß leben uns Jungfräuelein!"
Sternelein blinzet zu Leide!

„Ihr könnt nicht leben Jungfräulein zart;
Mein Weiblein, friſch und ſchön,
Erſtach mir eu'r Vater im Garten ſo hart.
Ein Bächlein von Blut floß daher.“
Sternelein blinzet zu Leide!

„Ich fand ihn, den Mörder, im Walde grün,
Ich nahm ihm ſein Rößlein ab,
Ich ſtach ihn das Meſſer ins Herze;
Er fiel darauf den Felſen herab.“
Sternelein blinzet zu Leide!

„Ach hätt'ſt du die liebe Mutter mein
Getötet am hohligen Weg,
Ach, Schweſterlein laſſet uns fröhlich ſein!
Wir ſterben ja wundergern.“
Sternelein blinzet zu Leide!

Der Mann nahm ein Meſſer ſcharf und ſpitz,
Und ſtieß es den Jungfräulein zart
In ihr betrübtes Herzelein,
Zur Erde fielen ſie hart.
Sternelein blinzet zu Leide!

Da fließet ein klares Bächelein hell
Herunter im grünigen Thal,
Fließ krumm herum, du Bächelein hell,
Bis in die weite See!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da ſchlafen die Jungfräulein alle drei
Bis an den Jüngſten Tag,
Sie ſchlafen da in kühliger Erd'
Bis an den Jüngſten Tag.
Sternelein blinzet zu Leide!

Nun begann die Sonne unterzugehen, und Dortchen mit ihrem Wilhelm hatten recht die Wonne der Wehmut gefühlt. Wie ſie den Wald hinabgingen, durchdrang ein tötlicher Schauer Dortchens ganzen Leib. Sie zitterte von einer kalten Empfindung und es war ihr ſauer, Stillings Haus zu erreichen. Sie verfiel in ein hitziges Fieber. Wilhelm war Tag und Nacht bei ihr. Nach vierzehn Tagen ſagte ſie des Nachts um zwölf Uhr zu Wilhelmen: „Komm, leg dich zu Bette.“ Er zog ſich aus und legte ſich zu ihr. Sie faßte ihn in ihren rechten Arm, er lag mit ſeinem Kopf an ihrer Bruſt. Auf einmal wurde er gewahr, daß das Pochen ihres Pulſes nachließ, und dann wieder ein paarmal klopfte. Er erſtarrte und rief ſeelzagend: „Mariechen! Mariechen!“ Alles wurde wacker und lief herzu. Da lag Wilhelm und empfing Dortchens letzten Atemzug in ſeinen Mund. Sie war nun tot! Wilhelm war betäubt und ſeine Seele wünſchte nicht wieder zu ſich ſelbſt zu kommen; doch endlich ſtieg er aus dem Bette, weinte und klagte laut. Selbſt Vater Stilling und ſeine Margarete gingen zu ihr und hielten ihr die Augen feſt zu und ſchluchzeten. Es ſah betrübt aus, wie die beiden alten Grauköpfe, naß von Thränen, zärtlich auf den verblichenen Engel blickten. Auch die Mädchen weinten laut, und erzählten ſich untereinander alle die letzten Worte und Liebkoſungen, die ihnen ihre ſelige Schwägerin geſagt hatte.

Wilhelm Stilling hatte mit ſeinem Dortchen in der ſtark bevölkerten Landſchaft allein gelebt; nun war ſie tot und begraben, und er fand daher, daß er jetzt ganz allein in der Welt lebte. Eltern und Geſchwiſter waren um ihn, ohne daß er ſie bemerkte. In dem Geſichte ſeines verwaiſeten Kindes ſahe er nur Dortchens Lineamente; und wenn er des Abends ſchlafen ging, ſo fand er ſein Zimmer ſtill und öde. Oft glaubte er den rauſchenden Fuß Dortchens zu hören, wie ſie ins Bette ſtieg. Er fuhr dann ineinander, Dortchen zu ſehen, und ſah ſie nicht. Er durchdachte alle Tage, die ſie miteinander gelebt hatten, fand in jedem ein Paradies, und verwunderte ſich, daß er nicht damalen vor lauter Wonne gejauchzet hatte. Dann nahm er ſeinen Heinrich in die Arme, weinte ihn naß, drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſchlief mit ihm. Dann träumte er oft, wie er mit Dortchen im Geiſenberger Wald ſpaziere, wie er ſo froh ſei, daß er ſie wieder habe. Im Traum fürchtete er wacker zu werden, und dennoch erwachte er: ſeine Thränen wurden dann neu, und ſein Zuſtand war troſtlos. Vater Stilling ſah das alles, und dennoch tröſtete er ſeinen Wilhelm niemals. Margarete und die Mädchen verſuchten es oft, aber ſie machten nur übel ärger; denn alles beleidigte Wilhelmen, was nur dahin zielte, ihn aus ſeiner Trauer zu ziehen. Sie konnten aber gar nicht begreifen, wie es doch möglich ſein könnte, daß ihr Vater gar keine Mühe anwendete, Wilhelmen aufzumuntern. Sie vereinigten ſich daher, ihren Vater dazu zu ermahnen, ſobald Wilhelm einmal im Geiſenberger Wald herumirren und ſeines Dortchens Gänge und Fußtritte aufſuchen und beweinen würde. Das that er oft, und daher währte es nicht lange, bis ſie Gelegenheit fanden, ihr Vorhaben auszuführen. Margarete nahm es auf ſich, ſobald der Tiſch abgetragen und Wilhelm fort war, Vater Stilling aber in ſeinen Zähnen ſtocherte und gerade vor ſich hin auf einen Fleck ſah. „Ebert,“ ſagte ſie, „warum läſſeſt du den Jungen ſo herumgehen? Du nimmſt dich ſeiner gar nicht an, redeſt ihm auch nicht ein wenig zu, ſondern thuſt, als wenn er dich gar nichts anginge. Der arme Menſch ſollte vor lauter Traurigkeit die Auszehrung bekommen.“ — „Margarete,“ antwortete der Alte lächelnd, „was meinſt du wohl, daß ich ihm ſagen könnte, ihn zu tröſten? Sag' ich ihm, er ſollte ſich zufrieden geben, ſein Dortchen ſei im Himmel, ſie ſei ſelig: ſo kommt das eben heraus, als wenn dir jemand alles, was du auf der Welt am liebſten haſt, abnähme, und ich käme dann her und ſagte: Gieb dich zufrieden; deine Sachen ſind ja wohl verwahrt, über ſechzig Jahre bekommſt du ſie ja wieder, es iſt ein braver Mann, der ſie hat u. ſ. w. Würdeſt du nicht recht bös auf mich werden und ſagen: Wovon leb' ich aber die ſechzig Jahre? Soll ich Dortchens Fehler alle aufzählen, und ſuchen, ihn zu überreden, er habe nichts ſo gar Koſtbares verloren, ſo würde ich ihre Seele beleidigen, ein Lügner oder Läſterer ſein, weiter aber nichts ausrichten, als Wilhelmen mir auf immer zum Feinde machen; er würde alle ihre Tugenden dagegen aufzählen, und ich würde in der Rechnung zu kurz kommen. Soll ich ihm ein anderes Dortchen aufſuchen? Das müßte juſt ein Dortchen ſein, und doch würd' es ihm vor ihr ekeln. Ach! es giebt kein Dortchen mehr!“ — Ihm zitterten die Lippen, und ſeine Augen waren naß. Nun weinten ſie wieder alle, vornehmlich darum, weil ihr Vater weinte.

Bei dieſen Umſtänden war Wilhelm nicht im ſtande, ſein Kind zu verſorgen, oder ſonſt etwas Nützliches zu verrichten. Margarete nahm alſo ihren Enkel in völlige Verpflegung, fütterte und kleidete ihn auf ihre altfränkiſche Manier aufs reinlichſte. Die Mädchen gängelten ihn, lehrten ihn beten und andächtig Reimchen herſagen, und wenn Vater Stilling Samstag abends aus dem Walde kam und ſich bei dem Ofen geſetzt hatte, ſo kam der Kleine geſtolpert, ſuchte auf ſeine Kniee zu klettern, und nahm jauchzend das auf ihn geſparte Butterbrot; mauſte auch wohl ſelbſten im Querſack, um es zu finden; es ſchmeckte ihm beſſer, als ſonſt der allerbeſte Reisbrei Kindern zu thun pfleget, wiewohl es allezeit von der Luft hart und vertrocknet war. Dieſes vertrocknete Butterbrot verzehrte Heinrich auf ſeines Großvaters Schoß, wobei ihm derſelbe entweder das Lied: „Gerberli hieß mein Hüneli“; oder auch: „Reiter zu Pferd da kommen wir her“, vorſang, wobei er immer die Bewegung eines trabenden Pferdes mit dem Knie machte. Mit einem Wort: Stilling hatte den Kunſtgriff in ſeiner Kindererziehung, er wußte alle Augenblicke eine neue Beluſtigung für Heinrichen, die immer ſo beſchaffen waren, daß ſie ſeinem Alter angemeſſen, das iſt, ihm begreiflich waren; doch ſo, daß immer dasjenige, was den Menſchen ehrwürdig ſein muß, nicht allein nicht verkleinert, ſondern gleichſam im Vorbeigang groß und ſchön vorgeſtellt wurde. Dadurch gewann der Knabe eine Liebe zu ſeinem Großvater, die über alles ging: und daher hatten denn die Begriffe, die er ihm beibringen wollte, Eingang bei ihm. Was ihm ſein Großvater ſagte, das glaubte er ohne weiteres Nachdenken.

Die ſtille Wehmut Wilhelms verwandelte ſich nun vor und nach in eine geſprächige und vertrauliche Traurigkeit. Nun ſprach er wieder mit ſeinen Leuten; ganze Tage redeten ſie von Dortchen, ſangen ihre Lieder, beſahen ihre Kleider und dergleichen Dinge mehr. Wilhelm fing an, ein Wonnegefühl in ihrem Andenken zu empfinden, und einen Frieden zu ſchmecken, der über alles ging, wenn er ſich vorſtellte, daß über kurze Jahre auch ihn der Tod würde abfordern, wo er denn, ohne einiges Ende zu befürchten, ewig in Geſellſchaft ſeines Dortchens die höchſte Glückſeligkeit, deren der Menſch nur fähig iſt, würde zu genießen haben. Dieſer großer Gedanke zog eine ganze Lebensänderung nach ſich, wozu folgender Vorfall noch ein Großes mit beitrug. Etliche Stunden von Tiefenbach ab war ein großes adliges Haus, welches durch eine Erbſchaft an einen gewiſſen Grafen gefallen war. Auf dieſem Schloß hatte ſich eine Geſellſchaft frommer Leute eingepachtet. Sie hatten eine Fabrik von halbſeidenen Stoffen unter ſich angelegt, wovon ſie ſich nährten. Was nun kluge Köpfe waren, die die Moden und den Wohlſtand in der Welt kannten, oder mit einem Wort, wohllebende Leute, die hatten gar keinen Geſchmack an dieſer Einrichtung. Sie wußten, wie ſchimpflich es in der großen Welt wäre, ſich öffentlich zu Jeſu Chriſto zu bekennen, oder Unterredungen zu halten, worinnen man ſich ermahnte, deſſen Lehre und Leben nachzufolgen. Daher waren denn auch dieſe Leute in der Welt verachtet und hatten keinen Wert; ſogar fanden ſich Menſchen, die wollten geſehen haben, daß ſie auf ihrem Schloß allerhand Greuel verübten, wodurch dann die Verachtung noch größer wurde. Mehr konnte man ſich aber nicht ärgern, als wenn man hörte, daß dieſe Leute über ſolche Schmach noch froh waren, und ſagten, daß es ihrem Meiſter ebenſo ergangen. Unter dieſer Geſellſchaft war einer, Namens Niklas, ein Menſch von ungemeinem Genie und Naturgaben. Er hatte Theologie ſtudiert, dabei aber die Mängel aller Syſteme entdeckt, auch öffentlich dagegen geredet und geſchrieben; weswegen er ins Gefängnis gelegt, hernach aber daraus wieder befreit worden, und mit einem gewiſſen Herrn lange auf Reiſen geweſen war. Er hatte ſich, um ruhig und frei zu leben, unter dieſe Leute begeben, und da er von ihrem Handwerk nichts verſtund, ſo trug er ihre verfertigten Zeuge weit umher feil, oder, wie man zu ſagen pflegt, er ging damit hauſieren. Dieſer Niklas war oft in Stillings Hauſe geweſen; weil er aber wußte, wie feſt man daſelbſt an den Grundſätzen der reformierten Religion und Kirche hinge, ſo hatte er ſich nie herausgelaſſen; zu dieſer Zeit aber, da Wilhelm Stilling anfing, aus dem ſchwärzeſten Kummer ſich loszuwinden, fand er Gelegenheit, mit ihm zu reden. Dieſes Geſpräch iſt wichtig, darum will ich es hier beifügen, ſo wie mir's Niklas ſelbſten erzählt hat.

Nachdem ſich Niklas geſetzt, fing er an: „Wie geht's Euch nun, Meiſter Stilling, könnt Ihr Euch auch in das Sterben Eurer Frau ſchicken?“

„Nicht zu wohl! das Herz iſt noch ſo wund, daß es blutet, doch fange ich an, mehreren Troſt zu finden.“

„So geht's, Meiſter Stilling, wenn man mit ſeinen Begierden ſich zu ſehr an etwas Vergängliches anfeſſelt. Und wir ſind gewiß glücklicher, wenn wir Weiber haben, als hätten wir keine, 1. Kor. 7, 29. Wir könnten ſie von Herzen lieben; allein wie nützlich iſt es doch auch, wenn man ſich übet, auch dieſem Vergnügen abzuſterben und es zu verleugnen; gewiß wird uns dann der Verluſt nicht ſo ſchwer fallen.“

„Das läßt ſich recht gut predigen, aber thun, thun, leiſten, halten, das iſt eine andere Sache!“

Niklas lächelte und ſagte: „Freilich iſt es ſchwer, beſonders wenn man ein ſolches Dortchen gehabt hat; doch aber, wenn's nur jemand ein Ernſt iſt, ja, wenn nur jemand glaubt, daß die Lehre Jeſu Chriſti zur höchſten Glückſeligkeit führet, ſo wird's einem Ernſt. Alsdann iſt es wirklich ſo ſchwer nicht, als man ſich's vorſtellt. Laßt mich Euch die ganze Sache kürzlich erklären. Jeſus Chriſtus hat uns eine Lehre hinterlaſſen, die der Natur der menſchlichen Seele ſo angemeſſen iſt, daß ſie, wann ſie nur befolgt wird, notwendig vollkommen glücklich machen muß. Wenn wir alle Lehren alter Weltweiſen durchgehen, ſo finden wir ein Menge Regeln, die ſo zuſammenhangen, wie ſie ſich ihr Lehrgebäude geformt hatten. Bald hinken ſie, bald laufen ſie, und dann ſtehen ſie ſtill; nur die Lehre Chriſti, aus den tiefſten Geheimniſſen der menſchlichen Natur herausgezogen, fehlet nie, und beweiſet dem, der es recht einſieht, vollkommen, daß ihr Verfaſſer den Menſchen ſelber müſſe gemacht haben, indem er ihn bis auf den erſten Grundtrieb kannte. Der Menſch hat einen unendlichen Hunger nach Vergnügen, — nach Vergnügen, die im ſtande ſind, ihn zu ſättigen, die immer was neues ausliefern, die eine unaufhörliche Quelle neuer Vergnügen ſind. In der ganzen Schöpfung aber finden wir keine von ſolcher Art. Sobald wir ihrer durch den Wechſel der Dinge verluſtig werden, ſo laſſen ſie eine Qual zurück, wie Ihr zum Exempel bei Eurem Dortchen gewahr worden. Dieſer göttliche Geſetzgeber wußte, daß der Grund aller menſchlichen Handlungen die wahre Selbſtliebe ſei. Weit davon entfernt, dieſen Trieb, der viel Böſes anrichten kann, zu verdrängen, ſo giebt er lauter Mittel an die Hand, denſelben zu veredeln und zu verfeinern. Er befiehlt, wir ſollen das beweiſen, was wir wünſchen, daß ſie uns beweiſen ſollen; thun wir nun das, ſo ſind wir ihrer Liebe gewiß, ſie werden uns wohl thun und viel Vergnügen machen, wenn ſie anders keine böſen Menſchen ſind. Er befiehlt, wir ſollen die Feinde lieben; ſobald wir nun einem Feinde liebes und gutes erzeigen, ſo wird er gewiß auf das äußerſte gefoltert, bis er ſich mit uns ausgeſöhnt hat; wir ſelbſten aber genießen bei der Ausübung dieſer Pflichten, die uns nur im Anfang ein wenig Mühe koſten, einen innern Frieden, der alle ſinnlichen Vergnügen weit übertrifft. Überdies iſt der Stolz eigentlich die Quelle aller unſerer geſellſchaftlichen Laſter, alles Unfriedens, Haſſes und Störens der Ruhe. Wider die Wurzel alles Übels iſt nun kein beſſer Mittel, als obiges Geſetz Jeſu Chriſti. Ich mag mich für jetzt nicht weiter darüber erklären; ich wollte Euch nur ſo viel ſagen: daß es wohl der Mühe wert ſei, Ernſt anzuwenden, der Lehre Chriſti zu folgen, weil ſie uns dauerhafte und weſentliche Vergnügen verſchafft, die uns im Verluſt anderer die Wage halten können."

„Sagt mir doch dieſes alles vor, Freund Niklas! ich muß es aufſchreiben, ich glaube, daß es wahr iſt, was Ihr ſagt."

Niklas wiederholte es von Herzen, und immer mit einem bißchen mehr oder weniger, und Wilhelm ſchrieb es auf, ſo wie er's ihm vorſagte.

„Aber," fuhr er fort, wenn wir durch die Nachfolge der Lehre Chriſti ſelig werden, wofür iſt dann ſein Leben und Sterben? Die Prediger ſagen ja, wir könnten die Gebote nicht halten, ſondern wir würden nur durch den Glauben an Chriſtum und durch ſein Verdienſt gerecht und ſelig."

Niclas lächelte und ſagte: „Davon läßt ſich einſt einmal weiter reden. Nehmts nur eine Weile ſo, daß wie er uns durch ſein heiliges, reines Leben, da er in der Gnade vor Gott und den Menſchen hinwandelte, eine freie Ausſicht über unſer Leben, über die verworrenen Erdhändel verſchafft hat, daß wir durch einen Blick auf ihn mutig werden, und hoffen der Gnade, die über uns waltet, zur größeren Einfalt des Herzens, mit der man überall durchkommt: ſo hat er auch, ſag' ich, ſein Kreuz hin in die Nacht des Todes gepflanzt, wo die Sonne untergeht und der Mond ſein Licht verliert, daß wir da hinaufblicken, und ein Gedenke mein! in demütiger Hoffnung rufen. So werden wir durch ſein Verdienſt ſelig, wenn Ihr wollt; denn er hat ſich die Freiheit der Seinen vom ewigen Tod ſcharf und ſauer genug verdient, und ſo werden wir durch den Glauben ſelig, denn der Glaube iſt Seligkeit. Laßt Euch indeſſen das alles nicht anfechten, und ſeid im kleinen treu, ſonſt werdet Ihr im großen nichts ausrichten. Ich will Euch ein paar Blätter hier laſſen, die aus dem Franzöſiſchen des Erzbiſchofs Fénelon überſetzt ſind; ſie handeln von der Treue in kleinen Dingen; auch will ich Euch die Nachfolge Chriſti des Thomas von Kempis mitbringen, Ihr könnt da weiter Nachricht bekommen."

Ich kann nicht eigentlich ſagen, ob Wilhelm aus wahrer Überführung dieſe Lehre angenommen, oder ob der Zuſtand ſeines Herzens ſo beſchaffen geweſen, daß er ihre Schönheit empfunden, ohne ihre Wahrheit zu unterſuchen. Gewiß, wenn ich mit kaltem Blut den Vortrag dieſes Niklaſens durchdenke, ſo find' ich, daß ich nicht alles reimen kann, aber im ganzen iſt's doch herrlich und gut.

Wilhelm kaufte von Niklaſen einige Ellen Stoff, ohne ſie nötig zu haben, und da nahm der gute Prediger ſein Bündel auf den Nacken und ging, doch mit dem Verſprechen, bald wiederzukommen; und gewiß wird Niklas den ganzen Giller durch Gott recht herzlich für die Bekehrung Wilhelms gedankt haben. Dieſer nun fand eine tiefe, unwiderſtehliche Neigung in ſeiner Seele, die ganze Welt daran zu geben und mit ſeinem Kinde oben im Hauſe auf einer Kammer allein zu wohnen. Seine Schweſter Eliſabeth wurde an einen Leinweber Simon an ſeine Stelle ins Haus verheiratet, er aber bezog ſeine Kammer, ſchaffte ſich einige Bücher an, die ihm von Niklas vorgeſchlagen wurden, und ſo verlebte er daſelbſt mit ſeinem Knaben viele Jahre.

Die ganze Beſchäftigung dieſes Mannes ging während dieſer Zeit dahin, mit ſeinem Schneiderhandwerke ſeine Bedürfniſſe zu erwerben (denn er gab für ſich und ſein Kind wöchentlich ein erträgliches Koſtgeld ab an ſeine Eltern) und dann alle Neigungen ſeines Herzens, die nicht auf die Ewigkeit abzielten, zu dämpfen: endlich aber auch ſeinen Sohn in eben den Grundſätzen zu erziehen, die er ſich als wahr und feſtgegründet eingebildet hatte. Des Morgens um vier Uhr ſtand er auf und fing an zu arbeiten: um ſieben weckte er ſeinen Heinrich und beim erſten Erwachen erinnerte er ihn freundlich an die Gütigkeit des Herrn, der ihn die Nacht durch von ſeinen Engeln bewachen laſſen. „Danke ihm dafür, mein Kind!" ſagte Wilhelm, indem er den Knaben ankleidete. War dieſes geſchehen, ſo mußte er ſich in kaltem Waſſer waſchen, und dann nahm ihn Wilhelm bei ſich, ſchloß die Kammer zu, und fiel mit ihm vor dem Bette auf die Kniee und betete mit der größten Inbrunſt des Geiſtes zu Gott, wobei ihm die Thränen oft häufig zur Erde floſſen. Dann bekam der Junge ſein Frühſtück, welches er mit einem Anſtand und Ordnung verzehren mußte, als wenn er in Gegenwart eines Prinzen geſpeiſet hätte. Nun mußte er ein kleines Stück im Katechismus leſen und vor und nach auswendig lernen; auch war ihm erlaubt, alte, anmutige und einem Kinde begreifliche Geſchichten, teils geiſtliche, teils weltliche, zu leſen, als da war der Kaiſer Octavianus mit ſeinem Weib und Söhnen; die Hiſtorie von den vier Haimonskindern; die ſchöne Meluſine und dergleichen. Wilhelm erlaubte niemalen dem Knaben, mit andern Kindern zu ſpielen, ſondern er hielt ihn ſo eingezogen, daß er im ſiebenten Jahre ſeines Alters noch keine Nachbarskinder, wohl aber eine ganze Reihe ſchöner Bücher kannte. Daher kam es denn, daß ſeine ganze Seele anfing, ſich mit Idealen zu beluſtigen; ſeine Einbildungskraft ward erhöht, weil ſie keine andere Gegenſtände bekam, als idealiſche Perſonen und Handlungen. Die Helden alter Romanzen, deren Tugenden übertrieben geſchildert wurden, ſetzten ſich unvermerkt, als ſo viel nachahmungswürdige Gegenſtände, in ſein Gemüt feſte, und die Laſter wurden ihm zum größeſten Abſcheu; doch aber, weil er beſtändig von Gott und frommen Menſchen reden hörte, ſo wurde er unvermerkt in einen Geſichtspunkt geſtellt, aus dem er alles beobachtete. Das erſte, wornach er fragte, wenn er von jemand etwas las oder reden hörte, bezog ſich auf ſeine Geſinnung gegen Gott und Chriſtum. Daher, als er einmal Gottfried Arnolds „Leben der Altväter" bekam, konnte er gar nicht mehr aufhören zu leſen, und dieſes Buch, nebſt Reizens „Hiſtorie der Wiedergeborenen", blieb ſein beſtes Vergnügen in der Welt bis ins zehnte Jahr ſeines Alters; aber alle dieſe Perſonen, deren Lebensbeſchreibungen er las, blieben ſo feſt in ſeiner Einbildungskraft idealiſiert, daß er ſie nie in ſeinem Leben vergeſſen hat.

Am Nachmittag, von zwei bis drei Uhr, oder auch etwas länger, ließ ihn Wilhelm in den Baumhof und Geiſenberger Wald ſpazieren; er hatte ihm daſelbſt einen Diſtrikt angewieſen, den er ſich zu ſeinen Beluſtigungen zueignen, aber über welchen er nicht weiter ohne Geſellſchaft ſeines Vaters hinausgehen durfte. Dieſe Gegend war nicht größer, als Wilhelm aus ſeinem Fenſter überſehen konnte, damit er ihn nie aus den Augen verlieren möchte. War dann die geſetzte Zeit um, oder wenn ſich auch ein Nachbarskind Heinrichen von weitem näherte, ſo pfiff Wilhelm, und auf dieſes Zeichen war er den Augenblick wieder bei ſeinem Vater.

Dieſe Gegend, Stillings Baumhof und ein Strich Waldes, der an den Hof grenzte, wurde von unſerem jungen Knaben alſo täglich bei gutem Wetter beſucht und zu lauter idealiſchen Landſchaften gemacht. Da war eine ägyptiſche Wüſte, in welcher er einen Strauch zur Höhle umbildete, in welcher er ſich verbarg und den heiligen Antonius vorſtellte, betete auch wohl in dieſem Enthuſiasmus recht herzlich. In einer andern Gegend war der Brunn der Meluſine; dort war die Türkei, wo der Sultan und ſeine Tochter, die ſchöne Marcebilla, wohnten; da war auf einem Felſen das Schloß Montalban, in welchem Reinold wohnte u. ſ. w. Nach dieſen Örtern wallfahrtete er täglich, kein Menſch kann ſich die Wonne einbilden, die der Knabe daſelbſt genoß; ſein Geiſt floß über, er ſtammelte Reimen und hatte dichteriſche Einfälle. So war die Erziehung dieſes Kindes beſchaffen bis ins zehnte Jahr. Eines gehört noch hierzu. Wilhelm war ſehr ſcharf; die mindeſte Übertretung ſeiner Befehle beſtrafte er aufs ſchärfſte mit der Rute. Daher kam zu obigen Grundlagen eine gewiſſe Schüchternheit in des jungen Stillings Seele, und aus Furcht vor den Züchtigungen ſuchte er ſeine Fehler zu verhehlen und zu verdecken, ſo daß er ſich nach und nach zum Lügen verleiten ließ; eine Neigung, die ihm zum Überwinden bis in ſein zwanzigſtes Jahr viele Mühe gemacht hat. Wilhemls Abſicht war, ſeinen Sohn beugſam und gehorſam zu erziehen, um ihn zu Haltung göttlicher und menſchlicher Geſetze fähig zu machen: und eine gewiſſenhafte Strenge führte, deuchte ihn, den nächſten Weg zum Zwecke: und da konnte er gar nicht begreifen, woher es doch käme, daß ſeine Seligkeit, die er an den ſchönen Eigenſchaften ſeines Jungen genoß, durch das Laſter der Lügen, auf welchem er ihn ſo oft ertappte, ſo häßlich verſalzet würde. Er verdoppelte ſeine Strenge, beſonders wo er eine Lüge gewahr wurde; allein er richtete dadurch weiter nichts aus, als daß Heinrich alle erdenklichen Kunſtgriffe anwendete, ſeine Lügen wahrſcheinlicher zu machen; und ſo wurde denn doch der gute Wilhelm betrogen. Sobald merkte der Knabe nicht, daß es ihm gelungen, ſo freute er ſich und dankte noch wohl Gott, daß er ein Mittel gefunden, einem Strafgericht zu entgehen. Doch muß ich auch dieſes zu ſeiner Ehrenrettung ſagen: er log nicht, als nur dann, wann er Schläge damit abwenden konnte.

Der alte Stilling ſah alles dieſes ganz ruhig an. Die ſtrenge Lebensart ſeines Sohnes beurteilte er nie; lächelte aber wohl zuweilen und ſchüttelte die grauen Locken, wenn er ſah, wie Wilhelm nach der Rute griff, weil der Knabe etwas gegeſſen oder gethan hatte, das gegen ſeinen Befehl war. Dann ſagte er auch wohl in Abweſenheit des Kindes: „Wilhelm, wer nicht will, daß ſeine Gebote häufig übertreten werden, der muß nicht viel befehlen. Alle Menſchen lieben die Freiheit." — „Ja", ſagte Wilhelm dann, „ſo wird mir aber der Junge eigenwillig." — „Verbeut du ihm," erwiderte der Alte, „ſeine Fehler, wann er ſie eben begehen will, und unterrichte ihn warum; haſt du es aber vorhin verboten, ſo vergißt der Knabe die vielen Gebote und Verbote, fehlt immer, du aber mußt dein Wort handhaben, und ſo giebt's immer Schläge." Wilhelm erkannte dieſes, und ließ vor und nach die mehreſten Regeln in Vergeſſenheit kommen; er regierte nun nicht mehr ſo ſehr nach Geſetzen, ſondern ganz monarchiſch; er gab ſeinen Befehl immer, wenn's nötig war, richtete ihn nach den Umſtänden ein, und nun wurde der Knabe nicht mehr ſo viel gezüchtigt, ſeine ganze Lebensart wurde in etwas aufgeweckter, freier und edler.

Heinrich Stilling wurde alſo ungewöhnlich erzogen, ganz ohne Umgang mit andern Menſchen; er wußte daher nichts von der Welt, nichts von Laſtern, er kannte gar keine Falſchheit und Ausgelaſſenheit; beten, leſen und ſchreiben war ſeine Beſchäftigung; ſein Gemüt war alſo mit wenigen Dingen angefüllt: aber alles, was darin war, war ſo lebhaft, ſo deutlich, ſo verfeinert und veredelt, daß ſeine Ausdrücke, Reden und Handlungen ſich nicht beſchreiben laſſen. Die ganze Familie erſtaunte über den Knaben, und der alte Stilling ſagte oft: „Der Junge entfleugt uns, die Federn wachſen ihm größer, als je einer in unſerer Freundſchaft geweſen; wir müſſen beten, daß ihn Gott mit ſeinem guten Geiſt regieren wolle." Alle Nachbarn, die wohl in Stillings Hauſe kamen und den Knaben ſahen, verwunderten ſich; denn ſie verſtanden nichts von allem, was er ſagte, ob er gleich gut deutſch redete. Unter andern kam einmal Nachbar Stähler hin, weilen er von Wilhelm ein Kamiſol gemacht haben wollte; doch war wohl ſeine Hauptabſicht dabei, unter der Hand ſein Mariechen zu verſorgen; denn Stilling war im Dorf angeſehen, und Wilhelm war fromm und fleißig. Der junge Heinrich mochte acht Jahr alt ſein; er ſaß in einem Stuhl und las in einem Buch, ſah ſeiner Gewohnheit nach ganz ernſthaft, und ich glaube nicht, daß er zu der Zeit noch in ſeinem Leben ſtark gelacht hatte. Stähler ſah ihn an und ſagte: „Heinrich, was machſt du da?"

„Ich leſe."

„Kannſt du denn ſchon leſen?"

Heinrich ſah ihn an, verwunderte ſich und ſprach: „Das iſt ja eine dumme Frage, ich bin ja ein Menſch!" — Nun las er ſtark mit Leichtigkeit, gehörigem Nachdruck und Unterſcheidung. Stähler entſetzte ſich und ſagte: „Hol' mich der T . . .! ſo was hab' ich mein Lebtag nicht geſehen." Bei dieſem Fluch ſprang Heinrich auf, zitterte und ſah ſchüchtern um ſich; wie er endlich ſah, daß der Teufel ausblieb, rief er: „Gott, wie gnädig biſt du!" — trat darauf vor Stählern und ſagte: „Mann, habt Ihr den Satan geſehen?" — „Nein", antwortete Stähler. „So ruft ihn nicht mehr," verſetzte Heinrich und ging in eine andere Kammer.

Das Gerücht von dieſem Knaben erſcholl weit umher; alle Menſchen redeten von ihm und verwunderten ſich. Selbſt der Paſtor Stollbein wurde neugierig, ihn zu ſehen. Nun war Heinrich noch nie in der Kirche geweſen, hatte daher auch noch nie einen Mann mit einer großen, weißen Perücke und ſeinem ſchwarzen Kleide geſehen. Der Paſtor kam nach Tiefenbach hin, und weil er vielleicht ehe in ein anderes Haus gegangen war, ſo wurde ſeine Ankunft in Stillings Hauſe vorher ruchbar, wie auch, warum er gekommen war. Wilhelm unterrichtete ſeinen Heinrich alſo, wie er ſich betragen müßte, wenn der Paſtor käme. Er kam dann endlich, und mit ihm der alte Stilling. Heinrich ſtand an der Wand gerade auf, wie ein Soldat, der das Gewehr präſentiert; in ſeinen gefalteten Händen hielt er ſeine aus blauen und grauen tuchenen Lappen zuſammengeſetzte Mütze und ſah dem Paſtor immer ſtarr in die Augen. Nachdem ſich Herr Stollbein geſetzt und ein und ander Wort mit Wilhelmen geredet hatte, drehte er ſich gegen die Wand und ſagte: „Guten Morgen, Heinrich!"

„Man ſagt guten Morgen, ſobald man in die Stube kommt."

Stollbein merkte, mit wem er's zu thun hatte, daher drehte er ſich mit ſeinem Stuhl neben ihn und fuhr fort: „Kannſt du auch den Katechismus?"

„Noch nicht all."

„Wie, noch nicht all? das iſt ja das erſte, was die Kinder lernen müſſen."

„Nein, Paſtor, das iſt nicht das erſte; Kinder müſſen erſt beten lernen, daß ihnen Gott Verſtand geben möge, den Katechismus zu begreifen."

Herr Stollbein war ſchon im Ernſt ärgerlich und eine ſcharfe Strafpredigt an Wilhelmen war ſchon ausſtudiert; doch dieſe Antwort machte ihn ſtutzig. „Wie beteſt du denn?" fragte er ferner.

„Ich bete: Lieber Gott! gieb mir doch Verſtand, daß ich begreifen kann, was ich leſe."

„Das iſt recht, mein Sohn, ſo bete fort!"

„Ihr ſeid nicht mein Vater."

„Ich bin dein geiſtlicher Vater."

„Nein, Gott iſt mein geiſtlicher Vater; Ihr ſeid ein Menſch, ein Menſch kann kein Geiſt ſein."

„Wie, haſt du denn keinen Geiſt, keine Seele?"

„Ja freilich! wie könnt Ihr ſo einfältig fragen? Aber ich kenne meinen Vater."

„Kennſt du denn auch Gott, deinen geiſtlichen Vater?"

Heinrich lächelte. „Sollte ein Menſch Gott nicht kennen?"

„Du kannſt ihn ja doch nicht ſehen."

Heinrich ſchwieg und holte ſeine wohlgebrauchte Bibel und wies den Paſtor den Spruch Röm. 1, V. 19 und 20.

Nun hatte Stollbein genug. Er hieß den Knaben hinausgehen und ſagte zu dem Vater: „Euer Kind wird alle ſeine Voreltern übertreffen; fahret fort, ihn wohl unter der Rute zu halten; der Junge wird ein großer Mann in der Welt."

Wilhelm hatte noch immer ſeine Wunde über Dortchens Tod; er ſeufzte noch beſtändig um ſie. Nunmehr nahm er auch zuweilen ſeinen Knaben mit nach dem alten Schloß, zeigte ihm ſeiner verklärten Mutter Tritte und Schritte, alles, was ſie hier und da geredet und gethan hatte. Heinrich verliebte ſich ſo in ſeine Mutter, daß er alles, was er von ihr hörte, in ſein Eigenes verwandelte, welches Wilhelmen ſo wohl gefiel, daß er ſeine Freude nicht bergen konnte.

Einſtmals an einem ſchönen Herbſtabend gingen unſere beiden Liebhaber des ſeligen Dortchens in den Ruinen des Schloſſes herum und ſuchten Schneckenhäuschen, die daſelbſt ſehr häufig waren. Dortchen hatte daran ihre größte Beluſtigung gehabt. Heinrich fand neben einer Mauer unter einem Stein ein Zulegmeſſerchen mit gelben Buckeln und grünem Stiel. Es war noch gar nicht roſtig, teils, weil es am Trockenen lag, teils, weil es ſo bedeckt gelegen, daß es nicht darauf regnen konnte. Heinrich war froh über dieſen Fund, lief zu ſeinem Vater und zeigte es ihm. Wilhelm beſah es, wurde blaß, fing an zu ſchluchzen und zu heulen. Heinrich erſchrak, ihm ſtanden auch ſchon die Thränen in den Augen, ohne zu wiſſen warum; auch durfte er nicht fragen. Er drehte das Meſſer herum und ſah, daß auf der Klinge mit Ätzwaſſer geſchrieben ſtand: Johanna Dorothea Katharina Stilling. Er ſchrie laut und lag da, wie ein Toter. Wilhelm hörte ſowohl das Leſen des Namens, als auch den lauten Schrei; er ſetzte ſich neben den Knaben, ſchüttelte an ihm und ſuchte ihn wieder zurechte zu bringen. Indem er damit beſchäftiget war, war ihm wohl in ſeiner Seele; er fand ſich getröſtet, er nahm den Knaben in ſeine Arme, drückte ihn an ſeine Bruſt und empfand ein Vergnügen, das über alles ging. Er nahete ſich zu Gott, wie zu ſeinem Freund und meinte bis in die Herrlichkeit des Himmels aufgezogen zu ſein und Dortchen unter den Engeln zu ſehen. Indes kam Heinrich wieder zu ſich und fand ſich in ſeines Vaters Armen. Er wußte ſich nicht zu beſinnen, daß ihn ſein Vater jemals in den Armen gehabt. Seine ganze Seele wurde durchdrungen, Thränen der ſtärkſten Empfindung floſſen über ſeine ſchneeweißen vollen Wangen herab. „Vater, habt Ihr mich lieb? — fragte er. Niemals hatte Wilhelm mit ſeinem Kinde weder geſcherzt noch getändelt; daher wußte der Knabe von keinem andern Vater, als einem ernſthaften und ſtrengen Mann, den er fürchten und verehren mußte. Wilhelms Kopf ſank Heinrichen auf die Bruſt; er ſagte: „Ja!" und weinte laut. Heinrich war außer ſich und eben im Begriff, wieder ohnmächtig zu werden; doch der Vater ſtand plötzlich auf und ſtellte ihn auf die Füße. Kaum konnt' er ſtehen. „Komm", ſagte Wilhelm, „wir wollen ein wenig herumgehen." Sie ſuchten das Meſſer, konnten es aber gar nicht wieder finden; es war ganz gewiß zwiſchen den Steinen tief hinabgefallen. Sie ſuchten lange, aber ſie fanden's nicht. Niemand war trauriger als Heinrich; doch der Vater führte ihn weg und redete folgendes mit ihm:

„Mein Sohn! du biſt nun bald neun Jahr alt. Ich hab' dich gelehrt und unterrichtet ſo gut ich gekonnt habe; du haſt nun bald ſo viel Verſtaud, daß ich vernünftig mit dir reden kann. Du haſt noch vieles in der Welt vor dir und ich ſelber bin noch jung. Wir werden unſer Leben auf unſerer Kammer nicht beſchließen können; wir müſſen wieder mit Menſchen umgehen; ich will wiederum Schule halten und du ſollſt mit mir gehen und ferner lernen. Befleißige dich auf alles, wozu du Luſt haſt, es ſoll dir an Büchern nicht fehlen; doch aber, damit du etwas Gewiſſes habeſt, womit du dein Brot erwerben könneſt, ſo mußt du mein Handwerk lernen. Wird dich dann der liebe Gott in einen beſſern Beruf ſetzen, ſo haſt du Urſach', ihm zu danken; niemand wird dich verachten, daß du mein Sohn biſt und wenn du auch ein Fürſt würdeſt." Heinrich empfand Wonne über ſeines Vaters Vertraulichkeit; ſeine Seele wurde unendlich erweitert; er fühlte eine ſo ſanfte, unbezwingbare Freiheit, dergleichen ſich nicht vorſtellen läßt; mit einem Wort, er empfand jetzt zum erſtenmal, daß er ein Menſch war! Er ſah ſeinen Vater an und ſagte: „Ich will alles thun, was Ihr haben wollt!" Wilhelm lächelte ihn an und fuhr fort: „Du wirſt glücklich ſein; nur mußt du nie vergeſſen, mit Gott vertraulich umzugehen, der wird dich alsdann in ſeinen Schutz nehmen und dich vor allem Böſen bewahren." Unter dieſen Geſprächen kamen ſie wieder nach Haus und auf ihre Kammer. Von dieſer Zeit an ſchien Wilhelm ganz verändert; ſein Herz war wieder geöffnet worden, und ſeine frommen Geſinnungen hinderten ihn nicht, unter die Leute zu gehen. Alle Menſchen, auch die wildeſten, empfanden Ehrfurcht in ſeiner Gegenwart; denn ſein ganzer Menſch hatte in der Einſamkeit einen unwiderſtehlichen ſanften Ernſt angenommen, aus dem eine reine, einfältige Seele hervorblickte. Öfters nahm er auch ſeinen Sohn mit, zu dem er eine ganz neue, warme Liebe ſpürte. Beim Finden des Meſſers war er Dortchens ganzen Charakter an dem Knaben gewahr worden; es war ſein und Dortchens Sohn; und über dieſen Aufſchluß ſtürzte alle ſeine Neigung auf Heinrichen und er fand Dortchen in ihm wieder.

Nun führte Wilhelm ſeinen Heinrich zum erſtenmal in die Kirche. Er erſtaunte über alles, was er ſah; ſobald aber die Orgel anfing zu gehen, da wurde ſeine Empfindung zu mächtig, er bekam gelinde Zuckungen; eine jede ſanfte Harmonie zerſchmolz ihn, die Molltöne machten ihn in Thränen fließen, und das raſche Allegro machte ihn aufſpringen. Wie erbärmlich auch ſonſt der gute Organiſt ſein Handwerk verſtand, ſo war es doch Wilhelmen unmöglich, ſeinen Sohn davon abzubringen, nicht nach geendigter Predigt den Organiſten und ſeine Orgel zu ſehen. Er ſah ſie und der Virtuoſe ſpielte ihm zu Gefallen ein Andante, welches vielleicht das erſtemal in der Florenburger Kirche war, daß dieſes einem Bauernjungen zu Gefallen geſchah.

Nun ſah auch Heinrich zum erſtenmal ſeiner Mutter Grab. Er wünſchte nur, ihre noch übrigen Gebeine zu ſehen; da das aber nicht geſchehen konnte, ſo ſetzte er ſich auf den Grabeshügel, pflückte einige Herbſtblumen und Kräuter auf demſelben, ſteckte ſie vor ſich in ſeine Knopflöcher und ging weg. Er empfand hier nicht ſo viel, als bei Findung des Meſſers: doch hatte er ſich, nebſt ſeinem Vater, die Augen rot geweint. Jener Zufall war plötzlich und unerwartet, dieſer aber vorbedächtlich überlegt; auch war die Empfindung der Kirchenmuſik noch allzu ſtark in ſeinem Herzen.

Der alte Stilling bemerkte nun auch die Beruhigung ſeines Wilhelms. Mit innigem Vergnügen ſahe er alles das Gute und Liebe an ihm und ſeinem Kinde; er wurde dadurch noch mehr aufgeheitert und faſt verjüngt.

Als er einmal im Frühling auf einen Montag Morgen nach dem Walde zu ſeiner Hantierung ging, erſuchte er Wilhelmen, ihm ſeinen Enkel mitzugeben. Dieſer gab es zu, und Heinrich freute ſich zum höchſten. Wie ſie den Giller hinauf gingen, ſagte der Alte: „Heinrich, erzähl uns einmal die Hiſtorie von der ſchönen Meluſine; ich höre ſo gern alte Hiſtorien: ſo wird uns die Zeit nicht lang." Heinrich erzählte ſie ganz umſtändlich mit der größten Freude. Vater Stilling ſtellte ſich, als wenn er über die Geſchichte ganz erſtaunt wäre, und als wenn er ſie in allen Umſtänden wahr zu ſein glaubte. Dies mußte aber auch geſchehen, wenn man Heinrichen nicht ärgern wollte; denn er glaubte alle dieſe Hiſtorien ſo feſt, als die Bibel. Der Ort, wo Stilling Kohlen brannte, war drei Stunden von Tiefenbach; man ging beſtändig bis dahin im Wald. Heinrich, der alles idealiſierte, fand auf dieſem ganzen Wege lauter Paradies; alles war ihm ſchön und ohne Fehler. Eine recht düſtere Maibuche, die er in einiger Entfernung vor ſich ſah, mit ihrem ſchönen grünen Licht und Schatten, machte einen Eindruck auf ihn; alſofort war die ganze Gegend ein Ideal und himmliſch ſchön in ſeinen Augen. Sie gelangten dann endlich auf einen ſehr hohen Berg zum Arbeitsplatz. Die mit Raſen bedeckte Köhlershütte fiel dem jungen Stilling ſogleich in die Augen; er kroch hinein, ſah das Lager von Moos und die Feuerſtätte zwiſchen zwei rauhen Steinen, freute ſich und jauchzte. Während der Zeit, daß der Großvater arbeitete, ging er im Wald herum und betrachtete alle Schönheiten der Gegend und der Natur; alles war ihm neu und unausſprechlich reizend. An einem Abend, wie ſie des andern Tages wieder nachhauſe wollten, ſaßen ſie vor der Hütte, da eben die Sonne untergegangen war. „Großvater," ſagte Heinrich, „wann ich in den Büchern leſe, daß die Helden ſo weit zurück haben rechnen können, wer ihre Voreltern geweſen, ſo wünſch' ich, daß ich auch wüßte, wer meine Voreltern geweſen ſind. Wer weiß, ob wir nicht auch von einem Fürſten oder großen Herrn herkommen? Meiner Mutter Vorfahren ſind alle Prediger geweſen, aber die Eurigen weiß ich noch nicht; ich will ſie mir alle aufſchreiben, wenn Ihr ſie mir ſagt." Vater Stilling lächelte und antwortete: „Wir kommen wohl ſchwerlich von einem Fürſten her; das iſt mir aber auch ganz einerlei: du mußt das auch nicht wünſchen. Deine Vorfahren ſind alle ehrbare, fromme Leute geweſen; es giebt wenig Fürſten, die das ſagen können. Laß dir das die größte Ehre in der Welt ſein, daß dein Großvater, Urgroßvater und ihre Väter alle Männer waren, die zwar außer ihrem Hauſe nichts zu befehlen hatten, doch aber von allen Menſchen geliebt und geehrt wurden. Keiner von ihnen hat ſich auf unehrliche Art verheiratet oder ſich mit einer Frauensperſon vergangen; keiner hat jemals begehrt, das nicht ſein war; und alle ſind großmütig geſtorben in ihrem höchſten Alter." Heinrich freute ſich und ſagte: „Ich werde alſo alle meine Voreltern im Himmel finden?" — „Ja," erwiderte der Großvater, „das wirſt du; unſer Geſchlecht wird daſelbſt grünen und blühen. Heinrich! erinnere dich an dieſen Abend, ſo lang' du lebſt. In jener Welt ſind wir von großem Adel; verlier dieſen Vorzug nicht! Unſer Segen wird auf dir ruhen, ſo lange du fromm biſt; wirſt du gottlos werden und deine Eltern verachten, ſo werden wir dich in der Ewigkeit nicht kennen." Heinrich fing an zu weinen und ſagte: „Seid dafür nicht bange, Großvater! ich werde fromm und froh ſein, daß ich Stilling heiße. Erzählet mir aber, was Ihr von unſern Voreltern wiſſet." Vater Stilling erzählte: „Meines Urgroßvaters Vater hieß Ulli Stilling. Er war ungefähr Anno 1500 geboren. Ich weiß aus alten Briefen, daß er nach Tiefenbach gekommen, wo er im Jahr 1530 Hans Stählers Tochter geheiratet. Er iſt aus der Schweiz hergekommen und mit Zwinglius bekannt geweſen. Er war ein ſehr frommer Mann, auch ſo ſtark, daß er einsmals fünf Räubern ſeine vier Kühe wieder abgenommen, die ſie ihm geſtohlen hatten. Anno 1536 bekam er einen Sohn, der hieß Reinhard Stilling; dieſer war mein Urgroßvater. Er war ein ſtiller, eingezogener Mann, der jedermann gutes that; er heiratete im fünfzigſten Jahr eine ganz junge Frau, mit der er viele Kinder hatte; in ſeinem ſechzigſten Jahr gebar ihm ſeine Frau einen Sohn, den Heinrich Stilling, der mein Großvater geweſen. Er war 1596 geboren, er wurde 101 Jahr' alt, daher hab' ich ihn noch eben gekannt. Dieſer Heinrich war ein ſehr lebhafter Mann, kaufte ſich in ſeiner Jugend ein Pferd, wurde ein Fuhrmann und fuhr nach Braunſchweig, Brabant und Sachſen. Er war ein Schirrmeiſter, hatte gemeiniglich 20—30 Fuhrleute bei ſich. Zu der Zeit waren die Räubereien noch ſo ſehr im Gange und noch wenig Wirtshäuſer an den Straßen, daher nahmen die Fuhrleute Proviant mit ſich. Des Abends ſtellten ſie die Karren in einen Kreis herum, ſo daß einer an den andern ſtieß; die Pferde ſtellten ſie mitten ein, und mein Großvater mit den Fuhrleuten war bei ihnen. Wann ſie dann gefüttert hatten, ſo rief er: ‚Zum Gebet, ihr Nachbarn!' dann kamen ſie alle, und Heinrich Stilling betete ſehr ernſtlich zu Gott. Einer von ihnen hielt die Wache und die andern krochen unter ihre Karren ans Trockne und ſchliefen. Sie führten aber immer ſcharf geladen Gewehr und gute Säbel bei ſich. Nun trug es ſich einmal zu, daß mein Großvater ſelbſt die Wache hatte; ſie lagen im Heſſenland auf einer Wieſe, ihrer waren ſechsundzwanzig ſtarke Männer. Gegen eilf Uhr des Abends hörte er einige Pferde auf der Wieſe reiten; er weckte in der Stille alle Fuhrleute und ſtand hinter ſeinem Karren. Heinrich Stilling aber lag auf ſeinen Knieen und betete bei ſich ſelbſt ernſtlich. Endlich ſtieg er auf ſeinen Karren und ſah umher. Es war genug Licht, ſo daß der Mond eben untergehen wollte. Da ſah er ungefähr zwanzig Männer zu Pferd, wie ſie abſtiegen und leiſe auf die Karren losgingen. Er kroch wieder herab, ging unter den Karren, damit ſie ihn nicht ſähen, gab aber wohl acht, was ſie anfingen. Die Räuber gingen rund um die Wagenburg herum, und als ſie keinen Eingang fanden, fingen ſie an, an einem Karren zu ziehen. Stilling, ſobald er das ſah, rief: ‚Im Namen Gottes ſchießt!' Ein jeder von den Fuhrleuten hatte den Hahnen aufgezogen und ſchoſſen unter den Karren heraus, ſo daß der Räuber ſofort ſechſe niederſanken; die andern Räuber erſchraken, zogen ſich ein wenig zurück und redeten zuſammen. Die Fuhrleute luden wieder ihre Flinten. Nun ſagte Stilling: ‚Gebt acht, wenn ſie wieder näher kommen, dann ſchießt,' ſie kamen aber nicht, ſondern ritten fort. Die Fuhrleute ſpannten mit Tagesanbruch wieder an und fuhren weiter; ein jeder trug ſeine geladene Flinte und ſeinen Degen; denn ſie waren nicht ſicher. Des Vormittags ſahen ſie aus einem Wald einige Reiter wieder auf ſie zureiten. Stilling fuhr zuvörderſt und die andern alle hinter ihm her. Dann rief er: ‚Ein jeder hinter ſeinen Karren und den Hahnen geſpannt!' Die Reiter hielten ſtille; der vornehmſte unter ihnen ritt allein auf ſie zu ohne Gewehr und rief: ‚Schirrmeiſter, hervor!' Mein Großvater trat hervor, die Flinte in der Hand und den Degen unterm Arm. ‚Wir kommen als Freunde!' rief der Reiter. Heinrich traute nicht und ſtand da. Der Reiter ſtieg ab, bot ihm die Hand und fragte: ‚Seid ihr verwichene Nacht von Räubern angegriffen worden?' — ‚Ja,' antwortete mein Großvater, ‚nicht weit von Hirſchfeld auf einer Wieſe.' — ‚Recht ſo', antwortete der Reiter, ‚wir haben ſie verfolgt, und kamen eben bei der Wieſe an, wie ſie fortjagten und ihr einigen das Licht ausgeblaſen hattet; ihr ſeid wackere Leute.' Stilling fragte, wer er wäre? der Reiter antwortete: ‚Ich bin der Graf von Wittgenſtein, ich will euch zehn Reiter zum Geleit mitgeben, denn ich habe noch Mannſchaft genug dort hinten im Walde bei mir.' Stilling nahm's an und akkordierte mit dem Grafen, wie viel er ihm jährlich geben ſollte, wenn er ihn immer durchs Heſſiſche geleitete. Der Graf gelobt's ihm, und die Fuhrleute fuhren nachhauſe. Dieſer mein Großvater hatte im zweiundzwanzigſten Jahr geheiratet, und im vierundzwanzigſten, nämlich 1620, bekam er einen Sohn, Hans Stilling, dieſer war mein Vater. Er lebte ruhig, wartete ſeines Ackerbaues und diente Gott. Er hatte den ganzen dreißigjährigjährigen Krieg erlebt und war öfters in die äußerſte Armut geraten. Er hat zehn Kinder erzeugt, unter welchen ich der jüngſte bin. Ich wurde 1680 geboren, eben da mein Vater 60 Jahr’ alt war. Ich habe, Gott ſei Dank! Ruhe genoſſen und mein Gut wiederum von allen Schulden befreiet. Mein Vater ſtarb 1724, im hundertundvierten Jahr ſeines Alters; ich hab’ ihn wie ein Kind verpflegen müſſen, und er liegt zu Florenburg bei ſeinen Voreltern begraben.“

Heinrich Stilling hatte mit größter Aufmerkſamkeit zugehöret. Nun ſprach er: „Gott ſei Dank, daß ich ſolche Eltern gehabt habe! Ich will ſie alle nett aufſchreiben, damit ich’s nicht vergeſſe. Die Ritter nennen ihre Voreltern Ahnen, ich will ſie auch meine Ahnen heißen.“ Der Großvater lächelte und ſchwieg.

Des andern Tages gingen ſie wieder nachhauſe, und Heinrich ſchrieb alle die Erzählung in ein altes Schreibbuch, das er umkehrte, und die hinten weiß gebliebenen Blätter mit ſeinen Ahnen vollpfropfte.

Mir werden die Thränen los, da ich dieſes ſchreibe. Wo ſeid ihr doch hingeflohen, ihr ſel’ge Stunden! Warum bleibt nur euer Andenken dem Menſchen übrig! Welche Freude überirdiſcher Fülle ſchmeckte der gefühlige Geiſt der Jugend! Es giebt keine Niedrigkeit des Standes, wenn die Seele geadelt iſt. Ihr, meine Thränen, die mein durchbrechender Geiſt herauspreßt, ſagt’s jedem guten Herzen, ſagt’s ohne Worte, was ein Menſch ſei, der mit Gott ſeinem Vater bekannt iſt, und all ſeine Gaben in ihrer Größe ſchmeckt!

Heinrich Stilling war die Freude und Hoffnung ſeines Hauſes; denn obgleich Johann Stilling einen ältern Sohn hatte, ſo war doch niemand auf denſelben ſonderlich aufmerkſam. Er kam oft, beſuchte ſeine Großeltern, aber wie er kam, ſo ging er auch wieder. Eine ſeltſame Sache! — Eberhard Stilling war doch wahrlich nicht parteiiſch. Doch was halt’ ich mich hierbei auf? Wer kann dafür, wenn man einen Menſchen vor dem andern mehr oder weniger lieben muß? Paſtor Stollbein ſah wohl, daß unſer Knabe etwas werden würde, wenn man nur was aus ihm machte, daher kam es bei einer Gelegenheit, da er in Stillings Hauſe war, daß er mit dem Vater und Großvater von dem Jungen redete, und ihnen vorſchlug, Wilhelm ſollte ihn Latein lernen laſſen. Wir haben ja zu Florenburg einen guten lateiniſchen Schulmeiſter; ſchickt ihn hin, es wird wenig koſten. Der alte Stilling ſaß am Tiſch, kaute an einem Spänchen; ſo pflegte er wohl zu thun, wenn er Sachen von Wichtigkeit überlegte. Wilhelm legte den eiſernen Fingerhut auf den Tiſch, ſchlug die Arme vor der Bruſt übereinander und überlegte auch. Margaret hatte die Hände auf dem Schoß gefalten, knickelte mit den Daumen gegeneinander, blinzte gegenüber auf die Stubenthüre und überlegte auch. Heinrich aber ſaß, mit ſeiner wollenen Lappmütze in der Hand, auf einem kleinen Stuhl und überlegte nicht, ſondern wünſchte nur. Stollbein ſaß auf ſeinem Lehnſtuhl, eine Hand auf dem Knopf des Rohrſtabes und die andere in der Seite, und wartete der Sachen Ausſchlag. Lange ſchwiegen ſie, endlich ſagte der Alte: „Nun, Wilhelm, es iſt dein Kind; was meinſt du?“

„Vater, ich weiß nicht, woher ich die Koſten beſtreiten ſoll.“

„Iſt das deine ſchwerſte Sorge, Wilhelm? wird dir dein lateiniſcher Junge auch noch Freude machen? da ſorg’ nur!“

„Was, Freude!“ ſagte der Paſtor; „mit Eurer Freude! Hier iſt die Frage, ob Ihr was rechts aus dem Knaben machen wollt oder nicht. Soll was rechts aus ihm werden, ſo muß er Latein lernen, wo nicht, ſo bleib’ er ein Lümmel, wie —“

„Wie ſeine Eltern,“ ſagte der alte Stilling.

„Ich glaube, Ihr wollt mich foppen,“ verſetzte der Prediger.

„Nein, Gott bewahr’ uns!“ erwiderte Eberhard, „nehmt mir nicht übel; denn Euer Vater war ja ein Wollenweber und konnte auch kein Latein; doch ſagten die Leute, er wäre ein braver Mann geweſen, wiewohl ich nie Tuch bei ihm gekauft habe. Hört, lieber Herr Paſtor, ein ehrlicher Mann liebt Gott und den Nächſten, er thut recht und ſcheut niemand, er iſt fleißig, ſorgt für ſich und die Seinigen, damit ſie Brot haben mögen. Warum thut er doch das alles?“

„Ich glaube wahrhaftig, Ihr wollt mich katechiſieren, Stilling! Braucht Reſpekt und wißt, mit wem Ihr redet. Das thut er, weil es recht und billig iſt, daß er’s thut!“

„Zürnet nicht, daß ich Euch widerſpreche; er thut’s darum, damit er hier und dort Freude haben möge.“

„Ei was! damit kann er doch noch zur Hölle fahren.“

„Mit der Liebe Gottes und des Nächſten?“

„Ja! ja! wenn er den wahren Glauben an Chriſtum nicht hat.“

„Das verſteht ſich nun endlich von ſelber, daß man Gott und den Nächſten nicht lieben kann, wenn man an Gott und ſein Wort nicht glaubt. Aber antworte du, Wilhelm! Was dünkt dich?“

„Mich dünkt, wenn ich wüßte, woher ich die Koſten nehmen ſollte, ſo würde ich den Jungen wohl hüten, daß er nicht zu lateiniſch würde. Er ſoll immer die müßigen Tage Kamelhaarknöpfe machen und mir nähen helfen, bis man ſieht, was Gott aus ihm machen will.“

„Das gefällt mir nicht übel, Wilhelm,“ ſagte Vater Stilling, „ſo rat’ ich auch. Der Junge hat einen unerhörten Kopf, etwas zu lernen; Gott hat dieſen Kopf nicht umſonſt gemacht; laß ihn lernen, was er kann und was er will; gieb ihm zuweilen Zeit dazu, aber nicht zu viel, ſonſt kommt er dir ans Müßiggehen und lieſt auch nicht ſo fleißig; wenn er aber brav auf dem Handwerk geſchafft hat, und er wird auf die Bücher recht hungrig, dann laß ihn eine Stunde leſen; das iſt genug. Nur mach, daß er ein Handwerk rechſchaffen lernt, ſo hat er Brot, bis er ſein Latein brauchen kann und ein Herr wird.“

„Hm! Hm! ein Herr wird,“ brummte Stollbein, „er ſoll kein Herr werden, er ſoll mir ein Dorfſchulmeiſter werden und dann iſt’s gut, wenn er ein wenig Latein kann. Ihr Bauersleute meint, das ging ſo leicht, ein Herr zu werden. Ihr pflanzt den Kindern den Ehrgeiz ins Herz, der doch vom Vater, dem Teufel, herkommt.“

Dem alten Stilling heiterten ſich ſeine großen hellen Augen auf; er ſtand da wie ein kleiner Rieſe (denn er war ein langer anſehnlicher Mann), ſchüttelte ſein weißgraues Haupt, lächelte und ſprach: „Was iſt Ehrgeiz? Herr Paſtor!“

Stollbein ſprang auf und rief: Schon wieder eine Frage! ich bin Euch nicht ſchuldig zu antworten, ſondern Ihr mir. Gebt acht in der Predigt, da werdet Ihr hören, was Ehrgeiz iſt. Ich weiß nicht, Ihr werdet ſo ſtolz, Kirchenälteſter! Ihr waret ſonſt ein ſittſamer Mann.“

„Wie Ihr’s aufnehmt, ſtolz oder nicht ſtolz. Ich bin ein Mann; ich hab’ Gott geliebt und ihm gedient, jedermann das Seinige gegeben, meine Kinder erzogen, ich war treu; meine Sünden vergiebt mir Gott, das weiß ich; nun bin ich alt, mein Ende iſt nah’; ob ich wohl recht geſund bin, ſo muß ich doch ſterben; da freu’ ich mich nun darauf, wie ich bald werde von hinnen reiſen. Laßt mich ſtolz darauf ſein, wie ein ehrlicher Mann mitten unter meinen großgezogenen frommen Kindern zu ſterben. Wenn ich’s ſo recht bedenk’, bin ich munterer, als wie ich mit Margaret Hochzeit machte.“

„Man geht ſo mit Strümpf und Schuh nicht in Himmel!“ ſagte der Paſtor.

„Die wird mein Großvater auch ausziehen, ehe er ſtirbt,“ ſagte der kleine Heinrich.

Ein jeder lachte, ſelbſt Stollbein mußte lachen.

Margaret machte der Überlegung ein Ende. Sie ſchlug vor, ſie wollte morgens den Jungen ſatt füttern, ihm alsdann ein Butterbrot für den Mittag in die Taſche geben, des Abends könnte er ſich wieder daheim ſatt eſſen; „und ſo kann der Junge morgens früh nach Florenburg in die Schule gehen,“ ſagte ſie, „und des Abends wieder kommen. Der Sommer iſt ja vor der Thür; den Winter ſieht man, wie man’s macht.“

Nun war’s fertig. Stollbein ging nach Hauſe.

Zu dieſer Zeit ging eine große Veränderung in Stillings Hauſe vor; die älteſten Töchter heirateten auswärts, und alſo machte Eberhard und ſeine Margaret, Wilhelm, Mariechen und Heinrich die ganze Familie aus. Eberhard beſchloß auch nunmehr, ſein Kohlenbrennen aufzugeben, und bloß ſeiner Feldarbeit zu warten.

Die Tiefenbacher Dorfſchule wurde vakant, und ein jeder Bauer hatte Wilhelm Stilling im Auge, ihn zum Schulmeiſter zu wählen. Man trug ihm die Stelle auf; er nahm ſie ohne Widerwillen an, ob er ſich gleich innerlich ängſtigte, daß er mit ſolchem Leichtſinn ſein einſames, heiliges Leben verlaſſen und ſich unter die Menſchen begeben wollte. Der gute Mann hatte nicht bemerkt, daß ihn nur der Schmerz über Dortchens Tod, der kein ander Gefühl neben ſich litt, zum Einſiedler gemacht hatte, und daß er, da dieſer erträglicher wurde, wieder Menſchen ſehen, wieder an einem Geſchäfte Vergnügen finden konnte. Er legte ſich’s ganz anders aus. Er glaubte, jener heilige Trieb fange an bei ihm zu erkalten und nahm daher mit Furcht und Zittern die Stelle an. Er bekleidete ſie mit Treue und Eifer, und fing zuletzt an zu mutmaßen, daß es Gott nicht ungefällig ſein könnte, wenn er mit ſeinem Pfund wucherte und ſeinem Nächſten zu dienen ſuchte.

Nun fing auch unſer Heinrich an, in die lateiniſche Schule zu gehen. Man kann ſich leicht vorſtellen, was er für ein Aufſehen unter den andern Schulknaben machte. Er war bloß in Stillings Haus und Hof bekannt und war noch nie unter Menſchen gekommen; ſeine Reden waren immer ungewöhnlich, und wenig Menſchen verſtanden, was er wollte; keine jugendlichen Spiele, wonach die Knaben ſo brünſtig ſind, rührten ihn, er ging vorbei und ſah ſie nicht. Der Schulmeiſter Weiland merkte ſeinen fähigen Kopf und großen Fleiß, daher ließ er ihn ungeplagt; und da er merkte, daß ihm das langweilige Auswendiglernen unmöglich war, ſo befreite er ihn davon, und wirklich Heinrichs Methode, Latein zu lernen, war für ihn ſehr vorteilhaft. Er nahm einen lateiniſchen Text vor ſich, ſchlug die Worte im Lexikon auf, da fand er dann, was jedes für ein Teil der Rede ſei; ſuchte ferner die Muſter der Abweichungen in der Grammatik u. ſ. f. Durch dieſe Methode hatte ſein Geiſt Nahrung in den beſten lateiniſchen Schriftſtellern, und die Sprache lernte er hinlänglich ſchreiben, leſen und verſtehen. Was aber ſein größtes Vergnügen ausmachte, war eine kleine Bibliothek des Schulmeiſters, die er Freiheit zu gebrauchen hatte. Sie beſtand aus allerhand nützlichen Kölniſchen Schriften; vornehmlich: der Reineke Fuchs mit vortrefflichen Holzſchnitten, Kaiſer Octavianus nebſt ſeinem Weib und Söhnen; eine ſchöne Hiſtorie von den vier Haimonskindern, Peter und Magelone; die ſchöne Meluſine, und endlich der vortreffliche Hans Clauert. Sobald nun nachmittags die Schule aus war, ſo machte er ſich auf den Weg nach Tiefenbach und las eine ſolche Hiſtorie unter dem Gehen. Der Weg ging durch grüne Wieſen, Wälder und Gebüſche, bergauf und ab, und die reine wahre Natur um ihn machte die tiefſten feierlichen Eindrücke in ſein offenes, freies Herz. Abends kamen dann unſere fünf lieben Leute zuſammen; ſie ſpeiſten, ſchütteten eins dem andern ſeine Seele aus, und ſonderlich erzählte Heinrich ſeine Hiſtorien, woran ſich alle, Margaret nicht ausgenommen, ungemein ergötzten. Sogar der ernſte pietiſtiſche Wilhelm hatte Freude daran, und las ſie wohl ſelbſten Sonntags nachmittags, wenn er nach dem alten Schloß wallfahrtete. Heinrich ſah ihm dann immer ins Buch, wo er las, und wenn bald eine rührende Stelle kam, ſo jauchzte er in ſich ſelber, und wenn er ſah, daß ſein Vater dabei empfand, ſo war ſeine Freude vollkommen.

Indeſſen ging doch des jungen Stillings Lateinlernen vortrefflich von ſtatten, wenigſtens lateiniſche Hiſtorien zu leſen, zu verſtehen, lateiniſch zu reden und zu ſchreiben. Ob das nun genug ſei, oder ob mehr erfordert werde, weiß ich nicht, Herr Paſtor Stollbein wenigſtens forderte mehr. Nachdem Heinrich ohngefähr ein Jahr in die lateiniſche Schule gegangen, ſo fiel es gemeldetem Herrn einmal ein, unſern Studenten zu examinieren. Er ſah ihn aus ſeinem Stubenfenſter vor der Schule ſtehen, er pfiff, und Heinrich flog zu ihm. „Lernſt du auch brav?

„Ja, Herr Paſtor.“

„Wieviel Verba anomala ſind?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie, Flegel, du weißt's nicht? Es möchte leicht, ich gäb' dir eins aufs Ohr. Sum, possum, nu! wie weiter?“

„Das hab ich nicht gelernt.“

„He, Madlene! ruf den Schulmeiſter.“

Der Schulmeiſter kam.

„Was laßt Ihr den Jungen lernen?

Der Schulmeiſter ſtand an der Thüre, den Hut unter dem Arme und ſagte demütig:

„Latein.“

„Da! Ihr Nichtsnutziger, er weiß nicht einmal wieviel Verba anomala ſind.“

„Weißt du das nicht, Heinrich?“

„Nein,“ ſagte dieſer, „ich weiß es nicht.“

Der Schulmeiſter fuhr fort: „Nolo und Malo was ſind das für Wörter?“

„Das ſind Verba anomala.“

„Fero und Volo, was ſind das?“

„Verba anomala.“

„Nun, Herr Paſtor,“ fuhr der Schulmeiſter fort, „ſo kennt der Knabe alle Wörter.“

Stollbein verſetzte: „Er ſoll aber die Regeln alle auswendig lernen; geht nach Haus, ich will's haben!“

(Beide): „Ja, Herr Paſtor!“

Von der Zeit an lernte Heinrich mit leichter Mühe auch alle Regeln auswendig, doch vergaß er ſie bald wieder. Das ſchien ſeinem Charakter eigen werden zu wollen; was ſich nicht leicht bezwingen ließ, da flog ſein Genie über weg. Nun genug von Stillings Lateinlernen! wir gehen weiter.

Der alte Stilling fing nunmehr an, ſeinen Vaterernſt abzulegen und gegen ſeine wenigen Hausgenoſſen zärtlicher zu werden; beſonders hielt er Heinrichen, der nunmehr elf Jahre alt war, viel von der Schule zurück, und nahm ihn mit ſich, wo er ſeiner Feldarbeit nachging; redete viel mit ihm von der Rechtſchaffenheit eines Menſchen in der Welt, beſonders von ſeinem Verhalten gegen Gott; empfahl ihm gute Bücher, ſonderlich die Bibel zu leſen, hernach auch, was Doktor Luther, Calvinus, Öcolampadius und Bucerus geſchrieben haben. Einsmalen gingen Vater Stilling, Mariechen und Heinrich des Morgens früh in den Wald, um Brennholz zuzubereiten. Margaret hatte ihnen einen guten Milchbrei mit Brot und Butter in einen Korb zuſammen gethan, welchen Mariechen auf dem Kopf trug, ſie ging den Wald hinauf voran, Heinrich folgte und erzählte mit aller Freude die Hiſtorie von den vier Haimonskindern, und Vater Stilling ſchritt, auf ſeine Holzaxt ſich ſtützend, ſeiner Gewohnheit nach, mühſam hinten darein und hörte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weit entlegenen Ort des Waldes, wo ſich eine grüne Ebene befand, die am einen Ende einen ſchönen Brunnen hatte. „Hier laßt' uns bleiben,“ ſagte Vater Stilling und ſetzte ſich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, ſtellte ihn hin und ſetzte ſich auch. Heinrich aber ſah in ſeiner Seele wieder die ägyptiſche Wüſte vor ſich, worinnen er gern Antonius geworden wäre; bald darauf ſah er den Brunnen der Meluſine vor ſich, und wünſchte, daß er Raimund wäre; dann vereinigten ſich beide Ideen, und es wurde eine fromme romantiſche Empfindung daraus, die ihm alles Schöne und Gute dieſer einſamen Gegend mit höchſter Wolluſt ſchmecken ließ. Vater Stilling ſtand endlich auf und ſagte: „Kinder, bleibt ihr hier, ich will ein wenig herumgehen und abſtändig Holz ſuchen, ich will zuweilen rufen, ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere.“ Er ging.

Indeſſen ſaßen Mariechen und Heinrich beiſammen und waren vertraulich. „Erzähle mir doch, Baſe!“ ſagte Heinrich, die Hiſtorie von Joringel und Jorinde noch einmal.“ Mariechen erzählte:

„Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte ſie ſich bald zur Katze oder zum Haſen oder zur Nachteule; des Abends aber wurde ſie ordentlich wieder wie ein Menſch geſtaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann ſchlachtete ſie's, kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloße nahe kam, ſo mußte er ſtille ſtehen und konnte ſich nicht von der Stelle bewegen, bis ſie ihn losſprach; wenn aber eine reine, keuſche Jungfer in dieſen Kreis kam, ſo verwandelte ſie dieſelbe in einen Vogel und ſperrte ſie dann in einen Korb ein, in die Kammern des Schloſſes. Sie hatte wohl ſiebentauſend ſolcher Körbe mit ſo raren Vögeln im Schloſſe.

„Nun war einmal eine Jungfer, die hieß Jorinde; ſie war ſchöner als alle andern Mädchen, die, und dann ein gar ſchöner Jüngling, Namens Joringel, hatten ſich zuſammen verſprochen. Sie waren in den Brauttagen, und hatten ihr größtes Vergügen eins am andern. Damit ſie nun einsmalen vertraut zuſammen reden könnten, gingen ſie in den Wald ſpazieren. „Hüte dich,“ ſagte Joringel, „daß du nicht zu nah' an das Schloß kommſt!“ Es war ein ſchöner Abend, die Sonne ſchien zwiſchen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube ſang kläglich auf den alten Maibuchen. Jorinde weinte zuweilen, ſetzte ſich hin in Sonnenſchein und klagte. Joringel klagte auch; ſie waren ſo beſtürzt, als wenn ſie hätten ſterben ſollen; ſie ſahen ſich um, waren irre, und wußten nicht, wohin ſie nach Hauſe gehen ſollten. Noch halb ſtand die Sonne über dem Berg und halb war ſie unter. Joringel ſah durchs Gebüſch und ſah die alte Mauer des Schloſſes nah bei ſich, er erſchrak und wurde todbang, Jorinde ſang:

Mein Vöglein mit dem Ringlein rot,
Singt Leide, Leide, Leide;
Es ſingt dem Täublein ſeinen Tod,
Singt Leide Lei — Zicküth, Zicküth,
Zicküth.

„Joringel ſah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die ſang Zicküth, Ziküth. Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um ſie herum und ſchrie dreimal Schu—hu—hu—hu! Joringel konnte ſich nicht regen; er ſtand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch und gleich darauf kam eine krumme Frau aus dieſem Strauch hervor, gelb und mager, große rote Augen, krumme Naſe, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug ſie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts ſagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort; endlich kam das Weib wieder und ſagte mit dumpfer Stimme: „Grüß dich, Zachiel! Wenn's Möndel ins Körbel ſcheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund'.“ Da wurd' Joringel los; er fiel vor dem Weib auf die Kniee, und bat, ſie möchte ihm ſeine Jorinde wieder geben; aber ſie ſagte, er ſollte ſie nie wieder haben und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umſonſt. „Nu! was ſoll mir geſchehen?“ Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei; endlich träumte er einmal des Nachts, er finde eine blutrote Blume, in deren Mitte eine ſchöne große Perle war; die Blume bräch' er ab, ging damit zum Schloſſe; alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte ſeine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Thal zu ſuchen, ob er eine ſolche Blume fände; er ſuchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Tautropfen, ſo groß wie die ſchönſte Perle. Dieſe Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. „Nu! es war mir gut!“ Wie er auf hundert Schritte nahe dem Schloß kam, da wurd' er nicht feſt, ſondern ging fort bis ans Thor. Joringel freute ſich hoch, berührte die Pforte mit der Blume und ſie ſprang auf; er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähm. Endlich hört' er's; er ging und fand den Saal; darauf war die Zauberin, fütterte die Vögel in den ſiebentauſend Körben. Wie ſie den Joringel ſah, ward ſie bös, ſehr bös, ſchalt, ſpie Gift und Galle gegen ihn aus, aber ſie konnt' auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrt' ſich nicht an ſie, und ging, beſah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viel hundert Nachtigallen; wie ſollte er nun ſeine Jorinde wieder finden! Indem er ſo zuſah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt und damit nach der Thüre geht. Flugs ſprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume, und auch das alte Weib; nun konnte ſie nichts mehr zaubern; und Jorinde ſtand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, ſo ſchön als ſie ehemals war. Da macht' er auch all die andern Vögel wieder zu Jungfern, und da ging er mit ſeiner Jorinde nach Hauſe, und lebten lange vergnügt zuſammen.“

Heinrich ſaß wie verſteinert, ſeine Augen ſtarrten gerad' aus, und der Mund war halb offen. „Baſe!“ ſagte er endlich, „das könnt' einem des Nachts bange machen.“ — „Ja“, ſagte ſie, „ich erzähl's auch des Nachts nicht, ſonſt werd' ich ſelber bang.“ Indem ſie ſo ſaßen, pfiff Vater Stilling. Mariechen und Heinrich antworteten mit einem He! He! Nicht lange hernach kam er, ſah munter und fröhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte; lächelte wohl zuweilen, ſtand, ſchüttelte den Kopf, ſah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Heinrich ſahen ihn mit Verwunderung an; doch durften ſie ihn nicht fragen, denn er thät's wohl oft ſo, daß er vor ſich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll; er ſetzte ſich zu ihnen nieder und erzählte; wie er anfing, ſo ſtanden ihm die Augen voll Waſſer. Mariechen und Heinrich ſahen es, und ſchon liefen ihnen auch die Augen über.

„Wie ich von euch in Wald hinein ging, ſah ich weit von mir ein Licht, ebenſo, als wenn morgens früh die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich ſehr. „Ei!“ dachte ich, „dort ſteht ja die Sonne am Himmel; iſt das denn eine neue Sonne? Das muß ja was Wunderliches ſein, das muß ich ſehen.“ Ich ging darauf zu; wie ich vorn hin kam, ſiehe, da war vor mir eine Ebene, die ich mit meinen Augen nicht überſehen konnte. Ich hab' mein Lebtag ſo etwas Herr=

liches nicht geſehen, ſo ein ſchöner Geruch, ſo eine kühle Luft kam darüber her, ich kann's euch nicht ſagen. Es war ſo weiß Licht durch die ganze Gegend, der Tag mit der Sonne iſt Nacht dagegen. Da ſtanden viel tauſend prächtige Schlöſſer, eins nah' beim andern. Schlöſſer! — ich kann's euch nicht beſchreiben! als wenn ſie von lauter Silber wären. Da waren Gärten, Büſche, Bäche. O Gott, wie ſchön! — Nicht weit von mir ſtand ein großes herrliches Schloß. (Hier liefen dem guten Stilling die Thränen häufig die Wangen herunter, Mariechen und Heinrichen auch.) — Aus der Thür dieſes Schloſſes kam jemand heraus auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach! ein herrlicher Engel! — Wie ſie nah' bei mir war, ach Gott! da war es unſer ſeliges Dortchen! (Nun ſchluchzten ſie alle drei, keins konnte etwas reden, nur Heinrich rief und heulte: „O meine Mutter! meine liebe Mutter!“) — Sie ſagte gegen mich ſo freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemals ſo oft das Herz ſtahl: „Vater, dort iſt unſere ewige Wohnung, Ihr kommt bald zu uns.“ — Ich ſah, und ſiehe, alles war Wald vor mir; das herrliche Geſicht war weg. Kinder, ich ſterbe bald; wie freu' ich mich darauf!“ Heinrich konnte nicht aufhören zu fragen, wie ſeine Mutter ausgeſehen, was ſie angehabt und ſo weiter. Alle drei verrichteten den Tag durch ihre Arbeit und ſprachen beſtändig von dieſer Geſchichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an wie einer, der in der Fremde und nicht zu Hauſe iſt.

Ein altes Herkommen, deſſen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahre ſelbſten ein Stück ſeines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun ſchon achtundvierzig Jahr' gethan, und dieſen Sommer ſollte es wieder geſchehen. Er richtete es ſo ein, daß er alle Jahre ſo viel davon neu deckte, ſoweit das Roggenſtroh reichte, das er für dieſes Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag und rückte nun mit Macht heran, ſo daß Vater Stilling anfing, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu beſtimmt, ihm zur Hand zu langen und alſo wurde die lateiniſche Schule auf acht Tage ausgeſetzt. Margarete und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rat über die bequemſten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beſchloſſen endlich beide, ihm ernſtliche Vorſtellungen zu thun und ihn vor Gefahr zu warnen; ſie hatten die Zeit während des Mittageſſens dazu beſtimmt.

Margarete brachte alſo eine Schüſſel Mus und auf derſelben vier Stücke Fleiſches, die ſo gelegt waren, daß ein jedes juſt vor den zu ſtehen kam, für den es beſtimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide ſetzten ihre Schüſſeln auf den Tiſch, an welchem Vater Stilling und Heinrich ſchon an ihrem Ort ſaßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn im Vertrauen geſagt, wie ſehr auch Heinrich auf Studieren, Wiſſenſchaften und Bücher verpicht ſein mochte, ſo war's ihm doch eine weit größere Freude, in Geſellſchaft ſeines Großvaters zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld oder gar auf dem Hausdach zu klettern; denn dieſes war nun ſchon das dritte Jahr, daß er ſeinem Großvater als Diakonus bei dieſer jährlichen Solennität beigeſtanden. Es iſt alſo leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margaretens und Mariechens Abſichten zu begreifen anfing.

„Ich weiß nicht, Ebert“, ſagte Margarete, indem ſie ihre linke Hand auf ſeine Schultern legte, „du fängſt mir ſo an zu verfallen. Spürſt du nichts in deiner Natur.“

„Man wird alle Tage älter, Margarete.“

„O Herr ja! Ja freilich, alt und ſteif.“

„Jawohl,“ verſetzte Mariechen und ſeufzte.

„Mein Großvater iſt noch recht ſtark für ſein Alter,“ ſagte Heinrich.

„Jawohl, Junge“, antwortete der Alte. „Ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter 'nauf laufen.“

Heinrich lachte laut. Margarete ſah wohl, daß ſie auf dieſer Seite die Feſtung nicht überrumpeln würde; daher ſuchte ſie einen andern Weg.

„Ach ja,“ ſagte ſie, „es iſt eine beſondere Gnade, ſo geſund in ſeinem Alter zu ſein; du biſt, glaub' ich, nie in deinem Leben krank geweſen, Ebert?“

„In meinem Leben nicht, ich weiß nicht, was Krankheit iſt; denn an den Pocken und Röteln bin ich herumgegangen.“

„Ich glaub' doch, Vater!“ verſetzte Mariechen, „Ihr ſeid wohl verſchiedene Male vom Fallen krank geweſen, denn Ihr habt uns wohl erzählet, daß Ihr oft gefährlich gefallen ſeid.“

„Ja, ich bin dreimal tödlich gefallen.“

„Und das vierte Mal“, fuhr Margarete fort, „wirſt du dich tot fallen, mir ahnt es. Du haſt letzthin im Wald das Geſicht geſehen; und eine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht aufs Dach zu laſſen; denn ſie ſagte, ſie hätte des Abends, wie ſie die Küh' gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unſerem Hauſe im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu mir den Gefallen, und laß jemand anders das Haus decken, du haſt's ja nicht nötig.“

„Margarete! — kann ich oder jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab' das Geſicht geſehen, ja, das iſt wahr! — unſere Nachbarin kann auch dieſe Vorgeſchichte gehört haben. Iſt dieſes gewiß, wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beſchloſſen hat? Hat er beſchloſſen daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen ſoll, werd' ich armer Dummkopf von Menſchen das wohl vermeiden können? und gar wenn ich mich totfallen ſoll, wie werd' ich mich hüten können? Geſetzt, ich bleib' vom Dach, kann ich nicht heut' oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, drauf ſteigen, ſtraucheln und den Hals abſtürzen? Margarete! laß mich in Ruh'; ich werde ſo ganz gerade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überraſcht, da werd' ich's willkommen heißen!“

Margarete und Mariechen ſagten noch ein und das andere, aber er achtete nicht darauf, ſondern redete mit Heinrichen von allerhand, die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher ſie ſich zufrieden gaben und ſich das Ding aus dem Sinne ſchlugen.

Des andern Morgens ſtanden ſie frühe auf und der alte Stilling fing an, während daß er ein Morgenlied ſang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er denn dieſen Tag auch hübſch fertig wurde, ſo daß ſie des folgenden Tages ſchon anfingen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, das Dach ward fertig, ohne die mindeſte Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal beſtiegen werden mußte, um ſtarke und friſche Raſen oben über den Firſt zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling ſo ſehr nicht; es gingen wohl noch acht Tage über, eh' es ihm einfiel, dies letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs ſtand Eberhard ungewöhnlich früh auf, ging im Hauſe umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was ſuchte. Seine Leute verwunderten ſich, fragten ihn, was er ſuche? „Nichts“ ſagte er. „Ich weiß nicht, ich bin ſo wohl, doch hab' ich keine Ruhe, ich kann nirgend ſtill ſein, als wenn etwas in mir wäre, daß mich triebe, auch ſpür ich' ſo eine Bangigkeit, die ich nicht kenne.“ Margarete riet ihm, er ſollte ſich anziehen und mit Heinrichen nach Lichthauſen gehen, ſeinen Sohn Johann zu beſuchen. Er war damit zufrieden; doch er wollte zuerſt die Raſen oben auf den Hausfirſt legen, und dann des andern Tages ſeinen Sohn beſuchen. Dieſer Gedanke war ſeiner Frau und Tochter ſehr zuwider. Des Mittags über Tiſch ermahnten ſie ihn wieder ernſtlich, vom Dach zu bleiben; ſelbſt Heinrich bat ihn, jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumſchränkten Gewalt um ſich her; ein Lächeln, das ſo manchem Menſchen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei ſagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beſtändig guten Gewiſſen alt geworden, ſich vieler guten Handlungen bewußt iſt, und von Jugend auf ſich an einen freien Umgang mit Gott und ſeinem Erlöſer gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf dieſe treugemeinten Ermahnungen der Seinigen beſtand darin: Er wollte da auf den Kirſchenbaum ſteigen und ſich noch einmal recht ſatt Kirſchen eſſen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof ſtand, und ſehr ſpät, aber deſto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten ſich über dieſen Einfall, denn er war wohl in zehn Jahren auf keinem Baum geweſen. „Nun dann“, ſagte Margarete, „du mußt nun vor dieſe Zeit in die Höh', es mag koſten was es wolle.“ Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher zum Himmel!“ Damit ging er zur Thür hinaus, und Heinrich hinter ihm her auf den Kirſchenbaum zu. Er faßte den Baum in ſeine Arme und die Kniee, und kletterte hinauf bis oben hin, ſetzte ſich in eine Furke des Baums, fing an, aß Kirſchen und warf Heinrichen zuweilen ein Äſtchen herab. Margarete und Mariechen kamen ebenfalls. „Halt!“ ſagte die ehrliche Frau, „heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die unterſten Äſte faſſen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann.“ Es geriet; ſie kam hinauf, Stilling ſah herab und lachte herzlich und ſagte: „Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler.“ Da ſaßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Äſten des Kirſchbaumes und genoſſen noch einmal zuſammen die ſüßen Früchte ihrer Jugend; beſonders war Stilling aufgeräumt. Margarete ſtieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorfe war. Eine Stunde hernach ſtieg auch Eberhard herab, ging und hatte einen Haken, um Raſen damit abzuſchälen. Er ging des Endes oben ans Ende des Hofs an den Wald; Heinrich blieb gegen dem Hauſe über unter dem Kirſchenbaum ſitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Raſen um den Kopf hangen, bückte ſich zu Heinrichen, ſah ganz ernſthaft aus und ſagte: „Sieh', welch eine Schlafkappe!“ Heinrich fuhr ineinander, und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl geſtanden, daß dieſes einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indeſſen ſtieg Vater Stilling mit dem Raſen das Dach hinauf. Heinrich ſchnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf ſah, hörte er ein Gepolter; er ſah hin, vor ſeinen Augen war's ſchwarz, wie die Nacht — lang hingeſtreckt lag da der teure, liebe Mann unter der Laſt von Leitern, ſeine Hände vor der Bruſt gefalten; die Augen ſtarrten; die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Menſch im ſtarken Froſt. Heinrich warf eiligſt die Leitern von ihm, ſtreckte die Arme aus und lief wie ein Raſender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margarete und Mariechen hörten im Garten kaum halb die ſeelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margarete ſtrebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgeſtreckt, die Augen ſtarrten umher; dann und wann machte ein heiſerer Schrei der beklemmenden Bruſt ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerſt bei dem lieben Manne. Er lag da lang ausgeſtreckt, die Augen und der Mund waren geſchloſſen, die Hände noch vor der Bruſt gefalten, und ſein Odem ging langſam und ſtark, wie bei einem geſunden Menſchen, der ordentlich ſchläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünſtig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf ſein Angeſicht und jammerte beſtändig: „Ach! mein Vater! mein Vater!“ Heinrich ſaß zu ſeinen Füßen im Staub, ſchluchzte und weinte. Indeſſen kam Margarete auch hinzu; ſie fiel neben ihm nieder auf die Kniee, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von ſich. Die heldenmütige Frau ſtand auf, faßte Mut; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indeſſen hinzugekommen, vergoſſen alle Thränen, denn er war allgemein geliebt geweſen. Margarete machte geſchwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht; ſie hatte ihre beſten Betttücher, die ſie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergeſpreitet. Nun kam ſie ganz gelaſſen heraus und rief: „Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett!“ Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf und Heinrich hatte beide Füße in ſeinen Armen; ſie legten ihn aufs Bett und Margarete zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein geſunder Menſch, der ſchläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denſelben Abend, unterſuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte ſich, daß zwar nichts gebrochen ſei, aber doch ſein Tod binnen dreien Tagen gewiß ſein würde, indem ſein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle ſechs zuſammen berufen, die ſich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie ſetzten ſich alle rings ums Bette, waren ſtille, klagten und weinten. Die Fenſter wurden mit Tüchern zugehangen, und Margarete wartete ganz gelaſſen ihrer Hausgeſchäfte. Freitags nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberſte Lippe erhob ſich ein wenig und wurde bläulich, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zuſammen. Margarete ſah es auch; ſie nahm einen Stuhl und ſetzte ſich zurück an die Wand ins Dunkele; alle ſahen vor ſich nieder und ſchwiegen. Heinrich ſaß zu den Füßen ſeines Großvaters, ſah ihn zuweilen mit naſſen Augen an und war auch ſtille. So ſaßen ſie alle bis abends neun Uhr. Da bemerkte Kathrine zuerſt, daß ihres Vaters Odem ſtill ſtand. Sie rief ängſtlich: „Mein Vater ſtirbt!“ — Alle fielen mit ihrem Angeſicht auf das Bett, ſchluchzten und weinten. Heinrich ſtand da, ergriff ſeinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer, der tief ſeufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz ſtill; an ſeinem ganzen Leibe regte und bewegte ſich nichts als ſein Unterkiefer, der ſich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts ſchob.

Margarete Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; ſobald ſie aber Kathrinen rufen hörte, ſtand ſie auf, ging ans Bett und ſah ihrem ſterbenden Manne ins Geſicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; ſie dehnte ſich aus, denn ſie war vom Alter ein wenig gebückt, richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel und betete mit dem feurigſten Herzen; ſie holte jedesmal aus tiefſter Bruſt Odem, und den verzehrte ſie in einem brünſtigen Seufzer. Sie ſprach die Worte plattdeutſch nach ihrer Gewohnheit aus, aber ſie waren alle voll Geiſt und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöſer ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu ſich in die ewige Freude nehmen möge. Wie ſie anfing zu beten, ſahen alle ihre Kinder auf, erſtaunten, ſanken am Bett auf die Kniee und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensſtoß; der ganze Körper zog ſich; er ſtieß einen Schrei aus; nun war er verſchieden. Margarete hörte auf zu beten, faßte dem entſeelten Manne ſeine rechte Hand an, ſchüttelte ſie und ſagte: „Leb wohl, Eberhard! in dem ſchönen Himmel ſehen wir uns bald wieder!“ Sowie ſie das ſagte, ſank ſie nieder auf ihre Kniee; alle ihre Kinder fielen um ſie herum. Nun weinte auch Margarete die bitterſten Thränen und klagte ſehr.

Die Nachbarn kamen indeſſen, um den Entſeelten anzukleiden. Die Kinder ſtanden auf und die Mutter holte das Totenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Paſtor Stollbein iſt aus dieſer Geſchichte als ein ſtörriſcher, wunderlicher Mann bekannt, allein außer dieſer Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab geſenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beſtändigem Weinen ſeine Worte: „Es iſt mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich geſtorben!“ Und der Text zur Leichenrede war: „Ei du frommer und getreuer Knecht! Du biſt über weniges getreu geweſen, ich will dich über viel ſetzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Sollte einer meiner Leſer nach Florenburg kommen, gegen die Kirchthür über, da, wo der Kirchhof am höchſten iſt, da ſchläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichſtein; aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einſam hin, girren und liebkoſen ſich zwiſchen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

* * *

I.

Der Cid

unter

Ferdinand dem Großen.

1.

Trauernd tief ſaß Don Diego,[1]
Wohl war keiner je ſo traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an ſeines Hauſes Schmach,

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauſes der von Lainez,[2]
Das die Inigos[3] an Ruhme,
Die Abarcos[4] übertraf.

Tief gekränket, ſchwach vor Alter,
Fühlt er nahe ſich dem Grabe:
Da indes ſein Feind Don Gormaz[5]
Ohne Gegner triumphiert.

Sonder Schlaf und ſonder Speiſe,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über ſeine Schwelle,
Spricht mit ſeinen Freunden nicht,

Höret nicht der Freunde Zuſpruch,
Wenn ſie kommen ihn zu tröſten;
Denn der Atem des Entehrten,
Glaubt er, ſchände ſeinen Freund.

Endlich ſchüttelt er die Bürde
Los des grauſam ſtummen Grames,
Läſſet kommen ſeine Söhne,
Aber ſpricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer aller Hände
Ernſt und feſt mit ſtarken Banden;
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Faſt ſchon iſt er ohne Hoffnung,
Als der jüngſte ſeiner Söhne,
Don Rodrigo, ſeinem Mute
Freud' und Hoffnung wiedergab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts.
„Vater", ſpricht er, „Ihr vergeſſet,
Wer Ihr ſeid, und wer ich bin.

Hätt' ich nicht aus Euern Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebotne Schmach."

Strömend floſſen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen.
„Du," ſprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, biſt mein Sohn.

Ruhe gibt dein Zorn mir wieder,
Meine Schmerzen heilt dein Unmut!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unſers Hauſes Feind.

Hebe ſich dein Arm!" — „Wo iſt er?"
Rief Rodrigo, „wer entehret
Unſer Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum, es zu erzählen, Zeit.

2.

Angehört den Schimpf des Hauſes,
Geht gedankenvoll Rodrigo,
Denkt an ſeine jungen Jahre,
Denkt an ſeines Feindes Macht.

„In Aſturiens Gebirgen
Zählet Gormaz tauſend Freunde,
Er, in Königs Rat der erſte,
Er, der erſte in der Schlacht."

Aber wenn er die dem Vater
Zugefügte Schmach bedenket,
Was bedeutet alles andre?
Recht will er vom Himmel nur.

Bravheit iſt er ſeiner Ehre
Schuldig; ſchadet der die Jugend?
Für ſie ſtirbt aus echtem Stamme
Selbſt das neugeborne Kind.

Eilig langet er den Degen
Sich herab, den einſt Mudarra[6]
Führte, jener tapfre Baſtard;
(Traurig hieng der Degen da,

Als ob er, vor Alter roſtend,
Seines Herren Tod betraure).
Eh er noch ihn an ſich gürtet,
Redet er den Degen an:

„Dir geſagt ſei es, du edler
Degen, daß ein Arm dich faſſet
Gleich des Baſtards Arm! Und fühleſt
Du, daß ihm noch Stärke fehlt,

Rückwärts wird er niemals weichen,
Wenn er dich im Kampfe führet;
Edler, du von gutem Stahle,
Doch von beſſerm iſt ſein Herz.

Wert wird deſſen, dem du dienteſt,
Der ſein, dem fortan du dieneſt;
Würd' er jemals unwert deiner:
Nun, ſo dienſt du keinem mehr.

Tief in ſeine Eingeweide
Birgt er dich . . Hinaus ins Freie!"
Rief er; „denn die Stund' iſt kommen,
Der gerechtſten Rache Zeit."

Heimlich, daß es niemand wußte,
Gieng er aus des Vaters Hauſe;
Und noch war es keine Stunde,
Traf er ſeinen ſtolzen Feind.

3.

Auf dem Platze des Palaſtes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz.
Einzeln, niemand war zugegen,
Redet' er den Grafen an:

„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausſtrecktet
Auf ſein ehrenwert Geſicht?

Wußtet Ihr, daß Don Diego
Ab von Layn Calvo ſtamme?
Daß nichts reiner und nichts edler
Als ſein Blut iſt und ſein Schild?

Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
Ich, ſein Sohn, kein Menſch auf Erden
Kaum der mächtge Herr des Himmels,
Dies ihm thäte ungeſtraft?" —

„Weißt du," ſprach der ſtolze Gormaz,
„Was wohl ſei des Lebens Hälfte'
Jüngling?" — „Ha," ſprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es ſehr genau.

Eine Hälfte iſt, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die andre,
Den Hochmütigen zu ſtrafen,
Mit dem letzten Tropfen Bluts

Abzuthun die angethane
Schande." Als er dies geſagt,
Sah er an den ſtolzen Grafen,
Der ihm dieſe Worte ſprach:

„Nun, was willſt du, raſcher Jüngling?" —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,"
Sprach der Cid, ich hab's gelobet!"
„Streiche willſt du, gutes Kind,"

Sprach Don Gormaz, „eines Pagen
Streiche hätteſt du verdient."
O ihr Heiligen des Himmels,
Wie ward Cid auf dieſes Wort!

4.

Thränen rannen, ſtille Thränen
Rannen auf des Greiſes Wangen,
Der, an ſeiner Tafel ſitzend,
Alles um ſich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauſes,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren
Und an ſeines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuverſicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch verſenkt in tiefer Sorge,
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme
Und die Händ' auf ſeiner Bruſt,

Lang' anſieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd. „Iß, o guter Greis!"

Spricht er, weiſend auf die Tafel;
Reicher floſſen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachſt du, ſprichſt du mir dies Wort?"

„Ja, mein Vater! Und erhebet
Euer edles, wertes Antlitz." —
„Iſt gerettet unſre Ehre?"
„Edler Vater, er iſt tot."

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit dir ſpeiſen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Iſt der erſte ſeines Stamms."

Weinend knieete Rodrigo,
Küſſend ſeines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angeſicht.

5.

Heulen und Geſchrei und Rufen,
Roſſetritt' und Menſchenſtimmen
Mit Geräuſch der Waffen tönte
Zu Burgos vor Königs Hof.

Niederſtieg aus ſeiner Kammer
Don Fernando, er, der König;
Alle Großen ſeines Hofes
Folgten ihm bis an das Thor.

Vor dem Thore ſtand Ximene,
Aufgelöſt das Haar in Trauer
Und in bittern Thränen ſchwimmend
Sank ſie zu des Königs Knie.

Gegenſeits kam Don Diego
Mit dreihundert edlen Männern,
Unter ihnen Don Rodrigo,
Er, der ſtolze Caſtellaner.

Auf Maultieren ritten alle,
Er allein auf einem Roß;
Biſamhandſchuh'[7] trugen alle,
Er allein den Reiterhandſchuh;

Alle reich in Gold und Seide,
Er allein in Waffenwehr.
Und das Volk, den Zug erſehend,
Und der Hof, als an ſie kamen,

Alle riefen: „Schaut den Knaben,
Der den tapfern Gormaz ſchlug!"
Rings umher ſah Don Rodrigo
Ernſt und feſt: „Iſt euer einer,

Den des Grafen Tod beleidigt,
Freund, Verwandter, wer er iſt,
Sei's zu Fuße, ſei's zu Roſſe,
Stell' er ſich." Sie riefen alle:

„Dir mag ſich der Teufel ſtellen,
Er nur, wenn es ihm beliebt."
Ab von ihren Mäulern ſtiegen
Die dreihundert edle Knappen,

Ihres Königs Hand zu küſſen;
Sitzen blieb auf ſeinem Roß
Don Rodrigo. „Steige nieder,
Sohn Rodrigo," ſprach der Vater,

„Deines Königs Hand zu küſſen." —
„Wenn Ihr es befehlt, o Vater,
Eurethalben thu' ich's gern."

6.

Mit zerriſſ'nem Trauerſchleier,
Sprach Ximene jetzt zum König —
Thränen ſchwollen ihre Augen,
Wie war ſie in Thränen ſchön!

Schön wie die betaute Roſe
Glänzte ſie in ihren Thränen;
Schöner blühten ihre Wangen
Glühend in gerechtem Schmerz.

Ihre Worte ſingt der Sänger,
Doch nicht ihre Blick' und Seufzer.
„König," ſprach ſie, „edler König,
Schaffe mir Gerechtigkeit!

Er erſtach mir meinen Vater,
Er erſtach ihn, eine Schlange,
Meinen Vater, der, o König,
Denk' es, dir dein Reich beſchützt';

Meinen Vater, der von Helden
Stammte, die mit ihren Fahnen
Einſt Pelagius,[8] dem erſten
Chriſtenkönig, folgeten.

Meinen Vater, der den Chriſten-
Glauben ſelbſt mit Macht beſchirmte,
Ihn, das Schrecken der Almanzors,[9]
Ihn, der Ehre deines Reiches

Erſten Sproß, in deiner Krone,
Ihn, den erſten Edelſtein.
Recht nur fleh' ich, nicht Erbarmen;
Recht muß beiſtehn jedem Schwachen,

Unwert iſt ein ungerechter
Fürſt, daß ihm der Edle diene,
Daß die Königin ihn liebe,
Keines ihrer Küſſe wert.

Und du, wildes Tier, Rodrigo,
Auf! durchbohr' auch dieſen Buſen,
Den ich hier in tiefſter Trauer,
Dir eröffne! Mord' auch mich!

Warum nicht die Tochter töten,
Der du ihren Vater raubteſt?
Warum nicht die Feindin morden,
Die dir's jetzt und ewig ſein wird?

Rache fordert ſie, des Himmels
Und der ganzen Erde Rache,
Gegen dich!" — Rodrigo ſchwieg.
Und des Roſſes Zaum ergreifend,

Kehret langſam er den Rücken,
Allen Feldherrn, allen Kriegern,
Wartend, ob ihm einer folge;
Aber keiner folget' ihm.

Als Ximene dieſes ſahe,
Rief ſie lauter noch und lauter:
„Rache, Krieger, blut'ge Rache!
Ich ſelbſt bin des Rächers Preis!„

7.

An der Tafel ſaß Fernando
Zu Burgos im Königs-Palaſt,
Als Ximene, tief in Trauer
Und in Thränen, vor ihm kniete.

Mit beſcheidener Geberde
Sprach ſie jammernd dieſe Worte:
„König, eine arme Waiſe
Komm' ich, ſuchend Euern Schutz.

Eben ſtarb auch meine Mutter,
Gramvoll, die mir unſers Hauſes
Schmähung nachließ; denn der Mörder
Unſers Hauſes lebet noch.

Täglich darf er ſich mir zeigen,
Der großſinnig-ſtolze Lainez,
Reitet täglich mir vor Augen,
Seinen Falken auf der Hand,

Der mir meine Tauben würget,
Alt und jung. Schau' her, o König,
Sieh das Blut auf meiner Schürze,
Meiner jüngſten Taube Blut.

Oft hab' ich's ihm unterſaget;
Und was gab er mir für Antwort?
Lies, o König! Dieſe Zeilen
Sandt' er heute mir zum Hohn."

An Donna Ximena.

„Du klageſt, einzige, verehrte, ſchöne Ximene,
Daß täglich Dir mein Falk die Tauben

Komme zu rauben.
Sein Herr begleitet ihn —
O dürft' er kühn
Die einmal ſehn, der auf ſo harte Art
Vom Schickſal und vom Falk er angemeldet ward!"

Als der König dies geleſen,
Stand er auf von ſeiner Tafel,
Schrieb ſofort an Don Diego,
Heimlich ſandt' er ihm den Brief.
Wiſſen will den vollen Inhalt
Don Rodrigo. „Nein, bei Gott nicht
Und bei ſeiner heil'gen Mutter,"
Sprach er, „laſſ' ich Euch, o Vater,
Euch allein nach Hofe ziehn."

8.

Eingefallen in Caſtilien
Waren Könige der Mauren
Fünf. Verwüſtung, Lärm und Feuer,
Mord und Tod zog ihnen vor.

Ueber Burgos ſchon hinüber,
Montes d'Oca,[10] Belforado,[11]
San Domingo[12] und Naxara[13]
Steht verheeret alles Land.

Weggetrieben werden Herden
Schafe, Chriſten, Chriſtenkinder,
Männer, Weiber, Knaben, Mädchen;
Jene weinen, dieſe fragen:
„Mutter, wohin ziehen wir?"
Ruhmreich ſammeln ſchon die Mauren
Ihren Raub, zurückzukehren;
Denn niemand begegnet ihnen,
Niemand, auch der König nicht.

Zu Bivar auf ſeinem Schloſſe
Hörte dieſe Not Rodrigo;
Noch war er nicht zwanzig Jahre,
Doch an Mut war er ein Mann.
Auf ſein Roß, es hieß Babieça,[14]
Stieg er, wie hoch in den Wolken,
Gott auf ſeinen Donnerwagen,
Und durchrannte rings das Land.

Die Vaſallen ſeines Vaters
Bot er auf; ſie waren alle
Angelangt zu Montes d'Oca
Und erwarten ihren Feind.

Guter Himmel! von den Mauren
Zog fortan nicht einer weiter. —
Aber die geraubten Herden,
Männer, Weiber, Chriſtenkinder,
Alle ziehen ihres Weges
Froh und frei. Die fünf gefangnen
Mohrenkönige — dem König
Don Fernando ſchickt Rodrigo
Die Gefang'nen zum Geſchenk.

9.

Auf dem Throne ſaß Fernando,
Seiner Unterthanen Klagen
Anzuhören und zu richten,
Strafend den und jenen lohnend —
Denn kein Volk thut ſeine Pflichten
Ohne Straf' und ohne Lohn —

Als mit langer Trauerſchleppe,
Von dreihundert edlen Knappen
Still begleitet, ehrerbietig
Vor den Thron Ximene trat.
Auf des Thrones tiefſte Stufe
Kniete ſie demütig nieder,
Tochter ſie des Grafen Gormaz,
Hob ſie ſo zu klagen an:
„Sechs Monate ſind es heute
Sechs Monate, großer König,
Seit von eines jungen Kriegers
Hand mein edler Vater fiel.
Viermal kniet' ich Euch zu Füßen,
Viermal gabt Ihr, großer König,
Euer Wort mir, mir zuſagend
Rächende Gerechtigkeit.
Noch iſt ſie mir nicht geworden;
Jung und frech und übermütig
Spottet Eurer Reichsgeſetze
Don Rodrigo von Bivar.

Und Ihr ſchützt ihn, edler König,
Ihr: denn wer von Euern Männern
Seiner ſich bemächtigt hätte,
Uebel wär' es ihm gelohnt.

Gute Kön'ge ſind auf Erden
Gottes Bild. Die ungerechten
Sind undankbar ihren treuen
Dienern, nähren Factionen,
Haß, Verfolgung, ew'ge Feindſchaft,
Seufzer und Verzweifelung.

Denkt daran, o großer König,
Und verzeihet einer Waiſe,
Der die Klag' auf ihren Lippen
Schmerzlich Euch ein Vorwurf wird!"

„Was Ihr ſpracht, ſei Euch verziehen,"
Sprach der König; „doch, Ximene,
G'nug geredet und nicht weiter.
Euch erhalt' ich den Rodrigo;
Wie um ſeinen Tod Ihr jetzo,
Werdet bald Ihr um ſein Leben
Und um ſeine Wohlfart flehn."

10.

Nie erſcholl ein Ruhm gerechter,
Größer nie als Don Rodrigos;
Denn fünf Könige der Mauren,
Mauren aus der Moreria,[15]
Waren ihm Gefangene.

Und nachdem er mit Vereidung
In Vaſallenpflicht und Zinspflicht
Sie genommen, ſandt, er alle
Wieder in ihr Land zurück.

Als nach ſieben langen Jahren —
Nie wär' er von ihr gewichen —
Don Fernando jetzt die feſte
Stadt Coimbra,[16] feſt durch Mauern
Und durch Türme, überwand,

Weihet er der Mutter Gottes
Die prachtvollſte der Moſcheen;
Hier in dieſem heil'gen Tempel
Hielt Rodrigo Ritterwacht.

Hier mit eignen Königshänden
Gürtet ihm das Schwert der König;
Und die Königin, ſie führet
Selber ihm den Zelter zu.

Die Infantin Donna Uraca
Schnallt ihm an die goldnen Sporen;
„Mutter," ſprach ſie, „welch ein Ritter!
Einen ſchönern ſah ich nie!
Glücklich iſt das Bauermädchen,
Die ihn ohne Scheu des Vorwurfs
Unanſtändig niedrer Sitte
Lang' anſchauen nach Gefallen,
Ohne Scheu ihn ſehen darf!
Glücklicher iſt die Gemahlin,
Die ihm zuführt ſeine Mutter,
Ihm, dem Schönſten, den ich ſah!"

Alſo ſprach die Königstochter;
Doch nicht mit der Roſenlippe,
Tief nur im verſchwiegnen Buſen
Sprach alſo ihr ſtilles Herz.

11.

(Die Infantin Donna Uraca ſpricht.)

„Edler Ritter, Don Rodrigo,
Jung und kühn und klug und tapfer,
Strafe dich mit Schmach der Himmel,
Daß du mir mein Herz bekämpfet,
Kühner! ohne zu bedenken,
Wer du biſt, und wer ich bin.

Daß du eine Stadt bezwungen,
Daß fünf Könige der Mauren
Du in deine Feſſeln zwangeſt,
Daß den ſtolzen Grafen Gormaz
Du in früher Jugend ſchlugeſt,
Macht dich dieſes ſo verwegen?
Welcher Spanier, o Ritter,
Thät' es nicht? und wohl noch mehr!

Edel zwar biſt du geboren,
Auszuüben ſchöne Thaten;
Dem, der einzig ſeine Pflicht thut,
Dem iſt keinen Dank man ſchuldig;
Und gebührt er dir, ſo wiſſe,
Dieſe Pflicht iſt nicht die meine,
Sie iſt meines Vaters Pflicht.

Wenn ein Mangel an Vermögen
Mich dir anzunähern ſcheinet,
Mich, die meine Königsabkunft
Ueber dich ſo hoch erhebt;
O ſo wiſſe, Königstöchter
Sind deswegen arm an Gütern,
Weil der Adel ihres Stammes
Ihnen mehr als Reichtum gilt.
Armut iſt an mir kein Flecke,
Sie iſt meiner Hoheit Ruhm.

Reich, das weiß ich, iſt Ximene,
Darum iſt's, daß du ſie liebeſt;
Nein, nicht darum; denn Rodrigo,
Unrecht will ich dir nicht thun!
Sie auch liebt dich. Nun, ſo liebet.
Mir macht es den kleinſten Kummer,
Daß der Cid Ximenen liebt.

Eines reichen Grafen Tochter
G'nüget dir, du kleiner Ritter;
Ich bin arm — bedarf ein edler
Diamant, bedarf er Gold?

Schön biſt du — wie einſt Narciſſus.[17]
Weiſe — Salomon war weiſer.
Edel — deren gibt es viele.
Tapfer — Spanien erziehet
Keine Memme, Don Rodrigo.
Reich — das ſind ſo viele Narren.
Weit berühmt — das waren viele,
Mehr als du, und ſtarben dennoch
Eingehüllet in die Tücher
Menſchlicher Vergeſſenheit.

Ritter, wenn dein eigner Spiegel
Dir nur deine Schönheit vorhält,
So tritt her vor meinen Spiegel,
Er erniedert deinen Stolz.
Geh' dann hin zu deinesgleichen,
Ritter, eine Königstochter,
Blicke nur mit Ehrfurcht an!"

Alſo ſprach die eiferſücht'ge
Königstochter, Donna Uraca;
Und der Cid, er ſtand und ſchwieg.
Denn ſie liebt ihn tief im Herzen;
Und als ſie nun ausgeredet,
Fuhr ſie fort, mit ihrer Nade,
Ihm zu nähn die ſchönſte Schärpel
Die er — nicht begehrete.

12.

In dem blüh'nden Oſtermonat,
Da die Erde neu ſich kleidet,
Da die weißbehaarte Mutter
Sich wie eine Fee verwandelt
In die ſchönſte junge Nymphe;
Da luſtwandelte der König
Von Caſtilien, Don Fernando,
Er mit ſeinem ganzen Hofe
Vor Burgos im ſchönen Thal.

Und von ſeinem ganzen Hofe
Nahm er keinen als Rodrigo
Hin zu einer Silberquelle,
Glänzend ſchöner als Kryſtall.
Mit ihm ſprach er an der Quelle;
Aller Augen ſahn ihn ſprechen,
Aber keines Ohr vernahm,
Was zu Cid der König ſprach.

Dies ſprach er: „Ich lieb' Euch, Ritter!
Jung ſeid Ihr und brav und tapfer,
Aber noch nicht welterfahren,
Und am wenigſten verſteht Ihr
Euch aufs weibliche Geſchlecht.

Alle wollen ſie regieren,
Und regieren denn auch wirklich.
Leider ſind wir nur ihr Werkzeug;
Unſ're männlichſten Gedanken,
Oft zerſtörte ſie — ein Weib.

Gleich als hätte Gott zuletzt noch
In ſein ſchönes Haus, die Schöpfung,
Deshalb nur die Frau geführet,
Daß durch ſie und für ſie alles,
Alles je geſchehen ſollte,
Sonder Schein, daß ſie es thut.
Junger Mann, die Frauen kennen
Iſt dir nützlich, dieſes Wiſſen
Ueberſteiget jedes andre;
Doch — zu weithin forſche nicht!

Dir ſonſt könnt' es auch ſo gehen
Wie dort jenem alten Weiſen:[18]
Weil er ihn nicht faſſen konnte,
Stürzet' er ſich in den Schlund.

Das Geheimnis iſt — der Weiber
Macht auf unſre Männerherzen.
Dies Geheimnis ſteckt in ihnen
Tief verborgen, Gott dem Herren,
Glaub' ich ſelber unerforſchlich.
Wenn an jenem großen Tage,
Der einſt aufſucht alle Fehle,
Gott der Weiber Herzen ſichtet,
Findet er entweder alle
Sträflich oder gleich unſchuldig;
So verflochten iſt ihr Herz.

Ungeheu'r iſt die Entfernung
Zwiſchen einem Mann und Mädchen,
Und durchaus zum Vorteil dieſer;
Junger Mann, weißt du warum?

Darum: Männer gehn vorwärts;
Und das Weib — es ſieht ſie kommen.
Er veranſchlagt; ſie begegnet
Seinen Planen — weißt du wie?
Sieh dort jenen leichten Vogel,
Der von Zweig zu Zweige hüpfet.
Necken wird er lang den Jäger,
Der ihm folget Schritt vor Schritt;

Vor dem Angeſicht des Eigners
Wird er ſeine ſchönſten Früchte
Naſchen, weil er ohne Waffen
Ihn da vor ſich ſtehen ſieht:
Und was haben gegen Weiber
Wir, die Männer, wohl für Waffen?
Deshalb dann regieren ſie.
Und hiebei iſt keine Ausnahm',
Jede gleicht hierin der andern.
Junger Mann, der Weisheit Regel
Rät, — ſich zu vermählen nie."

Alſo ſprach zu Cid der König,
Der dadurch ihn prüfen wollte;
Hört, was er antwortete.

13.

An dem Rand der Silberquelle,
Als der König ausgeſprochen,
Nahm der Cid alſo das Wort:

„Freilich bin ich jung, o König,
Für die Regeln alter Weisheit;
Aber das Geſetz der Ehre
Zu verſtehen, nicht zu jung.

Denn aus gutem Blut erzeuget
Und genährt in guter Schule,
Spricht die Ehre mir: Erhalten
Muß ein Edler ſein Geſchlecht;

Muß dem Vaterlande dienen,
Muß in Rat und That dem Herren
Hold und treu ſein und gewärtig,
Muß ihm beiſtehn mit Gewicht;
Dazu alſo einen Namen,
Einen hohen Baum ſich pflanzen,

In des Schatten auch der Fremde
Ruh und Schutz und Rettung ſucht;
Muß der Kirche, muß dem Staate
Kinder geben, die ihm gleichen.
Dies iſt mein Geſetz der Ehre,
Das Vermählung mir gebeut.

Wer das heil'ge Band der Ehe
Flieht, o König, der verleugnet
Feige, wie ein Ueberläufer,
Väter und Religion.

Er zerreißt den Zaum der Ehre,
Trennt das Band, das ihn an Menſchen,
Das an ſein Geſchlecht ihn knüpfet
Und an andere Geſchlechter;
Dafür wird er hart geſtraft.

Den entlaufenen Verächter
Straft Verachtung aller Edlen;
Jedermann erſcheint er nutzlos
Und unwürdig ſeines Stammes. —

Was das Regiment der Frauen
Anbetrifft, o großer König,
So iſt meine Meinung dies:
Sie regieren wie die Diener
Ueber fehlerhafte Herren.
Wer zur Decke ſeiner Mängel
Ihrer nicht vonnöten hat,
Gegen eine Welt von Feinden
Iſt er ſtark und ſtehet ſicher.
Sonderlich im Punkt der Ehre
Gab kein Weib dem Mann Geſetze;
Durft' auch nie ihm ſolche geben,
Das Vergnügen iſt ihr Feld.

Und da mögen ſie regieren;
Sie verſtehn darauf ſich beſſer,
Beſſer, dünkt mich, als die Männer.
Dies iſt meine Meinung, Herr.

Und was anlangt ihre Gleichheit,
Unterwerf' ich mich der Meinung
Meines Lehnherrn. Alle taugen
Nicht, ſobald der Mann nicht taugt.

Alſo nehm' ich's gegen alle
Auf, zu Roß und auch zu Fuße;
Nur behaupt' ich, jedes Weibes
Fehler iſt des Mannes Schuld.

Eine Bitte noch, o König,
Vor dem Ende des Geſpräches:
Zur Vermählung mit Ximenen,
Waiſe jetzt des Grafen Gormaz,
Bitt' aus königlicher Gnade
Ich mir die Bewilligung.“

An dem Rand der Silberquelle
Giengen jetzt ſie auseinander,
Don Fernando und der Cid.

14.

Rodrigo.

In der ſtillen Mitternacht,
Wo nur Schmerz und Liebe wacht,
Nah' ich mich hier,
Weinende Ximene
(Trockne deine Thräne!)
Zu dir.

Ximene.

In der dunklen Mitternacht,
Wo mein tiefſter Schmerz erwacht,
Wer nahet mir?

Rodrigo.

Vielleicht belauſcht uns hier
Ein uns feindſelig Ohr;
Eröffne mir —

Ximene.

Dem Ungenannten,
Dem Unbekannten,
Eröffnet ſich zu Mitternacht
Kein Thor.
Enthülle dich;
Wer biſt du, ſprich!

Rodrigo.

Verwaiſete Ximene,
Du kenneſt mich.

Ximene.

Rodrigo, ja ich kenne dich;
Du Stifter meiner Thränen,
Der meinem Stamm ſein edles Haupt,
Der meinen Vater mir geraubt —

Rodrigo.

Die Ehre that's, nicht ich. Die Liebe will's verſöhnen.

Ximene.

Entferne dich! Unheilbar iſt mein Schmerz.

Rodrigo.

So ſchenk', o ſchenke mir dein Herz;
Ich will es heilen.

Ximene.

Wie? Zwiſchen dir und meinem Vater, ihm!
Mein Herz zu teilen? —

Rodrigo.

Unendlich iſt der Liebe Macht.

Ximene.

Rodrigo, gute Nacht'

15.

Als der König, Don Fernando,
Von Rodrigo und Ximenen
Beider Wort und Treu' empfangen,
Zu vergeſſen allen Haß
Und deshalb ſich vor dem guten,
Frommen Biſchof Luyn19) Calvo
Zu vermählen — denn die Liebe,
Sie allein verzeihet ganz —,
Gab er, um den Cid Ximenen
Gleichzumachen an Vermögen,
Valduerna und Saldanna,
Belforado und San Pedro
De Cardenna gab er ihm.

Herrlich gieng am Hochzeittage
Auf die Sonne. Don Rodrigo,
Abgelegt die Waffenrüſtung,
Kleidet ſich mit ſeinen Brüdern
Hochzeitlich und fröhlich an.

Echt walloner Pantalone;
Mit Scharlach gezackte Schuhe,
Fein an Leder, zween Stifte
Hefteten ſie feſt und enge
An den kleinen, netten Fuß.

Jetzo zog er an die Weſte,
Eng anliegend, ohne Borten;
Dann die ſchwarze Atlasjacke,
Wohlgepufft mit weiten Aermeln —
Wenig hatte ſie ſein Vater
Nur getragen. Auf den Atlas
Fiel von ausgezacktem Leder,
Breit anſtändig das Collet.20)

Und ein Netz von goldnen Fäden,
Eingewirkt in grüne Seide,
Schloß ſein Haar ein. Auf dem Hute,
Von Cortrayer feinem Tuche,
Hob ſich eine Hahnenfeder
Wunderbarlich hoch und rot.

Schönbefranzt bis auf die Hüfte
Reichet ihm die Jazerine,21)
Und um ſeine Schultern ſpielet
Ausgeplüſcht ein Hermelin.

Und der unverzagte Degen,
Tizonada war ſein Name,
Er, das Schrecken aller Mauren,
Hängt in ſchwarzen Sammetbändern
An dem feſten, tapfern Gurt.
Ausgezackt, gefaßt mit Silber
War der Gurt; ein feines Schnupftuch,
Wohlgefaltet, hieng an ihm.

So gekleidet gieng der edle
Cid, begleitet von den Brüdern,
Hin zum weiten Kirchenplatz,
Wo der König und der Biſchof
Und die Herrn des Hofes alle
Mit Ximenen ihn erwarten,
Mit Ximenen, ſeiner Braut.

Sittſam ſtand ſie da, Ximene;
Von elaſtiſch feiner Leinwand
Puffte ihre Flügelhaube;
Von dem feinſten Londner Tuche,
Wohl garniert, war ihre Kleidung,
Die von Schultern zu den Füßen
Barg und zeigte ihren Wuchs.
Auf zwei roſigen Pantoffeln
Stand als Königin ſie da.
Ihren Hals umſchlang ein Halsband;
An ihm hiengen acht Medaillen,
Einer Stadt an Werte gleich,
Und die reichſte unter ihnen,
Den Sanct Michael darſtellend
Schwer von Perlen und Juwelen,
Hieng Ximenen an der Bruſt.

So begaben die Verlobten
Zum Altar ſich; vorm Altare,
Eh der Braut die Hand er reichte,
Sah er mit dem Blick der Liebe
Und ſprach zu ihr tiefbeſchämt:

„Fräulein, einen Mann von Ehre
Leider hab' ich Euch getötet;
Denn es wollt' es Ehr' und Pflicht.
Dieſen Mann geb' ich Euch wieder,
Und was Ihr mit ihm verloret,
Vater, Freund, Verwandte, Diener,
Alles geb' ich Euch, mit allem,
Mich Euch, Euren Ehgemahl.“

Aus zog er den kühnen Degen
Vorm Altare, kehrt' zum Himmel
Seine Spitze. „Mich zu ſtrafen,“
Sprach er, „diene dieſer da,
Wenn mein Lebenlang den Eidſchwur
Ich verletze: Euch zu lieben
Und Euch alles zu erſetzen,
Wie ich Euch vor Gott gelobt. —
Und nun auf, mein guter Onkel
Luyn Calvo, ſegnet uns!“

16.

Vom Altar und aus der Kirche
Zog die Hochzeitfeier prächtig,
Don Rodrigo und Ximene.
Stattlich an Ximenens Seite
Gieng der König, der Vermählten
Vormund; an Rodrigos Seite
Gieng der fromme, gute Biſchof;
Dann der Herren langer Zug.

Wohl durch einen Ehrenbogen
Gieng der Zug hin zum Palaſte.
Ausgehängt aus allen Fenſtern
Hingen goldgeſtickt Tapeten,
Und den Boden deckten Zweige
Friſche Kräuter, Roſmarin.

Auf den Straßen, auf den Gaſſen
Längs hinan bis zum Palaſte
Tönten in getrennten Chören
Unter Saitenſpiel und Cymbeln,
Glückwunſch, Freud' und Luſtgeſang.

Alvar Fannez,22) unter allen
Freunden Cids ihm ſtets der erſte,
Jetzt von Dienern reich begleitet
Und geſchmückt mit ſchönen Hörnern,
Zeigt er prächtig ſich als Stier.
Antolin23) auf einem Eſel,
Ihn gleich einem Roſſe tummelnd;
Martin Pelaëz,24) mit Blaſen
Voller Erbſen, die er auswarf
Allem Volk zur lauten Luſt.
Herzlich lacht darob der König,
Gab dem Pagen, der, den Damen
Zum Erſchreck, den Teufel ſpielte,
Eine Handvoll Maravedis,
Auszuwerfen unters Volk.

Alſo führete der König
Sich zur rechten Hand Ximenen;
Und die Königin empfieng ſie;
Hinter ihr die Herrn vom Hofe.
Froh und freier war der Zug.

Weizen warf man aus den Fenſtern,
Daß der Hut des Königs ſelber,
Daß Ximenens Buſenkrauſe
Dicht und voll von Weizen lag.
Korn nach Körnchen las der König
Selbſt ihn aus Ximenens Krauſe
Vor der Kön'gin Angeſicht.

Alvar Fannez, der es anſah,
Rief als Stier: „Wohl möcht' ich lieber
Statt des Kopfes meines Königs
Jetzt beſitzen ſeine Hand.“

„Gebt ihm einen Korb voll Weizen,“
Sprach der König; „und Ximene,
Angelanget im Palaſte,
Ihr umarmt ihn für den Scherz.“

Aber von Ximenens Seele
War das taumelnde Gelächter
Weit entfernt; ſie iſt zu glücklich,
Als daß ſie ſich luſtig zeige.
Mehr ſpricht ihr gerührtes Schweigen
Als die lautſte Fröhlichkeit.

17.

Zu dem hochverehrten Sitze
Pedros,25) den der Biſchof Victor
Damals einnahm, trat der Deutſchen
Kaiſer — Heinrich war ſein Name —,
Klagend trat er ſo vor ihn:
„Gegen König Don Fernando
Von Leon und von Caſtilien,
Heil'ger Vater, klag' ich hier.
Jede Chriſtenmacht erkennet
Mich für ihren Herrn und Kaiſer;
Er verweigert mir die Ehre,
Er verweigert uns Tribut.

Zwingt ihn dazu, heil'ger Vater,
Zur Erhaltung wie des Glaubens
So auch unſrer beider Reich'!“
Drohende Befehle ſandte
Victor jetzt zu Don Fernando,
Einen Kreuzzug ihm ankündend,
Wenn er nicht dem heil'gen Stuhle
Und dem Kaiſertum der Deutſchen
Ehr' und Gaben willigte.

Lange ſtand Caſtiliens König
In Gedanken, wohl erwägend,
Wenn die Sache fürder ſchritte,
Die Gefahren ſeines Reichs.
Alle rieten nachzugeben,
Nachzugeben größrer Macht.

Nur der Cid (er war abweſend,
In der erſten Zeit der Liebe
Schlummernd an Ximenens Bruſt)
Aber als er von der Botſchaft
Und von Königs Rat gehöret,
Eilt' er und ſprach zu ihm ſo:
„Ach, zum Unglück Eures Reiches
Wärat Ihr geboren, König,
Wenn, ſolang' Ihr lebt, ein andrer
Hier geböt' in Eurem Reich!
Nimmermehr ſoll es geſchehen,
Solang' Ihr lebt und ich lebe.
Denn, o König, jede Ehre,
Die Euch Gott gab, zu erhalten,
Iſt uns, Euern Dienern, Pflicht;
Wer Euch anders riet, o König,
Riet Euch ſonder Ueberlegung
Und vermindert Euern Ruhm.

Fordert ſie heraus, die Droher!
Die Ausford'rung iſt des Königs,
Die Ausführung iſt des Kriegers.
Fordert ſie; ich nehm' es auf.
Denkt, o König, und bedenket,
Wir erwarben Euch Caſtilien,
Wir mit Ehre, Gut und Blut;
Eher gäb' ich auch mein Leben
Hin, eh dieſe fremden Weſpen
Zehren ſollen unſre Beute,
Ernten unſrer Siege Frucht.
Denn, o König, gebt Ihr ihnen
Etwas, o ſo bleibt Euch — nichts."

Und ſo führt der Unverzagte
Cid zehntauſend wackre Männer
Durch die Alpen hin ins Feld.
Ihm entgegen zog Graf Raimond
Von Savoy'n mit vielen Roſſen;
Doch der Cid, er ſchlug den Grafen,
Macht ihn ſelber zum Gefangnen,
Und nur gegen ſeiner Tochter
Geiſelſchaft gab er ihn los.

Auch der König der Franzoſen
Sandt' dem Cid ein Heer entgegen,
Das er ſchnell zerſtreuete;
Da er dann mit ſeinen Tapfern
In Italien alſo waltet,
Daß in Eile Papſt und Kaiſer,
Beide des Tributs vergeſſend,
Botſchaft ſenden zu Fernando,
Nur den Cid hinwegzuziehn.

Und ſo kehrete der Feldherr
Stolz zurück mit ſeinen Tapfern.
Seine königliche Rechte
Reicht' ihm dankend Don Fernando;
O, wie war der Cid ſo fröhlich
Ueber ſeines Königs Dank!

18.

Gen Zamora, wo der König
Eben Hof hielt mit den Edeln,
Kamen mauriſche Geſandte
Zum Rodrigo von Bivar.

Von fünf Königen der Mauren,
Die er einſt in Pflicht genommen,
Waren ſie die Abgeſandten,
Ihm zu reichen den Tribut:

Hundert Pferd' Araberſtammes,
Edle Roſſe, drunter zwanzig
Weiße, zart wie Hermelin,
Zwanzig apfelfarbne graue,
Dreißig rote, dreißig braune,
Alleſamt mit reichen Decken
Ueberlegt und ſtolz gezäumt.

Für Donna Ximena brachten
Reichen Schmuck ſie an Juwelen,
Zwei koſtbare Hyacinthen;
Auch zwei Kiſten Seidenſtoffe,
Ihren Knappen zur Livrei.

Ehrerbietig, wie Vaſallen,
Naheten ſie ihrem Lehnsherrn,
Nannten ihn Gebieter, Cid.
„Freunde," ſprach der Cid, „ihr irret;
Wo mein Herr, der König, Hof hält,
Bin ich ſelber ein Vaſall.
Der Tribut, den ihr mir bringet,
Er gehöret meinem Herrn."

„Sagt," erwiderte der König,
„Euren Herren, daß ihr Lehnherr
Kein Monarch zwar ſei, doch leb' er
Mit Monarchen. Ich beſitze
Nichts, was ich nicht ihm verdanke,
Meinem Feldherrn, eurem Cid."

Alſo kehrten die Geſandten
Rückwärts, ohne recht zu wiſſen,
Wer Vaſall, und König ſei.

19.

Sehnlich wartete Ximene
In den Sälen ihres Palaſts,
Sehnlich harrt' ſie auf Rodrigo;
Und es badet ſich in Thränen
Ihr beſcheidnes Angeſicht.
Seufzend nimmt ſie ihre Feder,
Manche, manche zarte Klage,
Mehr als tauſend liebevolle
Bitten ſchreibt ſie dem Gemahl,
Den ſie wohl erweichen könnten,
Wenn die Ehre nicht in Felſen
Wandelte der Helden Herz.

Nochmals nimmt ſie jetzt die Feder
Und mit neuer Klag' und Seufzen
Schreibt ſie auch an ihren König,
An den edelſten der Welt:

„Guter, weiſer, großer König,
Sieghaft und gerecht und bieder,
Eure Dienerin Ximene
Klaget vor Euch über Euch.

Scherz nur war es, Don Fernando,
Eurer königlichen Laune,
Die mir den Gemahl einſt gab;
Denn wohl wenig junge Frauen
Waren weniger vermählet,
Als ich bin — verzeiht, o König! —
Und allein durch Eure Schuld.

Dieſen Brief ſchreib' ich in Burgos,
Wo mein Leben ich verwünſche
Und auch Euch viel Böſes will;
Denn von den Geboten Gottes,
Welches giebt Euch Recht, o König,
Ehgenoſſen, alſo lange
Sie zu trennen und ſo oft?

Welches gibt Euch Macht, o König,
Mir aus einem zarten Manne,
Artig, liebenswert, bezaubernd,
Aller Welt zum wüſten Schrecken
Einen Löwen zu erziehn?

Sechs Monate, Tag' und Nächte,
Haltet Ihr ihn feſt im Zügel,
Und wohl einmal kaum im Jahre
Sieht er ſeine Gattin, mich.

Und wie kommt er? Blutgebadet
Bis zu Füßen ſeines Pferdes.
Wenn ich dann mit meinen Armen
Ihn umfange, ſchläft er ein;

Träumet, wie ein Wildbeſeſſner,
Schlachten, Kämpfe. Kaum noch taget
An dem Firmamente drunten
Der Aurora früh'ſter Strahl,

Ohne mich nur anzuſchauen,
Ob ich wache oder ſchlafe,
Springt er auf. Mit welchen Thränen
Großer Gott, empfing ich ihn!
Vater wollt' er mir und alles,
Vater und Gemahl mir ſein!
Alles fehlet der Verlaſſnen
Jetzo, Vater und Gemahl.

Thut Ihr dies, um ihn zu ehren,
König, des bedarf er nicht.
Längſt war er der Vielberühmte;
Eh am Kinn der Bart ihm ſproßte,
Waren Könige der Mauren
Fünf ihm ſchon Gefangene.

Guter König, alſo ſchreibet
Mir in Eures Herzens Sprache,
Wollt Ihr den Gemahl mir ſenden?
Oder wollt Ihr, daß die Gattin
Eures ehrenvollſten Feldherrn
Ihm den Erſtgebornen bringe
Einen Waiſen, vaterlos?

Nachſchrift.

Und noch eins, o guter König:
Werfet meinen Brief ins Feuer,
Daß nicht Eurer Höfling' einer
Ihn belache! Denkt daran."

20.

Zehn Uhr war's am frühen Morgen,
Als der König ſeinen Schreiber
Rief und forderte Papier.
Mit vier Punkten und dem Zuge
Paraphiert er Kreuz und Namen,[26]
Und alſo antwortet er:

„Edle, ſittſame Ximene,
Meinen Gruß Euch ehrerbietig,
Meine Hochachtung und Gunſt!

Ihr beklagt um den Gemahl Euch
Gegen mich, Donna Ximene;
Wenn ich ihn zum Nachteil Eurer
Mir zur Luſt zurückbehielte,
Klaget Ihr mit vollem Recht.
Aber da die Heidenkriege,
Die auf meinen Grenzen ſtürmen,
Ihn rückhalten, iſt es meine,
Oder iſt es ſeine Schuld?
Drängt ihn nicht, zurückzukommen,
Euren Eh'gemahl; er hörte,
Auch an Eurer Seite hört' er
Mit Unluſt die Kriegsſchalmei.
Und wenn er nicht Feldherr wäre,
Saget mir, was wär't ihr beide?
Edelmann und Edelfrau.

Hatt' er Könige der Mauren
Fünf als Jüngling zu Vaſallen:
Wollte Gott, er hätte deren
Fünfmal fünf; denn um ſo minder
Hätte Feinde jetzt mein Reich.

Kann er alſo nicht, Ximene,
Bei Euch ſein im Augenblicke,
Wo Ihr ihn ſo ſehnlich wünſcht,
So erlaubt mir, edle Mutter,
Daß ich ſeinen Platz vertrete;
Denn ich glaub' es, nur der König,
Iſt für ihn des Platzes wert.

Euren Brief ſollt' ich verbrennen?
Sehen ſollen ihn die Lacher
Meines Hofes, tief beſchämt.
Daß Ihr meinen nicht verbrennet,
Zeichne ich ihn zum Contracte
Und verbinde mich, Ximene,
Iſt's ein Sohn, den Ihr gebäret,
Geb' ich Zelter ihm und Degen,
Mit zweitauſend Maravedis,
Ihm, dem Ritter, zum Geſchenk;
Iſt es eine Tochter, ſetz' ich
Vierzig Mark an gutem Silber,
Vom Geburtstag an, ihr aus.
Und ſo lebet wohl, Ximene!
In der Stunde Eurer Schmerzen
Helf' Euch die hilfreiche Mutter,
Aller Himmel Königin!

„Nachſchrift.

Eben kommt, ich hör ihn kommen,
Euer ernſter, lauter Feldherr,
Mir die Lection zu leſen,
Daß ich nicht zu Felde bin."

21.

Ehren, Glück und Macht und Güter,
Aller Ruhm und Pracht der Erde,
Eine leichte Waſſerblaſe
Seid ihr, auf den Lüftchen ſchwebend
Einen kurzen Augenblick!

Don Fernando, er, der Große —
Und mit Recht ſo zubenannt —
Spaniens Monarch und Kaiſer,[27]
Liegend auf dem Totenbette,
Seine letzte Stund' erwartend,
Denkt er nur der Ewigkeit.

Ausgeteilet hatt' er alle
Reich' und Güter ſeinen Söhnen. —
Welche Stimme ſchallt auf einmal
In den traurigen Gewölben
Des Palaſtes? Der Infantin
Donna Uraca Stimme ruft.

Weinend tritt ſie vor den König,
Trauernd tief im Trauerſchleier,
Nahet ſie dem Bett des Vaters,
Fällt aufs Knie vor ſeinem Bette;
Die verehrte Hand ihm küſſend,
Flehend ſie ihn alſo an.

„O mein Vater, unter allen
Göttlich-menſchlichen Geſetzen
Nennet mir, was Euch verbindet,
Eure Töchter für die Söhne
Zu enterben? Ausgeteilet
Habt Ihr Eure Reich' und Länder
Meinen Brüdern und vergaßet,
Vater, und vergaßet mich.

Alſo bin ich Eure Tochter
Nicht, Sennor; denn wenn ich's wäre,
Wär' ich auch nur Euer Baſtard,
Hätte, meiner zu gedenken,
Euch erinnert die Natur.

Hab' ich, königlicher Vater,
Dieſe Schmach um Euch verdienet,
Nun ſo nennet meine Schuld.
Nennet Ihr ſie nicht, was werden
Fremde Völker von Euch ſagen,
Sagen alle edlen Männer,
Wenn ſie von dem Unrecht hören,
Das Ihr, ſtets gerechter König,
Einer Unbeſcholtnen thut?

Männer, in die Welt eintretend,
Bringen, Güter zu erwerben
Kräfte ſich und Anſehn mit;
Was ſie ſich erwerben konnten,
Müßigen zu hinterlaſſen,
Hieße das nicht, edler Vater,
Seine Söhn' erniedrigen?
Aber ſagt, was kann die Tochter,
Was kann ſich ein Weib erwerben?
Hingeworfen auf die Erde,
Hat ſie nichts als des Gehorſams,
Als des Dienens niedern Lohn.

Wenn Ihr mich enterbet, Vater:
Ohne Land und ohne Boden,
Muß ich in die Fremde flüchten,
Muß — verzeiht ein hartes Wort mir —,
Eure Härte zu verbergen,
Muß die Tochter Euch verleugnen,
Weil Ihr ſie verleugnetet.

Wohl, ſo geh' ich dann als Pilg'rin
In die Welt. In meinen Adern
Wallet königliches Blut;
Deſſen fürcht' ich zu vergeſſen,
Weil mein Vater es vergaß."

Alſo ſprach mit lautem Weinen
Die Infantin Donna Uraca.
Als ſie ausgeredet hatte,
Wartete ſie auf die Antwort.
Ihres Vaters, der im Sterben
War, des Königs letztes Wort

22.

Königen den Mund zu ſchließen,
Darf es oft nur eines Weibes
Freier Rede. Don Fernando,
Eine Beute jetzt des Todes,
Hörend ſeiner Tochter Klagen,
Hatte Kraft genug, zu ſeufzen
Ueber ihre ſtolze Kühnheit,
Aber kaum genug der Kräfte,
Zu antworten. Lange ſucht' er
Worte, bis er alſo ſprach:

„Tochter, flöſſen Eure Thränen,
Die Ihr jetzt um eitle Güter
Weinet, ſo um Euren Vater,
Sie verlängerten, ich glaub' es,
Selber noch mein Leben jetzt;
Aber da Ihr, ſtolze Tochter,
Hier vor meinem Todesbette
Nur um Erdengüter weint,
So bedenkt, was nehm' ich jetzo
Sterbend mit mir aus der Welt
Und ich dank' es meinem Schöpfer
Daß er mir, Euch zuzureden,
Euch zu reinigen die Seele,

Kraft noch und Vermögen ſchenkt.
25] Graden Weges geht zum Himmel
Jetzo, hoff' ich, meine Seele;
In dem Feuer Eurer Worte
Litt ſie ihre Läutrung ſchon;
Denn bedenket es, o Tochter,
War die Stunde meines Scheidens,
Mich alſo noch zu betrüben,
Ein erleſner Augenblick?

Eurer Brüder Reich' und Güter
Neidet Ihr, und wollt nicht ſehen,
35] Daß mit dem Beſitz ich ihnen
Auch auflege Pflicht und Laſt?
Pflicht, die Länder zu beſchützen,
Laſt, ſie weiſe zu regieren;
Alles des bedürft Ihr nicht.
40] Sie vielleicht ſind arm bei vielem,
Ihr bei wenigem die Reiche;
Denn Perſonen Eures Standes,
Denen niemand gleich ſich ſchätzt,
Was bedürfen ſie für Reichtum
45] Als, ihr Leben hinzuleben,
Eines Kloſters Einſamkeit!

Freilich ſeid Ihr meine Tochter,
Denk' ich, aber eine eitle;
Wohl dacht' ich an Eitelkeiten,
50] Als ich Euch erzeugte.
Euch trug eine edle Mutter;
Aber eine böſe Amme —
Denn das zeugen Eure Reden —
Säugte Euch mit ſchlechter Milch.

55] Drohet Ihr, in fremde Lande
Euch zu flüchten: wer, o Tochter,
So der Zunge läßt den Zügel,
Reißet auch der Ehre Zaum;
Längſt hatt' er ihn ſchon zerriſſen,
60] Als er ſo verwegen ſprach. — —
Leichter wird mir's, die Verwirrung
Eures Kopfes zu gedenken,
Tochter, als daß meines Blutes
Alſo Euer Herz verdarb.

65] Euch, die Schweſtern, ſollten Eure
Brüder — dieſes war mein Wille —
Unterhalten; jetzt befehl' ich,
Um mit mir den Segen aller
Meiner Kinder mitzunehmen,
70] Jetzt befehl' ich — höret mich:
Arm will ich Euch nicht verlaſſen,
Seit Ihr, was Ihr ſprechet, ſpracht.
Edel iſt dein Blut, Uraca,
Doch ich kenne dein Geſchlecht.
75] Alſo meine Stadt Zamora
Laſſ' ich dir die wohlverwahrte,
Wohlbevölkerte. Dich werden
Tapfre Männer in ihr ſchützen
Und dir ſolche Ehr' erzeigen,
80] Daß der Ehre zu gedenken
Du durch ſie gezwungen wirſt.
Ob mich deine jüngſte Schweſter
Gleich mit keinen Bitten anging,
Setz' ich ihr, wie dir Zamora,
Das Gebiet von Toro aus.

Dieſes iſt mein ernſter Wille;
Und wenn meiner Söhne einer
Euer Erbteil Euch zu rauben
Je gedenkt, dem geb' ich meinen
90] Schwerſten väterlichen Fluch.“

Alle, die den König alſo
Reden hörten, ſprachen: „Amen!
Fluch dem Räuber ſeiner Schweſtern!
Schrecklich treff' ihn Tod und Fluch!“
95] Don Garcia, Don Alfonſo
Sprachen Amen; doch Don Sancho,
Er allein in der Verſammlung
Vor dem Bett des Vaters — ſchwieg.

II.

Der Cid

unter

Don Sancho dem Starken.

23.

Lärm und Schlachten, Blut und Feuer,
Kriegesſtimmen allenthalben,
Trommeln, Pauken und Trommeten
Schallen in Caſtilien laut.
5] Denn kaum hatte mit den Brüdern
Seines Vaters Sarg Don Sancho
Mitbegleitet an die Gruft,
Steigt er auf ſein Roß, und blaſen,
Blaſen läßt er allenthalben
10] Gegen ſeine Brüder Krieg.
Die Vaſallen ſeines Reiches
Bot er auf; nicht ſeine Rechte
An der Brüder Land zu prüfen —
In das Treffen ſie zu führen,
15] Rief er ſie bei Ehr' und Pflicht.

„Ach, Rodrigo,“ ſprach Ximene,
„Alſo haſt du ſie beſchloſſen,
Meine Leiden?
Eins von beiden
20] Soll ich miſſen,
Eins aufgeben —
Wohl mein Leben,
Oder mind'ſtens die Geduld!

Meiner Treue mich zu rühmen,
35] Stehet mir nicht an; der Liebe
Iſt treu ſein die ſchönſte Pflicht.
Nur wie dürft Ihr mir, der Treuen,
Mir, der Liebenden, Rodrigo,
Von ſo langem Abſchied ſagen?

30] Ach beſchloſſen iſt's, beſchloſſen,
Eins von beiden,
Soll ich meiden,
Eins aufgeben —
35] Oder mind'ſtens die Geduld!

Wenn ich Euch verehrend liebe,
Denkt Ihr nicht daran, Rodrigo,
Daß die Zeit ja alles, alles
Rückwärts führe? daß im Herzen
40] Auch der tiefſten Liebe Wurzel
Sterbe, wenn man ſie nicht pflegt?
Zwar iſt dies Euch keine Drohung;
Denn in Worten wie in Thaten
Kann Ximene den Rodrigo
45] Nie beleid'gen. Eiferſüchtig
Könnte ſie als Kind nur — ſterben.

Ja, es iſt, es iſt beſchloſſen,
Eins von beiden aufzugeben,
Die Geduld oder mein Leben!

50] Undankbare Männerherzen!
Euch entflammt der Weiber Leichtſinn;
Die Beſtändigkeit des Weibes
Tötet eurer Liebe Glut.
Kennten wir euch recht, ihr Männer,
53] Würden wir euch je vertraun?
Sprich mir auf dein Herz, Rodrigo,
Denkſt du noch an jene Schwüre,
An die ſüßen Schmeicheleien,
An die Thränen und Gelübde,
60] Die du einſt mir treu gelobt?
Alles iſt dir aus der Seele,
Aus dem Herzen dir verſchwunden;
Wie ein Lüftchen überm Sande
Hat die Zeit es fortgeweht.“ —
65] Zärtlich küſſete Ximenes
Angeſicht der tapfre Feldherr,
Schwur ihr auf den Griff des Degens,
Schwur ihr, treu zurückzukommen,
Sei's lebendig oder tot.

24.

Lange führeten die Brüder,
König Sancho in Caſtilien,
In Gallicien Don Garcia,
An der Reiche Grenzen Krieg.
5] Endlich trafen ſie zuſammen,
Und von beiden Seiten fielen
Tapfre Männer, bis Don Sancho,
Sancho ſelbſt gefangen ward.
Nahe war's, daß der mit Unrecht
10] Krieg begonnen, ihn mit Schande
Endigte; denn unter allen
Streitenden war König Sancho
Wohl an Leibeskraft der Stärkſte,
Doch der Feigeſte an Mut.

15] Alvar Fannez, er, der erſte
Freund des Cid, kaum ſieht den König
Er gefangen, drängt er ſtürmend
An den Platz des Unglücks ein.
„Laßt den König, ihr Verräter!“
20] Ruft er wütend, und ſie flohen,
Die harten Aſturier.

Frei ſtand alſo König Sancho.
Doch die Schlacht, ſie war verloren;
Uebrig waren dem Befreiten
25] Kaum ſechshundert Caſtilianer,
Wie? ſechshundert Caſtilianer?
Für die ganze, weite Erde
Sind ſie g'nug, wenn Cid ſie führt!

An kommt er. Auf ſeinem Roſſe,
30] Als ihn Sancho kommen ſiehet,
Ruft er laut zu ſeinem Heer:
„Auf von neuem in das Treffen!
Bald iſt jetzt das Schlachtfeld unſer;
Denn der Cid iſt da! Willkommen,
35] Cid! Ihr kommt zu rechter Zeit.“
Ernſt antwortet ihm Rodrigo:
„Und Ihr, Herr, zu ſehr unrechter
Trafet Ihr auf dieſen Platz.
Beſſer wäret Ihr am Grabe
40] Eures Vaters ſtehn geblieben
Betend mit gefalt'nen Händen,
Als im ungerechten Kriege
Mit dem Bruder einzuernten
Eures Vaters harten Fluch.

45] Ungern nehm' ich Don Garcia
Jetzt gefangen; für die Ehre,
Und doch muß ich's, für die Ehre,
Für den Dienſt muß ich es thun,
Muß ihn nehmen, oder ſterben
Als ein Kriegsmann. Euch, o König,
Bringet hier in dieſem Felde
Weder Sieg noch Niederlage
Ruhm, Euch ſchändet dieſer Krieg.“

Eben trat Garcia ſingend
Auf den Kampfplatz, tief unwiſſend,
Was geſchehn war und geſchah.
Stracks erklangen die Trommeten,
Die Trommeten und die Zinken,
Neue Brüderſchlacht begann.

60] Und in Mitte ſeiner Edlen
Ward Garcia bald gefangen.

„Ach, was thut Ihr, edler Cid?“ —
„König, was für Euch ich thäte,
Wenn Ihr mein Gebieter wäret.
65] Jetzt will es das Schickſal alſo;
Unterzieht Euch ihm, wie ich!“

25.

Als Don Sancho ſeinen Bruder,
Den gefangenen Garcia,
In den feſten Turm von Luna
Eingeſperret — wie ein Sperber,
5] Der den erſten Raub gekoſtet,
Jetzt nach reicherm, größerm Raube
Dürſtet und nach wärmerm Blut,
Warf auf ſeine jüngſte Schweſter
Sancho ſich; er ſchleppt Elviren,
10] Wie die ſchwache Taube wehrlos,
Aus dem ihr verliehnen Toro
Gen Burgos ins Kloſter hin.

Jetzt entblößet Don Alfonſo,
König von Leon, die Spitze
15] Seines Degens und verkündet
Laut der Welt und offenbar:
Aus Ehrfurcht für ſeinen Vater,
Und ſich ſelber zu beſchützen,
Unternehm' er dieſen Krieg,
20] Doch nicht gegen ſeinen Bruder,
Einzig gegen den Beſchützer
Eines niederträcht'gen Räubers;
Der Beſchützer heiße Cid.
„Denn,“ ſprach er, „die Böſen müßten
25] Abſtehn von den Frevelthaten,
Wenn zu ſolchen kein Rechtſchaffner
Ihnen diente; denn der Beſte
Wird im Dienſt der Böſen ſchlecht.“

„Rede jetzt,“ ſprach König Sancho,
30] „Perle meines Reiches, rede:
Ziehet er nicht gegen mich?“ —
„Gott iſt's, der uns alle richtet!“
Sprach der Cid. „Doch wollt Ihr's wiſſen,
König und mein Herr, ſo ſag' ich:
35] Euer Bruder, weil er recht hat,
Eilet er vorjetzt zum Unglück.“

„Auf, zu Waffen!“ rief Don Sancho,
„Fliegt, ihr Fahnen! Fliegt, Paniere!
Seht, es kommen die Leoner!
40] Löwen der Standarten kommen,
Doch nicht Löwen, die ſie tragen;
Und wir haben für ſie Türme,
Türm' und Schlöſſer zum Gefängnis.“

„Auf!“ fiel Cid ihm in die Rede,
„Auf! weil man an mich denn will!“

„Gott genad' ihm, wer an dich will,
Braver Cid, du Blume Spaniens,
Spiegel echter Ritterſchaft!“

Alſo zogen ſie zum Kriege;
50] Don Alfonſo ward gefangen,
Und gefangen ward Don Sancho,
Jener von den Caſtilianern,
Von den Leoneſen dieſer,
Und noch wankt das Glück der Schlacht.

55] Als der Cid auf ſeinem Roſſe
Losſprengt auf den Haufen Krieger,
Der Sancho umſchloſſen hielt:
„Fangen oder hangen!“ rief er.
„Nicht das eine, nicht das andre,
Guter Cid!“ ward ihm zur Antwort.
„Fangen oder hangen!“ rief er,
Und ſein König ſtand befreit.

Don Alfonſo blieb gefangen,
Ward geſperret in ein Kloſter,
65] Wo ihn bald zum Dank der Ehre,
Die dem Cid er laut erzeiget,
Donna Uraca ihn ins Freie
Fördert, daß er gen Toledo
Hin zu Ali-Maimon floh.

26.

Auf Zamora geht der Feldzug,
Auf die feſte Stadt Zamora.
Zahllos iſt das Heer der Krieger,
Zahllos Königes Entwürfe. —
5] Tapfrer Cid, du edler Feldherr,
Vor Zamora zieheſt du?

Unterweges ſpricht der König
Zu ihm: „Freilich ausgehauen
Iſt die Stadt wie aus dem Felſen,
10] Der ihr anliegt wie ein Panzer.
Dick wie eines Mannes Länge
Iſt die Dicke ihrer Mauern;
Und die Türme dieſer Mauern,
Ihre Feſten aufzuzählen,
15] Forderte wohl einen Tag.
Abzuleiten den Duero,
Der ſie einſchließt wie ein Mädchen,
Iſt ganz über Menſchenmacht.
Uebergäbe mir Zamora
20] Meine Schweſter, Cid, ſo hätt' ich
Eine Feſtung, in ganz Spanien

Wär' ihr keine Feſte gleich.
Guter Cid, von meinem Vater
Als ein Kleinod mir vererbet,
Eidlich mußten wir verſprechen,
Lebenslang Euch hoch zu ehren
Und zu folgen Euerm Rat;
Guter Cid, du unſers Hauſes
Säule, thu' es mir zur Liebe,
Bringe Botſchaft nach Zamora,
Fordre es von meiner Schweſter,
Fordre es zum Tauſch um alles; —
Doch vergiß nicht beizufügen,
Wenn ſie mir die Bitte weigert,
Daß ich nehme, was ich bat."

„Freilich weiß ich nicht," antwortet
Ihm der Cid; „je mehr die Mauern
Von Zamora ich betrachte,
Deſto kühner, deſto ſtolzer
Scheinen ſie mir dazuſtehn."
„Recht," ſpricht Sancho, „recht geredet,
Dieſes ſind die erſten Mauern,
Die nicht deinem Anblick zittern."

Und je näher Cid der Stadt kam,
Ging ſein muntres Roß Babieça
Langſam und hing ſeinen Kopf.

27.

Trauer war noch in Zamora
Um den Tod des großen Königs
Don Fernando, tiefe Trauer.
Ueberhängt mit ſchwarzen Tüchern
Waren Kirchen und Altäre;
Kein Geſang, kein Ton der Freude,
Auch kein Inſtrument der Liebe
Ließ ſich hören auf den Gaſſen.
Die Infantin Donna Uraca,
Schmerzlich bitter weinte ſie
Um den Tod des großen Vaters,
Um den Gram, den ſie ihm ſterbend
Noch in ſeiner letzten Stunde
Zugefügt, um ſeine Güte,
Um das Unglück ihrer Schweſter,
Der vertriebnen Donna Elvira,
Um das Unglück ihrer Brüder
Don Garcia, Don Alfonſo;
Und — wer ſollt' und könnt' es glauben? —
Noch beweint im tiefſten Herzen
Einen andern Wunſch Uraca.
Den Verluſt wird ſie beweinen,
Wenn ſie jenen längſt vergaß.

Denn dem Glück, geliebt zu werden,
Gleicht kein ander Glück auf Erden;
Die geliebte Schäferin,
Sie allein iſt Königin.

In dergleichen Gramgedanken
Tief verſenket ſaß Uraca,
Als auf einmal vor den Thoren
Von Zamora Cid erſcheint.

28.

Grad' einreiten in Zamora
Will der Cid, als ihn die Wache,
Ihn mit ſeinen fünfzehn Kriegern,
Anhält draußen vor dem Thor.
Laut und lauter wird der Lärmen,
Lauter das Geſchrei der Straßen,
Bis es zur Infantin drang.
Und in ihren Trauerkleidern
Eilet ſchnell ſie auf die Mauer,
Als — das Schrecken von Caſtilien —
Sie den Cid da vor ſich ſieht.
Ihre ſchönen Augen netzen
Thränen; an die Mauer drücket
Sie die Bruſt, enthüllt ihr Antlitz,
Und vorbreitend ihre Arme,
Rufet ſie ihm furchtbar zu:
„Da du uns zu Feinden haben wollteſt,
Warum klopfeſt du an unſre Thore?
Da durch dich wir hier in Jammer leben,
Warum kommſt du und was willſt du weiter?
Da, der Freundſchaft Maske weggeworfen,
Du dem Unrecht deinen Arm geliehen —

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre iſt verloren!
Rückwärts, rückwärts, ſtolzer Cid!

Seit er ſeinen Eid an mir gebrochen,
Den er zuſchwur einer Königstochter,
Mich zu ſchirmen, mich, die einſt ihn liebte
Und noch jetzt ſein Bild in dieſen Mauern
Ehrt, in Mauern, die er kommt zu ſtürmen;
Seit, von ſeinem neuen Glücke trunken,
Er vergaß die ſchönen Jugendtage,
Die an meines Vaters Hof erlebte. —

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre iſt verloren!
Rückwärts, rückwärts, ſtolzer Cid!

Dem mein Vater Ritterwaffen reichte,
Meine Mutter ſelbſt den Zelter zuführt',
Ich anſchnallete die goldnen Sporen,
Knieend auf dem Marmor. Er bemerkte
Damals nicht, was jedes Mädchen merket;
Er vergiſſet, was er war, und denkt nur,
Was er iſt. Auch ich, ſo manches dacht' ich,
Was der Himmel mir um meiner Fehler
Willen nicht vergönnte. Meine Eltern
Hoben ihn; er ſtürzte mich hernieder.
Weil ich denn um ſeinetwillen weine —

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre iſt verloren!
Rückwärts, rückwärts, ſtolzer Cid!

Ich, ein Weib, dazu noch ſtolz und zärtlich,
Kann ihm zwar kein Leid vom Himmel wünſchen;
Hat er mich mit ſeinem Stolz beleidigt,
Hat er innig mir das Herz verwundet,
Kommen von ihm alle meine Leiden:
So komm' auf ihn meine Güt' und Gnade!

Ich verzeih' ihm. Er darf mich beleid'gen
Ohne Strafe; denn des jungen Ritters,
Seiner, in der prächt'gen Kirche zu Coimbra,
Werd' ich ſtets gedenken. Aber dennoch —

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre iſt verloren!
Rückwärts, rückwärts, ſtolzer Cid!

Daß er nicht den Bruch des Eids verhindert',
Den Don Sancho meinem Vater zuſchwur,
Daß er ſeinem Raube nicht gewehret,
Der dem Don Garcia, Don Alfonſo
Ihre Reiche nahm — der eine ſchmachtet
Im Gefängniſſe, der andre mußte
Zu Ungläub'gen fliehen, zu den Heiden;
Daß Don Sancho meiner armen Schweſter,
Die im Kloſter jetzt von Milde lebet,
Toro, ihr rechtmäßig Erbteil, raubte
Und der Cid auch dieſes ihm nicht wehrte;
Daß mein Bruder nicht und auch der Cid nicht
Tief erröten, mich hier zu bekämpfen,
Mich, die Schweſter, mich, ein ſchwaches Weib nur,
Die zu Waffen nichts ſonſt hat als Thränen —
Deshalb —

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre iſt verloren!
Rückwärts, rückwärts, ſtolzer Cid!"

Alſo ſprach, gepreßt den Buſen
An die Mauer, Donna Uraca;
So antwortet ſie dem Cid.

Er, betroffen von der Antwort,
Hält verworren; dann auf einmal
Lenkt er um ſein Roß Babieça:
„Rückwärts!" höret man ihn murmeln,
„Rückwärts!" zwiſchen ſeinen Lippen,
Reitend nach dem Lager ſtumm.
Und ſo kommt er von Zamora
Wohl von manchem Pfeil verwundet,
Der, auch ohne Spitz' und Eiſen,
Tief im Herzen bohrend glüht.

29.

Still verſunken in Gedanken,
Gab der Cid, als von Zamora
Jenes Tages er zurückkam,
Stracks gab er dem König Sancho
Rechenſchaft von ſeiner Botſchaft,
Der ihm dieſe Worte ſprach:
„Solches iſt der Kön'ge Schickſal,
Wenn ſie mit zu wenig Klugheit
Zu viel Ehr' erzeigen einem,
Einem ſtolzen Unterthan.

Ihr, Graf von Bivar, ich weiß es,
Jenen kecken Zamoranern
Rietet Ihr den Ungehorſam
Und das Widerſtreben an;

Eure Weisheitsregel kenn' ich,
Fortan ſind ſie nicht die meinen;
Und zu meinen Füßen läge
Augenblicks hier Euer Kopf,
Hätt' ich es nicht meinem Vater,
Ich mit allen meinen Brüdern,
Auf ſein Haupt zuſchwören müſſen,
Euch zu ehren. Fort dann! Fort
Aus Caſtilien. Weg aus allen
Meinen Reichen!" —
„Auch aus denen,
Die ich Euch erobert habe?
Oder nur aus denen Reichen,
Die ich, König, Euch erhielt?"
„Fort aus allen!"
Don Rodrigo,
Der gedankenvoll erſt daſtand,
Lächelte, ſah ruhig um ſich
Und — beſtieg ſein Roß Babieça.
Todesſtille herrſcht im Lager,
Denn der Cid — er iſt hinweg!

30.

Ein Geräuſch von Waffenrüſtung!
Pferdetritt', Galopp, Galoppe!
Zween Zamoraner Ritter
Sind es, von der erſten Bravheit.
Längs dem Ufer des Duero
Reiten ſie mit grünen Schilden;
Füchſe reiten ſie; die Degen
Sind von braunem ſcharfem Stahl.
Wohlbewaffnet, auf dem Sattel
Feſt und leicht wie Haſen ſprengen
Sie hinauf dort jenen Hügel,
Und im Augenblicke ſtehn ſie
Vor den Caſtilianerfahnen
Alſo nah', daß man ſie hört.

Einer iſt ein alter Ritter,
Arias Gonſalo ſein Name,
Weit bekannt. Zwei Gegner ſind ihm
Wie ein Haar aus ſeinem Bart.
Neben ihm der junge Ritter
Iſt ſein jüngſter Sohn; er ſcheute
Wohl auch nicht den dritten Mann.
Unverzagt, ſobald ſie hörbar
Reden konnten, rufen ſie:
„Sind im königlichen Lager
Zwei der Ritter, die mit zweien
Zamoranern ihre Lanzen
Brechen wollen, ſind wir da,
Sie zu lehren, König Sancho
Sei kein Edelmann, indem er
Seiner Schweſter das zu rauben
Kommt, was ihr der Vater gab.

Thun dabei Verzicht auf jede
Rittereh r' und Königsladung,
Nie zu ſitzen einem Edlen
An der Seite, nie von Frauen
Zu empfangen Lieb' und Gunſt;
Thun Vezicht auf dieſes alles,
Wenn mit zweien Lanzenſtößen
Wir den Platz von unſern Gegnern
Nicht geleert. Wenn zwei ſich fürchten,
Mögen drei und vier und zwanzig,
Selbſt auch mit dem Teufel kommen,
Nur mit einem nicht — dem Cid."

Als zwei Caſtilianergrafen
Hörten dieſe kühne Fordrung,
Wie die Löwen brüllten ſie:
„Wartet, Ritter, zwei Minuten,
Anzulegen uns die Waffen."

Indes ſie ſich alſo rüſten,
Sprach der alte Zamoraner,
So ſprach er zu ſeinem Sohn:

„Rückwärts ſieh dich um, o Jüngling!
Auf den Mauern, auf den Türmen
Von Zamora ſehen Frauen
Und Jungfrauen auf uns her.
Nicht auf mich, der alt und grau iſt,
Aber auf den jungen Ritter,
Den mannhaften, ſchauen ſie.
Führeſt du dich wohl, ſo gäb' ich
Für mein Landgut nicht die Bänder,
Die man dir verehren wird;
Gegenteiles ſtürb' ich lieber,
Als die Spötterei'n zu hören,
Die ſich rüſten deinem Ohr.

Feſt im Bügel! Halt die Lanze
Grade vor dich! Auf den Schild!
Halt' dein Roß zum Angriff fertig!
Wer im Kampf den erſten Stoß thut,
Hat das halbe Werk gethan.
Sieh, da kommen ſie! Wohlauf denn!
Siegen oder ſterben, Sohn!"

Sieg war Ausgang ihres Kampfes.
Allen Damen in Zamora
Hoch zur Freude, wirft der Jüngling
Seinen Feind mit einem Stoß
Um und um; des Alten Gegner
Flog vor ſeiner ſtarken Lanze
Zehn Schuh weit von ſeinem Roß.
In die edle Stadt Zamora
Zogen jetzt als Ueberwinder
Ein der Vater und der Sohn.

31.

Sehr verlegen war Don Sancho
Vor Zamora; ſehr verlegen.
Nahen konnten ſeine Krieger
Nicht der Stadt; doch aus Zamora
Naheten oft ſeinem Lager

Stolze Ritter, trotzigkühn.

Endlich traten alle edlen
Caſtilianer vor den König:
„Großer König, nimmer werden
10] Wir Zamora nehmen, nimmer,
Hilft uns Gott nicht und der Cid.
Euch, o König, ausgenommen,
Wiegen alle wir zuſammen
Ihn nicht auf. Er überwiegt.“

15] Alſo ſendete der König
Don Diego von Ordonno,
Aufzuſuchen und ins Lager
Rückzuführen ihn, den Cid.

Wenn ein Herr auch unrecht zürnet,
20] Muß ihm der Vaſall gehorchen;
Wenn ein König ſich entſchuldigt,
Muß er ihm treu ſein und hold.

Als Don Sancho von Rodrigo's
Rückkehr hörte, zog er freudig
25] Ihm entgegen, weit hinan.
Wenn ein König unrecht zürnte,
Muß er ſich zur Ehrerſtattung
Zwingen mit Erniedrigung.

Kaum erſahe Cid den König,
Sprang er ſchnell von ſeinem Pferde;
Umſomehr beſchämt' es dieſen,
Daß Cid ſich erniedrigte.

„Bald nun nehmen wir Zamora,“
Sprach der König. „Und ich ſage
Nochmals: nehmt Euch vor Zamora,
König, nehmet Euch in acht.“

Pfeifen, Trommeln, Clarinetten,
Künden an dem Kriegeslager
Cids Rückkehr. Des Don Sancho
40] Ohren ärgerte der Luſthall,
Doch ſein Mund — er ſprach kein Wort.

32.

Hüte, hüt' dich, König Sancho,
Vor Verrätern! Vor Verrätern
Hüte jeder ſich, am meiſten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

5] Aus dem Thore von Zamora
Eilt heran Bellido Dolfos;
Seht, wie er ſein Roß dort ſpornet;
Seht, er eilt zu Königs Zelt.
„Großer König, Gott beſchütze
10] Eure Waffen,“ ſpricht Bellido.
„Gott beſchütz' Euch,“ ſpricht der König,
„Edler Mann, was führt Euch her?“

„Eu'r Vaſall bin ich geboren,
Hoher König,“ ſprach Bellido,
15] „Unter Euern Fahnen ſtritt ich,
Unter ihnen blieb mein Herz.

Als ich dieſes in Zamora
Frei bekannte und Zamora
Riet, an Euch, an Euch, den Herren,
20] Willig ſich zu übergeben,
Droht mir Gonſalo, der alte
Arias drohet mir den Tod.
Da ich drinnen nichts vermochte,
Komm' ich, Euer pflichtverbundner
25] Caſtilianer, hier ins Lager,
Sichern Weges Euch, o König,
Einzuführen in die Stadt.

Einen engen Gang der Mauer
Kenn ich, eine kleine Oeffnung . . .“

30] Als er alſo im Geſpräch war,
Zeigte auf dem nächſten Bollwerk
Sich der edelſte der Krieger,
Arias Gonſalo, und rief:

„Sei es Euch geſagt, o König,
35] Euch geſagt, ihr Caſtilianer:
Ein Verräter iſt entwichen
Aus der Stadt, er heißt Bellido.
Vier Verräterei'n beging er;
Wenn er Euch die fünfte zufügt,
40] Keinem edlen Zamoraner
Rechnet's an; Ihr ſeid gewarnt.“
Hüt' dich, hüt' dich, König Sancho,
Vor Verrätern! Vor Verrätern
Hüte jeder ſich, am meiſten,
45[Wer Gewalt und Unrecht thut.

„Glaubet nichts davon, o König,“
Sprach Bellido, „was der Alte,
Euch Mißtrauen zu erregen,
Dorther von der Mauer ruft;
Wohl weiß er, daß ich die Oeffnung
Und den Gang der Mauer kenne;
Und dann weiß er auch ſein Schickſal.“ —

„Ja Bellido,“ ſprach der König,
„Ich kenn' ihn als einen ſtolzen,
55] Einen unbiegſamen Mann.
Ungern küßt' er mir die Hand einſt.
Auf! wohlauf denn zu der Oeffnung,
Zum geheimen Mauergang!“ —
„Jetzt, o König, würde jeder
60] Uns mit ſeinen Augen folgen.“
„Wohl dann, ſo geſcheh' es ſpäter.“ —
„Und am beſten wär's, o König,
Erſt die Lage zu beſehen;
Ihr und ich, wir gehn allein.“

65] Eh ſie gingen, ſtellt der König
All ſein Heer hin in die Waffen;
Schwören ſollten alle Führer,
Nichts zu ſchonen in Zamora,
Keinem Flehn zu geben nach.

70] Als der Cid ſo ſchwören ſollte,
Sprach er: „Meine Männer werden
Wie des Mannes Freunde kämpfen,
Der nichts fürchtet. Allenthalben
Werden ſie mich vorwärts ſehen;
75] Aber abgelegt die Waffen,
Schwör' ich bei dem Himmel droben,
Gegen die erhabne Schweſter
Meines Königes den Degen
Nie zu zücken! Hört den Schwur!“

80] Einen Wurfſpieß in die Rechte
Nahm der König, und ſie gingen.
Längs dem Ufer des Duero
Sah man lang ſie vorwärts gehn,
Bis auf einmal ſich Bellido
85] Hob und mit dem Dolch den König
Zehnmal in den Rücken ſtieß.
Fallen ſah man den Monarchen,
Totverwundet, doch nicht tot.

Vor Verrätern, vor Verrätern
90] Hüte jeder ſich, am meiſten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

Unbewaffnet, wie er daſtand,
Schwang ſich auf ſein Roß Rodrigo,
Einzuholen den Verräter.
95] An die Pforte von Zamora
Sprengt' er, ach, als ſich die Pforte
Eben hinter dem Verräter
Schloß. „O zeuge mir's die Erde
Und der ganze weite Himmel,“
100] Rief er, „wie ich mich verwünſche
Jetzt um einen Augenblick!
Hätt' ich Sporen, ach, ich wäre
Vorgekommen dem Verräter,
Hätt' ihn hier am Thor ergriffen,
105] Ihm gegeben ſeinen Lohn!“

Totverwundet trug den König
Man ins Lager; alle ſprachen
Zu ihm, und ein einz'ger nur
Sprach die Wahrheit, die ihm diente,
110] Ein bejahrter Rittersmann:
„König, denkt an Eure Seele,
Sonſt an nichts mehr auf der Welt!“

Sterbend ſeufzete Don Sancho,
Als der edle Graf von Cabra
115] Dieſe Worte zu ihm ſprach:
„Ach, der Kön'ge hartes Schickſal,
Daß, wenn man ſie nicht mehr fürchtet,
Dann nur ihnen Wahrheit ſpricht!“
„Auch zu andern, andern Zeiten
Sagt man ihnen wohl die Wahrheit,
Aber ſie, ſie hören nicht,“
Sprach der Cid; er ſprach es leiſe,
Daß es ſeines Königs Seele
Scheidend nicht beleidige.

33.

Sterbend noch die letzten Blicke
Hingekehret gen Zamora,
Liegt der König bleich und tot.
Um den blut'gen Körper ſtehen
5] Ringsum ſeine beſten Ritter;
Alle ſchweigen, tief verſtummt.
Traurig, doch mit edler Stimme
Bricht der Cid das tote Schweigen
Und geleitete die Seele
10] Seines Herrn mitleidig ſo:
„Unglück-unglückſel'ge Stunde,
Als Ihr wider meinen Willen
Hierher vor Zamora zogt!
König, wer Euch das geraten,
Scheute weder Gott noch Menſchen,
Hieß Euch das Gelübde brechen
Eurer heil'gen Ritterpflicht.

Jetzt erſcheint Ihr vor dem Richter,
Der Euch die, die Ihr bekriegtet,
20] Ernſt als Eure Schweſter zeigt,
Die ihr Leben, die ihr Erbteil,
Das Ihr ihr abdringen wolltet,
Gegen Euch verteidigte.

Ihr, das Schrecken aller Eurer
Brüder, Schweſtern, Unterthanen,
Was ſeid jetzt Ihr? Eine Handvoll
Staubes, die indes wir ehren,
Ehren woll'n mit aller Macht.

Krieger, eh der Tag ſich endet,
30] Muß ein Ritter vor Zamora,
Auszufordern alle wegen
Schändlicher Verräterei.“

Sprach es; doch niemand erhob ſich.
Alle, ſcheint es, alle fürchten
35] Arias Gonſalo und ſeiner
Vier berühmten Söhne Mut.
Alle heften ihre Blicke
Auf den Cid, der weiter ſpricht.
„Krieger,“ ſprach er, „meinen Eidſchwur
40] Wiſſet ihr, mich nie zu rüſten
Gegen dies Zamora. Doch
Einen Mann will ich euch nennen,
Als wählt' ich ihn für mich ſelbſt.“
Don Diego von Ordonno,
45] Der dem königlichen Leichnam,
Wie abweſend in Gedanken,
Traurig ſtumm zu Füßen ſaß,
Er, der Ritterſchaft von Lara
Blüh'nder Ruhm, erhob die Stimme
50] Mit unmut'gem Laute ſo:
„Hat,“ ſprach er, „der Cid geſchworen,
Was er wohl nicht ſchwören ſollte,
So entbrech' er ſich, uns einen
Herzunennen, den er wählt.
55] Viele Ritter hat Caſtilien,
Wie den er uns nennen würde,
Und — doch ohn' ihn zu verachten —,
Ritter ſelbſt wie er, der Cid.
Wer die Fordrung gen Zamora
60] Bringt und ſie beſteht, bin ich.“
Damit griff er zu den Waffen,
Und hinaus, hin vor die Mauer.
Da mit aufgehobnen Händen
Und mit fürchterlicher Stimme —
65] Seine Augen flammten Feuer
Zorns und Ehre — ſprach er ſo:
„Ihr meineidigen Verräter,
Niederträcht'ge Zamoraner,
Memmen; denn das ſeid ihr alle,
70] Seit ihr einer feigen Memme,
Einem niedrigen Verräter,
Meuchelmörder meines Königs,
Dem Bellido, Zuflucht gabt;
Denn Verräter iſt der ſelber,
75] Welcher die Verräter ſchützt.

Ins Geſicht nenn' ich euch ſolche,
Eure Vorfahr'n, euren Abſtamm,
Und das Brot, das ihr genießet,
Und das Waſſer, das ihr trinkt.

80] Daß ihr's ſeid, will ich beweiſen.
Komme einer gegen einen,
Einer nach dem andern fünf!
Diego Ordonno iſt mein Name,
Unbeſcholtnen Bluts, aus Lara;
85] Und ich werf' euch Zamoranern
Nicht, weil ihr ihn nicht verdienet,
Meinen Handſchuh hin; ein Pferdhaar
Werf' ich euch hin, ſtatt des Handſchuhs,
Gieß' aus dieſer Tintenflaſche
90] Schwarze Tint' euch ins Geſicht.“

Arias Gonſalo, der Edle,
Gab herunter von der Mauer
Ihm zur Antwort, kalt und feſt:
„Iſt es, was du redeſt, Wahrheit,
95] Lara, o ſo wär' ich lieber
Nie geboren; doch ich nehme
Deine Fordrung an und hoffe,
Dir mit Gott es zu beweiſen,
Daß du, ein Verleumder, lügſt.“

100] Damit ſtieg er von der Mauer,
Und verſammelnd alle edlen
Zamoraner, ſprach er ſo:
„Tapfre Krieger, Zamoraner,
Die das ganze Weltall ehret,
105] Findet unter euch ſich einer
In den Schandverrat verflochten,
Nenn' er ſich und tret' hervor!
Lieber will in meinem Alter
Ich auf fremder Erde ſterben,
110] Tief verſteckt in Dunkelheit,
Als um niederträcht'gen Mordes
Willen, auf geſchloſſnem Felde,
Ueberwinder ſein im Kampf.“

„Feu'r vom Himmel falle nieder
115] Und verzehr' uns,“ riefen alle
Zamoraner, „wenn ein einz'ger
Von uns auf die mind'ſte Weiſe
Teil hat an der Frevelthat!
Fechten könnet ihr mit gutem,
120] Redlichem Gewiſſen, Graf.“

34.

Auf die Forderung des edlen
Don Diego Ordonno Lara,
Mehr von ihres Bruders Tode
Als vom Vorwurf auf Zamora
5] Tief betroffen und verwirrt,
Rief in größter Eil' zuſammen
Donna Uraca ihren Rat.

Niederträcht'ge nur verſchonet
Feige Niederträchtigkeit;
10] Auf die edelſten Gemüter
Spritzet ſie zuerſt ihr Gift.
„Warum zögert denn der Alte?“
Murmelt in der Ratsverſammlung
Der und jener. „Nicht aus Kleinmut;
15] Zögert er wohl aus geheimem
Mitbewußtſein des Verrats?“
Niederträchtiger, du lügeſt!
Murmelnd bleibe die Verleumdung,
Daß er wohl aus Mitbewußtſein
20] Zög're, dir in deinem Bart!

In den Saal der Ratsverſammlung
Tritt mit allen ſeinen Söhnen
Majeſtätiſch ein der Graf,
Ganz in ſchwarze Trauerkreppe

Eingekleidet, als beweinten
Die begrabne Ehre ſie.

Vor der königlichen Tochter
Ließ der Greis aufs Knie ſich nieder,
Und alſo ſprach er zu ihr:
„Königstochter, und ihr Edeln,
Helden dieſer Ratsverſammlung!
Don Diego Ordonno Lara —
Seinen Namen nur zu nennen,
Iſt zum Ritterruhm ihm g'nug, —
Statt des Cids iſt er erſchienen,
Uns des Mordes an dem Kön'ge
Von Caſtilien laut zu zeihn.
Dieſe Schmach von uns zu wälzen,
Stell' ich mich und meine Söhne.
Nicht mehr iſt es Zeit zu ſprechen,
Zeit iſt es, das Schwert zu zücken,
Schon zu lange ſäumten wir."

In dem Augenblick zerriß er,
Er und ſeine vier Begleiter
Ihren Trauerſchmuck; in blanken
Waffen ſtanden ſie gerüſtet,
Alle fünf gerüſtet da.
Niederſenkten ſich die Häupter
Der erſt murmelnden Verſammlung.
Aus dem Auge der Infantin
Floſſen Thränen.

Arias ſprach:
„Und nun, edelſte Infantin,
Würdigt mich und meine Söhne,
Anzunehmen, ſie als Kämpfer
Für die Ehre von Zamora,
Mich, den Greis, als ihren Rat.
Ihren Mangel an Erfahrung
Heb' und ſtütze Eure Gnade;
Des zum Zeichen reichet ihnen
Eure königliche Hand,
Eine leichte Gunſt wie dieſe
Iſt der Sporn für edle Krieger;
Für gemeine iſt's der Sold."

Huldreich reichte die Infantin
Den vier edlen jungen Kriegern
Ihre königliche Hand.
Feuer drang in ihre Adern,
Stärke drang in ihre Glieder. —
Aufbrach die Verſammelung.

35.

Und mit Thränen in den Augen,
Unausſprechlich rührend flehte
Die Infantin Donna Uraca,
Den ungleichen Kampf zu meiden,
An den väterlichen Greis.
„Trätet Ihr dem Cid entgegen,"
Sprach ſie, „ach, der edle Cid
Wüßte ſein und unſre Ehre,
Beide rettend, zu verbinden;
Aber Lara, unverſöhnlich
Dürſtet er nach unſerm Blut.
Und Ihr, in ſo hohen Jahren,
Nach ſo viel beſtandnen Kämpfen
Wollt Ihr Eurer mich berauben,
Edler Greis? O ſo bedenket,
Was Ihr meinem Vater ſchwuret,
Nie mich zu verlaſſen, nie!

Ach, hätt' es gewollt der Himmel,
Daß der Cid …"

„Wie denn, Infantin?
Daß der Cid …"

„Vom Undankbaren
Freilich ſprechen wir zu viel.
Doch verſprecht mir …"

„Was verſprechen?" —
„Wenigſtens zuletzt zu kämpfen." —

„Ich zuletzt? Wie denn, Infantin,
Habe nicht ich auf der Mauer,
Ich den Schimpf empfangen, ich?"

„Unbiegſamer, laſſet Eure
Jungen Söhne vor Euch ſtreiten." —

„Wenn ſie fallen, denkt, Infantin,
So verlieret Ihr mit ihnen
Ihrer Dienſte ſechzig Jahr." —
„Und wenn Ihr fallt?" —

„Eine Stunde
Oder zwei von meinem Leben,
Die verlier' ich und nicht mehr.
Und mein Tod, wenn er dem Kampfe
Meiner Söhne kühn vorangeht,
Ihnen ſchaffet er den Sieg."

Alle Damen, alle Krieger,
Arias' Söhne ſelbſt, vor allen
Donna Uraca, alle flehen
An den väterlichen Greis,

Zuzuſchauen erſt dem Kampfe.
Er, gezwungen von den Bitten,
Nicht im mind'ſten überzeuget,
Wirft, ohn' einig Wort zu ſagen,
Wirft die Waffen weg im Zorn.

36.

Nah der Mauer von Zamora
War zum grauſen Todeskampfe
Zubereitet ſchon der Platz.
Schon durchritt ihn Don Diego,
Mit der Stärke des Alciden,
Seine jungen Feind' erwartend.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden ſich bei eurem Hall.

Wer den väterlichen Segen
Erſt empfing, es war Don Pedro,
Er, der Brüder älteſter.
Als er vor Diegos Antlitz
Kam, begrüßt' er ihn beſcheiden,
Als den ältern Kriegesmann;
„Möge Gott, Euch vor Verrätern
Schützend, Euer Wagen ſegnen,
Don Diego! Ich erſchein' hier,
Von dem Schimpfe des Verrates
Mein Zamora zu befrei'n." —
„Schweig!" erwidert Don Diego,
„Denn Verräter ſeid ihr alle!"
Und ſo trennen beide ſich,
Raum zu nehmen; beide rennen
Mächtig los; es ſprühen Funken —
Ach, das Haupt des jungen Kriegers
Trifft Diego, er zerſpaltet
Seinen Helm, durchbohrt ſein Hirn:
Pedro Arias ſtürzt vom Roſſe
In den Staub hin.

Don Diego
Hebt den Degen und die Stimme
Fürchterlich hin gen Zamora.
„Sendet einen andern!" rief er,
„Dieſer liegt." Es kam der andre,
Kam der dritte; der auch fiel.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden ſich bei eurem Hall.

Thränen floſſen, ſtille Thränen
Auf des guten Greiſes Wangen,
Als er ſeinen jüngſten Sohn,
Seines Lebens letzte Hoffnung,
Waffnete zum Todeskampf.

„Auf," ſprach er, „mein Sohn Fernando!
Mehr, als du an meiner Seite
Noch im letzten Kampf geleiſtet,
Mehr verlang' ich nicht von dir.
Eh du in die Schranken eintrittſt,
So umarm' erſt deine Brüder
Und dann blick' auf mich zurück" —
„Weint Ihr, Vater?" —

„Sohn, ich weine.
So weint' über mich mein Vater
Einſt, beleidiget vom König
Zu Toledo — ſeine Thränen
Gaben mir des Löwen Stärke,
Und ich bracht' ihm, welche Freude!
Seines ſtolzen Feindes Haupt."

Mittag war es, als der letzte
Sohn des Grafen Arias,
Don Fernando, auf den Platz trat;
Dem Beſieger ſeiner Brüder,
Seinem ſtolzen Blick begegnet
Er mit Ruh' und Feſtigkeit.

Dieſer, ſpielend mit dem jungen
Krieger, nahm den erſten Streich auf,
Auf die Bruſt; er war nicht tötlich.
Aber bald lag mit den Trümmern
Ihrer Rüſtungen der Kampfplatz
Ueberdeckt. Gebrochen lagen
Schon die Schranken; beide Roſſe
Keuchen, durch und durch in Schweiß,

Als man ihnen Morgenſterne,
Kolben brachte, deren Eiſen
Blitzt' in ihrer beider Hand.
Und der erſte Schlag des Eiſens
In der ſtärkern Hand Ordonnos
Traf — des edlen Jünglings Haupt.

Totverwundet, ſeinem Roſſe
Griff er um den Hals und hält ſich
An der Mähn' ihm; Hölleneifer
Giebt zum letzten Streich ihm Kraft.
Dieſen Streich, er thut ihn tapfer;
Aber weil das Blut des Hauptes
Sein Geſicht bedeckt, ſo trifft er,
Ach, die Zügel nur des Roſſes,
Sie durchhau'nd. Es bäumt das Roß ſich,
Wirft den Reiter aus den Schranken —
„Sieg!" ſchrien alle Zamoraner;
Das Gericht des Kampfes ſchwieg.

Arias Gonſalo, zum Kampfplatz
Eilend, fand den Kampfplatz leer;
Sah den jüngſten Sohn verblühen,
Ihn verblüh'n wie eine Roſe,
Eh ſie ſich entfaltete.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wendet ſich bei eurem Hall.

III.

Der Cid

unter

Alfonſo dem Sechsten, dem Tapfern.

37.

„Fliegt, getreue Boten, flieget
Zu Alfonſo, meinem Bruder!"
Sprach Uraca. „Er vergiſſet
Seines Glückes in Toledo,
Da ſein Glück ihn nicht vergißt.
Sagt ihm, daß der Feind nicht mehr iſt,
Daß ſein Bruder, Don Garcia,
Aus dem Kerker in das Grabmal
Seiner Ahnen wanderte.
Sagt ihm, daß die Caſtilianer,
Die Aſturier, die Leoner
Ihn erwarten, ihren König,
Wie die Schweſter ihren Bruder;
Sagt es ihm und flieget ſchnell." —

„Was zu thun?" ſprach Don Alfonſo;
„Ali-Maimon, dieſer gute
Saracene, that mir gutes.
Was dem Flüchtling man erzeiget,
Thut man das auch einem König?
Ob mein neuer Stand dem Mauren
Wohlgefalle, weiß der Himmel.
Eines, weiß ich, iſt mir nötig,
Mit Vorſicht geheime Flucht."

„In der Rundung dieſer Mauern
Iſt ein Ort," ſprach der Geſandte,
„Niederſteigen wir zur Nacht.
Auf rückwärts beſchlagnen Pferden
Eilen ſicher wir davon."
Angekommen in Zamora,
Zog Alfonſo dann nach Burgos,
Und die Reichsverſammlung ſprach:
„Erbe ſeid Ihr aller Throne
Unſers großen Don Fernando;
Niemand ſtreitet ſie Euch jetzt.
Aber ohn' Euch zu mißfallen,
Fordern wir von Euch den Eidſchwur,
An dem Morde des Don Sancho
Teilgenommen nie zu haben,
Mittel- und unmittelbar;
Solchen Eidſchwur uns zu leiſten
Förmlich, wie es uns gefällt,
Und bekräft'gen ihn zu laſſen
Von zwölf Eurer Edelſten."

„Dieſer Wunſch ſei Euch gewähret,"
Sprach Alfonſo; „morgen ſchwör' ich
In der Kirche der Gadea 27)
Vor dem heiligen Altar.
Heut' begehr' ich nur zu wiſſen,
Wer von Euch mir dieſen Eidſchwur
Abzunehmen dann gedenkt."

„Ich," ſprach Cid. —

„Ihr, Don Rodrigo?
Denket Ihr daran, daß morgen
Ihr ein Unterthan mir ſeid?"

„Noch nicht; daran werd' ich denken,
Herr, wenn Ihr mein König ſeid."

38.

Vorm Altara der Gadea
Knieend, ſeine Hand geleget
Auf das Evangelium
Und ein Eiſenſchloß und eine
Leimrut'; 28) ſo, das Haupt entblößt,
So erwartet Don Alfonſo
Seinen Eidſchwur von dem Cid.

Fürchterlich war dieſer Eidſchwur;
Schrecklich war's, ihn anzuhören,
Grauſenvoll dem, der ihn that:
„Feig ermordet müſſ' ich werden
Von dem niedrigſten der Menſchen,
Wie Don Sancho von Bellido;
Mein Gedächtnis ſei entehret;
Ausgeriſſen aus der linken
Seite ſoll das Herz mir werden,
Und verſchlucken müſſ' ich es:
Wenn ich nicht die Wahrheit ſage,
Daß am Morde meines Bruders
Ich durch Wollen, Rat und Wiſſen
Habe nicht den kleinſten Teil."
„Sprechet Amen!" rief der Cid.

Und alſo zu dreienmalen
Wiederholte Don Alfonſo
Den ihm vorgeſagten Eidſchwur;
„Sprechet Amen!" rief der Cid.

Unverwandt, mit Feuerblicken,
Flammend von des Zornes Flamme,
Sah, als er den Eid ablegte,
Sah Alfonſo an den Cid.

39.

„Künftig rat' ich Euch mehr Vorſicht —
Euch betrifft jetzt meine Rede,
Don Rodrigo von Bivar —
Zittert über jenen Eidſchwur,
Den mit Schimpf Ihr von mir nahmt!
Jenes Schloß und jene Leimrut',
Zeugen meines Schwures, waren
Zeugen meiner tiefen Schmach.
Künftig rat' ich Euch, zu wiſſen,
Daß ich Euer König bin.

Seid Ihr tapfer, wohl, ſo zeiget
Euch auch ohne Leidenſchaften.
Unterwürfigkeit gebühret
Dem Vaſallen auch im Recht.
Zeiget Ihr im Felde Kühnheit,
Kopf und Herz, ſo zeigt am Hofe
Höfliche Beſcheidenheit.
Mit den Worten nimmt die Zunge

Weg die Hälfte des Verdienſtes,
Das der Arm ſich kühn erwarb.

Viel zu viel habt Ihr geſprochen,
Viel zu viel Euch angemaßet;
Doch — Ihr dientet meinem Vater,
Sonſt — und dann, was ſagt der Eid?

Durch die Hand des ſchlecht'ſten Menſchen
Sterben? Nur des ſchlecht'ſten Menſchen —
Nie die Hand des Edelmannes
Waget an den König ſich.

Kurz, des Unbenehmens halber,
Und Beſcheidenheit zu lernen,
Weiſ' ich Euch aus meinen Landen,
Don Rodrigo, auf ein Jahr."

„Und ich nehme vier der Jahre,"
Sprach der Cid, „um ſo viel lieber,
Da vom Hofe die Entfernung
Mir der König ſelbſt gebeut."

Ohne ihm die Hand zu küſſen,
Ging Rodrigo von Alfonſo;
Seine dreimalhundert Männer,
Mit geſpitzten ſcharfen Lanzen,
Mit Wolfsrachen auf den Schilden,
Alle zogen ſie mit ihm.

40.

Um zehn Uhr am frühen Morgen
Putzt Ximene ihre Töchter,
Donna Sol und Donna Elvira;
Schön're Kinder ſah man nie.

Schmückte ſie mit art'gem Kopfputz
Und mit feinen Linnenkleidchen,
Ueberſä't mit ſeidnen Blumen,
Die Ximene ſelbſt geſtickt.

Ließ dann ihre edeln Knappen
Anziehn ihren reichſten Anzug;
Denn die Liverei der Diener
Zeigt des Herrn Reichtum und Stand.

So geputzet ſchickt Ximene
Ihre Kinder der Infantin,
Die zu ſehen ſie begehret.
Sie ſelbſt ging nicht mit den Kindern;
Denn des Cids Gemahlin hält ſich
Nach der Vorſchrift des Gemahls.

Seinen Rang beliebt zu machen
Bei Geringeren, bei Höhern
Ihn behaupten, war ſein Wort.

Auch die wild'ſten Herzen rühret
Schon der Anblick dieſer Kinder
Und erfreut den Schauenden.
Thränen fließen der Infantin,
Wenn die Kleinen ihr zulächeln.
Man weiß nicht, ob ſie ſie haſſe,
Oder liebe. Wie im Unmut
Stößt ſie ſie zurück und zieht ſie
Liebender zu ſich heran.

Faſt verſchlingt ſie ſie mit Küſſen,
Und wenn ſie ſie ſtill betrachtet,
Steigen Seufzer ihr empor;
Nennt ſie bald die ſchönſten Kinder,
Die die Erde ſah, und findet
Dann in ihren Zügen etwas,
Das das Bild des Vaters ſtört.

Dann verändert ihren Putz ſie,
Als ob er durch ihre Hände
Schöner würde. O wie manches
Ging im Herzen der Infantin,
Ihr ſelbſt unbemerket, vor!

„Wem gehören dieſe Kinder?"
Fragt Alfonſo. — „Einem Krieger,
Der verbannt iſt, den die ganze
Chriſtenheit mit Wunſch zurückruft
Und die Maurenwelt mit Wünſchen
Von ſich treibet. Das Gerücht geht,
Daß der Cid in allen Städten
Furcht verbreite. Seht die Kleinen,
Seht die liebenswürd'gen, Bruder,
Die ſind nicht ſo fürchterlich."
„Kinder," ſprach Alfonſo lächelnd,
„Bittet was von mir. Was wünſcht ihr?" —
„Euer Wohlſein, großer König,
Wünſchen wir," antworten beide. —
„Hört Ihr," ſprach des Königs Schweſter,
„Was ſie wünſchen? Ihren Vater
Bitten ſie zurück."
„Das hör' ich,"
Sprach der König, „daß Uraca
Den Verbannten noch ein wenig
Lieb hat." — „Nein, ich ſchwör' Euch, Bruder,
Daß ich ihn von Herzen haſſe."
„Nehmt in acht Euch," ſprach Alfonſo,
„Daß Ihr nicht aus lauter Haſſe
Ihn bis zur Anbetung liebt."

41.

Eines Sonntags in der Kirche
Des San-Pedro de Cardenna
Nach der Meſſe ſprach Alfonſo
Mit dem Cid Campeador.

Neue Plane der Erob'rung
In den Ländern, einſt verloren
Durch des Gotenkönigs Schuld,
Den die Liebe ſcharf anklaget
Und doch auch die Lieb' entſchuldigt —
Neue Plane der Erobrung
Legt Alfonſo ſeinem Feldherrn
Vor, der dann mit ſtillem Ernſt
So antwortet:
„Zu erobern,
König, iſt wohl nicht das Hauptwerk;
Das Eroberte erhalten,
Dieſes iſt das Schwerere.
Ihr ſeid neu auf Euerm Throne,
Traget noch ein junges Scepter;
Euer Reich Euch zu verſichern,
König, ſei jetzt Euer Werk.
Nichts gefährlicher war öfters
Fürſten als Abweſenheit.

Statt des Königes erwidert
Abt Bermudo: „Seid des Feldziehns,
Edler Cid, Ihr etwa müde,
Daß Ihr jetzt ſo friedlich denkt?
Oder gab Euch die Gemahlin
Solche Lehren? Wohl, ſo gehet,
Mehr zu lernen, nach Bivar.
Spanien hat zu edeln Kriegen
Mehr Feldherren als den Cid."

Cid ſprach: „Bruder, Eure Kutte
Steht Euch ſchief." — „Die Kutte, Feldherr,
Weiß ich in dem Chor zu tragen,
Wie im Feld einſt die Standarte.
Hab' ich Könige der Mauren
Nicht beſiegt, ſo hab' ich Söhne,
Die gar wohl für mich es können;
Auch bin ich, ein Pferd zu ſpornen,
Manns genug."
„Wohin zu ſpornen?"
Sprach der Cid, „etwa zur Flucht?"
„Faſt auch glaub' ich," ſprach der König,
Unterbrechend dieſe Reden,
„Daß nicht Furcht zwar, aber Liebe
Euch ſo friedlich denken macht." —

„Weder eines noch das andre,
Mein Monarch. Kein ander Weibsbild
Sah man je an meiner Seite
Als die Tizonada hier."

„Cid, Ihr duldet an Euch Fehler,
Die auch Steinen Stimme gäben;
Möchtet Ihr nicht ſelbſt die Kirche
Hier zum blut'gen Felde machen?
Und — um welche Kleinigkeit!" —
„Herr," antwortete der edle
Feldherr, „mir iſt's unerträglich,
Daß ein Mann, der in den Kleidern
Wohl Oelflecken, aber keines
Tropfen Bluts Blutflecken hat,
Daß der Mann vom Feldziehn ſprechen
Und dem König und dem Feldherrn
Unverſchämt einſprechen darf.
Seine Stell' iſt vor dem Chorpult,
Seine Pflicht, für die zu beten,
Die im Felde Streiche thun."

Beſſer wär' es dir geweſen,
Edler Cid, du hätteſt allen
Saracenen Hohn geſprochen,
Als der Kutte dieſes Abts.

42.

(Der König ſpricht:)

„Wenn Ihr, um Euch hoch zu heben,
Meines Armes zu bedienen
Wiſſet, Ritter von Bivar,
So erwartet Ihr vergeblich
Künftighin auf dieſem Wege
Euren Gang zum Firmament.

Fürchterlich iſt Euer Gradſinn;
Auf den Knie'n vor mir zu bleiben,
Ziemet Stolzen, wie Ihr ſeid,
Vor mir Euer Haupt zu blößen —
Deſſen Stolz ſich g'nug entblößte
Samt der haſſenswerten Urſach'
Eures ſo geſtieg'nen Ruhms.

Welches edle Unternehmen
Hielt Euch ſeit dem letzten Winter
Meinem Hofe ſo entfernt?
Warum tragt Ihr, da zum Hofmann
Edel Ihr geboren wurdet,
Warum tragt Ihr Bart und Haare
Wie ein Wüſteneremit?
Mir antworten auf die Frage
Werdet Ihr wohl nicht, das weiß ich;
Doch ich weiß auch, Heucheleien
Giebt es von verſchiedner Art.

Und ob Ihr mir ſagen wolltet,
Daß dem Feldherrn, ſich zu putzen,
Weder Zeit noch Luſt gebeut;
So geruht mir auch zu ſagen,
Warum Ihr denn meine Plane,
Sie enthüllend, ſcheitern machtet,
Ihr wißt es, zu Alcala?

Feinde, werdet Ihr mir ſagen,
Hab' ich. Ja, ſo ſagt der Beſte,
Und wohl auch der Schlechteſte.
Feinde, das darf ich Euch ſagen,
Feinde habt Ihr allenthalben,
Keinen Freund. Und ohne Freunde
Iſt der Redlichſte auf Erden
Wohl auch der Unnützeſte.

An den Grenzen meines Reiches,
Sagt man, fürchten Euch die Mauren,
Andre lieben Euch, und alle
Ehren Euch als einen Gott.
Wohl, prägt ihnen ferner Achtung
Ein für Euch, auch mir entgegen;
Einer, deſſen Freund Ihr nicht ſeid,
Ali-Maimon in Toledo,
Bleibt mein Bundgenoſſ' und Freund.
Nach dem unglückſel'gen Tode
Meines Bruders küßten alle
Mir die Hand, Ihr nicht, der Cid;
Ihr dagegen ließet ſchwören
Und verhöhntet mich, den König,
Mit dem Eidſchwur auf die Bibel
Und die Leimrut' und das Schloß.
Stolz betruget Ihr Euch damals,
Und um dieſen Stolz zu beugen,
Sag' ich Euch, was damals viele,
Viele ſagten: den Verräter,
Den Bellido, hätte freilich
Cid erfaſſen, töten können,
Als ein Mann von Ehr' auch ſollen,
Zeit hatt' er genug dazu;
Doch er that es nicht, denn immer
Thut der Cid nur, was er — will
Keiner, der mir angehörte,
Mann und Weib, es dachte keiner,
Daß an meines Bruders Tode
Teil ich hätte; nur der Cid.
Seinen Tod ſandt' ihm der Himmel,
Sagten alle, Ungehorſams
Wegen gegen ſeinen Vater;
Nur der Cid argwohnete.

Deſſen dann und anderswegen
Bann' ich Euch zum zweitenmale
Fern aus allen meinen Reichen
Und bemächtige mich Eurer
Güter. Wem anheim ſie fallen,
Dies entſcheide mein Gericht.
Auch verbiet' ich Euch auf alles,
Was ich Euch geſagt, die Antwort."

Alſo ſprach von ſchlechten Menſchen
Angereget, Don Alfonſo;
So ſprach er zum Ruhm und Spiegel
Aller Tapferkeit, zu Cid.

43.

(Cid antwortet:)

„Euch antworten muß ich, König;
Denn ich hab' Euch zu antworten,
Und ich kenne, wer die Antwort
Mir verbieten darf, nur einen,
Und der ein' iſt nicht auf Erden,
Gott! Kein Braver darf ſich fürchten;
Aber Unſchuld geht zugrunde
Durch unzeitig Schweigen, Herr.

Hätten, Ehre zu zerſtören,
Worte Macht, ſo war es beſſer,
Einen Dolch auf mich zu zücken,
Als zu reden, wie Ihr ſpracht.
Aber das Geſetz entehret,
Nicht der König, Ihr vermöget
Mich ſo wenig zu entehren,
König, als der ſchlecht'ſte Mann.

Ich auf Knieen vor Euch liegen?
Als ein Sclav'? Und, mich zu heben,
Eures Arms bedarf ich nicht;
Keines Menſchen Arms als dieſes,
Und der iſt der meinige.

Laßt ſich die vor Euch bedecken,
Die Euch ſchmeicheln. Sie thun wohl.
Ich auch werde mich bedecken,
Ich, der nie Euch ſchmeichelte.

Daß ich nicht bei Hof erſchienen,
Und was ich beim Friedensbündnis
Für Euch that zu Alcala,
Hiervon ſchweig' ich. Wer die Gutthat
Nicht empfand, die ihn verbindet,
Dem wird ſie umſonſt erklärt;
Des Wohlthäters Rede löſchte
Gleich dem Schwamm die Wohlthat aus.

Es erfreu' Euch, Don Alfonſo,
Daß den Cid die Mauren achten,
Wenn ſie ihn nicht mehr verehren;
Fürchten ſie Euch ſchwerlich mehr.
„Euer gutes Herz, o König,
Bring' Euch lieber in Gedanken,
Was ich Guts für Euch gethan.
Hätt' ich Euch, o König, wollen
Mit den Flecken der Verachtung
Vor mir ſehen auf dem Thron,
Wahrlich, ich hätt' Eure Ehre
Durch den Schwur nicht hergeſtellt.
Wer mir von Bellido redet,
Kann mich wahrlich tief betrüben,
Aber nicht beleidigen.
Freilich hätt' ich ihn ergriffen,
Fehleten mir nicht die Sporen —
Ach, in ſolchen Fällen ſeufzet
Jedes edle, brave Herz;
Indem es den Fehl geſtehet,

Fühlt es ſchmerzlicher die Schuld.
Endlich, da ich mein Vermögen,
König, Eurem Dienſt geopfert,
Da ich, was durch meine Waffen
Ich erworben, Euch verehret,
Was wollt Ihr mir nehmen, Herr?
Weder Ihr noch Eure Räte
Können finden, wo nichts iſt.

Aber von nun an, o König,
Von nun an will ich erwerben,
Ich für mich und nicht für Euch.
Nicht weil Ihr's befahlet, König,
Frei entfern ich mich, beleidigt,
Weil Ihr alſo zu mir ſpracht.
Ehrenlos, wer von dem König
Solche Reden duldete!

Sei mit Euch des Himmels Jungfrau
Eure Waffen zu beglücken,
Daß Ihr nie vermißt, o König,
Einen Degen, der Euch fehlt."

Alſo ſprach der Cid zum König —
Dies ſind ſeine echten Worte —,
Eh er in die Bannung zog.

44.

„Undankbar-grauſamer König,
Undankbarer Don Alfonſo!"
Alſo rief in ihrem Schloſſe
Rief Ximene von Bivar.
„Mir gehört's dich anzuklagen;
Denn allein der Weiber Herzen
Geben der Empfindung Laut.

Unglück, Unglück dir, o König,
Daß du meinen Cid beleidigt!
Zwar mit Worten nur, du durfteſt
Es nicht anders; mit dem Degen,
Mit ihm redet mein Gemahl,
Müßig wär' er in der Scheide
Nicht geblieben, wärſt, o König,
Wäreſt du ein Edelmann.

Du verbannſt ihn — welche Einfalt!
Ueberall in der Verbannung
Schafft ſich Cid ein Vaterland.
Läſſeſt beißen ihn vom Neide;
Der zerbeißt an ihm die Zähne,
Mein Cid iſt bedeckt mit Stahl.
Läſſeſt ziehn ihn mit dem Degen;
Wohl, du wirſt zurück ihn wünſchen,
Wünſchen in der erſten Schlacht.
Eher ſchätzet man das Gute
Nicht, als bis man es verlor.

Was denkſt Du, daß ihn gereue?
Reut ihn etwas, o ſo iſt es,
Feinde ſich gemacht zu haben
Um Freundſchaft der Könige;
Ihrer Ohnmacht aufzuhelfen,
Furchtbar ſich gemacht zu haben.
Deine Staaten zu vergrößern,
That er alles, was er that;
Ohn' ihn wären deine Reiche
Nur Aſturiens Felſen noch.

Und wie hat er dir gedienet!
Hätt' er es gethan wie jene
Hofeskrieger, die dir ſchmeicheln,
Dich erheben, dich belügen,
Jetzt noch wär' er dir gar teuer,
Seine Dienſte wohlbelohnt.
Sahſt du ihn dagegen aber
Lieber geben als empfangen —
Undankbare Fürſten drücket,
Drückt und dränget nichts ſo ſchrecklich
Als großmüt'ger Unterthanen
Edelmut — auch gegen ſie!
Geht dann, gehet, Don Alfonſo,
Euer Bann ſei denen Strafe,
Die am Hofe, Müßiggänger,
Fürchterlich ſind — nicht den Mauren,
Aber manchem edlen Mann,
Deſſen Weib ſie ſeitwärts locken,
Locken wie die jungen Hirſche,
Wenn der Mann für Lieb' und Ehre
Kämpfet und zu Felde liegt.
Unglück, Unglück dir, o König!
Gunſt und Wahrheit waren einmal
Nie beiſammen in der Welt.
Du, du gehſt umringt von Hunden,
Hunden, die dir heute ſchmeicheln,
Morgen bei dem erſten Fehltritt
Dich anfallen, dich zerreißen.
So umgeben iſt ein König,
Der, von Günſtlingen verblendet,
Seiner Seele Blick verlor."

Alſo ſprach in ihrem Zorne
Cids Gemahlin, nie ablaſſend
So zu reden, als wenn Thränen
Hemmten ihrer Klage Ton.

45.

Als der gute Cid, der Feldherr —
Deſſen Leben Gott bewahre,
Gott mit aller ſeiner Macht! —
Als er ab nun reiſen wollte
Mit Ximenen und den Töchtern,
Mit dem Hofe ſeiner Edeln,
Fand er alle ſeine Güter
In den Kriegen aufgezehrt,
Fand er keinen Maravedi,
Zu beſtreiten ſeinen Zug.

Jene prächt'gen Hyacinthen,
Die die Könige der Mauren
Einſt verehrt dem großen Cid,
Legt anitzt Donna Ximena
In die Hände des Gemahles
Zum Verſatze, zum Verkauf.

Donna Sol und Donna Elvira,
Die zwei liebenswürd'gen Kleinen,
Als den Schmuck ſie glänzen ſahn
Und von dem Verkaufe hörten,
Bitter floſſen ihre Thränen,
Seufzer ſtiegen aus den Herzen
Der unſchuld'gen Kleinen auf.
„Ach, die ſchönen Prachtjuwelen
Zum Verſatze, zum Verkauf!"

„Gleichen," ſprach der Cid, „die Kinder,
Die um das, was glänzt, nur ſeufzen,
Gleichen ſie nicht Königen?
Weiber, Könige und Kinder,
Eben ihrer Schwachheit wegen
Werden ſie uns achtenswert;
Denn der Schwachheit nachzugeben
Iſt des Starken Pflicht. Ximene,
Geben wir den Kleinen nach" —

„Und behalten die Juwelen?"
Riefen froh die kleinen Mädchen;
Die des Vaters Bart ſonſt ſcheuten,
Ihn zu küſſen, klimmen an ihn,
Küſſen ihn mit Herzensluſt.

Kommen ließ der Cid zwei Juden,
Neben ſich an Tafel ſitzen
Mit viel Ceremonien,
Will von ihnen tauſend Goldſtück'
Auf die Sicherheit von zweien
Großen Kaſten, angefüllet
Mit all ſeinem Silberwerk,
Jedoch unter der Bedingung,
Nicht vor Jahresfriſt die Kaſten
Zu eröffnen und nur dann erſt
Sich zu halten an den Inhalt,
Wenn er ſie nicht ausgelöst.

Mehr geſichert durch den edlen
Namen Cids als durch die Kaſten,
Zahlten ihm die zwei Hebräer
Tauſend Goldſtück', gingen beide
Die Bedingung ein; doch nahmen
Sie mit ſich die ſchweren Kaſten,
Die der Cid — ſo wollt' es jetzo
Seine Not — mit Sand gefüllt.

That dem Herzen Cids das wehe?
Nicht im mind'ſten. Herzhaft that er's,
Voll Vertrauen auf ſein Glück.
„Auf Ximene! Jetzt zur Kirche!
Weih'n wir jetzt zur Hilfe Gottes
Meine Waffen, mein Panier!"

46.

Laut von Prieſtern und von Kriegern
Ward die Meſſe Cids geſungen,
Und das heilige Geheimnis[29])
Mit Trommeten laut begrüßt;
Cymbeln klangen, Pauken ſchallten,
Daß die heiligen Gewölbe
Bebten; aller Krieger Herzen,
Der dreihundert Unverzagten,
Füllt ein neuer Heldenmut
Zu dem Kampf entgegen Mauren,
Mauren in Valencia.

Als geweihet war die Fahne,
Nahm der Cid ſie in die Hand;
Alſo ſprach er: „Arme Fahne
Eines armen und verbannten
Caſtilianers! Nach dem Segen,
Den auf dich der Himmel legte,
Mangelt dir nur Spaniens Achtung;
Und die ſag' ich dir vorher."

Hiermit rollt er auf die Fahne,
Hebt ſie ſchwingend in die Lüfte:
„Sieg und Ruhm wird dich begleiten,
Fahne, bis vielleicht du fliegeſt
Neben Königes Panier.
Don Alfonſo, Don Alfonſo!
Unter der Sirenen Sange
Schlummerſt du; dir drohet Unglück,
Wenn du, wenn du nicht erwachſt!

Krieger," ſprach er, „iſt's nicht alſo?
Wir ſind aufgeweckt. Entehret
Wären wir, die etwas wert ſind,
Dort, wo keiner etwas taugt.
Achtung und Verdienſt, ſie haben
Nur an ihrer Stelle Wert.

Eingewiegt von den Sirenen
Schlummert dort der tapfre König;
Nutzen wir den tiefen Schlummer,
Die Boshaften zu erſchrecken,
Nicht am Hofe, ſondern fern.
Fürchterlicher iſt den Böſen
Nichts als derer, die ſie haſſen,
Fern erworbner ſchöner Ruhm.
Tauſend edle Herzen ſeufzen
In Geheim, verfolgt von Böſen;
Glücklich, wenn, ſie zu enthüllen
Vor dem Angeſicht des Weltalls,
Sich, wie uns, der Anlaß beut!

Edle Fahne, in den Lüften
Flattre ſtolz, die Zuflucht aller,
Die das Laſter ſeufzen macht!"
Nieder ſenkt er jetzt die Fahne:
„Tapfre Krieger, meine Freunde!
Rache des Vaſallen gegen
Seinen angebornen Herrn,
Auch gerecht erſcheint ſie immer
Nur als Aufruhr und Verrat.
Die Beleidigung verſchmerzen
Iſt das Merkmal höh'rer Seelen,
Ob ſie ſie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht; ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.
Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blaſ' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtnis meiner Schmach.
Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich atmend hin den Winden!
Einzig trag ich meine Waffen,
Die ich für mich ſelbſt anlegte,
Einzig trag' ich für Caſtilien
Sie und für die Chriſtenheit.
Hab' ich Stärke g'nug, ſo pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und was dort ich dann erwerbe,
Heiße Neu-Caſtilien.
Unterdes für jetzt, ihr Freunde,
Da uns eine Herberg' fehlet,
Iſt uns baldigſt die Erobrung
Eines kleinen Schloſſes not.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlaſſe mein Panier."

Hiermit hob er auf die Fahne:
„Edle Fahne, ſchwinge, ſchwinge
Dich entfaltend durch die Lüfte!
Clarinetten und Trommeten,
Tönt! Ihr Trommeln und ihr Pauken,
Euer Samtgehall erſchrecke
Nur die Schwachen und die Böſen
Und der falſchen Heuchler Zunft!"

47.

Kön'ge wollen ihre Diener
Nur an ihrem Platze ſehen;
Den erhabneren darüber
Drücken ſie, wie Buhlerinnen
Den verächtlich-ſtolz behandeln,
Der ſich, ihnen zu gefallen,
Nicht verächtlich machen ließ;
Oder wie die großen Götter,
Deren hoher Zorn im Donner
Nur das Binſenrohr verſchont.

Als des Cids ruhmreichen Abzug
Don Alfonſos Ohr vernahm,
Sprach in Mitte ſeines Hofes,
Sprach er alſo: „Weggewandt
Hat ſich heut' von unſern Fahnen
Wohl der tapferſte der Ritter,
Der je mauriſch Blut vergoß.

Schien zuweilen ſeine Freiheit
Schrankenlos und nah' der Kühnheit,
Ihm vielleicht war dieſe Freiheit
Zu erlauben ſeiner Treue,
Seiner alten Liebe wegen,
Die für unſer Haus er trug.

Jetzo gest er, und auf lange —
Ein einfacher Mann; und tauſend,
Tauſend Herzen gehn mit ihm.
Ein einfacher Mann; verliert er
Mit dem Hofe, wo er nichts war,
Etwas? Einzig ſchon ſein Name
Macht ihm einen andern Hof,
Wo er alles iſt. Vom Schloſſe
Wenn ein hoher Stein ſich losreißt,
Folgen bald ihm andre nach.

Könige ſind nie in Ruhe.
Dieſer will und der den Degen;
Und an alles ſoll der König
Denken, prüfen, widerſtehn!
Sagt' ich dem geſamten Hofe,
Daß der Cid mir für euch alle
Gilt, nähm' ich euch das Vergnügen
Seines Falles, und ihr nähmet
Meine Red' als Vorwurf auf
Oder ſprächet: das ſind Launen,
Launen ſind's der Könige.

Summa: Cid, der erſte Krieger,
Edel, auf der Ehre Gipfel,
Treu, verſtändig, mannhaft, klug —
Ohne Beugung vor dem Herren,
Was kann er vom Herrn erwarten?
Alſo bleib' es, wie es iſt,
Damit auch die fremden Völker —
Hört es alle, die umherſtehn! —
Damit auch die fremden Völker
Sagen, daß König Alfonſos
Ahndung keiner ſeiner Diener,
Selbſt der Cid auch nicht, entging."

48.

Daſteht nun der Cid gerüſtet.
Unwiſſend, was werden ſolle,
Schwört der Maure bei Mahoma.
Daß er Cid beleidigt habe,
Reuet jetzt König Alfonſo;
Doch der Cid, er ſteht in Waffen;

Es geht nach Valencia.
Daſteht nun der Cid gerüſtet.
Aufgeſtützt auf ſeinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieça beißt die Zügel,
Heiß erwartend ihren Reiter,
Und des Cids Paniere rauſchen
In der Luft, erwartend ihn.
„Warum weinet Ihr, Ximene?
Iſt ſo ſchwach denn unſre Liebe,
Daß ſie nicht ertragen könne
Einige Abweſenheit?
Jeder Edle iſt dem König
Dienſte ſchuldig; dem gerechten
Leiſtet man ſie pflichtenmäßig,
Undankbaren ſchenkt man ſie.
Mut und Sinn iſt Euer Erbteil;
Tochter eines Heldenſtammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesſchwachheit,
So, Ximene, laſſ' ich Euch.
Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, ſtickend,
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf.
Zu Vergnügungen verlaſſ' ich
Euch die Sorge für die Herden,
Für die Wolle, fürs Gefieder;
Nie, Ximene, nie ſeid müſſig!
Arbeit iſt des Blutes Balſam,
Arbeit iſt der Tugend Quell.
Eure reiche Kleidung ſchließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen,
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abweſenheit des Mannes
Kleidet einfach ſich die Frau.
Zeigt den Hausgenoſſen Würde;
Euren Frauen ſeid geſprächig,
Gegen Fremde ſeid beſcheiden,
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend ſtreng und feſt.
Keiner Freundin, auch der beſten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Ehgenoſſen
Iſt ein zart vertraulich Band.
Nie erwirbt man ſich Hochachtung,
Wo man alles von ſich wiſſen,
Alles überſehen läßt.
Die geſchwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geſchwätz,
Macht dabei ſich ſelbſt verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauſes ſeine Macht.
Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Koſten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen — denn der Freude
Botſchaft, ſie verbirgt ſich ſchwer —,
So entdeckt es, ſie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern;
Ihrem Vater zu gefallen,
Schweigen, weiß ich, ſie gewiß.
Nehmet Rat von keinem Manne;
Fragt, was ich Euch raten würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rat.
Und in ſchweren Dingen ſchreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.
Zweiundzwanzig Maravedis
Laſſ' ich Euch zur Tagesausgab'.
Haltet Euch danach! Der wahre
Adel ſteht nicht im Erſparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, laſſet
Keinen als nur mich es wiſſen;
Keinen Eurer Leute ſetzet
Je zum Pfande; ſuchet lieber
Geldesſummen auf mein Wort.
Auf mein bloßes Wort, Ximene;
Dieſes wie des Himmels Veſte,
Weiß man, iſt feſt und gewiß.
Wie ich mich für andre ſchlage,
Glaubt, ſo werden ſich auch andre
Früh bemühn für mich und Euch.
Lebet wohl! Und einen Kuß noch!
Einen nur! ich bringe keinen
Aus den Schlachten dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten ſagen,
Ich ſei hier dein Bräutigam."

IV.

Der Cid

zu Valencia und im Tod.

49.

Handelt ungerecht der König,
Will der Cid nicht alſo handeln;
Er verließ ſein Weib in Thränen
Und in Thränen ſeine Töchter,
Alle von ihm hochgeliebet;
Brach in Länder ein der Mauren,
Ueberwand ſie in Gefechten,
Er erobert' ihre Schlöſſer,
Legte ihnen Zins und Pflicht auf.
Als er Alcocer[30]) erobert,
Schloſſen ihn die Mauren ein;
Zahlreich waren ihre Heere,
Keinen Ausfall waget' er.
Da trat zu ihm Alvar Fannez,
Der ſich nannte von Minaya:
„Galt es dazu unſre Mühe,"
Sprach er zu den Kriegsgenoſſen,
„Daß wir unſer Land verließen,
Um uns hier den Bart zu kämmen?
Brot, das müßig hier wir zehren,
Krieger, iſt kein Ehrenbrot.
Auf! hinaus unter die Mauren!"
„Alvar Fannez von Minaya,"
Sprach der Cid, „du redeſt tapfer,
Du ſprichſt wie ein Ehrenmann.
Nimm die Fahne!"
„Und beim Schöpfer
Schwör' ich dir," antwortete dieſer,
„Wo du ſie vielleicht nicht ſelber
Hinträgſt, aus Bedenklichkeit,
Trag' ich ſie." Der Ausfall glückte;
Alvar Fannez von Minaya
Drang fort in die Maurenländer.
Zwar beklagten ſich die Mauren,
Da ſie Königes Alfonſos
Schutz genöſſen, über Unrecht;
Aber welcher Ueberwundne
Klaget über Unrecht nicht?

50.

Briefe ließ der König ſchreiben,
Stolze Briefe an den Cid,
Voll von mancherlei Verleumdung
Seiner Feinde, der Spione,
Was dem Grafen Conſuegra
Cid antwortete, vernehmt.
Edle Männer von Villalon,
Tapfre Ritter von Valverna,
Gute Leute von Villalda,
Gute Chriſten von Salſuenna,
Böſe Spürer des Betragens
Andrer, leſ't und leſet recht!
Don Rodrigo iſt mein Name,
Wohl auch Cid Campeador.
So ergeben meinem König,
Als mein Weib Ximene mir,
Leb' ich als ein ſchlichter Kriegsmann,
Der kaum zweimal in der Woche
Ab die Kriegeswaffe legt,
Schlafe nirgend als im Zelte,
Thue keinem Freunde übel,
Stünd' es auch in meiner Macht;
Haue nur mit meinem Degen,
Aber nie mit Zung' und Feder;
Eſſe ſitzend auf der Erde,
Weil mir eine Tafel fehlt;
Laſſe niemand mit mir ſpeiſen
Als die Braven und die Guten,
Anzuſpornen durch die Sitte
Meiner Freunde Heldenmut.
Unſre Tiſchgeſpräche ſcharren
Nie auf die begrabnen Toten,
Greifen nie dem Urteil Gottes
Ueber die Lebend'gen vor.
Ich, der Cid, ich ſpreche ſelten,
Kümm're wenig mich um andre,
Frage nichts, als ob Babieça,
Sei gewartet und gezäumt,
Aufzuſitzen gleich nach Tafel,
Neu zu eilen ins Gefecht.
Lege nieder mich zum Schlafe,
Nicht zu wachen und zu ſinnen,
Wie auf Wegen des Betruges
Ich erſchleiche fremdes Gut.
Wach' ich auf, ſo geht's zu Felde,
Hier ein feindlich Schloß zu nehmen,
Oder liegen es zu laſſen,
Wie das Glück will, wie es fällt.
Bin ich einſam, ſo gedenk' ich
An mein Weib, und das mit Seufzen;
Weinend mußt' ich ſie verlaſſen,
Klagend wie die Turteltaube;
Und wohl einſam und wohl traurig
Lebet jetzt ſie in der Fremde;
Doch ſie lebet glücklich dort.
Uebrigens, ihr hohen Herren,
Kann und darf der Cid antworten
Jedem, wer es ſei, der frägt;
Er darf ſeine Seel' enthüllen
Ohne Lug und ohne Scham."

51.

Von der Tafel ſeiner Tapfern
Rief der Cid, doch unvermerket,
Einen Krieger, der im letzten
Treffen übel ſich erzeigt,
Martin Pelaëz; er rief ihn
Seitwärts und ſprach ſo zu ihm:
„Eſſen beide wir zuſammen
Heut' an dieſer ſondern Tafel;
Denn das Mahl mit jenen Tapfern,
Die mit hohem Ruhm dort ſitzen,
Steht für heute uns nicht zu.
Eſſet Ihr von Eurem Schemel,
Ich von dieſem; beide werden
Wir hier wohl beiſammen ſein."
Fort fuhr er in dem Geſpräche:
„Jene, die an hoher Tafel
Dort mit Alvar Fannez ſpeiſen,
Sind Dämonen, leiden keinen
Neben ſich, der ſeine Ehre
Nur im mindeſten befleckt.
Ehre duldet keinen Flecken,
Jeder Fehl an ihr iſt Brandmal,
Brandmal auf der ſchönſten Stirn.
Dieſen Makel und ſein Elend
Wegzutilgen, das vermögen
Spaniens reiche Schätze nicht."
Und ſprach weiter: „Eine Quelle,
Abzuwaſchen ſolche Flecken,
Quellet in des Feindes Bruſt.
Feindes Blut tilget die Schande
Des Verzagten. Lieber ſterben,
Junger Mann, als ſcheu'n ſich müſſen
Und ſich nicht erkühnen dürfen,
Mit den Braven umzugehn!
An die Thaten Eures Vaters,
Meines guten Freundes Pedro,
Pelaëz, laßt uns gedenken;
Ha, wie ſpaltete ſein Schwert!
Die Beiſpiele ſolcher Männer
Sollen uns aufmuntern, Jüngling,
Das zu thun, was jeder brave
Mann gehalten iſt zu thun.
Bitten dürfen wir dann jene
Alten Teufel, daß ſie wieder
Uns an ihre Tafel nehmen.
Sprecht mir, junger Mann, die Worte,
Mir mit Mund und Herzen nach:
„Lieber unterm Fuß der Heidenroſſe
Sterben und zerquetſcht, zertreten werden,
Als daß einer der lebend'gen Chriſten
Ehrlos uns vertreib' aus der Geſellſchaft!"
Setzt Euch feſt auf dieſe Worte, Jüngling,
Daß, wenn wir auf jene Eb'ne kommen,
Sie der Wind nicht etwa Euch entnehme.
Auf, zum Schwert! Eu'r Pferd habt Ihr verloren.
Sorget nicht; ich geb' Euch gleich ein andres."
Leiſe ſprach er dieſ' und andre Worte
Zu dem Jüngling. Es ward aufgeſtanden;
Da ergriff er bei der Hand ihn, rufend,
Rufend aus mit ſeiner Eiſenſtimme:
„Lieber unterm Fuß der Heidenroſſe
Sich zertreten laſſen, als bei Chriſten
Leben und entehrt ſein!"
Alſo rief er.
Indem tönten die Trommeten,
Clarinetten, Cymbeln klangen,
Auf, ins Feld! Es geht zum Siege,
Krieger, gen Valencia!
Von den Reden Cids entflammet,
That an dieſem Tage Wunder
Pelaëz vorm Auge Cids.

52.

„Da die Königin des Himmels,
Die gebenedeite Jungfrau,
Uns, Valencia zu erobern,
Hilfreich beigeſtanden hat,
Pedro, ſo geht zu den Mauren,
Schafft den Leidenden Erquickung
Und dem Totenheer ein Grab.
Sagt den Ueberwundnen allen,
Männern und den Weibern ſaget,
Daß, die Stolzeſten im Kriege,
Wir die Sanfteſten im Frieden,
Menſchlich und großmütig ſei'n.
Regt ſie an, zu mir zu kommen,
Daß ich ſelbſt mit ihnen ſpreche,
Und für ihre Schätz' und Weiber
Bleibe keinem eine Furcht.
Denn mir fehlen für die Schätze
Kaſten, und für ihre Weiber
Fehl' ein Frauenharem mir.
Eine iſt nur meine Gattin,
Eine, meine echte Frau.
Alvar Fannez, auf! zu meiner
Armen leidenden Ximene;
Führt ſie her und meine Kinder.
Nehmt auch etwas Gold mit Euch,
Daß ſie ſich das Nöt'ge kaufen
Und anſtändig hier erſcheinen,
Dieſe ſchöne Stadt zu ſehen
Und Rodrigo, ihren Freund.
Ferner dreißig Mark an Golde
Nimm mit dir, dem heil'gen Pedro
Lege ſie auf den Altar.
Auch zweitauſend Silberſtücke
Stelle den ehrhaften Juden
Iſrael und Benjamin
Bittend zu, mir zu verzeihen
Meine allereinz'ge Lüge,

Die ich lebenslang beging.

Die verpfändeten zwei Kaſten,
40] Die verſchloſſen ſie annahmen,
Glaubten ſie voll guten Goldes,
Und ſie waren voller Sand.
Dennoch war es keine Täuſchung;
Denn das Wort war in den Kaſten,
45] Und mein Wort iſt gutes Gold.
Antolinez, Ihr begleitet
Alvar Fannez. Seine Zunge
Iſt ein wenig träg', und Eure,
Sie gefällt im Sprechen ſich.
50] Auf! erzählet der Ximene
Unſre Abenteuer alle;
Helft ihr dann auch im Geſange;
Denn ſie liebt in frohen Stunden
Die Guitarr' und den Geſang.

55] An den Hof des Königs ziehet
Dann auch beide miteinander;
Ueberreicht ihm die Geſchenke,
Mit der ehrerbiet'gen Bitte,
Daß er Gattin mir und Kinder
60] Gnädig laſſe mit Euch ziehn.
Was in deiner Kriegerſprache
Du zu ſagen haſt, vergiß nicht,
Alvar Fannez, auch kein Wort.
Wohl, daß einem Held am Hofe,
65] In der Schule ſeines Lehnherrn,
Du dabei zu lachen giebſt;
Andre werden meine Plane
So wie deine Worte meiſtern
Und beſpötteln. Mach' es alſo,
70] Daß dem Neide nichts auch bleibe
Als das Gift in ſeiner Bruſt.

Zieht denn, meine Freunde, ziehet!
Wenn hierher zurück ihr kehret,
Findet ihr mich Ueberwinder
75] Andrer Mauren, meiner Feinde,
Oder — findet mich nicht mehr.“

53.

Angekommen itzt zu Burgos
Küſſete die Hand dem König
Alvar Fannez von Minaya,
Antolinez neben ihm.
5] „Unterthänige Geſchenke
Ueberbring' ich, großer König,
Von dem ſtolzeſten Vaſallen,
Den Ihr aus dem Reich gebannt.
Um mich ſelbſt in dieſer Sendung
10] Nicht zu täuſchen, ſo erlaubet,
Daß ich Euch die Worte ſage,
Die er zu mir ſelbſt geſagt;
Denn wo Cid nicht iſt, bin ich.
Alſo ſprach er: ‚Aus Valencia
15] Send' ich, was von dem Vaſallen
Seinem Oberherrn gebührt.
Das Andenken an die Härte,
Die Ihr, König, mir erwieſen,
Längſt iſt es aus meiner Bruſt;
20] Vielmehr ſegn' ich alles, alles,
Was daher zu meinem Ruhme
Und für Euer Reich entſprang.
Ueberreichen wird Euch Fannez
Hundert ritterliche Pferde
25] Mit den Decken und Geſchirr,
Hundert Sklaven, die ſie führen,
Und im Kaſten dreißig Schlüſſel
Von den Städten und den Schlöſſern,
Die hiermit Euch der Verräter,
30] Die der Cid Euch übergiebt.
Stolz bezahl' ich meine Schulden,
König, mit den Gütern reicher
Ueberwundner Könige.
Einem Armen und Vertriebnen,
35] Dem Ihr nichts, o König, ließet,
Bleibt nicht übrig, als auf Koſten
Andrer Euch befriedigen.
Alvar Fannez, mein Geſandter,
Iſt ein Krieger, der ſich ſelber
40] Sein Gut zu erwerben weiß;
Er begehret nicht Geſchenke,
Nur daß Ihr ihm, König, zuſprecht,
Wie es ſeiner Ehre ziemt.
Was ich nie von Euch erlangte,
45] Wahrlich, das verdienet er.
Ehrenworte koſten wenig,
Und ſie ſind ſo reich einträglich
Einem guten Könige,
Sie gewinnen ihm die Herzen,
50] Wenn bei ungerechten Worten
Sich das Treu'ſte ihm entzieht.
Daß der Cid Euch treu blieb, König,
Traut, o trauet nicht dem Beiſpiel;
Viele ſind vielleicht an Mute,
55] Wen'ge ihm an Großmut gleich.
Edel hielt er's, Euch zu dienen,
Andre könnten's edel halten,
Sich zu rächen für die Schmach.
Wer den Dolch Bellido reichte,
60] Kann ihn dreißig andern reichen,
Wenn er ſie dafür bezahlt.
Fing Bellido nicht mit Schmeicheln
Seinen Trug an bei Don Sancho,
Den ſein Dolchſtich endete?

65] Wer einmal den Schmeichlern wohlthut,
Leget ſich die harte Not auf,
Immer ihnen ſchön zu thun.
Schmeichler ſind es, die ſich rächen;
Aus dem Honig ihrer Lippen
70] Machet Euch ein Bollwerk, König,
Und Ihr werdet es erfahren,
Wie dies Euch verteidige.

Werdet Ihr vielleicht mir ſagen,
Aus dem ungeſtümen Munde
75] Cids ergehen nichts als Lehren?
Freilich ging wohl mancher König
Irre durch zu viele Lehren;
Aber der war ſtets verloren,
Dem kein Rat gefällig war.‘“

Spottend hob ein Graf die Stimme,
Sprach mit höhniſchem Gelächter:
„Klar iſt's, lieber heut' als morgen
Wünſcht der Cid ſich her nach Burgos,
Um hier fort zu predigen.“

85] Alvar Fannez ſtieß im Zorne
Rückwärts ſich den Helm, und knirſchend
Rief er: „Wer hier wagt zu mucken —
Wo der Cid nicht iſt, bin ich.“

Alles ſchwieg. Und Antolinez,
90] Er begann mit ſüßer Rede;
Seine ſanften Worte rührten
So die Seele des Monarchen,
Daß er augenblicks Ximenen
Frei es ſtellte, zum Gemahle
95] Hinzuziehn, zum großen Cid.

54.

Angekommen zu Valencia,
Angelangt nach langer Trennung
In der ſchönen Stadt, gewonnen
Durch die Tapferkeit des Cid,
5] Lebten jetzt Donna Ximena,
Sie, die Mutter, und die Töchter
Mit dem Cid, der hoch ſie liebte,
In Verehrung, Freud' und Glück;
Als ſchnell eine Botſchaft ankam:
10] Miramamolin 31) der Große
Nahe ſich mit mächt'gen Heeren,
Fünfzigtauſend Mann auf Roſſen,
Die zu Fuße nicht zu zählen;
Ihm Valencia zu entreißen,
15] Nah' er mächtig ſich dem Cid.
Wohlerfahren in den Waffen,
Rüſtet dieſer ſtracks die Feſten
Aus mit Vorrat und mit Volk;
Muntert auf dann ſeine Ritter
20] Freudig, auf gewohnte Weiſe;
Führte dann Donna Ximena,
Sie und ſeine beiden Töchter
Auf des Schloſſes höchſten Turm.

Allda ſahen ſie zum weiten
Meer hinaus die Mauren kommen,
Sahn mit großer Eil' und Sorgfalt
Sie aufſchlagen ihre Zelte
Unter Kriegsgeſchrei und Trommeln,
Kriegsgeſchrei und Paukenhall.

30] Großes Schrecken faßt die Mutter
Wie die Töchter; denn ſie hatten
Solche Heere nie zu Felde,
Nie auf einem Platz geſehn.
„Fürchtet nichts, ihr Lieben alle,“
35] Sprach der Cid, „ſolang' ich lebe,
Nah' euch keine Sorg' und Angſt.
Morgen, und ihr ſehet alle
Dieſe Männer überwunden;
Töchter, und von ihrer Habe
40] Mehrt ſich euer Heiratsgut.
Je mehr ihrer, deſto beſſer,
Deſto reicher wird die Beute,
Für die Kirche zu Valencia,
Die, dem Volk zu hoher Freude,
45] Morgen euch zu Füßen liegt.“

Jetzt bemerkend, daß die Mauren
Nah ſich an die Thore drängten,
Sonder Ordnung im Gewühl,
Sprach er: „Alvar Salvadores,
50] Leget an Euch Eure Rüſtung,
Nehmt mit Euch zweihundert Reiter,
Wohlgeübt auf ihren Roſſen,
Und macht auf die Heiden Jagd,
Daß Ximene und die Mädchen
55] An dem Jagen ſich erfreu'n.“

Kaum geſprochen, ſo geſchah es.
Im Getümmel, im Getrappel
Flohn die Mauren zu den Zelten,
Wer nicht fliehen konnte, blieb.
60] Doch hier wandten ſie ſich alle,
Und weil Alvar Salvadores
Vorwärts ſich zu weit gewagt,
Fiel er in die Hand der Mauren,
Bis ihn Tags darauf mit reichem
65] Ruhm befreiete der Cid.

55.

Wohlgeordnet ſeine Völker,
Die zu Fuß und die zu Roſſe,
Zog der Cid jetzt aus Valencia;
Aus dem Thor der Waſſerſchlange
5] Zogen ſie hinaus ins Feld.
Seine Fahne trug Bermudes;
Hieronymus, der Biſchof,
Zog in Rüſtung mit dem Heere
Gegen den Barbarenkönig,
10] Miramamolin genannt,
Der dem Cid die ſchöne Beute,
Sein erworbnes Reich Valencia,
Mit wohl fünfzigtauſend Reitern
Trotzig abzunehmen kam.

15] Als einander gegenüber
Mauren nun und Chriſten ſtanden,
So viel Mauren, Chriſten wenig,
War alles in Furcht und Angſt;
Bis auf ſeinem Roß Babieça
20] Cid erſchien, in reichen Waffen,
Und mit lauter Stimme rief:

„Gott mit uns und San Jago!“
Sprengte dann ein in die Feinde;
Hieb und tötete; gebadet
25] War ſein Arm in Heidenblut;
Wer ſich ihm zu nahen wagte,
Jeder Maur' galt einen Hieb.
Endlich fand den Maurenkönig
Selbſt er auf im Schlachtgetümmel;
30] Dreimal traf er, dreimal ſchützte
Den Barbaren nur die Rüſtung,
Bis er ſich, erſt hintern Hügel
Schleichend, dann in ein Caſtell zog
Und dem Cid das Feld verließ.
35] Von dem Volk, mit ihm gezogen,
Blieben wenig ihm der Tauſend;
Was nicht tot lag, ward gefangen.
Und das Lager, reich an Silber,
Reich an Pferden, ward erbeutet;
40] Und im allerreichſten Zelte,
Das die Chriſtenheit je ſah,
Fand ſich Alvar Salvadores.
Hocherfreuet war der Cid;
Hocherfreuet kehrten alle
45] Nach Valencia; Mutter, Töchter,
Die vom Turm die Schlacht geſchauet,
Froh empfingen ſie den Cid.

56.

Dankend Gott und San Jago
Für den Schutz, den ſie ihm ſchenkten,
Für die Kraft, die ſie ihm liehen,
Auszufechten ſolche Schlachten,
5] Zu bezwingen ſo viel Mauren,
Zu gewinnen Städt' und Feſten,
Wie kein andrer ſie gewann —
Denn Gott und der Erzapoſtel
Hielten ob ihm ihre Hand, —
10] Lebte Cid jetzt, hochgefürchtet,
Hochgefürchtet und verehret,
In Valencia mit Ximenen
Und mit ſeinen beiden Töchtern
Donna Sol und Donna Elvira,
15] Die er über alles liebt'.

Ringsum in Caſtilien gingen
Von ihm Wunderneuigkeiten,
Alſo daß zwei junge Grafen,
Reiche Grafen Carrion,
20] Vor den König Don Alfonſo
Bittend traten, daß er beide —
Brüder waren ſie — vermähle
Mit den edlen Töchtern Cids.

Don Alfonſo, kein Bedenken
25] Findend an der reichen Heirat,
Lud den Cid, ihn in Requenna
Zu beſuchen, ſprach mit ihm
Viel von ſeinen Wunderthaten,
Von den Schlachten, von den Siegen;
30] Rechenſchaft gab ihm der Cid.

„Aber Ihr ſeid alt geworden,
Guter Cid,“ ſprach Don Alfonſo.
„Großer König,“ ſprach der Feldherr,
„Soviel Sorg' und Kriegesarbeit
35] Macht ſchon alt; kaum hatt' ich Ruhe,
Kaum Erholung einen Tag.
Alles indes überſtanden,
Iſt Valencia Euch gewonnen,
Voll Vergnügen, voll von Gütern,
40] König, Euer Eigentum.“

„Guter Cid, genießt das Eure,“
Sprach Alfonſo; „mir genüget
Eurer Thaten Ruhm, die Ehre
Eines Feldherrn und Vaſallen,
45] Wie kein Chriſtenreich ihn hat.
Gerne wünſcht' ich Euren Töchtern
Standesmäßige Gemahle;
Und da haben ſich zwei Grafen,
Reiche Grafen Carrion,
50] Brüder, ſie von mir erbeten;
Uebel wäre nicht die Heirat,
Und ich ſteh' für die Gefahr.“

Sprach der Cid: „Sie ſind die Euren,
Guter König, und Ximenens
55] Wille iſt gewiß der meine;
Die ich über alles liebe,
Meine Töchter ſchenk' ich Euch.“

Traten zu ihm beide Grafen,
Küſſeten dem Cid die Hände.
60] Nach Caſtilien zog der König;
Nach Valencia zog der Cid.

57.

Mit ihm zogen beide Grafen,
Ihm zu ſeinen Schwiegerſöhnen,
Seinen Töchtern zu Gemahlen
Von dem Könige geſchenkt;
Hocherfreuet war Ximene,
Hocherfreuet beide Töchter;
Alvar Fannez übergab ſie
Den Gemahlen, und der gute
Erzbiſchof verlobte ſie.

Feſte werden angeordnet,
Ritterkämpfe, Prachtturniere;
Mohren, Chriſten, alle freuen
Auf das Feſt ſich, auf die Spiele.
Ach, ein böſer Unfall ſtörte
Alle Freuden, alle Luſt!

Hört! Ein ungeheurer Löwe,
Den der Cid an ſeinem Hofe
Längſt ſchon hielt, entkam dem Wächter,
Und als wär' er angewieſen,
Lief er auf die beiden Grafen —
Eben ſchlummerte der Cid, —
Warf die Tafel um und brüllte
Schrecklich. Sein Geſchrei erweckte
Schnell den Schlummernden; er ſprang
Auf den Stuhl; erhob die Stimme;
Und der Löwe, der ihn anſah,
Der die Eiſenſtimme kannte,
Wandte ſich und ging zurück.

Blaß von Todesfurcht und Schrecken
Schleichen jetzt die Grafen ſeitwärts,
Wähnend, daß zu ihrem Schimpfe
Dieſer Scherz bereitet ſei.
Darin ſtärket ſie ihr Oheim,
Der zur Heirat ſie begleitet,
Und ſo werden eins ſie alle,
Abſchied ſchnell vom Cid zu nehmen.
Wegzuziehn mit ihren Weibern
Und zu rächen an den Töchtern,
Was am Vater ſie nicht könnten —
O des ſchändlichen Beginnens!
O des bübiſchen Verrats!

Ehrerbietig treten beide
Vor den Cid, Abſchied zu nehmen,
Heimzuziehn mit ihren Bräuten
Und die Hochzeit dort zu feiern;
Alſo wünſche es ihr Vater.

Cid, befremdet und betroffen,
Hielt in ſeinem großen Herzen
Beide nicht für niederträchtig.
Nur für launiſch und unhöflich;
Doch der Mutter Herz wehklaget,
Und es ſchlägt das Herz der Töchter
Unter Seufzern, unter Thränen
Scheidend; Cid begleitet ſie.

58.

Auf geradem Wege zogen
Erſt die Grafen, wohl empfangen
Von des edlen Cids Vaſallen,
Freundlich auch von jedermann;
Wer des Helden Namen kannte,
Wer des Helden Töchter ſah,
War ihr froher Unterthan.

Auch die Schwiegerſöhne heucheln
Freundlich ihrem guten Vater,
Der beklommen von den Töchtern
Und mit Seufzen Abſchied nahm;
Denn ein Strom gepreßter Thränen
Gießt ſich auf der Töchter Wangen:
„Warum geht Ihr, guter Vater?
Wem verlaßt Ihr Eure Töchter?“
Warum gehſt du, edler Cid?

Seitwärts ab vom Wege lenken
Jetzt die Grafen in die Wüſte,
Vorausſendend ihren Zug.
Und als tief ſie im Gebirge
Waren, einſam von den Menſchen,
Hießen ſie die edeln Donnas
Niederſteigen von den Mäulern —
O der niedrigen Verräter!
O des ſchändlichen Verrats!

Rache jetzt an Cid zu nehmen,
An Cid, der ſie nie beleidigt,
Auch des Caſtilianer-Adels
Neid und Haß und bittern Groll
Auszugießen, einzuprägen
Unauslöſchbar auf ſein Haus,
Reißen ſie den Schmuck der Kleider
Ab vom Buſen der Vermählten,
Schleppen ſie an ihren Haaren,
Geben Streiche ihren Wangen,
Ihren Rücken Riemenſtreiche,
Daß ihr Blut zur Erde fließt.

„Habt das jetzt für euren Vater,
Für den großen Cid, den edeln,
Der den Caſtilianer-Adel,
Der den Hof verachtend ſchmähte,
Der auf uns den Löwen ließ!“

Alſo ließen ſie die beiden,
Die Unſchuld'gen, angebunden
Tief im Wald an einem Baum.
Und wie nach vollführtem Siege
Ziehen fürder ſie die Straße.
„Wo iſt unſre Herrſchaft blieben?“
Fragt der Zug. Die Grafen ſprechen:
„Donna Sol und Donna Elvira,
Beide ſind ſie wohl verſorgt.“
O der niedrigen Verräter!
O des ſchändlichen Verrats!

Doch vom Himmel und im Herzen
Ihres edlen großen Vaters
War die Rettung der Verlaſſnen
Wunderbar vorherbeſtimmt.
„Reitet,“ ſprach der Cid beim Abzug
Zu Ordonno, ſeinem Neffen,
„Reitet querhin durch die Wüſte,
Zu Valencia ſehn wir uns.“

59.

Angſtgeſchrei und Weh und Seufzen,
Aechzen wie der Sterbenden
Drang hinauf von den Verlaſſnen,
Auf gen Himmel und erreichte
Bald Ordonnos horchend Ohr.
Den Verlaſſenen zu Hilfe
Eilt er tiefer in die Wüſte,
Und als er die Edlen ſah —
Wütend rauft er ſich die Haare,
Wütend flucht' er den Verrätern;
Feig entflohen waren ſie;
Decket dann mit ſeinen Kleidern
Die Verlaſſenen, Halbtoten,
Löſet ihre harten Bande,
Eilt, Erquickungen zu ſuchen,
Rettung, Obdach, Sicherheit.
Bald auch fand er einen Landmann,
Treu dem Cid und ganz ergeben;
In des Hütte trugen beide,
Schweigend, die Verlaſſenen,
Wo des Landmanns Weib und Töchter
Freundlich ihrer ſich annahmen
Und ſie treu verpflegeten.

Don Ordonno ſprach: „Sennoras,
Unter dieſer guten Leute
Sichern Obhut weilet hier;
Ich geh' jetzt mit meiner Nachricht —
Ach, wo werd' ich Worte finden,
Sie dem Vater, ſie der Mutter
Zu verkündigen? dem Cid!“
Wo die Thaten Rache fordern,
Schweigen Worte. Cid erwidert
Nichts und ſchlug ſich an die Bruſt:
„Wohl haſt du mir das geſaget,
Gutes Herz; doch ſo abſcheulich,
Schändlich, häßlich, niederträchtig,
Nicht der Teufel handelt ſo!“
Aber welche Thränenquellen
Werden jetzt der Mutter Augen!
Standhaft tröſtet ſie der Cid;
Sendet Boten ab zum König,
Schnelle Boten, um Erlaubnis,
Kommen ſelbſt vor ihn zu dürfen
Gen Toledo, wo er war.

60.

Gnädig nahm ihn auf der König,
Als er ankam mit den Rittern,
Gnädig, wie es Cid verdient.
„Meine Dienſte wißt Ihr, König,
Für Fernando, Euren Vater,
Für den unglückſel'gen Sancho
Und, Alfonſo, auch für Euch.“
Alſobald gebot der König;
Und die beiden Grafen reichten,
Schimpflich, und doch nicht beſchämet,
Den Tizona und Colado
Ihrem edeln Herrn zurück.
„Hab' ich,“ ſprach der Cid, „euch wieder,
Angedenken meines Lebens,
Dich Tizona, einſt gewonnen
Von Bucar, dem Mohrenkönig,
Als Valencia ich bezwang;
Dich Colado, den der edle
Graf von Barcelona trug,
Als den Aragonierkönig
Wir mit Ruhm beſiegeten!
Nehmt die Degen, Don Bermudes
Und Alvar Fannez Minaya;
Bis zum Schluß der Reichsverſammlung
Wahrt vor jedem Niederträcht'gen,
Wahret ſie in eure Hand.“
Jetzt mit fürchterlichem Aufruf
Griff der Cid an ſeinen Bart,
Nannt' in Gegenwart des Königs
Und der ganzen Reichsverſammlung,
Nannt' die Grafen und den Oheim,
Der den Anſchlag angegeben,
Niederträchtige Verräter.
Als ein Mann von Ehre trug er
Ritterlich die Klage vor.
Sich entſchuld'gen wollen beide;
Doch umſonſt iſt die Entſchuld'gung,
Auf der Lippe ſtockt das Wort.
„Sprechet,“ rief der Cid noch lauter,
„Iſt es Wahrheit, was ich ſage?
Tod oder Bekenntnis.“ —

„Der,“
Sprach im Spott Garcia Cabra,
„Der mit ſeiner Eiſenſtimme
Und mit ſeinem langen Bart
Will euch, Grafen, hier erſchrecken;
Geh er hin zu ſeinen Mauren!“ —
„Schweigt!“ antwortete der König,
„Recht gilt hier es und Gericht.
Fechten müßt ihr, Angeklagte,
Drei mit drei: ihr beiden Grafen
Und der Oheim in Perſon;
Anderſeits, wen von den Rittern
Gegenüber euch zu ſtellen
Der Beleidigte ſich wählt.“
Auf der Stelle wählte Cid
Drei von ſeinen wackern Männern,
Don Bermudes und zwei Vettern,
Stellend ſie dem Feinde dar;
Nahm darauf vom König Abſchied,
Nach Valencia zog er heim.

61.

Niederträchtige Verräter
Bleiben immer hinterliſtig.
Können ſie mit Ritterehre
Nicht entgehn dem böſen Kampf,
Wollen ſie ihn von Toledo
Fernhin ziehen auf die Eb'ne
Ihres Städtchens Carrion.
Schon verſammelt ſind dort alle
Große ſtattliche Verwandte,
Selbſt aus königlichem Stamm,
Alle reich in goldner Rüſtung,
Alle prächtig im Gefolge,
Uebermütig, frech und ſtolz.
Und ihr Anſchlag iſt, die Ritter
Cids voran hinwegzublaſen,
Ehe noch der Kampf beginnt.
Kaum wird dieſen ſolches merkbar,
Wenden ſie ſich an den König:
„Unter des Geſetzes Schutz
Und in deinem ſind wir, König,
Dir vertraut, dir anbefohlen!
Wenn wir hinterliſtig fallen,
Rächen wird uns unſer Cid.“
So gewarnet nimmt der König
Aller dreier Leib und Leben
Oeffentlich in ſeinen Schutz;
Weiſt die hinterliſt'gen Grafen
Gen Toledo, unterſagend
Das Gefecht in Carrion.
O wie ſank das Herz den Frechen!
Vorm Colado, vor Tizona
Zittert jetzt ihr Uebermut.
Feld und Platz ſind abgemeſſen,
Aufgerichtet ſtehn die Schranken —
Wo bleibt Fernan Gonſalez?
Denn Bermudes ſteht erwartend; —
Endlich tritt er auf, erbebend,
Stößt zuerſt mit ſeiner Lanze,
Und ſchon liegt er tief am Boden
Mit durchbohrtem Schild und Harniſch,
Bittend fleht er um ſein Leben,
Als er die Tizona ſah
Aufgehoben. „Stirb, Verräter!“
Rief Bermudes. „Schenk', o ſchenke
Mir mein Leben,“ ſprach der Feige;
„Ich erkenne mich beſiegt!“
Martin Antolin von Burgos
Hob die Lanz' und den Colado
Gegen Diego Gonſalez.
Mächtig ſchrie er um Erbarmen
Unter Puffen, unter Streichen
Des Colado, bis ſein Roß ihn
Günſtig aus den Schranken riß.
„O wie ſchändlich,“ riefen alle,
„Schändlich iſt auch der beſiegt!“
Nunno Guſtios tritt entgegen
Dem verräteriſchen Oheim,
Suer Gonſalez, durchbohret
Ihm auf einmal Helm und Schild;
Blutend liegt er an dem Boden,
Schon ſetzt Nunno ihm die Lanze
Ins Geſicht; da ruft des Vaters
Klägliches Geſchrei: „Erbarmen!
Lieget er denn nicht beſiegt?“
Ja, beſiegt und niederträchtig
Feige ſind ſie überwunden,
Die Stolzen, Vermeſſenen.
Nichts bleibt jetzt dem König übrig,
Als das Urteil auszuſprechen,
„Niedriger Verräterei.“
Ehrlos werden ihre Namen,
Eingezogen ihre Güter,
Und kein Mann von Ehre nennet
Ohne Scham die Niedrigen.
Als der Cid von ſeinen Siegern
Froh die gute Botſchaft hörte,
Dankt' er Gott; doch blieb im Herzen
Ihm die bittere Erinn'rung
Lebenslang ein wunder Ort.
Seit der Schmach, die ihm begegnet,
Trug er fortan ſchwarze Rüſtung,
Ueberſät mit goldnen Kreuzen,
Und war ſtiller als vorher.

62.

Eingeſchlummert, matt vor Alter,
Saß auf ſeinem hölzern Stuhle

Cid, der Feldherr; neben ihm
Saß Ximene mit den Töchtern,
5] Stickend eine feine Leinwand.
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters ſüßen Schlummer
Nicht zu ſtören. Alles ſchwieg;
Als zwei perſiſche Geſandte,
10] Den ruhmvollen Cid zu grüßen,
Kommen mit Geräuſch und Pracht.
Denn der Ruf von ſeinen Thaten,
Von der Größe ſeines Wertes
Drang durch Mauren und Araber
15] Hin ins ferne Perſien.
Von des Helden Ruhm ergriffen,
Sandt' der Sultan ihm Geſchenke:
Seidenſtoffe, Spezerei'n.
Angelanget mit Kameelen,
20] Traten vor ihn die Geſandten.
„Ruy Diaz,“ ſprach der eine
Mit hinabgeſenktem Blick,
„Ruy Diaz, tapf'rer Feldherr!
Unſer mächtiggroßer Sultan
25] Beut dir ſeine Freundſchaft an.
Bei dem Leben Mahoms ſchwur er:
Hätt' er dich in ſeinem Lande,
Wohl die Hälfte ſeines Reiches
Gäb' er gerne dir als Freund.
30] Seine Achtung dir zu zeigen,
Sendet er dir die Geſchenke.“
Ihm antwortete der Cid:
„Sagt dem Sultan, eurem Herren,
Daß die Ehre ſeiner Botſchaft
35] Ich empfange unverdient.
Was ich that, es war nur wenig;
Was ich bin, ward oft verleumdet;
Hätt' er ſich bei uns erkundet,
Wer ich ſei, er hätte ſchwerlich
40] Mir die Ehre wohl erzeigt.
Indes, wär' er Chriſt, ich machte
Ihn zum Richter meines Werts.“
Alſo ſprach der Cid und zeigte
Ihnen darauf ſeine Schätze:
45] Die Gemahlin und die Töchter,
Zwar nicht überdeckt mit Perlen,
Ohne Schmuck und Edelſteine,
Doch des Herzens Güt' und Unſchuld
Sprach aus jeglichem Geſicht.
50] Ueber ſeiner Töchter Schönheit
Waren beide hoch erſtaunt,
Und noch mehr, noch mehr erſtaunet
Ueber ſeine ſchlichten Sitten,
Ueber ſein einfaches Haus.
55] Auch in Spanien beſiegte
Bald ſein Ruhm die ärgſten Neider.
Seine ſchönen edeln Töchter
Donna Sol und Donna Elvira
Fand der Lohn; an zwei Infanten
60] Aragoniens und Navarras
Wurden glücklich ſie vermählt.

63.

Matt von Jahren, matt von Kriegen,
Obwohl überdeckt mit Ruhme,
Als der Cid Bucar entgegen,
Der, Valencia ihm zu rauben,
Auf ihn drang mit ſtarker Heer'skraft,
Dreißig Könige mit ihm —
Als Cid gegen ſie hinauszog,
Sprach er zu Ximenen ſo:
„Wenn ich überdeckt mit Todeswunden
Auf dem Schlachtfeld falle, ſo beſtatte
Mich beim heil'gen Pedro de Cardenna,
Nahe dem Altare; und, Ximene,
Sei wohl auf der Hut, daß dich der Mauren
Keiner dann in Furcht und Schwachheit ſehe.
15] Wenn man dieſſeits über meinem Leichnam
Ruhepſalmen ſingt, ſo rufe jenſeits
Man zu Waffen, daß mein Tod den Feinden
Neuen Mut nicht und den Sieg nicht gebe.
In der Rechte laß mir die Tizona
20] Auch in meiner Gruft, daß ſie kein andrer,
Kein Unwürd'ger führe. Will es Gott ſo
Und du ſiehſt Babieça aus dem Schlachtfeld
Ohne mich heimkehren, öffn' ihm freundlich
Gleich die Pforte, ſtreichle ihn, Ximene.
25] Wer dem Herrn ſo treu wie er gedient hat,
Iſt auch Lohns wert nach des Herren Tode.
Hilf, Ximene, hilf mir in die Waffen.
Sieh, dort blinket ſchon die Morgenröte;
Und es geht auf Leben oder Tod jetzt.
Gib mir, Liebe, gib mir deinen Segen;
Und, was ich erworben, ſei der Himmel
Gnädig deiner Kraft, es zu erhalten.“
Ausgeſprochen dieſe Worte,
Schwang er mühſam ſich vom Eckſtein
35] Auf ſein gutes Pferd Babieça;
Das ſah ſeinen Herren traurig,
Traurig hing es ſeinen Kopf.

64.

Matt von Kriegen, matt von Kämpfen
Lag der Cid auf ſeinem Lager,
Denkend an die nahe Zukunft,
An Gefahren der Ximene,
5] Als er neben ſich am Bette
Leuchten ſahe welchen Glanz!
Einen Mann an ſeiner Seite
Sah er; heiter war ſein Antlitz,
Glänzend, und ſein Haar gekräuſelt,
Weiß wie Schnee; er ſaß ehrwürdig
Da, in ſüßem Himmelsduft.
„Schlummerſt du, mein Freund Rodrigo?“
Sprach er. „Auf! ermuntre dich!“
„Und wer biſt du,“ ſprach der Feldherr,
„Der im Wachen mit mir ſprichſt?“
„Pedro bin ich, der Apoſtel,
Deſſen Haus dir ſo beliebt iſt,
Hergeſandt auf deine Sorgen,
Komm' ich zu verkünden dir,
20] Daß dich Gott in dreißig Tagen
Rufet in die andre Welt,
Wo dich alle deine Freunde,
Wo die Heil'gen dich erwarten.
Um die Freunde, die du läſſeſt,
25] Um Ximene ſei nicht bange;
Aufgetragen meinem Vetter,
Dem San Jago, iſt ihr Sieg.
Mache fertig dich zur Reiſe,
Und beſtelle froh dein Haus.“
30] Dies gehöret, ſprang Rodrigo
Munter auf von ſeinem Lager,
Will dem heiligen Apoſtel
Dankend froh zu Füßen fallen.
Doch die himmliſche Erſcheinung
35] War hinweg; er ſtand allein.

65.

Tauſendhundert zweiunddreißig,
Am dreizehnten Tag des Maimonds
War es, als der gute Feldherr
Von Bivar die Welt verließ.
5] Tags darauf, als ihm San-Pedro
Prophezeiend war erſchienen,
Ließ er ſeine Freunde kommen,
Und Ximenen ihm zur Seite,
Sprach er ſeinen letzten Willen
10] Ernſt und ruhig alſo aus:
„Zu San Pedro de Cardenna,
Wie du mir verſprachſt, Ximene,
Wird mein Körper heimgeführt.
Jedem meiner edeln Männer
15] Gib fünfhundert Maravedis;
Denn ſie waren treuergeben,
Treu dem Cid bis in den Tod.
Alvar Fannez von Minaya,
Du, mein Freund, wirſt ſie verteilen. —
20] Was dir bleibt, meine Ximene,
Wend' es an zu frommen Werken,
Und für deine Güt' und Liebe
Habe meinen treu'ſten Dank.
In das Kloſter zu Cardenna
25] Wirſt du meinen Leib begleiten;
Mein Vertrauteſter, Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Biſchof,
Alvar Fannez und Bermudes,
Meine Treugeliebten alle,
30] Werden, dir und mir gefällig,
Wohl mit dir die Reiſe thun.“
So empfahl er Gott die Seele,
Nahm Abſchied von ſeinen Freunden
Und empfing das Sacrament.

66.

Tages noch vor ſeinem Tode
Ließ Cid ſeine Freunde kommen,
Und als Feldherr ſprach er ſo:
„Ich weiß, daß der Mohrenkönig,
5] Daß Bucar mit ſeinen Heeren,
Der Valencia hart umſchließt,
Gierig meinen Tod erwartet;
Bergt den Saracenen ihn.
Und die koſtbar'n Specereien,
10] Die Balſame, die der Sultan
Mir aus Perſien geſandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam!
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waſchen,
Balſamiert ihn mit der Myrrhe,
15] Kleidet ihn von Haupt zu Fuß.
San Jago wird euch begleiten,
Und kein Klaggeſang erſchalle,
Keine Thräne wein' um mich.
Vielmehr, wenn ich ausgeatmet,
20] Laſſet die Trommeten tönen,
Laßt die Pauken, laßt die Cymbeln,
Laßt die Clarinetten rufen
Feldgeſchrei zur nahen Schlacht.
Und wenn ihr dann nach Caſtilien
25] Meinen Leichnam hinbegleitet,
Wiſſ' es ja kein Mohren-Seewolf,32)
Alle laſſet hier zurück.
Sattelt meinen Freund Babieça,
Kleidet mich in meine Waffen,
30] Gürtet an mir die Tizona.
Und ſo ſetzt mich auf mein Roß.
Neben mir dann geht Gil Diaz,
Don Jeronymo der Biſchof,
Und mein tapf'rer Freund Bermudes.
35] Ihr, Alvar Fannez Minaya
Ziehet ſtracks hin auf Bucar;
Daß Euch Gott den Sieg verleih'n wird,
Sagte mir San Pedro ſelbſt.“
Alſo ſprach der Feldherr ruhig.
40] Und des Sultans Ehrenbalſam
War geſandt ihm zum Triumph.

67.

Fahnen, gute alte Fahnen,
Die den Cid ſo oft begleitet
In und ſiegreich aus der Schlacht.
Rauſchet ihr nicht in den Lüften
5] Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt?
Denn es brechen ſeine Blicke,
Er ſieht euch zum letztenmal.
Lebet wohl, ihr ſchönen Berge
10] Teruel und Albarazin,33)
Ew'ge Zeugen ſeines Ruhmes,
Seines Glückes, ſeines Muts;
Lebet wohl, ihr ſchönen Höhen,
Und du Ausſicht auf das Meer hin!
15] Ach, der Tod, er raubt uns alles,
Wie ein Habicht raubt er uns!
Seht, es brechen ſeine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.
Was hat er geſagt, der gute
20] Cid? Er liegt auf ſeinem Lager.
Wo iſt ſeine Eiſenſtimme?
Kaum noch kann man ihn verſtehen,
Daß er ſeinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal ſehen will.
25] Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In ſo mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen ſiehet,
30] Die ſonſt in den Lüften wehten,
Hingebeugt aufs Sterbelager,
Unter ihnen ſeinen Freund,
Fühlt er ſeinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, ſteht mit großen
35] Augen ſtumm da wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts ſprechen,
Er auch nichts zu ſeinem Herrn.
Traurig ſieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.
40] Gerne hätt' ſich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geſchlagen.
Ohne Sprache ſitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.
Und nun rauſchten die Paniere
45] Stärker; durch das offne Fenſter
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich ſchweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entſchläft.
Auf nun, auf, Trommeten, Trommeln,
50] Pfeifen, Clarinetten, tönet!
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entſchlief.

68.

Ausgeatmet hat der gute
Cid, der von Bivar ſich nannte.
Zu vollbringen ſeinen Willen
Iſt Gil Diaz jetzt bedacht.
5] Balſamieret wird ſein Leichnam;
Friſch und ſchön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig weißem Bart;
Eine Tafel ſtützt die Schultern,
10] Eine Tafel Kinn und Arme;
Unbewegt auf ſeinem Stuhle
Sitzt er da, der edle Greis.
Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
15] Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umſchloß.
Mitternacht war's, und man ſetzte
Auf ſein gutes Pferd Babieça
Grad' und feſt den toten Herrn.
20] Schwarz' und weiße Niederkleider,
Aehnlich dem gewohnten Harniſch,
Den Cid an den Beinen trug,
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen
War die Kleidung; ihm am Halſe,
25] Eingefaßt mit der Deviſe
Wellenförmig, hing ſein Schild;

Von gemaltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte;
Ganz in Eiſen eingekleidet
30] Schien er da auf ſeinem Roß,
In der rechten die Tizona.

Neben ihm zu einer Seite
Ging Jeronymo der Biſchof,
An der andern ging Gil Diaz;
35] Beide führten den Babieça,
Der ſich ſeines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm ſaß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Caſtilien führet,
40] Trabethor wird ſie genannt;
Durch ſie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cids,
Neben ihm vierhundert Ritter
Zur Bedeckung ihr, voran;
45] Jetzt nun folgete Cids Leiche,
Hundert Ritter um ſie her;
Hinter ihr Donna Ximene,
Wohlbegleitet von ſechshundert
Edeln Männern, ihrem Schutz.

50] Schweigend ging der Zug und langſam
Leiſ, als wären es kaum zwanzig.
Aus Valencia waren alle
Längſt ſchon, als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der erſte.
55] Wütig ſtürzt er auf die Mauren,
Die Bucar hierher gelagert,
Ungeheuer war die Zahl;
Traf zuerſt auf eine ſchwarze
Mohrin, die aus türk'ſchem Bogen
60] Gift'ge Pfeile tötlich ſchoß
Alſo meiſterhaft, daß man ſie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schweſtern alle,
Hundert ſchwarze Weiber, ſtreckte
65] Alvar Fannez in den Staub.

Dies geſehn, erſchraken alle
Sechsunddreißig Mohrenkön'ge;
Furchterblaſſet ſtand Bucar.
Wohl ſechshunderttauſend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Chriſten
Alle weiß und hell wie Schnee.
Und der Schrecklichſte vor allen
Reitend vor auf weißem Roſſe,
Größer als die andern alle,
75] In der Hand die weiße Fahne,
Auf der Bruſt ein farbig Kreuz,
Sein Schwert glänzete wie Feuer —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
80] Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele ſtürzen ſich ins Meer.
Wohl zehntauſend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Flut verſchlang.
85] Von den Mohrenkön'gen bliebe
Zwanzig; nur Bucar entrann.

Alſo ſiegt' auch nach dem Tode,
Weil San Jago ihm voranging,
Cid. Gewonnen ward an Beute
90] Großer Reichtum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber;
Auch der Aermſte wurde reich.

Sodann ſetzten, nach dem Willen
Cids, die freundlichen Begleiter
95] Nach San Pedro de Cardenna
Ruhig ihre Reiſe fort.

69.

Boten ſandte jetzt Ximene
Auf der Reiſe nach Caſtilien,
Boten an Cids Anverwandte,
Boten auch an ihre Töchter
5] Und an ihre Schwiegerſöhne,
Zwei gekrönte Könige,
Daß ſie kämen und den Feldherrn,
Ihren Freund und Vater, ehrten,
Ihm erzeigend noch die letzte
10] Trauervolle Liebespflicht.

Alvar Fannez war der Meinung,
Daß man in den Sarg ihn legte,
Dieſen dann mit Purpur deckte
Und mit goldnen Nägeln ſchlöſſe;
15] Doch Ximene Gormaz ſprach:
„Cid mit ſeinem ſchönen Antlitz,
Mit den hellen offnen Augen,
Soll er in den Trauerkaſten,
In den feſt verſchloſſnen Sarg?
20] Nein! Es ſollen meine Töchter,
Meine Schwiegerſöhn' ihn ſehen,
Wie er noch im Tode lebt!"

Angenommen ward die Meinung.
Eine Stunde weit von Osma
25] Sammelte ſich die Verſammlung,
Und der Ehrenzug begann.
Aragoniens König Sancho
Kam mit ſeinen braven Rittern;

Ihre rückgekehrten Schilde
30] Hingen an den Sattelbogen,
Schwarze Mäntel trugen alle,
Aufgeſchlitzte Trauerkappen,
Nach caſtiliſchem Gebrauch.
In der tiefſten Trauer waren
35] Donna Sol und ihre Damen,
Schwarz umhüllt mit Etamin.

Faſt erhob ſich ſchon ein Weinen;
Aber ſchnell verbot Ximene
Alle Klagen, alle Thränen,
40] Weil der Cid es unterſagt.
Ihres Vaters Hand zu küſſen,
Nahten ſtill verehrend beide,
König und die Königin.

Auch der König von Navarra
45] Trat hinzu mit Donna Elvira,
Küſſend ihres Vaters Hand.
Viele ſtille Thränen floſſen,
Bis ſie zu San Pedro kamen,
Wohin ſich der Cid gewünſcht.

50] Selbſt der König von Caſtilien.
Als er von dem Zuge hörte,
Sandt' er Boten, ihn zu grüßen,
Ehrenvoll ihn zu begleiten,
Eilte ſelbſt hin nach Cardenna;
55] Und als er den Toten ſah,
Wundert' er ſich ſeiner Schönheit,
Ordnete, daß ſtatt im Grabe,
Er auf einem prächt'gen Stuhle
Säße, neben dem Altar.
60] Aufgerichtet, reich vergoldet,
Ward ihm ſchnell ein Tabernakel,
Länger als zehn Jahre ſaß er
Da in ſeiner vollen Rüſtung,
Als ob er noch leibt' und lebte,
65] Die Tizona in der Hand.

70.

Sancho, König in Navarra,
Zugenannt der Heldenmüt'ge,
Er, des großen Cids Urenkel,
Den ganz Spanien noch verehrt,
5] Mit Alfonſo von Caſtilien
Führet' er ſiegreiche Kriege,
Drang hinein bis über Burgos,
Ueberall gewinnend Beute,
Bis mit ſolcher reich beladen
10] Er hinwegzog, voll des Wahnes,
Niemand könn' ihm widerſtehn.
So kam er auf ſeinem Rückzug
In das Kloſter de Cardenna,
Wo begraben lag der Cid,
Hoch erehrt; denn niemand glich ihm
Seit der Zeit an Mut und Stärke
Wie an Güt' und Redlichkeit.

Vorgeſetzter dieſes Kloſters
War ein Abt, ein Mann von Jahren,
20] Der als Ritter einſt in Waffen
Ehre ſich und Ruhm erworben,
An Geſtalt ein Mann von Anſehn,
Voll Gemüts; es drückt' ihn ſchmerzlich,
Daß der König von Navarra
25] Mit dem Schimpfe von Caſtilien
So viel Beute mit ſich nahm.

Als der König zum Altare
Trat, bewundernd ſeine Fahne,
Deren gleich' er in ganz Spanien
30] Keine nirgend je geſeh'n,
Riß der Abt ſie vom Altare
Und erhob die Fahne — Cids.

„Wiſſe," ſprach er, „großer König,
Wiſſ', in dieſem heil'gen Kloſter,
35] Das mir anvertrauet iſt,
Liegt ein Held, mit deſſen Fahne,
Unter ihr, darf ich mich meſſen,
Großer König, ſelbſt mit dir.
Denn hier iſt die Leichenſtätte
40] Cids, genannt Campeador.

Eine Gunſt von dir zu bitten,
Herr, ergriff ich ſeine Fahne
Kühn und trage meine Bitte
Dir in tiefſter Demut vor:
45] Laß den Raub zurück, o König,
Den du unſerm Land entzieheſt!
Dir gereicht's zu höherm Ruhme,
Wenn du ihn der Heldenfahne
Weiheſt und dem Grabe Cids."

50] Einen Augenblick betroffen
Und nachdenkend ſtand der König
Ueber dieſes Abtes Mut;
Dann ſprach er: „Aus mehrern Gründen
Thu' ich, Vater, was Ihr bittet,
55] Und laſſ' meine Beute hier.

Erſtens weil ich aus dem Blute
Des Campeadors entſproſſen,
Der Urenkel bin von Cid;
Seine Tochter Donna Elvira,
60] Die Gemahlin Don Garcias,
Rühm' ich, iſt Großmutter mir.

Zweitens, laſſ' ich aus Verehrung
Gegen dieſe Heldenfahne
Und des hier Begrabnen Ruhm,
65] Eurer Obhut anvertrauet,
Gern die Kriegesbeute hier,
Die ich dann auch, recht geſaget,
Wäre jetzt der Cid am Leben,
Wohl nicht mit mir nehmen dürfte;
70] Nie wär' ich ſo weit gekommen,
Hätte nie ſie mir erworben,
Nie ließ' er vor ſeinen Augen
Sie hinziehn aus ſeinem Lande,
Lebte noch der tapfre Cid.
75] Alſo laß' ich ſie dem Toten,
Euch zu frommem Brauch, zurück."

Er befahl — und alle Beute
Blieb dem Kloſter von Cardenna,
Sie ward eine fromme Stiftung.
80] Ein Wohlthäter für die Armen,
Ein Beſchützer der Verlaſſnen
Ward der Cid auch in der Gruft.

Anmerkungen. 1) Don Diego hatte von Gomez, Graf von Gormaz, eine Ohrfeige erhalten. 2) Sohn, Nachkomme des Helden Layn Calvo, welcher um 924 gelebt hatte. 3) Nachkommen von Garcia Inigo, König von Navarra, in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts. 4) ſpaniſches Geſchlecht, richtiger Abarca (Bauernſchuh) genannt, nach ſeinem Ahnherrn Sancho II., der von 910 an regierte und den Beinamen „Abarca" führte. 5) Gomez, Graf von Gormaz, einer Stadt am obern Duero. 6) Sohn des Chriſtenhelden Gonzalo Buſtos de Lara und ſeiner Geliebten, der Schweſter des mauriſchen Königs von Cordova. Als er 15 Jahre alt iſt, erfährt er die Ermordung der 7 rechtmäßigen Söhne ſeines Vaters auf Anſtiften des Bruders deſſelben, Ruy Velasquez. Er tötet dieſen im Zweikampfe und giebt ſich dann ſeinem in trauriger Einſamkeit lebenden Vater als Sohn und Rächer der Familienehre zu erkennen. 7) wohlriechende Handſchuhe. 8) Pelagius oder Pelayo hieß der erſte ſagenhafte Führer der in die aſturiſchen Gebirge zurückgedrängten freien Weſtgoten gegen die Mauren. 9) = Al Manſur, arab. Name = dem Gott hilft, Beiname vieler ſpaniſcher Maurenfürſten. 10) nordöſtlich von Burgos liegendes Gebirge. 11) öſtlich von den Montes de Oca gelegen. 12) öſtlich von Belforado gelegen. 13) am obern Ebro öſtlich von San Domingo gelegen. 14) = Einfaltspinſel; Peyre Pringos, der Pate Rodrigo's, hatte dieſem die Auswahl unter vielen Füllen gelaſſen. Als dieſer das unſcheinbarſte Pferd gewählt hatte, rief er ihm zu: „Einfaltspinſel (ſpan. Babieça), du haſt ſchlecht gewählt!" Der junge Held aber antwortete: „Dies wird ein gutes Pferd werden, und Babieça ſoll es heißen." Und es wurde des Cid ſagenberühmtes Schlachtroß. 15) = Mauretanien. 16) Stadt in Portugal, 1564 nach 6monatlicher Belagerung überwunden. 17) Narciſſus, der Sohn des Flußgottes Cephiſſus, verliebte ſich in ſein eigenes Spiegelbild, welches die Wellen ihm entgegentrugen. 18) Es iſt Ariſtoteles gemeint. Eine ſpätere Sage erzählte, er habe vergebens verſucht, die Urſache von Ebbe und Flut zu erforſchen und ſich voll Verzweiflung in den Euripus, die Meerenge zwiſchen Euböa und Attika, geſtürzt mit dem Ausrufe: „Faſſe mich, weil ich dich nicht faſſen kann." 19) eigentlich Layn; ſiehe Anm. 2. 20) Kragen, deſſen Enden auf die Bruſt herabfielen. 21) Ein Panzerhemd aus feinem Stahl. 22) Alvar Fannez Minaya, ein Feldherr des Königs Alfonſo, war geſchichtlich nie ein Begleiter des Cid; er ſtarb 1114. 23) Martin Antinolez, ein dem Cid ergebener Einwohner von Burgos. 24) Der Sitz St. Peters = der päpſtliche Stuhl; der damalige Papſt Viktor II., 1055—57, hatte dem Kaiſer Heinrich III. Oberlehnsherrlichkeit über alle chriſtlichen Reiche verliehen, infolge deſſen dieſer auch vom Könige von Caſtilien Tribut verlangte. Dieſer lehnte die Forderung ab. 25) Er faßt das Kreuz mit 4 Punkten ein und verſieht den Namenszug mit einem Schnörkel. 26) Fernando hatte ſich ſeit 1056 Kaiſer genannt. 27) = Agatha. 28) Durch ein Mißverſtändnis Herders für „Armbruſt" geſetzt. 29) = die Umwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Chriſti. 30) Wichtiges Schloß am oberen Duero, nordweſtlich von Gormaz. 31) Miramamolin = Herr über alle Herren nannte ſich Yuſof, Herrſcher von Marokko, der mit Alfonſo wiederholt Krieg führte. 32) = von Afrika nach Spanien geſchiffte Mauren. 33) Zwei Städte am Guadalaviar.

Herder, Johann Gottfried (geb. 1744 in Mohrungen † 1803), zeigte früh große Begabung. Der Prediger Treſcho, der ihn 1760 als Aufwärter und Schreiber beſchäftigte, geſtattete ihm, an dem lateiniſchen und griechiſchen Unterricht ſeiner Söhne teilzunehmen. Dem Studium lag er mit ſolcher Begeiſterung ob, daß ſeine Augen ernſtlich darunter litten und er einen ruſſiſchen Regimentschirurg, der in Morungen einquartiert war, deshalb um Rat fragte. Dieſer erbot ſich, ihn nach Königsberg zu nehmen und dort Medizin ſtudieren zu laſſen. Herder folgte ihm dorthin, aber bei der erſten Operation, der er beiwohnte, fiel er in Ohnmacht, gab infolge deſſen das kaum begonnene Studium auf und ging zur Theologie über, zu der er von jeher einen ſtarken Zug gefühlt hatte. Trotz der drückendſten Verhältniſſe führte er ſein Vorhaben aus; der berühmte Philoſoph Immanuel Kant (1724—1804) ließ ihn ſeine ſämtlichen Vorleſungen unentgeltlich hören — noch mehr als zu ihm fühlte er ſich zu Hamann hingezogen, mit dem er ſich auf das innigſte befreundete. Durch Hamann wurde er auch mit Shakeſpeare und Oſſian bekannt und empfing die Anregung zu ſeiner ſpäteren bedeutungsvollen litterariſchen Thätigkeit. Auf Hamanns Empfehlung erhielt er eine Lehrerſtelle an der Domſchule zu Riga, wo er ſich raſch die Liebe ſeiner Zöglinge erwarb und auch als Prediger gern gehört wurde. Das Verlangen, die Welt kennen zu lernen, ließ ihn aber nicht nur einen ehrenvollen Ruf nach Petersburg ablehnen, ſondern auch ſeine Stelle in Riga niederlegen. Zur See reiſte er nach Nantes, von da nach Paris; dort erhielt er die Aufforderung, den Prinzen von Holſtein-Eutin auf einer Reiſe durch Frankreich und Italien zu begleiten. Er nahm ſie an, aber bereits in Straßburg mußte er ſich von dem Prinzen trennen, da ſein erneuertes Augenleiden ihn nötigte, dort zu bleiben, um ſich einer Operation zu unterwerfen. Hier traf er Goethe, der über ſeinen Verkehr mit ihm in „Dichtung und Wahrheit“ ausführlich berichtet. Nach ſeiner Wiederherſtellung nahm er einen Ruf als Pfarrer und Konſiſtorialrat nach Bückeburg an, wo er ſich verheiratete. Fünf Jahre hatte er in dieſer Stellung gewirkt, als der inzwiſchen zu Weimar als Gaſt und Freund des jungen Herzogs lebende Goethe ſeine Berufung zum Hofprediger und Generalſuperintendenten in der werdenden Muſenſtadt vermittelte. Dort begann er ſeine ſehr umfangreiche litterariſche Thätigkeit, die um ſo bewunderungswürdiger iſt, als er darüber ſeine ausgedehnte und mannigfaltige amtliche Wirkſamkeit niemals verſäumte. Aber weder der Erfolg ſeiner Schriften, noch die Achtung und Liebe, die er in Weimar genoß, ließen ihn zu rechter Befriedigung kommen. Ueber große Reizbarkeit, eine Folge ſeiner Kränklichkeit, veranlaßte, daß er ſich mit Goethe und Schiller überwarf; auch mit der übrigen Weimarer Geſellſchaft wußte er ſich nicht zu ſtellen und vereinſamte von Jahr zu Jahr immer mehr. Ein Lichtpunkt ſeines Lebens war die lang erſehnte Reiſe nach Italien (1788), wo er mit der Herzogin Amalie zuſammentraf. Nach ſeiner Rückkehr wurde er zum Vizepräſidenten, ſpäter zum Präſidenten des Oberkonſiſtoriums ernannt, darauf auch von dem Kurfürſten von Bayern geadelt, was Weimar jedoch nicht anerkennen wollte. Nachdem er lange leidend geweſen, ſtarb er am 18. Dezember 1803. Der Großherzog Karl Auguſt von Weimar ließ 1819 auf ſein Grab eine Gedächtnistafel legen mit der Inſchrift „Licht, Liebe, Leben.“ Am 25. Auguſt 1850 wurde ſein ehernes Standbild zu Weimar errichtet. Ein ſchönes Denkmal ſetzte ihm ſeine Witwe in ihren „Erinnerungen aus Herders Leben.“

Herder's geiſtige und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit erſtreckte ſich auf die verſchiedenſten Gebiete und wirkte überall belebend. Gottesgelehrſamkeit, Sprachwiſſenſchaft, Geſchichte, Kunſt und beſonders die Dichtkunſt erhielten von ihm neue Anregungen, oft ganz neue Wege erſchloſſen. Neben den „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“, in welchen er verſuchte Natur und Geſchichte zu einem wiſſenſchaftlichen Geſamtbild zu ordnen, finden wir unter ſeinen Werken auch ein „Buchſtabir- und Leſebuch.“ In ſeinen erſten kunſtrichterlichen Arbeiten: „Fragmente über die neuere deutſche Litteratur (1767)“ und „Kritiſche Wälder (1769)“ fordert er vom dichteriſchen Werke wie von jeder Kunſt eine innige Verknüpfung von ſchöner Form und friſchem Leben, wodurch allein Naturwahrheit und damit künſtleriſcher Erfolg erzielt werde. Mit Goethe gemeinſam gab er 1773 heraus: „Von deutſcher Art und Kunſt, einige fliegende Blätter“; in ſeinem Anteil wies Herder das Weſen des Volksliedes an Oſſian und alten Volksliedern, das Weſen des Drama's beſonders an Shakeſpeare's Werken nach. Die „Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlecht's (1774)“ und „Vom Geiſt der hebräiſchen Poeſie (1782)“ beſchäftigten ſich mit der Dichtkunſt der Hebräer und zeigten den Wert bibliſcher Werke vom Standpunkte der Dichtkunſt aus.

Durch freie, ſelbſtempfundene Uebertragung fremder Dichterwerke in die deutſche Sprache bereicherte Herder unſer Schrifttum in großartiger Weiſe; denn ſeine diesbezüglichen Werke ſind vom ihm ſelbſt gefühlte Dichtungen, ohne Ton und Haltung der Vorlage verloren zu haben. Die „Volkslieder“ (1778 und 1779, ſpäter "Stimmen des Völker in Liedern" genannt), verſchiedene Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen, und beſonders „Der Cid, nach ſpaniſchen Romanzen beſungen (1805)“ geben Zeugnis, wie liebevoll Herder in die Denk- und Empfindungsweiſe fremder Völker einzugehen verſtand.

Des Dichters eigene Schöpfungen ſind teils Lieder, teils Legenden, Paramythien, Parabeln, Lehrgedichte, teils Epigramme.

Der Cid.

Nach ſpaniſchen Romanzen beſungen

von

Joh. Gottfried von Herder.

(1744—1803.)

Einleitung.

Herder bezeichnete es als einen Vorzug des deutſchen Weſens, daß der Deutſche „die Blüte des menſchlichen Geiſtes, die Dichtung, vom Gipfel des Stammes jeder Nation brechen dürfe.“ Den Beweis für ſeine Behauptung lieferte er ſelbſt nicht bloß in ſeiner Sammlung der „Volkslieder“, ſondern noch mehr in ſeiner Umdichtung des ſpaniſchen Romanzenkranzes vom „Cid“. Obwohl der Dichter meiſt aus einer franzöſiſchen Quelle ſchöpfte, gelang ihm doch die Nachbildung und Umarbeitung in einer ſo vollendeten Weiſe, daß wir heute den „Cid“ mit vollem Rechte ein deutſches Gedicht nennen. Wir dürfen ſogar behaupten, dieſes Heldengedicht in einzelnen Liedern zähle, neben „Oberon“ und „Hermann und Dorothea“, zu den edelſten Perlen der deutſchen und der Weltlitteratur.

Wie der „Cid“ die reifſte Frucht von Herders Lebensarbeit in der Würdigung des Volksliedes iſt, ſo ſteht er der Entſtehungszeit nach an Herders Lebensende; aus ihm klingt uns des Dichters Schwanengeſang. Seine Gattin berichtet: „Den Cid überſetzte er im Winter 1802—1803, und dieſe Arbeit half ihm den damaligen trüben ſchweren Winter durch; eine glückliche Erholung, von welcher ſeine ganze Seele erfüllt war. Seine Rührung, wenn er ihn vorlas, war ungewöhnlich, manchen Geſang konnte er aus Bewegung gar nicht anhören.“ Am 12. Juli 1803 übergab er die Reinſchrift des vollendeten Gedichts ſeiner Gemahlin und am 18. Dezember verſchied er.

Einzelne Abteilungen (die erſten 15 Romanzen) waren anfangs Mai im 9. Hefte von Herders Zeitſchrift „Adraſtea“ unter dem Titel: „Der Cid; Geſchichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar. Nach ſpaniſchen Romanzen“ erſchienen; im 10. Hefte (nach Herders Tode) folgten die 14.—22. Romanze. Eine vollſtändige Ausgabe erſchien erſt 1805.

Das von Herder gewählte Versmaß war der ſpaniſche vierfüßige Trochäus, welchen er in dem jeweiligen Schlußverſen der Strophen oder bei beſonders ſtarker Betonung um eine Silbe kürzer geſtaltete. Die ſpaniſche Romanze belebt ähnlicher Klang und Ausklang jeder 2. und 4. Verszeile. Die deutſche Ueberarbeitung verzichtet auf dieſen Schmuck, wie auch auf den Reim, mit Ausnahme der rein liedartigen Stellen. Die Gründe dafür giebt uns Herder in der Vorrede zu den Volksliedern: „Aus dem Spaniſchen habe ich nur wenig Stücke gegeben, weil nichts ſchwerer iſt, als die Ueberſetzung einer ſimpeln ſpaniſchen Romanze. Ueberſetze jemand, wenn ſich ein langes hiſtoriſches Gedicht herab jede 2. Zeile auf ar endigt und damit im Spaniſchen prächtig und angenehm in der Luft verhallet; überſetze jemand ſo etwas in unſere Sprache.“

Der „Cid“ beſteht aus 70 Romanzen in 4 Abteilungen. Ueber das Wort „Romanze“ ſchrieb Herder im 10. Hefte der „Adraſtea“: El Romance hieß im Spaniſchen die Mutterſprache; romanrace hieß aus anderen gelehrten Sprachen, dem Latein und Arabiſchen in ſie überſetzen, in ſie umſchreiben; wer dies that, hieß ein Romancero. In gutem Romance ſprechen hieß klar, verſtändlich, gerade heraus, und, wie wir ſagen würden, deutſch reden. Geſänge in der Landesſprache hießen alſo „Romanzen.“

Welches höhere Ziel mag dem Dichter bei ſeiner ſchwierigen Arbeit vorgeſchwebt haben? Er ſelbſt antwortet uns in demſelben Hefte ſeiner Zeitſchrift: „Leibnitz bedauerte, daß in allen Ständen Europa's allgemach ein gewiſſes Gefühl des Mutes und der Ehre abnehme: Thaten, Stimmen und Vorbilder älterer Zeiten können es allein erwecken oder ſeine Reſte feſthalten. . . . Die Geſchichte Cid's z. B. iſt in ihren Romanzen ſo reich an trefflichen Szenen, an hohen Empfindungen und Lehren als (wage ich's zu ſagen?) Homer ſelbſt.“

Geſchichtliches. Das Gedicht beſingt die Thaten des Rodrigo (abgekürzt Ruy) Diaz, Grafen von Bivar, den ſeine Zeitgenoſſen als Cid de batal (Herr der Schlacht) und als Campeador (Held) prieſen. Er war ein Sohn von Diego, einem Mitgliede des kaſtiliſchen Hochadels, um die Mitte des 11. Jahrhunderts unter Ferdinand I., dem Großen, geboren. Dieſer König teilte 1063 ſein Reich unter ſeine Kinder. Dem älteſten Sohn, Sancho, wurde Kaſtilien zu teil; der 2., Alfonſo, erhielt Leon und Aſturien; Garcia, der jüngſte, bekam Gallicien und Portugal, der älteſten Tochter, Uraca, fiel Zamora, Elvira, der jüngeren, Toro zu.

Als kaſtiliſcher Edler war Rodrigo Diaz König Sancho zur Heeresfolge verpflichtet. 1067 führte er das königliche Banner ſiegreich gegen König Sancho von Navarra. 1071 wurde Sancho von Kaſtilien zwar von ſeinem Bruder Alfonſo beſiegt und mußte dieſem ſein Reich in einem Vertrage abtreten, aber auf den Rat von Rodrigo Diaz brachte er durch einen verräteriſchen Ueberfall Alfonſo in ſeine Macht. Bald jedoch gelang es dieſem, zu dem Emir Ali Maimon nach Toledo zu entfliehen. Auch Garcia unterlag Sancho's Waffen und fiel in Gefangenſchaft; Elvira mußte Toro abtreten, nur Donna Uraca widerſtand tapfer in dem belagerten Zamora. Schon ſchien der kaſtiliſche König am Ziele ſeiner Wünſche, da traf ihn der Dolch des Zamoreſen Bellido Dolfos, und die Herrſchaft fiel an den Alfonſo.

Bevor jedoch dieſer den Thron beſteigen durfte, mußte er in die Hände das Cid mit einem Eide beſchwören, daß er unſchuldig ſei an ſeines Bruders Tode. Mit Erlaubnis des Königs vermählte ſich Rodrigo Diaz mit deſſen Nichte Ximene, einer Tochter des Grafen Diego von Oviedo. Bald aber lieh Don Alfonſo den Feinden des kühnen Ritters geneigtes Ohr und derſelbe wurde 1081 aus Kaſtilien verwieſen. Er floh zu Al-Moktadir, dem arabiſchen Emir von Zaragoza. Als nach deſſen Tode zwiſchen den Söhnen ein Erbſtreit ausbrach, kämpfte Rodrigo für Yuſof-al-Mutamin, den älteſten, gegen den zweitgeborenen Mondhir und deſſen Verbündete Sancho Ramirez, König von Aragon und Navarra, und Berengar, Grafen von Barcelona. 1084 rief Alfonſo ſeinen berühmten Vaſallen zurück, aber dieſer hatte kein Vertrauen in die Dauer der königlichen Gunſt und kehrte wieder nach Zaragoza zurück, wo er nach al-Mutamins Tode deſſen Sohn gegen ſeine Feinde beſchützte. In vielen Kämpfen gegen Araber und Chriſten erlangte er den Ehrennamen Campeador (Krieger, Held). Cid (Sid, Herr, Fürſt) werden ihn wohl ſeine arabiſchen Soldaten genannt haben. Ein arabiſcher Schriftſteller, Ibn Baſſam, ſchrieb 1109 von ihm: „Dieſer Mann, die Geißel ſeiner Zeit, war durch ſeinen Trieb nach Ruhm, durch die kluge Stärke ſeines Charakters und ſeinen Heldenmut eines der Wunder des Herrn. Der Sieg folgte immer ſeinem Banner; er triumphierte über die Barbarenfürſten (Chriſtenfürſten); zu mehrerenmalen ſchlug er ihre Führer, wie Garcia, den man ſpöttiſch das Schiefmaul nannte, den Grafen von Barcelona und den Sohn des Ramirez und vernichtete mit ſeinen wenigen Kriegern ihre zahlreichen Soldaten.“ Am 15. Juni 1094 eroberte der Cid ſogar das reiche Valencia und behauptete es gegen alle Angriffe der Araber bis zu ſeinem 1099 erfolgten Tode. 1101 rief ſeine Witwe Ximene König Alfonſo gegen die Mauren zu Hilfe, der zwar kam, aber nicht im ſtande war, Valencia auf die Länge zu behaupten. Er übergab daher die unglückliche Stadt den Flammen und zog ab (1102). Ximene führte die Leiche des Cid fort und beſtattete ſie im Benediktinerkloſter San Pedro de Cardenna, in der Nähe von Burgos, in deſſen Dom die Gebeine des Helden ſpäter übertragen wurden und heute noch ruhen. Rodrigo Diaz hinterließ 2 Töchter, deren eine, Chriſtine, den Infanten Ramiro von Navarra heiratete, während die andere ſich mit Graf Berengar von Barcelona vermählte.

Schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts tritt uns im Poëma del Cid (Gedicht vom Cid) eine Verherrlichung des Helden im Liede entgegen, und von da an bleibt er die wichtigſte Heldengeſtalt des ſpaniſchen Volksliedes.

Im Poëma iſt er der getreue, aber auch ſelbſtbewußte Lehensmann, der das unterdrückte Volk gegen die Großen verteidigt. Als der Kampf des Hochadels gegen das Königtum beginnt, erſcheint er im Trotze des hochmütiven Granden, der den König ſchlecht behandelt. Nachdem endlich das Königtum den Sieg davon getragen hat, preiſen die Lieder den Cid als treuen und gehorſamen Diener ſeines Königs. Die in 4 Jahrhunderten entſtandenen Romanzen entwerfen ein beinahe vollſtändiges Lebensbild des Cid, dichten ihm Großthaten für Ehre, Königstreue, Glauben, Vaterland und Familie an, verherrlichen ſogar ſein Roß Babieça und ſeine Schwerter Tizona und Colado, zeichnen ihn als hohes Vorbild echter Ritterlichkeit, als den Vertreter des Kampfes gegen den Glaubensfeind, den Islam.

„In Frankreich“, ſagt Herder, „hat man den (ſo geſchaffenen) Cid das erſte tragiſche Sujet genannt“; er ſelbſt hat bewieſen, daß derſelbe auch eine der würdigſten Geſtalten für das Heldengedicht iſt.

Auch die ſpaniſche Bühne bemächtigte ſich des Nationalhelden; 1620 erſchienen „Die Zinnen von Toro“, in welchen Lope de Vega (1562—1635) den Angriff Sanchos auf Toro und ſeinen Tod behandelte, und ein Jahr darauf in zwei Theilen die Jugendgeſchichte des Cid von dem mit Lope de Vega befreundeten Dichter Quillen de Caſtro y Belvis (1569—1631). Der erſte Theil des zuletzt genannten Werkes behandelt die Liebe Ximenens zum Cid; er ward das Vorbild von Corneilles „Cid“ (1636), welcher die klaſſiſche Zeit des franzöſiſchen Dramas eröffnete.

Hermann und Dorothea.

Von Wolfg. v. Goethe (1749-1832.)

Einleitung. — Das Epos iſt von Goethe in den Jahren 1796 und 1797 in raſch fortſchreitender Arbeit gedichtet worden. Schiller ſchreibt an Körner (Oktober 1796) darüber: „Goethe hat jetzt ein neues poetiſches Werk unter der Arbeit, das auch größtenteils fertig iſt. Es iſt eine Art bürgerlicher Idylle, durch die Luiſe von Voß zwar nicht veranlaßt, aber doch neuerdings dadurch geweckt; übrigens in ſeiner ganzen Manier, mithin Voß völlig entgegengeſetzt. Die Idee dazu hat er zwar mehrere Jahre ſchon mit ſich herumgetragen, aber die Ausführung, die gleichſam unter meinen Augen geſchah, iſt mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor ſich gegangen, ſo daß er 9 Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter niederſchrieb." In einem Briefe an den Kunſtkenner und Maler Joh. Heinrich Meyer (1759—1832) ſchrieb er: „Ich habe es entſtehen ſehen und mich faſt eben ſo ſehr über die Art der Entſtehung, als über das Werk verwundert. Während wir andere mühſelig ſammeln und prüfen müſſen, um etwas Leidliches langſam hervorzubringen, darf er nur leiſe an dem Baum ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte, reif und ſchwer, zufallen zu laſſen. Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohl angewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung einerntet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt."

1797 war die Arbeit teilweiſe druckreif und der Dichter ſandte ſie an den Buchhändler Vieweg in Braunſchweig mit folgenden Zeilen: „Ich überſende Ihnen in verſiegeltem Anſchluſſe ein Manuſkript. Will Herr Vieweg dafür nicht 200 Friedrichsdor zahlen, ſo beliebe er den Pack zurückzuſenden, ohne ihn zu entſiegeln." Der Verleger zauderte einige Tage, nahm aber an und löſte den Umſchlag. Er hatte unbeſehen ein gutes Geſchäft gemacht.

Um die Wirkung, welche dieſe Dichtung auf die Zeitgenoſſen machte, richtig zu beurteilen, müſſen wir uns erinnern, daß Goethe und Schiller mit den „Xenien", welche im „Muſen-Almanache für das Jahr 1797" erſchienen waren, in ein litterariſches Weſpenneſt gegriffen hatten. In der That ſchwärmte es von allen Seiten gegen die allzu kühnen Spender der unerwünſchten „Gaſtgeſchenke" heran, und man ſuchte deren Perſonen in ihren Werken zu treffen. Der alte Dichtervater Gleim (1719—1803) witterte in dem neuen Epos einen verſteckten neidiſchen Angriff auf den Dichterruhm des Eutiner Voß, des Verfaſſers des idylliſchen Epos „Luiſe", und verſtieg ſich in einem Briefe zu den Worten: „Der Goethe, dieſer Bube, will meinem Voß ſeinen Ruhm entreißen." In Verſen ließ er ſich alſo vernehmen:

Luiſe Voß und Dorothea Goethe,
Schön beide wie die Morgenröte,
Nahn da zur Wahl
Und Wahl macht Qual.

Hier aber, ſeht! iſt nichts zu quälen,
Hier kann die Wahl nicht fehlen:
Luiſe Voß iſt mein im Lied und im Idyll,
Die and're nehme, wer da will.

Wieder andre warfen dem Dichter ſogar eine Art geiſtigen Diebſtahls an Voß vor. In würdigſter Weiſe antwortete Goethe auf alle dieſe Angriffe in der Elegie „Hermann und Dorothea", welche dem Epos gewiſſermaßen als Einleitung vorgedruckt iſt. — Anders lautete aber das Urteil aller derjenigen, welche ohne Vorurteil an den Genuß und die Beurteilung der Dichtung herantraten. Schiller ſchrieb an den obenerwähnten H. Meyer: „Sie werden geſtehen, daß es (das Epos) der Gipfel ſeiner und unſerer ganzen neueren Kunſt iſt." Der Kunſtrichter Wilhelm von Humboldt ſprach ſeine hohe Würdigung der künſtleriſchen Schönheit des Epos in ſeinem Werke „Aeſthetiſche Verſuche über Hermann und Dorothea" aus. Goethe ſelbſt kam immer wieder gerne auf dieſe ſeine Schöpfung zurück. Frau von Wolzogen, Schiller's Gönnerin, erzählt: „Ich erinnere mich, wie uns Goethe (in Schillers Hauſe) in tiefſter Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen den Geſang, der das Geſpräch Hermanns mit der Mutter am Brunnen enthält, gleich nach der Entſtehung vorlas. „„So ſchmilzt man an ſeinen eigenen Kohlen,"" ſagte er, indem er ſich die Thränen trocknete." Und auch im Greiſenalter bezeichnete er dieſes Gedicht als das einzige, das ihm noch Freude mache, und das er nie ohne Rührung leſen könne.

In der That iſt „Hermann und Dorothea" der Hochgeſang vom deutſchen Hauſe, welches Tüchtigkeit, Biederkeit, Ehrbarkeit, Gemütstiefe und treue Liebe der Einzelnen zum freundlichen und ſtärkenden Heim der Familienglieder, zur Stätte feſtgegründeten Glückes mitten im Umſturze äußerer Verhältniſſe machen.

Ueber ſeine Abſicht bei Bearbeitung dieſes Stoffes giebt uns der Dichter in einem Briefe (5. Dezember 1796) an den damals in Italien weilenden Freund Heinrich Meyer Auskunft: „Ich habe das Reinmenſchliche der Exiſtenz einer kleinen deutſchen Stadt in dem epiſchen Tiegel von ſeinen Schlacken abzuſcheiden geſucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung iſt ungefähr im vergangenen Auguſt (alſo Auguſt 1795)."

Der Inhalt läßt ſich nach Jean Paul in folgende Worte faſſen: Hermann, der Sohn des Gaſtwirts zum goldenen Löwen in einem Landſtädtchen am rechten Rheinufer, fährt hinaus, um den armen, vor der franzöſiſchen Revolution flüchtigen Vertriebenen Speiſen und Kleider zu bringen, lernt dabei ein Mädchen kennen und lieben, beſtimmt ſie, ihm in das elterliche Haus zu folgen und verlobt ſich mit ihr.

Die einzelnen Geſänge haben doppelte Ueberſchriften. Die erſte Ueberſchrift nennt immer den Namen einer Muſe, die zweite bezieht ſich auf den Inhalt. Unter einander ſtehen beide Ueberſchriften nicht immer im Zuſammenhange.

Den Stoff entnahm er einem Berichte über den Zug vertriebener Salzburger Proteſtanten durch Mitteldeutſchland, der 1732 unter der Ueberſchrift: „Das liebthätige Gera gegen die Salzburger Emigranten" erſchienen iſt. Darin wird folgende Begebenheit erzählt: „In Altmühl, einer Stadt im Oettingiſchen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heiraten angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieſes Städtchen paſſieren, findet ſich unter ihnen eine Perſon, welche dieſem Menſchen gefällt, dabei er in ſeinem Herzen den Schluß faſſet, wenn es angehen wolle, dieſelbe zu heiraten; erkundigt ſich dahero bei denen andern Salzburgern nach dieſes Mädgens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, ſie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte ſich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von den Eltern um der Religion willen geſchieden und hätte ſolche zurücke gelaſſen. Hierauf geht dieſer Menſch zu ſeinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn ſo oft ſich zu verehelichen ermahnet, ſo hätte er ſich nunmehro eine Perſon ausgeleſen, wenn ihm nur ſolche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wiſſen will, wer ſie ſey, ſagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm dieſe nicht laſſen wollte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erſchrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige ſeiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott eine ſonderbare Schickung darunter haben, daß es ſowohl dem Sohne als auch den Emigranten zum beſten gereichen könne, worauf ſie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohn in ſeinen Gefallen ſtellen. Dieſer geht ſofort zu ſeiner Saltzburgerin und fragt ſie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl! Er verſetzet weiter: Ob ſie wohl bey ſeinem Vater dienen wollte? Sie ſagt: Gar gerne, wenn er ſie annehmen wolle, gedenke ſie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzählet ihm darauf alle ihre Künſte, wie ſie das Vieh füttern, die

Küh melken, das Feld beſtellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf ſie der Sohn mit ſich nimmt und ſie ſeinem Vater präſentieret. Dieſer fragt das Mädgen, ob ihr denn ſein Sohn gefalle und ſie ihn heiraten wolle? Sie aber, nichts von dieſer Sache wiſſend, meinet, man wolle ſie vexieren und antwortet: Ey, man ſolle ſie nicht foppen, ſein Sohn hätte vor ſeinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er ſie haben wolle, gedächte ſie ihm treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret, und der Sohn auch ſein ernſtliches Verlangen nach ihr bezeiget, erklärt ſie ſich: Wenn es denn Ernſt ſeyn ſollte, ſo wäre ſie es gar wohl zufrieden, und ſie wollte ihn halten wie ihr Aug' im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet ſie in den Buſen und ſagt: Sie müſſe ihm doch auch wohl einen Mahl-Schatz geben; womit ſie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem ſich 200 Stück Dukaten befunden."

Dieſe Erzählung hat Goethe in den Boden ſeiner Zeit verpflanzt und ihr die welterſchütternden Bewegungen der im Jahre 1789 begonnenen franzöſiſchen Staatsumwälzung zur Unterlage gegeben

Als Heimat der vertriebenen Gemeinde können wir uns etwa die jetzige bayeriſche Rheinpfalz oder das weſtliche Rheinheſſen denken. In dieſen Landſtrichen fand anfangs die von Paris aus ſich verbreitende Botſchaft „von der begeiſternden Freiheit und der löblichen Gleichheit" freudige Aufnahme. Als die franzöſiſchen Heere im September 1792 die Grenzen überſchritten, gaben ſie an, als Befreier von drückenden ſtaatlichen Verhältniſſen zu kommen. Bald aber trat bittere Enttäuſchung ein. Truppenführer und Beamte, insbeſondere die habſüchtigen Kommiſſäre des Nationalkonvents, behandelten die beſetzten Lande als eroberte Gebiete und brandſchatzten dieſelben in rückſichtsloſer Weiſe. Wenn auch die kaiſerlichen Heerführer Clerfait, Wurmſer und Erzherzog Karl die Franzoſen zurückwarfen, kehrten dieſe doch bald wieder, und die Mißhandlungen der unglücklichen Bevölkerung verdoppelten ſich. Rühmte ſich doch einer dieſer ſogenannten Konventskommiſſäre, er habe den Bewohnern nichts übrig gelaſſen, als die Augen, ihr Elend zu beweinen. Damals flohen Scharen der Armen über den Rhein, um den erbarmungsloſen Feinden zu entrinnen.

Aber auch an perſönliche Erfahrungen knüpft Goethe an. Im Jahre 1792 hatte er in der Begleitung des Herzogs von Weimar den Feldzug in der Champagne und 1793 die Belagerung von Mainz mitgemacht. L. Cholevius hat in ſeiner Einleitung zu Hermann und Dorothea (Leipzig, 1877) eine Reihe von Erlebniſſen Goethes während dieſer kriegeriſchen Zeit aufgeführt, welche ſich in der Dichtung ſehr leicht wiedererkennen laſſen. Wir führen einige derſelben an.

Auf dem Rückwege aus der Champagne kam der Dichter nach Pempelfort, worüber er berichtet: „Lafayette's und Mirabeau's Büſte ſah ich hier göttlich verehrt, jenen wegen ſeiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, dieſen wegen Geiſteskraft und Rednergewalt. So ſeltſam ſchwankte ſchon die Geſinnung der Deutſchen; einige waren ſelbſt in Paris geweſen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln ſehen, und waren, leider nach deutſcher Art und Weiſe, zur Nachahmung aufgeregt worden; und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer ſich in Furcht verwandelte."

In Eſtain erfuhr er in einer herzergreifenden Familienſzene von einem ſchönen jungen Manne, der für die Freiheit begeiſtert, nach Paris gegangen, ſich unter den Nationaltruppen ausgezeichnet hatte und zuletzt, unter ſeltſamen Umſtänden, in das Totenregiſter eingeſchrieben worden war. Während des Aufenthaltes in Sivry erbat ſich eine alte deutſche Marketenderin in dem Bauernhauſe, das Goethe mit vielen anderen teilte, für eine entkräftete Frau, die auf der Flucht geboren hatte, Einlaß, Nahrung und Leinwand für Mutter und Kind.

Der Litteraturforſcher Julian Schmidt ſagt über das Epos unter anderem:

Gleich beim erſten Blick lacht den Leſer freundlich das ehrliche deutſche Geſicht an. Das Gedicht iſt aus dem innerſten Kern der deutſchen Natur herausgewachſen: ſo werden wir zu allen Zeiten empfinden, oder ſo rein empfinden zu können, zu allen Zeiten wünſchen. Die Menſchen, die Gegenden, die Beſchäftigungen — wir begegnen ihnen in dem rheiniſchen Landſtädtchen heute wie vor achtzig Jahren; das goldene Getränk aus den grünen Römern in dem kühlen Hinterzimmer mutet uns heute an, wie damals. Der Leſer durchwandert wiederholt den Garten und den ſteilen Pfad im Weinberg, die ganze Natur wird ihm vertraut, er ſieht ſie nicht mit den Augen des Landſchafters, ſondern des Landwirts, der ſich an ihrer Ergiebigkeit freut. Es wird ihm heimatlich zu Mut, ohne daß auf ſeine Rührung hingearbeitet würde. Die Figuren, die Zuſtände treten unbefangen hervor; dazu der lebendig bewegte Hintergrund mit den fliehenden, ſich ungeſtüm drängenden Gruppen.

Es iſt ſehr geſchickt, daß durch ein Paar humoriſtiſche Figuren, den Apotheker und den Wirt zum goldenen Löwen, der Ernſt des Gegenſtandes gemildert wird; zugleich dient es dazu, die anderen Figuren zu heben. Wie einfach iſt der junge Pfarrer gezeichnet, und wie edel hebt er ſich doch gegen den „ehrwürdigen", aber etwas ſchwatzhaften und gefräßigen Pfarrer von Grünau ab! Welche Gemütstiefe liegt in Herrmann's Mutter: ſie durchdringt jede ihrer Bewegungen, ihrer Gebärden, und dabei keine Spur von Empfindſamkeit. Herrmann und Dorothea ſind köſtliche Gegenbilder gegen Wilhelm und Natalie: ganz körperlich, warmes Blut, reine Herzen. Es iſt herrlich motiviert, daß Hermann, dem an ſich ſchon unbehülflichen Naturſohn, Dorotheens Geſtalt zu keuſch und zu gehalten vorkommt, um ſich ihr mit Liebesſtammeln zu nähern: beide halten zurück, aber beiden iſt es warm ums Herz. Wilhelms Bildungstrieb iſt diesmal in die Spießbürger des Städtchens gefahren; der gediegene Herrmann, deſſen Wert ſich erſt mühſam Bahn bricht, vertritt die Sitte und die beſcheidene Natur. Aber es kommt der Moment, wo der beſcheidene Jüngling Feuer fängt.

„Wahrlich, dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo nicht die Not der Menſchen, der umgetriebenen, empfindet! der nicht um ſein eigenes Wohl ſich und um des Vaterlandes Wohl bekümmert! . . . Die Fluten des Rheins ſchützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluten und Berge jenem ſchrecklichen Volk, das wie ein Gewitter daher zieht! Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge ſcheut den Tod nicht; es drängt gleich nach der Menge die Menge. Ach und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben? — hofft vielleicht zu entgeh'n dem alles bedrohenden Unfall? . . . Wär' es nicht beſſer, zu widerſteh'n da vorn an der Grenze, als hier erwarten Elend und Knechtſchaft? . . . Im innerſten Buſen regt ſich Mut und Begier, dem Vaterlande zu leben und zu ſterben, und anderen ein würdiges Beiſpiel zu geben. Wahrlich, wäre die Kraft der deutſchen Jugend beiſammen an der Grenze verbündet, nicht nachzugeben den Fremden — o ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten, nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!"

Der guten Mutter gelingt es vorerſt, Herrmann zu beſchwichtigen, und ſeinen Entſchluß, unter die Soldaten zu gehen, aufzuſchieben, aber an dem Gedanken hält er feſt. „Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung fortzuleiten . . . Dies iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten! denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen, die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder ſtritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen." Zu Dorothea: „Du biſt mein! und nun iſt das Meine meiner als jemals. Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen, ſondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und weihe die Waffe!"

Dieſer Dichter hatte wahrlich ein Herz für's Vaterland, — mehr als die klugen Leute in Berlin, München und Stuttgart.

Hermann und Dorothea.

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun, mich treulich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmütig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein:
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneuſt und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und andere zu täuſchen;
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfnis das Haupt.
Haſt du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
Weiter grünen und gieb einſt es dem Würdigern hin;
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch!
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
Gleichgeſinnte, herein! Kränze, ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu ſein, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neu'ſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr!
Deutſchen ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich, nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht;
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
Aber es ſiege der Mut in dem geſunden Geſchlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Luſt in die Seele
Singend geflößt, ſo kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weiſe denn ſei das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

I. Kalliope.[1]

Schickſal und Anteil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgeſtorben! Nicht funfzig,
Deucht mir, blieben zurück von allen unſern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie ziehn, iſt's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend
Guter fliehender Menſchen, die nun mit geretteter Habe,
Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend,
Zu uns herüberkommen und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schickteſt, mit altem Linnen und etwas Eſſen und Trinken,
Um es den Armen zu ſpenden; denn Geben iſt Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengſte!
Sehr gut nimmt das Kütſchchen ſich aus, das neue; bequemlich
Säßen viere darin und auf dem Bocke der Kutſcher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So ſprach, unter dem Thore des Hauſes ſitzend, am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirt zum goldenen Löwen.
Und es verſetzte darauf die kluge, verſtändige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verſchenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn ſie iſt zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich ſo gerne
Manches beſſere Stück an Überzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirſt du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank iſt geplündert.
Und beſonders den Schlafrock mit indianiſchen Blumen,
Von dem feinſten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er iſt dünn und alt und ganz aus der Mode.
Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirt und ſagte:
Ungern vermiſſ' ich ihn doch, den alten, kattunenen Schlafrock,
Echt oſtindiſchen Stoffs; ſo etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann ſoll
Immer gehn im Surtout[2] und in der Pekeſche[3] ſich zeigen,
Immer geſtiefelt ſein; verbannt iſt Pantoffel und Mütze.
Siehe! verſetzte die Frau, dort kommen ſchon einige wieder,
Die den Zug mit geſehn; er muß doch wohl ſchon vorbei ſein.
Seht, wie allen die Schuhe ſo ſtaubig ſind! wie die Geſichter
Glühen! Und jeglicher führt das Schnupftuch und wiſcht ſich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach ſolchem Schauſpiel ſo weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.
Und es ſagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter iſt ſelten zu ſolcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu ſchon herein iſt,
Trocken; der Himmel iſt hell, es iſt kein Wölkchen zu ſehen,
Und vom Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das iſt beſtändiges Wetter, und überreif iſt das Korn ſchon;
Morgen fangen wir an, zu ſchneiden die reichliche Ernte.
Als er ſo ſprach, vermehrten ſich immer die Scharen der Männer
Und der Weiber, die über den Markt ſich nach Hauſe begaben;
Und ſo kam auch zurück mit ſeinen Töchtern gefahren
Raſch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An ſein erneuertes Haus, der erſte Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).[4]
Lebhaft wurden die Gaſſen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man ſich da und manches Gewerbes.
Und ſo ſaß das trauliche Paar, ſich, unter dem Thorweg,
Über das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und ſagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die ſollen uns alles erzählen,
Was ſie draußen geſehn und was zu ſchauen nicht froh macht.
Freundlich kamen heran die beiden und grüßten das Ehpaar,
Setzten ſich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg
Staub von den Füßen ſchüttelnd und Luft mit dem Tuche ſich fächelnd.
Da begann denn zuerſt, nach wechſelſeitigen Grüßen,
Der Apotheker zu ſprechen und ſagte, beinahe verdrießlich:
So ſind die Menſchen fürwahr! Und einer iſt doch wie der andre,
Daß er zu gaffen ſich freut, wenn den Nächſten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu ſehn, die verderblich emporſchlägt,
Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder ſpaziert nun hinaus, zu ſchauen der guten Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schickſal
Auch, vielleicht zunächſt, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtſinn; doch liegt er im Menſchen.
Und es ſagte darauf der edle, verſtändige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling, näher dem Manne.
Dieſer kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis,
War vom hohen Werte der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menſchen Geſchick enthüllen und ihre Geſinnung;
Und ſo kannt' er auch wohl die beſten weltlichen Schriften.
Dieſer ſprach: Ich tadle nicht gern, was immer dem Menſchen
Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie ſchön ſich die weltlichen Dinge
Gegeneinander verhalten? Denn erſt verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilſam geſchwinde die Spuren
Tilget des ſchmerzlichen Übels, ſobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück ſich eifrig und thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und erſetzet den Schaden.
Freundlich begann ſogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was ihr geſehn; denn das begehrt' ich zu wiſſen.
Schwerlich, verſetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich ſobald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigſte Elend!
Schon von ferne ſahn wir den Staub, noch eh wir die Wieſen
Abwärts kamen; der Zug war ſchon von Hügel zu Hügel
Unabſehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider ſahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die ſchmerzliche Flucht ſei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu ſehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverſehne, und die ein

Guter Wirt umher an die rechten Stellen geſetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche; denn alles iſt nötig und nützlich;
Nun zu ſehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durcheinander geladen, mit Übereilung geflüchtet.
Über dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke,
In dem Backtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl geſehn, dem Menſchen alle Beſinnung.
Daß er das Unbedeutende faßt und das Teure zurückläßt.
Alſo führten auch hier, mit unbeſonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge ſie fort, die Ochſen und Pferde beſchwerend:
Alte Bretter und Fäſſer, den Gänſeſtall und den Käfig.
Auch ſo keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln ſich ſchleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches:
Denn es verläßt der Menſch ſo ungern das Letzte der Habe.
Und ſo zog auf dem ſtaubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt, mit ſchwächeren Tieren der eine
Wünſchte langſam zu fahren, ein andrer emſig zu eilen.
Da entſtand ein Geſchrei der gequetſchten Weiber und Kinder,
Und ein Blöken des Viehes, dazwiſchen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf den ſchweren
Überbepackten Wagen auf Betten ſaßen und ſchwankten.
Aber, aus dem Gleiſe gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es ſtürzt in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeſchlagen, und weithin entſtürzten im Schwunge die Menſchen
Mit entſetzlichem Schrein in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später ſtürzten die Kaſten und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen ſie ſah, der erwartete nun ſie
Unter der Laſt der Kiſten und Schränke zerſchmettert zu ſchauen.
Und ſo lag zerbrochen der Wagen und hilflos die Menſchen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur ſich ſelber bedenkend und hingeriſſen vom Strome.
Und wir eilten hinzu und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett ſchon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beſchädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erſtickt vom wogenden Staube.
Und es ſagte darauf, gerührt, der menſchliche Hauswirt:
Möge doch Hermann ſie treffen und ſie erquicken und kleiden!
Ungern würd’ ich ſie ſehn; mich ſchmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem erſten Bericht ſo großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unſerm Überfluß, daß nur
Einige würden geſtärkt, und ſchienen uns ſelber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen
Und die Sorge, die mehr als ſelbſt mir das Übel verhaßt iſt.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie ſcheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die ſtärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier iſt nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umſummen die Gläſer.
Und ſie gingen dahin und freuten ſich alle der Kühlung.
Sorgſam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geſchliffener Flaſche auf blankem, zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tiſch (er ſtand auf mächtigen Füßen).
Heiter klangen ſogleich die Gläſer des Wirtes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der dritte denkend das ſeine,
Und es fordert ihn auf der Wirt mit freundlichen Worten:
Friſch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig und wird auch künftig uns alſo bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande,
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat
Und beſtändig beſchützt, ſowie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt.
Sollt’ er fernerhin nicht uns ſchützen und Hilfe bereiten?
Denn man ſieht es erſt recht, wie viel er vermag, in Gefahren.
Sollt’ er die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut und dann ſie reichlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bemühung vernichten?
Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrer und milde:
Haltet am Glauben feſt und feſt an dieſer Geſinnung;
Denn ſie macht im Glücke verſtändig und ſicher; im Unglück
Reicht ſie den ſchönſten Troſt und belebt die herrlichſte Hoffnung.
Da verſetzte der Wirt, mit männlichen, klugen Gedanken:
Wie begrüßt’ ich ſo oft mit Staunen die Fluten des Rheinſtroms,
Wenn ich, reiſend nach meinem Geſchäft, ihm wieder mich nahte!
Immer ſchien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüte;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen,
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde ſchon ſind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Feſt, das lang erwünſchte, gefeiert
Wird in unſerer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel
Und die Trompete ſchmettert, das hohe Tedeum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entſchloſſen, vor euch am Altare ſich ſtellen,
Und das glückliche Feſt, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erſcheinen der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern ſeh’ ich den Jüngling, der immer ſo thätig
Mir in dem Hauſe ſich regt, nach außen langſam und ſchüchtern.
Wenig findet er Luſt, ſich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet ſogar der jungen Mädchen Geſellſchaft
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.
Alſo ſprach er und horchte. Man hörte der ſtampfenden Pferde
Fernes Getöſe ſich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert’ unter den Thorweg.

II. Terpſichore.5)

Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit ſcharfen Blicken entgegen
Und betrachtete ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forſchers, der leicht die Mienen enträtſelt;
Lächelte dann und ſprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Menſch! Ich habe noch niemals
Euch ſo munter geſehn und Eure Blicke ſo lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man ſieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen verteilt und ihren Segen empfangen.
Ruhig erwiderte drauf der Sohn mit ernſtlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht? aber mein Herz hat
Mich geheißen, zu thun, ſo wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet ſo lange, die alten Stücke zu ſuchen
Und zu wählen; nur ſpät war erſt das Bündel zuſammen,
Auch der Wein und das Bier ward langſam, ſorglich gepacket.
Als ich nun endlich vors Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern
Mir entgegen; denn fern war ſchon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo ſie, wie ich gehört, heut übernachten und raſten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochſen gezogen, den größten und ſtärkſten des Auslands;
Nebenher aber ging, mit ſtarken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Tiere,
Trieb ſie an und hielt ſie zurück, (ſie leitete klüglich).
Als mich das Mädchen erblickte, ſo trat ſie den Pferden gelaſſen
Näher und ſagte zu mir: Nicht immer war es mit uns ſo
Jammervoll, als Ihr uns heut auf dieſen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heiſchen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Not, zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erſt entbundene Frau des reichen Beſitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die ſchwangre, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt ſie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit wenigem nur vermögen die Unſern zu helfen,
Wenn wir im nächſten Dorf, wo wir heute zu raſten gedenken,
Auch ſie finden, wiewohl ich fürchte, ſie ſind ſchon vorüber.
Wär’ Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarſchaft ſeid, ſo ſpend’ets gütig den Armen.
Alſo ſprach ſie, und matt erhob ſich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, ſchaute nach mir; ich aber ſagte dagegen:
Guten Menſchen fürwahr ſpricht oft ein himmliſcher Geiſt zu,
Daß ſie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorſteht;
Denn ſo gab mir die Mutter, im Vorgefühle von eurem
Jammer, ein Bündel, ſogleich es der nackten Notdurft zu reichen.
Und ich löſte die Knoten der Schnur und gab ihr den Schlafrock
Unſers Vaters dahin und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und ſie dankte mit Freuden und rief: Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geſchehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu’ er Euch ſelber.
Und ich ſah die Wöchnerin froh die verſchiedene Leinwand,
Aber beſonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, ſagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unſre Gemeine ſchon raſtet und dieſe Nacht durch ſich aufhält;
Dort beſorg’ ich ſogleich das Kinderzeug, alles und jedes.

Und ſie grüßte mich noch und ſprach den herzlichſten Dank aus,
Trieb die Ochſen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn mir war Zwieſpalt im Herzen,
Ob ich mit eilenden Roſſen das Dorf erreichte, die Speiſen
Unter das übrige Volk zu ſpenden, oder ſogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit ſie es weislich verteilte.
Und ich entſchied mich gleich in meinem Herzen und fuhr ihr
Sachte nach und erreichte ſie bald und ſagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern ſie fügte dazu noch Speiſ’ und manches Getränke,
Und es iſt mir genug davon im Kaſten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch dieſe Gaben in deine
Hand zu legen, und ſo erfüll’ ich am beſten den Auftrag;
Du verteilſt ſie mit Sinn; ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf verſetzte das Mädchen: Mit aller Treue verwend’ ich
Eure Gaben; der Dürftigſte ſoll ſich derſelben erfreuen.
Alſo ſprach ſie. Ich öffnete ſchnell die Kaſten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die ſchweren, brachte die Brote,
Flaſchen Weines und Biers und reicht’ ihr alles und jedes.
Gerne hätt’ ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kaſten.
Alles packte ſie drauf zu der Wöchnerin Füßen und zog ſo
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.
Als nun Hermann geendet, da nahm der geſprächige Nachbar
Gleich das Wort und rief: O glücklich, wer in den Tagen
Dieſer Flucht und Verwirrung in ſeinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange ſich ſchmiegen!
Glücklich fühl’ ich mich jetzt; ich möcht’ um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder beſorgt ſein.
Öfters dacht’ ich mir auch ſchon die Flucht und habe die beſten
Sachen zuſammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner ſeligen Mutter, wovon noch nichts verkauft iſt.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das ſo leicht nicht geſchafft wird.
Selbſt die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße geſammelt,
Mißt’ ich ungern, wenn auch der Wert der Ware nicht groß iſt.
Bleibt der Proviſor zurück, ſo geh’ ich getröſtet vom Hauſe.
Hab’ ich die Barſchaft gerettet und meinen Körper, ſo hab’ ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtſten.
Nachbar, verſetzte darauf der junge Hermann mit Nachdruck,
Keinesweges denk’ ich wie Ihr und tadle die Rede.
Iſt wohl der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück
Sich nur allein bedenkt und Leiden und Freuden zu teilen
Nicht verſtehet und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht’ ich, als je, mich heute zur Heirat entſchließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des ſchützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorſteht.
Lächelnd ſagte darauf der Vater: So hör’ ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort haſt du mir ſelten geſprochen.
Aber es fiel ſogleich die gute Mutter behend ein:
Sohn, fürwahr! du haſt recht; wir Eltern gaben das Beiſpiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigſte Stunde zuſammen.
Montag morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener ſchreckliche Brand, der unſer Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre ſind’s nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit und wenig Waſſer im Orte.
Alle Leute waren, ſpazierend in feſtlichen Kleidern,
Auf den Dörfern verteilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend ſich ſelber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgeſammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt und dieſes zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich ſaß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kaſten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Glut und die hohen Mauern und Eſſen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je und flößte mir Mut in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu ſehen,
Wo die Wohnung geſtanden, und ob ſich die Hühner gerettet,
Die ich beſonders geliebt; denn kindiſch war mein Gemüt noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauſes und Hofes daher ſtieg,
Die noch rauchten, und ſo die Wohnung wüſt und zerſtört ſah,
Kamſt du zur andern Seite herauf und durchſuchteſt die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verſchüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu ſehen war vom Tiere.
Alſo ſtanden wir gegeneinander, bedenklich und traurig:
Denn die Wand war gefallen, die unſere Höfe geſchieden.
Und du faßteſt darauf mich bei der Hand an und ſagteſt:
Lieschen, wie kommſt du hierher? Geh weg! du verbrenneſt die Sohlen;
Denn der Schutt iſt heiß, er ſengt mir die ſtärkeren Stiefeln.
Und du hobeſt mich auf und trugſt mich herüber, durch deinen
Hof weg. Da ſtand noch das Thor des Hauſes mit ſeinem Gewölbe,
Wie es jetzt ſteht; es war allein von allem geblieben.
Und du ſetzteſt mich nieder und küßteſt mich, und ich verwehrt’ es.
Aber du ſagteſt darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib’ hier und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an ſeinem.
Doch ich verſtand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schickteſt und ſchnell das Gelübd’ der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr’ ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig und ſehe die Sonne noch immer ſo herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die erſten
Zeiten der wilden Zerſtörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob’ ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkſt in dieſen traurigen Zeiten
Und es wageſt, zu frei’n im Krieg und über den Trümmern
Da verſetzte ſogleich der Vater lebhaft und ſagte:
Die Geſinnung iſt löblich, und wahr iſt auch die Geſchichte,
Mütterchen, die du erzählſt; denn ſo iſt alles begegnet.
Aber beſſer iſt beſſer. Nicht einen jeden betrifft es,
Anzufangen von vorn ſein ganzes Leben und Weſen;
Nicht ſoll jeder ſich quälen, wie wir und andere thaten;
O, wie glücklich iſt der, dem Vater und Mutter das Haus ſchon
Wohlbeſtellt übergeben und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang iſt ſchwer, am ſchwerſten der Anfang der Wirtſchaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Menſch, und alles wird täglich
Teurer; da ſeh’ er ſich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und ſo hoff’ ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächſtens
In das Haus die Braut mit ſchöner Mitgift hereinführſt;
Denn ein wackrer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget ſo wohl, wenn mit dem gewünſcheten Weibchen
Auch in Körben und Kaſten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umſonſt bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und ſtarkem Gewebe;
Nicht umſonſt verehren die Paten ihr Silbergeräte,
Und der Vater ſondert im Pulte das ſeltene Goldſtück:
Denn ſie ſoll dereinſt mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der ſie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hauſe ſich findet,
Das ihr eignes Gerät in Küch’ und Zimmern erkennet
Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat.
Nur wohl ausgeſtattet möcht’ ich im Hauſe die Braut ſehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält ſie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, du würdeſt mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald ins Haus ein Schwiegertöchterchen brächteſt
Aus der Nachbarſchaft her, aus jenem Hauſe, dem grünen.
Reich iſt der Mann fürwahr: ſein Handel und ſeine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter ſind da; ſie teilen allein das Vermögen.
Schon iſt die ält’ſte beſtimmt, ich weiß es; aber die zweite
Wie die dritte ſind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär’ ich an deiner ſtatt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, ſowie ich das Mütterchen forttrug.
Da verſetzte der Sohn beſcheiden dem dringenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
Unſres Nachbars zu wählen. Wir ſind zuſammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe ſie oft vor der Knaben Wildheit beſchützet.
Doch das iſt lange ſchon her; es bleiben die wachſenden Mädchen
Endlich billig zu Haus und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen ſind ſie gewiß! Ich ging auch zuzeiten
Noch aus alter Bekanntſchaft, ſowie Ihr es wünſchtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn ſie tadelten ſtets an mir, das mußt’ ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch und die Farbe
Gar zu gemein und die Haare nicht recht geſtutzt und gekräuſelt,
Endlich hatt’ ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die ſtets am Sonntag drüben ſich zeigen,
Und um die, halbſeiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.
Aber noch früh genug merkt’ ich, ſie hatten mich immer zum beſten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt; doch mehr noch
Kränkte mich’s tief, daß ſo ſie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen ſie hegte, beſonders Minchen, die jüngſte.
Denn ſo war ich zuletzt an Oſtern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen und war friſiert wie die übrigen Burſche.
Als ich eintrat, kicherten ſie, doch zog ich’s auf mich nicht.

Minchen ſaß am Klavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen ſingen und war entzückt und in Laune.
Manches verſtand ich nicht, was in den Liedern geſagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino;
Und ich wollte doch auch nicht ſtumm ſein! Sobald ſie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach und nach den beiden Perſonen.
Alle ſchwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt ſich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt ſich den Bauch der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, ſoviel ſie auch ſangen und ſpielten,
Und ich eile beſchämt und verdrießlich wieder nach Hauſe,
Hängte den Rock in den Schrank und zog die Haare herunter
Mit den Fingern und ſchwur, nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl recht; denn eitel ſind ſie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino.[6])
Da verſetzte die Mutter: Du ſollteſt, Hermann, ſo lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder ſind ſie ja ſämtlich.
Minchen fürwahr iſt gut und war dir immer gewogen:
Neulich fragte ſie noch nach dir. Die ſollteſt du wählen!
Da verſetzte bedenklich der Sohn: Ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß ſich ſo tief bei mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Klaviere mehr ſehn und ihre Liedchen vernehmen.
Doch der Vater fuhr auf und ſprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich ſagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Luſt nur bezeigteſt zum Acker;
Was ein Knecht ſchon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thuſt du; indeſſen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern ſich zeigte.
Und ſo täuſchte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Leſen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den andern gelang und du immer der unterſte ſaßeſt.
Freilich; das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Buſen
Eines Jünglings lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater geſorgt für mich, ſowie ich für dich that,
Mich zur Schule geſendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirt zum goldenen Löwen.
Aber der Sohn ſtand auf und nahte ſich ſchweigend der Thüre,
Langſam und ohne Geräuſch; allein der Vater, entrüſtet,
Rief ihm nach: So gehe nur hin! Ich kenne den Trotzkopf!
Geh und führe fortan die Wirtſchaft, daß ich nicht ſchelte;
Aber denke nur nicht, du wolleſt ein bäuriſches Mädchen
Je mir bringen ins Haus als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menſchen zu handeln,
Weiß zu bewirten die Herren und Frauen, daß ſie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu ſchmeicheln.
Aber ſo ſoll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und ſo mir die viele Mühe verſüßen;
Spielen ſoll ſie mir auch das Klavier! es ſollen die ſchönſten,
Beſten Leute der Stadt ſich mit Vergnügen verſammeln,
Wie es Sonntags geſchieht im Hauſe des Nachbars. Da drückte
Leiſe der Sohn auf die Klinke, und ſo verließ er die Stube.

III. Thalia.[7])

Die Bürger.

Alſo entwich der beſcheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menſchen nicht iſt, kommt auch nicht aus ihm, und ſchwerlich
Wird mich des herzlichſten Wunſches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich ſei, ſondern ein Beſſrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Luſt, zu erhalten und zu erneuen
Und zu verbeſſern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland.
Soll doch nicht als ein Pilz der Menſch dem Boden entwachſen
Und verfaulen geſchwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlaſſend von ſeiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hauſe doch gleich ſo deutlich, wes Sinnes der Herr ſei,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurteilt;
Denn wo die Türme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrat ſich häufet und Unrat auf allen Gaſſen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge ſich rückt und nicht wieder geſetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal,
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünſcht, es ſolle ſich Hermann auf Reiſen
Bald begeben und ſehn zum wenigſten Straßburg und Frankfurt
Und das freundliche Mannheim,[8]) das gleich und heiter gebaut iſt.
Denn wer die Städte geſehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterſtadt ſelbſt, ſo klein ſie auch ſei, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebeſſerten Thore
Und den geweißten Turm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaſter? die waſſerreichen, verdeckten,
Wohlverteilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer ſogleich beim erſten Ausbruch gewehrt ſei?
Iſt das nicht alles geſchehn ſeit jenem ſchrecklichen Brande?
Bauherr war ich ſechsmal im Rat und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emſig betrieben und ſo auch die Anſtalt
Redlicher Männer vollführt, die ſie unvollendet verließen.
So kam endlich die Luſt in jedes Mitglied des Rates.
Alle beſtrebten ſich jetzt, und ſchon iſt der neue Chauſſeebau
Feſt beſchloſſen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur ſehr, ſo wird die Jugend nicht handeln!
Denn die einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Haus und brüten hinter dem Ofen.
Und, das fürcht' ich, ein ſolcher wird Hermann immer mir bleiben.
Und es verſetzte ſogleich die gute, verſtändige Mutter:
Immer biſt du doch, Vater, ſo ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigſten dir dein Wunſch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unſerem Sinne nicht formen;
So wie ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beſte und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe
Gut und glücklich. Ich laſſe mir meinen Hermann nicht ſchelten;
Denn, ich weiß es, er iſt der Güter, die er dereinſt erbt,
Wert und ein trefflicher Wirt, ein Muſter Bürgern und Bauern
Und im Rate gewiß, ich ſeh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmſt du dem Armen
Allen Mut in der Bruſt, ſowie du es heute gethan haſt.
Und ſie verließ die Stube ſogleich und eilte dem Sohn nach,
Daß ſie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.
Lächelnd ſagte darauf, ſobald ſie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk, die Weiber, ſo wie die Kinder!
Jedes lebet ſo gern nach ſeinem eignen Belieben,
Und man ſollte hernach nur immer loben und ſtreicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke. So bleibt es.
Und es verſetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und ſehe mich immer
Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht teuer, doch neu iſt;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu ſein und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt; zu ſchwach iſt ſein Beutel,
Das Bedürfnis zu groß, ſo wird er immer gehindert.
Manches hätt' er gethan; allein wer ſcheut nicht die Koſten
Solcher Verändrung, beſonders in dieſen gefährlichen Zeiten!
Lange lachte mir ſchon mein Haus im modiſchen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenſter:
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei ſeinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beſte zu haben?
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel ſich ausnimmt!
Groß ſind die Tafeln der Fenſter; wie glänzen und ſpiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt ſtehn die übrigen Häuſer des Marktes!
Und doch waren die unſern gleich nach dem Brande die ſchönſten,
Die Apotheke zum Engel, ſowie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reiſende ſtand und ſah durch die roten Staketen
Nach den Bettlern von Stein und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffee dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freilich verſtaubt und halb verfallen mir daſteht,
Der erfreute ſich hoch des farbig ſchimmernden Lichtes
Schön geordneter Muſcheln; und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner ſelbſt den Bleiglanz und die Korallen.
Ebenſo ward in dem Saale der Malerei auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten ſpazieren
Und mit ſpitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer ſähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles ſoll anders ſein und geſchmackvoll,
Wie ſie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke;
Alles iſt einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es koſtet das fremde Holz nun am meiſten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu ſchaffen,
Auch zu gehn mit der Zeit und oft zu verändern den Hausrat;

Aber es fürchtet ſich jeder, auch nur zu rücken das Kleinſte;
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Offizin bezeichnet, vergolden zu laſſen
Und den greulichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er iſt; mich ſchreckte die Fordrung.

IV. Euterpe.[9])

Mutter und Sohn.

Alſo ſprachen die Männer, ſich unterhaltend. Die Mutter
Ging indeſſen, den Sohn erſt vor dem Hauſe zu ſuchen
Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo ging ſie, im Stalle zu ſchauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er niemand vertraute.
Und es ſagte der Knecht: Er iſt in den Garten gegangen.
Da durchſchritt ſie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen.
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, ſchritt ihn hindurch und freute ſich jeglichen Wachstums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Äſte
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg;
Denn ein geſchäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Alſo war ſie ans Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube, mit Geißblatt bedeckt; nicht fand ſie den Sohn da,
Ebenſowenig als ſie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus beſonderer Gunſt, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einſt, der würdige Burgemeiſter.
Und ſo ging ſie bequem den trockenen Graben hinüber,
Wo an der Straße ſogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufſtieg ſteileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den ſchritt ſie hinauf und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum ſich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erſtieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel[10]) und Muskateller,
Rötlich blaue darneben von ganz beſonderer Größe,
Alle mit Fleiß gepflanzt, der Gäſte Nachtiſch zu zieren;
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köſtliche Wein kommt.
Alſo ſchritt ſie hinauf, ſich ſchon des Herbſtes erfreuend
Und des feſtlichen Tags, an dem die Gegend in Jubel
Trauben lieſet und tritt und den Moſt in die Fäſſer verſammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen und ſo der Ernten ſchönſte geehrt wird.
Doch unruhiger ging ſie, nachdem ſie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Türmen der Stadt, ein ſehr geſchwätziges, herklang.
Ihn zu ſuchen, war ihr ſo fremd; er entfernte ſich niemals
Weit, er ſagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber ſie hoffte noch ſtets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre ſowie die obre des Weinbergs,
Standen gleichfalls offen. Und ſo nun trat ſie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte ſie auf eigenem Boden und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft ſich im ganzen Felde bewegte.
Zwiſchen den Äckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls ſich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in ſeinem Schatten zu warten;
Bänke fanden ſie da von rohen Steinen und Raſen.
Und ſie irrete nicht; dort ſaß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme geſtützt und ſchien in die Gegend zu ſchauen
Jenſeits, nach dem Gebirg, er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte ſchlich ſie hinan und rührt' ihm leiſe die Schulter.
Und er wandte ſich ſchnell: da ſah ſie ihm Thränen im Auge.
Mutter, ſagt' er betroffen, Ihr überraſcht mich! Und eilig
Trocknet er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie! du weineſt, mein Sohn? verſetzte die Mutter betroffen;
Daran kenn' ich dich nicht! Ich habe das niemals erfahren!
Sag', was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einſam zu ſitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen ins Auge?
Und es nahm ſich zuſammen der treffliche Jüngling und ſagte:
Wahrlich, dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Not der Menſchen, der umgetriebenen, empfindet;
Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen bekümmert.
Was ich heute geſehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus und ſah die herrliche, weite
Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umherſchlingt,
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen
Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah iſt der Feind! Die Fluten des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluten und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend
Wie das Alter und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirtſchaft iſt groß, und wichtig unſer Gewerbe;
Aber wär' ich nicht beſſer, zu widerſtehen da vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtſchaft?
Ja, mir hat es der Geiſt geſagt, und im innerſten Buſen
Regt ſich Mut und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu ſterben und andern ein würdiges Beiſpiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutſchen Jugend beiſammen
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten
Und vor unſeren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir iſt im tiefſten Herzen beſchloſſen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir deucht und verſtändig;
Denn, wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beſte.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hauſe kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad in die Stadt und übergebe den Kriegern
Dieſen Arm und dies Herz dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Buſen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!
Da verſetzte bedeutend die gute, verſtändige Mutter,
Stille Thränen vergießend (ſie kamen ihr leichtlich ins Auge):
Sohn, was hat ſich in dir verändert und deinem Gemüte,
Daß du zu deiner Mutter nicht redeſt wie geſtern und immer,
Offen und frei, und ſagſt, was deinen Wünſchen gemäß iſt?
Hörte jetzt ein dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entſchluß als den edelſten preiſen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn ſieh, ich kenne dich beſſer:
Du verbirgſt dein Herz und haſt ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Tompete,
Nicht begehrſt du zu ſcheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es iſt deine Beſtimmung, ſo wacker und brav du auch ſonſt biſt,
Wohl zu verwahren das Haus und ſtille das Feld zu beſorgen.
Darum ſage mir frei: Was bringt dich zu dieſer Entſchließung?
Ernſthaft ſagte der Sohn: Ihr irret, Mutter. Ein Tag iſt
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Beſſer im Stillen reift er zur That oft, als im Geräuſche
Wilden, ſchwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und ſo ſtill ich auch bin und war, ſo hat in der Bruſt mir
Doch ſich gebildet ein Herz, das Unrecht haſſet und Unbill,
Und ich verſtehe recht gut die weltlichen Dinge zu ſondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig geſtärket.
Alles, fühl' ich, iſt wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verſtellung.
Denn, geſteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hauſe des Vaters und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hilfreich zu ſein und ſchrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich ſprach; ſie ſollten vor Euch nur
Meine Gefühle verſtecken, die mir das Herz zerreißen.
Und ſo laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der einzelne ſchadet ſich ſelber,
Der ſich hingiebt, wenn ſich nicht alle zum Ganzen beſtreben.
Fahre nur fort, ſo ſagte darauf die verſtändige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringſte;
Denn die Männer ſind heftig und denken nur immer das Letzte,
Und die Hindernis treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib iſt geſchickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geſchickt zu ihrem Zweck zu gelangen.

Sage mir alles daher, warum du ſo heftig bewegt biſt,
Wie ich dich niemals geſehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge ſich dringt zu entſtürzen.
Da überließ ſich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Bruſt der Mutter und ſprach ſo erweichet:
Wahrlich, des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heute und keinen der Tage;
Denn die Eltern zu ehren, war früher mein Liebſtes, und niemand
Schien mir klüger zu ſein und weiſer, als die mich erzeugten
Und mit Ernſt mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Geſpielen geduldet,
Wenn ſie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen.
Aber ſpotteten ſie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte,
Lachten ſie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er ſo ſtattlich trug, und der erſt heute verſchenkt ward:
Fürchterlich ballte ſich gleich die Fauſt mir; mit grimmigem Wüten
Fiel ich ſie an und ſchlug und traf mit blindem Beginnen,
Ohne zu ſehen, wohin; ſie heulten mit blutigen Naſen
Und entriſſen ſich kaum den wütenden Tritten und Schlägen.
Und ſo wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der ſtatt anderer mich gar oft mit Worten herumnahm,
Wenn bei Rat ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich büßte den Streit und die Ränke ſeiner Kollegen.
Oftmal habt Ihr mich ſelbſt bedauert; denn vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur ſinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und ſich ſelber manches entziehn, um zu ſparen den Kindern.
Aber ach! nicht das Sparen allein, um ſpät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, ſo ſchön ſich die Güter auch ſchließen.
Denn der Vater wird alt und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir und ſchauet hinab, wie herrlich liegen die ſchönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten,
Dort die Scheunen und Ställe, die ſchöne Reihe der Güter;
Aber ſeh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenſter uns zeigt von meinem Stübchen im Dache,
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond ſchon
Dort erwartet und ſchon ſo manchen Morgen die Sonne,
Wenn der geſunde Schlaf mir nur weniger Stunden genügte,
Ach! da kommt mir ſo einſam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel ſich hinſtreckt;
Alles liegt ſo öde vor mir: ich entbehre der Gattin.
Da antwortete drauf die gute Mutter verſtändig:
Sohn, mehr wünſcheſt du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur ſchöneren Hälfte des Tages
Und die Arbeit des Tages dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünſcht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir iſt es bekannt, und jetzo ſagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde ſich zeigt, ſo bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die Falſche zu greifen, am meiſten.
Soll ich dir ſagen, mein Sohn, ſo haſt du, ich glaube, gewählet;
Denn dein Herz iſt getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir ſchon ſagt es die Seele:
Jenes Mädchen iſt's, das vertriebne, die du gewählt haſt.
Liebe Mutter, Ihr ſagt's! verſetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, ſie iſt's! Und führ ich ſie nicht als Braut mir nach Hauſe
Heute noch, ziehet ſie fort, verſchwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn,
Mutter, ewig umſonſt gedeiht mir die reiche Beſitzung
Dann vor Augen; umſonſt ſind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten iſt mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, ſie ſelbſt nicht tröſtet den Armen.
Denn es löſet die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn ſie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter dahinten, wenn ſie dem Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einziggeliebte, davonziehn.
Darum laſſet mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entſcheidenden Worte geſprochen,
Und ſein Haus iſt nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausſchließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.
Da verſetzte behend die gute, verſtändige Mutter:
Stehen wie Felſen doch zwei Männer gegeneinander!
Unbewegt und ſtolz will keiner dem andern ſich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem erſten, die Zunge bewegen.
Darum ſag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er ſie dir, wenn ſie gut und brav iſt, verlobe,
Obgleich arm, ſo entſchieden er auch die Arme verſagt hat.
Denn er redet gar manches in ſeiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; ſo giebt er auch zu das Verſagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er und kann es verlangen;
Denn er iſt Vater! Auch wiſſen wir wohl, ſein Zorn iſt nach Tiſche,
Wo er heftiger ſpricht und anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens und läßt ihn die Worte der andern
Nicht vernehmen; er hört und fühlt alleine ſich ſelber.
Aber es kommt der Abend heran und die vielen Geſpräche
Sind nun zwiſchen ihm und ſeinen Freunden gewechſelt.
Milder iſt er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuſchchen vorbei iſt,
Und er das Unrecht fühlt, das er andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Friſchgewagte gerät nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch verſammelt
Sitzen; beſonders wird uns der würdige Geiſtliche helfen.
Alſo ſprach ſie behende und zog, vom Steine ſich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen ſchweigend herunter, den wichtigen Vorſatz bedenkend.

V. Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es ſaßen die drei noch immer ſprechend zuſammen,
Mit dem geiſtlichen Herrn der Apotheker beim Wirte,
Und es war das Geſpräch noch immer ebendaſſelbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer verſetzte würdig geſinnt drauf:
Widerſprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Menſch ſoll
Immer ſtreben zum Beſſern; und, wie wir ſehen, er ſtrebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigſten ſucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Luſt, zu verharren im Alten
Und ſich deſſen zu freun, was jeder lange gewohnt iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig.
Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemals tadl' ich den Mann, der, immer thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft;
Aber jener iſt auch mir wert, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüten gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Tiere nur verſteht er mehrend zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüt gab!
Er ernähret uns alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen
Und die Gattin, die einſt er, die gleichgeſinnte, ſich wählet.
Alſo ſprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bei der Hand und vor den Gatten ihn ſtellend.
Vater, ſprach ſie, wie gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, ſeine Braut ſich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieſes, bald jenes
Mädchen beſtimmten wir ihm mit elterlichem Geſchwätze.
Nun iſt er kommen, der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat ſein Herz nun entſchieden.
Sagten wir damals nicht immer, er ſolle ſelber ſich wählen?
Wünſchteſt du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun iſt die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt und iſt männlich entſchieden.
Jenes Mädchen iſt's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gieb ſie ihm, oder er bleibt, ſo ſchwur er, im ledigen Stande.
Und es ſagte der Sohn: Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und ſicher gewählt; Euch iſt ſie die würdigſte Tochter.
Aber der Vater ſchwieg. Da ſtand der Geiſtliche ſchnell auf,

Nahm das Wort und ſprach: Der Augenblick nur entſcheidet
Über das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke;
Denn nach langer Beratung iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verſtänd'ge das Rechte.
Immer gefährlicher iſt's, beim Wählen dieſes und jenes
Nebenher zu bedenken und ſo das Gefühl zu verwirren.
Rein iſt Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er ſtreckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach dieſem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; ſo hielt er es feſt auch.
Seid nicht ſcheu und verwundert, daß nun auf einmal erſcheinet,
Was Ihr ſo lange gewünſcht. Es hat die Erſcheinung fürwahr nicht
Jetzt die Geſtalt des Wunſches, ſo wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahre Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich iſt er; ich fürchte, verſagt Ihr ihm dieſes,
Gehen die Jahre dahin, die ſchönſten, in traurigem Leben.
Da verſetzte ſogleich der Apotheker bedächtig,
Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war:
Laßt uns auch diesmal doch nur die Mittelſtraße betreten!
Eile mit Weile! das war ſelbſt Kaiſer Auguſtus' Deviſe.
Gerne ſchick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verſtand zu ihrem Nutzen zu brauchen;
Und beſonders bedarf die Jugend, daß man ſie leite.
Laßt mich alſo hinaus, ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der ſie lebt und bekannt iſt.
Niemand betrügt mich ſo leicht; ich weiß die Worte zu ſchätzen.
Da verſetzte ſogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünſche,
Daß der Herr Pfarrer ſich auch in Eurer Geſellſchaft befinde;
Zwei ſo treffliche Männer ſind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! Sie iſt nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherſchweift
Und den Jüngling beſtrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein, das wilde Geſchick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerſtört und manches feſte Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürſten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, ſo iſt auch ſie, von ihren Schweſtern die beſte,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergeſſend,
Steht ſie anderen bei, iſt ohne Hilfe noch hilfreich.
Groß ſind Jammer und Not, die über die Erde ſich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus dieſem Unglück hervorgehn
Und ich, im Arme der Braut, der zuverläſſigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, ſowie Ihr des Brandes Euch freutet?
Da verſetzte der Vater und that bedeutend den Mund auf:
Wie iſt, o Sohn, dir die Zunge gelöſt, die ſchon dir im Munde
Lange Jahre geſtockt und nur ſich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut erfahren, was jedem Vater gedroht iſt:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünſtigt und jeder Nachbar Partei nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Eh'mann.
Aber ich will euch zuſammen nicht widerſtehen; was hülf' es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus; wo nicht, ſo mag er das Mädchen vergeſſen.
Alſo der Vater. Es rief der Sohn mit froher Gebärde:
Noch vor Abend iſt Euch die trefflichſte Tochter beſcheret,
Wie ſie der Mann ſich wünſcht, dem ein kluger Sinn in der Bruſt lebt.
Glücklich iſt die Gute dann auch, ſo darf ich es hoffen.
Ja, ſie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, ſowie ſie verſtändige Kinder
Wünſchen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich ſchirre die Pferde
Gleich und führe die Freunde hinaus auf die Spur der Geliebten,
Überlaſſe die Männer ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit,
Richte, ſo ſchwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entſcheidung,
Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen.
Und ſo ging er hinaus, indeſſen manches die andern
Weislich erwogen und ſchnell die wichtige Sache beſprachen.
Hermann eilte zum Stalle ſogleich, wo die mutigen Hengſte
Ruhig ſtanden und raſch den reinen Hafer verzehrten
Und das trockene Heu, auf der beſten Wieſe gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen ſogleich durch die ſchönverſilberten Schnallen
Und befeſtigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht ſchon
Vorgeſchoben die Kutſche, ſie leicht an der Deichſel bewegend.
Abgemeſſen knüpften ſie drauf an die Wage mit ſaubern
Stricken die raſche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitſche; dann ſaß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig und ließ das Pflaſter zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Türme.
So fuhr Hermann dahin, der wohlbekannten Chauſſee zu,
Raſch und ſäumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Turm des Dorfes erblickte
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuſer,
Dacht' er bei ſich ſelbſt, nun anzuhalten die Pferde.
Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umſchattet,
Die Jahrhunderte ſchon an dieſer Stelle gewurzelt,
War mit Raſen bedeckt ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Luſtort,
Flachgegraben befand ſich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, ſo zeigten ſich ſteinerne Bänke,
Rings um die Quelle geſetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich.
Hermann aber beſchloß, in dieſem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that ſo und ſagte die Worte:
Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch wert der Hand ſei, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt ihr nichts Neues und Seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, ſo ging ich behend' zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entſchiede die Gute mein Schickſal.
Und ihr werdet ſie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl ſchwerlich iſt an Bildung ihr eine vergleichbar.
Aber ich geb' euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark ſind vielmal die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt,
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an
Und umſchlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich euch ſagen und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen und laßt nicht merken die Abſicht,
Sondern befraget die andern und hört, was ſie alles erzählen.
Habt ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitere.
Alſo dacht' ich mir's aus den Weg her, den wir gefahren.
Alſo ſprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häuſern die Menge von Menſchen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin ſtand.
Männer verſorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen,
Wäſche trockneten emſig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder ſich plätſchernd im Waſſer des Baches.
Alſo durch die Wagen ſich drängend, durch Menſchen und Tiere,
Sahen ſie rechts und links ſich um, die geſendeten Späher,
Ob ſie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keine von allen erſchien die herrliche Jungfrau,
Stärker fanden ſie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein ſich miſchten die Weiber,
Schreiend. Da nahte ſich ſchnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin, und ſogleich verklang das Getöſe,
Als er Ruhe gebot und väterlich ernſt ſie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück alſo gebändigt,
Daß wir endlich verſtehen, uns untereinander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr iſt der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr wie ſonſt mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden und teilet,
Was ihr habet, zuſammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.
Alſo ſagte der Mann und alle ſchwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder beſänftigten Menſchen.
Als der Geiſtliche nun die Rede des Mannes vernommen
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran und ſprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich aufthut
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von ſelbſt und jeder iſt ſich der Klügſte
Wie der Beſte; und ſo beſtehen ſie nebeneinander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein andrer gehalten;
Denn, was alles geſchieht, geht ſtill wie von ſelber den Gang fort.
Aber zerrüttet die Not die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder und wühlet Garten und Saat um,

Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre ſie fort durch ängſtliche Tage und Nächte;
Ach! da ſieht man ſich um, wer wohl der verſtändigſte Mann ſei,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr ſeid gewiß der Richter von dieſen
Flüchtigen Männern, der ihr ſogleich die Gemüter beruhigt?
Ja, Ihr erſcheint mir heut als einer der älteſten Führer,
Die durch Wüſten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Joſua oder mit Moſes.
Und es verſetzte darauf mit ernſtem Blicke der Richter:
Wahrlich unſere Zeit vergleicht ſich den ſeltenſten Zeiten,
Die die Geſchichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer geſtern und heut in dieſen Tagen gelebt hat,
Hat ſchon Jahre gelebt: ſo drängen ſich alle Geſchichten.
Denk' ich ein wenig zurück, ſo ſcheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen und doch iſt die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernſter Stund' erſchien im feurigen Buſche
Gott der Herr; auch uns erſchien er in Wolken und Feuer.
Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu ſprechen geneigt war
Und das Schickſal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten ins Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort und bringt das Geſpräch auf das Mädchen;
Aber ich gehe herum, ſie aufzuſuchen und komme
Wieder, ſobald ich ſie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen ſuchte der Späher.

VI. Klio.[13]

Das Zeitalter.

Als nun der geiſtliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang ſie von Hauſe vertrieben,
Sagte der Mann darauf: Nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der ſämtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung zerſtört ward.
Denn wer leugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſei,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon lange geweſen
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Mut und der Geiſt und die Sprache?
Und wir waren zuerſt als Nachbarn lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein ſie ſchienen nur Freundſchaft zu bringen.
Und die brachten ſie auch; denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; ſie pflanzten mit Luſt die muntern Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine verſprechend und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute ſich da die Jugend, ſich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen ſie bald, die überwiegenden Franken,
Erſt der Männer Geiſt mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderſtehlicher Anmut.
Leicht ſelbſt ſchien uns der Druck des vielbedürftigen Krieges;
Denn die Hoffnung umſchwebte vor unſern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.
O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchſte,
Was der Menſch ſich denkt, als nah und erreichbar ſich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöſt; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.
Aber der Himmel trübte ſich bald. Um den Vorteil der Herrſchaft
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig das Gute zu ſchaffen.
Sie ermordeten ſich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder und ſandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern und raubten im großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinſten die Kleinen;
Jeder ſchien nur beſorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Not und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geſchrei, ſie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wut auch ſelbſt ein gelaſſnes Gemüt an;
Jeder ſann nur und ſchwur, die Beleidigung alle zu rächen
Und den bittern Verluſt der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete ſich das Glück auf die Seite der Deutſchen,
Und der Franke floh mit eiligen Märſchen zurücke.
Ach, da fühlten wir erſt das traurige Schickſal des Krieges!
Denn der Sieger iſt groß und gut; zum wenigſten ſcheint er's,
Und er ſchonet den Mann, den beſiegten, als wär' er der ſeine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Geſetz; denn er wehrt nur den Tod ab
Und verzehret nur ſchnell und ohne Rückſicht die Güter;
Dann iſt ſein Gemüt auch erhitzt und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib und macht die Luſt zum Entſetzen.
Überall ſieht er den Tod und genießt die letzten Minuten
Grauſam, freut ſich des Bluts und freut ſich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob ſich darauf in Männern die Wut nun,
Das Verlorne zu rächen und zu verteid'gen die Reſte.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicheren Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wut auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbaus friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Senſe.
Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verſchonung;
Überall raſte die Wut und die feige, tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wiederſehn! Das wütende Tier iſt ein beſſerer Anblick
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſobald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb.
Trefflicher Mann! verſetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck,
Wenn Ihr den Menſchen verkennt, ſo kann ich Euch darum nicht ſchelten:
Habt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Woltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehn, wie oft Ihr auch gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Not nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den andern ein Schutzgott.
Lächelnd verſetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das Wenige köſtlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtnis,
Ja, ich will es nicht leugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Übel zu retten; ich ſah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb' und der Kinder unmögliches wagen;
Sah, wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; ſah, wie der Greis ſich
Wieder verjüngte, das Kind ſich ſelbſt als Jüngling enthüllte.
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geiſtes.
Und ſo laßt mich vor allen der ſchönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Geſindels
Plündernd und drängte ſogleich ſich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der ſchön erwachſenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff ſie wilde Begier; ſie ſtürmten gefühllos
Auf die zitternde Schar und aufs hochherzige Mädchen.
Aber ſie riß dem einen ſogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er ſtürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite ſie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verſchloß ſie den Hof und harrte der Hilfe bewaffnet.
Als der Geiſtliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung ſogleich für ſeinen Freund im Gemüt auf,
Und er war im Begriff zu fragen, wohin ſie geraten,
Ob auf der traurigen Flucht ſie nun mit dem Volk ſich befinde.
Aber da trat herbei der Apotheker behende,
Zupfte den geiſtlichen Herrn und ſagte die wiſpernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden
Nach der Beſchreibung! So kommt und ſehet ſie ſelber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und ſie kehrten ſich um und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rates, verlangten.
Doch es folgte ſogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns und jener deutete liſtig:

Seht Ihr, ſagt er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen
Kiſſenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete ſchnell fürwahr und gut die Geſchenke.
Dieſe ſind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle:
Denn der rote Latz erhebt den gewölbeten Buſen
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber iſt der Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet
Und umgiebt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eirund
Und die ſtarken Zöpfe, um ſilberne Nadeln gewickelt;
Sitzt ſie gleich, ſo ſehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der vielgefaltet vom Buſen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel ſie iſt's. Drum kommt, damit wir vernehmen,
Ob ſie gut und tugendhaft ſei, ein häusliches Mädchen.
Da verſetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß ſie den Jüngling entzückt, fürwahr, es iſt mir kein Wunder;
Denn ſie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Geſtalt gab!
Denn ſie empfiehlet ihn ſtets, und nirgends iſt er ein Fremdling.
Jeder nahet ſich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur ſich zu der Geſtalt noch geſellet.
Ich verſichr' Euch, es iſt dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beiſteht.
So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüſtige Jugend verſpricht ein glückliches Alter.
Und es ſagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Äußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort ſo oft erprobet gefunden:
Eh du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfſt du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewiſſer,
Wie du es habeſt mit ihm, und wie die Freundſchaft beſtehe;
Laſſet uns alſo zuerſt bei guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt iſt, und die uns von ihr nun erzählen."
Auch ich lobe die Vorſicht, verſetzte der Geiſtliche folgend.
Frei'n wir doch nicht für uns; für andre frei'n iſt bedenklich.
Und ſie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in ſeinen Geſchäften die Straße wieder heraufkam,
Und zu ihm ſprach ſogleich der kluge Pfarrer mit Vorſicht:
Sagt! wir haben ein Mädchen geſehn, das im Garten zunächſt hier
Unter dem Apfelbaum ſitzt und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Kattun, der ihr vermutlich geſchenkt ward.
Uns gefiel die Geſtalt; ſie ſcheinet der Wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Abſicht.
Als in den Garten zu blicken der Richter ſogleich nun herzutrat,
Sagt' er: Dieſe kennet Ihr ſchon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als ſie das Schwert ergriff und ſich und die Ihren beſchützte —
Dieſe war's! Ihr ſeht es ihr an, ſie iſt rüſtig geboren,
Aber ſo gut wie ſtark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte ſie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Über des Städtchens Not und ſeiner Beſitzung Gefahren.
Auch mit ſtillem Gemüt hat ſie die Schmerzen ertragen
Über des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im erſten
Feuer des hohen Gedankens, nach edler Freiheit zu ſtreben,
Selbſt hinging nach Paris und bald den ſchrecklichen Tod fand;
Denn wie zuhauſe, ſo dort beſtritt er Willkür und Ränke.
Alſo ſagte der Richter. Die beiden ſchieden und dankten.
Und der Geiſtliche zog ein Goldſtück (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm ſchon milde verſpendet,
Als er die Flüchtlinge ſah in traurigen Haufen vorbeiziehn),
Und er reicht es dem Schulzen und ſagte: Teilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte ſich der Mann und ſagte: Wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh es verzehrt iſt.
Da verſetzte der Pfarrer und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand ſäume zu geben in dieſen Tagen, und niemand
Weigre ſich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang er es hat, was er ruhig beſitzet;
Niemand, wie lang er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.
Ei doch! ſagte darauf der Apotheker geſchäftig,
Wäre mir jetzt nur Geld in der Taſche, ſo ſolltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeſchenkt doch laß' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Alſo ſprach er, und zog den geſtickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Tobak ihm verwahrt war,
Öffnete zierlich und teilte; da fanden ſich einige Pfeifen.
Klein iſt die Gabe, ſetzt' er dazu. Da ſagte der Schultheiß:
Guter Tobak iſt doch dem Reiſenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaſter.
Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg und ſie ſchieden vom Richter.
Eilen wir! ſprach der verſtändige Mann, es wartet der Jüngling
Peinlich; er höre ſo ſchnell als möglich die fröhliche Botſchaft.
Und ſie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerſtampften
Wild den Raſen; er hielt ſie im Zaum und ſtand in Gedanken,
Blickte ſtill vor ſich hin und ſah die Freunde nicht eher,
Bis ſie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon von ferne begann der Apotheker zu ſprechen;
Doch ſie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand und ſprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
Heil dir, junger Mann! Dein treues Auge, dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner iſt ſie wert; drum komm und wende den Wagen,
Daß wir fahrend ſogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um ſie werben und bald nachhauſe führen die Gute.
Aber der Jüngling ſtand und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmliſch waren und tröſtlich,
Seufzete tief und ſprach: Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk
Und wir ziehen vielleicht beſchämt und langſam nachhauſe;
Denn hier hat mich, ſeitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, ſo werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich ſind, aber ſie arm und vertrieben einherzieht?
Armut ſelbſt macht ſtolz, die unverdiente. Genügſam
Scheint das Mädchen und thätig, und ſo gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es ſei ein Weib von ſolcher Schönheit und Sitte
Aufgewachſen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, ſie habe bis jetzt ihr Herz verſchloſſen der Liebe?
Fahret nicht raſch bis hinan; wir möchten zu unſrer Beſchämung
Sachte die Pferde herum nachhauſe lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling beſitzt dies Herz, und die wackere Hand hat
Eingeſchlagen und ſchon dem Glücklichen Treue verſprochen.
Ach! da ſteh' ich vor ihr mit meinem Antrag beſchämet.
Ihn zu tröſten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund ſchon;
Doch es fiel der Gefährte mit ſeiner geſprächigen Art ein:
Freilich! ſo wären wir nicht vorzeiten verlegen geweſen,
Da ein jedes Geſchäft nach ſeiner Weiſe vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn ſich erſehen,
Ward zuvörderſt ein Freund vom Hauſe vertraulich gerufen;
Dieſen ſandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkorenen Braut, der dann in ſtattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tiſche den würdigen Bürger beſuchte,
Freundliche Worte mit ihm im allgemeinen zuvörderſt
Wechſelnd und klug das Geſpräch zu lenken und wenden verſtehend.
Endlich nach langem Umſchweif ward auch der Tochter erwähnet
Rühmlich, und rühmlich des Mannes und des Hauſes, von dem man geſandt war.
Kluge Leute merkten die Abſicht; der kluge Geſandte
Merkte den Willen gar bald und konnte ſich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, ſo war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, ſo war der Freiersmann immer
In dem Hauſe der erſte bei jedem häuslichen Feſte;
Denn es erinnerte ſich durchs ganze Leben das Eh'paar,
Daß die geſchickte Hand den erſten Knoten geſchlungen.
Jetzt iſt aber das alles mit andern guten Gebräuchen
Aus der Mode gekommen, und jeder freit für ſich ſelber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eignen Händen,
Der ihm etwa beſchert iſt, und ſtehe beſchämt vor dem Mädchen!
Sei es, wie ihm auch ſei! verſetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört und ſchon ſich im Stillen entſchloſſen.
Selber geh' ich und will mein Schickſal ſelber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Menſch nur je zu dem Weib gehegt hat.
Was ſie ſagt, das iſt gut, es iſt vernünftig, das weiß ich,
Soll ich ſie auch zum letztenmal ſehn, ſo will ich noch einmal
Dieſem offenen Blick des ſchwarzen Auges begegnen;
Drück' ich ſie nie an das Herz, ſo will ich die Bruſt und die Schultern
Einmal noch ſehn, die mein Arm ſo ſehr zu umſchließen begehret;
Will den Mund noch ſehn, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerſtöret.
Aber laßt mich allein! Ihr ſollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit ſie erfahren,
Daß ſich der Sohn nicht geirrt, und daß es wert iſt, das Mädchen.
Und ſo laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin und unſern Weinberg hinunter
Geh' ich näher nachhauſe zurück. O, daß ich die Traute

Freudig und ſchnell ihn führte! Vielleicht auch ſchleich' ich alleine
Jene Pfade nachhaus und betrete froh ſie nicht wieder.
Alſo ſprach er und gab dem geiſtlichen Herrn die Zügel,
Der verſtändig ſie faßte, die ſchäumenden Roſſe beherrſchend,
Schnell den Wagen beſtieg und den Sitz des Führers beſetzte.
Aber du zauderteſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geiſt und Gemüt an:
Aber Leib und Gebein iſt nicht zum beſten verwahret,
Wenn die geiſtliche Hand der weltlichen Zügel ſich anmaßt.
Doch du lächelteſt drauf, verſtändiger Pfarrer, und ſagteſt:
Sitzet nur ein und getroſt vertraut mir den Leib wie die Seele!
Denn geſchickt iſt die Hand ſchon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künſtlichſte Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt, den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Scharen des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.
Halbgetröſtet beſtieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der ſich zum weislichen Sprunge bereitet,
Und die Hengſte rannten nach Hauſe, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubs quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch ſtand der Jüngling, und ſah den Staub ſich erheben,
Sah den Staub ſich zerſtreuen; ſo ſtand er ohne Gedanken.

VII. Erato.14)

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die ſchnellverſchwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüſch und an der Seite des Felſens
Schweben ſiehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und ſchwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft ſich vorbei und ſchien dem Pfad ins Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem ſtaunenden Traum auf, wendete langſam
Nach dem Dorfe ſich zu und ſtaunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Geſtalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Feſt betrachtet' er ſie; es war kein Scheinbild, ſie war es
Selber. Den größern Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand, ſo ſchritt ſie geſchäftig zum Brunnen,
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Mut und Kraft; er ſprach zu ſeiner Verwunderten alſo:
Find' ich dich, wackeres Mädchen, ſo bald aufs neue beſchäftigt,
Hilfreich andern zu ſein und gern zu erquicken die Menſchen?
Sag', warum kommſt du allein zum Quell, der doch ſo entfernt liegt,
Da ſich andre doch mit dem Waſſer des Dorfes begnügen?
Freilich iſt dies von beſonderer Kraft und lieblich zu koſten,
Jener Kranken bringſt du es wohl, die du treulich gerettet?
Freundlich begrüßte ſogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: So iſt ſchon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns ſo vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers iſt, wie die Gaben erfreulich.
Kommt und ſehet doch ſelber, wer Eure Milde genoſſen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber ſogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu ſchöpfen, wo rein und unabläſſig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dies: es haben die unvorſichtigen Menſchen
Alles Waſſer getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochſen
Gleich durchwatend den Quell, der Waſſer bringt den Bewohnern.
Und ſo haben ſie auch mit Waſchen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beſchmutzt und alle Brunnen beſudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur, ſich ſelbſt und das nächſte Bedürfnis
Schnell zu befried'gen und raſch, und nicht des Folgenden denkt er.
Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt, und auf das Mäuerchen ſetzten
Beide ſich nieder des Quells. Sie beugte ſich über, zu ſchöpfen;
Und er faßte den andern Krug und beugte ſich über.
Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten ſich zu und grüßten ſich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, ſagte darauf der heitere Jüngling;
Und ſie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten ſie beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; ſie aber ſagte zum Freunde:
Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde
Ferne vom Ort, wo ich erſt dich geſehen? wie biſt du gekommen?
Denkend ſchaute Hermann zur Erde, dann hob er die Blicke
Ruhig gegen ſie auf und ſah ihr freundlich ins Auge,
Fühlte ſich ſtill und getroſt. Jedoch ihr von Liebe zu ſprechen,
Wär' ihm unmöglich geweſen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verſtand und gebot, verſtändig zu reden.
Und er faßte ſich ſchnell und ſagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwidern.
Deinetwegen kam ich hierher! Was ſoll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten
Als der einzige Sohn, und unſre Geſchäfte ſind vielfach.
Alle Felder beſorg' ich; der Vater waltet im Hauſe
Fleißig; die thätige Mutter belebt im ganzen die Wirtſchaft.
Aber du haſt gewiß auch erfahren, wie ſehr das Geſinde
Bald durch Leichtſinn und bald durch Untreu' plaget die Hausfrau,
Immer ſie nötigt, zu wechſeln und Fehler um Fehler zu tauſchen.
Lange wünſchte die Mutter daher ſich ein Mädchen im Hauſe,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter ſtatt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut am Wagen dich ſah in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Geſundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verſtändigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hauſe, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienſt. Nun komm' ich dir aber zu ſagen,
Was ſie wünſchen, wie ich — verzeih' mir die ſtotternde Rede.
Scheuet Euch nicht, ſo ſagte ſie drauf, das weitre zu ſprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erſchrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu verſehen das Haus, das wohlerhalten Euch daſteht:
Und Ihr glaubet, an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geſchickt und nicht von rohem Gemüte.
Euer Antrag war kurz; ſo ſoll die Antwort auch kurz ſein:
Ja, ich gehe mit Euch und folge dem Rufe des Schickſals.
Meine Pflicht iſt erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, ſie freuen ſich alle der Rettung;
Schon ſind die meiſten beiſammen, die übrigen werden ſich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimat
Wiederzukehren; ſo pflegt ſich ſtets der Vertriebne zu ſchmeicheln.
Aber ich täuſche mich nicht mit leichter Hoffnung in dieſen
Traurigen Tagen, die uns noch recht traurige Tage verſprechen:
Denn gelöſt ſind die Bande der Welt; wer knüpfet ſie wieder,
Als allein nur die Not, die höchſte, die uns bevorſteht?
Kann ich im Hauſe des würdigen Mannes mich dienend ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, ſobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt, Ihr müſſet ſie ſehen und mich von ihnen empfangen.
Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſein, in dem Wahn ſie zu laſſen,
In ſein Haus ſie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erſt.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und ſo ließ er ſie ſprechen und horchte fleißig den Worten.
Laßt uns, fuhr ſie nun fort, zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch iſt es am rinnenden Quell ſo lieblich zu ſchwätzen.
Alſo ſtanden ſie auf und ſchauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und ſüßes Verlangen ergriff ſie.
Schweigend nahm ſie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu teilen.
Laßt ihn! ſprach ſie; es trägt ſich beſſer die gleichere Laſt ſo.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er ſoll mir nicht dienen.
Seht mich ſo ernſt nicht an, als wäre mein Schickſal bedenklich!
Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Beſtimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehöret.
Dienet die Schweſter dem Bruder doch früh, ſie dienet den Eltern,
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird und die Stunden der Nacht ſind, wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß ſie ſich ganz vergißt und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf ſie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und ſo zu Schmerzen Sorgen ſich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde,
Und ſie ſollen es nicht, doch ſollen ſie dankbar es einſehn.
Alſo ſprach ſie und war mit ihrem ſtillen Begleiter
Durch den Garten gekommen bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerin lag, die ſie froh mit den Töchtern verlaſſen,
Jenen geretteten Mädchen, den ſchönen Bildern der Unſchuld.
Beide traten hinein; und von der anderen Seite

Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Dieſe waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte ſie nun im Gewimmel der Alte.
Und ſie ſprangen mit Luſt, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Geſpielen!
Auf Dorotheen ſprangen ſie dann und grüßten ſie freundlich
Brot verlangend und Obſt, vor allem aber zu trinken.
Und ſie reichte das Waſſer herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank mit den Töchtern, ſo trank auch der Richter.
Alle waren geletzt und lobten das herrliche Waſſer;
Säuerlich war's und erquicklich, geſund zu trinken den Menſchen.[15]
Da verſetzte das Mädchen mit ernſten Blicken und ſagte:
Freunde, dieſes iſt wohl das letztemal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Waſſer euch netze;
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienſtes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtſchaft geleiſtet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durchs künftige Leben.
Ungern laſſ' ich euch zwar; doch jeder iſt diesmal dem andern
Mehr zur Laſt als zum Troſt, und alle müſſen wir endlich
Uns im fremden Lande zerſtreun, wenn die Rückkehr verſagt iſt.
Seht, hier ſteht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Dieſe Hülle des Kinds und jene willkommene Speiſe.
Dieſer kommt und wirbt, in ſeinem Haus mich zu ſehen,
Daß ich diene daſelbſt den reichen, trefflichen Eltern;
Und ich ſchlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Laſt, bedient im Hauſe zu ruhen.
Alſo folg' ich ihm gern; er ſcheint ein verſtändiger Jüngling,
Und ſo werden die Eltern es ſein, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der ſchon ſo geſund euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Bruſt in dieſen farbigen Wickeln,
O, ſo gedenket des Jünglings, des guten, der ſie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, ſo ſprach ſie gewendet zum Richter,
Habet Dank, daß Ihr Vater mir wart in mancherlei Fällen.
Und ſie kniete darauf zur guten Wöchnerin nieder,
Küßte die weinende Frau und vernahm des Segens Geliſpel.
Aber du ſagteſt indes, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig ſeid Ihr, o Freund, zu den guten Wirten zu zählen,
Die mit tüchtigen Menſchen den Haushalt zu führen bedacht ſind.
Denn ich habe wohl oft geſehn, daß man Rinder und Pferde,
Sowie Schafe genau bei Tauſch und Handel betrachtet;
Aber den Menſchen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut iſt,
Und der alles zerſtreut und zerſtört durch falſches Beginnen,
Dieſen nimmt man nur ſo auf Glück und Zufall ins Haus ein
Und bereuet zu ſpät ein übereiltes Entſchließen.
Aber es ſcheint, Ihr verſteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav iſt.
Haltet ſie wohl, Ihr werdet, ſolang ſie der Wirtſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch Eure Eltern die Tochter.
Viele kamen indes, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beſſere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß und ſegneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.
Hermann faßte darauf ſie bei der Hand an und ſagte:
Laß uns gehen; es neigt ſich der Tag und fern iſt das Städtchen.
Lebhaft geſprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog ſie hinweg; noch viele Grüße befahl ſie.
Aber da fielen die Kinder mit Schrein und entſetzlichem Weinen
Ihr in die Kleider und wollten die zweite Mutter nicht laſſen.
Aber ein' und die andre der Weiber ſagte gebietend:
Stille, Kinder! ſie geht in die Stadt und bringt euch des guten
Zuckerbrotes genug, das euch der Bruder beſtellte,
Als der Storch ihn jüngſt beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr ſehet ſie bald mit den ſchön vergoldeten Deuten.
Und ſo ließen die Kinder ſie los, und Hermann entriß ſie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

VIII. Melpomene.[16]

Hermann und Dorothea.

Alſo gingen die zwei entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier bald hier, bald dort mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, ſo ſagte Hermann, nicht etwa
Schloſſen uns bringen und heftigen Guß; denn ſchön iſt die Ernte.
Und ſie freuten ſich beide des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchſchreitenden faſt, die hohen Geſtalten, erreichte.
Und es ſagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächſt ein freundlich Schickſal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien ſo manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Sag't mir jetzt vor allem und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigſten ſcheinen,
Und auf die er den Sinn, den feſtbeſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?
Und es verſetzte dagegen der gute, verſtändige Jüngling:
O, wie geb' ich dir recht, du kluges, treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderſt dich nach dem Sinne der Eltern befrageſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirtſchaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und ſpät und ſo beſorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen;
Und ſo wirſt du ihr auch das trefflichſte Mädchen erſcheinen,
Wenn du das Haus beſorgſt, als wenn du das deine bedächteſt.
Aber dem Vater nicht ſo; denn dieſer liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir ſogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich ſchwör' es, das erſtemal iſt's, daß frei mir ein ſolches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu ſchwatzen gewohnt iſt;
Aber du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äußere Zeichen der Liebe, ſowie der Verehrung,
Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der dies wüßte zu nützen, und würde dem beſſeren gram ſein.
Freudig ſagte ſie drauf, zugleich die ſchnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide zuſammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl ſie den Seinen,
Und ſo brachten bei uns auf deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküſſen und Knixchen
Segenswünſche den Eltern und hielten ſittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer ſagt mir nunmehr: wie ſoll ich dir ſelber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn, und künftig meinem Gebieter?
Alſo ſprach ſie, und eben gelangten ſie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und ſo lagen vor ihnen in Maſſen gegeneinander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm ſo lieb war,
Der noch heute die Thränen um ſeine Vertriebne geſehen.
Und indem er ſich nieder, ein wenig zu ruhen, geſetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es ſagen und folg' ihm frei nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen.
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das ſchmerzliche Zeichen.
Alſo ſaßen ſie ſtill und ſchweigend nebeneinander.
Aber das Mädchen begann und ſagte: Wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! Er iſt der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuſer deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenſter; mich deucht, ich zähle die Scheiben.
Was du ſiehſt, verſetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das iſt unſere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dies Fenſter dort iſt meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hauſe.
Dieſe Felder ſind unſer, ſie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen.
Aber laſſ' uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn ſieh, es rückt das ſchwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verſchlingend den lieblichen Vollmond.
Und ſo ſtanden ſie auf und wandelten nieder das Feld hin
Durch das mächtige Korn der nächtlichen Klarheit ſich freuend;
Und ſie waren zum Weinberg gelangt und traten ins Dunkel.
Und ſo leitet' er ſie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langſam ſchritt ſie hinab, auf ſeinen Schultern die Hände;
Und mit ſchwankenden Lichtern durchs Land überblickte der Mond ſie,

Eh er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich ſtützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhing;
Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, ſie drohte zu fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leis auf die Schulter;
Bruſt war geſenkt an Bruſt und Wang' an Wange. So ſtand er
Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens
Und den Balſam des Atems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.
Doch ſie verhehlte den Schmerz und ſagte die ſcherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt ins Haus, nicht fern von der Schwelle der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd und als ſchlechter Wirt du erſcheineſt.

IX. Urania.

Ausſicht.

Muſen, die ihr ſo gern die herzliche Liebe begünſtigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Bruſt ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Teilet die Wolken ſogleich, die über ihr Glück ſich heraufziehn!
Aber ſaget vor allem, was jetzt im Hauſe geſchiehet.
Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das ſorglich erſt ſie verlaſſen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom ſchnellen Verdunkeln des Mondes;
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu ſprechen,
Ohne zu werben für ihn, ſie ſo bald ſich vom Jüngling getrennet.
Mache nicht ſchlimmer das Übel! verſetzt' unmutig der Vater;
Denn du ſiehſt, wir harren ja ſelbſt und warten des Ausgangs.
Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen:
Immer verdank' ich es doch in ſolch unruhiger Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir als Knaben die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb
Und ich erwarten lernte ſogleich wie keiner der Weiſen.
Sagt, verſetzte der Pfarrer, welch Kunſtſtück brauchte der Alte?
Das erzähl' ich Euch gern, denn jeder kann es ſich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe ſtand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutſche begierig erwartend,
Die uns ſollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch ſie kam nicht; ich lief wie ein Wieſel dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab und von dem Fenſter zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tiſche,
Trappelte ſtampfend herum und nahe war mir das Weinen.
Alles ſah der gelaſſene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenſter mich hin und ſprach die bedenklichen Worte:
Siehſt du des Tiſchlers da drüben für heute geſchloſſene Werkſtatt?
Morgen eröffnet er ſie; da rühret ſich Hobel und Säge,
Und ſo geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dies: der Morgen wird künftig erſcheinen,
Da der Meiſter ſich regt mit allen ſeinen Geſellen,
Dir den Sarg zu bereiten und ſchnell und geſchickt zu vollenden;
Und ſie tragen das bretterne Haus geſchäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen beſtimmt iſt.
Alles ſah ich ſogleich im Geiſte wirklich geſchehen,
Sah die Bretter gefügt und die ſchwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutſche.
Rennen andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeberdig herum, da muß ich des Sarges gedenken.
Lächelnd ſagte der Pfarrer: Des Todes rührendes Bild ſteht
Nicht als Schrecken dem Weiſen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
Dieſem ſtärkt es zu künftigem Heil im Trübſal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewieſen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Wert und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreiſes
Sich erfreuen und ſo ſich Leben im Leben vollende!
Aber die Thür ging auf. Es zeigte das herrliche Paar ſich,
Und es erſtaunten die Freunde, die liebenden Eltern erſtaunten
Über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar:
Ja, es ſchien die Thüre zu klein, die hohen Geſtalten
Einzulaſſen, die nun zuſammen betraten die Schwelle.
Hermann ſtellte den Eltern ſie vor mit fliegenden Worten.
Hier iſt, ſagt' er, ein Mädchen, ſo wie ihr im Hauſe ſie wünſchet.
Lieber Vater, empfanget ſie gut; ſie verdient es. Und, liebe
Mutter, befragt ſie ſogleich nach dem ganzen Umfang der Wirtſchaft,
Daß Ihr ſeht, wie ſehr ſie verdient, Euch näher zu werden.
Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer beiſeite,
Sagte: Würdiger Herr, nun helft mir aus dieſer Beſorgnis
Schnell und löſet den Knoten, vor deſſen Entwicklung ich ſchaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern ſie glaubt als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig ſie flieht, ſobald wir gedenken der Heirat.
Aber entſchieden ſei es ſogleich! Nicht länger im Irrtum
Soll ſie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete ſich der Geiſtliche gleich zur Geſellſchaft,
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte
Mit behaglicher Art im guten Sinne geſprochen:
Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geſchmack, der ſeinerzeit es gewieſen,
Immer die Schönſte zum Tanze geführt und endlich die Schönſte
In ſein Haus als Frau ſich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann ſich erwählt, läßt gleich ſich erkennen,
Welches Geiſtes er iſt, und ob er ſich eigenen Wert fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entſchließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm iſt ſo ſchwer nicht zu folgen.
Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und ſtille war der ganze Kreis nun auf einmal.
Aber das treffliche Mädchen, von ſolchen ſpöttiſchen Worten,
Wie ſie ihr ſchienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röte die Wange bis gegen den Nacken
Übergoſſen; doch hielt ſie ſich an und nahm ſich zuſammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
Traun! zu ſolchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geſchildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich ſtehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der ſich klug mit jedem beträgt und gemäß den Perſonen.
Aber ſo ſcheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt, und die Euch zu dienen bereit iſt;
Denn ſonſt würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geſchick von Eurem Sohn und von Euch ſei,
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel ins Haus ein,
Das, mit allem verſehn, die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl und fühle das ganze Verhältnis.
Iſt es edel, mich gleich mit ſolchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah mich ſchon aus dem Hauſe zurücktreibt?
Bang bewegte ſich Hermann und winkte dem geiſtlichen Freunde,
Daß er ins Mittel ſich ſchlüge, ſogleich zu verſcheuchen den Irrtum.
Eilig trat der Kluge heran und ſchaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm ſein Geiſt, nicht gleich die Verwirrung zu löſen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüt zu prüfen des Mädchens.
Und er ſagte darauf zu ihr mit verſuchenden Worten:
Sicher, du überlegteſt nicht wohl, o Mädchen des Auslands
Wenn du bei Fremden zu dienen dich allzueilig entſchloſſeſt,
Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;
Denn der Handſchlag beſtimmt das ganze Schickſal des Jahres,
Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das Schwerſte des Dienſtes die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht ſich der thätige Freie.
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt
Oder dieſes und jenes begehrt, mit ſich ſelber in Zwieſpalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht ſich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermütiger Unart:
Das iſt ſchwer zu ertragen und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungeſäumt und raſch, und ſelbſt nicht mürriſch zu ſtocken.
Doch du ſcheinſt mir dazu nicht geſchickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen ſo tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.
Alſo ſprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und ſie hielt ſich nicht mehr; es zeigten ſich ihre Gefühle
Mächtig, es hob ſich die Bruſt, aus der ein Seufzer hervordrang.
Und ſie ſagte ſogleich mit heißvergoſſenen Thränen:
O, nie weiß der verſtändige Mann, der im Schmerz uns zu raten
Denkt, wie wenig ſein Wort, das kalte, die Bruſt zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schickſal uns auflegt.
Ihr ſeid glücklich und froh, wie ſollt' ein Scherz Euch verwunden?
Doch der Krankende fühlt auch ſchmerzlich die leiſe Berührung.
Nein, es hülfe mir nichts, wenn ſelbſt mir Verſtellung gelänge.

Zeige ſich gleich, was ſpäter nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in ſtill verzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hauſe nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu ſuchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Beſſere wählend.
Dies iſt mein feſter Entſchluß; und ich darf Euch darum nun bekennen,
Was im Herzen ſich ſonſt wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung ſich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als Erretter erſchienen.
Denn als er erſt auf der Straße mich ließ, ſo war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht ſchon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich ſeines
Anblicks ſo ſehr, als wär' mir der Himmliſchen einer erſchienen,
Und ich folgt ihm ſo gern', als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir ſchmeichelte freilich das Herz (ich will es geſtehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauſes dereinſt unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun ſeh ich zuerſt die Gefahren, in die ich
Mich begab, ſo nah dem Stillgeliebten zu wohnen.
Nun erſt fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt
Von dem reicheren Jüngling, und wenn ſie die Züchtigſte wäre.
Alles das hab' ich geſagt, damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Beſinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die ſtillen Wünſche verbergend,
Daß er ſich brächte zunächſt die Braut zum Hauſe geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löſt das Geheimnis
Von dem Buſen ſich los, jetzt, da noch das Übel iſt heilbar.
Aber das ſei nun geſagt. Und nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich nur ſtehe,
Frei die Neigung bekennend und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltſam herabſchlägt,
Noch der ſauſende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht und nah am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allem zu ſcheiden.
Lebet wohl! Ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen.
Alſo ſprach ſie, ſich raſch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arme das Bündelchen noch, das ſie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und rief verwundert und ſtaunend:
Sag', was bedeutet mir dies? und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe dich nicht; du biſt mir des Sohnes Verlobte.
Aber der Vater ſtand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende ſchauend, und ſprach die verdrießlichen Worte:
Alſo das iſt mir zuletzt für die höchſte Nachſicht geworden,
Daß mir das Unangenehmſte geſchieht noch zum Schluſſe des Tages!
Denn mir iſt unleidlicher nichts als Thränen der Weiber,
Leidenſchaftlich Geſchrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft ſich ließe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dies wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette.
Und er wandte ſich ſchnell und eilte, zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett ſtand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn und ſagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnt nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angſt und Verdruß; vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit.
  Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrer und ſagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntnis
Dieſer Guten entlockt und uns enthüllt ihr Gemüte?
Iſt nicht die Sorge ſogleich dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! Was bedarf es fremder Erklärung?
  Nun trat Hermann hervor und ſprach die freundlichen Worte:
Laß dich die Thränen nicht reu'n, noch dieſe flüchtigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück und, wie ich wünſche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſehen; nur Freundlichkeit ſah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßteſt.
Dich ins Haus nur zu führen, es war ſchon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendeſt du mir's! O, ſei mir geſegnet! —
Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn ſie den Liebenden ſind die langerſehnte Verſicherung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches ſcheinet.
  Und den Übrigen hatte der Pfarrherr alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater ſich herzlich mit Anmut
Neigend, und ſo ihm die Hand, die zurückgezogene, küſſend,
Sprach: Ihr werdet gerecht der Überraſchten verzeihen
Erſt die Thränen des Schmerzes und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! Vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erſte Verdruß, an dem ich Verworrene ſchuld war,
Sei der letzte zugleich! Wozu die Magd ſich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienſt, den ſoll die Tochter Euch leiſten.
  Und der Vater umarmte ſie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte ſie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es ſchwiegen die weinenden Frauen.
  Eilig faßte darauf der gute, verſtändige Pfarrherr
Erſt des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht ſo leicht: er war vom rundlichen Gliede gehalten)
Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: Noch einmal ſei der goldenen Reifen Beſtimmung,
Feſt ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieſer Jüngling iſt tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen geſteht, daß auch ihr der Jüngling erwünſcht iſt.
Alſo verlob' ich euch hier und ſegn' euch künftigen Zeiten
Mit dem Willen der Eltern und mit dem Zeugnis des Freundes.
Und es neigte ſich gleich mit Segenswünſchen der Nachbar.
Aber als der geiſtliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen ſtaunend,
Den ſchon Hermann zuvor am Brunnen ſorglich betrachtet.
Und er ſagte darauf mit freundlich ſcherzenden Worten:
Wie? Du verlobeſt dich ſchon zum zweitenmal? Daß nicht der erſte
Bräutigam bei dem Altar ſich zeige mit hinderndem Einſpruch!
  Aber ſie ſagte darauf: O, laßt mich dieſer Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient ſie der Gute,
Der mir ihn ſcheidend gab und nicht zur Heimat zurückkam.
Alles ſah er voraus, als raſch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Luſt, im neuen, veränderten Weſen zu wirken,
Trieb, nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich! ſagt' er. Ich gehe; denn alles bewegt ſich
Jetzt auf Erden einmal, es ſcheint ſich alles zu trennen.
Grundgeſetze löſen ſich auf der feſteſten Staaten,
Und es löſt der Beſitz ſich los vom alten Beſitzer,
Freund ſich los von Freund; ſo löſt ſich Liebe von Liebe.
Ich verlaſſe dich hier; und wo ich jemals dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht ſind dieſe Geſpräche die letzten.
Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals iſt nun ein jeder geworden,
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten, heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rückwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf und neu ſich geſtalten.
Du bewahrſt mir dein Herz; und finden dereinſt wir uns wieder
Über den Trümmern der Welt, ſo ſind wir erneute Geſchöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schickſal.
Denn was feſſelte den, der ſolche Tage durchlebt hat!
Aber ſoll es nicht ſein, daß je wir, aus dieſen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,
O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Mute zu Glück und Unglück bereit ſeiſt!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schickſal bereitet.
Liebe die Liebenden rein und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſei dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.
Alſo ſprach er — und nie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indes, und tauſendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da ſchön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.
O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arm dich
Haltend, bebe! So ſcheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Bodens zu ſchwanken.
  Alſo ſprach ſie und ſteckte die Ringe nebeneinander.
Aber der Bräutigam ſprach mit edler, männlicher Rührung:
Deſto feſter ſei, bei der allgemeinen Erſchüttrung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitztum,

Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen!
Weiß ich durch dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Anmerkungen.

1) Muſe der epiſchen Dichtung. — 2) Ein langer Überrock. — 3) Kurzer enganliegender verſchnürter Rock, jetzt noch von Studenten getragen. — 4) Landauer heißt ein vierſitziger Reiſewagen, deſſen Verdeck in der Mitte geteilt iſt und nach vorne und nach rückwärts niedergeſchlagen werden kann. Kaiſer Joſeph I. ſoll in einem ſolchen bei der Belagerung Landau's (1702) erſchienen ſein. — 5) Muſe der Tanzkunſt. — 6) Pamina und Tamino ſind ein Liebespaar aus der Oper „Die Zauberflöte“ von Mozart. — 7) Muſe der Komödie. — 8) Die Straßen Mannheims laufen in geraden Linien und ſchneiden ſich in rechten Winkeln, ſo daß die Häuſerverbindungen quadratiſche Blöcke bilden. — 9) Muſe der lyriſchen Dichtung. — 10) Von Trauben geſagt, bedeutet das Wort ſehr wohlſchmeckende Traubenarten. — 11) Die Franzoſen bildeten die Revolutionsheere durch Aufgebote aller Waffenfähigen. — 12) Muſe des mehrſtimmigen Geſanges. — 13) Muſe der Geſchichtſchreibung. — 14) Muſe des Liebesliedes. — 15) Nordweſtlich von Frankfurt finden ſich viele Säuerlinge. — 16) Muſe des Trauerſpiels. — 17) Muſe der Sternkunde.

Iphigenie auf Tauris.

Von

Wolfgang von Goethe.

(1749—1838.)

Goethe ſtand in ſeinem 30. Lebensjahre, als er an die dichteriſche Bearbeitung dieſes ſchon von dem griechiſchen Dichter Euripides (480—406 v. Chr.) behandelten Stoffes herantrat. Im Februar 1779 begann er, und am 6. April desſelben Jahres konnte das in ungebundener Rede verfaßte Schauſpiel mit großem Beifall ſchon am Ettersburger Liebhaber-Theater des Weimarer Hofes aufgeführt werden. Goethe hatte die Darſtellung des Oreſt übernommen, die berühmte Schauſpielerin Corona Schröter gab die Rolle der Iphigenie. Bei einer zweiten Aufführung am 12. April ſpielte der Herzog ſelbſt den Pylades. Der Dichter aber war mit ſeiner Arbeit ſo wenig zufrieden, daß er die weitere Veröffentlichung ablehnte.

Goethe war damals der That, wenn auch nicht dem Namen nach der leitende Staatsmann des Herzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar. Die vielfachen Geſchäfte dieſer Stellung ſchlugen ſeinen Geiſt ſo in ihre Feſſeln, daß er zu einer ihn befriedigenderen Umarbeitung des Schauſpiels in die gebundene Rede weder die notwendige Zeit noch Sammlung fand. Allerdings hatte er ſchon 1780 eine ſolche Umdichtung in das jambiſche Versmaß vorgenommen, 1781 dieſelbe wieder überarbeitet, aber nun mußte er eine lange Pauſe halten; die Staatsgeſchäfte forderten ſeine ganze Zeit. 1786 trat der Dichter von Karlsbad aus eine ſchon lange beſchloſſene und erſehnte Reiſe nach dem gelobten Lande der Kunſt, nach Italien, an. Auf dieſer begleitete ihn die Handſchrift der in Karlsbad von neuem umgearbeiteten „Iphigenie". Er ſelbſt erzählt in einem Berichte aus Rom vom 6. Januar 1787: „Als ich den Brenner verließ, nahm ich ſie aus dem größten Packet und ſteckte ſie zu mir. Am Garda-See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war, als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenza, Padua, am fleißigſten aber in Venedig fortſetzte. Sodann aber geriet die Arbeit ins Stocken. Ja, ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenia in Delphi zu ſchreiben, welches ich auch ſogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerſtreuung und ein Pflichtsgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte. — In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stätigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Penſum [Aufgabe], welches dann ſogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich ſchrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period regelmäßig erklingen." Schon am 10. Januar konnte er das „Schmerzenskind" vollendet nach Deutſchland ſenden und im Sommer desſelben Jahres erſchien dieſe 5. Bearbeitung bei Göſchen in Leipzig, im 3. Bande der geſammelten Schriften des Dichters.

Die erſte Aufnahme des Stückes war ſelbſt bei Goethe's vertrauteren Freunden eine kühle. Sie ſtanden noch unter dem Eindrucke des Feuers, das im „Götz von Berlichingen" loderte. „Man erwartete," wie Goethe ſelbſt ſagt, „an die früheren heftigen vordringenden Arbeiten gewöhnt, etwas Berlichingiſches und konnte ſich in den ruhigen Gang nicht ſogleich finden." Am 16. Februar 1787 ſchreibt er: „Denn ob es mir ganz gleichgiltig iſt, wie das Publikum dieſe Sachen betrachtet, ſo wünſchte ich doch, dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben." Ja Goethe fand Veranlaſſung zur Klage (16. März 1787), daß im Grunde ihm niemand die unendlichen Bemühungen danke, welche ihm die letzte Umdichtung gekoſtet habe. Auch die weiteren Leſerkreiſe verhielten ſich mindeſtens zurückhaltend. Während „Werthers Leiden" und „Götz von Berlichingen" ungeheures Aufſehen erregt und zahlreiche Nachdrucker in Nahrung geſetzt hatten, fand die oben erwähnte Ausgabe der geſammelten Werke Goethes, welche noch „Iphigenie" und „Egmont" enthielt, eine Aufnahme, die weit hinter der Erwartung Goethes und ſeines Verlegers zurückblieb. Die Menge konnte den Umſchwung der Kunſtanſchauung nicht verſtehen, der ſich in Goethe ſeit der Bearbeitung des „Götz" vollzogen hatte. Gingen doch ſogar nahe Freunde des Dichters und ſelbſt Dichter in ihrer Beurteilung des Werkes weit auseinander. Wieland nannte die Dichtung in ſeiner Zeitſchrift „Der deutſche Merkur" (September 1787) „ein altgriechiſches Stück", während Schiller in einem Briefe an Körner (21. Januar 1802) ſie als „erſtaunlich ungriechiſch und modern" bezeichnete. So geſchah es, daß die Dichtung ihrem Schöpfer ſelbſt wenig Freude brachte; erſt 1802 wurde dieſelbe zuerſt in Weimar, dann in Berlin auf der Bühne dargeſtellt. Gerade dieſe Aufführungen verhalfen dem hohen Wert des Kunſtwerkes zum allgemeinen Verſtändniſſe, und heute wird „Iphigenie in Tauris" den gehaltvollſten und vollendetſten Werken nicht bloß des deutſchen Schrifttums, ſondern der ganzen Menſchheit beigezählt. Der Litteraturgeſchichtſchreiber Gervinus nennt es mit Recht die größte Schöpfung des Goethe'ſchen Geiſtes, in welcher der Meiſter „die reinſte Blüte der modernen Sittigung mit den reinſten Formen des unbewußt ſchaffenden Altertums in einer ſo harmoniſchen Miſchung zu verbinden wußte." — Im Jahre 1793 erſchien eine engliſche, 1818 eine neugriechiſche Ueberſetzung des Stückes.

Den Stoff entnahm Goethe im großen und ganzen der altgriechiſchen Tantalidenſage, im beſonderen dem gleichnamigen Schauſpiele des griechiſchen Dichters Euripides (480—406 v. Chr.). Er ſelbſt ſagt darüber in „Wahrheit und Dichtung" (B. 15): „Der titaniſch-gigantiſche himmelſtürmende Sinn verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte ſich mir, darzuſtellen jenes friedliche, plaſtiſche, allenfalls duldende Widerſtreben, das die Obergewalt anerkennt, aber ſich ihr gleichſetzen möchte. Doch auch die kühneren jenes Geſchlechtes, Tantalus, Ixion, Siſyphus waren meine Heiligen. In die Geſellſchaft der Götter aufgenommen, mochten ſie ſich nicht untergeordnet genug betragen, als übermütige Gäſte ihres wirtlichen Gönners Zorn verdient und ſich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete ſie; ihr Zuſtand war von den Alten ſchon als wahrhaft tragiſch anerkannt, und wenn ich ſie als Glieder einer ungeheuren Oppoſition im Hintergrunde meiner Iphigenie zeigte, ſo bin ich ihnen wohl einen Teil der Wirkung ſchuldig welche dieſes Stück hervorzubringen das Glück hatte."

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauſpiel.

Perſonen:

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Oreſt.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz:
Hain vor Dianens Tempel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin ſtilles Heiligtum
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſtenmal beträte,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hieher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich wie im erſten fremd.
Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg;
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
Sich Mitgeborne[1] ſpielend feſt und feſter
Mit ſanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswert.
Zu Haus und in dem Kriege herrſcht der Mann,
Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen.
Ihn freuet der Beſitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie eng gebunden iſt des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Iſt Pflicht und Troſt; wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernſten, heil'gen Sklavenbanden feſt.
O, wie beſchämt geſteh' ich, daß ich dir
Mit ſtillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meiner Retterin! Mein Leben ſollte
Zu freiem Dienſte dir gewidmet ſein.
Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verſtoßne Tochter,
In deinen heil'gen, ſanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus', wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängſtigteſt,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte,
Von Trojas umgewandten[2] Mauern rühmlich
Nach ſeinem Vaterland zurückbegleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die ſchönen Schätze, wohl erhalten haſt:
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder
Und rette mich, die du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Der König ſendet mich hieher und beut
Der Prieſterin Dianens Gruß und Heil.
Dies iſt der Tag, da Tauris ſeiner Göttin
Für wunderbare, neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König und dem Heer,
Zu melden, daß er kommt und daß es naht.

Iphigenie.

Wir ſind bereit, ſie würdig zu empfangen,
Und unſre Göttin ſieht willkommnem Opfer
Von Thoas' Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas.

O, fänd' ich auch den Blick der Prieſterin,
Der werten, vielgeehrten, deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnisvoll dein Innerſtes;
Vergebens harren wir ſchon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus deiner Bruſt.
So lang' ich dich an dieſer Stätte kenne,
Iſt dies der Blick, vor dem ich immer ſchaudre;
Und wie mit Eiſenbanden bleibt die Seele
Ins Innerſte des Buſens dir geſchmiedet.

Iphigenie.

Wie's der Vertriebnen, der Verwaiſten ziemt.

Arkas.

Scheinſt du dir hier vertrieben und verwaiſt?

Iphigenie.

Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?

Arkas.

Und dir iſt fremd das Vaterland geworden.

Iphigenie.

Das iſt's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erſter Jugend, da ſich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geſchwiſter band,
Die neuen Schößlinge, geſellt und lieblich,
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts
Zu dringen ſtrebten, leider faßte da
Ein fremder[3] Fluch mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das ſchöne Band
Mit eh'rner Fauſt entzwei. Sie war dahin,
Der Jugend beſte Freude, das Gedeihn
Der erſten Jahre. Selbſt gerettet, war,
Ich nur ein Schatten mir, und friſche Luſt
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.

Arkas.

Wenn du dich ſo unglücklich nennen willſt,
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie.

Dank habt Ihr ſtets.

Arkas.

Doch nicht den reinen Dank,
Um deſſentwillen man die Wohlthat thut,
Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirte zeigt.
Als dich ein tief geheimnisvolles Schickſal
Vor ſo viel Jahren dieſem Tempel brachte,
Kam Thoas dir, als einer Gottgegebnen
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen,
Und dieſes Ufer ward dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden ſonſt voll Grauſens war,
Weil niemand unſer Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht
Nach altem Brauch ein blutig Opfer fiel.

Iphigenie.

Frei atmen macht das Leben nicht allein.
Welch Leben iſt's, das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um ſein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muß! Und nenn' ich das

Ein fröhlich ſelbſtbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethes,[4] ſelbſtvergeſſend
Die Trauerſchar der Abgeſchiednen feiert?
Ein unnütz Leben iſt ein früher Tod;
Dies Frauenſchickſal iſt vor allen mein's.
Arkas.
Den edlen Stolz, daß du dir ſelbſt nicht g'nügeſt,
Verzeih' ich dir, ſo ſehr ich dich bedaure;
Er raubet den Genuß des Lebens dir.
Du haſt hier nichts gethan ſeit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grauſamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr
Mit ſanfter Ueberredung aufgehalten
Und die Gefangenen vom gewiſſen Tod
Ins Vaterland ſo oft zurückgeſchickt?
Hat nicht Diana, ſtatt erzürnt zu ſein,
Daß ſie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein ſanft Gebet in reichem Maß erhört?
Umſchwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer, und eilt er nicht ſogar voraus?
Und fühlt nicht jeglicher ein beſſer Los,
Seitdem der König, der uns weiſ' und tapfer
So lang' geführet, nun ſich auch der Milde
In deiner Gegenwart erfreut und uns
Des ſchweigenden Gehorſams Pflicht erleichtert?
Das nennſt du unnütz, wenn von deinem Weſen
Auf Tauſende herab ein Balſam träufelt,
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirſt
Und an dem unwirtbaren Todesufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereiteſt?
Iphigenie.
Das Wenige verſchwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts ſieht, wie viel noch übrig bleibt.
Arkas.
Doch lobſt du den, der, was er thut, nicht ſchätzt?
Iphigenie.
Man tadelt den, der ſeine Thaten wägt.
Arkas.
Auch den, der wahren Wert zu ſtolz nicht achtet,
Wie den, der falſchen Wert zu eitel hebt.
Glaub' mir und hör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich dir ergeben iſt:
Wenn heut der König mit dir redet, ſo
Erleichtr' ihm, was er dir zu ſagen denkt!
Iphigenie.
Du ängſteſt mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich ſeinem Antrag mühſam aus.
Arkas.
Bedenke, was du thuſt und was dir nützt!
Seitdem der König ſeinen Sohn verloren,
Vertraut er wenigen der Seinen mehr,
Und dieſen wenigen nicht mehr wie ſonſt.
Mißgünſtig ſieht er jedes Edlen Sohn
Als ſeines Reiches Folger an, er fürchtet
Ein einſam hilflos Alter, ja vielleicht
Verwegnen Aufſtand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe ſetzt ins Reden keinen Vorzug,
Am wenigſten der König. Er, der nur
Gewohnt iſt zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunſt, von weitem ein Geſpräch
Nach ſeiner Abſicht langſam fein zu lenken.
Erſchwer's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern,
Durch ein vorſätzlich Mißverſtehen! Geh
Gefällig ihm den halben Weg entgegen!
Iphigenie.
Soll ich beſchleunigen, was mich bedroht?
Arkas.
Willſt du ſein Werben eine Drohung nennen?
Iphigenie.
Es iſt die ſchrecklichſte von allen mir.
Arkas.
Gieb ihm für ſeine Neigung nur Vertraun!
Iphigenie.
Wenn er von Furcht erſt meine Seele löſt.
Arkas.
Warum verſchweigſt du deine Herkunft ihm?
Iphigenie.
Weil einer Prieſterin Geheimnis ziemt.
Arkas.
Dem König ſollte nichts Geheimnis ſein;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch,
Und fühlt es tief in ſeiner großen Seele,
Daß du ſorgfältig dich vor ihm verwahrſt.
Iphigenie.
Nährt er Verdruß und Unmut gegen mich?
Arkas.
So ſcheint es faſt. Zwar ſchweigt er auch von dir;
Doch haben hingeworfene Worte mich
Belehrt, daß ſeine Seele feſt den Wunſch
Ergriffen hat, dich zu beſitzen. Laß,
O überlaß ihn nicht ſich ſelbſt, damit
In ſeinem Buſen nicht der Unmut reife
Und dir Entſetzen bringe, du zu ſpät
An meinen treuen Rat mit Reue denkeſt!
Iphigenie.
Wie? Sinnt der König, was kein edler Mann,
Der ſeinen Namen liebt und dem Verehrung
Der Himmliſchen den Buſen bändiget,
Je denken ſollte? Sinnt er, vom Altar
Mich in ſein Bette mit Gewalt zu ziehn?
So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen, die entſchloßne Göttin, an,
Die ihren Schutz der Prieſterin gewiß
Und Jungfrau einer Jungfrau gern gewährt.
Arkas.
Sei ruhig! ein gewaltſam neues Blut
Treibt nicht den König, ſolche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er ſinnt,
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird;
Denn ſeine Seel' iſt feſt und unbeweglich.
Drum bitt' ich dich, vertrau ihm, ſei ihm dankbar,
Wenn du ihm weiter nichts gewähren kannſt!
Iphigenie.
O ſage, was dir weiter noch bekannt iſt!
Arkas.
Erfahr's von ihm! Ich ſeh' den König kommen;
Du ehrſt ihn, und dich heißt dein eigen Herz
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.
Iphigenie (allein).
                    Zwar ſeh' ich nicht,
Wie ich dem Rat des Treuen folgen ſoll.
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für ſeine Wohlthat gutes Wort zu geben,
Und wünſche mir, daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit ſagen möge.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.
Mit königlichen Gütern ſegne dich
Die Göttin! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichtum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunſches Fülle dir,
Daß, der du über viele ſorgend herrſcheſt,
Du auch vor vielen ſeltnes Glück genießeſt!
Thoas.
Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte;
Was ich erwarb, genießen andre mehr
Als ich. Der iſt am glücklichſten, er ſei
Ein König oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe Wohl bereitet iſt.
Du nahmeſt teil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, beſten, von der Seite riß.
So lang' die Rache meinen Geiſt beſaß,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerſtört, mein Sohn gerochen iſt,
Bleibt mir zu Hauſe nichts, das mich ergötze.
Der fröhliche Gehorſam, den ich ſonſt
Aus einem jeden Auge blicken ſah,
Iſt nun von Sorg' und Unmut ſtill gedämpft.
Ein jeder ſinnt, was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderloſen, weil er muß.
Nun komm' ich heut in dieſen Tempel, den
Ich oft betrat, um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunſch
Trag' ich im Buſen, der auch dir nicht fremd
Noch unerwartet iſt: Ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.
Iphigenie.
Der Unbekannten bieteſt du zu viel,
O König, an. Es ſteht die Flüchtige
Beſchämt vor dir, die nichts an dieſem Ufer
Als Schutz und Ruhe ſucht, die du ihr gabſt.
Thoas.
Daß du in das Geheimnis deiner Ankunft
Vor mir, wie vor dem letzten, ſtets dich hülleſt,
Wär' unter keinem Volke recht und gut.
Dies Ufer ſchreckt die Fremden; das Geſetz
Gebietet's und die Not. Allein von dir,
Die jedes frommen Rechts genießt, ein wohl
Von uns empfang'ner Gaſt, nach eignem Sinn
Und Willen ihres Tages ſich erfreut,
Von dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirt
Für ſeine Treue wohl erwarten darf.
Iphigenie.
Verbarg ich meiner Eltern Namen und
Mein Haus, o König, war's Verlegenheit,
Nicht Mißtraun. Denn vielleicht, ach, wüßteſt du,
Wer vor dir ſteht, und welch verwünſchtes[5] Haupt
Du nährſt und ſchützeſt, ein Entſetzen faßte
Dein großes Herz mit ſeltnem Schauer an,
Und ſtatt die Seite deines Thrones mir
Zu bieten, triebeſt du mich vor der Zeit
Aus deinem Reiche, ſtießeſt mich vielleicht,
Eh zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wandrung Ende zugedacht iſt,
Dem Elend[6] zu, das jeden Schweifenden,
Von ſeinem Haus Vertriebnen überall
Mit kalter, fremder Schreckenshand erwartet.
Thoas.
Was auch der Rat der Götter mit dir ſei,
Und was ſie deinem Haus und dir gedenken,
So fehlt es doch, ſeitdem du bei uns wohnſt
Und eines frommen Gaſtes Recht genießeſt,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte ſchwer zu überreden ſein,
Daß ich an dir ein ſchuldvoll Haupt beſchütze.
Iphigenie.
Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gaſt.
Thoas.
Was man Verruchten thut, wird nicht geſegnet.
Drum endige dein Schweigen und dein Weigern!
Es fordert dies kein ungerechter Mann.
Die Göttin übergab dich meinen Händen;
Wie du ihr heilig warſt, ſo warſt du's mir.
Auch ſei ihr Wink noch künftig mein Geſetz:
Wenn du nach Hauſe Rückkehr hoffen kannſt,
So ſprech' ich dich von aller Fordrung los.
Doch iſt der Weg auf ewig dir verſperrt,
Und iſt dein Stamm vertrieben oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöſcht,
So biſt du mein durch mehr als ein Geſetz.
Sprich offen! Und du weißt, ich halte Wort.
Iphigenie.
Vom alten Bande löſet ungern ſich
Die Zunge los, ein langverſchwiegenes
Geheimnis endlich zu entdecken; denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens ſichre Wohnung, ſchadet,
Wie die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geſchlecht.
Thoas.
Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus.
Nennſt du den deinen Ahnherrn, den die Welt
Als einen ehmals Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Iſt's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rat und Tafel zog,
An deſſen alterfahrnen, vielen Sinn

Verknüpfenden Geſprächen Götter ſelbſt
Wie an Orakelſprüchen ſich ergötzten?

Iphigenie.

Er iſt es; aber Götter ſollten nicht
Mit Menſchen, wie mit ihresgleichen, wandeln;
Das ſterbliche Geſchlecht iſt viel zu ſchwach,
In ungewohnter Höhe nicht zu ſchwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräter,
Allein zum Knecht zu groß, und zum Geſellen
Des großen Donn'rers nur ein Menſch. So war
Auch ſein Vergehen menſchlich; ihr Gericht
War ſtreng, und Dichter ſingen: Uebermut
Und Untreu ſtürzten ihn von Jovis[7] Tiſch
Zur Schmach des alten Tartarus[8] hinab.
Ach, und ſein ganz Geſchlecht trug ihren Haß.

Thoas.

Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

Iphigenie.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark war ſeiner Söhn' und Enkel
Gewiſſes Erbteil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band:
Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem ſcheuen, düſtern Blick;
Zur Wut ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wut umher.
Schon Pelops, der Gewaltig-wollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrat und Mord das ſchönſte Weib,
Oenomaus' Erzeugte, Hippodamien.
Sie bringt den Wünſchen des Gemahls zwei Söhne,
Thyeſt und Atreus. Neidiſch ſehen ſie
Des Vaters Liebe zu dem erſten Sohn,
Aus einem andern Bette wachſend, an.
Der Haß verbindet ſie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erſte That.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderin, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und ſie entleibt
Sich ſelbſt —

Thoas.

Du ſchweigeſt? Fahre fort zu reden!
Laß dein Vertraun dich nicht gereuen! Sprich!

Iphigenie.

Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und, ſtill ſich freuend,
Ans Ende dieſer ſchönen Reihe ſich
Geſchloſſen ſieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer;
Erſt eine Reihe Böſer oder Guter
Bringt endlich das Entſetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyeſt der Stadt,
Gemeinſam herrſchend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyeſt
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche. Tückiſch hatte ſchon
Thyeſt, auf ſchwere Thaten ſinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den ſeinen ſchmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Bruſt mit Wut und Rache
Und ſendet ihn zur Königsſtadt, daß er
Im Oheim ſeinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorſatz wird entdeckt; der König
Straft grauſam den geſandten Mörder, wähnend,
Er töte ſeines Bruders Sohn. Zu ſpät
Erfährt er, wer vor ſeinen trunknen Augen
Gemartert ſtirbt; und die Begier der Rache
Aus ſeiner Bruſt zu tilgen, ſinnt er ſtill
Auf unerhörte That. Er ſcheint gelaſſen,
Gleichgiltig und verſöhnt, und lockt den Bruder
Mit ſeinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, ſchlachtet ſie
Und ſetzt die ekle, ſchaudervolle Speiſe
Dem Vater bei dem erſten Mahle vor.
Und da Thyeſt an ſeinem Fleiſche ſich
Geſättigt, eine Wehmut ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre ſchon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinſend
Ihm Haupt und Füße der Erſchlagenen hin. —
Du wendeſt ſchaudernd dein Geſicht, o König!
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleiſe.
Dies ſind die Ahnherrn deiner Prieſterin;
Und viel unſeliges Geſchick der Männer,
Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit ſchweren Fittichen und läßt
Uns nur in grauenvolle Dämmrung ſehen.

Thoas.

Verbirg ſie ſchweigend auch! Es ſei genug
Der Greuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von dieſem wilden Stamme du entſprangſt.

Iphigenie.

Des Atreus ält'ſter Sohn war Agamemnon;
Er iſt mein Vater. Doch ich darf es ſagen:
In ihm hab' ich ſeit meiner erſten Zeit
Ein Muſter des vollkommnen Manns geſehn.
Ihm brachte Klytämneſtra mich, den Erſtling
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrſchte
Der König, und es war dem Hauſe Tantals
Die lang' entbehrte Raſt gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn; und kaum war dieſer Wunſch erfüllt,
Daß zwiſchen beiden Schweſtern nun Oreſt,
Der Liebling, wuchs, als neues Uebel ſchon
Dem ſichern Hauſe zubereitet war.
Der Ruf des Krieges iſt zu euch gekommen,
Der, um den Raub der ſchönſten Frau[9] zu rächen,
Die ganze Macht der Fürſten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob ſie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten ſie
Auf günſt'gen Wind vergebens; denn Diana,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Eilenden zurück und forderte
Durch Kalchas' Mund des Königs ält'ſte Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich ins Lager,
Sie riſſen mich vor den Altar und weihten
Der Göttin dieſes Haupt. — Sie war verſöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in dieſem Tempel
Erkannt' ich mich zuerſt vom Tode wieder.
Ich bin es ſelbſt, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttin Eigentum, die mit dir ſpricht.

Thoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter, als der Unbekannten.
Ich wiederhole meinen erſten Antrag:
Komm, folge mir und teile, was ich habe!

Iphigenie.

Wie darf ich ſolchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttin, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgeſucht,
Und ſie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug geſtraft, vielleicht
Zur ſchönſten Freude ſeines Alters hier.
Vielleicht iſt mir die frohe Rückkehr nah,
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gefeſſelt?
Ein Zeichen bat ich, wenn ich bleiben ſollte.

Thoas.

Das Zeichen iſt, daß du noch hier verweileſt.
Such Ausflucht ſolcher Art nicht ängſtlich auf!
Man ſpricht vergebens viel, um zu verſagen;
Der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie.

Nicht Worte ſind es, die nur blenden ſollen;
Ich habe dir mein tiefſtes Herz entdeckt.
Und ſagſt du dir nicht ſelbſt, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geſchwiſtern mich entgegen
Mit ängſtlichen Gefühlen ſehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal ſtille meinen Namen liſpelt,
Die Freude wie um eine Neugeborne
Den ſchönſten Kranz von Säul' an Säulen ſchlinge!
O, ſendeteſt du mich auf Schiffen hin!
Du gäbeſt mir und allen neues Leben.

Thoas.

So kehr zurück! Thu, was dein Herz dich heißt,
Und höre nicht die Stimme gutes Rats
Und der Vernunft! Sei ganz ein Weib und gieb
Dich hin dem Triebe, der dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt!
Wenn ihnen eine Luſt im Buſen brennt,
Hält vom Verräter ſie kein heilig Band,
Der ſie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;
Und ſchweigt in ihrer Bruſt die raſche Glut,
So dringt auf ſie vergebens treu und mächtig
Der Ueberredung goldne Zunge los.

Iphigenie.

Gedenk, o König, deines edeln Wortes!
Willſt du mein Zutrau'n ſo erwidern? Du
Schienſt vorbereitet, alles zu vernehmen.

Thoas.

Aufs Ungehoffte war ich nicht bereitet;
Doch ſollt' ich's auch erwarten; wußt' ich nicht,
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

Iphigenie.

Schilt nicht, o König, unſer arm Geſchlecht!
Nicht herrlich wie die euern, aber nicht
Unedel ſind die Waffen eines Weibes,
Glaub es, darin bin ich dir vorzuziehn,
Daß ich dein Glück mehr als du ſelber kenne.
Du wähneſt, unbekannt mit dir und mir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen.
Voll gutes Mutes wie voll gutes Willens,
Dringſt du in mich, daß ich mich fügen ſoll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß ſie mir
Die Feſtigkeit gegeben, dieſes Bündnis
Nicht einzugehen, das ſie nicht gebilligt.

Thoas.

Es ſpricht kein Gott, es ſpricht dein eignes Herz.

Iphigenie.

Sie reden nur durch unſer zu Herz uns.

Thoas.

Und hab' ich ſie zu hören nicht das Recht?

Iphigenie.

Es überbrauſt der Sturm die zarte Stimme.

Thoas.

Die Prieſterin vernimmt ſie wohl allein?

Iphigenie.

Vor allen andern merke ſie der Fürſt!

Thoas.

Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tiſch bringt dich den Göttern näher
Als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie.

So
Büß' ich nun das Vertrau'n, das du erzwangſt.

Thoas.

Ich bin ein Menſch; und beſſer iſt's, wir enden.[10]
So bleibe denn mein Wort: Sei Prieſterin
Der Göttin, wie ſie dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diana, daß ich ihr
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf
Die alten Opfer vorenthalten habe:
Kein Fremder nahet glücklich unſerm Ufer;
Von altersher iſt ihm der Tod gewiß.
Nur du haſt mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald ſtille Neigung einer Braut zu ſehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefeſſelt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hatteſt mir die Sinnen eingewiegt,
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen ſie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab' ich's nie begehrt.
Der mißverſteht die Himmliſchen, der ſie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grauſamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht ſelbſt dem Prieſter?
Ihr war mein Dienſt willkommner als mein Tod.

Thoas.
Es ziemt ſich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unſerm Sinn zu deuten und zu lenken.
Thu deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwei Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Verſteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts Gutes bringen, ſind in meiner Hand.
Mit dieſen nehme deine Göttin wieder
Ihr erſtes, rechtes, lang' entbehrtes Opfer!
Ich ſende ſie hieher; du weißt den Dienſt.

Vierter Auftritt.

Iphigenie (allein).
Du haſt Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unſchuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geſchick ſie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteſte Strecken
Und wohin es dir gut dünkt, zu tragen.
Weiſe biſt du und ſieheſt das Künftige;
Nicht vorüber iſt dir das Vergangne,
Und dein Blick ruht über den Deinen,
Wie dein Licht,[11] das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer briygt es Segen und Ruhe;
Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunden lauern und ſchrecken.
Denn die Unſterblichen lieben der Menſchen
Weit verbreitete gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen ewigen Himmels
Mitgenießendes, fröhliches Anſchau'n
Eine Weile gönnen und laſſen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oreſt. Pylades.

Oreſt.
Es iſt der Weg des Todes, den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller.
Als ich Apollen bat, das gräßliche
Geleit der Rachegeiſter von der Seite
Mir abzunehmen, ſchien er Hilf' und Rettung
Im Tempel ſeiner vielgeliebten Schweſter,
Die über Tauris herrſcht, mit hoffnungsreichen,
Gewiſſen Götterworten zu verſprechen;
Und nun erfüllet ſich's, daß alle Not
Mit meinem Leben völlig enden ſoll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zrſammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen!
Und ſollen Atreus' Enkel in der Schlacht
Ein ſiegbekröntes Ende nicht gewinnen,
Soll ich wie meine Ahnen, wie mein Vater,
Als Opfertier im Jammertode bluten,
So ſei es! Beſſer hier vor dem Altar
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder ſtellt.
Laßt mir ſo lange Ruh, ihr Unterird'ſchen,[12]
Die nach dem Blut ihr, das von meinen Tritten
Herniederträufelnd meinen Pfad bezeichnet,
Wie losgelaßne Hunde ſpürend hetzt!
Laßt mich! ich komme bald zu euch hinab.
Das Licht des Tags ſoll euch nicht ſehn, noch mich.
Der Erde ſchöner, grüner Teppich ſoll
Kein Tummelplatz für Larven[13] ſein. Dort unten
Such' ich euch auf; dort bindet alle dann
Ein gleich Geſchick in ew'ge matte Nacht.
Nur dich, mein Pylades, dich, meiner Schuld
Und meines Banns unſchuldigen Genoſſen,
Wie ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland[14]
Frühzeitig mit! Dein Leben oder Tod
Giebt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades.
Ich bin noch nicht, Oreſt, wie du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich ſinne noch, durch die verworrnen Pfade,
Die nach der ſchwarzen Nacht zu führen ſcheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden.
Ich denke nicht den Tod; ich ſinn' und horche,
Ob nicht zu irgendeiner frohen Flucht
Die Götter Rat und Wege zubereiten,
Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltſam. Wenn die Prieſterin
Schon, unſre Locken weihend abzuſchneiden,
Die Hand erhebt, ſoll dein' und meine Rettung
Mein einziger Gedanke ſein. Erhebe
Von dieſem Unmut deine Seele! Zweifelnd,
Beſchleunigeſt du die Gefahr. Apoll
Gab uns das Wort, im Heiligtum der Schweſter
Sei Troſt und Hilf' und Rückkehr dir bereitet.
Der Götter Worte ſind nicht doppelſinnig,
Wie der Gedrückte ſie im Unmut wähnt.

Oreſt.
Des Lebens dunkle Decke breitete
Die Mutter ſchon mir um das zarte Haupt,
Und ſo wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein ſtummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn ſtill Elektra, meine Schweſter,
Am Feuer in der tiefen Halle ſaß,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Schoß
Und ſtarrte, wie ſie bitter weinte, ſie
Mit großen Augen an! Dann ſagte ſie
Von unſerm hohen Vater viel. Wie ſehr
Verlangt' ich ihn zu ſehn, bei ihm zu ſein!
Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

Pylades.
O, laß von jener Stunde
Sich Höllengeiſter nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung ſchöner Zeit
Zu friſchem Heldenlaufe neue Kraft!
Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienſt auf dieſer weiten Erde.
Sie haben noch auf dich gezählt; ſie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orkus[15] ging.

Oreſt.
O wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt!

Pylades.
So haben die, die dich erhielten,
Für mich geſorgt; denn was ich worden wäre,
Wenn du nicht lebteſt, kann ich mir nicht denken,
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.

Oreſt.
Erinnre mich nicht jener ſchönen Tage,
Da mir dein Haus die freie Stätte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halberſtarrte junge Blüte pflegte,
Da du, ein immer munterer Geſelle,
Gleich einem leichten, bunten Schmetterling
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukelteſt,
Mir deine Luſt in meine Seele ſpielteſt,
Daß ich vergeſſend meiner Not, mit dir
In raſcher Jugend hingeriſſen ſchwärmte.

Pylades.
Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Oreſt.
Sag: „Meine Not begann," und du ſprichſt wahr.
Das iſt das Aengſtliche von meinem Schickſal,
Daß ich wie ein verpeſteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Buſen trage,
Daß, wo ich den geſundſten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühenden Geſichter
Den Schmerzenszug langſamen Tod's verraten.

Pylades.
Der Nächſte wär' ich, dieſen Tod zu ſterben,
Wenn je dein Hauch, Oreſt, vergiftete.
Bin ich nicht immer noch voll Mut und Luſt?
Und Luſt und Liebe ſind die Fittiche
Zu großen Thaten.

Oreſt.
Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir ſie vor uns ſahn.
Wenn wir zuſammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Thäler rannten und dereinſt,
An Bruſt und Fauſt dem hohen Ahnherrn gleich,
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer ſo,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften,
Und dann wir abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig ſaßen,
Die Wellen bis zu unſern Füßen ſpielten,
Die Welt ſo weit, ſo offen vor uns lag,
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Pylades.
Unendlich iſt das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie ſie wächſt und wird,
Wenn jahrelang durch Länder und Geſchlechter
Der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt.
Es klingt ſo ſchön, was unſre Väter thaten,
Wenn es, in ſtillem Abendſchatten ruhend,
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe ſchlürft;
Und was wir thun, iſt, wie es ihnen war,
Voll Müh und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges, den wir treten,
Und ſehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdenlebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf gold'nen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von ſich denkt,
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte;
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß ſie ſo früh durch dich ſo viel gethan.

Oreſt.
Wenn ſie dem Menſchen frohe That beſcheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er ſein Reich vermehrt, die Grenzen ſichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn,
Dann mag er danken! Denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erſte, letzte Luſt gegönnt.
Mich haben ſie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und, eine Schandthat ſchändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zugrund gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,[16]
Und ich der letzte, ſoll nicht ſchuldlos, ſoll
Nicht ehrenvoll vergehn.

Pylades.
Die Götter rächen
Der Väter Miſſethat nicht an dem Sohn;
Ein jeglicher, gut oder böſe, nimmt
Sich ſeinen Lohn mit ſeiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Oreſt.
Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hieher.

Pylades.
Doch wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt.
So iſt's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades.
Thu, was ſie dir gebieten, und erwarte!
Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin,
Und wohnen beide dann vereint zu Delphi,
Verehrt von einem Volk, das edel denkt,
So wird für dieſe That das hohe Paar
Dir gnädig ſein, ſie werden aus der Hand
Der Unterird'ſchen dich erretten. Schon
In dieſen heil'gen Hain wagt keine ſich.

Oreſt.
So hab' ich wenigſtens geruh'gen Tod.

Pylades.
Ganz anders denk' ich, und nicht ungeſchickt
Hab' ich das ſchon Geſchehne mit dem Künft'gen
Verbunden und im ſtillen ausgelegt.
Vielleicht reift in der Götter Rat ſchon lange
Das große Werk. Diana ſehnet ſich
Von dieſem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menſchenopfern weg.

Wir waren zu der ſchönen That beſtimmt,
Uns wird ſie auferlegt, und ſeltſam ſind
Wir an der Pforte ſchon gezwungen hier.

Oreſt.

Mit ſeltner Kunſt flichſt du der Götter Rat
Und deine Wünſche klug in eins zuſammen.

Pylades.

Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf jener Willen droben achtend lauſcht!
Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edlen Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich ſcheint zu enden.
Es ſiegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Oreſt.

Bin ich beſtimmt, zu leben und zu handeln,
So nehm' ein Gott von meiner ſchweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem ſchlüpfrigen,
Mit Mutterblut beſprengten Pfade fort
Mich zu den Toten reißt! Er trockne gnädig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegenſprudelnd, ewig mich befleckt!

Pylades.

Erwart es ruhiger! Du mehrſt das Uebel
Und nimmſt das Amt der Furien auf dich.
Laß mich nur ſinnen, bleibe ſtill! Zuletzt,
Bedarf's zur That vereinter Kräfte, dann
Ruf' ich dich auf, und beide ſchreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.

Oreſt.

Ich hör' Ulyſſen reden.

Pylades.

Spotte nicht!
Ein jeglicher muß ſeinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Laß es mich geſtehn:
Mir ſcheinen Liſt und Klugheit nicht den Mann
Zu ſchänden, der ſich kühnen Thaten weiht.

Oreſt.

Ich ſchätze den, der tapfer iſt und grad.

Pylades.

Drum hab' ich keinen Rat von dir verlangt.
Schon iſt ein Schritt gethan. Von unſern Wächtern
Hab' ich bisher gar vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes göttergleiches Weib
Hält jenes blutige Geſetz gefeſſelt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt ſie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gütige; man glaubet ſie entſpringe
Vom Stamm der Amazonen, ſei geflohn,
Um einem großen Unheil zu entgehn.

Oreſt.

Es ſcheint, ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Blutgier löſt den alten Brauch
Von ſeinen Feſſeln los, um zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tötet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er zürnt.

Pylades.

Wohl uns, daß es ein Weib iſt! Denn ein Mann,
Der beſte ſelbſt, gewöhnet ſeinen Geiſt
An Grauſamkeit und macht ſich auch zuletzt
Aus dem, was er verabſcheut, ein Geſetz,
Wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt ſtät auf einem Sinn,
Den ſie gefaßt. Du rechneſt ſicherer
Auf ſie im Guten wie im Böſen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein! Ich darf nicht gleich
Ihr unſre Namen nennen, unſer Schickſal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertraun. Du gehſt,
Und eh' ſie mit dir ſpricht, treff' ich dich noch.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie.

Woher du ſeiſt und kommſt, o Fremdling, ſprich!
Mir ſcheint es, daß ich eher einem Griechen
Als einem Scythen dich vergleichen ſoll.
(Sie nimmt ihm die Ketten ab.)
Gefährlich[17] iſt die Freiheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab, was euch bedroht!

Pylades.

O ſüße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Mutterſprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir dieſe Freude
Verſichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergeſſen hab' ich einen Augenblick,
Wie ſehr ich dein bedarf, und meinen Geiſt
Der herrlichen Erſcheinung zugewendet.
O ſage, wenn dir ein Verhängnis nicht
Die Lippe ſchließt, aus welchem unſrer Stämme
Du deine göttergleiche Herkunft zählſt!

Iphigenie.

Die Prieſterin von ihrer Göttin ſelbſt
Gewählet und geheiligt, ſpricht mit dir.
Das laß dir gnügen! Sage, wer du ſeiſt,
Und welch' unſelig waltendes Geſchick
Mit dem Gefährten dich hieher gebracht.

Pylades.

Leicht kann ich dir erzählen, welch ein Uebel
Mit laſtender Geſellſchaft uns verfolgt.
O, könnteſt du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch ſo leicht, du Göttliche, gewähren!
Aus Kreta ſind wir, Söhne des Adraſt;
Ich bin der jüngſte, Kephalus genannt,
Und er Laodamas, der älteſte
Des Hauſes. Zwiſchen uns ſtand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennte ſchon im Spiel
Der erſten Jugend Einigkeit und Luſt.
Gelaſſen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja ſtritt;
Doch als er beutereich zurücke kam
Und kurz darauf verſchied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geſchwiſter.
Ich neigte mich zum ältſten. Er erſchlug
Den Bruder. Um der Blutſchuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch dieſem wilden Ufer ſendet uns
Apoll, der Delphiſche, mit Hoffnung zu.
Im Tempel ſeiner Schweſter hieß er uns
Der Hilfe ſegensvolle Hand erwarten.
Gefangen ſind wir und hieher gebracht,
Und dir als Opfer dargeſtellt. Du weißt's.

Iphigenie.

Fiel Troja? Teurer Mann, verſichr' es mir!

Pylades.

Es liegt. O ſichre du uns Rettung zu!
Beſchleunige die Hilfe, die ein Gott
Verſprach! Erbarme meines Bruders dich!
O, ſag ihm bald ein gutes, holdes Wort!
Doch ſchone ſeiner, wenn du mit ihm ſprichſt!
Das bitt' ich eifrig; denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerſtes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnſinn fällt ihn an,
Und ſeine ſchöne freie Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie.

So groß dein Unglück iſt, beſchwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan!

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre,
Dem ganzen Heer der Griechen widerſtand,
Liegt nun im Schutte, ſteigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unſrer Beſten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit ſeinem ſchönen Freunde.[18]

Iphigenie.

So ſeid ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades.

Auch Palamedes,[19] Ajax Telamons,[20]
Sie ſah'n des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er ſchweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erſchlagnen. Ja! Er lebt mir noch!
Ich werd' ihn ſehn! O hoffe, liebes Herz!

Pylades.

Doch ſelig ſind die Tauſende, die ſtarben
Den bitterſüßen Tod von Feindes Hand;
Denn wüſte Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden ſtatt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menſchen Stimme nicht zu Euch?
So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten, die geſchahn.
So iſt der Jammer, der Mycenens Hallen,
Mit immer wiederholten Seufzern füllt,
Dir ein Geheimniß? — Klytämneſtra hat
Mit Hilf' Aegiſthens den Gemahl berückt,
Am Tage ſeiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja, du verehreſt dieſes Königs Haus!
Ich ſeh' es, deine Bruſt bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Biſt du die Tochter eines Freundes? Biſt
Du nachbarlich in dieſer Stadt geboren?
Verbirg es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der erſte dieſe Greuel melde!

Iphigenie.

Sag an, wie ward die ſchwere That vollbracht?

Pylades.

Am Tage ſeiner Ankunft, da der König
Vom Bad erquickt und ruhig, ſein Gewand
Aus der Gemahlin Hand verlangend, ſtieg,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künſtlich ſich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er wie von einem Netze ſich
Vergebens zu entwickeln ſtrebte, ſchlug
Aegiſth ihn, der Verräter, und verhüllt
Ging zu den Toten dieſer große Fürſt.

Iphigenie.

Und welchen Lohn erhielt der Mitverſchworne?

Pylades.

Ein Reich und Bette, das er ſchon beſaß.

Iphigenie.

So trieb zur Schandthat eine böſe Luſt?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie beleidigte der König ſie?

Pylades.

Mit ſchwerer That, die, wenn Entſchuldigung
Des Mordes wäre, ſie entſchuldigte.
Nach Aulis lockt' er ſie und brachte dort,
Als eine Gottheit ſich der Griechen Fahrt
Mit ungeſtümen Winden widerſetzte,
Die ältſte Tochter, Iphigenien,
Vor den Altar Dianens, und ſie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dies, ſagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief ins Herz geprägt, daß ſie dem Werben
Aegiſthens ſich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens ſelbſt umſchlang.

Iphigenie (ſich verhüllend).

Es iſt genug. Du wirſt mich wiederſehn.

Pylades (allein).

Von dem Geſchick des Königshauſes ſcheint
Sie tief gerührt. Wer ſie auch immer ſei,
So hat ſie ſelbſt den König wohl gekannt
Und iſt zu unſerm Glück aus hohem Hauſe
Hierher verkauft. Nur ſtille, liebes Herz,
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,
Mit frohem Mut uns klug entgegenſteuern!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löſe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freiheit, die das Heiligtum gewährt,
Iſt, wie der letzte lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht ſagen,
Daß ihr verloren ſeid! Wie könnt' ich euch

Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es ſei, darf euer Haupt,
So lang' ich Prieſterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der aufgebrachte König fordert,
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein euch beizuſtehn,
O werter Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns in fremdem Lande hochwillkommen:
Wie ſoll ich euch genug mit Freud und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegenbringet und das innere Herz
Mit neuer, ſchöner Hoffnung ſchmeichelnd labet!

Oreſt.
Verbirgſt du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorſatz? Oder darf ich wiſſen
Wer mir gleich einer Himmliſchen begegnet?

Iphigenie.
Du ſollſt mich kennen. Jetzo ſag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die, von Troja kehrend,
Ein hartes unerwartetes Geſchick
Auf ihrer Wohnung Schwelle ſtumm empfing.
Zwar ward ich jung an dieſen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des ſcheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp[21] ſich aufgethan
Und die Geſtalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgeſendet.
Und Agamemnon war vor allen herrlich.
O ſage mir! — er fiel, ſein Haus betretend,
Durch ſeiner Frauen und Aegiſthens Tücke?

Oreſt.
Du ſagſt's!

Iphigenie.
Weh dir, unſeliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgeſä't
Und, gleich dem Unkraut, wüſte Häupter ſchüttelnd
Und tauſendfält'gen Samen um ſich ſtreuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechſelwut erzeugt! — Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders ſchnell
Die Finſternis des Schreckens mir verdeckte!
Wie iſt des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, beſtimmt des Vaters Rächer
Dereinſt zu ſein, wie iſt Oreſt dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geſchick
Mit des Avernus[22] Netzen ihn umſchlungen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Oreſt.
Sie leben.

Iphigenie.
Goldne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt.
Biſt du gaſtfreundlich dieſem Königshauſe,
Biſt du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine ſchöne Freude mir verrät,
So bändige dein Herz und halt es feſt!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen ſein.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.
Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.
Du haſt des Greuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.
Was fürcht' ich noch? Oreſt, Elektra leben.

Oreſt.
Und fürchteſt du für Klytämneſtren nichts?

Iphigenie.
Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.
Auch ſchied ſie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.
Vergoß ſie reuig wütend ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.
Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.
Sprich deutlicher, daß ich nicht länger ſinne!
Die Ungewißheit ſchlägt mir tauſendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.
So haben mich die Götter auserſehn
Zum Boten einer That, die ich ſo gern
Ins klanglos-dumpfe Höhlenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlichs fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder; Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unverſehen, fremd gekleidet,
Erreichen ſie Mycen, als brächten ſie
Die Trauernachricht von Oreſtens Tode
Mit ſeiner Aſche. Wohl empfänget ſie
Die Königin; ſie treten in das Haus.
Elektren giebt Oreſt ſich zu erkennen;
Sie bläſt der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In ſich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoßnen Blutes oftgewaſchnen Boden
Mit blaſſen ahnungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge ſchilderte
Sie jeden Umſtand der verruchten That,
Ihr knechtiſch-elend durch gebrachtes Leben,
Den Uebermut der glücklichen Verräter
Und die Gefahren, die nun der Geſchwiſter
Von einer ſtiefgewordnen Mutter warteten.
Hier drang ſie jenen alten Dolch ihm auf,
Der ſchon in Tantals Hauſe grimmig wütete.
Und Klytämneſtra fiel durch Sohneshand.

Iphigenie.
Unſterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken ſelig lebet,
Habt ihr nur darum mich ſo manches Jahr
Von Menſchen abgeſondert, mich ſo nah
Bei euch gehalten, mir die kindliche
Beſchäftigung, des heil'gen Feuers Glut
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauſes Greuel ſpäter
Und tiefer fühlen ſollte? — Sage mir
Vom Unglückſel'gen! Sprich mir von Oreſt! —

Oreſt.
O, könnte man von ſeinem Tode ſprechen!
Wie gärend ſtieg aus der Erſchlagnen Blut
Der Mutter Geiſt
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:[23]
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch iſt er geweiht!"
Sie horchen auf; es ſchaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um ſich her;
Sie rühren ſich in ihren ſchwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln ſchleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel[24] und die Reue, leis herbei.
Vor ihnen ſteigt ein Dampf vom Acheron[25]
In ſeinen Wolkenkreiſen wälzet ſich
Die ewige Betrachtung des Geſchehnen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
Und ſie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbeſä'ten Erde ſchönen Boden,
Von dem ein alter Fluch ſie längſt verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß;
Sie geben nur, um neu zu ſchrecken, Raſt.

Iphigenie.
Unſeliger, du biſt in gleichem Falle
Und fühlſt, was er, der arme Flüchtling, leidet!

Oreſt.
Was ſagſt du mir? Was wähnſt du gleichen Fall?

Iphigenie.
Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dies dein jüngſter Bruder ſchon.

Oreſt.
Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, ſinnreich und der Liſt gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiſchen uns
Sei Wahrheit!
Ich bin Oreſt, und dieſes ſchuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod;
In jeglicher Geſtalt ſei er willkommen!
Wer du auch ſeiſt, ſo wünſch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünſch' ich ſie nicht.
Du ſcheinſt hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rat zur Flucht und laßt mich hier!
Es ſtürze mein entſeelter Leib vom Fels,[26]
Es rauche bis zum Meer hinab mein Blut
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im ſchönen Griechenland
Ein neues Leben freundlich anzufangen.
(Er entfernt ſich.)

Iphigenie.
So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt, — denn ihm muß wenig ſcheinen,
Was Tauſenden ſchon Reichtum iſt, — ſo kennt
Man euch, ihr Götter, an geſparten, lang'
Und weiſe zubereiteten Geſchenken.
Denn ihr allen wißt, was uns frommen kann,
Und ſchaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Ausſicht uns verdeckt. Gelaſſen hört
Ihr unſer Flehn, das um Beſchleunigung
Euch kindiſch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig ſie
Ertrotzend, ſaure Speiſe ſich zum Tod
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeſchiednen Freundes eitel mir
Und dreifach ſchmerzlicher vorübergehn!

Oreſt (der wieder zu ihr tritt).
Rufſt du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem!
Du retteſt den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich geſellſt, und teileſt Fluch und Not.

Iphigenie.
Mein Schickſal iſt an deines feſt gebunden.

Oreſt.
Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Toten gehn! Verhüllteſt du
In deinen Schleier ſelbſt den Schuldigen,
Du birgſt ihn nicht vorm Blick der Immerwachen[27]
Und deine Gegenwart, du Himmliſche,
Drängt ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht.
Sie dürfen mit den eh'rnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hie und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reiſender
Sich rettete. Da draußen ruhen ſie
Gelagert; und verlaſſ' ich dieſen Hain,
Dann ſteigen ſie, die Schlangenhäupter ſchüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend, auf
Und treiben ihre Beute vor ſich her.

Iphigenie.
Kannſt du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt.
Spar es für einen Freund der Götter auf!

Iphigenie.
Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Durch Rauch und Qualm ſeh' ich den matten Schein.
Des Totenfluſſes mir zu Hölle leuchten.

Iphigenie.

Haſt du Elektren, eine Schweſter nur?

Oreſt.

Die eine kannt' ich; doch die ält'ſte nahm
Ihr gut Geſchick, das uns ſo ſchrecklich ſchien,
Beizeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O, laß dein Fragen, und geſelle dich
Nicht auch zu den Erinnyen! Sie blaſen
Mir ſchadenfroh die Aſche von der Seele
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckensbrande ſtill
In mir verglimmen. Soll die Glut denn ewig,
Vorſätzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe ſüßes Rauchwerk in die Flamme.
O, laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Glut des Buſens leiſe wehend kühlen!
Oreſt, mein Teurer, kannſt du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in deinen Adern ausgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O, wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schweſter Segenswort
Hilfreiche Götter vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft,[28] es ruft! So willſt du mein Verderben?
Verbirgt ſich in dir eine Rachegöttin?
Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß![29] Hinweg!
Ich rate dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreuſas Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn! O, daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O, löſe meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch ſicher werden!
Es wälzet ſich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerſtes gewaltig mich zum Bruder.

Oreſt.

Iſt hier Lyäens[30] Tempel? Und ergreift
Unbändig-heil'ge Wut die Prieſterin?[31]

Iphigenie.

O, höre mich! O, ſieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet
Der Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu faſſen!
O, laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig Meer mich rings umfängt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen
Und rächet das entweihte Heiligtum.
Entferne deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich bieten willſt,
So wende meinem Freunde dein Gemüt,
Dem würd'gern Manne, zu! Er irrt umher
Auf jenem Felſenpfade; ſuch ihn auf,
Weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner!

Iphigenie.

Faſſe
Dich, Bruder, und erkenne die Gefundne!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt!
O, nehmt den Wahn ihm von dem ſtarren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchſten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie iſt hier,
Die längſt verlorne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hieher mich in ihr eigen Heiligtum.
Gefangen biſt du dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterin die Schweſter.

Oreſt.

Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Greuel unſers Hauſes ſehn!
Iſt nicht Elektra hier, damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu ſchwererem Geſchick und Leiden friſte?
Gut, Prieſterin! Ich folge zum Altar!
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beſchloſſen habt. Und laß dir raten, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne!
Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!
Wie ſich vom Schwefelpfuhl erzeugte Drachen,
Bekämpfend die verwandte Brut, verſchlingen,
Zerſtört ſich ſelbſt das wütende Geſchlecht;
Komm kinderlos und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytämneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch ſein geſchwungner Arm traf ihre Bruſt.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geiſt!
Im Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauſpiel bei,
Dem letzten, gräßlichſten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache ſchärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schweſter wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du haſt nicht ſchuld.
Seit meinen erſten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter.
Ja, ſchwinge deinen Stahl, verſchone nicht,
Zerreiße dieſen Buſen und eröffne
Den Strömen, die hier ſieden, einen Weg!
(Er ſinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieſes Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo biſt du, Pylades?
Wo find' ich deine Hilfe, teurer Mann?
(Sie entfernt ſich ſuchend.)

Zweiter Auftritt.

Oreſt (aus ſeiner Betäubung erwachend und ſich aufrichtend.)

Noch einen! Reiche mir aus Lethes Fluten
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggeſpült; bald fließet ſtill mein Geiſt,
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in eurer Ruhe ſich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben!
Welch ein Geliſpel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräuſch aus jener Dämmrung ſäuſeln? —
Sie kommen ſchon, den neuen Gaſt zu ſehn.
Wer iſt die Schar, die herrlich mit einander
Wie ein verſammelt Fürſtenhaus ſich freut?
Sie gehen friedlich, alt' und junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich ſcheinen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's,
Die Ahnherrn meines Hauſes. — Mit Thyeſten
Geht Atreus in vertraulichen Geſprächen;
Die Knaben ſchlüpfen ſcherzend um ihn her.
Iſt keine Feindſchaft hier mehr unter euch?
Verloſch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In euern feierlichen Zug mich miſchen.
Willkommen, Väter! Euch grüßt Oreſt,
Von euerm Stamme der letzte Mann;
Was ihr geſä't, hat er geerntet;
Mit Fluch beladen ſtieg er herab.
Doch leichter trägt ſich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in euren Kreis!
Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich, Thyeſten;
Wir ſind hier alle der Feindſchaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal
Im Leben ſah! — Biſt du's, mein Vater?
Und führſt die Mutter vertraut mit dir!
Darf Klytämneſtra die Hand dir reichen,
So darf Oreſt auch zu ihr treten
Und darf ihr ſagen: Sieh deinen Sohn! —
Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen!
Auf Erden war in unſerm Hauſe
Der Gruß des Mordes gewiſſe Loſung,
Und das Geſchlecht des alten Tantals
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht.
Ihr ruft Willkommen und nehmt mich auf.
O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo iſt der Alte? Daß ich ihn ſehe,
Das teure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rate ſaß!
Ihr ſcheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was iſt es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! Es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbruſt grauſame Qualen
Mit eh'rnen Ketten feſt aufgeſchmiedet.

Dritter Auftritt.

Oreſt. Iphigenie. Pylades.

Oreſt.

Seid ihr auch ſchon herabgekommen?
Wohl, Schweſter, dir! Noch fehlt Elektra;
Ein güt'ger Gott ſend' uns die eine
Mit ſanften Pfeilen[32] auch ſchnell herab!
Dich, armer Freund muß ich bedauern!
Komm mit, komm mit zu Pluto's[33] Thron,
Als neue Gäſte den Wirt zu grüßen!

Iphigenie.

Geſchwiſter, die ihr an dem weiten Himmel
Das ſchöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet und den Abgeſchiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geſchwiſter!
Du liebſt, Diana, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel bietet
Und wendeſt dein jungfräulich Angeſicht
Nach ſeinem ew'gen Lichte ſehnend ſtill.
O laß den einz'gen, ſpätgefundnen mir
Nicht in der Finſternis des Wahnſinns raſen!
Und iſt dein Wille, da du hier mich bargſt,
Nunmehr vollendet, willſt du mir durch ihn
Und ihm durch mich die ſel'ge Hilfe geben,
So löſ' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die teure Zeit der Rettung ſchwinde!

Pylades.

Erkennſt du uns und dieſen heil'gen Hain
Und dieſes Licht, das nicht den Toten leuchtet?
Fühlſt du den Arm des Freundes und der Schweſter,
Die dich noch feſt, noch lebend halten? Faß
Uns kräftig an! Wir ſind nicht leere Schatten.
Merk auf mein Wort! Vernimm es! Raffe dich
Zuſammen! Jeder Augenblick iſt teuer,
Und unſre Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, ſcheint es, eine günſt'ge Parze[34] ſpinnt.

Oreſt (zu Iphigenien.)

Laß mich zum erſtenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig-ernſt den lang' erflehten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windesbrauſen
In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet,
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten

In Segen auflöſt und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen friſcherquickter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt
O, laßt mich auch an meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank genießen und behalten!
Es löſet ſich der Fluch, mir ſagt's das Herz,
Die Eumeniden[35] ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die eh'rnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Pylades.

Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind, der unſre Segel ſchwellt, er bringe
Erſt unſre volle Freude zum Olymp!
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rat und Schluß.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgebornen
Viele Verirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erſchütternden Uebergang:
Dann erziehen ſie ihm
In der Nähe der Stadt
Oder am fernen Geſtade,
Daß in Stunden der Not
Auch die Hilfe bereit ſei,
Einen ruhigen Freund.

O ſegnet, Götter, unſern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er iſt der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greiſes leuchtend Aug' in der Verſammlung;
Denn ſeine Seel' iſt ſtille; ſie bewahrt
Der Ruhe heil'ges unerſchöpftes Gut,
Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rat und Hilfe. Mich
Riß er vom Bruder los; den ſtaunt ich an
Und immer wieder an und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr, die uns umgiebt.
Jetzt gehn ſie, ihren Anſchlag auszuführen,
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten,
In einer Bucht verſteckt, aufs Zeichen lauert,
Und haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt, was ich dem König
Antworte, wenn er ſendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach, ich ſehe wohl,
Ich muß mich leiten laſſen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch jemand etwas abzuliſten. Weh,
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahr geſprochne Wort,
Die Bruſt; ſie macht uns nicht getroſt, ſie ängſtet
Den, der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil von einem Gotte
Gewendet und verſagend, ſich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge ſchwankt
Mir durch die Bruſt. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten Ufers grimmig an.
Entdeckt man ſie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete ſich nahen! — Hier! — Der Bote
Kommt von dem Könige mit ſchnellem Schritt.
Es ſchlägt mein Herz, es trübt ſich meine Seele,
Da ich des Mannes Angeſicht erblicke,
Dem ich mit falſchem Wort begegnen ſoll.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Beſchleunige das Opfer, Prieſterin!
Der König wartet, und es harrt das Volk.

Iphigenie.

Ich folgte meiner Pflicht und deinem Wink,
Wenn unvermutet nicht ein Hindernis
Sich zwiſchen mich und die Erfüllung ſtellte.

Arkas.

Was iſt's, das den Befehl des Königs hindert?

Iphigenie.

Der Zufall, deſſen wir nicht Meiſter ſind.

Arkas.

So ſage mir's, daß ich's ihm ſchnell vermelde!
Denn er beſchloß bei ſich der beiden Tod.

Iphigenie.

Die Götter haben ihn noch nicht beſchloſſen.
Der ält'ſte dieſer Männer trägt die Schuld.
Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen ſeinen Pfad,
Ja, in dem innern Tempel faßte ſelbſt
Das Uebel ihn, und ſeine Gegenwart
Entheiligte die reine Stätte. Nun
Eil' ich mit meinen Jungfrau'n, an dem Meere
Der Göttin Bild mit friſcher Welle netzend,
Geheimnisvolle Weihe zu begehn.
Es ſtöre niemand unſern ſtillen Zug!

Arkas.

Ich melde dieſes neue Hindernis
Dem Könige geſchwind; beginne du
Das heil'ge Werk nicht eh, bis er's erlaubt!

Iphigenie.

Dies iſt allein der Prieſt'rin überlaſſen.

Arkas.

Solch ſeltnen Fall ſoll auch der König wiſſen.

Iphigenie.

Sein Rat wie ſein Befehl verändert nichts.

Arkas.

Oft wird der Mächtige zum Schein gefragt.

Iphigenie.

Erdringe nicht, was ich verſagen ſollte!

Arkas.

Verſage nicht, was gut und nützlich iſt!

Iphigenie.

Ich gebe nach, wenn du nicht ſäumen willſt.

Arkas.

Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und ſchnell mit ſeinen Worten hier zurück.
O, könnt' ich ihm noch eine Botſchaft bringen,
Die alles löſte, was uns jetzt verwirrt!
Denn du haſt nicht des Treuen Rat geachtet.

Iphigenie.

Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas.

Noch änderſt du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie.

Das ſteht nun einmal nicht in unſrer Macht.

Arkas.

Du hältſt unmöglich, was dir Mühe koſtet.

Iphigenie.

Dir ſcheint es möglich, weil der Wunſch dich trügt.

Arkas.

Willſt du denn alles ſo gelaſſen wagen?

Iphigenie.

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas.

Sie pflegen Menſchen menſchlich zu erretten.

Iphigenie.

Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas.

Ich ſage dir, es liegt in deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet dieſen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längſt vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienſte ſein Gemüt.
Ja, mancher, den ein widriges Geſchick
An fremdes Ufer trug, empfand es ſelbſt,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetrieben an der fremden Grenze,
Ein freundlich Menſchenangeſicht begegnet.
O, wende nicht von uns, was du vermagſt!
Du endeſt leicht, was du begonnen haſt;
Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menſchlicher Geſtalt vom Himmel kommt,
Ein Reich ſich ſchneller, als wo trüb und wild
Ein neues Volk voll Leben, Mut und Kraft,
Sich ſelbſt und banger Ahnung überlaſſen,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürden trägt.

Iphigenie.

Erſchüttre meine Seele nicht, die du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannſt!

Arkas.

So lang' es Zeit iſt, ſchont man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

Iphigenie.

Du machſt dir Müh' und mir erregſt du Schmerzen,
Vergebens beides. Darum laß mich nun!

Arkas.

Die Schmerzen ſind's, die ich zu Hilfe rufe;
Denn es ſind Freunde, Gutes raten ſie.

Iphigenie.

Sie faſſen meine Seele mit Gewalt,
Doch tilgen ſie den Widerwillen nicht.

Arkas.

Fühlt eine ſchöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?

Iphigenie.

Ja, wenn der Edle, was ſich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.

Arkas.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entſchuld'gung nie.
Dem Fürſten ſag' ich an, was hier geſchehn.
O, wiederholteſt du in deiner Seele,
Wie edel er ſich gegen dich betrug
Von deiner Ankunft an bis dieſen Tag!

Dritter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Von dieſes Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Buſen
Auf einmal umgewendet. Ich erſchrecke! —
Denn wie die Flut mit ſchnellen Strömen wachſend
Die Felſen überſpült, die in dem Sand
Am Ufer liegen, ſo bedeckte ganz
Ein Freudenſtrom mein Innerſtes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es ſchien ſich eine Wolke wieder ſanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Emporzuheben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttin
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt;
Ich horchte nur auf ſeines Freundes Rat;
Nur ſie zu retten drang die Seele vorwärts,
Und wie den Klippen einer wüſten Inſel
Der Schiffer gern den Rücken wendet, ſo
Lag Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menſchen hier verlaſſe, mich
Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O, bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnſt du nun zu ſchwanken und zu zweifeln?
Den feſten Boden deiner Einſamkeit
Mußt du verlaſſen! Wieder eingeſchifft,
Ergreifen dich die Wellen ſchaukelnd, trüb
Und bang verkenneſt du die Welt und dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades.

Wo iſt ſie, daß ich ihr mit ſchnellen Worten
Die frohe Botſchaft unſrer Rettung bringe?

Iphigenie.

Du ſiehſt mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des ſichern Troſtes, den du mir verſprichſt.

Pylades.

Dein Bruder iſt geheilt! Den Felſenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichen Geſprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend ſchöne Flamme
Sein lockig Haupt; ſein volles Auge glühte
Von Mut und Hoffnung, und ſein freies Herz
Ergab ſich ganz der Freude, ganz der Luſt,
Dich, ſeine Retterin, und mich zu retten.

Iphigenie.

Geſegnet ſeiſt du, und es möge nie
Von deiner Lippe, die ſo gutes ſprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!

Pylades.

Ich bringe mehr als das; denn ſchön begleitet
Gleich einem Fürſten, pflegt das Glück zu nahn.
Auch die Gefährten haben wir gefunden.
In einer Felſenbucht verbargen ſie
Das Schiff und ſaßen traurig und erwartend.
Sie ſahen deinen Bruder, und es regten
Sich alle jauchzend, und ſie baten dringend,
Der Abfahrt Stunde zu beſchleunigen.
Es ſehnet jede Fauſt ſich nach dem Ruder,
Und ſelbſt ein Wind erhob vom Lande liſpelnd,
Von allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel,
Laß mich das Heiligtum betreten, laß
Mich unſrer Wünſche Ziel verehrend faſſen!
Ich bin allein genug, der Göttin Bild
Auf wohlgeübten Schultern wegzutragen;
Wie ſehn' ich mich nach der erwünſchten Laſt!

(Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er ſich um.)

Du ſtehſt und zauderſt — Sage mir — Du ſchweigſt!
Du ſcheinſt verworren! Widerſetzet ſich
Ein neues Unheil unſerm Glück? Sag an!
Haſt du dem Könige das kluge Wort
Vermelden laſſen, das wir abgeredet?

Iphigenie.

Ich habe, teurer Mann; doch wirſt du ſchelten.
Ein ſchweigender Verweis war mir dein Anblick.
Des Königs Bote kam, und wie du es
Mir in den Mund gelegt, ſo ſagt' ich's ihm.
Er ſchien zu ſtaunen und verlangte dringend,
Die ſeltne Feier erſt dem Könige
Zu melden, ſeinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich ſeine Wiederkehr.

Pylades.

Weh uns! Erneuert ſchwebt nun die Gefahr
Um unſre Schläfe! Warum haſt du nicht
Ins Prieſterrecht dich weislich eingehüllt?

Iphigenie.

Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades.

So wirſt du, reine Seele, dich und uns
Zugrunde richten. Warum dacht' ich nicht
Auf dieſen Fall voraus und lehrte dich,
Auch dieſer Fordrung auszuweichen!

Iphigenie.

Schilt
Nur mich, die Schuld iſt mein, ich fühl' es wohl!
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernſt von mir verlangte,
Was ihm mein Herz mit Recht geſtehen mußte.

Pylades.

Gefährlicher zieht ſich's zuſammen; doch auch ſo
Laß uns nicht zagen oder unbeſonnen
Und übereilt uns ſelbſt verraten. Ruhig
Erwarte du die Wiederkunft des Boten,
Und dann ſteh feſt, er bringe, was er will!
Denn ſolcher Weihung Feier anzuordnen,
Gehört der Prieſterin und nicht dem König.
Und fordert er den fremden Mann zu ſehn,
Der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt,
So lehn es ab, als hielteſt du uns beide
Im Tempel wohl verwahrt. So ſchaff uns Luft,
Daß wir aufs eiligſte, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.
Die beſten Zeichen ſendet uns Apoll,
Und, eh' wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er göttlich ſein Verſprechen ſchon.
Oreſt iſt frei, geheilt! — Mit dem Befreiten
O führet uns hinüber, günſt'ge Winde,
Zur Felſeninſel, die der Gott bewohnt,
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Aſche des verloſchnen Herdes
Die Vatergötter fröhlich ſich erheben,
Und ſchönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand ſoll ihnen Weihrauch
Zuerſt aus goldnen Schalen ſtreuen! Du
Bringſt über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entſühnſt den Fluch und ſchmückeſt neu die Deinen
Mit friſchen Lebensblüten herrlich aus.

Iphigenie.

Vernehm' ich dich, ſo wendet ſich, o Teurer,
Wie ſich die Blume nach der Sonne wendet,
Die Seele von dem Strahle deiner Worte
Getroffen, ſich dem ſüßen Troſte nach.
Wie köſtlich iſt des gegenwärt'gen Freundes
Gewiſſe Rede, deren Himmelskraft
Ein Einſamer entbehrt und ſtill verſinkt.
Denn langſam reift, verſchloſſen in dem Buſen,
Gedank' ihm und Entſchluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte ſie leicht.

Pylades.

Leb wohl! Die Freunde will ich nun geſchwind
Beruhigen, die ſehnlich wartend harren;
Dann komm' ich ſchnell zurück und lauſche hier
Im Felſenbuſch verſteckt auf deinen Wink —
Was ſinneſt du? Auf einmal überſchwebt
Ein ſtiller Trauerzug die freie Stirne.

Iphigenie.

Verzeih! Wie leichte Wolken von der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades.

Fürchte nicht!
Betrüglich ſchloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündnis; beide ſind Geſellen.

Iphigenie.

Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweiter Vater ward,
Nicht tückiſch zu betrügen, zu berauben.

Pylades.

Der deinen Bruder ſchlachtet, dem entfliehſt du.

Iphigenie.

Es iſt derſelbe, der mir gutes that.

Pylades.

Das iſt nicht Undank, was die Not gebeut.

Iphigenie.

Es bleibt wohl Undank; nur die Not entſchuldigt's.

Pylades.

Vor Göttern und vor Menſchen dich gewiß.

Iphigenie.

Allein mein eigen Herz iſt nicht befriedigt.

Pylades.

Zu ſtrenge Fordrung iſt verborgner Stolz.

Iphigenie.

Ich unterſuche nicht, ich fühle nur.

Pylades.

Fühlſt du dich recht, ſo mußt du dich verehren.

Iphigenie.

Ganz unbefleckt genießt ſich nur das Herz.

Pylades.

So haſt du dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern ſtrenge ſein; du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dies Geſchlecht gebildet,
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daß keiner in ſich ſelbſt, noch mit den andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt, uns ſelbſt zu richten;
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen,
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht;
Denn ſelten ſchätzt er recht, was er gethan,
Und was er thut, weiß er faſt nie zu ſchätzen.

Iphigenie.

Faſt überredſt du mich zu deiner Meinung.

Pylades.

Braucht's Ueberredung, wo die Wahl verſagt iſt?
Den Bruder, dich und einen Freund zu retten,
Iſt nur ein Weg; fragt ſich's, ob wir ihn gehn?

Iphigenie.

O, laß mich zaudern! Denn du thäteſt ſelbſt
Ein ſolches Unrecht keinem Mann gelaſſen,
Dem du für Wohlthat dich verpflichtet hielteſt.

Pylades.

Wenn wir zugrunde gehen, wartet dein
Ein härtrer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man ſieht, du biſt nicht an Verluſt gewöhnt,
Da du, dem großen Uebel zu entgehen,
Ein falſches Wort nicht einmal opfern willſt.

Iphigenie.

O, trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorſatz hegt,
Vor jeder andern Stimme ſich verſchließt!

Pylades.

Du weigerſt dich umſonſt; die eh'rne Hand
Der Not gebietet, und ihr ernſter Wink
Iſt oberſtes Geſetz, dem Götter ſelbſt
Sich unterwerfen müſſen. Schweigend herrſcht
Des ew'gen Schickſals unberatne Schweſter.
Was ſie dir auferlegt, das trage! Thu,
Was ſie gebeut! Das andre weißt du. Bald
Komm' ich zurück, aus deiner heil'gen Hand
Der Rettung ſchönes Siegel zu empfangen.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Ich muß ihm folgen; denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!
Mein eigen Schickſal macht mir bang und bänger.
O, ſoll ich nicht die ſtille Hoffnung retten,
Die in der Einſamkeit ich ſchön genährt?
Soll dieſer Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dies Geſchlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch alles ab!
Das beſte Glück, des Lebens ſchönſte Kraft
Ermattet endlich, warum nicht der Fluch?
So hofft ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauſes Schickſal abgeſchieden,
Dereinſt mit reiner Hand und reinem Herzen
Die ſchwer befleckte Wohnung zu entſühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wundervoll und ſchnell
Geheilt, kaum naht ein lang' erflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten,
So legt die taube Not ein doppelt Laſter
Mit eh'rner Hand mir auf: das heilige
Mir anvertraute, vielverehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schickſal danke.
O, daß in meinem Buſen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime, der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Bruſt
Mit Geierklauen faſſe! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied,
— Vergeſſen hatt' ich's und vergaß es gern, —
Das Lied der Parzen, das ſie grauſend ſangen,
Als Tantalus vom goldnen Stuhle fiel;
Sie litten mit dem edeln Freunde; grimmig
War ihre Bruſt, und furchtbar ihr Geſang.
In unſrer Jugend ſang's die Amme mir
Und den Geſchwiſtern vor, ich merkt' es wohl

Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte ſie doppelt,
Den je ſie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tiſche.

Erhebet ein Zwiſt ſich,
So ſtürzen die Gäſte,
Geſchmäht und geſchändet,
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens,
Im Finſtern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber;
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erſtickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern,
Und meiden, im Ekel
Die eh'mals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn.

So ſangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas.

Verwirrt muß ich geſtehn, daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten ſoll.
Sind's die Gefangnen, die auf ihre Flucht
Verſtohlen ſinnen? Iſt's die Prieſterin,
Die ihnen hilft? Es mehrt ſich das Gerücht,
Das Schiff, das dieſe beiden hergebracht,
Sei irgend noch in einer Bucht verſteckt.
Und jenes Mannes Wahnſinn, dieſe Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieſer Zögrung rufen
Den Argwohn lauter und die Vorſicht auf.

Thoas.

Es komme ſchnell die Prieſterin herbei!
Dann geht, durchſucht das Ufer ſcharf und ſchnell
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttin!
Verſchonet ſeine heil'gen Tiefen, legt
Bedächt'gen Hinterhalt und greift ſie an!
Wo ihr ſie findet, faßt ſie, wie ihr pflegt!

Zweiter Auftritt.

Thoas (allein).

Entſetzlich wechſelt mir der Grimm im Buſen,
Erſt gegen ſie, die ich ſo heilig hielt,
Dann gegen mich, der ich ſie zum Verrat
Durch Nachſicht und durch Güte bildete.
Zur Sklaverei gewöhnt der Menſch ſich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre ſie
In meiner Ahnherrn rohe Hand gefallen,
Und hätte ſie der heil'ge Grimm verſchont,
Sie wäre froh geweſen, ſich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geſchick
Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergoſſen, hätte Pflicht genannt,
Was Not war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Bruſt verwegnen Wunſch herauf.
Vergebens hofft' ich, ſie mir zu verbinden;
Sie ſinnt ſich nun ein eigen Schickſal aus.
Durch Schmeichelei gewann ſie mir das Herz;
Nun widerſteh' ich der; ſo ſucht ſie ſich
Den Weg durch Liſt und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein altverjährtes Eigentum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Du forderſt mich; was bringt dich zu uns her?

Thoas.

Du ſchiebſt das Opfer auf; ſag an, warum?

Iphigenie.

Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.

Thoas.

Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie.

Die Göttin giebt dir Friſt zur Ueberlegung.

Thoas.

Sie ſcheint dir ſelbſt gelegen, dieſe Friſt.

Iphigenie.

Wenn dir das Herz zum grauſamen Entſchluß
Verhärtet iſt, ſo ſollteſt du nicht kommen.
Ein König, der Unmenſchliches verlangt,
Find't Diener g'nug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig faſſen;
Doch ſeine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er ſinnt den Tod in einer ſchweren Wolke,
Und ſeine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber ſchwebt durch ſeine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.

Thoas.

Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.

Iphigenie.

Nicht Prieſterin, nur Agamemnons Tochter!
Der Unbekannten Wort verehrteſt du,
Der Fürſtin willſt du raſch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erſt meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele
Am ſchönſten frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausſpruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.

Thoas.

Ein alt' Geſetz, nicht ich, gebietet dir.

Iphigenie.

Wir faſſen ein Geſetz begierig an,
Das unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient.
Ein andres ſpricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widerſetzen, das Gebot,
Dem jeder Fremde heilig iſt.

Thoas.

Es ſcheinen die Gefangnen dir ſehr nah
Am Herzen; denn vor Anteil und Bewegung
Vergiſſeſt du der Klugheit erſtes Wort:
Daß man den Mächtigen nicht reizen ſoll.

Iphigenie.

Red' oder ſchweig ich, immer kannſt du wiſſen,
Was mir im Herzen iſt und immer bleibt.
Löſt die Erinnerung des gleichen Schickſals
Nicht ein verſchloßnes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! In ihnen ſeh' ich mich.
Ich habe vorm Altare ſelbſt gezittert,
Und feierlich umgab der frühe Tod
Die Knieende; das Meſſer zuckte ſchon
Den lebenvollen Buſen zu durchbohren;
Mein Innerſtes entſetzte wirbelnd ſich,
Mein Auge brach, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erſtatten ſchuldig?
Du weißt es, kennſt mich, und du willſt mich zwingen!

Thoas.

Gehorche deinem Dienſte, nicht dem Herrn!

Iphigenie.

Laß ab! Beſchönige nicht die Gewalt,
Die ſich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin ſo frei geboren als ein Mann.
Stünd Agamemnons Sohn dir gegenüber,
Und du verlangteſt, was ſich nicht gebührt,
So hat auch er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte ſeines Buſens zu verteid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edeln Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas.

Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie.

Das Los der Waffen wechſelt hin und her;
Kein kluger Streiter hält den Feind gering.
Auch ohne Hilfe gegen Trutz und Härte
Hat die Natur den Schwachen nicht gelaſſen;
Sie gab zur Liſt ihm Freude, lehrt' ihn Künſte;
Bald weicht er aus, verſpätet und umgeht.
Ja, der Gewaltige verdient, daß man ſie übt.

Thoas.

Die Vorſicht ſtellt der Liſt ſich klug entgegen.

Iphigenie.

Und eine reine Seele braucht ſie nicht.

Thoas.

Sprich unbehutſam nicht dein eigen Urteil!

Iphigenie.

O, ſäheſt du, wie meine Seele kämpft,
Ein bös Geſchick, das ſie ergreifen will,
Im erſten Anfall mutig abzutreiben!
So ſteh' ich denn hier wehrlos gegen dich?
Die ſchöne Bitte, den anmut'gen Zweig,
In einer Frauen Hand gewaltiger
Als Schwert und Waffe, ſtößeſt du zurück!
Was bleibt mir nun mein Innres zu verteid'gen?
Ruf' ich die Göttin um ein Wunder an?
Iſt keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Thoas.

Es ſcheint, der beiden Fremden Schickſal macht
Unmäßig dich beſorgt. Wer ſind ſie, ſprich,
Für die dein Geiſt gewaltig ſich erhebt?

Iphigenie.

Sie ſind — ſie ſcheinen — für Griechen halt' ich ſie.

Thoas.

Landsleute ſind es? Und ſie haben wohl
Der Rückkehr ſchönes Bild in dir erneut.

Iphigenie (nach einigem Stillſchweigen).

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur er an die gewalt'ge Heldenbruſt?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolg
Der Mutigſte begann? Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überſchleicht,
Wie unverſehen eine Flamme wütend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt, gedrängt von den Ermunterten,
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein geprieſen, der allein,
Der, einen ſichern Weg verachtend, kühn
Gebirg und Wälder durchzuſtreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend ſäubre?
Iſt uns nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde ſein, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Bruſt ein kühnes Unternehmen;
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Nach ſchwerem Uebel, wenn es mir mißlingt;
Allein euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft ſeid, wie ihr geprieſen werdet,
So zeigt's durch euern Beiſtand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o König,
Es wird ein heimlicher Betrug geſchmiedet;
Vergebens fragſt du den Gefangnen nach;
Sie ſind hinweg und ſuchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff am Ufer warten, auf.
Der ältſte, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlaſſen hat, — es iſt Oreſt,
Mein Bruder, und der andre ſein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Namen Pylades.
Apoll ſchickt ſie von Delphi dieſem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzurauben und zu ihm

Die Schweſter hinzubringen, und dafür
Verſpricht er dem von Furien Verfolgten,
Des Mutterblutes Schuldigen, Befreiung.
Und beide hab' ich nun, die Ueberbliebnen
Von Tantals Haus, in deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn du darfſt!

Thoas.

Du glaubſt, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menſchlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

Es hört ſie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Buſen rein
Und ungehindert fließt. — Was ſinnſt du mir,
O König, ſchweigend in der tiefen Seele?
Iſt es Verderben? So töte mich zuerſt!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrigbleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Vorſätzlich ſtürzte. Weh, ich werde ſie
Gebunden vor mir ſehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abſchied nehmen,
Den ich ermorde? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen ſchauen!

Thoas.

So haben die Betrüger künſtlich dichtend,
Der lang' Verſchloßnen, ihre Wünſche leicht
Und willig Glaubenden, ein ſolch' Geſpinſt
Ums Haupt geworfen!

Iphigenie.

Nein, o König, nein!
Ich könnte hintergangen werden. — Dieſe
Sind treu und wahr. Wirſt du ſie anders finden,
So laß ſie fallen und verſtoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippeninſel traurig Ufer!
Iſt aber dieſer Mann der lang' erflehte
Geliebte Bruder, ſo entlaß uns, ſei
Auch den Geſchwiſtern wie der Schweſter freundlich!
Mein Vater fiel durch ſeiner Frauen Schuld,
Und ſie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus' Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand
Hinübergehn und unſer Haus entſühnen!
Du hältſt mir Wort. — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, ſchwurſt
Du, mich zu laſſen; und ſie iſt es nun.
Ein König ſagt nicht, wie gemeine Menſchen,
Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne, noch
Verſpricht er auf den Fall, den er nicht hofft;
Dann fühlt er erſt die Höhe ſeiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

Thoas.

Unwillig, wie ſich Feuer gegen Waſſer
Im Kampfe wehrt und giſchend ſeinen Feind
Zu tilgen ſucht, ſo wehret ſich der Zorn
In meinem Buſen gegen deine Worte.

Iphigenie.

O, laß die Gnade, wie das heil'ge Licht
Der ſtillen Opferflamme mir, umkränzt
Von Lobgeſang und Dank und Freude, lodern!

Thoas.

Wie oft beſänftigte mich dieſe Stimme!

Iphigenie.

O, reiche mir die Hand zum Friedenszeichen!

Thoas.

Du forderſt viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie.

Um Guts zu thun, braucht's keiner Ueberlegung.

Thoas.

Sehr viel; denn auch dem Guten folgt das Uebel.

Iphigenie.

Der Zweifel iſt's der Gutes böſe macht.
Bedenke nicht! Gewähre, wie du's fühlſt!

Vierter Auftritt.

Oreſt (gewaffnet). Die Vorigen.

Oreſt (nach der Scene gekehrt).

Verdoppelt eure Kräfte! Haltet ſie
Zurück! Nur wenige Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schweſter!
(Zu Iphigenien, ohne den König zu ſehen.)
Komm, wir ſind verraten.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geſchwind!
(Er erblickt den König.)

Thoas (nach dem Schwerte greifend).

In meiner Gegenwart führt ungeſtraft
Kein Mann das nackte Schwert.

Iphigenie.

Entheiligt
Der Göttin Wohnung nicht durch Wut und Mord!
Gebietet eurem Volke Stillſtand, höret
Die Prieſterin, die Schweſter!

Oreſt.

Sage mir!
Wer iſt es, der uns droht?

Iphigenie.

Verehr in ihm
Den König, der mein zweiter Vater ward!
Verzeih mir, Bruder! Doch mein kindlich Herz
Hat unſer ganz Geſchick in ſeine Hand
Gelegt. Geſtanden hab' ich euren Anſchlag
Und meine Seele vom Verrat gerettet.

Oreſt.

Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?

Iphigenie.

Dein blinkend Schwert verbietet mir dir Antwort.

Oreſt (der das Schwert einſteckt).

So ſprich! Du ſiehſt, ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades. Bald nach ihm Arkas.
Beide mit bloßen Schwertern.

Pylades.

Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unſrigen zuſammen; weichend werden
Sie nach der See langſam zurückgedrängt.
Welch ein Geſpräch der Fürſten find' ich hier!
Dies iſt des Königes verehrtes Haupt!

Arkas.

Gelaſſen, wie es dir, o König, ziemt,
Stehſt du den Feinden gegenüber. Gleich
Iſt die Verwegenheit beſtraft; es weicht
Und fällt ihr Anhang, und ihr Schiff iſt unſer.
Ein Wort von dir, ſo ſteht's in Flammen.

Thoas.

Geh,
Gebiete Stillſtand meinem Volke! Keiner
Beſchädige den Feind, ſo lang' wir reden!
(Arkas ab.)

Oreſt.

Ich nehm' es an. Geh, ſammle, treuer Freund,
Den Reſt des Volkes! Harret ſtill, welch Ende
Die Götter unſern Thaten zubereiten.
(Pylades ab.)

Sechſter Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Oreſt.

Iphigenie.

Befreit von Sorge mich, eh ihr zu ſprechen
Beginnet! Ich fürchte böſen Zwiſt,
Wenn du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme höreſt, du, mein Bruder,
Der raſchen Jugend nicht gebieten willſt.

Thoas.

Ich halte meinen Zorn, wie es dem ältern
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit
Bezeugſt du, daß du Agamemnons Sohn
Und dieſer Bruder biſt?

Oreſt.

Hier iſt das Schwert,
Mit dem er Trojas tapfre Männer ſchlug.
Dies nahm ich ſeinem Mörder ab und bat
Die Himmliſchen, den Mut und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleihn
Und einen ſchönern Tod mir zu gewähren.
Wähl einen aus den Edeln deines Heers
Und ſtelle mir den beſten gegenüber!
So weit die Erde Heldenſöhne nährt,
Iſt keinem Fremdling dies Geſuch verweigert.

Thoas.

Dies Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier geſtattet.

Oreſt.

So beginne
Die neue Sitte denn von dir und mir!
Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrſcher zum Geſetz.
Und laß mich nicht allein für unſre Freiheit,
Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen!
Fall' ich, ſo iſt ihr Urteil mit dem meinen
Geſprochen; aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden, ſo betrete nie
Ein Mann dies Ufer, dem der ſchnelle Blick
Hilfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröſtet ſcheide jeglicher hinweg!

Thoas.

Nicht unwert ſcheineſt du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren du dich rühmſt, zu ſein.
Groß iſt die Zahl der edeln, tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich ſtehe ſelbſt
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit, mit dir der Waffen Los zu wagen.

Iphigenie.

Mit nichten! Dieſes blutigen Beweiſes
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geſchick!
Der raſche Kampf verewigt einen Mann;
Er falle gleich, ſo preiſet ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen,
Der überbliebnen, der verlaßnen Frau
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt
Von tauſend durchgeweinten Tag- und Nächten,
Wo eine ſtille Seele den verlornen,
Raſch abgeſchiednen Freund vergebens ſich
Zurückzurufen bangt und ſich verzehrt.
Mich ſelbſt hat eine Sorge gleich gewarnt,
Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom ſichern Schutzort reiße, mich der Knechtſchaft
Verrate. Fleißig hab' ich ſie befragt,
Nach jedem Umſtand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß iſt nun mein Herz.
Sieh hier an ſeiner rechten Hand das Mal
Wie von drei Sternen, das am Tage ſchon,
Da er geboren ward, ſich zeigte, das
Auf ſchwere That, mit dieſer Fauſt zu üben,
Der Prieſter deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt dieſe Schramme, die ihm hier
Die Augenbraue ſpaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, raſch und unvorſichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen ſtürzen;
Er ſchlug auf einen Dreifuß auf — Er iſt's —
Soll ich dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das innre Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Verſichrung nennen?

Thoas.

Und hübe deine Rede jeden Zweifel,
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Bruſt,
So würden doch die Waffen zwiſchen uns
Entſcheiden müſſen; Frieden ſeh' ich nicht.
Sie ſind gekommen, du bekenneſt ſelbſt,
Das heil'ge Bild der Göttin mir zu rauben.
Glaubt ihr, ich ſehe dies gelaſſen an?
Der Grieche wendet oft ſein lüſtern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldnen Felle, Pferden, ſchönen Töchtern;
Doch führte ſie Gewalt und Liſt nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

Oreſt.

Das Bild, o König, ſoll uns nicht entzweien!
Jetzt kennen wir den Irrtum, den ein Gott
Wie einen Schleier um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hieher uns wandern hieß.
Um Rat und um Befreiung bat ich ihn

Von dem Geleit der Furien; er ſprach:
„Bringſt du die Schweſter, die an Tauris' Ufer
Im Heiligtume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, ſo löſet ſich der Fluch."
Wir legten's von Apollens Schweſter aus,
Und er gedachte **dich**! Die ſtrengen Bande
Sind nun gelöſt; du biſt den Deinen wieder,
Du Heilige, geſchenkt. Von dir berührt,
War ich geheilt; in deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen ſeinen Klauen
Zum letzten Mal und ſchüttelte das Mark
Entſetzlich mir zuſammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt ſich mir
Der Göttin Rat. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geſchick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt,
Nahm ſie dich weg, dich Schützerin des Hauſes,
Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren ſchien, giebſt du uns alles wieder.
Laß deine Seele ſich zum Frieden wenden,
O König! Hindre nicht, daß ſie die Weihe
Des väterlichen Hauſes nun vollbringe,
Mich der entſühnten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den ſie dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
Gewalt und Liſt, der Männer höchſter Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieſer hohen Seele
Beſchämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Iphigenie.

Denk an dein Wort, und laß durch dieſe Rede
Aus einem graden, treuen Munde dich
Bewegen! Sieh uns an! Du haſt nicht oft
Zu ſolcher edeln That Gelegenheit.
Verſagen kannſt du's nicht; gewähr es bald!

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht ſo, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen, ſcheid' ich nicht von dir.
Verbann uns nicht! Ein freundlich Gaſtrecht walte
Von dir zu uns; ſo ſind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeſchieden. Wert und teuer
Wie mir mein Vater war, ſo biſt du's mir,
Und dieſer Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringſte deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und ſeh' ich an dem ärmſten eure Tracht,
Empfangen will ihn wie einen Gott,
Ich will ihm ſelbſt ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden
Und nur nach dir und deinem Schickſal fragen.
O geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb wohl! O, wende dich zu uns und gieb
Ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück!
Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb wohl, und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundſchaft deine Rechte!

Thoas.

Lebt wohl!

Anmerkungen. — 1) Geſchwiſter. 2) Zerſtörten. 3) Der auf Tantals Hauſe ruhende Fluch, an dem ſie unſchuldig iſt. 4) Ein Fluß der Unterwelt, deſſen Waſſer, getrunken, Vergeſſenheit alles Vorausgegangenen ſpendet. 5) Weil alter Götterfluch auf jedem Gliede ihres Hauſes laſtet. 6) Der Fremde. 7) Jupiters, des Donnergottes. 8) Teil der Unterwelt. 9) der Helena, Gemahlin des Menelaus, des Königs von Sparta, die durch Paris, den Sohn des Königs Priamus von Troja entführt worden war. 10) Ich fürchte bei längerem Wortwechſel die Selbſtbeherrſchung zu verlieren. 11) Der Mond. 12) Furien, Rachegeiſter; ſie ſteigen aus der Unterwelt zur Verfolgung der Verbrecher herauf. 13) Geſpenſter. 14) Das Totenreich. 15) Nach dem Totenreiche. 16) Abgeſehen. 17) Den zum Opfertode Beſtimmten wurden die Feſſeln abgenommen. 18) Patrokles. 19) Palamedes, angeblich Erfinder des Brettſpiels, war aus Euböa. 20) Ajax, Sohn Telamons; ſiehe Schwab, Die ſchönſten Sagen des Altertums. 21) Wohnung der Götter und Halbgötter, der Helden der Vorzeit. 22) Eigentlich ein See bei Cumä in Unter-Italien; eine Höhle in ſeiner Nähe hielt man für den Eingang in die Unterwelt, daher Avernus-Unterwelt, Totenreich. 23) Den Furien oder Erinnyen: ſie ſind Töchter der Nacht und des Erebos. 24) Der Zweifel über ſeine Berechtigung zum Rächer des Vaters an der Mutter. 25) Unterwelt; eigentl. Grenzſtrom der Unterwelt Strom der Klagen. 26) Nach Euripides „Iphigenie bei den Tauriern" ſtürzten die Skythen die zum Opfertode Beſtimmten von dem Felſen, den der Dianatempel krönte, in das Meer. 27) Die Rachegöttinnen. 28) Das Blut der Mutter. 29) Der Wahnſinn ergreift den Oreſtes. 30) Des Bacchus. 31) Die Wut der Bacchantinnen. 32) In leichtem Tode. 33) Der Gott und Herrſcher im Totenreiche. 34) Schickſalsgöttinnen. 35) Eigentl. ſo viel als die „Huldvollen"; ſo werden die Erinnyen genannt, weil ſie gegen die ſchuldloſen Menſchen freundlich waren und den Reuigen in Güte aufnahmen.

Aus „Iphigenie bei den Tauriern".

Von Euripides (408—406 v. Chr.).

Alle 3 großen Tragiker des griechiſchen Altertums, Aeſchylos, Sophokles und Euripides haben die Iphigenienſage im Zuſammenhange mit jener von Oreſt behandelt. Erhalten ſind uns nur noch die beiden Iphigenien des Euripides, „Iphigenie in Aulis" und „Iphigenie bei den Tauriern". Euripides, zu Salamis am Tage der nach dieſer Inſel benannten Seeſchlacht geboren, ſtarb in Pella. Er erwarb ſich philoſophiſche und rhetoriſche Kenntniſſe und ſchuf viele Bühnenſtücke, deren Zahl auf 75 oder 78, ſogar auf 92 angegeben wird; die meiſten ſind jedoch verloren gegangen. „Iphigenie bei den Tauriern" zählt zu den vorzüglicheren der erhaltenen Tragödien. Dem Stücke des attiſchen Dichters entnahm Goethe den Stoff zu ſeinem Drama „Iphigenie in Tauris". Aber wie verſchieden ſind beide Dichter in Auffaſſung und Durchführung desſelben. Euripides war an eine Ortsſage gebunden. — In Brauron, an der Südoſtküſte Attikas, wurde unter dem Namen der brauroniſchen oder tauriſchen Artemis ein Bild dieſer Göttin verehrt, das angeblich durch Iphigenie aus Taurien dorthin gebracht worden war. Euripides hatte ſich die Aufgabe geſetzt, dieſe Entführung der Göttin aus dem Lande der Barbaren zu verherrlichen. Er konnte das nicht anders als durch unmittelbares Eintreten der Gottheit, welche den widerwilligen Thoas von weiterer Verfolgung abhält. Goethe wollte der heilenden und ſiegreichen Macht der Wahrhaftigkeit ein Denkmal ſetzen. Er hat beide Teile der Handlung, ſowohl die Wiederherſtellung der Geiſtesfreiheit des Oreſt als die Erringung der äußeren Freiheit der Fremdlinge dem perſönlichen Eingreifen der Gottheit entriſſen und läßt ſie aus dem Seelenleben der handelnden Perſonen hervorgehen.

Wie ſticht die künſtleriſche Darlegung der Verwandſchaftsverhältniſſe Iphigeniens bei Goethe von der trockenen Aufzählung derſelben in dem Prologe des Euripides ab! Wie kalt läßt uns dieſer, während Goethe's 1. Scene ſogleich in uns eine weihevolle Stimmung hervorruft.

Des Euripides Iphigenie teilt die hochmütige Verachtung der damaligen Griechen gegen die Barbaren. Sie ſelbſt rät den Trug gegen Thoas an und führt ihn auch durch. Sie ſchwelgt in dem Gedanken, Menelaos und Helena, wenn ſie an Tauriens Küſte verſchlagen würden, opfern zu können. Da ihr ſelbſt der Trug nicht fremd iſt, anerkennt ſie erſt nach genauer Prüfung Oreſt als ihren Bruder. Thoas weicht einem Machtgebote der Göttin, Goethe's Drama klingt in einem herzlichen „Lebt wohl" aus.

Erſter Akt.

Prolog.

Iphigenie
(aus dem Tempel tretend).

Als Pelops, Sohn des Tantalos, nach Piſa kam
Mit ſchnellen Stuten, freit' er Oenomaos' Kind.
Ihr Sohn war Atreus, deſſen Söhne Menelaus
Und Agamemnon, und ich ſelbſt des letztern Kind,
Der Tyndaride Tochter, Iphigenia.
Dort, wo bei häufig wehndem Wind der Euripos
Die dunkle Flut in Wirbeln durch die Enge jagt,
Ward ich vom Vater, wie er glaubt, in Aulis' Bucht
Der Artemis geopfert wegen Helena's.
Hier war es, wo Fürſt Agamemnon jene Schar
Unzähl'ger Griechenſchiffe ſich verſammeln hieß,
Um vor den Mauern Ilions den Siegeskranz
Für Griechenland zu pflücken und der Helena
Entweihten Bund zu rächen nach des Bruders Wunſch.
Doch als kein Wind ſich heben will zur günſt'gen Fahrt,
Da bringt er Opfer und vernimmt aus Kalchas' Mund:
„Fürſt Agamemnon, der du dieſen Griechenzug
Befehligſt, eher läuft vom Stapel hier kein Schiff,
Bis Artemis zum Opfer Iphigenien,
Dein Kind, empfangen; denn du haſt der Göttin einſt,
Der Strahlenden, des Jahres ſchönſte Frucht gelobt.
Dir lebt aus deiner Gattin Klytämneſtra Schoß
Daheim ein Mädchen (alſo mir ward jener Preis!),
Die mußt du ſchlachten". Und Odyſſeus lockt mit Liſt,
Mich weg von meiner Mutter Schoß als Braut Achills.
In Aulis aber legten ſie mich Arme hoch
Auf einen Holzſtoß, und der Stahl war ſchon gezückt,
Da raffte mich die Göttin, eine Hindin raſch
An meine Stelle legend, durch die Luft hinweg
Und führte bleibend mich ins Land der Taurier,
Wo ein Barbar Barbarenvolk als Fürſt beherrſcht,
Dem, weil er wie mit Flügelkraft zu eilen weiß,
Von ſeiner Füße Schwung der Name Thoas ward.
Er gab von dieſem Tempel mir das Prieſteramt,
Und nach der Satzung, die der Artemis gefällt
— Mehr ſag' ich nicht, aus heil'ger Scheu vor ihrem Zorn —
Muß ich zum Opfer jeden Griechen weih'n, der hier
Den Strand betritt; die blut'ge Handlung liegt jedoch
Im Innern dieſes Tempels andern Händen ob.
Jetzt aber hör', o Aether, wenn bei dir noch Heil
Zu finden, welch ein Schreckensbild die Nacht gebar:
Mir war im Traum, als ob ich, fern von dieſem Land,
Daheim in Argos unter meinen Frau'n entſchlief.
Da, plötzlich, bebt der feſte Boden unter mir:
Ich floh, und draußen ſah ich, wie der Giebel ſtürzt,
Und wie das ganze Haus ſodann, zum Fall geneigt,
Von hohen Pfeilern niederſchmettert auf den Grund.
Nur eine Säule meines Vaterhauſes blieb
— So däucht' es mir —, aus ihrem Knauf wuchs blondes Haar
Hervor, und ihre Stimme war wie Menſchenlaut.
Ich, meinem Amt, dem menſchenmordenden, getreu,
Beſprengte ſie, als wäre ſie dem Tod beſtimmt,
Und weinte laut. Dies Traumbild deut' ich alſo mir:
Oreſt iſt tot; ihn hab' als Opfer ich geweiht,
Denn eines Hauſes Säulen ſind die Söhne ja,
Und wen mein Opferwaſſer trifft, den trifft der Tod.
Nun will ich, fern, dem fernen Bruder Spenden weihn,
Als einem Toten — dies allein vermag ich ja! —
Mit meinen Dienerinnen, den hellen'ſchen Frau'n,
Die mir der Fürſt gegeben. Doch — was ſäumen ſie
Und bleiben fern? Ich will indes ins Heiligtum
Der Göttin treten, das ja meine Wohnung iſt.

Dritter Aufzug.

Oreſt.

Weh mir! wir ſind verloren; keine Rettung mehr!

Iphigenie.

Ich habe, dünkt mich, einen eignen Rettungsplan.

Oreſt.

Und welchen? Laß mich hören, was du ausgedacht.

Iphigenie.

Dein Seelenleiden ſoll zur Liſt mir dienlich ſein.

Oreſt.

Wenn's Liſten gilt, ſo ſeid ihr Frauen ſtets geſchickt.

Iphigenie.

Du meideſt Argos, ſag' ich, wegen Muttermords —

Oreſt.

Benutze nur mein Leiden, wenn's dir Vorteil bringt.

Iphigenie.

Und Frevel ſei's, dich opfernd Artemis zu weihn.

Oreſt.

Und welchen Grund gebrauchſt du? Zwar ich ahn' ihn wohl.

Iphigenie.

Du ſei'ſt befleckt, ich opfere das Reine nur.

Oreſt.

Was nützt die Liſt uns aber zu des Bildes Raub.

Iphigenie.

Ich wolle rein dich waſchen durch die Meeresflut.

Oreſt.

Doch ſteht das Bild, das Ziel der Fahrt, am gleichen Fleck.

Iphigenie.

Auch dieſem thue Waſchen not, weil du's berührt.

Oreſt.

Wo meinſt du? wo die Meerflut über's Ufer wogt?

Iphigenie.

Dort, wo dein Schiff das Ankertau geworfen hat.

Oreſt.

Willſt du das Bildnis tragen? Wird's ein andrer thun?

Iphigenie.

Ich; denn es anzurühren iſt nur mir erlaubt.

Oreſt.

Doch welche Rolle ſpielt im Plan denn Pylades?

Iphigenie.

Die gleiche Blutſchuld, werd' ich ſagen, haft' ihm an.

Oreſt.

Geſchieht es mit des Fürſten Wiſſen oder nicht?

Iphigenie.

Ich werd' ihn überzeugen; heimlich geht es nicht.

Oreſt.

Das Schiff mit gutem Ruderwerke ſteht bereit.

Iphigenie.

Auch für das andre ſorge, daß es wohl gelingt.

Fauſt.

Tragödie von Wolfgang von Goethe (1749—1832.)

Unter allen Werken Goethe's, ja unſeres geſamten Schrifttums nimmt der „Fauſt" die erſte Stelle ein. „Sein Name und ſein Ruhm reichen ſo weit, als die äußerſten Grenzen der Kunde deutſcher Dichtung" und für das deutſche Volk hat das Werk trotz ſo mancher Wandlungen der Anſchauungen immer die gleiche Anziehungskraft ſich bewahrt. „Fauſt" iſt die Lebensarbeit Goethe's. Vom Jahre 1733 iſt das früheſte Zeugnis über die Dichtung und wenige Wochen vor ſeinem Tode ſchloß er den 2. Teil. Der 1. Teil erſchien vollendet im Jahre 1808, der 2. Teil erſt nach dem Tode des Dichters. Die erſte Idee ſtellte ſich bei Goethe ein, als er im Jahre 1769 alchemiſtiſche Studien betrieb. Später lernte er das Volksbuch vom Dr. Fauſt kennen und im Jahre 1773 ſah er auf der Frankfurter Meſſe ein Puppenſpiel von Dr. Fauſt. Dem Ganzen voran geht ein Vorſpiel, das aus 2 Teilen beſteht, einem Vorſpiele auf dem Theater, in welchem der Theaterdirektor dem Dichter und der „luſtigen Perſon" befiehlt, in einem Stücke „den ganzen Kreis der Schöpfung auszuſchreiten und vom Himmel durch die Welt zur Hölle zu wandeln", und einem Prolog im Himmel, in welchem der Herr dem Teufel Mephiſtopheles erlaubt, den Fauſt zu verſuchen.

Der Tragödie erſter Teil.

Nacht.

(In einem hochgewölbten engen, gotiſchen Zimmer Fauſt unruhig auf ſeinem Seſſel am Pulte.)

Fauſt.

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medicin,
Und leider auch Theologie
Durchaus ſtudiert, mit heißem Bemühn!
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doktor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr'
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür iſt mir auch alle Freud' entriſſen,
Bilde mir nicht ein, was recht's zu wiſſen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geiſtes Kraft und Mund,
Nicht manch' Geheimnis würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit ſaurem Schweiß,
Zu ſagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innerſten zuſammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.
O ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht:
Dann, über Büchern und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſchienſt du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Berges-Höh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen
In deinem Tau geſund mich baden!
Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!
Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht!
Beſchränkt von dieſem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staubt bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrat drein geſtopft —
Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!
Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinem Buſen klemmt,
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Tiergeripp und Totenpein.
Flieh! Auf! Hinaus in's weite Land!
Und dies geheimnisvolle Buch,
Von Noſtradamus eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkenneſt dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweiſt,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt.
Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

(Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus)

Ha! welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das inn're Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnisvollem Trieb
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich, was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt tot!
„Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenrot!"

(Er beſchaut das Zeichen.)

Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins mit dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die gold'nen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchdringen!
Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!
Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?

(Er ſchlägt unwillig das Buch um und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes.)

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du, Geiſt der Erde, biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen.
Es wölkt ſich über mir —
Der Mond verbirgt ſein Licht —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rote Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und koſtet es mein Leben!

(Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnisvoll aus. Es zuckt eine rötliche Flamme, der Geiſt erſcheint in der Flamme.)

Geiſt.

Wer ruft mir?

Fauſt (abgewendet).

Schreckliches Geſicht!

Geiſt.

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' geſogen,
Und nun —

Fauſt.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geiſt.

Du flehſt eratmend mich zu ſchauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſehn;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenſchen dich! Wo iſt der Seele Ruf?
Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben?
Wo biſt du, Fauſt, des Stimme mir erklang,
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt Du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm!

Fauſt

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines gleichen!

Geiſt.

In Lebensfluten, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben,
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Fauſt.

Der du die weite Welt umſchweifſt,
Geſchäftiger Geiſt, wie nah' fühl' ich mich dir!

Geiſt.

Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt,
Nicht mir!

(Verſchwindet.)

Im Schmerz über dieſen Mißerfolg greift Fauſt zum Giftbecher, um ſich ſo den Eintritt in das Reich des Ueberirdiſchen zu erzwingen, allein die Klänge des Oſtergeſanges rufen ihn von ſeinem verbrecheriſchen Vorhaben zur Beſonnenheit zurück. Auf einem Spaziergange ſchließt ſich ihm ein Pudel an, der ſich in ſeiner Wohnung als Teufel Mephiſtopheles entpuppt. Fauſt geht mit ihm einen Vertrag ein:

Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! Du biſt ſo ſchön!
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Totenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frei,
Die Uhr mag ſteh'n, der Zeiger fallen,
Es ſei die Zeit für mich vorbei!

Anfangs zerſtreut Mephiſtopheles ſeinen Herrn durch Zauberkünſte, ſodann führt er ihm das Bild Gretchens vor, und Fauſt wird von der Leidenſchaft der Liebe ergriffen. Aber, vom Böſen eingeflößt, wirkt dieſe Liebe böſes. Gretchen wird ſchuld am Tode ihrer Mutter, ihres Bruders und Mörderin ihres Kindes. Zum Tode verurteilt, dem Wahnſinne verfallen, ſitzt ſie im Gefängniſſe. Fauſt will ſie befreien, aber ſie weigert ſich, der mit ihm verbündeten Höllenmacht zu folgen. Eine Stimme von oben verkündet für Gretchen: „Sie iſt gerettet", den Fauſt aber fordert Mephiſtopheles: „Her zu mir."

Der Tragödie zweiter Teil.

Fauſt, an Mephiſtopheles Hand, durchmißt alle Räume der Erde und der Unterwelt, durchwandert gewiſſermaßen Altertum und Mittelalter; die verſchiedenſten Menſchenverhältniſſe treten an ihn heran. Der Teufel führt ihm ſogar Helena zu. Endlich zieht ſich Fauſt, aller Genüſſe ſatt, in einen Palaſt ans Meeresufer zurück.

(Akt 5. Schluß.)

Vor dem Palaſt. Mitternacht. Vier graue Weiber treten auf.

Erſte.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Not.

Zu drei.

Die Thür iſt verſchloſſen, wir können nicht ein;
Drinn wohnet ein Reicher, wir mögen nicht' nein.

Mangel.
Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.
Da werd' ich zu nicht.

Not.
Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.

Sorge.
Ihr Schweſtern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge, ſie ſchleicht ſich durch's Schlüſſelloch ein.

(Sorge verſchwindet.)

Mangel.
Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier!

Schuld.
Ganz nah' an der Seite verbind' ich mich dir.

Not.
Ganz nah an der Ferſe begleitet die Not.

Zu drei.
Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der —
Tod.

Fauſt (im Palaſt).
Vier ſah ich kommen, drei nur geh'n;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſteh'n.
Es klang ſo nach, als hieß es — Not,
Ein düſt'res Reimwort folgte — Tod;
Es tönte hohl, geſpenſterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Menſch zu ſein.
Das war ich ſonſt, eh' ich's im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll,
Daß niemand weiß, wie er ihn meiden ſoll.
Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgeſpinſt verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeſchick.
Von Aberglauben früh und ſpät umgarnt —
Es eignet ſich, es zeigt ſich an, es warnt —
Und ſo verſchüchtert ſtehen wir allein,
Die Pforte knarrt und niemand kommt herein.

(Erſchüttert,)
Iſt jemand hier?

Sorge.
Die Frage fordert Ja!

Fauſt.
Und du, wer biſt denn du?

Sorge.
Bin einmal da.

Fauſt.
Entferne dich!

Sorge.
Ich bin am rechten Ort.

Fauſt
(erſt ergrimmt, dann beſänftigt für ſich).
Nimm dich in Acht und ſprich kein Zauberwort!

Sorge.
Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Geſtalt
Ueb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängſtlicher Geſelle;
Stets gefunden, nie geſucht,
So geſchmeichelt wie geflucht.
Haſt du die Sorge nie gekannt? —

Fauſt.
Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüſt ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwiſchte, ließ ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünſcht und ſo mit Macht
Mein Leben durchgeſtürmt; erſt groß und mächtig,
Nun aber geht es weiſe, geht bedächtig.
Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt,
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken ſeines gleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um!
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt, läßt ſich ergreifen.
Er wandle ſo den Erdentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken, geh' er ſeinen Gang;
Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

Sorge.
Wen ich einmal nur beſitze,
Dem iſt alle Welt nichts nütze:
Ewiges Düſter ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter;
Bei vollkomm'nen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sei es Wonne, ſei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Iſt der Zukunft nur gewärtig
Und ſo wird er niemals fertig.

Fauſt.
Hör' auf! ſo kommſt du mir nicht bei!
Ich mag nicht ſolchen Unſinn hören.
Fahr hin! die ſchlechte Litanei,
Sie könnte ſelbſt den klügſten Mann bethören.

Sorge.
Soll er gehen? ſoll er kommen?
Der Entſchluß iſt ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er taſtend halbe Schritte;
Er verliert ſich immer tiefer,
Siehet alle Dinge ſchiefer,
Sich und and're läſtig drückend,
Atem holend und erſtickend;
Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam Rollen,
Schmerzlich Laſſen, widrig Sollen
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und halb Erſticken,
Heftet ihn an ſeine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Fauſt.
Unſelige Geſpenſter! ſo behandelt ihr
Das menſchliche Geſchlecht zu tauſendmalen;
Gleichgiltige Tage ſelbſt verwandelt ihr
In garſtigen Wirrwar netzumſtrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man ſchwerlich los,
Das geiſtig-ſtrenge Band iſt nicht zu trennen:
Doch deine Macht, o Sorge, ſchleichend groß,
Ich werde ſie nicht anerkennen.

Sorge.
Erfahre ſie, wie ich geſchwind
Mich mit Verwünſchung von dir wende!
Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauſte, werde du's am Ende.

(Sie haucht ihn an.)

Fauſt (erblindet).
Die Nacht ſcheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herrn Wort, es giebt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich ſchauen, was ich kühn erſann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgeſteckte muß ſogleich geraten.
Auf ſtrenges Ordnen, raſchen Fleiß
Erfolgt der allerſchönſte Preis;
Daß ſich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geiſt für tauſend Hände.

Großer Vorhof des Palaſts.

Fackeln.

Mephiſtopheles (als Aufſeher voran).
Herbei, herbei! Herein, herein!
Ihr ſchlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen!

Lemuren (im Chor).
Wir treten dir ſogleich zur Hand
Und, wie wir halb vernommen,
Es gilt wohl gar ein weites Land,
Das ſollen wir bekommen.
Geſpitzte Pfähle, die ſind da,
Die Kette lang zum Meſſen;
Warum an uns der Ruf geſchah,
Das haben wir vergeſſen.

Mephiſtopheles.
Hier gilt kein künſtleriſch Bemüh'n;
Verfahret nur nach eig'nen Maßen!
Der Längſte lege längelang ſich hin,
Ihr andern lüftet ringsumher den Raſen!
Wie man's für unſre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palaſt in's enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren
(mit neckiſchen Geberden grabend).
Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht, das war wohl ſüße;
Wo's fröhlich klang und luſtig ging,
Da rührten ſich meine Füße.
Nun hat das tückiſche Alter mich
Mit ſeiner Krücke getroffen;
Ich ſtolpert' über Grabes Thür,
Warum ſtand ſie juſt offen?

Fauſt
(aus dem Palaſte tretend, taſtet an den Thürpfoſten).
Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!
Es iſt die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit ſich ſelbſt verſöhnet,
Den Wellen ihre Grenze ſetzt,
Das Meer mit ſtrengem Band umzieht.

Mephiſtopheles (beiſeite).
Du biſt doch nur für uns bemüht.

Fauſt.
Solch' ein Gewimmel möcht' ich ſeh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſteh'n.
Zum Augenblicke dürft ich ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n. —
Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

(Fauſt ſinkt zurück, die Lemuren faſſen ihn auf und legen ihn auf der Boden).

Mephiſtopheles.
Ihn ſättigt keine Luſt, ihm g'nügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechſelnden Geſtalten;
Den letzten, ſchlechten, leeren Augenblick,
Der Arme wünſcht ihn feſt zu halten.
Der mir ſo kräftig widerſtand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr ſteht ſtill —

Chor.
Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephiſtopheles.
Er fällt, es iſt vollbracht.

Chor.
Es iſt vorbei.

Mephiſtopheles.
Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkomm'nes Einerlei!
Was ſoll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geſchaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da iſt's vorbei!" Was iſt daran zu leſen?
Es iſt ſo gut, als wär' es nicht geweſen,
Und treibt ſich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Mephiſtopheles ruft Höllengeiſter zu Hilfe, damit ihm Fauſt's Seele nicht entſchlüpfe, von oben aber ſchweben roſenſtreuende Engel herab, zwingen die Teufel zum Weichen und entführen Fauſt's unſterblichen Teil. Die letzte Szene führt Bergſchluchten, Wald, Fels, Einöde vor. Einſiedler, Gottbegeiſterte und ſelige Knaben ſingen Lobeſchöre, Engel und mit ihnen heilige Frauen und Büßerinnen ſtimmen ein; eine, die ſonſt Gretchen hieß, bittet für Fauſt und der Chorus mysticus ſchließt:

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;

Das Unbeſchreibliche,
Hier iſt es gethan,
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Wilhelm Tell.

Von

Friedrich von Schiller (1759—1805).

Am 25. Auguſt 1803 ſchrieb Schiller in ſeinen Kalender; „Dieſen Abend an den Tell gegangen", und am 18. Februar 1804 noch kürzer: „Den Tell geendigt."

Auf dieſen ſchweizeriſchen Volkshelden war der Dichter durch Goethe ſchon 1797 aufmerkſam geworden. Dieſer hatte ſich nach ſeiner Schweizerreiſe längere Zeit mit dem Gedanken getragen, die befreiende That des kühnen Schützen in einem Heldengedichte zu beſingen, war aber davon abgegangen und hatte den Stoff ausdrücklich an Schiller abgetreten.

Auch dieſer wurde nicht ſogleich ſchlüſſig, ſondern ſchwankte zwiſchen verſchiedenen ihm vorliegenden Entwürfen, den „Malteſern", dem „Warbeck" und dem „Tell", bis er ſich zu letzterem entſchloß.

Als Schiller an den Tell ging, war er ſchon leidend, und ganz beſonders hart ſetzte ihm ein Krampfhuſten zu. Außerdem mußte er erſt eingehend ſich über Land und Leute der Schweiz unterrichten, welches Land er nicht ſelbſt beſucht hatte. Hierbei unterſtützte ihn weſentlich ſein Freund Goethe. Auch Ereigniſſe des äußeren Lebens fielen ſtörend und hemmend in die Zeit dieſer Arbeit, ſo der Beſuch der geſprächigen Frau von Staël (Dezember 1803 bis März 1804) und der Tod Herders. Unter dieſen Umſtänden geſtaltete ſich das ſchnelle Fortſchreiten der ſchwierigen Arbeit zu einem beſonders glänzenden Zeugnis der in Schillers Geiſt lebenden, ſchaffenden und bildenden Kraft.

Goethes Urteil über den „Tell" lautete nach dem erſten Durchleſen der Dichtung: „Das Werk iſt fürtrefflich geraten und hat mir einen ſchönen Abend verſchafft."

Am 17. März 1804 wurde das Schauſpiel in Weimar aufgeführt und erregte bei den Zuhörern einmütigen Beifall. Nach einigen aus ſtaatlichen Rückſichten vorgenommenen Abänderungen gelangte der „Wilhelm Tell" im Juli auch in Berlin zur Darſtellung und fand begeiſterte Aufnahme.

Der Schauſpieler und Dichter Iffland (1759—1814) ſchrieb an Schiller: „Ich habe geleſen, verſchlungen, meine Kniee gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiſte, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt."

In den folgenden traurigen Jahren der Knechtſchaft Deutſchlands unter Napoleons Gewalt, wie auch 1813 u. 1870, in den Jahren aufflammender Begeiſterung, galt das Schauſpiel als Ausdruck der Vaterlands- und Freiheitsliebe. In dieſem Sinne iſt es volkstümlich geworden wie kaum ein anderes Bühnenſtück Schillers.

Das Geſchichtliche des Dramas entnahm Schiller verſchiedenen Geſchichtsſchreibern, beſonders der Chronik von Aegidius Tſchudi (1505—72), deſſen „treuherziger, herodoteïſcher, ja faſt homeriſcher Geiſt" auf den Dichter mächtig wirkte, wie er ſelbſt ſagt.

Außerdem benützte er die Schweizergeſchichte des Geſchichtſchreibers Johannes von Müller (1752—1809). Für die Natur des Landes ſuchte er Aufſchluß in den Werken von Andreas Scheuchzer, dem Schweizer Reiſehandbuch von Joh. Gottfr. Ebel (1764—1830) und anderen. Von beſonderem Werte wurden ihm jedoch Goethes mündliche Mittheilungen über dieſes Alpenland. In wirklich wunderbarer Weiſe wandelte bei ihm die dichteriſche Anſchauungskraft die geleſenen und gehörten Schilderungen in lebendige Bilder um, die der Wirklichkeit faſt vollſtändig entſprechen.

Aegidius Tſchudi erzählt den Vorgang in ſeinem Chronicon Helveticum (Ausgabe von Iſelin, 1734) in folgender Weiſe:

Darnach am Sonntag nach Othmari1), war der 18. Wintermonats, gieng ein redlicher frommer Landt-Mann von Uri, Wilhelm Tell genant, (der ouch heimlich in der Pundts Geſellſchaft was) zu Altdorf etlichmal für den uffgehenckten Hut, und tett Im kein Reverentz an, wie der Land-Vogt Geßler gebotten hat; das ward Jme Landt-Vogt angezeigt. Alſo morndes2) darnach am Montag berufft Er den Tellen für ſich, fragt In trutzlich, warumb er ſinen Gebotten nit gehorſam wäre und dem Künig ouch Jme zu Verachtung dem Hut kein Reverentz bewiſen hette? Der Tell gab Antwurt: Lieber Herr, es iſt ungevärd3) und nit uß Verachtung geſchechen, verzichend4) mirs, wär ich witzig ſo hieß ich nit der Tell, bitt umb Gnad, es ſoll nit mer geſchechen. Nun was der Tell ein guter Armbruſt-Schütz, daß man In beſſer kum fand, und hat hübſche Kind, die Im lieb warend, die beſchickt der Landt-Vogt, und ſprach: Tell, welches under denen Kinden iſt dir das liebſt? Der Tell antwurt: Herr, ſi ſind mir alle glich lieb. Do ſprach der Landt-Vogt: Wolan Tell, du biſt ein guter verruempter5) Schütz, als ich hör, nun wirſt du din Kunſt vor mir müſſen beweren, und diner Kinden einem ein Oepffel ab ſinem Houpt müſſen ſchießen, darumb hab eben Acht, daß du den Oepffel treffeſt, dann trifſt du In nit des erſten Schutzes6), ſo koſt es dich din Leben. Der Tell erſchrack, bat den Landt-Vogt um Gottes willen, daß Er Jne des Schutzes erließe, dann es unnatürlich wäri, daß er gegen ſinem lieben Kind ſolte ſchießen, Er wöll lieber ſterben. Der Landt-Vogt ſprach: Das muſt du tun, oder du und das Kind ſterben. Der Tell ſach wol, daß Ers thun muſt, bat Gott inniglich, daß Er In und ſin lieb Kind behüte. Nam ſin Armbruſt, ſpien7) es, legt uff den Pfyl, und ſtackt noch ein Pfyl hinden in das Göller8), und legt der Landt-Vogt dem Kind (das nit mehr dann 6 Jar alt was) ſelbs den Oepffel uff ſin Houpt. Alſo ſchoß der Tell dem Kind den Oepffel ab der Scheitlen des Houpts, daß Er das Kind nie verletzt. Do nun der Schutz geſchechen was, verwundert ſich der Landt-Vogt des meiſterlichen Schutzes, lobt den Tellen ſiner Kunſt, und fragt Jne, was das bedüte, daß Er noch ein Pfyl hinden ins Göller geſteckt hette? Der Tell erſchrack aber, und gedacht, die Frag bedütet nützit Guts, doch hett er gern die Sach glimpfflich verantwurt, und ſprach: Es wäre alſo der Schützen Gewohnheit; der Landt-Vogt merckt wol, daß ihm der Tell entſaß9), und ſprach: Tell nun ſag mir frölich die Wahrheit, und furcht dir nützit darumb, du ſolt dins Lebens ſicher ſein, dann die gegebene Antwurt nimm ich nit an, es wird etwas anders bedüt haben. Do redt Wilhelm Tell: Wolan Herr, ſidmalen10) Ir mich mins Lebens verſichert habend, ſo will ich üch die grundlich Warheit ſagen, daß min entliche Meinung geweſen, wann ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfyl erſchuſſen, und one Zwifel üwer nit gefält wolt haben. Do der Landt-Vogt das hört, ſprach Er: Nun wolan Tell: Ich hab dich dins Lebens geſichert, das will ich dir halten, diewil ich aber din böſen Willen gegen mir verſtan, ſo will ich dich füren laſſen an ein Ort, und allda inlegen,11) daß du weder Sunn noch Mon niemerme ſechen ſolt, damit ich vor dir ſicher ſig. Hieß hiemit ſine Diener In fachen12) und angentz13) gebunden gen Flülen füren. Er für ouch mit Inen, und nam des Tellen Schießzüg, Kocher, Pfyl und Armbruſt ouch mit Im, wolts Im ſelbs behalten; alſo ſaß der Landt-Vogt ſambt den Dienern, und dem gebundnen Tellen in ein Schiff, wolt gen Brunnen faren, und darnach den Tellen über Landt durch Schwitz in ſin Schloß gen Küßnach füren, und alda in einem finſtern Thurn ſin Leben enden; des Tellen Schieß-Züg ward im Schiff uff den Bieten oder Granſen14) bim Stürruder gelegen.

Wie ſi nun uff den See kamend, und hinuff furend, biß an Achſen das Ecke, do fugt Gott, daß ein ſolcher gruſamer ungeſtümmer Sturm-Wind infiel, daß ſi ſich all verwegen hattend15) ärmklich zu ertrincken. Nun was der Tell ein ſtarcker Mann, und kondt vaſt16) wol uff dem Waſſer; do ſprach der Dienern einer zum Landt-Vogt, Herr Ir ſechend üwre und unſre Not und Gfar unſers Lebens, darinn wir ſtand, und daß die Schiff Meiſter erſchrocken, und des Farens nit wol bericht; nun iſt der Tell ein ſtarcker Mann, und kan wol ſchiffen, man ſolt In jetz in der Not bruchen. Der Landt-Vogt war der Waſſer-Not gar erklupfft17), ſprach zum Tellen: Wann du uns getruwtiſt uß diſer Gfahr zu helffen, ſo wölt ich dich diner Banden ledigen; der Tell gab Antwurt: Jo Herr, ich getruwe uns mit Gottes Hilff wol hiedannen ze helffen. Alſo ward Er uffgebunden, ſtund an das Stürruder und fur redlich dahin, doch lugt Er allweg uff den Schieß-Züg, der ze nächſt bi Im lag, und uff ein Vorteil hinuß zu ſpringen, und wie er kam nah zu einer Blatten (die ſidhar den Namen des Tellen Blatten behalten, und ein Heilig Hüßlin18) dahin gebuwen iſt) beducht Im, daß Er daſelbs wol hinuß geſpringen und entrünnen möcht, ſchry den Knechten zu, daß ſi hantlich zugind, biß man für dieſelb Blatten käme, wann19) ſie hattend dann das Böſiſt überwunden, und als Er nebent die Blatten kam, truckt Er den hindern Granſen mit Macht (wie Er dann ein ſtarcker Mann was) an die Blatten, erwüſcht ſin Schieß-Züg, und ſprang hinuß uff die Blatten, ſtieß daß Schiff mit Gewalt von Im, ließ ſie uff dem See ſchweben und ſchwencken, der Tell aber luff Bergs und Schattens halb20) (dann noch kein Schnee gefallen was) über Morſach uß durch das Landt Schwitz, bis uff die Höhe an der Landt-Straß, zwüſchend Art und Küßnach da eine hole Gaß iſt, und Geſtüd21) darob, darinn lag Er verborgen, dann Er wußt, daß der Landt-Vogt alda fürryten22) wurd gen Küßnach zu ſiner Burg.

Der Landt-Vogt und ſin Diener kamend mit großer Not und Arbeit übern See gen Brunnen, rittend darnach durch Schwitzer-Landt, und wie ſi der gemelten holen Gaſſen nachneten,23) hört Er allerley Anſchläg des Landt-Vogts wider Jne, Er aber hat ſin Armbruſt geſpannen, und durchſchoß den Landt-Vogt mit einem Pfyl, daß Er ab dem Roß fiel und von Stund an tod was.

Am 25. April 1804, zwei Tage nach der Huldigung der Stände ſeines durch Napoleon I. neu gebildeten Fürſtentums, erhielt Karl Theodor, Freiherr von Dalberg (1743—1817), der letzte Kurfürſt von Mainz, damals Kurerzkanzler, einen Abdruck des „Wilhelm Tell", dem der Dichter folgende Widmung vorgeſetzt hatte:

Wilhelm Tell.

Wenn rohe Kräfte feindlich ſich entzweien
Und blinde Wut die Kriegesflamme ſchürt;
Wenn ſich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laſter ſchamlos ſich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
— Da iſt kein Stoff zu freudigen Geſängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich ſelbſt genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch ſelbſt im Zorn die Menſchlichkeit noch ehrt,
Im Glücke ſelbſt, im Siege ſich beſcheidet:
— Das iſt unſterblich und des Liedes wert,
Und ſolch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen:
Du kannſt's, denn alles Große iſt Dein eigen.

◆

Anmerkungen. — 1) Der 16. November; 2) morgens; 3) durch Zufall, unabſichtlich; 4) verzeihet; 5) berühmter; 6) Schuſſes; 7) ſpannte die Armbruſt; 8) Bekleidung des Halſes und des oberen Rumpfteiles; 9) auswich, entſchlüpfte; 10) da; 11) einſperren; 12) gefangen nehmen; 13) enge; 14) Spitze des Schiffes; 15) einen üblen Ausgang des Wagniſſe., 15) vorausſahen; 16) ſehr; 17) erſchrack; 18) Heiling Hüßlin: Kapelle; 19) denn; 20) auf der Seite des Berges und des Schattens; 21) Staudenwerk, Geſtrüpp; 22) vorbereiten; nahten.

Wilhelm Tell.

Ein Schauſpiel.

Herrmann Geßler, Reichsvogt in Schwyz und Uri.
Werner, Freiherr v. Attinghauſen, Bannerherr.
Ulrich von Rudenz, ſein Neffe.
Werner Stauffacher, Landmann aus Schwyz.
Konrad Hunn, " " "
Itel Reding, " " "
Hans auf der Mauer, " " "
Jörg im Hofe, " " "
Ulrich der Schmied, " " "
Joſt von Weiler, " " "
Walther Fürſt, aus Uri.
Wilhelm Tell, " "
Röſſelmann, der Pfarrer, aus Uri.
Petermann, der Sigriſt, " "
Kuoni, der Hirt, aus Uri.
Werni, der Jäger, " "
Ruodi, der Fiſcher, " "
Arnold von Melchthal, aus Unterwalden.
Konrad Baumgarten, " "
Maier von Sarnen, " "
Struth von Winkelried, " "
Klaus von der Flüe, " "
Burkhart am Bühel, " "
Arnold von Sewa, " "
Pfeifer von Luzern.
Kunz von Gerſau,
Jenny, Fiſcherknabe.
Seppi, Hirtenknabe.
Gertrud, Stauffachers Gattin.
Hedwig, Tells Gattin, Fürſts Tochter.
Bertha v. Bruneck, eine reiche Erbin.
Armgard, Bäuerin.
Mechthild, "
Elsbeth, "
Hildegard, "
Walther, Tells Knabe
Wilhelm, " "
Frießhardt, Söldner.
Leuthold, Söldner.
Rudolf der Harras, Geßlers Stallmeiſter.
Johannes Paricida, Herzog von Schwaben.
Stüſſi, der Flurſchütz.
Der Stier von Uri.
Ein Reichsbote.
Frohnvogt.
Meiſter Steinmetz, Geſellen und Handlanger.
Oeffentliche Ausrufer.
Barmherzige Brüder.
Geßleriſche und Landenbergiſche Reiter.
Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Waldſtätten.

Erſter Aufzug.

Erſte Szene.

Hohes Felſenufer des Vierwaldſtätterſees Schwytz gegenüber.[1]) Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte iſt unweit dem Ufer, **Fiſcherknabe** fährt ſich in einem Kahn. Über den See hinweg ſieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz im hellen Sonnenſchein liegen. Zur Linken des Zuſchauers zeigen ſich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrunde ſieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmoniſche Geläute der Herdenglocken, welches ſich auch bei eröffneter Szene noch eine Zeitlang fortſetzt.

Fiſcherknabe (ſingt im Kahn).
(Melodie des Kuhreihens.)
Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.
Und wie er erwachet in ſeliger Luſt,
Da ſpülen die Waſſer ihm um die Bruſt,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, biſt mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.
Hirte (auf dem Berge).
(Variation des Kuhreihens.)[2])
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne[3]) muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde ſich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.
Alpenjäger
(erſcheint gegenüber auf der Höhe des Felſen).
(Zweite Variation.)
Es donnern die Höhen,[4]) es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindlichtem Weg;
Er ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.
(Die Landſchaft verändert ſich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend.)

Ruodi,[5]) der Fiſcher, kommt aus der Hütte. **Werni,**[6]) der Jäger, ſteigt vom Felſen. **Kuoni,**[7]) der Hirt, kommt mit dem Melknapf auf der Schulter; **Seppi,**[8]) ſein Handbube, folgt ihm.

Ruodi.
Mach hurtig, Jenni.[9]) Zieh die Naue[10]) ein
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenſtein[11]) zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläſt es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da ſein, eh wir's denken.
Kuoni.
's kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe freſſen
Mit Begierde Gras, und Wächter ſcharrt die Erde.
Werni.
Die Fiſche ſpringen, und das Waſſerhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter iſt im Anzug.
Kuoni (zum Buben).
Lug', Seppi, ob das Vieh ſich nicht verlaufen.
Seppi.
Die braune Liſel kenn' ich am Geläut.
Kuoni.
So fehlt uns keine mehr, die geht am weitſten.
Ruodi.
Ihr habt ein ſchön Geläute, Meiſter Hirt.
Werni.
Und ſchmuckes Vieh — Iſt's Euer eignes, Landsmann?
Kuoni
Bin nit ſo reich — 's iſt meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghäuſers, und mir zugezählt.
Ruodi.
Wie ſchön der Kuh das Band zu Halſe ſteht.
Kuoni.
Das weiß ſie auch, daß ſie den Reihen führt,
Und, nähm' ich ihr's, ſie hörte auf zu freſſen.
Ruodi.
Ihr ſeid nicht klug, ein unvernünft'ges Vieh —
Werni.
Iſt bald geſagt. Das Tier hat auch Vernunft;
Das wiſſen wir, die wir die Gemſen jagen.
Die ſtellen klug, wo ſie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die ſpitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.
Ruodi (zum Hirten).
Treibt Ihr jetzt heim?
Kuoni.
Die Alp iſt abgeweidet.
Werni.
Glückſel'ge Heimkehr, Senn!
Kuoni.
Die wünſch' ich Euch;
Von Eurer Fahrt kehrt ſich's nicht immer wieder.
Ruodi.
Dort kommt ein Mann in voller Haſt gelaufen.
Werni.
Ich kenn' ihn, 's iſt der Baumgart von Alzellen.
Konrad Baumgarten (atemlos hereinſtürzend).

Baumgarten.
Um Gotteswillen, Fährmann, Euren Kahn!
Ruodi.
Nun, nun, was giebt's ſo eilig?
Baumgarten.
Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode. Setzt mich über!
Kuoni.
Landsmann, was habt Ihr?
Werni
Wer verfolgt Euch denn
Baumgarten (zum Fiſcher).
Eilt, eilt, ſie ſind mir dicht ſchon an den Ferſen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir;
Ich bin ein Mann des Tods, wenn ſie mich greifen.
Ruodi.
Warum verfolgen Euch die Reiſigen?
Baumgarten.
Erſt rettet mich, und dann ſteh' ich Euch Rede.
Werni.
Ihr ſeid mit Blut befleckt, was hat's gegeben?
Baumgarten.
Des Kaiſers Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —
Kuoni.
Der Wolfenſchießen! Läßt Euch der verfolgen?
Baumgarten.
Der ſchadet nicht mehr, ich hab' ihn erſchlagen.
Alle (fahren zurück).
Gott ſei Euch gnädig! Was habt Ihr gethan?
Baumgarten.
Was jeder freie Mann an meinem Platz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.
Kuoni.
Hat Euch der Burgvogt an der Ehr' geſchädigt?
Baumgarten.
Daß er ſein bös Gelüſten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Axt verhütet.
Werni.
Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerſpalten?
Kuoni.
O laßt uns alles hören, ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer losgebunden.
Baumgarten.
Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angſt des Todes.
„Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüſten,
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt, ſie ſei entſprungen mich zu ſuchen."
Da lief ich friſch hinzu, ſo wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad geſegnet.
Werni.
Ihr thatet wohl, kein Menſch kann Euch drum ſchelten.
Kuoni.
Der Wüterich! Der hat nun ſeinen Lohn!
Hat's lang verdient ums Volk von Unterwalden.
Baumgarten.
Die That ward ruchbar; mir wird nachgeſetzt —
Indem wir ſprechen — Gott — verrinnt die Zeit —
(Es fängt an zu donnern.)
Kuoni.
Friſch, Fährmann — ſchaff den Biedermann hinüber!
Ruodi.
Geht nicht. Ein ſchweres Ungewitter iſt
Im Anzug. Ihr müßt warten.
Baumgarten.
Heil'ger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufſchub tötet —
Kuoni (zum Fiſcher).
Greif an mit Gott! Dem Nächſten muß man helfen;
Es kann uns allen gleiches ja begegnen.
(Brauſen und Donnern.)
Ruodi.
Der Föhn iſt los, ihr ſeht, wie hoch der See geht;
Ich kann nicht ſteuern gegen Sturm und Wellen.
Baumgarten (umfaßt ſeine Kniee).
So helf Euch Gott, wie Ihr Euch mein erbarmet —
Werni.
Es geht ums Leben. Sei barmherzig, Fährmann!
Kuoni.
's iſt ein Hausvater und hat Weib und Kinder!
(Wiederholte Donnerſchläge.)
Ruodi.
Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab' Weib und Kind daheim, wie er —
Seht hin,
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht
Und alle Waſſer aufrührt in der Tiefe.
— Ich wollte gern den Biedermann erretten;
Doch es iſt rein unmöglich, ihr ſeht ſelbſt.
Baumgarten (noch auf den Knieen).
So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Geſichte!
— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da iſt der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen, hilflos, und verzagen!
Kuoni.
Seht, wer da kommt!
Werni.
Es iſt der Tell aus Bürglen.
Tell mit der Armbruſt.
Tell.
Wer iſt der Mann, der hier um Hilfe fleht?
Kuoni.
's iſt ein Alzeller Mann; er hat ſein' Ehr
Verteidigt und den Wolfenſchieß erſchlagen,
Des Königs Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —
Des Landvogts Reiter ſind ihm auf den Ferſen.
Er fleht den Schiffer um die Überfahrt;
Der fürcht't ſich vor dem Sturm und will nicht fahren.
Ruodi.
Da iſt der Tell, er führt das Ruder auch,
Der ſoll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.
Tell.
Wo's not thut, Fährmann, läßt ſich alles wagen.
(Heftige Donnerſchläge, der See rauſcht auf.)

Ruodi.
Ich ſoll mich in den Höllenrachen ſtürzen?
Das thäte keiner, der bei Sinnen iſt.
Tell.
Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt,
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten.
Ruodi.
Vom ſichern Port läßt ſich's gemächlich raten.
Da iſt der Kahn, und dort der See! Verſucht's!
Tell.
Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen.
Verſuch es, Fährmann!
Hirten und Jäger.
Rett ihn! Rett ihn! Rett ihn!
Ruodi.
Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
Es kann nicht ſein; 's iſt heut Simons und Judä,
Da raſt der See und will ſein Opfer haben.
Tell.
Mit eitler Rede wird hier nichts geſchafft;
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hilfe werden.
Sprich, Fährmann, willſt du fahren?
Ruodi.
Nein, nicht ich!
Tell.
In Gottes Namen denn! Gieb her den Kahn!
Ich will's mit meiner ſchwachen Kraft verſuchen.
Kuoni.
Ha, wackrer Tell!
Werni.
Das gleicht dem Weidgeſellen!
Baumgarten.
Mein Retter ſeid Ihr und mein Engel, Tell!
Tell.
Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich Euch!
Aus Sturmes Nöten muß ein andrer helfen.
Doch beſſer iſt's, Ihr fallt in Gottes Hand
Als in der Menſchen!
(Zu dem Hirten)
Landsmann, tröſtet Ihr
Mein Weib, wenn mir was Menſchliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte.
(Er ſpringt in den Kahn.)
Kuoni (zum Fiſcher).
Ihr ſeid ein Meiſter Steuermann. Was ſich
Der Tell getraut, das konntet Ihr nicht wagen?
Ruodi.
Wohl beſſ're Männer thun's dem Tell nicht nach,
Es giebt nicht zwei, wie der iſt, im Gebirge.
Werni (iſt auf den Fels geſtiegen).
Er ſtößt ſchon ab. Gott helf' dir, braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen ſchwankt!
Kuoni (am Ufer).
Die Flut geht drüber weg — ich ſeh's nicht mehr.
Doch, halt, da iſt es wieder! Kräftiglich
Arbeitet ſich der Wackre durch die Brandung.
Seppi.
Des Landvogts Reiter kommen angeſprengt.
Kuoni.
Weiß Gott, ſie ſind's! Das war Hilf' in der Not.
Ein Trupp Landenbergiſcher Reiter.
Erſter Reiter.
Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen!
Zweiter.
Des Wegs kam er, umſonſt verhehlt ihr ihn.
Kuoni und Ruodi.
Wen meint ihr, Reiter?
Erſter Reiter (entdeckt den Nachen).
Ha, was ſeh' ich! Teufel!
Werni (oben).
Iſt's der im Nachen, den ihr ſucht? — Reit zu!
Wenn ihr friſch beilegt, holt ihr ihn noch ein.
Zweiter.
Verwünſcht! Er iſt entwiſcht.
Erſter (zum Hirten und Fiſcher).
Ihr habt ihm fortgeholfen.
Ihr ſollt uns büßen — Fallt in ihre Herde!
Die Hütte reißet ein, brennt und ſchlagt nieder!
(Eilen fort.)
Seppi (ſtürzt nach).
O meine Lämmer!
Kuoni (folgt).
Weh mir, meine Herde!
Werni.
Die Wütriche!
Ruodi (ringt die Hände).
Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen dieſem Lande?
(Folgt ihnen.)

Zweite Szene.

Zu Steinen in Schwytz, eine Linde vor des Stauffachers Hauſe an der Landſtraße nächſt der Brücke.

Werner Stauffacher, Pfeiffer von Luzern kommen im Geſpräch.

Pfeiffer.
Ja, ja, Herr Stauffacher, wie ich Euch ſagte.
Schwört nicht zu Öſtreich, wenn Ihr's könnt vermeiden.
Haltet feſt am Reich und wacker, wie bisher.
Gott ſchirme Euch bei Eurer alten Freiheit!
(Drückt ihm herzlich die Hand und will gehen.)
Stauffacher.
Bleibt doch, bis meine Wirtin kommt — Ihr ſeid
Mein Gaſt zu Schwytz, ich in Luzern der Eure.
Pfeiffer.
Viel Dank! Muß heute Gerſau noch erreichen.
— Was Ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von Eurer Vögte Geiz und Übermut,
Tragt's in Geduld! Es kann ſich ändern, ſchnell,
Ein andrer Kaiſer kann ans Reich gelangen.
Seid ihr erſt Öſterreichs, ſeid ihr's auf immer.

Er geht ab. Stauffacher ſetzt ſich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So findet ihn **Gertrud**, ſeine Frau, die ſich neben ihn ſtellt und ihn eine Zeitlang ſchweigend betrachtet.

Gertrud.
So ernſt, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr,
Schon viele Tage ſeh' ich's ſchweigend an,
Wie finſtrer Trübſinn deine Stirne furcht.
Auf deinem Herzen drückt ein ſtill Gebreſten,
Vertrau es mir; ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams.
(Stauffacher reicht ihr die Hand und ſchweigt.)
Was kann dein Herz beklemmen, ſag' es mir.
Geſegnet iſt dein Fleiß, dein Glücksſtand blüht,
Voll ſind die Scheunen, und der Rinder Scharen,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Iſt von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da ſteht dein Haus, reich wie ein Edelſitz;
Von ſchönem Stammholz iſt es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenſchildern iſt's bemalt
Und weiſen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend lieſt und ihren Sinn bewundert.
Stauffacher.
Wohl ſteht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch, ach — es wankt der Grund, auf dem wir bauten.
Gertrud.
Mein Werner, ſage, wie verſtehſt du das?
Stauffacher.
Vor dieſer Linde ſaß ich jüngſt, wie heut,
Das ſchön Vollbrachte freudig überdenkend,
Da kam daher von Küßnacht, ſeiner Burg,
Der Vogt mit ſeinen Reiſigen geritten.
Vor dieſem Hauſe hielt er wundernd an;
Doch ich erhob mich ſchnell, und unterwürfig,
Wie ſich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaiſers richterliche Macht
Vorſtellt im Lande. Weſſen iſt dies Haus?
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt' es wohl.
Doch ſchnell beſonnen ich entgegn' ihm ſo:
Dies Haus, Herr Vogt, iſt meines Herrn des Kaiſers
Und eures und mein Lehen — Da verſetzt er:
„Ich bin Regent im Land an Kaiſers Statt,
Und will nicht, daß der Bauer Häuſer baue
Auf ſeine eigne Hand, und alſo frei
Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande:
Ich werd' mich unterſtehn, euch das zu wehren.“
Dies ſagend, ritt er trutziglich von dannen,
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böſe ſprach.
Gertrud.
Mein lieber Herr und Ehewirt! Magſt du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahrnen Manns. Wir Schweſtern ſaßen,
Die Wolle ſpinnend, in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater ſich des Volkes Häupter
Verſammelten, die Pergamente laſen
Der alten Kaiſer und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Geſpräch.
Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verſtänd'ge denkt, der Gute wünſcht,
Und ſtill im Herzen hab' ich mir's bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede!
Denn, was dich preßte, ſieh, das wußt' ich längſt.
— Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir ſchaden,
Denn du biſt ihm ein Hindernis, daß ſich
Der Schwytzer nicht dem neuen Fürſtenhaus
Will unterwerfen, ſondern treu und feſt
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Iſt's nicht ſo, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!
Stauffacher.
So iſt's, das iſt des Geßlers Groll auf mich.
Gertrud.
Er iſt dir neidiſch, weil du glücklich wohnſt,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erb,
— Denn er hat keins. Vom Kaiſer ſelbſt und Reich
Trägſt du dies Haus zu Lehn; du darfſt es zeigen,
So gut der Reichsfürſt ſeine Länder zeigt;
Denn über dir erkennſt du keinen Herrn,
Als nur den höchſten in der Chriſtenheit —
Er iſt ein jüngrer Sohn nur ſeines Hauſes,
Nichts nennt er ſein als ſeinen Rittermantel;
Drum ſieht er jedes Biedermannes Glück
Mit ſcheelen Augen gift'ger Mißgunſt an.
Dir hat er längſt den Untergang geſchworen —
Noch ſtehſt du unverſehrt — Willſt du erwarten,
Bis er die böſe Luſt an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.
Stauffacher.
Was iſt zu thun?
Gertrud (tritt näher).
So höre meinen Rat! Du weißt, wie hier
Zu Schwytz ſich alle Redlichen beklagen
Ob dieſes Landvogts Geiz und Wüterei.
So zweifle nicht, daß ſie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd' ſind und des harten Joches —
Denn, wie der Geßler hier, ſo ſchafft es frech
Der Landenberger drüben überm See —
Es kommt kein Fiſcherkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß euer etliche,
Die's redlich meinen, ſtill zu Rate gingen,
Wie man des Drucks ſich möcht' erledigen;
So acht' ich wohl, Gott wird euch nicht verlaſſen
Und der gerechten Sache gnädig ſein —
Haſt du in Uri keinen Gaſtfreund, ſprich,
Dem du dein Herz magſt redlich offenbaren?
Stauffacher.
Der wackern Männer kenn' ich viele dort
Und angeſehen große Herrenleute,
Die mir geheim ſind und gar wohl vertraut.
(Er ſteht auf.)
Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckſt du mir in der ſtillen Bruſt! Mein Innerſtes
Kehrſt du ans Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken ſtill verbot,
Du ſprichſt's mit leichter Zunge kecklich aus.
— Haſt du auch wohl bedacht, was du mir rätſt?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen

Rufſt du in dieſes friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein ſchwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit den Herrn der Welt?
Der gute Schein nur iſt's, worauf ſie warten,
Um loszulaſſen auf dies arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu ſchalten mit des Siegers Rechten,
Und unterm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.
Gertrud.
Ihr ſeid auch Männer, wiſſet Eure Art
Zu führen, und dem Mutigen hilft Gott!
Stauffacher.
O Weib! Ein furchtbar wütend Schrecknis iſt
Der Krieg; die Herde ſchlägt er und den Hirten.
Gertrud.
Ertragen muß man, was der Himmel ſendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.
Stauffacher.
Dies Haus erfreut dich, das wir neu erbauten.
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.
Gertrud.
Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefeſſelt,
Den Brand wärf' ich hinein mit eigner Hand.
Stauffacher.
Du glaubſt an Menſchlichkeit! Es ſchont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.
Gertrud.
Die Unſchuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!
Stauffacher.
Wir Männer können tapfer fechtend ſterben,
Welch Schickſal aber wird das eure ſein?
Gertrud.
Die letzte Wahl ſteht auch dem Schwächſten offen,
Ein Sprung von dieſer Brücke macht mich frei.
Stauffacher (ſtürzt in ihre Arme).
Wer ſolch ein Herz an ſeinen Buſen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich ſtehnden Fußes gleich,
Dort lebt ein Gaſtfreund mir, Herr Walther Fürſt,
Der über dieſe Zeiten denkt, wie ich.
Auch find' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm,
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen beiden pfleg' ich Rats, wie man
Der Landesfeinde mutig ſich erwehrt —
Leb wohl — und, weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauſes —
Dem Pilger, der zum Gotteshauſe wallt,
Dem frommen Mönch, der für ſein Kloſter ſammelt,
Gieb reichlich und entlaß ihn wohlgepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt ſich nicht. Zu äußerſt
Am offnen Heerweg ſteht's, ein wirtlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.
Indem ſie nach dem Hintergrunde abgehen, tritt **Wilhelm Tell** mit Baumgarten vorn auf die Szene.
Tell (zu Baumgarten).
Ihr habt jetzt meiner weiter nicht vonnöten.
Zu jenem Hauſe gehet ein, dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
— Doch ſieh, da iſt er ſelber — Folgt mir, kommt!
(Gehen auf ihn zu; die Szene verwandelt ſich.)

Dritte Szene.

Öffentlicher Platz bei Altorf. Auf einer Anhöhe im Hintergrunde ſieht man eine Feſte bauen, welche ſchon ſo weit gediehen, daß ſich die Form des Ganzen darſtellt. Die hintere Seite iſt fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüſte ſteht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder ſteigen; auf dem höchſten Dach hängt der Schieferdecker — alles iſt in Bewegung und Arbeit.

Fronvogt. Meiſter Steinmetz. Geſellen und **Handlanger.**

Fronvogt
(mit dem Stabe, treibt die Arbeiter).
Nicht lang gefeiert, friſch! Die Mauerſteine
Herbei, den Kalk, den Mörtel zugefahren!
Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachſen ſieht — Das ſchlendert wie die Schnecken.
(Zu zwei Handlangern, welche tragen.)
Heißt das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht beſtehlen!
Erſter Geſell.
Das iſt doch hart, daß wir die Steine ſelbſt
Zu unſerm Twing und Kerker ſollen fahren!
Fronvogt.
Was murret Ihr? Das iſt ein ſchlechtes Volk,
Zu nichts anſtellig, als das Vieh zu melken
Und faul herum zu ſchlendern auf den Bergen.
Alter Mann (ruht aus).
Ich kann nicht mehr.
Fronvogt (ſchüttelt ihn).
Friſch, Alter, an die Arbeit!
Erſter Geſell.
Habt Ihr denn gar kein Eingeweid, daß Ihr
Den Greis, der kaum ſich ſelber ſchleppen kann,
Zum harten Frondienſt treibt?
Meiſter Steinmetz und Geſellen.
s'iſt himmelſchreiend!
Fronvogt.
Sorgt ihr für euch; ich thu', was meines Amts.
Zweiter Geſell.
Fronvogt, wie wird die Feſte denn ſich nennen,
Die wir da baun?
Fronvogt.
Zwing Uri ſoll ſie heißen;
Denn unter dieſes Joch wird man euch beugen.
Geſellen.
Zwing Uri!
Fronvogt.
Nun, was giebt's dabei zu lachen?
Zweiter Geſell.
Mit dieſem Häuslein wollt Ihr Uri zwingen?
Erſter Geſell.
Laß ſehn, wie viel man ſolcher Maulwurfshaufen
Muß über 'nander ſetzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringſte nur in Uri!
(Fronvogt geht nach dem Hintergrund.)
Meiſter Steinmetz.
Den Hammer werf' ich in den tiefſten See,
Der mir gedient bei dieſem Fluchgebäude!
Tell und **Stauffacher** kommen.
Stauffacher.
O, hätt' ich nie gelebt, um das zu ſchauen!
Tell.
Hier iſt nicht gut ſein. Laßt uns weiter gehn.
Stauffacher.
Bin ich zu Uri, in der Freiheit Land?
Meiſter Steinmetz.
O Herr, wenn Ihr die Keller erſt geſehn
Unter den Türmen! Ja, wer die bewohnt,
Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören.
Stauffacher.
O Gott!
Steinmetz.
Seht dieſe Flanken,[12] dieſe Strebepfeiler,[13]
Die ſtehn, wie für die Ewigkeit gebaut!
Tell.
Was Hände bauten, können Hände ſtürzen.
(Nach den Bergen zeigend.)
Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.
Man hört eine Trommel, es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen, ein **Ausrufer** folgt ihnen, Weiber und Kinder dringen tumultuariſch nach.
Erſter Geſell.
Was will die Trommel? Gebet acht!
Meiſter Steinmetz.
Was für
Ein Faſtnachtsaufzug, und was ſoll der Hut?
Ausrufer.
In des Kaiſers Namen! Höret!
Geſellen.
Still doch! Höret!
Ausrufer.
Ihr ſehet dieſen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altorf, an dem höchſten Ort,
Und dieſes iſt des Landvogts Will' und Meinung:
Dem Hut ſoll gleiche Ehre, wie ihm ſelbſt, geſchehn.
Man ſoll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren — Daran will
Der König die Gehorſamen erkennen.
Verfallen iſt mit ſeinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.
(Das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, ſie gehen vorüber.)
Erſter Geſell.
Welch neues Unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgeſonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?
Meiſter Steinmetz.
Wir unſre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er ſein Spiel mit ernſthaft würd'gen Leuten?
Erſter Geſell.
Wär's noch die kaiſerliche Kron'! So iſt's
Der Hut von Öſterreich;[14] ich ſah ihn hangen
Über dem Thron, wo man die Lehen giebt!
Meiſter Steinmetz.
Der Hut von Öſterreich! Gebt acht, es iſt
Ein Fallſtrick, uns an Öſtreich zu verraten!
Geſellen.
Kein Ehrenmann wird ſich der Schmach bequemen.
Meiſter Steinmetz.
Kommt, laßt uns mit den andern Abred nehmen.
(Sie gehen nach der Tiefe.)
Tell (zum Stauffacher).
Ihr wiſſet nun Beſcheid. Lebt wohl, Herr Werner!
Stauffacher.
Wo wollt Ihr hin? O, eilt nicht ſo von dannen.
Tell.
Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl.
Stauffacher.
Mir iſt das Herz ſo voll, mit Euch zu reden.
Tell.
Das ſchwere Herz wird nicht durch Worte leicht.
Stauffacher.
Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.
Tell.
Die einz'ge That iſt jetzt Geduld und Schweigen.
Stauffacher.
Soll man ertragen, was unleidlich iſt?
Tell.
Die ſchnellen Herrſcher ſind's, die kurz regieren.
— Wenn ſich der Föhn erhebt aus ſeinen Schlünden,
Löſcht man die Feuer aus; die Schiffe ſuchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geiſt
Geht ohne Schaden ſpurlos über die Erde.
Ein jeder lebe ſtill bei ſich daheim;
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.
Stauffacher.
Meint Ihr?
Tell.
Die Schlange ſticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von ſelbſt ermüden,
Wenn ſie die Lande ruhig bleiben ſehn.
Stauffacher.
Wir könnten viel, wenn wir zuſammen ſtünden.
Tell.
Bei Schiffbruch hilft der einzelne ſich leichter.
Stauffacher.
So kalt verlaßt Ihr die gemeine Sache?
Tell.
Ein jeder zählt nur ſicher auf ſich ſelbſt.
Stauffacher.
Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.
Tell.
Der Starke iſt am mächtigſten allein.
Stauffacher.
So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungsvoll zur Notwehr greift?
Tell (giebt ihm die Hand).
Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,

Und ſollte ſeinen Freunden ſich entziehen?
Doch, was ihr thut, laßt mich aus eurem Rat!
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft ihr meiner zu beſtimmter That,
Dann ruft den Tell, es ſoll an mir nicht fehlen.

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entſteht um das Gerüſte.)

Meiſter Steinmetz (eilt hin).
Was giebt's?

Erſter Geſell (kommt vor, rufend).
Der Schieferdecker iſt vom Dach geſtürzt.

Bertha ſtürzt herein. **Gefolge.**

Bertha.
Iſt er zerſchmettert? Rennet, rettet, helft —
Wenn Hilfe möglich, rettet, hier iſt Gold. —

(Wirft ihr Geſchmeide unter das Volk.)

Meiſter.
Mit eurem Golde — Alles iſt euch feil
Um Gold; wenn ihr den Vater von den Kindern
Geriſſen und den Mann von ſeinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menſchen, eh' ihr kamt,
Mit euch iſt die Verzweiflung eingezogen.

Bertha
(zu dem Fronvogt, der zurückkommt).
Lebt er?

(Fronvogt giebt ein Zeichen des Gegenteils.)

O unglückſel'ges Schloß, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen!

(Geht ab.)

Vierte Szene.

Walther Fürſts Wohnung. **Walther Fürſt** und **Arnold vom Melchthal** treten zugleich ein von verſchiedenen Seiten.

Melchthal.
Herr Walther Fürſt —

Walther Fürſt.
Wenn man uns überraſchte!
Bleibt, wo Ihr ſeid. Wir ſind umringt von Spähern.

Melchthal.
Bringt Ihr mir nichts von Unterwalden? nichts
Von meinem Vater? Nicht ertrag' ich's länger,
Als ein Gefangner müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn ſo Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Buben, der die Ochſen mir,
Das treffliche Geſpann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiß,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.

Walther Fürſt.
Ihr ſeid zu raſch. Der Bube war des Vogts;
Von Eurer Obrigkeit war er geſendet.
Ihr wart in Straf' gefallen, mußtet Euch,
Wie ſchwer ſie war, der Buße ſchweigend fügen.

Melchthal.
Ertragen ſollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverſchämten: „Wenn der Bauer Brot
Wollt' eſſen, mög' er ſelbſt am Pfluge ziehn!"
In die Seele ſchnitt mir's, als der Bub die Ochſen,
Die ſchönen Tiere, von dem Pfluge ſpannte;
Dumpf brüllten ſie, als hätten ſie Gefühl
Der Ungebühr, und ſtießen mit den Hörnern;
Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner ſelbſt nicht Herr, ſchlug ich den Boten.

Walther Fürſt.
O, kaum bezwingen wir das eigne Herz;
Wie ſoll die raſche Jugend ſich bezähmen!

Melchthal.
Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So ſehr der Pflege, und ſein Sohn iſt fern.
Der Vogt iſt ihm gehäſſig, weil er ſtets
Für Recht und Freiheit redlich hat geſtritten.
Drum werden ſie den alten Mann bedrängen
Und niemand iſt, der ihn vor Unglimpf ſchütze.
— Werde mit mir, was will, ich muß hinüber.

Walther Fürſt.
Erwartet nur und faßt Euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr ſeid in Uri
Nicht ſicher vor des Landenbergers Arm,
Denn die Tyrannen reichen ſich die Hände.

Melchthal.
Sie lehren uns, was wir thun ſollten.

Walther Fürſt.
Geht!
Ich ruf' Euch wieder, wenn's hier ſicher iſt.

(Melchthal geht hinein.)

Der Unglückſelige, ich darf ihm nicht
Geſtehen, was mir Böſes ſchwant — Wer klopft?
So oft die Thüre rauſcht, erwart' ich Unglück.
Verrat und Argwohn lauſcht in allen Ecken;
Bis in das Innerſte der Häuſer dringen
Die Boten der Gewalt; bald thät' es Not,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.

(Er öffnet und tritt erſtaunt zurück, da **Werner Stauffacher** hereintritt.)

Was ſeh' ich? Ihr, Herr Werner! Nun, bei Gott!
Ein werter, teurer Gaſt — kein beſſrer Mann
Iſt über dieſe Schwelle noch gegangen.
Seid hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt Euch her? Was ſucht Ihr hier in Uri?

Stauffacher (ihm die Hand reichend).
Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

Walther Fürſt.
Die bringt Ihr mit Euch — Sieh, mir wird ſo wohl,
Warm geht das Herz mir auf bei Euerm Anblick.
— Setzt Euch, Herr Werner — Wie verließet Ihr
Frau Gertrud, Eure angenehme Wirtin,
Des weiſen Ibergs hochverſtänd'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutſchen Land,
Die über Meinrads Zell 15) nach Welſchland fahren,
Rühmt jeder Euer gaſtlich Haus — Doch, ſagt,
Kommt Ihr ſoeben friſch von Fluelen her,
Und habt Euch nirgend ſonſt noch umgeſehn,
Eh' Ihr den Fuß geſetzt auf dieſe Schwelle?

Stauffacher (ſetzt ſich).
Wohl ein erſtaunlich neues Werk hab' ich
Bereiten ſehen, das mich nicht erfreute.

Walther Fürſt.
O Freund, da habt Ihr's gleich mit einem Blicke!

Stauffacher.
Ein ſolches iſt in Uri nie geweſen —
Seit Menſchendenken war kein Twinghof 16) hier,
Und feſt war keine Wohnung, als das Grab.

Walther Fürſt.
Ein Grab der Freiheit iſt's. Ihr nennt's mit Namen.

Stauffacher.
Herr Walther Fürſt, ich will Euch nicht verhalten,
Nicht eine müß'ge Neugier führt mich her;
Mich drücken ſchwere Sorgen — Drangſal hab' ich
Zu Haus verlaſſen, Drangſal find' ich hier.
Denn ganz unleidlich iſt's, was wir erdulden,
Und dieſes Dranges iſt kein Ziel zu ſehn.
Frei war der Schweizer von uralters her,
Wir ſind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.
Ein ſolches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf dieſen Bergen.

Walther Fürſt.
Ja, es iſt ohne Beiſpiel, wie ſie's treiben!
Auch unſer edler Herr von Attinghauſen,
Der noch die alten Zeiten hat geſehn,
Meint ſelber, es ſei nicht mehr zu ertragen.

Stauffacher.
Auch drüben unterm Wald geht ſchweres vor
Und blutig wird's gebüßt — Der Wolfenſchießen,
Des Kaiſers Vogt, der auf dem Roßberg hauſte,
Gelüſten trug er nach verbotner Frucht;
Baumgartens Weib, der haushält zu Alzellen,
Wollt' er zu frecher Ungebühr mißbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erſchlagen.

Walther Fürſt.
O, die Gerichte Gottes ſind gerecht!
— Baumgarten, ſagt Ihr? ein beſcheidner Mann!
Er iſt gerettet doch und wohl geborgen?

Stauffacher.
Euer Eidam hat ihn übern See geflüchtet;
Bei mir zu Steinen halt' ich ihn verborgen —
— Noch greulichers hat mir derſelbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen iſt geſchehn,
Das Herz muß jedem Biedermanne bluten.

Walther Fürſt (aufmerkſam.)
Sagt an, was iſt's?

Stauffacher.
Im Melchthal, da, wo man
Eintritt bei Kerns, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den Heinrich von der Halden.
Und ſeine Stimm' gilt was in der Gemeinde.

Walther Fürſt.
Wer kennt ihn nicht? Was iſt's mit ihm?
Vollendet!

Stauffacher.
Der Landenberger büßte ſeinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Ochſen,
Das beſte Paar, ihm aus dem Pfluge ſpannen;
Da ſchlug der Knab' den Knecht und wurde flüchtig.

Walther Fürſt (in höchſter Spannung).
Der Vater aber — ſagt, wie ſteht's um den?

Stauffacher.
Den Vater läßt der Landenberger fordern,
Zur Stelle ſchaffen ſoll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit ſchwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Folterknechte kommen —

Walther Fürſt.
(ſpringt auf und will ihn auf die andere Seite führen).
O, ſtill, nichts mehr!

Stauffacher (mit ſteigendem Ton).
„Iſt mir der Sohn entgangen,
So hab' ich dich!" — läßt ihn zu Boden werfen,
Den ſpitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —

Walther Fürſt.
Barmherz'ger Himmel!

Melchthal (ſtürzt heraus).
In die Augen, ſagt Ihr?

Stauffacher (erſtaunt zu Walther Fürſt).
Wer iſt der Jüngling?

Melchthal.
(faßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit).
In die Augen? Redet!

Walther Fürſt.
O der Bejammernswürdige!

Stauffacher.
Wer iſt's?

(Da Walther Fürſt ihm ein Zeichen giebt.)

Der Sohn iſt's? Allgerechter Gott!

Melchthal.
Und ich
Muß ferne ſein! — In ſeine beiden Augen?

Walther Fürſt.
Bezwinget Euch! Ertragt es, wie ein Mann!

Melchthal.
Um meiner Schuld, um meines Frevels willen!
— Blind alſo! Wirklich blind und ganz geblendet?

Stauffacher.
Ich ſagt's. Der Quell des Sehns iſt ausgefloſſen,
Das Licht der Sonne ſchaut er niemals wieder.

Walther Fürſt.
Schont ſeines Schmerzens!

Melchthal.
Niemals! niemals wieder!

(Er drückt die Hand vor die Augen und ſchweigt einige Momente; dann wendet er ſich von dem einen zu dem andern und ſpricht mit ſanfter, von Thränen erſtickter Stimme.)

O, eine edle Himmelsgabe iſt
Das Licht des Auges — Alle Weſen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geſchöpf —
Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Lichte.
Und er muß ſitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finſtern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die roten Firnen kann er nicht mehr ſchauen —
Sterben iſt nichts — doch leben und nicht ſehen,
Das iſt ein Unglück — Warum ſeht ihr mich

So jammernd an? Ich hab' zwei friſche Augen
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir ins Auge dringt.

Stauffacher.

Ach, ich muß Euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn alles hat der Landvogt ihm geraubt;
Nichts hat er ihm gelaſſen als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Melchthal.

Nichts als den Stab dem augenloſen Greis!
Alles geraubt und auch das Licht der Sonne,
Des Ärmſten allgemeines Gut — Jetzt rede
Mir keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf meine Sicherheit gedacht,
Und nicht auf deine! — dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelaſſen in des Wütrichs Händen!
Feigherz'ge Vorſicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — keiner ſoll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen ſeinen Reiſigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen, ungeheuren Schmerz
In ſeinem Lebensblute kühle. (Er will gehen.)

Walther Fürſt.

Bleibt!
Was könnt Ihr gegen ihn? Er ſitzt zu Sarnen
Auf ſeiner hohen Herrenburg und ſpottet
Ohnmächt'gen Zorns in ſeiner ſichern Feſte.

Melchthal.

Und wohnt' er droben auf dem Eispalaſt
Des Schreckhorns[17] oder höher, wo die Jungfrau[18]
Seit Ewigkeit verſchleiert ſitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Geſinnt, wie ich, zerbrech' ich ſeine Feſte.
Und wenn mir niemand folgt, und wenn ihr alle,
Für eure Hütten bang und eure Herden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zuſammenrufen im Gebirg,
Dort, unterm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch friſch iſt, und das Herz geſund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Es iſt auf ſeinem Gipfel — Wollen wir
Erwarten, bis das Äußerſte —

Melchthal.

Welch Äußerſtes
Iſt noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In ſeiner Höhle nicht mehr ſicher iſt?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbruſt ſpannen und die ſchwere Wucht
Der Streitaxt ſchwingen? Jedem Weſen ward
Ein Notgewehr in der Verzweiflungsangſt.
Es ſtellt ſich der erſchöpfte Hirſch und zeigt
Der Meute ſein gefürchtetes Geweih,
Die Gemſe reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugſtier ſelbſt, der ſanfte Hausgenoß
Des Menſchen, der die ungeheure Kraft
Des Halſes duldſam unters Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wetzt ſein gewaltig Horn,
Und ſchleudert ſeinen Feind den Wolken zu.

Walther Fürſt.

Wenn die drei Lande dächten, wie wir drei,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

Stauffacher.

Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwytzer wird die alten Bünde ehren.

Melchthal.

Groß iſt in Unterwalden meine Freundſchaft[19]
Und jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieſes Landes!
Ich ſtehe, nur ein Jüngling, zwiſchen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muß
Beſcheiden ſchweigen in der Landsgemeinde[20]
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rat und meine Rede;
Nicht lüſtern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchſten Jammers ſchmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felſen muß erbarmen.
Ihr ſelbſt ſeid Väter, Häupter eines Hauſes,
Und wünſcht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O, weil ihr ſelbſt an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen ſich
Noch friſch und hell in ihren Kreiſen regen,
So ſei euch darum unſre Not nicht fremd.
Auch über euch hängt das Tyrannenſchwert,
Ihr habt das Land von Öſtreich abgewendet,
Kein anderes war meines Vaters Unrecht,
Ihr ſeid in gleicher Mitſchuld und Verdammnis.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Beſchließet Ihr! Ich bin bereit zu folgen.

Walther Fürſt.

Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghauſen raten —
Ihr Name, denk' ich, wird uns Freunde werben.

Melchthal.

Wo iſt ein Name in dem Waldgebirg'
Ehrwürdiger, als Eurer und der Eure?
An ſolcher Namen echte Währung glaubt
Das Volk, ſie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb' von Vätertugend
Und habt es ſelber reich vermehrt — Was braucht's
Des Edelmanns? Laßt's uns allein vollenden!
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns ſchon ſelbſt zu ſchirmen wiſſen.

Stauffacher.

Die Edeln drängt nicht gleiche Not mit uns;
Der Strom, der in den Niederungen wütet,
Bis jetzt hat er die Höhn noch nicht erreicht —
Doch ihre Hilfe wird uns nicht entſtehn,
Wenn ſie das Land in Waffen erſt erblickten.

Walther Fürſt.

Wäre ein Obmann zwiſchen uns und Öſtreich,
So möchte Recht entſcheiden und Geſetz.
Doch, der uns unterdrückt, iſt unſer Kaiſer
Und höchſter Richter — ſo muß Gott uns helfen
Durch unſern Arm — Erforſchet Ihr die Männer
Von Schwytz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber ſenden wir nach Unterwalden? —

Melchthal.

Mich ſendet hin — Wem läg' es näher an —

Walther Fürſt.

Ich geb's nicht zu; Ihr ſeid mein Gaſt, ich muß
Für Eure Sicherheit gewähren!

Melchthal.

Laßt mich!
Die Schliche kenn' ich und die Felſenſteige;
Auch Freunde find' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.

Stauffacher.

Laßt ihn mit Gott hinüber gehn. Dort drüben
Iſt kein Verräter — So verabſcheut iſt
Die Tyrannei, daß ſie kein Werkzeug findet.
Auch der Alzeller ſoll uns Nid dem Wald
Genoſſen werben und das Land erregen.

Melchthal.

Wie bringen wir uns ſichre Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuſchen?

Stauffacher.

Wir könnten uns zu Brunnen oder Treib
Verſammeln, wo die Kaufmannsſchiffe landen.

Walther Fürſt.

So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. — Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenſtein grad' über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt ſie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort iſt's, wo unſre Landmark und die Eure
(Zu Melchthal.)
Zuſammen grenzen und in kurzer Fahrt
(Zu Stauffacher.)
Trägt Euch der leichte Kahn von Schwytz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns ſtill beraten.
Dahin mag jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig ſind mit uns,
So können wir gemeinſam das Gemeine
Beſprechen und mit Gott es friſch beſchließen.

Stauffacher.

So ſei's. Jetzt reicht mir Eure biedre Rechte,
Reicht Ihr die Eure her, und ſo, wie wir
Drei Männer jetzo, unter uns die Hände
Zuſammen flechten, redlich ohne Falſch,
So wollen wir drei Länder auch, zu Schutz
Und Trutz, zuſammenſtehn auf Tod und Leben.

Walther Fürſt und Melchthal.

Auf Tod und Leben!

(Sie halten die Hände noch einige Pauſen lang zuſammengeflochten und ſchweigen.)

Melchthal.

Blinder, alter Vater,
Du kannſt den Tag der Freiheit nicht mehr ſchauen;
Du ſollſt ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend ſich erheben,
Die feſten Schlöſſer der Tyrannen fallen,
In deine Hütte ſoll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht ſoll es dir tagen!

(Sie gehen auseinander.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Szene.

Edelhof des Freiherrn von Attinghauſen. Ein gotiſcher Saal, mit Wappenſchildern und Helmen verziert. **Der Freiherr,** ein Greis von fünfundachtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe, worauf ein Gemſenhorn, und in ein Pelzwams gekleidet. **Kuoni** und noch **ſechs Knechte** ſtehen um ihn her mit Rechen und Senſen. — **Ulrich von Rudenz** tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz.

Hier bin ich, Oheim. — Was iſt Euer Wille?

Attinghauſen.

Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch
Den Frühtrunk erſt mit meinen Knechten teile.

(Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Reihe herumgeht.)

Sonſt war ich ſelber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,
Wie ſie mein Banner führte in der Schlacht;
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann ſie nicht mehr ſuchen auf den Bergen.
Und ſo, in engerm ſtets und engerm Kreis,
Beweg' ich mich dem engeſten und letzten,
Wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.

Kuoni (zu Rudenz mit dem Becher).

Ich bring's Euch, Junker.

(Da Rudenz zaudert, den Becher zu nehmen.)

Trinket friſch! Es geht
Aus einem Becher und aus einem Herzen.

Attinghauſen.

Geht, Kinder, und, wenn's Feierabend iſt,
Dann reden wir auch von des Lands Geſchäften.

(Knechte gehen ab.)

Attinghauſen und Rudenz.

Attinghauſen.

Ich ſehe dich gegürtet und gerüſtet,
Du willſt nach Altorf in die Herrenburg?

Rudenz.
Ja, Oheim, und ich darf nicht länger ſäumen —
Attinghauſen (ſetzt ſich).
Haſt du's ſo eilig? Wie? Iſt deiner Jugend
Die Zeit zu karg gemeſſen, daß du ſie
An deinem alten Oheim mußt erſparen?
Rudenz.
Ich ſehe, daß Ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in dieſem Hauſe.
Attinghauſen
(hat ihn lange mit den Augen gemuſtert).
Ja, leider biſt du's. Leider iſt die Heimat
Zur Fremde dir geworden! Uli! Uli!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangſt du,
Die Pfauenfeder 21) trägſt du ſtolz zur Schau,
Und ſchlägſt den Purpurmantel 22) um die Schultern;
Den Landmann blickſt du mit Verachtung an,
Und ſchämſt dich ſeiner traulichen Begrüßung.
Rudenz.
Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er ſich nimmt, verweigr' ich ihm.
Attinghauſen.
Das ganze Land liegt unterm ſchweren Zorn
Des Königs — jedes Biedermannes Herz
Iſt kummervoll ob der tyranniſchen Gewalt,
Die wir erdulden — dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — dich ſiehet man,
Abtrünnig von den Deinen, auf der Seite
Des Landesfeindes ſtehen, unſrer Not
Hohnſprechend, nach der leichten Freude jagen
Und buhlen um die Fürſtengunſt, indes
Dein Vaterland von ſchwerer Geißel blutet.
Rudenz.
Das Land iſt ſchwer bedrängt — Warum, mein Oheim?
Wer iſt's, der es geſtürzt in dieſe Not?
Es koſtete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu ſein,
Und einen gnäd'gen Kaiſer zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Beſten widerſtrebt.
Um eignen Vorteils willen hindern ſie,
Daß die Waldſtätte nicht zu Öſtreich ſchwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu ſitzen mit dem Edelmann — den *Kaiſer*
Will man zum Herrn, um *keinen* Herrn zu haben.
Attinghauſen.
Muß ich *das* hören und aus deinem Munde!
Rudenz.
Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich enden.
— Welche Perſon iſt's, Oheim, die Ihr ſelbſt
Hier ſpielt? Habt Ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann 23) oder Bannerherr 24) zu ſein
Und neben dieſen Hirten zu regieren?
Wie? iſt's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an ſein glänzend Lager anzuſchließen,
Als eurer eignen Knechte Pair 25) zu ſein
Und zu Gericht zu ſitzen mit dem Bauer?
Attinghauſen.
Ach, Uli! Uli! Ich erkenne ſie,
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein offnes Ohr, ſie hat dein Herz vergiftet!
Rudenz.
Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Bauernadel ſchelten — Nicht ertrag' ich's,
Indes die edle Jugend rings umher
Sich Ehre ſammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb hier müßig ſtill zu liegen,
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo
Geſchehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt ſich glänzend jenſeits dieſer Berge —
Mir roſten in der Halle Helm und Schild;
Der Kriegstrommete mutiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in dieſe Thäler nicht herein;
Nichts als den *Kuhreihn* und der Herdeglocken
Einförmiges Geläut' vernehm' ich hier.
Attinghauſen.
Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirſt du dich dereinſt
Heim ſehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieſes Herdenreihens Melodie,
Die du in ſtolzem Überdruß verſchmähſt,
Mit Schmerzensſehnſucht wird ſie dich ergreifen,
Wenn ſie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falſche Welt iſt nicht für dich;
Dort an dem ſtolzen Kaiſerhof bleibſt du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, ſie fordert andre Tugenden,
Als du in dieſen Thälern dir erworben.
— Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürſtenknecht,
Da du ein Selbſtherr ſein kannſt und ein Fürſt
Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uli! Uli! Bleibe bei den Deinen!
Geh nicht nach Altorf — O, verlaß ſie nicht,
Die heil'ge Sache deines Vaterlands!
— Ich bin der Letzte meines Stamms — Mein Name
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
Die werden ſie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwarteſt
Um hinzugehn vor dieſen neuen Lehenhof
Und meine edeln Güter, die ich frei
Von Gott empfing, von Öſtreich zu empfangen!
Rudenz.
Vergebens widerſtreben wir dem König,
Die Welt gehört ihm; wollen wir allein
Uns eigenſinnig ſteifen und verſtocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein ſind die Märkte, die Gerichte, *ſein*
Die Kaufmannsſtraßen, und das Saumroß ſelbſt,
Das auf dem Gotthardt ziehet, muß ihm zollen.
Von ſeinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeſchloſſen.
— Wird uns das Reich beſchützen? Kann es ſelbſt
Sich ſchützen gegen Öſtreichs wachſende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiſer kann uns helfen.
Was iſt zu geben auf der Kaiſer Wort,
Wenn ſie in Geld- und Kriegesnot die Städte,
Die untern Schirm des Adlers ſich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein, Oheim! Wohlthat iſt's und weiſe Vorſicht,
In dieſen ſchweren Zeiten der Parteiung
Sich anzuſchließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiſerkrone geht von Stamm zu Stamm,
Die hat für treue Dienſte kein Gedächtnis
Doch, um den mächt'gen *Erb*herrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft ſtreun.
Attinghauſen.
Biſt du ſo weiſe?
Willſt heller ſehn, als deine edeln Väter,
Die um der Freiheit koſtbarn Edelſtein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft geſtritten?
— Schiff' nach *Luzern* hinunter, frage *dort*,
Wie Öſtreichs Herrſchaft laſtet auf den Ländern.
Sie werden kommen, unſre Schaf' und Rinder
Zu zählen, unſre Alpen abzumeſſen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen 26)
In unſern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An unſre Brücken, unſre Thore ſetzen,
Mit unſrer Armut ihre Länderkäufe,
Mit unſerm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unſer Blut dran ſetzen ſollen,
So ſei's *für uns* — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtſchaft ein!
Rudenz.
Was können wir,
Ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere!
Attinghauſen.
Lern dieſes Volk der Hirten kennen, Knabe;
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten ſehen bei Favenz. 27)
Sie ſollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entſchloſſen ſind *nicht* zu ertragen!
— O, lerne fühlen, welches Stamms du biſt!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterſchein
Die echte Perle deines Wertes hin —
Das Haupt zu heißen eines *freien* Volks,
Das dir aus Liebe nur ſich herzlich weiht,
Das treulich zu dir ſteht in Kampf und Tod —
Das ſei dein Stolz, *des* Adels rühme dich —
Die angebornen Bande knüpfe feſt,
Ans Vaterland, ans teure, ſchließ dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen.
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O, komm, du haſt uns lang nicht mehr geſehn,
Verſuch's mit uns nur *einen* Tag — nur heute
Geh nicht nach Altorf — hörſt du? heute nicht;
Den *einen* Tag nur ſchenke dich den Deinen!
(Er faßt ſeine Hand.)
Rudenz.
Ich gab mein Wort — Laßt mich — Ich bin gebunden.
Attinghauſen
(läßt ſeine Hand los, mit Ernſt).
Du biſt gebunden — Ja, Unglücklicher,
Du biſt's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden biſt du durch der Liebe Seile!
(Rudenz wendet ſich weg.)
— Verbirg dich, wie du willſt. Das Fräulein iſt's,
Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg
Dich zieht, dich feſſelt an des Kaiſers Dienſt.
Das Ritterfräulein willſt du dir erwerben
Mit deinem Abfall von dem Land — Betrüg dich nicht!
Dich anzulocken, zeigt man dir die Braut;
Doch deiner Unſchuld iſt ſie nicht beſchieden.
Rudenz.
Genug hab' ich gehört. Gehabt Euch wohl.
(Er geht ab.)
Attinghauſen.
Wahnſinn'ger Jüngling, bleib! Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So iſt der Wolfenſchießen abgefallen
Von ſeinem Land — ſo werden andre folgen,
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltſam ſtrebend über unſre Berge.
— O unglückſel'ge Stunde, da das Fremde
In dieſe ſtill beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unſchuld zu zerſtören!
Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte
Das Würd'ge ſcheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geſchlecht!
Was thu' ich hier? Sie ſind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde ſchon liegt *meine* Zeit;
Wohl dem, der mit der *neuen* nicht mehr braucht zu leben! (Geht ab.

Zweite Szene.

Eine Wieſe von hohen Felſen und Wald umgeben. Auf den Felſen ſind Steige mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabſteigen ſieht. Im Hintergrunde zeigt ſich der See, über welchem anfangs ein Mondregenbogen zu ſehen iſt. Den Proſpekt ſchließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Eisgebirge ragen. Es iſt völlig Nacht auf der Szene, nur der See und die weißen Gletſcher leuchten im Mondlicht.

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhart am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andere **Landleute**, alle bewaffnet.

Melchthal (noch hinter der Szene).
Der Bergweg öffnet ſich, nur friſch *mir* nach!
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
Wir ſind am Ziel, hier iſt das Rütli.
(Treten auf mit Windlichtern.)

Winkelried.
Horch!
Sewa.
Ganz leer.
Meier.
'ſ iſt noch kein Landmann da. Wir ſind
Die Erſten auf dem Platz, wir Unterwaldner.
Melchthal.
Wie weit iſt's in der Nacht?
Baumgarten.
Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben Zwei gerufen.
(Man hört in der Ferne läuten.)
Meier.
Still! Horch!
Am Bühel.
Das Mettenglöcklein[28]) in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwytzerland.
Von der Flüe.
Die Luft iſt rein und trägt den Schall ſo weit.
Melchthal.
Gehn einige und zünden Reisholz an,
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen.
(zwei Landleute gehn)
Sewa.
's iſt eine ſchöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da, als wie ein ebner Spiegel.
Am Bühel.
Sie haben eine leichte Fahrt.
Winkelried (zeigt nach dem See).
Ha, ſeht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?
Meier.
Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!
Melchthal.
Es iſt das Licht des Mondes, das ihn bildet.
Von der Flüe.
Das iſt ein ſeltſam wunderbares Zeichen!
Es leben viele, die das nicht geſehn.
Sewa.
Er iſt doppelt; ſeht, ein bläſſerer ſteht drüber.
Baumgarten.
Ein Nachen fährt ſo eben drunter weg.
Melchthal.
Das iſt der Stauffacher mit ſeinem Kahn,
Der Biedermann läßt ſich nicht lang erwarten.
(Geht mit Baumgarten nach dem Ufer.)
Meier.
Die Urner ſind es, die am längſten ſäumen
Am Bühel.
Sie müſſen weit umgehen durchs Gebirg,
Daß ſie des Landvogts Kundſchaft[29]) hintergehen.
(Unterdeſſen haben die zwei Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet.)
Melchthal (am Ufer).
Wer iſt da? Gebt das Wort!
Stauffacher (von unten).
Freunde des Landes.
Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn ſteigen **Stauffacher**, **Itel Reding**, **Hans auf der Mauer**, **Jörg im Hofe**, **Konrad Hunn**, **Ulrich der Schmied**, **Joſt von Weiler** und noch drei andere **Landleute**, gleichfalls bewaffnet.
Alle (rufen).
Willkommen!
(Indem die übrigen in der Tiefe verweilen und ſich begrüßen, kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts.)
Melchthal.
O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Geſehn, der *mich* nicht wiederſehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf ſeine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich geſogen
Aus der erloſchnen Sonne ſeines Blicks.
Stauffacher.
Sprecht nicht von Rache. Nicht geſchehnes rächen,
Gedrohtem Übel wollen wir begegnen.
— Jetzt ſagt, was Ihr im Unterwaldner Land
Geſchafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie Ihr ſelbſt
Den Stricken des Verrats entgangen ſeid.
Melchthal.
Durch der Surennen[30]) furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eiſesfeldern,
Wo nur der heiſre Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo ſich
Aus Uri und vom Engelberg[31]) die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinſam weiden,
Den Durſt mir ſtillend mit der Gletſcher Milch,[32])
Die in den Runſen[33]) ſchäumend niederquillt.
In den einſamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirt und Gaſt, bis daß ich kam
Zu Wohnungen geſellig lebender Menſchen.
— Erſchollen war in dieſen Thälern ſchon
Der Ruf des neuen Greuels, der geſchehn,
Und fromme Ehrfurcht ſchaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüſtet fand ich dieſe graden Seelen
Ob dem gewaltſam neuen Regiment;
Denn ſo wie ihre Alpen fort und fort
Dieſelben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken ſelbſt und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort beſtanden.
Nicht tragen ſie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten ſie mir dar,
Von den Wänden langten ſie die roſt'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muts, als ich die Namen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig ſind,
Den Eurigen und Walther Fürſts. — Was Euch
Recht würde dünken, ſchwuren ſie zu thun,
Euch ſchwuren ſie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt' ich ſicher unterm heil'gen Schirm
Des Gaſtrechts von Gehöfte zu Gehöfte —
Und als ich kam ins heimatliche Thal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,
Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildthät'ger Menſchen lebend —

Stauffacher.
Herr im Himmel!
Melchthal.
Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Thränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzes aus,
In tiefer Bruſt, wie einen teuren Schatz,
Verſchloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs,
Kein Thal war ſo verſteckt, ich ſpäht' es aus;
Bis an der Gletſcher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei;
Denn bis an dieſe letzte Grenze ſelbſt
Belebter Schöpfung, wo der ſtarre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieſes biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unſer ſind ſie all mit Herz und Mund.
Stauffacher.
Großes habt Ihr in kurzer Friſt geleiſtet.
Melchthal.
Ich that noch mehr. Die beiden Feſten ſind's,
Roßberg und *Sarnen*, die der Landmann fürchtet;
Denn hinter ihren Felſenwällen ſchirmt
Der Feind ſich leicht und ſchädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden;
Ich war zu Sarnen und beſah die Burg.
Stauffacher.
Ihr wagtet Euch bis in des Tigers Höhle?
Melchthal.
Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht,
Ich ſah den Landvogt an der Tafel ſchwelgen —
Urteilt, ob ich mein Herz bezwingen kann;
Ich ſah den Feind, und ich erſchlug ihn nicht.
Stauffacher.
Fürwahr, das Glück war Eurer Kühnheit hold.
(Unterdeſſen ſind die andern Landleute vorwärts gekommen und nähern ſich den beiden.)
Doch jetzo ſagt mir, wer die Freunde ſind
Und die gerechten Männer, die Euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.
Meier.
Wer kennte *Euch* nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Mei'r von Sarnen; dies hier iſt
Mein Schweſterſohn, der Struth von Winkelried.
Stauffacher.
Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen ſchlug
Im Sumpf bei Weiler und ſein Leben ließ
In dieſem Strauß.
Winkelried.
Das war mein Ahn, Herr Werner.
Melchthal (zeigt auf zwei Landleute).
Die wohnen hinterm Wald, ſind Kloſterleute
Vom Engelberg[34]) — Ihr werdet ſie drum nicht
Verachten, weil ſie *eigne* Leute ſind
Und nicht, wie wir, frei ſitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, ſind ſonſt auch wohl berufen.
Stauffacher (zu den beiden).
Gebt mir die Hand. Es preiſe ſich, wer keinem
Mit ſeinem Leibe pflichtig iſt auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.
Konrad Hunn.
Das iſt Herr Reding, unſer Altlandammann.[35])
Meier.
Ich kenn' ihn wohl. Er iſt mein Widerpart,[36])
Der um ein altes Erbſtück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir ſind Feinde vor Gericht;
Hier ſind wir einig.
(Schüttelt ihm die Hand.)
Stauffacher.
Das iſt brav geſprochen.
Winkelried.
Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!
(Rechts und links ſieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felſen herabſteigen.)
Auf der Mauer.
Seht! Steigt nicht ſelbſt der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht ſcheut er
Des Weges Mühen und das Graun der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu ſorgen.
Baumgarten.
Der Sigriſt[37]) folgt ihm und Herr Walther Fürſt;
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.
Walther Fürſt, **Röſſelmann**, der Pfarrer, **Petermann**, der Sigriſt, **Kuoni**, der Hirt, **Werni**, der Jäger, **Ruodi**, der Fiſcher, und noch fünf andere **Landleute**. Alle zuſammen, dreiunddreißig an der Zahl, treten vorwärts und ſtellen ſich um das Feuer.
Walther Fürſt.
So müſſen wir auf unſerm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verſtohlen
Zuſammen ſchleichen, wie die Mörder thun,
Und bei der Nacht, die ihren ſchwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der ſonnenſcheuen
Verſchwörung leihet, unſer gutes Recht
Uns holen, das doch lauter iſt und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schoß des Tages.
Melchthal.
Laßt's gut ſein. Was die dunkle Nacht geſponnen,
Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen.
Röſſelmann.
Hört, was mir Gott ins Herz giebt, Eidgenoſſen!
Wir ſtehen hier ſtatt einer Landsgemeinde
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen;
Was ungeſetzlich iſt in der Verſammlung,
Entſchuldige die Not der Zeit. Doch Gott
Iſt überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter ſeinem Himmel ſtehen wir.
Stauffacher.
Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte;
Iſt es gleich Nacht, ſo leuchtet unſer Recht.
Melchthal.
Iſt gleich die Zahl nicht voll, das *Herz* iſt hier
Des ganzen Volks, die *Beſten* ſind zugegen.

Konrad Hunn.
Sind auch die alten Bücher[38] nicht zur Hand,
Sie ſind in unſre Herzen eingeſchrieben.
Röſſelmann.
Wohlan, ſo ſei der Ring ſogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt![39]
Auf der Mauer.
Der Landesammann nehme ſeinen Platz,
Und ſeine Waibel[40] ſtehen ihm zur Seite!
Sigriſt.
Es ſind der Völker dreie. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?
Meier.
Um dieſe Ehr' mag Schwytz mit Uri ſtreiten,
Wir Unterwaldner ſtehen frei zurück.
Melchthal.
Wir ſtehn zurück; wir ſind die Flehenden,
Die Hilfe heiſchen von den mächt'gen Freunden.
Stauffacher.
So nehme Uri denn das Schwert; ſein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran.
Walther Fürſt.
Des Schwertes Ehre werde Schwytz zu teil;
Denn ſeines Stammes rühmen wir uns alle.
Röſſelmann.
Den edeln Wettſtreit laßt mich freundlich ſchlichten:
Schwytz ſoll im Rat, Uri im Felde führen.
Walther Fürſt
(reicht dem Stauffacher die Schwerter).
So nehmt!
Stauffacher.
Nicht mir, dem Alter ſei die Ehre.
Im Hofe.
Die meiſten Jahre zählt Ulrich der Schmied.
Auf der Mauer.
Der Mann iſt wacker, doch nicht freien Stands;
Kein eigner Mann kann Richter ſein in Schwytz.
Stauffacher.
Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?
Was ſuchen wir noch einen Würdigern?
Walther Fürſt.
Er ſei der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu ſtimmt, erhebe ſeine Hände.
(Alle heben die rechte Hand auf.)
Reding (tritt in die Mitte).
Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen,
So ſchwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.
(Man richtet die zwei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet ſich um ihn her, Schwytz hält die Mitte, rechts ſtellt ſich Uri und links Unterwalden. Er ſteht auf ſein Schlachtſchwert geſtützt.)
Was iſt's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des Sees unwirtlichem Geſtade
Zuſammenführte in der Geiſterſtunde?
Was ſoll der Inhalt ſein des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel ſtiften?
Stauffacher (tritt in den Ring).
Wir ſtiften keinen neuen Bund; es iſt
Ein uralt Bündnis nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wiſſet, Eidgenoſſen!
Ob uns der See, ob uns die Berge ſcheiden,
Und jedes Volk ſich für ſich ſelbſt regiert,
So ſind wir eines Stammes doch und Bluts,
Und eine Heimat iſt's, aus der wir zogen.
Winkelried.
So iſt es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O, teilt's uns mit, was Euch davon bekannt,
Daß ſich der neue Bund am alten ſtärke.
Stauffacher.
Hört, was die alten Hirten ſich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht,[41] das litt von ſchwerer Teurung.
In dieſer Not beſchloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Los
Der Väter Land verlaſſe — Das geſchah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagsſonne,
Mit dem Schwert ſich ſchlagend durch das deutſche Land,
Bis an das Hochland dieſer Waldgebirge.
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß ſie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwiſchen Wieſen rinnt —
Nicht Menſchenſpuren waren hier zu ſehen,
Nur eine Hütte ſtand am Ufer einſam.
Da ſaß ein Mann und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da beſahen ſie das Land
Sich näher und gewahrten ſchöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen
Und meinten, ſich im lieben Vaterland
Zu finden — Da beſchloſſen ſie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwytz,
Und hatten manchen ſauren Tag, den Wald
Mit weitverſchlungnen Wurzeln auszuroden —
Drauf, als der Boden nicht mehr gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen ſie hinüber
Zum ſchwarzen Berg,[42] ja, bis ans Weißland[43] hin,
Wo, hinter ew'gem Eiſeswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen ſpricht.[44]
Den Flecken Stanz erbauten ſie am Kernwald,
Den Flecken Altorf in dem Thal der Reuß —
Doch blieben ſie des Urſprungs ſtets gedenk;
Aus all den fremden Stämmen, die ſeitdem
In Mitte ihres Lands ſich angeſiedelt,
Finden die Schwytzer Männer ſich heraus,
Es giebt das Herz, das Blut ſich zu erkennen.
(Reicht rechts und links die Hand hin.)
Auf der Mauer.
Ja, wir ſind eines Herzens, eines Bluts!
Alle (ſich die Hände reichend).
Wir ſind ein Volk, und einig wollen wir handeln.
Stauffacher.
Die andern Völker tragen fremdes Joch,
Sie haben ſich dem Sieger unterworfen.
Es leben ſelbſt in unſern Landesmarken
Der Saſſen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtſchaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer echter Stamm,
Wir haben ſtets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürſten bogen wir das Knie,
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiſer.
Röſſelmann.
Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm;
So ſteht's bemerkt in Kaiſer Friedrichs Brief.[45]
Stauffacher.
Denn herrenlos iſt auch der Freiſte nicht.
Ein Oberhaupt muß ſein, ein höchſter Richter,
Wo man das Recht mag ſchöpfen in dem Streit.
Drum haben unſre Väter für den Boden,
Den ſie der alten Wildnis abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiſer, der den Herrn
Sich nennt der deutſchen und der welſchen Erde,
Und, wie die andern Freien ſeines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienſt gelobt;
Denn dieſes iſt der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu ſchirmen, das ſie ſelbſt beſchirmt.
Melchthal.
Was drüber iſt, iſt Merkmal eines Knechts.
Stauffacher.
Sie folgten, wenn der Heribann[46] erging,
Dem Reichspanier und ſchlugen ſeine Schlachten.
Nach Welſchland zogen ſie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu ſetzen.
Daheim regierten ſie ſich fröhlich ſelbſt
Nach altem Brauch und eigenem Geſetz;
Der höchſte Blutbann[47] war allein des Kaiſers.
Und dazu ward beſtellt ein großer Graf,
Der hatte ſeinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutſchuld kam, ſo rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, ſchlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menſchen.
Wo ſind hier Spuren, daß wir Knechte ſind?
Iſt einer, der es anders weiß, der rede!
Im Hofe.
Nein, ſo verhält ſich alles, wie Ihr ſprecht,
Gewaltherrſchaft ward nie bei uns geduldet.
Stauffacher.
Dem Kaiſer ſelbſt verſagten wir Gehorſam,[49]
Da er das Recht zu Gunſt der Pfaffen bog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einſiedeln uns die Alp in Anſpruch nahmen,
Die wir beweidet ſeit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenloſe Wüſte ſchenkte —
Denn unſer Daſein hatte man verhehlt —
Da ſprachen wir: „Erſchlichen iſt der Brief!
Kein Kaiſer kann, was unſer iſt, verſchenken;
Und, wird uns Recht verſagt vom Reich, wir können
In unſern Bergen auch des Reichs entbehren."
— So ſprachen unſre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In ſeiner Macht kein Kaiſer durfte bieten?
— Wir haben dieſen Boden uns erſchaffen
Durch unſrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der ſonſt der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menſchen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getötet,
Der aus den Sümpfen giftgeſchwollen ſtieg;
Die Nebeldecke haben wir zerriſſen,
Die ewig grau um dieſe Wildnis hing,
Den harten Fels geſprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den ſichern Steg geleitet;
Unſer iſt durch tauſendjährigen Beſitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten ſchmieden
Und Schmach anthun auf unſrer eignen Erde?
Iſt keine Hilfe gegen ſolchen Drang?
(Eine große Bewegung unter den Landleuten.)
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Mutes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüberſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchſtes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt — Wir ſtehn für unſer Land,
Wir ſtehn für unſre Weiber, unſre Kinder!
Alle (an ihre Schwerter ſchlagend).
Wir ſtehn für unſre Weiber, unſre Kinder!
Röſſelmann (tritt in den Ring).
Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl!
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiſer ſchlichten.
Es koſtet euch ein Wort, und die Tyrannen,
Die euch jetzt ſchwer bedrängen, ſchmeicheln euch.
— Ergreift, was man euch oft geboten hat,
Trennt euch vom Reich, erkennet Öſtreichs Hoheit —
Auf der Mauer.
Was ſagt der Pfarrer? Wir zu Öſtreich ſchwören!
Am Bühel.
Hört ihn nicht an!
Winkelried.
Das rät uns ein Verräter,
Ein Feind des Landes!
Reding.
Ruhig, Eidgenoſſen!
Sewa.
Wir Öſtreich huldigen nach ſolcher Schmach!
Von der Flüe.
Wir uns abtrotzen laſſen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten!
Meier.
Dann wären
Wir Sklaven, und verdienten, es zu ſein!
Auf der Mauer.
Der ſei geſtoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung ſpricht an Öſterreich!
— Landammann, ich beſtehe drauf, dies ſei
Das erſte Landsgeſetz, das wir hier geben.

Melchthal.
So ſei's. Wer von Ergebung ſpricht an Öſtreich,
Soll rechtlos ſein und aller Ehren bar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an ſeinem Feuer.
Alle (heben die rechte Hand auf).
Wir wollen es, das ſei Geſetz!
Reding (nach einer Pauſe).
Es iſt's.
Röſſelmann.
Jetzt ſeid ihr frei, ihr ſeid's durch dies Geſetz.
Nicht durch Gewalt ſoll Öſterreich ertrotzen,
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —
Joſt von Weiler.
Zur Tagesordnung, weiter!
Reding.
Eidgenoſſen!
Sind alle ſanften Mittel auch verſucht?
Vielleicht weiß es der König nicht; es iſt
Wohl gar ſein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieſes Letzte ſollten wir verſuchen,
Erſt unſre Klage bringen vor ſein Ohr,
Eh wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, iſt Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menſchen nicht mehr helfen.
Stauffacher (zu Konrad Hunn).
Nun iſt's an Euch, Bericht zu geben. Redet.
Konrad Hunn.
Ich war zu Rheinfeld an des Kaiſers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu holen unſrer alten Freiheit,
Den jeder neue König ſonſt beſtätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom ſchwäb'ſchen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.
Mich, euren Boten, wies man an die Räte,
Und die entließen mich mit leerem Troſt:
„Der Kaiſer habe diesmal keine Zeit;
„Er würde ſonſt einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da ſah ich Herzog Hanſen
In einem Erker weinend ſtehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tegerfeld.
Die riefen mir und ſagten: „Helft euch ſelbſt!
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
„Und hinterhält ihm ſein gerechtes Erbe?
„Der Herzog fleht' ihn um ſein Mütterliches,
„Er habe ſeine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Beſcheid? Ein Kränzlein ſetzt' ihm
„Der Kaiſer auf: Das ſei die Zier der Jugend."
Auf der Mauer.
Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiſer! Helft euch ſelbſt!
Reding.
Nichts andres bleibt uns übrig. Nun gebt Rat,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.
Walther Fürſt (tritt in den Ring).
Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir ſie ererbt
Von unſern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiſer bleibe, was des Kaiſers iſt,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.
Meier.
Ich trage Gut von Öſterreich zu Lehen.
Walther Fürſt.
Ihr fahret fort, Öſtreich die Pflicht zu leiſten.
Joſt von Weiler.
Ich ſteure an die Herrn von Rappersweil.
Walther Fürſt.
Ihr fahret fort, zu zinſen und zu ſteuern.
Röſſelmann.
Der großen Frau zu Zürch49) bin ich vereidet.
Walther Fürſt.
Ihr gebt dem Kloſter, was des Kloſters iſt.
Stauffacher.
Ich trage kein Lehen, als des Reichs.
Walther Fürſt.
Was ſein muß, das geſchehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die feſten Schlöſſer brechen;
Doch, wenn es ſein mag, ohne Blut. Es ſehe
Der Kaiſer, daß wir notgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und ſieht er uns in unſern Schranken bleiben,
Vielleicht beſiegt er ſtaatsklug ſeinen Zorn;
Denn bill'ge Furcht erwecket ſich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Fauſt ſich mäßigt.
Reding.
Doch laſſet hören, wie vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.
Stauffacher.
Er wird's, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraſchen ihn, eh' er ſich rüſtet.
Meier.
Iſt bald geſprochen, aber ſchwer gethan.
Uns ragen in dem Land zwei feſte Schlöſſer,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land ſollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen ſein,
Eh man ein Schwert erhebt in den drei Landen.
Stauffacher.
Säumt man ſo lang, ſo wird der Feind gewarnt;
Zu viele ſind's, die das Geheimnis teilen.
Meier.
In den Waldſtätten find't ſich kein Verräter.
Röſſelmann.
Der Eifer auch, der gute, kann verraten.
Walther Fürſt.
Schiebt man es auf, ſo wird der Twing vollendet
In Altdorf, und der Vogt befeſtigt ſich.
Meier.
Ihr denkt an euch.
Sigriſt.
Und ihr ſeid ungerecht.
Meier (auffahrend).
Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!
Reding.
Bei eurem Eide, Ruh!
Meier.
Ja, wenn ſich Schwytz
Verſteht mit Uri, müſſen wir wohl ſchweigen.
Reding.
Ich muß euch weiſen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heft'gem Sinn den Frieden ſtört!
Stehn wir nicht alle für dieſelbe Sache?
Winkelried
Wenn wir's verſchieben bis zum Feſt des Herrn,
Dann bringt's die Sitte mit, daß alle Saſſen
Dem Vogt Geſchenke bringen auf das Schloß.
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg verſammeln,
Die führen heimlich ſpitz'ge Eiſen mit,
Die man geſchwind kann an die Stäbe ſtecken,
Denn niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächſt im Wald hält dann der große Haufe,
Und, wenn die andern glücklich ſich des Thors
Ermächtiget, ſo wird ein Horn geblaſen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt.
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unſer.
Melchthal.
Den Roßberg übernehm' ich zu erſteigen,
Denn eine Dirn' des Schloſſes iſt mir hold,
Und leicht bethör' ich ſie, zum nächtlichen
Beſuch die ſchwanke Leiter mir zu reichen;
Bin ich droben erſt, zieh' ich die Freunde nach.
Reding.
Iſt's aller Wille, daß verſchoben werde?
(Die Mehrheit erhebt die Hand.)
Stauffacher (zählt die Stimmen).
Es iſt ein Mehr von Zwanzig gegen Zwölf!
Walther Fürſt.
Wenn am beſtimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch; der Landſturm wird
Aufgeboten, ſchnell, im Hauptort jedes Landes;
Wenn dann die Vögte ſehn der Waffen Ernſt,
Glaubt mir, ſie werden ſich des Streits begeben
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unſern Landesmarken zu entweichen.
Stauffacher.
Nur mit dem Geßler fürcht' ich ſchweren Stand,
Furchtbar iſt er mit Reiſigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja, ſelbſt
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer iſt's und faſt gefährlich, ihn zu ſchonen.
Baumgarten.
Wo's halsgefährlich iſt, da ſtellt mich hin!
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben.
Gern ſchlag' ich's in die Schanze für das Land,
Mein Ehr' hab' ich beſchützt, mein Herz befriedigt.
Reding.
Die Zeit bringt Rat. Erwartet's in Geduld.
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch ſeht, indes wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchſten Bergen ſchon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus. — Kommt, laßt uns ſcheiden,
Eh' uns des Tages Leuchten überraſcht.
Walther Fürſt.
Sorgt nicht, die Nacht weicht langſam aus den Thälern.
(Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit ſtiller Sammlung die Morgenröte.)
Röſſelmann.
Bei dieſem Licht, das uns zuerſt begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer atmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes ſchwören.
— Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
(Alle ſprechen es nach mit erhobenen drei Fingern.)
— Wir wollen frei ſein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.
(Wie oben.)
— Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.
(Wie oben. Die Landleute umarmen einander.)
Stauffacher.
Jetzt gehe jeder ſeines Weges ſtill
Zu ſeiner Freundſchaft und Genoßſame.50)
Wer Hirt iſt, wintre ruhig ſeine Herde
Und werb' im ſtillen Freunde für den Bund.
— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachſen, bis ein Tag die allgemeine
Und die beſondre Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wut
Und ſpare für das Ganze ſeine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer ſelbſt ſich hilft in ſeiner eignen Sache.
(Indem ſie zu drei verſchiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orcheſter mit einem prachtvollen Schwung ein; die leere Szene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauſpiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.)

Dritter Aufzug.

Erſte Szene.

Hof vor Tells Hauſe. **Tell** iſt mit der Zimmeraxt, **Hedwig** mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt. **Walther** und **Wilhelm** in der Tiefe ſpielen mit einer kleinen Armbruſt.

Walther (ſingt).
Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenſtrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König iſt der Weih —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrſcht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was ſein Pfeil erreicht,
Das iſt ſeine Beute,
Was da kreucht und fleugt.
(Kommt geſprungen.)
Der Strang iſt mir entzwei. Mach mir ihn, Vater.
Tell.
Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft ſich ſelbſt.
(Knaben entfernen ſich.)
Hedwig.
Die Knaben fangen zeitig an zu ſchießen.
Tell.
Früh übt ſich, was ein Meiſter werden will.
Hedwig.
Ach, wollte Gott, ſie lernten's nie!
Tell.
Sie ſollen alles lernen. Wer durch's Leben
Sich friſch will ſchlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüſtet ſein.
Hedwig.
Ach, es wird keiner ſeine Ruh
Zu Hauſe finden.
Tell.
Mutter, ich kann's auch nicht.
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Raſtlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erſt genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbeute.
Hedwig.
Und an die Angſt der Hausfrau denkſt du nicht,
Die ſich indeſſen, deiner wartend, härmt.
Denn mich erfüllt's mit Grauſen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten ſich erzählen.
Bei jedem Abſchied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdeſt wiederkehren.
Ich ſehe dich, im wilden Eisgebirg
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlſprung thun, ſeh', wie die Gemſe dich
Rückſpringend mit ſich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verſchüttet,
Wie unter dir der trügeriſche Firn
Einbricht, und du hinabſinkſt, ein lebendig
Begrabner, in die ſchauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger haſcht
Der Tod in hundert wechſelnden Geſtalten!
Das iſt ein unglückſeliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!
Tell.
Wer friſch umherſpäht mit geſunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt ſich leicht aus jeder Fahr und Not;
Den ſchreckt der Berg nicht, der darauf geboren.
(Er hat ſeine Arbeit vollendet, legt das Gerät hinweg.)
Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erſpart den Zimmermann.
(Nimmt den Hut.)
Hedwig.
Wo gehſt du hin?
Tell.
Nach Altorf zu dem Vater.
Hedwig.
Sinnſt du auch nichts Gefährliches? Geſteh mir's!
Tell.
Wie kommſt du darauf, Frau?
Hedwig.
Es ſpinnt ſich etwas
Gegen die Vögte — Auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und du biſt auch im Bunde.
Tell.
Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.
Hedwig.
Sie werden dich hinſtellen, wo Gefahr iſt;
Das Schwerſte wird dein Anteil ſein, wie immer.
Tell.
Ein jeder wird beſteuert nach Vermögen.
Hedwig.
Den Unterwaldner haſt du auch im Sturme
Über den See geſchafft — Ein Wunder war's,
Daß Ihr entkommen — Dachteſt du denn gar nicht
An Kind und Weib?
Tell.
Lieb Weib, ich dacht' an euch;
Drum rettet' ich den Vater ſeinen Kindern.
Hedwig.
Zu ſchiffen in dem wüt'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott verſuchen!
Tell.
Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leiſten.
Hedwig.
Ja, du biſt gut und hilfreich, dieneſt allen,
Und, wenn du ſelbſt in Not kommſt, hilft dir keiner.
Tell.
Verhüt' es Gott, daß ich nicht Hilfe brauche!
(Er nimmt die Armbruſt und Pfeile.)
Hedwig.
Was willſt du mit der Armbruſt? Laß ſie hier!
Tell.
Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.
(Die Knaben kommen zurück.)
Walther.
Vater, wo gehſt du hin?
Tell.
Nach Altorf, Knabe,
Zum Ehni[51]) — Willſt du mit?
Walther.
Ja, freilich will ich.
Hedwig.
Der Landvogt iſt jetzt dort. Bleib weg von Altorf.
Tell.
Er geht, noch heute.
Hedwig.
Drum laß ihn erſt fort ſein.
Gemahn' ihn nicht an dich, du weißt, er grollt uns.
Tell.
Mir ſoll ſein böſer Wille nicht viel ſchaden,
Ich thue recht und ſcheue keinen Feind.
Hedwig.
Die recht thun, eben die haßt er am meiſten.
Tell.
Weil er nicht an ſie kommen kann — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden laſſen, mein' ich.
Hedwig.
So, weißt du das?
Tell.
Es iſt nicht lange her,
Da ging ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menſchenleerer Spur
Und, da ich einſam einen Felſenſteig
Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hing ſchroff die Felswand her
Und unten rauſchte fürchterlich der Schächen,
(Die Knaben drängen ſich rechts und links an ihn und ſehen mit geſpannter Neugier an ihm hinauf.)
Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Bloß Menſch zu Menſch, und neben uns der Abgrund.
Und als der Herre mein anſichtig ward
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Urſach' willen ſchwer gebüßt,
Und ſah mich mit dem ſtattlichen Gewehr
Daher geſchritten kommen, da verblaßt' er,
Die Kniee verſagten ihm, ich ſah es kommen,
Daß er jetzt an die Felswand würde ſinken.
— Da jammerte mich ſein, ich trat zu ihm
Beſcheidentlich und ſprach: Ich bin's, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen armen Laut
Aus ſeinem Munde geben — Mit der Hand nur
Winkt' er mir ſchweigend, meines Wegs zu gehn;
Da ging ich fort und ſandt' ihm ſein Gefolge.
Hedwig.
Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Daß du ihn ſchwach geſehn, vergiebt er nie.
Tell.
Drum meid' ich ihn, und er wird mich nicht ſuchen.
Hedwig.
Bleib heute nur dort weg. Geh lieber jagen.
Tell.
Was fällt dir ein?
Hedwig.
Mich ängſtigt's. Bleibe weg.
Tell.
Wie kannſt du dich ſo ohne Urſach' quälen?
Hedwig.
Weil's keine Urſach' hat — Tell, bleibe hier.
Tell.
Ich hab's verſprochen, liebes Weib, zu kommen.
Hedwig.
Mußt du, ſo geh' — nur laſſe mir den Knaben!
Walther.
Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.
Hedwig.
Wälti, verlaſſen willſt du deine Mutter?
Walther.
Ich bring' dir auch was Hübſches mit vom Ehni.
(Geht mit dem Vater.)
Wilhelm.
Mutter, ich bleibe bei dir!
Hedwig (umarmt ihn).
Ja, du biſt
Mein liebes Kind, du bleibſt mir noch allein!
(Sie geht an das Hofthor und folgt den Abgehenden lange mit den Augen.)

Zweite Szene.

Eine eingeſchloſſene wilde Waldgegend, Staubbäche[52]) ſtürzen von den Felſen.

Bertha im Jagdkleid. Gleich darauf **Rudenz**.

Bertha.
Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.
Rudenz (tritt raſch ein).
Fräulein, jetzt endlich find' ich Euch allein,
Abgründe ſchließen rings umher uns ein;
In dieſer Wildnis fürcht' ich keinen Zeugen
Vom Herzen wälz' ich dieſes lange Schweigen —
Bertha.
Seid Ihr gewiß, daß uns die Jagd nicht folgt?
Rudenz.
Die Jagd iſt dort hinaus — Jetzt oder nie!
Ich muß den teuren Augenblick ergreifen —
Entſchieden ſehen muß ich mein Geſchick,
Und ſollt' es mich auf ewig von Euch ſcheiden.
— O, waffnet Eure güt'gen Blicke nicht
Mit dieſer finſtern Strenge — Wer bin ich,
Daß ich den kühnen Wunſch zu Euch erhebe?
Mich hat der Ruhm noch nicht genannt; ich darf
Mich in die Reih' nicht ſtellen mit den Rittern,
Die ſiegberühmt und glänzend Euch umwerben.
Nichts hab' ich, als mein Herz voll Treu und Liebe —
Bertha (ernſt und ſtreng).
Dürft Ihr von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an ſeinen nächſten Pflichten?
(Rudenz tritt zurück.)
Der Sklave Öſterreichs, der ſich dem Fremdling
Verkauft, dem Unterdrücker ſeines Volks?
Rudenz.
Von Euch, mein Fräulein, hör' ich dieſen Vorwurf?
Wen ſuch' ich denn, als Euch auf jener Seite?
Bertha.
Mich denkt Ihr auf der Seite des Verrats
Zu finden? Eher wollt' ich meine Hand
Dem Geßler ſelbſt, dem Unterdrücker, ſchenken,
Als dem naturvergeſſnen Sohn der Schweiz,
Der ſich zu ſeinem Werkzeug machen kann!
Rudenz.
O Gott, was muß ich hören?
Bertha.
Wie? Was liegt
Dem guten Menſchen näher, als die Seinen?
Giebt's ſchönre Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Verteidiger der Unſchuld ſein,
Das Recht der Unterdrückten zu beſchirmen?
— Die Seele blutet mir um Euer Volk,
Ich leide mit ihm; denn ich muß es lieben,

Das ſo beſcheiden iſt und doch voll Kraft;
Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,
Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.
— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht
Ihm zum geborenen Beſchützer gaben,
Und der's verläßt, der treulos übertritt
Zum Feind und Ketten ſchmiedet ſeinem Land,
Ihr ſeid's, der mich verletzt und kränkt; ich muß
Mein Herz bezwingen, daß ich Euch nicht haſſe.

Rudenz.

Will ich denn nicht das Beſte meines Volks?
Ihm unter Öſtreichs mächt'gem Zepter nicht
Den Frieden —

Bertha.

Knechtſchaft wollt Ihr ihm bereiten!
Die Freiheit wollt Ihr aus dem letzten Schloß,
Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.
Das Volk verſteht ſich beſſer auf ſein Glück,
Kein Schein verführt ſein ſicheres Gefühl.
Euch haben ſie das Netz ums Haupt geworfen —

Rudenz.

Bertha! Ihr haßt mich, Ihr verachtet mich!

Bertha.

Thät' ich's, mir wäre beſſer — Aber den
Verachtet ſehen und verachtungswert,
Den man gern lieben möchte —

Rudenz.

Bertha! Bertha!
Ihr zeiget mir das höchſte Himmelsglück
Und ſtürzt mich tief in einem Augenblick.

Bertha.

Nein, nein, das Edle iſt nicht ganz erſtickt
In Euch! Es ſchlummert nur, ich will es wecken;
Ihr müßt Gewalt ausüben an Euch ſelbſt,
Die angeſtammte Tugend zu ertöten;
Doch, wohl Euch, ſie iſt mächtiger als Ihr,
Und trotz Euch ſelber ſeid Ihr gut und edel!

Rudenz.

Ihr glaubt an mich? O Bertha, alles läßt
Mich Eure Liebe ſein und werden!

Bertha.

Seid,
Wozu die herrliche Natur Euch machte!
Erfüllt den Platz, wohin ſie Euch geſtellt,
Zu Eurem Volke ſteht und Eurem Lande,
Und kämpft für Euer heilig Recht!

Rudenz.

Weh mir!
Wie kann ich Euch erringen, Euch beſitzen,
Wenn ich der Macht des Kaiſers widerſtrebe?
Iſt's der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über Eure Hand tyranniſch waltet?

Bertha.

In den Waldſtätten liegen meine Güter,
Und iſt der Schweizer frei, ſo bin auch ich's.

Rudenz.

Bertha, welch einen Blick thut Ihr mir auf!

Bertha.

Hofft nicht durch Öſtreichs Gunſt mich zu erringen;
Nach meinem Erbe ſtrecken ſie die Hand,
Das will man mit dem großen Erb vereinen.
Dieſelbe Ländergier, die Eure Freiheit
Verſchlingen will, ſie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Opfer bin ich auserſehn,
Vielleicht, um einen Günſtling zu belohnen —
Dort, wo die Falſchheit und die Ränke wohnen,
Hin an den Kaiſerhof will man mich ziehn,
Dort harren mein verhaßter Ehe Ketten;
Die Liebe nur — die Eure kann mich retten!

Rudenz.

Ihr könntet Euch entſchließen, hier zu leben,
In meinem Vaterlande mein zu ſein?
O Bertha, all mein Sehnen in das Weite,
Was war es, als ein Streben nur nach Euch?
Euch ſucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt Ihr mit mir Euch in dies ſtille Thal
Einſchließen und der Erde Glanz entſagen —
O, dann iſt meines Strebens Ziel gefunden;
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
Ans ſichre Ufer dieſer Berge ſchlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab' ich mehr
Hinauszuſenden in des Lebens Weiten —
Dann mögen dieſe Felſen um uns her
Die undurchdringlich feſte Mauer breiten,
Und dies verſchloſſ'ne ſel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet ſein!

Bertha.

Jetzt biſt du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt, mich hat mein Glaube nicht betrogen!

Rudenz.

Fahr hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich ſoll das Glück in meiner Heimat finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tauſend Freudeſpuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willſt du die Meine werden!
Ach, wohl hab' ich es ſtets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

Bertha.

Wo wär' die ſel'ge Inſel aufzufinden,
Wenn ſie nicht hier iſt in der Unſchuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimiſch wohnt,
Wo ſich die Falſchheit noch nicht hingefunden?
Da trübt kein Neid die Quelle unſers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da ſeh' ich dich im echten Männerwert,
Den erſten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner, freier Huldigung verehrt,
Groß, wie ein König wirkt in ſeinen Reichen.

Rudenz.

Da ſeh' ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geſchäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen
Und, wie der Frühling ſeine Blumen ſtreut,
Mit ſchöner Anmut mir das Leben ſchmücken
Und alles rings beleben und beglücken!

Bertha.

Sieh, teurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dies höchſte Lebensglück dich ſelbſt
Zerſtören ſah — Weh mir! Wie ſtünd's um mich,
Wenn ich dem ſtolzen Ritter müßte folgen,
Dem Landbedrücker, auf ſein finſtres Schloß!
— Hier iſt kein Schloß. Mich ſcheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!

Rudenz.

Doch wie mich retten — wie die Schlinge löſen,
Die ich mir thöricht ſelbſt ums Haupt gelegt?

Bertha.

Zerreiße ſie mit männlichem Entſchluß!
Was auch draus werde — ſteh zu deinem Volk!
Es iſt dein angeborner Platz,

(Jagdhörner in der Ferne.)

Die Jagd
Kommt näher — fort, wir müſſen ſcheiden —
Kämpfe
Fürs Vaterland, du kämpfſt für deine Liebe!
Es iſt ein Feind, vor dem wir alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns alle frei!

(Gehen ab.)

Dritte Szene.

Wieſe bei Altorf. Im Vordergrund Bäume, in der Tiefe der Hut auf einer Stange. Der Proſpekt wird begrenzt durch den Bannberg,53) über welchem ein Schneeberg emporragt.

Frießhardt und **Leuthold** halten Wache.

Frießhardt.

Wir paſſen auf umſonſt. Es will ſich niemand
Heran begeben und dem Hut ſein' Reverenz
Erzeigen. 's war doch ſonſt wie Jahrmarkt hier;
Jetzt iſt der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.

Leuthold.

Nur ſchlecht Geſindel läßt ſich ſehn und ſchwingt
Uns zum Verdrieße die zerlumpten Mützen.
Was rechte Leute ſind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' ſie den Rücken beugten vor dem Hut.

Frießhardt.

Sie müſſen über dieſen Platz, wenn ſie
Vom Rathaus kommen um die Mittagsſtunde.
Da meint' ich ſchon, 'nen guten Fang zu thun,
Denn keiner dachte dran, den Hut zu grüßen.
Da ſieht's der Pfaff, der Röſſelmann — kam juſt
Von einem Kranken her — und ſtellt' ſich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad' vor die Stange —
Der Sigriſt mußte mit dem Glöcklein ſchellen:
Da fielen all' aufs Knie, ich ſelber mit,
Und grüßten die Monſtranz, doch nicht den Hut. —

Leuthold.

Höre, Geſell, es fängt mir an zu deuchten,
Wir ſtehen hier am Pranger vor dem Hut;
's iſt doch ein Schimpf für einen Reitersmann,
Schildwach zu ſtehn vor einem leeren Hut —
Und jeder rechte Kerl muß uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es iſt doch, traun, ein närriſcher Befehl!

Frießhardt.

Warum nicht einem leeren, hohlen Hut?
Bückſt du dich doch vor manchem hohlen Schädel.

Hildegard, **Mechthild** und **Elsbeth** treten auf mit Kindern und ſtellen ſich um die Stange.

Leuthold.

Und du biſt auch ſo ein dienſtfert'ger Schurke
Und brächteſt wackre Leute gern ins Unglück.
Mag, wer da will, am Hut vorübergehen,
Ich drück' die Augen zu und ſeh' nicht hin.

Mechthild.

Da hängt der Landvogt — habt Reſpekt, ihr Buben!

Elsbeth.

Wollt's Gott, er ging' und ließ' uns ſeinen Hut;
Es ſollte drum nicht ſchlechter ſtehn ums Land!

Frießhardt (verſcheucht ſie).

Wollt ihr vom Platz! Verwünſchtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach euch! Schickt eure Männer her,
Wenn ſie der Mut ſticht, dem Befehl zu trotzen.

(Weiber gehen.)

Tell mit der Armbruſt tritt auf, den Knaben an der Hand führend; ſie gehen an dem Hut vorbei gegen die vordere Szene ohne darauf zu achten.

Walter (zeigt nach dem Bannberg).

Vater, iſt's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt —

Tell.

Wer ſagt das, Knabe?

Walther.

Der Meiſter Hirt erzählt's — Die Bäume ſeien
Gebannt, ſagt er, und wer ſie ſchädige,
Dem wachſe ſeine Hand heraus zum Grabe.

Tell.

Die Bäume ſind gebannt, das iſt die Wahrheit.
— Siehſt du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?

Walther.

Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern
Und uns die Schlaglawinen niederſenden.

Tell.

So iſt's, und die Lawinen hätten längſt
Den Flecken Altorf unter ihrer Laſt
Verſchüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr ſich dagegen ſtellte.

Walther (nach einigem Beſinnen).

Giebt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?

Tell.

Wenn man hinunter ſteigt von unſern Höhen
Und immer tiefer ſteigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes, ebnes Land,
Wo die Waldwaſſer nicht mehr brauſend ſchäumen,
Die Flüſſe ruhig und gemächlich ziehn;
Da ſieht man frei nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächſt dort in langen, ſchönen Auen,
Und wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen.

Walther.

Ei, Vater, warum ſteigen wir denn nicht
Geſchwind hinab in dieſes ſchöne Land,
Statt daß wir uns hier ängſtigen und plagen?

Tell.

Das Land iſt ſchön und gütig, wie der Himmel;
Doch, die's bebauen, ſie genießen nicht
Den Segen, den ſie pflanzen.

Walther.
Wohnen ſie
Nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?
Tell.
Das Feld gehört dem Biſchof und dem König.
Walther.
So dürfen ſie doch frei in Wäldern jagen?
Tell.
Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.
Walther.
Sie dürfen doch frei fiſchen in dem Strom?
Tell.
Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.
Walther.
Wer iſt der König denn, den alle fürchten?
Tell.
Es iſt der eine, der ſie ſchützt und nährt.
Walther.
Sie können ſich nicht mutig ſelbſt beſchützen?
Tell.
Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.
Walther.
Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.
Tell.
Ja, wohl iſt's beſſer, Kind, die Gletſcherberge
Im Rücken haben, als die böſen Menſchen.
(Sie wollen vorüber gehen.)
Walther.
Ei, Vater, ſieh den Hut dort auf der Stange.
Tell.
Was kümmert uns der Hut! Komm, laß uns gehen.
(Indem er abgehen will, tritt ihm Frießhardt mit vorgehaltener Pike entgegen.)
In des Kaiſers Namen! Haltet an und ſteht!
Tell (greift in die Pike).
Was wollt Ihr? Warum haltet Ihr mich auf?
Frießhardt.
Ihr habt's Mandat verletzt; Ihr müßt uns folgen.
Leuthold.
Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewieſen.
Tell.
Freund, laß mich gehen.
Frießhardt.
Fort, fort ins Gefängnis?
Walther.
Den Vater ins Gefängnis! Hilfe! Hilfe!
(In die Szene rufend.)
Herbei, ihr Männer, gute Leute, helft!
Gewalt! Gewalt! Sie führen ihn gefangen.
Röſſelmann der Pfarrer, und **Petermann, der Sigriſt,** kommen herbei, mit drei anderen Männern.
Sigriſt.
Was giebt's?
Röſſelmann.
Was legſt du Hand an dieſen Mann?
Frießhardt.
Er iſt ein Feind des Kaiſers, ein Verräter!
Tell (faßt ihn heftig).
Ein Verräter, ich!
Röſſelmann.
Du irrſt dich, Freund. Da ſiſt
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.
Walther
(erblickt Walther Fürſten und eilt ihm entgegen).
Großvater, hilf! Gewalt geſchieht dem Vater.
Frießhardt.
Ins Gefängnis, fort!
Walther Fürſt (herbeieilend).
Ich leiſte Bürgſchaft, haltet!
— Um Gottes willen, Tell, was iſt geſchehen?
Melchthal und **Stauffacher** kommen.
Frießhardt.
Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er und will ſie nicht erkennen.
Stauffacher.
Das hätt' der Tell gethan?
Melchthal.
Das lügſt du, Bube!
Leuthold.
Er hat dem Hut nicht Reverenz bewieſen.
Walther Fürſt.
Und darum ſoll er ins Gefängnis? Freund,
Nimm meine Bürgſchaft an und laß ihn ledig.
Frießhardt.
Bürg du für dich und deinen eignen Leib!
Wir thun, was unſers Amtes — Fort mit ihm!
Melchthal (zu den Landleuten).
Nein, das iſt ſchreiende Gewalt! Ertragen wir's,
Daß man ihn fortführt, frech, vor unſern Augen?
Sigriſt.
Wir ſind die Stärkern. Freunde, duldet's nicht!
Wir haben einen Rücken an den andern.
Frießhardt.
Wer widerſetzt ſich dem Befehl des Vogts?
Noch drei Landleute (herbeieilend).
Wir helfen euch. Was giebt's? Schlagt ſie zu Boden!
(Hildegard, Mechthild und Elsbeth kommen zurück.)
Tell.
Ich helfe mir ſchon ſelbſt. Geht, gute Leute.
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spießen fürchten?
Melchthal (zu Frießhardt).
Wag's, ihn aus unſrer Mitte wegzuführen!
Walther Fürſt und Stauffacher.
Gelaſſen! Ruhig!
Frießhardt (ſchreit).
Aufruhr und Empörung!
(Man hört Jagdhörner.)
Weiber.
Da kommt der Landvogt!
Frießhardt (erhebt die Stimme).
Meuterei! Empörung!
Stauffacher.
Schrei, bis du berſteſt, Schurke!
Röſſelmann und Melchthal.
Willſt du ſchweigen?
Frießhardt (ruft noch lauter).
Zu Hilf, zu Hilf den Dienern des Geſetzes!
Walther Fürſt.
Da iſt der Vogt! Weh uns, was wird das werden!
Geßler zu Pferd, den Falken auf der Fauſt, **Rudolph der Harras, Bertha** und **Rudenz**, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Szene ſchließen.
Rudolf der Harras.
Platz, Platz dem Landvogt!
Geßler.
Treibt ſie auseinander!
Was läuft das Volk zuſammen? Wer ruft Hilfe?
(Allgemeine Stille.)
Wer war's? Ich will es wiſſen.
(Zu Frießhardt.)
Du tritt vor!
Wer biſt du und was hältſt du dieſen Mann?
(Er giebt den Falken einem Diener.)
Frießhardt.
Geſtrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbeſtellter Wächter bei dem Hut.
Dieſen Mann ergriff ich über friſcher That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß verſagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlſt,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.
Geßler (nach einer Pauſe).
Verachteſt du ſo deinen Kaiſer, Tell,
Und mich, der hier an ſeiner ſtatt gebietet,
Daß du die Ehr' verſagſt dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorſams aufgehangen?
Dein böſes Trachten haſt du mir verraten.
Tell.
Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer iſt's geſchehn.
Wär' ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell,[54]
Ich bitt' um Gnad', es ſoll nicht mehr begegnen.
Geßler (nach einigem Stillſchweigen).
Du biſt ein Meiſter auf der Armbruſt, Tell,
Man ſagt, du nehmſt es auf mit jedem Schützen?
Walther Tell.
Und das muß wahr ſein, Herr, 'nen Apfel ſchießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.
Geßler.
Iſt das dein Knabe, Tell?
Tell.
Ja, lieber Herr.
Geßler.
Haſt du der Kinder mehr?
Tell.
Zwei Knaben, Herr.
Geßler.
Und welcher iſt's, den du am meiſten liebſt?
Tell.
Herr, beide ſind ſie mir gleich liebe Kinder.
Geßler.
Nun, Tell! weil du den Apfel triffſt vom Baume
Auf hundert Schritt, ſo wirſt du deine Kunſt
Vor mir bewähren müſſen — Nimm die Armbruſt —
Du haſt ſie gleich zur Hand — und mach dich fertig
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu ſchießen —
Doch, will ich raten, ziele gut, daß du
Den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß;
Denn, fehlſt du ihn, ſo iſt dein Kopf verloren.
(Alle geben Zeichen des Schreckens.)
Tell.
Herr — welches Ungeheure ſinnet Ihr
Mir an? — Ich ſoll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht
Zu Sinn — Verhüt's der gnäd'ge Gott — Das könnt Ihr
Im Ernſt von einem Vater nicht begehren!
Geßler.
Du wirſt den Apfel ſchießen von dem Kopf
Des Knaben — ich begehr's und will's.
Tell.
Ich ſoll
Mit meiner Armbruſt auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? — Eher ſterb' ich!
Geßler.
Du ſchießeſt oder ſtirbſt mit deinem Knaben.
Tell.
Ich ſoll der Mörder werden meines Kinds!
Herr, Ihr habt keine Kinder — wiſſet nicht,
Was ſich bewegt in eines Vaters Herzen.
Geßler.
Ei, Tell, du biſt ja plötzlich ſo beſonnen!
Man ſagte mir, daß du ein Träumer ſeiſt
Und dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe.
Du liebſt das Seltſame — drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagſtück für dich ausgeſucht.
Ein andrer wohl bedächte ſich — du drückſt
Die Augen zu und greifſt es herzhaft an.
Bertha.
Scherzt nicht, o Herr, mit dieſen armen Leuten!
Ihr ſeht ſie bleich und zitternd ſtehn — So wenig
Sind ſie Kurzweils gewohnt aus Eurem Munde.
Geßler.
Wer ſagt Euch, daß ich ſcherze?
(Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.)
Hier iſt der Apfel.
Man mache Raum — er nehme ſeine Weite,
Wie's Brauch iſt — achtzig Schritte geb' ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr — er rühmte ſich,
Auf ihrer hundert ſeinen Mann zu treffen —
Jetzt, Schütze, triff, und fehle nicht das Ziel!
Rudolf der Harras.
Gott, das wird ernſthaft — Falle nieder, Knabe,
Es gilt, und fleh den Landvogt um dein Leben!

Walther Fürſt
(beiſeite zu Melchthal, der kaum ſeine Ungeduld bezwingt).
Haltet an Euch, ich fleh Euch drum, bleibt ruhig!

Bertha (zum Landvogt).
Laßt es genug ſein, Herr! Unmenſchlich iſt's,
Mit eines Vaters Angſt alſo zu ſpielen.
Wenn dieſer arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch ſeine Schuld, bei Gott!
Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden.
Entlaßt ihn ungekränkt in ſeine Hütte,
Er hat Euch kennen lernen; dieſer Stunde
Wird er und ſeine Kindeskinder denken.

Geßler.
Öffnet die Gaſſe — Friſch, was zauderſt du?
Dein Leben iſt verwirkt; ich kann dich töten;
Und, ſieh, ich lege gnädig dein Geſchick
In deine eigne kunſtgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meiſter ſeines Schickſals macht.
Du rühmſt dich deines ſichern Blicks. Wohlan!
Hier gilt es, *Schütze*, deine Kunſt zu zeigen;
Das Ziel iſt würdig, und der Preis iſt groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, *das*
Kann auch ein andrer; *der* iſt mir der Meiſter,
Der ſeiner Kunſt gewiß iſt überall,
Dem 's Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge.

Walther Fürſt (wirft ſich vor ihm nieder).
Herr Landvogt, wir erkennen Eure Hoheit;
Doch laſſet Gnad' für Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt ſie ganz!
Nur dieſes Gräßliche erlaſſet einem Vater!

Walther Tell.
Großvater, knie nicht vor dem falſchen Mann!
Sagt, wo ich hinſtehn ſoll. Ich fürcht' mich nicht.
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher.
Herr Landvogt, rührt Euch nicht des Kindes Unſchuld?

Röſſelmann.
O, denket, daß ein Gott im Himmel iſt,
Dem Ihr müßt Rede ſtehn für Eure Thaten.

Geßler (zeigt auf den Knaben).
Man bind' ihn an die Linde dort!

Walther Tell.
Mich binden!
Nein, ich will nicht gebunden ſein. Ich will
Still halten, wie ein Lamm, und auch nicht atmen.
Wenn Ihr mich bindet, nein, ſo kann ich's nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolf der Harras.
Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe!

Walther Tell.
Warum die Augen? Denket Ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn feſt
Erwarten und nicht zucken mit den Wimpern.
— Friſch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze biſt!
Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wütrich zum Verdruſſe ſchieß und triff!
(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)

Melchthal (zu den Landleuten.)
Was? Soll der Frevel ſich vor unſern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geſchworen?

Stauffacher.
Es iſt umſonſt. Wir haben keine Waffen;
Ihr ſeht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal.
O, hätten wir's mit friſcher That vollendet!
Verzeih's Gott denen, die zum Aufſchub rieten!

Geßler (zum Tell).
Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich iſt's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen ſpringt der Pfeil zurück.
Dies ſtolze Recht, das ſich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchſten Herrn des Landes.
Gewaffnet ſei niemand, als wer gebietet.
Freut's Euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, ſo will *ich* das Ziel Euch dazu geben.

Tell
(ſpannt die Armbruſt und legt den Pfeil auf).
Öffnet die Gaſſe! Platz!

Stauffacher.
Was, Tell? Ihr wolltet — Nimmermehr — Ihr zittert,
Die Hand erbebt Euch, Eure Kniee wanken —

Tell (läßt die Armbruſt ſinken.)
Mir ſchwimmt es vor den Augen!

Weiber.
Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt).
Erlaſſet mir den Schuß. Hier iſt mein Herz!
(Er reißt die Bruſt auf.)
Ruft Eure Reiſigen und ſtoßt mich nieder!

Geßler.
Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
— Du kannſt ja alles, Tell, an nichts verzagſt du;
Das Steuerruder führſt du wie den Bogen,
Dich ſchreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt.
Jetzt, Retter, hilf dir ſelbſt — du retteſt alle!
(Tell ſteht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet. — Plötzlich greift er in ſeinen Köcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und ſteckt ihn in ſeinen Goller. Der Landvogt bemerkt alle dieſe Bewegungen).

Walther Tell (unter der Linde).
Vater, ſchieß zu! Ich fürcht' mich nicht.

Tell.
Es muß!
(Er rafft ſich zuſammen und legt an.)

Rudenz
(der die ganze Zeit über in der heftigſten Spannung geſtanden und mit Gewalt an ſich gehalten, tritt hervor).
Herr Landvogt, weiter werdet Ihrs nicht treiben,
Ihr werdet *nicht* — Es war nur eine Prüfung —
Den Zweck habt Ihr erreicht — Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weiſen Zwecks,
Und allzuſtraff geſpannt zerſpringt der Bogen.

Geßler.
Ihr ſchweigt, bis man Euch aufruft.

Rudenz.
Ich *will* reden!
Ich darf's! Des Königs Ehre iſt mir heilig;
Doch ſolches Regiment muß Haß erwerben.
Das iſt des Königs Wille nicht — ich darf's
Behaupten — Solche Grauſamkeit verdient
Mein Volk nicht; dazu habt Ihr keine Vollmacht.

Geßler.
Ha, Ihr erkühnt Euch!

Rudenz.
Ich hab' ſtill geſchwiegen
Zu allen ſchweren Thaten, die ich ſah;
Mein ſehend Auge hab' ich zugeſchloſſen,
Mein überſchwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Buſen.
Doch länger ſchweigen, wär' Verrat zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiſer.

Bertha
(wirft ſich zwiſchen ihn und den Landvogt).
O Gott, Ihr reizt den Wütenden noch mehr.

Rudenz.
Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entſagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an Euch mich anzuſchließen —
Das Beſte aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaiſers Macht befeſtigte —
Die Binde fällt von meinen Augen — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freies Urteil habt Ihr irr geleitet,
Mein redliches Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in beſter Meinung zu verderben,

Geßler.
Verwegner, dieſe Sprache deinem Herrn?

Rudenz.
Der Kaiſer iſt mein Herr, nicht Ihr — Frei bin ich
Wie Ihr geboren, und ich meſſe mich
Mit Euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und ſtündet Ihr nicht hier in Kaiſers Namen,
Den ich verehre, ſelbſt, wo man ihn ſchändet,
Den Handſchuh wärf' ich vor Euch hin, Ihr ſolltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja, winkt nur Euren Reiſigen — Ich ſtehe
Nicht wehrlos da, wie *die* —
(Auf das Volk zeigend.)
Ich hab' ein Schwert,
Und wer mir naht —

Stauffacher (ruft).
Der Apfel iſt gefallen!
(Indem ſich alle nach dieſer Seite gewendet und Bertha zwiſchen Rudenz und den Landvogt ſich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

Röſſelmann.
Der Knabe lebt!

Viele Stimmen.
Der Apfel iſt getroffen!
(Walther Fürſt ſchwankt und droht zu ſinken Bertha hält ihn.)

Geßler (erſtaunt).,
Er hat geſchoſſen? Wie? Der Raſende!

Bertha.
Der Knabe lebt! Kommt zu Euch, guter Vater!

Walther Tell
(kommt mit dem Apfel geſprungen).
Vater, hier iſt der Apfel — Wußt' ich's ja,
Du würdeſt deinen Knaben nicht verletzen.

Tell
(ſtand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeil folgen — die Armbruſt entſinkt ſeiner Hand — wie er den Knaben kommen ſieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und hebt ihn mit heftiger Inbrunſt zu ſeinem Herzen hinauf; in dieſer Stellung ſinkt er kraftlos zuſammen. Alle ſtehen gerührt).

Bertha.
O güt'ger Himmel!

Walther Fürſt (zu Vater und Sohn).
Kinder! meine Kinder!

Stauffacher.
Gott ſei gelobt!

Leuthold.
Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den ſpätſten Zeiten.

Rudolf der Harras.
Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang die Berge ſtehn auf ihrem Grunde.
(Reicht dem Landvogt den Apfel.)

Geßler.
Bei Gott, der Apfel mitten durch geſchoſſen!
Es iſt ein Meiſterſchuß, ich muß ihn loben.

Röſſelmann.
Der Schuß war gut; doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott verſuchte.

Stauffacher.
Kommt zu Euch, Tell, ſteht auf, Ihr habt Euch männlich
Gelöſt, und frei könnt Ihr nach Hauſe gehen.

Röſſelmann.
Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!
(Sie wollen ihn wegführen.)

Geßler.
Tell, höre!

Tell (kommt zurück).
Was befehlt Ihr, Herr?

Geßler.
Du ſteckteſt
Noch einen zweiten Pfeil zu dir — Ja, ja,
Ich ſah es wohl — Was meinteſt du damit?

Tell (verlegen).
Herr, das iſt alſo bräuchlich bei den Schützen.

Geßler.
Nein, Tell, die Antwort laſſ' ich dir nicht gelten;
Es wird was anders wohl bedeutet haben.
Sag mir die Wahrheit friſch und fröhlich, Tell;
Was es auch ſei, dein Leben ſichr' ich dir.
Wozu der zweite Pfeil?

Tell.

Wohlan, o Herr,
Weil Ihr mich meines Lebens habt geſichert —
So will ich Euch die Wahrheit gründlich ſagen.
(Er zieht den Pfeil aus dem Goller und ſieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an.)
Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Euer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.

Geßler.

Wohl, Tell, Des Lebens hab' ich dich geſichert,
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —
Doch weil ich deinen böſen Sinn erkannt,
Will ich dich führen laſſen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich beſcheint,
Damit ich ſicher ſei vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!
(Tell wird gebunden.)

Stauffacher.

Wie, Herr!
So könntet Ihr an einem Manne handeln,
An dem ſich Gottes Hand ſichtbar verkündigt?

Geßler.

Laß ſehn, ob ſie ihn zweimal retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich ſelbſt will ihn nach Küßnacht führen.

Röſſelmann.

Das dürft Ihr nicht, das darf der Kaiſer nicht,
Das widerſtreitet unſern Freiheitsbriefen![55]

Geßler.

Wo ſind ſie? Hat der Kaiſer ſie beſtätigt?
Er hat ſie nicht beſtätigt. — Dieſe Gunſt
Muß erſt erworben werden durch Gehorſam.
Rebellen ſeid ihr alle gegen Kaiſers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch alle — ich durchſchau' euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;
Doch alle ſeid ihr teilhaft ſeiner Schuld.
Wer klug iſt, lerne ſchweigen und gehorchen.
(Er entfernt ſich, Bertha, Rudenz, Harras und Knechte folgen, Frieſzhardt und Leuthold bleiben zurück.)

Walther Fürſt (in heftigem Schmerz).

Es iſt vorbei; er hat's beſchloſſen, mich
Mit meinem ganzen Hauſe zu verderben!

Stauffacher (zum Tell).

O, warum mußtet Ihr den Wütrich reizen!

Tell.

Bezwinge ſich, wer meinen Schmerz gefühlt!

Stauffacher.

O, nun iſt alles, alles hin! Mit Euch
Sind wir gefeſſelt alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell).

Mit Euch geht unſer letzter Troſt dahin!

Leuthold (nähert ſich).

Tell, es erbarmt mich — Doch ich muß gehorchen.

Tell.

Lebt wohl!

Walther Tell
(ſich mit heftigem Schmerz an ihn ſchmiegend).

O Vater! Vater! lieber Vater!

Tell
(hebt die Arme zum Himmel).

Dort droben iſt dein Vater! Den ruf' an!

Stauffacher.

Tell, ſag' ich Eurem Weibe nichts von Euch?

Tell
(hebt den Knaben mit Inbrunſt an ſeine Bruſt).

Der Knab' iſt unverletzt; mir wird Gott helfen.
(Reißt ſich ſchnell los und folgt den Waffenknechten.)

Vierter Aufzug.

Erſte Szene.

Öſtliches Ufer des Vierwaldſtätterſees. Die ſeltſam geſtalteten ſchroffen Felſen im Weſten ſchließen den Proſpekt. Der See iſt bewegt, heftiges Rauſchen und Toſen, dazwiſchen Blitze und Donnerſchläge.

Kunz von Gerſau. Fiſcher und **Fiſcherknabe.**

Kunz.

Ich ſah's mit Augen an, Ihr könnt mir's glauben;
's iſt alles ſo geſchehn, wie ich Euch ſagte.

Fiſcher.

Der Tell gefangen abgeführt nach Küßnacht,
Der beſte Mann im Land, der bravſte Arm,
Wenn's einmal gelten ſollte für die Freiheit.

Kunz.

Der Landvogt führt ihn ſelbſt den See herauf;
Sie waren eben dran, ſich einzuſchiffen,
Als ich von Flüelen abfuhr; doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug iſt, und der
Auch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.

Fiſcher.

Der Tell in Feſſeln, in des Vogts Gewalt!
O, glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder ſieht!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freien Mannes, den er ſchwer gereizt!

Kunz.

Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Attinghauſen, ſagt man, lieg' am Tode.

Fiſcher.

So bricht der letzte Anker unſrer Hoffnung!
Der war es noch allein, der ſeine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

Kunz.

Der Sturm nimmt überhand. Gehabt Euch wohl!
Ich nehme Herberg' in dem Dorf; denn heut
Iſt doch an keine Abfahrt mehr zu denken.
(Geht ab.)

Fiſcher.

Der Tell gefangen, und der Freiherr tot!
Erheb die freche Stirne, Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg! Der Mund der Wahrheit
Iſt ſtumm, das ſeh'nde Auge iſt geblendet,
Der Arm, der retten ſollte, iſt gefeſſelt!

Knabe.

Es hagelt ſchwer. Kommt in die Hütte, Vater,
Es iſt nicht kommlich, hier im Freien hauſen.

Fiſcher.

Raſet, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze!
Ihr Wolken berſtet! Gießt herunter, Ströme
Des Himmels, und erſäuft das Land! Zerſtört
Im Keim die ungeborenen Geſchlechter!
Ihr wilden Elemente, werdet Herr!
Ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der großen Wüſte! euch gehört das Land.
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!

Knabe.

Hört, wie der Abgrund toſt, der Wirbel brüllt,
So hat's noch nie geraſt in dieſem Schlunde!

Fiſcher.

Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur ſoll nicht in wildem Grimm
Sich drob empören — O, mich ſoll's nicht wundern,
Wenn ſich die Felſen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eiſestürme,
Die nie auftauten ſeit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederſchmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einſtürzen, eine zweite Sündflut alle
Wohnſtätten der Lebendigen verſchlingt!
(Man hört läuten.)

Knabe.

Hört Ihr, ſie läuten droben auf dem Berg.
Gewiß hat man ein Schiff in Not geſehn
Und zieht die Glocke, daß gebetet werde.
(Steigt auf eine Anhöhe.)

Fiſcher.

Wehe dem Fahrzeug, das, jetzt unterwegs,
In dieſer furchtbarn Wiege wird gewiegt!
Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm iſt Meiſter, Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen — Da iſt nah und fern
Kein Buſen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und ſchroff anſteigend ſtarren ihm
Die Felſen, die unwirtlichen, entgegen
Und weiſen ihm nur ihre ſteinern ſchroffe Bruſt.

Knabe (deutet links).

Vater, ein Schiff! es kommt von Flüelen her.

Fiſcher.

Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
Dann raſt er um ſich mit des Raubtiers Angſt,
Das an des Gitters Eiſenſtäbe ſchlägt!
Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens;
Denn ringsum ſchränken ihn die Felſen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.
(Er ſteigt auf die Anhöhe.)

Knabe.

Es iſt das Herrenſchiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am roten Dach und an der Fahne.

Fiſcher.

Gerichte Gottes! Ja, er iſt es ſelbſt,
Der Landvogt, der da fährt — Dort ſchifft er hin
Und führt im Schiffe ſein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden,
Jetzt kennt er über ſich den ſtärkern Herrn.
Dieſe Wellen geben nicht auf ſeine Stimme,
Dieſe Felſen bücken ihre Häupter nicht
Vor ſeinem Hute — Knabe, bete nicht,
Greif nicht dem Richter in den Arm!

Knabe.

Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff ſich mit befindet.

Fiſcher.

O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt du, um einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit ſamt dem Steuermann verderben!

Knabe.

Sieh, ſieh, ſie waren glücklich ſchon vorbei
Am Buggisgrat; doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünſter widerprallt,
Wirft ſie zum großen Axenberg zurück.
— Ich ſeh' ſie nicht mehr.

Fiſcher.

Dort iſt das Hackmeſſer,
Wo ſchon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn ſie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerſchmettert an der Fluh,
Die ſich gähſtotzig[56]) abſenkt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord; könnt' einer retten, wär's der Tell;
Doch dem ſind Arm' und Hände ja gefeſſelt.

Wilhelm Tell mit der Armbruſt.
(Er kommt mit raſchen Schritten, blickt erſtaunt umher und zeigt die heftigſte Bewegung. Wenn er mitten auf der Szene iſt, wirft er ſich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel ausbreitend.)

Knabe (bemerkt ihn).

Sieh, Vater, wer der Mann iſt, der dort kniet?

Fiſcher.

Er faßt die Erde an mit ſeinen Händen
Und ſcheint wie außer ſich zu ſein.

Knabe (kommt vorwärts).

Was ſeh' ich! Vater! Vater, kommt und ſeht!

Fiſcher (nähert ſich).

Wer iſt es? — Gott im Himmel! Was? der Tell?
Wie kommt Ihr hierher? Redet!

Knabe.

Wart Ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

Fiſcher.

Ihr wurdet nicht nach Küßnacht abgeführt?

Tell (ſteht auf).

Ich bin befreit.

Fiſcher und Knabe.

Befreit! O Wunder Gottes?

Knabe.

Wo kommt Ihr her?

Tell

Dort aus dem Schiffe.

Fiſcher.

Was?

Knabe (zugleich).

Wo iſt der Landvogt?

Tell.

Auf den Wellen treibt er.

Fiſcher.
Iſt's möglich? Aber Ihr? wie ſeid Ihr hier?
Seid Euren Banden und dem Sturm entkommen?
Tell.
Durch Gottes gnäd'ge Fürſehung — Hört an!
Fiſcher und Knabe.
O, redet, redet!
Tell.
Was in Altorf ſich
Begeben, wißt Ihr's?
Fiſcher.
Alles weiß ich, redet!
Tell.
Daß mich der Landvogt fahen ließ und binden,
Nach ſeiner Burg zu Küßnacht wollte führen.
Fiſcher.
Und ſich mit Euch zu Flüelen eingeſchifft.
Wir wiſſen alles. Sprecht, wie Ihr entkommen?
Tell.
Ich lag im Schiff mit Stricken feſtgebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — Nicht hofft' ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu ſehn,
Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und troſtlos blickt' ich in die Waſſerwüſte —
Fiſcher.
O armer Mann!
Tell.
So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolf der Harras und die Knechte,
Mein Köcher aber mit der Armbruſt lag
Am hintern Granſen bei dem Steuerruder.
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beim kleinen Axen, da verhängt' es Gott,
Daß ſolch ein grauſam mördriſch Ungewitter
Gählings herfürbrach aus des Gotthards Schlünden,
Daß allen Ruderern das Herz entſank,
Und meinten alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ich's, wie der Diener einer ſich
Zum Landvogt wendet' und die Worte ſprach:
Ihr ſehet Eure Not und unſre, Herr,
Und daß wir all' am Rand des Todes ſchweben —
Die Steuerleute aber wiſſen ſich
Vor großer Furcht nicht Rat und ſind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber iſt der Tell
Ein ſtarker Mann und weiß ein Schiff zu ſteuern.
Wie, wenn wir ſein jetzt brauchten in der Not?
Da ſprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrauteſt, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
Getrau' ich mir's und helf' uns wohl hiedannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin.
Doch ſchielt' ich ſeitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich ſcharf umher,
Wo ſich ein Vorteil aufthät' zum Entſpringen.
Und wie ich eines Felſenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorſprang in den See —
Fiſcher.
Ich kenn's, es iſt am Fuß des großen Axen,
Doch nicht für möglich acht' ich's — ſo gar ſteil
Geht's an — vom Schiff es ſpringend abzureichen —
Tell.
Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felſenplatte kämen,
Dort, rief ich, ſei das Ärgſte überſtanden —
Und als wir ſie friſchrudernd bald erreicht,
Fleh' ich die Gnade Gottes an und drücke,
Mit allen Leibeskräften angeſtemmt,
Den hintern Granſen an die Felswand hin.
Jetzt, ſchnell mein Schießzeug faſſend, ſchwing' ich ſelbſt
Hochſpringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fußſtoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Waſſer —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der ſchlimmeren der Menſchen.
Fiſcher.
Tell, Tell! ein ſichtbar Wunder hat der Herr
An Euch gethan; kaum glaub' ich's meinen Sinnen —
Doch, ſaget, wo gedenket Ihr jetzt hin?
Denn Sicherheit iſt nicht für Euch, wofern
Der Landvogt lebend dieſem Sturm entkommt.
Tell.
Ich hört' ihn ſagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er wollt' bei Brunnen landen,
Und über Schwytz nach ſeiner Burg mich führen.
Fiſcher.
Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?
Tell.
Er denkt's.
Fiſcher.
O, ſo verbergt Euch ohne Säumen!
Nicht zweimal hilft Euch Gott aus ſeiner Hand.
Tell.
Nennt mir den nächſten Weg nach Arth und Küßnacht.
Fiſcher.
Die offne Straße zieht ſich über Steinen;
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann Euch mein Knabe über Lowerz führen.
Tell (giebt ihm die Hand).
Gott lohn' Euch Eure Gutthat. Lebet wohl.
(Geht und kehrt wieder um.)
— Habt Ihr nicht auch im Rütli mitgeſchworen.
Mir deucht, man nannt' Euch mir.
Fiſcher.
Ich war dabei
Und hab' den Eid des Bundes mit beſchworen.
Tell.
So eilt nach Bürglen, thut die Lieb mir an!
Mein Weib verzagt um mich; verkündet ihr,
Daß ich gerettet ſei und wohl geborgen.
Fiſcher.
Doch wohin ſag' ich ihr, daß Ihr geflohn?
Tell.
Ihr werdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und andre, die im Rütli mitgeſchworen —
Sie ſollen wacker ſein und gutes Muts,
Der Tell ſei frei und ſeines Armes mächtig;
Bald werden ſie ein Weitres von mir hören.
Fiſcher.
Was habt Ihr im Gemüt? Entdeckt mir's frei.
Tell.
Iſt es gethan, wird's auch zur Rede kommen.
(Geht ab.)
Fiſcher.
Zeig ihm den Weg, Jenni — Gott ſteh' ihm bei!
Er führt's zum Ziel, was er auch unternommen.
(Geht ab.)

Zweite Szene.

Edelhof zu Attinghauſen. **Der Freiherr**, in einem Armſeſſel, ſterbend. **Walther Fürſt, Stauffacher, Melchthal** und **Baumgarten** um ihn beſchäftigt. **Walther Tell**, knieend vor dem Sterbenden.

Walther Fürſt.
Es iſt vorbei mit ihm, er iſt hinüber.
Stauffacher.
Er liegt nicht wie ein Toter — Seht, die Feder
Auf ſeinen Lippen regt ſich! Ruhig iſt
Sein Schlaf und friedlich lächeln ſeine Züge.
(Baumgarten geht an die Thüre und ſpricht mit jemand.)
Walther Fürſt (zu Baumgarten).
Wer iſt's?
Baumgarten (kommt zurück).
Es iſt Frau Hedwig, Eure Tochter;
Sie will Euch ſprechen, will den Knaben ſehn.
(Walther Tell richtet ſich auf.)
Walther Fürſt.
Kann ich ſie tröſten? Hab' ich ſelber Troſt?
Häuft alles Leiden ſich auf meinem Haupt?
Hedwig (hereindringend).
Wo iſt mein Kind? Laßt mich, ich muß es ſehn —
Stauffacher.
Faßt Euch! Bedenkt, daß Ihr im Haus des Todes —
Hedwig (ſtürzt auf den Knaben).
Mein Wälti! O, er lebt mir!
Walther Tell (hängt an ihr).
Arme Mutter!
Hedwig.
Iſt's auch gewiß? Biſt du mir unverletzt?
(Betrachtet ihn mit ängſtlicher Sorgfalt).
Und iſt es möglich? Konnt' er auf dich zielen?
Wie konnt' er's? O, er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf ſein eignes Kind!
Walther Fürſt.
Er that's mit Angſt, mit ſchmerzzerriſſ'ner Seele;
Gezwungen that er's; denn es galt das Leben.
Hedwig.
O, hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's
Gethan, er wäre tauſendmal geſtorben!
Stauffacher.
Ihr ſolltet Gottes gnäd'ge Schickung preiſen,
Die es ſo gut gelenkt —
Hedwig.
Kann ich vergeſſen,
Wie's hätte kommen können? — Gott des Himmels!
Und lebt' ich achtzig Jahr — ich ſeh' den Knaben ewig
Gebunden ſtehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.
Melchthal.
Frau, wüßtet Ihr, wie ihn der Vogt gereizt!
Hedwig.
O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten ſie nichts mehr;
Sie ſetzen in der blinden Wut des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!
Baumgarten.
Iſt Eures Mannes Los nicht hart genug,
Daß Ihr mit ſchwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für ſeine Leiden habt Ihr kein Gefühl?
Hedwig
(kehrt ſich nach ihm und ſieht ihn mit einem großen Blick an.)
Haſt du nur Thränen für des Freundes Unglück?
— Wo waret ihr, da man den Trefflichen;
In Bande ſchlug? Wo war da eure Hilfe?
Ihr ſahet zu, ihr ließt das Gräßliche geſchehn
Geduldig littet ihr's, daß man den Freund
Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell
Auch ſo an euch gehandelt? Stand er auch
Bedauernd da, als hinter dir die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüt'ge See
Vor dir erbrauſte? Nicht mit müß'gen Thränen
Beklagt' er dich, in den Nachen ſprang er, Weib
Und Kind vergaß er und befreite dich —
Walther Fürſt.
Was konnten wir zu ſeiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!
Hedwig (wirft ſich an ſeine Bruſt).
O Vater! Und auch du haſt ihn verloren!
Das Land, wir alle haben ihn verloren!
Uns allen fehlt er, ach, wir fehlen ihm!
Gott rette ſeine Seele vor Verzweiflung!
Zu ihm herab ins öde Burgverließ
Dringt keines Freundes Troſt — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finſternis
Muß er erkranken — Wie die Alpenroſe
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
So iſt für ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balſamſtrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Atem iſt die Freiheit,
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.
Stauffacher.
Beruhigt Euch. Wir alle wollen handeln,
Um ſeinen Kerker aufzuthun.
Hedwig.
Was könnt ihr ſchaffen ohne ihn? — So lang
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung,

Da hatte noch die Unſchuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch alle rettete der Tell — Ihr alle
Zuſammen könnt nicht ſeine Feſſeln löſen!
(Der Freiherr erwacht.)

Baumgarten.
Er regt ſich, ſtill!

Attinghauſen (ſich aufrichtend).
Wo iſt er?

Stauffacher.
Wer!

Attinghauſen.
Er fehlt mir,
Verläßt mich in dem letzten Augenblick!

Stauffacher.
Er meint den Junker — Schickte man nach ihm?

Walther Fürſt.
Es iſt nach ihm geſendet — Tröſtet Euch!
Er hat ſein Herz gefunden, er iſt unſer.

Attinghauſen.
Hat er geſprochen für ſein Vaterland?

Stauffacher.
Mit Heldenkühnheit.

Attinghauſen.
Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es ſchleunig mit mir endet.

Stauffacher.
Nicht alſo, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat Euch erquickt, und hell iſt Euer Blick.

Attinghauſen.
Der Schmerz iſt Leben, er verließ mich auch.
Das Leiden iſt, ſo wie die Hoffnung, aus.
(Er bemerkt den Knaben.)
Wer iſt der Knabe?

Walther Fürſt.
Segnet ihn, o Herr
Er iſt mein Enkel und iſt vaterlos.
(Hedwig ſinkt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder).

Attinghauſen.
Und vaterlos laſſ' ich euch alle, alle
Zurück — Weh mir, daß meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands geſehn!
Mußt' ich des Lebens höchſtes Maß erreichen
Um ganz mit allen Hoffnungen zu ſterben!

Stauffacher (zu Walther Fürſt).
Soll er in dieſem finſtern Kummer ſcheiden?
Erhellen wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit ſchönem Strahl der Hoffnung? — Edler Freiherr!
Erhebet Euren Geiſt! Wir ſind nicht ganz
Verlaſſen, ſind nicht rettungslos verloren.

Attinghauſen.
Wer ſoll Euch retten?

Walther Fürſt.
Wir uns ſelbſt. Vernehmt!
Es haben die drei Lande ſich das Wort
Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Geſchloſſen iſt der Bund; ein heil'ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,
Eh noch das Jahr den neuen Kreis beginnt.
Euer Staub wird ruhn in einem freien Lande.

Attinghauſen.
O, ſaget mir! Geſchloſſen iſt der Bund?

Melchthal.
Am gleichen Tage werden alle drei
Waldſtätte ſich erheben. Alles iſt
Bereit und das Geheimnis wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es teilen.
Hohl iſt der Boden unter den Tyrannen,
Die Tage ihrer Herrſchaft ſind gezählt,
Und bald iſt ihre Spur nicht mehr zu finden.

Attinghauſen.
Die feſten Burgen aber in den Landen?

Melchthal.
Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

Attinghauſen.
Und ſind die Edeln dieſes Bunds teilhaftig?

Stauffacher.
Wir harren ihres Beiſtands, wenn es gilt;
Jetzt aber hat der Landmann nur geſchworen.

Attinghauſen
(richtet ſich langſam in die Höhe, mit großem Erſtaunen).
Hat ſich der Landmann ſolcher That verwogen,
Aus eignem Mittel, ohn Hilf der Edeln,
Hat er der eignen Kraft ſo viel vertraut —
Ja, dann bedarf es unſerer nicht mehr,
Getröſtet können wir zu Grabe ſteigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menſchheit ſich erhalten.
(Er legt ſeine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Knieen liegt.)
Aus dieſem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue, beſſre Freiheit grünen;
Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).
Seht, welcher Glanz ſich um ſein Aug' ergießt!
Das iſt nicht das Erlöſchen der Natur,
Das iſt der Strahl ſchon eines neuen Lebens.

Attinghauſen.
Der Adel ſteigt von ſeinen alten Burgen
Und ſchwört den Städten ſeinen Bürgereid;
Im Üchtland[57]) ſchon, im Thurgau hat's begonnen,
Die edle Bern erhebt ihr herrſchend Haupt,
Freiburg iſt eine ſichre Burg der Freien,
Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte
Zum kriegeriſchen Heer — es bricht die Macht
Der Könige ſich an ihren ew'gen Wällen —
(Er ſpricht das Folgende mit dem Ton eines Sehers — ſeine Rede ſteigt bis zur Begeiſterung.)
Die Fürſten ſeh' ich und die edeln Herrn
In Harniſchen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entſcheidung.
Der Landmann ſtürzt ſich mit der nackten Bruſt,
Ein freies Opfer, in die Schar der Lanzen!
Er bricht ſie, und des Adels Blüte fällt,
Es hebt die Freiheit ſiegend ihre Fahne.
(Walther Fürſts und Stauffachers Hände faſſend.)
Drum haltet feſt zuſammen — feſt und ewig —
Kein Ort der Freiheit ſei dem andern fremd —
Hochwachten ſtellet aus auf euren Bergen,
Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle —
Seid einig — einig — einig —
(Er fällt in das Kiſſen zurück — ſeine Hände halten entſeelt noch die andern gefaßt. Fürſt und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeitlang ſchweigend; dann treten ſie hinweg, jeder ſeinem Schmerz überlaſſen. Unterdeſſen ſind die Knechte ſtill hereingedrungen, ſie nähern ſich mit Zeichen eines ſtillern oder heftigern Schmerzes, einige knieen bei ihm nieder und weinen auf ſeine Hand; während dieſer ſtummen Szene wird die Burgglocke geläutet.)

Rudenz zu den **Vorigen.**

Rudenz (raſch eintretend).
Lebt er? O, ſaget, kann er mich noch hören?

Walther Fürſt
(deutet hin mit weggewandtem Geſicht).
Ihr ſeid jetzt unſer Lehensherr und Schirmer,
Und dieſes Schloß hat einen andern Namen.

Rudenz
(erblickt den Leichnam und ſteht von heftigem Schmerz ergriffen).
O güt'ger Gott! — Kommt meine Reu zu ſpät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulſe länger leben,
Um mein geändert Herz zu ſehn?
Verachtet hab' ich ſeine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht — er iſt
Dahin, iſt fort auf immerdar und läßt mir
Die ſchwere, unbezahlte Schuld! — O, ſaget!
Schied er dahin in Unmut gegen mich!

Stauffacher.
Er hörte ſterbend noch, was Ihr gethan,
Und ſegnete den Mut, mit dem Ihr ſpracht!

Rudenz (kniet an dem Toten nieder).
Ja, heil'ge Reſte eines teuren Mannes!
Entſeelter Leichnam! hier gelob' ich dir's
In deine kalte Totenhand — zerriſſen
Hab' ich auf ewig alle fremden Bande;
Zurückgegeben bin ich meinem Volk,
Ein Schweizer bin ich, und ich will es ſein
Von ganzer Seele — —
(Aufſtehend.)
Trauert um den Freund,
Den Vater aller, doch verzaget nicht!
Nicht bloß ſein Erbe iſt mir zugefallen,
Es ſteigt ſein Herz, ſein Geiſt auf mich herab,
Und leiſten ſoll euch meine friſche Jugend,
Was euch ſein greiſes Alter ſchuldig blieb.
— Ehrwürd'ger Vater, gebt mir Eure Hand!
Gebt mir die Eurige, Melchthal auch Ihr!
Bedenkt Euch nicht! O wendet Euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde.

Walther Fürſt.
Gebt ihm die Hand. Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertraun.

Melchthal.
Ihr habt den Landmann nichts geachtet.
Sprecht, weſſen ſoll man ſich zu Euch verſehn?

Rudenz.
O, denket nicht des Irrtums meiner Jugend!

Stauffacher (zu Melchthal).
Seid einig, war das letzte Wort des Vaters.
Gedenket deſſen!

Melchthal.
Hier iſt meine Hand!
Des Bauern Handſchlag, edler Herr, iſt auch
Ein Manneswort! Was iſt der Ritter ohne uns?
Und unſer Stand iſt älter als der Eure.

Rudenz.
Ich ehr' ihn, und mein Schwert ſoll ihn beſchützen.

Melchthal.
Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schoß befruchtet,
Kann auch des Mannes Bruſt beſchützen.

Rudenz.
Ihr
Sollt meine Bruſt, ich will die eure ſchützen,
So ſind wir einer durch den andern ſtark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch iſt der fremden Tyrannei?
Wenn erſt der Boden rein iſt von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden ſchon vergleichen.
(Nachdem er einen Augenblick inne gehalten.)
Ihr ſchweigt? Ihr habt mir nichts zu ſagen?
Wie?
Verdien' ich's noch nicht, daß ihr mir vertraut?
So muß ich wider euren Willen mich
In das Geheimnis eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geſchworen auf dem Rütli —
Ich weiß — weiß alles, was ihr dort verhandelt,
Und, was mir nicht von euch vertrauet ward,
Ich hab's bewahrt gleichwie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt.
— Doch übel thatet ihr, es zu verſchieben,
Die Stunde dringt, und raſcher That bedarf's —
Der Tell ward ſchon das Opfer eures Säumens —

Stauffacher.
Das Chriſtfeſt abzuwarten ſchwuren wir.

Rudenz.
Ich war nicht dort, ich hab' nicht mitgeſchworen.
Wartet ihr ab, ich handle.

Melchthal.
Was? Ihr wolltet —

Rudenz.
Des Landes Vätern zähl' ich mich jetzt bei,
Und meine erſte Pflicht iſt, euch zu ſchützen.

Walther Fürſt.
Der Erde dieſen teuren Staub zu geben,
Iſt Eure nächſte Pflicht und heiligſte.

Rudenz.
Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den friſchen Kranz des Siegs ihm auf die Bahre
O Freunde! Eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne auszufechten
Mit dem Tyrannen — Hört und wißt! Verſchwunden
Iſt meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit kecker Frevelthat aus unſrer Mitte!

Stauffacher.
Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freie Edle ſich verwogen?
Rudenz.
O meine Freunde! Euch verſprach ich Hilfe,
Und ich zuerſt muß ſie von euch erflehn.
Geraubt, entriſſen iſt mir die Geliebte.
Wer weiß, wo ſie der Wütende verbirgt.
Welcher Gewalt ſie frevelnd ſich erkühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhaßten Band!
Verlaßt mich nicht, o helft mir ſie erretten —
Sie liebt euch! o, ſie hat's verdient ums Land,
Daß alle Arme ſich für ſie bewaffnen —
Walther Fürſt.
Was wollt Ihr unternehmen?
Rudenz.
Weiß ich's? Ach
In dieſer Nacht, die ihr Geſchick umhüllt,
In dieſes Zweifels ungeheurer Angſt,
Wo ich nichts Feſtes zu erfaſſen weiß,
Iſt mir nur dieſes in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann ſie hervorgegraben werden,
Die Feſten alle müſſen wir bezwingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen.
Melchthal.
Kommt, führt uns an! Wir folgen Euch. Warum
Bis morgen ſparen, was wir heut vermögen?
Frei war der Tell, als wir im Rütli ſchwuren,
Das Ungeheure war noch nicht geſchehen.
Es bringt die Zeit ein anderes Geſetz;
Wer iſt ſo feig, der jetzt noch könnte zagen!
Rudenz.
(zu Stauffacher und Walther Fürſt).
Indes bewaffnet und zum Werk bereit,
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen,
Denn, ſchneller als ein Botenſegel fliegt,
Soll euch die Botſchaft unſers Siegs erreichen,
Und, ſeht ihr leuchten die willkommnen Flammen,
Dann auf die Feinde ſtürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyrannei zuſammen.
(Gehen ab.)

Dritte Szene.

Die hohle Gaſſe bei Küßnacht.58) Man ſteigt von hinten zwiſchen Felſen herunter, und die Wanderer werden, ehe ſie auf der Szene erſcheinen, ſchon von der Höhe geſehen. Felſen umſchließen die ganze Szene; auf einem der vorderſten iſt ein Vorſprung mit Geſträuch bewachſen.

Tell tritt auf mit der Armbruſt.
Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's — Die Gelegenheit iſt günſtig.
Dort der Holunderſtrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern:
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Fort mußt du; deine Uhr iſt abgelaufen.
Ich lebte ſtill und harmlos — das Geſchoß
War auf des Waldes Tiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du haſt aus meinem Frieden mich heraus
Geſchreckt, in gärend Drachengift haſt du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren haſt du mich gewöhnt —
Wer ſich des Kindes Haupt zum Ziele ſetzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.
Die armen Kindlein, die unſchuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wut
Beſchützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenſtrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grauſam teufeliſcher Luſt
Mich zwangſt, aufs Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir:
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächſten Schuſſes erſtes Ziel
Dein Herz ſein ſollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iſt eine heil'ge Schuld — ich will ſie zahlen.
Du biſt mein Herr und meines Kaiſers Vogt;
Doch nicht der Kaiſer hätte ſich erlaubt,
Was du — Er ſandte dich in dieſe Lande,
Um Recht zu ſprechen — ſtrenges; denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderiſchen Luſt
Dich jedes Greuels ſtraflos zu erfrechen;
Es lebt ein Gott, zu ſtrafen und zu rächen.
Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein teures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir ſoll es nicht widerſtehn — Und du,
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt!
Nur jetzt noch halte feſt, du treuer Strang,
Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Enträmn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu verſenden.
(Wanderer geht über die Szene.)
Auf dieſer Bank von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier iſt keine Heimat — Jeder treibt
Sich an dem andern raſch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach ſeinem Schmerz — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düſtre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem ſchwer beladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menſchen Ländern;
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geſchäft — und meines iſt der Mord!
(Setzt ſich.)
Sonſt, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine ſchöne Alpenblume, war's
Ein ſeltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Weidwerk nach,
Am wilden Weg ſitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben iſt's, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu verteid'gen, eure holde Unſchuld
Zu ſchützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen ſpannen.
(Steht auf.)
Ich laure auf ein edles Wild — Läßt ſich's
Der Jäger nicht verdrießen, tagelang
Umher zu ſtreifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wageſprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er ſich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armſelig Grattier59) zu erjagen!
Hier gilt es einen köſtlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
(Man hört von ferne eine heitere Muſik, welche ſich nähert.)
Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geſchoſſen in das Schwarze
Und manchen ſchönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenſchießen — Aber heute will ich
Den Meiſterſchuß thun und das Beſte mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Eine Hochzeit zieht über die Szene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet ſie, auf ſeinen Bogen gelehnt; **Stüſſi**, der Flurſchütz, geſellt ſich zu ihm.

Stüſſi.
Das iſt der Kloſtermei'r von Mörliſchachen,
Der hier den Brautlauf hält — ein reicher Mann,
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imiſee,
Und dieſe Nacht wird hoch geſchwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's iſt jeder Biedermann geladen.
Tell.
Ein ernſter Gaſt ſtimmt nicht zum Hochzeithaus.
Stüſſi.
Drückt Euch ein Kummer, werft ihn friſch vom Herzen!
Nehmt mit, was kommt; die Zeiten ſind jetzt ſchwer;
Drum muß der Menſch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.
Tell.
Und oft kommt gar das eine zu dem andern.
Stüſſi.
So geht die Welt nun. Es giebt allerwegen
Unglücks genug — Ein Ruffi60) iſt gegangen
Im Glarner Land, und eine ganze Seite
Vom Glärniſch61) eingeſunken.
Tell.
Wanken auch
Die Berge ſelbſt? Es ſteht nichts feſt auf Erden.
Stüſſi.
Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da ſprach ich einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Horniſſen; die fallen auf ſein Roß,
Daß es vor Marter tot zu Boden ſinkt,
Und er zu Fuße ankommt bei dem König.
Tell.
Dem Schwachen iſt ſein Stachel auch gegeben.

Armgard kommt mit mehreren Kindern und ſtellt ſich an den Eingang des Hohlwegs.

Stüſſi.
Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf ſchwere Thaten wider die Natur.
Tell.
Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht ſie zu verkünden.
Stüſſi.
Ja, wohl dem, der ſein Feld beſtellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim ſitzt bei den Seinen.
Tell.
Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.
(Tell ſieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges.)
Stüſſi.
Gehabt Euch wohl — Ihr wartet hier auf jemand.
Tell
Das thu' ich.
Stüſſi.
Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr ſeid aus Uri? Unſer gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.
Wandrer (kommt).
Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Waſſer
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerriſſen.
(Tell ſteht auf.)
Armgard (kommt vorwärts).
Der Landvogt kommt nicht!
Stüſſi.
Sucht Ihr was an ihn?
Armgard.
Ach freilich!
Stüſſi.
Warum ſtellet Ihr Euch denn
In dieſer hohlen Gaſſ' ihm in den Weg?
Armgard.
Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.
Frießhardt
(kommt eilfertig den Hohlweg herab und ruft in die Szene).
Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.
(Tell geht ab.)
Armgard (lebhaft).
Der Landvogt kommt!
(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Szene. Geßler und Rudolf der Harras zeigen ſich zu Pferd auf der Höhe des Weges.)
Stüſſi (zum Frießhardt).
Wie kamt ihr durch das Waſſer,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Frießhardt.
Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwaſſer.
Stüſſi.
Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?
Frießhardt.
Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran —
Stüſſi.
O, bleibt, erzählt!
Frießhardt.
Laßt mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.
(Ab.)
Stüſſi.
Wär'n gute Leute auf dem Schiff geweſen,
In Grund geſunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Waſſer bei noch Feuer.
(Er ſieht ſich um.)
Wo kam der Weidmann hin, mit dem ich ſprach?
(Geht ab.)
Geßler und **Rudolf der Harras** zu Pferd.
Geßler.
Sagt, was Ihr wollt, ich bin des Kaiſers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht ins Land geſchickt, dem Volk
Zu ſchmeicheln und ihm ſanft zu thun — Gehorſam
Erwartet er; der Streit iſt, ob der Bauer
Soll Herr ſein in dem Lande oder der Kaiſer.
Armgard.
Jetzt iſt der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!
(Nähert ſich furchtſam.)
Geßler.
Ich hab' den Hut nicht aufgeſteckt zu Altorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen; dieſe kenn' ich längſt.
Ich hab' ihn aufgeſteckt, daß ſie den Nacken
Mir lernen beugen, den ſie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo ſie vorbeigehn müſſen,
Daß ſie drauf ſtoßen mit dem Aug' und ſich
Erinnern ihres Herrn, den ſie vergeſſen.
Rudolf.
Das Volk hat aber doch gewiſſe Rechte —
Geßler.
Die abzuwägen iſt jetzt keine Zeit!
— Weitſchicht'ge Dinge ſind im Werk und Werden;
Das Kaiſerhaus will wachſen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk iſt uns ein Stein im Weg —
So oder ſo — es muß ſich unterwerfen.
(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft ſich vor dem Landvogt nieder.)
Armgard.
Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!
Geßler.
Was dringt Ihr Euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!
Armgard.
Mein Mann liegt im Gefängnis;
Die armen Waiſen ſchrein nach Brot — Habt Mitleid,
Geſtrenger Herr, mit unſerm großen Elend.
Rudolf.
Wer ſeid Ihr? Wer iſt Euer Mann?
Armgard.
Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden,
Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen —
Rudolf (zum Landvogt).
Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los, den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verſchuldet haben,
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.
(Zu der Frau.)
Euch ſoll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt Eure Bitte — Hier iſt nicht der Ort.
Armgard.
Nein, nein, ich weiche nicht von dieſem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den ſechſten Mond liegt er im Turm
Und harret auf den Richterſpruch vergebens.
Geßler.
Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!
Armgard.
Gerechtigkeit, Landvogt! Du biſt der Richter
Im Lande an des Kaiſers Statt und Gottes.
Thu deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffeſt, ſo erzeig' ſie uns!
Geßler.
Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!
Armgard
(greift in die Zügel des Pferdes).
Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommſt nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht geſprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willſt — Wir ſind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —
Geßler.
Weib, mach Platz,
Oder mein Roß geht über dich hinweg.
Armgard.
Laß es über mich dahin gehn — Da —
(Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft ſich mit ihnen ihm in den Weg.)
Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waiſen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es iſt das Ärgſte nicht, was du gethan —
Rudolf.
Weib, ſeid Ihr raſend?
Armgard (heftiger fortfahrend).
Trateſt du doch längſt
Das Land des Kaiſers unter deine Füße!
— O, ich bin nur ein Weib. Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Beſſeres, als hier
Im Staub zu liegen —
(Man hört die vorige Muſik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)
Geßler.
Wo ſind meine Knechte?
Man reiße ſie von hinnen oder ich
Vergeſſe mich und thue, was mich reuet.
Rudolf.
Die Knechte können nicht hindurch, o Herr,
Der Hohlweg iſt geſperrt durch eine Hochzeit.
Geßler.
Ein allzu milder Herrſcher bin ich noch
Gegen dies Volk — Die Zungen ſind noch frei,
Es iſt noch nicht ganz, wie es ſoll, gebändigt —
Doch es ſoll anders werden, ich gelob' es:
Ich will ihn brechen, dieſen ſtarren Sinn,
Den kecken Geiſt der Freiheit will ich beugen,
Ein neu Geſetz will ich in dieſen Landen
Verkündigen — Ich will —
(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand ans Herz und will ſinken. Mit matter Stimme.)
Gott ſei mir gnädig!
Rudolf.
Herr Landvogt — Gott! Was iſt das? Woher kam das?
Armgard (auffahrend).
Mord! Mord! Er taumelt, ſinkt! Er iſt getroffen!
Mitten ins Herz hat ihn der Pfeil getroffen!
Rudolf (ſpringt vom Pferde).
Welch gräßliches Ereignis — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! Ihr ſeid
Ein Mann des Todes!
Geßler.
Das iſt Tells Geſchoß.
(Iſt vom Pferde herab dem Rudolf Harras in den Arm gegleitet und wird auf der Bank niedergelaſſen.)
Tell
(erſcheint oben auf der Höhe des Felſen).
Du kennſt den Schützen, ſuche keinen andern!
Frei ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden.
(Verſchwindet von der Höhe. Volk ſtürzt herein.)
Stüſſi (voran.)
Was giebt es hier? Was hat ſich zugetragen?
Armgard.
Der Landvogt iſt von einem Pfeil durchſchoſſen.
Volk (im Hereinſtürzen).
Wer iſt erſchoſſen?
(Indem die Vorderſten von dem Brautzug auf die Szene kommen, ſind die Hinterſten noch auf der Höhe, und die Muſik geht fort.)
Rudolf der Harras.
Er verblutet ſich.
Fort, ſchaffet Hilfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, ſo muß es mit dir enden;
Doch meine Warnung wollteſt du nicht hören!
Stüſſi.
Bei Gott, da liegt er bleich und ohne Leben.
Viele Stimmen.
Wer hat die That gethan?
Rudolf der Harras.
Raſt dieſes Volk,
Daß es dem Mord Muſik macht? Laßt ſie ſchweigen!
(Muſik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)
Herr Landvogt, redet, wenn Ihr könnt — Habt Ihr
Mir nichts mehr zu vertraun?
(Geßler giebt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da ſie nicht gleich verſtanden werden.)
Wo ſoll ich hin?
— Nach Küßnacht? Ich verſteh' Euch nicht — O, werdet
Nicht ungeduldig — Laßt das Irdiſche,
Denkt jetzt, Euch mit dem Himmel zu verſöhnen.
(Die ganze Hochzeitsgeſellſchaft umſteht den Sterbenden mit einem fühlloſen Grauſen.)
Stüſſi.
Sieh, wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen ſind gebrochen.
Armgard (hebt ein Kind empor).
Seht, Kinder, wie ein Wüterich verſcheidet!
Rudolf der Harras.
Wahnſinn'ge Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an dieſem Schrecknis weidet?
— Helft — leget Hand an — Steht mir niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Bruſt zu ziehn?
Weiber (zurücktretend).
Wir ihn berühren, welchen Gott geſchlagen!
Rudolf der Harras.
Fluch treffe euch und Verdammnis!
(Zieht das Schwert.)
Stüſſi (fällt ihm in den Arm).
Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes iſt gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir ſind freie Menſchen.
Alle (tumultuariſch).
Das Land iſt frei!
Rudolf der Harras.
Iſt es dahin gekommen?
Endet die Furcht ſo ſchnell und der Gehorſam?
(Zu den Waffenknechten, die hereindringen)
Ihr ſeht die grauſenvolle That des Mords,
Die hier geſchehen — Hilfe iſt umſonſt —
Vergeblich iſt's, dem Mörder nachzuſetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiſer ſeine Feſte retten!
Denn aufgelöſt in dieſem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu iſt zu vertrauen.
Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erſcheinen **ſechs barmherzige Brüder.**
Armgard.
Platz! Platz! Da kommen die barmherz'gen Brüder.
Stüſſi.
Das Opfer liegt — Die Raben ſteigen nieder.

Barmherzige Brüder
(ſchließen einen Halbkreis um den Toten und ſingen in tiefem Ton).
Raſch tritt der Tod den Menſchen an,
Es iſt ihm keine Friſt gegeben;
Es ſtürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor ſeinen Richter ſtehen!
(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Öffentlicher Platz bei Altorf. Im Hintergrunde rechts die Feſte Zwing Uri mit dem noch ſtehenden Baugerüſte wie in der dritten Szene des erſten Aufzugs; links eine Ausſicht in viele Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es iſt eben Tagesanbruch, Glocken ertönen aus verſchiedenen Fernen.

Ruodi, Kuoni, Werni, Meiſter Steinmetz und viele andere **Landleute,** auch **Weiber** und **Kinder.**

Ruodi.
Seht ihr die Feuerſignale auf den Bergen?
Steinmetz.
Hört ihr die Glocken drüben überm Wald?
Ruodi.
Die Feinde ſind verjagt.
Steinmetz.
Die Burgen ſind erobert.
Ruodi.
Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unſerm Boden das Tyrannenſchloß?
Sind wir die Letzten, die ſich frei erklären?
Steinmetz.
Das *Joch* ſoll ſtehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!
Alle.
Nieder! nieder! nieder!
Ruodi.
Wo iſt der Stier von Uri?[61]
Stier von Uri.
Hier. Was ſoll ich?
Ruodi.
Steigt auf die Hochwacht, blaſt in Euer Horn,
Daß es weitſchmetternd in die Berge ſchalle,
Und, jedes Echo in den Felſenklüften
Aufweckend, ſchnell die Männer des Gebirgs
Zuſammenrufe.
Stier von Uri geht ab. **Walther Fürſt** kommt.
Walther Fürſt.
Haltet, Freunde! Haltet!
Noch fehlt uns Kunde, was in Unterwalden
Und Schwytz geſchehen. Laßt uns Boten erſt
Erwarten.
Ruodi.
Was erwarten? Der Tyrann
Iſt tot, der Tag der Freiheit iſt erſchienen.
Steinmetz.
Iſt's nicht genug an dieſen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?
Ruodi.
Kommt alle, kommt, legt Hand an, Männer und Weiber!
Brecht das Gerüſte! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib auf dem andern.
Steinmetz.
Geſellen, kommt! Wir haben's aufgebaut;
Wir wiſſen's zu zerſtören.
Alle.
Kommt, reißt nieder!
(Sie ſtürzen ſich von allen Seiten auf den Bau.)
Walther Fürſt.
Es iſt im Lauf. Ich kann ſie nicht mehr halten.
Melchthal und **Baumgarten** kommen.
Melchthal.
Was? Steht die Burg noch, und das Schloß Sarnen liegt
In Aſche, und der Roßberg iſt gebrochen?
Walther Fürſt.
Seid Ihr es, Melchthal? Bringt Ihr uns die Freiheit?
Sagt, ſind die Leute alle rein vom Feind?
Melchthal (umarmt ihn).
Rein iſt der Boden. Freut Euch, alter Vater!
In dieſem Augenblicke, da wir reden,
Iſt kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.
Walther Fürſt.
O, ſprecht, wie wurdet Ihr der Burgen mächtig?
Melchthal.
Der Rudenz war es, der das Sarner Schloß
Mit mannlich kühner Wagethat gewann,
Den Roßberg hatt' ich nachts zuvor erſtiegen·
— Doch höret, was geſchah. Als wir das Schloß
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme praſſelnd ſchon zum Himmel ſchlug,
Da ſtürzt der Diethelm, Geßlers Bub, hervor
Und ruft, daß die Bruneckerin verbrenne.
Walther Fürſt.
Gerechter Gott!
(Man hört die Balken des Gerüſtes ſtürzen.)
Melchthal.
Sie war es ſelbſt, war heimlich
Hier eingeſchloſſen auf des Vogts Geheiß.
Raſend erhub ſich Rudenz — denn wir hörten
Die Balken ſchon, die feſten Pfoſten ſtürzen
Und aus dem Rauch hervor den Jammerruf
— Der Unglückſeligen.
Walther Fürſt.
Sie iſt gerettet?
Melchthal.
Da galt Geſchwindſein und Entſchloſſenheit!
— Wär' er *nur* unſer Edelmann geweſen,
Wir hätten unſer Leben wohl geliebt;
Doch er war unſer Eidgenoß, und Bertha
Ehrte das Volk — So ſetzten wir getroſt
Das Leben dran und ſtürzten in das Feuer.
Walther Fürſt.
Sie iſt gerettet?
Melchthal.
Sie iſt's. Rudenz und ich,
Wir trugen ſie ſelbander aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als ſie gerettet ſich erkannte,
Die Augen aufſchlug zu dem Himmelslicht,
Jetzt ſtürzte mir der Freiherr an das Herz,
Und ſchweigend ward ein Bündnis jetzt beſchworen,
Das feſt gehärtet in des Feuers Glut
Beſtehen wird in allen Schickſalsproben —
Walther Fürſt.
Wo iſt der Landenberg?
Melchthal.
Über den Brünig.
Nicht lag's an mir, daß er das Licht der Augen
Davontrug, der den Vater mir geblendet.
Nach jagt' ich ihm, erreicht' ihn auf der Flucht
Und riß ihn zu den Füßen meines Vaters.
Geſchwungen über ihn war ſchon das Schwert;
Von der Barmherzigkeit des blinden Greiſes
Erhielt er flehend das Geſchenk des Lebens.
Urfehde ſchwur er, nie zurück zu kehren;
Er wird ſie halten; unſern Arm hat er
Gefühlt.
Walther Fürſt.
Wohl Euch, daß Ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geſchändet!
Kinder (eilen mit Trümmern des Gerüſtes über die Szene).
Freiheit! Freiheit!
(Das Horn von Uri wird mit Macht geblaſen.)
Walther Fürſt.
Seht, welch ein Feſt! Des Tages werden ſich
Die Kinder ſpät als Greiſe noch erinnern.
(Mädchen bringen den Hut auf einer Stange getragen; die ganze Szene füllt ſich mit Volk an.)
Ruodi.
Hier iſt der Hut, dem wir uns beugen mußten.
Baumgarten.
Gebt uns Beſcheid, was damit werden ſoll.
Walther Fürſt.
Gott! Unter dieſem Hute ſtand mein Enkel.
Mehrere Stimmen.
Zerſtört das Denkmal der Tyrannenmacht!
Ins Feuer mit ihm!
Walther Fürſt.
Nein, laßt ihn aufbewahren!
Der Tyrannei mußt' er zum Werkzeug dienen,
Er ſoll der Freiheit ewig Zeichen ſein!
(Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder ſtehen und ſitzen auf den Balken des zerbrochenen Gerüſtes maleriſch gruppiert in einem großen Halbkreis umher.)
Melchthal.
So ſtehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und herrlich iſt's erfüllt,
Was wir im Rütli ſchwuren, Eidgenoſſen!
Walther Fürſt.
Das Werk iſt angefangen, nicht vollendet.
Jetzt iſt uns Mut und feſte Eintracht not;
Denn, ſeid gewiß, nicht ſäumen wird der König,
Den Tod zu rächen ſeines Vogts und den
Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen.
Melchthal.
Er zieh' heran mit ſeiner Heeresmacht,
Iſt aus dem Innern doch der Feind verjagt;
Dem Feind von außen wollen wir begegnen.
Ruodi.
Nur wen'ge Päſſe öffnen ihm das Land,
Die wollen wir mit unſern Leibern decken.
Baumgarten.
Wir ſind vereinigt durch ein ewig Band,
Und ſeine Heere ſollen uns nicht ſchrecken!
Röſſelmann und **Stauffacher** kommen.
Röſſelmann (im Eintreten).
Das ſind des Himmels furchtbare Gerichte.
Landleute.
Was giebt's?
Röſſelmann.
In welchen Zeiten leben wir!
Walther Fürſt.
Sagt an, was iſt es? Ha, ſeid Ihr's, Herr Werner?
Was bringt Ihr uns?
Landleute.
Was giebt's?
Röſſelmann.
Hört und erſtaunet!
Stauffacher.
Von einer großen Furcht ſind wir befreit —
Röſſelmann.
Der Kaiſer iſt ermordet.
Walther Fürſt.
Gnäd'ger Gott!
(Landleute machen einen Aufſtand und umdrängen den Stauffacher.)
Alle.
Ermordet! Was! Der Kaiſer! Hört! Der Kaiſer!
Melchthal.
Nicht möglich! Woher kam Euch dieſe Kunde?
Stauffacher.
Es iſt gewiß. Bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenswerter Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhauſen.
Walther Fürſt.
Wer wagte ſolche grauenvolle That?
Stauffacher.
Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war ſein Neffe, ſeines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte.
Melchthal.
Was trieb ihn zu der That des Vatermords?
Stauffacher.
Der Kaiſer hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig Mahnenden zurück;
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Biſchofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch ſei — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde böſem Rat ſein Ohr,
Und mit dem edeln Herrn von *Eſchenbach*,
Von *Tegerfelden*, von der *Wart* und *Palm*
Beſchloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand.
Walther Fürſt.
O, ſprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?
Stauffacher.
Der König ritt herab vom Stein zu Baden,

Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürſten Hans und Leopold[63]
Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
Und als ſie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre ſich läßt überſetzen,
Da drängten ſich die Mörder in das Schiff,
Daß ſie den Kaiſer vom Gefolge trennten.
Drauf, als der Fürſt durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heidenzeit[64] —
Die alte Feſte Habsburg im Geſicht,
Wo ſeines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolf von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eſchenbach zerſpaltet ihm das Haupt,
Daß er herunterſinkt in ſeinem Blut,
Gemordet von den Seinen auf dem Seinen.
Am andern Ufer ſahen ſie die That;
Doch, durch den Strom geſchieden, konnten ſie
Nur ein ohnmächtig Wehgeſchrei erheben;
Am Wege aber ſaß ein armes Weib,
In ihrem Schoß verblutete der Kaiſer.

Melchthal.

So hat er nur ſein frühes Grab gegraben,
Der unerſättlich alles wollte haben!

Stauffacher.

Ein ungeheurer Schrecken iſt im Land umher;
Geſperrt ſind alle Päſſe des Gebirgs,
Jedweder Stand verwahret ſeine Grenzen;
Die alte Zürich ſelbſt ſchloß ihre Thore,
Die dreißig Jahr lang offen ſtanden, zu,
Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn, mit des Bannes Fluch bewaffnet, kommt
Der Ungarn Königin, die ſtrenge Agnes,[65]
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geſchlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlöſſer ſelbſt.
Geſchworen hat ſie, ganze Zeugungen
Hinabzuſenden in des Vaters Grab,
In Blut ſich, wie in Maientau, zu baden

Melchthal.

Weiß man, wo ſich die Mörder hingeflüchtet?

Stauffacher.

Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verſchiednen Straßen auseinander
Und trennten ſich, um nie ſich mehr zu ſehn —
Herzog Johann ſoll irren im Gebirge.

Walther Fürſt.

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich ſelbſt iſt ſie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Iſt Mord, und ihre Sättigung das Grauſen.

Stauffacher.

Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn;
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels ſegenvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht ſind wir entledigt;
Gefallen iſt der Freiheit größter Feind,
Und wie verlautet, wird das Zepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm,
Das Reich will ſeine Wahlfreiheit behaupten.

Walther Fürſt und mehrere.

Vernahmt Ihr was?

Stauffacher.

Der Graf von Luxemburg
Iſt von den mehrſten Stimmen ſchon bezeichnet.

Walther Fürſt.

Wohl uns, daß wir beim Reiche treu gehalten;
Jetzt iſt zu hoffen auf Gerechtigkeit!

Stauffacher.

Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde not!
Er wird uns ſchirmen gegen Öſtreichs Rache.

(Die Landleute umarmen einander.)

Sigriſt mit einem **Reichsboten.**

Sigriſt.

Hier ſind des Landes würd'ge Oberhäupter.

Röſſelmann und mehrere.

Sigriſt, was giebt's?

Sigriſt.

Ein Reichsbot bringt dies Schreiben.

Alle (zu Walther Fürſt).

Erbrecht und leſet.

Walther Fürſt (lieſt).

„Den beſcheidnen Männern
„Von Uri, Schwytz und Unterwalden bietet
„Die Königin Elsbeth[66] Gnad' und alles Gutes."

Viele Stimmen.

Was will die Königin? Ihr Reich iſt aus.

Walther Fürſt (lieſt).

„In ihrem großen Schmerz und Witwenleid,
„Worein der blut'ge Hinſcheid ihres Herrn
„Die Königin verſetzt, gedenkt ſie noch
„Der alten Treu' und Lieb der Schwytzerlande."

Melchthal.

In ihrem Glück hat ſie das nie gethan.

Röſſelmann.

Still! Laſſet hören!

Walther Fürſt (lieſt).

„Und ſie verſieht ſich zu dem treuen Volk,
„Daß es gerechten Abſcheu werde tragen
„Vor den verfluchten Thätern dieſer That;
„Darum erwartet ſie von den drei Landen,
„Daß ſie den Mördern nimmer Vorſchub thun,
„Vielmehr getreulich dazu helfen werden,
„Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
„Der Lieb gedenkend und der alten Gunſt,
„Die ſie von Rudolfs Fürſtenhaus empfangen."

(Zeichen des Unwillens unter den Landleuten.)

Viele Stimmen.

Der Lieb und Gunſt!

Stauffacher.

Wir haben Gunſt empfangen von dem Vater;
Doch weſſen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freiheit uns beſtätigt,
Wie vor ihm alle Kaiſer doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch
Und der bedrängten Unſchuld Schutz verliehn?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,
Die wir in unſrer Angſt zu ihm geſendet?
Nicht eins von dieſem allen hat der König
An uns gethan, und hätten wir nicht ſelbſt
Uns Recht verſchafft mit eigner mut'ger Hand,
Ihn rührte unſre Not nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er geſät in dieſen Thälern.
Er ſtand auf einem hohen Platz, er konnte
Ein Vater ſeiner Völker ſein; doch ihm
Gefiel es, nur zu ſorgen für die Seinen.
Die er gemehrt hat, mögen um ihn weinen!

Walther Fürſt.

Wir wollen nicht frohlocken ſeines Falls,
Nicht des empfangnen Böſen jetzt gedenken,
Fern ſei's von uns! Doch, daß wir rächen ſollten
Des Königs Tod, der nie uns gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freies Opfer ſein;
Der Tod entbindet von erzwungnen Pflichten,
— Ihm haben wir nichts weiter zu entrichten.

Melchthal.

Und weint die Königin in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So ſeht ihr hier ein angſtbefreites Volk
Zu eben dieſem Himmel dankend flehen —
Wer Thränen ernten will, muß Liebe ſäen.

(Reichsbote geht ab.)

Stauffacher (zu dem Volk).

Wo iſt der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unſrer Freiheit Stifter iſt? Das Größte
Hat er gethan, das Härteſte erduldet.
Kommt alle, kommt nach ſeinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns allen.

(Alle gehen ab.)

Zweite Szene.

Tells Hausflur. Ein Feuer brennt auf dem Herd. Die offenſtehende Thür zeigt ins Freie.

Hedwig. Walther und **Wilhelm.**

Hedwig.

Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, iſt frei, und wir ſind frei und alles!
Und euer Vater iſt's, der's Land gerettet.

Walther.

Und ich bin auch dabei geweſen, Mutter!
Mich muß man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Ging mir am Leben hart vorbei, und ich
Hab' nicht gezittert.

Hedwig (umarmt ihn).

Ja, du biſt mir wieder
Gegeben! Zweimal hab' ich dich geboren!
Zweimal litt ich den Mutterſchmerz um dich!
Es iſt vorbei — ich hab' euch beide, beide!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!

Ein **Mönch** erſcheint an der Hausthüre.

Wilhelm.

Sieh, Mutter, ſieh — dort ſteht ein frommer Bruder;
Gewiß wird er um eine Gabe flehn.

Hedwig.

Führ ihn herein, damit wir ihn erquicken;
Er fühl's, daß er ins Freudenhaus gekommen.

(Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder.)

Wilhelm (zum Mönch).

Kommt, guter Mann. Die Mutter will Euch laben.

Walther.

Kommt, ruht Euch aus und geht geſtärkt von dannen.

Mönch.

(ſcheu umherblickend mit zerſtörten Zügen).

Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?

Walther.

Seid Ihr verirret, daß Ihr das nicht wißt?
Ihr ſeid zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.

Mönch (zur Hedwig, welche zurückkommt).

Seid Ihr allein? Iſt Euer Herr zu Hauſe?

Hedwig.

Ich erwart' ihn eben — doch was iſt Euch, Mann?
Ihr ſeht nicht aus, als ob Ihr gutes brächtet.
— Wer Ihr auch ſeid, Ihr ſeit bedürftig, nehmt!

(Reicht ihm den Becher.)

Mönch.

Wie auch mein lechzend Herz nach Labung ſchmachtet,
Nichts rühr' ich an, bis Ihr mir zugeſagt —

Hedwig.

Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne ſtehn, wenn ich Euch hören ſoll.

Mönch.

Bei dieſem Feuer, das hier gaſtlich lodert,
Bei Eurer Kinder teurem Haupt, das ich —
Umfaſſe — (Ergreift die Knaben.)

Hedwig.

Mann, was ſinnet Ihr? Zurück
Von meinen Kindern! — Ihr ſeid kein Mönch! Ihr ſeid
Es nicht! Der Friede wohnt in dieſem Kleide;
In Euren Zügen wohnt der Friede nicht.

Mönch.

Ich bin der unglückſeligſte der Menſchen.

Hedwig.

Das Unglück ſpricht gewaltig zu dem Herzen;
Doch Euer Blick ſchnürt mir das Innere zu.

Walther (aufſpringend).

Mutter, der Vater!

(Eilt hinaus.)

Hedwig

O mein Gott!

(Will nach, zittert und hält ſich an.)

Wilhelm (eilt nach).

Der Vater!

Walther (draußen).

Da biſt du wieder!

Wilhelm (draußen).

Vater, lieber Vater!

Tell (draußen).

Da bin ich wieder — Wo iſt eure Mutter?

(Treten herein.)

Walther.

Da ſteht ſie an der Thür' und kann nicht weiter;
So zittert ſie vor Schrecken und vor Freude.

Tell.
O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen — uns trennt kein Tyrann mehr.
Hedwig (an ſeinem Halſe).
O Tell! Tell! Welche Angſt litt ich um dich!
(Mönch wird aufmerkſam.)
Tell.
Vergiß ſie jetzt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das iſt meine Hütte!
Ich ſtehe wieder auf dem Meinigen!
Wilhelm.
Wo aber haſt du deine Armbruſt, Vater?
Ich ſeh' ſie nicht.
Tell.
Du wirſt ſie nie mehr ſehn
An heil'ger Stätte iſt ſie aufbewahrt;
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen.
Hedwig.
O Tell! Tell!
(Tritt zurück, läßt ſeine Hand los.)
Tell.
Was erſchreckt dich, liebes Weib?
Hedwig.
Wie — wie kommſt du mir wieder? — Dieſe Hand
— Darf ich ſie faſſen? — Dieſe Hand — o Gott!
Tell (herzlich und mutig).
Hat Euch verteidigt und das Land gerettet;
Ich darf ſie frei hinauf zum Himmel heben.
(Mönch macht eine raſche Bewegung, er erblickt ihn.)
Wer iſt der Bruder hier?
Hedwig.
Ach, ich vergaß ihn!
Sprich du mit ihm, mir graut in ſeiner Nähe.
Mönch (tritt näher).
Seid Ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?
Tell.
Der bin ich, ich verberg' es keinem Menſchen.
Mönch.
Ihr ſeid der Tell! Ach, es iſt Gottes Hand,
Die unter Euer Dach mich hat geführt.
Tell (mißt ihn mit den Augen).
Ihr ſeid kein Mönch! Wer ſeid Ihr?
Mönch.
Ihr erſchlugt
Den Landvogt, der Euch Böſes that — Auch ich
Hab' einen Feind erſchlagen, der mir Recht
Verſagte — Er war Euer Feind, wie meiner —
Ich hab' das Land von ihm befreit.
Tell (zurückfahrend).
Ihr ſeid —
Entſetzen! — Kinder! Kinder, geht hinein!
Geh, liebes Weib! Geh, geh! Unglücklicher!
Ihr wäret —
Hedwig.
Gott, wer iſt es?
Tell.
Frage nicht!
Fort, fort! Die Kinder dürfen es nicht hören,
Geh aus dem Hauſe — weit hinweg — Du darfſt
Nicht unter einem Dach mit dieſem wohnen.
Hedwig.
Weh mir, was iſt das? Kommt!
(Geht mit den Kindern.)
Tell (zu dem Mönch).
Ihr ſeid der Herzog
Von Öſterreich — Ihr ſeid's! Ihr habt den Kaiſer
Erſchlagen, Euern Ohm und Herrn.
Johannes Parricida.
Er war
Der Räuber meines Erbes.
Tell.
Euern Ohm
Erſchlagen, Euern Kaiſer! Und Euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!
Parricida.
Tell, hört mich, eh' Ihr —
Tell.
Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaiſermords,
Wagſt du zu treten in mein reines Haus?
Du wagſt's, dein Antlitz einem guten Menſchen
Zu zeigen und das Gaſtrecht zu begehren?
Parricida.
Bei Euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden;
Auch Ihr nahmt Rach' an Eurem Feind.
Tell.
Unglücklicher!
Darfſt du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
Haſt du der Kinder liebes Haupt verteidigt?
Des Herdes Heiligtum beſchützt? das Schrecklichſte,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geſchändet — Nichts teil' ich mit dir — Gemordet
Haſt du, ich hab' mein Teuerſtes verteidigt.
Parricida.
Ihr ſtoßt mich von Euch, troſtlos, in Verzweiflung?
Tell.
Mich faßt ein Grauſen, da ich mit dir rede.
Fort! Wandle deine fürchterliche Straße!
Laß rein die Hütte, wo die Unſchuld wohnt!
Parricida (wendet ſich zu gehen).
So kann ich, und ſo will ich nicht mehr leben!
Tell.
Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
So jung, von ſolchem adeligen Stamm,
Der Enkel Rudolfs, meines Herrn und Kaiſers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes — flehend und verzweifelnd —
(Verhüllt ſich das Geſicht.)
Parricida.
O, wenn Ihr weinen könnt, laßt mein Geſchick
Euch jammern; es iſt fürchterlich — Ich bin
Ein Fürſt — ich war's — ich konnte glücklich werden
Wenn ich der Wünſche Ungeduld bezwang.
Der Neid zernagte mir das Herz — Ich ſah
Die Jugend meines Vetters Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In ſklaviſcher Unmündigkeit gehalten —
Tell.
Unglücklicher, wohl kannte dich dein Ohm,
Da er dir Land und Leute weigerte!
Du ſelbſt mit raſcher, wilder Wahnſinnsthat
Rechtfertigſt furchtbar ſeinen weiſen Schluß.
— Wo ſind die blut'gen Helfer deines Mords?
Parricida.
Wohin die Rachegeiſter ſie geführt;
Ich ſah ſie ſeit der Unglücksthat nicht wieder.
Tell.
Weißt du, daß dich die Acht verfolgt, daß du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?
Parricida.
Darum vermeid' ich alle offnen Straßen;
An keine Hütte wag' ich anzupochen —
Der Wüſte kehr' ich meine Schritte zu;
Mein eignes Schrecknis irr' ich durch die Berge
Und fahre ſchaudernd vor mir ſelbſt zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückſelig Bild.
O, wenn Ihr Mitleid fühlt und Menſchlichkeit —
(Fällt vor ihm nieder.)
Tell (abgewendet).
Steht auf! Steht auf!
Parricida.
Nicht, bis Ihr mir die Hand gereicht zur Hilfe.
Tell.
Kann ich Euch helfen? Kann's ein Menſch der Sünde?
Doch ſtehet auf — Was Ihr auch Gräßliches
Verübt — Ihr ſeid ein Menſch — ich bin es auch;
Vom Tell ſoll keiner ungetröſtet ſcheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.
Parricida
(aufſpringend und ſeine Hand mit Heftigkeit ergreifend).
O Tell!
Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.
Tell.
Laßt meine Hand los — Ihr müßt fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Schutz nicht rechnen — Wo gedenkt Ihr hin?
Wo hofft Ihr Ruh zu finden?
Parricida.
Weiß ich's? Ach?
Tell.
Hört, was mir Gott ins Herz giebt — Ihr müßt fort
Ins Land Italien, nach Sankt Peters Stadt;
Dort werft Ihr Euch dem Papſt zu Füßen, beichtet
Ihm Eure Schuld und löſet Eure Seele.
Parricida.
Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?
Tell.
Was er Euch thut, das nehmet an von Gott.
Parricida.
Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wanderern die Schritte zu geſellen.
Tell.
Den Weg will ich Euch nennen, merket wohl!
Ihr ſteigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wildes Laufes von dem Berge ſtürzt —
Parricida (erſchrickt).
Seh' ich die Reuß? Sie floß bei meiner That.
Tell.
Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtnis
Der Wanderer, die die Lawin' begraben.
Parricida.
Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme.
Tell.
Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen Eure Schuld —
Und ſeid Ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,[67]
Sendet der Berg nicht ſeine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeiſten Joch,
So kommt Ihr auf die Brücke, welche ſtäubet.
Wenn ſie nicht einbricht unter Eurer Schuld,
Wenn Ihr ſie glücklich hinter Euch gelaſſen,
So reißt ein ſchwarzes Felſenthor[68] ſich auf —
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch ſchnellen Schritts müßt Ihr vorüber eilen;
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.
Parricida.
O Rudolf! Rudolf! Königlicher Ahn!
So zieht dein Enkel ein auf deines Reiches Boden!
Tell.
So immer ſteigend kommt Ihr auf die Höhen
Des Gotthards, wo die ew'gen Seen ſind,
Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen.
Dort nehmt Ihr Abſchied von der deutſchen Erde,
Und muntern Laufs führt Euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab, Euch das gelobte —
(Man hört den Kuhreihen von vielen Alphörnern geblaſen.)
Ich höre Stimmen. Fort!
Hedwig (eilt herein).
Wo biſt du, Tell?
Der Vater kommt! Es nah'n in frohem Zug
Die Eidgenoſſen alle —

Parricida (verhüllt ſich).
Wehe mir!
Ich darf nicht weilen bei den Glücklichen.

Tell.
Geh, liebes Weib. Erfriſche dieſen Mann,
Belad' ihn reich mit Gaben; denn ſein Weg
Iſt weit, und keine Herberg findet er.
Eile! Sie nah'n.

Hedwig.
Wer iſt es?

Tell.
Forſche nicht!
Und wenn er geht, ſo wende deine Augen,
Daß ſie nicht ſehen, welchen Weg er wandelt!

Parricida geht auf Tell zu mit einer raſchen Bewegung; dieſer aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Wenn beide zu verſchiedenen Seiten abgegangen, verändert ſich der Schauplatz, und man ſieht in der

Letzten Szene

den ganzen Thalgrund vor Tells Wohnung, nebſt den Anhöhen, welche ihn einſchließen, mit Landleuten beſetzt, welche ſich zu einem maleriſchen Ganzen gruppieren. Andere kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gezogen. Walther Fürſt mit den beiden Knaben, Melchthal und Stauffacher kommen vorwärts, andere drängen nach; wie Tell heraustritt, empfangen ihn alle mit lautem Frohlocken.

Alle.
Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!

(Indem ſich die Vorderſten um den Tell drängen und ihn umarmen, erſcheinen noch Rudenz und Bertha, jener die Landleute, dieſe die Hedwig umarmend. Die Muſik vom Berge begleitet dieſe ſtumme Szene. Wenn ſie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks.)

Bertha.
Landleute! Eidgenoſſen! Nehmt mich auf
In euern Bund, die erſte Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
In eure tapfre Hand leg' ich mein Recht,
Wollt ihr als eure Bürgerin mich ſchützen?

Landleute.
Das wollen wir mit Gut und Blut.

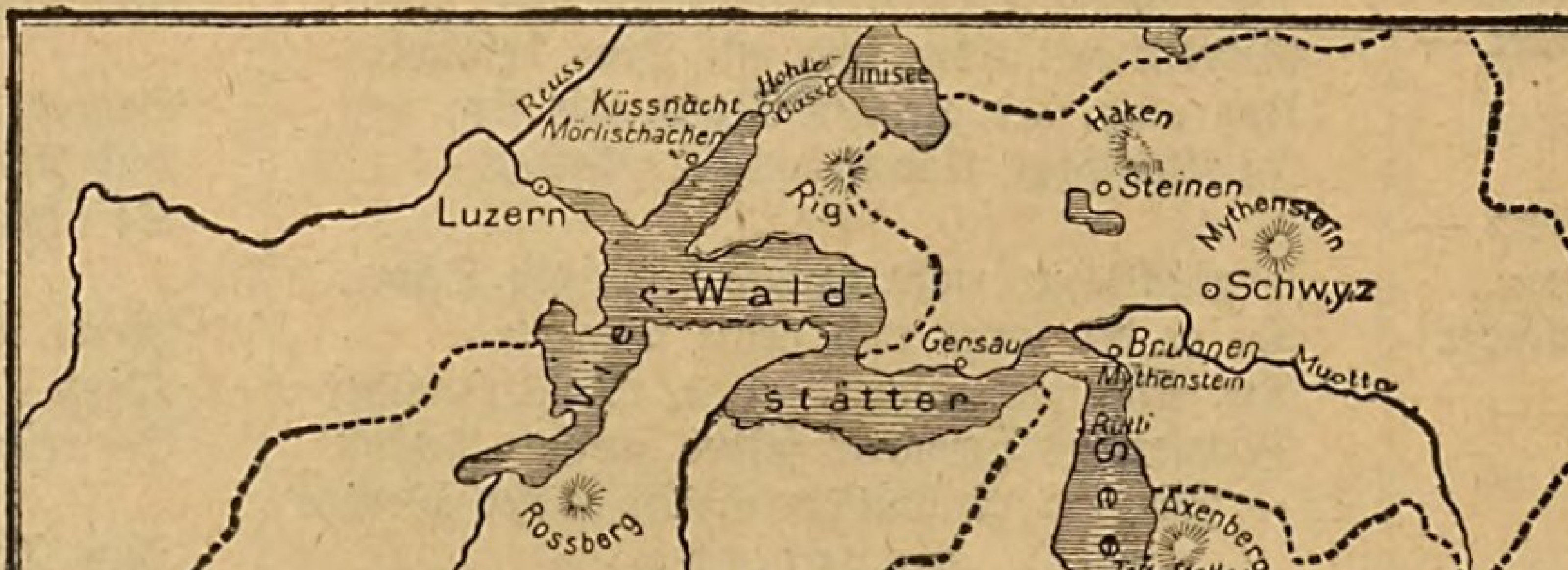
Bertha.
Wohlan!
So reich' ich dieſem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!

Rudenz.
Und frei erklär' ich alle meine Knechte.69)

(Indem die Muſik von neuem raſch einfällt, fällt der Vorhang.)

Anmerkungen.

1) Gemeint iſt das Weſtufer des Sees bei Trieb. — 2) Kuhreihen = Hirtengeſang, aus einzelnen langgezogenen Tönen ohne Worte beſtehend, urſprünglich zum Zuſammenrufen der auf den Wieſen zerſtreuten Kühe beſtimmt, die Töne werden auch auf dem Alphorn geblaſen; die Weiſe kann auch abgeändert (variiert) werden. — 3) = Alpenhirte. — 4) = Lawinen und Eismaſſen ſtürzen donnernd von den Höhen. — 5) = Rudolf. — 6) = Werner. — 7) = Konrad. — 8) = Joſef. — 9) = Johann. — 10) = Schiff (griech. *ναῦς*; lat. navis); der Junge ſoll das Schiff ans Ufer ziehen. — 11) Aus dem Waſſer anſteigender Felſen am Eingang in den Urnerſee. Er trägt jetzt folgende Inſchrift: Dem Sänger Wilhelm Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone — 12) = ſcharfkantige Mauervorſprünge an den Ecken eines Bauwerks. — 13) = ſchräg aufſteigende Stützmauern. — 14) = der öſterreichiſche Erzherzogshut, er war von einer mit 12 Goldperlen beſetzten Krone eingeſchloſſen, die oben in eine Weltkugel endigte. — 15) urſprüngl. Name von Einſiedeln, nach dem Einſiedler Meinrad benannt, der 822 ſich hier eine Zelle baute, in der er 862 ermordet wurde; 946 gründete Kaiſer Otto der Große dort das Kloſter Einſiedeln. — 16) = Burg, Feſte. — 17) Gipfel der Berner Alpen, 4080 m hoch. — 18) Gipfel der Berner Alpen, 4167 m hoch. — 19) Verwandtſchaft im weiteſten Sinne. — 20) = Landesverſammlung, Ratsverſammlung aller ſtimmberechtigten Bürger. — 21) Die Pfauenfeder auf dem Helme oder Hute bezeichnete die Anhänger Habsburgs. — 22) rot war die Farbe der Erzherzöge. — 23) = Vorſteher der Landesgemeinde. — 24) = Fahnenträger, eine Landeswürde. — 25) = Gleichberechtigter, Mit-Herr (nach Tſchudi). — 26) Hochflug und Hochgewilde = Vögel und Vierfüßler der hohen Jagd, deren Jagd der Landesherr ſich vorbehält, daher für andere bannt = verbietet. — 27) zur Belagerung von Favenz durch Friedrich II. 1241 ſchickten die Schweizer 600 Krieger. — 28) Glöcklein, das zum Frühgottesdienſte (missa matutina = Mette) ruft. — 29) Ausſpäher. — 30) Paß zwiſchen Unterwalden und Uri, 2305 m über dem Meere. — 31) Alpthal in Unterwalden mit Benediktinerkloſter ſeit 1192. — 32) = milchweißes Gletſcherwaſſer. — 33) = Rinnen. — 34) = dem Kloſter Engelberg Zinspflichtige im Gegenſatz zu freien Landleuten. — 35) = geweſener Landammann. — 36) = Gegner. — 37) = sacrista, Küſter, Meßner. — 38) Bücher, in welche Rechte und Geſetze eingeſchrieben ſind. — 39) Die aufgerichteten Schwerter ſind Sinnbilder der Staatsgewalt. — 40) = Amtsdiener. — 41) = gegen Norden. — 42) = Brünig oder Brauneck, Paß zwiſchen Bern und Unterwalden, heute mit einer Zahnradbahn. — 43) = das obere Haslithal im Berner Oberland mit dem Oberlauf der Aare. — 44) in Wallis und Teſſin. — 45) Kaiſer Friedrich II. ſtellte 1240 zu Favenz den Schweizern eine lateiniſche Urkunde aus, von welcher die entſprechende Stelle in der Überſetzung etwa ſo lautet: „Wie freie Männer, als welche ihr allein auf mich und das Reich Rückſicht zu nehmen braucht, habt ihr freiwillig meine und des Reiches Oberherrlichkeit gewählt." — 46) = Heerbann, Aufruf zur pflichtmäßigen Heeresfolge der Freien. — 47) = Recht über Leben und Tod. — 48) dies geſchah unter Heinrich V. — 49) = der Äbtiſſin am Frauenmünſter zu Zürich. — 50) = Genoſſenſchaft; Uri iſt noch heute in ſolche Verbände eingeteilt. — 51) = Großvater, Ahne. — 52) = hohe Waſſerfälle, deren Waſſer gewiſſermaßen ſich in Staub auflöſt. Der Lauterbrunner Staubbach fällt 305 m hoch herab. — 53) öſtlich von Altorf liegender Berg, deſſen Forſt den Ort vor Lawinen ſchützte, daher bei hoher Strafe kein Holz dort geſchlagen werden durfte. — 54) Bringt man den Namen Tell in Verbindung mit dem Zeitwort talen oder dahlen (= kindiſch reden), ſo würde er etwa bedeuten: der Einfältige, der Unüberlegte. — 55) Nach den Freiheitsbriefen durfte kein Schweizer gefangen außer Landes geführt werden. — 56) = ſenkrecht abfallend. — 57) = Land jenſeits der Aar, bis wo der Jura an die Seen grenzt. — 58) = Hohlweg, wurde bei der Anlage der neuen Straße entfernt, doch erhält eine mit Freskobildern und Inſchriften geſchmückte Kapelle Tells Andenken. — 59) = Gemſen, welche nur in den höheren Felſengebieten ſich aufhalten. — 60) = Erdrutſch, Bergſturz. — 61) Gruppe der Glarner Alpen. — 62) Stier von Uri hieß der Urner Bürger, welcher das Auerochſenhorn blies, das die Urner zuſammenrief. Von dem Ur (= Auerochſe) hat der Kanton den Namen Uri. — 63) Leopold, 2. Sohn Kaiſer Albrechts I. — 64) gemeint iſt die im Jahre 534 durch den Frankenkönig Childebert II. zerſtörte Stadt Vindoniſſa. — 65) Agnes, Witwe von Andreas III., König von Ungarn, gründete an der Mordſtätte das Kloſter Königsfelden, in dem ſie 1346 ſtarb. Sie rächte grauſam des Vaters Ermordung an den Mördern und deren Angehörigen. — 66) Elsbeth von Kärnten, Gemahlin Albrechts I., ſtarb 1318. — 67) der engſte Teil der Straße über den St Gotthardsberg bei Schöllenen. — 68) ein etwa 46 m langer Felſendurchbruch, der aber erſt 1707 gemacht wurde. Vorher führte ein fliegender Steg um den Felſen herum. — 69) = Leibeigene.



Schauplatz der Handlung.

* * *

Die Jungfrau von Orleans.

Von

Friedrich von Schiller (1759—1805).

Schon während der Bearbeitung des Trauerſpieles Macbeth von Shakeſpeare hatte Schiller nach einem bühnenmäßigen Stoffe zu ſelbſtändiger Bearbeitung geſucht. Im Juli 1800 entſchied er ſich für „Das Mädchen von Orleans". Am 13. Juli ſchrieb er von Jena aus an den Rat Körner in Dresden, ohne den Gegenſtand ſeiner Dichtung zu nennen: „Mein neues Stück wird auch durch den Stoff großes Intereſſe erwecken. Hier iſt eine Hauptperſon, gegen die, was das Intereſſe betrifft, alle übrigen Perſonen, deren keine geringe Zahl iſt, in keine Betrachtung kommen. Aber der Stoff iſt der reinen Tragödie würdig; und wenn ich ihm durch die Behandlung ſo viel geben kann, als ich der Maria Stuart habe geben können, ſo werde ich viel Glück damit machen." Anfangs September hatte er die Gliederung des Trauerſpiels fertig und am 5. September begann er die Ausarbeitung.

Unterm 6. November bot der Dichter ſeine Arbeit für 100 Karolin (etwa 2093 Mark) dem Verleger Unger in Berlin zum Kaufe, und dieſer nahm gerne an. Doch erſt am 11. Februar 1801 waren die erſten 3 Aufzüge ſo weit in Ordnung, daß ſie bei Goethe vorgeleſen werden konnten. Am 16. April war das Werk vollendet. Schiller ſchickte die Handſchrift an Goethe, welcher ſie am 20. wieder mit dem Urteile zurückgab: „Es (das Werk) iſt ſo brav, gut und ſchön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß."

Die erſte Aufführung der „Jungfrau von Orléans" unternahm man in Leipzig (17. September 1801) in Anweſenheit des Dichters. Als der Vorhang nach dem 1. Aufzug gefallen war, brachen die begeiſterten Zuſchauer in den Ruf aus: „Es lebe Friedrich Schiller!" Nach Beendigung des Stückes bildete die aus dem Schauſpielhauſe herausgeſtrömte Menge in langer Reihe eine Gaſſe, um den Dichter zu ehren. Als Schiller ſich näherte, entblößten ſich die Häupter, ehrfurchtsvolle Stille trat ein, Väter und Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, um ihnen Deutſchlands Dichterfürſten zu zeigen.

Am 23. November 1801 ging das Stück unter Leitung des berühmten Schauſpielers Aug. Wilh. Iffland (1759—1814) und in großartiger Ausſtattung über die Königl. Bühne in Berlin.

Die Urteile über das Trauerſpiel wichen jedoch weit von einander ab. Während die überwiegende Mehrzahl dasſelbe ſtürmiſch beklatſchte und aufrichtig bewunderte, ſpöttelten andere über die in demſelben erſcheinenden Wunderthaten, über die prophetiſchen Ausſprüche, die zerſprengten Ketten u. ſ. w. In gerechtem Zorn über ſolche Urteile ſchrieb der Dichter das Gedicht „Das Mädchen von Orléans".

Den Inhalt der Tragödie hat Schiller der franzöſiſchen Geſchichte des 15 Jahrhunderts entnommen, wobei er natürlich auf die Forſchungsergebniſſe der Geſchichtſchreiber ſ. Z. beſchränkt war.

Um das Jahr 1428 laſtete ſchweres Unheil auf Frankreich.

Schon 1328, beim Ausſterben der älteren Linie des kapetingiſchen Königshauſes im Mannesſtamme, hatte der engliſche König Eduard III. Anſpruch auf Frankreich erhoben. Er ſtützte denſelben auf ſeine Abkunft von der Prinzeſſin Iſabella, einer Tochter des letzten kapetingiſchen Königs, Karls IV. (1322—28), obwohl das in Frankreich geltende ſaliſche Geſetz die Frauen und Nachkommen von der Thronfolge ausſchloß. Er brach in Frankreich ein, die Franzoſen erlitten viele Niederlagen und mußten nicht unbedeutende Landſtriche an England abtreten. Zu dem äußeren Feinde geſellte ſich innere Zwietracht. König Karl VI. (1380—1422) verfiel in Wahnſinn, und eine Regentſchaft nahm die Geſchäfte in die Hand. Sie beſtand aus der Königin Iſabeau (Iſabella), einer bayriſchen Prinzeſſin, dem Herzoge Johann dem Unerſchrockenen von Burgund und dem Herzoge Ludwig von Orléans. Letztere aber ſtritten unter einander um die Vorherrſchaft, und ihre Anhänger verwüſteten das Land. Johann von Burgund ließ 1407 den Herzog von Orleans ermorden und rief den kriegeriſchen König Heinrich V. von England zu Hilfe. Er ſelbſt aber wurde (1419) auf Anſtiften des Kronprinzen (Dauphin) Karl und unter Beihilfe des Ritters Tannegui Duchâtel auf der Yonnebrücke bei Montereau verräteriſch erſchlagen. Nun fiel der ganze Norden von Frankreich, bis an die Loire, den Burgundern unter Philipp dem Guten, dem Sohne des Getöteten, und deren Verbündeten, den Engländern, zu.

Der Kronprinz hatte ſich auch ſeine Mutter zur erbitterten Feindin gemacht, da er ihren leichtfertigen Lebenswandel hart tadelte. Sie veranlaßte ihren geiſtesſchwachen Gemahl, dem engliſchen Herrſcher, Heinrich V., nicht bloß ſeine Tochter Katharina zur Ehe zu geben, ſondern denſelben im Vertrage von Troyes (1420) zum Nachfolger einzuſetzen und dieſe ſeine Verfügung durch das Parlament zum Reichsgeſetz erheben zu laſſen. Heinrich V. ſtarb jedoch 1422, und wenige Monate ſpäter wurde auch Karl VI. von ſeinem Leiden erlöſt.

Der Norden Frankreichs huldigte nun Heinrich VI., dem einjährigen Sohne Heinrichs V.

Der bisherige Dauphin wurde als Karl VII. nur in dem ſüdlich von der Loire gelegenen Teile Frankreichs anerkannt. Schon umſchloſſen die burgundiſchen und engliſchen Heere Orleans, welches den Uebergang über dieſen Fluß verteidigte und nur die Treue, wie der Heldenmut der Bürger, die Tapferkeit des Befehlshabers, des Grafen von Dunois, hielten noch die Stadt. Karl aber vertändelte zu Chinon, in der Touraine, Zeit, Geld und Kräfte mit üppigen Feſten und leichtfertigen Liebeleien. So ſchien ſeine Sache und die Selbſtändigkeit Frankreichs rettungslos verloren.

Da kam unerwartete Hilfe. — In Domremy, einem Dorfe der Champagne an der Maas (franz. Depart. der Vogeſen), lebte Jeanne d'Arc, ein frommes, einfaches Mädchen, die Tochter ſchlichter Landleute. Sie war am 6. Januar 1412 geboren und ſeit ihrem 13. Jahre glaubte ſie überirdiſche Stimmen zu vernehmen, welche ſie zu Faſten und Beten aufforderten und ihr eine hohe Zukunft verhießen. Als die Kunde von der harten Bedrängnis der Stadt Orleans auch ihr Dörfchen erreichte, wurde ihr durch dieſelben Stimmen der Befehl, die belagerte Stadt zu entſetzen und den König zur Krönung in die alte Krönungsſtadt Rheims zu führen. Sie eröffnete den Auftrag ihren Eltern, doch dieſe wollten von der Ausführung desſelben nichts wiſſen. Einzig des Mädchens Oheim glaubte ihren Worten und führte ſie zu dem königlichen Befehlshaber im benachbarten Städtchen Vaucouleurs. Nach längerem Bedenken ſchickte ſie dieſer, unter Bedeckung von 2 Edelleuten, welche die Worte des Mädchens begeiſtert hatten, nach Chinon an des Königs Hoflager. Nur ſchwer vermochte ſie den leichtfertigen König und deſſen vorſichtige Räte von der Wahrheit ihrer Sendung zu überzeugen. Geiſtliche mußten ihre Rechtgläubigkeit prüfen, man ſuchte ſie durch Fragen zu verwirren, ihre Sitten wurden ſcharf beobachtet. Aber die Prieſter ſtellten ihrem Glauben das beſte Zeugnis aus, ihr Benehmen zeugte von edler Einfachheit des Herzens, aber von Beſtimmtheit ihrer Ueberzeugung, ihre Sitten blieben tadellos. Dabei lauteten die Nachrichten vom Kriegsſchauplatze immer troſtloſer. Graf von Dunois ließ melden, daß er Orleans nur mehr kurze Zeit halten könne.

Nun erſt vertraute der verzweifelnde König der Jungfrau ein kleines Heer an. Mit dieſem drang ſie durch die feindlichen Scharen in Orleans ein und führte den faſt erſchöpften Bürgern Lebensmittel und Hilfsmannſchaft zu. Von nun an wurde ſie von den Franzoſen als Geſandte der Gottheit geprieſen, von den Engländern Hexe und Teufelsverbündete geſcholten. Die königlichen Heere faßten neuen Mut und hielten ſich unter Führung der Jungfrau für unbeſieglich. Schlachten wurden gewonnen, ſtarke Burgen, wie Compiegne, feſte Städte, z. B. Troyes, zurückerobert, bei Patay ein engliſches Heer vernichtet. Schon am 16. Juli führte Johanna den König nach Rheims und am nächſten Tage wohnte ſie, ihre Fahne in der Hand, der Krönung desſelben bei.

Ihr Vater, ihr Oheim und ihr älteſter Bruder waren gleichfalls anweſend. Als einzige Belohnung erbat ſich die Jungfrau Steuerfreiheit für die Bewohner von Domremy. Außerdem wurde ſie ſamt ihrer Familie in den Adelſtand erhoben. Damals ſtand Jeanne d'Arc auf der Höhe ihres Ruhmes.

Vielleicht wäre es ihr gelungen die Engländer ganz aus Frankreich zu vertreiben, wenn nicht der Neid und die Eiferſucht des Königs und ſeiner Feldherren ihr nur geringe Hilfsmittel an die Hand gegeben und ihr Hinderniſſe in den Weg geworfen hätten. So mißlang am 8. Sept. ein Angriff auf Paris, und die Jungfrau erhielt ſogar eine ernſte Verwundung. Dieſer erſte Mißerfolg löſte die Zungen der Zweifler und Feinde, und auch in Johanna's Herz ſtiegen düſtere Ahnungen auf.

Während der König ſich dem früheren ſchwelgeriſchen Leben hingab, ſtand ſie 1430 mit ſchwacher Truppenzahl dem neu aufgeſtellten engliſchen Heere gegenüber. Statt nordwärts vorzudringen, behauptete ſie nur mit Mühe die Linie der Loire. Sie warf ſich in das belagerte Compiegne und fiel bei einem Ausfall in die Hände des Herrn von Loigny, der ſie auf ſeine Burg Beaurevoir brachte und in milder Gefangenſchaft hielt.

König Karl VII. und ſeine Großen verließen Frankreichs Retterin vollſtändig; weder boten ſie ein Löſegeld für ihre Freilaſſung, noch unternahmen ſie einen Verſuch zu ihrer Befreiung. Die Engländer hingegen zwangen Herrn von Loigny ihnen ſeine Gefangene um den Preis von 10000 Livres auszuliefern. Vergebens ſuchte die Arme ſich dem drohenden Schickſale durch freiwilligen Tod zu entziehen. Ein Sprung von den Felſenmauern ihres Gefängniſſes brachte ihr nur eine Verwundung, und die Auslieferung fand ſtatt.

Die Unglückliche wurde nach Rouen gebracht, und eine peinliche Anklage wegen ihres angeblichen Bündniſſes mit dem Teufel gegen ſie erhoben. Den Engländern lag vor allem daran, den Glauben an Johanna als eine Geſandte Gottes zu zerſtören und ſie als eine Hexe, Zauberin und ſittenloſe Perſon zu brandmarken. Um den Schein der Unparteilichkeit zu erwecken, wurde die Unterſuchung einem Franzoſen, dem ehrſüchtigen und gewiſſenloſen Pierre Cauchon, Biſchof von Beauvais, übertragen, welcher durch Willfährigkeit gegen England das erledigte reiche Erzbistum Rouen zu erhalten hoffte.

Johanna verteidigte ſich mutig und unerſchrocken. Es half aber alles nichts. Nach unſäglichen Qualen an Körper und Gemüt wurde ſie 24. Mai 1431 zum Tode durch den Scheiterhaufen verurteilt. Nur ein Schuldbekenntnis ſollte ſie vom Tode retten.

Da wich zum erſten- und letztenmale ihre in dem Bewußtſein der Unſchuld gegründete Standhaftigkeit. Sie ließ ſich herbei ein ganz allgemein gehaltenes Schuldbekenntnis zu unterzeichnen und wurde nun zu lebenslänglicher Haft bei Waſſer und Brot begnadigt und ihr zugleich ſtrenge verboten, andere als Frauenkleider zu tragen.

Damit hatten ihre Feinde einen Teil ihrer Abſichten erreicht. Sie ſollte aber vollſtändig vernichtet werden. Daher erlitt ſie im Kerker ſo üble Behandlung, daß ſie den Tod vorzog. Teufliſche Bosheit wußte es ſo einzurichten, daß ihre Sittſamkeit ſie zwang, wieder zu den männlichen Kleidern, die man ihr hingelegt hatte, zu greifen. Nun war ſie der angedrohten Strafe verfallen.. Der äußerliche Sieg der Feinde wurde aber zur Verurteilung derſelben für alle Zeit. Angeſichts des Todes gewann die Jungfrau die ſittliche Kraft der Unſchuld wieder zurück. In Gegenwart der Richter nahm ſie die erſte Erklärung, als von der Furcht erpreßt, zurück und wurde nun als rückfällige Ketzerin zum Flammentode verurteilt.

Am 30. Mai beſtieg das heldenmütige Mädchen ruhig und unverzagt den Scheiterhaufen, der am Marktplatze von Rouen errichtet war, und geduldig erlitt ſie den Tod, der ihr als Befreier nahte.

Im Jahre 1450 befahl Karl VII. eine Durchſicht des Gerichtsverfahrens gegen Johanna. 6 Jahre dauerten die Unterſuchungen und Verhöre; ſie endigten mit der Erklärung von Johanna's Unſchuld. Ein Denkmal an der Stätte ihres Todes verkündet dieſes der Nachwelt.

Die hehre Erſcheinung der Jungfrau von Orleans, wie das Volk ſie nannte, hat wiederholt Dichtern als Stoff zu Kunſtwerken gedient. Insbeſondere franzöſiſche und engliſche Dichter haben ſich derſelben bemächtigt.

Shakeſpeare führt ſie in ſeinem geſchichtlichen Trauerſpiele Heinrich VI. vor. Er teilt die den Engländern geläufige Auffaſſung und ſtellt ſie als Hexe und buhleriſche Dirne dar.

Einem Franzoſen aber, Avouet de Voltaire (1694—1778), war es vorbehalten, dieſe weibliche Geſtalt ſeiner vaterländiſchen Geſchichte in unſagbar gemeiner Weiſe zu beſudeln und zum Gegenſtande eines „komiſchen Heldengedichts" (La Pucelle) zu machen.

Ein Dichterfürſt der Deutſchen hingegen hat ihr in vorliegender Dichtung ein unſterbliches Denkmal geſetzt. Von derſelben gilt voll und ganz was er von dem „Mädchen von Orleans" ſagt:

„Doch wie du ſelbſt, aus kindlichem Geſchlecht,
Selbſt eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben."

Die Jungfrau von Orleans.

Eine romantiſche Tragödie.

Perſonen:

Karl VII., König von Frankreich.
Königin Iſabeau, ſeine Mutter.
Agnes Sorel, ſeine Geliebte.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund.
Graf Dunois, Baſtard von Orleans.
La Hire, königlicher Offizier.
Du Chatel, königlicher Offizier.
Erzbiſchof von Rheims.
Chatillon, ein burgundiſcher Ritter.
Raoul, ein lothringiſcher Ritter.
Talbot, Feldherr der Engländer.
Lionel, engliſcher Anführer.
Faſtolf, engliſcher Anführer.
Montgomery, ein Walliſer.
Ratsherrn von Orleans.
Ein engliſcher Herold.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann.
Margot, ſeine Tochter.
Louiſon, ſeine Tochter.
Johanna, ſeine Tochter.
Etienne, (
Claude Marie, (ihre Freier.
Raimond, (
Bertrand, ein anderer Landmann.
Die Erſcheinung eines ſchwarzen Ritters.
Köhler und Köhlerweib.
Soldaten und Volk, kgl. Kronbediente, Biſchöfe, Mönche, Marſchälle, Magiſtratsperſonen, Hofleute und andere ſtumme Perſonen im Gefolge des Krönungszuges.

Prolog.

Eine ländliche Gegend. Vorn zur Rechten ein Heiligenbild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

Erſter Auftritt.

Thibaut d'Arc.[1] Seine drei Töchter. **Drei junge Schäfer,** ihre Freier.

Thibaut.
Ja, liebe Nachbarn! Heute ſind wir noch
Franzoſen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten läßt der Engelländer
Sein ſieghaft Banner fliegen, ſeine Roſſe
Zerſtampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger ſchon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts[2]
Schmückt es den Sprößling eines fremden Stamms.
Der Enkel unſrer Könige muß irren
Enterbt und flüchtig durch ſein eignes Reich,
Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächſter Vetter und ſein erſter Pair,[3]
Ja, ſeine Rabenmutter[4] führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher ſtets
Und näher wälzt ſich der Verheerung Rauch
An dieſe Thäler, die noch friedlich ruhn.
— Drum, liebe Nachbarn, hab' ich mich mit Gott
Entſchloſſen, weil ich's heute noch vermag,
Die Töchter zu verſorgen; denn das Weib
Bedarf in Kriegesnöten des Beſchützers,
Und treue Lieb' hilft alle Laſten heben.
(Zu dem erſten Schäfer.)
— Kommt, Etienne! Ihr werbt um meine Margot.
Die Äcker grenzen nachbarlich zuſammen,
Die Herzen ſtimmen überein — das ſtiftet
Ein gutes Ehband!
(Zu dem zweiten). Claude Marie! Ihr ſchweigt,
Und meine Louiſon ſchlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwei Herzen trennen, die ſich fanden,
Weil Ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jetzt Schätze? Haus und Scheune ſind
Des nächſten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Bruſt des braven Manns allein
Iſt ein ſturmfeſtes Dach in dieſen Zeiten.

Louiſon.
Mein Vater!

Claude Marie.
Meine Louiſon!

Louiſon (Johanna umarmend).
Liebe Schweſter!

Thibaut.
Ich gebe jeder dreißig Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Herde — Gott
Hat mich geſegnet, und ſo ſegn er Euch!

Margot (Johanna umarmend).
Erfreue unſern Vater! Nimm ein Beiſpiel!
Laß dieſen Tag drei frohe Bande ſchließen.

Thibaut.
Geht! Machet Anſtalt. Morgen iſt die Hochzeit;
Ich will, das ganze Dorf ſoll ſie mit feiern.
(Die Paare gehen Arm in Arm geſchlungen ab.)

Zweiter Auftritt.

Thibaut. Raimond. Johanna.

Thibaut.
Jeannette, deine Schweſtern machen Hochzeit,
Ich ſeh' ſie glücklich, ſie erfreu'n mein Alter;
Du, meine Jüngſte, machſt mir Gram und Schmerz.

Raimond.
Was fällt Euch ein! Was ſcheltet Ihr die Tochter?

Thibaut.
Hier dieſer wackre Jüngling, dem ſich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Treffliche,
Er hat dir ſeine Neigung zugewendet
Und wirbt um Dich, ſchon iſt's der dritte Herbſt,
Mit ſtillem Wunſch, mit herzlichem Bemühn;
Du ſtößeſt ihn verſchloſſen, kalt zurück,
Noch ſonſt ein andrer von den Hirten allen
Mag dir ein gütig Lächeln abgewinnen.
— Ich ſehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Lenz iſt da, es iſt die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet iſt die Blume Deines Leibes;
Doch ſtets vergebens harr' ich, daß die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knoſpe breche
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O, das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine ſchwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das ſtreng und kalt
Sich zuſchließt in den Jahren des Gefühls.

Raimond.
Laßt's gut ſein, Vater Arc! Laßt ſie gewähren!
Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Iſt eine edle, zarte Himmelsfrucht,
Und ſtill allmählich reift das Köſtliche!
Jetzt liebt ſie noch, zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freien Heide fürchtet ſie
Herabzuſteigen in das niedre Dach
Der Menſchen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft ſeh' ich ihr aus tiefem Thal mit ſtillem
Erſtaunen zu, wenn ſie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Herde ragend ſteht,
Mit edelm Leibe, und den ernſten Blick
Herabſenkt auf der Erde kleine Länder.
Da ſcheint ſie mir was Höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, ſie ſtamm' aus andern Zeiten.

Thibaut.
Das iſt es, was mir nicht gefallen will!
Sie flieht der Schweſtern fröhliche Gemeinſchaft,
Die öden Berge ſucht ſie auf, verläſſet
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensſtunde, wo der Menſch
Sich gern vertraulich an den Menſchen ſchließt,[5]
Schleicht ſie, gleich dem einſiedleriſchen Vogel,[6]
Heraus ins graulich düſtre Geiſterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg[7] hin und pflegt
Geheime Zweiſprach mit der Luft des Berges.
Warum erwählt ſie immer *dieſen* Ort
Und treibt gerade hieher ihre Herde?
Ich ſehe ſie zu ganzen Stunden ſinnend
Dort unter dem Druidenbaume[8] ſitzen,
Den alle glückliche Geſchöpfe fliehn.
Denn nicht geheu'r iſt's hier; ein böſes Weſen
Hat ſeinen Wohnſitz unter dieſem Baum
Schon ſeit der alten grauen Heidenzeit.
Die Älteſten im Dorf erzählen ſich
Von dieſem Baume ſchauerhafte Mären;
Seltſamer Stimmen wunderſamen Klang
Vernimmt man oft aus ſeinen düſtern Zweigen.
Ich ſelbſt, als mich in ſpäter Dämmrung einſt
Der Weg an dieſem Baum vorüberführte,
Hab' ein geſpenſtiſch Weib hier ſitzen ſehn.
Das ſtreckte mir aus weitgefaltetem
Gewande langſam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es; doch ich eilte
Fürbaß, und Gott befahl ich meine Seele.

Raimond
(auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend).
Des Gnadenbildes ſegenreiche Näh,[9]
Das hier des Himmels Frieden um ſich ſtreut,
Nicht Satans Werk führt Eure Tochter her.

Thibaut.
O nein, nein! Nicht vergebens zeigt ſich's mir
In Träumen an und ängſtlichen Geſichten.
Zu dreien Malen hab' ich ſie geſehn
Zu Rheims auf unſrer Könige Stuhle ſitzen,
Ein funkelnd Diadem von ſieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Zepter in der Hand,
Aus dem drei weiße Lilien entſprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beiden Schweſtern
Und alle Fürſten, Grafen, Erzbiſchöfe,
Der König ſelber, neigten ſich vor ihr.
Wie kommt mir ſolcher Glanz in meine Hütte?
O, das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich ſtellt mir dieſer Warnungstraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie ſchämt ſich ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt,
Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet
Vor allen Hirtenmädchen dieſes Thals,
So nährt ſie ſünd'gen Hochmut in dem Herzen,
Und Hochmut iſt's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeiſt den Menſchen faßt.

Raimond.
Wer hegt beſcheidnern tugendlichern Sinn
Als Eure fromme Tochter? Iſt ſie's nicht,
Die ihren ältern Schweſtern freudig dient?
Sie iſt die Hochbegabteſte von allen;
Doch ſeht Ihr ſie wie eine niedre Magd
Die ſchwerſten Pflichten ſtill gehorſam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen Euch die Herden und die Saaten;
Um alles, was ſie ſchafft, ergießet ſich
Ein unbegreiflich überſchwenglich Glück.

Thibaut.
Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück — Mir kommt
Ein eigen Grauen an bei dieſem Segen!
— Nichts mehr davon! Ich ſchweige. Ich will ſchweigen;
Soll ich mein eigen teures Kind anklagen?
Ich kann nichts thun, als warnen, für ſie beten!
Doch warnen muß ich. — Fliehe dieſen Baum,
Bleib nicht allein und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke
Und ſchreibe keine Zeichen in den Sand —
Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.
Bleib nicht allein; denn in der Wüſte trat
Der Satansengel ſelbſt zum Herrn des Himmels.

Dritter Auftritt.

Bertrand tritt auf, einen Helm in der Hand. **Thibaut. Raimond. Johanna.**

Raimond.
Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh, was er trägt!

Bertrand.
Ihr ſtaunt mich an, Ihr ſeid
Verwundert ob des ſeltſamen Gerätes
In meiner Hand.

Thibaut.
Das ſind wir. Saget an,
Wie kamt Ihr zu dem Helm, was bringt Ihr uns
Das böſe Zeichen in die Friedensgegend?
(Johanna, welche in beiden vorigen Scenen ſtill und ohne Anteil auf der Seite geſtanden, wird aufmerkſam und tritt näher.)

Bertrand.
Kaum weiß ich ſelbſt zu ſagen, wie das Ding,
Mir in die Hand geriet. Ich hatte eiſernes
Gerät mir eingekauft zu Vaucouleurs[10]
Ein großes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böſer Kriegespoſt.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zuſammen,
Und als ich Bahn mir mache durchs Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib[11] mich an
Mit dieſem Helm, faßt mich ins Auge ſcharf
Und ſpricht: Geſell, Ihr ſuchet einen Helm,
Ich weiß, Ihr ſuchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein Geringes ſteht er Euch zu Kaufe.
— Geht zu den Lanzenknechten, ſagt' ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber ließ nicht ab und ſagte ferner:
Kein Menſch vermag zu ſagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein ſtählern Dach fürs Haupt
Iſt jetzo mehr wert als ein ſteinern Haus.
So trieb ſie mich durch alle Gaſſen, mir
Den Helm aufnötigend, den ich nicht wollte.
Ich ſah den Helm, daß er ſo blank und ſchön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,

Des Abenteuers Seltſamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, ſchnell,
Hinweggeriſſen hatte ſie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen,
Johanna (raſch und begierig darnach greifend).
Gebt mir den Helm!
Bertrand.
Was frommt Euch dies Geräte?
Das iſt kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.
Johanna (entreißt ihm den Helm).
Mein iſt der Helm, und mir gehört er zu.
Thibaut.
Was fällt dem Mädchen ein?
Raimond.
Laßt ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieſer kriegeriſche Schmuck;
Denn ihre Bruſt verſchließt ein männlich Herz.
Denkt nach, wie ſie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Tier, das unſre Herden
Verwüſtete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen ſchon davon trug.
Welch tapfres Haupt auch dieſer Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!
Thibaut (zu Bertrand.)
Sprecht!
Welch neues Kriegesunglück iſt geſchehn?
Was brachten jene Flüchtigen?
Bertrand.
Gott helfe
Dem König und erbarme ſich des Landes!
Geſchlagen ſind wir in zwei großen Schlachten,
Mitten in Frankreich ſteht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er ſeine Macht zuſammen
Geführt, womit er Orleans belagert.
Thibaut.
Gott ſchütze den König!
Bertrand.
Unermeßliches
Geſchütz iſt aufgebracht von allen Enden,
Und wie der Bienen dunkelnde Geſchwader
Den Korb umſchwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geſchwärzter Luft die Heuſchreckwolke
Herunterfällt und meilenlang die Felder
Bedeckt in unabſehbarem Gewimmel,
So goß ſich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans' Gefilde,
Und von der Sprachen unverſtändlichem
Gemiſch verworren dumpf erbrauſt das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige, hat ſeine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namur,
Und die das glückliche Brabant bewohnen,
Die üpp'gen Genter, die in Samt und Seide
Stolzieren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meereswaſſer heben,
Die herdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja vom äußerſten Weſtfriesland,
Die nach dem Eispol ſchaun — ſie folgen alle
Dem Heerbann des gewaltig herrſchenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.
Thibaut.
O des unſelig jammervollen Zwiſts,
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!
Bertrand.
Auch ſie, die alte Königin, ſieht man,
Die ſtolze Iſabeau, die Bayerfürſtin,
In Stahl gekleidet durch das Lager reiten
Mit gift'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wut aufregen wider ihren Sohn,
Den ſie in ihrem Mutterſchoß getragen!
Thibaut.
Fluch treffe ſie! Und möge Gott ſie einſt
Wie jene ſtolze Jeſabel verderben!
Bertrand.
Der fürchterliche Salsbury,12) der Mauern-
Zertrümmerer, führt die Belagrung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel,13)
Und Talbot,14) der mit mörderiſchem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten.
In frechem Mute haben ſie geſchworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen,
Und was das Schwert geführt, dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben ſie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben ſpäht
Graf Salsbury mit mordbegier'gem Blick,
Und zählt den ſchnellen Wandrer auf den Gaſſen.
Viel tauſend Kugeln ſchon von Centners Laſt
Sind in die Stadt geſchleudert, Kirchen liegen
Zertrümmert, und der königliche Turm
Von Notre Dame beugt ſein erhabnes Haupt.
Auch Pulvergänge haben ſie gegraben,
Und über einem Höllenreiche ſteht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Daß es mit Donners Krachen ſich entzünde.
(Johanna horcht mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſetzt ſich den Helm auf.)
Thibaut.
Wo aber waren denn die tapfern Degen
Saintrailles,15) La Hire16) und Frankreichs Bruſtwehr,
Der heldenmüt'ge Baſtard,17) daß der Feind
So allgewaltig reißend vorwärts drang?
Wo iſt der König ſelbſt, und ſieht er müßig
Des Reiches Not und ſeiner Städte Fall?
Bertrand.
Zu Chinon18) hält der König ſeinen Hof,
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Mut, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herabgeſandt,
Hat auch die Bruſt der Tapferſten ergriffen.
Umſonſt erſchallt der Fürſten Aufgebot.
Wie ſich die Schafe bang zuſammendrängen,
Wenn ſich des Wolfes Heulen hören läßt,
So ſucht der Franke, ſeines alten Ruhms
Vergeſſend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,
Hab' eine ſchwache Mannſchaft aufgebracht,
Und zieh' dem König zu mit ſechzehn Fahnen.19)
Johanna (ſchnell).
Wie heißt der Ritter?
Bertrand.
Baudricour. Doch ſchwerlich
Möcht' er des Feindes Kundſchaft hintergehn,
Der mit zwei Heeren ſeinen Ferſen folgt.
Johanna.
Wo hält der Ritter? Sagt mir's, wenn Ihr's wiſſet.
Bertrand.
Er ſteht kaum eine Tagereiſe weit
Von Vaucouleurs.
Thibaut (zu Johanna).
Was kümmert's Dich! Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die Dir nicht geziemen.
Bertrand.
Weil nun der Feind ſo mächtig, und kein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben ſie
Zu Vaucouleurs einmütig den Beſchluß
Gefaßt, ſich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beim alten Königsſtamme — ja, vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einſt Burgund und Frankreich ſich verſöhnen.
Johanna (in Begeiſterung).
Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe!
Der Retter naht, er rüſtet ſich zum Kampf.
Vor Orleans ſoll das Glück des Feindes ſcheitern!
Sein Maß iſt voll; er iſt zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und ſeines Stolzes Saaten niedermähn;
Herab vom Himmel reißt ſie ſeinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh der Roggen
Gelb wird, eh ſich die Mondesſcheibe füllt,
Wird kein engländiſch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtig ſtrömenden Loire trinken.
Bertrand.
Ach, es geſchehen keine Wunder mehr!
Johanna.
Es geſchehn noch Wunder — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit dieſe Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darnieder kämpfen wird ſie dieſen ſtolzen
Burgund, den Reichsverräter, dieſen Talbot,
Den himmelſtürmend hunderthändigen,
Und dieſen Salsbury, den Tempelſchänder,
Und dieſe frechen Inſelwohner alle
Wie eine Herde Lämmer vor ſich jagen.
Der Herr wird mit ihr ſein, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geſchöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er ſich
Verherrlichen; denn er iſt der Allmächt'ge!
Thibaut.
Was für ein Geiſt ergreift die Dirn'?
Raimond.
Es iſt
Der Helm, der ſie ſo kriegeriſch beſeelt.
Seht Eure Tochter an! Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer ſprühen ihre Wangen!
Johanna.
Dies Reich ſoll fallen? Dieſes Land des Ruhms,
Das ſchönſte, das die ew'ge Sonne ſieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel ſeines Auges,
Die Feſſeln tragen eines fremden Volks!
— Hier ſcheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erſte Kreuz, das Gnadenbild erhöht;
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig,
Von hier aus ward Jeruſalem erobert.
Bertrand (erſtaunt).
Hört ihre Rede! Woher ſchöpfte ſie
Die hohe Offenbarung? — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!
Johanna.
Wir ſollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie ſtirbt,20) ſoll aus der Welt
Verſchwinden — der den heil'gen Pflug beſchützt,
Der die Trift beſchützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig ſtellt um ſeinen Thron —
Der dem Schwachen beiſteht und den Böſen ſchreckt,
Der den Neid nicht kennet, — denn er iſt der Größte —
Der ein Menſch iſt und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindſel'gen Erde. — Denn der Thron
Der Könige, der von Golde ſchimmert, iſt
Das Obdach der Verlaſſenen — hier ſteht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht ſich der Gerechte
Und ſcherzet mit den Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In dieſem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unſern Jünglingen,
Dem unſre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater ſein zu ſeinen Söhnen?
Thibaut.
Gott ſchütze Frankreich und den König! Wir
Sind friedliche Landleute, wiſſen nicht
Das Schwert zu führen, noch das kriegeriſche Roß

Zu tummeln. – Laßt uns ſtill gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten iſt das Urteil Gottes,
Und unſer Herr iſt, wer die heil'ge Ölung
Empfängt und ſich die Kron' aufſetzt zu Rheims.[21]
—Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke jeder
Nur an das Nächſte! Laſſen wir die Großen,
Der Erde Fürſten um die Erde loſen;
Wir können ruhig die Zerſtörung ſchauen,
Denn ſturmfeſt ſteht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unſre Dörfer nieder,
Die Saat zerſtampfe ihrer Roſſe Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und ſchnell erſtehn die leichten Hütten wieder!
(Alle außer der Jungfrau gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Johanna allein.

Johanna.
Lebt wohl, Ihr Berge, Ihr geliebten Triften,
Ihr traulich ſtillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf Euch wandeln,
Johanna ſagt Euch ewig Lebewohl!
Ihr Wieſen, die ich wäſſerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, Ihr Grotten und Ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieſes Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht, und nimmer kehrt ſie wieder!
Ihr Plätze alle meiner ſtillen Freuden,
Euch laſſ' ich hinter mir auf immerdar!
Zerſtreuet Euch, Ihr Lämmer, auf der Heiden!
Ihr ſeid jetzt eine hirtenloſe Schar.
Denn eine andre Herde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So iſt des Geiſtes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdiſches Verlangen.
Denn der zu Moſen aus des Horebs Höhen
Im feur'gen Buſch ſich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu ſtehen,
Der einſt den frommen Knaben Iſai's,
Den Hirten, ſich zum Streiter auserſehen,
Der ſtets den Hirten gnädig ſich bewies,
Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
„Geh hin! Du ſollſt auf Erden für mich zeugen.
„In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken Deine zarte Bruſt,
Nicht Männerliebe darf Dein Herz berühren
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt.
Nie wird der Brautkranz Deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an Deiner Bruſt;
Doch werd' ich Dich mit kriegeriſchen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen Dich verklären."
„Denn wenn im Kampf die Mutigſten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schickſal nun ſich naht,
Dann wirſt Du meine Oriflamme[22] tragen
Und, wie die raſche Schnitterin die Saat,
Den ſtolzen Überwinder niederſchlagen;
Umwälzen wirſt Du ſeines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen,
Und Rheims befrein und Deinen König krönen!"
Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er ſendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich ſein Eiſen,
Und mich durchflammt der Mut der Cherubim;
Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeſtüm;
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß ſteigt, und die Trompeten klingen. (Sie geht ab.)

Erſter Aufzug.

Hoflager König Karl's zu Chinon.

Erſter Auftritt.

Dunois und **Du Chatel.**

Dunois.
Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich ſage
Mich los von dieſem König, der unrühmlich
Sich ſelbſt verläßt. Mir blutet in der Bruſt
Das tapfre Herz, und glüh'nde Thränen möcht' ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich teilen mit dem Schwert, die edeln Städte
Die mit der Monarchie gealtert ſind,
Dem Feind die roſt'gen Schlüſſel überliefern.
Indes wir hier in thatenloſer Ruh
Die köſtlich edle Rettungszeit verſchwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Herbei aus der entlegnen Normandie
Den König denk' ich kriegeriſch gerüſtet
An ſeines Heeres Spitze ſchon zu finden,
Und find' ihn — hier! umringt von Gaukelſpielern
Und Troubadours,[23] ſpitzfind'ge Rätſel löſend
Und der Sorel[24] galante Feſte gebend,
Als waltete im Reich der tiefſte Friede!
— Der Konnetable[25] geht, er kann den Greul
Nicht länger anſehn. — Ich verlaſſ' ihn auch
Und übergeb' ihn ſeinem böſen Schickſal.

Du Chatel.
Da kommt der König!

Zweiter Auftritt.

König Karl zu den **Vorigen.**

Karl.
Der Konnetable ſchickt ſein Schwert zurück
Und ſagt den Dienſt mir auf. — In Gottes Namen!
So ſind wir eines mürr'ſchen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meiſtern wollte.

Dunois.
Ein Mann iſt viel wert in ſo teurer Zeit;
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Karl.
Das ſagſt Du nur aus Luſt des Widerſpruchs;
So lang' er da war, warſt Du nie ſein Freund.

Dunois.
Er war ein ſtolz verdrießlich ſchwerer Narr,
Und wußte nie zu enden — diesmal aber
Weiß er's. Er weiß zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu holen iſt.

Karl.
Du biſt in Deiner angenehmen Laune,
Ich will Dich nicht drin ſtören, — Du Chatel!
Es ſind Geſandte da vom alten König
René, belobte Meiſter im Geſang,
Und weit berühmt. — Man muß ſie wohl bewirten.
Und jedem eine goldne Kette reichen.
(Zum Baſtard.)
Worüber lachſt Du?

Dunois.
Daß Du goldne Ketten
Aus Deinem Munde ſchüttelſt.

Du Chatel.
Sire! Es iſt
Kein Geld in Deinem Schatze mehr vorhanden.

Karl.
So ſchaffe welches. — Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn,
Sie machen uns den dürren Zepter blühn.
Sie flechten den unſterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie ſtellen herrſchend ſich den Herrſchern gleich,
Aus leichten Wünſchen bauen ſie ſich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich;
Drum ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!

Du Chatel.
Mein königlicher Herr! Ich hab' Dein Ohr
Verſchont, ſo lang noch Rat und Hilfe war;
Doch endlich löſt die Notdurft mir die Zunge.
— Du haſt nichts mehr zu ſchenken, ach! Du haſt
Nicht mehr, wovon Du morgen könnteſt leben!
Die hohe Flut des Reichtums iſt zerfloſſen,
Und tiefe Ebbe iſt in Deinem Schatz.
Den Truppen iſt der Sold noch nicht bezahlt,
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kaum weiß
Ich Rat, Dein eignes königliches Haus
Notdürftig nur, nicht fürſtlich, zu erhalten.

Karl.
Verpfände meine königlichen Zölle
Und laß Dir Geld darleihn von den Lombarden.

Du Chatel.
Sire, Deine Kroneinkünfte, Deine Zölle
Sind auf drei Jahre ſchon voraus verpfändet.

Dunois.
Und unterdes geht Pfand und Land verloren.

Karl.
Uns bleiben noch viel reiche ſchöne Länder.

Dunois.
So lang' es Gott gefällt und Talbots Schwert!
Wenn Orleans genommen iſt, magſt Du
Mit Deinem König René Schafe hüten.

Karl.
Stets übſt Du Deinen Witz an dieſem König;
Doch iſt es dieſer länderloſe Fürſt,
Der eben heut mich königlich beſchenkte.

Dunois.
Nur nicht mit ſeiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die iſt feil,
Hab' ich gehört, ſeitdem er Schafe weidet.

Karl.
Das iſt ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Feſt,
Das er ſich ſelbſt und ſeinem Herzen giebt,
Sich eine ſchuldlos reine Welt zu gründen
In dieſer rauh barbar'ſchen Wirklichkeit.
Doch was er Großes, Königliches will —
Er will die alten Zeiten wiederbringen,
Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.
In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis,
Und wie ſie noch in alten Liedern leben,
So will er ſie, wie eine Himmelsſtadt
In goldnen Wolken, auf die Erde ſetzen —
Gegründet hat er einen Liebeshof,
Wohin die edlen Ritter ſollen wallen,
Wo keuſche Frauen herrlich ſollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren ſoll,
Und mich hat er erwählt zum Fürſt der Liebe.

Dunois.
Ich bin ſo ſehr nicht aus der Art geſchlagen,
Daß ich der Liebe Herrſchaft ſollte ſchmähn.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.
Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich;
Doch auch kein feindlich Schloß war ihm zu feſt.
Willſt Du der Liebe Fürſt Dich würdig nennen,
So ſei der Tapfern Tapferſter! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir geleſen,
War Liebe ſtets mit hoher Ritterthat
Gepaart, und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schäfer, ſaßen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beſchützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preis. — Hier iſt
Der Fechtplatz! Kämpf um Deiner Väter Krone!
Verteidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigentum und edler Frauen Ehre —
Und haſt Du Dir aus Strömen Feindesbluts
Die angeſtammte Krone kühn erobert,
Dann iſt es Zeit und ſteht Dir fürſtlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

Karl
(zu einem Edelknecht, der hereintritt).
Was giebt's?

Edelknecht.
Ratsherrn von Orleans flehn um Gehör.

Karl.
Führ ſie herein!
(Edelknecht geht ab.)
Sie werden Hilfe fordern;
Was kann ich thun, der ſelber hilflos iſt!

Dritter Auftritt.

Drei Ratsherren zu den **Vorigen**.

Karl.
Willkommen, meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie ſteht's um meine gute Stadt?
Fährt ſie noch fort, mit dem gewohnten Mut.
Dem Feind zu widerſtehn, der ſie belagert?

Ratsherr.
Ach, Sire! Es drängt die höchſte Not, und ſtündlich wachſend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äußern Werke ſind zerſtört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblößt ſind von Verteidigern die Mauern,
Denn raſtlos fechtend fällt die Mannſchaft aus;
Doch wen'ge ſehn die Heimatpforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hat der edle Graf von Rochepierre,[26])
Der drin befiehlt, in dieſer höchſten Not
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag,
Wenn binnen dieſer Zeit kein Heer im Feld
Erſchien, zahlreich genug, die Stadt zu retten.
(Dunois macht eine heftige Bewegung des Zorns.)

Karl.
Die Friſt iſt kurz.

Ratsherr.
Und jetzo ſind wir hier
Mit Feinds Geleit, daß wir Dein fürſtlich Herz
Anflehen, Deiner Stadt Dich zu erbarmen,
Und Hilf' zu ſenden binnen dieſer Friſt,
Sonſt übergiebt er ſie am zwölften Tage.

Dunois.
Saintrailles konnte ſeine Stimme geben
Zu ſolchem ſchimpflichen Vertrag!

Ratsherr.
Nein, Herr!
So lang' der Tapfre lebte, durfte nie
Die Rede ſein von Fried' und Übergabe.

Dunois.
So iſt er tot!

Ratsherr.
An unſern Mauern ſank
Der edle Held für ſeines Königs Sache.

Karl.
Saintrailles tot! O, in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!
(Ein Ritter kommt und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Baſtard, welcher betroffen auffährt.)

Dunois.
Auch das noch!

Karl.
Nun! Was giebt's?

Dunois.
Graf Douglas[27]) ſendet her. Die ſchott'ſchen Völker
Empören ſich und drohen abzuziehn,
Wenn ſie nicht heut den Rückſtand noch erhalten.

Karl.
Du Chatel!

Du Chatel (zuckt die Achſeln).
Sire! Ich weiß nicht Rat.

Karl.
Verſprich,
Verpfände, was Du haſt, mein halbes Reich —

Du Chatel.
Hilft nichts! Sie ſind zu oft vertröſtet worden!

Karl.
Es ſind die beſten Truppen meines Heers!
Sie ſollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlaſſen!

Ratsherr (mit einem Fußfall).
O König, hilf uns! *Unſrer* Not gedenke!

Karl (verzweiflungsvoll).
Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?
Wächſt mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reißt mich in Stücken, reißt das Herz mir aus,
Und münzet es ſtatt Goldes! Blut hab' ich
Für Euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!
(Er ſieht die Sorel hereintreten und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.)

Vierter Auftritt.

Agnes Sorel, ein Käſtchen in der Hand, zu den **Vorigen**.

Karl.
O meine Agnes! Mein geliebtes Leben!
Du kommſt, mich der Verzweiflung zu entreißen!
Ich habe Dich, ich flieh' an Deine Bruſt,
Nichts iſt verloren; denn Du biſt noch mein.

Sorel.
Mein teurer König!
(Mit ängſtlich fragendem Blick umherſchauend).
Dunois! Iſt's wahr?
Du Chatel?

Du Chatel.
Leider!

Sorel.
Iſt die Not ſo groß?
Es fehlt am Sold? Die Truppen wollen abziehn?

Du Chatel.
Ja, leider iſt es ſo!

Sorel (ihm das Käſtchen aufdringend).
Hier, hier iſt Gold,
Hier ſind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlöſſer — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen!
Fort! Keine Zeit verloren! (Treibt ihn fort.)

Karl.
Nun, Dunois? Nun, Du Chatel? Bin ich Euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Beſitze? — Sie iſt edel wie ich ſelbſt
Geboren; ſelbſt das königliche Blut
Der Valois iſt nicht reiner; zieren würde ſie
Den erſten Thron der Welt — doch ſie verſchmäht ihn,
Nur meine Liebe will ſie ſein und heißen.
Erlaubte ſie mir jemals ein Geſchenk
Von höherm Wert als eine frühe Blume
Im Winter oder ſeltne Frucht! Von mir
Nimmt ſie kein Opfer an und bringt mir alle;
Wagt ihren ganzen Reichtum und Beſitz
Großmütig an mein unterſinkend Glück.

Dunois.
Ja, ſie iſt eine Raſende wie Du,
Und wirft ihr alles in ein brennend Haus
Und ſchöpft ins lecke Faß der Danaiden.
Dich wird ſie nicht erretten, nur ſich ſelbſt
Wird ſie mit Dir verderben —

Sorel.
Glaub ihm nicht!
Er hat ſein Leben zehenmal für Dich
Gewagt und zürnt, daß ich mein Gold jetzt wage.
Wie? Hab' ich Dir nicht alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird als Gold und Perlen,
Und ſollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Laß uns allen überflüſſ'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Laß mich Dir
Ein edles Beiſpiel der Entſagung geben!
Verwandle Deinen Hofſtaat in Soldaten,
Dein Gold in Eiſen, alles, was Du haſt,
Wirf es entſchloſſen hin nach Deiner Krone!
Komm! Komm! Wir teilen Mangel und Gefahr!
Das kriegeriſche Roß laß uns beſteigen,
Den zarten Leib dem glüh'nden Pfeil der Sonne
Preisgeben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen, und den Stein zum Pfühl.
Der rauhe Krieger wird ſein eignes Weh
Geduldig tragen, ſieht er ſeinen König,
Dem Ärmſten gleich, ausdauern und entbehren!

Karl (lächelnd).
Ja, nun erfüllt ſich mir ein altes Wort
Der Weisſagung, das eine Nonne mir
Zu Clermont im prophet'ſchen Geiſte ſprach.
Ein Weib, verhieß die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über alle Feinde,
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern ſucht' ich ſie im Feindeslager auf,
Das Herz der Mutter hofft' ich zu verſöhnen;
Hier ſteht die Heldin, die nach Rheims mich führt,
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich ſiegen!

Sorel.
Du wirſt's durch Deiner Freunde tapfres Schwert.

Karl.
Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir iſt ſichre Kunde zugekommen,
Daß zwiſchen dieſen ſtolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht alles mehr
So ſteht wie ſonſt — Drum hab' ich den La Hire
Mit Botſchaft an den Herzog abgefertigt,
Ob mir's gelänge, den erzürnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu' zurückzuführen. —
Mit jeder Stunde wart' ich ſeiner Ankunft.

Du Chatel (am Fenſter).
Der Ritter ſprengt ſoeben in den Hof.

Karl.
Willkommner Bote! Nun, ſo werden wir
Bald wiſſen, ob wir weichen oder ſiegen.

Fünfter Auftritt.

La Hire zu den **Vorigen**.

Karl (geht ihm entgegen).
La Hire! Bringſt Du uns Hoffnung oder keine?
Erklär' Dich kurz. Was hab' ich zu erwarten?

La Hire.
Erwarte nichts mehr als von Deinem Schwert.

Karl.
Der ſtolze Herzog läßt ſich nicht verſöhnen?
O, ſprich! Wie nahm er meine Botſchaft auf?

La Hire.
Vor allen Dingen, und bevor er noch
Ein Ohr Dir leihen könne, fordert er,
Daß ihm Du Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder ſeines Vaters nennt.

Karl.
Und — weigern wir uns dieſer Schmachbedingung?

La Hire.
Dann ſei der Bund zertrennt, noch eh er anfing.

Karl.
Haſt Du ihn drauf, wie ich Dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefordert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo ſein Vater fiel?

La Hire.
Ich warf ihm Deinen Handſchuh hin und ſprach,
Du wollteſt Deiner Hoheit Dich begeben,
Und als ein Ritter kämpfen um Dein Reich.
Doch er verſetzte: nimmer thät's ihm not,
Um das zu fechten, was er ſchon beſitze.
Doch wenn Dich ſo nach Kämpfen lüſtete,
So würdeſt Du vor Orleans ihn finden,
Wohin er morgen willens ſei zu gehn;
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

Karl.
Erhob ſich nicht in meinem Parlamente[28])
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

La Hire.
Sie iſt verſtummt vor der Parteien Wut.

Ein Schluß des Parlaments erklärte Dich
Des Throns verluſtig, Dich und Dein Geſchlecht.

Dunois.

Ha, frecher Stolz des herrgewordnen Bürgers!

Karl.

Haſt Du bei meiner Mutter nichts verſucht?

La Hire.

Bei Deiner Mutter?

Karl.

Ja! Wie ließ ſie ſich vernehmen!

La Hire (nachdem er einige Augenblicke ſich bedacht).

Es war gerad das Feſt der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geſchmückt,
Wie zum Triumphe, waren die Pariſer;
In jeder Gaſſe ſtiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländ'ſche König zog.
Beſtreut mit Blumen war der Weg, und jauchzend,
Als hätte Frankreich ſeinen ſchönſten Sieg
Erfochten, ſprang der Pöbel um den Wagen.

Sorel.

Sie jauchzten — jauchzten, daß ſie auf das Herz
Des liebevollen, ſanften Königs traten!

La Hire.

Ich ſah den jungen Harry Lancaſter,29)
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhl
Sanct Ludwigs ſitzen; ſeine ſtolzen Öhme
Bedford und Gloſter ſtanden neben ihm,
Und Herzog Philipp kniet' am Throne nieder
Und leiſtete den Eid für ſeine Länder.

Karl.

O ehrvergeſſner Pair! Unwürd'ger Vetter!

La Hire.

Das Kind war bang und ſtrauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron hinan ſtieg.
Ein böſes Omen! murmelte das Volk,
Und es erhub ſich ſchallendes Gelächter.
Da trat die alte Königin, Deine Mutter,
Hinzu, und — mich entrüſtet es zu ſagen!

Karl.

Nun?

La Hire.

In die Arme faßte ſie den Knaben,
Und ſetzt' ihn ſelbſt auf Deines Vater Stuhl.

Karl.

O Mutter! Mutter!

La Hire.

Selbſt die wütenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglüheten vor Scham bei dieſem Anblick.
Sie nahm es wahr, und an das Volk gewendet,
Rief ſie mit lauter Stimm': Dankt mir's, Franzoſen,
Daß ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Veredle, Euch bewahre vor dem miß-
Gebornen Sohn des hirnverrückten Vaters!

(Der König verhüllt ſich, Agnes eilt auf ihn zu und ſchließt ihn in die Arme, alle Umſtehenden drücken ihren Abſcheu, ihr Entſetzen aus.)

Dunois.

Die Wölfin, die wutſchnaubende Megäre!

Karl (nach einer Pauſe zu den Ratsherren).

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen ſtehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück, und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlaſſ' ich ſie.
Sie mag ihr Heil beherzigen und ſich
Der Gnade des Burgundiers ergeben;
Er heißt der Gute, er wird menſchlich ſein.

Dunios.

Wie, Sire? Du wollteſt Orleans verlaſſen!

Ratsherr (kniet nieder).

Mein königlicher Herr! Zieh Deine Hand
Nicht von uns ab! Gieb Deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrſchaft hin.
Sie iſt ein edler Stein in Deiner Krone,
Und keine hat den Königen, Deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

Dunois.

Sind wir
Geſchlagen? Iſt's erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh noch ein Schwertſtreich um die Stadt geſchehn?
Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut
Gefloſſen iſt, denkſt Du die beſte Stadt
Aus Frankreichs Herzen wegzugeben?

Karl.

Genug
Des Blutes iſt gefloſſen, und vergebens!
Des Himmels ſchwere Hand iſt gegen mich;
Geſchlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptſtadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,
Die mir die Nächſten ſind am Blut, verlaſſen,
Verraten mich — Die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüſten.
— Wir wollen jenſeits der Loire uns ziehn,
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer iſt.

Sorel.

Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns ſelbſt
Verzweifelnd, dieſem Reich den Rücken wenden!
Dies Wort kam nicht aus Deiner tapfern Bruſt.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Heldenherz gebrochen!
Du wirſt Dich wieder finden, männlich faſſen,
Mit edelm Mut dem Schickſal widerſtehen,
Das grimmig Dir entgegen kämpft.

Karl (in düſtres Sinnen verloren).

Iſt es nicht wahr?
Ein finſter furchtbares Verhängnis waltet
Durch Valois' Geſchlecht; es iſt verworfen
Von Gott, der Mutter Laſterthaten führten
Die Furien herein in dieſes Haus;
Mein Vater lag im Wahnſinn zwanzig Jahre,
Drei ältre Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggemäht, es iſt des Himmels Schluß,
Das Haus des ſechſten Karls ſoll untergehn.

Sorel.

In Dir wird es ſich neu verjüngt erheben!
Hab' Glauben an Dich ſelbſt. — O! nicht umſonſt
Hat Dich ein gnädig Schickſal aufgeſpart
Von Deinen Brüdern allen, Dich, den Jüngſten,
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In Deiner ſanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden ſich bereitet,
Die der Parteien Wut dem Lande ſchlug.
Des Bürgerkrieges Flammen wirſt Du löſchen,
Mir ſagt's das Herz, den Frieden wirſt Du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter ſein.

Karl.

Nicht ich. Die rauhe ſturmbewegte Zeit
Heiſcht einen kraftbegabtern Steuermann.
Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können;
Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die ſich entfremdet mir in Haß verſchließen.

Sorel.

Verblendet iſt das Volk, ein Wahn betäubt es;
Doch dieſer Taumel wird vorübergehn,
Erwachen wird, nicht fern mehr iſt der Tag,
Die Liebe zu dem angeſtammten König,
Die tief gepflanzt iſt in des Franken Bruſt,
Der alte Haß, die Eiferſucht erwachen,
Die beide Völker ewig feindlich trennt;
Den ſtolzen Sieger ſtürzt ſein eignes Glück.
Darum verlaſſe nicht mit Übereilung
Den Kampfplatz, ring' um jeden Fußbreit Erde,
Wie Deine eigne Bruſt verteidige
Dies Orleans! Laß alle Fähren lieber
Verſenken, alle Brücken niederbrennen,
Die über dieſe Scheide Deines Reichs,
Das ſtyg'ſche Waſſer der Loire, Dich führen.

Karl.

Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich hab'
Mich dargeſtellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umſonſt verſchwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Städte ſinken in den Staub.
Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter,
Mein Kind zerteilen laſſen mit dem Schwert?
Nein, daß es lebe, will ich ihm entſagen.

Dunois.

Wie, Sire? Iſt das die Sprache eines Königs?
Giebt man ſo eine Krone auf? Es ſetzt
Der Schlechtſte Deines Volkes Gut und Blut
An ſeine Meinung, ſeinen Haß und Liebe;
Partei wird alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen iſt.
Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich,
Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen ſeine Saaten an,
Um Dir zu ſchaden oder wohlzuthun
Und ſeines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts ſchont er ſelber und erwartet ſich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für ſeine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit dieſem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbruſt nicht ziemt. — Laß Du
Den Krieg ausraſen, wie er angefangen,
Du haſt ihn nicht leichtſinnig ſelbſt entflammt.
Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern,
Das iſt das Schickſal und Geſetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr alles freudig ſetzt an ihre Ehre.

Karl (zu den Ratsherren).

Erwartet keinen anderen Beſcheid.
Gott ſchütz' Euch! Ich kann nicht mehr.

Dunois.

Nun, ſo kehre
Der Siegesgott auf ewig Dir den Rücken,
Wie Du dem väterlichen Reich. Du haſt
Dich ſelbſt verlaſſen; ſo verlaſſ' ich Dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich ſtürzt der eigne Kleinmut von dem Thron.
Die Könige Frankreichs ſind geborne Helden,
Du aber biſt unkriegeriſch gezeugt.

(Zu den Ratsherren.)

Der König giebt Euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen,
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

(Er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf.)

Sorel (zum König).

O, laß ihn nicht im Zorne von Dir gehn!
Sein Mund ſpricht rauhe Worte, doch ſein Herz
Iſt treu wie Gold; es iſt derſelbe doch,
Der warm Dich liebt und oft für Dich geblutet.
Kommt, Dunois! Geſteht, daß Euch die Hitze
Des edeln Zorns zu weit geführt — Du aber
Verzeih dem treuen Freund die heft'ge Rede!
O, kommt, kommt! Laßt mich Eure Herzen ſchnell
Vereinigen, eh ſich der raſche Zorn
Unlöſchbar, der verderbliche, entflammt!

(Dunois fixiert den König und ſcheint eine Antwort zu erwarten.)

Karl (zu Du Chatel).

Wir gehen über die Loire. Laß mein
Gerät zu Schiffe bringen!

Dunois (ſchnell zur Sorel).

Lebet wohl!

Sorel (ringt verzweiflungsvoll die Hände).

(Wendet ſich ſchnell und geht, Ratsherren folgen.)

O, wenn er geht, ſo ſind wir ganz verlaſſen!
— Folgt ihm, La Hire! O, ſucht ihn zu begüt'gen!

(La Hire geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Karl. Sorel. Du Chatel.

Karl.
Iſt denn die Krone ein ſo einzig Gut?
Iſt es ſo bitter ſchwer, davon zu ſcheiden?
Ich kenne, was noch ſchwerer ſich erträgt.
Von dieſen trotzig herriſchen Gemütern
Sich meiſtern laſſen, von der Gnade leben
Hochſinnig eigenwilliger Vaſallen,
Das iſt das Harte für ein edles Herz,
Und bittrer, als dem Schickſal unterliegen!
(Zu Du Chatel, der noch zaudert.)
Thu', was ich Dir befohlen!
Du Chatel (wirft ſich zu ſeinen Füßen).
O mein König!
Karl.
Es iſt beſchloſſen. Keine Worte weiter!
Du Chatel.
Mach Frieden mit dem Herzog von Burgund!
Sonſt ſeh' ich keine Rettung mehr für Dich.
Karl.
Du rätſt mir dieſes, und *Dein Blut* iſt es,
Womit ich dieſen Frieden ſoll verſiegeln?
Du Chatel.
Hier iſt mein Haupt. Ich hab' es oft für Dich
Gewagt in Schlachten, und ich leg' es jetzt
Für Dich mit Freuden auf das Blutgerüſte.
Befriedige den Herzog! Überliefre mich
Der ganzen Strenge ſeines Zorns und laß
Mein fließend Blut den alten Haß verſöhnen!
Karl (blickt ihn eine Zeit lang gerührt und ſchweigend an).
Iſt es denn wahr? Steht es ſo ſchlimm mit mir,
Daß meine Freunde, die mein Herz durchſchauen,
Den Weg der Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall,
Denn das Vertraun iſt hin auf meine Ehre.
Du Chatel.
Bedenk' —
Karl.
Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müßt' ich zehn Reiche mit dem Rücken ſchauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Thu', was ich Dir befohlen. Geh und laß
Mein Heergerät einſchiffen.
Du Chatel.
Es wird ſchnell
Gethan ſein.
(Steht auf und geht, Agnes Sorel weint heftig.)

Siebenter Auftritt.

Karl und **Agnes Sorel.**

Karl (ihre Hand faſſend).
Sei nicht traurig, meine Agnes
Auch jenſeits der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder, nie bewölkter Himmel,
Und leichtre Lüfte wehn, und ſanftre Sitten
Empfangen uns; da wohnen die Geſänge,
Und ſchöner blüht das Leben und die Liebe.
Sorel.
O, muß ich dieſen Tag des Jammers ſchauen!
Der König muß in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hauſe
Und ſeine Wiege mit dem Rücken ſchauen.
O angenehmes Land, das wir verlaſſen,
Nie werden wir Dich freudig mehr betreten.

Achter Auftritt.

La Hire kommt zurück. **Karl** und **Sorel.**

Sorel.
Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?
(Indem ſie ihn näher anſieht.)
La Hire! Was giebt's? Was ſagt mir Euer Blick?
Ein neues Unglück iſt geſchehn!
La Hire.
Das Unglück
Hat ſich erſchöpft, und Sonnenſchein iſt wieder!
Sorel.
Was iſt's? Ich bitt Euch.
La Hire (zum König).
Ruf' die Abgeſandten
Von Orleans zurück!
Karl.
Warum? Was giebt's?
La Hire.
Ruf' ſie zurück! Dein Glück hat ſich gewendet,
Ein Treffen iſt geſchehn, Du haſt *geſiegt*.
Sorel.
Geſiegt! O himmliſche Muſik des Wortes!
Karl.
La Hire! Dich täuſcht ein fabelhaft Gerücht.
Geſiegt! Ich glaub' an keine Siege mehr.
La Hire.
O, Du wirſt bald noch größre Wunder glauben.
— Da kommt der Erzbiſchof. Er führt den Baſtard
In Deinen Arm zurück —
Sorel.
O ſchöne Blume
Des Siegs, die gleich die edeln Himmelsfrüchte,
Fried' und Verſöhnung, trägt!

Neunter Auftritt.

Erzbiſchof von **Rheims. Dunois. Du Chatel** mit **Raoul,** einem geharniſchten Ritter, zu den **Vorigen.**

Erzbiſchof (führt den Baſtard zu dem König und legt ihre Hände in einander).
Umarmt Euch, Prinzen!
Laßt allen Groll und Hader jetzo ſchwinden,
Da ſich der Himmel ſelbſt für uns erklärt.
(Dunois umarmt den König.)
Karl.
Reißt mich aus meinem Zweifel und Erſtaunen.
Was kündigt dieſer feierliche Ernſt mir an?
Was wirkte dieſen ſchnellen Wechſel?
Erzbiſchof
(führt den Ritter hervor und ſtellt ihn vor den König).
Redet!
Raoul.
Wir hatten ſechzehn Fähnlein aufgebracht,
Lothringiſch Volk, zu Deinem Heer zu ſtoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unſer Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchſtrömt, herunterſtiegen,
Da ſtand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts ſahn.
Umrungen ſahn wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war, zu ſiegen noch zu fliehn;
Da ſank dem Tapferſten das Herz, und alles,
Verzweiflungsvoll, will ſchon die Waffen ſtrecken.
Als nun die Führer mit einander noch
Rat ſuchten und nicht fanden — ſieh, da ſtellte ſich
Ein ſeltſam Wunder unſern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt,
Wie eine Kriegesgöttin, ſchön zugleich
Und ſchrecklich anzuſehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel ſchien die Hohe zu umleuchten,
Als ſie die Stimm' erhub und alſo ſprach:
Was zagt Ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären ſein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt Euch an!
Und ſchnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß ſie die Fahn', und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anſtand ſchritt die Mächtige.
Wir, ſtumm vor Staunen, ſelbſt nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad' an ſtürmen wir.
Der, hochbetroffen, ſteht bewegungslos,
Mit weit geöffnet ſtarrem Blick das Wunder
Anſtaunend, das ſich ſeinen Augen zeigt —
Doch ſchnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, wendet er ſich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von ſich werfend,
Entſchart das ganze Heer ſich im Gefilde;
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf;
Vor Schrecken ſinnlos, ohne rückzuſchau'n,
Stürzt Mann und Roß ſich in des Fluſſes Bette,
Und läßt ſich würgen ohne Widerſtand;
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht, zu nennen!
Zweitauſend Feinde deckten das Gefild,
Die nicht gerechnet, die der Fluß verſchlang,
Und von den Unſern ward kein Mann vermißt.
Karl.
Seltſam, bei Gott! höchſt wunderbar und ſeltſam!
Sorel.
Und eine Jungfrau wirkte dieſes Wunder?
Wo kam ſie her? Wer iſt ſie?
Raoul.
Wer ſie ſei,
Will ſie allein dem König offenbaren.
Sie nennt ſich eine Seherin und Gott-
Geſendete Prophetin, und verſpricht
Orleans zu retten, eh der Mond noch wechſelt.
Ihr glaubt das Volk und dürſtet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird ſie ſelbſt hier ſein.
(Man hört Glocken und ein Geklirr von Waffen, die aneinandergeſchlagen werden).
Hört Ihr den Auflauf? Das Geläut der Glocken?
Sie iſt's, das Volk begrüßt die Gottgeſandte.
Karl (zu Du Chatel).
Führt ſie herein —
(Zum Erzbiſchof.)
Was ſoll ich davon denken?
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jetzt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das iſt nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Biſchof, darf ich Wunder glauben?
Viele Stimmen (hinter der Szene).
Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!
Karl.
Sie kommt!
(Zu Dunois.)
Nehmt meinen Platz ein, Dunois!
Wir wollen dieſes Wundermädchen prüfen.
Iſt ſie begeiſtert und von Gott geſandt,
Wird ſie den König zu entdecken wiſſen.
(Dunois ſetzt ſich, der König ſteht zu ſeiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbiſchof mit den Übrigen gegenüber, daß der mittlere Raum leer bleibt.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Johanna, begleitet von den **Ratsherren** und vielen **Rittern,** welche den Hintergrund der Szene anfüllen; mit edelm Anſtand tritt ſie vorwärts und ſchaut die Umſtehenden der Reihe nach an.

Dunois (nach einer tiefen, feierlichen Stille).
Biſt Du es, wunderbares Mädchen —
Johanna (unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anſchauend).
Baſtard von Orleans! Du willſt Gott verſuchen!
Steh auf von dieſem Platz, der Dir nicht ziemt!
An dieſen Größeren bin ich geſendet.
(Sie geht mit entſchiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und ſteht ſogleich wieder auf, zurücktretend. Alle Anweſenden drücken ihr Erſtaunen aus. Dunois verläßt ſeinen Sitz, und es wird Raum vor dem König.)
Karl.
Du ſiehſt mein Antlitz heut zum erſtenmal;
Von wannen kommt Dir dieſe Wiſſenſchaft?
Johanna.
Ich ſah Dich, wo Dich niemand ſah als Gott.
(Sie nähert ſich dem König und ſpricht geheimnisvoll.)
In jüngſt verwichner Nacht, beſinne Dich!

Als alles um Dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da ſtandſt Du auf von Deinem Lager,
Und thatſt ein brünſtiges Gebet zu Gott.
Laß die hinausgehn, und ich nenne Dir
Den Inhalt des Gebets.

Karl.

Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch' ich vor Menſchen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Flehns,
So zweifl' ich nicht mehr, daß Dich Gott begeiſtert.

Johanna.

Es waren drei Gebete, die Du thatſt;
Gieb wohl acht, Dauphin, ob ich Dir ſie nenne!
Zum erſten flehteſt Du den Himmel an,
Wenn Unrecht Gut an dieſer Krone hafte,
Wenn eine andre ſchwere Schuld, noch nicht
Gebüßt, von Deiner Väter Zeiten her,
Dieſen thränenvollen Krieg herbeigerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für Dein Volk,
Und auszugießen auf Dein einzig Haupt
Die ganze Schale ſeines Zorns.

Karl (tritt mit Schrecken zurück).

Wer biſt Du, mächtig Weſen? Woher kommſt Du?

(Alle zeigen ihr Erſtaunen.)

Johanna.

Du thatſt dem Himmel dieſe zweite Bitte:
Wenn es ſein hoher Schluß und Wille ſei,
Das Zepter Deinem Stamme zu entwinden,
Dir alles zu entziehn, was Deine Väter,
Die Könige in dieſem Reich, beſaßen,
Drei einz'ge Güter flehteſt Du ihn an
Dir zu bewahren: die zufriedne Bruſt,
Des Freundes Herz und Deiner Agnes Liebe.

(Der König verbirgt das Geſicht, heftig weinend; große Bewegung des Erſtaunens unter den Anweſenden. Nach einer Pauſe.)

Soll ich Dein dritt' Gebet Dir nun noch nennen?

Karl.

Genug! Ich glaube Dir! So viel vermag
Kein Menſch! Dich hat der höchſte Gott geſendet.

Erzbiſchof.

Wer biſt Du, heilig wunderbares Mädchen!
Welch glücklich Land gebar Dich? Sprich! Wer ſind
Die gottgeliebten Eltern, die Dich zeugten?

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich.
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchenſprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf. — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inſelvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgebornen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt;
Und daß ſie ſchon die große Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches ſich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheim'ſchen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, ſteht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel' geſchahn,
Und eine heil'ge Eiche ſteht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Herde weidend; denn mich zog das Herz,
Und ging ein Lamm mir in den wüſten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieſer Eiche ſchlief.
— Und einsmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter dieſem Baum
Geſeſſen und dem Schlafe widerſtand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber ſonſt, wie ich,
Als Schäferin gekleidet, und ſie ſprach zu mir:
„Ich bin's. Steh auf, Johanna! Laß die Herde.
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft!
„Nimm dieſe Fahne! Dieſes Schwert umgürte Dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe Deines Herren Sohn nach Rheims,
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!"
Ich aber ſprach: Wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und ſie verſetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn ſie der ird'ſchen Liebe widerſteht.
„Sieh mich an, eine keuſche Magd, wie Du,
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich ſelbſt!" — Und ſie berührte
Mein Augenlid, und als ich aufwärts ſah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und ſüßer Ton verſchwebte in den Lüften.
— Und ſo drei Nächte nach einander ließ
Die Heilige ſich ſehn und rief: „Steh auf, Johanna!
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft."
Und als ſie in der dritten Nacht erſchien,
Da zürnte ſie, und ſcheltend ſprach ſie dieſes Wort:
„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden,
„Das harte Dulden iſt ihr ſchweres Los;
„Durch ſtrengen Dienſt muß ſie geläutert werden;
„Die hier gedienet, iſt dort oben groß."
Und alſo ſprechend ließ ſie das Gewand
Der Hirtin fallen und als Königin
Der Himmel ſtand ſie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen ſie hinauf
Langſam verſchwindend in das Land der Wonnen.

(Alle ſind gerührt, Agnes Sorel, heftig weinend, verbirgt ihr Geſicht an des Königs Bruſt.)

Erzbiſchof (nach einem langen Stillſchweigen).

Vor ſolcher göttlicher Beglaubigung
Muß jeder Zweifel ird'ſcher Klugheit ſchweigen.
Die That bewährt es, daß ſie Wahrheit ſpricht;
Nur Gott allein kann ſolche Wunder wirken.

Dunois.

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unſchuld ihres Angeſichts.

Karl.

Und bin ich Sünd'ger ſolcher Gnade wert?
Untrüglich allerforſchend Aug', Du ſiehſt
Mein Innerſtes und kenneſt meine Demut!

Johanna.

Der Hohen Demut leuchtet hell dort oben;
Du beugteſt Dich, drum hat er Dich erhoben.

Karl.

So werd' ich meinen Feinden widerſtehn?

Johanna.

Bezwungen leg' ich Frankreich Dir zu Füßen!

Karl.

Und Orleans, ſagſt Du, wird nicht übergehn?

Johanna.

Eh ſiehſt Du die Loire zurückefließen.

Karl.

Werd' ich nach Rheims als Überwinder ziehn?

Johanna.

Durch tauſend Feinde führ' ich Dich dahin.

(Alle anweſenden Ritter erregen ein Getöſe mit ihren Lanzen und Schilden und geben Zeichen des Muts.)

Dunois.

Stell' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze!
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt! Ihr Seherauge ſoll uns leiten,
Und ſchützen ſoll ſie dieſes tapfre Schwert!

La Hire.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn ſie einher vor unſern Scharen zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite;
Sie führ' uns an, die Mächtige, im Streite!

(Die Ritter erregen ein großes Waffengetös und treten vorwärts.)

Karl.

Ja, heilig Mädchen, führe Du mein Heer,
Und ſeine Fürſten ſollen Dir gehorchen.
Dies Schwert der höchſten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgeſendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange Du es, heilige Prophetin,
Und ſei fortan —

Johanna.

Nicht alſo, edler Dauphin!
Nicht durch dies Werkzeug irdiſcher Gewalt
Iſt meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
Ein ander Schwert, durch das ich ſiegen werde.
Ich will es Dir bezeichnen, wie's der Geiſt
Mich lehrte; ſende hin und laß es holen.

Karl.

Nenn' es, Johanna.

Johanna.

Sende nach der alten Stadt
Fierboys dort, auf Sanct Kathrinens Kirchhof
Iſt ein Gewölb, wo vieles Eiſen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert iſt drunter, das mir dienen ſoll,
An dreien goldnen Lilien iſt's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeſchlagen ſind.
Dies Schwert laß holen; denn durch dieſes wirſt Du ſiegen.

Karl.

Man ſende hin und thue, wie ſie ſagt.

Johanna.

Und eine weiße Fahne laß mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieſer Fahne ſei die Himmelskönigin
Zu ſehen mit dem ſchönen Jeſusknaben,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt;
Denn alſo zeigte mir's die heil'ge Mutter.

Karl.

Es ſei ſo, wie Du ſagſt.

Johanna (zum Erzbiſchof).

Ehrwürd'ger Biſchof,
Legt Eure prieſterliche Hand auf mich,
Und ſprecht den Segen über Eure Tochter!

(Kniet nieder.)

Erzbiſchof.

Du biſt gekommen, Segen auszuteilen,
Nicht zu empfangen —. Geh mit Gottes Kraft!
Wir aber ſind Unwürdige und Sünder.

(Sie ſteht auf.)

Edelknecht.

Ein Herold kommt vom engelländ'ſchen Feldherrn.

Johanna.

Laß ihn eintreten; denn ihn ſendet Gott!

(Der König winkt dem Edelknecht, der hinausgeht.)

Elfter Auftritt.

Der Herold zu den **Vorigen.**

Karl.

Was bringſt Du, Herold? Sage Deinen Auftrag.

Herold.

Wer iſt es, der für Karln von Valois,
Den Grafen von Ponthieu, das Wort hier führt?

Dunois.

Nichtswürd'ger Herold! Niederträcht'ger Bube!
Erfrechſt Du Dich, den König der Franzoſen
Auf ſeinem eignen Boden zu verleugnen?
Dich ſchützt Dein Wappenrock, ſonſt ſollteſt Du —

Herold.

Frankreich erkennt nur einen einz'gen König,
Und dieſer lebt im engelländiſchen Lager.

Karl.

Seid ruhig, Vetter! Deinen Auftrag, Herold!

Herold.

Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,
Das ſchon gefloſſen und noch fließen ſoll,
Hält ſeiner Krieger Schwert noch in der Scheide,
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Läßt er noch gütlichen Vergleich Dir bieten.

Karl.

Laß hören!

Johanna (tritt hervor.)

Sire! Laß mich an Deiner Statt
Mit dieſem Herold reden.

Karl.
Thu' das, Mädchen!
Entſcheide Du, ob Krieg ſei oder Friede.

Johanna (zum Herold).
Wer ſendet Dich und ſpricht durch Deinen Mund?

Herold.
Der Briten Feldherr, Graf von Salsbury.

Johanna.
Herold, Du lügſt! Der Lord ſpricht nicht durch Dich.
Nur die Lebend'gen ſprechen, nicht die Toten.

Herold.
Mein Feldherr lebt in Fülle der Geſundheit
Und Kraft, und lebt Euch allen zum Verderben.

Johanna.
Er lebte, da Du abgingſt. Dieſen Morgen
Streckt' ihn ein Schuß aus Orleans zu Boden,
Als er vom Turm La Tournelle niederſah.
— Du lachſt, weil ich Entferntes Dir verkünde?
Nicht meiner Rede, Deinen Augen glaube!
Begegnen wird Dir ſeiner Leiche Zug,
Wenn Deine Füße Dich zurücketragen!
Jetzt, Herold, ſprich und ſage Deinen Auftrag.

Herold.
Wenn Du verborgnes zu enthüllen weißt,
So kennſt Du ihn, noch eh ich Dir ihn ſage.

Johanna.
Ich brauch' ihn nicht zu wiſſen, aber Du
Vernimm den meinen jetzt! und dieſe Worte
Verkündige den Fürſten, die Dich ſandten:
— König von England, und Ihr, Herzoge
Bedford und Gloſter, die das Reich verweſen!
Gebt Rechenſchaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergoſſ'nen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüſſel alle von den Städten,
Die Ihr bezwungen wider göttlich Recht!
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels,
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das ſag' ich Euch, damit Ihr's wiſſet:
Euch iſt das ſchöne Frankreich nicht beſchieden
Vom Sohne der Maria — ſondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Großen ſeines Reichs begleitet.
— Jetzt, Herold, geh und mach' Dich eilends fort,
Denn eh' Du noch das Lager magſt erreichen
Und Botſchaft bringen, iſt die Jungfrau dort
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.
(Sie geht, alles ſetzt ſich in Bewegung, der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Gegend von Felſen begrenzt.

Erſter Auftritt.

Talbot und **Lionel**, engliſche Heerführer. **Philipp**, Herzog von Burgund. **Ritter Faſtolf** und **Chatillon** mit **Soldaten** und Fahnen.

Talbot.
Hier unter dieſen Felſen laſſet uns
Halt machen und ein feſtes Lager ſchlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder ſammeln,
Die in dem erſten Schrecken ſich zerſtreut.
Stellt gute Wachen aus, beſetzt die Höhn!
Zwar ſichert uns die Nacht vor der Verfolgung,
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht' ich keinen Überfall. — Dennoch
Bedarf's der Vorſicht, denn wir haben es
Mit einem kecken Feind und ſind geſchlagen.
(Ritter Faſtolf geht ab mit den Soldaten.)

Lionel.
Geſchlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr!
Ich darf es mir nicht denken, daß der Franke
Des Engelländers Rücken heut geſehn.
— O Orleans! Orleans! Grab unſers Ruhms!
Auf Deinen Feldern liegt die Ehre Englands.
Beſchimpfend lächerliche Niederlage!
Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Crequi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

Burgund.
Das muß uns tröſten. Wir ſind nicht von Menſchen
Beſiegt, wir ſind vom Teufel überwunden.

Talbot.
Vom Teufel unſrer Narrheit — Wie, Burgund?
Schreckt dies Geſpenſt des Pöbels auch die Fürſten?
Der Aberglaube iſt ein ſchlechter Mantel
Für Eure Feigheit — Eure Völker flohn zuerſt.

Burgund.
Niemand hielt ſtand. Das Fliehn war allgemein.

Talbot.
Nein, Herr! Auf Eurem Flügel fing es an.
Ihr ſtürztet Euch in unſer Lager, ſchreiend:
Die Höll' iſt los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet ſo die Unſern in Verwirrung.

Lionel.
Ihr könnt's nicht leugnen. Euer Flügel wich
Zuerſt,

Burgund.
Weil dort der erſte Angriff war.

Talbot.
Das Mädchen kannte unſers Lagers Blöße;
Sie wußte, wo die Furcht zu finden war.

Burgund.
Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen?

Lionel.
Wir Engelländer, waren wir allein,
Bei Gott! Wir hätten Orleans nicht verloren!

Burgund.
Nein — denn Ihr hättet Orleans nie geſehn!
Wer bahnte Euch den Weg in dieſes Reich,
Reicht' Euch die treue Freundeshand, als Ihr
An dieſe feindlich fremde Küſte ſtieget?
Wer krönte Euren Heinrich zu Paris,
Und unterwarf ihm der Franzoſen Herzen?
Bei Gott! Wenn dieſer ſtarke Arm Euch nicht
Hereingeführt, Ihr ſahet nie den Rauch
Von einem fränkiſchen Kamine ſteigen!

Lionel.
Wenn es die großen Worte thäten, Herzog,
So hättet Ihr allein Frankreich erobert.

Burgund.
Ihr ſeid unluſtig, weil Euch Orleans
Entging und laßt nun Eures Zornes Galle
An mir, dem Bundsfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als Eurer Habſucht wegen?
Es war bereit, ſich mir zu übergeben,
Ihr, Euer Neid allein hat es verhindert.

Talbot.
Nicht Euretwegen haben wir's belagert.

Burgund.
Wie ſtünd's um Euch, zög' ich mein Heer zurück?

Lionel.
Nicht ſchlimmer, glaubt mir, als bei Azincourt,
Wo wir mit Euch und mit ganz Frankreich fertig wurden.

Burgund.
Doch that's Euch ſehr um unſre Freundſchaft Not,
Und teuer kaufte ſie der Reichsverweſer.

Talbot.
Ja, teuer, teuer haben wir ſie heut
Vor Orleans bezahlt mit unſrer Ehre.

Burgund.
Treibt es nicht weiter, Lord, es könnt' Euch reuen!
Verließ ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Lud auf mein Haupt den Namen des Verräters,
Um von dem Fremdling ſolches zu ertragen?
Was thu' ich hier und fechte gegen Frankreich?
Wenn ich dem Undankbaren dienen ſoll,
So will ich's meinem angebornen König.

Talbot.
Ihr ſteht in Unterhandlung mit dem Dauphin,
Wir wiſſen's, doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrat zu ſchützen.

Burgund.
Tod und Hölle!
Begegnet man mir ſo? — Chatillon!
Laß meine Völker ſich zum Aufbruch rüſten;
Wir gehn in unſer Land zurück.
(Chatillon geht ab.)

Lionel.
Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Briten glänzender,
Als da er, ſeinem guten Schwert allein
Vertrauend, ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfe jeder ſeine Schlacht allein;
Denn ewig bleibt es wahr; franzöſiſch Blut
Und engliſch kann ſich redlich nie vermiſchen.

Zweiter Auftritt.

Königin Iſabeau von einem Pagen begleitet, zu den **Vorigen.**

Iſabeau.
Was muß ich hören, Feldherrn! Haltet ein!
Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt Euch alſo die geſunden Sinne?
Jetzt, da Euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt Ihr in Haß Euch trennen und, Euch ſelbſt
Befehdend, Euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' Euch, edler Herzog. Ruft den raſchen
Befehl zurück! — Und Ihr, ruhmvoller Talbot,
Beſänftiget den aufgebrachten Freund!
Kommt, Lionel helft mir die ſtolzen Geiſter
Zufrieden ſprechen und Verſöhnung ſtiften.

Lionel.
Ich nicht, Mylady. Mir iſt alles gleich.
Ich denke ſo: Was nicht zuſammen kann
Beſtehen, thut am beſten, ſich zu löſen.

Iſabeau.
Wie? Wirkt der Hölle Gaukelkunſt, die uns
Im Treffen ſo verderblich war, auch hier
Noch fort, uns ſinnverwirrend zu bethören?
Wer fing den Zank an? Redet! — Edler Lord!
(Zu Talbot.) Seid Ihr's, der ſeines Vorteils ſo vergaß,
Den werten Bundsgenoſſen zu verletzen?
Was wollt Ihr ſchaffen ohne dieſen Arm?
Er baute Eurem König ſeinen Thron;
Er hält ihn noch und ſtürzt ihn, wenn er will;
Sein Heer verſtärkt Euch und noch mehr ſein Name.
Ganz England, ſtrömt' es alle ſeine Bürger
Auf unſre Küſten aus, vermöchte nicht
Dies Reich zu zwingen, wenn es einig iſt;
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

Talbot.
Wir wiſſen den getreuen Freund zu ehren.
Dem falſchen wehren, iſt der Klugheit Pflicht.

Burgund.
Wer treulos ſich des Dankes will entſchlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Iſabeau.
Wie, edler Herzog? Könntet Ihr ſo ſehr
Der Scham abſagen und der Fürſtenehre,
In jene Hand, die Euren Vater mordete,
Die Eurige zu legen? Wärt Ihr raſend
Genug, an eine redliche Verſöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den Ihr ſelbſt
An des Verderbens Rand geſchleudert habt?
So nah dem Falle wolltet Ihr ihn halten,
Und Euer Werk wahnſinnig ſelbſt zerſtören?
Hier ſtehen Eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem feſten Bunde nur mit England.

Burgund.
Fern iſt mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin;
Doch die Verachtung und den Übermut
Des ſtolzen Englands kann ich nicht ertragen.

Iſabeau.
Kommt! Haltet ihm ein raſches Wort zu gut.
Schwer iſt der Kummer, der den Feldherrn drückt.
Und ungerecht, Ihr wißt es, macht das Unglück.

Kommt! Kommt! Umarmt Euch, laßt mich dieſen Riß
Schnell heilend ſchließen, eh er ewig wird.
Talbot.
Was dünket Euch, Burgund? Ein edles Herz
Bekennt ſich gern von der Vernunft beſiegt.
Die Königin hat ein kluges Wort geredet;
Laßt dieſen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend ſchlug.
Burgund.
Madame ſprach ein verſtändig Wort und mein
Gerechter Zorn weicht der Notwendigkeit.
Iſabeau.
Wohl! So beſiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuß und mögen
Die Winde das Geſprochene verwehen.
(Burgund und Talbot umarmen ſich.)
Lionel (betrachtet die Gruppe, für ſich).
Glück zu dem Frieden, den die Furie ſtiftet!
Iſabeau.
Wir haben eine Schlacht verloren, Feldherrn;
Das Glück war uns zuwider: darum aber
Entſink' Euch nicht der edle Mut. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft
Des Satans Kunſt zu Hilfe; doch er habe
Umſonſt ſich der Verdammnis übergeben,
Und ſeine Hölle ſelbſt errett' ihn nicht.
Ein ſieghaft Mädchen führt des Feindes Heer;
Ich will das Eure führen, ich will Euch
Statt einer Jungfrau und Prophetin ſein.
Lionel.
Madame, geht nach Paris zurück! Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern ſiegen.
Talbot.
Geht! Geht! Seit Ihr im Lager ſeid, geht alles
Zurück, kein Segen iſt mehr in unſern Waffen.
Burgund.
Geht! Eure Gegenwart ſchafft hier nichts Gutes;
Der Krieger nimmt ein Ärgernis an Euch.
Iſabeau (ſieht einen um den andern erſtaunt an).
Ihr auch, Burgund? Ihr nehmet wider mich
Partei mit dieſen undankbaren Lords?
Burgund.
Geht! Der Soldat verliert den guten Mut,
Wenn er für Eure Sache glaubt zu fechten.
Iſabeau.
Ich hab' kaum Frieden zwiſchen Euch geſtiftet,
So macht Ihr ſchon ein Bündnis wider mich?
Talbot.
Geht, geht mit Gott, Madame! Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, ſobald Ihr weg ſeid.
Iſabeau.
Bin ich nicht Eure treue Bundsgenoſſin?
Iſt Eure Sache nicht die meinige?
Talbot.
Doch Eure nicht die unſrige. Wir ſind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.
Burgund.
Ich räche eines Vaters blut'gen Mord;
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.
Talbot.
Doch grad' heraus! Was Ihr am Dauphin thut,
Iſt weder menſchlich gut, noch göttlich recht.
Iſabeau.
Fluch ſoll ihn treffen bis ins zehnte Glied!
Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.
Burgund.
Er rächte einen Vater und Gemahl.
Iſabeau.
Er warf ſich auf zum Richter meiner Sitten!
Lionel.
Das war unehrerbietig von dem Sohn!
Iſabeau.
In die Verbannung hat er mich geſchickt.
Talbot.
Die öffentliche Stimme zu vollziehn.
Iſabeau.
Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh er herrſcht in ſeines Vaters Reich —
Talbot.
Eh opfert Ihr die Ehre ſeiner Mutter!
Iſabeau.
Ihr wißt nicht, ſchwache Seelen,
Was ein beleidigt Mutterherz vermag.
Ich liebe, wer mir gutes thut, und haſſe,
Wer mich verletzt, und iſt's der eigne Sohn,
Den ich geboren, deſto haſſenswerter.
Dem ich das Daſein gab, will ich es rauben,
Wenn er mit ruchlos frechem Übermut
Den eignen Schoß verletzt, der ihn getragen.
Ihr, die Ihr Krieg führt gegen meinen Sohn,
Ihr habt nicht Recht noch Grund, ihn zu berauben.
Was hat der Dauphin Schweres gegen Euch
Verſchuldet? Welche Pflichten brach er Euch?
Euch treibt die Ehrſucht, der gemeine Neid;
Ich darf ihn haſſen, ich hab' ihn geboren.
Talbot.
Wohl, an der Rache fühlt er ſeine Mutter!
Iſabeau.
Armſel'ge Gleißner, wie veracht' ich Euch,
Die Ihr Euch ſelbſt ſo wie die Welt belügt!
Ihr Engelländer ſtreckt die Räuberhände
Nach dieſem Frankreich aus, wo Ihr nicht Recht
Noch gült'gen Anſpruch habt auf ſo viel Erde,
Als eines Pferdes Huf bedeckt. — Und dieſer Herzog,
Der ſich den Guten ſchelten läßt, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich ſeiner Ahnen,
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. — Gleichwohl
Iſt Euch das dritte Wort Gerechtigkeit.
— Die Heuchelei veracht' ich. Wie ich bin,
So ſehe mich das Aug' der Welt.
Burgund.
Wahr iſt's!
Den Ruhm habt Ihr mit ſtarkem Geiſt behauptet.
Iſabeau.
Ich habe Leidenſchaften, warmes Blut,
Wie eine andere, und ich kam als Königin
In dieſes Land, zu leben, nicht zu ſcheinen.
Sollt' ich der Freud' abſterben, weil der Fluch
Des Schickſals meine lebensfrohe Jugend
Zu dem wahnſinn'gen Gatten hat geſellt?
Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit,
Und wer mich hier verwundet — Doch warum
Mit Euch mich ſtreiten über meine Rechte?
Schwer fließt das dicke Blut in Euren Adern;
Ihr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wut!
Und dieſer Herzog, der ſein Lebenlang
Geſchwankt hat zwiſchen bös und gut, kann nicht
Von Herzen haſſen, noch von Herzen lieben.
— Ich geh' nach Melun. Gebt mir dieſen da,
(auf Lionel zeigend) Der mir gefällt, zur Kurzweil und Geſellſchaft,
Und dann macht, was Ihr wollt! Ich frage nichts
Nach den Burgundern noch den Engelländern
(Sie winkt ihren Pagen und will gehen.)
Lionel.
Verlaßt Euch drauf. Die ſchönſten Frankenknaben,
Die wir erbeuten, ſchicken wir nach Melun.
Iſabeau (zurückkommend).
Wohl taugt Ihr, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen;
Der Franke nur weiß zierliches zu ſagen.
(Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Talbot. Burgund. Lionel.

Talbot.
Was für ein Weib!
Lionel.
Nun Eure Meinung, Feldherrn!
Fliehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen ſchnellen kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöſchen?
Burgund.
Wir ſind zu ſchwach, die Völker ſind zerſtreut,
Zu neu iſt noch der Schrecken in dem Heer.
Talbot.
Ein blinder Schrecken nur hat uns beſiegt,
Der ſchnelle Eindruck eines Augenbltcks.
Dies Furchtbild der erſchreckten Einbildung
Wird, näher angeſehn, in nichts verſchwinden.
Drum iſt mein Rat, wir führen die Armee
Mit Tagesanbruch über den Strom zurück,
Dem Feind entgegen.
Burgund.
Überlegt —
Lionel.
Mit Eurer
Erlaubnis. Hier iſt nichts zu überlegen.
Wir müſſen das Verlorne ſchleunig wieder
Gewinnen oder ſind beſchimpft auf ewig.
Talbot.
Es iſt beſchloſſen. Morgen ſchlagen wir.
Und dies Phantom des Schreckens zu zerſtören,
Das unſre Völker blendet und entmannt,
Laßt uns mit dieſem jungfräulichen Teufel
Uns meſſen in perſönlichem Gefecht.
Stellt ſie ſich unſerm tapfern Schwert, nun dann,
So hat ſie uns zum letztenmal geſchadet;
Stellt ſie ſich nicht, und ſeid gewiß, ſie meidet
Den ernſten Kampf, ſo iſt das Heer entzaubert.
Lionel.
So ſei's! Und mir, mein Feldherr, überlaſſet
Dies leichte Kampfſpiel, wo kein Blut ſoll fließen.
Denn lebend denk' ich das Geſpenſt zu fangen,
Und vor des Baſtards Augen, ihres Buhlen,
Trag' ich auf dieſen Armen ſie herüber
Zur Luſt des Heers, in das britann'ſche Lager.
Burgund.
Verſprechet nicht zu viel.
Talbot.
Erreich' ich ſie,
Ich denke ſie ſo ſanft nicht zu umarmen.
Kommt jetzo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquicken,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröte!
(Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Johanna mit der Fahne, im Helm und Bruſtharniſch, ſonſt aber weiblich gekleidet. **Dunois, La Hire, Ritter** und **Soldaten** zeigen ſich oben auf dem Felſenweg, ziehen ſtill darüber hinweg und erſcheinen gleich darauf auf der Scene.

Johanna
(zu den Rittern, die ſie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortwährt.)
Erſtiegen iſt der Wall, wir ſind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verſchwiegnen Nacht
Von Euch, die Euren ſtillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde Eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund — Gott und die Jungfrau!
Alle (rufen laut unter wildem Waffengetös).
Gott und die Jungfrau!
(Trommeln und Trompeten.)
Schildwache (hinter der Scene).
Feinde! Feinde! Feinde!
Johanna.
Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wut vermehre das Entſetzen,
Und drohend rings umfange ſie der Tod!
(Soldaten eilen fort, ſie will folgen).
Dunois (hält ſie zurück.)
Du haſt das Deine nun erfüllt, Johanna!
Mitten ins Lager haſt Du uns geführt,
Den Feind haſt Du in unſre Hand gegeben.
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück,
Uns überlaß die blutige Entſcheidung!

La Hire.
Den Weg des Siegs bezeichne Du dem Heer,
Die Fahne trag uns vor in reiner Hand;
Doch nimm das Schwert, das tödliche, nicht ſelbſt,
Verſuche nicht den falſchen Gott der Schlachten;
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Johanna.
Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geiſt
Vorſchreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn ſeines Schützen treibt.
Wo die Gefahr iſt, muß Johanna ſein;
Nicht *heut*, nicht *hier* iſt mir beſtimmt zu fallen;
Die Krone muß ich ſehn auf meines Königs Haupt.
Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen.
(Sie geht ab.)

La Hire.
Kommt, Dunois! Laßt uns der Heldin folgen
Und ihr die tapfre Bruſt zum Schilde leihn!
(Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Engliſche Soldaten fliehen über die Bühne. Hierauf **Talbot.**

Erſter.
Das Mädchen! Mitten im Lager!

Zweiter.
Nicht möglich! Nimmermehr! Wie kam ſie in das Lager?

Dritter.
Durch die Luft! Der Teufel hilft ihr!

Vierter und Fünfter.
Flieht! Flieht! Wir ſind alle des Todes!
(Gehen ab.)

Talbot (kommt).
Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht ſtehn!
Gelöſt ſind alle Bande des Gehorſams;
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geiſter ausgeſpieen, reißt
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gehirnlos fort; nicht eine kleine Schar
Kann ich der Feinde Flut entgegenſtellen,
Die wachſend, wogend in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig Nüchterne, und alles
Muß um mich her in Fiebers Hitze raſen?
Vor dieſen fränk'ſchen Weichlingen zu fliehn,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden! —
Wer iſt ſie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttin, die der Schlachten Glück
Auf einmal wendet, und ein ſchüchtern Heer
Von feigen Reh'n in Löwen umgewandelt?
Eine Gauklerin, die die gelernte Rolle
Der Heldin ſpielt, ſoll wahre Helden ſchrecken?
Ein Weib entriß mir allen Siegesruhm?

Soldat (ſtürzt herein).
Das Mädchen! Flieh! Flieh, Feldherr!

Talbot (ſtößt ihn nieder).
Flieh zur Hölle
Du ſelbſt! Den ſoll dies Schwert durchbohren,
Der mir von Furcht ſpricht und von feiger Flucht!
(Er geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Der Proſpekt öffnet ſich. Man ſieht das engliſche Lager in vollen Flammen ſtehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt **Montgomery.**

Montgomery (allein).
Wo ſoll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod!
Hier der ergrimmte Feldherr, der mit droh'ndem Schwert
Die Flucht verſperrend uns dem Tod entgegen treibt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um ſich her
Wie die Brunſt des Feuers raſet — Und ringsum kein Buſch,
Der mich verbärge, keiner Höhle ſichrer Raum!
O, wär' ich nimmer über Meer hieher geſchifft,
Ich Unglückſel'ger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu ſuchen in dem Frankenkrieg,
Und jetzo führt mich das verderbliche Geſchick
In dieſe blut'ge Mordſchlacht. — Wär' ich weit von hier
Daheim noch an der Savern blühendem Geſtad',
Im ſichern Vaterhauſe, wo die Mutter mir
In Gram zurück blieb und die zarte, ſüße Braut.
(Johanna zeigt ſich in der Ferne.)
Weh mir! Was ſeh' ich! Dort erſcheint die Schreckliche!
Aus Brandes Flammen, düſter leuchtend, hebt ſie ſich
Wie aus der Hölle Rachen ein Geſpenſt der Nacht
Hervor. — Wohin entrinn' ich! Schon ergreift ſie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füße, feſt und feſter, wirret ſich
Das Zauberknäul, daß ſie gefeſſelt mir die Flucht
Verſagen! Hinſehn muß ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödlichen Geſtalt!
(Johanna thut einige Schritte ihm entgegen und bleibt wieder ſtehen.)
Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerſt mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie
Umfaſſen, um mein Leben flehn; ſie iſt ein Weib,
Ob ich vielleicht durch Thränen ſie erweichen kann!
(Indem er auf ſie zugehen will, tritt ſie ihm raſch entgegen.)

Siebenter Auftritt.

Johanna. Montgomery.

Johanna.
Du biſt des Todes! Eine britſche Mutter zeugte Dich.

Montgomery (fällt ihr zu Füßen).
Halt ein, Furchtbare! Nicht den Unverteidigten
Durchbohre! Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild;
Zu Deinen Füßen ſink' ich wehrlos, flehend hin.
Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein Löſegeld!
Reich an Beſitztum wohnt der Vater mir daheim
Im ſchönen Lande Wallis, wo die ſchlängelnde
Savern durch grüne Auen rollt den Silberſtrom,
Und fünfzig Dörfer kennen ſeine Herrſchaft an.
Mit reichem Golde löſt er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt.

Johanna.
Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Biſt Du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlöſung mehr zu hoffen iſt.
Wenn Dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
Wenn Du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könnteſt Mitleid finden und Barmherzigkeit;
Doch tödlich iſt's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geiſterreich, dem ſtrengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegen ſchickt.

Montgomery.
Furchtbar iſt Deine Rede, doch Dein Blick iſt ſanft;
Nicht ſchrecklich biſt Du in der Nähe anzuſchaun,
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Geſtalt.
O, bei der Milde Deines zärtlichen Geſchlechts
Fleh' ich Dich an. Erbarme meiner Jugend Dich!

Johanna.
Nicht mein Geſchlecht beſchwöre! Nenne mich nicht Weib!
Gleichwie die körperloſen Geiſter, die nicht frei'n
Auf ird'ſche Weiſe, ſchließ' ich mich an kein Geſchlecht
Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz.

Montgomery.
O, bei der Liebe heilig waltendem Geſetz,
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör' ich Dich!
Daheim gelaſſen hab' ich eine holde Braut,
Schön, wie Du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.
O, wenn Du ſelber je zu lieben hoffſt, und hoffſt
Beglückt zu ſein durch Liebe, trenne grauſam nicht
Zwei Herzen, die der Liebe heilig Bündnis knüpft!

Johanna.
Du rufeſt lauter irdiſch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich ſind. Ich weiß
Nichts von der Liebe Bündnis, das Du mir beſchwörſt,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienſt.
Verteidige Dein Leben; denn Dir ruft der Tod.

Montgomery.
O, ſo erbarme meiner jammervollen Eltern Dich,
Die ich zu Haus verlaſſen. Ja, gewiß auch Du
Verließeſt Eltern, die die Sorge quält um Dich.

Johanna.
Unglücklicher! Und Du erinnerſt mich daran,
Wie viele Mütter dieſes Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Witwen worden ſind durch Euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
Erfahren, und die Thränen kennen lernen,
Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

Montgomery.
O, ſchwer iſt's, in der Fremde ſterben unbeweint.

Johanna.
Wer rief Euch in das fremde Land, den blüh'nden Fleiß
Der Felder zu verwüſten, von dem heim'ſchen Herd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligtum?
Ihr träumtet ſchon in Eures Herzens eitelm Wahn,
Den freigebornen Franken in der Knechtſchaft Schmach
Zu ſtürzen und dies große Land, gleichwie ein Boot,
An Euer ſtolzes Meerſchiff zu befeſtigen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes. Eher riſſ't Ihr einen Stern
Vom Himmelswagen, als ein Dorf aus dieſem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag
Der Rache iſt gekommen; nicht lebendig mehr
Zurücke meſſen werdet Ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderſcheide zwiſchen Euch und uns
Geſetzt, und das Ihr frevelnd überſchritten habt.

Montgomery (läßt ihre Hand los).
O, ich muß ſterben! Grauſam faßt mich ſchon der Tod.

Johanna.
Stirb, Freund! Warum ſo zaghaft zittern vor dem Tod,
Dem unentfliehbaren Geſchick? — Sieh *mich* an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferin
Geboren; nicht des Schwerts gewohnt iſt dieſe Hand,
Die den unſchuldig frommen Hirtenſtab geführt.
Doch weggeriſſen von der heimatlichen Flur,
Vom Vaters Buſen, von der Schweſtern lieber Bruſt
Muß ich *hier*, ich *muß* — mich treibt die Götterſtimme, nicht
Eignes Gelüſten, — *Euch* zu bitterm Harm, *mir* nicht

Zur Freude, ein Geſpenſt des Schreckens würgend gehn,
Den Tod verbreiten und ſein Opfer ſein zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich ſehn.
Noch vielen von den Euren werd' ich tödlich ſein,
Noch viele Witwen machen, aber endlich werd'
Ich ſelbſt umkommen und erfüllen mein Geſchick.
— Erfülle Du auch Deines. Greife friſch zum Schwert,
Und um des Lebens ſüße Beute kämpfen wir.

Montgomery (ſteht auf).

Nun, wenn Du ſterblich biſt wie ich, und Waffen Dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beſchieden ſein,
Zur Höll' Dich ſendend Englands Not zu endigen.
In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Geſchick.
Ruf' Du, Verdammte, Deine Höllengeiſter an,
Dir beizuſtehen! Wehre Deines Lebens Dich!

(Er ergreift Schild und Schwert und dringt auf ſie ein, kriegeriſche Muſik erſchallt in der Ferne, nach einem kurzen Gefecht fällt Montgomery.)

Achter Auftritt.

Johanna (allein).

Dich trug Dein Fuß zum Tode — Fahre hin!

(Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll ſtehen.)

Erhabne Jungfrau, du wirkſt mächtiges in mir!
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt Du.
In Mitleid ſchmilzt die Seele, und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen;
Schon vor des Eiſens blanker Schneide ſchaudert mir,
Doch wenn es Not thut, alsbald iſt die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt.

Neunter Auftritt.

Ein **Ritter** mit geſchloſſenem Viſir. **Johanna.**

Ritter.

Verfluchte! Deine Stunde iſt gekommen,
Dich ſucht' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht,
Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der Du aufgeſtiegen biſt.

Johanna.

Wer biſt Du, den ſein böſer Engel mir
Entgegenſchickt? Gleich eines Fürſten iſt
Dein Anſtand, auch kein Brite ſcheinſt Du mir,
Denn Dich bezeichnet die Burgund'ſche Binde,
Vor der ſich meines Schwertes Spitze neigt.

Ritter.

Verworfne, Du verdienteſt nicht zu fallen
Von eines Fürſten edler Hand. Das Beil
Des Henkers ſollte Dein verdammtes Haupt
Vom Rumpfe trennen, nicht der tapfre Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

Johanna.

So biſt Du dieſer edle Herzog ſelbſt?

Ritter (ſchlägt das Viſir auf).

Ich bin's. Elende, zittre und verzweifle!
Die Satanskünſte ſchützen Dich nicht mehr,
Du haſt bis jetzt nur Schwächlinge bezwungen;
Ein Mann ſteht vor Dir.

Zehnter Auftritt.

Dunois und **La Hire** zu den **Vorigen.**

Dunois.

Wende Dich, Burgund!
Mit Männern kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

La Hire.

Wir ſchützen der Prophetin heilig Haupt;
Erſt muß Dein Degen dieſe Bruſt durchbohren —

Burgund.

Nicht dieſe buhleriſche Circe fürchte ich,
Noch Euch, die ſie ſo ſchimpflich hat verwandelt.
Erröte, Baſtard, Schande Dir, La Hire,
Daß Du die alte Tapferkeit zu Künſten
Der Höll' erniedrigſt, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machſt.
Kommt her! Euch allen biet' ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht.

(Sie bereiten ſich zum Kampf, Johanna tritt dazwiſchen.)

Johanna.

Haltet inne!

Burgund.

Zitterſt du für Deinen Buhlen?
Vor Deinen Augen ſoll er — (Dringt auf Dunois ein.)

Johanna.

Haltet inne!
Trennt ſie, La Hire — Kein franzöſiſch Blut ſoll fließen!
Nicht Schwerter ſollen dieſen Streit entſcheiden.
Ein andres iſt beſchloſſen in den Sternen —
Aus einander, ſag' ich — Höret und verehrt
Den Geiſt, der mich ergreift, der aus mir redet!

Dunois.

Was hältſt Du meinen aufgehobnen Arm,
Und hemmſt des Schwertes blutige Entſcheidung?
Das Eiſen iſt gezückt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und verſöhnen ſoll.

Johanna (ſtellt ſich in die Mitte und trennt beide Teile durch einen weiten Zwiſchenraum; zum Baſtard.)

Tritt auf die Seite!

(Zu La Hire.) Bleib gefeſſelt ſtehen!
Ich habe mit dem Herzoge zu reden.

(Nachdem alles ruhig iſt.)

Was willſt Du thun, Burgund? Wer iſt der Feind,
Den Deine Blicke mordbegierig ſuchen?
Dieſer edle Prinz iſt Frankreichs Sohn, wie Du,
Dieſer Tapfre iſt Dein Waffenfreund und Landsmann;
Ich ſelbſt bin Deines Vaterlandes Tochter.
Wir alle, die Du zu vertilgen ſtrebſt,
Gehören zu den Deinen — unſre Arme
Sind aufgethan, Dich zu empfangen, unſre Kniee
Bereit, Dich zu verehren — unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen Dich. Ehrwürdig
Iſt uns das Antlitz, ſelbſt im Feindeshelm,
Das unſers Königs teure Züge trägt.

Burgund.

Mit ſüßer Rede ſchmeichleriſchem Ton
Willſt Du, Sirene, Deine Opfer locken.
Argliſt'ge, mich bethörſt Du nicht. Verwahrt
Iſt mir das Ohr vor Deiner Rede Schlingen,
Und Deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harniſch meines Buſens ab.
Zu den Waffen, Dunois!
Mit Streichen, nicht mit Worten laß uns fechten!

Dunois.

Erſt Worte und dann Streiche. Fürchteſt Du
Vor Worten Dich? Auch das iſt Feigheit
Und der Verräter einer böſen Sache.

Johanna.

Uns treibt nicht die gebieteriſche Not
Zu Deinen Füßen; nicht als Flehende
Erſcheinen wir vor Dir. — Blick um Dich her!
In Aſche liegt das engelländ'ſche Lager,
Und Eure Toten decken das Gefild.
Du hörſt der Franken Kriegsdrommete tönen,
Gott hat entſchieden, unſer iſt der Sieg.
Des ſchönen Lorbeers friſch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit mit unſerm Freund zu teilen.
— O, komm herüber! Edler Flüchtling, komm
Herüber, wo das Recht iſt und der Sieg.
Ich ſelbſt, die Gottgeſandte, reiche Dir
Die ſchweſterliche Hand. Ich will Dich rettend
Herüberziehn auf unſre reine Seite! —
Der Himmel iſt für Frankreich. Seine Engel,
Du ſiehſt ſie nicht, ſie fechten für den König;
Sie alle ſind mit Lilien geſchmückt.
Lichtweiß, wie dieſe Fahn', iſt unſre Sache;
Die reine Jungfrau iſt ihr keuſches Sinnbild.

Burgund.

Verſtrickend iſt der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede iſt wie eines Kindes.
Wenn böſe Geiſter ihr die Worte leihn,
So ahmen ſie die Unſchuld ſiegreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, iſt ſchwächer als mein Arm.

Johanna.

Du nennſt mich eine Zauberin, giebſt mir Künſte
Der Hölle ſchuld — Iſt Frieden ſtiften, Haß
Verſöhnen ein Geſchäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was iſt unſchuldig, heilig, menſchlich gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt ums Vaterland?
Seit wann iſt die Natur ſo mit ſich ſelbſt
Im Streite, daß der Himmel die gerechte Sache
Verläßt, und daß die Teufel ſie beſchützen?
Iſt aber das, was ich Dir ſage, gut,
Wo anders als von oben konnt' ich's ſchöpfen?
Wer hätte ſich auf meiner Schäfertrift
Zu mir geſellt, das kind'ſche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Fürſten nie geſtanden,
Die Kunſt der Rede iſt dem Munde fremd.
Doch jetzt, da ich's bedarf, Dich zu bewegen,
Beſitz' ich Einſicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geſchick
Liegt ſonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Burgund (lebhaft bewegt, ſchlägt die Augen zu ihr auf und betrachtet ſie mit Erſtaunen und Rührung).

Wie wird mir? Wie geſchieht mir? Iſt's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefſten Buſen wendet!
— Sie trügt nicht, dieſe rührende Geſtalt!
Nein! nein! Bin ich durch *Zaubers* Macht geblendet,
So iſt's durch eine himmliſche Gewalt;
Mir ſagt's das Herz, ſie iſt von Gott geſendet.

Johanna.

Er iſt gerührt, er iſt's! Ich habe nicht
Umſonſt gefleht; des Zornes Donnerwolke ſchmilzt
Von ſeiner Stirne thränentauend hin,
Und aus den Augen, Friede ſtrahlend, bricht
Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz —
Er weint, er iſt bezwungen, er iſt unſer!

(Schwert und Fahne entſinken ihr, ſie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umſchlingt ihn mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm. La Hire und Dunois laſſen die Schwerter fallen und eilen ihn zu umarmen.)

Dritter Aufzug.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.

Erſter Auftritt.

Dnnois und **La Hire.**

Dunois.

Wir waren Herzensfreunde, Waffenbrüder,
Für *eine* Sache hoben wir den Arm
Und hielten feſt in Not und Tod zuſammen.
Laßt Weiberliebe nicht das Band zertrennen,
Das jeden Schickſalswechſel ausgehalten!

La Hire.

Prinz, hört mich an!

Dunois.

Ihr liebt das wunderbare Mädchen,
Und mir iſt wohlbekannt, worauf Ihr ſinnt.
Zum König denkt Ihr ſteh'nden Fußes jetzt
Zu gehen, und die Jungfrau zum Geſchenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit
Kann er den wohlverdienten Preis nicht weigern.
Doch wißt — eh ich in eines andern Arm
Sie ſehe —

La Hire.
Hört mich, Prinz!
Dunois.
Es zieht mich nicht
Der Augen flüchtig ſchnelle Luſt zu ihr.
Den unbezwungnen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt, bis ich die Wunderbare ſah,
Die eines Gottes Schickung dieſem Reich
Zur Retterin beſtimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heil'gem Schwur, als Braut ſie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Freundin ſein
Des ſtarken Mannes, und dies glüh'nde Herz
Sehnt ſich, an einer gleichen Bruſt zu ruhn,
Die ſeine Kraft kann faſſen und ertragen.
La Hire.
Wie könnt' ich's wagen, Prinz, mein ſchwach Verdienſt
Mit Eures Namens Heldenruhm zu meſſen!
Wo ſich Graf Dunois in die Schranken ſtellt,
Muß jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine niedre Schäferin kann nicht
Als Gattin würdig Euch zur Seite ſtehn.
Das königliche Blut, das Eure Adern
Durchrinnt, verſchmäht ſo niedrige Vermiſchung.
Dunois.
Sie iſt das Götterkind der heiligen
Natur, wie ich, und iſt mir ebenbürtig.
Sie ſollte eines Fürſten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel iſt,
Die ſich das Haupt mit einem Götterſchein
Umgiebt, der heller ſtrahlt als ird'ſche Kronen,
Die jedes Größte, Höchſte dieſer Erden
Klein unter ihren Füßen liegen ſieht!
Denn alle Fürſtenthronen, auf einander
Geſtellt, bis zu den Sternen fortgebaut,
Erreichten nicht die Höhe, wo *ſie* ſteht,
In ihrer Engels-Majeſtät!
La Hire.
Der König mag entſcheiden.
Dunois.
Nein, ſie ſelbſt
Entſcheide! Sie hat Frankreich frei gemacht,
Und ſelber frei muß ſie ihr Herz verſchenken.
La Hire.
Da kommt der König!

Zweiter Auftritt.

Karl. Agnes Sorel. Du Chatel, Erzbiſchof und **Chatillon** zu den **Vorigen.**

Karl (zu Chatillon).
Er kommt! Er will als ſeinen König mich
Erkennen, ſagt Ihr, und mir huldigen?
Chatillon.
Hier, Sire, in Deiner königlichen Stadt
Chalons will ſich der Herzog, mein Gebieter,
Zu Deinen Füßen werfen. — Mir befahl er,
Als meinen Herrn und König Dich zu grüßen;
Er folgt mir auf dem Fuß, gleich naht er ſelbſt.
Sorel.
Er kommt! O ſchöne Sonne dieſes Tags,
Der Freude bringt und Friede und Verſöhnung.
Chatillon.
Mein Herr wird kommen mit zweihundert Rittern,
Er wird zu Deinen Füßen niederknien;
Doch er erwartet, daß Du es *nicht* duldeſt,
Als Deinen Vetter freundlich ihn umarmeſt.
Karl.
Mein Herz glüht, an dem ſeinigen zu ſchlagen.
Chatillon.
Der Herzog bittet, daß des alten Streits
Beim erſten Wiederſehn mit keinem Worte
Meldung geſcheh'.
Karl.
Verſenkt im Lethe ſei
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heitre Tage ſehn.
Chatillon.
Die für Burgund gefochten, alle ſollen
In die Verſöhnung aufgenommen ſein.
Karl.
Ich werde ſo mein Königreich verdoppeln!
Chatillon.
Die Königin Iſabeau ſoll in dem Frieden
Mit eingeſchloſſen ſein, wenn ſie ihn annimmt.
Karl.
Sie führet Krieg mit *mir*, nicht ich mit *ihr*.
Unſer Streit iſt aus, ſobald ſie ſelbſt ihn endigt.
Chatillon.
Zwölf Ritter ſollen bürgen für Dein Wort.
Karl.
Mein Wort iſt heilig.
Chatillon.
Und der Erzbiſchof
Soll eine Hoſtie teilen zwiſchen Dir und ihm
Zum Pfand und Siegel redlicher Verſöhnung.
Karl.
So ſei mein Anteil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handſchlag bei mir einig ſind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?
Chatillon (mit einem Blick auf Du Chatel).
Hier ſeh' ich *einen*, deſſen Gegenwart
Den erſten Gruß vergiften könnte.
(Du Chatel geht ſchweigend.)
Karl.
Geh,
Du Chatel! Bis der Herzog Deinen Anblick
Ertragen kann, magſt Du verborgen bleiben!
(Er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.)
Rechtſchaffner Freund! Du wollteſt mehr als dies
Für meine Ruhe thun!
(Du Chatel geht ab.)
Chatillon.
Die andern Punkte nennt dies Inſtrument.
Karl (zum Erzbiſchof).
Bringt es in Ordnung! Wir genehm'gen alles;
Für einen Freund iſt uns kein Preis zu hoch.
Geht, Dunois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit Euch und holt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle ſollen ſich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feſte ſchmücke ſich die ganze Stadt,
Und alle Glocken ſollen es verkünden,
Daß Frankreich und Burgund ſich neu verbünden.
(Ein Edelknecht kommt. Man hört die Trompeten.)
Horch! Was bedeutet der Trompeten Ruf?
Edelknecht.
Der Herzog von Burgund hält ſeinen Einzug.
(Geht ab.)
Dunois (geht mit La Hire und Chatillon).
Auf! Ihm entgegen!
Karl (zu Sorel).
Agnes, Du weinſt? Beinah gebricht auch mir
Die Stärke, dieſen Auftritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer mußten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiederſehn!
Doch endlich legt ſich jedes Sturmes Wut,
Tag wird es auf die dickſte Nacht, und kommt
Die Zeit, ſo reifen auch die ſpät'ſten Früchte!
Erzbiſchof (am Fenſter).
Der Herzog kann ſich des Gedränges kaum
Erledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küſſen ſeinen Mantel, ſeine Sporen.
Karl.
Es iſt ein gutes Volk, in ſeiner Liebe
Raſchlodernd wie in ſeinem Zorn. — Wie ſchnell
Vergeſſen iſt's, daß eben dieſer Herzog
Die Väter ihnen und die Söhne ſchlug;
Der Augenblick verſchlingt ein ganzes Leben!
— Faß Dich, Sorel! Auch Deine heft'ge Freude
Möcht' ihm ein Stachel in die Seele ſein;
Nichts ſoll ihn hier beſchämen, noch betrüben.

Dritter Auftritt.

Herzog von Burgund. Dunois. La Hire. Chatillon und noch **zwei andere Ritter** von des Herzogs Gefolge. Der Herzog bleibt am Eingang ſtehen; der **König** bewegt ſich gegen ihn, ſogleich nähert ſich Burgund, und in dem Augenblick, wo er ſich auf ein Knie will niederlaſſen, empfängt ihn der König in ſeinen Armen.

Karl.
Ihr habt uns überraſcht — Euch einzuholen
Gedachten wir — Doch ihr habt ſchnelle Pferde.
Burgund.
Sie trugen mich zu meiner Pflicht.
(Er umarmt die Sorel und küßt ſie auf die Stirne.)
Mit Eurer
Erlaubnis, Baſe. Das iſt unſer Herrenrecht
Zu *Arras*, und kein ſchönes Weib darf ſich
Der Sitte weigern.
Karl.
Euer Hofſtaat iſt
Der Sitz der Minne, ſagt man, und der Markt,
Wo alles Schöne muß den Stapel halten.
Burgund.
Wir ſind ein handeltreibend Volk, mein König.
Was köſtlich wächſt in allen Himmelsſtrichen,
Wird ausgeſtellt zur Schau und zum Genuß
Auf unſerm Markt zu *Brügg*, das höchſte aber
Von allen Gütern iſt der Frauen Schönheit.
Sorel.
Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis;
Doch auf dem Markte wird ſie nicht geſehn.
Karl.
Ihr ſteht in böſem Ruf und Leumund, Vetter,
Daß Ihr der Frauen ſchönſte Tugend ſchmäht.
Burgund.
Die Ketzerei ſtraft ſich am ſchwerſten ſelbſt.
Wohl Euch, mein König! Früh hat Euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben ſpät, gelehrt!
(Er bemerkt den Erzbiſchof und reicht ihm die Hand.)
Ehrwürdiger Mann Gottes! Euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz;
Wer Euch will finden, muß im Guten wandeln.
Erzbiſchof.
Mein Meiſter rufe, wann er will; dies Herz
Iſt freudenſatt, und ich kann fröhlich ſcheiden,
Da meine Augen dieſen Tag geſehn!
Burgund (zur Sorel).
Man ſpricht, Ihr habt Euch Eurer edeln Steine
Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu ſchmieden? Wie? Seid Ihr ſo kriegeriſch
Geſinnt? War's Euch ſo ernſt, mich zu verderben?
Doch unſer Streit iſt nun vorbei; es findet
Sich alles wieder, was verloren war.
Auch Euer Schmuck hat ſich zurückgefunden;
Zum Kriege wider mich war er beſtimmt,
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.
(Er empfängt von einem ſeiner Begleiter das Schmuckkäſtchen und überreicht es ihr geöffnet. Agnes Sorel ſieht den König betroffen an.)
Karl.
Nimm das Geſchenk, es iſt ein zweifach teures Pfand
Der ſchönen Liebe mir und der Verſöhnung.
Burgund
(indem er eine brillantne Roſe in ihre Haare ſteckt.)
Warum iſt es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde ſie mit gleich geneigtem Herzen
Auf dieſem ſchönen Haupt befeſtigen.
(Ihre Hand bedeutend faſſend.)
Und — zählt auf mich, wenn Ihr dereinſt des Freundes
Bedürfen ſolltet!
(Agnes Sorel, in Thränen ausbrechend, tritt auf die Seite, auch der König bekämpft eine große Bewegung; alle Umſtehenden blicken gerührt auf beide Fürſten.)
Burgund (nachdem er alle der Reihe nach angeſehen, wirft er ſich in die Arme des Königs.) O mein König!
(In demſelben Augenblick eilen die drei burgundiſchen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbiſchof zu und umarmen einander. Beide Fürſten liegen eine Zeitlang einander ſprachlos in den Armen.)
Euch konnt' ich haſſen! Euch konnt' ich entſagen!
Karl.
Still! Still! Nicht weiter!

Burgund.
Dieſen Engelländer
Konnt' ich krönen! Dieſem Fremdling Treue ſchwören!
Euch, meinen König, ins Verderben ſtürzen!

Karl.
Vergeßt es! Alles iſt verziehen. Alles
Tilgt dieſer einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schickſal, ein unglückliches Geſtirn!

Burgund (faßt ſeine Hand).
Ich will gut machen! Glaubet mir, ich will's.
Alle Leiden ſollen Euch erſtattet werden,
Euer ganzes Königreich ſollt Ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf ſoll daran fehlen!

Karl.
Wir ſind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

Burgund.
Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider Euch. O, wüßtet Ihr —
Warum habt Ihr mir dieſe nicht geſchickt?
(Auf die Sorel zeigend.)
Nicht widerſtanden hätt' ich ihren Thränen.
— Nun ſoll uns keine Macht der Hölle mehr
Entzweien, da wir Bruſt an Bruſt geſchloſſen!
Jetzt hab' ich meinen wahren Ort gefunden;
An dieſem Herzen endet meine Irrfahrt.

Erzbiſchof (tritt zwiſchen beide).
Ihr ſeid vereinigt Fürſten! Frankreich ſteigt
Ein neu verjüngter Phönix aus der Aſche,
Uns lächelt eine ſchöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüſteten, die Städte
Aus ihrem Schutt ſich prangender erheben,
Die Felder decken ſich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer Eures Zwiſts gefallen,
Die Toten ſtehen nicht mehr auf; die Thränen,
Die Eurem Streit gefloſſen, ſind und bleiben
Geweint! Das kommende Geſchlecht wird blühen;
Doch das vergangne war des Elends Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das ſind die Früchte Eures Bruderzwiſts!
Laßt's Euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh Ihr's der Scheid' entreißt. Loslaſſen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht,
Gelehrig wie der Falk ſich aus den Lüften
Zurückſchwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menſchenſtimme.
Nicht zweimal kommt im rechten Augenblick,
Wie heut, die Hand des Retters aus den Wolken.

Burgund.
O Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo iſt ſie? Warum ſeh' ich ſie nicht hier?

Karl.
Wo iſt Johanna? Warum fehlt ſie uns
In dieſem feſtlich ſchönen Augenblick,
Den ſie uns ſchenkte?

Erzbiſchof.
Sire! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Ruhe eines müß'gen Hofs,
Und ruft ſie nicht der göttliche Befehl
Ans Licht der Welt hervor, ſo meidet ſie
Verſchämt den eitlen Blick gemeiner Augen!
Gewiß beſpricht ſie ſich mit Gott, wenn ſie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geſchäftig iſt;
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

Vierter Auftritt.

Johanna zu den **Vorigen.**
Sie iſt im Harniſch, aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.

Karl.
Du kommſt als Prieſterin geſchmückt, Johanna,
Den Bund, den Du geſtiftet, einzuweihn?

Burgund.
Wie ſchrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umſtrahlt mit Anmut ſie der Friede!
— Hab' ich mein Wort gelöſt, Johanna? Biſt Du
Befriedigt, und verdien' ich Deinen Beifall?

Johanna.
Dir ſelbſt haſt Du die größte Gunſt erzeigt.
Jetzt ſchimmerſt Du in ſegenvollem Licht,
Da Du vorhin in blutrot düſterm Schein
Ein Schreckensmond an dieſem Himmel hingſt.
(Sich umſchauend.) Viel edle Ritter find' ich hier verſammelt,
Und alle Augen glänzen freudenhell;
Nur einem Traurigen hab' ich begegnet,
Der ſich verbergen muß, wo alles jauchzt.

Burgund.
Und wer iſt ſich ſo ſchwerer Schuld bewußt,
Daß er an unſrer Huld verzweifeln müßte?

Johanna.
Darf er ſich nahn? O, ſage, daß er's darf!
Mach Dein Verdienſt vollkommen! Eine Verſöhnung
Iſt keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfen Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht ſei ſo blutig, daß Burgund
An dieſem Freudentag es nicht vergebe!

Burgund.
Ha, ich verſtehe Dich!

Johanna.
Und willſt verzeihn?
Du willſt es, Herzog? — Komm herein, Du Chatel!
(Sie öffnet die Thür und führt Du Chatel herein; dieſer bleibt in der Entfernung ſtehen.)
Der Herzog iſt mit ſeinen Feinden allen
Verſöhnt, er iſt es auch mit Dir.
(Du Chatel tritt einige Schritte näher und ſucht in den Augen des Herzogs zu leſen.)

Burgund.
Was machſt Du
Aus mir, Johanna? Weißt Du, was Du forderſt?

Johanna.
Ein güt'ger Herr thut ſeine Pforten auf
Für alle Gäſte, keinen ſchließt er aus;
Frei, wie das Firmament die Welt umſpannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umſchließen.
Es ſchickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit;
Gleichmeſſend gießt der Himmel ſeinen Tau
Auf alle durſtenden Gewächſe aus.
Was irgend gut iſt und von oben kommt,
Iſt allgemein und ohne Vorbehalt;
Doch in den Falten wohnt die Finſternis!

Burgund.
O, ſie kann mit mir ſchalten, wie ſie will,
Mein Herz iſt weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmt mich, Du Chatel! Ich vergeb' Euch.
Geiſt meines Vaters, zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die Dich getötet, freundlich faſſe.
Ihr Todesgötter, rechnet mir's nicht zu,
Daß ich mein ſchrecklich Rachgelübde breche!
Bei Euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da ſchlägt kein Herz mehr, da iſt alles ewig,
Steht alles unbeweglich feſt — doch anders
Iſt es hier oben in der Sonne Licht.
Der Menſch iſt, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

Karl (zur Johanna).
Was dank' ich Dir nicht alles, hohe Jungfrau!
Wie ſchön haſt Du Dein Wort gelöſt!
Wie ſchnell mein ganzes Schickſal umgewandelt!
Die Freunde haſt Du mir verſöhnt, die Feinde
Mir in den Staub geſtürzt und meine Städte
Dem fremden Joch entriſſen. — Du allein
Vollbrachteſt alles. — Sprich, wie lohn' ich Dir!

Johanna.
Sei immer menſchlich, Herr, im Glück, wie Du's
Im Unglück warſt — und auf der Größe Gipfel
Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Not;
Du haſt's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem Letzten Deines Volks; denn von der Herde
Berief Dir Gott die Retterin — Du wirſt
Ganz Frankreich ſammeln unter Deinen Zepter,
Der Ahn- und Stammherr großer Fürſten ſein;
Die nach Dir kommen, werden heller leuchten,
Als die Dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, ſo lang' er ſich die Liebe
Bewahrt im Herzen ſeines Volks.
Der Hochmut nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo Dir jetzt
Der Retter ausging, droht geheimnisvoll
Den ſchuldbefleckten Enkeln das Verderben!

Burgund.
Erleuchtet Mädchen, das der Geiſt beſeelt!
Wenn Deine Augen in die Zukunft dringen,
So ſprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten, wie er angefangen?

Johanna.
Burgund! Hoch bis zur Throneshöhe haſt
Du Deinen Stuhl geſetzt, und höher ſtrebt
Das ſtolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von oben
Wird ſeinem Wachstum ſchleunig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht Deines Hauſes Fall!
In einer Jungfrau 30) lebt es glänzend fort,
Und zeptertragende Monarchen, Hirten
Der Völker, werden ihrem Schoß entblühn.
Sie werden herrſchen auf zwei großen Thronen,
Geſetze ſchreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbeſchifften Meeren.

Karl.
O, ſprich, wenn es der Geiſt Dir offenbaret,
Wird dieſes Freundesbündnis, das wir jetzt
Erneut, auch noch die ſpäten Enkelſöhne
Vereinigen?

Johanna (nach einem Stillſchweigen).
Ihr Könige und Herrſcher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus ſeiner Höhle, wo er ſchläft; denn, einmal
Erwacht, bezähmt er ſpät ſich wieder! Enkel
Erzeugt er ſich, ein eiſernes Geſchlecht,
Fortzündet an dem Brande ſich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wiſſen! Freuet Euch
Der Gegenwart! Laßt mich die Zukunft ſtill
Bedecken!

Sorel.
Heilig Mädchen, Du erforſcheſt
Mein Herz, Du weißt, ob es nach Größe eitel ſtrebt;
Auch mir gieb ein erfreuliches Orakel!

Johanna.
Mir zeigt der Geiſt nur große Weltgeſchicke;
Dein Schickſal ruht in Deiner eignen Bruſt!

Dunois.
Was aber wird Dein eigen Schickſal ſein,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt!
Dir blüht gewiß das ſchönſte Glück auf Erden,
Da Du ſo fromm und heilig biſt.

Johanna.
Das Glück
Wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters.

Karl.
Dein Glück ſei fortan Deines Königs Sorge!
Denn Deinen Namen will ich herrlich machen
In Frankreich; ſelig preiſen ſollen Dich
Die ſpäteſten Geſchlechter — und gleich jetzt
Erfüll' ich es. — Knie nieder!
(Er zieht das Schwert und berührt ſie mit demſelben.)
Und ſteh auf
Als eine Edle! Ich erhebe Dich.
Dein König, aus dem Staube Deiner dunkeln
Geburt — Im Grabe adl' ich Deine Väter —
Du ſollſt die Lilie im Wappen tragen,

Den Beſten ſollſt Du ebenbürtig ſein
In Frankreich; nur das königliche Blut
Von Valois ſei edler als das Deine!
Der Größte meiner Großen fühle ſich
Durch Deine Hand geehrt; mein ſei die Sorge,
Dich einem edlen Gatten zu vermählen.
Dunois (tritt vor).
Mein Herz erkor ſie, da ſie niedrig war;
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienſt, noch meine Liebe.
Hier in dem Angeſichte meines Königs
Und dieſes heil'gen Biſchofs reich' ich ihr
Die Hand als meiner fürſtlichen Gemahlin,
Wenn ſie mich würdig hält, ſie zu empfangen.
Karl.
Unwiderſtehlich Mädchen, Du häufſt Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß Dir nichts
Unmöglich iſt. Du haſt dies ſtolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn ſprach bis jetzt.
La Hire (tritt vor).
Johannas ſchönſter Schmuck,
Kenn' ich ſie recht, iſt ihr beſcheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten iſt ſie wert,
Doch nie wird ſie den Wunſch ſo hoch erheben.
Sie ſtrebt nicht ſchwindelnd ird'ſcher Hoheit nach;
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüts genügt ihr und das ſtille Los,
Das ich mit dieſer Hand ihr anerbiete.
Karl.
Auch Du, La Hire? Zwei treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Willſt Du, die meine Feinde mir verſöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebſten Freunde
Entzwein? Es kann ſie Einer nur beſitzen,
Und jeden acht' ich ſolchen Preiſes wert.
So rede Du, Dein Herz muß hier entſcheiden.
Sorel (tritt näher).
Die edle Jungfrau ſeh' ich überraſcht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham.
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, ſich
Der Freundin zu vertrauen und das Siegel
Zu löſen von der feſt verſchloſſnen Bruſt.
Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der ſtrengen Jungfrau ſchweſterlich
Mich nahn, ihr den treu verſchwiegnen Buſen
Darbieten darf. — Man laſſ' uns weiblich erſt
Das Weibliche bedenken, und erwarte,
Was wir beſchließen werden.
Karl (im Begriff zu gehen).
Alſo ſei's!
Johanna.
Nicht alſo, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieſer edlen Frau nichts zu vertraun.
Des ich vor Männern mich zu ſchämen hätte,
Hoch ehrt mich dieſer edeln Ritter Wahl,
Doch nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen;
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die eh'rne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden,
Ich bin die Kriegerin des höchſten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin ſein.
Erzbiſchof.
Dem Mann zur liebenden Gefährtin iſt
Das Weib geboren — wenn ſie der Natur
Gehorcht, dient ſie am würdigſten dem Himmel!
Und haſt Du dem Befehle Deines Gottes,
Der in das Feld Dich rief, genug gethan,
So wirſt Du Deine Waffen von Dir legen
Und wiederkehren zu dem ſanfteren
Geſchlecht, das Du verleugnet haſt, das nicht
Berufen iſt zum blut'gen Werk der Waffen.
Johanna.
Ehrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu ſagen,
Was mir der Geiſt gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir ſeine Stimme
Nicht ſchweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren iſt noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Öl hat ſeine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.
Karl.
Wir ſind begriffen auf dem Weg nach Rheims.
Johanna.
Laß uns nicht ſtill ſtehen; denn geſchäftig ſind
Die Feinde rings, den Weg Dir zu verſchließen.
Doch mitten durch ſie alle führ' ich Dich!
Dunois.
Wenn aber alles wird vollendet ſein,
Wenn wir zu Rheims nun ſiegend eingezogen,
Wirſt Du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —
Johanna.
Will es der Himmel, daß ich ſieggekrönt
Aus dieſem Kampf des Todes wiederkehre,
So iſt mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geſchäft mehr in des Königs Hauſe.
Karl (ihre Hand faſſend).
Dich treibt des Geiſtes Stimme jetzt, es ſchweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Buſen.
Sie wird nicht immer ſchweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In jeden Buſen ein, und ſanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in Deiner Bruſt erwachen,
Und Thränen ſüßer Sehnſucht wirſt Du weinen,
Wie ſie Dein Auge nie vergoß — dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird ſich
Zu einem ird'ſchen Freunde liebend wenden —
Jetzt haſt Du rettend Tauſende beglückt,
Und Einen zu beglücken wirſt Du enden!
Johanna.
Dauphin! Biſt Du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß Du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die Dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet Euch,
Vor Eurem Aug' enthüllt er ſeine Wunder
Und Ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Erz
Umgeben, in die Männerſchlacht ſich miſchen?
Weh mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes
In Händen führte und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'ſchen Mann!
Mir wäre beſſer, ich wär' nie geboren!
Kein ſolches Wort mehr, ſag' ich Euch, wenn Ihr
Den Geiſt in mir nicht zürnend wollt entrüſten!
Der Männer Auge ſchon, das mich begehrt,
Iſt mir ein Grauen und Entheiligung.
Karl.
Brecht ab! Es iſt umſonſt, ſie zu bewegen.
Johanna.
Befiehl, daß man die Kriegsdrommete blaſe!
Mich preßt und ängſtigt dieſe Waffenſtille,
Es jagt mich auf aus dieſer müß'gen Ruh
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietriſch mahnend meinem Schickſal zu.

Fünfter Auftritt.

Ein Ritter eilfertig.

Karl.
Was iſt's?
Ritter.
Der Feind iſt über die Marne gegangen
Und ſtellt ſein Heer zum Treffen.
Johanna (begeiſtert).
Schlacht und Kampf!
Jetzt iſt die Seele ihrer Bande frei.
Bewaffnet Euch, ich ordn' indes die Scharen.
(Sie eilt hinaus.)
Karl.
Folgt ihr, La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen laſſen!
Dunois.
Sie treibt nicht wahrer Mut. Es iſt der letzte
Verſuch ohnmächtig wütender Verzweiflung.
Karl.
Burgund, Euch ſporn' ich nicht. Heut iſt der Tag,
Um viele böſe Tage zu vergüten.
Burgund.
Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein.

Karl.
Ich ſelbſt
Will Euch vorangehn auf dem Weg des Ruhms
Und in dem Angeſicht der Krönungsſtadt
Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes,
Dein Ritter ſagt Dir Lebewohl!
Agnes (umarmt ihn).
Ich weine nicht, ich zittre nicht für Dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder ſeiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn,
Mir ſagt's das Herz, in Rheims' bezwungnen Mauern.
(Trompeten erſchallen mit mutigem Ton und gehen, während verwandelt wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über; das Orcheſter fällt ein bei offener Szene und wird von kriegeriſchen Inſtrumenten hinter der Szene begleitet.)

Sechſter Auftritt.

Der Schauplatz verwandelt ſich in eine freie Gegend, die von Bäumen begrenzt wird. Man ſieht während der Muſik Soldaten über den Hintergrund ſchnell wegziehen.

Talbot, auf **Faſtolf** geſtützt und von **Soldaten** begleitet. Gleich darauf **Lionel.**

Talbot.
Hier unter dieſen Bäumen ſetzt mich nieder,
Und Ihr begebt Euch in die Schlacht zurück;
Ich brauche keines Beiſtands, um zu ſterben.
Faſtolf.
O unglückſelig jammervoller Tag!
(Lionel tritt auf.)
Zu welchem Anblick kommt Ihr, Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.
Lionel.
Das wolle Gott nicht! Edler Lord, ſteht auf!
Jetzt iſt's nicht Zeit, ermattet hinzuſinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit Eurem mächt'gen Willen, daß ſie lebe!
Talbot.
Umſonſt! Der Tag des Schickſals iſt gekommen,
Der unſern Thron in Frankreich ſtürzen ſoll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahingeſchmettert lieg' ich hier,
Um nicht mehr aufzuſtehn. — Rheims iſt verloren.
So eilt, Paris zu retten!
Lionel.
Paris hat ſich vertragen mit dem Dauphin;
Soeben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht.
Talbot (reißt den Verband auf).
So strömet hin, Ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüſſig bin ich dieſer Sonne!
Lionel.
Ich kann nicht bleiben. — Faſtolf, bringt den Feldherrn
An einen ſichern Ort; wir können uns
Nicht lange mehr auf dieſem Poſten halten.
Die Unſern fliehen ſchon von allen Seiten,
Unwiderſtehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot.
Unſinn, Du ſiegſt, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer biſt Du denn, wenn Du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen,
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!
Verflucht ſei, wer ſein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Lionel.
Mylord! Ihr habt nur noch
Für wenig Augenblicke Leben — Denkt
An Euren Schöpfer!

Talbot.
Wären wir als Tapfre
Durch andre Tapfere beſiegt, wir könnten
Uns tröſten mit dem allgemeinen Schickſal,
Das immer wechſelnd ſeine Kugel dreht —
Doch ſolchem groben Gaukelſpiel erliegen!
War unſer ernſtes arbeitsvolles Leben
Keines ernſthaftern Ausgangs wert?

Lionel (reicht ihm die Hand).
Mylord, fahrt wohl! Der Thränen ſchuld'gen Zoll
Will ich Euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geſchick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend ſitzt und ſeine Loſe ſchüttelt.
Auf Wiederſehn in einer andern Welt!
Kurz iſt der Abſchied für die lange Freundſchaft. (Geht ab.)

Talbot.
Bald iſt's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles deſſen,
Was uns erhaben ſchien nnd wünſchenswert. —

Siebenter Auftritt.

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und **Soldaten** treten auf.

Burgund.
Die Schanze iſt erſtürmt.

Dunois.
Der Tag iſt unſer.

Karl (Talbot bemerkend).
Seht, wer es iſt, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig ſchweren Abſchied nimmt?
Die Rüſtung zeigt mir keinen ſchlechten Mann,
Geht, ſpringt ihm bei, wenn ihm noch Hilfe frommt.
(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

Faſtolf.
Zurück! Bleibt fern! Habt Achtung vor dem Toten
Dem ihr im Leben nie zu nahn gewünſcht!

Burgund.
Was ſeh' ich! Talbot liegt in ſeinem Blut!
(Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn ſtarr an und ſtirbt.)

Faſtolf.
Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräters!

Dunois.
Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmſt Du vorlieb mit ſo geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben Deines Rieſengeiſtes gnügen.
— Erſt jetzo, Sire, begrüß' ich Euch als König;
Die Krone zitterte auf Eurem Haupt,
So lang' ein Geiſt in dieſem Körper lebte.

Karl (nachdem er den Toten ſtillſchweigend betrachtet).
Ihn hat ein Höherer beſiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte.
Bringt ihn hinweg!
(Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)
Fried' ſei mit ſeinem Staube!
Ihm ſoll ein ehrenvolles Denkmal werden,
Mitten in Frankreich, wo er ſeinen Lauf
Als Held geendet, ruhe ſein Gebein!
So weit als er drang noch kein feindlich Schwert;
Seine Grabſchrift ſei der Ort, wo man ihn findet.

Faſtolf (giebt ſein Schwert ab).
Herr, ich bin Dein Gefangener.

Karl (giebt ihm ſein Schwert zurück).
Nicht alſo!
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei ſollt Ihr Eurem Herrn zu Grabe folgen.
Jetzt eilt, Du Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreißt ſie ihrer Angſt um uns — Bringt ihr
Die Botſchaft, daß wir leben, daß wir ſiegten,
Und führt ſie im Triumph nach Rheims!
(Du Chatel geht ab.)

Achter Auftritt.

La Hire zu den **Vorigen.**

Dunois.
La Hire,
Wo iſt die Jungfrau?

La Hire.
Wie? Das frag' ich Euch.
An Eurer Seite fechtend ließ ich ſie.

Dunois.
Von Eurem Arme glaubt' ich ſie beſchützt,
Als ich dem König beizuſpringen eilte.

Burgund.
Im dichtſten Feindeshaufen ſah ich noch
Vor kurzem ihre weiße Fahne wehn.

Dunois.
Weh uns, wo iſt ſie? Böſes ahnet mir!
Kommt, eilen wir, ſie zu befrein. — Ich fürchte,
Sie hat der kühne Mut zu weit geführt,
Umringt von Feinden kämpft ſie ganz allein,
Und hilflos unterliegt ſie jetzt der Menge.

Karl.
Eilt, rettet ſie!

La Hire.
Ich folg' Euch, kommt!

Burgund.
Wir alle!
(Sie eilen fort.)

Neunter Auftritt.

Eine andre öde Gegend des Schlachtfelds. Man ſieht die Türme von Rheims in der Ferne, von der Sonne beleuchtet.

Ein Ritter in ganz ſchwarzer Rüſtung, mit geſchloſſenem Viſier. **Johanna** verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er ſtille ſteht und ſie erwartet.

Johanna.
Argliſt'ger! Jetzt erkenn' ich Deine Tücke!
Du haſt mich trüglich durch verſtellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schickſal
Von vieler Britenſöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt Dich ſelber das Verderben.

Schwarzer Ritter.
Warum verfolgſt Du mich und hefteſt Dich
So wutentbrannt an meine Ferſen? Mir
Iſt nicht beſtimmt, von Deiner Hand zu fallen.

Johanna.
Verhaßt in tiefſter Seele biſt Du mir,
Gleichwie die Nacht, die Deine Farbe iſt.
Dich wegzutilgen von dem Licht des Tags,
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer biſt Du? Öffne Dein Viſier. — Hätt' ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht.
Nicht fallen ſehn, ſo ſagt' ich, Du wärſt Talbot.

Schwarzer Ritter.
Schweigt Dir die Stimme des Prophetengeiſtes?

Johanna.
Sie redet laut in meiner tiefſten Bruſt,
Daß mir das Unglück an der Seite ſteht.

Schwarzer Ritter.
Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims'
Biſt Du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir g'nüge der erworbne Ruhm. Entlaſſe
Das Glück, das Dir als Sklave hat gedient,
Eh es ſich zürnend ſelbſt befreit; es haßt
Die Treu', und keinem dient es bis ans Ende.

Johanna.
Was heißeſt du in Mitte meines Laufs
Mich ſtille ſtehen und mein Werk verlaſſen?
Ich führ' es aus und löſe mein Gelübde!

Schwarzer Ritter.
Nichts kann Dir, Du Gewalt'ge, widerſtehn,
In jedem Kampfe ſiegſt Du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.
Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.
Schau hin! Dort hebt ſich Rheims mit ſeinen Türmen,
Das Ziel und Ende Deiner Fahrt — Die Kuppel
Der hohen Kathedrale ſiehſt Du leuchten,
Dort wirſt Du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, Dein Gelübde löſen.
— Geh nicht hinein! Kehr' um! Hör' meine Warnung!

Johanna.
Wer biſt Du, doppelzüngig falſches Weſen,
Das mich erſchrecken und verwirren will?
Was maßeſt Du Dir an, mir falſch Orakel
Betrüglich zu verkündigen!
(Der ſchwarze Ritter will abgehen, ſie tritt ihm in den Weg.)
Nein, Du ſtehſt
Mir Rede oder ſtirbſt von meinen Händen!
(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

Schwarzer Ritter
(berührt ſie mit der Hand, ſie bleibt unbeweglich ſtehen).
Töte, was ſterblich iſt!
(Nacht, Blitz und Donnerſchlag. Der Ritter verſinkt.)

Johanna
(ſteht anfangs erſtaunt, faßt ſich aber bald wieder).
Es war nichts Lebendes. — Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerſpenſt'ger Geiſt,
Heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Mut nicht weichen und nicht wanken!
(Sie will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Lionel. Johanna.

Lionel.
Verfluchte, rüſte Dich zum Kampf — Nicht beide
Verlaſſen wir lebendig dieſen Platz.
Du haſt die Beſten meines Volks getötet;
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinen Buſen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder teile ſein Geſchick.
Und daß Du wiſſeſt, wer Dir Ruhm verleiht,
Er ſterbe oder ſiege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürſten unſers Heers,

Und unbezwungen noch iſt dieſer Arm.
(Er dringt auf ſie ein; nach einem kurzen Gefecht ſchlägt ſie ihm das Schwert aus der Hand.)
Treuloſes Glück! (Er ringt mit ihr.)
Johanna (ergreift ihn von hinten zu am Helmbuſch und reißt ihm den Helm gewaltſam herunter, daß ſein Geſicht entblößt wird, zugleich zuckt ſie das Schwert mit der Rechten).
Erleide, was Du ſuchteſt,
Die heil'ge Jungfrau opfert Dich durch mich!
(In dieſem Augenblicke ſieht ſie ihm ins Geſicht, ſein Anblick ergreift ſie, ſie bleibt unbeweglich ſtehen und läßt dann langſam den Arm ſinken.)

Lionel.
Was zauderſt Du und hemmſt den Todesſtreich?
Nimm mir das Leben auch, Du nahmſt den Ruhm,
Ich bin in Deiner Hand, ich will nicht Schonung.
(Sie giebt ihm ein Zeichen mit der Hand, ſich zu entfernen.)
Entfliehen ſoll ich? Dir ſoll ich mein Leben
Verdanken? — Eher ſterben!

Johanna (mit abgewandtem Geſicht).
Rette Dich!
Ich will nichts davon wiſſen, daß Dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.
Ich haſſe Dich und Dein Geſchenk. — Ich will
Nicht Schonung. — Töte Deinen Feind, der Dich
Verabſcheut, der Dich töten wollte.

Johanna.
Töte mich
— Und fliehe!

Lionel.
Ha! Was iſt das?

Johanna (verbirgt das Geſicht).
Wehe mir!

Lionel (tritt näher).
Du töteſt, ſagt man, alle Engelländer,
Die Du im Kampf bezwingſt. — Warum nur mich
Verſchonen?

Johanna (erhebt das Schwert mit einer raſchen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie ſie ihn ins Geſicht faßt, ſchnell wieder ſinken.)
Heil'ge Jungfrau!

Lionel.
Warum nennſt Du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von Dir; der Himmel
Hat keinen Teil an Dir.

Johanna (in der heftigſten Beängſtigung).
Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!
(Sie ringt verzweifelnd die Hände.)

Lionel (betrachtet ſie mit Teilnahme und tritt ihr näher).
Unglücklich Mädchen! Ich beklage Dich.
Du rührſt mich; Du haſt Großmut ausgeübt
An mir allein; ich fühle, daß mein Haß
Verſchwindet, ich muß Anteil an Dir nehmen!
— Wer biſt Du? Woher kommſt Du?

Johanna.
Fort! Entfliehe!

Lionel.
Mich jammert Deine Jugend, Deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten. — Sage mir, wie kann ich's?
Komm! komm! Entſage dieſer gräßlichen
Verbindung. — Wirf ſie von Dir, dieſe Waffen!

Johanna.
Ich bin unwürdig, ſie zu führen!

Lionel.
Wirf
Sie von Dir, ſchnell, und folge mir!

Johanna (mit Entſetzen).
Dir folgen!

Lionel.
Du kannſt gerettet werden. Folge mir!
Ich will Dich retten, aber ſäume nicht.
Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um Dich,
Und ein unnennbar Sehnen, Dich zu retten —
(Bemächtigt ſich ihres Armes.)

Johanna.
Der Baſtard naht! Sie ſind's! Sie ſuchen mich!
Wenn ſie Dich finden —

Lionel.
Ich beſchütze Dich!

Johanna.
Ich ſterbe, wenn Du fällſt von ihren Händen!

Lionel.
Bin ich Dir teuer?

Johanna.
Heilige des Himmels!

Lionel.
Werd' ich Dich wiederſehen? Von Dir hören?

Johanna.
Nie! Niemals!

Lionel.
Dieſes Schwert zum Pfand, daß ich
Dich wiederſehe! (Er entreißt ihr das Schwert.)

Johanna.
Raſender, Du wagſt es?

Lionel.
Jetzt weich' ich der Gewalt, ich ſeh' Dich wieder!
(Er geht ab.)

Elfter Auftritt.

Dunois und **La Hire. Johanna.**

La Hire.
Sie lebt! Sie iſt's!

Dunois.
Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde ſtehen mächtig Dir zur Seite.

La Hire.
Flieht dort nicht Lionel?

Dunois.
Laß ihn entfliehn!
Johanna, die gerechte Sache ſiegt.
Rheims öffnet ſeine Thore, alles Volk
Strömt jauchzend ſeinem Könige entgegen —

La Hire.
Was iſt der Jungfrau? Sie erbleicht, ſie ſinkt!
(Johanna ſchwindelt und will ſinken.)

Dunois.
Sie iſt verwundet — Reißt den Panzer auf —
Es iſt der Arm, und leicht iſt die Verletzung.

La Hire.
Ihr Blut entfließt!

Johanna.
Laß es mit meinem Leben
Hinſtrömen!
(Sie liegt ohnmächtig in La Hires Armen.)

Vierter Aufzug.

Ein feſtlich ausgeſchmückter Saal, die Säulen ſind mit Feſtons umwunden; hinter der Szene Flöten und Hoboen.

Erſter Auftritt.

Johanna.
Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Feſtes Glanz,
Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet ſich der Kranz;
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäſte,
Die wallend ſtrömen zu dem Völkerfeſte.
Und einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und ein Gedanke ſchlägt in jeder Bruſt,
Was ſich noch jüngſt in blut'gem Haß getrennet,
Das teilt entzückt die allgemeine Luſt.
Wer nur zum Stamm der Franken ſich bekennet,
Der iſt des Namens ſtolzer ſich bewußt;
Erneuert iſt der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt ſeinem Königsſohne.
Doch mich, die all' das Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück;
Mir iſt das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieſer Feſtlichkeit zurück,
Ins brit'ſche Lager iſt es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde ſchweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.
Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Buſen tragen?
Dies Herz, von Himmels Glanz erfüllt,
Darf einer ird'ſchen Liebe ſchlagen?
Ich, meines Landes Retterin,
Des höchſten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen?
Darf ich's der keuſchen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham!
(Die Muſik hinter der Szene geht in eine weiche, ſchmelzende Melodie über.)
Wehe! Weh mir! Welche Töne!
Wie verführen ſie mein Ohr!
Jeder ruft mir ſeine Stimme,
Zaubert mir ſein Bild hervor!
Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,
Speere ſauſend mich umtönten
In des heißen Streites Wut!
Wieder fänd' ich meinen Mut!
Dieſe Stimmen, dieſe Töne,
Wie umſtricken ſie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Buſen
Löſen ſie in weichem Sehnen,
Schmelzen ſie in Wehmuts Thränen!
(Nach einer Pauſe lebhafter.)
Sollt' ich ihn töten? Konnt' ich's, da ich ihm
Ins Auge ſah? Ihn töten! Eher hätt' ich
Den Mordſtahl auf die eigne Bruſt gezückt!
Und bin ich ſtrafbar, weil ich menſchlich war?
Iſt Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörteſt Du
Des Mitleids Stimme und der Menſchlichkeit
Auch bei den andern, die Dein Schwert geopfert?
Warum verſtummte ſie, als der Walliſer Dich,
Der zarte Jüngling, um ſein Leben flehte?
Argliſtig Herz! Du lügſt dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!
Warum mußt' ich ihm in die Augen ſehn!
Die Züge ſchaun des edeln Angeſichts!
Mit Deinem Blick fing Dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
Mit blinden Augen mußteſt Du's vollbringen!
Sobald Du ſahſt, verließ Dich Gottes Schild,
Ergriffen Dich der Hölle Schlingen!
(Die Flöten wiederholen, ſie verſinkt in eine ſtille Wehmut.)
Frommer Stab! O, hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte Dich vertauſcht!
Hätt' es nie in Deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauſcht!
Wärſt Du nimmer mir erſchienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm ſie hin!
Ach, ich ſah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angeſicht!
Doch auf Erden iſt mein Hoffen,
Und im Himmel iſt es nicht!
Mußteſt Du ihn auf mich laden,
Dieſen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf!
Willſt Du Deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frei von Sünden
Stehn in Deinem ew'gen Haus;
Deine Geiſter ſende aus,
Die Unſterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!
Kümmert mich das Los der Schlachten!
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh'.
Doch du riſſeſt mich ins Leben,
In den ſtolzen Fürſtenſaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach, es war nicht meine Wahl!

Zweiter Auftritt.

Agnes Sorel. Johanna.

Sorel (kommt in lebhafter Rührung; wie ſie die Jungfrau erblickt, eilt ſie auf ſie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich beſinnt ſie ſich, läßt ſie los und fällt vor ihr nieder).
Nein! Nicht ſo! Hier im Staub vor Dir —

Johanna (will ſie aufheben).
Steh auf!
Was iſt Dir? Du vergiſſeſt Dich und mich.

Sorel.
Laß mich! Es iſt der Freude Drang, der mich
Zu Deinen Füßen niederwirft — ich muß
Mein überwallend Herz vor Gott ergießen;
Den Unſichtbaren bet' ich an in Dir.
Du biſt der Engel, der mir meinen Herrn
Nach Rheims geführt und mit der Krone ſchmückt.
Was ich zu ſehen nie geträumt, es iſt
Erfüllt! Der Krönungszug bereitet ſich,
Der König ſteht im feſtlichen Ornat,
Verſammelt ſind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Inſignien zu tragen;
Zur Kathedrale wallend ſtrömt das Volk,
Es ſchallt der Reigen und die Glocken tönen.
O, dieſes Glückes Fülle trag' ich nicht!
(Johanna hebt ſie ſanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem ſie der Jungfrau näher ins Auge ſieht.)
Doch Du bleibſt immer ernſt und ſtreng; Du kannſt
Das Glück erſchaffen, doch Du teilſt es nicht.
Dein Herz iſt kalt, Du fühlſt nicht unſre Freuden,
Du haſt der Himmel Herrlichkeit geſehn,
Die reine Bruſt bewegt kein irdiſch Glück.
(Johanna ergreift ihre Hand mit Heſtigkeit, läßt ſie aber ſchnell wieder fahren.)
O, könnteſt Du ein Weib ſein und empfinden!
Leg dieſe Rüſtung ab, kein Krieg iſt mehr,
Bekenne Dich zum ſanfteren Geſchlechte!
Mein liebend Herz flieht ſcheu vor Dir zurück,
So lange Du der ſtrengen Pallas gleichſt.

Johanna.
Was forderſt Du von mir!

Sorel.
Entwaffne Dich!
Leg dieſe Rüſtung ab! Die Liebe fürchtet,
Sich dieſer ſtahlbedeckten Bruſt zu nahn.
O, ſei ein Weib, und Du wirſt Liebe fühlen!

Johanna.
Jetzt ſoll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod
Will ich die Bruſt entblößen in der Schlacht!
Jetzt nicht — o, möchte ſiebenfaches Erz
Vor Euren Feſten, vor mir ſelbſt mich ſchützen!

Sorel.
Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz,
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht für Dich in heiligem Gefühl.
O, es iſt ſchön, von einem Helden ſich geliebt
Zu ſehn — es iſt noch ſchöner, ihn zu lieben!
(Johanna wendet ſich mit Abſcheu hinweg.)
Du haſſeſt ihn! — Nein, nein, Du kannſt ihn nur
Nicht lieben — Doch wie ſollteſt Du ihn haſſen!
Man haßt nur den, der den Geliebten uns
Entreißt; doch Dir iſt keiner der Geliebte!
Dein Herz iſt ruhig — Wenn es fühlen könnte —

Johanna.
Beklage mich! Beweine mein Geſchick!

Sorel.
Was könnte Dir zu Deinem Glücke mangeln!
Du haſt Dein Wort gelöſt, Frankreich iſt frei,
Bis in die Krönungsſtadt haſt Du den König
Siegreich geführt und hohen Ruhm erſtritten;
Dir huldiget, dich preiſt' ein glücklich Volk;
Von allen Zungen überſtrömend fließt
Dein Lob, Du biſt die Göttin dieſes Feſtes;
Der König ſelbſt mit ſeiner Krone ſtrahlt
Nicht herrlicher als Du.

Johanna.
O, könnt' ich mich
Verbergen in den tiefſten Schoß der Erde!

Sorel.
Was iſt Dir! Welche ſeltſame Bewegung!
Wer dürfte frei aufſchaun an dieſem Tage,
Wenn Du die Blicke niederſchlagen ſollſt!
Mich laß erröten, mich, die neben Dir
So klein ſich fühlt, zu Deiner Heldenſtärke ſich,
Zu Deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn ſoll ich meine ganze Schwäche Dir
Geſtehen? — Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beſchäftigt dieſes ſchwache Herz. Es iſt
Nur Einer, der es ganz erfüllt; es hat
Nur Raum für dieſes einzige Gefühl:
Er iſt der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn ſegnet es, ihm ſtreut es dieſe Blumen,
Er iſt der Meine, der Geliebte iſt's.

Johanna.
O, Du biſt glücklich! Selig preiſe Dich!
Du liebſt, wo alles liebt! Du darfſt Dein Herz
Aufſchließen, laut ausſprechen Dein Entzücken
Und offen tragen vor der Menſchen Blicken!
Dies Feſt des Reichs iſt Deiner Liebe Feſt;
Die Völker alle, die unendlichen,
Die ſich in dieſen Mauern flutend drängen,
Sie teilen Dein Gefühl, ſie heil'gen es;
Dir jauchzen ſie, Dir flechten ſie den Kranz,
Eins biſt Du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebſt das Allerfreuende, die Sonne,
Und was Du ſiehſt, iſt Deiner Liebe Glanz!

Sorel (ihr um den Hals fallend).
O, Du entzückſt mich, Du verſtehſt mich ganz!
Ja, ich verkannte Dich, Du kennſt die Liebe,
Und was ich fühle, ſprichſt Du mächtig aus.
Von ſeiner Furcht und Scheue löſ't ſich mir
Das Herz, es wallt vertrauend Dir entgegen —

Johanna (entreißt ſich mit Heſtigkeit ihren Armen).
Verlaß mich! Wende Dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner peſterfüllten Nähe!
Sei glücklich, geh! Mich laß in tiefſter Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entſetzen
Verbergen —

Sorel.
Du erſchreckſt mich, ich begreife
Dich nicht; doch ich begriff Dich nie — und ſtets
Verhüllt war mir Dein dunkel tiefes Weſen.
Wer möcht' es faſſen, was Dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erſchreckt!

Johanna.
Du biſt die Heilige! Du biſt die Reine!
Sähſt Du mein Innerſtes, Du ſtießeſt ſchaudernd
Die Feindin von Dir, die Verräterin!

Dritter Auftritt.

Dunois. Du Chatel und **La Hire** mit der Fahne der Johanna.

Dunois.
Dich ſuchen wir, Johanna. Alles iſt
Bereit; der König ſendet uns, er will,
Daß Du vor ihm die heil'ge Fahne trageſt;
Du ſollſt Dich ſchließen an der Fürſten Reihn,
Die nächſte an ihm ſelber ſollſt Du gehn;
Denn er verleugnet's nicht, und alle Welt
Soll es bezeugen, daß er Dir allein
Die Ehre dieſes Tages zuerkennt.

La Hire.
Hier iſt die Fahne. Nimm ſie, edle Jungfrau!
Die Fürſten warten, und es harrt das Volk.

Johanna.
Ich vor ihm herziehn! Ich die Fahne tragen!

Dunois.
Wem anders ziemt es! Welche andre Hand
Iſt rein genug, das Heiligtum zu tragen!
Du ſchwangſt ſie im Gefechte; trage ſie
Zur Zierde nun auf dieſem Weg der Freude.
(La Hire will ihr die Fahne überreichen, ſie bebt ſchaudernd davor zurück.)

Johanna.
Hinweg! Hinweg!

La Hire.
Was iſt Dir, Du erſchrickſt
Vor Deiner eignen Fahne! — Sieh ſie an!
(Er rollt die Fahne auseinander.)
Es iſt dieſelbe, die Du ſiegend ſchwangſt.
Die Himmelskönigin iſt drauf gebildet,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt;
Denn alſo lehrte Dich's die heil'ge Mutter.

Johanna (mit Entſetzen hinſchauend).
Sie iſt's! Sie ſelbſt! Ganz ſo erſchien ſie mir.
Seht, wie ſie herblickt und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finſtern Wimpern ſchaut!

Sorel.
O, ſie iſt außer ſich! Komm zu Dir ſelbſt!
Erkenne Dich! Du ſiehſt nichts Wirkliches!
Das iſt ihr irdiſch nachgeahmtes Bild,
Sie ſelber wandelt in des Himmels Chören!

Johanna.
Furchtbare, kommſt Du, Dein Geſchöpf zu ſtrafen?
Verderbe, ſtrafe mich, nimm Deine Blitze,
Und laß ſie fallen auf mein ſchuldig Haupt.
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Geläſtert hab' ich Deinen heil'gen Namen!

Dunois.
Weh uns! Was iſt das! Welch unſel'ge Reden!

La Hire (erſtaunt zu Du Chatel).
Begreift Ihr dieſe ſeltſame Bewegung?

Du Chatel.
Ich ſehe, was ich ſeh'. Ich hab' es längſt
Gefürchtet.

Dunois.
Wie? Was ſagt Ihr?

Du Chatel.
Was ich denke,
Darf ich nicht ſagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber, und der König wär' gekrönt!

La Hire.
Wie? Hat der Schrecken, der von dieſer Fahne
Ausging, ſich auf Dich ſelbſt zurück gewendet?
Den Briten laß vor dieſem Zeichen zittern,
Den Feinden Frankreichs iſt es fürchterlich,
Doch ſeinen treuen Bürgern iſt es gnädig.

Johanna.
Ja, Du ſagſt recht! Den Freunden iſt es hold,
Und auf die Feinde ſendet es Entſetzen!
(Man hört den Krönungsmarſch.)

Dunois.
So nimm die Fahne! Nimm ſie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick iſt zu verlieren!
(Sie bringen ihr die Fahne auf, ſie ergreift ſie mit heſtigem Widerſtreben und geht ab; die andern folgen.)

Vierter Auftritt.

Die Szene verwandelt ſich in einen freien Platz vor der Kathedral-Kirche.

Zuſchauer erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten **Bertrand, Claude Marie** und **Etienne** und kommen vorwärts, in der Folge auch **Margot** und **Louiſon.** Der Krönungsmarſch erſchallt gedämpft aus der Ferne.

Bertrand.
Hört die Muſik! Sie ſind's! Sie nahen ſchon!
Was iſt das Beſte? Steigen wir hinauf
Auf die Plattforme oder drängen uns
Durchs Volk, daß wir vom Aufzug nichts verlieren?

Etienne.
Es iſt nicht durchzukommen. Alle Straßen ſind
Von Menſchen vollgedrängt zu Roß und Wagen.
Laßt uns hieher an dieſe Häuſer treten;
Hier können wir den Zug gemächlich ſehen,
Wenn er vorüber kommt!

Claude Marie.
Iſt's doch, als ob
Halb Frankreich ſich zuſammen hier gefunden!
So allgewaltig iſt die Flut, daß ſie
Auch uns im fernen lothringiſchen Land
Hat aufgehoben und hieher geſpült!

Bertrand.
Wer wird
In ſeinem Winkel müßig ſitzen, wenn
Das Große ſich begiebt im Vaterland!
Es hat auch Schweiß und Blut genug gekoſtet,
Bis daß die Krone kam aufs rechte Haupt!
Und unſer König, der der wahre iſt,
Dem wir die Kron' jetzt geben, ſoll nicht ſchlechter
Begleitet ſein als der Pariſer ihrer,
Den ſie zu Saint Denis gekrönt! Der iſt
Kein Wohlgeſinnter, der von dieſem Feſt
Wegbleibt und nicht mitruft: Es lebe der König!

Fünfter Auftritt.

Margot und **Louiſon** treten zu ihnen.

Louiſon.
Wir werden unſre Schweſter ſehen, Margot!
Mir pocht das Herz.

Margot.
Wir werden ſie im Glanz
Und in der Hoheit ſehn, und zu uns ſagen:
Es iſt Johanna, es iſt unſre Schweſter!

Louiſon.
Ich kann's nicht glauben, bis ich ſie mit Augen
Geſehn, daß dieſe Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleans, unſre Schweſter
Johanna iſt, die uns verloren ging.
(Der Marſch kommt immer näher.)

Margot.
Du zweifelſt noch! Du wirſt's mit Augen ſehn!

Bertrand.
Gebt Acht! Sie kommen!

Sechſter Auftritt.

Flötenſpieler und **Hoboiſten** eröffnen den Zug. **Kinder** folgen, weiß gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter dieſen zwei **Herolde.** Darauf ein Zug von **Hellebardierern. Magiſtratsperſonen** in der Robe folgen. Hierauf zwei **Marſchälle** mit dem Stabe, **Herzog von Burgund,** das Schwert tragend, **Dunois** mit dem Zepter, andere **Große** mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsſtabe, andre mit Opfergaben; hinter dieſen **Ritter** in ihrem Ordensſchmuck; **Chorknaben** mit dem Rauchfaß, dann zwei **Biſchöfe** mit der Ste. Ampoule. **Erzbiſchof** mit dem Kruzifix; ihm folgt **Johanna** mit der Fahne. Sie geht mit geſenktem Haupt und ungewiſſen Schritten, die Schweſtern geben bei ihrem Anblick Zeichen des Erſtaunens und der Freude. Hinter ihr kommt der **König** unter einem Thronhimmel, welchen vier **Barone** tragen. **Hofleute** folgen. **Soldaten** ſchließen. Wenn der Zug in die Kirche hinein iſt, ſchweigt der Marſch.

Siebenter Auftritt.

Louiſon. Margot. Claude Marie. Etienne. Bertrand.

Margot.
Sahſt Du die Schweſter?

Claude Marie.
Die im goldnen Harniſch,
Die vor dem König herging mit der Fahne!

Margot.
Sie war's. Es war Johanna, unſre Schweſter!

Louiſon.
Und ſie erkannt' uns nicht! Sie ahnete
Die Nähe nicht der ſchweſterlichen Bruſt.
Sie ſah zur Erde und erſchien ſo blaß,
Und unter ihrer Fahne ging ſie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich ſie ſah.

Margot.
So hab' ich unſre Schweſter nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit geſehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum geahnet und gedacht,
Da ſie die Herde trieb auf unſern Bergen,
Daß wir in ſolcher Pracht ſie würden ſchauen.

Louiſon.
Der Traum des Vaters iſt erfüllt, daß wir
Zu Rheims uns vor der Schweſter würden neigen.
Das iſt die Kirche, die der Vater ſah
Im Traum, und alles hat ſich nun erfüllt.
Doch der Vater ſah auch traurige Geſichte;
Ach, mich bekümmert's, ſie ſo groß zu ſehn!

Bertrand.
Was ſtehn wir müßig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzuſehn!

Margot.
Ja, kommt!
Vielleicht, daß wir der Schweſter dort begegnen.

Louiſon.
Wir haben ſie geſehen. Kehren wir
In unſer Dorf zurück.

Margot.
Was? Eh wir ſie
Begrüßt und angeredet?

Louiſon.
Sie gehört
Uns nicht mehr an; bei Fürſten iſt ihr Platz
Und Königen — Wer ſind wir, daß wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da ſie noch unſer war!

Margot.
Wird ſie ſich unſer ſchämen, uns verachten?

Bertrand.
Der König ſelber ſchämt ſich unſer nicht,
Er grüßte freundlich auch den Niedrigſten.
Sei ſie ſo hoch geſtiegen, als ſie will,
Der König iſt doch größer!
(Trompeten und Pauken erſchallen aus der Kirche).

Claude Marie.
Kommt zur Kirche!
(Sie eilen nach dem Hintergrund, wo ſie ſich unter dem Volke verlieren.)

Achter Auftritt.

Thibaut kommt, ſchwarz gekleidet; **Raimond** folgt ihm und will ihn zurück halten.

Raimond.
Bleibt, Vater Thibaut! Bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier ſeht ihr lauter frohe Menſchen,
Und Euer Gram beleidigt dieſes Feſt.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten.

Thibaut.
Sahſt Du mein unglückſelig Kind? Haſt Du
Sie recht betrachtet?

Raimond.
O, ich bitt' Euch, flieht!

Thibaut.
Bemerkteſt Du, wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verſtört ihr Antlitz war!
Die Unglückſelige fühlt ihren Zuſtand;
Das iſt der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen. (Er will gehen.)

Raimond.
Bleibt! Was wollt Ihr thun?

Thibaut.
Ich will ſie überraſchen, will ſie ſtürzen
Von ihrem eiteln Glück, ja mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem ſie entſagt,
Zurück ſie führen.

Raimond.
Ach, erwägt es wohl!
Stürzt Euer eigen Kind nicht ins Verderben!

Thibaut.
Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag ſterben.
(Johanna ſtürzt aus der Kirche heraus ohne ihre Fahne, Volk bringt zu, adoriert ſie und küßt ihre Kleider, ſie wird durch das Gedränge im Hintergrunde aufgehalten.)
Sie kommt! Sie iſt's! Bleich ſtürzt ſie aus der Kirche,
Es treibt die Angſt ſie aus dem Heiligtum.
Das iſt das göttliche Gericht, das ſich
An ihr verkündiget! —

Raimond.
Lebt wohl!
Verlangt nicht, daß ich länger Euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung, und ich geh' voll Schmerz.
Ich habe Eure Tochter wiedergeſehn,
Und fühle, daß ich ſie aufs neu' verliere!
(Er geht ab, Thibaut entfernt ſich auf der entgegengeſetzten Seite.)

Neunter Auftritt.

Johanna. Volk. Hernach ihre **Schweſtern.**

Johanna (hat ſich des Volks erwehrt und kommt vorwärts).
Ich kann nicht bleiben — Geiſter jagen mich,
Wie Donner ſchallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe ſtürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muß ich ſuchen!
Die Fahne ließ ich in dem Heiligtum,
Nie, nie ſoll dieſe Hand ſie mehr berühren!
— Mir war's, als hätt' ich die geliebten Schweſtern,
Margot und Louiſon, gleich einem Traum
An mir vorübergleiten ſehen. — Ach!
Es war nur eine täuſchende Erſcheinung!
Fern ſind ſie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unſchuld Glück!

Margot (hervortretend).
Sie iſt's! Johanna iſt's!

Louiſon (eilt ihr entgegen).
O, meine Schweſter!

Johanna.
So war's kein Wahn — Ihr ſeid es —
Ich umfaſſ' Euch,
Dich, meine Louiſon! Dich, meine Margot!
Hier in der fremden, menſchenreichen Öde
Umfang' ich die vertraute Schweſterbruſt!

Margot.
Sie kennt uns noch, iſt noch die gute Schweſter.

Johanna.
Und Eure Liebe führt Euch zu mir her
So weit, ſo weit! Ihr zürnt der Schweſter nicht,
Die lieblos ohne Abſchied Euch verließ!

Louiſon.
Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

Margot.
Der Ruf von Dir, der alle Welt bewegt,
Der Deinen Namen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unſerm ſtillen Dorf,
Und hergeführt zu dieſes Feſtes Feier.
Wir kommen, Deine Herrlichkeit zu ſehn,
Und wir ſind nicht allein!

Johanna (ſchnell)
Der Vater iſt mit Euch!
Wo, wo iſt er? Warum verbirgt er ſich?

Margot.
Der Vater iſt nicht mit uns.

Johanna.
Nicht? er will ſein Kind
Nicht ſehn? Ihr bringt mir ſeinen Segen nicht?

Louiſon.
Er weiß nicht, daß wir hier ſind.

Johanna.
Weiß es nicht!
Warum nicht? — Ihr verwirret Euch? Ihr ſchweigt
Und ſeht zur Erde! Sagt, wo iſt der Vater?

Margot.
Seitdem Du weg biſt —

Louiſon (winkt ihr).
Margot!

Margot.
Iſt der Vater
Schwermütig worden.

Johanna.
Schwermütig!

Louiſon.
Tröſte Dich!
Du kennſt des Vaters ahnungsvolle Seele?
Er wird ſich faſſen, ſich zufrieden geben.
Wenn wir ihm ſagen, daß Du glücklich biſt.

Margot.
Du biſt doch glücklich? Ja, Du mußt es ſein,
Da Du ſo groß biſt und geehrt!

Johanna.
Ich bin's,
Da ich Euch wiederſehe, Eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Herde trieb auf unſern Höhen,
Da war ich glücklich wie im Paradies —
Kann ich's nicht wieder ſein, nicht wieder werden?
(Sie verbirgt ihr Geſicht an Louiſons Bruſt. Claude Marie. Etienne und Bertrand zeigen ſich und bleiben ſchüchtern in der Ferne ſtehen.)

Margot.
Kommt, Etienne! Bertrand! Claude Marie!
Die Schweſter iſt nicht ſtolz; ſie iſt ſo ſanft
Und ſpricht ſo freundlich, als ſie nie gethan,
Da ſie noch in dem Dorf mit uns gelebt.
(Jene treten näher und wollen ihr die Hand reichen; Johanna ſieht ſie mit ſtarren Blicken an und fällt in ein tiefes Staunen.)

Johanna.
Wo war ich? Sagt mir! War das alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?

Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr,
Ich war entſchlafen unterm Zauberbaum,
Und bin erwacht, und Ihr ſteht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Geſtalten?
Mir hat von dieſen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen;
Denn lebhaft träumt ſich's unter dieſem Baum.
Wie kämet Ihr nach Rheims? Wie käm' ich ſelbſt
Hieher? Nie, nie verließ ich Dom Remi!
Geſteht mir's offen und erfreut mein Herz!
Louiſon.
Wir ſind zu Rheims. Dir hat von dieſen Thaten
Nicht bloß geträumt; Du haſt ſie alle wirklich
Vollbracht. — Erkenne Dich, blick' um Dich her!
Befühle Deine glänzend goldne Rüſtung!
(Johanna fährt mit der Hand nach der Bruſt, beſinnt ſich und erſchrickt.)
Bertrand.
Aus meiner Hand empfingt Ihr dieſen Helm.
Claude Marie.
Es iſt kein Wunder, daß Ihr denkt zu träumen;
Denn was Ihr ausgerichtet und gethan,
Kann ſich im Traum nicht wunderbarer fügen.
Johanna (ſchnell).
Kommt, laßt uns fliehn! Ich geh' mit Euch, ich kehre
In unſer Dorf, in Vaters Schoß zurück.
Louiſon.
O, komm! Komm mit uns!
Johanna.
Dieſe Menſchen alle
Erheben mich weit über mein Verdienſt!
Ihr habt mich kindiſch, klein und ſchwach geſehn;
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!
Margot.
Du wollteſt allen dieſen Glanz verlaſſen!
Johanna.
Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmuck,
Der Euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtin will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich Euch dienen,
Und büßen will ich's mit der ſtrengſten Buße,
Daß ich mich eitel über Euch erhob!
(Trompeten erſchallen.)

Zehnter Auftritt.

Der **König** tritt aus der Kirche; er iſt im Krönungs-Ornat. **Agnes Sorel, Erzbiſchof, Burgund, Dunois, La Hire, Du Chatel, Ritter, Hofleute** und **Volk.**

Alle Stimmen (rufen wiederholt, während daß der König vorwärts kommt).
Es lebe der König! Karl der Siebente!
(Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen, das der König giebt, gebieten die Herolde mit erhobenem Stabe Stillſchweigen.)
König.
Mein gutes Volk! Habt Dank für Eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott aufs Haupt geſetzt,
Durchs Schwert ward ſie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut iſt ſie benetzt;
Doch friedlich ſoll der Ölzweig ſie umgrünen.
Gedankt ſei allen, die für uns gefochten,
Und allen, die uns widerſtanden, ſei
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unſer erſtes Königswort ſei — Gnade!
Volk.
Es lebe der König! Karl der Gütige!
König.
Von Gott allein, dem höchſten Herrſchenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben ſie ſichtbarer Weiſe
Aus ſeiner Hand empfangen.
(Zur Jungfrau ſich wendend.)
Hier ſteht die Gottgeſendete, die Euch
Den angeſtammten König wiedergab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!
Ihr Name ſoll dem heiligen Denis
Gleich ſein, der dieſes Landes Schützer iſt,
Und ein Altar ſich ihrem Ruhm erheben!
Volk.
Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!
(Trompeten.)
König (zur Johanna).
Wenn Du von Menſchen biſt gezeugt, wie wir,
So ſage, welches Glück Dich kann erfreuen!
Doch wenn Dein Vaterland dort oben iſt,
Wenn Du die Strahlen himmliſcher Natur
In dieſem jungfräulichen Leib verhüllſt,
So nimm das Band hinweg von unſern Sinnen
Und laß Dich ſehn in Deiner Lichtgeſtalt,
Wie Dich der Himmel ſieht, daß wir anbetend
Im Staube Dich verehren.
(Ein allgemeines Stillſchweigen; jedes Auge iſt auf die Jungfrau gerichtet.)
Johanna (plötzlich aufſchreiend).
Gott! Mein Vater!

Elfter Auftritt.

Thibaut tritt aus der Menge und ſteht ihr gerade gegenüber.

Mehrere Stimmen.
Ihr Vater!
Thibaut.
Ja, ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.
Burgund.
Ha! Was iſt das!
Du Chatel.
Jetzt wird es ſchrecklich tagen!
Thibaut (zum König).
Gerettet glaubſt Du Dich durch Gottes Macht!
Betrogner Fürſt! Verblendet Volk der Franken!
Du biſt gerettet durch des Teufels Kunſt.
(Alle treten mit Entſetzen zurück.)
Dunois.
Raſ't dieſer Menſch?
Thibaut.
Nicht ich, Du aber raſeſt,
Und dieſe hier, und dieſer weiſe Biſchof,
Die glauben, daß der Herr der Himmel ſich
Durch eine ſchlechte Magd verkünden werde.
Laß ſehn, ob ſie auch in des Vaters Stirn
Der dreiſten Lüge Gaukelſpiel behauptet,
Womit ſie Volk und König hinterging.
Antworte mir im Namen des Dreieinen:
Gehörſt Du zu den Heiligen und Reinen?
(Allgemeine Stille; alle Blicke ſind auf ſie geſpannt; ſie ſteht unbeweglich.)
Sorel.
Gott, ſie verſtummt!
Thibaut.
Das muß ſie vor dem furchtbar'n Namen,
Der in der Hölle Tiefen ſelbſt
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott geſendet! — An verfluchter Stätte
Ward es erſonnen, unterm Zauberbaum,
Wo ſchon von alters her die böſen Geiſter
Den Sabbat halten — Hier verkaufte ſie
Dem Feind der Menſchen ihr unſterblich Teil,
Daß er mit kurzem Weltruhm ſie verherrliche.
Laßt ſie den Arm aufſtreifen, ſeht die Punkte,
Womit die Hölle ſie gezeichnet hat!
Burgund.
Entſetzlich! — Doch dem Vater muß man glauben,
Der wider ſeine eigne Tochter zeugt.
Dunois.
Nein, nicht zu glauben iſt dem Raſenden,
Der in dem eignen Kind ſich ſelber ſchändet!
Sorel (zur Johanna).
O rede! Brich dies unglückſel'ge Schweigen!
Wir glauben Dir! Wir trauen feſt auf Dich!
Ein Wort aus Deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber ſprich! Vernichte
Die gräßliche Beſchuldigung — Erkläre,
Du ſeiſt unſchuldig, und wir glauben Dir.
(Johanna ſteht unbeweglich; Agnes Sorel tritt mit Entſetzen von ihr hinweg.)
La Hire.
Sie iſt erſchreckt. Erſtaunen und Entſetzen
Schließt ihr den Mund. — Vor ſolcher gräßlichen
Anklage muß die Unſchuld ſelbſt erbeben.
(Er nähert ſich ihr.)
Faß Dich, Johanna! Fühle Dich! Die Unſchuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verleumdung mächtig niederblitzt!
In edelm Zorn erhebe Dich, blick auf,
Beſchäme, ſtrafe den unwürd'gen Zweifel,
Der Deine heil'ge Tugend ſchmäht!
(Johanna ſteht unbeweglich. La Hire tritt entſetzt zurück; die Bewegung vermehrt ſich.)
Dunois.
Was zagt das Volk? Was zittern ſelbſt die Fürſten?
Sie iſt unſchuldig — Ich verbürge mich,
Ich ſelbſt, für ſie mit meiner Fürſtenehre!
Hier werf ich meinen Ritterhandſchuh hin;
Wer wagt's, ſie eine Schuldige zu nennen?
(Ein heftiger Donnerſchlag; alle ſtehen entſetzt.)
Thibaut.
Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich, Du ſeiſt ſchuldlos. Leugn' es, daß der Feind
In Deinem Herzen iſt, und ſtraf' mich Lügen!
(Ein zweiter ſtärkerer Schlag; das Volk entflieht zu allen Seiten.)
Burgund.
Gott ſchütz' uns! Welche fürchterliche Zeichen!
Du Chatel (zum König).
Kommt! Kommt, mein König! Fliehet dieſen Ort!
Erzbiſchof (zur Johanna.)
Im Namen Gottes frag' ich Dich. Schweigſt Du
Aus dem Gefühl der Unſchuld oder Schuld?
Wenn dieſes Donners Stimme für Dich zeugt,
So faſſe dieſes Kreuz und gieb ein Zeichen!
(Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerſchläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbiſchof, Burgund, La Hire und Du Chatel gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dunois. Johanna.

Dunois.
Du biſt mein Weib — Ich hab' an Dich geglaubt
Beim erſten Blick, und alſo denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr als dieſen Zeichen allen,
Als dieſem Donner ſelbſt, der droben ſpricht.
Du ſchweigſt in edelm Zorn, verachteſt es,
In deine heil'ge Unſchuld eingehüllt,
So ſchändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht' es, aber mir vertraue Dich;
An Deiner Unſchuld hab' ich nie gezweifelt,
Sag mir kein Wort; die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, daß Du meinem Arme
Getroſt vertrauſt und Deiner guten Sache.
(Er reicht ihr die Hand hin, ſie wendet ſich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er bleibt in ſtarrem Entſetzen ſtehen.)

Dreizehnter Auftritt.

Johanna. Du Chatel. Dunois, zuletzt **Raimond.**

Du Chatel (zurückkommend).
Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daß Ihr die Stadt verlaſſet ungekränkt.
Die Thore ſtehn Euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch ſchützt des Königs Frieden —
Folgt mir, Graf Dunois — Ihr habt nicht Ehre,
Hier länger zu verweilen — Welch ein Ausgang!
(Er geht. Dunois fährt aus ſeiner Erſtarrung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Dieſe ſteht einen Augenblick ganz allein. Endlich erſcheint Raimond, bleibt eine Weile in der Ferne ſtehen und betrachtet ſie mit ſtillem Schmerz. Dann tritt er auf ſie zu und faßt ſie bei der Hand.)
Raimond.
Ergreift den Augenblick. Kommt! Kommt! Die Straßen
Sind leer. Gebt mir die Hand. Ich will Euch führen.
(Bei ſeinem Anblick giebt ſie das erſte Zeichen der Empfindung, ſieht ihn ſtarr an und blickt zum Himmel; dann ergreift ſie ihn heftig bei der Hand und geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Ein wilder Wald, in der Ferne Köhlerhütten. Es iſt ganz dunkel, heftiges Donnern und Blitzen, dazwiſchen Schießen.

Erſter Auftritt.

Köhler und **Köhlerweib.**

Köhler.
Das iſt ein grauſam, mörd'riſch Ungewitter,
Der Himmel droht, in Feuerbächen ſich
Herabzugießen, und am hellen Tag
Iſt's Nacht, daß man die Sterne könnte ſehn,
Wie eine losgelaſſne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt, und krachend beugen
Die alt verjährten Eichen ihre Krone.
Und dieſer fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Tiere Sanftmut lehrt,
Daß ſie ſich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menſchen keinen Frieden ſtiften —
Aus dem Geheul der Winde und des Sturms
Heraus hört Ihr das Knallen des Geſchützes;
Die beiden Heere ſtehen ſich ſo nah,
Daß nur der Wald ſie trennt und jede Stunde
Kann es ſich blutig, fürchterlich entladen.
Köhlerweib.
Gott ſteh' uns bei! Die Feinde waren ja
Schon ganz aufs Haupt geſchlagen und zerſtreut,
Wie kommt's, daß ſie aufs Neu' uns ängſtigen?
Köhler.
Das macht, weil ſie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Rheims, der böſe Feind uns nicht mehr hilft,
Geht alles rückwärts.
Köhlerweib.
Horch! Wer naht ſich da?

Zweiter Auftritt.

Raimond und **Johanna** zu den **Vorigen.**

Raimond.
Hier ſeh' ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüt'gen Sturm. Ihr haltet's
Nicht länger aus, drei Tage ſchon ſeid Ihr
Herumgeirrt, der Menſchen Auge fliehend,
Und wilde Wurzeln waren Eure Speiſe.
(Der Sturm legt ſich, es wird hell und heiter.)
Es ſind mitleid'ge Köhler. Kommt herein!
Köhler.
Ihr ſcheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unſer ſchlechtes Dach vermag, iſt Euer.
Köhlerweib.
Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jetzt iſt eine ſchwere Zeit,
Wo auch das Weib ſich in den Panzer ſteckt!
Die Königin ſelbſt, Frau Iſabeau, ſagt man,
Läßt ſich gewaffnet ſehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn,
Hat für den König, unſern Herrn gefochten.
Köhler.
Was redet Ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung!
(Köhlerweib geht nach der Hütte.)
Raimond (zur Johanna).
Ihr ſeht, es ſind nicht alle Menſchen grauſam;
Auch in der Wildnis wohnen ſanfte Herzen.
Erheitert Euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich ſtrahlend geht die Sonne nieder.
Köhler.
Ich denk', Ihr wollt zu unſers Königs Heer,
Weil Ihr in Waffen reiſet — Seht Euch vor!
Die Engelländer ſtehen nah gelagert,
Und ihre Scharen ſtreifen durch den Wald.
Raimond.
Weh uns! Wie iſt da zu entkommen?
Köhler.
Bleibt,
Bis daß mein Bub zurück iſt aus der Stadt,
Der ſoll Euch auf verborgnen Pfaden führen,
Daß Ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.
Raimond (zur Johanna.)
Legt den Helm ab und die Rüſtung,
Sie macht Euch kenntlich und beſchützt Euch nicht.
(Johanna ſchüttelt den Kopf.)
Köhler.
Die Jungfrau iſt ſehr traurig — Still! wer kommt da?

Dritter Auftritt.

Köhlerweib kommt aus der Hütte mit einem Becher. **Köhlerbub.**

Köhlerweib.
Es iſt der Bub, den wir zurück erwarten.
(Zur Johanna.)
Trinkt, edle Jungfrau! Mög's Euch Gott geſegnen!
Köhler (zu ſeinem Sohn).
Kommſt Du, Anet? Was bringſt Du?
Köhlerbub (hat die Jungfrau ins Auge gefaßt, welche eben den Becher an den Mund ſetzt; er erkennt ſie, tritt auf ſie zu und reißt ihr den Becher vom Munde.) Mutter!
Mutter!
Was macht Ihr? Wen bewirtet Ihr? Das iſt die Hexe
Von Orleans!
Köhler und Köhlerweib.
Gott ſei uns gnädig!
(Bekreuzen ſich und entfliehen.)

Vierter Auftritt.

Raimond. Johanna.

Johanna (gefaßt und ſanft).
Du ſiehſt, mir folgt der Fluch, und alles flieht mich;
Sorg' für dich ſelber und verlaß mich auch!
Raimond.
Ich Euch verlaſſen! Jetzt! Und wer ſoll Euer
Begleiter ſein?
Johanna.
Ich bin nicht unbegleitet.
Du haſt den Donner über mir gehört.
Mein Schickſal führt mich. Sorge nicht, ich werde
Ans Ziel gelangen, ohne daß ich's ſuche.
Raimond.
Wo wollt Ihr hin? Hier ſtehn die Engelländer,
Die Euch die grimmig blut'ge Rache ſchwuren —
Dort ſtehn die Unſern, die Euch ausgeſtoßen,
Verbannt —
Johanna.
Mich wird nichts treffen als was ſein muß.
Raimond.
Wer ſoll Euch Nahrung ſuchen? Wer Euch ſchützen
Vor wilden Tieren und noch wildern Menſchen?
Euch pflegen, wenn Ihr krank und elend werdet?
Johanna.
Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
Von meinen Schafen lernt' ich das Geſunde
Vom Gift'gen unterſcheiden — Ich verſtehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauſchen.
Der Menſch braucht wenig, und an Leben reich
Iſt die Natur.
Raimond (faßt ſie bei der Hand).
Wollt Ihr nicht in Euch gehn?
Euch nicht mit Gott verſöhnen — in den Schoß
Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?
Johanna.
Auch Du hältſt mich der ſchweren Sünde ſchuldig?
Raimond.
Muß ich nicht? Euer ſchweigendes Geſtändnis —
Johanna.
Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Weſen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausſtieß, Du hältſt mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entſagt —
(Raimond ſchweigt.)
O, das iſt hart!
Raimond (erſtaunt.)
Ihr wäret wirklich keine Zauberin?
Johanna.
Ich eine Zauberin!
Raimond.
Und dieſe Wunder,
Ihr hättet ſie vollbracht mit Gottes Kraft
Und ſeiner Heiligen?
Johanna.
Mit welcher ſonſt?
Raimond.
Und Ihr verſtummtet auf die gräßliche
Beſchuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verſtummtet Ihr!
Johanna.
Ich unterwarf mich ſchweigend dem Geſchick,
Das Gott, mein Meiſter, über mich verhängte.
Raimond.
Ihr konntet Eurem Vater nichts erwidern!
Johanna.
Weil es vom Vater kam, ſo kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung ſein.
Raimond.
Der Himmel ſelbſt bezeugte Eure Schuld!
Johanna.
Der Himmel ſprach; drum ſchwieg ich.
Raimond.
Wie? Ihr konntet
Mit einem Wort Euch reinigen, und ließt
Die Welt in dieſem unglückſel'gen Irrtum?
Johanna.
Es war kein Irrtum, eine Schickung war's.
Raimond.
Ihr littet alle dieſe Schmach unſchuldig,
Und keine Klage kam von Euren Lippen!
— Ich ſtaune über Euch, ich ſteh' erſchüttert,
Im tiefſten Buſen kehrt ſich mir das Herz!
O, gerne nehm' ich Euer Wort für Wahrheit;
Denn ſchwer ward mir's, an Eure Schuld zu glauben.
Doch konnt' ich träumen, daß ein menſchlich Herz
Das Ungeheure ſchweigend würde tragen!
Johanna.
Verdient' ich's, die Geſendete zu ſein,
Wenn ich nicht blind des Meiſters Willen ehrte!
Und ich bin nicht ſo elend, als Du glaubſt.
Ich leide Mangel, doch das iſt kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Öde lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Bruſt; ich war
Die Unglückſeligſte, da ich der Welt
Am meiſten zu beneiden ſchien — Jetzt bin ich
Geheilt, und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund;
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir iſt Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!
Raimond.
O, kommt, kommt, laßt uns eilen, Eure Unſchuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!
Johanna.
Der die Verwirrung ſandte, wird ſie löſen!
Nur wann ſie reif iſt, fällt des Schickſals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget.
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schickſal fließen.
Raimond.
Ich ſollte ſchweigend dulden, bis der Zufall —
Johanna (ihn ſanft bei der Hand faſſend).
Du ſiehſt nur das Natürliche der Dinge,
Denn Deinen Blick umhüllt das ird'ſche Band.
Ich habe das Unſterbliche mit Augen
Geſehen — Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menſchen — Siehſt Du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

Fünfter Auftritt.

Königin Iſabeau mit **Soldaten** erſcheint im Hintergrund.

Iſabeau (noch hinter der Szene).
Dies iſt der Weg ins engelländ'ſche Lager!

Raimond.
Weh uns! Die Feinde!
(Soldaten treten auf, bemerken im Hervorkommen die Johanna und taumeln erſchrocken zurück.)

Iſabeau.
Nun! Was hält der Zug?

Soldaten.
Gott ſteh' uns bei!

Iſabeau.
Erſchreckt Euch ein Geſpenſt?
Seid Ihr Soldaten? Memmen ſeid Ihr! —
Wie?
(Sie drängt ſich durch die andern, tritt hervor und fährt zurück, wie ſie die Jungfrau erblickt.)
Was ſeh' ich! Ha!
(Schnell faßt ſie ſich und tritt ihr entgegen.)
Ergieb Dich! Du biſt meine
Gefangene!

Johanna.
Ich bin's.
(Raimond entflieht mit Zeichen der Verzweiflung.)

Iſabeau (zu den Soldaten).
Legt ſie in Ketten!
(Die Soldaten nahen ſich der Jungfrau ſchüchtern; ſie reicht den Arm hin und wird gefeſſelt.)
Iſt das die Mächtige, Gefürchtete,
Die Eure Scharen wie die Lämmer ſcheuchte,
Die jetzt ſich ſelber nicht beſchützen kann?
Thut ſie nur Wunder, wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?
(Zur Jungfrau.) Warum verließeſt Du Dein Heer?
Wo bleibt
Graf Dunois, Dein Ritter und Beſchützer?

Johanna.
Ich bin verbannt.

Iſabeau (erſtaunt zurücktretend).
Was? Wie? Du biſt verbannt?
Verbannt vom Dauphin?

Johanna.
Frage nicht! Ich bin
In Deiner Macht, beſtimme mein Geſchick!

Iſabeau.
Verbannt, weil Du vom Abgrund ihn gerettet,
Die Krone ihm haſt aufgeſetzt zu Rheims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich meinen Sohn!
— Führt ſie ins Lager! Zeiget der Armee
Das Furchtgeſpenſt, vor dem ſie ſo gezittert!
Sie eine Zauberin! Ihr ganzer Zauber
Iſt Euer Wahn und Euer feiges Herz!
Eine Närrin iſt ſie, die für ihren König
Sich opferte, und jetzt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt ſie zu Lionel —
Das Glück der Franken ſend' ich ihm gebunden;
Gleich folg' ich ſelbſt.

Johanna.
Zu Lionel! Ermorde mich
Gleich hier, eh Du zu Lionel mich ſendeſt.

Iſabeau (zu den Soldaten).
Gehorchet dem Befehle! Fort mit ihr! (Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Johanna. Soldaten.

Johanna (zu den Soldaten).
Engländer! Duldet nicht, daß ich lebendig
Aus Eurer Hand entkomme! Rächet Euch!
Zieht Eure Schwerter, taucht ſie mir ins Herz,
Reißt mich entſeelt zu Eures Feldherrn Füßen!
Denkt, daß ich's war, die Eure Trefflichſten
Getötet, die kein Mitleid mit Euch trug,
Die ganze Ströme engelländ'ſchen Bluts
Vergoſſen, Euren tapfern Heldenſöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!
Nehmt eine blut'ge Rache! Tötet mich!
Ihr habt mich jetzt; nicht immer möchtet Ihr
So ſchwach mich ſehn —

Anführer der Soldaten.
Thut, was die Königin befahl!

Johanna.
Sollt' ich
Noch unglückſel'ger werden, als ich war!
Furchtbare Heil'ge! Deine Hand iſt ſchwer!
Haſt Du mich ganz aus Deiner Huld verſtoßen?
Kein Gott erſcheint, kein Engel zeigt ſich mehr;
Die Wunder ruhn, der Himmel iſt verſchloſſen.
(Sie folgt den Soldaten.)

Das franzöſiſche Lager.

Siebenter Auftritt.

Dunois zwiſchen dem **Erzbiſchof** und **Du Chatel.**

Erzbiſchof.
Bezwinget Euern finſtern Unmut, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu Euerm König!
Verlaſſet nicht die allgemeine Sache
In dieſem Augenblick, da wir, aufs neu
Bedränget, Eures Heldenarms bedürfen.

Dunois.
Warum ſind wir bedrängt? Warum erhebt
Der Feind ſich wieder? Alles war gethan,
Frankreich war ſiegend und der Krieg geendigt.
Die Retterin habt Ihr verbannt; nun rettet
Euch ſelbſt! Ich aber will das Lager
Nicht wieder ſehen, wo ſie nicht mehr iſt.

Du Chatel.
Nehmt beſſern Rat an, Prinz! Entlaßt uns nicht
Mit einer ſolchen Antwort!

Dunois.
Schweigt, Du Chatel!
Ich haſſe Euch; von Euch will ich nichts hören.
Ihr ſeid es, der zuerſt an ihr gezweifelt.

Erzbiſchof.
Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht
Gewankt an dieſem unglückſel'gen Tage,
Da alle Zeichen gegen ſie bewieſen!
Wir waren überraſcht, betäubt; der Schlag
Traf zu erſchütternd unſer Herz — Wer konnte
In dieſer Schreckensſtunde prüfend wägen!
Jetzt kehrt uns die Beſonnenheit zurück;
Wir ſehn ſie, wie ſie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir ſind verwirrt — wir fürchten, ſchweres Unrecht
Gethan zu haben. — Reue fühlt der König,
Der Herzog klagt ſich an, La Hire iſt troſtlos,
Und jedes Herz hüllt ſich in Trauer ein.

Dunois.
Sie eine Lügnerin! Wenn ſich die Wahrheit
Verkörpern will in ſichtbarer Geſtalt,
So muß ſie ihre Züge an ſich tragen!
Wenn Unſchuld, Treue, Herzensreinigkeit
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muß ſie wohnen!

Erzbiſchof.
Der Himmel ſchlage durch ein Wunder ſich
Ins Mittel, und erleuchte dies Geheimnis,
Das unſer ſterblich Auge nicht durchdringt —
Doch wie ſich's auch entwirren mag und löſen,
Eins von den beiden haben wir verſchuldet!
Wir haben uns mit höll'ſchen Zauberwaffen
Verteidigt oder eine Heilige verbannt!
Und beides ruft des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieſes unglückſel'ge Land!

Achter Auftritt.

Ein Edelmann zu den **Vorigen**, hernach **Raimond.**

Edelmann.
Ein junger Schäfer fragt nach Deiner Hoheit,
Er fordert dringend, mit Dir ſelbſt zu reden,
Er komme, ſagt er, von der Jungfrau —

Dunois.
Eile!
Bring' ihn herein! Er kommt von ihr!
(Edelmann öffnet dem Raimond die Thüre. Dunois eilt ihm entgegen.)
Wo iſt ſie?
Wo iſt die Jungfrau?

Raimond.
Heil Euch, edler Prinz!
Und heil mir, daß ich dieſen frommen Biſchof,
Den heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrückten,
Den Vater der Verlaßnen, bei Euch finde!

Dunois.
Wo iſt die Jungfrau?

Erzbiſchof.
Sag' es uns, mein Sohn!

Raimond.
Herr, ſie iſt keine ſchwarze Zauberin!
Bei Gott und allen Heiligen bezeug' ich's.
Im Irrtum iſt das Volk. Ihr habt die Unſchuld
Verbannt, die Gottgeſendete verſtoßen!

Dunois.
Wo iſt ſie? Sage!

Raimond.
Ihr Gefährte war ich
Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald;
Mir hat ſie dort ihr Innerſtes gebeichtet.
In Martern will ich ſterben, meine Seele
Hab' keinen Anteil an dem ew'gen Heil,
Wenn ſie nicht rein iſt, Herr, von aller Schuld!

Dunois.
Die Sonne ſelbſt am Himmel iſt nicht reiner!
Wo iſt ſie? Sprich!

Raimond.
O, wenn Euch Gott das Herz
Gewendet hat — ſo eilt! So rettet ſie!
Sie iſt gefangen bei den Engelländern.

Dunois.
Gefangen! Was!

Erzbiſchof.
Die Unglückſelige!

Raimond.
In den Ardennen, wo wir Obdach ſuchten,
Ward ſie ergriffen von der Königin
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O, rettet ſie, die Euch gerettet hat,
Von einem grauſenvollen Tode!

Dunois.
Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne ſich! Die Ehre iſt verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet;
Setzt alles Blut, ſetzt Euer Leben ein!
Frei muß ſie ſein, noch eh der Tag ſich endet.
(Gehen ab.)

Ein Wartturm, oben eine Öffnung.

Neunter Auftritt.

Johanna und **Lionel.**

Faſtolf (eilig hereintretend).
Das Volk iſt länger nicht zu bändigen.
Sie fordern wütend, daß die Jungfrau ſterbe.
Ihr widerſteht vergebens. Tötet ſie,
Und werft ihr Haupt von dieſes Turmes Zinnen!
Ihr fließend Blut allein verſöhnt das Heer.

Iſabeau (kommt).
Sie ſetzen Leitern an, ſie laufen Sturm!
Befriediget das Volk! Wollt Ihr erwarten,
Bis ſie den ganzen Turm in blinder Wut
Umkehren und wir alle mit verderben?
Ihr könnt ſie nicht beſchützen. Gebt ſie hin!

Lionel.
Laßt ſie anſtürmen! Laßt ſie wütend toben!
Dies Schloß iſt feſt, und unter ſeinen Trümmern
Begrab' ich mich, eh mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir, Johanna! Sei die Meine,
Und gegen eine Welt beſchütz' ich Dich.

Iſabeau.
Seid Ihr ein Mann?

Lionel.
Verſtoßen haben Dich
Die Deinen; aller Pflichten biſt Du ledig
Für Dein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um Dich warben, ſie verließen Dich;

Sie wagten nicht den Kampf um Deine Ehre.
Ich aber, gegen mein Volk und das Deine
Behaupt' ich Dich. — Einſt ließeſt Du mich glauben,
Daß Dir mein Leben teuer ſei! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind Dir gegenüber;
Jetzt haſt Du keinen Freund als mich!

Johanna.

Du biſt
Der Feind mir, der verhaßte, meines Volks.
Nichts kann gemein ſein zwiſchen Dir und mir.
Nicht lieben kann ich Dich; doch wenn Dein Herz
Sich zu mir neigt, ſo laß es Segen bringen
Für unſre Völker. — Führe Deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Boden,
Die Schlüſſel aller Städte gieb heraus,
Die Ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gieb die Gefangnen ledig, ſende Geißeln
Des heiligen Vertrags, ſo biet' ich Dir
Den Frieden an in meines Königs Namen.

Iſabeau.

Willſt Du in Banden uns Geſetze geben?

Johanna.

Thu' es bei Zeiten; denn Du mußt es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Feſſeln tragen.
Nie, nie wird das geſchehen! Eher wird es
Ein weites Grab für Eure Heere ſein.
Gefallen ſind Euch Eure Beſten, denkt
Auf eine ſichre Rückkehr; Euer Ruhm
Iſt doch verloren, Eure Macht iſt hin.

Iſabeau.

Könnt Ihr den Trotz der Raſenden ertragen?

Zehnter Auftritt.

Ein Haupmann kommt eilig.

Hauptmann.

Eilt, Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu ſtellen!
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen,
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.

Johanna (begeiſtert).

Die Franken rücken an! Jetzt, ſtolzes England,
Heraus ins Feld! Jetzt gilt es, friſch zu fechten!

Faſtolf.

Unſinnige, bezähme Deine Freude!
Du wirſt das Ende dieſes Tags nicht ſehn.

Johanna.

Mein Volk wird ſiegen, und ich werde ſterben,
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

Lionel.

Ich ſpotte dieſer Weichlinge! Wir haben
Sie vor uns hergeſcheucht in zwanzig Schlachten,
Eh dieſes Heldenmädchen für ſie ſtritt!
Das ganze Volk veracht' ich bis auf eine,
Und dieſe haben ſie verbannt. — Kommt, Faſtolf!
Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
Bei Crequi und Poitiers bereiten.
Ihr, Königin, bleibt in dieſem Turm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen ſich entſchieden;
Ich laſſ' Euch fünfzig Ritter zur Bedeckung.

Faſtolf.

Was? Sollen wir dem Feind entgegengehn,
Und dieſe Wütende im Rücken laſſen?

Johanna.

Erſchreckt Dich ein gefeſſelt Weib?

Lionel.

Gieb mir
Dein Wort, Johanna, Dich nicht zu befreien!

Johanna.

Mich zu befreien iſt mein einz'ger Wunſch.

Iſabeau.

Legt ihr dreifache Feſſeln an! Mein Leben
Verbürg' ich, daß ſie nicht entkommen ſoll.

(Sie wird mit ſchweren Ketten um den Leib und um die Arme gefeſſelt.)

Lionel (zur Johanna).

Du willſt es ſo! Du zwingſt uns! Noch ſteht's bei Dir!
Entſage Frankreich! Trage Englands Fahne,
Und Du biſt frei, und dieſe Wütenden,
Die jetzt Dein Blut verlangen, dienen Dir!

Faſtolf (dringend).

Fort, fort, mein Feldherr!

Johanna.

Spare Deine Worte!
Die Franken rücken an. Verteid'ge Dich!

(Trompeten ertönen. Lionel eilt fort.)

Faſtolf.

Ihr wißt, was Ihr zu thun habt, Königin!
Erklärt das Glück ſich gegen uns, ſeht Ihr,
Daß unſre Völker fliehen —

Iſabeau (einen Dolch ziehend).

Sorget nicht!
Sie ſoll nicht leben, unſern Fall zu ſehn.

Faſtolf (zur Johanna).

Du weißt, was Dich erwartet. Jetzt erflehe
Glück für die Waffen Deines Volks! (Er geht ab.)

Elfter Auftritt.

Iſabeau. Johanna. Soldaten.

Johanna.

Das will ich!
Daran ſoll niemand mich verhindern. — Horch!
Das iſt der Kriegsmarſch meines Volks! Wie mutig
Er in das Herz mir ſchallt und ſiegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau iſt
Euch nah; ſie kann nicht vor Euch her, wie ſonſt,
Die Fahne tragen — ſchwere Bande feſſeln ſie;
Doch frei aus ihrem Kerker ſchwingt die Seele
Sich auf den Flügeln Eures Kriegsgeſangs.

Iſabeau (zu einem Soldaten).

Steig' auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin ſieht, und ſag uns, wie die Schlacht ſich wendet.

(Soldat ſteigt hinauf.)

Johanna.

Mut, Mut, mein Volk! Es iſt der letzte Kampf!
Den einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!

Iſabeau.

Was ſiehſt Du?

Soldat.

Schon ſind ſie an einander.
Ein Wütender auf einem Barberroß,
Im Tigerfell, ſprengt vor mit den Gendarmen.

Johanna.

Das iſt Graf Dunois! Friſch, wackrer Streiter!
Der Sieg iſt mit Dir!

Soldat.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

Iſabeau.

Daß zehen Lanzen ihm
Ins falſche Herz eindrängen, dem Verräter!

Soldat.

Lord Faſtolf thut ihm mannhaft Widerſtand.
Sie ſitzen ab, ſie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die Unſrigen.

Iſabeau.

Siehſt Du den Dauphin nicht? Erkennſt Du nicht
Die königlichen Zeichen?

Soldat.

Alles iſt
In Staub vermengt. Ich kann nichts unterſcheiden.

Johanna.

Hätt' er mein Auge, oder ſtünd' ich oben,
Das Kleinſte nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn' ich in den höchſten Lüften.

Soldat.

Am Graben iſt ein fürchterlich Gedräng';
Die Größten, ſcheint's, die erſten kämpfen dort.

Iſabeau.

Schwebt unſre Fahne noch?

Soldat.

Hoch flattert ſie

Johanna.

Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze ſchauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

Soldat.

Weh mir! was ſeh' ich! Unſer Feldherr iſt
Umzingelt!

Iſabeau (zuckt den Dolch auf Johanna).

Stirb, Unglückliche!

Soldat (ſchnell).

Er iſt befreit.
Im Rücken faßt der tapfere Faſtolf
Den Feind — er bricht in ſeine dichtſten Scharen.

Iſabeau (zieht den Dolch zurück).

Das ſprach Dein Engel!

Soldat.

Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

Iſabeau.

Wer flieht?

Soldat.

Die Franken, die Burgunder fliehn,
Bedeckt mit Flüchtigen iſt das Gefilde.

Johanna.

Gott! Gott! So ſehr wirſt Du mich nicht verlaſſen!

Soldat.

Ein ſchwer Verwundeter wird dort geführt.
Viel Volk ſprengt ihm zu Hilf'; es iſt ein Fürſt.

Iſabeau.

Der Unſern einer oder Fränkiſchen?

Soldat.

Sie löſen ihm den Helm; Graf Dunois iſt's.

Johanna
(greift mit krampfhafter Anſtrengung an ihre Ketten).

Und ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!

Soldat.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel,
Verbrämt mit Gold?

Johanna (lebhaft).

Das iſt mein Herr, der König!

Soldat.

Sein Roß wird ſcheu — es überſchlägt ſich — ſtürzt —
Er windet ſchwer arbeitend ſich hervor —

(Johanna begleitet dieſe Worte mit leidenſchaftlichen Bewegungen.)

Die Unſern nahen ſchon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

Johanna.

O, hat der Himmel keine Engel mehr!

Iſabeau (hohnlachend).

Jetzt iſt es Zeit! Jetzt, Retterin, errette!

Johanna
(ſtürzt auf die Kniee, mit gewaltſam heftiger Stimme betend).

Höre mich, Gott, in meiner höchſten Not!
Hinauf zu Dir, in heißem Flehenswunſch,
In Deine Himmel ſend' ich meine Seele.
Du kannſt die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen wie die Taue eines Schiffs;
Leicht iſt es Deiner Allmacht, eh'rne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willſt, und dieſe Ketten fallen ab,
Und dieſe Turmwand ſpaltet ſich — Du halfſt
Dem Simſon, da er blind war und gefeſſelt,
Und ſeiner ſtolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf Dich vertrauend faßt' er
Die Pfoſten ſeines Kerkers mächtig an,
Und neigte ſich und ſtürzte das Gebäude —

Soldat.

Triumph! Triumph!

Iſabeau.

Was iſt's?

Soldat.

Der König iſt
Gefangen!

Johanna (ſpringt auf).

So ſei Gott mir gnädig!

(Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefaßt und zerriſſen. In demſelben Augenblick ſtürzt ſie ſich auf den nächſtſtehenden Soldaten, entreißt ihm ſein Schwert und eilt hinaus. Alle ſehen ihr mit ſtarrem Erſtaunen nach.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Johanna.

Iſabeau (nach einer langen Pauſe).
Was war das? Träumte mir? Wo kam ſie hin?
Wie brach ſie dieſe zentnerſchweren Bande?
Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht ſelbſt geſehn mit meinen Augen.

Soldat (auf der Warte).
Wie? Hat ſie Flügel? Hat der Sturmwind ſie
Hinabgeführt?

Iſabeau
Sprich, iſt ſie unten?

Soldat.
Mitten
Im Kampfe ſchreitet ſie — Ihr Lauf iſt ſchneller
Als mein Geſicht — Jetzt iſt ſie hier — jetzt dort —
Ich ſehe ſie zugleich an vielen Orten!
— Sie teilt die Haufen — alles weicht vor ihr;
Die Franken ſtehn, ſie ſtellen ſich aufs neu'!
— Weh mir! Was ſeh' ich! Unſre Völker werfen
Die Waffen von ſich, unſre Fahnen ſinken —

Iſabeau.
Was? Will ſie uns den ſichern Sieg entreißen?

Soldat.
Grad' auf den König dringt ſie an — Sie hat ihn
Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Faſtolf ſtürzt — Der Feldherr iſt gefangen.

Iſabeau.
Ich will nicht weiter hören. Komm herab!

Soldat.
Flieht, Königin! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Turm heran.
(Er ſteigt herunter.)

Iſabeau (das Schwert ziehend).
So fechtet, Memmen!

Dreizehnter Auftritt.

La Hire mit **Soldaten** kommt. Bei ſeinem Eintritt ſtreckt das Volk der Königin die Waffen.

La Hire (naht ihr ehrerbietig).
Königin, unterwerft Euch
Der Allmacht — Eure Ritter haben ſich
Ergeben, aller Widerſtand iſt unnütz!
— Nehmt meine Dienſte an! Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet ſein!

Iſabeau.
Jedweder Ort
Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.
(Giebt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.)

Die Szene verwandelt ſich in das Schlachtfeld.

Vierzehnter Auftritt.

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der **König** und der **Herzog von Burgund;** in den Armen beider Fürſten liegt **Johanna,** tötlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langſam vorwärts. **Agnes Sorel** ſtürzt herein.

Sorel (wirft ſich an des Königs Bruſt).
Ihr ſeid befreit — Ihr lebt — Ich hab' Euch wieder!

König
Ich bin befreit — Ich bin's um dieſen Preis!
(Zeigt auf Johanna.)

Sorel.
Johanna! Gott! Sie ſtirbt!

Burgund.
Sie hat geendet!
Seht einen Engel ſcheiden! Seht, wie ſie daliegt,
Schmerzlos und ruhig, wie ein ſchlafend Kind!
Des Himmels Friede ſpielt um ihre Züge;
Kein Atem hebt den Buſen mehr, doch Leben
Iſt noch zu ſpüren in der warmen Hand.

König.
Sie iſt dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'ſche nicht mehr ſchauen.
Schon ſchwebt ſie droben, ein verklärter Geiſt,
Sieht unſern Schmerz nicht mehr und unſre Reue.

Sorel.
Sie ſchlägt die Augen auf, ſie lebt!

Burgund (erſtaunt).
Kehrt ſie
Uns aus dem Grab zurück? Zwingt ſie den Tod?
Sie richtet ſich empor! Sie ſteht!

Johanna (ſteht ganz aufgerichtet und ſchaut umher).
Wo bin ich?

Burgund.
Bei Deinem Volk, Johanna! Bei den Deinen!

König.
In Deiner Freunde, Deines König Armen!

Johanna (nachdem ſie ihn lange ſtarr angeſehen).
Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß
Ich bin's nicht.

König.
Du biſt heilig, wie die Engel;
Doch unſer Auge war mit Nacht bedeckt.

Johanna (ſieht heiter lächelnd umher).
Und ich bin wirklich unter meinem Volk,
Und bin nicht mehr verachtet und verſtoßen?
Man flucht mir nicht, man ſieht mich gütig an?
Ja, jetzt erkenn' ich deutlich alles wieder!
Das iſt mein König! Das ſind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne ſeh' ich nicht — Wo iſt ſie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meiſter ward ſie mir vertraut,
Vor ſeinem Thron muß ich ſie niederlegen;
Ich darf ſie zeigen; denn ich trug ſie treu.

König (mit abgewandtem Geſicht).
Gebt ihr die Fahne!
(Man reicht ſie ihr. Sie ſteht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand. — Der Himmel iſt von einem roſigen Scheine beleuchtet.)

Johanna.
Seht Ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet ſeine goldnen Thore,
Im Chor der Engel ſteht ſie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Bruſt,
Die Arme ſtreckt ſie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir — Leichte Wolken heben mich —
Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz iſt der Schmerz, und ewig iſt die Freude!
(Die Fahne entfällt ihr, ſie ſinkt tot darauf nieder. — Alle ſtehen lange in ſprachloſer Rührung. — Auf einen leiſen Wink des Königs werden alle Fahnen ſanft auf ſie niedergelaſſen, daß ſie ganz davon bedeckt wird.)

Anmerkungen.

1) Er hieß eigentlich Jakob Darc. — 2) König Dagobert I., 628—638 König der Franken, wurde als der 2. Stifter des Frankenreiches angeſehen, da es unter ihm neuen Aufſchwung nahm. — 3) Der Herzog von Burgund. — 4) Iſabella (Iſabeau), Tochter des Herzogs Stephan II. von Bayern, 1385 Gemahlin König Karls VI. von Frankreich. — 5) Um Mitternacht. — 6) Die Eule. — 7) Kreuzwege galten als Verſammlungsorte böſer Geiſter. — 8) Die Druiden waren Prieſter der alten Gallier; ſie hielten in Hainen, bei beſonderen geweihten Eichen, ihren Götterdienſt. Im Chriſtentume wurden ſolche alte Opferſtätten als Wohnſitze böſer Geiſter verdächtigt. Die alte Buche bei Johannas väterlichem Hauſe galt als ein Sitz guter Feen und die dabei entſpringende Quelle als heilſam für Fieberkranke. — 9) Es war ein Bild „unſerer lieben Frau von Vermont“ und wurde als wunderthätig verehrt. — 10) Befeſtigte Stadt an der Maas, bei Domremy. — 11) = Zigeunerin; die Zigeuner heißen in Frankreich Bohémiens. — 12) Thomas, Graf von Salisbury, engliſcher Heerführer, kam 1428 mit 5000 Mann nach Frankreich, errichtete vor Orléans Belagerungstürme, wurde durch die Trümmer einer von feindlicher Kugel zerſchmetterten Fenſterbrüſtung ſchwer verwundet, während er von dem 2. Stockwerke eines eroberten Wallturmes auf die Stadt ausblickte und ſtarb 3. November 1428. — 12) Lionel (lion = Löwe) iſt eine vom Dichter erfundene Geſtalt. — 13) John Talbot, geb. 1373, einer der berühmteſten Feldherren des 15. Jahrhundert, leitete nach dem Falle des Grafen Salisbury die Belagerung von Orléans, ſtarb, ſchwer verwundet, 20. Juli 1453, wegen ſeiner Kühnheit und Ehrenhaftigkeit der engliſche Achill genannt. — 14) Jean Saintrailles, ein gaskogniſcher Edelmann. — 15) eigentl. Etienne Vignoles, ein kühner Glücksſoldat, Todfeind der Engländer. — 16) Jean, Graf von Dunois und Longueville, genannt Baſtard von Orléans, 1402—1468, natürlicher Sohn des Herzogs Ludwig von Orléans und der Frau v. Cany, war ein angeſehener Kriegsmann. — 17) Kleine Stadt a. d. Vienne, nahe an deren Einfluß in die Loire. — 18) Fahne: Abteilung von Kriegern, ſpäter wurde „Fahne“ durch das ſpaniſche Wort compania verdrängt. — 19) War ein franzöſiſcher König geſtorben, ſo kündeten die Herolde den Tod desſelben mit dem Rufe an: „Le roi est mort; vive le roi!“ (Der König iſt tot; es lebe der König!) — 20) Die franzöſiſche Könige wurden bei der Krönung mit einem Öle geſalbt, unter welches man einen Tropfen eines heil. Öles gab, das angeblich bei der Taufe Königs Chlodwig durch den heil. Remigius von einer Taube in einem heil. Salbgefäße aus dem Himmel gebracht worden war. Krönungskirche war Notre-Dame in Rheims. — 21) Aus dem latein.: aurea flammula = die rote Kirchenfahne von Saint Denis, von Philipp I. bis Karl VII. franz. Reichsfahne. — 22) = Minneſänger. — 23) Agnes Sorel, 1409—1450, kam erſt 1431, nach der Jungfrau an den Hof, übte als Geliebte des ſchlaffen Karl VII. auf dieſen einen wohlthätigen Einfluß. — 24) = Kronfeldherr, der vornehmſte franzöſiſche Reichsbeamte (vom latein. comes stabuli = Stallgraf, Marſchall); damals war es Arthur v. Bretagne, Graf v. Richmond. — 25) Réne der Gute, Graf v. Provence (1409—1480); ſein Vater und ſein Bruder waren Könige von Neapel geweſen; er ſelbſt machte nach deren Tode vergeblich Anſpruch an dieſes Reich. Er ſuchte die provençaliſche Dichtung der Troubadours wieder zu beleben, ſetzte einen Prince d'amour (Fürſten der Liebe) ein als höchſten Richter in Sachen der Frauenverehrung und der Liebe, führte in demſelben Sinne mit ſeiner Gemahlin ein romantiſches Schäferleben und dichtete Liebeslieder. — 26) Von Schiller erfundener Name (in deutſcher Sprache: Felsſtein); wirklich war ein Herr v. Gaucourt Befehlshaber v. Orléans. — 27) Graf Douglas, aus einem hochberühmten ſchottiſchen Geſchlechte, Anführer der ſchottiſchen Söldner im franz. Heere, war ſchon 1424 gefallen. — 27) Im Volke war eine Weisſagung verbreitet, es werde aus dem Eichwald eine Jungfrau kommen und die „Männer des Bogens,“ die engliſchen Bogenſchützen, unter ihre Füße legen. — 28) Damals oberſter Reichsrat zur Entſcheidung von Streitigkeiten der Kronvaſallen. — 29) Heinrich VI. aus dem Hauſe Lancaſter; er ſtand unter Vormundſchaft ſeiner Oheime, der Herzoge von Bedford und Glouceſter, wurde 1461 vom Throne geſtoßen. — 30) Maria von Burgund, einzige Tochter des letzten burgundiſchen Herzogs Karl des Kühnen, heiratete Maximilian I. Ihre Nachkommen beſaßen den ſpaniſchen und den deutſchen Thron. — 31) Tannegui Duchatel, ein franz. Kriegsmann, dem die Ermordung des Herzogs von Burgund zur Laſt gelegt wurde; er ſtarb 1449.

Herr Lorenz Stark.

Ein Charaktergemälde

von

J. J. Engel (1741—1802).

Der edle Menſchenfreund Joh. Heinr. Peſtalozzi (1746—1827) ſagt in ſeinem Romane „Lienhart und Gertrud" (Berlin 1781—89): „Die häuslichen Freuden des Menſchen ſind die ſchönſten der Erde, und die Freude der Eltern über ihre Kinder iſt die heiligſte Freude der Menſchheit!" Dieſe ſchönen Worte finden denn auch in der ganzen Erzählung Beweis und Beſtätigung, und das ſo gegebene, erfolgreiche Vorbild konnte wohl zur Nacheiferung ermuntern. Hatte doch auch Leſſing ſchon in ſeinen günſtigen Beſprechungen der Romane des Engländers Samuel Richardſon (1689 bis 1761) auf das Familienleben als eine Quelle echter reiner Poeſie hingewieſen, um durch die Schilderung derſelben einen geſunden Gegenſatz gegen die leichtfertigen franzöſiſchen Machwerke herſtellen zu können. Bei Schriftſtellern, welche, gleich Peſtalozzi, auf geſunde geiſtige Nahrung für das deutſche Volk bedacht waren, und ſich von Leſſings Geiſt angeregt fühlten, mußten dieſe Lehren notwendigerweiſer befruchtend wirken. Wir ſehen dies deutlich an Joh. Jak. Engel, dem Verfaſſer des Romanes „Lorenz Stark" und zahlreicher anderer ähnlicher Schriften. Engel, den 11. Sept. 1741 zu Parchim in Mecklenburg geboren, hatte ſich zuerſt der Gottesgelehrſamkeit, ſpäter aber ſprachwiſſenſchaftlichen, philoſophiſchen und mathematiſchen Studien gewidmet. Das Jahr 1776 führte ihn als Profeſſor an das Joachimsthaler Gymnaſium nach Berlin, wo er auch an der Erziehung des Prinzen Friedrich Wilhelm (ſpäter Friedrich Wilhelm III.) mitwirken durfte. Bald trat der junge ſtrebſame Mann in den Kreis von Schriftſtellern ein, in welchen Leſſings Geiſt noch nachwirkte, obwohl dieſer große Kunſtkenner ſelbſt damals in Wolfenbüttel lebte.

In Anlehnung an die Zeitſchrift „Spectator" des Engländers Joſeph Addiſon (1672—1719) rief Engel 1775 eine Wochenſchrift mit der Überſchrift „Der Philoſoph für die Welt" ins Leben, in welcher Aufſätze wie „Herr Tobias Witt" erſchienen. Sie ſollte der Belehrung und Aufklärung im Sinne des Rationalismus dienen. Seinem Meiſter Leſſing nachſtrebend, verſuchte ſich der Dichter auch in Bühnenſtücken und förderte die Schauſpielkunſt durch eine auch heute noch wertvolle Schrift „Ideen zu einer Mimik" (Berlin 1785/6 Dieſes Streben fand ſeine Anerkennung in der Ernennung des Verfaſſers zum Leiter des Berliner Nationaltheaters, welche König Friedrich Wilhelm II. 1786 vollzog.

Durch ſeine Wochenſchrift, wie durch andere allgemein verſtändlich gehaltene belehrende Arbeiten und Dichtungen errang ſich Engel großes Anſehen in den weiteſten Kreiſen der Leſerwelt, ſo daß ſelbſt Schiller ihn zu Beiträgen für die 1795 unter des großen Dichters Leitung erſcheinenden Zeitſchrift „Die Horen" einlud. In dieſer kam denn auch Engels bedeutendſtes Werk „der Roman ‚Herr Lorenz Stark' (1793 und 1796)" zum erſtmaligen Abdruck.

Wir erkennen in demſelben ein getreues treffendes Bild des Lebens und der Anſchauungen in dem kleinbürgerlichen Kreiſe der damaligen Zeit. Wenn dasſelbe auch keineswegs hoher dichteriſcher Schwung ſchmückt, ſo bedient ſich der Verfaſſer doch durchweg reiner Mittel und Beweggründe, um die Teilnahme der Leſer für die einfachen, vielleicht etwas ſteifen, aber bürgerlich ehrbaren Perſonen und Verhältniſſe zu erwecken, die er uns innerhalb der Familie Stark vorführt. Ohne einen unſtatthaften Vergleich ziehen zu wollen, darf vielleicht doch aufmerkſam gemacht werden, daß „Lorenz Stark" uns in dieſelben kernhaften, von den Zeitkrankheiten noch freien Lebenskreiſe einführt, wie das 1797 erſcheinende großartige Epos „Hermann und Dorothea", welches ein einfaches Schickſal aus weltgeſchichtlichen Ereigniſſen heraus ſich entwickeln läßt, während in Engels Roman die treibenden Kräfte nur innerhalb eines Hausweſens ſich bewegen. Der Erfolg des Romans war ein bedeutender und ſeine Beliebtheit dauert heute noch fort, wozu nicht wenig die klare ſchöne Sprache desſelben beiträgt.

Engel ſelbſt legte 1790 ſeine Direktorſtelle nieder und lebte bis 1798 teils in Parchim, teils in Schwerin; in letzterem Jahre rief ihn Friedrich Wilhelm III. wieder zurück Er ſtarb den 28. Juni 1802 in ſeiner Vaterſtadt auf einer Beſuchsreiſe.

1. Herr Lorenz Stark galt in ganz H. . ., wo er lebte, für einen ſehr wunderlichen, aber auch ſehr vortrefflichen alten Mann. Das Äußerliche ſeiner Kleidung und ſeines Betragens verkündigte auf den erſten Blick die altdeutſche Einfalt ſeines Charakters. Er ging in ein einfarbiges, aber ſehr feines Tuch, grau oder bräunlich gekleidet; auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stutz, oder wenn's galt, eine wohlgepuderte Trobdelperücke; mit ſeinem kleinen Hute kam er zweimal außer die Mode und zweimal wieder hinein; die Strümpfe waren mit großer Zierlichkeit über das Knie hinaufgewickelt; und die ſtark beſohlten Schuhe, auf denen ein paar ſehr kleiner, aber hell polierter Schnallen glänzten, waren vorne ſtumpf abgeſchnitten. Von überflüſſiger Leinewand vor dem Buſen und über den Händen war er kein Freund; ſein größter Staat war eine feine Halskrauſe mit Spitzen.

Die Fehler, deren dieſer vortreffliche Mann nicht wenige hatte, und die denen, welche mit ihm leben mußten, oft ſehr zur Laſt fielen, waren ſo innig mit den beſten ſeiner Eigenſchaften verwebt, daß die einen ohne die andern kaum beſtehen zu können ſchienen. Weil er in der That klüger war, als faſt alle, mit denen er zu thun hatte, ſo war er ſehr eigenwillig und rechthaberiſch; weil er fühlte, daß man ihm ſelbſt ſeiner Geſinnungen und Handlungen wegen keinen Vorwurf machen könnte, ſo war er gegen andere ein ſehr freier, oft ſehr beſchwerlicher Sittenrichter; und weil er bei ſeiner natürlichen Gutmütigkeit, über keinen Fehler ſich leicht erhitzen aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen laſſen, ſo war er ſehr ironiſch und ſpöttiſch.

In ſeiner Kaſſe ſtand es außerordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirtſchaftet hatte, den einfältigen Grundſatz befolgt: daß man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben, als einnehmen müſſe. Da ſein Anfang nur klein geweſen, und er ſein ganzes Glück ſich ſelbſt, ſeiner eigenen Betriebſamkeit und Wirtlichkeit ſchuldig war; ſo hatte er in früheren Jahren ſich nur ſehr karg beholfen: aber auch nachher, da er ſchon längſt die erſten 20 000 geſchafft hatte, von denen er zu ſagen pflegte, daß ſie ihm ſaurer als ſein nachheriger ganzer Reichtum geworden, blieb noch immer der urſprüngliche Geiſt der Sparſamkeit in ſeinem Hauſe herrſchend; und dieſer war der vornehmſte Grund von dem immer ſteigenden Wachstum ſeines Vermögens.

Herrn Stark waren von ſeinen vielen Kindern nur 2 am Leben geblieben: ein Sohn, der ſich nach dem Beiſpiel des Vaters der Handlung gewidmet hatte; und eine Tochter. Letztere war an einen der berühmteſten Ärzte des Orts, Herrn Doktor Herbſt, verheiratet: einen Mann, der nicht weniger Geſchicklichkeit beſaß Leben hervorzubringen, als zu erhalten. Er hatte das ganze Haus voll Kinder, und eben dies machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein großer Kinderfreund war. Weil der Schwiegerſohn unfern der Kirche wohnte, die Herr Stark zu beſuchen pflegte; ſo war es ausgemacht, daß er jeden Sonntag bei dem Schwiegerſohn aß: und ſeine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl gern die Kirche verſäumt, wenn nur ſeine Großvaterliebe den Anblick ſo werter Enkel und Enkelinnen hätte verſäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, beim Hereintreten ins Haus, mit Jubelgeſchrei entgegenſprang, ſich an ſeine Hände und Rockſchöße hängte und ihm die kleinen Geſchenke abſchmeichelte, die er für ſie in den Taſchen hatte. Unter dem Tiſchgebete ſchweiften zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen dann leiſe zuzurufen: Andacht! Andacht! aber der gerade am wenigſten Andacht hatte, war er ſelbſt; denn ſein ganzes Herz war, wo ſeine Augen waren, bei ſeinen Enkeln.

Mit ſeinem Sohne war dagegen Herr Stark deſto unzufriedener. Auf der einen Seite war er ihm zu verſchwenderiſch, weil er ihm zu viel Geld verkleidete, verritt und verfuhr, insbeſondere aber, weil er zu viel auf Kaffeehäuſer und in Spielgeſellſchaften ging. Auf der andern Seite verdroß es Herrn Stark, daß der Sohn als Kaufmann zu wenig Unternehmungsgeiſt und als Menſch zu wenig von der Wohlthätigkeit und Großmut ſeines eigenen Charakters hatte. Er hielt ihn für ein Mittelding von einem Geizhalſe und einem Verſchwender; zwei Eigenſchaften, die Herr Stark in gleichem Grade verabſcheute. Er ſelbſt war der wahre Sparſame, der bei ſeinem Sammeln und Aufbewahren nicht ſo wohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hat, das mit Gelde bewirkt werden kann. Wo er keine Abſicht fand, da gab er ſicherlich keinen Heller; aber wo ihm die Abſicht des Opfers wert ſchien, da gab er mit dem kälteſten Blute von der Welt ganze Hunderte hin. Was ihm aber am meiſten auf den Sohn verdroß, war der Umſtand, daß dieſer noch in ſeinem dreißigſten Jahre unverheiratet geblieben war und daß es allen Anſchein hatte, als ob er die Zahl der alten Hageſtolze vermehren würde. Der Vater hatte den Sohn zu keiner Heirat bereden, der Sohn keine Heirat ohne des Vaters Einwilligung ſchließen wollen; und beide waren in Geſchmack und Denkungsart allzuverſchieden, als daß ihre Wahl oder ihr Wunſch je hätte übereinſtimmen können.

Herr Stark hatte ſeine ganze Handlung der Aufſicht des Sohnes übergeben und, ihm zur Vergeltung für ſeine Mühe, einige nicht unwichtige Zweige derſelben völlig abgetreten. Nur die Geldgeſchäfte, deren er viele und ſehr beträchtliche machte, hatte er ſich ſelbſt vorbehalten. Indeſſen unterließ er nie, beſonders weil er in die kaufmänniſche Klugheit ſeines Stellvertreters nicht das meiſte Vertrauen ſetzte, ſich um die übrige Handlung, ſo wie um das ganze Leben des Sohns, zu bekümmern; und da er ohne Unterlaß etwas verſäumt oder nicht ganz nach ſeinen Grundſätzen fand, ſo gab dies zwiſchen Vater und Sohn zu ſehr unangenehmen Auftritten Anlaß, die am Ende von beiden Seiten ein wenig bitter und beleidigend wurden.

Man ſehe hier zur Probe nur einen der letzten dieſer Auftritte, der für die Ruhe und Glückſeligkeit der Familie die bedeutendſten Folgen hatte.

2. Der junge Herr Stark hatte ſein Wort gegeben, im öffentlichen Konzert zu erſcheinen und ſich zu dieſem Ende in ein lichtbraunes ſamtnes Kleid mit goldgeſtickter Weſte geworfen. Er hatte ſich über dem Anziehen ein wenig verſäumt und fuhr jetzt mit großer Eile in das gemeinſchaftliche Arbeitszimmer, wo eben der Alte beim Geldzählen ſaß. — „Friedrich! Friedrich!" rief er, indem er die kaum zugeworfene Thüre mit Geräuſch wieder aufriß.

„Gott ſei bei uns!" ſagte der Alte; „was giebt's?" — und nahm die Brille herunter.

Der Sohn forderte Licht zum Siegeln, warf ſich an ſeinen Schreibtiſch und murmelte dem Alten ſeitwärts die Worte zu: „Ich habe zu arbeiten — Briefe zu ſchreiben."

„So eilfertig?" ſagte der Alte. „Ich wiederhol' es dir ſchon ſo oft: bedächtig arbeiten und anhaltend, hilft weiter, als hitzig arbeiten und ruckweis. — Doch freilich! freilich! Je eher man ſich vom Arbeitstiſch hilft, deſto früher — —"

Kommt man zum Spieltiſch, wollte er ſagen; aber weil eben Friedrich mit Licht hereintrat, ſo beſann er ſich und verſchluckte das Wort.

„An wen ſchreibſt du denn da?" fing er nach einiger Zeit wieder an.

„An Eberhard Born in S**."

„Den Sohn?"

„Der Vater heißt Auguſt, nicht Eberhard."

„Gut! Meine Empfehlung an ihn! — Ich denke noch oft an die Reiſe vom vorigen Sommer, wo ich ihn kennen lernte. Es iſt doch ein vortrefflicher junger Mann."

„O ja!" murmelte der Sohn in ſich hinein. „Wer nur auch ſo wäre!"

„Ein ordentlicher, arbeitſamer, geſitteter Mann, wie geboren zum Kaufmann. Voll Muts, etwas zu unternehmen, aber nie ohne Bedacht; in ſeinem Äußerlichen ſo anſtändig, ſo einfach: von Samt und Stickereien kein Freund und was ich an ihm vorzüglich ſchätze — kein Spieler. Ich denke, er ſoll in ſeinem Leben noch ſein erſtes Solo verlieren. — Wenn er ja einmal ſpielt, ſo iſt es nicht in der Karte, ſondern mit ſeinen Kindern. Er hat ſo liebenswürdige Kinder! — Ach, und der Alte, ſein Vater! Der kann ſo ganz aus vollem Herzen gegen ihn Vater ſein. Das iſt ein glücklicher Mann! — Ich kenne Väter," fuhr er ein wenig leiſe fort, „die ſich an ihm verſündigen, die ihn beneiden könnten."

„Schreib, oder —" ſagte der Sohn, indem er eine Feder nach der andern auf den Tiſch ſtampfte und hinwarf.

Der Alte ſah das eine Weile mit an. — „Du biſt ja ganz ärgerlich, wie es ſcheint?"

„Wer's nicht wäre!" murmelte der Sohn wieder in ſich.

„Bin ich etwa daran Urſache? Hab' ich deinen Geſchmack nicht getroffen?" — Er ſtand auf und ging zum Tiſche des Sohns. — „Ich weiß, du biſt von Winken und von Anſpielungen eben kein Freund und ich kann ja auch deutlicher reden."

„O, es braucht deſſen nicht," ſagte der Sohn und ſchrieb fort.

Der Alte nahm ihm ruhig die Feder aus der Hand, ſpritzte ſie aus und legte ſie hin. — „Sieh!" fing er dann an: „es wird mir von Tag zu Tage immer ärgerlicher, daß ich einen Menſchen von ſo weitläufigem Kopfe. und von ſo engem Herzen zum Sohn haben muß. Einen Menſchen, der für ſeinen Putz, ſein Vergnügen, der in L'hombre und Whiſt ein Dukätchen nach dem andern, oft auch wohl dutzendweiſe, vertändelt; der nur noch geſtern wieder bis in die ſinkende Nacht geſpielt hat und der, wenn er eine großmütige Handlung thun ſollte, vielleicht keines Thalers Herr wäre; — einen Menſchen, der ewig ledig bleibt, weil keine Partie ihm reich genug iſt und der doch immer übrig hat, zu fahren, zu reiten, den Kavalier zu machen, Samt und Stickereien zu tragen. — Ich muß wohl nicht Unrecht haben," fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort; „denn du kannſt mir nicht antworten."

„O, ich könnte," ſagte der Sohn, indem er mit Hitze aufſtand; „aber" — —

„So ſprich! Was verhinderte dich?"

„Bei Gott! ich bin es müde, ſo fortzuleben." —

„Daß ich das hoffen dürfte!"

„Ich bin nun, denk ich, ein Mann und kein Kind mehr. Warum wird mir denn noch immer begegnet, wie einem Kinde?"

„Sohn! Sohn! Es giebt alte Kinder."

„Ich bin aufmerkſam; ich verſäume nichts, was zu thun iſt; ich ſetze nie die Achtung und die Ehrerbietung gegen Sie aus den Augen —"

„Nur den Gehorſam ein wenig."

„Ich verwalte das Ihrige mit Redlichkeit und mit Treue: und doch — doch kann ich keine Stunde in Ruhe leben; doch wird mir durch Vorwürfe ohne Ende jeder Augenblick meines Daſeins verkümmert; doch wird mir jede Zerſtreuung, jedes elende Vergnügen mißgönnt."

„Du ſprichſt ſehr hart, aber ſehr wahr. Jedes elende Vergnügen!"

„Elend — weil es mir nichts, oder eine Wenigkeit koſtet. Was hab' ich denn noch verloren, wenn ich verlor?"

„Das Koſtbarſte, was wir haben: die Zeit."

„Und ſoll ich denn gar keinen Genuß meiner Jugend haben? Soll ich immer ſo fortarbeiten, wie Sie; mich ebenſo tragen, ebenſo einſchränken wie Sie? ebenſo — —"

„Nun, was ſtockſt du? Sprich aus!"

„Ebenſo — bei Thalern zuſammenſparen und bei Hunderten wegzuwerfen?"

„Wegzuwerfen!" ſagte der Alte, dem nichts in der Welt ſo unerträglich ſchien, als daß Kinder ihre Eltern über den freien Gebrauch eines ſelbſt erworbenen Vermögens richten ſollten. — „Dacht' ich es doch, daß der junge Menſch noch würde mein Vormund werden! Wegzuwerfen! Was verſtehſt du darunter? Was heißt bei dir wegwerfen? Sprich!" — Er ging ihm nach und hielt ihn etwas unſanft am Arme. — „Seinen Beutel für jeden ehrlichen Mann offen halten, der Beiſtand braucht; etwa das?"

„Ehrlich!" ſagte der Sohn mit ziemlich geſunkener Stimme. „Wenn ſie es alle wären!"

„O, ich bin noch wenig betrogen. Ich faſſe meinen Mann erſt ins Geſicht, ehe ich gebe. Und was nennſt du denn wegwerfen? Sprich!"

„Sie borgen allen — ohne das geringſte davon zu haben!"

„Thor! Ohne das geringſte davon zu haben?" — er zog die Hand von ſeinem Arme und gab ihm einen Blick voll Verachtung. — „Ich habe das davon, zu ſehn, daß es meinem Mitmenſchen wohl geht. Rechneſt du das für nichts? — Und wenn ſie mich einſt die lange Straße hinabtragen, und ich hier alles dahintenlaſſe; ſo hoff' ich, es ſoll da mancher mit Thränen in ſeinen Augen ſprechen: Schade um den rechtſchaffenen Mann! Ich hab' ihm mit Weib und Kindern meinen Wohlſtand zu danken. Ich war in Not und kam zu ihm; da half er mir auf und ich konnte bei Ehren bleiben. — Bei dir hingegen — — Doch was ſtehe ich da und predige in den Wind? Dein Kopf hat einmal ſeine eigene Philoſophie, und wollte Gott, daß es eine geſcheitere wäre! — Nur immer wieder an deine Arbeit! Schreib! Schreib!"

3. Herr Stark ſetzte ſich wieder ruhig an ſeinen Tiſch und achtete wenig darauf, daß der Sohn eine geraume Zeit mit großen, heftigen Schritten umherging. Er hatte den Grundſatz, daß man einem geſchlagenen, weinenden Kinde Zeit laſſen müſſe, um auszuſchlucken, und daß es unvernünftig ſei, von einer aufgeregten Leidenſchaft augenblickliche Stille und Ruhe zu fordern. Der Kampf im Herzen des Sohnes würde ſich wahrſcheinlich, wie ſchon ſo oft, zum Vorteil der kindlichen Liebe und Ehrerbietung entſchieden und alles würde ſeine vorige Geſtalt angenommen haben, wenn nicht unglücklicher Weiſe ein Menſch hereingetreten wäre, der dem jungen Herrn Stark aus mehr als einer Urſache verhaßt war. Es war ein gewiſſer Herr Specht, einer der kleinen Anfänger, die auf die Güte des alten Herrn bei jeder Gelegenheit Anſpruch machten, und die für die Wünſche des Sohns nur allzu oft darin glücklich waren. Dieſer hier hatte den Vorzug vor allen übrigen; denn er war Pate und Gevatter zugleich: Verhältniſſe, die dem Herrn Stark, nach alter Sitte, noch ſehr wichtig und ehrwürdig ſchienen. Was aber den Sohn beſonders gegen ihn aufbrachte, war der aus gewiſſen aufgefangenen Reden geſchöpfte Verdacht, als ob Herr Specht eine junge liebenswürdige Witwe, Madame Lyk, die bei dem Sohne ſehr viel und bei dem Vater ſehr wenig galt, bei letzterem angeſchwärzt und ihm Veranlaſſung zu allen den bitteren Gloſſen gegeben hätte, womit er dann und wann über ſie herzufahren pflegte.

„Ei!" ſagte nach ſeiner gewöhnlichen gleisneriſchen Art der Herr Specht, indem er gerade beim Hereintreten zu ſeinem großen Verdruß auf den Sohn ſtieß, der noch immer umherging: — „Ei mein werteſter Herr Stark! Gleich hier an der Schwelle bin ich ſo glücklich — —?"

Seine tiefen Verbeugungen und ſeine ſüßen Mienen hatten dem Sohne noch nie ſo fade und unausſtehlich geſchienen, als jetzt. — „Was giebt's? Was ſoll's?" fuhr er den ganz erſtaunten und erſchrockenen Beſuch ein wenig unartig an.

„Himmel!" ſagte Herr Specht und griff wieder nach dem Drücker der Thüre; „ich hoffe doch nicht, daß ich ungelegen komme? daß ich Störung verurſache?"

„Es wäre möglich. Die Zeit iſt edel, mein Herr." —

„Ja wohl! Ja wohl! Schon bei unſer einem; und erſt vollends bei Ihnen! bei einem Manne, der ſolche Geſchäfte macht, ſolch ein Werk führt! — Wahrlich, ich begreife oft nicht — —"

„Was es giebt? Was Sie wollen? hab ich gefragt. — Borgen etwa? noch ehe die alte Schuld ganz getilgt iſt? — Oder wieder Nachrichten von der Witwe, Ihrer Nachbarin, bringen? — Da! Wenden Sie ſich an meinen Vater und nicht an mich!" —

Indem noch Herr Specht mit den Augen in allen Winkeln war, und nicht wußte, ob er gehen oder bleiben, ob er ſchweigen oder antworten ſollte, drehte der alte Herr Stark, dem nachgerade das Gehör ein wenig ſchwach ward, und der nicht wußte, ob er etwas, und was er hörte, ſich auf ſeinem Stuhle herum und half ihm durch ein freundliches Willkommen! von ſeiner Herzensangſt. — Der Sohn warf ſich wieder an ſeinen Tiſch, um weiter zu ſchreiben.

„Nun? Und was ſteht denn zu Dienſten?" ſagte Herr Stark nach mehreren unbedeutenden Fragen; — „denn umſonſt pflegt er nicht zu kommen, mein lieber Pate."

„Ich — ich wollte ſo frei ſein," ſtotterte dieſer, indem er ſchielende, mißtrauiſche Blicke nach dem Sohn zurückwarf — „ich habe, dieſe Tage über, Gelegenheiten gefunden — ſo allerhand kleine Gelegenheiten — —"

„Das verſteh ich ja nicht. Was für Gelegenheiten?"

„Ich meine: einen vorteilhaften Handel zu ſchließen, mir einen kleinen Gewinn zu verſchaffen —"

„Ja ſo! — das iſt mir lieb; das iſt ſchön. — Immer zugegriffen, mein lieber Specht!"

„Aber — wie's denn bei Anfängern geht — die Beutel ſind ſo eng und ſo flach. So wie man hineingreift, hat man auch auf den Boden gegriffen." — Dies war, beiläufig zu ſagen, einer der eigenen Einfälle des Herrn Stark, die Herr Specht ſich ſorgfältig zu merken und gelegenheitlich bei ihm ſelbſt, mit immer gutem Erfolg, wieder anzubringen pflegte. — „Und da wollt' ich denn alſo — wenn's ohne Beſchwerde geſchehen könnte — —"

„Friſchen Vorrat holen. Nicht wahr? — Nur heraus mit der Sprache!"

Herr Specht lächelte und ſchlug den Alten mehrmalen hinter einander mit den äußerſten Fingersſpitzen, ſanft und ſchmeichleriſch auf die Schulter. — „Sie ſind doch ein vortrefflicher Mann, liebſter Herr Pate —"

„Ja, ja! Weil ich ein ſo guter Prophet bin. — Aber was war's denn, das er vorhin mit meinem Sohne abſprach? Hat er ſich denn ſchon entdeckt?"

„Ich wollte. — Ich hatte die Abſicht; aber — der junge Herr —"

„Wird vermutlich bedauert haben? wird ſich außer ſtande geſehen haben, zu dienen?"

„So ſchien's beinahe." —

„Es kann Ernſt damit ſein. — Die Zeiten ſind ſich nicht immer gleich, und ich denke, es mag ihm jetzt ſelber fehlen."

„Hehehe! — liebſter, beſter Herr Stark! Wie Sie doch manchmal zu ſpaßen wiſſen!"

„Zu ſpaßen?" ſagte der Alte und wies nach dem andern Tiſch auf die reichgeſtickte Weſte hinüber. — „Sieht er denn nicht, daß mein Sohn ſein Gold hat verarbeiten laſſen? — Ein jeder freilich nach ſeinem Geſchmack! Der eine hält's mit einer vollen. der andere mit einer flimmernden Taſche."

Dieſes Wort, in keiner ganz üblen Laune und mit einem ziemlich gutmütigen Tone geſagt — denn Herr Stark war wohl Spötter, aber kein hämiſcher; und wenn er im Verdruſſe erſt wieder witzig ward, ſo war das immer ein Zeichen ſeiner ſchon wiederkehrenden Ruhe — dieſes Wort folgte auf zu bittre, zu ernſtliche Vorwürfe und ward in Gegenwart eines zu gehaßten, zu verachteten Menſchen geſprochen, als daß es auf das Herz des Sohns nicht eine ſehr unglückliche Wirkung hätte thun ſollen. Er ſprang mit Ungeſtüm auf, murmelte heftige, unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen und warf die Thür zu.

4. „Mein Gott!“ ſagte Herr Specht, dem vor Schrecken beide Arme am Leibe niederſanken; „der junge Herr war ganz erhitzt, ganz ergrimmt. Ich will doch nicht hoffen, daß meine Gegenwart —“

„Nicht doch!“ tröſtete ihn der Alte, den ſeine Übereilung ſchon innerlich zu gereuen anfing: „es iſt nun ſeine Art ſo; er macht's nicht anders.“ — Dann gab er Herrn Specht die benötigte Summe mit hinzugefügter Warnung, daß er ſein Geld nicht verſtecken, ſich nicht in mehr oder in größere Geſchäfte verwickeln ſollte, als die er verſtände und überſehen könnte. —„Übrigens,“ ſagte er, „wünſchte ich, um Lebens- und Sterbenswillen, eine kleine Verſchreibung. Er kann ſie mir dieſen Nachmittag bringen.“

„Gewiß! gewiß!“ ſagte Herr Specht, und klopfte ihm wieder, wie zuvor, mit leichter, ſchmeichelnder Hand auf die Schulter. — „Ich dacht' es doch gleich, liebſter Herr Pate, daß mir von Ihnen würde geholfen werden. Auch meine Frau ſagte: Geh immer! So ein Mann, ſagte ſie, wie der Herr Stark iſt, lebt auf der Welt nicht weiter. — Nun guten Morgen! guten Morgen!“

Er hätte ein Vieles darum gegeben, wenn er das unglückliche Wort von der Frau hätte zurückholen können: aber es war heraus, und mit dem Forteilen wollt' es nicht glücken. Herr Stark winkte ihm, wieder umzukehren, und drohte ihm, nicht ohne Ernſt, mit dem Finger.— „Weil er doch ſelbſt von ihr anfängt, mein lieber Specht, und weil ich's bisher immer vergeſſen habe;— ſag' er mir einmal recht aufrichtig; wär' er nicht ein wenig verliebt in die Frau?“

„Je nun,“ ſtotterte dieſer — „ein junger Ehemann — freilich —“

„Der ſelige Lyk, denk' ich, war's auch. Und nun, die Witwe — die ihm das Seinige vertändelte, verputzte, vertanzte, verſchmauſte — er weiß ja wohl beſſer, als ich's ihm ſagen kann, was dort für Umſtände ſind. Gar nicht mehr ſo glänzende als vordem. — Nehm' er ſich alſo in acht, lieber Specht! Sei er auf ſeiner Hut!“

„Aber wie ſo, beſter Herr Pate? wie ſo?— Meine Frau — —“

„Iſt mir gar ſehr nach der Mode. Alles, was nur aufkommt, das macht ſie mit. Und darum ſtell' ich mir vor — weil er doch nur ein Anfänger iſt, und weil ich ihn doch ſonſt als guten Haushälter kenne — ich ſtelle mir vor: er hat ſo eine gewiſſe ſchwache Seite, und die junge Frau hat die ausgekundſchaftet. — „Hab ich's getroffen?“

„Liebſter, beſter Herr Pate—“

„Man geſteht das nicht gerne. Schon gut! — Aber ich bitt' ihn, als Freund, lieber Specht! nehm' er ſich in acht! Sei er ein Mann! — Bei einer ſchlechten Wirtin, geht der beſte Wirt von der Welt zu Grunde; da iſt kein Haltens. Er füllt da in ein löcherichtes Sieb: und wenn er ſich auch zu Schanden füllte, er bringt in Ewigkeit nichts hinein. — Ich weiß zwar wohl,“ fuhr er nach einem Weilchen mit Schmunzeln fort, „wie's die Weiber zu machen pflegen —“

„Ja freilich, freilich,“ ſeufzte hier Specht, und fuhr ſich mit dem Finger hinter die Ohren. „Da ſteckt's!“

„Wie Sie den jungen Mann in die Enge treiben; Launen haben, Zufälle haben, Beklemmungen und Ohnmachten haben — Gott weiß, was alles? — und wie dann auf einmal wieder das Wetterglas ſteigt und heitere Sommerluft wird; wie ſie da ſchmeicheln, liebkoſen, tändeln, und dann ſo unverſehens, als wenn ihnen nichts drum wäre, damit herausrücken: die da, die trägt dies und trägt das; die geht hier hin und dort hin; die macht dies mit und das mit: — die Närrin! — Unſer eine iſt doch eben, was ſie iſt.“—

„Nun, wahrhaftig!“ rief Specht, dem über die gute Laune des Alten das Herz wieder ganz leicht ward: — „es iſt, als ob Sie hätten dabei geſtanden.“

„Und wenn ſie dann den guten Tropf in der Schlinge haben: wie ſie da küſſen, liebäugeln, herzen —“

„Ganz, wie ſie's zu machen pflegen“ — indem er die größte Verwunderung vorgab— „ganz nach der Natur! Zug vor Zug!“

„Ei, ich weiß das. Ich bin ja alle die Schulen durchgegangen.— Aber zum Henker, Pate! Der Mann muß Mann ſein; er muß ein Herz von Stahl und von Eiſen haben.— Immer liebreich, nie verliebt: iſt die Regel. — Und was verliert man denn nun, wenn man ſich darnach hält? Man gewinnt! Denn wer der Frau nachgiebt, der hat nur dann und wann gute Tage; wer ſein Anſehen behauptet, der hat ſie immer. — Oder meint er etwa, daß die junge Frau des Mannes nicht eben ſo bedürftig iſt, als der junge Mann ihrer? — Poſſen, Poſſen, mein lieber Specht! Eben ſo bedürftig; und unter uns: oft wohl mehr!“

„Nun wart!“ — ſagte dieſer, indem er hinter ſich ſah, und die ſtrengſte Miene zog, die in ſein flaches Geſicht nur hineinwollte — „an das Geſpräch will ich denken. Ich will dich mir künftig anders ziehen.“

„Aber mit Art, verſteht ſich. Mit Art!“

„Ei freilich! die Art iſt die Hauptſache. Die muß nicht vergeſſen werden.“ — Und nun wandt' er Geſchäfte vor, die ihn eiligſt nach Hauſe riefen, und ging. Des feſten Vorſatzes vermutlich, nichts zu wagen, was ihn vielleicht gereuen, und nichts anzufangen, was er vielleicht nicht durchſetzen möchte.

5. Während Herr Stark über ſeinen Streifzug gegen das ſchöne Geſchlecht aller Sorgen vergaß, ging der Sohn, voll der äußerſten Erbitterung, auf ſeinem Zimmer umher. „So mich zu mißhandeln, rief er: „ſeinen einzigen leiblichen Sohn; und das in Gegenwart eines ſo verächtlichen, eines ſo nichtswürdigen Menſchen!“

Eines ſo unbedeutenden, armen Wichts! hätte er ſagen können: der ſich mit Bücklingen und Schmeicheleien durchs Leben windet, und der übrigens noch eine ganz gute, ehrliche Haut iſt. —

Mich der Verachtung, dem Spott, dem bitterſten Hohngelächter Preis zu geben; und das auf eine ſo hämiſche, ſo geſuchte, ſo recht ausgekünſtelte Art!

Auf eine freilich ärgerliche, aber dem Alten nun einmal gewöhnliche, und hier von ſelbſt ſich darbietende Art, wobei doch, wie ſonſt immer, der Ehre und des guten Namens geſchont ward. —

Mir in dem Augenblicke, wo ich mich hinſetzte und für ihn arbeite, ſo grundloſe, ſo aus der Luft gegriffne, ſo abſcheuliche Vorwürfe zu machen!

Grundlos nun in der That, wenigſtens was Spiel und was Nachtſchwärmen betraf; aber darum nicht aus der Luft gergiffen; denn unmöglich konnte der Vater von den jetzigen geheimen Gängen des Sohns anders, als nach Ähnlichkeit der ehemaligen, urteilen; und ſo waren ſie, in ſeinen Gedanken, noch immer auf die Kaffeehäuſer und zum Spieltiſch gerichtet. — Daß jetzt wirklich die müßigen Augenblicke des Sohns, und mitunter auch halbe Nächte, zu ſehr lobenswürdigen, ſehr edlen Handlungen verwandt wurden: das war niemanden weniger als dem Vater, bekannt; und dieſe lobenswürdigen, edlen Handlungen hatten auch ſo ein gewißes Aber, daß ſie der Sohn für keinen Preis dem Alten hätte wollen bekannt werden laſſen. —

Doch zu Bemerkungen, die den Vater hätten entſchuldigen oder gar rechtfertigen können, war für jetzt der Sohn nicht geſtimmt: er ſprach vielmehr ſich ſelbſt durch die heftigſten, überſpannteſten Ausdrücke immer tiefer in den Verdruß hinein; und endigte zuletzt mit dem Entſchluß, ſeine Lage auf einmal und ſo ganz zu verändern, daß er ſchlechterdings außer aller Verbindung mit dem Vater hinausträte, nicht bloß das väterliche Haus, ſondern auch die väterliche Stadt verließe, und an einem ganz fremden Ort mit dem Wenigen, was er vor ſich gebracht hatte, ein eigenes Haus errichtete. Die Vernunft ſelbſt, glaubte er, billigte nicht nur, ſondern beföhle dieſen Entſchluß; denn ſeine vollen dreißig Jahre hatte er bereits verlebt, und zwar in ſo herznagendem Kummer, in ſo tötenden Ärgerniſſen und Sorgen, daß die zweiten dreißig zu hoffen Thorheit war; und warum er, eines wunderlichen, grillenhaften, unverbeſſerlichen Vaters wegen, mehr als die erſte, ſchönſte Hälfte ſeines Lebens aufopfern ſollte, das konnt' er nicht einſehen. Sein Herz ſprach dagegen zu laut, und im Geſetz fand er's nirgend geſchrieben.

In der That war dieſe Trennung vom Vater kein neuer, ſondern ein ſchon oft gehegter, und ſelbſt bis zum vollſtändigſten Entwurf durchdachter Einfall, bei welchem das Wie? und Wohin? und durch was für Mittel? ſchon längſt beantwortet, und nur das Wann? noch unentſchieden geblieben war. Immer war indes dieſer Einfall mit dem Zorne, der ihn erzeugt, und mit dem Grolle, der ihn genährt hatte, wieder verſchwunden. Wenn er ſich jetzt in dem höchſterbitterten Gemüte des jungen Mannes feſter ſetzte als je, und im kurzen zum entſchiednen, unwiderruflichen Vorſatze ward; ſo hatte das einen noch ganz andern Grund, als die Launen des Vaters: aber einen Grund, womit Herr Stark ſich ſo äußerſt geheim hielt, daß er ihn kaum ſich ſelbſt zu geſtehen wagte. Von jeher war es ſein Lieblingsentwurf geweſen, ſich mit einer der reichſten und glänzendſten Partien der Stadt zu verbinden: jetzt auf einmal ſpielte die Liebe ihm den mutwilligen, hämiſchen Streich, daß ſie ihn mit allen ſeinen Neigungen zu einer Perſon hinriß, die von den Vorzügen, welche ſonſt Liebe entſchuldigen, auch nicht einen beſaß. Weder war ſie von beſonderer Schönheit des Geſichts oder des Wuchſes, noch ſtand ſie in der erſten Blüte der Jugend, noch zeichnete ſie ſich durch große, ſchimmernde Geiſtestalente aus, die auch ohnehin an Herrn Stark keinen gar eifrigen Bewunderer möchten gefunden haben. Güter hatte dieſe Perſon vollends nur wenig, außer ſolchen, die es eigentlich bloß für den erſten Beſitzer ſind, und die auf andre als Güter nie ſo recht übergehen können: ein Paar liebenswürdige Kinder. Kurz, es war eben die Madame Lyk, wegen deren Herr Specht ſo verhaßt war, und über die wir den Vater ſo ſtrenge haben kunſtrichtern hören.

Es iſt bekannt, daß man in lebhaften Träumen zuweilen ſich ſelbſt fragt: ob man denn wache oder nur träume? und daß die Antwort immer das Gegenteil des wirklichen Zuſtandes auszuſagen pflegt: man wache. Herr Stark hatte mehrmalen, wenn er der Madame Lyk in ſehr zärtlichen Empfindungen gegenüber ſaß, ſich ganz ernſtlich befragt: ob er noch frei oder verliebt ſei, und immer war noch die Antwort gefallen: frei. Gleichwohl war ihm bei dieſer Freiheit nicht ſo ganz wohl zu Mute; denn auf den zwar undenkbaren, aber doch an ſich nicht unmöglichen und nur zum Scherz ſo angenommenen Fall, daß er irre, konnte er alle die bittern Höhnereien vorausdenken, womit ihn zu Hauſe der Vater und außer dem Hauſe die vielen Familien verfolgen würden, die mit der beſchwerlichen Ware ihrer erwachſenen Töchter auf einen ſo reichen Erben und zugleich ſo ſchönen, blühenden Mann, als Herr Stark, trotz aller vom Vater erlittenen Drangſale, noch immer war, etwa ein Auge haben möchten. Das beſte wäre auf dieſen Fall geweſen, Madame Lyk nicht weiter zu ſehen; aber dieſes ging, ſo lange man mit ihr an einem Orte lebte, aus hundert Gründen nicht an: und ſo ward denn jenes erkannte, oder vielmehr nur ganz undeutlich empfundene Beſte dahin näher beſtimmt, daß man ſich von dieſem Orte, je eher, je lieber müßte loszureißen ſuchen. — Doch, wie geſagt, mit dieſem ſtärkern, eigentlich entſcheidenden Bewegungsgrunde kam es zu keinem rechten Bewußtſein; Herr Stark hätte Leib und Leben darauf verſchworen, daß es bloß der wunderliche unausſtehliche Alte ſei, der ſeinen verdienſtvollen, einzigen Sohn, welcher ſo lange Jahre für ihn und die Familie gearbeitet hatte, in die weite Welt jagte. Wie gut ſein Herz ſein müſſe, erkannte er hierbei aus dem Kummer, womit er an den üblen Ruf und an die außerordentliche Verlegenheit dachte, in die der Alte unausbleiblich geraten müßte; aber einmal wollte es dieſer nicht anders haben, und der Sohn konnte nicht helfen.

6. Der Einzige in der Familie, der von dem Herzenszuſtande des jungen Herrn Stark zwar nicht völlige Kenntnis, aber doch ziemlich wahrſcheinliche Spuren hatte, war der Schwager, Herr Doktor Herbſt. Er hatte dem ſeligen Lyk als Hausarzt in ſeiner letzten Krankheit gedient; er wußte, daß wegen Handlungsverdrießlichkeiten große Feindſchaft zwiſchen ihm und Herrn Stark dem Sohne geherrſcht hatte und er ſelbſt war Vermittler bei der ſehr rührenden Ausſöhnung geweſen, die dem Tode des erſtern vorhergegangen war. Bei dieſer Ausſöhnung hatte Herr Stark dem Sterbenden in die Hand verſprochen, daß er, auf den Fall ſeines Hintritts, die Witwe mit Rat und That unterſtützen und beſonders die Handlungsangelegenheiten, von denen Herr Lyk geſtand, daß ſie in nicht geringer Unordnung wären, möglichſt aufs reine bringen wollte. Dieſes edelmütige Verſprechen hatte Herr Stark mit dem größten Eifer erfüllt: er hatte ganze Monate hindurch jeden Augenblick, den er eigenen Arbeiten hatte abſparen können, den Angelegenheiten der Witwe gewidmet, und ſchon mehrmalen hatte der Doktor, wenn er der ſehr kränklich gewordenen Frau noch ſpät abends einen Beſuch gab, ihn in voller, eifriger Arbeit über ihren Büchern getroffen. Er hatte bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daß die wirklich großen und liebenswürdigen Tugenden, welche Madame Lyk in ihrer jetzigen traurigen Lage ſo viel Anläſſe zu entwickeln fand und welchen er ſelbſt volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, das Herz des Schwagers nicht ungerührt mögen gelaſſen haben. Beſonders war ihm die Verwirrung und der raſche Unwille aufgefallen, womit einſt Herr Stark eine ganz unſchuldige, mehr im Scherz ſo hingeworfene Warnung, ſich nicht zu verlieben, aufgenommen hatte; auch hatte er viel Licht aus der gleich darauf folgenden dringenden Bitte geſchöpft, daß er doch ums Himmels willen von dem ganzen Umgange mit Madame Lyk, in den er ja ſelbſt ihn hineingezogen, der Familie und beſonders dem Vater kein Wort verraten möchte.

Indeſſen, ſo gewiß nach der Semiotik des Doktors, dieſes Zuſammentreffen von Dienſteifer, Blödigkeit und Geheimthun auf Liebe hindeutete; ſo glaubte er's mit dieſer Liebe doch keineswegs ſo weit gediehen, daß er ſie in irgend einiger Verbindung mit dem Entſchluß hätte denken ſollen, den ihm jetzt der junge Mann zu ſeinem größten Mißfallen kund that. Herr Stark verlangte auch über dieſen Entſchluß das Geheimnis; aber dieſes ſchlug der Doktor ihm förmlich ab: er verſicherte ſich vielmehr ſogleich des lebhafteſten Beiſtandes der Frau und der Schwiegermutter, um den jungen Mann von einem ſo raſchen und für die ganze Familie ſo höchſt nachteiligen Schritte zurückzuhalten. Daß es mit dieſem Schritte voller Ernſt ſei, daran könne er nach allem, was er ſah und hörte, und beſonders nach den Briefen, die man ihm vorgezeigt hatte, nicht zweifeln.

Alle Mühe, die man nunmehr vereinigt anwandte, um Herrn Stark zu beſänftigen und ihn von ſeinem Vorſatze abzuziehen, war rein verloren. Den Gründen des Schwagers ſetzte er andere Gründe, den Bitten und Thränen der Mutter die feurigſten Beteuerungen der Liebe und des Gehorſams, mit Ausnahme dieſes einzigen Punkts und den abwechſelnden Liebkoſungen und Spöttereien der Schweſter Unempfindlichkeit und Unart entgegen. Man bemerkte, daß, je mehr man ihn zu beugen und zu erweichen ſuchte, deſto ſteifer und hartnäckiger er auf ſeiner Meinung beſtand, und ſo ward denn in einer geheimen Familienſitzung zwiſchen Mutter, Schwiegerſohn und Tochter beſchloſſen, daß man einen ganz andern Weg einſchlagen, und da mit dem Sohne nichts auszurichten ſei, ſein Heil mit dem Vater verſuchen wolle. Man hielt ſich verſichert, daß auf das erſte freundliche Zureden des Vaters der Sohn mit Freuden einen Entſchluß würde fahren laſſen, wobei er ſelbſt am erſten und am meiſten verlieren müßte; auch war man ganz darin einig, daß der hofmeiſternde Ton und die ſpöttelnde Laune des Alten zuweilen ins Unerträgliche fielen; daß ein Sohn in männlichen Jahren anders, als im Knaben- und Jünglingsalter müßte behandelt werden, und daß jeder Menſch ſeine ihm eigene Sinnesart habe, die man wohl in gewiſſen zufälligen Äußerungen leiten, aber nie im ganzen und im weſentlichen umſchaffen könne. Der Alte ſelbſt, hoffte man, würde nach ſeiner ſonſtigen Billigkeit und Vernunft ſich hiervon leicht überzeugen laſſen.

Doch was die Leichtigkeit des Überzeugens betraf, ſo geriet man bald wieder in Zweifel. Herr Stark hatte der Proben von Steifheit und Unbiegſamkeit des Charakters zu viele gegeben, und man ward daher einig, den Angriff auf ihn ja nicht übereilt und tumultuariſch, ſondern behutſam und methodiſch zu machen. Die Beobachtungen, nach welchen man den Plan verabredete, waren folgende: Der Alte hegte von dem Verſtande und der geſunden Beurteilung des Doktors ſehr vorteilhafte Begriffe; der Doktor demnach ſollte zuerſt erſcheinen, ihm die Entſchließung des Sohns eröffnen und ihn von der Notwendigkeit ſowohl als Billigkeit ſein Betragen zu ändern, mit Ehrerbietung, aber auch mit Nachdruck, belehren. — Das Wort der Mutter war in Familienangelegenheiten immer von größtem Gewicht geweſen und ſchon oft, obzwar nie in einem ſo kitzlichen Falle, war ihren dringenden Vorſtellungen, wenn auch mit einigem Kopfſchütteln, nachgegeben worden; die Mutter alſo ſollte nach dem Doktor hereintreten, und wenn die Vernunft des Alten ſchon wankte, den Widerſtand ſeines Herzens durch Bitten und allenfalls auch durch Thränen zu brechen ſuchen. — Von der Tochter wußte man, daß ſie mit ihren Schmeicheleien und Einfällen eine wunderbare Gewalt über den Vater hatte und daß ſie, wegen großer Übereinſtimmung ihrer eigenen Gemütsart mit der ſeinigen, ſich in allen Krümmungen und Wendungen ſeiner Laune geſchickt ihm nachzuſchmiegen und ihn faſt immer zu ihrer Abſicht herumzuholen wußte; die Tochter alſo ſollte zuletzt erſcheinen und dem durch Mann und Mutter ſchon ganz erſchöpften und abgematteten Eigenſinne des Alten den letzten Gnadenſtreich geben.

Bei dieſem ganzen ſchönen Entwurfe äußerte bloß die Mutter noch etwas Furcht; der Doktor hielt ſich unter göttlichem Beiſtande guten Erfolgs verſichert, und die Tochter vollends vermaß ſich mit großer Freudigkeit, daß keine — wenn nur erlaubte und ehrliche — Sache in der Welt ſein müßte, wozu ſie ihren lieben, alten, ſeelenguten Vater nicht hinſchmeicheln oder hinbitten wollte. Doch ſäumen, meinte ſie, müſſe man nicht mit dem Angriff; denn der Bruder machte ſchon allerlei bedenkliche Anſtalten, die auf eine nahe Abreiſe zielten, auch ſei nur eben der jährliche Abſchluß der Handlungsbücher geendigt und dieſer Zeitpunkt müſſe dem Sohn zur Trennung vom Vater notwendig der ſchicklichſte dünken. Das Scharfſinnige dieſer Bemerkung, die den beiden andern entwiſcht war, ward erkannt und gelobt: ihr zufolge ward nun einmütig feſtgeſetzt, daß man gleich den andern Morgen ſich friſch an das Werk machen wollte.

7. Es war ein Kapital zahlbar und Herr Stark ſaß vor einem Tiſche voll ſächſiſcher, brandenburgiſcher, hannöverſcher und braunſchweigiſcher neuer Zweidrittelsſtücke. Er zählte, da der Doktor hereintrat, das angefangene Häufchen von fünfzehn Stück geſchwind zu Ende und hieß ihn dann mit frohem Herzen willkommen. Seine erſte Frage war nach ihm ſelbſt und gleich die zweite war nach den Kleinen.

„Die ſitzen zu Hauſe über den Büchern," ſagte der Doktor.

„Bravo! bravo! die fangen früh an; die werden ſchon vorwärts kommen. — Und iſt denn wirklich Trieb da? iſt Kopf da?"

„So viel ich jetzt noch beurteilen kann: beides. Ich bin zufrieden mit meinen Kindern."

„Ich auch. Ich auch. — Ha, wenn ich die guten Kleinen nicht hätte! Wär' ich nicht da ein armer Mann mit alle dem Bettel?" — indem er die Hand verächtlich gegen den Tiſch warf. — „Für wen in der Welt hätt' ich geſammelt? gearbeitet? Denn mein Sohn da, der Freigeiſt — —"

„Eben von dem, beſter Vater, möcht' ich mit Ihnen reden."

„Sehr gerne. Nun?"

„Nur müſſen Sie auch Geduld haben, mich anzuhören."

„Ich habe — Zeit und Geduld; alles beides."

„Sie ſind ſo eingenommen gegen den Sohn. Sie werfen die Schuld ſeiner Fehler immer auf ihn allein. — Sollt' es nicht vielleicht einen andern geben, der mit ihm teilte?"

„Einen andern? Der möchte mir ſchwer zu erraten werden. Der iſt — ?"

„Ein ſonſt guter, billiger, vortrefflicher Mann. — Denn um nur eins zu erwähnen und eben das was Sie doch am meiſten auf ihn verdrießt: Iſt's ſo ganz ſeine eigene Schuld, wenn er noch ledig blieb?"

„Nun? iſt es denn meine?"

„Ein wenig, dächt' ich."

„O ja! Oder wenn's um und um kommt, wohl ganz. — Freilich, ſo ein Weib, wie man ſie jetzt täglich zu ſeinem Ärger herumflattern ſieht; — ein Weib mit Tauſenden, das ihm Tauſende durchgebracht hätte, das keinen Ball, keine Redoute verſäumt, Triſet und Liebesintriguen geſpielt, weder Mann noch Kinder geachtet hätte; kurz, Herr Sohn — ſo ein Weib, wie ſie die neueſte Modeerziehung ausbrütet, und womit er am Ende wohl gar — mir wird übel und wehe — zu Schimpf und Spott der ganzen Familie, vors geiſtliche Gericht hätte laufen müſſen: ſo eine hätt' er wohl gerne gehabt, von Herzen gerne! Und könnt' ich das zugeben? könnt' ich's recht ſprechen, daß er mit ſichtlichen Augen in ſein Verderben rennte? — Wenn ich zu ihm ſagte: Sieh, Sohn! da iſt ein hübſches, ſtilles, ſittſames Mädchen, braver, ehrlicher Eltern Kind; — das wird zwar nur wenig haben, wird vielleicht nichts haben; aber es iſt in Gottesfurcht und in Einfalt erzogen: nimm's! und es wird dankbar gegen dich ſein; es wird dich lieben, wird deine Kinder lieben, wird ſie erziehen, daß Gott und Menſchen an ihnen Freude haben; wird dir mehr Tauſende erſparen, als dir jenes zubringt: — konnt' ich da durchdringen? — Stand er da nicht vor mir — mit einem Geſichte, mit einer Unterlippe — ſo hängend! ſo albern!"

„Sie haben freilich recht — völlig recht —"

„Nun dann!"

„Aber wenn Sie's auch ſonſt in allem, wenn Sie's in jeder erdenklichen Abſicht hätten: — in einer einzigen, weiß ich doch nicht, ob Sie's haben?" — Er ſagte dies mit einem ſehr beſcheidenen, beinahe furchtſamen Tone.

„Die möcht' ich doch näher kennen. Die iſt —?"

„Ihre ganze Art, wie Sie ſich mit ihm nehmen. Ihr Ton, worin Sie von früh bis in die Nacht mit ihm reden."

„Hm! — aber ich bin nicht unbedeutſam; ich nehme Lehre an. — Wie ſoll er geſtimmt ſein, mein Ton?"

„Liebreicher, freundlicher, — väterlicher, wenn ich das ſagen darf."

„Und iſt er denn rauh? Iſt er ſtürmiſch?"

„Wenn er das lieber wäre! — Dann und wann ein wenig Jähzorn, Unfreundlichkeit, Eigenwillen; wer verzeiht das nicht gern einem Vater und einem ſo guten Vater?"

„Verzeiht das! — Drollicht!"

„Nur dann wieder Güte, Offenheit, Liebe, Vertrauen! — Aber Ihr ſchneidender, Ihr empfindlicher Ton — —" Hier rückte der Alte am Stutz; und der Doktor fand für gut, etwas lindernde Mittel hinzuzuſetzen — — „Sie müſſen mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt mir freilich nicht, ſo zu reden; ich ſag' es nur im Vertrauen auf Ihre Nachſicht — — Ihre ewig fortgeſetzten Spöttereien und Anſpielungen, die, gleich kleinen Schlägen, jeder an ſich nur ſanft ſind, aber zu ſchnell hinter einander und immer denſelben Fleck treffend, zuletzt unerträglich werden; — kurz, Ihr Necken, Ihre witzigen Anfälle — —"

„Genug!" ſagte der Alte, „genug! Dagegen läßt ſich nichts aufbringen. Sie haben recht."

„Und dürft ich denn alſo hoffen —?"

„Was? — was? —" indem er ihn mit ein Paar großen und ſtieren Augen anſah, die den Doktor ganz irre machten; „daß ich in meinen Jahren mich ändern; daß ein alter, verwachſener, knotiger Stamm ſich nun noch biegen und ziehen ſollte? — Das iſt unmöglich, Herr Doktor; unmöglich!"

Nun ward der Doktor, der es ſo gut gemeint hatte, auch an ſeiner Seite verdrießlich. — „Sie verfallen ſchon wieder in Ihren Ton."

„Schon wieder? Und das mit mit dem ich doch ſonſt eben nicht witzle? —" Er ſagte das Wörtchen: witzeln, mit einem ganz eigenen Nachdruck. — „Nun, Sie ſehen dann wohl ſelbſt: es iſt unmöglich, unmöglich! — Gleichwohl — habe ich Mitleiden mit meinem Sohn; und ich komme da eben auf einen Gedanken — auf einen, glaub' ich, guten Gedanken — den aber nur Sie würden ausführen können."

„Nur ich?"

„Sie haben mir ſo eben Ihre große Gabe dazu bewieſen."

„Wie verſteh' ich das? Welche Gabe?"

„Je, die glückliche Gabe, Fehler zu ſehen und zu ſagen. Wie, wenn Sie nun gingen und meinem Sohn auch die ſeinigen ſagten? — denn daß er ihrer hat, dafür ſteh' ich. — Recht derbe Fehler! — Wenn Sie zu ihm ſprächen: „Sie müſſen, mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt mir freilich nicht ſo zu reden; ich ſag es nur im Vertrauen auf Ihre Nachſicht" — oder wie Sie es ſonſt herumbringen; wie ſie ſonſt Ihre Pille verſilbern wollten: — Sie werden ja das wiſſen, Herr Doktor —"

„Gut! gut!" ſagte dieſer und biß voll Unmuts die Lippen.

„Kurz, wenn Sie ſprächen: „Die bewußte Unterredung mit unſerm Alten hab' ich gehabt. Es iſt doch ein wunderlicher, eigenwilliger, hartnäckiger, alter Mann. Steif iſt ſein Rücken und ſteif iſt ſein Kopf. Beide würden eher brechen, als biegen. — Wie, wenn lieber Sie, der jüngere Mann, die Fehler ablegten, die den grämlichen Alten auf Sie verdrießen? wenn Sie, zum Beiſpiel, ein geſetzterer Menſch, ein ſparſamerer Wirt, ein aufmerkſamerer Kaufmann würden? Ich ſtünde Ihnen dann mit meiner Ehre dafür:" — und hier meine Hand, daß ſie ihr Wort nicht bereuen ſollten! — ich ſtünd' Ihnen mit meiner Ehre dafür: der Alte ſollte uns anders werden; er ſollte ſeinen Sohn lieber haben, als ſeinen Witz; er ſollte keine größere Sorge auf dem Herzen tragen, als wie er den einzigen Erben ſeines Hauſes und ſeines Namens glücklich machte." — Hier drehte ſich Herr Stark wieder gegen den Tiſch und griff nach den Beuteln. — „Denken Sie der Sache gelegentlich nach! Es iſt ein Vorſchlag zur Güte."

„Ich ſehe wohl," ſagte der Doktor, der ſeinen Verdruß kaum mehr bergen konnte — „es iſt nichts mit Ihnen zu machen."

„Finden Sie das? — Das hat ſchon mancher gefunden. Das iſt faſt immer ſo mit Leuten, die nach Grundſätzen handeln."

„Und ſo muß ich's Ihnen denn nur gerade herausſagen. Sie werden erſchrecken; aber — — Ihr Sohn —"

„Mein Sohn?"

„Er will von Ihnen — will fort!"

Dem Alten war jetzt eben ein Zweidrittelſtück in die Hände gefallen, das ihm nicht ſo recht echt ſchien. Er beſah es von vornen und von hinten, warf es auf den Tiſch, um den Klang zu hören und muſterte es endlich aus. — „Dreizehn, vierzehn, fünfzehn. — Will von mir? Wohin?"

„So gelaſſen dabei? — Aber Sie denken vielleicht: es ſei nur Vorwand, nur Kunſtgriff. — Ich ſchwör es Ihnen dann auf Ehre: er will fort, will nach Br. . ., auf Nimmerwiederſehen."

„Will er? — Hahahaha!"

„Sie lachen?"

„Über etwas ſehr Lächerliches."

„Nun beim Himmel! So finde ich's nicht."

„Aber ich! — Lieber, lieber Herr Sohn! So etwas für Ernſt zu nehmen!"

„Und wofür ſonſt?"

„Für nichtigen, leidigen, elenden Trotz."

„Ich fürchte, Sie werden bald anders denken. — Ja, wenn es das erſte Mal wäre, daß er den Einfall hätte! Aber er hatt' ihn ſchon öfter. — Und ſo leicht es mir anfangs ward, ihn zurückzuhalten, ſo ſchwer ward mir's nachher."

„Natürlich! Weil Sie ſich gleich anfangs zu viele Mühe gaben."

„Er geht aber. Denken Sie an mich, lieber Vater! Er geht! — Und nun — was wird die Welt davon urteilen? Ihr Sohn iſt für keinen üblen Mann bekannt und Sie ſelbſt werden ihn ſo nicht bekannt machen wollen. — Ihre Handlung werden Sie fremden Händen vertrauen müſſen. Sie ſind zu alt und mit andern Geſchäften überhäuft, um dieſe Hände genug zu beobachten. — Ihre Frau wird ihren einzigen Sohn — denken Sie ſelbſt, wie ungern! verlieren; wir alle —"

„Ach Thorheit! Thorheit!" ſagte der Alte und zählte fort.

„Wenn Sie's ſo anſehen — —"

„Wie anders?"

„Ich habe dann das meinige gethan und muß ſchweigen."

„Lieber Herr Sohn!" — und er drehte ſich zu einem ernſthaften Geſpräch herum mit bei Seite gelegter Brille. — „Ihre Gründe ſind gut, ſind vortrefflich; aber für wen? Für meinen Sohn oder für mich? — Wenn ihn die Welt als keinen üblen Mann kennt; ſo hoff' ich ſagen zu dürfen: mich kennt ſie als einen guten. Auf wen wird alſo der meiſte Vorwurf, der meiſte Tadel fallen? — Wenn die Handlung zu grunde geht; wer iſt's, der den Schaden trägt? der verliert? Ich, der Greis, der ſein gutes genoſſen hat und nun auf die Grube geht? oder er, der Jüngling, der erſt genießen ſoll und — ſo gerne genießen mag?" — Mit dieſer einzigen, ihm ganz zufällig entfahrenen Spötterei war der Alte auf einmal wieder in voller Laune. — „Was? was?" fuhr er mit einer Art von komiſchem Unwillen fort: „ein Menſch, der nicht das Herz hat, zu heiraten, der hätte Herz, daß er davon ginge? daß er ſich auf ſeine eigene Hand ſetzte? daß er hier alles im Stiche ließe? — Ach Thorheit! Thorheit!"

8. Madame Stark, die ſchon einige Zeit auf ihrem Poſten geſtanden hatte, glaubte jetzt eine unglückliche Wendung des Geſprächs zu bemerken und kam herein. Das Mutterherz war ihr übergetreten, und ſie hielt das Tuch vor die Augen.

„Biſt du da, lieber Vater?"

„Auch die?" ſagte der Alte in ſich und ſah nun im Geiſt, mit voller Überzeugung, auch ſchon die Tochter kommen. — „Ja, wie du ſiehſt, liebe Mutter?" — Er ſtand auf und ging ihr freundlich entgegen.

Dieſe Freundlichkeit beunruhigte Madame Stark; ſie hätte, nach dem Antrage des Doktors, ihn weit lieber mürriſch und verdrießlich gefunden. — „O ich ſehe ſchon," ſagte ſie, „ich werde wieder einmal vergeblich bitten."

„Warum? Weil ich freundlich bin, meinſt du? — Ich fürcht' es beinahe auch, weil du weinſt. — So ein vierzig Jahre mit einander leben, macht doch ſehr mit einander bekannt. — Wenn du dein Recht fühlſt, weiß ich, da kommſt du ſo zuverſichtlich, ſo freudig, und ich bleibe dann in meiner gleichmütigen Ruhe; aber wenn du dein Unrecht fühlſt, da beweinſt du den ſchlechten Erfolg, den du vorausſiehſt, und ich bin dann fein freundlich, um dich zu tröſten. — Nur gleich die Probe zu machen: Was giebt's?"

„Dein Sohn will von dir —" fuhr ſie mit großer Wehmut heraus.

„Wenn er will; — — du weißt, er iſt kein Jüngling mehr; er iſt Mann."

„Freilich! freilich! Und eben darum — —"

„Richtig! — eben darum muß er wiſſen, was er zu thun hat."

„Aber ihn verlieren zu ſollen!" —

„Das iſt nicht anders. Söhne gehen in die Welt."

„Wenn du nur mit ihm reden, nur ein einziges Mal mit ihm freundlich ſein, ihm dein Wort geben wollteſt — —"

„Wie? — wie? — Nun da ſieh einmal, Mutter! Sieh, wie recht du haſt, daß du weineſt! — Ich mein Wort geben? ihm? Und worüber? — Der junge Menſch, ſeh ich, wird mir fein aufſätzig, fein trotzig; es verdrießt ihn, einen ſo wachſamen Beobachter, einen ſo beſchwerlichen Erinnerer zu haben; er möchte gar zu gern den Mund geſtopft wiſſen, aus dem er ſo unangenehme Wahrheiten hört; er macht da Plänchen, mich in Furcht zu ſetzen, in Reſpekt zu erhalten; er möchte mir — wie heißt doch die Redensart? — er möchte mir Brillen verkaufen. Eben jetzt hat er da eine fertig, wovon er glaubt, daß ſie mir unvergleichlich ſtehen müßte: und da kommſt du nun und bitteſt mit heißen Thränen, daß ich die Naſe hinhalten ſoll, um ſie mir aufſetzen zu laſſen. — Sage: iſt das recht, Mutter? Iſt das vernünftig?"

„Sie hören!" ſagte die Alte und ſtreckte die Hand mit dem Tuche gegen den Doktor. — „So hat er es immer mit mir getrieben! Das gelt' ich bei ihm! Das bin ich ihm wert! — So hab' ich mich von jeher müſſen verächtlich machen und mißhandeln laſſen."

Herr Stark bat, daß ſie ſchweigen möchte; denn das Jammern ſei ihm in der Seele zuwider, und Unvernunft höre er nicht gerne; aber er bat umſonſt und er hätte ſelbſt können ſchweigen. Endlich beſann er ſich, daß er ja auf dem einen Ohre taub ſei, und daß er über das andere nur den Stutz ziehen dürfe: was er denn unvorzüglich that und ſich gemächlich wieder an ſeine Arbeit ſetzte.

9. „Wo ſind Sie denn?" rief die Doktorin, indem ſie den Kopf zwiſchen die Thürflügel ſteckte. — „Ei ſieh! Alle hier bei dem Vater? — Guten Morgen! guten Morgen!"

„Schon ſo frühe?" ſagte der Alte. „Vor Tiſche?"

„Ich hatte einzukaufen, mußte vorbei. Huſch flog ich herein, um meinem Väterchen einen guten Morgen zu ſagen. Denn ich weiß, er ſieht mich ſo gerne. Nicht wahr!"

„Als ob das noch Fragens brauchte?"

„Wenn ich nicht ſo ganz zufällig käme, ſo hätte mich eins von den Kleinen begleitet; das, was am artigſten oder am fleißigſten geweſen wäre. — Ich küſſe Ihnen in aller Namen die Hand."

„Danke. Danke." — Er ſah ſie bedenklich, aber nicht ungütig an. — „Du thuſt ja heute außerordentlich freundlich?"

„Ich thäte nur ſo? Ich bin's."

„Und haſt hier noch niemand geſehen? — Deinen Mann nicht?"

„Den wohl. Am Theetiſch."

„Deine Mutter noch nicht?" — Sie log mit einem Kopfſchütteln, um nicht mit einem ausdrücklichen Nein zu lügen. — „Dann iſt's aber nicht artig, ihr nicht die Hand zu küſſen."

„Ach verzeihen Sie!" ſagte die Tochter und küßte ihr, ſeitwärts lachend, die Hand.

„Deinen Bruder wohl noch vielweniger?" —

„Geſehen; aber kein Wörtchen mit ihm geſprochen. Er lief mir da mit einem Geſichte vorbei, mit einem Geſichte! — Hui, dacht' ich, was kümmern mich deine Geſichter? Lauf immer! — Aus meinem guten Humor bringt mich kein Menſch. Denn Sie wiſſen wohl; ich bin ganz Ihre Tochter."

„Biſt du?" ſagte der Alte und lachte mit innigem Wohlbehagen.

„Immer munter, immer fröhlich und guter Dinge. Wer's nicht mit mir iſt, mag ſeine Launen für ſich behalten. Oder wenn ich mich ja mit ihm abgebe, ſo geſchieht es nur, um ihn auszulachen. Da, der Herr" — indem ſie mit dem Finger auf den Doktor wies — „hat die Erfahrung."

„Närriſches Weib!" ſagte dieſer. „Hab' ich denn Launen?"

„O, du haſt! haſt! du biſt Mann. — Aber doch wirklich, mein lieber Vater; nahe geht's mir, daß ich den Bruder immer ſo unluſtig ſehe. Ich wollte von ganzem Herzen, er wäre glücklich. — Ich meinerſeits, wenn ich dazu helfen könnte — ich thäte alles."

„Doch? thäteſt du alles? — Ja- ja!" — Er war aufgeſtanden und packte die Beutel zuſammen.

„Wollen Sie denn fort, lieber Vater?"

„Ich bin fertig."

„Aber Sie könnten doch noch immer ein wenig bleiben."

„Wozu?" — Er gab ihr einen ſcharfen, bedeutenden Seitenblick und drohte ihr mit dem Finger. — „Weib! Weib! du haſt mit deinem Mann geſprochen, haſt mit deiner Mutter geſprochen, haſt mit deinem Bruder geſprochen."

„Sie meinen: heut? hier im Hauſe? — Nein, wahrlich! Mit Mann und mit Bruder kein' Wort."

„Alſo doch mit der Mutter!"

„Nun? Wäre denn das nicht recht?"

„Gar ſehr. — Aber da kommſt du nun mit eben der Bitte, wie ſie; nur anders eingekleidet, verſteht ſich. Was ſie tragiſch geſagt hat, das willſt du komiſch ſagen. — — Geh! geh! Mit denen da ward ich fertig; aber mit dir — —"

„Da getrauen Sie ſich nicht?"

„Aus Urſache. — Denn ſieh! wenn du bitteſt, da bitten gleich alle deine Kinderchen mit; und das möchte mir denn zu viel werden. — Geh!"

„O, nun — nun kommen Sie mir gewiß nicht von dannen. Oder wenn Sie gehn, lauf ich nach. — Gutes, liebes, beſtes Väterchen — —"

„Schmeichlerin!"

„Schmeichlerin? — Das bin ich nur dann, wenn Sie ſich nicht erbitten laſſen."

„Nun, was willſt du? Nimm alles!" — Er hielt ihr beide Geldbeutel hin.

„Nicht doch! Geben ſollen Sie nichts. Keinen Heller."

„Aber eine Thorheit begehn, für die ich hinterdrein, um ſie nicht begangen zu haben, das Zweifache, Dreifache gäbe."

„Thorheit, ſagen Sie? Lieber Gott! — Als obs Thorheit wäre, einmal recht gütig, recht liebreich zu ſein! — Sie ſind das gegen mich; ſinds ſo ſehr: ſeien Sie es um meinetwillen auch gegen den Bruder! — Um meinetwillen! Denn Sie helfen mir da von der unangenehmſten Empfindung, die ich nur kenne. — Er beneidet mich — ich habe das mehrmalen bemerkt; — er hat allerhand kleinen Argwohn, daß ich Ihre wohlthätige Zärtlichkeit mißbrauche: und faſt — wenn man bloß nach dem Scheine geht — hat er Urſache dazu. Denn ſagt er nicht eben ſo gut Vater, als ich, und genießt doch ſo viel weniger Liebe?"

„Er von der Mutter, und du vom Vater. So iſts in der Ordnung."

„Nein, ich bitte; bitte, ſo ſehr ich kann: Machen Sie, daß er bleibt! daß er nicht fortgeht!"

„Kann ich ihn halten?"

„Mit einem einzigen guten Worte."

„Hm! — Das meinſt du, ſoll der Vater dem Kinde geben!"

„Gut heißt freundlich, nicht bittend. — Wahrlich, er hat Gefühl, er iſt dankbar. Er wartet nur auf die erſte Eröffnung des väterlichen Herzens, und Sie haben den beſten Sohn von der Welt. — Wenn er nun glauben müßte, daß ich ſeine Entfernung zu ſeinem Schaden nutzte? daß ich Ihnen für mich und meine Kleinen abſchmeichelte, worauf wir zwar alle kein Recht haben, was aber doch ihm eben ſo gut zukommen würde, als mir? — Sie wiſſen, daß das nicht iſt, und daß ich dazu ganz unfähig bin; aber er würd es doch glauben: er würd es ganz ſicher glauben; und meine Empfindung dabei —" Sie hatte Thränen im Auge.

Dieſe Beweiſe von Zartgefühl, Schweſterliebe und Uneigennützigkeit, deren Wahrheit außer Verdacht war, freuten den Alten innigſt, und er ſah ſie mit großer Zärtlichkeit an. Er glaubte, nicht bloß ſein Fleiſch und ſein Blut, ſondern auch ſein Herz und ſeine Seele in ihr zu finden.

Liebes, gutes, beſtes Väterchen," fuhr ſie fort, und nahm alles zuſammen, was ſie im Tone Süßes und in der Miene Liebkoſendes hatte — alle meine Kinderchen bitten mit. Könnten Sie's abſchlagen?"

„Je nun," ſagte der Alte, und fuhr ſich mit den Fingern ein paar mal über die grauen, etwas naß gewordenen Augenwimpern — „dran werd ich ſchon müſſen. Ich will mit ihm reden."

„Gewiß? gewiß?"

„Ja doch! — So freundlich, wie noch jemals in meinem Leben."

„Und bald?"

„So bald ſichs thun läßt. In dieſen Tagen."

„Ein Mann, ein Wort? Schlagen wir ein?"

„Da! — ſo freundlich, wie noch jemals in meinem Leben."

„Sie lächeln aber ſo in ſich. Worüber?"

„Ach — über mich ſelbſt. Laß das gut ſein!" — Er hatte ſchon ungefähr die Art, wie er ſich nehmen müßte, im Kopfe, und lächelte fort bis zur Thüre.

„Armer Mann!" ſagte er noch, im Vorbeigehen, zum Doktor: „Sie ſind gewaltig betrogen. Sie forderten von mir eine Frau, und ich habe Ihnen eine Schlange gegeben."

10. „Nun?" triumphierte die Doktorin, als der Vater hinaus war: „hatt ich nicht recht, liebe Mutter? Wars des Schreckens und des Aufhebens wert? — So ein kleiner Zwiſt in einer Familie gemahnt mich, wie ein Feuer in einer Brandmauer. Das brennt ſchon aus, ohne Lärmſchlagen."

„Und du glaubſt dich am Ende?" ſagte der Doktor.

„Völlig. Völlig. Der Vater hält Wort."

„Er müßte erſt mehr verſprochen haben. — Aber geſetzt auch, daß du zu deinem Zweck kommſt, und daß der Bruder für diesmal bleibt — —"

„Für diesmal? Warum denn nicht immer?"

„Wird er von ſeinen Schwachheiten laſſen? Wird der Vater von ſeinem Eigenſinn laſſen?"

„Niemals! niemals, ſeufzte die Mutter."

„Schwerlich!" ſtimmte die Tochter mit ein.

„Und alſo! Was ſind wir weiter gekommen? — Wir wollten die innern Urſachen der Uneinigkeit heben, wollten die Quellen des Übels verſtopfen; und da uns nun das nicht gelang — da ſtellen wir uns hin, und pinſeln und pflaſtern an einem Geſchwürchen, das, wenn wir es heute heilen, morgen wieder aufbrechen wird. — Das iſt falſche Heilart," fuhr er mit Kopfſchütteln fort, „wovon ich bei Zeiten zurücktrete, und ſie dir allein überlaſſe."

„Klug! klug und gelehrt," ſagte die Frau. — „Aber auch Pfuſcherarbeit wird manchmal gute Arbeit. Laß mich nur machen!"

„Wie aber, wenn du ein Meiſterſtück machen könnteſt?"

„Ein Meiſterſtück? — Nun?"

Er ging mit einem Blick voll Mißmuts umher, und rieb ſich die Stirne. — „Ach, es iſt nicht zu machen. Es iſt ein frommer Wunſch, weiter nichts. — Heiraten, heiraten müßte der Bruder. Ein kluges, ſittſames, zärtliches Weib müßt er nehmen."

„So eins, wie du haſt, nicht wahr?" — Sie ſah ihm, freundlich-lächelnd unter die Augen.

„Nun ja! Und wenn auch nur ſo eins — —"

„Boshafter! —"

Er bot ihr liebreich die Hand, und zog ſie in ſeine Arme. — „So ein Weib würd ihn zuhauſe bei ſeinen Geſchäften halten: denn zuhauſe wäre ja ſie; es würd ihm alle die Vergnügungen, denen er jetzt nachläuft, verleiden; denn bei ihr fänd er ja beſſre; es würd ihn von den kleinen Thorheiten des Putzes und der Modeſucht abziehn: denn man putzt ſich ja nicht für die Seinigen, nur für die Welt —"

Er fand den größten Beifall mit dieſer Rede. Die Frau liebkoſte ihn, und die Schwiegermutter erteilte ihm Lobſprüche.

„Alle Quellen des Mißvergnügens wären dann auf einmal verſtopft. Der Vater und wir alle wären zufrieden. — Ja, wenn es möglich wäre," fuhr er mit einer Art von Begeiſterung fort, indem er lebhafter umherging — „wenn es möglich wäre, daß er die Witwe — die gute Witwe — —"

Hier flogen beide Frauenzimmer zu ihm hinan, und brachten ihm ihre Geſichter ſo nahe, daß er erſchrak und zurücktrat. — „Was iſt denn? Was hab ich geſagt?" fing er an.

„Die Witwe!" riefen ſie beide

aus einem Munde. — „Sprachen Sie nicht von einer Witwe, Herr Sohn? — Erwähnteſt du nicht einer Witwe, mein Beſter? — —"

Der Doktor war unzufrieden, daß er ſich mit ſeinem Geheimnis ſo bloß gegeben, und verſuchte ſein möglichſtes, um es noch feſtzuhalten. Er war durchaus nicht zu bewegen, daß er es im ganzen hätte herausgeben ſollen. Indeſſen riß, durch das ewige Fragen, bald die Frau, und bald die Schwiegermutter, ein Stück davon ab; und ſo bekamen ſie endlich ſo viel davon in die Hände, daß er nicht abſah, warum er den unbedeutenden Reſt nicht noch freiwillig dazu geben ſollte. Überdies hatte man ihm das heiligſte Stillſchweigen gelobt, und Mutter und Tochter hatten einander ſelbſt recht inſtändig darum gebeten.

Jetzt, da die Frauenzimmer ihr Geheimnis zu beſichtigen anfingen, fand ſich, daß ſie ſehr wenig daran erbeutet hatten. — Die Witwe hatte Kinder — war ohne Vermögen — war nicht mehr jung: — ihr vier oder fünfundzwanzigſtes Jahr mochte ſie immer ſchon zurückgelegt haben; — der Liebhaber ſchien noch gar nicht entſchieden; — der Vater hatte Vorurteile gegen die Frau; — ihn von Vorurteilen zurückzubringen, war immer ſehr ſchwer, faſt unmöglich: — alle dieſe Umſtände ließen von der Liebe des Sohns, wie aufrichtig und zärtlich ſie übrigens ſein mochte, keine Heirat und noch weniger von ſo einer Heirat eine feſte Grundlage für die Ruhe und Zufriedenheit der Familie hoffen. Man war alſo wieder in gleicher Verlegenheit, als zuvor.

Indeſſen tröſtete ſich die Doktorin mit dem Gemeinſpruche: daß der Menſch nicht zu weit vorausdenken, und wenn nur ſeine nächſte Ausſicht nicht trübe und gewitterhaft ſei, ſich beruhigen müſſe. Voller Friede, meinte ſie, ſei wohl freilich das beſte; aber auch Waffenſtillſtand — und dieſen wenigſtens glaubte ſie für die Familie bewirkt zu haben — ſei ſchon nicht zu verachten.

11. Abends bei Tiſch erlitt der Mut der Frau Doktorin, durch einen einzigen Blick des Alten, einen gar unſanften Stoß. Es war Donnerstag, wo, nach der Regel, das ganze Herbſtiſche Haus, bis auf das kleinſte Enkelchen herunter, bei dem Alten verſammelt, und dieſer dann gemeiniglich ſehr vergnügt und beredt war. Eins der erſten Geſpräche pflegte von denjenigen Kranken des Doktors zu ſein, die der Alte, wenn auch nur von Anſehen, kannte, und an denen er, teils dieſer Bekanntſchaft wegen, teils weil ſie Kunden ſeines Schwiegerſohnes waren, viel Teil nahm.

Diesmal fragte er beſonders nach einem gewiſſen Herrn Heil, einem Manne von mittlern Jahren, der eine ſtarke Familie hatte.

„Ach, der!" ſagte der Doktor; „der iſt ſchon völlig außer Gefahr."

„Doch? Das iſt mir eine ſehr liebe Nachricht! Der Mann hat viel Unglück gehabt, und es kann nur ſehr wenig Vermögen da ſein: was wär aus den vielen lieben Kindern geworden? — Es iſt übrigens ein ſo rechtlicher, ein ſo ſtattlicher Mann: er hat mir Tag und Nacht in Gedanken gelegen. — Aber — wenn ich nicht irre, ſo ſagten Sie ja nur noch vorgeſtern: er ſei der Schlimmſte von Ihren Kranken; es ſei Ihnen ganz bange um ihn?"

„Da ſtand's auch mit ihm ſoſo. Er lag da eben in einer Kriſis."

„Was heißt das? — Kriſis! — Das Wort deucht mir, hab' ich ſchon öfter gehört."

Das Wort iſt griechiſch, mein lieber Vater.

„Ei meinetwegen arabiſch! Ich möchte den Sinn davon wiſſen. — Ihr Herrn nennt immer alles mit fremden Namen; wozu das? — Eine deutſche Krankheit wird doch keine griechiſchen Zufälle haben?"

„Aber Zufälle, die ſich zu deutſch nicht ſo kurz wollen ſagen laſſen. — Kriſis nennt man bei hitzigen Fiebern die letzte, ſtärkſte Anſtrengung der Natur, der Krankheit durch irgend eine hinreichende Ausleerung gekochter Krankheitsmaterie ein Ende zu machen."

Gekochter Krankheitsmaterie! wiederholte der Alte langſam und wiegte mit dem Kopf vor ſich hin. — „Das iſt nun deutſch; in der That!"

„Deutſch, wie Griechiſch. Nicht wahr?"

„Beinahe."

„Ich will mich näher erklären. Gekocht nennen wir eine Krankheitsmaterie, wenn ſie ſich von den geſunden Säften, denen ſie beigemiſcht war, ſchon ſo abgeſondert hat, daß der Körper ſich ihrer entſchütten, ſie doch nach außen hin abſetzen kann. — Hat die Natur zu dieſer Wirkung noch Kraft, ſo geneſt der Kranke; hat ſie keine, ſo ſtirbt er. — So lange nun dieſes glückliche oder unglückliche Beſtreben der Natur fortdauert, ſagt man von einem Kranken: er ſei in der Kriſis."

„Ja nun — nun wird's helle, Herr Sohn; nun verſteh' ich. — Und ſo kann man denn auch in einer Kriſis, wo es ſich mit der Krankheit beſſert, ſo herzlich krank ſein?"

„Nicht anders. — Während der ganzen Zeit, da die Materie gekocht und dadurch die Kriſis vorbereitet wird — Sie verſtehen mich nun ſchon — —"

„Vollkommen."

„Während dieſer ganzen Zeit iſt die Krankheit im Wachſen, im Zunehmen; und kurz vor der Kriſis, oder vor dem glücklichen Auswurf der Unreinigkeiten pflegen heftige, drohende Bewegungen zu entſtehen, die das Übel auf ſeinen höchſten Grad treiben und die man füglich einen kritiſchen Tumult nennen kann."

„Bewahre Gott!" rief der Alte, der einſt einen Tumult erlebt hatte und vor dem Worte erſchrak.

„Nicht doch! — Helfe Gott! muß man ſprechen."

„Was? Helfe Gott! zu einem Tumulte? — Doch freilich; wenn's mit dem Bewahren zu ſpät iſt, da hat man ſchon recht, daß man um's Helfen bittet. — Und die Hilfe kommt denn wohl durch den Doktor; nicht wahr?"

„Der kann dabei wenig, ſehr wenig. Das Meiſte und das Beſte muß die Natur thun."

„So! — Aber der Doktor nimmt doch ſein Geld; und da, dächt' ich, wär's denn auch Pflicht, daß er zur Hand wäre und mit allem, was er von Pulvern und Mixturen nur auftreiben könnte, wacker in den Tumult hineinwürfe, um deſto eher Frieden zu ſtiften."

Die Anweſenden lachten — bis auf den Sohn, der in Gedanken vertieft ſaß — und am meiſten lachte der Doktor. — „Sie wären mir ein trefflicher Arzt, lieber Vater. Wiſſen Sie, daß Sie durch Ihre zu große Thätigkeit die Kriſis ſtören und dadurch den Kranken ins Grab bringen könnten?"

„Ei wie ſo? Das möcht' ich doch ungern. Der arme Heil!"

„Eine geſtörte Kriſis zieht immer entweder ſchleunigen Tod, oder doch gefährliche, in der Folge tödliche Verſetzungen nach ſich, die wir abermals mit einem griechiſchen Worte Metaſtaſen nennen."

„Genug! genug!" ſagte der Alte; „kein Griechiſch weiter! — Ich merke wohl, Ihr Herrn macht's euch bequem, deckt euren Kranken fein warm zu und gebt mit untergeſchlagenen Armen Achtung, wo die Natur hinaus will."

„Viel beſſer iſt's wirklich nicht. Ich geſteh' es Ihnen."

„Je nun. — Wenn's ſo am ſicherſten oder am heilſamſten iſt, iſt's am beſten." — Er ſaß hier einen Augenblick nachdenkend und ſpielte mit ſeinem Teller. — „Lieb iſt mir's denn doch, daß ich bei der Gelegenheit dahinter gekommen, wie ein kritiſcher Tumult muß behandelt werden. Ich hätte da einen erzeinfältigen Streich können machen."

„Wie ſo?" ſagte der Doktor.

„Ich hätte mich können verführen laſſen, mitten in einer Kriſis die Kur zu verſuchen."

„Sie?" fragte der Doktor noch einmal.

Der Alte ſchwieg; aber ein bedeutender, lächelnder Blick, den er nicht ſowohl auf den Sohn, als nach der Seite hinwarf, wo dieſer ſaß, ließ den drei Verbündeten keinen Zweifel, daß er mit ſeinen Reden auf den Zuſtand des Sohnes ziele: nur, wie er ihn in dieſem Zuſtande zu behandeln denke, das blieb ein Rätſel. Nach Tiſche riet man und riet; aber mit allem Raten ward die Neugier mehr geſpannt als befriedigt. Endlich that die Doktorin, die gewiſſermaßen das Orakel der Familie war, und die ſeit dem Siege von dieſem Morgen noch an Anſehen gewonnen hatte, den wirklich nicht üblen Vorſchlag, daß man ſich für jetzt den Kopf nicht weiter zerbrechen, ſondern die eigne Erklärung, die der Vater durch ſein Betragen geben würde, ruhig abwarten ſolle: ein Vorſchlag den Mutter und Mann höchlich billigten; denn daß dieſe Erklärung völlig befriedigend und völlig zuverläſſig ſein müßte, ſprang in die Augen.

12. Herr Stark, der Sohn, war mit ſeinen Anſtalten zur Abreiſe bis aufs Einpacken fertig; er war nur noch unſchlüſſig, wie er Abſchied nehmen ſollte? Heimlich ſich aus dem väterlichen Hauſe wegzuſchleichen, in welchem er kein anderes Andenken, als an geleiſtete gute Dienſte, zurückzulaſſen ſich bewußt war, fiel ihm nicht ein; auch legte ihm ſein Herz die Verbindlichkeit auf, eh' er ginge, ſeinem Vater für die erhaltenen vielen Liebesbeweiſe ſo ehrerbietig als zärtlich zu danken. Er hatte ſich eine Art von Anrede ausgedacht, die dem Alten gleich ſehr die Feſtigkeit und Unabänderlichkeit ſeines Entſchluſſes, als die rechtſchaffnen, kindlichen Geſinnungen eines Sohnes beweiſen ſollte, den er ſo hartherzig aus ſeinem Hauſe ſtieße. Die Ausdrücke, womit er beſonders den letzten Zweck zu erreichen hoffte, waren die gewählteſten, die er hatte finden können; und beim Zuſammenſetzen derſelben war ihm eine Menge Thränen entfloſſen, die in ſoferne wahre Freudenthränen waren, als ſie ihm für unverkennbare Beweiſe des vortrefflichſten Herzens galten. Indeſſen ward, ſchon bei dieſer Vorbereitung, dem jungen Manne immer bänger und ängſtlicher, je lebhafter in ſeiner Einbildung die Züge des ehrwürdigen väterlichen Geſichts hervortraten; und als er ſich endlich zuſammennahm, um wirklich ſein Wort an den Mann zu bringen, ſo geriet das ſo äußerſt übel, daß der Alte keinen geringen Schreck davon hatte.

Die erſten Worte der Anrede: „Mein lieber" — kamen ſo ziemlich heraus und ein Mann von etwas ſchärfern Gehör, als Herr Stark, möchte ſie haben verſtehen können, dann aber geriet der Redner plötzlich in ſo ein Stottern, Zittern und Erblaſſen, daß der Alte, der von den Urſachen dieſer Erſcheinung keinen Verdacht hatte, mit großer Beängſtigung auffuhr, dem Sohne kräftig unter die Arme griff und durch ſein Rufen um Hilfe das ganze Haus auf die Beine brachte. Das eigne Zittern, das bei dieſer Gelegenheit den Alten befiel, die Eile und Sorgfalt, womit er ſelbſt einige dienliche Arzeneien, mit allem, was zum Einnehmen nötig war, herbeiſchaffte und die unabläſſigen liebreichen Fragen: wie dem Sohne jetzt ſei? und wie der Zufall ihn angewandelt? machten es dieſem, der nicht wenig dadurch gerührt ward, unmöglich, von dem eigentlichen Grunde der Sache nur ein Wort zu erwähnen. Lieber beſtätigte er den Alten in der Vorausſetzung, daß eine Lieblingsſpeiſe, wovon des Mittags ſo reichlich genoſſen worden, an dem ganzen, übrigens unbedeutenden Zufalle Schuld ſei, und ließ ſich eine lange, nachdrückliche Ermahnungsrede gefallen, deren Inhalt das Lob der Mäßigkeit war.

Da er wohl ſah, daß es mit dem mündlichen Vortrage durchaus nicht gehen würde, ſo entſchloß er ſich nun, zu ſchreiben und eh' er in den Wagen ſtiege, den Brief an Monſieur Schlicht, einen alten invaliden Handlungsdiener zu geben, der, nach geſchwächtem Geſicht und Gedächtnis, in dem Hauſe des Herrn Stark eine Art von Haushofmeiſter vorſtellte, ſich zu allerhand kleinen Geſchäften willigſt gebrauchen ließ, und, trotz ſeines wunderlichen Weſens, das Vertrauen der Eltern, aber noch mehr der Kinder, in hohem Grade beſaß.

Ein andrer peinlicher Abſchied, den Herr Stark unmöglich anders als perſönlich nehmen konnte, weil ein ſchriftlicher, nach dem bisherigen engen Verhältnis, allzukalt würde geſchienen haben, war der von der Witwe.

Die gute Frau befand ſich eben in einer ſehr beunruhigenden Lage. Ein harter, ungeſtümer Gläubiger. der an das Lykiſche Haus eine zwar nur unbeträchtliche Forderung hatte, beſtand durchaus auf Befriedigung; aber die Kaſſe hatte ſchon zu anſehnliche Zahlungen geleiſtet, um auch noch dieſe leiſten zu können. Die Witwe wußte, daß, wenn alle außenſtehenden ſichern Schulden eingegangen und dadurch die fremden Forderungen völlig getilgt wären, ihr nur wenig zu ihrem eigenen und ihrer Kinder Fortkommen übrig bliebe; ſie wußte, daß auch dieſes Wenige unausbleiblich verloren gehen und zu dem Elende der Armut noch die Schande eines öffentlichen Bruchs hinzukommen würde, wenn das Beiſpiel von nur einem Gläubiger alle übrigen ermunterte, ohne Zeitverluſt auf ſie einzubrechen. Der natürlichſte Weg, aus dieſer Verlegenheit herauszukommen, war der, ſich an ihren ſo dienſtfertigen und zu Dienſten dieſer Art durch ſein Ehrenwort ſogar verpflichteten Freund zu wenden; auch konnt' es kein Hindernis für ſie ſein, daß die Entdeckung ihrer Not in der That nur eine verſteckte Bitte um thätigen Beiſtand war; denn niemand wußte ſo gut als Herr Stark, daß bei den Vorſchüſſen, die er ihr etwa machen könne, nichts zu verlieren ſtehe. Sie ſetzte ſich alſo nieder, ihn um ſeinen freundſchaftlichen Rat zu erſuchen; allein ſie brachte kein Wort aufs Papier: ein noch nie gefühlter, unüberwindlicher Widerwille zwang ſie, von ihrem Schreibtiſche wieder aufzuſtehen. So ging es ein-, ſo ging es mehreremale.

Endlich fiel natürlicherweiſe die Aufmerkſamkeit der Witwe von ihrer äußern auf ihre innere Lage; ſie befragte ſich ſelbſt wegen der Urſache eines Widerwillens, den wenigſtens ihr Freund durch ſein Betragen nicht verſchuldet haben konnte, da er immer die Güte und die Gefälligkeit ſelbſt geweſen. Sollte ſie die Schuld etwa bloß in ihrer Beſcheidenheit, in dem Gefühle ſuchen, daß es empfangene Freundſchaftsdienſte ſehr ſchlecht erkennen heiße, wenn man ſo leichtſinnig bereit ſei, immer neue zu fordern? Ihr innres beſſres Bewußtſein überzeugte ſie, nicht zwar von der Falſchheit, aber doch von der Unzulänglichkeit dieſer Erklärung. Sie ward endlich zu einem Geſtändnis genötigt, welches ihr, ſo einſam ſie war, vor Scham das Blut in die Wangen jagte; zu dem leiſen, unwillkommnen Geſtändnis: daß ſie ihren Freund mit etwas zärtlichern, als blos freundſchaftlichen Augen betrachte und daß ſie nur darum, weil ſie ihn liebe, ihm ſo ungern in ihrer Blöße erſcheine. Ihre nach Entſchuldigung umherſpähende Selbſtliebe fand indeſſen den Grund dieſer Leidenſchaft — die ſie zwar aufs äußerſte bekämpfen zu müſſen einſah — nicht allein verzeihlich, ſondern ſelbſt lobenswürdig: dankbare Empfindungen und mehr noch für die ihren kleinen Waiſen erwieſene Liebe und Achtung, als für alle ihr ſelbſt erzeigte große, nie zu vergeltende Gefälligkeiten, hatten ein Herz verſtrickt, das ſich noch immer jeder guten und edlen Empfindung ohne Rückhalt hingegeben hatte.

Dieſe nur eben geendigte Selbſtprüfung gab der Miene der Witwe, als Herr Stark hereintrat, eine Schamhaftigkeit und Verlegenheit, ihrem Tone eine Sanftheit und Weichheit, wodurch ſie einem Manne, der ihr ohnehin ſchon ſo ſehr ergeben war, äußerſt reizend erſcheinen mußte. Er forſchte nach der Urſache ihres kränklichen Ausſehens und ihrer Bläſſe; ſie ſchlug voll Verwirrung die Augen nieder: — er bat, wenn ſie irgend einen geheimen Kummer nähre, ſich ihm mitzuteilen und ſeine Dienſte, falls er ihr nützlich ſein könne, nicht zu verſchmähen; ſie dankte ihm mit inniger Rührung, aber ohne den Mut zu haben, mit ihrem dringenden wichtigen Anliegen herauszugehen: — er geſtand ihr die Abſicht, worin er komme, und daß er nicht lange mehr ſo glücklich ſein werde, ihr ſeine Dienſte perſönlich anzutragen; ſie war ſichtbar erſchrocken, forſchte nach den Urſachen eines ſo unerwarteten Entſchluſſes, bat ihn, wenn es irgend möglich ſei, davon abzuſtehen, und klagte, da ihr Bitten vergeblich war, mit naſſen Augen ihr Schickſal an, das ſie, nach ſo mancherlei harten Prüfungen, nun auch ihres beſten, ihres einzigen Freundes beraube. — Ohne Zweifel hatte das unglückliche Verhältnis mit ihrem Gläubiger, aus welchem ſie nun durch Herrn Stark herausgeriſſen zu werden nicht mehr hoffte, oder doch, bei ſeinen jetzt eintretenden eignen Bedürfniſſen, auch nur von fern darauf anzutragen nicht die Dreiſtigkeit hatte, den größten Anteil an ihrer Wehmut; Herr Stark indeſſen, der von jenem Verhältnis nicht im mindeſten unterrichtet war, konnte unmöglich anders, als ihre Rührung ganz auf Rechnung ihrer innigen Dankbarkeit, ihrer zärtlichen Freundſchaft ſetzen: und durch dieſen Irrtum ſtieg ſeine eigene Rührung zu einem ſo hohen Grade, daß er, nach mehreren fruchtloſen Verſuchen ein Lebewohl hervorzuſtammeln, und nach nur einem, aber deſto heißerm Kuſſe auf ihre Hand, ſich eiligſt von ihr losreißen mußte.

Er ſegnete, indem er auf die Straße hinaustrat, die ſchon eingebrochene Dunkelheit, die es ihm erlaubte, unbemerkt hinter ſeinem Tuche zu weinen. Dann erlauſchte er vor dem väterlichen Hauſe den Augenblick, wo er ungeſehen in ſein Schlafzimmer entſchlüpfen könnte, warf ſich, nur halb entkleidet, aufs Bett, und erleichterte ſein gepreßtes Herz durch Seufzer und Thränen. Er ward von mancherlei zärtlichen Wünſchen, von mancherlei ſchmeichelhaften Hoffnungen beſtürmt; aber endlich gelang es ihm, durch die Rückerinnerung an ſeine ausgeſtandenen Leiden, ſie alle von ſich zurückzuweiſen, und dadurch eine Seelenſtärke und Entſchloſſenheit an den Tag zu legen, wie er ſie, nach der ſonſtigen Weichheit ſeines gar zu guten Charakters, in ſich ſelbſt kaum geſucht hatte. Er ſprang auf, zog noch dieſen Abend den Reiſekoffer aus ſeiner Kammer, öffnete Käſten und Schränke, und belegte alle Stühle mit Wäſche und Kleidungsſtücken, um ſie am folgenden Morgen beim Einpacken ſogleich zur Hand zu haben.

„Nein," ſagte er während dieſer Arbeit zu ſich ſelbſt; „wer nicht die Kraft hat, ſich feſt und unwandelbar zu entſchließen, der bleibt, was er zu bleiben wert iſt: ein Sklave. — Ich habe angefangen; ich muß hindurch. — Mag es doch mein Vater nun mit andern verſuchen! Mag er es doch erfahren, was für ein Unterſchied zwiſchen einem Diener und einem Sohne iſt! Mag er es doch erfahren und mich zurückſehnen, ſoviel er will! Ich werd' ihm nicht kommen. — Hab' ich denn ſonſt keine Pflichten zu erfüllen, als nur gegen ihn? keine gegen mich ſelbſt?" —

13. „Laß er's doch gut ſein!" ſagte der Alte zu Monſieur Schlicht, als ihm dieſer in voller Beſtürzung die auf dem Zimmer des Sohnes gemachte Entdeckung mitteilte und nicht fertig werden konnte, das Haus ſeines guten alten Wohlthäters zu bejammern, wenn es mit dem jungen Herrn ſeine erſte und feſteſte Stütze verlieren ſollte. Er ſah es in Gedanken ſchon von allen Seiten baufällig werden und in Trümmer zerfallen.

„Hat nichts zu ſagen!" meinte der Alte, der ſich hinſetzte, um für ſeinen Sohn einen offenen Wechſel zu ſchreiben.

„Nichts zu ſagen!" erwiderte Schlicht und war unſchlüſſig, ob er über die Gleichgiltigkeit des Alten mehr erſtaunen oder ſich ärgern ſollte. — „Nichts zu ſagen, Herr Stark? So erwägen Sie doch — —"

„Daß dich!" rief hier der Alte — „da muß ich nun den Wechſel, der beinahe ſchon fertig war, wieder zerreißen und einen andern anfangen. — Kann er denn keinen Augenblick ſchweigen? Iſt ihm denn das Plaudern ſo zur andern Natur geworden?"

Monſieur Schlicht hatte das Eigne, daß er die Wörter: Plaudern und Schweigen, wenn ſie mit Beziehung auf ihn ſelbſt geſagt wurden, gar nicht hören konnte, ohne mißlaunig und ſtöckiſch zu werden. Er hatte in jüngern Jahren ſich lange und viel in der Welt umhergetrieben; hatte, wie er immer zu rühmen pflegte, ſeine Augen nie in die Taſche geſteckt; und wenn andre Leute ſich Einſichten und Erfahrungen geſammelt hatten, ſo hatt' er's wohl auch. Ein ſolcher Mann, meinte er, müßte Freiheit zu reden haben, oder es hätte ſie niemand, und alle Welt müßte ſchweigen.

Er kehrte kurz um und wollte fort, als Herr Stark ihm ernſtlich befahl, zu warten und ihn dann zu ſeinem Sohne zu begleiten, wenn ſich etwa noch dieſes oder jenes zu veranſtalten fände.

Die übrige Familie, die Monſieur Schlicht ſchon etwas früher als den Vater von ſeiner Entdeckung benachrichtigt hatte, war eben in vollem fruchtloſem Kampf mit dem Sohne, als Herr Stark in Begleitung des alten Handlungsdieners hereintrat. Seine Erſcheinung auf einem ſo abgelegenen Zimmer, das er gewiß ſeit der Blatternkrankheit der Kinder mit keinem Fuße mehr betreten hatte, ſetzte alle in die größte Erwartung und den Sohn in eine ſichtbare Verwirrung. So gut es indeſſen in der Geſchwindigkeit möglich war, raffte ſich dieſer zuſammen, den Vorwürfen oder Vorſtellungen des Vaters, und wenn er die letztern auch noch ſo kräftig mit dem vollen Beutel in ſeiner linken Hand unterſtützen ſollte, nachdrücklich entgegenzuarbeiten.

„Das ſind viel Sachen, Monſieur Schlicht," ſagte der Alte, indem er die Augen auf die vollen Stühle umherwarf, „und ich ſehe hier nichts. als den einzigen kleinen Koffer. Da gehen ſie ja unmöglich alle hinein."

„So bleiben ſie heraus," murmelte Schlicht, ohne daß es der Alte hörte, „warum iſt er nicht größer?"

„Wäre denn ſonſt keiner da? Denn in dieſen hier bringt er ja kaum das Drittel von allen den Kleidungsſtücken. Das könnt' er, dächt' ich, mit halben Augen ſehen."

„Ach, ich — mit meinen Augen, Herr Stark — ich ſehe nur mein Leiden an der Geſchichte."

„Warum denn aber? — Sei er nicht wunderlich, Freund! Geb' er mir Auskunft!"

„Der alte Mantelſack mag noch da ſein, den Sie vor etwa 30 oder 40 Jahren auf Ihren Reiſen brauchten. Er war ſchon damals in lauter Fetzen."

Der Alte konnte ſich kaum enthalten zu lachen. — „Ich weiß nicht, wie er mir manchmal vorkommt, Monſieur Schlicht. Solche feine und koſtbare Kleidungsſtücke — denn er ſieht ja wohl, daß das eine Garderobe iſt, die für keine tauſend Thaler geſchafft worden — die will er in den ſchmutzigen alten Mantelſack ſchnüren?"

„Ich nicht. Ich will hier weder packen noch ſchnüren."

„Noch einmal: Sei er nicht wunderlich, Freund! Steck' er Geld ein und geh' er zu dem Manne der Börſe gegenüber! Der hat Koffers, den ganzen Laden voll, von allerhand Größe und allerhand Art: da ſuch' er ſich einen aus! — Zu hoch und zu breit, denk' ich, wird er ihn wohl nicht nehmen können; aber die Länge wird er ſich vorzuſehen haben. — Am beſten, er geht vorher in den Schuppen und nimmt an meiner Chaiſe das Maß."

„An welcher Chaiſe?" —

Der Alte ſah ihn einen Augenblick an und ſchüttelte mit dem Kopfe. — „An der zerbrochenen nun doch wohl nicht? denn von der iſt ja nichts als der Kaſten übrig."

„Nun, ich höre ja wohl! An der neuen, die Sie zur Reiſe vom vorigen Sommer kauften."

„Richtig! — Ich mache ſie meinem Sohn zum Geſchenk; denn mir ſteht ſie da nur im Wege: mit meinem Reiſen iſt's aus. Und, Monſieur Schlicht — daß er mir das ja nicht vergißt! — Laß er vorher erſt recht nachſehen, ob auch noch alles in haltbarem Stande iſt; Riemen und Eiſenwerk, Räder und Achſe. Nichts ärgerlicher, als wenn man unterwegs mit ſeinem Fuhrwerk in Krüppeleien gerät. — Die Chaiſe," fuhr er mit unwilligem, verweiſenden Tone fort, „hat mir da den ganzen Sommer hindurch in der Trocknis geſtanden. — Woran ich ſelbſt nicht denke, denkt niemand."

„Ich wollte, ſie wär' in tauſend Trümmern," brummte Schlicht vor ſich hin und verließ das Zimmer in einer noch weit üblern Stimmung, als worin er's betreten hatte. Sich Mangel an Aufmerkſamkeit auf das Haus oder irgend etwas zum Hauſe gehöriges, oder ſonſt unter ſeiner Aufſicht befindliches, ſchuld geben zu laſſen, war ihm ganz unerträglich. Ein getreuerer Aufſeher und ein beſſerer Ökonom, als er, ſollte auf Erden noch erſt gefunden werden. — Übrigens ließ er es bleiben, zur Abreiſe des lieben jungen Herrn auf irgend eine Art zu helfen; den Koffer für ihn möchte ein anderer ſchaffen.

Der Alte ſah mit einem trüben mitleidigen Lächeln hinter ihm her. — „Wie ſchwach einen doch manchmal das Alter macht!" ſagte er dann, mit einer Wendung gegen den Doktor. „Der gute, ehrliche Schlicht iſt meinem Sohne ſo herzlich, ſo herzlich ergeben, daß er ihn, vor lauter Ergebenheit, lieber hier würde umkommen, als auswärts ſein größtes Glück machen ſehen. — Nein, Gottlob! da bin ich feſterer Natur. — Es iſt freilich wohl angenehm, die lieben Seinigen immer um ſich zu haben: aber, wenn das einmal nicht ſein kann."

„Und warum nicht? Warum kann das nicht ſein?" fragte die Alte, die ihre Bewegung nicht länger bergen konnte.

„Aus mehr als einer Urſache nicht, gute Mutter."

„Darf ich die hören? — Nur eine einzige, bitt' ich."

„Alle! — Es ſind ja keine Geheimniſſe."

„Nun?"

„Zuerſt ſchon deswegen nicht: weil ich und er, wenn wir hier länger zuſammen bleiben, uns einander das bißchen Leben nur ſchwer machen würden."

„Das ſei Gott geklagt! Und die Schuld?"

„Die iſt mein. Das verſteht ſich. — Ferner deswegen nicht, weil ich ſo oft ihm vorgeworfen, daß es ihm an Entſchluß und Unternehmungsgeiſt fehle, und weil es ſeltſam herauskommen würde, wenn ich gerade beim erſten Beweiſe vom Gegenteil — wie nun dieſer auch immer ſein mag, — ihm durch den Sinn fahren wollte. Endlich und hauptſächlich deswegen nicht, weil die Errichtung eines neuen Handlungshauſes und der dazu nötige Vorſchuß ihn zu einer Thätigkeit zwingen, ihn zu einer Sparſamkeit und Ordnung gewöhnen werden, wie ich ſie ihm hier, mit allem meinem Predigen, nicht habe beibringen können. Ich hoffe, er ſoll mir jetzt eine ganz andere Denkungsart annehmen; ſoll mir jetzt ganz ſo werden, wie ich ihn immer wünſchte."

„Und deine Handlung?" fuhr die Alte mit etwas geſunkenem Tone fort: „deine Geſchäfte?"

„Die, Mutter, ſind meine, nicht deine Sache. Wer ſie ſo lange gut zu führen gewußt hat, wird's auch jetzt wohl noch wiſſen. — Denke du lieber an das, was dir noch wird zu beſorgen bleiben."

„Mir? — Und das iſt?"

„Du wirſt ihn doch nicht ſo trocken abfertigen wollen? wirſt ihm doch zu guterletzt noch einen Abſchiedsſchmaus geben? — Ich hoffe, Sie kommen dazu auch, lieber Doktor. Und du — indem er die Tochter anſah — und euer ganzer kleiner Anhang, verſteht ſich." — Er lächelte mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit gegen ſie hin. — „Da wollen wir noch einmal recht von Herzen mit einander vergnügt ſein."

„Vergnügt? Recht von Herzen?" ſeufzte die Mutter. — „Wirſt du das können?"

„Warum nicht? Was in der Welt ſoll mich hindern? — Der Ort, wohin er zieht, liegt ja ſo nahe. Wir dürfen nur auf die Poſt ſchicken und anſpannen laſſen, wenn uns künftig einmal das Herz zu groß wird; wir dürfen nur zu ihm fahren. — Ja, wenn es zur See nach Amerika, oder gar bis nach China ginge! oder gar bis nach der Botanybay!"

„Behüte Gott!" rief die Alte.

„Amen! Amen! Und nun keine Seufzer weiter! Es iſt genug. — — Du hörſt, „fuhr er dann fort, indem er ſich mit gütigem Ernſt gegen den Sohn herumwandte, „daß ich von deinen Abſichten weiß, und daß ich ſie, nach Lage der Umſtände, wie dieſe nun einmal ſind, eben nicht tadle. — Geh mit Gott, mein Sohn! Meinen Segen zu deiner Reiſe! — An deine Stelle hier kann der erſte Buchhalter treten, Monſieur Burg: den kennſt du ſelbſt als einen gewandten, thätigen, rechtſchaffenen Mann: und ich, ſo alt ich bin, habe doch auch noch Kräfte um arbeiten, und Augen um nachſehen zu können. Für meine Handlung alſo ſorge nur nicht; aber wie es mit deiner gehen wird? — Aller Anfang, ſagt man, iſt ſchwer; und was du dir ſelbſt, bei ſo mancherlei Nebenausgaben, erübrigt haben kannſt, mag dich eben nicht drücken. — „Da! indem er den ziemlich ſchweren Beutel, den er bisher gegen die linke Hüfte geſtützt hatte, auf den Tragkaſten unter den Spiegel ſetzte — „eine kleine Erkenntlichkeit für geleiſtete Dienſte! Ich hob ſie dir immer auf, um eine Zeit damit abzuwarten, wo ſie dir eben gelegen käme; und dieſe, denk' ich, iſt jetzt. Aber, da es dir doch noch fehlen, und dieſer oder jener, wegen unſrer unvermuteten Trennung, bedenklich werden und dir ſein Zutrauen verſagen möchte; ſo iſt hier noch ein offener Wechſel, der hoffentlich allen Bedürfniſſen abhelfen nnd alles Mißtrauen entfernen wird."

Der Alte ſchwieg, und ſchien einen Augenblick auf die ſchuldige Dankſagung des Sohnes zu warten; aber es erfolgte nichts, als eine ſteife, ungeſchickte Verbeugung. — „Ich ſehe wohl," ſagte er dann, „daß ich dir in einer Arbeit gekommen bin, worin man ſich eben darum ſo ungern ſtören läßt, weil man ſie ſo ungern anfängt. — Ich will dich jetzt länger nicht aufhalten. Wenn du hier fertig biſt, ſprechen wir einander ſchon weiter."

14. Die Verbündeten ſahen dem Alten, als er das Zimmer verließ, mit ſehr verſchiedenen Empfindungen nach. Die Mutter war voll Ärgers und Jammers, daß er dem Sohne, den er ſollte zu halten ſuchen, ſelbſt das Fortgehen erleichterte; die Tochter voll Empfindlichkeit und Beſchämung, daß ſie mit dem guten Worte, welches ihr verſprochen und in gewiſſer Abſicht freilich gehalten worden, ſo ſchlau hinter das Licht geführt war; und der Doktor, voll ſtiller Bewunderung des ſcharfen, richtigen, Blicks, womit der Vater den Charakter ſeines Sohnes mußte gewürdigt haben. So wie man dieſen nur anſah, entdeckte man ſogleich ſein ganzes Innere in ſeinem Äußern. Das Licht der Augen, die bedeutungslos vor ſich hinſtarrten, ſchien bis auf den letzten Funken verlöſcht; aus den Geſichtsmuskeln war alle Feſtigkeit, alle Spannung verſchwunden, und die Arme hingen an beiden Seiten ſo ſchlaff und welk, wie die Zweige einer Zitterespe herunter.

Erſt, als Mutter und Schweſter zu ihm hinantraten, um ihre Teilnahme an ſeiner Entlaſſung zu bezeugen, kam auf einmal in die tote, ſeelenloſe Geſtalt wieder Leben; er bat ſie, mit abwärts gekehrtem Blick und hinter ſich ausgeſtreckter verwandter Hand, daß ſie, wenn ſie noch einige Zärtlichkeit für ihn hegten, ihn auf der Stelle verlaſſen möchten. Dieſe Bitte ward von dem Doktor, der ſelbſt voranging, mit Wink und Blick unterſtützt; er urteilte, daß der Schwager noch ein wenig mehr beſchämt als gekränkt ſei: und Scham, glaubte er, ſei eine Empfindung, bei der man überhaupt keine Zeugen, und am wenigſten die mitleidigen, liebe. —

Wirklich war die Art, wie ſich der Alte benommen hatte, eben weil ſie ſo äußerſt nachgebend und ſanft ſchien, für die Eitelkeit des Sohns ſehr verwirrend. So wenig auch dieſer die Abſicht gehegt hatte, ſeinem Vater wehe zu thun — denn dazu war er, wie wir aus der beſten Quelle, nämlich von ihm ſelbſt, wiſſen, viel zu gut und zu fromm; — ſo lag es doch leider! in der Natur der Sache, daß der Alte für ſo manche Kränkungen, die er erwieſen, jetzt an ſeinem Teil eine empfinden mußte; und da hätt' es der Anſtand nun wohl erfordert, daß er ſich dieſe Kränkung auch ein wenig hätte merken laſſen. So ohne die mindeſte Einwendung und ohne eine Spur von Mißmut und Kummer in den Abgang des Sohnes einwilligen, das hieß von den Verdienſten desſelben um die Handlung ſehr herabwürdigend denken, und gegen ſeine Unentbehrlichkeit die doch ſo vollgiltig durch die Unruhe der Familie und durch das Schrecken des alten Schlicht beſtätigt war, ſehr beleidigende Zweifel äußern.

Noch mehr mußte es ſchmerzen, daß der Alte, durch ſein Betragen eine heimlichgenährte ſichere Hoffnung des Sohnes, die zwar dieſer ſich ſelbſt noch nicht bekannt hatte, geradehin für eitel und thöricht erklärte. Die Unentbehrlichkeit des Sohnes einmal feſtgeſetzt, ließ es ſich nämlich vorausſehn, daß der Alte ſich alle erſinnliche Mühe geben würde ihn zurück zu halten: und da hätte dann jener, nach ſeinem ſo vorzüglich guten Charakter, ſich gewiß am Ende bewegen laſſen, über alles Vergangene einen Schleier zu werfen, und auf gute vorteilhafte Bedingungen wieder an ſeinen alten Platz zu treten. Jetzt, da ſich einmal der Alte ſo ganz anders erklärt hatte, war bei ſeiner ſtörriſchen Sinnesart nichts gewiſſer, als daß er ſich in Ewigkeit nicht zum Ziele legen, ſondern, wenn Not an Mann ginge, lieber ſeine Geſchäfte äußerſt zuſammenziehen, als das geringſte gute Wort gegen den Sohn verlieren würde. Und ſo ſtand denn dieſer mit ſeiner Wahl zwiſchen den zwei gleich unangenehmen Entſchlüſſen mitten inne: entweder Reue zu zeigen und das Joch, das er hatte abſchütteln wollen, ganz geduldig wieder auf ſeinen Nacken zu nehmen, oder auch den unglücklichen Vorſatz zur Abreiſe ins Werk zu ſetzen, ohne daß er davon die beabſichtigten Vorteile hätte. Er bereute es jetzt zu ſpät, daß er ſich das prophetiſche Herzklopfen bei dem verſuchten Abſchiede vom Vater nicht ein wenig mehr hatte warnen laſſen.

Was ihm dieſe Unannehmlichkeiten noch weit peinlicher machte, war der Umſtand, daß ſeine Geſinnungen in betreff der Witwe nicht mehr völlig die alten waren. Von den Schwierigkeiten, die einer Verbindung mit ihr entgegenſtanden, hatten die meiſten durch das längere und öftere Betrachten, wie das ſo oft zu geſchehen pflegt, an ihrer Wichtigkeit ſchon verloren; und vollends ſeit geſtern, wo ſich die Witwe ſo äußerſt liebenswürdig gezeigt hatte, waren ſie faſt gänzlich verſchwunden. Über den Mangel an Vermögen konnte ein Mann, der deſſen ſelbſt genug hatte, hinwegſehen; die Kinder, da ſie Ebenbilder einer ſo liebreizenden Mutter waren, ſchienen eher eine angenehme, als eine beſchwerliche Zugabe; und durch das Gerede einer albernen Menge, das ohnehin nie lange Dauer hat, läßt kein Kluger ſich beirren. Es blieb alſo von allen Steinen des Anſtoßes nur der größte, der zu fürchtende Widerſpruch des Vaters, übrig: und dieſen wegzuräumen, war wohl ſchwerlich ein beſſeres Mittel, als daß man die Verbindung mit Madame Lyk zum erſten und weſentlichſten Vergleichspunkte bei der gehofften triumphierenden Wiederkehr machte. Statt alſo, wie es der anfängliche Wunſch des Herrn Stark geweſen war, ſeiner Liebe aus dem Wege zu gehen, wollt' er jetzt dieſer Liebe vielmehr entgegeneilen; es war nichts als eine der Selbſttäuſchungen, denen der junge Mann ſo ſehr unterworfen war, wenn er ſich am vorigen Abende zu einem ſo herrlichen Siege ſeiner Vernunft über ſeine Schwachheit Glück wünſchte; denn gar nicht die Vernunft, ſondern die Schwachheit hatte geſiegt, und in dem Entſchluß zur Trennung hatte die Hoffnung der Vereinigung verſteckt gelegen. Seine vielen Thränen hatte ihm weniger der Schmerz des Abſchieds, als der heimliche Gedanke entlockt, daß ſein Entwurf nicht vor aller Gefahr des Scheiterns geſichert ſein mochte; wenigſtens, wie es jetzt leider! am Tage lag, wäre ſo ein Gedanke ganz nicht unvernünftig geweſen.

Der Doktor, der die Gemütslage des Herrn Stark, bis auf den Punkt von der Witwe, durch und durch ſah, kam jetzt in der Abſicht zurück, ihm mit ſeinem guten Rate zu dienen. — Es wandelte ihm einige Verachtung an, als er den Schwager, in armſelig zuſammengekrümmter Geſtalt, auf dem zugeworfenen Koffer ſitzend fand, wie er mit der einen Hand auf das Knie griff und mit der andern das ſchwere, ſorgenvolle Haupt unterſtützte. Er ſah wohl, daß ſo einem Manne ſich der Rat unmöglich geben ließe, den er ſich ſelbſt, unter ähnlichen Umſtänden, in die er aber nie hätte geraten können, ganz gewiß gegeben hätte; nämlich: einen Entwurf, mit dem es einmal ſo weit gediehen, trotz aller Unannehmlichkeiten lieber durchzuſetzen, als ſchimpflicherweiſe davon zurückzutreten. Für den Schwager, glaubte er, ſei nichts anders zu thun, als daß er irgend eine erträgliche Wendung ausſpürte, womit er ſich dem Vater ohne zu große Beſchämung wieder anbieten könnte; und dieſe Wendung ſchien ihm durch die großmütigen Geſchenke des Vaters gleichſam abſichtlich vorbereitet. Es war natürlich, daß das Herz des Sohnes davon gerührt werden mußte, und eben ſo natürlich, daß dieſe Rührung das Verlangen erzeugte, einen ſo edel denkenden Vater lieber nie verlaſſen zu dürfen. Wenn man dann dem Alten noch in dem Hauptpunkte willfahrte und ſich geneigt zu einer Heirat erklärte, ſo ließ ſich erwarten, daß dieſer mit Freuden einſchlagen und daß er dem Sohne wohl gar ſeine Handlung, mit dem einzigen Vorbehalte der Geldgeſchäfte, völlig abtreten würde.

Herr Stark hörte dieſen Entwurf, den ihm der Doktor mit aller möglichen Feinheit und Schonung vortrug, zwar nicht ohne Scham, aber doch mit Gelaſſenheit an; nur bei dem Worte Heirat ſtieß er auf einmal einen ſo mächtigen, ſo tief aus dem Herzen geſchöpften Seufzer aus, daß der Doktor ſogleich einen neuen Sorgenſtein argwöhnte, der härter als alle übrigen drücken müſſe. Er ließ jetzt, im Fortgange der Rede, ein Wörtchen von Madame Lyk und ihrer Liebenswürdigkeit fließen; — die Wirkung davon übertraf alle Erwartung: Herr Stark riß ſich vom Koffer auf, floh in ein Fenſter, und entdeckte durch laute Thränen, wie weit es mit ſeinem Herzen ſchon müſſe gediehen ſein. Jetzt ward nun guter Rat etwas teurer, und der Knoten verwickelte ſich allzuſehr, als daß der Doktor ihn auf der Stelle zu löſen gewußt hätte. — Um Zeit zu gewinnen, fiel er auf das Mittel: daß er ſich als Bruder und Arzt für die Geſundheit des Schwagers beſorgt ſtellte, ihn um ſeine Hand bat, und in ſeinem Pulſe fieberhafte Bewegungen entdeckte. Herr Stark, als ob er ſchon ſehnlich auf einen Vorwand, ſeine Reiſe aufzuſchieben, gewartet hätte, ergriff dieſes Wort des Doktors mit vielem Eifer; er ließ ſogleich einen kleinen freiwilligen Froſt über ſich hinſchaudern, ſetzte ſich, wie ermattet, nieder und verſicherte, daß er wirklich ſeit einigen Tagen etwas Fieberhaftes verſpüre. Der Doktor verſchrieb ihm nun Arzeneien, die weder helfen noch ſchaden konnten; und Herr Stark fing an, eines Flußfieberchens wegen, worüber die Familie ſich nicht ſonderlich beunruhigen durfte, das Zimmer zu hüten.

15. „Was giebſt du mir, wenn ich dir eine Entdeckung mache?" — ſagte der Doktor, als er zu ſeiner Frau zurückkam.

„Laß hören! — Vielleicht eine Gegenentdeckung."

„Der Bruder iſt ſterblich verliebt in die Lyk."

„Die Lyk iſt ſterblich verliebt in den Bruder."

„Iſt's möglich?" — Und nun erfolgte von beiden Seiten eine Herzenserleichterung, die mit allen Holdſeligkeiten ehelicher Vertraulichkeit gewürzt war."

„Sie iſt krank," ſagte die Doktorin, „herzlich krank; ich habe die Freundin von ihr, die eben da war, um dich zu ihr zu bitten, über alle Umſtände befragt; ſie hat geſtern Abend — und merke dir's wohl: weil eben der Bruder von ihr gegangen — —"

„Der Bruder? Da hat er Abſchied genommen!"

„Natürlich! — Sie hat, ſagt mir die gute Freundin, gar nicht aufhören können zu weinen; die ganze Nacht hindurch hat ſie kein Auge geſchloſſen; alle Munterkeit, alle Eßluſt iſt bei ihr fort; — dazu hat ſie Krämpfe — die ſchrecklichſten!"

„Krämpfe? Hm!"

„Kurz: das arme Weib ſteckt in Liebe bis über die Ohren. — Und nun bitt' ich dich, Herzensmann, laß Eſſen und alles, und mach, daß du hinkommſt, damit wir das näher erfahren!"

„Sie iſt ohnehin nicht die ſtärkſte," ſagte der Doktor, der ein wenig ungläubig ſchien; — „ſie iſt dem Bruder ungemein viel Verbindlichkeit ſchuldig; — ſie hat ein dankbares Herz —"

„Eben deswegen! Solche Herzen ſind dir die brennbarſten; die fangen Feuer wie Zunder. — Der Bruder iſt ein ganz artiger Mann."

„Das wohl."

„Und ich kenne dir eine, die anfangs auch nur dankbar war, weil ein gewiſſer — ein noch artigerer Mann — ihr von einem böſen Fieber geholfen hatte, und die nachher — —"

Das verdiente einen Kuß, der gegeben ward, und der Doktor flog fort.

Er fand die Witwe freilich nicht wohl; aber ſo krank denn doch nicht, als die gute Freundin, und dann weiter die Frau Doktorin es gemacht hatten. Sie geſtand, nach einigem Kampf mit ſich ſelbſt, daß der Hauptgrund ihres Übelbefindens in einer Unruhe des Herzens liege. Der Doktor horchte mit beiden Ohren; denn er glaubte ſchon den außerordentlichen Fall vor ſich zu haben, daß ein Frauenzimmer die Schwachheiten ſeines eigenen Herzens verplaudre; aber als das Geheimnis an den Tag kam, war es weiter nichts, als ihr Verhältnis mit ihrem Gläubiger. Der Doktor war Hausarzt des Mannes und hatte ihm und ſeiner Familie große Dienſte geleiſtet; die Witwe gründete hierauf die Hoffnung, daß ein von ihm eingelegtes gutes Wort ihr Nachſicht auf einige Wochen bewirken könnte; und ſie beſchwur ihn um dieſes Wort, als um eine Freundſchaft, die ihre Geneſung mehr als alle Arzneimittel befördern würde. Ihre Lage, ſagte ſie, ſei die dringendſte von der Welt, aber nichts weniger als verzweifelt; ſie ſei imſtande, wenn man ihr Zeit laſſe, alle ihre Schulden bis auf den letzten Heller zu tilgen; und ſie berufe ſich deswegen auf das Zeugnis ſeines Schwagers, des Herrn Stark — wenn er anders noch hier ſei. —

Das Eigne in der Modulation der Stimme, womit ſie dieſe letzten Worte ausſprach, zuſammengenommen mit einem kleinen übelverhehlten Seufzer, und mit dem Niederſenken ihres bis dahin aufgehobenen Blicks in den Buſen, ſchien dem Doktor eine Indikation zu geben, die er ſich nicht dürfe entſchlüpfen laſſen.

„Ich bin zu Ihrem Befehl," ſagte er, „liebe Freundin; aber ich bitte Sie zu erwägen, daß die Summe, die Sie mir angeben, von keinem Belang, und daß der Mann, mit dem wir zu thun haben, von rauher, unfreundlicher Art iſt. So wenig ich zweifle, meinen Antrag bei ihm durchzuſetzen, ſo könnte er doch leicht ſich herausnehmen, bei dieſer Gelegenheit Dinge zu ſagen, die mir wehe thun würden. — Warum denn auch einen rauhen, beſchwerlichen Umweg zum Ziele gehen, wenn ein gerader, gebahnter Weg offen da liegt?"

„Welcher?" ſeufzte die Witwe.

„Sie nannten vorher einen Freund, dem jede Gelegenheit, Ihnen gefällig zu werden, das größte Vergnügen erweckt. Ich bürge Ihnen für ſeine Geſinnungen gegen Sie."

„Dieſer Freund — —"

„Gönnen Sie ihm doch das Glück, Madame, Ihnen dienen zu können!"

„Das Glück? — Aber wenn's denn ein Glück iſt, ſo geſtehen Sie: er hat es nur zu reichlich genoſſen. — Ich erliege unter der Laſt meiner Verbindlichkeiten. Ich kann ſie ewig nicht tilgen. Und will er jetzt nicht fort, dieſer Freund? Will er uns nicht verlaſſen? Wird er des Geldes genug nur zu eigener Einrichtung haben?" — Ihre Stimme ſchwankte, und ſie ſchien in außerordentlicher Bewegung.

„Es mangelt ihm nicht, Madam; ganz gewiß nicht! — Geben Sie ihm die Freude mit auf den Weg, Ihre Wohlfahrt geſichert zu haben! Laſſen Sie mich hin, ihm es vorzutragen! Es iſt in wenig Augenblicken geſchehen." — Er ſtand auf und machte Miene ſich zu entfernen.

„Nein! Nein!" — war alles, was die Witwe hervorbringen konnte. Sie hatte die Hand des Doktors, um ihn zurückzuhalten, mit einer ihr ungewöhnlichen Hitze ergriffen. Er fühlte das Brennen und Zittern der ihrigen, und bat ſie, ihrer ſchwachen Geſundheit zu ſchonen. — „Ich rede dann, weil Sie's ſo wollen, mit Ihrem Gläubiger, und ich halte die Sache mit ihm für ſo gut als berichtigt. Werden Sie ruhiger, liebe Freundin!" —

Der Doktor hatte an dieſem Wenigen ſchon genug, um bei ſeiner Zuhauſekunft ſeiner Frau zu ſagen, daß ſie wohl ſchwerlich geirrt haben möchte. — „Aber," ſetzte er hinzu, „wie in aller Welt ſoll das werden? Wo ſoll das hinaus?"

„Du fragſt? — Wenn ſie wirklich ſo liebenswürdig und ſanft und gut iſt, wie du ſie mir immer gerühmt haſt — —"

„Das iſt ſie wahrlich! wahrlich!"

„Nun, ſo läßt man den dritten Mann kommen, den Prieſter. Der weiß Mittel für ſolche Übel."

„Mir wär's recht: In der That! Ich nennte die gute Frau mit Vergnügen Schweſter. — Aber ich geſtehe dir, daß ich zittre, wenn ich an deinen Vater denke."

„O, der wunderliche, alte — liebe, böſe Mann der, der Vater! — Ich bin ſo erbittert auf ihn; ich möcht' ihn gleich — — ja, was möcht' ich, ich Närrin? — — Aber je lieber ich ihn habe, deſto abſcheulicher war's, mich ſo herumzuführen, mich ſo zum beſten zu haben. — Ich vergeß' ihm das nicht; nimmermehr! Ich ſpiel' ihm irgend einen Gegenſtreich, und einen recht argen. — Wart! Eben mit der Lyk muß ich ihm einen ſpielen. — Wie? Soll denn darum, weil er ſich gegen die arme Frau eine wunderliche Grille in den Kopf geſetzt hat — —"

„Und eine falſche. Denn nicht ſie hatte Hang zur Verſchwendung, aber der Mann."

„Nun ja! — Und ſoll denn darum die arme Frau ein ſo ſchönes Glück nicht machen, das ſich ihr anbietet? Soll darum der Bruder eine Leidenſchaft aufgeben müſſen, die den ſchönſten, edelſten Grund von der Welt hat? — Da ſitzt er nun in ſeinem Käfig, der arme Narr! und hängt das Köpfchen. — — Hahahaha! Es iſt doch ein närriſches Ding ums Verliebtſein. — Aber Geduld! Nur Geduld! Er ſoll mir heraus, und ſoll mir zur Lyk, oder ich will nicht das Leben haben."

„Du unternimmſt da viel," ſagte der Doktor, „wie willſt du deinen Vater gewinnen? — Was zureden bei ihm vermag, haſt du erfahren; und daß du mit Liſt ihn fangen ſollteſt? — ich fürchte, er geht dir in keine Falle."

„Geſteh nur: es iſt doch ein kluger, ein außerordentlich kluger Mann, mein Vater."

„Der klügſte, den ich in meinem Leben gekannt habe."

„Sieh in mir ſeine Tochter!" — Sie ſetzte ihren Zeigefinger auf die Bruſt und ſtreckte ihre kleine Figur in die Höhe.

„Ah!" — ſagte der Doktor, der ſich verbeugte und über ihr komiſches Pathos von Herzen lachte: „Alle Verehrung, Madam! Aber darf man denn dieſes oder jenes von ihrem Plane voraus wiſſen?"

„Sobald er da ſein wird! ja! — Weißt du indeſſen, was vor allen Dingen zu thun iſt und was von niemanden ſo gut gethan werden kann, als von dir? — Bring dem Vater beſſere Begriffe bei von dem Bruder! Erzähl' ihm ſein Betragen gegen den ſeligen Lyk! Ich bin verſichert, das wird ihm gefallen, recht ſehr gefallen. — Auch das erzähl' ihm, wie edelmütig er ſein Verſprechen erfüllt, und wie treu er, ganze Monate lang, für die Witwe gearbeitet hat. Solche Züge, weiß ich, freuen den alten Mann in die Seele, und ein wildfremder Menſch, von dem er ſo etwas hört, wird auf der Stelle ſein Blutsfreund. — Gewiß, er hätte das ſchon früher erfahren ſollen."

„Und würd' auch, ſo wie ihr alle, wenn ich nicht dem Bruder hätte mein Wort geben müſſen, zu ſchweigen. — Jetzt, ſo bald ich Gelegenheit dazu finde —"

„Willſt du thun, was dein braves Weib dir aufgiebt. Nicht wahr?"

„Schuldigermaßen."

„Schön! — Und ich will Bekanntſchaft mit unſrer Witwe machen; eheſter Tage! Ich hab' es mit der Freundin von ihr ſchon eingeleitet. Ich bin ganz neugierig auf ſie. — Da ſind auch die beiden Kleinen von ihr, die hier täglich vorbei in die Schule müſſen; ein paar Engel von Kindern! Morgen ruf' ich ſie mir herein, und da will ich ſie herzen und lieb haben, als ob's meine eigenen wären."

16. Die Gelegenheit, ſein gegebenes Wort zu erfüllen, fand ſich für den Doktor gar bald. „Willkommen! Willkommen!" ſagte der Alte, als jener das nächſte Mal zu ihm hineintrat: „wie ſteht's? — Und vor allem, Herr Sohn: wie ſteht's mit unſerm kritiſchen Kranken? Ich ſehe ja die Mutter noch keine Anſtalten machen."

„Anſtalten, lieber Vater? Wozu?"

„Zu dem Abſchiedsſchmauſe, den ich beſtellt habe. Hat er denn immer noch Fieber?" — Ein ihm eigenes flüchtiges Muskelſpiel um die Gegend der Lippen ſchien anzudeuten, daß er die Krankheit des Sohnes eben nicht für die ernſthafteſte halte."

„Es ſteht, wie es ſteht," ſagte der Doktor, der dieſe Gelegenheit, für den Schwager zu reden, um ſo lieber ergriff, da der Alte nur eben ſeinen ſchwerſten Poſttag abgefertigt hatte, und jetzt, ſeiner Gewohnheit nach, im Seſſel der Ruhe pflegte. In ſolchen Augenblicken, wußte er, war das Herz des Alten für Eindrücke des Angenehmen und Guten immer am meiſten offen; denn die Gegenwart, die allein ihm zuweilen zur Laſt fiel, hatte er dann bei Seite geſchafft; und in die Vergangenheit pflegte er immer mit großer Gemütsruhe zurück, ſo wie in die Zukunft mit froher Hoffnung vorwärts zu blicken.

„Sie reden ja ganz bedenklich," erwiderte er dem Doktor. „Es wird doch nichts Schleichendes werden? — Da möcht' es mit der vorhabenden Reiſe noch langen Anſtand haben. — Er lächelte wieder."

„Bis jetzt iſt es Flußfieber; ſonſt nichts. — Daß ſich etwas Schlimmeres dahinter verſteckt halten ſollte, will ich nicht hoffen. Indeſſen hat man der Fälle."

„Aber es läßt ſich doch vorbauen? Nicht?"

„Allerdings. — Auch wüßt' ich nicht leicht, für welchen Kranken, wenn es zum Ernſt kommen ſollte, ich treuer und herzlicher ſorgen würde, als für den Bruder. Ich lieb ihn gar ſehr; denn ſo wenig ich ſeine kleine Schwachheiten an ihm verkenne, ſo weiß ich doch, daß er zu unſern rechtſchaffenſten, ſelbſt zu unſern edelſten jungen Bürgern gehört."

„Das klingt gar ſchön; in der That! Und am ſchönſten wohl in dem Ohr eines Vaters."

„Sie haben mich faſt abgeſchreckt, über den Bruder mit Ihnen zu reden."

„Wie das? — Wenn Sie mir ſolche Dinge von ihm ſagen, und noch mehr, wenn Sie mir Beweiſe davon zu erzählen haben, ſo reden Sie bis in die ſinkende Nacht! Ich will hören. — Leider! würden ſolche Dinge für mich nur zu ſehr den Reiz der Neuheit haben."

„Und woher wollten Sie auch, daß Sie Ihnen bekannt ſein ſollten? — Ihr Sohn iſt mit dem Guten, das er gethan hat, nie laut geworden."

„Das klingt ja immer noch ſchöner." — Er beugte ſich gegen den Doktor vor, und ſetzte mit einem kleinen ungläubigen Kopfſchütteln hinzu: „Sie haben mich ganz neugierig gemacht. Was für Wunderdinge werd' ich dann hören."

Der Doktor hatte keine Not, unter den Beweiſen von dem Edelmute ſeines Schwagers zu wählen; er hatte nur einen, aber auch deſto wichtigern, in ſeinem Gedächtnis. — „Sie erinnern ſich doch", fing er an, „des unglücklichen Verhältniſſes, worin Ihr Sohn mit dem ſeligen Lyk ſtand? Sie wiſſen doch, zu welchen boshaften, verleumderiſchen Briefen nach A... ſich dieſer leichtſinnige Mann durch kaufmänniſchen Eigennutz hatte verleiten laſſen."

„Ich weiß das freilich, Herr Sohn. Aber ich bitte: wenn's zu ihrem Zwecke nicht unumgänglich nötig iſt, ſo laſſen Sie's ruhen! — Als der Mann ſich hinlegte und ſtarb, ging mir das nahe, und da gab ich ihm die Erinnerung daran in ſein Grab."

„Edel! — Und wahrlich! Dort will ich ſie nicht wieder hervorziehen. — Nur geſtehen Sie: daß es noch edler, als bloßes Vergeſſen iſt, wenn man ſo bittere Beleidigungen, die für den Menſchen nicht minder kränkend als für den Kaufmann waren, mit den wichtigſten, langwierigſten, mühſamſten Dienſten erwidert."

„Und wer that das?" fragte der Alte begierig."

„Ihr Sohn. — Meine wenige Hoffnung, den ſeligen Lyk zu retten, da ſein Fieber ſo heftig und ſein Körper ſo ſehr entnervt, war, ward mir noch vollends durch eine ganz ſichtbare Unruhe ſeines Gemüts vereitelt. Ich ſuchte ihr auf den Grund zu kommen; und es fand ſich, daß er die ſchmerzlichſte Sehnſucht fühlte, ſein dem Bruder erwieſenes Unrecht wieder gut zu machen und daß er nicht ruhig glaubte ſterben zu können, wenn er nicht durch die aufrichtigſte und wehmütigſte Bitte um Vergebung ſein Gewiſſen erleichtert hätte. Ich erbot mich zum Mittelsmanne und ich ward mit Freuden dazu angenommen. Wenn der Bruder nicht gleich auf mein erſtes Wort bereit war, den unglücklichen Mann zu beſuchen, ſo lag das nicht, wie ich anfangs glaubte, an einem Reſt von Rachgier oder an einer natürlichen Herzenshärte, ſondern bloß an ſeinem allgemeinen Abſcheu vor allen Krankenzimmern und an der Furcht vor dem zu heftigen Eindrucke, den ein Sterbender auf ihn machen könnte. Als er ſich endlich entſchloß, mir zu folgen und nun des Unglücklichen anſichtig ward, der ihm unter lautem Schluchzen die zitternden Arme entgegenſtreckte; da war auf einmal jener Abſcheu und jene Furcht aus ſeinem Herzen ſo rein verſchwunden, daß er mit der lebhafteſten Begierde auf den Kranken zuſtürzte und ihn mit Inbrunſt umarmte. Das Menſchliche, Edle, Großmütige ſeines Benehmens rührte jeden Gegenwärtigen und auch mich, der ich wahrlich! nicht der Weichmütigſte bin, bis zu Thränen. Wie viel Mühe gab er ſich, den armen Leidenden zu beruhigen und ein Bekenntnis zurückzuhalten, das für ihn ſo beſchämend und kränkend ſein mußte! Aus wie vollem Herzen ſtrömte ihm das Wort der Verſöhnung, als ihm ſeine innere Erſchütterung es endlich auszuſprechen erlaubte! „Fordern Sie," ſagte er, „fordern Sie einen Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen; und wenn er irgend in meinen Kräften ſteht, ſo beteur' ich Ihnen vor Gott: ich will ihn mit Freuden geben. Kann ich Ihnen, kann ich den Ihrigen dienen? Kann ich's in dieſem Augenblicke? kann ich's in Zukunft? Womit? Womit? — Ich erwarte nur Ihr Wort, beſter Lyk; und was es auch immer ſein mag — —"

Der Alte ſaß in ſeinem Seſſel, vor lauter Zuhören, ſo ſtille, daß er kein Glied bewegte. Nur war er ſich gleich anfangs mit der Hand nach dem Stutz gefahren, um ihn von dem guten Ohre ein wenig zurückzuſtoßen, und jetzt auf einmal fuhr er ſich mit den Fingern an ſeine Augenwimper.

„Der Sterbende," fuhr der Doktor fort, „nutzte die Erklärung des Bruders zu einer Bitte, deren Wichtigkeit ich erſt hinterher aus der ungeheueren Arbeit kennen lernte, die ihre Erfüllung koſtete. Er geſtand, daß ſeine Handlungsgeſchäfte in Verwirrung, ſeine Bücher in nicht geringer Unordnung wären."

„Das will ich glauben," ſagte der Alte. —

„Er bejammerte das Schickſal ſeiner Frau und ſeiner unmündigen Kleinen, wenn ihn Gott von der Welt rufen ſollte."

„Und das mit Recht! Ich denke, er war nicht weit mehr vom Bruche."

„Der auch wohl ſicher erfolgt wäre, wenn die unermüdbare Geſchäftigkeit Ihres Sohnes nicht gethan hätte."

„Wie?"

„Das Geſtändnis des Sterbenden war kaum abgelegt, als Ihr Sohn ihm ſein heiliges Wort gab: daß er auf den Fall ſeines Todes nicht ruhen wolle, als bis er alles, ſo gut er es immer möglich finde, in Ordnung gebracht habe."

„Und er hielt's!" rief hier der Alte hitzig.

„Mit der pünktlichſten Treue. Ganze Monate lang brachte er, Abend vor Abend, in jenem Hauſe der Trauer unter den verdrießlichſten Geſchäften zu, verglich Brüche, zog Rechnungen aus, ſchrieb oder beantwortete Briefe; indeſſen Sie, mein lieber Vater, ihn auf Bällen, oder in Konzertſälen, oder an Spieltiſchen glaubten."

Es wäre beſſer geweſen, wenn der Doktor dieſen unnötigen Zuſatz unterdrückt hätte; denn ohne dem Schwager damit zu nützen, that er ſich ſelbſt damit Schaden. Er brachte ſich um ein Fäßchen Weins, oder um irgend ein andres Geſchenk, das er ſonſt für ſeine angenehme Erzählung gewiß erhalten hätte.

„Ich habe denn eben keinen Wahrſagergeiſt," ſagte der Alte empfindlich. — „Die Thorheiten meines Sohnes, die mich verdrießen mußten, durft' ich erfahren; aber ſein Gutes, das mir hätte können Freude machen —"

Der Doktor entſchuldigte ſich wegen ſeines Geheimhaltens mit dem abgenötigten Verſprechen, zu ſchweigen; einem Verſprechen, das er vielleicht zu gewiſſenhaft bis auf den Vater ausgedehnt habe. Die kleine Falſchheit, die in dieſer Erklärung lag, da vorzüglich um des Vaters willen jenes Verſprechen war gefordert worden, glaubte er ſich vergeben zu können. — Bald darauf erinnerte er ſich einiger Kranken, denen er noch Beſuche zu geben hatte, und empfahl ſich dem Alten.

Er war ſchon mehrere Minuten hindurch, als Herr Stark noch in ſeinem Seſſel, von dem er beide Arme bequem herabhängen ließ, mit feuchtem Blick vor ſich hinſchmunzelte und in Gedanken das unbegreifliche Bild ſeines geputzten und gepuderten Sohnes anſtaunte, wie er vor dem Krankenbett eines Feindes edelmütige Thränen vergoß, und ganze Monate lang alles Vergnügen aufgab, um in das Chaos vernachläſſigter Handlungsbücher Licht und Ordnung zu bringen. — Er ward durch den Beſuch von ein paar Fremden geſtört, die für die abgebrannte Kirche zu L.. und die mit abgebrannten Pfarr- und Schulgebäude milde Beiträge ſammelten. Er nahm ſie mit vieler Leutſeligkeit auf, und ſtatt der dreißig oder fünfzig Reichsthaler, die er ſonſt vielleicht geſchrieben hätte, ſchrieb er jetzt volle hundert. — Der erſte Buchhalter, Monſieur Burg, trat herein und ſuchte mit verlegener Miene einen Brief vorzubereiten, worin ein Verluſt von mehrern Tauſenden als höchſtwahrſcheinlich vorausgeſagt ward. — „So etwas fällt in einer Handlung ſchon vor," ſagte der Alte, und gab ihm den Brief, nach nur flüchtiger Durchſicht, mit einer Freundlichkeit wieder, als ob er die angenehmſte Nachricht von der Welt enthielte.

Den ganzen Abend hindurch war er über die Entdeckung, die er ſo unvermutet gemacht hatte, ungewöhnlich heiter und froh; es war ihm, als ob ihm erſt jetzt, in ſeinem hohen Alter, ein Sohn wäre geboren worden. Als er in ſeine Schlafkammer ging, gab er vorher der Alten, die ſolcher ehelichen Zärtlichkeiten ſchon ſeit lieben langen Jahren entwöhnt, und daher nicht wenig, aber auch nicht unangenehm erſtaunt war, einen recht herzlichen Kuß. Das Einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umſtand, daß an einer Ware, die doch tiefer hinein ein ſo gutes und feines Geſpinſt zeigte, gerade das Schauende ſo ſchlecht ſein mußte.

17. Unter ſo angenehmen Vorſtellungen der Alte eingeſchlummert war, unter ſo unangenehmen wachte er auf. Da er ſein Herz von der Erzählung des Doktors voll hatte, ſo verſetzte ihn ein Traum in das Lykiſche Haus, wo er das Vergnügen genoß, ſeinen Sohn, mit Schweiß und Staub bedeckt, unter einem Haufen ganz verſchiedenartiger, höchſt unordentlich durcheinander geworfener Waren zu ſehen, die er mit großem Fleiß auseinander ſuchte. Er wollte ſo eben zugreifen, um ihm zu helfen, als in ſeiner Einbildung die mit dem Namen Lyk verbundenen Bilder lebendig wurden, und ihn aufs bitterſte den Entſchluß bereuen ließen, ein Haus voll ſo toller Verſchwendung und ſo ärgerlicher Ausſchweifung zu treten. Indeſſen hielt er den Anblick der prächtigen Zimmer, die in ſeinen Gedanken ſich eher für einen Fürſten, als einen Kaufmann ſchickten, der mit größtem Überfluſſe beſetzten Tafeln, der umherſchwärmenden Bedienten, ja ſogar der wilden, lärmenden Trinker, die Champagner wie Waſſer hinuntergoſſen, eine Zeitlang aus; aber als endlich ſein Sohn mit der Hausfrau ſüße Blicke zu wechſeln anfing, und beide auf einmal in bebänderten Dominos, mit Masken in den Händen und roten Abſätzen unter den Schuhen, vor ihm ſtanden, ſo ſtürzte er, voll des äußerſten Widerwillens, zur Thüre und dankte dem Himmel, auf die große Hausflur hinauszukommen, die ihm aus frühern Jahren, von den Zeiten des alten Lyk her, ſo wohl bekannt war. Er hob hier ſorgfältig beide Rockſchöße auf und drückte ſie dicht an den Leib, um unbeſchmutzt durch die Packen und Ballen und Kiſten und Fäſſer zu kommen, zwiſchen denen ehemals nur ein ganz ſchmaler Weg hindurchging; aber plötzlich ward er zu ſeinem Erſtaunen inne, daß ſeine Vorſicht unnütz, und daß die ganze Flur von Waren ſo ausgeleert war, wie eine Schatzkammer nach einem Kriege vom Gelde. Alle Wände umher hingen voll angezündeter Lampen, und nicht lange, ſo ertönte aus dem Hintergrunde des Saals — denn das war die Flur nun geworden — eine luſtige Tanzmuſik: Paar an Paar hüpften, wie unſinnig gegen und durcheinander; und als er ſich leiſe niederdrückte, um womöglich hinter ihnen weg und zum Hauſe hinauszuſchleichen, tanzte ihm unverſehens eine der munterſten und galanteſten Frauen der Stadt, von gar nicht gutem Rufe, entgegen, riß ihn, wie ſehr er ſich ſträubte, in die Reihe hinein, und wirbelte dann in Verbindung mit der ganzen Geſellſchaft den guten Alten, der nie als in ſeiner Jugend ein Tänzchen, und auch da nur ein Ehrentänzchen, gemacht hatte, ſo unbarmherzig auf und nieder, daß er bei ſeinem endlichen Stillſtehen kaum wieder Atem gewinnen konnte. Er fand ſich hier einem Spiegel gegenüber, der ihm ſeine ganze gegen die übrige Geſellſchaft ſo abſtechende Geſtalt, zugleich mit ſeinen grauen Wimpern und den ehrwürdigen Runzeln ſeines Alters zeigte: ein Anblick, worüber er augenblicklich wach ward, und ſich völlig ſo atemlos und ſo eingefeuchtet fand, als ob die geträumte heftige Leibesbewegung wirklich ſtatt gehabt hätte.

„Gottlob!" rief er, indem er die Augen weit aufthat und ſich des einſamen Schimmers ſeiner Nachtlampe von Herzen freute: „es war nichts, als ein Traum. Hätt' ich's doch kaum geglaubt, daß man im Traume ein ſo ſchweres und angreifendes Stück Arbeit machen könnte! — Die tollen, raſenden Menſchen!" — Und nun fing er an, weil die Wallung in ſeinem Blute noch fortwährte, und die verhaßten Bilder noch ihre volle Lebhaftigkeit hatten, ſich recht ernſtlich über den Unſinn zu ärgern, womit ſo mancher für die läppiſchen, armſeligen Vergnügungen, denen er nur eben beigewohnt hatte, Vermögen und Geſundheit und ehrlichen Namen aufs Spiel ſetzte, er dachte ſich mit dem äußerſten Abſcheu die Möglichkeit, daß auch ſein ſo erworbenes Gut, eben wie das Lykiſche, in wenig Jahren verpraßt und der Name Stark, den er bisher in Ehre und Anſehen erhalten, mit Schimpf und Schande belegt werden könnte. Hier fielen ihm die ſüßen, zärtlichen Blicke aufs Herz, die er ſeinen Sohn mit Madame Lyk hatte wechſeln ſehen. Es fuhr ihm kalt über den Rücken. Doch tröſtete ihn wieder die Betrachtung, daß die Liebe zum Gelde in dem Herzen ſeines Sohnes keine ſchwächere Leidenſchaft als die Eitelkeit ſei, und daß es ihm jene gewiß nicht erlauben werde, ſich mit einer Frau von ſo mittelmäßigen Umſtänden — denn was konnte eine ſo weit getriebene Unordnung und Verſchwendung zurückgelaſſen haben? — und noch obendrein mit einer Mutter von Kindern zu belaſten. „So weit," ſagte er, „kann ſein Geſchmack an Galanterie ihn doch unmöglich verleiten."

„Zwar," wandt' er ſich wieder ein, „hat er ja meine Erwartung ſchon in einem Stücke getäuſcht; und ſo könnt' er es leicht auch in dieſem. — Doch ich träume noch, glaub' ich; die Fälle ſind einander zu ungleich. Das Opfer, das er bei ſo einer Heirat brächte, wäre zu groß; auch hatte er hier volle Zeit zur Beſinnung — denn in eine Liebe verſtrickt zu werden, die ihn aller Beſinnung beraubte, ſieht ihm nicht ähnlich —; und welche Wahl er treffen kann, wenn ihm nur die Beſinnung frei bleibt, iſt keine Frage. Am Krankenbett des ſeligen Lyk ſah er ſich überraſcht; er iſt nur ein eitler und ſchwacher, kein verderbter, kein boshafter Menſch: es war natürlich, daß der erſchütternde, ihm ſo neue Anblick eines Sterbenden und die dringende Aufforderung, die ſo ſehr zu rechter Zeit an ſein Herz erging, ihn zu einem Verſprechen hinriſſen, das er bei kalter Überlegung wohl ſchwerlich gethan hätte, das aber, einmal gethan, nicht unerfüllt bleiben durfte, wenn er nicht geradezu als ein Mann von ſchlechter Geſinnung erſcheinen wollte. Und warum ſollt' er denn nicht auch freudig gethan haben, was einmal gethan werden mußte? Warum ſollt' er nicht, während er's that, in dem Bewußtſein ſeiner Rechtſchaffenheit und in der Achtung, die er gegen ſich ſelbſt empfinden mußte, ſich ſo wohl gefallen haben, daß er immer freudiger fortfuhr? Ich danke dem Himmel, wenn er bei dieſer Gelegenheit in den Geſchmack des Guten gekommen. Vielleicht, daß ihn das edlere Vergnügen wohl noch ganz von den armſeligen Eitelkeiten abzieht, zu denen er bisher einen ſo unglücklichen Hang hatte; und dann vollends — leben Sie wohl, Madame Lyk, mit aller Ihrer Feinheit und Ihrem Weltton und mit dem ganzen Gefolge von Liebenswürdigkeiten, das hinter Ihnen drein treten mag! Für meinen Sohn ſind Sie nicht."

Wenn dieſe Gedankenfolge des Herrn Stark, ſo richtig und bündig ſie ſchien, dennoch nur wenig zutraf, ſo lag das an den beiden ſo gewöhnlichen Fehlern: daß er einen Charakter, der ſich bis jetzt nur von gewiſſen Seiten entwickelt hatte, und von andern ſich ſelbſt noch ein halbes Rätſel war, als ſchon völlig bekannt und ergründet vorausſetzte; und daß er in die Vorſtellung der Verhältniſſe, worin er dieſen Charakter handeln ließ, einige bedeutende Irrtümer brachte, deren Entſtehungsart wir vielleicht künftig erfahren werden. Genug, daß für den Augenblick Herr Stark ſich beruhigt fühlte, und wieder einſchlief; doch hatten wirklich die aufgeſtiegenen Dünſte ſeinen Horizont ein wenig getrübt, und Sonnenaufgang war daher nicht ganz ſo heiter, als man bei Sonnenuntergang hätte erwarten ſollen.

18. Frau Doktorin Herbſt hatte den Beſuch, den ſie der Witwe zugedacht hatte, jetzt wirklich abgelegt; und kam mit Geſinnungen von ihr zurück, die ſich aus denen, womit ſie hinging, erraten laſſen. — Die Frau war gerade nicht ſchön, aber reizend; es gab wohl andere Frauen, die, wenn auch nicht jetzt, wenigſtens ehemals, bei der Vergleichung mit ihr gewonnen hätten und die trotz aller Verwüſtungen, welche ein zu häufiger Eheſegen anzurichten pflegt, ſich noch immer zum Verwundern

erhielten. Allein das Sanfte und Einnehmende in der Miene und dem Betragen der Lyk, ihre vortreffliche Kinderzucht, ihre Achtung gegen das Andenken eines Mannes, der durch ſeine ſinnloſe Verſchwendung ſie unglücklich gemacht, der ſie aber gleichwohl geliebt hatte, ihre innige Dankbarkeit gegen den bewußten Freund, von dem ſie nicht ohne Thränen im Auge reden konnte: alles das war von höherm Werte als Schönheit; und die Doktorin fühlte ſich in ſolche Begeiſterung dadurch geſetzt, daß ſie ihrem Manne wiederholt erklärte: ſie würde ihr Haupt nicht eher ſanft legen, als bis ſie die Verbindung zwiſchen ihrem Bruder und der Witwe zuſtande gebracht hätte. — „Es iſt kein Weib auf Erden," ſagte ſie, „womit der Bruder glücklicher leben könnte; ſie beſitzt in ihrem natürlich guten Verſtande, in ihren durch Erfahrung beſtätigten Grundſätzen, in ihrem zur Ruhe und zur Häuslichkeit ſo ganz ſich hinneigenden Charakter gerade das, was dem Bruder not thut und was der Vater ſelbſt an der Gattin ſeines Sohnes nicht beſſer wünſchen könnte."

Der Doktor nickte hie und da mit dem Kopfe und murmelte Ja; ging aber nachdenkend und verdrießlich umher. — „Was iſt dir?" fragte die Doktorin endlich.

„Ich komme von dem Gläubiger unſerer Witwe, dem Horn. Du, weißt, er hat für gegenwärtigen Augenblick ihr Wohl und ihr Wehe in Händen."

„Nun? — O der nichtswürdige Menſch!"

„Kennſt du ihn denn?"

„Aus ſeinem Geſichte nicht, aber aus deinem. — Was gilt's, er will ihr nicht länger nachſehen, will ſie zu Grunde richten?"

„Das nun nicht; dazu iſt er zu gottesfürchtig. Er will nur ſein Geld."

„Und aus ihr mag werden, was will! Nicht wahr?"

„Kümmert das einen Kaufmann?"

Die Doktorin bat in hohem Tone um Ausnahme für ihren Vater, die der Doktor mit Freuden machte; und nun fuhr ſie ganz unbarmherzig über den Gläubiger her. Ohne daß ſie dieſen Horn je geſehen hatte, ward er vor ihrer Phantaſie eins der häßlichſten, zurückſchreckendſten Geſichter der ganzen Stadt. — „Ich möchte," ſagte ſie, „wundershalber den Elenden doch kennen lernen, der ein ſo braves, liebenswürdiges Weib, eine Mutter von zwei unmündigen Waiſen, ſo ſchändlich verfolgen kann. — Aber nein! nein! Mich ſchaudert, wenn ich mir das Ungeheuer nur denke."

„Kind! Es iſt ein ganz gemeines, plattes Menſchengeſicht, aus dem in der Welt nichts hervorſieht, weder gutes noch böſes. Ein Geſicht, wie es unter den leeren Geldſeelen ſo viele haben und wie man ſie an Börſentagen zu Dutzenden kann herumlaufen ſehen."

„Aber," fuhr ſie fort, „dachte denn der Menſch mit keiner Silbe an die Verbindlichkeiten, die er gegen dich hat? an die Krankheiten ſeines Weibes und ſeiner Kinder, wo du Tag und Nacht mit Gefahr deiner eignen Geſundheit — —"

„Ach ſchweig doch! Das iſt ja alles bezahlt."

„Bezahlt? — Läßt ſich ſo was bezahlen?"

„Und vielleicht, wenn er in ſeinem Buche mein Folium aufſchlägt, bin ich bei ihm noch tief, tief in der Schuld. Denn: hat er mich nicht zu Tiſche gebeten? Hab' ich nicht, in Geſellſchaft von Ratsherren und Matadors, Faſanen bei ihm gegeſſen? Tokaier bei ihm getrunken?"

„Der Elende! — Ehre mir Gott meinen Vater!"

„Stille! Wer wird in ſolcher Geſellſchaft ihn nennen? — Aber, mein Kind — damit wir das Wichtigſte nicht vergeſſen — —"

„Ja wohl! Wie wir die arme Witwe aus ſeinen Klauen reißen —"

„Die nicht mehr; aber mich. — Meine Gutherzigkeit hat mir einen ſehr üblen Streich geſpielt, und ich kann darüber leicht ins Gefängnis wandern."

„Um's Himmel willen! du haſt dich an dem Menſchen doch nicht vergriffen?"

„Pfui! Dazu acht' ich meine Hände zu hoch. — Ich habe nur aus Verdruß, weil nichts mit ihm auszurichten war, Feder und Dinte gefordert, habe mir den Betrag der Schuld auf Mark und Schilling angeben laſſen und habe ein Wechſelchen ausgeſtellt — auf mich ſelbſt; von etwas über 3000 Mark; in acht Tagen zahlbar."

„Bravo!" ſagte die Doktorin und flog ihrem Mann an den Hals. — „Aber iſt es möglich, daß der fühlloſe Menſch den Wechſel annahm? von dir!"

„Warum nicht? Ich habe das ſchöne Haus hier und habe dich. Ein drei, viertauſend Mark und wenn auch noch etwas mehr, bin ich ihm wert; unbeſehens!"

„Haſt du denn aber Geld zu bezahlen?"

„Da ſteckt der Knoten. — Keine 300 Mark."

„Mann! Mann! So lieferſt du ja dem Unholde dich ſelbſt in die Hände."

„Freilich! Denn was ich ſeit einiger Zeit geſammelt hatte, iſt vorige Woche, wie du weißt, zu Kapital gemacht und ausgethan worden. Neue Einnahme, wenigſtens beträchtliche, ſeh' ich fürs erſte nicht ab; und geſchrieben iſt nun einmal der Wechſel und will bezahlt ſein. — Indeſſen — weißt du, worauf ich mein volles Vertrauen ſetze?

„Nun? Auf einen Reſt von Scham bei dem Horn?"

„Nicht doch! — Auf die kluge Tochter des klugen Herrn Stark, die ich glücklicher Weiſe zur Frau habe. — Die, mit ihrem Kopfe, hilft mir ſicherlich durch." —

Eigentlich hatte der Doktor einen Anſchlag auf den vollen runden Beutel gemacht, den der Vater, beim Beſuche des Sohns, unter den Spiegel geſtellt hatte und der ſeines Wiſſens noch unangerührt daſtand. Allein die Doktorin, die nach abgeſtattetem Danke für das ſo gütige als gerechte Vertrauen, welches man in ihren Verſtand ſetzte, ein wenig nachgeſonnen hatte, ſchlug auf einmal in die Hände und rief: „Ich hab's!"

„Das Geld?" fragte der Doktor.

„Nein, aber die Art und Weiſe, wie wir's bekommen. Die Witwe ſelbſt ſchafft es an."

„Die Witwe?"

„Und das von unſerm Alten. Von meinem Vater.

„Von deinem Vater?"

„Nun ja! ja! Was giebt's denn da zu verwundern? — Einmal iſt's doch notwendig, wenn wir unſer Ziel erreichen wollen, daß der Alte die Witwe kennt; und eine beſſere Gelegenheit dazu, als dieſe, wird ſich nicht finden. — Kurz, ſie macht einen Beſuch bei dem Vater, bittet den Vater, gefällt dem Vater, bezahlt ihre Schulden, heiratet den Bruder."

„Himmel!" rief der Doktor „und ich habe noch kein Kleid auf die Hochzeit. — Die kommt mir raſch über den Hals. Ich will nur gleich in den Laden."

„Haha! — Aber ſpotte nur! ſpotte! Die Sache iſt ſo gut wie geſchehen. Es iſt unmöglich, wenn der Vater die Witwe ſieht, daß ſie ihm nicht gefalle, und auf dieſes Gefallen bauen wir dann weiter fort, bringen ihn von allen ſeinen Vorurteilen zurück, laſſen ihn die Heirat nicht bloß genehmigen, ſondern ſelbſt wünſchen."

„Wenn er nun aber die Witwe nicht vorläßt, wie da?"

„Leere Grille!"

„Oder wenn er wohl gar — was wir doch wirklich zu befürchten haben — ſie ungütig aufnimmt?"

„Wenn er —?" Sie ſtand hier einen Augenblick ſtille und ſah auf den Boden. — „Mann!" rief ſie dann aus: „Du biſt mitunter doch allerliebſt. Ich möchte dich küſſen für deinen Einfall."

„Für welchen?"

„Daß er ſie ungütig aufnehmen könnte. — O, wenn der Himmel das wollte!"

„Verſteh' euch Weiber ein andrer!"

„Komm! Ich eröffne dir das Verſtändnis. — Nicht wahr? Wenn der Vater ſie ungütig aufnimmt; ſo begeht er, ganz gegen ſeine ſonſtige Art, einen Fehler, den er durchaus, es koſte auch, was es wolle, wieder wird gut machen wollen; ſo ſetzt er ſich ſelbſt aus der guten Laune heraus, in der es immer ſo ſchwer wird ihn zu faſſen und mit ihm fertig zu werden; ſo ſind wir auf einmal und gleichſam durch einen Sprung an dem Ziele, zu dem wir uns ſonſt — wer weiß wie langſam und durch wie viel Schwierigkeiten? — hindurchwinden müßten."

„Alles gut!" ſagte der Doktor. „Wenn nur nicht zu beſorgen wäre — —"

„Freilich! — Daß er den Fehler nicht macht."

„Ganz im Gegenteil! — Daß er ihn nicht für Fehler erkennt."

„Ach, wenn er ihn nur erſt macht! Die Erkenntnis wollen dann wir ihm verſchaffen." —

„Aber, mein Kind" — indem er bedenklich den Kopf ſchüttelte und eine ſehr ernſthafte Miene annahm — „dem eignen Vater eine Falle zu legen — ich weiß nicht — —"

„Eine Falle! — Was nun das wieder iſt! Eine Falle! — Ich ſinne in der Welt auf nichts Arges, nur auf liebes und gutes; und da kommt der Mann und erhebt ein Geſchrei, als ob ich über Tücke und Hinterliſt brütete. — Wer hat mir denn das Baſiliskenei in mein Neſt geſchoben, als eben er? Wer hat den unglücklichen Einfall gehabt, als ob der Vater ſich übel benehmen könnte? Er wird ſich ſehr gut benehmen, ſehr gut. Das ſoll der Herr Doktor nur wiſſen!" — Mit dieſen Worten ergriff ſie ihre Enveloppe und war ſchon längſt auf der Straße, als der Doktor noch immer den Faden ſuchte, woran er ſeinen kaſuiſtiſchen Knäuel entwirrn könnte.

19. Die Verwunderung, womit Madame Lyk ihre neue Freundin ſo ſchnell zurückkommen ſah, ging in Freude über, als ſie den glücklichen Ausgang der Unterhandlung mit Horn erfuhr; aber dieſe Freude wieder in Unruhe, als die Doktorin fragte, ob ſie außer dieſem Horn, den ſie nun freilich fürs erſte los ſei, nicht noch andere Gläubiger habe?

„Ich hoffe," ſagte die Witwe, „keine ſo dringende und ſo ungeſtüme."

„Geſetzt aber, daß ihrer mehrere aufwachten, wie da? — Wär' es nicht für Ihre Ruhe ſehr weſentlich, meine Freundin, lieber allen auf einmal den Mund zu ſtopfen?"

„Wenn mir das möglich wäre, wie gerne! — Aber ohne Zeit die man mir läßt und ohne Zutrauen, das man mir ſchenkt — —"

„Kennen Sie meinen Vater?" fiel die Doktorin ein.

„Der Perſon nach — kaum. Sehr von weitem."

„Aber dem Charakter nach? der Denkungsart nach?"

„Da hab' ich die höchſte Meinung von ihm. Ich ſchließe auf den Vater von ſeinen Kindern."

„Die geraten nicht immer. Glauben Sie mir: die Kinder des alten Stark könnten beſſer ſein, wenn ſie dem guten Vater ähnlicher wären."

„Sie ſagen für meine Erkenntlichkeit allzuviel."

„Für mein Herz allzuwenig." — Und nun fing ſie an, ein Gemälde zu entwerfen, das zwar wirklich dem alten Herrn ziemlich ähnlich ſah, das aber gleichwohl für ein Bildnis, wofür es doch gelten ſollte, zu wenig eigenes und unterſcheidendes hatte. Eine zu gerührte kindliche Dankbarkeit und eine zu lebhafte Begeiſterung, die immer idealiſiert und verſchönert, hatten die Farben gemiſcht und den Pinſel geführt. Indeſſen war eben durch dieſen Fehler das Gemälde um ſo geſchickter, der

Witwe ein unbedingtes Vertrauen einzuflößen und eine lebhafte Begierde nach einer ſo vortrefflichen Bekanntſchaft bei ihr zu wecken. Wäre mitten unter den ſchönen Zügen des verſtändigen, menſchenfreundlichen, großmütigen Mannes auch die ernſte Falte des Sittenrichters und das heimliche Lächeln des Spötters, die doch ſo ſehr zur Phyſiognomie des Herrn Stark gehörten, ſichtbar geworden: ſo würde freilich jenes Vertrauen ſehr geſchwächt und dieſe Begierde ſehr gedämpft worden ſein.

Die Witwe bezeugte in den kräftigſten Ausdrücken ihre Bewunderung, ihre Verehrung und war nicht wenig neugierig, wohin das alles gemeint ſei.

„Kennen Sie — muß ich noch weiter fragen — das Blumiſche Haus?“

„O ſehr wohl. Ich bin Schuldnerin auch von ihm.“

„Und wie nimmt es ſich? Gut?—

„Mehr als gut; äußerſt edel. Es hat mir die großmütigſte Nachſicht von vielen Monaten bewilligt.“

„Bloße Pflicht, meine Freundin! — Es hat ſich, wie ich ſehe, ſeiner eigenen Geſchichte und der großen Verbindlichkeiten erinnert, die es ehemals gegen den guten ſeligen Lyk, Ihren Schwiegervater, hatte.“

„Davon weiß ich nichts,“ ſagte die Witwe.

„Mir ſchwebt es vor, wie im Traume. — Ich war noch ganz jung, als einſt mein Vater ſehr ſpät von der Börſe kam und den ganzen Tag von nichts als von einem gewiſſen Blum ſprach — dem Großvater des jetzigen — der ſeine Zahlungen eingeſtellt hatte und deſſen Fall man für unvermeidlich anſah. — Mein Vater, obgleich in keiner Handlungsverbindung mit ihm, nahm den lebhafteſten Anteil an ſeinem Schickſal und zeigte ſich höchſt erbittert gegen gewiſſe heimliche Neider, die den ehrlichen ſchuldloſen Mann verfolgten und ſeinen Fall zu befördern ſuchten. Er faßte den Entſchluß, ihn womöglich zu retten, und der alte Lyk, immer vertrauter Freund unſers Hauſes, war von gleicher Geſinnung. Mein Vater unterſuchte hierauf die Bücher von Blum, fand ſeine Rettung, wenn er gehörig unterſtützt würde, ſehr möglich, ſowie ihn ſelbſt an ſeinem Falle — oder ich ſollte ſagen, an ſeiner Verlegenheit — völlig unſchuldig.“

Die Witwe ſah bei dieſem letzten Zuge nieder und ſeufzte.

„Und nun nahm er, in Verbindung mit Lyk, die ganze Schuldenlaſt auf ſich, bezahlte die Ungeduldigen bar, ſetzte den andern Termine und machte mit einem Worte der Verlegenheit und der Verfolgung des Mannes ein Ende. — Was mir, als Kind, dieſen Auftritt tief ins Gedächtnis prägte, war mein Erſtaunen, einen alten, ehrwürdigen Mann mit ſchlohweißen Haaren, der meines Vaters Vater hätte ſein können, ſo bitterlich weinen zu ſehen. Der gute Mann war ganz aufgelöſt in Dankbarkeit und in Rührung. — Er betrat nachher unſer Haus ſehr oft, der alte freundliche Blum und befeſtigte ſein Andenken bei mir durch eine Menge kleiner Spielſachen und Näſchereien, die er mir immer zuzuſtecken pflegte. — — Nun, meine Freundin? Darf ich noch erſt ſagen, wo ich hinaus will? -- Mein Vater iſt noch immer der alte, ſein Wille zu helfen der alte, ſein Vermögen dazu — aber nein! das iſt nicht mehr das alte; das hat ſich indes verdoppelt, vielleicht verdreifacht: und alſo — was kann Sie hindern, ihm ohne Umſtände den Antrag zu thun, daß er an Ihnen, wie ehemals an Blum handeln und alle Ihre Schulden übernehmen wolle? — Ihre Kinder ſind ſeines Freundes Enkel; überlegen Sie das!“

Die Witwe war über dieſen Vorſchlag nicht bloß erſtaunt, ſondern erſchrocken. Ihre Dankbarkeit trieb ſie an, den Rat einer ſo wohlmeinenden, ſo zärtlich um ſie bekümmerten Freundin nicht zu verachten; und doch zeigte ihre natürliche Blödigkeit ihr die Befolgung dieſes Rats als für ſie unthunlich, als beinahe unmöglich.

„Kann ich“ — fing ſie zu ſtottern an — „kann ich den Mut haben, Frau Doktorin — ich eine Fremde — eine ihm völlig Unbekannte —“

„Sie dürfen ſich in der That nicht bedenken. Der Dienſt, der Ihnen geleiſtet wird, iſt zwar dankenswert, aber nicht groß. Ihre Sachen, hör' ich, ſind durch meinen Bruder bereits in Ordnung; eine Durchſicht Ihrer Bücher iſt nicht mehr nötig; Gefahr zu verlieren iſt bei Ihnen keine: und alſo — — Ich laſſe nicht ab, liebe Freundin. Ich bin ein eigenſinniges Weib. Sie müſſen mir Ihr Wort darauf geben, daß Sie morgen am Tage zu meinem Vater gehen.“

Der Witwe ſtand der Schweiß vor der Stirne. Aber die Doktorin, obgleich nicht ohne Mitleiden mit ihr, hörte nicht auf, ihr zuzuſetzen.

„Freilich,“ ſagte ſie, „wär es natürlicher, Sie an meinen Bruder, als an meinen Vater zu weiſen: denn jenen kennen Sie ſchon, und ohne Zweifel wiſſen Sie ſelbſt, wie viele Hochachtung er gegen Sie hegt, mit welcher Herzlichkeit er Ihnen ergeben iſt.“

Eine feurige Röte, die ſogleich wieder in Bläſſe überging, flog der Witwe über die Wangen. Die Doktorin wollte nicht das Anſehen haben, ſie zu bemerken.

„Allein der ſeltſame Menſch — Gott mag wiſſen, aus welcher Grille? — will ja von hier, will ſich von ſeinem Vater trennen und eine Handlung unter eigner Firma errichten. — Außer daß er den Einfluß und das Gewicht nicht hat, wie mein Vater, ſo braucht er gegenwärtig ſein bißchen Armut für ſich: und ſo ſehen Sie wohl — —“

„Ich ſehe alles,“ ſagte die Witwe. „Ich bin Ihnen für Ihre Teilnahme, für Ihre ſo unverdiente, grenzenloſe Güte unausſprechlich verbunden: allein, da doch gegenwärtig noch keine Not iſt, da Horn, wie Sie ſelbſt mich verſichern, fürs erſte ſchweigt, und da die übrigen Gläubiger mich nicht drängen — —“

Die Doktorin, ob ſie gleich ſehr ungern dieſen Schritt that, ſah ſich genötigt, mit der vollen Wahrheit herauszugehen und der Witwe zu ſagen, daß, wenn ſie den Gang zu ihrem Vater verweigerte, ihr guter Mann wegen eines für ſie ausgeſtellten Wechſels ins Gedränge kommen und nicht wiſſen würde, wie er den ungeſtümen, hartherzigen Horn befriedigen ſolle. — Dieſes einzige, unerwartete Wort war entſcheidend; die Witwe verſprach nun heilig, obgleich mit ſchwerem, mutloſen Herzen, daß ſie morgen im Tage dem alten Herrn Stark ihre Ehrerbietung bezeugen wolle.

20. Es war um Theezeit, und die Doktorin, die ſich den Mund ganz trocken geſprochen, aber bei der Witwe den Thee verbeten hatte, kam auf den Einfall, ihn bei der Mutter zu trinken. Sie fand hier zugleich den Vater, der dann und wann bei der Alten ein Schälchen nahm, und zufälliger Weiſe auch Monſieur Burg, den Madame Stark ſoeben wegen eines Gerüchtes ausfragte, das ihr zu Ohren gekommen war. Es hieß: ein ziemlich bemittelter Oheim von Burg, den dieſer zu beerben gehofft hatte, ſei noch in ſeinen alten Tagen ſchlüſſig geworden, ſich zu verheiraten. — „Iſt das wahr?“ fragte die Alte.

„Leider wahr!“ ſagte Monſieur Burg.

„Aber wie in aller Welt kommt er auf den Gedanken? Ich hätt' ihn für vernünftiger angeſehen.“

„Wie?“ ſagte der Alte, den die Luſt, ſie ein wenig zu necken, ankam. „Iſt Heiraten Unvernunft, Mutter?“

„Behüte! Es wäre Läſterung, das zu ſagen. Ehe iſt ja eine Einſetzung von Gott.“

„Da mein' ich! Und eben deswegen, Mutter, — weil der alte Oheim, nach langer Verblendung, das endlich einſieht; ſo bereut er ſein bisher geführtes ſündliches Hageſtolzleben und kriecht zu Kreuze.“

„Jaja!“ rief hier Monſieur Burg, dem der wahrſcheinliche Verluſt der Erbſchaft ſchwer auf dem Herzen lag; — „Kreuz ſoll er ſchon finden, denk' ich, das ſoll er finden!“

„Lieber Monſieur Burg!“ ſagte die Alte und nahm einen andächtigen Ton an: „auf Erden hat wohl jeder ſein Kreuz; und was der Himmel dem Oheim auferlegt, muß er tragen und muß darüber nicht murren. Das iſt Pflicht eines Chriſten.“

Die Doktorin hatte Not, nicht zu lachen. — „Aber,“ ſagte der Alte, „du hörſt ja, daß er der Trübſal willig entgegengeht und daß er ſich ganz demütig in die Schule der Geduld begiebt. Was verlangſt du denn mehr? — — Alberne Menſchen übrigens ſind dieſe Hageſtolzen; das iſt gewiß. In der Jugend hüten ſie ſich ſorgfältig vor einer Thorheit, und im Alter begehen ſie dafür eine Narrheit.“

„Ei ei!“ rief die Doktorin aus. „Lieber Vater!“

„Was iſt's?“

„Sie waren ja ſonſt ein ſo großer Freund, ein ſo eifriger Verteidiger des Eheſtandes.“

„War ich? — Nun ſo will ich's auch bleiben, und will die Thorheit geſchwind zurücknehmen. Doch die Narrheit, Kind, mußt du mir laſſen.“

„Drollig! — Aber ich bin's zufrieden. Es gilt.“

„Und iſt's denn wahr,“ fuhr die Alte zu unterſuchen fort, „daß die Perſon, in welche ſich der Oheim verliebt hat — —“

„Verliebt, Mutter? Hat er ſich denn wirklich verliebt? — Ich dachte, er heiratete bloß aus Zerknirſchung.“

„Wenigſtens,“ ſagte Monſieur Burg, „kann die Zerknirſchung noch kommen. Das Weib ſoll häßlich ſein, wie die Nacht. — Und Kinder bringt ſie ihm obendrein in das Haus. Ganzer zwei.“

„Wirklich? — Nun, das war's,“ ſagte die Alte, „was ich im Sinne hatte, und wonach ich vorhin ihn fragen wollte. — Alſo eine Witwe nimmt er zur Frau? und eine Mutter von Kindern? Hm!“

„Von zwei lebendigen Kindern.“

„Hmhm!“

„Scheint dir das ſonderbar, Mutter? Mir ſcheint es das Vernünftigſte bei der Sache. — Wenn Kinder da ſind, ſo wird denn doch der Alte mit Ehren Vater. — Eine Witwe zu heiraten, iſt immer die beſte Art, zu fremden Kindern Vater zu werden.“

Herr Stark, wie man ſieht, war in ſeiner Feiertagslaune; aber ſicher hätt' er ihr nicht den Zügel ſchießen laſſen, und hätte ſich kein's ſeiner Späßchen erlaubt, wenn nicht Herr Wrak, der alte Oheim von Burg, ein bekannter Ausſchweifling geweſen wäre, der die Hochachtung von keinem Menſchen, und alſo auch nicht von dem Neffen hatte. — Indeſſen, als in der Folge des Geſprächs ſich der gekränkte Eigennutz des jungen Mannes immer ſtärker verriet, und er ſich endlich zu bittre, zu unanſtändige Gloſſen erlaubte, wies ihn Herr Stark, zwar liebreich, doch alles Ernſtes, zurechte. — Er berührte zuerſt den Hauptpunkt der wahrſcheinlich verlorenen Erbſchaft, und erklärte dieſen Verluſt für nichts weniger als ein Unglück; denn, meinte er, Monſieur Burg ſei ja Manns genug, um durch eigene Kräfte ſein Glück zu machen; und ſo ein Glück habe immer mehr Wert, als ein anderes, das durch Erben oder durch Heiraten erlangt werde. — „Wenn man,“ ſagte er, „die hieſigen großen Häuſer der Reihe nach durchgeht;“ ſo findet man, daß ſie alle entweder vom lebenden Stifter ſelbſt, oder höchſtens vom Vater her ſind: die vom Großvater her ſind ſchon alle wieder im Abnehmen; im Sinken. Selbſt iſt der Mann! ſagt ein Sprichwort, das für alle Stände, und beſonders auch für den unſrigen, wahr iſt.“ — Dann kam

Herr Stark auf die Liebesgeſchichte des Herrn Wrak, und fand auch an ihr eine Seite, von der ſie ihm gar nicht mehr ſo thöricht und lächerlich vorkam. — „Der Bräutigam," ſagte er, „iſt freilich ein altes morſches Gerippe von Manne, das eher für den Sarg als für's Ehebett taugt, und die Braut eine ziemlich mißgeſchaffne, klapperdürre Schöne, deren hervorſtehender Zahn und blinzelndes Auge nicht den beſten Hausfrieden verſpricht; aber, Monſieur Burg! ſeh' er einmal — ich bitt' ihn — von dieſen Hauptperſonen ein wenig ab auf die Nebenperſonen, die kleinen hilfloſen Kinder! Wie, wenn die Mutter bei ſich ſelbſt überlegt hätte, daß ſie nur herzlich arm, und daß Armut eine rauhe Witterung iſt, worin ſolche zarte junge Pflänzchen leicht erſterben oder verkrüppeln? wenn ſie die ihrigen an die ſanftere, mildere Luft der Wohlhabenheit hätte bringen wollen, um ihnen ein froheres Wachstum, ein ſchnelleres Gedeihen zu ſichern? Dann wäre, von ihrer Seite, die Heirat ſchon nichts ſo gar Thörichtes mehr, eher etwas ſehr Mütterliches und Kluges. — Und von ſeiten des alten Wrak? Wie, wenn auch der ſich durch Gründe hätte beſtimmen laſſen, die weit mehr unſre Billigung, als unſern Tadel, verdienten? wenn er, nach einem Leben voll Ausſchweifungen, noch zu guterletzt etwas Verdienſtliches hätte thun, und das Glück von ein paar unſchuldigen Weſen hätte gründen wollen, die es vielleicht erkennen und ſein Andenken in Ehren halten? — Freilich kränkt er darüber den guten Neffen, der ſonſt ſein nächſter Erbe geweſen wäre; aber — mag er gedacht haben — ein Mann wie der, der ſo reiche Hilfsquellen in ſich ſelbſt hat, und der zu ſo einem Verluſte nur lacht — —"

„O, das thu' ich auch; das thu' ich recht von Herzen!" ſagte Monſieur Burg, indem er mit grinſender Miene, die ein verachtendes Lachen ausdrücken ſollte, ſein Oberſchälchen umwandte, und ſich empfahl.

Die Tochter ergriff die Hand des Vaters, um ſie zu küſſen. — „Das thu' ich im Namen der Kleinen," ſagte ſie, „für die Sie ſich ſo nachdrücklich erklärt haben. — Ach, was ſolche arme kleine Waiſen mich jammern! — So oft mir dergleichen vorkommen, möcht' ich gleich einen recht wackern jungen Mann zur Hand haben, den ich ihnen wieder zum Vater gäbe.

„Und der Witwe zum Manne; nicht wahr? Denn warum er ſonſt eben jung ſein ſollte — —"

„Wie? Das ſehen Sie nicht? — Damit er mir nicht zu früh wieder wegſtürbe; und ich dann neue Not mit den Kindern hätte."

„Sieh, ſieh!" ſagte der Alte. „Kommt's ſo herum? Fein genug!"

„Aber Sie wollen vielleicht, daß Witwen nur lauter ſchwache, gebrechliche Männer heiraten ſollen; Krückenſtößer; wie dieſen Wrak, die zu nichts weiter taugen, als fremder Leute Kindern Brot zu verſchaffen? — — Die armen Witwen!"

„Ei nicht doch! nicht doch! Wenn ſie nur ſelbſt noch nicht alt ſind — — denn das geſteh ich dir: eine Heirat zwiſchen einem jungen Manne und einem alten Weibe iſt mir zuwider."

„Das iſt ſie wohl jedem. — Nein; meine Witwen ſind ſo im Anfang der zwanzig, ſind überdies noch brav, gefällig, haushälteriſch, fromm —"

„Aber häßlich; nicht wahr?"

„Behüte Gott! Eher ſchön."

„Nun, was fragſt du denn lange?" — Gieb ſie, an wen du willſt, an die jüngſten und die wackerſten Männer! Ich bin es herzlich zufrieden."

„Brav, Väterchen! Herrlich, Väterchen!" dachte die Tochter; „wir wollen dir dieſes Wort zu ſeiner Zeit wieder vorhalten. Es geht dich näher an, als du wohl denkſt." — Und nun machte ſie ſich auf leichten Füßen davon, um nach Art braver Eheweiber, die für den Mann ihres Herzens keine Geheimniſſe haben, dem ihrigen alles Vorgefallene zu berichten.

21. „Iſt wohl nicht möglich!" — ſagte Herr Stark, als Monſieur Schlicht mit der Nachricht hereintrat, daß Madame Lyk ihn zu ſprechen wünſche. — „Er wird ſich verhört haben, mein lieber Schlicht. Meinen Sohn wird ſie ſprechen wollen."

„Nein, Sie! Sie! Ich hab' ausdrücklich gefragt."

„Hm! Alſo mich? In der That? — Nun, ſo führ' er ſie gegenüber in das Beſuchzimmer. Ich werd' erſcheinen. Was in aller Welt kann das ſein? Wie komm' ich zu einer ſo galanten Viſite? — Es iſt ja wohl kaum halbzehn" — indem er nach ſeiner Uhr ſah; — „und die Frau iſt ſchon auf? iſt ſchon angezogen? hat ſchon ihre Schokolade getrunken? Das iſt ja ganz außer der Regel!" — Er trat, ſeiner Gewohnheit nach, vor den Spiegel, um ſich den Stutz gerade zu rücken. — „Wirſt ſchon wieder ſchief zu ſtehen kommen," ſagte er lächelnd; „aber, mein guter Stutz — Glück werden wir ohnehin nicht mehr machen. Wir ſind zu alt, und ſind zu ſehr außer der Mode."

„Ich ſollte erröten," ſagte die Witwe, die durch das Studium einer ganzen langen Nacht keinen beſſern Eingang hatte erſinnen können; „ich ſollte, wegen der Störung und des Zeitverluſtes, die ich verurſache."

Die Verlegenheit und die Furcht der guten Frau hatten ihre Stimme ſo ſehr gedämpft, daß der Alte, der nach Art der Schwerhörigen ihr ſcharf ins Geſicht ſah und dadurch ihre Verlegenheit noch vermehrte, nur aus der Bewegung ihrer Lippen abnahm: ſie müſſe reden. Auch das Zurückſtoßen des Stutzes ließ ihn nur ein leiſes, undeutliches Murmeln, keine eigentlichen Töne vernehmen. — „Ich muß Sie bitten," fing er jetzt an, „mir eine Schwachheit des Alters zugute zu halten; ich habe, wenn die Witterung kalt wird, einen Fluß auf dem rechten Ohre, der aber Gottlob! ſo arg nicht iſt, daß ich, wie mein Nachbar, ein Hörnchen mit mir herumtragen dürfte. Haben Sie nur die Gefälligkeit, ein wenig lauter zu reden und ich werde Sie hören."

Dieſe Aufforderung zum Lautreden vermehrte das Herzklopfen der Witwe, die ſchon ſo des Atems wenig genug und dabei ein Anliegen hatte, das ſeiner Natur nach nicht wollte geſchrieen werden. Es kam ihr äußerſt gelegen, daß eben jetzt Herr Stark ſie zum Niederſitzen auf das altmodiſche rohrgeflochtene Kanapee einlud; denn kaum erhielt ſie, bei ihrer heftigen inneren Bewegung, ſich auf den Füßen. Es gelang ihr jetzt, dem alten Herrn zu bedeuten: daß ihre große Verpflichtung gegen ſeinen würdigen Sohn, der durch lange mühſame Arbeit ſie aus einer höchſt unangenehmen Verwirrung gezogen, ihr ein gerechtes Vertrauen auch gegen den Vater einflöße und daß ſie hoffe — —. Hier ſank ihr die Stimme wieder; und Herr Stark brachte nicht heraus, was ſie denn hoffe: daß er nämlich gleiche Großmut beweiſen, und wenn ſie von dieſem oder jenem ihrer Gläubiger gedrängt werden ſollte, ihr ſeinen einſichtsvollen Rat und ſelbſt ſeine thätige Unterſtützung nicht verſagen werde. Er bezog die paar Wörter, die er verſtand: Großmut, Rat, Unterſtützung, noch immer auf ſeinen Sohn, und deutete, weil ſie jetzt auch von Dank ſprach, ihre Hoffnung bloß dahin: daß er ihren Beſuch gütig aufnehmen, und ſich ihren Dank für die ihr erwieſene Hilfe werde gefallen laſſen. Dem gemäß erwiderte er, zu nicht geringem Erſtaunen der Witwe: daß ſie ſich in ihm ganz an den Unrechten wende, indem er alles, was ſein Sohn für ſie gethan, erſt ſpät hinterher erfahren und daß er alſo ihren Dank unmöglich annehmen könne. — „Unſre jungen Herrn," ſagte er, „pflegen die Väter nicht zu ihren Vertrauten zu nehmen; ſie fürchten, daß man jede Art von Eröffnung als ſchuldige Rechenſchaft von ihrem Thun und Laſſen anſehen werde; und ſich einem ſolchen Zwange zu unterwerfen, ſind ſie ganz und gar nicht gemeint."

Die Witwe rang, in einer ziemlich langen ängſtlichen Pauſe, mit ſich ſelbſt, wie ſie das nehmen und ob ſie im Geſpräche fortfahren oder es abbrechen ſolle. Sie konnte kaum anders, als das trockne Hinweggehen über den Hauptpunkt in ihrer Anrede für ein gefliſſentliches Ausbeugen und Ablehnen nehmen; und was der Vater vom Sohne ſagte, ſchien ſogar das Betragen desſelben zu mißbilligen. Indeſſen war es möglich, daß Herr Stark nur übel gehört hatte; und ſo raffte ſie ſich zuſammen, um auf einem andern Wege das Geſpräch wieder einzuleiten. — „Die Doktorin," ſagte ſie, „habe ihr die Freundſchaft gerühmt, die ehemals zwiſchen Herrn Stark und ihrem verſtorbenen Schwiegervater, dem alten Lyk, geherrſcht habe, und ſie lebe der Hoffnung —"

Auf dieſes Wort, welches Herr Stark vollkommen verſtand, gab er die paſſende Antwort: daß er den alten ſeligen Lyk von ſeiner Kindheit an gekannt, und ſchon in den erſten Schuljahren ſein Freund geweſen; daß ſie nachher, ihr ganzes Leben hindurch, in ſehr enger Verbindung geſtanden, und daß ſie gewiß, in vorkommendem Falle, ihre gegenſeitige herzliche Freundſchaft ſich aufs thätigſte würden bewieſen haben. — „Aber," ſagte er, „ſo ein Fall kam, Gottlob! nicht vor: wir hielten beide unſre Geſchäfte in Ordnung, und verſchlemmten und verſchleuderten nicht: und wo das iſt, da ereignen ſich die Umſtände nicht leicht, in welchem der Freund dem Freunde einen ausgezeichneten Dienſt leiſten, oder wohl gar eine Aufopferung für ihn machen könnte."

Wenn gleich dieſe Anmerkung nichts weniger als Schmeichelei ſein ſollte: ſo hatte ſie doch bei weitem den Sinn nicht, den die Witwe ihr gab, und den ſie nach dem obigen Mißverſtande — oder jetzt kaum mehr Mißverſtande — faſt gezwungen war ihr zu geben. Sie glaubte, einen bittern Vorwurf über die Unordnung zu hören, die ihr verſtorbener Mann in ſeine Geſchäfte hatte einreißen laſſen, glaubte ſich zum zweiten Male empfindlich zurückgewieſen und erblaßte und errötete, im Gefühl ihrer peinlichen Lage, eins um das andere. Herr Stark, der ohne Brille nicht ſcharf mehr ſah, ward von ihrem Zuſtande nichts inne.

„Sie haben," fing er nach einigen Sekunden wieder an, „den guten alten Schwiegervater wohl nicht mehr gekannt?"

„Nie" — ſagte ihm ein ſtilles, ſchwaches Kopfſchütteln der Witwe.

„Und ſeine Frau, die alte, redliche Mutter Lyk, wohl eben ſo wenig?"

„Eben ſo wenig" — ſagte ihm ein abermaliges Kopfſchütteln; denn die Witwe, der das Herz immer voller und ſchwerer ward, war nicht imſtande zu reden.

Hätte Herr Stark von der jetzigen wirklich bedrängten Lage der Witwe, und beſonders von ihrer Abſicht auf ihn, nur die mindeſte Ahnung gehabt: ſo würde er, bei ſeiner wahrhaft großmütigen Denkungsart und ſeiner Achtung für Unglückliche, ihrer ſorgfältig geſchont und jedes ſeiner Worte genau bewacht haben; aber ſo hielt er, in ſeiner Unwiſſenheit über beides, es gar nicht für übel gethan, wenn er ihr von ſeinen Gedanken über echten weiblichen Wert eine kleine Eröffnung machte.

„Sie haben," ſagte er, „viel verloren, Madame; Sie hatten eine ſehr vortreffliche Schwiegermutter. — Freilich war ſie im Grunde nur Hausfrau; aber mehr zu ſein, kam ihr auch nie in den Sinn: der

Mann, glaubte ſie, gehöre der Welt; die Frau dem Mann und den Kindern. Das war ſo der ehemalige alte Glaube, worin man die Töchter erzog und wobei nun freilich die Mädchen nicht ſo fein und niedlich wie jetzt, aber dafür deſto braver und wirtſchaftlicher und einem Manne, der an ſein Fortkommen dachte, deſto lieber und werter wurden. Der alte Lyk ſagte mir oft, daß er dieſe herrliche Frau als ſeinen beſten Segen von Gott betrachte, und daß er ohne ſie bei weitem nicht in ſo guten Umſtänden ſein würde, als er es wäre. Er liebte und achtete ſie ungemein; auch wohl deswegen, weil ſie ihm viele Ehre machte; denn ſie galt in der ganzen Stadt für die beſte und erfahrenſte Wirtin, und war für unſre Weiber, in jeder häuslichen Angelegenheit, das allgemeine Orakel. — Dabei war ſie nichts weniger, als peinlich, oder gar mürriſch: Sie hätten ſehen ſollen, Madame, mit wie einnehmender Freundlichkeit ſie den Gäſten entgegen kam, die der alte Lyk jedesmal von der Börſe mit ſich brachte; wie ſie ſich freuen konnte, wenn bei der Bewirtung, die immer nur bürgerlich, aber reichlich und anſtändig war, ihre Gerichte ſchmeckten und wenn die kleine Geſellſchaft während dem Eſſen recht geſprächig, recht laut ward. Sie fragte dann mit den Augen ihren Mann, der alle ihre Blicke verſtand; und ſobald er gewinkt hatte, war ſie in zwei, drei Sprüngen zum Keller hinunter und holte ſelbſt von dem beſten alten Rheinwein herauf, der uns dann noch beredter, noch fröhlicher machte. — Sehen Sie, Madame! mit ſo einer liebreichen, frohen, wirtſchaftlichen Hausfrau, waren wir damaligen Männer über und über zufrieden, und nannten ſie, wie ſie's auch wirklich war, unſern Schatz und unſer Herz: heutzutage, wo ſich der bürgerliche Ton immer mehr in den adeligen, auch wohl hie und da in den fürſtlichen hinaufzieht, wären das gemeine, abgeſchmackte Ausdrücke; da nennt man, glaub' ich, die Frau mein Kind; aber ich weiß doch kaum, wen ich glücklicher preiſen ſoll, ob den ehemaligen Mann mit dem Schatze, oder den jetzigen mit dem Kinde. — Doch Sie verzeihen, Madame; ich plaudre da ein Langes, ein Breites, und weiß ſelbſt nicht, wozu? Denn daß andere Zeiten andere Sitten bringen, iſt ja natürlich.“

In dieſer Art von Standrede auf die verſtorbene Schwiegermutter fand ſich wieder ſo manches Empfindliche, daß die Witwe den Zweck ihres Beſuches nun völlig aufgab und ſich Herrn Stark auf der Stelle würde empfohlen haben, wenn nicht ein jäher Schwindel, in welchem alles vor ihren Augen zu taumeln und zu tanzen anfing, ihr das Aufſtehen verboten hätte. Gleichwohl mußte ſie dieſes Aufſtehen verſuchen, als ſie ſich plötzlich von zwei weiblichen Stimmen begrüßen hörte, worunter ſie die der Doktorin ſogleich unterſchied. Die liebe Neugier hatte dieſe und die Mutter herbeigeführt: die eine, um zu erfahren, wie es ſtünde, und um nötigenfalls die Witwe zu unterſtützen; die andre, um eine Perſon näher kennen zu lernen, die ihrem Sohne ſo verpflichtet und wie man ihr nicht verborgen hatte, zugleich ihm ſo wert war.

„Mein Gott! was iſt Ihnen?“ rief die Doktorin aus, die den Zuſtand der Witwe auf den erſten Blick erkannte, und ihr raſch entgegenſprang um ſie zu halten. — „Wohl gar in Ohnmacht?“ fragte erſchrocken Madame Stark; „und nimmermehr!“ rief verwundert der Alte; während die Kranke aus den Armen der Doktorin auf das Kanapee glitt, und plötzlich ohne Atem und Farbe, wie eine Leiche dalag. Die Doktorin rief nun laut um Hirſchhorngeiſt; die Mutter eilte in die Küche nach friſchem Waſſer; Herr Stark holte Hofmanniſchen Liquor; und in kurzem war auch Monſieur Schlicht und das ganze Haus in Bewegung. — Endlich war Madame Lyk in ſo weit wieder hergeſtellt, daß ſie ſich getraute, zu Fuß und ohne Begleitung nach Hauſe zu kommen. Aber das gab niemand zu, und am wenigſten der alte Herr Stark, der ſich überhaupt ſo gütig und herzlich benahm, daß die Witwe an ſeiner Geſinnung gegen ſie ganz wieder irre ward. Er ließ einen Wagen holen, in welchen nach ſeiner Anordnung die Doktorin zuerſt hineinſtieg, um, während man der Witwe von außen nachhülfe, ihr von innen die Hand zu reichen. Auch Monſieur Schlicht, der trotz ſeines Alters noch ſehr berührig und kraftvoll war, mußte hinein, mit der Anweiſung: ſobald der Wagen hielte, herauszuſteigen, um Madame Lyk den Arm zu bieten, aber ja, wenn ſie wieder ſchwächer würde, erſt Hilfe aus dem Hauſe zu rufen und ſich nicht zu viel auf eigene Kraft zu verlaſſen.

„Nun?“ fragte der Alte, ſobald er ſich mit der Mutter wieder allein ſah: „kannſt du mir ſagen, was das hieß? was das vorſtellen ſollte? Ich für mein Teil verſtehe kein Wort. — Die Frau kommt am frühen Morgen gegangen und reißt mich aus meinen Geſchäften; ich denke nicht anders, als ſie will Wechſel auf England oder auf Holland kaufen; aber am Ende — was hat ſie bei mir zu thun? — In der Welt Gottes nichts, als in Ohnmacht zu fallen. — Iſt das etwa jetzt neuer Ton? Macht man zu London und zu Paris ſolche Morgenviſiten?“

„Wie du nun biſt!“ ſagte die Alte. „Ein Frauenzimmer wandelt ja leicht etwas an.“

„Ein Frauenzimmer! — warum denn aber dich und die Doktorin nicht?“

„Je nun — eine iſt ja nicht, wie die andere.“

„Mutter! — Wenn alle die Weiber, die den ganzen Tag mit Roman und Komödie in der Hand, auf dem Sopha liegen, oder die auch den Morgen am Putz- und den Abend am Spieltiſch vergeuden; wenn ſie hübſch wie du und die Doktorin, von früh bis ſpät auf den Beinen wären, um ſich in ihrer Wirtſchaft herumzutummeln: ich wette, wir würden von keinen Krämpfen und Schwindeln und Ohnmachten, und wie das Zeuge alles heißt, weiter hören. — Zwar einmal“ — er drohte ihr erſt mit dem Finger, und nahm dann ihre dürre, welke Hand, um ſie zu liebkoſen — „einmal ſpielteſt du mir auch einen Streich; da war ich in rechtſchaffener Angſt. — Doch das war bei der Niederkunft mit der Tochter; und für ſo eine Ohnmacht alle mögliche Hochachtung! Die hat denn doch Hand und Fuß.“

„Böſer Mann!“ ſagte die Alte mit einer Miene, die halb ſchmunzelte und halb ſchmollte: „laß doch ſolche Dinge nun aus dem Kopfe! Das ſind ja alte Geſchichten.“

22. Bald nach dem Mittageſſen erſchien der Doktor: teils, um ſich nach der Geſundheit, teils — oder wohl eigentlich und hauptſächlich — um ſich nach der Geſinnung des alten Herrn zu erkundigen. Er fragte faſt in einem: „Wie befinden Sie ſich?“ und: „wie gefiel Ihnen die Witwe?“

Auf das erſte lautete die Antwort: „Wohl!“ und auf das zweite: „Nicht übel.“

„Sie werden gefunden haben, daß es eine ſehr feine Frau iſt. Nicht war?“

„Fein? Je nun ja! Wie Sie wollen. Figur und Geſichtchen ſind ganz erträglich. — Es läßt ſich ſchon denken, wie ſo eine Frau einen ſchwachen, thörichten Mann hat ſo weit bringen können, ſich um ihretwillen zu Grunde zu richten.“ —

Der Doktor, der ſich einer günſtigeren Antwort verſehen hatte, war ein wenig betreten. Indeſſen hielt er es nicht für gut, in gerader Richtung über den Strom zu ſchwimmen. — „Sie iſt zugleich von ſehr ſanfter Art; meinen Sie nicht?“

„Sie ſcheint es. Die Weiberchen ſcheinen manches, Herr Sohn.“

„Aber ſind doch manches auch wirklich?“

„Wie man das nimmt. — Was ſie jedesmal ſind, ſind ſie wirklich. Heute dies, morgen das.“

„Mein Gott! Sie ſind doch auch ſehr gegen die Weiber.“

„Für ſie, für ſie, Herr Sohn! — Ich ſchätze an dem lieben Geſchlechte nicht bloß die Tugenden, ſondern auch die Schwachheiten; aber wohl gemerkt! dieſe mit jenen verbunden. Die Welt- und die Modeweiber, die nur die Schwachheiten, aber nicht die Tugenden, und eben darum jene im höchſten Grade haben; die, Herr Sohn — wie Sie ſchon längſt gemerkt haben könnten — ſind mir zuwider.“

„Und zu dieſen, glauben Sie, gehöre die Lyk?“

„Ob noch jetzt? kann ich nicht ſagen.“

„Ich bin Arzt in dem Hauſe.“ —

„Da wiſſen Sie Beſcheid um ihre Geſundheit.“

Ja. Aber auch wahrlich um ihre Denkungsart, ihre Sitten, ihren Charakter. — Ein Arzt hat manchen geheimen, vertraulichen Augenblick mit den Weibern.“

„So? — Und das ſagen Sie mir ſo frei ins Geſicht?“

„Warum nicht?“ —

„Mir, dem Vater von Ihrer Frau? — Wenn ich nun der es wieder ſage?“

„Gerne! gerne! In Gottes Namen!“

Der muntre, freudige Ton des Doktors rührte den Alten, und er ergriff ſeine Hand. — „Lieber, guter Doktor,“ ſagte er, „Sie und meine Tochter machen zuſammen ein braves, ein herrliches Paar. — Gott erhalte euch ſo! Ich habe ja außer euch keine Freude.“ — Er hatte große Luſt auf den Sohn zu kommen, deſſen noch fortdauerndes Flußfieber ihm ſehr zu mißfallen anfing; allein der Doktor ließ ihn nicht los von der Witwe.

„Nehmen Sie einmal an,“ ſagte er, „daß die Frau wirklich iſt, was ſie ſcheint: ſanft, liebreich, nachgebend, gefällig; — wäre da der unſinnige Aufwand im Lykiſchen Hauſe nicht auch ohne ſie zu erklären? Ließe ſich's nicht denken, daß eine ſo geartete Frau ihre eigene Neigung dem eitlen, auf lauter Pracht und Vergnügen erpichten Manne hätte aufopfern können; daß ſie ſich bloß durch ihn, ohne den mindeſten innern Trieb, von einer Geſellſchaft zur andern, einem Schmauſe zum andern, einem Balle zum andern, hätte fortreißen laſſen?“

„Die Wirtſchaft aber ging nach der Heirat erſt an.“ —

„Natürlich! Denn da wird das Haus erſt ein Haus. Die Frau erſt macht es dazu.“

„Und der ganze Aufzug — der Staat — die glänzende Equipage — das alles ſcheint mir mehr auf weibliche, als auf männliche Neigung zu deuten.“ —

„Kam aber doch lediglich von dem Manne.“

„Hm! — Zwar ſind manche Männer Weiber, und ärger als Weiber.“ —

„Das mein' ich! Und dann, liebſter Vater: was hätte die Tochter eines armen Landpredigers — denn das iſt die Lyk — was hätte ein Mädchen, das weder Vermögen noch Ausſteuer ins Haus brachte, für große Anſprüche machen können?“

„Ungeheure! Das verſtehen Sie nur nicht. — Die Ware der eitlen Weiber hat keinen beſtimmten Preis, aber in ihren eigenen Augen einen unermeßlichen Wert. Wenn für ſo ein Figürchen oder ein Lärvchen — und oft für noch weniger, für ein bißchen Geſchwätz oder Geziere — ein Baron ſeine Baronie oder ein Graf ſeine Grafſchaft vertändelt; ſo haben ſie dabei noch immer zu wohlfeil weggegeben; denn mit eben dieſen — Herrlichkeiten oder Armſeligkeiten — hätten ſie ja ein ganzes großes Fürſtentum unter kaiſerlichen Sequeſter bringen können.“

„Wir reden aber hier von keiner

Buhlerin, ſondern von einer Frau.—“

„Alle Achtung!“

„Und deren Glück oder Unglück, Ehre oder Schande, hängt ja ſo innig mit Glück oder Unglück, Ehre oder Schande des Mannes zuſammen.“

„Wird denn das überlegt? —“

„Hier wahrlich, hier ward es ſehr überlegt. — Daß ſich anfangs das junge, unerfahrne, in der Welt noch ganz neue Landmädchen in den Strom von Vergnügen kopfüber hineinſtürzte, und nur an den jetzigen ſüßen Genuß, nicht an die künftigen herben Folgen dacht: das, hoff' ich, wird ein Menſchenkenner, wie Sie, eben ſo leicht verzeihn, als begreifen. —“

„Aber das Ding währte fort — immer fort — ohne Ende.“

„Bloß durch Schuld des Mannes, mein lieber Vater. — Die Frau ward ſchwanger und kränklich und ich war faſt täglich im Hauſe. Wie oft bezeugte ſie mir ihre Sättigung, ihren Überdruß, ihren Ekel! Wie herzlich wünſchte ſie ſich das geräuſchloſe, häusliche, thätige Leben zurück, woran ſie von jeher gewöhnt war! Aber dazu ihren Mann zu bereden, war keine Hoffnung! denn gleich ihr erſter Verſuch, ihn umzuſtimmen, erregte ſeinen heftigſten Zorn. Sie liebte den Mann; ſie war ſchwach; ſie war der Armut wegen, worin ſie zu ihm gekommen war, ſcheu und blöde: Er dagegen — er war ſtolz, gebieteriſch, auffahrend, gegen die Liebkoſungen und die Thränen der Frau wenig empfindlich. Ich ſah das nur zu ſehr, als er von ihrer Mutterliebe das Opfer forderte, den künftigen Säugling nicht mit eigener Bruſt zu ernähren.“

„Und auch das ließ ſie gut ſein? gab nach?“

„Was ſollte ſie machen?“ —

Der Alte ſchüttelte mißbilligend mit dem Kopfe.

„Die Wirtſchaft ging indes ihren Gang immer fort, immer dem Abgrunde zu: und es mußte doch wahrlich großes Vermögen da ſein, daß der Mann ſeine Verſchwendung ganze Jahre lang durchſetzen konnte.“

„Das war auch; das war!“ rief der Alte. Ungemeines Vermögen!“

„Indeſſen ward die Frau durch manche Beiſpiele gewarnt; ſie ahnte traurige Folgen: allein da das Geſicht des Mannes heiter blieb, ſo ſo verſchloß ſie, mit ihrer gewohnten Furchtſamkeit, alle Beſorgniſſe in ihr Herz. — Endlich, als wirkliche Verlegenheiten eintraten, denen nur der äußerſt vorteilhafte Verkauf des Gartens ein Ende machte, wirkte ſie durch die nachdrücklichſten, zärtlichſten, wehmütigſten Vorſtellungen wenigſtens einige kleine Einſchränkungen aus und für die Zukunft Verſprechungen, die aber nur zu bald wieder vergeſſen wurden. Wäre nicht noch zu rechter Zeit der Tod ins Mittel getreten, ſo hätte ſie wahrſcheinlich den vollen Bruch des Hauſes und tiefe, bittre Armut erlebt.“

„Nur wahrſcheinlich? Sagen ſie: gewiß und unfehlbar! — Aber daß die Schuld ſo ganz nur des Mannes geweſen wäre, nicht ihre eigene — ich geſtehe Ihnen, Herr Sohn, das will mir gar nicht recht in den Kopf. Ich habe Nachrichten, die anders lauten, ganz anders.“

„Von wem? — Ich bitte Sie, lieber Vater —“

„Von — —“

„Von dem Wolf in der Fabel, hätte er ſagen können; denn eben, als ſchon der Name ihm auf den Lippen ſchwebte — —“

23. Trat Herr Specht in das Zimmer und ward von dem Doktor ſogleich als derjenige Mann, an den er ſich halten müßte, aufs Korn genommen. Es ſei nun, daß die ſüße Miene und die ſchmeichleriſchen Demütigungen des Herrn Specht, oder daß gewiſſe Äußerungen des Schwagers, die ihm noch dunkel im Gedächtnis ſchwebten, dieſen Verdacht bei ihm rege machten.

Herr Specht ſetzte mit wichtiger Miene einen großen Beutel Geld auf den Tiſch; äußerſt froh, wie es ſchien, dem liebwerteſten Herrn Paten ſeine bisherige Schuld bei Heller und Pfennig abtragen zu können. — Er hatte bei einer kleinen Spekulation mit Waren, die gerade damals geſucht wurden, ein anſehnliches Sümmchen gewonnen; er eilte alſo, ſich durch Abbezahlung die Geldquelle zu reinigen, die er bei längerer Vernachläſſigung leicht einmal hätte verſtopft finden können. —

„Ei potz, potztauſend!“ ſagte der Alte, indem Herr Specht den Beutel ausſchüttete; „das iſt ja gewaltig viel Geld! Das iſt ja ein Reichtum, wie des Mannes im Evangelium! Wo hat er das alles her?“

„Hehehe! Liebſter, beſter Herr Stark! Wie ſie doch immer ſo gerne ſpaßen! — Reichtum? Daran fehlt viel. Lieber Gott! — Aber man thut denn das ſeinige und wenn ein Körnchen zum andern kommt, ſagte einmal der Herr Pate und immer neue Körnchen dazu — —“

„Ja ſieht er? Da wird am Ende ein Haufen. Das iſt ganz richtig.“ — Indeſſen zählte Herr Specht munter fort und ſah ſich dann und wann nach dem Sohne um, den er diesmal eben ſo gern, als ſonſt ungern, hätte kommen ſehen, um ſich einmal in ſeinem Glanze vor ihm zu zeigen. — Die Summen wurden richtig befunden, das Geld wieder eingeſackt und die eingeriſſenen Papiere zurückgegeben.

„Nun?“ ſagte der Doktor — „weil ich ſehe, daß Sie mit ihrem Geſchäfte fertig ſind, mein Herr Specht — wie geht's Ihnen? wie befinden Sie ſich?“

Specht, unter tiefer Verbeugung, wobei ſein Kopf eine Art von Schneckenlinie beſchrieb, dankte tauſendmal für gütige Nachfrage und verſicherte: er ſei wohl.

„Und zu Hauſe — die Frau Liebſte? die Kinder?“

„Alles, alles wohl, mein verehrteſter Herr Doktor.“

„Nun, das iſt ſchön; das erfreut mich. — Wie ſieht's denn jetzt in Ihrer Nachbarſchaft aus? Was macht Madame Lyk?“

„Hehehe! Die lebt denn immer ſo fort, ganz im Stillen. — Wie's einer Witwe denn auch nicht anders ziemt. Ganz im Stillen.“

„Vormals war es dort nicht ſo ſtille. Da war gewaltiger Lärm.“

„Ach, das ſagen nur der Herr Doktor noch einmal! Lärm bei Nacht wie bei Tage. Keinen Augenblick hatte man Ruhe. — Das war ein Geſchrei, Gefahre, Gelaufe, Getümmel und wenn Ball oder Maskerade war, ein Gefiedel, Geflöte, Geblaſe, Gepauke — man hätte mögen von Sinnen kommen. Meine Frau hat dabei in dem einen Wochenbette was Rechts gelitten. Sie nahm es dem Herrn nicht ſo ſehr übel, als der Madam, daß man ſo gar keine Rückſicht hatte und ſo ſchnell nach ihrer Niederkunft ein ſolchen Spektakel anfing. — Sie konnte ſeitdem die Frau nicht mehr anſehn. — Es war auch wirklich recht gottlos.“

„Freilich! Die kurzen ſechs Wochen über hätte man ſich ſchon ein wenig ſtill halten können. — Aber ob denn die Wirtſchaft nicht bald wieder angehen wird?“

„Damit hat's denn wohl ſo ſeinen Haken. — Er kniff das eine Auge ein wenig und glaubte Wunder, wie verſchlagen er ausſähe.“

„Wie ſo? — Der Mann iſt doch lange genug unter der Erde. Die große Trauer iſt aus.“

„Das wohl; aber“ — — er ſchob den Daumen der rechten Hand ein paarmal über den Zeigefinger und zuckte dabei die Achſeln. — „Wo einmal das fehlt, mein lieber Herr Doktor — —“

„Ja, das iſt wahr; da fehlt alles. — Und aufgeräumt mag die Frau unter den Beuteln des alten Schwiegervaters ein wenig haben; das will ich glauben.“

„Ein wenig? Hehehehe! —“

„Aber wenn nur noch etwas, auch nur noch ganz wenig da iſt; ein kleines, unbedeutendes Reſtchen: — ſolche Menſchen, die einmal in der Jugend nicht rechnen gelernt haben, ſind wie vom Böſen beſeſſen. Sie haben nicht eher Ruhe noch Raſt, als bis ſie alles, ſchlechterdings alles, auch den letzten Pfennig durchgebracht haben. Erſt müſſen die Gerichtsſiegel an Kiſten und Kaſten kleben; eher iſt kein Aufhörens bei ihnen.“

„Ja, das kann auch hier noch ſo kommen Ich widerſpreche keinen Augenblick, mein Herrn Doktor. —“

Der Alte, der ſehr wohl merkte, wo der Doktor hin wollte, hatte ſich im Rücken des Herrn Specht auf ſeinen Sorgenſtuhl geſetzt und hielt ſich ganz ruhig. —

„Eins wüßt' ich nur für mein Leben gerne,“ hob der Doktor wieder an; „nicht, wer von beiden Teilen allein und ausſchließend; — denn daß beide nicht viel getaugt haben, iſt mir gewiß — aber wer wohl ſo am meiſten und vorzüglich, an dem ewigen Schmauſen und Tanzen und Tollen in dem Hauſe ſchuld geweſen iſt: ob die Frau oder der Mann?“

„Die Frau! die Frau, mein lieber Herr Doktor.“

„Doch? — Sie ſind freilich der nächſte Nachbar; Sie können das wiſſen.“

„So wie die Frau nur den Fuß ins Haus ſetzte, ging's los.“

„Ja, das ſagt man. — Aber ich habe neulich ein paar recht wackre Männer über die Frage ſtreiten hören und da meinte der eine: dieſer Umſtand beweiſe wenig, beweiſe nichts; es ſei ganz und gar nicht die Frau, ſondern — was ich nun freilich für übertrieben halte — einzig und allein der Mann geweſen, der allen den Unfug getrieben.“

„Ach, wer das auch mag geſagt haben, mein liebwerteſter Herr Doktor — mit aller Hochachtung von ihm geſprochen — —“

„Nehm' er ſich in acht,“ ſagte der Alte aus ſeinem Hinterhalte. „Red' er nicht allzuviel!“

„Wie ſo? wie ſo, mein beſter Herr Pate? Ich hatte nichts Böſes im Sinne. — Die Frau iſt von Anſehen recht artig und ich möchte faſt ſagen, ſchön — was ich mich zwar zu Hauſe bei Leibe nicht dürfte merken laſſen, hehehe! — und da, mein' ich, könnte einer der jungen Herren, die immer um ſie herum waren — —“

„Sich in ſie vergafft haben?“ rief der Alte mit Lachen; „ja ja! — Und ſo einer will denn nichts auf ſie kommen laſſen. Das iſt begreiflich. — Ich ſelbſt kenne einen ſonſt braven Mann, der ſich gewiſſer vertraulicher Augenblicke mit allerlei Damen rühmt und eben der — —“

„Der wird's ſein,“ ſagte Herr Specht; „der wird's ſein: ganz gewiß!“

Der Alte und der Doktor lachten von Herzen, und Herr Specht blieb ihnen ſein Hehehe! auch nicht ſchuldig. — Er trocknete ſich die thränenden Augen und verſicherte, daß er nirgends in der Welt ſo froh ſei, als bei dem liebwerteſten Herrn Paten.

„Aber,“ nahm der Doktor wieder das Wort: „nun einmal im Ernſt, lieber Herr Specht! — Daß Sie keinen Grund zu ihrer Behauptung haben ſollten, läßt ſich von einem ſo vernünftigen Manne, wie Sie, nicht wohl denken. Vermutlich hat einmal, in einem vertraulichen Abendſtündchen, der ſelige Lyk Ihnen geklagt, daß er mit dem Wildfang von Frau gar nicht fertig zu werden, ſie gar nicht zu bändigen wiſſe.“

„Geklagt, mein Herr Doktor? Mir? In einem vertraulichen Abendſtündchen?“

„So vor der Thüre meine ich. — Bei einem Pfeifchen. — Da ſchwatzen ja Nachbarn wohl eins zuſammen.“

„Ach mein Gott, lieber Herr Doktor! Wo denken Sie hin? — So ein vollwichtiger Mann bei der Börſe, ſo ein angeſehener Kaufherr; der ſollte ſich gegen mich kleinen Anfänger ſo herabgelaſſen, ſo erniedrigt haben? — Nein, da iſt nur unſer einziger Herr Stark, der gegen jedes Kind freundlich iſt und der auch den kleinſten Bürger etwas gelten läßt; den Ruhm hat er ganz allgemein!"

„Sehr verbunden!" ſagte der Alte.

„Die andern Herren — es ſcheint ihnen ſchon zu viel, unſer einen nur anſehen zu ſollen. Der höflichſte, unterthänigſte gute Morgen wird mit einem Weſen erwiedert, mit einer Miene" — er quälte ſich, eine recht ſtolze, recht verachtende anzunehmen; aber einmal ging in ſein Geſicht, außer der Spechtiſchen Originalmiene, keine andere hinein.

„Nun, dann merke ich ſchon — dann haben gewiß die Handlungsdiener oder andre im Hauſe, die um die Sache beſcheid wußten, ein wenig geplaudert."

„Die Handlungsdiener? — Ja mein Gott! das ſind nun vollends die rechten. Die ſind womöglich noch aufgeblaſener als ihre Herren, oder wenigſtens unerträglicher; denn mit allen ihren hohen Salairs — was ſind ſie? — ‚Diener', ſagt meine Frau, ‚weiter nichts. Unſereiner', ſagt ſie, ‚wenn er auch nur ſchmale Biſſen ißt, ſchneidet ſie doch von ſeinem eigenem Brode; aber ein ſolcher Mietling' — keinem zu nah geſprochen!" ſetzte er furchtſam hinzu.

„Alles wahr! Alles ſchön, mein Herr Specht! Aber ich habe damit immer noch keine Antwort. — Sie wiſſen die Geſinnung der Frau und ihren Hang zum Verſchwenden nicht durch den Mann, nicht durch Vertraute des Hauſes und woher denn ſonſt? — muß ich Sie fragen."

„Durch Ohrenbeichte," ſagte der Alte ein wenig bitter, weil er ſchon merkte, daß ihn Specht hintergangen habe. — „Die Lyk iſt heimlich katholiſch, und dieſer Specht iſt ihr Pater."

„Ach um Gottes willen!" rief Specht, indem er mit wahrhaft proteſtantiſchem Schrecken zurücktrat, „wenn das der Herr Hauptpaſtor hörte! oder gar meine Frau! — Ich ein Pater?"

Das Lachen der beiden Herren, das zwar bei dem Alten ein wenig verſtimmt klang, brachte ihn bald wieder zu ſich. — „Nein", ſagte er, „mein Herr Doktor, was ich weiß, das weiß ich aus ſehr erlaubter und ſehr zuverläſſiger Quelle."

„Nun? Darf man dann nicht erfahren — —"

„Kaum, daß ich Herrn Stark von der tollen Wirtſchaft im Lykiſchen Hauſe die erſte Nachricht brachte, ſo rief der Herr Pate ſogleich: ‚das kommt von der Frau her! Das iſt die neue Modewirtſchaft der Weiber! Da geht nun wieder einmal unter Tanzen und Frohlocken ein Haus, und ein ſo herrliches Haus, zu grunde'. Und als ich das bei Tiſche wieder erzählte, ſagte meine Frau augenblicklich: Er hat recht, der Herr Pate! Er hat ganz recht!"

„Ja ſo — allerliebſt! Und da ſchoben Sie denn nachher jede ähnliche Ausſchweifung ganz getroſt der Frau auf den Hals?"

„Lieber Gott! Wie denn anders? Meinem Herrn Paten muß ich doch glauben, denn der hat Erfahrung; o, der kennt die Welt; der weiß alles."

„Iſt er toll?" fragte der Alte, indem er zu großem Schrecken des armen Specht ſich voll Unmuts aus ſeinem Seſſel aufhob.

„Liebſter, beſter Herr Pate —"

„Wahrlich, das wird luſtig," ſagte der Doktor. „Sie, mein lieber Vater, haben die Sache von Herrn Specht, und Herr Specht hat die Sache von Ihnen."

Der Doktor bekam einen ſehr unfreundlichen, und der Pate, der wie verſteinert daſtand, einen ganz vernichtenden Blick. „Er iſt," murmelte der Alte zwiſchen den Zähnen, „mit allen ſeinen Höflichkeiten und Reverenzen" — hier begriff er ſich noch, riß den Geldbeutel mit Heftigkeit zu ſich und ging davon.

24. „Sie ſehen den Lohn der Welt!" ſagte der Doktor, indem das Schweißtüchlein des Herrn Specht in voller Bewegung war, „das iſt nun der Dank für alle Ihre mühſamen Gänge und Ihre gegebenen Nachrichten!"

„Mein Herr Doktor!" rief Specht und drehte dabei die Augen gen Himmel. „Wenn ich nicht ſo unſchuldig bin wie ein neugeborenes Kind —"

„O das ſind Sie! Das will ich Ihnen bezeugen."

„Wenn nicht der Herr Pate alles, Wort vor Wort, ſo geſagt hat, wie ich's da wieder ſagte." Er legte zu einer feierlichen Beteuerung die Hand auf die Bruſt. —

„Keine Schwüre, Herr Specht! Ich glaube Ihnen eben um Ihrer Unſchuld willen. Mein Schwiegervater hat alles geſagt, was Sie ihn ſagen ließen, vielleicht noch mehr: aber wiſſen Sie auch, warum? — Weil eben damals 2 nicht unanſehnliche Häuſer gebrochen waren und zwar, wie die ganze Stadt wußte, durch Eitelkeit und Verſchwendung von Weibern, die aber der Lyk ſo ähnlich ſahen, als die Sünde der Tugend. Das eine war eine verlaufene Engländerin, das andere eine Tänzerin aus der Oper. Narren von Männern hatten ſolche Weiber geheiratet. — Dieſe Vorfälle lagen dem alten Mann auf dem Herzen; und auch die Lyk war eine aus der Fremde hierher Gekommene, eine ihm völlig Unbekannte. — Was er zu Ihnen ſprach, war nur als Frage zu nehmen, die Sie nicht ſo leichtſinnig und ſo beharrlich zum Nachteil einer würdigen Frau — denn das konnte ſie wenigſtens ſein und das iſt ſie — hätten beantworten ſollen."

„Aber ich wußte ja nicht, mein Herr Doktor. — Ich wußte ſo wenig, als der Herr Stark wußte."

„So wußten Sie doch dies, daß Sie nichts wußten. — Und eben dies, mein Herr Specht, war die Wahrheit, die Sie als ehrlicher Mann hätten bekennen müſſen."

„Ach mein Gott, lieber Herr Doktor! Da hätt' ich ja doch widerſprochen."

„Nun? Und wenn Sie nun widerſprachen?"

„So einem Manne? So einem Herrn? In alle Ewigkeit nicht."

„Wahrheit, Herr Specht — merken Sie ſich das für die Zukunft! — Wahrheit nach Ihrer beſten Erkenntnis ſind Sie nicht bloß Ihrer Ehre, ſondern auch Ihrer Glückſeligkeit ſchuldig. Eben mit ihr fahren Sie ſicher am beſten. — Die Art, wie man die Wahrheit ſagt, macht den Unterſchied: ſonſt ſagt man ſie dem Könige, wie dem Bettler."

„Ach mein Herr Doktor! Wenn Sie doch nur wären wie ich!"

„Sie ſind ſehr gütig."

„Da ſitzt man und ſorgt und grübelt und hat Frau und Kind auf dem Halſe und weiß oft vor Angſt nicht, wo aus, wo ein: und wenn man denn da in ſo ein Haus kommt und alle die großen Kiſten ſieht und die ungeheuren Ballen mit Waren und das Gerenne und Getreibe der Leute und die Frachtwägen, die ab- und die aufgeladen werden und das ganze volle Dutzend Pferde davor: — ach Herr Doktor! es wandelt einen eine Ehrfurcht an, ein Reſpekt! — wo um Gottes willen! nähme man da den Mut her, auch nur zu muckſen?"

Der Doktor faßte jetzt ſeinen Mann ein wenig ſcharf ins Geſicht und wollte kein Wort weiter an ihn verlieren. Er verſprach ihm auf ſein ängſtliches Bitten, bei dem alten Herrn alles wieder ins Geleis zu bringen, ſchrieb ihm ein Recipe zu einem niederſchlagenden Pulver, das er ſich in der nächſten Apotheke ſollte machen laſſen, und wünſchte ihm wohl zu leben.

25. Obgleich wirklich Herr Stark mehr durch ſein eigenes Vorurteil, als durch den armen Tropf von Paten hintergangen war: ſo war doch der bloße Schein von dem letztern ihm ärgerlich; und noch ärgerlicher, daß er bei dieſer Gelegenheit die Faſſung verloren und dadurch jenen Schein beſtätigt hatte. Er fühlte recht gut, daß er die Sache nach ſeiner gewöhnlichen Art, mit lachendem Munde hätte abmachen können. Indeſſen gereichte dieſer Fehler, wenn es ja einer war, ihm zur Ehre; denn der Grund davon lag weit weniger in ſeiner gekränkten Eigenliebe, als in der Rechtſchaffenheit ſeines Herzens, das ihm alle gegen die Witwe begangenen Ungerechtigkeiten auf einmal bitter vorwarf und ihm denjenigen, der dazu mitgewirkt hatte, in einem nicht mehr lächerlichen, ſondern gehäßigen Lichte zeigte.

Die Tochter, die teils durch Madame Lyk, teils durch ihren Mann, von allem Vorgefallenen genau unterrichtet war, glaubte die Herzensſtimmung, worin ſie den Alten vermutete, zu ihrem Zweck benutzen zu müſſen. Sie machte ihm einen nur ganz kurzen, flüchtigen Beſuch, bei dem ſie ſich nicht einmal ſetzte, aber gleichwohl mit ſicherer Hand alle die Saiten anſchlug, die ſie in dem Herzen des Vaters als die empfindlichſten kannte. Den Vorwand zu dieſem Beſuche mußte die Bitte geben, die der Alte des Morgens beim Abfahren des Wagens an ſie gethan hatte, ihm von dem Befinden der Witwe Nachricht zu bringen.

„Entſchuldigen Sie mich," ſagte ſie, „lieber Vater, daß ich Ihren Befehl erſt ſo ſpät erfülle. Aber am Vormittage machten es mir Geſchäfte, die ich nicht aufſchieben konnte, unmöglich; auch hielt ich mich da bei der Witwe nicht lange auf: dieſen Nachmittag habe ich mich etwas länger verweilt und ich komme ſoeben — aber ich muß ſagen mit recht ſchwerem, recht bekümmerten Herzen von ihr."

„Wie ſo?" fragte der Alte nicht ohne Teilnahme. „Hat der Zufall ſich wiedergefunden?"

„Das nicht. Sie leidet nicht ſowohl am Körper, als am Gemüte. — Das arme Weib fürchtet zu grunde gerichtet zu werden, weil ein gewiſſer Horn, der ihr Gläubiger iſt, entweder bezahlt ſein oder gegen ſie losbrechen will."

„Horn? — Wenn ſie mit dem zu thun hat —"

„Leider!"

„Da beklag' ich das gute Weib. Nachſicht iſt bei dem nicht zu hoffen. Aber iſt denn die Lyk noch immer in Verlegenheit, in Verwirrung?"

„Ich glaubte dein Bruder hätte alles in Ordnnng gebracht."

„Das glaubte ich auch; aber — er mag Termine geſetzt haben, die nun nicht ganz können gehalten werden."

„Das ſollte mir leid um ihn thun."

„Oder er mag — — Ja, wenn ich Handlungskenntniſſe hätte; da riete ich weiter, mein lieber Vater."

„Laß gut ſein! Es iſt da mehreres möglich." —

„So viel weiß ich denn jetzt, warum die Witwe dieſen Morgen bei Ihnen geweſen iſt."

Nun? —

„Eben dieſer Verlegenheit wegen mit Horn. — Den Bruder zu ſich bitten zu laſſen, ging ſeiner Unpäßlichkeit wegen nicht an; ihn zu beſuchen, da er noch ledig iſt, ſchien gegen den Anſtand zu ſein: und doch war die Sache dringend, und die Witwe — ich wiederhole ihre eigenen Worte — die Witwe fühlte durch das edle Benehmen des Bruders, wovon ſie nie anders als mit inniger Rührung ſpricht, ihr ganzes Vertrauen an den Namen Stark wie gefeſſelt. Sie wollte alſo diesmal bei dem Vater ſuchen, was die Umſtände von dem Sohne zu fordern nicht zuließen: Rat, Hilfe, Vermittellung, Unterſtützung."

„Und hat geſchwiegen? Weßwegen?"

„Sie hat geſprochen, wie ſie mir ſagt."

„Nein! —"

„Sie hat wohl ſicher geſprochen; aber" — —

„Nein!" — wiederholte der Alte mit einem Nachdrucke, der ſeine noch fortdauernde ärgerliche Stimmung verriet.

„Ich denke, mein guter, lieber Vater hat ſie nur nicht gehört, nicht verſtanden.“

„Dann hat ſie auch nicht geſprochen, ſondern gemurmelt. Die verwünſchte Gewohnheit des Murmelns wird von Tag zu Tag ärger. In meiner Jugend ſprach man zum Maule heraus. — Am Ende, wahrhaftig! fordern die Menſchen noch, man ſoll ihre Gedanken hören.“

„Sie iſt furchtſam, das arme Weib. Verzeihen Sie ihr! Sie ſelbſt haben ſie dann noch furchtſamer gemacht.“

„Ich? Weißt du, was du da ſprichſt? — Ich mache niemanden furchtſam, der etwas zu bitten hat, ſondern ich muntre ihn auf und höre ihn an; und wenn ſich's ohne meinen eignen zu großen Nachteil thun läßt, helf ich ihm ohne Umſtände und gerne. Die elende, nichtswürdige Kunſt, durch Achſelzucken und Sauerſehen und langes Bedenken ſeinen Gefälligkeiten Wert zu geben, hab' ich niemals verſtanden. — Das hätte die Frau Tochter wiſſen und der Witwe ſchon ſagen können.“

„Hab' ichs denn nicht? — Werden Sie doch nicht unwillig, mein lieber Vater!“

„Unwillig! Nun werd' ich gar unwillig! — Wie kommſt du mir heute vor?

„Ach, ich kann wohl Unrecht haben; ich glaub' es ſelbſt. — Hätt' ich mich recht bedacht, ſo wär' ich lieber gar nicht gekommen. Ich bin ſo unglücklich geſtimmt.“

„Über die Witwe?“

„Ja. — Und dann — wie die kleinſten Umſtände das Herz oft am meiſten rühren — —“

„Nun?“

„Ich ſah, eh' ich in das Wohnzimmer der Lyk trat, ein paar Augenblicke durch das Spiegelglas in der Thüre. — Da ſaß die gute Frau, in die eine Ecke des Sopha gedrückt, den Arm auf ein Kiſſen geſtützt, und ein Tuch in der Hand, um ſich die Thränen zu trocknen. Ihr zur Seite ſaßen, jedes auf ſeinem Schemelchen, die zwei unſchuldigen Kleinen, die ſonſt immer ſo froh um ſie herumſchwärmten, aber jetzt, wie es ſchien, an das Spiel gar nicht dachten; ſie ſahen ſo ſtill in den Schoß nieder, als ob ſie den Herzenskummer der guten Mutter teilten, und blickten dann endlich, weil dieſe vielleicht eben einen tiefen Seufzer ausſtieß, von der Seite zu ihr hinauf, mit einem Ausdruck in ihren Augen! in ihren großen, blauen, himmelreinen Augen! mit einer Bänglichkeit, einer Zärtlichkeit, einem Ernſt! — ich dachte an meine eigenen Kleinen, und dachte an Sie. Wenn Sie das geſehen hätten, mein lieber Vater!“ — ſie riß das Tuch heraus, und fuhr ſich damit an die Augen.

„Sind's denn ſo artige Kinder?“ — fragte der Alte mit einem Tone, der auf einmal wieder ganz weich war.

„Ach ſo wohlgezogen und artig! — Freilich hat die Frau nur dieſe beiden zu überſehen, und ich ihrer mehrere: aber dennoch erkenn' ich ſie in der Kunſt der Erziehung für meine Meiſterin; ſie regiert die Kleinen mit einem Blicke, mit einem Winke und das niemals im Böſen, immer in Liebe.— Doch ich ſtehe und plaudre, und vergeſſe, daß meine Kleinen zu Nacht eſſen wollen. — Ich muß fort, lieber Vater. Leben Sie wohl! Verzeihen Sie, wenn ich mit meiner üblen Laune Sie heute angeſteckt hab'! Es ſoll nicht wieder geſchehen. —“ Sie küßte ſeine Hand, und verſchwand. — —“

Das Herz des Alten war ein an ſich ſo guter und jetzt durch die gehabten kleinen Erſchütterungen ſo trefflich aufgelockerter Boden, daß es gar nicht anders ſein konnte, als der hineingeſtreute Same des Mitleids mußte reichliche Früchte tragen. — Herr Stark konnte zu Abend nicht eſſen, und die Nacht über nicht ſchlafen. Immer ſchwebte ihm die kleine Gruppe vor, die ihm die Tochter geſchildert hatte, und immer wars' ihm, als ob er hin müßte, um der Witwe das Tuch aus der Hand und die kleinen lieben Waiſen auf ſeine Arme zu nehmen.

Außer dieſem Bilde waren es noch Gedanken anderer Art, die ihn beunruhigten, und von einer Seite zur andern warfen. — „Die Witwe fühlte ihr Vertrauen an den Namen Stark wie gefeſſelt.“ — Das ſchien ihm gleichſam ein Schuldbrief zu ſein, ein Wechſel, den der Glaube an Tugend auf ſeine Ehre gezogen hatte, und den er unmöglich anders als honorieren konnte. — „Sie hatte bei dem Vater ſuchen wollen, was die Umſtände von dem Sohne zu fordern nicht zuließen.“ Wie konnte er ſich's nur denken, daß der Vater in Beweiſen von Edelmut hinter einem Sohne zurückbleiben ſollte, den er ſeiner Engherzigkeit wegen ſo oft getadelt hatte? — Dann noch der Name der Frau, der ihn an ſeinen ehemaligen vertrauteſten Freund, den guten redlichen Lyk, erinnerte; ihre große, bis zur Ohnmacht gehende Schüchternheit, fremde Hülfe zu ſuchen, die er als einen ſichern Beweis edler Denkungsart anſah; ihre Thränen, die er zum Teil wohl ſelbſt durch gewiſſe Züge in der Unterredung mit ihr mochte hervorgelockt haben; das mannigfaltige Unrecht, das er ihr, von Vorurteil geblendet, durch Spöttereien gethan, die ſie ſo ganz nicht verdiente, und für die nun ſein eignes Herz, ob ſie gleich das Ohr der Unſchuldigen nie erreicht hatten, Genugthuung forderte; die Gelegenheit, die ſich eben im Hauſe der Lyk gefunden, das verborgene Gute in dem Charakter ſeines Sohnes, das ihm ſo große Freude gemacht hatte, ans Licht zu bringen: — alle dieſe und ähnliche Betrachtungen hielten den Alten bis nach Mitternacht wach, und ließen ihn auch dann noch keinen feſten Schlaf, nur einen unruhigen Schlummer finden.

26. „Hier herein, Monſieur Schlicht!“ — ſagte am folgenden Morgen Herr Stark, deſſen Geſicht noch alle Falten und Runzeln vom vorigen Abende hatte. „Ich hab' ein Wörtchen mit ihm zu reden; und in dieſem Zimmer“ — es war das Schlafzimmer, das er ihm öffnete — „ſind wir noch am erſten allein.“

Dem alten Handlungsdiener, der nicht das beſte Gewiſſen hatte, war bei dieſer Anrede nicht wohl. Er war dem Schlafzimmer von alten Zeiten her gram; denn er hatte hier ſchon manchen ſchweren Kampf mit Herrn Stark zu beſtehen gehabt; und eben jetzt war ihm wieder vor einem Examen bange, worin die Falſchheit ſeines Vorgebens, daß der junge Herr noch immer unpäßlich ſei, ans Licht kommen konnte. Er warf ſich in den Trotz Kains, der bekanntlich nichts als verkappte jämmerliche Furcht war, und fragte, auf beide Beine geſteift: „Was ſoll ich?“

Monſieur Schlicht, muß man wiſſen, war treu wie Gold; und wenn das Intereſſe ſeines lieben alten Wolthäters mit irgend einem fremden in Streit geriet, ſo war er imſtande, für jenes Leib und Leben zu laſſen. Aber, wenn im Innern des Hauſes ein ſolcher Streit entſtand: ſo war er ſicher von der Partei der Kinder gegen den Vater; und würd' es auch gegen die Mutter geweſen ſein, wenn nicht dieſe eben ſo treu als er es mit den Kindern gehalten hätte. Er hatte die letztern ungeboren gedacht, und ſie ſo oft auf ſeinen Armen getragen, hatte ihnen tauſend kleine Dienſte und Gefälligkeiten erwieſen, und tauſend kleine Schmeicheleien und Liebkoſungen dafür wieder erhalten. Noch jetzt, da ſie ſchon längſt erwachſen waren, nannten ſie ihn immer Du, und lieber alter Vater; was dem faſt ſiebzigjährigen Junggeſellen, der es bei allem guten Willen nie bis zum Heiraten hatte bringen können, jedesmal in der Seele wohlthat. Auch vergaßen die Kinder nie, was er ſelbſt immer richtig vergaß: ſeinen Geburtstag; wenigſtens erinnerte die Doktorin daran ihren vergeßlichen Bruder: und das ward dann ein Tag froher Feier, wo der alte Schlicht bei den Geſchenken, die ihm reichlich dargebracht wurden, und die für ſeine Bedürfniſſe ſorgfältig ausgewählt waren, nicht ſelten Freudenthränen vergoß, und von der Doktorin, wenn er dieſer zum Dank die Hand küſſen wollte, wohl gar ein Mäulchen davontrug. Durch ſolche Bande, die weit zarter, aber eben darum auch feſter, als die der Ehrerbietung waren, die ihn an ſeinen Brotherrn knüpften, hing er unauflöslich an beiden Kindern; auch hatte er eine Schrift auf das Rathaus getragen, worin er ſie zu alleinigen Erben des nicht ganz kleinen Kapitals einſetzte, das er ſich in ſeinen vieljährigen Dienſten geſammelt hatte.

Vermöge dieſer Anhänglichkeit vertuſchte Monſieur Schlicht, ehe der Sohn mit zunehmenden Jahren dreiſter war, manche geheime Ausflüge desſelben und hatte darüber, wenn es herauskam, in dem obenerwähnten Schlafzimmer manchen harten Stand mit dem Vater. Jetzt war er abermals Vertrauter des Sohnes und hatte ſelbſt die Chaiſe anſpannen laſſen, worin der junge Herr vor ein paar Tagen zu einem Freunde aufs Land gefahren war, weil es ihm gleich anfangs unerträglich geworden, ohne Froſt und Hitze ein Fieber zu haben und wie ein Übelthäter zwiſchen vier Mauern zu ſitzen. Monſieur Schlicht lebte dieſe Zeit über in großer Unruhe, daß der Alte dahinter kommen und es dann wegen ſeiner falſchen Nachrichten vom Sohne ſehr derbe Vorwürfe abſetzen möchte.

Indeſſen kam er dieſes Mal mit dem Schrecken davon. — „Ich habe etwas vor,“ ſagte Herr Stark, „wozu ich einen Mann brauche, auf den ich mich verlaſſen kann und der zugleich um ſich weiß und in Handlungsgeſchäften gewiegt iſt.“

Dieſes herzerhebende Wort war Troſt und war Balſam für Monſieur Schlicht. Seine Kenntniſſe und Einſichten geehrt zu wiſſen, war ihm nie gleichgiltig, und im gegenwärtigen Augenblick höchſt erfreulich. — „Befehlen Sie, befehlen Sie,“ ſagte er, „mein lieber Herr Stark,“ indem er ganz nahe zu ihm hintrat, um gleichſam jedes Wort ihm von den Lippen zu horchen. — Er erfuhr nunmehr, was Madame Lyk am geſtrigen Tage bei dem Alten gewollt habe; erfuhr ihre unangenehme Lage mit Horn und vielleicht mit noch andern Gläubigern, die Herr Stark nur näher zu kennen wünſchte; erfuhr die großen Dienſte, die der junge Herr der Lykſchen Handlung geleiſtet hatte, nebſt der Neigung des alten Herrn, das vom Sohne angefangene gute Werk zu vollenden, und der Verlegenheit der Witwe, durch Verwendung ſeines Kredits für ſie, ein Ende zu machen.

Die Herzensfreude des guten Schlicht über alles, was ihm vertraut ward, am allermeiſten aber über die Ehre dieſes Vertrauens ſelbſt, war ſo groß, daß Herr Stark den Strom der Beredſamkeit, womit ſich der alte Mann über jeden einzelnen Punkt dieſer Erzählung auszubreiten im Begriffe war, durch ein ſtets wiederholtes und immer ſtärkeres: „Hör' er doch! Wir werden ja vor Abend nicht fertig!“ kaum zu hemmen vermochte. — Aber wie plötzlich ſtand und gefror dieſer Strom, als Herr Stark hinzuſetzte, daß er nicht geſonnen ſei, blindlings zu verfahren, ſondern vor allen Dingen erſt von dem Sohne wiſſen wolle, ob die Aktiva der Witwe ihre Paſſiva wenigſtens balancierten, und in wie kurzer oder wie langer Zeit etwa Hoffnung ſei, daß ſie völlig aufs reine kommen und mit allen ihren Gläubigern auseinander ſein werde. „Da mein Sohn,“ ſagte er, „die Lykſchen Bücher durchgearbeitet und alſo von der ganzen Lage der Handlung die vollſtändigſte Kenntnis hat, ſo iſt dies von ihm ohne Zweifel beſſer, als von der Witwe ſelbſt oder von ihrem Buchhalter zu erfahren, der wohl ohnehin nicht der thätigſte und geſchickteſte ſein mag. Geh' er alſo gleich zu meinem Sohne hinauf, Monſieur Schlicht, und laß er ſich über die angegebenen Punkte" — er wiederholte ihm dieſe Punkte langſam und deutlich — „eine recht beſtimmte, ausführliche Nachricht — hört er? recht beſtimmt und recht ausführlich — geben. Ich muß jetzt fort; aber in einer Stunde längſtens bin ich zurück und erwarte alsdann ſeine Antwort. Nachdem dieſe lauten wird, will ich ihm dann weiter ſagen, was er zu thun hat."

Es wäre unmöglich geweſen, daß Herr Stark die plötzliche und totale Geſichtsverfinſterung des alten Handlungsdieners nicht hätte bemerken und irgend etwas Unheimliches wittern ſollen, wenn nicht eben jetzt, zu großem Glück für Monſieur Schlicht, die alte Wanduhr geſchlagen und mit ihrem erſten lärmenden Streich auf die Glocke den Gedanken des alten Herrn plötzlich eine andere Richtung gegeben hätte. Es war die höchſte Zeit geworden, auf die Börſe zu gehen, wo Herr Stark gerade heute ein Geſchäft von ſo großer Wichtigkeit hatte, daß er nicht ſchnell genug glaubte hineilen zu können. Mit einem kurz abgebrochenen: „Adieu! mach' er ſeine Sachen gut!" griff er haſtig nach Hut und Stock, und verließ den armen, rat- und hilfloſen Monſieur Schlicht, der unbeweglich wie eine Salzſäule daſtand und das einzige Wörtchen Ja! — bis zu welchem ſeine ganze Beredſamkeit jetzt verſiegt war — mit immer längeren Pauſen und immer ſchwächerem Tone hinter dem Alten her ſprach.

27. In ſeiner Seelenangſt, da er ſich das ehrenvolle Zutrauen des alten Herrn ſo gern erhalten hätte und doch auch nicht wußte, wie er es anfangen ſollte, irrte Monſieur Schlicht, wie ein Unkluger, im ganzen Hauſe umher und kam zuletzt auch vor das Zimmer des jungen Herrn, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er da wollte. — Man denke ſich ſein Erſtaunen, als er das Zimmer geöffnet und den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht mit aufgeſtütztem Arme am Tiſche daſitzend fand. Er kreuzte und ſegnete ſich, eh' er ihm näher trat und ihn mit zitternder Stimme fragte, ob er's denn wirklich wäre.

„Du glaubſt doch nicht an Geſpenſter?" ſagte der junge Herr Stark.

„Ach, mein Gott! Wenn's nicht heller lichter Tag wäre, man möcht's beinahe. — Wie, ums Himmels willen, kommen Sie hier herein?"

„Von hinten, mein lieber Schlicht. Durch den Thorweg."

„Ha! — Stand der offen?"

„Sperrweit."

„Nun, ſo ſoll doch auch den Knecht gleich auf der Stelle der Henker holen! Er hat Holz gefahren, der Schlingel, und hat mir den Thorweg offen gelaſſen."

Monſieur Schlicht, in ſeiner ökonomiſchen Wut, wollte augenblicklich hinunter, um den Knecht rechtſchaffen auszufenſtern. — „Aber," ſagte Herr Stark, „iſt's dir denn nicht lieb, alter Vater, daß ich mich auf dieſe Art habe ins Haus ſchleichen können?"

„Ach ja! ja!" erwiderte Monſieur Schlicht, „gar zu lieb! und ich will ja auch dem Kerl noch ein Trinkgeld, ein gutes Trinkgeld geben; mit tauſend Freuden! — Aber ausſchimpfen muß ich ihn erſt und muß erſt ſehen, ob alles zu iſt. Wir haben Diebsbanden hier in der Stadt."

Das Geheimnis von der frühen Zurückkunft des Herrn Stark war kein anderes, als ſeine zur vollen Leidenſchaft gediehene Liebe zur Witwe. Dieſe machte ihn für jede Geſellſchaft, ſowie jede Geſellſchaft für ihn, ungenießbar. Sein Freund, der die unglückliche Stimmung ſeines Gemütes bald genug inne ward, ſuchte ihn auf alle mögliche Weiſe zu zerſtreuen und aufzuheitern: er brachte Geſpräche auf die Bahn, in denen Herr Stark ſeine Handlungskenntniſſe entwickeln konnte; er ſtellte eine eigene kleine Jagdpartie für ihn an; er ſchlug geſellſchaftliche muntere Spiele vor, bei denen ſonſt Lachen und Scherz nie fehlen: aber alles vergebens. Im Geſpräch gab Herr Stark, wenn von Java die Rede war, über Jamaika Antwort; auf der Jagd ließ er die Haſen, die man ihm faſt vor die Füße trieb, ungeſehen davonlaufen, und zu den Spielen war er ſo unluſtig oder benahm ſich dabei ſo kindiſch, daß ſie faſt eben ſo ſchnell wieder abgebrochen, als angefangen wurden. Endlich, wie leicht zu erachten, ward man der undankbaren Mühe, ihm Vergnügen zu machen, überdrüſſig; und Herr Stark hätte noch ein wenig zerſtreuter ſein müſſen, als er es war, um nicht zu merken, daß er ſeinem Freunde zur Laſt, und was noch mehr ihn kränkte, ſeinen Mitgäſten lächerlich ward. Er packte alſo ſchnell wieder zuſammen und nahm ſchon am dritten Tage von ſeinem gütigen Wirte Abſchied, der zwar ehrenhalber ſeine zu frühe Rückreiſe tadelte, aber im Grunde des Herzens froh war, ihn wieder loszuwerden.

Herr Stark hatte nunmehr die völligſte Überzeugung, daß er mit ſeiner Leidenſchaft nur vergebens kämpfte und daß er ohne den Beſitz der Witwe unmöglich leben könne. Es waren drei Fälle, die bei der Bewerbung um ſie ſtattfinden konnten, und für jeden war ſein Entſchluß ſchon gefaßt. Wenn der Vater ſeine Einwilligung abſchlug, aber die Witwe ſie gab, ſo ſetzte er ſich mit den Vormündern der Lykſchen Kinder und zog zu der Witwe ins Haus, um ihre Handlung, die er genugſam hatte kennen lernen, zu übernehmen und fortzuführen. Wenn der Vater, wie er zwar innig wünſchte, aber zu hoffen ſich nicht getraute, ſeiner Wahl aus vollem Herzen beiſtimmte — denn ein nur gezwungener oder gar erbettelter Beifall genügte ihm nicht — ſo ſchlug er die Lykſche, ohnehin geſunkene Handlung ſo vorteilhaft los als möglich und führte die Geliebte ſeines Herzens in das väterliche Haus ein, wo er dann mit verdoppeltem Eifer ſich ſeinen Geſchäften widmen, nur ihnen und ſeiner Liebe leben und den Vater überzeugen wollte, daß es ihm ſo wenig an Talenten als an Tugenden fehle. Wenn unglücklicherweiſe die Witwe ſelbſt — ſie, für die er ſo viel gethan hatte und die er ſo innig liebte — ſeinen Wünſchen abhold war, ſo blieb er keinen Augenblick länger in einer Stadt, wo er das Weib ſeines Herzens ohne Hoffnung des Beſitzes vor Augen haben oder wohl gar einen dritten — er knirſchte bei dieſer Vorſtellung — in ihren Armen glücklich ſehen müßte. Er begab ſich alsdann, wie er bisher gewollt hatte, nach Br . ., wo ſchon alles zu ſeiner Aufnahme bereit war und wohin er den Briefwechſel mit ſeinem Geſchäftsträger eben in dieſer Hinſicht noch fortſetzte.

So weit ſtand der Entſchluß des Herrn Stark, ohne zu wanken, feſt; und ſchon dies beruhigte gewiſſermaßen ſein Herz; aber noch erhielt ihn die Ungewißheit, welche von den aufgezählten Möglichkeiten zur Wirklichkeit kommen würde, in jenem finſtern, ſchwermütigen Staunen, worin ihn der alte Schlicht überraſcht hatte. Um auch dieſer Ungewißheit los zu werden, beſchloß er jetzt, ſobald der Vater zu Tiſche ſäße, in das Haus des Schwagers zu eilen, der um das Geheimnis ſeines Herzens nun einmal wußte, und der ihm ſeines vollen, unbedingten Zutrauens wert ſchien. Mit ihm wollte er ſich über die Art und Weiſe beſprechen, wie er am beſten die Geſinnung der Witwe und dann auch die des Vaters erforſchen könnte.

28. „Alles gut! Alles gut!" ſagte Monſieur Schlicht, indem er mit geriebenen Händen und frohem Angeſichte wieder hereintrat. — „Der Knecht hat ſeinen Ausputzer, und hat ſein Trinkgeld weg; der verwünſchte, nachläſſige Kerl!"

„Den Ausputzer," ſagte Herr Stark, „hätteſt du ſparen können."

„Nein, nein! Das Trinkgeld eher; denn das hatte der Zufall verdient, aber den Ausputzer er ſelbſt. — — Ach, was ich mich freue, mein lieber, lieber Herr Stark, daß Sie wieder zurück ſind! Ich war in gewaltiger Not."

„Um mich? — Mir fehlte nichts, lieber Vater."

„Aber mir deſto mehr. — Denken Sie ſich nur ums Himmels willen! was für einen Auftrag mir da der alte Herr giebt."

„Nun?"

„Ich ſoll zu Ihnen heraufgehen — zu Ihnen, den ich nicht hier wußte! Wie ward mir dabei? — und ſoll Sie recht genau und recht umſtändlich befragen, wie es mit der Handlung der Madame Lyk ſteht, um derentwillen ich ſo oft habe wachen müſſen."

„Was?" rief Herr Stark, und fuhr mit großer Bewegung vom Stuhle.

„Jaja! — Ob die Aktiva die Paſſiva wenigſtens balancieren, und in wie kurzer oder langer Zeit ſie etwa realiſiert haben werde?"

„Schlicht!" — Er faßte den alten Handlungsdiener bei beiden Armen. — Mich, ſollſt du darum befragen? Mich?"

„Wen denn ſonſt? — Ihr Vater weiß alle Ihre Gänge zur Witwe. Sie ſelbſt ſcheint ihm davon geſprochen zu haben."

„Sie ſelbſt? — Ich glaube, bei Gott, Alter! es iſt nicht richtig mit dir; du biſt von Sinnen. — Wie kommt mein Vater zur Witwe? —"

„Hören Sie, junger Herr!" ſagte Monſieur Schlicht, und ſchüttelte ärgerlich mit dem Kopfe; „das von Sinnen ſein laſſen Sie weg! Das bitt ich mir aus. Ich habe Gottlob! ſo alt ich bin, meine fünf Sinne ſo gut, wie ein andrer."

„Aber noch einmal, Schlicht! — Antworte, und ſei dann böſe ſo viel du willſt! Wie kommt mein Vater zur Witwe?"

„Hab ich denn ſchon geſagt, daß er zu ihr kam? Sie kam zu ihm."

„Sie zu ihm? —"

„Geſtern Vormittag. Hieher ins Haus. — Und kam hier ſchlimm genug wieder weg."

„Ha!" rief Herr Stark und errötete über und über.

„Oder eigentlich ſtattlich genug. Denn die Frau Doktorin und ich brachten ſie in einer Kutſche nachhauſe."

„In einer Kutſche! Warum? —" Er fing an, zu erblaſſen.

„Je, ſie lag ja in einer Ohnmacht, die arme Frau! daß man geſchworen hätte, ſie wachte vor dem jüngſten Tage nicht wieder auf."

„Großer Gott! — Vielleicht der Vorbote von einer Krankheit, von einer tötlichen Krankheit."

„Ach, hat ſich etwas! — Er warf den Kopf in den Nacken. — „Sie denkt Ihnen an keine Krankheit. Sie war kaum wieder zuhauſe; ſo war ſie flink, wie ein Vogel."

„Iſt das wahr? Iſt das ſicher?"

„Wird denn Schlicht Sie belügen? — Aber ſagen muß ich Ihnen noch, mein lieber, lieber junger Herr, was ich für eine große, für eine ausnehmende Freude gehabt habe."

„Du? —"

„Ihr Vater hat in Ausdrücken von Ihnen geſprochen; in Ausdrücken! — Er nahm hier einen pathetiſchen Ton an. — „Mein Sohn hat ſo rechtſchaffen gehandelt — mein Sohn hat ſich ſo brav bewieſen — mein Sohn hat die Großmut gehabt." — — Sehn Sie, mein lieber, lieber junger Herr! So hatt' ich noch in meinem Leben von Ihnen nicht reden hören."

Herr Stark hätte ſich gern ein wenig geſchämt, wenn er vor Vergnügen dazu hätte kommen können. Er ſah den Nebel, der über ſeiner Zukunft lag, ſich ſchon ziemlich erheitern, ſah den liebſten ſeiner

Wünſche zur Hoffnung werden, und beſtürmte nun den alten Schlicht mit einer Menge von Fragen, die aber größtenteils ohne Antwort blieben. — „Wenn ich doch nur wüßte,“ ſagte er endlich, „was in aller Welt die Witwe hierher gebracht, was ſie gewollt hat?“

„O, was das betrifft, damit kann ich aus dem Munde des alten Herrn Ihnen dienen. Sie iſt in Verlegenheit wegen eines gewiſſen Horn, der ihr zuſetzt.“

„Horn?“ rief Herr Stark und trat mit Heftigkeit gegen den Boden. — „Ha! der elende, nichtswürdige Geizhals! So hat er mir doch das Wort nicht gehalten, das ich ſo mühſam, mit ſo vielem Zureden, von ihm erpreßte! — Ich Thor! Warum bezahlt ich auch den Bettel nicht gleich? — Und was beſchließt denn mein Vater? Was will er thun?“

„Er reißt die Witwe heraus; ganz gewiß! — Ich werde ſchon hören, ſobald er von der Börſe zurückkommt.“

„Bleibt er dort lange? Was meinſt du?“

„Ich denke. Er ſchien ein Geſchäft von Wichtigkeit vorzuhaben. Er eilte ſehr.“

„So will ich zu meiner Mutter hinunter. Vielleicht weiß ſie mehr, lieber Alter, als du. Oder, wenn auch ſie nichts weiß — dann zum Schwager, zur Schweſter, zur Witwe ſelbſt!“

„Halt! halt!“ rief Monſieur Schlicht, indem er ihn noch glücklich bei dem einen Rockſchoß erwiſchte: „ſo haben wir nicht gewettet, junger Herr; ſo kommen Sie mir nicht fort! — Erſt Nachricht, ob die Aktiva der Witwe ihre Paſſiva —“

„Nur decken, meinſt Du? — Es bleibt noch Kapital-Konto. Nicht wenig.“

„Schön! — Und die Zeit, wann ſie realiſiert haben wird?“

„Drei, vier Monate längſtens.“

„Vortrefflich! Aber nun möcht ich noch einige Umſtände wiſſen; als erſtens —“

Fort war Herr Stark!

„Fort iſt er!“ brummte Monſieur Schlicht, und ſah mit Kopfſchütteln hinter ihm her. — „Das iſt mir denn doch wahrlich zu bunt. Dahinter liegt mehr verborgen. — Junger Herr! junger Herr! Sie haben der Witwe zu tief in die Augen geſehen. Sie ſind verliebt. — — Je nun — wenn er's denn einmal iſt — was für ein Unglück? — Eine hübſche wackere Frau iſt die Witwe; das iſt gewiß: und wenn ſie ihm anſteht — — ſie hat viel Lebensart, muß ich ſagen; ſie dankte mir geſtern gar höflich; ſie nannte mich einen lieben Herrn Schlicht über den andern; — alſo — wenn ſie ihm anſteht — warum ſoll er ſie nicht zur Frau nehmen? Wer wirds ihm wehren? Immer zu, mein Herr Stark! Immer zum Werk geſchritten! Das Junggeſellenleben iſt ein langweiliges Leben. — Haha! — Da kann ich alter Kindernarr noch in meinen ſiebzigen Jahren etwas zu tragen und zu hätſcheln bekommen. — In Gottes Namen! — Ich wollte, ſie wären ſchon da, die kleinen niedlichen Püppchen, und könnten ſchon laufen.“

29. Von der Mutter war wenig oder nichts zu erfahren; und ſo eilte Herr Stark durch den Thorweg, den Monſieur Schlicht ihm öffnen mußte — denn wenn er von vorne ging, konnt er dem Vater in den Wurf kommen — zur Schweſter.

Dieſe, die von ſeiner Reiſe gewußt hatte, ſchien über ſeine Rückkunft verwundert. Sie konnte ſich's nicht verſagen, den ungeduldigen Liebhaber mit ſeiner Leidenſchaft ein wenig zu necken, ſich eben ſo brennend neugierig zu ſtellen, als er brennend verliebt war, und ihm auf ſeine Fragen über die Witwe lauter Gegenfragen über die Reiſe zurückzugeben. Doch am Ende brach ihr das mitleidige Schweſterherz, und ſie machte ihn durch die Entdeckung, daß, nach ihrem und ihres Mannes Dafürhalten, die Witwe wohl eben ſo verliebt ſei als er, über alle Beſchreibung glücklich. Sie ſelbſt war es in hohem Grade durch das ſtolze Gefühl, das immer ihrem Geſchlechte ſo wohl thut, einen Mann in den Feſſeln eines Weibes ſich krümmen und winden zu ſehen: doch fühlte ſie zugleich, wie alle wohldenkenden Damen, einen lebhaften Trieb, den Leiden des armen Schmachtenden, ſo ſchön und ſo lieblich anzuſchaun ſie auch waren, ein baldiges Ende zu machen. Sie verſprach ihm mit Hand und Mund, daß ſie nichts, was in ihren Kräften ſtehe, unverſucht laſſen wolle, um das Schifflein ſeiner Liebe, wenn nur nicht Wind und Wetter allzuſehr entgegen wären, glücklich in den Hafen zu ſteuern.

Bei der Zuhauſekunft des Doktors kamen die drei Entwürfe zur Sprache, die Herr Stark auf die obenerwähnten drei Fälle bei ſich feſtgeſetzt hatte. Der Doktor wollte durchaus, daß er ſich vor allen Dingen mit dem Vater verſtändigen und ſeine Geſchäfte wieder antreten ſollte, wo denn die Einwilligung zur Heirat mit der Witwe gewiß nicht fehlen würde. Herr Stark hingegen wollte vor allen Dingen der Geſinnung der Witwe verſichert ſein, um zu wiſſen, ob er den Ort ſeines Aufenthalts nicht verändern müſſe, und wie er ſich gegen den Vater zu nehmen und zu erklären habe. In ſein altes Verhältnis, ſagte er, trete er für keinen Preis wieder zurück, was auch immer ſein Schickſal ſein möchte; und die Billigung ſeiner Liebe betreffend, kenne er die unüberwindliche Beharrlichkeit des Vaters in ſeinen einmal gefaßten Vorurteilen.

Der Doktor erzählte ihm jetzt, wie ſehr das Vorurteil gegen die Witwe bei dem Alten bereits erſchüttert worden, und beſtand noch einmal darauf, daß ſein erſter Schritt die Ausſöhnung mit einem Vater ſein müſſe, der von nun an gewiß auf einem ganz andern Fuß mit ihm leben würde. Die Rückkehr des alten Verhältniſſes, meinte er, ſei durchaus nicht zu fürchten, ſobald nur nicht der Sohn ſelbſt daran arbeite, es wieder herzuſtellen. Ob der Vater ihn liebe? ſei nicht die Frage; nur habe dieſer Liebe bisher ein notwendiger Zuſatz gemangelt, und dieſer Mangel ſei die Urſache alles Verdruſſes und aller Erbitterung geworden. — Herr Stark beſtand darauf, daß der Doktor ſich näher erklären ſollte; und dieſer verſprach es, wenn er zuvor das feierliche Wort erhielte, daß ihm ſeine Freimütigkeit nicht ſollte übelgedeutet werden. Dieſes Wort ward gegeben.

„Nun dann,“ ſagte der Doktor, „der Liebe Ihres Vaters mangelte, was jetzt ſchon in hohem Grade da iſt, und was Sie noch täglich zu vermehren in Ihrer Gewalt haben werden: Hochachtung für Sie.“

„Wahr! Mehr als zu wahr! Er hat mich von jeher verachtet.“

„Er hat von jeher gewünſcht, Sie innigſt hochachten zu können. — Fragen Sie jetzt ſich ſelbſt, in welchem Maße Sie ihm das möglich machten!“

„Hab' ich ihm Schande gemacht?“ rief Herr Stark, indem er mit großer Bewegung aufſtand. „Hab' ich Laſterthaten begangen?“

„Iſt von Schande die Rede? Werden Sie den ſchon hochachten, der ſich mit keinen Laſterthaten befleckt hat? Gehört zur Hochachtung nicht mehr?“

Herr Stark erinnerte ſich der Freude des alten Schlicht über den Ton, worin ſein Vater von ihm geſprochen hatte, ward beſänftigt, und ſetzte ſich wieder.

„Ich habe Ihr Wort, daß Sie meine Freimütigkeit mir verzeihen wollen, und ſo laſſen Sie mich ein für allemal, um Ihrer und Ihres Vaters Zufriedenheit willen, über dieſen Punkt meine geheimſten Gedanken ſagen! — Ihr Vater hielt Sie für keinen böſen, aber für einen ſchwachen, für einen auf ſich ſelbſt beſchränkten, zur Sinnlichkeit, Weichlichkeit, Eitelkeit ganz ſich hinneigenden Charakter. Nach dem, was er von Ihnen ſah, von Ihnen hörte — denn Ihr Gutes verbargen Sie ja vor ihm — konnt' er kaum anders, ſondern mußte Sie dafür halten. Er dachte Sie im vollen Gegenſatz mit ſich ſelbſt; und ſich ſelbſt konnt' er doch wahrlich! auch bei ſtrengſter Unparteilichkeit, mit keinen andern Augen anſehn, als womit alle Welt ihn anſieht: mit Augen der Billigung und der Achtung. Daher ſein Ton gegen Sie: ein wirklich empfindlicher, ärgerlicher, kränkender Ton, der mir von jeher mißfiel, den ich gegen meinen Sohn, wie ich auch immer von ihm urteilen möchte, ewig nicht brauchen würde, auch freilich, weil mir Witz und Laune dazu verſagt ſind, nicht brauchen könnte; der aber aus dem ganzen Geiſte und Herzen des Alten zu natürlich hervorging, als daß die Abänderung desſelben, ſo lange er Sie in dem alten Lichte betrachtete, je gehofft werden durfte. — Ihm dieſen Ton zu nehmen, war kein anderer Weg, als ihm ſein Urteil von Ihnen zu nehmen; und dieſes“ — er ergriff hier die Hand des Schwagers, und drückte ſie ihm mit Wärme — „dieſes iſt ihm genommen.“

Herr Stark hatte mit Ruhe gehört und ſchwieg auch noch jetzt. Der Doktor bekannte ihm, daß er die ganze Geſchichte der Ausſöhnung mit Lyk, nebſt allem, was darauf gefolgt ſei, dem Alten erzählt habe, und ſchilderte ihm die große Rührung desſelben nicht ohne eigene Rührung. — „Treten Sie ihm jetzt unter die Augen, und Sie werden einen ganz andern Blick von ihm ſehen. Reden Sie jetzt mit ihm und Sie werden einen ganz andern Ton von ihm hören. — Wahrlich, Herr Bruder! wenn Sie auch alle die kleinen — Schwachheiten will ich nur ſagen — beibehielten, die er ſonſt an Ihnen beſpöttelte: er würde ſie nicht mehr beſpötteln; er würde ſie immer noch weg wünſchen, aber ſie dem uneigennützigen, großmütigen, edelthätigen Manne, den er jetzt in Ihnen erkennt, mit Freuden zu Gute halten. Nur Annäherung, Ausſöhnung, Vertrauen! — und ich ſchwöre Ihnen, Sie gelten ihm künftig mehr, als wir alle; Sie führen ihm jede Gattin, die Sie wollen, als ſeine Tochter zu; Sie ſind Herr aller Ihrer Handlungen, ſo lange Sie in dem Geiſte, wie ſeit Lyks Tode, handeln; Sie haben an ihm keinen Tadler und Sittenrichter mehr; nur einen liebenden Freund, einen zärtlichen Vater.“

So gern Herr Stark dieſes alles nicht bloß als Liebhaber, ſondern auch als Sohn hörte, deſſen Gefühle der Natur und der Pflicht nie völlig erſtorben waren, ſo nahm er es doch mehr für angenehme Vorſpiegelung, als für wirkliche Hoffnung. Er beharrte darauf, daß ſein erſter Schritt ſein müſſe, von der Geſinnung der Witwe gewiß zu werden, um bei dem Verſuche der Ausſöhnung mit dem Vater ſogleich ſeine Liebe erklären zu können: weil dieſe Ausſöhnung, wenn man hinterher ſeine Liebe verwürfe, von keiner Dauer, und wenn die Witwe ſelbſt ihm ihre Hand verweigerte, von keinem Nutzen ſein würde. Er ſei in dem letztern Falle nun einmal entſchloſſen, ſeinen Aufenthalt zu verändern. — Man ſtritt noch eine Weile hin und her; aber jeder blieb, wie gewöhnlich, bei ſeiner eigenen Anſicht, bis die Doktorin, die ſich ihrer Wirtſchaft wegen hatte entfernen müſſen, wieder hereintrat, und Mann und Bruder zu Tiſche abrief. Sie ſagte ihnen, daß ſie den Kindern beſonders habe decken laſſen, und daß ſie drei allein ſein würden, um mit voller Freiheit zuſammen zu ratſchlagen.

Der Streit zwiſchen dem Doktor und Herrn Stark ward ihr jetzt zur Beurteilung vorgelegt, und ſie entſchied nach kurzem Beſinnen für beide und wider beide. — „Ihr könnt euch nur darum nicht vereinigen,“ ſagte ſie, „weil ihr Männer.

das heißt, weil ihr Starrköpfe ſeid, die, wie ſie einmal ein Ding geſehen und gefaßt haben, es immer ſehen und immer faſſen. — Mein Gott! So werft doch euer beider Meinungen in eine zuſammen, und ihr ſeid ja fertig."

„Wie zuſammen?" fragten hier beide. „Wie geht das an?"

„Ja, wenn wir Weiber nicht wären!" —

„Ihr holden Friedensſtifterinnen!" ſagte der Doktor und lachte.

„Das ſind wir, mein Herr; das ſind wir. Davon ſollen Sie gleich die Probe ſehen. — Du, Bruder, willſt vorher der Liebe deiner Witwe gewiß ſein, ehe du mit dem Vater ſprichſt. Nicht?"

„Allerdings."

„Und du, Herr Gemahl, willſt den Bruder vorher mit dem Vater einverſtanden wiſſen, ehe er mit der Witwe Richtigkeit macht?"

„Nicht anders."

„Nun, was zankt ihr euch denn? Da giebt's ja gar keine Schwierigkeiten. Das geht ja ganz vortrefflich zuſammen. — Ich ſchaffe dem Bruder die vollkommene Gewißheit von dem Ja der Witwe, ohne gleichwohl dieſes Ja ausdrücklich zu fordern; und der Bruder, wenn er dieſe Gewißheit hat, gönnt dem Vater vorher das Wort, eh' er der Witwe ſeine Anträge macht. Dann wird er ja hören, und nachdem er hört, kann er handeln. Der Vater darf nicht klagen, daß der Sohn ihn vernachläſſigt habe, und der Sohn darf nicht fürchten, daß er von einer oder der andern Seite in Verlegenheit komme. — Läßt ſich etwas Leichteres, etwas Einfacheres denken?"

„Aber ich ſehe nicht ab," ſagte der Doktor, „wie du ohne förmlichen Antrag des Ja der Witwe gewiß werden kannſt."

„Armer Mann! Das ſiehſt du wirklich nicht ab? Sage mir doch: wie nannteſt du jüngſt ein Geſicht, woran du gewiß vorher weißt, daß dein Kranker dir ſterben werde?"

„Ein hippokratiſches etwa?"

„So ungefähr. Ja, ſo klang's. — Nun, die Freiheit der armen Mädchen und Witwen, wenn ſie im Abfahren begriffen iſt, hat eben ein ſolches hip — hip — wie heißt es?"

„Hippokratiſches Geſicht."

„Richtig! — Und darauf verſtehen nun wir Weiber — wir klugen, mein' ich — uns eben ſo gut, als ihr euch, ihr gelehrten Herren Doktoren, auf jenes. — Heute Abend, Bruder, haſt du von der Witwe volle Gewißheit, ohne daß ich gleichwohl das mindeſte mit ihr richtig mache."

„Aber, Schweſter," ſagte Herr Stark, „wenn du deine Güte gegen mich vollenden wollteſt — ich wünſchte von dir noch eines."

„Und was?"

„Daß du, ehe ich mit dem Vater ſpräche, auch ſeine Geſinnung in Abſicht dieſer Heirat — nicht eben geradezu, nur von weitem, ganz von weitem erforſchteſt. — Ach, das würde mir die Unterredung mit ihm ſo unausſprechlich erleichtern."

„Kann geſchehen," ſagte die Schweſter.

„Er ſoll ja ſein Vorurteil gegen die Witwe ſchon halb verloren haben?"

„Das hat er. Schon mehr als halb. — Aber, lieber Mann, wie iſt's denn mit dir? Du wirſt doch auch etwas thun?"

„Was in meinen Kräften ſteht — gerne. Ich bin des Unfriedens in der Familie ſchon ſo überdrüſſig!"

„Morgen, weißt du, iſt Sonntag, und der Vater ißt hier zu Mittage. — Wie, wenn du ihn da in dein Zimmer nähmſt, und ihn zur väterlichen, freudigen Wiedereinnahme des Bruders zu ſtimmen ſuchteſt? wenn du ihm den Bruder von ſeinem letzten Geſchenke ſo gerührt ſchilderteſt, ſo dankbar, ſo gut —"

„Daß er ihn ſelbſt wieder zurückſehnte?"

„Nun ja!"

„Mit Vergnügen. — Aber dann wird er ſogleich, wenn er den Bruder geſund glaubt, ihn rufen laſſen, oder wenn er ihn noch für krank hält, zu ihm hinaufgehen und ihn umarmen."

„Er umarmt nicht ſo leicht."

„Nein nein," ſagte Herr Stark. „Verſchone mich, Schweſter! — Auch haſt du mir ja verſprochen — —"

„Wahr! Ihn der Heirat wegen erſt auszuholen. Und dazu will Zeit ſein. So Schlag auf Schlag geht das nicht. — Und möcht' ich ſo ungern, daß der Sonntag, wo wir ihn hier allein haben und wo er gemeiniglich ſo vergnügt iſt, für die Hauptunterredung verloren ginge. Halt! Du warſt ja auf dem Lande, Bruder? Bei einem Freunde?"

„Nun freilich."

„Beſinne dich! Du warſt nicht, ſondern du biſt auf dem Lande. Mein Mann hat dir zu der Reiſe geraten, und heute oder geſtern — mag es doch heute ſein, heute nach Mittage! — biſt du von hier gefahren. Indeſſen bleibſt du bei deiner Schweſter und kannſt wieder zur Stadt kommen, ſobald du willſt. Schlicht ſoll Beſcheid darum wiſſen."

„Ich glücklicher Mann!" ſagte der Doktor. „Was für eine Frau ich doch habe!"

„Nicht wahr?" —

„Eine kluge, eine herrliche Frau! — Von einer Erfindungskraft! einer Geiſtesgewandtheit!"

„Bosheit! Bosheit!" rief ſie. „Nichts weiter. — Da will er mich nun verführen, daß ich ihm einmal ſagen ſoll, was eine Frau doch ſo ungerne ſagt: Mann! du haſt recht."

Die ſüße Miene, womit ſie jetzt aufſtand, verſprach einen Kuß, und der Doktor fuhr ſich ſchon mit der Serviette über die Lippen; aber plötzlich wandte ſie ſich gegen die Thüre, befahl den Pudding zu bringen und ſetzte ſich ganz ehrbar wieder an ihre Stelle.

30. „Komm' ich nicht ein wenig zu oft?" ſagte die Doktorin, indem ſie einen Augenblick an der Zimmerthür der Witwe ſtillſtand. „Werden Sie ſich nicht bald meine Beſuche verbitten?"

„O meine Freundin! Mir Ihre Beſuche verbitten! Ich, die ich mich lieber niemals von Ihnen trennte! — Sie thun mir da eine Frage —"

„Die übler klingt, als gemeint iſt. Weiß ich's nicht ſchon, daß Sie mich recht gerne ertragen?"

„Ertragen! — Nun kommen Sie mir vor Mitternacht nicht von dannen."

„Ich Arme! da wär ich ja ſchrecklich geſtraft — —"

Man nahm jetzt Platz und die Doktorin wollte ſoeben auf ihr Hauptthema einlenken, als ein Lehrling aus der Lykiſchen Handlung hereintrat und den alten Mann von geſtern anſagte, der Madame Lyk aus dem Wagen gehoben habe.

Der Doktorin ſchoß auf der Stelle das Blatt. „Schlicht?" rief ſie aus. „Der kommt nicht anders, als wenn er geſchickt wird. Was kann der wollen?"

„Er will," ſagte der Lehrling und ſchielte ſeitwärts die Doktorin an, „Madame Lyk unter vier Augen ſprechen."

„Nicht unter ſechſen? Ei mein Gott! da muß ich ja fort. Das iſt übel. — Doch wenn Sie erlauben, Freundin; ſo ſchleich ich mich hier in dies Seitenzimmer und wahrlich! wahrlich! ich will dort recht fromm ſein. Ich will ans Fenſter und nicht an die Thüre treten."

„Wie Sie mich quälen!" ſagte die Witwe. „Bleiben Sie doch! Was für Geheimniſſe kann er denn haben?"

„Wer weiß? Er mag wohl einmal auch nicht geſchickt ſein. Er iſt noch Junggeſelle."

„Leichtfertige Freundin!" — Sie trat jetzt mit vieler Höflichkeit in die Thüre und nötigte den Alten herein, der ſogleich durch die Heiterkeit ſeines Geſichts die gute Beſchaffenheit ſeiner Botſchaft ankündigte und die Doktorin in ihrer Ahnung beſtärkte.

„Sieh da," ſagte dieſe: „lieber, guter alter Vater! Biſt du's denn wirklich? — Ach mein Himmel! Und geputzt wie ein Bräutigam oder wie ein Brautwerber. Was ſtellt das vor?"

Der alte Schlicht lachte herzlich.

„Wirklich, ſo galant hab' ich dich in meinem Leben noch nicht geſehen."

„Man kann gut galant ſein, liebe Frau Doktorin, wenn man Gönner hat, die auf einen was halten." — Er ſah hier, wie verſtohlen, auf ſeine neue atlaſſene Weſte und von der Weſte wieder auf ſeine Wohlthäterin; mit einem Ausdruck von Dank und Liebe, der ein noch älteres Geſicht, als das ſeinige hätte verjüngen können. — Die Weſte war ein Angebinde der Doktorin an ſeinem letzten Geburtstage geweſen, und er trug ſie, um ſeiner Sendung Ehre zu machen, heute zum erſten Male.

Die Doktorin, von ſeiner Pantomime gerührt, ſchlug ihn ſanft auf die Schulter. — „Aber iſt es denn wahr, lieber Alter, daß du mit Madame Lyk ganz allein ſein willſt? daß ich hier fort muß?"

„Wieſo? wieſo?"

„Der Handlungsburſche, der dich hier anmeldete, ſagte — —"

„Ach, der Handlungsburſche iſt —" Bei einem Haare hätt' er ein Kraftwort herausgeſtoßen; aber zum Glück beſann er ſich noch; überſetzte den Narren, den er im Sinne hatte, in: nicht recht klug, und verſicherte, daß die Frau Doktorin ſein ganzes Anbringen hören dürfe; ſie komme ſelbſt darin vor.

Mit großer Ernſthaftigkeit hielt er dann ſeinen Vortrag. — „Sein Prinzipal," ſagte er, „der Herr Stark, bedaure ganz ungemein, daß er geſtern, wegen zunehmender Gehörsſchwäche, die eigentliche Abſicht des von Madame ihm gegönnten angenehmen Beſuches nicht verſtanden, ſondern dieſen Beſuch für eine bloße überflüſſige Höflichkeit genommen habe. Er ſei nachher durch ſeine Frau Tochter, die hier anweſende Frau Doktorin Herbſt — die bei dieſer Gelegenheit einen ſehr herzlichen Blick erhielt — über jene Abſicht näher belehrt worden; und da er nun ihn, den Monſieur Schlicht, teils als einen Handlungskundigen, teils als einen treuen und verſchwiegenen Diener, aus vieljähriger Erfahrung kenne: ſo habe der Herr Prinzipal eben ihm den Auftrag gegeben, der Madame die Verſicherung ſeiner vollkommenen Bereitwilligkeit zu ihren Dienſten zu überbringen, auch demnächſt ſich in das Kontor des Herrn Horn zu verfügen, um ſofort die etwaige Schuld bei dieſem ungeſtümen, dem Herrn Stark von der ſchlechten Seite ſchon wohlbekannten Manne, durch Wechſel oder bar, wie er ſelbſt es wollen würde, zu tilgen. Übrigens bitte ſein Herr Prinzipal, wenn ähnliche Fälle mit noch andern Gläubigern eintreten ſollten, daß Madame ſich nur gleich an ihn wenden und ihn überhaupt wie ihren Kurator betrachten wolle, als wozu er ſich mit Vergnügen erbiete. Zugleich wünſche er, mit allem Dank verſchont zu bleiben, weil er durch den Herrn Sohn ſehr wohl unterrichtet ſei, daß er in keinem Falle bei der Unterſtützung von Madame etwas wage und ſich alſo bei dieſer kleinen Gefälligkeit eigentlich gar kein Verdienſt um ſie beimeſſen könne. — Er, Monſieur Schlicht, erſuche jetzt um beliebige genaue Angabe der ganzen Horniſchen Forderung, damit er dem noch übrigen Teile ſeines Auftrages genügen und dem Herrn Prinzipal die ganze Sache als völlig abgemacht berichten könne."

Kaum hatte Monſieur Schlicht mit vielem Wohlbehagen ſeinen Vortrag geendigt, ſo ergriff die Doktorin die Hand der Witwe und fragte, nicht ohne töchterlichen Stolz im Herzen: „Hatt' ich nun Unrecht?"

„O meine Freundin! — Eine ſolche Großmut an einer Fremden, an einer faſt gänzlich Unbekannten! — Aber ich weiß ja, wem ich dieſe Hilfe zu verdanken habe."

„Wem? Wem?" indem ſie ſich

vor ihrer Umarmung zurückbeugte. — Meinem Vater; ſonſt keinem.“

„Er hat die edelſte Tochter.“

„Kennen Sie die? — Eine Schwätzerin iſt's, die nichts auf dem Herzen behalten kann; die dem Alten alles vorplaudern muß, was ſie weiß, und die ihm denn auch geſagt hat, was ſie von der unangenehmen Lage ihrer Freundin und von der Abſicht des geſtrigen verunglückten Beſuches wußte, — das iſt alles geweſen; ich verſichere Sie. Kein Wort von Fürſprache, von Aufmunterung Ihnen zu helfen; kein Gedanke daran! Das hätte die Freundin herabgeſetzt und den Vater beleidigt. Der handelt nicht, wie es ihm andere eingeben; der handelt nach ſeinem eigenen Herzen.“

„Ich höre Sie mit einer Bewunderung — einer Empfindung — —“

„Laſſen wir das!“ — und nun umarmte ſie die Witwe mit wahrer, herzlicher Freundſchaft. — „Mein guter Schlicht, der nie viel Zeit hat, wartet auf Antwort, und ich denke doch, Sie werden ihn durch keine abſchlägige kränken?“

Die Witwe bat jetzt Monſieur Schlicht, ſeinem Herrn Prinzipal ihre innige Verehrung, ihre tiefe Rührung über den unverdienten Beweis ſeiner Gewogenheit zu verſichern; aber zugleich ihm zu ſagen, daß der Gehorſam gegen den einen Teil ſeines Befehls ihr den Gehorſam gegen den andern unmöglich mache. — „Ich werde Sie ſelbſt, lieber Herr Schlicht, mit einigen Zeilen von meiner Hand beſchweren, die Sie ihm zu überreichen die Güte haben werden. Den perſönlichen Dank behalt' ich mir bevor. — Sie erlauben doch, beſte Freundin?“ — mit einer Wendung gegen das Seitenzimmer.

„Gehen Sie, gehen Sie nur! Sie thun etwas ſehr Überflüſſiges; aber ich weiß, Sie würden es doch nicht laſſen.“ —

Die Doktorin nutzte die Augenblicke, da ſie mit Schlicht allein war, um ihn von allerlei zu unterrichten, was ihm zu wiſſen not that: von dem Wechſel, den ihr Mann an Horn ausgeſtellt hatte, um die Witwe außer Gefahr zu ſetzen; von ihrem Wunſche, daß der Vater davon nichts merke, und alſo nicht ihr Mann quittiert werde, ſondern die Witwe; von ihrer Abſicht, den Bruder noch einige Tage vorgeblich aufs Land zu ſchicken, bis ein gewiſſer Entwurf gereift ſei, der ihn von ſeiner Grille, nach Br.. zu gehen, unfehlbar zurückbringen werde; endlich von der aufhörenden Notwendigkeit, das Wohlbefinden des Bruders und ſeine Abfahrt aufs Land, die aber erſt dieſen Nachmittag müßte geſchehen ſein, vor dem Vater geheim zu halten. — Monſieur Schlicht, mit ſeiner gewöhnlichen Gefälligkeit, verſprach, ſich das alles zu merken und fand die Anſchläge ſeiner lieben Frau Doktorin ganz vortrefflich.

Madame Lyk trat mit einem Briefchen und einem Zettelchen in der Hand, auf welchem die Horniſche Schuldforderung verzeichnet war, wieder herein und gleich nach ihr erſchien ein Mädchen mit einer Flaſche ſüßen Weins und mit Gläſern. Die Doktorin verbat, indem ſie ihren Widerwillen gegen ſtarke Getränke, Monſieur Schlicht, indem er ſeine Geſchäfte zu Hauſe vorſchützte, wo er noch ſo manches zu thun habe, daß die Stelle ihm unter den Füßen brenne. Die Witwe, die ſich ihm für ſeine Mühe ſo gern erkenntlich bewieſen hätte, bot alle ihre Beredſamkeit gegen ihn auf, und ſchon geriet er mit der ſeinigen ſehr ins Stocken; aber die Doktorin, um mit der Witwe allein zu ſein, ſchlug ſich auf ſeine Seite und half ihm durch. — „Ich kenne,“ ſagte ſie, „meinen lieben, guten Schlicht: er thut alles, was ihm obliegt, mit großer Treue, mit großem Eifer; und da ihm das Haus meines Vaters zur Aufſicht übergeben iſt, ſo hängt er daran nicht anders, als ob er, wie die Schnecke, damit verwachſen wäre. Er trägt es zwar nicht auf dem Rücken, aber er trägt es dafür auf dem Herzen. Ihm iſt nicht anders wohl, als wenn er darin ſteckt.“

Das war einmal ein Lob, ganz nach dem Sinne von Monſieur Schlicht und er dankte dafür, indem er es ehrlich annahm, mit vieler Freude. Auch Madame Lyk ſagte ihm noch beim Abſchiede viel Schönes; ſie erinnerte ſich alles des Guten, was ſie aus dem Munde des Herrn Stark von ihm gehört hatte und freute ſich, die Bekanntſchaft eines Mannes gemacht zu haben, der einer ſo hochachtungswürdigen Familie, als die Starkiſche, ſo vorzüglich wert ſei. — Kein Madeira, noch Cyper, noch Syrakuſer, noch was ſonſt die Flaſche der Witwe enthalten mochte, hätte das Herz des alten Schlicht mehr erquicken, oder ihm den Kopf mehr benebeln können, als dieſe lieblichen Worte; denn wirklich ſchien er, als er auf die Straße hinaustrat, ein wenig berauſcht. Er ſprach in einem fort mit ſich ſelbſt und geſtikulierte dabei ſo lebhaft, daß mehrere der Vorübergehenden ſtillſtanden und mit Lachen ihm nachſahen. Der Inhalt ſeines Selbſtgeſpräches war: daß von allen Frauen der Stadt die Frau Doktorin ohne Widerrede die beſte, aber gleich nach ihr Madame Lyk die liebenswürdigſte und vortrefflichſte ſei. — Indem er ſich dachte, daß irgend jemand ſo frech ſein könne ihm das zu leugnen, ſtieß er mit dem Stocke ſo heftig gegen das Pflaſter und ſchnitt ſo wilde Geſichter, daß ein paar ſpielende Kinder vor Schrecken zuſammenfuhren und mit Geſchrei in die Häuſer liefen.

31. Es war der Doktorin peinlich, daß die Witwe kein Ende finden konnte, die Großmut ihres Vaters und ihre eigene Freundſchaft zu rühmen; aber wie viel ſie auch bat und ablenkte, immer kam die Rede darauf zurück. — „Ich hätte“, ſagte die Doktorin endlich, „ſo gern über meinen Bruder mit Ihnen geſprochen; aber wie wohl ich ſehe —“

In dem Augenblick ſchloß ſich der Mund der Witwe und deſto offner ſtand nun ihr Ohr.

„Sie glauben wohl nicht, daß hinter der ſcheinbaren Heiterkeit, womit ich zu Ihnen kam, ſich ein ſehr bitterer Verdruß verſteckte? Gleichwohl iſt es nicht anders. Ich habe über meinen Bruder zu klagen, recht ſehr zu klagen.“

„Unmöglich! Über ſo einen Bruder?“

„Jaja! Über ſo einen! -- Eben, daß er ſo einer iſt — —“

„Liebe Frau Doktorin!“ — Sie war ganz ſichtbar gekränkt.

„Ich kann mir nicht helfen; ich trage meine Herz auf der Zunge. — Sehen Sie, Freundin! Nichts in der Welt thut mir weher, als wenn man mir meine guten Geſinnungen nicht erwidert, wenn man mich für meine Offenheit mit Verſchloſſenheit für mein herzliches Zutrauen mit kaltem Mißtrauen belohnt. — Sagen Sie, was Sie wollen: ſo etwas iſt ärgerlich, iſt abſcheulich.“

„Will ich es denn verteidigen?“ Aber daß Ihr würdiger Bruder —

„O, ich ſehe ſchon: Sie werden auf ihn nichts kommen laſſen; Sie ſind zu ſehr ſeine Freundin.“

„Wenn ich's nicht wäre!“ — Sie hatte Thränen im Auge.

Indeſſen ſind Sie doch auch Freundin von mir und Sie werden gerecht ſein. — Ich will das Ärgſte ſetzen, was doch ſicher nicht iſt: daß mein Bruder eine Sache auf dem Herzen trüge, die ihm eben nicht Ehre machte; kennt er denn nicht ſeine Schweſter, ſeine liebreiche Schweſter, die alles in der Welt eher thun würde, als ihn verraten? Kennt er nicht ſeinen redlichen Schwager, der von jeher ſo innig teil an ihm nahm und der ihn auch jetzt mit Rat und That ſo gern unterſtützen würde? Muß er auf tauſend Fragen, auf tauſend Bitten, daß er ſich öffnen wolle, noch immer verſchloſſen bleiben?

„Aber darf ich denn hören?“ —

„Da iſt ſehr wenig zu hören. Leider weiß ich oder errat' ich nur das ganz allgemeine: Er liebt!“

„Er — liebt?“ — fragte die Witwe, nicht ohne Stocken; denn in dem Augenblick ſah ſie ihn vor ſich, den biedern, den edlen Freund, wie er beim Abſchiede die Hand ihr ſo glühend küßte, daß auch ſie ſich im Herzen ſagte: „Er liebt!“

„Alle Anzeichen ſind wenigſtens da: ein unabläſſiges Seufzen; ein ſtieres Hinblicken auf einerlei Fleck; eine weiche, kränkliche Sprache; ein feuchtes, ſchmachtendes Auge. — Aber wen er liebt, wen? — mit keinem Bitten, keinem Zureden iſt das herauszubringen — Es wird doch wohl in Ewigkeit keine Perſon ſein, die nicht mehr frei wäre? die ihr Herz ſchon verſchenkt hätte?“

„O gewiß nicht! gewiß nicht!“ ſagte die Witwe — und geriet über dieſes raſche, ihr entfahrene Wort in eine Verlegenheit — eine Verwirrung —

„Alſo Sie wiſſen?“ indem ſie ihr näher rückte.

„Nichts, liebe Freundin. Ich weiß davon nichts; aber — — ich ſchließe aus ſeiner Denkungsart, ſeinem Charakter, daß — wenn er ſo etwas merkte — —“

„Nun, dann rat' ich nich tlänger. Denn daß er eine Perſon lieben ſollte, die er zu nennen mit Recht Bedenken trüge; die ſeiner unwürdig wäre: — nein, das will und das mag ich nicht raten.“

„Ich bitte Sie. Keinen ſolchen Gedanken!“ — Sie enthielt ſich kaum einer Thräne; denn ſo möglich es blieb, daß nicht ſie dieſe Perſon war, ſo konnte ſie doch nicht umhin, ſich an deren Stelle zu ſetzen.

„Laſſen Sie mich ganz freimütig herausgehn! Ich wende mich nicht ohne Urſache an Sie. Ich habe meinen Bruder die ganze Zeit über, da er Ihre Bücher berichtigte, faſt gar nicht geſehen; er war hier jeden Abend bei Ihnen —. Natürlich ward er mit Ihnen vertraut.“

Die Witwe zitterte vor dem, was nun folgen würde. Sie errötete und erblaßte.

„Sollte da in ſo manchem Geſpräche, in ſo manchem ungezwungenen, unbelauſchten Geſpräche — — denn Sie waren ja wohl meiſtens mit ihm allein —“

„Das freilich; aber —“

„Sollte da nicht irgend ein kleiner Zug ihn verraten haben? Sollte nicht irgend ein Wörtchen gefallen ſein, das uns Licht geben könnte?

„Ich wüßte nicht. Ich müßte zurückdenken,“ ſagte die Witwe. „Doch überhaupt — —“

„Was überhaupt, liebe Freundin?“

„Er hatte hier Arbeit vollauf; er hatte zu rechnen. Es ward ſehr wenig geſprochen.“

„Rechnungen freilich nehmen den Kopf ein. Aber bei alle dem — der Anfang ſeiner Leidenſchaft fällt gerade in die Zeit, da er bei Ihnen rechnete; denn bis dahin war er noch heiter und munter. Gewiß hat er, neben den Zahlen und Brüchen, noch an etwas anders gedacht. — Können Sie ſich nicht erinnern, ob Sie einmal Geſellſchaft hatten? ob Frauenzimmer darunter waren?“

„Ich hatte — niemals Geſellſchaft.“ — Sie wußte ſich keinen Rat mehr. Sie pflückte und zupfte an ihren Kleidern.

„Nun, ſo werd' ich wohl auch hier nichts erfahren. Ich werde ſo klug wieder gehn, als ich kam. — Mein Troſt muß ſein, daß die Zeit endlich alles ans Licht bringt und daß auch dieſe Liebe nicht ewig Geheimnis ſein wird. — Indeſſen glauben Sie nur nicht, daß mich bloße Neugier zu Ihnen geführt hat; es war ebenſo ſehr zärtliche Beſorgnis um einen Bruder, den ich Thörin noch immer liebe, ſo wenig er es auch wert iſt.“

„Sie ſind hart. — O mein Gott!“

„Ich ſehe ihn bläſſer, magerer werden; ſehe ihn alle Heiterkeit, allen Frohſinn verlieren; ſehe ihn hinwelken mitten in der Geſundheit: wie kann ich da ruhig bleiben?“

„Hinwelken! — Liebe Frau Doktorin!"

„Nicht anders. Nur noch dieſen Morgen ſagte mein Mann: das geht nicht; das thut auf die Länge nicht gut; der Bruder muß ſich notwendig erklären."

Die Witwe geriet hier in eine Wehmut, die ſie kaum mehr bezwang. Auf Erklärung freilich kam's an: und daß er dieſe zurückhielt, daß er ſich lieber in heimlichem Gram verzehrte, als ſeine Liebe bekannte: was ſollte ſie daraus ſchließen? — Mißbilligte er ſelbſt dieſe Liebe? Stand ihm ihr zu geringes Vermögen; ſtanden ihm ihre Kinder im Wege? —

‚Eigennutz miſcht ſich denn auch mit ins Spiel; ich will es nicht leugnen. — Ich hatte einſt eine Schweſter, die ich an den Blattern verlor; ach ein Geſchöpf, liebe Freundin! — von einer Sanftheit, einer Gefälligkeit, einer Seelengüte! — Wie gerne hätte ich ſo eine Schweſter wieder! Wie hoffte ich immer, daß mein Bruder ſie mir zuführen ſollte! Wie würd' ich ſie und um ihretwillen auch meinen Bruder geliebt haben!"

„Auch ich" — ſagte die Witwe — „hatte —" Und nun zog ſie ihr Tuch hervor und weinte es ſo über und über voll, daß ſie es wegwerfen und ſich ein friſches nehmen mußte.

Gewiß war Madame Lyk, das wenige ausgenommen, was von Verſtellungskunſt jedem Frauenzimmer unentbehrlich iſt, nicht im mindeſten Heuchlerin, und ihre Thränen floſſen alſo ohne Zwang, aus der Fülle des Herzens: aber gewundert würde ſich, wenn ſie hier hätte zugegen ſein können, die kleine Amalie ein wenig haben, daß, im achten Jahre verſtorben und ſeit vierzehn Jahren nicht mehr erwähnt, ſie noch jetzt ein ſo reichliches Thränenopfer erhielt.

Auch die Doktorin zog nun ihr Tuch hervor, aber in etwas anderer Abſicht; ſie verbarg ein Lächeln dahinter. — „Laſſen Sie uns," fing ſie dann an, „von dieſem Geſpräche abbrechen; denn wozu einander wehmütig machen? Wir wollen denken: was hin iſt, iſt hin, und was im Grabe liegt, kommt nicht wieder."

„Das kommt freilich nicht wieder," ſchluchzte die Witwe.

„Hingegen wo noch Leben iſt, da iſt Hoffnung. — Mein Bruder iſt wohl auch nicht ſo hinfällig, als meine Beſorgnis ihn macht; wenigſtens wie ich dieſen Mittag ſah, hat er noch gute Eßluſt: und die, denk' ich, iſt eben kein Zeichen zum Tode." Sie lächelte. — „Übrigens wird er jetzt ſchwerlich nach Br . . gehen; er wird, denk' ich, hier bleiben: und da — —"

„Er wird hier bleiben?" fragte die Witwe, und ſchien durch dieſes Wort ein wenig getröſtet.

„Ich denk' es, ſagt' ich. — Und da wird denn mein Mann, der ſich auf ſolche Krankheiten verſteht, ihn unter der Aufſicht behalten, und wird ihm ſchon wieder zu Kräften helfen. Vernünftig wird er ja auch wohl am Ende werden und wird ſich erklären. Meinen Sie nicht?" — Sie lächelte wieder.

Die Witwe geriet über die plötzliche Veränderung des Tons und der Gebärde der Doktorin in nicht geringe Verwirrung. Faſt mußte ſie glauben, daß nicht des Bruders, ſondern ihrer ſelbſt wegen geforſcht worden ſei, und daß jener ſeine Liebe zu ihr der Schweſter ſchon erklärt haben müſſe. Dieſe Vermutung beſtätigte ſich, als die Doktorin mit voller Heiterkeit fortfuhr: „Ich bekomme denn doch noch wohl eine Schweſter; o! ich bekomme ſie ganz gewiß; eine eben ſo gute, ſanfte, liebreiche Schweſter, als die ich verloren habe. Mich deucht, ich ſehe die holde Seele ſchon vor mir." — Sie hatte die Hand der Witwe genommen, der ſie bei dieſen letzten Worten einen ſanften Druck gab; und die Witwe, unbewußt, was ſie that, und zu ſpät darüber erſchreckend, erwiderte nicht allein dieſen Druck, ſondern zeigte auch in ihrem noch feuchten Geſichte ein ſanftes Lächeln. Sie war böſe über die Hinterliſt ihrer Freundin und war's doch auch nicht; ſie ärgerte ſich über die heitre Miene derſelben und war doch auch froh darüber; ſie wußte ſelbſt nicht recht, wie ſie geſinnt war. Aber allein wäre ſie gerne geweſen, um alles Geſprochene noch einmal zu überdenken und bei ſich auszumachen, wie viel oder wie wenig ſie wohl von ihrem Herzen verraten habe.

Die Doktorin, als ob ſie ihr dieſen Wunſch aus den Augen geleſen hätte, ſtand auf, um Abſchied zu nehmen. „Es wird ſpät," ſagte ſie; „ich muß fort. Leben Sie wohl, meine gute, ſanfte, liebe — ach mein Gott! ich hätte bei einem Haare geſagt: Schweſter! Sie ſehen, wie voll ich den Kopf von der Herzensangelegenheit meines Bruders habe. — Was meinen Sie? Soll ich ihm ganz wieder gut ſein?"

„Ach liebe Freundin! Sie waren ihm noch keinen Augenblick böſe."

„Nicht? Wirklich nicht?" — und nun erfolgte eine wärmere, längere Umarmung, als noch bis jetzt unter ihnen ſtatt gehabt hatte.

Auf der Flur fand die weggehende Doktorin den älteſten Sohn der Lyk, den ſie aufhob und küßte. Der jüngere lag an einer kleinen Unpäßlichkeit nieder. Sie hatte den ſchnellen Einfall, die Mutter zu bitten, daß es ihr morgen früh erlaubt ſein möchte, den Kleinen holen zu laſſen, um ihn einem der größten Kinderfreunde, ihrem guten, alten Vater, zu zeigen, der an der ſchönen Geſtalt und dem artigen Betragen des Kindes ſich ſehr ergötzen würde. — „Er kann," ſagte ſie, „mit meinen eigenen Kleinen ſpielen und kann bei uns eſſen." — Die Mutter bewilligte das, und der Knabe hüpfte und ſprang vor Freuden. — —

Zuhauſe machte die Doktorin ihren Mann, aber noch mehr ihren Bruder, durch die mitgebrachten Nachrichten ſehr glücklich. Beſonders rührte den letztern die Unterſtützung, die ſein Vater der Witwe hatte angedeihen laſſen; er empfand darüber eine Freude und eine Dankbarkeit, wie er ſie über die größte, ihm ſelbſt erwieſene Wohlthat nicht würde empfunden haben. Aber unzufrieden war er, daß die Schweſter mit dem Inhalte des Geſprächs, welches zwiſchen ihr und der Witwe vorgefallen war, ſo ſehr zurückhielt, und daß er mit allem Forſchen nichts weiter herausbrachte, als bloß: er werde geliebt; er werde ganz ſicher geliebt; und ſie, die Schweſter, ſtehe ihm für ein freudiges Ja, ſobald er es fordern würde, mit ihrem Leben. Was die Witwe alles geſagt, und durch was für Züge ſie ihr Herz verraten habe: das verhüllte auch ihm, ob er gleich Bruder und Liebhaber war, der Schleier des weiblichen Zartgefühls; nur dem Ehemanne ward dieſer Schleier ein wenig gelüftet.

32. Die Kirche war aus und die Straße fing an, ſich mit wohlgekleideten Leuten zu füllen, denen es niemand anſah, wie ſehr ſie ihrer Sünden wegen waren geſcholten worden — als einer der kleinen Herbſte von ſeinem Poſten am Fenſter, wo er Wache geſtanden hatte, in Eil gegen die Thüre rannte und nun auf einmal der ganze unruhige Schwarm ihm nach auf die Hausflur ſtürzte, um den kommenden Großvater und die begleitende Mutter — die aber Sonntags, ihrer Alltäglichkeit wegen, nur wenig galt — mit Freudengeſchrei zu bewillkommen. Der Alte empfing die Kleinen mit den gewöhnlichen ſcharfen Verweiſen wegen ihres ungebührlichen Lärmens, aber zugleich mit einer Freundlichkeit, die den Eindruck jener Verweiſe augenblicklich wieder verwiſchte. Er wollte jetzt anfangen, ſeine Taſche für ihre Leckermäuler, und ſeinen Geldbeutel für ihre Sparbüchſen zu leeren, als er auf einmal im Hintergrunde einen holden Knaben einſam und dem Scheine nach traurig daſtehen ſah, und ſeine Tochter fragte, wer denn das wäre?

„Ach, ein lieber, ſüßer Junge," ſage die Doktorin: „der älteſte kleine Lyk; ein Schul- und Spielgenoß meines Wilhelms."

„Lyk?" rief der Alte; „o laß den Kleinen doch näher kommen!"

Er kam auf den Ruf der Doktorin und ging, nach ihrer Anweiſung zum Alten, dem er mit all dem Anſtande und der Ehrerbietung die Hand küßte, wozu ihn die Mutter gewöhnt hatte.

„Wirklich, wirklich, ein allerliebſter Knabe!" — Herr Stark teilte ihm jetzt, wie den übrigen, mit; und hob ihn dann auf einen Tiſch, der im Vorſaale ſtand, um, wie er ſich ausdrückte, zu ſehen, ob er ihn kenne. — „Ja, ja!" rief er, „lieber, ſüßer Kleiner! wir ſind ſchon alte Bekannte. — Sieh her, liebe Tochter, ſiehe her! Wie doch das nachartet! — Dieſe Stirne und dieſes Kinn" —

„Ganz des alten Lyk; unverkennbar!"

„Spiel der Natur!" rief Herr Stark.

„Ordnung der Natur!" rief die Tochter; und ſetzte auf eben den Tiſch eins ihrer eigenen Kinder, das wirklich in ſeiner Geſichtsbildung eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Großvater hatte. — Der Alte liebkoſte jetzt beide und war ausnehmend vergnügt.

„Aber," ſagte er, „wenn der alte gute Lyk den Mund zum Lachen verzog, da hatt' er ſo ganz etwas Eignes in ſeiner Oberlippe. Ob auch wohl der Kleine das hat? — Lieber Kleiner! thu mir den Gefallen und lache! Hörſt du?

Der Kleine blieb ernſthaft; denn er hatte keinen Anlaß zum Lachen und war noch nicht fein genug, um in der Aufforderung ſelbſt dieſen Anlaß zu finden. — „Ich will dich ſchon dazu bringen," ſagte der Alte, und zog aus ſeiner Börſe einen neuen, ſpiegelhellen Doppeldukaten, den er ihm zu geben verſprach, wenn er ihm den Gefallen thäte und lachte. — Der Knabe verleugnet hier das merkantiliſche Blut nicht, aus dem er entſproſſen war, ſondern lachte den ſchönen Dukaten mit ſichtbarer Begierde an, ihn aus der fremden Taſche in die ſeinige zu ſpielen; und nun riß Herr Stark ihn mit vieler Wärme an ſeine Bruſt, um ihn zu küſſen. — „Sieh! ſieh!" ſagte er zu der Tochter.

„Dem Großvater wie aus den Augen geſchnitten"

„Nicht wahr? — Da nimm hin, lieber Kleiner, und wenn du zuhauſe kommſt, ſo gieb den ſchönen Dukaten der Mutter, und bitte ſie, ihn in deine Sparbüchſe zu ſtecken."

Bei Tiſche war der Alte ſo ganz in ſeiner heiterſten Laune, ſprach und ſcherzte mit den Kindern ſo viel, und machte zu der Nachricht, die man ihm von dem Wohlbefinden und der kleinen Erholungsreiſe des Sohnes gab, eine ſo gute Miene, daß die nachmittägliche Unterredung zwiſchen ihm und dem Doktor unter keinen günſtigern Vorzeichen hätte beginnen können.

Der Doktor fing damit an, daß er dem Alten im Scherz zu der vortrefflichen Behandlung ſeines kritiſchen Kranken Glück wünſchte, deſſen Übel er mit dem richtigſten Blicke gefaßt, und wie es nicht anders ſcheine, aus dem Grunde gehoben habe.

„Doch?" ſagte der Alte lächelnd. „Hab' ich einige Anlage zur Kunſt?"

„Was Anlage! Sie ſind Meiſter darin."

„Alſo alles glücklich vorüber?"

„Alles. Die ganze Kriſis."

„Der Trotz zum Herzen heraus?"

„Völlig, völlig heraus. Und das Herz im friſcheſten, geſundeſten Zuſtande. Voll Liebe, Dankbarkeit, Ehrerbietung für einen Vater, der ſtatt zu zürnen, wie er gekonnt hätte, nur edel wohlthat."

„Aber, Herr Sohn, noch bin ich mit meiner Kur nicht am Ende. Sie haben durch ſo manche Ihrer Krankheitsgeſchichten mir verzweifelt bange vor Recidiven gemacht; und da will ich denn, ſicherheitshalber, meinem Kranken noch eine kleine Nachkur verordnen, von der ich hoffe, daß ſie ihm gute Dienſte thun ſoll."

„Für jetzt wäre wohl das Beſte, daß ſie ihn ſtärkten."

„Meinen Sie? Und wodurch?"

„Durch volles Vergeſſen, volle zärtliche Vaterliebe."

„Wenn's nur damit nicht noch zu früh iſt! — Nein, nein! Ich habe die Sache nach meinem eigenen Kopfe angefangen, und ſo will ich ſie nun auch durchführen. Ich will den Vorteil nicht ungenutzt laſſen, daß der junge Herr durch ſeinen Trotz ſich mir in die Hände gegeben hat, und daß er nun ſchon muß, wie ich will."

„War er denn nicht immer in Ihren Händen?"

„Nicht ganz. Ich mußte Rückſichten nehmen. — Geſetzt, daß ich in unſerer ehemaligen Lage geſagt hätte: Sohn! das und das iſt mein Wille; darauf beſteh' ich durchaus; ſo und ſo ſollſt du's machen, oder ich jage dich aus dem Hauſe, ſchicke dich an einen Ort, der Dir nicht anſteht, vor dem dir graut: — denn unter uns! daß ihm vor ſeinem Br . . graut, weiß ich ſehr ſicher; — ſagen Sie mir: was würden die Mutter, die Schweſter, Sie ſelbſt, alle Menſchen von mir gedacht haben? Ein Tyrann, ein Barbar, ein harter, unnatürlicher Vater wär' ich geweſen. — Vor ſeinem Trotze ſo zu handeln, war in der That ohne Härte nicht möglich; nach ſeinem Trotze kann und darf ich ſo handeln, und ich will den ſehn, der mich tadelt."

„Einer wird es doch, lieber Vater."

„Wer?" —

„Ein Mann von dem edelſten Herzen: Sie ſelbſt."

„Falſch! Mit mir ſelbſt bin ich einig. — Ich werde meinem Sohne gerade herausſagen: mit unſerer Verbindung iſt's aus; auf die rechne nicht länger; in mein Haus, in meine Handlung kommſt du nicht wieder."

„Lieber Vater!" ſagte der Doktor.

„Das ſteht feſt. Das iſt nun einmal entſchieden."

Der Doktor war nicht wenig erſchrocken. — „Sie werden mich wenigſtens anhören, hoff' ich, und dann weiß ich gewiß: Sie werden ganz anders denken."

„Sie anhören? Das will ich gerne. Hier ſitz' ich! — Aber ganz anders denken? Da müßten Sie mir doch etwas ſehr ſonderbares zu ſagen haben."

„Nichts ſehr ſonderbares, aber ſehr wahres."

„Schön! Ich bin neugierig darauf."

„Sie können's nicht ſonderbar finden, wenn ich behaupte: daß eine einzige That, zu welcher glückliche oder unglückliche Umſtände einen Menſchen hinriſſen, ihn von Grund aus verändern, ihm gleichſam eine neue Seele einhauchen kann. Bewußtſein einer ehrloſen, ſchändlichen Handlung kann den Menſchen auf immer verſchlechtern; Bewußtſein einer guten und großen ihn auf immer veredeln."

„Wohin zielt das?" fragte der Alte.

„Sie erinnern ſich, was ich Ihnen von dem Benehmen Ihres Sohnes am Sterbebette und nach dem Tode des ſeligen Lyk erzählte."

„Das war ſchön! Das war edel von ihm!"

„Hätten Sie's jemals in ihm geſucht?"

„Nie."

„Auch wahrlich, er in ſich ſelbſt nicht. Ein unerwarteter, ihm ganz neuer Eindruck, ein unwiderſtehliches Gefühl riſſen ihn hin. Aber einmal gethan, dieſe That, ſollte ſie ohne Spur, wie ein Blitz, haben verſchwinden können? ſollte ſie kein Andenken an ſich zurückgelaſſen, nicht durch dieſes Andenken mächtig auf ihn eingewirkt haben? Glauben Sie mir: das Bewußtſein von Wert, Güte, Tugend, das Ihr Sohn aus dem Lykiſchen Hauſe mit ſich nahm, iſt für ihn unendlich wohlthätig geworden; es hat ihn von ſeiner ehemaligen Kleinlichkeit, Eitelkeit, Selbſtſucht ſchon um vieles geheilt, und noch immer wirkt es zu ſeiner Beſſerung, ſeiner Veredelung fort. — Was Sie ſonſt mit ſo vielem Recht an ihm ausſetzen, iſt ſchon alles ganz anders: ſeine ehemaligen Geſellſchafter hat er verlaſſen; Spiel und Tanz ſind ihm gleichgültig, und gegen den Putz iſt er kälter geworden: ſchon ſeit Monaten kein neues Kleid mehr! ſeit Monaten kein Gang mehr als in den Konzertſaal, den unſchuldigſten aller Vergnügungsörter! Sein jetziger herrſchender Trieb iſt: zu wirken, nützlich zu werden, Hochachtung und Beifall von andern, wie von ſich ſelbſt, zu verdienen. — Iſt nicht in dieſem allen die Wirkung jenes Augenblickes, wo er ſich ſelbſt in einem ſo neuen Lichte und die Tugend in ihrer Würde und Schönheit ſah, unverkennbar?"

Der Alte, der mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte, winkte dieſer Entwickelung Beifall; und doch war ſie, wenn auch nicht falſch, wenigſtens ſehr einſeitig und unvollſtändig. Die Hauptbildnerin an dem Herzen des Sohnes, die Liebe, war aus guten Gründen vergeſſen.

„Selbſt das," fuhr der Doktor fort, „daß er die Thorheit beging Ihnen zu trotzen, ſtößt meine Meinung von ihm nicht um, ſondern beſtätigt ſie eher. Eben weil er jetzt edler und alſo ſtolzer geworden war, konnt' er die Behandlung, die er vormals verdient hatte, nicht mehr ertragen; eben weil er Hochachtung gegen ſich ſelbſt zu fühlen anfing, wollt' er auch Hochachtung von andern, ſelbſt von ſeinem Vater, genießen: und ſo entſtand denn, bei der gewohnten traurigen Entfernung von Ihnen, und bei dem unſeligen Mißtrauen, womit er Sie im Irrtum über ſich gleichſam vorſätzlich erhielt, jener Trotz, jener nicht zu rechtfertigende übereilte Entſchluß, den Sie durch ihr weiſes Benehmen ihn ſo ſehr haben bereuen laſſen. — Aber, mein beſter Vater — wollten Sie einen Fehltritt aus ſolchen Gründen, an einem ſolchem Sohne, der Ihrer täglich würdiger wird, jetzt ſo grauſam beſtrafen?"

„Was?" rief der Alte, indem er mit lebhafter Bewegung aufſtand; was reden Sie, lieber Doktor? Was fällt Ihnen ein?"

„Sie ſagten: in Ihr Haus, in Ihre Handlung käm' er nicht wieder."

„Das ſoll er auch nicht, muß er auch nicht."

„Sind Sie denn noch immer erbittert?"

„Erbittert? Ich? — Nun beim Himmel! Wenn alle Väter ſich ſo erbittern wollten, das wäre den jungen Herren, ihren Söhnen, wohl eben recht."

„Wie verſteh' ich denn aber?"

„Ich will aus der Verbindung mit ihm heraus und will mich zur Ruhe ſetzen. Mein Haus ſoll das ſeinige, meine Handlung die ſeinige werden. Verſtehen Sie jetzt?"

„Ja, mein Gott!" rief der Doktor freudig; wenn Sie ſich ſo erklären! — Der Text war dunkel; die Auslegung iſt ſonnenhelle. — Aber Ihr armer Sohn! Was wird er nicht für einen Schrecken haben!"

„Scherzen Sie nicht zu früh! Die Bedingungen ſind zurück."

„O, die wird ein Vater. ein edler, großmütiger Vater, machen. Ich bin ſehr ruhig darüber."

„Daß ſie auf ſein Beſtes berechnet ſind, können Sie denken. — Ich hab' ihn jetzt, wie geſagt, in meiner Gewalt, und ſo beſteh' ich durchaus darauf: er ſoll thätiger werden; er ſoll die Handlung, wenn ſie die ſeinige wird, mit mehr Ernſt und mit mehr Eifer führen, als unter mir; er ſoll dem abgehenden einen Buchhalter keinen Nachfolger geben, weil er deſſen Arbeiten mit den ſeinigen zugleich verrichten kann, ohne daß eben der Schreibtiſch eine Galeere werde; er ſoll dem Umherſchweifen in Geſellſchaften und an öffentliche Örter entſagen und ſich ſein Haus dadurch anziehender machen, daß er ein Weib — aber kein Modeweib, keine Putz-, auch keine Büchernärrin — nimmt, ſondern ein braves, häusliches, herzliches Weib, das er lieben, das aber auch ich ſchätzen und ohne Erröten Tochter nennen kann. — Fügt er ſich in dieſe Bedingungen, gut! ſo übergeb' ich ihm alles, beziehe meine eigene Wohnung für mich und betreibe meine übrigen Geſchäfte in Ruhe. — Fügt er ſich nicht: nun, ſo kann ich weiter nicht helfen; ich arbeite dann mit meinen Buchhaltern fort, und ihn ſchick' ich — wohin der junge Herr nicht mag, und wohin er mir doch zu gehen gedroht hat: nach ſeinem Br . . In mein Haus, ſo lang' es das meinige bleibt, kommt er nicht wieder."

„Das alſo, das Ihre Nachkur, mein lieber Vater?"

„Das! — Wird ſie ihm anſtändig ſein?"

„Er wird darin gleich ſehr Ihre Liebe und Ihre Einſicht erkennen. — Bereiten Sie ſich vor, den dankbarſten, den gerührteſten Sohn zu umarmen!"

„Meinen Sie? — nun, ſo bereiten auch Sie ſich vor, einen Mann zu erblicken, der Haus und Handlung verliert, und der dazu lächelt!"

„Wie freu' ich mich dieſer Ihrer Laune, mein Vater!"

„Aber ich mich gar nicht Ihrer Meinung von mir. — Was? Erbittert wär' ich geweſen? Erbittert gegen einen einzigen Sohn, von dem Sie mir Dinge erzählt hatten, die mir Freudenthränen ins Auge lockten? erbittert gegen ihn, über den Sie ſchon längſt mein Wort hatten, daß, wenn er würde, wie ich ihn wünſchte, es meine erſte, herzlichſte Sorge ſein ſollte, wie ich ihn glücklich machte? — Ein ſolches Wort, meinen Sie, ſpräche der alte Stark in den Wind? Ein ſolches Wort könnt' er brechen? — Gehen Sie!" — indem er ſich ſelbſt zum Gehen anſchickte — „Sie haben mein Herz verkannt, meine Ehre gekränkt; und nun komm' ich Ihnen" — er ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen — „in vollen acht Tagen nicht wieder!"

Der Doktor lächelte und ergriff die Hand des Alten, um ſie zu drücken; denn Umarmungen waren zwiſchen ihnen nicht Sitte. Die Herzlichkeit des Gegendrucks, den er erhielt, überzeugte ihn von der großen Zufriedenheit, womit ſein vorteilhaftes Zeugnis über die veränderte Denkungsart des Sohnes war angehört worden. Gleich ſehr überzeugte ihn davon ein angenehmes Geſchenk, das ihm noch dieſen Abend gebracht ward; ein großer Korb voll des herrlichſten alten Rheinweins, woran, wie die Träger ſagten, ſich der Herr Doktor erquicken ſollte.

33. Je wichtiger durch die Erklärung des Vaters, der Punkt von der Heirat geworden war; deſto begieriger ward der Sohn, die Meinung desſelben über die Witwe zu wiſſen und deſto ſcheuer die Tochter, ſie zu erforſchen. Gleichwohl wagte ſie am folgenden Nachmittage beim Thee einen Verſuch, mit dem es aber nicht zum glücklichſten ablief.

„Wiſſen Sie ſchon," fing ſie an, „lieber Vater, was ſich geſtern für eine wichtige, für eine denkwürdige Begebenheit zugetragen hat?"

„Nein," ſagte der Alte.

„Der edle Liebesritter Wrak hat ſeine reizende Dulcinea glücklich zum Altare geführt."

„Hat er? — Der alte armſelige Stümper!"

„O ſpotten Sie ſeiner nur nicht! Er ſoll ſich ſo glücklich, ſo überſchwenglich glücklich fühlen —"

„Je nun — er iſt dem Himmelreich nahe."

„Dem künftigen, meinen Sie? Ich zweifle, daß er daran noch denkt. — Doch was geht mich der alte Wrak an, zuſamt ſeiner Liebesgeſchichte? Ich ſehe nur, wie mich mein guter Vater gelehrt hat, auf die unſchuldigen kleinen Waiſen, die doch nun wieder einen Beſchützer haben. Ach das liebe kleine Waischen von geſtern! Nicht wahr? wenn doch auch das wieder einen Beſchützer hätte!"

Die Mutter gab der Tochter

einen abmahnenden Wink und der Vater ward auf einmal ſehr ernſthaft. — „Dafür," ſagte er, „ließeſt du wohl am beſten den Himmel ſorgen. In ſolche Sachen ſich einzumiſchen — — Aber was will ich? Ich bin wohl thöricht, ſehr thöricht."

„Lieber Vater!" ſagte die Tochter verlegen.

„Ich hätte beinah' einer Frau, wie dir, eine Klugheitsregel gegeben. Als ob du deren bedürfteſt."

„Von wem nehm' ich ſie lieber an, als von Ihnen?"

„Nein, nein! Das hieß ja wohl, dem Tage ein Licht anzünden. — Auch biſt du für ſolche Thorheiten noch viel zu jung. Das Heiratſtiften iſt nur Sache für alte, abgelebte Matronen."

Die ſpitzfindige Miene, die er bei dieſen Worten zog, und die unwillige, ärgerliche der Mutter, machten der Tochter ſo bange, daß ſie auf der Stelle verſtummte. Es mußte etwas Unangenehmes zwiſchen den Eltern vorgefallen ſein, das ſie durch ihr Geſpräch wieder aufgeregt hatte; und das war ihr außerordentlich traurig.

„Ums Himmels willen!" fing ſie an, ſobald der Vater hinaus war; „was hab' ich gemacht, liebe Mutter?"

„Ja, der wunderliche, grillenhafte Alte, dein Vater! Wird man je aus ihm klug? — Ich glaube, wenn ich hundert Jahre mit ihm lebte, ich lernt' ihn dennoch nicht aus. — Denke dir nur, was ich geſtern, der Witwe wegen, für einen Verdruß mit ihm hatte!"

„Der Witwe wegen? — Das iſt das Unangenehmſte, was Sie mir ſagen könnten!"

„Er fand ſie hier wartend, als er aus deinem Hauſe zurückkam."

„Nicht möglich!"

„Sie wollte ihm danken, daß er ſie aus ihrer Verlegenheit mit Horn geriſſen, aber das verbat er und hörte kaum darnach hin; er kam ſogleich auf ihren älteſten Kleinen, den er bei dir hatte kennen lernen, und ſagte von dem Kinde ſo viel Liebes und Schönes, daß er der guten Frau das Herz abgewann und ſie recht munter und zutraulich machte. Er zog ſie dann aus einem Geſpräch in das andre und war ſo zufrieden mit ihr, ſo zufrieden —"

„O mein Gott, liebe Mutter! Sie machen mich unausſprechlich neugierig. Sagen Sie mir doch nur dies und jenes, was vorfiel!"

„Gerne. Wenn ich's nur wieder zuſammenbringe! — Von der Wirtſchaft ihres Vaters, glaub' ich, war gleich zuerſt die Rede; jaja!"

„Und ſie wußte zu antworten? wußte Beſcheid?"

„Um alles. Bis ins kleinſte hinein."

„Ach! da begreif' ich. Das wird ihm gefallen haben."

„Gar ſehr. — Dann kam er auf den plötzlichen Wechſel, da ſie durch ihre Heirat, von der Arbeit weg, mitten in lauter Vergnügen verſetzt worden und meinte: dieſer Wechſel ſei ihr doch wohl äußerſt reizend geweſen? und ſie hätte wohl für keinen Preis auf's Land zurückgehen mögen?"

„Sieh den Alten! Da legt' er ihr eine Schlinge."

„Ob ſie ſo etwas merkte, oder — Genug, ſie ward ganz niedergeſchlagen, und verſicherte ihm, daß ſie mitten im Wohlleben nie ohne Sehnſucht an das väterliche Haus zurückgedacht habe. Der Menſch, ſagte ſie, ſei zur Arbeit geſchaffen, und nur Arbeit erhalte ihn glücklich; das Vergnügen, wie ſie aus eigener Erfahrung wiſſe, ſei nur Würze und wolle nur als Würze genoſſen werden: wer es zur Nahrung mißbrauche, zerſtöre ſeine Geſundheit und nehme dem Vergnügen ſelbſt allen Reiz. Jetzt, da ſie von ſich ſelbſt abhange, ſei es ihr wieder vergönnt, ein thätiges Leben zu führen, und eben jetzt, ſobald ſie nur von drückenden Sorgen frei ſei, führe ſie auch wieder ein glückliches Leben.

„Schön! herrlich! Das war ihm wie aus der Seele geſprochen."

„Damit fiel denn das Geſpräch auf ihre Handlungsgeſchäfte, in die ſie ſich ſchon ſo hineingearbeitet hatte, ſo vollkommen Beſcheid darum wußte, daß er ihr recht große Lobſprüche erteilte. Aber die lehnte ſie alle ab und gab ſie ihrem Lehrer, wie ſie ihn nannte, deinem Bruder, zurück, von dem ſie nun anfing, mit ſo herzlicher Dankbarkeit, mit ſo inniger Rührung zu reden, daß auch ich und dein Vater nicht wenig davon gerührt wurden. Sie konnte am Ende vor Wehmut nicht weiter, und mußte ſchweigen."

„Aber, liebe Mutter! in dem allen ſeh' ich noch nicht den mindeſten Anlaß zu einem Streite."

„Der iſt auch gar nicht geweſen."

„Nicht? — Aber Sie äußerten doch — —"

„Höre nur erſt zu Ende! — Als die Witwe hinweg war, ging dein Vater hier noch eine Weile herum und ſprach ſehr rühmlich von ihr und dann auch von deinem Manne, der ſich auf die Menſchen ſehr gut verſtehe und ihm dieſe wackere Frau zuerſt in dem rechten Lichte gezeigt habe. — Ewig Schade, ſetzte er hinzu, daß ſie an einen Menſchen, wie dieſen Lyk, hat geraten müſſen, der ihrer ſo wenig wert war, und der ſie ſamt ihren Kindern an den Bettelſtab hätte bringen können. — Da nutzt' ich denn die Gelegenheit und fing an: „Was meinſt Du, Vater? das wäre ſo recht für unſern Sohn eine Frau geweſen. Und da ſie jetzt Witwe iſt, ſo dächt' ich immer, wir machten ihm einen Antrag darüber; denn ſie iſt doch noch jung, und es gäbe gewiß eine recht gute Ehe."

„Ah liebe Mutter! das, fürcht' ich, war zu raſch, war zu deutlich."

„Freilich wohl! Aber, du lieber Gott! ich ſah das Eiſen ſo herrlich glühen, daß ich's für Sünde gehalten hätte, nicht zum Hammer zu greifen und ein wenig zu ſchmieden."

„Ja, wenn nur nicht die Funken umherflögen! Es iſt ſo eine Sache damit. — Aber was hatt' er denn gegen die Heirat? Was bracht er denn vor?"

„Das!" ſagte Madame Stark, und fuhr mit der flachen Hand über den Theetiſch.

„Wie? Er antwortete nicht?"

„Kein Sterbenswörtchen. Aber dafür ſah er mich an — du weißt, wie er einen anſehen kann! mit einem paar Augen! — Ich dachte Wunder, was jetzt herauskommen würde, aber nichts! nicht ein Laut! Er zog mir nur ein ſaures, äußerſt ſaures Geſicht und ging mit Kopfſchütteln davon."

„Das iſt doch ſeltſam, ſehr ſeltſam. Was gäb' ich darum, daß er geſprochen hätte!"

„Abends bei Tiſch kam denn ſo etwas hervor. Da war er wieder in ſeiner gewöhnlichen Laune und ſchwatzte von der Thorheit des Heiratsſtiftens, wobei des Danks ſo wenig und des Undanks ſo viel zu gewinnen ſtehe, und von alten Mütterchen, denen ihr eigenes Liebesfeuer ausgegangen wäre, und die ſo gern ein fremdes anzündeten, um ſich daran zu wärmen und an die eigenen beſſern Tage dabei zurückzudenken; kurz, ſo ärgerliches und ſpitzfindiges Zeug, daß ich's machte, wie er, und ihm auch ein recht ſaures Geſicht zog, und auch mit Kopfſchütteln davonging."

„Immer gut, liebe Mutter! Immer beſſer, als wenn Sie geſprochen hätten! — Aber wenn ich doch nur begriffe!"

Und hiermit fingen die Damen an, ſich in ſcharfſinnigen Mutmaßungen über die eigentliche Urſache zu erſchöpfen, warum dem Alten die vorgeſchlagene Heirat mit der Witwe ſo mißfalle — denn daß ſie ihm mißfalle, ſetzten ſie als erwieſen voraus. — Waren's etwa die beiden kleinen Kinder der Witwe? Das glaubte die Doktorin nicht. War's noch ein Reſt des alten Vorurteils gegen ſie? Das glaubte Madame Stark nicht. Waren's die zu geringen Vermögensumſtände der Frau? Das glaubten die Damen alle beide nicht. — Kurz, der Alte war ihnen auch diesmal, wie ſonſt ſchon öfter, ein Rätſel.

Als der Doktor hinzukam, wurden dieſe Mutmaßungen um noch eine vermehrt. Er ſah von der Witwe und ihren Umſtänden ab und glaubte, daß nicht ſowohl die Heirat dem Vater mißfalle, als das Vorſchlagen derſelben, das Anmahnen und das Bereden dazu. Er will gewiß, ſagte er, daß der Bruder völlig frei, ohne fremden Einfluß und Antrieb handeln und eine Wahl ganz nach ſeinem eigenen Herzen treffen ſoll. — Hätte der Doktor noch hinzugeſetzt: daß vielleicht das Kopfſchütteln des Alten weniger der Witwe als dem Sohne gegolten, und daß ſeiner geäußerten Zufriedenheit wohl nicht ſo ſehr Mißbilligung jener, als Mißtrauen gegen dieſen, zum Grunde gelegen, ſo hätt' er vermutlich, ſtatt der halben, die volle Wahrheit getroffen. Der Alte konnt' es für möglich halten, daß der Sohn ſich zu dieſer Heirat bereden ließe, aber zugleich nach ſeinem Charakter für wahrſcheinlich, daß er in der Folge dieſen Schritt bereute, und dann ſeine Ehe unglücklich würde.

Auf dem Heimwege wurden Doktor und Doktorin einig, daß der Bruder nur das vorteilhafte Urteil des Vaters von der Witwe, nicht den kleinen Vorfall mit der Mutter erfahren müſſe. Sein Mut, wie beide ſehr richtig urteilten, war eher zu ſtärken als niederzuſchlagen. Übrigens, da jetzt alles erſchöpft war, was zur Vorbereitung eines guten Ausganges nur immer geſchehen konnte, ſo hielten ſie es für notwendig, daß der Bruder ein Ende machte und ſo bald als möglich dem Vater vor Augen träte.

34. Gleich am folgenden Tage kam Herr Stark angeblich wieder zur Stadt und ließ gegen Abend durch Monſieur Schlicht den Vater fragen, ob er ſo glücklich ſein könne, ihn ohne Zeugen zu ſprechen. Er ward augenblicklich angenommen und fand das Wort des Doktors beſtätigt: daß, wenn er jetzt dem Vater vor Augen trete, er einen ganz andern Blick von ihm ſehen, wenn er jetzt mit ihm redete, einen andern Ton von ihm hören würde. Der Empfang war bei allem Ernſte ſo gütig, und die Frage: welche Wirkung in der nicht mehr angenehmen Jahreszeit die Landluft auf ihn gehabt habe, ward mit ſo vieler Teilnahme vorgebracht, daß die Ängſtlichkeit des Sohnes ſich um ein Großes verminderte.

Um ſein Herz noch mehr zu erleichtern, trat er ſogleich auf den Vater zu und fing eine Bitte um Verzeihung alles Vorgefallenen an, die aber der Vater großmütig genug war, ihn nicht vollenden zu laſſen. — „Haſt du," fiel er ihm in die Rede, „mit deinem Schwager geſprochen? Hat er dir meine Abſichten mit dir entdeckt?"

„Ja, mein Vater."

„Und deine Meinung darüber?"

„Ich habe für meine Erkenntlichkeit keine Worte." — Er ergriff die Hand des Alten und küßte ſie ihm mit eben ſo viel Ehrerbietung als Rührung.

„Haſt du auch die Bedingungen erfahren, die ich dir mache?"

„Ich werde ſie heilig erfüllen. Nicht bloß als Ihre Befehle, auch als Wünſche meines eigenen Herzens. — Thätig zu werden, iſt jetzt mein einziger Trieb. — Und da mich Ihre Einſicht, Ihr väterlicher Rat, wie ich hoffe, bei jedem wichtigern Schritte leiten wird, ſo verſpreche ich mir den beſten, glücklichſten Erfolg meiner Bemühungen. Es wird mein eifrigſtes Beſtreben, mein Stolz, meine höchſte Zufriedenheit ſein, Ihnen Freude zu machen."

„Die werd' ich haben, wenn es dir wohlgeht. — Aber warum erwähnſt du einer deiner Hauptbedingungen nicht, deiner Heirat? — Haſt du noch keine Wahl getroffen?"

Mit der gewöhnlichen Schüchternheit, womit Fragen dieſer Art pflegen beantwortet zu werden, ſagte der Sohn: „Ich habe.“

„Kenn' ich deine Geliebte?“

Mit noch größerer Schüchternheit brachte er die Antwort hervor: „Seit kurzem.“ — Aber äußerſt ſchnell floſſen ihm auf einmal die Worte, als er anfing die Tugenden ſeiner Geliebten zu preiſen und auf die Bosheit gewiſſer Elenden zu ſchelten, deren tückiſchen, giftigen Pfeilen auch die reinſte, unbefleckteſte Tugend nicht entgehe.

„Dieſe Vorrede,“ ſagte der Alte, „könnte mir bange machen. — Ich bitte um den Namen deiner Geliebten.“

Es half dem Sohne nichts, daß er den Namen der Witwe nur mit ganz leiſer, gedämpfter Stimme ausſprach. Er war genötigt, ihn deſto lauter zu wiederholen.

„Alſo die!“ ſagte der Alte ernſthaft, indem er mehrere Schritte umherging: „die Witwe! — Iſt das bloß Nachricht, die du mir giebſt; oder — —“

„Es iſt Vortrag meines innigſten, herzlichſten Wunſches, für den ich um Ihren gütigen Beifall, um Ihre väterliche Beſtätigung bitte.“

„Unter euch ſelbſt, hoff' ich, iſt doch ſchon alles ausgemacht? Ihr ſeid einig?“

Wie freute ſich jetzt der Sohn, dem Rate ſeines Schwagers gefolgt zu ſein und dem Vater mit voller Wahrheit beteuern zu können: auch nicht das erſte Wort von Liebe ſei zwiſchen ihm und der Witwe gewechſelt worden! auch nicht einmal vorläufig, unter vorausgeſetzter Zuſtimmung des Vaters.

„Um ſo beſſer!“ ſagte der Alte. „So braucht nichts erſt zurückzugehen.“

„Zurückzugehen, mein Vater?“ — Sollt' es denn das? Müßt' es denn das!“

„Ich ſehe den Gang, den dieſe Liebe genommen, ganz deutlich. Du haſt an der Witwe mit einer Rechtſchaffenheit, mit einem Edelmute gehandelt, wovon dein Herz dir das Zeugnis giebt, daß ſie dir zur Ehre, zur größten Ehre gereichen. So iſt natürlich ihr Anblick dir wert geworden; denn er erinnert dich an die beſte That deines Lebens: aber eigentliche herzliche Leidenſchaft, eigentliche innige Liebe, die bis in das Alter ausdauern und dich für alles entſchädigen könnte, was du ihretwegen entbehren und aufopfern müßteſt — nein, mein Sohn! die kann ich hier unmöglich vorausſetzen; unmöglich!“

„Warum unmöglich, mein Vater? — Und was müßt' ich denn ihretwegen entbehren? Was müßt' ich ihr aufopfern? — Ich ſehe nichts.“

„Iſt dir der Reichtum nichts, den ſo manche andere dir zubringen würde? — Die Witwe an ſich ſelbſt iſt ohne Vermögen.“

„Wahr! aber — —“

„Was von den armſeligen Trümmern des ehemaligen Lykiſchen Reichtums auf ihr Teil kommt, iſt nach unſren Rechten die Hälfte. Wie viele der Fonds, die ich aus der Handlung herauszuziehen vielleicht gezwungen bin, glaubſt du damit decken zu können?“

„Ich werde mich einſchränken, mein Vater. Ich werde die Handlung ſo viel als nötig und mein Hausweſen aufs äußerſte einſchränken. Ich werde im höchſten Grade ſparſam und thätig werden.“

„Gut! Aber das alles, wirſt du am Ende fragen, und muß jetzt ich fragen: für wen? — Für eine Frau, die ſchon jetzt nicht die jüngſte mehr iſt, und von deren Schönheit vielleicht nach wenig Jahren kaum noch einzelne Spuren da ſind.“

„Iſt's denn ihre Schönheit, auf die ich ſehe? — Gott iſt mein Zeuge! noch hab ich ſie mit keiner andern verglichen. Was mich gerührt und mich ihr auf ewig gewonnen hat, ſind die Tugenden, die ſie in ſo mancher traurigen, prüfenden Lage bewieſen und von denen ich Monate lang ein naher, glücklicher Zeuge geweſen.“

Der Alte ging von neuem umher und ſchwieg. — „Sie hat Kinder,“ fing er dann wieder an.

„Die vermehren meine Liebe zu ihr. Es ſind ein paar Engel.“

„Aber Engel, die Bedürfniſſe haben. — Laß das Wenige, was aus der Verlaſſenſchaft des Vaters für ſie übrig bleibt, durch Zufälle ſchwinden; ſo haben dich dieſe Kinder Vater genannt, und du wirſt verpflichtet ſein, als Vater für ſie zu ſorgen.“

„Das werd' ich gewiß, und werd' es mit Freuden.“

„Mit Freuden? — Was du ihnen zuwendeſt, werden deine eigenen Kinder verlieren. An fremdes Blut wirſt du thörichter Weiſe wegwerfen, was deinem eigenen zugute kommen könnte. — Ich bitte dich: wie kannſt du einen ſolchen Gedanken nur faſſen? ihm nur einen Augenblick Raum bei dir geben?“

Der Sohn kannte den Vater zu gut, um nicht äußerſt betroffen zu werden. — „Sie reden da nicht aus Ihrer eigener Seele, mein Vater; unmöglich!“

„Was heißt das? Aus welcher, als aus ſeiner eigenen, kann man reden?“

„Sie ſchaffen ſich eine fremde, enge, äußerſt beſchränkte Seele, die Sie mir als die meinige leihen. Aus ihr nehmen Sie das, womit Sie mich zu verwirren oder zu überzeugen glauben. — Ich ſehe, ich habe Ihre Achtung ganz und habe ſie auf immer verloren. Ich werde meinen eigenen Weg gehen müſſen. Ich will es. — Mein einziger Wunſch zu Gott iſt“ — indem er die Hände mit Kraft in einander faltete — „daß Sie noch lange, lange leben und noch mit eigenen Augen ſehen, wie ſehr Sie ſich in mir irrten, wie ſehr Sie mir Unrecht thaten.“ — Er wandte ſich von dem Vater ab gegen das Fenſter mit einem ganz zerrütteten, von den widrigſten Empfindungen zerriſſenen Herzen.

Mehr als einen ſolchen Beweis ſeiner Geſinnung und der gänzlichen Umwandlung ſeines Charakters konnte der Vater nicht fordern. — Nach einer tiefen, feierlichen Stille, worin er dem Sohne Zeit ließ ſich wieder zu ſammeln, rief er ihn ſanft bei ſeinem Vornamen: „Karl!“

Durch das Weiche, Zitternde dieſes Tones fühlte ſich der Sohn gleichſam unwillkürlich herumgeriſſen. Wie ward ihm, als er den guten, ehrwürdigen Alten daſtehen ſah, die Augen mit Thränen gefüllt und die Vaterarme weit gegen ihn offen haltend! „Karl!“ rief der Alte noch einmal: „warum haſt du dich mir ſo lange verborgen?“ — Und nun ſtürzte der Sohn, von Empfindung überwältigt, obgleich noch ungewiß, was er zu hoffen habe, auf den Vater zu, ergriff mit beiden Händen eine der ſeinigen und bedeckte ſie ihm mit Küſſen

„Willſt du,“ ſagte der Alte, „in dieſer ſchönen uns beiden gewiß unvergeßlichen Stunde, mir ſchwören, mir heilig ſchwören, daß du nie anders denken willſt, als du dich jetzt erklärt haſt? daß du nie, auch nicht im innerſten deines Herzens, der guten Lyk ihren Mangel an Vermögen oder ihre Kinder vorwerfen willſt? daß du Liebe und Tugend ihr für mehr als alles Vermögen anrechnen und ihre Kinder ſtets ſo anſehen willſt, als ob ſie die deinigen wären?“

Der Sohn war nicht bloß gerührt, war erſchüttert. — „Ich will, ich will,“ ſtammelte er und vermochte kein Wort weiter hervorzubringen.

„Ich nehme deine Rührung für Eidſchwur.“ — Und nun warf er die eine Hand ihm auf die Schulter, zog ihn an ſich und küßte ihn wiederholt und von Herzen. — „Wegen der Art, wie ich dich ſetze, verlaß dich auf mich; ich bin kein ungroßmütiger Vater: und ſo nimm mein Haus und meine Handlung hin und obendrein — meinen zärtlichen Vaterſegen zu deiner Liebe!“

Ein ſo raſcher und ſo mannigfaltiger Wechſel der Gefühle war mehr, als das Herz des Sohnes ertrug. Statt dem Vater zu danken, wankte er rückwärts, um einen Stuhl zu gewinnen, auf den er ſich halb atemlos hinwarf. Ein plötzlich hervorbrechender Strom von Thränen erleichterte ihn, während der Alte, der ſich neben ihn ſetzte und ihm ſelbſt ſeine Thränen trocknen half, ihm unabläſſig zuredete: „Laß doch! laß! Sei ein Mann! Trockne ab, lieber Karl! wir müſſen ja wahrlich zu deiner Mutter, um ihr Anteil an unſrer Freude zu geben. — Wer weiß, wie lange und wie ungeduldig ſie unſer ſchon wartet? — Und wenn mich nicht alles täuſcht, ſo finden wir dort noch zwei andere, die unſer beider Erſcheinung mit Sehnſucht entgegenharren.“

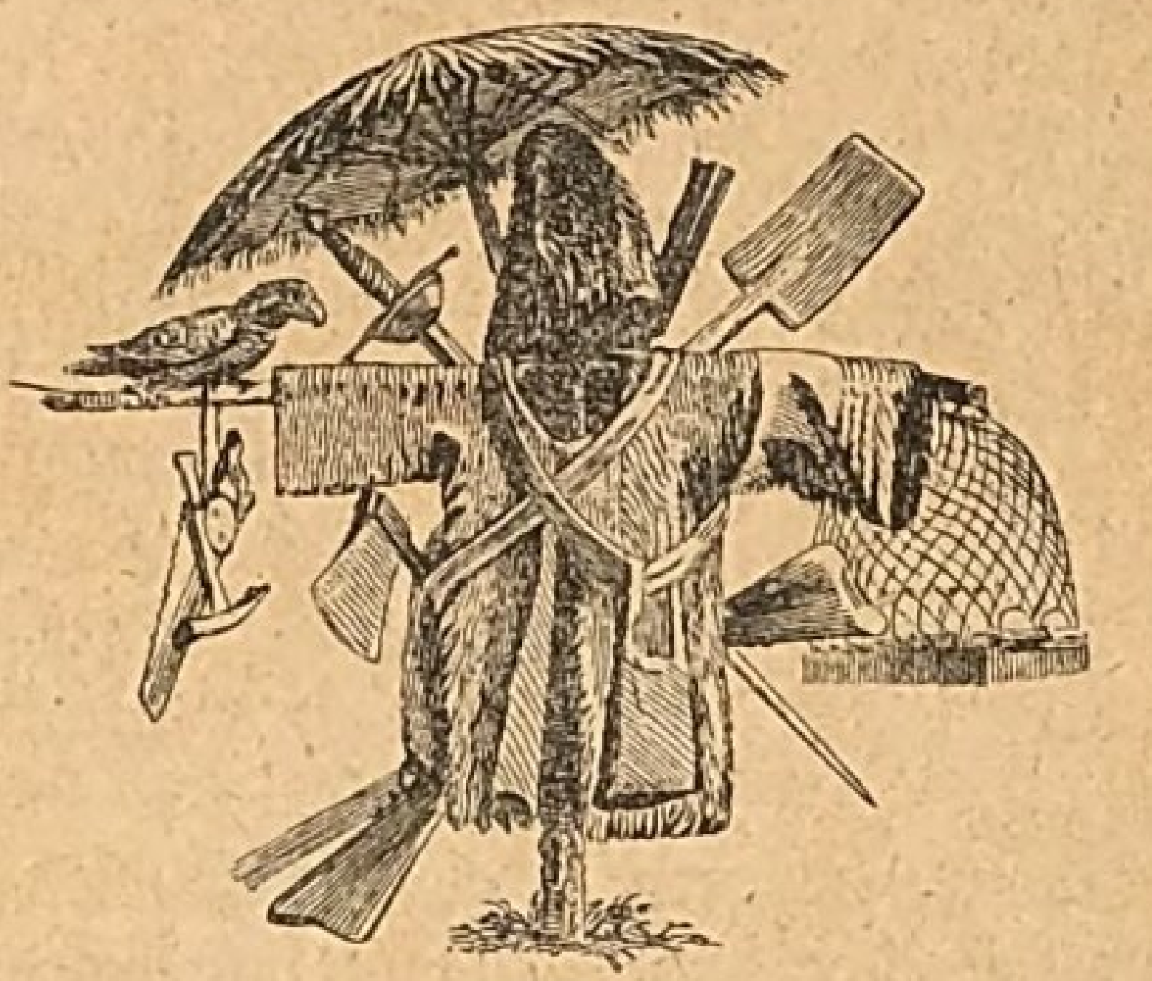
Wirklich hatten ſich bei der Mutter auch der Doktor und die Doktorin eingefunden, um von dem Ausgange der Unterredung, von der ſie wußten, daß ſie vorfallen würde, deſto eher unterrichtet zu ſein. Wie geſpannt ihre Erwartung war, läßt ſich aus dem großen Anteil, den ſie bisher an dem Bruder genommen und aus der mannigfaltigen Mühe, die ſie ſich ſeinetwegen gegeben hatten, ermeſſen. Sie glaubten überwiegende Gründe zu haben, den beſten Ausgang zu hoffen und doch ließen ſie eben wegen der Größe ihres Intereſſes ſich ein wenig in die Furcht und Ängſtlichkeit der Mutter hineinziehen, die, weil ihr Intereſſe das noch größere, noch lebhaftere war, nichts als traurige Ahnungen hatte.

Deſto angenehmer war für alle die Überraſchung, als jetzt der Vater in Geſellſchaft des Sohnes hereintrat und ihnen ſogleich durch ſein Lächeln ſeine Zufriedenheit, durch ſeine feuchten, geröteten Augen ſeine Rührung verriet. Er hielt den Sohn an der Hand, der ſein Geſicht noch mit dem Tuche verdeckte und führte ihn der Alten mit den Worten zu: „Hier, liebe Mutter! hier bring ich dir einen guten, einen würdigen Sohn, der auf dein Alter Bedacht nimmt und dich von den Wirtſchaftsſorgen befreien will, die dir ſchon lange zu läſtig fielen. Er will ſie einer jungen, wackern Frau übertragen, die er dich bittet zur Tochter anzunehmen und deinen Mutterſegen über ſeine Liebe zu ſprechen. — Erraten wirſt du wohl ſeine Wahl nimmermehr; und du gewiß auch nicht,“ indem er ſich gegen die Tochter umwandte und beide zwar anlächelte, aber ihnen zugleich mit dem Finger drohte.

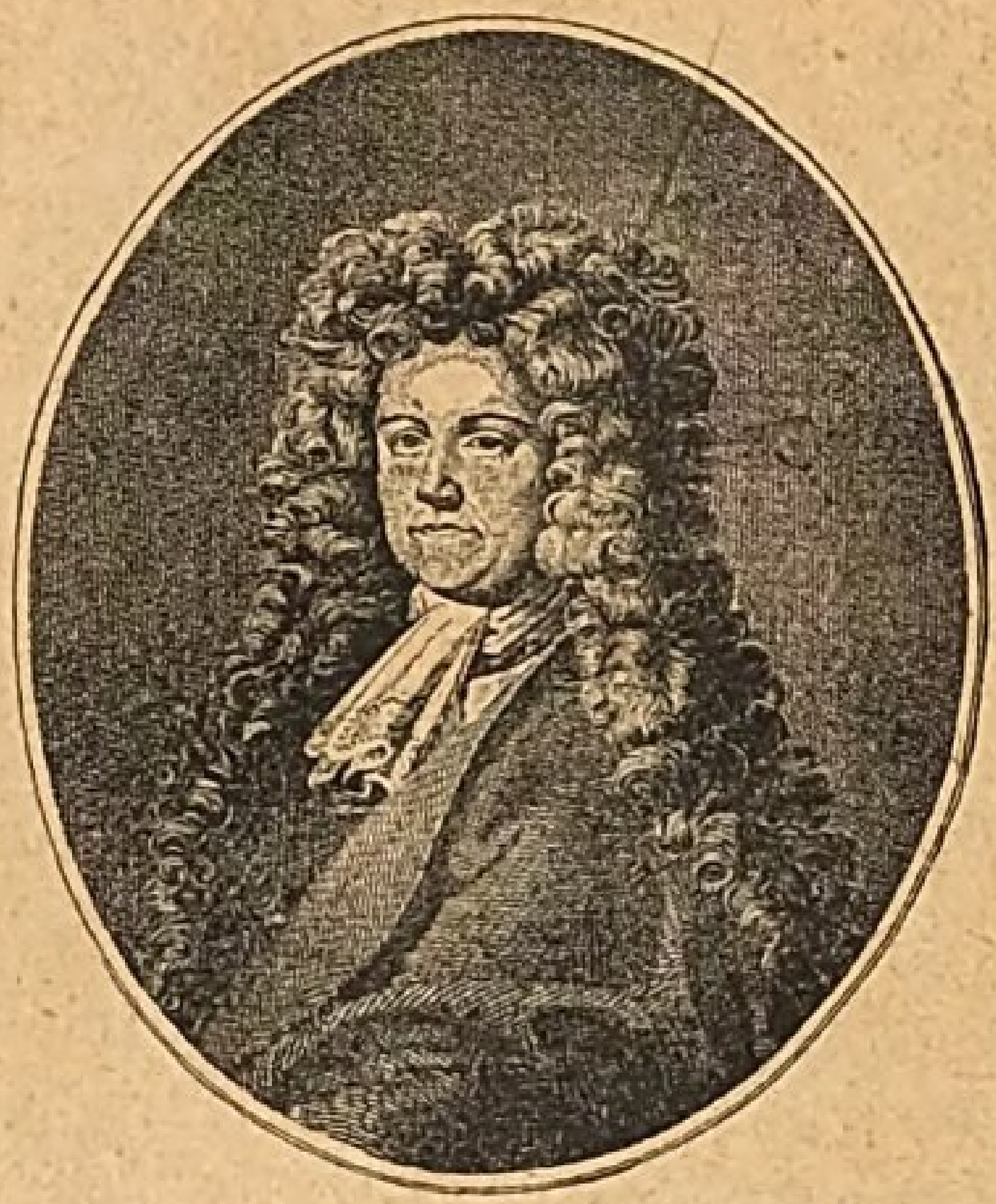
Der Sohn konnte unter den Segenswünſchen der Mutter und den Anteilsbezeugungen der Schweſter und des Schwagers ſeine Augen ſobald nicht trocknen. — Alle vereinigten ſich endlich, dem Vater zu danken und ihn zu liebkoſen, der ſie der Reihe nach küßte, aber in ſeine gewöhnliche muntere Laune für dieſen Abend nicht wieder hineinkam. Die Empfindungen, die bei der Unterredung mit dem Sohne ihn tief durchdrungen hatten, waren von zu ernſthafter Natur geweſen, als daß er ſogleich wieder zu den mutwilligen kleinen Scherzen hätte zurückkehren können, womit er ſonſt ſeine Geſpräche zu würzen pflegte.

Er ließ es ſich nicht nehmen, am folgenden Tage in eigner Perſon den Freiwerber ſeines Sohnes zu machen. — Ob Madame Lyk von dieſem Beſuche angenehm oder unangenehm überraſcht war; ob ſie eine bejahende oder verneinende Antwort gab? wird wohl niemand erſt fragen. — Die Ehe ward eine der glücklichſten in der Stadt. Die Familie hing, jedes Glied mit jedem, durch die zärtlichſte Liebe zuſammen. Herr Stark erfreute ſich, bis ins höchſte Alter hinauf, des Wohlſtandes und der vollkommenen Eintracht aller der Seinigen und genoß das ſüße, kaum mehr gehoffte Glück, Enkel an ſeine Bruſt zu drücken, die nicht bloß ſeines Bluts waren, ſondern auch ſeinen Namen trugen.

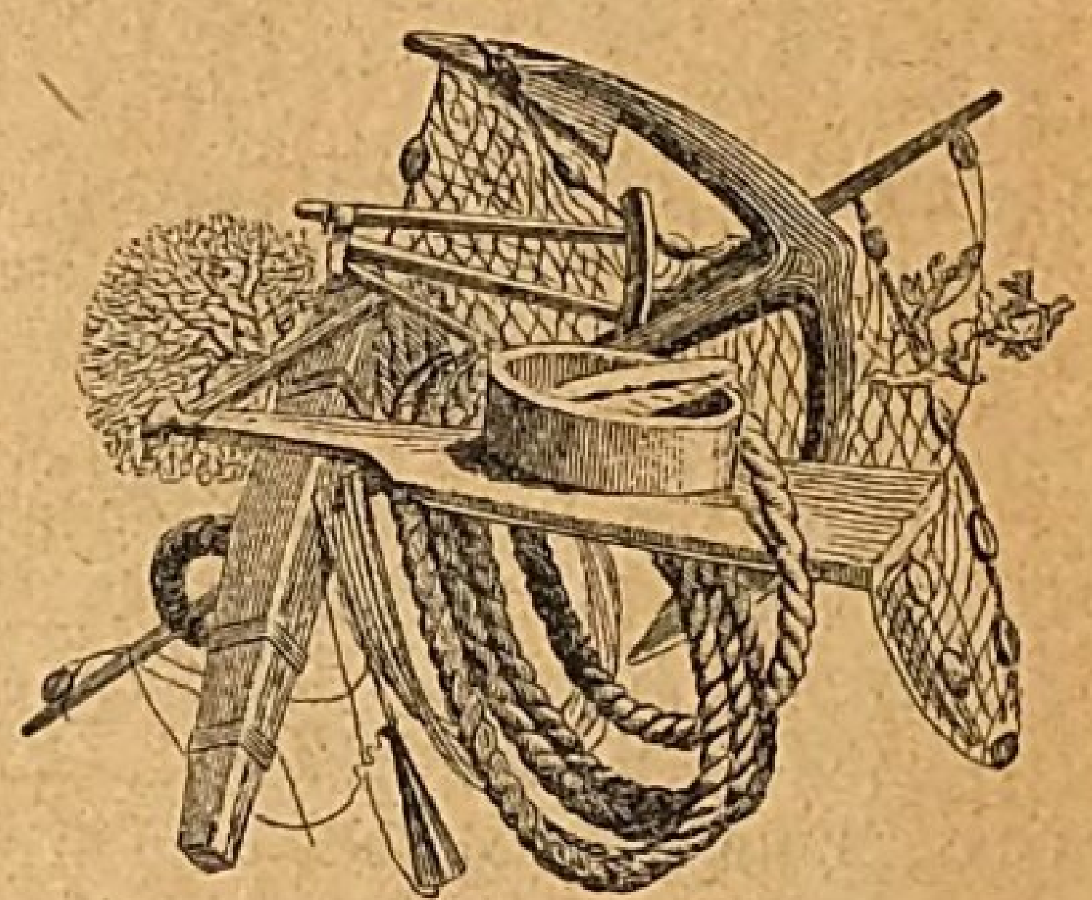
⁂



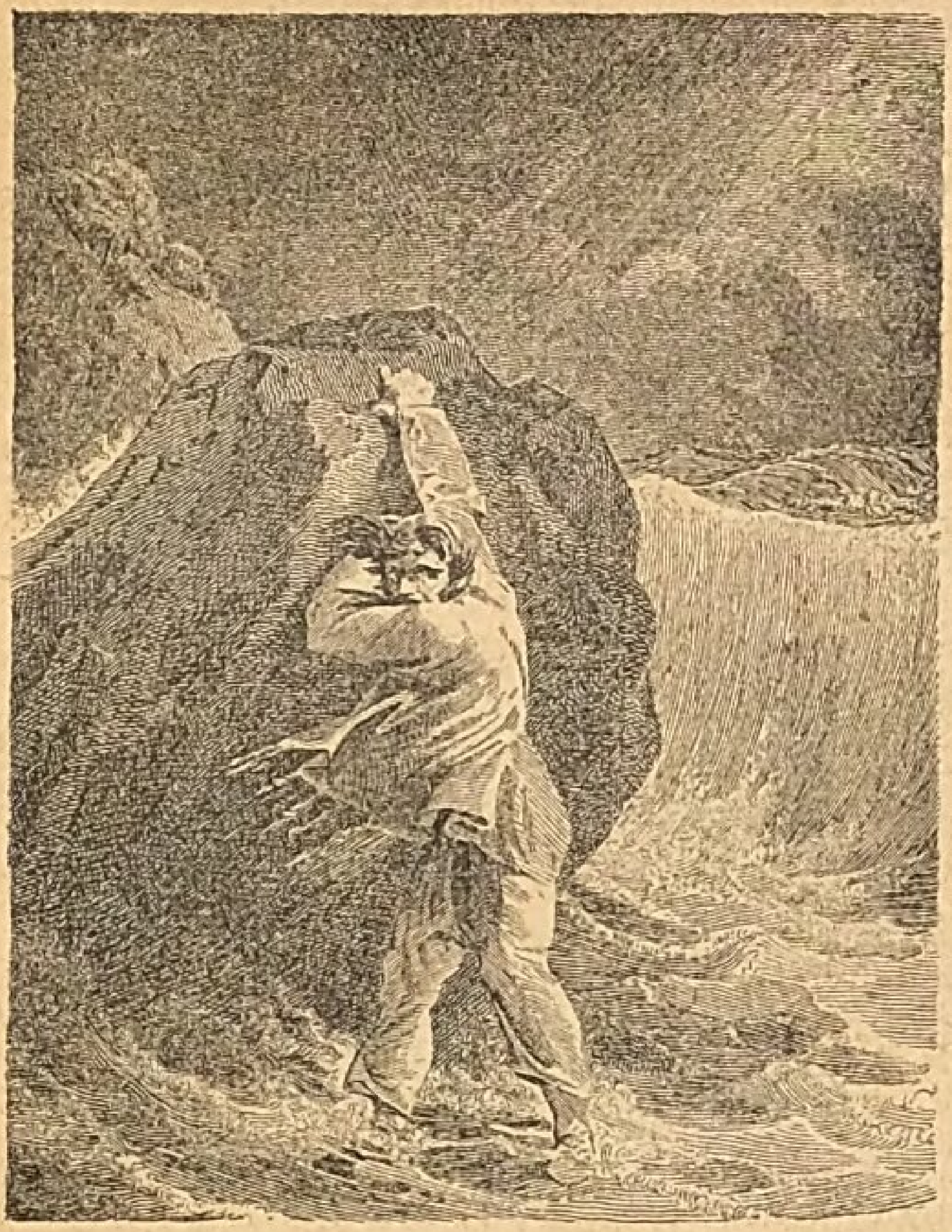
Robinſon's Kleidung, Waffen, Werkzeuge und Papagei.



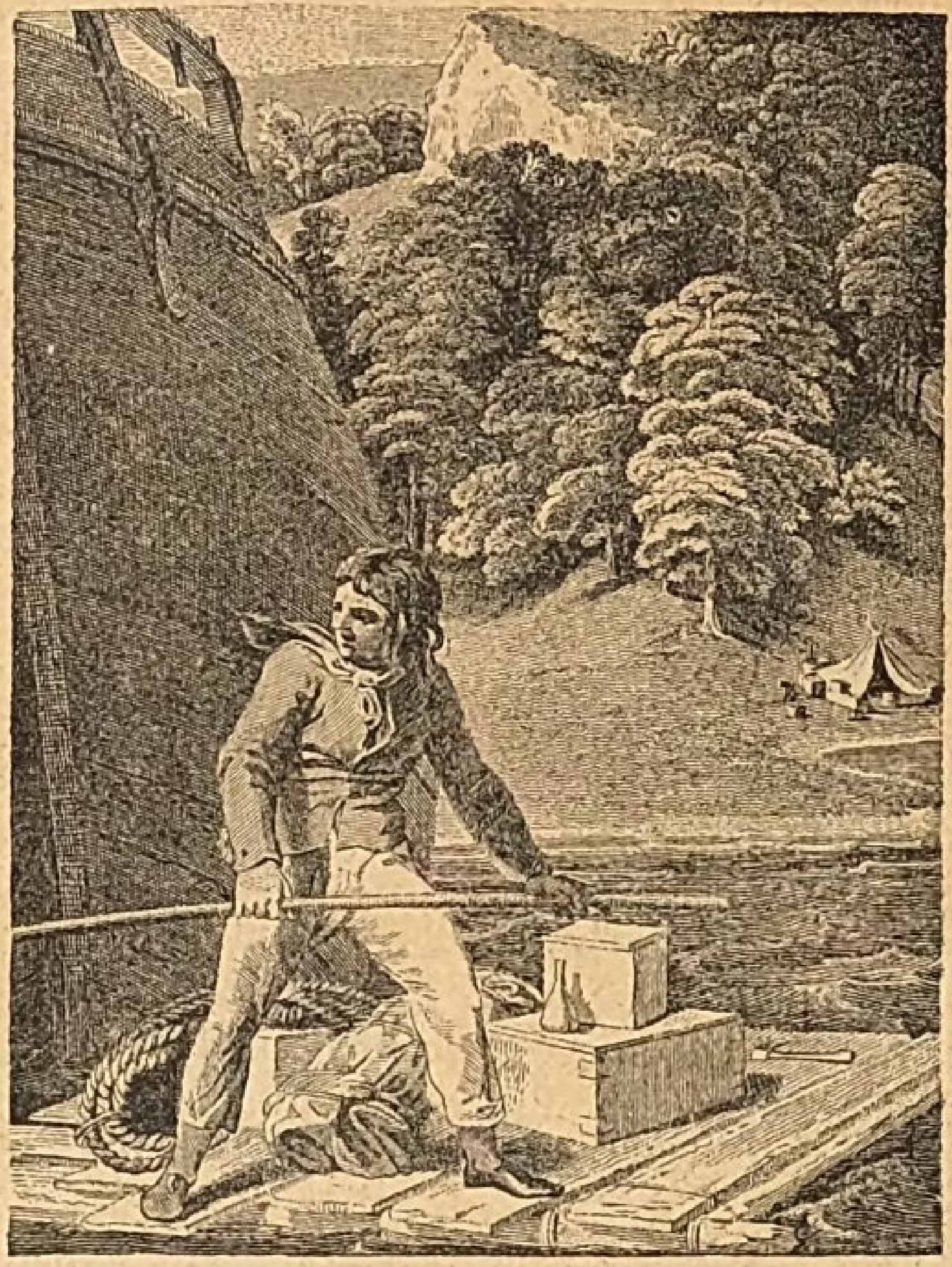
Daniel de Foe (1661—1731), der Verfaſſer des „Robinſon Cruſoe“.



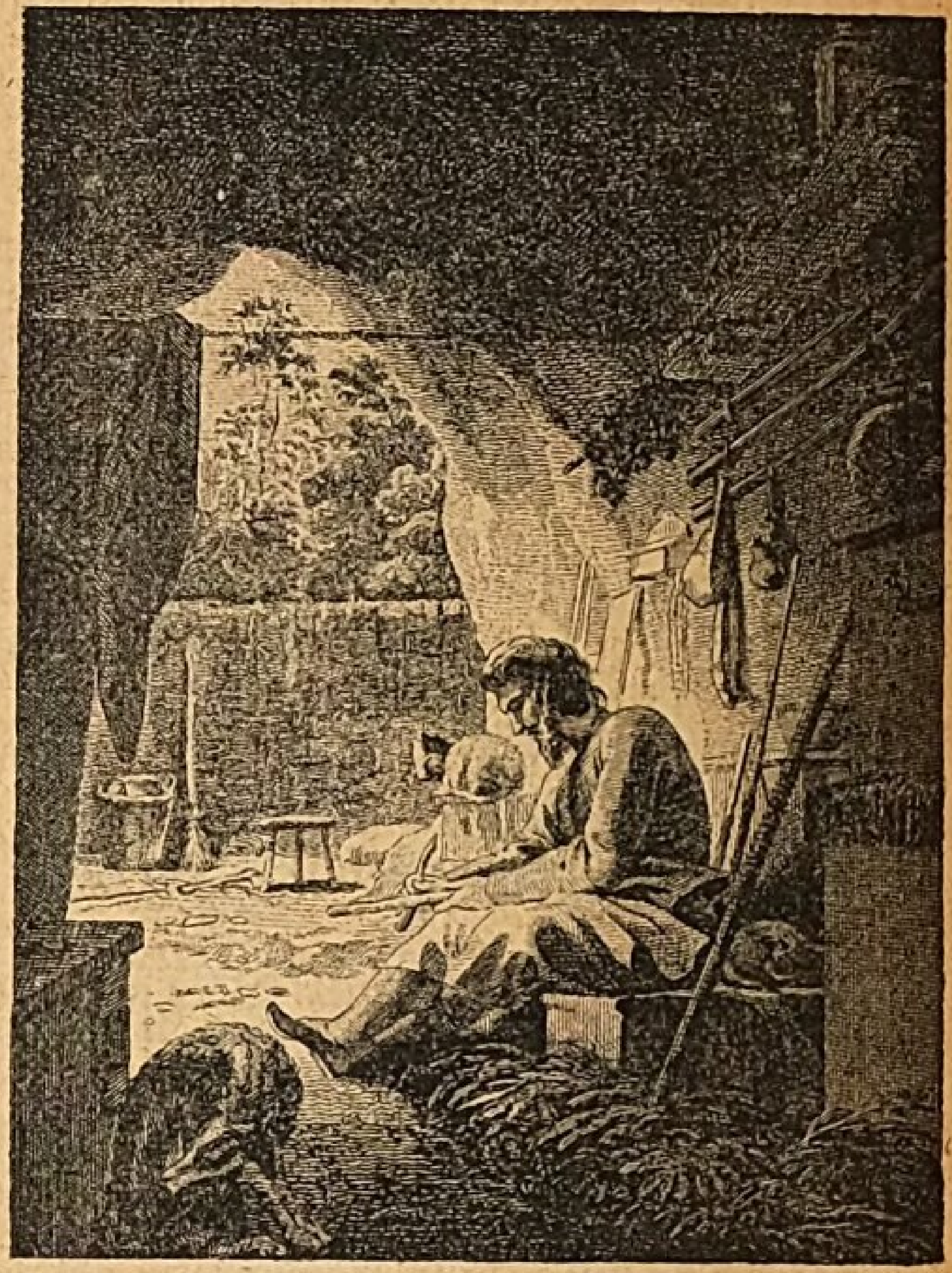
Kompaß, Anker, Netze, Taue. (Sinnbilder der Schiffahrt.)



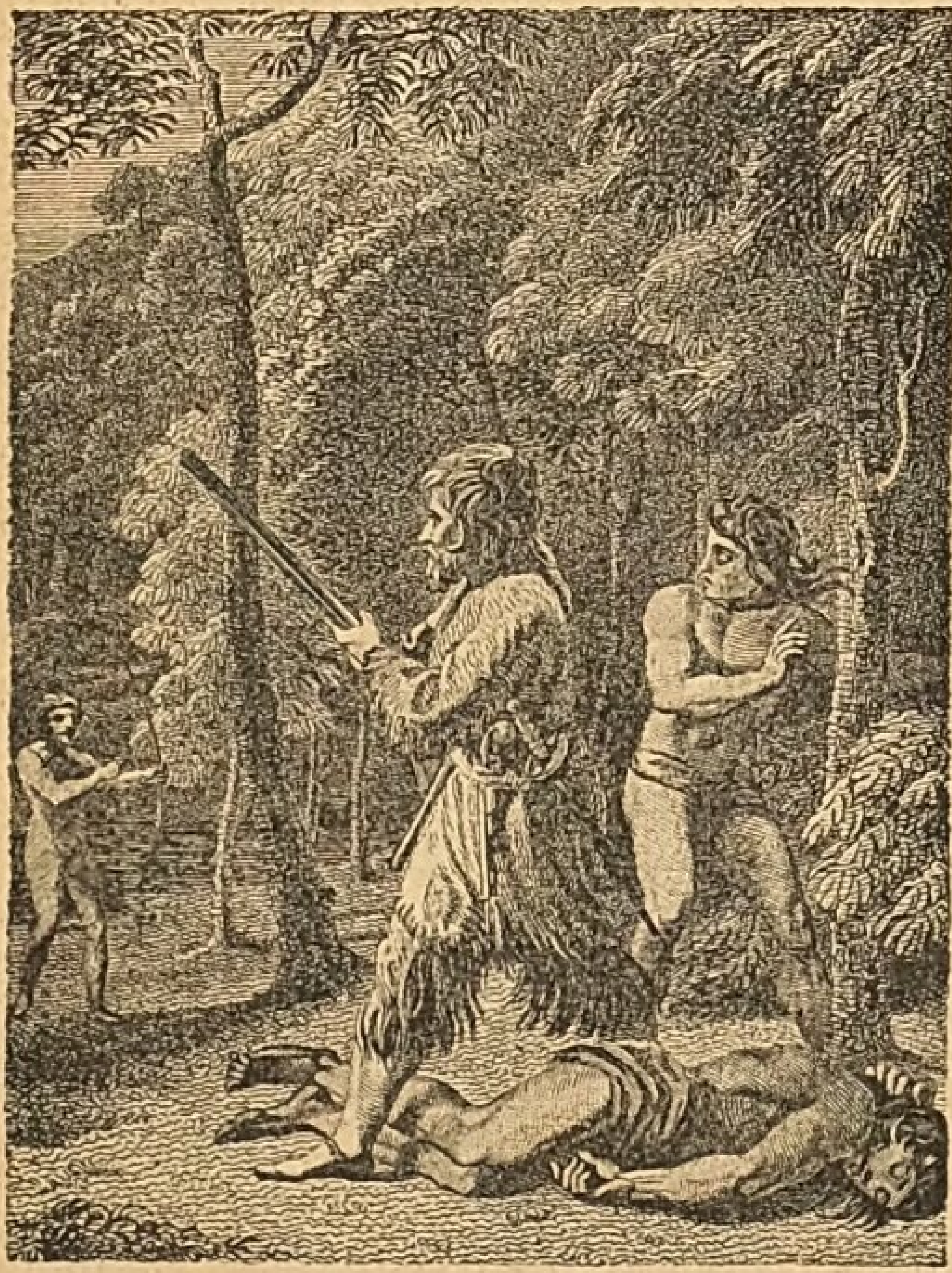
Robinſon aus dem Schiffbruch ans Land gerettet.



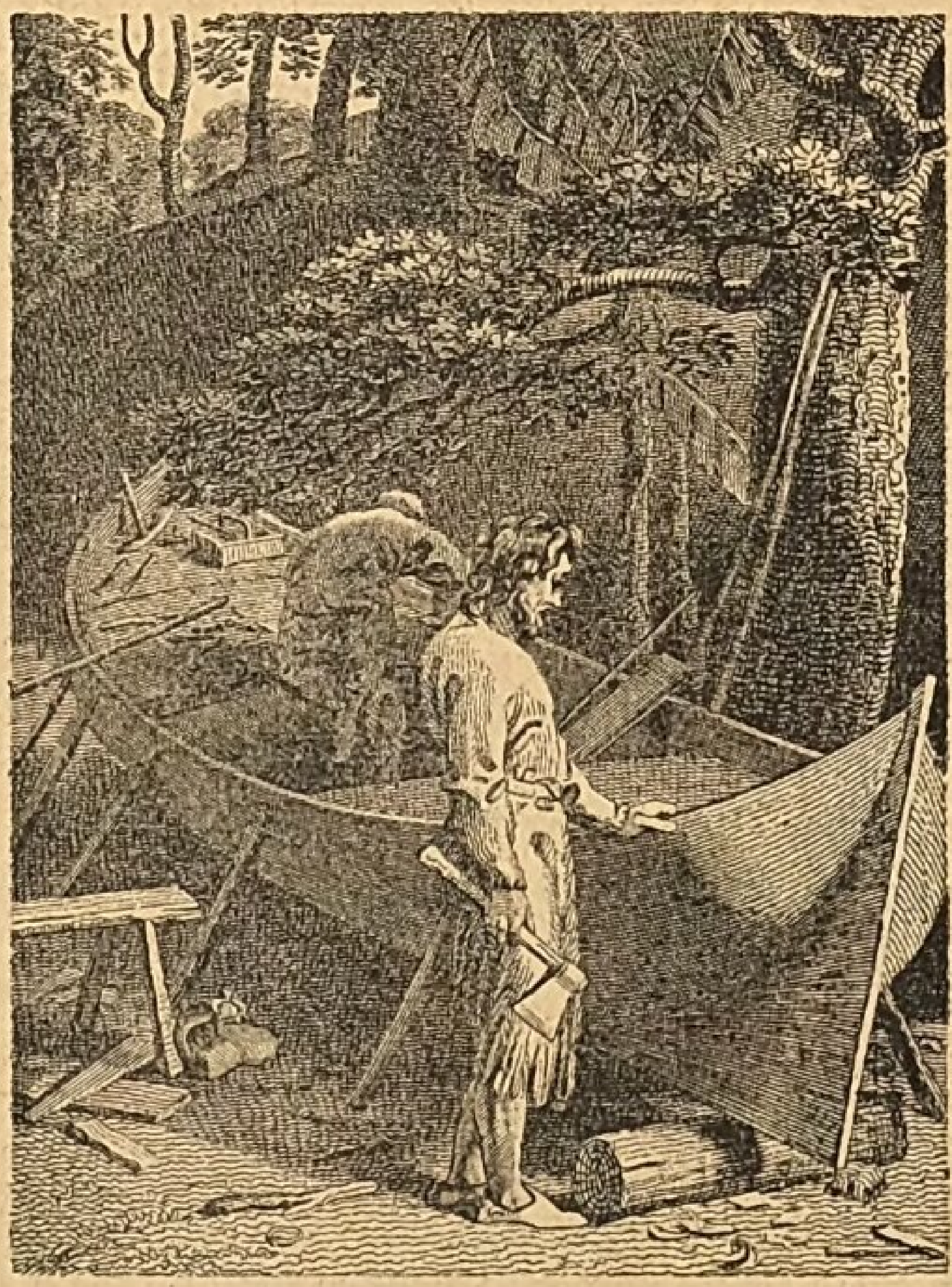
Robinſon bringt auf dem Floſſe Güter aus dem geſtrandeten Schiffe an das Land.



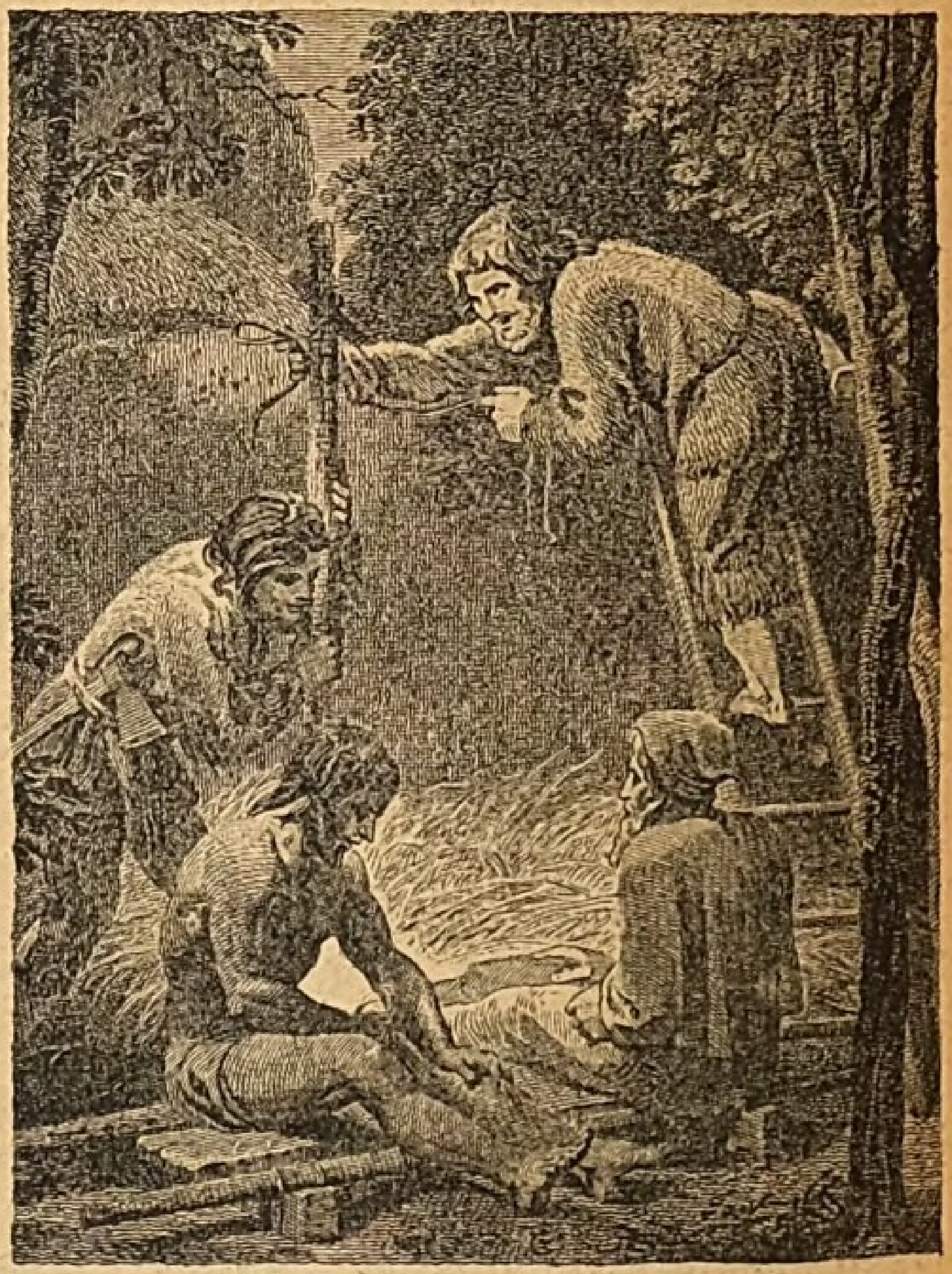
Robinſon in ſeiner Höhle.



Robinſon im Kampfe gegen die Menſchenfreſſer.



Robinſon zimmert ſich ein Boot.



Robinſon errichtet ein Kreuz.

Daniel De Foe, 1661—1731, hat ſich durch ſein 1719 erſchienenes Werk „Das Leben und die ſeltſamen überraſchenden Abenteuer des Robinſon Cruſoe aus York“ dauernden Schriftſtellerruhm erworben. Es gab Veranlaſſung zu einer großen Menge gleichnamiger Erzählungen faſt in allen europäiſchen Sprachen, den ſogenannten Robinſonaden. Inhalt: Robinſon Cruſoe, geboren 1632 zu York, ging aus Luſt an Abenteuern gegen ſeiner Eltern Willen zur See. Obwohl ſchon die erſte Seefahrt, die er 1651 unternahm, ihm ſehr ſchlecht bekam, begab er ſich als Kaufmann doch an Bord eines anderen Schiffes, das nach Neu-Guinea fahren ſollte. Auf der Reiſe wurde das Fahrzeug von mauriſchen Seeräubern angegriffen und genommen. Erſt nach langer Zeit gelang es Robinſon unter vielen Gefahren, der Sklaverei, in die er gefallen, zu entfliehen und auf dem Boote ſeines Herrn die hohe See zu gewinnen. Ein portugieſiſches Schiff nahm ihn auf und führte ihn nach Liſſabon. Von neuem nahm er Dienſte auf einem Schiffe, das Negerſklaven aus Guinea nach Braſilien bringen ſollte. Mit dieſem litt er aber Schiffbruch an einer einſamen Inſel vor der Orinocomündung. Er allein rettete ſich auf dieſelbe. Aus dem Wracke erhielt er Werkzeuge, Waffen und Schießvorrat; ſeine Geſellſchaft bildete Hund und Katze. Endlich fand Robinſon Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren. — Der engliſche Kunſtſchriftſteller Samuel Johnſon (1709—84) ſagt von dieſem Werke: Von keinem geſchriebenen Werke wünſchen ſeine Leſer, daß es länger wäre, als von Don Quixote, Robinſon Cruſoe und des Pilgrims Wallfahrt. De Foe ließ noch einen zweiten Reiſeteil und einen dritten mit „ernſthaften Gedanken“ über Robinſons Leben nachfolgen; der erſte blieb jedoch unerreicht. Die durch Joach. Heinr. Campe (1746—1818) veranſtaltete Bearbeitung des Stoffes hatte faſt noch größeren Erfolg. Während uns de Foe zeigt, wie ſich in der Einſamkeit ein unfertiger Charakter aus eigener Kraft ausbildet und während er die Jugend zu unterrichten, das Alter zu ergötzen wünſcht, iſt Campe's Robinſon eine reine Jugendſchrift, welche in angenehmer Form belehren, Anregung zu nützlicher und freudiger Thätigkeit geben und der jugendlichen Einbildungskraft geſunde Nahrung zuführen will. De Foe's Robinſon iſt im Beſitze von Metallgeräten, Flinte und Pulver, bei Campe iſt dieſer auf ſeinen eigenen Erfindungsgeiſt angewieſen.

Robinſon der Jüngere.

Ein Leſebuch für Kinder

von

Joachim Heinrich Campe (1746—1818).

Vorbericht zur 1. Ausgabe. Wenn ich die mannigfaltigen Zwecke, die ich bei der Ausarbeitung dieſes Werkchens vor Augen hatte, nicht alle verfehlt habe, ſo liefere ich hier ein Buch, welches in mehr als einer Hinſicht Nutzen verſpricht. Ich will dieſe Zwecke kürzlich darlegen, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, ſie mit der Ausführung zuſammenzuhalten. Das wird denn auch den Vorteil gewähren, daß angehende Erzieher daraus den Gebrauch erſehen können, den ich von dieſem Buche gemacht zu ſehen wünſche.

Erſtens wollte ich meine jungen Leſer auf eine ſo angenehme Art unterhalten, als es mir möglich wäre, weil ich wußte, daß die Herzen der Kinder ſich jedem nützlichen Unterrichte nicht lieber öffnen, als wenn ſie vergnügt ſind. Auch darf ich hoffen, dieſe meine erſte Abſicht in einem ziemlich beträchtlichen Grade erreicht zu haben.

Dann nahm ich mir zweitens vor, an den Faden der hierzu gewählten Erzählung ſo viele Grundkenntniſſe aller Art zu ſchürzen, als es, ohne meinem erſten Zwecke Eintrag zu thun, nur immer mehr geſchehen könnte. Ich verſtehe aber unter Grundkenntniſſen hier nicht ſowohl die Anfangsgründe des gelehrten Wiſſens, als vielmehr diejenigen Vorbegriffe von Dingen aus dem häuslichen Leben, aus der Natur und aus dem weitläufigen Kreiſe der gemeinen menſchlichen Wirkſamkeit, ohne welche alle andere Unterrichtsarten einem Gebäude gleichen, das keine Grundlage hat.

Nebenbei wollte ich freilich auch drittens manche nicht unerhebliche gelehrte Vorkenntnis, beſonders aus der Naturgeſchichte, mitnehmen, weil dieſes ſich auf einem und demſelben Wege zugleich thun ließ. Denn warum hätte ich nicht ſtatt der erdichteten Dinge, womit die Geſchichte des alten Robinſon aufgeſtutzt iſt, lieber wahre Gegenſtände, wahre Erzeugniſſe und Erſcheinungen der Natur — und zwar in bezug auf diejenige Weltgegend, wovon die Rede iſt — in meine Erzählung aufnehmen ſollen, da ich beide zu einem Preiſe haben und mit beiden einerlei Abſicht erreichen konnte? Schon eine Urſache, warum ich von der Geſchichte des alten Robinſon bei der meinigen weniger Gebrauch machen konnte. Es werden ſich noch einige andere finden.

Meine vierte und wichtigſte Abſicht war, die Umſtände und Begebenheiten ſo zu ſtellen, daß recht viele Gelegenheiten zu ſittlichen, dem Verſtande und dem Herzen der Kinder angemeſſenen Anmerkungen und recht viele natürliche Anläſſe zu frommen, gottesfürchtigen und tugendhaften Empfindungen daraus erwüchſen. Auch um dieſer Urſache willen mußte ich mir oft einen Stoff nach meinem jedesmaligen Bedürfniſſe ſelbſt ſchaffen und von der alten Geſchichte abgehen. Derjenige alſo, der dies Buch bloß zur Leſeübung für ſeine Kinder gebrauchen wollte (welches gewöhnlicher Weiſe gerade nicht das angenehmſte Geſchäft für ſie iſt), würde meinen angelegentlichſten Wunſch — den Samen der Tugend, der Frömmigkeit und der Zufriedenheit mit den Wegen der göttlichen Vorſehung in die jungen Herzen auszuſtreuen — zu meinem Bedauern vereiteln. Es ſoll erwachſenen Kinderfreunden zum Vorleſen dienen, und nur ſolchen Kindern ſelbſt in die Hände gegeben werden, die im Leſen ſchon eine zureichende Fertigkeit erlangt haben.

Meine fünfte Abſicht hatte bezug auf eine jetzt umgehende Seelenſeuche, welche unter allen Kräften unſerer geſamten körperlichen und geiſtigen Natur, zu recht ſichtbarer Verminderung der Summe unſerer Lebensfreuden, ſeit einigen Jahren eine fürchterliche Verwüſtung angerichtet hat. Ich meine das leidige Empfindſamkeitsfieber. Zwar hat — dem Himmel ſei Dank! die Wut dieſer geiſtigen Seuche in ſofern wieder nachgelaſſen, daß ſie nicht mehr eine Peſt iſt, die am hellen Mittage verderbet, weil wohl keiner mehr das Schild der Empfindſamkeit öffentlich auszuhängen wagt; allein ſie iſt doch nichtsdeſtoweniger noch bis auf dieſen Tag eine Seuche geblieben, die im Finſtern ſchleicht und gleich anderen Krankheiten, deren man ſich ſchämt, an der Geſundheit der menſchlichen Seele im Verborgenen nagt. Nichts hat mich mehr dabei gejammert, als zu ſehen, daß man das ſüße, einſchmeichelnde Gift dieſer Krankheit auch unſerer jungen Nachkommenſchaft anzuhauchen und alſo das kommende Geſchlecht eben ſo an Leib und Seele kränkelnd, eben ſo nervenſchwach, eben ſo unzufrieden mit ſich ſelbſt, mit der Welt und dem Himmel zu machen ſucht, als das gegenwärtige iſt. Indem ich nun darüber nachdachte, welches wohl das wirkſamſte gedruckte Gegenmittel wider dieſe Anſteckung ſein möchte, ſtellte ſich meiner Seele das Bild eines Buches dar, welches gerade der Gegenfüßler der empfindſamen und empfindelnden Bücher unſerer Zeit wäre; ein Buch, welches die Kinderſeelen aus der eingebildeten Schäferwelt, welche nirgends iſt, und in welche andere ſie hineinzukörnen ſuchen, in diejenige wirkliche Welt, in der wir uns jetzt ſelbſt befinden, und aus dieſer in den urſprünglichen Zuſtand der Menſchheit zurückführte, aus dem wir herausgegangen ſind; ein Buch, welches manche in uns ſchlummernde körperliche und geiſtige Menſchenkraft weckte, anfeuerte und ſtärkte; ein Buch, welches zwar eben ſo unterhaltend und anziehend, als irgend ein anderes, wäre, aber nicht ſo, wie andere, bloß zu den unthätigen Beſchauungen, zu müßigen Rührungen, ſondern unmittelbar zu Selbſtthätigkeit führte; ein Buch, welches den jungen Nachahmungstrieb der Kinderſeele (den erſten unter allen Trieben, die bei uns zu erwachen pflegen) unmittelbar auf ſolche Gegenſtände lenkte, welche recht eigentlich zu unſerer Beſtimmung gehören, ich meine — auf Erfindungen und Beſchäftigungen zur Befriedigung unſerer natürlichen Bedürfniſſe; ein Buch, worin dieſe natürlichen Bedürfniſſe des Menſchen mit den erkünſtelten und eingebildeten, ſowie die wahren Beziehungen der Dinge in der Welt auf unſere Glückſeligkeit mit den eingebildeten einen anſchaulichen Abſtich machten; ein Buch endlich, welches Junge und Alte das Glück des geſelligen Lebens, bei allen ſeinen Mängeln und unvermeidlichen Einſchränkungen, recht mit Händen greifen ließe und dadurch alle zur Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande, zur Ausübung jeder geſelligen Tugend und zur innigen Dankbarkeit gegen die göttliche Vorſehung ermunterte.

Indem ich mir das herrliche Bild eines ſolchen Buches ausmalte und ſchüchtern nach dem Manne, der's uns geben könnte, umherblickte, fiel mir ein, daß ſchon Rouſſeau einmal ein ähnliches Buch gewünſcht und — wie fing mein Puls an zu pochen! — ſchon zum Teil gefunden habe. Geſchwind ergriff ich den zweiten Teil des Emil, um die angenehme Nachricht davon noch einmal zu leſen, und hier iſt die Stelle, worin ich ſie fand:

„Sollte es wohl kein Mittel geben, ſo viele, in ſo vielen Büchern zerſtreute Lehren näher zuſammenzubringen? ſie unter einen gemeinſchaftlichen Gegenſtand zu vereinigen, der leicht zu überſehen, nützlich zu befolgen wäre, und auch ſelbſt dieſem Alter zum Antriebe dienen könnte? Wenn man eine Verfaſſung finden kann, worin ſich alle natürlichen Bedürfniſſe des Menſchen auf eine dem Geiſte des Kindes ſinnliche Art zeigen, und wo ſich die Mittel, für dieſe Bedürfniſſe zu ſorgen, nach und nach mit eben derſelben Anſchaulichkeit entwickeln; ſo muß man durch die lebhafte und natürliche Abſchilderung dieſes Zuſtandes ſeiner Einbildungskraft die erſte Übung geben."

„Hitziger Philoſoph, ich ſehe ſchon deine Einbildungskraft ſich entzünden! Setze dich in keine Koſten; dieſe Verfaſſung iſt gefunden, ſie iſt beſchrieben, und, ohne dir Unrecht zu thun, viel beſſer, als du ſie beſchreiben würdeſt, wenigſtens mit mehr Wahrheit und Einfalt. Weil wir durchaus Bücher haben müſſen, ſo iſt eins vorhanden, welches nach meinem Sinne die glücklichſte Abhandlung über die natürliche Erziehung an die Hand giebt. Dies Buch wird das erſte ſein, welches mein Emil leſen wird; es wird lange ſeine ganze Bibliothek ausmachen, und es wird ſtets einen anſehnlichen Platz darin behalten. Es wird der Text ſein, welchem alle unſere Unterredungen von den natürlichen Wiſſenſchaften nur zur Auslegung und Erläuterung dienen werden. Es wird bei unſerm Fortgange zur Übung der Urteilskraft zum Beweiſe dienen, und ſo lange unſer Geſchmack nicht wird verderbt ſein, wird uns das Leſen desſelben allezeit gefallen. Welches iſt denn dieſes wunderſeltſame Buch? Iſt es Ariſtoteles, iſt es Plinius, iſt es Büffon? — Nein; es iſt Robinſon Kruſoe."

„Robinſon Kruſoe iſt auf ſeiner Inſel allein, von allem Beiſtande ſeines Gleichen und von den Werkzeugen aller Künſte entblößt*); er ſorgt indeſſen doch für ſeinen Unterhalt, für ſeine Erhaltung und verſchafft ſich ſogar eine Art von Wohlſein. Dies iſt ein wichtiger Gegenſtand für jedes Alter, und man hat tauſenderlei Mittel, ihn den Kindern angenehm zu machen. Man ſehe, wie wir die wüſte Inſel verwirklichen, die mir anfangs nur zur Vergleichung diente. Dieſer Zuſtand iſt, ich geſtehe es, nicht der des geſelligen Menſchen. Wahrſcheinlicherweiſe wird es auch nicht Emils ſeiner ſein. Allein nach eben dieſem Stande ſoll er alle die anderen ſchätzen. Das ſicherſte Mittel, ſich über die Vorurtheile zu erheben und ſeine Urteile nach den wahren Verhältniſſen der Dinge einzurichten, iſt, daß man ſich an die Stelle eines einzelnen Menſchen ſetze, und von allem ſo urteile, als dieſer Menſch in Abſicht auf ſeinen Nutzen darüber urteilen muß."

„Dieſe Geſchichtsdichtung wird während der Zeit, von welcher hier die Rede iſt, Emils Zeitvertreib und Unterricht zugleich ſein. Ich will, daß ihm der Kopf davon ſchwindle, daß er ſich unaufhörlich mit ſeinem Schloſſe, mit ſeinen Ziegen, mit ſeinen Pflanzungen beſchäftige; daß er umſtändlich, nicht aus Büchern, ſondern an den Sachen ſelbſt lerne, was er in dergleichen Falle wiſſen muß. Er denke, er ſei ſelbſt Robinſon; er ſehe ſich in Felle gekleidet, wie er eine große Mütze, einen großen Säbel trägt und den ganzen ſeltſamen Aufzug des Bildes macht, bis auf den Sonnenſchirm beinahe, den er nicht nötig haben wird. Ich will, daß er ſich wegen der Maßregeln beunruhige, die er nehmen ſoll, wenn ihm dies oder das abgehen würde; daß er die Aufführung ſeines Helden unterſuche; daß er nachforſche, ob derſelbe nichts unterlaſſen habe, ob nichts beſſer zu machen geweſen wäre; daß er ſeine Fehler aufmerkſam anmerke, und daß er ſich dieſelben zu nutze mache, damit er in ähnlichem Falle nicht ſelbſt darein gerate. Denn man zweifle nicht, daß er den Anſchlag faſſen werde, einen dergleichen Sitz anzulegen. Dies iſt das wahre Luſtſchloß dieſes glücklichen Alters, worin man keine andere Glückſeligkeit kennt, als das Notwendige und die Freiheit."

„Was für ein Hülfsmittel iſt doch dieſe Spielerei für einen geſchickten Mann, der ſie nur hervorzubringen gewußt hat, um ſie vorteilhaft anzuwenden! Das Kind, welches gedrungen iſt, ſich ein Vorratshaus für ſeine Inſel anzulegen, wird weit hitziger ſein, zu lernen, als der Lehrmeiſter, zu lehren. Es wird alles wiſſen wollen, was nützlich iſt, und wird nur das wiſſen wollen. Man wird nicht nötig haben, es zu führen; man wird es nur zurückzuhalten brauchen. — Die Ausübung der natürlichen Künſte, wozu ein einziger Menſch genug ſein kann, führt zur Nachforſchung derjenigen Künſte des Fleißes und der Geſchicklichkeit, welche nötig haben, „daß viele Hände zuſammenkommen."

So weit Rouſſeau.

Und ſo wäre es denn wirklich ſchon längſt dageweſen, das wunderſeltſame Buch, welches uns noch zu fehlen ſchien? Ja! und nein! je nachdem man entweder den bloßen Hauptgedanken zu einem ſolchen Buche oder die ganze Ausführung desſelben meint. In jener Hinſicht (aus welcher Rouſſeau davon redet) iſt es da, iſt es längſt dageweſen, und Robinſon Kruſoe iſt ſein Name; in dieſer fehlte es bisher noch gänzlich. Denn ich brauche doch wohl nicht erſt anzumerken, daß viel weitſchweifiges, überflüſſiges Gewäſche, womit dieſe veraltete Dichtung überladen iſt, die bis zum Ekel gezerrte, ſchwerfällige Schreibart desſelben und die veraltete, oft fehlerhafte Sprache unſerer alten deutſchen Überſetzung, ebenſowenig, als manche, in Rückſicht auf Kinder, fehlerhafte ſittliche Seite desſelben keine wünſchenswerte Eigenſchaften eines guten Kinderbuches ſind?

Hierzu kommt in der Geſchichte des alten Robinſon noch etwas, welches einen der größten Vorteile vernichtet, den dieſe Geſchichte ſtiften könnte; ich meine den Umſtand, daß Robinſon mit allen europäiſchen Werkzeugen verſehen iſt, deren er nötig hatte, um ſich viele von denjenigen Bequemlichkeiten zu verſchaffen, welche das geſellſchaftliche Leben geſitteter Menſchen gewährt. Dadurch geht der große Vorteil verloren, dem jungen Leſer die Bedürfniſſe des einzelnen Menſchen, der außer der Geſellſchaft lebt, und das vielſeitige Glück des geſellſchaftlichen Lebens recht anſchaulich zu machen. Abermals ein wichtiger Grund, warum ich von der Geſchichte des alten Robinſon abgehen zu müſſen glaubte.

Ich zerlegte aber die ganze Geſchichte des Aufenthalts meines jüngeren Robinſon auf ſeiner Inſel in drei Zeiträume. In dem erſten ſollte er ganz allein und ohne alle europäiſche Werkzeuge ſich bloß mit ſeinem Verſtande und mit ſeinen Händen helfen, um auf der einen Seite zu zeigen, wie hülflos der einſame Menſch iſt, und auf der andern, wie viel Nachdenken und anhaltende Strebſamkeit zur Verbeſſerung unſeres Zuſtandes vermögen. In dem andern geſellte ich ihm einen Gehilfen bei, um zu zeigen, wie ſehr ſchon die bloße Geſelligkeit den Zuſtand des Menſchen verbeſſern kann. In dem dritten endlich ließ ich ein europäiſches Schiff an ſeiner Küſte ſcheitern und ihn dadurch mit Werkzeugen und den meiſten Notwendigkeiten des Lebens verſorgen, damit der große Wert ſo vieler Dinge, die wir gering zu ſchätzen pflegen, weil wir ihrer nicht entbehrt haben, recht einleuchtend würde. Dies waren die vorzüglichſten Zwecke, die ich mir bei dieſer Arbeit zum Ziele geſetzt hatte.

Ehe ich aber von meinen Leſern Abſchied nehme, ſei es mir vergönnt, junge Erzieher auf eine Nebenabſicht aufmerkſam zu machen, die mir bei der Ausarbeitung dieſes Buchs gleichfalls als ungemein wichtig vor Augen ſchwebte. Ich hoffte nämlich, durch eine treue Darſtellung wichtiger Familienauftritte, ein für angehende Erzieher nicht überflüſſiges Beiſpiel des väterlichen und kindlichen Verhältniſſes zu geben, welches zwiſchen dem Erzieher und ſeinen Zöglingen notwendig obwalten muß. Wo dieſes glückliche Verhältniß in ſeiner ganzen Natürlichkeit einmal eingeführt worden iſt, da ſinken viele, dem Fortgange der ſittlichen Erziehung entgegenſtehende Klippen von ſelbſt nieder; wo dieſes aber nicht iſt — nun, da nimmt man ſeine Zuflucht zu dem Nordweiſer oder Kompaſſe der

---

*) Hierin irrte Rouſſeau. Der alte Robinſon hat Werkzeuge in Menge, die er von dem geſtrandeten Schiffe rettete. Der gegenwärtige jüngere Robinſon hingegen hat zu ſeiner Erhaltung nichts als ſeinen Kopf und ſeine Hände.

Erziehungskünſtelei, deſſen Abweichungen ſo mannigfaltig und durch hinlängliche Beobachtung bei weitem noch nicht beſtimmt ſind.

Übrigens enthält dieſe Abſicht den Grund, warum ich lieber wirkliche, als erdichtete Perſonen habe redend einführen und meiſtenteils wirklich vorgefallene Geſpräche lieber habe nachſchreiben, als nicht gehaltene künſtlichere habe machen wollen.

Vorrede zur 7. bis 12. Ausgabe. Bei dieſen neueſten Ausgaben eines Buches welches nun ſchon in ſo vielen Schulen eingeführt und von Kadix bis Moskau und Konſtantinopel in alle europäiſche Sprachen, ſogar in die ruſſiſche, die neugriechiſche und die altböhmiſche überſetzt worden iſt, habe ich, aus Achtung gegen das Urteil eines ſo großen, durch ſo viele Länder verbreiteten Leſekreiſes, keine erhebliche Veränderungen mehr damit vornehmen zu dürfen geglaubt. Aber mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit habe ich mich jedesmal beſtrebt, die Sprache dieſes ſo ſehr begünſtigten Kinderbuches von jeder, auch noch ſo geringfügigen Unrichtigkeit zu ſäubern, um es in dieſem Betrachte nunmehr ſo rein und fehlerlos zu liefern, als meine jetzigen Einſichten und der Grad der Ausbildung unſerer, in manchen Punkten noch immer nicht recht geregelten Sprache es mir geſtatteten. Einige wenige Abweichungen von dem Gewöhnlichen habe ich nicht aus eitler Neuerungsſucht, ſondern aus Achtung gegen die erſte und weſentlichſte Grundregel aller Sprachen, die der Sprachähnlichkeit, mir erlauben zu müſſen geglaubt.

Der Verfaſſer.

Erſter Teil.

Es war einmal eine zahlreiche Familie, die aus kleinen und großen Leuten beſtand. Dieſe waren teils durch die Bande der Natur, teils durch wechſelſeitige Liebe innig vereinigt. Der Hausvater und die Hausmutter liebten alle wie ihre eigenen Kinder, ungeachtet nur Lotte, die kleinſte von allen, ihre leibliche Tochter war, und zwei Freunde des Hauſes, R** und B**, thaten dasſelbe. Ihr Aufenthalt war auf dem Lande, nahe vor den Thoren von Hamburg.

Das Wort dieſer Familie war: Bete und arbeite! und Kleine und Große kannten kein anderes Glück des Lebens, als welches die Erfüllung dieſer Vorſchrift gewährt. Aber während der Arbeit und nach vollendetem Tagewerke wünſchte dann jeder von ihnen auch etwas zu hören, das ihn verſtändiger, weiſer und beſſer machen könnte. Da erzählte ihnen nun der Vater bald von dieſem, bald von jenem, und die kleinen Leute alle hörten ihm gern und aufmerkſam zu.

Eine von ſolchen Abenderzählungen iſt die folgende Geſchichte des jüngeren Robinſon. Da man glaubte, daß wohl noch mehr gute Kinder wären, die dieſe merkwürdige Geſchichte zu hören oder zu leſen wünſchten, ſo ſchrieb ſie der Vater auf, und der Buchdrucker mußte viele tauſend Abdrücke davon machen.

Das Buch, liebes Kind, welches du jetzt in den Händen haſt, iſt einer davon. Du kannſt alſo, wenn du willſt, gleich auf der folgenden Seite anfangen.

Aber bald hätte ich vergeſſen, dir zu ſagen, was vorherging, ehe dieſe Erzählung ihren Anfang nahm.

„Willſt Du uns nicht wieder was erzählen, Vater?" fragte Gottlieb an einem ſchönen Sommerabende. „Gern!" war die Antwort, „aber es wäre ſchade, einen ſo herrlichen Abend nur durch die Fenſter zu genießen. Kommt, wir wollen uns im Grünen lagern!"

„O ſchön, ſchön!" riefen alle, und ſo ging's in vollen Sprüngen zum Hauſe hinaus.

---

1. Abend. (Robinſon verläßt heimlich das Elternhaus und geht zur See.)

Gottlieb. Hier, Vater?

Vater. Ja, hier unter dieſem Apfelbaume.

Nikolas. O prächtig!

Alle. Prächtig! Prächtig! (Hüpfend und mit den Händen klatſchend.)

Vater. Aber was denkt ihr denn zu machen unter der Zeit, daß ich euch erzähle? So ganz müßig werdet ihr doch wohl nicht gern daſitzen wollen?

Johannes. Ja, wenn wir nur was zu machen hätten!

Mutter. Hier ſind Erbſen auszukrüllen, hier türkiſche Bohnen abzuſtreifen! Wer hat Luſt?

Alle. Ich! ich! ich!

Gottlieb. Ich und meine Lotte und du, Fritzchen, wollen Erbſen auskrüllen; nicht?

Lotte. Nein, mit Erlaubnis, ich muß erſt den Kettenſtich machen, den Mutter mir gezeigt hat.

Gottlieb. Na, wir beide denn! Komm, Fritz, ſetze dich.

Freund R. Ich arbeite mit euch. (Setzt ſich neben ſie ins Gras.)

Freund B. Und ich mit euch anderen; ihr wollt mich doch?

Dietrich. O gern, gern! Hier iſt noch Platz genug. Das iſt hübſch! Nun wollen wir ſehen, wer am meiſten abſtreifen kann!

Vater. Setzt euch ſo herum, daß ihr die Sonne könnt untergehen ſehen; es wird heute ein ſchönes Abendſtück am Himmel geben. (Alle lagern ſich und beginnen ihr Werk.)

Nun, Kinder, ich will euch heute eine recht wunderbare Geſchichte erzählen. Die Haare werden euch dabei zu Berge ſtehen, und dann wird euch das Herz wieder im Leibe lachen.

Gottlieb. O, aber mach's ja nicht zu traurig!

Lotte. Nein, nicht zu traurig! Hörſt du, Väterchen? Sonſt müſſen wir gewiß weinen und können nicht davor.

Johannes. Nun, ſo laßt doch! Vater wird's ja wohl wiſſen.

Vater. Seid unbeſorgt, Kinder; ich will's ſchon machen, daß es nicht traurig werden ſoll.

Es war einmal ein Mann in der Stadt Hamburg, der hieß Robinſon. Dieſer hatte drei Söhne. Der älteſte davon hatte Luſt zum Soldatenſtande, ließ ſich anwerben und wurde erſchoſſen in einer Schlacht gegen die Franzoſen.

Der zweite, der ein Gelehrter werden ſollte, hatte einmal einen Trunk gethan, da er eben erhitzt war, kriegte die Schwindſucht und ſtarb.

Nun war alſo nur noch der kleinſte übrig, den man Kruſoe nannte, ich weiß nicht, warum? Auf den ſetzten nun der Herr Robinſon und die Frau Robinſon ihre ganze Hoffnung, weil er jetzt ihr einziger war. Sie hatten ihn ſo lieb, als ihren Augapfel, aber ſie liebten ihn mit Unverſtand.

Gottlieb. Was heißt das, Vater?

Vater. Wirſt es gleich hören. Wir lieben euch auch, wie ihr wißt; aber eben deswegen halten wir euch zur Arbeit an, und lehren euch viele angenehme und nützliche Dinge, weil wir wiſſen, daß euch das gut und glücklich machen wird. Kruſoes Eltern machten es nicht ſo.

Sie ließen ihrem lieben Söhnchen in allem ſeinen eigenen Willen, und weil nun das liebe Söhnchen lieber ſpielen als arbeiten und etwas lernen mochte, ſo ließen ſie es meiſt den ganzen Tag müßig umherlaufen oder ſpielen, und ſo lernte es denn wenig oder gar nichts. Das nennen wir anderen Leute eine unvernünftige Liebe.

Gottlieb. Haha!

Vater. Der junge Robinſon wuchs alſo heran, ohne daß man wußte, was aus ihm werden würde. Sein Vater wünſchte, daß er die Handlung lernen möchte, aber dazu hatte er keine Luſt. Er ſagte, er wolle lieber in die weite Welt reiſen, um alle Tage recht viel neues zu hören und zu ſehen.

Das war nun aber ſehr unverſtändig geſprochen von dem jungen Menſchen. Ja, wenn er ſchon etwas rechtes gelernt gehabt hätte! Aber was wollte ein ſo unwiſſender Burſche, als dieſer Kruſoe war, in der weiten Welt machen? Wenn man in fremden Ländern ſein Glück machen will, ſo muß man ſich erſt viele Geſchicklichkeiten erworben haben. Und daran hatte er bisher noch nicht gedacht.

Er war nun 17 Jahre alt und hatte ſeine meiſte Zeit mit Herumlaufen zugebracht. Täglich quälte er ſeinen Vater, daß er ihn doch möchte reiſen laſſen, ſein Vater aber antwortete: er ſei wohl nicht recht geſcheidt, und wollte nichts davon hören. „Söhnchen! Söhnchen!" rief ihm dann die Mutter zu, „bleibe im Lande und nähre dich redlich!"

Eines Tages —

Lotte. Haha! nun wird's kommen.

Nikolas. O, ſtille doch!

Vater. Eines Tages, da er, ſeiner Gewohnheit nach, bei dem Hafen umherlief, ſah er einen ſeiner Geſpielen, der eines Schiffers Sohn war, und der eben mit ſeinem Vater nach London abfahren wollte.

Fritzchen. In der Kutſche?

Dietrich. Nein, Fritzchen, nach London muß man zu Schiffe fahren, über ein großes, großes Waſſer, das die Nordſee heißt. — Nun?

Vater. Der Sohn des Schiffers fragte ihn, ob er mitreiſen wolle. „Gern," antwortete Kruſoe, „aber meine Eltern werden es nicht haben wollen!" — „I," ſagte der andere wieder, „mache einmal den Spaß und reiſe ſo mit! In drei Wochen ſind wir wieder hier, und deinen Eltern kannſt du ja ſagen laſſen, wo du geblieben biſt."

„Aber ich habe kein Geld," ſagte Kruſoe. — „Schadt nichts," antwortete der andere; „ich will dich ſchon freihalten unterwegs."

Der junge Robinſon bedachte ſich noch ein paar Augenblicke; dann ſchlug er jenem auf einmal in die Hand und rief aus: „Topp, ich fahre mit dir, Bruder! Nur gleich zu Schiffe!" — Darauf beſtellte er, daß nach einigen Stunden jemand zu ſeinem Vater gehen und ihm ſagen ſolle: er wäre nur ein bischen nach England gefahren und werde bald wiederkommen. Dann gingen die beiden Freunde an Bord.

Johannes. Fi! den Robinſon mag ich nicht leiden.

Nikolas. Ich auch nicht!

Freund B. Warum denn nicht?

Johannes. Ja, weil er das thun kann, daß er ſo von ſeinen Eltern weggeht, ohne das ſie's ihm erlaubt haben!

Freund B. Haſt Recht, Johannes. es war wirklich ein dummer Streich von ihm; wir müſſen Mitleid mit ſeiner Dummheit haben. Gut, daß es ſolcher einfältigen jungen Leute, die nicht wiſſen, was ſie ihren Eltern ſchuldig ſind, nicht viele giebt!

Nikolas. Giebt es mehr ſolche?

Freund B. Mir iſt keiner dergleichen vorgekommen, aber das weiß ich ganz gewiß, daß es ſolchen jungen Leuten nicht gut gehen kann in der Welt.

Johannes. Na, wir wollen hören, wie's dem Robinſon gegangen iſt.

Vater. Die Matroſen — das ſind die Schiffsknechte oder Bootsleute — zogen die Anker auf und ſpannten die Segel; der Wind fing an, das Schiff zu treiben, und der Schiffer ſagte der Stadt mit ſechs Kanonenſchüſſen Lebewohl! Der junge Robinſon war mit ſeinem Freunde auf dem Verdecke und war ganz närriſch vor Freude, daß er nun endlich einmal reiſen ſollte.

Es war ein angenehmer Tag, und der Wind blies ſo günſtig, daß ſie in kurzer Zeit die Stadt Hamburg aus den Augen verloren. Am folgenden Tage kamen ſie ſchon bei Ritzebüttel an, wo die Elbe ſich ins Meer ergießt. Und nun ging's hinaus in die offene See!

Was der Robinſon da für Augen machte, als er vor ſich nichts als Luft und Waſſer ſah! Das Land, wo er hergekommen war, verſchwand ſchon nach und nach aus ſeinen Augen. Bald konnte er nur noch den großen Leuchtturm ſehen, den die Hamburger auf der Inſel Heiligenland oder Helgoland unterhalten. Nun verſchwand auch dieſer, und jetzt ſah er über ſich nichts als Himmel und um ſich her nichts als Waſſer.

Gottlieb. Das mag ausſehen.

Freund R. Kannſt es vielleicht bald einmal zu ſehen kriegen!

Gottlieb. O, wollen wir hingehen?

Freund R. Wenn ihr recht aufmerkſam ſeid, indem wir euch die Erdbeſchreibung lehren, daß ihr lernt, wo man hingehen muß, um von einem Orte zum anderen zu kommen.

Vater. Ja, und wenn ihr durch Arbeitſamkeit und Mäßigkeit im Eſſen und Trinken euch täglich abhärtet, daß ihr ſo eine Reiſe aushalten könnt, ſo machen wir ſchon einmal einen kleinen Luſtgang nach Travemünde, wo die Oſtſee angeht, —

Alle. Oh! oh!

Vater. — ſetzen uns da in ein Schiff und laſſen uns ein paar Meilen weit ins Meer hineinfahren. —

(Alle ſprangen auf, hingen ſich dem Vater an Hals, Arme und Knie und drückten ihre Freude durch Liebkoſungen, Händeklatſchen und durch Hüpfen und Springen aus.)

Mutter. Nehmt ihr mich auch mit, ihr Wandersleute?

Lotte. Ja, wenn du ſo weit gehen kannſt! — Das iſt aber weit hin — nicht wahr, Vater? — wohl noch weiter, als nach Wandsbeck, wo Herr Claudius wohnt, und noch einer, der ein großes Haus und einen großen Garten hat! — ach! der iſt ſo groß! viel größer, als unſer Garten; ich bin ſchon da geweſen, nicht wahr, Vater? Da wir auf dem Felde die bunten Steine ſuchten und —

Vater. — und das Pflügen anſahen.

Lotte. Ja, und in die Schmiede gingen, die am Wege lag —

Vater. — und auf die Windmühle hinaufſtiegen —

Lotte. Ach ja! wo mir der Wind den Hut abwehte —

Vater. — den der Müllerjunge dir wiederholte!

Lotte. Das war doch ein guter Junge; nicht wahr, Vater?

Vater. Ein rechter guter, der uns gleich etwas zu Gefallen that, ungeachtet er uns vorher niemals geſehen hatte!

Lotte. Du gabſt ihm auch was?

Vater. Freilich gab ich ihm was! Guten Menſchen, die uns gern etwas zu Gefallen thun, ſucht jedermann wieder Freude zu machen. — Aber wir vergeſſen ja unſeren Robinſon; wir müſſen machen, daß wir ihn wieder einholen, ſonſt verlieren wir ihn aus dem Geſichte: denn ſeine Fahrt geht verzweifelt ſchnell.

Zwei Tage hinter einander hatten ſie immer ſchönes Wetter und ziemlich guten Wind. Am dritten überzog ſich der Himmel mit Wolken.

Es wurde dunkel und immer dunkler, und der Wind fing an, aus vollen Backen zu blaſen.

Bald blitzte es, als wenn der ganze Himmel in Feuer ſtände; bald war es wieder ſo finſter, als um Mitternacht, und der Donner hörte gar nicht auf zu krachen. Der Regen rauſchte wie ein Strom herab, und ein mächtiger Sturmwind wühlte ſo gewaltig im Meer, daß die Wellen wie Häuſer hoch aufſchwollen.

Da hättet ihr ſehen ſollen, wie das Schiff eins ums andere auf und niederſchwankte! Bald wurde es von einer mächtigen Welle hoch in die Luft hinaufgeſchaukelt, bald ſtürzte es wieder in den tiefſten Abgrund hinab; bald lag es auf der einen, bald auf der anderen Seite.

Das war ein Lärmen zwiſchen dem Tauwerke! Das war ein Gepolter im Schiffe! Die Leute mußten ſich anhalten, wenn ſie nicht alle Augenblicke umfallen wollten. Robinſon, der des Dings noch nicht gewohnt war, ward ſchwindelig, kriegte Übelkeiten und fühlte ſich bald ſo krank, daß er glaubte, er müſſe den Geiſt aufgeben. Das nennen ſie die Seekrankheit.

Johannes. Das hat er nun davon!

Vater. „Ach, meine Eltern! meine armen Eltern!“ rief er nun einmal über das andere aus. „Sie werden mich nie wieder ſehen! O, ich unverſtändiger Menſch, daß ich ſie ſo betrüben konnte!“

Krach! Krach! ging's plötzlich auf dem Verdecke. „Himmel, ſei uns gnädig!“ ſchrie das Schiffsvolk und ward blaß wie der Tod, und rang verzweiflungsvoll die Hände. „Was iſt?“ rief Robinſon, der vor Schrecken beinahe des Todes war.

„Ach,“ hieß es, „wir ſind verloren! Ein Wetterſchlag hat den Fockmaſt (das heißt den erſten von den drei aufrechſtehenden Maſtbäumen des Schiffes) zerſplittert, und der große mittlere Maſt ſteht nun ſo loſe, daß er auch gekappt und über Bord geworfen werden muß.“

„Wir ſind verloren!“ ſchrie eine andere Stimme aus dem Schiffsraume herauf. „Das Schiff hat einen Leck bekommen; das Waſſer ſteht ſchon vier Fuß hoch im Schiffe.“

Robinſon, der in der Kajüte auf dem Boden ſaß, ſank bei dieſen Worten rücklings nieder und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Alle anderen liefen nach den Pumpen, um das Schiff womöglich flott, das heißt über Waſſer zu erhalten. Endlich kam ein Bootsmann, ſchüttelte ihn und rief ihm zu: ob er denn allein müßig daliegen wolle, indeß alle anderen Leute im Schiffe ſich zu tode arbeiten müßten?

Er raffte ſich auf, ſo ſchwach er auch war und ſtellte ſich mit an eine der Pumpen. Indes ließ der Schiffer Kanonen abbrennen, um anderen Schiffen, die ſich etwa in der Nähe befinden möchten, ein Zeichen zu geben, daß er ſich in Not befinde. Robinſon, der nicht wußte, was der Knall zu bedeuten habe, glaubte, das Schiff ſei geborſten und ſank aufs neue in Ohnmacht. Ein Bootsmann, der an ſeine Stelle trat, ſtieß ihn aus dem Wege und ließ ihn für tot liegen.

Man pumpte mit Macht; allein das Waſſer im Schiffsraume ſtieg immer höher und höher, und man erwartete ſchon den Augenblick, da das Schiff unterſinken würde. Um es zu erleichtern, wurde alles, was nur einigermaßen entbehrt werden konnte, Kanonen, Ballen, Fäſſer u. ſ. w., über Bord ins Meer geworfen. Aber das wollte alles nicht helfen.

Indes hatte ein anderes Schiff die Notſchüſſe gehört und ſchickte ein Boot ab, um die Leute, womöglich zu retten. Aber dieſes Boot konnte nicht herankommen, weil die Wellen gar zu hoch gingen. Dieſe warfen es ſo gewaltſam hin und her, daß es in augenſcheinlicher Gefahr war, umgeſtülpt zu werden. Dennoch wollten dieſe menſchenfreundlichen Leute lieber ihr eigenes Leben daran wagen, als ihre Nebenmenſchen ohne Hilfe laſſen.

Nikolas. Das waren wohl Hamburgiſche Leute?

Vater. Woraus vermuteſt du das?

Nikolas. Ja, weil ſie gegen das Hamburgiſche Schiff ſo dienſtfertig waren und ſich deswegen ſogar in Lebensgefahr begaben.

Vater. Muß man denn bloß gegen ſeine Landsleute dienſtfertig ſein? Das wollteſt du gewiß nicht zu verſtehen geben, lieber Nikolas! Oder, wenn da jetzt gleich ein Menſch aus Amerika hier in unſeren Teich fiele, würden wir erſt fragen, woher er wäre? Würden wir nicht vielmehr alle den Augenblick aufſpringen, um ihn zu retten? — Nun, eben ſo menſchlich dachten die Leute in dem Boote auch.

Ungeachtet ſie keine Hamburger, keine Europäer, keine Chriſten, ſondern — Türken waren, und zwar Türken aus der Stadt Smyrna, die in Aſien liegt.

Johannes. Das hätte ich doch nicht gedacht, daß die Türken ſo gute Menſchen wären.

Vater. Lieber Johannes, du wirſt immer mehr erfahren, daß es unter allen Völkern, in allen Ländern gute Leute giebt; ſowie es unter allen Völkern, in allen Ländern und zu allen Zeiten auch hin und wieder Taugenichtſe gegeben hat.

Lange kämpften dieſe braven Leute vergebens gegen die hochrollenden Waſſerberge, die ſie und ihr Boot in jedem Augenblicke zu verſchlingen drohten. Endlich kamen ſie dem Hinterteile des Schiffes ſo nahe, daß man ihnen einen Tau zuwerfen konnte. Durch Hilfe desſelben zogen ſie das Boot heran; und nun ſprang alles, was Füße hatte, hinein, um ſich zu retten. Robinſon, der nicht auf den Füßen ſtehen konnte, wurde von einigen mitleidigen Bootsleuten gleichfalls hinein geworfen.

Kaum waren ſie eine kleine Strecke von dem Schiffe weggerudert, ſo ſahen ſie es vor ihren Augen ſinken. Glücklicherweiſe fing um dieſe Zeit der Sturm an, ſich ein wenig zu legen, ſonſt würde das Boot, in dem nun ſo viele Menſchen ſaßen, gewiß von den Wellen verſchlungen worden ſein. Unter vielen Gefahren kam es endlich bei dem Schiffe an, zu dem es gehörte, und alle wurden in daſſelbe aufgenommen.

Gottlieb. Ach! das iſt gut, daß die armen Menſchen doch nicht ertrunken ſind.

Fritzchen. Ich bin recht angſt geweſen.

Lotte. Das wird den Herrn Robinſon lehren, daß er künftig nicht wieder ſo dummes Zeug anfängt!

Mutter. Das denke ich auch; nun wird er wohl klüger geworden ſein.

Dietrich. Wo blieb er denn nun?

Vater. Das Schiff, welches ihn und die anderen aufgenommen hatte, ſegelte nach London. Einige Tage darauf war es ſchon bei der Mündung der Themſe, und nicht lange danach lag es bei der Stadt London vor Anker.

Fritzchen. Was iſt das: die Mündung der Themſe?

Freund R. Die Themſe iſt ein Strom, wie unſere Elbe, der nicht gar weit von London ins Meer fließt. Der Ort, wo ein Strom ins Meer fällt, wird die Mündung desſelben genannt.

Vater. Alle gingen nunmehr ans Land, und jeder freuete ſich, daß er ſo davongekommen war.

Robinſon hatte nun genug zu thun, die große Stadt London zu beſehen und vergaß darüber das Vergangene und das Zukünftige. Endlich erinnerte ihn ſein Magen, daß er auch etwas zu eſſen haben müſſe, wenn er in der großen Stadt London leben wolle. Er ging alſo hin zu dem Schiffer, mit welchem er gekommen war und bat ihn, er möchte ihn doch mit ſich ſpeiſen laſſen.

Dieſer war bereit, ihn gaſtfreundlich aufzunehmen. Während der Mahlzeit fragte er unſeren Robinſon: warum er denn eigentlich hierher gekommen ſei? und was er nun hier vorzunehmen gedenke?

Da erzählte ihm denn Robinſon offenherzig, daß er bloß zur Luſt, und zwar ohne Wiſſen ſeiner Eltern, dieſe Reiſe gemacht habe, und daß er nun nicht wiſſe, was er anfangen ſolle.

„Ohne Wiſſen deiner Eltern?“ rief der Schiffer ganz entrüſtet aus, indem ihm das Meſſer aus der Hand fiel. „Guter Gott! warum mußte ich das nicht eher erfahren? — Glaube mir, unbeſonnener junger Menſch,“ fuhr er fort, „hätte ich das zu Hamburg gewußt, ich würde dich nicht mitgenommen haben und wenn du mir eine Tonne Goldes zur Belohnung angeboten hätteſt!“

Robinſon ſaß beſchämt und ſchlug die Augen nieder.

Der ehrliche Schiffer fuhr fort, ihm ſein großes Unrecht vorzuſtellen und ſagte: er ſei verſichert, daß es ihm unmöglich wohl gehen könne, bis er ſich gebeſſert und von ſeinen Eltern Verzeihung erhalten habe. Robinſon weinte ſeine bitteren Thränen.

„Aber was ſoll ich denn nun machen?“ fragte er endlich mit vielem Schluchzen.

„Was du machen ſollſt?“ antwortete der Schiffer. — „Zurück zu deinen Eltern ſollſt du, ihre Kniee umfaſſen und mit kindlicher Reue ſie um Verzeihung deiner Unbeſonnenheit bitten.“

Lotte. Das war doch auch ein recht guter Mann, der Schiffer; nicht wahr, Vater?

Vater. Er that, was jeder thun muß, wenn er ſeinen Nebenmenſchen fehlen ſieht; er erinnerte den jungen Menſchen an ſeine Pflicht.

„Wollen Sie mich wieder mit zurück nach Hamburg nehmen?“ fragte Robinſon.

„Ich;“ antwortete der Schiffer. „Haſt du denn vergeſſen, daß mein Schiff untergegangen iſt? Ich werde nicht eher wieder zurückkehren, bis ich Gelegenheit gefunden habe, ein anderes Schiff zu kaufen, und das möchte länger währen, als du hier bleiben darfſt. Auf das erſte, das beſte Schiff, das von hier nach Hamburg ſegelt, ſollſt du dich ſetzen, und das lieber heute, als morgen!“

„Aber ich habe kein Geld!“ ſagte Robinſon.

„Hier,“ antwortete der Schiffer, „ſind einige Guineen.“

Gottlieb. Was ſind das: Guineen?

Vater. Engliſches Geld, mein Lieber; Goldſtücke, ſo wie unſere Piſtolen. Sie gelten ungefähr ſieben Thaler; zu Hauſe will ich dir eine zeigen.

Johannes. O, nur weiter!

Vater. „Hier,“ antwortete der brave Schiffer, „ſind einige Guineen, die ich dir leihen will, ungeachtet ich ſelbſt mein bißchen Geld jetzt ſehr nötig habe. Geh' damit nach dem Hafen und miete dich auf ein Schiff ein. Wenn deine Reue aufrichtig iſt, ſo wird Gott dir eine Rückreiſe verleihen, glücklicher, als unſere Herreiſe war.“ Und damit ſchüttelte er ihm treuherzig die Hand und wünſchte ihm Glück auf den Weg.

Robinſon ging.

Nikolas. O, nun geht er ſchon wieder nach Hauſe? Ich dachte, es würde erſt recht angehen!

Mutter. Biſt du es nicht zufrieden, lieber Nikolas, daß er zu ſeinen Eltern zurückkehrt, die vermutlich ſo bekümmert um ihn ſind.

Freund R. Und freueſt du dich nicht, daß er ſein Unrecht bereut und ſich nun beſſern will?

Nikolas. Ja, das wohl; aber ich dachte, es ſollte erſt recht was Luſtiges kommen.

Vater. Er iſt ja noch nicht zu Hauſe; laß uns erſt hören, wie's weiter mit ihm ging!

Auf dem Wege nach dem Hafen fuhr ihm dieſes und jenes durch den Kopf. „Was werden meine Eltern ſagen?“ dachte er, „wenn ich nun wieder nach Hauſe komme. Gewiß werden ſie mich ſtrafen, daß ich das gethan habe! Und meine Spielfreunde und die anderen Leute, wie werden die mich auslachen, daß ich ſo geſchwind zurückkomme und faſt nichts geſehen habe, als ein paar Straßen von London?“

Er blieb voll Gedanken ſtehen.

Bald fiel's ihm ein, er wolle noch nicht abreiſen, bald dachte er wieder daran, was der Schiffer ihm geſagt hatte, daß es ihm nicht wohlgehen könne, wenn er nicht zu ſeinen Eltern zurückkehre. Er wußte lange nicht, was er thun ſolle; endlich aber ging er doch hin nach dem Hafen.

Aber zu ſeinem Vergnügen mußte er hören, daß jetzt kein Schiff da war, welches die Fahrt nach Hamburg machen wollte. Der Mann, der ihm dieſe Nachricht gab, war ein Guineafahrer.

Fritzchen. Was iſt ein Guineafahrer?

Vater. Das laß dir von Dietrich erzählen, der's wohl ſchon wiſſen wird.

Dietrich. Weißt du noch wohl, daß es ein Land giebt, welches Afrika heißt? Nun, die eine Küſte davon —

Fritzchen. Küſte?

Dietrich. Ja, oder das Land, das dicht am Meere liegt — ſieh', ich habe meinen kleinen Atlas eben bei mir! — dieſer Strich Landes hier, der da ſo krumm hinuntergeht, der wird die Küſte von Guinea genannt.

Vater. Und die Schiffer, die dahin fahren, um etwas daſelbſt einzuhandeln, heißt man Guineafahrer. Der Mann alſo, mit dem unſer Robinſon redete, war ein ſolcher Guineafahrer oder der Führer eines Schiffes, welches nach Guinea ſegeln wollte.

Dieſer Schiffsführer oder Kapitän fand Vergnügen daran, ſich weiter mit ihm zu unterreden und nötigte ihn daher, mit an Bord zu gehen, um in ſeiner Kajüte eine Taſſe Thee mit ihm zu trinken; und Robinſon willigte ein.

Johannes. Konnte der Mann denn Deutſch ſprechen?

Vater. Ich habe vergeſſen, zu ſagen, daß Robinſon ſchon in Hamburg Gelegenheit gehabt hatte, ein wenig Engliſch zu lernen, welches ihm jetzt, da er im Lande der Engländer war, ſehr wohl zuſtatten kam.

Da der Schiffsführer von ihm hörte, daß er ſo große Luſt zu reiſen habe, und daß es ihm ſo leid thue, ſchon jetzt wieder nach Hamburg zurückkehren zu müſſen, ſo that er ihm den Vorſchlag, mit nach Guinea zu ſegeln. Robinſon erſchrak anfangs vor dieſem Gedanken. Aber da ihm jener verſicherte, daß die Reiſe ſehr angenehm ſein werde, daß er ihn, um einen Geſellſchafter zu haben, umſonſt mitnehmen und freihalten wolle, und daß er vielleicht etwas Anſehnliches auf dieſer Reiſe erwerben könnte, ſo ſtieg ihm plötzlich das Blut zu Kopfe, und die Begierde, zu reiſen, ward wieder ſo lebendig in ihm, daß er auf einmal vergaß, was ihm der ehrliche Hamburgiſche Schiffer geraten hatte, und was er kurz vorher thun wollte.

Aber, ſagte er, da er ſich ein wenig bedacht hatte, ich habe nur drei Guineen. Was kann ich für ſo weniges Geld einkaufen, um einen Handel zu treiben an dem Orte, wo Sie hinfahren wollen?

Ich will Ihnen, antwortete der Schiffer, noch ſechs Guineen dazu leihen. Dafür können Sie ſchon ſo viele Waren einkaufen, als hinreichend ſein werden, um in Guinea ein reicher Mann zu werden, wenn uns das Glück nur ein wenig günſtig ſein wird.

Und was ſoll ich denn dafür einkaufen? fragte Robinſon.

Jener antwortete: lauter Kleinigkeiten, — allerlei Spielzeug, Glaskorallen, Meſſer, Scheren, Beile, Bänder u. ſ. w. — woran die Schwarzen in Afrika ſo großes Vergnügen finden, daß ſie Ihnen hundertmal mehr an Gold, Elfenbein und anderen Sachen dafür geben werden, als ſie wert ſind.

Robinſon konnte nun ſich länger nicht mehr halten. Er vergaß Eltern, Freunde und Vaterland und rief freudig aus: Ich fahre mit, Herr Kapitän! — Topp! antwortete dieſer; und ſo ſchlugen ſie einander in die Hände, und die Reiſe war beſchloſſen.

Johannes. Na, nun will ich auch gar kein Mitleid mehr haben mit dem dummen Robinſon, und wenn's ihm auch noch ſo unglücklich geht!

Vater. Kein Mitleid, Johannes?

Johannes. Nein, Vater; warum iſt er ſo dumm und vergißt ſchon wieder, was er ſeinen Eltern ſchuldig iſt? Dafür muß ja wohl der liebe Gott es ihm wieder ſchlimm gehen laſſen!

Vater. Und ſcheint dir ein ſo unglücklicher Menſch, der ſeine Eltern vergeſſen kann und den der liebe Gott erſt durch Strafen beſſern muß, kein Mitleid zu verdienen? Freilich iſt er ſelbſt Schuld an allem, was ihm nun begegnen wird; aber iſt er nicht um deſto unglücklicher? O, mein Sohn, Gott bewahre dich und uns alle vor dem ſchrecklichſten unter allen Leiden, welches darin beſteht, daß man fühlt, man habe ſich ſelbſt elend gemacht! Aber wo wir von einem ſolchen Unglücklichen hören, da wollen wir bedenken, daß er unſer Bruder, unſer armer, verirrter Bruder iſt, ſeine Schuld vergeſſen und ihm nicht bloß unſer Mitleid ſchenken, ſondern, wenn wir können, ihm auch helfen, auf den Weg des Rechtthuns und der Glückſeligkeit zurückzukehren.

Alle ſchwiegen einige Augenblicke; dann fuhr der Vater folgendermaßen fort:

Robinſon eilte nun mit ſeinen neun Guineen in die Stadt, kaufte dafür ein, was der Schiffer ihm geraten hatte und ließ es an Bord bringen.

Nach einigen Tagen, da ein guter Wind ſich erhob, ließ der Schiffer die Anker lichten, und ſo gingen ſie unter Segel.

Dietrich. Wo mußten ſie denn eigentlich hinſegeln, um nach Guinea zu kommen?

Vater. Du haſt ja deine kleinen Karten bei dir, komm, ich will dir's zeigen! Siehſt du, von London fahren ſie hier die Themſe hinunter bis in die Nordſee; dann ſteuern ſie gegen Weſten durch die Meerenge bei Calais in den Kanal. Aus dieſem kommen ſie in das große Atlantiſche Weltmeer, worauf ſie dann immer weiter und zwar ſüdlich fortſegeln, hier bei den Kanariſchen Inſeln und da bei den Inſeln des Grünen Vorgebirges vorbei, bis ſie endlich hier unten an dieſer Küſte landen, welche, wie du weißt, Guinea heißt.

Dietrich. Wo werden ſie denn eigentlich landen?

Vater. Vielleicht da, bei Kapo Korſo, welches den Engländern gehört.

Mutter. Aber es wird wohl Zeit ſein, daß auch wir unter Segel gehen und dem Tiſche zuſteuern. Die Sonne iſt ſchon lange untergegangen.

Gottlieb. O, ich bin noch gar nicht hungerig!

Lotte. Ich möchte auch lieber noch zuhören.

Vater. Morgen, morgen, Kinder, wollen wir hören, wie's dem Robinſon weiter ergangen iſt. Jetzt zu Tiſche.

Alle. Zu Tiſche! zu Tiſche! zu Tiſche!

2. Abend. (Robinſon leidet Schiffbruch.)

Am folgenden Abend, da die ganze Geſellſchaft an ebendemſelben Orte wiederum gelagert hatte, fuhr der Vater in ſeiner Erzählung alſo fort:

Die neue Fahrt unſeres Robinſon ging anfangs wieder ſehr glücklich von ſtatten. Schon waren ſie, ohne die mindeſte Widerwärtigkeit durch die Meerenge bei Calais und durch die darauf folgende Meerſtraße, Kanal genannt, geſegelt; und nun befanden ſie ſich mitten auf dem Atlantiſchen Weltmeere.

Seht, Kinder, ich habe eine große Karte mitgebracht, auf der ihr beſſer, als auf einer kleinen, ſehen könnt, wohin das Schiff ſeinen Lauf nahm. Ich will ſie hier an den Baum heften, damit wir im Notfalle ſie im Geſichte haben.

Ohne die mindeſte Widerwärtigkeit zu erfahren, erreichten ſie endlich die Inſel Madera, oder, wie die Portugieſen ſie ausſprechen, Madeira, die — ſeht hier! — hier unweit Afrika über den Kanariſchen Inſeln liegt.

Dietrich. Ach ja, die den Portugieſen gehört.

Johannes. Wo der ſchöne Maderawein wächſt —

Gottlieb. — und Zuckerrohr!

Lotte. Und wo auch ſo viele Kanarienvögel ſind!

Vater. Ganz recht.

Bei dieſer Inſel legte ſich das Schiff vor Anker und Robinſon ging ans Land.

Er konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem herrlichen Anblicke, den dieſe fruchtbare Inſel gewährt. So weit ſein Auge reichte, ſah er Gebirge, die mit lauter Weinreben bekleidet waren. Wie wäſſerte ihm der Mund nach den ſchönen ſüßen Trauben, die er da hangen ſah! Und wie labte er ſich, als der Schiffer ihm die Erlaubnis erkaufte, ſo viel davon zu eſſen, als er Luſt hätte.

Von den Leuten, die in dem Weinberge waren, erfuhr er, daß der Wein hier nicht ſo, wie in anderen Ländern, durch Hilfe einer Kelter ausgepreßt wird.

Gottlieb. Und wie denn?

Vater. Sie ſchütten die Trauben in ein großes hölzernes Gefäß und dann treten ſie den Saft mit den Füßen, oder ſtampfen ihn, indem ſie ſich nackt auf den Rücken legen, mit den Ellenbogen aus.

Lotte. Pfui! ich mag keinen Maderawein trinken.

Johannes. Ich möchte ihn ſo nicht trinken, wenn ſie ihn auch ordentlich auskelterten.

Fritzchen. Warum nicht?

Johannes. O, du biſt noch nicht hier geweſen, da uns Vater erklärte, daß der Wein den jungen Leuten nicht gut iſt. Sollſt nur hören, was er alles ſchaden kann?

Fritzchen. Iſt das wohl wahr, Vater?

Vater. Freilich, liebes Fritzchen, es iſt wahr. Kinder, die oft Wein oder andere ſtarke Getränke trinken, werden ſchwächlich und dumm.

Fritzchen. Pfui! ſo will ich niemals wieder Wein trinken.

Vater. Daran wirſt du wohl thun, mein Kind!

Da der Schiffer hier eine Zeitlang verweilen mußte, um ſein Schiff ausbeſſern zu laſſen, welches etwas ſchadhaft geworden war, ſo fing unſer Robinſon nach einigen Tagen an, Langeweile zu haben. Sein unruhiger Geiſt ſehnte ſich wieder nach Veränderung, und er wünſchte ſich Flügel, um ſo geſchwind als möglich die ganze Welt durchfliegen zu können. Unterdes kam ein portugieſiſches Schiff von Liſſabon an, welches nach Braſilien in Amerika ſegeln wollte.

Dietrich (auf die Karte zeigend). Nicht wahr nach dieſem Lande hier, welches den Portugieſen gehört, und wo ſo viele Goldkörner und Edelſteine gefunden werden?

Vater. Nach dem nämlichen.

Robinſon machte Bekanntſchaft mit dem Führer des Schiffes, und da er von den Goldkörnern und Edelſteinen gehört hatte, ſo wäre er um ſein Leben gern mit nach Braſilien gefahren, um ſich da die Taſchen voll zu leſen.

Nikolas. Der hatte wohl nicht gehört, daß da keiner Gold und Edelſteine nehmen darf, weil ſie dem Könige von Portugal allein gehören?

Vater. Das machte, daß er in ſeiner Jugend ſich gar nicht hatte unterrichten laſſen.

Da er nun den portugieſiſchen Schiffer bereit fand, ihn unentgeltlich mitzunehmen, und da er hörte, daß das engliſche Schiff wenigſtens noch vierzehn Tage hier ſtill liegen müſſe, ſo konnte er der Begierde, weiter zu reiſen, länger nicht widerſtehen. Er ſagte alſo ſeinem guten Freunde, dem engliſchen Schiffer, rund heraus, daß er ihn verlaſſen werde, um mit nach Braſilien zu fahren. Dieſer, der kurz zuvor von ihm ſelbſt erfahren hatte, daß er ohne Wiſſen und Willen ſeiner Eltern in der Welt umher ſchwärmte, freute ſich, ſeiner los zu werden, ſchenkte ihm das Geld, welches er in England ihm geliehen hatte und gab ihm noch recht viele gute Lehren mit auf den Weg.

Robinſon ſtieg alſo an Bord des portugieſiſchen Schiffes, und darauf ging's fort nach Braſilien. Sie ſteuerten nicht weit von der Inſel Teneriffa vorbei, auf der ſie den hohen Spitzberg liegen ſahen.

Gottlieb. Ich meine, der hieße der Piko von Teneriffa.

Johannes. I, das iſt ja einerlei! Piko heißt ja Spitzberg. — O, nur weiter!

Vater. Es war ein köſtlicher Anblick, des abends, da die Sonne ſchon lange untergegangen und es auf dem Meere ſchon finſter geworden war, zu ſehen, wie der Gipfel dieſes Berges, der einer der höchſten in der ganzen Welt iſt, noch von den Sonnenſtrahlen glühte, als wenn er gebrannt hätte.

Einige Tage nachher hatten ſie eine andere, gleichfalls ſehr angenehme Erſcheinung auf dem Meere. Eine große Menge fliegender Fiſche erhob ſich über die Oberfläche des des Waſſers, und die waren ſo glänzend, als geklärtes Silber, ſo daß ſie einen ordentlichen Schein wie Lichtſtrahlen verbreiteten.

Fritzchen. Giebt es denn auch Fiſche, die fliegen können?

Vater. O ja, Fritzchen, mir dünkt, wir haben ja ſchon ſelbſt einmal einen geſehen.

Gottlieb. Ach ja, da wir neulich in der Stadt waren! der hatte ja aber keine Federn und keine Flügel.

Vater. Aber doch lange Floßfedern. Dieſe gebraucht er ſtatt der Flügel und ſchwingt ſich damit über das Waſſer empor.

Die Reiſe ging nun viele Tage hintereinander recht glücklich von ſtatten. Plötzlich aber brach ein heftiger Sturm aus, der aus Südoſten wehte. Die Meereswogen ſchäumten und türmten ſich wie Häuſer hoch, indes das Schiff von ihnen auf- und nieder geſchaukelt wurde. Sechs Tage hinter einander dauerte dieſer entſetzliche Sturm und das Schiff wurde dadurch ſo weit verſchlagen, daß der Steuermann ſelbſt nicht mehr wußte, wo ſie waren. Sie glaubten indes, daß ſie hier in dieſer Gegend wären, wo die Karaibiſchen Inſeln liegen.

Am ſiebenten Tage, eben da die Morgendämmerung anbrach, rief ein Bootsmann, zur großen Freude der ganzen Schiffsgeſellſchaft, plötzlich: Land!

Alle liefen nun aufs Verdeck, um zu ſehen, was für ein Land es wäre, wohin ſie kommen würden. Aber in eben dem Augenblicke wurde ihre Freude in den größten Schrecken verwandelt.

Puff! ging's und alle, die auf dem Verdecke waren, bekamen einen ſo ſtarken Stoß, daß ſie zu Boden ſtürzten.

Johannes. Was war's denn?

Vater. Das Schiff war auf einen Felſen gerannt und ſaß auf demſelben ſo feſt, als wenn es angenagelt geweſen wäre. Gleich darauf ſpritzten die ſchäumenden Wellen ſo viel Waſſer auf das Verdeck, daß man nach den Kajüten flüchten mußte, um nicht fortgeſpült zu werden.

Nun erhob ſich ein Winſeln und Wehklagen unter dem Schiffsvolke, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen! Einige beteten, andere ſchrien; einige rangen verzweiflungsvoll die Hände, andere ſtanden ſtarr und ſteif, wie tote Leichname, da. Unter den Letzten befand ſich Robinſon, der mehr tot als lebendig war.

Plötzlich hieß es, das Schiff ſei geborſten! Dieſe ſchreckliche Nachricht gab allen wieder neues Leben. Man lief hurtig aufs Verdeck, ließ in größter Geſchwindigkeit das Boot hinab und alle ſprangen hinein.

Es waren aber der Menſchen ſo viele, daß das Boot kaum eine Hand hoch Bord behielt, da ſie hineingeſprungen waren. Das Land war noch ſo weit entfernt und der Sturm noch ſo heftig, daß jedermann es für unmöglich hielt, die Küſte zu erreichen. Indes thaten ſie doch ihr möglichſtes durch Rudern und der Wind trieb ſie glücklicherweiſe landwärts.

Plötzlich ſahen ſie eine berghohe Welle dem Boote nachrauſchen. Alle erſtarrten vor dem ſchrecklichen Anblicke und ließen die Ruder fallen. Jetzt, jetzt nahte der ſchreckliche Augenblick! die ungeheure Welle erreichte das Boot; das Boot ſchlug um und — alle verſanken im wütenden Meere.

Hier hielt der Vater inne; die ganze Geſellſchaft blieb ſchweigend ſitzen und einigen entfuhr ein mitleidiger Seufzer. Endlich erſchien die Mutter mit einem ländlichen Abendbrote und machte den wehmütigen Empfindungen ein Ende.

3. Abend. (Robinſon allein auf einer Inſel.)

Gottlieb. Iſt denn Robinſon nun wirklich tot, lieber Vater?

Vater. Wir haben ihn geſtern in der augenſcheinlichſten Lebensgefahr verlaſſen. Er verſank, da das Boot umſchlug, mit allen ſeinen Gefährten im Meere. — Aber ebendieſelbe gewaltige Welle, die ihn verſchlungen hatte, riß ihn mit ſich fort und ſchleuderte ihn gegen den Strand. Er wurde ſo heftig gegen ein Felsſtück geworfen, daß der Schmerz ihn aus dem Todesſchlummer, worin er ſchon verſunken war, wieder erweckte. Er ſchlug die Augen auf und da er ſich unvermutet auf dem Trocknen ſah, ſo wandte er ſeine letzten Kräfte an, um den Strand vollends hinaufzuklimmen.

Es gelang ihm; und nun ſank er kraftlos hin und blieb eine ziemliche Zeit ohne Bewußtſein liegen.

Da endlich ſeine Augen ſich wieder öffneten, richtete er ſich auf und ſchaute umher. Gott, welch ein Anblick! Von dem Schiffe, von dem Boote, von ſeinen Gefährten war nichts, gar nichts mehr zu ſehen, als einige losgeriſſene Bretter, die von den Meereswogen nach dem Strande hingetrieben wurden. Nur er, nur er allein war dem Tode entgangen.

Vor Freude und Schrecken zitternd warf er ſich auf die Kniee, hob ſeine Hände gen Himmel und dankte mit lauter Stimme und unter einem Strome von Thränen dem Herrn des Himmels und der Erde, der ihn ſo wunderbar errettet hatte.

Johannes. Aber warum mochte Gott auch wohl gerade den Robinſon allein erretten, da er die anderen Leute alle ertrinken ließ?

Vater. Lieber Johannes, biſt du wohl imſtande, jedesmal die Urſache einzuſehen, warum wir Erwachſenen, die wir, wie du weißt, euch herzlich lieben, dieſes oder jenes mit euch vornehmen?

Johannes. Nein!

Vater. Zum Beiſpiel: neulich, da ein ſo ſchöner Tag war und wir alle gern eine Luſtreiſe nach den Vierlanden gemacht hätten, was that ich da?

Johannes. Ja, da mußte der arme Nikolas zu Hauſe bleiben und wir anderen mußten nach Wandsbeck und nicht nach den Vierlanden gehen.

Vater. Und warum war ich denn ſo hart gegen den armen Nikolas, daß ich ihn nicht mitlaſſen wollte?

Nikolas. Ach! ich weiß noch wohl! Da kam bald unſer Bromlei und holte mich ab zu meinen Eltern, die ich lange nicht geſehen hatte.

Vater. Und machte dir das nicht mehr Freude, als eine Luſtreiſe nach den Vierlanden?

Nikolas. O viel, viel mehr!

Vater. Ich wußte vorher, daß Bromlei kommen würde und deswegen gebot ich dir, zu Hauſe zu bleiben. — Und du, Johannes, wen trafſt du in Wandsbeck an?

Johannes. Meinen lieben Vater und meine liebe Mutter, die auch da waren.

Vater. Auch davon hatte ich Nachricht und deswegen wollte ich, daß ihr damals nach Wandsbeck und nicht nach den Vierlanden wandern ſolltet. Meine Einrichtung wollte euch allen gar nicht zu Kopfe; denn ihr wußtet meine Urſachen nicht. Aber warum ſagte ich euch dieſe nicht?

Johannes. Um uns eine unerwartete Freude zu machen, wenn wir unſere Eltern zu ſehen bekamen, ohne daß wir es vorher gewußt hatten.

Vater. Ganz recht. — Nun, Kinder, meint ihr nicht, daß der große liebe Gott ſeine Kinder, die Menſchen, alle eben ſo lieb hat, wie wir euch haben?

Gottlieb. O, wohl noch lieber!

Vater. Und wißt ihr nicht ſchon längſt, daß Gott alle Dinge viel beſſer verſteht, als wir armen kurzſichtigen Menſchen, die wir ſo ſelten wiſſen, was uns eigentlich gut iſt?

Johannes. Ja, das glaube ich! Gott iſt ja auch allwiſſend und weiß alles, was künftig iſt; das wiſſen wir ja nicht.

Vater. Da alſo Gott alle ſeine Menſchen ſo väterlich liebt und da er zugleich ſo weiſe iſt, daß er allein weiß, was uns gut iſt, ſollte er denn wohl nicht auch immer alles aufs beſte mit uns machen?

Gottlieb. O ja, ganz gewiß!

Vater. Aber können wir wohl immer die Urſachen einſehen, warum Gott dieſes oder jenes ſo und nicht anders mit uns macht?

Johannes. Da müßten wir ja auch eben ſo allwiſſend und ſo allweiſe ſein, als er!

Vater. Nun, lieber Johannes, haſt du jetzt Luſt, deine vorige Frage noch einmal zu thun?

Johannes. Welche?

Vater. Die, warum Gott den Robinſon allein gerettet, und die anderen alle habe ertrinken laſſen?

Johannes. Nein!

Vater. Warum nicht?

Johannes. Weil ich jetzt einſehe, daß es eine unverſtändige Frage war.

Vater. Warum eine unverſtändige?

Johannes. Ja, weil Gott am beſten weiß, warum er etwas thut und weil wir das nicht wiſſen können!

Vater. Der liebe Gott hatte alſo unſtreitig ſeine weiſen und gütigen Urſachen, warum er die ganze Schiffsgeſellſchaft umkommen und nur den Robinſon allein am Leben ließ; aber wir können dieſe Urſachen nicht begreifen. Vermuten können wir wohl ſo etwas; aber wir müſſen uns nie einbilden, daß wir es vollkommen getroffen haben.

Gott konnte z. B. vorherſehen, daß den Leuten, die er ertrinken ließ, ein längeres Leben mehr ſchädlich als nützlich ſein würde, daß ſie in große Not geraten, oder gar, daß ſie laſterhaft werden würden; deswegen nahm er ſie von der Erde weg und führte ihre unſterblichen Seelen an einen Ort, wo ſie es viel beſſer haben ſollten, als hier. Den Robinſon aber ließ er vermutlich deswegen noch am Leben, damit er durch Trübſale erſt gebeſſert würde. Denn da er ein gütiger Vater iſt, ſo ſucht er die Menſchen auch durch Leiden zu beſſern, wenn ſie durch Güte und Nachſicht ſich nicht wollen beſſern laſſen.

Merkt euch dies, meine guten Kinder, und denkt daran zurück, wenn in eurem künftigen Leben euch auch einmal etwas begegnen ſollte, wovon ihr nicht werdet begreifen können, warum euer guter himmliſcher Vater es ſo über euch verhängt habe! Dann denkt immer bei euch ſelbſt: Gott weiß noch beſſer, als ich, was mir gut iſt; ich will alſo gern leiden, was er mir zuſchickt! Gewiß ſchickt er mir es deswegen zu, daß ich noch beſſer werden ſoll, als ich bin; das will ich denn auch thun, ſo wird Gott es mir gewiß auch wieder wohlgehen laſſen.

Dietrich. Dachte Robinſon jetzt auch ſo?

Vater. Ja. Jetzt, da er aus ſo großer Lebensgefahr errettet war, und da er von allen Menſchen ſich nun verlaſſen ſah, jetzt fühlte er in dem Innerſten ſeines Herzens, wie unrecht er gehandelt hatte; jetzt bat er auf ſeinen Knieen Gott um Vergebung ſeiner Sünden; jetzt ſetzte er ſich feſt vor, ſich von ganzem Herzen zu beſſern und nie wieder etwas zu thun, wovon er wiſſe, daß es nicht recht ſei?

Nikolas. Aber was fing er denn nun an?

Vater. Da die Freude über ſeine glückliche Errettung vorüber war, fing er an, über ſeinen Zuſtand nachzudenken. Er ſah umher; aber da war nichts als wildes Gebüſch und unfruchtbare Bäume! Nirgends erblickte er etwas, woraus er hätte vermuten können, daß dieſes Land von Menſchen bewohnt wäre.

Das war nun ſchon ein ſchrecklicher Gedanke für ihn, daß er ſo ganz allein in einem fremden Lande leben ſollte! Aber wie ſtanden ihm nicht erſt vollends die Haare zu Berge, da er nun weiter dachte: Wie? wenn es hier wilde Tiere oder wilde Menſchen gäbe, vor welchen du keinen Augenblick ſicher wäreſt?

Fritzchen. Giebt's denn auch wilde Menſchen, Vater?

Johannes. I ja, Fritz! Haſt du das noch nicht gehört? Es giebt, — o wer weiß wie weit von hier, — ſolche Menſchen, die ſo wild wie das Vieh ſind.

Gottlieb. Die faſt ganz nackt gehen; ſtelle dir einmal vor, Fritzchen!

Dietrich. Ja, und die nichts verſtehen, die keine Häuſer bauen, keinen Garten bepflanzen und kein Feld beackern können!

Lotte. Und die ungekochtes Fleiſch eſſen und rohe Fiſche; ich habe es wohl gehört! Nicht wahr, Vater, haſt du's uns nicht erzählt?

Johannes. Ja, und was meinſt du wohl, die armen Menſchen wiſſen gar nicht, wer ſie erſchaffen hat, weil ſie niemals einen Lehrer gehabt haben, der's ihnen ſagte!

Dietrich. Deswegen ſind ſie auch ſo barbariſch. Denke nur einige von ihnen eſſen Menſchenfleiſch!

Fritzchen. Pfui! die garſtigen Menſchen.

Vater. Die unglücklichen Menſchen, wollteſt du ſagen. Unglücks genug für die armen Schelme, daß ſie ſo dumm und ſo viehiſch aufgewachſen ſind!

Fritzchen. Kommen ſie denn auch wohl hierher?

Vater. Nein; die Länder, wo es jetzt noch einige von dieſen armen Menſchen giebt, ſind ſo entfernt, daß niemals welche zu uns kommen. Auch werden ihrer immer weniger, weil die anderen geſitteten Menſchen, die dahin kommen, ſich Mühe geben, ſie auch klug und artig zu machen.

Dietrich. Lebten denn auf dem Lande, wo jetzt Robinſon war, ſolche wilde Menſchen?

Vater. Das wußte er noch nicht. Aber da er einmal gehört hatte, daß es auf den Inſeln in dieſer Weltgegend damals dergleichen gäbe, ſo dachte er, es könnte doch wohl ſein, daß da, wo er ſich jetzt befand, auch welche wären, und darüber war er in ſo großer Angſt, daß ihm alle Glieder am Leibe zitterten.

Gottlieb. Das glaube ich! Es wäre auch gewiß kein Spaß, wenn welche da wären!

Vater. Vor Furcht und Angſt getrauete er ſich anfangs nicht, von der Stelle zu gehen. Das geringſte Geräuſch erſchreckte ihn und machte, daß er zuſammenfuhr.

Endlich fing er an, einen ſo heftigen Durſt zu fühlen, daß er's länger nicht mehr aushalten konnte. Er ſah ſich alſo gezwungen, umher zu gehen, um eine Quelle oder einen Bach zu ſuchen. Glücklicherweiſe fand er eine ſchöne klare Quelle, aus der er nach Herzensluſt ſich laben konnte. O, was ein Trunk Waſſer für eine Wohlthat iſt für den, der vom Durſte gequält wird!

Robinſon dankte Gott dafür und hoffte, daß er ihm auch Speiſe beſcheren würde. Der die Vögel unter dem Himmel füttert, dachte er, der wird auch mich nicht verhungern laſſen!

Zwar Hunger fühlte er eben nicht, weil Angſt und Schrecken ihm alle Eßluſt benommen hatten. Aber deſto mehr ſehnte er ſich nach Ruhe. Er war ſo ermattet von allem, was er gelitten hatte, daß er kaum noch auf den Füßen ſtehen konnte.

Allein wo ſollte er nun die Nacht über bleiben? Auf der Erde und unter freiem Himmel? Aber da könnten wilde Menſchen oder wilde Tiere kommen und ihn auffreſſen? Ein Haus, oder eine Hütte, oder eine Höhle — war nirgends zu ſehen. Er ſtand lange Zeit ganz troſtlos und wußte nicht, was er thun ſollte.

Endlich dachte er, er wolle es machen, wie die Vögel, und ſich auf einen Baum ſetzen. Er fand auch bald einen, der ſo dicke Äſte hatte, daß er bequem darauf ſitzen und mit dem Rücken ſich anlehnen konnte. Auf dieſen kletterte er hinauf, verrichtete ein andächtiges Gebet zu Gott, ſetzte ſich dann zurecht und ſchlief ein.

Im Schlafe träumte er von allem, was ihm den Tag vorher begegnet war. Da kamen ihm ſeine Eltern vor. Es war ihm, als ſähe er ſie, von Gram und Kummer abgehärmt, wie ſie um ihn trauerten, ſeufzten, weinten, die Hände rangen und ſich nicht wollten tröſten laſſen. Der kalte Schweiß drang ihm aus allen Gliedern. Er ſchrie laut: „Ich bin da, ich bin da, liebe Eltern!“ und indem er ſo rief, wollte er ſeinen Eltern in die Arme fallen, machte eine Bewegung im Schlaf, und ſtürzte jämmerlich vom Baume herab!

Lotte. O der arme Robinſon!

Gottlieb. Nun iſt er wohl tot?

Vater. Glücklicherweiſe hatte er nicht hoch geſeſſen und der Boden war ſo ſehr mit Gras bewachſen, daß er nicht gar zu unſanft niederfiel. Er fühlte nur einige Schmerzen in der Seite, auf die er gefallen war; aber da er im Traume viel mehr gelitten hatte, ſo achtete er dieſer Schmerzen nicht. Er kletterte vielmehr wieder auf den Baum und blieb da ſo lange ſitzen, bis die Sonne aufging.

Nun ſtellte er Überlegungen an, wo er etwas zu eſſen hernehmen ſolle. Alles, was wir in Europa haben, fehlte ihm. Er hatte kein Brot, kein Fleiſch, kein Gartengewächs, keine Milch; und wenn er auch etwas zu kochen oder zu braten gehabt hätte, ſo fehlte es ihm doch an Feuer, an einem Bratſpieße und an Töpfen. Alle Bäume, die er bisher geſehen hatte, waren von der Art, die man Kampeſchenbäume nennt, die keine Früchte, ſondern nur Blätter tragen.

Johannes. Was ſind das für Bäume?

Vater. Es ſind Bäume, deren Holz man zu allerlei Färbereien gebraucht. Sie wachſen in einigen Gegenden von Amerika und werden häufig nach Europa verfahren. Wenn das Holz davon in Waſſer gekocht wird, ſo wird das Waſſer ſchwarzrötlich, und das gebrauchen dann die Färber, um andere Farben damit zu ſchatten.

Aber wieder zu unſerm Robinſon!

Ohne zu wiſſen, was er machen ſolle, ſtieg er von dem Baume herab. Da er den ganzen vorigen Tag nichts gegeſſen hatte, ſo fing der Hunger an, ihm entſetzlich wehe zu thun. Er lief einige tauſend Schritte umher, aber alles, was er fand, waren unfruchtbare Bäume und Gras.

Seine Angſt war jetzt aufs höchſte geſtiegen. „Ich werde vor Hunger ſterben müſſen!“ rief er aus, und weinte laut gen Himmel. Indes gab die Not ihm Mut und Kräfte, längs dem Strande hinzulaufen, um zu ſehen, ob er nicht irgendwo etwas Eßbares finden würde.

Aber umſonſt! Nichts als Kampeſchen- und indiſche Weidenbäume; nichts als Gras und Sand! Matt und ohnmächtig warf er ſich mit dem Geſichte auf die Erde, weinte laut und wünſchte, daß er doch lieber möchte ertrunken ſein, als nun ſo jämmerlich vor Hunger ſterben zu müſſen!

Er hatte ſchon beſchloſſen, in dieſer troſtloſen Lage den langſamen und ſchrecklichen Tod des Hungers zu erwarten, als er ſich zufälliger Weiſe umkehrte und einen Seefalken erblickte, der mit einem gefangenen Fiſche durch die Luft flog. Plötzlich fielen ihm die Worte ein, die er irgendwo einmal geleſen hatte:

„Der Gott, der Raben nährt, wird Menſchen nicht verſtoßen;

Wer groß im Kleinen iſt, wird größer ſein im Großen.“

Er tadelte ſich nun ſelbſt, daß er ſo wenig Vertrauen zu der göttlichen Vorſehung gehabt habe, ſprang augenblicklich vom Boden auf und beſchloß, ſo weit umherzugehen, als ſeine Kräfte nur immer reichen würden. Er fuhr alſo fort, längs der Küſte hinzuwandern und nach allen Seiten umherzublicken, ob er nicht irgendwo eine Speiſe entdecken möchte.

Endlich ſah er einige Auſternſchalen im Sande liegen. Gierig lief er nach dem Orte hin und ſuchte ſorgfältig nach, ob er nicht vielleicht einige volle Auſtern finden möchte. Er fand ſie und ſeine Freude darüber war unausſprechlich groß.

Johannes. Liegen denn die Auſtern ſo auf dem Lande?

Vater. Eigentlich nicht. Sie leben vielmehr im Meere, wo ſie an Felſenwänden eine über die andere ſich ankleben, ſo daß ein ordentlicher kleiner Berg davon entſteht. Einen ſolchen Haufen nennt man eine Auſterbank. Manche Auſter aber wird von den Wellen weggeſpült und von der Flut an den Strand geſchwemmt. Wenn dann die Zeit der Flut aus iſt und die Ebbe eintritt, ſo bleiben ſie auf dem Trocknen liegen.

Fritzchen. Was iſt denn das die Ebbe und die Flut?

Lotte. O, weißt du das nicht einmal? Das iſt: wenn das Waſſer ſo anſchwillt und wieder abläuft.

Fritzchen. Was für Waſſer?

Lotte. I, das Waſſer im Meere!

Freund R. Fritzchen, laß dir das von deinem Bruder Johannes erklären; der wird dir's wohl deutlich machen können.

Johannes. Ich? — Na ich will ſehen! Haſt du nicht bemerkt, daß das Waſſer in der Elbe hier bei Hamburg zuweilen weiter aufs Land kommt und dann nach einiger Zeit wieder zurückfließt und daß man dann dahin gehen kann, wo vorher Waſſer war?

Fritzchen. O ja, das habe ich wohl geſehen!

Johannes. Nun, wenn das Waſſer ſo anläuft, daß es über die Ufer kommt, ſo nennt man das die Flut; wenn es aber wieder zurücktritt und das Ufer trocken wird, ſo nennt man es die Ebbe.

Vater. Nun muß ich dir ſagen, lieber Fritz, daß das Waſſer im Weltmeere alle vierundzwanzig Stunden auf dieſe Weiſe zweimal aufſteigt und zweimal wieder niederſinkt. Sechs Stunden und etwas darüber ſchwillt es jedesmal an, und ſechs Stunden und etwas darüber ſinkt es wieder. Jenes nennt man die Zeit der Flut, dieſes die Zeit der Ebbe. Verſtehſt du's nun?

Fritzchen. O ja! Aber warum ſchwillt denn das Meer immer auf?

Gottlieb. O, ich weiß wohl, das kommt vom Monde her; der zieht das Waſſer an ſich, daß es in die Höhe ſteigen muß!

Nikolas. O, das haben wir ja ſchon ſo oft gehört! Laß doch Vater weiter erzählen!

Vater. Ein andermal, Fritzchen, will ich mehr davon mit dir reden.

Robinſon war recht herzlich erfreut, daß er etwas gefunden hatte, womit er ſeinen nagenden Hunger ein wenig ſtillen konnte. Die Auſtern, die er fand, reichten zwar nicht hin, ihn ganz zu ſättigen, aber er war zufrieden, daß er nur etwas hatte.

Jetzt war ſeine größte Sorge, wo er nun künftig wohnen ſolle, um vor wilden Menſchen und vor wilden Tieren geſichert zu ſein. Sein erſtes Nachtlager hatte ſo viel Unbequemes für ihn gehabt, daß er nicht ohne Schaudern daran denken konnte, ſeine künftigen Nächte alle auf dieſelbe Weiſe hinbringen zu müſſen.

Gottlieb. O, ich weiß wohl, was ich gemacht hätte!

Vater. Und was denn? Laß doch hören?

Gottlieb. Ja, ich hätte mir erſt ein Haus gebaut, mit ſo dicken Wänden und mit dicken eiſernen Thüren. Und dann hätte ich einen Graben da herum gemacht mit einer Zugbrücke, und die Zugbrücke hätte ich alle Abende aufgezogen, und dann ſollten's die Wilden wohl bleiben laſſen, daß ſie mir was zu leide thäten, wenn ich ſchliefe.

Vater. Das läßt ſich hören! Schade, daß du nicht dabei warſt; du hätteſt dem armen Robinſon ſchon raten können! — Aber — mir fällt doch etwas ein — haſt du wohl ſchon recht genau zugeſehen, wie die Zimmerleute und Maurer es anfangen, wenn ſie ein Haus bauen?

Gottlieb. O ja, ſchon oft. Der Maurer macht erſt Kalk zurecht und rührt Sand darunter. Dann legt er immer einen Stein auf den andern und ſchmiert mit ſeiner Maurerkelle den Kitt dazwiſchen, daß ſie recht feſt zuſammenhalten müſſen. Dann kommen die Zimmerleute her und behauen die Balken mit ihren Beilen und machen, daß ſie ſo recht ineinander paſſen. Danach winden ſie die Balken mit einer Winde oben auf die Mauer hinauf und nageln immer einen an den andern. Dann ſägen ſie aus Brettern Latten, die ſie auf die Sparren nageln, um die Dachziegel darauf zu legen. Und dann —

Vater. Ich ſehe ſchon, du haſt dir's recht gut gemerkt, wie ſie's machen, ein Haus zu bauen. Aber der Maurer gebraucht doch Kalk und eine Maurerkelle und Backſteine oder Rohſteine, die erſt behauen werden müſſen; und die Zimmerleute müſſen Beile, Sägen, Bohrer, Nägel, Winkelmaß und Hammer haben. Wo hätteſt du denn die hernehmen wollen, wenn du in Robinſons Stelle geweſen wäreſt?

Gottlieb. Ja, potztauſend! — das weiß ich nicht.

Vater. So ging es dem armen Robinſon auch; und deswegen mußte er ſich die Luſt, ein ordentliches Haus zu bauen, wohl vergehen laſſen. Er hatte kein einziges Werkzeug, als ſeine beiden Hände, und damit allein kann man keine ſolchen Häuſer bauen, als wir haben.

Nikolas. I, ſo hätte er ſich ja nur eine Hütte machen können von Zweigen, die er von den Bäumen abbrechen konnte!

Vater. Und hätte eine Hütte von Laubwerk ihn wohl ſchützen können gegen Schlangen, Wölfe, Panther, Tiger, Löwen und andere ſolche Tiere?

Johannes. Hu! — Armer, armer Robinſon, wie wird dir's gehen!

Nikolas. Konnte er denn nicht ſchießen?

Vater. Ja, wenn er nur eine Flinte und Pulver und Blei gehabt hätte! Aber der arme Schelm hatte ja nichts, wie wir wiſſen; nichts, gar nichts auf der Welt, als nur ſeine beiden Hände!

Da er ſeinen hilfloſen Zuſtand überdachte, ſank er auf einmal wieder in ſeine vorige Bekümmernis zurück. „Was hilft es mir,“ dachte er, „daß ich dem Tode des Hungers für jetzt entgangen bin, da ich vielleicht dieſe Nacht von wilden Tieren werde zerriſſen werden!“

Es kam ihm ordentlich vor, als wenn ſchon ein grimmiger Tiger vor ihm ſtehe, ſeinen Rachen weit aufſperre und ihm ſeine großen, ſcharfen Zähne zeige. Jetzt bildete er ſich ein, er packe ihn ſchon bei der Gurgel, that einen lauten Schrei: „O meine armen Eltern!“ — und ſank kraftlos zu Boden.

Nachdem er eine Zeitlang gelegen und mit Angſt und Verzweiflung gerungen hatte, fiel ihm ein Lied ein, welches er ſeine fromme Mutter manchmal hatte ſingen hören, wenn ihr etwas Trauriges begegnet war. Das Lied fing ſich ſo an:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In allem Kreuz und Herzeleid;
Wer Gott, dem Allerhöchſten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Das war eine rechte Herzſtärkung für ihn! Er ſagte dies ſchöne Lied ein paarmal recht innig in Gedanken her; dann fing er an, es laut zu ſingen, raffte ſich dabei vom Boden auf und ging, um zu ſehen, ob er nicht irgendwo eine Höhle finde, die ihm zur ſichern Wohnung dienen könne.

Wo er eigentlich wäre — auf dem feſten Lande von Amerika, oder nur auf einer Inſel? — das wußte er noch nicht.

Er ſah aber von fern einen Berg liegen, und dahin ging er.

Auf dieſem Wege machte er die traurige Bemerkung, daß die ganze Gegend nichts als unfruchtbare Bäume und Gras trug. Wie ihm dabei zu Mute war, könnt ihr euch vorſtellen.

Er kletterte auf den Berg, der ziemlich hoch war, mit vieler Mühe hinauf, und nun konnte er viele Meilen weit umher ſehen. Da ſah er denn mit Schrecken, daß er wirklich auf einer Inſel war und daß, ſo weit ſein Auge reichte, nirgends Land erſchien, ein paar kleine Inſeln ausgenommen, die etliche Meilen weit von da aus dem Meere hervorragten.

„Ich armer, armer Menſch!“ rief er aus und hob ſeine Hände, die er ängſtlich gefaltet hatte, gen Himmel. „So iſt es alſo wahr, daß ich von allen Menſchen abgeſondert, von allen verlaſſen bin und keine Hoffnung habe, aus dieſer traurigen Einöde jemals wieder errettet zu werden! O, meine armen, bekümmerten Eltern! So werde ich euch alſo niemals wiederſehen! niemals euch um Verzeihung meines Fehlers bitten können! niemals wieder die liebliche Stimme eines Freundes, eines Menſchen hören! — Aber ich habe mein Schickſal verdient,“ fuhr er fort. „Gott, du biſt gerecht in deinen Schickungen! Ich darf mich nicht beklagen; habe ich es doch nicht beſſer haben wollen!“

Gedankenlos und wie ein Träumender blieb er auf derſelben Stelle ſtehen und hatte ſeine ſtarren Blicke auf die Erde geheftet. „Von Gott und Menſchen verlaſſen!“ Das war alles, was er denken konnte. — Zum Glück fiel ihm endlich wieder ein Satz aus ſeinem ſchönen Liede bei:

Denk' nicht in deiner Drangſalshitze,
Daß du von Gott verlaſſen ſeiſt,
Und daß ihm der im Schoße ſitze,
Der ſich mit ſtetem Glücke ſpeiſt!
Die Zukunft ändert oft ſehr viel,
Und ſetzt der Trübſal Maß und Ziel.

Er warf ſich mit Inbrunſt auf die Knie vor Gott, gelobte Geduld und Unterwerfung in ſeinen Leiden und bat um Stärke in Ertragung derſelben.

Lotte. Das war doch recht gut, daß der Robinſon ſolche ſchöne Lieder wußte, die ihn ſo tröſteten in ſeinem Unglücke.

Vater. Freilich war das ſehr gut! Was würde aus ihm geworden ſein, wenn er nun nicht gewußt hätte, daß Gott der allgütige, der allmächtige und der allgegenwärtige Vater aller Menſchen iſt? Er hätte umkommen müſſen vor Angſt und Verzweiflung, wenn man ihm das nicht gelehrt gehabt hätte. Aber der Gedanke an dieſen himmliſchen Vater gab ihm immer neuen Troſt und Mut, ſo oft er in ſeinem Jammer vergehen wollte.

Lotte. Willſt du mir auch noch mehr von Gott lehren, wie du den anderen ſchon gelehrt haſt?

Vater. Gern, mein gutes Kind! So wie du von Tage zu Tage verſtändiger wirſt, werde ich dir auch immer mehr von unſerm lieben Gott erzählen. Du weißt, ich rede von nichts lieber, als von ihm, der ſo gut und ſo groß und liebevoll iſt.

Lotte. O, das iſt ſchön! es iſt mir auch nichts lieber, als wenn du von Gott mit uns redeſt. Ich freue mich recht darauf.

Vater. Haſt auch Urſache, liebe Lotte! Denn wenn du Gott erſt recht wirſt kennen gelernt haben, ſo wirſt du dich noch viel mehr bemühen, ſo ganz gut zu werden, und dann wirſt du auch noch viel mehr Freude haben, als jetzt. — . .

Robinſon fühlte ſich nun wieder um vieles geſtärkt und fing an, an dem Berge herumzuklettern. Lange war ſeine Bemühung, einen ſichern Ort zu ſeiner Wohnung ausfindig zu machen, vergebens. Endlich kam er zu einem kleinen Berge, der an der Vorderſeite ſo ſteil als eine Wand war. Indem er dieſe Seite desſelben genauer unterſuchte, fand er eine Stelle, die etwas ausgehöhlt war und einen ziemlich ſchmalen Eingang hatte.

Hätte er ein Hackeiſen, einen Steinmeißel und andere Werkzeuge gehabt, ſo wäre nichts leichter geweſen, als dieſe Höhlung, die zum Teil felſig war, weiter auszuarbeiten und ſie zu einer Wohnung geſchickt zu machen. Aber von allen dieſen Dingen hatte er nichts. Es war alſo die Frage, wie er den Mangel derſelben erſetzen ſollte?

Nachdem er lange ſich darüber den Kopf zerbrochen hatte, dachte er ſo: die Bäume, die ich hier ſehe, ſcheinen wie die Weidenbäume in meinem Vaterlande zu ſein, die ſich leicht verpflanzen laſſen. Ich will eine Menge ſolcher jungen Bäume mit meinen Händen ausgraben und hier vor dieſem Loche einen Platz ſo dicht damit bepflanzen, daß es wie eine Wand werden ſoll. Wenn die dann wieder ausſchlagen und wachſen, ſo werde ich in dieſem Raume ſo ſicher ſchlafen können, als wenn ich in einem Hauſe wäre. Denn von hinten beſchützt mich die ſteile Felſenwand und von vorn her und von den Seiten werden es die dicht gepflanzten Bäume thun.

Er freute ſich über den glücklichen Einfall und lief augenblicklich hin, ihn auszuführen. Zu ſeinem noch größeren Vergnügen ſah er nahe bei dieſem Orte eine ſchöne klare Quelle aus dem Berge hervorſprudeln. Er eilte zu ihr hin, um ſich erſt durch einen friſchen Trunk zu erquicken, weil er bei dem Umherlaufen in der brennenden Sonnenhitze ſehr durſtig geworden war.

Gottlieb. War's denn ſo heiß auf der Inſel?

Vater. Das kannſt du denken! Sieh, hier (auf die Karte zeigend) liegen die Karaibiſchen Inſeln, wovon diejenige, auf welcher Robinſon jetzt lebte, vermutlich eine war. Nun ſiehſt du, dieſe Inſeln ſind nicht ganz weit mehr von da entfernt, wo man ſagt, daß man unter der Linie ſei, und wo die Sonne den Leuten zuweilen gerade über den Köpfen ſteht. Es muß da alſo wohl ſchon ſehr heiß ſein.

Er grub nun einige junge Bäume auf eine ſehr mühſame Weiſe mit den Händen aus und trug ſie an den Ort, den er zu ſeiner Wohnung beſtimmt hatte. Hier mußte er dann wieder ein Loch kratzen, um die Bäume dahin zu pflanzen, und weil dies alles ſehr langſam von ſtatten ging, ſo rückte der Abend heran, indeß er kaum erſt mit fünf oder ſechs Bäumen zuſtande gekommen war.

Der Hunger trieb ihn an, jetzt wieder nach der Küſte zu gehen, um ſich abermals einige Auſtern zu ſuchen. Allein unglücklicherweiſe war gerade die Zeit der Flut. Er fand alſo nichts und mußte ſich bequemen, für dasmal hungerig zu Bette zu gehen.

Und wo? — Er hatte beſchloſſen, ſo lange auf dem Baume zu übernachten, bis er mit der Anlegung einer ſicheren Wohnung würde zu ſtande gekommen ſein. Dahin ging er alſo.

Um aber dieſe Nacht nicht eben wieder das Schickſal zu haben, was er in der vorigen Nacht gehabt hatte, band er ſich mit ſeinen Strumpfbändern um die Bruſt herum an dem Aſte feſt, der ihm zur Rücklehne diente. Dann empfahl er ſich ſeinem Schöpfer und ſchlief ruhig ein.

Johannes. Das machte er klug.

Vater. Die Not lehrt uns vieles, was wir ſonſt nicht wiſſen würden. Eben deswegen hat ja auch der gute Gott die Erde und uns ſelbſt ſo eingerichtet, daß wir mancherlei Bedürfniſſe haben, die wir erſt durch Nachdenken und allerlei Erfindungen befriedigen können. Dieſen Bedürfniſſen alſo haben wir es zu verdanken, daß wir klug und verſtändig werden. Denn wenn uns die gebratenen Tauben, wie man ſagt, in den Mund flögen, wenn Häuſer, Betten, Kleider, Speiſe und Trank und alles andere, was wir zur Erhaltung und zur Bequemlichkeit des Lebens nötig haben, ſo ganz von ſelbſt und ſchon ganz fertig aus der Erde hervorwüchſen: ſo würden wir ſicher weiter nichts thun, als eſſen, trinken und ſchlafen; und dann würden wir ſicher bis an unſern Tod ſo dumm bleiben, als das liebe Vieh.

Nikolas. Das hat alſo der liebe Gott recht gut gemacht, daß er nicht alles ſo, wie wir es gebrauchen, gleich aus der Erde hervorwachſen läßt!

Vater. So wie er alles andere in der Welt auch recht gut und weiſe eingerichtet hat! — Aber ſeht dort den lieben Abendſtern! Wie er ſo freundlich auf uns herabfunkelt! Auch den hat unſer Vater im Himmel geſchaffen, dem wir nun noch unſern Dank für den abermals verlebten angenehmen Tag zu bringen haben. — Kommt, Kinder! laßt uns Hand in Hand zu jener Laube gehen.

4. Abend. (Robinſon richtet ſich ein.)

Vater. Nun, Kinder, wo blieben wir denn geſtern mit unſerm Robinſon?

Johannes. Er war wieder auf den Baum geklettert, um da zu ſchlafen, und —

Vater. Ganz recht, ich bin ſchon da!

Nun für diesmal ging's beſſer; er fiel nicht wieder hinab, ſondern ſchlief ruhig bis an den Morgen.

Mit Anbruch des Tages lief er zuerſt nach dem Strande, um einige Auſtern zu ſuchen und dann wieder an ſeine Arbeit zu gehen. Er nahm diesmal einen anderen Weg dahin und hatte unterwegs die Freude, einen Baum anzutreffen, an dem große Früchte hingen. Er wußte zwar nicht, was es für welche ſein möchten, aber er hoffte doch, daß ſie eßbar wären und ſchlug eine davon ab.

Es war eine längliche, faſt dreieckige Nuß, wie ein Kinderkopf groß. Die äußere Schale, die er mit unbeſchreiblich vieler Mühe durch Hilfe ſcharfer Steine öffnete, war faſerig und wie aus zuſammengeleimtem Hanf gemacht. Die andere Schale hingegen war faſt ſo hart, als eine Schildkrötenſchale, und Robinſon ſah bald, daß er ſie ſtatt eines Napfes werde gebrauchen können. Der Kern war ungemein ſaftig und ſchmeckte wie Haſelnüſſe, doch ohne eben ſo ölig zu ſein, und in der Mitte desſelben, welche hohl war, fand er einen ſüßlichen Saft, der gar nicht übel ſchmeckte und ungemein erfriſchend war.

Dieſer Saft kann aus der Nuß durch Hilfe dreier, von der Natur ſelbſt gemachter Löcher abgezapft werden, ohne daß man nötig hat, die innere harte Schale zu öffnen; eine ſehr weiſe Einrichtung, ohne welche dieſer für die Geſundheit ſo wohlthätige Saft bei der Eröffnung der ſteinharten Schale größtenteils verſchüttet werden dürfte.

Das war einmal eine Mahlzeit für unſern ausgehungerten Robinſon! Sein leerer Magen war mit einer Nuß noch nicht befriedigt; er ſchlug alſo noch eine zweite und eine dritte ab, die er mit eben ſo großem Heißhunger verzehrte. Vor Freuden über dieſen Fund trat ihm eine Thräne in die Augen, die er dankbar gen Himmel weinte.

Der Baum war ziemlich hoch, hatte aber, ſo wie die Palmbäume, keine Äſte, ſondern nur eine Krone von großen, ſchwertförmigen Blättern.

Gottlieb. Was mochte denn das für ein Baum ſein? Hier ſind ja keine ſolche.

Vater. Es war ein Kokosbaum, deren es vornehmlich da in Oſtindien (auf die Karte zeigend) und hier auf den Inſeln des großen Südmeeres und überhaupt in dem heißen Erdgürtel viele giebt.

Johannes. Ich möchte wohl einmal eine Kokosnuß ſehen!

Vater. Möchteſt du? Nun, warte; ich kann dir etwas zeigen, was ihr ziemlich ähnlich ſieht.

(Glücklicherweiſe war dem Vater kurz vorher eine Kokosnuß geſchenkt worden. Er ging alſo hin, ſie zu holen. Da er wiederkam, die große Nuß in der Hand, ſprangen ihm alle mit einem verwunderungsvollen Ah! entgegen und waren zweifelhaft, ob ſie ihren Augen trauen ſollten oder nicht.)

Vater. Nun, wofür ſeht ihr das Ding an?

Johannes. Ah! das iſt wohl gar eine wirkliche Kokosnuß?

Vater. Eine ſo wirkliche, als jemals eine in Indien gewachſen iſt!

Alle. Oh!

Nikolas. I, wo hat denn der Vater die hergekriegt!

Vater. Daß ich ſelbſt nicht in Oſtindien geweſen bin, und daß man hier in Hamburg keine Kokosnüſſe kaufen kann, das wißt ihr alle. Hätte ich nun keinen Freund gehabt, der ſie mir verſchaffte, ſo würden wir alle das Vergnügen, eine ſo merkwürdige und bei uns ſo ſeltene Frucht kennen zu lernen, entbehren müſſen.

Gottlieb. Wer hat ſie denn geſchickt?

Vater. Unſer Freund, der Schiffshauptmann Müller, den die Größeren unter euch vor zwei Jahren, da wir in Stade waren, geſehen haben.

Nikolas. Ach ja! der freundliche Mann, der uns auch in York beſuchte.

Vater. Der nämliche! — Nun, er möge heut einen eben ſo vergnügten Abend haben, als er uns einen gemacht hat! Wir wollen indes ſehen, ob wir die Schale öffnen können.

(Nach manchem mühſamen Schnitte kam man endlich damit zuſtande, die äußere dicke, faſerige Schale aufzuſchneiden, um die Nuß herauszunehmen. Dann bohrte man mit einem kleinen Meſſer eines der drei kleinen Löcher auf, die durch die innere harte Schale gehen und nur mit Nußfleiſch zugewachſen ſind, worauf eine gute Theetaſſe voll Saft herauslief. Dieſer Saft wurde indes nicht ganz ſo lieblich gefunden, als man ihn uns zu beſchreiben pflegt; vielleicht, weil entweder die Nuß ſchon zu alt war, oder weil man ſie vor ihrer völligen Reife gepflückt hatte. Hierauf ſägte man die Nuß ſelbſt durch und gelangte ſo zu dem weißen, in der Mitte ausgehöhlten Kerne, der allen noch lieblicher als die ſüßeſte Haſelnuß ſchmeckte. Das war einmal ein Feſt für das junge Völkchen!)

Dietrich. Tauſend! Was mochte das dem armen Robinſon für Mühe koſten, die harten Schalen aufzumachen.

Vater. Das könnt ihr nun beurteilen, nachdem ihr geſehen habt, wie viele Mühe es uns gekoſtet hat, ungeachtet wir uns ſcharfer Meſſer und einer Säge bedienen konnten, welche Robinſon nicht hatte. Aber welche Schwierigkeit iſt ſo groß, daß ein Hungriger ſie nicht überwände, wenn er Hoffnung hat, geſättigt zu werden!

Ungeachtet er ſeinen Hunger jetzt ziemlich geſtillt hatte, ſo lief er doch nach dem Strande, um zu ſehen, wie es heute um die Auſtern ſtände. Hier fand er zwar wieder einige, aber doch bei weitem nicht genug, um eine vollkommene Mahlzeit davon halten zu können. Er hatte alſo große Urſache, Gott zu danken, daß er ihn heute ein anderes Nahrungsmittel hatte finden laſſen. Und das that er denn auch mit ſehr gerührtem Herzen.

Die gefundenen Auſtern nahm er zum Mittagseſſen mit und nun kehrte er mit freudigem Mute zu ſeiner geſtrigen Arbeit zurück.

Er hatte am Strande eine große Muſchelſchale gefunden, die er ſtatt eines Spatens gebrauchte. Dadurch ward ihm ſeine Arbeit um vieles leichter. Nicht lange nachher entdeckte er eine Pflanze, deren Stengel ſo faſerig war, als bei uns der Flachs und der Hanf ſind. Zu einer andern Zeit würde er auf ſo etwas nicht geachtet haben; jetzt aber war ihm nichts gleichgültig. Er unterſuchte alles und dachte über alles nach, ob er nicht irgend einigen Nutzen daraus ziehen könne.

In der Hoffnung, daß dieſe Pflanze ſich ebenſo wie der Flachs oder Hanf werde bereiten laſſen, riß er eine Menge davon aus, band ſie in kleine Bündel und legte ſie ins Waſſer. Da er nach einiger Zeit bemerkte, daß die grobe äußere Schale vom Waſſer weich genug gebeizt war, nahm er die Bündel wieder heraus und breitete die erweichten Stengel an der Sonne aus. Kaum waren ſie hinlänglich getrocknet, ſo machte er einen Verſuch, ob ſie ſich nun auch eben ſo, wie der Flachs, durch Hülfe eines großen Stocks würde boken und dann brechen laſſen. Und ſiehe! es gelang ihm.

Von dem Flachſe, welchen er daraus gewann, machte er ſogleich einen Verſuch, kleine Stricke zu drehen. Dieſe wurden nun freilich nicht ſo feſt, als diejenigen ſind, die bei uns der Seiler macht, weil er kein Drehrad und keinen Gehilfen hatte; indes waren ſie doch ſtark genug, um ſeine große Muſchel damit an einem Stocke feſtzubinden, wodurch er denn ein Werkzeug erhielt, welches einem Spaten ähnlich ſah.

Nun ſetzte er ſeine Arbeit fleißig fort und pflanzte Baum an Baum, bis er endlich den kleinen Raum vor ſeiner künftigen Wohnung völlig eingezäunt hatte. Da ihm aber eine einzige Reihe ſchlanker Bäume noch keine ſichere Schutzmauer zu ſein ſchien, ſo ließ er ſich die Mühe nicht verdrießen, noch eine zweite Reihe um die erſte herumzupflanzen. Dann durchflocht er beide Reihen mit grünen Zweigen, und endlich geriet er gar auf den Einfall, den Raum zwiſchen beiden mit Raſen und Erde auszufüllen. Dadurch entſtand nun eine ſo feſte Wand, daß ſchon eine große Gewalt würde erfordert worden ſein, um ſie zu durchbrechen.

Alle Abend und alle Morgen begoß er ſeine kleine Pflanzung mit Waſſer aus der nahen Quelle. Zu Waſſergefäßen dienten ihm die Kokosſchalen. Bald hatte er auch die Freude, zu bemerken, daß die jungen Bäume ausſchlugen und grünten, ſo daß es eine rechte Luſt war, ſie anzuſehen.

Da er mit ſeiner Einzäunung faſt völlig fertig war, wandte er einen ganzen Tag dazu an, viele und ſtarke Stricke zu drehen. Von dieſen machte er, ſo gut er konnte, eine Strickleiter.

Dietrich. Wozu denn die?

Vater. Wirſt es gleich hören.

Er war willens, ganz und gar keine Thür zu ſeiner Wohnung zu machen, ſondern auch die letzte noch übrige Öffnung zuzupflanzen.

Gottlieb. Wie wollte er denn aber hinein- und herauskommen?

Vater. Dazu ſollte ihm eben die Strickleiter dienen. Der Felſen nämlich über ſeiner Wohnung war ungefähr zwei Stockwerke hoch. Oben ſtand ein Baum. Um dieſen legte er ſeine Strickleiter und ließ ſie bis zu ſich herunterhängen. Er verſuchte darauf, ob er daran hinaufklettern könne und es ging nach Wunſch.

Da dies alles fertig war, ſo überlegte er nun, wie er es wohl anzufangen habe, um die kleine Höhlung des Berges noch weiter auszuarbeiten, damit ſie groß genug würde, ihm zur Wohnung zu dienen. Mit ſeinen bloßen Händen, ſah er wohl, würde es nicht gehen. Was war alſo zu thun? Er mußte ſuchen, irgend ein Werkzeug ausfindig zu machen, welches ihm dazu behilflich wäre.

In dieſer Abſicht ging er hin nach einem Orte, wo er viele grüne Steine, die man Talkſteine nennt und die ſehr hart ſind, hatte liegen ſehen. Da er unter denſelben ſorgfältig ſuchte, ſo fand er zuerſt einen, bei deſſen Anblicke ihm vor Freuden das Herz im Leibe hüpfte.

Es war nämlich dieſer Stein ordentlich wie ein Beil geſtaltet; er ging vorn ſcharf zu und hatte ſogar ein Loch, um einen Stiel hineinzuſtecken. Robinſon ſah gleich, daß er ſich ein ordentliches Beil daraus werde machen können, wenn er nur das Loch ein wenig erweitere. Hiermit kam er durch Hilfe eines andern Steins, nach langer Arbeit, endlich glücklich zuſtande. Dann ſteckte er einen dicken Stock zum Stiel hinein und band ihn mit ſelbſt gedrehtem Bindfaden ſo feſt, als wenn er wäre eingenagelt geweſen.

Er verſuchte darauf ſogleich, ob er nicht einen jungen Stamm damit abhauen könnte und ſeine Freude über den glücklichen Erfolg dieſes Verſuches war unausſprechlich groß. Man hätte ihm tauſend Thaler für dieſes Beil bieten können und er würde es nicht dafür gegeben haben; ſo vielen Nutzen verſprach er ſich davon.

Indem er weiter ſuchte unter den Steinen, fand er noch zwei andere, die ihm gleichfalls ſehr brauchbar zu ſein ſchienen. Der eine war ungefähr wie ein Klöpfel geformt, den die Steinhauer und Tiſchler gebrauchen. Der andere hatte die Geſtalt eines kurzen dicken Prügels, und ging unten ſpitz zu, wie ein Keil. Auch dieſe beiden nahm Robinſon mit und lief nun freudig nach ſeiner Wohnung hin, um ſich ſogleich in Arbeit zu ſetzen.

Das Werk ging trefflich von ſtatten. Indem er den ſpitzigen, keilförmigen Stein an das Erdreich und an die Felſenſtücke ſetzte und mit dem Klöpfel darauf ſchlug, löſte er ein Stück nach dem andern ab und erweiterte auf dieſe Weiſe die Höhle immer mehr und mehr. In einigen Tagen war er ſo weit damit gekommen, daß er den Platz für groß genug hielt, ihm zur Wohnung und Schlafſtelle zu dienen.

Er hatte ſchon vorher eine Menge Gras mit den Händen ausgerauft und es an die Sonne gelegt, um Heu daraus zu machen. Dieſes war nun hinlänglich gedörrt. Er trug es daher in ſeine Höhle, um ſich ein bequemes Lager davon zu machen.

Und nun hinderte ihn nichts mehr, einmal wieder auf menſchliche Weiſe, nämlich liegend, zu ſchlafen, nachdem er viele Nächte, wie die Vögel, auf einem Baume ſitzend, hatte zubringen müſſen.

O, was das eine Wolluſt für ihn war, ſeine ermatteten Glieder ſo der Länge nach auf einem weichen Heulager auszuſtrecken! Er dankte Gott dafür und dachte bei ſich ſelbſt: wenn doch meine Landsleute in Europa wüßten, wie es thut, wenn man viele Nächte hintereinander, auf einem harten Aſte ſitzend, kümmerlich hinbringen muß! Gewiß, ſie würden ſich glücklich ſchätzen, daß ſie alle Abend ſich auf ein weiches und ſicheres Lager ſtrecken können und würden nicht vergeſſen, auch für dieſe große Wohlthat Gott täglich zu danken!

Der folgende Tag war ein Sonntag. Robinſon widmete ihn der Ruhe und dem Nachdenken über ſich ſelbſt. Lange lag er auf ſeinen Knieen, die bethränten Augen gen Himmel gerichtet und flehte zu Gott um Vergebung ſeiner Sünden und um Segen und Troſt für ſeine armen Eltern. Dann dankte er Gott mit Freudenthränen für die wunderbare Hilfe, die er ihm in ſeinem verlaſſenen Zuſtande hatte widerfahren laſſen und gelobte die tägliche Beſſerung ſeiner ſelbſt und beſtändigen kindlichen Gehorſam an.

Lotte. Nun iſt er doch ein viel beſſerer Robinſon, als er vorher war!

Vater. Das wußte der liebe Gott wohl vorher, daß er ſich beſſern würde, wenn's ihm unglücklich ginge und deswegen ſchickte er ihm eben dieſe Leiden zu. So macht der gütige himmliſche Vater es immer mit uns. Nicht aus Zorn, ſondern aus Liebe läßt er's uns zuweilen übel gehen, weil er weiß, daß wir ſonſt nicht gut werden würden.

Um die Folge der Tage nicht zu vergeſſen und immer zu wiſſen, welcher Tag ein Sonntag wäre, war Robinſon darauf bedacht, ſich einen Zeitweiſer oder Kalender zu machen.

Johannes. Einen Kalender?

Vater. Freilich keinen ſo genauen und auf Papier gedruckten, als man in Europa machen kann; aber doch einen, nach dem er die Tage zählen konnte.

Johannes. Und wie machte er denn das?

Vater. Da er kein Papier und kein Schreibzeug hatte, ſo ſuchte er ſich vier nebeneinander ſtehende Bäume aus, die eine glatte Rinde hatten. In den größten von ihnen grub er alle Abend mit einem ſcharfen Steine einen kleinen Strich, welcher jedesmal einen zurückgelegten Tag bedeutete. So oft er nun ſieben Striche gemacht hatte, war eine Woche beendigt; und dann ſchnitt er in den nächſten Baum einen Strich, welcher eine Woche bedeutete. Hatte er in dieſem Baume vier, oder, nach Beſchaffenheit des Monats, fünf Striche gemacht, ſo deutete er in dem dritten Baume durch einen ähnlichen Strich an, daß ein ganzer Monat verfloſſen war. Und wann endlich dieſer Monatszeichen zwölf geworden waren, ſo merkte er in dem vierten Baume an, daß nun ein ganzes Jahr geendigt war.

Dietrich. Aber die Monate ſind ja nicht alle gleich lang; einige haben ja 30, andere 31 Tage; wie wußte er denn immer, wie viel Tage jeder habe?

Vater. Das wußte er an den Fingern abzuzählen.

Johannes. An den Fingern?

Vater. Ja; und wenn ihr es wünſcht, ſo will ich euch das auch lehren.

Alle. O ja, lieber Vater.

Vater. Nun, ſo gebt acht! — Seht, er machte ſo die linke Hand zu, dann tippte er mit einem Finger der andern Hand erſt auf einen dieſer hervorragenden Knöchel, dann in die dabei befindliche Grube und nannte dabei die Monate in der Ordnung, wie ſie aufeinander folgen. Jeder Monat, der auf einen Knöchel fällt, hat 31 Tage, die anderen aber, die in die Grübchen fallen, haben nur 30, den einzigen Februar oder Hornung ausgenommen, der nicht einmal 30, ſondern nur 28 und alle vier Jahre 29 Tage hat.

Er fing mit dem Knöchel des Zeigefingers an und nannte, indem er darauf tippte, den erſten Monat im Jahr, nämlich den Jänner oder Neujahrsmonat. Der hat alſo wieviel Tage?

Johannes. 31.

Vater. Nun will ich fortfahren, die Monate auf dieſe Weiſe an den Knöcheln abzuzählen und du, Johannes, magſt jedesmal die Zahl der Tage nennen. — Alſo zweitens: Hornung oder Februar?

Johannes. Sollte 30 Tage haben, hat aber nur 28 und zuweilen 29.

Vater. März oder Frühlingsmonat?

Johannes. 31.

Vater. April oder Wandelmonat?

Johannes. 30.

Vater. Mai oder Wonnemonat?

Johannes. 31.

Vater. Junius oder Sommermonat?

Johannes. 30.

Vater. Julius oder Heumonat?

Johannes. 31.

Vater. Auguſt oder Erntemonat? (Auf den Knöchel des Daumen zeigend.)

Johannes. 31.

Vater. September oder Herbſtmonat?

Johannes. 30.

Vater. Oktober oder Weinmonat?

Johannes. 31.

Vater. November oder Reifmonat?

Johannes. 30.

Vater. Dezember oder Wintermonat?

Johannes. 31.

Vater. Dietrich, haſt du immer im Kalender nachgeſehen, ob unſere Angabe richtig war?

Dietrich. Ja, es traf alles auf ein Haar ein.

Vater. Dergleichen Dinge muß man ſich merken, weil man nicht immer einen Zeitmeſſer zur Hand hat und einem doch manchmal ſehr daran gelegen iſt, zu wiſſen, wie viel Tage jeder Monat hat.

Johannes. O, ich werde es nicht vergeſſen!

Dietrich. Ich auch nicht, ich habe es mir wohl gemerkt.

Vater. Auf dieſe Weiſe ſorgte alſo unſer Robinſon dafür, daß er die Zeitrechnung nicht verliere und immer wiſſe, welcher Tag ein Sonntag ſei, um ihn wie die Chriſten feiern zu können.

Unterdes hatte er den größten Teil der Kokosnüſſe von dem einzigen Baume, den er bisher entdeckt hatte, ſchon verzehrt, und die Auſtern wurden ſo ſparſam ausgeworfen, daß er von ihnen nicht allein leben konnte. Er fing alſo wieder an, für ſeinen künftigen Unterhalt beſorgt zu ſein.

Aus Furcht vor wilden Tieren und Menſchen hatte er ſich bisher noch nicht ſehr weit von ſeiner Wohnung zu entfernen gewagt. Jetzt zwang ihn die Not, ein Herz zu faſſen und ſich etwas weiter auf der Inſel umzuſehen, um neue Nahrungsmittel zu entdecken. In dieſer Abſicht beſchloß er, am folgenden Tage in Gottes Namen eine kleine Landreiſe vorzunehmen.

Um ſich aber vor der brennenden Sonnenhitze zu verwahren, wandte er den Abend dazu an, ſich einen Sonnenſchirm zu verfertigen.

Nikolas. Wo nahm er denn Leinwand und Fiſchbein dazu her?

Vater. Er hatte weder Leinwand noch Fiſchbein, weder Meſſer noch Schere, weder Nadel noch Zwirn, und doch — was meint ihr wohl, wie er's anfing, um ſich einen Sonnenſchirm zu machen?

Nikolas. Ja, das weiß ich nicht!

Vater. Er flocht ſich aus Weidenruten ein kleines Dach, ſteckte in die Mitte desſelben einen Stock, den er mit Bindfaden feſtband und dann holte er von ſeinem Kokosbaume breite Blätter, die er mit Stecknadeln auf dem geflochtenen Dache befeſtigte.

Johannes. Mit Stecknadeln? J, wo kriegte er denn die her?

Vater. Das rate einmal.

Lotte. O, ich weiß ſchon! Die hatte er gefunden unter dem Auskehricht und in den Dielenritzen; ich finde da auch oft welche.

Johannes. Ja, du haſt es ſchön getroffen! Als wenn man Stecknadeln finden könnte, wo keiner welche verloren hat! Und wo waren denn Dielen und Auskehricht in Robinſons Loche?

Vater. Nun, wer rät's? — Wie würdet ihr es machen, wenn ihr etwas feſtſtecken wolltet und keine ordentliche Stecknadeln hättet?

Johannes. Ich würde Stacheln vom Dornbuſche dazu gebrauchen.

Gottlieb. Und ich vom Stachelbeerbuſche.

Vater. Das läßt ſich hören! — Indes muß ich euch ſagen, daß Robinſon weder jene noch dieſe dazu anwenden konnte, weil er weder Dornbüſche noch Stachelbeerbüſche auf ſeiner Inſel gefunden hatte.

Johannes. Nun, was gebrauchte er denn dazu?

Vater. Fiſchgräten.

Das Meer warf von Zeit zu Zeit tote Fiſche aufs Land, und wenn die dann verfault oder von Raubvögeln verzehrt waren, ſo blieben die Gräten davon liegen. Von dieſen hatte Robinſon die ſtärkſten und ſpitzigſten aufgeleſen, um ſie ſtatt der Stecknadeln zu gebrauchen.

Durch Hilfe derſelben brachte er einen ſo feſten Schirm zuſtande, daß kein einziger Sonnenſtrahl durchfallen konnte. So oft ihm eine ſolche Arbeit glückte, hatte er immer eine unausſprechliche Freude darüber und dann pflegte er zu ſich ſelbſt zu ſagen: was ich doch in meiner Jugend für ein großer Narr geweſen bin, daß ich meine meiſte Zeit mit Müßiggang zubrachte! O, wenn ich jetzt in Europa wäre und alle die herrlichen Werkzeuge hätte, die man da ſo leicht haben kann, was wollte ich nicht alles machen! Was ſollte mir das für Freude ſein, die meiſten Dinge, die ich nötig hätte, ſelbſt zu verfertigen!

Da es noch nicht ſehr ſpät am Tage war, ſo fiel ihm ein, ob er nicht auch einen Beutel machen könnte, worin er etwas zu leben mitnähme und worin er dasjenige zurücktrüge, was er etwa ſo glücklich ſein würde an neuen Lebensmitteln zu finden? Er ſann eine Zeitlang darüber nach, und endlich glückte es ihm, auch dazu Mittel zu finden.

Er hatte nämlich einen ziemlichen Vorrat Bindfaden verfertigt; von dieſem beſchloß er ein Netz zu ſtricken und aus dem Netze eine Art Jagdtaſche zu machen.

Das fing er nun ſo an. An zwei Bäume, die etwas über eine Elle auseinander ſtanden, knüpfte er einen Faden unter dem andern feſt und zwar ſo dicht an einander, als möglich. Dies ſollte das ſein, was die Weber den Aufzug nennen. Dann knüpfte er von oben herunter wieder einen Faden neben den andern, gleichfalls ſo dicht als möglich und mit dieſen herunterhängenden Fäden machte er um jeden Querfaden einen Knoten, recht ſo, wie es bei den Netzmachern geſchieht. Dieſe herunterhängenden Fäden waren ſo der Einſchlag. Und ſo brachte er bald ein Netz zuſtande, das einem feinen Fiſchernetze glich. Er löſete darauf die Enden von den Bäumen ab, ſchürzte ſie auf der einen Seite und unten zuſammen und ließ nur die obere Seite offen. Und ſo hatte er eine ordentliche Jagdtaſche gemacht, die er durch Hilfe eines dicken Bindfadens, den er an den oberſten Enden befeſtigte, um den Hals hängen konnte.

Vor Freuden über den glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen konnte er die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen.

Gottlieb. O, ich möchte mir auch gern eine ſolche Jagdtaſche machen.

Nikolas. Ich auch; aber wenn wir nur Bindfaden hätten!

Mutter. Wenn ihr eben ſo viele Freude, als Robinſon, an eurer Arbeit haben wollet, ſo müſſet ihr auch erſt den Bindfaden euch ſelbſt machen und auch ſelbſt erſt den Flachs oder Hanf zubereiten. Aber da dieſe noch nicht reif ſind auf dem Felde, ſo will ich euch wohl Bindfaden dazu geben.

Gottlieb. O, willſt du das, liebe Mutter?

Mutter. Gern, wenn ihr es wünſcht. Komm, wir wollen ihn holen.

Gottlieb. O, das iſt prächtig!

Lotte. Das iſt recht gut, Kinder, daß ihr das nachmacht. Wenn ihr denn auch einmal auf eine Inſel kommt, wo kein Menſchen ſind, ſowißt ihr ſchon, wie ihr es machen müßt. Nicht wahr, Vater?

Vater. Ganz recht; macht nur! — Unſern Robinſon werden wir denn wohl bis morgen müſſen ſchlafen laſſen! — Ich will unter der Zeit ſehen, ob ich ihm nicht die Kunſt, einen Sonnenſchirm zu machen, ablernen kann.

5. Abend. (Robinſon findet immer mehr Lebensmittel.)

Am folgenden Abend, da die Geſellſchaft an dem gewöhnlichen Orte ſich wieder verſammelt hatte, kam Nikolas mit einer von ihm ſelbſt verfertigten Jagdtaſche einhergeſtolzet, wodurch er aller Augen auf ſich zog. Statt des Sonnenſchirms hatte er ſich von der Köchin ein Sieb geliehen, das er über dem Kopfe auf einem Stocke trug. Sein ganzer Aufzug war ſehr ernſthaft und majeſtätiſch.

Mutter. Brav, Nikolas! Das haſt du gut gemacht! Es fehlte nicht viel, ſo hätte ich dich für den wahren Robinſon genommen!

Johannes. Ich habe nur noch nicht fertig werden können mit meiner Taſche, ſonſt wäre ich auch ſo gekommen.

Gottlieb. So geht mir's auch.

Vater. Schon gut, daß einer damit fertig geworden iſt; nun ſehen wir doch, daß es geht. Aber dein Schirm, Nikolas, taugt nichts!

Nikolas. Ja, ich habe ihn auch nur aus Not gemacht, weil ich keinen andern ſo geſchwind fertig kriegen konnte!

Vater (der einen von ihm ſelbſt gemachten Schirm hinter der Hecke vorlangt). Was ſagſt du hierzu, Freund Robinſon?

Nikolas. Ah! der iſt ſchön!

Vater. Ich hebe ihn ſo lange auf, bis wir unſere Geſchichte ausgehört haben. Wer dann von den Dingen, die Robinſon machte, am meiſten wird nachmachen können, der ſoll unſer Robinſon ſein und dem will ich dann den Sonnenſchirm ſchenken.

Gottlieb. Soll der ſich denn auch ordentlich eine Hütte bauen?

Vater. Warum nicht?

Alle. O, das iſt ſchön! das iſt prächtig.

Vater. Robinſon konnte kaum den Anbruch des Tages erwarten; er ſtand noch früher auf als die Sonne und machte ſich zu ſeiner Reiſe fertig. Er hing die Taſche um, gürtete einen Strick um ſeinen Leib, ſteckte ſein Beil, ſtatt eines Degens, daran, nahm den Sonnenſchirm auf die Schulter und wanderte darauf getroſt fort.

Zuerſt beſuchte er ſeinen Kokosbaum, um eine oder ein paar Nüſſe in ſeinen Beutel zu ſtecken; dann lief er auch erſt an den Strand, um einige Auſtern dazu zu ſuchen und da er ſich mit beiden notdürftig verſorgt und einen guten Trunk friſches Waſſer aus ſeiner Quelle zum Frühſtück genoſſen hatte, ſo zog er ab.

Es war ein reizender Morgen. Die Sonne ſtieg jetzt eben in ihrer ganzen Herrlichkeit, wie aus dem Meere, hervor und vergoldete die Gipfel der Bäume. Tauſend kleine und große Vögel von wunderbaren Farben ſangen ihr erſtes Morgenlied und freuten ſich des neuen Tages. Die Luft war ſo rein und ſo erquickend, als wenn ſie jetzt eben erſt von Gott wäre geſchaffen worden und aus den Kräutern und Blumen duftete der ſüßeſte Wohlgeruch empor.

Robinſons Herz ſchwoll auf von Freude und Dankbarkeit gegen Gott. „Auch hier," ſagte er zu ſich ſelbſt, „auch hier zeigt er ſich als den Allgütigen" — Dann vermiſchte er ſeine Stimme mit dem Geſange der Vögel und ſang laut das ſchöne Morgenlied:

Dein erſtes Werk ſei Preis und Dank,
Du neugeſtärkte Seele!
Der Herr hört deinen Lobgeſang:
O, preiſ' ihn, meine Seele!
Mich ſelbſt zu ſchützen viel zu ſchwach,
Lag ich und ſchlief in Frieden.
Wer war indeſſen für mich wach?
Wer ſchenkte Schlaf mir Müden?
Du biſt es, Herr und Gott der Welt!
Dein, dein iſt unſer Leben;
Du biſt es, der es uns erhält,
Und mirs jetzt neu gegeben.
Gelobet ſeiſt du, Gott der Macht,
Gelobt ſei deine Treue,
Daß ich, nach einer ſanften Nacht,
Mich dieſes Tags erfreue.
Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen,
Und lehre du mich ſelber thun
Nach deinem Wohlgefallen.
Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Sei du mein Retter in Gefahr,
Mein Vater, wenn ich fehle.
Gieb mir ein Herz voll Frömmigkeit,
Voll warmer Menſchenliebe,
Ein Herz, das ſich voll Freudigkeit
In jedem Guten übe.
Daß ich, als dein gehorſam Kind,
Nach wahrer Tugend ſtrebe,
Und nicht, durch Leidenſchaften blind,
Den Laſtern mich ergebe.
Daß ich, dem Nächſten beizuſtehn,
Beſchwerlichkeit nicht ſcheue;
Mich gern an andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.
Daß ich das Glück der Lebenszeit,
Dir dankbar, froh genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutſt, beſchließe.

Gottlieb. O, lieber Vater, willſt du mir wohl dieſes Lied aufſchreiben, daß ichs alle Morgen für mich leſen kann, wenn ich aufſtehe?

Vater. Sehr gern.

Freund R. Und ich will euch die Weiſe dazu lehren, ſo können wir es vor dem Morgengebete ſingen.

Nikolas. O, das iſt gut! Es iſt ein gar zu ſchönes Lied!

Vater. Da Robinſon ſich noch immer vor wilden Menſchen und vor wilden Tieren fürchtete, ſo vermied er bei ſeiner Wanderung, ſo ſehr er nur immer konnte, die dichten Wälder und Büſche und wandte ſich vielmehr nach ſolchen Gegenden, die ihm eine freie Ausſicht nach allen Seiten hin gewährten. Aber dieſe waren gerade die unfruchtbarſten Teile ſeiner Inſel. Er war daher ſchon ziemlich weit gegangen, ohne etwas zu finden, das ihm hätte nützlich werden können.

Endlich fiel ihm ein Gewächs in die Augen, welches er näher unterſuchen zu müſſen glaubte. Es waren Krautbüſche, die nebeneinander ſtanden und einen kleinen Wald bildeten. An einigen ſah er rötliche, an anderen blaue und wiederum an anderen weiße Blumen; an einigen aber fanden ſich, ſtatt der Blumen, kleine grünliche Äpfelchen, von der Größe einer Kirſche.

Er biß hurtig einen derſelben an, allein er fand, daß ſie nicht genießbar waren. Aus Unwillen darüber riß er den Buſch, von dem er ihn gepflückt hatte, aus und wollte ihn wegwerfen, als er, zu ſeiner Verwunderung, an der Wurzel desſelben allerlei kleine und große Knollen hangen ſah. Er vermutete augenblicklich, daß dieſe Knollen die eigentliche Frucht der Pflanze ſeien und fing an, ſie zu unterſuchen.

Aber mit dem Einbeißen wollte es ihm abermals nicht gelingen. Das Gewächs war hart und unſchmackhaft. Robinſon war ſchon im Begriff, das Ganze wegzuwerfen; aber zum Glück fiel ihm ein, daß eine Sache doch wohl zu etwas gut ſein könne, ungeachtet man ihren Nutzen nicht ſogleich bemerkte. Er ſteckte alſo einige dieſer Knollen in ſeine Jagdtaſche und ging weiter.

Johannes. Ich weiß ſchon, was das für Knollen waren!

Vater. Nun, was für welche meinſt du wohl?

Johannes. J, es waren Kartoffeln! Die wachſen ja gerade ſo, wie ſie hier beſchrieben werden.

Dietrich. Und ſie ſind ja auch in Amerika eigentlich zu Haus!

Gottlieb. Ach ja, da hat ſie der Franz Drake hergebracht! — Aber das war doch dumm, daß Robinſon die nicht einmal kannte!

Vater. Woher kennſt du ſie denn?

Gottlieb. J, weil ich ſie oft geſehen und gegeſſen habe; ſie ſind ja meine Leibſpeiſe!

Vater. Aber Robinſon hatte ſie nie geſehen und gegeſſen.

Gottlieb. Nicht?

Vater. Nein; weil ſie damals in Deutſchland noch gar nicht bekannt waren. Erſt ſeit ungefähr 70 bis 80 Jahren (nach 1700) ſind ſie bei uns eingeführt und unſer Robinſon hatte kurz vorher Europa verlaſſen.

Gottlieb. Ja, denn —

Vater. Siehſt du, lieber Gottlieb, daß man Unrecht thut, wenn man zu voreilig iſt, andere Leute zu tadeln! Man muß ſich immer erſt ſelbſt an ihre Stelle ſetzen und ſich dann fragen: ob man's beſſer gemacht haben würde, als ſie? Hätteſt du, wie Robinſon, niemals Kartoffeln geſehen und hätteſt du, wie er, niemals gehört, wie man ſie zubereiten müſſe, ſo würdeſt du, wie er, nicht wiſſen, was damit zu machen ſei. Laß dir dieſen Umſtand zur Warnung dienen, dich nie wieder für klüger als andere Menſchen zu halten.

Gottlieb. Küſſe mich, Väterchen! Will's nicht wieder thun.

Vater. Von da ging Robinſon nun weiter, jedoch ſehr langſam und mit großer Vorſicht. Jedes Geräuſch, welches der Wind zwiſchen den Bäumen und Büſchen verurſachte, erſchreckte ihn und machte, daß er nach ſeinem Beile griff, um ſich zu verteidigen, wenn's nötig ſei. Aber immer ſah er zu ſeiner Freude, daß er ſich ohne Urſache gefürchtet hatte.

Endlich kam er an einen Bach, wo er ſein Mittagsmahl zu verzehren beſchloß. Hier ſetzte er ſich unter einen dicken ſchattigen Baum und fing ſchon an, nach Herzensluſt zu ſchmauſen — als er plötzlich durch ein fernes Geräuſch entſetzlich erſchreckt wurde.

Er ſah ängſtlich umher und bemerkte endlich eine ganze Herde —

Nikolas. Ah! gewiß Wilde?

Gottlieb. Oder Löwen und Tiger?

Vater. Keine von beiden, ſondern eine ganze Herde wilder Tiere, die einige Ähnlichkeit mit unſeren Hirſchen hatten, nur daß ihr Hals viel länger war, wodurch ſie gewiſſermaßen dem Kameele ähnlich wurden und dem Kopfe nach einem kleinen Pferde glichen.

Wenn ihr wiſſen wollt, was das für Tiere waren und wie ſie genannt werden, ſo will ich's euch wohl ſagen.

Johannes. O ja!

Vater. Man nennt ſie Lamas, auch wohl Guanacos, oder auch Schafkameele. Ihr eigentliches Vaterland iſt dieſer Teil von Amerika (auf die Karte zeigend), der den Spaniern gehört und den man Peru nennt. Deswegen werden ſie auch wohl peruaniſche Schafe genannt, ungeachtet ſie mit dem Schafe weiter nichts als eine Art ſehr feiner Wolle gemein haben. Hier hatten die Amerikaner, ehe die Europäer ihr Land entdeckten, dieſes Tier zahm gemacht und gebrauchten es, wie kleine Eſel, zum Laſttragen. Von der Wolle desſelben wußten ſie ſich Zeug zu Kleidern zu machen.

Johannes. Die Leute in Peru mußten alſo wohl nicht mehr ſo wild ſein als die anderen Amerikaner?

Vater. Bei weitem nicht! Sie wohnten, ſo wie auch die Mexikaner (hier in dem nördlichen Amerika), ſchon in ordentlichen Häuſern, hatten prächtige Tempel gebaut und wurden ordentlich von Königen beherrſcht.

Gottlieb. Iſt das nicht das Land, wo die Spanier das viele Gold und Silber herkriegen, was ſie alle Jahr aus Amerika holen, wie du uns erzählt haſt?

Vater. Das nämliche!

Da Robinſon dieſe Tiere, die wir nun auch Lamas nennen wollen, herannahen ſah, regte ſich bei ihm eine ſtarke Begierde nach einem Stück Braten, wovon er nun ſchon in ſo langer Zeit nicht gekoſtet hatte. Er wünſchte alſo eins zu erlegen, ſtellte ſich daher mit ſeinem ſteinernen Beile dicht an den Baum und hoffte, daß eins derſelben vielleicht ſo nahe bei ihm vorbeikommen werde, daß er es mit dem Beile treffen könne.

Es geſchah. Die ſorgloſen Tiere, die hier vermutlich niemals waren geſtört worden, gingen ohne alle Furcht bei dem Baume, hinter welchen Robinſon ſich verſteckt hatte, vorbei nach dem Waſſer, und da eins von ihnen, und zwar ein junges, ihm ſo nahe kam, daß er es erreichen konnte, ſo ſchlug er es mit ſeinem Beile ſo nachdrücklich in den Nacken, daß es augenblicklich tot zur Erde ſtürzte.

Lotte. O pfui! Wie konnte er das auch thun! Das arme Schäfchen!

Mutter. Warum ſollte er's denn nicht thun?

Lotte. Ja, das arme Tierchen hatte ihm ja nichts zu leide gethan, und ſo hätte er's ja wohl können leben laſſen!

Mutter. Aber er gebrauchte ja das Fleiſch dieſes Tieres, um davon zu eſſen; und weißt du nicht, daß Gott uns erlaubt hat, die Tiere zu gebrauchen, wozu wir ſie nötig haben?

Vater. Ohne Not ein Tier zu tödten, oder zu quälen, oder auch nur zu beunruhigen, wäre grauſam, wäre Sünde; und das wird auch kein guter Menſch zu thun imſtande ſein. Aber ſie zu gebrauchen, wozu ſie gut ſind, ſie zu ſchlachten, um ihr Fleiſch zu eſſen, das iſt uns unverwehrt. Wißt ihr nicht mehr, wie ich euch einmal erklärt habe, daß es ſogar für die Tiere ſelbſt gut iſt, daß wir es mit ihnen ſo machen?

Johannes. Ach ja! wenn wir die Tiere nicht gebrauchten, ſo würden wir auch nicht für ſie ſorgen, und dann würden ſie es lange nicht ſo gut haben, als jetzt, und dann würden des Winters viele von ihnen vor Hunger ſterben müſſen.

Dietrich. Ja, und ſie würden viel mehr leiden müſſen, wenn ſie nicht geſchlachtet würden, ſondern an Krankheiten und vor Alter ſterben; weil ſie ſich einander nicht ſo helfen können, als die Menſchen ſich einander helfen.

Vater. Und dann, ſo müſſen wir auch nicht glauben, daß der Tod, den wir den Tieren anthun, ihnen ſo viel Schmerz verurſache, als es uns wohl vorkommt. Sie wiſſen nicht vorher, daß ſie geſchlachtet werden ſollen, ſind daher ruhig und zufrieden bis auf den letzten Augenblick, und die Empfindung des Schmerzes, während ſie getötet werden, iſt bald vorüber. Überdies iſt nun einmal kein anderer Rat; wir müſſen entweder die Tiere eſſen, oder ſie eſſen uns; weil ſie, wenn wir ihre Zahl nicht täglich verminderten, ſich dergeſtalt vervielfältigen würden, daß für uns auf Erden weder Platz noch Nahrung bliebe; auch manche, die uns jetzt kein Leid zufügen, z. B. die Hunde, würden, durch Hunger gezwungen, uns anfallen, töten und auffreſſen müſſen.

In dem Augenblicke, da Robinſon das junge Lama erſchlagen hatte, fiel ihm die Frage ein: wie er nun mit der Zubereitung des Fleiſches werde zuſtande kommen können?

Lotte. I, konnte er's denn nicht kochen oder braten.

Vater. Das hätte er gern gethan, aber es fehlte ihm unglücklicherweiſe an allem, was er dazu nötig hatte. Er hatte keinen Topf und keinen Bratſpieß, und, was das Schlimmſte war — er hatte nicht einmal Feuer.

Lotte. Kein Feuer? Das hätte er ja anmachen können?

Vater. Freilich, wenn er Stahl und Zunder, einen Feuerſtein und Schwefelhölzer gehabt hätte! Aber von dieſem allen hatte er nun gerade nichts.

Johannes. Ich weiß wohl, wie ich's gemacht hätte.

Vater. Und wie denn?

Johannes. Ich hätte zwei Stückchen trocknes Holz ſo lange aneinander gerieben, bis ſie in Brand geraten wären; ſo, wie wir einmal in einer Reiſebeſchreibung laſen, daß die Wilden es machen.

Vater. Gerade darauf verfiel unſer Robinſon auch!

Er nahm alſo das getötete Lama auf ſeine Schultern und machte ſich damit auf den Weg, um wieder nach ſeiner Wohnung zurückzukehren.

Auf ſeinem Rückzuge machte er noch eine Entdeckung, die ihm große Freude verurſachte. Er traf nämlich ſechs bis acht Citronenbäume an, unter welchen ſchon verſchiedene abgefallene reife Früchte lagen. Er las ſie ſorgfältig auf, merkte ſich den Platz, auf dem dieſe Bäume ſtanden, und eilte nun ſehr vergnügt zurück nach ſeiner Wohnung.

Hier war ſeine erſte Arbeit, dem jungen Lama das Fell abzuziehen. Durch Hilfe eines ſcharfen Steins, den er ſtatt eines Meſſers gebrauchte, kam er damit zuſtande. Das Fell ſpannte er, ſo gut er konnte, an der Sonne aus, um es zu trocknen, weil er vorausſah, daß er davon einen guten Gebrauch werde machen können.

Nikolas. Was konnte er denn davon machen?

Vater. O, vielerlei! Erſtens fingen ſeine Schuhe und ſeine Strümpfe an zu reißen. Da dachte er nun, wenn er keine Schuhe mehr habe, ſo könne er ſich von dem Felle Fußſohlen machen und ſie unter die Füße binden, daß er doch nicht ganz barfuß zu gehen brauche. Dann war ihm auch nicht wenig bange vor dem Winter und er freute ſich daher ſehr, daß er nun ein Mittel wiſſe, ſich mit Pelzwerk zu verſorgen, um nicht erfrieren zu dürfen.

Zwar dieſer Sorge hätte er füglich können überhoben ſein, weil es in dieſer Gegend niemals Winter wird.

Gottlieb. Niemals Winter?

Vater. Nein! In allen heißen Himmelsgegenden, hier zwiſchen den beiden Wendekreiſen, wie ich euch neulich erklärt habe, pflegt es ja niemals Winter zu werden. Dafür haben dieſe Länder ein paar Monate lang ein unaufhörliches Regenwetter. — Doch davon wußte unſer Robinſon noch nichts, weil er in ſeiner Jugend ſich nicht ordentlich hatte unterrichten laſſen.

Johannes. Aber, Vater, ich meine doch, daß wir einmal geleſen haben, daß der hohe Spitzberg auf Teneriffa und die hohen Kordilleras in Peru immer mit Schnee bedeckt ſind? Da muß es alſo wohl immer Winter ſein, und die liegen doch auch zwiſchen den Wendekreiſen?

Vater. Du haſt recht, lieber Johannes, die ſehr hohen, bergigen Gegenden machen eine Ausnahme. Denn auf den Gipfeln ſolcher hohen Berge pflegt immerwährender Schnee und unvergängliches Eis zu liegen. Erinnerſt du dich noch, was ich euch von einigen Gegenden in Oſtindien erzählte, da wir neulich auf der Landkarte dahingereiſet waren?

Johannes. Ach ja, daß da in einigen Gegenden der Sommer und der Winter nur ein paar Meilen weit auseinander ſind! Auf der Inſel Ceylon, die den Engländern gehört, und noch wo — wo war's doch gleich?

Vater. Auf der vordern oſtindiſchen Halbinſel. Wenn nämlich diesſeits des Gebirges Ghats, auf der malabariſchen Küſte, Winter iſt, ſo iſt jenſeits des Gebirges, auf der Küſte Koromandel, Sommer, und ſo umgekehrt. Eben ſo ſoll es ja auch auf der Inſel Ceram ſein, die zu den molukkiſchen Inſeln gehört, wo man nur drei Meilen weit zu gehen braucht, um aus dem Winter in den Sommer, oder aus dem Sommer in den Winter zu kommen.

Aber wir haben uns auf einmal wieder weit von unſerm Robinſon verloren. Seht, wie der Geiſt des Menſchen durch einen einzigen Sprung ſich plötzlich an Orter verſetzen kann, die viele tauſend Meilen weit von uns entfernt ſind! Aus Amerika flogen wir nach Aſien, und nun — gebt Acht! — huſch! da ſind wir wieder in Amerika, auf Freund Robinſons Inſel. Iſt das nicht wunderbar?

Nachdem er alſo das Fell abgeſtreift, das Eingeweide ausgenommen und ein Hinterviertel zum Braten abgeſchnitten hatte, war er nun zunächſt darauf bedacht, einen Bratſpieß zu machen. Hierzu hieb er einen jungen ſchlanken Baum ab, entrindete denſelben und ſpitzte ihn an dem einen Ende zu. Dann ſuchte er ein paar gabelförmige Äſte aus, welche dem Bratſpieße zu Stützen dienen ſollten. Nachdem er dieſe gleichfalls unten zugeſpitzt hatte, ſchlug er ſie gegeneinander in die Erde, ſteckte den Braten an den Spieß, legte dieſen darauf in die Gabeln und freute ſich nicht wenig, da er ſah, wie gut er ſich umdrehen ließ.

Nun fehlte nur noch das Nötigſte von allem, das Feuer. Um dieſes durch Reiben hervorzubringen, hieb er von einem trockenen Stamme zwei Hölzer ab und ſetzte ſich ſogleich in Arbeit. Er rieb, daß ihm der Schweiß in großen Tropfen vom Geſichte träufelte; allein es wollte ihm nicht gelingen. Denn wenn das Holz ſchon ſo heiß geworden war, daß es rauchte, ſo fühlte er ſich ſo ermattet, daß er notwendig erſt einige Augenblicke einhalten mußte, um wieder neue Kräfte zu ſammeln. Darüber kühlte dann das Holz ſich wieder ab, und ſeine vorige Arbeit war vergebens geweſen.

Hier fühlte er einmal wieder recht lebhaft die Hilfloſigkeit des einſamen Lebens und die großen Vorteile, die uns die Geſellſchaft anderer Menſchen gewährt. Hätte er nur einen einzigen Gehilfen gehabt, der dann, wenn er ſelbſt ermattet war, fortgefahren hätte zu reiben, ſo würde er gewiß mit der Entzündung des Holzes zuſtande gekommen ſein. So aber war es ihm unmöglich.

Johannes. Aber ich meine doch, der Wilde könne, ohne anderer Hilfe, ſich ſelbſt Feuer durchs Reiben machen, ſo oft er will!

Vater. Allerdings! Das kommt aber daher, daß die wilden Menſchen gemeiniglich viel ſtärker ſind, als wir Europäer, die wir gar zu weichlich erzogen werden. Und dann, ſo verſtehen dieſe auch beſſer, wie man das Ding angreifen muß. Sie nehmen nämlich zwei Hölzer von verſchiedener Art, ein weiches und ein hartes und reiben das letzte mit großer Geſchwindigkeit auf dem erſten; daran entzündet ſich dieſes. Oder ſie machen auch wohl in das eine Holz ein Loch, ſtecken das andere da hinein und drehen dieſes darauf zwiſchen ihren Händen ſo geſchwind und ſo unaufhörlich herum, daß es anfängt zu brennen.

Davon wußte nun Robinſon nichts; alſo wollte es ihm auch nicht damit gelingen.

Traurig warf er endlich die beiden Hölzer weg, ſetzte ſich auf ſein Lager, ſtützte ſchwermütig den Kopf auf die Hand, blickte oft mit einem tiefen Seufzer nach dem ſchönen Braten, der nun ungegeſſen bleiben ſollte und indem er an den bevorſtehenden Winter dachte und was er alsdann machen würde, wenn er kein Feuer hätte, überfiel ihn eine ſolche Angſt, daß er aufſpringen und ein wenig umhergehen mußte, um freier Atem zu holen.

Da ſein Blut dabei in große Wallung gekommen war, ſo ging er nach der Quelle, um ſich einen friſchen Trunk Waſſer in einer Kokosſchale zu holen. Mit dieſem Waſſer vermiſchte er den Saft einiger Zitronen und erhielt dadurch ein kühlendes Getränk, welches ihm unter dieſen Umſtänden ſehr zuſtatten kam.

Immer aber wäſſerte ihm noch der Mund nach dem Braten, von dem er gar zu gern ein Stückchen gegeſſen hätte. Endlich erinnerte er ſich, einmal gehört zu haben, daß die Tataren, die doch auch Menſchen ſind, das Fleiſch, welches ſie eſſen wollen, unter den Sattel legen und es mürbe reiten. Das, dachte er, muß auf eine andere Weiſe ja auch wohl zu erreichen ſein und er beſchloß, einen Verſuch zu machen.

Gedacht, gethan! Er holte ſich zwei ziemlich breite und glatte Steine von der Art, wovon ſein Beil war. Zwiſchen dieſe legte er ein Stück Fleiſch, worin kein Knochen war und fing nun an, mit ſeinem Klöpfel ohne Unterlaß auf den oberſten Stein zu ſchlagen. Er hatte dies kaum zehn Minuten fortgeſetzt, ſo fing der Stein an heiß zu werden. Deſto munterer ſchlug er darauf los und ehe noch eine halbe Stunde verſtrich, war das Fleiſch, ſowohl von der Hitze des Steins, als von dem unaufhörlichen Schlagen, ſo mürbe geworden, daß es vollkommen genießbar war.

Freilich ſchmeckte es nicht völlig ſo gut, als wenn es ordentlich wäre gebraten worden; aber für Robinſon, der ſo lange kein Fleiſch gegeſſen hatte, war es doch ein außerordentlicher Leckerbiſſen. — O ihr Leckermäuler unter meinen Landsleuten, rief er aus, welchen oft die beſten Speiſen Ekel verurſachen, weil ſie gerade nicht nach eurem verwöhnten Geſchmacke ſind, wäret ihr doch nur acht Tage an meiner Stelle geweſen, wie würdet ihr künftig gern mit jeder Gottesgabe zufrieden ſein! Wie würdet ihr euch hüten, durch Verſchmähung irgend einer geſunden Speiſe euch gegen die alles ernährende Hand der Vorſehung undankbar zu bezeigen!

Um den Wohlgeſchmack dieſes Gerichts noch zu erhöhen, drückte er Zitronenſaft darauf; und nun that er eine Mahlzeit, wie ſie ihm lange nicht zu teil geworden war. Auch vergaß er nicht, dem Geber aller guten Gaben für dieſe neue Wohlthat recht innig zu danken.

Nach aufgehobener Tafel ging er mit ſich ſelbſt zurate, welche Arbeit nun wohl die nötigſte ſei? Die Furcht vor dem Winter, die heute ſo lebhaft in ihm geworden war, machte, daß er ſich vorſetzte, einige Tage bloß dazu anzuwenden, recht viele Lamas zu fangen oder totzuſchlagen, um ſich mit Fellen zu verſorgen. Da ſie ſehr zahm zu ſein ſchienen, ſo hoffte er, daß er ſeinen Wunſch ohne viele Mühe werde erreichen können.

Mit dieſer Hoffnung legte er ſich zu Bette und ein ſanfter, erquickender Schlaf belohnte ihn reichlich für jede überſtandene Mühe des vollbrachten Tages.

6. Abend. (Robinſon kommt zu Feuer.)

(Der Vater fährt in ſeiner Erzählung fort.)

Unſer Robinſon ſchlief diesmal bis weit in den Tag hinein. Er erſchrak, da er erwachte, zu ſehen, daß es ſchon ſo ſpät war und raffte ſich hurtig auf, um ſeinen Weg nach den Lamas anzutreten. Aber der Himmel hinderte ihn daran.

Denn, da er den Kopf zu ſeiner Höhle hinausſteckte, müßte er ihn geſchwind wieder zurückziehen.

Lotte. I, warum denn?

Vater. Es ſtürzte ein ſo gewaltiger Platzregen herab, daß an kein Ausgehen zu denken war. Er beſchloß alſo, zu warten, bis der Schauer vorüber wäre.

Aber der Schauer ging nicht vorüber; der Regenguß wurde vielmehr immer heftiger. Unterdes blitzte es ſo ſtark, daß ſeine ſonſt dunkle Höhle ganz in Feuer zu ſtehen ſchien und dann folgte ein Donner, dergleichen er ſonſt niemals gehört hatte. Die Erde zitterte vor dem entſetzlichen Krachen, und von den Bergen kehrte ein ſo vielfacher Wiederhall zurück, daß das fürchterliche Getöſe gar kein Ende nahm.

Weil Robinſon keine gute Erziehung gehabt hatte, ſo war ihm auch eine thörichte Furcht vor dem Gewitter eigen.

Gottlieb. Vor dem Donner und Blitz?

Vater. Ja, er fürchtete ſich ſo ſehr davor, daß er vor Angſt nicht zu bleiben wußte.

Gottlieb. I, das iſt ja was Prächtiges; warum fürchtete er ſich denn davor?

Vater. Warum? das weiß ich ſelbſt nicht recht zu ſagen; vermutlich weil der Blitz zuweilen zündet, auch wohl dann und wann einmal einen Menſchen getötet hat.

Johannes. Ja, aber das geſchieht doch ſo ſelten! Ich kann doch ſchon lange denken und habe noch niemals geſehen, daß der Blitz einen totgeſchlagen hätte.

Gottlieb. Und wenn er's auch thäte, ſo kommt man ja ſo geſchwind von der Welt, und wenn man tot iſt, ſo kommt man ja zum lieben Gott; was thut's denn?

Dietrich. Ach, und es iſt doch ſo ſchön, wenn ein Gewitter iſt! Da kühlt ſich die heiße Luft ſo danach ab und es ſieht ſo herrlich aus, wenn der Blitz aus den ſchwarzen Wolken fährt!

Lotte. Ich mag das auch gern haben. Willſt du uns wieder hinausführen, Väterchen, wenn ein Gewitter kommt, daß wir es recht anſehen?

Vater. O ja! — Robinſon war, wie ihr wißt, in ſeiner Jugend ſchlecht unterrichtet worden; daher wußte er auch nicht, was die Gewitter für eine große Wohlthat Gottes ſind; wie die Luft danach ſo rein wird, wie ſie machen, daß auf dem Felde und in den Gärten alles noch einmal ſo gut wächſt; wie Menſchen und Tiere, Bäume und Pflanzen dadurch ſo angenehm erquickt werden! —

Jetzt ſaß er in einem Winkel ſeiner Höhle mit gefalteten Händen und fühlte Todesangſt. Indes rauſchte der Platzregen, indes leuchteten die Blitze, indes brüllte der Donner unaufhörlich fort. Schon rückte die Mittagsſtunde heran und noch hatte das Toben des Gewitters nicht im Geringſten nachgelaſſen.

Hunger fühlte er nicht; den vertrieb ihm die Angſt. Aber deſtomehr wurde ſeine Seele durch ſchreckliche Gedanken gepeinigt. Die Zeit iſt gekommen, dachte er, da Gott mich für meine Vergehungen will büßen laſſen! Er hat ſeine Vaterhand von mir abgezogen; ich werde umkommen, werde nie meine armen Eltern wiederſehen!

Freund R. Nun, dasmal bin ich mit Freund Robinſon doch auch gar nicht zufrieden.

Nikolas. Warum nicht?

Freund R. Warum? Hatte nicht der liebe Gott ſchon ſo viel an ihm gethan, daß er wohl aus ſeiner eigenen Erfahrung hätte wiſſen können, daß er niemanden verläßt, der ihm von Herzen vertraut und aufrichtig ſich zu beſſern ſucht? Hatte er ihn nicht aus der augenſcheinlichſten Lebensgefahr gerettet? Hatte er ihm nicht ſchon ſo weit geholfen, daß er nicht mehr beſorgen durfte, vor Hunger ſterben zu müſſen? — Und doch ſo kleinmütig! Pfui! das war gar nicht hübſch von ihm!

Mutter. Ich bin Ihrer Meinung, lieber R.; aber laſſen Sie uns Mitleid mit dem armen Menſchen haben! Er war ja erſt ſeit kurzem zum Nachdenken gekommen und konnte daher unmöglich ſchon ſo vollkommen ſein, als einer, der von früher Jugend an ſich zu beſſern bemüht geweſen iſt.

Vater. Haſt Recht, meine Liebe; deine Hand! und hier einen Kuß für dein Mitleid mit meinem armen Robinſon, den ich nun ſchon ſeit einiger Zeit recht lieb gewonnen habe, weil ich ſehe, daß er auf gutem Wege iſt.

Indes er nun ſo in Angſt und Sorgen daſaß, ſchien das Gewitter endlich nachzulaſſen. Sowie der Donner ſchwächer wurde und der Regen nach und nach abnahm, wachte auch die Hoffnung wieder in ſeiner Seele auf. Jetzt, glaubte er, könne er ſich ſchon auf den Weg machen; eben wollte er nach ſeiner Jagdtaſche und nach ſeinem Beile greifen, als er plötzlich — was meint ihr — betäubt und ſinnlos zu Boden ſtürzte.

Johannes. Nun, was geſchah ihm denn?

Vater. Rrrrrrrr — puff! ging es über ſeinem Kopfe; die Erde bebte und Robinſon ſtürzte hin, wie ein Toter! Das Gewitter ſchlug nämlich in den Baum, welcher über ſeiner Höhle ſtand und zerſchmetterte ihn mit einem ſo entſetzlichen Krachen, daß dem armen Robinſon Sehen und Hören vergingen und daß er ſich einbildete, er ſei ſelbſt erſchlagen worden.

Lange blieb er liegen, ohne ſich ſeiner ſelbſt bewußt zu ſein. Endlich, da er merkte, daß er noch lebte, richtete er ſich wieder auf und das erſte, was er vor der Thür ſeiner Höhle erblickte, war ein Teil des Baumes, den der Wetterſchlag zerſchmettert und herabgeworfen hatte. Ein neues Unglück für ihn! Woran ſollte er nun ſeine Strickleiter befeſtigen, wenn der ganze Baum, wie er glaubte, zerſchlagen war?

Da der Regen indes gänzlich nachgelaſſen hatte und auch kein Donner weiter gehört wurde, ſo wagte er es endlich, hinauszugehen. Und was erblickte er nun?

Etwas, das ihn auf einmal wieder mit Dank und Liebe gegen Gott und mit tiefer Scham über ſeine vorige Kleinmütigkeit erfüllte! Der Stamm des Baumes nämlich, den der Wetterſchlag getroffen hatte, ſtand in lichten Flammen. So war alſo ſeinem größten Bedürfniſſe auf einmal abgeholfen und ſo hatte die göttliche Vorſehung gerade zu der Zeit am ſichtbarſten für ihn geſorgt, da er in ſeiner Ängſtlichkeit ſich einbildete, daß ſie ihn verlaſſen habe!

Mutter. Wie wunderbar! Gerade das, was Robinſon für ſein größtes Unglück hielt, mußte zu ſeinem größten Glücke ausſchlagen. Aber ſolche weiſe und wohlthätige Abſichten hat die göttliche Vorſehung bei allem Böſen, welches ſie in der Welt zuläßt.

Vater. Sie macht es mit uns gerade ſo, als ich es heute mit einem Kellerwurm machte.

Mutter. Wieſo?

Vater. Ich ſpaltete Holz; indem ich nun einen Hieb vollführen wollte, bemerkte ich einen Kellerwurm, der gerade in der Ritze ſaß, in die ich eben hineinhauen wollte. Warum den armen Schelm ohne Not töten? dachte ich, und blies ihn dergeſtalt an, daß er, wie vom Sturmwinde aufgehoben, wohl auf drei Schritte weit weggeſchleudert wurde. Nun ſtellte ich mir vor, wie der kleine Narr in ſeinem dummen Köpfchen über den Vorfall vernünfteln könnte. Was das große zweibeinige Weſen doch für ein unfreundlicher Tyrann iſt! mochte er denken. So einen gewaltigen Sturmwind zu erregen, der mich Hals über Kopf zum Hauſe hinausſchleudern muß? Und was hat er nun davon? Ich glaube wirklich, er that es nur, um mich Kobold ſchießen zu ſehen. — So ungefähr möchte das Närrchen vielleicht gedacht haben, wenn Tiere ordentlich denken könnten und es fiel ihm wohl nicht im Traume ein, daß ich bloß aus Güte ſo mit ihm verfuhr. Und doch war's wirklich ſo. Laßt uns, Kinder, an dieſen Kellerwurm denken, ſo oft wir in Verſuchung geraten, auf eine unverſtändige und undankbare Weiſe über die Fügungen des Himmels zu urteilen, die wir ebenſowenig verſtehen, als der Kellerwurm die meinige.

Mit unausſprechlichen Empfindungen der Freude und der Dankbarkeit hob Robinſon ſeine Hände auf gen Himmel und dankte laut und unter Freudenthränen dem guten, dem allesregierenden Vater der Menſchen, der auch bei den ſchrecklichſten Begebenheiten, die er zuläßt, immer die allerweiſeſten und liebreichſten Abſichten hat. O! rief er aus, was iſt doch der Menſch, der arme kurzſichtige Wurm, daß er murren dürfte über das, was Gott thut, und was er doch nicht verſteht!

Nun hatte er Feuer, ohne daß es ihm weiter die geringſte Mühe gekoſtet hatte; nun war es ihm leicht, dieſes Feuer zu unterhalten und nun brauchte er wegen ſeiner künftigen Erhaltung auf dieſer einſamen Inſel weniger bekümmert zu ſein. — Die Jagd wurde für heute eingeſtellt, weil Robinſon ſogleich von dem Feuer Nutzen ziehen und ſeinen Braten, der noch von geſtern her am Spieße ſteckte, zubereiten wollte.

Da der unterſte Teil des brennenden Stammes, an welchem ſeine Strickleiter hing, noch unverletzt war, ſo konnte er ſicher hinaufſteigen. Er that's, nahm darauf einen Feuerbrand, ſtieg mit demſelben hinab in den eingezäunten Vorplatz ſeiner Wohnung, machte daſelbſt ein helles, luſtiges Feuer vor ſeinem Braten an und kletterte alsdann wieder zu dem brennenden Stamme hinauf, um das Feuer auszulöſchen. Hiermit kam er denn auch bald zuſtande.

Und nun verwaltete er das Amt eines Küchenjungen, unterhielt die Flamme und wendete ſeinen Braten fleißig. Der Anblick des Feuers war ihm ungemein erfreulich und rührend. Er ſah es als ein teures Geſchenk Gottes an, das er ihm aus den Wolken herab geſandt habe und indem er die großen Vorteile überdachte, die es ihm gewähren würde, ſo waren ſeine Augen oft dankbar gen Himmel gerichtet. So oft er hernach Feuer ſah, oder an Feuer dachte, war ſein zweiter Gedanke immer: auch das hat Gott mir gegeben!

Bei ſeiner geſtrigen Abendmahlzeit hatte Robinſon in dem Geſchmacke des mürbe geſchlagenen Fleiſches das Salz vermißt. Er hoffte, mit der Zeit auf ſeiner Inſel etwas zu finden; für jetzt aber lief er nur hin nach dem Strande, um ſich eine Kokosſchale voll Meerwaſſer zu holen. Mit dieſem begoß er einige Mal ſeinen Braten und ſalzte ihn dadurch notdürftig.

Jetzt ſchien er hinlänglich durchgebraten zu ſein. Die Freude, mit welcher Robinſon das erſte Stück davon abſchnitt und den erſten Biſſen davon in den Mund ſteckte, mag derjenige beſchreiben, der auch einmal, wie er, in ſo langer Zeit, nichts von ordentlich zubereiteter Speiſe genoſſen und alle Hoffnung, dergleiche jemals wieder zu genießen, ſchon gänzlich aufgegeben hatte.

Nun war die große Frage: wie er verhüten ſolle, daß das Feuer ihm niemals wieder ausgehe?

Gottlieb. O, das konnte er ja leicht machen! Er brauchte ja nur immer wieder neues Holz anzulegen.

Vater. Schon gut; aber wenn er nun ſchlief und es kam des Nachts einmal plötzlicher Regenguß, wie da?

Lotte. Weißt du was, Vater? Ich hätte das Feuer in meiner Höhle angemacht, wo der Regen nicht hinkommen konnte.

Vater. Nicht übel! Aber ſeine Höhle war zum Unglück ſo klein, daß ſie ihm nur zu einer Lagerſtelle diente und dann, ſo hatte ſie auch keinen Schornſtein. Er würde es alſo vor Rauch darin nicht haben aushalten können.

Lotte. Ja, ſo weiß ich ihm nicht zu helfen.

Johannes. Das iſt doch verzweifelt, daß ſich immer etwas finden muß, das ihm Not macht! Oft ſollte einer glauben, nun wäre er doch recht glücklich; aber großen Dank! gleich kommt ihm wieder etwas neues in die Quere!

Vater. So unendlich ſchwer iſt es für jeden einzelnen Menſchen, alle ſeine Bedürfniſſe allein zu beſtreiten und ſo groß ſind die Vorteile, die uns das geſellige Leben gewährt! O, Kinder, wir wären alle nur arme, elende Wichte von Menſchen, wenn jeder von uns allein leben ſollte und keiner ſich der Hilfe ſeiner Nebenmenſchen getröſten dürfte! Tauſend Hände reichen nicht zu, um alles das zu bereiten, was ein einziger unter uns an jedem Tage gebraucht!

Johannes. O, Vater —

Vater. Meinſt du nicht, lieber Johannes? Wohlan! laß doch ſehen, was du heute alles genoſſen und was du alles gebraucht haſt! Erſtens haſt du bis zu Sonnenaufgang geſchlafen und zwar in einem ordentlichen Bette, nicht?

Johannes. Auf Matratzen.

Vater. Gleichviel! — Die Matratzen ſind mit Pferdehaaren ausgeſtopft. Dieſe haben zwei Menſchenhände abgeſchnitten, zwei gewogen und verkauft, zwei eingepackt und verſandt, zwei empfangen und ausgepackt, zwei wieder an die Sattler und Teppicher, undeutſch Tapezierer genannt, verkauft. Des Sattlers Hände haben die Haare, die verwickelt waren, auseinander gepflückt und die Matratze damit angefüllt. Der Überzug der Matratze iſt von geſtreifter Leinwand und wo iſt dieſe hergekommen?

Johannes. Die hat der Leinweber gemacht.

Vater. Und was gebraucht er dazu?

Johannes. I, einen Weberſtuhl und Garn und eine Winde und einen Scher-Rahmen und Kleiſter und —

Vater. Schon genug! Wieviel Hände mußten nicht erſt beſchäftigt ſein, ehe der Weberſtuhl fertig wurde! Wir wollen nur wenig ſetzen — zwanzig! Der Kleiſter wird von Mehl gemacht. Wie viel muß nicht erſt geſchehen, ehe man Mehl haben kann! Wieviel hundert Hände müſſen thätig ſein, um alles das zu machen, was zu einer Mühle gehört, worauf das Mehl gemahlen wird! — Der Leinweber gebraucht auch vornehmlich Garn und wo nimmt er das her?

Johannes. Das wird geſponnen von den Spinnerinnen.

Vater. Und woraus?

Johannes. Aus Flachs.

Vater. Und weißt du noch, durch wieviel Hände der Flachs gehen muß, ehe er zu Garn geſponnen werden kann?

Johannes. Ach ja, das haben wir ja neulich erſt berechnet! Erſt muß der Landmann den Leinſamen ſichten, damit kein Unkraut dazwiſchen komme; dann muß der Acker gedüngt und gepflügt werden; dann wird geſäet, dann geegget. Wenn dann der junge Flachs hervorwächſt, ſo kommen die Frauen und Mädchen und jäten das Unkraut aus. Iſt er dann groß genug geworden, ſo reißen ſie die Stengel aus und ziehen ſie durch die Rauſe, daß die Samenknöpfchen davon abfallen müſſen.

Nikolas. Ach ja und dann binden ſie die Stengel in kleine Bündel und legen ſie ins Waſſer!

Dietrich. Und wenn ſie da lange genug gelegen haben, ſo nehmen ſie ſie wieder heraus —

Gottlieb. Und ſetzen ſie an die Sonne, daß ſie trocken werden.

Fritzchen. Und dann brechen ſie auch den Flachs auf der Breche —

Lotte. Nein, mit Erlaubnis, lieber Herr, erſt müſſen ſie ihn boken! Nicht wahr, Vater?

Fritzchen. Ach ja und dann brechen ſie ihn und dann —

Johannes. Dann wird er gehechelt auf der Hechel, die ſo viele ſpitzige Stacheln hat, daß der Werg oder die Hede herauskomme.

Dietrich. Und dann thun ſie noch etwas damit — ich weiß — o, gleich, gleich! — ſie ſchwingen ihn mit der Schwinge!

Vater. Nun nehmt einmal alles das zuſammen, was erſt geſchehen muß, ehe wir Leinwand haben, bedenkt zugleich, wie vielerlei Arbeit alle dieſe Werkzeuge erfordern, die der Ackermann, die Flachsbereiterin und die Spinnerin nötig haben und ihr werdet mir geſtehen, daß es nicht zu viel geſagt ſei, wenn ich verſichern wollte, daß bloß zur Verfertigung der Matratze, worauf ihr ſo ſanft ſchlaft, mehr als tauſend Hände beſchäftigt geweſen ſind!

Gottlieb. Das iſt doch erſtaunlich! Tauſend Hände!

Vater. Nun bedenkt, wie viele andere Dinge ihr täglich nötig habt und ſagt mir dann einmal, ob es wohl zu bewundern ſei, daß Robinſon alle Augenblicke in Not geraten mußte, da keine einzige andere Hand, außer den ſeinigen, für ihn arbeitete und er kein einziges von allen den Werkzeugen hatte, womit man bei uns ſo leicht etwas zuſtande bringen kann?

Jetzt war er alſo darüber bekümmert, wie er es doch wohl anzufangen hätte, um ſein liebes Feuer vor dem Erlöſchen zu bewahren.

Bald rieb er ſich die Stirn, als wenn er einen guten Einfall aus ſeinem Kopfe mit Gewalt heraustreiben wollte; bald ging er mit untergeſchlagenen Armen und mit haſtigen Schritten in ſeinem Vorplatze auf und nieder und wußte lange nicht, was er machen ſollte. Endlich fielen ſeine Augen von ungefähr auf die Felſenwand des Hügels und in dem Augenblicke wußte er, was er zu thun hätte!

Dietrich. Wie ſo?

Vater. Aus der Felſenwand ragte, ungefähr eine Elle hoch über die Erde, ein ſehr großer und ſehr dicker Stein hervor.

Fritzchen. Wie groß war er wohl?

Vater. Eine genaue Zeichnung davon habe ich nicht erhalten können; aber ich vermute, daß er ungefähr ſo lang war, als ich bin. In der Breite und Dicke mochte er eine gute Elle halten.

Ungeachtet es ſtark geregnet hatte, ſo war doch die Stelle unter dieſem großen Steine ſo trocken geblieben, als ob ein ordentliches Dach darüber geweſen wäre. Robinſon ſah daraus den Augenblick, daß ſie einen völlig ſichern Feuerherd abgeben könne. Aber er ſah noch mehr. Er bemerkte nämlich, daß es ihm leicht ſein werde, dieſen Platz zu einer ordentlichen Küche mit Feuerherd und Schornſtein einzurichten und er nahm ſich vor, ſogleich Hand ans Werk zu legen.

Mit ſeinem Spaten grub er die Erde unter dem großen Steine ungefähr eine gute Elle tief aus. Dann faßte er den Anſchlag, die beiden Seiten dieſer Stelle, bis zu dem dicken Steine hinauf, mit einer ordentlichen Mauer einzufaſſen.

Gottlieb. Ja, wie konnte er denn eine Mauer machen?

Vater. Da er jetzt auf alles, was ihm vorkam, mit der größten Aufmerkſamkeit achtete und ſich immer ſelbſt fragte: wozu möchte das wohl nützlich ſein? — ſo hatte er auch eine gewiſſe Thonerde nicht unbemerkt gelaſſen, die er an einer Stelle ſeiner Inſel geſehen hatte. Er hatte vielmehr gleich gedacht: ei, daraus könnte man ja wohl Backſteine machen, um eine Mauer aufzuführen?

Jetzt erinnerte er ſich wieder daran; und da er mit dem Ausgraben der Küche beinahe fertig war, ſo nahm er ſeinen Spaten und ſein ſteinernes Meſſer und begab ſich damit nach dem Orte, wo die Thonerde war, um ſich ſogleich in Arbeit zu ſetzen.

Weil es ſtark geregnet hatte, ſo war die Erde ſo weich, daß er ſie ohne Mühe ausſtechen, zu viereckigen Backſteinen formen und mit ſeinem ſteinernen Meſſer glatt ſchneiden konnte. Er hatte in kurzer Zeit eine ziemliche Menge davon zubereitet, die er einen neben den andern an einen Ort ſtellte, wo ſie den ganzen Tag über von der Sonne konnten beſchienen werden. Mit dieſer Arbeit beſchloß er fortzufahren und verfügte ſich nun wieder nach Hauſe, um den Reſt ſeines Bratens zu verzehren, weil die muntere Arbeit ſtarke Eßluſt bei ihm erregt hatte. Um an einem ſo freudenvollen Tage einmal recht königlich zu ſchmauſen, erlaubte er ſich auch, eine von den wenigen noch übrigen Kokosnüſſen mitzunehmen.

Die Mahlzeit war herrlich. Ach! ſeufzte Robinſon mit freudigem, aber doch auch zugleich mit wehmütigem Herzen — ach! wie glücklich wäre ich jetzt, wenn ich nur einen einzigen Freund, nur irgend einen Menſchen, und wäre er auch der armſeligſte Bettler, zu meinem Geſellſchafter hätte, dem ich ſagen könnte, daß ich ihn lieb hätte, und der mir wieder ſagte, daß er mich auch lieb hätte! Wäre ich auch nur ſo glücklich, irgend ein zahmes Thier — einen Hund oder eine Katze — zu beſitzen, dem ich gutes erzeigen könnte, um mir ſeine Liebe zu erwerben! Aber ſo ganz allein, von allen lebenden Weſen ſo ganz abgeſondert zu ſein! Hier rollte eine wehmütige Thräne über ſeine Wangen.

Jetzt erinnerte er ſich der Zeit, da er mit ſeinen Brüdern und anderen Geſpielen oft in Unfrieden und Zänkerei gelebt hatte, und er erinnerte ſich derſelben mit der bitterſten Reue. Ach! dachte er, wie wenig wußte ich doch damals den großen Wert eines Freundes zu ſchätzen! O, wenn ich doch jetzt in meine Jugend zurückgeſetzt würde, wie freundlich, wie gefällig, wie nachgebend wollte ich mich gegen meine Brüder und gegen andere Kinder betragen! Wie gern wollte ich kleine Beleidigungen dulden, und wie wollte ich durch Güte und Freundlichkeit alle Menſchen zwingen, mir gut zu ſein! Gott! Gott! Warum wußte ich das Glück der Freundſchaft doch nicht eher zu ſchätzen, als bis es für mich verloren — ach! auf immer verloren war!

Indem er hierauf zufälligerweiſe die Augen nach dem Eingange ſeiner Höhle richtete, bemerkte er eine Spinne, die in einer Ecke ihr Netz ausgeſpannt hatte. Der Gedanke, mit irgend einem lebendigen Weſen unter einem Dache zu ſchlafen, hatte ſo viel Freudiges für ihn, daß es ihm jetzt ganz und gar nicht darauf ankam, was für ein Tier es ſei. Er beſchloß, dieſer Spinne alle Tage Fliegen zu fangen, um ihr zu erkennen zu geben, daß ſie an einem ſicheren und freundſchaftlichen Orte wohne, und, womöglich, ſie zahm zu machen.

Da es noch hell am Tage und die durchs Gewitter abgekühlte Luft ſo ſehr erquickend war, ſo wollte Robinſon noch nicht zu Bette gehen, und um die Zeit mit etwas Nützlichem hinzubringen, nahm er ſeinen Spaten wieder zur Hand und fing an, noch etwas Erde aus ſeiner Küche auszugraben. Plötzlich ſtieß er auf etwas Hartes in der Erde, ſo daß ſein Spaten beinahe zerbrochen wäre.

Er glaubte, es wäre ein Stein; aber wie erſtaunte er, da er den Klumpen heraushob und nun entdeckte, daß er — aus gediegenem Golde beſtand.

Gottlieb. Daß dich! Der hat doch einmal rechtes Glück, der Robinſon.

Vater. Ein recht großes! Der Klumpen Gold war ſo dick, daß wohl für einige hunderttauſend Thaler Münze daraus geprägt werden konnte. Nun war er auf einmal ein ſteinreicher Mann, und was konnte er ſich nun nicht alles anſchaffen? Er konnte ſich einen Palaſt bauen laſſen, konnte Kutſchen, Pferde, Bediente, Läufer, Affen und Meerkatzen halten! konnte —

Gottlieb. Ja, wo wollte er aber das herkriegen auf ſeiner Inſel? Da war ja keiner, der was zu verkaufen hatte!

Vater. Ja ſo, daran hatte ich nicht gedacht! — Unſerm Robinſon fiel dieſes den Augenblick ein.

Statt ſich über den gefundenen Schatz zu freuen, ſtieß er ihn verächtlich mit dem Fuße fort und ſprach: Da liege, du elender Klumpen, wonach die Menſchen ſo begierig zu ſein pflegen! Was nützeſt du mir? O hätte ich ſtatt deiner ein gut Stück Eiſen gefunden, woraus ich mir vielleicht eine Axt oder ein Meſſer hätte ſchmieden können! Wie gern gäbe ich dich für eine Handvoll eiſerner Nägel oder für irgend ein nützliches Werkzeug hin! — Und ſo ließ er den ganzen koſtbaren Schatz mit Verachtung liegen und würdigte ihn nachher kaum eines Blickes im Vorbeigehen.

Lotte. Weißt du was, Vater? der macht es eben ſo, wie der Hahn!

Vater. Wie welcher Hahn?

Lotte. J, weißt du nicht mehr, in der Fabel, wie du uns einmal erzählt haſt? Es war einmal ein Hahn, —

Vater. Nun?

Lotte. — der kratzte im Miſte und fand — i, wie heißt es doch?

Vater. Eine Perle?

Lotte. Ach ja, eine Perle war's! Da ſagte er: „Was nützeſt du mir, du glänzendes Ding? Wenn ich, ſtatt deiner, ein Gerſtenkorn gefunden hätte, wär's mirviel lieber." Und da ließ er die Perle liegen und bekümmerte ſich nicht darum.

Vater. Ganz recht! Gerade ſo machte es Robinſon auch mit dem Goldklumpen.

Jetzt rückte die Nacht heran. Die Sonne war längſt ins Meer hinabgeſunken.

Gottlieb. Ins Meer?

Vater. So kommt es denen vor, die auf einer Inſel oder in einem Lande wohnen, welches gegen Weſten an das Meer ſtößt. Dieſen ſcheint es recht ſo, als wenn die Sonne des Abends ins Meer verſänke, wann ſie untergeht, und deswegen pflegt man wohl zuweilen ſo zu ſprechen, als wenn es wirklich ſo wäre.

An dem andern Ende des Himmels ſtieg der liebliche Mond herauf und warf ſo freundliche Strahlen in Robinſons Höhle, daß er vor Vergnügen darüber erſt gar nicht einſchlafen konnte.

Lotte. O ſieh, ſieh, lieber Vater! Dort kommt unſer Mond auch eben hervor!

Johannes. Ach, ja! — O, wie das ſo prächtig ausſieht!

Vater. Nun, Kinder, Robinſon ſchläft, indes ſein Feuer an einigen großen Holzſtücken langſam fortbrennt. Was denkt ihr unterdes zu machen?

Nikolas. O, wollen wir nicht erſt wieder in unſere Laube gehen, ehe wir uns zu Bette legen?

Gottlieb. O ja, in die Laube!

Vater. Nun, ſo kommt, meine Lieben, um unſerm Schöpfer bei dem Lichte ſeines herrlichen Mondes ein Loblied für die Freuden des verfloſſenen Tages zu ſingen!

Und alle gingen freudig nach der Laube.

7. Abend. (Robinſons Nahrungsmittel.)

Johannes, **Nikolas** und **Gottlieb** zogen am folgenden Abend den Vater am Arm und Schoß zur Hausthür hinaus. Auf ihr Geſchrei um Hülfe kamen die übrigen auch herbeigerannt, und ſo wurde der Alte ohne weitere Umſtände von allen fortgeſchleppt.

Vater. Nun, wohin wollt ihr mich denn ziehen, ihr gewaltigen Leute?

Johannes. J, auf den Grasplatz, unter den Apfelbaum!

Vater. Was ſoll ich denn da?

Nikolas. O, von unſerm **Robinſon**! Bitte! bitte!

Gottlieb. O ja! Vom **Robinſon**. Sollſt auch mein liebes, zuckerſüßes Väterchen ſein!

Vater. Ja, das iſt ſchon gut; aber ich beſorge, daß euch mein Robinſon kein Vergnügen mehr macht!

Johannes. Kein Vergnügen? Wer hat das geſagt?

Vater. Keiner! Aber wenn ich nicht irre, ſo ſah ich geſtern Abend einige unter euch gähnen und das pflegt ſonſt ein Zeichen zu ſein, daß man Langeweile hat.

Johannes. O nein, gewiß nicht! Das kam nur davon her, daß wir ſo viel gegraben hatten in unſerm Garten. Das glaube ich, wenn man den ganzen Nachmittag gegraben hat, ſo kann man wohl ein bißchen ſchläfrig ſein!

Nikolas. Heute haben wir nur Unkraut ausgejätet und die Salatpflanzen begoſſen; nun ſind wir noch recht munter.

Lotte. O ja, nun ſind wir noch recht munter; ſieh nur, wie ich noch ſpringen kann!

Vater. Wenn ihr's denn ſo wollt, ſo will ich's wohl thun; aber ihr müßt mir auch ſagen, wenn ihr's müde werdet.

Johannes. O ja! — Na?

Vater. Weil die Hitze auf Robinſons Inſel bei Tage ſo unerträglich war, ſo mußte er vornehmlich den frühen Morgen und den Abend nützen, wenn er irgend eine Arbeit zuſtande bringen wollte. Er ſtand alſo noch vor Aufgang der Sonne auf, legte neues Holz an ſein Feuer und nahm eine halbe Kokosnuß zu ſich, die ihm von geſtern übrig geblieben war. Jetzt wollte er einen andern Braten von ſeinem Lama an den Spieß ſtecken, aber er fand, daß das Fleiſch ſchon ſtinkend geworden war, der ſchwülen Hitze wegen. Den Fleiſchhunger mußte er ſich alſo für heute ſchon vergehen laſſen.

Da er ſich nun auf den Weg nach der Thonerde machen wollte und ſeine Jagdtaſche umhing, fand er noch die Kartoffeln darin, die er ehegeſtern aufs Geratewohl mit nach Hauſe genommen hatte. Es fiel ihm ein, ſie bei ſeinem Feuer in glühende Aſche zu legen, um zu ſehen, was doch wohl daraus werden möchte, wenn ſie gebraten würden. Dann ging er ab.

Er arbeitete ſo fleißig, daß er noch vor Mittag ſo viele Backſteine aus Thon geformt hatte, als er vermutete, daß er zu der Mauer um ſeine Küche her nötig haben würde. Alsdann ging er nach dem Strande, um einige Auſtern aufzuſuchen. Aber ſtatt der Auſtern, deren er nur wenige fand, entdeckte er hier zu ſeiner großen Freude ein anderes Nahrungsmittel, welches noch beſſer, als jene, war.

Johannes. Was war denn das?

Vater. Es war ein Tier, welches er zwar ſelbſt noch niemals gegeſſen, aber wovon er doch gehört hatte, daß das Fleiſch desſelben wohlſchmeckend und geſund ſei.

Johannes. Nun, was war es denn?

Vater. Eine Schildkröte und zwar eine ſo große, als man hier zu Lande nicht zu ſehen bekommt. Sie mochte leicht hundert Pfund ſchwer ſein.

Gottlieb. Ah, das muß ja eine erſchreckliche Schildkröte geweſen ſein! Giebt es denn wohl ſolche?

Johannes. O, es giebt noch viel größere! Weißt du nicht mehr in einer Reiſebeſchreibung, die uns Vater vorgeleſen hat? Die, welche die Leute, die um die Welt reiſeten, auf dem Südmeere fingen? Die waren ja dreihundert Pfund ſchwer geweſen.

Gottlieb. Dreihundert Pfund! Das iſt doch erſtaunlich.

Vater. Robinſon lud ſeinen Fund auf die Schultern und ſchleppte ihn langſam nach Hauſe. Hier hieb er mit ſeinem Beile ſo lange auf den untern Teil der Schale, bis ſie endlich zerplatzte. Dann bemächtigte er ſich der Schildkröte, ſchlachtete ſie und ſchnitt ein gutes Stück zum Braten davon ab. Dies ſteckte er an den Spieß und wartete, weil er von der Arbeit hungrig geworden war, mit Schmerzen, daß es gar ſein möchte.

Unterdes, daß er den Braten wendete, ging ihm der Gedanke im Kopfe herum, was er denn nun mit dem übrigen Fleiſche der Schildkröte anfangen wollte, um es vor der Fäulung zu bewahren. Um es einzuböfeln, dazu fehlte es ihm an einem Zuber und an Salz.

Lotte. Was iſt das: einböfeln?

Vater. Das heißt, Fleiſch, welches man gern aufbewahren möchte, in ein Gefäß legen und mit vielem Salze beſtreuen. Haſt du nicht geſehen, wie die Mutter dieſen Winter das Schweinefleiſch einböfelte?

Lotte. Ach ja! Aber ich meine, das hieße einpöfeln?

Vater. Man ſpricht auch ſo; aber wie einige behaupten, würde man richtiger einböfeln ſagen. Weißt du noch, Johannes, warum?

Johannes. O ja! Man ſagt — ich weiß aber nicht, ob's wahr iſt — das Wort käme von dem Wilhelm Böfel oder Beufelſon her, der zuerſt die Kunſt erfand, die Häringe einzuſalzen, daß man ſie das ganze Jahr hindurch eſſen kann.

Mutter. Schönen Dank, Johannes, daß du mir das gelehrt haſt! Nun weiß ich doch auch, wie man ſprechen muß.

Vater. Die Herleitung iſt indes ſo ganz ausgemacht noch nicht.

Traurig ſah Robinſon voraus, daß ſeine ganze ſchöne Schildkröte, von der er vierzehn Tage und länger leben konnte, morgen ſchon ungenießbar werden würde, und doch kannte er kein Mittel, wie er das Fleiſch erhalten ſollte. Plötzlich aber fiel ihm etwas ein! Die obere Schale der Schildkröte war wie eine ordentliche Mulde geſtaltet. Dieſe, dachte er, will ich ſtatt des Zubers gebrauchen. Aber woher nun Salz?

Sieh doch, was ich für ein Dummkopf bin! ſagte er und ſchlug ſich vor die Stirn. Kann ich das Fleiſch nicht mit Meerwaſſer übergießen und wird das nicht beinahe eben ſo gut ſein, als wenn ich's in Salzlake legte? O trefflich! trefflich! rief er aus und drehte vor Freuden den Braten noch einmal ſo geſchwind herum.

Jetzt war der Braten fertig. Ach! ſeufzte Robinſon, indem er ein recht leckeres Stückchen davon mit Wohlgefallen gekoſtet hatte, wer nur ein Stückchen Brot dazu hätte! Was bin ich doch in meiner Jugend für ein dummer Menſch geweſen, daß ich nicht zu ſchätzen wußte, was für eine große Wohlthat Gottes ein Stück trocknes Brot iſt! Da mußte man mir immer erſt Butter dazu geben, auch wohl noch Käſe obenein! O, ich Unverſtändiger! Hätte ich doch jetzt nur das ſchwarze Kleienbrot, welches unſerm Hofhunde gebacken wurde! Wie wollte ich mich glücklich ſchätzen!

Indem er ſo dachte, fielen ihm die Knollen ein, die er dieſen Morgen in die glühende Aſche gelegt hatte. Ich will doch ſehen, ſagte er, was daraus geworden iſt, und holte einen derſelben hervor.

Welche neue Freude! der harte Knollen war nun ſo weich geworden, und da er ihn aufbrach, ſtieg ein ſo angenehmer Geruch davon in ſeine Naſe, daß er ſich keinen Augenblick bedachte, ihn anzubeißen. Und ſiehe! der Geſchmack dieſes Gewächſes war ſo lieblich, ſo lieblich als — ich weiß keinen ſtärkeren Vergleich — als der Geſchmack einer Kartoffel, und Robinſon merkte ſogleich zu ſeiner großen Freude, daß ihm dieſes Gewächs die Stelle des Brotes vertreten könne.

Er verrichtete alſo wieder eine herrliche Mahlzeit. Dann legte er ſich, der brennenden Sonnenhitze wegen, ein wenig nieder auf ſeine Lagerſtätte, um unter der Zeit, daß er nicht arbeiten konnte, allerlei Überlegungen anzuſtellen.

Was ſoll ich nun wohl zunächſt vornehmen? dachte er. Die Backſteine müſſen erſt von der Sonne gehärtet werden, ehe ich mein Mauerwerk anfangen kann. Es wird alſo wohl am beſten ſein, daß ich unterdes auf die Jagd gehe, um ein paar Lamas zu erlegen. — Aber was ſoll ich mit all dem Fleiſche machen? — Wie? wenn ich meine Küche ſo einrichtete, daß ich etwas darin räuchern könnte? — Vortrefflich! rief er aus, ſprang hurtig von ſeinem Lager auf und ſtellte ſich vor den Ort ſeiner künftigen Küche hin, um zu überlegen, wie er dieſe Abſicht wohl am beſten erreichen könne.

Er ſah bald, daß es recht gut angehen werde. Er brauchte ja nur in den beiden Seitenmauern, die er aufführen wollte, ein paar Löcher zu machen und einen großen Stab dadurch zu ſtecken. Dann konnte er ſeinen Schinken daran hängen und die Rauchkammer war gemacht.

Der Kopf ſchwindelte ihm faſt vor Freude über den neuen glücklichen Einfall. Was hätte er nicht darum gegeben, daß ſeine Backſteine ſchon hart genug geweſen wären, um das große Werk ſogleich anfangen zu können? Aber was war zu thun? Er mußte ſich entſchließen, zu warten, bis die Sonne die Backſteine getrocknet hätte.

Aber was ſollte er nun dieſen

Nachmittag anfangen? — Indem er darüber nachdachte, bekam er einen neuen Einfall, der alle anderen, die er bisher gehabt hatte, an Vortrefflichkeit bei weitem übertraf. Er erſtaunte über ſeine Dummheit, daß ihm das nicht eher eingefallen ſei.

Nikolas. Was war denn das?

Vater. Nichts Geringeres, als dieſes: er wollte ſich, zu ſeiner Geſellſchaft und zu ſeinem Unterhalte, einige Haustiere zuziehen!

Gottlieb. Ah! gewiß von den Lamas!

Vater. Richtig! Andere Tiere hatte er ja bisher noch nicht geſehen. Da dieſe Lamas ſo ſehr zahm zu ſein ſchienen, ſo hoffte er, daß es ihm ſchon gelingen werde, ein paar derſelben lebendig zu fangen.

Gottlieb. O, das iſt allerliebſt! Ich wollte, daß ich bei ihm wäre, um mir auch eins zu fangen.

Vater. Aber wie wollteſt du es anfangen, lieber Gottlieb? So zahm werden ſie wohl nicht ſein, daß ſie ſich mit Händen greifen laſſen.

Gottlieb. Wie wollte Robinſon es denn anfangen?

Vater. Das war nun eben die Frage und darüber ließ er ſich in lange und ernſtliche Überlegungen ein. — Aber der Menſch braucht eine Verrichtung, die nicht an ſich ſelbſt unmöglich iſt, nur recht ernſtlich und anhaltend zu wollen, ſo iſt ſeinem Verſtande und ſeinem Fleiße nichts zu ſchwer. So groß und mannigfaltig ſind die Kräfte, mit denen der gütige Schöpfer uns ausgerüſtet hat!

Merkt euch dieſes, meine Lieben, und verzweifelt nie an einem erwünſchten Erfolge irgend einer ſchweren Arbeit, wenn ihr nur entſchloſſen genug ſeid, nicht eher nachzulaſſen, bis ihr ſie vollendet habt! Anhaltender Fleiß, fortgeſetztes Nachdenken und ausdauernder Mut haben ſchon viele Dinge zuſtande gebracht, die man vorher für unmöglich hielt. Laßt euch alſo niemals durch die Schwierigkeiten, die ihr bei einem Geſchäfte antrefft, davon abſchrecken, ſondern denkt immer, daß es am Ende um ſo viel mehr Freude macht, etwas zuſtande gebracht zu haben, je größer die Anſtrengung war, die man dazu anwenden mußte.

Auch unſerm Robinſon glückte es bald, ein Mittel auszuſinnen, wie er die Lamas lebendig fangen könnte.

Johannes. Nun?

Vater. Er nahm ſich vor, einen Strick ſo einzurichten, daß er eine Schlinge davon machen könnte. Dann wollte er ſich wieder hinter einen Baum verſtecken und dem erſten dem beſten Lama, das ihm nahe genug käme, die Schlinge über den Kopf werfen.

In dieſer Abſicht drehte er ſich einen ziemlich ſtarken Strick und in einigen Stunden war Strick und Schlinge fertig. Er machte einige Verſuche, ob die letztere ſich gut würde zuziehen laſſen und es ging nach Wunſch.

Weil der Ort, wo die Lamas nach dem Waſſer zu kommen pflegten, etwas fern war und weil er nicht wußte, ob ſie des Abends auch dahin kommen würden, da ſie neulich gegen Mittag dageweſen waren, ſo ſetzte er ſeinen Fang bis morgen aus und machte unter der Zeit die nötigen Anſtalten zur Reiſe.

Er lief nämlich nach dem Orte hin, wo die Kartoffeln wuchſen und holte ſich ſeine ganze Jagdtaſche voll davon. Einen Teil derſelben legte er wieder in glühende Aſche, um ſie zu braten und die übrigen ſchüttete er in einen Winkel ſeiner Höhle, um ſie für die nächſten Tage aufzubewahren. Dann ſchnitt er auch ein anſehnliches Stück ſeiner Schildkröte für dieſen Abend und für morgen ab und übergoß den Reſt derſelben mit Seewaſſer, welches er dazu mitgebracht hatte.

Er grub hierauf ein kleines Loch in die Erde, welches ihm vor der Hand zum Keller dienen ſollte. Darein ſetzte er die Schildkrötenſchale mit dem eingeſalzenen Fleiſche, legte das Bratenſtück bis auf den Abend dazu und bedeckte die Öffnung des Loches mit Zweigen.

Den noch übrigen Teil des Nachmittags widmete er der Aufheiterung ſeines Gemüts durch einen angenehmen Luſtgang längs des Strandes, wo ein friſcher Oſtwind wehete und die ſchwüle Luft etwas abkühlte. Seine Augen weideten ſich an dem Anblicke des unermeßlichen Weltmeers, welches nur von kleinen, ineinander laufenden Wellen gekräuſelt wurde. Er ſah ſehnſuchtsvoll nach derjenigen Himmelsgegend hin, in welcher ſein geliebtes Vaterland lag, und eine bange Thräne ſchlich über ſeine Wangen, da der Gedanke an ſeine teuren Eltern lebhaft in ihm ward.

„Was mögen ſie jetzt machen, die armen, bekümmerten Eltern?“ rief er aus und rang unter vielen Thränen die Hände. „Wenn ſie den bittern Schmerz, den ich Elender ihnen verurſachte, überlebt haben, ach, wie traurig mag ihnen jeder Tag verſtreichen! Wie mögen ſie ſeufzen und klagen, daß ſie nun gar kein Kind mehr haben, daß ihr letzter, von ihnen ſo geliebter Sohn zum Verräter an ihnen werden und ſie auf immer verlaſſen konnte. O teurer, beſter Vater! o meine geliebte, teure Mutter, verzeiht, o verzeiht eurem armen, elenden Sohne, daß er euch ſo betrübt hat! Und du, mein himmliſcher — jetzt mein einziger Vater, meine einzige Geſellſchaft, mein einziger Helfer und Beſchützer (hier warf er ſich anbetend auf die Kniee), o mein Schöpfer, ſchütte deinen beſten Segen, ſchütte alle Freuden, die du für mich beſtimmt hatteſt und deren ich mich ſelbſt unwert gemacht habe — o ſchütte ſie herab auf meine geliebten, ſo gröblich von mir beleidigten Eltern, um ſie für den ausgeſtandenen Kummer ſchadlos zu halten! Gern, gern will ich ſelbſt leiden alles, was deine Weisheit und Liebe noch ferner zu meiner Beſſerung über mich ergehen zu laſſen für gut finden werden, wenn nur meine armen, meine unſchuldigen Eltern glücklich ſind!“

Er blieb noch eine Zeitlang auf ſeinen Knieen liegen und ſah mit ſtummer Wehmut und mit thränenvollen Augen gen Himmel. Endlich ſtand er auf und grub mit ſeinem ſteinernen Meſſer in den nächſten Baum die geliebten Namen ſeiner Eltern ein. Über dieſelben ſchnitt er die Worte ein: Gott ſegne euch! und unter dieſelben ſetzte er: Vergebung für euren ungeratenen Sohn! Dann küßte er die eingeſchnittenen Namen mit heißen Lippen und wuſch ſie mit ſeinen Thränen aus. In der Folge ſchnitt er eben dieſe teuren Namen mit eben den Worten in eine Menge anderer Bäume in andern Gegenden der Inſel ein und gemeiniglich pflegte er nachher bei einem dieſer Bäume ſein Gebet zu verrichten, in welchem er nie vergaß, ſeiner Eltern zu gedenken.

Gottlieb. O, nun iſt er doch ein recht guter Menſch!

Vater. Er iſt jetzt auf dem beſten Wege, ein recht guter Menſch zu werden, und das hat er der weiſen göttlichen Vorſehung zu verdanken, die ihn hierhergeführt hat.

Gottlieb. Nun könnte ihn Gott auch wohl wieder erretten und ihn zu ſeinen Eltern zurückführen.

Vater. Gott, der alles, was künftig iſt, vorherſieht, weiß am beſten, was ihm gut iſt und danach wird er auch ſein Schickſal einrichten. Zwar iſt Robinſon, allem Anſcheine nach, jetzt auf dem Wege der täglichen Beſſerung, aber wer weiß, was aus ihm werden dürfte, wenn er ſchon jetzt von ſeiner Inſel befreit und zu ſeinen Eltern wieder zurückgeführt würde! Wie leicht iſt es, daß ein Menſch wieder in ſeine vorigen Untugenden zurückfällt! O Kinder, es iſt ein wahres Wort: Wer ſteht, der ſehe wohl zu, daß er nicht falle!

Indem nun Robinſon ſo am Strande umherging, fiel ihm ein, daß es wohl nicht übel gethan wäre, wenn er ſich einmal badete. Er zog ſich daher die Kleider aus; aber wie erſchrak er, da er ſah, in welchem Zuſtande ſein Hemde war, das einzige, welches er hatte! Da er es in einer ſo heißen Himmelsgegend ſchon ſo lange ununterbrochen am Leibe trug, ſo konnte man faſt nicht mehr ſehen, daß die Leinwand ehemals weiß geweſen war. Ehe er ſich alſo badete, war er bemüht, das Hemd, ſo gut er konnte, zu waſchen; dann hing er es an einem Baume auf und ſprang ins Waſſer.

Er hatte in ſeiner Jugend ſchwimmen gelernt. Es machte ihm daher Vergnügen, von dem Orte, wo er ins Waſſer geſprungen war, nach einer Erdzunge hinzuſchwimmen, die ziemlich weit ins Meer hinlief, und auf der er bisher noch nicht geweſen war.

Fritzchen. Eine Erdzunge? Was iſt das?

Vater. So nennt man einen ſchmalen Strich Landes, der von einer Inſel oder vom feſten Lande ſich ins Meer hinein erſtreckt. Sieh, wenn jenes Ufer unſeres kleinen Sees, das da ſo ein wenig ins Waſſer hervortritt, noch weiter hineinginge, ſo wäre das eine Erdzunge. Verſtehſt du's nun?

Fritzchen. O ja!

Vater. Auch dieſer Einfall unſeres Robinſon hatte eine glückliche Folge. Er fand nämlich, daß die Erdzunge zur Flutzeit unter Waſſer geſetzt werde und daß dann nachher, wenn die Ebbe wieder eingetreten war, eine große Menge Schildkröten, Auſtern und Muſcheln darauf zurückbleibe. Diesmal konnte er zwar keine davon mitnehmen, auch hatte er jetzt keine nötig, weil ſeine Küche noch hinlänglich beſtellt war; aber er freute ſich doch herzlich, dieſe neue Entdeckung gemacht zu haben.

In der Gegend des Meeres, wo er umherſchwamm, wimmelte es dergeſtalt von Fiſchen, daß er ſie beinahe mit Händen greifen konnte. Hätte er ein Netz gehabt, ſo würde er viele Tauſende derſelben haben fangen können. Das hatte er nun zwar noch nicht, aber da er bisher in allen ſeinen Arbeiten ſo glücklich geweſen war, ſo hoffte er, daß es ihm auch einſt gelingen werde, ein Fiſchnetz zu verfertigen.

Froh über dieſe angenehmen Entdeckungen ſtieg er wieder ans Land, nachdem er wohl eine Stunde im Waſſer geweſen war. Die warme Luft hatte ſein Hemde ſchon lange getrocknet und er hatte nun alſo auch das Vergnügen, einmal wieder reine Wäſche anzulegen. Aber der Gedanke, wie lange dieſe Freude dauern werde? wie bald ſein einziges Hemde, das er beſtändig nun tragen müſſe, werde unbrauchbar geworden ſein? und was er dann anfangen ſolle? — dieſer Gedanke verbitterte ſeine Freude gar ſehr. Er faßte ſich inzwiſchen, bald und nachdem er ſich angekleidet hatte, ging er ſingend nach Hauſe: Wer nur den lieben Gott läßt walten u. ſ. w.

Johannes. Das iſt doch gut, daß er nun nicht mehr ſo kleinmütig iſt und hübſch Gott vertraut!

Lotte. O, ich wollte, daß der Robinſon zu uns käme; ich habe ihn jetzt recht lieb!

Gottlieb. Ja, wenn Vater mir nur Papier geben wollte, ſo wollte ich ihm gern einen Brief ſchreiben.

Nikolas. O ja, ich auch!

Johannes. Ich wollte ihm auch wohl ſchreiben.

Lotte. Ja, das wollte ich auch wohl; aber wenn ich nur ſchreiben könnte!

Mutter. Du kannſt mir vorſagen, was du ihm gern ſchreiben möchteſt, ſo will ich's für dich aufſchreiben.

Lotte. O, das iſt gut!

Mutter. Nun ſo kommt? Ich will euch andern Papier geben.

Nach einer halben Stunde kam einer nach dem anderen herbeigeſprungen und zeigte, was er geſchrieben hatte.

Lotte. Hier, Väterchen! Sieh, da iſt mein Brief! Nun lies einmal!

Vater lieſt:*)

Mein lieber Robinſon,

Mache doch, daß du recht arbeitſam und gut werdeſt. Das wird den Leuten Freude machen, und deinen Eltern auch. Ich grüße dich ſehr vielmal! Du ſiehſt nun, wie die Not nützlich iſt! Gottlieb und Johannes grüßen dich vielmal, Dietrich und Nikolas auch! Komm einmal zu uns, ſo will ich dich auch noch beſſer unterrichten.

Lotte.

Gottlieb. Nun meinen, lieber Vater! Hier iſt er!

Vater lieſt:

Mein lieber Freund,

Wir wünſchen dir alles Glück, was wir nur können! Und wenn ich erſt Taſchengeld haben werde, ſo will ich dir auch was kaufen. Und fahre fort, was du angefangen haſt, gut zu ſein. Ich ſchicke dir hier ein bißchen Brot, und werde nur nicht krank! Wie befindeſt du dich? Lebe wohl, lieber Robinſon! Ohne daß ich dich kenne, ſo liebe ich dich doch ſo ſehr und bin

Dein
getreuer Freund,
Gottlieb.

Nikolas. Hier iſt meiner! Ich habe aber nur kurz geſchrieben.

Vater lieſt:

Lieber Robinſon,

Ich bin traurig, daß du ſo unglücklich biſt! Wenn du bei deinen Eltern geblieben wärſt, ſo hätte ſich das Unglück nicht zugetragen. Lebe wohl! Komm bald wieder zu deinen Eltern. Lebe noch einmal wohl! Ich bin

Dein
guter Freund,
Nikolas.

---

*) Dieſe Briefe, ſowie ſehr viele Fragen und Antworten der Kinder durchs ganze Buch, ſind hier Wort für Wort den Kindern nachgeſchrieben worden.

Johannes. Nun meinen!

Vater lieſt:

Hochedelgeborner Robinſon,

Ich bedaure dich ſehr, daß du ſo ganz von allen lebendigen Geſchöpfen abgeſondert biſt. Ich glaube wohl, daß du es jetzt ſelbſt bereuen werdeſt. Lebe wohl! Ich wünſche von ganzem Herzen, daß du einmal wieder zu deinen lieben Eltern kommen mögeſt. Vertraue künftig ja immer Gott; der wird ſchon für dich ſorgen. Nochmals: lebe wohl! Ich bin

Dein
getreuer Freund,
Johannes.

Dietrich. O, meiner taugt nichts!

Vater. Laß doch hören!

Dietrich. Ich habe nur geſchwind ſo was hingeſchrieben.

Vater lieſt:

Lieber Herr Robinſon,

Wie geht dir's auf deiner Inſel? Ich habe gehört, daß du manche Trübſal gehabt haſt. Du weißt wohl noch nicht, ob die Inſel, worauf du biſt, bewohnt iſt? Das möchte ich gern wiſſen. Ich habe auch gehört, daß du einen großen Klumpen Gold gefunden haſt; aber da auf deiner Inſel hilft dir das nichts.

(Vater. Hätteſt können hinzuſetzen: Hier in Europa macht das viele Gold die Menſchen auch nicht beſſer und glücklicher.)

Es wäre beſſer geweſen, wenn du dafür Eiſen gefunden hätteſt, woraus du dir ein Meſſer, ein Beil und andere Werkzeuge hätteſt machen können. Lebe wohl! Ich bin

Dein
Freund
Dietrich.

Gottlieb. Ja, aber wie wollen wir nun die Briefe hinkriegen?

Lotte. O, wir können ſie ja nur einem Schiffer mitgeben, der nach Amerika ſchifft und da können wir ihm auch etwas mitſchicken. Ich will ihm Roſinen und Mandeln ſchicken; o, gieb mir doch welche, liebe Mutter!

Johannes (dem Vater ins Ohr) Die glauben ordentlich, daß Robinſon noch lebe!

Vater. Liebe Kinder, ich danke euch in Robinſons Namen, daß ihr ſo viele Freundſchaft für ihn habt. Aber dieſe Briefe ihm hinſchicken — das kann ich nicht.

Gottlieb. J, warum denn nicht?

Vater. Darum nicht, weil Robinſons Seele ſchon lange im Himmel und ſein Leib ſchon lange verweſet iſt.

Gottlieb. Ach, iſt er ſchon tot? Er hat ſich ja eben erſt noch gebadet!

Vater. Du vergißt, lieber Gottlieb, daß das, was ich euch vom Robinſon erzähle, ſich ſchon vor faſt zweihundert Jahren zugetragen haben ſoll. Er ſelbſt alſo iſt ſchon lange tot. Aber in der Geſchichte, die ich jetzt von ihm ſchreibe, will ich eure Briefe mit abdrucken laſſen. Wer weiß, vielleicht erfährt er im Himmel, daß ihr ihn ſo lieb habt und das wird ihm denn gewiß auch dort Freude machen.

Lotte. O, du erzählſt uns aber doch noch mehr von ihm?

Vater. O ja; ich kann euch noch recht viel von ihm erzählen, was euch eben ſo angenehm ſein wird, als das, was ihr ſchon gehört habt. Aber für heute, dächte ich, hätten wir wohl genug. — Robinſon ging nach dem Baden ſingend nach Hauſe, verzehrte ſein Abendbrot, verrichtete ſein Gebet und legte ſich ruhig ſchlafen.

Und ſo wollen wir es denn auch machen.

8. Abend. (Robinſon Baumeiſter, Hirte und Gärtner.)

Fritzchen. Mutter! Mutter!

Mutter. Was willſt du, Fritzchen?

Fritzchen. Möchteſt Johannes ein anderes Hemde ſchicken!

Mutter. Warum ein anderes Hemde?

Fritzchen. Ja, er kann ſonſt nicht aus dem Bade kommen.

Mutter. Warum nicht? Kann er denn ſein heutiges Hemde nicht wieder anziehen?

Fritzchen. Nein, das hat er gewaſchen und nun iſt es noch ganz naß. Er wollte es wie Robinſon machen!

Mutter. Auch gut! Nun, ſo will ich dir eins geben. — Da, lauf und mache, daß ihr bald hier ſeid; Vater will uns wieder was erzählen.

Mutter (zu Johannes, der mit den übrigen kommt). Nun, Freund Robinſon, wie bekommt dir das Bad?

Johannes. Recht gut! Aber das Hemde wollte nicht wieder trocken werden.

Vater. Du haſt nicht bedacht, daß es hier zu Lande nicht ſo warm iſt, als es auf Robinſons Inſel war. — Aber wo blieben wir denn geſtern?

Dietrich. Da Robinſon zu Bette ging, und den andern Morgen —

Vater. Ah nun weiß ich ſchon!

Am andern Morgen alſo ſtand Robinſon frühzeitig auf und rüſtete ſich zur Jagd. Seine Jagdtaſche ſtopfte er mit gebratenen Kartoffeln und mit einem derben Stück Schildkrötenbraten aus, welches er in Kokosblätter gewickelt hatte. Dann ſteckte er ſein Beil an die Seite, wand den Strick, welchen er geſtern zum Lamafangen gedreht hatte, um den Leib, nahm ſeinen Sonnenſchirm in die Hand und machte ſich auf den Weg.

Es war ſehr früh am Tage. Er beſchloß daher, diesmal einen Umweg zu nehmen, um zugleich noch einige andere Gegenden ſeiner Inſel kennen zu lernen.

Unter der Menge von Vögeln, von welchen die Bäume wimmelten, ſah er auch viele Papageien von wunderſchönen Farben. Wie gern hätte er einen davon gehabt, um ihn zahm und zu ſeinem Geſellſchafter zu machen! Aber die Alten waren zu klug, um ſich greifen zu laſſen, und ein Neſt mit Jungen ſah er nirgends. Er mußte alſo die Befriedigung dieſes Wunſches für dasmal aufſchieben.

Dafür aber entdeckte er auf dieſem Wege etwas, das ihm nötiger als ein Papagei war. Indem er nämlich einen Hügel nahe am Meer beſtieg und von da hinab zwiſchen Felſenklüfte blickte, ſah er daſelbſt etwas liegen, das ſeine Neugierde reizte. Er kletterte alſo hinab und fand zu ſeinem großen Vergnügen, daß es — was meint ihr?

Dietrich. Perlen waren!

Johannes. Ja, darüber würde er ſich auch gefreut haben! Es war wohl Eiſen?

Nikolas. J, weißt du nicht mehr, daß in den heißen Ländern kein Eiſen gefunden wird? Es mochte wohl wieder ein Klumpen Gold ſein! —

Lotte. Ich dachte gar! Würde er ſich denn darüber gefreut haben? Das Gold konnte er ja gar nicht gebrauchen!

Vater. Ich ſehe wohl, ihr werdet es doch nicht raten; ich will es alſo nur ſelbſt ſagen.

Was er fand, war — Salz.

Zwar hatte er den Mangel desſelben bisher durch Seewaſſer einigermaßen erſetzt; aber es war doch nicht das. Das Seewaſſer hat auch zugleich einen bittern Geſchmack, der ſehr unangenehm iſt; und daß ſein Pökelfleiſch ſich darin halten würde, war ein Irrtum, weil dieſes Seewaſſer, ebenſo wie Brunnen- oder Flußwaſſer, faul wird, wenn es ſtill ſteht. Es that ihm alſo recht wohl, daß er hier wirkliches Salz fand. Auch füllte er ſeine beiden Rocktaſchen damit an, um ſogleich etwas davon mitzunehmen.

Gottlieb. Wie war denn das Salz dahingekommen?

Vater. Du erinnerſt dich wohl nicht mehr an das, was ich von dem Urſprunge des Salzes euch einmal erzählt habe?

Johannes. O ja! ich weiß es noch! Sie graben welches aus der Erde und dann, ſo kochen ſie auch etwas aus ſalzigem Waſſer, welches aus der Erde hervorquillt, und dann ſo iſt auch etwas in dem Meerwaſſer.

Vater. Ganz recht! Nun, aus dem Meerwaſſer kochen ſowohl die Menſchen, als auch die Sonne Salz.

Gottlieb. Die Sonne?

Vater. Ja; indem nämlich nach einer hohen Flut, oder nach einer Überſchwemmung, Seewaſſer auf dem Lande zurückbleibt, ſo trocknet die Sonne nach und nach das Waſſer aus, und was dann an dem Orte übrig bleibt, das iſt Salz.

Lotte. J, das iſt närriſch!

Vater. So gütig hat der liebe Gott für uns geſorgt, daß dasjenige, was uns am unentbehrlichſten iſt, die wenigſte Zubereitung durch Kunſt erfordert und am häufigſten da iſt.

Robinſon ging nun vergnügt nach dem Orte hin, wo er ein Lama zu erhaſchen hoffte. Da er ankam, war keins derſelben da; aber es war auch noch nicht Mittag. Er lagerte ſich alſo unter einem Baume, um ſich unterdes von ſeinem Braten und von ſeinen Kartoffeln gütlich zu thun. O, wie viel kräftiger ſchmeckte ihm jetzt beides, da er es mit etwas Salz genießen konnte!!

Eben da er mit ſeiner Mahlzeit fertig war, zeigten ſich in der Ferne die herbeihüpfenden Lamas.

Robinſon ſtellte ſich geſchwind zurecht und wartete mit aufgehobener Schlinge, bis eins derſelben ſich ihm nähern würde. Jetzt waren ſchon verſchiedene bei ihm vorübergegangen, ohne daß er ſie erreichen konnte; aber plötzlich kam ihm eins ſo nahe, daß er nur ſeine Hände durfte fallen laſſen, um es in der Schlinge zu haben. Er that's, und in dem Augenblicke war das Lama ſein!

Es wollte blöken; aber aus Beſorgnis, daß die andern dadurch ſcheu werden möchten, zog er die Schlinge ſo feſt zu, daß dem Tiere das Schreien vergehen mußte. Dann zog er es, ſo geſchwind er nur konnte, ins Gebüſch, um den übrigen aus den Augen zu kommen.

Das gefangene Lama war eine Mutter zweier Lämmer. Zu Robinſons großer Freude folgten dieſe der Alten auf dem Fuße nach und ſchienen ſich gar nicht vor ihm zu fürchten. Er ſtreichelte die kleinen lieben Dinger und ſie — recht als wenn ſie ihn bitten wollten, daß er doch ihre Mutter möge gehen laſſen — leckten ihm die Hand.

Gottlieb. O, da hätte er ſie doch auch müſſen gehen laſſen!

Vater. Da wäre er wohl ein großer Narr geweſen, wenn er das gethan hätte!

Gottlieb. Ja, aber das arme Tier hatte ihm ja doch nichts gethan?

Vater. Er aber gebrauchte ſeiner; und du weißt ja, lieber Gottlieb, daß es uns erlaubt iſt, die Tiere zu gebrauchen, wozu ſie gut ſind, wenn wir ſie nur nicht mißbrauchen!

Nun, Robinſon war hoch erfreut, daß er ſeinen Wunſch ſo glücklich erreicht hatte. Er zog das gefangene Tier, ſo ſehr es ſich auch ſträubte, aus allen Kräften mit ſich fort und die beiden Lämmerchen folgten ihm. Der kürzeſte Weg war ihm jetzt der liebſte und auf dieſem langte er endlich glücklich bei ſeiner Wohnung an.

Aber nun war die Frage, wie er das Lama auf ſeinen Hofraum bringen ſollte, den er, wie wir wiſſen, auf allen Seiten zugemacht hatte. Es oben von dem Felſen an einem Stricke hinabzulaſſen, war wohl nicht thunlich, weil er beſorgen mußte, daß es unterwegs erſticken könnte. Er beſchloß alſo, vor der Hand einen kleinen Stall neben ſeinem Hofplatze zu machen und das Lama mit ſeinen Jungen ſo lange darin zu verwahren, bis er irgend eine beſſere Anſtalt würde getroffen haben.

Bis dieſer Stall fertig wäre, band er es an einen Baum und fing ſogleich die Arbeit an. Er hieb nämlich mit ſeinem ſteinernen Beile eine Anzahl junger Bäume ab und pflanzte ſie ſo dicht neben einander in die Erde, daß ſie eine ziemlich feſte Wand bildeten. Das Lama hatte ſich unterdes vor Müdigkeit niedergelegt und die Lämmer, die nichts davon wußten, daß ſie Gefangene waren, lagen ſorglos an den Zitzen ihrer Mutter und ließen ſich's wohlſchmecken.

Was das für ein erfreulicher Anblick für unſern Robinſon war! Zehnmal ſtand er ſtill, um den lieben Tierchen zuzuſehen und ſich glücklich zu ſchätzen, daß er doch nun wenigſtens einige lebende Geſchöpfe zu ſeiner Geſellſchaft habe! Von dieſem Augenblicke an ſchien ſein Leben ihm nicht mehr ganz ſo einſam zu ſein und die Freude darüber gab ihm viel Kraft und Munterkeit, daß er in kurzer Zeit mit der Anlegung des Stalles fertig wurde. Dann führte er das Lama mit ſeinen Jungen hinein und verzäunte die letzte Öffnung mit dichten Zweigen.

Wie vergnügt er nun war — o, das läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben! Außer der Geſellſchaft dieſer Tiere, die ihm allein ſchon unſchätzbar war, verſprach er ſich noch viele andere, recht große Vorteile davon, und das mit Recht! Von ihrer Wolle konnte er ſich vielleicht mit der Zeit irgend eine Kleidung machen lernen; ihre Milch konnte er eſſen, konnte auch Butter und Käſe davon machen. Wie er dies alles anfangen werde, das wußte er zwar noch nicht, aber er hatte nun ſchon hinlänglich erfahren, daß man an ſeiner Geſchicklichkeit nicht mehr verzweifeln muß, wenn man nur Luſt und Fleiß genug zur Arbeit bringt.

Eins fehlte noch, um ſein Glück vollkommen zu machen. Er wünſchte mit ſeinen lieben Tieren von einerlei Wänden eingeſchloſſen zu ſein, um ſie immer vor Augen zu haben, ſo oft er zu Hauſe wäre und um ſich die Freude zu machen, ſie an ſeine Geſellſchaft zu gewöhnen.

Lange zerbrach er ſich den Kopf darüber, wie er das wohl anzufangen hätte? Endlich beſchloß er, es ſo zu machen: er wollte nämlich ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen.

die Baumwand ſeines Hofraums an einer Seite einzureißen und eine neue von etwas größerem Umfange anzulegen, damit ſein Hof dadurch erweitert werde. Um aber unter der Zeit, daß er die neue Baumwand anlegte, ſicher wohnen zu können, nahm er ſich klüglich vor, die alte Wand nicht eher wegzunehmen, als bis er mit der neuen werde fertig geworden ſein.

Durch unverdroſſenen Fleiß wurde das Werk in einigen Wochen vollendet, und da hatte nun Robinſon die herzliche Freude, ſich in Geſellſchaft dreier Hausgenoſſen zu befinden. Indes vergaß er darüber nicht, wie viel Vergnügen ihm die Entdeckung ſeiner erſten Geſellſchafterin, der Spinne, verurſacht hatte und fuhr fort, ſie täglich mit Fliegen und Mücken zu verſorgen. Das Tier merkte auch bald ſeine freundſchaftlichen Geſinnungen gegen ſich und wurde ſo vertraut, daß es, ſo oft er das Netz berührte, hervorkam, um ihm die Fliege aus der Hand zu nehmen.

Auch das Lama und die Jungen gewöhnten ſich bald an ſeine Geſellſchaft! So oft er zu Hauſe kam, ſprangen ſie ihm entgegen, berochen ihn, ob er ihnen nichts mitgebracht habe, und leckten ihm dankbar die Hand, ſo oft ſie friſches Gras oder junge Baumreiſer von ihm erhielten.

Er gewöhnte darauf die Jungen von der Muttermilch ab und fing an, die Alte des morgens und des abends ordentlich zu melken. Zu kleinen Gefäßen dienten die Kokosſchalen, zu größeren die oberen Schalen der Schildkröten, und der Genuß der Milch, die er zum Teil ſüß verzehrte, zum Teil ſauer werden ließ, vermehrte das Vergnügen ſeines einſamen Lebens um vieles.

Da der Kokosbaum ihm ſo ſehr viele Vorteile verſchaffte, ſo hätte er ihn gar zu gern vervielfältigt geſehen. Aber wie ſollte er das anfangen? Er hatte wohl gehört, daß man Bäume zu pfropfen oder einzuimpfen pflege, aber wie das eigentlich gemacht werden müſſe, darum hatte er ſich niemals bekümmert. O, ſeufzte er oft, wie wenig habe ich in meiner Jugend meinen Vorteil gekannt, daß ich nicht auf alles, was ich ſah oder hörte, recht genau acht gab, um den Leuten ihre Künſte abzulernen! Hätte ich das Glück, noch einmal jung zu werden, o, wie wollte ich aufmerkſam ſein auf alles, was Menſchenhände und menſchliche Geſchicklichkeiten nur immer machen können! Es ſollte kein Handwerker, kein Künſtler ſein, dem ich nicht etwas von ſeinen Kunſtſtücken ablernen wollte.

Zwar diesmal würde die Kunſt zu pfropfen, auch wenn er ſie aus dem Grunde verſtanden hätte, ihm doch nicht genützt haben, weil der Kokosbaum keine Zweige und Reiſer, ſondern nur eine Krone von großen Blättern trägt. Wenn man aber pfropfen will, ſo muß man ein junges Reis von demjenigen Baume haben, den man zu vervielfältigen wünſcht; dieſes Reis wird dann in den Spalt eines eingeſchnittenen jungen Stammes geſteckt und die Stelle, wo dieſes geſchehen iſt, mit Baumharz verklebt und mit Leinwand, Papier oder Baumbaſt umwunden. Auf dieſe Weiſe wächſt das junge Reis mit dem abgeſchnittenen Stamme zuſammen und dieſer Stamm nimmt dadurch die Natur desjenigen Baumes an, von dem das Propfreis genommen war.

Robinſon ſah kein anderes Mittel, den Kokosbaum zu vervielfältigen, vor ſich, als einige Nüſſe deſſelben zu pflanzen. Er entſchloß ſich dazu, ſo ſchwer es ihm auch wurde, ein ſo wohlſchmeckendes und noch ſo ſeltenes Nahrungsmittel aufzuopfern und hatte in kurzer Zeit die Freude, ſeine Hoffnung erfüllt und einige junge Kokosbäume hervorſproſſen zu ſehen.

Das alte und die jungen Lamas wurden nach und nach ſo zahm, als bei uns die Hunde ſind. Er fing daher an, ſich ihrer zu ſeiner Bequemlichkeit, als Laſttiere, zu bedienen, ſo oft er etwas einholen wollte, welches zu tragen ihm ſelbſt zu ſchwer geworden wäre.

Johannes. Ja, wie konnte er ſie aber mitnehmen, da er ſie aus ſeinem Hofplatze nicht heraus kriegen konnte?

Vater. Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß er in der neuen Seitenwand und zwar an einer Stelle, die an ein dichtes Gebüſch grenzte, eine Öffnung gelaſſen hatte, die gerade ſo groß war, daß ein Lama durchkriechen konnte. Dieſes Loch war von außen gar nicht ſichtbar und von innen flocht er es jeden Abend mit dichten Zweigen zu.

Das war nun recht niedlich anzuſehen, wenn er ſo zu Hauſe kam und das bepackte Lama vor ſich hergehen ließ. Es wußte den Rückweg ſo gut zu finden, als er ſelbſt und ſobald es an die kleine Thür kam, ſtand es ſtill, um ſich ſeine Bürde erſt abnehmen zu laſſen. Dann kroch es gebückt hinein und Robinſon folgte ihm auf dieſem Wege nach. Dann hatten die jungen Lama's ihr Feſt! Sie drückten ihre Freude durch Springen und Blöken aus, rannten bald zur Mutter, um ſie zu bewillkommnen, bald zu ihrem Herrn, um auch ihn zu liebkoſen; Robinſon ergötzte ſich dann jedesmal an ihrer Freude, wie ein Vater an der Freude ſeiner Kinder, wenn er nach einer Abweſenheit von einiger Zeit ſie wieder in ſeine Arme ſchließt.

Jetzt waren ſeine Backſteine hart genug, um gebraucht zu werden. Er ſuchte alſo eine lehmige Erde auf, womit er in Ermangelung des Kalks eine Mauer aufzuführen dachte und fand ſie. Dann machte er ſich eine Maurerkelle von einem platten Steine und um alles, was zur Maurerei gehört, recht vollſtändig zu haben, machte er ſich ſogar eine Art von Setzwage oder Richtſcheit; freilich, nur ſo gut, als es ſich wollte thun laſſen.

Ihr wißt doch noch, was das für Dinge ſind?

Nikolas. O ja, die haben wir ja oft genug geſehen!

Vater. Nachdem er alſo mit allen Anſtalten, die zum Mauern erfordert werden, fertig war, ließ er von ſeinem Lama die nötige Zahl Backſteine herbeigetragen.

Johannes. Wie konnte er denn die Backſteine dem Lama auflegen?

Vater. Wie er das anfing, werdet ihr ſchwerlich erraten; ich will es alſo nur gleich ſelbſt ſagen.

Er hatte ſchon lange gemerkt, wie vorteilhaft es für ihn ſein würde, wenn er etwas von der nützlichen Kunſt, Körbe zu flechten, verſtände. Aber in ſeiner Jugend hatte er es ſo wenig der Mühe wert geachtet, einem Korbmacher aufmerkſam zuzuſehen, daß er von dieſer an ſich nicht ſchweren Kunſt nicht mehr, als von allen übrigen nützlichen Künſten verſtand, das heißt ſo viel als gar nichts.

Da es ihm aber gleich anfangs gelungen war, einen Sonnenſchirm zu flechten, ſo wandte er oft nachher eine müßige Stunde dazu an, ſich ferner darin zu üben. Und da entdeckte er denn immer einen Handgriff nach dem andern, bis er endlich ſo geſchickt wurde, einen ziemlich feſten Korb zu machen. Solcher Körbe nun hatte er zwei für ſein Lama verfertigt. Dieſe band er mit einem Stricke zuſammen und legte ſie dem Tiere auf den Rücken und zwar ſo, daß von jeder Seite desſelben einer hinabhing.

Gottlieb. O Vater, ich möchte auch wohl Körbe machen lernen!

Vater. Ich ſelbſt auch, lieber Gottlieb, und ich werde daher nächſtens einen Korbmacher bitten, daß er uns einigen Unterricht gebe.

Gottlieb. Das iſt ſchön! Da will ich meiner Lotte auch ein hübſches nettes Körbchen machen.

Lotte. O, ich werde es auch mitlernen! Nicht wahr, Vater?

Vater. O ja! es kann auch dir nicht ſchaden. Es fehlt uns doch zuweilen an einer Arbeit, wenn ich euch etwas erzähle; da wird uns dann das Korbflechten vortrefflich zuſtatten kommen.

Robinſon fing alſo ſeine Mauerarbeit an und ſie ging ihm ziemlich gut von ſtatten. Schon hatte er die eine Seitenmauer ſeiner Küche aufgeführt und zu der andern ſchon den Grund gelegt, als ſich plötzlich etwas ereignete, welches er nicht vorher geſehen hatte und welches einen gewaltigen Strich durch ſeine Rechnung machte.

Johannes. Was war denn das nun wieder?

Lotte. O, ich weiß ſchon! Die wilden Menſchen ſind gekommen und haben ihn aufgegeſſen!

Gottlieb. Bewahre! Iſt das wohl wahr, Vater?

Vater. Nein, das nicht; aber es war etwas, welches ihm beinahe eben ſo großen Schrecken verurſachte, als wenn die Wilden ihn hätten lebendig braten wollen.

Johannes. O nun! Was war's denn?

Vater. Es war Nacht und Robinſon lag ruhig auf ſeinem Lager; die treuen Lamas zu ſeinen Füßen. Der Mond ſtand in ſeiner ganzen Herrlichkeit am Himmel, die Luft war rein und ſtill und ein tiefes Schweigen herrſchte durch die ganze Natur. Robinſon, von der Arbeit des Tages ermüdet, lag ſchon in ſüßem Schlummer und träumte, wie er oft zu thun pflegte, von ſeinen lieben Eltern, als plötzlich —

Aber nein! mit einer ſo ſchrecklichen Begebenheit wollen wir dieſen Abend nicht beſchließen! Es könnte uns dieſe Nacht davon träumen und dann würden wir einen unruhigen Schlaf haben.

Alle. Oh! Oh!

Vater. Laßt uns vielmehr unſere Gedanken auf etwas Angenehmes richten, um auch dieſen Tag mit Freude und Dank gegen unſern guten Vater im Himmel beſchließen zu können. — Kommt, lieben Kinder, erſt wollen wir zu den Blumenbeeten und dann zu unſerer Laube gehen!

9. Abend. (Robinſons Rettung aus einem Erdbeben und einem Wolkenbruch.)

Nachdem der Vater bis zu Ende des vorigen Kapitels erzählt hatte, fielen ſo viele andere Geſchäfte vor, daß verſchiedene Abende verſtrichen, bevor er wieder Zeit gewann, ſeine Geſchichte fortzuſetzen.

Die kleinen Leute des Hauſes waren indes nicht wenig bekümmert, wie es dem armen Robinſon doch wohl möchte ergangen ſein und ſie hätten gern ihren beſten Kreiſel oder wohl noch etwas Lieberes darum gegeben, wenn ihnen einer hätte ſagen können, was in der Nacht, von der zuletzt die Rede war, ſich denn eigentlich zugetragen habe. Aber das konnte ihnen niemand, als der Vater ſelbſt, ſagen und der fand für gut, es ihnen nicht eher zu ſagen, als bis er wieder Zeit gewänne, in ſeiner Erzählung ordentlich fortzufahren.

Das war nun ein ewiges Raten und Kopfbrechen unter ihnen, die ganze Zeit hindurch, daß der Vater ſein beharrliches Stillſchweigen fortſetzte. Der eine riet dies, der andere jenes; aber nichts von allem, was ſie rieten, wollte ſo ganz zu den Umſtänden paſſen, die ſie von der unbekannten Begebenheit ſchon gehört hatten.

„Aber warum ſollen wir's denn noch nicht wiſſen?" fragten einige unter ihnen mit recht kläglichen Gebärden.

„Ich habe meine Urſachen," antwortete der Vater.

Die Kinder, welche gewöhnt waren, ſich mit dieſer Antwort zu begnügen, drangen nicht weiter in ihn und erwarteten mit beſcheidener Sehnſucht die Stunde, da dieſe Urſachen ſeines Stillſchweigens aufhören würden. Indes, weil die erwachſenen Leute den Kindern leicht ins Herz ſehen und alle ihre Gedanken erraten können, ſo war es auch dem Vater nicht ſchwer, einigen unter ihnen den Gedanken an der Stirn zu leſen: aber was könnten doch das für Urſachen ſein, die ihn abhalten, uns den Gefallen zu thun? Er hielt es alſo für nötig, ſie bei dieſer Gelegenheit noch einmal zu überzeugen, daß es ihm nicht an gutem Willen fehle, ihnen ſo viele Freude zu machen, als er nur könne, und daß er alſo wichtige Urſachen haben müſſe, warum er ihnen jetzt nicht das Vergnügen gewähre, weiter zu erzählen. Er beſchloß, dieſe Belehrung mit einer neuen Übung ihrer Geduld zu verbinden.

„Bereitet euch vor," ſagte er daher zu ihnen, „morgen mit dem früheſten die längſt gewünſchte Reiſe nach Travemünde zur Oſtſee anzutreten!"

„Nach Travemünde?" — „zur Oſtſee?" — „Morgen früh?" — „Ich auch, lieber Vater?" — „Ich auch?" — ſo fragten alle mit einem Munde und da ein allgemeines Ja! alle dieſe Fragen auf einmal beantwortete, ſo entſtand ein Freudengeſchrei, dergleichen wohl kürzlich nicht gehört worden iſt und wohl ſobald nicht wieder gehört werden dürfte.

„Nach Travemünde! Nach Travemünde"! „Wo iſt mein Stock?" „Hanne, wo ſind meine Halbſtiefel?" „Geſchwind die Bürſte, den Kamm, reine Wäſche!" „Nach Travemünde! O geſchwind! geſchwind!" — So ging's durchs ganze Haus, daß die Wände davon erbebten.

Alles war nun zu der bevorſtehenden Wanderung vorbereitet und die kleinen Wanderer thaten in dem Feuer ihrer Freude tauſend Fragen, ohne eine einzige Antwort abzuwarten. Mit Mühe waren ſie dahin zu bringen, ſich denſelben Abend zu Bette zu legen, weil ſie die Zeit nicht erwarten konnten, daß der Tag wieder anbrechen und die Reiſe wieder angetreten werden würde.

Jetzt brach die erſte Morgendämmerung an, und das ganze Haus war laut. Vor allen Schlafzimmern wurde getrommelt, und da half nichts, es mußte alles heraus!

Und da nun alles, groß und klein, auf den Beinen war und die erſten von den letzten durch Liebkoſungen und Freudenbezeigungen faſt aufgerieben wurden, legte der Vater die Hand an die Stirn und ſagte in einem Tone, der mit der allgemeinen Stimme der Freude einen erbärmlichen Mißklang machte:

„Kinder, wenn ihr mir einen Gefallen thun wolltet, ſo ſprächet ihr mich heute frei von meinem Verſprechen!"

„Von welchem? Von welchem?" — und jeder Mund, der dieſe Frage that, blieb vor ängſtlicher Erwartung und vor Schrecken offen ſtehen.

Vater. Von dem Verſprechen, heute mit euch unſere Reiſe nach Travemünde anzutreten. —

Nun war der Schrecken vollkommen; Keiner konnte eine Silbe hervorbringen.

Vater. Ich habe dieſe Nacht bedacht, daß wir einen dummen Streich machen würden, wenn wir heute ſchon abreiſen wollten.

Einige. I, warum denn? — (mit halberſtickter Stimme und mit einer zurückgehaltenen Thräne).

Vater. Das will ich euch ſagen, und ihr möget dann ſelbſt entſcheiden. — Erſtens haben wir ſeit einiger Zeit immer Weſtwind gehabt, und der treibt alles Waſſer aus der Trave ſo geſchwind ins Meer, daß aus dem Hafen bei Travemünde kein einziges Schiff auslaufen und auch keins in denſelben einlaufen kann, weil das Waſſer in der Mündung des Fluſſes alsdann viel zu ſeicht iſt. Und eins oder das andere wollten wir doch alle gern ſehen, wenn wir einmal da ſind!

Einige. O, der Wind kann ſich heute wohl noch umſetzen!

Vater. Dann iſt mir noch etwas eingefallen. Wenn wir noch vier Wochen warten, ſo iſt dies gerade die Zeit, da die Heringe in ihrem großen Zuge aus dem Eismeere herunter auch in das Baltiſche Meer oder die Oſtſee kommen. Dann ſchwimmt ein ganzes Heer derſelben auch bis zur Mündung der Trave, wo die Fiſcher ihrer eine große Menge mit leichter Mühe aus dem Waſſer herausziehen. Das wollen wir doch ebenfalls wohl gern ſehen? Nicht wahr?

Alle. Ja — aber —

Vater. Nun hört aber noch meinen wichtigſten Grund! Was würden unſere neuen Freunde, Matthias und Ferdinand, die erſt in vier Wochen zu uns kommen, von uns denken, wenn wir dieſe Luſtreiſe angeſtellt hätten, ohne erſt ihre Ankunft abzuwarten, um ſie mitzunehmen? Würden ſie nicht über uns ſeufzen, ſo oft wir künftig von dem Vergnügen dieſer Reiſe redeten, und würde uns allen dann wohl die Erinnerung daran noch Freude machen können? Nein, gewiß nicht! Wir würden uns immer geheime Vorwürfe machen, daß wir das an ihnen nicht gethan hätten, was wir gewünſcht haben würden, daß ſie an uns thun möchten, wenn wir jetzt an ihrer Stelle und ſie an der unſrigen wären. — Alſo, was ſagt ihr?

Ein tiefes Stillſchweigen.

Vater. Ihr wißt, ich habe nie mein Wort gebrochen; beſteht ihr alſo darauf, ſo ziehen wir ab. Sprecht ihr mich ſelbſt frei davon, ſo thut ihr mir und unſeren künftigen Freunden und euch ſelbſt einen Dienſt. Alſo ſprecht! Was ſoll geſchehen?

„Wir wollen warten," war die Antwort; — und ſo wurde denn die ſchöne Luſtreiſe bis auf weiter ausgeſetzt.

Man konnte deutlich ſehen, daß einigen unter ihnen dieſe Selbſtüberwindung viel gekoſtet hatte. Dieſe wären auch den ganzen Tag über lange nicht ſo frohen Muts, als ſie ſonſt wohl zu ſein pflegten. Das gab denn dem Vater Gelegenheit, ſie am Ende des Tages folgendermaßen anzureden:

Kinder, was euch heute begegnet iſt, das wird in eurem künftigen Leben euch noch ſehr oft begegnen. Ihr werdet bald dieſes, bald jenes irdiſche Glück erwarten; eure Hoffnung wird ſehr gegründet ſcheinen und euer Verlangen danach wird ungemein feurig ſein. Aber in dem Augenblicke, da ihr das vermeinte Glück zu ergreifen gedenkt, wird die allweiſe göttliche Vorſehung plötzlich einen unerwarteten Strich durch eure Rechnung machen, und ihr werdet euch in eurer Hoffnung jämmerlich betrogen finden.

Die Urſache, warum euer himmliſcher Vater ſo mit euch verfahren wird, werdet ihr ſo deutlich und ſo beſtimmt ſelten einſehen, als ihr dieſen Morgen diejenigen Urſachen einſahet, warum wir heute nicht nach Travemünde gehen konnten. Denn da Gott unendlich weiſer iſt, als ich bin, ſo ſieht er auch immer in die entfernteſte Zukunft und läßt uns zu unſerm Beſten oft etwas begegnen, von dem wir die glücklichen Folgen erſt lange nachher, ja wohl erſt in dem ewigen Leben erfahren werden. Ich hingegen ſah nur auf vier Wochen voraus.

Wäre nun in eurer Jugend euch immer alles nach Wunſche gegangen, und hättet ihr dasjenige, was ihr hofftet, jedesmal zu beſtimmter Zeit richtig erhalten, o Kinder, wie würde das in eurem männlichen Leben euch ſchlecht bekommen; wie würde dadurch euer Herz verwöhnt werden, und wie unglücklich würde dies ſo verwöhnte Herz euch in der Folge machen, wenn die Zeit erſt wird gekommen ſein, da euch nicht alles mehr ſo ganz nach Wunſche gehen wird, als jetzt! Und dieſe Zeit wird kommen, meine Lieben; ſie wird eben ſo gewiß für euch kommen, als ſie für alle anderen Menſchen zu kommen pflegt. Denn noch iſt kein Menſch auf Erden alt geworden, der da hätte ſagen können, daß es ihm in allen Dingen völlig nach ſeinem Sinne gegangen wäre.

Was iſt demnach hierbei zu thun, ihr lieben Kinder? — Nichts anderes, als dieſes, daß ihr euch ſchon in eurer Jugend übet, oft ein Vergnügen zu entbehren, deſſen ihr für euer Leben gern genoſſen hättet. Dieſe oft wiederholte Selbſtüberwindung wird euch ſtark machen, ſtark an Geiſt und Herzen, um künftig mit gelaſſener Standhaftigkeit alles, alles ertragen zu können, was der weiſe und gute Gott zu eurem Beſten über euch verhängen wird.

Seht, Kinder, hier habt ihr den Schlüſſel zu manchem, euch vielleicht rätſelhaft ſcheinenden Betragen, welches wir anderen zuweilen gegen euch beobachten! Ihr werdet euch erinnern, daß wir euch oft ein ſehnlich erwartetes Vergnügen verſagten. — Zuweilen ſagten wir euch wohl die Urſachen unſerer abſchlägigen Antwort (wenn ihr nämlich ſie begreifen konntet, und wenn wir es für nützlich hielten, daß ihr ſie wüßtet), zuweilen aber auch nicht. Und warum dieſes? — Oft bloß darum, um euch in der allen Menſchen ſo nötigen Geduld und Mäßigung zu üben, um euch auf euer künftiges Leben vorzubereiten!

Nun wißt ihr auch, warum ich alle dieſe Tage hindurch mich beſtändig geweigert habe, euch die Geſchichte unſeres Robinſon weiter zu erzählen. So viel Zeit hätte ich doch wohl erübrigen können, als erfordert wurde, um euch wenigſtens den Umſtand aufzuklären, mit dem ich neulich geſchloſſen und worüber ich euch in einer unangenehmen Ungewißheit gelaſſen habe. Aber nein! ich ſagte euch kein einziges Wörtchen mehr davon, ungeachtet ihr mich batet, und ſo ungern ich euch etwas abſchlage. Alſo warum that ich das, Lotte?

Lotte. Daß du uns lehren wollteſt, Geduld zu haben.

Vater. Richtig! und gewiß, wenn ihr mir dereinſt für irgend etwas danken werdet, ſo wird es dafür ſein, daß ich euch gelehrt und geübt habe, ohne große Betrübnis etwas zu entbehren, nach deſſen Beſitze ihr doch ein großes Verlangen truget. —

So gingen alſo wieder einige Tage hin, ohne daß von Robinſon etwas erzählt wurde. Endlich aber erſchien die ſehnlich erwünſchte Stunde, da der Vater durch nichts weiter abgehalten wurde, dem allgemeinen Verlangen ein Genüge zu leiſten. Er fuhr alſo in der unterbrochenen Erzählung folgendermaßen fort:

Es war, wie ich ſchon neulich ſagte, Nacht und unſer Robinſon lag, ruhig auf ſeinem Lager, die treuen Lamas zu ſeinen Füßen.

Eine tiefe Stille herrſchte durch die ganze Natur, und Robinſon träumte, wie gewöhnlich, von ſeinen Eltern, als plötzlich die Erde auf eine ungewöhnliche Art erzitterte und ein ſo entſetzliches unterirdiſches Brüllen und Krachen gehört wurde, als wenn viele Donnerwetter auf einmal losbrächen. Robinſon erwachte mit Schrecken und fuhr auf, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchehe und was er thun ſolle. In dem Augenblicke erfolgte ein ſchrecklicher Erdſtoß nach dem andern; das fürchterliche unterirdiſche Getöſe dauerte fort; es erhob ſich zugleich ein heulender Sturmwind, der Bäume und Felſen niederriß und das laut brauſende Meer bis auf den tiefſten Abgrund durchwühlte. Die ganze Natur ſchien in Aufruhr zu ſein und ſich ihrem Ende zu nahen.

In wahrer Todesangſt ſprang Robinſon aus der Höhle in ſeinen Hofplatz, und die erſchreckten Lamas thaten ein Gleiches. Kaum waren ſie hinaus, als die über der Höhle ruhenden Felsſtücke auf die Lagerſtätte herabſtürzten. Robinſon, von Angſt beflügelt, floh durch die Öffnung ſeines Hofraumes, und die Lamas liefen ihm ängſtlich nach.

Sein erſter Gedanke war, einen in der Nähe liegenden Berg auf derjenigen Seite zu beſteigen, wo er oben eine nackte Ebene hatte, um nicht von einſtürzenden Felſen erſchlagen zu werden. Er wollte dahin laufen; aber plötzlich ſah er mit Erſtaunen und Schrecken, daß an eben der Stelle des Berges ſich ein weiter Schlund eröffnete, aus welchem Rauch und Flammen, Aſche und Steine und eine glühende Maſſe, die man Lava nennt, herausfuhren. Kaum war es ihm möglich, ſich durch die Flucht zu retten, weil die glühende Lava wie ein Strom herabſchoß und große ausgeworfene Felſenſtücke, wie ein Regen, weit und breit umhergeſchleudert wurden.

Er rannte nach der Küſte. Aber hier erwartete ihn ein neuer ſchrecklicher Auftritt. Ein gewaltiger Wirbelwind, der von allen Seiten her blies, hatte eine Menge Wolken zuſammengetrieben, und aus dieſen ſtürzte nun auf einmal eine ſolche Flut herab, daß das ganze Land in einem Augenblicke zum See ward. Einen ſolchen ungewöhnlichen Waſſerguß pflegt man einen Wolkenbruch zu nennen.

Mit genauer Not rettete ſich Robinſon auf einen Baum; ſeine armen Lamas hingegen wurden von der Gewalt des Waſſers fortgeriſſen. Ach! wie zerſchnitt ihr klägliches Jammergeſchrei ſein Herz, und wie gern hätte er ſie mit Gefahr ſeines eigenen Lebens zu retten geſucht, wenn ſie von der ſchnellen Flut nicht ſchon zu weit forgetrieben geweſen wären!

Das Erdbeben dauerte noch einige Minuten fort; dann wurde auf einmal alles ſtill. Die Winde legten ſich, der Feuerſchlund hörte nach und nach auf zu ſpeien, das unterirdiſche Getöſe ſchwieg, der Himmel ward wieder heiter, und alles Waſſer verlief ſich in weniger als einer Viertelſtunde.

Gottlieb (mit einem tiefen Seufzer). Ach Gottlob! daß das vorbei iſt. Der arme Robinſon! und die armen Lamas!

Lotte. Mir iſt recht angſt geweſen.

Fritzchen. Wovon kommt denn ſo ein Erdbeben?

Johannes. Das hat uns der Vater ſchon längſt erklärt, da du noch nicht hier warſt.

Vater. Sage es ihm doch, Johannes!

Johannes. In der Erde ſind hier und da viele große und weite Höhlen, wie Keller, aber wohl tauſendmal größer; die ſind nun voll Luft und Dünſte. Dann ſind auch allerlei brennende Dinge in der Erde, als Schwefel, Pech, Harz und ſo was. Dieſe fangen zuweilen an ſich zu erhitzen und zu brennen, wenn eine Feuchtigkeit dazukommt.

Gottlieb. Eine Feuchtigkeit? Kann denn das, was naß iſt, wohl etwas heiß machen?

Johannes. Ja wohl! Haſt du nicht geſehen, wenn die Maurer kaltes Waſſer auf Kalkſteine gießen, wie es dann gleich anfängt zu kochen, als wenn es über Feuer ſtände? und iſt doch kein Feuer da. — Na, ſo entzünden ſich alſo die Dinge in der Erde, wenn das Waſſer hineindringt und wenn die dann brennen, ſo dehnt ſich die Luft, die in den großen Höhlen iſt, ſo gewaltig aus, daß ſie keinen Platz mehr darin hat. Dann will ſie mit Gewalt hinausfahren und erſchüttert die Erde, bis ſie endlich irgendwo ein Loch macht. Aus dieſem fährt ſie dann, wie ein Sturmwind, heraus und reißt eine Menge von brennenden und ſchon geſchmolzenen Materien mit ſich fort.

Vater. Und dieſe Materie, die aus geſchmolzenen Steinen, Metallen, Harzen u. ſ. w. beſteht, iſt es, die man Lava nennt. Ich habe einmal irgendwo geleſen, daß man ſelbſt einen kleinen feuerſpeienden Berg nachmachen könne. Wenn ihr Luſt habt, ſo wollen wir einmal den Verſuch anſtellen.

Alle. O ja! O ja! lieber Vater!

Johannes. Und wie wird denn das gemacht?

Vater. Man braucht nur Schwefel und Eiſenfeilſtaub, aber freilich ein wenig viel, an einem feuchten Ort in die Erde zu graben, ſo erhitzt und entzündet ſich die Maſſe von ſelbſt, und dann hat man im kleinen, was ein feuerſpeiender Berg im großen iſt. — Nächſtens wollen wir den Verſuch davon machen, wenn jeder ſo viel von ſeinem Taſchengelde ſparen will, daß wir die Koſten beſtreiten können.

Alle. O ja! O ja!

Vater. Nun, hiervon ein andermal.

Indem nun Robinſon von dem Baume, auf dem er ſich geflüchtet hatte, hinabſtieg, war ſeine Seele über das Unglück, welches ihn jetzt von neuem getroffen hatte, ſo betrübt, daß es ihm gar nicht einfiel, für ſeine abermalige Errettung dem zu danken, der die ſichtbarſte Todesgefahr von ihm abgewandt hatte. In der That war ſein Zuſtand jetzt wieder ſo kläglich als jemals. Seine Höhle, der einzige ſichere Aufenthalt, den er bisher gefunden hatte, war vermutlich verſchüttet; ſeine lieben treuen Lamas waren fortgeſchwemmt, alle ſeine bisherigen Arbeiten zerſtört, alle ſeine Anſchläge für die Zukunft dahin! Der Berg hatte zwar aufgehört Feuer auszuwerfen, aber noch ſtieg aus dem offenen Schlunde desſelben ein dicker, ſchwarzer Dampf empor, und es war möglich, daß er von nun an immer ein feuerſpeiender Berg bliebe. Und blieb er das, wie konnte Robinſon einen Augenblick ruhig ſein? Mußte er nicht an jedem Tage ein neues Erdbeben, einen neuen Feuerausbruch beſorgen?

Dieſe traurigen Gedanken drückten ihn vollends nieder. Er unterlag der Laſt ſeines Kummers, und anſtatt daß er ſich zu der einzigen wahren Quelle des Troſtes, zu Gott, hätte wenden ſollen, waren ſeine Augen bloß auf das Elend ſeines künftigen Zuſtandes gerichtet, welches ſich ihm als unausſprechlich groß und endlos darſtellte.

Von Angſt und Beklemmung ermattet, lehnte er ſich an den Baum, von dem er herabgeſtiegen war, und ſeiner gepreßten Bruſt entfuhren ohne Unterlaß Seufzer, die mehr Schrei als Seufzer waren. In dieſer troſtloſen Stellung verblieb er, bis die Morgenröte den neuen Tag verkündigte.

Gottlieb zu Fr. R. Nun ſehe ich, daß Vater doch recht hatte.

Freund R. Worin?

Gottlieb. Ja, ich meinte neulich, daß Robinſon nun ſchon ganz gebeſſert wäre, und daß ihn der liebe Gott nun wohl von ſeiner Inſel erlöſen könnte. Da ſagte der Vater, das wiſſe der liebe Gott ſelbſt am beſten, und daß wir das nicht beurteilen könnten.

Freund R. Und nun?

Gottlieb. Ja, nun ſehe ich wohl, daß er doch nicht ſo viel Vertrauen zu Gott hat, als er haben ſollte, und daß der liebe Gott recht that, daß er ihn noch nicht erlöſte.

Nikolas. Das habe ich auch ſchon gedacht, und nun bin ich ihm auch gar nicht mehr ſo gut.

Vater. Eure Bemerkung, Kinder, iſt vollkommen richtig. Wir ſehen freilich wohl, daß Robinſon lange noch nicht das feſte, unwandelbare, kindliche Vertrauen zu Gott hatte, welches er, nach ſo vielen Beweiſen ſeiner Güte und Weisheit, die er ſelbſt erfahren hatte, billig hätte haben müſſen. Aber ehe wir ihn deswegen verdammen, wollen wir uns erſt einen Augenblick an ſeine Stelle ſetzen und unſer eigenes Herz fragen, ob wir, an ſeinem Platze, es auch wohl beſſer würden gemacht haben. Was dünkt dir, Nikolas, würdeſt du, wenn du Robinſon geweſen wäreſt, wohl getroſter geweſen ſein?

Nikolas (mit leiſer, zweifelhafter Stimme). Ich weiß nicht.

Vater. Erinnere dich einmal an die Zeit, da dir, deiner kranken Augen wegen, eine ſpaniſche Fliege gelegt werden mußte, die dir einige Schmerzen verurſachte. Weißt du noch, wie kleinmütig du da zuweilen wurdeſt? Und das war doch nur ein kleines, vorübergehendes Leiden, was kaum zwei Tage dauerte! Ich weiß, jetzt würdeſt du bei einer ähnlichen Gelegenheit dich wohl ſtandhafter bezeigen; aber ob du auch ſchon ſtark genug ſein würdeſt, alles das, was Robinſon leiden mußte, mit frommem, kindlichem Sinne zu ertragen — was meinſt du, Lieber, ſoll ich daran auch nicht zweifeln?

Dein Stillſchweigen iſt die rechte Antwort auf dieſe Frage. Du kannſt es ſelbſt nicht recht wiſſen, wie du dich in dieſem Falle betragen würdeſt, weil du noch nie darin geweſen biſt. Alles alſo, was wir jetzt thun können, iſt dieſes, daß wir bei den kleinen, unbedeutenden Übeln, die wir etwa zu erleben Gelegenheit haben mögen, uns gewöhnen, unſere Augen immer auf Gott zu richten und immer getroſt zu ſein. Dann wird unſer Herz von Tage zu Tage ſtärker werden, auch größere Leiden zu ertragen, wann es Gott gefallen wird, uns ſolche aufzuerlegen.

Der neue Tag brach an, und das aufgehende, freudeverbreitende Licht des Tages fand den armen Robinſon noch in eben der troſtloſen Lage, in welcher er ſich an den Baum gelehnt hatte. In ſeine Augen war kein Schlaf und in ſeine Seele kein anderer Gedanke gekommen, als die einzige ſchwarze, ſchwermütige Frage: was ſoll nun aus mir werden?

Endlich machte er ſich auf und ſchwankte wie ein Träumender nach ſeiner verwüſteten Wohnung hin. Wie groß aber war nicht das freudige Schrecken, welches ihn überfiel, da ihm nahe bei ſeinem Hofplatze auf einmal ſeine — was meint ihr? — ſeine geliebten Lamas geſund und wohlbehalten entgegenſprangen! Anfangs traute er ſeinen eigenen Augen nicht, aber jeder Zweifel wurde ihm bald genommen. Sie kamen herzugerannt, leckten ihm die Hände und drückten ihre Freude, ihn wiederzuſehen, durch Hüpfen und Blöken aus.

In dieſem Augenblicke erwachte Robinſons Herz, welches bis dahin ganz erſtorben zu ſein ſchien. Er blickte auf ſeine Lamas, dann zum Himmel, und eine Thräne der Freude, des Dankes und der Reue über ſeine Kleinmütigkeit benetzte ſeine Wangen. Dann überhäufte er ſeine ihm wiedergeſchenkten Freunde mit Liebkoſungen, und von ihnen begleitet ging er nun hin, zu ſehen, was aus ſeiner Wohnung geworden ſei.

Dietrich. Wie mochten ſich denn die Lamas gerettet haben?

Vater. Vermutlich hatte die Waſſerflut ſie nach einem kleinen Hügel fortgeriſſen, wo ihre Füße wieder Grund faſſen konnten; und weil das Waſſer ebenſo ſchnell wieder ſich verlief, als es aus der Luft heruntergeſtürzt war, ſo gingen ſie vermutlich nach ihrer Wohnung zurück.

Robinſon ſtand jetzt vor ſeiner Höhle und fand zu ſeiner abermaligen Beſchämung, daß auch hier der Schade bei weitem nicht ſo groß war, als er ihn in ſeiner Kleinmütigkeit ſich vorgeſtellt hatte. Zwar war die Decke, die aus einem Felſenſtücke beſtanden hatte, eingeſtürzt und hatte das nächſte Erdreich mit ſich hinabgeriſſen; aber es ſchien doch nicht unmöglich zu ſein, alle dieſe Trümmern aus der Höhle wieder hinaus zu ſchaffen und dann war ſeine Wohnung noch einmal ſo geräumig und bequem, als vorher.

Hierzu kam noch etwas, welches ganz offenbar bewies, daß die göttliche Vorſehung das, was vorgefallen war, nicht, um Robinſon zu züchtigen, ſondern vielmehr aus milder Fürſorge für ihn veranſtaltet hatte.

Da er nämlich die Stelle, wo das Felſenſtück gehangen hatte, genauer beſichtigte, fand er zu ſeinem Erſtaunen, daß es überall mit lockerer Erde umgeben geweſen war und alſo ganz und gar keine feſte Haltung gehabt hatte. Nichts war alſo wahrſcheinlicher, als daß es über kurz oder lang von ſelbſt würde eingeſtürzt ſein. Das ſah nun Gott nach ſeiner Allwiſſenheit, vorher, und vermutlich auch, daß dies Felsſtück gerade zu einer Zeit einſtürzen würde, da Robinſon eben in der Höhle wäre. Da nun aber ſeine weiſe Güte dieſem Menſchen ein längeres Leben beſtimmte, ſo hatte er der Erde, von Anbeginn der Welt her, eine ſolche Einrichtung gegeben, daß gerade um dieſe Zeit auf der Inſel ein ſolches Erdbeben entſtehen mußte. Selbſt das unterirdiſche Krachen und das Heulen des Sturmwindes, ſo ſchrecklich es auch in Robinſons Ohren klingen mochte, hatte zu ſeiner Errettung dienen müſſen. Denn wenn das Erdbeben ohne alles Getöſe entſtanden wäre, ſo würde Robinſon vermutlich davon nicht erwacht ſein, und dann hätte der einſtürzende Felſen ſeinem Leben ſicher ein Ende gemacht.

Seht, Kinder, ſo hatte Gott abermals für ihn geſorgt, zu einer Zeit, da er ſich von ihm verlaſſen wähnte; und er hatte gerade durch diejenigen fürchterlichen Begebenheiten für ihn geſorgt, die Robinſon als ſein größtes Unglück betrachtete.

Und dieſe ſelige Erfahrung werdet ihr ſelbſt, meine Lieben, in eurem künftigen Leben oft zu machen Gelegenheit haben. Wenn ihr nur auf die Wege der göttlichen Vorſehung, die ſie mit euch gehen wird, recht merken wollt, ſo werdet ihr bei allen den traurigen Vorfällen, die euer in Zukunft warten, zweierlei immer wahr befinden, nämlich:

Erſtens, daß die Menſchen ſich das Unglück, welches ihnen begegnet, gewöhnlich größer vorſtellen, als es in der That iſt; und dann

zweitens, daß alles unſer Leiden uns von Gott aus weiſen und gütigen Urſachen zugeſchickt wird und alſo am Ende immer zu unſerm wahren Beſten gereicht.

Ja, Kinder — o freut euch dieſer tröſtenden Wahrheit! —

Es lebt ein Gott, der ſeine Menſchen liebt!
Wir ſehn's, wohin wir blicken,
Am Nebel, der den Himmel trübt,
Wie an den reinſten Sonnenblicken.
Wir ſehn's, wenn Donnerwolken glühn,
Und Berg und Wald bewegen:
Und ſehn's, wenn ſie vorüberziehn,
Am ſanften, lieben Regen.
Jetzt ſehn wir es bei ſtetem Glück
In tauſend, tauſend Freuden;
Einſt ſieht ſie unſer naſſer Blick
In kleinen, kurzen Leiden!

10. Abend. (Arbeiten in der Regenzeit.)

Robinſon, der nun ſchon ſeit einiger Zeit gewohnt war, Gebet und Arbeit miteinander zu vereinigen, warf ſich erſt auf die Kniee, um Gott für ſeine abermalige Errettung zu danken; dann legte er mutig Hand ans Werk, um ſeine Wohnung von dem eingeſtürzten Schutte zu räumen. Die bloße Erde war bald hinweg geſchafft, aber nun lag unten das große Felſenſtück, welches zwar in zwei Stücke zerbrochen war, aber doch auch ſo noch mehr, als eines Menſchen Kraft zu erfordern ſchien, um von der Stelle bewegt zu werden.

Er machte einen Verſuch, den kleinſten dieſer Steinklumpen fortzuwälzen, aber vergebens! Er fand, daß die Arbeit ſeine Kräfte weit überſtieg. Da ſtand er alſo wieder in tiefen Gedanken und wußte nicht, was er machen ſollte.

Johannes. O, ich wüßte wohl, was ich gemacht hätte!

Vater. Und was denn?

Johannes. I, ich hätte mir einen Hebel gemacht, wie wir neulich thaten, da wir den Balken auf dem Hofraume fortwälzen wollten.

Gottlieb. Ich bin nicht dabei geweſen. Was iſt denn das, ein Hebel?

Johannes. Das iſt ſo eine dicke und lange Stange. Die ſteckt man mit dem einen Ende unter den Balken oder den Stein, den man fortbewegen will, und dann legt man einen kleinen Klotz oder Stein unter die Stange, aber recht nahe bei dem Balken, den man wegwälzen will, und dann faßt man das andere lange Ende der Stange und drückt darauf ſo ſtark, als man kann. Dann hebt ſich der Balken, und man kann ihn mit leichter Mühe fortwälzen.

Vater. Wie das geſchieht, will ich euch zu einer anderen Zeit erklären; jetzt hört, was Robinſon that.

Nach langem vergeblichen Nachſinnen fiel ihm eben dieſes Hilfsmittel ein. Er erinnerte ſich, in ſeiner Jugend zuweilen geſehen zu haben, daß die Arbeitsleute es ſo zu machen pflegen, wenn ſie ſchwere Laſten fortbewegen wollen, und er eilte nun, den Verſuch damit zu machen.

Es gelang ihm. In einer halben Stunde waren beide Steine, welche wohl vier Menſchen mit ihren bloßen Händen nicht von der Stelle bewegt hätten, aus ſeiner Höhle glücklich hinausgewälzt. Und nun hatte er die Freude, ſeine Wohnung noch einmal ſo geräumig, als ſie vorher geweſen war und zugleich, allem Anſcheine nach, völlig ſicher zu ſehen. Denn nunmehr beſtanden ſowohl die Wände, als auch die Decke, faſt aus einem einzigen hohlen Felſen, in welchem nirgends auch nur die kleinſte Ritze zu ſehen war.

Nikolas. Wie war's denn ſeiner Spinne ergangen?

Vater. Gut, daß du mich daran erinnerſt; die hätte ich bald vergeſſen. Aber in der That weiß ich auch nichts davon zu ſagen, als daß ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, unter den Trümmern der eingeſtürzten Decke begraben war. Wenigſtens ſah ſie Robinſon nimmer wieder, und ſeine anderen Freunde, die Lamas, erſetzten ihm den Verluſt derſelben.

Jetzt wagte er einen Gang nach dem feuerſpeienden Berge, aus dem noch immer ein ſchwarzer Dampf emporſtieg. Er ſtaunte über die Menge geſchmolzener Materien, die weit und breit umhergefloſſen waren und die ſich noch nicht abgekühlt hatten. Nur in einer gewiſſen Entfernung beobachtete er diesmal das fürchterlich prächtige Schauſpiel des dampfenden Schlundes, weil ſowohl ſeine Furcht, als auch die noch glühende Lava, ihn hinderten, näher hinzu zu treten.

Da er bemerkte, daß der Strom der Lava nach der Gegend hingefloſſen war, in welcher die Kartoffeln wuchſen, ſo erſchreckte ihn nicht wenig der Gedanke, daß der feurige Ausfluß dieſen ganzen Platz vielleicht verwüſtet hätte, und er konnte nicht eher ruhen, bis er von dem Gegenteile ſich würde überzeugt haben. Er lief alſo nach der Gegend hin und fand zu ſeinem innigen Vergnügen die ganze Pflanzung unverſehrt. Von dieſem Augenblicke an beſchloß er, an verſchiedenen Orten der Inſel aufs Geratewohl Kartoffeln zu pflanzen, um dem Unglücke vorzubeugen, eines ſo herrlichen Gewächſes durch irgend einen ſchlimmen Zufall einmal beraubt zu werden. Zwar ſtand, ſeiner Meinung nach, jetzt der Winter bevor, allein er dachte: wer weiß, ob dieſe Gewächſe nicht vielleicht von der Art ſind, daß ſie in der Erde überwintern können?

Nachdem er dieſen Vorſatz ausgeführt hatte, fing er wieder an, an ſeiner Küche zu arbeiten. Auch hierzu hatte die überſtandene ſchreckliche Naturbegebenheit ihm einen großen Teil verſchaffen müſſen. Der feuerſpeiende Berg hatte nämlich unter anderen Dingen auch eine Menge Kalkſteine ausgeworfen. Ordentlicher Weiſe muß man dieſe erſt in einem Ofen mürbe brennen, ehe man gelöſchten Kalk daraus machen kann. Aber das war bei dieſen nicht nötig, weil der entzündete Berg ſchon die Stelle des Brennofens vertreten hatte.

Robinſon brauchte alſo weiter nichts zu thun, als ein Loch in die Erde zu graben, die Kalkſteine da hinein zu werfen, dann Waſſer zuzugießen und die Maſſe umzurühren. Auf dieſe Weiſe wurde der Kalk gelöſcht und zum Mauern brauchbar gemacht. Dann vermiſchte er ihn mit etwas Sand, ſetzte ſich darauf in Arbeit und hatte Urſache, mit ſeiner Geſchicklichkeit zufrieden zu ſein.

Der Berg hatte indeſſen aufgehört zu rauchen, und Robinſon wagte es daher, nach dem Schlunde hin zu gehen. Er fand ſowohl die Seiten desſelben, als auch den Schlund ſelbſt mit abgekühlter Lava belegt, und weil er an keinem Orte den geringſten Rauch mehr hervordringen ſah, ſo hatte er Urſache zu hoffen, daß das unterirdiſche Feuer völlig erloſchen und künftig kein Auswurf weiter zu befürchten ſei.

Durch dieſe Hoffnung geſtärkt, war er darauf bedacht, ſich einen Vorrat von Lebensmitteln für den Winter einzuſammeln. In dieſer Abſicht fing er nach und nach acht Lamas, auf eben die Weiſe, wie er die erſten gefangen hatte. Dieſe ſchlachtete er alle, bis auf einen Bock, den er ſeinen drei zahmen Tieren zur Geſellſchaft leben ließ, und hing den größten Teil des Fleiſches in ſeiner Küche auf, um es durchräuchern zu laſſen. Vorher aber hatte er es auf einige Tage eingeſalzen, weil er ſich erinnerte, zu Hauſe geſehen zu haben, daß ſeine Mutter es ebenſo zu machen pflegte.

Das war nun ſchon ein ziemlicher Vorrat von Fleiſch; und doch beſorgte er, daß es noch nicht genug ſein möchte, im Fall der Winter ſehr rauh und anhaltend werden ſollte. Er wünſchte daher noch einige Lamas zu fangen. Aber das wollte ihm nicht mehr gelingen; denn die Thiere hatten nunmehr ſeine Nachſtellungen gemerkt und waren auf ihrer Hut. Er mußte alſo ein neues Mittel erſinnen, ſich ihrer zu bemächtigen.

Auch dieſes wurde gefunden. So unerſchöpflich iſt der menſchliche Verſtand, wenn man ihn nur recht übt und gebraucht, an Hilfsmitteln zur Glückſeligkeit! Er hatte bemerkt, daß die Lamas, ſo oft ſie ihn bei der Quelle zu Geſichte bekamen, allemal in der größten Eile über einen kleinen Hügel nach dem Gebüſche rannten. Am der anderen Seite war dieſer Hügel mit kleinem Geſträuch, wie mit einer kleinen Hecke eingefaßt, und hinter dieſer Hecke war eine Felſenwand, ungefähr zwei Ellen hoch. Er ſah, daß die Lamas jedesmal über dieſes Geſträuch mit einem Satze vom Hügel hinabſprangen; und dieſe Beobachtung war ihm genug.

Er machte nämlich den Plan, an dieſer Stelle eine tiefe Grube zu graben, damit die Lamas, wenn ſie von oben hineinſprängen, darin gefangen würden. Sein unermüdeter Fleiß brachte dieſes neue Werk ſeiner Erfindung in anderthalb Tagen zuſtande. Er bedeckte darauf die Grube mit Sträuchern und hatte am folgenden Tage die Freude, zwei ziemlich große Tiere hineinſpringen zu ſehen und ſie zu fangen.

Nunmehr glaubte er ſich mit Fleiſch hinlänglich verſorgt zu haben. Er würde verlegen geweſen ſein, wo er es den Winter über laſſen ſollte, wenn nicht der Himmel gleichfalls durch das Erdbeben dafür geſorgt gehabt hätte, ihm einen ordentlichen Keller zu verſchaffen. Es war nämlich nahe bei ſeiner Höhle ein anderes Stück des Berges ungefähr zwei lafter tief eingeſunken, und dadurch war eine zweite Höhle entſtanden, deren Öffnung gleichfalls in ſeinen Hofplatz ging. So hatte er alſo nunmehr Wohnung, Küche und Keller dicht nebeneinander, recht als wenn ſie mit Fleiß und durch Kunſt ſo wären angelegt worden.

Jetzt war ihm noch dreierlei zu thun übrig, um auf den ganzen vermeinten Winter hinlänglich verſorgt zu ſein. Er mußte nämlich noch Heu für ſeine Lamas machen, ſich mit Brennholz verſorgen und die Kartoffeln ausgraben, um ſie gleichfalls in ſeinen Keller zu bringen.

Von dem Heu, welches er in großer Menge einſammelte, machte er in ſeinem Hofraume einen kegelförmigen Schober, ſo wie die Landleute auch bei uns zu thun pflegen, und ſo oft er etwas Heu hinzuthat, trat er es ſo feſt, daß der Regen nicht leicht hineindringen konnte. Aber bei dieſer Arbeit mußte er Lehrgeld bezahlen.

Er hatte nämlich nicht die Vorſicht beachtet, das Heu erſt durchaus trocken werden zu laſſen. Wenn dieſes nicht geſchieht und es gleichwohl feſtgetreten wird, ſo fängt es an ſich zu erhitzen, zu dampfen und endlich wohl gar Feuer zu fangen. Davon hatte er in ſeiner Jugend nie gehört, weil er ſich um die Landwirtſchaft gar nicht zu bekümmern pflegte. In ſeinem jetzigen Zuſtande aber lernte er, wie gut es iſt, auf alles zu achten und ſo viele Kenntniſſe einzuſammeln, als man nur kann, wenn man auch gleich nicht vorausſieht, wozu ſie uns einmal nützen werden.

Er wunderte ſich nicht wenig, da er auf einmal ſeinen Heuſchober dampfen ſah; noch mehr aber erſtaunte er, da er die Hand hineinſteckte und fühlte, daß das inwendige Heu brennend heiß war. Er konnte nicht umhin zu glauben, daß Feuer darin wäre, ungeachtet ihm die Art und Weiſe, wie es hinein gekommen ſein ſollte, ſchlechterdings unbegreiflich war.

Er machte ſich alſo geſchwind darüber her, das Heu wieder abzupacken. Indes zu ſeiner Verwunderung fand er nirgends Feuer, wohl aber, daß das Heu überall ſehr erhitzt und feucht war. Er geriet alſo von ſelbſt auf die wahre Vermutung, daß die bloße Feuchtigkeit die Urſache der Erhitzung ſei, ungeachtet er nicht begreifen konnte, wie das zugehe.

Johannes. Wie mag denn das auch wohl eigentlich zugehen, daß die bloße Näſſe etwas erhitzen kann?

Vater. Lieber Johannes, ſolche Erſcheinungen, als dieſe, giebt es tauſende in der Natur, und dem menſchlichen Verſtande, der nun ſchon ſeit vielen Jahrhunderten darüber nachgedacht hat, iſt es bei einer Menge derſelben gelungen, ihre eigentlichen Urſachen deutlich einzuſehen. Dieſe Urſachen werden uns in einer Wiſſenſchaft gelehrt, die ihr noch nicht einmal dem Namen nach kennt, ſie heißt — die Naturlehre, oder mit einem fremden Namen: die Phyſik. Darin wird auch von dieſem merkwürdigen Umſtande, wie von vielen anderen höchſt ſonderbaren Dingen, Rechenſchaft gegeben; und wenn ihr fortfahrt, in der Erlernung derjenigen Sachen, die wir jetzt treiben, den gehörigen Fleiß anzuwenden, ſo wollen wir euch auch dieſe Wiſſenſchaft lehren, die euch viel Vergnügen machen wird. Für jetzt würde es überflüſſig ſein, davon zu reden, weil ihr das, was ich ſagen könnte, doch nicht recht verſtehen würdet.

Robinſon trocknete alſo ſein Heu von neuem, und dann machte er abermals einen Schober, der Wind und Wetter trotzen konnte. Zu noch größerem Schutze verfertigte er über demſelben ein Dach aus Rohr, welches unſeren Strohdächern an Feſtigkeit wenig nachgab.

Die nächſten Tage wandte er dazu an, ſo viel trocknes Holz einzuſammeln, als er für nötig erachtete. Dann grub er ſeine Kartoffeln aus und gewann einen anſehnlichen Vorrat derſelben. Dieſe ſammelte er in ſeinem Keller. Endlich ſchüttelte er auch alle reifen Citronen ab, um ſie gleichfalls für den Winter aufzubewahren; und nun war er wegen ſeines Unterhalts in der rauhen Jahreszeit unbekümmert.

Aber dieſe rauhe Jahreszeit wollte noch immer nicht kommen, ungeachtet der Weinmonat oder Oktober ſchon zu Ende ging. Statt deſſen fing es an zu regnen, als wenn die Luft in Waſſer wäre verwandelt worden. Robinſon wußte gar nicht, was er davon denken ſollte. Schon vierzehn Tage hindurch hatte er keinen Fuß weiter aus ſeiner Wohnung ſetzen können, als nach dem Heuſchober und nach dem Brunnen, um für ſich und ſeine Lamas Lebensmittel und Waſſer zu holen. Die übrige Zeit mußte er wie ein Gefangener zubringen.

Ach! wie langſam verſtrich ihm da die Zeit! Nichts zu thun zu haben, und ganz allein zu ſein — Kinder, was das für ein Leiden iſt, davon habt ihr noch keine Vorſtellung! Hätte ihm jemand ein Buch, oder Papier, Dinte und Feder ſchaffen können, gern hätte er für jedes Blatt einen Tag ſeines Lebens hingegeben. O! ſeufzte er oft, was war ich doch in meiner Jugend für ein Thor, daß ich das Leſen und Schreiben zuweilen für etwas Beſchwerliches, und Nichtsthun für etwas Angenehmes hielt! Das langweiligſte Buch würde jetzt ein Schatz für mich ſein; ein Blatt Papier und ein Schreibzeug wären mir jetzt ein Königreich!

In dieſer Zeit der Langweile zwang ihn die Not, zu allerlei Beſchäftigungen ſeine Zuflucht zu nehmen, die er noch nicht verſucht hatte. Schon lange hatte er ſich mit dem Gedanken herumgetragen, obs ihm wohl nicht möglich wäre, einen Topf oder eine Lampe zu verfertigen; zwei Dinge, die ſeinen Zuſtand ungemein verbeſſert haben würden. Er lief alſo in vollem Regen hin, einen Vorrat Thonerde zu holen, und dann legte er Hand ans Werk.

Freilich wollte es auch hiermit ihm nicht ſogleich gelingen. Er mußte erſt manchen fruchtloſen Verſuch machen; aber da er nichts Beſſeres zu thun hatte, ſo fand er Vergnügen daran, ſeine Arbeit, ſo oft ſie vollendet und noch nicht ganz untadelhaft war, zu zerbrechen, um ſie wieder von Neuem anzufangen. So brachte er einige Tage in angenehmer Beſchäftigung zu, bis endlich Topf und Lampe völlig fertig und ſo wohl geraten waren, daß es Mutwille geweſen wäre, ſie noch einmal zu zerbrechen. Er ſetzte ſie alſo in ſeiner Küche unweit des Feuers hin, damit ſie nach und nach austrockneten. Dann fuhr er fort, noch einige Töpfe, auch Pfannen und Tiegel von verſchiedener Geſtalt und Größe zu formen, und je länger er ſich damit beſchäftigte, deſto größer wurde ſeine Geſchicklichkeit.

Das Regenwetter währte indes unaufhörlich fort. Robinſon ſah ſich alſo genötigt, noch andere häusliche Arbeiten zu erſinnen, um nicht von der entſetzlichſten Langweile gequält zu werden. Sein nächſtes Geſchäft war die Verfertigung eines Netzes zum Fiſchfange. Er hatte vorher einen ziemlichen Vorrat Bindfaden gedreht, und dieſer kam ihm jetzt zu ſtatten. Da er ſich Zeit genug nahm und Geduld genug hatte, eine Sache, die anfangs nicht recht gelingen wollte, zehn- und mehrmal zu verſuchen, ſo erfand er endlich die rechte Kunſt, Knoten zu ſchürzen, und erlangte eine ſolche Geſchicklichkeit darin, als bei uns die Frauen und Mädchen in dem ſogenannten Knötchen-(Filet-) machen haben. Er hatte ſich nämlich ein Werkzeug von Holz erſonnen, und mit ſeinem ſteinernen Meſſer ausgeſchnitzt, welches die Geſtalt einer Netznadel hatte. Durch Hilfe derſelben brachte er endlich etwas zu ſtande, das unſeren gewöhnlichen Fiſchnetzen an Güte und Brauchbarkeit wenig nachgab.

Dann geriet er auf den Einfall,

zu verſuchen, ob er nicht vielleicht auch einen Bogen und Pfeile machen könnte? Ei, wie glühte ihm der Kopf da er dieſem Einfalle weiter nachdachte, und die großen Vorteile erwog, die der Bogen ihm verſchaffen würde! Mit ihm konnte er Lamas erlegen, konnte Vögel ſchießen und — was das Wichtigſte war — mit ihm konnte er ſich in ſeiner Wohnung verteidigen, wenn er einſt von Wilden ſollte überfallen werden. Er brannte vor Begierde, den Bogen fertig zu ſehen, und lief trotz Regen und Wind davon, um das nötige Holz aufzuſuchen.

Nicht jedes Holz ſchien ihm dazu gut zu ſein. Er ſuchte eins, welches hart und zähe zugleich wäre, damit es ſowohl ſich gehörig biegen ließe, als auch in ſeine alte Lage zurückzuſpringen ſtrebte.

Johannes. Das elaſtiſch oder ſchnellkräftig wäre; nicht?

Vater. Richtig! Ich dachte nicht, daß ihr die Bedeutung dieſes Wortes euch gemerkt hättet; deswegen wollte ich es nicht gebrauchen.

Nachdem er nun ſolches Holz gefunden und abgehauen hatte, trug er es nach Hauſe und ſetzte ſich ſogleich in Arbeit. Aber ach! Wie ſehr empfand er jetzt den Mangel eines ordentlichen Meſſers! Wohl zwanzig oder mehr Schnitte mußte er jedesmal thun, um ſo viel abzuſchneiden, als wir mit unſeren ſtählernen Meſſern durch einen einzigen Schnitt wegnehmen können. Nicht weniger als acht volle Tage verſtrichen über dieſer Arbeit, ungeachtet er vom Morgen bis an den Abend unaufhörlich damit beſchäftigt war. Ich kenne Leute, die das ſo lange nicht würden ausgehalten haben.

Gottlieb (zu den anderen). Damit meint Vater uns.

Vater. Getroffen, Gottlieb! Und denkſt du nicht, daß ich Recht habe?

Gottlieb. Ach ja, — aber künftig will ich gewiß auch in eins fortarbeiten, wenn ich einmal etwas angefangen habe.

Vater. Daran wirſt du wohl thun; Robinſon wenigſtens befand ſich gut dabei. Zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude war der Bogen am neunten Tage fertig, und es fehlten ihm nur noch eine Sehne und Pfeile. Hätte er damals, da er die Lamas ſchlachtete, daran gedacht, ſo würde er einen Verſuch gemacht haben, ob er aus den Gedärmen derſelben nicht vielleicht Saiten machen könnte, weil ihm bekannt war, daß man in Europa ſie aus Schafdärmen zu machen pflegt. In Ermangelung derſelben drehte er eine Schnur, und zwar ſo feſt, als es ihm nur möglich war. Dann ſchritt er zur Verfertigung der Pfeile.

Hätte er nur ein Stückchen Eiſen haben können, um den Pfeilen eine ſcharfe Spitze anzuſetzen, was hätte er nicht darum gegeben! Aber dieſer Wunſch war umſonſt. — Indem er nun in der Thür ſeiner Höhle ſtand und überlegte, wodurch er wohl den Mangel einer eiſernen Spitze erſetzen könnte, fielen ſeine Blicke zufälligerweiſe auf den Goldklumpen, der noch immer, als ein verächtliches Ding, auf der Erde dalag.„ Geh," ſagte er, indem er ihn mit dem Fuße zur Seite ſtieß, „geh, unnützes Ding, und werde Eiſen, wenn du willſt, daß ich dich in Ehren halten ſoll!" Und ſo würdigte er ihn ferner keines Blickes mehr.

Nach langem Hin- und Herſinnen fiel ihm endlich ein, einmal gehört zu haben, daß die Wilden ſich der Gräten großer Fiſche, auch wohl ſcharfer Steine bedienen, um ihre Pfeile und ihre Spieße zuzuſpitzen, und er entſchloß ſich, ihnen hierin nachzuahmen. Zugleich faßte er den Vorſatz, auch einen Spieß zu verfertigen.

Beides wurde ſogleich bewerkſtelligt. Er lief nach dem Strande hin und war ſo glücklich, einige große Gräten und ſpitzige Steine, ſo wie er ſie wünſchte, zu finden. Dann hieb er eine gerade und lange Stange zum Spieße ab, und kehrte, von Regen triefend, wieder heim.

In einigen Tagen waren Spieß und Pfeile fertig. An dem Spieße hatte er einen ſcharfen Stein, an den Pfeilen ſtarke ſtachlige Fiſchgräten, und an dem anderen Ende derſelben Federn befeſtigt, wodurch ihr Flug bekanntermaßen befördert wird.

Jetzt machte er einen Verſuch über die Brauchbarkeit ſeines Bogens. So unvollkommen derſelbe auch war und aus Mangel an eiſernen Werkzeugen notwendig ſein mußte, ſo fand er ihn doch brauchbar genug, um Vögel oder andere kleine Tiere damit zu ſchießen; ja er zweifelte ſogar nicht, daß er einen nackten Wilden, wenn er ihn nur nahe genug kommen ließe, auf eine gefährliche Weiſe damit würde verwunden können. Mit dem Spieße hatte er noch mehr Urſache zufrieden zu ſein.

Nunmehr ſchienen ſeine Töpfe und ſeine Lampe hinlänglich ausgetrocknet zu ſein. Er wollte alſo Gebrauch davon machen. Zuerſt that er einen Klumpen Fett, von dem Eingeweide der geſchlachteten Lamas, in einen der neuen Tiegel, um es zu Schmalz zu ſchmelzen, deſſen er ſich, ſtatt des Öls, für die Lampe zu bedienen gedachte. Da mußte er nun aber zu ſeinem großen Mißvergnügen merken, daß das Fett, ſobald es zergangen war, in den Thon des Tiegels hineindrang, und an der Außenſeite desſelben wieder herausquoll, ſo daß nur wenig davon in dem Tiegel übrig blieb. Er ſchloß daraus, daß die Lampe und die Töpfe eben dieſen Fehler haben, alſo ebenfalls wenig brauchbar ſein würden, und ſo fand es ſich denn auch wirklich.

Ein verdrießlicher Umſtand! Er hatte ſich ſchon ſehr darauf gefreut, daß er nun bald die Abende bei Licht werde zubringen und einmal wieder eine warme Suppe werde eſſen können, und nun ſchien ihm dieſe ſchöne Hoffnung für immer vernichtet zu ſein!

Dietrich. Das war aber doch ſehr unangenehm!

Vater. Freilich war es das, und gewiſſe Leute würden verdrießlich darüber geworden ſein und den ganzen Plunder weggeworfen haben.

Aber Robinſon war nun ſchon ziemlich zur Geduld gewöhnt, und hatte ſich einmal in den Kopf geſetzt, nichts unvollendet zu laſſen, was ihm zu vollenden nur immer möglich ſein würde.

Er ſetzte ſich alſo in ſeinen Gedankenwinkel (ſo nannte er eine der Ecken ſeiner Höhle, wo er ſich hinzuſetzen pflegte, wenn er etwas erſinnen wollte) und rieb ſich die Stirn. Woher kommt es denn wohl, dachte er, daß die Töpfe in Europa, die doch auch nur aus Thon beſtehen, ſo viel feſter ſind und gar nichts einſaugen? — Ja, das kommt daher, daß ſie überglaſet ſind. — Überglaſet? Hum! was mag denn das wohl eigentlich ſein, und wie mögen ſie das machen? Ha! ha ich hab's! Ja, ja, ſo wird's ſein. — Habe ich nicht einmal geleſen, daß, außer dem Sande, noch verſchiedene andere Materien, auch der Thon ſogar, glasartig ſind und durch ein ſtarkes Feuer ſich in ein wirkliches Glas verwandeln laſſen? So werden ſie es alſo gewiß machen. Sie ſetzen die Töpfe in einen glühenden Ofen, und wenn der Thon anfängt zu ſchmelzen, ſo nehmen ſie ſie wieder heraus, damit ſie nicht ganz in Glas verwandelt werden. Ja, ja, ſo iſt's. Das muß ich nachmachen!

Geſagt, gethan! Er machte in ſeiner Küche ein tüchtiges Feuer an, und als es lichterloh brannte, ſteckte er einen ſeiner Tiegel mitten hinein. Aber es währte nicht lange, ſo ging's — knack! und der Tiegel war zerſprungen. — O weh! ſagte Robinſon, wer hätte das gedacht!

Er ſetzte ſich wieder in ſeinen Gedankenwinkel. Wie in aller Welt, dachte er, mag das wohl zugehen? — Habe ich denn etwa ſchon etwas Ähnliches erlebt? — Ei ja doch! Wenn wir des Winters ein Glas mit kaltem Waſſer oder Bier auf den heißen Ofen ſetzten, daß es warm werden ſollte, ſprang das nicht auch entzwei? — Und wann ſprang es nicht entzwei? — Wenn es auf den Ofen geſetzt wurde zur Zeit, da er noch nicht recht heiß war, oder wenn wir ein Blatt Papier unterlegten. — Schon gut! ich merke was! Ja, ja, ſo wird's ſein. Man muß das Gefäß nur nicht auf einmal der Glut ausſetzen, ſondern es erſt nach und nach durchwärmen laſſen. — Auch muß man ſich hüten, daß das eine Ende nicht früher als das andere heiß werde. — Es lebe mein alter Kopf! rief er fröhlich aus und ſprang auf, um einen zweiten Verſuch zu machen.

Dieſer lief nun ſchon viel beſſer ab. Der Tiegel zerſprang nicht, aber er wollte doch auch nicht überglaſet werden.

Und warum denn nicht? dachte Robinſon wieder. Das Feuer, meine ich, wäre doch wohl ſtark genug geweſen; — was mag denn nun noch fehlen? Nachdem er lange darüber nachgedacht hatte, glaubte er endlich den rechten Fleck zu treffen. Er hatte nämlich den Verſuch in einem Feuer gemacht, welches in keinen Ofen eingeſchloſſen war, ſondern in freier Luft brannte. Aus dieſem verflog die Hitze viel zu ſchnell und breitete ſich zu ſehr nach allen Seiten aus, als daß der Thon dadurch hätte können bis zum Verglaſen glühend werden. Seinem Grundſatze, nichts unvollendet zu laſſen, getreu, beſchloß er alſo, einen ordentlichen Schmelzofen anzulegen. Aber zu dieſer Arbeit mußte er eine bequemere Witterung abwarten.

Es regnete nämlich noch immer fort, und erſt nach zwei Monaten fing der Himmel endlich wieder an ſich aufzuklären. Nun, dachte Robinſon, werde der Winter angehen, und ſiehe! der Winter war ſchon vorüber. Kaum trauete er ſeinen eigenen Augen, da er ſah, daß die allbelebende Frühlingskraft ſchon wieder neues Gras, neue Blumen und neue Kräuter hervortrieb, und doch war es wirklich ſo. Die Sache war ihm unbegreiflich, und gleichwohl ſah er ſie vor Augen. Das ſoll mir, dachte er bei ſich ſelbſt, eine Lehre ſein, daß ich künftig nicht gleich etwas leugne, was ich nicht begreifen kann!

Mutter. Ging er da nicht gleich zu Bette, nachdem er das geſagt hatte?

Gottlieb. O Mutter, wir ſind ja alle noch ſo munter!

Vater. Ganz zuverläſſige Nachricht habe ich nicht davon. Indes, da ich in der alten Geſchichte ſeines einſamen Aufenthalts auf dieſer Inſel für heute nichts weiter aufgezeichnet finde, ſo vermute ich ſelbſt, daß er mit dieſen Worten ſich zu Bette legte. Und ſo wollen wir's denn auch machen, um, ſo wie er, morgen früh mit der Sonne zugleich wieder aufſtehen zu können.

11. Abend (Robinſon wird krank).

Gottlieb. Vater, nun wollte ich wohl in Robinſons Stelle ſein!

Vater. Wollteſt du das?

Gottlieb. Ja, nun hat er alles, was er gebraucht und lebt in einem ſo ſchönen Lande, wo es niemals Winter wird!

Vater. Alles, was er gebraucht?

Gottlieb. Ja, hat er nicht Kartoffeln, und Fleiſch und Salz und Citronen und Fiſche und Schildkröten und Auſtern, und kann er von der Milch, die ihm die Lamas geben, nicht Butter und Käſe machen?

Vater. Das hat er wirklich ſchon ſeit einiger Zeit gethan; ich habe es nur vergeſſen zu ſagen.

Gottlieb. Na und Bogen und Spieß hat er auch und eine gute Wohnung dazu; was wollte er denn noch mehr?

Vater. Robinſon wußte das alles ſehr zu ſchätzen, und dankte Gott dafür und doch — hätte er gern ſein halbes künftiges Leben darum gegeben, wenn ein Schiff gekommen wäre, um ihn wieder in ſein Vaterland zu bringen.

Gottlieb. Ja, aber was fehlte ihm denn noch?

Vater. Viel, ſehr viel, um nicht alles zu ſagen. Es fehlte ihm an dem, ohne welches keine wahre Glückſeligkeit hienieden möglich iſt, an Geſellſchaft, an Freunden, an Weſen ſeiner Art, die er lieben und von welchen er wieder geliebt werden konnte. Entfernt von ſeinen Eltern, die er ſo ſehr betrübt hatte; entfernt von ſeinen Freunden, die er niemals wieder zu ſehen hoffen durfte; entfernt von allen, allen Menſchen auf der ganzen Erde — ach! was hätte ihm in dieſer traurigen Lage auch der größte Überfluß von allen irdiſchen Gütern ſonderlich für Freude machen können? Verſuche es, junger Freund, verſuche es nur einmal, einen einzigen Tag an einem einſamen Orte ganz allein zu ſein, und du wirſt fühlen, was es mit dem einſamen Leben auf ſich habe!

Und dann, ſo fehlte auch noch ſehr viel daran, daß Robinſons übrige Bedürfniſſe völlig wären befriedigt geweſen. Alle ſeine Kleidungsſtücke verfielen nach und nach in unbrauchbare Lappen, und noch ſah er nicht, wie es ihm möglich ſein würde, neue Kleider zu verfertigen.

Johannes. O, die Kleider konnte er ja auch wohl entbehren auf ſeiner warmen Inſel, wo es niemals Winter wurde!

Lotte. Pfui! ſo hätte er ja nackt gehen müſſen.

Vater. Zum Schutz wider die Kälte bedurfte er freilich keiner Kleider, wohl aber zur Befriedigung ſeiner Schamhaftigkeit vor ſich ſelbſt und zugleich zum Schutz wider das Ungeziefer, beſonders wider die Muskitos, wovon es auf dieſer Inſel wimmelte.

Nikolaus. Was ſind denn das für Tiere, die Muskitos?

Vater. Eine Art von Fliegen, die aber einen viel ſchmerzhafteren Stich, als die unſrigen, verurſachen. Sie ſind eine große Plage für die Bewohner der heißen Erdgegenden; denn ihre Stiche laſſen beinahe eben ſo ſchmerzhafte Beulen zurück, als bei uns der Stich der Bienen und der Weſpen. Robinſons Geſicht und Hände waren faſt immer davon aufgeſchwollen. Was ſtanden ihm nun nicht erſt für Leiden bevor, wenn ſeine Kleidungsſtücke einſt völlig würden zerriſſen ſein! Und dieſe Zeit war nahe.

Dies und beſonders die Sehnſucht nach ſeinen Eltern und nach menſchlicher Geſellſchaft überhaupt preßte ihm manchen tiefen Seufzer aus, ſo oft er am Strande ſtand und mit naſſen, ſchmachtenden Augen über das unendliche Weltmeer hinblickte und dann nichts als Waſſer und Himmel vor ſich ſah. Wie groß wurde ihm oft das Herz von vergeblicher Hoffnung, wenn am entfernten Geſichtskreiſe ein kleines Wölkchen emporſtieg und ſeine Einbildungskraft ein Schiff mit Maſten und Segeln daraus machte! Und wenn er dann des Irrtums inne war, ach! wie ſtürzten ihm da die Thränen aus den Augen, und mit welchem bangen beklommenen Herzen kehrte er dann zu ſeiner Wohnung zurück!

Lotte. O, er hätte nur den lieben Gott recht ſehr bitten ſollen, ſo würde der gewiß ihm ein Schiff zugeſchickt haben!

Vater. Das that er, liebe Lotte; er betete Tag und Nacht zu Gott um ſeine Erlöſung; aber er vergaß auch nie hinzuzuſetzen: doch, Herr, nicht mein Wille, ſondern der deinige geſchehe!

Lotte. Warum that er das?

Vater. Weil er jetzt vollkommen überzeugt war, daß Gott viel beſſer weiß als wir ſelbſt, was uns gut iſt. Er dachte alſo, wenn's meinem himmliſchen Vater nun ſo gefallen ſollte, mich noch länger hier zu laſſen, ſo muß er gewiß recht gute Urſachen dazu haben, die ich nicht kenne, und alſo muß ich ihn unter der Bedingung um meine Befreiung bitten, wenn ſeine Weisheit es für nützlich erkennt.

Aus Beſorgnis, daß einmal ein Schiff vorbeifahren oder ſich bei der Inſel vor Anker legen möchte, zu einer Zeit, da er gerade nicht am Strande wäre, faßte er den Entſchluß, auf der vorſpringenden Erdzunge ein Zeichen aufzurichten, aus welchem jeder, der da ankäme, ſeine Not erſehen könnte. Dieſes Zeichen beſtand in einem Pfahle, an welchem er eine Flagge wehen ließ.

Nikolas. Ja, wo kriegte er denn die Flagge her?

Vater. Das will ich dir ſagen.

Sein Hemd befand ſich jetzt in einem Zuſtande, daß es unmöglich länger getragen werden konnte. Er nahm alſo den größten Lappen desſelben und machte ihn zur Flagge an dem aufgerichteten Pfahle.

Nun hätte er auch gern eine Inſchrift auf den Pfahl geſetzt, um ſeine Not noch deutlicher zu erkennen zu geben; aber wie wollte er das anfangen? Das einzige Mittel dazu, welches in ſeiner Gewalt ſtand, war dieſes, daß er die Buchſtaben mit ſeinem ſteinernen Meſſer einſchnitt. Aber nun entſtand die Frage, in welcher Sprache er die Inſchrift abfaſſen ſollte? That er es in deutſcher oder engliſcher Sprache, ſo konnte vielleicht ein Franzöſiſches, oder ſpaniſches, oder portugieſiſches Schiff kommen, und dann würden die Leute auf demſelben nicht verſtanden haben, was die Worte bedeuteten. Glücklicherweiſe beſann er ſich auf ein paar lateiniſche Wörter, mit welchen er ſeinen Wunſch ausdrücken konnte.

Gottlieb. Ja, würden denn das die Leute verſtehen?

Vater. Die lateiniſche Sprache hat ſich, wie ihr wißt, durch alle Länder Europens verbreitet, und die meiſten Menſchen, die eine ordentliche Erziehung gehabt haben, verſtehen wenigſtens etwas davon. Robinſon durfte alſo hoffen, daß auf jedem Schiffe, welches da ankäme, wenigſtens einer ſein würde, der ſeine Inſchrift verſtände. Alſo machte er ſie fertig.

Johannes. Wie heißt ſie denn?

Vater. Ferte opem misero Robinsonio! Verſtehſt du, Fritz?

Fritz. I ja: helft dem armen Robinſon!

Vater. Jetzt beſtand ſein größtes Bedürfnis in dem Mangel an Schuhen und Strümpfen. Dieſe waren ihm endlich ſtückweiſe abgefallen, und die Muskitos plagten ſeine nackten Beine ſo entſetzlich, daß er vor Schmerzen nicht zu bleiben wußte. Geſicht, Hände und Füße waren ihm ſeit der Regenzeit, wodurch das Geziefer ſich auf eine unbeſchreibliche Weiſe vermehrt hatte, dergeſtalt von ſchmerzhaften Stichen aufgeſchwollen, daß ſie gar kein menſchliches Ausſehen mehr hatten.

Wie oft ſetzte er ſich in ſeinen Gedankenwinkel hin, um ein Mittel zu ſeiner Bedeckung auszuſinnen! Aber immer vergebens; immer fehlte es ihm an Werkzeugen und an nötiger Kenntnis, um das zuſtande zu bringen, was er zu machen wünſchte.

Das leichteſte unter allen Mitteln zu einer Bekleidung ſchienen ihm die Felle der geſchlachteten Lamas anzubieten. Aber dieſe waren noch roh und ſteif und zum Unglück hatte er ſich nie darum bekümmert, wie die Lohgerber und die Weißgerber es anfangen, um rohe Felle zuzubereiten. Und hätte er das auch gewußt, ſo hatte er doch keine Nadel und keinen Zwirn, um aus dem Leder irgend ein Kleidungsſtück zuſammen zu nähen.

Die Not war indes dringend. Er konnte weder bei Tage arbeiten, noch zur Nachtzeit ſchlafen, ſo unaufhörlich verfolgten ihn die Fliegen und Mücken mit ihren Stacheln. Es mußte alſo notwendig irgend etwas geſchehen, wenn er nicht auf die erbärmlichſte Weiſe umkommen ſollte.

Dietrich. Wozu mag doch Gott auch wohl das abſcheuliche Ungeziefer eigentlich geſchaffen haben, da es einem nur zur Laſt iſt?

Vater. Wozu meinſt du wohl, daß der liebe Gott dich und mich und andere Menſchen erſchaffen habe?

Dietrich. Daß wir leben und in der Welt glücklich ſein ſollen.

Vater. Und was bewog ihn denn wohl, das zu wollen?

Dietrich. Ja, weil er ſo gut iſt und nicht gern allein glücklich ſein wollte.

Vater. Ganz recht. Aber meinſt du nicht, daß das Geziefer oder die ſogenannten Inſekten auch eine Art von Glückſeligkeit genießen?

Dietrich. Ja, das wohl; man ſieht, wie ſie ſich freuen, wenn die Sonne ſo warm ſcheint.

Vater. Nun, iſt es dir alſo nicht begreiflich, warum auch ſie von Gott geſchaffen ſein mögen? Sie ſollen ſich auf ſeiner Erde auch freuen und ſo glücklich ſein, als ſie ihrer Natur nach werden können. Iſt dieſe Abſicht nicht ſehr liebreich und eines ſo guten Gottes würdig?

Dietrich. Ja, ich meine nur, der liebe Gott hätte wohl nur lauter ſolche Tiere ſchaffen können, die keinem etwas zu leide thun!

Vater. Danke Gott, daß er das nicht gethan hat.

Dietrich. Warum?

Vater. Weil du und ich und wir alle ſonſt auch nicht da wären.

Dietrich. Wie ſo?

Vater. Weil gerade wir zu den reißendſten und verheerendſten unter allen Tieren gehören! Alle anderen Geſchöpfe auf Erden ſind nicht nur unſere Sklaven, ſondern wir töten ſie auch nach Gefallen, bald um ihre Felle zu bekommen, bald weil ſie uns im Wege ſind, bald um dieſer, bald um jener unerheblichen Urſache willen. Wie viel mehr Recht hätten alſo die Tiere zu fragen: „Warum mag doch Gott wohl das grauſame Tier, den abſcheulichen Menſchen, erſchaffen haben?" — Was würdeſt du nun z. B. der Fliege auf dieſe Frage antworten?

Dietrich (verlegen). Ja — das weiß ich nicht.

Vater. Ich würde ungefähr ſo zu ihr ſprechen: Liebe Fliege, deine Frage iſt ſehr verwegen und beweiſet, daß du mit deinem kleinen Kopfe noch nicht ordentlich zu denken gelernt haſt; ſonſt würdeſt du bei dem geringſten Nachdenken leicht erkannt haben, daß Gott aus bloßer Güte viele ſeiner Geſchöpfe ſo eingerichtet habe, daß eins von dem andern leben muß. Denn hätte er dies nicht gethan, ſo würde er nicht halb ſo viele Tierarten erſchaffen haben können, als jetzt wirklich da ſind; weil Gras und Früchte nur für wenige Arten von Geſchöpfen hinreichend geweſen wären. Damit alſo die ganze Welt belebt würde, damit überall — in Waſſer, Luft und Erde — lebende Weſen wären, die ſich ihres Daſeins freueten, ſo lange ſie lebten, und damit die eine Art von Geſchöpfen nicht zum Untergange einer anderen Art ſich gar zu ſtark vermehrte: ſo wußte der weiſe und gute Gott die Einrichtung zu treffen, daß einige Geſchöpfe auf Koſten anderer leben müſſen. Überdas haſt du dir in deinem kleinen dummen Kopfe wohl nie träumen laſſen, was wir Menſchen mit völliger Gewißheit wiſſen, nämlich: daß dies Leben für alle von Gott erſchaffene Geiſter, auch für dich, Fliege! nur der Anfang, nur die erſte Morgenſtunde eines anderen und zwar ewigen Lebens iſt, und daß ſich alſo künftig einmal vieles aufklären kann, von dem wir jetzt noch nichts begreifen. Wer weiß, ob nicht dann auch du erfahren wirſt, wozu es dir und anderen gut geweſen iſt, daß du dich erſt an unſerm Blute laben und dann von der Schwalbe gefangen oder von der Fliegenklappe zerſchmettert werden mußteſt? Bis dahin beſcheide dich, da du nur eine Fliege biſt, die über das, was der allweiſe und gütige Gott thut, unmöglich urteilen kann, und wir — wollen dir hierin mit unſerm Beiſpiele vorgehen.

Was meinſt du, Dietrich, würde die Fliege, wenn ſie Verſtand hätte, mit dieſer Antwort wohl zufrieden geweſen ſein?

Dietrich. Ich bin's.

Vater. Nun, ſo wollen wir wieder zu unſerm Robinſon zurückkehren.

Die Not zwang ihn, ſich zu helfen ſo gut er konnte. Er kriegte alſo die Felle vor und ſchnitt aus denſelben — freilich nicht ohne viele Mühe — mit ſeinem ſteinernen Meſſer erſt ein Paar Schuhe, dann ein Paar Strümpfe zu. Nähen konnte er beide nicht; alſo mußte er ſich begnügen, nur kleine Bindlöcher darein zu machen, um ſie durch Hilfe eines gedrehten Fadens an den Füßen feſt zu ſchnüren. Das war nun freilich mit großer Beſchwerlichkeit verbunden. Denn ungeachtet er das Rauhe auswärts kehrte, ſo fühlte er doch immer eine brennende Hitze in den Füßen, und das ſteife, harte Leder ſchabte ihm vollends bei dem geringſten Gange, den er vornahm, die Haut wund und verurſachte ihm dadurch nicht geringe Schmerzen. Und dennoch wollte er lieber dies, als die Stiche der Muskitos ertragen.

Von einem andern ſehr ſteifen und etwas krumm gebogenen Stück Leder machte er ſich eine Larve, indem er nur zwei kleine Löcher für die Augen und ein drittes für den Mund zum Atemholen hineinſchnitt.

Und da er einmal bei dieſer Arbeit war, ſo beſchloß er, nicht eher nachzulaſſen, als bis er endlich auch mit einer Jacke und mit Beinkleidern aus Lamafellen zuſtande gekommen wäre. Das koſtete nun freilich ſchon mehr Kopfzerbrechen; allein was hat man auch ohne Mühe, und was gelingt einem endlich nicht, wenn man nur Geduld und Fleiß genug anwendet? — Ihm gelang auch dieſe Arbeit zu ſeiner herzlichen Freude.

Die Jacke war aus drei Stücken zuſammengeſetzt, die durch Schnüre verbunden wurden; zwei Stücke nämlich waren für die Arme und das dritte für den Leib. Die Beinkleider gleichfalls, wie unſere Reithoſen, aus zwei Stücken, einem Vorder- und einem Hinterteile, und wurden auf den Seiten zugeſchnürt. Er legte beides, ſobald es fertig geworden war, an, mit dem Vorſatze, ſein altes, ſchon halb zerriſſenes europäiſches Kleid nicht anders als an hohen Feſttagen und an ſeiner Eltern Geburtstagen, die er als heilige Tage feierte, anzuziehen.

Sein Aufzug war nunmehr der ſonderbarſte von der Welt. Vom Kopfe bis zu den Füßen in rauhe Felle eingehüllt; ſtatt des Degens ein großes ſteinernes Beil an der Seite, auf dem Rücken eine Jagdtaſche, einen Bogen und einen Bündel Pfeile, in der rechten Hand einen Spieß, der noch einmal ſo lang war als er ſelbſt, und in der linken einen geflochtenen Sonnenſchirm mit

Kokosblättern belegt, und ſtatt des Hutes einen ſpitz zugehenden Korb, gleichfalls mit rauhen Fellen überzogen, auf dem Kopfe; ſtellt euch einmal vor, wie das wohl ausſehen mußte! Keiner, der ihn ſo geſehen hätte, würde in dieſem wunderbaren Aufzuge ein menſchliches Weſen vermutet haben. Auch mußte er ſelbſt über ſich lachen, da er dieſe ſeine ganze Figur zum erſtenmale im Bache ſah.

Jetzt ſchritt er wieder zu ſeiner Töpferarbeit. Der Brennofen war bald gemacht, und nun wollte er verſuchen, ob er nicht durch die Gewalt des ſtärkſten Feuers eine Verglaſung hervorbringen könnte. Er ſteckte alſo die Töpfe mit den Tiegeln hinein und machte darauf nach und nach ein ſo ſtarkes Feuer an, daß der Ofen durch und durch glühend wurde. Dies heftige Feuer unterhielt er bis auf den Abend, da er es nach und nach ausgehen ließ und nun ſehr begierig war, den Erfolg zu ſehen. Aber was war's? Der erſte Topf, den er hervorzog, war dennoch nicht verglaſet; der zweite auch nicht, und ſo die übrigen. Als er aber zuletzt einen der Tiegel betrachtete, ſo bemerkte er zu ſeiner eben ſo großen Freude als Verwunderung, daß dieſer allein auf dem Boden mit einer ordentlichen Glasrinde überzogen war.

Dabei ſtand nun ſein Verſtand vollends ſtill. Was in aller Welt, dachte er, mag doch wohl die Urſache ſein, warum gerade dieſer eine Tiegel ein wenig überglaſet iſt und keins von den übrigen Gefäßen, da ſie doch alle aus einerlei Thon gemacht und in einem und ebendemſelben Ofen gebrannt worden ſind? — Er ſann und ſann, aber es wollte ſich lange nichts finden laſſen, was ihm das Ding begreiflich machte.

Endlich erinnerte er ſich, daß in dieſem Tiegel ein wenig Salz geweſen war, da er ihn in den Ofen ſetzte. Er konnte alſo nicht umhin zu vermuten, daß dieſes Salz einzig und allein die Urſache der Verglaſung ſei.

Johannes. Hat's denn auch wirklich das Salz gethan?

Vater. Ja. Was Robinſon hier durch Zufall entdeckte, das hat man in Europa längſt gewußt. Das Salz iſt eigentlich dasjenige, durch deſſen Vermiſchung viele Sachen im Feuer zu Glas werden. Er hätte daher die Töpfe nur mit Salzwaſſer beſtreichen oder auch nur eine gewiſſe Menge Salz in den glühenden Ofen werfen dürfen, ſo würden ſeine Töpfe alſobald mit einer Glasrinde überzogen worden ſein.

Das wollte er nun am folgenden Tage verſuchen. Schon brannte das Feuer unter ſeinem Ofen; ſchon hatte er einige Gefäße mit Salzwaſſer überſtrichen und in andere trockenes Salz gethan, um beide Verſuche zugleich zu machen, als er mitten in dieſer Arbeit durch etwas unterbrochen wurde, wovor ihm ſchon lange bange geweſen war, durch — eine Unpäßlichkeit.

Er empfand Übelkeiten, Kopfſchmerzen und eine große Mattigkeit in allen ſeinen Gliedern. Und nun ſtand ihm der ſchrecklichſte Zuſtand bevor, in welchem ein Menſch nur immer geraten kann.

„Großer Gott," dachte er, „was wird aus mir werden, wenn ich von meinem Lager nicht mehr werde aufſtehen können? Wenn keine mitleidige Hand da iſt, die meiner wartet und meinem Unvermögen zu Hilfe kommt? Kein Freund, der mir den Todesſchweiß abwiſcht und mir irgend ein Labſal reicht? — Gott! Gott! was wird aus mir werden!"

Er ſank, von tiefer Seelenangſt überwältigt, mit dieſen Worten ohnmächtig zu Boden.

War ihm nun jemals ein feſtes, kindliches Vertrauen auf Gott, den allgegenwärtigen und alliebenden Vater, nötig geweſen, ſo war es jetzt. Aller menſchlichen Hilfe beraubt, von ſeinen eigenen Kräften verlaſſen, was blieb ihm noch übrig, wenn er in ſeinem Elende nicht untergehen ſollte? Gott! Gott allein; ſonſt niemand in der ganzen Welt.

Er lag und rang mit Todesangſt. Seine Hände waren feſt ineinander geklammert und unfähig zu reden, unfähig zu denken, heftete er ſeine ſtarren Blicke an den Himmel. Gott! Gott! Erbarmen! — dies war alles, was er mit tiefen Seufzern von Zeit zu Zeit hervorzubringen vermochte.

Aber die Angſt ließ ihn nicht lange ruhen. Er raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, um, womöglich, das Nötigſte zu ſeiner Verpflegung neben ſein Lager zu tragen, damit er, wann ihm die Krankheit das Aufſtehen unmöglich mache, doch nicht ganz ohne alle Erquickung ſei. Mit großer Beſchwerlichkeit trug er ein paar Schildkrötenſchalen voll Waſſer herbei, die er neben ſein Lager ſetzte. Dann legte er einige gebratene Kartoffeln und vier Citronen, die ihm noch übrig waren, dazu und ſank ohnmächtig daneben auf ſein trauriges Krankenbette.

Hätte es dem lieben Gott jetzt gefallen, ihn durch einen plötzlichen Tod von der Erde hinweg zu nehmen, ach! wie gerne wäre er geſtorben! Er wagte es, Gott darum zu bitten; aber bald darauf beſann er ſich wieder, daß dieſes Gebet nicht recht ſei. Bin ich nicht Gottes Kind? dachte er; bin ich nicht ſein Werk und iſt er nicht mein liebreicher, mein weiſer und mächtiger Vater? Wie darf ich ihm alſo vorſchreiben, was er mit mir thun ſoll? Weiß er nicht am beſten, was mir gut iſt und wird er es nicht ſo mit mir machen, als es mir am zuträglichſten iſt! Ja, ja, das wird er, der gute, liebe, mächtige Gott! Schweig alſo, mein armes bekümmertes Herz! Sieh auf Gott, meine arme geängſtigte Seele — auf Gott, den großen Helfer in allen Nöten und er wird dir helfen, wird dir helfen durch Leben und Tod!

Jetzt überfiel ihn ein heftiges Fieber. Ungeachtet er ſich ganz und gar mit Lamafellen bedeckte, ſo konnte er ſich doch nicht erwärmen. Dieſer Froſt dauerte wohl zwei Stunden. Dann wechſelte er mit einer Hitze ab, die wie ein brennendes Feuer durch alle ſeine Adern lief. Seine Bruſt flog vom heftigen Schlagen ſeiner Pulsadern auf und nieder, wie die Bruſt eines Menſchen, der ſich ganz außer Atem gelaufen hat. In dieſem ſchrecklichen Zuſtande hatte er kaum ſo viele Kräfte übrig, die Schildkrötenſchale mit dem Waſſer nach dem Munde zu führen, um ſeine brennende Zunge zu kühlen.

Endlich drang der Schweiß in großen Tropfen hervor und dies verſchaffte ihm einige Linderung. Nachdem er eine Stunde darin gelegen hatte, gewann ſeine Seele wieder einige Beſonnenheit. Und da fiel ihm der Gedanke aufs Herz, daß ſein Feuer ausgehen werde, wenn er nicht neues Holz zulege. Er kroch alſo, wie matt er auch war, auf allen Vieren hin und warf ſo viel Holz auf den Herd als nötig war, um die Glut bis morgen zu erhalten. Denn jetzt war die Nacht ſchon angebrochen.

Dieſe Nacht war die traurigſte, die er je verlebt hatte. Froſt und Hitze wechſelten ohne Unterlaß miteinander ab, die heftigſten Kopfſchmerzen hörten gar nicht auf, und kein Schlaf kam in ſeine Augen. Dadurch wurde er ſo entkräftet, daß er am andern Morgen kaum wieder nach dem Holze hin zu kriechen vermochte, um das Feuer zu unterhalten.

Gegen Abend nahm die Krankheit von neuem zu. Er wollte abermals nach dem Feuer kriechen; aber das war ihm diesmal unmöglich. Er mußte alſo auf die Erhaltung desſelben Verzicht thun und die gewiſſe Hoffnung, daß es nicht lange mehr mit ihm dauern werde, machte ihn gleichgültig dagegen.

Die Nacht war wieder wie die vorige. Das Feuer war indes erloſchen, das übrige Waſſer in den Schildkrötenſchalen fing an zu faulen und Robinſon war nunmehr unfähig, ſich von einer Seite auf die andere zu legen. Er glaubte die Annäherung des Todes zu fühlen und die Freude darüber machte ihn ſtark genug, ſich noch durch ein frommes Gebet zu ſeiner großen Reiſe vorzubereiten.

Er bat Gott noch einmal demütig um Vergebung ſeiner Sünden. Dann dankte er ihm für alle Güte, die er ihm — einem ſo unwürdigen Menſchen — ſein ganzes Leben hindurch erwieſen hatte. Beſonders aber dankte er ihm für die Leiden, die er zu ſeiner Beſſerung ihm zugeſchickt hatte, und von denen er jetzt mehr als jemals erkannte, wie wohlthätig ſie für ihn geweſen waren. Zuletzt bat er noch um Troſt und Segen für ſeine armen Eltern; dann empfahl er ſeine unſterbliche Seele der ewigen Vaterliebe ſeines Gottes — legte ſich darauf zurecht und erwartete den Tod mit freudiger Hingebung.

Auch ſchien derſelbe ſich mit ſtarken Schritten zu nähern. Die Beängſtigungen nahmen zu; die Bruſt fing an zu röcheln und das Atemholen wurde ihm immer ſchwerer. Jetzt, jetzt ſchien der letzte gewünſchte Augenblick da zu ſein! Eine Beängſtigung, wie er ſie noch nie gefühlt hatte, ergriff ſein Herz, der Atemzug ſtand plötzlich ſtill, er bekam Verzuckungen, neigte ſein Haupt und — hörte auf, ſich ſeiner bewußt zu ſein.

Alle ſchwiegen eine gute Weile und ehrten das Andenken eines Freundes, den ſie nie geſehen hatten, durch eine wehmütige Empfindung. — „Der arme Robinſon!" ſeufzten einige. „Gottlob," ſagten die anderen, „daß er nun von allen ſeinen Leiden befreit iſt!" — Und ſo ging die Geſellſchaft dieſen Abend ſtiller und nachdenkender auseinander als gewöhnlich.

Zweiter Teil.

12. Abend (Robinſons Wiedergeneſung; ſeine Bemühung, ein Schiff zu verfertigen).

„Väterchen, was willſt du uns denn nun erzählen?" fragte Lotte, da ſich alle wieder unter dem Apfelbaume eingefunden hatten, und der Vater Miene machte, als ob er für ſeine Kleinen abermals etwas in Bereitſchaft habe. (Die ganze Geſellſchaft hatte unterdes Unterricht im Korbmachen genommen, womit ſie jetzt beſchäftigt war.)

„Von Robinſon!" antwortete der Vater, und die Verſammlung machte große Augen.

Lotte. J, der iſt ja tot!

Johannes. O ſtille doch, Lotte! Er kann ja wohl wieder aufgelebt ſein. Weißt du nicht, daß wir ſchon einmal geglaubt haben, daß er tot wäre, und da lebte er ja doch noch?

Vater. Robinſon bekam, wie wir zuletzt gehört haben, Verzuckungen, neigte ſein Haupt und hörte auf, ſich ſeiner bewußt zu ſein. Ob er wirklich tot oder nur von einer ſtarken Ohnmacht überfallen ſei, das war noch unentſchieden.

Lange lag er in dem Zuſtande einer gänzlichen Sinnloſigkeit. Endlich — wer hätte es wohl gedacht! — kehrte das Bewußtſein in ſeine Seele zurück.

Alle. Ah! das iſt gut! das iſt herrlich, daß er noch nicht tot iſt!

Vater. Mit einem tiefen Seufzer fing er wieder an, auf die gewöhnliche Weiſe Atem zu holen. Dann ſchlug er ſeine Augen auf und blickte umher, als wenn er ſehen wolle, wo er ſei; denn wirklich war er in dieſem Augenblicke ſelbſt noch zweifelhaft, ob er aus ſeinem Leibe herausgegangen ſei, oder nicht. Endlich überzeugte er ſich von dem letzten und zwar zu ſeiner größten Betrübnis, weil der Tod ihm jetzt wünſchenswürdiger ſchien als das Leben.

Er fühlte ſich ſehr matt, aber doch ohne ſonderliche Schmerzen. Statt der trockenen, brennenden Hitze, die er vorher empfunden hatte, quoll jetzt ein ſtarker, wohlthätiger Schweiß aus allen ſeinen Gliedern. Um denſelben zu unterhalten, bedeckte er ſich noch immer mehr mit Fellen, und kaum hatte er eine halbe Stunde in dieſer Lage zugebracht, als er anfing große Erleichterung zu ſpüren.

Aber jetzt quälte ihn der Durſt auf die allerempfindlichſte Weiſe. Das übrige Waſſer war nicht mehr trinkbar; zum Glück erinnerte er ſich der Citronen. Mit vieler Mühe biß er endlich eine derſelben an und genoß ihres Saftes zu ſeiner merklichen Erquickung. Dann geriet er unter fortdauerndem Schweiße in einen ſanften Schlummer, der ſich erſt bei Aufgang der Sonne endigte. O, wie viel leichter war es ihm jetzt ums Herz, als am geſtrigen Tage! Die Wut der Krankheit hatte ſich offenbar gelegt, und ſein ganzes jetziges Übel beſtand nur noch in bloßer Mattigkeit. Er fühlte ſogar ſchon wieder einige Eßluſt und aß eine der gebratenen Kartoffeln, auf die er etwas Citronenſaft träufelte, um den Geſchmack derſelben erfriſchender zu machen.

Die beiden vorigen Tage hatte er ſich ſo gar nicht um ſeine Lamas bekümmert; jetzt aber war es ihm ein rührender Anblick, ſie zu ſeinen Füßen liegen zu ſehen, indem einige derſelben ihn ſtarr anſahen, als wenn ſie ſich erkundigen wollten, ob's noch nicht beſſer mit ihm ſei? Zum Glück können dieſe Tiere, ſo wie die Kameele, ſich viele Tage ohne Getränk behelfen; ſonſt würde es ſchlimm um ſie ausgeſehen haben, weil ſie nun ſchon ſeit zwei Tagen nicht getrunken, hatten und Robinſon auch jetzt noch viel zu ſchwach war, um aufzuſtehen und Waſſer für ſie holen zu können.

Da das alte Mutterlama ihm ſo nahe kam, daß er es erreichen konnte, ſo wandte er alle ſeine Kräfte an, ihm etwas Milch aus dem Euter zu ziehen, damit ſie ihm nicht vergehen möchte. Der Genuß der friſchen Milch mußte ſeinem kranken Körper auch wohl zuträglich ſein; denn es ward ihm recht wohl danach.

Nachher verfiel er von neuem in einen erquickenden Schlaf, aus dem er erſt nach Sonnenuntergang wieder erwachte. Und da verſpürte er ſchon viel ſtärkeren Hunger. Er aß alſo wieder einige Kartoffeln mit Citronenſaft und legte ſich abermals ſchlafen.

Dieſer fortdauernde erquickende Schlaf und die Güte ſeiner Natur wirkten ſo ſtark zur Wiederherſtellung ſeiner Kräfte, daß er am folgenden Morgen ſchon aufſtehen und — wiewohl mit ſchwachen, zitternden Füßen — einige Schritte verſuchen konnte.

Er ſchwankte aus der Höhle bis auf ſeinen Hofplatz. Hier hob er ſeine Augen gen Himmel. Ein ſanft erwärmender Strahl der Morgenſonne fiel durch die Bäume auf ſein Angeſicht, und es ward ihm, als wenn er neu geboren würde. „O, du ewiger Quell des Lebens!“ rief er aus, indem er ſich auf ſeine Kniee warf, „Gott! Gott! habe Dank, daß du mich noch einmal deine ſchöne Sonne erblicken und in ihrem Lichte die Wunder deiner Schöpfung ſehen läſſeſt! Habe Dank! Dank! Dank! daß du mich nicht verlaſſen haſt in meiner Not, daß du mich noch einmal zurückgerufen haſt ins Leben, um mir noch mehr Zeit zu meiner Beſſerung zu ſchenken! Laß mich doch ja jeden Tag meines noch übrigen Lebens dazu anwenden, damit ich zu jeder Zeit bereit gefunden werde, hinzureiſen nach dem Orte unſerer Beſtimmung, wo wir den Lohn unſerer guten und böſen Thaten empfangen werden.“

Nach dieſem kurzen, aber herzlichen Gebete weidete er ſeine Augen bald an dem großen blauen Gewölbe des Himmels, bald an den Bäumen und Stauden, die, in friſches Grün gekleidet und mit Tau beperlt, ſo lachend vor ihm daſtanden, bald an ſeinen treuen Lamas, die ſich freudig und liebkoſend an ihn her drängten. Es war ihm, als wäre er von einer langen Reiſe wieder zu den Seinigen zurückgekommen; ſein Herz floß über und ergoß ſich in ſüßen Freudenthränen.

Der Genuß der friſchen Luft und des friſchen Waſſers, welches er mit Milch vermiſchte, und die ſtille Heiterkeit ſeines Gemüts trugen nicht wenig dazu bei, ihn völlig wieder herzuſtellen. In einigen Tagen waren alle ſeine Kräfte erſetzt, und er ſah ſich imſtande, zu ſeinen Arbeiten zurückzukehren.

Das Erſte, was er vornahm, war eine Unterſuchung, was wohl aus ſeinen Töpfen möchte geworden ſein. Er öffnete den Ofen, und ſiehe da! alle ſeine Gefäße waren ſo ſchön überglaſet, als wenn ſie von einem unſerer Töpfer wären gemacht worden. In der Freude darüber vergaß er eine Zeitlang, daß er von dieſer ſeiner wohlgeratenen Arbeit nun keinen Gebrauch werde machen können, weil ſein Feuer ausgegangen war. Da ihm dieſes endlich einfiel, ſtand er mit geſenktem Haupte, ſah bald die Töpfe und Tiegel, bald die Feuerſtelle in ſeiner Küche an und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Doch blieb ſeine Betrübnis diesmal in den Schranken der Mäßigkeit. Er dachte nämlich: „Eben die gütige Vorſehung, die dir neulich Feuer verſchaffte, kann dir ja, entweder auf ebendieſelbe oder auf eine andere Weiſe, auch zum zweitenmale dazu verhelfen, wenn es ihr gefällig iſt.“ Überdas wußte er nun ſchon, daß er keinen Winter hier zu beſorgen hatte, und ungeachtet er von Jugend auf an Fleiſchſpeiſen gewöhnt war, ſo hoffte er doch, daß er auch ohne dieſelben, bloß von Früchten und von der Milch ſeiner Lamas werde leben können.

Lotte. I, er konnte ja auch geräuchertes Fleiſch eſſen! Das braucht ja nicht erſt gekocht zu werden.

Vater. Das iſt wahr; aber womit ſollte er denn ſein Fleiſch räuchern?

Lotte. Ja ſo! daran habe ich nicht gedacht.

Vater. Es reuete ihn indes nicht, die Töpfe gemacht zu haben; denn er konnte ſie nun wenigſtens zu Milchgefäßen gebrauchen. Den größten Teil davon hatte er zu einem beſondern Gebrauche auserſehen.

Johannes. Nun, wozu denn?

Vater. Er bildete ſich ein, daß ihm ſeine Kartoffeln noch beſſer ſchmecken würden, wenn er ſie mit etwas Butter eſſen könnte.

Gottlieb. Das glaube ich!

Vater. Aber ein hölzernes Butterfaß zu verfertigen, war ihm unmöglich. Er wollte daher verſuchen, ob die Butter ſich nicht auch in einem großen Topfe machen ließe. Er ſammelte alſo ſo viel Rahm, als er nötig zu haben glaubte. Dann machte er einen kleinen hölzernen Teller, mit einem Loche in der Mitte, in welches er einen Stock ſteckte. Mit dieſem Werkzeuge fuhr er in dem mit Rahm angefüllten Topfe ſo lange auf und nieder, bis die Butter von der Buttermilch ſich abſonderte, worauf er ſie mit Waſſer wuſch und mit etwas Salz vermiſchte.

So war er denn auch damit glücklich zuſtande gekommen; aber indem er die Frucht ſeines Fleißes jetzt genießen wollte, fiel ihm erſt ein, daß er auch keine Kartoffeln mehr braten könne, weil er kein Feuer habe, woran er in der Hitze ſeiner Geſchäftigkeit wiederum gar nicht gedacht hatte. Da ſtand nun die ſchöne Butter, welche ungegeſſen bleiben ſollte, und Robinſon daneben mit traurigem Geſichte. Er ſah ſich nun einmal wieder in ſeinen anfänglichen armſeligen Zuſtand verſetzt. Auſtern, Milch, Kokosnüſſe und rohes Fleiſch waren wieder ſeine einzigen Nahrungsmittel geworden, und es ſtand dahin, ob er dieſe immer werde haben können. Das Schlimmſte dabei war, daß er gar kein Mittel vor ſich ſah, wie er ſeinen Zuſtand je verbeſſern könne.

Was ſollte er nun vornehmen? Alles, was er mit ſeinen bloßen Händen machen konnte, war ſchon gethan. Es ſchien ihm alſo nichts mehr übrig zu ſein, als ſeine Lebenszeit mit Nichtsthun und Schlafen hinzubringen. Der ſchrecklichſte Zuſtand, den er ſich nur denken konnte! Denn die Arbeitsſamkeit war ihm jetzt ſchon ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, daß er nicht mehr leben konnte, ohne ſich mit einer nützlichen Verrichtung die Zeit zu vertreiben, und er pflegte nachher oft zu ſagen, daß er die Beſſerung ſeines Herzens vornehmlich dem Umſtande zu verdanken habe, daß er durch die anfängliche Hilfloſigkeit ſeines einſamen Aufenthaltes zu einer beſtändigen Geſchäftigkeit gezwungen worden ſei. Die Arbeitſamkeit, fügte er hinzu, iſt die Mutter vieler Tugenden, ſo wie die Faulheit der Anfang aller Laſter iſt.

Johannes. Ja, darin hat er gewiß auch recht. Wenn man nichts zu thun hat, ſo fällt einem lauter dummes Zeug ein!

Vater. Sehr richtig! Eben darum gab er nachher allen jungen Leuten den Rat, ſich doch ja von Kindheit an zu gewöhnen, immer geſchäftig zu ſein. Denn, ſagte er, ſo wie man ſich gewöhnt in der Jugend, ſo bleibt man gewöhnlich all ſein Lebelang, faul oder fleißig, geſchickt oder ungeſchickt, ein guter oder ein ſchlechter Menſch.

Nikolas. Das wollen wir uns merken.

Vater. Thut das, Kinder, und richtet euch danach; es wird euch nicht gereuen. — Unſer armer Robinſon dachte alſo lange hin und her, was für eine Arbeit er doch nun wohl wieder vornehmen könnte, um nicht müßig zu ſein. Und was meint ihr wohl, worauf er endlich verfallen ſei?

Johannes. Ich wüßte wohl, was ich gemacht hätte!

Vater. Nun, laß doch hören.

Johannes. Ich hätte die Lamafelle gerben wollen, damit ich nicht nötig gehabt hätte, ſie ſo rauh am Leibe zu tragen. Das mußte doch ſehr unbequem ſein in einem ſo heißen Lande!

Vater. Und wie hätteſt du denn das anfangen wollen?

Johannes. O, ich weiß wohl, wie die Lohgerber es machen! Wir haben's ja geſehen!

Vater. Nun!

Johannes. Erſt legen ſie die rauhen Häute einige Tage lang ins Waſſer, daß ſie recht durchweichen. Danach kriegen ſie ſie auf den Schabebaum und fahren mit dem Streicheiſen darüber hin, um das eingezogene Waſſer wieder herauszutreiben. Dann ſalzen ſie die Felle ein und bedecken ſie, daß die friſche Luft nicht dazu kommen kann. Das nennen ſie die Felle in die Schwitze bringen; denn da fangen ſie ordentlich an zu ſchwitzen, wie ein Menſch, der ſtark arbeitet. Danach können ſie die Haare mit dem Streicheiſen abſchaben. Wenn das geſchehen iſt, ſo legen ſie die Felle in die Treibfarbe, die aus Birkenrinde, aus Sauerteig und aus einer ſauren Brühe von Eichenrinde gemacht wird. Endlich werden dieſe Felle in die Lohgrube gelegt und mit einer Brühe übergoſſen, die auch aus Eichenrinde gemacht iſt, und davon werden ſie denn eigentlich gegerbt oder gar gemacht.

Vater. Gut, Johannes; aber erinnerſt du dich auch noch, was für Leder das eigentlich wird, das der Lohgerber auf dieſe Weiſe bereitet?

Johannes. Ja, ſo was, als man zu Schuhen, zu Stiefeln und zum Pferdegeſchirr gebraucht.

Vater. Alſo Leder, was nicht ſo geſchmeidig zu ſein braucht, als dasjenige, was wir zu Beinkleidern, zu Handſchuhen und zu ſo etwas gebrauchen?

Johannes. Nein.

Vater. Und wer bereitet denn das?

Johannes. Das thut der Weißgerber; aber deſſen Werkſtatt haben wir ja noch nicht geſehen.

Vater. So ging es dem Robinſon auch; er hatte weder des Lohgerbers noch des Weißgerbers Werkſtatt jemals beſucht; und daher konnte er es weder dem einem noch dem andern nachmachen.

Dietrich. Wie macht es denn der Weißgerber?

Vater. Anfangs ebenſo wie der Lohgerber, nur daß er die Felle nicht durch Lohe oder Kalk (denn den gebrauchen die Lohgerber auch), ſondern durch warmes Waſſer, mit Weizenkleie und Sauerteig vermiſcht und dann durch Aſchenlauge beizt. Wir wollen nächſtens zu ihm gehen.

Johannes. Ja, wenn Robinſon nun auch gewußt hätte, wie die Weißgerber es anfangen, ſo hätte er es doch nicht nachmachen können, weil er keine Weizenkleie und keinen Sauerteig hatte.

Vater. Siehſt du! Alſo die Luſt mußte er ſich ſchon vergehen laſſen.

Nikolas. Nun, was that er denn?

Vater. Tag und Nacht lag ihm der Gedanke im Kopfe, ob's ihm denn wohl gar nicht möglich wäre, ein Schiff zu verfertigen.

Johannes. Was wollte er denn mit dem Schiffe?

Vater. Was er damit wollte? Verſuchen, ob er nicht vielleicht aus ſeiner Einſamkeit, die ihm durch den Verluſt des Feuers abermals ſo traurig geworden war, ſich damit befreien und wieder zu Menſchen kommen könnte. Er hatte Urſache zu vermuten, daß das feſte Land von Amerika nicht fern ſein könne, und er war entſchloſſen, wenn er einen kleinen Kahn hätte, keine Gefahr zu achten, um wo möglich nach dieſem feſten Lande hinzukommen.

Voll von dieſem Gedanken lief er eines Tages aus, um einen Baum aufzuſuchen, den er durch Aushöhlen zu einem kleinen Kahne machen könne. Da er in dieſer Abſicht einige Gegenden durchlief, wo er bisher nicht geweſen war, ſo entdeckte er noch manches ihm unbekannte Gewächs, mit dem er allerlei Verſuche anzuſtellen beſchloß, um zu erfahren, ob’s ihm nicht zum Unterhalte dienen könne.

Unter anderem fand er einige Stauden von indiſchem Korn oder Mais, welches man bei uns türkiſchen Weizen zu nennen pflegt.

Nikolas. Ah! von welchem ich in meinem Garten habe?

Vater. Von dem nämlichen!

Er bewunderte die großen Ähren oder Kolben, an deren jeder er über 200 große Körner zählte, die wie Korallen aneinander gereihet waren. Er zweifelte nicht, daß man Mehlſpeiſen und Brot davon machen könnte; aber wie ſollte er die Körner malen? Wie das Mehl von der Kleie reinigen? Wie endlich Brot oder andere Speiſen daraus backen, da er nicht einmal Feuer hatte? Nichtsdeſtoweniger nahm er einige Kolben davon mit, um die Körner zu pflanzen. Denn, dachte er, wer weiß, ob ich nicht mit der Zeit einen nützlichen Gebrauch davon machen lerne?

Ferner entdeckte er einen Fruchtbaum, der ihm gleichfalls noch nicht vorgekommen war. Er ſah große Kapſeln daran hangen und da er eine davon erbrach, fand er wohl 60 Bohnen darin. Der Geſchmack derſelben wollte ihm nicht ſehr gefallen. Indes ſteckte er auch von dieſen eine reife Schote in ſeine Jagdtaſche.

Johannes. Was mochte denn das für eine Frucht ſein?

Vater. Es waren Kakaobohnen, von welchen die Schokolade gemacht wird.

Nikolas. Ah! nun kann er künftig Schokolade trinken!

Vater. So bald noch nicht! Denn erſtens kennt er die Kakaobohnen nicht, und dann, ſo müſſen ſie auch erſt beim Feuer geröſtet, klein geſtoßen und mit Zucker vermiſcht werden, und wir wiſſen ja, daß er weder Feuer noch Zucker hat. Auch thut man gemeiniglich allerlei Gewürz hinzu, als Kardamomen, Vanille und Gewürznägelein, die er auch nicht hatte. Doch die hätte er wohl entbehren können, wenn er nur gewußt hätte, wie er wieder zu Feuer kommen ſollte.

Endlich fand er noch einen recht großen, ihm gleichfalls völlig unbekannten Fruchtbaum, deſſen Früchte ſo groß als Kokosnüſſe und dabei ohne Schalen, alſo ganz genießbar und von ſehr angenehmem Geſchmacke waren. Der Baum ſelbſt war von ganz anderer Beſchaffenheit als der Kokosbaum; er beſtand nämlich nicht wie dieſer bloß aus einem Stamme, der ſich oben mit einer Krone von großen Blättern endigt, ſondern hatte ordentlich Zweige und Blätter wie bei uns die Obſtbäume. In der Folge erfuhr er, daß es einer von denjenigen Bäumen war, die man Brotfruchtbäume zu nennen pflegt, weil die Frucht derſelben ſowohl roh gegeſſen, als auch zerquetſcht und zu einem Teige geknetet bei den Wilden einiger Weltgegenden die Stelle des Brotes vertritt.

Der große Stamm dieſes Baumes war vor Alter ſchon auf der einen Seite ein wenig hohl geworden. Robinſon kriegte daher den Einfall, daß er vielleicht zu einem Kahne brauchbar wäre, wenn er ihn nur umhauen und völlig aushöhlen könnte.

Aber einen ſo nützlichen Baum, in der Ungewißheit, ob es ihm auch je gelingen werde, ein Schiff daraus zu machen, aufs Geratewohl zu verderben? — Er erſchrak vor dem Gedanken und wußte lange nicht, was er thun ſollte. Indeſſen merkte er ſich die Stelle, wo er ſtand und ging unentſchloſſen nachhauſe.

Auf ſeinem Rückwege fand er, was er zu finden längſt gewünſcht hatte, ein Papageienneſt mit flüggen Jungen. Wie groß war ſeine Freude über dieſen Fund! Aber indem er hinzutrat, um die Jungen auszunehmen, flatterten ſie alle davon, bis auf einen, den er glücklich haſchte. Er begnügte ſich damit und eilte froh nachhauſe.

Dietrich. Was konnte denn ein Papagei ihm eben helfen?

Vater. Er wollte ihm einige Worte ausſprechen lehren, um die Freude zu haben, einmal wieder eine menſchenähnliche Stimme zu hören. Uns freilich, die wir mitten in der menſchlichen Geſellſchaft leben und die wir des Glücks, Menſchen zu ſehen, Menſchen zu hören, mit Menſchen zu reden und mit ihnen umzugehen, alle Tage genießen, ſcheint die Freude, welche Robinſon ſich von dem Geſchwätze des Papageien verſprach, eben nicht von großer Erheblichkeit zu ſein. Aber wenn wir uns in ſeine Stelle verſetzen können, ſo werden wir begreifen, daß das, was uns eine unerhebliche Kleinigkeit ſcheint, für ihn ein großer Zuwachs an wirklicher Glückſeligkeit ſein mußte.

Er eilte alſo froh nachhauſe, verfertigte noch, ſo gut er konnte, einen Käfig, ſetzte denſelben mit ſeinem neuen Freunde neben ſeine Lagerſtelle und legte ſich ſchlafen.

13. Abend. (Robinſons Tageseinteilung).

Am folgenden Abend rief der Vater ſeine Kleinen etwas früher zuſammen, weil er, wie er ſagte, erſt eine Ratsverſammlung mit ihnen halten müſſe, bevor er in ſeiner Erzählung weiter gehen könne.

Worüber wollen wir uns denn beratſchlagen? riefen die Kleinen, indem ſie rund um ihn herum zuſammentraten.

Vater. Über eine Sache, die unſerm Robinſon die ganze Nacht hindurch im Kopfe herumgegangen iſt und weswegen er kein Auge hat zuthun können.

Alle. Nun?

Vater. Es war die Frage, ob er den alten Brotfruchtbaum, den er geſtern geſehen hatte, in der ungewiſſen Hoffnung, ob er daraus ein Schiff werde machen können, umhauen, oder ob er ihn ſtehen laſſen ſolle.

Johannes. Ich hätte ihn hübſch wollen ſtehen laſſen.

Dietrich. Und ich hätte ihn umgehauen.

Vater. Da ſind alſo zwei entgegengeſetzte Meinungen; der eine will den Baum umhauen, der andere will ihn ſtehen laſſen. Laßt doch hören, ihr anderen, was ihr dazu ſagt?

Gottlieb. Ich halte es mit Johannes.

Lotte. Ich auch, lieber Vater, der Baum ſoll ſtehen bleiben.

Fritzchen. Nein, er ſoll umgehauen werden, daß der arme Robinſon ein Schiff kriegt.

Nikolas. Das ſage ich auch.

Vater. Nun, ſo ſtellt euch in zwei Parteien, und dann wollen wir hören, was für Gründe jeder zu ſeiner Meinung hat. — So! Nun, Johannes, mache du den Anfang; warum ſoll der Baum ſtehen bleiben?

Johannes. I, weil er ſo ſchöne Früchte trägt, und weil er vielleicht der einzige ſeiner Art auf der ganzen Inſel iſt.

Dietrich. O, es iſt ſchon ein alter Baum; der wird doch nicht lange mehr Früchte tragen!

Johannes. Woher weißt du das? Er iſt ja nur erſt ein wenig hohl und wie viele hohle Bäume giebt es nicht, die noch manches Jahr Früchte tragen?

Nikolas. Robinſon darf ja nur recht viele junge Zweige von dieſem Baume auf andere Stämme pfropfen, ſo wird er Brotbäume genug kriegen.

Gottlieb. Ja, aber ſind ſie denn ſogleich groß? Darüber können ja wohl vier Jahre hingehen, ehe die gepfropften Bäume anfangen Früchte zu tragen.

Fritzchen. Iſt es denn nicht beſſer, daß er ein Schiff kriegt und wieder zu Menſchen fährt, als daß er da immer und ewig auf ſeiner Inſel ſitzt und Brotfrucht ißt?

Johannes. Ja, wenn das Schiff ſogleich fertig wäre! Womit will er denn den Baum umhauen, und womit will er ihn aushöhlen, da er nur eine ſteinerne Axt hat?

Dietrich. O, wenn er nur lange genug daran hauet und nicht ungeduldig wird, ſo wird er ſchon damit zuſtande kommen!

Gottlieb. Aber dann, ſo hat er ja noch keine Segel! Was will er denn mit dem bloßen Schiffe anfangen?

Nikolas. O, er muß ſich mit Rudern helfen!

Lotte. Ja! das wird ſchön gehen! Weißt du nicht mehr, da wir bei Travemünde auf der Oſtſee waren*) und dem einen Botsmanne das Ruder brach, wie es uns da beinahe gegangen wäre? Vater ſagte ja, wenn das zerbrochene Ruder nicht noch zu gebrauchen wäre, ſo hätte uns der andere Bootsmann allein nicht wieder ans Land bringen können.

Dietrich. O, das war auch ein großer Kahn und waren ja achtzehn Menſchen darin! Wenn ſich Robinſon einen kleinen Kahn und zwei Ruder macht, ſo wird er ihn ſchon allein lenken können.

Vater. Nun, Kinder, ihr ſehet, die Sache iſt gar nicht leicht zu entſcheiden. Alles, was ihr da geſagt habt, ging dem guten Robinſon die Nacht hindurch auch im Kopfe herum; und das nennt man eine Sache überlegen, wenn man nachdenkt, ob es beſſer ſei, ſie zu thun oder nicht zu thun.

Seitdem Robinſon die traurigen Folgen ſeiner übereilten Entſchließung, in die weite Welt zu reiſen, empfunden hatte, befolgte er immer die Regel: nie wieder etwas zu thun, ohne erſt vorher eine vernünftige Überlegung darüber angeſtellt zu haben. Das that er alſo auch jetzt. Nachdem er nun die Sache lange genug hin und her überdacht hatte, ſo fand er, daß alles auf die Frage ankomme: ob es klug gehandelt ſei, einen kleinen, aber gewiſſen Vorteil hinzugeben, um einen größeren, aber noch ungewiſſen Vorteil dadurch zu erlangen? Da fiel ihm nun zuerſt die Fabel von dem Hunde ein, der das Stück Fleiſch, welches er im Munde hielt, fahren ließ, um nach dem Schatten desſelben im Waſſer zu greifen und darüber am Ende gar nichts hatte. Aber bald darauf erinnerte er ſich auch, wie es die Landleute machen, daß ſie nämlich einen Teil des Korns, welches ſie ſchon haben, ausſtreuen, in der Hoffnung, noch weit mehr dadurch zu gewinnen. Das Verfahren des Hundes nennt jedermann unvernünftig, das Verfahren des Landmanns hingegen vernünftig und klug. Was mag denn wohl, dachte Robinſon, der Unterſchied hierbei ſein?

Er ſann noch ein Weilchen darüber nach, und dann ſagte er zu ſich ſelbſt: Ja, ja, ſo iſt’s! Der Hund handelte unvernünftig, weil er nur ſeiner Begierde folgte, ohne zu überlegen, ob er das, was er haſchen wollte, auch wirklich erlangen könne. Der Ackermann aber handelte vernünftig, weil er mit großer Wahrſcheinlichkeit hoffen konnte, daß er mehr Korn wieder bekommen werde, als er ausſtreuete.

Nun, ſagte er ferner, bin ich nicht in ebendemſelben Falle? Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ich durch anhaltenden Fleiß endlich damit zuſtande kommen werde, aus dem alten Baume einen Kahn zu machen? Und wenn mir dieſes glücken ſollte, habe ich dann nicht Hoffnung, mich aus dieſer traurigen Einöde befreien zu können?

Der Gedanke an ſeine Befreiung wurde in dieſem Augenblicke ſo lebhaft in ſeiner Seele, daß er plötzlich aufſprang, ſein ſteinernes Beil ergriff und ſpornſtreichs nach dem Baume hinlief, um das große Werk ſogleich anzufangen.

Aber hatte er jemals ein mühſeliges und langwieriges Geſchäft unternommen, ſo war es dieſes! Tauſend andere Menſchen würden nach dem erſten Hiebe den Arm mutlos wieder haben ſinken laſſen und die Sache für unmöglich gehalten haben. Aber Robinſon hatte ſich nun einmal, wie wir wiſſen, zum Geſetz gemacht, ſich durch keine Schwierigkeit von irgend einem vernünftigen Vorhaben abſchrecken zu laſſen; alſo blieb er auch diesmal mit großer Standhaftigkeit bei ſeinem einmal gefaßten Vorſatze, die Ausführung mochte ihm auch noch ſo viel Zeit und noch ſo viel Arbeit koſten.

Nachdem er von Sonnenaufgang an bis gegen Mittag faſt unaufhörlich gearbeitet hatte, war das Loch, welches er durch tauſend Hiebe in den Stamm gehauen hatte, noch nicht ſo groß, daß er ſeine Hand hineinlegen konnte. Daraus könnt ihr im voraus ſchließen, wie viel Zeit er gebrauchen wird, um den ganzen, ziemlich dicken Baum völlig umzuhauen und ein Schiff daraus zu zimmern.

Er ſah nun wohl, daß das eine Arbeit von mehr als einem Jahre ſein würde, und er hielt daher für nötig, eine ordentliche Einteilung ſeiner Tageszeit zu machen, um für jede Stunde ein gewiſſes Geſchäft zu haben. Denn er hatte ſchon aus der Erfahrung gelernt, daß bei einem geſchäftigen Leben nichts mehr unſeren Fleiß befördert und erleichtert, als Ordnung und regelmäßige Einteilung der Tagesſtunden. Hier iſt ein Verzeichnis, woraus ihr ſehen könnt, wozu er jede Stunde gewidmet hatte.

Sobald der Tag anbrach, ſtand

---

*) Die Geſellſchaft hatte einige Zeit vorher die verſprochene Luſtreiſe gemacht.

er auf und lief nach der Quelle, um Kopf, Hände und Füße zu waſchen. Da er kein Handtuch hatte, ſo mußte er ſich von der Luft trocknen laſſen, welches er dadurch beförderte, daß er jedesmal in vollem Laufe nach ſeiner Wohnung zurückrannte. Dann kleidete er ſich völlig an. War dieſes geſchehen, ſo erſtieg er den Hügel über ſeiner Höhle, wo er eine freiere Ausſicht hatte, warf ſich auf die Kniee und verrichtete ein andächtiges Morgengebet, wobei er nie vergaß, Gott um Segen für ſeine Eltern zu bitten. Hierauf molk er ſeine Lamas, von welchen er ſich nach und nach eine kleine Herde zugezogen hatte. Einen Teil der Milch verwahrte er jedesmal in ſeinem Keller; die übrige genoß er zum Frühſtück. Darüber war denn ungefähr eine Stunde verfloſſen. Nun legte er alles, was zu ſeiner Bewaffnung gehörte, an und machte ſich auf den Weg, entweder gleich nach dem Orte, wo der Baum ſtand, oder falls es eben Ebbezeit war, erſt nach dem Strande, um einige Auſtern zum Mittagseſſen aufzuleſen. Seine Lamas liefen dann gewöhnlich alle hinter ihm her und weideten neben ihm, indes er ſelbſt mit Hauen beſchäftigt war.

Gegen zehn Uhr war die Hitze gemeiniglich ſo ſtark, daß er mit ſeiner Arbeit einhalten mußte. Dann ging er wieder nach dem Strande, teils um Auſtern zu ſuchen, falls er des Morgens keine gefunden hatte, teils um ſich zu baden, welches er gewöhnlicherweiſe des Tages zweimal zu verrichten pflegte. Gegen elf Uhr war er mit ſeiner ganzen Begleitung wieder zuhauſe.

Dann molk er abermals die milchgebenden Lamas, bereitete Käſe aus der ſauer gewordenen Milch und richtete ſeine kleine Mittagsmahlzeit an, die gemeiniglich aus Milch, mit friſchem Käſe vermiſcht, einigen Auſtern und einer halben Kokosnuß beſtand. Es kam ihm dabei ſehr zuſtatten, daß man in dieſen heißen Erdgegenden nicht halb ſoviel Eßluſt zu haben pflegt, als in den kalten Ländern. Dennoch ſehnte er ſich ſehr nach Fleiſchſpeiſen und konnte endlich nicht umhin, wieder zu dem anfänglich von ihm erdachten Mittel, das Fleiſch durch Klopfen mürbe zu machen, ſeine Zuflucht zu nehmen.

Während der Mahlzeit beſchäftigte er ſich mit ſeinem Papagei, dem er allerlei vorplauderte, um ihn einige Worte ſprechen zu lehren.

Fritzchen. Womit fütterte er ihn denn?

Vater. In der Wildheit pflegen die Papageien ſich größtenteils von Kokosnüſſen, Eicheln und Kürbiskörnern zu nähren; zahm eſſen ſie faſt alles, was Menſchen eſſen. Robinſon fütterte den ſeinigen mit Kokosnüſſen und Käſe.

Nach der Mahlzeit ruhete er eine Stunde im Schatten oder in ſeiner Höhle aus, der Papagei und die Lamas um ihn herum. Da konnte er nun zuweilen ſitzen und zu den Thieren plaudern, ordentlich wie ein kleines Kind, das mit ſeiner Puppe redet, und ſich einbildet, daß die Puppe es verſtehe. So groß war das Bedürfnis ſeines Herzens, irgend einem lebenden Weſen ſeine Gedanken und ſeine Empfindungen mitzuteilen, daß er oft darüber vergaß, daß er zu vernunftloſen Tieren redete. Und wenn ſein Päpchen, den er Pol nannte, je zuweilen ein verſtändliches Wort ihm nachſchwatzte, o, wer war dann glücklicher, als er! Er glaubte eine menſchliche Stimme zu hören, vergaß Inſel, Lamas und Papagei und war in ſeiner Einbildung mitten in Europa. Aber dieſer ſüße Traum dauerte gemeiniglich nur eine Minute; dann ſaß er wieder da im vollen Bewußtſein ſeines kläglichen Einſiedlerlebens und ſeufzte: armer Robinſon!

Gegen zwei Uhr nachmittags —

Nikolas. Ja, wußte er denn immer, was die Glocke geſchlagen hatte?

Vater. Er richtete ſich nach ebenderſelben Uhr, nach der unſere Landleute ſich zu richten pflegen. Er beobachtete nämlich den Stand der Sonne und ſchloß daraus auf die Tageszeit.

Um zwei Uhr nachmittags alſo pflegte er wieder an ſeine Schiffsbauarbeit zu gehen. Unter dieſer wirklich ſchweren Arbeit brachte er dann jedesmal wiederum zwei volle Stunden hin. Waren dieſe verfloſſen, ſo lief er abermals nach dem Strande, teils um ſich zum zweitenmale zu baden, teils um wieder Auſtern zu ſuchen. Den Reſt des Tages wandte er zu allerlei Gartenarbeit an. Bald pflanzte er Mais oder Kartoffeln, in der Hoffnung, einſt wieder Feuer zu bekommen und dieſe Gewächſe nützen zu können; bald pfropfte er Reiſer von dem Brotfruchtbaume ein — denn durch öftere Verſuche und durch Nachdenken hatte er ſich endlich auch dieſe Kunſt zu eigen gemacht —, bald begoß er die gepfropften jungen Stämme; bald pflanzte er Hecken, um ſein Gartenland einzuſchließen, und bald beſchnitt er die Baumwand vor ſeiner Höhle, um die Zweige ſo zu ziehen, daß ſie mit der Zeit zuſammenwüchſen und eine große Laube bildeten.

Zu Robinſons Leidweſen dauerte der längſte Tag auf ſeiner Inſel höchſtens 13 Stunden, ſo daß es abends um 7 Uhr ſchon finſter war. Er mußte daher alle Geſchäfte, wobei er Licht gebrauchte, noch vor dieſer Zeit vollenden.

Gegen 6 Uhr alſo, wenn ſonſt nichts Wichtiges zu thun mehr übrig war, ſtellte er gemeiniglich noch einige ritterliche Leibesübungen an.

Gottlieb. Was heißt das?

Vater. Er übte ſich im Bogenſchießen und Spießwerfen, um im Fall der Not, ſich gegen einen Anfall der Wilden, vor welchen ihm noch immer bange war, verteidigen zu können. In beiden brachte er es nach und nach zu einer ſolchen Fertigkeit, daß er ein Ziel, welches nicht größer als ein Gulden war, nur ſehr ſelten verfehlte.

Sobald die Dämmerung anbrach, molk er wiederum ſeine Lamas und hielt darauf eine ländliche und mäßige Abendmahlzeit, wozu er ſich von den Sternen oder von dem Monde leuchten ließ.

Die letzte Stunde des Abends wandte er zum Nachdenken über ſich ſelbſt an. Er ſetzte ſich nämlich entweder auf den Gipfel des Berges nieder, wo er das ganze ſternbeſäete Himmelsgewölbe über ſich hatte, oder er luſtwandelte auch wohl in der Abendkühle nach dem Strande zu. Dann pflegte er ſich ſelbſt in Gedanken folgende Fragen vorzulegen:

> „Wie haſt du dieſen Tag nun wieder hingebracht? Biſt du im Genuſſe der Gaben Gottes, die dir heute wieder zuteil geworden ſind, auch wohl des großen Gebers derſelben immer eingedenk geweſen? Hat dein Herz auch Liebe und Dankbarkeit gegen ihn empfunden? Haſt du ihm vertraut, wenn es dir übel ging? Haſt du ſeiner nicht vergeſſen, wenn du fröhlich warſt? Haſt du jeden böſen Gedanken, der dir einfiel, jede böſe Begierde, die in dir rege ward, auch ſogleich unterdrückt? Und haſt du heute alſo wirklich zugenommen im Guten?"

So oft nun ſein Herz auf dieſe und ähnliche Fragen mit einem freudigen Ja! antworten konnte, o, wie war ihm dann ſo wohl! Und mit welcher Inbrunſt ſang er dann ein Loblied zum Preiſe des großen Gottes, der zum Gutesthun ihm Segen und Kraft verliehen hatte. So oft er aber Urſache fand, mit ſich ſelbſt nicht ganz ſo zufrieden zu ſein: o, wie ſchmerzte es ihn dann, einen Tag ſeines Lebens verloren zu haben! Denn für verloren hielt er jeden Tag, an dem er etwas gedacht oder gethan hatte, was er am Abend desſelben mißbilligen mußte. Neben dem Striche, mit welchem er einen ſolchen Tag in ſeinen Kalenderbaum eingrub, pflegte er dann ein Kreuz zu machen, um ſich beim Anblicke desſelben ſeines Unrechts zu erinnern und ſich künftig deſto mehr in acht zu nehmen.

Seht, ihr lieben Kinder, ſo machte es Robinſon, um täglich beſſer und frömmer zu werden. Iſt es euch nun auch ein wirklicher Ernſt mit der Beſſerung eurer Herzen, ſo rate ich euch, ihm darin nachzuahmen. Setzt gleichfalls, ſo wie er, eine Abendſtunde feſt, um über eure Aufführung an dem jedesmal verfloſſenen Tage im Stillen nachzudenken und findet ſichs, daß ihr etwas gedacht, geredet oder gethan habt, was ihr vor Gott und eurem eigenen Gewiſſen nicht gutheißen könnt, ſo ſchreibt es in ein kleines Büchlein, um euch von Zeit zu Zeit wieder daran zu erinnern und vor jeder neuen Begehung ebendesſelben Fehlers euch in acht zu nehmen. So werdet ihr, gleich ihm, von Tage zu Tage beſſer und alſo auch von Tage zu Tage zufriedener und glücklicher werden.

Hiermit ſtand der Vater auf und jeder von der Geſellſchaft ging allein in einen beſondern Gang des Gartens, um den guten Rat desſelben ſogleich in Erfüllung zu bringen.

14. Abend. (Robinſon findet die Spuren von Menſchenfreſſern.)

Nun, Kinder, fuhr der Vater am folgenden Abend fort, auf eben die Weiſe, wie ich euch geſtern erzählt habe, lebte unſer Robinſon, einen Tag wie den andern, drei volle Jahre lang. In dieſer ganzen Zeit ſetzte er ſeine Schiffsarbeit unabläſſig fort, und wie weit meint ihr nun wohl, daß er in der langen Zeit damit gekommen war? — Ach, der Stamm war noch nicht einmal zur Hälfte ausgehöhlt und es ſchien noch immer ſehr zweifelhaft zu ſein, ob er, bei aller ſeiner Arbeitſamkeit, in drei oder vier anderen Jahren mit dem ganzen Werke zuſtande kommen werde.

Dennoch fuhr er unermüdet fort, daran zu arbeiten; denn was ſollte er anders machen? Und etwas zu thun wollte und mußte er doch nun einmal haben! — Eines Tages fiel ihm aber plötzlich ein, daß er dieſe Inſel nun ſchon ſo lange bewohne und gleichwohl erſt den kleinſten Teil derſelben geſehen habe. Das iſt doch nicht recht, dachte er, daß du durch deine Furchtſamkeit dich ſo lange haſt abhalten laſſen, eine Reiſe von einem Ende der Inſel bis an das andere zu machen. Wer weiß, was du in den anderen Gegenden derſelben zu deinem Vorteile hätteſt entdecken können!

Dieſer Gedanke wurde ſo lebhaft in ſeiner Seele, daß er ſich auf der Stelle entſchloß, die Reiſe gleich mit Anbruch des folgenden Tages anzutreten.

Nikolas. Wie groß war denn die Inſel wohl?

Vater. Ungefähr ſo groß, als das ganze Hamburgiſche Gebiet zuſammengenommen, das Amt Ritzebüttel mitgerechnet; — alſo etwa drei Meilen lang und ſechs bis acht im Umkreiſe. Noch an ebendemſelben Tage machte er alles zur Abreiſe fertig. Am anderen Morgen bepackte er eins ſeiner Lamas mit Lebensmitteln auf vier Tage, legte ſeine ganze Rüſtung an, empfahl ſich dem göttlichen Schutze, und machte ſich getroſt auf den Weg. Seine Abſicht aber war, ſich ſo viel als möglich in der Nähe des Strandes zu halten, weil er den dichten Wäldern, aus Furcht vor wilden Tieren, noch immer nicht traute.

An dieſem erſten Tage ſeiner Wanderſchaft fiel eben nichts Merkwürdiges mit ihm vor. Er machte ungefähr drei Meilen an demſelben, und je weiter er kam, deſto mehr überzeugte er ſich, daß er ſeinen Aufenthalt gerade in der unfruchtbarſten Gegend der Inſel genommen hatte. An vielen Orten fand er Fruchtbäume, die er noch nie geſehen hatte, von welchen er aber mit Recht vermutete, daß ſie ihm ein geſundes und wohlſchmeckendes Nahrungsmittel gewähren würden. In der Folge lernte er, mit dem eigentlichen Gebrauche derſelben, auch ihre Namen kennen. Es fand ſich darunter der Papiermaulbeerbaum, aus deſſen Rinde die Japaner ein ſchönes Papier machen, und die Bewohner der Inſel Otaheite ein Sommerzeug zu Kleidern verfertigen, von dem ich euch nachher eine kleine Probe zeigen will, die ich aus England erhalten habe.

Die Nacht brachte Robinſon, aus Furcht vor wilden Tieren, auf einem Baume zu, und mit Anbruch des Tages ſetzte er ſeine Reiſe fort.

Er war noch nicht lange gegangen, als er das äußerſte ſüdliche Ende der Inſel erreichte. Hier war der Boden an einigen Stellen etwas ſandig. Indem er nun nach der letzten Landſpitze hingehen wollte, blieb er plötzlich, wie vom Donner gerührt, auf der Stelle ſtehen, ward blaß wie die Wand, und zitterte am ganzen Leibe.

Johannes. Warum denn?

Vater. Er ſah, was er hier zu ſehen nie vermutet hatte — die Fußtapfen eines oder einiger Menſchen im Sande.

Nikolas. Und davor erſchrickt er ſo? Das ſollte ihm ja lieb geweſen ſein

Vater. Die Urſache ſeines Schreckens war dieſe: er dachte ſich in dem Augenblicke den Menſchen, von dem die Spur herrührte, nicht als ein mit ihm verbrüdertes, liebeatmendes Weſen, welches bereit ſei, ihm zu helfen und zu dienen, wo es nur könnte, ſondern ein grauſames, menſchenfeindliches Geſchöpf, das ihn wütend anfallen, ihn töten und verſchlingen werde. Mit einem Worte: er dachte ſich bei dieſer Spur keinen geſitteten Europäer, ſondern einen wilden, menſchenfreſſenden Kannibalen, deren es damals, wie ihr wißt, auf den Karaibiſchen Inſeln gegeben haben ſoll.

Gottlieb. Ja, das glaube ich, da mußte er auch wohl erſchrecken!

Vater. Aber weiſer und beſſer wäre es doch geweſen, wenn er ſich von Jugend an gewöhnt hätte, vor keiner, auch noch ſo großen Gefahr dergeſtalt zu erſchrecken, daß er ſeines Verſtandes nicht mehr mächtig bliebe. Und dahin, meine lieben Kinder, können wir es alle bringen, wenn wir uns nur frühzeitig genug bemühen, geſund und ſtark an Leib und Seele zu werden.

Johannes. Ja, wie wird man das aber?

Vater. Dadurch, lieber Johannes, daß man durch eine arbeitſame, mäßige und, ſo viel möglich, natürliche Lebensart ſeinen Körper abzuhärten, und ſeinen Geiſt durch unbefleckte Tugend und Gottesfurcht über jede Abwechslung des Schickſals zu erheben, und gegen jedes Unglück im voraus zu bewaffnen ſucht. Wenn ihr alſo, nach unſerem Beiſpiele, euch mit einem mäßigen Genuſſe geſunder, einfacher und ungekünſtelter Speiſen zu begnügen, und das ſüße Gift der Leckereien immer mehr und mehr zu verſchmähen lernt; wenn ihr den Müßiggang als eine Peſt des Leibes und der Seele flieht, und, ſo viel es immer möglich iſt, bald durch Kopfarbeit — durch Lernen und Nachdenken — bald durch Handarbeit beſchäftigt ſeid; wenn ihr euch oft freiwillig übt, etwas ſehr Angenehmes, das ihr gar zu gern haben möchtet, und auch haben könntet, aus eigener Entſchließung zu entbehren, und etwas ſehr Unangenehmes, das euch äußerſt zuwider iſt, und das ihr auch von euch abwehren könntet, mit Vorſatz zu übernehmen: wenn ihr euch der Hilfleiſtungen anderer Menſchen ſo wenig als möglich bedient und vielmehr durch euren eigenen Verſtand und durch eure eigenen Leibeskräfte eure Bedürfniſſe jedesmal ſelbſt zu befriedigen, euch ſelbſt zu raten und aus Verlegenheiten zu ziehen ſucht; wenn ihr endlich in eurem ganzen Leben den großen Schatz eines guten Gewiſſens zu bewahren, und dadurch euch des Beifalls und der Liebe unſeres allmächtigen und allgütigen himmliſchen Vaters zu verſichern trachtet: dann, liebſte Kinder, werdet ihr geſund an Leib und Seele ſein; dann werdet ihr bei jeder Abwechslung des Schickſals ruhig bleiben, weil ihr alsdann feſt überzeugt ſeid, daß euch nichts begegnen könne, was euch nicht von einem weiſen und liebevollen Gotte zu eurem wahren Beſten zugeſandt werde.

Unſer Robinſon hatte es, wie wir ſehen, in dieſer auf Gottesfurcht gegründeten Standhaftigkeit noch nicht ſo weit gebracht, als es zu ſeiner Ruhe und Glückſeligkeit nötig geweſen wäre. Daran war wohl unſtreitig dieſes Schuld, daß er nun einige Jahre hindurch ein ganz ruhiges, von allen Gefahren und Unglücksfällen freies Leben geführt hatte. Denn, Kinder, — merkt euch dieſe wichtige Wahrheit! — gar zu große Ruhe und Sicherheit verderben den Menſchen, machen ihn weibiſch, furchtſam, gemeiniglich auch laſterhaft; und es iſt daher auch eine große Wohlthat Gottes, wenn er uns zuweilen einige Widerwärtigkeiten zuſchickt, die unſere Leibes- und Seelenkräfte in Thätigkeit ſetzen und unſeren Mut durch Übung ſtärken müſſen. —

Robinſon ſtand, wie wir gehört haben, beim Anblick der Menſchenſpur wie vom Donner gerührt. Furchtſam blickte er umher, lauſchte mit großer Ängſtlichkeit auf jedes kleine Geräuſch der Blätter und wußte vor Verwirrung lange nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Endlich raffte er ſich auf, floh, wie einer, der verfolgt wird, und hatte nicht das Herz, auch nur ein einziges Mal ſich umzuſehen. Aber plötzlich machte ihn etwas ſtutzen und verwandelte ſeine Furcht in Grauſen und Entſetzen.

Er ſah — bereitet euch, Kinder, einen erſchrecklichen Anblick zu ertragen und den ſchaudervollen Zuſtand zu ſehen, in welchen Menſchen geraten können, welche ohne Erziehung und Unterricht aufwachſen und ſich ſelbſt überlaſſen bleiben! — er ſah einen Ort, woſelbſt ein runder Kreis in die Erde gegraben war, in deſſen Mitte ſich eine alte Feuerſtelle befand. Rund um dieſen Ort herum lagen — mich ſchaudert, indem ich's euch erzählen muß — Hirnſchädel, Hände, Füße und andere Gebeine menſchlicher Körper, von welchen das Fleiſch abgenagt war.

Alle. Von wem? von wem?

Vater. Von — Menſchen; doch nein, nur von menſchenähnlichen Geſchöpfen, die ſo dumm und viehiſch aufgewachſen waren, daß ſie, gleich wilden Tieren, weder von Ekel, noch von mitleidiger Menſchenliebe abgehalten wurden, das Fleiſch ihrer abgeſchlachteten Brüder zu verzehren. Es wohnten nämlich damals, wie ich ſchon erwähnt habe, auf den Karaibiſchen Inſeln wilde Menſchen, die man Kannibalen oder Menſchenfreſſer nennt, weil ſie die abſcheuliche Gewohnheit hatten, alle ihre Feinde, die ſie im Kriege lebendig gefangen bekamen, zu ſchlachten, unter Tanzen und Singen zu braten und dann mit unmenſchlichem Heißhunger zu verſchlingen.

Lotte. Pfui! die abſcheulichen Leute!

Vater. Ihre unmenſchlichen Sitten, liebe Lotte, wollen wir verabſcheuen, aber nicht die armen Leute ſelbſt, die ja nichts dafür können, daß man ſie nicht beſſer unterrichtet und erzogen hat. Hätteſt du das Unglück gehabt, unter ſolchen armen Wilden geboren zu werden, gewiß, du würdeſt eben ſo wie ſie nackt, wild und unvernünftig in Wäldern umherlaufen, würdeſt dein Geſicht und deinen Leib mit Rötel beſchmieren; man würde dir Ohren und Naſe durchlöchert haben; du würdeſt dir nicht wenig darauf einbilden, Vogelfedern, Muſchelſchalen und andere dergleichen Dinge darin zu tragen, und an den unmenſchlichen Mahlzeiten deiner wilden Eltern und Landsleute würdeſt du einen eben ſo frohen Anteil nehmen, als du jetzt an unſeren beſſeren Speiſen nimmſt. Freuet euch alſo, liebe Kinder, und danket Gott dafür, daß er euch von geſitteten, vernünftigen und menſchlich geſinnten Eltern hat laſſen geboren werden, die es euch ſo leicht machen, auch geſittete, vernünftige und menſchlich geſinnte Menſchen zu werden, und bedauert das Schickſal unſerer armen Brüder, die noch jetzt in dem unglückſeligen Zuſtand einer tieriſchen Wildheit leben.

Fritzchen. Wo ſind denn jetzt noch wohl ſolche Menſchen?

Johannes. Weit, weit von hier, Fritzchen! auf der Inſel, die man Neu-Seeland nennt, und noch in einigen anderen Ländern. Vater hats uns vorigen Winter aus einer Reiſebeſchreibung vorgeleſen. Da ſollen die Leute auch noch ſo wild und barbariſch ſein, daß ſie Menſchenfleiſch eſſen. Aber die Engländer, die ſie entdeckt haben, werden ſie wohl zahm machen.

Fritzchen. Das iſt gut!

Vater. Laßt uns nun wieder zu unſerm Robinſon zurückkehren.

Er wandte ſein Geſicht von dieſem gräßlichen Schauſpiele weg; ihm wurde übel, und er würde in Ohnmacht geſunken ſein, wenn die Natur ſich nicht durch heftiges Erbrechen geholfen hätte.

Sobald er ſich ein wenig erholt hatte, rannte er mit der äußerſten Geſchwindigkeit davon. Kaum daß ſein treues Lama ihm folgen konnte. Doch lief es ihm nach. Aber ſo ſehr hatte die Furcht den Verſtand unſeres armen Robinſon umnebelt, daß er auf ſeiner Flucht dieſes ihm folgenden Tieres vergaß, die Tritte desſelben für die Fußtritte eines ihm nacheilenden Kannibalen hielt, und daher mit der größten Seelenangſt alle ſeine Kräfte anſtrengte, um ihm zu entlaufen. Noch nicht genug; auch ſeine Rüſtung, ſeinen Spieß, ſeinen Bogen, ſogar ſein ſteinernes Beil — die er jetzt über alles hätte wert achten ſollen — warf er von ſich, weil ſie ihn im Laufe hinderten. Dabei achtete er ſo wenig auf den Weg, daß er bald hier, bald da ausbeugte, und am Ende, da er gar nicht mehr wußte, wo er war, ſich in einem ordentlichen Kreiſe herumdrehte, und nach ungefähr einer Stunde wieder an demſelben ſchrecklichen Orte war, von wannen ſein Lauf angefangen hatte.

Neues Entſetzen! neue Betäubung; denn er merkte nicht, daß dies eben der Ort war, den er ſchon einmal geſehen hatte, ſondern hielt ihn für ein zweites Denkmal der unmenſchlichen Denkart derer, vor welchen er floh. Er rannte alſo mit der Schnelligkeit des Sturmwindes davon und hörte nicht eher auf zu laufen, bis er ermattet, ohnmächtig und ſinnlos zu Boden ſtürzte.

Indes er ſo lag und von ſich ſelbſt nichts wußte, fand ſein Lama ſich wieder bei ihm ein und lagerte ſich zu ſeinen Füßen. Zufälligerweiſe war dies gerade ebendieſelbe Stelle, wo er vorher ſeine Waffen abgeworfen hatte. Da er alſo nach einiger Zeit die Augen wieder öffnete, fand er alles das Seinige neben ſich im Graſe liegen. Dies und was vorhergegangen war, ſchien ihm jetzt ein Traum zu ſein; er wußte nicht, weder wie er ſelbſt, noch wie alles dies hierher gekommen war; ſo ſehr hatte die Furcht ihn aller Beſonnenheit beraubt!

Er machte ſich von neuem auf, aber da die Heftigkeit der Angſt ſich unterdes etwas gelegt hatte, ſo war er nunmehr darauf bedacht, ſeine Waffen, das einzige Verteidigungsmittel, welches er hatte, zu bewahren und nahm ſie mit ſich. Er fühlte ſich aber ſo entkräftet, daß es ihm unmöglich war, ferner eben ſo geſchwind als vorher zu laufen, ſo ſehr die Furcht ihn auch dazu antrieb. Der Hunger war ihm für den ganzen Tag vergangen und nur ein einziges Mal nahm er ſich die Zeit, ſeinen Durſt bei einer Quelle zu ſtillen.

Er hoffte, ſeine Burg zu erreichen, aber das war ihm unmöglich. Da es ſchon angefangen hatte, Nacht zu werden, befand er ſich noch über eine halbe Stunde weit von ſeiner Wohnung, an einem Orte, den er ſeinen Sommerpalaſt zu nennen pflegte. Dieſer beſtand aus einer Laube und aus einer ziemlich weiten Umzäunung, worin er einen Teil ſeiner Herde hielt, weil hier viel fetteres Gras als in der Gegend ſeiner ordentlichen Wohnung wuchs. Er hatte hier in dem letztverfloſſenen Jahre verſchiedene Sommernächte zugebracht, weil es daſelbſt weniger Muskitos gab und darum hatte er dieſer Laube den obengenannten Namen gegeben.

Seine Kräfte waren gänzlich erſchöpft, und es war ihm unmöglich, weiter zu gehen, ſo gefährlich es ihm auch vorkam, in einer unverwahrten Laube zu ſchlafen. Er beſchloß alſo, da zu bleiben. Kaum aber hatte er ſich, ganz ermattet, den Kopf voll ſchwerer Gedanken und mehr träumend als wachend, auf den Boden hingeſtreckt, als er plötzlich einen neuen Schrecken hatte, der ihn beinahe getötet hätte.

Johannes. Hilf Himmel! was dem doch auch alles begegnen muß!

Nikolas. Was war's denn?

Vater. Er hörte eine Stimme, wie vom Himmel herab, die ihm ganz vernehmlich zurief: „Robinſon, armer Robinſon, wo biſt du geweſen? Wie kommſt du hierher?“

Gottlieb. Tauſend! Was mochte denn das ſein?

Vater. Robinſon ſprang erſchrocken auf, zitterte wie ein Espenblatt und wußte nicht, ob er davonlaufen oder bleiben ſollte. In demſelben Augenblicke hörte er die nämlichen Worte noch einmal ausſprechen und da er ſeine Augen nach dem Orte, woher der Schall kam, hinrichtete, fand er — was meint ihr?

Alle. Ja, wer kann das wiſſen!

Vater. — fand er, was der Furchtſame faſt immer finden würde, wenn er ſich nur Zeit zum Unterſuchen nähme — daß er gar nicht Urſache gehabt hätte, zu erſchrecken. Die Stimme kam nämlich nicht vom Himmel, ſondern von einem Zweige ſeiner Laube, auf welchem — ſein lieber Papagei ſaß.

Alle. Ah!

Vater. Dieſer hatte zu Hauſe vermutlich Langeweile gehabt und weil er einige Male ſeinen Herrn nach der Sommerlaube begleitet hatte, ſo ſuchte er ihn hier auf. Robinſon hatte ihm aber die Worte, die er eben jetzt ausſprach, zu verſchiedenen Malen vorgeſagt und ſo hatte er ſie behalten.

Wie froh war Robinſon, die Urſache des neuen Schreckens entdeckt zu haben! Er ſtreckte ſeine Hand aus, rief: Pol! und flugs hüpfte das vertrauliche, kurzweilige Ding herab auf ſeinen Daumen, legte den Schnabel an ſeine Backen und fuhr fort zu ſchwatzen: „Robinſon, armer Robinſon, wo biſt du geweſen?“

Faſt die ganze Nacht hindurch konnte Robinſon vor Furcht und ſorgſamen Gedanken kein Auge zuthun. Immer ſtand ihm der gräßliche Ort vor Augen, den er geſehen hatte und vergebens bemühte er ſich, ſeine Einbildungskraft davon abzuziehen. O, zu was für thörichten und ſchädlichen Entſchließungen ſchreitet der Menſch, wenn die Leidenſchaften erſt einmal ſeinen Verſtand verfinſtert haben! Robinſon faßte hundert Anſchläge, ſich zu retten, wovon der eine immer noch unweiſer als der andere war. Unter anderem — könnt ihr es glauben? — beſchloß er, ſobald es Tag geworden wäre, alles zu zerſtören, was er bis jetzt mit ſo vielem ſauren Schweiße gemacht hatte. Er wollte die Laube, worin er jetzt lag, dann die Verzäunung vor derſelben einreißen und ſeine Lamas laufen laſſen, wohin ſie Luſt hätten. Dann wollte er eine gleiche Verwüſtung mit ſeiner ordentlichen Wohnung vornehmen und die ſchöne Baumwand vernichten, die er vor derſelben angelegt hatte. Endlich wollte er auch ſeine Gärten und Pflanzungen gänzlich zerſtören, damit auf der ganzen Inſel gar keine Spur irgend eines von Menſchenhänden gemachten Werks übrig bliebe.

Johannes. I, warum denn das?

Vater. Damit die Wilden, wenn ſie etwa einmal in dieſe Gegend kämen, gar nicht merken könnten, daß ein Menſch da ſei.

Jetzt wollen wir ihn ſeinen unruhigen Gedanken überlaſſen, weil wir ihm doch nicht helfen können; und indem wir uns auf unſer eigenes ſicheres Lager ſtrecken, wollen wir unſern freudigen Dank dem guten Gotte bringen, der uns in einem Lande geboren werden ließ, wo wir unter geſitteten, uns liebenden und helfenden Menſchen leben und nichts von wilden Unmenſchen zu beſorgen haben.

Alle. Gute Nacht, Vater! und Dank für die ſchöne Erzählung!

15. Abend. (Robinſon befreit einen Gefangenen.)

Der Vater fuhr fort:

Kinder, es iſt ein wahres Sprichwort: Guter Rat kommt morgen. Das können wir auch aus Robinſons Beiſpiele lernen.

Ihr wißt, was für thörichte Entſchließungen ihm geſtern ſeine unmäßige Furcht eingab. Wohl bekam es ihm, daß er die Ausführung derſelben auf den folgenden Tag verſchieben mußte; denn kaum hatte das liebliche Tageslicht die dunklen Schatten der Nacht vertrieben, als er die Dinge von einer ganz andern Seite betrachtete. Was er geſtern für gut, weiſe und notwendig hielt, das ſchien ihm jetzt ſchlecht, thöricht und unnötig zu ſein. Mit einem Worte, er verwarf die übereilten Anſchläge, welche die Furcht ihm eingeflößt hatte und faßte andere, welche von der Vernunft gebilligt wurden.

Sein Beiſpiel, liebe Kinder, diene euch zur Warnung, daß ihr in Dingen, die einigen Aufſchub leiden, nie gleich von der erſten raſchen Entſchließung unmittelbar zur That ſchreitet, ſondern vielmehr, wenn es immer ſein kann, die Ausführung auf den folgenden Tag verſchiebt.

Robinſon fand jetzt, daß ſeine Furcht übertrieben geweſen ſei. Ich bin nun ſchon ſo lange hier, dachte er, und noch nie iſt ein Wilder in die Gegend meiner Wohnung gekommen. Beweis genug, daß auf der Inſel ſelbſt keine leben müſſen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach kommen alſo zuweilen nur einige derſelben von einer andern Inſel herüber, um hier ihre unmenſchlichen Mahlzeiten anzuſtellen; und vermutlich landen dieſe immer auf dem ſüdlichen Ende der Inſel und fahren wieder ab, ohne ſich weiter auf derſelben umzuſehen. Das iſt denn abermals ein großer Beweis von der Güte der göttlichen Vorſehung, daß ich gerade an dieſen unfruchtbarſten Teil der Inſel habe müſſen geworfen werden, welcher der ſicherſte für mich war. Wie ſollte ich ihr denn nicht zutrauen dürfen, daß ſie nun auch ferner mich beſchützen und vor Gefahren mich behüten werde, da ihre weiſen und guten Fügungen mir bis hierher ſo ſichtbar geweſen ſind!

Hier machte er ſich nun die bitterſten Vorwürfe, daß er geſtern, bei ſeiner übertriebenen Furcht, ſo wenig Vertrauen auf Gott bewieſen hatte, warf ſich reuevoll auf ſeine Knie und bat um Verzeihung dieſer ſeiner neuen Verſchuldung. Dann trat er, geſtärkt und beruhigt, den Weg zu ſeiner Wohnung an, um dasjenige ins Werk zu richten, was er nunmehr zu thun beſchloſſen hatte.

Johannes. Was wollte er denn nun thun?

Vater. Er wollte noch einige Veranſtaltungen mehr zu ſeiner Sicherheit treffen und darin handelte er überaus vernünftig. Denn, ungeachtet wir der göttlichen Vorſehung zutrauen müſſen, daß ſie, wenn wir nach ihrem heiligen Willen zu wandeln uns beſtreben, uns in keiner Not verlaſſen werde, ſo müſſen wir doch auch von unſerer Seite nichts verſäumen, was zu unſerer Sicherheit und zu unſerem Glücke etwas beitragen kann. Dazu hat ja eben der liebe Gott uns den Verſtand und alle die anderen Kräfte der Seele und des Leibes gegeben, daß wir zur Beförderung unſerer Glückſeligkeit ſie anwenden ſollen, ſo gut wir können.

Das erſte, was er vornahm, war dieſes, daß er in einer kleinen Entfernung von der Baumwand, die ſeine Wohnung einſchloß, einen dichten Wald anlegte, welcher verhindern ſollte, daß ſeine Burg von fern geſehen werden könnte. In dieſer Abſicht pflanzte er nach und nach wohl 2000 Zweige von dem weidenartigen Baume ein, deſſen leichtes Fortkommen und ſchnelles Wachstum er nun ſchon aus Erfahrungen kannte. Er pflanzte ſie aber nicht in Reihen, ſondern mit Fleiß unordentlich durch einander hin, damit das Ganze ein natürliches, nicht durch Menſchenhände angelegtes Gebüſch zu ſein ſcheine.

Nächſtdem beſchloß er, aus dem Innerſten ſeiner Höhle einen unterirdiſchen Gang bis an das andere Ende des nicht ſehr dicken Berges durchzuführen, um im Falle der Not, wenn ſeine Feſtung erſtiegen werden ſollte, ſich noch durch dieſen Ausgang retten zu können. Dies war aber wieder ein ſehr mühſeliges und langwieriges Geſchäft und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Schiffsbauarbeit darüber fürs erſte eingeſtellt werden mußte.

Er verfuhr aber bei Ausgrabung dieſes unterirdiſchen Weges eben ſo, wie die Bergleute bei Anlegung der Stollen verfahren.

Gottlieb. Was ſind das, Stollen?

Johannes. Weißt du nicht mehr? Erſt graben ja die Bergleute gerade ſo hinein in den Berg, als wenn ſie einen Brunnen graben wollten und das nennen ſie einen Schacht; dann, wenn ſie ſchon ein bischen tief gegraben haben, ſo machen ſie erſt Quergänge zu den Seiten und die nennen ſie Stollen. Dann graben ſie wieder einen Schacht und dann wieder einen Stollen, bis ſie an Stellen kommen, wo das Erz liegt.

Vater. Gut erklärt! Nun ſeht ihr, wenn ſie ſo in die Quere (man nennt das horizontal, auf Deutſch: waſſerrecht oder wagerecht) graben, ſo würde ihnen die Erde von oben auf den Kopf fallen, wenn ſie dieſelbe nicht zu befeſtigen ſuchten. Alſo müſſen ſie, indem ſie weiter arbeiten wollen, dieſe Erde erſt durch Pfähle und Querhölzer ſtützen, damit ſie feſt liege; und eben ſo machte es nun auch Robinſon.

Alle Erde, die er herausarbeitete, warf er an die Baumwand und trat ſie feſt, ſo daß dadurch nach und nach eine Erdmauer entſtand, die wohl ſechs Fuß dick und wenigſtens zehn Fuß hoch war. An verſchiedenen Stellen hatte er kleine Löcher, wie Schießſcharten, offen gelaſſen, um durchſehen zu können. Zugleich hatte er einige Treppen eingeſchnitten, um mit Bequemlichkeit auf- und abſteigen und ſeine Feſtung, wenn es einmal nötig ſein ſollte, von der Mauer herab verteidigen zu können.

Nun ſchien er vor einem plötzlichen Überfalle hinlänglich geſichert zu ſein. Aber wie, wenn die Feinde ſich einfallen ließen, ihn förmlich zu belagern? Wie da?

Der Fall ſchien nicht unmöglich zu ſein. Er hielt alſo für nötig, ſich auch darauf gefaßt zu machen, um nicht durch Hunger und Durſt zur Übergabe genötigt zu werden. In dieſer Abſicht beſchloß er, wenigſtens ein milchendes Lama immer auf ſeinem Hofraume zu halten und zum Unterhalte desſelben einen nur in der Not anzugreifenden Heuſchober in Bereitſchaft zu haben; ferner ſo viele Käſe, als er nur immer erſparen konnte, aufzubewahren und endlich einen Vorrat von Früchten und Auſtern von einem Tage zum andern ſo lange zu ſparen, als ſie ſich nur halten würden.

Auf die Ausführung eines andern Einfalls mußte er Verzicht thun, weil er vorausſah, daß ſie ihm gar zu viel Zeit koſten würde. Er wünſchte nämlich, die Quelle, welche nicht weit von ſeiner Wohnung hervorſprudelte und einen kleinen Bach bildete, durch ſeinen Hofraum leiten zu können, um, im Fall einer Belagerung, auch mit Waſſer verſehen zu ſein. Aber da hätte er eine ziemlich große Anhöhe durchſtechen müſſen, welches von einem einzigen Menſchen ohne großen Zeitverluſt nicht geſchehen konnte. Er hielt es daher für beſſer, dieſen Einfall für jetzt aufzugeben und wieder zu ſeiner Schiffsbauarbeit zurückzukehren.

So verſtrichen ihm nun wieder einige Jahre, in welchen eben nichts vorfiel, was erzählt zu werden verdiente. Ich eile alſo darüber hin, um zu einer Begebenheit zu kommen, welche auf das Schickſal unſeres guten Freundes einen größeren Einfluß hatte, als alles, was bisher auf der Inſel ihm begegnet war.

Es war an einem ſchönen warmen Morgen, als Robinſon, da er ſchon mit ſeinem Schiffsbau beſchäftigt war, in einiger Entfernung von ſich unvermutet einen ſtarken Rauch aufſteigen ſah. Seine erſte Empfindung bei dieſem Anblicke war Schrecken, die zweite Neugier und beide trieben ihn an, ſo geſchwind er konnte, nach dem Berge hinter ſeiner Wohnung zu laufen, um von da herab zu entdecken, was doch wohl die Urſache davon ſein möchte. Kaum hatte er den Berg erſtiegen, als er, zu ſeiner noch weit größeren Beſtürzung, wenigſtens fünf Nachen oder Kähne am Strande und bei einem großen Feuer wenigſtens dreißig Wilde erblickte, die unter barbariſchen Geberden und Freudenbezeugungen einen Rundtanz hielten.

So ſehr nun auch Robinſon auf ein ſolches Schauſpiel ſeit vielen Jahren vorbereitet war, ſo fehlte doch nicht viel, daß er abermals vor Angſt und Schrecken alle Beſonnenheit verloren hätte. Doch rief er diesmal allen ſeinen Mut und ſein Vertrauen auf Gott geſchwinder zurück, ſtieg eiligſt hinab in ſeine Feſtung, um ſich in den nötigen Verteidigungszuſtand zu ſetzen, legte ſeine ganze Rüſtung an und faßte in dem Vertrauen auf Gott den männlichen Entſchluß, ſein Leben, ſo gut er könne, zu verteidigen. Kaum hatte er dieſe Entſchließung genommen und durch ein kurzes Gebet ſich darin beſtärkt, als es ihm ſo leicht ums Herz wurde, daß er Mut genug fühlte, die Strickleiter wieder hinaufzuklettern, um die Bewegungen der Feinde von dem Gipfel des Berges herab zu beobachten.

Aber wie ſchlug ihm das Herz vor Unwillen und Entſetzen, als er ziemlich deutlich zwei unglückliche Menſchen aus den Kähnen holen und nach dem Feuerplatze ſchleppen ſah! Er zweifelte nicht, daß ſie zur Schlachtbank geführt werden ſollten und in demſelben Augenblicke wurde dieſe Vermutung auf die ſchrecklichſte Weiſe beſtätigt. Einige der Un=

menſchen ſchlugen nämlich den einen Gefangenen zu Boden und ein paar andere fielen über ihn her, vermutlich um ihn aufzuſchneiden und ihn zu ihrem abſcheulichen Gaſtmahle zuzubereiten. Unterdes ſtand der andere Gefangene als Zuſchauer bei dieſem abſcheulichen Schauſpiele da, bis die Reihe auch an ihn kommen würde. Aber plötzlich, da dieſer arme Menſch merkte, daß alle mit ſeinem geſchlachteten Unglücksgefährten beſchäftigt waren und eben nicht ſo ſehr auf ihn achteten, ergriff er, in der Hoffnung, ſein Leben zu retten, die Flucht und lief mit unglaublicher Geſchwindigkeit gerade auf die Gegend zu, wo Robinſons Wohnung war.

Freude, Hoffnung, Furcht und Grauen ergriffen zugleich das Herz unſeres Freundes und färbten ſeine Wangen bald mit hoher Röte, bald mit Totenbläſſe; Freude und Hoffnung, weil er bemerkte, daß der Entronnene viel ſchneller laufen konnte, als diejenigen, welche ihn verfolgten; Furcht und Grauen hingegen, weil der Verfolgte und die Verfolger ihren Weg gerade nach ſeiner Burg zu nahmen. Jetzt war zwiſchen dieſer und jenen noch ein kleiner Meerbuſen, den der Unglückliche durchſchwimmen mußte, wenn er ſich nicht gefangen geben wollte. Allein, kaum war er dabei angekommen, als er, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, hineinplumpte und mit eben der Schnelligkeit, die er im Laufen bewieſen hatte, nach dem gegenſeitigen Ufer ſchwamm.

Zwei ſeiner Verfolger, welche die vorderſten waren, ſchwammen ihm nach, die übrigen kehrten zu ihrem verruchten Gaſtmahle zurück. Mit innigem Vergnügen bemerkte Robinſon, daß die beiden auch im Schwimmen dem erſten bei weitem nicht gleichkamen. Dieſer floh ſchon gegen ſeine Wohnung zu, indes jene noch nicht zur Hälfte durchgeſchwommen waren.

In dieſem Augenblicke fühlte unſer Robinſon ſich von einem Mute beſeelt, der ſo groß und feurig noch nie in ihm erwacht war. Seine Blicke ſprühten Feuer, ſein Herz drängte ihm, dem Unglücklichen beizuſpringen; er ergriff, ohne ſich einen Augenblick länger zu bedenken, ſeine Lanze, rannte den Berg hinab und war in einem Hui! zwiſchem dem Verfolgten und ſeinen Verfolgern. Halt! rief er dem erſten mit lauter, donnernder Stimme zu, indem er aus dem Gebüſche hervorſprang; halt! — Der arme Flüchtling ſah ſich um und erſchrak bei dem Anblicke des über und über in Felle gehüllten Robinſon, den er vermutlich für ein übermenſchliches Weſen hielt, dergeſtalt, daß er nicht wußte, ob er ſich vor ihm niederwerfen oder entfliehen ſollte.

Robinſon winkte ihm mit der Hand, gab ihm zu erkennen, daß er zu ſeiner Beſchützung da ſei und rückte dabei allmählich gegen ſeine beiden Verfolger an. Jetzt war er ſo weit gekommen, daß er den erſten mit ſeinem Spieße erreichen konnte. Er ermannte ſich und verſetzte ihm einen ſo nachdrücklichen Stoß in den nackten Leib, daß er zu Boden ſtürzte. Der andere, welcher noch ungefähr hundert Schritte entfernt war, ſtutzte, holte darauf einen Pfeil hervor und ſchoß auf Robinſon, indem dieſer auf ihn losgehen wollte. Der Pfeil traf gerade die Stelle des Herzens, — aber glücklicher Weiſe nur ſo ſchwach, daß er von der harten Pelzjacke wie von einem Panzer zurückprallte, ohne ihn auch nur im geringſten zu verletzen.

Robinſon ließ dem Feinde nicht Zeit, einen zweiten Schuß zu thun; er rannte auf ihn zu und ſtreckte ihn in den Sand, indem er eben wieder den Bogen ſpannte, und jetzt ſah er ſich nach dem Geretteten um.

Der arme Flüchtling ſtand zwiſchen Furcht und Hoffnung noch auf ebenderſelben Stelle, auf der ihm Robinſon zugerufen hatte, ungewiß, ob das, was vorging, zu ſeiner Rettung geſchehe, oder ob die Reihe jetzt an ihn kommen werde. Der Sieger rief ihm zu und winkte ihm herbeizukommen. Er gehorchte, ſtand aber bald wieder ſtill, trat abermals etwas näher und ſtand von neuem ſtill, und zwar mit ſichtbarer Angſt und in der Stellung eines Betenden. Robinſon gab ihm alle erſinnlichen Zeichen von Freundſchaft und winkte ihm abermals, herbeizutreten. Er that's, doch kniete er alle zehn oder zwölf Schritte mit den demütigſten Geberden nieder, als wenn er ihm danken und zugleich ihm huldigen wollte.

Robinſon nahm hierauf ſeine Larve ab, um ihm ein menſchliches und freundliches Geſicht zu zeigen, worauf er ohne Bedenken näher trat, vor ihm niederkniete, den Boden küßte, ſich platt niederlegte und Robinſons Fuß auf ſeinen Nacken ſetzte, vermutlich zur Verſicherung, daß er ſein Sklav ſein wolle. Unſer Held, dem es mehr um einen Freund als um einen Sklaven zu thun war, hob ihn liebreich auf und ſuchte ihn auf jede nur mögliche Weiſe zu überzeugen, daß er nichts als gutes und liebes von ihm zu erwarten habe. Allein da war noch mehr zu thun.

Einer der Erſchlagenen, der den Stich nur in den Unterleib bekommen hatte und vermutlich nicht tötlich verwundet war, fing an, ſich wieder zu erholen und etwas ausgeriſſenes Gras in die Wunde zu ſtopfen, um das Blut zu ſtillen. Robinſon machte ſeinen Wilden aufmerkſam darauf, und dieſer antwortete ihm einige Worte in ſeiner Landesſprache, die jener zwar nicht verſtand, aber welche ihm doch wie Tonſpiel klangen, weil es die erſte menſchliche Stimme war, die er nach ſo vielen Jahren wieder hörte. Hierauf zeigte der Indier auf ſein ſteinernes Beil, dann auf ſich, und gab zu verſtehen, daß er ſeinem Feinde vollends den Reſt damit zu geben wünſche. Unſer Freund, der ungern Menſchenblut vergoß, und gleichwohl die Notwendigkeit, den Verwundeten völlig umzubringen, erkannte, gab ſeinem Schutzgenoſſen das Beil und wandte ſeine Augen weg. Dieſer lief darauf hin und ſpaltete dem Verwundeten auf einen Streich den Kopf bis in die Schulter herab. Dann kam er lachend wieder zurück und legte mit vielen ſonderbaren Geberden das Beil und die Hirnſchale des Erſchlagenen zum Zeichen des Sieges zu Robinſons Füßen nieder.

Dieſer gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er die Bogen und die Pfeile der Getödteten nehmen und ihm folgen ſolle. Der Wilde hingegen bedeutete ihm, daß er erſt die toten Körper im Sande verſcharren wolle, damit ihre Gefährten, wenn ſie etwa nachfolgen ſollten, ſie nicht finden möchten. Robinſon bezeigte ihm Beifall über dieſe Vorſichtigkeit, und da war er mit ſeinen Händen ſo hurtig darüber aus, daß er in weniger als einer Viertelſtunde ſchon beide Leichname verſcharrt hatte. Dann wanderten beide nach Robinſons Wohnung und erſtiegen den Berg.

Lotte. Aber, Vater, nun war ja Robinſon ein Mörder geworden.

Fritzchen. I, das waren ja nur Wilde, die er umgebracht hatte; das thut nichts!

Lotte. Ja, es waren aber doch Menſchen!

Vater. Allerdings waren ſie das, Fritzchen, und wild oder geſittet, thut hier nichts zur Sache. Die Frage aber iſt nur, ob er ein Recht dazu hatte, dieſe Unglücklichen umzubringen? Was meinſt du, Johannes?

Johannes. Ich glaube, daß er ein Recht dazu hatte.

Vater. Und warum?

Johannes. Weil ſie ſolche Unmenſchen waren, und weil ſie ſonſt den anderen armen Wilden würden tot gemacht haben, der ihnen doch wohl nichts zu Leide gethan hatte.

Vater. Aber wie konnte Robinſon das wiſſen? Vielleicht hatte dieſer den Tod verdient. Vielleicht waren diejenigen, die ihn verfolgten, Diener der Gerechtigkeit, die von ihrem Oberhaupte dazu befehligt waren. Und dann, wer hatte Robinſon zum Richter über ſie beſtellt?

Nikolas. Ja, aber wenn er ſie nicht getötet hätte, ſo würden ſie ſeine Burg geſehen haben, und dann hätten ſie es den anderen wieder erzählt —

Gottlieb. Und dann wären ſie alle gekommen und hätten den armen Robinſon ſelbſt umgebracht —

Fritzchen. Und aufgefreſſen dazu!

Vater. Jetzt ſeid ihr auf dem rechten Flecke: zu ſeiner eigenen Sicherheit mußte er es thun; ganz recht! Aber iſt man denn wohl berechtigt, um ſein eigenes Leben zu retten, einen andern umzubringen?

Alle. O ja!

Vater. Warum?

Johannes. Weil Gott will, daß wir unſer Leben erhalten ſollen, ſo lange wir nur können. Wenn alſo einer uns umbringen will, ſo muß es ja wohl recht ſein, ihn erſt umzubringen, damit er's müſſe bleiben laſſen.

Vater. Allerdings, liebe Kinder, iſt eine ſolche Notwehr nach menſchlichen und göttlichen Geſetzen recht; aber, wohl gemerkt, nur in dem einzigen Falle, wenn ganz und gar kein anderes Mittel zu unſerer eigenen Rettung übrig iſt. Haben wir hingegen Gelegenheit, entweder zu entfliehen oder von anderen beſchützt zu werden, oder unſern Verfolger außer ſtand zu ſetzen, uns zu ſchaden, ſo iſt ein Angriff auf ſein Leben ein wirklicher Mord, und wird auch von der Obrigkeit als ein ſolcher beſtraft.

Vergeßt nicht, liebe Kinder, Gott zu danken, daß wir in einem Lande leben, in welchem die Obrigkeit ſo gute Veranſtaltungen zu unſerer Sicherheit getroffen hat, daß unter hunderttauſend Menſchen höchſt ſelten auch nur ein einziger in die traurige Notwendigkeit geraten kann, von dem Rechte der Notwehr Gebrauch machen zu müſſen.

Genug für heute!

16. u. 17. Abend. (Robinſon und Freitag.)

Nachdem die Geſellſchaft am folgenden Abend ſich wieder verſammelt hatte, und das gewöhnliche: Ah! von Robinſon! von Robinſon! von Munde zu Munde geflogen war, fuhr der Vater in ſeiner merkwürdigen Erzählung folgendermaßen fort:

Das Schickſal unſeres Robinſon, liebe Kinder, das uns allen ſo ſehr am Herzen liegt, iſt noch nicht entſchieden. Er erſtieg, wie wir gehört haben, mit ſeinem geretteten Wilden den Berg hinter ſeiner Wohnung, und da haben wir ihn geſtern verlaſſen, ungewiß, was aus beiden werden würde.

Seine Lage war noch immer ſehr gefährlich; denn was konnte man wahrſcheinlicher vermuten, als daß die Wilden, ſobald ſie ihre unmenſchliche Mahlzeit würden vollendet haben, ihren ausgebliebenen beiden Gefährten nachgehen und den entronnenen Gefangenen aufſuchen würden? Und thaten ſie das, wie leicht ſtand dann nicht zu beſorgen, daß ſie Robinſons Wohnung entdecken, ſie mit Gewalt erſtürmen und ihn mit ſeinem Schutzgenoſſen abſchlachten würden?

Robinſon ſchauderte bei dieſem Gedanken, indem er auf dem Gipfel des Berges hinter einem Baume ſtand und den abſcheulichen Freudenbezeigungen und Tänzen der wilden Unmenſchen von fern zuſah. Er überlegte in der Geſchwindigkeit, was wohl am beſten ſei: zu fliehen? oder ſich in ſeine Burg zu begeben? Ein Gedanke an Gott, den Beſchützer der Unſchuld, gab ihm Kraft und Mut, das letzte zu erwählen. Er kroch alſo, um nicht geſehen zu werden, hinter niedrigem Geſträuche bis zu ſeiner Strickleiter fort und befahl ſeinem Gefährten durch Zeichen ein gleiches zu thun. Und ſo ſtiegen beide hinab.

Hier machte der Wilde große Augen, da er die bequeme und ordentliche Einrichtung der Wohnung ſeines Erretters ſah, weil er ſo etwas Schönes in ſeinem ganzen Leben noch nicht geſehen hatte. Es war ihm ungefähr ſo dabei zu Mute, als wenn ein Landmann, der nie aus ſeinem Dorfe gekommen iſt, zum erſten Male in einen Palaſt geführt wird.

Robinſon gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, was er von ſeinen grauſamen Landsleuten für ſich und ihn beſorgte, und bedeutete ihm, daß er entſchloſſen ſei, ſein Leben bis auf den letzten Blutstropfen gegen ſie zu vertheidigen. Der Wilde verſtand ihn, machte ein grimmiges Geſicht, ſchwenkte das Beil, welches er noch in Händen hatte, einige Male über dem Kopfe, und wandte ſich darauf mit fürchterlichen Geberden drohend nach der Seite hin, wo ſeine Feinde waren, als wenn er ſie zum Kampfe herausforderte, um durch dies alles ſeinem Schutzherrn zu erkennen zu geben, daß es ihm gleichfalls nicht an Mut fehle, ſich tapfer gegen ſie zu wehren. Robinſon lobte ſeine Herzhaftigkeit, gab ihm einen Bogen nebſt einem ſeiner Spieße (denn er hatte deren nach und nach noch einige mehr verfertigt) in die Hand und ſtellte ihn als Schildwache an ein kleines Loch, welches er mit Fleiß in der Baumwand gelaſſen hatte, und wodurch man den Zwiſchenraum überſehen konnte, der das von ihm gepflanzte Gebüſch von der Baumwand trennte. Er ſelbſt trat in ſeiner ganzen Rüſtung an die andere Seite der Wand, wo er gleichfalls ein ſolches Wachtloch offen gelaſſen hatte.

In dieſer Stellung hatten ſie ungefähr eine Stunde zugebracht, als ſie plötzlich durch ein wildes, aber noch ziemlich fernes Geſchrei vieler Stimmen erſchreckt wurden. Beide machten ſich fertig zum Streite, und winkten einer dem andern zu, um ſich gegenſeitig aufzumuntern. Es wurde wieder ſtill; dann ertönte abermals ein ähnliches Geſchrei, und zwar ſchon etwas näher, worauf von neuem eine fürchterliche Stille folgte. Jetzt —

Lotte. O Vater, ich laufe weg, wenn ſie kommen!

Fritzchen. Pfui! wer wollte wohl ſo eine feige Memme ſein!

Gottlieb. Laß du nur, Lotte! Robinſon wird ſich ſchon wehren; davor iſt mir gar nicht bange.

Lotte. Na, ihr ſollt ſehen, ſie werden ihn gewiß tot machen!

Johannes. O ſtill!

Vater. Jetzt ließ ſich ziemlich nahe eine einzige rauhe Stimme hören, die in das Gebüſch fürchterlich hineinſchrie, und von dem Widerhalle des Berges zurückgerufen wurde. Schon ſtanden unſere mutigen Kämpfer bereit; ſchon hatte jeder ſeinen Bogen geſpannt, um dem erſten, der ſich würde blicken laſſen, einen Pfeil in den Leib zu ſchießen; ihre Augen funkelten von mutiger Erwartung, und waren unverwandt auf diejenige Gegend des Gebüſches gerichtet, aus welcher die Stimme erſchollen war —

Hier hielt der Vater plötzlich ein, und alle beobachteten ein erwartungsvolles Stillſchweigen. Endlich fragten ihn alle mit einem Munde: warum er denn nicht fortfahre? Und der Vater antwortete:

„Um euch abermals eine Gelegenheit zu geben, eure Begierden bändigen zu lernen! Vermutlich ſeid ihr jetzt alle ſehr neugierig, den Ausgang des fürchterlichen Kampfes zu wiſſen, der unſerm Robinſon bevorzuſtehen ſcheint; auch ich bin, wenn ihr es wollt, ſogleich bereit, ihn euch zu erzählen. Aber wie? wenn ihr eure Neugierde bekämpftet, und die Befriedigung derſelben bis auf morgen verſchöbet? Ihr ſollt indes euren freien Willen haben; ſprecht, wollt ihr? oder nicht?"

„Wir wollen! wir wollen!" war die allgemeine Antwort, und ſo wurde die Fortſetzung der Erzählung bis auf den folgenden Abend ausgeſetzt*).

Jeder ſetzte unterdeß, bis zum Eſſen getrommelt wurde, ſeine gewöhnliche Handarbeit unter lehrreichen Geſprächen fort. Einige machten Körbe, andere Schnüre, und wiederum andere entwarfen Riſſe zu einer kleinen Feſtung, die man nächſtens auf dem großen Hofraume anlegen wollte, und erſt am folgenden Abend fuhr der Vater in der abgebrochenen Erzählung alſo fort:

Robinſon und ſein mutiger Bundesgenoſſe blieben in derjenigen kriegeriſchen Stellung, worin wir ſie geſtern verlaſſen haben, bis gegen Abend ſtehen, ohne fernerhin das Geringſte zu ſehen und zu hören. Endlich ward es beiden ſehr wahrſcheinlich, daß die Wilden von ihrem vergeblichen Nachſuchen wohl müßten abgeſtanden ſein und in ihren Kähnen ſich wieder nach ihrer Heimat zurückbegeben haben. Sie legten ihre Waffen nieder, und Robinſon holte etwas von ſeinem Vorrate zum Abendeſſen herbei.

Weil dieſer merkwürdige Tag, der in der Geſchichte unſeres Freundes ſich vorzüglich auszeichnet, gerade ein Freitag war, ſo beſchloß er, ſeinem geretteten Wilden den Namen deſſelben zu geben, und nannte ihn alſo Freitag.

Robinſon hatte jetzt erſt Zeit, ihn etwas genauer zu betrachten. Es war ein wohlgewachſener junger Menſch, ungefähr 20 Jahr alt. Seine Haut war ſchwarzbraun und glänzend, ſein Haar ſchwarz, aber nicht wollicht wie das Haar der Neger, ſondern lang, ſeine Naſe kurz, aber nicht eingedrückt; ſeine Lippen waren klein und ſeine Zähne weiß wie Elfenbein. In beiden Ohren trug er allerlei Muſchelwerk und Federn, worauf er ſich nicht wenig einzubilden ſchien. Uebrigens ging er nackt vom Kopfe bis zu den Füßen.

Eine von den vorzüglichſten Tugenden unſeres Robinſon war die Schamhaftigkeit. So groß daher auch ſein Hunger war, ſo nahm er ſich doch erſt die Zeit, für ſeinen nackten Hausgenoſſen aus einem alten Felle eine Schürze zu ſchneiden und ſie mit Bindfaden zu befeſtigen. Dann gab er ihm zu verſtehen, daß er ſich neben ihn ſetzen ſolle, um das Abendbrot mit ihm zu eſſen.

Freitag (denn ſo wollen wir ihn künftig auch nennen) näherte ſich ihm mit allen erſinnlichen Zeichen der Ehrerbietung und Dankbarkeit, kniete alsdann vor ihm nieder, legte ſeinen Kopf platt auf die Erde und ſetzte eben ſo, wie er es das erſte Mal gemacht hatte, ſeines Befreiers Fuß auf ſeinen Nacken.

Robinſons Herz, welches die Freude über einen ſo lange gewünſchten Geſellſchafter und Freund kaum faſſen konnte, hätte ſich lieber durch Liebkoſungen und zärtliche Umarmungen ergoſſen; aber der Gedanke, daß es zu ſeiner eigenen Sicherheit gut ſein möchte, den neuen Gaſtfreund, deſſen Gemütsart er noch nicht kannte, eine Zeit lang in den Schranken einer ehrerbietigen Unterwürfigkeit zu halten, bewog ihn, die Huldigung deſſelben als etwas, das ihm gebühre, anzunehmen, und eine Zeit lang den König mit ihm zu ſpielen. Er gab ihm alſo durch Zeichen und Geberden zu verſtehen, daß er ihn zwar in ſeinen Schutz genommen habe, aber nur unter der Bedingung eines ſtrengen Gehorſams; daß er ſich alſo müſſe gefallen laſſen, alles das zu thun oder zu laſſen, was er, ſein Herr und ſein König, ihm zu befehlen oder zu verbieten für gut erachten werde. Er bediente ſich dabei des Worts Kazika! womit die wilden Amerikaner ihre Oberhäupter zu benennen pflegen, wie er ſich glücklicher Weiſe erinnerte, einmal gehört zu haben.

Mehr durch dieſes Wort, als durch die damit verbundenen Zeichen, verſtand Freitag die Meinung ſeines Herrn, und äußerte ſeine Zufriedenheit darüber, indem er das Wort Kazika einige Male mit lauter Stimme wiederholte, dabei auf Robinſon wies und ſich von neuem ihm zu Füßen warf. Ja, um zu zeigen, daß er recht gut wiſſe, was es mit der königlichen Gewalt zu bedeuten habe, ergriff er den Spieß, gab ihn ſeinem Herrn in die Hand, und ſetzte die Spitze deſſelben ſich ſelbſt auf die Bruſt, vermutlich um dadurch anzuzeigen, daß er mit Leib und Leben in ſeiner Macht ſtehe. Robinſon reichte ihm hierauf mit der Würde eines Fürſten freundſchaftlich die Hand, zum Zeichen ſeiner königlichen Huld, und befahl ihm, ſich zu lagern, um die Abendmahlzeit mit ihm einzunehmen. Freitag gehorchte; doch ſo, daß er ſich zu ſeinen Füßen auf dem flachen Boden niederſetzte, indes Robinſon auf einer Grasbank ſaß.

Seht, Kinder, auf dieſe oder auf eine ähnliche Weiſe ſind die erſten Könige der Welt entſtanden. Es waren Männer, die an Klugheit, an Mut und Leibesſtärke anderen Menſchen überlegen waren. Daher kamen dieſe zu ihnen, um ſie zu bitten, ſie gegen wilde Tiere, deren es anfangs mehr gab, als jetzt, und gegen ſolche Menſchen zu beſchützen, die ihnen Unrecht thun wollten. — Dafür verſprachen ſie denn, ihnen in allen Stücken gehorſam zu ſein und ihnen von ihren Herden und ihren Früchten jährlich etwas abzugeben, damit ſie ſelbſt nicht nötig hätten, ſich ihren Unterhalt zu erwerben, ſondern ſich ganz allein mit der Sorge für ihre Unterthanen beſchäftigen könnten. Dieſe jährliche Gabe, welche die Unterthanen dem Könige zu bringen verſprachen, nannte man in der Folge den Tribut, auf Deutſch die Abgaben. So entſtand die königliche Gewalt, ſo die Pflicht des Gehorſams und der Unterwürfigkeit gegen einen oder einige Menſchen, in deren Schutz man ſich begab.

Robinſon war alſo nunmehr ein wirklicher König, nur daß ſeine Herrſchaft ſich nicht weiter, als über einen einzigen Unterthan und einige Lamas erſtreckte, den Papagei mit einbegriffen. Seine Majeſtät geruhte indes, ſich zu ihrem Dienſtmann (Vaſallen) ſo ſehr herabzulaſſen, als es ihre Würde nur immer geſtatten wollte.

Fritzchen. Was iſt das, ein Dienſtmann oder ein Vaſall?

Vater. Einer, der von einem andern abhängt, dieſem dienen muß, und dafür von ihm beſchützt wird: ein Unterthan.

Nach aufgehobener Tafel geruhte Se. Majeſtät in hohen Gnaden zu verordnen, wie es mit dem Nachtlager gehalten werden ſolle. Sie fand für gut, ihren Unterthan — der nun zugleich auch ihr erſter Staatsminiſter und ihr Kammerdiener, ihr General, ihr Kammerherr, Oberhofmarſchall und Schloßverwalter war, vor der Hand noch nicht in ihrer eigenen Höhle, ſondern in ihrem Keller ſchlafen zu laſſen, weil ſie es bedenklich fand, ihr Leben und das Geheimnis des verborgenen Ausganges aus der Höhle einem Neulinge anzuvertrauen, deſſen Treue noch nicht geprüft, alſo auch noch nicht bewährt gefunden war. Freitag erhielt alſo die Anweiſung, etwas Heu in den Keller zu tragen, um ſich ein Lager daraus zu bereiten, indes Se. Majeſtät um größerer Sicherheit willen alle Waffen in ihr eigenes Schlafgemach trug.

Dann geruhte ſie im Angeſichte ihres ganzen Reichs ein Beiſpiel von Herablaſſung und Demut zu geben, welches vielleicht das einzige in ſeiner Art iſt. Ihr werdet darüber erſtaunen und ihr würdet es für unglaublich halten, wenn ich euch nicht verſichern könnte, daß es in den Jahrbüchern der Regierung unſeres Robinſon mit klaren Worten geleſen wird und durch dieſelben ſchon längſt weltkundig geworden iſt. Könnt ihr's glauben: Robinſon, der Monarch, der unbeſchränkte König und Beherrſcher der ganzen Inſel, der Herr über das Leben und den Tod aller ſeiner Unterthanen, verrichtete vor Freitags Augen das Amt einer Stallmagd und molk mit eigener hoher Hand die im Hofraume befindlichen Lamas, um ſeinem erſten Miniſter, dem er dies Geſchäft künftig zu übertragen beſchloſſen hatte, zu zeigen, wie er es machen müſſe!

Freitag wußte noch nicht, was das, was er ſeinen Herrn verrichten ſah, zu bedeuten hatte; denn ſein und ſeiner Landsleute ſchwacher Verſtand war noch nicht darauf verfallen, daß die Milch der Tiere wohl eine nahrhafte und geſunde Speiſe ſei. Noch nie hatte er Milch gekoſtet und war daher ganz entzückt über den angenehmen Geſchmack derſelben, da ihm Robinſon davon zu koſten gab.

Nach alle dem, was beide an dieſem Tage ausgeſtanden hatten, ſehnten ſie ſich nun nach Schlaf und Ruhe. Robinſon gebot daher ſeinem Schützling, zu Bette zu gehen; er ſelbſt that daſſelbe. Doch vergaß er nicht, ehe er ſich niederlegte, Gott für die Abwendung der Gefahren des Tages und für die Zuführung eines menſchlichen Gehülfen inbrünſtig zu danken.

18. Abend (Freitag verhilft zu Feuer.)

Johannes. Nun ſoll mich doch verlangen, zu hören, was Robinſon mit ſeinem Freitag alles vornehmen wird.

Dietrich. O, nun wird er ſchon viel mehr machen können, als vorher, weil er jetzt einen Gehülfen hat!

Vater. Ihr werdet immer mehr ſehen, Kinder, was für große Vorteile dem Menſchen durch die Geſelligkeit zufließen, und wie viel Urſache wir alſo haben, Gott zu danken, daß er den Trieb nach Umgang und Freundſchaft mit anderen Menſchen uns ſo tief eingepflanzt hat!

Das erſte, was Robinſon mit ſeinem Freitag am anderen Morgen vornahm, war ein Gang nach der Stelle, wo die Wilden den Tag vorher ihre unmenſchliche Siegesmahlzeit gehalten hatten. Im Hingehen kamen ſie zunächſt an den Ort, wo die beiden von Robinſon erſchlagenen Wilden verſcharrt lagen. Freitag zeigte ſeinem Herrn die Stelle und ließ ſich nicht undeutlich merken, daß er wohl Luſt hätte, die toten Leiber wieder aufzugraben, um eine Mahlzeit davon zu halten.

---

*) Unſere jungen Leſer müſſen aber wiſſen, daß alle dieſe Kinder ſeit einiger Zeit ſo manche Übung in der Selbſtüberwindung gehabt hatten, daß es ihnen gar nicht mehr ſauer wurde, auch auf ihre liebſten Vergnügungen, wenn es ſein mußte, mit lachendem Munde Verzicht zu thun, und ſie werden wohl thun, wenn ſie dieſe Kinder, die jetzt als Männer ſich ſehr gut dabei befinden, darin nachzuahmen ſuchen.

Aber Robinſon machte ein erſchreckliches, Unwillen und Abſcheu ausdrückendes Geſicht, hob ſeine Lanze drohend empor und gab ihm zu verſtehen, daß er ihn auf der Stelle töten würde, ſobald er ſich jemals wieder einfallen ließe, Menſchenfleiſch zu eſſen. Freitag verſtand die Drohung und unterwarf ſich demütig dem Willen ſeines Herrn, ungeachtet er nicht begreifen konnte, was für Urſache er doch haben möchte, ihm ein Vergnügen zu verſagen, von deſſen Abſcheulichkeit er ganz und gar keinen Begriff hatte.

Jetzt waren ſie bei der Feuerſtelle angekommen. Welch ein Anblick! Hier lagen Knochen, dort halbzernagte Fleiſchſtücke von Menſchen, und an verſchiedenen Stellen war der Boden mit Blut gefärbt. Robinſon mußte ſeine Augen davon abkehren. Er befahl Freitag, alles auf einen Haufen zu werfen und dann ein Loch in die Erde zu graben und die traurigen Überbleibſel der Unmenſchlichkeit ſeiner Landsleute darin zu verſcharren, und Freitag gehorchte.

Robinſon unterſuchte indes mit großer Sorgfalt die Aſche, ob nicht vielleicht ein Fünkchen Feuer möchte übrig geblieben ſein. Aber umſonſt! Es war gänzlich erloſchen. Das war nun ſehr traurig für ihn; denn nachdem der Himmel ihm einen Geſellſchafter verliehen hatte, blieb ihm vor der Hand faſt nichts zu wünſchen übrig, als — Feuer. Indem er nun mit geſenktem Kopfe daſtand und mit traurigen Blicken die tote Aſche betrachtete, machte Freitag, der ihm eine zeitlang aufmerkſam zugeſehen hatte, einige ihm unverſtändliche Zeichen, ergriff darauf plötzlich das Beil, rannte wie der Wind nach dem Walde und ließ Robinſon, der ſeine Abſicht nicht begriff, voll Verwunderung über dieſes plötzliche Weglaufen zurück.

Was iſt das? dachte dieſer, indem er voll Erſtaunen ihm nachſah. Sollte der Undankbare dich verlaſſen, dich ſogar deines Beiles berauben wollen? Sollte er grauſam genug ſein, ſich deiner Wohnung bemächtigen, dich mit Gewalt davon ausſchließen oder gar dich ſeinen unmenſchlichen Landsleuten verraten zu wollen? — „Schändlich! Schändlich!" rief er aus und ergriff, von Unwillen über eine ſo unerhörte Undankbarkeit entbrannt, den Spieß, um dem Verräter nachzulaufen und ihn zu hindern, ſeine ſchwarzen Anſchläge auszuführen.

Schon hatte er mit ſchnellen Schritten ſich auf den Weg gemacht, als er plötzlich Freitag in vollem Laufe zurückkommen ſah. Robinſon blieb betroffen ſtehen und ſah mit Verwunderung, daß der vermeinte Verräter im Herzulaufen eine Handvoll dürres Gras, aus welchem Rauch herausfuhr, in die Höhe hielt. Jetzt faßte es Flamme. Freitag warf es zur Erde, legte augenblicklich noch mehr trockenes Gras und Reisholz hinzu und Robinſon ſah zu ſeinem freudigen Erſtaunen in demſelben Augenblicke ein helles luſtiges Feuer auflodern. Auf einmal war ihm Freitags plötzliches Weglaufen begreiflich und vor Freude außer ſich fiel er ihm um den Hals, drückte und küßte ihn mit Inbrunſt und bat in Gedanken ihn tauſendmal um Verzeihung, daß er einen ſo ungegründeten Verdacht auf ihn geworfen hatte.

Nikolas. Aber wo mochte denn Freitag das Feuer hergenommen haben?

Vater. Er war mit dem Beile in den Wald gerannt, um von einem trockenen Stamme zwei Holzſtücke abzuhauen. Dieſe hatte er ſo geſchwind und ſo geſchickt zu reiben gewußt, daß ſie ſich entzündeten. Dann hatte er hurtig das glimmende Holz in etwas Heu gewickelt und war mit dieſem Heu in der Hand ſo ſchnell als möglich davon gerannt. Durch die geſchwinde Bewegung geriet das entzündete Heu in Flammen.

Freund R. Da hat mir unſer Robinſon einmal wieder gar nicht gefallen!

Johannes. Warum nicht?

Fr. R. Darum nicht, daß er, ohne hinlängliche Anzeigen von Freitags Untreue zu haben, ſogleich einen ſo ſchwarzen Argwohn gegen ihn faßte. Pfui! wer wollte denn ſo mißtrauiſch ſein!

Johannes. Ja, es hätte aber doch wohl ſein können, daß es wahr geweſen wäre, was er beſorgte; und da mußte er ſich doch vor ihm in acht nehmen!

Fr. R. Verſteh mich recht, lieber Johannes! Daß der Gedanke an Freitags *mögliche* Untreue ihm einfiel, verdenke ich ihm nicht; auch das nicht, daß er ihm nachlief, um ihn zu hindern, falls er etwas wider ihn im Schilde führen ſollte; denn dieſe Vorſicht gegen einen noch unbekannten Menſchen war allerdings nötig und gut. Aber das verdenke ich ihm, daß er dieſen Argwohn nun gleich für gegründet hielt, daß er in Leidenſchaft geriet und, von Unwillen entbrannt, ſich gar nicht einfallen ließ, daß Freitag doch wohl unſchuldig ſein könnte. — Nein, ſo weit muß unſer Mißtrauen gegen andere Menſchen niemals gehen, wenn wir nicht die gewiſſeſten Beweiſe ihrer Untreue in Händen haben. *In zweifelhaften Fällen muß man von anderen immer das Beſte, nie das Schlimmſte, vermuten.*

Vater. Eine gute Regel! Merkt ſie euch, Kinder und richtet euch danach.

Nun, unſer Robinſon war, wie geſagt, vor Freuden außer ſich, da er ſeinen Argwohn zernichtet und ſich nun auf einmal wieder im Beſitze des ſo lange entbehrten und ſo ſehnlich erwünſchten Feuers ſah. Lange weidete er ſeine Augen an den auflodernden Flammen und konnte ſich nicht ſatt daran ſehen. Endlich nahm er einen glühenden Feuerbrand und lief damit, von Freitag begleitet, nach ſeiner Wohnung.

Hier machte er augenblicklich ein helles Feuer in ſeiner Küche an, legte einige Kartoffeln dazu und flog darauf, wie der Wind, nach ſeiner Heerde, um ein junges Lama zu holen. Dieſes wurde geſchlachtet, abgeſtreift, zerlegt und ein Viertel davon an den Spieß geſteckt. Freitag wurde als Bratenwender beſtellt.

Unterdes, daß dieſer ſein Amt verrichtete, ſchnitt Robinſon ein Bruſtſtück ab und legte es wohlgewaſchen in einen ſeiner Töpfe. Dann ſchälte er einige Kartoffeln, zerſtampfte zwiſchen zwei Steinen eine Hand voll Mais zu Mehl, that Beides zu dem Fleiſche im Topfe und goß ſo viel reines Waſſer darauf, als ihm nötig zu ſein ſchien. Auch vergaß er nicht, etwas Salz dazu zu werfen und dann ſetzte er dieſen Topf gleichfalls ans Feuer.

Lotte. O, ich weiß ſchon, was er davon machen wollte: — Brühſuppe!

Vater. Ganz recht, eine Speiſe, die er nun wenigſtens in acht Jahren nicht genoſſen hatte! Ihr könnt denken, wie der Mund ihm danach wäſſern mußte!

Freitag machte bei dieſen Zurüſtungen große Augen, weil er noch nicht begreifen konnte, wozu das alles ſolle? Vom *Kochen* hatte er nie etwas gehört oder geſehen; er wußte daher auch ſchlechterdings nicht zu erraten, was das Waſſer im Topfe bei dem Feuer ſolle? Als nun Robinſon auf einige Augenblicke in ſeine Höhle gegangen war und das Waſſer im Topfe anfing zu ſieden, ſtutzte Freitag, weil es ihm unbegreiflich war, was doch wohl das Waſſer auf einmal in Bewegung ſetzen möchte? Da es aber vollends aufbrauſete und von allen Seiten anfing überzulaufen, geriet er auf den närriſchen Einfall, daß vielleicht irgend ein lebendiges Tier darin ſei, welches die plötzlichen Bewegungen verurſache; und um zu verhüten, daß dieſes Tier nicht alles Waſſer aus dem Topfe herausdränge, ſteckte er hurtig ſeine Hand hinein, um es zu fangen. Aber in eben demſelben Augenblicke fing er ein ſo entſetzliches Geſchrei an, daß die Felſenwand der Höhle davon erbebte.

Angſt und Schrecken ergriffen unſern armen Robinſon, da er dies gewaltige Geſchrei vernahm, weil er in dem erſten Augenblicke nichts anderes vermuten konnte, als daß die Wilden da wären und ſeinen Freitag ſchon gepackt hätten. Furcht und Selbſtliebe rieten ihm, ſich durch ſeinen verborgenen Gang auf die Flucht zu begeben, um ſein eignes Leben zu retten. Aber er verwarf dieſen Einfall augenblicklich wieder, weil er es mit Recht für ſchändlich hielt, ſeinen neuen Hausgenoſſen und Freund im Stiche zu laſſen. Ohne ſich alſo länger zu beſinnen, ſtürzte er aus der Höhle hervor, feſt entſchloſſen, für Freitags Befreiung aus den Händen der Unmenſchen noch einmal Blut und Leben zu wagen.

Freund B. So gefällſt du mir, Freund Robinſon.

Vater. Er ſtürzte alſo hervor, das Beil in der Hand, aber — wie erſtaunte er, da er Freitag ganz allein, wie einen Unſinnigen, mit unaufhörlichem Geſchrei umhertanzen und die allerſeltſamſten Geberden machen ſah. Lange ſtand er, wie verdutzt, und wußte nicht, was er davon denken ſollte. Endlich kam es zu Erklärungen und da erfuhr er denn durch Zeichen, daß das ganze Unheil darin beſtand, daß Freitag ſich die Hand ein wenig verbrannt hatte.

Dieſen zu beruhigen, koſtete nicht wenig Mühe. Damit ihr aber begreifen möget (was Robinſon erſt ein Jahr nachher, da Freitag mit ihm reden konnte, begriff) warum dieſer um einer ſolchen Kleinigkeit willen einen ſo entſetzlichen Lärm machte und ſich ſo wunderlich geberdete, ſo muß ich euch erſt ſagen, was unwiſſende, in ihrer Jugend nicht unterrichtete Menſchen zu denken pflegen, wenn ihnen etwas begegnet, wovon ſie die Urſache nicht einzuſehen vermögen.

Die armen einfältigen Menſchen geraten nämlich alsdann faſt immer auf den Gedanken, daß irgend ein unſichtbares Weſen, ein Geiſt, die Urſache von demjenigen ſei, was ſie nicht begreifen können, und ſie meinen, daß dieſer Geiſt eine ſolche Wirkung auf Befehl irgend eines Menſchen hervorbringe, dem er dienſtbar geworden ſei. Einen ſolchen Menſchen, dem ſie die Herrſchaft über einen oder mehrere Geiſter zutrauen, nennen ſie dann einen Zauberer oder Hexenmeiſter, und wenn's ein Frauenzimmer iſt, eine Zauberin oder Hexe.

Wenn zum Beiſpiel einem unwiſſenden Landmanne plötzlich ein Pferd oder eine Kuh krank wird, ohne daß ihm die Urſache dieſer Krankheit bekannt iſt, ſo gerät er leicht auf den dummen Gedanken, daß irgend ein Hexenmeiſter oder eine Hexe im Dorfe ſei, die ſein Pferd oder ſeine Kuh bezaubert, das heißt, durch Hilfe eines unſichtbaren böſen Geiſtes krank gemacht hätten.

Lotte. Ach ja, Vater, das ſagte ja unſere Anna auch, da die Kuh auf einmal ſo wenig Milch gab.

Vater. Gieb alſo acht, liebe Lotte, auf das, was ich euch darüber ſagen will, damit du dem armen Mädchen ſeinen Irrtum benehmen kannſt, wenn du morgen wieder kochen hilfſt.

Wenn nun ſolche einfältigen Leute in dieſem Aberglauben ſtehen, ſo giebt es gemeiniglich auch irgend einen liſtigen und boshaften Betrüger, der ſich ihre Unwiſſenheit und ihren Aberglauben zu nutze macht, um Geld von ihnen zu ziehen. Ein ſolcher Betrüger beſtärkt ſie dann in ihrem Irrtume, weiß ſich eine wichtige Miene zu geben, ſagt, ſie hätten ganz recht, das Tier ſei wirklich behext, aber wenn ſie ihm nur ſo oder ſo viel Geld geben wollten, ſo ſei er imſtande, das Tier wieder zu entzaubern oder den Zauberer und den böſen Geiſt zu zwingen, davon abzulaſſen. Das thun denn dieſe einfältigen Leute, und der Teufelsbanner (ſo nennen ſie den Betrüger) macht dafür allerlei närriſche Gaukeleien. Wird das Vieh dann etwa zufälligerweiſe wieder geſund, ſo ſchwören ſie darauf, daß es wirklich behext geweſen, aber von dem klugen Manne (ſo pflegen ſie den Betrüger auch wohl zu nennen) wieder entzaubert worden ſei. Stirbt aber das Vieh, nun ſo hat der kluge Mann tauſend Ausreden, wodurch er dem Volke begreiflich zu machen weiß, warum die Bannung ohne ſeine Schuld fruchtlos geblieben ſei.

Je dümmer die Menſchen ſind, deſto mehr ſind ſie dieſem ſchändlichen Aberglauben ergeben. Ihr könnt alſo denken, daß er vornehmlich unter den Wilden ſtark im Schwange gehen müſſe. Alles, was dieſe mit ihrem einfältigen Verſtande nicht begreifen können, das ſchreiben ſie den Wirkungen böſer Geiſter zu; und dies war nun auch der Fall, worin ſich unſer Freitag jetzt befand.

Nie hatte er gehört oder erfahren, daß man Waſſer heiß machen kann; nie hatte er folglich auch gefühlt, wie weh es thut, wenn man die Hand in kochendes Waſſer ſteckt; er konnte alſo auch ſchlechterdings nicht begreifen, woher die ſchmerzhafte Empfindung kam, die ihn plötzlich überfiel, als das kochende Waſſer ſeine Hand berührte. Er glaubte daher ſteif und feſt, daß es mit Zauberei zugehe und daß ſein Herr ein Hexenmeiſter ſei.

Nun, Kinder — macht euch darauf gefaßt! — es wird euch künftig auch wohl einmal eins und das andere vorkommen, deſſen Urſache ihr nicht werdet begreifen können. Ihr werdet Taſchenſpieler und Gaukler ſehen, die wunderſeltſame Dinge machen können, die z. B. dem Scheine nach einen Vogel in eine Maus verwandeln, einen geköpften Vogel wieder lebendig machen u. ſ. w., ohne daß ihr bei der größten Aufmerkſamkeit imſtande ſeid, die Gaukelei zu entdecken. Wenn euch dann auch etwa der Gedanke einfallen ſollte, das geht nicht mit rechten Dingen zu! der muß ein Hexenmeiſter ſein! ſo erinnert euch unſeres Freitags und ſeid verſichert, daß es euch eben ſo wie ihm geht, daß ihr nämlich aus Unwiſſenheit etwas für übernatürlich haltet, was im Grunde ſehr natürlich zugeht. Um euch noch mehr darauf vorzubereiten, wollen wir euch gelegentlich einige ſolcher Taſchenſpielerkünſte erklären, damit ihr von dieſen auf andere ſchließen könnt.

Es koſtete, wie geſagt, viele Mühe, den armen Freitag zu beruhigen und ihn zu bewegen, ſich wieder zu dem Braten zu ſetzen, um ihn zu wenden. Zwar that er dies endlich, aber den Topf ſah er noch immer mit Grauſen und ſeinen Herrn, den er nun für ein übermenſchliches Weſen hielt, mit furchtſamer Ehrerbietung an. In dieſem Glauben beſtärkte ihn die europäiſche weiße Geſichtsfarbe und der lange Bart desſelben, wodurch er ein ganz anderes Anſehen erhielt, als Freitag und alle ſeine ſchwarzbraunen und unbärtigen Landsleute hatten.

Nikolas. Haben denn die Wilden in Amerika keinen Bart?

Vater. Nein; und man hat daher faſt durchgängig geglaubt, daß die Natur den amerikaniſchen Männern den Bart verſagt habe; jetzt will man aber bemerkt haben, daß ſie ihn bloß deswegen nicht haben, weil ſie die Haare des Kinnes, ſobald ſie hervorwachſen, ſorgfältig auszurupfen pflegen.

Brühe, Kartoffeln und Braten waren jetzt gar. Da es an Löffeln fehlte, ſo goß Robinſon die Brühe aus dem Topfe, in welchem ſie gekocht war, in zwei andere, um ſie aus dieſen zu trinken. Aber Freitag war durchaus nicht zu bewegen, einen derſelben anzunehmen, weil er dieſe Brühe für einen Zaubertrank hielt; und es ſchauderte ihn, da er ſeinen Herrn anſetzen und die bezauberte Brühe trinken ſah. Von dem Braten hingegen und von den Kartoffeln aß auch er mit großem Wohlgefallen.

Wie ſehr der Genuß warmer und nahrhafter Speiſen unſern Robinſon erfreuen mußte, könnt ihr euch kaum vorſtellen. Er vergaß darüber aller ausgeſtandenen Mühſeligkeiten der verfloſſenen kümmerlichen Jahre, vergaß, daß er noch immer auf ſeiner Inſel war, glaubte in ein anderes Land, glaubte wieder mitten in Europa verſetzt zu ſein. So weiß die gütige Vorſehung die Wunden unſers Herzens, die ſie zu unſerm Beſten ſchlug und die wir in der Empfindung des Schmerzes für unheilbar hielten, oft in einem einzigen Augenblicke durch den Balſam unverhoffter Freuden gänzlich wieder zu heilen! Ob übrigens Robinſon im Genuß dieſer neuen Gottesgabe auch an den Geber derſelben mit Liebe und Dankbarkeit gedacht habe, brauche ich euch wohl nicht erſt zu ſagen.

Nach der Mahlzeit lagerte er ſich in ſeinen Gedankenwinkel, um über die glückliche Veränderung ſeines Zuſtandes ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Alles hatte nun eine andere, viel angenehmere Geſtalt für ihn gewonnen. Sein Leben war nun nicht mehr einſam; er hatte einen Geſellſchafter, mit dem er zwar noch nicht reden konnte, aber deſſen bloße Geſellſchaft ihm doch ſchon jetzt zum Troſte und zur Hilfe gereichte; er hatte wieder Feuer und der wohlſchmeckenden, geſunden Nahrungsmittel genug, um die Bedürfniſſe des Gaumens und des Magens hinlänglich befriedigen zu können. Was kann dich, dachte er, nun noch hindern, vergnügt und unbekümmert zu leben? Genieß alſo der mannigfaltigen Wohlthaten des Himmels! Iß und trink von deiner Herde und von den Früchten des Landes das Beſte (denn du haſt ja Überfluß an allem (und halte dich nun durch Ruhe und gutes Eſſen und Trinken ſchadlos für die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten und den Mangel der verfloſſenen Jahre! Dein Freitag mag für dich arbeiten, er iſt jung und ſtark und du haſt es ja um ihn verdient, daß er dein Knecht ſei. — Hier ſtockten ſeine Gedanken; denn es kam ihm eine andere Betrachtung in die Quere.

Aber wie? dachte er, wenn deine ganze gegenwärtige Glückſeligkeit einmal wieder ein Ende nähme? Wenn Freitag ſtürbe? Wenn dein Feuer noch einmal erlöſchte? Ein kalter Schauer lief ihm bei dieſem Gedanken durch alle Glieder.

Und, dachte er weiter, wenn du durch ein weichliches und wollüſtiges Leben dich dann ſo verwöhnt hätteſt, daß es dir unmöglich fiele, zu der Härte und Armſeligkeit deiner vorigen Lebensart zurückzukehren? Und wenn du dennoch dazu zurückzukehren gezwungen wäreſt? — Er ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Dann dachte er weiter: Welcher Urſache haſt du es denn vornehmlich zuzuſchreiben, daß du durch Gottes Hilfe manche Schwachheit und manche Untugend abgelegt haſt, die dir vorher eigen war? Nicht wahr, lediglich der arbeitſamen und mäßigen Lebensart, die du bisher zu führen gezwungen warſt? Und du wollteſt nun durch Müßiggang und ſinnliches Wohlleben dich in Gefahr ſetzen, der Geſundheit des Leibes und des Geiſtes, welche Mäßigkeit und Arbeitſamkeit dir erworben haben, wieder verluſtig zu werden? — Da ſei Gott vor! dachte er, ſprang von ſeinem Lager auf und ging mit haſtigen Schritten in ſeinem Hofraume auf und nieder. Freitag trug indes die übrig gebliebenen Speiſen in den Keller und ging, auf Robinſons Befehl die Lamas zu melken.

Robinſon fuhr in ſeiner Betrachtung alſo fort. Und wenn du von nun an ein faules und ſchwelgeriſches Leben führteſt, wie lange würde es dauern, daß du aller überſtandenen Not und der väterlichen Hilfe, die dein lieber Gott dir bisher geleiſtet hat, vergäßeſt? Wie bald würdeſt du übermütig, trotzig, gottvergeſſen werden? — „Schrecklich! ſchrecklich!" rief er aus und fiel auf ſeine Kniee, um Gott zu bitten, daß er ihn doch ja vor dieſem abſcheulichen Undanke bewahren möge.

Noch ſtand er einige Minuten in tiefem Nachdenken; dann faßte ſeine Seele folgende männliche und wahrhaft heilſame Entſchließung.

Ich will, dachte er, der neuen göttlichen Wohlthaten zwar genießen, aber immer mit der größten Mäßigkeit. Die einfachſten Speiſen ſollen auch künftig meine Nahrung ſein, ſo groß und mannichfaltig mein Vorrat auch immer werden mag. Meine Arbeiten will ich eben ſo unverdroſſen verrichten und ebenſo ununterbrochen fortſetzen, als bisher, ungeachtet ſie nicht mehr eben ſo notwendig ſein werden. An einem Tage einer jeden Woche, und dies ſei der Sonnabend, will ich von eben den rohen Speiſen leben, die mich bis hierher ernährt haben und den letzten Tag eines jeden Monats will ich eben ſo einſam hinbringen, als ich die ganze verfloſſene Zeit meines Aufenthalts auf dieſer Inſel habe hinbringen müſſen. Freitag ſoll dann jedesmal einen Tag und eine Nacht ſich fern von mir in meinem Sommerpalaſte aufhalten.

Er empfand, nachdem er dieſe tugendhaften Vorſätze gefaßt hatte, die reine himmliſche Freude, welche jedes Beſtreben unſers Geiſtes nach größerer Vollkommenheit begleitet. Seine Stirn glühte, ſein Herz empfand ſchon zum voraus die ſeligen Folgen dieſer freiwilligen Aufopferungen und ſchlug lebhafter; es war ihm unausſprechlich wohl zu Mute. Aber er kannte nun ſchon die Wankelmütigkeit des menſchlichen Herzens, auch ſeines Herzens, und ſah daher voraus, wie leicht es möglich ſei, daß er dieſer ſeiner guten Vorſätze wieder vergeſſen könne. Er glaubte daher, daß es nicht undienlich ſein werde, wenn er ſich irgend ein ſinnliches Merkzeichen mache, bei deſſen Anblick er ſich täglich wieder daran erinnern könne. In dieſer Abſicht ergriff er ſein Beil und hieb in die Felſenwand über dem Eingange zu ſeiner Höhle die beiden Worte ein: Arbeitſamkeit und Mäßigkeit.

Nun, Kinder, ich gebe euch bis morgen Zeit, über dieſen lehrreichen Umſtand in unſers Freundes Leben nachzudenken, ob vielleicht etwas darin ſei, welches ihr zu eurem Beſten nachahmen könntet. Wenn wir wieder zuſammenkommen, ſollt ihr mir eure Gedanken darüber mitteilen, ſo wie ich euch die meinigen ſagen werde.

19. Abend. (Robinſon baut eine Feſtung.)

Am folgenden Tage war ein Flüſtern und Ziſcheln und eine Bewegung unter dem kleinen Volke, daß man wohl merken konnte, es ſei irgend etwas Wichtiges unter ihnen im Werke. Indes konnte man doch nicht erfahren, was es eigentlich war, bis die Stunde zu Robinſons Erzählung geſchlagen hatte. Aber da entſtand denn auch ein Zulaufen und ein Andrängen um den Vater, daß dieſer ſich auf die Grasbank flüchten mußte, um nicht erdrückt zu werden.

Vater. Nun, was giebt's, was giebt's denn?

Alle. Eine Bitte, lieber Vater! Eine Bitte!

Vater. Und was denn für eine?

Alle auf einmal. O, ich möchte — o, ich wollte gern, — o, und ich —

Vater. St. — Ja, da verſtehe ich kein Wort, wenn ihr alle zugleich ſprechen wollt. Rede einer nach dem andern! Dietrich, fange an!

Dietrich. Ich und Nikolas und Johannes wollten bitten, daß es uns erlaubt ſein möchte, morgen Mittag nichts zu eſſen.

Gottlieb. Und ich und Fritzchen und Lotte wollten bitten, daß wir morgen zum Frühſtück nur ein bißchen trocken Brot und den Abend gar nichts eſſen dürften.

Vater. Und warum das?

Johannes. Ja, wir wollten auch gern uns überwinden lernen.

Nikolas. Und wir wollten uns üben, ein wenig Hunger zu ertragen, damit es uns nicht ſauer ankomme, wenn wir einmal hungern müſſen.

Gottlieb. Ja, und dann wollten wir Vater auch bitten, daß es uns erlaubt ſein möchte, morgen Abend nicht zu Bette zu gehen und die ganze Nacht einmal zu wachen.

Vater. Und warum denn das?

Gottlieb. I, weil es doch auch wohl einmal kommen kann, daß wir wachen müſſen, damit es uns dann nicht zu ſchwer werde.

Vater. Ich freue mich, Kinder, daß ihr die Notwendigkeit einſehet, euch zuweilen etwas Angenehmes mit Fleiß zu entziehen, um den Mangel desſelben, wenn es ſein muß, ertragen zu können. Das macht ſtark an Leib und Seele zugleich. Eure Bitte ſei euch alſo gewährt, doch unter der Bedingung, daß ihr es recht gern thut, daß ihr vergnügt dabei ſeid und daß ihr es frei heraus ſagt, wenn es euch zu ſchwer fallen ſollte.

Alle. O, es wird uns gewiß nicht zu ſchwer fallen.

Freund R. Ich folge eurem Beiſpiele, ihr Kleinen, und faſte morgen Abend auch.

Freund B. Und ich dem eurigen, ihr Größeren; wir faſten zuſammen morgen Mittag, und die Nachtwache halte ich mit euch allen.

Vater. Brav! brav! — Nun, ich werde doch nicht allein zurückbleiben auf dem Wege zum Guten? — Hört, wozu ich mich entſchloſſen habe.

Ihr wißt, daß ich in meiner Jugend ſehr verwöhnt worden bin. Man hat mir Kaffee und Thee, Bier und Wein zu trinken gegeben. Aus eigener Narrheit habe ich als Jüngling mir den Schnupftabak und Rauchtabak angewöhnt. Das alles ſchwächt nun den Körper gar ſehr und giebt uns ſo viele Bedürfniſſe, daß uns alle Augenblicke etwas fehlt, und macht, daß wir unzufrieden ſind, wenn wir es nicht haben können. Ich habe oft Kopfſchmerzen, vermutlich würde ich ſie nicht haben, wenn ich nicht von Jugend auf an warme und erhitzende Getränke wäre gewöhnt worden. Dies und das Beiſpiel unſers Robinſon hat mich denn zu der Entſchließung gebracht, von nun an auf dies alles Verzicht zu thun. Alſo von heute an rauche und ſchnupfe ich keinen Tabak mehr, von heute an trinke ich keinen Thee und Kaffee, kein Bier und keinen Wein mehr, außer an Geburtstagen und anderen Freudenfeſten, wo wir gemeinſchaftlich ein wenig Wein trinken wollen, um uns auch über dieſe Gottesgabe zu freuen und dem Geber dafür zu danken.*)

Es wird mir ſauer werden, dies Gelübde zu erfüllen, weil ich ſchon ſo lange verwöhnt geweſen und nun ſchon ſo alt bin. Aber mag's! Deſto größer wird nachher meine Freude ſein, wenn ich es dennoch werde erfüllt haben. Auch die Leute werden viel dawider einzuwenden haben. Der eine wird ſagen, der will den Sonderling machen, will dem Diogenes**) nachäffen! der andere: der Mann iſt milzſüchtig, findet ein Vergnügen daran, ſich ſelbſt zu quälen! So werden die guten Leute ſprechen; aber, liebe Kinder, wenn man etwas thun will, das vor Gott und dem eigenen Gewiſſen recht und gut iſt, ſo muß man niemals fragen: Was werden die Leute dazu ſagen? Man muß vielmehr die Leute ſagen laſſen, was ſie wollen und ſelbſt thun, was man für recht erkannt hat. Auch die Ärzte werden den Kopf über mich ſchütteln, werden mir, ich weiß nicht welche Krankheit verheißen, weil ich aufhören will, krank an Leib und Seele zugleich zu ſein; aber, liebe Kinder, wenn man das Herz hat, auf den Weg der Natur zurückkehren zu wollen, ſo muß man nicht die Ärzte um Rat fragen, weil dieſe ſelbſt davon abgewichen ſind.

---

*) „Wird das auch gut gehen?" ſagten die Leute, die von dieſen Entſchließungen hörten und ſchüttelten den Kopf. „Es wird gut gehen," antwortete der Vater; und die Erfahrung hat gelehrt, daß er recht hatte, weil die Familie in eben dem Maße an Geſundheit und Stärke gewonnen hat, in welcher ſie zu einer natürlichen und einfachen Lebensart zurückgekehrt iſt.

Anmerkung zur 2. Auflage.

**) Diogenes war ein Mann, der ſich alles entzog, was zur Erhaltung des Lebens nicht ſchlechterdings nötig iſt.

Ich habe geglaubt, daß es gut ſei, euch dies alles vorher zu ſagen, damit ihr aus meinem Beiſpiele lernen möchtet, *daß man viel kann, wenn man viel will*, und daß keine böſe Gewohnheit ſo ſtark iſt, daß wir ſie mit Gottes Hilfe nicht ſollten überwinden können, wenn es nur ein rechter Ernſt damit iſt.

Nun Kinder, zum Anfange werden die jetzt beſchloſſenen Übungen in der Enthaltſamkeit und Selbſtbekämpfung ſchon hinreichend ſein. Haben wir dieſe glücklich beſtanden, ſo wird uns jede folgende Übung leichter werden. Alſo — es bleibt dabei: Jeder thut, wozu er ſich entſchloſſen hat; — und nun wieder zu unſerm Robinſon.

Der Zuſtand desſelben iſt jetzt glücklicher als er ſeit ſeiner Ankunft auf dieſer Inſel, jemals war. Die einzige große Sorge, die ihn jetzt noch beunruhigt, iſt die: daß die Wilden bald zurückkommen können, um ihre zurückgebliebenen Gefährten aufzuſuchen und es dann leicht zwiſchen ihm und ihnen wieder zu blutigen Händeln kommen kann. Er zitterte vor dem Gedanken, abermals in die Notwendigkeit verſetzt zu werden, Menſchenblut zu vergießen, und ſein eigenes zweifelhaftes Schickſal machte ihn nicht wenig bekümmert.

Bei dieſen Umſtänden erforderte die Pflicht der Selbſterhaltung, auf ſeine eigene Sicherheit ſo viel als möglich bedacht zu ſein. Schon längſt hatte er den Wunſch gehegt, ſeine Burg zu einer ordentlichen kleinen Feſtung machen zu können; aber ſo lange er noch allein war, ſchien ihm die Ausführung dieſes Anſchlags unmöglich zu ſein. Jetzt aber, da er zwei Arme mehr hatte, konnte er ſo etwas ſchon unternehmen. Er ſtellte ſich alſo auf den Gipfel des Berges, von wannen er den ganzen Platz überſehen konnte, um den Plan dazu zu machen. Dieſer war auch bald entworfen. Er durfte nur außerhalb der Baumwand, rund um ſeine Burg herum, einen etwas breiten und tiefen Graben ausſtechen, von der ausgegrabenen Erde einen Wall aufwerfen und die Seiten des Grabens mit Schanzpfählen oder Palliſaden bepflanzen.

Fritzchen. Was ſind das — Palliſaden?

Johannes. O, du kannſt auch leicht wieder was vergeſſen! Weißt du nicht mehr, die ſpitzigen Pfähle, die Vater um das eine Außenwerk an unſerer kleinen Feſtung ſo dicht nebeneinander gepflanzt hat, — na! das ſind ja Palliſaden oder Schanzpfähle.

Fritzchen. Ach ja! — nur weiter.

Vater. In dieſen Graben beſchloß er die kleine Quelle zu leiten, die unweit ſeiner Wohnung entſprang und zwar ſo, daß ein Teil des Baches mitten durch ſeinen Hofraum flöſſe, damit es ihm, im Falle einer ordentlichen Belagerung, nicht an Waſſer fehlen möchte.

Es hielt ſchwer, alles dies ſeinem Freitag durch Zeichen verſtändlich zu machen. Indes glückte es ihm endlich damit; und Freitag lief darauf nach dem Geſtade, um allerlei Werkzeuge zum Graben und Schaufeln, nämlich große Muſcheln und platte ſcharfe Steine zu ſuchen. Dann ſetzten beide ſich in Arbeit.

Ihr könnt denken, daß dies abermals kein leichtes Geſchäft war. Der Graben mußte, wenn er etwas helfen ſollte, wenigſtens drei Ellen tief und zum mindeſten vier Ellen breit ſein. Die Länge desſelben mochte ſich leicht auf 80—100 Schritte belaufen, und dazu kein eiſernes Werkzeug, keine Hacke, keinen Spaten, keine Schaufel zu haben! Denkt einmal nach, was das ſagen will! Der Schanzpfähle bedurfte man beinahe 400 Stück; und dieſe bloß mit einem einzigen ſteinernen Beile zu behauen und zuzuſpitzen — in der That kein leichtes Unternehmen! Und dann, ſo mußte auch noch von der Quelle bis zu dieſem Graben ein eben ſo tiefer Graben aufgeworfen werden, um das Waſſer darin herzuleiten; und zwiſchen dieſer Quelle und der Wohnung war noch obenein eine kleine Anhöhe, welche durchſtochen werden mußte.

Aber alle dieſe Schwierigkeiten ſchreckten unſern entſchloſſenen Freund nicht ab. Durch ein mäßiges und immer arbeitſames Leben war auch ſein Mut zu jedem wichtigen Unternehmen viel größer geworden als er bei weichlichen, in Müßiggang und Wohlleben aufgewachſenen Menſchen zu ſein pflegt. *Mit Gott und gutem Mute!* war der Wahlſpruch, mit welchem er jedes wichtige Geſchäft anfing; und wir wiſſen ſchon, daß er dann auch nicht eher nachließ, als bis das Werk geendigt war.

So auch jetzt. Beide, er und Freitag, arbeiteten täglich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mit Luſt und Eifer, und es war daher erſtaunlich, wie viel ſie, ihrer armſeligen Werkzeuge ungeachtet, an jedem Tage vor ſich brachten. Zum Glück wehte zwei Monate hintereinander ein Wind, der es den Wilden unmöglich machte, Robinſons Inſel zu beſuchen. Es war alſo auch während der Arbeit kein Überfall von ihnen zu beſorgen.

Indes nun Robinſon ſo arbeitete, war er nebenbei bemüht, ſeinem Gehilfen nach und nach ſo viel von der deutſchen Sprache zu lehren, daß er ihn verſtehen konnte, wenn er mit ihm redete; und dieſer war ſo gelehrig, daß er in kurzer Zeit ſchon recht viel begriffen hatte. Robinſon machte es dabei ebenſo wie wir es mit euch zu machen pflegen, wenn wir euch Lateiniſch oder Franzöſiſch lehren; er zeigte ihm, ſo oft dies geſchehen konnte, das Ding, wovon er redete, vor und dann ſprach er den Namen desſelben laut und deutlich aus. Wann er aber von Sachen redete, die er ihm nicht zeigen konnte, ſo machte er ſo vernehmliche Mienen und Geberden dazu, daß ihn Freitag doch wohl verſtehen mußte. So lernte dieſer, noch ehe ein halbes Jahr verſtrich, ſo viel Deutſch, daß beide ſich ihre Gedanken ſchon ſo ziemlich vollſtändig mitteilen konnten.

Ein neuer Zuwachs von Glückſeligkeit für unſern Robinſon! Bisher hatte er an Freitag nur einen ſtummen Gehilfen gehabt; nun ward er fähig, ſein wirklicher Geſellſchafter, ſein Freund zu werden. O, wie verſchwand nun gegen dieſe Freude das geringere Vergnügen, welches vorher das gedankenloſe Geſchwätz eines Papageien ihm verurſacht hatte!

Freitag bewies ſich immer mehr und mehr als einen gutherzigen, treuen jungen Menſchen, in dem kein Falſch war, und ſchien ſeinem Herrn mit der aufrichtigſten Liebe zugethan zu ſein. Daher gewann denn auch dieſer ihn von Tag zu Tage lieber und trug nach einiger Zeit gar kein Bedenken mehr, ihn neben ſich in ſeiner eigenen Höhle ſchlafen zu laſſen.

In weniger als vier Monaten war die Grabenarbeit vollendet; und nun konnten ſie jeden Anfall der Wilden ziemlich ruhig abwarten. Denn ehe einer derſelben über den Graben kommen und die Schanzpfähle erſteigen konnte, war es ihnen leicht, ihn entweder mit ihren Pfeilen zu erſchießen oder mit ihren langen Spießen zu erſtechen. Für ihre Sicherheit war alſo nun wohl hinlänglich geſorgt.

Eines Tages, da Robinſon und Freitag eine nahe am Strande liegende Anhöhe erſtiegen hatten, von der ſie weit ins Meer hinaus ſehen konnten, guckte Freitag ſcharf nach der Gegend hin, wo man, wiewohl nur ganz dunkel, einige ferne Inſeln liegen ſah. Auf einmal fing er an, vor Freuden zu hüpfen und zu ſpringen und allerlei ſeltſame Geberden zu machen. Auf Robinſons Frage, was ihn ankomme? rief er freudig aus, indem er fortfuhr zu tanzen: „Luſtig! luſtig! Dort iſt meine Heimat! Dort wohnen meine Landsleute!" Aus dem glühenden Geſichte und den funkelnden Augen, womit er dies ausrief, leuchtete eine recht große Liebe zu ſeinem Vaterlande und der Wunſch hervor, wieder dahin zu kommen. Dieſe Bemerkung war ſeinem Herrn gar nicht angenehm, ungeachtet es ſehr lobenswürdig von Freitag war, daß er ſein Vaterland mehr als andere Länder und ſeine zurückgelaſſenen Freunde und Anverwandten noch zärtlicher als jeden anderen Menſchen liebte. Robinſon, welcher daher Anlaß nahm, zu beſorgen, daß er ihn bei Gelegenheit, um ſeiner Landsleute willen, wohl einmal verlaſſen könne, verſuchte ihn darüber auszufragen. Er fing alſo folgendes Geſpräch mit ihm an, woraus ihr den ehrlichen Freitag noch beſſer werdet kennen lernen.

Robinſon. Hätteſt du denn wohl Luſt, wieder unter deinen Landsleuten zu leben?

Freitag. Ach ja! Ich wollte recht froh ſein, wenn ich wieder bei ihnen wäre.

Robinſon. Du wollteſt vielleicht wieder Menſchenfleiſch mit ihnen eſſen?

Freitag (ernſthaft). Nein! ich wollte ſie lehren, daß ſie nicht mehr ſo wild leben, daß ſie Fleiſch von Tieren und Milch, aber keine Menſchen mehr eſſen ſollten.

Robinſon. Aber wenn ſie dich ſelbſt auffräßen?

Freitag. Das werden ſie nicht.

Robinſon. Aber ſie eſſen doch Menſchenfleiſch?

Freitag. Ja, aber nur das Fleiſch ihrer getöteten Feinde.

Robinſon. Vermöchteſt du denn wohl einen Kahn zu machen, worin man überfahren könnte?

Freitag. O ja!

Robinſon. Nun, ſo mache dir einen und fahre nur immer hin zu ihnen.

Hier ſah Freitag auf einmal ganz ernſthaft und traurig vor ſich nieder.

Robinſon. Nun, was iſt dir? Worüber wirſt du traurig?

Freitag. Ich bin traurig, daß mein lieber Herr böſe auf mich iſt.

Robinſon. Böſe? Wie das?

Freitag. Ja, weil er mich von ſich wegſchicken will.

Robinſon. Du wünſcheſt dich ja hin nach deiner Heimat!

Freitag. Ja, aber, wenn mein Herr nicht da iſt, wünſcht Freitag ſich auch nicht hin.

Robinſon. Mich würde dein Volk für einen Feind halten und auffreſſen; reiſe alſo immer allein ab.

Freitag riß bei dieſen Worten ſeinem Herrn das Beil von der Seite, gab es ihm in die Hand und hielt ihm den Kopf dar, damit er ihn mit dem Beile ſpalten möchte.

Robinſon. Was ſoll ich?

Freitag. Mich umbringen! Beſſer umgebracht, als weggeſchickt!

Die Thränen ſtürzten ihm dabei aus den Augen. Robinſon war gerührt, fiel ihm in die Arme und ſagte: „Sei unbekümmert, mein lieber Freitag! Auch ich wünſche mich nicht von dir zu trennen; denn ich liebe dich herzlich. Was ich geſagt habe, ſagte ich nur, um dich zu prüfen, ob ich dir wohl ſchon eben ſo lieb wäre, als du mir biſt." Er umarmte ihn hierauf von neuem und wiſchte ſich ſelbſt eine Freudenthräne ab, die ihm aus den Augen hervorgequollen war.

Freitags Verſicherung, daß er wohl einen Kahn machen könne, war unſerm Robinſon ſehr angenehm zu hören geweſen. Er faßte ihn alſo bei der Hand und führte ihn nach dem Orte, wo er ſelbſt nun ſchon ſeit Jahren an einem Schiffe gearbeitet hatte. Hier zeigte er ihm den Block, der noch nicht um den dritten Teil ausgehöhlt war und ſagte ihm, wieviel Zeit er ſchon darauf verwandt habe.

Freitag ſchüttelte den Kopf und lächelte. Auf Robinſons Frage, was er denn daran auszuſetzen finde? antwortete er: daß es aller der Arbeit nicht bedurft hätte; man könnte einen ſolchen Block viel beſſer und zwar in kurzer Zeit, durch Feuer aushöhlen. Wer war froher über dieſe Nachricht als Robinſon! Schon ſah er den Kahn vollendet; ſchon ſah er ſich im Geiſte auf dem Meere und landete ſchon, nach einer glücklichen Fahrt, in einer Gegend des feſten Landes, wo Europäer waren. Wie ſchlug ihm vor Freuden das Herz bei dieſem Gedanken an eine ſo nahe Erlöſung! — Es wurde beſchloſſen, das Werk ſogleich mit Anbruch des folgenden Tages anzufangen.

Gottlieb. O, nun wird die Freude bald aus ſein!

Vater. Wie ſo?

Gottlieb. Ja, wenn er erſt ein Schiff hat, ſo wird er bald abſegeln; und wenn er dann erſt wieder in Europa iſt, ſo kann Vater uns nichts mehr von ihm erzählen.

Vater. Und wollteſt du auf dies Vergnügen nicht gern Verzicht thun, wenn du des armen Robinſons Befreiung dadurch erkaufen könnteſt?

Gottlieb. Ach ja, das iſt auch wahr! Ich hatte es nur nicht bedacht.

Vater. Indes, wer weiß, was wieder dazwiſchen kommen kann, daß der Schiffsbau, oder die Abreiſe, doch noch eingeſtellt werden muß. Die Zukunft iſt ein ungewiſſes, veränderliches Ding, und fällt gemeiniglich ganz anders aus, als wir erwartet hatten. Unſere Hoffnungen, wenn ſie auch noch ſo zuverläſſig zu ſein ſcheinen, ſchlagen nicht ſelten fehl; und es iſt daher ſehr weiſe, ſich immer im voraus darauf gefaßt zu machen.

Robinſon, der dies nun ſchon oft aus der Erfahrung gelernt hatte, ging jetzt, von Freitag begleitet, mit dem frommen Vorſatze nach Hauſe, daß er die Erfüllung ſeines feurigen Wunſches der allweiſen und gütigen Vorſehung überlaſſen wolle, weil dieſe doch beſſer, als er ſelbſt wiſſe, was für ihn das Zuträglichſte ſei. Und ſo, meine lieben Kinder, wollen wir es in ähnlichen Fällen auch machen.

20. Abend. (Freitags Geſchicklichkeit; Robinſon ſein Lehrer).

Als die Geſellſchaft am folgenden Abend wieder zuſammenkam, waren die beſchloſſenen Übungen der Enthaltſamkeit zum Teil ſchon angeſtellt worden. Alle waren froh und guter Dinge, und der Vater fing die Unterredung mit folgenden Worten an:

Nun, Kinder wie thut das Faſten?

Alle. O, recht gut, recht gut!

Vater. Ihr ſeht, ich ſelbſt lebe auch noch, ungeachtet ich heute nur Waſſer und Milch getrunken habe.

Nikolas. Wenn's darauf ankäme, ſo wollte ich wohl noch länger faſten.

Alle. O ich auch! Ich auch! das iſt ja gar nichts!

Vater. Länger zu faſten iſt nicht nötig, könnte auch eurer Geſundheit ſchädlich werden; aber wenn ihr es wünſcht, ſo will ich euch wohl andere Übungen vorſchlagen, die euch eben ſo nützlich ſein werden.

Alle. O ja! O ja! lieber Vater!

Vater. Für heute hat jeder von uns genug gethan, beſonders, da dieſe Nacht noch gewacht werden ſoll. Aber wenn ihr wirklich Luſt habt, recht treffliche Menſchen zu werden, die geſund und ſtark an Leib und Seele, alſo auch fähig ſind, zum Glück ihrer Nebenmenſchen viel, recht viel beizutragen, ſo hört, was wir zu thun haben!

Ich will für euch die Schriften der alten Weiſen leſen, welche die Lehrer der großen und liebenswürdigen Männer waren, die euch, da ich die alte Geſchichte erzählte, ſo ſehr gefallen haben. Darin ſtehen die Vorſchriften, welche jene weiſe Männer ihren Schülern gaben, und durch deren Erfüllung dieſe ihre Schüler ſo gut und groß geworden ſind. Wöchentlich will ich eine dieſer Vorſchriften auf eine mit Papier überzogene Tafel ſchreiben, und ſie euch erklären. Dann will ich jedesmal euch auch dabei ſagen, was für Übungen ihr die Woche hindurch anſtellen könnt, um euch die Erfüllung einer ſolchen Vorſchrift zu einer leichten und angenehmen Gewohnheit zu machen. Aber freilich wird das ohne Aufopferungen nicht abgehen; ihr werdet euch oft freiwillig entſchließen müſſen, auf ein ſehr liebes Vergnügen Verzicht zu thun, und zuweilen etwas ſehr unangenehmes zu erdulden, um euch dadurch nach und nach diejenige Stärke der Seele zu erwerben, welche uns in den Stand ſetzt, jede unerlaubte Begierde in uns zu bekämpfen, und jeden Verluſt, jeden Mangel mit weiſer Gleichmütigkeit zu ertragen. Es verſteht ſich, daß wir Erwachſenen euch in allen dieſen Übungen vorgehen und nichts von euch fordern werden, als was wir ſelbſt zu leiſten das Herz haben. Wollt ihr dieſen Vorſchlag eingehen?

Alle gaben ihre Einſtimmung durch ein lautes Ja! und durch ein freudiges Händeklatſchen zu erkennen. Es wurde alſo von dieſem Augenblicke an eine Schule der Weisheit unter ihnen errichtet, welche von anderen Schulen ſich vornehmlich dadurch auszeichnete, daß wöchentlich nur eine halbe Stunde gelehrt und das Gelernte wenigſtens acht Tage hinter einander recht eigentlich zur Übung gemacht wurde. Vielleicht teilen wir unſeren jungen Leſern einmal eine Nachricht von dieſen Übungen und ihren erfreulichen Folgen mit, um auch ihnen die Mittel zu lehren, durch welche man ein vorzüglich guter, gemeinnütziger und glücklicher Menſch werden kann*)

Jetzt wieder zu unſerm Robinſon! — Nachdem die gemeldete Verabredung genommen war, fuhr der Vater folgendermaßen fort:

Kinder, das, wovon ich geſtern Abend beim Schluſſe meiner Erzählung ſagte, daß es möglich ſei, hat ſich nun wirklich zugetragen.

Alle. Was denn? Was denn?

Vater. Ich ſagte, daß im menſchlichen Leben unſere gewiſſeſten Hoffnungen oft plötzlich vereitelt werden, und daß daher Robinſon, ſo wahrſcheinlich und ſo nahe ſeine Erlöſung auch zu ſein ſchien, doch leicht ein unvorhergeſehenes Hindernis antreffen dürfte, welches ihn nötige, noch länger da zu bleiben. Dieſes Hindernis nun fand ſich ſchon am folgenden Tage ein.

Es fing nämlich mit dieſem Tage abermals die gewöhnliche Regenzeit an, von welcher Robinſon nun ſchon aus vieljähriger Erfahrung wußte, daß ſie jährlich zweimal und zwar immer um diejenige Zeit einzutreffen pflegte, da Tag und Nacht einander gleich ſind. Während dieſer Regenzeit, die gewöhnlich einen oder zwei Monate anhielt, war es unmöglich, außer dem Hauſe etwas zu verrichten, ſo ſtark und unaufhörlich ſtrömte alsdann der Regen herab! Auch hatte Robinſon bemerkt, daß in jener Weltgegend das Ausgehen und Naßwerden in dieſer Jahreszeit der Geſundheit äußerſt nachteilig ſei. Was war alſo zu thun? Der Schiffsbau mußte aufgeſchoben und die Zeit mit häuslichen Verrichtungen hingebracht werden.

Wohl bekam es nun unſerm Robinſon an den regneriſchen Tagen und in den langen finſtern Abendſtunden, daß er wieder Feuer, — noch mehr, daß er einen Geſellſchafter, einen Freund hatte, mit dem er unter gemeinſchaftlichen Hausarbeiten die Zeit mit vertraulichen Geſprächen vertreiben konnte! Vormals hatte er dieſe traurigen Abende allein, unbeſchäftigt und im Finſtern hinbringen müſſen; jetzt ſaß er mit Freitag bei einer Lampe, oder unweit des Küchenfeuers, arbeitete und plauderte, und fühlte nie die Beſchwerlichkeit der Langweile, die ſo drückend iſt.

Freitag lehrte ihm allerlei kleine Künſte, wodurch die Wilden ihren Zuſtand zu verbeſſern wiſſen; und dann lehrte Robinſon ihm wieder andere Sachen, wovon die Wilden nichts verſtehen. So nahmen beide zu an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten und brachten durch gemeinſchaftlichen Fleiß eine Menge kleiner Kunſtwerke zu ſtande, deren Verfertigung jedem von ihnen, wenn er ſich ganz allein hier befunden hätte, unmöglich geweſen wäre. Da fühlten denn auch beide recht innig, wie gut es ſei, daß die Menſchen durch Geſelligkeit und Freundſchaft zuſammengehalten werden und nicht, wie viele wilde Tiere, einzeln auf dem Erdboden umherſchwärmen!

Freitag verſtand ſich unter anderm auf die Verfertigung der Matten aus Baumbaſt, die er ſo fein und ſo dicht zu flechten wußte, daß ſie füglich zu Kleidungsſtücken gebraucht werden konnten. Robinſon lernte ihm dieſe Kunſt ab; und da verfertigten beide einen ſolchen Vorrat davon, als hinreichend war, um für jeden einen ganzen Anzug daraus zu machen. O, wie freute ſich Robinſon, daß ihm die beſchwerliche Kleidung aus ſteifen, ungegerbten Fellen nun endlich einmal entbehrlich geworden war!

Ferner verſtand Freitag die Kunſt, aus den Faſern, worin die Kokosnüſſe von der Natur eingewickelt ſind und aus verſchiedenen flachsartigen Kräutern Garn und Stricke zu drehen, welche diejenigen, die Robinſon bisher gemacht hatte, bei weitem übertrafen. Aus dem Garne wußte er auf eine beſondere Weiſe Fiſchnetze zu knüpfen: eine Arbeit, die beiden manchen langen Abend auf die angenehmſte Weiſe verkürzte.

Während dieſer häuslichen Geſchäftigkeit war Robinſon vornehmlich darauf bedacht, den Verſtand ſeines armen wilden Freundes ein wenig aufzuklären, und ihm nach und nach einige wahre und würdige Begriffe von Gott beizubringen. Wie ſchwach und irrig Freitags Religionskenntnis war, möget ihr aus folgendem Geſpräche zwiſchen ihm und ſeinem Herrn erſehen.

Robinſon. Sage mir doch, Freund Freitag, weißt du denn wohl, wer das Meer, die Erde, die Tiere und dich ſelbſt erſchaffen hat?

Freitag. O ja! Das hat der Tupan gethan.

Robinſon. Wer iſt denn der Tupan?

Freitag. I, der Donnerer!

Robinſon. Aber wer iſt denn der Donnerer?

Freitag. Ein alter, alter Mann, der länger als alle Dinge lebt, und der den Donner macht. Er iſt viel älter als Sonne, Mond und Sterne, und alle Dinge ſagen O zu ihm. (Das ſollte ſo viel heißen als: Alle beten ihn an.)

Robinſon. Kommen denn die Leute in deinem Vaterlande irgendwo hin, wenn ſie ſterben?

Freitag. Freilich thun ſie das, ſie kommen zum Tupan.

Robinſon. Wo iſt denn der?

Freitag. Er wohnt auf hohen Gebirgen.

Robinſon. Hat denn jemand ihn da geſehen?

Freitag. Es kommt keiner zu ihm hinauf, als die Owakakees (dieſer Name ſollte ſo viel als Prieſter bedeuten), dieſe ſagen O zu ihm, und erzählen uns dann wieder, was er geſprochen hat.

Robinſon. Haben denn die Leute, wenn ſie nach dem Tode zu ihm kommen, es gut bei ihm?

Freitag. O ja, wenn ſie recht viele Feinde geſchlachtet und aufgefreſſen haben.

Robinſon erſchrak vor dieſem kläglichen Irrtume und fing von dem Augenblicke an, ihm beſſere Begriffe von Gott und dem Leben nach dem Tode mitzuteilen. Er lehrte ihn, daß Gott ein unſichtbares, höchſtmächtiges, höchſtweiſes und gütiges Weſen ſei; daß er alles, was da iſt, erſchaffen habe und für alles ſorge; er ſelbſt aber habe nie einen Anfang genommen; daß er überall zugegen ſei und alles wiſſe, was wir denken, reden und thun; daß er Wohlgefallen am guten finde und alles böſe verabſcheue; daß er daher hier und im ewigen Leben nur diejenigen glücklich machen könne, die ſich von ganzem Herzen beſtrebt hätten, gut zu werden.

Freitag hörte dieſe erhabene und troſtreiche Lehre mit ehrerbietiger Aufmerkſamkeit an und prägte ſie tief in ſein Gedächtnis ein. Er wollte immer mehr davon wiſſen, und weil Robinſon eben ſo begierig war, ihn zu belehren, als er, von ihm zu lernen, ſo ſah er in kurzer Zeit die vorzüglichſten Religionswahrheiten ſo deutlich und ſo überzeugend ein, als ſein Lehrer ſie ihm vortragen konnte. Von der Zeit an ſchätzte er ſich unendlich glücklich, aus ſeinem Vaterlande auf dieſe Inſel geſchleppt zu ſein, und er machte ſelbſt die Bemerkung, daß der liebe Gott es doch recht gut mit ihm gemeint habe, daß er ihn in die Hände ſeiner Feinde habe fallen laſſen, weil er ſonſt wohl nie mit Robinſon würde bekannt geworden ſein; — und dann, ſetzte er hinzu, hätte ich auch den guten lieben Gott in dieſem Leben wohl niemals kennen gelernt!

---

*) Von dem glücklichen Erfolge nur etwas zur Probe. — Faſt alle in dieſem Buche redenden Kinder hatten gar ſchlechte Zähne, weil man ſie in ihrer Jugend ſo viele warme und ſüße Getränke hatte trinken, und mancherlei Leckereien und erkünſtelte Speiſen hatte eſſen laſſen. Es wurde für nötig erachtet, daß die ſchlechteſten Zähne ihnen ausgezogen würden. Da rief ſie alſo der Vater zuſammen und ſprach: „Kinder, wir finden für gut, um euch künftig Schmerzen zu erſparen, euch eure hohlen und faulenden Zähne ausziehen zu laſſen. Das thut nun freilich weh, aber freuet euch, da habt ihr nun einmal eine recht tüchtige Gelegenheit, euren Mut und eure Geduld zu üben, und euch zu einer männlichen Ertragung künftiger Schmerzen vorzubereiten. Allein dieſe Übung muß abermals freiwillig ſein; denn ſonſt würde ſie nicht fruchten. Wer ſie alſo freiwillig übernehmen will, der ſage Ja!“ — „Ja! ja! ja!“ ſchrien alle wie mit einem Munde und mit lachendem Geſichte, ſtritten ſich um den Vorzug, wer der erſte ſein ſolle, ſetzten ſich darauf einer nach dem anderen mit unerſchrockener Heiterkeit vor dem Zahnarzt nieder, und ließen ſich — ich erzähle die reine Wahrheit — der eine 3, der andere 4, der dritte 5, meiſtenteils große Backenzähne mit tiefen Wurzeln, ohne einen einzigen Laut von ſich zu geben, ja faſt unter beſtändigem Lachen nach einander ausreißen. Der Zahnarzt war erſtaunt und beteuerte, daß ihm noch nie ein erwachſener Menſch, ein Mann vorgekommen ſei, der ſolche außerordentliche Standhaftigkeit bewieſen habe — und dem Vater fiel eine der ſüßeſten Freudenthränen aus den Augen, die er je geweint hatte.

Man erzählt euch dies, ihr jungen Leſer, damit ihr ſeht, wie weit man es in der Seelenſtärke bringen kann, wenn man von kleinen zu immer größeren Übungen der Standhaftigkeit fortſchreitet.

Anmerk. zur 2. Auflage.

Von jetzt an verrichtete Robinſon ſein Gebet immer in Freitags Gegenwart, und es war rechtr ührend anzuſehen, mit welcher freudigen Andacht dieſer ihm nachbetete. Und nun lebten beide ſo vergnügt und glücklich, als zwei von aller übrigen Geſellſchaft abgeſonderte Menſchen nur immer leben können.

So verſtrich ihnen denn die Regenzeit, ohne daß ſie es merkten. Schon klärte der Himmel ſich wieder auf; die Stürme ſchwiegen, und die ſchweren Regenwolken waren vorübergezogen. Robinſon und ſein treuer Gefährte atmeten wieder eine reine, ſanfte, erwärmte Frühlingsluft, fühlten ſich beide neugeſtärkt, und ſchritten daher mit großer Munterkeit zu dem wichtigen Werke, welches ſie vor der Regenzeit beſchloſſen hatten.

Freitag, als der Meiſter in der Schiffsbaukunſt, fing an, den Stamm mit Feuer auszubrennen. Dies ging geſchwind und ſo gut von ſtatten, daß Robinſon nicht umhin konnte, ſich ſelbſt einen Dummbart zu ſchelten, daß ihm dieſes Mittel nicht auch eingefallen ſei. Aber, ſetzte er zu ſeinem Troſte hinzu, wenn's mir nun auch eingefallen wäre, ſo hätte ich's doch nicht anwenden können, weil ich kein Feuer hatte!

Ihr werdet mich hoffentlich der Mühe überheben, euch umſtändlich zu erzählen, wie die Arbeit an jedem Tage weiter fortrückte, weil dieſe Erzählung weder angenehm, noch lehrreich ſein würde. Ich begnüge mich alſo, nur zu melden, daß das Schiff, mit welchem Robinſon allein vielleicht nie, wenigſtens in vielen Jahren nicht, würde fertig geworden ſein, jetzt durch ihre vereinigten Kräfte binnen zwei Monaten gänzlich vollendet war. Es fehlte nur noch an einem Segel und an Rudern. Zu jenem machte ſich Freitag und zu dieſem Robinſon anheiſchig.

Gottlieb. Ja, wie konnte er denn ein Segel machen? Dazu gebrauchte er ja Leinwand.

Vater. Leinwand zu machen, verſtand er nun freilich nicht, auch hatte er keinen Webſtuhl dazu, aber er konnte, wie ich euch ſchon erzählt habe, feine Matten von Baumbaſt machen und dieſer bedienten ſich die Wilden ſtatt des Segeltuches.

Beide wurden ungefähr zu gleicher Zeit fertig. Robinſon mit den Rudern und Freitag mit dem Segel; und nun war nur noch übrig, das vollendete Schiff vom Stapel laufen zu laſſen.

Fritzchen. Was iſt das?

Vater. Haſt du noch niemals zugeſehen, wenn ſie ein neuerbautes Schiff von dem Ufer auf die Elbe laufen laſſen?

Fritzchen. O ja! das habe ich ſchon geſehen.

Vater. Nun, da wirſt du bemerkt haben, daß das Schiff auf einem Gerüſte von ſchief liegenden Balken ſteht. Dieſe Balken heißen der Stapel. Sobald nun die Keile, die das Schiff feſthalten, weggenommen werden, ſo ſchießt es auf den Balken hinab ins Waſſer, und das nennt man denn vom Stapel laufen.

Zum Unglück war der Ort, wo ſie das Schiff gezimmert hatten, einige tauſend Schritte entfernt vom Strande, und es war daher die Frage: wie ſie es nun ſo weit fortbringen ſollten? Es dahin zu tragen oder zu ſchieben, ſchien unmöglich; denn dazu war es viel zu ſchwer. Was ſollten ſie alſo machen? Hier war guter Rat einmal wieder gewaltig teuer.

Dietrich. J, Robinſon brauchte ja nur wieder ſolche Hebel zu machen, wie er damals anwandte, als er die beiden großen Felsſtücke ganz allein aus ſeiner Höhle wälzte!

Vater. Er hatte den Vortheil, den dieſes einfache Werkzeug gewährt, nicht vergeſſen; er wandte es auch jetzt an; aber das Fortbewegen ging dennoch ſo langſam von Statten, daß er wohl ſah, ſie würden einen ganzen Monat darauf verwenden müſſen. Zum Glück erinnerte er ſich zuletzt eines andern, eben ſo einfachen Hilfsmittels, deſſen die Zimmerleute und andere Handwerker in Europa ſich zu bedienen pflegen, um große Laſten fortzuwälzen. Sie gebrauchen nämlich hierzu die Walzen.

Fritzchen. Was ſind Walzen?

Vater. Runde, lange Hölzer, die ſich eben deswegen, weil ſie rund ſind, mit leichter Mühe fortwälzen laſſen. Dieſe legen ſie unter diejenige Laſt, die ſie nach einem andern Orte hinbewegen wollen und wenn ſie dann die Laſt nur mit mäßigen Kräften ſchieben, ſo rollt ſie mit den Walzen ſelbſt fort.

Robinſon hatt kaum den Verſuch damit gemacht, als er mit Vergnügen ſah, wie leicht und wie geſchwind ſie das Schiff fortwälzen konnten. In zwei Tagen war es ſchon auf dem Waſſer; und es machte beiden nicht wenig Freude, zu ſehen, daß es vollkommen brauchbar war.

Nun war alſo nichts mehr übrig, als die nötigen Anſtalten zur Abreiſe zu machen, das Schiff mit ſo vielen Lebensmittel zu verſehen, als es würde tragen können, und dann die von beiden ſo ſehnlich gewünſchte Reiſe anzutreten. Aber wohin nun eigentlich? Freitags Wünſche gingen nach der Inſel, auf welcher er zu Hauſe war; Robinſon hingegen verlangte nach dem feſten Lande von Amerika zu ſchiffen, wo er Spanier und andere Europäer zu finden hoffte. Freitags Vaterland war nur ungefähr vier Meilen, das feſte Land hingegen viel weiter entfernt. Wollten ſie erſt nach jenem fahren, ſo entfernten ſie ſich um einige Meilen mehr von dieſem, und die Gefahr der Reiſe wurde alſo auch um ſo viel größer. Auf der andern Seite aber kannte Freitag nur das Fahrwaſſer, das heißt, die ſchiffbare Straße nach ſeiner Heimat: hingegen war die eigentliche Fahrt nach dem feſten Lande ihm völlig unbekannt. Robinſon konnte ſie noch viel weniger kennen, weil er auf dieſem Meere noch niemals geſchifft hatte. Da war es alſo wieder ſchwer, zu wählen.

Endlich ſiegte Robinſons Begierde, zu geſitteten Menſchen zu kommen, über alle Schwierigkeiten und über alle Einwürfe ſeines Gefährten. Es wurde beſchloſſen, daß ſie gleich am folgenden Tage alle Anſtalten zu ihrer Abreiſe machen, und dann mit dem erſten dem beſten günſtigen Winde in Gottes Namen nach der Gegend abfahren wollten, in welcher nach Freitags Vermutung die nächſte Küſte des feſten Landes lag.

Und hiermit genug für heute; denn es iſt Zeit, daß wir ſelbſt auch Anſtalt zu unſerer beſchloſſenen Nachtwache machen.

Man verſammelte ſich hierauf in einer Wachtſtube, allwo die Mutter ſchon allerlei häusliche Arbeiten in Bereitſchaft hielt, womit die Wachenden ſich die Nacht hindurch die Zeit vertreiben ſollten. Zwei wurden jedesmal als Schildwachen in die entfernteſten Ecken des Gartens, jeder beſonders, ausgeſtellt, und nach Verlauf einer Viertelſtunde unter Trommelſchlag und Pfeifenklang von der ganzen Wache wieder abgelöſt, indem zwei andere an die Stelle traten. Nach Verlauf einer jeden Stunde wurde etwas Obſt zur Erfriſchung genoſſen.

Es war eine herrliche Sommernacht. Der halbe Mond an der einen Seite des Himmels, und an der andern ein fernes Wettergewölk, aus dem es unaufhörlich blitzte, die Luft dabei ſo ſanft erwärmt, die ganze ſchlafende Natur ſo ſtill! Alle geſtanden am folgenden Morgen, daß ſie nie einen Tag, geſchweige eine Nacht, mit mehr Vergnügen hingebracht hätten, als dieſe.

21. Abend. (Robinſon wagt ſich aufs Meer).

Vater. Nun, Kinder, Robinſon und Freitag haben eingepackt, und der Wind iſt günſtig. Macht euch alſo gefaßt, ihnen ein ewiges Lebewohl zu ſagen; denn wer weiß, ob wir jemals wieder etwas von ihnen ſehen oder hören werden.

Alle (beſtürzt und traurig). Oh!

Vater. Da Robinſon ſeine Burg verlaſſen hatte, blieb er auf dem Hügel über derſelben nachdenkend ſtehen, und hieß ſeinen Gefährten ein wenig vorangehen. Hier überdachte er nun erſt noch einmal alle überſtandenen Schickſale ſeines einſamen Lebens an dieſem Orte, und ward über die wunderbare Führung des Himmels, die ihn bis dahin ſo ſichtbar geleitet hatte, tief gerührt. Ein Strom dankbarer Freudenthränen entſtürzte ſeinen Augen. Dann hob er ſeine ausgebreiteten Arme gen Himmel, und ſeine glühenden Gefühle ergoſſen ſich unwillkürlich in einem lauten Dankgebete.

Geſtärkt durch dieſe Gefühle, richtete er ſich wieder auf und überſah noch einmal die ihm jetzt ſo liebe Gegend, die er nun verlaſſen ſollte. Es war ihm wie einem, der ſein Vaterland verlaſſen ſoll und es nie wieder zu ſehen hoffen darf. Sein naſſer Blick blieb liebevoll und wehmütig hangen an jedem Baume, in deſſen Schatten ihm einſt wohl geweſen war, an jedem Werke ſeiner Hände, welches er im Schweiße ſeines Angeſichts vollendet hatte. Es war ihm nicht anders dabei zu Mute, als wenn er ſich von eben ſo vielen Freunden trennen ſollte. Und da er nun vollends ſeine am Fuße des Berges im Graſe weidenden Lamas erblickte, mußte er das Geſicht wegkehren, um in ſeiner Entſchließung zur Abreiſe nicht wankend zu werden.

Endlich hatte er ausgekämpft. Er ermannte ſich, breitete ſeine Arme gegen die ganze Gegend aus, als wenn er alles, was darin war, umarmen wollte, und rief mit lauter Stimme aus: Lebt wohl ihr teuren Zeugen meiner überſtandenen Leiden? Lebt wohl! wohl! wohl! — das letzte Wohl verlor ſich in Schluchzen. Jetzt richtete er noch einmal ſeine Augen gen Himmel, und trat entſchloſſen den Weg zum Strande an.

Im Weggehen bemerkte er ſeinen treuen Pol, der von Baum zu Baum neben ihm herflatterte. Er konnte dem Verlangen, ihn mitzunehmen, nicht widerſtehen, ſtreckte die Hand gegen ihn aus, und rief: Pol, Pol! und Polchen hüpfte hurtig herab, kletterte gaukelnd von ſeines Herrn Hand auf ſeine Schultern und blieb da ſitzen. So kam Robinſon bei ſeinem, ihn mit Ungeduld erwartenden Freitag an und beide ſtiegen in das Schiff.

Es war der 30. des Reifmondes (Novembers), vormittags um 8 Uhr, im 9. Jahre des Aufenthalts unſers Freundes auf dieſer einſamen Inſel, als ſie bei völlig heiterem Wetter, und mit friſchem günſtigen Winde vom Lande abſtießen. Sie waren aber kaum einige tauſend Schritte fortgeſegelt, als ſie an ein Riff von Klippen kamen.

Lotte. O, ſage uns doch erſt, was das iſt ein Riff?

Vater. So nennen die Schiffer eine Reihe aneinanderhangender Felſen, die entweder unter dem Waſſer verborgen liegen, oder hie und da hervorragen. Dieſes Riff oder dieſe Felſenkette lief von einem Vorgebirge der Inſel, über zwei deutſche Meilen weit, ſchief in die See hinein. Darüber wegzufahren, ſchien beiden gefährlich zu ſein; alſo gaben ſie dem Segel eine andere Richtung, um der Felſenreihe durch einen Umweg auszubeugen.

Nikolas. Wie konnten ſie denn aber wiſſen, wie weit das Riff ins Meer hinauslief, wenn das Waſſer darüber hinfloß?

Vater. Das konnten ſie aus den Brechungen der Meereswogen ſehen, die an ſolchen Orten, wo die Felſen verborgen ſind, höher aufbrauſen und zugleich ſchäumen, weil ſie von den unter dem Waſſer befindlichen Felſen aufgehalten und gebrochen werden.

Kaum hatten ſie nun die äußerſte Spitze des Riffs erreicht, als ihr Kahn auf einmal mit ſolcher Geſchwindigkeit fortgeriſſen wurde, als wenn ſie viele Segel auf einmal angeſetzt und den ſtärkſten Sturmwind im Rücken gehabt hätten. Beide erſchracken und ſtrichen geſchwind das Segel, weil ſie glaubten daß ein plötzlicher Windſtoß ſchuld daran wäre. Aber das half nichts, es ſchoß vielmehr der Kahn noch eben ſo ſchnell als vorher durch die Flut dahin; und nun ſahen ſie zu ihrem Schrecken, daß ſie mitten auf einem reißenden Meerſtrome ſich befanden.

Fritzchen. J, ſind denn im Meere auch Ströme?

Vater. O ja, Fritzchen! Weil der Grund des Meeres eben ſo ungleich als die Oberfläche des feſten Landes iſt; weil es da eben ſo, wie hier auf dem Lande, Berge, Hügel und Thäler giebt; ſo bekommt das Waſſer nach den niedrigen Gegenden hin einen ſtarken Schuß. und daher entſtehen oft mitten im Meere eben ſolche große Ströme, als unſere Elbe iſt, und die pflegen gemeiniglich ſehr reißend zu ſein. Da iſt es denn oft gefährlich für die Schiffe, beſonders für die kleinen, wenn ſie auf einen ſolchen Meerſtrom geraten, weil ſie nicht im ſtande ſind, wieder davon abzukommen und oft wohl funfzig und mehre Meilen ins weite Meer verſchlagen werden.

Gottlieb. Ach, armer, armer Robinſon! Wie wird dir's nun gehen?

Lotte. Wäre er doch nur auf ſeiner Inſel geblieben! Ich dachte es wohl, daß wieder was daraus herkommen würde!

Vater. Diesmal war es nicht Vorwitz, nicht Leichtſinn, wodurch er zu der Reiſe angetrieben wurde. Er hatte vielmehr die vernünftigſten Beweggründe dazu gehabt. Alles alſo, was ihm jetzt begegnete, durfte er für eine göttliche Schickung halten, und in dieſe hatte er ſich ergeben.

Beide ſtrengten alle ihre Kräfte an, um, wo möglich, den Kahn durch Rudern aus dem Strome hinauszuarbeiten, aber vergebens! Eine unwiderſtehliche Gewalt riß ſie mit der Schnelligkeit eines Pfeiles dahin, und ſchon waren ſie ſo weit fortgetrieben, daß ſie das flache Land ihrer Inſel aus dem Geſichte verloren. Ihr Untergang ſchien nun unvermeidlich zu ſein; denn es konnte höchſtens nur noch eine halbe Stunde dauern, ſo waren auch die höchſten Gipfel der Berge aus ihrem Geſichte verſchwunden; und wenn dann auch die Gewalt des Stromes über kurz oder lang nachließ, ſo war es ihnen doch unmöglich, den Rückweg nach der Inſel zu finden, weil ſie keinen Nordweiſer oder ſogenannten Kompaß hatten.

Fritzchen. Keinen —?

Vater. Keinen Kompaß, ſage ich. Nikolas, der ein Schiffshauptmann werden will, wird dir ſagen, was das iſt.

Nikolas (lachend) Wenn ich alles andere, was dazu gehört, auch ſchon ſo gut wüßte, als das! — Fritzchen, das iſt eine Magnetnadel in einem kleinen runden Käſtchen. —

Fritzchen. Ja, was iſt denn eine Magnetnadel.

Nikolas. Das iſt eine ordentliche Nadel von Stahl, die man mit einem gewiſſen Steine beſtrichen hat, welcher der Magnet, auf deutſch der Nordſtein genannt wird. Dadurch hat die Nadel die wunderbare Eigenſchaft gekriegt, daß ſie immer nach Norden — dorthin über Wandsbeck hinaus — weiſet. Danach richten ſich denn die Schiffer, wenn ſie nichts mehr als Luft und Waſſer ſehen können; ſonſt würden ſie auf dem großen Meere ſich bald verirren und gar nicht wiſſen, nach welcher Himmelsgegend ſie hinſegeln müſſen.

Vater. Haſt du das verſtanden, Fritz?

Fritzchen. Ja! Nur zu!

Vater. Da alſo Robinſon einen ſolchen Nordweiſer nicht hatte, ſo war es ihm unmöglich, ſich wieder zurückzufinden, ſobald er die Inſel völlig aus den Augen verlor. Und welch ein ſchrecklicher Zuſtand wartete ſeiner dann! Mitten auf das Weltmeer getrieben zu werden, in einem kleinen unſicheren Nachen, und nur auf einige Tage Lebensmittel zu haben! Kann auch etwas Fürchterlicheres erdacht werden?

Aber hier zeigte es ſich recht ſichtbarlich, was für ein unausſprechlich großer Schatz eine wahre Frömmigkeit und ein gutes Gewiſſen in Not und Unglück ſind! Hätte Robinſon dieſe nicht gehabt, wie hätte er die überwältigende Laſt dieſes neuen Leidens ertragen können? Er würde in Verzweiflung geraten ſein und ſeinem gequälten Leben ein Ende gemacht haben, um dem langſamen und ſchrecklichen Tode des Hungers zu entgehen.

Sein Gefährte, deſſen Gottesfurcht noch nicht ſo feſt gegründet und noch nicht durch ſo viele und lange Leiden geſtärkt war als die Frömmigkeit ſeines Herrn, war wirklich der Verzweiflung nahe. Unfähig, ferner zu arbeiten, und völlig mutlos, legte er das Ruder nieder, ſah ſeinem Herrn kläglich ins Geſicht und fragte, ob ſie nicht über Bord ſpringen wollten, um all dem Jammer, der ihnen bevorſtehe, auf einmal durch den Tod zu entgehen? Robinſon redete ihm erſt liebreich zu und ſuchte ihm Mut einzuſprechen; dann verwies er ihn mit ſanfter Stimme ſeinen ſchwachen Glauben an die lenkende göttliche Vorſehung und erinnerte ihn an das, was er ihm davon gelehrt hatte. „Stehen wir," ſetzte er hinzu, „etwa nur zu Lande in Gottes, des Allmächtigen, Hand? Iſt er nicht auch Herr des Weltmeers und kann er, wenn es ihm gefällt, nicht auch dieſen wilden Fluten gebieten, daß ſie uns wieder an einen ſicheren Ort führen müſſen? Oder meinſt du, daß du dich ſeiner Herrſchaft entziehen könneſt, wenn du ins Meer ſpringſt? Wiſſe, unbeſonnener Jüngling, daß deine unſterbliche Seele immer und ewig ein Unterthan in Gottes unermeßlichem Reiche bleibt, und daß es ihr unmöglich wohl darnach gehen kann, wenn ſie, als eine Empörerin gegen Gott, aus dieſem Leben flüchtet, ohne erſt den Ruf ihres Schöpfers abzuwarten."

Freitag fühlte die Wahrheit dieſer Vorſtellungen in dem Innerſten ſeiner Seele und ſchämte ſich ſeiner Kleinmütigkeit. Auf Robinſons Zureden ergriff er wieder das Ruder und beide fuhren unaufhörlich fort zu arbeiten, ungeachtet nicht die mindeſte Hoffnung war, daß es etwas helfen werde. „Dies," ſagte Robinſon, „iſt unſere Pflicht. So lange noch ein Fünkchen Leben in uns iſt, müſſen wir unſer mögliches thun, es zu erhalten. Dann können wir, wenn es ſein muß, mit dem tröſtenden Bewußtſein ſterben, daß Gott es ſo gewollt habe. Und ſein Wille, lieber Freitag," fuhr er mit erhöhter Stimme und in edlem Feuer fort, „ſein Wille iſt immer gut, immer gut und weiſe, auch wenn wir ſchwachen Erdwürmer es nicht begreifen können."

Der gewaltige Strom ſchoß indes unaufhörlich fort, mit ihm der Kahn und von der fernen Inſel ragten jetzt nur noch die Gipfel einiger Berge hervor. Jetzt war nur noch die Spitze eines einzigen Berges zu ſehen, der auf der Inſel der höchſte war; und nun war alle Hoffnung einer möglichen Errettung dahin!

Aber, wenn alle menſchliche Hülfe verſchwindet, wenn die Not unglücklicher Menſchen aufs höchſte geſtiegen iſt und nirgends, nirgends mehr ein Rettungsmittel übrig zu ſein ſcheint, dann, liebe Kinder, dann pflegt die Hand der alles lenkenden göttlichen Vorſehung am ſichtbarſten einzugreifen und uns durch Mittel zu helfen, die wir gar nicht vorausgeſehen hatten. So ging's auch hier. Indem Robinſon ſelbſt alle Hoffnung des Lebens nun ſchon für gänzlich verſchwunden hielt und vor Mattigkeit zu rudern aufhören mußte, merkte er plötzlich, daß die Schnelligkeit der Bewegung des Kahns etwas vermindert wurde. Er ſah ins Waſſer und fand es weniger trübe, als es vorher geweſen war. Ein zweiter Blick auf die Oberfläche des Waſſers überzeugte ihn, daß der Strom ſich hier geteilt habe und daß der ſtärkſte Arm desſelben gegen Norden ſtröme, indes der andere, minder ſchnellfließende, auf dem ihr Nachen jetzt fortſchwamm, ſich durch eine Krümmung wieder nach Süden drehe.

Mit unausſprechlicher Freude rief er ſeinem ſchon halb toten Gefährten zu: „Munter, Freitag! Gott will, daß wir leben ſollen!" Dann zeigte er ihm den augenſcheinlichen Grund ſeiner Hoffnung und vor Freude jauchzend, griffen beide eiligſt wieder zu den Rudern, die ſie eben aus gänzlicher Entkräftung niedergelegt hatten. Geſtärkt durch die unerwartete ſüße Hoffnung des Lebens, arbeiteten ſie mit unbeſchreiblicher Anſtrengung dem Strome entgegen und ſahen mit Entzücken, daß ihre Bemühung diesmal nicht vergebens war. Robinſon, deſſen Seele durch ein lange Reihe von Unglücksfällen geübt war, ſeine Aufmerkſamkeit auf jeden beſonderen Umſtand zu richten, bemerkte, daß ihnen jetzt auch der Wind zu ſtatten kommen werde. Augenblicklich ſpannte er das Segel aus; der Wind blies lebhaft hinein, und da beide mit den Rudern nachhalfen, ſo hatten ſie in kurzer Zeit die unbeſchreibliche Freude, ſich aus dem Zuge des Stromes heraus und auf der ſanftbewegten Oberfläche des ſtillſtehenden Meeres zu ſehen.

Freitag weinte laut vor Freuden, ſprang auf und wollte ſeinem Herrn um den Hals fallen. Dieſer aber bat ihn, ſeine Empfindung für jetzt zu mäßigen, weil noch ein gutes Stück Arbeit für ſie übrig ſei, bevor ſie ſich ganz für gerettet halten könnten. Sie waren nämlich ſchon ſo weit verſchlagen worden, daß ſie von der ganzen Inſel nur noch ein kleines, ſchwarzes, undeutliches Fleckchen am äußerſten Geſichtskreiſe oder Horizonte erblickten.

Fritzchen. Am Horizonte? Was iſt das?

Vater. Fritzchen, wenn du draußen auf dem freien Felde biſt, kommt dir's da nicht vor, als ob der Himmel rund umher, wie ein großes Gewölbe, bis auf die Erde herabgehe?

Fritzchen. Ja!

Vater. Nun, der Kreis ſo rund herum, wo die Erde aufzuhören und der Himmel anzufangen ſcheint, der wird der Geſichtskreis und mit einem fremden Worte der Horizont genannt. Bald ſollſt du mehr davon hören.

Unſere munteren Schiffer ruderten ſo raſtlos zu und der Wind blies ſo friſch gegen die Oſtſeite der Inſel, auf welche ſie jetzt losſegelten, daß ſie in kurzer Zeit ſchon wieder Berge hervorragen ſahen. „Friſch!" rief Robinſon ſeinem Gefährten zu, der im Vorderteile ſaß, folglich der Inſel den Rücken zukehrte: „friſch, Freitag! das Ende unſerer Mühſeligkeit kommt näher!" Aber er hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, als der Kahn einen ſo heftigen Stoß empfing, daß beide Ruderer von ihren Sitzen hinab der Länge nach auf den Schiffsboden hinſtürzten. In dem Augenblicke ſtand der Kahn ſelbſt ſtill und die Wellen fingen an über Bord zu ſchlagen.

Mutter. Ja, Kinder, ſo gern ich auch, wie ihr, auf das Abendeſſen Verzicht thäte, wenn wir unſern armen Freund dadurch retten könnten, ſo müſſen wir doch jetzt aufbrechen. Das Eſſen wartet auf uns; ſchon zweimal hat Hannchen gerufen.

Alle. Oh!

22. Abend. (Robinſons und Freitags mannigfache Beſchäftigungen).

Einige zugleich. O, nun geſchwind, lieber Vater, daß wir nur erſt hören, was aus dem armen Robinſon geworden iſt.

Vater. Eben, da er ſich für gerettet hielt, ſtürzte er, wie wir gehört haben, in ein neues Unglück, welches leicht noch größer werden konnte, als dasjenige, dem ſie ſoeben erſt entgangen waren. Der Kahn ſaß plötzlich feſt und die Wellen fingen an über Bord zu ſchlagen. War nun dasjenige, wovon das Schiff feſtgehalten wurde, eine Felſenſpitze, ſo war es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, um ſie geſchehen!

Robinſon unterſuchte, ſo geſchwind als möglich, mit dem Ruder den Grund des Waſſers, und da er ihn rund um das Schiff herum feſt und das Waſſer nicht über eine halbe Elle tief fand, ſo beſann er ſich keinen Augenblick, ſprang über Bord. Freitag folgte ſeinem Beiſpiele, und beide fanden zu ihrem großen Troſte, daß es nur eine Sandbank und kein Felſen ſei, worauf ſie geraten waren.

Sie ſtrengten darauf alle ihre Kräfte an, um den Kahn wieder zurück ins tiefere Waſſer zu ſchieben. Es gelang ihnen; das Schiff wurde flott und beide ſprangen wieder hinein.

Lotte. Nun wird der arme Robinſon gewiß den Schnupfen kriegen, weil er ſich die Füße naß gemacht hat!

Vater. Liebe Lotte, wenn man durch eine arbeitſame und natürliche Lebensart ſich erſt ſo abgehärtet hat als Robinſon, ſo pflegt man von einer ſolchen Kleinigkeit den Schnupfen nicht mehr zu bekommen! Sei deswegen nur unbeſorgt!

Johannes. I, davon kriegen wir ja nicht einmal den Schnupfen! Wie oft ſind uns im vorigen Winter die Füße naß geworden!

Vater. Ein Zeichen, daß unſere Art zu leben euch auch ſchon etwas abgehärtet hat.

Nachdem ſie nun das eingeſpritzte Waſſer, ſo gut es mit den Rudern und Händen gehen wollte, wieder ausgeworfen hatten, beſchloſſen ſie, vorſichtiger zu Werke zu gehen und ohne Segel zu fahren, damit ſie die Lenkung des Schiffes beſſer in ihrer Gewalt hätten. So ruderten ſie alſo längs der Sandbank hin, in der Hoffnung, daß ſie bald ein Ende nehmen werde. Aber ſie mußten wohl erſt vier gute Stunden ſchiffen, ehe dieſe Hoffnung erfüllt wurde; ſo weit lief die Bank von Norden nach Süden hin! Robinſon merkte, daß ſie ſich bis in diejenige Gegend des Meeres hin erſtreckte, wo er vor neun Jahren Schiffbruch erlitten hatte und daß es alſo eben dieſelbe ſei, auf welcher das Schiff damals geſtrandet war.

Fritzchen. Was heißt das, geſtrandet.

Gottlieb. O, daß du doch immer den Vater unterbrechen mußt!

Vater. Nun, das iſt ja gut von ihm, daß er gern belehrt ſein will, aber nicht ſo gut von dir, lieber Gottlieb, daß du darüber unfreundlich wirſt. Hüte dich künftig davor! — Stranden, lieber Fritz, heißt, wenn ein Schiff auf eine Sandbank oder einen Felſen läuft und nicht wieder davon loskommen kann.

Fritzchen. Gut.

Vater. Endlich erreichten ſie wieder ein ordentliches Fahrwaſſer und ruderten nun mit aller Gewalt der Inſel zu, welche ihnen jetzt ſchon ganz vor Augen lag. Sie erreichten endlich den Strand, da die Sonne eben ihre letzten Blicke auf die Gipfel der Berge warf und ſtiegen ganz ermattet, aber unbeſchreiblich froh über ihre glückliche Rettung, ans Land.

Beide hatten den ganzen Tag keinen Biſſen genoſſen. Sie konnten daher die Zeit nicht abwarten, da ſie wieder in der Burg würden angekommen ſein, ſondern ſetzten ſich gleich am Strande nieder, um von dem Vorrate, den ſie mit ſich zu Schiffe genommen hatten, erſt eine reichliche Mahlzeit zu thun. Dann zogen ſie den Kahn in eine kleine Bucht.

Ihr wißt doch, was das iſt?

Johannes. O ja; wo das Waſſer ſo etwas in das Land hineintritt. Es iſt ja faſt eben das, was ein Meerbuſen iſt.

Vater. Nur, daß der Meerbuſen größer iſt.

Sie zogen, ſage ich, den Kahn in eine Bucht und gingen mit allem, was ſie im Schiffe gehabt hatten, beladen nach Hauſe.

(Eine kleine Pauſe.)

Nikolas. O, es iſt doch wohl noch nicht aus?

Vater. Robinſon und Freitag haben ſich bereits zur Ruhe begeben und der letzte liegt ſchon in tiefen Schlaf verſunken, indes der erſte noch ein freudiges Dankgebet für die ihm abermals gewährte Errettung zu Gott ſchickt. Wir könnten es alſo auch ſo machen, aber da es noch früh am Tage iſt, ſo will ich die Nacht überſpringen und nun noch erzählen, was am folgenden Tage geſchah.

„Nun, Freitag," fragte Robinſon beim Frühſtück, ,,hätteſt du Luſt, dich noch einmal ſo weit mit mir zu wagen, wie geſtern?"

Freitag. Bewahre!

Robinſon. Alſo entſchließeſt du dich, dein Leben auf dieſer Inſel mit mir zu endigen?

Freitag. Wenn nur mein Vater auch hier wäre!

Robinſon. Alſo haſt du noch einen Vater?

Freitag. Wenn er nicht unterdeſſen geſtorben iſt!

Hier legte er die Kartoffeln aus der Hand, und ein paar große Thränen rollten ihm die Backen hinab. Robinſon dachte an ſeine eigenen Eltern und mußte ſich gleichfalls die Augen wiſchen. Beide beobachteten eine Zeit lang ein rührendes Stillſchweigen.

Robinſon. Sei guten Mutes, Freitag! Dein Vater wird noch leben; und wenn es Gottes Wille iſt, ſo wollen wir nächſtens hinüberfahren und ihn zu uns holen.

Nun, das war zu viel Freude für den armen Freitag! Laut heulend ſprang er auf, warf ſich über Robinſons Knie hin, klammerte ſich feſt daran und konnte vor Schluchzen kein Wort ſprechen.

„Kinder," rief hier die Mutter aus, „welch ein Beiſpiel von Elternliebe an einem Wilden! An einem Wilden, der ſeinem Vater keine Erziehung, keinen Unterricht, nur das bloße Leben und noch dazu ein recht armſeliges Leben zu verdanken hatte!"

„So gewiß," fügte der Vater hinzu, „hat Gott die Liebe und Dankbarkeit gegen Eltern allen Menſchen ins Herz gelegt. Und welch ein Ungeheuer müßte alſo nicht der ſein — wenn es unter uns geſitteten Menſchen einen ſolchen gäbe — der dieſen angeborenen Trieb bei ſich erſtickte und gegen ſeine Eltern gleichgiltig werden, ihnen wohl gar Kummer und Betrübnis verurſachen könnte! Solltet ihr je einen ſolchen Unmenſchen antreffen, o, ſo verweilet nicht mit ihm unter einem Dache! Fliehet ihn, als eine Peſt der Geſellſchaft, als einen ſolchen, der auch jeder andern Unmenſchlichkeit fähig iſt, und dem die gerechten Strafgerichte Gottes auf dem Fuße nacheilen!" —

Nachdem Freitag ſich einigermaßen erholt hatte, fragte Robinſon, ob er denn auch wohl der Fahrt nach ſeiner Heimat ſo völlig kundig ſei, daß ſie nicht abermals ein ähnliches Unglück, als dasjenige, was ihnen jetzt begegnet, zu beſorgen hätten? Und Freitag beteuerte, daß das Fahrwaſſer dahin ihm ſo wohl bekannt ſei, daß er zur Nachtzeit hinzuſchiffen ſich getraue, weil er ſich oft mit dabei befunden habe, wenn ſeine Landsleute herübergeſchifft ſeien, um hier ihre Siegesfeſte zu feiern.

Robinſon. Alſo biſt du oft mit dabei geweſen, wenn man Menſchen ſchlachtete?

Freitag. O ja!

Robinſon. Und haſt du ſie mit verzehren helfen?

Freitag. Leider! Ich wußte ja noch nicht, daß das etwas Böſes ſei!

Robinſon. An welcher Stelle unſerer Inſel pflegtet ihr denn zu landen?

Freitag. Allemal an der ſüdlichen Küſte, weil uns dieſe die nächſte war und weil es da Kokosbäume giebt.

Robinſon ſah hieraus noch deutlicher ein, wie viel Urſache er habe, Gott zu danken, daß er ihn an der nördlichen Seite der Inſel und nicht an der ſüdlichen hatte Schiffbruch leiden laſſen, weil er im letzten Falle gewiß in kurzer Zeit ein Raub der Wilden würde geworden ſein. Er wiederholte hierauf das für Freitag ſo angenehme Verſprechen, daß er in kurzem mit ihm hinüber fahren wolle, um ſeinen Vater abzuholen; für jetzt laſſe ſich's noch nicht thun, weil die Gartenarbeit, zu welcher es eben Zeit war, ihre Gegenwart erfordere.

Zu dieſer wurde alſo gleich geſchritten. Robinſon und Freitag gruben um die Wette, und in den Ruheſtunden waren ſie darauf bedacht ſich immer brauchbarere Werkzeuge zu machen. Robinſon, deſſen Erfindungskraft und Geduld gleich unerſchöpflich war, kam ſogar damit zuſtande, eine Harke zu verfertigen, ungeachtet er die Löcher zu den Zähnen mit einem ſpitzigen Steine — ihr könnt denken, wie langſam! — ausbohren mußte. Freitag hingegen ſchnitzte nach und nach mit einem ſteinernen Meſſer zwei Spaten aus ſo hartem Holze, daß ſie ihnen beinahe eben dieſelben Dienſte leiſteten, als wenn ſie von Eiſen geweſen wären.

Und nun begnügte ſich Robinſon nicht mehr damit, bloß für die allernötigſten Bedürfniſſe zu ſorgen, ſondern er fing auch nach und nach an, auf eine Verſchönerung ſeines Aufenthalts zu denken. Und ſo, Kinder, iſt es immer in der Welt gegangen. So lange die Menſchen noch alle ihre Gedanken auf die Erwerbung ihres Unterhalts nnd auf die Sicherheit ihres Lebens richten mußten, fiel es ihnen gar nicht ein, ſich auf diejenigen Künſte zu legen, welche nur dazu dienen, die Gegenſtände um uns her zu verſchönern und unſerer Seele feinere Vergnügungen zu verſchaffen, als die bloß tieriſchen Genüſſe der Sinne ſind. Aber kaum war für Nahrungsmittel und für Sicherheit hinlänglich geſorgt, ſo fingen ſie auch ſchon an, das Schöne mit dem Nützlichen, das Angenehme mit dem Notwendigen verbinden zu wollen. So entſtanden denn die eigentliche Baukunſt, die Malerei, die Bildhauerkunſt, die Tonkunſt und alle die übrigen künſtlichen Geſchicklichkeiten, welche unter dem Namen der ſchönen Künſte begriffen werden.

Robinſon fing mit der Verbeſſerung und Verſchönerung des Gartenweſens an. Er teilte ſeinen Garten nach einem ordentlichen Plane in regelmäßige Felder ein, durchſchnitt dieſe Felder mit ſchnurgeraden Wegen, legte lebendige Hecken, Lauben und Schattengänge an, beſtimmte den einen Platz zum Baumgarten, den andern zum Küchengarten und einen dritten zum Obſtgarten. In dieſen letzten pflanzte er alles, was er von jungen Citronenbäumen auf der Inſel finden konnte, nebſt einer Menge anderer Bäume, auf die er Reiſer vom Brotfruchtbaume pfropfte. Ich habe vergeſſen zu erzählen, daß er bei einem Spaziergange ins Gehölz noch einen dergleichen Baum entdeckt hatte; — daß er, nach mancherlei fehlgeſchlagenen Verſuchen, endlich ſo glücklich geweſen war, die rechte Art, wie man Bäume pfropft, zu finden, wißt ihr ſchon. — Bei dieſer letzten Arbeit machte Freitag beſonders große Augen, weil er gar nicht begreifen konnte, wozu das ſollte, bis ihm Robinſon das Verſtändnis darüber eröffnete.

Jetzt pflanzten ſie Kartoffeln und Mais in großer Menge und weil der Acker vielleicht von Erſchaffung der Welt her brach gelegen hatte, ſo wuchs das Gepflanzte bald zu einer ſehr geſegneten Ernte auf.

Mitunter ſtellten ſie auch Fiſchereien an, wozu Freitag, wie ich erzählt habe, in der letzten Regenzeit die Netze verfertigt hatte. Sie fingen jedesmal weit mehr, als ſie gebrauchen konnten und warfen daher die überflüſſigen wieder ins Meer; denn, ſagte Robinſon, man muß von Gottes Gaben zu jeder Zeit nicht mehr nehmen, als zur Befriedigung des wirklichen Bedürfniſſes nötig iſt; und es iſt gottlos, unſchädlichen Tieren das Leben zu rauben, wenn man ihrer nicht bedarf.

Bei dieſer Gelegenheit pflegten ſie ſich denn gemeiniglich auch zu baden, und da mußte Robinſon die erſtaunliche Geſchicklichkeit bewundern, welche Freitag im Schwimmen und Untertauchen bewies. Er ſuchte ſich mit Fleiß ein felſiges Ufer aus, wo die Meereswellen ſich auf eine fürchterliche Weiſe brachen. In dieſe ſprang er ſcherzend von oben hinab, blieb einige Minuten unter Waſſer, ſo daß dem armen Robinſon oft angſt und bange dabei wurde, kam dann wieder hervor auf die Oberfläche des Waſſers, legte ſich auf den Rücken, um ſich von den Wellen wiegen zu laſſen und trieb allerlei Gaukeleien, deren umſtändliche Beſchreibung beinahe alle Glaubwürdigkeit verlieren würde. Robinſon konnte dabei nicht umhin, die erſtaunlichen Anlagen der menſchlichen Natur zu bewundern, die zu allem fähig iſt, was ihr von Jugend auf zur Übung gemacht wird.

An anderen Tagen beluſtigten ſie ſich mit der Jagd, weil Freitag gleichfalls Meiſter ſowohl in der Verfertigung, als auch in dem Gebrauche des Bogens und der Pfeile war. Sie ſchoſſen Vögel und junge Lamas, aber wiederum nie mehr, als ſie jedesmal verbrauchen konnten, weil Robinſon, wie geſagt, es mit Recht für ſündlich hielt, ein Tier, es ſei, welches es wolle, bloß zur Luſt, oder um nichts und wieder nichts, zu quälen und zu töten.

So ſehr übrigens Robinſon dem guten Freitag an Verſtand und mancher Geſchicklichkeit überlegen war, ſo verſtand doch dieſer auch wieder viele kleine Künſte, welche ſeinem Herrn vorher unbekannt geweſen waren und die ihnen gleichwohl jetzt vortrefflich zu ſtatten kamen. Er wußte ſich allerlei Werkzeuge aus Knochen, Steinen, Muſcheln und anderen Dingen zu machen, womit er manches ſo gut bearbeiten konnte, als wenn er Werkzeuge von Eiſen gehabt hätte. So machte er z. B. aus dem Armbeine eines Mannes, welches er zufälligerweiſe fand, einen Meißel; eine Raspel aus Korallen; ein Meſſer aus Muſcheln; eine Feile aus der Haut eines Fiſches. Damit verfertigte er viel kleines Hausgerät, welches die Bequemlichkeit ihres Lebens gar ſehr vergrößerte.

Beſonders wichtig war die Anweiſung, welche Freitag ſeinem Herrn gab, aus dem Gewächſe des Brotfruchtbaumes einen Teig zu kneten, der an Nahrhaftigkeit unſerem Brote glich und ſogar auch an Geſchmack ihm etwas ähnlich war. Die Wilden pflegten einen ſolchen Teig zu roh genießen, Robinſon aber röſtete ihn erſt auf einem heißen Steine und bediente ſich desſelben in der Folge ſtatt des Brotes.

Noch lernte er von Freitag den Gebrauch der Kakaobohnen, die er ehemals bei einer Wanderung auf ſeiner Inſel entdeckt und von denen er einige aufs Geratewohl mit ſich genommen hatte. Er legte ſie nämlich ans Feuer, ſo wie die Kartoffeln, und ließ ſie röſten; dann gewährten ſie eine gar nicht unangenehme und dabei ſehr nahrhafte und geſunde Speiſe.

Robinſon, welcher gar zu gern neue Verſuche anſtellte, zerſtampfte einige derſelben, nachdem ſie geröſtet waren, zwiſchen zwei Steinen, ſchüttete das kleingeriebene Pulver in einen mit Lamamilch angefüllten Topf und ſetzte ihn ans Feuer. Wie erſtaunte er und wie groß war ſein Vergnügen, da er die daraus entſtandene Suppe koſtete und fand, daß es ordentliche Schokolade war!

Fritzchen. Ah! Schokolade?

Vater. Ja, nur daß das Gewürz und der Zucker daran fehlten.

So vervielfältigten ſich nach und nach die Nahrungsmittel des guten Robinſon und die Quelle ſeines Vergnügens. Aber zu ſeinem Ruhme muß ich ſagen, daß er nichts deſto weniger bei ſeinem Vorſatze blieb und ebenſo mäßig und einfach zu leben fortfuhr, als er angefangen hatte.

Beide ſtellten jetzt öftere und lange Wanderſchaften durch die ganze Inſel an, beſonders an ſolchen Tagen, an welchen ein Wind blies, der den Wilden entgegen war, um ſicher zu ſein, daß ſie nicht von dieſen überfallen werden könnten; und ſie entdeckten bei ſolchen Gelegenheiten noch manches, was ihnen nützlich ward.

Endlich war der Garten völlig beſtellt und nun wurde der Tag beſtimmt, an welchem ſie nach Freitags Heimat hinüberfahren und den Vater desſelben abholen wollten. Je näher aber die Zeit der Abfahrt heranrückte, deſto öfter fiel unſerm Robinſon der Gedanke aufs Herz: wie? wenn Freitags Landsleute dich dennoch als einen Feind behandelten? Wenn ſie an Freitags Vorſtellungen ſich nicht kehrten und du ein Opfer ihres abſcheulichen Menſchenhungers werden müßteſt? Er konnte ſich nicht enthalten, dieſe Beſorgnis ſeinem Freunde mitzuteilen. Aber Freitag verſicherte ihm bei allem, was heilig iſt, daß er nichts zu beſorgen habe; er kenne ſeine Landsleute zu gut und wiſſe daher mit völliger Gewißheit, daß ſie keinem etwas zu Leide thäten, der nicht ihr Feind ſei. Robinſon war überzeugt, daß er das nicht ſagen würde, wenn es nicht ſo wäre. Er unterdrückte daher alle ängſtliche Sorgſamkeit, traute der Ehrlichkeit ſeines Freundes und beſchloß, am folgenden Morgen in Gottes Namen mit ihm abzufahren.

Sie hatten in dieſer Abſicht den Kahn, der bis dahin auf den Strand gezogen war, wieder aufs Waſſer gebracht und an einer in die Erde geſteckten Stange befeſtigt. Den Abend brachten ſie damit zu, Kartoffeln zu braten und andere Speiſen zuzurichten, die ſie mitnehmen wollten, um ſich wenigſtens auf acht Tage mit Lebensmitteln zu verſorgen. Freitag zeigte bei dieſer Gelegenheit, daß auch er in der Kochkunſt ſo unerfahren eben nicht war, und lehrte ſeinem Herrn, ein ganzes junges Lama, welches ſie geſchoſſen hatten, in kürzerer Zeit weit mürber braten, als es am Spieße geſchehen konnte. Das fing er ſo an.

Er grub ein ungefähr zwei Fuß tiefes Loch in die Erde, welches er ſchichtweiſe mit trockenem Holze und mit platten Steinen anfüllte. Dieſes Holz zündete er an. Dann hielt er das junge Lama übers Feuer, um die Haare abzuſengen und nachdem dieſes geſchehen war, ſchabte er es mit einer Muſchel ſo rein ab, als wenn es mit heißem Waſſer wäre abgebrühet worden. Mit eben dieſer Muſchel ſchnitt er den Leib des Tieres auf, um die Eingeweide herauszunehmen. Unterdes war das Holz zu Kohlen gebrannt; das Loch war durch und durch erhitzt und die Steine waren glühend geworden. Er warf darauf in der größten Geſchwindigkeit dieſe Steine nebſt den Kohlen aus dem Loche hinaus, legte dann einige der heißgemachten Steine auf den Boden des Lochs und bedeckte ſie mit grünen Kokosblättern; auf dieſe legte er das Lama, bedeckte es abermals mit Blättern und packte die übrigen heißen Steine darauf. Dann ſchüttelte er das ganze Loch mit Erde zu.

Nach einigen Stunden wurde das Loch wieder geöffnet und das Lama herausgenommen. Robinſon, der ein Stückchen davon koſtete, mußte geſtehen, daß er es weit mürber, ſaftiger und wohlſchmeckender finde, als wenn es am Spieße wäre gebraten worden, und er nahm ſich daher vor, künftig immer ſo zu verfahren.

Johannes. Eben ſo machens ja auch die Otaheiter, wenn ſie ihre Hunde braten.

Vater. Richtig.

Gottlieb. Ihre Hunde? Eſſen ſie denn Hundefleiſch?

Johannes. Ja wohl! Wir haben's vorigen Winter ja geleſen; und die Engländer, die mit davon aßen, geſtanden, daß es ſehr gut ſchmecke.

Einige. Pfui!

Vater. Du mußt nur wiſſen, daß die Hunde jener Inſel auch eine ganz andere Lebensart als die unſeren führen. Sie freſſen kein Fleiſch, ſondern leben bloß von Früchten. Da mag denn ihr Fleiſch auch wohl ganz anders ſchmecken, als das Fleiſch der unſrigen ſchmecken würde.

Nun, Kinder, alle Vorbereitungen zu der beſchloſſenen Reiſe waren jetzt gemacht. Wir wollen alſo unſere beiden Wanderer erſt ausſchlafen laſſen und dann ſehen, was es morgen geben wird.

23. Abend. (Ein Schiff.)

Vater. Robinſon und Freitag mochten kaum eine Stunde geſchlafen haben, als der erſte durch ein heftiges Gewitter, welches unterdes entſtanden war, plötzlich wieder aufgeweckt wurde. Der Sturmwind heulte fürchterlich, und der Donner krachte, daß die Erde davon erzitterte. „Hörſt du, Freitag?" fragte Robinſon, indem er ſeinen Schlafkameraden anſtieß. „Au weh!" antwortete dieſer; wenn uns das auf dem Meere getroffen hätte!" Er hatte dieſes kaum geſagt, als ſie auf einmal einen Knall hörten, der einem fernen Kanonenſchuſſe ähnlich war.

Freitag meinte, es ſei der Donner; Robinſon hingegen glaubte ſteif und feſt, einen Kanonenſchuß gehört zu haben, und geriet darüber in die freudigſte Beſtürzung. Er ſprang eiligſt vom Lager auf, lief nach der Küche und befahl Freitag, ihm zu folgen. Hier ergriff er einen glühenden Feuerbrand und kletterte damit die Strickleiter hinauf. Freitag that ein gleiches, ohne zu wiſſen, was ſeines Herrn Abſicht war.

Auf dem Gipfel des Berges machte Robinſon in größter Geſchwindigkeit ein Feuer an, um den Notleidenden ein Zeichen zu geben, daß ſie hier bei ihm einen ſicheren Zufluchtsort finden könnten. Er glaubte nämlich, daß irgend ein Schiff in der Nähe ſei, welches ſich in Gefahr befinde und deswegen einen Notſchuß gethan habe. Aber kaum loderte die Flamme auf, als ein ſo entſetzlicher Regenguß herabſtürzte, daß das Feuer augenblicklich wieder erloſch. Robinſon und Freitag mußten ſich in ihre Höhle retten, um nicht fortgeſchwemmt zu werden.

Nun wütete der Sturm, nun raſſelte der Platzregen, nun krachte der Donner mit unbeſchreiblicher Heftigkeit. Es erfolgte Schlag auf Schlag und ungeachtet Robinſon ſich einbildete, von Zeit zu Zeit noch mehr Kanonenſchüſſe zu hören, ſo war es doch zuletzt ſehr zweifelhaft, ob es nicht vielleicht bloß der Donner geweſen ſei? Nichts deſto weniger hing er die ganze Nacht dem ſüßen Gedanken nach, daß ein Schiff zu ſeiner Erlöſung in der Nähe ſei, daß dieſes vielleicht der Gefahr, worin es ſich jetzt befinde, glücklich entkommen und ihn nebſt ſeinem treuen Freitag nach Europa führen werde. Zehnmal verſuchte er ein neues Feuer anzulegen, aber der unaufhörliche Regen löſchte jedesmal es wieder aus. Es blieb ihm alſo weiter nichts übrig, als für die Unglücklichen zu beten, und das that er denn auch mit der größten Innigkeit.

Gottlieb. Fürchtet er ſich denn jetzt nicht mehr ſo vor dem Gewitter, als er ſonſt that?

Vater. Du ſiehſt, daß dieſe thörichte Furcht ihn jetzt verlaſſen haben muß; und woher wohl das?

Johannes. Weil er jetzt kein böſes Gewiſſen mehr hat.

Vater. Richtig; und dann auch wohl deswegen, weil er jetzt die völlige Überzeugung hat, daß Gott ein Gott der Liebe iſt, und daß alſo denen, die fromm ſind und recht thun, nichts begegnen kann, was nicht am Ende zu ihrem wahren Beſten gereicht. —

Erſt mit Anbruch des Tages legte ſich das Ungewitter, und Robinſon rannte, von Freitag begleitet, zwiſchen Furcht und Hoffnung nach dem Strande, um zu ſehen, ob er recht gehört habe oder nicht? Aber das erſte, was ſich ihnen daſelbſt zeigte, war für beide äußerſt traurig, beſonders für den armen Freitag. Der Sturm hatte nämlich ihren Kahn losgeriſſen und in das weite Weltmeer fortgeſchleudert. Es war recht kläglich anzuſehen, wie Freitag ſich geberdete, da er die ſchöne Hoffnung, mit ſeinem Vater wieder vereinigt zu werden, ſo auf einmal vernichtet ſah! Totenblaß ſtand er eine Zeitlang ganz ſprachlos da, die ſtarren Blicke auf die Erde geheftet und ſchien mit ſeiner ganzen Seele abweſend zu ſein. Dann brach er in einen Strom von Thränen aus, rang die Hände, zerſchlug ſich die Bruſt und zerraufte ſich das Haar.

Robinſon, der durch eigenes Unglück gelernt hatte, einem Unglücklichen nachzuempfinden, hatte Mitleid mit ſeinem Jammer und ſuchte durch ſanfte, freundliche Vorſtellungen ihn zur Vernunft zurückzubringen. „Wer weiß," ſagte er unter anderem zu ihm, „wozu es uns gut ſein mag, den Kahn verloren zu haben? Wer weiß, was der Sturm, der ſchuld daran iſt, uns oder anderen Menſchen für große Vorteile mag geſtiftet haben?" — „Schöne Vorteile!" antwortete Freitag in etwas bitterm Tone; „den Kahn hat er uns genommen, das iſt alles!" — „Alſo," erwiderte Robinſon, „weil du und ich mit unſeren kurzſichtigen Augen keine andere Wirkung des Sturmes, als die Wegführung des Kahns wahrnehmen, ſo glaubſt du, daß auch Gott, der Allweiſe! keine andere Urſache ihn zu ſchicken gehabt hat? Unverſtändiger, wie kannſt du dich erkühnen, die Abſichten des großen Gottes beurteilen zu wollen?" —

„Ja, aber was könnte er denn auch wohl für Nutzen für uns gehabt haben?" fragte Freitag. „Mußt du mich darum fragen?" antwortete Robinſon. „Bin ich allwiſſend, um die Abſichten des Weltbeherrſchers verſtehen zu können? Vermuten kann ich freilich dies und das, aber wer ſagt mir, ob ich's getroffen habe? Vielleicht hatten ſich auf unſerer Inſel ſo viele ungeſunde Dünſte geſammelt, daß ein Sturmwind nötig war, um ſie zu zerſtreuen, wenn wir beide nicht krank werden oder ſterben ſollten! Vielleicht hätte der Kahn, wäre er geblieben, uns ins Verderben geführt! — Vielleicht — doch wozu alle dieſe vielleicht, da es uns genug ſein muß, zu wiſſen, daß Gott es iſt, der dem Sturmwinde gebietet, und daß dieſer Gott ein weiſer und gütiger Vater aller Geſchöpfe iſt."

Freitag ging in ſich; er bereute ſeinen Unverſtand und ergab ſich in den Willen der Vorſehung. Robinſons Blicke irrten unterdes auf der weiten Fläche des Weltmeers umher, ob er nicht vielleicht irgendwo ein Schiff wahrnehmen möchte? Umſonſt! Es war nirgends eins zu ſehen. Er glaubte alſo, daß er ſich geirrt haben müſſe, und daß der gehörte wiederholte Knall, den er für Kanonenſchüſſe gehalten hatte, nichts anderes als der Donner könne geweſen ſein. Traurig, daß eine ſo liebe Hoffnung ihm vereitelt war, ging er wieder nachhauſe.

Aber zuhauſe hatte er nicht Ruhe, nicht Raſt, weil ihm immer ein Schiff vor Augen ſtand, das bei ſeiner Inſel vor Anker lag. Er kletterte alſo wieder auf den Berg, von wannen er die öſtliche Küſte überſchauen konnte; doch auch von da aus konnte er nichts entdecken, was der ſüße Traum ihm vorgeſpiegelt hatte. Damit indes noch nicht zufrieden und noch immer unruhig, rannte er nach einem anderen Berge, der viel höher als dieſer war, um von da nach der weſtlichen Küſte der Inſel hinzuſehen. In einem Hui hatte er ihn erſtiegen, und da er nun oben war und nach der Weſtſeite hinblickte — Himmel! welch' freudiges Erſchrecken bemächtigte ſich da plötzlich ſeiner ganzen Seele, als er ſah — daß er ſich doch nicht betrogen hatte!

Alle. Oh!

Vater. Er ſah ein Schiff und zwar, der weiten Entfernung ungeachtet, ſo deutlich, daß er gar nicht zweifeln konnte, es ſei wirklich eins und dazu noch ein recht großes. Überhebt mich, Kinder, der vergeblichen Mühe, euch ſeine Freude, ſein unausſprechliches Entzücken zu beſchreiben. Atemlos rannte er zurück nach ſeiner Burg, ergriff ſeine Waffen, ohne die er nie auszugehen pflegte und konnte zu Freitag, der ihn voll Verwunderung anſtaunte, weiter nichts ſagen, als: Sie ſind da! Geſchwind, geſchwind! und ſo, wie der Wind, die Strickleiter wieder hinauf und davon, als wenn er Flügel hätte.

Freitag ſchloß aus der Verwirrung, aus der Eilfertigkeit und aus den abgebrochenen Worten ſeines Herrn, daß die Wilden da wären. Er ergriff alſo gleichfalls ſeine Waffen und lief mit nicht geringerer Geſchwindigkeit hinter ihm her.

Beinahe zwei Meilen mußten ſie zurücklegen, bevor ſie an die Stelle des Strandes kamen, der gegenüber das Schiff vor Anker zu liegen ſchien. Und hier erſt erfuhr Freitag, wovon eigentlich die Rede war. Robinſon zeigte ihm das ferne Schiff, worüber er denn gar große Augen machte, weil er, der weiten Entfernung ungeachtet, wohl ſehen konnte, daß es hundertmal größer war, als das größte, welches er jemals geſehen hatte.

Robinſon wußte gar nicht, was er vor Freude alles angeben ſollte. Bald ſprang er, bald jauchzte er, bald fiel er ſeinem Freitag in die Arme und bat ihn mit hellen Freudenthränen in den Augen, daß er ſich doch auch freuen möge! Nun gehe es nach Europa; nun nach Hamburg! Da ſolle er einmal ſehen, wie man in Hamburg lebe! Was für Häuſer da die Menſchen bauen könnten! Wie bequem, wie ruhig, wie angenehm man da ſein Leben hinbringe! — Der Strom ſeiner Worte war unerſchöpflich. Ich glaube, er würde bis zum folgenden Morgen ununterbrochen fortgeredet haben, wenn er ſich nicht auf einmal beſonnen hätte, daß es thöricht ſei, die Zeit mit unnützen Worten hinzubringen, und daß er vor allen Dingen ſuchen müſſe, ſich den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben. — Aber wie nun? Das war die Frage.

Er verſuchte, ſeine Stimme ertönen zu laſſen, aber er merkte bald, daß das vergebliche Mühe war, ungeachtet der Wind ſich ſchon während des Ungewitters gedreht hatte und jetzt von der Inſel nach dem Schiffe zu blies. Er hieß alſo ſeinen Freund, ſo geſchwind als möglich ein Feuer anmachen, welches von dem Schiffe her geſehen werden könne. Dieſer kam auch bald damit zu ſtande und nun erregte Robinſon eine Flamme, welche baumhoch emporloderte. Seine Augen waren dabei unverrückt nach dem Schiffe gerichtet, weil er alle Augenblicke erwartete, daß ein Boot abſtoßen und zu ihnen kommen werde. Aber kein Boot wollte ſich ſehen laſſen.

Endlich, da das Feuer ſchon eine Stunde vergeblich gebrannt hatte, that Freitag den Vorſchlag, er wolle, ſo weit es auch immer ſei, hinſchwimmen und den Leuten ſagen, daß ſie herkommen ſollten. Robinſon umarmte ihn dafür und bat ihn, doch ja für die Erhaltung ſeines Lebens dabei beſorgt zu ſein. Freitag warf darauf ſeine Mattenkleidung ab, pflückte einen grünen Zweig, den er in den Mund nahm und ſprang herzhaft ins Waſſer. Robinſons wärmſte Segenswünſche begleiteten ihn.

Lotte. Was wollte er denn mit dem grünen Zweige machen?

Vater. Ein grüner Zweig iſt bei den Wilden ein Zeichen des Friedens; und wer ſo ſich ihnen nähert, dem pflegen ſie nichts zu Leide zu thun. Er nahm ihn alſo zu ſeiner Sicherheit mit.

Freitag langte glücklich bei dem Schiffe an, ſchwamm einige male um dasſelbe herum und rief, Holla! Aber da war keiner, der ihm antwortete. Endlich bemerkte er die Schiffsleiter, die an der Seite herabhing; er näherte ſich ihr und ſtieg daran hinauf, den grünen Zweig in der Hand.

Als er ſo hoch geſtiegen war, daß er auf das Verdeck ſehen konnte, erſchreckte ihn der Anblick eines Tieres, welches ihm ganz fremd war. Es war ſchwarz und zottig und in dem Augenblicke, daß Freitag von ihm geſehen wurde, erhob es eine Stimme, dergleichen dieſer noch niemals gehört hatte. Gleich darauf wurde es wieder ſtill und bezeigte ſich ſo freundlich, daß Freitag die Furcht, die es ihm anfangs eingeflößt hatte, wieder fahren ließ. Es kam in der demütigſten Stellung herbeigekrochen, wedelte mit dem Schwanze und winſelte ſo beweglich, daß Freitag wohl merkte, es wolle Schutz bei ihm ſuchen. Er wagte es daher, da es bis zu ſeinen Füßen vorgekrochen war, es zu ſtreicheln und das Tier ſchien außer ſich vor Freude zu ſein.

Freitag ging nun auf dem Verdecke umher und fuhr fort, ſein Holla! mit lauter Stimme zu rufen, aber es wollte ſich noch immer kein Menſch blicken laſſen. Er ſtand jetzt und ſtaunte die wunderbaren Sachen an, die er auf dem Verdecke ſah und hatte dabei den Rücken gegen die Treppe gekehrt, wodurch man vom Verdecke in das Innere des Schiffes hinabſteigt, als er plötzlich einen ſo unſanften Stoß von hinten erhielt, daß er der Länge nach hinſtürzte. Voll Schrecken richtete er ſich wieder auf, ſah ſich um und wäre beinahe verſteinert worden, da er ein ziemlich großes Tier mit langen krummen Hörnern und mit einem mächtigen Barte erblickte, welches ſich eben wieder in eine drohende Stellung auf die Hinterfüße ſetzte, um ihm eine zweite Bewillkommnung angedeihen zu laſſen. Freitag that einen lauten Schrei und ſprang, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, über Bord ins Meer hinab.

Das erſtbeſchriebene ſchwarze Tier, welches ihr an der Beſchreibung vermutlich wohl werdet erkannt haben —

Johannes. O ja, ein Pudel!

Vater. Getroffen! Dieſer Pudel, ſage ich, folgte Freitags Beiſpiele und ſprang gleichfalls über Bord, um ihm nachzuſchwimmen. Freitag, der das Plätſchern desſelben hinter ſich hörte, bildete ſich ein, daß das andere gehörnte Ungeheuer ihm nachgeſprungen ſei und geriet darüber in ſolche Angſt, daß er zum Schwimmen beinahe unfähig geworden und in den Abgrund verſunken wäre. Abermals ein Beiſpiel, wie ſchädlich die Furchtſamkeit iſt, und wie ſie uns immer Gefahren ausſetzt, die wir füglich vermeiden könnten, wenn wir uns nicht von ihnen betäuben ließen!

Er getraute ſich nicht ſich umzuſehen und ſchwamm, da er ſich erſt wieder erholt hatte, ſo eilig fort, daß der Pudel ihm kaum folgen konnte. Endlich erreichte er den Strand und ſank ſprachlos und ohnmächtig zu Robinſons Füßen nieder. Der Pudel ſtieg bald darauf gleichfalls ans Land.

Robinſon bemühte ſich auf alle mögliche Weiſe, den treuen Gefährten ſeines einſamen Lebens wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Er küßte, er ſtreichelte, er rüttelte ihn und rief ihn laut bei Namen. Aber es verfloſſen erſt einige Minuten, ehe er die Freude hatte, daß Freitag die Augen öffnete und Zeichen des zurückkehrenden Lebens von ſich gab. Endlich war er wieder im ſtande zu reden und da erzählte er ihm nun, was für ein entſetzliches Abenteuer er ausgeſtanden habe; wie das Schiff ein großer hölzerner Berg zu ſein ſcheine, aus welchem drei hohe Bäume (er meinte die Maſtbäume) hervorgewachſen ſeien; wie das ſchwarze Tier ſo freundlich gegen ihn gethan habe und wie das gehörnte bärtige Ungeheuer ihn darauf habe umbringen wollen; und wie er endlich glaube, daß dieſes Ungeheuer der Herr des ſchwimmenden hölzernen Berges ſei, weil er keinen einzigen Menſchen darauf geſehen habe.

Robinſon hörte ihm voll Verwunderung zu. Er merkte aus der Beſchreibung, daß das gehörnte Ungeheuer nichts anderes als eine Ziege ſei und er ſchloß aus allen übrigen Umſtänden, daß das Schiff geſtrandet ſei und daß die darauf befindliche Mannſchaft ſich in die Böte gerettet und das Schiff verlaſſen habe. Aber wo dieſe nun möchten geblieben ſein, das war ihm unerklärlich. Hätten ſie auf ſeine Inſel ſich gerettet, ſo müßten ſie ja, aller Wahrſcheinlichkeit nach, an dem Orte gelandet ſein, wo er mit Freitag ſich jetzt befand; aber da war nichts von ihnen zu hören, noch zu ſehen. Wären ſie aber in den Böten verunglückt, ſo müßte man ja wohl ihre Leichname und die Böte an den Strand getrieben finden. Endlich erinnerte er ſich des Umſtandes, daß der Wind während des Ungewitters ſich plötzlich gedreht hatte und öſtlich geworden war, da er anfangs weſtlich war. Dies ſchien ihm das ganze Geheimnis zu erklären.

Gewiß, dachte er, ſind die Leute, da ſie in die Böte geſprungen waren, durch den plötzlich entſtandenen Oſtwind abgehalten worden unſere Küſte zu erreichen. Der Sturm hat ſie nach Weſten getrieben und da ſind ſie entweder auf der Fahrt verunglückt — vielleicht auf den Meerſtrom geraten — oder an irgend eine weſtliche Inſel getrieben worden. Gott gebe das letzte! ſeufzte er und teilte Freitag ſeine Mutmaßung mit, der ſie gleichfalls wahrſcheinlich fand.

Aber was iſt jetzt zu thun? fragte Robinſon. Die Leute mögen entweder tot oder noch lebendig und nur verſchlagen ſein, ſo können wir in beiden Fällen nichts beſſeres thun, als daß wir von dem Schiffe ſo viele Sachen zu retten ſuchen, als uns möglich ſein wird. Aber wie? da wir keinen Kahn mehr haben! Hier empfand er ſelbſt den Verluſt des Kahns beinahe eben ſo ſchmerzlich, als Freitag vorher. Er zerrieb ſich die Stirn, um ein Mittel ausfindig zu machen, den Verluſt desſelben zu erſetzen, aber er konnte lange keins finden. Einen andern Kahn zu zimmern, würde viel zu viel Zeit gekoſtet haben. Hinzuſchwimmen getraute er ſich nicht, weil es zu weit war und dann, was hätte er im Schwimmen auch eben fortbringen können?

Johannes. Ich weiß wohl, was ich gemacht hätte.

Vater. Nun, was denn?

Johannes. Eine Flöße.

Vater. Gerade ebendasſelbe fiel unſerm Robinſon zuletzt auch ein!

Eine Flöße, dachte er, wird noch am geſchwindeſten gemacht werden können.

Fritzchen. Was iſt denn das, eine Flöße?

Johannes. Haſt du nicht geſehen, da wir neulich nach dem Jachtſchiffe fuhren, da lagen ja auf der Elbe bei dem Deichthore eine Menge ſolcher Flößen.

Fritzchen. Ach ja, ſo ein Haufen Balken, die aneinander gebunden ſind, daß man ordentlich darauf ſtehen und fahren kann, als wenns ein Schiff wäre?

Vater. Ganz recht!

Eine ſolche Flöße alſo wollte Robinſon machen, um damit nach dem großen Schiffe zu fahren und ſo viele Sachen daraus abzuholen, als ſie nur könnten. Er beredete ſich darauf mit Freitag, daß einer von ihnen nachhauſe laufen ſollte, um auf einen ganzen Tag Speiſe, nebſt allen vorrätigen Stricken, und was ſie von Handwerkszeugen hatten, herzuholen und weil Freitag am hurtigſten auf den Füßen war, ſo wurde dieſer hingeſandt und Robinſon blieb zurück, um unterdes Bäume zu dem Flößholze zu fällen.

Es wurde beinahe Abend, ehe Freitag zurückkam. Robinſon hatte unterdes ſeine herzliche Freude an dem Pudel, der ihm als ein europäiſcher Landsmann überaus lieb und wert war. Auch der Pudel ſchien ſich über ihn zu freuen und machte ihm ungeheißen allerlei Künſte vor, die er gelernt hatte. Robinſon legte ihm bei Freitags Zurückkunft von dem hergebrachten Eſſen zuerſt vor, ungeachtet er ſelbſt den ganzen Tag über noch nichts genoſſen hatte.

Da es zum Glück eine mondhelle Nacht war, ſo arbeiteten beide unaufhörlich fort bis nach Mitternacht. Dann ſtellte ſich aber auch das Bedürfnis des Schlafs ſo dringend ein, daß ſie ihm unmöglich länger widerſtehen konnten.

Nikolas. Das glaube ich; hatten ſie auch die ganze vorige Nacht gewacht!

Dietrich. Und waren heute ſehr gelaufen, beſonders Freitag!

Vater. Sie ſtreckten ſich alſo ins Grüne und überließen es dem Pudel, ſie zu bewachen. Der Pudel legte ſich zu ihren Füßen, und ſo genoſſen alle drei die Wohlthat eines ſanften und erquickenden Schlummers, bis die Morgenröte hervorbrach.

24. Abend. (Robinſon beſucht das verlaſſene Schiff.)

Vater. Der anbrechende Morgen hatte kaum den unterſten Rand des öſtlichen Himmels gerötet, als der muntere Robinſon ſeinen Gefährten weckte, um das Werk zu vollenden, welches ſie geſtern angefangen hatten. Sie arbeiteten den ganzen Tag über ſo unverdroſſen fort, daß ſie noch denſelben Abend mit dem Floße zuſtande kamen.

Sie hatten eine doppelte Reihe von Balken, teils durch Stricke, teils durch biegſame und zähe Gerten von Indiſchen Weiden ſo feſt aneinander gebunden, daß ſie ein völlig ſicheres Fahrzeug abgaben, welches ungefähr zwanzig Fuß lang und faſt ebenſo breit war. Auch hatten ſie die Vorſichtigkeit gehabt, das Werk dicht am Strande und auf Walzen zu erbauen, um es ohne Zeitverluſt und ohne große Mühe gleich aufs Waſſer bringen zu können.

Zum Glück trat mit dem Anbruch des nächſten Morgens gerade die Zeit der Ebbe ein. Sie ſäumten alſo keinen Augenblick, die Flöße vom Strande hinabzurollen, um mit dem Waſſer, welches vom Ufer ſich ins Meer zurückzog, wie auf einem Strome nach dem geſtrandeten Schiffe hinzufahren. Jetzt ging die Reiſe fort und ehe eine halbe Stunde verſtrich, waren ſie ſchon an Ort und Stelle.

Wie ſchlug unſerem Robinſon das Herz, da ihm das große europäiſche Schiff vor Augen ſtand! Es fehlte nicht viel, ſo hätte er die Wand desſelben geküßt; ſo wert machte es ihm der Umſtand, daß es aus ſeinem Vaterlande gekommen, von Europäern erbaut, von Europäern hierher geführt war! Aber ach! dieſe lieben Europäer ſelbſt waren verſchwunden! waren vielleicht vom Meere verſchlungen worden! Wie zerriß dieſer traurige Gedanke das Herz des armen Robinſon, der gern die Hälfte ſeines noch künftigen Lebens dahingegeben hätte, wenn er damit die verſchwundene Mannſchaft des Schiffes wieder hätte herbeiſchaffen und mit ihr nach Europa ſegeln können! Aber das war nun einmal unmöglich; es blieb ihm alſo nichts übrig, als von der Ladung des Schiffes ſo viel zu retten, als er konnte, um es zu ſeiner größeren Bequemlichkeit anzuwenden.

Gottlieb. Ja durfte er etwas von den Sachen nehmen, die nicht ſein waren?

Vater. Was meinſt du, Johannes? Durfte er?

Johannes. Ja, er durfte ſie wohl aus dem Schiffe herausnehmen und an das Land bringen; aber wenn die Leute ſich wieder einfanden, ſo mußte er ſie ihnen wieder geben.

Vater. Richtig! Denn, nahm er die Sachen nicht heraus, ſo wurden ſie nach und nach ein Raub der Wellen. Deswegen konnte er auch mit gutem Gewiſſen ſich ſelbſt ſogleich dasjenige davon zueignen, was ihm am unentbehrlichſten war, und es den Leuten, wenn ſie jemals wieder kamen, für die Mühe und Arbeit anrechnen, die er auf die Rettung des Schiffsguts verwandt hatte.

Was überhaupt die geſtrandeten Schiffe betrifft, ſo ſind die Menſchen in einigen geſitteten Ländern darin überein gekommen, daß die geretteten Sachen jedesmal in drei Teile geteilt werden. Den einen davon kriegen die vorigen Beſitzer wieder, wenn ſie noch leben, oder ihre Erben, wenn jene tot ſind; der andere wird denjenigen zuerkannt, welche die Sachen gerettet haben und der dritte fällt dem Landesherrn zu.

Nikolas. Dem Landesherrn? Warum kriegt denn der etwas davon ab?

Vater. Das iſt nun ſo eine Frage — die ich euch jetzt wohl nicht vollſtändig werde beantworten können. Indes etwas kann ich euch doch darüber ſagen, was euch ſchon jetzt begreiflich ſein wird. Seht, Kinder, der König oder der Fürſt, oder wie der Landesverwalter ſonſt heißen mag, hält auf den Küſten gewiſſe Leute, die dahin ſehen müſſen, daß von einem geſtrandeten Schiffe nichts geraubt, ſondern alles, was gerettet werden kann, hübſch in Sicherheit gebracht werde. Geſchähe dieſes nicht, ſo würde der Kaufmann, dem die Ladung des Schiffes gehörte, wohl ſelten etwas davon wieder bekommen, weil die Sachen entweder verderben oder geſtohlen werden würden. Nun koſtet es aber dem Landesherrn ſein Geld, ſolche Leute, die danach ſehen müſſen, zu unterhalten. Es iſt alſo billig, daß dieſes von denen wieder erſtattet werde, welchen dieſe heilſame Anordnung zugute kommt. Deswegen hat man alſo feſtgeſetzt, daß der dritte Teil der geborgenen Sachen (ſo pflegt man ſie zu nennen) jedesmal dem Herrn des Strandes zufallen ſoll, und dieſe einmal feſtgeſetzte Anordnung nennt man das Strandrecht.

Dieſem zufolge hatte Robinſon das Recht, von allen Sachen, die er aus dem geſtrandeten Schiffe retten konnte, gleich zwei Drittel als ſein rechtmäßiges Eigentum zu gebrauchen, wozu ſie gut waren.

Johannes. Zwei Drittel?

Vater. Ja; eins für Mühe und Arbeit, das andere als einziger rechtmäßiger Herr der Inſel, bei welcher der Schiffbruch ſich ereignet hatte.

Dietrich. Ja, wer hatte ihn denn aber zum Herrn der Inſel gemacht?

Vater. Die geſunde Vernunft. Ein Stück Landes, das bisher noch gar keinen Herrn gehabt hat, gehört natürlicherweiſe dem zu, der es zuerſt in Beſitz nimmt. Und das war hier der Fall.

Der erſte Wunſch, der in Robinſons Seele erwachte, da er ſich von der ſtarken Empfindung der Freude über den Anblick eines europäiſchen Schiffes erholt hatte, war dieſer, daß das Schiff noch unbeſchädigt ſein und wieder flott werden möchte. In dieſem Falle war er feſt entſchloſſen, ſich mit Freitag darauf zu ſetzen und, wo nicht nach Europa ſelbſt, doch nach irgend einem europäiſchen Pflanzorte in Amerika zu ſegeln, ſo gefährlich es auch immer ſein möchte, ſich mit einem großen, unbemannten Schiffe und ohne die nötigen Kenntniſſe von der Schiffahrt zu haben, auf das offene Meer zu wagen. Er fuhr alſo auf dem Floßholze rund um das Schiff herum, um den Grund des Meeres zu unterſuchen, und da fand er denn bald, zu ſeiner wahren Betrübnis, daß an kein Flottwerden desſelben zu denken ſei.

Der Sturm hatte nämlich das Schiff gerade zwiſchen zwei Felſen geworfen, von welchen es nun ſo zuſammengeklemmt wurde, daß es weder rück- noch vorwärts bewegt werden konnte. Hier mußte es alſo ſo lange ſtecken bleiben, bis die anſchlagenden Wellen es nach und nach zertrümmerten. Nachdem jene Hoffnung alſo vereitelt war, eilte Robinſon, an Bord des Schiffes zu ſteigen, um zu ſehen, worin die Ladung desſelben beſtehe und ob dieſe auch noch unverdorben ſei. Dem guten Freitag war der Schrecken von ehegeſtern noch ſo gegenwärtig, daß er ſich kaum entſchließen konnte, ſeinen Herrn auf das Verdeck des Schiffes zu begleiten. Er that es jedoch, wiewohl nicht ohne Zittern, beſonders da das gehörnte Ungeheuer das erſte war, was ſich ſeinen Blicken wieder darbot.

Aber das gehörnte Ungeheuer war dasmal nicht ſo mutig mehr als ehegeſtern. Es lag vielmehr ſo kraftlos da, als wenn es gar nicht mehr aufzuſtehen vermöchte, weil ihm nämlich ſeit drei Tagen keiner das gewöhnliche Futter gereicht hatte. Robinſon, der dieſe Urſache ſeiner Mattigkeit merkte, ließ ſeine erſte Sorge ſein, etwas aufzuſuchen, das er dem ausgehungerten Tiere zu freſſen geben konnte. Weil er mit der inneren Einrichtung eines Schiffes vollkommen bekannt war, ſo fand er auch bald, was er ſuchte und hatte das Vergnügen zu ſehen, wie begierig die Ziege von dem vorgeworfenen Futter ihren Heißhunger ſtillte. Freitag hatte unterdes an der ihm unbekannten Geſtalt des Tieres genug zu bewundern.

Nun fing Robinſon eine ordentliche Unterſuchung an. Er ſtieg aus einer Kajüte in die andere, aus einem Schiffsboden in den anderen hinab und ſah überall tauſend Dinge, die in Europa kaum geachtet werden, die aber für ihn einen ganz unſchätzbaren Wert hatten. Da waren ganze Tonnen voll Schiffszwieback, Reis, Mehl, Korn, Wein, Schießpulver, Kugeln und Schrot; da waren Kanonen, Flinten, Piſtolen, Degen und Hirſchfänger; ferner Beile, Sägen, Meißel, Bohrer, Raſpeln, Hobel, Hammer, eiſerne Stangen, Nägel, Meſſer, Scheren, Nadeln; da waren Töpfe, Schüſſeln, Teller, Löffel, Feuerzangen, Blaſebälge, Näpfe und anderes hölzernes, eiſernes, zinnernes und kupfernes Küchengerät; da waren endlich auch ganze Kiſten voll Kleider, Wäſche, Strümpfe, Schuhe, Stiefeln und hundert andere Sachen, für deren jede der entzückte Robinſon gern ſeinen ganzen, längſt vergeſſenen Goldklumpen hingegeben haben würde, wenn man eins und das andere davon ihm zum Kauf angeboten hätte.

Freitag ſtand bei dem allen wie verdutzt, weil er ſo etwas niemals geſehen hatte, und von den meiſten dieſer Wunderdinge auch die Abſicht nicht erraten konnte. Robinſon hingegen war ganz außer ſich vor Entzücken. Er weinte vor Freuden, griff, wie ein kleines Kind nach allem, was ihm vorkam, und warf das Ergriffene wieder aus den Händen, ſobald ſeine Augen auf einen anderen Gegenſtand fielen, der ihm noch wünſchenswürdiger zu ſein ſchien. Endlich wollte er auch in den unterſten Schiffsraum ſteigen, aber er fand, daß dieſer ſchon mit Waſſer angefüllt war, weil das Schiff einen ſtarken Leck bekommen hatte.

Nun ging er mit ſich ſelbſt zu Rate, was er für diesmal mitnehmen ſolle und konnte darüber lange nicht mit ſich einig werden. Bald ſchien ihm dieſes, bald jenes das Unentbehrlichſte zu ſein und daher verwarf er oft wieder, was er ſo eben erſt gewählt hatte, um ſtatt deſſen etwas anderes ans Land zu bringen. Endlich ſuchte er folgende Dinge, als die nützlichſten von allen, aus, um ſie für diesmal mitzunehmen: 1. Eine kleine Tonne voll Schießpulver, nebſt einem anderen Tönnchen voll Schrot; 2. zwei Flinten, zwei paar Piſtolen, zwei Degen und Hirſchfänger; 3. doppelte Kleidungsſtücke vom Kopfe bis zu den Füßen, für ſich und Freitag; 4. zwei Dutzend Hemden; 5. zwei Beile, zwei Sägen, zwei Hobel, ein paar Stangen Eiſen, einen Hammer und einige andere Werkzeuge; 6. einige Bücher, etwas Schreibpapier nebſt Tinte und Federn; 7. ein Feuerzeug nebſt Zunder und Feuerſtein; 8. ein Faß voll Zwieback; 9. etwas Segeltuch und 10. die Ziege.

Fritzchen. O, die Ziege hatte er ja eben nicht ſehr nötig.

Vater. Das iſt wahr, Fritzchen; aber die Ziege hatte ſeiner nötig und Robinſon war viel zu mitleidig gegen alle lebendigen Geſchöpfe, als daß er dieſes arme Tier, in der Ungewißheit, ob nicht vielleicht vor ſeiner Zurückkunft ein Sturm das Schiff zertrümmern werde, hätte zurücklaſſen können, zumal, da das Notwendigſte doch Raum auf ſeiner Flöße fand. Er nahm ſie alſo mit.

Dahingegen ließ er etwas liegen, wonach in Europa die Leute zuerſt greifen würden — ein ganzes Tönnchen voll Goldkörner und ein Schächtelchen mit koſtbaren Demanten, die er in der Kajüte des Hauptmanns geſehen hatte. Dieſe mitzunehmen, fiel ihm gar nicht einmal ein, weil er ganz und gar keinen Gebrauch davon zu machen wußte.

Über dem Durchſuchen, dem Aufmachen und Auskramen, dem Frohlocken, dem Auswählen und Aufladen war ſo viel Zeit verfloſſen, daß nur noch eine Stunde bis zur Flutzeit fehlte. Dieſe mußten ſie nun abwarten, weil ſie ſonſt mit der Flöße ſchwerlich hätten fortkommen können. Dieſe Stunde wandte Robinſon an, einmal wieder auf europäiſche Art zu ſpeiſen.

Er holte alſo ein Stück geräuchertes Rindfleiſch, ein paar Heringe, etwas Zwieback, Butter und Käſe und eine Flaſche Wein herbei, ſetzte alles auf den Tiſch der Kajüte des Hauptmanns und ließ ſich ſelbſt mit Freitag auf den dabeiſtehenden Stühlen nieder. Schon dieſes, daß er endlich einmal wieder von einem ordentlichen Tiſche, auf einem ordentlichen Stuhle ſitzend, von einem ordentlichen Teller mit Meſſer und Gabel eſſen ſollte, machte ihm mehr Freude, als ich euch beſchreiben kann. Und nun vollends die Speiſen ſelbſt, beſonders das Brot, wonach er ſich ſo oft vergebens geſehnt hatte, — o, ihr könnt euch gar keine Vorſtellung davon machen, wie entzückt er darüber war! Man mußte, ſo wie er, neun Jahre lang aller dieſer Nahrungsmittel und Bequemlichkeiten des Lebens beraubt geweſen ſein, um die Freude, die er jetzt empfand, nach ihrem ganzen Umfange faſſen zu können.

Freitag war mit der europäiſchen Art zu eſſen ſo wenig bekannt, daß er gar nicht wußte, wie er Meſſer und Gabel gebrauchen ſollte. Robinſon zeigte es ihm; aber indem er es nun nachmachen und ein Stück Fleiſch auf der Gabel zum Munde führen wollte, fuhr er damit zum Ohre hinauf und brachte, ſeiner bisherigen Gewohnheit nach, die Hand mit der Schale der Gabel zum Munde. Von dem Weine, den ihm Robinſon zu koſten gab, wollte er ſchlechterdings nicht trinken, weil ſein nur an Waſſer gewöhnter Gaum den Reiz eines ſtarken Getränkes nicht ertragen konnte. Der Zwieback hingegen behagte ihm ausnehmend wohl.

Jetzt war die Flutzeit da; beide ſtiegen alſo hinab zur Flöße und ſtießen in die See, um mit der anſchwellenden Flut dem Strande zuzufließen. In kurzer Zeit waren ſie da und eilten, die geborgenen Güter ans Land zu ſetzen.

Und nun war Freitag ſehr begierig zu erfahren, was alle dieſe Dinge zu bedeuten hätten, und was für Nutzen ſie gewährten. Das erſte, was Robinſon zur Befriedigung ſeiner Neugier vornahm, war, daß er hinter einen Buſch trat, ſich daſelbſt ein Hemd und das Dienſtkleid eines Offiziers, nebſt Schuhen und Strümpfen anzog, dann einen Degen an die Seite ſteckte, einen Treſſenhut aufſetzte und ſo auf einmal, wie umgeſchaffen, hervortrat und ſich vor Freitags erſtaunten Augen hinpflanzte. Dieſer wich voll Beſtürzung einige Schritte zurück, weil er in dem erſten Augenblicke wirklich zweifelhaft war, ob er ſeinen Herrn, oder ein anderes, vielleicht übermenſchliches Weſen, ſehe. Robinſon, der über ſein Erſtaunen lächeln mußte, reichte ihm freundlich die Hand und verſicherte, daß er noch immer Robinſon, noch immer ſein Freund ſei, ungeachtet ſeine Kleidung und ſein Glückszuſtand ſich jetzt geändert hätten. Er nahm hierauf eine ganze Matroſenkleidung, zeigte ihm, wie er jedes Stück derſelben anziehen müſſe und ließ ihn hinter einen Buſch treten, um ſich gleichfalls anzukleiden.

Freitag gehorchte; aber es dauerte lange, ehe er mit dem Anzuge fertig werden konnte. Bald hatte er dies, bald jenes unrecht angelegt. Das Hemd, zum Beiſpiel, zog er erſt verkehrt an, indem er die Beine durch die beiden Ärmel ſteckte, als wenn er Beinkleider anziehen wollte. Eben ſo machte er es auch mit den Beinkleidern, in die er gleichfalls die Füße von unten zu ſtecken verſuchte, und mit der Jacke, die er auf dem Rücken zuknöpfen wollte. Nach und nach ſah er ſeinen Irrtum ein und verbeſſerte ihn, bis er endlich nach vielen vergeblichen Verſuchen, mit dem ganzen Anzuge völlig zuſtande kam.

Er hüpfte vor Freuden wie ein Kind, da er ſich ſo umgeſchaffen ſah, und da er merkte, wie bequem dieſe Kleidung ſei und wie gut ſie ihn vor den Stichen der Muskitos verwahren werde. Nur mit den Schuhen war er unzufrieden, weil ſie ihm etwas entbehrliches und unbequemes zu ſein ſchienen. Er bat ſich alſo die Erlaubnis aus, ſie wieder ablegen zu dürfen, welches Robinſon ſeinem eigenen Gutbefinden überließ.

Jetzt zeigte ihm dieſer den Gebrauch der Beile und anderer Werkzeuge, worüber Freitag vor Freude und Bewunderung ganz außer ſich geſetzt wurde. Sie machten ſogleich Gebrauch davon, um einen kleinen Maſtbaum für ihre Flöße zu behauen, damit ſie künftig ein Segel aufſtecken könnten und dann nicht erſt auf die Zeit der Flut zu warten brauchten. Robinſon übernahm es, dieſe Arbeit allein fertig zu machen und ſchickte Freitag unterdes nach ſeiner Burg, um die Lamas zu melken; ein Geſchäft, welches ſie nun ſchon ſeit zwei Tagen hatten ausſetzen müſſen.

In Freitags Abweſenheit lud Robinſon eine der Flinten, weil er ſich das Vergnügen vorbehalten hatte, ſeinen Freund mit den wunderbaren Wirkungen des Schießpulvers zu überraſchen. Da dieſer nun zurückgekommen war und die Geſchwindigkeit bewunderte, mit welcher Robinſon ſeine Arbeit ſchon vollendet hatte, erblickte dieſer einen Seefalken, der eben mit einem geraubten Fiſche davonflog. Schnell ergriff er die Flinte und rief aus: „Gieb acht, Freitag, der ſoll herunter!" Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo drückte er ab und der Falke ſtürzte aus der Luft zur Erde.

Stellt euch des armen Freitags Erſtaunen und Schrecken vor! Er ſtürzte, als wäre er ſelbſt getroffen worden, zu Boden, weil ihm plötzlich ſein alter Aberglaube vom Tupan oder Donnerer wieder einfiel, für den er in dem erſten Augenblicke des Schreckens ſeinen Herrn ſelbſt hielt. Er fiel, wie geſagt, zu Boden; dann legte er ſich auf die Kniee und ſtreckte ſeine zitternden Hände gegen Robinſon aus, als wenn er ihn um Gnade bitten wollte. Reden konnte er nicht.

Robinſon war weit entfernt, mit irgend etwas, das die Gotteslehre betrifft, Spaß treiben zu können. Es war ihm daher, ſobald er Freitags Gedanken vermutete, augenblicklich leid, ihn nicht vorher über das, was er thun wollte, belehrt zu haben und er eilte, dieſen Fehler wieder gut zu machen. Er hob den zitternden Freitag liebreich auf, umarmte ihn, bat ihn, ſich nicht zu fürchten, zeigte ihm hierauf die Einrichtung der Flinte, beſchrieb ihm die Beſchaffenheit und Wirkung des Schießpulvers, lud dann die Flinte vor ſeinen Augen und gab ſie ihm in die Hand, um ſelbſt damit zu ſchießen. Aber Freitag, der noch viel zu furchtſam dazu war, bat ihn, es lieber ſtatt ſeiner zu thun. Robinſon machte darauf ein Ziel auf hundert Schritt, ließ Freitag neben ſich ſtehen und feuerte die Flinte ab.

Es fehlte nicht viel, ſo wäre Freitag noch einmal zu Boden geſtürzt; ſo übernatürlich ſchien ihm dasjenige zu ſein, was er ſah und hörte. Das Ziel war von allen Schrotkörnern getroffen, welche noch ziemlich tief ins Holz hineingedrungen waren. Robinſon machte ſeinen Freitag aufmerkſam darauf und ließ ihn ſelbſt den Schluß machen, wie ſicher ſie nun in Zukunft vor allen feindlichen Anfällen der Wilden wären, nachdem ſie den künſtlichen Blitz und Donner in ihre Gewalt bekommen hätten. Freitag gewann hierdurch und durch alles, was er auf dem Schiffe geſehen hatte, eine ſo tiefe Ehrfurcht gegen die Europäer und gegen ſeinen Herrn insbeſondere, daß es ihm viele Tage hindurch unmöglich war, ſich wieder auf den vertrauten Ton gegen ihn herabzuſtimmen.

Indes rückte die Nacht heran und machte den Geſchäften dieſes freudenreichen Tages ein Ende.

25. Abend. (Was Robinſon aus dem Wracke in Sicherheit bringt).

Am folgenden Abend fuhr der Vater, zur großen Freude ſeiner Kleinen, ohne alle Vorrede folgendermaßen fort:

Süßer hatte unſer Robinſon noch nie geſchlafen als in dieſer Nacht; denn ſeit dem erſten Tage ſeines einſamen Aufenthaltes auf dieſer Inſel war er noch nie ſo glücklich geweſen, als er ſich jetzt fühlte. Aber nie empfand auch wohl ein Menſch mehr innige Dankbarkeit und Liebe gegen den himmliſchen Wohlthäter, dem er dieſes ſein Glück zu verdanken hatte, als er. Wie oft lag er, wenn er allein war, auf den Knieen und dankte dem guten Geber aller guten Gaben für das, was er ihm verliehen hatte! Auch ſeinem Freunde ſuchte er dieſe frommen Empfindungen der Dankbarkeit einzuflößen. Er lehrte ihm, bevor ſie ſich ſchlafen legten, das ſchöne Loblied:

So weit die Himmel gehen,
Geht, Vater, deine Treu;
Ich will ſie, Gott, erhöhen,
Denn täglich wird ſie neu.
Von dem wir alles haben,
Mein Schutz, mein Heil und Licht,
Quell aller guten Gaben,
Gott, wen erfreuſt du nicht?

Ich bin durch deine Liebe,
Du, Vater, was ich bin;
Nimm jeden meiner Triebe,
O Gott, zum Opfer hin!
Was könnt' ich dir doch geben?
Mich ſelbſt und ohne Zwang;
Ein dir geweihtes Leben
Sei ewig, Gott, mein Dank!

Beide ſtimmten hierauf dieſes Lied mit gerührtem Herzen, zum Preiſe ihres gemeinſchaftlichen himmliſchen Vaters, nach der Weiſe an: Du deſſen Augen floſſen.

Am andern Morgen machten ſie ſich früh auf, legten alle ihre Sachen in ein Gebüſch und bedeckten ſie, im Fall es etwa regnen ſollte, mit vielen Zweigen. Dann ſtießen ſie, mit Anfang der Ebbe vom Lande, um wieder nach dem Wrack zu fahren.

Fritzchen. Was iſt das — Wrack?

Vater. So nennt man ein Schiff, welches geſtrandet und zum Teil ſchon zertrümmert iſt.

Da ſie geſtern, wie ich zu erwähnen vergaß, auch ein paar gute Ruder mitgenommen hatten, ſo ging die Fahrt noch geſchwinder, als das erſte Mal. Sie kamen wieder glücklich an, und das erſte, was ſie vornahmen, war dieſes, daß ſie alle Bretter, die ſie in dem Schiffe fanden, auf ihr Flößholz hinabließen, um einen doppelten Fußboden davon zu machen, damit die Sachen, die ſie mitnehmen wollten, trockener, als die geſtrigen, liegen möchten.

Jetzt ſuchte Robinſon wieder alles durch, um unter den vielen Sachen, die er nicht alle auf einmal mitnehmen konnte, eine kluge Auswahl zu treffen. Diesmal wurde ihm das Wählen ſchon weniger ſauer, weil er das allernotwendigſte nun ſchon in Sicherheit gebracht hatte. Doch verfuhr er wiederum eben ſo bedächtig wie das erſte Mal.

Unter anderen beſchloß er, diesmal eine von den ſechs kleinen Kanonen mitzunehmen, die er auf dem Schiffe fand.

Johannes. Eine Kanone? — O, dafür hätte er doch wohl etwas nötigeres nehmen können!

Vater. So ſcheint es uns, die wir die Sache von fern beurteilen; Robinſon hingegen, der ſeine Lage in der Nähe überſah, fand, daß ihm dieſe Kanone, wenigſtens zur Beruhigung ſeines Gemüts, höchſt nötig ſei.

Johannes. Wie ſo?

Vater. Der Ort am Strande, wo er die geretteten Sachen vor der Hand hinlegen mußte, war unbefeſtigt und lag unglücklicher Weiſe in derjenigen Gegend, wo die Wilden gemeiniglich zu landen pflegten. Nun konnte er ſich zwar ziemlich auf den Schutz ſeiner Flinten und

Piſtolen verlaſſen, falls er angegriffen werden ſollte, aber der Gedanke, daß er alsdann wieder in die traurige Notwendigkeit geraten würde, einen oder den anderen dieſer armen Wilden zu töten, machte ihn ſchaudern, ſo oft es ihm einfiel. Nun dachte er, wenn er eine Kanone am Strande hätte, ſo könnte er, wenn ſie in ihren Kähnen ſich der Inſel nähern wollten, ſchon von fern eine Kugel über ihre Köpfe hinſchießen, worauf ſie dann vor Schrecken vermutlich wieder umkehren würden.

Siehſt du, Lieber, wie unſicher es iſt, das Betragen anderer Menſchen beurteilen zu wollen? Höchſt ſelten kennen wir alle die Beweggründe, nach welchen ein anderer in ſeinem Verhalten ſich richtet; wie dürfen wir uns denn anmaßen, uns zu Richtern über dasſelbe aufzuwerfen? Ein weiſer Mann iſt daher ſehr langſam zum Urteilen über andere, giebt ſich überhaupt nicht damit ab, wenn er keinen eigentlichen Beruf dazu hat, weil er genug über ſich ſelbſt und ſeine eigenen Handlungen zu denken und zu urteilen hat, und ſo, Kinder, wollen wir es künftig auch machen.

Außer der Kanone brachten Robinſon und Freitag diesmal noch folgende Sachen auf ihre Flöße: 1) einen kleinen Sack voll Roggen, einen anderen voll Gerſte und noch einen dritten voll Erbſen; 2) eine Kiſte voll Nägel und Schrauben; 3) ein Dutzend Beile; 4) ein Fäßchen voll Schießpulver, nebſt Kugeln und Schrot; 5) ein Segel und 6) einen Schleifſtein.

Gottlieb. Wozu denn gerade den?

Vater. Um Beile, Meſſer und andere Werkzeuge wieder ſcharf zu machen, wenn ſie ſtumpf ſein würden.

Gottlieb. Hat er denn auf ſeiner Inſel keine Steine?

Vater. Steine in Menge; nur keine Schleifſteine. Haſt du nicht bemerkt, daß dieſe von einer beſonderen Beſchaffenheit, nämlich viel weicher ſind als andere Steine?

Gottlieb. Ja!

Vater. Nun, ſolcher weichen Sandſteine hatte er auf ſeiner Inſel keine bemerkt, und doch iſt ein Schleifſtein für alle, welche mit ſcharfen Werkzeugen umgehen müſſen, ein ungemein nützliches und notwendiges Ding. Er zog ihn alſo den Goldkörnern und Demanten vor, die er abermals zurückließ.

Ehe ſie abfuhren, unterſuchte Robinſon den Zuſtand des Schiffes und fand, daß das Waſſer noch etwas höher eingedrungen war und daß die Wellen und das Reiben an den Felſen ſchon viele Planken an beiden Seiten des Schiffes losgeriſſen hatten. Er ſah voraus, daß der erſte ſich ereignende Sturm das ganze Wrack zertrümmern würde. Um deſto mehr beſchloß er zu eilen, um von dem noch übrigen Schiffsgute, ſo viel er nur immer könne, zu retten.

Da der Wind jetzt landwärts blies, ſo konnten ſie mit Hilfe des Segels und der Ruder abfahren, ungeachtet die Ebbezeit erſt halb vorbei war. Unterwegs machte ſich Robinſon einen Vorwurf, der einen Beweis ſeiner Rechtſchaffenheit abgeben kann.

Dietrich. Worüber denn?

Vater. Darüber, daß er das Gold und die Edelſteine nicht mitgenommen habe.

Dietrich. Was wollte er denn damit?

Vater. Er ſelbſt wollte nichts damit, aber er dachte ſo: Es iſt doch nicht ganz unmöglich, daß der Herr des Schiffes noch lebt und wieder herkommen kann, um zu ſehen, ob er nicht noch etwas zu retten vermöge. Wenn nun plötzlich ein Sturm entſtände und dieſer zerſchmetterte das Schiff, ehe du noch einmal zurückfahren kannſt, und Gold und Edelſteine gingen verloren: wie wollteſt du es alsdann gegen den Eigentümer desſelben, wie wollteſt du es vor Gott und deinem eigenen Gewiſſen verantworten, daß du nur lauter ſolche Sachen gerettet haſt, die dir nützlich werden können und nicht auch dasjenige, woran dem Eigentümer dieſer Sachen am meiſten gelegen ſein muß? wovon vielleicht ſein und der Seinigen ganzer Glückszuſtand abhängen mag? — Robinſon! Robinſon! ſetzte er hinzu, indem er ſich unruhig vor die Stirn ſchlug, wie viel fehlt noch daran, daß du ſchon ſo gut biſt, als du ſein ſollteſt?

Er konnte kaum die Zeit abwarten, da ſie anlanden und wieder abſtoßen würden, um von neuem hinzufahren, ſo groß war die Unruhe ſeines Gewiſſens, daß er eine Pflicht vernachläſſiget hatte, die ihm mit Recht heilig ſchien!

Endlich kamen ſie an, aber in dem Augenblicke, da ſie ans Land ſtoßen wollten, liefen ſie große Gefahr, ihre Ladung ins Meer verſinken zu ſehen. Weil nämlich die Ebbezeit noch dauerte, ſo war das Waſſer am Strande noch ſo ſeicht, daß das Vorderteil des Flößholzes auf einmal auf den Strand rannte und daher viel höher zu ſtehen kam als das Hinterteil, welches noch vom Waſſer getragen wurde. Zum Glück ſtanden Robinſon und Freitag beide hinten und konnten alſo die abgleitende Ladung zurückhalten, daß ſie nicht ins Waſſer fiel.

Nachdem ſie alles wieder befeſtigt hatten, mußten ſie ſich entſchließen, bis an die Knie durch Waſſer und Schlamm zu waten, um die Sachen ans Land zu bringen. Sie thaten dies ſo hurtig und ſo vorſichtig, daß nichts verloren ging, und daß ſie noch vor der zurückkehrenden Flutzeit wieder abfahren konnten.

Kaum war Robinſon wieder bei dem Wrack angekommen, als er nichts eiligeres hatte, als das Tönnchen mit den Goldkörnern und das Schächtelchen mit den Edelſteinen auf ſein Flößholz zu bringen. Damit fiel ihm, wie man ſagt, ein Stein vom Herzen und nun, nachdem er ſich dieſer Pflicht entledigt hatte, glaubte er berechtigt zu ſein, wieder für ſich ſelbſt zu ſorgen.

Diesmal nahm er unter anderem ein paar Schiebekarren, die, ich weiß nicht zu welchem Behufe, auf dem Schiffe waren, viele vorrätige Kleidungsſtücke und Wäſche, viele Werkzeuge und Gerätſchaften, eine Laterne, nebſt allen beſchriebenen Papieren mit, die er in des Hauptmanns Kajüte fand; und da unterdes die Flutzeit zurückgekehrt war, ſo ſegelten ſie wieder ab und erreichten, von Wind und Waſſer fortgetrieben, in kurzer Zeit den Strand.

Den noch übrigen Teil des Tages widmete Robinſon einem Geſchäfte, welches ihm jetzt das dringendſte zu ſein ſchien. Er zitterte nämlich vor dem Gedanken, daß ein ſcharfer Regen einfallen und ſeinen größten Schatz, das Schießpulver, unbrauchbar machen könnte! Um die Gefahr abzuwenden, beſchloß er, noch an demſelben Tage aus einem großen mitgebrachten Segeltuche ein ordentliches Zelt zu machen, worunter ſein ganzer Reichtum vor dem Regen ſicher läge.

Da er nunmehr auch Scheren, Nadeln und Zwirn hatte, ſo ging ihm dieſe Arbeit gut von der Hand und Freitag lernte ihm bald ſoviel davon ab, daß er ihm dabei helfen konnte. Dieſer konnte die unſchätzbare Erfindung einer Nadel und einer Schere nicht genug bewundern und geſtand zu wiederholten malen, daß er und ſeine Landsleute, mit den künſtlichen Europäern verglichen, doch nur recht arme Wichte ſeien.

Sie wurden noch vor Abend mit dieſer Arbeit fertig; und da machte Robinſon ſich noch die Freude, ſeinem Freunde die erſtaunliche Wirkung einer Kanone zu zeigen. Er lud ſie mit einer Kugel, ſtellte ſie darauf ſo, daß der Schuß die Oberfläche des Waſſers ſtreifen mußte, damit Freitag recht deutlich ſehen könne, wie weit die Kugel fortgeſchnellt werden würde. Jetzt brannte er ſie ab, und ungeachtet Freitag ſchon durch die beiden Flintenſchüſſe auf dieſes Schauſpiel vorbereitet war, ſo erſchrak er doch von neuem über den noch weit heftigeren Knall der Kanone ſo ſehr, daß ihm alle Glieder zitterten. Die Kugel tanzte auf der Oberfläche des Meeres hin und verlor ſich in unabſehlicher Ferne. Freitag verſicherte darauf, daß es nur eines einzigen ſolchen Schuſſes bedürfen würde, um alle ſeine Landsleute, wenn ſie auch bei Tauſenden herkämen, plötzlich in die Flucht zu jagen, weil ſie den, der dieſen Donner machte, gewiß für den Tupan halten würden.

Da es finſter geworden war, ſteckte Robinſon ſeine Laterne an, um die vom Schiffe mitgebrachten Schriften durchzuſehen, ob er vielleicht daraus erfahren möchte, wem das Schiff zugehört habe und welches die Beſtimmung desſelben geweſen ſei. Aber zum Unglück waren dieſe Schriften, ſowie die Bücher, die er mitgenommen hatte, in einer Sprache abgefaßt, die er nicht verſtand. Wie ſehr bedauerte er hierbei abermals, in ſeiner Jugend nicht mehr Fleiß auf Erlernung der Sprachen gewandt zu haben. Aber die Reue kam jetzt zu ſpät.

Indes gab ihm ein doppelter Umſtand, den er bemerkte, einiges Licht über den Lauf des Schiffes und über die Abſicht desſelben. Er fand nämlich ein paar Briefe, die nach Barbados gerichtet waren, einer Inſel in Weſtindien, auf welcher ein ſtarker Sklavenhandel getrieben wird.

Fritzchen. Sklavenhandel?

Vater. Ich will dir ſagen, was das iſt. In Afrika — du weißt doch, wo das liegt?

Fritzchen. O ja; dort hinüber, die grüne Brücke und die Gänſeweidel — Nun, nur zu!

Vater. In Afrika alſo, wo die Neger wohnen, ſind die meiſten Menſchen noch ſo roh und ungeſittet als das liebe Vieh. Ihre Anführer oder Könige, die ſelbſt nicht viel klüger ſind, gehen denn auch mit ihnen um, als wenn ſie wirkliches Vieh wären. Wenn nun die Europäer dahin kommen, ſo bietet man ihnen ganze Herden ſolcher ſchwarzen Menſchen zum Verkauf an, recht ſo, wie man hier die Ochſen zu Markte bringt. Viele Väter führen wohl gar ihre eigenen Kinder herbei, um ſie für eine Kleinigkeit loszuwerden; und da kaufen denn die Europäer alle Jahre eine Menge derſelben und führen ſie nach Amerika, wo ſie die härteſte Arbeit verrichten müſſen und dabei recht jämmerlich gehalten werden. Ein ſolcher Sklave (ſo nennt man einen Menſchen, der ſeine Freiheit verloren hat) iſt dann recht ſchlimm daran und möchte oft lieber ſterben, als ein ſo jämmerliches Leben führen.

Gottlieb. Das iſt doch aber gar nicht recht, daß man ſo mit Menſchen umgeht!

Vater. Freilich iſt es unrecht; auch ſteht zu hoffen, daß dieſer abſcheuliche Sklavenhandel ganz mit der Zeit werde abgeſchafft werden.

Ferner fand Robinſon eine Rechnung, aus der er ungefähr ſo viel abnehmen konnte, daß auf dem Schiffe hundert ſolcher Sklaven geweſen ſein mußten, die man nach Barbados hatte bringen wollen. Er machte von allem dieſen ſeinem Freitag eine Beſchreibung und ſetzte hinzu: Wer weiß, ob nicht dieſe Unglücklichen dem Sturme, der das Schiff auf die Felſen trieb, vielleicht ihre Erlöſung zu verdanken haben? — ob ſie nicht vielleicht durch Hilfe der Böte ſich gerettet und irgend eine Inſel erreicht haben, auf der ihre Tyrannen ihnen nun nicht mehr befehlen dürfen und wo ſie, nach ihrer Art, ein recht glückliches und zufriedenes Leben führen können?

Freitag fand dies gar nicht unwahrſcheinlich.

„Wohl denn, lieber Freitag!" ſetzte Robinſon hinzu, indem ſein Geſicht zu glühen anfing, „hätteſt du alſo nun noch wohl das Herz, deine neuliche Frage zu wiederholen?"

Freitag. Welche?

Robinſon. Die: was der Sturm, der uns unſern Kahn entführte, wohl für Nutzen könne gehabt haben?

Freitag war beſchämt und ſchlug reuevoll die Augen nieder.

„O, Freitag!" rief hierauf Robinſon mit frommem Eifer aus, „erkenne die Hand des allmächtigen und allweiſen Gottes, die hier abermals ſo ſichtbar im Spiele geweſen iſt! Siehe, wieviel der Sturm uns wiedergeben mußte für das wenige, was er uns zu nehmen Befehl hatte! Sieh ihn an, dieſen ganzen Vorrat von Hilfsmitteln zu einem bequemen und glücklichen Leben — würden wir ihn haben, wenn der Sturm nicht gekommen wäre? Zwar iſt es traurig, ſein Glück dem Unglücke anderer Menſchen verdanken zu müſſen; aber wie? wenn nun auch die meiſten von denen, die auf dem geſtrandeten Schiffe waren, jetzt viel glücklicher lebten, als vormals? Und daß dies wirklich der Fall ſei, iſt doch gar nicht unwahrſcheinlich! Was dünkt dir nun von der göttlichen Weltregierung?"

„Daß ſie unbeſchreiblich weiſe und gut iſt, und daß ich ein Narr war!“ erwiderte Freitag, indem er die Hände faltete und zum Himmel blickte, um Gott die Sünde abzubitten, die er aus Unverſtand durch ſein Murren begangen hatte.

Robinſon verwahrte alle die durchgeſuchten Papiere ebenſo ſorgfältig als das Gold und die Edelſteine, um, falls er jemals wieder nach Europa kommen ſollte, durch Hilfe derſelben zu erfahren, an wen er dieſe geretteten Schätze zurückgeben müſſe.

Noch 6 Tage hintereinander fuhren ſie fort, des Tages zwei- bis dreimal nach dem Wracke zu ſchiffen, und alles, was ſie bewegen konnten, ans Land zu bringen. Tauſend Kleinigkeiten waren ihnen wichtig und wurden als ſolche von ihnen mitgenommen, die uns kaum des Aufhebens wert ſcheinen würden, weil wir den Mangel derſelben noch nie empfunden haben. Ein Teil der Schiffsladung beſtand in Elephantenzähnen; die ließen ſie liegen, weil ſie keinen Gebrauch davon machen konnten. Ein gleiches thaten ſie mit einigen Tonnen voll Kaffeebohnen, welche Robinſon ebenfalls verſchmähte, weil er nicht geſonnen war, ſich jemals wieder zu überflüſſigen und ſchädlichen Leckereien zu verwöhnen. Dafür aber ſuchten ſie ſo viele Bretter loszubrechen und mitzunehmen, als ſie nur konnten, weil ihnen dieſe einen größeren Nutzen, alſo auch einen größeren inneren Wert zu haben ſchienen. Sogar die noch übrigen Kanonen brachten ſie ans Land, ſo wie alles Eiſenwerk, welches ſie nur finden oder vom Schiffe losmachen konnten.

Nachdem ſie nun ſchon 18 mal hin und her gefahren und mit ihrer Ladung immer glücklich an Ort und Stelle gekommen waren, bemerkten ſie, als ſie ſich wieder an Bord des Wracks befanden, daß ſich ein Ungewitter herannahe. Sie eilten daher, ſo ſehr ſie konnten, das Aufladen zu beſchleunigen, und fuhren in der Hoffnung ab, daß ſie noch vor dem Ausbruche des Gewitters den Strand erreichen würden. Aber ihre Bemühung war umſonſt. Noch ehe ſie die Hälfte der Fahrt zurückgelegt hatten, erhob ſich ein ſo gewaltiger Sturm mit Donner, Blitz und Regen begleitet, daß die Wellen über das Flößholz wegrollten und die darauf befindlichen Sachen in den Abgrund warfen. Sie ſelbſt klammerten ſich eine Zeitlang ſo feſt an, daß die ſchäumenden Wogen ſie nicht wegſpülen konnten, ungeachtet ſie ihnen von Zeit zu Zeit faſt eine Elle hoch über den Köpfen hinweggingen.

Aber endlich konnte das ſchwache Gebäude der Flöße der Wut der Wellen nicht länger widerſtehen. Die Bande, wodurch die Balken zuſammengehalten wurden, löſeten ſich auf; die ganze Flöße fiel auseiandner.

Lotte. Oh weh, der arme Robinſon!

Alle. O ſtille! ſtille!

Vater. Freitag verſuchte, ſich durch Schwimmen zu retten, Robinſon hingegen ergriff einen Balken, mit dem er bald in den Abgrund hinabgeworfen, bald wieder hoch emporgehoben wurde. Er war dabei öfter unter als über dem Waſſer, war ganz betäubt und konnte weder hören noch ſehen. Jetzt verließen ihn ſeine Kräfte und mit ihnen ſeine Beſonnenheit. Er that noch einen lauten Schrei und verſchwand in einer ungeheuren Welle, die ihn von dem Balken hinweggeſpült hatte.

Zum Glück war ſein treuer Freitag ihm immer zur Seite geblieben, ungeachtet er, wenn er gewollt hätte, ſich weit geſchwinder hätte retten können. Da dieſer nun ſeinen Herrn vor ſeinen Augen ertrinken ſah, beſann er ſich keinen Augenblick, ſondern tauchte unter, ergriff ihn mit der linken Hand und arbeitete ſich mit der rechten wieder empor. Und nun verdoppelte er ſeine Bemühungen mit ſo unerhörter Anſtrengung, daß er in einigen Minuten, zuſamt dem Leichname ſeines lieben Herrn, am Strande war.

Alle. (ganz unerſchrocken). Ach! — ach! dem Leichname?

Vater. So nenne ich ihn, weil in der That kein Fünkchen von Leben mehr in ihm zu ſein ſchien.

Freitag trug den Erblaßten völlig ans Land, warf ſich verzweiflungsvoll über ihn hin, rief ihm zu, rüttelte, rieb ihn am ganzen Leibe und drückte zehnmal die Lippen auf ſeinen Mund, um ihm Atem einzublaſen. Endlich hatte er die unausſprechliche Freude, wieder einige Merkmale des Lebens wahrzunehmen; er fuhr in ſeinen Bemühungen fort, und Robinſon fing an, ſich ſeiner wieder bewußt zu werden.

„Wo bin ich?“ fragte er mit ſchwacher, zitternder Stimme, indem er die Augen wieder aufſchlug. „In meinen Armen, lieber Herr!“ antwortete Freitag, dem die hellen Thränen aus den Augen ſtürzten. — Und nun gab es einen rührenden Auftritt, indem Robinſon ſeinem Erretter dankte, und dieſer nicht wußte, was er, vor Freude über die Wiederkehr ſeines geliebten Herrn ins Leben, alles vornehmen ſollte. —

Und, Kinder, mit etwas Beſſerem können wir die Erzählung dieſes Tages wohl nicht endigen; alſo genug für heute!

26. Abend. (Robinſon richtet ſich beſſer ein).

Es fanden ſich nun wieder verſchiedene Abhaltungen, welche den Vater hinderten, in der Erzählung fortzufahren. Die junge Geſellſchaft wurde unterdes durch ſechs neue Mitglieder vergrößert. Dieſe hießen Hans, Matthias, Ferdinand, Konrad, Kriſtel und Karl.

Das war ein Weſen unter den alten, wovon der eine noch eher als der andere den neuen Freunden wieder erzählen wollte, was ſie von Robinſon ſchon gehört hatten! Da wußte der eine dies, der andere das von ihm; da hatte der eine dies, der andere das noch ausgelaſſen, weswegen ihm ein dritter in die Rede fiel, um die Lücke der Erzählung auszufüllen! Da alſo alle zugleich redeten, ſo entſtand zuletzt ein ſo verwirrtes Geſchrei, daß man ſein eigenes Wort nicht hören konnte. Da ſah ſich denn endlich der Vater genötigt, um dem Wirrwar ein Ende zu machen, die Erzählung von vorn wieder anzufangen und ſie bis dahin fortzuführen, wo er zuletzt ſtehen geblieben war. Dann fuhr er zum allgemeinen Frohlocken folgendermaßen fort:

Nun, Kinder, unſer Robinſon hat ſich noch einmal wieder erholt. Der Schlaf, deſſen er die Nacht über unter ſeinem Zelte auf wirklichen Betten genoß, hatte ihn ſo erquickt, daß er mit Anbruch des Morgens ſchon wieder daſtand in ſeiner ganzen ungeſchwächten Kraft und Gott für die Erhaltung ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens dankte. Der Sturm hatte die ganze Nacht hindurch gewütet. Er erwartete daher mit ängſtlicher Neugierde den Tag, um zu ſehen, was aus dem Wracke möchte geworden ſein.

Jetzt ſtieg die Sonne empor, und da erblickte er zu ſeinem Leidweſen, daß das Wrack gänzlich verſchwunden war. Einzelne Bretter und Balken, die an den Strand getrieben waren, bewieſen, daß der Sturm es völlig zertrümmert hatte. Es that ihm bei dieſem Anblicke wohl, ſich bewußt zu ſein, daß er keinen Fleiß geſpart habe, von dem Schiffsgute ſo viel zu retten, als ihm nur immer möglich geweſen war; und wohl dem Menſchen, deſſen ganzes Betragen ſo weislich eingerichtet iſt, daß er bei jedem unangenehmen Vorfalle wie jetzt Robinſon zu ſich ſelbſt ſagen kann: Ich bin nicht Schuld daran! O, dieſes Bewußtſein kann vieles verſüßen, was für unſer Herz ſonſt unausſtehlich bitter ſein würde!

Robinſon und Freitag zogen ſorgfältig jedes am Strande liegende Überbleibſel des Schiffes aufs Land, weil ſie vorausſahen, daß jedes Brett, jede Latte ihnen nützlich werden könne. Dann wurde ein ordentlicher Plan zu ihrer nächſten Beſchäftigung gemacht.

Die Sachen mußten nämlich nach der Burg gebracht werden, aber ſich beim Fortbringen derſelben jedesmal ſo weit zu entfernen, ſchien ihnen mit Recht gefährlich zu ſein. Robinſon machte alſo die Anordnung, daß ſie wechſelſeitig fortkarren und Wache halten wollten, einer des Vormittags, der andere des Nachmittags. Er lud die Kanonen und pflanzte ſie an den Strand, die Mündung gegen das Meer gerichtet. Dann wurde ein Feuer angemacht, welches der Wachthabende beſtändig unterhalten ſollte, und neben den Kanonen lag eine brennende Lunte in Bereitſchaft, um ſie, wenn es ſein müßte, abfeuern zu können.

Robinſon machte den Anfang zur Fortbringung der Sachen. Um die beſſeren Kleidungsſtücke zu ſchonen, hatte er auch einen Schifferanzug angelegt und, ſtatt ſeiner ehemaligen Waffen, trug er jetzt einen Hirſchfänger und zwei geladene Piſtolen im Gürtel. Er lud zuerſt einige Fäßchen mit Schießpulver nebſt anderen Sachen auf, für welche die Näſſe am meiſten zu fürchten war, und darauf ging die Reiſe fort.

Der Pudel, der ihm nie von der Seite kam, begleitete ihn als ein nicht ganz unnützer Reiſegefährte. Robinſon hatte ihm einen Strick um den Leib gebunden und dieſen vorn am Karren befeſtigt, damit er durch Ziehen ihm helfen möge. Weil nun die Pudel ſehr gelehrige Geſchöpfe ſind, ſo fand ſich auch dieſer bald in ſeinen neuen Beruf und verrichtete ihn auch in kurzer Zeit ſo gut, als wenn er ein geübter Karrengaul geweſen wäre. Auch trug er obenein noch ein Bündel mit den Zähnen, welches man ihm zu thun ſchon vorher gelehrt hatte.

Beim Zurückkehren nahm Robinſon alle ſeine zahmen, zum Laſttragen ſchon gebrauchten Lamas mit, um ſich ihrer gleichfalls zum Fortſchaffen der Sachen zu bedienen. Da ihrer ſieben waren und jedes derſelben eine anderthalb Centner ſchwere Laſt zu tragen vermochte, ſo könnt ihr denken, wieviel der ganze Zug auf einmal fortzubringen imſtande war.

Da aber ſo viele Sachen in Robinſons Höhle und Keller keinen Raum hatten, ſo wurde in der Geſchwindigkeit noch ein zweites großes Zelt gemacht, welches man auf dem Hofplatze der Burg aufſchlug, um bis auf weiter zum Behälter zu dienen. In 8 Tagen war alles fortgeſchafft, bis auf einen Haufen Bretter, die ſie zwiſchen ein dickes Gebüſch getragen hatten, um ſie vor der Hand daſelbſt zu laſſen.

Lotte. Du haſt uns ja nichts wieder von der Ziege erzählt, Vater?

Vater. Die hätte ich beinahe vergeſſen! Nun die Ziege nahmen ſie, wie es ſich wohl von ſelbſt verſteht, auch mit und thaten ſie in die Verzäunung zu den Lamas, mit welchen ſie ſich recht gut vertrug.

Und nun gab es für Robinſon und Freitag der angenehmen Arbeiten ſo viele, daß ſie kaum wußten, was ſie zuerſt angreifen ſollten. Doch machte Robinſon, der jetzt in allen ſeinen Verrichtungen Ordnung und regelmäßige Einteilung der Geſchäfte liebte, bald einen Unterſchied zwiſchen den mehr oder minder nötigen Arbeiten und ſchritt zuerſt zu jenen. Eine der nötigſten unter allen war die Erbauung eines Schuppens oder einer kleinen Scheune, um diejenigen Sachen, welche in der Höhle nicht Raum hatten, bequemer und ſicherer zu verwahren, als es unter dem Zelte geſchehen konnte. So kam es nun darauf an, ſich in der Kunſt der Zimmerleute zu üben, die freilich keiner von ihnen gelernt hatte.

Aber was konnte dem Fleiße unſeres ſinnreichen Robinſon jetzt zu ſchwer fallen, da er ſich im Beſitze aller der Werkzeuge ſah, die er nötig hatte? Die mühſeligſten und ungewohnteſten Arbeiten waren ihm jetzt ein Spiel, nachdem er mit ſo vielen anderen, ohne Werkzeuge und ohne Gehilfen zu haben, glücklich zuſtande gekommen war. Das Fällen und Behauen der Bäume, das Zuſammenfügen und Aufrichten der Balken, das Aufmauern der Wände von Backſteinen und die Anlegung eines doppelten Daches, des einen von Brettern, des anderen von Kokosblättern — dies alles ging mit bewunderungswürdiger Geſchwindigkeit von ſtatten.

Jetzt ſtand das Häuschen da und glich den kleinen Wohnungen unſerer Landleute. Sehr weislich hatte Robinſon auch die Fenſter aus den

Kajüten des Schiffes ausgehoben, und dieſe kamen ihm jetzt trefflich zu ſtatten, um den inwendigen Raum des Gebäudes zu erhellen, ohne irgend ein Loch offen laſſen zu dürfen. Das Glas war für Freitag ein vorzüglicher Gegenſtand der Bewunderung, weil er nie dergleichen geſehen hatte und nun erfuhr, was für eine große Bequemlichkeit es gewährt.

Nachdem nun alles unter Dach und Fach gebracht war, ging Robinſon mit dem Gedanken um, ſich einen bequemen Eingang zu ſeiner Burg zu verſchaffen, ohne daß ſie dadurch von ihrer Feſtigkeit etwas verlieren ſollte. Das ſicherſte Mittel dazu ſchien ihm die Anlegung eines ordentlichen Thors und einer Zugbrücke zu ſein. Da er alles, was dazu erfordert wurde, — Nägel, Ketten, Thürangel, Hespen, Schlöſſer u. ſ. w. — in Überfluß hatte, ſo ſchritt er ſogleich zur Ausführung dieſes Vorſatzes. Sie machten erſt alles, was nötig war, fertig, dann wurde ein Einſchnitt in den Wall und in die Baumwand, nach der Größe des ſchon vollendeten Thors, gemacht, das Thor errichtet und die Zugbrücke ſo angelegt, daß ſie, wenn ſie aufgezogen war, das Thor bedeckte. Dann wurden die Kanonen, und zwar geladen, auf den Wall gepflanzt, ſo, daß zwei die rechte, zwei die linke Seite und zwei die Vorderſeite der Feſtung deckten. Und nun konnten ſie vor jedem Anfalle der Wilden völlig ruhig ſein und hatten zugleich die Bequemlichkeit eines ordentlichen Einganges zu ihrer Wohnung.

Jetzt war die Zeit zur Ernte gekommen. Robinſon bediente ſich eines alten Schwertes ſtatt der Sichel, um den Mais damit abzumähen und zum Ausgraben der Kartoffeln einer ordentlichen Hacke, die ſich unter den geborgenen Sachen befand. Wie ihnen nun das alles durch Hilfe dieſer Werkzeuge von der Hand ging! Es wäre eine Luſt geweſen, es anzuſehen, eine noch größere, ſich ihnen als Mitarbeiter zuzugeſellen.

Matthias. Ich hätte wohl mögen dabei ſein, um auch mitzuarbeiten.

Dietrich. O, deswegen brauchſt du nach keiner wüſten Inſel zu fahren! Es läßt ſich hier eben ſo gut arbeiten. Sollſt nur ſehen, was uns Vater immer zu thun giebt, wenn wir Freiſtunden haben! Bald müſſen wir Holz mit ihm packen, bald klein gehauenes Holz in die Küche fahren, bald im Garten graben, dann wieder Waſſer zum Begießen tragen oder Unkraut ausjäten — o, da giebt es immer genug zu thun!

Vater. Und warum führe ich denn wohl euch zu ſolchen Arbeiten an?

Johannes. I, daß wir uns gewöhnen ſollen, niemals müßig zu ſein, und weil das geſund und ſtark macht!

Kriſtel. Sollen wir denn auch immer mitarbeiten, Vater?

Vater. Freilich! Ich werde euch ja nicht weniger lieben, als ich die anderen liebe, und werde euch alſo ja auch wohl alles thun laſſen, was ich für eine nützliche Beſchäftigung halte!

Karl. O, das iſt ſchön! Da wollen wir eben ſo fleißig ſein, als Robinſon.

Vater. Wohl! Robinſon, wie wir wiſſen, befand ſich ſehr gut dabei; und ſo werden wir alle dieſelben Folgen einer arbeitſamen Lebensart gleichfalls immer mehr erfahren.

Die Ernte war jetzt vollendet, und unſere beiden Inſelbewohner fingen an, den Mais, den ſie gewonnen hatten, auszukörnen. Sie gewannen vier Säcke voll davon, welches ungefähr ſechs Scheffel ſein mochte. Auf einige Monate hatten ſie Schiffszwieback vorrätig, da aber dieſer alsdann ein Ende nehmen mußte, ſo war Robinſon entſchloſſen, das Brotbacken ſelbſt zu verſuchen.

Eine kleine Handmühle hatte er von dem Schiffe mitgenommen. Es fehlte alſo nur an einem feinen Siebe, um das Mehl zu ſichten und an einem Backofen, um das daraus geknetete Brot zu backen. Zu beiden mußte Rat werden. Zum Siebe gebrauchte er ein dünnes Neſſeltuch, wovon unter den geborgenen Sachen ſich ein ganzes Stück befand, und die Anlegung eines ordentlichen Backofens machte ihm den wenigſten Kummer. Auch mit dieſer Arbeit wurde er fertig, noch ehe die gewöhnliche Regenzeit eintrat.

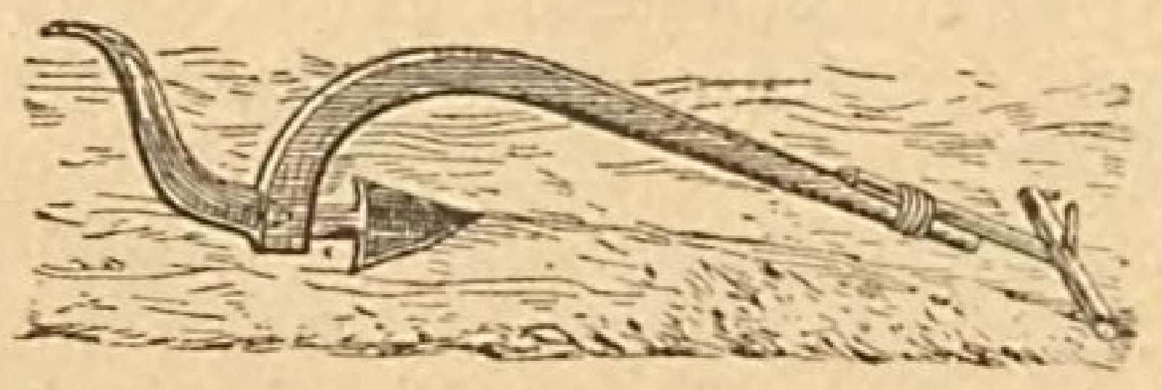
Und nun machte er einen doppelten Verſuch mit dem Brotbacken, indem er einige Brote aus Roggenmehl, andere aus Mehl von Mais knetete. Die erſten aber waren bei weitem die ſchmackhafteſten, und Robinſons Entſchließung war daher gefaßt. Er ſetzte ſich nämlich vor, ſtatt des türkiſchen Weizens den größten Teil ſeiner Äcker mit Roggen zu beſäen, um immer hinlänglichen Vorrat zum Brotbacken zu haben. Dies ſchien ihm auch für ſeine und Freitags Hände nicht zu viel Arbeit zu ſein, weil ſie auf dieſer Inſel zweimal in jedem Jahre ſäen und ernten konnten.

Noch fehlte ihnen etwas, welches ſie unter dem Schiffsvorrate nicht mit vorgefunden hatten und welches ihnen gleichwohl ſehr nützlich geweſen wäre, nämlich ein paar ordentliche Spaten von Eiſen. Zwar hatte Freitag dergleichen aus hartem Holze geſchnitzt, aber beſſer iſt doch beſſer, und mit einem eiſernen Spaten kann man natürlicherweiſe mehr beſchicken als mit einem hölzernen. Da nun Robinſon feſt entſchloſſen war, künftig den Ackerbau, als die angenehmſte und nützlichſte Arbeit unter allen, zu ſeiner Hauptbeſchäftigung zu machen, ſo ging er mit dem Gedanken um, auch eine Schmiede anzulegen, um Spaten, und vielleicht noch andere ihm nötige Werkzeuge ſelbſt zu verfertigen.

Dieſer Einfall war nicht ſo kühn, als er euch vielleicht vorkommen mag; denn alles, was zu einer Schmiede gehört, fand ſich unter ſeinem Vorrate. Es waren nämlich darunter ein kleiner Ambos, verſchiedene Zangen, ein ziemlich großer Blaſebalg und ſoviel teils altes, teils unverarbeitetes Eiſen, daß er wahrſcheinlicherweiſe für ſein ganzes Leben genug davon hatte. Der Vorſatz wurde auf der Stelle ausgeführt.

Durch Hilfe eines großen Daches von Brettern, welches ſie über der Küche anbrachten, wurde dieſe ſo erweitert, daß ſie zugleich zur Schmiede dienen und nun auch bei Regenwetter darin gearbeitet werden konnte. Sie verwandten hierauf einen Teil der eingefallenen naſſen Jahreszeit auf Schmiedearbeit, und auch dieſe gelang ihnen, nach einigen mißlungenen Verſuchen, trefflich. Da die Spaten fertig waren, ging Robinſon noch weiter und verſuchte, ob er nicht auch gar einen Pflug erfinden könne, der ihren Kräften angemeſſen ſei! Er erfand ihn, und ſeine Freude darüber war ſehr groß.

Dieſer Pflug war von dem unſrigen freilich ſehr verſchieden; er beſtand aus einem einzigen krummen Aſte, an deſſen einem auf der Erde ruhenden, krummen Ende die Pflugſchar befeſtigt war, nebſt einer Handhabe, womit der Führer des Pflugs ihn nach ſeinem Willen lenken konnte; an das andere Ende hingegen hätten Ochſen und Pferde geſpannt werden können, wenn ſie deren gehabt hätten. So aber war die Stelle einem von ihnen ſelbſt vorbehalten. Kurz, dieſer Pflug hatte vollkommen die Geſtalt von demjenigen, deſſen die alten Griechen ſich zu bedienen pflegten, da ſie anfingen ſich auf den Ackerbau zu legen und wovon ich euch hier eine Zeichnung vorlegen kann.



Ferdinand. Das iſt ja ein ſonderbarer Pflug.

Konrad. Waren denn keine Räder daran?

Vater. Nein, wie du ſiehſt. So einfach und ungekünſtelt als dieſer Pflug ſind anfangs alle anderen Werkzeuge auch geweſen. Nach und nach nahmen die Menſchen eine vorteilhaftere Einrichtung nach der anderen wahr, änderten, verbeſſerten und beförderten ſo immer mehr und mehr den Nutzen und die Bequemlichkeit eines jeden Dinges, deſſen ſie zu ihrer Arbeit bedurften.

Indes hatte Robinſon alle Urſache, ſich über dieſe ſeine Erfindung zu freuen, beſonders da ſie ſo ganz ſein eigenes Werk war, weil er nie eine Zeichnung davon geſehen hatte. Es ſind, ſo viel man weiß, erſt viele Jahrhunderte verfloſſen, bevor die Menſchen darauf verfielen, ein ſo einfaches Werkzeug, als dieſer Pflug iſt, zu erfinden, und die Erfinder desſelben wurden von ihren Nachkommen für ſo außerordentlich kluge Menſchen gehalten, daß man ihrem Andenken ſogar göttliche Ehre erwies.

Weißt du noch, Johannes, wen die Egypter für den Erfinder des Pfluges hielten?

Johannes. O ja! den Oſiris, den ſie deswegen nachher als einen Gott anbeteten.

Vater. Die Phönizier ſchrieben dieſe nützliche Erfindung einem gewiſſen Dagon zu, den ſie deswegen auch für ein außerordentliches Weſen hielten und ihn einen Sohn des Himmels nannten.

Nikolas. Aber hätte Robinſon nicht die Lamas zum Pflügen gebrauchen können?

Vater. Anfangs zweifelte er, ob ſie brauchbar dazu ſein würden, weil ſie mehr zum Tragen als zum Ziehen gemacht zu ſein ſchienen. Indes wollte er doch auch dieſes nicht unverſucht laſſen, und ſiehe! der Erfolg übertraf ſeine Hoffnung. Die Tiere lernten nach und nach ſich darin ſchicken, und endlich ging das Geſchäft ſo gut von ſtatten, als wenn Robinſon und Freitag ausgelernte Landleute und die Lamas Ochſen oder Eſel geweſen wären.

Nun fehlte ihnen zur ordentlichen Beſtellung des Ackers nur noch ein Werkzeug, deſſen ſie nicht füglich entbehren konnten und welches ſie gleichwohl auf dem Schiffe nicht vorgefunden hatten.

Ferdinand. Ich weiß ſchon, was das für eins war.

Vater. Und welches meinſt du denn?

Ferdinand. Eine Egge.

Vater. Getroffen! Ohne dieſe kann das Land nicht wohl beſtellt werden, weil man durch Hilfe derſelben die dicken Erdſchollen erſt zertrümmern muß, damit der eingeſtreute Samen in ein lockeres Erdreich zu liegen komme und mit Erde bedeckt werde.

Robinſon ſchmiedete erſt ſo viele eiſerne Zinken, als er dazu nötig zu haben glaubte. Dann kam er, nach einigen vergeblichen Verſuchen, auch mit dem hölzernen Geſtell zuſtande, worein dieſe Zinken befeſtigt werden müſſen. Endlich bohrte er in dieſes Geſtell ſo viele Löcher, als die Egge Zähne haben ſollte, ſchlug die Zinken da hinein, und die Egge war fertig.

Er ſäete nun, nach geendigter Regenzeit, zwei Scheffel Roggen, einen Scheffel Gerſte und einen halben Scheffel Erbſen aus und hatte nach fünf Monaten die Freude, zwölfmal ſo viel wieder einzuernten, nämlich vierunzwanzig Scheffel Roggen, zwölf Scheffel Gerſte und ſechs Scheffel Erbſen; welches weit mehr war, als er und ſein Freitag in einem halben Jahre verzehren konnten. Aber, als ein kluger Hausvater, war er darauf bedacht, von allem immer etwas übrig zu haben, weil Zeiten des Mißwachſes einfallen oder ſeine Ernte je zuweilen durch Hagel oder andere Zufälle zernichtet werden konnte. Er beſchloß daher ein ordentliches Getreidevorratshaus anzulegen, worin immer von einem halben Jahre zum anderen ein zu ihrem Unterhalte hinlänglicher Vorrat wäre, auf den Fall, daß einmal eine Ernte verloren ginge.

In dieſer Abſicht riſſen ſie, bei anhaltender klarer Witterung, das Dach des Schuppens wieder ein, um noch ein zweites Stockwerk darauf zu ſetzen, welches zum Kornboden dienen ſollte. Dies koſtete nun freilich ſchon mehr Kunſt und Mühe als die Errichtung des erſten Stocks gekoſtet hatte, aber ihr anhaltender unverdroſſener Fleiß überwand alle Schwierigkeiten, und das Werk wurde glücklich vollendet.

Die Ziege hatte unterdes zwei Junge geworfen, ſo daß nun auch dieſe Art von Tieren auf der Inſel fortgepflanzt werden konnte. Der Pudel diente ihnen zum Nachtwächter;

und Pol, der Papagei, war ihr Geſellſchafter bei Tiſche, oft auch bei der Arbeit. Die Lamas hingegen waren ihnen nun werter als jemals, weil ſie ihnen nicht nur Milch, Käſe und Butter gaben, ſondern auch das Feld beackern halfen. Zu Robinſons vollkommener Glückſeligkeit fehlte nun nichts mehr, als — was meint ihr?

Gottlieb. Daß er nicht bei ſeinen Eltern war!

Vater. Und — daß ihrer nur zwei waren, wovon der eine über kurz oder lang ſterben und den anderen wieder als einen armen, von allen Menſchen getrennten Einſiedler zurücklaſſen mußte. Doch Robinſon hielt es für Sünde, ſein Leben dadurch zu verbittern, daß er ſich vor Unglücksfällen fürchtete, die erſt in der Zukunft möglich waren. Der Gott, dachte er, der bisher immer Rat geſchafft hat, wird auch ferner helfen können. Und ſo verfloß ihm jetzt jeder ſeiner Tage in ungeſtörter Zufriedenheit, weil er nunmehr Ruhe von innen und Ruhe von außen hatte. Und zu dieſem Zuſtande verhelfe Gott euch allen!

Die Mutter ſagte: Amen! und die Geſellſchaft ging auseinander.

27. Abend. (Kampf mit den Wilden.)

Vater. Nun, Kinder, diesmal habe ich euch recht viel zu erzählen.

Alle. O herrlich! herrlich!

Vater. Wenn ich nur an einem Abende damit fertig werden kann.

Einige. O, wir wollen Vater auch gar nicht unterbrechen; da wird's gewiß gehen!

Vater. Nun, ich will es verſuchen. Bereitet euch alſo immer zu einem neuen fürchterlichen Auftritte vor, von dem man noch nicht wiſſen kann, wie er ablaufen wird.

(Die Kinder drückten einander ihre Vermutungen durch Geberdenſprache aus.)

Wenn ich jetzt fortfahren wollte, euch alles das zu erzählen, was Robinſon und Freitag durch Hilfe ihrer Werkzeuge täglich machten, ſo würde euch wohl kein ſonderlicher Gefallen damit geſchehen?

Johannes. O ja; aber das läßt ſich ja wohl denken.

Vater. Ich begnüge mich alſo, nur zu ſagen, daß ſie nach und nach faſt alle Handwerker — den Bäcker, Schmied, Schneider, Schuſter, Zimmermann, Tiſchler, Rademacher, Töpfer, Gärtner, Ackersmann, Jäger, Fiſcher — und noch viele andere ſo glücklich nachahmten, daß ſie hunderterlei Dinge machen konnten, wozu wir anderen europäiſchen Faulenzer der Hilfe ſo vieler Menſchen bedürfen. Ihre Kräfte wuchſen in eben dem Grade, in welchem ſie dieſelben anſtrengten; und auch ihr Gemüt ward, unter einer beſtändigen nützlichen Geſchäftigkeit, je länger je heiterer, je länger je beſſer. Ein Beweis, daß der liebe Gott uns zu einer ſolchen Geſchäftigkeit wohl recht eigentlich geſchaffen haben muß, weil wir allemal geſunder, beſſer und glücklicher danach werden.

Mehr als ein halbes Jahr war nun unter ſolchen angenehmen Verrichtungen dahingefloſſen, ohne daß Freitag es gewagt hatte, ſeinen Herrn an die Reiſe nach ſeiner Heimat zu erinnern; obgleich er oft, nach vollendeter Arbeit, auf den Berg lief, von wannen er nach der Gegend ſeiner Geburtsinſel hinſehen konnte und dann allemal, wie ein Träumender, in tiefen Gedanken daſtand und das Unglück beſeufzte, von ſeinem Vater vielleicht auf immer getrennt zu ſein. Robinſon hingegen wollte bis dahin mit Fleiß nicht davon reden, weil er den Wunſch ſeines Freundes doch nicht eher erfüllen konnte, als bis ſie mit den nötigen Einrichtungen, welche ihre neue Lebensart erforderte, würden fertig geworden ſein.

Jetzt war das Nötigſte gethan; und nun war Robinſon der erſte, welcher in Vorſchlag brachte, daß ſie wieder ein Schiff bauen wollten, um Freitags Vater abzuholen. Die Freude des guten Burſchen über dieſe erfreuliche Nachricht war wieder eben ſo groß, als neulich, und ſeine Dankbarkeit gegen Robinſon äußerte ſich auf die nämliche Weiſe. Die Arbeit wurde alſo gleich am anderen Morgen angefangen und ging jetzt, wie natürlich, zehnmal geſchwinder von ſtatten, als das erſte Mal, weil ſie nunmehr mit ordentlichen Beilen arbeiteten.

Eines Morgens, da Robinſon mit häuslichen Verrichtungen beſchäftigt war, ſchickte er Freitag nach dem Strande, um eine Schildkröte zu ſuchen, weil ſie von dieſem angenehmen Gerichte ſchon in langer Zeit nichts genoſſen hatten. Dieſer war nicht lange weg geweſen, als er plötzlich wieder zurück flog und vom Laufen und Schrecken ſo ganz außer Atem war, daß er nur mit ſtammelnder Zunge die Worte hervorbringen konnte: „Sie ſind da! da!"

Robinſon erſchrak und fragte eiligſt, wer denn da ſei?

„O Herr! O Herr!" antwortete Freitag, „eins, zwei, drei, ſechs Kähne!" — Er konnte in der Angſt die Zahl ſechs nicht gleich finden.

Robinſon kletterte geſchwind den Hügel hinauf und erblickte, nicht ohne Grauſen, die Wahrheit von dem, was Freitag geſagt hatte — ſechs Kähne voll Wilder, die eben im Begriff waren zu landen. Er ſtieg hierauf hurtig wieder hinab, ſprach dem zitternden Freitag Mut zu und fragte ihn: ob er entſchloſſen ſei, ihm treulich beizuſtehen, falls es zwiſchen ihnen und den Wilden zu einem Gefechte kommen ſollte?

„Mit Leib und Leben!" antwortete dieſer, der ſich unterdes ſchon wieder erholt hatte und ſeine kriegeriſche Tapferkeit zurückrief. — „Wohl denn!" ſagte Robinſon, „ſo wollen wir verſuchen, ob wir die Unmenſchen verhindern können, ihr abſcheuliches Vorhaben auszuführen. Meine Abſicht will ich dir unterwegs ſagen; jetzt iſt keine Zeit zum Reden, ſondern zum Thun."

Hiermit zog er eine der Kanonen von dem Walle herunter, die auf Rädern ruhte, und holte ſechs ſcharfgeladene Flinten, vier Piſtolen und zwei Säbel hervor. Jeder von ihnen ſteckte zwei Piſtolen und einen Säbel in den Gurt, nahm drei Flinten auf die Schulter und ſpannte ſich vor die Kanone, nachdem ſie mit Kugeln, Schrot und Pulver ſich hinlänglich verſorgt hatten. So ging der kriegeriſche Zug in ſtiller, furchtbarer Feierlichkeit zum Thore hinaus.

Nachdem ſie über die Zugbrücke gegangen waren, machten ſie Halt. Dann mußte Freitag wieder umkehren, um die Zugbrücke aufzuziehen, das Thor zu verſchließen und durch Hilfe der Strickleiter, die noch immer an dem Felſen herabhing, ſich mit dem Heerführer wieder zu vereinigen. Dieſe Vorſicht wandte Robinſon auf den Fall an, daß ſein Unternehmen einen unglücklichen Ausgang hätte, damit die Feinde ſich alsdann nicht der Burg bemächtigen möchten.

Und nun eröffnete Robinſon ſeinen wohlüberdachten Plan. „Wir wollen," ſagte er, „um den Berg herum durch den Wald ziehen, wo er am dichteſten iſt, damit die Feinde uns nicht zu Geſicht bekommen. Dann wollen wir uns ihnen in dem dichten Gebüſche, welches ſich beinahe bis an den Strand erſtreckt, ſo ſehr nähern, als wir, ohne geſehen zu werden, nur immer können; und wenn wir bis dahin gekommen ſind, wollen wir plötzlich eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hinſchießen. (Er hatte in dieſer Abſicht eine brennende Lunte mitgenommen.) Vermutlich werden die Barbaren dadurch ſo erſchreckt werden, daß ſie ihre Beute im Stiche laſſen und ſogleich in ihren Böten die Flucht ergreifen.

Freitag fand dies ſehr wahrſcheinlich."

„Dann," fuhr Robinſon fort, „werden wir die Freude haben, die Unglücklichen, die ſie braten wollen, gerettet zu ſehen, ohne daß ein einziger Tropfen Menſchenbluts dabei vergoſſen worden iſt. Sollte aber, wider Vermuten, unſere Hoffnung fehlſchlagen, ſollten die Kannibalen auf ihre Menge trotzen und ſich nicht zur Flucht verſtehen wollen: dann, lieber Freitag, müſſen wir zeigen, daß wir Männer ſind und der Gefahr, der wir uns in der beſten Abſicht ausgeſetzt haben, mutig entgegengehen. Der, welcher alles ſieht, weiß, warum wir unſer Leben wagen, und wird es uns gewiß erhalten, wenn es uns nützlich iſt. Sein Wille geſchehe!"

Er reichte hierauf ſeinem Mitſtreiter die Hand und beide gelobten ſich einen gegenſeitigen treuen Beiſtand bis auf den letzten Blutstropfen.

Mittlerweile waren ſie mit leiſen Schritten beinahe bis ans Ende des Gebüſches gekommen und machten Halt. Hier flüſterte Robinſon ſeinem Gefährten ins Ohr, er ſolle ſo vorſichtig als möglich ſich hinter einen großen Baum ſchleichen, den er ihm zeigte, und ihm Beſcheid bringen, ob man von da aus den Feind überſehen könne. Freitag kam mit der Nachricht zurück, daß man ſie allda vollkommen gut beobachten könne; ſie ſäßen alle um ein Feuer herum und nagten an den gebratenen Beinen des einen der Gefangenen, der ſchon geſchlachtet ſei; ein zweiter liege in einiger Entfernung gebunden auf der Erde, und den würden ſie nun auch bald abſchlachten, dieſer aber ſcheine keiner von ſeinem Volke, ſondern ein weißer, bärtiger Mann zu ſein.

Robinſon glühte, beſonders da er von dem weißen Mann hörte. Er hatte ein von dem Schiffe gerettetes Fernglas zu ſich geſteckt; mit dieſem ſchlich er ſelbſt nach dem Baume und fand, was Freitag ihm berichtet hatte. Vierzig bis funfzig Kannibalen ſaßen um das Feuer herum, und den noch übrigen Gefangenen erkannte er ganz deutlich für einen Europäer.

Nun hatte er Mühe, ſich zu halten. Sein Blut fing an zu kochen, ſein Herz pochte laut, und wenn er ſeiner Begierde hätte folgen wollen, ſo wäre er unverzüglich hervorgeſprungen, um ein Blutbad unter ihnen anzurichten. Aber die Vernunft galt ihm mehr, als blinde Leidenſchaft; von ihr alſo ließ er ſich leiten und hielt ſeinen Unwillen im Zaume.

Das Gebüſch lief an einer anderen Stelle etwas weiter vor; dahin wandte er ſich alſo, pflanzte die Kanone hinter den letzten Buſch, welcher eine kleine, von fern unbemerkbare Öffnung hatte und richtete ſie ſo, daß die Kugel hoch über den Köpfen der Wilden hinfliegen mußte, um ihnen kein Leid zuzufügen. Dann flüſterte er ſeinem Gefährten ins Ohr: er ſolle alles genau nachmachen, was er ihn ſelbſt werde thun ſehen.

Hierauf legte er zwei Flinten auf die Erde und die dritte behielt er in der Hand; Freitag that, wie er. Dann hielt er die brennende Lunte auf das Zündloch der Kanone und puff! — fuhr der Schuß dahin.

In dem Augenblicke, daß der Knall gehört wurde, ſtürzten die meiſten Wilden von ihrem Raſenſitze zur Erde, als wenn ſie mit einem Male alle wären erſchoſſen worden. Robinſon und Freitag ſtanden voll Erwartung des Ausganges und hielten ſich, falls es ſein müßte, bereit zum Kampfe. Nach einer halben Minute waren die betäubten Wilden wieder auf den Füßen. Die furchtſamſten unter ihnen rannten nach den Kähnen, die herzhafteſten hingegen ergriffen die Waffen.

Zum Unglücke hatten ſie von dem Kanonenſchuſſe weder den Blitz des Pulvers, noch die über ſie hinfliegende Kugel wahrgenommen, ſondern nur allein den Knall gehört. Ihr Schrecken war daher auch nicht ſo groß, als man erwartet hatte; und da ſie nun rund um ſich herblickten und nirgends etwas ſahen, was ſie von neuem hätte erſchrecken können, ſo fingen ſie an, ſich wieder zu erholen; die Flüchtlinge kehrten zurück; alle erhoben ein fürchterliches Geheul und begannen, indem ſie unter den grimmigſten Geberden die Waffen ſchwenkten, den ihnen gewöhnlichen Kriegstanz.

Noch ſtand Robinſon unentſchloſſen da, bis der Kriegstanz geendigt war. Als er aber zu ſeinem Erſtaunen ſehen mußte, daß die wilde Geſell ſchaft ſich wieder lagerte und zwei von ihnen hingeſandt wurden, um den armen Europäer herbeizuholen, war es ihm unmöglich, länger unthätig zu bleiben. Er blickte Freitag an und flüſterte ihm bloß die Worte zu: „Du zur Linken, ich zur Rechten! Und nun in Gottes Namen!" Mit dieſen Worten brannte er ſeine Flinte los, und Freitag that ein gleiches.

Freitag hatte beſſer, als Robinſon ſelbſt, gezielt; denn auf der linken Seite des Feuers ſtürzten fünf, auf der rechten nur drei nieder. Drei davon waren wirklich erſchoſſen, fünf hingegen nur verwundet. Die Beſtürzung, mit der nun alle, die noch unbeſchädigt waren, aufſprangen und davonliefen, war unbeſchreiblich. Einige rannten hierhin, andere dorthin und erhoben ein recht fürchterliches Geheul. Robinſon wollte jetzt hervorſpringen, um ſie mit dem Säbel in der Fauſt völlig in die Flucht zu jagen und ſeinen armen gebundenen Landsmann zu befreien, aber zu ſeinem Erſtaunen mußte er ſehen, daß ein Trupp der Fliehenden ſich wieder ſammelte und Anſtalt zur Verteidigung machte. Er ergriff alſo in größter Geſchwindigkeit eine zweite Flinte und Freitag that abermals dasſelbe. „Biſt du fertig?" fragte Robinſon; und da er ein Ja! zur Antwort erhielt, drückte er wieder los, und Freitag folgte ſeinem Beiſpiele.

Diesmal fielen nur zwei; einige andere aber, die verwundet waren, liefen mit Schreien und Heulen, als ſinnloſe Menſchen, umher, zum Teil nur leicht, zum Teil aber ſehr hart verletzt. Von den letzten ſtürzten bald darauf noch drei, wiewohl nicht völlig tot, zur Erde.

„Nun, Freitag," ſchrie Robinſon, indem er die losgeſchoſſene Flinte wegwarf und die geladene dritte ergriff, „hervor!" Mit dieſen Worten ſprangen beide aus dem Gebüſche auf den freien Platz und Robinſon flog zuerſt nach dem armen Schlachtopfer, um ihm ſeine Erlöſung anzukündigen. Indem er bei ihm ankam, bemerkte er, daß einige der flüchtigen Wilden bei ſeinem Anblicke ſtutzten, ſich von neuem ſammelten und zum Kampfe rüſteten. Er winkte ſeinem Gefährten; dieſer verſtand ihn, lief etwas näher hinzu, gab Feuer, und einer von ihnen ſtürzte.

Robinſon ſchnitt unterdes mit einem Meſſer die Stricke von Binſen los, womit der Gefangene an Händen und Füßen gar jämmerlich zuſammengeſchnürt war. Er fragte ihn auf deutſch und engliſch, wer er ſei? und der Gefangene antwortete auf lateiniſch: Christianus, ein Chriſt! Hispanus, ein Spanier! Mehr konnte er nicht hervorbringen, ſo ſchwach fühlte er ſich. Robinſon hatte zum Glück, auf den Fall einer Verwundung, eine Flaſche voll Wein zu ſich geſteckt. Von dieſem gab er dem Spanier zu trinken, und da derſelbe ſich plötzlich dadurch geſtärkt fühlte, ſo reichte ihm Robinſon eine ſeiner Piſtolen, nebſt dem Säbel, damit er helfen möchte, dem Gefechte ein Ende zu machen. Freitag mußte unterdes eilends die abgeſchoſſenen Flinten herbeiholen, um ſie von neuem zu laden.

Der Spanier hatte kaum die Piſtole und den Säbel in den Händen, als er wie ein Löwe auf ſeine Mörder losrannte und in einem Hui! zwei derſelben erlegte. Freitag erhielt, um ihm beizuſtehen, die noch geladene ſechſte Flinte und Robinſon lud unterdes die übrigen. Die beiden Streiter fanden Widerſtand und wurden bald von einander getrennt, indem es zwiſchen dem Spanier und einem Wilden zum Handgemenge kam und Freitag, nachdem er die Flinte abgeſchoſſen hatte, mit dem Degen in der Fauſt, einen ganzen Schwarm der Flüchtlinge vor ſich hintrieb. Einige hieb er nieder, andere ſprangen ins Waſſer, um nach ihren Kähnen zu ſchwimmen und noch andere flohen in das Gebüſch.

Der Spanier hatte unterdes einen harten Stand. Zwar war er, trotz ſeiner Mattigkeit, ſo tapfer auf den Wilden losgegangen, daß dieſer ſchon zwei Hiebe von ihm in den Kopf bekommen hatte, aber nun wurde auch der Wilde wütend und drang mit ſeinem ſchweren ſteinernen Schlachtſchwerte ſo heftig auf ihn ein, daß ſein Gegner kaum imſtande war, ſeinen Hieben auszubeugen. Endlich faßte ihn der Wilde, warf ihn zu Boden, wand ihm das Schwert aus den Händen und wollte ihm eben damit den Kopf vom Rumpfe hauen, als Robinſon glücklicherweiſe die Gefahr bemerkte und dem Kannibalen eine Kugel durch den Kopf jagte.

Der Spanier war kaum wieder aufgeſprungen, als er eine der wieder geladenen Flinten ergriff, um denen nachzulaufen, welche in das Gebüſch flüchteten, und Freitag geſellte ſich ihm zu. Da dieſes nur wenige und noch dazu größtenteils Verwundete waren, ſo hielt Robinſon es für beſſer, auf dem Schlachtfelde zurückzubleiben, als gleichfalls nachzulaufen, um die Bewegung der noch übrigen Feinde, die nunmehr in ihren Kähnen waren, zu beobachten. Es währte nicht lange, ſo kehrten ſeine beiden Mitſtreiter zurück, mit der Nachricht, daß im Gebüſche keiner mehr übrig ſei.

Beide wollten unverzüglich in einen der zurückgelaſſenen Kähne ſpringen, um den wenigen nachzueilen, die mit vollen Segeln zu entfliehen ſuchten, aber Robinſon hielt ſie zurück und ſagte: „Genug, meine Freunde! Wir haben des Menſchenbluts ſchon mehr vergoſſen, als wir vielleicht geſollt hätten." Mögen die übrigen leben, da ſie uns zu ſchaden weder den Vorſatz, noch das Vermögen mehr haben.

„Aber," ſagte Freitag, „ſie werden vielleicht mit größerer Mannſchaft zurückkommen, wenn wir ſie entfliehen laſſen."

„Nun," antwortete Robinſon, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte, „ſo iſt unſer Heer ja auch um die Hälfte größer, als es dieſen Morgen war;" und zeigte dabei auf den Spanier. „Jetzt können wir es immer mit einer ganzen Schar dieſer Armſeligen aufnehmen, beſonders wenn wir ihren Anfall hinter Wall und Mauer erwarten wollen."

Lotte. Das war doch wieder recht ſchön von Robinſon, daß er die anderen Wilden nicht auch tot machen wollte.

Vater. Allerdings war das gut gehandelt; denn grauſam würde es geweſen ſein, ohne dringende Not ein einziges dieſer armen Geſchöpfe zu erwürgen, die gar keinen Begriff davon hatten, daß das, was ſie thaten, etwas Böſes wäre, und die ſogar in dem traurigen Irrtume ſtanden, daß es etwas Verdienſtliches ſei, recht viele Feinde geſchlachtet und verzehrt zu haben.

Unſer menſchenfreundlicher Held ging jetzt, mit Thränen des Mitleids im Auge, auf dem Schlachtfelde umher, um zu ſehen, ob nicht einem oder dem anderen von denen, die noch lebten, vielleicht geholfen werden könne? Aber die meiſten waren ſchon verſchieden, und die übrigen ſtarben bald unter ſeinen Händen, indem er ihnen Wein in die Wunden goß und ſie auf alle Weiſe zu ermuntern ſuchte. Es waren der Toten überhaupt 21. Die ſiegende Partei betreffend, ſo war kein Mann von ihr gefallen, nicht einmal verwundet worden, nur daß der Spanier, da er zu Boden geworfen wurde, eine Beule davongetragen hatte.

Matthias. Wie mochte denn der Spanier den Wilden in die Hände gefallen ſein?

Vater. Danach zu fragen hatte Robinſon noch nicht Zeit; alſo müſſen wir gleichfalls unſere Neugierde bis morgen ſich gedulden laſſen.

Alle. O, ſchon wieder aus?

28. Abend. (Freitags Vater und der gerettete Spanier.)

Matthias. Na, Vater, wie war denn der Spanier unter die Wilden gekommen?

Vater. Nur noch ein wenig Geduld, ſo wirſt du es hören! Es hat ſich unterdes noch etwas anderes ereignet, das ich zuerſt erzählen muß.

Johannes. Nun, das ſoll mich wundern!

Vater. Robinſon war neugierig, einen der beiden zurückgelaſſenen Kähne zu beſichtigen; er trat alſo hinzu und fand in einem derſelben, zu ſeiner großen Verwunderung, noch einen unglücklichen Menſchen liegen, der, ſo wie der Spanier, an Händen und Füßen feſt geknebelt war. Er ſchien mehr tot als lebendig zu ſein.

Robinſon eilte, ſeine Bande zu löſen, und wollte ihm aufhelfen. Allein er war weder imſtande zu ſtehen, noch zu reden, ſondern winſelte nur erbärmlich, weil er vermutlich in der Meinung ſtand, daß man ihn jetzt zur Schlachtbank führen wolle.

Da dieſer kein Europäer, ſondern ein Wilder war, ſo rief Robinſon ſeinen Freitag herbei, der eben die toten Körper zuſammenſchleppte, damit er in ſeiner Landesſprache mit ihm reden möchte. Aber kaum hatte dieſer ihn recht ins Auge gefaßt, ſo erfolgte ein Auftritt, den Robinſon und der Spanier nicht ohne Thränen anſehen konnten. Freitag war nämlich auf einmal wie außer ſich. Er flog dem Gefangenen in die Arme, küßte, drückte ihn, ſchrie, lachte, hüpfte, tanzte, weinte, rang die Hände, zerſchlug ſich Geſicht und Bruſt, ſchrie wiederum und bezeigte ſich durchaus als ein Wahnwitziger. Es dauerte eine gute Weile, ehe Robinſon auf ſein wiederholtes Fragen die Antwort von ihm herausbrachte: „Mein Vater!"

Es iſt unmöglich alle Äußerungen des Entzückens und der kindlichen Liebe dieſes guten Burſchen zu beſchreiben. Zwanzig Mal ſprang er aus dem Kahne und wieder in den Kahn. Bald ſetzte er ſich nieder, machte ſeine Jacke auf und legte ſeines Vaters Kopf an ſeine Bruſt, um ihn zu erwärmen; bald rieb er ihm die Arme und Knöchel, welche von dem feſten Binden ſteif geworden waren; bald fiel er ihm wieder um den Hals, oder um den Leib und bedeckte ihn mit liebevollen Küſſen. Robinſon hatte noch etwas Wein in der Flaſche, womit er ihm die angelaufenen Gliedmaßen ſeines Vaters zu waſchen befahl und ging, um ihn ſeiner Freude ganz zu überlaſſen, ein wenig auf die Seite.

Da er nach einer guten Weile zurückkam, fragte er ihn, ob er ſeinem Vater nicht ein bißchen Brot gegeben? — „Der Schlingel hat alles ſelber aufgegeſſen!" antwortete Freitag, indem er auf ſich ſelbſt wies. Robinſon reichte ihm darauf ſein eigenes Frühſtück, welches er noch in der Taſche hatte, und Freitag gab es ſeinem Vater. Kaum hatte er dies gethan, ſo ſah man ihn eiligſt aus dem Kahne ſpringen und mit der Geſchwindigkeit des Sturmwindes davonlaufen. Ehe Robinſon wohin? ausſprechen konnte, war er ihm ſchon aus dem Geſichte.

In kurzer Zeit ſah man ihn zurückkommen, jedoch viel langſamer, als er hingelaufen war. Da er näher kam, zeigte es ſich, daß er in der einen Hand einen irdenen Krug mit Waſſer, in der andern etwas Brot und Käſe trug. Jenes reichte er ſeinem Vater, dieſes ſeinem Herrn, um ihn für das abgetretene Frühſtück ſchadlos zu halten. Das friſche Waſſer erquickte den Alten zuſehends, weil er vor Durſt beinahe ohnmächtig geworden war.

Jetzt wandte ſich Robinſon zu dem Spanier, der ſich ganz kraftlos ins Gras geſtreckt hatte. Er ließ ihn gleichfalls durch Freitag tränken und bot ihm etwas Brot und Käſe zur Erquickung an. Dieſer blickte mit freundlicher Dankbarkeit zu ihm auf, verſuchte aufzuſtehen, aber es war ihm unmöglich, ſo viele Schmerzen empfand er in den Knöcheln der Hände und Füße, die von dem ſtarken Binden ſehr angeſchwollen waren. Freitag mußte ſich neben ihn ſetzen, um ſie ihm gleichfalls mit etwas Wein ſanft zu reiben, ſo wie er vorher ſeinem Vater gethan hatte.

Da war es nun ſehr rührend anzuſehen, wie dieſer gute Sohn, während des ihm aufgetragenen Geſchäftes, alle Augenblicke den Kopf nach ſeinem Vater drehte, um zu ſehen, was er mache? Einmal, da der Alte, um beſſer auszuruhen, ſich ganz niedergelegt hatte, flog Freitag ohne ein Wort zu ſagen, ſo geſchwind zu ihm hin, daß man kaum bemerken konnte, ob er den Boden berührte, kehrte aber augenblicklich zurück, ſobald er geſehen hatte, daß ſein Vater ſich nur aus Müdigkeit ein wenig niedergelegt habe. Dann wollte Robinſon verſuchen, ob er mit Freitags Hilfe den Spanier nach dem Kahne führen könne; aber Freitag, ein junger ſtarker Burſche, nahm den ganzen Spanier als eine Kleinigkeit auf den Rücken und trug ihn allein dahin. Nachdem ſie darauf die Kanone und die Flinten, nebſt den erbeuteten Waffen der Erſchlagenen, in den anderen Kahn gebracht hatten, ſprang Freitag wieder in den erſten und ruderte, ungeachtet ein ſtarker Wind zu wehen angefangen hatte, ſo ſchnell damit fort, daß Robinſon nicht ſo geſchwind am Strande laufen konnte, als jener ſchiffte. Dieſer war daher noch nicht auf die Hälfte des Weges gekommen, als er Freitag ſchon wieder bei ſich zurückrennen ſah, um auch den andern Kahn herbeizuholen; und ehe noch Robinſon an dem Orte anlangen konnte, wo der erſte Kahn mit den beiden Kranken lag, war Freitag mit dem andern auch ſchon da. So groß war die Geſchwindigkeit, mit welcher dieſer laufen und rudern konnte.

Jetzt waren ſie der Burg gegenüber. Um das Fortbringen der beiden Kranken zu erleichtern, lief Robinſon heim, eine Tragbahre zu holen. Auf dieſe wurde einer nach dem anderen gelegt und zur Burg getragen. O, was das für eine herrliche Beute für den ſich nach Menſchen ſehnenden Robinſon war! Wie ihm das Herz vor Freuden im Leibe hüpfte bei dem Gedanken, daß er doch nun nicht mehr ſo leicht zu beſorgen habe, einmal wieder ein einſames Leben führen zu müſſen! Seine Freude darüber läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben. — Den beiden Geretteten ſchien der Schlaf nötiger zu ſein, als alles andere. Indes nun Freitag für jeden ein Lager bereitete, wärmte Robinſon etwas Wein, um ihre angeſchwollenen Knöchel damit zu waſchen. Dann mußten ſie ſich zur Ruhe begeben.

Und nun machten die beiden Wirte Anſtalt zu einer erquickenden Abendmahlzeit. Freitag wurde abgeſchickt, ein junges Lama zu holen, und Robinſon beſorgte das Übrige. Dieſer konnte nicht umhin, zu lächeln, da ihm der Gedanke einfiel, daß er einem ordentlichen Könige nunmehr immer ähnlicher werde. Die ganze Inſel war ſein Eigentum; ſeine Unterthanen, die ihm alle ihr Leben verdankten, hingen lediglich von ſeinem Willen ab und waren verbunden, wenn es ſein müßte, Leib und Leben für ihn zu wagen. Am merkwürdigſten ſchien ihm dabei der Umſtand zu ſein, daß er gerade ſo viel Glaubensparteien, als Unterthanen, in ſeinem Reiche hatte. Freitag hatte diejenige chriſtliche Religion von ihm angenommen, welche die Freigläubigen oder ſogenannten Proteſtanten bekennen. (Ihr Größeren wißt, was dieſer Name bedeutet; ihr Kleinen aber müßt euch gedulden, bis ihr einſt ein wenig verſtändiger geworden ſeid; dann ſollt ihr es erfahren.) Freitag alſo war, wie geſagt ein Freigläubiger, der Spanier ein katholiſcher Chriſt, Freitags Vater ſogar noch ein Heide.

Was mußt du nun wohl dabei thun? dachte Robinſon. Hätteſt du nicht etwa das Recht, ſie alle mit Gewalt zu zwingen, ſich zu demjenigen Glauben zu bekennen, den du für den beſten hältſt! Er ſann darüber nach, weil es eine Sache war, an die er noch niemals gedacht hatte.

Und was meint ihr nun, Kinder, was ſein geſunder Menſchenverſtand ihm darauf geantwortet habe? Durfte er ſeine Unterthanen zwingen, ſeinen eigenen Glauben anzunehmen, oder nicht?

Alle. O, bei Leibe nicht!

Vater. Warum denn nicht?

Johannes. Ja, weil das keinen etwas angeht, was einer glaubt, wenn er nur ſo lebt, wie ſich's gebührt.

Vater. Aber wenn nun einer, der über einen andern Macht hat, einſieht, daß dieſer im Irrtume lebt, ſollte es ihm dann nicht erlaubt ſein, ihn zu zwingen, den Irrtum fahren zu laſſen?

Matthias. Ja, was würde das helfen? Dadurch, daß einer gezwungen wird, etwas zu glauben, wird er ja nicht klüger und nicht beſſer.

Vater. Richtig! Denn dadurch wird er nicht überzeugt, daß er vorher im Irrtume geweſen ſei. Und was kann ein Bekenntnis helfen, von deſſen Wahrheit man nicht überzeugt iſt? — Und dann, woher weiß denn der eine ſo ganz gewiß, daß der andere, den er zu ſeinem Glauben zwingen will, im Irrtume ſei? Könnte es nicht auch möglich ſein, daß er, er ſelbſt, ſich darin befände?

Ferdinand. O ja!

Vater. Warum?

Hans. Weil alle Menſchen irren können.

Vater. Und alſo keiner ſich einfallen laſſen darf, ſeine Meinungen für untrügliche Wahrheit zu halten?

Gott alſo, liebe Kinder, Gott allein, als dem einzigen untrüglichen, kommt es zu, Richter unſeres Glaubens zu ſein. Er allein weiß ganz genau, wie viel Wahrheit oder Irrtum in unſeren Meinungen iſt; er allein weiß auch ganz genau, wie redlich oder wie leichtſinnig wir bei der Erforſchung der Wahrheit zu Werke gegangen ſind; er allein weiß alſo auch nur, in wiefern wir an unſerem Irrtume ſchuldig oder unſchuldig ſind.

Unſer Robinſon ſtellte ſich die Sache ungefähr ebenſo vor. „Verwünſcht," rief er daher aus, „verwünſcht ſei der unvernünftige Eifer, jemand mit Gewalt zu ſeinem Glauben bekehren zu wollen! Verwünſcht die blinde Wut, ſeinen Bruder zu verfolgen und zu quälen, bloß weil er ſo unglücklich iſt, zu irren und ſo tugendhaft, nichts mit dem Munde bekennen zu wollen, wovon er in ſeinem Herzen noch nicht überzeugt iſt! Auf meiner Inſel wenigſtens ſoll dieſe Unmenſchlichkeit nie ſtattfinden. Zwar will ich thun, was ich kann, um meine neuen Mitbürger zu belehren; aber ſollte ich nicht ſo glücklich ſein, ſie von ihrem Irrtume und von der Wahrheit meines Glaubens zu überzeugen, ſo mögen ſie glauben, was ſie können und nicht mir — ihrem irrenden Mitbruder, — ſondern ihrem Schöpfer einſt Rechenſchaft davon geben."

Es wurde beſchloſſen, daß allen ohne Ausnahme eine freie Religionsübung zugeſtanden werden ſolle, falls ſie, nach erhaltenem Unterrichte, nicht ſelbſt für gut befinden ſollten, einen und ebendenſelben Glauben anzunehmen.

Mittlerweile war Freitag zurückgekommen und nun ging's friſch ans Kochen und ans Braten. „Dieſer Tag," ſagte Robinſon, „muß uns ein doppelter Feſttag ſein, weil wir zwei unſerer Brüder aus den Klauen menſchlicher Tiger geriſſen haben und weil du, Freitag, deinen Vater wieder erhalten haſt. Das Beſte alſo, was wir haben, ſoll heute auf unſerem Tiſche ſein!"

Freitag bedurfte nicht zur Freude erſt ermuntert zu werden. Noch nie war er ſo luſtig geweſen, als heute. Er hörte gar nicht auf, zu ſingen, zu ſpringen und zu lachen; doch verrichtete er dabei alles, was er zu thun hatte, auf das hurtigſte und ordentlichſte; und wenn man das thut, ſo iſt die Luſtigkeit an ihrem rechten Orte.

Jetzt waren die beiden Gäſte erwacht. Ungeachtet ſie noch einige Schmerzen empfanden, fühlten ſie ſich doch ſo erquickt und geſtärkt, daß ſie mit Freitags und Robinſons Hülfe aufſtehen und ſich zu Tiſche ſetzen konnten. Und nun bezeigte ſich der alte Wilde bei allem, was er hier ſah, eben ſo verwunderungsvoll und erſtaunt, als ſein Sohn geweſen war, da er die europäiſchen Sachen zum erſten Male erblickte.

Freitag mußte ſeinem Herrn zum Dolmetſcher dienen, indem dieſer ſich mit ſeinem Vater und dem Spanier unterredete.

Ferdinand. Verſtand er denn Spaniſch?

Vater. Nein; aber der Spanier, der ſchon ein halbes Jahr unter den Wilden gelebt hatte, verſtand etwas von Freitags Landesſprache und konnte ſich alſo gegen ihn einigermaßen verſtändlich machen. Der Hauptinhalt ſeiner Erzählung war folgender:

Unſer Schiff war zum Sklavenhandel beſtimmt. Wir kamen von der afrikaniſchen Küſte, wo wir gegen allerlei europäiſche Sachen, Goldkörner, Elfenbein und ſchwarze Menſchen eingetauſcht hatten. Der letzteren hatten wir hundert geladen, die nach Barbados geführt und allda verkauft werden ſollten. Zwanzig davon waren aber ſchon geſtorben, weil man ſie wie Heringe eingepackt hatte. Ein anhaltender gewaltiger Sturm verſchlug uns von unſerem Laufe bis an die Küſte von Braſilien und weil unſer Schiff dabei leck geworden war, ſo getrauten wir uns nicht, wieder auf die hohe See zu fahren, ſondern ſteuerten vielmehr längs der Küſte des feſten Landes hin. Plötzlich überfiel uns ein neuer Sturm, der aus Weſten blies. Dieſer trieb uns wütend von dem feſten Lande weg und warf uns zur Nachtzeit unweit einer Inſel auf Felſen. Wir thaten einige Notſchüſſe und waren entſchloſſen, auf dem Schiffe auszuhalten, ſo lange es möglich ſein werde. In dieſer Abſicht löſeten wir die Feſſeln der gefangenen Schwarzen, damit ſie helfen ſollten, das eindringende Waſſer auszupumpen. Aber dieſe fühlten ſich kaum auf freien Füßen, als ſie ſich plötzlich der Böte bemächtigten, um damit ihre Freiheit und ihr Leben zu retten.

Was wollten wir nun thun? Sie zwingen konnten wir nicht; denn unſer waren nur funfzehn, ihrer hingegen achtzig und viele unter ihnen hatten ſich überdies unſerer Waffen bemächtigt. Ohne Boot aber auf einem geſtrandeten Schiffe zurückzubleiben, war ſichtbare Todesgefahr. Wir legten uns alſo aufs Bitten und ſuchten diejenigen, welche kurz vorher unſere Sklaven geweſen waren, durch unſer Flehen zu bewegen, entweder zu bleiben, oder uns wenigſtens mitzunehmen. Und hier kann ich nicht umhin, die Großmut und Menſchlichkeit dieſer armen Sklaven zu rühmen. Ungeachtet unſer Verfahren gegen ſie ſo hart geweſen war, ließen ſie ſich doch von Mitleid rühren und erlaubten uns, zu ihnen hinabzuſteigen, unter der Bedingung, daß wir keine Waffen mitnehmen ſollten. Wir gingen die Bedingung ein und ſprangen in die Böte, die nun ſo ſehr belaſtet waren, daß wir in jedem Augenblicke unſern Untergang erwarteten.

Wir bemühten uns indes, die nahe gelegene Inſel zu erreichen, aber plötzlich drehte ſich der Wind und trieb uns, alles Ruderns ungeachtet, wieder der offenen See zu. Unſer Tod ſchien nun nicht mehr zweifelhaft ſein. Allein zu unſerm eigenen Erſtaunen hielten ſich die ſchwerbeladenen Böte, von hochaufſchwellenden Wogen geſchaukelt, noch immer glücklich über dem Waſſer, bis wir endlich ganz unerwartet und ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, an eine uns völlig unbekannte Inſel geworfen wurden, deren armſelige Bewohner uns ungemein liebreich aufnahmen.

Bei dieſem haben wir nun bis jetzt gelebt, jeder ſo gut er konnte; aber freilich dürftig genug, weil die armen Wilden ſelbſt nichts hatten, als die Fiſche, die ſie fingen und einige wenige Früchte, welche die Inſel trägt. Dennoch teilten ſie mit uns, was ſie hatten, und gaben uns Anweiſung, wie wir ſelbſt fiſchen könnten. Am beſten befanden ſich unſere Schwarzen dabei, weil ſie keine andere Lebensart gewohnt und nun noch dazu in Freiheit waren.

Vor einigen Tagen wurde die Inſel von einem benachbarten Volke kriegeriſch angefallen. Alles griff zu den Waffen und da hielten wir es für Pflicht, unſeren guten Gaſtfreunden beizuſtehen. Ich focht an der Seite dieſes ehrlichen Alten, der wie ein Löwe, dem man ſeine Jungen geraubt hat, in den Feind eindrang, wo er am dichteſten ſtand. Ich ſah ihn umringt, wollte ihm beiſpringen und hatte das Unglück, mit ihm zugleich ergriffen zu werden.

Zwei Tage und zwei Nächte haben wir in dieſer traurigen Gefangenſchaft, an Händen und Füßen geknebelt, zugebracht und weder gegeſſen noch getrunken. Denn alles, was man uns vorwarf, waren faule Fiſche, welche die See ausgeſpieen hatte.

Dieſen Morgen, mit Anbruch des Tages, wurden wir in die Kähne geſchleppt, um den Unmenſchen, ihrer Gewohnheit nach, an einem anderen Orte zur Speiſe zu dienen. Und da führte die göttliche Vorſehung euch, ihr edlen Männer, zu unſerer Rettung herbei, um uns eine Wohlthat zu erweiſen, die wir euch nie werden vergelten können.

Hier ſchwieg der Spanier, und Thränen der Dankbarkeit rollten ihm die Wangen hinab. Robinſon war entzückt, ſeine neuliche Vermutung ſo ganz beſtätigt zu ſehen, und Freitag bewunderte mit ihm die Weisheit und Güte der göttlichen Vorſehung.

Auf die Frage, wem das Schiff eigentlich gehört habe? antwortete der Spanier, daß es von zwei Kaufleuten in Kadix ſei befrachtet worden, aber nur der eine von ihnen habe den Auftrag gegeben, an der afrikaniſchen Küſte Schwarze einzuhandeln; der andere hingegen, dem dieſer Handel ein Greuel geweſen ſei, habe für ſeine Waren nichts als Goldkörner verlangt.

Hierauf nahm Robinſon den Spanier bei der Hand, führte ihn in ſein Vorratshaus und in ſeine Höhle und zeigte ihm, zu ſeinem Erſtaunen, daß das Wichtigſte von dem geſtrandeten Schiffe hier beiſammen war. Freitag mußte ihm die Geſchichte davon erzählen und der Spanier konnte vor lauter Verwunderung kaum ein Wort ſprechen.

Robinſon erkundigte ſich hierauf noch, für weſſen Rechnung denn die Edelſteine geweſen wären? und wem die Offizierkleider gehört hätten, die er auf dem Schiffe vorgefunden habe? und erhielt zur Antwort: Beides ſei der Nachlaß eines engliſchen Offiziers geweſen, der ſich lange in Oſtindien aufgehalten gehabt habe und auf ſeiner Rückreiſe nach England ſo krank geworden ſei, daß man ihn, auf ſein Verlangen, an der afrikaniſchen Küſte habe ans Land ſetzen müſſen. Daſelbſt ſei er geſtorben. Das ſpaniſche Schiff habe ſeinen Nachlaß nach Barbados mitnehmen ſollen, um von da nach England gebracht zu werden.

Robinſon zeigte ihm darauf alle vom Schiffe geretteten Schriften vor, worin der Spanier ſowohl den Namen des Kaufmanns, dem die Goldkörner gehörten, als auch den Namen der Offizierswitwe fand, der die Edelſteine und die Kleidungsſtücke ihres verſtorbenen Mannes hatten geſchickt werden ſollen. Und von dieſem Augenblicke an verwahrte Robinſon die Goldkörner, die Edelſteine und die Papiere als ein Heiligtum.

Unterdes war der Abend angebrochen und die überſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren des Tages hatten aller Kräfte ſo ſehr erſchöpft, daß ſie der wohlthätigen Erquickung des Schlafs früher als gewöhnlich bedurften.

Sie thaten alſo, was wir auch thun wollen, ſobald wir Gott für die ungeſtörte Ruhe und Glückſeligkeit, die uns auch heute wieder zu Teil geworden iſt, gedankt haben.

29. Abend. (Robinſon als Herr der Inſel.)

Vater. Am folgenden Morgen berief Robinſon frühzeitig ſein ganzes Reich zuſammen, um mit vereinigten Kräften ein Geſchäft auszuführen, welches kein Aufſchub litt.

Kriſtel. Nun?

Vater. Die toten Körper der Erſchlagenen lagen noch auf dem Schlachtfelde, und es war zu beſorgen, daß durch die ſchädlichen Ausdünſtungen derſelben eine gefährliche Seuche entſtehen könne. Sie verſahen ſich alſo ſämtlich mit Beilen und gingen nach dem furchtbaren Orte hin.

Ferdinand. Mit Beilen?

Vater. Ja! nicht um Gräber zu machen; denn dazu würden ſie Schaufeln und Spaten mitgenommen haben, ſondern um Holz zu fällen und einen Scheiterhaufen zu errichten, auf welchem ſie die toten Leiber alle auf einmal zu Aſche zu brennen ſich vorgenommen hatten.

Johannes. So wie es die Römer mit ihren Toten machten!

Vater. Auch andere Völker des Altertums. Robinſon wollte auf ſeiner Inſel, wo es nicht an Holz fehlte, lieber dieſen Gebrauch der Alten einführen, als ſich der abſcheulichen Gewohnheit ſeiner Landsleute nähern, die damals noch ſo unverſtändig waren, die Leiber ihrer Verſtorbenen mitten in den Städten, ja ſogar in den Kirchen beizuſetzen, wo ſie Seuchen und Tod für die Lebenden aushauchten.

Matthias. J, das thun ſie ja noch.

Vater. Leider. Und das ſei euch abermals ein Beiſpiel, wie ſchwer es den Menſchen fällt, böſe Gewohnheiten wieder abzuſchaffen. Deswegen eben rate ich euch ſo oft, daß ihr euch ja beſtreben möget, frühzeitig weiſe und gut zu werden. Denn hat man Thorheiten und Laſter erſt einmal angenommen, und ſind ſie unglücklicherweiſe uns erſt zur Gewohnheit geworden, o, dann hält es ſchwer, ſie jemals wieder abzulegen, wenn man ihre Schädlichkeit auch noch ſo deutlich erkannt hat!

Jedermann weiß es, daß die Ausdünſtungen der toten Körper für die Lebenden vergiftend ſind: aber fährt man nicht dennoch fort, ſie auf den Kirchhöfen in der Stadt zu begraben, oder gar in Kirchengewölbe zu ſetzen, wo ſie nicht einmal mit Erde bedeckt ſind? Vielleicht wird an manchem Orte noch ein ganzes Jahrhundert verſtreichen, ehe es den Leuten einfällt, mit Ernſt darauf zu denken, dieſen abſcheulichen Gebrauch endlich ganz abzuſchaffen.

Gottlieb. Ich wollte nur, daß ich etwas zu befehlen hätte, ſo ſollte es nicht lange mehr damit währen!

Vater. Siehe da, lieber Sohn, eine der vorzüglichſten Urſachen, die dich und alle anderen jungen Leute bewegen müſſen, euch recht viele und große Verdienſte zu erwerben, dieſe nämlich: weil alsdann eure Mitbürger viel Vertrauen auf euch ſetzen und euch zu Ämtern hervorziehen werden, die euch berechtigen, viele ſchädlichen Mißbräuche abzuſchaffen und viele nützliche Einrichtungen einzuführen. Euch alle ſcheint der Himmel dazu beſtimmt zu haben, ſolche vielvermögende Menſchen zu werden, die ein Segen für die ganze Geſellſchaft ihrer Mitbürger ſein können; denn alles, was dazu gehört, hat ſeine gütige Vorſehung euch verliehen. Sie hat euch laſſen von guten, rechtſchaffenen Eltern geboren werden, welche das Vertrauen und die Liebe ihrer Mitbürger haben; ſie hat euch geſunde Leiber und unverwahrloſte Seelenkräfte gegeben, und läßt euch nun auch eine Erziehuug angedeihen, deren ſich noch nicht viele Menſchen rühmen können. Alles alſo, was dazu gehört, ein trefflicher, vielvermögender Mann zu werden, das hat der gütige Himmel euch verliehen. Schande für den, der nun nicht wollte!

Doch das beſorge ich nicht von euch. Solltet ihr alſo, wie ich zu Gott hoffe, eure große Beſtimmung erreichen, ſolltet ihr wirklich ſolche Männer werden, welche Einfluß auf die Glückſeligkeit von tauſend anderen Menſchen haben: o, ſo gebraucht doch ja das Anſehen, welches man euch verwilligen wird, dazu, des Böſen immer weniger, des Guten immer mehr, zu machen unter euren Brüdern, nur Freude und Glückſeligkeit rund um euch her zu verbreiten! Dann erinnert euch auch der heutigen Veranlaſſung zu dieſer meiner väterlichen Ermahnung, und beweget, wenn ihr könnt, eure Mitbürger, die Leichname ihrer Toten an ſolchen Orten zu verſcharren, wo ihre Ausdünſtungen keine Peſt unter den Lebenden verurſachen können*).

Nikolas. Wenn ich nur wieder in die Stadt komme, ſo will ich's meinem Großvater und meinem Oheim ſagen; die ſollen's wohl machen.

Vater. Thue das, lieber Nikolas!

Robinſon und ſeine Gefährten waren jetzt mit dem Verbrennen der toten Körper fertig und gingen wieder nachhauſe. Freitag hatte unterdes ſeinen Vater belehrt, daß geſittete Leute kein Menſchenfleiſch äßen, welches dieſem anfangs auch gar nicht recht einleuchten wollte. Aber Freitag fuhr fort, ihm alles dasjenige wieder zu erzählen, was er ſelbſt von ſeinem Herrn gelernt hatte, und brachte ihn dadurch in kurzer Zeit zu einem wahren Abſcheu gegen dieſe unmenſchliche Gewohnheit. Dieſem Alten gab Robinſon, aus dem Grunde, weil er doch eher, als ſein Sohn, geweſen wäre, den Namen Donnerstag, und ſo wollen wir ihn denn künftig auch nennen.

Jetzt berief Robinſon alle zu einer Ratsverſammlung, in welcher Freitag wieder ſein Dolmetſcher ſein mußte. Er ſelbſt als das Haupt der Geſellſchaft, eröffnete die Sitzung mit folgender Anrede:

„Meine guten Freunde! Wir ſehen uns jetzt im Beſitze aller derjenigen Dinge, die zu einem ruhigen und vergnügten Leben erfordert werden. Aber ich für meinen Teil werde dieſes Segens doch nicht mit ruhigem Herzen genießen können, ſo lange es Menſchen giebt, die ein größeres Recht, als ich, dazu hätten, und die gleichwohl jetzt im Mangel und Elend leben. Eure Landsleute, europäiſcher Freund, die unter den Wilden noch zurückgebliebenen Spanier, meine ich. Ich wünſche daher, daß mir jeder von euch ſeine Gedanken eröffne, wie wir es wohl am klügſten anzufangen haben, um die Notleidenden mit uns zu vereinigen."

Er ſchwieg, und jeder ließ nun ſeine Meinung hören. Der Spanier erbot ſich, in einem der erbeuteten Kähne allein hinzufahren, um ſie abzuholen. Ebendasſelbe zu thun, war auch Donnerstag bereit. Freitag hingegen riet, daß ſein alter Vater zurückbleiben, und daß es ihm vielmehr vergönnt ſein möchte, den Spanier zu begleiten. Da nun hierüber ein großmütiger Wettſtreit entſtand, indem der eine noch lieber, als der andere, ſein Leben wagen wollte, ſo ſah ſich Robinſon endlich genötigt, einen entſcheidenden Ausſpruch zu thun, dem, wie es ſich ziemte, die übrigen alle ſich unterwarfen. Dieſer fiel dahin aus, daß Donnerstag und der Spanier abreiſen, Freitag hingegen bei ihm zurückbleiben ſollte.

Karl. Warum ſchickte er aber nicht lieber Freitag hin, als den armen Alten?

Vater. Teils aus Liebe zu Freitag, den er unmöglich, ohne zu zittern, einer Gefahr ausſetzen konnte, bei der er ſelbſt nicht zugegen wäre, teils deswegen, weil der Alte noch beſſer als ſein Sohn mit dem Meere und der Schifffahrt bekannt zu ſein ſchien. Der Spanier hingegen mußte um deswillen mit, weil ſeine Landsleute auf Robinſons Einladung ſonſt wohl nicht zu kommen ſich getraut hätten.

Es wurde alſo beſchloſſen, daß die genannten beiden ihre Reiſe dahin nächſtens antreten ſollten. Vorher aber mußte dafür geſorgt werden, daß ein wenigſtens zehnmal größerer Acker umgearbeitet und beſtellt würde, weil von der Vergrößerung der Geſellſchaft auch ein Vergrößerung des täglichen Aufwandes an Nahrungsmitteln zur Folge hatte.

Alle wurden daher auf einige Wochen Ackersleute, und da jeder von ihnen mit der Arbeit es ehrlich meinte, ſo ging auch alles ſehr gut und ſehr geſchwind von ſtatten. Nach vierzehn Tagen war alles gethan, und man machte nun Anſtalt zu der beſchloſſenen Reiſe.

Ehe dieſe aber vor ſich ging, gab der Spanier einen Beweis ſeiner Ehrlichkeit und ſeiner dankbaren Liebe gegen Robinſon, welche zugleich von einer klugen Vorſicht zeugte. Er ſagte nämlich: ſeine Landsleute ſeien, ſo wie er, nur gemeine Bootsknechte geweſen, alſo Leute ohne alle Erziehung. Er kenne ſie nicht genau genug, um für aller gute Gemütsart Bürge ſein zu können. Sein Rat ſei daher, daß Robinſon, als Herr der Inſel, erſt gewiſſe Bedingungen aufſetzen möchte, unter welchen er ſie aufnehmen wolle, und daß dann keiner mitgenommen würde, als welcher dieſe Bedingungen ſich gefallen ließe.

---

*) Der Vater hatte, wenige Wochen nach dem erſten Abdrucke dieſes Buchs, die Freude, eine unverhoffte Wirkung dieſer Stelle zu erfahren. Ein edler Kinderfreund, aus einer der erſten Familien Hamburgs, der an der Auszehrung darnieder lag, ließ ſich einige Tage vor ſeinem Tode dieſes Werkchen vorleſen, und da man bis an die gegenwärtige Stelle gekommen war, bat er ſich von den Seinigen aus, daß ſie ſeinen entſeelten Körper, dem hier geäußerten Wunſche gemäß, außerhalb der Stadt möchten begraben laſſen. Die Sache fand in den allgemeinen Vorurteilen große Schwierigkeit; aber der Wunſch des Sterbenden galt den würdigen Verwandten mehr, als das unvernünftige Urteil des großen Haufens. Es geſchah, was er verlangt hatte. —

Seitdem iſt es nach und nach zur Sitte geworden, daß jeder, der es vermag, eine Begräbnisſtelle für ſich und die Seinigen, außerhalb der Stadt, im Grünen anzulegen ſucht.

Anmerkung zur 2. Auflage.

Robinſon freute ſich über die Treue ſeines neuen Freundes und that, was derſelbe ihm geraten hatte. Die Bedingungen, die er aufſetzte, waren folgende:

„Wer auf Robinſons Inſel leben und an den Bequemlichkeiten, die ſie darbietet, teilnehmen will, der muß ſich verpflichten:

1. dem Willen des rechtmäßigen Herrn derſelben in allen Stücken nachzukommen und ſich alle diejenigen Geſetze und Anordnungen gefallen zu laſſen, die derſelbe zum Wohl der ganzen Niederlaſſung für nötig erachten wird;
2. ein arbeitſames, mäßiges und tugendhaftes Leben zu führen, weil kein Fauler, kein Schlemmer und überhaupt kein laſterhafter Menſch auf dieſer Inſel geduldet werden ſoll;
3. ſich alles Streitens und Zankens zu enthalten und, im Fall einer Beleidigung, nie ſein eigener Richter ſein zu wollen, ſondern vielmehr ſeine Klage vor dem Herrn der Inſel, oder vor demjenigen anzubringen, dem dieſer das Richteramt übertragen wird;
4. alle diejenigen Arbeiten, die zum Wohle der ganzen Geſellſchaft nötig ſein werden, ohne Murren zu übernehmen, und im Fall der Not dem Herrn der Inſel mit Leib und Leben beizuſtehen;
5. mit allen für einen Mann wider denjenigen zu ſtehen, der ſich erdreiſten dürfte, das eine oder das andere dieſer billigen Geſetze zu überſchreiten, um einen ſolchen entweder zum Gehorſam zurückzubringen, oder ihn auf immer von der Inſel zu verbannen.

Jeder wird ermahnt, dieſe Punkte erſt reiflich zu überlegen und ſeinen Namen, ſtatt ſeiner eidlichen Verſicherung, nur dann erſt zu unterſchreiben, wenn er völlig entſchloſſen iſt, ihnen in allen Stücken nachzuleben.

Robinſon.

Der Spanier mußte dieſen Aufſatz erſt in ſeine Landesſprache überſetzen, und es wurde verabredet, daß er Feder und Tinte mitnehmen ſolle, um ihn von ſeinen Landsleuten vor ihrer Abreiſe unterſchreiben zu laſſen. Und nun ſuchten ſie ſich den beſten unter den beiden erbeuteten Kähnen aus und machten Anſtalt zur Abreiſe.

Konrad. Hatten denn alle Spanier wohl in einem einzigen Kahne Raum?

Vater. Nein! Aber ſie gebrauchten dieſes kleine Schiff auch nur zur Hinreiſe. Zurück konnten ſie in den Böten des geſtrandeten Schiffes kommen, welche, wie der Spanier verſicherte, noch in gutem Stande waren.

Nachdem ein hinlänglicher Vorrat von Lebensmitteln an Bord des Kahnes gebracht war und ſich ein günſtiger Wind erhob, nahmen unſere Reiſenden einen zärtlichen Abſchied von Robinſon und Freitag und gingen unter Segel. Freitag war ganz außer ſich vor Betrübnis, da er ſich von ſeinem lieben Vater trennen mußte. Schon am Abend vor der Abreiſe desſelben hatte er ſtundenlang geweint und vor Traurigkeit gar nichts genießen können. Jetzt aber, da die Trennung wirklich vor ſich ging, war er vollends untröſtbar. Alle Augenblicke fiel er ſeinem Vater von neuem um den Hals und benetzte ſein Geſicht mit Thränen. Der Alte mußte ſich endlich mit Gewalt von ihm loswinden; aber da er ſchon im Schiffe war und der Kahn jetzt eben vom Lande ſtieß, ſprang Freitag ihm nach ins Meer und ſchwamm an die Seite des Kahns, um ihm noch einmal ein Lebewohl! zuzuſchluchzen. Dann kehrte er wieder um nach dem Strande, ſetzte ſich daſelbſt auf einer Anhöhe nieder und ſah dem forteilenden Kahne unter vielen Seufzern und Thränen ſo lange nach, bis er ihn aus den Augen verlor.

Robinſon, der ihn zu zerſtreuen wünſchte, wandte den größten Teil des Tages zur Jagd und zu Luſtwanderungen durch die Gebirge an. Sie waren noch nicht weit gegangen, als der Pudel, der mit ihnen gelaufen war, an dem Fuße eines mit Gebüſch bewachſenen Felſens ſtehen blieb und unaufhörlich zu bellen anfing. Man näherte ſich dem Orte und fand ein Loch in dem Felſen, welches aber nur eben ſo groß war, daß man hineinkriechen, aber nicht hineingehen konnte.

Robinſon, der nicht gern ununterſucht ließ, was ſeine Aufmerkſamkeit einmal erregt hatte, befahl ſeinem Begleiter, einen Verſuch zu machen, ob er wohl hineinkriechen könnte? und Freitag gehorchte. Aber kaum hatte er den Kopf hineingeſteckt, als er mit einem entſetzlichen Angſtgeſchrei wieder zurückſprang und, ohne ſich an Robinſons Zuruf zu kehren, wie ein Unſinniger davonlief. Endlich holte ihn Robinſon wieder ein und erkundigte ſich mit einigem Befremden nach der Urſache ſeiner Flucht. „Ach! ach!" antwortete Freitag, der kaum reden konnte, „laß uns laufen, lieber Herr, ſo ſehr wir können; da iſt ein entſetzliches Ding in dem Loche, mit großen glühenden Augen und mit einem Rachen, ſo groß, daß es uns beide auf einmal lebendig verſchlingen könnte."

„Nun, das müßte ja ein ganzer Rachen ſein," antwortete Robinſon; „aber das Ding muß ich doch auch ſehen."

„Ach! ach!" ſchrie Freitag und fiel vor ihm auf die Kniee, „um Gottes Willen nicht! Es fräße dich gewiß auf und dann hätte der arme Freitag keinen Herrn mehr!" Robinſon antwortete hierauf lächelnd: ob's ihn denn aufgefreſſen habe? und da er dies nun eben nicht behaupten wollte, ſo befahl er ihm, geſchwind nachhauſe zu laufen, um die Laterne zu holen. Er ſelbſt ging wieder zurück nach dem Loche, um unterdes mit geladener Flinte Schildwache davor zu ſtehen.

Und was in aller Welt, dachte er, kann denn das wohl ſein, wovon dein Freitag ſo viel Fürchterliches geſehen haben will? Ein reißendes Tier? Ein Löwe, Tiger, Panther, oder ſo etwas? Ja, wenn das wäre, ſo würde ich tollkühn handeln, wenn ich hineinkröche. Aber gäbe es dergleichen auf dieſer Inſel, ſo würde ich's ja ſchon längſt erfahren haben. Und dann — würde ja auch Freitag nicht unverletzt zurückgekehrt ſein. Nein, nein! Das iſt es gewiß nicht; ſeine Furchtſamkeit hat ihm wieder einen Streich geſpielt und ihn etwas ſehen laſſen, was nicht da war. Ich muß es alſo ſchon unterſuchen, um den guten Jungen von dieſer kindiſchen Leidenſchaft zu heilen.

Unterdes kam Freitag mit der brennenden Laterne an und verſuchte noch einmal mit Thränen in den Augen, ſeinen Herrn zu bewegen, daß er ſich doch nicht in eine ſo ſchreckliche Gefahr ſtürzen möchte, in der er gewiß umkommen würde. Aber Robinſon kannte keine Furcht, ſobald er eine Sache vernünftig überlegt hatte, und ließ ſich daher in ſeinem Vorſatze nicht wankend machen. Er bat vielmehr Freitag, gutes Mutes zu ſein, nahm die brennende Laterne in die linke, eine ſcharf geladene Piſtole in die rechte Hand und ging dem Abenteuer beherzt entgegen.

Er hatte kaum den Kopf hineingeſteckt, als er, bei dem ſchwachen Laternenſcheine wirklich etwas entdeckte, das ihn ſelbſt ſchaudern machte. Aber er wollte deswegen nicht gleich die Flucht ergreifen, ſondern ſtreckte vielmehr die Hand mit der Laterne aus, um das namenloſe Untier deutlicher wahrzunehmen. Und da ſah er denn, daß es nichts mehr und nichts weniger als ein alter Lamabock war, der eben vor Alter und Entkräftung ſterben wollte. Nachdem er rund umhergeſehen und weiter nichts, als dieſes gar nicht fürchterliche Tier geſehen hatte, kroch er völlig hinein und rief Freitag zu, daß er ihm folgen ſolle.

Freitag zitterte wie ein Eſpenblatt; gleichwohl konnte er's nicht übers Herz bringen, ſeinen guten Herrn im Stiche zu laſſen. Er faßte alſo mit edler Selbſtverleugnung den Mut, ihm nachzukriechen und ſah nun zu ſeiner Verwunderung, wie ſehr er ſich in der Größe der Augen und des Rachens des Tieres geirrt hatte.

„Siehſt du, Freitag," rief ihm Robinſon mit freundlicher Stimme entgegen, „was die Furchtſamkeit uns alles weismachen kann? Wo ſind denn die großen glühenden Augen? Wo iſt der ungeheure Rachen, den du vorher zu ſehen glaubteſt?"

Freitag. Es kam mir doch wirklich ſo vor, als wenn ich ſie ſähe! Ich hätte darauf ſchwören wollen.

Robinſon. Daran zweifle ich nicht, daß es dir ſo vorkam, aber du hätteſt wiſſen ſollen, daß die Furchtſamkeit eine Lügnerin iſt, die uns allerlei vorgaukelt, was gar nicht da iſt. — Sieh, Freitag, ſo ſind alle die alten Weibermärchen von Geſpenſtern, und ich weiß nicht, von was für anderen Undingen mehr, entſtanden! Die Urheber ſolcher abgeſchmackten Hiſtörchen waren furchtſame alte Mütterchen, oder ihnen ähnliche Haſenfüße von Männern, die, ſo wie du, ſich einbilden, etwas zu ſehen, das nicht da war und die dann nachher, gerade ſo wie du, beteuerten, daß ſie wirklich ſo etwas geſehen hätten. Werde ein Mann, Freitag; ſiehe künftig zweimal zu und verbanne aus deinem Herzen alle weibiſche Furchtſamkeit!

Freitag gelobte ſein mögliches zu thun. Der alte Lamabock war unterdes verſchieden und Robinſon bemühte ſich, mit Freitags Hilfe ihn aus der Höhle zu werfen und ihn einzuſcharren. Und nun beſahen ſie mit größerer Aufmerkſamkeit den Ort, wo ſie waren, und fanden, daß es eine geräumige und angenehme Höhle war, von der ſie künftig einen ſehr vorteilhaften Gebrauch würden machen können. Sie war wie ausgehauen, ungemein trocken und kühl und die Wände, die von Kryſtall zu ſein ſchienen, warfen das Licht der Laterne nach allen Seiten ſo lebhaft zurück, als wenn es ein Spiegelzimmer geweſen wäre.

Robinſon beſchloß ſogleich, dieſe Höhle zu ſeinem Erquickungsorte bei ſchwüler Sonnenhitze und zugleich zu einem Keller für ſolche Sachen zu machen, welche die gar zu große Wärme nicht ertragen können. Zum Glück war ſie nicht über eine Viertelſtunde von der Burg entfernt. Freitag mußte alſo unverzüglich hinlaufen, um Werkzeuge zu holen. Mit dieſen fingen ſie dann ſogleich an, den Eingang zu vergrößern, um nachher eine ordentliche Thür davor zu machen. Und dieſe Arbeit gewährte ihnen, in der Abweſenheit der beiden anderen, eine ſehr angenehme Beſchäftigung.

30. Abend. (Robinſon und die meuteriſchen Bootsleute.)

Nikolas. Jetzt iſt mir immer bange, wenn Vater erzählen will.

Vater. Wovor denn, lieber Nikolas?

Nikolas. Davor, daß die Geſchichte bald aus ſein wird.

Gottlieb. Wenn ich an Vaters Stelle wäre, ich wollte ſie ſo lang machen, o, ſo lang! daß ſie bis in Ewigkeit fortdauerte.

Vater. Kinder, alle unſere Freuden hier auf Erden müſſen einmal ein Ende nehmen; alſo auch dieſe. Ihr werdet daher wohl thun, wenn ihr euch im voraus darauf gefaßt macht. An Robinſons Geſichtskreiſe zieht ſich jedoch abermals ein Ungewitter zuſammen, vor deſſen Ausgang ich euch nicht ſtehen kann. Seid alſo auf eurer Hut. —

Schon acht Tage waren verſtrichen, und die Abgeſchickten ließen ſich noch immer nicht wieder ſehen. Man fing an darüber bekümmert zu werden. Freitag lief des Tages wohl zwanzigmal nach dem Berge oder dem Strande und ſah ſich die Augen müde, ohne etwas von ihnen entdecken zu können. Eines Morgens aber, da Robinſon noch zu Hauſe beſchäftigt war, kam er plötzlich ſingend und ſpringend zurückgerannt und ſchrie ſeinem Herrn ſchon weitem zu: „Sie kommen, ſie kommen!“

Robinſon, der über dieſe angenehme Botſchaft nicht weniger erfreut war, ergriff ſein Fernglas und eilte damit den Hügel hinauf. Hier ſah er wirklich in einer noch ziemlich weiten Entfernung ein anſehnliches Boot auf die Inſel zuſegeln; aber da er durch das Fernglas geſchaut hatte, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Freitag, Freitag, ich beſorge, das iſt nicht richtig!“ — Freitag wurde blaß.

Robinſon ſah noch einmal hin und wurde immer beſtürzter. Endlich konnte er an dem, was er zu ſehen glaubte, gar nicht mehr zweifeln und teilte daher ſein eigenes Erſtaunen dem erſchrockenen Freitag mit. „Freitag,“ ſagte er, „das ſind nicht unſere Spanier mit deinem Vater; es iſt eine engliſche Schaluppe (ein großes Boot) und bewaffnete Engländer ſind es, die ich darin wahrnehme!“ Freitag zitterte an allen Gliedern. „Komm,“ ſagte Robinſon und erſtieg eiligſt eine andere Anhöhe, von welcher die nördliche Küſte beſſer überſehen werden konnte.

Kaum waren ſie daſelbſt angekommen, kaum hatten ſie ihre Augen nach dem Meere hingerichtet, als beide, wie verſteinert, ſprachlos ſtehen blieben. Sie ſahen nämlich, in einer Entfernung von einer halben deutſchen Meile — ein anſehnliches Schiff vor Anker liegen.

Verwunderung, Furcht und Freude hatten in Robinſons Seele wechſelsweiſe die Oberhand: Freude über den Anblick eines Schiffes, welches vielleicht zu ſeiner Erlöſung da war; Verwunderung und Furcht hingegen über die eigentliche Abſicht der Ankunft desſelben. Vom Sturme konnte es nicht hierher verſchlagen ſein; denn ſeit vielen Wochen hatte kein Sturm geweht. Der ordentliche Lauf des Schiffes konnte es auch nicht hierher geführt haben; denn was hätte einen engliſchen Schiffer bewegen können, nach einer Gegend hinzuſegeln, in der die Engländer keine Beſitzungen und alſo auch keinen Verkehr hatten. Es entſtand alſo die Beſorgnis, daß es Seeräuber ſein möchten.

Fritzchen. Was ſind das für Leute?

Vater. Es giebt hin und wieder noch einige Menſchen, die in ihrer Jugend ſo ſchlecht unterrichtet worden ſind, daß ſie nicht einmal wiſſen, daß der Diebſtahl ein Verbrechen iſt. Dieſe elenden Menſchen machen ſich kein Gewiſſen daraus, anderen Leuten heimlich oder mit Gewalt das Ihrige zu nehmen und es ſich zuzueignen. Geſchieht dies nun zu Lande, ſo nennt man ſolche Leute Diebe oder Räuber; geſchieht es aber auf dem Meere, ſo nennt man ſie Seeräuber.

Kriſtel. Aber dieſe waren ja Engländer!

Vater. Das ſchienen ſie zwar zu ſein, aber Robinſon dachte: wer weiß, ob die Böſewichter, falls es Seeräuber ſind, nicht vielleicht das engliſche Schiff erobert und ſich darauf ſelbſt ſo gekleidet haben, als ob ſie Engländer wären. — In den erſten hilfloſen Jahren ſeines einſamen Aufenthalts auf dieſer Inſel würde er es für ein Glück gehalten haben, von Seeräubern entdeckt und von ihnen als ein Sklave mit fortgeſchleppt zu werden, um nur wieder unter Menſchen zu kommen; jetzt aber, da ſein Zuſtand weit glücklicher war, ſchauderte ihn von der Gefahr, einem ſolchen Geſindel in die Hände zu fallen. Er teilte alſo Freitag die Beſorgniſſe mit und ging mit ihm ab, um von fern das Vorhaben derer zu beobachten, welche ſich in dem Boote näherten.

Sie ſtellten ſich auf eine mit Bäumen und Gebüſch bewachſene Anhöhe, von der ſie alles, was vorging, bemerken konnten, ohne ſelbſt bemerkt zu werden. Hier ſahen ſie denn, daß die Schaluppe, in welcher ſich elf Mann befanden, eine halbe Viertelſtunde von ihnen an einem flachen Ufer landete. Die Mannſchaft ſtieg aus. Acht von ihnen waren bewaffnet, drei hingegen nicht. Dieſen letzten, welche gefeſſelt waren, wurden die Bande abgenommen, ſobald ſie am Strande waren. An den kläglichen Geberden des einen unter ihnen konnte man ſehr deutlich ſehen, daß er die Bewaffneten anflehete, indem er ſich zu einer bittenden Stellung vor ihnen auf die Kniee warf. Die beiden anderen hoben von Zeit zu Zeit die Hände empor, als wenn ſie den Himmel um Hilfe und Errettung anfleheten.

Robinſon ward bei dieſem Anblicke ganz verwirrt und wußte nicht, was er davon denken ſollte. Freitag hingegen näherte ſich ihm mit einer triumphierenden Miene und ſagte: „Siehſt du, Herr, daß deine Landsleute ihre Gefangenen auch auffreſſen?“ — „Geh,“ antwortete Robinſon etwas unwillig, „das werden ſie nicht!“ und ſo fuhr er fort, durch das Fernglas zu ſehen.

Mit Grauſen ſah er, daß einige der Bewaffneten zu verſchiedenen Malen das Schwert gegen den einen Gefangenen aufhoben, der in der flehenden Stellung vor ihnen lag. Endlich bemerkte er, daß die 3 Gefangenen zurückgelaſſen wurden, indes die anderen ſich in den Wald zerſtreueten.

Alle drei ſetzten ſich kummervoll an derſelben Stelle nieder und ſchienen ganz in Verzweiflung zu ſein. Dies erinnerte Robinſon an ſeinen eigenen elenden Zuſtand an dem Tage, da er auf das Eiland geworfen wurde und er beſchloß, ſich der Unglücklichen, falls ſie es verdienen ſollten, anzunehmen, es koſte auch was es wolle.

Freitag wurde alſo beordert, ſo viel Flinten, Piſtolen, Säbel und Schießbedarf herbei zu holen, als er nur tragen könnte.

Lotte. Was iſt das, Schießbedarf?

Vater. Was man zum Schießen nötig hat: Pulver und Blei. Robinſon ſelbſt fand für nötig, zurückzubleiben, um zu ſehen, was es ferner geben werde. Nachdem das Nötigſte herbeigeſchafft und die Gewehre geladen waren, bemerkte man mit Vergnügen, daß die umherſchweifenden Bootsleute, der eine hier, der andere dort ſich in den Schatten legten, um die brennende Mittagshitze zu verſchlafen. Robinſon wartete noch eine gute Viertelſtunde, dann ging er beherzt auf die drei Unglücklichen zu, die noch immer an ebenderſelben Stelle ſaßen. Sie hatten ihm den Rücken zugekehrt und fuhren, wie vom Donner gerührt, zuſammen, da ihnen Robinſon zurief: „Wer ſeid ihr?“

Sie ſprangen auf, als wenn ſie fliehen wollten, aber Robinſon rief ihnen auf engliſch zu: ſie ſollten ſich nicht fürchten; er ſei zu ihrer Rettung da! — „Dann müſſen Sie vom Himmel herabgeſandt ſein!“ ſagte der eine, indem er ehrerbietig den Hut abzog und ihn anſtaunte. „Alle Hilfe kommt von Gott,“ ſagte Robinſon, „aber geſchwind, ihr guten Leute, ſagt mir, worin eure Not beſteht und worin ich euch helfen kann?“ — „Ich bin der Kapitän des Schiffes,“ antwortete jener; „dieſer hier war mein Steuermann, und der da iſt ein Reiſender,“ auf ſeine Gefährten zeigend. „Meine Bootsleute haben ſich wider mich empört, um ſich meines Schiffes zu bemächtigen. Mich ſelbſt und dieſe beiden ehrlichen Männer, die ihr Verfahren mißbilligten, wollten ſie anfänglich ermorden; endlich aber haben ſie ſich bewegen laſſen, uns das Leben zu ſchenken. Indes die Barmherzigkeit, die ſie uns erzeigen, iſt faſt noch ſchrecklicher als der Tod; denn nun haben ſie uns auf dieſe wüſte Inſel ausgeſetzt, damit wir hier in Mangel und Elend umkommen.“

„Zwei Bedingungen,“ erwiderte Robinſon „und ich will zu eurer Rettung Blut und Leben wagen!“

„Welches ſind ſie, edler Mann?“ fragte der Kapitän?

„Dieſe,“ antwortete Robinſon, „daß ihr, ſo lange ihr auf dieſer Inſel ſeid, meinem Willen in allen Stücken nachleben wollt; und dann, daß ihr mich und meinen Gefährten nach England zu bringen verſprecht, wenn es mir gelingt, euch wieder zu eurem Schiffe zu verhelfen.“

„Wir, das Schiff und alles, was darauf iſt,“ verſetzte der Kapitän, „ſtehen ihnen ganz zu Gebote.“

„Wohl denn,“ ſagte Robinſon; „hier iſt für jeden eine Flinte und ein Schwert, die ich euch unter der Bedingung überreiche, daß ihr nicht eher Gebrauch davon macht, bis ich es für nötig halten werde. Eure Mörder liegen jetzt und ſchlafen und zwar zerſtreut; auf! laſſet uns verſuchen, ob wir ſie, ohne Blutvergießen, in unſere Gewalt bekommen können.“

Sie gingen und Freitag mußte die Stricke mitnehmen, mit welchen die drei Männer an Händen und Füßen waren gebunden geweſen. Jetzt naheten ſie ſich dem erſten, der auf dem Geſichte lag und ſo feſt ſchlief, daß ſie ihn an Händen und Füßen ſchon gepackt und ihm ein Schnuptuch in den Mund geſteckt hatten, bevor er recht erwacht war. Man band ihm die Hände auf den Rücken und befahl ihm, auf derſelben Stelle, ohne ſich zu regen und ohne den mindeſten Laut von ſich zu geben, liegen zu bleiben, widrigenfalls man ihm unverzüglich eine Kugel durch den Kopf ſchießen würde. Man hatte ihn aber ſo gelegt, daß er das Geſicht nach der See hin gerichtet hatte und alſo nicht erfahren konnte, wie es um ſeine Gefährten ſtände.

Nun wandten ſie ſich zu dem zweiten, dem es nicht beſſer ging. Er wurde ebenſo gebunden, ebenſo gelegt und ebenſo bedroht, als ſein Vorgänger. Das Glück oder vielmehr die göttliche Vorſehung zeigte ſich auch hier als eine Beſchützerin der Unſchuld und als eine Rächerin des Unrechts. Schon waren ſechs dieſer Elenden auf die nämliche Art gebunden, als die beiden letzten plötzlich erwachten, aufſprangen und zu den Waffen griffen. „Nichtswürdige!“ ſchrie ihnen Robinſon zu, „blickt auf eure Gefährten, ſeht unſere Überlegenheit und ſtreckt augenblicklich das Gewehr! Eine Minute Verzug koſtet euch den Kopf!“

„Ach! Gnade! Gnade! Herr Kapitän,“ riefen jene zurück, indem ſie ihre Gewehre von ſich warfen und ſich ſelbſt auf die Kniee legten. Man band ihnen darauf, ſowie den übrigen, die Hände und führte alle nach der neuentdeckten Höhle ins Gefängnis, mit dem Bedeuten, daß der erſte, der einen Verſuch machen würde, die hölzerne Thür zu erbrechen, von der Schildwache, die man zurücklaſſe, erſchoſſen werden ſolle. Vorher hatte man allen ihre Meſſer abgenommen.

Nun gingen Robinſon und Freitag, nebſt ihren neuen Bundesgenoſſen, nach der Schaluppe, zogen ſie durch Hilfe einiger Hebebäume völlig auf den Strand und hieben in den Boden derſelben ein Loch, damit ſie vor der Hand völlig unbrauchbar ſein möchte.

Ferdinand. Warum denn das?

Vater. Sie ſahen vorher, daß man von dem großen Schiffe ein zweites Boot abſchicken werde, wenn das erſte ausbliebe. Sie wollten alſo verhindern, daß von dieſem das erſte Boot mitgenommen werden möchte.

Wie gedacht, ſo geſchehen. Gegen drei Uhr nachmittags wurde auf dem Schiffe eine Kanone gelöſet, um die am Lande befindlichen Bootsleute zurückzurufen; und da dieſes Zeichen nach einer dreimaligen Wiederholung nicht befolgt wurde, ſo ſah man wirklich ein zweites Bot abſtoßen und auf die Inſel zuſegeln. Robinſon zog ſich hierauf mit ſeinen Gefährten nach der Anhöhe zurück, um von da aus zu ſehen und zu überlegen, was nun weiter zu thun wäre.

Das Boot landete. Man lief nach dem erſten und war nicht wenig erſtaunt, es auf dem Strande und noch dazu durchlöchert zu finden. Man ſah umher und rief die unſichtbaren Gefährten bei Namen; aber da war keiner, welcher Antwort gab. Es waren ihrer zehn, alle bewaffnet.

Robinſon, welcher von dem Kapitän gehört hatte, daß unter den Gefangenen 3 ehrliche Burſche wären, die bloß aus Furcht vor den übrigen in die Empörung gewilligt hätten, ſchickte Freitag mit dem Steuermanne ab, um dieſe ſo geſchwind als möglich herbeizuführen. Sie erſchienen, und der Kapitän, dem Robinſon unterdes ſeine Meinung eröffnet hatte, legte ihnen, nach einigen Vorwürfen, die Frage vor: ob ſie ihm treu ſein wollten, wenn er ihnen Verzeihung widerfahren ließe? — „Bis in den Tod!" antworteten ſie zitternd, indem ſie ſich vor ihm auf die Kniee warfen. Der Kapitän fuhr fort: „Ich habe euch ſonſt immer als gute Burſche gekannt; ich will daher glauben, daß ihr keinen Teil an der Empörung gehabt habt und daß ihr das, was vorgegangen iſt, durch deſto größere Treue wieder gut machen werdet." Die drei Bootsleute weinten laut vor Freude und Dankbarkeit und küßten mit den lebhafteſten Zeichen der Reue dem Kapitän die Hand. Dann überreichte dieſer ihnen Waffen und gebot ihnen, die Befehle ihres gemeinſchaftlichen Anführers genau zu befolgen.

Die Mannſchaft des zweiten Boots hatte unterdes nicht aufgehört zu rufen und dazwiſchen zu ſchießen, in der Hoffnung, daß ihre zerſtreuten Gefährten ſich einfinden würden. Endlich, da ſie ſahen, daß alles vergeblich war, ſchienen ſie bei anbrechender Abenddämmerung für ſich ſelbſt beſorgt zu werden und ſtießen auf hundert Schritte vom Lande ab, um ſich allda vor Anker zu legen. Nun war zu beſorgen, daß ſie in kurzer Zeit nach dem Schiffe zurückrudern würden und daß dieſes alsdann die verlorenen Gefährten im Stiche laſſen und davon ſegeln möchte; eine Beſorgnis, welche den Kapitän und Robinſon zugleich zittern machte.

Glücklicherweiſe hatte der letzte einen Einfall, von dem alle ſich viel Gutes verſprachen. Er befahl Freitag, nebſt einem der Bootsleute in ein Gebüſch zu laufen, welches von dem Boote ein paar tauſend Schritt entfernt war und von da aus auf das Schreien der Rufenden zu antworten. Sobald ſie merken würden, daß man auf ihre Stimme horche, daß man ausſteige, um ſie aufzuſuchen, ſollten ſie ſich allmählich tiefer ins Gebüſch begeben, um die Leute aus dem Boote hinter ſich her zu locken und ſo weit als möglich zu entfernen. Dann ſollten ſie ſelbſt auf einem andern Wege eiligſt zurückkehren.

Dieſe Kriegsliſt hatte den erwünſchteſten Erfolg. Die Bootsleute hatten kaum eine antwortende Stimme vernommen, als ſie eiligſt wieder ans Land ruderten und mit den Flinten in der Hand nach der Gegend hinliefen, von wannen ihnen geantwortet wurde. Zwei ließen ſie zur Bewachung des Bootes zurück.

Freitag und ſein Begleiter machten ihre Sachen trefflich und lockten diejenigen, die ihnen nachgingen, faſt eine Meile weit ins Gebüſch hinein. Dann kehrten ſie mit einer Geſchwindigkeit, die ihresgleichen nicht gehabt hat, zu ihren Anführern zurück. Robinſon hatte unterdes dem Kapitän ſeinen ganzen Plan mitgeteilt, der abermals darauf hinauslief, daß ſie ſuchen wollten, ſich der ganzen Geſellſchaft zu bemächtigen, ohne daß ein Tropfen Bluts dabei vergoſſen würde.

Es war unterdes faſt ganz finſter geworden. Still, wie ein Mäuschen, rückte Robinſon mit ſeinen Gefährten gegen das Boot an und ſie hatten ſich ſchon bis auf zwanzig Schritte demſelben genähert, ohne daß die darin wachenden beiden Bootsleute das geringſte bemerkten. Plötzlich ſprangen ſie alle mit einem entſetzlichen Geſchrei und mit einem lauten Geklirr ihrer Waffen hervor und droheten Tod und Verderben, wenn ein einziger ſich zu rühren wagen würde. Die beiden Bootsleute riefen Gnade! und man ſprang hinzu, ihnen die Hände zu binden.

Kaum war dies geſchehen, ſo eilte man, auch dieſes Boot auf den Strand zu ziehen. Dann ging man mit den beiden Gefangenen in das nahe dabei liegende Gebüſch zurück, um die Ankunft der übrigen zu erwarten. Dieſe kamen, jedoch nicht alle auf einmal und waren äußerſt ermüdet von dem langen vergeblichen Umherirren. Ihr Erſtaunen und ihr Wehklagen über die Abweſenheit des Bootes war unbeſchreiblich. Da ihrer fünf zuſammen waren, wurde einer der begnadigten Bootsleute mit der Anfrage an ſie abgeſchickt: ob ſie ſogleich gutwillig das Gewehr ſtrecken und ſich ergeben wollten? Wo nicht, ſo hätte der Statthalter der Inſel in einer Entfernung von ungefähr 30 Schritten 50 Mann aufgeſtellt, um ſie alle niederzuſchießen. Ihr Boot ſei ſchon genommen, alle ihre Gefährten ſeien gefangen und ſie hätten alſo bloß zwiſchen Tod und Gefangenſchaft zu wählen.

Robinſon ließ hierauf alle ſeine Gefährten ein Geklirr mit den Waffen machen, um der Ausſage des Bootsmanns noch mehr Wahrſcheinlichkeit zu geben. „Haben wir Verzeihung zu hoffen?" fragte endlich einer, dem der Kapitän ungeſehen folgendermaßen zurief: „Thomas Smith, du kennſt meine Stimme; legt ihr unverzüglich das Gewehr nieder, ſo ſoll euch das Leben geſchenkt ſein, bis auf Atkins." Dieſer war nämlich einer der Urheber der Meuterei geweſen.

Alle warfen daher augenblicklich ihre Flinten nieder, und Atkins ſchrie: „Ach! um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Kapitän, Gnade! Gnade! Sie ſind ja alle eben ſo ſchlimm geweſen, als ich. O Gnade, Gnade!" Der Kapitän antwortete, alles, was er thun könnte, wäre, daß er ein Fürwort beim Statthalter für ihn einlege. Was darauf erfolgen werde, müſſe er erwarten. Hierauf wurde Freitag abgeſchickt, der nebſt den Bootsleuten ihnen allen die Hände binden mußte. Unterdes kamen die drei letzten herbei und da ſie ſahen und hörten, was geſchehen war, wagten ſie ebenſowenig ſich zu widerſetzen und ließen ſich geduldig binden.

Jetzt traten auch der Kapitän und Robinſon, der für einen Offizier des Statthalters angeſehen wurde, hinzu, und der erſte ſuchte diejenigen von den Gefangenen aus, die er einer aufrichtigen Reue über ihren Fehltritt fähig hielt. Dieſe wurden bis vor die Burg geführt, die übrigen nach der Höhle. Von denen, die ſchon in der Höhle waren, ließ er auch noch zwei abholen, welchen er gleichfalls zutraute, daß ſie ihre Vergehen aufrichtig bereuten.

Was er mit dieſen anfing, und was noch weiter vorfiel, das Kinder, behalte ich mir vor, euch morgen zu erzählen.

31. Abend. (Robinſons Heimkehr.)

Nun, Kinder, das Schickſal unſeres Robinſon iſt ſeiner Entſcheidung nahe. In einigen Stunden iſt das Los geworfen, und dann wird ſich's zeigen, ob er abermals ohne Hoffnung einer Erlöſung auf ſeiner Inſel bleiben, oder ob ihm endlich ſein langer, heißer Wunſch, wieder zu ſeinen Eltern zu kommen, gewährt werden ſoll.

Es kommt nämlich nun darauf an, ob der Kapitän durch Hilfe derjenigen Bootsleute, die er begnadigt hat, das Schiff wieder erobern kann oder nicht? Iſt jenes, ſo haben die Mühſeligkeiten unſers Freundes ein Ende; iſt aber dieſes, ja, ſo bleibt alles, wie es war und iſt an keine Erlöſung für ihn zu denken.

Der Begnadigten, welche ſich jetzt vor der Burg verſammelt hatten, waren zehn. Robinſon deutete ihnen im Namen des Statthalters an, daß ihr Verbrechen ihnen unter der Bedingung verziehen werden ſollte, wenn ſie ihrem rechtmäßigen Vorgeſetzten behilflich wären, wieder Beſitz von ſeinem Schiffe zu nehmen. Da nun alle die heiligſte Verſicherung gaben, daß ſie dieſe Bedingung gern und treulich erfüllen wollten, ſo fügte Robinſon hinzu, daß ſie hierdurch nicht nur ihr eigenes Leben, ſondern auch zugleich das Leben ihrer noch gefangenen Gefährten retten könnten, die, im Falle das Schiff nicht erobert würde, morgen mit Anbruch des Tages ſamt und ſonders gehenkt werden ſollten.

Eben dieſes Urteil wurde auch den Gefangenen kund gethan. Dann führte man beide Parteien, die Gefangenen und die Freigelaſſenen, zuſammen, damit dieſe durch jene in ihrer Treue geſtärkt werden möchten. Unterdes mußte der Schiffszimmermann in aller Eile den durchlöcherten Boden des einen Boots ausbeſſern; und da dieſes geſchehen war, wurden beide Böte wieder aufs Waſſer gebracht. Darauf wurde beſchloſſen, daß der Kapitän das eine, der Steuermann hingegen das andere Boot anführen und daß die Mannſchaft unter ſie verteilt werden ſolle. Alle wurden mit Gewehr und Schießbedarf verſehen, und nachdem darauf Robinſon dem Kapitän Glück zu ſeinem Unternehmen gewünſcht hatte, ging dieſer unter Segel.

Nikolas. Das wundert mich doch, daß Robinſon nicht mitging!

Vater. Es war nicht Furchtſamkeit, lieber Nikolas, ſondern vernünftige Überlegung, die ihn zurückhielt. Die Gefangenen hätten losbrechen, hätten in ſeiner Abweſenheit ſich der Burg bemächtigen können; und dieſer einzige ſichere Aufenthalt, der zugleich alle Hilfsmittel zu ſeiner Glückſeligkeit enthielt, war ihm viel zu wichtig, als daß er ihn ſo leichtſinnig aufs Spiel hätte ſetzen können. Der Kapitän hatte ihm daher ſelbſt geraten, daß er mit ſeinem Freitag zur Beſchützung dieſes Orts zurückbleiben möchte.

Robinſon, deſſen ganzes Schickſal jetzt entſchieden werden ſollte, konnte vor Unruhe und Beängſtigung keine bleibende Stätte finden. Bald ſetzte er ſich in ſeiner Höhle nieder, bald ſtieg er wieder auf den Wall, bald kletterte er die Strickleiter hinan, um von dem Gipfel des Hügels hinab durch die ſtille Nacht hinzuhorchen, ob er nicht von dem Schiffe her irgend etwas hören könnte. Ungeachtet er den ganzen Tag über faſt nichts gegeſſen hatte, ſo war's ihm doch unmöglich, etwas zu genießen. Seine Unruhe wuchs mit jedem Augenblicke, weil das verabredete Zeichen — drei Kanonenſchüſſe — welches ihn von dem glücklichen Ausgange des Unternehmens benachrichtigen ſollte, noch immer nicht gegeben wurde, ungeachtet es ſchon Mitternacht war. Er beſann ſich indes, daß er Unrecht habe, ſich den Leidenſchaften der Furcht und Hoffnung ſo ſehr zu überlaſſen und erinnerte ſich noch zur rechten Zeit einer Lehre, die er erſt vor kurzem ſeinem Freitag gegeben hatte: „In zweifelhaften Fällen," hatte er zu dieſem geſagt, „mache dich immer auf den ſchlimmſten gefaßt, aber hoffe den beſten. Kommt jener nicht, deſto beſſer für dich! Kommt er aber wirklich, nun ſo biſt du darauf vorbereitet, und er wird dich nicht durch Überraſchung betäuben."

Dieſem Grundſatze zufolge ſtellte ſich Robinſon den unglücklichen Ausgang des Unternehmens ſogar als wahrſcheinlich vor, und bot ſeine ganze Standhaftigkeit, ſein ganzes Vertrauen auf die göttliche Vorſehung auf, um auch dieſen Schlag des Schickſals zu ertragen. Schon fing er an, die Hoffnung des Gegenteils aufzugeben, als auf einmal der ferne Knall einer Kanone wirklich gehört wurde.

Robinſon fuhr auf, wie einer, der durch einen plötzlichen Schall aus dem Schlummer aufgeſchreckt wird. Puff! hörte er den zweiten und abermals puff! den dritten Kanonenſchuß. Und nun war an der glücklichen Eroberung des Schiffes und an ſeiner bevorſtehenden Erlöſung gar nicht mehr zu zweifeln.

Im höchſten Taumel der Freude,

mehr fliegend, als ſchreitend, huſchte er die Strickleiter hinab, fiel ſeinem Freitag, welcher ſchlummerd auf einer Grasbank ſaß, um den Hals, drückte ihn an ſeine Bruſt und benetzte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, ſein Geſicht mit vielen Thränen. „Was iſt dir, lieber Herr?“ fragte Freitag, indem er ſich ermunterte und über die ungeſtümen Liebkoſungen, die ihm widerfuhren, ganz erſchrocken war. Aber Robinſon konnte im Übermaße ſeiner Freude weiter nichts hervorbringen, als: „Ach, Freitag!“

Gott ſei dem Kopfe meines armen Herrn gnädig! dachte Freitag, weil er auf die Vermutung geriet, daß er wahnſinnig geworden wäre. Lege dich ſchlafen, lieber Herr, ſagte er zu ihm und wollte ihm unter die Arme faſſen, um ihn in die Höhle zu führen. Aber Robinſon ſah ihm mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit ins Geſicht und antwortete: „Schlafen, lieber Freitag? Ich, jetzt ſchlafen, in dem Augenblicke, da der Himmel meinen einzigen langen Herzenswunſch erfüllt hat? Haſt du die drei Kanonenſchüſſe nicht gehört? Weißt du noch nicht, daß das Schiff erobert iſt?“

Nun gingen auch dieſem die Augen auf. Auch er fing an, ſich zu freuen, aber nicht ſo ſtark und nicht um ſeinetwillen, ſondern ſeines guten Herrn wegen. Denn der Gedanke, ſeinen vaterländiſchen Himmel auf immer verlaſſen zu müſſen, verbitterte ihm das Vergnügen, in Robinſons und ſeines Vaters Geſellſchaft nach einem Lande zu reiſen, aus dem er ſchon ſo viele Wunderdinge geſehen hatte, und in dem er noch größere zu ſehen erwarten konnte.

Robinſon war vor lauter Entzücken jetzt unruhiger, denn jemals. Bald kletterte er den Hügel hinan, warf ſich da, im Angeſichte des ſternbeſäeten Himmels, auf die Kniee, um Gott für ſeine Erlöſung zu danken; bald ſtieg er wieder hinab, umarmte ſeinen Freitag, ſprach von nichts, als von Hamburg, und fing ſchon an, ſeine Sachen einzupacken. So verſtrich ihm die ganze Nacht, ohne daß es ihm ein einziges Mal eingefallen wäre, ſich zur Ruhe begeben zu wollen.

Mit Anbruch des Tages waren ſeine Augen unverwandt nach der Gegend hingerichtet, in welcher das Schiff vor Anker lag und er erwartete mit Schmerzen den Augenblick der vollkommenen Helle, um das Werkzeug ſeiner Befreiung, das Schiff, mit ſeinen Augen zu ſehen. Dieſer Augenblick kam; aber — o Himmel! wie groß war ſein Entſetzen, da er mit völliger Gewißheit ſehen mußte — daß das Schiff verſchwunden war! Er that einen lauten Schrei und lehnte ſtarr und leblos ſich mit der Stirn an einen Baumſtamm.

Freitag rannte herbei und konnte lange nicht erfahren, was ſeinem Herrn eigentlich widerfahren war. Endlich ſtreckte dieſer ſeine zitternde Hand nach dem Meere hin und ſprach mit ſchwacher, ſterbender Stimme: „Sieh hin!“ — Freitag ſah hin; und nun wußte er, was ſeinem Herrn fehlte.

(Die junge Geſellſchaft wußte nicht, wie ſie ſich bei dieſer Stelle nehmen ſollte. Gern hätte ſie ſich der Freude über die nun zu hoffende Verlängerung der Geſchichte überlaſſen, aber die Empfindung des Mitleids über des armen Robinſons abermaliges Unglück dämpfte dieſe freudige Aufwallung und ließ ſie nicht zum Ausbruch kommen. Alle beobachteten daher ein tiefes Stillſchweigen und der Vater fuhr fort:)

Unſer Robinſon giebt uns hier ein Beiſpiel, welches uns lehren kann, wie ſehr auch gute, gebeſſerte Menſchen auf ihrer Hut ſein müſſen, daß ſie ſich nicht von gar zu ſtarken Leidenſchaften hinreißen laſſen. Hätte Robinſon vorher ſich nicht ſo ausſchweifend gefreut gehabt, ſo würde er ſich nun auch nicht ſo ausſchweifend betrüben; und hätte die Betrübnis nicht ſeinen ganzen Verſtand ſo ſehr umnebelt gehabt, ſo würde er erkannt haben, daß er auch dieſe göttliche Schickung mit geduldiger Unterwerfung ſich müſſe gefallen laſſen, ſo ſehr auch immer ſeine beſten Hoffnungen dadurch vereitelt wurden. Beſonders würde er bedacht haben, daß die Vorſehung ſelbſt dann noch Mittel zu unſerer Rettung weiß, wenn wir kein einziges mehr für möglich halten; und dieſer Gedanke würde ihn beruhigt haben. Seht, Kinder, wie viel ſelbſt gute Menſchen noch immer an ſich zu beſſern haben!

Indem nun Robinſon ſo troſtlos daſtand und Freitag ihn zu beruhigen ſuchte, hörten ſie auf einmal an der anderen Seite des Hügels ein Geräuſch, welches den Tritten mehrerer Menſchen ähnlich war. Sie ſprangen auf, blickten hin, und ſahen mit freudigem Erſtaunen — den Kapitän, der mit einigen ſeiner Leute den Hügel heraufſtieg. Ein Sprung, und Robinſon lag in ſeinen Armen! Indem er ſich nun umdrehete, hatte er auf der weſtlichen Küſte das Schiff in einer kleinen Bucht vor Anker geſehen, und in demſelben Augenblicke war ſein Kummer verſchwunden. Der bloße Anblick nämlich ſagte ihm, daß der Kapitän noch vor Anbruch des Tages die Lage ſeines Schiffes geändert und es auf diejenige Seite der Inſel gebracht habe, wo es in einem bequemen Hafen vor Anker liegen konnte.

Lange hing Robinſon in ſtummer Entzückung an dem Halſe des eben ſo hocherfreuten Kapitäns, bis es endlich zu gegenſeitigen Glückwünſchungen und Dankſagungen kam. Dann erzählte der Kapitän, daß es ihm gelungen ſei, ſich des Schiffes zu bemächtigen, ohne daß ein einziger Menſch dabei ſei verwundet oder gar getötet worden, weil man in der Dunkelheit der Nacht ihn ſelbſt nicht bemerkt und gar kein Bedenken getragen habe, ſeine Begleiter aufzunehmen. Die Ärgſten unter den Empörern hätten ſich nachher zwar zur Wehre ſtellen wollen, aber ihr Widerſtand ſei fruchtlos geweſen. Man habe ſie ergriffen nnd in Feſſeln gelegt. Hierauf überließ er ſich den Empfindungen der Dankbarkeit gegen ſeinen Erretter. „Sie ſind es,“ ſagte er, indem eine Thräne ihm aus dem Auge quoll, „Sie ſind es, edler Mann, deſſen Mitleid und Klugheit mich und mein Schiff gerettet haben. Dort ſteht es; es iſt das Ihrige; befehlen Sie darüber und über mich ſelbſt, wie es Ihnen gut dünken wird.“ — Dann ließ er einige Erfriſchungen herbeitragen, die er aus dem Schiffe mitgebracht hatte, und alle nahmen nun mit frohem Herzen ein wohlſchmeckendes Frühſtück ein.

Unterdes erzählte Robinſon dem Schiffskapitän ſeine wunderbaren Schickſale und ſetzte dieſen dadurch mehr als einmal in das größte Erſtaunen. Dann bat der Kapitän, daß Robinſon ihm nun anzeigen möge, was er für ihn thun ſolle, und Robinſon antwortete: „Ich habe, außer dem, was ich geſtern zur Bedingung meines Beiſtandes machte, noch eine dreifache Bitte an Sie. Erſtens erſuche ich Sie, daß Sie ſo lange hier verweilen mögen, bis meines ehrlichen Freitags Vater mit den Spaniern zurückkommen wird; zweitens, daß Sie, außer mir und meinen Hausleuten, auch die ſämtlichen Spanier aufnehmen und zuerſt nach Kadix ſegeln mögen und dieſe daſelbſt ausſetzen. Endlich bitte ich Sie, daß Sie auch den vornehmſten Aufrührern das Leben ſchenken und, ſtatt einer anderen Strafe, ſie auf dieſer meiner Inſel zurücklaſſen wollen, weil ich verſichert bin, daß dies das beſte Mittel ſein wird, ſie zu beſſern.“

Der Kapitän verſicherte, daß alles pünktlich ſo geſchehen ſolle, wie er es verlange, ließ die Gefangenen herbeiführen, ſuchte die Ärgſten darunter aus und kündigte ihnen ihr Urteil an. Dieſe waren ſehr erfreut darüber, weil ſie wußten, daß ſie nach den Geſetzen ihr Leben verwirkt hatten. Der menſchenfreundliche Robinſon gab ihnen Anweiſung, wie ſie ſich ihren Lebensunterhalt erwerben könnten und verſprach, daß er ihnen ſeinen ganzen Reichtum an Werkzeugen, Hausrat und Vieh hinterlaſſen wolle. Er ſchärfte ihnen dabei zu wiederholten Malen Vertrauen auf Gott, Arbeitſamkeit und Eintracht ein und verſicherte, daß dieſe Tugenden ihnen den Aufenthalt auf dieſer Inſel ungemein angenehm machen würden.

Indem er noch ſo ſprach, kam Freitag ganz außer Atem mit der frohen Nachricht herbeigerannt, daß ſein Vater mit den Spaniern ankomme und jetzt eben landen werde. Die ganze Geſellſchaft machte ſich alſo auf, ihnen entgegen zu gehen; aber Freitag flog vor allen anderen her, und hing ſeinem alten Vater ſchon lange am Halſe, als die übrigen herbeikamen.

Robinſon erblickte mit Verwunderung, daß unter den Angekommenen auch zwei Frauen waren; und da er ſich bei Donnerstag danach erkundigte, erfuhr er, daß ſie die Weiber zweier Spanier ſeien, die ſie ſich von den eingeborenen Wilden genommen hätten. Die beiden Spanier hatten kaum gehört, daß Robinſon abreiſen und einige Bootsleute auf der Inſel zurücklaſſen werde, als ſie ſich von ihm die Erlaubnis ausbaten, mit ihren Weibern gleichfalls dazubleiben, weil ſie nach allem, was ſie von dieſer Inſel gehört hätten, ſich keinen beſſeren Aufenthalt wünſchen könnten.

Robinſon hörte dieſe Bitte gern und erfüllte ſie mit Vergnügen. Es war ihm lieb, daß ein paar Männer zurückblieben, welchen ihre Gefährten einſtimmig das Zeugnis der Ehrlichkeit gaben, weil er hoffte, daß dieſe die übrigen ſchlechten Burſchen zu einem ordentlichen und friedfertigen Leben würden anhalten können. In dieſer Abſicht beſchloß er, die anderen alle von dieſen abhängig zu machen.

Er ließ daher alle vor ſich kommen, um ihnen ſeinen Willen kund zu thun. Es waren überhaupt ſechs Engländer und die beiden Spanier mit ihren Weibern. Robinſon redete ſie folgendermaßen an:

„Keiner unter euch wird mir hoffentlich das Recht ſtreitig machen, mit meinem Eigentume — und das iſt die ganze Inſel, nebſt allem, was darauf iſt — zu ſchalten und zu walten, wie es mir gefällt. Ich wünſche aber, daß es euch allen, die ihr zurückbleiben werdet, recht wohl gehen möge. Hierzu wird eine ordentliche Einrichtung erfordert, und mir kommt es zu, ſie zu machen. Ich erkläre demnach, daß dieſe beiden Spanier künftig meine Stelle vertreten und an meiner Stelle die rechtmäßigen Herren der Inſel ſein ſollen. Euch anderen kommt es alſo zu, ihnen den ſtrengſten Gehorſam zu leiſten. Sie allein ſollen meine Burg bewohnen; ſie allein ſollen alle Gewehre, allen Kriegsbedarf, alle Werkzeuge in Verwahrung haben, aber ſie ſollen dabei auch verbunden ſein, euch anderen davon zu leihen, was ihr bedürft, unter der Bedingung, daß ihr euch friedfertig und in jedem Betracht ordentlich betraget. Giebt es Gefahren, ſo ſollt ihr alle für einen Mann ſtehen; giebt es etwas zu arbeiten, ſei es auf dem Felde oder im Garten, ſo ſollen alle dieſe Arbeiten gemeinſchaftlich verrichten und die Ernte jedesmal unter ſich teilen. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, mich nach euch erkundigen zu laſſen; vielleicht beſchließe ich ſelbſt, wieder hierher zurückzukommen, um den Reſt meiner Tage auf dieſer mir jetzt ſo lieben Inſel zuzubringen. Wehe alsdann dem, der unterdes dieſe meine Anordnung umſtoßen wird! Er würde ohne Barmherzigkeit in einen kleinen Nachen geſetzt und bei ſtürmiſcher Witterung dem großen Weltmeere preisgegeben werden.“

Alle bezeigten ihre Zufriedenheit mit dieſer Einrichtung und gelobten den ſtrengſten Gehorſam an.

Und nun machte Robinſon ein Verzeichnis von denjenigen Sachen, die er mitnehmen wollte und die an Bord gebracht werden ſollten. Sie beſtanden 1) aus ſeiner ſelbſtgemachten Kleidung von Fellen, nebſt Sonnenſchirm und Larve, 2) aus dem von ihm verfertigten Spieße, Bogen und ſteinernen Beile, 3) aus ſeinem Pol, dem Pudel und zweien Lamas, 4) aus allerlei Werkzeugen und Gerätſchaften, die er ſelbſt verfertigt hatte, da er noch allein war, und endlich 5) aus den Goldkörnern, den Edelſteinen und ſeinem eigenen großen Goldklumpen.

Nachdem dies alles aufs Schiff gebracht und der Wind günſtig war, wurde die Abreiſe auf den folgenden Morgen feſtgeſetzt. Robinſon und Freitag bereiteten darauf eine Mahlzeit zu, um dem Schiffskapitän und den zurückbleibenden Anbauern vor ihrer Abreiſe erſt ein kleines Feſt zu geben. Das beſte, was ſie hatten, wurde dazu hergegeben, und die Speiſen waren ſo ſchmackhaft zubereitet worden, daß der Kapitän ſich nicht genug über Robinſons Geſchicklichkeit in der Kochkunſt wundern konnte. Um eben dem edlen Beiſpiele ſeines Wirtes zu folgen und zu der Glückſeligkeit der Zurückbleibenden auch etwas beizutragen, ließ er eine Menge Lebensmittel, Schießpulver, Eiſen und Werkzeuge von dem Schiffe holen, womit er der zurückbleibenden Geſellſchaft ein Geſchenk machte.

Gegen Abend bat ſich Robinſon die Erlaubnis aus, eine Stunde allein ſein zu dürfen, weil er vor ſeiner Abreiſe noch einige wichtige Geſchäfte abzuthun hätte. Jedermann verließ ihn; und er ſtieg den Hügel hinauf, um noch einmal der ganzen Geſchichte ſeines Aufenthalts auf dieſer Inſel nachzudenken, und ſein volles Herz in kindlicher Dankbarkeit vor Gott zu ergießen. Es fehlt mir an Worten, die frommen, dankbaren Empfindungen desſelben auszudrücken; aber wer ein Herz, wie das ſeinige, hat, der bedarf auch meiner Beſchreibung nicht; er wird in ſich ſelbſt leſen können.

Jetzt war der Augenblick der Abreiſe da. Mit Thränen in den Augen ermahnte Robinſon die Zurückbleibenden noch einmal zur Eintracht, zur Arbeitſamkeit und zur Frömmigkeit, und empfahl ſie darauf mit brüderlichem Herzen dem Schutze des Gottes, der ihn ſelbſt ſo wunderbar geleitet hatte. Dann ſah er ſich noch einmal umher, dankte noch einmal Gott für ſeine wunderbare Erhaltung und für ſeine nunmehrige Erlöſung, rief darauf mit halberſtickter Stimme den Zurückbleibenden das letzte Lebewohl! zu, und ging, von Freitag und Donnerstag begleitet, an Bord.

Einige. O weh! Nun iſt's aus.

Johannes. Wartet doch! Wer weiß denn, ob nicht wieder etwas dazwiſchen kommt?

Vater. Der Wind wehete ſo friſch und ſo günſtig, daß es ihnen gerade ſo vorkam, als wenn die Inſel davonflöge. So lange ſie noch geſehen werden konnten, ſtand Robinſon ſtumm und traurig auf dem Verdecke, die Augen unverrückt auf das geliebte Land gerichtet, welches ein zwölfjähriger Aufenthalt und die mannigfaltigen darauf ausgeſtandenen Mühſeligkeiten ihm ſo wert als ſein eigenes Vaterland gemacht hatten. Endlich, da auch die letzte Bergſpitze aus ſeinen Augen verſchwand, blickte er gen Himmel, ſagte ſich ſelbſt in Gedanken das Lied: Nun danket alle Gott! vor, und verfügte ſich darauf mit ſeinen Freunden in die Kajüte des Kapitäns, um ſeinem beklommenen Herzen durch freundſchaftliche Geſpräche Luft zu machen.

Ihre Fahrt war ſehr glücklich. In 24 Tagen erreichten ſie Kadix, woſelbſt die mitgenommenen Spanier ausgeſetzt wurden. Robinſon ſelbſt ging gleichfalls ans Land, um den Kaufmann aufzuſuchen, deſſen Goldkörner er gerettet hatte. Er fand ihn und hatte die Freude, zu erfahren, daß dieſer rechtſchaffene Mann durch ihn aus der größten Verlegenheit geriſſen wurde. Der Verluſt des Schiffes hatte die traurige Folge für ihn gehabt, daß er Bankerott oder Bankbruch machen mußte.

Fritzchen. Was iſt das?

Vater. Wenn jemand mehr ſchuldig iſt, als er bezahlen kann, ſo wird ihm alles, was er noch etwa hat, genommen, um es unter diejenigen zu verteilen, welchen er ſchuldig blieb; das nennt man Bankerott, auf Deutſch, Bankbruch machen, weil ehemals in Italien die Gewohnheit herrſchte, daß denjenigen Geldhändlern oder Wechslern, welchen dieſes Unglück widerfuhr, die Wechſelbank zerbrochen wurde, zum Zeichen, daß ſie von nun an nicht mehr das Recht haben ſollten, Geldgeſchäfte zu machen.

Das Tönnchen voll Goldkörner war mehr als hinreichend, des Kaufmanns Schulden damit zu bezahlen. Den Überreſt wollte der dankbare Mann ſeinem Wohlthäter ſchenken, aber dieſer war weit davon entfernt, es anzunehmen, weil er, wie er ſagte, durch das Bewußtſein, das Unglück eines ehrlichen Mannes abgewandt zu haben, überflüſſig belohnt war.

Von da gingen ſie wieder unter Segel, um nach England zu ſchiffen. Aber auf dieſer Fahrt ereignete ſich ein trauriger Unfall. Der alte Donnerstag wurde plötzlich krank; alle angewandten Bemühungen, ihm zu helfen, waren vergebens; er ſtarb. Was Freitag dabei litt und wie tief er den Tod ſeines geliebten Vaters bejammerte, könnt ihr euch vorſtellen. Auch die beiden Lamas konnten die Seefahrt nicht vertragen und ſtarben.

Das Schiff langte endlich zu Portsmuth, einem der bekannten Häfen in England, an. Hier ſuchte Robinſon die Offizierswitwe auf, der er die Edelſteine zuſtellen wollte. Er fand ſie; aber in dem allerkläglichſten Zuſtande. Da ſie ſeit zwei Jahren von ihrem verſtorbenen Manne ganz und gar keine Unterſtützung mehr aus Oſtindien erhalten hatte, ſo war ſie nach und nach mit ihren Kindern in die allergrößte Armut verſunken. Ihre Leiber waren kaum noch mit einigen alten Lumpen bedeckt, und Hunger und Elend hatten das Geſicht der Mutter und ihrer Kinder mit Totenbläſſe überzogen. Robinſon erntete hier abermals die Wonne ein, deren jeder gute Menſch genießet, wenn die göttliche Vorſehung ſich ſeiner als eines Werkzeuges bedient, um dem Elende anderer Menſchen ein Ende zu machen. Er übergab die Edelſteine, und ſah darauf die hinwelkende, ſchon halb verhungerte Familie, wie eine faſt ſchon erſtorbene Pflanze nach einem erquickenden Sommerregen, in wenigen Tagen wieder aufblühen, und einer Glückſeligkeit genießen, auf die ſie für dieſes Leben ſchon längſt Verzicht gethan hatte.

Da hier gerade ein Schiff vor Anker lag, welches nach Hamburg beſtimmt war, ſo verließ er ſeinen bisherigen Führer, um ihn nicht weiter zu bemühen, und ging, von Freitag begleitet, an Bord dieſes Hamburgiſchen Schiffes, welches bald darauf die Anker lichtete.

Auch dieſe Fahrt ging geſchwind und glücklich von ſtatten. Schon hatten ſie Heiligeland oder Helgoland im Geſichte; ſchon erſchien am fernen Geſichtskreiſe Robinſons geliebtes Vaterland, bei deſſen Anblick ihm das Herz vor Freuden zerſpringen wollte; ſchon näherten ſie ſich der Mündung der Elbe, als plötzlich ein von heftigem Sturm begleitetes Gewitter ausbrach, wodurch das Schiff mit unwiderſtehlicher Gewalt gegen die Küſte getrieben wurde. Alles, was Geſchicklichkeit und Fleiß vermögen, wurde verſucht, um das Schiff zu wenden und wieder die hohe See zu erreichen; aber umſonſt! ein gewaltiger Windſtoß vereitelte alle Bemühungen, riß das Schiff dahin und warf es ſo unſanft auf eine Sandbank, daß der Boden desſelben zertrümmert wurde.

Das Waſſer ſtürzte in demſelben Augenblicke ſo gewaltſam herein, daß an keine Rettung des Schiffes zu denken war, und daß die Schiffsgeſellſchaft nur noch eben ſo viel Zeit hatte, als erfordert wurde, in die Böte zu ſpringen, um, wo möglich, das Leben davonzutragen. So kam Robinſon mit ſeinem Gefährten, abermals als ein armer Schiffbrüchiger, endlich zu Kuxhafen an, ohne von ſeinem ganzen Reichtume irgend ſonſt etwas gerettet zu haben, als ſeinen treuen Pudel, der ihm nachgeſprungen war, und ſeinen Pol, der ihm eben auf der Schulter ſaß, da der Schiffbruch ſich ereignete. Nach einiger Zeit erfuhr er, daß unter den von dem Wracke des Schiffes geretteten Sachen nur ſein Schirm und ſeine ſelbſtgemachte Pelzkleidung befindlich wären. Dieſe erhielt er, gegen Erlegung der Strandrechtskoſten, wieder; ſein großer Goldklumpen hingegen war verloren gegangen.

Johannes. O, der arme Robinſon!

Vater. Er war nun gerade wieder ſo reich, als er damals war, da er von Hamburg abfuhr. Vielleicht, daß die Vorſehung ihn deswegen alles wieder verlieren ließ, weil der Anblick ſeines Reichtums einen oder den anderen leichtſinnigen jungen Menſchen hätte bewegen können, ſeinem Beiſpiele zu folgen und auch aufs Geratewohl in die weite Welt zu gehen, um, ſo wie er, mit gefundenen Schätzen zurückzukehren. Er ſeines Teils beklagte dieſen Verluſt am wenigſten. Denn da er ſich feſt vorgenommen hatte, ſeine künftigen Tage in ebenſo ununterbrochener Arbeitſamkeit und Mäßigkeit, als auf der Inſel, hinzubringen, ſo konnte er des Goldes füglich entbehren.

Jetzt fuhr er in einem von Kuxhafen abgehenden Schiffe nach Hamburg. Da man, bis Stade gegenüber, den Strom hinaufgeſegelt war, erblickte er die Türme ſeiner Vaterſtadt und mußte vor Entzücken weinen. Nur noch vier Stunden, ſo konnte er da ſein, ſo konnte er ſchon in den Armen ſeines teuern, geliebten Vaters liegen. Den Tod ſeiner guten Mutter hatte er ſchon in Kuxhafen gehört, und ſeit einigen Tagen auf das ſchmerzlichſte beweint.

Jetzt flog das Schiff, von hoher Flut und gutem Winde getrieben, bei Blankeneſe vorbei; jetzt bei Neuſtädten; nun war es Altona gegenüber, und jetzt in dem Hafen bei Hamburg. Mit lautklopfendem Herzen ſprang er aus dem Schiffe, und hätte er ſich nicht vor den Zuſchauern geſchämt, er würde auf ſein Angeſicht gefallen ſein, den vaterländiſchen Boden zu küſſen. Er eilte durch die angaffende Menge der Zuſchauer hin, und ging ins Baumhaus.*)

Von da ſchickte er einen Boten nach ſeines Vaters Hauſe, um denſelben nach und nach auf ſeine Erſcheinung vorbereiten zu laſſen. Erſt mußte der Abgeſchickte ihm melden: es ſei jemand da, der ihm angenehme Nachrichten von ſeinem Sohne bringen wolle; dann: daß ſein Sohn ſelbſt die Rückreiſe nach Hamburg angetreten habe; und endlich: daß der jemand, der ihm die frohe Nachricht bringe, ſein Sohn in Perſon ſei. Hätte Robinſon dieſe Vorſicht nicht gebraucht, ſo würde die zu große Freude ſeinen alten Vater vielleicht überwältigt und getötet haben.

Und nun flog Robinſon ſelbſt durch die ihm noch ſehr wohlbekannten Straßen nach ſeinem väterlichen Hauſe, und fiel, da er es erreicht hatte, vor namenloſem Entzücken außer ſich, ſeinem vor Freude zitternden Vater in die Arme. „Mein Vater!" — „Mein Sohn!" — Das war alles, was beide hervorbringen konnten. Stumm, zitternd und atemlos blieb einer an dem anderen hangen, bis endlich ein wohlthätiger Strom von Thränen ihren gepreßten Herzen einige Linderung verſchaffte.

Freitag gaffte unterdes in ſtummem Erſtaunen alle die unzähligen Wunderdinge an, die ſeinen Augen ſich darboten. Er konnte ſich nicht ſatt ſehen und war den ganzen erſten Tag wie betäubt.

Wie ein Lauffeuer lief indes das Gerücht von Robinſons Zurückkunft und von den ſeltſamen Schickſalen desſelben durch die Stadt. Alle ſprachen von nichts, als von Robinſon; alle wollten ihn ſehen; alle wollten die Geſchichte ſeiner Abenteuer aus ſeinem Munde hören! Seines Vaters Haus wurde daher bald einem öffentlichen Verſammlungsplatze gleich; und da half nichts, Robinſon mußte vom Morgen bis an den Abend erzählen. Bei dieſen Erzählungen vergaß er dann nie, den Vätern und Müttern zuzurufen: „Eltern, wenn ihr eure Kinder liebt, ſo gewöhnt ſie ja frühzeitig zu einem frommen, mäßigen und arbeitſamen Leben!“ Und waren Kinder dabei, ſo gab er ihnen allemal die goldene Regel mit: „Liebe Kinder, ſeid gehorſam euren Eltern und Vorgeſetzten; lernet fleißig alles, was ihr zu lernen nur immer Gelegenheit habt; fürchtet Gott und hütet euch — o hütet euch — vor Müßiggang, aus welchem nichts als böſes kommt.“

---

*) Ein der Stadt gehöriger großer Gaſthof am Hafen.

Robinſons Vater war ein Makler. Er wünſchte, daß ſein Sohn ſich in dieſem Geſchäfte üben möchte, um nach ſeinem Tode an ſeine Stelle treten zu können. Aber Robinſon, der ſchon ſeit vielen Jahren an das Vergnügen der Handarbeiten gewöhnt war, bat ſeinen Vater um die Erlaubnis, das Tiſchlerhandwerk zu erlernen; und dieſer ließ ihm ſeinen freien Willen. Er begab ſich alſo, nebſt ſeinem Unglücksgefährten, zu einem Meiſter in die Lehre, und ehe noch ein Jahr verging, hatten ſie ihm alles dergeſtalt abgelernt, daß ſie ſelbſt Meiſter werden konnten.

Beide legten darauf eine gemeinſchaftliche Werkſtatt an und blieben lebenslang unzertrennliche Freunde und Gehilfen. Fleiß und Mäßigkeit waren ihnen ſo ſehr zur anderen Natur geworden, daß es ihnen unmöglich war, auch nur einen halben Tag müßig oder ſchwelgeriſch hinzubringen. Zur Erinnerung an ihr vormaliges Einſiedlerleben ſetzten ſie ſich einen Tag in jeder Woche feſt, an dem ſie ihre vormalige Lebensart, ſo gut es gehen wollte, zu erneuern ſuchten. Eintracht, Nachſicht mit den Fehlern anderer Menſchen, Dienſtfertigkeit und Menſchenliebe waren ihnen jetzt ſo gewohnte Tugenden geworden, daß ſie gar nicht begriffen, wie man ohne dieſelben leben könnte. Vornehmlich zeichneten ſie ſich durch reine, ungeheuchelte und thätige Frömmigkeit aus. So oft ſie den Namen Gottes ausſprachen, ſtrahlten Freude und Liebe aus ihren Augen und ein Schauder überlief ſie, wenn ſie dieſen heiligen Namen je zuweilen mit Leichtſinn und Gedankenloſigkeit von anderen ausſprechen hörten. Auch krönte der Segen des Himmels alles, was ſie vornahmen, ſichtbarlich. Sie erlebten in Friede, Geſundheit und nützlicher Geſchäftigkeit ein hohes Alter, und die ſpäteſte Nachkommenſchaft wird das Andenken zweier Männer ehren, die ihren Mitmenſchen ein Beiſpiel gaben, wie man es machen müſſe, um hier zufrieden zu leben und einſt ewig glücklich zu werden.

Hier ſchwieg der Vater. Die junge Geſellſchaft blieb noch eine Zeitlang nachdenkend ſitzen, bis endlich bei allen der feurige Gedanke: ſo will ich es auch machen! zur feſten Entſchließung reiſte.

Wertſchätzung des „Robinſon.“

> Robinſon Cruſoe allein hat dem Boden des kindlichen Gedächtniſſes jene einſamen Fußtapfen aufgedrückt, von denen der Tritt ganzer Menſchengeſchlechter nicht das geringſte Sandkörnchen zu verwiſchen vermag.
>
> (Boz Dickens.)

O Robinſon, du Wundermenſch, du Heros der Kindheit! wo giebt es heute noch einen Abenteurer, einen Märtyrer und Helden, wie dich! wo giebt es heute noch eine Geſchichte, wie die Geſchichten auf deiner unentdeckten Inſel, auf deiner wundervollen Einſamkeit im Ocean!

O Robinſon, du Buch der Bücher, du heilige Schrift im Kinderherzen geſchrieben, du echte Kinderbibel für alle Zeiten, in denen es Kinder geben wird; auch ich habe dich geleſen; aber iſt das ein Wort für den heiligen Prozeß, in welchem eine Kinderphantaſie und ein Kinderherz zwiſchen Himmel und Erde niederwebt, wie Sternenlicht bei der Nacht?

Nennt man auch das ein Leſen, wenn die Augen alle Zeilen verſchlingen, wenn Herz und Seele, wenn alle Sinne trunken ſind vom Wunder einer fremden Welt und Natur, wenn der Einbildungskraft das wirkliche Hören und Sehen vergeht, von den inwendig angeſchauten Abenteuern eines unerhörten Geſchicks!

Ach, wer doch heute noch ſeinen Robinſon hätte! Ihm wäre aus dem Traume geholfen. Sonderbare Redensart, warum nicht in den Traum?! in den der Poeſie und Glückſeligkeit hinein, warum denn heraus? Aber darin liegt es ja eben, die verſtändigen Leute wollen nicht träumen; und glücklich zu ſein, verſtehen ſie nur im Verſtande, mit Objektivität und mit politiſcher Vernunft ohne Ende!

Und zwiſchen den Zeilen leſen, die Wirklichkeit überdichten, das wollen ſie auch nicht! Wie ſoll ihnen da der Glaube an einen Heiligen, die Bangigkeit nach einem Heilande oder einem Robinſon kommen? Und wenn er vor ihren Augen vom Himmel fiel', ſie möchten ihn nicht.

Zu einem Meiſter Robinſon gehört ja ein Jünger, der Freude und Leid mit ihm teilt; ein Kinderherz, das dem Helden die Höhle und das Kanoe aushöhlen hilft, das ihn unermüdlich auf allen Gängen vom Schiffswrack nach ſeinem Aſyl, das ihn wie ſein Schatten auf Tritten und Schritten und auf ſeinen Wanderungen durch die Inſel begleitet bei ſeinem glücklichen Lamafang, das mit ihm beim Anblick der erſten menſchlichen Fußtapfen jeden Blutstropfen gerinnen fühlt, das, ſeinem Heroen zur Seite, gegen die Menſchenfreſſer ſtreitet, das mit fliegenden Herzpulſen den wilden Freitag erbeutet, mit Robinſon zaget und hofft, mit ihm arbeitet und betet, mit ihm ſtrauchelt und errötet, mit ihm ſtirbt, wenn er ſich in ſeiner Höhle zum Sterben zurechtlegt, und wieder mit ihm auflebt, wenn er noch einmal zum Leben erwacht! Heut aber lebt jeder für ſich und für einen Verein ohne Einheit, für eine Geſellſchaft ohne Geſelligkeit, für einen Staat, mit dem das Herz keinen Staat machen kann, für eine Weltbürgerſchaft, die mit Dampf unterwegs und nie mit einem treuen Gemüt bei ſich ſelbſt zu Hauſe iſt; und wer iſt heute noch eines Robinſons Freund, eines Originalmenſchen, der die Kourage findet, auf einer Inſel im Weltmeer, und auf eigene Hand leben zu bleiben, ohne Zeitung, ohne Proteſt und Verein! Und wenn dieſer Robinſon ſeinem wilden Freitag doch wenigſtens anſtatt des Vaterunſers den politiſchen Katechismus und irgend einen Begriff von konſtitutioneller Monarchie beigebracht hätte, aber der Idiote verſtand ja ſelbſt kein Jota davon, darum verſchlug ihn das Geſchick auch auf eine wüſte Inſel, und wie er wieder zu Menſchen kam, wurde er ein Tiſchler und hobelte die Bretter, mit welchen die Stockphiliſter zu des ſeligen Campes Zeiten überall in der Welt die vielen Abſchläge machten. Und wiederum gingen des Meiſters ganz ſubjektive Gedankenſpäne den Hobelſpänen zur Geſellſchaft hinterdrein, und beide ſympathetiſch zum gewaltigen Kachelofen aus urweltlichem Thone gebrannt und glaſiert mit einem Zinn von altdeutſchen Suppenterrinen.

O Robinſon, Held meines Herzens, aus heiliger ſeliger Kinderzeit, wie lange wird es denn dauern, ſo werden die Jungen ſo zwitſchern, wie die Alten jetzt pfeifen, ſo werden auch die kleinen Kinder Broſchüren und Zeitungen leſen, wie es die Schulknaben alleweile ſchon thun; und dann werden dich, Robinſon, die Ammen für die Säuglinge präparieren, und zuletzt wirſt du den politiſchen Müttern, den Säuglingen und Wärterinnen, ja der politiſchen Muttermilch eine Abſurdität und eine politiſche Erziehungsſünde bedünken, zuſamt allen Märchen und Lebenspoeſien; und dann wird der Kindheit, der Menſchheit und der Welt Ende ſein, bis wieder mit der neuen Welt die alte Kindheit und der alte Robinſon in Wiedergeburt erſteht.

Solcher iſt mein Glaube in Robinſon; und ſomit Gott befohlen, heroiſcher Freund meiner Kindheit, du heiliger Robinſon! O möchteſt du ewig im Kinderkalender ſtehen und immerdar in den Kinderherzen erſtehen!

(Bogumil Goltz, Buch der Kindheit.)

Wer dächte nicht mit innigem Entzücken an jene Tage und Stunden, in denen ſein märchenluſtiges Kindergemüt zum erſtenmal von der Geſchichte und den ſeltſamen Abenteuern des auf eine wüſte Inſel verſchlagenen Robinſon hörte? Es überkommt uns in dieſer Erinnerung unwillkürlich wieder ein Stück Jugendleben.

Sicher ſtaunen gar viele, wenn ſie erfahren, daß dieſer Dichter, der ihnen einſt ſo ſchöne Jugendſtunden bereitete, nicht nur auch andere Werke gedichtet hat, die an dichteriſchem Werte dem Robinſon nur wenig nachſtehen, ſondern daß er auch ſeiner Zeit in die wichtigſten politiſchen Kämpfe Englands ſehr rührig und werkthätig eingriff und zur Begründung vieler, ſelbſt für uns noch ſehr folgenreicher gemeinnütziger Anſtalten den erſten Anſtoß gab. Der Dichter des Robinſon iſt zugleich der erſte Begründer der öffentlichen engliſchen Banken, der Begründer unſerer Hagel- und Feuerаſſekuranzen und unſerer Sparkaſſen, und — was noch mehr iſt — er iſt zugleich der vornehmlichſte Begründer der politiſchen Vereinigung von England und Schottland: Daniel Defoe (geb. 1661 zu London).

Als Defoe die Geſchichte Robinſons vollendet hatte, konnte er unter den engliſchen Buchhändlern keinen Verleger finden. Endlich gelang es durch Vermittelung eines Freundes, daß der Buchhändler William Taylor ſich der verachteten Handſchrift annahm. Defoe erhielt für den „Robinſon“ zehn Pfund Sterling. Auch Bücher haben ihre Schickſale.

Der Erfolg war beiſpiellos. Sogleich bei ſeinem erſten Erſcheinen wurde das Buch von alt und jung und hoch und niedrig wahrhaft verſchlungen. „Es war“, ſagt ein Schriftſteller jener Zeit, „keine arme Witwe ſo arm, daß ſie ſich nicht täglich wenigſtens einen Pfennig abgeſpart hätte, um ſich nach einiger Friſt den herrlichen Robinſon verſchaffen zu können.“ Das Buch wurde in faſt allen Sprachen der Welt überſetzt; in den Wüſten von Botany-Bay wurde es mit demſelben Entzücken geleſen, wie in dem Gewühle von London und Paris und St. Petersburg; unter dem Namen der „Perle des Ozeans“ wurde es ein Lieblingsbuch der Araber. Namentlich auch in Deutſchland fand es eine außerordentlich günſtige Aufnahme. Die erſte Überſetzung erſchien 1721 zu Leipzig; ſie war die Überſetzung einer franzöſiſchen Überſetzung, die 1720 in Paris erſchienen war, und wurde in demſelben Jahre noch 3 Mal aufgelegt. Überſetzungen folgten ſodann auf Überſetzungen, Bearbeitungen auf Bearbeitungen. Und damit begnügte man ſich nicht; bald tauchten zahlloſe Nachahmungen auf, die ſogenannten „Robinſonaden.“ Faſt jedes einzelne Land, ja jeder einzelne Landesteil hatte jetzt ſeinen beſonderen Robinſon aufzuweiſen: es gab einen brandenburgiſchen, Berliner, böhmiſchen, fränkiſchen, ſchleſiſchen, Leipziger, franzöſiſchen, däniſchen, holländiſchen, griechiſchen, engliſchen, irländiſchen, jüdiſchen Robinſon. Ebenſo jedes Gewerbe, jeder Stand und jedes Geſchlecht: es gab einen buchhändleriſchen und einen mediziniſchen Robinſon, ja ſogar eine Jungfer Robinſon und einen unſichtbaren Robinſon. Bis 1760 zählte man in Deutſchland 40 verſchiedene Robinſonaden; ſeitdem ſind noch viele erſchienen.

Die Bearbeitung von Campe erſchien im Jahre 1780 zum erſtenmal. Allerdings hat Campe mehr auf die Moral als auf die Poeſie des Urbildes Rückſicht genommen, aber der Stoff des Robinſon iſt unverwüſtlich und behauptet auch hier nach wie vor ſeine hinreißende Anziehungskraft. Eine andere Bearbeitung, die von dem Baſedowſchen Philanthropinum in Deſſau ausging, iſt die von Wezel. Sie iſt proſaiſcher als die Campeſche, aber ſie bewahrt die philoſophiſche Haltung ihres engliſchen Vorbildes beſſer. Schon auf dem Titel bezeichnet ſie Robinſons Kolonie als eine Welt im kleinen, und dies iſt eine Auffaſſung, die mit dem Grundgedanken des Verfaſſers ſelbſt auf das vollkommenſte übereinſtimmt. In dieſen Bearbeitungen, ſo gut oder ſo ſchlecht ſie ſein mögen, iſt der Robinſon noch immer das Lieblingsbuch aller Kinder und Kinderfreunde, und iſt es gewiß kein Fortſchritt, wenn neuerdings unſere Erziehungskünſtler anfangen, vornehm auf den Robinſon herabzuſehen.

Defoe, der unermüdliche Schriftſteller, der in ſeinem Leben nicht weniger als 200 Schriften geſchrieben hat, der Verfaſſer des Robinſon, ſtarb am 24. April 1731, 71 Jahre alt. Wie der treffliche Mann ſein ganzes Leben lang zu leiden und zu dulden hatte, ſo iſt leider auch ſein Tod ein ſehr bemitleidenswerter. Auf Grund des Ruhmes, den er dem Robinſon verdankte, hatten ihm ſeine ſpäteren Romane viel Geld eingetragen; allmählich ſogar hatte er ſich ein kleines Vermögen erworben. Dieſes Vermögen hatte er unbedacht noch bei Lebzeiten ſeinem älteſten Sohn abgetreten. Dieſer aber war hartherzig und undankbar genug, ſeinem alten Vater und ſeiner bekümmerten Mutter die ausbedungenen Unterſtützungen vorzuenthalten. Defoe, der durch ſeinen Robinſon tauſend und abertauſend Kindern ſo ſelige Stunden bereitete, ſtarb aus Gram über ſein eigenes Kind.

(H. Hettner.)

* * *

An meinen Sohn Johannes.

Von Matthias Claudius (1740—1815).

1799.

> Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wiederkommt. Ich kann dich nicht mitnehmen und laſſe dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüſſig iſt.

Niemand iſt weiſe vom Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger geſehen als du.

Es iſt nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man ſich verließ, brechen ſehen. Darum will ich dir einigen Rat geben und dir ſagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es iſt nichts groß, was nicht gut iſt, und iſt nichts wahr, was nicht beſtehet.

Der Menſch iſt hier nicht zu Hauſe, und er geht hier nicht von ungefähr in dem ſchlechten Rock umher. Denn ſiehe nur, alle anderen Dinge hier, mit und neben ihm, ſind und gehen dahin, ohne es zu wiſſen; der Menſch iſt ſich bewußt und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er iſt ſich ſelbſt anvertraut und trägt ſein Leben in ſeiner Hand.

Es iſt nicht für ihn gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weismachen, daß er ſich raten könne und ſelbſt ſeinen Weg wiſſe.

Dieſe Welt iſt für ihn zu wenig, und die unſichtbare ſiehet er nicht und kennet ſie nicht.

Spare dir denn vergebliche Mühe und thue dir kein Leid und beſinne dich dein.

Halte dich zu gut, böſes zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet ſich nicht nach uns, lieber Sohn, ſondern wir müſſen uns nach ihr richten.

Was du ſehen kannſt, das ſiehe und brauche deine Augen; und über das Unſichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion deiner Väter getreu und haſſe die theologiſchen Kannengießer.

Scheue niemand ſo viel als dich ſelbſt. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an deſſen Stimme uns mehr gelegen iſt als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Aegypter. Nimm es dir vor, Sohn, nichts wider ſeine Stimme zu thun; und was du ſinneſt und vorhaſt, ſchlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rat. Er ſpricht anfangs nur leiſe und ſtammelt wie ein unſchuldiges Kind; doch wenn du ſeine Unſchuld ehrſt, löſet er gemach ſeine Zunge und wird dir vernehmlicher ſprechen.

Lerne gerne von andern; und wo von Weisheit, Menſchenglück, Licht, Freiheit, Tugend u. ſ. w. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings; denn die Wolken haben nicht alle Waſſer; und es giebt mancherlei Weiſe. Sie meinen auch, daß ſie die Sache hätten, wenn ſie davon reden können und davon reden. Das iſt aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte ſind nur Worte, und wo ſie ſo gar leicht und behende dahinfahren, da ſei auf deiner Hut; denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter ſich haben, gehen langſameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräuſch auf den Gaſſen iſt, da gehe fürbaß.

Wenn dich jemand will Weisheit lehren, ſo ſiehe in ſein Angeſicht. Dünket er ſich noch, und ſei er noch ſo gelehrt und noch ſo berühmt, laß ihn und gehe ſeiner Kundſchaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der iſt nicht frei, der da will thun können, was er will, ſondern der iſt frei, der da wollen kann, was er thun ſoll. Und der iſt nicht weiſe, der ſich dünket, daß er wiſſe, ſondern der iſt weiſe, der ſeine Unwiſſenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels geneſen iſt.

Was im Hirn iſt, das iſt im Hirn; und Exiſtenz iſt die erſte aller Eigenſchaften.

Wenn es dir um Weisheit zu thun iſt, ſo ſuche ſie und nicht das deine, und brich deinen Willen und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge und ſei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchſäuere.

Verachte keine Religion, denn ſie iſt dem[1] Geiſte gemeint, und du weißt nicht, was unter unanſehnlichen Bildern verborgen ſein könne.

Es iſt leicht zu verachten, Sohn; und verſtehen iſt viel beſſer.

Lehre nicht andere, bis du ſelbſt gelehrt biſt.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannſt, und laß dich gerne ihrentwegen haſſen; doch wiſſe, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit iſt, und hüte[2], daß ſie nicht ineinander fließen, ſonſt haſt du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle vom Herzen!

Sorge für deinen Leib, doch nicht ſo, als wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit und laß die andern über ſie ſtreiten.

Sei rechtſchaffen gegen jedermann, doch vertraue dich ſchwerlich.

Miſche dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle niemand und laß dir nicht ſchmeicheln.

Ehre einen jeden nach ſeinem Stande und laß ihn ſich ſchämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand etwas ſchuldig; doch ſei zuvorkommend, als ob ſie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig ſein, aber gerecht ſei immer.

Mache niemandem graue Haare; doch wenn du recht thuſt, haſt du um die Haare nicht zu ſorgen.

Mißtraue der Geſtikulation und gebärde dich ſchlecht und recht.

Hilf und gieb gerne, wenn du haſt, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht haſt, ſo habe den Trunk kalten Waſſers zur Hand und dünke dir darum nicht weniger.

Thue keinem Mädchen leides und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen geweſen iſt.

Sage nicht alles, was du weißt; aber wiſſe immer, was du ſageſt.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter ſitzen; denn ſie ſind die elendeſten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menſchen achte und gehe ihnen nach. Ein Menſch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, iſt wie die Sonne, die da ſcheinet und wärmt, wenn ſie auch nicht redet.

Thue, was des Lohnes wert iſt, und begehre keinen.

Wenn du Not haſt, ſo klage ſie dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich geſtorben bin, ſo drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht. Stehe deiner Mutter bei und ehre ſie, ſo lange ſie lebt, und begrabe ſie neben mir.

Und ſinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchteſt, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Chriſtentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

---

[1] Dem Geiſte, d. h. dem Geiſte nach.

[2] Hüte hier: ſieh dich vor.

Predigt eines Laienbruders.

Von Matthias Claudius (1740—1815).

Zu Neujahr 1814.

Es war ein wunderlicher Krieg,
Wo Tod und Leben rungen,
Das Leben, das behielt den Sieg,
Es hat den Tod bezwungen.
Die Schrift hat verkündigt das,
Wie ein Tod den andern fraß:
Ein Spott aus dem Tod iſt worden.
Halleluja!

Deutſchland hatte ſeiner Ahnentugenden vergeſſen; der Geiſt der alten Biederkeit, der Brudertreue und Manneskraft war gewichen, und Irreligioſität, Wohlleben und Weichlichkeit waren an ihre Stelle getreten — und ſo ward einem unternehmenden Nachbar möglich, was ihm ſonſt unmöglich geweſen wäre. Er trat kühn einher, zerbrüderte, überwand, unterjochte und teilte den Raub aus — und unſere freien Brüder ſahen dem zu und ließen mit ſich als mit Schwächlingen und Sklaven ſpielen. — Deutſchland hatte ſeiner Ahnentugenden vergeſſen und ſchlummerte tief und weit und breit.

Als aber eine edle Stimme aus Norden es weckte, beſann es ſich ſein; der alte Mut erwachte; groß war die Menge der Helden — und die vereinte Kraft und Weisheit machte dem Unfug ein Ende. Und wie ſie ſich bis dahin um Deutſchland unſterblich verdient gemacht, ſo werden ſie ihr Werk vollenden, bekehren; die Gerechtigkeit wieder ehrlich machen und uns und unſeren Nachkommen Sicherheit und Ruhe für die Zukunft erkämpfen.

Doch das koſtet und hat gekoſtet. Deutſchlands Berge und Thäler triefen von Blut; ſeine Ebenen ſind mit Leichen bedeckt; ſeine Städte und Dörfer liegen öde und verwüſtet, und die Einwohner ſind entflohen und irren verlaſſen und traurig umher.

Es bleibt dem Edelmut und der Rechtlichkeit der Fürſten und

Väter der Völker aufbehalten, das Andenken der für Vaterland und Freiheit gefallenen Helden zu ehren, ihre Witwen und Waiſen zu verſorgen, die Flüchtigen zu ſammeln, die öden und verwüſteten Städte und Dörfer herzuſtellen und das gethane und geſchehene Böſe ſoviel wie möglich wieder gut zu machen.

Das alles iſt indes nur ein Teil der ihnen von Gott anvertrauten Sorge und bei weitem der geringere.

Wir gehen zwar hier auf Erden in Fleiſch und Bein einher, aber wir ſind nicht Fleiſch und Bein.

Der Menſch iſt unſterblich! Der Menſch iſt unvergänglicher Natur und beſtimmt, über die vergängliche Natur zu herrſchen und Gottes Ebenbild und Stellvertreter auf Erden zu ſein: das war er urſprünglich, und das kann er wieder ſein und in ſeine urſprüngliche Herrlichkeit hergeſtellt werden. — Doch zu einem hohen und großen Werk reichen die Kräfte der vergänglichen Natur, die mit dem Menſchen nicht gleicher Art und zerteilet und zerſtreuet ſind, nicht hin.

Es iſt ein ernſtes, hochgelobtes Weſen, deſſen Geſchlechts wir ſind, die hochheilige Fülle und Urquelle alles Guten, von dem alle Kräfte herkommen, und in dem ſie alle unzertrennt und eins ſind. Und nur bei dem Weſen iſt für uns Hilfe und Rat. Bei Menſchen iſt es unmöglich, aber bei Gott ſind alle Dinge möglich.

Aber Gott iſt dem Menſchen ſeit dem Fall ein verborgener Gott. Er iſt ein Licht und iſt in ihm keine Finſternis; und er wohnet in einem Lichte, da niemand zukommen kann.

Niemand hat Gott je geſehen; der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß iſt, der iſt der Mittler. In ihm iſt das Lichtder Gottheit gemildert worden. Das iſt das wahrhaftige Licht, welches alle Menſchen erleuchtet, die in dieſe Welt kommen. Er iſt der Pfleger der heiligen Güter und der Herr und Meiſter der Natur. Durch ihn iſt alles gemacht, was gemacht iſt; und die Kraft, die alles geſund macht und heilet, gehet von ihm aus. Und es iſt in keinem anderen Heil, und es kann in keinem anderen außer ihm Heil ſein; denn es iſt nur ein Gott und ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, nämlich der Menſch Chriſtus Jeſus. Auch kann ein reines Auge die ſichtbare Natur nicht anſehen, ohne ihn zu finden und an ihn zu glauben. Ihn predigen Himmel und Erde, und alle Körper und Erſcheinungen in der ſichtbaren Natur ſind Glöcklein am Leibrock, die ihn und ſeinen Gang verraten.

Und er iſt geſtern und heute und derſelbe in Ewigkeit. Wie er die Menſchen hat geliebet von Anfang, ſo liebt er ſie bis ans Ende und thut noch immer an einzelnen, wie und was er für alle gethan hat.

Gott verhieß ihn dem erſten Menſchen zum Troſt gleich nach dem Fall, und Adam und die Väter hofften auf ihn und ſehnten ſich nach ihm; und als die Zeit erfüllet war, kam er, ward von Maria empfangen und zu Bethlehem geboren, ließ ſich kreuzigen und töten und ſtand verklärt und unverweslich wieder auf und hatte alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Und ſo thut er auf ſeine Weiſe noch alle Tage bis an der Welt Ende. Er iſt uns allen verheißen, und die Zeit wird erfüllet, und ſeine Zukunft nahet ſich für jeden einzelnen, je nachdem der Menſch inwendig geſtaltet iſt; und wer ſeine Erſcheinung von Herzen lieb hat, auf ihn hofft und ſich vom Herzen und anhaltend nach ihm ſehnt; wer ihn liebt und ſeine Gebote hält, in dem wird er empfangen und geboren, ſtirbt in ihm und ſteht mit dem unverweslichen Leib und mit der „Gewalt im Himmel und auf Erden“ in ihm auf. Und das iſt, was die heilige Schrift das Geheimnis: „Chriſtus in uns“ nennet.

Da man ſich aber nach einem unbekannten Gut nicht ſehnen kann und das heimliche Wort, das von ihm in jedwedem Menſchen redet, in allen nicht deutlich und verſtändlich von ihm redet, ſo hängt alles daran, daß er bekannt gemacht und verkündigt werde. Wie ſollen ſie glauben, von dem ſie nicht gehört haben.

Das haben alle Menſchen, die Kenner der Natur und Freunde Gottes waren, tief gewußt und ſich von der Welt her angelegen ſein laſſen, auf mancherlei Weiſe ihn bekannt zu machen und zu verkündigen.

Deswegen opferten ſchon Adams Söhne, und man fing zu Enochs Zeiten an zu predigen von Jehovahs Namen.

Deswegen predigten Abraham und Iſaak den Namen des Herrn.

Deswegen machte Moſes einen Gnadenſtuhl von feinem Golde und richtete den hieroglyphiſchen Gottesdienſt ein, damit der, durch den die Gnade und Wahrheit werden ſollte, und in dem alle Völker ſollten geſegnet werden, ſeinem Volk vor Augen geſtellt und gehalten und ſo zu Gemüte geführt würde.

Deswegen bauete Salomo ſeinen Tempel.

Deswegen prophezeiten die Propheten.

Deswegen ſind Orden und bekannte und unbekannte Geſellſchaften geſtiftet worden.

Deswegen predigte Johannes in der Wüſte des jüdiſchen Landes.

Deswegen zog Chriſtus ſelbſt im jüdiſchen Lande umher und predigte am Wege, auf Bergen, aus dem Schiff, in den Schulen und im Tempel und that Wunder und Zeichen, damit ſie hörten und ſähen, daß er es ſei, auf den die Väter gehofft hatten!

Deswegen gingen ſeine Apoſtel aus in alle Welt und lehrten alle Heiden und achteten keine Schmach und hielten ihr Leben nicht teuer; denn ſie wußten, an wen ſie glaubten, und was ſie ſelbſt an ihm hatten und anderen an ihm verkündigten.

Und deswegen gingen ſeitdem und gehen noch immer bis auf den heutigen Tag in Kraft und Schwachheit Boten zu den entfernteſten Nationen, über Land und Meer, zu verkündigen die frohe Botſchaft von Chriſtus; und die heiligen Schriften werden dermalen mit einem neuen lebendigen Eifer in aller Welt Hände gefördert, daß ſie unterweiſen zur Seligkeit.

Doch aller Samen gedeihet nicht. „Es ging ein Säemann aus, zu ſäen, und indem er ſäete, fiel etliches an den Weg; da kamen die Vögel des Himmels und fraßen's auf. Etliches fiel in das Steinichte, da es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf, darum, daß es nicht viel Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre. Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchſen auf und erſtickten's.“ Nur der Samen, der auf ein gut Land fällt, bringet Frucht.

Wir waren urſprünglich ein Land, das von ſich ſelbſt und ohne Säen und Ackern Früchte trug und ohne Ende würde getragen haben, wenn wir dem Guten treu geblieben wären und uns von dem Böſen fern gehalten hätten. Aber Adam aß von dem verbotenen Baum und legte ſich dadurch das Hindernis in den Weg, das wir alle mit in die Welt bringen, das uns zu Doppelweſen macht, und das, nachdem die Liebe Gottes verſchmäht iſt, ſeiner Gerechtigkeit zum Opfer gebracht werden muß.

Adam fiel in die ſinnliche Natur, und er zeugete Söhne und Töchter, die ſeinem Bilde ähnlich waren. Und ein jeder von uns fühlt es mit Gram und Kummer in ſich, wie er dem Bilde ſo ähnlich iſt; wie das Beſſere in ihm von dem Geringeren gemißhandelt und gedrückt wird; wie er das Böſe, das er haſſet und nicht will, thut und das Gute, das er will, nicht thut. Wie er tief in ſich Gott von ferne ſieht und ihm die Augen gehalten werden, daß er ſein Genüge nicht haben kann: wie er nach Freiheit ringet und ſehnet und ein Knecht und Sklave iſt. Das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt und den Geiſt wider das Fleiſch. Dieſelbigen ſind wider einander, und eins ſtirbt oder lebt nur auf Unkoſten des anderen. So wie der Geiſt zu Kräften kommt und gewinnt, verliert das Fleiſch, und in dem Maß, wie das Fleiſch oder der natürliche Menſch verliert und geſchwächt wird oder wie, nach dem Ausdruck der heiligen Schrift, der alte Adam ſtirbt, in dem Maß wird der Geiſt oder der neue Menſch lebendig. Wenn alſo der alte Adam oder der natürliche Menſch, der nichts vernimmt vom Geiſt Gottes, der eigenwillig, ſelbſtſüchtig, rachgierig, herrſchſüchtig iſt, wenn der die Ueberhand hat, ſo kann die Lehre, die Verleugnung, Selbſtverachtung, Niedrigkeit, Ergebung, Kreuzaufſichnehmenpredigt keinen Eingang finden. Das Licht ſcheint vergebens in der Finſternis; Chriſtus kommt vergebens in ſein Eigentum; er wird nicht aufgenommen. Ohne das kann aber das Reich Gottes nicht kommen und die Wahrheit und Herrlichkeit des Chriſtentums nicht offenbar werden.

Der Schein eines gottſeligen Weſens kann ohne ſeine Kraft da ſein. Das Wort der Predigt hilft nichts, wenn nicht glauben die, ſo es hören.

Und es iſt möglich, daß in einem Lande Chriſtus von allen Kanzeln und Lehrſtühlen gepredigt wird und in aller Menſchen Mund iſt, und daß doch in dem Lande Chriſtus unbekannt iſt und in dem Lande ein Wandel nach väterlicher Weiſe gäng und gebe iſt.

Wir Menſchen wollen das Unſichtbare und Unvergängliche zum Freund haben, weil wir in unſerem Inwendigſten fühlen, daß wir des nicht entbehren können: daß uns das allein genügen kann und alles andere zu wenig iſt; und doch ſind wir nicht groß und edel genug, Gott zu trauen, um das Sichtbare und Vergängliche fahren zu laſſen. Wir dienen zweien Herren, um von beiden Vorteil zu ziehen.

Aber „niemand kann zweien Herren dienen; entweder wird er den einen lieben und den andern haſſen, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten“. Und ſo bringen wir uns um Kleinod und Glück und machen uns unglücklich, nicht allein, weil wir betrogen ſind und die Welt mit ihrer Luſt vergeht, ſondern auch und hauptſächlich, weil wir, ſolange wir dem einen Herrn dienen, von der Freundlichkeit des andern keinen Begriff haben und ihn nicht können kennen lernen. Und wer ihn kennen lernt, der hat das Kleinod funden; der begehrt nichts mehr und giebt alles andere daran und verleugnet mit Freuden alles um ſeinetwillen. Und wer um ſeinetwillen nicht das verleugnen kann und verleugnet, der iſt ſein nicht wert.

Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. Die Dornen gehen mit auf und erſticken Gott in uns.

Wer der Welt Freund ſein will, der wird Gottes Feind ſein. Der natürliche Menſch muß ſterben, wenn der geiſtliche leben ſoll. „Es ſei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe, ſo bleibet es allein; wo es aber erſtirbet, ſo bringet's viel Früchte." Ohne Sterben iſt kein Auferſtehen und ohne Tod kein Leben. Wer anders prediget, der prediget Menſchen zu gefallen und iſt nicht Chriſti Knecht.

Aber der natürliche Menſch gehet ungerne zu Grabe.

Zwiſchen Aegypten und dem Gelobten Lande lag eine Wüſte, durch welche die Reiſe ſehr mühſam und beſchwerlich war. Wer den Uebergang von dem natürlichen oder alten zu dem neuen Menſchen verſucht hat, der weiß von dieſer Mühe und dieſer Beſchwerlichkeit zu ſagen; der weiß, wie ſauer und ſchmerzhaft der erſte Schritt über die Grenze iſt; wie er widerſteht und es uns unmöglich dünkt, ſich zu entſchließen und ihn zu thun, wenn nämlich der alte Menſch in uns die Ueberhand hat oder doch in voller ungeſchwächter Kraft iſt und man alſo das Gelobte Land nicht ſehen kann. Iſt dieſer aber geſchwächt und im Abnehmen, und die Ausſicht nach dem Gelobten Lande fängt an ſich zu öffnen, ſo widerſteht der erſte Schritt nicht ſo, und er und die folgenden gehen leichter von ſtatten.

Wir ſind durch eine höhere Macht an den natürlichen Menſchen gebunden und können uns von ihm nicht frei machen. Nur welchen der Sohn frei macht, der iſt recht frei. Der Menſch kann nichts geben, daß er ſeine Seele löſe, aber er kann durch den Willen, wenn der anhaltend und ernſtlich vor Gott iſt, beitragen, den alten Adam oder den natürlichen Menſchen zu ſchwächen und zu entkräften, daß der Acker zugerichtet wird und der Samen gedeihen kann. Und wenn der Acker zugerichtet iſt, dann iſt es Zeit, zu ſäen, und der Sämann muß ausgehen und nicht ſäumen.

Vielleicht iſt ſeit der Einführung des Chriſtentums keine Zeit geweſen, wo der Acker ſo gut und ſo weit und breit zugerichtet war, als zu dieſer unſrer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und weil gelindere Mittel nicht helfen wollen, ſtrengere und eine allgemeine Züchtigung zugelaſſen.

Der Krieg, der nie ſo weit und breit durch ganz Deutſchland und durch faſt alle Länder von ganz Europa wütete, hat den Menſchen die Güter, darin ſie ihr Glück ſuchen, und daran ſie ihr Herz hängen, und davon ſie in der Güte nicht laſſen wollten, mit Gewalt genommen, daß ſie ſich nach Gütern, die nicht genommen werden können, umſehen, oder ſie doch wenigſtens von der Nichtigkeit und Unſicherheit jener Güter lebendiger überzeugt, und in ihrer Anhänglichkeit an ſie geſtört; er hat dem Dünkel, der Selbſtweisheit und Selbſthilfe, die ihr Haupt emporgehoben hatten, den Mut gebrochen, er hat die Menſchen Ergebung und Unterwerfung unter die gewaltige Hand Gottes gelehrt und durch mancherlei Unrecht und Gewaltthätigkeiten, Verluſt und Ungemach ihre Herzen mürbe gemacht und zerſchlagen. Mit einem Wort, er hat ſie für dieſe Hilfe, die allein helfen kann, empfänglicher gemacht.

Und was darf es mehr, als empfänglich zu ſein, um zu empfangen und glücklich zu werden. Denn die Sonne ſcheinet alle Wege und wird nicht müde, zu ſcheinen; ſie ſchüttet Tag und Nacht, ewig und ohne Ende ihre Strahlen über alles aus und erfreuet und ſegnet, was und wo ſie treffen und nicht gehemmt und gehindert werden.

Wenn denn nun Bahn geworden und das Himmelreich ſozuſagen nahe herbeigekommen iſt, ſo iſt es Zeit, dem Himmelreich Gewalt zu thun und es für ſich und andere zu ſich zu reißen.

„Ach, daß du den Himmel zerriſſeſt und führeſt herab, daß die Berge vor dir zerflöſſen, wie ein heiß Waſſer vom heftigen Feuer verſendet; daß dein Name kund würde unter deinen Feinden und die Heiden zittern müßten durch die Wunder, die du thuſt, derer man ſich nicht verſieht." (Jeſ. 64, 1.)

Wenn dann nun Bahn geworden und das Himmelreich nahe herbeigekommen iſt, ſo iſt es Zeit, dem Himmelreich Gewalt zu thun und es für ſich und andere an ſich zu reißen; ſo iſt es Zeit, nicht bloß den alten Schaden zu beſſern, ſondern einen von Grund aus neuen Bau des Reichs Gottes zu gründen.

Stehe denn auf, wer Gott fürchtet und dazu helfen und beitragen kann!

Zuerſt und vor allen können die Fürſten und Vorgeſetzten der Völker dazu beitragen. Ihren Händen iſt die Sorge für andere Menſchen von Gott anvertrauet, und es iſt nichts Kleines und Geringes, was ihren Händen anvertrauet iſt. Der geringſte ihrer Unterthanen und Untergebenen iſt ein Menſch wie ſie und wert geachtet vor Gott. Er iſt nicht für dieſe vergängliche Welt beſchieden, ſondern nur auf eine kurze Zeit hierher gethan, daß er unter ihren Augen durch ihre weiſen Anſtalten und Vorkehrungen und durch ihr Beiſpiel für eine unvergängliche zubereitet und tüchtig gemacht werde. Da wird er ewig ſein und bleiben, und da wird er über die, deren Händen er hier anvertrauet war, ewig frohlocken oder ewig jammern und wehklagen. Dazu können ſonderlich die Prieſter beitragen; denn ſie ſind nicht Lehrer einer irdiſchen und menſchlichen Weisheit, ſondern Inhaber der Wahrheit und Haushalter über Gottes Geheimnis.

Claudius.

Wenn das Evangelium mit klugen Worten gepredigt wird, ſo wird das Kreuz Chriſti zu nichte; denn alsdann will die Welt mit ihrer Weisheit Gott in ſeiner Weisheit erkennen. Und dieweil die Welt mit ihrer Weisheit Gott in ſeiner Weisheit nicht erkennet, gefällt es Gott, durch thörichte Predigt ſelig zu machen. Aber die göttliche Thorheit iſt größer, denn die Menſchen ſind, und iſt dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieſer Welt, auch nicht der Oberſten dieſer Welt, welche vergehen, ſondern eine heimliche, verborgene Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unſerer Herrlichkeit, welche keiner von den Oberſten dieſer Welt erkannt hat, noch erkennet.

Deswegen kam auch Paulus zu den Korinthern nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, ſondern hielt ſich nicht dafür, daß er unter ihnen etwas wüßte, ohne allein Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten, dadurch er weltlich geſinnten Menſchen und ihrer Vernunft nicht gefallen wollte und nicht gefallen konnte. Denn das Evangelium wird ſeiner Natur nach den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit gepredigt; aber es iſt, ſagt der Apoſtel, eine Kraft Gottes, die da ſelig macht alle, die daran glauben.

Uebrigens braucht ſich die Vernunft des Evangeliums nicht zu ſchämen. Denn obwohl es ihr anfangs und ohne Erfahrung ſchwer wird, zu glauben, daß im Kreuz, in Niedrigkeit, in Hingebung und Entſagung Heil iſt, und daß alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis in Chriſto verborgen liegen, ſo kann ſie des, wenn die Erfahrung hinzukommt, nach und nach und mehr und mehr inne werden. Und wer, wie Jakobus ſagt, durchſchaut in das vollkommene Geſetz der Freiheit, der weiß, woran er iſt, und ob es der Mühe lohnt, ein Chriſt zu ſein.

Ein ſolcher würde bei dem Bau des Reiches Gottes mit Rat und That an die Hand gehen und allerdings vor anderen dazu helfen und beitragen können; doch wir alle können, jedermann kann dazu helfen und beitragen, er ſei Lehrer oder Lehrling, Herr oder Knecht, gelehrt oder ungelehrt, Prieſter oder Laie, reich oder arm, hoch oder niedrig, Bürger oder Bauer. Aber es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Chriſti nennet. Er muß denn bei ſich anfangen und nach ernſtlicher Prüfung und Selbſtverleugnung ſeinen Willen aufgeben und Gottes Willen thun wollen bis in den Tod und nicht davon weichen wollen weder zur Rechten noch zur Linken. Das iſt: er muß zuerſt ſelbſt auf rechtem Wege ſein und dann unverhohlen und ohne Anſehen der Perſon ſtrafen und bitten und ermahnen aus Herzensgrund und dabei ſein Licht leuchten laſſen vor den Leuten, daß ſie ſeine guten Werke ſehen und ſeinen Vater im Himmel preiſen.

So etwas, mehr oder weniger, konnte die Folge der allgemeinen Züchtigung und des über Deutſchland und Europa ergangenen Elendes und namenloſen Jammers werden. Und wenn das würde — wenn die Böſen gut, die Unbekehrten bekehrt würden; wenn Recht überall geahnt und Redlichkeit und ernſter Sinn allgemein auf Erden würden; wenn die Welt nicht liebgehabt, ſondern eine Herberge würde, wo man ſich behilft und nur an die weitere Reiſe und an die Heimat denkt; wenn das Reich Gottes nicht Eſſen und Trinken, ſondern wieder Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem Heiligen Geiſt würde; wenn der, der allein wahrer Gott iſt, und den er geſandt hat, Jeſus Chriſtus, erkannt würde in Hütten und in Paläſten — wenn das würde, ſo wäre auch dieſer Zeit Leiden nicht wert der Herrlichkeit, die alsdann würde offenbaret werden.

Und ihr, ihr Traurigen und Betrübten, die ihr, nahe und fern, troſtlos ſteht und über euren Verluſt, über eure Söhne, eure Freunde und Geliebten weint, verzaget nicht! Und wenn der Troſt, daß ſie für Freiheit und Vaterland gelitten haben und geſtorben ſind, euch nicht tröſten kann hier iſt eine Ausſicht, die über Tod und über Grab, über alles, was irdiſch iſt, erheben und eure Thränen trocknen kann!

Sprüche alter Weiſen.

(Aus dem Griechiſchen.)

Habe immer in Gedanken, daß, wo auch dein Körper und deine Seele etwas vorhat und thut, Gott dich ſehe und zugegen ſei.

Weisheit iſt das Licht, das die Seele erleuchtet, wenn ſie von dem ſchädlichen Einfluſſe des Körpers frei geworden iſt.

Urteile von einem Menſchen lieber nach ſeinen Handlungen als nach ſeinen Worten; denn viele handeln ſchlecht und ſprechen vortrefflich.

Thue, was du für recht hältſt, wenn du auch deswegen nicht öffentlich gelobt würdeſt; denn die Welt iſt ein ſchlechter Richter über gute Thaten.

Niemand iſt frei, der nicht über ſich ſelbſt Herr iſt.

Preiſe nicht leicht einen Menſchen glücklich, der ſich auf Freunde, Kinder oder überhaupt auf ein Gut ſtützet, das einſtweilen glücklich macht, denn alle dieſe Dinge ſind unſicher und unbeſtändig. Aber ſich auf ſich ſelbſt und auf Gott ſtützen, das iſt ſicher und beſtändig.

Sei gewiß, daß nichts dein Eigentum ſei, was du nicht inwendig in dir haſt.

Kindesdank und Undank. Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerkſam iſt, daß Menſchen im Alter von ihren Kindern wieder ebenſo behandelt werden, wie ſie einſt ihre alten, kraftloſen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern; ſie ſehen's und hören's nicht anders und folgen dem Beiſpiel. So wird es auf die natürlichſten und ſicherſten Wege wahr, was geſagt wird und geſchrieben iſt, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und ſie nicht verfehle.

Man hat darüber unter anderen zwei Erzählungen, von denen die erſte Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürſt traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeſchäfte an und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht ſein Eigentum ſei, ſondern daß er als Tagelöhner täglich um 42 Pfennige arbeite. Der Fürſt, der für ſein ſchweres Regierungsgeſchäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geſchwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich ſei, täglich mit 42 Pfennigen auszureichen und noch ſo frohen Mutes dabei zu ſein, und verwunderte ſich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich ſo viel brauchte. Mir muß ein Drittel davon genügen; mit einem Dritteile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Dritteil lege ich auf Kapitalien an." Das war dem guten Fürſten ein neues Rätſel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und ſagte: „Ich teile meinen Verdienſt mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erſt lernen müſſen; jenen vergelte ich die Liebe, die ſie mir in meiner Kindheit erwieſen haben, und von dieſen hoffe ich, daß ſie mich einſt in meinem Alter auch nicht verlaſſen werden." War das nicht artig geſagt und noch ſchöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürſt belohnte die Rechtſchaffenheit des wackern Mannes, ſorgte für ſeine Söhne, und der Segen, den ihm ſeine ſterbenben Eltern gaben, wurde ihm im Alter von ſeinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterſtützung redlich entrichtet.

Aber ein andrer ging mit ſeinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, ſo übel um, daß dieſer wünſchte, in ein Armenſpital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigſtens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage ſeines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen alten Greis ſein Wunſch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünſchte. Wenigſtens ließ er ſeinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweiſen und ihm ein paar Leintücher zu ſchicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh ſchlafen müßte. Der Sohn ſuchte die zwei ſchlechteſten, die er hatte, heraus, und befahl ſeinem zehnjährigen Kinde, ſie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thüre eines dieſer Tücher in einen Winkel verbarg und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum haſt du das gethan?" fragte er den Jungen bei ſeiner Zurückkunft. — „Zur Aushilfe für die Zukunft," erwiderte dieſer kalt und bösherzig, „wenn ich Euch, o Vater! auch einmal in das Spital ſchicken werde."

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande. — 1. In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen ſoll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von ſich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es ſahen, verdroß es, aber niemand konnte erraten, warum der arme Mann den Stein aufhob, und ohne ein Wort zu ſagen, in die Taſche ſteckte; und niemand dachte daran, daß er ihn von nun an ſo bei ſich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenſtreich und wurde deswegen nicht nur ſeines Vermögens verluſtig, ſondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts auf einen Eſel geſetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem rätſelhaften Stein in der Taſche ſtand unter den Zuſchauern eben auch da und erkannte ſeinen Beleidiger. Jetzt fuhr er ſchnell mit der Hand in die Taſche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn in die Höhe, um ihn wieder nach ſeinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geiſt gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit einem bewegten Geſicht davon.

Daraus kann man lernen: Erſtens, man ſoll im Glück nicht übermütig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menſchen ſein. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nutzen kann, der kann vielleicht als Feind dir ſchaden." Zweitens, man ſoll ſeinem Feind keinen Stein in der Taſche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den ſeinen auf die Erde fallen ließ und davonging, ſprach er zu ſich ſelber ſo: „Rache an dem Feind auszuüben, ſolange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich iſt, wäre es unmenſchlich und ſchändlich."

2. Ein anderer meinte, es ſei ſchön, gutes zu thun an ſeinen Freunden und böſes an ſeinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiderte, das ſei ſchön, an den Freunden gutes zu thun und die Feinde zu Freunden zu machen.

3. Es iſt doch nicht alles ſo uneben, was die Morgenländer ſagen und thun.

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er ſeine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: „Bei lauter unhöflichen und groben Menſchen. Ich habe immer das Gegenteil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat."

4. Ein anderer entdeckte ſeinem Freund das Geheimnis, durch deſſen Kraft er mit den zankſüchtigen Leuten immer in gutem Frieden ausgekommen ſei. Er ſagte ſo: „Ein verſtändiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm miteinander zerreißen. Denn wenn der Thor zieht, ſo läßt der Verſtändige nach, und wenn jener nachläßt, ſo zieht dieſer. Aber wenn zwei Unverſtändige zuſammenkommen, ſo zerreißen ſie eiſerne Ketten."

Nützliche Lehren. — 1. Die Menſchen nehmen oft ein kleines Ungemach viel ſchwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der iſt noch nicht am ſchlimmſten daran, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Uebung im Unglück lehrt ſchweigen. Aber wenn ihr einen Menſchen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich ſein kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er ſagt's euch kurz und gut, oder gar nicht, dem ſucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es wert ſeid, und ratet und helft ihm, wenn ihr könnt.

2. Iſt der Menſch deswegen ſo ſchlimm und ſo ſchlecht, weil die böſen Neigungen zuerſt in ſeinem Herzen erwachen und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anſchlägt? Euer beſter Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft und euer lebenlang keine Weizenernte; und ein dürres Sandfeld, daß nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euren Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr guten Boden anſäet zur rechten Zeit, ſein wartet und pfleget, wie ſich's gebühret, ſo ſteigt im Morgentau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornroſen und mancherlei taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr emporkommen. Die geſunde Aehre ſchwankt in der Luft und füllt ſich mit koſtbaren Körnern. So iſt es mit dem Menſchen und mit ſeinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe ſie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine Handvoll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eigenen Kindern ſich nicht verdrießen laſſen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Samen, ſchöne Tugenden in das weiche, zarte Herz hineinpflanzen und Gott vertrauen, ſo wird's beſſer werden.

3. Man vergißt im menſchlichen Leben nichts ſo leicht, als das Multiplizieren, wenn man es noch ſo gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit beſteht nicht im Wiſſen, ſondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand einen Tag in den andern nur 5 Pfennige unnötigerweiſe ausgegeben. Mancher, der die 5 Pfennige übrig hat, thut es, und meint, es ſei nicht viel. Aber in einem Jahre ſind es 365 mal 5 Pfennige, und in dreißig Jahren 10.950 mal 5 Pfennige: Fazit 547 Mark 50 Pfg. weggeworfenes Geld, und das iſt doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen, und meint jedesmal, für heute laſſe es ſich verantworten. Das multipliziert ſich in einem Jahre zu 730 Stunden, und in dreißig Jahren zu 21.900 Stunden. Fazit 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das iſt noch mehr als 547 Mark, wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutſche Meilen, oder 10.800 Stunden im Umkreis. Das iſt ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, ſo könnte er im dreißigſten Jahre wieder daheim ſein. Daraus iſt zu lernen, wie weit ein Menſch in ſeinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geſchäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, beſſer und vollkommener zu werden und ſein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem wenig auf einmal nicht genug iſt, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

4. Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desſelben gehört Mäßigung und Vorſicht. Langſam und Schritt für Schritt ſteigt man eine Treppe hinauf. Aber in

einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

5. „Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiſer antwortet.“ Das muß zweimal wahr ſein. Für's erſte kann gar wohl der einfältigſte Menſch eine Frage thun, worauf auch der Weiſeſte keinen Beſcheid zu geben weiß. Denn Fragen iſt leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter iſt als Geben, Rufen leichter iſt als Kommen. Für's andere könnte manchmal der Weiſe wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig iſt, oder wortwitzig, oder weil ſie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menſchen am Fragen und den verſtändigen am Schweigen. „Keine Antwort iſt auch eine Antwort.“ Von dem Doktor Luther verlangte einſt jemand zu wiſſen, was wohl Gott vor Erſchaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe Dem erwiderte der fromme und witzige Mann, in einem Birkenwalde habe der liebe Gott geſeſſen, und habe zur Beſtrafung für ſolche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruten geſchnitten.

6. „Rom iſt nicht in einem Tage erbaut worden.“ Damit entſchuldigen ſich viele fahrläſſige und träge Menſchen, welche ihr Geſchäft nicht treiben und vollenden mögen, und ſchon müde ſind, ehe ſie recht anfangen. Mit dem Rom iſt es aber eigentlich ſo zugegangen: Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend unverdroſſen daran gearbeitet, und nicht abgelaſſen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm ſtand. So iſt Rom entſtanden. Was du zu thun haſt, mach's auch ſo!

7. „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Friſch gewagt, iſt auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deswegen ſagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß alſo den Ausſchlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen ſei, Benutzung der günſtigſten Zeit und Umſtände, und hintennach, wenn man ſein mutiges A geſagt, ein beſonnenes B und ein beſcheidenes C. Aber ſo viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes ſoll unternommen werden, und kann nicht anders ſein, ſo iſt friſcher Mut zur Sache der Meiſter, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willſt, und fängſt nie an, oder du haſt ſchon angefangen, und es reut dich wieder, und willſt, wie man ſagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann iſt „ſchlecht gewagt, ganz verloren.“

8. Es iſt nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieſes Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergeſſen: „Manches glänzt nicht, und iſt doch Gold,“ und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der iſt noch ſchlimmer daran. In einem wohlbeſtellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe iſt viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu; und ein gutes Gewiſſen glänzt auch nicht, und iſt noch mehr als Goldes wert. Oft iſt gerade da am wenigſten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten iſt. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von ſeinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Seſter) Dukaten daheim. Als er ſie zeigen ſollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelein zum Vorſchein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er ſich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, ſagte er, ſei kleiner als das Fruchtmaß.

9. Es ſagt ein altes Sprichwort: „Selber eſſen macht fett.“ Ich will noch ein paar dazu ſetzen: „Selber Achtung geben macht verſtändig. Und ſelber arbeiten macht reich.“ Wer nicht mit eigenen Augen ſieht, ſondern ſich auf andere verläßt, und wer nicht ſelber Hand anlegt, wo es nötig iſt, ſondern andere thun läßt, was er ſelber thun ſoll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

10. Ein anderes Sprichwort heißt ſo: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, ſo kommt er.“ Das ſagt mancher und verſteht's nicht. Den böſen Geiſt kann man eigentlich nicht an die Wand malen, ſonſt wäre es kein Geiſt. Auch kann er nicht kommen. Denn er iſt mit Ketten der Finſternis in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort ſagen? Wenn man viel an das Böſe denkt, und ſich dasſelbe in Gedanken vorſtellt, oder lang davon ſpricht, ſo kommt zuletzt die Begierde zu dem Böſen in das Herz, und man thut's. Soll der böſe Feind nicht kommen, ſo mal' ihn nicht an die Wand! Willſt du das Böſe nicht thun, ſo denke nicht daran, wo du gehſt und ſtehſt, und ſprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Luſtiges wäre.

11. „Einmal iſt keinmal.“ Dies iſt das erlogenſte und ſchlimmſte unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein ſchlechter Rechnungsmeiſter oder ein boshafter. Einmal iſt wenigſtens einmal, und daran läßt ſich nichts abmarkten. Wer einmal geſtohlen hat, der kann ſein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen ſagen: „Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen,“ und wenn der Dieb erhaſcht und gehenkt wird, alsdann iſt einmal nicht keinmal. Aber das iſt noch nicht alles, ſondern man kann meiſtens mit Wahrheit ſagen: Einmal iſt zehnmal und hundert- und tauſendmal. Denn wer das Böſe einmal angefangen hat, der ſetzt es gemeiniglich auch fort. Wer A geſagt hat, der ſagt auch B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, „daß der Krug ſo lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.“

12. Nun kommen zwei Sprichwörter, und die ſind beide wahr, wenn ſie ſchon einander widerſprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Luſt und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenſtern hineinregnete. Er ſagte immer: „Wo nichts iſt, kommt nichts hin.“ Und ſo war es auch. Er blieb ſein Leben lang der arme Bruder Wonichtsiſt, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einem kleinen Erſparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu ſagen: „Was nicht iſt, kann noch werden.“ Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlaſſenſchaft der Eltern zu teil worden war, zu Rat, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Erſparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langſam. Aber ſein Sprichwort: „Was nicht iſt, kann werden,“ gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es beſſer. Er wurde durch unverdroſſenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsiſt, der ſelber nichts zu beißen und zu nagen hat.

13. Verſtändige, ja gelehrte Landwirte machen oft neue Verſuche zur Verbeſſerung ihres Ackerbaues oder der Viehzucht. Mancher ſieht etwas Neues in andern Ländern und bringt's heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vorteil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit ſeinen Mitbürgern, ſo teilt er ihnen ſeine Entdeckungen mit, und ermuntert ſie, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Die meiſten ſagen alsdann: „Wir wollen bei der Weiſe unſerer Väter bleiben, und wie ſie's getrieben haben, ſo treiben wir's auch.“ Das iſt ſehr verſtändig geſprochen, geneigter Leſer! Nur muß man's nicht bei den Worten bewenden laſſen, ſondern auch ſeinen guten Vorſatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorſicht und Beobachtung dabei iſt gewiß nicht auf einmal ſo erfunden worden, wie er jetzt iſt, ſondern eben unſere Väter und Voreltern haben lange und vielerlei verſucht, und guten Rat nicht verachtet. Manches iſt mißlungen, manches iſt wohlgeraten und beſſer worden, und ſo können wir auch noch in Zukunft weiter kommen, und unſern Ackerbau und Wohlſtand verbeſſern, wenn wir nur Wort halten und dem Beiſpiel unſerer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

Eine ſonderbare Wirtszeche. Manchmal gelingt ein mutwilliger Einfall, manchmal koſtet's den Rock, oft ſogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei luſtige Studenten auf einer Reiſe keinen roten Heller in der Taſche hatten; alles war verjubelt, ſo gingen ſie doch noch einmal in ein Wirtshaus und dachten, ſie wollten ſich ſchon wieder hinaus helfen und doch nicht wie Schelmen davon ſchleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge artige Wirtin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Mutes und führten miteinander ein gar gelehrtes Geſpräch, als wenn die Welt ſchon viele tauſend Jahre alt wäre und noch ebenſo lang ſtehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahres alles wieder ſo komme und ſei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor ſechstauſend Jahren auch geweſen ſei. „Ja,“ ſagte endlich einer zur Frau Wirtin — die mit einer Stickerei ſeitwärts am Fenſter ſaß und aufmerkſam zuhörte, — „ja, Frau Wirtin, das müſſen wir aus unſern gelehrten Büchern wiſſen.“ Und einer war ſo keck und behauptete, er könne ſich wieder dunkel erinnern, daß ſie vor ſechstauſend Jahren ſchon einmal dageweſen ſeien, und das hübſche freundliche Geſicht ſei ihm noch wohl bekannt. Das Geſpräch wurde noch lange fortgeſetzt, und je mehr die Wirtin alles zu glauben ſchien, deſto beſſer ließen ſich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Bretzel ſchmecken, bis eine Rechnung von 5 Gulden 16 Kreuzer (etwa 10 M.) auf der Kreide ſtand. Als ſie gegeſſen und getrunken hatten, rückten ſie mit der Liſt heraus, worauf es abgeſehen war.

„Frau Wirtin,“ ſagte einer, „es ſteht diesmal um unſere Batzen nicht gut; denn es ſtehen Wirtshäuſer zu viele an der Straße. Da wir aber an Euch eine verſtändige Frau gefunden haben, ſo hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn's Euch recht iſt, ſo wollen wir in ſechstauſend Jahren wiederkommen, die alte Zeche ſamt der neuen zu bezahlen.“ Die verſtändige Wirtin nahm es nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute ſich, daß die Herren ſo vorlieb genommen, ſtellte ſich aber unvermerkt vor die Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur ſo gut ſein, und jetzt einſtweilen die 10 M. 45 Pfg. bezahlen, die ſie vor ſechstauſend Jahren ſchuldig geblieben ſeien, weil doch alles ſchon einmal ſo geweſen ſei, wie es wiederkomme. Zum Unglück trat eben der Vorgeſetzte des Ortes mit ein paar braven Männern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen

Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von amtswegen das Urteil gefällt und vollzogen: Es ſei aller Ehren wert, wenn man ſechstauſend Jahre lang geborgt habe. Die Herren ſollten alſo augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Verſatz geben. Dies letzte mußte geſchehen, und die Wirtin verſprach, in ſechstauſend Jahren, wenn ſie wiederkämen und beſſer als jetzt bei Batzen ſeien, ihnen alles, Stück für Stück wieder zuzuſtellen. — Dies iſt geſchehen im Jahre 1805 am 17. April im Wirtshauſe zu Segringen.

Drei Wünſche. Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und lücklich beiſammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menſchlichen Bruſt daheim iſt: wenn man's gut hat, hätt' man's gerne beſſer. Aus dieſem Fehler entſtehen ſo viele thörichte Wünſche, woran es unſerem Hans und ſeiner Lieſe auch nicht fehlte. Bald wünſchten ſie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttauſend Millionen bayeriſche Thaler kurzweg. Eines Abends aber, als ſie friedlich am Ofen ſaßen und Nüſſe aufklopften, und ſchon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderſchön von Geſtalt und Angeſicht, und die ganze Stube war war voll Roſenduft. Das Licht löſchte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern iſt, ſtrahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Ueber ſo etwas kann man nun doch ein wenig erſchrecken, ſo ſchön es ausſehen mag. Aber unſer gutes Ehepaar erholte ſich doch bald wieder, als das Fräulein mit wunderſüßer ſilberreiner Stimme ſprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey Anna Fritze, die im kriſtallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unſichtbarer Hand Gold in den Rheinſand ſtreut und über ſiebenhundert dienſtbare Geiſter gebietet. Drei Wünſche dürft ihr thun; drei ſollen erfüllt werden." Hans drückte den Ellenbogen an den Arm ſeiner Frau, als ob er ſagen wollte: das lautet nicht übel. Die Frau aber war ſchon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgeſtickten Hauben, ſeidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey ſie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte! „Acht Tage lang," ſagte ſie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht." Das iſt kein Fehler, dachte der Mann und legte ſeiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verſchwand. Die Lampe brannte wieder wie vorher, und ſtatt des Roſenduftes zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unſere guten Leute in der Hoffnung ſchon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel ſahen, ſondern lauter Baßgeigen; ſo waren ſie jetzt doch recht übel daran, weil ſie vor lauter Wunſch nicht wußten, was ſie wünſchen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu ſprechen, aus Furcht, es möchte für gewünſcht paſſieren, ehe ſie es genug überlegt hätten. „Nun," ſagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis am Freitag."

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachteſſen in der Pfanne praſſelten, ſtanden beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beiſammen, ſahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöſchten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als die Frau aber die geröſteten Kartoffeln aus der Pfanne auf das Plättlein anrichtete und ihr Geruch lieblich in die Naſe ſtieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würſtlein dazu hätten," ſagte ſie in aller Unſchuld, und ohne an etwas zu denken, und — o weh, da war der erſte Wunſch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Roſenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die ſchönſte Bratwurſt. — Wie gewünſcht, ſo geſchehen. — Wer ſollte ſich über einen ſolchen Wunſch und ſeine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über ſolche Unvorſichtigkeit ſeiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurſt an der Naſe angewachſen wäre," ſprach er in der erſten Ueberraſchung, auch in aller Unſchuld, und ohne etwas anderes zu denken — und wie gewünſcht, ſo geſchehen. Kaum war das letzte Wort geſprochen, ſo ſaß die Wurſt an der Naſe des guten Weibes feſt, und hing zu beiden Seiten herab wie ein Huſaren ſchnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erſt recht groß. Zwei Wünſche waren gethan und vorüber, und noch waren ſie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, ſondern nur um eine böſe Bratwurſt reicher. Noch war ein Wunſch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einer ſolchen Naſenzierat der Hausfrau. Wollten ſie wohl oder übel, ſo mußten ſie die Bergfey bitten mit unſichtbarer Hand Barbiersdienſte zu leiſten, und Frau Liſe wieder von der verwünſchten Wurſt befreien. Wie gebeten, ſo geſchehen, und ſo war der dritte Wunſch auch vorüber und die armen Eheleute ſahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liſe nachher wie vorher, und die ſchöne Bergfey kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfey alſo kommen ſollte, ſo ſei nicht geizig, ſondern wünſche

Numero eins: Verſtand, daß du wiſſen mögeſt, was du

Numero zwei: wünſchen ſolleſt, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du etwas wählteſt, was ein thörichter Menſch nicht hoch anſchlägt, ſo bitte noch

Numero drei: um beſtändige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder ſo:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden hilft nichts, wer den Verſtand nicht hat ſie zu benutzen.

Der Wegweiſer. Bekanntlich klagte einſt ein alter Schulz von Waſſelnheim ſeiner Frau, daß ihn ſein Franzöſiſch faſt unter den Boden bringe. Er ſollte nämlich einem franzöſiſchen Soldaten, der ausgeriſſen war, den Weg zeigen, verſtand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beſte Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anders ſah ein anderer Wegweiſer die Sache an. Er ſollte nämlich in einem Kriege einem Zug Franzoſen den Weg über das Gebirge zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache als Oui, welches ſo viel heißt als Ja, und Bougre, welches ein Schimpfname iſt. Dieſe zwei Worte hatte er oft gehört, und lernte ſie nachſagen, ohne ihren Sinn zu verſtehen. Anfänglich ging alles gut, ſolange die Franzoſen nur unter ſich ſprachen, und ihn mit ſeiner Laterne und drei oder vier Torniſtern, die ſie ihm angehängt hatten, voraus oder nebenher gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn ſie etwas zu lachen hatten, ſo fragte ihn einer franzöſiſch, ob er auch verſtünde, was ſie miteinander redeten. Er hätte herzhaft ſagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verſtand, ſo kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all ſein Franzöſiſch zuſammen, und antwortete: „Oui Bougre" (Ja Ketzer!). Mit einem ellenlangen franzöſiſchen Fluch riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denſelben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbei ſauſen. „Wie?" ſagte er, „du willſt einen franzöſiſchen Soldaten ſchimpfen?" „Oui Bougre!" war die Antwort. Die anderen hatten die höchſte Zeit, dem erboſten Kameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiſer, ohne welchen ſie **in** der finſteren Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf ſpaltete; doch gaben ſie ihm mit manchem Fluch und Flintenſtoß rechts **und** links zu verſtehen, wie es gemeint ſei, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher ſein. „Oui Bougre!" war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerſchlagen, und alle ſeine Bitten um Verzeihung, und alle ſeine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter „Oui Bougre" ans Herz. Endlich kamen ſie auf die Vermutung, er ſei verrückt (denn daß er franzöſiſch verſtehe, hatte er bejaht). Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten dieſen fort, und er erwiderte den Abſchied des einen, daß er ſich zum Henker packen ſollte, richtig mit „Oui Bougre". Als er aber bald wieder nach Hauſe kam, und ſich ſeine Frau verwunderte, die ihn erſt auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, ſo erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, ſo daß es ihm faſt ſei zu arg worden, und wie ſie hernach einen andern genommen und ihn wieder heimgeſchickt hätten. „Die Franzoſen," ſetzte er treuherzig hinzu, „ſind nicht ſo ſchlimm, als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann."

Der Kommandant und die Jäger in Hersfeld. Im letzten franzöſiſch-ruſſiſchen Krieg, als die franzöſiſche Armee und ein großer Teil der bundesgenöſſiſchen Truppen in Polen und Preußen ſtand, befand ſich ein Teil des badiſchen Jägerregiments in Heſſen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Poſten. Denn dieſes Land hatte Napoleon I. im Anfang des Feldzuges eingenommen und mit Mannſchaft beſetzt. Da gab es nun von ſeiten der Einwohner, denen das Alte beſſer gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden beſonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widerſetzlichkeiten ausgeübt und unter andern ein franzöſiſcher Offizier getötet. Das konnte der franzöſiſche Kaiſer nicht geſchehen laſſen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angeſicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindſeligkeiten ausbrachen und ein kleiner Funke ſich zu einer großen Feuersbrunſt entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Urſache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der franzöſiſche Kaiſer befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Aſche zu legen. Dieſes Hersfeld iſt ein Ort, der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und ſchöne Gebäude hat; und ein Menſchenherz kann wohl empfinden, wie es den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Mute war, als ſie die Schreckenspoſt vernahmen: und der arme Mann, dem ſein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt ſo übel daran als der reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte, und in der Aſche ſind die großen Häuſer auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch ſo gleich als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmſten kam es nicht. Auf Fürbitte der franzöſiſchen Kommandanten in Kaſſel und in Hersfeld wurde die Strafe ſo gemildert: es ſollten zwar nur vier Häuſer verbrannt werden, und dies war glimpflich; aber bei der Plünderung ſollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als ſie dieſen letzten Beſcheid hörten, ſo erſchrocken, ſo alles Mutes und aller Beſinnung beraubt, daß ſie der menſchenfreundliche Kommandant ſelber ermahnen mußte, ſtatt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Friſt noch zu benutzen und ihr Beſtes noch geſchwind auf die Seite zu ſchaffen. Die fürchterliche Stunde ſchlug. Die Trommel wirbelte ins Klagegeſchrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden, Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant von Hersfeld durch die Reihen ſeiner Jäger, ſtellte ihnen zuerſt das traurige Schickſal der Einwohner lebhaft vor die Augen und ſagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Luſt hat, der trete heraus aus dem Glied.“ Kein Mann trat heraus. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte ſich; und wollte der Kommandant geplündert haben, ſo hätte er müſſen ſelber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache alſo ablief, das iſt leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Mute, wie einem, der aus einem ſchweren Traum erwacht. Ihre Freude iſt nicht zu beſchreiben. Sie ſchickten ſogleich eine Geſandtſchaft an den Kommandanten, ließen ihm für dieſe Milde und Großmut danken und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geſchenk an. Wer weiß, was mancher gethan hätte! Aber der Kommandant ſchlug dasſelbe ab und ſagte: er laſſe ſich keine gute That mit Geld bezahlen. Dies geſchah zu Hersfeld im Jahre 1807, und das Städtlein ſteht noch.

Kannitverſtan. Der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen ſo gut als in Amſterdam, Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem ſeltſamſten Umweg kam ein deutſcher Handwerksburſche in Amſterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und ihrer Erkenntnis. Denn als er in die große und reiche Handelsſtadt voll prächtiger Häuſer, wogender Schiffe und geſchäftiger Menſchen gekommen war, fiel ihm ſogleich ein großes und ſchönes Haus in die Augen, wie er auf ſeiner ganzen Wanderſchaft von Tuttlingen bis nach Amſterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies koſtbare Gebäude, die ſechs Kamine auf dem Dach, die ſchönen Geſimſe und die hohen Fenſter, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er ſich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht ſagen, wie der Herr heißt, dem dieſes wunderſchöne Haus gehört mit den Fenſtern von Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen!“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade ſo viel von der deutſchen Sprache verſtand als der Fragende von der holländiſchen, nämlich nichts, ſagte kurz und ſchnauzig: „Kannitverſtan,“ und ſchnurrte vorüber. Dies war ein holländiſches Wort, oder drei, wenn man’s recht betrachtet, und heißt auf deutſch ſo viel als: Ich kann Euch nicht verſtehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es ſei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann ſein, der Herr Kannitverſtan, dachte er und ging weiter. Gaſſ’ aus, Gaſſ’ ein kam er endlich an den Meerbuſen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutſch: das Ypſilon. Da ſtand nun Schiff an Schiff und Maſtbaum an Maſtbaum, und er wußte am Anfang nicht, wie er es mit ſeinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle dieſe Merkwürdigkeiten genug zu ſehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zog, das vor kurzem aus Oſtindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon ſtanden die Reihen von Kiſten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäſſer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer und ſalveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugeſehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiſte auf der Achſel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle dieſe Waren an das Land bringe. „Kannitverſtan,“ war die Antwort. Da dachte er: „Haha, ſchaut’s da heraus? Kein Wunder, wem das Meer ſolche Reichtümer an das Land ſchwemmt, der hat gut ſolche Häuſer in die Welt ſtellen und ſolcherlei Tulipanen vor die Fenſter in vergoldeten Scherben.“ Jetzt ging er zurück und ſtellte eine recht traurige Betrachtung bei ſich ſelbſt an, was er für ein armer Menſch ſei unter ſo viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich’s doch nur auch einmal ſo gut bekäme, wie dieſer Herr Kannitverſtan es hat.“ kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier ſchwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls ſchwarz überzogenen Leichenwagen langſam und traurig, als ob ſie wüßten, daß ſie einen Toten in ſeine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verſtorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in ſchwarze Mäntel und ſtumm. In der Ferne läutete ein einſames Glöcklein. Jetzt ergriff unſern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menſchen vorübergeht, wenn er eine Leiche ſieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig ſtehen, bis alles vorüber war. Doch machte er ſich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an ſeiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufſchlüge, ergriff ihn ſachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküſe. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch geweſen ſein,“ ſagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr ſo betrübt und nachdenklich mitgeht.“ — „Kannitverſtan!“ war die Antwort. Da fielen unſerm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal ſchwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverſtan,“ rief er aus, „was haſt du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einſt von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch und von allen deinen ſchönen Blumen vielleicht ein Rosmarin auf die kalte Bruſt oder eine Raute.“ Mit dieſen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an’s Grab, ſah den vermeinten Herrn Kannitverſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte und ward von der holländiſchen Leichenpredigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt als von mancher deutſchen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käſe, und wenn es ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich ſeien und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, und an ſein großes Haus, an ſein reiches Schiff und an ſein enges Grab.

Unverhofftes Wiederſehen. — In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann ſeine junge hübſche Braut und ſagte zu ihr: „Auf Sankt Luciä wird unſere Liebe von des Prieſters Hand geſegnet. Dann ſind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Neſtlein.“ — „Und Friede und Liebe ſoll darin wohnen,“ ſagte die ſchöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du biſt mein einziges und alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab ſein, als an einem andern Ort.“ Als ſie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweiten Mal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hinderniſſe wüßte anzuzeigen, warum dieſe Perſonen nicht möchten ehelich zuſammen kommen,“ da meldete ſich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in ſeiner ſchwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbei ging — der Bergmann hat ſein Totenkleid immer an — da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenſter und ſagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und ſie ſaumte vergeblich ſelbigen Morgen ein ſchwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeittag, ſondern als er nimmer kam, legte ſie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdeſſen wurde die Stadt Liſſabon in Portugal durch ein Erdbeben zerſtört, und der ſiebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiſer Franz I ſtarb, und der Jeſuitenorden wurde aufgehoben, und Polen geteilt, und die Kaiſerin Maria Thereſia ſtarb, und der Struenſee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei und die vereinigte franzöſiſche und ſpaniſche Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken ſchloſſen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiſer Joſeph ſtarb auch. Der König Guſtav von Schweden eroberte ruſſiſch Finnland, und die franzöſiſche Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiſer Leopold II ging auch in’s Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute ſäeten und ſchnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdiſchen Werkſtatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwiſchen zwei Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute 300 Ellen tief unter dem Boden, gruben ſie aus dem Schutt und Vitriolwaſſer den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eiſenvitriol durchdrungen, ſonſt aber unverweſt und unverändert war, alſo daß man ſeine Geſichtszüge und ſein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erſt vor einer Stunde geſtorben, oder ein wenig eingeſchlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren ſchon lange tot, kein Menſch wollte den ſchlafenden Jüngling kennen, oder etwas von ſeinem Unglück wiſſen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zuſammengeſchrumpft kam ſie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz ſank ſie auf die geliebte Leiche nieder, und erſt als ſie ſich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte, „es iſt mein Verlobter,“ ſagte ſie endlich, „um den ich 50 Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal ſehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit iſt er unter die Erde gegangen und nimmer heraufgekommen.“ Da wurden die Gemüter aller Umſtehenden von Wehmut und Thränen ergriffen, als ſie ſahen die ehemalige Braut jetzt in der Geſtalt des hingewelkten kraftloſen Alters und den Bräutigam noch in ſeiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Bruſt nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie ſie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis ſein Grab gerüſtet ſei auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüſtet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, ſchloß ſie ein Käſtlein auf, legte ſie ihm das ſchwarzſeidene Halstuch mit roten Streifen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag ſeiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof in's Grab legte, ſagte ſie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Erdenbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch ein wenig zu thun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird ſie zum zweiten Mal auch nicht behalten,“ ſagte ſie, als ſie fort ging und noch einmal umſchaute.

Der betrogene Krämer. — Ein Rubel iſt in Rußland eine Silbermünze und beträgt 27 Batzen hin oder her; ein Imperial aber iſt ein Goldſtück und thut 10 Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, z. B. wenn man in den Karten 9 Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein ſchlauer Soldat in Moskau ſagte doch: „Was gilt's? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen ſtanden ſchon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieſer Kaiſerthaler, dieſer Rubel, gehört er Euch?“ fragte er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löſte und lange zuſah, dachte endlich: wenn dich dein Geld an den Fingern brennt, die meinigen ſind nicht ſo blöde. „Hierher, Musketier, der Rubel iſt mein.“ Der Soldat ſagte: „Wenn Ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' Euch ſchwerlich gefunden unter der Menge,“ und giebt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtete ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut ſei; ja, er war gut, und ſteckt ihn in die Taſche. „Seid ſo gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial,“ ſagte der Musketier. Der Kaufmann erwiederte: „Ich habe keinen Imperial von Euch, ſo bin ich Euch auch keinen ſchuldig. Da habt Ihr Euren einfältigen Rubel wieder, wenn Ihr nur Spaß machen wollt.“ Aber der Musketier ſagte: „Meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus; mein Spaß iſt Ernſt, und die Marktwache, die Polizei, wird zu finden ſein.“ Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das ſchnöde, und es hängte ſich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?“ fragte der Polizeiſergeant, als er ſich mit ſeinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor? frag' ich.“ Der Krämer wußte wenig zu ſagen, aber deſto mundfertiger war der Musketier. Vor keiner Viertelſtunde, erzählte er, hab' er dieſem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taſchen habe er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm ſein Pate geſchenkt habe, als er gezogen wurde. So hab er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelaſſen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen ſei, hab' er den rechten Kaufladen nimmer gefunden, und an allen Ständen gefragt: „Wem bin ich einen Rubel ſchuldig?“ So habe dieſer geſagt, er ſei derjenige, und ſei's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wollte er nichts wiſſen. „Wollt Ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?“ Als aber der Polizeiſergeant die Umſtehenden fragte, und die Umſtehenden ſagten: ja, der Musketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieſer habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen, und daran geklingelt, ob er probat ſei. Als der Polizeihauptmann das hörte, ſo gab er den Beſcheid: „Habt Ihr Euren Rubel bekommen, ſo gebt dem Soldaten auch ſeinen Imperial zurück, oder man petſchiert Euch Euren Stand mit Lattennägeln zuſammen, und Ihr werdet zwiſchen Euren eigenen Brettern eingeſchachtelt und eingeſchindelt, und könnt Ihr alsdann lang Hunger leiden, ſo könnt Ihr auch lang leben.“ Das ſagte der Anführer der Polizeiwache, und wer dem Musketier für ſeinen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann. — Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Kaiſer Napoleon und die Obſtfrau von Brienne. — Der große Kaiſer Napoleon brachte ſeine Jugend als Zögling in der Kriegsſchule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge ſeine Kriege, die er führte, und ſeine Thaten. Da er gerne Obſt aß, wie die Jugend pflegt, ſo bekam eine Obſthändlerin daſelbſt manchen ſchönen Batzen von ihm zu löſen. Hatte er je einmal kein Geld, ſo borgte ſie. Bekam er Geld, ſo bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnisreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler ſchuldig. Und als ſie das letzte Mal ihm einen Teller voll ſaftiger Pfirſiche oder ſüßer Trauben brachte, „Beſte,“ ſagte er, „jetzt muß ich fort und kann Euch nicht bezahlen. Aber Ihr ſollt nicht vergeſſen ſein.“ Aber die Obſtfrau ſagte: „O reiſen Sie wegen deſſen ruhig ab, lieber junger Herr. Gott erhalte Sie geſund und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer ſolchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beſte Kopf ſo etwas vergeſſen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüt ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General und erobert Italien. Napoleon geht nach Aegypten, wo einſt die Kinder Israels das Zieglerhandwerk trieben, und liefert ein Treffen, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrte mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück und wird erſter Konſul. Napoleon ſtellt in ſeinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her, und wird franzöſiſcher Kaiſer, und noch hatte die gute Obſtfrau in Brienne nichts, als ſein Wort: „Ihr ſollt nicht vergeſſen ſein!“ Aber ein Wort noch immer ſo gut als bares Geld, und beſſer. Denn als der Kaiſer in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille ſchon dort, und mag wohl ſehr gerührt geweſen ſein, wenn er da an die vorige Zeit dachte und an die jetzige, und wie ihn Gott in ſo kurzer Zeit und durch ſo viele Gefahren unverſehrt bis auf den neuen Kaiſerthron geführt hatte, da blieb er auf der Gaſſe plötzlich ſtill ſtehen, legte den Finger auf die Stirne, wie einer, der ſich auf etwas beſinnt, nannte bald den Namen der Obſtfrau, erkundigte ſich nach ihrer Wohnung, die ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete und ein ſparſames Abendeſſen bereitete

„Kann ich hier etwas zur Erfriſchung haben?“ ſo fragte der Kaiſer. — „Ei ja!“ erwiderte die Frau, „die Melonen ſind reif,“ und holte eine. Während die zwei fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Reiſer an das Feuer legte, „kennt Ihr den Kaiſer auch, der heute hier ſein ſoll?“ fragte der eine. „Er iſt noch nicht da,“ antwortete die Frau, „er kommt erſt. Warum ſoll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obſt hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war.“ — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ — „Ja freilich, er hat alles ordentlich bezahlt.“ Da ſagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, Ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder Ihr müßt ein ſchlechtes Gedächtnis haben. Für's erſte ſo kennt Ihr den Kaiſer nicht. Denn ich bin's. Für's andere hab' ich Euch nicht ſo ordentlich bezahlt, als Ihr ſagt, ſondern ich bin Euch zwei Thaler ſchuldig oder etwas,“ und in dieſem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tiſch 1200 Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als ſie den Kaiſer erkannte, und die Goldſtücke auf dem Tiſch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen und war vor Freude und Schrecken ganz außer ſich, und die Kinder ſchauen auch einander an, und wiſſen nicht, was ſie ſagen ſollen. Der Kaiſer aber befahl nachher, das Haus niederzureißen, und der Frau ein anderes an den nämlichen Platz zu bauen. „In dieſem Hauſe,“ ſagte er, „will ich wohnen, ſo oft ich nach Brienne komme, und es ſoll meinen Namen führen.“ — Der Frau aber verſprach er, er wolle für ihre Kinder ſorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derſelben ehrenvoll verſorgt, und der Sohn ward auf kaiſerliche Koſten in der nämlichen Schule erzogen, aus welcher der Kaiſer ſelber ausgegangen iſt.

Suwarow. — Der Menſch muß eine Herrſchaft über ſich ſelber ausüben können, ſonſt iſt er kein braver und achtungswürdiger Menſch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, ſondern immer. Der ruſſiſche General Suwarow, den die Türken und Polacken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein ſcharfes und ſtrenges Kommando. Aber was das vornehmſte war, er ſtellte ſich unter ſein eigenes Kommando, als wenn er ein anderer und nicht der Suwarow ſelber wäre, und ſehr oft mußten ihm ſeine Adjutanten dies und jenes in ſeinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wütend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienſt etwas verſehen hatte, und fing ſchon an ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienſt erweiſen, eilte herbei und ſagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man ſolle ſich nie vom Zorn übernehmen laſſen.“ Sogleich ließ Suwarow nach und ſagte: „Wenn's der General befohlen hat, ſo muß man gehorchen.“

Leben des vergnügten Schulmeiſterleins Maria Wuz in Auenthal

von Jean Paul Richter (1763—1825).

Wie war dein Leben und Sterben ſo ſanft und meerſtille, du vergnügtes Schulmeiſterlein Wuz! Der ſtille, laue Himmel eines Nachſommers gieng nicht mit Gewölk, ſondern mit Duft um dein Leben herum; deine Epochen waren die Schwankungen, und dein Sterben war das Umlegen einer Lilie, deren Blätter auf ſtehende Blumen auseinanderflattern — und ſchon außer dem Grabe ſchlieſeſt du ſanft!

Jetzt aber, meine Freunde, müſſen vor allen Dingen die Stühle um den Ofen, der Schenktiſch mit dem Trinkwaſſer an unſre Kniee gerückt, und die Vorhänge zugezogen, und die Schlafmützen aufgeſetzt werden, und an die grand monde über der Gaſſe drüben und ans palais royal muß keiner von uns denken, blos weil ich die ruhige Geſchichte des vergnügten Schulmeiſterleins erzähle — und du, mein lieber Chriſtian, der du eine einatmende Bruſt für die einzigen feuerbeſtändigen Freuden des Lebens, für die häuslichen, haſt, ſetze dich auf den Arm des Großvaterſtuhls, aus dem ich heraus erzähle, und lehne dich zuweilen an mich! Du machſt mich gar nicht irre.

Seit der Schwedenzeit waren die Wuze Schulmeiſter in Auenthal, und ich glaube nicht, daß einer vom Pfarrer oder von ſeiner Gemeinde verklagt wurde. Allemal acht oder neun Jahre nach der Hochzeit verſahen Wuz und Sohn das Amt mit Verſtand — unſer Maria Wuz dozirte unter ſeinem Vater ſchon in der Woche des ABC, in der er das Buchſtabieren erlernte, das nichts taugt. Der Charakter unſers Wuz hatte, wie der Unterricht anderer Schulleute, etwas Spielendes und Kindiſches, aber nicht im Kummer, ſondern in der Freude.

Schon in der Kindheit war er ein wenig kindiſch. Denn es giebt zweierlei Kinderſpiele, kindiſche und ernſthafte — die ernſthaften ſind Nachahmungen der Erwachſenen, das Kaufmann-, Soldaten-, Handwerker-Spielen — die kindiſchen ſind Nachäffungen der Tiere. Wuz war beim Spielen nie etwas anders als ein Haſe, eine Turteltaube oder das Junge derſelben, ein Bär, ein Pferd oder gar der Wagen daran. Glaubt mir, ein Seraph findet auch in Kollegien und Hörſälen keine Geſchäfte, ſondern nur Spiele und, wenn er's hoch treibt, jene zweierlei Spiele.

Indeß hatt' er auch, wie alle Philoſophen, ſeine ernſthafteſten Geſchäfte und Stunden. Setzte er nicht ſchon längſt — ehe die brandenburgiſchen erwachſenen Geiſtlichen nur fünf Fäden von buntem Ueberzug umthaten — ſich dadurch über große Vorurteile weg, daß er eine blaue Schürze, die ſeltener der geiſtliche Ornat als der in ein Amt tragende Dr. Fauſt's-Mantel guter Kandidaten iſt, vormittags über ſich warf und in dieſem himmelfarbigen Meßgewand der Magd ſeines Vaters die vielen Sünden vorhielt, die ſie um Himmel und Hölle bringen konnten? — Ja, er griff ſeinen eignen Vater an, aber nachmittags; denn wenn er dieſem Kober's Kabinettsprediger vorlas, war's ſeine innige Freude, dann und wann zwei, drei Worte oder gar Zeilen aus eigenen Ideen einzuſchalten und dieſe Interpolazion mit wegzuleſen, als ſpräche Herr Kober ſelbſt mit ſeinem Vater. Ich denke, ich werfe durch dieſe Perſonalie vieles Licht auf ihn und einen Spaß, den er ſpäter auf der Kanzel trieb, als er auch Nachmittags den Kirchgängern die Poſtille an Pfarrers ſtatt vorlas, aber mit ſo viel hineingeſpielten eigenen Verlagsartikeln und Fabrikaten, daß er dem Teufel Schaden that und deſſen Diener rührte. „Juſtel," ſagt' er nachher um 4 Uhr zu ſeiner Frau, „was weißt du unten in deinem Stuhl, wie prächtig es einem oben iſt, zumal unter dem Kanzelliede?

Wir können's leicht bei ſeinen ältern Jahren erfragen, wie er in ſeinen Flegeljahren war. Im Dezember von jenen ließ er allemal das Licht eine Stunde ſpäter bringen, weil er in dieſer Stunde ſeine Kindheit — jeden Tag nahm er einen andern Tag vor — rekapitulierte. Indem der Wind ſeine Fenſter mit Schnee-Vorhängen verfinſterte, und indem ihn aus den Ofenfugen das Feuer anblinkte, drückte er die Augen zu und ließ auf die gefrornen Wieſen den längſt vermoderten Frühling niedertauen; da bauete er ſich mit der Schweſter in den Heuſchober ein und fuhr auf dem architektoniſch gewölbten Heugebirge des Wagens heim und riet droben mit geſchloſſenen Augen, wo ſie wohl nun führen. In der Abendkühle, unter dem Schwalbenſcharmuzieren über ſich, ſchoß er, froh über die untere Entkleidung und das Deshabillé der Beine, als ſchreiende Schwalbe herum und mauerte ſich für ſein Junges — ein hölzerner Weihnachtshahn mit angepichten Federn war's — eine Kot-Rotunda mit einem Schnabel von Holz und trug hernach Bettſtroh und Bettfedern zu Neſt. Für eine andere palingeneſierende Winterabendſtunde wurde ein prächtiger Trinitatis (ich wollt', es gäbe 365 Trinitatis) aufgehoben, wo er am Morgen, im tönenden Lenz um ihn und in ihm, mit läutendem Schlüſſelbund durch das Dorf in den Garten ſtolzierte, ſich im Tau abkühlte und das glühende Geſicht durch die tropfende Johannisbeerſtaude drängte, ſich mit dem hochſtämmigen Graſe maß, und mit zwei ſchwachen Fingern die Roſen für den Herrn Senior und ſein Kanzelpult abdrehte. An eben dieſem Trinitatis — das war die zweite Schüſſel an dem nämlichen Dezemberabend, quetſchte er, mit dem Sonnenſchein auf dem Rücken, den Orgeltaſten den Choral : „Gott im der Höh' ſei Ehr'" ein oder ab (mehr kann er noch nicht) und ſtreckte die kurzen Beine mit vergeblichen Näherungen zur Parterretaſtatur hinunter, und der Vater riß für ihn die richtigen Regiſter heraus. — Er würde die ungleichartigſten Dinge zuſammenſchütten, wenn er ſich in den gedachten beiden Abendſtunden erinnerte, was er im Kindheitsdezember vornahm; aber er war ſo klug, daß er ſich erſt in einer dritten darauf beſann, wie er ſonſt abends ſich aufs Zuketten der Fenſterläden freute, weil er nun ganz geſichert vor allem in der lichten Stube hockte, daher er nicht gern lange in die von abſpiegelnden Fenſterſcheiben über die Läden hinausgelagerte Stube hineinſah; wie er und ſeine Geſchwiſter die abendliche Kocherei der Mutter ausſpionierten, unterſtützten und unterbrachen, und wie er und ſie mit zugedrückten Augen auf das Blenden des kommenden Talglichts ſich ſpitzten, und wie ſie in dem aus dem unabſehlichen Gewölbe des Univerſums herausgeſchnittenen oder hineingegebauten Kloſett ihrer Stube beſchirmt waren, ſo warm, ſo ſatt, ſo wohl... Und alle Jahre, ſo oft er dieſe Retourfuhre ſeiner Kindheit und des Wolfsmonats darin veranſtaltete, vergaß und erſtaunt' er — ſobald das Licht angezündet wurde — daß in der Stube, die er ſich wie ein Lorettohäuschen aus dem Kindheitskanaan herüber holte, er gerade jetzt ſäße. — So beſchreibt er wenigſtens ſelber dieſe Erinnerungshohen-Opern in ſeinen Rouſſeauiſchen Spaziergängen, die ich da vor mich lege, um nicht zu lügen...

Allein ich ſchnüre mir den Fuß mit lauter Wurzelngeflecht und Dickicht ein, wenn ich's nicht dadurch wegreiße, daß ich einen gewiſſen äußerſt wichtigen Umſtand aus ſeinem männlichen Alter herausſchneide und ſogleich jetzt aufſetze; nachher aber ſoll ordentlich angefangen und mit dem Schulmeiſterlein langſam in den drei aufſteigenden Zeichen der Altersſtufen hinauf und auf der andern Seite in den drei wieder hinabgegangen werden — bis Wuz am Fuß der tiefſten Stufe vor uns ins Grab fällt.

Ich wollte, ich hätte dieſes Gleichnis nicht genommen. So oft ich in Lavater's Fragmenten oder in des Comenius „Orbis pictus" oder an einer Wand das Blut- und Trauergerüſte der ſieben Lebensſtationen beſah — ſo oft ich zuſchaute, wie das gemalte Geſchöpf, ſich verlängernd und ausſtreckend, die Ameiſenpyramide aufklettert, drei Minuten droben ſich umblickt und einkriechend auf der andern Seite niederfährt und abgekürzt umkugelt auf die um dieſe Schädelſtätte liegende Vorwelt — und ſo oft ich vor das atmende Roſengeſicht voll Frühlinge und voll Durſt, einen Himmel auszutrinken, trete und bedenke, daß nicht Jahrtauſende, ſondern Jahrzehnte dieſes Geſicht in das zuſammengeronnene, zerknüllte Geſicht voll überlebter Hoffnungen ausgedorret haben... Aber indem ich über andre mich betrübe, heben und ſenken mich die Stufen ſelber, und wir wollen einander nicht ſo ernſthaft machen.

Der wichtige Umſtand, bei dem uns, wie man behauptet, ſo viel daran gelegen iſt, ihn voraus zu hören, iſt nämlich der, daß Wuz eine ganze Bibliothek — wie hätte der Mann ſich eine kaufen können? — ſich eigenhändig ſchrieb. Sein Schreibzeug war ſeine Taſchendruckerei; jedes neue Meßprodukt, deſſen Titel das Meiſterlein anſichtig wurde, war nun ſo gut als geſchrieben oder gekauft; denn es ſetzte ſich ſogleich hin und machte das Produkt und ſchenkte es ſeiner anſehnlichen Bücherſammlung, die, wie die heidniſchen, aus lauter Handſchriften beſtand. Z. B. kaum waren die phyſiognomiſchen Fragmente von Lavater da, ſo ließ Wuz dieſem fruchtbaren Kopfe dadurch wenig voraus, daß er ſein Konzeptpapier in Quarto brach und drei Wochen lang nicht vom Seſſel wegging, ſondern an ſeinem eignen Kopfe ſo lange zog, bis er ſich den Schweizer nachgeſchrieben hatte. Dieſe Wuziſchen Fragmente übertitelte er die Lavater'ſchen und merkte an : „er hätte nichts gegen die gedruckten; aber ſeine Hand ſei hoffentlich ebenſo leſerlich, wenn nicht beſſer, als irgend ein Mittel-Fraktur-Druck." Er war kein verdammter Nachdrucker, der das Original hinlegt und oft das meiſte davon abdruckt, ſondern er nahm gar keines zur Hand. Daraus ſind zwei Thatſachen vortrefflich zu erklären : erſtlich die, daß es manchmal mit ihm haperte, und daß er z. B. im ganzen Feder'ſchen Traktat über Raum und Zeit von nichts handelte als vom Schiffs-Raum. Die zweite Thatſache iſt ſeine Glaubensſache : da er einige Jahre ſein Bücherbrett auf dieſe Art vollgeſchrieben und durchſtudiert hatte, ſo nahm er die Meinung an, ſeine Schreibebücher wären eigentlich die kanoniſchen Urkunden, und die gedruckten wären bloße Nachſtiche ſeiner geſchriebenen; nur das, klagt' er, könn' er — und böten die Leute ihm Balleien dafür an — nicht herauskriegen, wienach und warum der Buchführer das Gedruckte allzeit ſo ſehr verfälſche und umſetze, daß man wahrhaftig ſchwören ſollte, das Gedruckte und das Geſchriebene hätten doppelte Verfaſſer, wüßte man es nicht ſonſt.

Es war einfältig, wenn etwa ihm zum Poſſen ein Autor ſein Werk gründlich ſchrieb, nämlich in Querfolio — oder witzig, nämlich in Sedez; denn ſein Mitmeiſter Wuz ſprang den Augenblick herbei und legte ſeinen Bogen in die Quere hin oder krempte ihn in Sedezimo ein.

Nur ein Buch ließ er in ſein Haus, den Meßkatalog; denn die beſten Inventarienſtücke deſſelben mußte der Senior am Rande mit einer ſchwarzen Hand beſtempeln, damit er ſie hurtig genug ſchreiben konnte, um das Oſtermeß-Heu in die Panſe des Bücherſchranks hineinzumähen, ehe das Michaelis-Grummet herausſchoß. Ich möchte ſeine Meiſterſtücke nicht ſchreiben. Den größten Schaden hatte der Mann davon — Verſtopfung zu halben Wochen und Schnupfen auf der andern Seite — wenn der Senior (ſein Friedrich Nicolai) zu viel Gutes, das er zu ſchreiben hatte, anſtrich und ſeine Hand durch die gemalte anſpornte; und ſein Sohn klagte oft, daß in manchen Jahren ſein Vater vor litterariſcher Geburtsarbeit kaum nieſen konnte, weil er auf einmal Sturm's Betrachtungen, die verbeſſerte Auflage, Schiller's Räuber und Kant's Kritik der reinen Vernunft der Welt zu ſchenken hatte. Das geſchah bei Tage; abends aber mußte der gute Mann nach dem Abendeſſen noch gar um den Südpol rudern und konnte auf ſeiner Cookiſchen Reiſe kaum drei geſcheite Worte zum Sohne nach Deutſchland hinaufreden. Denn da unſer Enzyklopädiſt nie das innere Afrika oder nur einen ſpaniſchen Mauleſelſtall betreten, oder die Einwohner von beiden geſprochen hatte, ſo hatte er deſto mehr Zeit und Fähigkeit, von beiden und allen Ländern reichhaltige Reiſebeſchreibungen zu liefern — ich meine ſolche, worauf der Statiſtiker, der Menſchheits-Geſchichtſchreiber und ich ſelber fußen können — erſtlich deswegen, weil auch andere Reiſejournaliſten häufig ihre Beſchreibungen ohne die Reiſe machen — zweitens auch, weil Reiſebeſchreibungen überhaupt unmöglich auf eine andere Art zu machen ſind, angeſehen noch kein Reiſebeſchreiber wirklich vor oder in dem Lande ſtand, das er ſilhouettierte; denn ſo viel hat auch der Dümmſte noch aus Leibnitzens vorherbeſtimmter Harmonie im Kopfe, daß die Seele, z. B. die Seelen eines Forſter's, Brydone, Björnſtähl's — insgeſamt ſeßhaft auf dem Iſolirſchemel der verſteinerten Zirbeldrüſe — ja nichts anders von Südindien oder Europa beſchreiben können, als was jede ſich davon ſelber erdenkt, und was ſie, beim gänzlichen Mangel äußerer Eindrücke, aus ihren fünf Kanker-Spinnwarzen vorſpinnt und abzwirnt. Wuz zerrte ſein Reiſejournal auch aus niemand anders als aus ſich.

Er ſchreibt über alles, und wenn die gelehrte Welt ſich darüber wundert, daß er fünf Wochen nach dem Abdruck der Werther'ſchen Leiden einen alten Flederwiſch nahm und ſich eine harte Spule auszog und damit ſtehenden Fußes ſie ſchrieb, die Leiden — ganz Deutſchland ahmte nachher ſeine Leiden nach — ſo wunderte ſich niemand weniger über die gelehrte Welt als ich; denn wie kann ſie Rouſſeau's Bekenntniſſe geſehen und geleſen haben, die Wuz ſchrieb, und die Dato noch unter ſeinen Papieren liegen? In dieſen ſpricht aber J. J. Rouſſeau oder Wuz (das iſt einerlei) ſo von ſich, allein mit andern Einkleidungsworten: „Er würde wahrhaftig nicht ſo dumm ſein, daß er Federn nähme und die beſten Werke machte, wenn er nichts brauchte, als bloß den Beutel aufzubinden und ſie zu erhandeln. Allein er habe nichts darin als zwei ſchwarze Hemdknöpfe und einen kotigen Kreuzer. Wolle er mithin etwas Geſcheites leſen, z. B. aus der praktiſchen Arzneikunde und aus der Kranken-Univerſalhiſtorie, ſo müſſe er ſich an ſeinen triefenden Fenſterſtock ſetzen und den Bettel erſinnen. An wen wolle er ſich wenden, um den Hintergrund des Freimaurer-Geheimniſſes auszuhorchen, an welches Dionyſius-Ohr, meine er, als an ſeine zwei eignen? Auf dieſe, an ſeinen eignen Kopf angeöhrten, höre er ſehr, und indem er die Freimaurer-Reden, die er ſchreibe, genau durchleſe und zu verſtehen trachte, ſo merke er zuletzt allerhand Wunderdinge und komme weit und rieche im ganzen genommen Lunten. Da er von Chemie und Alchemie ſo viel wiſſe, wie Adam nach dem Fall, als er alles vergeſſen hatte, ſo ſei ihm ein rechter Gefallen geſchehen, daß er ſich den annulus Platonis geſchmiedet, dieſen ſilbernen Ring um den Blei-Saturn, dieſen Gyges-Ring, der ſo vielerlei unſichtbar mache, Gehirne und Metalle; denn aus dieſem Buche dürfte er, ſollte er's nur einmal ordentlich begreifen, frappant wiſſen, wo Barthel Moſt hole." — Jetzt wollen wir wieder in ſeine Kindheit zurück.

Im zehnten Jahre verpuppte er ſich in einen mulattenfarbigen Alumnus und obern Quintaner der Stadt Scheerau. Sein Examinator muß mein Zeuge ſein, daß es keine weiße Schminke iſt, die ich meinem Helden anſtreiche, wenn ich's zu berichten wage, daß er nur noch ein Blatt bis zur vierten Deklination zurückzulegen hatte, und daß er die ganze Geſchlechts-Ausnahme thorax caudex pulexque vor der Quinta wie ein Wecker abrollte — bloß die Regel wußte er nicht. Unter allen dieſen Niſchen des Alumneums war nur eine ſo geſcheuert und geordnet gleich der Prunkküche einer Nürnbergerin, das war ſeine; denn zufriedene Menſchen ſind die ordentlichſten. Er kaufte ſich aus ſeinem Beutel für zwei Kreuzer Nägel und beſchlug ſeine Zelle damit, um für alle Effekten beſondere Nägel zu haben — er ſchlichtete ſeine Schreibbücher ſo lange, bis ihre Rücken ſo bleirecht auf einander lagen wie eine preußiſche Fronte, und er ging beim Mondſchein aus dem Bette und viſierte ſo lange um ſeine Schuhe herum, bis ſie parallel neben einander ſtanden. — War alles metriſch, ſo rieb er die Hände, riß die Achſeln über die Ohren hinauf, ſprang empor, ſchüttelte ſich faſt den Kopf herab und lachte ungemein.

Ehe ich von ihm weiter beweiſe, daß er im Alumneum glücklich war, will ich beweiſen, daß dergleichen kein Spaß war, ſondern eine herkuliſche Arbeit. Hundert ägyptiſche Plagen hält man für keine, bloß weil ſie uns nur in der Jugend heimſuchen, wo moraliſche Wunden und komplizierte Frakturen ſo hurtig zuheilen wie phyſiſche — grünendes Holz bricht nicht ſo leicht wie dürres entzwei. Alle Einrichtungen legen es dar, daß ein Alumneum ſeiner älteſten Beſtimmung nach ein proteſtantiſches Knaben-Kloſter ſein ſoll; aber dabei ſollte man es laſſen, man ſollte ein ſolches Präſervations-Zuchthaus in kein Luſtſchloß, ein ſolches Miſanthropin in kein Philanthropin verwandeln wollen. Müſſen nicht die glücklichen Inhaftaten einer ſolchen Fürſtenſchule die drei Kloſtergelübde ablegen? Erſtlich das des Gehorſams, da der Schüler-Guardian und die Novizenmeiſter ſeinen ſchwarzen Novizen das Spornrad der häufigſten widrigſten Befehle und Ertötungen in die Seite ſticht. Zweitens das der Armut, da ſie nicht Kruditäten und übrige Brocken, ſondern Hunger von einem Tage zum andern aufheben und übertragen; und Karminati vermöchte ganze Invalidenhäuſer mit dem Supernumerär-Magenſaft der Konviktorien und Alumneen auszuheilen. Das Gelübde der Keuſchheit thut ſich nachher von ſelbſt, ſobald ein Menſch den ganzen Tag zu laufen und zu faſten hat. Zu wichtigen Aemtern muß der Staatsbürger erſt gehänſelt werden. Verdient aber bloß der katholiſche Novize zum Mönch geprügelt, oder ein elender Ladenjunge in Bremen zum Kaufmannsdiener geräuchert, oder ein ſittenloſer Südamerikaner zum Kaziken durch beides und durch mehrere in meinen Exzerpten ſtehende Qualen appretiert und ſublimiert zu werden? Iſt ein lutheriſcher Pfarrer nicht ebenſo wichtig, und ſind ſeiner künftigen Beſtimmung nicht eben ſo gut ſolche übende Martern nötig? Zum Glück hat er ſie; vielleicht mauerte die Vorwelt die Schulpforten, deren Konklaviſten insgeſamt wahre Knechte der Knechte ſind, bloß ſeinetwegen auf; denn andern Fakultäten iſt mit dieſer Kreuzigung und Radbrechung des Fleiſches und Geiſtes zu wenig gedient. — Daher iſt auch das ſo oft getadelte Chor-, Gaſſen- und Leichenſingen der Alumneen ein recht gutes Mittel, proteſtantiſche Kloſterleute aus ihnen zu ziehen — und ſelbſt ihr ſchwarzer Ueberzug und die kanoniſche Mohren-Enveloppe des Mantels iſt etwas Aehnliches von der Mönchskutte. Daher ſchießen in Leipzig um die Thomasſchüler, da doch einmal die Geiſtlichen die Perrücken-Wammen anhängen müſſen, wenigſtens die Herzblätter eines aufkapſelnden Perrückchens herum, das wie ein Pultdach oder wie halbe Flügeldecken ſich auf dem Kopfe umſieht. In den alten Klöſtern war die Gelehrſamkeit Strafe; nur Schuldige mußten da lateiniſche Pſalmen auswendig lernen oder Autores abſchreiben; — in guten armen Schulen wird dieſes Strafen nicht vernachläſſigt, und ſparſamer Unterricht wird da ſtets als ein unſchuldiges Mittel angeordnet, den armen Schüler damit zu züchtigen und zu mortifizieren…

Bloß dem Schulmeiſterlein hatte dieſe Kreuzſchule wenig an; den ganzen Tag freute er ſich auf oder über etwas. „Vor dem Aufſtehen," ſagte er, „freu' ich mich auf das Frühſtück, den ganzen Vormittag aufs Mittageſſen, zur Veſperzeit aufs Veſperbrod und abends aufs Nachtbrod — und ſo hat der Alumnus Wuz ſich ſtets auf etwas zu ſpitzen." Trank er tief, ſo ſagte er: „Das hat meinem Wuz geſchmeckt" und ſtrich ſich den Magen. Nieſete er, ſo ſagte er: „Helf dir Gott, Wuz!" — Im fieberfroſtigen Novemberwetter letzte er ſich auf der Gaſſe mit der Vormalung des warmen Ofens und mit der närriſchen Freude, daß er eine Hand um die andere unter ſeinem Mantel wie zu Hauſe ſtecken hatte. War der Tag gar zu toll und windig — es giebt für uns Wichte ſolche Hatztage, wo die ganze Erde ein Hatzhaus iſt, und wo bie Plagen wie ſpaßhaft gehende Waſſerkünſte uns bei jedem Schritte anſpritzen und einfeuchten — ſo war das Meiſterlein ſo pfiffig, daß es ſich unter das Wetter hinſetzte und ſich nichts darum ſchor; es war nicht Ergebung, die das unvermeidliche Uebel aufnimmt, nicht Abhärtung, die das ungefühlte trägt, nicht Philoſophie, die das verdünnte verdauet, oder Religion, die das belohnte verwindet, ſondern der Gedanke an's warme Bett war's. „Abends," dachte er, „liege ich auf alle Fälle, ſie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen, wie ſie wollen, unter meiner warmen Zudeck und drücke die Naſe ruhig ans Kopfkiſſen, acht Stunden lang." — Und kroch er endlich in der letzten Stunde eines ſolchen Leidenstages unter ſein Oberbett, ſo ſchüttelte er ſich darin, krempte ſich mit den Knien bis an den Nabel zuſammen und ſagte zu ſich: „Siehſt du Wuz, es iſt doch vorbei."

Ein anderer Paragraph aus der Wuziſchen Kunſt, ſtets fröhlich zu ſein, war ſein zweiter Pfiff, ſtets fröhlich aufzuwachen — und um dies zu können, bediente er ſich eines dritten und hob immer vom Tage vorher etwas Angenehmes für den Morgen auf, entweder gebackene Klöße oder ebenſo viel äußerſt gefährliche Blätter aus dem Robinſon, der ihm lieber war als Homer — oder auch junge Vögel oder junge Pflanzen, an denen er am Morgen nachzuſehen hatte, wie nachts Federn und Blätter gewachſen.

Den dritten und vielleicht durchdachteſten Paragraphen ſeiner Kunſt, fröhlich zu ſein, arbeitete er erſt aus, da er Sekundaner ward·
er wurde verliebt. —

Eine ſolche Ausarbeitung wäre meine Sache... Aber da ich hier zum erſten Male in meinem Leben mich mit meiner Reißkohle an das Blumenſtück gemalter Liebe mache, ſo muß auf der Stelle abgebrochen werden, damit fortgeriſſen werde morgen um 6 Uhr mit weniger niedergebranntem Feuer. —

Wenn Venedig, Rom und Wien und die Luſtſtädte-Bank ſich zuſammenthäten und mich mit einem ſolchen Karneval beſchenken wollten, das dem beikäme, welches mitten in der ſchwarzen Kantors-Stube in Joditz war, wo wir Kinder von 8 bis 11 Uhr forttanzten (ſo lange währte unſere Faſchingszeit, in der wir den Appetit zur Faſtnachts-Hirſe verſprangen), ſo machten ſich jene Reſidenzſtädte zwar an etwas Unmögliches und Lächerliches — aber doch an nichts ſo Unmögliches, wie dies wäre, wenn ſie dem Alumnus Wuz den Faſtnachtsmorgen mit ſeinen Karnevalsluſtbarkeiten wiedergeben wollten, als er als unterer Sekundaner auf Beſuch in der Tanz- und Schulſtube ſeines Vaters am Morgen gegen 10 Uhr ordentlich verliebt wurde.

Seine Kanikularferien ſind aber vielleicht nirgends deutlicher beſchrieben als in ſeinen „Werther's Freuden", die ſeine Lebensbeſchreiber faſt nur abzuſchreiben brauchen. — Er ging da Sonntags nach der Abendkirche heim nach Auenthal und hatte mit den Leuten in allen Gaſſen Mitleiden, daß ſie dableiben mußten. Draußen dehnte ſich ſeine Bruſt mit dem aufgebauten Himmel vor ihm aus, und halbtrunken im Konzertſaal aller Vögel horchte er doppelſelig bald auf die gefiederten Sopraniſten bald auf ſeine Phantaſien. Um nur ſeine über die Ufer ſchlagenden Lebenskräfte abzuleiten, galoppierte er oft eine halbe Viertelſtunde lang. Da er immer kurz vor und nach Sonnenuntergang eine gewiſſes wollüſtiges, trunkenes Sehnen empfunden hatte — die Nacht aber macht wie ein längerer Tod den Menſchen erhaben und nimmt ihm die Erde — ſo zauderte er mit ſeiner Landung in Auenthal ſo lange, bis die zerfließende Sonne durch die letzten Kornfelder vor dem Dorfe mit Goldfäden, die ſie gerade über die Aehren zog, ſein blaues Röckchen ſtickte, und bis ſein Schatten an den Berg über den Fluß wie ein Rieſe wandelte. Dann ſchwankte er unter dem wie aus der Vergangenheit herüberklingenden Abendläuten ins Dorf hinein und war allen Menſchen gut, ſelbſt dem Präfektus. Ging er dann um ſeines Vaters Haus und ſah am obern Kappfenſter den Widerſchein des Monds und durch ein Parterre-Fenſter ſeine Juſtina, die da alle Sonntage einen ordentlichen Brief ſetzen lernte... o, wenn er dann in dieſer paradieſiſchen Viertelſtunde ſeines Lebens auf fünfzig Schritte die Stube und die Briefe und das Dorf von ſich hätte wegſprengen und um ſich und um die Briefſtellerin bloß ein einſames Tempe-Thal hätte ziehen können — wenn er in dieſem Thale mit ſeiner trunkenen Seele, die unterwegs um alle Weſen ihre Arme ſchlug, auch an ſein ſchönſtes Weſen hätte fallen dürfen, und er und ſie und Himmel und Erde zurückgeſunken und zerfloſſen wären vor einem flammenden Augenblick und Brennpunkte menſchlicher Entzückung...

Indeſſen that er's wenigſtens nachts um 11 Uhr, und vorher ging's auch nicht ſchlecht. Er erzählte dem Vater, aber im Grunde Juſtinen, ſeinen Studienplan und ſeinen politiſchen Einfluß; er ſetzte ſich dem Tadel, womit ſein Vater ihre Briefe korrigierte, mit demjenigen Gewicht entgegen, das ein ſolcher Kunſtrichter hat, und er war, da er gerade warm aus der Stadt kam, mehr als einmal mit Witz bei der Hand — kurz unter dem Einſchlafen hörte er in ſeiner tanzenden, taumelnden Phantaſie nichts als Sphären-Muſik.

— Freilich du, mein Wuz, kannſt Werther's Freuden aufſetzen, da allemal deine äußere und deine innere Welt ſich wie zwei Muſchelſchalen aneinander löten und dich als ihr Schaltier einfaſſen; aber bei uns armen Schelmen, die wir hier am Ofen ſitzen, iſt die Außenwelt ſelten der Ripiniſt und Choriſt unſerer fröhlichen Stimmung — höchſtens dann, wenn an uns der ganze Stimmſtock umgefallen, und wir knarren und brummen; oder in einer andern Metapher: wenn wir eine verſtopfte Naſe haben, ſo ſetzt ſich ein ganzes mit Blut überwölbtes Eden vor uns hin, und wir mögen nicht hineinriechen.

Mit jedem Beſuche machte das Schulmeiſterlein ſeine Johanna-Thereſe-Charlotte-Marianna-Klariſſa-Heloiſe-Juſtel auch ein Geſchenk mit einem Pfefferkuchen und einem Potentaten; ich will über beide ganz befriedigend ſein.

Die Potentaten hatte er in ſeinem eigenen Verlage; aber wenn die Reichshofratskanzlei ihre Fürſten und Grafen aus ein wenig Tinte, Pergament und Wachs macht, ſo verfertigte er ſeine Potentaten viel koſtbarer aus Ruß, Fett und zwanzig Farben. Im Alumneum wurde nämlich mit den Rahmen einer Menge Potentaten eingeheizet, die er ſämtlich mit gedachten Materialien ſo zu kopieren und zu repräſentieren wußte, als wäre er ihr Geſandter. Er überſchmierte ein Quartblatt mit einem Endchen Licht und nachher mit Ofenruß — dieſes legte er mit der ſchwarzen Seite auf ein anderes mit weißen Seiten — oben auf beide Blätter that er irgend ein fürſtliches Porträt — dann nahm er eine abgebrochene Gabel und fuhr mit ihrer drückenden Spitze auf dem Geſichte und Leibe des regierenden Herrn herum —— dieſer Druck verdoppelte den Potentaten, der ſich vom ſchwarzen Blatt aufs weiße überfärbte. So nahm er von allem, was unter einer europäiſchen Krone ſaß,, recht kluge Kopien; allein ich habe niemals verhehlet, daß ſeine Okulier-Gabel die ruſſiſche Kaiſerin (die vorige) und eine Menge Kronprinzen dermaßen aufkrazte und durchſchnitt, daß ſie zu nichts mehr zu brauchen waren als dazu, den Weg ihrer Rahmen zu gehen. Gleichwohl war das rußige Quartblatt nur die Bruttafel und Aetz-Wiege glorwürdiger Regenten oder auch der Streich- oder Laichteich derſelben — ihr Streckteich aber oder die Appretur-Maſchine der Potentaten war ſein Farbkäſtchen; mit dieſem illuminierte er ganze regierende Linien, und alle Muſcheln kleideten einen einzigen Großfürſten an, und die Kronprinzeſſinnen zogen aus derſelben Farbemuſchel Wangenröte, Schamröte und Schminke. — Mit dieſen regierenden Schönen beſchenkte er die, die ihn regierte, und die nicht wußte, was ſie mit dem hiſtoriſchen Bilderſaale machen ſollte.

Aber mit dem Pfefferkuchen wußte ſie es in dem Grade, daß ſie ihn aß. Ich halte es für ſchwer, einer Geliebten einen Pfefferkuchen zu ſchenken, weil man ihn oft kurz vor der Schenkung ſelber verzehrt. Hatte nicht Wuz die drei Kreuzer für den erſten ſchon bezahlt? Hatte er nicht das braune Rektangulum ſchon in der Taſche und war damit ſchon bis auf eine Stunde vor Auenthal und vor dem Adjudikationstermin gereiſet? Ja, wurde die ſüße Votiv-Tafel nicht alle Viertelſtunden aus der Taſche gehoben, um zu ſehen, ob ſie noch viereckig ſei? Dies war eben das Unglück; denn bei dieſem Beweis durch Augenſchein, den er führte, brach er immer wenige und unbedeutende Mandeln aus dem Kuchen — dergleichen that er öfters — darauf machte er ſich (ſtatt an die Quadratur des Zirkels) an das Problem, den gevierteten Zirkel wieder rein herzuſtellen, und biß ſauber die vier rechten Winkel ab und machte ein Achteck, ein Sechzehneck — denn ein Zirkel iſt ein unendliches Vieleck — darauf war nach dieſen mathematiſchen Ausarbeitungen das Vieleck vor keinem Mädchen mehr zu produzieren — darauf that Wuz einen Sprung und ſagte: „Ach, ich eſſe ihn ſelber," und heraus war der Seufzer, und hinein die geometriſche Figur. — Es werden wenige ſchottiſche Meiſter, akademiſche Senate und Magiſtranden leben, denen nicht ein wahrer Gefallen geſchähe, wenn man ihnen zu hören gäbe, durch welchen Maſchinen-Gott ſich Wuz aus der Sache zog — — durch einen zweiten Pfefferkuchen that er's, den er allemal als einen Wand- und Taſchen-Nachbar des erſten mit einſteckte. Indem er den einen aß, landete der andere ohne Läſionen an, weil er mit dem Zwilling wie mit Brandmauer und Kronwache den andern beſchützte. Das aber ſah er in der Folge ſelber ein, daß er — um nicht einen bloßen Torſo oder Atom nach Auenthal zu transportieren — die Krontruppen oder Pfefferkuchen von Woche zu Woche vermehren müſſe.

Er wäre Primaner geworden, wäre nicht ſein Vater aus unſerem Planeten in einen andern oder in einen Trabanten gerückt. Daher dachte er die Melioration ſeines Vaters nachzumachen und wollte von der Sekundanerbank auf den Lehrſtuhl rutſchen. Der Kirchenpatron, Herr von Ebern, drängte ſich zwiſchen beide Gerüſte und hielt ſeinen ausgedienten Koch an der Hand, um ihn in ein Amt einzuſetzen, dem er gewachſen war, weil es in dieſem eben ſo gut wie in ſeinem vorigen Spanferkel tot zu peitſchen und zu appretieren, obwohl nicht zu eſſen gab. Ich habe es ſchon in der Reviſion des Schulweſens in einer Note erinnert und Hrn. Gedikens Beifall davongetragen, daß in jedem Bauernjunge ein unausgewachſener Schulmeiſter ſtecke, der von ein paar Kirchenjahren groß zu paraphraſieren ſei — daß nicht bloß das alte Rom Welt-Konſule, ſondern auch heutige Dörfer Schul-Konſule vom Pfluge und aus der Furche ziehen könnten — daß man ebenſo gut von Leuten ſeines Standes hier unterrichtet, als in England gerichtet werden könne, und daß gerade der, dem jeder das meiſte Scibile verdanke, ihm am Aehnlichſten ſei, nämlich jeder ſelber — daß, wenn eine ganze Stadt (Norcia an dem Apenniniſchen Gebirg) nur von vier ungelehrten Magiſtratsgliedern ſich beherrſchen laſſen will, doch eine Dorfjugend von einem einzigen ungelehrten Mann werde zu regieren und zu prügeln ſein — und daß man nur bedenken möchte, was ich oben im Texte ſagte. Da hier die Note ſelber der Text iſt, ſo will ich nur ſagen, daß ich ſagte: eine Dorfſchule ſei hinlänglich beſetzt. Es iſt da 1) der Gymnaſiarch oder Paſtor, der von Winter zu Winter den Prieſterrock umhängt und das Schulhaus beſucht und erſchreckt — 2) ſtets in der Stube das Rektorat, Konrektorat und Subrektorat, das der Schulhalter allein ausmacht — 3) als Lehrer der unteren Klaſſen ſind darin angeſtellt die Schulmeiſterin, der, wenn irgend einem Menſchen, die Kallipädie der Töchterſchule anvertraut werden kann, ihr Sohn als Tertius und Lümmel zugleich, dem ſeine Zöglinge allerhand legieren und ſpendieren müſſen, damit er ſie ihre Lektion nicht aufſagen läſſet, und der, wenn der Regent nicht zu Hauſe iſt, oft das Reichsvikariat des ganzen proteſtantiſchen Schulkreiſes auf den Achſeln hat — 4) endlich ein ganzes Raupenneſt Kollaboratores, nämlich Schuljungen ſelber, weil daſelbſt, wie im Halle'ſchen Waiſenhauſe, die Schüler der obern Klaſſe ſchon zu Lehrern der untern groß gewachſen ſind. — Da man bisher aus ſo vielen Studierſtuben heraus nach Realſchulen ſchrie, ſo hörten es Gemeinden und Schulhalter und thaten das Ihrige gern. Die Gemeinden laſen für ihre Lehrſtühle lauter ſolche pädagogiſche Leute aus, die ſchon auf Weber-, Schneider-, Schuſter-Schemeln ſeßhaft waren, und von denen alſo etwas zu erwarten war — und allerdings ſetzen ſolche Männer, indem ſie vor dem aufmerkſamen Inſtitute Röcke, Stiefel, Fiſchreuſen und alles machen, die Nominalſchule leicht in eine Realſchule um, wo man Fabrikate kennen lernt. Der Schulmeiſter treibt's noch weiter und ſinnt Tag und Nacht auf Realſchulhalten; es giebt wenige Arbeiten eines erwachſenen Hausvaters oder ſeines Geſindes, in denen er ſeine Dorf-Stoa nicht beſchäftigt und übt, und den ganzen Morgen ſieht man das expedierende Seminarium hinaus- und hineinjagen, Holz ſpalten und Waſſer tragen u. ſ. w., ſo daß er außer der Realſchule faſt gar keine andere hält und ſich ſein bißchen Brot ſauer im Schweiße ſeines — Schulhauſes verdient… Man braucht mir nicht zu ſagen, daß es auch ſchlechte und verſäumte Landſchulen gebe; genug, wenn nur die größere Zahl alle die Vorzüge wirklich aufweiſet, die ich ihr jetzt zugeſchrieben.

Ich mag meine Fixſtern-Abirrung mit keinem Wort entſchuldigen, das eine neue wäre. Herr von Ebern hätte ſeinen Koch zum Schulmeiſter inveſtiert, wenn ein geſchickter Nachfahrer des Kochs wäre zu haben geweſen; es war aber keiner aufzutreiben, und da der Gutsherr dachte, es ſei vielleicht gar eine Neuerung, wenn er die Küche und die Schule durch ein Subjekt verſehen ließe — wiewohl vielmehr die Trennung und Verdoppelung der Schul- und der Herrendiener eine viel größere und ältere war — denn im neunten Säkulum mußte ſogar der Pfarrer der Patronatskirche zugleich dem Kirchenſchiff-Patron als Bedienter aufwarten und ſatteln ꝛc., und beide Aemter wurden erſt nachher, wie mehrere, von einander abgeriſſen — ſo behielt er den Koch und vozierte den Alumnns, der bisher ſo geſcheit geweſen, daß er verliebt geblieben.

Ich ſteuere mich ganz auf die rühmlichen Zeugniſſe, die ich in Händen habe, und die Wuz vom Superintendenten auswirkte, weil ſein Examen vielleicht eines der rigoröſeſten und glücklichſten war, wovon ich in neueren Zeiten noch gehört. Mußte nicht Wuz das griechiſche Vaterunſer vorbeten, indes das Examinations-Kollegium ſeine ſamtnen Hoſen mit einer Glasbürſte auskämmte — und hernach das lateiniſche Symbolum Athanasii? Konnte der Examinandus nicht die Bücher der Bibel richtig und Mann für Mann vorzählen, ohne über die gemalten Blumen und Taſſen auf dem Kaffeebrette ſeines frühſtückenden Examinators zu ſtolpern? Mußte er nicht einen Betteljungen, der bloß auf einen Pfennig aufſah, herumkatechiſieren, obgleich der Junge gar nicht wie ſein Unter-Examinator beſtand, ſondern wie ein wahres Stückchen Vieh? Mußte er nicht ſeine Fingerſpitzen in fünf Töpfe warmes Waſſer tunken und den Topf ausſuchen, deſſen Waſſer warm und kalt genug für den Kopf eines Täuflings war? Und mußte er nicht zuletzt drei Gulden und ſechsunddreißig Kreuzer erlegen?

Am 13. Mai ging er als Alumnus aus dem Alumneum heraus und als öffentlicher Lehrer in ſein Haus hinein, und aus der zerſprengten ſchwarzen Alumnus-Puppe brach ein bunter Schmetterling von Kantor ins Freie hinaus.

Am 9. Julius ſtand er vor dem Auenthaler Altar und wurde kopuliert mit der Juſtel.

Aber der elyſäiſche Zwiſchenraum zwiſchen dem 13. Mai und dem 9. Julius; — für keinen Sterblichen fällt ein ſolches goldenes Alter von acht Wochen wieder vom Himmel, bloß für das Meiſterlein funkelte der ganze niedergetaute Himmel auf geſtirnten Auen der Erde. — Du wiegteſt im Aether dich und ſaheſt durch die durchſichtige Erde dich rund mit Himmel und Sonnen umzogen und hatteſt keine Schwere mehr; aber uns Alumnen der Natur fallen nie acht ſolche Wochen zu, nicht eine, kaum ein ganzer Tag, wo der Himmel über und in uns ſein reines Blau mit nichts bemalt als mit Abend- und Morgenrot — wo wir über das Leben wegfliegen, und alles uns hebt wie ein freudiger Traum — wo der unbändige ſtürzende Strom der Dinge uns nicht auf ſeinen Katarakten und Strudeln zerſtößet und ſchüttelt und rädert, ſondern auf blinkenden Wellen uns wiegt und unter hineingebogenen Blumen vorüberträgt — ein Tag, zu dem wir den Bruder vergeblich unter den verlebten ſuchen, und von dem wir am Ende jedes andern klagen: ſeit ihm war keiner wieder ſo.

Es wird uns allen ſanft thun, wenn ich dieſe acht Wonne-Wochen oder zwei Wonne-Monate weitläufig beſchreibe. Sie beſtanden aus lauter ähnlichen Tagen. Keine einzige Wolke zog hinter den Häuſern herauf. Die ganze Nacht ſtand die rückende Abendröte unten am Himmel, an welchem die untergehende Sonne allemal wie eine Roſe blühend abgeblühet hatte. Um 1 Uhr ſchlugen ſchon die Lerchen, und die Natur ſpielte und phantaſierte die ganze Nacht auf der Nachtigallen-Harmonika. In ſeinen Träumen tönten die äußeren Melodien hinein, und in ihnen flog er über Blüten-Bäume, denen die wahren vor ſeinem offenen Fenſter ihren Blumen-Atem liehen. Der tagende Traum rückte ihn ſanft, wie die liſpelnde Mutter das Kind, aus dem Schlaf ins Erwachen über, und er trat mit trinkender Bruſt in den Lärm der Natur hinaus, wo die Sonne die Erde von neuem erſchuf, und wo beide ſich zu einem brauſenden Wolluſt-Weltmeer in einander ergoſſen. Aus dieſer Morgenflut des Lebens und Freuens kehrte er in ſein ſchwarzes Stübchen zurück und ſuchte die Kräfte in kleinern Freuden wieder. Er war da über alles froh, über jedes beſchienene und unbeſchienene Fenſter, über die ausgefegte Stube, über das Frühſtück, das mit ſeinen Amtsrevenüen beſtritten wurde, über 7 Uhr, weil er nicht in die Sekunda mußte, über ſeine Mutter, die alle Morgen froh war, daß er Schulmeiſter geworden, und ſie nicht aus dem vertrauten Hauſe fort gemußt.

Unter dem Kaffee ſchnitt er ſich, außer den Semmeln, die Federn zur Meſſiade, die er damals, die drei letzten Geſänge ausgenommen, gar ausſang. Seine größte Sorgfalt verwandte er darauf, daß er die epiſchen Federn falſch ſchnitt, entweder wie Pfähle oder ohne Spalt oder mit einem zweiten Extraſpalt, der hinausnieſete; denn da alles in Hexametern und zwar in ſolchen, die nicht zu verſtehen waren, verfaſſet ſein ſollte, ſo mußte der Dichter, da er's durch keine Bemühung zur geringſten Unverſtändlichkeit bringen konnte — er faſſete allemal den Augenblick jede Zeile und jeden pes — aus Not zum Einfall greifen, daß er die Hexameter ganz unleſerlich ſchrieb, was auch gut war. Durch dieſe poetiſche Freiheit bog er dem Verſtehen ungezwungen vor.

Um elf Uhr deckte er für ſeine Vögel und dann für ſich und ſeine Mutter den Tiſch mit vier Schubladen, in welchem mehr war, als auf ihm. Er ſchnitt das Brot, und ſeiner Mutter die weiße Rinde vor, ob er gleich die ſchwarze nicht gern aß. O meine Freunde, warum kann man denn im „Hotel de Bavière“ und auf dem Römer nicht ſo vergnügt ſpeiſen als am Wuziſchen Ladentiſch? — Sogleich nach dem Eſſen machte er nicht Hexameter, ſondern Kochlöffel, und meine Schweſter hat ſelber ein Dutzend von ihm. Während ſeine Mutter das wuſch, was er ſchnitzte, ließen beide ihre Seele nicht ohne Koſt; ſie erzählte ihm die Perſonalien von ſich und ſeinem Vater vor, von deren Kenntnis ihn ſeine akademiſche Laufbahn zu entfernt gehalten — und er ſchlug den Operationsplan und Bauriß ſeiner künftigen Haushaltung beſcheiden vor ihr auf, weil er ſich an dem Gedanken, ein Hausvater zu ſein, gar nicht ſatt käuen konnte. „Ich richte mir“ — ſagt' er — „mein Haushalten ganz vernünftig ein — ich ſtell' mir ein Saugſchweinchen ein auf die heiligen Feiertage; es fallen ſo viel Kartoffel- und Rübenſchalen ab, daß man's mit fett macht, man weiß kaum wie — und auf den Winter muß mir der Schwiegervater ein Füderchen Büſchel (Reisholz) einfahren, und die Stubenthür muß total gefüttert und gepolſtert werden — denn, Mutter, Unſereins hat ſeine pädagogiſchen Arbeiten im Winter, und man hält da keine Kälte aus.“ — Am 28. Mai war noch dazu nach dieſen Geſprächen eine Kindtaufe — es war ſeine erſte — ſie war ſeine erſte Revenüe, und ein großes Einnahmebuch hatte er ſich ſchon auf dem Alumneum dazu geheftet — er beſah und zählte die paar Groſchen zwanzigmal, als wären ſie andere. — Am Taufſtein ſtand er in ganzer Parüre, und die Zuſchauer ſtanden auf der Empor und in der herrſchaftlichen Loge im Alltags-Schmutz. — „Es iſt mein ſaurer Schweiß,“ ſagt' er eine halbe Stunde nach dem Aktus und trank vom Gelde zur ungewöhnlichen Stunde ein Nößel Bier. — Ich erwarte von ſeinem künftigen Lebensbeſchreiber ein paar pragmatiſche Fingerzeige, warum Wuz bloß ein Einnahme- und kein Ausgabebuch ſich nähte, und warum er in jenem oben Louisd'or, Groſchen, Pfennig ſetzte, ob er gleich nie die erſte Münzſorte uuter ſeinen Schul-Gefällen hatte.

Nach dem Aktus und nach der Verdauung ließ er ſich den Tiſch hinaus unter den Weichſelbaum tragen und ſetzte ſich nieder und boſſierte noch einige unleſerliche Hexameter in ſeiner Meſſiade. Sogar während er ſeinen Schinkenknochen als ſein Abendeſſen abnagte und abfeilte, befeilt' er noch einen und den andern epiſchen Fuß, und ich weiß recht gut, daß des Fettes wegen mancher Geſang ein wenig geölet ausſieht. Sobald er den Sonnenſchein nicht mehr auf der Straße, ſondern an den Häuſern liegen ſah, ſo gab er der Mutter die nötigen Gelder zum Haushalten und lief ins Freie, um ſich es ruhig auszumalen, wie er's künftig haben werde im Herbſt, im Winter, an den drei heiligen Feſten, unter den Schulkindern und unter ſeinen eignen. —

Und doch ſind das bloß Wochentage; der Sonntag aber brennt in einer Glorie, die kaum auf ein Altarblatt geht. — Ueberhaupt ſteht in keinen Seelen dieſes Jahrhunderts ein ſo großer Begriff von einem Sonntage als in denen, welche in Kantoren und Schulmeiſtern hauſen; mich wundert es gar nicht, wenn ſie an einem ſolchen Courtage nicht vermögen beſcheiden zu verbleiben. Selber unſer Wuz konnte ſich's nicht verſtecken, was es ſagen will, unter tauſend Menſchen allein zu orgeln — ein wahres Erb-Amt zu verſehen und den geiſtlichen Krönungsmantel dem Senior überzuhenken und ſein Valet de fantaisie und Kammermohr zu ſein — über ſein ganzes von der Sonne beleuchtetes Chor Territorial-Herrſchaft zu exerzieren, als amtierender Chor-Maire auf ſeinem Orgel-Fürſtenſtuhl die Poeſie eines Kirchenſprengels noch beſſer zu beherrſchen, als der Pfarrer die Proſe deſſelben kommandiert — und nach der Predigt über das Geländer hinab völlige fürſtliche Befehle sans façons mit lauter Stimme weniger zu geben als abzuleſen. . . . . Wahrhaftig, man ſollte denken, hier oder nirgends thät' es not, daß ich meinem Wuz zuriefe: „Bedenke, was Du vor wenig Monaten wareſt! Ueberlege, daß nicht alle Menſchen Kantores werden können, und mache dir die vorteilhafte Ungleichheit der Stände zu nutze, ohne ſie zu mißbrauchen und ohne darum mich und meine Zuhörer am Ofen zu verachten!" — — Aber nein! auf meine Ehre, das gutartige Meiſterlein denkt ohnehin nicht daran; die Bauern hätten nur ſo geſcheit ſein ſollen, daß ſie dir ſchnakiſchem, lächelndem, trippelndem, händereibendem Dinge ins gallenloſe, überzuckerte Herz hineingeſehen hätten; was hätten ſie da ertappt? Freude in Deinen zwei Herzkammern, Freude in Deinen zwei Herz-Ohren. Du numerierteſt bloß oben im Chore, gutes Ding, das ich je länger je lieber gewinne, deine künftigen Schulbuben und Schulmädchen in den Kirchſtühlen zuſammen und ſetzteſt ſie ſämtlich voraus in deine Schulſtube und um deine winzige Naſe herum und nahmeſt dir vor, mit der letzten täglich vormittags und nachmittags einmal zu nieſen und vorher zu ſchnupfen, nur damit dein ganzes Inſtitut wie beſeſſen aufführe und dir zuriefe: „Helf Gott, Herr Kantner!" Die Bauern hätten ferner in deinem Herzen die Freude angetroffen, die du hatteſt, ein Setzer von Folioziffern zu ſein, ſo lang, wie die am Zifferblatt der Turmuhr, indem du jeden Sonntag an der ſchwarzen Liedertafel in öffentlichen Druck gabſt, auf welcher Pagina das nächſte Lied zu ſuchen ſei — wir Autores treten mit ſchlechterem Zeuge im Drucke auf; — ferner die Freude hätte man gefunden, deinem Schwiegervater und deiner Braut im Singen vorzureiten, und endlich deine Hoffnung, den Bodenſatz des Kommunion-Weins einſam auszutrinken, der ſauer ſchmeckte. Ein höheres Weſen muß dir ſo herzlich gut geweſen ſein, wie das referierende, da es gerade in deinem achtwöchentlichen Eden-Luſtrum deinen gnädigen Kirchenpatron kommunizieren hieß; denn der hatte doch ſo viel Einſicht, daß er an die Stelle des Kommunion-Weins, der Chriſti Trank am Kreuz nicht unglücklich nachbildete, Chriſti Thränen aus ſeinem Keller ſetzte; aber welche Himmel dann nach dem Trank des Bodenſatzes in alle Deine Glieder zogen. . . . Wahrlich, jedes Mal will ich wieder in Ausrufungen verfallen; — aber warum macht doch mir und vielleicht Euch dieſes ſchulmeiſterlich vergnügte Herz ſo viel Freude? Ach, liegt es vielleicht daran, daß wir ſelber ſie nie ſo voll bekommen, weil der Gedanke der Erden-Eitelkeit auf uns liegt und unſern Atem drückt, und weil wir die ſchwarze Gottesacker-Erde unter den Raſen- und Blumenſtücken ſchon geſehen haben, auf denen das Meiſterlein ſein Leben verhüpft? —

Der gedachte Kommunion-Wein mouſſierte noch abends in ſeinen Adern; und dieſe letzte Tageszeit ſeines Sabbaths hab' ich noch abzuſchildern. Nur am Sonntag durft' er mit ſeiner Juſtina ſpazieren gehen. Vorher nahm er das Abendeſſen beim Schwiegervater ein, aber mit ſchlechtem Nutzen; ſchon unter dem Tiſchgebet wurde ſein Hundshunger matt und unter den Allotriis darauf gar unſichtbar. Wenn ich es leſen könnte, ſo könnt' ich das ganze Konterfei dieſes Abends aus ſeiner Meſſiade haben, in die er ihn, ganz wie er war, im ſechſten Geſang hineingeflochten, ſo wie alle große Skribenten ihren Lebenslauf, ihre Weiber, Kinder, Aecker, Vieh in ihre opera omnia ſtricken. Er dachte, in der gedruckten Meſſiade ſtehe der Abend auch. In ſeiner wird es epiſch ausgeführet ſein, daß die Bauern auf den Rainen wateten und den Schuß der Halme maßen und ihn über das Waſſer herüber als ihren neuen wohlverordneten Kantor grüßten — daß die Kinder auf Blättern ſchalmeiten und in Batzen-Flöten ſtießen, und daß alle Büſche und Blumen- und Blütenkelche vollſtimmig beſetzte Orcheſter waren, aus denen allen etwas herausſang oder ſumſete oder ſchnurrte — und daß alles zuletzt ſo feierlich wurde, als hätte die Erde ſelber einen Sonntag, indem die Höhen und Wälder um dieſen Zauberkreis rauchten, und indem die Sonne gen Mitternacht durch einen illuminierten Triumphbogen hinunter-, und der Mond gen Mittag durch einen blaſſen Triumphbogen heraufzog. O du Vater des Lichts! Mit wie viel Farben und Strahlen und Leuchtkugeln faſſeſt du deine bleiche Erde ein! — Die Sonne kroch jetzt ein zu einem einzigen roten Strahle, der mit dem Widerſchein der Abendröte auf dem Geſichte der Braut zuſammenkam; und dieſe, nur mit ſtummen Gefühlen bekannt, ſagte zu Wuz, daß ſie in ihrer Kindheit ſich oft geſehnet hätte, auf den roten Bergen der Abendröte zu ſtehen und von ihnen mit der Sonne in die ſchönen rotgemalten Länder hinunterzuſteigen, die hinter der Abendröte lägen. Unter dem Gebetläuten ſeiner Mutter legt' er ſeinen Hut auf die Knie und ſah, ohne die Hände zu falten, an die rote Stelle am Himmel, wo die Sonne zuletzt geſtanden, und hinab in den ziehenden Strom, der tiefe Schatten trug; und es war ihm, als läutete die Abendglocke die Welt und noch einmal ſeinen Vater zur Ruhe — zum erſten und letzten Male in ſeinem Leben ſtieg ſein Herz über die irdiſche Szene hinaus — und es rief, ſchien ihm, etwas aus den Abendtönen herunter, er werde jetzo vor Vergnügen ſterben. . . . Vom Fluſſe klang es herab wie Flötengetön und Menſchengeſang und zog näher. Es ſang:

O wie ſchön iſt Gottes Erde
Und wert darauf vergnügt zu ſein!

Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun.

Es war aus der Stadt eine Gondel mit einigen Flöten und ſingenden Jünglingen. Er und Juſtine wanderten am Ufer mit der ziehenden Gondel und hielten ihre Hände gefaßt, und Juſtine ſuchte leiſe nachzuſingen; mehrere Himmel gingen neben ihnen. O unvergeßlicher erſter Junius! — ſchreibt er. — Sie begleiteten und belauſchten von weitem die ſchiffenden Töne, und Träume ſpielten um beide, bis ſie ſagte: „Es iſt ſpät, und die Abendröte hat ſich ſchon weit herumgezogen, und es iſt alles im Dorfe ſtill." — Sie gingen nach Hauſe; er öffnete die Fenſter ſeiner mondhellen Stube und ſchlich mit einem leiſen „Gute Nacht" bei ſeiner Mutter vorüber, die ſchon ſchlief.

Jeden Morgen ſchien ihn der Gedanke wie Tageslicht an, daß er dem Hochzeitstage, dem 8. Junius, ſich um eine Nacht näher geſchlafen; und am Tage lief die Freude mit ihm herum, daß er durch die paradieſiſchen Tage, die ſich zwiſchen ihn und ſein Hochzeitsfeſt geſtellet, noch nicht durch wäre. So hielt er, wie der metaphyſiſche Eſel, den Kopf zwiſchen beiden Heubündeln, zwiſchen der Gegenwart und Zukunft; aber er war kein Eſel oder Scholaſtiker, ſondern graſete und rupfte an beiden Bündeln auf einmal. . . . . Wahrhaftig, die Menſchen ſollten niemals Eſel ſein, weder indifferentiſtiſche noch hölzerne noch Bileamiſche, und ich habe meine Gründe dazu. . . . Ich breche hier ab, weil ich noch überlegen will, ob ich ſeinen Hochzeitstag abzeichne oder nicht. Muſivſtifte hab' ich übrigens dazu ganze Bündel. —

Aber wahrhaftig, ich bin weder ſeinem Ehrentage beigewohnet noch einem eignen; ich will ihn alſo beſtens beſchreiben und mir — ich hätte ſonſt gar nichts — eine Luſtpartie zuſammen machen.

Ich weiß überhaupt keinen ſchicklichern Ort oder Bogen als dieſen dazu, daß die Leſer bedenken, was ich ausſtehe; die magiſchen Schweizergegenden, in denen ich mich lagere — die Apollo's- und Venusgeſtalten, denen ſich mein Auge anſaugt — das erhabne Vaterland, für das ich das Leben hingebe, das es vorher geadelt hat — alles das iſt von fremden oder eignen Fingern bloß — gemalt mit Tinte oder Druckerſchwärze; und wenn nur Du, du Himmliſche, der ich treu bleibe, die mir treu bleibt, mit der ich in arkadiſchen Julius-Nächten ſpazieren gehe, mit der ich vor der untergehenden Sonne und vor dem aufſteigenden Monde ſtehe, und um deren willen ich alle deine Schweſtern liebe, wenn nur Du wäreſt; aber Du biſt ein Altarblatt und ich finde Dich nicht.

Wir müſſen ſchon am Sonnabend ins Schul- und Hochzeitshaus gucken, um die Prämiſſen dieſes Rüſttags zum Hochzeitstag ein wenig vorher wegzuhaben; am Sonntag haben wir keine Zeit dazu — ſo ging auch die Schöpfung der Welt (nach den älteren Theologen) darum in ſechs Tagwerken und nicht in einer Minute vor, damit die Engel das Naturbuch, wenn es allmählig aufgeblättert würde, leichter zu überſehen hätten. Am Sonnabend rennt der Bräutigam auffallend in zwei corporibus piis aus und ein, im Pfarr- und im Schulhaus, um vier Seſſel aus jenem in dieſes zu ſchaffen. Er borgte dieſe Geſtelle dem Senior ab, um den Kommodator ſelbſt darauf zu weiſen als ſeinen Fürſtbiſchof, und die Seniorin als Frau Patin der Braut, und den Subpräfektus aus dem Alumneum und die Braut ſelbſt. Ich weiß ſo gut als andre, in wie weit dieſer mietende Luxus des Bräutigams nicht in Schutz zu nehmen iſt; allerdings papillotierten die gigantiſchen Mietsſtühle (Menſchen und Seſſel ſchrumpfen jetzt ein) ihre falſchen Rindshaar-Touren an Lehne und Sitz mit blauem Tuche, Milchſtraßen von gelben Nägeln ſprangen auf gelben Schnüren als Blitze herum, und es bleibt gewiß, daß man ſo weich auf den Rändern dieſer Stühle aufſaß, als trüge man einen Doppelſteiß — wie geſagt, dieſen Luxus des Gläubigers und Schuldners hab' ich niemals zum Muſter angeprieſen; aber auf der andern Seite muß doch jeder, der in den „Schutz von Paris" hineingeſehen, bekennen, daß die Verſchwendung im „Palais royal" und an allen Höfen offenbar größer iſt. Wie werd' ich vollends ſolche Methodiſten von der ſtrengen Obſervanz auf die Seite des Großvaters- oder Sorgenſtuhls Wuzens bringen, der mit vier hölzernen Löwentatzen die Erde ergreift, welche mit vier Querhölzern — den Sitz-Konſolen munterer Finken und Gimpel — geſponſelt ſind, und deſſen Haar-Chignon ſich mit einer geblümten ledernen Schwarte mehr als zu prächtig beſohlet, und welcher zwei hölzerne behaarte Arme, die das Alter, wie menſchliche, dürrer gemacht, nach einem Inſaß ausſtreckt? . . . Dieſes Fragezeichen kann manchen, weil er die lange Periode vergeſſen, frappieren.

Das zinnerne Tafel-Service, das der Bräutigam noch von ſeinem Fürſtbiſchof holte, kann das Publikum beim Aukzionproklamator, wenn es anders verſteigert wird, beſſer kennen lernen als bei mir; ſo viel wiſſen die Hochzeitsgäſte, die Saladière, die Saucière, die Aſſiette zu Käſe und die Senfdoſe war ein einziger Teller, der aber vor jeder Rolle einmal abgeſcheuert wurde.

Ein ganzer Nil und Alpheus ſchoß über jedes Stubenbrett, wovon gute Gartenerde wegzuſpülen war, an jede Bettpfoſte und an den Fenſterſtock hinan und ließ den gewöhnlichen Bodenſatz der Flut zurück — Sand. Die Geſetze des Romans würden verlangen, daß das Schulmeiſterlein ſich anzöge und ſich auf eine Wieſe unter ein wogendes Zudeck von Gras und Blumen ſtreckte und da durch einen

Traum der Liebe nach dem andern hindurchſänk' und bräche — allein er rupfte Hühner und Enten ab, ſpaltete Kaffee- und Bratenholz und die Braten ſelbſt, kredenzte am Sonnabend den Sonntag und dekretierte und vollzog in der blauen Schürze ſeiner Schwiegermutter fünfzig Küchenverordnungen und ſprang, den Kopf mit Papilloten gehörnt und das Haar wie einen Eichhörnchenſchwanz emporgebunden, hinten und vornen und überall herum: „denn ich mache nicht alle Sonntage Hochzeit," ſagt' er.

Nichts iſt widriger, als hundert Vorläufer und Vorreiter zu einer winzigen Luſt zu ſehen und zu hören; nichts iſt aber ſüßer, als ſelber mit vorzureiten und vorzulanfen; die Geſchäftigkeit, die wir nicht bloß ſehen, ſondern teilen, macht nachher das Vergnügen zu einer von uns ſelbſt geſäeten, beſprengten und ausgezognen Frucht; und obendrein befällt uns das Herzgeſpann des Paſſens nicht.

Aber, lieber Himmel, ich brauchte einen ganzen Sonnabend, um dieſen nur zu rapportieren; denn ich that nur einen vorbeifliegenden Blick in die Wuz'ſche Küche — was da zappelt! was da raucht! — Warum iſt ſich Mord und Hochzeit ſo nahe wie die zwei Gebote, die davon reden? Warum iſt nicht bloß eine fürſtliche Vermählung oft für Menſchen, warum iſt auch eine bürgerliche für Geflügel eine Pariſiſche Bluthochzeit?

Niemand brachte aber im Hochzeitshaus dieſe zwei Freudentage mißvergnügter und fataler zu als zwei Stechfinken und drei Gimpel: dieſe inhaftierte der reinliche und vogelfreundliche Bräutigam ſämtlich — vermittelſt eines Treibjagens mit Schürzen und geworfenen Nachtmützen — und nötigte ſie, aus ihrem Tanz-Saale in ein paar Draht-Karthauſen zu fahren und an der Wand, in Manſarden ſpringend, herabzuhängen.

Wuz berichtet ſowohl in ſeiner „Wuziſchen Urgeſchichte" als in ſeinem „Leſebuch für Kinder mittlern Alters", daß abends um 7 Uhr, da der Schneider dem Hymen neue Hoſen und Gilet und Rock anprobierte, ſchon alles blank und metriſch und neugeboren war, ihn ſelber ausgenommen. Eine unbeſchreibliche Ruhe ſitzt auf jedem Stuhl und Tiſch eines neugeſtellten, brillantierten Zimmers. In einem chaotiſchen denkt man, man müſſe noch dieſen Morgen ausziehen aus dem aufgekündigten Logement.

Ueber ſeine Nacht (ſo wie über die folgende) fliegen ich und die Sonne hinüber, und wir begegnen ihm, wenn er am Sonntage, gerötet und elektriſiert vom Gedanken des heutigen Himmels, die Treppe herabläuft in die anlachende Hochzeitsſtube hinein, die wir alle geſtern mit ſo vieler Mühe und Tinte aufgeſchmückt haben, vermittelſt Schönheitswaſſer — mouchoir de Venus und Schminklappen (Waſchlappen) — Puderkaſten (Topf mit Sand) und anderem Toiletten-Schiff und Geſchirr. Er war in der Nacht ſiebenmal aufgewacht, um ſich ſiebenmal auf den Tag zu freuen, und zwei Stunden früher aufgeſtanden, um beide, Minute für Minute aufzueſſen. Es iſt mir, als ging' ich mit dem Schulmeiſter zur Thür hinein, vor dem die Minuten des Tages hinſtehn wie Honigzellen; er ſchöpfet eine um die andre aus, und jede Minute trägt einen weitern Honigkelch. Für eine Penſion auf Lebenslang iſt dennoch der Kantor nicht vermögend, ſich auf der ganzen Erde ein Haus zu denken, in dem jetzo nicht Sonntag, Sonnenſchein und Freude wäre; nein! — Das zweite, was er unten nach der Thüre aufthat, war ein Oberfenſter, um einen auf- und niederwallenden Schmetterling — einen ſchwimmenden Silberflitter, eine Blumen-Folie und Amor's Ebenbild — aus Hymen's Stube fortzulaſſen. Dann fütterte er ſeine Vogelkapelle in den Bauern zum Voraus auf den lärmenden Tag und fiedelte auf der väterlichen Geige die Schleifer zum Fenſter hinaus, an denen er ſich aus der Faſtnacht an den Hochzeitstag herangetanzt. Es ſchlägt erſt 5 Uhr, mein Trauter, wir haben ums nicht zu übereilen! Wir wollen die zwei Ellen lange Halsbinde (die du dir ebenfalls, wie früher die Braut, antanzeſt, indem die Mutter das andre Ende hält) und das Zopfband glatt umhaben noch zwei völlige Stunden vor dem Läuten. Gern gäb' ich den Großvaterſtuhl und den Ofen, deſſen Aſſeſſor ich bin, dafür, wenn ich mich und meine Zuhörerſchaft jetzt zu transparenten Sylphiden zu verdünnen wüßte, damit unſere ganze Brüderſchaft dem zappelnden Bräutigam ohne Störung ſeiner ſtillen Freude in den Garten nachflöge, wo er für ein weibliches Herz, das weder ein diamantnes noch ein wälſches iſt, auch keine Blumen, die es ſind, abſchneidet, ſondern lebende — wo er die blitzenden Käfer und Tautropfen aus den Blumenblättern ſchüttelt und gern auf den Bienenrüſſel wartet, den zum letzten Male der mütterliche Blumenbuſen ſäuget, wo er an ſeine Knaben-Sonntagsmorgen denkt und an den zu engen Schritt über die Beete und an das kalte Kanzelpult, auf welches der Senior ſeinen Strauß auflegte. Gehe nach Haus, Sohn deines Vorfahrers, und ſchaue am achten Junius dich nicht gegen Abend um, wo der ſtumme, ſechs Fuß dicke Gottesacker über manchen Freunden liegt, ſondern gegen Morgen, wo du die Sonne, die Pfarrthüre und deine hineinſchlüpfende Juſtine ſehen kannſt, welche die Frau Patin nett ausfriſieren und einſchnüren will. Ich merk' es leicht, daß meine Zuhörer wieder in Sylphiden verflüchtigt werden wollen, um die Braut zu umflattern; aber ſie ſieht's nicht gern.

Endlich lag der himmelblaue Rock — die Livreefarbe der Müller und Schulmeiſter — mit geſchwärzten Knopflöchern und die plättende Hand ſeiner Mutter, die alle Brüche hob, am Leibe des Schulmeiſterleins, und es darf nur Hut und Geſangbuch nehmen. Und jetzt — ich weiß gewiß auch, was Pracht iſt, fürſtliche bei fürſtlichen Vermählungen, das Kanonieren, Illuminieren, Exerzieren und Friſieren dabei; aber mit der Wuziſchen Vermählung ſtell' ich doch dergleichen nie zuſammen: ſehet nur dem Mann hintennach, der den Sonnen- und Himmelsweg zu ſeiner Braut geht und auf den andern Weg drüben nach dem Alumneum ſchauet und denkt: „Wer hätt's vor vier Jahren gedacht"! Ich ſage, ſehet ihm nach! Thut es nicht auch die Auenthaler Pfarrmagd, ob ſie gleich Waſſer trägt, und henkt einen ſolchen prächtigen vollen Anzug bis auf jede Franſe in ihren Gehirn- und Kleiderkammern auf? Hat er nicht eine gepuderte Naſen- und Schuhſpitze? Sind nicht die roten Thorflügel ſeines Schwiegervaters aufgedreht, und ſchreitet er nicht durch dieſe ein, indes die von der Haarkräuslerin abgefertigte Verlobte durch das Hofthürchen ſchleicht? Und ſtoßen ſie nicht ſo möbliert und überpudert aufeinander, daß ſie das Herz nicht haben, ſich „Guten Morgen!" zu bieten? Denn haben beide in ihrem Leben etwas Prächtigeres und Vornehmeres geſehen, als ſich einander heute? Iſt in dieſer verzeihlichen Verlegenheit nicht der lange Span ein Glück, den der kleine Bruder zugeſchnitzt, und den er der Schweſter hinreckt, damit ſie darum wie um einen Weinpfahl die Blumenſtaude und Geruchquaſte für des Kantors Knopfloch winde und gürte? Werden neidſüchtige Damen meine Freunde bleiben, wenn ich meinen Pinſel eintunke und ihnen damit vorfärbe die Parüre der Braut, das zitternde Gold ſtatt der Zitternadel im Haar, die drei goldnen Medaillons auf der Bruſt mit den Miniaturbildern der deutſchen Kaiſer, und tiefer die in Knöpfe zergoſſenen Silberbarren? . . . Ich könnt' aber den Pinſel faſt jemand an den Kopf werfen, wenn mir beifällt, mein Wuz und ſeine gute Braut werden mir, wenn's abgedruckt iſt, von den Koketten und anderem Teufelszeuge gar ausgelacht; glaubt ihr denn aber, Ihr ſtädtiſchen deſtillierten und tättowierten Seelenverkäuferinnen, daß ich oder meine meiſten Herren Leſer dabei gleichgiltig bleiben könnten, oder daß wir nicht alle eure geſpannten Wangen, eure zuckenden Lippen, eure mit Witz und Begierde ſengenden Augen und eure jedem Zufall gefügigen Arme und ſelber eure empfindſamen Deklamatorien mit Spaß hingäben für einen einzigen Auftritt, wo die Liebe ihre Strahlen in dem Morgenrot des Schämens bricht, und wo hundert innere Kämpfe das durchſichtige Angeſicht beſeelen, und kurz, worin mein Brautpaar ſelbſt agierte, da der alte luſtige Kauz von Schwiegervater beider gekräuſelten und weißblühenden Köpfe habhaft wurde und ſie geſcheit zu einem Kuß zuſammenlenkte? Dein freudiges Erröten, lieber Wuz! — und dein verſchämtes, liebe Juſtine! —

Der Lärm der Kinder und Büttner auf der Gaſſe und der Rezenſenten in Leipzig hindern mich hier, alles ausführlich herzuſetzen, die prächtigen Eckenbeſchläge und dreifachen Manſchetten, womit der Bräutigam auf der Orgel jede Zeile des Chorals verſah — den hölzernen Engelsfittich, woran er ſeinen Kurhut zum Chor hinaushing — den Namen Juſtine an den Pedalpfeifen — ſeinen Spaß und ſeine Luſt, da ſie einander vor der Kirchenagende (der goldnen Bulle und dem Reichsgrundgeſetze des Eheregiments) die rechten Hände gaben, und da er mit ſeinem Ringfinger ihre hohle Hand gleichſam hinter einem Bettſchirm neckte — und den Eintritt in die Hochzeitsſtube, wo vielleicht die größten und vornehmſten Leute und Gerichte des Dorfs einander begegneten, ein Pfarrer, eine Pfarrerin, ein Subpräfektns und eine Braut. Es wird aber Beifall finden, daß ich meine Beine auseinanderſetze und damit über die ganze Hochzeitstafel und Hochzeitstrift und über den Nachmittag wegſchreite, um zu hören, was ſie abends angeben. Es iſt im Grunde ſchon alles außer ſich. — Ein Tobaks-Heerrauch und ein Suppen-Dampfbad woget um drei Lichter und ſcheidet einen vom andern durch Nebelbänke. — Der Violonzelliſt und der Violiniſt ſtreichen fremdes Gedärm weniger, als ſie eigenes füllen. — Auf der Fenſterbrüſtung guckt das ganze Auenthal als Galerie zappelnd herein, und die Dorfjugend tanzt draußen, dreißig Schritte von dem Orcheſter entfernt, im ganzen recht hübſch. — Die alte Dorf-La Bonne ſchreiet ihre wichtigſten Perſonalien der Seniorin vor, und dieſe nieſet und huſtet die ihrigen los; jede will ihre hiſtoriſche Notdurft früher verrichten und ſieht ungern die andre auf dem Stuhle ſeßhaft. — Der Senior ſieht wie ein Schoßjünger des Schoßjüngers Johannes aus, welchen die Maler mit einem Becher in der Hand abmalen, und lacht lauter, als er predigt. — Der Präfektus ſchießet als „Elegant" herum und iſt von niemand zu erreichen. — Mein Maria plätſchert und fährt unter allen vier Flüſſen des Paradieſes, und des Freuden-Meeres Wogen heben und ſchaukeln ihn allmächtig. — Bloß die eine Brautführerin (mit einer zu zarten Haut und Seele für ihren ſchwielenvollen Stand) hört die Freuden-Trommel wie von einem Echo gedämpft und wie bei einer Königsleiche mit Flor bezogen, und die ſtille Entzückung ſpannt in Geſtalt eines Seufzers die einſame Bruſt. — Mein Schulmeiſter (er darf zweimal im Küchenſtück herumſtehen) tritt mit ſeiner Trauungshälfte unter die

Hausthür, deren Thürſchmuck ein Schwalbenglobus iſt, und ſchauet auf zu dem ſchweigenden, glimmenden Himmel über ihm und denkt, jede große Sonne gucke herunter wie ein Auenthaler und zu ſeinem Fenſter hinein. . . . Schiffe fröhlich über deinen verdünſtenden Tropfen Zeit; du kannſt es; aber wir können's nicht alle, die eine Brautführerin kann's auch nicht. — Ach, wär' ich wie du an einem Hochzeitsmorgen dem ängſtlichen, den Blumen abgefangnen Schmetterling begegnet, wie du der Biene im Blütenkelch, wie du der um 7 Uhr abgelaufnen Turmuhr, wie du dem ſtummen Himmel oben und dem lauten unten, ſo hätt' ich ja daran denken müſſen, daß nicht auf dieſer ſtürmenden Kugel, wo die Winde ſich in unſre kleinen Blumen wühlen, die Ruheſtätte zu ſuchen ſei, auf der uns ihre Düfte ruhig umfließen, oder ein Auge ohne Staub zu finden, ein Auge ohne Regentropfen, die jene Stürme an uns werfen — und wäre die blitzende Göttin der Freude ſo nahe an meinem Buſen geſtanden, ſo hätt' ich doch auf jene Aſchenhäufchen hinübergeſehen, zu denen ſie mit ihrer Umarmung, aus der Sonne gebürtig und nicht aus unſern Eiszonen, ſchon die armen Menſchen verkalkte; — und o, wenn mich ſchon die vorige Beſchreibung eines großen Vergnügens ſo traurig zurückließ, ſo müßt' ich, wenn erſt du, aus ungemeſſenen Höhen in die tiefe Erde hineinreichende Hand, mir eines, wie eine Blume auf einer Sonne gewachſen, herniederbrächteſt, auf dieſe Vaterhand die Tropfen der Freude fallen laſſen und mich mit dem zu ſchwachen Auge von den Menſchen wegwenden. . . .

Jetzt, da ich dieſes ſage, iſt Wuzens Hochzeit längſt vorbei, ſeine Juſtine iſt alt, und er ſelber auf dem Gottesacker; der Strom der Zeit hat ihn und alle dieſe ſchimmernden Tage unter vier-, fünffache Schichten Bodenſatz gedrückt und begraben; — auch an uns ſteigt dieſer beerdigende Niederſchlag immer höher auf; in drei Minuten erreicht er das Herz und überſchichtet mich und Euch.

In dieſer Stimmung ſinne mir keiner an, die vielen Freuden des Schulmeiſters aus ſeinem Freuden-Manuale mitzuteilen, beſonders ſeine Weihnachts-, Kirchweih- und Schulfreuden — es kann vielleicht noch geſchehen in einem Poſthumus von Poſtſkript, das ich nachliefere, aber heute nicht! Heute iſt's beſſer, wir ſehen den vergnügten Wuz zum letzten Mal lebendig und tot, und gehen dann weg.

Ich hätte überhaupt — ob ich gleich dreißigmal vor ſeiner Hausthür vorübergegangen war — wenig vom ganzen Manne gewußt, wenn nicht am 12. Mai vorigen Jahrs die alte Juſtine unter ihr geſtanden wäre und mich, da ſie mich im Gehen meine Schreibtafel voll arbeiten ſah, angeſchrien hätte, ob ich nicht auch ein Büchermacher wäre. — „Was ſonſt, Liebe?" — verſetzt' ich — „jährlich mach' ich dergleichen und ſchenke alles nachher dem Publiko." — So möcht' ich dann, fuhr ſie fort, mich auf ein Stündchen zu ihrem Alten hinein bemühen, der auch ein Buchmacher ſei, mit dem es aber elend ausſehe.

Der Schlag hatte dem Alten, vielleicht weil er eine Flechte, Thalers groß, am Nacken hinein geheilet, oder vor Alter die linke Seite gelähmt. Er ſaß im Bette an einer Lehne von Kopfkiſſen und hatte ein ganzes Warenlager, das ich ſogleich ſpezifizieren werde, auf dem Deckbette vor ſich. Ein Kranker thut wie ein Reiſender — und was iſt er anders? — ſogleich mit jedem bekannt; ſo nahe mit dem Fuße und Auge an erhabnern Welten, macht man in dieſer räudigen keine Umſtände mehr. Er klagte, es hätte ſich ſeine Alte ſchon ſeit drei Tagen nach einem Bücherſchreiber umſchauen müſſen, hätt' aber keinen ertappt, außer eben; „er müſſ' aber einen haben, der ſeine Bibliothek übernehme, ordne und inventiere, und der an ſeine Lebensbeſchreibung, die in der ganzen Bibliothek wäre, ſeine letzten Stunden, falls er ſie jetzt hätte, zur Komplettierung gar hinanſtieße; denn ſeine Alte wäre keine Gelehrtin, und ſeinen Sohn hätt' er auf drei — Wochen auf die Univerſität Heidelberg gelaſſen."

Seine Ausſaat von Blattern und Runzeln gab ſeinem runden kleinen Geſichtchen äußerſt fröhliche Lichter; jede ſchien ein lächelnder Mund; aber es gefiel mir und meiner Semiotik nicht, daß ſeine Augen ſo blitzten, ſeine Augenbrauen und Mund-Ecken ſo zuckten und ſeine Lippen ſo zitterten.

Ich will mein Verſprechen der Spezifikation halten. Auf dem Deckbette lag eine grüntafftne Kinderhaube, wovon das eine Band abgeriſſen war, eine mit abgegriffnen Goldflitterchen überpichte Kinderpeitſche, ein Fingerring von Zinn, eine Schachtel mit Zwerg-Büchelchen in 128-Format, eine Wand-Uhr, ein beſchmutztes Schreibbuch und ein Finkenkloben fingerlang. Es waren die Rudera und Spätlinge ſeiner verſpielten Kindheit. Die Kunſtkammer dieſer ſeiner griechiſchen Altertümer war von jeher unter der Treppe geweſen — denn in einem Haus, das der Blumenkübel und Treibkaſten eines einzigen Stammbaums iſt, bleiben die Sachen Jahrfünfzig lang in ihrer Stelle ungerückt — und da es von ſeiner Kindheit an ein Reichsgrundgeſetz bei ihm war, alle ſeine Spielwaren in geſchichtlicher Ordnung aufzuheben, und da kein Menſch das ganze Jahr unter die Treppe guckte als er, ſo konnt' er noch am Rüſttage vor ſeinem Todestage dieſe Urnenkrüge eines ſchon geſtorbenen Lebens um ſich ſtellen und ſich zurückfreuen, da er ſich nicht mehr vorauszufreuen vermochte. Du konnteſt freilich, kleiner Maria, in keinen Antikentempel zu Sansſouci oder zu Dresden eintreten und darin vor dem Weltgeiſte der ſchönen Natur der Kunſt niederfallen; aber du konnteſt doch in deine Kindheits-Antiken-Stiftshütte unter der finſtern Treppe gucken, und die Strahlen der auferſtehenden Kindheit ſpielten, wie des gemalten Jeſuskindes ſeine im Stall, an den düſtern Winkeln! O, wenn größere Seelen, als du, aus der ganzen Orangerie der Natur ſo viel ſüße Säfte und Düfte ſögen als du aus dem zackigen grünen Blatte, an das dich das Schickſal gehangen, ſo würden nicht Blätter, ſondern Gärten genoſſen, und die beſſern und doch glücklichern Seelen verwunderten ſich nicht mehr, daß es vergnügte Meiſterlein geben kann.

Wuz ſagte und bog den Kopf gegen das Bücherbrett hin: „Wenn ich mich an meinen ernſthaften Werken matt geleſen und korrigiert, ſo ſchau' ich ſtundenlang die Schnurrpfeifereien an, und das wird hoffentlich einem Bücherſchreiber keine Schande ſein."

Ich wüßt' aber nicht, womit der Welt in dieſer Minute mehr gedient iſt, als wenn ich ihr den räſonnierenden Katalog dieſer Kunſtſtücke und Schnurrpfeifereien zuwende, den mir der Patient zuwandte. Den zinnernen Ring hatt' ihm die vierjährige Mamſell des vorigen Paſtors, da ſie mit einander von einem Spielkameraden ehrlich und ordentlich kopuliert wurden, als Ehepfand angeſteckt — das elende Zinn lötete ihn feſter an ſie, als edlere Metalle edlere Leute, und ihre Ehe brachten ſie auf 54 Minuten. Oft, wenn er nachher als geſchwärzter Alumnus ſie mit nickenden Federn-Standarten am dünnen Arm eines geſprenkelten Elegant ſpazieren gehen ſah, dachte er an den Ring und an die alte Zeit. Ueberhaupt hab' ich bisher mir unnütze Mühe gegeben, es zu verſtecken, daß er in alles ſich verliebte, was wie eine Frau ausſah; alle Fröhliche ſeiner Art thun dasſelbe, und vielleicht können ſie es, weil ihre Liebe ſich zwiſchen den beiden Extremen von Liebe aufhält und beiden abborgt. — Da er ſeinem Vater die Turmuhr aufziehen half, wie vor Zeiten die Kronprinzen mit den Vätern in die Sitzungen gingen, ſo konnte ſo eine kleine Sache ihm einen Wink geben, ein lackiertes Käſtchen zu durchlöchern und eine Wanduhr daraus zu ſchnitzen, die niemals ging; inzwiſchen hatte ſie doch, wie mehrere Staatskörper, ihre langen Gewichte und ihre eingezackten Räder, die man dem Geſtelle Nürnbergiſcher Pferde abgehoben und ſo zu etwas Beſſerem verbraucht hatte. — Die grüne Kinderhaube, mit Spitzen gerändert, das einzige Ueberbleibſel ſeines vorigen vierjährigen Kopfes, war ſeine Büſte und ſein Gipsabdruck vom kleinen Wuz, der jetzt zu einem großen ausgefahren war. Alltagskleider ſtellen das Bild eines toten Menſchen weit inniger dar, als ſein Porträt; daher beſah Wuz das Grün mit ſehnſüchtiger Wolluſt, und es war ihm, als ſchimmere aus dem Eis des Alters eine grüne Raſenſtelle der längſt überſchneiten Kindheit vor; „nur meinen Unterrock von Flanell," ſagte er, „ſollt' ich gar haben, der mir allemal unter den Achſeln umgebunden wurde!" — Mir iſt ſowohl das erſte Schreibbuch des Königs von Preußen als das des Schulmeiſters Wuz bekannt; da ich beide in Händen gehabt, ſo kann ich urteilen, daß der König als Mann und das Meiſterlein als Kind ſchlechter geſchrieben. „Mutter," ſagt' er zu ſeiner Frau, „betracht' doch, wie dein Mann hier (im Schreibbuch), und wie er dort (in ſeinem kalligraphiſchen Meiſterſtück von einem Lehensbrief, den er an die Wand genagelt) geſchrieben; ich freſſ' mich aber noch vor Liebe, Mutter!" Er prahlte vor niemand als vor ſeiner Frau; und ich ſchätze den Vorteil ſo hoch, als er wert iſt, den die Ehe hat, daß der Ehemann durch ſie noch ein zweites Ich bekommt, vor welchem er ſich ohne Bedenken herzlich loben kann. Wahrhaftig, das deutſche Publikum ſollte ein ſolches zweites Ich von uns Autoren abgeben! — Die Schachtel war ein Bücherſchrank der lilliputiſchen Traktätchen in Fingerkalender-Format, die er in ſeiner Kindheit dadurch herausgab, daß er einen Vers aus der Bibel abſchrieb, es heftete und bloß ſagte: „Abermals einen recht hübſchen Kober[1]) gemacht!" Andre Autores vermögen dergleichen auch, aber erſt, wenn ſie herangewachſen ſind. Als er mir ſeine jugendliche Schriftſtellerei referierte, bemerkte er: „Als ein Kind iſt man ein wahrer Narr; es ſtach aber doch ſchon damals der Schriftſtellertrieb hervor, nur freilich noch in einer unreifen und lächerlichen Geſtalt", und belächelte zufrieden die jetzige — Und ſo ging's mit dem Finkenkloben ebenfalls; war nicht der fingerlange Finkenkloben, den er mit Bier beſtrich und auf dem er die Fliegen an den Beinen fing, der Vorläufer des armlangen Finkenkloben, hinter dem er im Spätherbſt ſeine ſchönſten Stunden zubrachte wie auf ihm die Finken ihre häßlichſten? Das Vogelſtellen will durchaus ein in ſich ſelber vergnügtes ſtilles Ding von Seele haben.

Es iſt leicht begreiflich, daß ſeine größte Krankenlabung ein alter Kalender war und die abſcheulichen zwölf Monatkupfer deſſelben. In jedem Monat des Jahrs machte er ſich, ohne vor einem Galerie Inſpektor den Hut abzunehmen oder an ein Bilderkabinett zu klopfen mehr maleriſche und artiſtiſche Luſt als andere Deutſche, die abnehmen

---

[1]) Name eines Werkes: „Kober's Kabinetsprediger" — in dem mehr Geiſt ſteckt (freilich oft ein närriſcher) als in zwanzig jetzigen ausgelaugten Predigthaufen.

und anklopfen. Er durchwanderte nämlich die elf Monats-Vignetten — die des Monats, worin er wanderte, ließ er weg — und phantaſierte in die Holzſchnitt-Auftritte alles hinein, was er und ſie nötig hatten. Es mußte ihn freilich in geſunden und in kranken Tagen letzen, wenn er im Jänner-Winterſtück auf dem abgerupften ſchwarzen Baum herumſtieg und ſich (mit der Phantaſie) unter den an der Erde aufdrückenden Wolkenhimmel ſtellte, der über den Winterſchlaf der Wieſen und Felder wie ein Betthimmel ſich hinüberkrümmte. — Der ganze Junius zog ſich mit ſeinen langen Tagen und langen Gräſern um ihn herum, wenn er ſeine Einbildung den Junius-Landſchafts-Holzſchnitt ausbrüten ließ, auf welchem kleine Kreuzchen, die nichts als Vögel ſein ſollten, durch das graue Druckpapier flogen, und auf dem der Holzſchneider das fette Laubwerk zu Blättergerippen macerierte. Allein wer Phantaſie hat, macht ſich aus jedem Abſchnitzel eine wunderthätige Reliquie, aus jedem Eſelskinnbacken eine Quelle; die fünf Sinne reichen ihr nur die Kartons, nur die Grundſtriche des Vergnügens oder Mißvergnügens.

Den Mai überblätterte der Patient, weil der ohnehin um das Haus draußen ſtand. Die Kirſchblüten, womit der Wonnemond ſein grünes Haar beſteckt, die Maiblümchen, die als Vorſteckroſen über ſeinem Buſen duften, beroch er nicht, — der Geruch war weg, — aber er beſah ſie und hatte einige in einer Schüſſel neben ſeinem Krankenbette.

Ich habe meine Abſicht klug erreicht, mich und meine Zuhörer fünf oder ſechs Seiten von der traurigen Minute wegzuführen, in der vor unſer aller Augen der Tod vor das Bett unſers kranken Freundes tritt und langſam mit eiskalten Händen in ſeine warme Bruſt hineindringt und das vergnügt ſchlagende Herz erſchreckt, fängt und auf immer anhält. Freilich am Ende kommt die Minute und ihr Begleiter doch.

Ich blieb den ganzen Tag da und ſagte abends, ich könnte in der Nacht wachen. Sein lebhaftes Gehirn und ſein zuckendes Geſicht hatten mich feſt überzeugt, in der Nacht würde der Schlag ſich wiederholen; es geſchah aber nicht, welches mir und dem Schulmeiſterlein ein weſentlicher Gefallen war. Denn es hatte mir geſagt — auch in ſeinem letzten Traktätchen ſteht's — nichts wäre ſchöner und leichter als an einem heitern Tage zu ſterben; die Seele ſähe durch die geſchloſſenen Augen die hohe Sonne noch und ſie ſtiege aus dem vertrockneten Leib in das weite blaue Lichtmeer draußen; hingegen in einer finſtern, brüllenden Nacht aus dem warmen Leibe zu müſſen, den langen Fall ins Grab ſo einſam zu thun, wenn die ganze Natur ſelber daſäße und die Augen ſterbend zuhätte — das wäre ein zu harter Tod.

Um halb 12 Uhr nachts kamen Wuzens zwei beſten Jugendfreunde noch einmal vor ſein Bett, der Schlaf und der Traum, um von ihm gleichſam Abſchied zu nehmen. Oder bleibt ihr länger, und ſeid ihr zwei Menſchenfreunde es vielleicht, die ihr den ermordeten Menſchen aus den blutigen Händen des Todes holet und auf euern wiegenden Armen durch die kalten unterirdiſchen Höhlungen mütterlich traget ins helle Land hin, wo ihn eine neue Morgenſonne und neue Morgenblumen in waches Leben hauchen? —

Ich war allein in der Stube. — Ich hörte nichts als den Atemzug des Kranken und den Schlag meiner Uhr, die ſein kurzes Leben wegmaß. — Der gelbe Vollmond hing tief und groß im Süden und bereifte mit ſeinem Totenlichte die Maiblümchen des Mannes und die ſtockende Wanduhr und die grüne Haube des Kindes. — Der leiſe Kirſchbaum vor dem Fenſter malte auf dem Grund von Mondlicht aus Schatten einen bebenden Baumſchlag in die Stube. — Am ſtillen Himmel wurde zuweilen eine fackelnde Sternſchnuppe niedergeworfen, und ſie verging wie ein Menſch. — Es fiel mir bei, die nämliche Stube, die jetzt der ſchwarz ausgeſchlagene Vorſaal des Grabes war, wurde morgen vor dreiundvierzig Jahren am 13. Mai vom Kranken bezogen, an welchem Tage ſeine elyſiſchen Achtwochen angegangen. — Ich ſah, daß der, dem damals dieſer Kirſchbaum Wohlgeruch und Träume gab, dort im drückenden Traume geruchlos liege und vielleicht noch heute aus dieſer Stube ausziehe, und daß alles, alles vorüber ſei und niemals wiederkomme . . . . und in dieſer Minute fing Wuz mit dem ungelähmten Arme nach etwas, als wollt' er einen entfallenden Himmel erfaſſen — — und in dieſer zitternden Minute kniſterte der Monatszeiger meiner Uhr und fuhr, weil's 12 Uhr war, vom 12. Mai zum 13. über. . . . . Der Tod ſchien mir meine Uhr zu ſtellen; ich hörte ihn den Menſchen und ſeine Freuden käuen, und die Welt und die Zeit ſchien in einem Strom von Moder ſich in den Abgrund hinabzubröckeln! . . .

Ich denke an dieſe Minute bei jedem mitternächtlichen Ueberſpringen meines Monatszeigers; aber ſie trete nie mehr unter die Reihe meiner übrigen Minuten.

Der Sterbende — er wird kaum dieſen Namen lange mehr haben — ſchlug zwei lodernde Augen auf und ſah mich lange an, um mich zu kennen. Ihm hatte geträumt, er ſchwankte als ein Kind ſich auf einem Lilienbeete, das unter ihm aufgewallet — dieſes wäre zu einer emporgehobnen Roſen-Wolke zuſammengefloſſen, die mit ihm durch goldne Morgenröten und über hauchende Blumenfelder weggezogen — die Sonne hätte mit einem weißen Mädchen-Angeſicht ihn angelächelt und angeleuchtet und wäre endlich in Geſtalt eines von Strahlen umflognen Mädchens ſeiner Wolke zugeſunken, und er hätte ſich geängſtigt, daß er den linken gelähmten Arm nicht um und an ſie bringen können. — — Darüber wurd' er wach aus ſeinem letzten oder vielmehr vorletzten Traum; denn auf den langen Traum des Lebens ſind die kleinen bunten Träume der Nacht wie Phantaſieblumen geſtickt und gezeichnet.

Der Lebensſtrom nach ſeinem Kopfe wurde immer ſchneller und breiter; er glaubte immer wieder, verjüngt zu ſein; den Mond hielt er für die bewölkte Sonne; es kam ihm vor, er ſei ein fliegender Taufengel, unter einem Regenbogen an eine Dotterblumen-Kette aufgehangen, im unendlichen Bogen auf- und niederwogend, von der vierjährigen Ringgeberin über Abgründe zur Sonne aufgeſchaukelt. . . . . Gegen 4 Uhr morgens konnte er uns nicht mehr ſehen, obgleich die Morgenröte ſchon in der Stube war — die Augen blickten verſteinert vor ſich hin — eine Geſichtszuckung kam auf die andere — den Mund zog eine Entzückung immer lächelnder auseinander — Frühlingsphantaſien, die weder dieſes Leben erfahren, noch jenes haben wird, ſpielten mit der ſinkenden Seele — endlich ſtürzte der Todesengel den blaſſen Leichenſchleier auf ſein Angeſicht und hob hinter ihm die blühende Seele mit ihren tiefſten Wurzeln aus dem körperlichen Treibkaſten voll organiſierter Erde. . . . Das Sterben iſt erhaben; hinter ſchwarzen Vorhängen thut der einſame Tod das ſtille Wunder und arbeitet für die andre Welt, und die Sterblichen ſtehen da mit naſſen, aber ſtumpfen Augen neben der überirdiſchen Szene....

„Du guter Vater", ſagte ſeine Witwe, „wenn dir's jemand vor 43 Jahren hätte ſagen ſollen, daß man dich am 13. Mai, wo deine Achtwochen angingen, hinaustragen würde." — „Seine Achtwochen," ſagt' ich, „gehen wieder an, dauern aber länger."

Als ich um 11 Uhr fortging, war mir die Erde gleichſam heilig, und Tote ſchienen mir neben mir zu gehen; ich ſah auf zum Himmel, als könnt' ich im endloſen Aether nur in einer Richtung den Geſtorbenen ſuchen; und als ich oben auf dem Berge, wo man nach Auenthal hineinſchauet, mich noch einmal nach dem Leidenstheater umſah, und als ich unter den rauchenden Häuſern bloß das Trauerhaus unbewölket daſtehen und den Totengräber oben auf dem Gottesacker das Grab aushauen ſah, und als ich das Leichenläuten ſeinetwegen hörte und daran dachte, wie die Witwe im ſtummen Kirchturm mit rinnenden Augen das Seil unten reiße, ſo fühlt ich unſer aller nichts und ſchwur, ein ſo unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen. —

Wohl dir, lieber Wuz, daß ich — wenn ich nach Auenthal gehe und dein verraſetes Grab aufſuche und mich darüber kümmere, daß die in dein Grab beerdigte Puppe des Nachtſchmetterlings mit Flügeln daraus kriecht, daß dein Grab ein Luſtlager bohrender Regenwürmer, rückender Schnecken, wirbelnder Ameiſen und nagender Räupchen iſt, indes du tief unter allen dieſen mit unverrücktem Haupte auf deinen Hobelſpänen liegſt und keine liebkoſende Sonne durch deine Bretter und deine mit Leinwand zugeleimten Augen bricht — wohl dir, daß ich dann ſagen kann: „Als er noch das Leben hatte, genoß er's fröhlicher wie wir alle."

Es iſt genug, meine Freunde — es iſt 12 Uhr, der Monatszeiger ſprang auf einen neuen Tag und erinnerte uns an den doppelten Schlaf der kurzen und an den Schlaf der langen Nacht. . . .

Wie
Heinrich von Eichenfels
zur Erkenntnis Gottes kam.

Eine Erzählung
für
Kinder und Kinderfreunde.

Von Chriſtoph von Schmid, Verfaſſer der Oſtereier (1768—1854).

1. Aufſicht über Kinder ein Engelsgeſchäft.

Zu Anfang des vorigen [18.] Jahrhunderts lebten auf einem altertümlichen, aber ſehr prächtigen Schloſſe, nahe an einem großen Walde, Graf Friedrich und Gräfin Adelheid von Eichenfels. Ein zartes, wunderſchönes Knäblein, Namens Heinrich, das ſie unausſprechlich liebten, war ihr einziges Kind. Allein bevor das Kind noch den Namen Vater ausſprechen konnte, mußte der edle Graf fort in den Krieg. Die fromme Gräfin blieb zurück auf dem Schloſſe, und der einzige Troſt über die Abweſenheit ihres Gemahls, die einzige Freude in ihrer ſtillen Einſamkeit war ihr geliebter, kleiner Heinrich. Sie hatte ſich vorgenommen, ganz der Erziehung desſelben zu leben, und ihr ganzes Herz ſehnte ſich nach dem ſeligen Augenblicke, da ſie mit dem holden Knaben auf dem Arme ihrem teuren Gemahl würde entgegeneilen können.

Eines Abends ſaß die Gräfin mit ihrem Kinde auf dem Schoße in ihrem Zimmer. Margareta, das Kindermädchen, ſtand neben ihr und hielt dem Kinde, freundlich ſcherzend, einige friſch gepflückte Blumen vor. Das Kind ſtreckte lächelnd die kleinen Händchen danach aus, und die Mutter lächelte ſehr vergnügt und ergötzte ſich an der Freude des Kindes. Da trat auf einmal ein Diener, der mit dem Grafen ins Feld gezogen war, herein und brachte die traurige Nachricht, der Graf ſei ſchwer verwundet und verlange vor ſeinem Ende, das vielleicht nahe ſei, ſeine Gemahlin noch zu ſehen. Die Gräfin ward totenblaß und konnte mit ihren zitternden Händen das Kind faſt nicht mehr halten. Der Bote machte, als er den Schrecken der Gräfin ſah, einige Hoffnung, ihr Gemahl könne wohl noch davon kommen; indes konnte er doch nicht verhehlen, ſie müſſe Tag und Nacht ohne Aufhören fahren, wenn ſie ihn noch ſicher am Leben antreffen wolle. Die Gräfin entſchloß ſich, augenblicklich abzureiſen. Sie benetzte ihr Kind mit heißen Thränen. „Du guter, kleiner Heinrich", ſagte ſie, „ach, du weißt noch nicht einmal, warum deine Mutter weinet! Armes Kind, du verlierſt deinen Vater, ohne ihn zu kennen! O, wie ſchmerzt es mich, daß ich dich auf dieſer weiten beſchwerlichen Reiſe in das Kriegslager nicht mitnehmen kann!"

„O Margareta," rief ſie, indem ſie ſich zu dem Mädchen wandte, „dir übergebe ich das Liebſte, was ich hier zurücklaſſe. Habe doch recht acht auf das Kind! Laß es keinen Augenblick allein, auch nicht, wenn es ſchläft. Verpflege es ſo ſorgfältig, als wäre ich zugegen. Trage es an jedem ſchönen Tage, beſonders des Morgens, in den Garten an die friſche Luft. Singe ihm ein Liedchen vor, rede mit ihm; zeige ihm öfters Blumen und andere ſchöne Dinge. Laß dem Kleinen nichts in die Hand, das ihm gefährlich werden, womit er ſich ſtechen oder das er verſchlingen könnte. Am wenigſten wirſt du dich unterſtehen, ihm etwas zuleide zu thun und ihn Zorn und Unwillen über ſeine kindliche Unbehilflichkeit empfinden zu laſſen. Die Aufſicht über kleine Kinder iſt ein Engelsgeſchäft. Sei du dem Kinde ein guter Engel! — Die Beſchließerin, der ich das ganze Haus übergebe, wird mir ſchon wieder erzählen, ob du alle meine Worte genau befolgt haſt. Verſprich es mir, dieſe meine letzten Ermahnungen nie außer acht zu laſſen, damit ich wenigſtens in dieſem Stücke außer Sorge ſein kann. Ich werde alle Stunden zählen, bis ich wieder zurückkomme. Wenn du mir das Kind dann heiter und fröhlich in meine Arme zurückgeben wirſt, ſo werde ich dich zu belohnen wiſſen. Auch werde ich dir etwas Schönes mitbringen, das dir gewiß Freude machen ſoll."

Margareta verſprach alles. Die Gräfin küßte das Kind, ſegnete es und blickte mit naſſen Augen, indem ſie innerlich betete, lange zum Himmel, gab dann das Kind Margareta in die Arme und ſtieg hierauf unter dem lauten Weinen und Jammern ihrer Dienerſchaft und Unterthanen in den Wagen und fuhr noch bei einbrechender Nacht und einem heftigen Regen ab.

2. Großes Unglück aus kleinem Ungehorſam.

Margareta war ein armes, verwaiſtes Landmädchen. Sie hatte ein kindlich frommes Gemüt, einen heitern fröhlichen Sinn und ein ſehr liebliches, blühendes Ausſehen. Deswegen hatte die Gräfin ſie zur Wärterin des kleinen Heinrichs angenommen. Margareta, das gute, fromme Mädchen, befolgte alles, was die Gräfin ihr befohlen hatte, genau, und es verging keine Stunde, in der ihr die Ermahnungen der Gräfin nicht zu Sinne gekommen wären. Denn ſie liebte die edle Frau als ihre größte Wohlthäterin und hatte an dem holden Kinde die herzlichſte Freude; ja ſie ehrte in demſelben ſchon ihren künftigen Grafen und Herrn.

Eines Tages ſaß Margareta neben dem ſchön geflochtenen Wiegenkorbe des ſchlafenden Kindes und ſtrickte. Sie hatte den Korb, der ſich über dem Haupte des Kindes zierlich emporwölbte, mit Roſen geſchmückt, damit dem Kinde ſogleich beim Erwachen etwas Schönes in die Augen falle. Ein feiner weißer Flor ſchützte das Kind, damit keine Fliege es im Schlafe ſtöre — und lieblicher und ſchöner als die friſchen Roſen ſchienen die roten Wangen des ſchlafenden Kindes durch den zarten durchſichtigen Flor.

Da kamen einige herumziehende Muſikanten vor das Schloßthor und ließen ſich da hören. Die Leute im Schloſſe liefen alle zuſammen und riefen die Muſikanten herein in die untere Stube, um ſich, weil die Herrſchaft eben nicht zu Hauſe war, bei Muſik und Tanz einen luſtigen Nachmittag zu machen. Margareta hörte nichts lieber als Muſik; dennoch blieb ſie, der Worte der Gräfin eingedenk, an dem Wiegenkorbe des ſchlafenden Kindes ruhig ſitzen. Da kam Görge, der Gärtnerjunge, eilig in das Zimmer. „Gretchen," rief er, „komm doch auch herab! Du glaubſt nicht, wie luſtig es zugeht. Solche prächtige Muſik hab' ich noch nie gehört. Einer hat ein Hackbrett und ſchlägt darauf zu, als wolle er's in Stücke zerſchlagen. Ein kleiner Bube ſpielt den Triangel, der auch nicht übel klingt, und ein großer dickbackiger Junge bläſt das Poſthorn dazu, daß einem beide Ohren klingen, faſt lauter als der Triangel. Komm doch geſchwind herunter!" Margareta ſagte, ſie dürfe das Kind keinen Augenblick verlaſſen. „Sei nur nicht ſo kindiſch," ſagte der leichtſinnige Burſche. „Du wirſt wohl nicht allein die Heilige machen wollen. Das Kind ſchläft ja, und du kannſt ihm ja nicht ſchlafen helfen. Komm, komm, und zier dich nicht ſo. In einem Viertelſtündchen biſt Du wieder hier. Einen Reihen wirſt Du mir nicht abſchlagen." Margareta ließ, wiewohl mit klopfendem Herzen, ſich bereden und ging mit hinab. Sie hatte aber wenig Freude; eine große Angſt kam über ſie an. Sie wollte gehen; allein die übrigen hielten ſie auf. Zuletzt riß ſie ſich mit Gewalt los und eilte zur Wiege des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

Aber — welches Entſetzen ergriff ſie! Das Bettchen war leer; ſie ſah nichts mehr von dem Kinde. Sie faßte ſich zwar und tröſtete ſich mit der Hoffnung, es habe wohl nur jemand von den Leuten im Schloſſe das Kind zum Scherze in ein anderes Bett gelegt, um ſie zu erſchrecken. Aber ſchon der Gedanke, die Gräfin könnte dieſes inne werden, machte ſie zittern. Sie eilte von Zimmer zu Zimmer — und ſah nirgends etwas von dem Kinde. Eine wahre Todesangſt ergriff ſie. Sie eilte hinab und rief unter die Tanzenden: „Der junge Graf iſt nicht mehr in ſeinem Bettchen; wer von euch hat mich ſo erſchreckt und das Kind hinweggenommen?" Niemand wußte etwas davon; kein Menſch war aus dem Zimmer gekommen. Alle hörten ſogleich auf zu tanzen, und die Muſikanten gingen fort, ohne das Trinkgeld abzuwarten. Alle, ſo viel ihrer in der Stube waren, eilten erſchrocken hinauf; alles wurde durchſucht. Bald zeigte ſich, daß außer dem Kinde noch allerlei Koſtbarkeiten fehlten. Was konnte man anders denken, als das Kind ſei geraubt worden!

Die allgemeine Luſtbarkeit verwandelte ſich nun in Weinen und Wehklagen. Es war ein Jammer, als trüge man eine Leiche hinaus. „Ach Gott," rief die Beſchließerin lautweinend, „ach, die gute Gräfin! Wie wird es erſt ihr ſein, wenn ſie das hört! Das iſt ihr Tod." Margareta aber wollte verzweifeln; ſie wäre im erſten Anfall der ſchrecklichſten Verzweiflung fortgerannt und vielleicht gar in den Fluß geſprungen, wenn man ſie nicht aufgehalten hätte. „O du mein Gott," rief ſie mehrmals und voll des heftigſten Schmerzes, „wer hätte das geglaubt, daß ein ſo kleiner Ungehorſam ſo große, ſchreckliche Folgen haben könne!"

3. Der größte Jammer einer guten Mutter.

Indem nun alle Leute aus dem Schloſſe voll Schrecken und Verwirrung, weinend und jammernd, in dem Zimmer des Kindes beiſammen waren; indem Margareta, halb wahnſinnig, ſcheu und verwildert aus ihren ſchwarzen Augen blickte und mit zerrauften Haaren neben dem leeren Bettchen auf dem Boden ſaß, auf dem die Roſen, die den Wiegenkorb geſchmückt hatten, zerſtreut und zertreten umher lagen: da ging mit einem Male ſchnell die Zimmerthür auf — und die Gräfin trat herein.

Die Wunde des Grafen war nicht ſo gefährlich, als es anfangs geſchienen hatte. Sobald er ſich außer aller Gefahr befand, hatte die Gräfin, auf Zureden des Grafen und aus eigenem Antriebe ihres mütterlichen Herzens, die Rückreiſe angetreten, um nur recht bald wieder bei ihrem lieben Kinde zu ſein. Sie war nur aus der Kutſche geſprungen und ſogleich auf das Zimmer geeilt, wo ſie den kleinen Liebling ihres Herzens zu umarmen hoffe.

Alle im Zimmer erſchracken bei dem Anblicke der Gräfin. Margareta that einen lauten Schrei. „O Gott, ſei mir und ihr gnädig!" rief ſie. Die Gräfin ſah die totenblaſſen Geſichter, die rotgeweinten Augen, Margaretens Verzweiflung, die leere Wiege mit Schrecken. Niemand wollte auf ihre Fragen antworten. Tauſend bange Ahnungen, tauſend ſchreckliche Gedanken zuckten gleich Blitzen durch ihre Seele. Sie zitterte für das Leben ihres Kindes. Als ſie endlich die Geſchichte halb erfuhr und halb erriet — da war es ihr, als brächen Himmel und Erde auf ſie herein; ſie ſank in Ohnmacht und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht alle herbeigeeilt wären, ſie zu halten.

„O Gott, o Gott," rief ſie endlich jammernd, als ſie wieder zur Beſinnung gekommen war, „welch ein entſetzliches Leiden haſt du mir auferlegt! Ach, mein Kind, mein Kind, mein liebſtes Kind! O mein Gemahl, mein teuerſter Gemahl, ach, dieſe Botſchaft wird dir tiefere Wunden ſchlagen, als das Schwert der Feinde! — O du lieber, lieber, guter, kleiner Heinrich, wo biſt du wohl jetzt? In welche Hände biſt du gefallen? O, wenn du von Räubern verführt werden und ohne Unterricht, ohne gute Sitten aufwachſen ſollteſt — wie ſchrecklich wäre das! Ich kann nicht einmal daran denken! Ach, lieber weinte ich an deinem kleinen Grabe! O dann wäreſt du ein ſchöner Engel an Gottes Throne, und ich hätte den Troſt, dich dort einſtens wieder zu ſehen! Aber jetzt fehlt mir auch dieſer einzige, dieſer ſüßeſte Troſt! Ach, was kann, was wird unter ſolchen Menſchen aus dir werden?"

„O Gott," rief ſie dann wieder und fiel auf die Kniee nieder und blickte mit gerungenen Händen weinend zum Himmel. „O guter Gott, du einziger Troſt in allen Nöten! Mein Kind iſt zwar meinen Armen entriſſen, aber deiner Hand kann es nicht entzogen werden. Ich weiß nicht, in welchen finſtern Wäldern, in welcher Räuberhöhle es ſich befindet, aber dein Auge ſieht es, wo es auch iſt. Ich kann ihm nichts Gutes und Liebes mehr erweiſen, aber du und nur du allein kannſt es erhalten. Du höreſt ja das Schreien der jungen Raben; o höre auch das Flehen dieſes Kindes, das gewiß weint und wimmert und ſich nach ſeiner Mutter ſehnt! — Mir und meinem lieben Gemahl aber gieb die Gnade, dieſen Verluſt zu ertragen! Obwohl zunächſt Unvorſichtigkeit und Bosheit der Menſchen uns den kleinen Engel geraubt haben, ſo ließeſt doch du es zu. Du fügteſt es ſo; dir will ich mein Kind mit vertrauendem, wiewohl blutendem Herzen zum Opfer bringen. Ich weiß es gewiß, auch dieſer Schmerz wird mir unter deiner Leitung einmal zum Heile ſein." So tröſtete ſich die trauernde Mutter.

Margareta aber war ohne allen Troſt. Sie fiel der Gräfin zu Füßen und bat ſie um Vergebung. „Ach," ſagte ſie, die Hände ringend, „wenn ich das Kind mit meinem Blute aus den Händen der Räuber befreien könnte, ich wollte gern den letzten Tropfen vergießen. Laſſet mich hinrichten, ich will gerne ſterben." Die Gräfin verzieh ihr. „Deine aufrichtige Reue verdient Vergebung," ſprach ſie, „es ſoll dir kein Leid geſchehen. Du ſiehſt aber, wie gut ich's meinte, wie weiſe mein Befehl war; du haſt es nun erfahren, was Ungehorſam, Leichtſinn, Hang zu Luſtbarkeiten für großes Unglück anrichten können. Unſer aller Freuden auf dieſer Welt ſind nun für immer dahin, wie die Roſen hier, die welk und entblättert auf dem Boden umherliegen."

Nachdem die Gräfin ſich von dem erſten Schrecken erholt und vernommen hatte, das Kind ſei erſt vor ein paar Stunden geraubt worden, ſo ſchickte ſie ſogleich eine Menge Leute aus, es aufzuſuchen. Ein Bote nach dem andern kam wieder zurück. Margareta lief jedem entgegen und weinte immer aufs neue, ſobald ſie ſchon von weitem ſeine troſtloſe Miene ſah. Endlich kam auch der letzte, ohne die geringſte Spur von dem Kinde entdeckt zu haben, und Margareta weinte ſich faſt die Augen aus. Nach und nach wurde ſie zwar ruhiger; allein ſie war immer ſehr blaß und ging umher wie ein Schatten. Jedermann hatte Mitleiden mit ihr. Auf einmal verſchwand ſie, und kein Menſch wußte, wo ſie hingekommen war.

4. Die Räuberhöhle.

Eine Zigeunerin, ein altes, häßliches Weib, mit pechſchwarzen Haaren und gelbbraunem Geſichte, hatte das Kind geraubt. Das Weib gab ſich, leichtgläubige Menſchen zu betrügen und zu beſtehlen, mit Wahrſagen ab. Unter dieſem Vorwande war ſie ſchon früher einmal in das Schloß gekommen und hatte alle Gelegenheiten wohl ausgekundſchaftet. Sie ſtand mit dem älteſten der drei Muſikanten im Einverſtändniſſe, und während dieſer mit lärmender Muſik alle Leute im Schloſſe in die untere Stube lockte, war die Zigeunerin durch ein kleines Thürlein in der Gartenmauer, das der Gärtnerjunge aus Unachtſamkeit offen gelaſſen hatte, in den Schloßgarten und auf einer wenig beſuchten Wendeltreppe in das Zimmer des Kindes geſchlichen, hatte das Kind und was ſie ſonſt in der Geſchwindigkeit zuſammenraffen konnte, genommen und war damit durch den Garten ſchnell in den nahen Wald entflohen.

Dort verbarg ſie ſich mit dem Kinde in ein Dickicht, bis es völlig Nacht war. In der finſtern Nacht machte ſie ſich auf und trug das Kind weiter. Sie ging auf lauter abgelegenen, heimlichen Wegen. Mit Lebensmitteln hatte ſie ſich hinreichend verſehen. Den Tag über verſteckte ſie ſich wieder in dichtes Geſträuch oder in das Korn. So wanderte ſie viele Meilen weit fort bis ins Gebirg. Hier befand ſich, tief unter der Erde, eine ſchauerliche Höhle, die ein Teil eines eingegangenen halbverſchütteten Bergwerks war. Der Eingang dazu war von Felſentrümmern und verwachſenen Dornen ſo gut verſteckt, daß ihn nicht leicht ein Menſch finden konnte. Nachdem die Zigeunerin lange durch Geſtein, Dorngeſträuch und Brombeerſtauden gekrochen war, kam ſie an eine eiſerne Thüre, zu der ſie den Schlüſſel hatte. Sie öffnete die Thüre und kam durch einen langen Gang, der faſt eine Stunde währte, endlich in die Höhle.

Dieſe Höhle war der Aufenthalt von Räubern. Hier verbargen ſie ſich, um vor der ſtrafenden Gerechtigkeit ſicher zu ſein. Hier verwahrten ſie in großen ſchweren Kiſten ihre geraubten Schätze — eine Menge prächtiger Kleider und koſtbarer Geräte, Gold und Silber, Edelſteine und Perlen. Die Räuber, furchtbare Männer mit trotzigen Geſichtern und rauhen Bärten, ſaßen, als die Zigeunerin mit dem Kinde ankam, eben beiſammen, tranken, rauchten Tabak und ſpielten Karten. Sie hatten eine große Freude, als ſie vernahmen, dieſes Kind ſei der junge Graf Heinrich von Eichenfels, und ſie überhäuften die Zigeunerin mit Lobſprüchen über den gelungenen Raub. Ein ſolches Kind vornehmer Eltern in ihre Gewalt zu bekommen, hatten ſie ſchon lange gewünſcht. „Du haſt dich trefflich gehalten, alte Großmutter!" ſagte der Räuberhauptmann. „Nun ſind wir vollkommen ſicher. Wird einmal einer von uns gefangen, und will man ihm ein Leid thun, ſo drohe er nur, daß wir übrigen dann dieſes Kind, gemäß unſerer Abrede, ſchrecklich zu Tode martern würden. Da wird man ſeiner gewiß ſchonen oder ihn vielleicht gar gehen laſſen." Der Hauptmann befahl hierauf der Zigeunerin, die den Räubern kochte und die Hauswirtſchaft führte, wohl für das Kind zu ſorgen, damit es doch gewiß am Leben bleibe.

In dieſer ſchauerlichen Höhle kam nun das holde Knäblein zur Vernunft und lernte reden. Die Erinnerungen aus ſeiner erſten Kindheit erloſchen. Es wußte nichts mehr von der Sonne, dem Monde, der ganzen ſchönen Erde Gottes. Kein Strahl des Tages fiel je in dieſe Wohnung des Schreckens. Nur eine Lampe, die Tag und Nacht brannte, hing von dem dunklen, rußigen Gewölbe der Höhle herab und erhellte mit ihrem trüben, roten Schimmer die rauhen Felſenwände. An Lebensmitteln war kein Mangel. Die Räuber brachten Brot, Fleiſch, Gemüſe und beſonders ſolche Speiſen, die ſich leicht aufbewahren ließen, und auch Wein im Ueberfluſſe. Ein großes Faß mit Waſſer in einer Ecke der Höhle, das ſie von Zeit zu Zeit friſch auffüllten, vertrat in dieſer unterirdiſchen Haushaltung die Stelle des Brunnens. Da ſie das Waſſer aber weit holen mußten, ſo ging die Zigeunerin ſehr ſparſam damit um und ſchärfte es dem Kleinen ſehr ein, den Hahn immer wohl zu ſchließen. Eine Streu von Binſen, die jedoch mit prächtigen Teppichen bedeckt war, diente den Räubern zum Nachtlager.

Die Zigeunerin ließ dem Kleinen nichts abgehen. Sie gab ihm reichlich zu eſſen, allein ſie unterrichtete ihn gar nicht im Guten. Das Kind lernte weder leſen, noch ſchreiben, und hörte aus dem Munde dieſer böſen Menſchen nie ein Wort von Gott. Nur einer unter den Räubern, namens Wilhelm, ein Jüngling und der Sohn ehrlicher Leute, den aber die Luſt zum Spielen zu dieſer ſchrecklichen Lebensart verleitet hatte, unterhielt ſich gern mit dem Kleinen. Auch brachte er ihm, ſo oft er heimkam, etwas mit, ihm einen kleinen Zeitvertreib zu machen. Er ſchenkte ihm allerlei von Holz ausgeſchnitzte, ſchönbemalte Figuren, die Abbildung einer Schäferei mit vielen Schafen nebſt Schäfer und Schafhund, eines Gartens mit allerlei Bäumen, an denen gelbe und rote Früchte hingen, einen kleinen Spiegel und andere dergleichen Spielwerke für Kinder. Einmal kaufte er ihm eine kleine Flöte und lehrte ihn ein Liedchen darauf ſpielen; ein anderes Mal brachte er ihm einen Bund gemalter Blumen und lehrte ihn, ſelbſt Blumen aus Papier auszuſchneiden, ſie zuſammenfügen und mit allerlei Farben bemalen. Der Kleine beſchäftigte ſich auf dieſe Art manche Stunde. Das liebſte aber aus allen ſeinen Spielſachen war dem Kinde ein kleines Bildnis ſeiner Mutter, das die Zigeunerin in dem Schloſſe entwendet hatte. Es war unvergleichlich ſchön und lieblich gemalt, in Gold und Kriſtall gefaßt und ringsum mit Diamanten beſetzt. Die Zigeunerin ließ es ihm aber nur hie und da auf eine kurze Zeit, wenn ſie beſonders guter Laune war.

Wilhelm betrachtete das Bild öfter, gedachte ſeiner eigenen Mutter und wiſchte ſich eine heimliche Thräne aus dem Auge. „Armes Kind," ſagte er bei ſich ſelbſt, „es war doch grauſam, dich einer ſolchen Mutter hinweg vom Herzen zu reißen. O wie ganz anders würdeſt du es bei ihr gehabt haben, als hier in dieſem ſchauerlichen Aufenthalte! — Und deine gute Mutter, wie wird ſie um dich weinen! Könnte ich dich in ihre Arme zurückbringen, wie gern würde ich es thun! Aber ich ſelbſt bin wie ein

Gefangener! Hundert Male wäre ich ſchon entlaufen, wenn meine vorgeblichen Freunde mir getraut und mich nicht immer ſo ſorgfältig bewacht hätten!“

Er führte mit dem Knaben allerlei Geſpräche, erzählte ihm mancherlei, das dem Kleinen Freude machte und ſeinen Verſtand weckte; allein von Gott und Ewigkeit durfte er nicht mit ihm reden. Das hätten die übrigen Räuber nicht gelitten, weil ſie ſich vor allem ſcheuten, was ihr Gewiſſen aufwecken konnte.

5. Verſuch, zu entrinnen.

Da der Knabe etwas älter wurde, war er ſehr neugierig zu wiſſen, wo die Männer denn immer hingingen. Er bat ſie öfter ihn mitzunehmen. Allein ſie wieſen ihn allemal kurz und rauh ab und vertröſteten ihn auf ein anderes Mal. Einſt waren ſie wieder auf den Raub ausgezogen. Die alte Zigeunerin, die gar nicht mehr gut zu Fuß war und immer zurückblieb, war dem munteren Knaben eine traurige Geſellſchaft. Sie war immer ſehr grämlich und ſaß wegen ihrer triefenden Augen oft ſtundenlang hinter einem grünen Lichtſchirm und flickte altes Leinenzeug oder zählte Geld, ohne ein Wort zu reden. Dann ſchlief oder ſchnarchte ſie wieder mehrere Stunden in einem fort.

Als ſie nun wieder einmal feſt eingeſchlafen war, faßte der Knabe Mut, zündete eine Wachskerze an, ging in dem dunklen Gang, durch den die Räuber allemal fortzogen, immer weiter und weiter und kam endlich an die eiſerne Thüre. Es gelang ihm aber nicht, ſie zu öffnen, indem ſie mit einem ſchweren Schloſſe feſt verſchloſſen war. Traurig kehrte er zurück. Allein der Gang, durch den er gekommen war, hatte mehrere ſchmale Nebengänge, in denen man ſtundenweit unter der Erde umher gehen konnte. Der Kleine ging in den erſten Gang, den er im Zurückgehen bemerkte, hinein. Nachdem er lange Zeit gegangen, und ſeine Kerze bereits ausgebrannt und am Erlöſchen war, ſchien es ihm, als ſähe er in weiter Ferne ein brennendes Licht. Voll Neugierde ging er darauf zu. Das rötlich ſtrahlende Licht wurde immer größer und endlich ſo groß, daß es ihm als eine feurige, aufrechtſtehende Geſtalt vorkam. Er aber ging immer mutig vorwärts und ſtand endlich an einem Felſenriſſe, durch den die Morgenröte herein ſchien, und durch den man bequem in das Freie hinaus gehen konnte — und mit einem Sprunge war der hocherfreute Knabe hinaus.

Wie es ihm aber war, als er, dieſem dunkeln, unterirdiſchen Aufenthalte entronnen, nun das erſte Mal unter Gottes ſchönem, blauen Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge daſtand — das kann keine Zunge ausſprechen. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen, und der Morgenhimmel glänzte wie Glut, und auf Wald und Gebirg ſchwebte ein rötlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel ſangen. Unten im Thale ruhte ein heller See, in dem ſich das Morgenrot und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abſpiegelten.

Der Knabe war wie vom Blitze getroffen. Er war vor Erſtaunen außer ſich; es war ihm, als ſei er aus einem langen, tiefen Schlaf erwacht, und er taumelte wie ſchlaftrunken. Er konnte nur ſchauen; er fand lange keine Worte, ſein Erſtaunen auszudrücken. Endlich rief er: „Wo bin ich doch hingekommen? Wie weit, wie unermeßlich weit iſt es um mich her! O wie ſchön, wie herrlich iſt alles!“ Und dann ſtaunte er wieder eine hohe Eiche oder einen Felſen voll grüner Tannen oder den ſpiegelhellen See oder einen blühenden Strauch voll Waldroſen an.

Jetzt ging über einem entfernten Tannenhügel zwiſchen goldenen Wolken die Sonne auf. Der Kleine ſah mit ſtarrenden Augen hin; ihm war es, ein Feuer lodere empor, und er meinte wirklich, die Wolken, die er das erſte Mal ſah, fingen an zu brennen. Unverwandt ſah er hin — bis endlich die Sonne, von leichtem Morgenduft wie von einem zarten Flor bedeckt, golden, rund und ſchön über den Hügeln ſchwebte. „Was iſt doch das? Welch ein wunderbares Licht!“ rief der Knabe und ſtand noch immer voll Verwunderung mit ſtarren Blicken und ausgeſtreckten Armen da — bis er endlich, von dem zunehmenden Glanze geblendet, die Augen wegwenden mußte.

Hierauf ging er ein wenig umher; er getraute ſich aber kaum weiter zu gehen, aus Furcht, die ſchönen Blumen zu zertreten, mit denen der Boden überall wie beſäet war. Auf einmal erblickte er ein junges Lamm, das ſich unter einem blühenden Roſenſtrauche gelagert hatte. „Ei, ein Lamm, ein Lamm!“ rief er freudig. Er eilte hin und faßte es an. Das Lamm regte ſich, ſtand auf und blökte. Der Kleine fuhr erſchrocken zurück. „Was iſt das?“ rief er. „Das lebt ja! Es kann gehen, es hat eine Stimme! Die meinigen ſind alle ſtumm und tot und keines rührt ſich. Welch ein Wunder! Wer hat ihm doch das Leben gegeben?“ Er wollte ſich mit dem Lamme in ein Geſpräch einlaſſen; er that allerlei Fragen an das Tierchen — und ward zuletzt ärgerlich, daß es nur immer mit dem nämlichen unverſtändlichen Schrei antwortete.

Jetzt kam ein junger Hirt, ein ſchöner blühender Jüngling mit roten Wangen und gelben Haaren, herbei, der das Lamm vermißt und geſucht hatte. Er hatte dem Kleinen ſchon lange zugeſehen und wußte nicht, was er von ihm halten ſollte. Der Knabe erſchrack zuerſt über den Anblick des Jünglings. Da der Jüngling ihn aber ſehr freundlich grüßte, ſo faßte der Kleine Mut. „O wie ſchön biſt du!“ ſprach er zu dem Jünglinge. „Und ſag mir doch,“ fuhr er fort, indem er mit weit ausgebreiteten Armen auf Himmel und Erde deutete, „gehört dieſe große, große, weite Höhle dir? Darf ich nicht hier bei dir und bei deinem Lamme bleiben?“ Der Jüngling verſtand das Kind nicht und meinte anfangs, es ſei verrückt. Er fragte es, wie es hierher gekommen ſei. Als nun der Kleine ſagte, er ſei aus dem Boden herausgekrochen, und dann von der alten Großmutter und den bärtigen Männern erzählte — da wurde es dem Hirten unheimlich; es kam ihn eine große Furcht an. Er nahm indes den Knaben doch voll Mitleids auf den einen Arm, faßte ſein Lamm unter den andern und eilte ſo ſchnell davon, als ſetzten ihm die Räuber ſchon auf dem Fuße nach.

6. Die Einſiedelei.

In dem Gebirge lebte ein alter, ſehr ehrwürdiger Einſiedler, der über achtzig Jahre zählte, und wegen ſeiner Weisheit und Frömmigkeit unter dem Namen Vater Meinrad weit umher berühmt war. Zu dieſem dachte der Hirtenjüngling das gefundene Kind zu bringen. Die Einſiedelei, zu der es nicht ſehr weit war, lag an der Seite eines Berges nächſt dem See und glich einem Paradieſe. Die kleine, mit Rebenblättern überkleidete und mit einem bemooſten Schilfdache bedeckte Klausnerhütte ſtand zwiſchen ſchattigen Fruchtbäumen mitten in einem Garten voll der ſchönſten Blumen und Kräuter. Hinter der kleinen Hütte erhob ſich ein Weinberg, und ſeitwärts zog ſich ein ſchmales Kornfeld längs dem Berge hin. Und wo ſonſt noch zwiſchen den Felſen ein übriges Plätzchen war, ſtand ein Baum, der die herrlichſten Früchte, oder wenigſtens ein Strauch, der köſtliche Beeren trug. Auf einem Felſen, der ſich weit über den See hinausbog, ragte die Kapelle mit ſpitzigem Türmlein empor, und eine Treppe, die in den Felſen eingehauen war, führte dazu hinauf.

Der ehrwürdige Greis ſaß, als der Jüngling das vergitterte Pförtchen des Gartens öffnete und mit dem Knaben herein kam, eben auf einer hölzernen Bank unter einem Apfelbaume, wo man die prächtigſte Ausſicht über den See hatte. Ein großes Buch, in dem er ſehr andächtig las, lag vor ihm auf dem Tiſche. Die wenigen Haare, die ſeinen kahlen Scheitel umgaben, und ſein großer Bart waren weiß wie Schnee, ſeine Wangen aber noch blühend rot, wie die Wangen eines Jünglings.

Mit treuherziger Leutſeligkeit ſtand er auf, grüßte beide, hörte die Erzählung des Jünglings mit freundlicher Aufmerkſamkeit an und fragte den Knaben um ſeinen Namen, indem er ihn voll des innigſten Mitleids auf ſeine Arme nahm. Er ahnte bald, das Kind ſei vornehmen Eltern von den Räubern geraubt worden. „Laß den Kleinen bei mir,“ ſagte er zu dem Jünglinge, „und ſage für jetzt noch keinem Menſchen davon. Ich hoffe, ſeine Eltern ſind noch aufzufinden; und hier iſt er indes gegen die Nachſtellungen der Räuber am beſten geſchützt. Sie fliehen meine Zelle wie das Feuer. Gold und Silber iſt bei mir nicht zu holen, und guten Rat und heilſame Ermahnungen, die freilich oft mehr wert ſind als Gold und Silber, haſſen ſie.“ Zu dem Knaben aber ſprach er: „Sei mir herzlich gegrüßt, lieber Heinrich! Ich will dein Vater ſein und für dich ſorgen, bis ich dich deinem Vater und deiner Mutter wieder zurückgeben kann. Nenne mich von nun an nicht anders als Vater.“

Der Alte bewirtete hierauf ſeine Gäſte mit Milch und Brot. Nachdem der Jüngling ſich erquickt hatte, ergriff er ſeinen Hirtenſtab, um zu ſeiner Herde zurückzukehren. Der Kleine wollte das nicht zugeben. Er weinte und hielt ihn am Kleide. Allein da der Jüngling verſprach, bald wieder zu kommen, und ihm das Lamm ſchenkte, ſo gab er ſich zufrieden und zeigte über das Geſchenk, das in ſeinen Augen einen unermeßlichen Wert hatte, eine ganz ungemeine Freude.

7. Die Sonne und die Blumen.

Da der Jüngling fort war, ſetzte der mitleidige Greis den Knaben, um ſich in ein Geſpräch mit ihm einzulaſſen, neben ſich auf die Bank. „Lieber Heinrich,“ fing er an, „weißt du denn gar nichts von deinem Vater und von deiner Mutter?“

„O ja,“ ſagte Heinrich, „ich habe eine ſchöne Mutter — hier in meiner Taſche. Da ſieh einmal!“ Er zog ein kleines Bildnis heraus, das er zu ſich geſteckt hatte, und das in einem ſchönen Futteral von rotem Saffian wohl verſchloſſen war. Der arme Kleine hatte das Bildnis ſeiner Mutter noch nie am Sonnenlichte geſehen. Er erſtaunte jetzt über die Klarheit und Schönheit desſelben, und über dem Glanz der blitzenden Diamanten, die es umgaben, vergingen ihm die Augen.

„Wie es doch bei dir ſo helle iſt!" ſprach er. „Aber ſag' mir nur," fuhr er fort und zeigte auf die Sonne, „wer hat denn die ſchöne goldene Lampe da droben angezündet, die alles ringsumher ſo hell macht? Ich kann ſie nicht einmal anſehen vor Glanz. Die in unſerer Höhle war dagegen nur trüb und armſelig. — Und wie kommt's denn, daß ſie immer höher und höher hinaufrückt? Als ich ſie zuerſt ſah, kam ſie hinter den Bäumen hervor, und in kurzer Zeit war ſie ſchon ſo hoch droben, daß ich ſie nicht mehr hätte erreichen können, wenn ich auf dem höchſten Baume geſtanden wäre. Wie iſt doch dies gemacht, daß ſie ſo frei ſchwebt und ſich doch bewegt? Man ſieht doch nirgends eine Schnur. Was treibt ſie denn? Und wer ſteigt wohl da hinauf, friſches Oel nachzugießen?"

Vater Menrad ſagte ihm, daß man dieſes große ſchöne Licht die Sonne nenne, und daß es wohl ſchon tauſendmal länger als der kleine Heinrich lebe, immer ſo laufe und in einem fort ſo brenne, ohne eines Tropfen Oels zu bedürfen.

„Das begreife ich nicht," ſagte Heinrich. „Aber was du da für wunderſchöne Blumen haſt!" fing er wieder an und ſtand auf und ſprang zu den Beetchen hin, deren jedes einem vollen Blumenkorbe glich. „O wie unvergleichlich ſchön rot, gelb und blau ſie bemalt ſind! Und wie alle die unzähligen Blättchen ſo ſchön und zart, eines wie das andere, ausgeſchnitten ſind! Und aus was wohl alle dieſe Blättchen ſein mögen? Papier iſt dies keines, ja Seide iſt nichts dagegen. Sag, haſt du alle dieſe Blumen gemacht? O da mußt du lange gebraucht haben! In einigen ſind gar unbeſchreiblich feine und zarte Fäſerchen. Da gehört eine feine Schere dazu und ſcharfe Augen. Ich habe wohl auch ſchöne Blumen gemacht, aber ſo ſchön kann ich's nicht".

Menrad ſagte, daß kein Menſch eine ſolche Blume machen könne, und daß ſie alle von ſelbſt aus der Erde gekommen ſeien. Allein Heinrich wollte das nicht glauben. „Das kann gar nicht ſein," ſprach er, „da will ich doch viel lieber glauben, du habeſt ſie gemacht." Der Greis zeigte dem Knaben die zierliche Samenkapſel der gefüllten Mohnblume, ſchüttelte ihm die winzig kleinen, runden Körnlein auf die Hand und ſagte ihm, in jedem ſolchen Körnlein ſtecke eine Menge ſolcher großen purpurroten Blumen, die daraus hervor kämen, wenn man die Körnlein in die Erde lege; und ſo ſeien auch alle übrigen Blumen aus ähnlichen kleinen Körnlein gekommen. Der Knabe ſah den Greis an, ob das ſein Ernſt ſei, und ſprach: „Aus einem ſolchen winzig kleinen Kügelein ſollte eine ſo große, ſchöne Blume kommen? Da müßte ja ein ſolches Körnlein unendlich künſtlicher eingerichtet ſein, als die künſtlichſte goldene Taſchenuhr." „Das iſt es auch," ſagte Menrad. „Aber wer hat denn das Körnlein gemacht?" ſagte der Kleine. „Es wäre, dünkt mich, doch noch leichter, alle die Blumen zu machen, als ein einziges ſolches Körnlein!"

Er betrachtete die Blumen aufs neue, ging immer von einem Blumenbeetchen zum andern und konnte ſich nicht ſatt daran ſehen. Indes wurde es ihm an der Sonne zu heiß. „Was dieſe Lampe für eine Hitze hat!" rief er. „Sie iſt ſo weit weg und macht einem doch ſo warm! Es iſt ein wunderbares Licht!" Menrad führte den Kleinen wieder unter den Apfelbaum, der bereits Bank und Tiſch lieblich beſchattete. „Da iſt es doch recht kühl und angenehm," ſagte Heinrich, indem er zum Baum aufblickte. „Der Baum iſt gerade wie ein grüner Schirm, der nicht nur gegen das zu heftige Licht, ſondern auch gegen die Hitze ſchützt. Wie groß er iſt und wie viele tauſend Blättchen er hat! Der Stamm iſt, wie ich ſehe, wohl aus Holz gemacht. Aber doch glaube ich bald nicht mehr, daß du dieſe unzählige Menge von Blumen und Blättern gemacht habeſt. Das Stück Arbeit wäre doch gar zu groß!"

8. Kräuter und Bäume.

Indes ging der Greis in die Hütte und beſorgte ein kleines Mittagsmahl. Er brachte zuerſt Milch und Brot und für den Knaben Butter und Honig und ein niedliches Körbchen voll der ſchönſten Aepfel, für ſich aber Wurzeln und Kräuter, eine große goldgelbe Melone nnd etwas roten Wein in einer hellen gläſernen Flaſche. Heinrich ließ es ſich recht gut ſchmecken und ſagte zu dem Greiſe: „Aber wo nimmſt du denn alle die guten Sachen? Ziehſt du bisweilen auch auf den Raub aus?"

Vater Menrad erzählte ihm unter dem Eſſen, wie wunderbar alles gewachſen ſei. „Sieh," ſagte er, da er eben nach einem Apfel griff, ihn für Heinrich zu ſchälen und zu zerſchneiden, „dieſe Aepfel hier im Körblein bekam ich von dieſem Baume. Aus den dünnen Zweiglein des Baumes kommen von Zeit zu Zeit ganze Körbe voll ſolcher ſchönen Aepfel hervor." „Iſt das aber auch wahr?" ſagte Heinrich, indem er Menrad bedenklich anſah. Vater Menrad nahm den Knaben auf den Arm, beugte einen Aſt herab und zeigte ihm die kleinen grünen Aepfelein. „Siehſt du nun," ſagte er, „wie ſie aus den Zweiglein hervorkommen? Sie werden nun immer größer und größer, zuletzt ſo groß und ſo ſchön gelb und rot, wie dieſe hier in dem Körbchen. Der ganze große Baum ſelbſt aber," ſagte Menrad, indem er den Apfel zerſchnitt, „kam aus einem ſolchen kleinen Kernlein, wie hier an dem Meſſer eines hängt. Ich habe dieſen Baum da noch als ein ſolches Kernlein gekannt. In einem jeden ſolchen Kerne ſteckt ein ſolcher Baum, ja wohl eine unzählige Menge ſolcher Bäume. Ja aus dem einzigen Kernlein könnte man ſo viele Aepfel bekommen, daß ſie die Welt nicht faſſen würde, und daß ein Menſch, wenn er auch tauſend Jahre lebte, ſie nicht zählen könnte".

„Auch das Brot hier kommt aus ähnlichen Körnlein," fuhr Menrad fort, indem er dem Knaben einige Getreidekörnlein zeigte, die er aus der Hütte mitgebracht hatte. „Es iſt da, wie mit dem Apfelkerne oder den Samenkörnlein der Blumen. Aus einem einzigen ſolchen Getreidekörnlein könnten wir viele tauſend ſolche Brote bekommen, wie das hier auf dem Tiſche". Menrad beſchrieb es ihm ausführlich, wie das zugehe, und zeigte während des Geſpräches auf ſein reiches Kornfeld, wo man vor kurzem nichts als Erdſchollen geſehen habe. Heinrich ſprang hin und fand zu ſeiner großen Freude bereits in jeder Aehre kleine Körnlein.

„Und ſo," beſchloß Vater Menrad, „iſt es mit allen grünen Gewächſen, die du weit und breit umher erblickeſt. Alle, das Gras hier zu unſern Füßen, die blühenden Roſengeſträuche dort, die unzähligen Kornähren und die Reben, die dort die Hütte und den Hügel über der Hütte bedecken, die ungeheuren Eichen und Fichten dort auf dem Berge und das kleine Moos hier am Stamme des Apfelbaumes — grünten und blühten aus ſolchen Körnlein auf oder können wenigſtens daraus gezogen werden. Alles, was du hier auf dem Tiſche erblickeſt, Milch und Butter, die aus Gras kommen, der Honig, der aus Blumen bereitet wird, das nahrhafte Brot und der ſtärkende Wein; alle die Kräuter und Wurzeln und Früchte hier, die Kreſſe, der Rettich, die große ſchöne Melone, auch die Zweige, aus denen dieſe netten Fruchtkörblein geflochten ſind, das Holz, aus dem Teller und Becher gedreht worden, ja ſogar Tiſch und Bank haben wir ſolchen kleinen Körnlein zu danken. Ich brauchte ſie nur in die Erde zu legen, um hier einen Apfelbaum und dort hunderttauſende von Aehren aus der Erde hervorkommen zu machen, und ſo meinen Aufenthalt, der vorhin eine Wüſte war, mit allem, was ſchön iſt, reichlich auszuſchmücken, und an allem, was zum Leben notwendig iſt, Ueberfluß zu haben.

Dem Knaben waren dies lauter Wunderdinge. Wie er vorhin alles vor Erſtaunen anſchaute, ſo höchſt erſtaunt hörte er jetzt der Erzählung des Einſiedlers zu.

9. Die Quelle und der Regen.

Indes neigte ſich die Sonne dem Untergange; die Blumenbeete des Gartens lagen im Schatten. Einige Blumen, die Menrad vorzüglich liebte, waren an der Sonnenhitze etwas welk geworden. Obwohl er auf baldigen Regen hoffte, ſo wollte er dennoch aus weiſer Vorſicht wenigſtens ſeine Lieblingsblumen etwas begießen. Er nahm ſeine Gießkanne, führte den Knaben an der Hand und ging zur Quelle, die reichlich aus einem großen, mit Moos bewachſenen Felſen hervorbrach.

Heinrich ſchlug vor Erſtaunen die Hände zuſammen. „Welch eine Menge Waſſer das iſt," rief er, „die da aus dem Steine herausrinnt! Alle Augenblicke meine ich, es müſſe aufhören und immer fließt es gleich ſtark fort. Wer hat doch die Menge Waſſer oben hineingegoſſen und wo nimmt man Waſſer genug her, nachzufüllen? — Du ſollteſt die Oeffnung verſchließen und das Waſſer mehr ſparen, ſonſt geht es dir aus." Menrad ſagte ihm, daß dieſes Waſſer wohl ſchon ſo lange, als die Sonne leuchte, in einem fort ohne Aufhören da herausfließe, niemals abnehme und keines Auffüllens bedürfe. Er ſagte ihm, daß der ganze See, den Heinrich für einen ungeheuren großen Spiegel angeſehen hatte, nichts ſei, als lauter Waſſer. Das waren dem Kleinen wieder neue Wunder.

Menrad kehrte mit der gefüllten Kanne zurück und fing an, ſeine Blumen zu begießen. „Ach, was machſt du da?" ſagte Heinrich, „da verdirbſt du ja deine Blumen; jetzt wird die Farbe abgehen." Menrad ſagte lächelnd, daß Blumen und Kräuter, Kornhalme und Reben, Sträuche und Bäume, die auch auf eine gewiſſe Art lebten, das Waſſer ſo notwendig hätten, als der Menſch das Trinken. „Aber," ſagte Heinrich, „wer kann denn allen dieſen Gewächſen genug Waſſer zutragen? Wer ſteigt da hinauf und begießt die Bäume hoch dort droben auf der Spitze jenes Berges?" Menrad ſagte ihm: „Dafür iſt ſchon geſorgt. Auf welche Art, ſiehſt du vielleicht eher, als wir denken!" fügte er noch hinzu, indem er nach dem Gewölke blickte.

Nach einer Weile kam wirklich eine Wolke über den Berg her, und es fing an, erſt ſehr ſanft und dann ſehr ſtark zu regnen. Das war für Heinrich abermals eine wunderbare Erſcheinung. „Das iſt eine gute Einrichtung," ſagte er, „ſie erſpart dir viele Arbeit. Das Waſſer fällt ſo ſchön in tauſend und tauſend Tropfen herab, als käme es aus einer Gießkanne. — Aber wer ließ denn dieſe Wolke, wie du das wunderliche Ding nenneſt, kommen? Wer brachte das Waſſer da ſo hoch hinauf? Wie kommt's doch, daß dieſe Wolke ſo frei ſchwebt und nicht herunterfällt?" „Das ſollſt du ſchon noch hören?" ſagte Menrad. Der Kleine ſah aber dem Gewölke noch lange zu, bis es ſich verzog und der Himmel wieder hell und blau wurde.

Unter dem Anſtaunen lauter neuer Gegenſtände, unter Freude und Bewunderung kam dem Knaben der Tag ſehr ſchnell herum. Denn hundert Dinge, die andere Menſchen aus Gewohnheit gleichgiltig anſehen — ein goldgrünes Käferlein, das auf einem Roſenblatte ſaß, ein geſtreiftes Schneckchen, das nach dem Regen am Baumſtamme hinaufkroch, die funkelnden Tropfen, die gleich Diamanten an allen Blättchen hingen, eine Grasmücke, die auf einem Baumzweige ihr herrliches Abendlied anſtimmte und dann munter von Baum zu Baum flog, die Ziegen des Einſiedlers, die gegen Abend aus den Bergen zurückkamen — waren dem Kleinen höchſt wundervolle Erſcheinungen und gaben Anlaß zu mancherlei Fragen und Antworten.

Endlich ging die Sonne jenſeits des Sees unter. „O weh," rief Heinrich erſchrocken, „jetzt taucht ſich die Sonnenlampe dort in das Waſſer; dann liſcht ſie aus, und alle unſere Freude hat ein Ende. Wenn wir gleich eine Lampe anzünden — die wird uns in dieſem großen, weiten Raum wenig helfen."

Vater Menrad beruhigte ihn. „Hab keine Sorge," ſprach er. „Jetzt gehen wir bald ſchlafen. Dazu brauchen wir kein Licht. Bis wir ausgeſchlafen haben, kommt die Sonne dort auf der entgegengeſetzten Seite zwiſchen jenen Bergen wieder herauf. So lauft ſie, ohne nur einen Augenblick ſtille zu ſtehen, beſtändig im Kreiſe umher und erleuchtet und erwärmt alles."

10. Die wichtigſte Frage und die richtigſte Antwort.

Heinrich kam auf ſeine alten Fragen zurück, die der weiſe Mann mit Vorſatz nicht ſogleich beantwortet, ſondern vielmehr die Wißbegierde des Knaben noch immer mehr gereizt hatte. „Ja, was macht denn," ſagte er wieder, „daß die Sonne immer ſo lauft? Und wer hat dieſes große, große, ſchöne Gewölbe da oben gebaut und es ſo ſchön blau bemalt? Wer hat das viele Waſſer in jenen Felſenſtein dort eingeſchloſſen, daß es ſo reichlich und ohne Aufhören herausfließt? Wer leitet den Lauf der Wolken, daß ſie ſo frei in der Luft herbei ſchweben und alle Gewächſe mit ſo unzähligen funkelnden Tropfen befeuchten? Wer lehrte die Vögel, ohne daß ſie eine Flöte haben, ſo ſchöne Lieder ſpielen? Wer hat Blumen und Bäume in ſo kleine Körnlein verborgen, daß ſie an Ort und Stelle, wo wir es haben wollen, herauskommen, den Boden weit und breit mit einem Teppiche von Gras und Blumen bedecken und uns mit ſo herrlichen Geſchenken überhäufen? Wer hat alles ſo ſchön eingerichtet?"

„So meinſt du denn wirklich," ſagte Vater Menrad, „daß jemand ſei, der dieſe ſchöne Einrichtung gemacht habe?"

„O ja freilich," ſagte Heinrich, „das iſt ganz gewiß. Wer daran zweifeln wollte, müßte ja gar keinen Verſtand haben. Die Männer in der Höhle mußten lange arbeiten, wenn ſie dieſelbe nur ein wenig vergrößern wollten. Einmal wollte die Höhle gar einfallen, und da hatten ſie viele Mühe, ſie zu ſtützen. Und an dieſem ſchönen, großen Gewölbe ſieht man nicht einmal einen Pfeiler! Unſere Lampe in der Höhle zündete ſich nicht von ſelbſt an, und wenn wir nicht im Finſtern ſitzen wollten, mußten wir wohl auf ſie acht haben und immer friſches Oel nachgießen. Und das Waſſergefäß mußte auch immer friſch gefüllt werden, wenn wir nicht Durſt leiden wollten. Was eine einzige Blume auszuſchneiden für Mühe koſtet, und was für ein richtiges Augenmaß man haben müſſe, weiß ich gar gut. Daß dies alles, was wir hier herum erblicken, nicht von Menſchenhänden könne gemacht ſein, begreife ich wohl. Wer aber derjenige ſei, der dieſes alles gemacht habe, das möchte ich eben wiſſen."

Jetzt, als der Knabe von der Größe, Schönheit und weiſen Einrichtung der Welt ſo lebhaft gerührt, und von der Menge der Wohlthaten, die überall ſeinen Blicken begegneten, gleichſam überwältigt war und von Wißbegierde brannte, inne zu werden, wer denn dieſer große Wohlthäter ſei, von dem alles herrühre — jetzt war der Augenblick gekommen, da der ehrwürdige Greis zu dem Knaben von Gott, von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Mit tiefer Ehrfurcht, mit gerührter Stimme, mit Augen voll Thränen ſagte ihm der Greis, daß Heinrich recht habe, daß einer ſei, der dieſes alles gemacht habe, und daß man dieſen Allmächtigen, Allweiſen, Allgütigen, der alle Dinge hervorgebracht und der auch den Menſchen das Leben gegeben habe — Gott, unſern lieben Vater im Himmel, nenne.

Wie es dem Knaben dieſen Morgen geweſen, als ihm die Sonne das erſtemal aufging und mit ihren lieblichen Strahlen alles rings umher vergoldete — ſo, ja noch wunderbarer war es ihm jetzt zu Mut. Der Gedanke an Gott ging gleichſam als eine Sonne in ſeinem Innern auf, die von innen heraus erleuchtete und erwärmte und ihm die ganze Welt umher in einem ſchöneren freundlicheren Lichte, als einen Inbegriff von unzähligen Wohlthaten eines liebevollen Vaters ſehen ließ.

„Ja, liebes Kind," fuhr Menrad fort, als er die Rührung des Knaben bemerkte, „Gott iſt derjenige, der alles, was du ſiehſt, gemacht hat. Er hat jenes ſchöne, blaue Gewölbe, das wir Himmel nennen, gebildet. Er hat die Sonne angezündet und leitet ihren Lauf; nicht nur enthüllt ſie uns die Wunder ſeiner Werke und leuchtet uns bei unſern Geſchäften; an ihren warmen Strahlen werden auch die Früchte reif und ausgekocht, wie die Speiſen an dem Feuer. Er läßt reichliches Waſſer aus der Erde hervorquellen und aus den Wolken herabtröpfeln, uns zu tränken und alles zu erfriſchen. Er breitete auf unſerm Fußboden den farbigen Teppich von Gras und Blumen aus. Er gab den Blumen Farbe und Wohlgeruch. Er giebt uns aus der rauhen Erdſcholle reichliches Brot und läßt aus den Bergen köſtlichen Wein für uns hervorrinnen. Er beladet die Aeſte der Bäume mit Früchten aller Art. Er läßt uns in den grünen Thälern gleichſam Bäche von Milch fließen und Felſen und hohle Bäume von Honig triefen. Er ſchuf den Baum, der uns mit ſeinem Schatten kühlt und mit ſeinem Holze wärmt. Er lehrt die Vögel ihre Lieder, mit denen ſie uns erheitern. Er bekleidete das Lamm, das hier zu deinen Füßen ruht, mit zarter Wolle, aus der dein und mein Kleid gemacht iſt. Er giebt uns alles, was wir zur Wohnung und zum Nachtlager bedürfen. Er macht alles ſo ſchön, damit wir Freude an ſeinen Werken haben und ihn lieben, und dereinſt zu ihm kommen möchten — in noch viel ſchönere Gegenden, als du hier um uns her erblickeſt, wo wir dann bei ihm noch größere Freuden haben werden. Und obwohl wir ihn jetzt noch nicht ſehen können, ſo ſieht er doch uns überall und hört jedes unſerer Worte und weiß ſogar unſere Gedanken. Mit ihm können wir jeden Augenblick reden. Er leitet alle unſere Schickſale. Er erlöſte dich aus jener Höhle und ließ dich auf den Armen zu mir hierher tragen. Er iſt unſer größter Wohlthäter, unſer beſter Freund, unſer liebreichſter Vater."

Heinrich hörte dem frommen Greiſe mit der größten Aufmerkſamkeit und mit gerührtem Herzen zu und verwandte kein Auge von ihm. Es war unter dieſem Geſpräche Nacht geworden, ohne daß der Kleine darauf geachtet hatte. Der Mond, der vorhin als ein kleines, kaum bemerkbares Wölklein am Himmel ſchwebte, leuchtete jetzt im reinſten Glanze und ſtand, von unzähligen hellfunkelnden Sternen umgeben, hoch über dem See. Der See glich einem hellen Spiegel, und man glaubte darin einen zweiten Himmel mit Mond und Sternen zu entdecken und in die Unendlichkeit zu blicken. Kein Blättchen der Bäume umher rührte ſich; es herrſchte eine feierliche Stille. Ein neues, noch nie empfundenes Gefühl, das Gefühl der Andacht, der Anbetung, der Nähe Gottes regte ſich in Heinrichs Herzen. Und nun faltete der ehrwürdige Greis die Hände und blickte zum Himmel und betete dem Knaben vor — und auch der Kleine erhob ſeine Händchen das erſtemal zum Himmel und ſprach ihm jedes Wort nach. Die Thränen floſſen dem guten Knaben reichlich über die Wangen, daß der Gott, den er bisher nicht kannte, ihm dennoch ſchon ſo viel Gutes erwieſen habe. Und als der Greis das Gebet vollendet hatte, ſetzte Heinrich zur großen Freude des frommen alten Mannes aus eigenem Antriebe noch hinzu: „Ich danke dir auch noch, lieber Gott, daß du mich aus meiner finſtern Höhle befreit und zu dieſem guten Manne geführt haſt, der mir ſo viel Schönes und Erfreuliches von dir erzählte."

Vater Menrad nahm hierauf den Knaben bei der Hand und führte ihn in ſeine Zelle. Hier machte er ihm ein Nachtlager von weichem Mooſe, über das er einen Teppich breitete, und deckte den Knaben mit ſeinem eigenen Mantel zu.

11. Eine Reiſe ins Gebirg.

Vater Menrad behielt den Knaben den Sommer über bei ſich, um ihn noch mehr zu unterrichten und ihm manche Ausdrücke und Unarten abzugewöhnen, die er unter jener ſchlimmen Geſellſchaft angenommen hatte. Auch dachte er, hier bei der einfachen Nahrung und der geſunden Bergluft werde der Kleine, den der Aufenthalt in der unterirdiſchen Wohnung ſehr blaß gemacht hatte, ſich am beſten erholen, und ſeine Eltern würden dann eine deſto größere Freude haben. Heinrich fing auch bald an, wieder aufzublühen, ſchön und hold wie eine Roſe am Strahle der Morgenſonne.

Gegen Mitte des Herbſtes beſchloß Vater Menrad, der ehemals weit umher gekommen war und viele Städte geſehen hatte, ſeinen Wanderſtab noch einmal zu ergreifen und unter die Menſchen zurückzukehren, um die Eltern des Kindes aufzuſuchen. Er hatte den Vater jenes Jünglings, der den Knaben zu ihm gebracht hatte, einen frommen und klugen Landmann, der tiefer im Gebirge wohnte, erſucht, den Knaben zu ſich zu nehmen, bis er ihn wieder abholen würde. Dahin wollte er den kleinen Heinrich zuerſt bringen.

An einem ſchönen, heitern Herbſtmorgen, als kaum der Morgenſtern aufgegangen war, weckte er den Kleinen, ging mit ihm zur Kapelle und verrichtete ein inbrünſtiges Gebet, daß Gott dieſe Reiſe ſegnen wolle. Nachdem ſie hierauf ein Frühſtück genommen und ſich mit Lebensmitteln auf die Reiſe verſehen hatten, machte Menrad ſich auf den Weg, und Heinrich begleitete ihn voll Freude. Sie gingen lauter einſame Fußſteige, die nur von Alpenhirten und Gemsjägern beſucht wurden. Gegen Mittag kamen ſie an eine Felſenwand, an der hoch über ihnen Ziegen kletterten. Hier ſetzten ſie ſich in den Schatten, um auszuruhen und ein kleines Mittagsmahl zu halten.

Der Knabe des Ziegenhirten kam herbei, dem ehrwürdigen Vater Menrad die Hand zu küſſen. Der kleine Heinrich ſprang auf und ſchrie voll Verwunderung laut: „Je, ein kleiner Menſch wie ich! O das iſt ſchön! Das hab' ich noch gar nicht gewußt, das es noch mehrere kleine Menſchen gäbe; ich glaubte, ich ſei der einzige auf Erden. O, nicht wahr, du gehſt mit uns?“ Der Hirtenknabe erbot ſich, dem Vater Menrad die Reiſetaſche zu tragen. Sie gingen mit einander weiter, und Heinrich redete mit dem Hirtenknaben ſo angelegentlich, daß er beinahe auf ſonſt nichts mehr achtete.

Hierauf kamen ſie in ein kleines grünes Thal zwiſchen hohen Felſen, wo eine Herde Schafe weidete, die eben dem Manne gehörte, zu dem Menrad reiſte. Heinrich hatte über ein paar kleine Lämmchen, die erſt einige Tage alt waren, eine ganz unbeſchreibliche Freude und ſtreichelte ſie unter allerlei ſüßen Benennungen.

Indes ſchaute ſich der Greis nach dem Hirten um. Seitwärts unter einem überhängenden Felſen, aus dem eine kleine Quelle hervorbrach, ſah er ein Hirtenmädchen ſitzen, das in einer Hand den Hirtenſtab und in der andern, zu ſeiner großen Verwunderung, ein Buch hielt und ganz in das Leſen vertieft ſchien. Er ging zu ihr hin. Sie war weiß gekleidet und hatte einen grünen Hut auf. Ihre Geſichtsbildung war ſehr ſanft und in ihren Mienen bemerkte man eine ſtille Schwermut. Sie hatte den Vater Menrad noch nie geſehen, allein ſie erkannte ihn ſogleich aus der Beſchreibung, ſtand auf und grüßte ihn freundlich und mit ſichtbarem, freudigem Vertrauen.

Menrad ſagte zu ihr: „Du mußt dieſe Herde noch nicht lange weiden. Als ich den Mann, dem ſie gehört, kürzlich ſprach, ſagte er mir nichts von dir.“ Sie antwortete, daß ſie ſchon mehrere Jahre im Gebirge Schafe hüte; allein in den Dienſt dieſes guten Mannes ſei ſie erſt vor 3 Tagen gekommen. „Woher biſt du denn?“ fragte er weiter, „und warum biſt du ſo traurig?“ Das Mädchen brach ſogleich in Thränen aus. „Ach,“ ſagte ſie, „ich bin weit her. Eine jugendliche Unbeſonnenheit hat mich in das größte Unglück geſtürzt. Ich war bei einer ſehr guten Herrſchaft im Dienſte; aus Leichtſinn ließ ich ihr einziges liebenswürdiges Kind nur einen Augenblick allein. Da ward es von Räubern entwendet. Vor Jammer und Traurigkeit konnte ich es bei meiner guten Frau nicht mehr aushalten und ihre Leiden nicht mehr anſehen und flüchtete mich ins Gebirg. Hier lebe ich nun in dieſer Einſamkeit und bete täglich zu Gott, er wolle das Unheil, das ich anrichtete, wieder gut machen, das Kind wieder an das Tageslicht bringen und den unbeſchreiblichen Jammer der Mutter wieder in Freude verwandeln. Gott wird ſich ja doch meiner Thränen erbarmen, die nur er und dieſe Felſen hier fließen ſehen!“

Vater Menrad ſagte mit gerührter Stimme: „Ich denke, Gott hat dein Gebet dieſen Augenblick erhört.“ Er zog das Bildnis von Heinrichs Mutter hervor, das er, um die Mutter leichter zu entdecken, mit auf die Reiſe genommen hatte, zeigte es dem Mädchen und ſprach: „Kennſt du dieſes Bild?“ Das Mädchen ſchrie vor Schrecken und Freude laut auf: „O Gott! das iſt das Bildnis der Gräfin von Eichenfels, der Mutter des geraubten Kindes!“

Auf den Schrei des Mädchens kam der kleine Heinrich herbei geſprungen. Er betrachtete die neue Geſtalt mit ſtarren Augen und ſagte voll Mitleids: „Was weineſt du und was fehlt dir? Biſt du vielleicht hungrig? Sieh, da haſt du Brot und zwei Aepfel! Nimm und iß!“

Menrad aber ſprach zu dem Mädchen: „Sieh! dieſer Kleine iſt das Kind, das zugleich mit dem Bildniſſe geraubt wurde.“ Da war es dem Mädchen nicht anders, als bräche der Freudenſchrecken ihr das Herz. Sie ſank auf die Kniee und rief mit hoch zum Himmel erhobenen Händen: „Ja, guter, barmherziger Gott, du haſt mein Gebet, das ich Tag und Nacht zu dir hinauf ſchickte, erhört! O ſieh jetzt auch meinen Dank gnädig an! Du ſiehſt ihn, obwohl ich ihn nicht ausſprechen kann.“ Und hierauf umarmte ſie den kleinen Heinrich unter heißen Thränen. „O grüß dich Gott, liebſter Heinrich,“ ſagte ſie, „ſo hat dich denn Gott uns wieder geſchenkt! O biſt du es denn wirklich oder träume ich nur? — Ja, du biſt es; du ſiehſt deinem Vater ſo ähnlich, wie ein Tautropfen dem andern! O wie wird ſich deine Mutter freuen! O freue dich doch auch, ſieh, wir gehen jetzt zu deinem Vater und deiner Mutter!“

Vater Menrad wiſchte ſich eine Thräne ab und ſagte: „Sei geprieſen, guter Gott! Deine heilige Vorſicht waltet ſichtbar über dieſem Kinde. Du trockneſt die Thränen dieſer armen Jungfrau, die ohne Unterlaß zu dir hinauf weinte. Du ſchenkeſt guten Eltern ihr innig geliebtes Kind wieder. Du kröneſt ſogleich meine erſten Tritte mit Segen und erſpareſt mir altem Manne lange Nachforſchungen. Deine Huld und Erbarmung ſei ewig geprieſen!“

Menrad ging hierauf mit Heinrich und Margareta zur Hütte des braven Bauern, die nur ein halbes Stündchen entfernt war. Der kleine Ziegenhirt, der Menrads Reiſetaſche trug, übergab ſie Margareten und übernahm es einſtweilen ihre Schafe zu hüten.

„Iſt dies mein Vater und meine Mutter?“ fragte Heinrich, als Bauer und Bäuerin ihnen an der Hüttenthüre voll Freundlichkeit entgegen kamen, und es war ihm ſehr leid, als er hörte, ſie ſeien es nicht. „Sie ſind ſo freundlich!“ ſagte er. „Mein Vater und meine Mutter können nicht freundlicher ſein. Ich wäre gleich bei ihnen geblieben.“ Menrad, Heinrich und Margareta aßen hier einiges Wenige; dann ſetzten ſie, von dem Hirtenjünglinge, dem Sohne des guten Hausvaters, begleitet, ihre Reiſe weiter fort. Gegen Abend kamen ſie von den Bergen herab in ein weites Thal und nahmen ihre Nachtherberge in einem großen Dorfe. Mit Anbruch des Morgens fuhren ſie auf einem Bauernwagen, den der wackere Jüngling gut zu lenken wußte, ab, in der Hoffnung, etwa in drei Tagen in Eichenfels einzutreffen.

12. Der unerwartete Beſuch.

Den erſten Tag ließ ſich die Reiſe gut an. Das Fahren und die vielen Ortſchaften, Schlöſſer und Dörfer, die an dem Wagen gleichſam vorbeiflogen, machten dem kleinen Heinrich eine ganz ungemeine Freude, und ſo oft er wieder ein Ritterſchloß auf einem entfernten Berge erblickte, fragte er allemal, ob das noch nicht Eichenfels ſei.

Allein gegen Abend des andern Tages kamen ſie an einen dichten Wald. Die Wege waren ſo ſchlecht, daß es kaum durchzukommen war. Dazu erhob ſich ein fürchterlicher Sturmwind, und der Regen ſtürzte in Strömen herab. Die Nacht brach ein, und es wurde ſehr finſter. Sie waren genötigt, in einem Wirtshauſe mitten im Walde, der wegen Räubereien ſehr verſchrieen war, zu übernachten. Indes aßen ſie hier zu Nacht und begaben ſich bald zur Ruhe, um morgens recht frühe aufbrechen zu können. Müde von der Reiſe ſchliefen ſie alle ſchnell ein; nur Menrad, der den kleinen Heinrich zu ſich in die Kammer genommen hatte, blieb noch auf und kniete bis gegen Mitternacht an dem Tiſche, auf dem ein Kerzenlicht brannte, und las und betete.

Da entſtand plötzlich ein großer Lärm vor dem Hauſe. Mehrere rauhe Männerſtimmen ließen ſich hören. Es wurde mit Gewalt an die Hausthüre und Fenſterläden gepocht. Alles im Hauſe fuhr erſchrocken aus dem Schlafe auf. Vater Menrad trat aus ſeiner Kammer. „Ach Gott!“ rief ihm Gretchen entgegen, „ich fürchte, es ſind die Räuber und wollen uns den jungen Grafen wieder nehmen.“ Menrad befahl ihr zu ſchweigen und ging hinunter. Auch die Wirtsleute ſchienen ſehr erſchrocken und ſagten, ſie getrauten ſich nicht die Thür zu öffnen. Die Männer draußen polterten aber in einem fort und drohten, die Thüre zu erbrechen.

Menrad, der ein Mann voll Mutes war, ſagte: „Die Thüre kann uns nicht ſchützen; Gott aber wird unſer Schutz und Schirm ſein. In ſeiner Hand ſind wir alle. Laßt uns ſehen, ob wir mit den Männern nicht gütlich zurecht kommen können.“

Er öffnete die Thüre; vier baumſtarke bewaffnete Männer mit Bärten traten trotzig herein und einer derſelben trug eine brennende Pechfackel. „Wir müſſen alle Stuben und Kammern in Augenſchein nehmen,“ ſagten ſie, „unſer Gebieter wird mit mehreren Leuten ſogleich nachkommen und das ganze Haus muß ihm zu Gebote ſtehen.“ Menrad fragte, wer denn ihr Gebieter ſei? — und ihre Antwort verſetzte ihn in ein eben ſo großes, als angenehmes Erſtaunen. Es war Graf Friedrich von Eichenfels, Heinrichs Vater. Der Graf habe, erzählten dieſe ſeine Dienſtleute, nachdem er gar ſchwer verwundet, von ſeiner Wunde aber wieder hergeſtellt worden, das Heer nicht verlaſſen, ſondern mitſtreiten wollen, bis der Friede erkämpft wäre. Der Friede ſei nun zuſtande gekommen, und der Graf ſei wirklich mit ihnen und ſeinen übrigen Leuten, die nicht an der türkiſchen Grenze begraben worden, auf dem Heimwege.

Die Nachricht, daß es Friede ſei, erfüllte alles mit Freude. Alle im Hauſe beeiferten ſich, die braven Krieger zu bedienen. Dieſe wurden auch ſehr freundlich und zutraulich und entſchuldigten ihr voriges ungeſtümes Betragen mit der ſchlechten Witterung. In einem ſolchen ſchrecklichen Sturm und Platzregen, ſagten ſie, ſei es auch einem Krieger zu verzeihen, wenn er um Mitternacht nicht gern lange vor der Hausthür ſtehen möge. Auch erzählten ſie, ſie hätten ſich in dem finſtern Walde verirrt und das Haus ſicher nicht gefunden; allein das brennende Licht habe ihnen zum Leitſtern gedient und ihnen wieder auf den rechten Weg geholfen.

Der kleine Umſtand, daß die brennende Kerze, bei der Menrad noch ſo ſpät betete, den Grafen hierher leitete, war für den frommen Greis, der es gewohnt war, in allem die Spuren der göttlichen Vorſehung zu ſehen, ſehr rührend, und er dankte Gott herzlich für dieſe glückliche Fügung.

13. Freude eines edlen Vaters.

Indes kam der Graf an, ein großer, anſehnlicher Mann von ſehr edler Geſichtsbildung und einnehmendem ſanftem Betragen. Er nahm den alten Vater Menrad ſogleich mit ſich auf ſein Zimmer, hieß ihn niederſitzen, befahl von ſeinem eigenen Weine zu bringen, ſchenkte dem edlen Greiſe das erſte Glas ein, trank auf ſeine Geſundheit und hieß ihn nach altdeutſcher Sitte mit dem Glaſe anſtoßen.

„Seid mir von Herzen willkommen, ehrwürdiger Vater!" ſagte der Graf. „Nach einem ſolchen Ritte und bei ſolchem ſtürmiſchen Wetter unter Dach und in eine warme Stube zu kommen, iſt angenehm. Aber der Anblick Eures frommen, treuherzigen Geſichtes iſt mir noch lieber und thut mir recht im Herzen wohl — und ich muß Euch nur ſogleich mein ganzes Herz öffnen. Alle meine Leute ſind, wie ihr ſeht, fröhlich und guter Dinge, weil es nach vielen blutigen Auftritten wieder der Heimat zugeht. Allein ich, ihr Anführer — wie es denn in dieſer Welt oft ſo geht — bin wohl der einzige Traurige unter ihnen. Ich fürchte, es ſteht bei mir zu Hauſe nicht alles ſo recht, wie es ſein ſoll! Meine Gemahlin iſt zwar geſund und wohl. Wegen meines einzigen Sohnes aber bin ich ſehr bekümmert. Meine Gemahlin ſchrieb mir ſchon lange Zeit her nichts Beſtimmtes von ihm und erſt in ihrem letzten Schreiben meldete ſie mir, ich werde ihn in dieſer Welt wohl nicht mehr ſehen. — Ihr ſeid mit vielen Rittern bekannt, Vater Menrad; denn Ihr waret vor Zeiten auch ein tapferer Kriegsmann. Ihr ſeid eben auf der Reiſe und vielleicht weit herum gekommen. Wißt Ihr nicht, wie es in Eichenfels ſteht? Wenn Ihr mir keine Auskunft geben könnet, ſo gebt mir wenigſtens Troſt."

Vater Menrad antwortete mit dem fröhlichſten Geſichte von der Welt: „Da kann ich Euch die allerbeſten Nachrichten geben. Euer Sohn iſt geſund und der liebenswürdigſte Knabe, den ich in meinem Leben geſehen habe." „Ihr kennet ihn?" rief der Graf ſehr begierig. „O ſehr wohl!" ſagte Menrad. „Indes hat ſich mit dem Kinde, während Ihr im Felde waret, allerlei zugetragen." Menrad erzählte dem erſtaunten Grafen alles, was er von der Geſchichte des Kindes wußte. Er zeigte ihm zur Beſtätigung des Erzählten das ſchöne Bildnis der Gräfin. „Ja, das iſt ſie," ſagte der Graf, „nach dem Leben getroffen. Ob ſie wohl jetzt noch ſo blühend ausſieht? Ach, die arme Frau hat vieles, vieles ausgeſtanden! — Aber wo iſt der Knabe denn jetzt?" „Hier im Hauſe!" ſagte Menrad. „Hier im Hauſe!" rief der Graf und fuhr auf, daß der Stuhl umſtürzte. „O warum haſt du mir dieſes denn nicht ſogleich geſagt, alter Vater? Auf der Stelle führe mich zu ihm!"

Menrad nahm das Kerzenlicht vom Tiſche, und der Graf folgte ihm in die Kammer an das Bett ſeines Sohnes. Der Kleine ſchlief ſo ſanft, wie die Unſchuld und ſah ſo ſchön aus wie ein Engel. Der Graf konnte ihn in dem Glanze des Lichtes nicht genug betrachten. „Da trifft es wohl recht zu," ſagte Menrad, „Gott giebt ſeinen Kindern ihr Glück im Schlaf." Dem Grafen aber traten Thränen in die Augen. „Mein Gott," ſagte er, „als ich in den Krieg zog, war er ein weinendes Kindlein, und jetzt iſt er ein holder Knabe. O meine gute, liebevolle Gemahlin! Jetzt erſt verſtehe ich deine Briefe und danke dir für die zarte Schonung, mit der du mir einen unermeßlichen Jammer erſparteſt. Heinrich, liebſter Heinrich," rief er hierauf und nahm den Knaben bei der Hand und küßte ihn ſanft, „wache auf, ſieh, dein Vater iſt da!" Der kleine Heinrich rieb ſich die Augen, ſtarrte ſeinen Vater an und konnte nicht ſogleich aus dem Schlafe kommen. „Du biſt es?" ſagte er endlich voll Freude und mit dem freundlichſten Lächeln. „O grüß dich Gott, liebſter Vater! Iſt meine Mutter auch bei dir?" Der Graf nahm den Kleinen in ſeine Arme und weinte die ſüßeſten Thränen. „Gottes heilige Vorſehung hat dich wunderbar gerettet, liebes Kind," ſprach er. „Ich kann Gott nicht genug danken, daß er dich mir wieder ſchenkte." „Ich auch nicht," ſagte Heinrich. „O der gute Gott; er iſt doch gar ſo liebreich und freundlich gegen uns, daß er uns ſolche große Freuden macht." Der Graf war höchſt erfreut und hatte, als der Knabe erſt vollends wach und munter geworden, über deſſen natürliche lebhafte Antworten und Fragen ein Entzücken, das gar nicht zu beſchreiben iſt. „O Menrad," ſagte er, „wie vielen Dank bin ich Euch ſchuldig! Meine ganze Grafſchaft wäre zu wenig, Euch für den Unterricht, den Ihr dem Knaben gegeben habt, zu belohnen."

Margareta war indes auch in die Kammer gekommen und ſtand ſchüchtern in der Ferne. Der Graf grüßte ſie freundlich, bot ihr die Hand und ſprach ihr Mut ein. „Aber die Räuber," fuhr er mit großem Unwillen fort, „ſollen mir ihre Miſſethaten ſchwer büßen!" Er gab noch in der Nacht den Beherzteſten ſeiner Leute Befehle und Vollmachten, ſie in ihrem Schlupfwinkel aufzuſuchen und gefangen nach Eichenfels zu bringen. Dann ſprach er wieder mit ſeinem Sohne und wäre die ganze Nacht bei ihm aufgeblieben, wenn Menrad ihn nicht erinnert hätte, daß ſie alle des Schlafes bedürften, um morgen bei Zeit und friſch und fröhlich in Eichenfels einzutreffen.

14. Die getröſtete Mutter.

Die gute, edle Gräfin lebte indes auf ihrem Schloſſe Eichenfels voll Traurigkeit und Bekümmernis. Sie hatte die Friedensbotſchaft ſogleich vernommen und hoffte nun ihren Gemahl bald zu ſehen. Sie brach aber darüber in Thränen aus. „Ach, du mein Gott," ſagte ſie, „ich bin doch recht unglücklich! Was alle Welt mit Freude erfüllt, macht mir unausſprechlichen Jammer. Jede arme Söldnersfrau freut ſich auf die Zurückkunft ihres Mannes — und ich kann an die Ankunft meines Gemahls nicht ohne Schrecken denken. Ach, welch ein Jammer wartet auf ihn; wie werde ich ihm die ſchreckliche Geſchichte von dem Verluſte des Kindes beibringen! O für uns beide ſchlägt in dieſer Welt wohl keine freudige Stunde mehr!"

Es war ihr immer ganz unbeſchreiblich bange. Sie fand nirgends Raſt und Ruhe. Sie ging bald von einem Zimmer in das andere, bald in die Schloßkapelle, bald in den Garten. Wo ſie ging und ſtand, betete ſie in ihrem Herzen zu Gott. Im Gebete, in dem Gedanken, daß Gott alle Schickſale der Menſchen lenke und die verworrenſten Begebenheiten zu einem glücklichen Ausgange leiten könne, fand ſie allein Beruhigung.

„Du guter Gott", ſagte ſie, da ſie ſich eben wieder in die dunkelſte Laube des Gartens zurückgezogen und lange ſchmerzlich geweint hatte, „o erbarme dich doch meiner, erbarme dich meines Gemahls, mache du dieſer meiner ſchrecklichen Qual ein Ende; denn du kannſt es allein! O laß unſer Wiederſehen in Freude ſein. Du haſt aus den weiſeſten Abſichten Vater und Mutter und Kind von einander getrennt und weit in der Welt zerſtreut; o ſchenke uns unſer liebes Kind wieder und führe uns alle drei wieder zuſammen! Du haſt ſchon unzählige Thränen getrocknet; o trockne auch die meinigen! Du biſt ja der Allbarmherzige, und Leid in Freude zu verwandeln, iſt dein liebſtes Geſchäft. O Vater, Vater, liebſter Vater! ſo ſündig ich bin, ſo bin ich doch auch deine Tochter und darf dich Vater nennen und nenne dich auf das Geheiß deines Sohnes getroſt Vater. O du liebſt mich gewiß mehr, als ich mein Kind! O höre, höre mich und verſtoße dein Kind, deine Tochter nicht, die keine andere Zuflucht hat, als dich."

Indem ſie ſo betete, hörte ſie einen Fußtritt. Sie blickte auf, und ſieh, Margareta, die eben mit der übrigen Geſellſchaft angelangt war, kam den langen düſtern Bogengang des Gartens herab, gerade auf die Laube zu. Ein Strahl der Hoffnung fiel in das Herz der Gräfin, als ſie Margareta erkannte und das heitere Geſicht des Mädchens erblickte; es war ihr, als ſähe ſie einen Engel des Himmels. „O beſte gnädige Gräfin," fing Margareta an, „ich bringe Euch die fröhlichſten Nachrichten von Eurem lieben Heinrich. Er lebt — und bald werdet Ihr ihn wieder ſehen." Margareta hatte kaum angefangen zu erzählen, ſo trat Vater Menrad in die Laube, um die Gräfin auf die Ankunft ihres Sohnes und Gemahls vorzubereiten Der kluge Mann wußte alles ſehr weislich einzulenken. Die Gräfin war nun voll freudiger Hoffnung, ihren Gemahl und ihren Sohn in einigen Tagen zu ſehen und führte Vater Menrad in das Zimmer, das ſie einſt mit Heinrich bewohnt hatte.

Als ſie nun die Thüre öffnete, ſieh, da eilte ihr Gemahl mit ihrem Sohne Heinrich auf dem Arme ihr entgegen. Sie konnte nichts als die Worte hervorbringen: „O, mein Gemahl! O, mein Kind!" und ſank dem Grafen in die Arme. Sie weinte lange ſprachlos und benetzte bald das Angeſicht ihres Kindes, bald das ihres Gemahls mit den ſüßeſten Thränen. „Nun will ich gern ſterben," ſagte ſie endlich, „da ich dies noch erlebt habe! O wie wunderbar weiß doch Gott alles zu lenken. Ich zitterte, dir, liebſter Gemahl, ohne unſeren lieben Heinrich entgegenkommen zu müſſen und nun bringſt du im erſten Augenblick des Wiederſehens ihn mir auf deinen Armen entgegen! — O Gott, in meinem ganzen Leben kann ich dir nicht genug danken, daß du dieſe ſchreckliche Geſchichte ſo freudig geendet haſt. Mein Leben lang will ich in keinem Leiden mehr verzagen. Du weißt am Ende alles recht zu machen. — O mein Heinrich, was für ein lieber Knabe biſt du indes geworden! O mein Gemahl, welch ein ſeliges Wiederſehen hat Gott uns allen dreien bereitet! Er hat uns alle drei von einander getrennt; er hat uns wunderbar wieder zuſammengeführt. Ihm ſei Anbetung, Lob und Dank!" Alle drei weinten Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott; Margareta weinte mit, und auch Vater Menrad konnte, innigſt bewegt, ſich der Thränen nicht enthalten.

Nachdem ſich die erſte ungeſtüme Freude etwas gelegt hatte, fing Heinrich an, der Mutter ſeine Geſchichte zu erzählen. Er that es mit großer Lebhaftigkeit, und die Mutter mußte bald weinen und bald lächeln. Beſonders lebendig ſchilderte er den Augenblick, wie es ihm war, da er durch den Felſenriß das erſtemal in die Welt eintrat. Mit noch mehr Freude und Rührung ſprach er aber von jenem unvergeßlichen Augenblicke, da Vater Menrad ihm das erſtemal von Gott ſagte, und es ſtanden ihm, während er redete, immer die hellen Thränen in den Augen.

„Wahrhaftig," ſprach der Graf, „ich wünſchte bald, meine Kindheit auch in einer ſolchen Höhle zugebracht zu haben. Wir ſind des Anblicks der herrlichſten Werke Gottes zu gewohnt. — O, daß wir Gottes Werke auch ſo, wie Heinrich, auf einmal, und nachdem wir bereits zur Vernunft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden ſie auf uns machen! Du guter Gott, wie würden wir über deine Macht erſtaunen, deine Weisheit bewundern, uns deiner Güte freuen! Wie würden wir es bei dem Anblicke deines ſchönen Himmels und deiner wundervollen Erde fühlen: Was ſo zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebevollen Herzen kommen!"

Die Gräfin ſagte: „Wie es dem guten Heinrich war, als er aus ſeinem unterirdiſchen Aufenthalte das erſtemal auf Gottes ſchöne Erde herauf kam, ſo wird es uns einmal ſein, wenn wir aus dieſem Erdenleben in den Himmel verſetzt werden. Denn ich denke, wie Heinrichs Spielzeuge — jene Blumen und Lämmer und Bäume, an denen er in ſeiner Höhle doch manche Freude hatte — nur ſehr unvollkommene Abbildungen dieſer herrlichen Werke Gottes ſelbſt waren, ſo mögen wohl alle ſichtbaren Schönheiten und alle Freuden dieſer Welt kaum ein Schatten gegen die Schönheiten und Freuden des Himmels ſein. Nur die Freude auf Erden, unſere Geliebten nach langer ſchmerzlicher Trennung wiederzuſehen, mag uns ein wahres Vorgefühl geben von jener Freude des Himmels, unſere verſtorbenen Freunde dort wiederzuſehen; denn wirklich fühle ich mich in dieſer Stunde des Wiederſehens ſo ſelig, als wäre ich bereits in dem Himmel!"

Der ehrwürdige Vater Menrad ſprach: „Ich finde die Empfindungen des edlen Herrn Grafen und der frommen Frau Gräfin ſchön und erbauend. Allein die eigentliche Lehre, die uns in Heinrichs Geſchichte vor Augen gelegt wird, bleibt dieſe: Die Weisheit, Güte und Freundlichkeit Gottes leuchten aus Himmel und Erde ſo klar und deutlich hervor, daß ſogar ein Kind die Spuren davon wahrnehmen und den Schöpfer in den Geſchöpfen erkennen kann."

15. Das Gute belohnt, das Böſe beſtraft.

Nach einigen Tagen kamen die Leute des Grafen mit der Räuberbande, die ſie glücklich in der Höhle beiſammen gefunden hatten, in Eichenfels an. Die Räuber waren alle zu zwei und zwei mit Ketten zuſammen geſchloſſen. Ein Wagen mit Kiſten, worin ſich lauter geraubte Koſtbarkeiten befanden, folgte dem Zuge, und zu oberſt auf dem Wagen ſaß die alte Zigeunerin. Die Räuber hatten den entronnenen Knaben gar nicht aufgeſucht; denn da ſie die eiſerne Thüre feſt verſchloſſen fanden, und der Felſenriß, durch den er entkam, ihnen unbekannt war, weil ein höchſt baufälliger, gefährlicher Gang in den ſie ſich nie hinein gewagt hatten, dahin führte, ſo glaubten ſie, Heinrich ſei entweder in einen der unermeßlich tiefen Abgründe des alten Bergwerkes gefallen oder von einem eingeſtürzten Gange lebendig begraben worden.

Die Räuber waren daher ſehr erſtaunt, als ſie bei ihrem Einzuge in Eichenfels den jungen Grafen neben ſeinem Vater unter dem Schloßthore ſtehen ſahen und ſie konnten gar nicht begreifen, wie er durch die eiſerne Thüre heraus gekommen. „Wir glaubten," brummte der Hauptmann voll Verdruß, „kein Menſch in der Welt ſei uns an Liſt gewachſen und nun muß uns ſogar ein Kind überliſten und uns in Ketten und Bande bringen. Das iſt ſehr ärgerlich. Nun ſehe ich es aber doch ein, was ich niemals glauben wollte: Wenn der Dieb reif iſt, ſo holt ihn ein hinkender Büttel ein." Jener Muſikant mit dem Hackbrette, der ſich auch unter ihnen befand, ſprach bei ſich ſelbſt: „Wir raubten dieſes Kind, damit es uns dereinſt zur Rettung dienen möge, allein nun gereicht gerade dieſes Kind, uns zum Untergange. Die Leute mögen wohl recht haben, die da ſagen: Wer Böſes thut, findet am Ende immer, daß er ſich verrechnet habe." Wilhelm, der Jüngling, der gegen den kleinen Heinrich immer ſo freundlich und gefällig geweſen und kein ganz verdorbenes Gemüt hatte, ſagte: „Das hat Gott ſo gefügt, daß der Kleine entkam, und ich freue mich, daß er lebt, obwohl das mein Tod ſein wird. Gott zeigt auch hier wieder ſeine Macht, die Unſchuld zu retten und die Schuldigen zu ſtrafen. Nun geht an uns allen in Erfüllung, was einmal mein ſeliger Vater geſagt und was mir meine Mutter oft wiederholt hat: Wenn ſich der Böſe auch in den Mittelpunkt der Erde verkriechen könnte, ſo wüßte ihn Gottes ſtrafende Gerechtigkeit doch zu finden und ihn zur verdienten Strafe zu ziehen."

Als Heinrich den armen Wilhelm in ſeinen Ketten unter den Räubern erblickte, ging es ihm ſehr zu Herzen und er bat ſeinen Vater inſtändig, dem armen Menſchen, der ihm ſo viel Gutes erwieſen habe, doch kein Leid zu thun. Der Graf ſagte, er könne für jetzt noch nichts verſprechen, er werde ihn aber ſo gelinde behandeln, als es in ſeiner Macht ſtehe. Da ſich bei dem Verhöre fand, daß der junge Menſch niemals Blut vergoſſen und mehr der Diener der Räuber als ſelbſt ein Räuber geweſen ſei, ſo wurde er zwar nicht hingerichtet, aber dennoch zum lebenslänglichen Gefängniſſe verurteilt. Der Graf milderte aber die Strafe dahin, daß er ſo lange, bis er hinreichende Beweiſe von aufrichtiger Beſſerung gegeben habe, in ein Arbeitshaus geſchickt werden ſolle, dann aber zu den Seinigen wieder zurückkehren dürfe. „Sieh," ſagte der Graf zu ihm, als man ihn abführte, „wie nichts Böſes unbeſtraft bleibt, ſo wird alles Gute belohnt. Die Linderung deiner Strafe haſt du deiner Freundlichkeit gegen meinen Sohn zu danken. Ja, was du meinem Kinde gethan haſt, will ich dir an deiner armen Mutter vergelten. Halte dich gut und mache, daß ich dich bald zu ihr zurückſenden könne."

Die übrigen Räuber bekamen indes alle den blutigen Lohn, den ſie durch ihre blutigen Thaten verdient hatten. Die Zigeunerin kam auf immer in das Zuchthaus. Das geraubte Gut wurde den Eigentümern, die man noch entdecken konnte, zurückgegeben; das übrige wurde zur Stiftung eines Waiſenhauſes verwendet. Der Graf gab dazu, aus Dankbarkeit gegen Gott, eine große Summe Geldes und die fromme Gräfin all ihren Schmuck.

Margareta blieb in den Dienſten der Gräfin, wie vorher, und hatte nun nach langem Leiden auch wieder frohe Tage. Den Gärtnerjungen Görge hatte man wegen ſeines Leichtſinnes und ſeiner Nachläſſigkeit längſt fortjagen müſſen; er hatte ſich überdies noch dem Trunke und andern Schlechtigkeiten ergeben und war in ſeinen ſchönſten Jugendjahren bereits an der Auszehrung geſtorben. Der Jüngling aus dem Gebirge reiſte, von dem Grafen reich beſchenkt, wieder zu ſeinen Eltern zurück.

Den guten Vater Menrad hätte der Graf gern für immer auf ſeinem Schloſſe behalten. Er blieb zwar einige Zeit, allein er ließ ſich nicht bewegen, ſeine Einſiedelei ganz mit dem gräflichen Schloſſe zu vertauſchen. „Ich will den Reſt meiner Tage vollends Gott widmen," ſagte er, „und das glaube ich am beſten in der Einſamkeit thun zu können. Ich habe lange genug in der Welt gelebt und weiß aus Erfahrung, was an ihr iſt. Sich auf die beſſere Welt vorzubereiten, iſt das Beſte, was wir in dieſer Welt thun können." Der ehrwürdige Greis ſegnete bei dem Abſchiede, der ſehr traurig war, den Grafen, die Gräfin und den kleinen Heinrich, der ſich faſt nicht von ihm wollte trennen laſſen. Die gräfliche Familie begleitete den guten Mann herab unter das Schloßthor an den Wagen. Er ſtieg ein, blickte alle noch einmal liebreich an und ſprach noch, bevor der Wagen abfuhr: „Lebet wohl und der Friede Gottes ſei mit euch. Im Himmel ſehen wir uns wieder."

Das Wunderkäſtchen.

Von Chriſtoph von Schmid (1768—1854).

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging ſie in den Wald zu einem alten Einſiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umſtände und ſagte: „Es geht in meinem Hauſe einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt Ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?"

Der Einſiedler, ein fröhlicher Greis, hieß ſie ein wenig warten, ging in die Nebenkammer ſeiner Zelle, brachte über eine Weile ein kleines verſiegeltes Käſtchen und ſprach: „Dieſes Käſtlein müßt Ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht, in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauſes herumtragen, ſo wird es beſſer gehen. Bringt mir aber über's Jahr das Käſtlein wieder zurück."

Die gute Hausmutter ſetzte in das Käſtchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als ſie den nächſten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als ſie noch ſpät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde ſich einen Eierkuchen gemacht. Als ſie die Stallungen durchwanderte, ſtanden die Kühe tief im Kot, und die Pferde hatten anſtatt des Hafers nur Heu und waren nicht geſtriegelt. So hatte ſie alle Tage einen andern Fehler abzuſtellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging ſie mit dem Käſtchen zum Einſiedler und ſagte vergnügt: „Alles geht nun beſſer. Laßt mir das Käſtlein noch ein Jahr; es enthält ein gar treffliches Mittel."

Da lachte der Einſiedler und ſprach: „Das Käſtchen kann ich Euch nicht laſſen; das Mittel aber, das darin verborgen iſt, ſollt Ihr haben." Er öffnete das Käſtchen, und ſieh, es war nichts darin, als ein weißes Blättchen Papier, auf dem geſchrieben ſtand:

„Soll alles wohl im Hauſe ſtehn,
So mußt du ſelber wohl nachſehn."

Der Jugendſchriftſteller Chriſtoph von Schmid iſt 15. Auguſt 1768 zu Dinkelsbühl in Bayern geboren. Er widmete ſich der katholiſchen Gottesgelehrſamkeit und erhielt 1791 die Prieſterweihe. In dem Amte eines Pfarrgehilfen zeigte er ſolche Befähigung für das Schulweſen, daß ihn Graf von Stadion zum Schulinſpektor und Schulbeneficiat nach Tannhauſen an der Mindel berief. Hier ſchrieb er eine „Bibliſche Geſchichte für Kinder", welche bald die weiteſte Verbreitung fand. Ihr folgte das „Lehr- und Leſebüchlein in hundert kurzen Erzählungen". 1816 verlieh der Graf dem verdienten Manne die Pfarrei Stadion in Württemberg. König Ludwig I. ernannte ihn 1827 zum Domherrn in Augsburg, wo er 3. September 1854 an der Cholera ſtarb. Von ihm ſtammt eine Reihe anziehender, ſchön geſchriebener Erzählungen, welche beſonders geeignet ſind das Herz der Jugend zu bilden. Schmid nannte ſich gewöhnlich „Verfaſſer der Oſtereier", von einer Erzählung „Die Oſtereier", welche 1816 erſchienen iſt. Viele ſeiner Geſchichten ſind in andere Sprachen überſetzt worden. — Ueber den Umgang Chriſtoph Schmid's mit ſeinen Schulkindern ſchrieb eine ſeiner Schülerinnen: „Er redete mit den Kindern eben ſo herzlich wie der freundliche Greis mit Heinrich von Eichenfels. Seine Erſcheinung in der Schule war jedesmal ein freudiger Augenblick für uns Schüler. War der Unterricht geſchloſſen, dann wurde der liebreiche Kinderfreund noch beſtürmt mit dem allgemeinen Bittrufe: „Ein Geſchichtlein, ein Geſchichtlein." Selten wurde die Bitte abgeſchlagen und mit lächelnder Miene beſtieg rr nochmals die ſogenannte Kanzel in der Ecke des Schulzimmers, wohin ihm lauter heitere Geſichter entgegenſtrahlten."

Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen.

Eine Erzählung

von

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann (1776—1822).

Unter die anmutigſten Gebilde der erzählenden Dichtung darf ſicher dieſe Novelle gerechnet werden. Wohl greift ſie nur eine einzelne Begebenheit aus den Verkettungen des Menſchenlebens heraus und bewegt ſich in einem engen Rahmen, aber eben dadurch giebt ſie dem Dichter Gelegenheit, ſich innerhalb der Beſchränkung als echten Meiſter zu bewähren und als berufenen Verkünder der Lebensvorgänge im menſchlichen Herzen zu erweiſen. Eine gelungene Novelle iſt zwar ein Erzeugnis der Kleinkunſt, aber immerhin ein echter Kunſt würdiges Werk. Während im vergangenen Jahrhundert dieſe Dichtungsart meiſt in gebundener Rede auftrat, hat das 19. Jahrhundert ſie von dieſer Feſſel befreit und den Hauptwert auf die richtige Darſtellung ſeeliſcher Vorgänge und Wandlungen gelegt. Ludwig Tieck (1773—1853), Heinrich von Kleiſt (1777—1811) und andere der romantiſchen Schule angehörige Dichter, wendeten ihr beſondere Aufmerkſamkeit zu und manche ihrer derartigen Werke müſſen als muſtergiltig angeſehen werden (z. B. „Das Erdbeben von Chile" von H. v. Kleiſt). Neben ihnen darf auch E. T. A. Hoffmann mit der Erzählung „Meiſter Martin und ſeine Geſellen" genannt werden.

Eine ſeltene Begabung geſtattete dieſem Dichter ſich in der Welt der Töne, wie in dem Reiche der Poeſie und dem der zeichnenden Künſte mit Sicherheit und Erfolg zu bewegen. Seine Hand hätte kühn nach dem nur großen Künſtlern beſchiedenen Lorbeer ſich ausſtrecken dürfen, wenn er verſtanden hätte, ſeine reiche Einbildungskraft zu zügeln und in ſchönes Maß zu zwingen. Leider aber durchbrach dieſelbe in manchen ſeiner Werke alle Schranken und ſuchte die Wirkung ihrer Gebilde in dem düſteren Gebiete des Schaurigen und Spukhaften. Mit zunehmendem Alter und nicht ohne Schuld der Lebensführung Hoffmanns wuchs dieſe bedauerliche Neigung und verſchaffte ihm die Bezeichnung Callot-Hoffmann, nach dem lothringiſchen Zeichner, Kupferſtecher und Radierer Jacques Callot (1594—1635), deſſen Werke zuweilen Geſpenſter- und Dämonenartiges darſtellen. Der wechſelvolle Lebensgang Hoffmanns mußte auch ſeinen Einfluß auf deſſen geiſtige Entwickelung üben.

Am 24. Januar 1776 zu Königsberg geboren, verlebte er eine ſehr trübe Kindheit, hatte mit 19 Jahren ſchon das Studium der Rechte vollendet und kam als preußiſcher Beamter 1800 in die neu erworbenen polniſchen Landesteile. Als nach der Schlacht von Jena Warſchau von Preußen losgeriſſen wurde, verlor er ſeine Stelle, widmete ſich der Tonkunſt und wirkte als Muſikdirektor an den Bühnen von Bamberg, Dresden und Leipzig. Erſt 1814 erhielt er wieder eine Anſtellung als Rat am Königl. Kammergerichte in Berlin, welche Stelle er bis zu ſeinem Tode (25. Juni 1822) in treuer Pflichterfüllung inne hatte. Während der letzten Jahre ſeines Lebens feſſelte ihn ſeine Todeskrankheit, die Rückenmarksdarre, an ein ſchmerzvolles Krankenlager. Der von Freunden ihm geſetzte Grabſtein auf dem Jeruſalemer Kirchhof in Berlin weiſet die Worte:

„Ausgezeichnet im Amte, als Dichter, als Tonkünſtler, als Maler."

Eine ſeltene Erzählerbegabung, ſprudelnder Witz, lebhafte Einbildungskraft, große Sprachgewandheit leuchten auch aus den formloſen und verwilderten Erzeugniſſen ſeines Geiſtes hervor, geſtalten aber die beſſeren ſeiner Erzählungen zu wahren Kleinoden der Novelliſtik. Unter dieſe dürfen wir „Meiſter Martin und ſeine Geſellen" rechnen, in welcher uns ein farbenreiches Bild aus der Vergangenheit des kunſtreichen Nürnberg vorgeführt wird. Der Dichter verſetzt uns in die Zeit am Ausgange des Mittelalters; Rittertum, Kunſt, Handwerk und Kunſthandwerk werden uns in lebensvollen Vertretern vorgeführt. Wenn auch dem Romantiſchen Einfluß auf den Gang der Begebenheit und deren ſchließliche Entwickelung eingeräumt iſt, wird derſelbe doch in geziemenden Schranken gehalten und keine der unheimlichen Geſtalten, welche in anderen Werken Hoffmanns verdüſternd auftreten, ſtört den reinen Genuß an der ſchön gegliederten Erzählung.

In unſerem Schrifttume ſteht Hoffmann ziemlich vereinzelt da; bemerkenswert hingegen iſt die Anregung, welche die neuromantiſche Richtung in Frankreich (Victor Hugo und ſeine Genoſſen) durch ihn erhalten hat. Das Wilddämoniſche mancher Geſtalten in Hoffmanns Erzählungen wirkte in Frankreich mit höchſter Anziehungskraft und hatte auf die jugendlichen Vertreter der neuen Dichterſchule entſcheidenden Einfluß. „Han der Isländer," „der Glöckner von Notredame" und andere Werke dieſer Zeit bezeugen denſelben.

Wohl mag dir auch, geliebter Leſer! das Herz aufgehen in ahnungsvoller Wehmut, wenn du über eine Stätte wandelſt, wo die herrlichen Denkmäler altdeutſcher Kunſt, wie beredte Zeugen, den Glanz, den frommen Fleiß, die Wahrhaftigkeit einer ſchönen vergangenen Zeit verkünden. Iſt es nicht ſo, als träteſt du in ein verlaſſenes Haus? — Noch liegt aufgeſchlagen auf dem Tiſche das fromme Buch, in dem der Hausvater geleſen, noch iſt das reiche bunte Gewebe aufgehängt, das die Hausfrau gefertigt; allerlei köſtliche Gaben des Kunſtfleißes, an Ehrentagen beſchert, ſtehen umher in ſaubern Schränken. Es iſt, als werde nun gleich einer von den Hausgenoſſen eintreten und mit treuherziger Gaſtlichkeit dich empfangen. Aber vergebens warteſt du auf die, welche das ewig rollende Rad der Zeit fortriß, du magſt dich denn überlaſſen dem ſüßen Traum, der dir die alten Meiſter zuführt, die zu dir reden fromm und kräftig, daß es dir recht durch Mark und Bein dringt. Und nun verſtehſt du erſt den tiefen Sinn ihrer Werke; denn du lebſt in ihrer Zeit und haſt die Zeit begriffen, welche Meiſter und Werk erzeugen konnte. Doch ach! geſchieht es nicht, daß die holde Traumgeſtalt, eben als du ſie zu umfangen gedachteſt mit liebenden Armen, auf lichten Morgenwolken ſcheu entflieht vor dem polternden Treiben des Tages und du, brennende Thränen im Auge, dem immer mehr verbleichenden Schimmer nachſchaueſt? — So erwachſt du auch plötzlich, hart berührt von dem um dich wogenden Leben, aus dem ſchönen Traum, und nichts bleibt dir zurück als die tiefe Sehnſucht, welche mit ſüßen Schauern deine Bruſt durchbebt.

Solche Empfindungen erfüllten den, der für dich, geliebter Leſer! dieſe Blätter ſchreibt, jedesmal, wenn ihn ſein Weg durch die weltberühmte Stadt Nürnberg führte. Bald vor dem wundervollen Bau des Brunnens am Markte verweilend, bald das Grabmal in St. Sebald, das Sakramentshäuslein in St. Laurenz, bald auf der Burg, auf dem Rathauſe Albrecht Dürers tiefſinnige Meiſterwerke betrachtend, gab er ſich ganz hin der ſüßen Träumerei, die ihn mitten in alle Herrlichkeit der alten Reichsſtadt verſetzte. Er gedachte jener treuherzigen Verſe des Paters Roſenblüt:

O Nürnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Bolz ſteckt am Zweck!
Den hat die Weisheit daran geſchoſſen,
Die Wahrheit iſt in dir entſproſſen.

Manches Bild des tüchtigen Bürgerlebens zu jener Zeit, wo Kunſt und Handwerk ſich in wackerm Treiben die Hände boten, ſtieg hell empor und prägte ſich ein dem Gemüt mit beſonderer Luſt und Heiterkeit. Laß es dir daher gefallen, geliebter Leſer! daß eins dieſer Bilder vor dir aufgeſtellt werde. Vielleicht magſt du es mit Behaglichkeit, ja wohl mit gemütlichem Lächeln anſchauen, vielleicht wirſt du ſelbſt heimiſch in Meiſter Martins Hauſe und verweilſt gern bei ſeinen Kufen und Kannen. Nun! — dann geſchähe ja das wirklich, was der Schreiber dieſer Blätter ſo recht aus Grund des Herzens wünſcht.

Wie Herr Martin zum Kerzenmeiſter erwählt wurde und ſich dafür bedankte.

Am 1. Mai des Jahres 1580 hielt die ehrſame Zunft der Böttcher, Küper oder Küfner in der freien Reichsſtadt Nürnberg alter Sitte und Gewohnheit gemäß, ihre feierliche Gewerksverſammlung. Kurze Zeit vorher war einer der Vorſteher oder ſogenannten Kerzenmeiſter zu Grabe getragen worden, deshalb mußte ein neuer gewählt werden. Die Wahl fiel auf den Meiſter Martin. In der That mochte es beinahe keiner ihm gleich thun an feſtem und zierlichem Bau der Fäſſer, keiner verſtand ſich ſo wie er auf die Weinwirtſchaft im Keller, weshalb er denn die vornehmſten Herren unter ſeinen Kunden hatte und in dem blühendſten Wohlſtande, ja wohl in vollem Reichthum lebte. Deshalb ſprach, als Meiſter Martin gewählt worden, der würdige Ratsherr Jakobus Paumgartner, der der Zunft als Handwerksherr vorſtand: „Ihr habt ſehr wohl gethan, meine Freunde! den Meiſter Martin zu euerm Vorſteher zu erkieſen, denn in beſſern Händen kann ſich gar nicht das Amt befinden. Meiſter Martin iſt hochgeachtet von allen, die ihn kennen, ob ſeiner großen Geſchicklichkeit und ſeiner tiefen Erfahrnis in der Kunſt, den edlen Wein zu hegen und zu pflegen. Sein wackrer Fleiß, ſein frommes Leben, trotz alles Reichtums, den er erworben, mag euch allen zum Vorbilde dienen. So ſeid denn, mein lieber Meiſter Martin, viel tauſendmal begrüßt als unſer würdiger Vorſteher!" Mit dieſen Worten ſtand Paumgartner von ſeinem Sitze auf und trat einige Schritte vor mit offenen Armen, erwartend, daß Meiſter Martin ihm entgegenkommen werde. Dieſer ſtemmte denn auch alsbald beide Arme auf die Stuhllehnen und erhob ſich langſam und ſchwerfällig, wie es ſein wohlgenährter Körper nur zulaſſen wollte. Dann ſchritt er ebenſo langſam hinein in Paumgartners herzliche Umarmung, die er kaum erwiderte. „Nun", ſprach Paumgartner, darob etwas befremdet, „nun, Meiſter Martin, iſt's Euch etwa nicht recht, daß wir Euch zu unſerm Kerzenmeiſter erwählt?" — Meiſter Martin warf, wie es ſeine Gewohnheit war, den Kopf in den Nacken, fingerte mit beiden Händen auf dem dicken Bauche und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen, die Unterlippe vorgekniffen, in der Verſammlung umher. Dann fing er, zu Paumgartner gewendet, alſo an: „Ei, mein lieber würdiger Herr, wie ſollte es mir denn nicht recht ſein, daß ich empfange, was mir gebührt. Wer verſchmäht es, den Lohn zu nehmen für wackere Arbeit, wer weiſt den böſen Schuldner von der Schwelle, der endlich kommt, das Geld zu zahlen, das er ſeit langer Zeit geborgt. Ei, ihr lieben Männer (ſo wandte ſich Martin zu den Meiſtern, die rings umher ſaßen), ei, ihr lieben Männer, iſt's euch denn nun endlich eingefallen, daß ich — ich der Vorſteher unſrer ehrbaren Zunft ſein muß? — Was verlangt ihr vom Vorſteher? — Soll er der geſchickteſte ſein im Handwerk? Geht hin und ſchaut mein zweifuderiges Faß, ohne Feuer getrieben, mein wackres Meiſterſtück, an und dann ſagt, ob ſich einer von euch rühmen darf, was Stärke und Zierlichkeit der Arbeit betrifft, ähnliches geliefert zu haben. Wollt ihr, daß der Vorſteher Geld und Gut beſitze? Kommt in mein Haus, da will ich meine Kiſten und Kaſten aufſchließen, und ihr ſollt euch erfreuen an dem Glanz des funkelnden Goldes und Silbers. Soll der Vorſteher geehrt ſein von Großen und Niedern? — Fragt doch nur unſre ehrſamen Herren des Rats, fragt Fürſten und Herren rings um unſre gute Stadt Nürnberg her, fragt den hochwürdigen Biſchof von Bamberg, fragt, was die alle von dem Meiſter Martin halten. Nun! — ich denke, ihr ſollt nichts Arges vernehmen!" — Dabei klopfte ſich Herr Martin recht behaglich auf den dicken Bauch, ſchmunzelte mit halbgeſchloſſenen Augen und fuhr dann, da alles ſchwieg und nur hin und wieder ein bedenkliches Räuſpern laut wurde, alſo fort: „Aber ich merke es, ich weiß es wohl, daß ich mich nun noch ſchönſtens bedanken ſoll dafür, daß der Herr endlich bei der Wahl eure Köpfe erleuchtet hat. — Nun! — wenn ich den

Lohn empfange für die Arbeit, wenn der Schuldner mir das geborgte Geld bezahlt, da ſchreibe ich wohl unter die Rechnung, unter den Schein: zu Dank bezahlt, Thomas Martin, Küpermeiſter allhier! — So ſeid denn alle von Herzen bedankt dafür, daß ihr mir, indem ihr mich zu euerm Vorſteher und Kerzenherrn wählt, eine alte Schuld abtrugt. Übrigens verſpreche ich euch, daß ich mein Amt mit aller Treue und Frömmigkeit verwalten werde. Der Zunft, jedem von euch, ſtehe ich, wenn es not thut, bei mit Rat und That, wie ich es nur vermag mit allen meinen Kräften. Mir ſoll es recht anliegen, unſer berühmtes Gewerk in vollen Ehren und Würden, wie es jetzt beſteht, zu erhalten. Ich lade Euch, mein würdiger Handwerksherr, euch alle, ihr lieben Freunde und Meiſter, zu einem frohen Mahle auf künftigen Sonntag ein. Da laßt uns frohen Muts bei einem tüchtigen Glaſe Hochheimer, Johannisberger, oder was ihr ſonſt an edlen Weinen aus meinem reichen Keller trinken mögt, überlegen, was jetzt förderſamſt zu thun iſt für unſer aller Beſtes! — Seid nochmals alle herzlich eingeladen."

Die Geſichter der ehrſamen Meiſter, die ſich bei Martins ſtolzer Rede merklich verfinſtert hatten, heiterten ſich nun auf, und dem dumpfen Schweigen folgte ein fröhliches Geplapper, worin vieles von Herrn Martins hohen Verdienſten und ſeinem auserleſenen Keller vorkam. Alle verſprachen, am Sonntag zu erſcheinen, und reichten dem neuerwählten Kerzenmeiſter die Hände, der ſie treuherzig ſchüttelte und auch wohl dieſen, jenen Meiſter ein klein wenig an ſeinen Bauch drückte, als wolle er ihn umarmen. Man ſchied fröhlich und guter Dinge.

Was ſich darauf weiter in Meiſter Martins Hauſe begab.

Es traf ſich, daß der Ratsherr Jakobus Paumgartner, um zu ſeiner Behauſung zu gelangen, bei Meiſter Martins Hauſe vorübergehen mußte. Als beide, Paumgartner und Martin, nun vor der Thür dieſes Hauſes ſtanden und Paumgartner weiter fortſchreiten wollte, zog Meiſter Martin ſein Mützlein vom Kopf und ſich ehrfurchtsvoll ſo tief neigend, als er es nur vermochte, ſprach er zu dem Ratsherrn: „O, wenn Ihr es doch nicht verſchmähen wolltet, in mein ſchlechtes Haus auf ein Stündchen einzutreten, mein lieber, würdiger Herr! — Laßt es Euch gefallen, daß ich mich an Euern weiſen Reden ergötze und erbaue." — „Ei, lieber Meiſter Martin," erwiderte Paumgartner lächelnd, „gern mag ich bei Euch verweilen, aber warum nennt Ihr Euer Haus ein ſchlechtes? ich weiß es ja, daß an Schmuck und köſtlicher Gerätſchaft es keiner der reichſten Bürger Euch zuvorthut! habt Ihr nicht erſt vor kurzer Zeit den ſchönen Bau vollendet, der Euer Haus zur Zierde unſrer berühmten Reichsſtadt macht, und von der innern Einrichtung mag ich gar nicht reden, denn deren dürfte ſich ja kein Patrizier ſchämen."

Der alte Paumgartner hatte recht; denn ſowie man die hell gebohnte, mit reichem Meſſingwerk verzierte Thür geöffnet hatte, war der geräumige Flur mit ſauber ausgelegtem Fußboden, mit ſchönen Bildern an den Wänden, mit kunſtvoll gearbeiteten Schränken und Stühlen beinahe anzuſehen wie ein Prunkſaal. Da folgte denn auch jeder gern der Weiſung, die alter Sitte gemäß ein Täfelchen, das gleich neben der Thür hing, in den Verſen gab:

Wer treten wil die Stiegen hinein,
Dem ſollen die Schuhe ſein ſauber ſein,
Oder vorhero ſtreifen ab,
Daß man nit drüber zu klagen hab.
Ein Verſtändiger weiß das vorhin,
Wie er ſich halten ſoll darin.

Der Tag war heiß, die Luft in den Stuben jetzt, da die Abenddämmerung einbrach, ſchwül und dunſtig, deshalb führte Meiſter Martin ſeinen edlen Gaſt in die geräumige, kühle Prangkuchen. So hieß zu jener Zeit der Platz in den Häuſern der reichen Bürger, der zwar wie eine Küche eingerichtet, aber nicht zum Gebrauch, ſondern nur zur Schau mit allerlei köſtlichen Gerätſchaften des Hausbedarfs ausgeſchmückt war. Kaum eingetreten, rief Meiſter Martin mit lauter Stimme: „Roſa — Roſa!" Alsbald öffnete ſich denn auch die Thür, und Roſa, Meiſter Martins einzige Tochter, kam hineingegangen. —

Möchteſt du, vielgeliebter Leſer! in dieſem Augenblick doch recht lebhaft dich der Meiſterwerke unſers großen Albrecht Dürer erinnern. Möchten dir doch die herrlichen Jungfrauengeſtalten voll hoher Anmut, voll ſüßer Milde und Frömmigkeit, wie ſie dort zu finden, recht lebendig aufgehen. Denke an den edlen, zarten Wuchs, an die ſchön gewölbte, lilienweiße Stirn, an das Inkarnat, das wie Roſenhauch die Wangen überfliegt, an die feinen, kirſchrot brennenden Lippen, an das in frommer Sehnſucht hinſchauende Auge, von dunkler Wimper halb verhängt wie Mondesſtrahl von düſterm Laube — denke an das ſeidene Haar, in zierlichen Flechten kunſtreich aufgeneſtelt — denke an alle Himmelsſchönheiten jener Jungfrauen, und du ſchauſt die holde Roſa. Wie vermöchte auch ſonſt der Erzähler dir das liebe Himmelskind zu ſchildern? — Doch ſei es erlaubt, hier noch eines wackern jungen Künſtlers zu gedenken, in deſſen Bruſt ein leuchtender Strahl aus jener ſchönen alten Zeit gedrungen. Es iſt der deutſche Maler Cornelius in Rom gemeint. —„Bin weder Fräulein noch ſchön!" — So wie in Cornelius' Zeichnungen zu Goethes gewaltigem Fauſt Margarete anzuſchauen iſt, als ſie dieſe Worte ſpricht, ſo mochte auch wohl Roſa anzuſehen ſein, wenn ſie in frommer, züchtiger Scheu übermütigen Bewerbungen auszuweichen ſich gedrungen fühlte.

Roſa verneigte ſich in kindlicher Demut vor Paumgartner, ergriff ſeine Hand und drückte ſie an ihre Lippen. Die blaſſen Wangen des alten Herrn färbten ſich hochrot, und wie der Abendſchein im Verſinken noch einmal aufflackernd das ſchwarze Laub plötzlich vergoldet, ſo blitzte das Feuer längſt vergangener Jugend auf in ſeinen Augen. „Ei," rief er mit heller Stimme, „ei, mein lieber Meiſter Martin, Ihr ſeid ein wohlhabender, ein reicher Mann, aber die ſchönſte Himmelsgabe, die Euch der Herr beſchert hat, iſt doch Eure holde Tochter Roſa. Geht uns alten Herren, wie wir alle im Rate ſitzen, das Herz auf, und können wir nicht die blöden Augen wegwenden, wenn wir das liebe Kind ſchauen, wer mag's denn den jungen Leuten verargen, daß ſie verſteinert und erſtarrt ſtehen bleiben, wenn ſie auf der Straße Eurer Tochter begegnen, daß ſie in der Kirche Eure Tochter ſehen, aber nicht den geiſtlichen Herrn, daß ſie auf der Allerwieſe, oder wo es ſonſt ein Feſt giebt, zum Verdruß aller Mägdlein, nur hinter Eurer Tochter her ſind mit Seufzern, Liebesblicken und honigſüßen Reden. — Nun, Meiſter Martin! Ihr mögt Euch Euern Eidam wählen unter unſern jungen Patriziern, oder wo Ihr ſonſt wollet."

Meiſter Martins Geſicht verzog ſich in finſtere Falten, er gebot der Tochter, edlen, alten Wein herzubringen und ſprach, als ſie über und über glühend im Geſicht, den Blick zu Boden geſenkt, fortgegangen, zu dem alten Paumgartner: „Ei, mein lieber Herr, es iſt zwar in der Wahrheit, daß mein Kind geſchmückt iſt mit ausnehmender Schönheit, und daß auch hierin mich der Himmel reich gemacht hat, aber wie mögt Ihr denn davon ſprechen in des Mädgleins Gegenwart und mit dem Eidam Patrizier iſt es nun ganz und gar nichts." — „Schweigt," erwiderte Paumgartner lachend, „ſchweigt, Meiſter Martin, wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! — glaubt Ihr denn nicht, daß mir auch das träge Blut im alten Herzen zu hüpfen beginnt, wenn ich Roſa ſehe, und wenn ich dann treuherzig herausſage, was ſie ja ſelbſt recht gut wiſſen muß, daraus wird kein Arges entſtehen."

Roſa brachte den Wein und zwei ſtattliche Trinkgläſer herbei. Martin rückte dagegen den ſchweren, mit wunderlichem Schnitzwerk verzierten Tiſch in die Mitte. Kaum hatten die alten Herren indeſſen Platz genommen, kaum hatte Meiſter Martin die Gläſer vollgeſchenkt, als ſich ein Pferdegetrappel vor dem Hauſe vernehmen ließ. Es war, als hielte ein Reiter an, deſſen Stimme im Flur laut wurde: Roſa eilte hinab und kam bald mit der Nachricht zurück, der alte Junker Heinrich von Spangenberg ſei da und wünſche bei dem Meiſter Martin einzuſprechen. — „Nun," rief Martin, „ſo iſt das heute ein ſchöner, glücklicher Abend, da mein wackerer älteſter Kundmann bei mir einkehrt. Gewiß neue Beſtellungen, gewiß ſoll ich neu auflagern." — Und damit eilte er, ſo ſchnell als es gehen wollte, dem willkommenen Gaſt entgegen.

Wie Meiſter Martin ſein Handwerk über alle andern erhob.

Der Hochheimer perlte in den ſchmucken geſchliffenen Trinkgläſern und erſchloß den drei Alten Zunge und Herz. Zumal wußte der alte Spangenberg, bei hohen Jahren noch von friſchem Lebensmut durchdrungen, manchen luſtigen Schwank aus froher Jugendzeit aufzutiſchen, ſo daß Meiſter Martins Bauch weidlich wackelte und er vor ausgelaſſenem Lachen ſich einmal über das andre die Thränen aus den Augen wiſchen mußte. Auch Herr Paumgartner vergaß mehr als ſonſt den ratsherrlichen Ernſt und that ſich gütlich mit edlem Getränk und dem luſtigen Geſpräch. Als nun aber Roſa wieder eintrat, den ſaubern Handkorb unter dem Arm, aus dem ſie Tiſchzeug langte, blendend weiß, wie friſchgefallener Schnee; als ſie mit häuslicher Geſchäftigkeit hin und her trippelnd den Tiſch deckte und ihn mit allerlei würzreichen Speiſen beſetzte, als ſie mit holdem Lächeln die Herren einlud, nun auch nicht zu verſchmähen, was in der Eile bereitet worden, da ſchwieg Geſpräch und Gelächter. Beide, Paumgartner und Spangenberg, wandten die leuchtenden Blicke nicht ab von der lieblichen Jungfrau, und ſelbſt Meiſter Martin ſchaute, zurückgelehnt in den Seſſel, die Hände zuſammengefaltet, ihrem wirtlichen Treiben zu mit behaglichem Lächeln. Roſa wollte ſich entfernen, da ſprang aber der alte Spangenberg raſch auf wie ein Jüngling, faßte das Mädchen bei beiden Schultern und rief, indem die hellen Thränen ihm aus den Augen rannen, einmal über das andere: „O, du frommes, holdes Engelskind — du herziges, liebes Mägdlein," — dann küßte er ſie zwei- bis dreimal auf die Stirn und kehrte wie in tiefem Sinnen auf ſeinen Platz zurück. Paumgartner brachte Roſas Geſundheit aus. — „Ja," fing Spangenberg an, als Roſa hinausgegangen, „ja, Meiſter Martin, der Himmel hat Euch in Eurer Tochter ein Kleinod beſchert, das Ihr gar nicht hoch genug ſchätzen könnt. Sie bringt Euch noch zu hohen Ehren, wer, ſei es aus welchem Stande es wolle, möchte nicht Euer Eidam werden." — „Seht Ihr wohl," fiel Paumgartner ein, „ſeht Ihr wohl, Meiſter Martin, daß der edle Herr von Spangenberg ganz ſo denkt wie ich? — Ich ſehe ſchon meine liebe Roſa als Patrizierbraut mit dem reichen Perlenſchmuck in den ſchönen blonden Haaren." — „Liebe Herren," fing Meiſter Martin ganz verdrießlich an, „liebe Herren, wie mögt Ihr denn nur immer von einer Sache reden, an die ich zur Zeit noch gar nicht denke. Meine Roſa hat nun das achtzehnte Jahr erreicht, und ſolch ein blutjunges Ding darf noch nicht ausſchauen nach dem Bräutigam. Wie es ſich künftig fügen mag, überlaſſe ich ganz dem Willen des Herrn, aber ſo viel iſt gewiß, daß weder ein Patrizier, noch ein andrer meiner Tochter Hand berühren wird als der Küper, der ſich mir als den tüchtigſten, geſchickteſten Meiſter bewährt hat. Vorausgeſetzt, daß ihn meine Tochter mag; denn zwingen werde ich mein liebes Kind zu nichts in der Welt, am wenigſten zu einer Heirat, die ihr nicht anſteht." — Spangenberg und Paumgartner ſchauten ſich an, voll Erſtaunen über dieſen ſeltſamen Ausſpruch des Meiſters. Endlich nach einigem Räuſpern fing Spangenberg an: „Alſo aus Euerm Stande heraus ſoll Eure Tochter nicht freien?" — „Gott ſoll ſie dafür bewahren," erwiderte Martin. „Aber," fuhr Spangenberg fort, „wenn nun ein tüchtiger Meiſter aus einem edlen Handwerk, vielleicht ein Goldſchmied oder gar ein junger wackrer Künſtler um Eure Roſa freite und ihr ganz ausnehmend gefiele vor allen andern jungen Geſellen, wie dann?" — „Zeigt mir," erwiderte Martin, indem er den Kopf in den Nacken warf, „zeigt mir, lieber junger Geſelle, würde ich ſprechen, das ſchöne zweifudrige Faß, welches Ihr als Meiſterwerk gebaut habt, und wenn er das nicht könnte, würde ich freundlich die Thür öffnen und ihn höflichſt bitten, doch ſich anderswo zu verſuchen." — „Wenn aber," ſprach Spangenberg weiter, „wenn aber der junge Geſelle ſpräche, ſolch einen kleinen Bau kann ich Euch nicht zeigen, aber kommt mit mir auf den Markt, ſchaut jenes ſtattliche Haus, das die ſchlanken Gipfel kühn emporſtreckt in die hohen Lüfte — das iſt mein Meiſterbau." — „Ach lieber Herr," unterbrach Meiſter Martin ungeduldig Spangenbergs Rede, „ach, lieber Herr, was gebt Ihr Euch denn für Mühe, mich eines andern zu überzeugen. Aus meinem Handwerk ſoll nun einmal mein Eidam ſein; denn mein Handwerk halte ich für das Herrlichſte, was es auf der Welt geben kann. Glaubt Ihr denn, daß es genug iſt, die Bände aufzutreiben auf die Dauben, damit das Faß zuſammenhalte? Ei, iſt es nicht ſchon herrlich und ſchön, daß unſer Handwerk den Verſtand vorausſetzt, wie man die ſchöne Himmelsgabe, den edeln Wein, hegen und pflegen muß, damit er gedeihe und mit aller Kraft und Süßigkeit wie ein wahrer glühender Lebensgeiſt uns durchdringe. Aber dann der Bau der Fäſſer ſelbſt. Müſſen wir, ſoll der Bau gelingen, nicht erſt alles fein abzirkeln und abmeſſen? Wir müſſen Rechenmeiſter und Meßkünſtler ſein, denn wie möchten wir ſonſt Proportion und Gehalt der Gefäße einſehen. Ei, Herr, mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich ſolch ein tüchtig Faß auf den Endſtuhl bringe, nachdem die Stäbe mit dem Klöbeiſen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet, wenn dann die Geſellen die Schlegel ſchwingen und klipp, klapp, — klipp, klapp es niederfällt auf die Treiber, hei! das iſt luſtige Muſik. Da ſteht nun das wohlgeratene Gebäude und wohl mag ich ein wenig ſtolz umſchauen, wenn ich den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen, gekannt und geehrt von allen wackern Weinmeiſtern, in des Faſſes Boden einreiße. — Ihr ſpracht von Baumeiſtern, lieber Herr! ei nun, ſolch ein ſtattliches Haus iſt wohl ein herrliches Werk, aber wäre ich ein Baumeiſter, ginge ich vor meinem Werk vorüber und oben vom Erker ſchaute irgend ein unſauberer Geiſt, ein nichtsnutziger, ſchuftiger Geſelle, der das Haus erworben, auf mich herab, ich würde mich ſchämen ins Innerſte hinein, mir würde vor lauter Ärger und Verdruß die Luſt ankommen, mein eignes Werk zu zerſtören. Doch ſo etwas kann mir nicht geſchehen mit meinen Gebäuden. Da drinnen wohnt ein- für allemal nur der ſauberſte Geiſt auf Erden, der edle Wein. — Gott lobe mir mein Handwerk." — „Eure Lobrede," ſprach Spangenberg, „war recht tüchtig und wacker gemeint. Es macht Euch Ehre, wenn Ihr Euer Handwerk recht hochhaltet, aber werdet nur nicht ungeduldig, wenn ich Euch noch nicht loslaſſen kann. Wenn nun doch wirklich ein Patrizier käme und um Eure Tochter anhielte? Wenn das Leben einem ſo recht auf den Hals tritt, da geſtaltet ſich denn wohl manches ganz anders, als wie man es glaubt." — „Ach," rief Meiſter Martin ziemlich heftig, „ach, wie könnte ich denn anders thun, als mich höflich neigen und ſprechen: „Lieber Herr! wäret Ihr ein tüchtiger Küper, aber ſo —." „Hört weiter," fiel ihm Spangenberg in die Rede, „wenn aber nun gar an einem ſchönen Tage ein ſchmucker Junker auf ſtolzem Pferde, mit glänzendem Gefolge, in prächtigen Kleidern angethan, vor Euerm Hauſe hielte und begehrte Eure Roſa zur Hausfrau?" — „Hei, hei," rief Meiſter Martin noch heftiger als vorher, „hei, hei, wie würde ich haſtig, wie ich nur könnte, rennen und die Hausthür verſperen mit Schlöſſern und Riegeln — wie würde ich rufen und ſchreien: Reitet weiter! reitet weiter, geſtrenger Herr Junker, ſolche Roſen, wie die meinige blühen nicht für Euch, ei, mein Weinkeller, meine Goldbatzen mögen Euch anſtehen, das Mägdlein nehmt Ihr in den Kauf — aber reitet weiter! reitet weiter!" — Der alte Spangenberg erhob ſich blutrot im ganzen Geſicht, er ſtemmte beide Hände auf den Tiſch und ſchaute vor ſich nieder. „Nun," fing er nach einer Weile an, „nun noch die letzte Frage, Meiſter Martin. Wenn der Junker vor Euerm Hauſe mein eigner Sohn wäre, wenn ich ſelbſt mit ihm vor Eurem Hauſe hielte, würdet Ihr da auch die Thür verſchließen, würdet Ihr da auch glauben, wir wären nur gekommen, Eures Weinkellers, Eurer Goldbatzen wegen?" — „Mit nichten," erwiderte Meiſter Martin, „mit nichten, mein lieber gnädiger Herr, ich würde Euch freundlich die Thür öffnen, alles in meinem Hauſe ſollte zu Eurem und Eures Herrn Sohns Befehl ſein, aber was meine Roſa betrifft, da würde ich ſprechen: Möchte es doch der Himmel gefügt haben, daß Euer wackerer Herr Junker ein tüchtiger Küper hätte werden können, keiner auf Erden ſollte mir dann ein ſolch willkommener Eidam ſein als er, aber jetzt! — Doch, lieber, würdiger Herr, warum neckt und quält Ihr mich denn mit ſolchen wunderlichen Fragen. — Seht nur, wie unſer luſtiges Geſpräch ganz und gar ein Ende genommen, wie die Gläſer gefüllt ſtehen bleiben. Laſſen wir doch den Eidam und Roſas Hochzeit ganz beiſeite, ich bringe Euch die Geſundheit Eures Junkers zu, der, wie ich höre, ein ſchmucker Herr ſein ſoll." Meiſter Martin ergriff ſein Trinkglas, Paumgartner folgte ſeinem Beiſpiel, indem er rief: „Alles verfängliche Geſpräch ſoll ein Ende haben und Eurer wackrer Junker hoch leben!" Spangenberg ſtieß an und ſprach dann mit erzwungenem Lächeln: „Ihr könnt denken, daß ich im Scherze zu Euch ſprach; denn nur frecher Liebeswahnſinn könnte wohl meinen Sohn, der unter den edelſten Geſchlechtern ſeine Hausfrau erkieſen darf, dazu treiben, Rang und Geburt nicht achtend, um Eure Tochter zu freien. Aber etwas freundlicher hättet Ihr mir doch antworten können." — „Ach, lieber Herr," erwiderte Meiſter Martin, „auch im Scherz konnte ich nicht anders reden, als wie ich es thun würde, wenn ſolch wunderliches Zeug, wie Ihr es fabeltet, wirklich geſchähe. Laßt mir übrigens meinen Stolz; denn Ihr ſelbſt müßt mir doch bezeugen, daß ich der tüchtigſte Küper bin, auf weit und breit, daß ich mich auf den Wein verſtehe, daß ich an unſers in Gott ruhenden Kaiſers Maximilian tüchtiger Weinordnung feſt und getreulich halte, daß ich alle Gottloſigkeit als ein frommer Mann verſchmähe, daß ich in mein zweifuderiges Faß niemals mehr verdampfe als ein Lötlein lautern Schwefels, welches not thut zur Erhaltung, das alles ihr lieben, würdigen Herren, werdet ihr wohl genüglich koſten an meinem Wein." — Spangenberg verſuchte, indem er wieder ſeinen Platz einnahm, ein heiteres Geſicht anzunehmen, und Paumgartner brachte andre Dinge aufs Tapet. Aber wie es geſchieht, daß die einmal verſtimmten Saiten eines Inſtruments ſich immer wieder verziehen und der Meiſter ſich vergebens müht, die wohltönenden Akkorde, wie ſie erſt erklangen, aufs neue hervorzurufen, ſo wollte auch unter den drei Alten nun keine Rede, kein Wort mehr zuſammenpaſſen. Spangenberg rief nach ſeinen Knechten und verließ ganz mißmutig Meiſter Martins Haus, in das er fröhlich und guter Dinge getreten.

Die Weisſagung der alten Großmutter.

Meiſter Martin war über das unmutige Scheiden ſeines alten wackern Kundmanns ein wenig betreten und ſprach zu Paumgartner, der eben das letzte Glas ausgetrunken hatte und nun auch ſcheiden wollte: „Ich weiß doch nun aber gar nicht, was der alte Herr wollte mit ſeinen Reden, und wie er darüber am Ende noch verdrießlich werden konnte." „Lieber Meiſter Martin," begann Paumgartner, „Ihr ſeid ein tüchtiger, frommer Mann, und wohl mag der was halten darauf, was er mit Gottes Hilfe wacker treibt und was ihm Reichtum und Ehre gebracht hat. Nur darf dies nicht ausarten in prahleriſchen Stolz, das ſtreitet gegen allen chriſtlichen Sinn. Schon in der Gewerksverſammlung heute war es nicht recht von Euch, daß Ihr Euch ſelbſt über alle übrigen Meiſter ſetztet: möget Ihr doch wirklich mehr verſtehen von Eurer Kunſt als die andern, aber daß Ihr das geradezu ihnen an den Hals werft, das kann ja nur Ärger und Mißmut erregen. Und nun vollends heute abend! — So verblendet konntet Ihr doch wohl nicht ſein, in Spangenbergs Reden etwas anders zu ſuchen als die ſcherzhafte Prüfung, wie weit Ihr es wohl treiben würdet mit Eurem ſtarrſinnigen Stolz. Schwer mußte es ja den würdigen Herrn verletzen, als Ihr in der Bewerbung jedes Junkers um Eure Tochter nur niedrige Habſucht finden wolltet. Und noch wäre alles gut gegangen, wenn Ihr eingelenkt hättet, als Spangenberg von ſeinem Sohne zu reden begann. Wie, wenn Ihr ſpracht: Ja, mein lieber, würdiger Herr, wenn Ihr ſelbſt kämt als Brautwerber mit Euerm Sohne, ja, auf ſolche hohe Ehre wäre ich nimmer gefaßt, da würde ich wanken in meinen feſteſten Entſchlüſſen. Ja! wenn Ihr ſo ſpracht, was wäre dann davon anders die Folge geweſen als daß der alte Spangenberg, die vorige Unbill ganz vergeſſend, heiter gelächelt und guter Dinge geworden wie vorher." — „Scheltet mich nur," ſprach Meiſter Martin, „ſcheltet mich nur wacker aus, ich habe es wohl verdient, aber als der Alte ſolch abgeſchmacktes Zeug redete, es ſchnürte mir die Kehle zu, ich konnte nicht anders antworten." — „Und dann," fuhr Paumgartner fort, „und dann der tolle Vorſatz ſelbſt, Eure Tochter nur einem Küper geben zu wollen. Dem Himmel, ſpracht Ihr, ſoll Eurer Tochter Schickſal anheimgeſtellt ſein, und doch greift Ihr mit irdiſcher Blödſinnigkeit dem Ratſchluß der ewigen Macht vor, indem Ihr eigenſinnig vorher feſtſetzt, aus welchem kleinen Kreiſe Ihr den Eidam nehmen wollt. Das kann Euch und Eure Roſa ins Verderben ſtürzen. Laßt ab, Meiſter Martin, laßt ab von ſolcher unchriſtlicher, kindiſcher Thorheit, laßt die ewige Macht gebieten, die in Eurer Tochter frommes Herz ſchon den richtigen Ausſpruch legen wird."

– „Ach, mein würdiger Herr," ſprach Meiſter Martin ganz kleinmütig, „nun erſt ſehe ich ein, wie übel ich daran that, nicht gleich alles herauszuſagen. Ihr meint, nur die Hochſchätzung meines Handwerks habe mich zu dem unabänderlichen Entſchluß gebracht, Roſa nur an einen Küpermeiſter zu verheiraten, es iſt dem aber nicht ſo, noch ein andrer, gar wunderbarer, geheimnisvoller Grund dazu iſt vorhanden. — Ich kann Euch nicht fortlaſſen, ohne daß Ihr alles erfahren habt, Ihr ſollt nicht über Nacht auf mich grollen. Setzt Euch, ich bitte gar herzlich darum, verweilt noch einige Augenblicke. Seht, hier ſteht noch eine Flaſche des älteſten Weins, den der mißmutige Junker verſchmäht hat, laßt es Euch noch bei mir gefallen." Paumgartner erſtaunte über Meiſter Martins zutrauliches Eindringen, das ſonſt gar nicht in ſeiner Natur lag; es war, als laſte dem Mann etwas gar ſchwer auf dem Herzen, das er los ſein wollte. Als nun Paumgartner ſich geſetzt und ein Glas Wein getrunken hatte, fing Meiſter Martin auf folgende Weiſe an: „Ihr wißt, mein lieber, würdiger Herr, daß meine brave Hausfrau, bald nachdem Roſa geboren, an den Folgen des ſchweren Kindbettes ſtarb. Damals lebte meine uralte Großmutter noch, wenn, ſtocktaub und blind, kaum der Sprache fähig, gelähmt an allen Gliedern, im Bette liegen Tag und Nacht, anders leben genannt zu werden verdient. Meine Roſa war getauft worden, und die Amme ſaß mit dem Kinde in der Stube, wo die Großmutter lag. Mir war es ſo traurig und, wenn ich das ſchöne Kind anblickte, ſo wunderbar freudig und wehmütig zu Sinn, ich war ſo tief bewegt, daß ich zu jeder Arbeit untauglich mich fühlte und ſtill, in mich gekehrt, neben dem Bett der alten Großmutter ſtand, die ich glücklich pries, da ihr ſchon jetzt aller irdiſche Schmerz entnommen. Und als ich ihr nun ſo ins bleiche Antlitz ſchaue, da fängt ſie mit einemmal an ſeltſam zu lächeln, es iſt, als glätteten ſich die verſchrumpften Züge aus, als färbten ſich die blaſſen Wangen. – Sie richtet ſich empor, ſie ſtreckt, wie plötzlich beſeelt von wunderbarer Kraft, die gelähmten Arme aus, wie ſie es ſonſt nicht vermochte, ſie ruft vernehmlich mit leiſer, lieblicher Stimme: ‚Roſa — meine liebe Roſa!‘ — Die Amme ſteht auf und bringt ihr das Kind, das ſie in den Armen auf und nieder wiegt. Aber nun, mein würdiger Herr, nun denkt Euch mein Erſtaunen, ja meinen Schreck, als die Alte mit heller, kräftiger Stimme ein Lied in der hohen, fröhlichen Lobeweis Herrn Hans Berchlers, Gaſtgebers zum Geiſt in Straßburg, zu ſingen beginnt, das alſo lautet:

„Mägdlein, zart mit roten Wangen,
Roſa hör' das Gebot,
Magſt dich wahren vor Not und Bangen.
Halt' im Herzen nur Gott.
Treib' keinen Spott,
Heg' kein thöricht Verlangen
Ein glänzend Häuslein wird er bringen,
Würzige Fluten treiben drin,
Blanke Englein gar luſtig ſingen,
Mit frommem Sinn
Horch' treuſter Minn'
Ha! lieblichem Liebesklingen.

Das Häuslein mit güldnem Prangen,
Der hat's ins Haus getrag'n,
Den wirſt du ſüß umfangen,
Darfſt nicht den Vater frag'n,
Iſt dein Bräutigam minniglich.
Ins Haus das Häuslein bringt allwegen
Reichtum, Glück, Heil und Hort,
Jungfräulein! — Augen klar!
Öhrlein auf vor treuem Wort
Magſt wohl hinfort,
Blühen in Gottes Segen!"

„Und als ſie dies Lied ausgeſungen hat, legte ſie das Kind leiſe und behutſam auf das Deckbett nieder und die welke, zitternde Hand auf ſeine Stirn gelegt, liſpelt ſie unverſtändliche Worte, aber das ganz verklärte Antlitz der Alten zeigt wohl, daß ſie Gebete ſpricht. Nun ſinkt ſie nieder mit dem Kopfe auf die Bettkiſſen und in dem Augenblicke, als die Amme das Kind fortträgt, ſeufzte ſie tief auf. Sie iſt geſtorben!" — „Das iſt", ſprach Paumgartner, als Meiſter Martin ſchwieg, „das iſt eine wunderbare Geſchichte, aber doch ſehe ich gar nicht ein, wie das weisſagende Lied der alten Großmutter mit Euerm ſtarrſinnigen Vorſatz, Roſa nur einem Küpermeiſter geben zu wollen, zuſammenhängen kann." — „Ach", erwiderte Meiſter Martin, „was kann denn klarer ſein, als daß die Alte, in dem letzten Augenblick ihres Lebens von dem Herrn ganz beſonders erleuchtet, mit weisſagender Stimme verkündete, wie es mit Roſa, ſollte ſie glücklich ſein, ſich fügen müſſe. Der Bräutigam, der mit dem blanken Häuslein Reichtum, Glück, Heil und Hort ins Haus bringt: wer kann das anders ſein, als der tüchtige Küper, der bei mir ſein Meiſterſtück, ſein blankes Häuslein gefertigt hat? In welchem andern Häuslein treiben würzige Fluten als in dem Weinfaß? Und wenn der Wein arbeitet, dann rauſcht und ſummt es wohl auch und plätſchert, das ſind die lieben Englein, die in den Fluten auf und ab fahren und luſtige Liedlein ſingen. Ja, ja! — keinen andern Bräutigam hat die alte Großmutter gemeint, als den Küpermeiſter, und dabei ſoll es denn auch bleiben." — „Ihr erklärt", ſprach Paumgartner, „Ihr erklärt, lieber Meiſter Martin, die Worte der alten Großmutter nun einmal nach Eurer Weiſe. Mir will Eure Deutung gar nicht recht zu Sinn, und ich bleibe dabei, daß Ihr alles der Fügung des Himmels und dem Herzen Eurer Tochter, in dem gewiß der richtige Ausſpruch verborgen liegt, lediglich überlaſſen ſollt." — „Und ich", fiel Martin ungeduldig ein, „ich bleibe dabei, daß mein Eidam nun ein- für allemal kein anderer ſein ſoll als ein tüchtiger Küper." Paumgartner wäre beinahe zornig geworden über Martins Eigenſinn, doch hielt er an ſich und ſtand auf vom Sitze, indem er ſprach: „Es iſt ſpät geworden, Meiſter Martin, laßt uns jetzt aufhören mit Trinken und Reden, beides ſcheint uns nicht mehr dienlich zu ſein." — Als ſie nun hinaustraten auf den Flur, ſtand ein junges Weib da mit fünf Knaben, von denen der älteſte kaum acht, der jüngſte kaum ein halbes Jahr alt ſein mochte. Das Weib jammerte und ſchluchzte. Roſa eilte den Eintretenden entgegen und ſprach: „Ach Gott im Himmel, Valentin iſt nun doch geſtorben, dort ſteht ſein Weib mit den Kindern." — „Was? — Valentin geſtorben?" rief Meiſter Martin ganz beſtürzt — „ei über das Unglück — über das Unglück! — denkt Euch", wandte er ſich dann zu Paumgartner, „denkt Euch, mein würdiger Herr! Valentin war der geſchickteſte Geſelle, den ich in der Arbeit hatte und dabei fleißig und fromm. Vor einiger Zeit verwundete er ſich bei dem Bau eines großen Faſſes gefährlich mit dem Lenkbeil, die Wunde wurde ſchlimmer und ſchlimmer, er verfiel in ein hitziges Fieber und hat nun gar ſterben müſſen, in ſeinen blühendſten Jahren." Darauf ſchritt Meiſter Martin zu auf das troſtloſe Weib, die, in Thränen gebadet, klagte, daß ſie nun wohl verderben werde in Not und Elend. „Was", ſprach Meiſter Martin, „was denkt Ihr denn von mir, in meiner Arbeit brachte ſich Euer Mann die gefährliche Wunde bei und ich ſollte Euch verlaſſen in Eurer Not? — Nein, ihr alle gehört fortan zu meinem Hauſe. Morgen, oder wenn Ihr wollt, begraben wir Euern armen Mann und dann zieht Ihr mit Euern Knaben auf meinen Meierhof vor dem Frauenthor, wo ich meine ſchöne offene Werkſtatt habe und täglich mit meinen Geſellen arbeite. Da könnt Ihr dann meiner Hauswirtſchaft vorſtehen und Eure tüchtigen Knaben will ich erziehen, als wären es meine eignen Söhne. Und daß Ihr's nur wißt, Euren alten Vater nehme ich auch in mein Haus. Das war ſonſt ein tüchtiger Küpergeſelle, als er noch Kraft in den Armen hatte. Nun! — wenn er auch nicht mehr Schlegel, Kimmkeule oder Bandhake regieren, oder auf der Fügbank arbeiten kann, ſo iſt er doch noch wohl des Degſels mächtig, oder ſchabt mir mit dem Krummmeſſer die Bände aus. Genug, er ſoll mit Euch zuſammen in meinem Hauſe aufgenommen ſein." Hätte Meiſter Martin das Weib nicht erfaßt, ſie wäre ihm vor Schmerz und tiefer Rührung beinahe entſeelt zu Füßen geſunken. Die älteſten Jungen hingen ſich an ſein Wams und die beiden jüngſten, die Roſa auf den Arm genommen, ſtreckten die Händchen nach ihm aus, als hätten ſie alles verſtanden. Der alte Paumgartner ſprach lächelnd, indem ihm die hellen Thränen in den Augen ſtanden: „Meiſter Martin, man kann Euch nicht gram werden" und begab ſich dann nach ſeiner Behauſung.

Wie die beiden jungen Geſellen, Friedrich und Reinhold, miteinander bekannt werden.

Auf einer ſchönen graſichten, von hohen Bäumen beſchatteten Anhöhe lag ein junger Geſelle von ſtattlichem Anſehen, Friedrich geheißen. Die Sonne war ſchon herabgeſunken, und roſige Flammen leuchteten auf aus dem tiefen Himmelsgrunde. Ganz deutlich konnte man in der Ferne die berühmte Reichsſtadt Nürnberg ſehen, die ſich im Thale ausbreitete und ihre ſtolzen Türme kühn in das Abendrot hinaufſtreckte, das ſein Gold ausſtrömte auf ihre Spitzen. Der junge Geſelle hatte den Arm geſtützt auf das Reiſebündel, das neben ihm lag, und ſchaute mit ſehnſuchtsvollen Blicken herab in das Thal. Dann pflückte er einige Blumen, die um ihn her in dem Graſe ſtanden, und warf ſie in die Lüfte dem Abendrot zu, dann ſah er wieder traurig vor ſich hin, und heiße Thränen perlten in ſeinen Augen. Endlich erhob er den Kopf, breitete beide Arm aus, als wolle er eine geliebte Geſtalt umfangen und ſang mit heller, gar lieblicher Stimme folgendes Lied:

„Schau ich dich wieder,
O Heimat ſüß,
Nicht von dir ließ
Mein Herz getreu und bieder.
O roſiges Rot, geh mir auf.
Mag nur ſchauen Roſen,
Blüh'nde Liebesblüt
Neig' dem Gemüt
Dich zu mit wonnigem Koſen.

Willſt du ſpringen, o ſchwellende Bruſt?
Halt' dich feſt in Schmerz und ſüßer Luſt.
O goldnes Abendrot!
Schöner Strahl ſei mein frommer Bot'.
Seufzer — Thränen mußt
Treulich zu ihr tragen.
Und ſtürb' ich nun,
Möchten Röslein dich fragen,
Sprich: — in Lieb' verging ſein Herz."

Nachdem Friedrich das Lied geſungen, zog er aus ſeinem Reiſebündel ein Stücklein Wachs hervor, erwärmte es an ſeiner Bruſt und begann eine ſchöne Roſe mit hundert feinen Blättern ſauber und kunſtvoll auszukneten. Während der Arbeit ſummte er einzelne Strophen aus dem Liede vor ſich hin, das er geſungen, und ſo ganz in ſich vertieft, bemerkte er nicht den hübſchen Jüngling, der ſchon lange hinter ihm ſtand und emſig ſeiner Arbeit zuſchaute. „Ei, mein Freund", fing nun der Jüngling an, „ei, mein Freund, das iſt ein ſauberes Stück, was Ihr da formt." Friedrich ſchaute ganz erſchrocken um ſich, als er aber dem fremden Jüngling in die dunklen freundlichen Augen ſah, war es ihm, als kenne er ihn ſchon lange; lächelnd erwiderte er: „Ach lieber Herr, wie möget Ihr nur eine Spielerei beachten, die mir zum Zeitvertreibe dient auf der Reiſe." „Nun", fuhr der fremde Jüngling fort, „nun, wenn Ihr die ſo getreulich nach der Natur zart geformte Blume eine Spielerei nennt, ſo müßt Ihr ein gar wackrer geübter Bildner ſein. Ihr ergötzt mich auf doppelte Art. Erſt drang mir Euer Lied, das Ihr nach der zarten Buchſtabenweiſe Martin Häſchers ſo lieblich abſanget, recht durch die Bruſt, und jetzt muß ich Eure Kunſtfertigkeit im Formen hoch bewundern. Wo gedenkt Ihr denn noch heute hinzuwandern?" „Das Ziel", erwiderte Friedrich, „das Ziel meiner Reiſe liegt dort uns vor Augen. Ich will hin nach meiner Heimat, nach der berühmten Reichsſtadt Nürnberg. Doch die Sonne iſt ſchon tief hinabgeſunken, deshalb will ich unten im Dorfe übernachten, morgen in aller Frühe geht's dann fort, und zu Mittag kann ich in Nürnberg ſein." „Ei", rief der Jüngling freudig, „ei, wie ſich das ſo ſchön trifft, wir haben denſelben Weg, auch ich will nach Nürnberg. Mit Euch übernachte ich auch hier im Dorfe, und dann ziehen wir morgen weiter. Nun laßt uns noch eins plaudern." Der Jüngling, Reinhold geheißen, warf ſich neben Friedrich ins Gras und fuhr dann fort: „Nicht wahr, ich irre mich nicht, Ihr ſeid ein tüchtiger Gießkünſtler, das merke ich an der Art zu modellieren, oder Ihr arbeitet in Gold und Silber?" Friedrich ſah ganz traurig vor ſich nieder und fing dann kleinmütig an: „Ach, lieber Herr, Ihr haltet mich für etwas viel Beſſeres und Höheres, als ich wirklich bin. Ich will es Euch nur geradehin ſagen, daß ich die Küperprofeſſion erlernt habe und nach Nürnberg zu einem mir bekannten Meiſter in die Arbeit gehen will. Ihr werdet mich nun wohl verachten, da ich nicht herrliche Bilder zu modellieren und zu gießen vermag, ſondern nur Reifen um Fäſſer und Kufen ſchlage." „Ich ſoll Euch verachten, weil Ihr ein Küper ſeid, und ich — ich bin ja ſelbſt gar nichts andres als das." Friedrich blickte ihn ſtarr an, er wußte nicht, was er glauben ſollte; denn Reinholds Aufzug paßte freilich zu nichts weniger als zu einem reiſenden Küpergeſellen. Das Wams von feinem ſchwarzen Tuch mit geriſſenem Samt beſetzt, die zierliche Halskrauſe, das kurze, breite Schwert, das Barett mit einer langen, herabhängenden Feder, ließen eher auf einen wohlbegüterten Handelsmann ſchließen, und doch lag wieder in dem Antlitz, in der ganzen Geſtalt des Jünglings ein wunderbares Etwas, das dem Gedanken an den Handelsmann nicht Raum gab. Reinhold merkte Friedrichs Zweifel, er riß ſein Reiſebündel auf, holte das Küperſchurzfell, ſein Meſſerbeſteck hervor und rief: „Schau doch her, mein Freund, ſchau doch nur her! — zweifelſt du noch daran, daß ich dein Kamerad bin? — Ich weiß, dir iſt mein Anzug befremdlich, aber ich komme von Straßburg, da gehen die Küper ſtattlich einher wie Edelleute. Freilich hatte ich ſonſt, gleich dir, wohl auch Luſt zu etwas anderm, aber nun geht mir das Küperhandwerk über alles, und ich habe manch ſchöne Lebenshoffnung darauf geſtellt. Geht's dir nicht auch ſo, Kamerad? — Aber beinahe ſcheint es mir, als habe ſich unverſehens ein düſterer Wolkenſchatten in dein heiteres Jugendleben hineingehängt, vor dem du nicht fröhlich um dich zu blicken vermagſt. Das Lied, das du vorhin ſangſt, war voll Liebesſehnſucht und Schmerz, aber es kamen Klänge darin vor, die wie aus meiner eignen Bruſt hervorleuchteten, und es iſt mir, als wiſſe ich ſchon alles, was in dir verſchloſſen. Um ſo mehr magſt du mir alles vertrauen, werden wir denn nicht ohnedies in Nürnberg wackere Kumpane ſein und bleiben?" Reinhold ſchlang einen Arm um den Friedrich und ſah ihm freundlich ins Auge. Darauf ſprach Friedrich: „Je mehr ich dich anſchaue, frommer Geſelle, deſto ſtärker zieht es mich zu dir hin, ich vernehme deutlich die wunderbare Stimme in meinem Innern, die wie ein treues Echo widerklingt vom Ruf des befreundeten Geiſtes. Ich muß dir alles ſagen! — Nicht als ob ich armer Menſch dir wichtige Geheimniſſe zu vertrauen hätte, aber weil nur die Bruſt des treuſten Freundes Raum giebt dem fremden Schmerz und ich in den erſten Augenblicken unſrer jungen Bekanntſchaft dich eben für meinen treuſten Freund halte. — Ich bin nun ein Küper geworden und darf mich rühmen, mein Handwerk zu verſtehen, aber einer andern, wohl ſchönern Kunſt war mein ganzer Sinn zugewandt von Kindheit auf. Ich wollte ein großer Meiſter im Bildergießen und in der Silberarbeit werden, wie Peter Viſcher oder der italiſche Benvenuto Cellini. Mit glühendem Eifer arbeitete ich beim Herrn Johannes Holzſchuer, dem berühmten Silberarbeiter in meiner Heimat, der, ohne gerade ſelbſt Bilder zu gießen, mir doch alle Anleitung dazu zu geben wußte. In Herrn Holzſchuers Haus kam nicht ſelten Herr Tobias Martin, der Küpermeiſter, mit ſeiner Tochter, der holdſeligen Roſa. Ohne daß ich es ſelbſt ahnte, kam ich in Liebe. Ich verließ die Heimat und ging nach Augsburg, um die Bildgießerei recht zu erlernen, aber nun ſchlugen erſt recht die hellen Liebesflammen in meinem Innern auf. Ich ſah und hörte nur Roſa; alles Streben, alles Mühen, das mich nicht zu ihrem Beſitz führte, ekelte mich an. Den einzigen Weg dazu ſchlug ich ein. Meiſter Martin giebt ſeine Tochter nur dem Küper, der in ſeinem Hauſe das tüchtigſte Meiſterſtück macht und übrigens der Tochter wohl anſteht. Ich warf meine Kunſt beiſeite und erlernte das Küperhandwerk. Ich will hin nach Nürnberg und bei Meiſter Martin in Arbeit gehen. Aber nun die Heimat vor mir liegt, und Roſas Bild recht in lebendigem Glühen mir vor Augen ſteht, nun möchte ich vergehen in Zagen, Angſt und Not. Nun ſehe ich klar das Thörichte meines Beginnens. Weiß ich's denn, ob Roſa mich liebt, ob ſie mich jemals lieben wird?" — Reinhold hatte Friedrichs Geſchichte mit ſteigernder Aufmerkſamkeit zugehört. Jetzt ſtützte er den Kopf auf den Arm, und indem er die flache Hand vor die Augen hielt, fragte er dumpf und düſter: „Hat Roſa Euch denn niemals Zeichen der Liebe gegeben?" — „Ach", erwiderte Friedrich, „ach, Roſa war, als ich Nürnberg verließ, mehr Kind als Jungfrau. Sie mochte mich zwar gern leiden, ſie lächelte mich gar holdſelig an, wenn ich in Herrn Holzſchuers Garten unermüdlich mit ihr Blumen pflückte und Kränze wand, aber —" „Nun, ſo iſt ja noch gar keine Hoffnung verloren", rief auf einmal Reinhold ſo heftig und mit ſolch widrig gellender Stimme, daß Friedrich ſich faſt entſetzte. Dabei raffte er ſich auf, das Schwert klirrte an ſeiner Seite, und als er nun hoch aufgerichtet da ſtand, fielen die tiefen Nachtſchatten auf ſein verblaßtes Antlitz und verzerrten die milden Züge des Jünglings auf recht häßliche Weiſe, ſo daß Friedrich ganz ängſtlich rief: „Was iſt dir denn nun auf einmal geſchehen?" dabei trat er ein paar Schritte zurück und ſtieß mit dem Fuß an Reinholds Reiſebündel. Da rauſchte aber ein Saitenklang auf, und Reinhold rief zornig: „Du böſer Geſelle, zerbrich mir nicht meine Laute". Das Inſtrument war an dem Reiſebündel befeſtigt, Reinhold ſchnallte es los und griff ſtürmiſch hinein, als wolle er alle Saiten zerſprengen. Bald wurde aber das Spiel ſanft und melodiſch. „Laß uns", ſprach er ganz in dem milden Ton wie zuvor, „laß uns, lieber Bruder, nun hinabgehen in das Dorf. Hier trage ich ein gutes Mittel in den Händen, die böſen Geiſter zu bannen, die uns etwa in den Weg treten und vorzüglich mir was anhaben könnten." „Ei, lieber Bruder", erwiderte Friedrich, „was ſollten uns denn auf unſerm Wege böſe Geiſter anhaben? Aber dein Spiel iſt gar lieblich, fahre nur damit fort." — Die goldenen Sterne waren hinaufgezogen an des Himmels dunklem Azur. Der Nachtwind ſtrich im dumpfen Geſäuſel über die duftenden Wieſen. Lauter murmelten die Bäche, ringsumher rauſchten die düſtern Bäume des fernen Waldes. Da zogen Friedrich und Reinhold hinab, ſpielend und ſingend, und hell und klar wie auf leuchtenden Schwingen wogten die ſüßen Töne ihrer ſehnſüchtigen Lieder durch die Lüfte. Im Nachtlager angekommen, warf Reinhold Laute und Reiſebündel ſchnell ab und drückte Friedrich ſtürmiſch an ſeine Bruſt, der auf ſeinen Wangen die brennenden Thränen fühlte, die Reinhold vergoſſen.

Wie die beiden jungen Geſellen, Reinhold und Friedrich, in Meiſter Martins Hauſe aufgenommen wurden.

Als am andern Morgen Friedrich erwachte, vermißte er den neuerworbenen Freund, der ihm zur Seite ſich auf das Strohlager geworfen hatte, und da er Laute und Reiſebündel nicht mehr ſah, ſo glaubte er nicht anders, als daß Reinhold aus ihm unbekannten Urſachen ihn verlaſſen und einen andern Weg eingeſchlagen habe. Kaum trat Friedrich aber zum Hauſe heraus, als ihm Reinhold, Reiſebündel auf dem Rücken, Laute unterm Arm, ganz anders gekleidet als geſtern, entgegentrat. Er hatte die Feder vom Barett genommen, das Schwert abgelegt und ſtatt des zierlichen Wamſes mit dem Samtbeſatz ein ſchlichtes Bürgerwams von unſcheinbarer Farbe angezogen. „Nun", rief er fröhlich lachend dem verwunderten Freunde entgegen, „nun, Bruder, hältſt du mich doch gewiß für deinen wahren Kumpan und wackern Kameraden. — Aber höre, für einen, der in Liebe iſt, haſt du tüchtig genug geſchlafen. Sieh nur, wie hoch ſchon die Sonne ſteht. Laß uns nur gleich fortwandern." — Friedrich war ſtill und in ſich gekehrt, er antwortete kaum auf Reinholds Fragen, achtete kaum auf ſeine Scherze. Ganz ausgelaſſen ſprang Reinhold hin und her, jauchzte und ſchwenkte das Barett in den Lüften. Doch auch er wurde ſtiller und ſtiller, je näher ſie der Stadt kamen. „Ich kann vor Angſt, vor Beklommenheit, vor ſüßem Weh nicht weiter, laß uns hier unter dieſen Bäumen ein wenig ruhen." So ſprach Friedrich, als ſie ſchon beinahe das Thor von Nürnberg erreicht hatten, und warf ſich ganz erſchöpft nieder in das Gras. Reinhold ſetzte ſich zu ihm und fing nach einer Weile an: „Ich muß dir, mein herziger Bruder, geſtern abend recht verwunderlich vorgekommen ſein. Aber als du mir von deiner Liebe erzählteſt, als du ſo troſtlos warſt, da ging mir allerlei einfältiges Zeug durch den Kopf, welches mich verwirrte und am Ende hätte toll machen können, vertrieb nicht dein ſchöner Geſang und meine Laute die böſen Geiſter. Heute, als mich der erſte Strahl der Morgenſonne weckte, war nun vollends, da ſchon vom Abend der ſchlimme Spuk gewichen, alle Lebenluſt in mein Gemüt zurückgekehrt. Ich lief hinaus, und im Gebüſch umher kreuzend, kamen mir allerlei herrliche Dinge in den Sinn. Wie ich dich ſo gefunden, wie mein ganzes Gemüt ſich dir zugewandt! — Eine anmutige Geſchichte, die ſich vor einiger Zeit in Italien zutrug, eben als ich dort war, fiel mir ein, ich will ſie dir erzählen, da ſie recht lebendig zeigt, was wahre Freundſchaft vermag. Es begab ſich, daß ein edler Fürſt, eifriger Freund und Beſchützer der ſchönen Künſte, einen ſehr hohen Preis ausgeſetzt hatte für ein Gemälde, deſſen herrlicher, aber gar ſchwer zu behandelnder Gegenſtand genau beſtimmt war. Zwei junge Maler, die, durch das engſte Freundſchaftsband verbunden, zuſammen zu arbeiten pflegten, beſchloſſen um den Preis zu ringen. Sie teilten ſich ihre Entwürfe mit und ſprachen viel darüber, wie die Schwierigkeit des Gegenſtandes zu überwinden. Der ältere, im Zeichnen, im Ordnen der Gruppen erfahrener, hatte bald das Bild erfaßt und entworfen und ſtand nun bei dem jüngern, der ſchon im Entwurf ganz verzagt von dem Bilde abgelaſſen, hätte der ältere ihn nicht unabläſſig ermuntert und guten Rat erteilt. Als ſie nun zu malen begannen, wußte der jüngere, ein Meiſter in der Kunſt der Farbe, dagegen dem ältern manchen Wink zu geben, den dieſer mit tüchtigem Erfolg benutzte, ſo daß der jüngere nie ein Bild beſſer gezeichnet, der ältere nie ein Bild beſſer gefärbt hatte. Als die Gemälde vollendet waren, fielen ſich beide Meiſter in die Arme, jeder war innig erfreut — entzückt über die Arbeit des andern, jeder dem andern den wacker verdienten Preis zuerkennend. Es begab ſich aber, daß der jüngere den Preis erhielt, da rief er ganz beſchämt: „O wie konnte ich denn den Preis erringen, was iſt mein Verdienſt gegen das meines Freundes, wie hätte ich denn nur ohne ſeinen Rat, ohne ſeinen wackern Beiſtand etwas Tüchtiges hervorbringen können? Da ſprach aber der ältere: „Und haſt du mir denn nicht auch beigeſtanden mit tüchtigem Rat? Mein Gemälde iſt wohl auch nichts Schlechtes, aber du haſt den Preis davongetragen, wie ſich's gebührt. Nach gleichem Ziel zu ſtreben, wacker und offen, das iſt recht Freundes Sache, der Lorbeer, den der Sieger erhält, ehrt auch den Beſiegten; ich liebe dich nun noch mehr, da du ſo tapfer gerungen und mit deinem Siege mir auch Ruhm und Ehre gebracht haſt.' — Nicht wahr, Friedrich, der Maler hatte recht? — Wacker, ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, ſollte das wahre Freunde nicht noch mehr, recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien? Sollte in edlen Gemütern wohl kleinlicher Neid oder gar hämiſcher Haß Raum finden können?" — „Niemals," erwiderte Friedrich, „gewiß niemals. Wir ſind nun recht liebende Brüder geworden, in kurzer Zeit fertigen wir beide wohl das Nürnberger Meiſterſtück, ein tüchtiges zweifuderiges Faß, ohne Feuer getrieben, aber der Himmel mag mich davor bewahren, daß ich auch nur den kleinſten Neid ſpüren ſollte, wenn das deinige, lieber Bruder Reinhold, beſſer gerät als das meinige." — „Ha, ha, ha", lachte Reinhold laut auf, „geh mir mit deinem Meiſterſtück, das wirſt du ſchon fertigen, zur Luſt aller tüchtigen Küper. Und daß du's nur weißt, was das Berechnen der Größe, der Proportion, das Abzirkeln der hübſchen Rundung betrifft, da findeſt du an mir deinen Mann. Auch in Anſehung des Holzes kannſt du dich auf mich verlaſſen. Stabholz von im Winter gefällten Steineichen, ohne Wurmſtich, ohne weiße oder rote Streifen, ohne Flammen, das ſuchen wir aus, du kannſt meinem Auge trauen. Ich ſtehe dir in allem bei mit Rat und That. Und darum ſoll mein Meiſterſtück nicht geringer ausfallen." — „Aber du Herr im Himmelsthrone", unterbrach hier Friedrich den Freund, „was ſchwatzen wir denn davon, wer das beſte Meiſterſtück machen ſoll? — Sind wir denn im Streit deshalb? — Das beſte Meiſterſtück — um Roſa zu verdienen! — Wie kommen wir denn darauf! — mir ſchwindelt's im Kopfe." — „Ei Bruder", rief Reinhold immer noch lachend, „an Roſa war ja gar nicht gedacht. Du biſt ein Träumer. Komm nur, daß wir endlich die Stadt erreichen." Friedrich raffte ſich auf und wanderte ganz verwirrten Sinnes weiter. Als ſie im Wirtshaus ſich wuſchen und abſtäubten, ſprach Reinhold zu Friedrich: „Eigentlich weiß ich für meinen Teil gar nicht, bei welchem Meiſter ich in Arbeit gehen ſoll, es fehlt mir hier an aller Bekanntſchaft und da dächte ich, du nähmeſt mich nur gleich mit zum Meiſter Martin, lieber Bruder! Vielleicht gelingt es mir, bei ihm anzukommen." — „Du nimmſt mir", erwiderte Friedrich, „eine ſchwere Laſt vom Herzen, denn, wenn du bei mir bleibſt, wird es mir leichter werden, meine Angſt, meine Beklommenheit zu beſiegen." So ſchritten nun beide jungen Geſellen rüſtig fort nach dem Hauſe des berühmten Küpers, Meiſter Martin. — Es war gerade der Sonntag, an dem Meiſter Martin ſeinen Kerzenmeiſterſchmaus gab, und hohe Mittagszeit. So kam es, daß, als Reinhold und Friedrich in Martins Haus hineintraten, ihnen Gläſergeklirr und das verwirrte Getöſe einer luſtigen Tiſchgeſellſchaft entgegenklang. „Ach," ſprach Friedrich ganz kleinmütig, „da ſind wir wohl zur unrechten Stunde gekommen." — „Ich denke," erwiderte Reinhold, „gerade zur rechten; denn beim frohen Mahl iſt Meiſter Martin gewiß guter Dinge und aufgelegt, unſre Wünſche zu erfüllen." Bald trat auch Meiſter Martin, dem ſie hatten ſich ankündigen laſſen, in feſtlichen Kleidern angethan, mit nicht geringer Glut auf Naſe und Wange heraus auf den Flur. So wie er Friedrich gewahrte, rief er laut: „Sieh da Friedrich! guter Junge, biſt du wieder heimgekommen? — Das iſt brav! — Und haſt dich auch zu dem hochherrlichen Küperhandwerk gewandt! — Zwar zieht Herr Holzſchuer, wenn von dir die Rede iſt, verdammte Geſichter und meint, an dir ſei nun gar ein großer Künſtler verdorben und du hätteſt wohl ſolche hübſchen Bildlein und Geländer gießen können, wie ſie in St. Sebald und an Fuggers Hauſe zu Augsburg zu ſehen, aber das iſt nur dummes Gewäſch, du haſt recht gethan, dich zu dem Rechten zu wenden. Sei mir tauſendmal willkommen." Und damit faßte ihn Herr Martin bei den Schultern und drückte ihn an ſich, wie er zu thun pflegte in herzlicher Freude. Friedrich lebte ganz auf bei Meiſter Martins freundlichem Empfang, alle Beklommenheit war von ihm gewichen, und er trug frei und unverzagt dem Meiſter nicht allein ſein Anliegen vor, ſondern empfahl auch Reinhold zur Aufnahme. „Nun, ſprach Meiſter Martin, „nun in der That, zu gelegenerer Zeit hättet ihr gar nicht kommen können als eben jetzt, da ſich die Arbeit häuft und es mir an Arbeitern gebricht. Seid mir beide herzlich willkommen. Legt nur eure Reiſebündel ab und tretet hinein, die Mahlzeit iſt zwar beinahe geendet, aber ihr könnt doch noch Platz nehmen an der Tafel, und Roſa ſoll für euch noch ſorgen." Damit ging Herr Martin mit den beiden Geſellen hinein. Da ſaßen denn nun die ehrſamen Meiſter, obenan der würdige Handwerksherr Jakobus Paumgartner, mit glühenden Geſichtern. Der Nachtiſch war eben aufgetragen, und ein edlerer Wein perlte in den großen Trinkgläſern. Es war an dem, daß jeder Meiſter mit lauter Stimme von etwas anderm ſprach und doch alle meinten ſich zu verſtehen, und daß bald dieſer oder jener laut auflachte, er wußte nicht warum. Aber wie nun der Meiſter Martin, beide Jünglinge an der Hand, laut verkündete, daß ſoeben ſich ganz erwünſcht die beiden, mit guten Handwerkszeugniſſen verſehenen Geſellen bei ihm eingefunden hätten, wurde alles ſtill, und jeder betrachtete die ſchmucken Leute mit behaglichem Wohlgefallen. Reinhold ſchaute mit hellen Augen beinahe ſtolz umher, aber Friedrich ſchlug die Augen nieder und drehte das Barett in den Händen. Meiſter Martin wies den Jünglingen Plätze an dem unterſten Ende der Tafel an, aber das waren wohl gerade die herrlichſten, die es nur gab, denn alsbald erſchien Roſa, ſetzte ſich zwiſchen beiden und bediente ſie ſorglich mit köſtlichen Speiſen und edlem Getränk. — Die holde Roſa, in hoher Anmut, in vollem Liebreiz prangend, zwiſchen den beiden bildſchönen Jünglingen, mitten unter den alten bärtigen Meiſtern — das war gar lieblich anzuſchauen, man mußte an ein leuchtendes Morgenwölklein denken, das einzeln am düſtern Himmel heraufgezogen, oder es mochten auch wohl ſchöne Frühlingsblumen ſein, die ihre glänzenden Häupter aus trübem, farbloſem Graſe erhoben. Friedrich vermochte vor lauter Wonne und Seligkeit kaum zu atmen, nur verſtohlen blickte er dann und wann nach der, die ſein ganzes Gemüt erfüllte: er ſtarrte vor ſich hin auf den Teller — wie wäre es ihm möglich geweſen, nur einen Biſſen herunter zu bringen? Reinhold dagegen wandte die Augen, aus denen funkelnde Blitze ſtrahlten, nicht ab von der lieblichen Jungfrau. Er fing an von ſeinen Reiſen zu erzählen auf ſolch wunderbare Art, wie es Roſa noch niemals gehört hatte. Es war ihr, als wenn alles, wovon Reinhold nur ſprach, lebendig aufginge in tauſend wechſelnden Geſtalten. Sie war ganz Auge, ganz Ohr, ſie wußte nicht, wie ihr geſchah, wenn Reinhold in vollem Feuer der Rede ihre Hand ergriff und ſie an ſeine Bruſt drückte. „Aber," brach Reinhold plötzlich ab, „aber Friedrich, was ſitzeſt du da ſo ſtumm und ſtarr. Iſt dir die Rede vergangen? Komm! laßt uns anſtoßen auf das Wohl der lieben, holden Jungfrau, die uns ſo gaſtlich bewirtet." Friedrich ergriff mit zitternder Hand das große Trinkglas, das Reinhold bis an den Rand gefüllt hatte und das er (Reinhold ließ nicht nach) bis auf den letzten Tropfen leeren mußte. „Nun ſoll unſer braver Meiſter leben", rief Reinhold, ſchenkte wieder ein, und abermals mußte Friedrich das Glas austrinken. Da fuhren die Feuergeiſter des Weins durch ſein Inneres und regten das ſtockende Blut an, daß es ſiegend in allen Pulſen und Adern hüpfte. „Ach, mir iſt ſo unbeſchreiblich wohl," liſpelte er, indem glühende Röte in ſein Antlitz ſtieg, „ach, ſo gut iſt es mir auch ja noch nicht geworden." Roſa, die ſeine Worte wohl ganz anders deuten mochte, lächelte ihn an mit unbeſchreiblicher Milde. Da ſprach Friedrich, befreit von aller Bangigkeit: „Liebe Roſa, Ihr möget Euch meiner wohl gar nicht mehr erinnern?" „Ei, lieber Friedrich," erwiderte Roſa mit niedergeſchlagenen Augen, „ei, wie wär's denn möglich, daß ich Euch vergeſſen haben ſollte in ſo kurzer Zeit. Bei dem alten Herrn Holzſchuer — damals war ich zwar noch ein Kind, aber Ihr verſchmähtet es nicht, mit mir zu ſpielen, und wußtet immer was Hübſches, was Artiges aufs Tapet zu bringen. Und das kleine allerliebſte Körblein von feinem Silberdraht, das Ihr mir damals zu Weihnachten ſchenktet, das habe ich noch und verwahre es ſorglich als ein teures Andenken." Thränen glänzten in den Augen des wonnetrunkenen Jünglings, er wollte ſprechen, aber nur wie ein tiefer Seufzer entquollen der Bruſt die Worte: „O Roſa — liebe, liebe — Roſa!" — „Immer", fuhr Roſa fort, „immer habe ich recht herzlich gewünſcht, Euch wieder zu ſehen, aber daß Ihr zum Küperhandwerk übergehen würdet, das habe ich nimmermehr geglaubt. Ach, wenn ich an die ſchönen Sachen denke, die Ihr damals bei dem Meiſter Holzſchuer verfertigtet, es iſt doch ſchade, daß Ihr nicht bei Eurer Kunſt geblieben ſeid." — „Ach Roſa," ſprach Friedrich, „nur um Euretwillen wurde ich ja untreu meiner lieben Kunſt." Kaum waren dieſe Worte heraus als Friedrich hätte in die Erde ſinken mögen vor Angſt und Scham! — Das unbeſonnenſte Geſtändnis war auf ſeine Lippen gekommen. Roſa, wie alles ahnend, wandte das Geſicht von ihm weg, er rang vergebens nach Worten. Da ſchlug Herr Paumgartner mit dem Meſſer hart auf den Tiſch und verkündete der Geſellſchaft, daß Herr Vollrad, ein würdiger Meiſterſänger, ein Lied anſtimmen werde. Herr Vollrad ſtand denn auch alsbald auf, räuſperte ſich und ſang ſolch ein ſchönes Lied in der güldenen Tonweiſe Hans Vogelgeſangs, daß allen das Herz vor Freuden hüpfte und ſelbſt Friedrich ſich wieder erholte von ſeiner ſchlimmen Bedrängnis. Nachdem Herr Vollrad noch mehrere ſchöne Lieder in andern herrlichen Weiſen, als da iſt, der ſüße Ton, die Krummzinkenweiſe, die geblümte Paradiesweiſe, die friſche Pomeranzenweiſe u. a., geſungen, ſprach er, daß wenn jemand an der Tafel was von der holdſeligen Kunſt der Meiſterſänger verſtehe, er nun auch ein Lied anſtimmen möge. Da ſtand Reinhold auf und ſprach, wenn es ihm erlaubt ſei, ſich auf italiſche Weiſe mit der Laute zu begleiten, ſo wolle er wohl auch ein Lied anſtimmen und dabei die deutſche Weiſe ganz beibehalten. Er holte, als niemand etwas dagegen hatte, ſein Inſtrument herbei und hub, nachdem er in gar lieblichen Klängen präludiert hatte, folgendes Lied an:

„Wo ſteht das Brünnelein,
Was ſprudelt würzigen Wein?
Im tiefen Grund,
Da kunt
Ihr fröhlich ſchaun
Sein lieblich golden Rinnen.
Das ſchöne Brünnelein,
Drin ſprudelt goldner Wein,
Wer hat's gemacht,
Bedacht
Mit hoher Kunſt
Und wackrem Fleiß daneben?
Das luſtge Brünnelein
Mit hoher Kunſt gar fein,
Allein
Thät es der Küper machen
Erglüht von edlem Wein
Im Herzen Liebe rein;
Jung Küpers Art,
Gar zart
Iſt das in allen Sachen."

Das Lied gefiel allen über die Maßen wohl, aber keinem ſo wohl als dem Meiſter Martin, dem die Augen vor Freude und Entzücken glänzten. Ohne auf Vollrad zu achten, der beinahe zu viel von der ſtumpfen Schoßweiſe Hans Müllers ſprach, die der Geſelle gut genug getroffen — ohne auf ihn zu achten, ſtand Meiſter Martin auf von ſeinem Sitze und ſchrie, indem er ſein Paßglas in die Höhe hob: „Komm her — du wackrer Küper und Meiſterſänger — komm her, mit mir, mit deinem Meiſter Martin, ſollſt du dies Glas leeren!" Reinhold mußte thun, wie ihm geboten. Als er zu ſeinem Platz zurückkehrte, raunte er dem tiefſinnigen Friedrich ins Ohr: „Nun mußt du ſingen — ſinge das Lied von geſtern abend." — „Biſt du raſend," erwiderte Friedrich ganz erzürnt. Da ſprach Reinhold mit lauter Stimme zur Geſellſchaft: „Ihr ehrbaren Herren und Meiſter! hier mein Bruder Friedrich iſt noch viel ſchönerer Lieder mächtig und hat eine viel lieblichere Stimme als ich, aber die Kehle iſt ihm verſtaubt von der Reiſe, und da wird er ein andermal ſeine Lieder in den herrlichſten Weiſen euch auftiſchen!" — Nun fielen alle mit Lobeserhebungen über Friedrich her, als ob er ſchon geſungen hätte. Manche Meiſter meinten ſogar endlich, daß ſeine Stimme in der That doch lieblicher ſei als die des Geſellen Reinhold, ſowie Herr Vollrad, nachdem er noch ein volles Glas geleert hatte, überzeugt war, daß Friedrich doch die deutſchen ſchönen Weiſen beſſer treffe, als Reinhold, der gar zu viel Italiſches an ſich habe. Aber Martin warf den Kopf in den Nacken, ſchlug ſich auf den runden Bauch, daß es klatſchte, und rief: „Das ſind nun meine Geſellen — meine ſage ich, des Küpermeiſters Tobias Martin zu Nürnberg, Geſellen!" — Und alle Meiſter nickten mit den Häuptern und ſprachen, die letzten Tropfen aus den hohen Trinkgläſern nippend: „Ja, ja! — Eure, des Meiſter Martin brave wackre Geſellen!" — Man begab ſich endlich zur Ruhe. Reinhold und Friedrich, jedem wies Meiſter Martin eine ſchmucke helle Kammer in ſeinem Hauſe an.

Wie der dritte Geſelle zum Meiſter Martin ins Haus kam, und was ſich darauf weiter begab.

Als die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich einige Wochen hindurch in Meiſter Martins Werkſtatt gearbeitet hatten, bemerkte dieſer, daß, was Meſſung mit Lineal und Zirkel, Berechnung und richtiges Augenmaß betraf, Reinhold wohl ſeinesgleichen ſuchte, doch anders war es bei der Arbeit auf der Fügbank, mit dem Lenkbeil oder mit dem Schlegel. Da ermattete Reinhold ſehr bald, und das Werk förderte nicht, er mochte ſich mühen, wie er wollte. Friedrich dagegen hobelte und hämmerte friſch darauf los, ohne ſonderlich zu ermüden. Was ſie aber miteinander gemein hatten, war ein ſittiges Betragen, in das, vorzüglich auf Reinholds Anlaß, viel unbefangene Heiterkeit und gemütliche Luſt kam. Dazu ſchonten ſie in voller Arbeit, zumal wenn die holde Roſa zugegen war, nicht ihre Kehlen, ſondern ſangen mit ihren lieblichen Stimmen, die gar anmutig zuſammengingen, manches herrliche Lied. Und wollte dann auch Friedrich indem er hinüberſchielte nach Roſa, in den ſchwermütigen Ton verfallen, ſo ſtimmte Reinhold ſogleich ein Spottlied an, das er erſonnen und das anfing: das Faß iſt nicht die Zither, die Zither nicht das Faß, ſo daß der alte Herr Martin oft den Degſel, den er ſchon zum Schlage erhoben wieder ſinken ließ und ſich den wackelnden Bauch hielt vor innigem Lachen. Überhaupt hatten die beiden Geſellen, vorzüglich aber Reinhold, ſich ganz in Martins Gunſt feſtgeniſtet, und wohl konnte man bemerken, daß Roſa auch manchen Vorwand ſuchte, um öfter und länger in der Werkſtatt zu verweilen, als ſonſt wohl geſchehen ſein mochte.

Eines Tages trat Herr Martin ganz nachdenklich in ſeine offene Werkſtatt vor dem Thore hinein, wo den Sommer über gearbeitet wurde. Eben ſetzten Reinhold und Friedrich ein kleines Faß auf. Da ſtellte ſich Meiſter Martin vor ſie hin, mit übereinander geſchlagenen Armen, und ſprach: „Ich kann euch gar nicht ſagen, ihr lieben Geſellen, wie ſehr ich mit euch zufrieden bin, aber nun komme ich doch in große Verlegenheit. Vom Rhein her ſchreiben ſie, daß das heurige Jahr, was den Weinbau betrifft, geſegneter ſein werde, als je eins geweſen. Ein weiſer Mann hat geſagt, der Komet, der am Himmel herauf gezogen, befruchte mit ſeinen wunderbaren Strahlen die Erde, ſo daß ſie aus den tiefſten Schachten alle Glut, die die edlen Metalle kocht, herausſtrömen und ausdünſten werde in die durſtigen Reben, die in üppigem Gedeihen Traube auf Traube hervorarbeiten und das flüſſige Feuer, von dem ſie getränkt, hineinſprudeln würden in das Gewächs. Erſt nach beinah dreihundert Jahren werde ſolch günſtige Konſtellation wieder eintreten. — Da wird's nun Arbeit geben die Hülle und die Fülle. Und dazu kommt noch, daß auch der hochwürdige Herr Biſchof von Bamberg an mich geſchrieben und ein großes Faß bei mir beſtellt hat. Damit können wir nicht fertig werden und es thut not, daß ich mich noch nach einem tüchtigen Geſellen umſchaue. Nun möchte ich aber auch nicht gleich dieſen oder jenen von der Straße unter uns aufnehmen, und doch brennt mir das Feuer auf den Nägeln. Wenn ihr einen wackern Geſellen irgendwo wißt, den ihr unter euch leiden möchtet, ſo ſagt's nur, ich ſchaffe ihn her, und ſollte es mir auch ein gut Stück Geld koſten." Kaum hatte Meiſter Martin dies geſprochen als ein junger Menſch von hohem, kräftigem Bau mit ſtarker Stimme hineinrief: „Heda! iſt das hier Meiſter Martins Werkſtatt?" — „Freilich," erwiderte Meiſter Martin, indem er auf den jungen Geſellen losſchritt, „freilich iſt ſie das, aber Ihr braucht gar nicht ſo mörderiſch hereinzuſchreien und hineinzutappen, ſo kommt man nicht zu den Leuten." — „Ha, ha, ha". lachte der junge Geſelle, „Ihr ſeid wohl Meiſter Martin ſelbſt; denn ſo mit dem dicken Bauche, mit dem ſtattlichen Unterkinn, mit den blinzelnden Augen, mit der roten Naſe, gerade ſo iſt er mir beſchrieben worden. Seid mir ſchön gegrüßt, Meiſter Martin." — „Nun was wollt Ihr denn vom Meiſter Martin", fragte dieſer ganz unmutig. — „Ich bin", antwortete der junge Menſch, „ich bin ein Küpergeſell und wollte nur fragen, ob ich bei Euch in Arbeit kommen könnte." Meiſter Martin trat vor Verwunderung, daß gerade in dem Augenblick, als er geſonnen war, einen Geſellen zu ſuchen, ſich einer meldete, ein paar Schritte zurück und maß den jungen Menſchen vom Kopf bis zum Fuße. Der ſchaute ihn aber keck an mit blitzenden Augen. Als nun Meiſter Martin die breite Bruſt, den ſtarken Gliederbau, die kräftigen Fäuſte des jungen Menſchen bemerkte, dachte er bei ſich ſelbſt, gerade ſolch einen tüchtigen Kerl brauche ich ja, und fragte ihn ſogleich nach den Handwerkszeugniſſen. „Die hab ich nicht zur Hand," erwiederte der junge Menſch, „aber ich werde ſie beſchaffen in kurzer Zeit und gebe Euch jetzt mein Ehrenwort, daß ich treu und redlich arbeiten will, das muß euch genügen." Und damit, ohne Meiſter Martins Antwort abzuwarten, ſchritt der junge Geſelle zur Werkſtatt hinein, warf Barett und Reiſebündel ab, zog das Schurzfell vor und ſprach: „Sagt nur gleich an, Meiſter Martin, was ich jetzt arbeiten ſoll." Meiſter Martin, ganz verdutzt über des fremden Jünglings keckes Betragen, mußte ſich einen Augenblick beſinnen, dann ſprach er: „Nun, Geſelle, beweiſt einmal gleich, daß Ihr ein tüchtiger Küfer ſeid, nehmt den Gargelkamm zur Hand und fertigt an dem Faß, das dort auf dem Endſtuhl liegt, die Kröſe." Der fremde Geſelle vollführte das, was ihm geheißen, mit beſonderer Stärke, Schnelle und Geſchicklichkeit und rief dann, indem er hell auflachte: „Nun, Meiſter Martin, zweifelt Ihr noch daran, daß ich ein tüchtiger Küfer bin? — Aber," fuhr er fort, indem er in der Werkſtatt auf und ab gehend mit den Blicken Handwerkszeug und Holzvorrat muſterte, „aber habt Ihr auch tüchtiges Gerät und — was iſt denn das für ein Schlegelchen dort, damit ſpielen wohl Eure Kinder? — und das Lenkbeilchen, hei! das iſt wohl für die Lehrburſchen?" — und damit ſchwang er den großen ſchweren Schlegel, den Reinhold gar nicht regieren konnte, und mit dem Friedrich nur mühſam hantierte, das wuchtige Lenkbeil, mit dem Meiſter Martin ſelbſt arbeitete, hoch in den Lüften. Dann rollte er ein paar große Fäſſer wie leichte Bälle beiſeite und ergriff eine von den dicken, noch nicht ausgearbeiteten Dauben. „Ei", rief er, „ei, Meiſter, das iſt gutes Eichenſtabholz, das muß ſpringen wie Glas!" und damit ſchlug er die Daube gegen den Schleifſtein, daß ſie mit lautem Schall glatt ab in zwei Stücke zerbrach. „O wollt Ihr doch," ſprach Meiſter Martin, „wollt Ihr doch, lieber Geſelle, nicht etwa jenes zweifuderige Faß herausſchmeißen oder gar die ganze Werkſtatt zuſammenſchmeißen. Zum Schlegel könnt Ihr ja den Balken dort brauchen, und damit Ihr auch ein Lenkbeil nach Eurem Sinn bekommt, will ich Euch das drei Ellen lange Rolandsſchwert vom Rathauſe herunterholen." — „Das wäre mir nun eben recht," rief der junge Menſch, indem ihm die Augen funkelten, aber ſogleich ſchlug er den Blick nieder und ſprach mit geſenkter Stimme: „Ich dachte nur, lieber Meiſter, daß Ihr zu Eurer großen Arbeit recht ſtarke Geſellen nötig hättet, und da bin ich wohl mit meiner Leibeskraft etwas zu vorlaut, zu prahleriſch geweſen. Nehmt mich aber immerhin in Arbeit, ich will wacker ſchaffen, was Ihr von mir begehrt." Meiſter Martin ſah dem Jüngling ins Geſicht und mußte ſich geſtehen, daß ihm wohl nie edlere und dabei grundehrlichere Züge vorgekommen. Ja, es war ihm, als rege ſich bei dem Anblick des Jünglings die dunkle Erinnerung irgend eines Mannes auf, den er ſchon ſeit langer Zeit geliebt und hochverehrt, doch konnte er dieſe Erinnerung nicht ins klare bringen, wiewohl er deshalb des Jünglings Verlangen auf der Stelle erfüllte und ihm nur aufgab, ſich nächſtens durch glaubhafte Atteſte zum Handwerk gehörig auszuweiſen. Reinhold und Friedrich waren indeſſen mit dem Aufſetzen des Faſſes fertig geworden und trieben nun die erſten

Bände auf. Dabei pflegten ſie immer ein Lied anzuſtimmen und thaten es nun auch, indem ſie ein feines Lied in der Stieglitzweiſe Adam Puſchmanns begannen. Da ſchrie aber Konrad (ſo war der neue Geſelle geheißen) von der Fügbank, an die ihn Meiſter Martin geſtellt, herüber: „Ei was iſt denn das für ein Quinkelieren? Kommt es mir doch vor, als wenn die Mäuſe pfeifen hier in der Werkſtatt. Wollt ihr was ſingen, ſo ſingt ſo, daß es einem das Herz erfriſcht und Luſt macht zur Arbeit. Solches mag ich auch wohl bisweilen thun.“ Und damit begann er ein tolles Jagdlied mit Hollah und Huſſah! Und dabei ahmte er das Gebell der Hundekoppeln, die Rufe der Jäger mit ſolch durchdringender, ſchmetternder Stimme nach, daß die großen Fäſſer wiederklangen und die ganze Werkſtatt erdröhnte. Meiſter Martin verhielt ſich mit beiden Händen die Ohren, und der Frau Marthe (Valentins Witwe) Knaben, die in der Werkſtatt ſpielten, verkrochen ſich furchtſam unters Stabholz. In dem Augenblick trat Roſa hinein, verwundert, erſchrocken über das fürchterliche Geſchrei, was gar nicht Singen zu nennen. Sowie Konrad Roſa gewahrte, ſchwieg er augenblicklich, ſtand von der Fügbank auf und nahte ſich ihr, ſie mit dem edelſten Anſtande grüßend. Dann ſprach er mit ſanfter Stimme, leuchtendes Feuer in den hellen braunen Augen: „Mein holdes Fräulein, welch ein ſüßer Roſenſchimmer ging denn auf in dieſer ſchlechten Arbeitshütte, als Ihr eintratet, o wäre ich Euer doch nur früher anſichtig geworden, nicht Eure zarten Ohren hätte ich beleidigt mit meinem wilden Jagdliede! — O,“ ſo rief er, ſich zu Meiſter Martin und den andern Geſellen wendend, „o hört doch nur auf mit eurem abſcheulichen Geklapper! — Solange euch das liebe Fräulein ihres Anblicks würdigt, mögen Schlegel und Treiber ruhen. Nur ihre ſüße Stimme wollen wir hören und mit gebeugtem Haupt erlauſchen, was ſie gebietet uns demütigen Knechten.“ Reinhold und Friedrich ſchauten ſich ganz verwundert an, aber Meiſter Martin lachte hell auf und rief: „Nun Konrad! — nun iſt's klar, daß Ihr der allernärriſchte Kauz ſeid, der jemals ein Schurzfell vorgebunden. Erſt kommt Ihr her und wollt mir wie ein ungeſchlachter Rieſe alles zerſchmeißen, dann brüllt Ihr dermaßen, daß uns allen die Ohren gellen, und zum würdigen Schluß aller Tollheit ſeht Ihr mein Töchterlein Roſa für ein Edelfräulein an, und gebärdet Euch wie ein verliebter Junker!“ „Eure holde Tochter,“ erwiderte Konrad gelaſſen, „Eure holde Tochter kenne ich gar wohl, lieber Meiſter Martin, aber ich ſage Euch, daß ſie das hochherrlichſte Fräulein iſt, das auf Erden wandelt, und mag der Himmel verleihen, daß ſie den edelſten Junker würdige, in treuer, ritterlicher Liebe ihr Paladin zu ſein.“ Meiſter Martin hielt ſich die Seiten, er wollte erſticken, bis er dem Lachen Luft gab durch Krächzen und Hüſteln. Kaum der Sprache mächtig, ſtotterte er dann: „Gut — ſehr gut, mein allerliebſter Junge, magſt du meine Roſa immerhin für ein hochadlig Fräulein halten, ich gönne es dir — aber dem unbeſchadet — ſei ſo gut und gehe fein zurück an deine Fügbank!“ Konrad blieb eingewurzelt ſtehen mit niedergeſchlagenem Blick, rieb ſich die Stirn, ſprach leiſe: „Es iſt ja wahr,“ und that dann, wie ihm geheißen. Roſa ſetzte ſich, wie ſie immer in der Werkſtatt zu thun pflegte, auf ein klein Fäßlein, das Reinhold ſorglich abgeſtäubt und Friedrich herbeigeſchoben hatte. Beide fingen, Meiſter Martin gebot es ihnen, nun aufs neue das ſchöne Lied an, in dem ſie der wilde Konrad unterbrochen, der nun, ſtill und ganz in ſich verſunken, an der Fügbank fortarbeitete.

Als das Lied geendet, ſprach Meiſter Martin: „Euch hat der Himmel eine ſchöne Gabe verliehen, ihr lieben Geſellen! — ihr glaubt gar nicht, wie hoch ich die holdſelige Singekunſt achte. Wollte ich doch auch einmal ein Meiſterſänger werden, aber das ging nun ganz und gar nicht, ich mochte es auch anſtellen, wie ich wollte. Mit aller meiner Mühe erntete ich nur Hohn und Spott ein. Beim Freiſingen machte ich bald falſche Anhänge, bald Klebſilben, bald ein falſches Gebäude, bald falſche Blumen, oder verfiel ganz und gar in falſche Melodei. — Nun, ihr werdet es beſſer machen, und es wird heißen, was der Meiſter nicht vermag, das thun doch ſeine Geſellen. Künftigen Sonntag iſt zur gewöhnlichen Zeit nach der Mittagspredigt ein Meiſterſingen in der St. Katharinenkirche, da könnt ihr beide, Reinhold und Friedrich, Lob und Ehre erlangen mit eurer ſchönen Kunſt; denn vor dem Hauptſingen wird ein Freiſingen gehalten, woran ihr, ſowie jeder Fremde, der der Singekunſt mächtig, ungehindert teilnehmen könnte. Nun, Geſelle Konrad,“ ſo rief Meiſter Martin herüber zur Fügbank, „nun, Geſelle Konrad, möchtet Ihr nicht auch den Singſtuhl beſteigen und Euer ſchönes Jagdlied anſtimmen?“ — „Spottet nicht,“ erwiderte Konrad ohne aufzublicken, „ſpottet nicht, lieber Meiſter! jedes an ſeinem Platze. Während Ihr Euch an dem Meiſterſingen erbaut, werde ich auf der Allerwieſe meinem Vergnügen nachgehn.“

Es kam ſo, wie Meiſter Martin wohl vermutet. Reinhold beſtieg den Singeſtuhl und ſang Lieder in unterſchiedlichen Weiſen, die alle Meiſterſänger erfreuten, wiewohl ſie meinten, daß dem Sänger zwar kein Fehler, aber eine gewiſſe ausländiſche Art, ſelbſt könnten ſie nicht ſagen, worin die eigentlich beſtehe, vorzuwerfen ſei. Bald darauf ſetzte ſich Friedrich auf den Singeſtuhl, zog ſein Barett ab und begann, nachdem er einige Sekunden vor ſich hingeſchaut, dann aber einen Blick in die Verſammlung geworfen, der wie ein glühender Pfeil der holden Roſa in die Bruſt traf, daß ſie tief aufſeufzen mußte, ein ſolches herrliches Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs, daß alle Meiſter einmütiglich bekannten, keiner unter ihnen vermöge den jungen Geſellen zu übertreffen.

Als der Abend herangekommen und die Singſchule geendigt, begab ſich Meiſter Martin, um den Tag recht zu genießen, in heller Fröhlichkeit mit Roſa nach der Allerwieſe. Die beiden Geſellen, Reinhold und Friedrich, durften mitgehen. Roſa ſchritt in ihrer Mitte. Friedrich, ganz verklärt von dem Lobe der Meiſter, in ſeliger Trunkenheit, wagte manches kühne Wort, das Roſa, die Augen verſchämt niederſchlagend, nicht vernehmen zu wollen ſchien. Sie wandte ſich lieber zu Reinhold, der nach ſeiner Weiſe allerlei Luſtiges ſchwatzte und ſich nicht ſcheute, ſeinen Arm um Roſas Arm zu ſchlingen. Schon in der Ferne hörten ſie das jauchzende Getöſe auf der Allerwieſe. An den Platz gekommen, wo die Jünglinge ſich in allerlei, zum Teil ritterlichen Spielen ergötzten, vernahmen ſie, wie das Volk einmal übers andre rief: gewonnen, gewonnen — er iſt's wieder, der Starke! — ja gegen den kommt niemand auf! — Meiſter Martin gewahrte, als er ſich durchs Volk gedrängt hatte, daß alles Lob, alles Jauchzen des Volks niemand anders galt als ſeinem Geſellen Konrad. Der hatte im Wettrennen, im Fauſtkampf, im Wurfſpießwerfen alle übrigen übertroffen. Als Martin herankam, rief Konrad eben: ob es jemand mit ihm aufnehmen wolle im luſtigen Kampfſpiel mit ſtumpfen Schwertern? Mehrere wackere Patrizierjünglinge, ſolch ritterlichen Spiels gewohnt, ließen ſich ein auf die Forderung. Nicht lange dauerte es aber, ſo hatte Konrad auch hier ohne alle große Mühe und Anſtrengung ſämtliche Gegner überwunden, ſo daß des Lobpreiſes ſeiner Gewandheit und Stärke gar kein Ende war.

Die Sonne war herabgeſunken, das Abendrot erloſch und die Dämmerung ſtieg mit Macht herauf. Meiſter Martin, Roſa und die beiden Geſellen hatten ſich an einem plätſchernden Springquell gelagert. Reinhold erzählte viel Herrliches von dem fernen Italien, aber Friedrich ſchaute ſtill und ſelig der holden Roſa in die Augen. Da kam Konrad heran leiſen, zögernden Schrittes, wie mit ſich ſelbſt uneins, ob er ſich zu den andern lagern ſolle oder nicht. Meiſter Martin rief ihm entgegen: „Nun Konrad, kommt nur immer heran, Ihr habt Euch tapfer gehalten auf der Wieſe, ſo kann ich's wohl leiden an meinen Geſellen, ſo ziemt es ihnen auch. Scheut Euch nicht Geſelle! ſetzt Euch zu uns, ich erlaube es Euch!“ Konrad warf einen durchbohrenden Blick auf den Meiſter, der ihm gnädig zunickte, und ſprach dann mit dumpfer Stimme: „Vor Euch ſcheue ich mich nun ganz und gar nicht, habe Euch auch noch gar nicht nach der Erlaubnis gefragt, ob ich mich hier lagern darf oder nicht, komme überhaupt auch gar nicht zu Euch. Alle meine Gegner habe ich in den Sand geſtreckt im luſtigen Ritterſpiel, und da wollte ich nur das holde Fräulein fragen, ob ſie mir nicht auch wie zum Preis des luſtigen Spiels den ſchönen Strauß verehren wollte, den ſie an der Bruſt trägt.“ Damit ließ ſich Konrad vor Roſa auf ein Knie nieder, ſchaute mit ſeinen klaren braunen Augen ihr recht ehrlich ins Antlitz und bat: „Gebt mir immer den ſchönen Strauß als Siegespreis, holde Roſa, Ihr dürft mir das nun durchaus nicht abſchlagen.“ Roſa neſtelte auch gleich den Strauß los und gab ihn Konrad, indem ſie lachend ſprach: „Ei, ich weiß ja wohl, daß einem ſolchen tapfern Ritter, wie Ihr ſeid, ſolch ein Ehrenzeichen von einer Dame gebührt, und ſo nehmt immerhin meine welk gewordenen Blumen.“ Konrad küßte den ihm dargebotenen Strauß und ſteckte ihn dann an ſein Barett, aber Meiſter Martin rief, indem er aufſtand: „Nun ſehe mir einer die tollen Poſſen! — doch laßt uns nun nachhauſe wandeln, die Nacht bricht ein.“ Herr Martin ſchritt vorauf, Konrad ergriff mit ſittigem, zierlichem Anſtande Roſas Arm, Reinhold und Friedrich ſchritten ganz unmutig hinterher. Die Leute, denen ſie begegneten, blieben ſtehen und ſchauten ihnen nach, indem ſie ſprachen: „Ei, ſeht nur, ſeht, das iſt der reiche Küfer Thomas Martin mit ſeinem holden Töchterlein und ſeinen wackern Geſellen. Das nenne ich mir hübſche Leute!“

Wie Frau Marthe mit Roſa von den drei Geſellen ſprach. Konrads Streit mit dem Meiſter Martin.

Junge Mägdlein pflegen wohl alle Luſt des Feſttages erſt am andern Morgen ſich ſo recht durch Sinn und Gemüt gehen zu laſſen, und dieſe Nachfeier dünkt ihnen dann beinahe noch ſchöner als das Feſt ſelbſt. So ſaß auch die holde Roſa am andern Morgen einſam in ihrem Gemach und ließ, die gefalteten Hände auf dem Schoß, das Köpfchen ſinnend vor ſich hingeneigt, Spindel und Näherei ruhen. Wohl mochte es ſein, daß ſie bald Reinholds und Friedrichs Lieder hörte, bald den gewandten Konrad ſah, wie er ſeine Gegner beſiegte, wie er ſich von ihr den Preis des Siegers holte, dann bald ſummte ſie ein paar Zeilen irgend eines Liedleins, bald liſpelte ſie: meinen Strauß wollt Ihr? und dann leuchtete höheres Rot auf ihren Wangen, ſchimmerten Blitze durch die niedergeſenkten Wimpern, ſtahlen ſich leichte Seufzer fort aus der innerſten Bruſt. Da trat Frau Marthe hinein, und Roſa freute ſich nun, recht umſtändlich erzählen zu können, wie alles ſich in der St. Katharinenkirche und auf der Allerwieſe begeben. Als Roſa geendet ſprach Frau Marthe lächelnd: „Nun, liebe Roſa, nun werdet Ihr wohl bald unter drei ſchmucken Freiern wählen können." „Um Gott!" fuhr Roſa auf, ganz erſchrocken und blutrot im Geſicht bis unter die Augen, „um Gott, Frau Marthe, wie meint Ihr denn das? — ich! — drei Freier?" — „Thut nur nicht ſo," ſprach Frau Marthe weiter, „thut nur nicht ſo, liebe Roſa, als ob Ihr gar nichts wiſſen, nichts ahnen könntet. Man müßte ja wahrhaftig gar keine Augen haben, man müßte ganz verblendet ſein, ſollte man nicht ſchauen, daß unſre Geſellen, Reinhold, Friedrich und Konrad, ja daß alle drei in der heftigſten Liebe zu Euch ſind." „Was bildet Ihr Euch ein, Frau Marthe," liſpelte Roſa, indem ſie die Hand vor die Augen hielt. „Ei" fuhr Frau Marthe fort, indem ſie ſich vor Roſa hinſetzte und ſie mit einem Arm umſchlang, „ei, du holdes, verſchämtes Kind, die Hände weg, ſchau mir recht feſt in die Augen und dann leugne, daß du es längſt gut gemerkt haſt, wie die Geſellen dich in Herz und Sinn tragen, leugne das! — Siehſt du wohl, daß du das nicht kannſt? — nun es wäre auch wirklich wunderbar, wenn eines Mägdleins Augen nicht ſo was gleich erſchauen ſollten. Wie die Blicke von der Arbeit weg dir zufliegen, wie ein raſcherer Takt alles belebt, wenn du in die Werkſtatt trittſt. Wie Reinhold und Friedrich ihre ſchönſten Lieder anſtimmen, wie ſelbſt der wilde Konrad fromm und freundlich wird, wie jeder ſich müht, dir zu nahen, wie flammendes Feuer auffflackert im Antlitz deſſen, den du eines holden Blickes, eines freundlichen Wortes würdigſt! Ei, mein Töchterchen, iſt es denn nicht ſchön, daß ſolche ſchmucke Leute um dich buhlen? — Ob du überhaupt einen und wen von den dreien du wählen wirſt, das kann ich in der That gar nicht ſagen, denn freundlich und gut biſt du gegen alle, wiewohl ich — doch ſtill, ſtill davon. Kämſt du nun zu mir und ſprächeſt: Ratet mir, Frau Marthe, wem von dieſen Jünglingen, die ſich um mich mühen, ſoll ich Herz und Hand zuwenden, da würde ich denn freilich antworten: Spricht dein Herz nicht ganz laut und vernehmlich: Der iſt es, dann laß ſie nur alle drei laufen. Sonſt aber gefällt mir Reinhold ſehr wohl, auch Friedrich, auch Konrad, und dann habe ich gegen alle drei auch manches einzuwenden. — Ja, in der That, liebe Roſa, wenn ich die jungen Geſellen ſo tapfer arbeiten ſehe, gedenke ich immer meines lieben, armen Valentin und da muß ich doch ſagen, ſo wenig er vielleicht noch beſſere Arbeit ſchaffen mochte, ſo war doch in allem, was er förderte, ſolch ein ganz andrer Schwung, eine andre Manier. Man merkte, daß er bei dem Dinge war mit ganzer Seele, aber bei den jungen Geſellen iſt es mir immer, als thäten ſie nur ſo und hätten ganz andre Sachen im Kopfe als ihre Arbeit, ja als ſei dieſe nur eine Bürde, die ſie freiwillig ſich aufgelaſtet und nun mit wackerm Mute trügen. Mit Friedrich kann ich mich nun am beſten vertragen, das iſt ein gar treues, herziges Gemüt. Es iſt, als gehöre der am meiſten zu uns, ich verſtehe alles, was er ſpricht, und daß er Euch ſo ſtill, mit aller Schüchternheit eines frommen Kindes liebt, daß er kaum wagt, Euch anzublicken, daß er errötet, ſowie Ihr ein Wort mit ihm redet, das iſt's, was ich ſo ſehr an dem lieben Jungen rühme." Es war, als trete eine Thräne in Roſas Auge, als Frau Marthe dies ſagte. Sie ſtand auf und ſprach zum Fenſter gewendet: „Friedrich iſt mir auch recht lieb, aber daß du mir ja nicht den Reinhold verachteſt." „Wie könnte ich denn das," erwiderte Frau Marthe, „Reinhold iſt nun offenbar der ſchönſte von allen. Was für Augen! nein, wenn er einen ſo durch und durch blitzt mit den leuchtenden Blicken, man kann es gar nicht ertragen! — Aber dabei iſt in ſeinem ganzen Weſen ſo etwas Verwunderliches, das mir ordentlich Schauer erregt und mich von ihm zurückſchreckt. Ich denke, Herr Martin müßte, wenn Reinhold in ſeiner Werkſtatt arbeitet und er ihn dieſes, jenes fördern heißt, ſo zumute ſein, wie mir es ſein würde, wenn jemand in meine Küche ein von Gold und Edelſteinen funkelndes Gerät hingeſtellt hätte, und das ſolle ich nun brauchen wie gewöhnliches, ſchlechtes Hausgerät, da ich denn doch gar nicht wagen möchte, es nur anzurühren. Er erzählt und ſpricht und ſpricht, und das alles klingt wie ſüße Muſik, und man wird ganz hingeriſſen davon, aber wenn ich nun ernſtlich daran denke, was er geſprochen, ſo habe ich am Ende kein Wörtlein davon verſtanden. Und wenn er denn auch wohl einmal nach unſerer Weiſe ſcherzt und ich denke, nun iſt er denn doch ſo wie wir, ſo ſieht er mit einemmal ſo vornehm darein, daß ich ordentlich erſchrecke. Und dabei kann ich gar nicht ſagen, daß ſein Ausſehen der Art gliche, wie mancher Junker, mancher Patrizier ſich bläht, nein, es iſt etwas ganz andres. Mit einem Wort, es kommt mir, Gott weiß es, ſo vor, als habe er Umgang mit höhern Geiſtern, als gehöre er überhaupt einer andern Welt an. Konrad iſt ein wilder, übermütiger Geſelle und hat dabei in ſeinem ganzen Weſen auch ganz etwas verdammt Vornehmes, was zum Schurzfell nicht recht paſſen will. Und dabei thut er ſo, als wenn nur er allein zu gebieten hätte und die andern ihm gehorchen müßten. Hat er es doch in der kurzen Zeit ſeines Hierſeins dahin gebracht, daß Meiſter Martin, von Konrads ſchallender Stimme angedonnert, ſich ſeinem Willen fügt. Aber dabei iſt Konrad wieder ſo gutmütig und grundehrlich, daß man ihm gar nicht gram werden kann. Vielmehr muß ich ſagen, daß er mir trotz ſeiner Wildheit beinahe lieber iſt als Reinhold; denn zwar ſpricht er auch oft gewaltig hoch, aber man verſteht's doch recht gut. Ich wette, der iſt einmal, mag er ſich auch ſtellen, wie er will, ein Kriegsmann geweſen. Deshalb verſteht er ſich noch ſo gut auf die Waffen und hat ſogar was vom Ritterweſen angenommen, das ihm gar nicht übel ſteht. — Nun ſagt mir ganz unverhohlen, liebe Roſa, wer von den drei Geſellen Euch am beſten gefällt?" — „Fragt", erwiderte Roſa, „fragt mich nicht ſo verfänglich, liebe Frau Marthe. Doch ſo viel iſt gewiß, daß es mir mit Reinhold gar nicht ſo geht wie Euch. Zwar iſt es richtig, daß er ganz andrer Art iſt als ſeinesgleichen, daß mir bei ſeinen Geſprächen zu Mute wird, als thue ſich mir plötzlich ein ſchöner Garten auf voll herrlicher, glänzender Blumen, Blüten und Früchte, wie ſie auf Erden gar nicht zu finden, aber ich ſchaue gern hinein. Seit Reinhold hier iſt, kommen mir auch manche Dinge ganz anders vor, und manches, was ſonſt trübe und geſtaltlos in meiner Seele lag, iſt nun ſo hell und klar geworden, daß ich es ganz deutlich zu erkennen vermag." Frau Marthe ſtand auf und im Davongehen, Roſa mit dem Finger drohend, ſprach ſie: „Ei, ei, Roſa, alſo wird wohl Reinhold dein Auserwählter ſein? Das hatte ich nicht vermutet, nicht geahnt!" — „Ich bitte Euch," erwiderte Roſa, ſie zur Thür geleitend, „ich bitte Euch, liebe Frau Marthe, vermutet, ahnt gar nichts, ſondern überlaßt alles den kommenden Tagen. Was die bringen, iſt Fügung des Himmels, der ſich jeder ſchicken muß in Frömmigkeit und Demut." — In Meiſter Martins Werkſtatt war es indeſſen ſehr lebhaft geworden. Um alles Beſtellte fördern zu können, hatte er noch Handlanger und Lehrburſchen angenommen, und nun wurde gehämmert und gepocht, daß man es weit und breit hören konnte. Reinhold war mit der Meſſung des großen Faſſes, das für den Biſchof von Bamberg gebaut werden ſollte, fertig geworden und hatte es mit Friedrich und Konrad ſo geſchickt aufgeſetzt, daß dem Meiſter Martin das Herz im Leibe lachte und er einmal über das andere rief: „Das nenne ich mir ein Stück Arbeit, das wird ein Fäßlein, wie ich noch keins gefertigt, mein Meiſterſtück ausgenommen. — Da ſtanden nun die drei Geſellen und trieben die Bände auf die gefügten Dauben, daß alles vom lauten Getöſe der Schlegel widerhallte. Der alte Valentin ſchabte emſig mit dem Krummmeſſer, und Frau Marthe, die beiden kleinſten Kinder auf dem Schoße, ſaß dicht hinter Konrad, während die andern muntern Buben ſchreiend und lärmend ſich mit den Reifen herumtummelten und jagten. Das gab eine luſtige Wirtſchaft, ſo daß man kaum den alten Herrn Johannes Holzſchuer bemerkte, der zur Werkſtatt hineintrat. Meiſter Martin ſchritt ihm entgegen und fragte höflich nach ſeinem Begehren. — „Ei," erwiderte Holzſchuer, „ich wollte einmal meinen lieben Friedrich wiederſchauen, der dort ſo wacker arbeitet. Aber dann, lieber Meiſter Martin, thut in meinem Weinkeller ein tüchtiges Faß not, um deſſen Fertigung ich Euch bitten wollte." — „Seht nur, dort wird ja eben ſolch ein Faß errichtet, wie ich es brauche, das könnt Ihr mir ja überlaſſen, Ihr dürft mir nur den Preis ſagen." Reinhold, der ermüdet einige Minuten in der Werkſtatt geruht hatte und nun wieder zum Gerüſt heraufſteigen wollte, hörte Holzſchuers Worte und ſprach, den Kopf nach ihm wendend: „Ei, lieber Herr Holzſchuer, die Luſt nach unſerm Fäßlein laßt Euch nur vergehen, das arbeiten wir für den hochwürdigen Herrn Biſchof von Bamberg!" — Meiſter Martin, die Arme über den Rücken zuſammengeſchlagen, den linken Fuß vorgeſetzt, den Kopf in den Nacken geworfen, blinzelte nach dem Faß hin und ſprach dann mit ſtolzem Ton: „Mein lieber Meiſter, ſchon an dem ausgeſuchten Holz, an der Sauberkeit der Arbeit hättet Ihr merken können, daß ſolch ein Meiſterſtück dem fürſtlichen Keller ziemt. Mein Geſelle Reinhold hat richtig geſprochen, nach ſolchem Werk laßt Euch die Luſt vergehn, wenn die Weinleſe vorüber, werde ich Euch ein tüchtiges, ſchlichtes Fäßlein fertigen laſſen, wie es ſich für Euern Keller ſchickt." Der alte Holzſchuer, aufgebracht über Meiſter Martins Stolz, meinte dagegen, daß ſeine Goldſtücke gerade ſo viel wögen als die des Biſchofs von Bamberg, und daß er anderswo auch wohl für ſein bares Geld gute Arbeit zu bekommen hoffe. Meiſter Martin, überwallt von Zorn, hielt mühſam an ſich, er durfte den alten, vom Rat, von allen Bürgern hochverehrten Herrn Holzſchuer wohl nicht beleidigen. Aber in dem Augenblick ſchlug Konrad immer gewaltiger mit dem Schlegel zu, daß alles dröhnte und krachte, da ſprudelte Meiſter Martin den innern Zorn aus und ſchrie mit heftiger Stimme: „Konrad — du Tölpel, was ſchlägſt du ſo blind und toll zu, willſt du mir das Faß zerſchlagen?" — „Ho, ho!" rief Konrad, indem er mit trotzigem Blick umſchaute nach dem Meiſter, „ho, ho, du komiſches Meiſterlein, warum denn nicht?" Und damit ſchlug er ſo entſetzlich auf das Faß los, daß klirrend das ſtärkſte Band des Faſſes ſprang und den Reinhold hinabwarf vom ſchmalen Brette des Gerüſtes, während man am hohlen Nachklange wohl vernahm, daß auch eine Daube geſprungen ſein müßte. Übermannt von Zorn und Wut ſprang Meiſter Martin hinzu, riß dem Valentin den Stab, an dem er ſchabte, aus der Hand und verſetzte, laut ſchreiend: „Verfluchter Hund!" dem Konrad einen tüchtigen Schlag über den Rücken. Sowie Konrad den Schlag fühlte, drehte er ſich raſch um und ſtand da einen Augenblick wie ſinnlos, dann aber flammten die Augen vor wilder Wut, er knirſchte mit den Zähnen, er heulte: „Geſchlagen?" Dann war er mit einem Sprung herab vom Gerüſt, hatte ſchnell das auf dem Boden liegende Lenkbeil ergriffen und führte einen gewaltigen Schlag gegen den Meiſter, der ihm den Kopf geſpalten haben würde, hätte Friedrich nicht den Meiſter beiſeite geriſſen, ſo daß das Beil nur den Arm ſtreifte, aus dem aber das Blut ſogleich hinausſtrömte. Martin, dick und unbeholfen wie er war, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte über die Fügbank, wo eben der Lehrburſche arbeitete, nieder zur Erde. Alles warf ſich nun dem wütenden Konrad entgegen, der das blutige Lenkbeil in den Lüften ſchwang und mit entſetzlicher Stimme heulte und kreiſchte: „Zur Hölle muß er fahren — zur Hölle!“ Mit Rieſenkraft ſchleuderte er alle von ſich, er holte aus zum zweiten Schlage, der ohne Zweifel dem armen Meiſter, der auf dem Boden keuchte und ſtöhnte, den Garaus gemacht haben würde, da erſchien aber, vor Schrecken bleich wie der Tod, Roſa in der Thür der Werkſtatt. Sowie Konrad Roſa gewahrte, blieb er mit dem hochgeſchwungenen Beile ſtehen, wie zur toten Bildſäule erſtarrt. Dann warf er das Beil weit von ſich, ſchlug die beiden Hände zuſammen vor der Bruſt, rief mit einer Stimme, die jedem durch das Innerſte drang: „O, du gerechter Gott im Himmel, was habe ich denn gethan!“ und ſtürzte aus der Werkſtatt heraus ins Freie. Niemand gedachte ihn zu verfolgen.

Nun wurde der arme Meiſter Martin mit vieler Mühe aufgerichtet, es fand ſich indeſſen gleich, daß das Beil nur ins dicke Fleiſch des Arms gedrungen und die Wunde durchaus nicht bedeutend zu nennen war. Den alten Herrn Holzſchuer, den Martin im Fall niedergeriſſen, zog man nun auch unter den Holzſpänen hervor und beruhigte ſo viel als möglich der Frau Marthe Kinder, die unaufhörlich um den guten Vater Martin ſchrieen und heulten. Der war ganz verblüfft und meinte, hätte der Teufel von böſem Geſellen nur nicht das ſchöne Faß verdorben, aus der Wunde mache er ſich nicht ſo viel.

Man brachte Tragſeſſel herbei für die alten Herren, denn auch Holzſchuer hatte ſich im Fall ziemlich zerſchlagen. Er ſchmälte auf ein Handwerk, dem ſolche Mordinſtrumente zu Gebote ſtänden, und beſchwor Friedrich, je eher deſto lieber ſich wieder zu der ſchönen Bildgießerei, zu den edlen Metallen zu wenden.

Friedrich und mit ihm Reinhold, den der Reif hart getroffen und der ſich an allen Gliedern wie gelähmt fühlte, ſchlichen, als ſchon tiefe Dämmerung den Himmel umzog, unmutig nach der Stadt zurück. Da hörten ſie hinter einer Hecke ein leiſes Ächzen und Seufzen. Sie blieben ſtehen, und es erhob ſich alsbald eine lange Geſtalt vom Boden, die ſie augenblicklich für Konrad erkannten und ſcheu zurückprallten. „Ach, ihr lieben Geſellen,“ rief Konrad mit weinerlicher Stimme, „entſetzt euch doch nur nicht ſo ſehr vor mir! — Ihr haltet mich für einen teufliſchen Mordhund! — ach, ich bin es ja nicht, ich bin es ja nicht — ich konnte nicht anders! ich mußte den dicken Meiſter totſchlagen, eigentlich müßte ich mit euch gehen und es noch thun, wie es nur möglich wäre! — Aber nein, nein — es iſt alles aus, ihr ſeht mich nicht wieder! — grüßt die holde Roſa, die ich ſo über die Maßen liebe! — ſagt ihr, daß ich ihre Blumen zeitlebens auf dem Herzen tragen, mich damit ſchmücken werde, wenn ich — doch ſie wird vielleicht künftig von mir hören! lebt wohl, lebt wohl, ihr meine lieben wackern Geſellen!“ — Damit rannte Konrad unaufhaltſam fort über das Feld.

Reinhold ſprach: „Es iſt was Beſonderes mit dieſem Jüngling, wir können ſeine That gar nicht abwägen oder abmeſſen nach gewöhnlichem Maßſtab. Vielleicht erſchließt ſich künftig das Geheimnis, das auf ſeiner Bruſt laſtete.“

Reinhold verläßt Meiſter Martins Haus.

So luſtig es ſonſt in Meiſter Martins Werkſtatt herging, ſo traurig war es jetzt geworden. Reinhold, zur Arbeit unfähig, blieb in ſeiner Kammer eingeſchloſſen; Martin, den wunden Arm in der Binde, ſchimpfte und ſchmälte unaufhörlich auf das Ungeſchick des böſen fremden Geſellen. Roſa, ſelbſt Frau Marthe mit ihren Knaben, ſcheuten den Tummelplatz des tollen Beginnens, und ſo tönte dumpf und hohl wie im einſamen Walde zur Winterszeit der Holzſchlag, Friedrichs Arbeit, der nun das große Faß allein mühſam genug fördern mußte.

Tiefe Traurigkeit erfüllte bald Friedrichs ganzes Gemüt; denn nun glaubte er deutlich zu gewahren, was er längſt gefürchtet. Er trug keinen Zweifel, daß Roſa Reinhold liebe. Nicht allein, daß alle Freundlichkeit, manches ſüße Wort ſchon ſonſt Reinhold allein zugewendet wurde, ſo war es jetzt ja ſchon Beweiſes genug, daß Roſa, da Reinhold nicht hinaus konnte zur Werkſtatt, ebenfalls nicht mehr daran dachte, herauszugehen und lieber im Hauſe blieb, wohl gar um den Geliebten recht ſorglich zu hegen und zu pflegen. Sonntags, als alles luſtig hinauszog, als Meiſter Martin, von ſeiner Wunde ziemlich geneſen, ihn einlud, mit ihm und Roſa nach der Allerwieſe zu wandeln, da lief er, die Einladung ablehnend, ganz vernichtet von Schmerz und banger Liebesnot, einſam heraus nach dem Dorfe, nach dem Hügel, wo er zuerſt mit Reinhold zuſammengetroffen. Er warf ſich nieder in das hohe blumige Gras und als er gedachte, wie der ſchöne Hoffnungsſtern, der ihm vorgeleuchtet auf ſeinem ganzen Wege nach der Heimat, nun am Ziel plötzlich in tiefer Nacht verſchwunden, wie nun ſein ganzes Beginnen dem troſtloſen Mühen des Träumers gleiche, der die ſehnſüchtigen Arme ausſtrecke nach leeren Luftgebilden, da ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen und herab auf die Blumen, die ihre kleinen Häupter neigten, wie klagend um des jungen Geſellen herbes Leid. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es geſchah, daß die tiefen Seufzer, die der gedrückten Bruſt entquollen, zu Worten, zu Tönen wurden. Er ſang folgendes Lied:

„Wo biſt du hin
Mein Hoffnungsſtern?
Ach mir ſo fern,
Biſt mit ſüßem Prangen
Andern aufgegangen!
Erhebt euch, rauſchende Abendwinde,
Schlagt an die Bruſt,
Weckt alle tötende Luſt,
Allen Todesſchmerz,
Daß das Herz,
Getränkt von blut'gen Thränen,
Brech' in troſtloſem Sehnen.
Was liſpelt ihr ſo linde,
So traulich, ihr dunkeln Bäume?
Was blickt ihr goldnen Himmelsſäume
So freundlich hinab?
Zeigt mir mein Grab!
Das iſt mein Hoffnungshafen,
Werd' unten ruhig ſchlafen.

Wie es ſich denn wohl begiebt, daß die tiefſte Traurigkeit, findet ſie nur Thränen und Worte, ſich auflöſt in mildes, ſchmerzliches Weh, ja daß dann wohl ein linder Hoffnungsſchimmer durch die Seele leuchtet, ſo fühlte ſich auch Friedrich, als er das Lied geſungen, wunderbar geſtärkt und aufgerichtet. Die Abendwinde, die dunkeln Bäume, die er im Liede angerufen, rauſchten und liſpelten wie mit tröſtenden Stimmen und wie ſüße Träume von ferner Herrlichkeit, von fernem Glück zogen goldene Streifen herauf am düſtern Himmel. Friedrich erhob ſich und ſtieg den Hügel herab nach dem Dorfe zu. Da war es, als ſchritte Reinhold wie damals, als er ihn zuerſt gefunden, neben ihm her. Alle Worte, die Reinhold geſprochen, kamen ihm wieder in den Sinn. Als er nun aber der Erzählung Reinholds von dem Wettkampf der beiden befreundeten Maler gedachte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war ja ganz gewiß, daß Reinhold Roſa ſchon früher geſehen und geliebt haben mußte. Nur dieſe Liebe trieb ihn nach Nürnberg in Meiſter Martins Haus und mit dem Wettſtreit der beiden Maler meinte er nichts andres, als beider, Reinholds und Friedrichs Bewerbung um die ſchöne Roſa. — Friedrich hörte aufs neue die Worte, die Reinhold damals ſprach: „Wacker ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, muß wahre Freunde recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien, in edlen Gemütern kann niemals kleinlicher Neid, hämiſcher Haß ſtattfinden.“ — „Ja,“ rief Friedrich laut, „ja, du Herzensfreund, an dich ſelbſt will ich mich wenden ohne allen Rückhalt, du ſelbſt ſollſt mir es ſagen, ob jede Hoffnung für mich verſchwunden iſt.“ — Es war ſchon hoher Morgen, als Friedrich an Reinholds Kammer klopfte. Da alles ſtill drinnen blieb, drückte er die Thür, die nicht wie ſonſt verſchloſſen war, auf und trat hinein. Aber in demſelben Augenblick erſtarrte er auch zur Bildſäule. Roſa in vollem Glanz aller Anmut, alles Liebreizes, ein herrliches, lebensgroßes Bild ſtand vor ihm aufgerichtet auf der Staffelei, wunderbar beleuchtet von den Strahlen der Morgenſonne. Der auf den Tiſch geworfene Malerſtock, die naſſen Farben auf der Palette zeigten, daß eben an dem Bilde gemalt worden. — „O Roſa — Roſa — o du Herr des Himmels,“ ſeufzte Friedrich, da klopfte ihm Reinhold, der hinter ihm hineingetreten, auf die Schulter und fragte lächelnd: „Nun Friedrich, was ſagſt du zu meinem Bilde?“ Da drückte ihn Friedrich an ſeine Bruſt und rief: „O du herrlicher Menſch — du hoher Künſtler! ja, nun iſt mir alles klar! du, du haſt den Preis gewonnen, um den zu ringen ich Ärmſter keck genug war, — was bin ich denn gegen dich, was iſt meine Kunſt gegen die deinige? — Ach, ich trug auch wohl manches im Sinn! — lache mich nur nicht aus, lieber Reinhold! — ſieh, ich dachte, wie herrlich müßte es ſein, Roſas liebliche Geſtalt zu formen und zu gießen im feinſten Silber, aber das iſt ja ein kindiſches Beginnen, doch du! — du! wie ſie ſo hold, ſo in ſüßem Prangen aller Schönheit dich anlächelt! — ach Reinhold — Reinhold, du überglücklicher Menſch! ja! wie du damals es ausſprachſt, ſo begiebt es ſich nun wirklich! wir haben beide gerungen, du haſt geſiegt, du mußteſt ſiegen, aber ich bleibe dein mit ganzer Seele. Doch verlaſſen muß ich das Haus, die Heimat, ich kann es ja nicht ertragen, ich müßte ja vergehen, wenn ich nun Roſa wiederſehen ſollte. Verzeih das mir, mein lieber, lieber, hochherrlicher Freund. Noch heute — in dieſem Augenblick fliehe ich fort — fort in die weite Welt, wohin mein Liebesgram, mein troſtloſes Elend mich treibt!“ — Damit wollte Friedrich zur Stube hinaus, aber Reinhold hielt ihn feſt, indem er ſanft ſprach: „Du ſollſt nicht von hinnen; denn ganz anders, wie du meinſt, kann ſich alles noch fügen. Es iſt nun an der Zeit, daß ich dir alles ſage, was ich bis jetzt verſchwieg. Daß ich kein Küfer, ſondern ein Maler bin, wirſt du nun wohl wiſſen und, wie ich hoffe, an dem Bilde gewahren, daß ich mich nicht zu den geringen Künſtlern rechnen darf. In früher Jugend bin ich nach Italien gezogen, dem Lande der Kunſt, dort gelang es mir, daß hohe Meiſter ſich meiner annahmen und den Funken, der in mir glühte, nährten mit lebendigem Feuer. So kam es, daß ich mich bald aufſchwang, daß meine Bilder berühmt wurden in ganz Italien und der mächtige Herzog von Florenz mich an ſeinen Hof zog. Damals wollte ich nichts wiſſen von deutſcher Kunſt und ſchwatzte, ohne eure Bilder geſehen zu haben, viel von der Trockenheit, von der ſchlechten Zeichnung, von der Härte eurer Dürer, eurer

Cranache. Da brachte aber einſt ein Bilderhändler ein Madonnenbildchen von dem Albrecht in die Galerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weiſe mein Innerſtes durchdrang, ſo daß ich meinen Sinn ganz abwandte von der Üppigkeit der italiſchen Bilder und zur Stunde beſchloß, in dem heimatlichen Deutſchland ſelbſt die Meiſterwerke zu ſchauen, auf die nun mein ganzes Trachten ging. Ich kam hierher nach Nürnberg, und, als ich Roſa erblickte, war es mir, als wandle jene Maria, die ſo wunderbar in mein Inneres geleuchtet, leibhaftig auf Erden. Mir ging es ſo wie dir, lieber Friedrich, mein ganzes Weſen loderte auf in hellen Liebesflammen. Nur Roſa ſchaute, dachte ich, alles übrige war aus meinem Sinn verſchwunden und ſelbſt die Kunſt mir nur deshalb was wert, weil ich hundertmal immer wieder und wieder Roſa zeichnen, malen konnte. Ich gedachte mich der Jungfrau zu nahen nach kecker italiſcher Weiſe, all mein Mühen deshalb blieb aber vergebens. Es gab kein Mittel, ſich in Meiſter Martins Hauſe bekannt zu machen auf unverfängliche Weiſe. Ich gedachte endlich geradezu mich um Roſa als Freier zu bewerben, da vernahm ich, daß Meiſter Martin beſchloſſen, ſeine Tochter nur einem tüchtigen Küfermeiſter zu geben. Da faßte ich den abenteuerlichen Entſchluß, in Straßburg das Küferhandwerk zu erlernen und mich dann in Meiſter Martins Werkſtatt zu begeben. Das übrige überließ ich der Fügung des Himmels. Wie ich meinen Entſchluß ausgeführt, weißt du, aber erfahren mußt du noch, daß Meiſter Martin mir vor einigen Tagen geſagt hat: ich würde ein tüchtiger Küfer werden und ſolle ihm als Eidam recht lieb und wert ſein; denn er merke wohl, daß ich mich um Roſas Gunſt bemühe und ſie mich gern habe." — „Kann es denn wohl anders ſein," rief Friedrich in heftigem Schmerz, „ja, ja, dein wird Roſa werden, wie konnte auch ich Ärmſter auf ſolch ein Glück nur hoffen." — „Du vergißt," ſprach Reinhold weiter, „du vergißt, mein Bruder, daß Roſa ſelbſt noch gar nicht das beſtätigt hat, was der ſchlaue Meiſter Martin bemerkt haben will. Es iſt wahr, daß Roſa ſich bis jetzt gar anmutig und freundlich betrug, aber anders verrät ſich ein liebendes Herz! — Verſprich mir, mein Bruder, dich noch drei Tage ruhig zu verhalten und in der Werkſtatt zu arbeiten wie ſonſt. Ich könnte nun ſchon auch wieder arbeiten, aber ſeit ich emſiger an dieſem Bilde gemalt, ekelt mich das ſchnöde Handwerk da draußen unbeſchreiblich an. Ich kann fürder keinen Schlegel mehr in die Hand nehmen, mag es auch nun kommen, wie es will. Am dritten Tage will ich dir offen ſagen, wie es mit mir und Roſa ſteht. Sollte ich wirklich der Glückliche ſein, dem Roſa in Liebe ſich zugewandt, ſo magſt du fortziehen und erfahren, daß die Zeit auch die tiefſten Wunden heilt!" — Friedrich verſprach ſein Schickſal abzuwarten.

Am dritten Tage (ſorglich hatte Friedrich Roſas Anblick vermieden) bebte ihm das Herz vor Furcht und banger Erwartung. Er ſchlich wie träumend in der Werkſtatt umher und wohl mochte ſein Ungeſchick dem Meiſter Martin gerechten Anlaß geben, mürriſch zu ſchelten, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war. Überhaupt ſchien dem Meiſter etwas begegnet zu ſein, das ihm alle Luſt benommen. Er ſprach viel von ſchnöder Liſt und Undankbarkeit, ohne ſich deutlicher zu erklären, was er damit meine. Als es endlich Abend geworden und Friedrich zurückging nach der Stadt, kam ihm unfern des Thors ein Reiter entgegen, den er für Reinhold erkannte. Sowie Reinhold Friedrich anſichtig wurde, rief er: „Ha, da treffe ich dich ja, wie ich wollte." Darauf ſprang er vom Pferde herab, ſchlang die Zügel um den Arm und faßte den Freund bei der Hand. „Laß uns," ſprach er, „laß uns eine Strecke miteinander fortwandeln. Nun kann ich dir ſagen, wie es mit meiner Liebe ſich gewandt hat." Friedrich bemerkte, daß Reinhold dieſelben Kleider, die er beim erſten Zuſammentreffen trug, angelegt und mit einem Mantelſack bepackt hatte. Er ſah blaß und verſtört aus. „Glück auf", rief Reinhold etwas wild, „Glück auf, Bruderherz, du kannſt nun tüchtig loshämmern auf deine Fäſſer, ich räume dir den Platz, eben habe ich Abſchied genommen von der ſchönen Roſa und dem würdigen Meiſter Martin." „Wie", ſprach Friedrich, dem es durch alle Glieder fuhr wie ein elektriſcher Strahl, „wie, du willſt fort, da Meiſter Martin dich zum Eidam haben will und Roſa dich liebt? — „Das, lieber Bruder," erwiderte Reinhold, „hat dir deine Eiferſucht nur vorgeblendet. Es liegt nun am Tage, daß Roſa mich genommen hätte zum Mann aus lauter Frömmigkeit und Gehorſam, aber kein Funke von Liebe glüht in ihrem eiskalten Herzen. Ha, ha! — ich hätte ein tüchtiger Küfer werden können. Wochentags mit den Jungen Bände geſchabt und Dauben behobelt, Sonntags mit der ehrbaren Hausfrau nach St. Katharina oder St. Sebald und abends auf die Allerwieſe gewandelt, jahraus, jahrein." — „Spotte nicht," unterbrach Friedrich den lautauflachenden Reinhold, „ſpotte nicht über das einfache, harmloſe Leben des tüchtigen Bürgers. Liebt dich Roſa wirklich nicht, ſo iſt es ja nicht ihre Schuld." — „Du haſt recht," ſprach Reinhold, „es iſt auch nur meine dumme Art, daß ich, fühle ich mich verletzt, lärme wie ein verzogenes Kind. Du kannſt denken, daß ich mit Roſa von meiner Liebe und dem guten Willen des Vaters ſprach. Da ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ihre Hand zitterte in der meinigen. Mit abgewandtem Geſicht liſpelte ſie: „ich muß mich ja in des Vaters Willen fügen!" ich hatte genug. — Mein ſeltſamer Ärger muß dich, lieber Friedrich, recht in mein Inneres blicken laſſen, du mußt gewahren, daß das Ringen nach Roſas Beſitz eine Täuſchung war, die mein irrer Sinn ſich bereitet. Als ich Roſas Bild vollendet, ward es in meinem Innrrn ruhig und oft war freilich auf ganz verwunderliche Art mir ſo zu Mute, als ſei Roſa nun das Bild, das Bild aber die wirkliche Roſa geworden. Das ſchnöde Handwerk wurde mir abſcheulich und wie mir das gemeine Leben ſo recht auf den Hals trat mit Meiſterwerden und Heirat, da kam es mir vor, als ſolle ich ins Gefängnis geſperrt und an den Block feſtgekettet werden. Wie kann auch nur das Himmelskind, wie ich es im Herzen trage, mein Weib werden? Nein! in ewiger Jugend, Anmut und Schönheit ſoll ſie in Meiſterwerken prangen, die mein reger Geiſt ſchaffen wird. Ha, wie ſehne ich mich danach! wie konnte ich auch nur der göttlichen Kunſt abtrünnig werden! — bald werde ich mich wieder baden in deinen glühenden Düften, herrliches Land, du Heimat aller Kunſt!" — Die Freunde waren an den Ort gekommen, wo der Weg, den Reinhold zu nehmen gedachte, links ſich abſchied. „Hier wollen wir uns trennen," rief Reinhold, drückte Friedrich heftig und lange an ſeine Bruſt, ſchwang ſich aufs Pferd und jagte davon. Sprachlos ſtarrte ihm Friedrich nach und ſchlich dann, von den ſeltſamſten Gefühlen beſtürmt, nach Hauſe.

Wie Friedrich vom Meiſter Martin aus der Werkſtatt fortgejagt wurde.

Andern Tages arbeitete Meiſter Martin in mürriſchem Stillſchweigen an dem großen Faſſe für den Biſchof von Bamberg und auch Friedrich, der nun erſt Reinholds Scheiden recht bitter fühlte, vermochte kein Wort, viel weniger ein Lied herauszubringen. Endlich warf Martin den Schlegel beiſeite, ſchlug die Arme übereinander und ſprach mit geſenkter Stimme: „Der Reinhold iſt nun auch fort — es war ein vornehmer Maler und hat mich zum Narren gehalten mit ſeiner Küferei. — Hätte ich das nur ahnen können, als er mit dir in mein Haus kam und ſo anſtellig that, wie hätte ich ihm die Thür weiſen wollen. Solch ein offenes, ehrliches Geſicht und voll Lug und Trug im Innern! — nun, er iſt fort und nun wirſt du mit Treue und Redlichkeit an mir und dem Handwerk halten. Wer weiß, auf welche Weiſe du mir noch näher trittſt. Wenn du kein tüchtiger Meiſter geworden und Roſa dich mag — nun du verſtehſt mich und darfſt dich mühen um Roſas Gunſt." — Damit nahm er den Schlegel wieder zur Hand und arbeitete emſig weiter. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es kam, daß Martins Worte ſeine Bruſt zerſchnitten, daß eine ſeltſame Angſt in ihm aufſtieg und jeden Hoffnungsſchimmer verdüſterte. Roſa erſchien nach langer Zeit zum erſtenmal wieder in der Wertſtatt, aber tief in ſich gekehrt und, wie Friedrich zu ſeinem Grame bemerkte, mit rotverweinten Augen. Sie hat um ihn geweint, ſie liebt ihn doch wohl, ſo ſprach es in ſeinem Innern, und er vermochte nicht den Blick aufzuheben zu der, die er unausſprechlich liebte.

Das große Faß war fertig geworden, und nun erſt wurde Meiſter Martin, als er das wohlgelungene Stück Arbeit betrachtete, wieder luſtig und guter Dinge. „Ja, mein Sohn," ſprach er, indem er Friedrich auf die Schulter klopfte, „ja, mein Sohn, es bleibt dabei, gelingt es dir, Roſas Gunſt zu erwerben, und fertigſt du ein tüchtiges Meiſterſtück, ſo wirſt du mein Eidam. Und zur edlen Zunft der Meiſterſänger kannſt du dann auch treten und dir große Ehre gewinnen."

Meiſter Martins Arbeit häufte ſich nun über alle Maßen, ſo daß er zwei Geſellen annehmen mußte, tüchtige Arbeiter, aber rohe Burſchen, ganz entartet auf langer Wanderſchaft. Statt manches anmutig luſtigen Geſprächs hörte man jetzt in Meiſter Martins Werkſtatt gemeine Späße, ſtatt der lieblichen Geſänge Reinholds und Friedrichs häßliche Zotenlieder. Roſa vermied die Werkſtatt, ſo daß Friedrich ſie nur ſelten und flüchtig ſah. Wenn er dann in trüber Sehnſucht ſie anſchaute, wenn er ſeufzte: „Ach, liebe Roſa, wenn ich doch nur wieder mit Euch reden könnte, wenn Ihr wieder ſo freundlich wäret, als zu der Zeit, da Reinhold noch bei uns war," da ſchlug ſie verſchämt die Augen nieder und liſpelte: „Habt Ihr mir denn was zu ſagen, lieber Friedrich?" — Starr, keines Wortes mächtig, ſtand Friedrich dann da, und der ſchöne Augenblick war ſchnell entflohen, wie ein Blitz, der aufleuchtet im Abendrot und verſchwindet, als man ihn kaum gewahrt.

Meiſter Martin beſtand nun darauf, daß Friedrich ſein Meiſterſtück beginnen ſollte. Er hatte ſelbſt das ſchönſte reinſte Eichenholz, ohne die mindeſten Adern und Streifen, das ſchon über fünf Jahre im Holzvorrat gelegen, ausgeſucht, und niemand ſollte Friedrich zur Hand gehen als der alte Valentin. War indeſſen dem armen Friedrich durch die Schuld der rohen Geſellen das Handwerk immer mehr und mehr verleidet worden, ſo ſchnürte es ihm jetzt die Kehle zu, wenn er daran dachte, daß nun das Meiſterſtück auf immer über ſein Leben entſcheiden ſolle. Jene ſeltſame Angſt, die in ihm aufſtieg, als Meiſter Martin ſeine treue Anhänglichkeit an das Handwerk rühmte, geſtaltete ſich nun auf furchtbare Weiſe immer deutlicher und deutlicher. Er wußte es nun, daß er untergehen werde in Schmach bei einem Handwerk, das ſeinem von der Kunſt ganz erfüllten Gemüt von Grund aus widerſtrebte. Reinhold, Roſas Gemälde kam ihm nicht aus dem Sinn. Aber ſeine Kunſt erſchien ihm auch wieder in voller Glorie. Oft wenn das zerreißende Gefühl ſeines erbärmlichen Treibens ihn während der Arbeit übermannen wollte, rannte er, Krankheit vorſchützend, fort und hin nach St. Sebald. Da betrachtete er ſtundenlang Peter Viſchers wundervolles Monument und rief dann wie verzückt: „O Gott im Himmel, ſolch ein Werk zu denken — auszuführen, giebt es denn auf Erden Herrlicheres noch?“ Und wenn er nun zurückkehren mußte, zu ſeinen Dauben und Bänden und daran dachte, daß nur ſo Roſa zu erwerben, dann war es, als griffen glühende Krallen hinein in ſein blutendes Herz und er müſſe troſtlos vergehen in der ungeheuern Qual. In Träumen kam oft Reinhold und brachte ihm ſeltſame Zeichnungen zu künſtlicher Bildereiarbeit, in der Roſas Geſtalt auf wunderbare Weiſe, bald als Blume, bald als Engel mit Flügelein verflochten war. Aber es fehlte was daran, und er erſchaute, daß Reinhold in Roſas Geſtaltung das Herz vergeſſen, welches er nun hinzuzeichnete. Dann war es, als rührten ſich alle Blumen und Blätter des Werks ſingend und ſüße Düfte aushauchend, und die edlen Metalle zeigten ihm in funkelndem Spiegel Roſas Bildnis; als ſtrecke er die Arme ſehnſüchtig aus nach der Geliebten, als verſchwände das Bildnis, wie in düſtern Nebel, und ſie ſelbſt, die holde Roſa, drücke ihn voll ſeligen Verlangens an die liebende Bruſt. — Tötender und tötender wurde ſein Zuſtand bei der heilloſen Böttcherarbeit, da ſuchte er Troſt und Hilfe bei ſeinem alten Meiſter Johannes Holzſchuer. Der erlaubte, daß Friedrich in ſeiner Werkſtatt ein Werklein beginnen durfte, das er erdacht und wozu er ſeit langer Zeit den Lohn des Meiſters Martin erſpart hatte, um das dazu nötige Gold anſchaffen zu können. So geſchah es, daß Friedrich, deſſen totenbleiches Geſicht das Vorgeben, wie er von einer zehrenden Krankheit befallen, glaublich machte, beinahe gar nicht in der Werkſtatt arbeitete und Monate vergingen, ohne daß er ſein Meiſterſtück, das große zweifuderige Faß, nur im mindeſten förderte. Meiſter Martin ſetzte ihm hart zu, daß er doch wenigſtens ſo viel, als es ſeine Kräfte erlauben wollten, arbeiten möge, und Friedrich war freilich gezwungen, wieder einmal an den verhaßten Haublock zu gehen und das Lenkbeil zur Hand zu nehmen. Indem er arbeitete, trat Meiſter Martin hinzu und betrachtete die bearbeiteten Stäbe, da wurde er aber ganz rot im Geſicht und rief: „Was iſt das? — Friedrich, welche Arbeit! hat die Stäbe ein Geſelle gelenkt, der Meiſter werden will, oder ein einfältiger Lehrburſche, der vor drei Tagen in die Werkſtatt hineingerochen? — Friedrich, beſinne dich, welch ein Teufel iſt in dich gefahren und hudelt dich? — mein ſchönes Eichenholz, das Meiſterſtück! ei du ungeſchickter, unbeſonnener Burſche.“ Überwältigt von allen Qualen der Hölle, die in ihm brannten, konnte Friedrich nicht länger an ſich halten, er warf das Lenkbeil weit von ſich und rief: „Meiſter! — es iſt nun alles aus — nein, und wenn es mir das Leben koſtet, wenn ich vergehen ſoll in namenloſem Elend — ich kann nicht mehr — nicht mehr arbeiten im ſchnöden Handwerk, da es mich hinzieht zu meiner herrlichen Kunſt mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ach, ich liebe Eure Roſa unausſprechlich, wie ſonſt keiner auf Erden es vermag — nur um ihretwillen habe ich ja hier die gehäſſige Arbeit getrieben — ich habe ſie nun verloren, ich weiß es, ich werde auch bald dem Gram um ſie erliegen, aber es iſt nicht anders, ich kehre zurück zu meiner herrlichen Kunſt, zu meinem würdigen alten Meiſter Johannes Holzſchuer, den ich ſchändlich verlaſſen.“ — Meiſter Martins Augen funkelten wie flammende Kerzen. Kaum der Worte mächtig vor Wut, ſtotterte er: „Was — auch du? — Lug und Trug? — mich hintergangen — ſchnödes Handwerk? — Küferei? — fort aus meinen Augen, ſchändlicher Burſche, — fort mit dir!“ — Und damit packte Meiſter Martin den armen Friedrich bei den Schultern und warf ihn zur Werkſtatt hinaus. Das Hohngelächter der rohen Geſellen und der Lehrburſchen folgte ihm nach. Nur der alte Valentin faltete die Hände, ſah gedankenvoll vor ſich hin und ſprach: „Gemerkt habe ich wohl, daß der gute Geſelle höheres im Sinn trug, als unſre Fäſſer.“ Frau Marthe weinte ſehr und ihre Buben ſchrieen und jammerten um Friedrich, der mit ihnen freundlich geſpielt und manches gute Stück Backwerk ihnen zugetragen hatte.

Beſchluß.

So zornig nun auch Meiſter Martin auf Reinhold und Friedrich ſein mochte, geſtehen mußte er doch ſich ſelbſt, daß mit ihnen alle Freude, alle Luſt aus der Werkſtatt gewichen. Von den neuen Geſellen erfuhr er täglich nichts als Ärgernis und Verdruß. Um jede Kleinigkeit mußte er ſich kümmern und hatte Mühe und Not, daß nur die geringſte Arbeit gefördert wurde nach ſeinem Sinn. Ganz erdrückt von den Sorgen des Tages ſeufzte er dann oft: „Ach Reinhold, ach Friedrich, hättet ihr mich doch nicht ſo ſchändlich hintergangen, wäret ihr doch nur tüchtige Küfer geblieben!“ Es kam ſo weit, daß er oft mit dem Gedanken kämpfte, alle Arbeit gänzlich aufzugeben.

In ſolch düſterer Stimmung ſaß er einſt am Abend in ſeinem Hauſe, als Herr Jakobus Paumgartner und mit ihm Meiſter Johannes Holzſchuer ganz unvermutet eintraten. Er merkte wohl, daß nun von Friedrich die Rede ſein würde, und in der That lenkte Herr Paumgartner ſehr bald das Geſpräch auf ihn, und Meiſter Holzſchuer fing an, den Jüngling auf alle nur mögliche Art zu preiſen. Er meinte, gewiß ſei es, daß bei ſolchem Fleiß, bei ſolchen Gaben Friedrich nicht allein ein trefflicher Goldſchmied werden, ſondern auch als herrlicher Bildgießer geradezu in Peter Viſchers Fußſtapfen treten müßte. Nun begann Herr Paumgartner heftig über das unwürdige Betragen zu ſchelten, das der arme Geſelle von Meiſter Martin erlitten, und beide drangen darauf, daß, wenn Friedrich ein tüchtiger Goldſchmied und Bildgießer geworden, er ihm Roſa, falls nämlich dieſe dem von Liebe ganz durchdrungenen Friedrich hold ſei, zur Hausfrau geben ſolle. Meiſter Martin ließ beide ausreden, dann zog er ſein Käpplein ab und ſprach lächelnd: „Ihr lieben Herren nehmt euch des Geſellen wacker an, der mich auf ſchändliche Weiſe hintergangen hat. Doch will ich ihm das verzeihen, verlangt indeſſen nicht, daß ich um ſeinetwillen meinen feſten Entſchluß ändere, mit Roſa iſt es nun einmal ganz und gar nichts.“ In dieſem Augenblick trat Roſa hinein, leichenblaß mit verweinten Augen, und ſetzte ſchweigend Trinkgläſer und Wein auf den Tiſch. „Nun,“ begann Herr Holzſchuer, „nun ſo muß ich denn wohl dem armen Friedrich nachgeben, der ſeine Heimat verlaſſen will auf immer. Er hat ein ſchönes Stück Arbeit gemacht bei mir, das will er, wenn Ihr es, lieber Meiſter, erlaubt, Eurer Roſa verehren zum Gedächtnis, ſchaut es nur an.“ Damit holte Meiſter Holzſchuer einen kleinen, überaus künſtlich gearbeiteten ſilbernen Pokal hervor und reichte ihn dem Meiſter Martin hin, der, großer Freund von köſtlicher Gerätſchaft, ihn nahm und wohlgefällig von allen Seiten beäugelte. In der That konnte man auch kaum herrlichere Silberarbeit ſehen als eben dies kleine Gefäß. Zierliche Ranken von Weinblättern und Roſen ſchlangen ſich rings herum, und aus den Roſen, aus den brechenden Knoſpen ſchauten liebliche Engel, ſo wie inwendig auf dem vergoldeten Boden ſich anmutig liebkoſende Engel graviert waren. Goß man nun hellen Wein in den Pokal, ſo war es, als tauchten die Engelein auf und nieder in lieblichem Spiel. „Das Gerät,“ ſprach Meiſter Martin, „iſt in der That gar zierlich gearbeitet, und ich will es behalten, wenn Friedrich in guten Goldſtücken den zwiefachen Wert von mir annimmt.“ Dies ſprechend füllte Meiſter Martin den Pokal und ſetzte ihn an den Mund. In demſelben Augenblick öffnete ſich leiſe die Thür, und Friedrich, den tötenden Schmerz ewiger Trennung von dem Liebſten auf Erden im leichenblaſſen Antlitz, trat in dieſelbe. Sowie Roſa ihn gewahrte, ſchrie ſie laut auf mit ſchneidendem Ton: „O, mein liebſter Friedrich,“ und ſtürzte ihm halb entſeelt an ſeine Bruſt. Meiſter Martin ſetzte den Pokal ab, und als er Roſa in Friedrichs Armen erblickte, riß er die Augen weit auf, als ſähe er Geſpenſter. Dann nahm er ſprachlos den Pokal wieder und ſchaute hinein. Dann raffte er ſich vom Stuhl in die Höhe und rief mit ſtarker Stimme: „Roſa — Roſa, liebſt du den Friedrich?“ — „Ach,“ liſpelte Roſa, „ach, ich kann es ja nicht länger verhehlen, ich liebe ihn wie mein Leben, das Herz wollte mir ja brechen, als Ihr ihn verſtießt.“ — „So umarme deine Braut, Friedrich — ja, ja, deine Braut,“ rief Meiſter Martin. Paumgartner und Holzſchuer ſchauten ſich ganz verwirrt vor Erſtaunen an, aber Meiſter Martin ſprach weiter, den Pokal in den Händen: „O, du Herr des Himmels, iſt denn nicht alles ſo gekommen, wie die Alte es geweisſagt? Ein glänzend Häuslein wird er bringen, würz'ge Fluten treiben drin, blanke Englein gar luſtig ſingen — das Häuslein mit güld'nem Prangen, der hat's ins Haus getrag'n, den wirſt du ſüß umfangen, darfſt nicht den Vater frag'n, iſt dein Bräutigam minniglich! — o, ich blöder Thor! das iſt das glänzende Häuslein, die Engel — der Bräutigam — hei, hei, ihr Herren, nun iſt alles gut, alles gut, der Eidam iſt gefunden!“

Weſſen Sinn jemals ein böſer Traum verwirrte, daß er glaubte, in tiefer ſchwarzer Grabesnacht zu liegen, und nun erwacht er plötzlich im hellen Frühling voll Duft, Sonnenglanz, und die, die ihm die liebſte auf Erden, iſt gekommen und hat ihn umſchlungen und er ſchaut in den Himmel ihres holden Antlitzes, wem das jemals geſchah, der begreift es, wie Friedrich zu Mute war, der faßt ſeine überſchwengliche Seligkeit. Keines Wortes mächtig, hielt er Roſa feſt in ſeinen Armen, als wolle er ſie nimmer laſſen, bis ſie ſich ſanft von ihm loswand und ihn hinführte zum Vater. Da rief er: „O mein liebſter Meiſter, iſt es denn auch wirklich ſo? — Roſa gebt Ihr mir zur Hausfrau und ich darf zurückkehren zu meiner Kunſt?“ — „Ja, ja!“ ſprach Meiſter Martin, „glaube es doch nur, kann ich denn anders thun, da du die Weisſagung der alten Großmutter erfüllt haſt? — Dein Meiſterſtück bleibt nun liegen.“ Da lächelte Friedrich ganz verklärt von Wonne und ſprach: „Nein, lieber Meiſter, iſt es Euch recht, ſo vollende ich nun mit Luſt und Mut mein tüchtiges Faß als meine letzte Küferarbeit und kehre dann zurück zum Schmelzofen.“ — „O, du mein guter, braver Sohn,“ rief Meiſter Martin, dem die Augen funkelten vor Freude, „ja, dein Meiſterſtück fertige, und dann giebt's Hochzeit.“

Friedrich hielt redlich ſein Wort, er vollendete das zweifuderige Faß, und alle Meiſter erklärten, ein ſchöneres Stück Arbeit ſei nicht leicht gefertigt worden, worüber dann Meiſter Martin gar innig ſich freute und überhaupt meinte, einen trefflichern Eidam hätte ihm die Fügung des Himmels gar nicht zuführen können.

Der Hochzeitstag war endlich herangekommen, Friedrichs Meiſterfaß, mit edlem Wein gefüllt und mit Blumen bekränzt, ſtand auf dem Flur des Hauſes aufgerichtet, die Meiſter des Gewerks, den Ratsherrn Jakobus

Paumgartner an der Spitze, fanden ſich ein mit ihren Hausfrauen, denen die Meiſter Goldſchmiede folgten. Eben wollte ſich der Zug nach der St. Sebalduskirche begeben, wo das Paar getraut werden ſollte, als Trompetenſchall auf der Straße erklang und vor Martins Hauſe Pferde wieherten und ſtampften. Meiſter Martin eilte an das Erkerfenſter. Da hielt vor dem Hauſe Herr Heinrich von Spangenberg, in glänzenden Feſtkleidern und einige Schritte hinter ihm auf einem mutigen Roſſe ein junger, hochherrlicher Ritter, das funkelnde Schwert an der Seite, hohe bunte Federn auf dem mit ſtrahlenden Steinen beſetzten Barett. Neben dem Ritter erblickte Herr Martin eine wunderſchöne Dame, ebenfalls herrlich gekleidet, auf einem Zelter, deſſen Farbe friſchgefallener Schnee war. Pagen und Diener in bunten glänzenden Röcken bildeten einen Kreis rings umher. Die Trompeten ſchwiegen, und der alte Herr von Spangenberg rief herauf: „Hei, hei, Meiſter Martin, nicht Eures Weinkellers, nicht Eurer Goldbatzen halber komme ich her, nur weil Roſas Hochzeit iſt; wollt Ihr mich einlaſſen, lieber Meiſter?" — Meiſter Martin erinnerte ſich wohl ſeiner Worte, ſchämte ſich ein wenig und eilte herab, den Junker zu empfangen. Der alte Herr ſtieg vom Pferde und trat grüßend ins Haus. Pagen ſprangen herbei, auf deren Armen die Dame herabglitt vom Pferde, der Ritter bot ihr die Hand und folgte dem alten Herrn. Aber ſowie Meiſter Martin den jungen Ritter anblickte, prallte er drei Schritt zurück, ſchlug die Hände zuſammen und rief: „O Herr des Himmels! — Konrad!" — Der Ritter ſprach lächelnd: „Ja wohl, lieber Meiſter, bin ich Euer Geſelle Konrad. Verzeiht mir nur die Wunde, die ich Euch beigebracht. Eigentlich, lieber Meiſter, mußte ich Euch totſchlagen, das werdet Ihr wohl einſehen, aber nun hat ſich ja alles ganz anders gefügt." Meiſter Martin erwiderte ganz verwirrt, es ſei doch beſſer, daß er nicht totgeſchlagen worden, aus dem bißchen Ritzen mit dem Lenkbeil habe er ſich gar nichts gemacht. Als Martin nun mit den neuen Gäſten eintrat in das Zimmer, wo die Brautleute mit den übrigen verſammelt waren, geriet alles in ein frohes Erſtaunen über die ſchöne Dame, die der holden Braut ſo auf ein Haar glich, als ſei es ihre Zwillingsſchweſter. Der Ritter nahte ſich mit edlem Anſtande der Braut und ſprach: „Erlaubt, holda Roſa, daß Konrad Euerm Ehrentag beiwohne. Nicht wahr, Ihr zürnt nicht mehr auf den wilden, unbeſonnenen Geſellen, der Euch beinahe großes Leid bereitet?" Als nun aber Braut und Bräutigam und der Meiſter Martin ſich ganz verwundert und verwirrt anſchauten, rief der alte Herr von Spangenberg: „Nun, nun, ich muß euch wohl aus dem Traume helfen. Das iſt mein Sohn Konrad, und hier mögt ihr ſeine liebe Hausfrau, ſowie die holde Braut, Roſa geheißen, ſchauen. Erinnert Euch, Meiſter Martin, unſeres Geſprächs. Als ich Euch frug, ob Ihr auch meinem Sohne Eure Roſa verweigern würdet, das hatte wohl einen beſonderen Grund. Ganz toll war der Junge in Eure Roſa verliebt, er brachte mich zu dem Entſchluß, alle Rückſicht aufzugeben, ich wollte den Freiwerber machen. Als ich ihm aber ſagte, wie ſchnöde Ihr mich abgefertigt, ſchlich er ſich auf ganz unſinnige Weiſe bei euch ein als Küfer, um Roſas Gunſt zu erwerben und ſie Euch dann wohl gar zu entführen. Nun! — Ihr habt ihn geheilt mit dem tüchtigen Hiebe übern Rücken! — Habt Dank dafür, zumal er ein edles Fräulein fand, die wohl am Ende die Roſa ſein mochte, die eigentlich in ſeinem Herzen war von Anfang an."

Die Dame hatte unterdeſſen mit anmutiger Milde die Braut begrüßt und ihr ein reiches Perlenhalsband als Hochzeitsgabe eingehängt. „Sieh, liebe Roſa," ſprach ſie dann, indem ſie einen ganz verdorrten Strauß aus den blühenden Blumen, die an ihrer Bruſt prangten, hervorholte, „ſieh, liebe Roſa, das ſind die Blumen, die du einſt meinem Konrad gabſt als Kampfpreis, getreu hat er ſie bewahrt, bis er mich ſah, da wurde er dir untreu und hat ſie mir verehrt, ſei deshalb nicht böſe!" Roſa, hohes Rot auf den Wangen, verſchämt die Augen niederſchlagend, ſprach: „Ach, edle Frau, wie mögt Ihr doch ſo ſprechen, konnte denn wohl der Junker jemals mich armes Mägdlein lieben? Ihr allein wart ſeine Liebe, und weil ich nun eben auch Roſa heiße und Euch, wie ſie hier ſagen, etwas ähnlich ſehen ſoll, warb er um mich, doch nur Euch meinend."

Zum zweitenmal wollte ſich der Zug in Bewegung ſetzen, als ein Jüngling eintrat, auf italiſche Weiſe, ganz in ſchwarzem, geriſſenem Samt gekleidet, mit zierlichem Spitzenkragen, und reiche goldene Ehrenketten um den Hals gehängt. „O Reinhold, mein Reinhold," ſchrie Friedrich und ſtürzte dem Jüngling an die Bruſt. Auch die Braut und Meiſter Martin riefen und jauchzten: „Reinhold, unſer wackerer Reinhold iſt gekommen." „Habe ich's dir nicht geſagt," ſprach Reinhold, die Umarmung feurig erwidernd, „habe ich's dir nicht geſagt, mein herzlieber Freund, daß ſich noch alles gar herrlich für dich fügen könnte? — Laß mich deinen Hochzeitstag mit dir feiern, weit komme ich deshalb her, und zum ewigen Gedächtnis hänge das Gemälde in deinem Hauſe auf, das ich für dich gemalt und dir mitgebracht." Damit rief er heraus, und zwei Diener brachten ein großes Bild in einem prächtigen goldenen Rahmen hinein, das den Meiſter Martin in ſeiner Werkſtatt mit ſeinen Geſellen Reinhold, Friedrich und Konrad darſtellte, wie ſie an dem großen Faß arbeiten und die holde Roſa eben hineinſchreitet. Alles geriet in Erſtaunen über die Wahrheit, über die Farbenpracht des Kunſtwerks. „Ei," ſprach Friedrich lächelnd, „das iſt wohl dein Meiſterſtück als Küfer, das meinige liegt dort unten im Flur, aber bald ſchaffe ich ein andres." „Ich weiß alles," erwiderte Reinhold, „und preiſe dich glücklich. Halte nur feſt an deiner Kunſt, die auch wohl mehr Hausweſen und dergleichen leiden mag als die meinige." —

Bei dem Hochzeitsmahl ſaß Friedrich zwiſchen den beiden Roſen, ihm gegenüber aber Meiſter Martin, zwiſchen Konrad und Reinhold. Da füllte Herr Paumgartner Friedrichs Pokal bis an den Rand mit edlem Wein und trank auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen. Dann ging der Pokal herum, und zuerſt der edle Junker Heinrich von Spangenberg, nach ihm aber alle ehrſamen Meiſter, wie ſie zu Tiſche ſaßen, leerten ihn auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen.

Peter Schlemihl's wunderbare Geſchichte.

Mitgeteilt von

Adelbert von Chamiſſo (1781—1838)

„Peter Schlemihls wunderbare Geſchichte" ſchrieb Chamiſſo 1813, während eines Landaufenthaltes, wie er ſelbſt ſagt, um ſich zu zerſtreuen und die Kinder ſeines Freundes, des Kriminalrats Jul. Ed. Hitzig (1780—1849) zu ergötzen. Das Buch wurde in faſt alle europäiſchen Sprachen überſetzt und in Deutſchland und England zu einem Volksbuche. Man glaubte in der Erzählung eine verborgene Bedeutung ſuchen zu müſſen. Viele meinten, der Dichter habe unter dem jüdiſch-deutſchen Worte Schlemihl d. h. Pechvogel, Unglückskind, ſich ſelbſt ſchildern wollen. Wie der Mann ohne Schatten durch die Umſtände immer wieder zum Bewußtſein ſeines Verluſtes gebracht wird, ſo laſtete in dem (1813) entbrannten Kampfe zwiſchen Frankreich und Deutſchland das Bewußtſein einer gewiſſen Vaterlandsloſigkeit ſchmerzlich drückend auf des Dichters Seele. Mit Frankreich fühlte er ſich durch Geburt und Stamm verbunden, Deutſcher war er durch Erziehung und Neigung geworden. Klagend rief er aus: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins!" Mit Freude nahm er daher den ihm 1815 gewordenen Antrag an, ſich einer ruſſiſchen Weltumſeglung als Naturforſcher anzuſchließen.

Soweit würde Chamiſſo's Schickſal mit der Erzählung ſtimmen.

Nun giebt aber er ſelbſt in einem Briefe an den Staatsrat Trinius in St.-Petersburg folgende Auskunft: „Ich hatte auf einer Reiſe Hut, Mantelſack, Handſchuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué frug, ob ich nicht auch meinen Schatten verloren hätte? Wir malten uns dies Schickſal aus. Ein anderes Mal ward in einem Buche von Lafontaine geblättert, wo ein ſehr gefälliger Mann in einer Geſellſchaft allerlei aus der Taſche zog, was eben gefordert wurde, — und ich meinte, wenn man dem Kerl ein gutes Wort gäbe, ſo zöge er auch noch Pferd und Wagen aus der Taſche. Nun war der Schlemihl fertig, und wie ich auf einmal auf dem Lande Langweile und Muße genug hatte, fing ich an zu ſchreiben."

An
Julius Eduard Hitzig

von

Adelbert von Chamiſſo.

Du vergiſſeſt niemanden, du wirſt dich noch eines gewiſſen Peter Schlemihl's erinnern, den du in früheren Jahren ein paar Mal bei mir geſehen haſt, ein langbeiniger Burſche, den man ungeſchickt glaubte, weil er linkiſch war, und der wegen ſeiner Trägheit für faul galt. Ich hatte ihn lieb, — du kannſt nicht vergeſſen haben, Eduard, wie er uns einmal in unſerer grünen Zeit durch die Sonette lief; ich brachte ihn mit auf einen der poetiſchen Thee's, wo er mir noch während des Schreibens einſchlief, ohne das Leſen abzuwarten. Nun erinnere ich mich auch eines Witzes, den du auf ihn machteſt. Du hatteſt ihn nämlich ſchon, Gott weiß wo und wann, in einer alten ſchwarzen Kurtka geſehen, die er freilich damals noch immer trug und ſagteſt: „Der ganze Kerl wäre glücklich zu ſchätzen, wenn ſeine Seele nur halb ſo unſterblich wäre, als ſeine Kurtka." — So wenig galt er bei euch. — Ich hatte ihn lieb. — Von dieſem Schlemihl nun, den ich ſeit langen Jahren aus dem Geſicht verloren hatte, rührt das Heft her, das ich dir mitteilen will. — Dir nur, Eduard, meinem nächſten, innigſten Freunde, meinem beſſeren Ich, vor dem ich kein Geheimnis verwahren kann, teile ich es mit, nur dir und, es verſteht ſich von ſelbſt, unſerm Fouqué, gleich dir in meiner Seele eingewurzelt — aber in ihm teile ich es bloß dem Freunde mit, nicht dem Dichter. — Ihr werdet einſehen, wie unangenehm es mir ſein würde, wenn etwa die Beichte, die ein ehrlicher Mann im Vertrauen auf meine Freundſchaft und Redlichkeit an meiner Bruſt ablegt, in einem Dichterwerke an den Pranger geheftet würde, oder nur wenn überhaupt unheilig verfahren würde, wie mit einem Erzeugnis ſchlechten Witzes, mit einer Sache, die das nicht iſt und ſein darf. Freilich muß ich ſelbſt geſtehen, daß es um die Geſchichte ſchade iſt, die unter des guten Mannes Feder nur albern geworden, daß ſie nicht von einer geſchickteren fremden Hand in ihrer ganzen komiſchen Kraft dargeſtellt werden kann. — Was würde nicht Jean Paul daraus gemacht haben! — Uebrigens, lieber Freund, mögen hier manche genannt ſein, die noch leben; auch das will beachtet ſein. —

Noch ein Wort über die Art, wie dieſe Blätter an mich gelangt ſind. Geſtern früh bei meinem Erwachen gab man ſie mir ab, — ein wunderlicher Mann, der einen langen, grauen Bart trug, eine ganz abgenutzte ſchwarze Kurtka an hatte, eine botaniſche Kapſel darüber umgehangen, und bei dem feuchten, regnichten Wetter, Pantoffeln über ſeine Stiefel, hatte ſich nach mir erkundigt und dieſes für mich hinterlaſſen; er hatte, aus Berlin zu kommen, vorgegeben. — — —

Kunersdorf, den 27. September 1813.

Adelbert von Chamiſſo.

P. S. Ich lege dir eine Zeichnung bei, die der kunſtreiche Leopold, der eben an ſeinem Fenſter ſtand, von der auffallenden Erſcheinung entworfen hat. Als er den Wert, den ich auf dieſe Skizze legte, geſehen, hat er ſie mir gerne geſchenkt.

An
meinen alten Freund Peter Schlemihl.

Da fällt nun deine Schrift nach vielen Jahren
Mir wieder in die Hand, und — wunderſam! —
Der Zeit gedenk' ich, wo wir Freunde waren,
Als erſt die Welt uns in die Schule nahm.
Ich bin ein alter Mann in grauen Haaren,
Ich überwinde ſchon die falſche Scham,
Ich will mich deinen Freund wie eh'mals nennen
Und mich als ſolchen vor der Welt bekennen.

Mein armer, armer Freund, es hat der Schlaue
Mir nicht, wie dir, ſo übel mitgeſpielt;
Geſtrebet hab' ich und gehofft ins Blaue,
Und gar am Ende wenig nur erzielt;
Doch ſchwerlich wird berühmen ſich der Graue,
Daß er mich jemals feſt am Schatten hielt;
Den Schatten hab' ich, der mir angeboren,
Ich habe meinen Schatten nie verloren.

Mich traf, obgleich unſchuldig wie das Kind,
Der Hohn, den ſie für deine Blöße hatten.
Ob wir einander denn ſo ähnlich ſind?!
Sie ſchrie'n mir nach: Schlemihl, wo iſt dein Schatten?
Und zeigt' ich den, ſo ſtellten ſie ſich blind
Und konnten gar zu lachen nicht ermatten.
Was hilft es denn! man trägt es in Geduld
Und iſt noch froh, fühlt man ſich ohne Schuld.

Und was iſt denn der Schatten? möcht ich fragen,
Wie man ſo oft mich ſelber ſchon gefragt,
So überſchwänglich hoch es anzuſchlagen,
Wie ſich die arge Welt es nicht verſagt?
Das giebt ſich ſchon nach neunzehn tauſend Tagen
Die, Weisheit bringend, über uns getagt;
Die wir dem Schatten Weſen ſonſt verliehen,
Seh'n Weſen jetzt als Schatten ſich verziehen.

Wir geben uns die Hand darauf, Schlemihl,
Wir ſchreiten zu, und laſſen es beim alten.
Wir kümmern uns um alle Welt nicht viel,
Es deſto feſter mit uns ſelbſt zu halten;
Wir gleiten ſo ſchon näher unſerm Ziel,
Ob jene lachten, ob die andern ſchalten,
Nach allen Stürmen wollen wir im Hafen
Doch ungeſtört geſunden Schlafes ſchlafen.

Berlin, Auguſt 1834.

Adelbert von Chamiſſo.

I.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich ſehr beſchwerlichen Seefahrt, erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote an's Land kam, belud ich mich ſelbſt mit meiner kleinen Habſeligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, ging ich in das nächſte, geringſte Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen ſah. Ich begehrte ein Zimmer, der Hausknecht maß mich mit einem Blicke und führte mich unter's Dach. Ich ließ mir friſches Waſſer geben, und genau beſchreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzuſuchen habe: — „Vor dem Norderthor, das erſte Landhaus zur rechten Hand, ein großes, neues Haus, von rot und weißem Marmor mit vielen Säulen." Gut. — Es war noch früh an der Zeit, ich ſchnürte ſogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten ſchwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine beſten Kleider, ſteckte das Empfehlungsſchreiben zu mir, und ſetzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne der mir bei meinen beſcheidenen Hoffnungen förderlich ſein ſollte.

Nachdem ich die lange Norderſtraße hinaufgeſtiegen, und das Thor erreicht, ſah ich bald die Säulen durch das Grüne ſchimmern; — „alſo hier," dacht' ich. Ich wiſchte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, ſetzte mein Halstuch in Ordnung, und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür ſprang auf. Auf dem Flur hatte ich ein Verhör zu beſtehen, der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John — mit einer kleinen Geſellſchaft ſich erging. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze ſeiner wohlbeleibten Selbſtzufriedenheit. Er empfing mich ſehr gut — wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte ſich ſogar gegen mich, ohne ſich jedoch von der übrigen Geſellſchaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. — „So, ſo! von meinem Bruder; ich habe lange nichts von ihm gehört. Er iſt doch geſund? — Dort," fuhr er gegen die Geſellſchaft fort, ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel, „dort laß ich das neue Gebäude aufführen."

Er brach das Siegel auf und das Geſpräch nicht ab, das ſich auf den Reichtum lenkte. „Wer nicht Herr iſt wenigſtens einer Million," warf er hinein, „der iſt, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!" „O wie wahr!" rief ich aus mit vollem überſtrömenden Gefühl. Das mußte ihm gefallen, er lächelte mich an und ſagte: „Bleiben Sie hier, lieber Freund, nachher habe ich vielleicht Zeit, Ihnen zu ſagen, was ich hiezu denke," er deutete auf den Brief, den er ſodann einſteckte, und wandte ſich wieder zu der Geſellſchaft. — Er bot einer jungen Dame den Arm, andere Herren bemühten ſich um andere Schönen, es fand ſich, was ſich paßte, und man wallte dem roſenumblühten Hügel zu.

Ich ſchlich hinterher, ohne jemandem beſchwerlich zu fallen; denn keine Seele bekümmerte ſich weiter um mich. Die Geſellſchaft war ſehr aufgeräumt, es ward getändelt und geſcherzt, man ſprach zuweilen von leichtſinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtſinnig, und gemächlich erging beſonders der Witz über abweſende Freunde und deren Verhältniſſe. Ich war da zu fremd, um von alle dem vieles zu verſtehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf ſolche Rätſel zu haben.

Wir hatten den Roſenhain erreicht. Die ſchöne Fanny, wie es ſchien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigenſinn einen blühenden Zweig ſelbſt brechen, ſie verletzte ſich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Roſen, floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieſes Ereignis brachte die ganze Geſellſchaft in Bewegung. Es wurde Engliſch Pflaſter geſucht. Ein ſtiller, dünner, hagerer, länglichter, ältlicher Mann, der neben mit ging, und den ich noch nicht bemerkt hatte, ſteckte ſogleich die Hand in die knapp anliegende Schoßtaſche ſeines altfränkiſchen, grautaffentnen Rockes, brachte eine kleine Brieftaſche daraus hervor, öffnete ſie, und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerkſamkeit für den Geber und ohne Dank; die Wunde ward verbunden, und man ging weiter den Hügel hinan, von deſſen Rücken man die weite Ausſicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ocean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erſchien am Horizont zwiſchen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!" rief John, und noch bevor das auf den Ruf erſcheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, beſcheiden ſich verneigend, die Hand ſchon in die Rocktaſche geſteckt, daraus einen ſchönen Dollond hervorgezogen und es dem Herrn John eingehändigt. Dieſer, es ſogleich an das Auge bringend, benachrichtigte die Geſellſchaft, es ſei das Schiff, das geſtern ausgelaufen, und das widrige Winde im Angeſicht des Hafens zurücke hielten. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand und nicht wieder in die des Eigentümers; ich aber ſah verwundert den Mann an, und wußte nicht, wie die große Maſchine aus der winzigen Taſche herausgekommen war; es ſchien aber niemandem aufgefallen zu ſein, und man bekümmerte ſich nicht mehr um den grauen Mann, als um mich ſelber.

Erfriſchungen wurden gereicht, das ſeltenſte Obſt aller Zonen in den koſtbarſten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anſtand und richtete da zum zweiten Mal ein Wort an mich: „Eſſen Sie nur, das haben Sie auf der See nicht gehabt." Ich verbeugte mich, aber er ſah es nicht; er ſprach ſchon mit jemand anderem.

Man hätte ſich gern auf dem Raſen, am Abhange des Hügels, der ausgeſpannten Landſchaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht geſcheut. Es wäre göttlich, meinte wer aus der Geſellſchaft, wenn man türkiſche Teppiche hätte, ſie hier auszubreiten. Der Wunſch war nicht ſobald ausgeſprochen, als ſchon der Mann im grauen Rock die Hand in der Taſche hatte, und mit beſcheidener, ja demütiger Geberde einen reichen, golddurchwirkten türkiſchen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müſſe es ſo ſein, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Geſellſchaft nahm ohne Umſtände Platz darauf; ich wiederum ſah betroffen den Mann, die Taſche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wiſſend, was ich dazu denken ſollte, beſonders da niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufſchluß über den Mann gehabt und gefragt, wer er ſei, nur wußte ich nicht, an wen ich mich richten ſollte; denn ich fürchtete mich faſt noch mehr vor den Herren Bedienten, als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Anſehen ſchien als die andern, und der öfter allein geſtanden hatte. Ich bat ihn leiſe, mir zu ſagen, wer der gefällige Mann ſei dort im grauen Kleide. — „Dieſer, der wie ein Ende Zwirn ausſieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen iſt?" Ja, der allein ſteht — „den kenne ich nicht," gab er mir zur Antwort, und, wie es ſchien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandte er ſich weg und ſprach von gleichgiltigen Dingen mit einem andern.

Die Sonne fing jetzt ſtärker zu ſcheinen an und ward den Damen beſchwerlich; die ſchöne Fanny richtete nachläſſig an den grauen Mann, den, ſo viel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die leichtſinnige Frage: ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei ſich habe? Er beantwortete ſie durch eine tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte ſchon die Hand in der Taſche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eiſenwerk, kurz alles, was zu dem prachtvollſten Luſtzelt gehört, herauskommen ſah. Die jungen Herren halfen es ausſpannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs — und keiner fand noch etwas Außerordentliches darin. —

Mir war ſchon lange unheimlich, ja graulich zu Mute; wie ward mir vollends, als beim nächſt ausgeſprochenen Wunſch ich ihn noch aus ſeiner Taſche drei Reitpferde, ich ſage dir, drei ſchöne, große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen ſah! — denke dir, um Gotteswillen! drei geſattelte Pferde noch aus derſelben Taſche, woraus ſchon eine Brieftaſche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Luſtzelt von derſelben Größe, und alle dazu gehörigen Stangen und Eiſen, herausgekommen waren! — Wenn ich dir nicht beteuerte, es ſelbſt mit eigenen Augen angeſehen zu haben, würdeſt du es gewiß nicht glauben. —

So verlegen und demütig der Mann ſelbſt zu ſein ſchien, ſo wenig Aufmerkſamkeit ihm auch die andern ſchenkten, ſo ward mir doch ſeine blaſſe Erſcheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, ſo ſchauerlich, daß ich ſie nicht länger ertragen konnte.

Ich beſchloß, mich aus der Geſellſchaft zu ſtehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darinnen ſpielte, mir ein leichtes ſchien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder zu verſuchen und, wenn ich den Mut dazu fände, ihn über den ſeltſamen grauen Mann befragen. — Wäre es mir nur ſo zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich ſchon wirklich durch den Roſenhain, den Hügel hinab, glücklich geſchlichen, und befand mich auf einem freien Raſenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wegen durch's Gras gehend angetroffen zu werden, einen forſchenden Blick um mich warf. — Wie erſchrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen ſah. Er nahm ſogleich ſeinen Hut vor mir ab, und verneigte ſich ſo tief, als noch niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu ſein, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder und ſtand da in der Sonne mit bloßem Haupt, wie angewurzelt. Ich ſah ihn voller Furcht ſtier an, und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Er ſelber ſchien ſehr verlegen zu ſein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte ſich zu verſchiedenen Malen, trat näher und redete mich an mit leiſer, unſicherer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entſchuldigen, wenn ich es wage, ihn ſo unbekannter Weiſe aufzuſuchen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigſt —" — „Aber um Gotteswillen, mein Herr!" brach ich in meiner Angſt aus, „was kann ich für einen Mann thun, der —" wir ſtutzten beide, und wurden, wie mir deucht, rot.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in Ihrer Nähe zu befinden, habe ich, mein Herr, einige Mal — erlauben Sie, daß ich es Ihnen ſage — wirklich mit unausſprechlicher Bewunderung den ſchönen, ſchönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichſam mit einer gewiſſen edlen Verachtung, ohne ſelbſt darauf zu merken, von ſich werfen, den herrlichen Schatten da zu ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumutung. Sollten Sie ſich wohl nicht abgeneigt finden, mir dieſen Ihren Schatten zu überlaſſen?"

Er ſchwieg und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was ſollte ich aus dem ſeltſamen Antrag machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt ſein, dachte ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demut des ſeinigen beſſer paßte, erwiderte ich alſo:

„Ei, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Eurem eigenen Schatten genug? das heiße ich mir einen Handel von einer ganz abſonderlichen Sorte." Er fiel ſogleich wieder ein: „Ich habe in meiner Taſche manches, was dem Herrn nicht unwert ſcheinen möchte; für dieſen unſchätzbaren Schatten halte ich den höchſten Preis zu gering."

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Taſche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort, und ſuchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

„Aber, mein Herr verzeihen Sie Ihrem unterthänigſtem Knecht. Ich verſtehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut, wie könnte ich nur meinen Schatten — —" Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubnis, hier auf der Stelle dieſen edlen Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu ſtecken; wie ich das mache, ſei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlaſſe ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der

Taſche bei mir führe: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechſelpfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl nichts für Sie ſein: beſſer Fortunati Wünſchhütlein, neu und haltbar wieder reſtauriert; auch eine Glücksſäckel, wie der ſeine geweſen." — „Fortunati Glücksſäckel," fiel ich ihm in die Rede und wie groß meine Angſt auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen. —

„Belieben gnädigſt der Herr dieſen Säckel zu beſichtigen und zu erproben." Er ſteckte die Hand in die Taſche und zog einen mäßig großen, feſtgenähten Beutel, von ſtarkem Korduanleder, an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir ſelbigen ein. Ich griff hinein, und zog zehn Goldſtücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm ſchnell die Hand hin: „Topp! der Handel gilt, für den Beutel haben ſie meinen Schatten." Er ſchlug ein, kniete dann ungeſäumt vor mir nieder, und mit einer bewunderungswürdigen Geſchicklichkeit ſah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen leiſe vom Graſe löſen, aufheben, zuſammenrollen und falten und zuletzt einſtecken.

Er ſtand auf, verbeugte ſich noch einmal vor mir, nnd zog ſich dann nach dem Roſengebüſche zurück. Mich dünkte, ich hörte ihn da leiſe für ſich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren feſt, rund um mich herum war die Erde ſonnenhell, und in mir war noch keine Beſinnung.

II.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte, dieſen Ort zu verlaſſen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erſt meine Taſchen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals feſt, und verbarg ihn ſelbſt auf meiner Bruſt. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landſtraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu ging, hörte ich hinter mir ſchreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!" — Ich ſah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe ſich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren!" „Danke Mütterchen!" ich warf ihr ein Goldſtück für den wohlgemeinten Rat hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußte ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr ſeinen Schatten gelaſſen?" und gleich wieder darauf von ein paar Frauen: „Jeſus Maria! der arme Menſch hat keinen Schatten!" Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied ſehr ſorgfältig, in die Sonne zu gehen. Das ging aber nicht überall an, zum Beiſpiel nicht über die Breiteſtraße, die ich zunächſt durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich ſehe ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verriet mich mit großem Geſchrei der ſämtlichen litterariſchen Straßenjugend der Vorſtadt, welche ſofort mich zu rezenſieren und mit Kot zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit ſich zu nehmen, wenn ſie in die Sonne gingen." Um ſie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter ſie, und ſprang in einen Mietswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutſche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte ſchon die Ahnung in mir aufſteigen: daß, um ſo viel Gold auf Erden Verdienſt und Tugend überwiegt, um ſo viel der Schatten höher als ſelbſt das Gold geſchätzt werde; und wie ich früher den Reichtum meinem Gewiſſen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was ſollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch ſehr verſtört, als der Wagen vor meinem alten Wirtshauſe hielt; ich erſchrak über die Vorſtellung, nur noch jenes Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldſtücke hin und befahl, vor das vornehmſte Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich ſchickte den Kutſcher mit Gold weg, ließ mir die beſten Zimmer von vorn heraus anweiſen und verſchloß mich darin, ſo bald ich konnte.

Was denkeſt du, daß ich nun anfing? — O mein lieber Chamiſſo, ſelbſt vor dir es zu geſtehen, macht mich erröten. Ich zog den unglücklichen Säckel aus meiner Bruſt hervor, und mit einer Art Wut, die, wie eine flackernde Feuersbrunſt, ſich in mir durch ſich ſelbſt mehrte, zog ich Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und ſtreute es auf den Eſtrich, und ſchritt darüber hin, und ließ es klirren und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet ſelbſt auf das reiche Lager ſank und ſchwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich ſchloß meine Thür nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumte es mir von dir, es ward mir, als ſtünde ich hinter der Glasthüre deines kleinen Zimmers, und ſähe dich von da an deinem Arbeitstiſche zwiſchen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen ſitzen, vor dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeſchlagen, auf deinem Sopha lagen ein Band Goethe und der Zauberring, ich betrachtete dich lange und jedes Ding in deiner Stube, und dann dich wieder, du rührteſt dich aber nicht, du holteſt auch nicht Atem, du warſt tot.

Ich erwachte. Es ſchien noch ſehr früh zu ſein. Meine Uhr ſtand. Ich war wie zerſchlagen, durſtig und hungrig auch noch; ich hatte ſeit dem vorigen Morgen nichts gegeſſen. Ich ſtieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieſes Gold, an dem ich vorher mein thörichtes Herz geſättiget; nun wußte ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen ſollte. Es durfte nicht ſo liegen bleiben — ich verſuchte, ob es der Beutel wieder verſchlingen wollte — nein. Keines meiner Fenſter öffnete ſich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühſam und mit ſauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet ſtand, zu ſchleppen, um es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legte ich mich erſchöpft in einen Lehnſtuhl, und erwartete, daß ſich Leute im Hauſe zu regen anfingen. Ich ließ, ſobald es möglich war, zu eſſen bringen und den Wirt zu mir kommen.

Ich beſprach mit dieſem Manne die künftige Einrichtung meines Hauſes. Er empfahl mir für den näheren Dienſt um meine Perſon einen gewiſſen Bendel, deſſen treue und verſtändige Phyſiognomie mich gleich gewann. Derſelbe war's, deſſen Anhänglichkeit mich ſeither tröſtend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düſteres Los ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenloſen Knechten, Schuſtern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein, und kaufte beſonders viele Koſtbarkeiten und Edelſteine, um nur etwas des vielen aufgeſpeicherten Goldes los zu werden; es ſchien mir aber gar nicht, als könne der Haufen ſich vermindern.

Ich ſchwebte indes über meinen Zuſtand in den beängſtigendſten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür, und ließ abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beſchloß, ſo viel Mut ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends ſpät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und ſchlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hauſe. Erſt auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuſer, in deren Schutz ich ſoweit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt, mein Schickſal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erſpare mir, lieber Freund, die ſchmerzliche Wiederholung alles deſſen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefſte Mitleid, das ich ihnen einflößte; Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmütige Verachtung der Männer, beſonders ſolcher dicken, wohlbeleibten, die ſelbſt einen breiten Schatten warfen. Ein ſchönes, holdes Mädchen, die, wie es ſchien, ihre Eltern begleitete, indem dieſe bedächtig nur vor ihre Füße ſahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; ſie erſchrak ſichtbarlich, da ſie meine Schattenloſigkeit bemerkte, verhüllte ihr ſchönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf ſinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchſchnittenem Herzen zog ich mich ſchwankend in's Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häuſern halten, um meine Schritte zu ſichern, und erreichte langſam und ſpät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht ſchlaflos zu. Am andern Tage war meine erſte Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke ſuchen zu laſſen. Vielleicht ſollte es mir gelingen ihn wieder zu finden, und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen ſollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er ſchien Gewandtheit und Geſchick zu beſitzen, — ich ſchilderte ihm genau den Mann, in deſſen Beſitz ein Schatz ſich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual ſei. Ich ſagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn geſehen; beſchrieb ihm alle, die zugegen geweſen, und fügte dieſes Zeichen noch hinzu: er ſolle ſich nach einem Dollond'ſchen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkiſchen Teppich, nach einem Prachtluſtzelt, und endlich nach den ſchwarzen Reithengſten genau erkundigen, deren Geſchichte, ohne zu beſtimmen wie, mit der des rätſelhaften Mannes zuſammenhinge, welcher allen unbedeutend geſchienen, und deſſen Erſcheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerſtört hatte.

Wie ich ausgeredet, holte ich Gold her, eine Laſt, wie ich ſie kaum zu tragen vermochte, und legte Edelſteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Wert. „Bendel," ſprach ich, „dieſes ebnet viele Wege und macht vieles leicht, was unmöglich ſchien; ſei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, ſondern gehe und erfreue deinen

Herrn mit Nachrichten, auf denen ſeine alleinige Hoffnung beruht."

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von ſeinen Gäſten, er hatte alle geſprochen, wußte ſich nur entfernt an den Mann im grauen Rock zu erinnern. Der neue Teleſkop war da, und keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da, noch auf demſelben Hügel ausgebreitet und aufgeſchlagen; die Knechte rühmten den Reichtum ihres Herrn, und keiner wußte, von wannen dieſe neuen Koſtbarkeiten ihm zugekommen. Er ſelbſt hatte ſein Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wiſſe, woher er ſie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die ſie geritten, in ihren Ställen, und ſie prieſen die Freigebigkeit des Herrn John, der ſie ihnen an jenem Tag geſchenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendel's, deſſen raſcher Eifer und verſtändige Führung, auch bei ſo fruchtloſem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düſter, mich allein zu laſſen.

„Ich habe," hub er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgeſtattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigſten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geſchäfte ausging, wo ich ſo unglücklich geweſen. Die eigenen Worte des Mannes waren: „Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er „würde mich hier nicht mehr ſehen, da ich über's Meer gehe, und „ein günſtiger Wind mich ſo eben nach dem Hafen ruft. Aber über „Jahr und Tag werde ich die Ehre haben ihn ſelber aufzuſuchen „und ihm ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geſchäft „vorzuſchlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigſt, und verſichern „ihn meines Dankes." Ich frug ihn, wer er wäre, er ſagte aber, Sie kennten ihn ſchon."

„Wie ſah der Mann aus?" rief ich voller Ahnung. Und Bendel beſchrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, wie er getreu in ſeiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er ſich erkundigt. —

„Unglücklicher!" ſchrie ich händeringend, „das war er ja ſelbſt!" und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen." — „Ja, er war es, war es wirklich!" rief er erſchreckt aus, „und ich Verblendeter, Blödſinniger habe ihn nicht erkannt, und meinen Herren verraten!"

Er brach, heiß weinend, in die bitterſten Vorwürfe gegen ſich ſelber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir ſelber Mitleiden einflößen. Ich ſprach ihm Troſt ein, verſicherte ihn wiederholt, ich ſetzte keinen Zweifel in ſeine Treue, und ſchickte ihn alsbald nach dem Hafen, um womöglich die Spuren des ſeltſamen Mannes zu verfolgen. Aber an dieſem ſelben Morgen waren ſehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltſtrichen, alle nach anderen Küſten beſtimmt, und der graue Mann war ſpurlos wie ein Schatten verſchwunden.

III.

Was hülfen Flügel dem in eiſernen Ketten feſt Angeſchmiedeten? Er müßte dennoch, und ſchrecklicher verzweifeln. Ich lag, wie Fafner bei ſeinem Hort, fern von jedem menſchlichen Zuſpruch, bei meinem Golde, darbend, aber ich hatte nicht das Herz nach ihm, ſondern ich fluchte ihm, um deſſentwillen ich mich von allem Leben abgeſchnitten ſah. Bei mir allein mein düſteres Geheimnis hegend, fürchtete ich mich vor dem letzten meiner Knechte, den ich zugleich beneiden mußte; denn er hatte einen Schatten, er durfte ſich ſehen laſſen in der Sonne. Ich vertrauerte einſam in meinen Zimmern die Tage und Nächte, und Gram zehrte an meinem Herzen.

Noch einer härmte ſich unter meinen Augen ab, mein treuer Bendel hörte nicht auf ſich mit ſtillen Vorwürfen zu martern, daß er das Zutrauen ſeines gütigen Herrn betrogen, und jenen nicht erkannt, nach dem er ausgeſchickt war, und mit dem er mein trauriges Schickſal in enger Verflechtung denken mußte. Ich aber konnte ihm keine Schuld geben, ich erkannte in dem Ereignis die fabelhafte Natur des Unbekannten.

Nichts unverſucht zu laſſen, ſchickte ich einſt Bendel mit einem koſtbaren brillantenen Ring zu dem berühmteſten Maler der Stadt, den ich, mich zu beſuchen, einladen ließ. Er kam, ich entfernte meine Leute, verſchloß die Thür, ſetzte mich zu dem Mann, und nachdem ich ſeine Kunſt geprieſen, kam ich mit ſchwerem Herzen zur Sache, ich ließ ihn zuvor das ſtrengſte Geheimnis geloben.

„Herr Profeſſor," fuhr ich fort, „könnten Sie wohl einen Menſchen, der auf die unglücklichſte Weiſe von der Welt um ſeinen Schatten gekommen iſt, einen falſchen Schatten malen?" — — „Sie meinen einen Schlagſchatten?" — „Den meine ich allerdings." — „Aber," frug er mich weiter, „durch welche Ungeſchicklichkeit, durch welche Nachläſſigkeit konnte er denn ſeinen Schlagſchatten verlieren?" — „Wie es kam," erwiederte ich, „mag nun ſehr gleichgültig ſein, doch ſo viel," log ich ihm unverſchämt vor: „In Rußland, wo er im vorigen Winter ein Reiſe that, fror ihm einmal, bei einer außerordentlichen Kälte, ſein Schatten dergeſtalt am Boden feſt, daß er ihn nicht wieder losbekommen konnte."

„Der falſche Schlagſchatten, den ich ihm malen könnte," erwiederte der Profeſſor, „würde doch nur ein ſolcher ſein, den er bei der leiſeſten Bewegung wieder verlieren müßte, — zumal wer an dem eigenen angeborenen Schatten ſo wenig feſthing, als aus Ihrer eigenen Erzählung ſelbſt ſich abnehmen läßt; wer keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das iſt das vernünftigſte und ſicherſte." Er ſtand auf und entfernte ſich, indem er auf mich einen durchbohrenden Blick warf, den der meine nicht ertragen konnte. Ich ſank in meinen Seſſel zurück und verhüllte mein Geſicht in meine Hände.

So fand mich noch Bendel, als er herein trat. Er ſah den Schmerz ſeines Herrn und wollte ſich ſtill, ehrerbietig zurückziehen. — Ich blickte auf — ich erlag unter der Laſt meines Kummers, ich mußte ihn mitteilen. „Bendel," rief ich ihm zu, „Bendel! du einziger, der du meine Leiden ſiehſt und ehrſt, ſie nicht erforſchen zu wollen, ſondern ſtill und fromm mitzufühlen ſcheinſt, komm zu mir, Bendel, und ſei der nächſte meinem Herzen. Die Schätze meines Goldes habe ich dir nicht verſchloſſen, nicht verſchließen will ich vor dir die Schätze meines Grames. — Bendel, verlaſſe mich nicht. Bendel, du ſiehſt mich reich, freigebig, gütig, du wähnſt es ſollte die Welt mich verherrlichen, und du ſiehſt mich die Welt fliehen, und mich vor ihr verſchließen. Bendel, ſie hat gerichtet, die Welt, und mich verſtoßen, und auch du vielleicht wirſt dich von mir wenden, wenn du mein ſchreckliches Geheimnis erfährſt: Bendel, ich bin reich, freigebig, gütig, aber, — o Gott! — ich habe keinen Schatten!" —

„Keinen Schatten?" rief der gute Junge erſchreckt aus, und die hellen Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. — „Weh mir, daß ich geboren ward, einem ſchattenloſen Herrn zu dienen!" Er ſchwieg, und ich hielt mein Geſicht in meinen Händen. —

„Bendel," ſetzte ich ſpät und zitternd hinzu, „nun haſt du mein Vertrauen, nun kannſt du es verraten. Gehe hin und zeuge wider mich." — Er ſchien in ſchwerem Kampfe mit ſich ſelber, endlich ſtürzte er vor mir nieder und ergriff meine Hand, die er mit ſeinen Thränen benetzte. „Nein," rief er aus, „was die Welt auch meine, ich kann und werde um Schattens willen meinen gütigen Herrn nicht verlaſſen, ich werde recht und nicht klug handeln, ich werde bei Ihnen bleiben, Ihnen meinen Schatten borgen, Ihnen helfen, wo ich kann, und wo ich nicht kann, mit Ihnen weinen." Ich fiel ihm um den Hals, ob ſolcher ungewohnten Geſinnung ſtaunend; denn ich war von ihm überzeugt, daß er es nicht um Gold that.

Seitdem änderten ſich in etwas mein Schickſal und meine Lebensweiſe. Es iſt unbeſchreiblich, wie vorſorglich Bendel mein Gebrechen zu verhehlen wußte. Ueberall war er vor mir und mit mir. Alles vorherſehend, Anſtalten treffend, und wo Gefahr unverſehens drohte, mich ſchnell mit ſeinem Schatten überdeckend, denn er war größer und ſtärker als ich. So wagte ich mich wieder unter die Menſchen, und begann eine Rolle in der Welt zu ſpielen. Ich mußte freilich viele Eigenheiten und Launen ſcheinbar annehmen. Solche ſtehen aber dem Reichen gut, und ſo lange die Wahrheit nur verborgen blieb, genoß ich aller der Ehre und Achtung, die meinem Golde zukam. Ich ſah ruhiger dem über Jahr und Tag verheißenen Beſuch des rätſelhaften Unbekannten entgegen.

Ich fühlte ſehr wohl, daß ich mich nicht lange an einem Ort aufhalten durfte, wo man mich ſchon ohne Schatten geſehen, und wo ich leicht verraten werden konnte; auch dachte ich vielleicht nur noch allein daran, wie ich mich bei Herrn John gezeigt, und es war mir eine drückende Erinnerung, demnach wollte ich hier bloß Probe halten, um anderswo leichter und zuverſichtlicher auftreten zu können: — doch fand ſich, was mich eine Zeit lang an meiner Eitelkeit feſthielt: das iſt im Menſchen, wo der Anker am zuverläſſigſten Grund faßt.

Eben die ſchöne Fanny, der ich am dritten Ort wieder begegnete, ſchenkte mir, ohne ſich zu erinnern, mich jemals geſehen zu haben, einige Aufmerkſamkeit; denn jetzt hatte ich Witz und Verſtand. — Wenn ich redete, hörte man zu, und ich wußte ſelber nicht, wie ich zu der Kunſt gekommen war, das Geſpräch ſo leicht zu führen und zu beherrſchen. Der Eindruck, den ich auf die Schöne gemacht zu haben einſah, machte aus mir, was ſie eben begehrte, einen Narren, und ich folgte ihr ſeither mit tauſend Mühen durch Schatten und Dämmerung, wo ich nur konnte. Ich war nur eitel darauf, ſie über mich eitel zu machen, und konnte mir, ſelbſt mit dem beſten Willen, nicht den Rauſch aus dem Kopf in's Herz zwingen.

Aber wozu die ganze gemeine Geſchichte dir lang und breit wiederholen? — Du ſelber haſt ſie mir oft genug von andern Ehrenleuten erzählt. — Zu dem alten, wohlbekannten Spiele, worin ich gutmütig eine abgedroſchene Rolle übernommen, kam freilich eine ganz eigens gedichtete Kataſtrophe hinzu, mir und ihr und allen unerwartet.

Da ich an einem ſchönen Abend, nach meiner Gewohnheit, eine Geſellſchaft in einem Garten verſammelt hatte, wandelte ich mit der Herrin Arm in Arm, in einiger Entfernung von den übrigen Gäſten, und bemühte mich ihr Redensarten vorzudrechſeln. Sie ſah ſittig vor ſich nieder und erwiederte leiſe den Druck meiner Hand; da trat unverſehens hinter uns der Mond aus den Wolken hervor — und ſie ſah nur ihren Schatten vor ſich hinfallen. Sie fuhr zuſammen und blickte beſtürzt mich an, dann wieder auf die Erde, mit dem Auge meinen Schatten begehrend, und was in ihr vorging, malte ſich ſo ſonderbar in ihren Mienen, daß ich in ein lautes Gelächter hätte ausbrechen mögen, wenn es mir nicht ſelber eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Ich ließ ſie aus meinem Arm in eine Ohnmacht ſinken, ſchoß wie ein Pfeil durch die entſetzten Gäſte, erreichte die Thüre, warf mich in den erſten Wagen, den ich da haltend fand, und fuhr nach der Stadt zurück, wo ich diesmal zu meinem Unheil den vorſichtigen Bendel gelaſſen hatte. Er erſchrak, als er mich ſah, ein Wort entdeckte ihm alles. Es wurden auf der Stelle Poſtpferde geholt. Ich nahm nur einen meiner Leute mit mir, einen abgefeimten Spitzbuben, Namens Rascal, der ſich mir durch ſeine Gewandtheit notwendig zu machen gewußt, und der nichts vom heutigen Vorfall ahnen konnte. Ich legte in derſelben Nacht noch dreißig Meilen zurück. Bendel blieb hinter mir, mein Haus aufzulöſen, Gold zu ſpenden, und mir das nötigſte nachzubringen. Als er mich am andern Tage einholte, warf ich mich in ſeine Arme und ſchwur ihm, nicht etwa keine Thorheit mehr zu begehen, ſondern nur künftig vorſichtiger zu ſein. Wir ſetzten unſere Reiſe ununterbrochen fort, über die Grenze und das Gebirg, und erſt am andern Abhang, durch das hohe Bollwerk von jenem Unglücksboden getrennt, ließ ich mich bewegen, in einem nahe gelegenen und wenig beſuchten Badeort von den überſtandenen Mühſeligkeiten auszuraſten.

IV.

Ich werde in meiner Erzählung ſchnell über eine Zeit hineilen müſſen, bei der ich, wie gerne! verweilen würde, wenn ich ihren lebendigen Geiſt in der Erinnerung herauf zu beſchwören vermöchte. Aber die Farbe, die ſie belebte und nur wieder beleben kann, iſt in mir verloſchen, und wann ich in meiner Bruſt wieder finden will, was ſie damals ſo mächtig erhob, die Schmerzen und das Glück, den frommen Wahn, da ſchlage ich vergebens an einen Felſen, der keinen lebendigen Quell mehr gewährt, und der Gott iſt von mir gewichen. Wie verändert blickt ſie mich jetzt an, dieſe vergangene Zeit! — Ich ſollte dort in dem Bade eine heroiſche Rolle tragieren; ſchlecht einſtudiert, und ein Neuling auf der Bühne, vergaffe ich mich aus dem Stücke heraus in ein Paar blaue Augen. Die Eltern, vom Spiele getäuſcht, bieten alles auf, den Handel nur ſchnell feſt zu machen, und die gemeine Poſſe beſchließt eine Verhöhnung. Und das iſt alles, alles! — Das kommt mir albern und abgeſchmackt vor, und ſchrecklich wiederum, das ſo mir vorkommen kann, was damals ſo reich, ſo groß die Bruſt mir ſchwellte. Mina, wie ich damals weinte, als ich dich verlor, ſo weine ich jetzt, dich auch in mir verloren zu haben! Bin ich denn ſo alt worden? — O traurige Vernunft! Nur noch ein Pulsſchlag jener Zeit, ein Moment jenes Wahnes, — aber nein! einſam auf dem hohen, öden Meere deiner bittern Flut, und längſt aus dem Pokale der Champagner Elfe entſprüht!

Ich hatte Bendel mit einigen Goldſäcken vorausgeſchickt, um mir im Städtchen eine Wohnung nach meinen Bedürfniſſen einzurichten. Er hatte dort viel Geld ausgeſtreut, und ſich über den vornehmen Fremden, dem er diente, etwas unbeſtimmt ausgedrückt; denn ich wollte nicht genannt ſein; das brachte die guten Leute auf ſonderbare Gedanken. Sobald mein Haus zu meinem Empfang bereit war, kam Bendel wieder zu mir und holte mich dahin ab. Wir machten uns auf die Reiſe.

Ungefähr eine Stunde vom Orte, auf einem ſonnigen Plan, ward uns der Weg durch eine feſtlich geſchmückte Menge verſperrt. Der Wagen hielt. Muſik, Glockengeläute, Kanonenſchüſſe wurden gehört, ein lautes Vivat durchdrang die Luft, — vor dem Schlage des Wagens erſchien in weißen Kleidern ein Chor Jungfrauen von ausnehmender Schönheit, die aber vor der einen, wie die Sterne der Nacht vor der Sonne verſchwanden. Sie trat aus der Mitte der Schweſtern hervor; die hohe, zarte Bildung kniete verſchämt errötend vor mir nieder, und hielt mir auf ſeidenem Kiſſen einen aus Lorbeer, Oelzweigen und Roſen geflochtenen Kranz entgegen, indem ſie von Majeſtät, Ehrfurcht und Liebe einige Worte ſprach, die ich nicht verſtand, aber deren zauberiſcher Silberklang mein Ohr und Herz berauſchten; — es war mir, als wäre ſchon einmal die himmliſche Erſcheinung an mir vorüber gewallt. Der Chor fiel ein und ſang das Lob eines guten Königs und das Glück ſeines Volkes.

Und dieſer Auftritt, lieber Freund, mitten in der Sonne! Sie kniete noch immer zwei Schritte von mir, und ich, ohne Schatten, konnte die Kluft nicht überſpringen, nicht wieder vor dem Engel auf die Knie fallen. O, was hätte ich nicht da für einen Schatten gegeben! Ich mußte meine Scham, meine Angſt, meine Verzweiflung tief in den Grund meines Wagens verbergen. Bendel beſann ſich endlich für mich, er ſprang von der andern Seite aus dem Wagen heraus, ich rief ihn noch zurück und reichte ihm, aus meinem Käſtchen, das mir eben zur Hand lag, eine reiche diamantene Krone, die die ſchöne Fanny hatte zieren ſollen. Er trat vor, und ſprach im Namen ſeines Herrn, welcher ſolche Ehrenbezeigungen nicht annehmen könne noch wolle; es müſſe hier ein Irrtum vorwalten; jedoch ſeien die guten Einwohner der Stadt für ihren guten Willen bedankt. Er nahm indes den dargehaltenen Kranz von ſeinem Ort und legte den brillantenen Reif an deſſen Stelle; dann reichte er ehrerbietig der ſchönen Jungfrau die Hand zum Aufſtehen, entfernte mit einem Wink Geiſtlichkeit, Magiſtratus und alle Deputationen. Niemand ward weiter vorgelaſſen. Er hieß den Haufen ſich teilen und den Pferden Platz geben, ſchwang ſich wieder in den Wagen, und fort ging's weiter in geſtrecktem Galopp, unter einer aus Laubwerk und Blumen erbauten Pforte hinweg dem Städtchen zu. — Die Kanonen wurden immer friſch weg abgefeuert. — Der Wagen hielt vor meinem Hauſe; ich ſprang behende in die Thüre, die Menge teilend, die die Begierde, mich zu ſehen, herbeigerufen hatte. Der Pöbel ſchrie Vivat unter meinem Fenſter, und ich ließ doppelte Dukaten daraus regnen. Am Abend war die Stadt freiwillig erleuchtet. —

Und ich wußte immer noch nicht, was das alles bedeuten ſollte, und für wen ich angeſehen wurde. Ich ſchickte Rascal'n auf Kundſchaft aus. Er ließ ſich denn erzählen, wesmaßen man bereits ſichere Nachrichten gehabt, der gute König von Preußen reiſe unter dem Namen eines Grafen durch das Land; wie mein Adjutant erkannt worden wäre, und wie er ſich und mich verraten habe; wie groß endlich die Freude geweſen, da man die Gewißheit gehabt, mich im Orte ſelbſt zu beſitzen. Nun ſah man freilich ein, da ich offenbar das ſtrengſte Incognito beobachten wolle, wie ſehr man Unrecht gehabt, den Schleier ſo zudringlich zu lüften. Ich hätte aber ſo huldreich, ſo gnadenvoll gezürnt, — ich würde gewiß dem guten Herzen verzeihen müſſen.

Meinem Schlingel kam die Sache ſo ſpaßhaft vor, daß er mit ſtrafenden Reden ſein möglichſtes that, die guten Leute einſtweilen in ihrem Glauben zu beſtärken. Er ſtattete mir einen ſehr komiſchen Bericht ab, und da er mich dadurch erheitert ſah, gab er mir ſelbſt ſeine verübte Bosheit zu beſten. — Muß ich's bekennen? Es ſchmeichelte mir doch, ſei es auch nur ſo, für das verehrte Haupt angeſehen worden zu ſein.

Ich hieß zu dem morgenden Abend unter den Bäumen, die den Raum vor meinem Hauſe beſchatteten, ein Feſt bereiten und die ganze Stadt dazu einladen. Der geheimnisreichen Kraft meines Säckels, Bendel's Bemühungen und der behenden Erfindſamkeit Rascal's gelang es, ſelbſt die Zeit zu beſiegen. Es iſt wirklich erſtaunlich, wie reich und ſchön ſich alles in den wenigen Stunden anordnete. Die Pracht und der Ueberfluß, die da ſich erzeugten; auch die ſinnreiche Erleuchtung waren ſo weiſe verteilt, daß ich mich ganz ſicher fühlte. Es blieb mir nichts zu erinnern, ich mußte meine Diener loben.

Es dunkelte der Abend. Die Gäſte erſchienen und wurden mir vorgeſtellt. Es ward die Majeſtät nicht mehr berührt; aber ich hieß in tiefer Ehrfurcht und Demut: „Herr Graf." Was ſollte ich thun? Ich ließ mir den Grafen gefallen, und blieb von Stunde an der Graf Peter. Mitten im feſtlichen Gewühle begehrte meine Seele nur nach der einen. Spät erſchien ſie, ſie, die die Krone war und trug. Sie folgte ſittſam ihren Eltern, und ſchien nicht zu wiſſen, daß ſie die ſchönſte ſei. Er wurden mir der Herr Forſtmeiſter, ſeine Frau und ſeine Tochter vorgeſtellt. Ich wußte den Alten viel angenehmes und verbindliches zu ſagen; vor der Tochter ſtand ich wie ein ausgeſcholtener Knabe da, und vermochte kein Wort hervor zu lallen. Ich bat ſie endlich ſtammelnd, dies Feſt zu würdigen, das Amt, deren Zeichen ſie ſchmückte, darin zu verwalten. Sie bat verſchämt mit einem rührenden Blick um Schonung; aber verſchämter vor ihr, als ſie ſelbſt, brachte ich ihr als erſter Unterthan meine Huldigung in tiefer Ehrfurcht, und der Wink des Grafen ward allen Gäſten ein Gebot, dem nachzuleben jeder ſich freudig beeiferte. Majeſtät, Unſchuld und Grazie beherrſchten, mit der Schönheit im Bunde, ein frohes Feſt. Die glücklichen Eltern Mina's glaubten ihnen nur zu Ehren ihr Kind erhöht; ich ſelber war in einem unbeſchreiblichen Rauſch. Ich ließ alles, was ich noch von den Juwelen hatte, die ich damals, um beſchwerliches Gold los zu werden, gekauft, alle Perlen, alles Edelgeſtein in zwei verdeckte Schüſſeln legen und bei Tiſche, unter dem Namen der Königin, ihren Geſpielinnen und allen Damen herumreichen; Gold ward indeſſen ununterbrochen über die gezogenen Schranken unter das jubelnde Volk geworfen.

Bendel, am andern Morgen, eröffnete mir im Vertrauen, der Verdacht, den er längſt gegen Rascal's Redlichkeit gehegt, ſei nunmehr zur Gewißheit worden. Er habe geſtern ganze Säcke Goldes unterſchlagen. „Laſſet uns," erwiderte ich, „dem armen Schelmen die kleine Beute gönnen; ich ſpende gern allen, warum nicht auch ihm? Geſtern hat er mir, haben mir alle neuen Leute, die du mir gegeben, redlich gedient, ſie haben mir froh ein frohes Feſt begehen helfen.“

Es war nicht weiter die Rede davon. Rascal blieb der erſte meiner Dienerſchaft, Bendel war aber mein Freund und mein Vertrauter. Dieſer war gewohnt worden, meinen Reichtum als unerſchöpflich zu denken, und er ſpähte nicht nach deſſen Quellen! er half mir vielmehr, in meinen Sinn eingehend, Gelegenheiten erſinnen, ihn darzuthun und Gold zu vergeuden. Von jenem Unbekannten, dem blaſſen Schleicher, wußte er nur ſo viel: Ich dürfe allein durch ihn von dem Fluche erlöſt werden, der auf mir laſte, und fürchte ihn, auf dem meine einzige Hoffnung ruhe. Uebrigens ſei ich davon überzeugt, er könne mich überall auffinden, ich ihn nirgends, darum ich, den verſprochenen Tag erwartend, jede vergebliche Nachſuchung eingeſtellt.

Die Pracht meines Feſtes und mein Benehmen dabei erhielten anfangs die ſtarkgläubigen Einwohner der Stadt bei ihrer vorgefaßten Meinung. Es ergab ſich freilich ſehr bald aus den Zeitungen, daß die ganze fabelhafte Reiſe des Königs von Preußen ein bloßes ungegründetes Gerücht geweſen. Ein König war ich aber nun einmal, und mußte ſchlechterdings ein König bleiben, und zwar einer der reichſten und königlichſten, die es immer geben mag. Nur wußte man nicht recht welcher. Die Welt hat nie Grund gehabt, über Mangel an Monarchen zu klagen, am wenigſten in unſern Tagen; die guten Leute, die noch keinen mit Augen geſehen, rieten mit gleichem Glück bald auf dieſen, bald auf jenen — Graf Peter blieb immer, der er war. —

Einſt erſchien unter den Badegäſten ein Handelsmann, der Bankerott gemacht hatte, um ſich zu bereichern, der allgemeine Achtung genoß und einen breiten, obgleich etwas blaſſen Schatten von ſich warf. Er wollte hier das Vermögen, das er geſammelt, zum Prunk ausſtellen, und es fiel ſogar ihm ein, mit mir wetteifern zu wollen. Ich ſprach meinem Säckel zu, und hatte ſehr bald den armen Teufel ſo weit, daß er, um ſein Anſehen zu retten, abermals Bankerott machen mußte und über das Gebirge ziehen. So ward ich ihn los. — Ich habe in dieſer Gegend viele Taugenichtſe und Müßiggänger gemacht!

Bei der königlichen Pracht und Verſchwendung, womit ich mir alles unterwarf, lebte ich in meinem Hauſe ſehr einfach und eingezogen. Ich hatte mir die größte Vorſicht zur Regel gemacht, es durfte, unter keinem Vorwand, kein anderer, als Bendel, die Zimmer, die ich bewohnte, betreten. So lange die Sonne ſchien, hielt ich mich mit ihm darin verſchloſſen, und es hieß: der Graf arbeite in ſeinem Kabinett. Mit dieſen Arbeiten ſtanden die häufigen Kuriere in Verbindung, die ich um jede Kleinigkeit abſchickte und erhielt. — Ich nahm nur am Abend unter meinen Bäumen, oder in meinem, nach Bendel's Angabe geſchickt und reich erleuchteten Saale Geſellſchaft an. Wann ich ausging, wobei mich ſtets Bendel mit Argusaugen bewachen mußte, ſo war es nur nach dem Förſtergarten, und um der *einen* willen; denn meines Lebens innerlichſtes Herz war meine Liebe.

O mein guter Chamiſſo, ich will hoffen, du habeſt noch nicht vergeſſen, was Liebe ſei! Ich laſſe dir hier vieles zu ergänzen. Mina war wirklich ein liebewertes, gutes, frommes Kind. Ich hatte ihre ganze Fantaſie an mich gefeſſelt, ſie wußte in ihrer Demut nicht, womit ſie wert geweſen, daß ich nur nach ihr geblickt; und ſie vergalt Liebe um Liebe mit der vollen jugendlichen Kraft eines unſchuldigen Herzens. Sie liebte wie ein Weib, ganz hin ſich opfernd; ſelbſtvergeſſen, hingegeben den nur meinend, der ihr Leben war, unbekümmert, ſollte ſie ſelbſt zu grunde gehen, das heißt, ſie liebte wirklich. —

Ich aber — o welche ſchreckliche Stunden — ſchrecklich! und würdig dennoch, daß ich ſie zurückwünſche — habe ich oft an Bendel's Bruſt verweint, als nach dem erſten bewußtloſen Rauſch ich mich beſonnen, mich ſelbſt ſcharf angeſchaut, der ich, ohne Schatten, mit tückiſcher Selbſtſucht dieſen Engel verderbend, die reine Seele an mich gelogen und geſtohlen! Dann beſchloß ich, mich ihr ſelber zu verraten; dann gelobte ich mit teuren Eidſchwüren, mich von ihr zu reißen und zu entfliehen; dann brach ich wieder in Thränen aus und verabredete mit Bendeln, wie ich ſie auf den Abend im Förſtergarten beſuchen wolle. —

Zu andern Zeiten log ich mir ſelber vom nahe bevorſtehenden Beſuch des grauen Unbekannten große Hoffnungen vor, und weinte wieder, wann ich daran zu glauben vergebens verſucht hatte. Ich hatte den Tag ausgerechnet, wo ich den Furchtbaren wieder zu ſehen erwartete; denn er hatte geſagt, in Jahr und Tag, und ich glaubte an ſein Wort.

Die Eltern waren gute, ehrbare, alte Leute, die ihr einziges Kind ſehr liebten; das ganze Verhältnis überraſchte ſie, als es ſchon beſtand, und ſie wußten nicht, was ſie dabei thun ſollten. Sie hatten früher nicht geträumt, der Graf Peter könne nur an ihr Kind denken, nun liebte er ſie gar und ward wieder geliebt. — Die Mutter war wohl eitel genug, an die Möglichkeit einer Verbindung zu denken, und darauf hinzuarbeiten; der geſunde Menſchenverſtand des Alten gab ſolchen überſpannten Vorſtellungen nicht Raum. Beide waren überzeugt von der Reinheit meiner Liebe — ſie konnten nichts thun, als für ihr Kind beten.

Es fällt mir ein Brief in die Hand, den ich noch aus dieſer Zeit von Mina habe. — Ja, das ſind ihre Züge! Ich will dir ihn abſchreiben.

„Bin ein ſchwaches, thörichtes Mädchen, könnte mir einbilden, daß mein Geliebter, weil ich ihn innig, innig liebe, dem armen Mädchen nicht weh thun möchte. — Ach, du biſt ſo gut, ſo unausſprechlich gut; aber mißbrauche mich nicht. Du ſollſt mir nichts opfern, mir nichts opfern wollen; o Gott! ich könnte mich haſſen, wenn du das thäteſt. Nein — du haſt mich unendlich glücklich gemacht, du haſt mich dich lieben gelehrt. Zeuch hin! — Weiß doch mein Schickſal, Graf Peter gehört nicht mir, gehört der Welt an. Will ſtolz ſein, wenn ich höre: das iſt er geweſen, und das war er wieder, und das hat er vollbracht; da haben ſie ihn angebetet, und da haben ſie ihn vergöttert. Siehe, wenn ich das denke, zürne ich dir, daß du bei einem einfältigen Kinde deiner hohen Schickſale vergeſſen kannſt. — Zeuch hin, ſonſt macht der Gedanke mich noch unglücklich, die ich, ach! durch dich ſo glücklich, ſo ſelig bin. — Habe ich nicht auch einen Oelzweig und eine Roſenknospe in dein Leben geflochten, wie in den Kranz, den ich dir überreichen durfte? Habe dich im Herzen, mein Geliebter, fürchte nicht, von mir zu gehen — werde ſterben, ach! fo ſelig, ſo unausſprechlich ſelig durch dich.“ —

Du kannſt dir denken, wie mir die Worte durch's Herz ſchneiden mußten. Ich erklärte ihr, ich ſei nicht das, wofür man mich anzuſehen ſchien; ich ſei nur ein reicher, aber unendlich elender Mann. Auf mir ruhe ein Fluch, der das einzige Geheimniß zwiſchen ihr und mir ſein ſolle, weil ich noch nicht ohne Hoffnung ſei, daß er gelöſt werde. Dies ſei das Gift meiner Tage: daß ich ſie in den Abgrund hinreißen könne, ſie, die das einzige Licht, das einzige Glück, das einzige Herz meines Lebens ſei. Dann weinte ſie wieder, daß ich unglücklich war. Ach ſie war ſo liebevoll, ſo gut! Um eine Thräne nur mir zu erkaufen, hätte ſie, mit welcher Seligkeit, ſich ſelbſt ganz hingeopfert.

Sie war indes weit entfernt, meine Worte richtig zu deuten; ſie ahnte nun in mir irgend einen Fürſten, den ein ſchwerer Bann getroffen, irgend ein hohes, geächtetes Haupt, und ihre Einbildungskraft malte ſich geſchäftig unter heroiſchen Bildern den Geliebten herrlich aus.

Einſt ſagte ich ihr: „Mina, der letzte Tag im künftigen Monat kann mein Schickſal ändern oder entſcheiden — geſchieht es nicht, ſo muß ich ſterben, weil ich dich nicht unglücklich machen will.“ — Sie verbarg weinend ihr Haupt an meiner Bruſt. „Aendert ſich dein Schickſal, laß mich nur dich glücklich wiſſen; ich habe keinen Anſpruch an dich. — Biſt du elend, binde mich an dein Elend, daß ich es dir tragen helfe.“

„Mädchen, Mädchen, nimm es zurück, das raſche Wort, das thörichte, das deinen Lippen entflohen — und kennſt du es, dieſes Elend, kennſt du ihn, dieſen Fluch? Weißt du, wer dein Geliebter — — was er —? — Siehſt du mich nicht krampfhaft zuſammenſchaudern, und vor dir ein Geheimnis haben?“ Sie fiel ſchluchzend mir zu Füßen, und wiederholte mit Eidſchwur ihre Bitte. —

Ich erklärte mich gegen den hereintretenden Förſter, meine Abſicht ſei, am erſten des nächſtkünftigen Monats um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten — ich ſetzte dieſe Zeit feſt, weil ſich bis dahin manches ereignen dürfte, was Einfluß auf mein Schickſal haben könnte. Unwandelbar ſei nur meine Liebe zu ſeiner Tochter. —

Der gute Mann erſchrak ordentlich, als er ſolche Worte aus dem Munde des Grafen Peter vernahm. Er fiel mir um den Hals, und ward wieder ganz verſchämt, ſich vergeſſen zu haben. Nun fiel es ihm ein, zu zweifeln, zu erwägen, zu forſchen; er ſprach von Mitgift, von Sicherheit, von Zukunft für ſein liebes Kind. Ich dankte ihm, mich daran zu mahnen. Ich ſagte ihm, ich wünſche in dieſer Gegend, wo ich geliebt zu ſein ſchien, mich anzuſiedeln, und ein ſorgenfreies Leben zu führen. Ich bat ihn, die ſchönſten Güter, die im Lande ausgeboten würden, unter dem Namen ſeiner Tochter zu kaufen, und die Bezahlung auf mich anzuweiſen. Es könne darin ein Vater dem Liebenden am beſten dienen. — Es gab ihm viel zu thun; denn überall war ihm ein Fremder zuvorgekommen; er kaufte auch nur für ungefähr eine Million.

Daß ich ihn damit beſchäftigte, war im Grunde eine unſchuldige Liſt, um ihn zu entfernen, und ich hatte ſchon ähnliche mit ihm gebraucht; denn ich muß geſtehen, daß er etwas läſtig war. Die gute Mutter war dagegen etwas taub, und nicht, wie er, auf die Ehre eiferſüchtig, den Herrn Grafen zu unterhalten.

Die Mutter kam hinzu; die glücklichen Leute drangen in mich, den Abend länger unter ihnen zu bleiben; ich durfte keine Minute weilen: ich ſah ſchon den aufgehenden Mond am Horizonte dämmern. — Meine Zeit war um. —

Am nächſten Abend ging ich wieder nach dem Förſtergarten.

Ich hatte den Mantel weit über die Schulter geworfen, den Hut tief in die Augen gedrückt, ich ging auf Mina zu; wie ſie aufſah, und mich anblickte, machte ſie eine unwillkürliche Bewegung; da ſtand mir wieder klar vor der Seele die Erſcheinung jener ſchaurigen Nacht, wo ich mich im Mondſchein ohne Schatten gezeigt. Sie war es wirklich. Hatte ſie mich aber auch jetzt erkannt? Sie war ſtill und gedankenvoll — mir lag es zentnerſchwer auf der Bruſt — ich ſtand von meinem Sitz auf. Sie warf ſich ſtille weinend an meine Bruſt. Ich ging.

Nun fand ich ſie öfters in Thränen; mir ward es finſter und finſterer um die Seele, — nur die Eltern ſchwammen in überſchwänglicher Glückſeligkeit; der verhängnisvolle Tag rückte heran, bang und dumpf, wie eine Gewitterwolke. Der Vorabend war da — ich konnte kaum mehr atmen. Ich hatte vorſorglich einige Kiſten mit Gold angefüllt, ich wachte die zwölfte Stunde heran. — Sie ſchlug. —

Nun ſaß ich da, das Auge auf die Zeiger der Uhr gerichtet, die Sekunden, die Minuten zählend, wie Dolchſtiche. Bei jedem Lärm, der ſich regte, fuhr ich auf, der Tag brach an. Die bleiernen Stunden verdrängten einander, es ward Mittag, Abend, Nacht; es rückten die Zeiger, welkte die Hoffnung; es ſchlug eilf und nichts erſchien, die letzten Minuten der letzten Stunde fielen und nichts erſchien, es ſchlug der erſte Schlag, der letzte Schlag der zwölften Stunde, und ich ſank hoffnungslos in unendlichen Thränen auf mein Lager zurück. Morgen ſollte ich — auf immer ſchattenlos, um die Hand der Geliebten anhalten; ein banger Schlaf drückte mir gegen Morgen die Augen zu.

V.

Es war noch früh, als mich Stimmen weckten, die ſich in meinem Vorzimmer, in heftigem Wortwechſel, erhoben. Ich horchte auf. — — Bendel verbot meine Thür; Rascal ſchwur hoch und teuer, keine Befehle von ſeinesgleichen anzunehmen, und beſtand darauf, in meine Zimmer einzudringen. Der gütige Bendel verwies ihm, daß ſolche Worte, falls ſie zu meinen Ohren kämen, ihn um einen vorteilhaften Dienſt bringen würden. Rascal drohte Hand an ihn zu legen, wenn er ihm den Eingang noch länger vertreten wollte.

Ich hatte mich halb angezogen, ich riß zornig die Thür auf, und fuhr auf Rascal'n zu. — „Was willſt du, Schurke," — — er trat zwei Schritte zurück, und antwortete ganz kalt: „Sie unterthänigſt bitten, Herr Graf, mir doch einmal Ihren Schatten ſehen zu laſſen, — die Sonne ſcheint eben ſo ſchön auf dem Hofe." —

Ich war wie vom Donner gerührt. Es dauerte lange, bis ich die Sprache wieder fand. — „Wie kann ein Knecht gegen ſeinen Herrn —?" Er fiel mir ganz ruhig in die Rede: „Ein Knecht kann ein ſehr ehrlicher Mann ſein und einem Schattenloſen nicht dienen wollen, ich fordere meine Entlaſſung." Ich mußte andere Saiten aufziehen. „Aber, Rascal, lieber Rascal, wer hat dich auf die unglückliche Idee gebracht, wie kannſt du denken — —?" er fuhr im ſelben Tone fort: „Es wollen Leute behaupten, Sie hätten keinen Schatten — und kurz, Sie zeigen mir Ihren Schatten, oder geben mir meine Entlaſſung."

Bendel, bleich und zitternd, aber beſonnener als ich, machte mir ein Zeichen, ich nahm zu dem alles beſchwichtigenden Golde meine Zuflucht, — auch das hatte ſeine Macht verloren — er warf's mir vor die Füße: „Von einem Schattenloſen nehme ich nichts an." Er kehrte mir den Rücken und ging, den Hut auf dem Kopf, ein Liedchen pfeifend, langſam aus dem Zimmer. Ich ſtand mit Bendel da, wie verſteint, gedanken- und regungslos ihm nachſehend.

Schwer aufſeufzend und den Tod im Herzen, ſchickte ich mich an, mein Wort zu löſen, und, wie ein Verbrecher vor ſeinen Richtern, in dem Förſtergarten zu erſcheinen. Ich ſtieg in der dunkeln Laube ab, welche nach mir benannt war, und wo ſie mich auch diesmal erwarten mußten. Die Mutter kam mir ſorgenfrei und freudig entgegen. Mina ſaß da, bleich und ſchön, wie der erſte Schnee, der manchmal im Herbſte die letzten Blumen küßt, und gleich in bitteres Waſſer zerfließen wird. Der Forſtmeiſter, ein geſchriebenes Blatt in der Hand, ging heftig auf und ab, und ſchien vieles in ſich zu unterdrücken, was, mit fliegender Röte und Bläſſe wechſelnd, ſich auf ſeinem ſonſt unbeweglichen Geſichte malte. Er kam auf mich zu, als ich hereintrat, und verlangte, mit oft unterbrochenen Worten, mich allein zu ſprechen. Der Gang, auf den er mich, ihm zu folgen, einlud, führte nach einem freien, beſonnten Teile des Gartens — ich ließ mich ſtumm auf einen Sitz nieder, und es erfolgte ein langes Schweigen, das ſelbſt die gute Mutter nicht zu unterbrechen wagte.

Der Forſtmeiſter ſtürmte immer noch ungleichen Schrittes die Laube auf und ab, er ſtand mit einem Mal vor mir ſtill, blickte in's Papier, das er hielt, und fragte mich mit prüfendem Blick: „Sollte Ihnen, Herr Graf, ein gewiſſer Peter Schlemihl wirklich unbekannt ſein?" Ich ſchwieg, — „ein Mann von vorzüglichem Charakter und von beſonderen Gaben." — Er erwartete eine Antwort. — „Und wenn ich ſelber der Mann wäre?" — „dem," fügte er heftig hinzu, „ſein Schatten abhanden gekommen iſt!!" — „O meine Ahnung, meine Ahnung!" rief Mina aus, „ja, ich weiß es längſt, er hat keinen Schatten!" und ſie warf ſich in die Arme der Mutter, welche erſchreckt, ſie krampfhaft an ſich ſchließend, ihr Vorwürfe machte, daß ſie zum Unheil ſolch ein Geheimnis in ſich verſchloſſen. Sie aber war, wie Arethuſa, in einen Thränenquell verwandelt, der beim Klang meiner Stimme häufiger floß, und bei meinem Nahen ſtürmiſch aufbrauſte.

„Und Sie haben," hub der Forſtmeiſter grimmig wieder an, „und Sie haben mit unerhörter Frechheit dieſe und mich zu betrügen keinen Anſtand genommen; und Sie geben vor, ſie zu lieben, die ſie ſo weit heruntergebracht haben? Sehen Sie, wie ſie da weint und ringt. O ſchrecklich! ſchrecklich!" —

Ich hatte dergeſtalt alle Beſinnung verloren, daß ich, wie irre redend, anfing: Es wäre doch am Ende ein Schatten nichts, als ein Schatten, man könne auch ohne das fertig werden, und es wäre nicht der Mühe wert, ſolchen Lärm davon zu erheben. Aber ich fühlte ſo ſehr den Ungrund von dem, was ich ſprach, daß ich von ſelbſt aufhörte, ohne daß er mich einer Antwort gewürdigt. Ich fügte noch hinzu: was man einmal verloren, könne man ein andermal wieder finden.

Er fuhr mich zornig an. — „Geſtehen Sie mir's, mein Herr, geſtehen Sie mir's, wie ſind Sie um ihren Schatten gekommen?" Ich mußte wieder lügen: „Es trat mir dereinſt ein ungeſchlachter Mann ſo flämiſch in meinen Schatten, daß er ein großes Loch darein riß — ich habe ihn nur zum Ausbeſſern gegeben; denn Gold vermag viel, ich habe ihn ſchon geſtern wieder bekommen ſollen." —

„Wohl, mein Herr, ganz wohl!" erwiderte der Forſtmeiſter, „Sie werben um meine Tochter, das thun auch andere, ich habe als ein Vater für ſie zu ſorgen, ich gebe Ihnen drei Tage Friſt, binnen welcher Sie ſich um einen Schatten umthun mögen; erſcheinen Sie binnen drei Tagen vor mir mit einem wohlangepaßten Schatten, ſo ſollen Sie mir willkommen ſein; am vierten Tage aber — das ſage ich Ihnen — iſt meine Tochter die Frau eines andern." — Ich wollte noch verſuchen, ein Wort an Mina zu richten, aber ſie ſchloß ſich, heftiger ſchluchzend, feſter an ihre Mutter, und dieſe winkte mir ſtillſchweigend, mich zu entfernen. Ich ſchwankte hinweg, und mir war's, als ſchlöſſe ſich hinter mir bie Welt zu.

Der liebevollen Aufſicht Bendel's entſprungen, durchſchweifte ich in irrem Lauf Wälder und Fluren. Angſtſchweiß troff von meiner Stirne, ein dumpfes Stöhnen entrang ſich meiner Bruſt, in mir tobte Wahnſinn. —

Ich weiß nicht, wie lange es ſo gedauert haben mochte, als ich mich auf einer ſonnigen Heide beim Aermel anhalten fühlte. — Ich ſtand ſtill und ſah mich um — — es war der Mann im grauen Rock, der ſich nach mir außer Atem gelaufen zu haben ſchien. Er nahm ſogleich das Wort:

„Ich hatte mich auf den heutigen Tag angemeldet, Sie haben die Zeit nicht erwarten können. Es ſteht aber alles noch gut; Sie nehmen Rat an, tauſchen Ihren Schatten wieder ein, der Ihnen zu Gebote ſteht, und kehren ſogleich wieder um. Sie ſollen in dem Förſtergarten willkommen ſein, und alles iſt nur ein Scherz geweſen; den Rascal, der Sie verraten hat und um ihre Braut wirbt, nehme ich auf mich, der Kerl iſt reif."

Ich ſtand noch wie im Schlafe da. — „Auf den heutigen Tag angemeldet?" — ich überdachte noch einmal die Zeit — er hatte recht, ich hatte mich ſtets um einen Tag verrechnet. Ich ſuchte mit der rechten Hand nach dem Säckel auf meiner Bruſt, — er erriet meine Meinung und trat zwei Schritte zurück.

„Nein, Herr Graf, der iſt in zu guten Händen, den behalten Sie." — Ich ſah ihn mit ſtieren Augen, verwundert fragend an, er fuhr fort: „Ich erbitte mir bloß eine Kleinigkeit zum Andenken: Sie ſind nur ſo gut, und unterſchreiben mir den Zettel da." — Auf dem Pergament ſtanden die Worte:

„Kraft dieſer meiner Unterſchrift vermache ich dem Inhaber dieſes meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leibe."

Ich ſah mit ſtummem Staunen die Schrift und den grauen Unbekannten abwechſelnd an. — Er hatte unterdeſſen mit einer neu geſchnittenen Feder einen Tropfen Blutes aufgefangen, der mir aus einem friſchen Dornenriß auf die Hand floß, und hielt ſie mir hin. —

„Wer ſind Sie denn," frug ich ihn endlich. „Was thut's," gab er mir zur Antwort, „und ſieht man es mir nicht an? Ein armer Teufel, gleichſam ſo eine Art von Gelehrten und Phyſikus, der von ſeinen Freunden für vortreffliche Künſte ſchlechten Dank erntet, und für ſich ſelber auf Erden keinen andern Spaß hat, als ſein Bischen Experimentieren — aber unterſchreiben Sie doch. Rechts, da unten. Peter Schlemihl."

Ich ſchüttelte mit dem Kopf und ſagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, das unterſchreibe ich nicht." — „Nicht?" wiederholte er verwundert, „und warum nicht?" —

„Es ſcheint mir doch gewiſſermaßen bedenklich, meine Seele an meinen Schatten zu ſetzen." — — „So, ſo!" wiederholte er, „bedenklich," und er brach in ein lautes Gelächter gegen mich aus. „Und, wenn ich fragen darf, was iſt denn das für ein Ding, Ihre Seele? haben Sie es je geſehen, und was denken Sie damit anzufangen, wenn Sie tot ſind? Seien Sie doch froh, einen Liebhaber zu finden, der Ihnen bei Lebenszeit noch den Nachlaß dieſes X., dieſer galvaniſchen Kraft oder poraliſierenden Wirkſamkeit, und was alles das närriſche Ding ſein ſoll, mit etwas Wirklichem bezahlen will, nämlich mit ihrem leibhaftigen Schatten, durch den Sie zu der Hand Ihrer Geliebten und zu der Erfüllung aller Ihrer Wünſche gelangen können. Wollen Sie lieber ſelbſt das arme, junge Blut dem niederträchtigen Schurken, dem Rascal zuſtoßen und ausliefern? — Nein, das müſſen Sie doch mit eigenen Augen anſehen; kommen Sie, ich leihe Ihnen die Tarnkappe hier," (er zog etwas aus der Taſche) „und wir wallfahrten ungeſehen nach dem Förſtergarten." —

Ich muß geſtehen, daß ich mich überaus ſchämte, von dieſem Manne ausgelacht zu werden. Er war mir von Herzensgrunde verhaßt, und ich glaube, daß mich dieſer perſönliche Widerwille mehr als Grundſätze oder Vorurteile abhielt, meinen Schatten, ſo notwendig er mir auch war, mit der begehrten Unterſchrift zu erkaufen. Auch war mir der Gedanke unerträglich, den Gang, den er mir antrug, in ſeiner Geſellſchaft zu unternehmen. Dieſen häßlichen Schleicher, dieſen hohnlächelnden Kobold, zwiſchen mich und meine Geliebte, zwei blutig zerriſſene Herzen, ſpöttiſch hintreten zu ſehen, empörte mein innigſtes Gefühl. Ich nahm, was geſchehen war, als verhängt an, mein Elend als unabwendbar, und mich zu dem Manne kehrend, ſagte ich ihm:

„Mein Herr, ich habe Ihnen meinen Schatten für dieſen an ſich ſehr vorzüglichen Säckel verkauft, und es hat mich genug gereut. Kann der Handel zurückgehen, in Gottes Namen!" Er ſchüttelte mit dem Kopf und zog ein ſehr finſteres Geſicht. Ich fuhr fort: — „So will ich Ihnen auch weiter nichts von meiner Habe verkaufen, ſei es auch um den angebotenen Preis meines Schattens und unterſchreibe alſo nichts. Daraus läßt ſich auch abnehmen, daß die Verkappung, zu der Sie mich einladen, ungleich beluſtigender für Sie als für mich ausfallen müßte; halten Sie mich alſo für entſchuldigt, und da es einmal nicht anders iſt, — laßt uns ſcheiden!"

„Es iſt mir leid, Monſieur Schlemihl, daß Sie eigenſinnig das Geſchäft von der Hand weiſen, das ich Ihnen freundſchaftlich anbot. Indeſſen, vielleicht bin ich ein andermal glücklicher. Auf baldiges Wiederſehn! — A propos, erlauben Sie mir noch, Ihnen zu zeigen, daß ich die Sachen, die ich kaufe, keineswegs verſchimmeln laſſe, ſondern in Ehren halte, und daß ſie bei mir gut aufgehoben ſind." —

Er zog ſogleich meinen Schatten aus ſeiner Taſche, und ihn mit einem geſchickten Wurf auf der Heide entfaltend, breitete er ihn auf der Sonnenſeite zu ſeinen Füßen aus, ſo daß er zwiſchen den beiden ihm aufwartenden Schatten, dem meinen und dem ſeinen, daher ging; denn meiner mußte ihm gleichfalls gehorchen und nach allen ſeinen Bewegungen ſich richten und bequemen.

Als ich nach ſo langer Zeit einmal meinen armen Schatten wieder ſah, und ihn zu ſolchem ſchnöden Dienſt herabgewürdigt fand, eben als ich um ſeinetwillen in ſo namenloſer Not war, da brach mir das Herz, und ich fing bitterlich zu weinen an. Der Verhaßte ſtolzierte mit dem mir abgejagten Raub, und erneuerte unverſchämt ſeinen Antrag:

„Noch iſt er für Sie zu haben, ein Federzug, und Sie retten damit die arme unglückliche Mina aus des Schuftes Klauen in des hochgeehrten Herrn Grafen Arme — wie geſagt, nur ein Federzug." Meine Thränen brachen mit erneuter Kraft hervor, aber ich wandte mich weg, und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Bendel, der voller Sorgen meine Spuren bis hieher verfolgt hatte, traf in dieſem Augenblick ein. Als mich die treue fromme Seele weinend fand, und meinen Schatten, denn er war nicht zu verkennen, in der Gewalt des wunderlichen grauen Unbekannten ſah, beſchloß er gleich, ſei es auch mit Gewalt, mich in den Beſitz meines Eigentums wieder herzuſtellen, und da er ſelbſt mit dem zarten Dinge nicht umzugehen verſtand, griff er gleich den Mann mit Worten an, und ohne vieles Fragen gebot er ihm ſtracks, mir das Meine unverzüglich verabfolgen zu laſſen. Dieſer, ſtatt aller Antwort, kehrte dem unſchuldigen Burſchen den Rücken und ging. Bendel aber erhob den Kreuzdornknüttel, den er trug, und ihm auf den Ferſen folgend, ließ er ihn ſchonungslos unter wiederholtem Befehl, den Schatten herzugeben, die volle Kraft ſeines nervigten Armes fühlen. Jener, als ſei er ſolcher Behandlung gewohnt, bückte den Kopf, wölbte die Schultern, und zog ſtillſchweigend ruhigen Schrittes ſeinen Weg über die Heide weiter, mir meinen Schatten und zugleich meinen treuen Diener entführend. Ich hörte lange noch den dumpfen Schall durch die Einöde dröhnen, bis er ſich endlich in der Entfernung verlor. Einſam war ich wie vorher mit meinem Unglück.

VI.

Allein zurückgeblieben auf der öden Heide, ließ ich unendlichen Thränen freien Lauf, mein armes Herz von namenloſer banger Laſt erleichternd. Aber ich ſah meinem überſchwenglichen Elend keine Grenzen, keinen Ausgang, kein Ziel, und ich ſog beſonders mit grimmigem Durſt an dem neuen Gifte, das der Unbekannte in meine Wunden gegoſſen. Als ich Mina's Bild vor meine Seele rief, und die geliebte, ſüße Geſtalt bleich und in Thränen mir erſchien, wie ich ſie zuletzt in meiner Schmach geſehen, da trat frech und höhnend Rascal's Schemen zwiſchen ſie und mich; ich verhüllte mein Geſicht und floh durch die Einöde, aber die ſcheußliche Erſcheinung gab mich nicht frei, ſondern verfolgte mich im Laufe, bis ich atemlos an den Boden ſank, und die Erde mit erneuertem Thränenquell befeuchtete.

Und alles um einen Schatten! Und dieſen Schatten hätte mir ein Federzug wieder erworben. Ich überdachte den befremdenden Antrag und meine Weigerung. Es war wüſt in mir; ich hatte weder Urteil noch Faſſungsvermögen mehr.

Der Tag verging. Ich ſtillte meinen Hunger mit wilden Früchten, meinen Durſt im nächſten Bergſtrom; die Nacht brach ein, ich lagerte mich unter einen Baum. Der feuchte Morgen weckte mich aus einem ſchweren Schlaf, in dem ich mich ſelber wie im Tode röcheln hörte. Bendel mußte meine Spur verloren haben, und es freute mich, es zu denken. Ich wollte nicht unter die Menſchen zurückkehren, vor welchen ich ſchreckhaft floh, wie das ſcheue Wild des Gebirges. So verlebte ich drei bange Tage.

Ich befand mich am Morgen des vierten auf einer ſandigen Ebene, welche die Sonne beſchien, und ſaß auf Felſentrümmern in ihrem Strahl; denn ich liebte jetzt, ihren lang entbehrten Anblick zu genießen. Ich nährte ſtill mein Herz mit ſeiner Verzweiflung. Da ſchreckte mich ein leiſes Geräuſch auf, ich warf, zur Flucht bereit, den Blick um mich her, ich ſah niemand: aber es kam auf dem ſonnigen Sande an mir vorbei geglitten ein Menſchenſchatten, dem meinigen nicht unähnlich, welcher, allein daher wandelnd, von ſeinem Herrn abgekommen zu ſein ſchien.

Da erwachte in mir ein mächtiger Trieb: Schatten, dachte ich, ſuchſt du deinen Herrn? der will ich ſein. Und ich ſprang hinzu, mich ſeiner zu bemächtigen; ich dachte nämlich, daß, wenn es mir glückte, in ſeine Spur zu treten, ſo, daß er mir an die Füße käme, er wohl daran hängen bleiben würde, und ſich mit der Zeit an mich gewöhnen.

Der Schatten auf meine Bewegung, nahm vor mir die Flucht, und ich mußte auf den leichten Flüchtling eine angeſtrengte Jagd beginnen, zu der mich allein der Gedanke, mich aus der furchtbaren Lage, in der ich war, zu retten, mit hinreichenden Kräften ausrüſten konnte. Er floh einem freilich noch entfernten Walde zu, in deſſen Schatten ich ihn notwendig hätte verlieren müſſen, — ich ſah's; ein Schreck durchzuckte mir das Herz, fachte meine Begierde an, beflügelte meinen Lauf — ich gewann ſichtbarlich auf den Schatten, ich kam ihm nach und nach näher, ich mußte ihn erreichen. Nun hielt er plötzlich an und kehrte ſich nach mir um. Wie der Löwe auf ſeine Beute, ſo ſchoß ich mit einem gewaltigen Sprunge hinzu, um ihn in Beſitz zu nehmen — und traf unerwartet und hart auf körperlichen Widerſtand. Es wurden mir unſichtbar die unerhörteſten Rippenſtöße erteilt, die wohl je ein Menſch gefühlt hat.

Die Wirkung des Schreckens war in mir, die Arme krampfhaft zuzuſchlagen und feſt zu drücken, was ungeſehen vor mir ſtand. Ich ſtürzte in der Handlung vorwärts geſtreckt auf den Boden; rückwärts aber unter mir ein Menſch, den ich umfaßt hielt, und der jetzt erſt ſichtbar erſchien.

Nun ward mir auch das ganze Ereignis ſehr natürlich erklärbar. Der Mann mußte das unſichtbare Vogelneſt, welches den, der es hält, nicht aber ſeinen Schatten, unſichtbar macht, erſt getragen und jetzt weggeworfen haben. Ich ſpähete mit dem Blick umher, entdeckte gar bald den Schatten des unſichtbaren Neſtes ſelbſt, ſprang hinzu, und verfehlte nicht den teueren Raub. Ich hielt unſichtbar, ſchattenlos das Neſt in Händen.

Der ſchnell ſich aufrichtende Mann, ſich ſogleich nach ſeinem beglückten Bezwinger umſehend, erblickte auf der weiten ſonnigen Ebene weder ihn, noch deſſen Schatten, nach dem er beſonders ängſtlich umher lauſchte. Denn daß ich an und für mich ſchattenlos war, hatte er vorher nicht Muße gehabt zu bemerken, und konnte es nicht vermuten. Als er ſich überzeugt, daß jede Spur verſchwunden, kehrte er in der höchſten Verzweiflung die Hand gegen ſich ſelber und raufte ſich das Haar aus. Mir gab der errungene Schatz die Möglichkeit und die Begierde zugleich, mich wieder unter die Menſchen zu miſchen. Es fehlte mir nicht an Vorwand gegen mich ſelber, meinen ſchnöden Raub zu beſchönigen, oder vielmehr, ich bedurfte ſolches nicht, und jedem Gedanken der Art zu entweichen, eilte ich hinweg, nach dem Unglücklichen nicht zurückſchauend, deſſen ängſtliche Stimme ich mir noch lange nachſchallen hörte. So wenigſtens kamen mir damals alle Umſtände dieſes Ereigniſſes vor.

Ich brannte, nach dem Förſtergarten zu gehen, und durch mich ſelbſt die Wahrheit deſſen zu erkennen, was mir jener Verhaßte verkündigt hatte; ich wußte aber nicht, wo ich war; ich beſtieg, um mich in der Gegend umzuſchauen, den nächſten Hügel; ich ſah von ſeinem

Gipfel das nahe Städtchen und den Förſtergarten zu meinen Füßen liegen. — Heftig klopfte mir das Herz, und Thränen einer andern Art, als die ich bis dahin vergoſſen, traten mir in die Augen: ich ſollte ſie wiederſehen. — Bange Sehnſucht beſchleunigte meine Schritte auf dem richtigſten Pfad hinab. Ich kam ungeſehen an einigen Bauern vorbei, die aus der Stadt kamen. Sie ſprachen von mir, Rascalen und dem Förſter; ich wollte nichts anhören, ich eilte vorüber.

Ich trat in den Garten, alle Schauer der Erwartung in der Bruſt, — mir ſchallte es wie ein Lachen entgegen, mich ſchauderte; ich warf einen ſchnellen Blick um mich her: ich konnte niemanden entdecken. Ich ſchritt weiter vor, mir war es, als vernehme ich neben mir ein Geräuſch wie von Menſchentritten; es war aber nichts zu ſehen: ich dachte mich von meinem Ohre getäuſcht. Es war noch früh, niemand in Graf Peter's Laube, noch leer der Garten; ich durchſchweifte die bekannten Gänge, ich drang bis nach dem Wohnhauſe vor. Daſſelbe Geräuſch verfolgte mich vernehmlicher. Ich ſetzte mich mit angſtvollem Herzen auf eine Bank, die im ſonnigen Raume, der Hausthür gegenüber, ſtand. Es ward mir, als hörte ich den ungeſehenen Kobold ſich hohnlachend neben mich ſetzen. Der Schlüſſel ward in der Thüre gedreht, ſie ging auf, der Forſtmeiſter trat heraus, mit Papieren in der Hand. Ich fühlte mir wie Nebel über den Kopf ziehen, und ſah mich um, und — Entſetzen! — der Mann im grauen Rock ſaß neben mir, mit ſataniſchem Lächeln auf mich blickend. — Er hatte mir ſeine Tarnkappe über den Kopf gezogen, zu ſeinen Füßen lagen ſein und mein Schatten friedlich neben einander; er ſpielte nachläſſig mit dem bekannten Pergament, das er in der Hand hielt, und, indem der Forſtmeiſter mit den Papieren beſchäftigt im Schatten der Laube auf- und abging — beugte er ſich vertraulich zu meinem Ohr und flüſterte mir die Worte:

„So hätten Sie denn doch meine Einladung angenommen, und da ſäßen wir einmal zwei Köpfe unter einer Kappe. — Schon recht! ſchon recht! Nun geben Sie mir aber auch mein Vogelneſt zurück, Sie brauchen es nicht mehr, und ſind ein zu ehrlicher Mann, um es mir vorenthalten zu wollen — doch keinen Dank dafür, ich verſichere Sie, daß ich es Ihnen von Herzen gern geliehen habe." — Er nahm es unweigerlich aus meiner Hand, ſteckte es in die Taſche und lachte mich abermals aus, und zwar ſo laut, daß ſich der Forſtmeiſter nach dem Geräuſch umſah. — Ich ſaß wie verſteinert da.

„Sie müſſen mir doch geſtehen," fuhr er fort, „daß ſo eine Kappe viel bequemer iſt. Sie deckt doch nicht nur ihren Mann, ſondern auch ſeinen Schatten mit, und noch ſo viele andere, als er mitzunehmen Luſt hat. Sehen Sie, heute führe ich wieder ihrer zwei." — Er lachte wieder. „Merken Sie ſich's, Schlemihl, was man anfangs mit Gutem nicht will, das muß man am Ende doch gezwungen. Ich dächte noch, Sie kauften mir das Ding ab, nähmen die Braut zurück (denn noch iſt es Zeit), und wir ließen den Rascal am Galgen baumeln, das wird uns ein leichtes, ſo lange es uns am Stricke nicht fehlt. — Hören Sie, ich gebe Ihnen noch meine Mütze in Kauf."

Die Mutter trat heraus und das Geſpräch begann. — „Was macht Mina?" — „Sie weint." — „Einfältiges Kind! es iſt doch nicht zu ändern!" — „Freilich nicht, aber ſie ſo früh einem andern zu geben. — — O Mann, du biſt grauſam gegen dein eigenes Kind." — „Nein, Mutter, das ſiehſt du ſehr falſch. Wenn ſie, noch bevor ſie ihre doch kindiſchen Thränen ausgeweint hat, ſich als die Frau eines ſehr reichen und geehrten Mannes findet, wird ſie, getröſtet aus ihren Schmerze, wie aus einem Traum erwachen, und Gott und uns danken, das wirſt du ſehen!" — „Gott gebe es!" — „Sie beſitzt freilich jetzt ſehr anſehnliche Güter; aber nach dem Aufſehen, das die unglückliche Geſchichte mit dem Abenteurer gemacht hat, glaubſt du, daß ſich ſobald eine andere, für ſie ſo paſſende Partie, als der Herr Rascal, finden möchte? Weißt du, was für ein Vermögen er beſitzt, der Herr Rascal? Er hat für ſechs Millionen Güter hier im Lande, frei von allen Schulden, baar bezahlt. Ich habe die Dokumente in Händen gehabt! Er war's, der mir überall das Beſte vorweg genommen hat; und außerdem im Portefeuille Papiere auf Thomas John für circa viertehalb Millionen." — „Er muß ſehr viel geſtohlen haben." — „Was ſind das wieder für Reden! Er hat weislich geſpart, wo verſchwendet wurde." — „Ein Mann, der die Livree getragen hat." — „Dummes Zeug, er hat doch einen untadlichen Schatten." — „Du haſt Recht, aber — —"

Der Mann im grauen Rock lachte und ſah mich an. Die Thüre ging auf, und Mina trat heraus. Sie ſtützte ſich auf den Arm einer Kammerfrau, ſtille Thränen floſſen auf ihre ſchönen blaſſen Wangen. Sie ſetzte ſich in einen Seſſel, der für ſie unter den Linden bereit war, und ihr Vater nahm einen Stuhl neben ihr. Er faßte zärtlich ihre Hand, und redete ſie, die heftiger zu weinen anfing, mit zarten Worten an:

„Du biſt mein gutes, liebes Kind, du wirſt auch vernünftig ſein, wirſt nicht deinen alten Vater betrüben wollen, der nur dein Glück will; ich begreife es wohl, liebes Herz, daß es dich ſehr erſchüttert hat, du biſt wunderbar deinem Unglück entkommen! Bevor wir den ſchändlichen Betrug entdeckt, haſt du dieſen Unwürdigen ſehr geliebt; ſiehe, Mina, ich weiß es, und mache dir keine Vorwürfe darüber. Ich ſelber, liebes Kind, habe ihn auch geliebt, ſo lange ich ihn für einen großen Herrn angeſehen habe. Nun ſiehſt du ſelber ein, wie anders alles geworden. Was! ein jeder Pudel hat ja ſeinen Schatten, und mein liebes einziges Kind ſollte einen Mann — —. Nein, du denkſt auch gar nicht mehr an ihn. — Höre, Mina, nun wirbt ein Mann um dich, der die Sonne nicht ſcheut, ein geehrter Mann, der freilich kein Fürſt iſt, aber zehn Millionen, zehnmal mehr als du, im Vermögen beſitzt, ein Mann, der mein liebes Kind glücklich machen wird. Erwidere mir nichts, widerſetze dich nicht, ſei meine gute, gehorſame Tochter, laß deinen liebenden Vater für dich ſorgen, deine Thränen trocknen. Verſprich mir, dem Herrn Rascal die Hand zu geben! — Sage, willſt du mir dies verſprechen?" —

Sie antwortete mit erſtorbener Stimme: „Ich habe keinen Willen, keinen Willen fürder auf Erden. Geſchehe mit mir, was mein Vater will!" Zugleich ward Herr Rascal angemeldet und trat frech in den Kreis. Mina lag in Ohnmacht. Mein verhaßter Gefährte blickte mich zornig an und flüſterte mir die ſchnellen Worte: „Und das können Sie erdulden?" Er ritzte mir mit einer raſchen Bewegung eine leichte Wunde in die Hand, es floß Blut; er fuhr fort: „Wahrhaftig! rotes Blut! — So unterſchreiben Sie!" Ich hatte das Pergament und die Feder in Händen.

VII.

Ich werde mich deinem Urteile bloß ſtellen, lieber Chamiſſo, und es nicht zu beſtechen ſuchen. Ich ſelbſt habe lange ſtrenges Gericht an mir ſelber vollzogen; denn ich habe den quälenden Wurm in meinem Herzen genährt. Es ſchwebte immerwährend dieſer ernſte Moment meines Lebens vor meiner Seele, und ich vermochte es nur zweifelnden Blickes, mit Demut und Zerknirſchung anzuſchauen. — Lieber Freund, wer leichtſinnig nur den Fuß aus der geraden Straße ſetzt, der wird unverſehens in andere Pfade abgeführt, die abwärts und immer abwärts ihn ziehen; er ſieht dann umſonſt die Leitſterne am Himmel ſchwimmen, ihm bleibt keine Wahl, er muß unaufhaltſam den Abhang hinab, und ſich ſelbſt der Nemeſis opfern. Nach dem übereilten Fehltritt, der den Fluch auf mich geladen, hatte ich durch Liebe frevelnd, in eines andern Weſens Schickſal mich gedrängt; was blieb mir übrig, als, wo ich Verderben geſäet, wo ſchnelle Rettung von mir geheiſcht ward, eben rettend blindlings hinzuzuſpringen? denn die letzte Stunde ſchlug. — Denke nicht ſo niedrig von mir, mein Adelbert, als zu meinen, es hätte mich irgend ein geforderter Preis zu teuer gedünkt, ich hätte mit irgend etwas, was nur mein war, mehr als eben mit Gold gekargt. — Nein, Adelbert; aber mit unüberwindlichem Haſſe gegen dieſen rätſelhaften Schleicher auf krummen Wegen war meine Seele angefüllt. Ich mochte ihm Unrecht thun, doch empörte mich jede Gemeinſchaft mit ihm. — Auch hier trat, wie ſo oft ſchon in mein Leben, und wie überhaupt ſo oft in die Weltgeſchichte, ein Ereignis an die Stelle einer That. Später habe ich mich mit mir ſelber verſöhnt. Ich habe erſtlich die Notwendigkeit verehren lernen, und was iſt mehr als die gethane That, das geſchehene Ereignis, ihr Eigentum! Dann habe ich auch dieſe Notwendigkeit als eine weiſe Fügung verehren lernen, die durch das geſamte große Getriebe weht, darin wir bloß als mitwirkende, getriebene, treibende Räder eingreifen; was ſein ſoll, muß ſein, muß geſchehen; was ſein ſollte, geſchah, und nicht ohne jene Fügung, die ich endlich noch in meinem Schickſale und dem Schickſale derer, die das meine mit angriff, verehren lernte.

Ich weiß nicht, ob ich es der Spannung meiner Seele, unter dem Drange ſo mächtiger Empfindungen, zuſchreiben ſoll, ob der Erſchöpfung meiner phyſiſchen Kräfte, die während der letzten Tage ungewohntes Darben geſchwächt, ob endlich dem zerſtörenden Aufruhr, den die Nähe dieſes grauen Unholdes in meiner ganzen Natur erregte; genug, es befiel mich, als es an das Unterſchreiben ging, eine tiefe Ohnmacht, und ich lag eine lange Zeit wie in den Armen des Todes.

Fußſtampfen und Fluchen waren die erſten Töne, die mein Ohr trafen, als ich zum Bewußtſein zurückkehrte; ich öffnete die Augen, es war dunkel, mein verhaßter Begleiter war ſcheltend um mich bemüht. „Heißt das nicht wie ein altes Weib ſich aufführen! — Man raffe ſich auf und vollziehe friſch, was man beſchloſſen, oder man hat ſich anders beſonnen, und will lieber greinen?" — Ich richtete mich mühſam auf von der Erde, wo ich lag, und ſchaute ſchweigend um mich. Es war ſpäter Abend, aus dem hellerleuchteten Förſterhauſe erſcholl feſtliche Muſik, einzelne Gruppen von Menſchen wallten durch die Gänge des Gartens. Ein Paar traten im Geſpräche näher und nahmen Platz auf der Bank, worauf ich früher geſeſſen hatte. Sie unterhielten ſich von der an dieſem Morgen vollzogenen Verbindung des reichen Herrn Rascal mit der Tochter des Hauſes. — Es war alſo geſchehen.

Ich ſtreifte mit der Hand die Tarnkappe des ſogleich mir verſchwindenden Unbekannten von meinem Haupte weg, und eilte ſtillſchweigend, in die tiefſte Nacht des Gebüſches mich verſenkend, den Weg über Graf Peter's Laube einſchlagend, dem Ausgange des Gartens zu. Unſichtbar aber geleitete mich mein Plagegeiſt, mit ſcharfen Worten verfolgend. „Das iſt alſo der Dank für die Mühe, die man genommen hat, Monſieur, der ſchwache Nerven hat, den langen lieben Tag hindurch zu pflegen. Gut, Herr Trotzkopf, fliehen Sie nur vor mir, wir ſind doch unzertrennlich. Sie haben mein Gold und ich ihren Schatten; das läßt uns beiden keine Ruhe. — Hat man je gehört, daß ein Schatten von ſeinem Herrn gelaſſen hätte? Ihrer zieht mich Ihnen nach, bis Sie ihn wieder zu Gnaden annehmen und ich ihn los bin. Was Sie verſäumt haben, aus friſcher Luſt zu thun, werden Sie, nur zu ſpät, aus Ueberdruß und Langeweile nachholen müſſen; man entgeht ſeinem Schickſale nicht.“ Er ſprach aus demſelben Tone fort und fort; ich floh umſonſt, er ließ nicht nach, und immer gegenwärtig, redete er höhnend von Gold und Schatten. Ich konnte zu keinem eigenen Gedanken kommen.

Ich hatte durch menſchenleere Straßen einen Weg nach meinem Hauſe eingeſchlagen. Als ich davor ſtand und es anſah, konnte ich es kaum wieder erkennen; hinter den eingeſchlagenen Fenſtern brannte kein Licht. Die Thüren waren zu, kein Dienervolk regte ſich mehr darin. Er lachte laut auf neben mir: „Ja, ja, ſo geht es! Aber ihren Bendel finden Sie wohl daheim, den hat man jüngſt vorſorglich ſo müde nach Hauſe geſchickt, daß er es wohl ſeitdem gehütet haben wird.“ Er lachte wieder. „Der wird Geſchichten zu erzählen haben! — Wohlan denn! für heute gute Nacht, auf baldiges Wiederſehen!“

Ich hatte wiederholt geklingelt, es erſchien Licht; Bendel frug von innen, wer geklingelt habe. Als der gute Mann meine Stimme erkannte, konnte er ſeine Freude kaum bändigen; die Thüre flog auf, wir lagen weinend einander in den Armen. Ich fand ihn ſehr verändert, ſchwach und krank; mir war aber das Haar ganz grau geworden.

Er führte mich durch die verödeten Zimmer nach einem innern, verſchont gebliebenen Gemach; er holte Speiſe und Trank herbei, wir ſetzten uns, er fing wieder an zu weinen. Er erzählte mir, daß er letzthin den grau gekleideten dürren Mann, den er mit meinem Schatten angetroffen hatte, ſo lange und ſo weit geſchlagen habe, bis er ſelbſt meine Spur verloren und vor Müdigkeit hingeſunken ſei; daß nachher, wie er mich nicht wieder finden gekonnt, er nach Hauſe zurückgekehrt, wo bald darauf der Pöbel, auf Rascal's Anſtiften, herangeſtürmt, die Fenſter eingeſchlagen und ſeine Zerſtörungsluſt gebüßt. So hätten ſie an ihrem Wohlthäter gehandelt. Meine Dienerſchaft war aus einander geflohen. Die örtliche Polizei hatte mich als verdächtig aus der Stadt verwieſen, und mir eine Friſt von vier und zwanzig Stunden feſtgeſetzt, um deren Gebiet zu verlaſſen. Zu dem, was mir von Rascal's Reichtum und Vermählung bekannt war, wußte er noch vieles hinzuzufügen. Dieſer Böſewicht, von dem alles ausgegangen, was hier gegen mich geſchehen war, mußte vom Anbeginn mein Geheimnis beſeſſen haben; es ſchien, er habe, vom Golde angezogen, ſich an mich zu drängen gewußt, und ſchon in der erſten Zeit einen Schlüſſel zu jenem Goldſchrank ſich verſchafft, wo er den Grund zu dem Vermögen gelegt, das noch zu vermehren er jetzt verſchmähen konnte.

Das alles erzählte mir Bendel unter häufigen Thränen, und weinte dann wieder vor Freuden, daß er mich wieder ſah, mich wieder hatte, und daß, nachdem er lange gezweifelt, wohin das Unglück mich gebracht haben möchte, er mich es ruhig und gefaßt ertragen ſah. Denn ſolche Geſtaltung hatte nun die Verzweiflung in mir genommen. Ich ſah mein Elend rieſengroß, unwandelbar vor mir, ich hatte ihm meine Thränen ausgeweint, es konnte kein Geſchrei mehr aus meiner Bruſt preſſen, ich trug ihm kalt und gleichgültig mein entblößtes Haupt entgegen.

„Bendel,“ hub ich an, „du weißt mein Loos. Nicht ohne früheres Verſchulden trifft mich ſchwere Strafe. Du ſollſt länger nicht, unſchuldiger Mann, dein Schickſal an das meine binden; ich will es nicht. Ich reite die Nacht noch fort, ſattle mir ein Pferd, ich reite allein; du bleibſt, ich will es. Es müſſen hier noch einige Kiſten Goldes liegen, das behalte du. Ich werde allein unſtät in der Welt wandern; wann mir aber je eine heitere Stunde wieder lacht und das Glück mich verſöhnt anblickt, dann will ich deiner getreu gedenken; denn ich habe an deiner getreuen Bruſt in ſchweren, ſchmerzlichen Stunden geweint.“

Mit gebrochenem Herzen mußte der Redliche dieſem letzten Befehle ſeines Herrn gehorchen; ich war ſeinen Bitten, ſeinen Vorſtellungen taub, blind ſeinen Thränen; er führte mir das Pferd vor. Ich drückte noch einmal den Weinenden an meine Bruſt, ſchwang mich in den Sattel und entfernte mich unter dem Mantel der Nacht von dem Grabe meines Lebens, unbekümmert, welchen Weg mein Pferd mich führen werde; denn ich hatte weiter auf Erden kein Ziel, keinen Wunſch, keine Hoffnung.

VIII.

Es geſellte ſich bald ein Fußgänger zu mir, welcher mich bat, nachdem er eine Weile neben meinem Pferde geſchritten war, da wir doch denſelben Weg hielten, einen Mantel, den er trug, hinten auf mein Pferd legen zu dürfen; ich ließ es ſtillſchweigend geſchehen. Er dankte mir mit leichtem Anſtand für den leichten Dienſt, lobte mein Pferd, nahm daraus Gelegenheit, das Glück und die Macht der Reichen hoch zu preiſen, und ließ ſich, ich weiß nicht wie, in eine Art von Selbſtgeſpräch ein, bei welchem er mich blos zum Zuhörer hatte.

Er entfaltete ſeine Anſichten von dem Leben und der Welt, und kam ſehr bald auf die Metaphyſik, an die die Forderung erging, das Wort aufzufinden, das aller Rätſeln Löſung ſei. Er ſetzte die Aufgabe mit vieler Klarheit aus einander und ſchritt fürder zu deren Beantwortung.

Du weißt, mein Freund, daß ich deutlich erkannt habe, ſeitdem ich den Philoſophen durch die Schule gelaufen, daß ich zur philoſophiſchen Spekulation keineswegs berufen bin, und daß ich mir dieſes Feld völlig abgeſprochen habe; ich habe ſeither vieles auf ſich beruhen laſſen, vieles zu wiſſen und zu begreifen Verzicht geleiſtet, und bin, wie du es mir ſelber geraten, meinem geraden Sinn vertrauend, der Stimme in mir, ſo viel es nur in meiner Macht geweſen, auf dem eigenen Wege gefolgt. Nun ſchien mir dieſer Redekünſtler mit großem Talent ein feſt gefügtes Gebäude aufzuführen, das in ſich ſelbſt begründet ſich emportrug, und wie durch eine innere Notwendigkeit beſtand. Nur vermißte ich ganz in ihm, was ich eben darin hätte ſuchen wollen, und ſo ward es mir zu einem bloßen Kunſtwerk, deſſen zierliche Geſchloſſenheit und Vollendung dem Auge allein zur Ergötzung diente; aber ich hörte dem wohlberedten Manne gerne zu, der meine Aufmerkſamkeit von meinen Leiden auf ſich ſelbſt abgelenkt, und ich hätte mich ihm willig ergeben, wenn er meine Seele wie meinen Verſtand in Anſpruch genommen hätte.

Mittlerweile war die Zeit hingegangen, und unbemerkt hatte ſchon die Morgendämmerung den Himmel erhellt; ich erſchrak, als ich mit einem Mal aufblickte und im Oſten die Pracht der Farben ſich entfalten ſah, die die nahe Sonne verkünden, und gegen ſie war in dieſer Stunde, wo die Schlagſchatten mit ihrer ganzen Ausdehnung prunken, kein Schutz, kein Bollwerk in der offenen Gegend zu erſehen! und ich war nicht allein! Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter, und erſchrak wieder. — Es war kein anderer als der Mann im grauen Rock.

Er lächelte über meine Beſtürzung und fuhr fort, ohne mich zum Wort kommen zu laſſen: „Laßt doch, wie nun einmal in der Welt Sitte iſt, unſern wechſelſeitigen Vorteil uns auf eine Weile verbinden, zu ſcheiden haben wir immer noch Zeit. Die Straße hier längs dem Gebirge, ob Sie gleich noch nicht daran gedacht haben, iſt doch die einzige, die Sie vernünftiger Weiſe einſchlagen können; hinab in das Thal dürfen Sie nicht, und über das Gebirg werden Sie noch weniger zurückkehren wollen, von wo Sie hergekommen ſind — dieſe iſt auch gerade meine Straße. — Ich ſehe Sie ſchon vor der aufgehenden Sonne erblaſſen. Ich will Ihnen Ihren Schatten auf die Zeit unſerer Geſellſchaft leihen; und Sie dulden mich dafür in Ihrer Nähe; Sie haben ſo Ihren Bendel nicht mehr bei ſich; ich will Ihnen gute Dienſte leiſten. Sie lieben mich nicht, das iſt mir leid. Sie können mich darum doch benutzen. Der Teufel iſt nicht ſo ſchwarz, als man ihn malt. Geſtern haben Sie mich geärgert, das iſt wahr, heute will ich's Ihnen nicht nachtragen, und ich habe Ihnen ſchon den Weg bis hieher verkürzt, das müſſen Sie ſelbſt geſtehen — Nehmen Sie doch nur einmal Ihren Schatten auf Probe wieder an.“

Die Sonne war aufgegangen, auf der Straße kamen uns Menſchen entgegen; ich nahm obgleich mit innerlichem Widerwillen, den Antrag an. Er ließ lächelnd meinen Schatten zur Erde gleiten, der alsbald ſeine Stelle auf des Pferdes Schatten einnahm und luſtig neben mir hertrabte. Mir war ſehr ſeltſam zu Mut. Ich ritt an einem Trupp Landleute vorbei, die vor einem wohlhabenden Mann ehrerbietig mit entblößtem Haupte Platz machten. Ich ritt weiter, und blickte gierigen Auges und klopfenden Herzens ſeitwärts vom Pferde herab auf dieſen ſonſt meinen Schatten, den ich jetzt von einem Fremden, ja von einem Feinde, erborgt hatte.

Dieſer ging unbekümmert neben her, und pfiff eben ein Liedchen. Er zu Fuß, ich zu Pferd; ein Schwindel ergriff mich, die Verſuchung war zu groß, ich wandte plötzlich die Zügel, drückte beide Sporen an, und ſo in voller Karriere einen Seitenweg eingeſchlagen, aber ich entführte den Schatten nicht, der bei der Wendung vom Pferde glitt und ſeinen geſetzmäßigen Eigentümer auf der Landſtraße erwartete. Ich mußte beſchämt umlenken; der Mann im grauen Rocke, als er ungeſtört ſein Liedchen zu Ende gebracht, lachte mich aus, ſetzte mir den Schatten wieder zurecht, und belehrte mich, er würde erſt an mir feſthangen und bei mir bleiben wollen, wenn ich ihn wiederum als rechtmäßiges Eigentum beſitzen würde. „Ich halte Sie,“ fuhr er fort, „am Schatten feſt, und Sie kommen mir nicht los. Ein reicher

Mann, wie Sie, braucht einmal einen Schatten, das iſt nicht anders; Sie ſind nur darin zu tadeln, daß ſie es nicht früher eingeſehen haben.“ —

Ich ſetzte meine Reiſe auf derſelben Straße fort; es fanden ſich bei mir alle Bequemlichkeiten des Lebens, und ſelbſt ihre Pracht wieder ein; ich konnte mich frei und leicht bewegen, da ich einen, obgleich nur erborgten, Schatten beſaß, und ich flößte überall die Ehrfurcht ein, die der Reichtum gebietet; aber ich hatte den Tod im Herzen. Mein wunderſamer Begleiter, der ſich ſelbſt für den unwürdigen Diener des reichſten Mannes in der Welt ausgab, war von einer außerordentlichen Dienſtbarkeit, über die Maßen gewandt und geſchickt, der wahre Inbegriff eines Kammerdieners für einen reichen Mann, aber er wich nicht von meiner Seite, und führte unaufhörlich das Wort gegen mich, ſtets die größte Zuverſicht an den Tag legend, daß ich endlich, ſei es auch nur, um ihn los zu werden, den Handel mit dem Schatten abſchließen würde. — Er war mir eben ſo läſtig als verhaßt. Ich konnte mich ordentlich vor ihm fürchten. Ich hatte mich von ihm abhängig gemacht. Er hielt mich, nachdem er mich in die Herrlichkeit der Welt, die ich floh, zurückgeführt hatte. Ich mußte ſeine Beredſamkeit über mich ergehen laſſen, und fühlte ſchier, er habe recht. Ein Reicher muß in der Welt einen Schatten haben, und ſobald ich den Stand behaupten wollte, den er mich wieder geltend zu machen verleitet hatte, war nur ein Ausgang zu erſehen. Dieſes aber ſtand bei mir feſt, nachdem ich meine Liebe hingeopfert, nachdem mir das Leben verblaßt war, wollte ich meine Seele nicht, ſei es um alle Schatten der Welt, dieſer Kreatur verſchreiben. Ich wußte nicht, wie es enden ſollte.

Wir ſaßen einſt vor einer Höhle, welche die Fremden, die das Gebirg bereiſen, zu beſuchen pflegen. Man hört dort das Gebrauſe unterirdiſcher Ströme aus ungemeſſener Tiefe heraufſchallen, und kein Grund ſcheint den Stein, den man hineinwirft, in ſeinem hallenden Fall aufzuhalten. Er malte mir, wie er öfters that, mit verſchwenderiſcher Einbildungskraft, und im ſchimmernden Reize der glänzendſten Farben, ſorgfältig ausgeführte Bilder von dem, was ich in der Welt, kraft meines Säckels, ausführen würde, wenn ich erſt meinen Schatten wieder in Gewalt hätte. Die Ellenbogen auf die Knie geſtützt, hielt ich mein Geſicht in meinen Händen verborgen und hörte dem Falſchen zu, das Herz zweifach geteilt zwiſchen der Verführung und dem ſtrengen Willen in mir. Ich konnte bei ſolchem innerlichen Zwieſpalt länger nicht ausdauern, und begann den entſcheidenden Kampf:

„Sie ſcheinen, mein Herr, zu vergeſſen, daß ich Ihnen zwar erlaubt habe, unter gewiſſen Bedingungen in meiner Begleitung zu bleiben, daß ich mir aber meine völlige Freiheit vorbehalten habe.“ — „Wenn Sie befehlen, ſo packe ich ein.“ Die Drohung war ihm geläufig. Ich ſchwieg; er ſetzte ſich gleich daran, meinen Schatten zuſammenzurollen. Ich erblaßte, aber ich ließ es ſtumm geſchehen. Es erfolgte ein langes Stillſchweigen. Er nahm zuerſt das Wort:

„Sie können mich nicht leiden, mein Herr, Sie haſſen mich, ich weiß es; doch warum haſſen Sie mich? Iſt es etwa, weil Sie mich auf öffentlicher Straße angefallen, und mir mein Vogelneſt mit Gewalt zu rauben gemeint, oder iſt es darum, daß Sie mein Gut, den Schatten, den Sie Ihrer bloßen Ehrlichkeit anvertraut glaubten, mir diebiſcher Weiſe zu entwenden geſucht haben? Ich meinerſeits haſſe Sie darum nicht; ich finde ganz natürlich, daß Sie alle Ihre Vorteile, Liſt und Gewalt geltend zu machen ſuchen; daß Sie übrigens die allerſtrengſten Grundſätze haben und wie die Ehrlichkeit ſelbſt denken, iſt eine Liebhaberei, wogegen ich auch nichts habe. — Ich denke in der That nicht ſo ſtreng wie Sie; ich handle bloß, wie Sie denken. Oder habe ich Ihnen etwa irgend wann den Daumen auf die Gurgel gedrückt, um Ihre werteſte Seele, zu der ich einmal Luſt habe, an mich zu bringen? Habe ich von wegen meines ausgetauſchten Säckels einen Diener auf Sie losgelaſſen? habe ich Ihnen damit durchzugehen verſucht?“ Ich hatte dagegen nichts zu erwidern; er fuhr fort: „Schon recht, mein Herr, ſchon recht! Sie können mich nicht leiden; auch das begreife ich wohl, und verarge es Ihnen weiter nicht. Wir müſſen ſcheiden, das iſt klar, und auch Sie fangen an, mir ſehr langweilig vorzukommen. Um ſich alſo meiner fernern beſchämenden Gegenwart völlig zu entziehen, rate ich es Ihnen noch einmal: Kaufen Sie mir das Ding ab.“ — Ich hielt ihm den Säckel hin! „Um den Preis.“ — „Nein!“ — Ich ſeufzte ſchwer auf und nahm wieder das Wort: „Auch alſo. Ich dringe darauf, mein Herr, laßt uns ſcheiden, vertreten Sie mir länger nicht den Weg auf einer Welt, die hoffentlich geräumig genug iſt für uns beide.“ Er lächelte und erwiderte: „Ich gehe, mein Herr, zuvor aber will ich Sie unterrichten, wie Sie mir klingeln können, wenn Sie je Verlangen nach Ihrem unterthänigſten Knecht tragen ſollten: Sie brauchen nur Ihren Säckel zu ſchütteln, daß die ewigen Goldſtücke darinnen raſſeln, der Ton zieht mich augenblicklich an. Ein jeder denkt auf ſeinen Vorteil auf dieſer Welt; Sie ſehen, daß ich auf Ihren zugleich bedacht bin; denn ich eröffne Ihnen offenbar eine neue Kraft. — O dieſer Säckel! — Und hätten gleich die Motten Ihren Schatten ſchon aufgefreſſen, der würde noch ein ſtarkes Band zwiſchen uns ſein. Genug, Sie haben mich an meinem Gold, befehlen Sie auch in der Ferne über Ihren Knecht; Sie wiſſen, daß ich mich meinen Freunden dienſtfertig genug erweiſen kann, und daß die Reichen beſonders gut mit mir ſtehen; Sie haben es ſelbſt geſehen. — Nur Ihren Schatten, mein Herr — das laſſen Sie ſich geſagt ſein — nie wieder, als unter einer einzigen Bedingung.“

Geſtalten der alten Zeit traten vor meine Seele. Ich frug ihn ſchnell: „Hatten Sie eine Unterſchrift von Herrn John?“ — Er lächelte. — „Mit einem ſo guten Freund habe ich es keineswegs nötig gehabt.“ — „Wo iſt er? Bei Gott, ich will es wiſſen!“ Er ſteckte zögernd die Hand in die Taſche, und daraus bei den Haaren hervorgezogen, erſchien Thomas John's bleiche, entſtellte Geſtalt, und die blauen Leichenlippen bewegten ſich zu ſchweren Worten: „Justo judicio dei judicatus sum; justo judicio dei condemnatus sum.“ Ich entſetzte mich, und ſchnell den klingelnden Säckel in den Abgrund werfend, ſprach ich zu ihm die letzten Worte: „So beſchwöre ich dich im Namen Gottes, Entſetzlicher! hebe dich von dannen und laſſe dich nie wieder vor meinen Augen blicken!“ Er erhub ſich finſter und verſchwand ſogleich hinter den Felſenmaſſen, die den wild bewachſenen Ort begrenzten.

IX.

Ich ſaß da ohne Schatten und ohne Geld; aber ein ſchweres Gewicht war von meiner Bruſt genommen; ich war heiter. Hätte ich nicht auch meine Liebe verloren, oder hätte ich mich nur bei deren Verluſt vorwurfsfrei gefühlt, ich glaube, ich hätte glücklich ſein können — ich wußte aber nicht, was ich anfangen ſollte. Ich durchſuchte meine Taſchen und fand noch einige Goldſtücke darin; ich zählte ſie und lachte. — Ich hatte meine Pferde unten im Wirthshauſe, ich ſchämte mich dahin zurückzukehren, ich mußte wenigſtens den Untergang der Sonne erwarten; ſie ſtand noch hoch am Himmel. Ich legte mich in den Schatten der nächſten Bäume und ſchlief ruhig ein.

Anmutige Bilder verwoben ſich mir im luftigen Tanze zu einem gefälligen Traum. Mina, einen Blumenkranz in den Haaren, ſchwebte an mir vorüber und lächelte mich freundlich an. Auch der ehrliche Bendel war mit Blumen-bekränzt und eilte mit freundlichem Gruße vorüber. Viele ſah ich noch, und wie mich dünkt, auch Dich, Chamiſſo, im fernen Gewühl; ein helles Licht ſchien, es hatte aber keiner einen Schatten, und was ſeltſamer iſt, es ſah nicht übel aus, — Blumen und Lieder, Liebe und Freude, unter Palmenhainen. — — Ich konnte die beweglichen, leicht verwehten, lieblichen Geſtalten weder feſthalten noch deuten; aber ich weiß, daß ich gerne ſolchen Traum träumte und mich vor dem Erwachen in acht nahm; ich wachte wirklich ſchon, und hielt noch die Augen zu, um die weichenden Erſcheinungen länger vor meiner Seele zu behalten.

Ich öffnete endlich die Augen, die Sonne ſtand noch am Himmel, aber im Oſten; ich hatte die Nacht verſchlafen. Ich nahm es für ein Zeichen, daß ich nicht nach dem Wirtshauſe zurückkehren ſollte. Ich gab leicht, was ich dort noch beſaß, verloren, und beſchloß, eine Nebenſtraße, die durch den waldbewachſenen Fuß des Gebirges führte, zu Fuß einzuſchlagen, dem Schickſal es anheim ſtellend, was es mit mir vorhatte, zu erfüllen. Ich ſchaute nicht hinter mich zurück, und dachte auch nicht daran, an Bendel, den ich reich zurückgelaſſen hatte, mich zu wenden, welches ich allerdings gekonnt hätte. Ich ſah mich an auf den neuen Charakter, den ich in der Welt bekleiden ſollte: Mein Anzug war ſehr beſcheiden. Ich hatte eine alte ſchwarze Kurtka an, die ich ſchon in Berlin getragen, und die mir, ich weiß nicht wie, zu dieſer Reiſe erſt wieder in die Hand gekommen war. Ich hatte ſonſt eine Reiſemütze auf dem Kopf und ein Paar alte Stiefeln an den Füßen. Ich erhob mich, ſchnitt mir an ſelbiger Stelle einen Knotenſtock zum Andenken, und trat ſogleich meine Wanderung an.

Ich begegnete im Wald einem alten Bauer, der mich freundlich begrüßte, und mit dem ich mich in ein Geſpräch einließ. Ich erkundigte mich wie ein wißbegieriger Reiſender, erſt nach dem Wege, dann nach der Gegend und deren Bewohnern, den Erzeugniſſen des Gebirges und derlei mehr. Er antwortete verſtändig und redſelig auf meine Fragen. Wir kamen an das Bette eines Bergſtromes, der über einen weiten Strich des Waldes ſeine Verwüſtung verbreitet hatte. Mich ſchauderte innerlich vor dem ſonnenhellen Raum; ich ließ den Landmann vorangehen. Er hielt aber mitten im gefährlichen Orte ſtill und wandte ſich zu mir, um mir die Geſchichte der Verwüſtung zu erzählen. Er bemerkte bald, was mir fehlte, und hielt mitten in ſeiner Rede ein: „Aber wie geht denn das zu, der Herr hat ja keinen Schatten!“ — „Leider! Leider!“ erwiederte ich ſeufzend. „Es ſind mir während einer böſen langen Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen. Seht, Vater, in meinem Alter, die Haare, die ich wieder gekriegt habe, ganz weiß, die Nägel ſehr kurz, und der Schatten, der will noch nicht wieder wachſen.“ — „Ei! ei!“ verſetzte der alte Mann kopfſchüttelnd, „keinen Schatten, das iſt bös! das war eine böſe Krankheit, die der Herr gehabt hat." Aber er hub ſeine Erzählung nicht wieder an, und bei dem nächſten Querweg, der ſich darbot, ging er, ohne ein Wort zu ſagen, von mir ab. — Bittere Thränen zitterten auf's neue auf meinen Wangen, und meine Heiterkeit war hin.

Ich ſetzte traurigen Herzens meinen Weg fort und ſuchte ferner keines Menſchen Geſellſchaft. Ich hielt mich im dunkelſten Wald, und mußte manchmal, um über einen Strich, wo die Sonne ſchien, zu kommen, ſtundenlang darauf warten, daß mir keines Menſchen Aug' den Durchgang verbot. Am Abend ſuchte ich Herberge in den Dörfern zu nehmen. Ich ging eigentlich nach einem Bergwerk im Gebirge, wo ich Arbeit unter der Erde zu finden gedachte; denn, davon abgeſehen, daß meine jetzige Lage mir gebot, für meinen Lebensunterhalt ſelbſt zu ſorgen, hatte ich dieſes wohl erkannt, daß mich allein angeſtrengte Arbeit gegen meine zerſtörenden Gedanken ſchützen könnte.

Ein paar regnichte Tage förderten mich leicht auf dem Weg, aber auf Koſten meiner Stiefel, deren Sohlen für den Grafen Peter, und nicht für den Fußknecht berechnet waren. Ich trat ſchon auf den bloßen Füßen. Ich mußte ein Paar neue Stiefel anſchaffen. Am nächſten Morgen beſorgte ich dieſes Geſchäft mit vielem Ernſt in einem Flecken, wo Kirmeß war, und wo in einer Bude alte und neue Stiefel zu kauf ſtanden. Ich wählte und handelte lange. Ich mußte auf ein Paar neue, die ich gern gehabt hätte, Verzicht leiſten; mich ſchreckte die unbillige Forderung. Ich begnügte mich alſo mit alten, die noch gut und ſtark waren, und die mir der ſchöne blondlockige Knabe, der die Bude hielt, gegen gleich baare Bezahlung, freundlich lächelnd einhändigte, indem er mir Glück auf den Weg wünſchte. Ich zog ſie gleich an und ging zum nördlich gelegenen Thor aus dem Ort.

Ich war in meinen Gedanken ſehr vertieft, und ſah kaum, wo ich den Fuß hinſetzte; denn ich dachte an das Bergwerk, wo ich auf den Abend noch anzulangen hoffte, und wo ich nicht recht wußte, wie ich mich ankündigen ſollte. Ich war noch keine zweihundert Schritte gegangen, als ich bemerkte, daß ich aus dem Wege gekommen war; ich ſah mich danach um, ich befand mich in einem wüſten, uralten Tannenwalde, woran die Axt nie gelegt worden zu ſein ſchien. Ich drang noch einige Schritte vor, ich ſah mich mitten unter öden Felſen, die nur mit Moos und Steinbrecharten bewachſen waren, und zwiſchen welchen Schnee- und Eisfelder lagen. Die Luft war ſehr kalt, ich ſah mich um, der Wald war hinter mir verſchwunden. Ich machte noch einige Schritte — um mich herrſchte die Stille des Todes, unabſehbar dehnte ſich das Eis, worauf ich ſtand, und worauf ein dichter Nebel ſchwer ruhte; die Sonne ſtand blutig am Rande des Horizontes. Die Kälte war unerträglich. Ich wußte nicht, wie mir geſchehen war, der erſtarrende Froſt zwang mich, meine Schritte zu beſchleunigen, ich vernahm nur das Gebrauſe ferner Gewäſſer, ein Schritt, und ich war am Eisufer eines Oceans. Unzählige Herden von Seehunden ſtürzten ſich vor mir rauſchend in die Flut. Ich folgte dieſem Ufer, ich ſah wieder nackte Felſen, Land, Birken- und Tannenwälder, ich lief noch ein paar Minuten gerade vor mir hin. Es war erſtickend heiß, ich ſah mich um, ich ſtand zwiſchen ſchön gebauten Reisfeldern unter Maulbeerbäumen. Ich ſetzte mich in deren Schatten, ich ſah nach meiner Uhr, ich hatte vor nicht einer Viertelſtunde den Marktflecken verlaſſen, — ich glaubte zu träumen, und biß mich in die Zunge, um mich zu erwecken; aber ich wachte wirklich. — Ich ſchloß die Augen zu, um meine Gedanken zuſammen zu faſſen. — Ich hörte vor mir ſeltſame Sylben durch die Naſe zählen; ich blickte auf: zwei Chineſen, an der aſiatiſchen Geſichtsbildung unverkennbar, wenn ich auch ihrer Kleidung keinen Glauben beimeſſen wollte, redeten mich mit landesüblichen Begrüßungen in ihrer Sprache an; ich ſtand auf und trat zwei Schritte zurück. Ich ſah ſie nicht mehr, die Landſchaft war ganz verändert: Bäume, Wälder, ſtatt der Reisfelder. Ich betrachtete dieſe Bäume und die Kräuter, die um mich blühten; die ich kannte, waren ſüdöſtlich aſiatiſche Gewächſe; ich wollte auf den einen Baum zugehen, ein Schritt — und wiederum alles verändert. Ich trat nun an, wie ein Rekrut, der geübt wird, und ſchritt langſam, geſetzt einher. Wunderbar veränderliche Länder, Fluren, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüſten, entrollen ſich vor meinem ſtaunenden Blick: es war kein Zweifel, ich hatte Siebenmeilenſtiefel an den Füßen.

X.

Ich fiel in ſtummer Andacht auf meine Kniee und vergoß Thränen des Dankes — denn klar ſtand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch frühe Schuld von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, ward ich zum Erſatz an die Natur, die ich ſtets geliebt, gewieſen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wiſſenſchaft. Es war nicht ein Entſchluß, den ich faßte. Ich habe nur ſeitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu mit ſtillem, ſtrengen, unausgeſetzten Fleiß darzuſtellen geſucht, und meine Selbſtzufriedenheit hat von dem Zuſammenfallen des Dargeſtellten mit dem Urbild abgehangen.

Ich raffte mich auf, um ohne Zögern mit flüchtigem Ueberblick Beſitz von dem Felde zu nehmen, wo ich künftig ernten wollte. — Ich ſtand auf den Höhen des Tibet und die Sonne, die mir vor wenigen Stunden aufgegangen war, neigte ſich hier ſchon am Abendhimmel, ich durchwanderte Aſien von Oſten gegen Weſten, ſie in ihrem Lauf einholend, und trat in Afrika ein. Ich ſah mich neugierig darin um, indem ich es wiederholt in allen Richtungen durchmaß. Wie ich durch Aegypten die alten Pyramiden und Tempel angaffte, erblickte ich in der Wüſte, unfern des hundertthorigen Theben, die Höhlen, wo chriſtliche Einſiedler ſonſt wohnten. Es ſtand plötzlich feſt und klar in mir, hier iſt dein Haus. — Ich erkor eine der verborgenſten, die zugleich geräumig, bequem und den Schakalen unzugänglich war, zu meinem künftigen Aufenthalte, und ſetzte meinen Stab weiter.

Ich trat bei den Herkules-Säulen nach Europa über, und nachdem ich ſeine ſüdlichen und nördlichen Provinzen in Augenſchein genommen, trat ich von Nordaſien über den Polargletſcher nach Grönland und Amerika über, durchſchweifte die beiden Teile dieſes Kontinents, und der Winter, der ſchon im Süden herrſchte, trieb mich ſchnell vom Cap Horn nordwärts zurück.

Ich verweilte mich, bis es im öſtlichen Aſien Tag wurde, und ſetzte erſt nach einiger Ruhe meine Wanderung fort. Ich verfolgte durch beide Amerika die Bergkette, die die höchſten bekannten Unebenheiten unſerer Kugel in ſich faßt. Ich ſchritt langſam und vorſichtig von Gipfel zu Gipfel, bald über flammende Vulkane, bald über beſchneite Kuppeln, oft mit Mühe atmend, ich erreichte den Eliasberg, und ſprang über die Beringſtraße nach Aſien. — Ich verfolgte deſſen Küſten in ihren vielfachen Wendungen, und unterſuchte mit beſonderer Aufmerkſamkeit, welche der dort gelegenen Inſeln mir zugänglich wären. Von der Halbinſel Malacca trugen mich meine Stiefel auf Sumatra, Java, Bali und Lamboc, ich verſuchte, ſelbſt oft mit Gefahr, und dennoch immer vergebens, mir über die kleinern Inſeln und Felſen, wovon dieſes Meer ſtarrt, einen Uebergang nordweſtlich nach Borneo und andern Inſeln dieſes Archipelagus zu bahnen. Ich mußte die Hoffnung aufgeben. Ich ſetzte mich endlich auf die äußerſte Spitze von Lamboc nieder, und das Geſicht gegen Süden und Oſten gewendet, weinte ich wie am feſtverſchloſſenen Gitter meines Kerkers, daß ich doch ſo bald meine Begrenzung gefunden. Das merkwürdige, zum Verſtändnis der Erde und ihres ſonnengewirkten Kleides, der Pflanzen- und Tierwelt, ſo weſentlich notwendige Neuholland, und die Südſee mit ihren Zoophyten-Inſeln, waren mir unterſagt, und ſo war im Urſprunge ſchon, alles, was ich ſammeln und erbauen ſollte, bloßes Fragment zu bleiben verdammt. — O mein Adelbert, was iſt es doch um die Bemühungen der Menſchen!

Oft habe ich im ſtrengſten Winter der ſüdlichen Halbinſel vom Cap Horn aus, jene zweihundert Schritte, die mich etwa vom Land van Diemen und Neuholland trennten, ſelbſt unbekümmert um die Rückkehr, und ſollte ſich dieſes ſchlechte Land über mich, wie der Deckel meines Sarges, ſchließen, über den Polargletſcher vorwärts zurückzulegen verſucht, habe über Treibeis mit thörichter Wagnis verzweiflungsvolle Schritte gethan, der Kälte und dem Meere Trotz geboten. Umſonſt, noch bin ich auf Neuholland nicht geweſen — ich kam dann jedesmal auf Lamboc zurück und ſetzte mich auf ſeine äußerſte Spitze nieder, und weinte wieder, das Geſicht gen Süden und Oſten gewendet, wie am feſt verſchloſſenen Gitter meines Kerkers.

Ich riß mich endlich von dieſer Stelle, und trat mit traurigem Herzen wieder in das innere Aſien, ich durchſchweifte es fürder, die Morgendämmerung nach Weſten verfolgend, und kam noch in der Nacht in die Thebais zu meinem vorbeſtimmten Hauſe, das ich in den geſtrigen Nachmittagsſtunden berührt hatte.

Sobald ich etwas ausgeruht, und es Tag über Europa war, ließ ich meine erſte Sorge ſein, alles anzuſchaffen, was ich bedurfte. — Zuvörderſt Hemmſchuhe; denn ich hatte erfahren, wie unbequem es ſei, ſeinen Schritt nicht anders verkürzen zu können, um nahe Gegenſtände gemächlich zu unterſuchen, als indem man die Stiefel auszieht. Ein Paar Pantoffeln übergezogen, hatten völlig die Wirkung, die ich mir davon verſprach, und ſpäterhin trug ich ſogar deren immer zwei Paar bei mir, weil ich öfters welche von den Füßen warf, ohne Zeit zu haben ſie aufzuheben, wenn Löwen, Menſchen oder Hyänen mich beim Botaniſieren aufſchreckten. Meine ſehr gute Uhr war auf die kurze Dauer meiner Gänge ein vortreffliches Chronometer. Ich brauchte noch außerdem einen Sextanten, einige phyſikaliſche Inſtrumente und Bücher.

Ich machte, dieſes alles herbeizuſchaffen, etliche bange Gänge nach London und Paris, die ein mir günſtiger Nebel eben beſchattete. Als der Reſt meines Zaubergoldes erſchöpft war, brachte ich leicht zu findendes afrikaniſches Elfenbein als Bezahlung herbei, wobei ich freilich die kleinſten Zähne, die meine Kräfte nicht überſtiegen, auswählen mußte. Ich ward bald mit allem verſehen und ausgerüſtet, und ich fing ſogleich als privatiſierender Gelehrter meine neue Lebensweiſe an.

Ich ſtreifte auf der Erde umher, bald ihre Höhlen, bald die Temperatur ihrer Quellen und die der Luft meſſend, bald Tiere beobachtend, bald Gewächſe unterſuchend; ich eilte von dem Aequator nach dem Pole, von der einen Welt nach der andern; Erfahrungen mit Erfahrungen vergleichend. Die Eier der afrikaniſchen Strauße oder der nördlichen Seevögel und Früchte, beſonders der Tropen-Palmen und Bananen, waren meine gewöhnlichſte Nahrung. Für mangelndes Glück hatte ich als Surrogat die Nicotiana, und für menſchliche Teilnahme und Bande die Liebe eines treuen Pudels, der mir meine Höhle in Thebais bewachte, und wenn ich mit neuen Schätzen beladen zu ihm zurückkehrte, freudig an mich ſprang, und es mich doch menſchlich empfinden ließ, daß ich nicht allein auf der Erde ſei. Noch ſollte mich ein Abenteuer unter die Menſchen zurückführen.

XI.

Als ich einſt auf Nordlandsküſten, meine Stiefel gehemmt, Flechten und Algen ſammelte, trat mir unverſehens um die Ecke eines Felſens ein Eisbär entgegen. Ich wollte, nach weggeworfenen Pantoffeln, auf eine gegenüberliegende Inſel treten, zu der mir ein dazwiſchen aus den Wellen hervorragender, nackter Felſen den Uebergang bahnte. Ich trat mit dem einen Fuß auf den Felſen feſt auf, und ſtürzte auf der andern Seite in das Meer, weil mir unbemerkt der Pantoffel am andern Fuß haften geblieben war.

Die große Kälte ergriff mich, ich rettete mit Mühe mein Leben aus dieſer Gefahr; ſobald ich Land hielt, lief ich, ſo ſchnell ich konnte, nach der Lybiſchen Wüſte, um mich da an der Sonne zu trocknen. Wie ich ihr aber ausgeſetzt war, brannte ſie mir ſo heiß auf den Kopf, daß ich ſehr krank wieder nach Norden taumelte. Ich ſuchte durch heftige Bewegung mir Erleichterung zu verſchaffen, und lief mit unſichern, raſchen Schritten von Weſten nach Oſten und von Oſten nach Weſten. Ich befand mich bald in dem Tag und bald in der Nacht; bald im Sommer und bald in der Winterkälte.

Ich weiß nicht, wie lange ich ſo auf der Erde herumtaumelte. Ein brennendes Fieber glühte durch meine Adern, ich fühlte mit großer Angſt die Beſinnung mich verlaſſen. Noch wollte das Unglück, daß ich bei ſo unvorſichtigem Laufen jemanden auf den Fuß trat. Ich mochte ihm weh gethan haben; ich erhielt einen ſtarken Stoß und ich fiel hin. —

Als ich zuerſt zum Bewußtſein zurückkehrte, lag ich gemächlich in einem guten Bette, das unter vielen andern Betten in einem geräumigen Saale ſtand. Es ſaß mir jemand zu Häupten; es gingen Leute durch den Saal von einem Bette zum andern. Sie kamen vor das meine und unterhielten ſich von mir. Sie nannten mich aber Numero zwölf, und an der Wand zu meinen Füßen ſtand doch ganz gewiß, es war keine Täuſchung, ich konnte es deutlich leſen, auf einer ſchwarzen Marmortafel mit großen goldenen Buchſtaben mein Name PETER SCHLEMIHL ganz richtig geſchrieben. Auf der Tafel ſtanden noch unter meinem Namen zwei Reihen Buchſtaben, ich war aber zu ſchwach, um ſie zuſammen zu bringen, ich machte die Augen wieder zu. —

Ich hörte etwas, worin von Peter Schlemihl die Rede war, laut und vernehmlich ableſen, ich konnte aber den Sinn nicht faſſen; ich ſah einen freundlichen Mann und eine ſehr ſchöne Frau in ſchwarzer Kleidung vor meinem Bette erſcheinen. Die Geſtalten waren mir nicht fremd, und ich konnte ſie nicht erkennen.

Es verging einige Zeit, und ich kam wieder zu Kräften. Ich hieß Numero zwölf, und Numero zwölf galt ſeines langen Bartes wegen für einen Juden, darum er aber nicht minder ſorgfältig gepflegt wurde. Daß er keinen Schatten hatte, ſchien unbemerkt geblieben zu ſein. Meine Stiefel befanden ſich, wie man mich verſicherte, nebſt allem, was man bei mir gefunden, als ich hierher gebracht worden, in gutem und ſicherm Gewahrſam, um mir nach meiner Geneſung wieder zugeſtellt zu werden. Der Ort, worin ich krank lag, hieß das SCHLEMIHLIUM; was täglich von Peter Schlemihl abgeleſen wurde, war eine Ermahnung, für denſelben, als den Urheber und Wohlthäter dieſer Stiftung, zu beten. Der freundliche Mann, den ich an meinem Bette geſehen hatte, war Bendel, die ſchöne Frau Mina.

Ich genas unerkannt im Schlemihlio, und erfuhr noch mehr, ich war in Bendels Vaterſtadt, wo er aus dem Ueberreſt meines ſonſt nicht geſegneten Goldes dieſes Hoſpitium, wo Unglückliche mich ſegneten, unter meinem Namen geſtiftet hatte, und er führte über dasſelbe die Aufſicht. Mina war Witwe, ein unglücklicher Kriminal-Prozeß hatte dem Herrn Rascal das Leben und ihr ſelbſt ihr mehrſtes Vermögen gekoſtet. Ihre Eltern waren nicht mehr. Sie lebte hier als eine gottesfürchtige Witwe, und übte Werke der Barmherzigkeit.

Sie unterhielt ſich einſt am Bette Numero zwölf mit dem Herrn Bendel: „Warum, edle Frau, wollen Sie ſich ſo oft der böſen Luft, die hier herrſcht, ausſetzen? Sollte denn das Schickſal mit Ihnen ſo hart ſein, daß ſie zu ſterben begehrten?“ — „Nein, Herr Bendel, ſeit ich meinen langen Traum ausgeträumt habe, und in mir ſelber erwacht bin, geht es mir wohl, ſeitdem wünſche ich nicht mehr und fürchte nicht mehr den Tod. Seitdem denke ich heiter an Vergangenheit und Zukunft. Iſt es nicht auch mit ſtillem innerlichen Glück, daß Sie jetzt auf ſo gottſelige Weiſe Ihrem Herrn und Freunde dienen?“ — „Sei Gott gedankt, ja, edle Frau. Es iſt uns doch wunderſam ergangen, wir haben viel Wohl und bitteres Weh unbedachtſam aus dem vollen Becher geſchlürft. Nun iſt er leer; nun möchte einer meinen, das ſei alles nur die Probe geweſen, und, mit kluger Einſicht gerüſtet, den wirklichen Aufang erwarten. Ein anderer iſt nun der wirkliche Anfang, und man wünſcht das erſte Gaukelſpiel nicht zurück, und iſt dennoch im ganzen froh, wie es war, gelebt zu haben. Auch finde ich in mir das Zutrauen, daß es nun unſerm alten Freunde beſſer ergehen muß, als damals.“ — „Auch in mir,“ erwiderte die ſchöne Witwe, und ſie gingen an mir vorüber.

Dieſes Geſpräch hatte einen tiefen Eindruck in mir zurückgelaſſen; aber ich zweifelte im Geiſte, ob ich mich zu erkennen geben, oder unerkannt von dannen gehen ſollte. — Ich entſchied mich. Ich ließ mir Papier und Bleiſtift geben, und ſchrieb die Worte:

„Auch Eurem alten Freunde ergeht es nun beſſer als damals, und büßet er, ſo iſt es Buße der Verſöhnung.“

Hierauf begehrte ich mich anzuziehen, da ich mich ſtärker befände. Man holte den Schlüſſel zu dem kleinen Schrank, der neben meinem Bette ſtand, herbei. Ich fand alles, was mir gehörte, darin. Ich legte meine Kleider an, hing meine botaniſche Kapſel, worin ich mit Freuden meine nordiſchen Flechten wieder fand, über meine ſchwarze Kurtka um, zog meine Stiefel an, legte den geſchriebenen Zettel auf mein Bett, und ſowie die Thüre aufgieng, war ich ſchon weit auf dem Wege nach der Thebais.

Wie ich längs der ſyriſchen Küſte den Weg, auf dem ich mich zum letzten Mal vom Hauſe entfernt hatte, zurücklegte, ſah ich mir meinen armen Figaro entgegen kommen. Dieſer vortreffliche Pudel ſchien ſeinem Herrn, den er lange zu Hauſe erwartet haben mochte, auf der Spur nachgehen zu wollen. Ich ſtand ſtill und rief ihm zu. Er ſprang bellend an mich mit tauſend rührenden Aeußerungen ſeiner unſchuldigen ausgelaſſenen Freude. Ich nahm ihn unter den Arm; denn freilich konnte er mir nicht folgen, und brachte ihn mit mir wieder nach Hauſe.

Ich fand dort alles in der alten Ordnung, und kehrte nach und nach, ſo wie ich wieder Kräfte bekam, zu meinen vormaligen Beſchäftigungen und zu meiner alten Lebensweiſe zurück. Nur daß ich mich ein ganzes Jahr hindurch der mir ganz unzuträglichen Polarkälte enthielt.

Und ſo, mein lieber Chamiſſo, lebe ich noch heute. Meine Stiefel nutzen ſich nicht ab, wie das ſehr gelehrte Werk des berühmten Tieckius, de rebus gestis Pollicilli, es mich anfangs befürchten laſſen. Ihre Kraft bleibt ungebrochen; nur meine Kraft geht dahin, doch habe ich den Troſt, ſie an einen Zweck in fortgeſetzter Richtung und nicht fruchtlos verwendet zu haben. Ich habe, ſoweit meine Stiefel gereicht, die Erde, ihre Geſtaltung, ihre Höhen, ihre Temperatur, ihre Atmoſphäre in ihrem Wechſel, die Erſcheinungen ihrer magnetiſchen Kraft, das Leben auf ihr, beſonders im Pflanzenreiche, gründlicher kennen gelernt, als vor mir irgend ein Menſch. Ich habe die Thatſachen mit möglichſter Genauigkeit in klarer Ordnung aufgeſtellt in mehreren Werken, meine Folgerungen und Anſichten flüchtig in einigen Abhandlungen niedergelegt. — Ich habe die Geographie vom Innern von Afrika und von den nördlichen Polarländern, vom Innern von Aſien und von ſeinen öſtlichen Küſten, feſtgeſetzt. Meine Historia stirpium plantarum utriusque orbis ſteht da als ein großes Fragment der Flora universalis terræ, und als ein Glied meines Systema naturæ. Ich glaube darin nicht bloß die Zahl der bekannten Arten mäßig um mehr als ein Drittel vermehrt, ſondern auch etwas für das natürliche Syſtem und für die Geographie der Pflanzen gethan zu haben. Ich arbeite jetzt fleißig an meiner Fauna. Ich werde Sorge tragen, daß vor meinem Tode meine Manuſcripte bei der Berliner Univerſität niedergelegt werden.

Und Dich, mein lieber Chamiſſo, habe ich zum Bewahrer meiner wunderſamen Geſchichte erkoren, auf daß ſie vielleicht, wenn ich von der Erde verſchwunden bin, manchen ihrer Bewohner zur nützlichen Lehre gereichen könne. Du aber, mein Freund, willſt Du unter den Menſchen leben, ſo lerne verehren zuvörderſt den Schatten, ſodann das Geld. Willſt Du nur Dir und Deinem beſſern Selbſt leben, o ſo brauchſt Du keinen Rat.

Explicit. [Ende.]

Aus: „Ein Volksbüchlein"

von

Ludwig Aurbacher (1784—1847).

Neben Joh. Peter Hebel (1760—1826) darf als Volksſchriftſteller auch Ludwig Aurbacher genannt werden. Beide ſind dem alemanniſchen Stamme entſproſſen, wenn auch der erſtere dem badiſchen, der andere dem bayriſchen Staate angehörte. Aurbacher wurde 26. Auguſt 1784, als Sohn eines Nagelſchmieds, im Flecken Türkheim im bayriſchen Schwaben geboren. Er wollte ſich dem geiſtlichen Stande und zwar dem Benediktinerorden widmen, trat jedoch wieder zurück und erhielt 1809 eine Stelle als Profeſſor beim Kadettenkorps in München. Kränklichkeit zwang ihn (1834) in den Ruheſtand zu treten. Er ſtarb 28. Mai 1847. Aurbacher entwickelte eine rege wiſſenſchaftliche und dichteriſche Thätigkeit. Erſtere erſtreckte ſich auf Schulweſen und Sprachwiſſenſchaft; die bedeutendſten Erzeugniſſe der letzteren ſind die Volksſchriften, in welchen er im volksmäßigen, harmloſen Erzählerton mit Hebel wetteifert.

Das Vögelein.

Ein frommer Ordensmann las eines Morgens in der Bibel: Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Tag. Dieſe Worte und ihr Sinn wollten ſeinem blöden Verſtande nicht eingehen, und je mehr er darüber nachdachte, deſto unklarer und verworrener wurden ſeine Gedanken.

Da gieng er, um ſich zu zerſtreuen, in den Garten; und indem er die Blumen und die Bäume und den blauen Himmel und alle die Werke Gottes mit Wonne und Andacht betrachtete, gewahrte er auf dem Wipfel eines Baumes ein ſeltſames, überaus ſchönes Vögelein; und wie daſſelbe nun ſeine buntfarbigen Flügel ausbreitete und ſeine wunderſchöne Stimme hören ließ, da durchzuckte den Mann ein nie gehabtes innerſtes Wonnegefühl, ſo daß er wie außer ſich daſtand, und Ohren und Augen nicht abwenden konnte von der überaus lieblichen Geſtalt und dem ſeelenvollen Geſang des Vögeleins. Dieſes aber hüpfte von Zweig zu Zweig, und flog von Baum zu Baum, und ſchüttelte die Farben aus dem bewegten Gefieder und ſtrömte melodiſche Töne aus der ſangreichen Kehle; und ſo flog es, immer ſingend, aus dem Garten in den angrenzenden Wald; und der Ordensmann, ſeiner ſelbſt nicht mehr bewußt, folgte ihm nach, und wendete weder Aug' noch Ohr ab, und ſtand zuletzt wie bezaubert mitten im Walde, daß er die Wildnis nicht ſah ob der Regenbogenpracht, die ihn umfloß, und den Waſſerfall nicht hörte ob dem Wundergeſang, der ihn entzückte. Doch mit welchen Worten wäre ſo etwas zu beſchreiben! Wie wenn am frühen Morgen, bei der erſten Dämmerung, über dem höchſten Gipfel eines Berges ſich plötzlich ein Punkt von einem Wölklein zeigt, das nun allmälich in zarten Wollenſtreifen auseinander fließt: der erſte Strahl der aufgehenden Sonne verwandelt es zauberiſch in lauteres Gold; dann erweitert und verdichtet ſich die Wolke immer mehr, und Goldſtreifen durchzucken ſie, wie Blitze, und verbrämen ſie um und um, wie mit leuchtenden Rubinen; und es löſen ſich dann Wolken von der Wolke ab, und verſchwimmen in dem Meere des azurnen Firmamentes, und Lichter und Farben wechſeln und ſpielen in unendlichen Abſtufungen in- und auseinander, und das Auge vermag ſchon nicht mehr alle die herrlichen Geſtaltungen zu überſchauen, und den Glanz und die Fülle und die Mannigfaltigkeit der himmliſchen Erſcheinungen zu faſſen und zu begreifen: ſo mannigfaltig, ſo reizend und bezaubernd war der Geſang des Vögeleins; es legten ſich die Melodien wie ein Goldgewebe um des Hörers Herz und umſtrickten es ganz und gar, wie mit einem Zaubernetze, und durchdrangen und durchzuckten es, daß es ganz trunken wurde in überſeliger Empfindung. — Endlich verſtummte das Vögelein, und ward plötzlich nicht mehr geſehen; und der Ordensmann, voll des genoſſenen Glückes, kehrte zu ſeinem Kloſter zurück.

Es mochte nach ſeiner Berechnung eine Stunde verfloſſen ſein, ſeit ihm die Erſcheinung geworden; und er ſtand, noch am frühen Morgen, vor der Pforte und läutete an. Der Pförtner erſchien. Sie erkannten ſich einander nicht. Der Ordensmann nannte ſeinen Namen; der Pförtner ſagte, es befinde ſich kein Mönch dieſes Namens im Klöſter. Man ging zum Abte; auch dieſer kannte weder den Mann noch deſſen Namen; wohl aber ſetzte er bei: Wie die Chronik melde, ſo ſei vor hundert Jahren ein Mönch dieſes Namens plötzlich aus dem Kloſter verſchwunden, und man habe ſeit der Zeit nichts mehr von demſelben vernommen. Da erkannte der Ordensmann, daß er eines großen Wunders von Gott gewürdigt worden, und er fiel dem Abte zu Füßen, und bekannte und beichtete und erzählte, was ſich mit ihm begeben.

Und nachdem er noch in derſelben Stunde das Sakrament empfangen, that er gegen niemanden mehr den Mund auf, ſondern verharrte in ſtillem Gebete bis gen Mitternacht, wo er ſelig in dem Herrn entſchlief.

Schule der Weisheit.

Zu jener Zeit, als es noch Schulen der Weisheit gab, kam ein Jüngling von ſchöner Geſtalt und guten Sitten zu einem Meiſter, und bat, daß er ihn in Lehre und Zucht nehmen möge. Der Meiſter, der ihn vom Ruf kannte, ſprach zu ihm: „Wie ſoll ich dich lehren und ziehen, da, wie ich höre, dein Betragen unter den Menſchen und vor der Welt rein und tadellos, ſchlecht und gerecht iſt?" Der Jüngling antwortete: „Mein Ruf iſt wol beſſer als ich ſelbſt bin. Ich weiß gar wol, daß mir noch vieles fehlt zur Weisheit, und darunter das Erſte und Notwendigſte." „Und was iſt das?" fragte der Meiſter. „Könnt' ich es ſagen", antwortete der Jüngling, „ich würde wohl nicht bei dir zuſprechen. Ich fühle zwar meine Gebrechen, aber ich kenne ſie nicht und weiß ſie darum auch nicht zu heilen und zu verbeſſern." Der Meiſter betrachtete den Jüngling mit Wohlgefallen; dann ſprach er: „Du erzeigeſt dich fähig und würdig, um in die Schule der Weisheit zu gehen. Denn die erſte Stufe dazu iſt die Selbſterkenntnis, die zweite die Demut, die dritte die Zuverſicht und der Glaube. Dies aber bedenke: daß die Kunſt der Weisheit ſchwer, und die Zeit der Schule lang ſei. Du mußt vorerſt lernen ſchweigen und hören, dann fragen und antworten, endlich handeln und leiden." Der Jüngling verſprach, daß er's an gutem Willen nicht werde fehlen laſſen, um des Meiſters Kunſt zu erlernen. Alſo ward er als Schüler und Jünger der Weisheit aufgenommen. Er erfüllte auch und übertraf beinahe die Hoffnungen des Meiſters während der drei Jahre, die er unter ſeiner Lehre und Zucht geſtanden. Er wurde ſchweigſam, beredſam und handſam; er lieh ſein Ohr guten Räten und weiſen Sprüchen, er öffnete den Mund nur zu verſtändigen Reden, und Hand und Herz waren immer bereit, um gutes zu ſpenden, widriges zu ertragen und das Beſte zu wollen und zu thun. Da, nach Verfluß der drei Jahre, trat eines Tages der Meiſter zu ihm, und ſprach: „Ich gebe dir Urlaub, mein Sohn! Du biſt nun bereits auf dem rechten Wege, der zur Weisheit führt. Es iſt freilich nur der Anfang des Weges, nicht das Ende; aber weiter vermag dich kein anderer zu geleiten; du mußt dich nun ſelbſt führen, auf daß du endlich das Ziel erreicheſt." Ueber dieſen Worten wurde der Jüngling ſchier traurig, zumal darüber, daß er erſt am Anfang der Weisheit ſtehe und nicht ſchon am Ende, da er ſich doch bewußt war, daß er das Vollkommenſte erſtrebt habe in Gedanken, Worten und Werken. Das klagte er dem Meiſter in der Sprache eines zuverſichtlichen, obwohl doch demütigen Bewußtſeins. Der Meiſter verſetzte: „Was ich an deinen Worten und Handlungen wahrgenommen, es iſt alles löblich, und ich bin gewiß, daß ſie ein treuer, unverfälſchter Ausdruck deiner Geſinnungen waren. Aber dies merke: Des Menſchen Herz iſt unergründlich, wie das Meer, und was daſſelbe verbirgt in ſeinem dunkeln Abgrund, das hat noch niemand erforſcht. „Dies dein Herz erkenne ich noch nicht; es iſt dir ſelbſt noch verborgen; die Ungeheuer, die da noch in der Tiefe ſich umthun, und von Zeit zu Zeit aufſteigen, ſind furchtbar und verderblich; und wer ſie nicht wahrnimmt und ſich ihrer wehrt, den ziehen ſie in ihren Abgrund." Der Jüngling betrübte ſich noch mehr über dieſe Rede, und er bat den Meiſter, ihm dieſe Ungeheuer zu bezeichnen, die in des Herzens verborgener Tiefe hauſen, damit er ihrer achten und ſich erwehren könne. Der Meiſter antwortete: „Das iſt vergeblich; ich müßte dir alle Laſter nennen; denn ſie alle gleichen jener Hyder, aus deren gefällten Häuptern immer neue und verjüngte erwachſen. Doch vor drei laſterhaften Gelüſten will ich dich beſonders warnen, welche dem Menſchen am meiſten gefährlich, weil am meiſten hintertückiſch ſind. Es iſt die Schadenfreude ob fremdem Unglück, der Neid ob fremdem Glück, und die Rachelust bei erlittener Beleidigung. Dieſe ſterben nie aus in des Menſchen Herzen, ſo lange es fühlt und ſchlägt." Der Jüngling verhüllte ſein Angeſicht und ſprach dann: „Ach, wer iſt dann weiſe unter den Menſchen?" „Niemand", antwortete der Meiſter, „nur Gott iſt weiſe; wir armen Menſchen können wohl die Weisheit lieben, aber nicht haben. Drum ſei dir dies noch zum Troſt und zur Ermutigung. Den Keim des Guten hat Gott in uns gelegt, und den Keim des Böſen der Satan. Pflegen wir darum der guten Saat, und reuten wir zumeiſt das Unkraut aus, ſo wird auch Gott das Gedeihen geben. Denn er iſt der Anfang und das Ende der Weisheit." Der Jüngling dankte und entfernte ſich mit denſelben Gefühlen, mit denen er gekommen war: mit erweiterter Selbſterkenntnis, noch größerer Demut und mit befeſtigter Zuverſicht und unerſchütterlichem Glauben an den, welcher der Anfang und das Ende der Weisheit iſt.

Die Tugenden.

Die Tugenden lebten lange Zeit in Ehre und Frieden als Nonnen in einem Kloſter, deſſen Oberin die Frömmigkeit ſelbſt war. Die Freigebigkeit diente als Pförtnerin; die Mäßigkeit als Küchenmeiſterin; die Klugheit beſorgte Feld und Garten, und die Sparſamkeit berechnete das Einkommen; die Sanftmut leitete die jüngeren Schweſtern, und die Demut war die Dienerin aller. So verſah denn jede der Tugenden ein beſonderes Amt, und über alles wachte und ſorgte, ermahnend und befehlend, die Oberin, welche, wie geſagt, die Frömmigkeit ſelbſt war.

Die Oberin ſtarb. Da beſchloſſen die Tugenden, das Kloſter zu verlaſſen und in die Welt zu gehen, wo ſie, nach ihrer Meinung, mehr gutes wirken könnten. Und ſie traten ſogleich miteinander die Reiſe an.

Wie ſie in das nächſte Dorf kamen, begegnete ihnen ein armes Weib mit einem Kind auf dem Arm, das bettelte ſie an. Die Freigebigkeit, welche den Säckel hatte, wollte der Armen ſogleich eine große Summe geben. Darüber wurde ſie aber von der Sparſamkeit ausgeſcholten, welche meinte, daß für Bettler ein kleines Almoſen genug wäre. Worauf die Klugheit bemerkte: blindlings geben, ob viel oder wenig, ſei überhaupt nicht ratſam; man müſſe vorerſt die Würdigkeit und die Notdurft des Armen erforſchen. Alſo erhielt, auf den Rath der Klugheit, die arme Frau nichts.

Die Tugenden kamen darauf in ein anderes Dorf. Da ſahen ſie wie ein Vater ſein Söhnlein züchtigte mit Schlägen. Alſogleich trat die Sanftmut zu ihm und bat ihn, abzuſtehen von ſeinem Zorneifer. Die Strenge aber lobte den Mann, ſagend, es ſei an der Jugend kein Streich verloren, außer der daneben geht. Die Klugheit jedoch meinte: zu viel ſei einmal zu viel, und man müſſe Maß halten in allen Dingen. Alſo ſchlug der Mann drauf los, ſo ſtark und ſo lang es ihm gut dünkte.

Da ſie weiter zogen und in einen Hohlweg kamen, ſprengte eben ein Reiter daher, der ſein Pferd mit der Peitſche antrieb. Und wie er ſo um ſich hieb, traf er links und rechts mit der Peitſche die Gerechtigkeit und die Demut. Jene rief ſogleich: man ſolle den Reiter anhalten und zur Strafe ziehen. Die Demut aber ſagte: er hab' es wohl nicht mit Abſicht gethan, und man müſſe es ihm verzeihen. Und die Klugheit ſprach: „Was ſollen wir da Händel anfangen? Seien wir froh, daß wir Tugenden noch frei und frank die Straße ziehen können!"

Zufälle dieſer Art erfuhren ſie immer mehr, je weiter ſie zogen, und jedesmal ergab ſich Streit unter ihnen, wie die Sache anzuſehen und zu behandeln ſei. Da gab eines Tages die Klugheit den Rat, es wäre am beſten daß ſie ſich von einander trennten, und daß jede den Weg einſchlüge und die Weiſe befolgte, die ihr am meiſten zuſagte. Der Rat gefiel; ſie beſchloſſen jedoch, daß ſie nach Jahr und Tag wieder zuſammen kommen wollten an einem beſtimmten Orte, um ſich ihre Schickſale zu erzählen, und weitere Maßregeln zu nehmen zur Beglückung der Menſchheit. Und ſo iſt auch geſchehen. Nach Jahr und Tag kamen ſie wieder zuſammen an dem bezeichneten Orte, und jede erzählte nun den Freundinnen, wo ſie bisher geweſen, was ſie gethan, und wie es ihr ergangen.

Die Freigebigkeit nahm zuerſt das Wort und ſprach: „Ich begab mich auf ein Rittergut, welches als das reichſte im Lande galt. Die Edelfrau, eine Witwe, faßte ſogleich volle Zuneigung zu mir, und folgte in allem meinem Rat. Es wurden von nun an täglich zwei Tafeln gedeckt, die eine für fahrende Ritter und Schüler, die andere für arme Leute aus der Nähe und Ferne. Die erſtern wurden überdies bei ihrem Abſchiede reichlich beehrt, und unter die letzteren Geld ausgeteilt. Den Bauern, ihren Unterthanen, erließ die Edelfrau, auf meine Eingebung die Steuern und Abgaben, und den Kirchen und Klöſtern vermachte ſie die liegenden Gründe. Da war nun freilich eine große Freude im Schloſſe und im Lande. Aber bald kehrte ſich leider alles in Leid. Denn die Pfaffen fingen nun an ein ärgerliches Wohlleben zu führen; die Bauern kümmerten ſich nicht mehr um den Pflug, erluſtigten ſich aber deſto mehr im Krug und trieben allerlei Unfug; endlich in der Burg ſelbſt mehrte ſich von Tag zu Tag das Geſindel, und da man den Leuten nicht genug mehr geben konnte, ſo plünderten ſie aus Rache das Schloß aus und zündeten es an. Die Edelfrau hatte zu ihrem Glücke vordem ein Hoſpital geſtiftet, in welches ſie ſich nunmehr begab, um da ihr armes Leben zu enden. Ich verließ ſie, den Troſt ihr gebend, daß ſie ihren Lohn haben möge an dem guten Bewußtſein. —"

Nachdem die Freigebigkeit alſo erzählt hatte, ſo nahm die Gerechtigkeit das Wort und ſprach: „Ich nahm mein Quartier in der Gerichtsſtube eines jungen, angehenden Richters, dem ich unſichtbar zur Seite ſtand und ohne Unterlaß anlag, daß er ſtrenges Recht üben ſolle nach den alten Rechten. Sein Vorgänger, ein alter Herr, fragte nicht ſowohl nach den geſchriebenen Rechten, als vielmehr nach den Gewohnheiten, Ueberlieferungen und den obwaltenden Umſtänden. Zur Ehre muß man ihm zwar nachſagen, daß er deſſen ungeachtet Ordnung zu erhalten wußte, und die Zufriedenheit, ja ſogar die Liebe ſeiner Gerichtshörigen zu gewinnen das Glück hatte. Aber das Recht, das alte, das geſchriebene, litt eben Schaden durch ſein Regiment, und es ſollte, es mußte nun anders werden. Auf mein inſtändiges Anraten durchmuſterte der junge Richter vorerſt alle jene alten, beſtaubten Bücher und Briefe, worin die Satzungen und Verträge von Alters her verzeichnet waren. Dann begann er ſein ſtreng rechtliches Regiment und richtete und ſchaltete und waltete genau nach dem Buchſtaben des Geſetzes, ohne alle anderen Rückſichten. Ich war vollkommen mit ihm zufrieden. Aber deſto unzufriedener wurden ſeine Gerichtshörigen. Sie klagten laut über Härte und Unbarmherzigkeit, und als der Gerichtsherr nicht nur ihren Klagen kein Gehör gab, ſondern die Kläger ſogar zu Strafen verdammte, da machten ſie einen Aufſtand, erſtürmten das Gerichtshaus, verbrannten alle alten Bücher und Briefe, und hängten den Richter ſelbſt an den neuen Galgen, den er errichtet hatte. Ich zog traurig hinweg, und ohne Hoffnung, daß dieſem Geſchlechte noch geholfen werden könne, durch Gerechtigkeit." —

Darauf erzählten die andern Tugenden ihre Schickſale, und ſie wußten meiſtens nur unerfreuliches zu melden. Die Arbeitſamkeit ſagte: Sie habe ſich bei einem armen Bauern verdingt und habe Tag und Nacht geſchafft; aber je mehr ſie gearbeitet, deſto mehr habe der Bauer gefaulenzt und gelumpt. Die Sparſamkeit ſagte: Sie habe Wohnung genommen in der Hütte einer armen Witwe, und habe das, was ſie beide durch Spinnen und Weben erübrigt, wohl zu Rate gehalten; aber plötzlich ſei alles Geld verſchwunden; denn die Witwe habe ſich ein ſchönes, koſtbares Kleid machen laſſen, um an der Kirchweih, gleich den übrigen Weibern, zu prangen. Die Sanftmut ſagte: Sie habe mit der Demut das Land durchzogen, weil ſie nirgends Herberge und Arbeit gefunden; denn die Leute haben ſie für Blödſinnige angeſehen, die zu nichts zu brauchen wären.

Zuletzt wurde auch die Klugheit aufgefordert, zu erzählen, was ſie gethan und was ihr begegnet; denn ſie hatte bis dahin geſchwiegen, wie ſie denn überhaupt nicht viel Worte machte. Sie ſprach: „Meine Geſchichte iſt kurz. Da ich die Menſchen, ihr eitles und ſtolzes Sinnen und Treiben kenne, ſo vermied ich eben ihre Geſellſchaft und ging in die Wüſte. Da lebte ich während der Zeit bei einem Einſiedler, und ich fand neben Gottesfurcht, die ſeine Hütte bewohnte und ſein Herz beſaß, immer noch ein Plätzchen, wo ich ruhen und wirken konnte. Zu thun für mich gab's da nur ſelten etwas und nur wenig; ich zeigte ihm die beſten Plätze, wo es gute Beeren und heilſame Wurzeln gab; ich warnte ihn, wenn er etwa den Krug unſicher hinſtellte zum Quell, daß er nicht umfiele und zerbräche; ich erinnerte und ermahnte ihn, die Hütte zu decken und zu verſchließen, wenn die rauhe Jahreszeit hereinbrach oder ein Unwetter, Regen und Wind drohte. So lebte ich denn bei ihm ſo ruhig und zufrieden, daß es mir große Ueberwindung koſtete, die Einſiedelei zu verlaſſen, um, dem gegebenen Verſprechen gemäß, mit euch wieder zuſammen zu kommen." —

„Aber," ſagte die Klugheit nach einer Pauſe, „was wollen wir nun insgeſamt anfangen, und was weiter thun?" Die Tugenden ſchwiegen; denn ſie wußten keinen Rat. Da ſprach die Klugheit weiter: „Mir ſcheint es am ratſamſten zu ſein, wenn wir uns wieder unter eine höhere Zucht ſtellen, wie dies ehedem der Fall war. Denn wir haben nun ſeltſam erfahren, daß wir weder insgeſamt noch insbeſondere gutes verrichten mögen, ſo lange wir nach eigenem Willen und Vermögen handeln wollen. Nun habe ich, indem ich des Weges gezogen, von einer frommen und gottesfürchtigen Matrone gehört, die in der Hauptſtadt lebt, und ſich gar zu gern der Waiſen, Armen und Kranken annimmt. Zu dieſem gottgefälligen Werke bedarf ſie aber unſer aller ſehr wohl, und wir ſelbſt können keine beſſere Gelegenheit haben, auf daß jede nach ihrer Weiſe ſchaffe und wirke zum beſten der Menſchen. Und darum iſt mein Rat, daß wir uns in ihren Dienſt begeben, und ihr zu Willen ſeien in allen gerechten und billigen Dingen!" —

Die Tugenden waren damit einverſtanden, und ſie zogen ſogleich in die Hauptſtadt, wo ſie noch ſind. Da thun ſie bis auf den heutigen Tag unendlich viel gutes. Wer ſie aber finden will, der ſuchet vergebens; denn ſie leben und wirken da, unter der Obhut jener Matrone, in noch größerer Einſamkeit als im Kloſter ſelbſt, und ihre Werke kennet nur Gott, und die er beſtellt hat, die Geſchichten aufzuzeichnen für das Gericht, ſeine Engel.

Die Laſter.

In einem alten Buche ſteht geſchrieben: der Teufel habe ſich einſtmals vorgenommen zu freien und Kinder zu zeugen, damit er dieſelben in der Welt ausſtatten, und ſich mit den Menſchen zu ihrem Verderben um ſo mehr befreunden könnte. Da ſei ihm vorgekommen eine Frau, die habe geheißen Gottloſigkeit. Mit derſelben habe er ſich verheiratet und ſieben Töchter bekommen, die er zu Hauſe aufergezogen und endlich in die Welt ausgeteilet und mit den Menſchenkindern verehelichet habe. Die erſte und älteſte Tochter habe geheißen Jungfer Hoffahrt, dieſelbe habe er denen von Adel und hohen Standesperſonen verheiratet. Die andere habe geheißen Jungfer Habſucht, die habe er den Kaufleuten, Hantierern und Partierern in den Städten verehelicht. Die dritte habe geheißen Jungfer Falſchheit, die habe er den Bauern und dem gemeinen Volke vermählet. Die vierte habe geheißen Jungfer Mißgunſt, die habe er den Handwerksleuten ausgeſteuert. Die fünfte habe geheißen Jungfer Heuchelei, die habe er den Geiſtlichen zugegattet, welche in Schafskleidern aufgezogen kommen, inwendig aber ſind wie reißende Wölfe. Die ſechste habe geheißen Jungfer Eitelkeit, die habe er dem weiblichen Geſchlechte vertrauet. Die ſiebente und jüngſte Tochter habe geheißen Jungfer Unzucht, dieſe habe er, als das jüngſte und liebſte Kind, nicht verheiraten wollen, ſondern bei ſich zu Hauſe behalten, und jedermann in allen Ständen mit ihr zu buhlen vergünſtiget.

Abbas der Weiſe.

Ein König hielt bei ſich an ſeinem Hofe einen weiſen Mann Namens Abbas, auf daß er täglich ſich ſeines Ratſchlages bedienen, Aurbacher, Volksbüchlein.

auch ſonſt nützliches von ihm erlernen möchte. Eines Tages fragte er ihn: womit dieſe Welt und des Menſchen Leben zu vergleichen wäre? Der Weiſe bat ſich Zeit aus, um darüber nachzudenken; anfangs einen Tag, dann drei, endlich ſieben. Und als er wieder vor den König trat, ſagte er: nächſt der Frage, was Gott ſei, gebe es keine ſchwerere zu beantworten; je mehr er darüber nachdenke, deſto weniger erfahre er's. Er bat daher den König um Urlaub, daß er andere Weiſe aufſuchen und ſie daüber befragen könne.

Abbas kam zuerſt in eine ferne, große Stadt, wo, wie er gehört, ſich ein anderer weiſer Mann aufhielt. Als er ihn gefunden — er wohnte aber in einem prächtigen Palaſte und war eines Königs Haus- und Tiſchfreund, und lebte ſelbſt wie ein Fürſt — da legte er ihm ſeine Frage vor. Der ſagte: „Die Welt iſt zu vergleichen einem großen, prächtigen Saale, wo allzeit offene Tafel gehalten wird. Da mag ſich denn jeder, wer will, hinſetzen, und es leuchten ihm die Himmelsgeſtirne, und es muſizieren ihm die Vögel, und es duften ihm wohlriechende Blumen; und der Tiſch iſt gedeckt mit den mannigfaltigſten Speiſen jeder Art, und der Wein erfreuet ſein Herz, und alles läd't ihn ein zum Sinnengenuß, und Gäſte ſitzen allweg daran, zu angenehmer Unterhaltung, und Mägdlein führen luſtige Reihen auf, und — wenn man dies nun eine gute Weile getrieben, und endlich des Spieles und des Genuſſes ſatt geworden, nun, ſo ſteht man auf und legt ſich nieder zu Ruhe.“

Als Abbas das gehört, ſchied er traurig von dannen; denn er dachte bei ſich, es ſei dies kein rechtes, vollkommenes Bild von der Welt, in der es doch ſo viel des Jammers und des Elends gebe, ohn' End'. Und er ging fort und begab ſich in eine ferne Wüſte, wo, wie er gehört, ein Einſiedler, ein frommer, weiſer Mann wohnte. Als er ihn gefunden — er wohnte aber in einer Höhle, und war mit einem härenen Kleid angethan, und Wurzeln waren ſeine Speiſe, und Waſſer ſein Getränk — da brachte er ſeine Bitte vor. Der Einſiedler ſagte: „Das menſchliche Leben iſt zu vergleichen einem Engpaſſe, durch welchen ein Menſch geht. Auf der einen Seite ragen ſchroffe, unfruchtbare Felſen empor, von denen ſich von Zeit zu Zeit Blöcke losreißen; auf der andern öffnet ſich ein tiefer Abgrund, in welchem ein Gießbach von Klippe zu Klippe ſtürzt; und zwiſchen inne zieht ſich ein ſchmaler, ſchlüpfriger Pfad hin, und die Sonne brennt heftig auf die Scheitel des Wanderers, und von den ſpitzen Steinen werden ſeine Füße wund, und er kann ſeinen Hunger nicht ſtillen mit den Früchten, die hoch oben an den ſteilen Felſen hangen, und ſeinen Durſt nicht löſchen mit dem Waſſer, das tief unten im Abgrunde rauſcht. Und wie er hinter ſich blickt, da gewahrt er eine Schlange, die ihn verfolgt und ſeinen Ferſen den Tod droht, und wie er vorwärts ſchaut, da ſieht er einen Löwen mit offenem Rachen, der ihn verſchlingen will. Und nirgends erſcheint eine Rettung und Hilfe, ſondern überall nur Verzweiflung und Tod.“

Als Abbas das gehört, ging er abermals traurig von dannen; denn er wußte wohl, daß auch dies kein rechtes, vollkommenes Bild von der Welt ſei, in der es ja doch ſo viel Freudigkeit und Gutthaten der Fülle gebe. Und er ging weiter und ſuchte Land auf, Land ab nach einem andern Weiſen, von dem er die rechte Antwort erhalten möchte. Eines Tages begegnete ihm ein Mann, der ſich zu ihm geſellte. Da er aus ſeinen Reden viel Kluges vernahm, — er trug aber ein zerlumptes Kleid und ging barfuß, doch war er eines heitern, aufgeräumten Sinnes, und ſein Bettelranzen war vollgeſtopft von Speiſen und andern köſtlichen Dingen, — da fragte er ihn auf gut Glück, ob er ihm wohl nicht ſagen könne, womit die Welt am beſten zu vergleichen wäre. Der Bettler ſagt: „Höre folgende Geſchichte an: Ein ſtummer Mann bat einen Blinden, wenn er einmal einen Harfeniſten ſähe, ſo möchte er ihm doch denſelben weiſen, damit jener ſeinen trübſinnigen Sohn mit Muſik aufmuntern möchte. Der Blinde ſagte: Ich habe unlängſt einen ſolchen ſtattlichen Muſikanten geſehen, ich werde gleich meinen krummen Buben, der nicht gehen kann, nach ihm ſchicken, daß er ihn herhole. Der Bub fand den Harfeniſten auch, der aber ohne Hände war; jedoch ließ er ſich überreden, daß er den Melancholiſchen luſtig mache durch ſtille Muſik. Da ſchaute nun der Blinde mit Verwunderung zu, der Stumme lobte den Spielmann über alle Maßen, der Krumme tanzte herum mit dem größten Vergnügen. Wie das nun im Hauſe bald lautmärig geworden, ſo kam auch ein Narr dazu, dem dieſe Poſſe ſo wohl gefiel, daß er in lauten Jubel ausbrach. Während dem ging eben die Weisheit bei dem Hauſe vorbei und guckte zum Fenſter hinein, und wie ſie das Spektakel ſah, ſagte ſie mit ernſthaften Worten: Seht da den wahren Entwurf der kindiſchen, närriſchen und abgeſchmackten Welt!“

Abbas hörte das mit noch traurigerm Sinne; er wußte ja ſelbſt wohl, daß, wenn auch viel Thorheit und Lüge mitunterlaufe im Leben, doch tiefer Ernſt drin ſei und heilige Wahrheit. Und er verließ den Bettler und richtete ſeinen Weg nun heimwärts, Gott bittend, daß er ihm doch noch offenbaren möchte des Lebens Geheimnis.

Als er nun vor den König trat, freudigen Mutes, da berichtete er ihm, was er von den andern Weiſen erfahren; und der König fühlte mit ihm, daß das alles nicht das richtige ſei. Und nun, fragte der König, was hältſt du davon? Abbas antwortete: „Herr, laß dir vor allem erzählen, wie es mir ſelbſt ergangen auf der Reiſe. Ich habe ſie angetreten, wie du weißt, auf dein Geheiß, und deine Gnade ernährte und begleitete mich. Was ich während der Zeit gutes oder übles erfahren, davon ſchweige ich; weder das eine, noch das andere iſt in Vergleich zu ſtellen mit dem Wohlgefallen, womit du deinen Diener belohneſt. Darum gedachte ich nur deinem Willen nachzukommen, daß ich die Wahrheit ſuche unter den Menſchen und dann heimkehre zu dir, um dir Rechenſchaft zu geben von meiner Bemühung. Urteile nun ſelbſt, ob ich deiner Gnade würdig ſei oder nicht.“

Der König ſchwieg und reichte ihm die Rechte zum Zeichen ſeiner Gnade.

Abbas fuhr fort, gerührt, und ſagte: „Alſo dachte ich bei mir ſelbſt, als ich deinen Palaſt von ferne erblickte und mein Herz traurig ward, daß ich zu dir kommen ſollte ohne einiges Verdienſt. Und ſieh! da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich ſah nun, daß des Menſchen Leben ſelbſt nur ſo eine Reiſe ſei, eine Wanderung durch die Welt, zu thun den Willen des Herrn aller Herren.“

Da umarmte ihn der König, und er ſteckte ihm einen Ring an den Finger, und er ſagte: „Du ſollſt fortan mir ſein wie ein Vater.“

Von Zank und Streit.

Zank und Streit kommen erſtlich daher, daß der eine nur die Fehler des andern ſieht, und nicht die eigenen; und zweitens daher, daß der eine nur die eigenen Gebrechen fühlt, und nicht auch die des andern. Denn das Bedürfnis giebt dir kein Recht, wenn mir das Vermögen fehlt. Davon leſen wir ein Exempel, wie folgt: Es begegneten ſich zwei in einem engen Hausgang. Der eine rief: Platz! und der andere rief gleichfalls: Platz! Weil aber auf den Ruf keiner wich, ſo trafen ſie aneinander und thaten ſich weh. Da entſtand denn unter beiden ein lautes Geſchimpf und Gehader, und ein dritter, der zufälligerweiſe herbeikam, ſtand ſtill und ſah zu. „Du hätteſt mir ausweichen ſollen,“ ſagte der eine; „und du hätteſt mir ausweichen ſollen,“ ſagte der andere. „Ich werde dich verklagen,“ drohte jener, und „ich werde dich verklagen,“ drohte dieſer. „Und der ſoll mein Zeuge ſein,“ ſprach der letztere, indem er auf den zeigte, der dabei ſtand und zuſah. — Auf den Lärm kam der Spittelmeiſter herbei — denn die Geſchichte, müßt ihr wiſſen, hat ſich in einem Spital zugetragen, wo lauter Gebrechliche lebten von Gottes und guter Menſchen Gnade (wie in der Welt überhaupt) — und die Parteien brachten ihre Klage vor und riefen auch den Zeugen auf, daß er Zeugnis gebe von der Wahrheit. Der aber ſchwieg und ſagte kein Wörtlein, was die beiden andern ihm ſehr vorhielten. Nachdem der Spittelmeiſter alles vernommen, ſprach er zu den beiden: „Wie mögt ihr euch erzürnen ob der Unbild, die ihr euch angethan, ohne euer Wiſſen und Willen? Der eine von euch iſt blind und der andere iſt lahm, und der dritte, den ihr zum Zeugen aufgerufen, iſt taubſtumm.“ — Alſo war der Handel abgethan. Aber nicht ganz; denn es kam noch etwas Beſſeres. Der Lahme ergriff die Hand des Blinden und ſagte: „Bruder, iſt's dir lieb und recht, ſo leih' ich dir fortan mein Auge und du leihſt mir deinen Arm: ſo iſt uns beiden geholfen.“ Der willigte gern ein, und der Taubſtumme ſah vergnügt zu, wie die beiden ſo freundlich ſich begegneten. Und er half auch bei. — Gebe Gott, daß es in der Welt überall auch ſo geſchähe!

Meiſter und Lehrling.

Der Meiſter ſaß in ſeiner Werkſtätte, und meißelte an einem Herkules. Da trat eines Tages ſein Söhnlein zu ihm und fragte: „Vater, was machſt du da?“ Der Vater antwortete: „Ich bilde einen Herkules.“ Und er erzählte ihm darauf, wie ein gar großer und gewaltiger Mann der geweſen, und wie er Löwen und Schlangen und Rieſen erlegt, und noch viele andere wunderſame Heldenſtücke gethan. Da ſagte der Knabe: „Vater, ich will auch einen Herkules machen.“ — „Thue das, mein Kind!“ verſetzte der Meiſter lächelnd. Und er gab demſelben einen Klumpen Thon, aus dem jener den Herkules machen könnte. Nach einiger Zeit fragte der Vater: „Wie iſt's mit dem Herkules?“ Der Knabe antwortete: „Es fügt ſich nicht recht; ich will lieber einen Reiter machen.“ Der Vater nickte und ſprach: „So mach' denn einen Reiter.“ Nach einer Weile ſtiller Arbeit rief der Knabe: „Vater, es geht mit dem Reiter auch nicht; ich will nur gleich einen Hanswurſt machen.“ Und er knetete nun aus dem Thon zuerſt einen dicken Wanſt; dann fügte er Hände und Füße daran und ſetzte zuletzt einen ſpitzen Hut drauf, unter dem ein Kopf ſtak mit einer großen Naſe. So war denn der Hanswurſt fertig. Das Söhnlein klatſchte voll Freuden ſich in die Hände; der Vater aber ſchüttelte den Kopf, und dachte ſich, — was ſich jeder leicht denken kann.

◆

Sturmflut auf einer Halliginſel.

Der dritte Februar 1825 kam heran.

Wir ſtehen in der nachfolgenden Erzählung faſt ganz auf dem Boden der Geſchichte, deren Schuld es iſt, wenn manches dem Leſer als zu kühnes Gemälde der Phantaſie erſcheinen ſollte, was doch nur die Erfahrung an die Hand gab.

Heftige Stürme aus Nordweſten treiben die Fluten über das Land hin: ſo daß ſelbſt bei der Ebbe die Hallig vom Meere bedeckt blieb. Doch, gewöhnt an ſolche Stürme und ihre Kraft und Richtung vergleichend mit früheren, glaubten die Halligbewohner diesmal nichts zu fürchten zu haben, und während die Wogen an die Werften heranbrauſten und die Hütten erzitterten vor dem Anprall der Windsbraut, legten die meiſten am frühen Abend ſich ruhig nieder. Hold, der Halligpfarrer, ſaß noch etwas ſpäter auf, beſchäftigt mit einer litterariſchen Arbeit. Seine Gattin ſchlummerte ſanft in der Nebenkammer, an der Seite ihrer Erſtgeborenen.

Da trat, zu Holds Erſtaunen, Maria, ein Mädchen der Hallig, leiſe ins Zimmer.

„Das Waſſer ſteigt hoch," ſagte ſie mit bebender Stimme.

„Wie!" rief Hold, und dämpfte aus Beſorgnis für die Ruhe ſeiner Frau ſchnell den Ausruf des Schreckens. „Gegen zwei Uhr iſt erſt Flut! Jetzt iſt es kaum zehn!" — „Und ſchon iſt beinahe die Werfte bedeckt," fuhr Maria fort. „Schon ſchlagen einzelne Wellen an Godbers Wohnung hinauf, ſchon hat ſich die eine Seite derſelben geſenkt." Hold war ſchnell aufgeſprungen und trat mit Maria vor die geöffnete Hausthür.

Ein wahrhaft blendender Mondſchein goß ſein Licht über das Meer aus, das mit vollen, breiten Wogen, ſchäumend und rauſchend, in dunkeln Thälern und leuchtenden Höhen wechſelnd, ſich um die einzelnen Wohnungen gleichſam über ſich ſelber ausſchöpfte, als wollte ein Meer das andere überfluten.

„Gott ſei unſeren armen Seelen gnädig in dieſer Nacht!" rief Hold und blickte unwillkürlich zurück in dem Gedanken an ſeine Gattin. Da ſtand dieſe ſchon hinter ihm, und mit einer Faſſung, wie ſie grade bei dem weiblichen Geſchlecht in Stunden der höchſten Gefahr faſt öfter gefunden wird, als bei Männern, ſagte ſie, indem ſie den Arm um ſeinen Nacken ſchlang:

„Wir ſterben doch zuſammen, du und ich und unſer Kind."

In demſelben Augenblick brach ein Teil von Godbers Wohnung hinab in die Flut, und es war vorauszuſehen, daß der jetzt ſchon ſo deutlich werdende ſchlechte Zuſtand der Werfte bald den völligen Untergang des Hauſes und den ſchnellen Tod ſeines Bewohners herbeiführen würde. Godber aber ſchien, obgleich manche zu ſeinen Füßen brandende Woge ihn mit ihrem Schaum hoch beſpritzte, ganz unempfindlich für die Gefahr. Noch ſtand er, im klaren Lichte des Mondes faſt bis zu den Zügen ſeines Antlitzes kenntlich, auf derſelben Stelle, wo Maria ihn zuerſt geſehen; aber ſein Blick war nicht mehr auf Holds Wohnung gerichtet, ſondern ſtarrte nach der Seite hinaus, wo der Kirchhof lag, von dem freilich kaum mehr der äußerſte Kamm des ihn umgebenden Walles dann und wann noch ſichtbar wurde. Daß ein Fach ſeiner Wohnung niederbrach, ſtörte ihn nicht auf. Maria rief aus angſtgepreßter Bruſt ihm zu. Er hörte es nicht. Da — war es ein zufälliges Ausgleiten auf dem glatten Rande der vom Wellenſchlag gepeitſchten Werfte, war es ein bedachter Verſuch, zu Godber hinzudringen — ſank Maria in die Flut hinab und tauchte in der nächſten Minute ſchon gegen zwanzig Schritt von der Werfte aus dem ſchäumenden Berg einer Woge auf und glitt dann wieder in dem langen dunklen Bogen der folgenden Welle fort.

Der Schrei des Entſetzens von den Lippen Holds und ſeiner Gattin weckte Godber aus ſeinem Brüten. Sein Blick flog raſch über die Fluten hin in der Richtung, die ihm der gellende Angſtruf gegeben, und in demſelben Augenblick rauſchte die Welle, die Maria trug, wieder empor, und in dem ſchäumenden Schaumgewölk ihres Abſturzes zeigten ſich die hocherhobenen Arme und der Kopf der Jungfrau. Da ſtürzte Godber hinein in die rollende See, mit ſchneller Beſonnenheit die Bewegung der Flut ermeſſend, die glücklicherweiſe faſt gerade auf ſeine Werfte zutrieb. Einen langen Bootshaken hatte er eben in der Hand gehabt, um ſich damit gegen den wütenden Sturm feſtzuſtemmen, und dieſer diente ihm nun zu einem Ankerhalt in dem Kampfe mit den tobenden Waſſerbergen, denen ſeine Kräfte nicht gewachſen waren, während er, wo ſeine Kraft ausreichte, ſeinem Ziele in ſchräger Richtung entgegenſtrebte. Und ſiehe! da er eben aus dem ihn hochüberdeckenden Strudel einer abbrechenden Woge heraufatmete, ſchoß von dem Schaumrande der nächſten Waſſermauer vor ihm eine dunkle Geſtalt herab und ſchwebte von der neuen Welle getragen, ihm entgegen, und — in wenigen Augenblicken ſtand Godber wieder auf ſeiner Werfte, Maria hing wie leblos in ſeinem Arm.

So weit waren die ängſtlichen Blicke Holds und ſeiner Gattin den Bewegungen beider gefolgt, jetzt erinnerte aber eine hochrauſchende Woge, die die Hausflur überſpülte, ſie daran, die nötigen Vorkehrungen für die eigne Rettung zu machen. Hold ſchloß alle Fenſterladen feſter und verriegelte die Hausthüre. Die beſten Schafe hätten auf den Boden gebracht werden ſollen, aber dazu ſahen ſich beide ohne anderweitige Hilfe unfähig. Daher wurden nur ſonſtige wertvolle Dinge, die leichter zu transportieren waren, hinaufgebracht, und, um ihr Kind nicht oben der Kälte ohne Not auszuſetzen und um bereit zu ſein, wenn vielleicht durch kleine Nachhilfe die Thüren gegen die heranbrechenden Fluten haltbarer gemacht werden könnten, entſchloſſen ſie ſich, ſo lange als möglich unten zu bleiben. Wohl fingen bald leichtere Gegenſtände um ſie her zu treiben an, da die Zugänge ins Haus nicht der umgebenden Waſſermaſſe ganz verſtopft werden konnten; aber doch war dem wogenden Element noch kein ſolcher Zugang geöffnet, der demſelben eine zerſtörende Macht über das Inwendige der Wohnung gegeben hätte. Nur hatte die Paſtorin für jeden Fall ihr Kind in den Arm genommen, das, nach einem ſchläfrigen, aber freundlichen Blick auf die Eltern, ruhig fortſchlummerte. Dieſe ſprachen wenig, ſondern ſaßen nebeneinander auf dem ſchweren Eichentiſch, der, ein Erbſtück des Paſtorats, wohl ſchon öfter die See um ſich her gehabt hatte, und drückten bei jedem Wogenſchlag, der die Grundfeſten des Hauſes erſchütterte, ſich feſter aneinander. In der nächſten halben Stunde trieben ſchon alle Koffer und Kaſten im ganzen Hauſe, und das Waſſer ſtand an dem Rande des Tiſches. Da mußten ſie ſich entſchließen, ihren Platz zu verlaſſen, um der Bodentreppe zuzuwaten. Allein, ehe ſie dieſe noch erreichten, ſchlug es mit gewaltigen Donnerſchlägen gegen die Thür an der Weſtſeite des Hauſes; dieſe brach zugleich mit einem ganzen Fachwerk der Mauer ein, und das Vorderende eines mächtigen Balkens drang mit einem raſenden Flutenſchwall ins Haus, und zerſplitterte im furchtbaren Anprall die Bodentreppe. Im ſtarren Schreck ſtanden die Unglücklichen einige Minuten regungslos und atemlos; ſie umklammerten ſich feſt und bargen die todesbleichen Geſichter einer an des andern Bruſt. Da hörten ſie laute Klagetöne neben ſich, und aus dem Halbdach, das jener Balken hinter ſich ſchleppte, und das in dem Augenblick in Trümmer zerriß, wurde der Nachbar, deſſen Werfte nur in einem geringen Abſtande vom Paſtorat lag, mit ſeiner Frau auf das erſchreckte Paar hingeworfen.

„Mein Kind, mein Kind!" ſchrie die Nachbarin mit dem herzzerreißendſten Jammer, als ſie ſich von der erſten Betäubung erholte. Ach! das Kind war auf einer Heudieme feſtgebunden, da der Vater den Sturz ſeines Hauſes vorausgeſehen, und die armen Eltern wußten nicht, ob es von dem Fall der Mauerzerſchmettert ſei, oder mit dem Heu in den Wogen treibe.

„Mein Kind, mein Kind!" ſchrie die Mutter wieder und wieder, und der Vater jammerte mit ihr. Beide vergaßen, daß ſie, wenigſtens für den Augenblick, gerettet, beide vergaßen, daß die nächſte Minute auch ſie als Opfer der tobenden See auf ſchäumenden Wellen forttreiben könne.

Die Lage der Armen ward zur furchtbarſten Angſt geſteigert. Um ſie her fluteten die Wellen mit ſchrecklicher Gewalt, ſchlugen nach und nach alle Seitenmauern im Innern des Hauſes ein, warfen ſich mit raſendem Spiel die ſchwerſten Laſten wie leichte Federbälle zu, und jeden Augenblick in Gefahr, von den umhergeſchleuderten Maſſen zerſchmettert zu werden, ſtanden die ſchon halb dem Tode Verfallenen vor der offenen Bodenluke, von der eine längere Lebenshoffnung wie neckiſch herabſchaute, da keine Stiege mehr hinaufführte. Einige Erleichterung gewährte es ihnen, daß ein Teil der Mauer, an der dem erſten Einbruch entgegengeſetzten Seite jetzt niederſtürzte, während grade hinter ihnen die Wand noch feſt hielt. Nun trieben doch wenigſtens die bisher ohne beſtimmte Richtung umhergeſchleuderten Kiſten, Balken und Mauerſtücke in wildem Gedränge dieſem Ausgang zu, und ſie hatten bald nur allein mit den immer höher ſchwellenden Wogenſtürzen zu kämpfen, da nur noch nackte Pfähle um ſie her waren. Wäre die Wand hinter ihnen gebrochen, dann freilich hätten die Wellen auch ſie hinausgeriſſen in die weite Tiefe. Doch immer höher und höher ſtieg die Flut, und immer gewiſſer ward der Untergang, auch wenn jene Wand nicht nachgab, da kaum mehr die höchſte Anſtrengung die Unglücklichen aufrecht zu halten vermochte und keine Möglichkeit da war, auf den Boden hinaufzukommen; und ſchon ſchlugen einzelne Wellen über ihr Haupt hin; und Holds Gattin mußte das weinende Kind, das ſie ſelbſt nicht ihrem Manne abgeben wollte, höher halten, um es vor dem Ertrinken im Arm der Mutter zu bewahren.

„O Gott, o Gott!" rief Hold, „du biſt nahe allen denen, die dich anrufen!" und kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen, da hörte er einen ſtarken Fall. Das Weinfaß, das Mander ihm aufgedrungen, ſchlug, da vermutlich die Waſſer den Grund, wo es geſtanden, untergraben, von einer ſchweren Woge gefaßt, vorne über und ſtand aufrecht grade vor der ſo ſehnſuchts- und verzweiflungsvoll angeſtarrten Oeffnung im Boden. Auf dieſem Faſſe retteten ſich die mit neuer Hoffnung nun Beſeelten nach oben. Welche Zuflucht aber? Ein vom Sturm ſchon hie und da zerriſſenes Dach auf ſchwankenden, von jedem Wellenſchlag erſchütterten Pfählen. Ringsum und unter ſich den empörten Ozean, deſſen Wellen ihren Schaum oft hoch über das zitternde Obdach hinſpritzten und reiche Waſſerſtrahlen durch die Löcher desſelben hereingoſſen. In dieſer, gegen die frühere unten im Hauſe, ruhigeren Lage ſank Holds Kleine wieder in ihren ſanften Schlummer und wurde ſelbſt nicht von den heißen Thränen erweckt, die aus den Augen der Mutter auf die teure Bürde in ihren Armen herabfielen, aber die Nachbarin erwachte hier aus ihrer dumpfen Hingebung und jammerte von neuem laut um ihren Sohn. Jetzt ſtürzte die Kirche, die mit Holds Wohnung, wie ſchon erwähnt, ein Haus ausmachte, zuſammen. Es würde allen unbemerkt geblieben ſein, da im Heulen des Sturmes und im Brauſen der Wellen wie im Knarren und Krachen aller Fugen des Gebälks auch ſelbſt des Himmels Donnerſchläge aus dem betäubenden Gemiſch von Tönen nicht heraus gehört worden wären, wenn nicht mit dem Sturz der Kirche auch an zwei Seiten das noch bisher das Obdach tragende Pfahlwerk weggeriſſen und ſomit nicht allein der Bodenraum auf ein paar ſchmale Bretter mit einigen Sparren über ſich, um welche das Ried des Daches in Fetzen flatterte, beſchränkt worden, ſondern auch eine freie Ausſicht nach Norden und Oſten hin gegeben wär.

Welche Ausſicht! Ein weites unüberſehliches Wogenfeld, das bald zu einem Bogen ſich vor ihnen auftürmte, die ihre Zuflucht mit ſeiner mächtigen Laſt mit einem Male niederzumalmen drohte, bald in einem tiefern Zuge darunter hinſchäumte, als wollte es dieſelbe hoch in die Luft drücken und in fliegende Trümmer auseinander ſprengen. Dabei jagten ſich Balken, Bretter, Kiſten, Betten, Wiegen, tote Schafe durcheinander, gleichſam in ängſtlichem Wetteifer, wer zuerſt eine Ruheſtätte hinter den Deichen des feſten Landes erreiche, die vom Wellenſchlag gebotene Richtung verfolgend. Aus dieſem Gewirre, das das Schickſal auch der übrigen weiter nach Nordweſten gelegenen Halligen beurkundete, tauchte dann und wann eine Geſtalt auf, die den aller Lebenshoffnung Entſagenden ihr eignes Schickſal in einem ſchauerlichen Bilde malte. Der graſſe Blick des Mondes breitete einen fürchterlich hellen Schein auf dies Schreckensgemälde, als hätte die Nacht darum des Tages Schimmer geborgt, um mitleidslos dem Menſchen kein Entſetzen zu erſparen. Von den Häuſern der Hallig hätte nur Godbers Wohnung von der offnen Seite geſehen werden können, und dieſe war verſchwunden. Doch ſieh! ſtanden nicht dort zwei Geſtalten eng umſchlungen, gleichſam nur von der Brandung getragen, denn kein feſter Punkt war zu ſehen, worauf die Füße hafteten. Es waren Godber und Maria. Mit übermenſchlicher Kraft ſchien er ſich gegen Sturm und Wogendrang zu ſtemmen. Er bog ſich bald dem Stoß der tollen Windsbraut entgegen, daß mit ihr die Waſſer ganz über ihn hinrauſchten, bald hob er ſich und die Jungfrau in ſeinem Arm wieder empor, um aus dem Wogenſchwall herauszuatmen zu neuen Anſtrengungen. Aber vergebens! Der Stand unter ſeinem Fuß — war es ein Mauerwerk, war es Gebälk — hielt nicht länger. Eine fürchterliche See rauſchte, wie ein gieriges Meerungeheuer, heran, und einen Augenblick ſchwebten Godber und Maria, ein vereintes Paar, als würden ſie ſo gen Himmel gehoben, noch über den Waſſern und hinauf bis zu dem äußerſten Höhenſchaum der langgeſtreckten Woge; dann ſanken ſie hinab in den brauſenden Strudel, aus dem keine Rettung mehr möglich. Ueber dieſen Anblick hatten die, welche Zeugen des Unterganges der beiden waren, ihre eigne Gefahr eine Zeitlang vergeſſen; aber jetzt dachten ſie wieder an ſich ſelbſt zurück wie Leute, die den Tod, den ſie ſelber erleiden müſſen, an andern ſahen, und die nun die nächſten in der Reihe der Opfer ſind. Furcht vor dem Tode war nicht mehr das vorherrſchende Gefühl, obwohl bei jeder ſtarken Erſchütterung des ſchwankenden Aſyls dieſe Furcht mit dem Beben ſchauerlicher Erwartung des letzten Augenblicks durch Geiſt und Gebein flog. In den kurzen Momenten der Erwartung eines neuen Todesboten ging die gewiſſe Ausſicht des Untergangs beinahe in Hoffnung, ja in Sehnſucht auf baldige Erlöſung aus der Schreckensſtunde durch ein ſchnelles Ende über. Nur lenkte Godbers und Marias Verſinken in die Fluten die Gedanken der Nachbarin wieder auf den Verluſt ihres Kindes, von dem ſie auch nicht anders erwarten konnte, als daß es zum Spiel der Wellen, eine Leiche, auf dem Meere treibe; und ihr Jammer wurde von neuem laut. Da verfinſterte ſich die Ausſicht, als zöge eine dunkle Wolke vorüber. Es war eine Heudieme, die noch von dem Flechtwerk, an welchem von beiden Seiten ſchwere Laſten herabhingen zuſammengehalten wurde, nun aber an einem hervorragenden Balken hinangeſchleudert, überſchlug und auseinanderging. Der obere Teil ſchoß unter das Dach und überſchüttete die auf dem Boden Liegenden mit naſſen Heuhaufen. Siehe! zu den Füßen der Mutter lag ihr längſt verloren gegebenes Kind lebend und unverletzt! O, wer faßt die Wonne der Eltern. Mit tauſend Küſſen bedeckten ſie den Knaben, mit Lob und Dank feierten ſie des Herrn Güte und Barmherzigkeit. Jeder Gedanke, daß der Tod allen noch immer gleich nahe ſei, war verſchwunden. Selbſt Hold und ſeine Gattin hob die Teilnahme an der Freude der Eltern zu einer völligen Vergeſſenheit der gemeinſamen Lage; und hätte in dieſem Augenblick das leichte Gebälk dem Stoß der Wellen nachgegeben, ſie würden miteinander, noch voll von der Wonne des Entzückens über die Rettung des Kindes, von den Fluten bedeckt worden ſein. Als die Gedanken an die durch jene Rettung nicht verminderte Gefahr zurückkehrten, war dieſe ſchon vermindert. Der Sturm tobte nicht mehr ſo heftig und ſänftigte ſich mit jeder Minute. Die Wogen goſſen nicht mehr ſo gewaltige Maſſen über das gebrechliche Dach aus und rauſchten bald nur noch darunter hin. Doch wurde der Jubel der mit neuer Lebenshoffnung Erfüllten dadurch ſehr gemäßigt, daß die Stützen der wenigen Querbalken und Bretter, durch die ſie über der Tiefe gehalten wurden, jetzt kaum mehr auch den kleinſten Stößen und Schlägen gewachſen ſchienen, ſondern heftiger als vorher ſchwankten und in ihren Fugen ſich mehr und mehr und mehr löſten; ja daß mit dem Rückgang der Flut der Grund, auf dem die tragenden Ständer ruhten, in großen Brüchen abfiel, und daher die eine Seite des kleinen Bodenraums ſich ſo ſehr neigte, daß es den Bedrängten nur durch das Umklammern der einzeln ſtehenden Sparren allein möglich ward, ſich noch eine Zeitlang auf den ſchrägen und glatten Brettern zu halten. Das Meer aber ſchlug noch mit einzelnen ſchweren Wogenzügen nach der Beute hinauf, die es ungern zurückließ, und wühlte, als es immer tiefer ſank, den Grund um die Stützpfähle ſo gierig ab, daß dieſe faſt allen Halt verloren, und die Gefahr der bis dahin geſparten Opfer jetzt erſt den höchſten Grad erreichte. Je höher deren Hoffnung geſtiegen, das Leben zu retten, deſto ängſtlicher ergriff der Gedanke, nun der immer mehr und mehr abfallenden Macht der Sturmflut doch zuletzt noch zu unterliegen. Wie langſam floſſen die Minuten hin! Wie langſam ging die See zurück! Doch die Zeit zählte ſich an dem Pulsſchlag der pochenden Herzen ab, und nach ſechs Stunden, in denen jede Minute ein Todesbote in der furchtbarſten Geſtalt geweſen, ſtanden die Geretteten wieder auf dem Boden der Mutter Erde.

Aber mit welchen Gefühlen ſahen ſich die dem Tode Entronnenen auf der Stätte ihres früheren, bei allen Entbehrungen ihnen doch ſo freundlichen häuslichen Stillebens! Wer möchte ſie richten, daß nicht gleich der erſte Aufblick Dank war. Kaum konnte das Leben als eine willkommene Gabe erſcheinen, da ihnen alles genommen, was das Leben in dieſer Erdenzeit zur Erhaltung und zum Genuß fordert. Ausgeſchwemmt war der Boden, wo die Mauern des Hauſes geſtanden, die das genügſame und darum ſo reiche Glück eines liebenden Paares umſchloſſen. Das Gotteshaus war fort, und damit der Verkünder des Evangeliums in dem innerſten Leben ſeines Berufes aufs tiefſte verwundet und von ſeinem zweiten Heiligtum, von dem ſtillen Herde ſeines häuslichen Glücks, waren ihm nur einige Trümmer geblieben, die kaum noch die Stätte desſelben bezeichneten. Er und ſeine Gattin ſahen mit Thränen auf die Verwüſtung. Er gedachte ſeiner Bücher, auch nicht eins war ihm geblieben; ſie dachte an die tauſend kleinen Mittel und Zeugniſſe der Wirtſchaftlichkeit; auch keine Spur war übriggelaſſen, woran ſich ein neuer Hausſtand anknüpfen ließ. Was beide verloren, konnte eine Geldrolle aufwiegen, aber die Freude an dem, was ſie unter Sorgen und Mühen erworben, die Liebe zu dem, was freundliche Erinnerungen ihrem Herzen teuer gemacht, das Band, mit welchem die Gewohnheit uns auch an ein ſonſt wenig beachtetes Eigentum bindet, die alte Traulichkeit, mit der uns ein Beſitz anblickt, der gleichſam als treuer Freund und Genoſſe zu den Freuden und Leiden unſeres häuslichen Lebens gehört, das alles konnte kein Gold wiedererſtatten. Und wäre dies auch möglich geweſen, woher der Erſatz? Standen ſie nicht arm und bloß da? — Ohne Ausſicht für die Zukunft! Ohne Ausſicht auch nur für des Tages Bedürfnis! Das Leben aus der tobenden See gerettet, mußte es nicht vielleicht ſchon in den nächſten Tagen dem Hunger und dem Froſt unterliegen? Durften ſie jetzt ſchon vertrauend hinüberblicken zu den Küſten des feſten Landes, von wo die Hilfe kommen ſollte, ehe ſie wußten, wie weit die Ueberſchwemmung ſich auch über Deiche und Dämme ergoſſen, wie weit die Milde und die Mittel ihrer Nebenmenſchen reichen, und wie ſchnell die Blicke von jenen Ufern auf ihren Zuſtand geleitet werden würden? Hatte doch wohl damals keiner in unſerm Vaterlande erwartet, daß für die Halligen ſo viel raſche Thätigkeit ſich entwickeln, ſo reichliche Unterſtützung ihnen zufließen werde, als die Folge bewährte; wie viel weniger konnten im erſten Augenblick, in dem vollen Gefühl ihrer furchtbaren Lage die unglücklichen Halligbewohner ſelbſt erwarten?

Hold und ſeine Gattin weilten troſtlos auf der nun wüſten Stätte ihres früheren Glückes, und ihr Kind weinte vor Kälte. Sie wandten ihre Blicke umher, und allenthalben ſahen ſie dieſelbe Verwüſtung. Leere Werften, oder noch einzelne Pfähle hier oder da, die ein zerriſſenes Dach trugen! Nur eine Wohnung war weniger zerſtört und konnte einigermaßen noch Schutz und Obdach bieten. Dahin lenkten ſie ihre wankenden Schritte. Als Hold von der zerlöcherten Werfte hinabſtieg, bemerkte er eine Platte von dem umgeſtürzten eiſernen Ofen, unter der ein Buch hervorragte. Und er ſtand ſtill, und eine dunkle Röte, wie die Glut der Scham, goß ſich über ſein bleiches Geſicht. Dann aber floſſen ſeine Thränen ſtärker, doch aus den Thränen hob ſich ein leuchtender Blick zu dem umwölkten Himmel. Er faßte die Hand ſeiner Gattin, drückte ſie feſt und innig und ſprach:

„Siehe, da redet der Herr wieder zu uns! Nein", und damit ſchloß er Weib und Kind in ſeine Arme, „wir wollen nun und nimmer verzagen. Er will, daß wir ihn hören. Wie klar hat er aufs neue geredet! Er ſelber hat mir am Abend zu ſchreiben gegeben, was mir am Morgen dienen ſollte zur Stärkung meines ſchwachen Glaubens."

Und nun erzählte er, auf dem Wege zu der Zufluchtsſtätte, was er in das Buch ſeiner: „Geſichte"; denn dies war das gefundene, am geſtrigen Abend zuletzt geſchrieben:

„Und wieder war der Himmel geöffnet wie in der Zeit, da Jakob, der Sohn Iſaaks, ſchlummerte auf dem Felde. Aus dem lichten Gewölk, das den Eingang zu der Stätte der Engel, die das Antlitz Gottes ſchauen, umwallte, ging herab die Himmelsleiter hinein in die ſchweigende Nacht der winterlichen Erde. Die Strebeſäulen der Leiter waren wie zwei breite, von Morgendüften umfloſſene Sonnenſtrahlen, und die Stufen wie Mondenſchimmer, durchblitzt von Sternenlicht. Niederſtieg ein Bote Gottes, anfangs anzuſchauen wie ein weißes, duftiges Gewölk, das ſich wieget am Sommertage in dem blauen Himmelsmeer; dann näher zur Erde ſchwebend erſchien ſeine Geſtalt, wie den Himmliſchen die Geſtalt einer frommen Seele erſcheinen mag, wenn ſie in dem verklärten Leibe, für den unſer Auge keinen Blick hat, der Heimat beim Vater zueilt. Mein Auge aber ſollte geöffnet werden, den Engel zu ſchauen auch in dieſer Geſtalt; denn eine feurige Kohle war mir bereitet in des Vaters Rat, weil meine Schwachheit gezagt hatte in Sorgen der Nahrung. Und der Engel betrat die Erde, winkte und ſchwebte mir voran, leiſe und leicht, wie Sommerfäden durch die Lüfte ziehen. Wir wandelten über Berg und Thal und See hin durch die ſtille Winternacht, und mein Fuß ſtrauchelte nicht auf der glatten Eisdecke und wurde nicht müde in dem weichen Schnee, als berührten meine Sohlen nicht den Grund unter mir. Auch an einzelnen nächtlichen Pilgern kamen wir vorüber, aber ſie ſahen uns nicht; denn auch meine Geſtalt war vor Menſchenaugen nicht da. Kam es mir doch ſelber vor, als hätte ich den ſchweren, dunkeln Erdenſchatten zurückgelaſſen auf ſeiner Schlummerſtätte, und als pilgerte meine Seele in dem Kleide der künftigen Heimat. So kamen wir in eine große Stadt, und die Thore öffneten und ſchloſſen ſich ohne Geräuſch, wie eine Nebelwand auseinanderfließt und den Sonnenſtrahl durchläßt, der, eine ſchlummernde Knoſpe zu wecken, mit raſchem Blick auf die Flur niederleuchtet. In den Straßen war es öde und ſtill, und wir ſchritten durch die langen Häuſerzeilen wie zwei Luſtwandler, die, verſpätet auf ihrer Ausflucht, nun die Pforten ihrer Wohnung verſchloſſen fanden und eine gaſtliche Stätte ſuchen bei einem entfernten Freunde. So wandelte der Engel Gottes mit mir durch die weite Stadt, und die da ſchliefen in den hohen Paläſten, träumten von dem Reichtum, den Ehren und den Wollüſten dieſer Erde, wie zuvor; und die da ſchliefen in den Hütten der Armut, ſorgten auch im Schlafe in Sorgen der Nahrung und waren voll Neid und Gier, wie am Tage; aber der Engel Gottes ging vorüber, und niemand merkte ihn. Nur über des Kindleins Angeſicht, das noch unbekannt mit der Welt in der Wiege ſchlummerte und noch nicht wußte, ob es reich oder arm geboren ſei, mochte ein Lächeln hinwallen, ſchöner und lieblicher als das Lächeln der Braut, die im Traum den Verlobten ſieht. Da lag am andern Ende der Stadt eine hohe Kirche, deren ſchlanke Türme ſich in die Wolken ſtreckten, durchbrochen vom leuchtenden Schein des Mondlichts, und deren breite Säulen und Säulenhallen dahin gebaut ſchienen, um die dahinterliegenden engen Gäßchen, die Heimat der Elenden und Verachteten, zu bedecken. Durch die hohen Fenſterbogen glänzte Lampenſchimmer, und wie wir an der gewölbten Pforte ſtanden, läutete ein liebliches Glockenſpiel zur Frühmette. Mich ergriff das Geleute vom Turm und der Geſang der Prieſter am Altar mit heiligem Schauern, und es drängte mich hineinzugehen mit den einzelnen Andächtigen, die zum Gebet eilten. Der Bote Gottes aber winkte zu bleiben und wandte ſeinen Blick hinauf zu dem Geſimſe des ſtattlichen Tempels. Da fiel ein Sperling, erſtarrt in dem ſcharfen Winterfroſt, herab vom Dache zu den Füßen des Engels. Dieſer aber hob ihn auf und barg ihn mitleidig in die Falten ſeines Gewandes, ihn zu erwärmen an ſeinem Buſen. Und als ob damit ſein Geſchäft aus wäre an dieſer Stätte, ſchritt er raſcher, und wie es mir ſchien, mit freudigerem Antlitz weiter vorwärts, hinein in das geächtete Viertel der Stadt, hinein in die dunklen, ſchmalen und gewundenen Gaſſen bis an die äußerſte Ringmauer. Da ſtand eine Hütte, alſo verfallen, daß mir bange war, nur vorüberzugehen. Aber der Bote Gottes ging hinein, und ich mußte ihm unwillkürlich folgen. Eine morſche Stiege hinauf und noch eine, da traten wir in eine ſchmale Bretterkammer unter dem Dache. Das einzige Fenſter der ärmlichen Behauſung hatte über die Ringmauer hinweg die Ausſicht auf das offne Feld und bot mit ſeinen geborſtenen Scheiben dem rauhen Winde freien Eingang, zugleich aber auch dem vollen Mondſtrahl, alſo daß ich alle Gegenſtände deutlich erkennen konnte, als wäre es heller Tag. Vielleicht mochten auch meine Augen klarer ſein denn ſonſt. Auf dem Strohlager in der einen Ecke lag ein Sterbender, ich hörte es an dem Röcheln ſeiner Bruſt. Ach! er war der Verſorger, der einzige, letzte Verſorger der Seinen, die um ſein Lager ſtanden, ſein Weib mit ſechs Kindern und das ſiebente an ihrer Bruſt. Die Kinder rangen die Hände und weinten laut. Die Mutter aber blickte mit dem bleichen, ſtarren Antlitz vor ſich hin und hatte keine Thräne mehr. Nur der Säugling lag am Buſen der Verzweiflung und ſog unbekümmert die wenige Nahrung. Der Sterbende richtete ſich mit matter Anſtrengung auf und blickte mit den hohlen Augen hin auf die Seinen. In allen ſeinen Zügen lag die martervolle Sehnſucht nach einer Tröſtung für ſie; er pflückte krankhaft mit den hagern Fingern in den Strohhalmen vor ihm, als hoffte er noch eine Aehre zu finden, die ihn erinnere an den Gott, der den Hungrigen Brot gibt; aber die Halme waren leer, und auch ſeine Bruſt blieb leer, und ſein Seufzen ward zum Verzweiflungsgeſtöhn. Die Kinder weinten lauter, und der Mutter brachen die Kniee, daß ſie niederſank neben dem Gatten.

„Wohin führeſt du mich?" ſprach ich leiſe zu dem Engel. ‚Hilf hier, wenn du kannſt, oder laß uns von hinnen gehen, laß mich weinen über das Elend des menſchlichen Lebens.'

„Der Engel aber antwortete, und ſeine Worte tönten wie das Wehen, das dem erwachenden Morgen vorangeht:

„Das Auge unſeres himmliſchen Vaters ſchauet herab auf alle ſeine Kinder im Staube. Die Hilfe iſt in ſeinem Rat. Er wird auch hier keinen verlaſſen und verſäumen. Ich aber bin von ihm nur geſandt, daß die Seele dieſes Sterbenden in Frieden von hinnen fahre."

„Bei dieſen Worten lüftete er die Falten ſeines Gewandes, und der Sperling, neubelebt an ſeiner Bruſt, flatterte hervor und dem Fenſter zu. Auf der Fenſterbank lag der Reſt einer Brotrinde, der letzte Vorrat der Armen. Und der hungrige Vogel ließ ſich nieder und machte ſich an die Brotrinde und pickte geſchäftig eine Krume nach der andern ab. Da flog es wie ein Strahl der Verklärung über das Antlitz des Sterbenden. Sein Auge beobachtete mit leuchtendem Blick jede Bewegung des Vogels, der bald an die eine, bald an die andere Seite hüpfend, von der gefundenen Nahrung koſtete. Und immer glänzender ſpiegelte ſich die Freude, immer ſeliger der Friede in den Zügen des dem Tode Nahen. Höher richtete er ſich auf, als wäre ihm die jugendliche Kraft zurückgekehrt, eine Thräne des Dankes ſchimmerte in ſeinem nun zum Himmel gewendeten Auge; Vertrauen, Zuverſicht, Hoffnung thronten auf ſeiner heitern Stirne. Dann ſchaute er zurück auf die Seinen, ſtreckte ſeine Hand aus über die Gattin und die Kinder hin, wies auf den Sperling am Fenſter und rief mit voller, feſter, klarer Stimme:

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an: ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheuern und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn ſie?

„Er ſprach's und ſah nur noch, wie aus der Gattin Auge, das ſo lange thränenleer geweſen war, wieder eine milde Zähre floß, da — ſchied ſeine Seele in Frieden."

Am Morgen nach dieſer Nacht der Verwüſtung war die ganze Gemeinde, Männer, Frauen, Greiſe, Kinder, in dem einen Hauſe verſammelt, das allein noch obdachsfähig geblieben war! Alle übrigen Wohnungen waren teils gänzlich wegeriſſen, teils zu einem bloßen Pfahlwerk geworden. Welche Ausſicht für die Zukunft der unglücklichen Halligbewohner! Hab' und Gut und Herden dahin! Für die kommenden Tage kein Obdach, kein Erwerb; für den Augenblick nicht einmal trockene Kleidung und Nahrungsmittel! Krankheit, Hunger, Froſt, Blöße, Verzweiflung oder Tod in den Wellen mit der nächſten wiederkehrenden Flut: das war das Geſchick, deſſen Vorboten ſchon zu nahe waren, um ſie zu überſehen. Solange noch nicht alle die Zuflucht erreicht hatten, gaben die Erzählungen der einzelnen Ankommenden immer neue Nahrung zur lauten Bewunderung der göttlichen Macht und Güte. — So war unter andern eine Frau mitten in der ernſten Stunde, die zum erſten Male mütterliche Hoffnungen erfüllen ſollte, von den Wellen auf ihrem Lager überraſcht worden. Auf den Boden getragen, ſtürzte ſie mit dem niederbrechenden Hauſe auf eine Heudieme hin. Hier klammerte ſie ſich an und hielt, von ſchweren Balken belaſtet, die mit jeder Woge ſich hoben und ſenkten, die ganze Nacht aus, watete dann gegen Morgen bis über die Kniee im Waſſer, hin zu dem Hauſe, in welchem ſie jetzt ſogleich nach ihrer Ankunft eines geſunden Kindes[1] genas. — Als aber, außer Godber und Maria, niemand mehr fehlte, wandten ſich aller Gedanken und Gefühle auf den Verluſt, den ſie erlitten, auf die Hoffnungsloſigkeit ihres Zuſtandes, und alle klagten, weinten und ſchluchzten miteinander. Hold wandte ſich bald an alle, bald an einzelne; machte auf die wahrhaft wunderbaren Errettungen aufmerkſam, von denen vorher einer dem andern erzählt; ſuchte das Vertrauen zu dem Vater zu wecken, der die Vögel unter dem Himmel nährt und die Blumen des Feldes kleidet; zeigte, wie ſo viele köſtliche Sprüche gleichſam für die Lage geredet ſeien, in welcher ſie ſich befänden, und ermunterte, da ſeine erſten Vorſtellungen, eine Zuflucht auf dem feſten Lande mit Hilfe des einzigen Schiffes zu ſuchen, das noch unzertrümmert an ſeinem Anker lag, zurückgewieſen waren, nun ſelbſt dazu, mit voller Hingebung auf dem geliebten Boden der Heimat alles zu erwarten, was im Rate Gottes beſchloſſen ſei. Dem Tiefgebeugten floß ſeine Rede wie Manna in der Wüſte und erinnerte ihn an den glimmenden Docht, der nicht verliſcht, an das geknickte Rohr, das nicht zerbricht. Die Verzweifelten ſtrafte er mit mächtigem Wort: „Demütiget euch unter die gewaltige Hand Gottes! Wer iſt jemals zu ſchanden worden, der auf Gott gehoffet? Wer iſt jemals verlaſſen, der in der Furcht des Herrn geblieben iſt? Haben wir gutes empfangen von Gott, warum ſollten wir denn nicht auch übles annehmen? Darum ſeid geduldig in der Trübſal!" Und über alle hin rief er: „Wenn ich nur dich habe, Allmächtiger, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir auch Leib und Seele verſchmachten: ſo biſt doch du, Gott, alle Zeit meines Herzens Troſt und mein Heil!" Allmälig gewann ſeine Tröſtung Eingang in die bekümmerten Gemüter, immer mehr ſchloſſen ſich ihm an und ſtimmten in ſeine Reden ein, und die Klagen verſtummten, die Thränen floſſen linder, und die Seufzer wurden zu ſtillen Gebeten.

Nun mahnten Froſt und Hunger, eine nährende und wärmende Speiſe zu bereiten. War es auch möglich, ein Feuer anzuzünden, ſo fehlte es doch an Nahrungsmitteln, die nicht völlig von dem Meerwaſſer durchnäßt waren, und vor allem fehlte es an ſüßem Waſſer zum Kochen, da die Ueberſchwemmung alle Brunnen mit ihrer Salzflut gefüllt. Doch Hold erinnerte an das Weinfaß, das ihm und den Seinen zur Rettung gedient, und einige junge Leute gingen hin, es zu ſuchen.

Dieſe ſtießen bei ihrem Herumwandern auf Godbers Leiche.

Der Menſch iſt in Stunden beſonderer Aufregung gar leicht geneigt, dem Zuſammentreffen einzelner Umſtänden eine tiefere Bedeutung unterzulegen, als es vielleicht für ihn haben ſollte. Wir wollen daher gern dem Leſer das Urteil freilaſſen, ob Hold recht hatte, als er ſpäter, im Geſpräch mit ſeiner Gattin über die Auffindung der Leiche Godbers ſich dahin äußerte:

„Mir iſt, als habe Gott mir dadurch eine große Beruhigung geben wollen. Ich kann nun an Godber denken ohne den geringſten Zweifel, daß ihm vergeben iſt. Dieſe Vereinigung im Tode mit allen denen, welche er mit Recht oder mit Unrecht als die Opfer ſeiner Untreue betrachtete, kommt mir als eine bejahende Antwort vor auf die Frage der Ueberlebenden: „Iſt ſeine Reue angenommen im Gericht?“ Wir ſollten in Frieden ſein gedenken, darum ſahen wir ſeine Leiche in Frieden ſchlummern neben denen, deren Tod ſein Gewiſſen beunruhigte. Ich wenigſtens muß Gott danken, daß er es alſo gefügt, und möchte um keinen Preis Godbers Leiche an einer andern Stelle gefunden wiſſen. Er mußte erſt den Weg dahin machen, wohin ihn die Sühne rief.[1] Maria gehörte nicht dahin. Darum wurden ihre Leichen getrennt. Mit ihr verſöhnten ihn die letzten Augenblicke ſeines Lebens; und ſie ſind nun vereint in den ewigen Hütten.“ Gewann unſere Erzählung deine Teilnahme, lieber Leſer: ſo ſcheide auch du von Godber, ohne mit Unwillen ſeiner Schwäche zu gedenken. Wer hat die Gewalt der Leidenſchaft ermeſſen, deren lodernde Flamme oft in einem unſeligen Augenblick alles verzehrt, was an Pflicht und Treue wir unſer nennen, und wir ſtehen vor dem Aſchenhaufen und fragen verwundert: „Wie konnte es doch ſo kommen?“ Richten wir uns ſelber, dann ſei keine Strenge zu ſtreng; urteilen wir aber über andere, dann flüſtere das Bewußtſein unſerer Schwachheit das Gebet uns zu: „Herr, führe uns nicht in Verſuchung!“

---

[1] Dieſer Knabe, in dem Kirchenbuche der nun der nächſtgelegenen Inſel zugepfarrten Gemeinde das vorletzte Kind, — die, nach dem frühen Tode der erſtgebornen, jetzt älteſte Tochter des Verfaſſers dieſer Novelle iſt das letzte, — wurde in der Taufe: Johannes (Gott iſt gnädig) genannt.

Das geſuchte Faß ward glücklicherweiſe wohlbehalten aufgefunden, geöffnet und darauf wurden in Wein die vorrätigen Nahrungsmittel gekocht, deren Genuß nun den Durchnäßten und Durchkälteten eine erquickende Lebenswärme zurückgab.

„Bis hieher hat der Herr geholfen!“ rief Hold, nachdem alle geſättigt waren. „Laſſet uns hinziehen nach der Stätte, wo ſein Heiligtum ſtand, daß wir ihm dort danken, wo wir ſo oft ſeinen heiligen Namen angerufen haben. Dort im Angeſicht der Zerſtörung alles deſſen, was wir von ihm hatten an zeitlichem Gut, wollen wir ihn preiſen, daß er uns unſre Lieben erhalten und ſeine Liebe uns bewährt auch da, als ſeine Hand ſchwer auf uns lag.“

Und er ſtimmte aus Luthers Kernlied: „Aus tiefer Not ſchrei’ ich zu dir!“ die folgenden Verſe an, in welches die ganze Gemeinde auf dem Zuge zu der Stätte, wo die Kirche geſtanden, mit einfiel.

Und währt es auch bis in die Nacht,
Und wieder an den Morgen:
So ſoll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch ſorgen.
So thut der Fromme rechter Art,
Der aus dem Geiſt erzeuget ward,
Und ſeines Gottes harret.

Ob bei uns iſt der Sünden viel:
Bei Gott iſt viel mehr Gnade.
Sein Arm zu helfen hat kein Ziel.
Wie groß auch ſei der Schade.
Er iſt allein der gute Hirt,
Der Iſrael erlöſen wird
Aus ſeinen Nöten allen.

Als Hold die Kirchwerfte betrat, die kaum in ihrer Zerſtörung noch eine Werfte heißen konnte, und auf der auch kein Stein und kein Balken zurückgeblieben, die daran erinnern konnten, daß hier ein Haus geſtanden, war das erſte, das ihm in die Augen fiel: Marias Leiche. Dieſe mußte mit der rückgehenden Flut hierher getrieben ſein und lag in einer der Höhlungen der zerriſſenen Werfte in einer faſt ſitzenden Stellung, ſo daß ſie beim erſten Anblick als eine Lebende erſchien, die hier einen Schutz vor den rauhen Winden geſucht. Alle drängten ſich um Hold her, als er ſich mit einer Thräne im Auge auf den Leichnam niederbeugte. Er war ſo weich und wehmütig geworden, daß er die freudige, gottvertrauende Stimmung, in welcher er die Gemeinde hierhergeführt, vergebens wieder ſuchte.

So war denn dies jugendliche Leben dahin, das vom irdiſchen Glück nur geträumt. Als der Traum in Erfüllung gehen ſollte, breitete der Morgen ſeinen ſcharfen Winterfroſt über die Blüten der bräutlichen Hoffnung, und ſie welkten alle. Auch du mit deinem beſcheidenen einfachen Weſen, die du geſchaffen ſchienſt, um friedlich über die Erde hinzugehen, unbeachtet vom Geſchick, das die ſtolzen Herzen trifft und die reichen Gemüter prüft, auch du mußteſt bluten, ein ſtillduldendes Opfer der von Leidenſchaften bewegten Welt. Doch der Stern eines ſchönern Morgens war ja aufgegangen in deinem Herzen und weckte Blüten, die die Erde nicht geboren, wider die der feindliche Winterfroſt nichts vermochte, die von dem Tau des himmliſchen Friedens und von den Thränen des irdiſchen Schmerzes zugleich genährt, nur deſto reicher ſich entfalteten und deſto lieblicher aufdufteten der Heimat zu. Nicht in ein anderes Land iſt deine Seele übergegangen, ſie war ja ſchon hienieden losgebunden von den Feſſeln zeitlicher Wünſche, war hienieden ſchon eine Pilgerin nicht zum Himmel, ſondern im Himmel. Die Thräne, die auf deine Leiche fällt, gilt nicht dir, deren Glaube zum Schauen geworden iſt, ſie gilt der Welt, die nicht einmal für dein anſpruchsloſes Herz eine ruhige Stätte hatte. Ja, wir ſind Gäſte und Fremdlinge auf Erden!

Indem Hold ſich tiefer hinabbeugte, weniger um die Tote näher zu betrachten, als vielmehr um ſeine Thränen zu verbergen, ſah er neben Maria den goldnen Abendmahlskelch liegen, der ſeit 1459 der Gemeinde gedient. Dieſer Fund ergriff ihn wie eine Botſchaft aus der Höhe. Mit ſiegender Kraft kehrte ſein heiterer Glaubensmut in ſeine Bruſt zurück. Er faßte ſchnell das ihm und der Gemeinde ſo werte Kleinod, hob es hoch empor in der Linken, während ſeine Rechte wie ſegnend über den Häuptern der ihn umgebenden Gemeinde lag. Sein freudeverklärter Blick ruhte am Himmel, durch deſſen leichte Wolken eben die Sonne brach, deren Strahl die grauſe Zerſtörung umher beleuchtete, zugleich aber über das Antlitz Hold’s einen Schimmer ergoß, in welchem ſich ſeine innere Gottesfreudigkeit klar und glänzend abſpiegelte. So ſtand er auf der höchſten Stelle der zertrümmerten Werfte, den Mittelpunkt eines wunderbaren Gemäldes bildend. Zunächſt an ihm Marias Leiche in halbſitzender Lage, wie eine fromme Schülerin zu den Füßen ihres Lehrers, das Geſicht mit dem mildeſten Frieden des Todes in den ſchönen Zügen gleichfalls dem Himmel zugewendet. Die Gemeinde rings um in den mannigfaltigſten Stellungen mit mehr oder minder deutlichen Zeichen der Ermattung; alle nur in leichter Kleidung, der man die Verwirrung der Nacht anſah, die Männer mit freiem Nacken und offener Bruſt, die Frauen und Mädchen mit dem langen, naſſen Haar, das über die Schultern herabfiel; bei den einen das Antlitz ganz verklärt im Aufſchauen zum Herrn, bei den andern ein Zug von Trauer und Wehmut beim neuen Anblick der Vernichtung ihres irdiſchen Glückes; die Kinder furchtſam umſchauend und den Eltern ſich anſchmiegend, als ſähen ſie die Schreckensbilder der vergangenen Nacht noch einmal zurückkehren. Dabei die zerriſſene Werfte, hier in tiefen Höhlungen ausgewaſchen, dort in ſteilen Abbrüchen und umherliegenden Erdhaufen einem geſprengten Feſtungswall gleichend. Auf der einen Seite das halbgeſunkene Balkengerüſt, der einzige Ueberreſt der Wohnung Holds; auf der andern, die Ausſicht über die glatte Fläche des Landes hin, voll zerſtreuter Trümmer, die durch einzelne Streifen des am Morgen gefallenen Schnees von dem dunkeln, feuchten Grunde gehoben wurden. Weiterhin das Meer, deſſen Wellen nach der Erſchütterung des letzten Sturmes noch in ungewöhnlicher Bewegung waren und die Macht bezeugten, die ſolche Zerſtörung angerichtet. Dies Ganze gab ein Gemälde, das in ſeiner Wahrheit jede Schöpfung der Phantaſie weit hinter ſich zurückließ.

„Fürchte dich nicht, du kleine Gemeinde!“ rief Hold. „Siehe, der Herr iſt dir nahe! Wie der Regenbogen nach der Sündflut der Welt ein Zeichen und Zeugnis war, daß Gottes Gnade fortan größer ſein werde als ihre Schuld, ſo giebt Gott uns dieſen Kelch, der ſo vielen Geſchlechtern gedient, und der ſo manche Sturmflut überdauert hat, heute wieder zum Zeichen und Zeugnis, daß er ſich unſer erbarmen will mit aller Lieb’ und Treue. Fürchte dich nicht, du kleine Gemeinde! Der Gott, der Jeſum Chriſt in die Welt geſandt, daß er den Kelch der Verſöhnung fülle mit ſeinem Blute, der Gott ſpricht durch dies Gefäß der heiligſten Feier zu dir: „Ich will dich nicht verlaſſen und verſäumen!“ Herr, wir halten feſt an deinem Worte! Herr, wir bauen auf deine Zeugniſſe! Wer mag noch daran gedenken, was dieſe Nacht ihm genommen? Weſſen Bruſt iſt nicht durchſtrömt von dem Troſt aus der Höhe? Weſſen Herz ſchlägt nicht kindlich froh dem Vaterherzen droben entgegen? Er hat ſeinen Boten vorausgeſandt, dieſen Kelch. Er iſt da und teilet einem jeden aus ſeiner reichen Fülle. Er iſt da und mit ihm weltüberwindende Kraft und freudige Hoffnung. Er iſt da, du Tochter Zions, und hat aufgerichtet in deinem Herzen ſein Heiligtum, deſſen Grund iſt der Fels der Zuverſicht, deſſen Säulen ſind Licht und Gnade, deſſen Altar iſt Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens, deſſen Zinne iſt Friede und Seligkeit. Arm und hilflos, wie wir aus dem Mutterſchoße hervorgegangen ſind, ſtehen wir wieder vor ihm. Er will uns neugeboren werden laſſen, daß wir fortan ganz die Seinen ſind, genährt nur von der lautern Milch des Glaubens, ſtark nur in ſeiner Stärke, reich nur in ſeinem Reichtum, ſelig nur in ſeiner Liebe. Herr, unſer Gott, hier ſind wir! Wir ſind dein; deines Reiches Erben, nicht mehr Kinder der Zeit!

„Das Zeitliche vergeht der Zeit zum Raube;
Doch ewig bleibt die Liebe und der Glaube!
Amen.“

J. C. Biernatzki (1795—1880), „Die Hallig“.

---

[1] Godber hatte als Steuermann, gegen ſeine Pflicht, ſein geſtrandetes Schiff verlaſſen, während der Kapitän und 2 Matroſen auf demſelben verblieben und in den Wellen den Tod fanden. Auch hatte er Maria, ſeiner Braut, die gelobte Treue gebrochen. Sein Leichnam war an dem Grabe ſeiner ertrunkenen Schiffsgenoſſen gefunden und an deren Seite beerdigt worden.

Nur ein Schäfer. [Selbſtaufopferung aus Vaterlandsliebe.] Es war am 12. Oktober 1806. Preußen hatte den Krieg an Frankreich erklärt. Eine Hauptſchlacht ſtand bevor.

Ein preußiſches Armeekorps unter dem Fürſten Hohenlohe, etwa 40.000 Mann ſtark, ſtand rechts von der Straße, die von Jena nach Weimar führt, zwiſchen den beiden Flüſſen Ilm und Saale. Seine Vorpoſten ſtanden auf dem Landgrafenberge, über den der einzige Weg führte, um dasſelbe von vorn anzugreifen. Die preußiſche Hauptarmee ſtand unter dem Kommando des Herzogs von Braunſchweig und hatte ſich eine Stunde weiter nach Weimar zu aufgeſtellt. Die Preußen waren mit gutem Mut, ja Uebermut in den Kampf gezogen. Ihnen gegenüber waren die Feinde, die Franzoſen. Schon wurden die Vorbereitungen zu der großen Schlacht getroffen, die in zwei Tagen geſchlagen werden ſollte. Alle Dörfer ringsum waren bereits von den Feinden geplündert, und viele von ihren Einwohnern hatten ſich mit einem Teil ihrer Habe und ihres Viehes auf die bewaldeten Höhen jenſeits der Saale geflüchtet.

An einem Bergabhange des linken Saalufers ſtand am Nachmittage des 12. Oktober ein Mann, der den Kopf auf einen langen Stab geſtützt hatte und ſo in das Thal hinabſchaute, durch welches die Straße von Jena nach Naumburg ſich hindurchzieht. Unten war ein buntes, wirres Leben. Soldaten, Pferde, Wagen drängten einander. Starr und gedankenvoll ruhte ſein Auge auf dieſem Treiben. Neben ihm weideten wenige Schafe. Die Kleidung des Mannes, ein blauer, langer Rock, ein großer, breitkrempiger, ſchwarzer Hut und eine lange Weſte, ſowie ſeine ganze Erſcheinung zeigten auf den erſten Blick, daß er ein Schafhirt war. Nur zuweilen warf er einen Blick auf die vier oder fünf Schafe neben ihm, und dann zuckte um ſeinen Mund ein trauriges Lächeln. Noch vor kurzer Zeit hatte er hier für ſeinen Herrn eine zahlreiche Herde geweidet. Dieſe wenigen Tiere waren alles, was ihm davon übrig geblieben war. Sie waren ſein Eigentum, und er hatte ſich mit ihnen hierher geflüchtet. Der Abhang des Berges war ſteil, und er durfte hoffen, daß die Feinde nicht auf den Berg kommen würden. In dem Dorfe dort unten im Thale beſaß der Schäfer ein Haus. Die Franzoſen hatten ſich in demſelben einquartiert und ihn daraus vertrieben. Er mochte das Treiben der übermütigen Feinde nicht in der Nähe anſehen. Seine beiden Söhne ſtanden drüben im preußiſchen Heere, und zu ihnen eilten ſeine Gedanken. Wenn er jünger geweſen wäre, er hätte gern die Waffen zur Hand genommen, aber in ſeinen Jahren konnte er nicht mehr daran denken, unter die Soldaten zu gehen.

Da kam ein Mann ſchräg an dem Abhange des Berges daher und eilte auf ihn zu. Er hörte ihn nicht, bis der neben ihm ſitzende Hund laut anſchlug. Schnell wandte der Hirte den Kopf. Doch ſeine Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen, als er den Kommenden erkannte.

„Nun, Born!" rief dieſer, ein Mann von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, deſſen ſtechende Augen ſeinem Geſichte einen unheimlichen und unangenehmen Ausdruck gaben. „Nun, Ihr ſteht ſo ruhig, als ob hier unten nichts los wäre. Das iſt ein Leben und ein Treiben ringsum. Man ſollte eigentlich Gott danken, wenn man mit heiler Haut daraus wäre." — „Niemand hindert Euch daran," antwortete kalt der Schäfer. — „Eure Söhne ſtehen dort oben unter den Preußen, nicht wahr?" fragte der Fremde. Born nickte bejahend. „Und eure Frau und Tochter?" — „Sind da drüben," erwiderte der Hirt und zeigte mit der Hand nach der Saale. — „Denkt Ihr denn, daß ſie dort in Sicherheit ſind? Dorthin wird der Feind auch dringen." — „Wer weiß?" ſprach Born. „Es kommt vielleicht auf einen einzigen Tag an, und die Fremden müſſen wieder aus dem Lande hinaus, wie ſie hereingekommen ſind." — „Ha, ha!" lachte Sielert, ſo hieß der Mann; „denkt Ihr denn, daß die Preußen ſiegen werden? Ich komme heute von Kahla und Jena und habe geſehen, wie zahlreich die Franzoſen ſind. Es ſollen viel über 100.000 Mann ſein, und dieſe laſſen ſich nicht ſo leicht zum Lande hinausjagen."

Born blickte den Mann ſcharf und finſter an. Dann ſprach er langſam: „Ihr ſcheint es mit den Feinden zu halten?" — Nein, nein!" war die Antwort, „aber Napoleon verſteht den Krieg." — „Das mag ſein, wie ihm will," erwiderte der Schäfer. „Seine Reiter und Kanonen wird er doch nicht an dieſen Bergen in die Höhe ſchaffen. Es giebt nur einen Weg, auf dem es möglich wäre, und den kennt er nicht und wird er auch nicht finden." — „Kennt Ihr den Weg?" fragte Sielert ſchnell. — „Ich kenn' ihn," antwortete **Born** ruhig; „doch wohin wollt Ihr?" — „Nach Naumburg," erwiderte Sielert. „Man kann auf der Landſtraße vor den Soldaten und Pferden, Wagen und Kanonen nicht durchkommen; ich muß deshalb Nebenwege ſuchen und einſchlagen. Lebt wohl!"

Mit dieſen Worten eilte der Mann haſtig von dannen. Der Schafhirt ſah ihm lange nach, und ſeine Augen nahmen einen düſteren Blick an. Dann trieb er ſeine Tiere langſam in ein kleines Gehölz, welches nicht weit am Abhange des Berges ſich hinzog. Dort wollte er mit ihnen übernacht bleiben. Wohl waren die Nächte ſchon kalt und feucht geworden; aber Born war von Jugend auf an Wind und Wetter gewöhnt und hatte ſchon in kälterer Zeit manche Nacht im Freien zugebracht. Er fürchtete darum keine Erkältung. Der Abend brach herein, und ſtiller wurde es auf den Bergen. Um ſo lauter ſchallte das Geräuſch aus dem Thale herauf. Da rollten die Wagen und die Kanonen, es dröhnten die Hufſchläge der Pferde, und oft erklangen Trommelſchlag und laute Stimmen. Der Schäfer hörte lange zu. Dann ſetzte er ſich zur Erde und lehnte ſich an einen Baum. Neben ihm lagerten ſich ſein treuer Hund und die Herde. So ſchlief er endlich ein.

Der 13. Oktober brach an. Der Herzog von Braunſchweig hatte ſeine Armee geteilt. Der Hauptteil derſelben zog mit dem Könige von Preußen bei Tagesanbruch nach Sulza und kam am Abend jenes Tages auf den Höhen von Auerſtädt an. Der Fürſt von Hohenlohe war mit den Truppen, die er befehligte, auf den Bergen zwiſchen Jena und Weimar zurückgeblieben. Leider dehnte er ſeine Armee über eine Länge von ſechs Stunden aus und vergaß es, den wichtigſten und höchſten Punkt der ganzen Stellung, den Landgrafenberg, zu beſetzen. Napoleon hatte mit ſcharfem Feldherrnblick dieſen Fehler ſogleich bemerkt. Ein Teil ſeiner Truppen beſetzte den Berg, welchen er ſelbſt beſtieg. Von hier aus konnte er die ganze Stellung des preußiſchen Heeres beobachten und ſeinen Schlachtplan für den folgenden Tag entwerfen. Noch aber fehlten ihm die Reiterei und die Artillerie, und ohne beide konnte er die Schlacht nicht wagen. Man hatte vergebens alles Mögliche aufgeboten, um ſie an den hohen und ſteilen Abhängen des Landgrafenberges hinaufzuſchaffen. Es war unmöglich, wenn man nicht einige Tage darüber verlieren wollte. Selbſt die Infanterie hatte die größte Mühe gehabt, auf den ſchmalen und ſteilen Pfaden den Berg zu erklimmen.

Am Morgen ſtand auch der Schafhirt wieder am Abhange des Berges, um ſeine Tiere zu weiden. Sein erſter Blick war in das Thal hinab geweſen. Es leuchtete wie Freude auf dem ernſten Angeſichte, als er die zahlreichen Geſchütze und Reiterei der Franzoſen unten ſah. Es war alſo noch nicht gelungen, dieſelben den Berg heraufzuſchaffen, und er jubelte darüber in ſeinem Herzen. „Wenn er den Weg wüßte," ſprach er vor ſich hin, „der dort auf die Höhe führt! Aber er weiß ihn nicht und wird ihn nicht finden. Es weiß ihn ja kaum jemand außer mir. Faſt ſcheint es unmöglich, den Berg hinaufzukommen. Und doch bin ich früher mehr als einmal auf dem Wege nach ſeinem Gipfel geritten,"

Wieder kam der Mann, der ihn am Tage zuvor überraſcht hatte, zu dem Schäfer herab. Dieſer ſah ihn finſter und befremdet an und rief endlich: „Ihr ſagtet ja geſtern, daß Ihr nach Naumburg gehen wolltet!" — „Das war auch mein Wille," ſprach Sielert. „Aber alle Wege ſind wie verſperrt, und es iſt beinahe nicht möglich hindurchzukommen. Ich habe übrigens geſtern noch ein gutes Geſchäft gemacht, von dem ich ſchon eine Zeit lang leben kann."

Mit dieſen Worten hielt er einen Geldbeutel empor, in welchem mehrere Goldſtücke glänzten. Dann fuhr er fort: „Sehet es ſind jetzt ſchlechte Zeiten. Handel und Wandel liegen an allen Orten darnieder, die Arbeit ſtockt, und es iſt ſchwer, etwas zu verdienen. Man weiß auch nicht, was aus dem allen werden wird, und welche Schickſale uns noch bevorſtehen. Mit dieſem Gelde will ich wieder einen kleinen Handel beginnen, und Ihr ſollt mir dazu einen guten Rat geben." — „Ich verſtehe von Eurem Handel nichts, und er geht mich auch nichts an," antwortete der Schafhirt, der mit dieſem Menſchen nicht länger etwas zu ſchaffen haben mochte. — „Nun, was habt Ihr denn?" fragte Sielert beruhigend. Ihr könnt mir einen Gefallen thun. Hört mich doch nur einmal an! Seht, die franzöſiſche Infanterie hat den Landgrafenberg und die Höhen dort beſetzt. Die Soldaten ſind wie die Katzen hinaufgeklettert. Da oben giebt es nichts zu eſſen und zu trinken. Es getraut ſich auch niemand zu den Franzoſen hin, ich aber fürchte mich vor ihnen nicht. Nun möchte ich gern mit einem kleinen Wagen Wein und Bier hinauffahren, und man würde es mir gut bezahlen. Aber wie ſoll ich hinaufkommen? Seht, Born, ich ſchenke Euch eins von dieſen Goldſtücken, wenn Ihr mir den Weg zeigt, von dem Ihr geſtern ſpracht. Wollt Ihr?"

Born hatte den Worten des Mannes mit ſteigender Aufmerkſamkeit zugehört. Ernſt und düſter blickten ſeine Augen auf ihn. Endlich ſprach er: „Ich ſoll Euch den Weg zeigen? Nimmermehr Ihr würdet ihn an die Franzoſen verraten."

Sielert lächelte liſtig. Dann ſprach er: „Seid kein Thor, Born! und wenn dies wirklich meine Abſicht wäre? Kommt, wir wollen beide zuſammen das Geſchäft machen. Ich will mit den Franzoſen unterhandeln und unſere Forderungen ſtellen. Und ſie ſollen uns, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, ſo viel Geld geben, daß wir beide in unſerm ganzen Leben nicht mehr zu arbeiten brauchen."

Die Wangen des Hirten hatten ſich bei dieſen Worten je mehr und mehr gerötet. Die Adern waren auf ſeiner Stirn angeſchwollen. Ein Zorn glühte in ſeinen ehrlichen Augen. Aber noch hielt er ſich, ſo ſchwer es ihm auch wurde.

„Nun ſprecht, Born!" drängte Sielert. — „Ich, ich ſoll den verwünſchten Franzoſen den Weg verraten?" rief Born, der noch immer nicht Luft für ſeinen Zorn bekommen konnte. — „Nun, weshalb denn nicht?“ ſprach lächelnd der Verräter. „Was iſt daran gelegen, wenn es nur gut bezahlt wird? Und dafür will ich wohl einſtehen.“ — „Schuft!“ unterbrach ihn der Hirt heftig, indem er ihn an der Bruſt packte, „du Schuft, du Judas! Mein eigenes Vaterland und das Leben meiner Söhne ſoll ich für Geld verraten? Da, fahr hin, wohin du gehörſt!“ rief er, indem er Sielert trotz ſeines Alters mit ſtarkem Arme den Abhang hinabſtieß. Der Verräter überſchlug ſich mehrere Male, indem er herunterrollte. Dann raffte er ſich auf und ſtürmte wieder den Berg hinauf und drang wütend auf den Alten ein. Dieſer hatte ſeinen Schäferſtab erhoben und ſchwang ihn mit kräftiger Hand. Sein Hund eilte knurrend und bellend herbei und war jeden Augenblick bereit, ſich auf den Angreifer zu ſtürzen. Sielert wagte ſich darum nicht heran. Er rief nur wütend: „Das ſollt Ihr mir büßen!“ und eilte dann den Berg wieder hinab. „Denke nur an dein eigenes Leben, das gewiß am Galgen endet!“ rief ihm der Alte zornig nach.

Sein ehrlicher und ſchlichter Sinn konnte die Schändlichkeit dieſes Menſchen kaum faſſen. Er ſetzte ſich nieder und ſtützte das Haupt in die Hand. Wie war es möglich, daß jemand ſein eigenes Vaterland verraten konnte? Dann dachte er an ſeine Söhne, ſeine Tochter und ſeine Frau. Er hatte ſie lange nicht geſehen. Noch waren ſie in keiner Gefahr. Die Feinde waren noch nicht jenſeits der Saale, die dortigen Höhen waren noch von ihnen frei. Aber was ſollte aus ihnen allen werden, wenn die Franzoſen ſiegten? Nein, das konnte, das durfte nicht geſchehen!

Der alte Schäfer hatte wohl eine Stunde und darüber ſinnend und ſorgend dort oben geſeſſen. Plötzlich hörte er das Geräuſch von herannahenden Schritten und ſchreckte aus ſeinen Gedanken empor. Mehrere franzöſiſche Soldaten waren den Abhang herabgekommen und näherten ſich ihm. Hinter ihnen erblickte er auch den ſchurkiſchen Sielert in einiger Entfernung. Eine bange Ahnung ſtieg in dem Herzen des Hirten auf. Er ſprang von ſeinem Sitz erſchrocken in die Höhe. Sollte er fliehen, ſo ſchnell er konnte? Ach, ſeine Glieder würden ihn nicht weit getragen haben. Sollte er ſich zur Wehr ſetzen? Feſt, beinahe krampfhaft ergriff er ſeinen Hirtenſtab. Allein dies wäre eine noch viel größere Thorheit geweſen. Er blieb darum ſcheinbar ruhig ſtehen. Die Soldaten waren unterdeſſen an ihn herangekommen. Einer von ihnen forderte den Schäfer in gebrochenem Deutſch auf, ihnen ſogleich zu folgen.

„Wohin?“ fragte Born, deſſen Faſſung und Ruhe zum großen Teile zurückgekehrt waren. — „Zum Marſchall,“ lautete die Antwort.

Born zögerte. Was wollte man von ihm? Sollte ſeine Befürchtung ſich wirklich erfüllen? „Hat euch der hierher geführt?“ ſagte er endlich, indem er auf Sielert zeigte. Die Soldaten nickten bejahend. Jetzt war kein Zweifel mehr, er ſollte den geheimen Weg auf den Landgrafenberg zeigen. Ihm ſchwindelte beinahe. Sollte er ſich weigern, den Soldaten zu folgen? Sein Arm war ja noch kräftig. Doch, es wäre eine Thorheit geweſen, auch nur einen Verſuch des Widerſtandes zu wagen. Schweigend und mit bangem Herzen folgte er den Soldaten, welche raſch die Anhöhe hinaufſchritten. Sielert wartete auf ſie, bis ſie ihn eingeholt hatten; dann ging er mit ihnen.

„Ich habe es Euch verſprochen, daß Ihr mir für Eure Bosheit büßen ſollt,“ ſagte er höhniſch zu dem Hirten. „Man wird ſchon Mittel und Wege finden, Euch den Mund aufzuthun,“ ſetzte er teufliſch lächelnd hinzu.

Born ſchwieg; er hörte die Worte kaum. Eine innere Stimme rief ihm warnend zu: „Dies iſt ein ſchwerer, furchtbarer Gang für dich! Entdecke ihnen den Weg, oder du ſtürzeſt dich und die Deinen ins Unglück. Entdecke ihn, ehe man dich mit Gewalt dazu zwingt!“ Aber er beſchwichtigte dieſe Stimme und ſprach dann wieder zu ſich ſelbſt: „Man kann dich nicht zwingen. Man kann dir mit Gewalt den Mund öffnen, aber man kann das Geheimnis nicht aus deiner Bruſt herausholen, wenn du es ihnen nicht entdecken willſt.“

Die Soldaten hatten mit ihrem Gefangenen endlich den Landgrafenberg erſtiegen. Sie führten ihn ſogleich in das Hauptquartier zum Marſchall Lannes, welcher den Berg beſetzt hielt. Der Marſchall ließ eine Weile ſeine Augen forſchend auf dem Hirten ruhen. Dann fragte er ihn, ob er, wie Sielert geſagt habe, den Weg wiſſe, auf welchem Pferde und Geſchütze hier hinaufgeſchafft werden könnten. — „Ja,“ ſprach Born ruhig. Er konnte und wollte nicht lügen. — „So zeigt uns den Weg!“ ſagte der Marſchall. „Ihr ſollt eine reiche Belohnung dafür haben.“

Born ſchwieg eine Weile. Es wogte in ſeinem Herzen wie ein ſtürmendes und brauſendes Meer. Er konnte, er durfte nicht zum Verräter werden.

„Wollt Ihr uns den Weg zeigen?“ fragte der Marſchall. — „Nein!“ antwortete der Schäfer feſt und beſtimmt. „Ich würde ſchlecht gegen meine eignen Landsleute handeln, wenn ich es thun wollte.“ — „Ihr wollt alſo nicht?“ rief der Marſchall. „Glaubt Ihr, daß wir nicht auch ohne Euch den Weg finden werden? Wir dürfen ja nur den Berg nach allen Seiten unterſuchen. Aber es liegt mir viel daran, dieſen Weg heute und noch in dieſer Stunde zu erfahren.“ — „Ich verrate ihn nicht,“ entgegnete Born mit aller Feſtigkeit eines deutſchen Mannes und eines guten Gewiſſens. — „Ihr wollt nicht?“ fuhr der Franzoſe auf. „Ihr wagt es, mir zu trotzen? Glaubt Ihr, daß ich Euch dazu nicht zwingen kann, wenn ich will?“ — „Mich kann niemand dazu zwingen,“ erwiderte der brave Hirte. — „Nicht? Nun ich werde es dir zeigen. Der Ausgang einer guten Schlacht ſoll nicht von deinem guten oder böſen Willen abhängen. Du erhältſt eine reiche Belohnung, wenn du uns den Weg zeigſt. Beharrſt du aber auf deiner boshaften Weigerung, ſo mußt du ſterben, — hörſt du? ſterben; — nun entſcheide dich!“

Born ſchwieg. Keine Muskel zuckte oder verzog ſich auf ſeinem wetterharten und ehrlichen Angeſichte.

„Es iſt mein Ernſt!“ rief der Marſchall noch einmal. „Du ſtirbſt, wenn du mir zu trotzen wagſt!“

Der Schäfer ſah und hörte nur zu deutlich, daß die Drohung ernſt gemeint war. Er konnte an ihrer Ausführung nicht zweifeln. Sein Geſicht wurde bleich. Er zitterte leiſe und einen Augenblick lang drohten ſeine Kniee unter ihm zuſammenzubrechen. Er dachte an ſein armes Weib und an ſeine Kinder. Die Verſuchung war zu groß und ſchwer. Aber er überwand ſich und erlangte bald ſeine frühere Faſſung wieder. Dann ſprach er feſt: „Ich bin kein Verräter und will auch keiner werden!“ — „Du willſt alſo nicht?“ rief der Marſchall heftig. — „Nein!“ antwortete der wackere, der heldenmütige Mann. — „Führt ihn fort!“ befahl der Marſchall in heftigem Zorn einem Offizier. „Führt ihn fort! Gebt ihm noch eine halbe Stunde Zeit, ſich zu beſinnen. Wenn er dann noch ebenſo ſo trotzig iſt, ſo laßt ihn ohne weiteres erſchießen!“

Er wandte ſich ab, und Born wurde von den Soldaten fortgeführt. Auch der franzöſiſche Offizier redete ihm mit gütigen Worten zu. Er ſollte nur mit einem einzigen Winke ſeiner Hand die Richtung bezeichnen, in welcher der geſuchte Weg lag. Dann ſollte er augenblicklich freigelaſſen und reich belohnt werden. Born ſchwieg auch dieſem Zureden gegenüber. Seine Hände wurden ihm auf den Rücken gebunden, und ſo führte man ihn den Abhang des Berges hinab. Drei Soldaten luden vor ſeinen Augen ihre Gewehre. Er wußte, was es bedeutete, und wandte ſich ab. Eine halbe Stunde war ihm noch vergönnt, um ſich zu beſinnen. Er ſetzte ſich ſchweigend nieder und richtete den Blick hinunter in das Thal und zu den fernen Bergeshöhen. Hier waren ſeine Söhne und dort ſein Weib und ſeine Tochter. Ach, ſie ahnten nicht, was ihn betroffen hatte, und was er in einer halben Stunde erleiden ſollte! Dort ſtand ſein kleines Haus. Die Fenſter leuchteten ſo freundlich im Glanze der Morgenſonne. Er ſollte es nie wieder betreten und ſeines Glückes ſich freuen. Hier und dort waren die Berge und die Thäler ſeiner geliebten Heimat. Auf dieſen Fluren hatte er als Kind geſpielt. Hier hatte er ſein Leben unter Mühen und Arbeiten und doch glücklich und zufrieden bisher geführt. Seine Heimat, ſeine geliebte Heimat war ſo ſchön, ſo wunderſchön. In wenigen Augenblicken ſollte er von ihr ſcheiden und ſie für immer verlaſſen. Seine Wangen waren bleich geworden. Eine Thräne war ihm in das ehrliche Auge getreten. Er drängte ſie zurück. Dann ſenkte er ſein Haupt ſtill zur Erde. Er konnte ſeine gebundenen Hände nicht falten; aber er konnte auch ſo zu ſeinem Gott und Heiland beten, vor deſſen Angeſicht er in ſo kurzer Zeit treten ſollte.

Eine Minute nach der anderen verging. Born betete ſtill und inbrünſtig, während ſeine Lippen ſich nur unmerklich bewegten. Und das Gebet gab ihm neue Kraft, neuen Mut, Frieden und Freude. Eine ſtille, heitere Ruhe legte ſich auf ſein Angeſicht und glänzte aus ſeinen Augen. Endlich war die beſtimmte Zeit verfloſſen. Der Offizier trat zu dem Schäfer und fragte ihn, ob er jetzt den Weg zeigen wollte. Ein ſchweigendes Schütteln ſeines Kopfes war die Antwort, die er auf dieſe Frage gab. Der Offizier ſah ihn einen Augenblick teilnehmend und mitleidig, aber doch auch mit ſtiller Bewunderung an. Dann gab er den Soldaten einen Wink, und ſie nahmen ihre Gewehre zur Hand. Man verband dem Schäfer die Augen. Man ſtellte ihn an einen Baum, und die Soldaten traten auf das Kommando an. Noch einmal wiederholte der franzöſiſche Offizier ſeine vorige Frage. Ja, er legte ſie ihm zögernd zum drittenmal vor. Schweigend, aber feſt verneinend ſchüttelte Born das Haupt. Da ertönte das furchtbare Kommandowort: „Feuer!“ Drei Blitze fuhren aus den Gewehre, drei Schüſſe hallten zugleich an den gegenüberliegenden Bergen wieder. Ohne einen Laut ſank der wackere Hirt zuſammen. Er war gut getroffen worden, es zuckte keine Muskel auf ſeinem Geſichte. Die Soldaten ließen den Leichnam liegen und kehrten in das Lager zurück.

Erſt lange darauf erhielten die Seinen die Nachricht von ſeinem Tode. Kein Geſchichtsbuch erzählt den Heldentod des braven Mannes. Nur einzelne Landleute in der Gegend von Jena wiſſen noch heute davon zu berichten. Niemand kennt ſein Grab. Von ſeiner That redet kein glänzendes Denkmal. Er war nur ein armer Schafhirt, aber er iſt getreu geweſen bis zu Tode. Darum ſoll ſeines Namens nie und nimmer vergeſſen werden.

M. Ziethe.

Käthi, die Großmutter.

Eine Erzählung
von
Jeremias Gotthelf (Schriftſtellername für: Albert Bitzius; 1797—1854).

Erſtes Kapitel.

Von einem Gewitter, welches ſchönen Flachs in die Erde ſchlägt, dagegen aus der Erde gute Leute.

Wer dabei geweſen wäre, als die Erde die Berge gebar, als die ungeheuren Kinder der Erde Schoß ſich entwanden, die, nackt geboren aus glühendem Schoße, erſtarrten in der kalten Luft, welche über der Erde lag; wer dabei geweſen wäre, als lauere Lüfte kamen, die kalten Kinder auftauten in warmer Sonne, ihr eiſig Gewand zu Waſſer ward, die Waſſer aus den Bergen brachen, Rinnen riſſen, Gründe gruben, Thäler ſchufen, die Schweiz ein ungeheurer Waſſerfall ward — deſſen Mund wäre verſtummt im Schauen der Allmacht, ſeine Sinne wären erloſchen, ſeine Seele ein ewig Gebet geworden.

Wer in tiefem Bergesthale, Bergwände ringsum, über ihnen weiße Häupter, die gen Himmel ſtarren, eine enge Rinne der einzige Ausgang, es erlebt hat, daß warme Winde über die weißen Häupter kamen, an die ſteilen Wände ſchwarze Wolken ſich legten, Gottes Hand die ſchwarzen Wolken ſo preßte, daß ſie Blitze ſprühten, ihr donnernder Weheruf die Erde erſchütterte, ihre Thränen über die Seiten der Berge rannen, zu Fluten wurden, welche zu Thale donnerten; wer ſo ſtand im engen Bergesſchlund, wenn auch des Lebens ſicher, von Blitzen umzuckt, alle Bergwände ein Waſſerfall, das Thal ein ſchäumender Waſſerkeſſel, verhallt im Donner der Waſſer der Donner des Himmels, deſſen Seele hat ſich wohl in Demut gebeugt. Zum Gebete ward ſein Bangen, es dämmerte ihm die Ahnung, wie die Erde die Berge geboren, wie Welten erzeugt worden ſind. Wer ganz hinten im Schächenthale, im Lande Uri, im Boden, „im Anſch" genannt, vor ſich die ſteile Palmwand, zu beiden Seiten himmelhohe Berge, Waſſerfälle an jeder Wand, den 22. Auguſt geſtanden wäre, der hätte erlebt, was oben angedeutet worden, über den wäre ein Beben gekommen, wie das Beben des Todes. Gebet wäre ſein Zittern geworden, auf die Kniee wäre er geſunken und hätte ſeine Seele vor dem Allmächtigen gebeugt in unausſprechlicher Demut.

Wer nun aber auf einem runden Hügel ſteht in üppigem Grün, ſchöne Häuſer ſieht in den Thalgründen und an den Bergwänden prächtige Bäume, ein lieblich reich Gelände, dem wird es ſchwer, an den Graus und Kampf zu denken, in welchem dieſe lieblichen Thäler und Hügel geboren oder gebildet wurden, und zwingt er ſich, daran zu denken, ſo beugt er ſich vor der Allmacht Gottes, die nicht bloß im Schaffen der Welten, im Aufruhr der Elemente ſich kündet, die am größten iſt im ſtillen lieblichen Schaffen, im Wandel einer wilden Wüſte zum freundlichen Garten.

Wer auf einem der freundlichen Hügel des Emmenthales ſteht, die erſten ſchwellenden Gedanken überwunden hat, das Einzelne ins Auge faßt, der wird in einem ſchmalen Thale, welches die Emme ſich geriſſen hat, über welchem zu beiden Seiten eine Reihe fruchtbarer Hügel, die Dörfer trägt und das reichſte Gelände, ein klein Häuschen ſehen, aus Holz erbaut, mit Stroh gedeckt. Das Häuschen liegt gar lieblich in grünem Grunde, und gar mancher, der die Hütte ſah und dem der Welt Getümmel zur Plage geworden, wünſchte ſeufzend, dorthin ſich retten zu können, aus der Welt Getümmel in die ſtille Ruhe des freundlichen Häuschens. Wen dieſer Wunſch bewogen hätte, das Häuschen in der Nähe zu ſehen, dem verging der Wunſch ſicherlich nicht. Das Häuschen iſt freilich alt, die meiſten der kleinen Scheiben in den kleinen Fenſtern ſind blind, aber reinlich iſt alles ums ganze Häuschen her, und in jedem Winkel, an jeder Seite hat es ein klein Bänklein und vor dem Hauſe iſt ein Gärtlein. Freilich iſt der Zaun zerfallen, aber drinnen ſieht es doch niedlich aus. Es iſt nicht Kraut und Unkraut darin, ſondern kein Unkraut, und ſtatt deſſen Nelken und Roſen nebſt einigen andern lieblichen Blümchen. Und über das Gärtlein weg ſieht man die gewaltigen Berner Berge ſo kühn und ehrenfeſt, auf der Erde die gewaltigen Füße, halb im Himmel die ehrwürdigen weißen Häupter. Wer auf das Bänklein vor dem Häuschen ſich ſetzt, hat eine ſchöne Matte vor Augen, ſittig und ſtill fließt zu ſeinen Füßen ein Bach, aus deſſen klarem Waſſer Forellen nach Mücken ſpringen. Auf dem Bänklein hinter dem Häuschen wäre es für manches Gemüt ſchöner noch. In tieferm Grunde zieht ein Streifen Land ſich hin, eine ländliche Speiſekammer, bepflanzt mit Flachs, Bohnen, Kartoffeln; auch Rüben, Möhren und Kohl hätte man bei genauerm Nachſehen gefunden. Das Land ſtößt an ein Gebüſch, und aus dem Gebüſche ſteigt ein herrlicher Vogelgeſang; denn es iſt der befiederten Sänger Lieblingsaufenthalt. Sogar die in der Schweiz ſo ſeltene Nachtigall ſoll hier ſich hören laſſen. Hinter dem Gebüſche rauſcht tief und einförmig der Baß zum luſtigen Gezwitſcher; es iſt die wilde Emme, welche das Thal gegraben hat, und welche es von Zeit zu Zeit dem Menſchen ins Gedächtnis ruft, daß ſie des Thales Mutter ſei, und zwar eine gewaltige und zornige.

Wer den 12. Brachmonat 1845 des Nachmittags dieſe Hütte beſichtigt hätte, hätte hinter dem Häuschen im Kartoffelſtück auch des Häuschens Bewohner geſehen, deren viere waren, eine alte Frau, ein Bub zwiſchen vier und fünf Jahren und zwei Hühner, ein ſchwarzes und ein weißes.

Die alte Mutter ſtand in den Kartoffeln und hackte darin das Unkraut aus; ſie war ärmlich aber ſauber gekleidet, ſie hatte Runzeln im Geſichte, aber auch zwiſchen den Runzeln war ſie ſauber. Glatt war des Knaben Geſicht und von Natur ſchön rot und weiß, aber man merkte es faſt nicht; denn nicht ſo ſauber war es als der Großmutter Geſicht. Aber daran war dieſe nicht ſchuld; denn wenn ſie es ihm alle Viertelſtunde abgewaſchen hätte, ſo hätte ſie allemal viel abzuwaſchen gefunden. Es war ein hübſcher Bub mit weißem Krauſelhaar, der aber wohl viel Recht bei der alten Frau, ſeiner Großmutter. hatte, daher auch des Glaubens war, er könne mit ſeinen Händen anrühren, was er wolle, und dann mit den Händen fahren, wohin und worein er wolle, natürlich alſo auch in das eigene Geſicht. Koſtbar war er nicht gekleidet, etwas beſſer als Eva ihre Buben gekleidet haben wird, jedoch hätte man ihm durchaus nicht angeſehen, wie ſchwunghaft jetzt das Schneiderhandwerk betrieben wird. Er ſchnitzte an Schindeln zu einem Hühnerbauer und wollte alle Augenblicke von der Großmutter wiſſen, ob der Bauer groß genug würde, um ausgebrütete Hühnchen zu beherbergen. Unterdeſſen weideten traulich und friedlich das ſchwarze und das weiße Huhn in ihrer Nähe, beſonders um die alte Frau herum, da ſie dort in der aufgehackten Erde das beſte Futter fanden. Zuweilen jedoch trat das eine oder das andere zum Buben und blinzte mit ſchiefem Kopfe deſſen Treiben an. Eben dahin ſchaute auch ſehr oft das alte Mütterchen mit ſichtbarem Wohlbehagen, ohne die Hacke ruhen zu laſſen deswegen. Sie konnte die Hände rühren und die Augen brauchen zu gleicher Zeit, was gar manche junge Dirne nicht kann. Ja es war allemal, wenn ihre Augen zurückkehrten vom Jungen zu den Händen, als ob ſie neue Kraft brächten den Händen, die um ſo rüſtiger ſich rührten. Die Großmutter hatte nicht bloß große Freude an dem Großkinde, ſondern es war ihr Leben, es war ihre Liebe, und weil es ihre Liebe war, ſo diente ſie ihm auch mit voller Hingebung. Ihr Leben ging nicht bloß in ſeinem Leben auf, ſondern ihr Leben hätte ſie mit aller Freude zehnmal des Tages für ſein Leben gegeben. Man ſah es aber auch ihren Augen, wenn ſie auf dem Buben ruhten, an, daß es alſo war.

Es war ein ſehr ſchwüler Nachmittag; einzelne ſchwarze Wolken ſtanden hier und dort am Himmel, Diviſionen gleich, des Rufs gewärtig, zuſammenzuſtoßen zur beſchloſſenen Schlacht. Die Hitze hemmte jedoch die alte Frau an der Arbeit nicht, ſelten ſtand ſie an ihrer Hacke, friſchen Atem zu ſchöpfen. Die Frau wußte, wie ſchnell der Abend kömmt, wie raſch die Zeit von dannen eilt, die Nacht da iſt, wo das Arbeiten ein Ende nimmt.

Wie viele die einzelnen Geldſtücke erſt dann bedächtig und beſonnen ausgeben, wenn ſie an den letzten ſind, ſo haben es gar viele mit ihren Tagen. Die beſten Tage verſchwenden ſie, laſſen ſie dahinrinnen wie Sand durch die Finger, ſo lange ſie noch eine unzählbare Menge derſelben im Hintergrunde wähnen. Geht dann das Leben zur Neige, ſtehen unerwartet nur einzelne wenige Tage vor ihren Augen, dann ſoll auf einmal die Arbeit beginnen, mit Weisheit wollen ſie dieſe Tage zählen; dann aber wiſſen ſie gewöhnlich nicht, wie ſie dieſes machen ſollen. So hatte es dieſe Frau nicht gemacht. Sie hatte treu gearbeitet immerdar, doch fleißiger, je älter ſie ward, und heute mit ganz beſonderm Fleiße; ſie hatte ein Tagewerk, welches ſie vollenden wollte, ſie wußte nicht, war morgen Zeit dazu, ſie wußte nicht, wie lange das Gewitter ſäumte. Sie freute ſich im Herzen, wie die Leute dann ſagen würden, Käthi ſei doch immer die Fleißigſte, ſei fertig mit ihrer Sache, wenn die andern erſt anfingen; wenn alle Leute ſo wären, würde es weniger arme Leute geben und die Zuchthäuſer nicht mehr ſo voll ſein. Endlich war die letzte Reihe gehackt. „Gottlob, ſo wäre das auch gemacht," ſagte die Frau, welche alſo Käthi hieß, Käthi Hänzig vollſtändig, ſtrich und ſchabte ſorgfältig die Erde von der Hacke und ſagte: „Jetzt, Bubi, wollen wir heim, aber erſt nach dem Flachs ſehen, ob er bald blühen wird."

Der ſogenannte Flachsplatz war von den Kartoffeln nur durch zwei Reihen Bohnen getrennt, und wie man ſich wohl denken kann, nicht ſehr groß und doch gleichſam die Schatzkammer der alten Frau; denn derſelbe gab ihr zumeiſt den beſten Teil an ihrer Miete. Sorgfältiger konnte wohl auch ein Flachsplatz kaum gepflegt werden als der ihre, der auch den Vorteil ſehr günſtigen Bodens hatte, eine ſandige, durch die Emme angeſchwemmte, wahrſcheinlich mit etwas Mergel vermiſchte Erde. Käthi war berühmt ihres Flachſes wegen. Es that ihr auch nichts wohler auf der Welt, als wenn ihr jemand ſagte, ſie habe doch da das ſchönſte Bübli und dazu den ſchönſten Flachs, den man ſehen könne das Land auf und ab.

Mit großem Behagen ſtand Käthi auch diesmal an ihrer Pflanzung und ſagte für ſich: „Wenn es Gottes Wille iſt, ſo habe ich ein gutes Jahr und brauche nicht zu ſorgen, was eſſen und wo die Miete hernehmen?" Wirklich gewährte das kleine Stück ein ſchönes Anſehen. Der Flachs ſtand wenigſtens zwei Fuß hoch, blühte noch nicht, war dicht, fein und aufrecht durchaus in ſeinem Netze. In demſelben ſtanden nämlich, etwas mehr als einen Fuß von einander, keiner eine Linie weiter als der andere, kleine Stäbe und alle akkurat gleich hoch geſteckt, und von einem zum andern und dann übers Kreuz liefen grobe Fäden und bildeten kleine Felder oder Quadrate. In dieſe war der Flachs hineingewachſen, fand da Halt und Kraft, ſo daß der Wind ihn nicht beugte und übereinander warf, wodurch bekanntlich der Flachs krank wird, wenig und ſchwachen Stoff liefert.

In Gedanken rechnete Käthi den Ertrag auf dem kurzen Heimwege, verglich ihn mit dem Bedarf, zog die Bilanz. So eine Frau trägt ihr Hausbuch im Kopf mit herum und rechnet auf Stegen und Wegen wie der erſte Kaufmann, verrechnet ſich kaum weniger und mehr als derſelbe; nur klingen die Summen, um welche ſie rechnen, anders.

Das Häuschen ſtand, wie erwähnt, etwas höher als der Grund, in welchem die Pflanzungen lagen, gewährte alſo eine freiere Ausſicht. Noch im Rechnen vertieft, ſtellte Käthi die Hacke weg, ging vors Häuschen, Holz zu holen zum Kochen des Abendeſſens, und ſah nun die zornige Geſtaltung des Himmels. Über dem Jura, gegen Norden, lag eine ſchwarze Wolkenwand, nach Süden, an den Alpen, türmten ſich Wolkenmaſſen, ragten weißlich gezackt, hoch herauf am Himmel, neue Berge auf den alten Bergen. „Du mein Gott," ſeufzte die Alte, „wie ſieht das aus! Wenn uns nur unſer Herrgott verſchont mit Hagel und harten Wettern. Verdient hätten wir es wohl, aber wer wollte es aushalten, wenn er ſtrafte nach Verdienen?"

Da kam das Bübchen gelaufen und ſagte: „Großmütti, komm und ſieh, wie die Fiſche ſpringen im Waſſer; da ſoll es gut ſein zu angeln, mußt mir geſchwind eine Angel machen!"

„Was wollteſt du mit den Fiſchen anfangen," entgegnete die Großmutter, „du wüßteſt ja nichts damit zu machen!" „Verkaufen, Großmutter, verkaufen; des Wirts Mareili hat mir geſagt, die Fiſche gelten viel Geld, viele, viele Batzen." „Ja, die großen," ſagte die Großmutter, „aber ſolche ſind keine in dem Bach, nur kleine ſind darin, nur ganz kleine Fiſche und die gelten kein Geld." „Die backe man und eſſe ſie ſelbſt; ſie ſeien gar gruſam gut, hat Wirts Mareili geſagt; ſie hätten oft ſolche, wenn der Vater nicht daheim ſei," entgegnete das Kind. „So, geht es dort ſo?" ſagte die Großmutter. „Sie würden dir nicht ſchmecken, und die Fiſche haben Gräten und daran erſtickt man. Möchteſt erſticken?" „Nein, Großmutter, das nit. Aber Wirts Mareili hat ſchon manchmal gegeſſen, und es lebt auch noch, und was es eſſen kann, das kann ich auch eſſen, und es wird mir ſchmecken, ſo gut als ihr." „Sieh, Bübli, ich habe jetzt nicht Zeit, muß kochen, eine Erdäpfelröſti (Bratkartoffeln) machen, denke, eine Röſti, wie du ſo gerne iſſeſt." „Mag nicht mehr Röſti," ſagte das Bübli, „mag keine Erdäpfel mehr, ſie ſind mir verleidet, Großmutter. Eine Angel will ich, eine Angel," und zu heulen begann das Bübli: „Großmütti hat mich nicht lieb, Großmütti hat mich nicht lieb!" Das Bübli wußte, das war der Kernſchuß auf der Großmutter Herz, der nie fehlte, den Zweck immer traf. „Bübli, ſchweig doch, ſchweig," ſagte die gute Frau erſchrocken, „ſchweig und verſündige dich nicht. Die Erdäpfel verleidet! Du mein Gott, was willſt du denn eſſen? Und was meinſt, wenn jetzt der liebe Gott die Erdäpfel verhageln thäte oder die Emme kommen ließe, was wollteſt du eſſen, und was ſollten wir eſſen? Dann würdeſt du wohl wieder Erdäpfel wollen, du weißt noch nicht, du gut's Bübli, was Erdäpfel ſind, bitt Gott, daß du es nie erfahren müſſeſt wie ich im ſechzehner Jahr (1816); die roten Backen würden dir vergehen, wenn du von Fiſchen leben ſollteſt und keine Erdäpfel mehr hätteſt!" — Während ſie ſo dem Kleinen zuſprach, machte ſie ihm eine Angel zurecht, d. h. ſie band an einen langen Faden eine krumme Stecknadel. Jubelnd ſah der Kleine zu, und wir zweifeln ſehr, daß er ein Wort vom Zuſpruch vernommen habe. „Sieh, da haſt jetzt eine Angel, aber falle mir nicht in den Bach, ſonſt ſieh, wie es dir geht!" — Ehe die Frau vollendet hatte, hing der Faden bereits im Bache. Nun erſt konnte ſie feuern, ihre Hacke recht waſchen und den Hühnern ihr Abendbrot geben, welche darauf ängſtlich ihren gewohnten Nachtſitz in der Küche ſuchten. „Du mein Gott," ſagte Käthi, welche zuweilen unter die Thüre trat, nach dem Bübchen zu ſehen, „wie das doch blitzt; iſt's nicht, als ob man ganze Körbe Feuer ausleere? Erbarme ſich Gott der armen Leute, über welche das Wetter dahinfährt!" „Sieh, Großmutter, wie feurige Ketten herumfahren. Ja tauſend, wenn die ganz von Gold wären und ich hätte eine und du hätteſt eine, dann, Großmutter, wären wir reich genug, könnten es gut haben und dann wollten wir einen Hahn kaufen und noch mehr Hühner und Schafe und Roß und Kühe, und dann würde ich auch ein reicher Bauer, nicht wahr, Großmutter?" „Du arm's Bubi, was du nicht ſagſt, ei aber nein, was dir nicht alles in Sinn kömmt. Komm du herein, hörſt, wie es donnert in der Ferne? Kommt es hier durch, dann erbarme ſich Gott unſer!"

Die Großmutter hatte viel zu thun, ehe ſie den Kleinen in der Küche hatte. Er war auf die Fiſche verſeſſen, und es donnerte noch nicht ſattſam verſtändlich, bloß ſo von ferne, als ob ein Wagen über eine hölzerne Brücke fahre. Wenn es weit iſt, ſo ſind Kinder, ja auch große Leute außerordentlich keck, und wenn es donnert von ferne oder hinter den Bergen, ſo ſtehen die Helden im Lande ſo dick als der Flachs in Käthis Pflanzung. Dann, wenn Blitz und Donner über die Häupter brechen, die Flut um die Füße ſpült, der Augenſchein da iſt, daß, was ferne war, nahe kommen kann, dann werden die Helden dünn; und wer unter ihnen der größte ſchien, als das Wetter jenſeits der Berge war, der iſt verſchwunden, wenn der Blitz über dem Haupte ziſcht. Umgekehrt geht es auch, daß die zu Helden werden in der Gefahr, welche vor ihr warnten und zu zittern ſchienen, als ſie in der Ferne noch war, und nichts ſchien als eine Nebelwolke im Traum.

So brachte die Großmutter an ihrem Kinde nichts ab, bis ein ſo recht blendender Blitz vorüberfuhr und ein ziemlich ſtarker Donner folgte, ein verlorener Vorläufer. Da waren die Fiſche vergeſſen und die goldenen Ketten. Das Kind lief der Alten vorauf und bat ſie, die Thüre feſt zuzumachen, daß Blitz und Donner nicht hineinkönnten. Aber was zur Thüre nicht hineinkann, findet oft durch die Fenſter den Weg, und wie ſie die Thüre öffneten, zuckte ein roter Schein ihnen entgegen. Johannesli ſchrie laut auf: „Großmutter, es brennt!" und ſteckte ſeinen Kopf in ihre Schürze. Mit Mühe brachte die Großmutter den Kleinen hinter den Tiſch, auf welchem ihr ſpärlich Mahl ſtand. Kaffee und Erdäpfelſtücke in wenig, wenig Butter gebraten.

Der Kleine war ein kecker Bube und ein furchtſam Kind; was er faſſen konnte, dem ſah er kühn ins Geſicht, vor allem aber, was aus der unſichtbaren Welt in ſeine ragte, vor jeglichem Geiſte, der erſcheinen konnte, bebte und zitterte er, und weil Geiſter des Nachts erſcheinen, ſo fürchtete er die Nacht. Wenn er im Stübchen ſaß an der Großmutter Seite, und ſie erzählte von Geiſtern, oder er hörte Gott donnern in der Höhe, ſah deſſen Blitze feurig zur Erde fahren, ſo bebte er, aber es war keine Pein in dieſer Furcht, ſondern etwas Süßes, Wohlthuendes; er war der Zuverſicht, hier im Stübchen ſei er ſicher und wohl behütet und keine böſe Gewalt habe Macht über ihn. „Bet', Johannesli," ſagte die Großmutter. Beide falteten die Hände. „Speis' Gott, tränk' Gott alle arme Kind, die auf Erden ſind," betete Johannesli.

Die Blitze wurden häufiger, dagegen faſt Nacht über der Erde, obgleich die Sonne kaum untergegangen ſein konnte. Aber es hatten tief die Wolken ſich geſenkt, hingen ſchwarz und drohend über niedern Hügeln, einem Kriegsheere gleich, das ſich erhebt und langſam in die Ebene ſteigt zur mordenden Schlacht. Die Vorboten des nahenden Gewitters brauſten heran, einzelne Windſtöße ſauſten durch die Bäume, beugten deren Wipfel zur Erde, dumpf und mächtig rollte der Donner näher und die Hütte bebte.

„Du mein Gott," ſeufzte Käthi, „es wird Nacht, und hör', wie es toſet, und die Wolken ſtreichen ganz über den Boden. So ſchwarz habe ich es lange nicht geſehen. Was will unſer Herrgott wohl mit uns? Bet', Johannesli, bet' das Gebet vom Wetter. Wenn's ſchon donnert und windet, unſer Herrgott hört es doch." Johannesli faltete wieder ſeine Händchen und betete: „Behüt uns Gott vor aller Not, vor Wetter, Waſſer und dem Tod, ſtell für uns Engel auf zur Wacht, die uns behüten dieſe Nacht, und wenn wir einſtens müſſen ſterben, ſo laß uns dann den Himmel erben. Amen." „Kannſt das Vaterunſer noch?" fragte Käthi. Johannesli begann, da klopfte es an der hölzernen Wand des Häuschens und auf dem klein gehauenen Holze, das an der Wand aufgeſchichtet war, ſcharf und ſeltſam. Da ward Käthi blaß, fuhr auf und rief: „Du mein Gott, das iſt Hagel!" Stille ward es wieder draußen. „Bet', Johannesli, bet', es ging viel zu übel, wenn's noch hageln ſollte, was ſollte man eſſen, was ſollte man machen!" Und kaum hatte die gute Frau dies geſagt, als es draußen wieder klopfte, raſcher und raſcher, bis endlich die Hagelſtücke heftig an Wände und Fenſter praſſelten, Blitz um Blitz vom Himmel fuhr, die einzelnen Donnerſchläge in einander floſſen, in einem Donnerſchlag die Erde bebte.

In grauſer Nacht und Pracht tobte ein Gewitter über die Erde, wie ſie ſelbſt im Berglande ſelten ſind, ein Gewitter, in welchem die Sterblichen beben allzumal, die frechſten Lippen ſich nicht weigern Jehovah, den Allgewaltigen anzurufen um Gnade und Erbarmen. Die Elemente ſchienen ihre Feſſeln zerriſſen zu haben, entbunden gegen einander zu toben in ihrer wildeſten Wut. In Feuer und Waſſer gemiſcht, getragen auf den Schlägen des Sturmes, war die Erde gebadet; die Erde ward geſtürmt, als ob ihre Feſte zertrümmert, die Splitter weggeſpült werden ſollten in den Ozean, in welchem Gottes Welten ſchwimmen. In wildem Zorn waren die Elemente, drei Schweſtern gegen die vierte entbrannt, trachteten wütend nach ihrem Untergange, unbekümmert um das Elend der Geſchöpfe, ihr Bangen und Zittern. Hagel und Regen raſſelten in dichten Maſſen nieder, Blitze flammten durch Häuſer und Wälder, in der Gewalt des Donners bebten die Grundfeſten der Erde, die Brunnen der Tiefe brachen auf, Bergwände rollten zu Thale, Flüſſe rauſchten an die Berge auf, brachen durch die Dämme, ſtrömten über das Land.

Es war ein Aufruhr, in welchem unwillkürlich Könige und Bettler ihre Ohnmacht zu Gemüte faſſen, jede denkende Seele es fühlt in tiefer Demut, wie nichtig der Menſch iſt: eine Blume des Feldes, die verwelket, wenn ein Hauch vorüberfährt, die Augen unwillkürlich aufſchauen nach der Hand, welche die Welten gegründet hat, die Elemente ordnet, den Sturm zügelt und in Feſſeln legt.

Verſtummt waren Großmutter und Kind im Donner der Elemente, gefaltet lagen ihre Hände auf dem Tiſche, und dicke Thränen rannen der guten Frau die Wangen nieder. Vor ihr ſtanden ihre Pflanzungen, zermalmt, verſchüttet, dahin die Frucht ihres Fleißes; was ſie im Schweiße ihres Angeſichtes erarbeitet hatte, das ſollte ſie weder erfreuen noch nähren. Über ihr Gemüt lagerte ſich eine dunkle, ſchwarze Wolke. Es war nicht die Stimmung des Schiffahrers, wie ſie ihn erfaßt, wenn auf weitem Ozeane Feuer ausbricht auf ſeinem Schiffe, ums Schiff die Wellen rauſchen, kein rettend Segel das Auge ſieht, der Schiffahrer ſein Haupt verhüllt, in ſtillem Gebete des Verſinkens gewärtig. Über Käthi kam die Stimmung des erſchöpften Wanderers, der einen ſchweren, langen Tag gerungen hat mit des Weges Pein und Not, einen freundlichen Abend hoffte in traulicher Herberge, und auf der Höhe des Weges ſieht er keine Herberge, ſondern eine endloſe Ebene, tief mit Schnee bedeckt, über welche eiſige Winde wehen, und hinein in dieſe ſoll er, ſieht kein Ende, kein Ziel, ein unausſprechlich Ermatten ergreift ihn, alle Gedanken fliehen, nur einer bleibt: ſchlafen, o ſchlafen, ruhen, o ruhen, nur nicht weiter gehen, nicht ringen mit Schnee und Weg! — So kam es über Käthi, die ſiebenzig Jahre gewandert war in Treue und Ehrlichkeit auf ſchwerem Wege, und jetzt ſtand ſie vor dem ſteilen Berge der Not im Gefühle ermatteter Kraft, und kein Weg führte um den Berg, freundlicher Ruhe zu, als der Tod.

Aus dieſem Verſinken in troſtloſes Ermatten wurde die Großmutter plötzlich geriſſen durch des Kindes Stimme: „Großmutter, Waſſer, Waſſer, wir ertrinken!“ Käthi fuhr auf aus dem trüben Sinnen, um die Füße plätſcherte ihr bereits das Waſſer, welches durch die gebrechlichen Fenſter und die vom Hagel zerſchlagenen Scheiben flutete, und durch die Fenſter drang ein Rauſchen und Toſen, wie Käthi es nie gehört. In größter Angſt riß ſie die Thüre zur Küche auf, fand auch dort Waſſer, riß die Küchenthüre auf, welche ins Freie ging, da ſchlugen Blitz und Regen ſie faſt nieder, kaum, daß ſie die Thüre wieder ſchließen konnte. Sie tappte zurück ins Stübchen; das Waſſer war geſtiegen, war ſo hoch als die Schwelle zwiſchen Küche und Stübchen. Sie nahm Johannesli, ſetzte ſich auf das Bett, hielt ihn auf dem Schoße und bangte jetzt nicht mehr um ihre Pflanzungen, ſondern ums Leben, nicht um ihres, ſondern um das des armen Kindes. Sie wußte nicht, ging's zum Leben, ging's zum Tode. Es donnerte und brauſte ſo gewaltig um das Häuschen her, das Waſſer ſtieg, daß ſie den Donner der Emme zu hören glaubte, die gewaltig die Dämme durchbrochen und ſie dahinreißen werde ſamt dem Häuschen in ihren Wogen. In ſolchen Wettern war Flucht unmöglich, Rettung in Gottes Erbarmen allein.

So harrte zwiſchen Hoffen und Fürchten Käthi bange, lange Stunden auf das Erbarmen des Herrn; denn das Gewitter war von ſeltener Dauer. Schien es vorüber, ſo kehrte es wieder in erneutem Zorne, als ob es zu zerſtören noch etwas vergeſſen hätte. Die Hand, welche in Feſſeln legt die Elemente, ſchien erlahmt. Johannesli ſchlief, Käthi bangte und betete, begann endlich wieder zu hoffen, als die Blitze ſeltener wurden, der Donner ſchwächer, der Hagel ausblieb, der Regen nicht mehr ſo praſſelnd an die Fenſter ſchlug, das Waſſer nicht mehr ſtieg. Dies war ein beſonderer Troſt, als Zeichen, daß das Waſſer vom Regen komme und nicht vom Fluß, welcher zumeiſt erſt recht anſteigt, wenn das Gewitter vorüber iſt. Doch hörte ſie in dem Maße als der Donner ſchwieg, lauter des Waſſers Toſen und Toben, über ihr blieb lange noch ſchweben wie ein zweiſchneidend Schwert die Gefahr des Todes.

Endlich ſchien es Käthi, als ſei die Gefahr vorüber, ſie legte ſachte das Kind aufs Bett, ſchob das Schiebfenſterchen zurück und verſuchte, ſich umzuſehen draußen. Aber finſter war die Wolkenmaſſe, wogte noch unzerriſſen am Himmel, und ſeltſam war's auf Erden, graulicht ſtatt grünlicht, daß Käthi erſt glaubte, es liege hoch übereinander der Hagel auf der Erde; aber ſeltſam rauſchte es, und beweglich ſchien die Oberfläche, daß Käthi zweifelhaft wieder ward, ob es nicht Waſſer ſei, was ſo grau die Erde bedecke, und von ihm das ſeltſame Rauſchen komme.

Sie plätſcherte durchs Waſſer bis zur Küchenthüre; diesmal ſchlug kein Sturm ſie zurück, ſie konnte über die Schwelle, aber anfangs ſah ſie nichts. In der Rinne des Daches lag der Hagel, es rauſchte und wogte ums Haus, wie Waſſerfluten, aber die Emme ſchien es nicht, ihr Donner war es nicht. Endlich riß die Wolkendecke, es ſchimmerte einige Augenblicke der Mond, Waſſer war, ſo weit Käthis Augen ſahen, es wogte wild und brauſte mächtig, aber der Donner der Emme war es nicht. Es waren unbekannte Waſſer, welche Käthi nie geſehen, darum ward es Käthi von neuem Angſt; was ſie wollten und konnten, wußte ſie nicht. Sie ſchloß die Thüre wieder, ſetzte aufs neue neben ihr Kind ſich, zu beten und zu wachen über dasſelbe.

Stiller ward es draußen, leiſe zog das Kind den Atem, es zog Käthi neben dasſelbe hin. Nur ein wenig die Augen zuzuthun, dachte ſie und als ſie dieſelben wieder aufthat, ſchimmerte der Tag ins Stübchen, aber blaßgrau, einem Angeſichte gleich, welches dem Grabe verfallen iſt oder welches aus dem Grabe kommt. Lange durfte die gute Frau den Kopf nicht heben, nicht nach dem Schaden ſehen, den ſie erlitten; es war ihr wieder ſo matt ums Herz, daß es ſie dünkte, ſie möchte ſterben. So war es ihr, bis ſie das Bübchen ſah, welches ſo ſchön und ſüß neben ihr ſchlummerte. „Ach du armes Kind, wie wird es dir gehen?“ ſeufzte ſie und betete. Das ſtärkte ſie, ſie erhob ſich, ſah hinaus und ſah Himmel und Erde grau, ſo weit ſie ſehen konnte. Sie ſah nicht näher nach, feuerte, machte das Morgenbrot, Kaffee und geröſtete Kartoffeln. Das Feuer praſſelte, ein Huhn gakelte, darob erwachte das Kind, rief nach der Großmutter, wollte aufſtehen, ſah durchs Fenſter den Wandel der Dinge draußen und konnte ihn nicht begreifen. Die Angſt vor Geiſtern hatte Johannesli verſchlafen, wußte nichts mehr vom Wetter. Als die Großmutter ihm erzählte, mit Klagen und Jammer, daß der Flachs dahin ſei, die Kartoffeln, alles, auf was ſie gehofft, und ſie nun arme, arme Leute ſeien, die nichts mehr zu eſſen hätten, nicht mehr wüßten, wo ſie hin ſollten, da ſagte der Kleine: „Iß du, Großmütti, es beſſert dir dann ſchon b'ſunderbar, wenn du Kaffee gehabt haſt.“ „Und wenn es mir jetzt ſchon beſſert, du armes Bübli, was hülf's, wenn wir nichts mehr zu eſſen haben? Hungers ſterben iſt doch grüslich, denk, Bubi, mys Bubi!“ „Großmütti, ſo grüslich wird es nicht ſein, es iſt keine Schlacht ſo groß, daß nicht ein paar übrig bleiben, ſagſt du ja ſonſt. So wird's auch Kartoffeln geben, an den Kirſchbäumen röteln die Kirſchen, die Bäume hängen voll Äpfel und dann, Großmütti, gebe es immer gute Leute, ſagſt du ja, und der alte Gott lebe noch, und obendrein denke an meine Hühner, die legen faſt alle Tage, an denen hätten wir ja faſt genug, und wer weiß, wenn ich ſie recht füttere, ob ſie mir nicht zweimal legen des Tags,“ und damit ſtreichelte er die beiden Tiere, welche zu ſeinen beiden Seiten ſtanden, faſt wie der ſchwarze und der weiße Engel, mit dem Unterſchiede, daß ſie es beide gleich gut meinten, beide Broſamen aus ihres Herrchens Hand gewärtig.

Es klingt uns anfangs wunderlich, wenn die Worte, mit welchen wir ſonſt andere tröſten, uns wiederkommen, aus fremdem Munde, uns zu tröſten; wir ſind zuweilen geneigt, ſie als Spott aufzunehmen, böſe zu werden darüber. Aber wenn ſie uns kommen aus dem Munde eines Großkindes, abſonderlich wenn wir ein Großmütti ſind, werden ſie ihre Wirkung nicht verfehlen. Im traurigſten Herzen wird es blitzen wie Freude, wenn aus dem kleinen lieben Mund Troſt uns träufelt, unſere eigenen Worte als Balſam auf unſere Wunden gelegt werden. Es iſt wohl nichts weiſer, als wenn Großeltern die Herzen ihrer Großkinder zu ihren Schatzkammern machen, aus denen ſie dann, wenn die Tage kommen, von denen man ſagt, ſie gefallen mir nicht, ſchöpfen können Troſt, Freude, Hoffnung, Glaube, Liebe, alles, was ſie bedürfen.

So ging's auch Käthi. Alsbald blitzte ihr Licht ins Herz; doch ſagte ſie, wenn der Flachs verhagelt ſei, die Kartoffeln verwäſſert, ſo ſeien ſie dahin, und weder Gott noch gute Leute könnten da helfen. „Aber Großmütti, verſündige dich nicht; bei Gott ſeien alle Dinge möglich, ſagſt du ja; und warum können gute Leute dir nicht Flachs geben oder Erdäpfel oder vielleicht noch was beſſers, wenn's gute Leute ſind. Darum, liebes Muetti, weine nicht und iß, dann wollen wir hinaus, wenn es dir gebeſſert hat.“

Es beſſerte Käthi; ob's der Kaffee machte oder des Büblis Zuſpruch, wiſſen wir nicht, denken aber, es werde beides geholfen haben.

Als ſie hinaus kamen, war das Waſſer bis auf einige Pfützen verlaufen, und Käthi ſah nun, daß es wirklich nicht die Emme geweſen, von welcher das viele Waſſer gekommen war. Ein unerhörter Wolkenbruch, teilweiſe mit Hagel vermiſcht, hatte ſich ergoſſen über die Umgegend und einige Seitenthäler, deren jedes einen Bach zur Emme ſendet. Dieſe Bäche waren zu Strömen aufgeſchwollen, hatten entſetzlichen Schaden angerichtet, ehe das weite Bett der Emme ſie aufnahm, wo ſie wieder unſchädlich wurden. Brücken waren gebrochen, Straßen zerriſſen, und vieles Land mit Sand und Kies überſchüttet. Was der Hagel übrig gelaſſen, hatte das Waſſer verdorben. Für Käthi namentlich ſah es ſchrecklich aus. Der Flachs war zerhackt, die Trümmer im Sande begraben, das Laub der Kartoffeln hatte Löcher, der Sand war mehrere Zoll hoch herbeigetragen, in den Furchen ſtand noch Waſſer, und trat Regenwetter ein, ſo gab es faule Kartoffeln.

Während, zerſchlagen im Gemüte, Käthi den Schaden betrachtete, der unermeßlich für ſie war, ſo wenig er für einen Reichen zu bedeuten gehabt hätte, kikerten luſtig um ſie herum die Hühner. Das Gewäſſer hatte ihnen überſchwengliches und zartes Futter gebracht, wie ſie es nie gefunden hatten, Würmer und Gramſeltiere von allen Sorten, welche Gelehrten unbekannt geweſen wären, geſchweige Hühnern. Aber bekannt oder nicht bekannt, was gramſelte, das fraßen ſie. Was andern ſchlimmes gebracht, brachte ihnen gutes, ſie genoſſen es unbedenklich, doch auch ohne Bosheit und Schadenfreude, was man leider in ähnlichen Fällen nicht allen Menſchen nachrühmen kann.

Verſunken in ihrem Jammer, achtete Käthi der Hühner nicht, aber als das Bübchen neben ihr aufjauchzte: „Sieh, Großmütti, ſieh!" und einer Pfütze zuſtürzte, ſah ſie auf, und ſah eben, wie, plumps, kopfüber der Kleine in die Pfütze fiel, daß Schlamm und Waſſer hoch aufſpritzten. Er hatte Bewegung im Waſſer geſehen, an Fiſche gedacht, und lag nun ſelbſt als ein kleines Waſſerungeheuer mitten im Waſſer. Nun vergaß Käthi plötzlich Flachs und Kartoffeln, ſtürzte mit lautem Aufſchrei dem Liebling nach, und, plumps, wäre ſie beinahe an ſeiner Seite gelegen. Mit Mühe zog ſie den Buben, einem kleinen Seehunde ähnlicher als einem Menſchen, aus dem Loch, jammerte und wimmerte, ihn halb oder ganz tot glaubend, da derſelbe den Mund zu voll hatte, um ordentlich ſchreien zu können.

Es war ihr ein großer Troſt, als er wieder ſchreien konnte, als ob man ihn am Spieße hätte, und ſtatt wie ſonſt zu ſagen: „Schweig doch, mein Bübchen, ſchweig!" ſagte ſie: „Ei gottlob, daß du wieder ſchreien kannſt, ſchrei nur recht, ſo laut als du magſt, ſo kömmt raus, was dir in Hals gekommen!" Mit dem Schreien kam auch das Zappeln, er wollte durchaus von Großmutters Armen weg, den Fiſchen nach; ſie hatte Mühe, ihn feſtzuhalten, da ihr der Schreck noch in allen Gliedern lag, ſintemalen er in alten Gliedern länger liegen bleibt als in jungen, aber aus dem Kopfe brachte ſie ihm die Fiſche nicht. Er mußte ſich reinigen laſſen, mußte was Warmes zu ſich nehmen, denn was Warmes hielt die Großmutter als das beſte Mittel gegen jeglichen Schaden an Leib oder Seele. Eſſen und Trinken ließ begreiflich Johannesli ſich gefallen, ſobald es aber vorüber war, war es aus mit dem im Bette Bleiben; die Großmutter mußte ihn anziehen, ja mußte einen Keſſel nehmen und mit dem Bübchen aufs neue ans Fiſchen gehen, denn es ſeien Fiſche dort, behauptete der Kleine, ganz ſchrecklich viel und große.

Der Kleine hatte allerdings recht, in einigen Pfützen rührte ſich was, und es waren wirkliche Fiſche, wie es bei plötzlichen Waſſerſtürzen, wo die Fiſche nicht Zeit haben ſich zu ſichern, zu geſchehen pflegt; da müſſen die armen Fiſche aus ihrer ſchönen, klaren Heimat plötzlich hinweg, gleich anderm Gerölle auf verwüſteten Feldern liegen und eines elenden Todes ſterben, wenn nicht eine mitleidige Hand ihnen ein raſches Ende ſchenkt, oder ein ſcharfblickender Vogel ihnen ein Grab geſtattet in ſeinem hungrigen Magen.

Es war aber kein Leichtes, dieſe Fiſche zu fangen; ſie trieben ein boshaft Spiel mit den ſteifen Händen der Alten, den ſchwachen des Bübchens. Und während der wilden, verwegenen Jagd jammerte Käthi in einem fort, wie das keine Art habe, daß es in ſeinem Alter noch fiſchen müſſe; wenn nur kein Menſch es ſehe, ſie glaubten ſonſt, ſie ſei ein Narr geworden, und thäten ſie in den Kalender. So komme es, wenn Kinder ſo zwängiſch würden in der heutigen Welt, ehemals ſei das nicht ſo geweſen, wohl, ſie hätte ihrer Mutter ſo was zumuten ſollen, die hätte ihr würden — Und jetzt ſei es ſo, es gehe witzigern Leuten, als ſie ſei, auch ſo, es werde ſo ſein ſollen, und da werde man ſich in Gottes Namen darein ſchicken müſſen, wie dumm dasſelbe auch ſei.

So jammerte die gute Großmutter, jedoch mit aller Ergebung, bis endlich die Fiſche bezwungen waren und im blechernen Keſſelchen wild ſchwaderten; ſieben ganze Stücke, als der Junge jauchzend und die Großmutter mit einem gewiſſen Behagen ſie zählten. Aber mörderlich ſahen die beiden Fiſcher aus; als die Großmutter es endlich merkte, ging ihr Jammer neu an. Das Kind jedoch hatte keine Teilnahme für ſie; ein Held, der ſieben Länder bezwungen, ſieben Kronen erobert hatte, fühlte kein ſtolzeres Selbſtgefühl. Man denke ſich aber auch ſieben ganze Fiſche, einige freilich von der Sorte, welche niemand eſſen mag, aber das wußte das Kind nicht, einige eßbare und endlich einen großen, großen, er kam Johannesli wie ein Walfiſch vor, war ungefähr acht Zoll lang und hatte ſo ſchöne rote Punkte, wie Johannesli nie geſehen hatte, und alſo auch nach der Schlußweiſe junger Weisheit nie geſehen und erlebt worden waren.

Nun entſtand, wie bei allen Helden nach der Eroberung, die große Frage: was jetzt? Vor allem, meinte Johannesli, ſolle die Großmutter ihm dieſelben kochen; Wirts Mareili habe geſagt, wie ſie ſo gut ſeien. Auf den Einwurf der Großmutter, ſie könne nicht Fiſche kochen, meinte Johannesli: „Aber Großmütti, nicht Fiſche kochen: feuern mußt, und dann brav Sachen dran, was du haſt, ſo ſieh dann, ob's nicht gut kömmt." „Du einfalts Kind, jetzt, wo wir nichts mehr haben, nicht wiſſen, was eſſen, ſollen wir anfangen Fiſche eſſen, ich brächte kein Stücklein hinunter." Da nahm Johannesli ſichtlich ſich zuſammen und ſagte, wenn die Großmutter nicht möge, ſo möge er auch nicht; ſie wollten die Fiſche verkaufen, da löſten ſie viel, viel Geld und könnten damit Brot und Erdäpfel kaufen, viel, viel, für manche Dublone. „Du armes Kind," ſagte Käthi und weinte faſt, „was haſt du für einen Verſtand von der Sach? Es wäre wohl gut, wenn wir zu vielem Gelde kämen, aber ſolche Fiſche kauft kein Menſch." „Wenn du ſie nicht kochen willſt und nicht verkaufen, warum hilfſt ſie fangen, Großmütti?" ſagte das Kind. „Aber probiere und komm ins Dorf, da kaufen viele Leute ſie uns ab. Aber zu wohlfeil gieb ſie nicht und ſag den Leuten, ich hätte ſie zuerſt geſehen und die meiſten gefangen." Die Großmutter wollte ablenken mit mancher Einwendung und namentlich, wie ſie jetzt aus ihrem Lande das Waſſer ableiten, das Gröbſte wegräumen müſſe, aber es half alles nichts, ſie war nicht mehr Meiſter, ſie mußte verſprechen, die Fiſche zum Verkauf auszutragen. Nur wollte ſie es verſchieben bis zum Abend.

Johannesli wollte aber davon nichts wiſſen. „Jetzt, Großmütti," ſagte er, „jetzt muß es ſein. Die Fiſche könnten ſterben, und dann könnten wir ſie nicht eſſen und andere Leute auch nicht, und dann löſen wir kein Geld und hätten umſonſt Mühe gehabt. Jetzt, Großmütti, komm, jetzt iſt es gerade am beſten, jetzt ſind die Fiſche noch fett, und wenn ſie nichts zu freſſen haben, ſo magern ſie."

Sie mußte, die gute Frau, und ſchämte ſich gewaltig. Alle Leute würden ſie auslachen, dachte ſie; der alte Narr! würden ſie ſagen; und wahrſcheinlich war dabei das Gewiſſen etwas im Spiele, welches ihr ſagte, die Leute könnten merken, wie ſie ſehr närriſches zu thun imſtande ſei, wenn Johannesli es wolle. Es war ihr, als wären ihre Beine Blei, und als ſie von weitem den erſten Menſchen ſah, kam es über ſie wie über gewiſſe Tiere, wenn ſie plötzlich ein neues Thor erblickten; die alte Käthi hatte Seitenſprünge verſucht, wenn ihre Beine leider nicht alt und obendrein wie von Blei geweſen wären. Die Augen durfte ſie nicht aufſchlagen, bis der Mann ſie freundlich anredete, ſie frug, wie es ihr ergangen; er habe mitten im Wetter an ſie denken müſſen, da ſie ſo nahe am Auslauf des Baches in die Emme wohne.

Als Käthi, erquickt durch die freundliche Teilnahme des angeſehenen Mannes, ihre Not erzählt hatte, frug er, was ſie da habe in dem Keſſelchen. Da ſchämte ſich Käthi wieder und ſagte: „Ach was!" — und erzählte, was wir wiſſen, und mit offenen Augen und offenem Munde paßte Johannesli auf die Rede des Mannes. Jetzt machte der Mann den Mund auf und rühmte den Buben, daß er begehre der Großmutter zu helfen und auch was zu verdienen, das gebe einmal einen tüchtigen Kerl, es wäre gut, es wären alle ſo. Aus den Fiſchen löſten ſie allweg Geld, und wenn auch wenig, ſo ſei es doch beſſer als nichts.

Das machte Käthi guten Mut, und der kam ihr wohl; denn ſonſt wäre ſie trotz Johannesli's Zerren und Proteſtieren wahrſcheinlich umgekehrt. Heute waren alle Menſchen vor den Häuſern, ſelbſt Kranke verließen ihre Betten und wankten herum; alle wollten den Schaden ſehen, die Zerſtörungen an eigenen und fremden Sachen, und während die einen wehklagten und jammerten, lobten und prieſen die andern Gott, weil es noch viel übler hätte gehen können, und was man hätte anfangen wollen, wenn auch die Emme groß geworden und losgebrochen wäre! Das Gefühl der Ohnmacht und daß der der Herr ſei, der da Licht ſchafft und Finſternis, Regen giebt und Sonnenſchein, taucht doch noch an ſolchem Morgen auf, wo der Menſch die Wirkungen einer Macht vor Augen hat, welche augenſcheinlich keine Grenzen hat. Dieſes Gefühl, Schlechten eine Pein, thut guten Gemütern wohl, iſt ein kühler Balſam in heiße Wunden. Allenthalben wurde Käthi mit Teilnahme angeſprochen, allenthalben erhielt ſie freundliche Worte. Im Donner Gottes da fühlt man es, daß wir alle gleich ſind; der Donner Gottes ſprengt Herzen auf und macht ſie weich, welche gegen alles menſchliche Gerede eine Steinwand waren. Dieſes Aufgehaltenwerden that ihr wohler, als den Fiſchlein, welche alle auf dem Rücken lagen, als ein freundlicher Mann ſie aufmerkſam machte, ſie bringe die Fiſche nicht lebendig an den Mann, wenn ſie dieſelben nicht tränke mit friſchem Waſſer. Aber der alten Frau, die ſich auf Fiſche nicht verſtand, war dieſe Unaufmerkſamkeit zu verzeihen in einer Stunde, wo der reichſte Bauer ihr Verſtand zeigte und daß er es begreife, wie es ihr, welche alles eingebüßt, viel übler gegangen als ihm, welcher noch gar manche Jucharte unbeſchädigtes Land hatte, einen gefüllten Speicher, einen gut beſetzten Stall und einen nicht ſchlecht verſehenen Geldſäckel.

Endlich ſchlugen ſie ſich durch bis ins Dorf, da ging das Schämen von neuem an und zugleich das Überlegen, wo ſie ihre Fiſchlein zuerſt feilbieten ſollten, ob im Pfarrhaus oder im Wirtshaus oder beim Krämer oder beim Schreiber oder beim Doktor oder bei irgend einer Frau, welche gerne etwas Gutes aß, doch ſo, daß nicht bloß niemand was davon kriegte, ſondern auch niemand was davon wiſſen ſollte? Wenn Johannesli nicht dabei geweſen wäre, Käthi hätte die Fiſche ausgeleert ins erſte beſte Gräbchen. Da trat das Pfarrhaus ihr vor Augen, dorthin ſteuerten ſie. Pfarrers lachten ſie am wenigſten aus und verſtünden ſich am mindeſten auf die Sache, dachte Käthi, und Käthi hatte nicht Unrecht. Freilich lächerte es die Pfarrerin faſt, als ſie die Fiſchlein ſah, indeſſen begriff ſie den Zuſammenhang der Dinge alsbald, gab einige Batzen für die Fiſche, freundliche Worte beiden, und ſagte Käthi, wenn ſie ins Dorf komme, ſo ſolle ſie zu ihr kommen und erzählen, wie es ihr auch gehe.

Die gute Alte wußte faſt nicht, wie ihr war, als ſie ſo manchen Batzen in der Hand hatte und ſo guten Beſcheid obendrein, ſie hörte faſt die Freude des Kindes nicht und wie es ihr vorhielt: „Großmütti, gäll gäll, hab ich's nicht geſagt, gäll, Großmütti, wenn ich nicht geweſen wäre, ſo viel Geld hätteſt du nicht!"

Wer aus dem Pfarrhaus kömmt, wird gerne angeſprochen, beſonders wenn Weiber in der Nähe wohnen, die vor Neid ganz gelb ſind, daß nur Gott allwiſſend iſt und ſie nicht auch; ſo geſchah es auch Käthi. Sie mußte an gar manche Küchenthüre treten, erzählen, wie es ihr gegangen, was ſie im Pfarrhaus gemacht und was die Pfarrerin geſagt. Dann wurde noch mehr als ein Herz weich, und eine Bäuerin reinigte ihren Keſſel, gab ihr Milch darein, eine andere ſteckte ihr ein halbes Brot unter den Arm, eine dritte hieß ſie das nächſte Mal vorbeikommen, ſie wolle ihr was zurecht machen, ſo daß die gute Käthi einen ihrer glücklichſten Gänge gemacht hatte und hatte ihn doch ſo ungern angetreten. Sie brachte die Hände voll Sachen heim, das Herz voll Dank und Hoffen, und was will der Menſch mehr?

Freilich mußte ſie wieder weinen, als ſie heim kam und die Zerſtörung wieder ſah. Denn ſie war nicht der Art, daß ſie ihre Zukunft auf fremde, wenn auch gute Leute hätte ſetzen können, zudem liebte ſie, was ſie gepflanzt, faſt wie was Lebendiges, und jedes Unglück, das dasſelbe traf, that ihr im Herzen weh und nicht bloß im Kopf wegen dem erlittenen Batzenſchaden. Aber es lag doch nun ſchon ein Tag zwiſchen jetzt und ihrem Unglück, und ein viel glücklicherer, als ſie erwartet hatte. Der Schmerz hatte ſich nicht eingraben können, ſtatt deſſen war ihr Hoffnung ins Herz gekommen. „Weine nicht, Großmütti, weißt nicht, wie viel wir erhalten, und wenn das gebraucht iſt und du weißt nichts anzufangen, ſo bin ich noch da, ich will dir dann ſchon wieder was angeben!" tröſtete das Bubi. Früh faßte diesmal der verſöhnende Schlaf Käthi in ſeine Arme, und als ſie am Morgen erwachte, war ſie wieder feſt im Gemüte, ſah ohne Jammer den Schaden an und überdachte, was vorzukehren ſei, daß er ſo gering als möglich werde. Iſt einmal der Menſch bei einem ſtattgehabten Unglück ſo weit, ſo iſt er wie einer, der in einen Sumpf gefallen, ſich aber hinausgearbeitet und wieder feſten Boden unter den Füßen hat. Vor allem ging ſie hinter die Erdäpfel, ſäuberte ſie beſtmöglichſt von Kies und Sand, und nahm die abgeſchlagenen Zweige weg. Der Flachs war dahin, das Land umzugraben und Kartoffeln zu pflanzen hielt ſie für das beſte; den 12. Juni war noch Zeit dazu.

Einer, der nicht meint, er müſſe vor der Sonne aufſtehn, behauptet ſteif und feſt: die Kartoffeln, welche er drei Tage nach dem jüngſten Tage (längſten wollte er ſagen) pflanzte, gerieten ihm immer am beſten. Eins war Käthi im Wege. Kartoffeln hatte ſie kaum dürftig zum Hausbrauch, und welche zu kaufen, fehlte ihr das Geld. Sie dachte freilich an die Leute, welche ihr ihre Hülfe verheißen, aber ſie meinte, es ſei unverſchämt, ſie jetzt ſchon anzuſprechen, wo ſie mit ſich ſelbſt genug zu thun hätten, und da, wo 8—10 um einen Tiſch ſäßen, und alles verloren hätten, ſei es noch übler gegangen als bei ihr und dieſen möchte ſie die Gutthaten nicht vorwegnehmen.

Das iſt ein Sinn, der ſelten mehr gefunden wird in Israel, der aber, wo er ſich findet, vom alten Gott nie überſehen wird und ſeinen Segen in ſich trägt. So dachte Käthi, während ſie das Stücklein Land umgrub, ſo tief als ſie konnte, damit die gute Erde wieder obenauf komme, und dann fiel ihr ein, ob's wohl wahr ſei, daß es in alten Zeiten Feen gegeben hätte, welche umher gegangen und fromme Leute mit dem Nötigen beſchenkt hätten und wie ſie doch froh wäre, wenn der Buſch ſich aufthäte und eine Fee käme heraus und brächte ihr einen Korb Kartoffeln oder zwei.

Und wie Käthi ſo dachte, that der Buſch ſich auf, aus dem Gezweige junger Tannen trat eine Geſtalt. Da ließ Käthi die Hacke fallen, ſtieß einen Angſtruf aus, als ob ſie auf eine Schlange getreten, ſchlug die Hände zuſammen und hätte zu beten angefangen, wenn ſie vor Schrecken gekonnt hätte. Da lachte die Geſtalt, und zwar ganz wie ein Menſch, und ſagte: „Aber nein, Käthi, ſo alt und noch ſo klüpfig (leicht zu erſchrecken); wollte dich doch wirklich nicht erſchrecken, ſondern bloß ſehen, wie es dir ergangen iſt und deinem Flachs, er war der ſchönſte weit und breit; ich hatte immer große Freude, wenn ich hier vorüberging."

„E aber nein Liſi," ſagte Käthi, „wie kömmſt du da in das Gebüſch? Es iſt ſich nicht zu verwundern, daß man erſchrickt, wenn auf einmal jemand vor einem ſteht."

„Du weißt," ſagte Liſi, eine tüchtige, muntere Bäurin, „wir haben da unten unſern Kornacker, und die Leute machten den Schaden ſo groß, daß es mich dünkte, es wäre am halben zu viel, wenn's ſo wäre. Ich wollte wiſſen, wie es ſei, und viel zu übel iſt es uns ergangen, ſchlimmer noch, als ſie ſagten. Es gab Jahre, wo es uns weniger geſchadet hätte, aber du weißt, wir bauen; und Waſſer, Hagel und Bauen in einem Jahr iſt wohl ſtreng. Mancher hat an einem zu viel. Aber in Gottes Namen, man muß es annehmen, wie er es ſchickt, er wird wohl wiſſen, für was es gut iſt. Es iſt dir auch übel gegangen; dein Flachs reut mich, als wäre er mein geweſen, was willſt du jetzt mit dem Platz?"

„Ich dachte an Kartoffeln," ſagte Käthi, „aber ich habe ſie nicht wohl."

„Wenn du dieſen Abend Milch holſt, ſo nimm dein Karrli mit, ich kann dir geben, was du nötig haſt."

„Nein, Liſi, das darf ich nicht, das wäre unverſchämt," ſagte Käthi," ſo übel wie es euch ergangen und ſo viel Leute als ihr zu ſpeiſen habt alle Tage."

„Meinſt, wir ſeien ſo übel dran, daß wir nichts mehr hätten für eine alte Frau? Können wir das nicht einmal mehr, ſo will ich dann lieber das Haushalten aufgeben. Du haſt es alſo gehört, und daß du kommſt, ſonſt zürne ich," ſagte Liſi und verſchwand, wie ſie erſchienen war, beinahe wie eine wirkliche Fee.

„Nein aber," ſagte Käthi, „war's Liſi oder ein Geiſt? Das iſt wahr, glücklich bin ich, und klagt man doch ſo viel über die Welt, und daß keine guten Leute mehr ſeien, die ſeien ausgeſtorben wie die Engel, und nichts mehr als ſchlechte Leute und Teufel, Blutſauger und Schelmen. Ich will nicht ſagen, daß es nicht Teufel und Schelmen giebt und Blutſauger gegen die Armen, aber gute Leute giebt's noch viele; ungeſucht habe ich deren viele gefunden und dieſelben mir tauſendmal mehr genützt, als die ſchlechten geſchadet."

Die gute Käthi wußte nicht, daß es ein eigen Weſen iſt mit dem Finden von guten und böſen Leuten. Gute Leute finden immer gute Leute und böſe ſcheinen zumeiſt nur böſe zu finden, und finden ſie zuweilen jemand, von dem ſie ſelbſt bekennen müſſen, er gehöre zu den guten Leuten, ſo mißbrauchen ſie ihn ſo lange, bis er ſich ändert und bös wird, wie ſie klagen, d. h. bis er ſich nicht länger will mißbrauchen laſſen. Dies möchte vielen manches erklären und hierin ein ſchwer Urteil für viele liegen, ein warnender Vorläufer des noch ſchwereren Urteiles Gottes.

Das Bewußtſein, gute Leute zu haben, den Leuten lieb zu ſein, giebt gar kräftigen Troſt und macht das Vertrauen auf Gott erſt ſo recht lebendig und ins Leben greifend. Es iſt damit faſt wie mit der Liebe, von welcher Johannes ſagt: „Wenn du deinen Bruder nicht liebſt, den du ſiehſt, wie willſt du Gott lieben, den du nicht ſiehſt." Wenn rund um uns keine Liebe iſt, alle Menſchen gehäſſige Blicke auf uns richten, ihre Hände uns verſchließen, dann verhärtet ſich ſo gerne auch unſer Herz, dann wird es ſo ſchwer, uns über alle irdiſche Pein und Troſtloſigkeit, ohne alle Stufe, gleich zur Liebe und Vertrauen zu Gott zu erheben, es wird dann ſo gerne auch dunkel über uns, wie es dunkel um uns iſt. Dagegen halten Liebe und Güte unſer Herz offen; liebe, gute Leute ſind uns Zeugen der Liebe und Güte Gottes, ſeine Engel, welche er uns ſendet, zu verkünden, der alte Gott lebe noch in alter Liebe und Güte, habe uns nicht vergeſſen, wir ſollten nur getroſt ſein und ausharren; es ſei der Herr, der in die Hölle führe und wieder heraus, der ſelig mache, wer getreu bleibe bis ans Ende. Härte und Unbarmherzigkeit, Unglaube und Gottloſigkeit ſind immer beiſammen.

So arbeitete Käthi getroſt an ihren Erdäpfeln, verwand mehr und mehr den Verluſt, obgleich ſie nicht wußte, wie es ferner gehen ſolle. Sie ſehnte ſich nach dem Sonntage, wie ein müder Wanderer nach der Spitze des Hügels, an deſſen Seiten er emporklimmt, wie ein dürſtender Wanderer nach der kühlenden Quelle. Die Sonntage waren ihr Sterne im Leben, waren die Tage, wo ſie neu ſich ſtärkte mit geiſtiger Notdurft zur fernern Wanderſchaft; ſo war's nicht immer geweſen, aber ſo war es jetzt geworden.

Zweites Kapitel.

Der Sonntag nach dem Gewitter.

Als endlich der Sonntagmorgen anbrach, ſchön und klar; das erſte Zeichen klang durch die ſtille Luft, da war es Käthi ſo recht ſonntäglich oder hochzeitlich im Gemüte. Den Frieden ſtörte ihr Verluſt nicht mehr. Sie dachte bei ſich, Gott habe ein Zeichen gethan aus Liebe, woran die Menſchen erkennen ſollten, daß er der Allmächtige ſei und ſonſt keiner mehr. Sie freute ſich, wie der Pfarrer das Ereignis kräftig anwenden werde, daß es gehe wie ein zweiſchneidig Schwert in die Herzen und ſie bekehre.

Käthi ging zur Kirche und fand beſondere Erquickung in der Predigt. Sie kam ſich nicht bloß vor als eine arme alte Frau, ſondern als ein Kind Gottes, mit welchem der Vater auch geſprochen und welches ſeinen Beitrag zu leiſten habe, damit die Welt gebeſſert und Gottes Barmherzigkeit ergriffen, ſtatt mit den Füßen weggeſtoßen werde. Es ſei traurig, ſagte ſie einer Nachbarin, welche mit ihr heimging, daß die Menſchen nicht wüßten, wie man Nahrung und Kraft in der Kirche finde, ſondern meinten, bloß beim Bäcker hole man das wahre Brot, nicht wüßten, wie der rechte Menſch nicht von Bäckers Brot allein leben könne, ſondern auch von jedem Wort leben ſolle, welches aus des Herrn Mund gehe.

So wanderte Käthi heim und verwiſchte den guten Eindruck nicht, weder mit eiteln Worten, noch mit eiteln Gedanken. Als ſie heim kam, mußte ſie feuern, das Mittagsmahl bereiten.

Käthi hatte weder ein Huhn noch ſonſt Fleiſch im Topfe, es war ihr zu teuer, und den ganzen Morgen Feuer zu unterhalten, fehlte das Holz. Indeſſen ließ ſie doch nicht gerne einen Sonntag verſtreichen, ohne etwas Beſſeres als gewöhnlich auf dem Tiſche zu haben, wenigſtens für Johannesli, das gehörte gleichſam zu ihrer Religion. Er ſei nicht ein Tag wie ein anderer Tag, ſagte Käthi, derſelbe ſolle mahnen an die guten und heiligen Tage im Paradieſe, welche verloren ſeien, und an die guten und reinen Tage im Himmel, welche verheißen ſeien, und darum ſolle der Menſch an dieſem Tage reiner und beſſer leben als an den gemeinen Tagen und ebenfalls inwendig und auswendig. Zumeiſt kochte ſie etwas von Eiern oder was von ſüßem Obſt oder einen Speckſalat, oder es erſchien gar für einen halben oder gar ganzen Batzen Käſe zum Brot. Diesmal hatte ſie Eier und Brot geröſtet und zwar in ſo bedeutender Menge, daß Johannesli ſagte: „Heute haſt du einmal recht viel gemacht, warum?“ Sie wiſſe es ſelber nicht, aber was man nicht auf einmal möge, ſei ein andermal auch gut, antwortete ſie.

Der Sonntag Nachmittag hat eine gar eigentümliche Bedeutung. Er iſt ein Meilenzeiger auf unſerer Pilgerſtraße, er iſt aber auch eine Geiſtesprobe für unſer Inwendiges. Junge Beine laufen Spiel und Freuden nach, zum Verſtande gekommene Beine gehen allerlei nützliche Gänge, alte Beine ruhen gerne auf warmem Ofentritt oder einem ſonnigen Bänklein. Sinnliche Gemüter müſſen die Beine tragen zu Luſt und Tanz, andere pflegen den faulen Leib, andere tragen ihn umher zu allerlei Erwerb, andere verbringen ihn in ungeheurer Langeweile, das ſind die öden Seelen, die aller geiſtigen Speiſe entwöhnt, den höheren Gefühlen abgeſtorben ſind, die für nichts mehr Gefühl haben als für das Werktagstreiben, das Geklatſch des Tages, einen guten Schoppen und eine appetitliche Bratwurſt. Andere giebt's denn doch auch, die ihn feiern, indem ſie dem Wehen des Geiſtes die Seele öffnen, Gott ſchauen in ſeinen Werken, in ſeinen Worten, ihre vergangenen Tage ſchauen und das Walten Gottes in denſelben, hinausſchauen in die kommenden Tage, prüfen ihre Stellung, ſich ſtärken, gottesfürchtig zu bleiben für und für. So hatte es unſere Käthi, ſie ruhte gerne am Sonntage in ſtillem Sinnen, freute ſich der ſchönen Stunden, wo ſie, ungeſtört von der Welt; nachdenken konnte über das Vergangene und Zukünftige, wie Gott ihr ſchon ſo manchmal geholfen und ferner wohl auch helfen werde.

Als Käthi die Reſte vom Mittagbrot wohl zugedeckt, das Geſchirr ſauber abgewaſchen, den Haushalt wohl beſtellt hatte, ſetzte ſie ſich auf ihr Bänklein gegen den Bach zu, wo ſie das Bübchen im Auge hatte, welches in großem Zorne angelte, weil die Fiſche nicht anbeißen wollten; zwiſchen beiden teilten die Hühner ihre Aufmerkſamkeit. Wer nicht ſechs Tage arbeitet, wer noch nicht morſche Glieder hat, welche ſiebenzig und mehr Jahre des Lebens Laſt getragen haben, der kennt die Süßigkeit der Sonntagsruhe nicht. Wer in geſchäftigem Müßiggange lebt oder in gierigem Jagen nach des Lebens Gütern oder Genüſſen, dem iſt Ruhe Langeweile, eine läſtige Pein, der macht den Sonntag zu einem Werktage, den andern gleich. Aber unbeſchreiblich wohl iſt's dem alten Mütterchen, welches Sonntags in der Sonne ſitzt, in ſüßem Behagen die Stunden kann verrinnen laſſen, ohne aufzuſtehen, ohne ſie auszufüllen mit Arbeit; es iſt ihm der Vorgeſchmack der Seligkeit. Wohl hat ein alt Mütterchen, welches des Sonntags auf ſeinem Bänklein in der Sonne ſitzen konnte, zuerſt von himmliſcher Ruhe geſprochen und ſo recht innig Sehnen und Verlangen empfunden, an dieſe Ruhe zu kommen.

Diesmal ſchien Käthi dieſes Behagen nicht ſo ungeſtört zu empfinden. Anfangs ſah man nichts Beſonderes; heiter und freundlich redete ſie mit Bübchen und Hühnern, ſah mit hellen Augen zum hellen Himmel auf. Allmählich aber richtete ſich ihr Auge ſtätiger vom Bübchen weg, einem Wäldchen zu, in welches der Weg ſich verlor, welcher bei dem Häuschen vorbeiging; eine Wolke legte ſich über ihre Augen, Unruhe kam in ihre Glieder; ſie ſtand auf, ſetzte ſich wieder nieder. Man ſah keine äußere Urſache, wer jedoch der Menſchen Art und Weiſe nur wenig kundig geweſen wäre, hätte erraten, Käthi erwarte jemand mit großem Verlangen, das Ausbleiben mache ihr Kummer und Verdruß, preſſe ihr manchen ſchweren Seufzer aus, mache ihr die Augen feucht. Und wer gar in die Seele hätte ſchauen können, würde geſehen haben, wie dort die Liebe mit der Seele rang, jeden plagenden Gedanken, der zum Vorwurf ſich geſtalten wollte, zu unterdrücken, damit nicht etwa Gott in ihrer Seele eine Anklage ſehe, Entſchuldigung um Entſchuldigung aufbrachte und damit zudeckte alles, was Unzufriedenes in der Seele aufſteigen wollte.

Schon ſenkte ſich die Sonne, als ein hager lang Weib mit böſem Geſicht des Weges kam, bei Käthi ſich ſtellte und ſagte: „So allein? Nimmt es deinen Johannes nicht Wunder, wie es dir geht; dem würde doch wohl zukommen, einen Beſuch zu machen und zu ſehen, wie es der Mutter ergangen. Es iſt aber gar eine elende Welt und faſt nicht auszuhalten.“

„Er iſt nicht gekommen,“ ſagte Käthi, „aber es nimmt mich nicht Wunder; alles, was zu machen iſt, kommt an ihn, dann werden auch die Meiſterleute (Dienſtherrſchaften) alle Tage ſchärfer und wunderlicher, und Werktag und Sonntag ſoll gearbeitet werden.“

„So iſt es nicht,“ ſagte die Frau, welche man Beſeliſe nannte. „Ich war in vergangener Woche dort; ſeine Meiſterfrau nahm mir ein Dutzend Beſen ab, das iſt eine reſolute, die hat die Hand am Arm, daneben aber hat ſie Verſtand, und bös ging es nicht, wenn alle wären wie die. Die hat gefragt, wie es bei uns ergangen, es nehme ſie Wunder, einer ihrer Knechte habe ſeine Mutter dort, und ſie habe ihm ſchon geſagt, er müſſe am Sonntag hin und ſehen, was ſie mache.“

Es werde etwas dazwiſchen gekommen ſein, ſagte Käthi.

„Möglich, und auch nicht möglich,“ ſagte die Beſeliſe. „Aber, daß ich es dir gerade herausſage, es halten ſich alle Leute darüber auf, daß dein Bub noch nicht bei dir war, und wie er ſo ſchlecht iſt, dir das Kind auf dem Halſe zu laſſen und ſelbſt den Großen zu ſpielen; das geht ſauber zu, wenn alte Weiber ihren Söhnen die Kinder erziehen ſollen.“

„So iſt es nicht,“ ſagte Käthi, „er iſt b'ſunderbar gut gegen mich, aber was kann er dafür, daß er im Militär iſt und z'Bern b'ſundbar äſtimiert, daß er immer hinein muß, wenn etwas los iſt, und ſein Geld brauchen muß auf dieſe Weiſe. Er hat es mir ſchon manchmal geklagt, daß es mich recht erbarmet hat. Aber wenn du in dieſer Woche dort durchgehſt und dir die Mühe nehmen wollteſt zu ſehen, was er macht, ihm den Gruß zu verrichten und zu ſagen, es freute mich, wenn er bald käme, ſo ſollſt du großen mächtigen Dank haben. Aber ſieh, daß du zu ihm ſelbſt kömmſt, und richte es nicht der Bäurin aus, ſie könnte meinen, wie nötlich ich thun wollte.“

„Zähl' darauf,“ ſagte die Beſeliſe, „dem Bürſchli will ich Beine machen, und wenn du nötlich thäteſt, ſo hätten alle Leute mehr für dich, als jetzt, wo du dem Möff alles giebſt und es für ihn bös haſt in deinen alten Tagen. Nun leb wohl,“ und ehe Käthi was entgegnen konnte, war ſie weg.

„Wenn es noch Hexen giebt, ſo iſt das eine,“ brummte Käthi ihr nach.

Drittes Kapitel.

Der Großmutter Vergangenheit.

Der geneigte Leſer wird es nicht ungern haben, wenn wir Käthis Vergangenheit und gegenwärtige Lage einigermaßen beleuchten.

Vor fünfzig Jahren war die alte Frau ein armes, aber rüſtiges und hübſches Mädchen geweſen. Käthili hatte man ſie damals genannt. Da war ihr begreiflich auch die Liebe angekommen zu einem gutmütigen Burſchen, der aber ärmer war als ſie, d. h. beide hatten kein Geld, aber Kätheli mehr Gaben, mehr Überlegung und Ausdauer. Er that, was ihm geheißen wurde, nahm, was ihm geboten ward, aber etwas für ſich zu beginnen, ſeine Lage zu verändern, dazu fehlte ihm nicht bloß Kraft und Einſicht, ſondern wir glauben wirklich, er habe niemals daran gedacht, das war zu kühn ſelbſt für ſeine Gedanken.

Die Leute hatten Kätheli dieſe Heirat ſehr widerraten; denn Kätheli war von denen eine, welche allen Leuten lieb ſind. Wenn es geheiratet ſein müſſe, ſo finde ſie in dreißig Jahren noch einen ſolchen, ſagten ihr alle. Allein, wer allen Leuten lieb iſt, muß auch viele Liebe im Herzen haben. Käthelis Liebe fand kaum Platz in ihrem Herzen; ſie glaubte, es ſei jetzt gut und ſonſt nimmermehr, und heiratete Sami. Das erſte Kind gaben ſie in Koſt und Kätheli diente wieder. Als das zweite anrückte, mußte ſie den Dienſt verlaſſen; ſie glaubten, zu zwei Koſtgeldern reiche ihr Lohn nicht hin, mit einer Haushaltung kämen ſie beſſer fort und einmal müſſe es doch ſein. Das Anſchaffen des Hausgerätes, ein Bett, eine Pfanne, einige Töpfe und Schüſſelchen zehrte ihr ganzes Vermögen auf. So eine Haushaltung einzurichten, ſei ein ſchrecklich Ding, ſagten ſie, ſie hätten es nie gedacht, daß das ſo viel koſtete, bis man nur das Halbe habe von dem, was man nötig hätte. Sami hatte 30 Thaler Lohn und einiges Trinkgeld von verkauftem Vieh, 15 Thaler betrug die Miete für eine kleine Wohnung und ein Stück Pflanzland, 15 Thaler blieben noch für den Reſt übrig, das heißt für die ganze Haushaltung, Eſſen, Trinken, Kleidung und das beiderſeitige Privatvergnügen. Kätheli rechnete daneben auf vielen Nebenverdienſt. Wenn man den Leuten anſtändig ſei, ſo gebe es viel zu verdienen und daneben noch manches. Man müſſe in Gottes Namen ſehen, wie man es mache. Die Hauptſache ſei, daß man ſich nach der Decke ſtrecke. Das Übrige werde Gott dann ſchon machen, ſo rechnete Kätheli.

So begannen ſie guten Mutes, und es ging wirklich und zwar recht wunderbar. Es ging umgekehrt wie in vielen reichen Häuſern, wo man von vorne herein mehr als genug ſieht und hinterher viel zu wenig hat. Hätte man ihren Bedarf in Zahlen gefaßt — ihren Verdienſt dagegen geſtellt, ſo wäre immer viel zu wenig geweſen, und doch hatten ſie am Ende des Jahres genug, und manchmal noch einen Kreuzer Geld. Knapp ging es freilich zu, und was Kätheli that und entbehrte, davon haben tauſend und abermal tauſend Damen zu Stadt und Land keine Vorſtellung, aber Kätheli liebte ihren Haushalt, Sami, Kinder und alles, was dazu gehörte; ihm in guten Treuen vorzuſtehen, das war ihr Ehrenpunkt, ihre Krone, und wo Liebe und Treue iſt, da wird die Bürde leicht und ſanft das Joch. An Privatvergnügen dachte keines; für Wein und Schnaps gab Sami das Jahr durch keinen Batzen aus und ſtand deswegen keine grauſamen Entbehrungen aus. Erſtlich war er nicht daran gewöhnt und zweitens dachte er nicht daran, ſondern an Weib und Kinder.

Kätheli brauchte nichts für ſich, als dann und wann etwas für Schuhe. In der ledigen Zeit hatte ſie für Kleider geſorgt und zwar für gute, haltbare und nicht für lumpichte Fähnchen. Jetzt konnte ſie für die Kinder ſorgen und doch ehrbar vor die Leute treten. Käthel trug die Hauptlaſt, hatte Kinder im Umſehen, keins konnte dem andern helfen, man hätte alle mit einer Wanne zudecken können. Eine Schar Kinder warten und verdienen dazu, dafür ſorgen, daß die Kinder aus den Händen wachſen, das iſt eine ſtrenge Sache. Aber Käthel hatte die Kinder lieb, ſie waren keine Laſt, ſie waren ihre Blumen; ſie zu reinigen und zu pflegen war ihre Freude und Erholung. Darum ſiechten ſie nicht, überſtanden raſch und leicht die Kinderkrankheiten. Freilich mußte dabei die Mutter oft ganze Nächte wachen, wenn eins ſchwieg, ſchrie das andere. Sie ſpann dann zwiſchen den Kindern, legte, wenn der Schlaf gar zu mächtig wurde, für einige Augenblicke die Arme auf den Tiſch, den Kopf darauf, und mußte doch am Morgen früh wieder an die Arbeit. Aber Käthel meinte nicht, es müſſe nicht ſo ſein, ſondern ſchickte ſich darein, ſchimpfte nicht über den Mann, daß der ihr nicht half, ſondern wahrſcheinlich ruhig im Bette lag. Sie ſchimpfte eben ſo wenig über die reiche Bäurin, welche eine Kindermagd hatte, Milch im Keller und Geld im Sack; daß ſie arm geboren worden, hatte Gott geordnet und an der Heirat war ſie ſelber Schuld, und zur ſelben Zeit haßte und verfolgte man ſeinen Nebenmenſchen nicht um Dinge willen, welche Gott gethan oder welche man ſelbſt gethan. Käthelis Hauptſorge war, genug Erdäpfel zu pflanzen, und gelang es, daß die alten langten, bis die neuen kamen, ſo war ſie freudenvoll, geriet dazu noch der Flachs, daß ſie einige Pfund verſpinnen und verkaufen konnte, ſo dankte ſie Gott am Neujahr für das geſegnete Jahr und bat, wenn es ſein Wille wäre, daß das kommende nicht ſchlimmer ſein möchte. Wenn dann an einem Sonntage Sami, der Vater, heim kam, was ſelten geſchah, da er nicht in der Nähe diente, ſo war das ein Familienfeſt. Wie am Baume die Raupen, krochen die Kinder an ihm auf, in heller Freude lief Käthel herum und that ihm gutes, was in ihren Kräften ſtand. Nie klagte ſie, wie bös ſie es hätte, oder verglich neidiſch die beiderſeitige Bürde, ſondern lobte die Kinder, hatte die größte Freude, verdiente Batzen zu zeigen oder das Flachsgeld zu Samis Lohn zu legen als Steuer für die Miete. Solche Tage ſtärkten dann aber auch Sami; das Lob ſeiner Frau poſaunte er aus, ſo weit er konnte, ſparte um ſo eifriger und wandte das nächſte Mal ein Trinkgeld zu einem kleinen Krämlein für Weib und Kinder an, zu einem weißen Brötchen, einer Flaſche Wein oder einigen Lebkuchen (Pfefferkuchen).

Freilich, wenn der Winter vor die Thüre kam, gab's ſchwere Tage, wie das Geld geſtreckt werden könne, daß es reiche den lieben langen Winter durch zu Kleidern, Öl, Holz und was eine Haushaltung ſonſt noch bedarf. Und Käthel ſtreckte es ſo gut wie möglich, und da ſie vielen Leuten lieb war, thaten ihr dieſe Leute auch viel Gutes. Manchmal war die Not ganz vor der Thüre, dann erſchien wie von Gott geſandt plötzlich ein Pate oder eine Patin vor der Thüre und verjagte die Not. Wahrſcheinlich hatte der liebe Gott ſeine abſonderliche Freude daran, wie dankbar und demütig Käthel jede Gabe empfing und wie ſie dann dieſelbe alſo zu Gemüte faßte, daß nie verzagen ſolle, wer noch glaube an den alten Gott und daß er gezählt habe alle Haare auf unſerm Haupte.

In der Gegend, in welcher Käthel wohnte, gehörten die Wälder einzelnen Beſitzern; arme Leute baten dieſe um Holz, da war wohl kein Bauer, welcher Käthel eine ſolche Bitte abgeſchlagen und nicht beigefügt hätte: „Haſt du es zuſammengeleſen, ſo ſag's, ſo kann man es dir heimfahren“. Und wenn Käthel ſagte, ſie dürfe doch nicht ſo unverſchämt ſein und dieſe Mühe ihnen zumuten, ſo hieß es: „Wenn niemand unverſchämter wäre, ſo wäre es gut.“ Und wer treu ausharrt, dem bleibt die Hülfe nicht aus, und Käthelis Pflege der Kinder ward vergolten durch die Kinder ſelbſt. Freilich iſt dieſe Hülfe zuerſt nur klein, und thörichte Mütter weiſen ſie ganz von der Hand, weil dieſelbe ſie anfangs nur zu verſäumen ſcheint. Sobald die Kinder ihr von dem Arme liefen, leitete Käthel ſie an, ſich ſelbſt zu helfen, ſich gegenſeitig zu helfen, der Mutter bei der Arbeit nicht im Wege zu ſein. Von Natur war Käthel freundlich gegen fremde Leute und gegen ihre Kinder. Dieſe Töne hörten die Kinder der Mutter ab, wurden freundlich untereinander, die Mutter verſäumte wenig Zeit damit, Streit zu ſchlichten und Heulen zu beſchwichtigen. Jedes Haus hat ſeine eigene Tonart. Man ſpricht viel vom guten Ton, der wahre gute Ton für Alt und Jung, für Reiche und Arme und für alle fünf Weltteile wäre doch der milde Ton, der freundliche Ton, in welchem die Liebe liegt, welche aus dem Herzen kommt.

Das älteſte Mädchen konnte bald geſchickt werden, Öl, Kaffee beim Krämer, Brot beim Bäcker holen. Für ein fleißig Weibchen, welchem jede Minute eine Münze iſt, iſt dies ſchon eine bedeutende Erleichterung. Redſelige Weibchen freilich fragen ſolchen Erleichterungen wenig nach! Dann lernten ſie auch einen Kreuzer verdienen. Was das für ein Jubel war, als ſie den erſten verdienten Kreuzer in Händen hatten; ſie konnten kaum mehr ſchlafen, konnten nicht erwarten, bis der Vater heim kam, daß ſie ihm denſelben zeigen konnten. Der gute Sami begriff nicht, was das Freudengeſchrei zu bedeuten hatte, mit welchem man ihn empfing; ob etwa ein Sack mit Geld durchs Dach gefallen oder die Mäuſe im Häuschen zu Ochſen geraten ſeien.

So viel Verſtand hatte Sami, zu begreifen, daß der erſte Kreuzer, welchen ein Kind verdient, mehr wert iſt als ein Sack Geld, welcher durchs Dach fällt. Der Fund vermindert ſich nach und nach, der Verdienſt mehrt ſich, wird alle Tage neu. Es kam ein großer Trieb zu verdienen in die Kinder; das Ziel ihres Strebens war, der Mutter eine Ziege kaufen zu können, damit ſie ſelbſt Milch hätten, die Mutter nicht mehr ſo ſauer das Geld dazu verdienen müßte. Futter für eine ſolche wollten ſie ſchon ſammeln, meinten ſie; alle Jahre kriege eine Ziege ein Gitzi, ſo hätten ſie alle Jahre eine Ziege mehr, könnten Milch verkaufen, viel, viel, und mit dem Gelde könnten ſie dann ein Häuschen kaufen und eine Kuh, vielleicht gar ein Roß.

Das ſind ſchöne Tage in einer Mutter Leben, wenn ſie Kraft in den Kindern ſich entfalten ſieht, aber noch ſchöner werden ſie, wenn ſie ſieht, daß die Liebe der Kinder ihr dieſe Kräfte weihen, die Erſtlinge ihrer Anſtrengungen ihr zum Opfer bringen will.

Indeſſen fehlten auch die böſen Tage in Käthel's Leben nicht; Krankheiten und Mißwachs ſtellten ſie oft weit, weit zurück, aber Käthel nahm ſie hin in Ergebenheit und Geduld. Sie weinte wohl auch bitterlich, aber ſie verarbeitete die Drangſal im Gemüte, bis ſie beten konnte: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt. Darum wurde Käthel bei allem Unglück nie unglücklich, war bei allem Unglück unendlich glücklicher als mancher arme Teufel, Graf und Fürſt, welche Geld haben wie Heu und Hochmut wie ein Bauernhaus, aber weder Frieden noch Genügen.

Aus dem Käthel ward ein Käthi, es wußte niemand wie, gerade ſo wie niemand weiß, wann er eigentlich alt wird, ja oft nicht einmal, wie er aus einem Dreißiger zu einem Fünfziger gerät. Die Kinder wuchſen ihr nicht bloß aus den Händen, ſondern auch aus dem Häuschen. Die Leuten ſtritten ſich faſt um ſie für Dienſtboten; ſie waren treu und fromm, reinlich und fleißig, genügſam und freundlich, an Arbeit und nicht an Butterbrot gewöhnt. Nun konnte es Käthi nach vieler Leute Meinung gut haben, d. h. weniger arbeiten und beſſer eſſen. Aber das wäre für Käthi kein Guthaben geweſen; denn es iſt eben nicht bloß ein Guthaben auf der Welt, ſondern jede Richtung des Sinnes oder des Gemütes hat ihr eigenes Guthaben und dieſes begreifen gar viele jeglichen Standes nicht. Käthi's Guthaben war, wenn ſie ihren Kindern was Liebes und Gutes erweiſen konnte, und es dünkte ſie zehnmal beſſer, ſich etwas abzudarben, um einem Kinde eine Freude zu machen, als dasſelbe ſelbſt zu genießen.

Sie war ihre Wäſcherin, ſtrickte ihnen Strümpfe an, ſchenkte ihnen Leinwand zu Hemden, wenigſtens zu Hemdärmeln, ſie war ihre ſichtbare Vorſehung, und an das Sorgen für ihre alten Tage dachte ſie nicht, dachte auch nicht daran, daß eine ſolche aufopfernde Liebe eben das beſte Sorgen ſei. Die Kinder erkannten aber auch dieſe Treue; denn Käthi hatte ſie nicht verzärtelt, nicht meiſterlos erzogen, Käthi's Liebe war nicht die blinde; dieſe iſt's, welche ſelbſtſüchtige undankbare Kinder erzieht. Käthi's Kinder vergaßen die Mutter nicht, ſie beſuchten ſie oft und krameten ihr, was in ihren Kräften ſtand. Dafür kriegten ſie jedesmal Schelte und Käthi war imſtande, ein weißes Brötchen 14 Tage zu ſparen, weil es ſie reute, es ſelbſt zu eſſen und hoffte einem andern Kinde damit aufwarten zu können.

Die Kinder beſuchten ſie oft; denn ſie hielten das Bewußtſein, eine Heimat zu haben, als ihr höchſtes Gut; „gottlob,“ ſagten ſie, „es mag mir gehen wie es will, ſo weiß ich doch wohin, und muß nicht zu fremden Leuten oder gar auf die Gemeinde.“ Dieſes Bewußtſein, eine Heimat zu haben, in derſelben ein mitleidig Herz, eine milde Hand, eine ruhige Ecke, um unverkümmert zu geneſen oder zu ſterben, iſt ein unbeſchreiblicher Troſt und bewahrt vor vielem: viele Mädchen vor leichtſinnigem Verhalten, viele Burſche vor unzeitigem Heiraten. Wer einen warmen Ofentritt weiß, wo er ruhig abſetzen kann, ein gut Mütterchen dazu, welches von weitem frägt: was haſt, was magſt, wo fehlt's? der hat einen Halt im Leben, eine gewiſſe Zuverſicht; er kann warten, bis er erſtarket iſt, auf eigenen Beinen zu ſtehen vermag, ehe er einen eigenen Haushalt gründet und auf die Schultern nimmt.

Dieſem nebſt dem guten Grunde im Herzen hatte es Käthi zu verdanken, daß ſie keinen ſogenannten Verdruß an den Kindern erlebte. Anderem Leiden und Weinen jedoch enthob Gott ſie nicht; ſie war ihm lieb, und wen er lieb hat, deſſen Herz läutert er durch Leid. Erwachſen erkrankten die meiſten ihrer Kinder, ſuchten die Heimat und ſtarben dort. Ein ſolcher Tod that jedesmal Käthi grauſam weh; es war ihr, als ob ein Stück vom Herzen geſchnitten würde; denn ihr Leben war in ihren Kindern, und doch blieben alle dieſe Ereigniſſe in ſüßem Gedenken. Nie ſagte ſie in ſolchem Falle, daß ſie dem armen Tröpflein nicht gerne die Ruhe gönne, es ſei ihm ja ſo wohl gegangen. Aber doch zerreiße es ihr das Herz, denn ein ſo Gutes ſei es geweſen und hätte ſie ſo lieb gehabt. Mütti, o Mütti hätte es am letzten Tage noch geſagt, wenn ich wieder aufkommen ſollte, ſo werde ich dir nie vergeſſen, was du an mir gethan haſt, und ſo lange du lebſt, will ich für dich ſorgen als dein treu und aufrichtig Kind, und ſterbe ich, ſo ſoll es dir unſer Herrgott vergelten und mir nehmen von der Seligkeit und dir zulegen, ſo lange du auf Erden biſt, daß du zu beſſern Tagen kömmſt. Als der Tod ihm über’s Herz kam, reden konnte es nicht mehr, nahm es meine Hand, ſah mich an, den Blick vergeß ich nie, wenn ich dran denke, rührt es mir das Herz noch, ich muß denken, wenn ich nur drüben bei ihm wäre.

Käthi mußte manchmal jammern im Laufe der Jahre; denn bis auf zwei ſtarben ihr alle Kinder, und eben wie es elterlichen Herzen gewöhnlich am ſchmerzlichſten iſt, erwachſen und gut geraten, wenn die Freude an ihnen eben in der ſchönſten Blüte war. Freilich ſollte theoretiſch beim Tode erwachſener wohlgeratener Kinder der Dank gegen Gott größer ſein als der Schmerz, der Dank, daß er ſie ſo lange gelaſſen, ſo große Freude an ihnen beſchert und die Gnade verliehen, eine Seele für den Himmel erzogen zu haben. Aber die Liebe iſt eben nicht theoretiſch und gottlob auch nicht wiſſenſchaftlich, ſondern akkurat noch ſo, wie ſie Gott geſchaffen hat, nicht zum dividieren, ſpekulieren und ſubtrahieren, ſondern ſich zu freuen über freudiges, zu weinen, wenn es wieder dahin geht. Zwei Kinder blieben, eine Tochter und das jüngſte Kind, ein Knabe. Die Tochter heiratete weit weg ins Züribiet (Kanton Zürich). Züribiet und das Mohrenland lagen für Käthi, welche nie drei Stunden von der Heimat weggekommen war, unter dem gleichen Himmelsſtrich, und ob ihr ein Kind ſterbe oder ins Züribiet oder unter die Mohren und Kindlifreſſer komme, das kam Käthi akkurat auf das Gleiche. Wehren konnte ſie die Heirat nicht, ja ſie half dazu mehr als klug war, und weinte doch in einem fort darüber.

Kaum war ihr das Mädchen aus den Augen und im Züribiet wie vom Nebel verſchlungen, ſo brachte man ihr Sami heim. Eine harte Krankheit war in langſames Siechtum übergegangen und hatte Sami zu jeglichem Dienſt unfähig gemacht. Sami war grauſam wunderlich, nichts war ihm recht, und was Käthi auch that, es war ihm immer zu wenig. Die Art ſeiner Krankheit ſoll dieſe Wunderlichkeit mit ſich bringen. Sami war wie ein Kind, welches die Blattern hat, er war von Ungeduld nach Geſundheit verzehrt, er verzappelte vor Angſt, nichts verdienen zu können; denn woher ſollte die Miete kommen, wenn ſein Lohn ausblieb? Und daß es ſo langſam ging, daran ſollte Käthi ſchuld ſein; wenn ſie beſſer zu ihm ſehen, ſeine Sache beſſer beſorgen würde, er wäre längſt wieder geſund. Der Doktor predigte ihm dringlich Geduld, aber Sami verlor allen Glauben zu ihm. Der Schelm könnte die Sache, aber er begehre ihm nicht zu helfen, er gebe ihm abſichtlich ſchlechtes Zeug, welches nicht anſchlagen wolle, um deſto länger ihm ſein Geld abnehmen zu können. Er wollte daher zu anderen Ärzten und mit brav Eſſen ſeine Geſundheit erzwingen. Käthi, welche einige Erfahrung gewonnen und zum Arzt, der ihr ſchon oft gar treu beigeſtanden, ein unbedingtes Zutrauen hatte, war gegen beides. Nun trug Sami das Mißtrauen gegen den Arzt auf Käthi über, meinte, auch ſie begehre nicht, daß er aufkomme; ein jüngerer Mann wäre ihr lieber, ſonſt würde ſie das Geld nicht reuen, zu anderen Ärzten zu gehen oder beſſere Speiſe ihm zu geben, von der er auch eſſen möge. Der gute Sami war zum erſtenmale krank in ſeinem Leben, und zum erſtenmal daheim in ſeinem kleinen Haushalt, das brachte er aber nicht in Anſchlag. Er konnte nicht arbeiten, daher dünkte ihn das Eſſen ſchlecht, bei ſo ſchlechtem Eſſen könnte er alſo nicht geſund werden. An eine große Haushaltung gewöhnt, wo Hülle und Fülle war und große Schüſſeln auf den Tiſch kamen, ſah er nirgends genug, und meinte, Käthi gönne es ihm nicht, obgleich immer mehr da war, als er aß. Er begann zu glauben, Käthi habe ſchlecht gehaushaltet, ſei ſchuld, daß ſie nicht zu Gelde gekommen, die Kinder ſo früh geſtorben, und wenn er es Käthi auch nicht auf den Kopf zuſagte, ſo ſah man doch, daß er es dachte. Das that Käthi ſehr weh, daß ſie dies am Ende ihrer Ehe noch erleben mußte; war doch Sami ſonſt ganz anders, und hatten doch die Kinder der Mutter Güte empfunden und erkannt bis zum letzten Augenblicke. Und ſie that Sami noch mehr als den Kindern! Sie kannte die Urſachen von Sami’s Stimmung nicht recht, verſuchte alle Tage, es ihm recht zu machen, ihm zu zeigen, wie gerne ſie ihn pflegte, und traf es doch nicht, ſtellte ihn nicht zufrieden. Es wollte ihr faſt das Herz abdrücken, wenn Sami ſeufzte, er habe ſein Lebtag ſo großen Lohn verdient, allen heimgegeben, und jetzt wiſſe er nicht, wo er hingekommen; denn wohin man ſehe, ſei nichts. Wußte doch Käthi am beſten, wie ſie abgeteilt, wie kleine Teile es gegeben, wie hart ſie gearbeitet und dabei doch zuweilen hungrig zu Bette gegangen ſei. So durfte ſie Sami die Bedrängnis, in welche ſie nach und nach geraten, nicht einmal mitteilen, aus Furcht, er werfe ihr vor, daran ſchuld zu ſein; dennoch verwand Käthi dieſe geiſtige und leibliche Not recht ritterlich, ließ ſie Sami nicht entgelten. Sie werde das verdient, ſich mit etwas verſündigt haben, dachte ſie. Sie wiſſe zwar nicht, worob, aber unſer Herrgott werde es wiſſen, und ſie habe Urſache ihm zu danken, daß er ſie hier die Schuld abbüßen laſſe, drüben hoffe ſie dann um ſo eher zu Gnaden zu kommen.

Käthi ſagte ebenfalls nicht, wie es wohl manche Frau in ihrer Stelle gethan hätte, es werde hoffentlich bald eine Änderung geben, es ginge dann ihr und Sami wohl, und wenn’s geſtorben ſein müſſe, ſo wolle ſie am liebſten, es würde je eher je lieber geſchehen, von wegen der Mühe und wegen den Koſten, ſie möge Sami die ewige Ruhe von Herzen gönnen. Und als Sami endlich ſtarb, weinte ſie nicht bloß, ſondern ſie trug wirklich großes Leid im Herzen. Er ſei ein gar Guter und Treuer geweſen, und keinen Kreuzer hätte er unnötig verthan, es könnten tauſende an ihm ein Exempel nehmen, aber ſagen, wie gut er’s meine, das habe er nicht gekonnt, und wenn er in der Krankheit zuweilen häßig geweſen, ſo ſei ſich deſſen nicht zu wundern, und es ſei ihm ſelbſt am übelſten dabei geweſen. Wenn ſie ihn wieder lebendig machen könnte, ſie wartete keinen Augenblick, ſie habe grauſam Längizyt nach ihm, es dünke ſie, ſie habe niemand mehr auf der Welt.

Buchſtäblich war dies nicht zu nehmen, und bald darauf hätte Käthi auch nicht mehr ſo geſprochen; denn einen Anhaltepunkt in der Welt, ohne welchen ein Menſch nicht gerne iſt, abſonderlich ein Weib nicht, fand ſie alsbald wieder und zwar in ihrem noch übrig gebliebenen Kinde. Johannesli hieß dieſes, war bereits aus dem elterlichen Hauſe, als der Vater ſtarb, ein munterer, aufgeweckter Burſche; dieſem wandte ſie nun das Herz ungeteilt zu, und ſobald ſie ſich aus den dringendſten Nöten gearbeitet hatte, begann ſie dem Sohne zu helfen mit allerlei. Wenn er ihr etwas kramte oder ſonſt helfen wollte, ſo entſchuldigte er ſich wohl wie üblich, daß es nicht mehr ſei, aber der Lohn ſei klein, mit dieſem wollten die Bauern nicht nach, während doch alles teuerer ſei als ehedem, und man ohnehin auch mehr brauchen müſſe des allgemeinen Gebrauches wegen. Das glaubte Käthi natürlich, verbat ſich alle Hülfe und bedauerte ſonſt noch das arme Kind gar ſehr.

Nun aber hat es eine ſehr eigentümliche und zwar ſehr gefährliche Bewandtnis mit dem Bedauern. Gar zu gerne iſt jeder Menſch geneigt ſich ſelbſt zu bedauern, zu glauben, es gehe ihm bös, er werde nicht nach Verdienſt angeſehen von Gott und Menſchen. Kommt aber noch einer hinzu und ſagt ihm, und er braucht es ihm nicht alle Tage dreimal zu ſagen: „Du Armer, wie du mich doch dauern kannſt, ſo einer wie du und ſo bös haben und ſolchen Dank, ſolchen Lohn, nein, es iſt gar zu arg, ich und meine Frau ſagen es alle Tage zu einander, einen geplagteren Menſchen als du ſeiſt, gebe es nicht,“ ſo iſt der Teufel los! Iſt der ſo Bedauerte ein vierſchrötiger Bauer, ſo wird ihm halb ohnmächtig; er muß ſich ſetzen, aber dann ballt er die Fäuſte und flucht: „Aber jetzt habe ich’s ſatt, den — will ich wohl!“ Iſt derſelbe aber nicht vierſchrötig, ſondern ſchmächtigerer Art, ſo wird er ganz ohnmächtig, und kommt er wieder halb zu ſich, ſo weint er Ströme und ſeufzt, daß es knallt, und grollt, als ob Lawinen donnerten und wirft die Hände über den Rücken, daß es dem Mond übel wird, die Sterne das Zittern kriegen, die Sonne ſelbſt ein verblüfft Geſicht macht, weil ſie nicht weiß, ſoll ſie retirieren oder ſtehen bleiben.

Geſchieht ſolches Helden, ſo kann man es Käthi’s Johannesli nicht verübeln, wenn er bei ſtätigem Bedauern der Mutter wirklich den Wahn kriegte, er ſei zu bedauern und habe der Mutter Hülfe wirklich noch nötig. Es ging ihm wie vielen Kindern, ſie überſchätzen die Lage der Eltern, wollen nicht begreifen, wie es ihnen geht, beſonders wenn ſie nicht bei ihnen wohnen oder ihre Geſchäfte nicht teilen. Er dachte nicht daran, wie leicht ein Thaler ihm aus den Händen ging, und wie ſchwer es der Mutter ward, wie manchen Biſſen ſie ihrem Munde abbrechen mußte, ehe ſie für ihren Johannesli ein Hemd errungen und erſchunden. Es giebt ſich wirklich mancher Menſch tauſendmal weniger Mühe für ſeine Seele und ſeine Seligkeit, als Käthi ſich gab um ein Hemd für ihren Johannesli.

Leider gefiel derſelbe nicht bloß der Mutter wohl, ſondern auch den Mädchen, und das Geſchick wollte, daß, wie um den Paris drei Göttinnen, um Johannesli drei Nähterinnen ſich ſtritten. Die eine ſäumte ihm unentgeltlich, was er zu ſäumen hatte, bald ein Schnupftuch, bald ein Halstuch; die andere zupfte ihm den Hemdekragen zurecht, band das Halstuch ihm ſchön um; die dritte tanzte ſchön und zahlte ihm Wein, alle drei thaten zimperlich, aber ſpröde waren alle drei nicht, auch waren alle ſehr beredt wie Ratsherren und wußten z. B. handgreiflich darzuthun, wie darin das größte Lebensglück liege, daß man die Unfläte, die Schneider, loswerde, und dies geſchehe auf keine Weiſe bündiger und angenehmer, als wenn einem das Glück wolle, daß man eine Nähterin zur Frau kriege.

Da nun wirklich Johannesli ſich ſo bedaurungswürdig glaubte, als die Mutter es ihm ſagte, ſo begann er zu denken, es ſei wenigſtens ſchon etwas gewonnen, wenn er einem Unglück entrinne, den Unfläten, den Schneidern; daß man aus dem Regen in die Traufe kommen könne, war er zu jung, um es zu wiſſen. Schwierigkeiten und Bedenken verurſachte ihm die Auswahl. In der Zärtlichkeit merkte er keinen großen Unterſchied; wenn ſie nähten, machten alle drei Stiche, und wegen Schönheit und Reichtum konnte keine der anderen etwas vorhalten. Endlich kam er zum Schluß, da werde Liebe und Hilfe am größten ſein, wo man ihm am meiſten ſchenke und ihn am meiſten rühme. So heiratete Johannesli ſein Liſettli, glaubte ſich nun aller

Not enthoben, von allen Unfläten frei, und dachte wirklich an einen Himmel, nicht bloß voll gewöhnlicher Geigen, ſondern voller Baßgeigen.

Käthi hatte große Freude an dieſer Heirat, obgleich ſie ſich in ihrer Demut vor einer ſo vornehmen und geſchickten Frau faſt ſchämte. So ein anſchlägig und geſchickt Menſch ſei ihr viel lieber, ſagte ſie, als eine reiche Bauerntochter, welche alle Tage ihrem Bub' den Reichtum vorhielte. Begreiflich hatte Johannesli ſein Liſettli der Mutter ſehr gerühmt und geſagt, wie es eine rechte Mutter an ihm geweſen. Das zog bei Käthi, ſie war nicht wie viele Mütter ſind, ſie war nicht eiferſüchtig, liebte ihren Buben nicht um ihretwillen, ſondern um ſeinetwillen. Wenn ihr auch an der Schwiegertochter einiges auffiel, ſo nahm ſie ihren Verſtand gefangen und urteilte, es ſei halt eine neue Welt und nicht mehr wie ehedem, das werde jetzt ſo ſein müſſen; und zweitens ſei ſie eine Näherin und die werden zeigen müſſen, was wohl anſtehe und jetzt Mode ſei, wegen dem Verdienſt. Der Schwiegertochter gefiel die Schwiegermutter deſto weniger, das ſei eine alte dumme Frau, ſagte ſie, ehe ſie bei einer ſolchen ſein möchte, wollte ſie lieber betteln gehen. Liſettli dachte nicht daran, daß man ſich mit Worten ſo gut verſündigen könne als mit Thaten. Aber Worte und Thaten ſind Samenkörner, Samenkörner gehen auf, der Säemann muß ſie koſten, er mag wollen oder nicht, früher oder ſpäter, ſeien ſie ſüß oder bitter.

Als nun Liſettli Frau war, da hörte ihr Rühmen und Schenken auf, jetzt ſollte der Mann den Brotkorb vorſtellen, jetzt wollte Liſettli ernten; es hatte lange genug ausgeſäet, wollte ruhen einem Wanderer gleich, welcher einen ſteilen Berg erſtiegen hat. Es kam dem Johannesli, der nun ebenfalls zum Johannes avancierte, ſonderbar vor, als die Sache ſich ſo änderte, als nun auf einmal Liſettlis Verdienſt nicht reichte, als er an allen Enden und Ecken zuſchießen ſollte, und wenn er es nicht that, ein ſchlechter Kerl, ein Bauernlümmel und grober Joggi genannt, mit Thränen und Schmollen regaliert wurde. Er hatte einmal gehört, man müſſe ſich nicht unterdrücken laſſen, und einmal komme der Fall, wo man zeigen müſſe, wer der Mann ſei und die Hoſen anhabe, dann habe man gewonnen für immer. Bei einem Anlaß, wo Liſettli munter ihre Schröpfhörner an ſeinen Geldſäckel ſetzte, der ohnehin nicht viel ertragen mochte, da wollte er nun zeigen, wer Meiſter ſei, und fabrizierte ein Donnerwetter, was ſchrecklich ſein ſollte. Aber gemachte Wetter bleiben gemachte Wetter, es knallt, aber es wirkt nicht. Liſettli, potz Wetter, führte eine Batterie auf, daß Johannes lange ſchwieg, als Liſettlis Batterie noch lange, lange fortdonnerte, ja daß er Liſettli der tuſig Gotteswillen bat, ſie ſolle wieder zufrieden, gut ſein; wenn er gewußt hätte, in was für Umſtänden ſie ſei, er hätte ja nichts geſagt, und ſie hätte ihm ſagen ſollen, wie es mit ihr ſtände, dann wäre er nicht ſo gekommen; er wiſſe doch wohl auch, was Brauch ſei. Je mehr er einlenkte, deſto ſchärfer donnerte Liſettlis Batterie. Wer nicht beſonnen angreift, beſonders wenn er zum erſtenmal ein Gefecht macht, der wird nicht bloß diesmal vollſtändig geſchlagen, ſondern er wird zumeiſt ſein Lebtag kein Held mehr. Je mehr er gut machen wollte, deſto länger ſchmollte Liſettli und lebte derweilen beſſer, als gar manche Bäurin in ſolchen Umſtänden; das gute Leben ſchlug ihr in die Glieder, daß ſie nicht nur übermütig ward gegen ihren Mann, ſondern auch vornehm that gegen die Kunden. Leider ſind nun Kunden mit einer Näherin nicht verheiratet, meinen bei der ſtattfindenden Auswahl nicht, daß ſie ſich alle Flauſen gefallen laſſen müßten; ein Kunde nach dem andern ging ab. Nun gab es böſe Zeiten, und Liſettli hielt ſie nicht aus.

Daß die Enden ſich berühren, ſagt das Sprichwort; aus dem unverſtändig hoffärtigen Mädchen ward das unappetitlichſte Weib, welches man ſehen konnte. Sauberes einen Kreuzer groß hätte man am Leib und um den Leib nicht gefunden, und hätte man einen Fürſprecher mit einer Doppelbrille dazu beauftragt; Beſen hatte es keinen und flicken that es nichts. Johannes that, was er aufbringen mochte, aber es war, als ob er Waſſer gieße auf einen heißen Stein. Das erſte Kind ſtarb, das zweite war auf dem Wege. Liſettli bedurfte je länger je mehr, verdiente je länger je weniger. Johannes wußte keinen Rat, als für ſeine Frau die Heimat anzuſprechen, wie alle ſeine Geſchwiſter gethan, wenn Not an Mann kam. Die Mutter war mit allen Freuden bereit, obgleich ſie von Liſettli nie ein Liebeszeichen empfangen hatte; deſto wüſter aber that Liſettli; das ſei nichts als Aufweiſung von der alten Hexe, ſagte ſie, aber der wolle ſie es eintreiben, ſie ſei ihr gut dafür! — Was ſie dachte, hielt ſie auch.

Was Käthi that, war ihr nicht recht, und was Käthi hatte, verthat Liſettli und klagte daneben allen Leuten und abſichtlich, daß die Mutter es hören mußte, wie dieſelbe wüſt gegen ſie ſei und wenn ſie ſterben müſſe, ſo ſolle ſich darüber niemand wundern. Anfänglich nahm das Käthi ſehr zu Herzen, Liſettli und Johannesli waren als ein Fleiſch und nicht mehr zwei im gleichen Verſchlag ihres Herzens. Aber allmählich nahm Käthi eine geheime Eheſcheidung vor, bugſierte Liſettli hinaus und bedauerte Johannes grauſam, daß er an eine ſolche Frau geraten und einen ſolchen Schuh voll habe herausnehmen müſſen. Sie wiſſe wohl, daß was einem beſchieden ſei, ſei ihm beſchieden, und was einem auf die Naſe fallen ſolle, falle einem nicht auf die Füße, aber ſie müſſe bekennen, vom lieben Gott dünke es ſie ſtreng, daß gerade ihr Johannes, ihr einzig Kind, mit einer ſolchen Frau geſchlagen worden ſei. Es liefen doch der Maulaffen genug herum, für die es gar nicht ſchade geweſen wäre, wenn ſie ein ſolches Liſettli hätten haben müſſen. Sie könne nicht beſſeres wünſchen, als daß der liebe Gott wieder voneinander thäte, was er zuſammen gethan, und je eher er es thäte, deſto weniger würden ſie ſich an einander verſündigen. Sie wünſche Liſettli gar nicht den Tod, aber denken habe ſie ſchon manchmal müſſen, ein Menſch, wenn er nicht geſund ſein könne und nicht arbeiten möge, ſei nirgends wohler, als im Himmel.

So redete Käthi, aber nicht vor der Schwiegertochter. Doch für ſolche Dinge, für Haß und Liebe haben die Weiber ein fein Gefühl; Liſettli warf der Mutter nicht bloß vor, ſie ſähe ſie gerne ſterben, ſondern behauptete ſteif und feſt, ſie bete ſie zu Tode, ſie fühle ganz deutlich, wie ein Stück Leben nach dem andern weggebetet werde. Das ſolle ihr aber nichts nützen; wenn es geſtorben ſein müſſe, ſo wolle ſie der alten Hexe eine Suppe anrichten, worob ſie das Maul verbrennen ſolle, daß ihr das Beten vergehe in alle Ewigkeit. Kam dann Johannes, ſo fielen beide Teile ihn mit ihren Klagen an, daß er nichts zu ſagen wußte, als: er könne in Gottes Namen nicht helfen, ſie ſollten Geduld haben, der Fehler werde auf beiden Seiten ſein; was aber niemand ſo recht glauben wollte. Endlich gebar Liſettli einen Knaben, mochte ihn aber kaum anſehen, hatte gar keine Liebe zu ihm. Die Großmutter dagegen empfing ihn mit der größten Freude, breitete ihre ſchützenden Fittiche über ihn aus, unter welchen er zu einem kräftigen Buben gedieh. Je mehr die Großmutter daran Freude hatte, deſto mehr ärgerte ſich Liſettli und behauptete, die Großmutter pflege das Kind ſo gut bloß aus Bosheit, um zu zeigen, daß ſie Kinder mit dem Leben davonbringen könne, was Liſettli nicht gekonnt. So verzehrte Liſettli ſelbſt noch den Reſt ihrer Lebenskräfte, ſie ſtarb; und als ihr Leib der Erde wiedergegeben war, war es in Käthis Häuschen faſt, als ob ein bös Geſchwür, welches alle geſunden Säfte an ſich gezogen, den ganzen Körper krank gemacht, aufgegangen ſei. Der Schmerz hatte aufgehört, das Behagen, welches Geneſende empfinden, ſtellte ſich ein; Käthi atmete friſch auf; ein trüber Schleier, welcher ſich über ihr Leben gelegt hatte, war zerriſſen; ſie ſah in eine Zukunft hinein, voll Roſenrot und Sonnenſchein, wie es ſie dünkte; eine unbeſchreibliche Freude am Großkinde glänzte in ihrer Seele auf. Dieſe Freude war nicht bloß die übliche großmütterliche, ſondern ſie hatte noch eine tiefere eigentümliche Bedeutung.

Es war Käthi gegangen, wie es vielen Weibern geht. Sie hatte ſich, ohne es zu wiſſen, oder zu wollen, der Kirche entwöhnt. Ein Weib, welches allein haushaltet, ein Kind nach dem andern hat und kein Kindermädchen dazu, entwöhnt ſich leicht der Kirche. Es fehlt die Zeit dazu; die Kinder darf man nicht allein laſſen; und der Sonntagmorgen iſt für ein Weib, welches die Woche durch verdienen muß, eine gar verführeriſche Zeit, manches in der Haushaltung nachzuholen, wofür in der Woche keine Zeit war.

Als Johannesli geboren wurde, da ſollte Käthi deſſen Patin ſein. Lange weigerte ſie ſich deſſen, mußte am Ende doch nachgeben. Am Abend vor dem Tauftage war es ihr gar ſeltſam zu Mute, faſt wie am Abend vor dem erſten Abendmahl oder vor dem Hochzeittage; im Schlafe ängſtigten ſie allerlei Träume; ſie ließ das Kind fallen, ſie gab es dem Pfarrer verkehrt, daß er es bei den Beinen taufte, ſie ſagte die Namen unrichtig, daß das Kind Anne Bäbi geheißen ward. Als ſie das Kind zur Taufe trug, hatte ſie Angſt wie ein ſiebenzehnjährig Mädchen, und erſt als ſie das Kind abgegeben hatte, ſaß und ſingen hörte, da wich die Angſt und es ward wirklich wieder ein großer Tag für Käthi. Derſelbe brach die Macht der Gewohnheit, verwiſchte das Bangen vor den Menſchen und knüpfte Käthi wieder mit der Gemeinde zuſammen. Sie hatte erfahren, daß an den geringen Kleidern niemand Ärgernis nahm, ging nun, ſo oft ſie konnte, zur Kirche, und es that ihr unbeſchreiblich wohl, es ſtärkte ihren Glauben an die Menſchen, ihr Vertrauen auf Gott, es ward ihr viel heiterer vor den Augen, viel leichter im Herzen, und dieſes hatte ſie dem Johannesli zu verdanken; er war ihr von Gott geſandt, ſie wieder einzuführen in ſein Haus. Sie hatte nun wieder ein Kind, welches ſie nicht mit der Welt teilen mußte, bloß mit einzelnen Spenden erfreuen durfte, ein Kind, welchem ſie leben, vergelten konnte, was er ihr gethan. Wie in einem Brennglaſe die Sonnenſtrahlen zuſammenlaufen und zum zündenden Strahle werden, während ſie vereinzelt bloß leidlich wärmen, ſo ſammelte ſich Käthis Kindesliebe auf Käthis großmütterlichem Herzen und ſtrahlte in vielfach erhöhter Glut über das geliebte Großkind. Ein Armer, welcher einen Schatz gefunden, ein Seefahrer, welcher ein neues Land entdeckt, ein Held, welcher einen Weltteil erobert oder zwei, können nicht größere Freude haben als Käthi am Großkinde; denn ein Menſch kann nicht mehr Freude haben als das Herz voll; und ſoviel Freude hatte Käthi. Dann aber war ein großer Unterſchied zwiſchen Käthis und des Helden Freude: die Freude des Helden iſt am größten gleich nach errungenem Siege, ſchrumpft dann alsbald wieder zuſammen in den Mühen und Kümmer=

niſſen, welche die Behauptung der Eroberung mit ſich bringt; die Freude der Großmutter wächſt jeden Tag, wächſt mit dem Kinde, jede Sonne beſcheint neu entdeckte Schönheiten und Tugenden, und dieſe wachſende Freude dehnt das Herz aus täglich und zerſprengt es doch nicht. Tag und Nacht ließ Käthi ihren Schatz nicht aus den Augen; ging ſie einen Schritt von Hauſe, trug ſie ihn auf den Armen mit herum; bei der Arbeit lag er in einem Korbe neben ihr, des Nachts hatte ſie ihn in ihrem Bette, und wenn er ſie nicht ſchlafen ließ, ſo war ſie am glücklichſten; denn dann konnte ſie ſich ungeſtört ihres Bübchens freuen. Etwas Wunderbares, Unbegreifliches liegt in ſolcher Liebe; denn die Liebe iſt auch eine Kraft, welche Berge verſetzt, welche das giftigſte Unkraut tötet im Herzen des Menſchen, die Selbſtſucht und den Eigennutz, ſie krönt aber auch dieſe Hingebung des eignen Ichs mit hohen Freuden und zwar ſchon hienieden, während auf der Selbſtſucht, welche Kinder für eine Laſt hält, ein ſchauerlicher Fluch liegt, und zwar ſichtbarlich.

Dieſe Liebe dachte begreiflich an kein Koſtgeld. Als Liſettli ſtarb, nahm man als ausgemacht an, das Kind bleibe bei der Großmutter. „Komm zuweilen und ſieh, was es macht," ſagte Käthi zum Sohne. „Ja," ſagte der Sohn, „und was mir möglich iſt, werde ich thun." Das war die Abrede, und bei dieſer blieb es. Was der Sohn brachte, nahm Käthi gerne, nicht ihretwegen, ſondern um ihres kleinen Abgotts willen; dann hatte der es deſto beſſer. Kam der Vater aber lange nicht oder brachte er nichts, ſo klagte ſie nicht, forderte ſie nichts, ſondern dachte, er werde nicht fortkommen können oder ſein Geld haben brauchen müſſen. Dieſer Mangel an Nötigung jedoch taugte für den Vater Johannes nicht, er mochte ihn nicht ertragen. Johannes war kein böſer Menſch, aber von denen einer, die am ſchlimmſten werden können. Ihm fehlte die Kraft der Selbſtüberwindung und Selbſtbeſtimmung; er hing von denen ab, mit welchen er in Berührung kam. Wer ihn zum Beiſpiel recht unter dem Daumen hielt, konnte ihm all ſein Geld abnehmen; wer es ihm aber nicht abnötigte, dem gab er keinen Kreuzer, ſondern opferte es alsdann ſeinen Gelüſten. Er hatte viel zu früh geheiratet, weder an Leib noch Seele ausgewachſen; er wußte, daß er eine Frau hatte, die ſagte ihm, was er zu thun habe, was er mit ſeinem Gelde machen ſolle. Als Liſettli ſtarb, hörte dieſer Druck auf, und Käthi legte ihm keinen neuen auf; er ward frei, atmete wieder friſch auf. Nun geſchieht es gar oft, daß namentlich junge Männer, welche lange in Not und Druck geweſen und frei werden, in den Wahn fallen, ſie wollten Verſäumtes nachholen, ſie hätten es lange bös gehabt, wollten es nun auch gut haben, auch wieder einmal an ſich denken; ſie ſeien keine Hunde, es ſei ihnen auch was zu gönnen. Wie weit aber ſolches Sinnen und Denken führt, daran denken ſie leider nicht.

Es giebt Zeiten, wo der Verſucher gar heftig umhergeht, wie ein brüllender Löwe und ſucht, wen er verſchlinge; und da nimmt er denn gar gerne die, welche friſch aufatmen, ſich was gönnen wollen. Unglücklicher Weiſe traf es ſich gerade in einer ſolchen Zeit, als Johannes friſch aufatmen, ſich was gönnen wollte. Johannes war Soldat und zwar ein hübſcher, der Freude am Soldatenſpiel hatte, dem Auge der Obern ſich gefällig darſtellte, dem man eine Sache nicht ſiebenmal ſagen und dazu noch jedes Wort mit ſieben Rippenſtößen begleiten mußte. Es traf ſich in einer Zeit, wo er alle Augenblicke in die Uniform mußte, das koſtet Geld, bringt gar manchen rückwärts, abſonderlich einen Knecht, der mit ſeinem Lohn noch jemand ernähren ſoll. Er war, obgleich Knecht, ausnahmsweiſe noch Korporal, und darauf hielt er viel, und Käthi noch mehr. Wir ſind weit davon entfernt, Johannes und Käthi auszulachen, weil ſie Gewicht auf einen Ehrenpoſten ſetzten; wir ſind überzeugt, ſolche Stufen-Erhöhungen in der Geſellſchaft ſind durchaus notwendig, nicht bloß um der Ordnung willen, ſondern um der Trägheit aufzuhelfen, den menſchlichen Kräften einen höhern, edlern Schwung zu geben. Wir gehören nicht zu den Narren, welche den Menſchen annehmen als ein rein Tugendbild, einen Tugendhelden von Natur, der rein tugendhaft ſei aus innerm Trieb, und nicht bloß ohne Lohn, ſondern auch ohne Zweck, indem er in allerhöchſter Majeſtät ſelbſt die Seligkeit verſchmäht, zum Zeugnis, daß er den ſittlichen Halt in ſich habe und tugendhaft ſei um der Tugend willen, und in vollem Bewußtſein, daß er kein ander Ziel habe als das 6 Fuß lange und 3 Fuß breite Loch, in welchem ihn die Würmer freſſen. Ein ſolcher Narr ſind wir nicht, wir erkennen den Menſchen als ein ſchwach Gebilde, dem hundertfältig unter die Arme gegriffen werden muß. Wir meinen, der Narr ſolle er nicht ſein, ein eng Loch dem unendlichen Himmel vorzuziehen, bloß um der ſogenannten Tugend und des beliebten ſittlichen Haltes willen. Das ſogenannte Zopftum wird lächerlich gemacht, aber die Geſchichte liefert den Beweis, und zwar einen vaterländiſchen und chriſtlichen, welchen Einfluß das Bewußtſein übte: Vater, Großvater, Ahn ſeien in Liebe und Ehre geſtanden im Gemeindeweſen, im Vaterlande, und wie gar mancher dadurch geſtärkt und gehoben ward zu einer Würdigkeit, welche er ſonſt nicht erreicht hätte. Wir nehmen es daher unſerm Johannes durchaus nicht übel, wenn er auf ſeine Würde viel hielt; nur meinen wir, es ſollte ihn zur rechten Würdigkeit ſpornen und nicht bloß eitel machen und zur Meinung verleiten, er müſſe ſich nun auch zeigen und glänzen und genießen, dieweil er Korporal ſei.

An dieſer Sucht wird gar manche neuſilberne oder galvaniſch übergoldete Majeſtät unſerer Tage erblaſſen und erblinden. Johannes ſprang allemal hoch auf vor Freude, wenn ein Aufgebot kam, für eine Garniſon oder ein Lager oder ſonſt was, war zehnmal lieber unterm Gewehr als im Tenn oder am Pfluge. Es war nicht ſeine Sache, welche er verſäumte; und das Geld, welches er verthat, reute ihn nicht; er gönnte es ſich, lag doch keine Schuld auf ihm; und wenn er mit leeren Händen zur Mutter kam, ſo entſchuldigte ihn dieſe beſſer, als er ſelbſt konnte. Mit leeren Händen kam er gewöhnlich; denn als Korporal wollte er nicht gerne der Letzte ſein, und wenn er ſchon nicht beſondere Ausſchweifungen beging, ſo iſt's doch immer zu viel für einen Knecht, wenn er es Bauernſöhnen gleichthun will. Das Jahr 1844 nahm die militäriſche Jugend gar ſehr in Anſpruch mit allerlei Spielereien und allerlei Teufeleien, und als man endlich ſich in Ruhe glaubte für dieſes Jahr, ſprengte ein quaſi diplomatiſcher Handſtreich die Bataillone neu auf die Beine, aber zu früh; die Mine ging zu früh los, der Schuß hinten aus. Es iſt heillos, mit welcher Gewiſſenloſigkeit bisweilen Volksliebhaber mit dem Volke umgehen, mit den Milizen manövrieren, als ob ſie Holundermännchen oder bleierne Soldaten wären. Die Leute, die im Warmen ſitzen, reich beſoldet ſind, reich ſonſt ſind oder reich auch werden möchten, ſprengen, um einen Streich zu machen oder Rache zu üben, tauſende von der Arbeit weg und kümmern ſich keinen Augenblick um die armen Weiber, welche darben, die Kinder, welche frieren, die Mütter, welche Not leiden, die Väter, welche die Arbeit liegen laſſen müſſen, um die Haushaltungen, welche zerrüttet werden; um das alles kümmern ſich dieſe Leute nicht; und dieſes ſagen ſoll man nicht, ſonſt ſchlagen ſie einen aufs Maul. Sie ſpielen mit dem Wohl des Ganzen, dem Glücke der Hütten, wie Spieler mit Karten ſpielen; und verſpielen ſie alles, ſchieben ſie das Unglück andern in die Schuhe, und laufen davon, wie Kinder von einem Hauſe, welches ſie in Brand geſteckt. Den Reſt ſeines Lohnes, den er für die Mutter aufgeſpart hatte, mußte Johannes einziehen, und wenn es ſchon nicht lange dauerte, ſo ging doch ſein Geld dahin. Im Winter bei den langen Abenden, im Gebirge in Eis und Schnee macht ein Korporal es nicht mit ſeinem Solde; und was bei ſolchem Wetter an Schuhwerk daraufgeht, iſt ebenfalls keine Kleinigkeit. Die Mutter mußte es entgelten, mußte den Hauszins allein ſchaffen, ging wahrhaftig manchmal hungrig zu Bette, um einige Tropfen Milch, einige Biſſen Brot zu ſparen. Die Gemeinde durfte Käthi begreiflich auch nicht angehen; man hätte ſonſt gleich nach dem Sohne gefragt, der ja Korporal ſei, und was er Koſtgeld zahle für ſein einzig Kind. Die Welt ſei bös, ſeufzte Käthi oft: „Ich und Sami haben ſechſe erzogen, und es iſt gegangen ohne jemand anzuſprechen, jetzt kömmt man mit einem nicht durch, und Johannes muß in Gottes Namen alles dargeben, was er verdient, wegem Vaterland, und an das arme Kind dächte kein Menſch, wenn ich nicht wäre." — Johannes hatte verſprochen, Lohn einzuziehen, ſobald er dürfe, da hagelten neue Aufgebote in alle Häuſer, und auf die Beine mußte aufs neue die Miliz. Der arbeitsreiche April wurde vermilizlet; teilweiſe in ausgehungerten Quartieren brauchte der Soldat ſein Geld, und Johannes kam ſo arm heim, daß er die Mutter dringlich bat, ſie ſollte ihm doch waſchen; er habe weder ſaubere Wäſche mehr, noch einen Kreuzer Geld für die Wäſcherin; und Käthi that es mit großem Bedauern für den Johannes; aber daß ſie manchmal nicht genug aß, das ſagte ſie nicht. Daß ſie im Rückſtand mit dem Hauszins geblieben war, welcher halb am ſogenannten Frauentag oder der Maria Verkündigung fällig geweſen war, das wußte Johannes. Käthi hatte auf den Johannes gezählt, der mußte ins Feld, hatte die Hoffnung auf den Flachs geſetzt, der war verhagelt. Nun, als ſiebenzigjähriges Mütterchen, nach ſo vielem Schaffen und Arbeiten, war ſie übler daran als je. Rückſtände, nichts zum verkaufen, niemand, einen Sohn, der kam nicht einmal zu ſehen, wie es Mutter und Kind gehe, und die Mutter hatte ihn doch ſo ſehnlich erwartet. Das war Käthis Lage und dieſes ihr Lebenslauf. Daß es der armen Frau wehe that, daß ihr Sohn nicht kam, iſt begreiflich, aber ſie klagte es keinem Menſchen, ſie ſchlug es ſich aus dem Kopf, ſo gut als möglich; und wenn die Leute fragten, ob ihr Sohn noch nicht da geweſen, ſo ſagte ſie, er habe Beſcheid bringen laſſen, er werde nächſten Sonntag kommen; er könne da, wo er ſei, faſt nicht weg.

Viertes Kapitel.

Des Sohnes Beſuch und der Mutter Glück.

Als am folgenden Sonntag Käthi aus der Kirche kam, fand ſie ihren Johannes auf dem Bänklein. Er hatte eingerichtet, daß er nicht in die Kirchenleute laufen mußte. Es war ein ſtattlicher Burſche; ſchade, daß auf ſeinem Geſichte nicht die herzliche Freude lag, welche Käthi und 's Bubi an den Tag legten. Es war etwas in ſeiner Miene, es wäre ſchwer geweſen, zu entſcheiden, war es etwas Verlegenes oder etwas Mißvergnügtes. Er übergab der Mutter ein großes Säcklein, das ſei was für ſie, ſagte er. Käthi meinte: „Du biſt doch immer der Beſte, das wäre doch nicht nötig geweſen, ſorge du für dich. Zu eſſen haben wir einſtweilen." „Ihr habt mir nichts zu danken," ſagte Johannes, „die Meiſterfrau hat es mir gegeben für euch." „Aber nein," ſagte Käthi, „daran hätte ich doch gar nicht gedacht, und ſo viel, e aber nein, gebackene Birnen, ſo ſchöne, und noch was in einem Papier, Speck, ein großes Stück, und ſo ſchönen und fetten, wie ich lange nicht geſehen. Wohl, die muß das Mäſten verſtehen! Eine beſonders gute Frau muß das ſein, mir ſo viel zu ſchicken und kennt mich doch nicht, und du mußt ihr auch grauſam anſtändig ſein, daß ſie dir das gegeben. Aber komm hinein und nimm ein Bißchen Brot, bis ich Warm's gemacht, anderes habe ich, weiß Gott, nichts." „Eine wunderliche Frau iſt's," ſagte Johannes im Hineingehen, „von der Güte iſt nicht viel zu rühmen. Das iſt eine, es dürfte kein Metzgerhund hinter ſie; abputzen und einen heruntermachen wie ſie, kann kein Landvogt, und wenn es ſie ankömmt, ſo nimmt die noch den Stock und jagt die Leute vom Hauſe weg." „Ha, ſie wird Recht haben und wird ihre Leute kennen, es giebt jetzt gar viele ſchlechte Leute in der Welt; wenn man ſich ihrer nicht erwehren könnte, würde man ja von ihnen gefreſſen wie ein Hund von den Flöhen," entgegnete Käthi. „So ſpitz nimmt ſie das nicht," ſagte Johannes, „ſie macht dies, wie es ſie ankömmt, treffe es dann, wen es wolle. Sie hat mir auch ſchon manchmal wüſt geſagt, gerade heute auch, aber zähle darauf, die macht mir das nicht mehr oft ſo." „Es wird nicht ſein," ſagte Käthi, „du wirſt dich mit etwas vergangen haben." „Wegen euch hat ſie mir wüſt geſagt, als ſie mir das Säcklein gab, ich hätte es ihr bald um den Kopf geſchlagen, erſt, daß ich nicht den letzten Sonntag hierhergegangen, und wußte ſie doch, daß ich nach Gräulige mußte, wohin mir einer Geld für eine Sackuhr bringen ſollte, und dann, daß ich immer Lohn einziehe durchs Jahr durch, und dann nichts hätte, wenn es plötzlich etwas gäbe." „Du mußt das nicht ſo übel aufnehmen, ſie wird es nicht ſo bös gemeint haben," meinte Käthi. „Wohl, freilich meint die es bös, und dann, was geht es ſie an, ziehe ich Lohn ein oder nicht," begehrte Johannes auf. „Aber die meint, unſerein ſei ein Hund, der ſich gar nichts gönnen ſolle, ſondern das ganze Jahr vorlieb nehmen mit halbguter Milch, halblauterm Kaffee, ganzer Erdäpfelſuppe und ungeſchundenen Erdäpfeln." „He, wenn man geſund ſein kann," ſagte Käthi, „und brav arbeiten mag, ſo dünkt einem alles gleich gut, und das iſt die Hauptſache." „Mutter," ſagte Johannes, „eine Zeit iſt nicht alle Zeit, und was einem Menſchen zu gönnen, das iſt dem andern auch zu gönnen, und geſchrieben iſt's nirgend, das die einen wie das Vieh leben ſollen und die andern wie die Herren, und wenn ich zuweilen einen Schoppen trinke, ſo habe ich das Recht dazu und es geht die Meiſterfrau nichts an." „Es wird ſein," ſagte Käthi, „aber wenn ſie es daneben gut meint, ſo muß man ihr die Worte nicht abwiegen." „Ich pfeife auf ſolch Gutmeinen, aber zähl' darauf, es kommt anders," ſagte Johannes. „Willſt etwa gehen und ſehen, wie es mir ergangen iſt, grauſam übel, der Johannesli zeigt es dir. Unterdeſſen koche ich, aber da mußt du wahrhaftig vorlieb nehmen, ich gebe es, wie ich es habe," ſagte Käthi. Das eben macht den Unterſchied, ſagte Johannes, ſie gäben es nicht, wie ſie es hätten.

Nun wendete Käthi alle Kochkunſt auf, den Kaffee ſparte ſie für den Nachmittag. Da ſie Speck hatte, ſo ſprang ſie ins nächſte Häuschen, ſuchte, ob da ein halb Glas voll Eſſig zu leihen ſei, was glücklicher Weiſe der Fall war. Salat hatte ſie im Garten, Eier und Mehl waren vorrätig, ſo war das Mittagsmahl bald fertig, ein wahres Herreneſſen. Suppe, geröſtete Kartoffeln, Eierkuchen und Speckſalat. Ehe noch Johannesli dem Vater alles erzählt und gezeigt hatte, konnte Käthi ſie zum Eſſen rufen, und die Freude erleben, dem Sohn aufſtellen zu können, was ſie in Haus und Heim vermochte und das Lob zu vernehmen: Er hätte das alles nicht gebraucht, geringeres hätte es auch gethan. Nachdem wie üblich zuerſt die Vergangenheit durchgemuſtert war und Käthi erzählt hatte, was ſie jenen Abend erlebt und gedacht und wie es ihr am Morgen geweſen ſei, glitt man allmählich auf die Zukunft, verhandelte dieſe und zwar ohne alles Hehl vor dem Kinde, das wohl aufpaßte und nicht ſelten ein Wort darein redete.

In höheren Ständen oder gar ſogenannten vornehmen Häuſern hat man hundert Geheimniſſe vor den Kindern, dieſe bleiben eine Art von Fremdlingen im elterlichen Hauſe; was ſie davon vernehmen, vernehmen ſie zumeiſt durch Dienſtboten oder ſonſt fremde Menſchen, dadurch entſteht eine Teilnahmloſigkeit gegenüber den Eltern, welche oft haarſträubend iſt. In armen braven Familien iſt es anders, da wird dem Kinde wenig verhehlt; es iſt Zeuge von dem meiſten, was verhandelt wird, es kennt namentlich aufs Haar den Finanzzuſtand, weiß, ob die Miete gegeben iſt, wieviel daran noch fehlt, worauf man zählt, was der Vater verdient, die Mutter braucht, was anzuſchaffen, was zu verkaufen iſt. Aus dieſem Wiſſen wächſt die Teilnahme, das Kind iſt keine Schmarotzerpflanze, ſondern ein lebendiges Glied, welches Freuden und Leiden der Familie empfindet, die Quellen von beiden kennt, die Sorgen teilt. Da entfaltet ſich die Treue der Kinder, ihre empfangenen Gaben zu Nutz und Heil der Eltern anzuwenden, da werden Kinder ein Segen Gottes. Freilich ſcheint dann das Kind nach dem üblichen Maßſtabe zu viel zu vernehmen, aber je mehr man in einem Hauſe dem Kinde verbirgt, deſto mehr wird ſeine Neugierde erregt, deſto mehr vernimmt es anderwärts und richtig gerade das Unpaſſendſte, und dadurch wächſt es eben nicht in die Familie hinein als Freund, ſondern ſteht ihr gegenüber mehr als Widerſacher. Verhehle man es ſich auch nicht, an dieſer Geheimniskrämerei iſt ſehr oft das böſe Gewiſſen, ſind Familienſünden ſchuld oder eine unglückliche Stellung zur Welt, welche zu den Verhältniſſen und dem Zuſtande des Hauſes durchaus nicht paßt, welche zum Abgrunde werden wird, und welche aufzugeben man die Kraft nicht hat.

Käthi kümmerte ſich hauptſächlich um die Miete. Nicht daß man ſie drücke, ſagte ſie, auch habe der Bauer nicht aufgeſchlagen damit, er werde es angeſehen haben, daß ſie ſeit vierzig Jahren da ſeien, ſchon unter ſeinem Vater ſelig, und ihm nie zur Laſt geweſen und ihm immer die Miete gegeben, daß er nie lange darauf habe warten müſſen. Aber jetzt wiſſe ſie gar nicht, woher ſie nehmen, und der Bauer ſei ſtreng auf dem Gelde, er ſei viel auf der Straße und viel der Hallunken kehrten bei ihm ein; und wer viel Geld brauche, müſſe ſehen, woher er es nehme. Für das andere ſei ihr nicht bange, es gebe immer gute Leute, welche an arme Leute dächten, ohne daß man zu klagen und zu betteln brauche an den Thüren. Johannes hatte kein verſtockt Gewiſſen gegenüber der Mutter, er fühlte, was er ſollte. Es ſei ihm leid, daß er dieſen Augenblick nicht helfen könne, ſagte er, aber es ſolle bald geſchehen, wenn den Großköpfen nicht was Neues in Sinn fahre, daß ſie auf die Beine müßten. „Im Aargau," fuhr er fort, „verlor ich letzthin mein beſtes Hemd; ich gab es zu waſchen, wir mußten plötzlich fort, man verſprach es mir nachzuſenden, und wer es mit keinem Auge wieder ſah, das war ich."

„Da hätte dir die Regierung wohl ein anderes geben können," ſagte Käthi, „aber ſie werden ſie vielleicht ſelbſt nicht wohl haben oder allweg nicht ſaubere; deretwegen ſei aber nicht böſe, über mich nicht und über andere nicht. Ich wollte dich wahrlich nicht betrüben. Wenn du die Strapatzen haſt, ſo iſt's billig, daß ich mich ein wenig einrichte, und wenn ich dem Bauer anhalte, ſo wird er wohl noch warten. Aber du kannſt mich dauern wegen dem Hembe, ſie werden es nötig gehabt haben im Aargau, ſie hätten es dir doch ſonſt nicht genommen, einem ſo armen Bürſchli. Zürn's deswegen nicht an ihnen, es kommt mir in Sinn, ich könnte dir vielleicht helfen; ein ſchön Hemd iſt allweg das bravſte, was man anhaben kann." Sie zog aus dem Schrank ein Bündel hervor: „Sieh'," ſagte ſie, „es giebt vielleicht für zwei und iſt b'ſunderbar ſchöne Leinwand, ich hatte es für 'das Bubi da geſpart, wenn es zum erſten Mal zum Nachtmahl geht und ich es erleben ſollte. Bis dahin aber geht es noch lange und der Flachs wird, ſo Gott will, wohl wieder einmal recht geraten, daß ich für ihn ein paar Ellen kann auf die Seite thun." „Mutter, Leinwand iſt mir anſtändig," ſagte Johannes, „übel habe ich es nötig, aber ich will es zahlen, anders nehme ich es nicht, nur habe ich jetzt das Geld nicht." „Was denkſt, zahlen," ſagte die Mutter, die ganz glücklich war, freigebig ſein zu können (Geben iſt ſeliger denn Nehmen), „von ſelben red' mir kein Wörtli mehr. Stürbe ich unter der Hand, ſo wäre es ja ohnehin dein." Das ging Johannes doch ins Herz. Wenn er auch nicht dachte, er ſei einer ſolchen Mutter nicht wert, ſo kam ihm doch ein, es ſei nicht recht, wie er an ihr handle; daß eine alte Frau ihm ſein Kind erhalte und obendrein noch ihn unterſtütze, daß ſei doch wohl nicht in der Ordnung, und es wäre doch wohl Zeit, daß er wenigſtens den guten Willen zeige. Johannes begann vom Aufbruch zu reden, den ließ die Mutter nicht zu, bis er Kaffee getrunken hatte. „Mutter, ihr gebt mir ein wenig das Geleite," ſagte Johannes. „Was denkſt auch, Johannes," ſagte ſie, „ſo eine Alte und Wüſte wie ich bin, du würdeſt dich meiner wohl ſchämen und dazu noch an einem Sonntage, wo ſo viele Leute auf der Straße ſind; geh' in Gottes Namen und komme bald wieder." „Kommt, Mutter," ſagte Johannes, „wehren hilft nichts, ich wäre vielleicht weiter gekommen, wenn ich mit niemand gelaufen wäre, der hübſcher und hoffärtiger war, als ihr, Mutter. Leeret das Säckli ganz; ich muß es mitbringen, ſonſt ſagt mir die Frau wüſt, und kommt, daß wir nicht ſo preſſieren müſſen."

Plötzlich ſchrie Käthi laut auf, und als Johannes ſich umwandte, ſah er, daß Käthi Geld in Händen hatte. „Ich habe geglaubt, es habe euch ein Löwe im Maul oder ein Skorpion gebiſſen, ſo habt ihr mich erſchreckt," ſagte er. „Ei aber nein," rief Käthi, „ſieh', 10 Gulden noch im Säckli zu allem Guten, nein, das muß mir eine Frau ſein; das Säckli darf ich ihr doch ſo leer nicht zurückſenden, und was anderes als Eier habe ich nicht. Zürnen wird ſie mir nicht, wenn ich ein Dutzend hinein thue; ſage ihr dann, es ſei nur ein Zeichen, und ich wolle Gott alle Tage bitten, daß er ſo viel Jahre als Eier im Säcklein ſeien, ihrem Leben zulege; einer armen Frau zu lieb' wird er es wohl thun, und er wird am beſten wiſſen, wie vielen andern Leuten es dabei noch wohl geht." Johannes wollte wehren, ſie hätte Hühner und Eier genug, aber es half nichts. Käthi wollte auch geben und zwar aus frommem, gutem Herzen.

Endlich ging der Zug von dannen. Käthi war ganz ſtolz auf den Sohn und daß er ihrer ſich nicht ſchäme. Johannes war ſtolz auf ſeinen Buben. Es wäre ſchade, wenn zu dem nicht recht geſehen würde, aus dem könnte es etwas geben, dachte er. Und der Bube war ſtolz auf ſich ſelbſt, daß er ein ſo großer ſei, Fiſche gefangen habe und jetzt mit dem Vater komme weit, weit weg. Käthi war aber nicht bloß ſtolz, ſie war auch glücklich. Sie konnte dem Sohne ſagen, wem dieſer und jener Acker ſei, und es thut einer Mutter immer wohl, wenn ſie erwachſenen Kindern etwas ſagen kann, das ſie nicht wiſſen; ſie hörte ihn Bemerkungen machen, wobei ſie denken mußte: „Ei, aber nein, wie hat der einen Verſtand von der Sache, einen ſolchen habe ich die längſte Zeit nicht angetroffen."

So wäre die Welt eigentlich voller Freuden, man könnte deren aufleſen bei jedem Schritt und Tritt, aber man muß eigene Augen haben, ſie zu ſehen, man muß eine Art von Glückskind ſein dafür. Es giebt Augen, welche keine Freude ſehen, und wenn man ſie darauf ſtieße; wer ſolche Augen in ſeinem Kopfe hat, der iſt ein armer Tropf.

Mehr als eine halbe Stnnde weit waren ſie miteinander getrappet, hatten daran mehr als eine Stunde gemacht, da ſtand Käthi ſtill und ſagte: „Wir wollen dich nicht länger ſäumen, ſo leb' wohl, habe Acht, daß du die Eier nicht zerbrichſt, danke der Frau z'hunderttauſend Malen und der liebe Gott wolle es ihr vergelten, und läſſeſt du die Hemden machen, ſo gieb ſie einer Näherin, welche dir nicht die halbe Leinwand ſtiehlt; es iſt zwiſchen ihnen und den Schneidern faſt kein Unterſchied mehr." „Mutter," ſagte Johannes, „das macht ſich jetzt nicht ſo, dort iſt ein Wirtshaus, dort zahle ich noch eine Flaſche Wein, wir können da noch ein Wort miteinander reden." „Vexier nicht," ſagte Käthi, „biſt nicht witzig, ja wolle ich ins Wirtshaus. Es weiß kein Menſch, wann ich in einem war." „Ebendarum müßt ihr jetzt kommen; ein Tropfen Wein thut euch wohl," ſagte Johannes, nahm ſie bei der Hand und wollte mit ihr gehen.

„Nit, nit," rief Käthi, „mach nit d'r Narr mit mir. Denk, was würden die Leute ſagen, wenn du ſo ein alt verhagelt Witfraueli ins Wirtshaus brächteſt; ich müßte mich ja ſchämen mein Leben lang!" — Da half aber alles Wehren nichts, der Sohn zog, der Großſohn, dem das ſehr recht war, ſtieß, und es war ein luſtig Zuſehen, wie die alte Frau ſo gleichſam ins Wirtshaus geſchoben wurde, halb weinend, halb lachend. Halb weinte ſie, wie der junge und der alte Uflat ihr Gewalt anthäten, halb lachte ſie wie ein jung hoffärtig Mädchen; daß ein ſolches ſich wehre, ſei der Brauch, aber daß man ein alt Fraueli zum Weine ſchleppe, das ſei doch wohl noch nie erhört worden; die ſagten es ſonſt, wenn ſie Wein möchten. Und doch freute ſich Käthi innerlich, daß Johannes ſich ihrer nicht ſchäme und noch dazu vor ſo vielen Leuten, und während ſie immerfort grollte und klagte, ſo oft ſie der Wirtin anſichtig wurde, nippte ſie doch mit ſichtlichem Behagen den Wein; freilich klagte ſie nach dem erſten Schlucke ſchon, ſie werde ſturm, das würde was abſetzen, wenn ſie das Glas austrinken wollte. Indeſſen Johannes zwang ſie zum zweiten, und Wecken mußte ſie eſſen, obgleich ſie ſagte, die ſeien nicht für arme Leute, und wenn ſie jemand dabei ſehen würde, er würde ſie ſchön bereden. „Wenn mein Hausbauer herein käme, ich glaube, ich ſtürbe vor Angſt; die Hausmiete nicht gegeben und jetzt hinter Wein und Wecken. Der würde mir!"

„Du gute Frau," ſagte die Wirtin, „du lebſt abgeſchieden von der Welt und weißt nicht mehr, wie es geht. Wenn niemand ins Wirtshaus gehen und trinken wollte, als wer die Miete bezahlt hat, müßten wir ja Hungers ſterben. Gerade ſolche ſind die beſten Kunden, Zahlen ſei ein verfluchter Zwang, ſagen ſie, es ſei ja jetzt Freiheit, und ſo hätten ſie das Recht, mit ihrem Gelde zu machen, was ſie wollten. Und es wird wohl ſo ſein, allweg iſt's mir ſo recht."

„Du mein Gott," ſeufzte Käthi, „kein Wunder, hagelt und wettert es ſo, und wer weiß, wie es noch kömmt! Es wird einem recht Angſt, und am wohlſten iſt man daheim, wo man ſolches nicht vernimmt."

Indeſſen vergaß ſie dies Elend wieder und nach herzlichem Abſchied ging ſie ganz glücklich heim, es war recht rührend zu ſehen, ſo glücklich wird in oberen Regionen wohl ſelten ein Menſchenkind gefunden. Der Mund brummte zwar immerfort, aber das Herz hatte die freudigſten Empfindungen. Traf ſie einen bekannten Menſchen an, ſo ſtellte ſie ſich zu ihm und ſagte, er werde nicht wiſſen, wo ſie herkomme, und wenn es nur der tuſig Gotteswille kein Menſch vernehme. Der Sohn ſei bei ihr geweſen, wo Corporal ſei beim Militär, er ſei gar gruſam gut gegen ſie und gekommen zu ſehen, wie es ihr ergangen. Sie habe ihm das Geleit gegeben und habe der Uflat ſie nicht ins Wirtshaus geriſſen, als ob ſie ein jung Meitſchi wäre! Sie habe trinken müſſen, ob ſie habe wollen oder nicht, und ſei nun ganz betrunken, und wenn ſie nur der Gotteswille niemand anrede; ſie wüßte gar nicht, wie Beſcheid geben, und wenn es nur der Hausbauer nicht vernehme, daß ſie im Wirtshauſe geweſen ſeien. Sie ſeien ihm noch an der letzten Miete ſchuldig; es wiſſe kein Menſch, was er ſage, wenn er es vernehmen ſollte; aber ſie hätte es nicht erwehren können. Der Sohn habe es nicht anders thun wollen, er gönne ihr z'Sach gruſam. Aber ſie müſſe machen, daß ſie heim komme; es ſei ihr lieber, es ſähen nicht alle Leute, wie voll ſie ſei, und fragten ſie, woher ſie käme.

„Aber Großmutter," ſagte endlich Johannesli, „wenn du es ſo ungern haſt, wenn die Leute wiſſen, wo du geweſen, ſo mußt du dich nicht bei allen ſtellen und es ſelbſt ausdampen. Wenn du es allen Leuten ſagſt, ſo vernimmt es der Bauer noch dieſen Abend und kommt er und jagt uns aus."

„Du tauſends Bubeli du," ſagte Käthi, „was dir nicht in Sinn kommt, ei, nein, aber was du für einer biſt. So komm jetzt ſchnell, daß kein Menſch uns mehr ſieht!" Und beim nächſten Menſchen ſtellte ſich Käthi wieder und war nicht wohl, bis ſie gebeichtet hatte; von wegen weſſen das Herz voll iſt, deſſen läuft der Mund über.

Dieſer Tag ward auch zu einem der freundlichen Sterne, welche Licht werfen ins Leben des Menſchen. Wohl dem, über deſſen Leben viele ſolche Sterne ſtehn und wehe dem, deſſen Augen keine ſehn, vor deſſen Augen beſtändig nur Graus und Not ſtehen oder Zorn und Neid.

Fünftes Kapitel.

Wie Käthi kummert und was ſie von den Erdmännchen erzählt.

Mit großer Anſtrengung, wie aus hartem Geſteine, mußte Käthi der Welt das tägliche Brot abpreſſen und hatte noch einen Schaden gelitten, an welchen ſie anfänglich gar nicht dachte. Die Zeit war gekommen, wo ſie die erſte ihrer drei kleinen Ernten halten ſollte und manchen Batzen erübrigen für die Zeit, wo der Herr auch dem Sperling ein ſpärlich Futter giebt. Der Arme hat keinen eigenen Acker ererbt, auf dem er ſäet und erntet, und hat er genug geſchnitten, ihn wieder auf ſeine Kinder vererbt. Aber ein großes Erntefeld hat der Herr dem fleißigen Armen doch bereitet, auf welchem er nicht zu pflanzen braucht, auf welchem er und Kind und Kindeskinder ſammeln können, wenn ſie fleißige Hände haben und den Sinn, der das Kleine nicht verſchmäht aus Trotz, weil das Große ihm verſagt iſt. Wenn im Walde der Kuckuck ſchweigt, im Buſche die Amſel verſtummt, dann reifen in Wald und Buſch Beeren von allen Sorten für alle, welche der Herr im Himmel ſpeiſet. Frei iſt ihr Sammeln, kein Herr nimmt den Zehnten, kein Markſtein beengt das weite Sammelfeld, in kühlem Schatten flattert das Vögelein der Speiſe nach, welche Gott ihm bereitet hat, ſucht der Arme die ſüßen Beeren unter dunklem Laube, und mancher Junge, der den Kreuzer nicht nötig hätte, erinnert ſich mit unverwiſchter Freude der glücklichen Stunden, wo er Beeren geſucht im dunklen, geheimnisvollen Walde.*)

Nun ging eines Abends Käthi aus, zu ſchauen, ob die Erdbeeren bald reif ſeien, und ſah nun zu großem Schrecken, daß auch dieſes Feld verwüſtet ſei. Die beſten Stellen verſandet, die lieben Sträucher begraben. Sie weinte, als ſie dieſes ſah und nicht bloß aus getäuſchter Hoffnung, aber es waren ihr dieſe Sträucher liebe Bekannte ſeit vierzig Jahren, hatten alle Jahre ihr freundlich geblüht, ihr willig ihre ſüßen Früchte geboten. Jetzt waren ſie begraben, die höhern Sträucher der Himbeeren und Brombeeren, verſandet, ſchaueten wehmütig ſie an wie Leidtragende in Sack und Aſche, wie Sterbende, welche ihr Angeſicht verhüllen. Wenn Käthi in den Wald ging, ſo war es ihr allemal gar ſchaurig wohl zu Mute, ſie betrat ihn immer wie ein groß Geheimnis, ihr bangte, ſie müßte doch einmal einen Waldgeiſt ſehen, oder aus einer Eiche herab rufe ein Luftgeiſt ihr zu oder eine Fee erſcheine ihr. Sie lebte unendlich wohl an dem Schreck, welcher ſie dann erfaſſen werde, und ſann Stunden lang auf die Antwort, welche ſie zu geben hätte, daß es die rechte ſei. Am liebſten aber weilte ſie, wenn ſie Erdbeeren ſuchte, bei dem Glauben: nachdem die Erdmännchen der böſen Leute wegen die Häuſer verlaſſen, hätten ſie ſich in Buſch und Wald zurückgezogen; die Erdbeere, ſo züchtig verdeckt unterm grünen Schirme, ſo duftig, ſo ſüß, ſo demütig und verſchämt, ſei ihrer Hände Werk, Gaben für arme Leute, welche nicht eigene Äcker hatten, nicht eigene Bäume. Und allemal, wenn Käthi die erſte reife Erdbeere pflückte, dachte ſie, gottlob, glücklich haben die lieben Leutchen ſich überwintert, ſind nicht aus dem Buſche gewichen und gedenken meiner noch! — Jetzt, als Käthi die Verheerung ſah, die Erdbeerenſträucher begraben in grauem Grabe, mußte ſie weinen und denken, ihre Zeit ſei ausgelaufen geweſen; ihre Händchen, welche den armen Leuten die lieblichen Blüten, die ſüßen Früchte gewoben, ſeien erſtarrt, und für die armen Leute komme nun eine böſe Zeit, wo niemand mehr ihrer gedenke. Oder ob ſie wohl weiter gezogen ſeien in ein ander Land, ſatt der Menſchen, welche weder dankbar mehr ſeien noch demütig, weil ſie nicht mehr gläubig ſeien, ſondern ungläubig, ſich nicht mehr liebten, ſondern einer des andern Feind ſei, weder der Menſchen Obrigkeit unterthan, noch der Obrigkeit Gottes? Und ſie müßten es büßen, ſie, die armen Weiber und die armen Kinder, was große und kleine Sünder frevelten gegen Gott und ſeine heiligen Gebote, und ob das gemacht ſei von Gott? ſo dachte Käthi und weinte bitterlich, an eine Tanne gelehnt.

---

*) Bei uns leider! müſſen in vielen Gegenden die Armen, die Beeren ſuchen, eine Abgabe dafür entrichten. Anmerk. des Verlegers.

Da kam es ihr aber doch ein, daß ihr Grollen ein ungerechtes und ſündiges ſei, und daß es eine Gnade Gottes ſei, um anderer Sünden willen leiden zu müſſen und nicht der eigenen wegen. Der liebe Gott werde die armen Leute ernſtlich läutern wollen, damit ihnen ja der Himmel nicht fehle und ſie die böſen kommenden Zeiten geduldig und Gott ergeben überſtehen könnten. So werde es ſein, dachte ſie, und nicht wie jüngſt ein alter Keſſelflicker geſagt habe, daß der Teufel von Zeit zu Zeit neue Treib- und Jagdhunde nötig habe und ſich dieſelben hier dreſſiere auf der Welt und ſie abrichte auf die Menſchen. In ſolchen Zeiten hätten es die guten Menſchen und die armen Leute bös, auf ſie abſonderlich dreſſiere ſie der Teufel, und was nicht des Teufels ſei, ſei vor ihnen nicht ſicher, und das daure ſo lange, bis der Teufel ſie gehörig dreſſiert habe, daß er ſie brauchen könne in der Hölle, dann gehe es wieder beſſer auf der Welt, ſo habe der Keſſelflicker geredet. „In Gottes Namen,“ ſagte Käthi, „ſei es was es wolle, ſo wird man ſich darein ergeben müſſen,“ und wandte ſich nach Hauſe, aber weder aus dem Herzen noch aus dem Geſichte brachte ſie die Trauer weg.

Als Käthi heim kam, merkte Johannesli dies alsbald; denn Käthi lachte gar nicht, als er die Nachricht brachte, beide Hühner, das ſchwarze und das weiße, hätten gelegt. Solche Trauer konnte aber der Kleine nicht dulden; ſie mußte ihm fort, und er war Herr in der Großmutter Herz.

So ein kleiner Herzensherr iſt viel mehr als ein ſogenannter Hausherr, der vielleicht nicht über einen andern Finger als über die zehn ſeinigen zu befehlen hat, geſchweige denn über Geberden oder gar über Stimmungen. Solche kleine Herzkönige, man nennt ſie auch Herzkäfer, laufen gar viele in der Welt herum, leider aber wachſen die meiſten aus den Herzen heraus. Ach und wie viele ſind, welche, wenn ſie zu Grabe getragen werden, nur noch ein klein Plätzlein in irgend einem Herzen bewahrt haben, geſchweige denn einen Thron in vielen Herzen!

Der Kleine hatte es wie alle Könige, vertrug nicht Widerſpruch, geſchweige Widerſtand. „Großmütti,“ ſagte er, „wenn du ſo gegen mich ſein willſt und ein ſolches Geſicht machen, ſo habe ich dich nicht mehr lieb und laufe fort zu Käsreſe; ſie haben mir einen Widder verſprochen, wenn ich kommen wolle, und dann ein lebendig Roß, wenn ich groß bin.“ „So,“ ſagte Käthi, „alſo ein Roß iſt dir lieber als ich, haſt's auch wie die andern. He, nun in Gottes Namen, ich bin froh, daß ich alt bin und bald ſterben kann.“ „Nein, Großmütti, ſterben ſollſt nicht,“ ſagte Johannesli, „aber thue nicht ſo wüſt, und rede und mach' ein freundlich Mineli wie ſonſt, dann biſt du mein lieb Großmütti und ich will nicht zu Käsreſe.“ „Ach Gott, Bubi,“ ſagte Käthi, „gern wollte ich, wenn ich könnte, aber unſer eins hat gar viel Kummer, welcher einem faſt das Herz abdrückt, von welchem du nichts weißt.“ „Daran biſt du ſelbſt ſchuld, Großmütti,“ ſagte der Kleine, „warum ſagſt du es mir nicht.“ „Man kann einem Kinde nicht alles ſagen,“ ſagte Käthi. „Das wäre wunderlich,“ meinte Johannesli, „und jetzt thue doch nicht ſo wüſt und ſag mir auf der Stelle, was dir das Herz abdrückt.“

„Aber Bubi, ſchämſt du dich nicht, mit der Großmutter ſo zu reden, kein Wort ſage ich dir, wenn du ſo thuſt. Willſt lieb und gut ſein, ſo mußt du's wiſſen, aber erſt muß ich kochen.“ Das ließ Johannesli ſich gefallen; denn er hatte Hunger, half aber nach ſeinen Kräften, trug Holz herbei und legte an, daß die Großmutter, welche wußte, was das Holz wert war, aus Leibeskräften wehren mußte. Die gute Großmutter hatte überhaupt mit der Ungeduld des Kindes viel Plage und war ſie doch ſo geduldig, aber der Unterſchied war der: der ſtarke Gott hatte ſie erzogen, die ſchwache Großmutter den Johannesli.

Endlich war das Nötigſte gethan, Käthi ließ vom Kinde auf das bekannte Bänklein ſich zerren; jetzt red', ſagte das Bubi und Käthi that alſo. „Nun, wenn's ſein muß,“ ſagte ſie, „aber ſchweig mir ſtill und unterbrich mich nicht, habe gar ein ſchwach Gedächtnis und vergeſſe, was ich habe ſagen wollen. Ehedem war's nicht ſo, aber wenn man altet, ſo ſchwachet man.“ „Großmütti, ſtürme nicht mehr, fange doch an!“ „Bös Bubi, was du biſt,“ ſagte Käthi und begann: „Gott der Herr liebte die Menſchen und verſtieß ſie nie ganz, wenn ſie auch böſe wurden. Einmal als der liebe Gott die Engel im Himmel zu brauchen hatte und der Heiland ebenfalls noch nicht Zeit hatte auf die Welt zu kommen, da wollte der liebe Gott, daß die Menſchen doch nicht verlaſſen ſeien; denn der Menſch iſt gar ein arm Weſen und nichts für ſich alleine. Tief unten im Boden, viel tiefer als der längſte Kirchturm auf Erden oder im Himmel, leben kleine, kleine Leutchen, die größten wie mein Daumen, die kleinſten wie dein klein Fingerchen. Sie leben in unſeres Herrgotts unterirdiſchen Kammern, ſind gar gute Leute, lieben den Frieden und was ſchön ſonſt iſt und herrlich. Sie kochen unſerm Herrgott die Diamanten und Edelſteine, ſondern vom groben Geſtein die edlen Metalle, tragen jedes an ſeinen Ort und weben die Blümlein und bereiten den himmliſchen Tau. Es iſt ein gar zahlreich Völklein, ſie haben einen König und eine Königin, die tragen die herrlichſten Krönlein auf ihren Häuptchen, aus einem Karfunkelſteine iſt des Königs Krone, aus einem Diamanten die der Königin, denn in den Stunden, welche unſer Herrgott ſie nicht braucht, machen ſie aus den Edelſteinen und Metallen ihre Hausgeräte und Zierraten, ſo ſchön wie kein Menſch ſie machen kann, und das leuchtet und glänzt in ihren Kammern ſo herrlich und ſchön, als ob die Sonne ſcheine für und für. Aber unterirdiſch iſt immer unterirdiſch; da leuchten die himmliſchen Sterne nicht, wehen friſche, laue Winde nicht, wandelt der Mond nicht durch den blauen Himmel, wohnen nicht vernünftige Menſchen; da ſind ſchreckliche Schlangen und Drachen, welche Gott gebaut hat und gefeſſelt in ſchauerlichen Höhlen; deren Gebrüll tönt bis in die Kammern der guten Leutchen; da wohnen böſe Geiſter, welche Schätze hüten und zu Zeiten wieder kommen müſſen, die einen zu plagen, die andern zu warnen. Als eben nun einmal der liebe Gott viel zu ſchaffen hatte im Himmel und doch die Menſchen nicht ganz ohne Hülfe und Hüter wollte ſein laſſen, ſandte er den Engel Gabriel zu den Leutchen und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten ſich aufmachen auf die Erde hinauf und da den Menſchen helfen und ſie hüten; die guten Leutchen ſollen anfangs ſich gar grauſam erſchreckt haben über den Auftrag. Sie liebten den Frieden ſo; und ſo böſe, wüſt und zänkiſch ſollten die Menſchen ſein, haben ſie geſagt. Da hat ihnen der Gabriel zugeſprochen und geſagt, ſie brauchten nur zu den guten Menſchen zu gehen, die böſen begehre ja der liebe Gott nicht hüten zu laſſen, und ſobald an einem Orte Unfrieden und Streit einreiße, den ſie nicht verhüten könnten, ſollten ſie ſich aufmachen und weiter ziehen. Da ihnen das verſprochen war, machten ſie ſich ans Werk und gruben Gänge hinauf auf die Erde gar ſicher und ſchnell; denn ſie ſind Bergleute von Natur und wiſſen umzugehen mit den Steinen gar wunderbar und mächtig. Als ſie auf die Erde kamen zum erſtenmal, ward ihnen faſt übel in der friſchen, kühlen Luft. Aber bald gefiel es ihnen gar gruſam wohl hier oben unterm Himmel, wo die Sterne ſcheinen und der Mond ſchiffet durch den Himmel. Die Sonne war ihnen zu hell und heiß, es war ihnen ein zu großer Abſtand zwiſchen den Sonnenſtrahlen und der Luft in ihren unterirdiſchen Gewölben, und mußten ſie am Tage auf Erden ſein, ſo hauſten ſie in Kellern oder im dunkelſten Waldesſchatten. Aber in ſchönen Nächten, wenn im Sternenglanz und Mondeslicht die Erde ſilbern ſchimmert und leiſe, warme Winde wehen, dann machte das liebe Völklein ſich auf; voran Spielleute, welche auf goldenen Flöten und Schalmeien gar herrlich ſpielten, dann kamen der König und die Königin, ihre Kronen auf den Köpflein, die rot und weiß gar wunderbar erglänzten durch die Nacht, und hinterdrein in unabſehbaren Reihen des Völkleins ungezählte Scharen; und wo die Blumen am ſüßeſten duften, die Quelle am reinſten rieſelt, der Wieſengrund am lieblichſten und zärtlichſten ſich lehnt an den dunkeln Waldesſaum, da ſchlingen ſie ihre Reihe und tanzen in fröhlicher Luſt in der klaren Luft, bis der Hahn kräht und einzelne Lichtſtrahlen, Vorreiter der Sonne, in der Luft erzittern; dann ordnen ſie ſich wieder in lange Reihen, und wer nicht auf Erden Arbeit hat, zieht unter hellem Spielen, voran der König und die Königin, hinunter in die untere Welt.“

„Wenn es aber Winter war, weiß die Erde, kalt die Luft, und ſie hatten eine große Freude, welche ſie gerne gefeiert hätten ſo recht von Herzensgrund, eine Hochzeit, eine Taufe oder ſonſt was Schönes, da ſuchten ſie ſich ein fromm vornehm Haus aus, wo ſchöner Platz war und doch ein ehrbar Weſen. Dort hauchten, wenn der Abend kam, Geſandte des Völkleins die Bewohner mit ſüßem Schlafe an, ordneten dann und ſäuberten den Platz, dann kam Haufe um Haufe der Leutchen mit goldenem Geſchirre, mit demantenen Bechern und Näpflein, gar ſo klein alles und doch ſo herrlich und ſchön. Wenn alles geordnet war, kamen der König und die Königin mit den Spielleuten, den Hochzeitleuten und allen, die fröhlich waren im Gemüte, und bankettierten da die ganze Nacht in großer Luſt und Freude, bis der Hahn krähte, der erſte Tagesſchimmer erzitterte in der Luft. Dann gingen der König und die Königin und legten ſchöne Geſchenke, kleine niedliche Geräte aus Gold oder Edelſtein auf die Betten der ſchlafenden Bewohner, und am Morgen, wenn ſie erwachten, fanden ſie dann die herrlichen Sachen; daran merkten ſie, wer da geweſen, freuten ſich ſehr, denn es war ihnen ein Zeichen, daß ſie vor Gott angenehm ſeien und ſein Segen mit ihnen ſei. Was aber das allerbeſte und köſtlichſte war, das war, daß ſolche Häuſer von den guten Leuten abſonderlich bewacht und behütet wurden, weit mehr als alle andern. Sie hüteten die Kinder und das Vieh, kein Kind fiel in einen Bach, vom Baume, kein Vieh wurde verhext im Stalle, an der Milch oder am Fleiſch. Sie verſcheuchten die Wölfe, reinigten von giftigen Kräutern die Wieſen, bewahrten die Häuſer vor Feuer, die Felder vor Waſſer, ſchafften viel für Fleißige; wenn dieſe am Morgen an die Arbeit wollten, war ſie gemacht; treue Knechte fanden Tannen und Buchen gefällt, welche an gefährlichen Orten ſtanden; treuen Mägden ward die Milch nie ſauer in ihren Milchgeſchirren; arme Weiber fanden Bürden Holz vor den Fenſtern und armen Vätern trugen ſie Heu zum Stalle von den ſteilen Felsbergen. Die Menſchen wußten um dieſe Gäſte, freuten ſich ihrer, erzählten von ihnen den Kindern, damit dieſe ſich nicht fürchteten, wenn ihnen die Erdmännchen erſcheinen ſollten, was ſie zuweilen bei lieben, guten Kindern thaten, mit ihnen ſpielten, die Zeit ihnen verkürzten, während die Eltern auf dem Felde waren.“

„Aber wenn Erwachſene ſie belauſchten, duldeten ſie es nicht, und gar manch vorwitzig Knechtlein fand man mit umgedrehtem Kopfe;

denn was Gott verborgen hat, das ſoll der Menſch nicht ergründen; und wer's ſucht, muß gar ſchrecklich büßen ſeinen Vorwitz. Sonſt hatten ſie große Freude auf der Erde, das Arbeiten unter dem Himmel war ihnen viel lieber als das Arbeiten unter der Erde, und wer ſich auszeichnete da unten und in Gunſt kam bei dem Könige und der Königin, wurde ein Auserwählter und durfte oben die Werke thun, die Gott ihnen auftrug. Da Gott ſah, wie geſchickt ſie ſich ſtellten auf der Erde und wie lieb ihnen das Arbeiten da oben war, ſo ließ er ſie da, auch als er die Engel nicht mehr ſo nötig brauchte im Himmel und der Heiland geboren worden. Aber eines blieb ihnen: Zank und Streit, Geiz und Unbarmherzigkeit mochten ſie nicht leiden, und wo ſo was in einem Hauſe einriß, da verließen ſie es und kehrten nimmer wieder. Wo Unfriede einzog, Zank und harte Worte von den Wänden wiedertönten, die Menſchen Geld zählten ſtatt beteten, ſchlemmten und praßten und der armen Leute vergaßen, da blieben die Kinder ohne Hut, erkrankten, fielen tot, über das Vieh kamen Krankheiten, über die Felder ſtürzten Ströme, und oft wurden die Häuſer vom Feuer verzehrt. So ward Haus um Haus, Schloß um Schloß verlaſſen, und weil ſie nimmer wiederkehrten, wurden die Häuſer, wo ſie ihre Mähler hielten und abſonderlich ſie hüteten, immer ſeltener, bis ihnen endlich hier in weiter Umgegend ein einziges blieb, eines reichen Bauern Haus auf dem Brittenwalde. Jetzt ſteht dort manch ſtattlich Haus; und Platz iſt da für mehr als einen reichen Mann; damals ſtand dort ein einzig Haus und der Bauer auf dem Brittenwalde war reich wie Salomo, ſeine Wälder, Felder und Matten waren ungemeſſen und ſein Vieh ungezählt und Knechte und Mägde hatte er faſt wie Abraham. Es waren grauſam gute Leute die Bauern auf dem Brittenwald, ſo lange man wußte; ſie lebten in der Eintracht, und ohne Troſt verließ kein Menſch das Haus, und wer den Brittenwald erreichen konnte in Not, Winter oder Krankheit, der brauchte nicht mehr ſich zu kümmern, bis Not und Winter und Krankheit vorüber waren; und wenn es aus war mit ihm, konnte er auf einem ruhigen Plätzlein in der Wärme ſterben. So wars gegangen ſeit Menſchengedenken, und der Leutchen liebſtes Haus blieb es, und ſie hüteten ſorglich auch das einzige Söhnelein von dem Brittenwaldbauer, unter welchem ſie das Haus verlaſſen mußten. Derſelbe und ſein Weib waren auch gute Leute ganz von der alten Art und ihr Söhnelein war gar ein gut Kind und gehorchte den Eltern und war darum auch gar ſchön, groß und ſtark."

„Nun gewann derſelbe ein Mädchen gar lieb und wollte es heiraten. Das Mädchen war auch ſchön, hatte himmelblaue Augen und Haare gelb wie Gold und zart wie Flachs, aber es war nur eines Knechts Tochter und arm. Drüben über der Emme wohnte eine gar erſchrecklich reiche Bauerntochter, dieſe gefiel den beiden Alten abſonderlich und viel beſſer als das arme Mädchen, und waren ſtreng hinter dem Sohne, daß er ſich hinter die reiche Tochter mache. Es waren recht gute Leute; ſie ſagten, je reicher ſie ſeien, deſto mehr Gutes könnten ſie thun, und gleich und gleich geſelle ſich am beſten. Aber vielleicht meinten ſie eigentlich nur, wer reich ſei, ſei gut, und hatten ein Gelüſte nach noch größerem Reichtume, und was ſie eigentlich meinten und was ſie im Herzen hatten, merkten ſie ſelbſt nicht. Der Sohn wollte die Eltern nicht traurig machen, er heiratete die Reiche, ließ die Arme. Dem ſchönen Kinde brach das Herz. Erſt weinte es, bis ſeine Augen ſchwarz wurden wie die Nacht, und grämte ſich, daß ſeine Haare weiß wurden wie friſch gefallener Schnee, dann ſtarb es. Die Reiche zog ins Haus, nun erfuhren es die Alten, daß nicht alle Reichen gut ſind und daß reich und reich nicht immer gleich und gleich iſt. In der Reichen ſteckten zwei Teufel, aber wie es auch bei den Menſchen geht, nicht gleich große, erwachſene Teufel, ſondern nur ganz kleine, kleine Teufelchen, welche man gar nicht merkt; Hörner und Schwänze ſind auch noch nicht gewachſen, wie es auch bei den Hähnen geht, welchen der Kamm und die Schwanzfedern erſt lange hintenher kommen. Die beiden Teufel hießen der Hochmutsteufel und der Geizteufel, und wo dieſe beiden ſich zu rühren anfangen, Schwanz und Hörner ihnen wachſen, da geht es gar grob und unmanierlich zu und es wird den Leuten übel dabei, wenn auch nicht wegen des Geſtanks, ſo doch ſonſt wegen Wüſtthun. Nach und nach ſahen die alten Leute mit Grauen, wie die Schwiegertochter die armen Leute verachtete, ſie für zu ſchlecht hielt für gute Worte, und immer mehr auch für gute Gaben, und wie ſie einen Kopf bekam, wie der Hahn einen Kamm, ſo rot, kühn und trotzig, und herum ſchoß den Arbeitern nach, wie die Schwalben den Mücken. Sie thaten das Möglichſte mit Geduld und Sanfmut, die junge Frau ins altertümliche Geleiſe zu bringen, und die alte Hausart und Sitte ihr beizubringen, aber mit Sanftmut und Geduld bändigt man bekanntlich zwei Teufel, den Hochmutsteufel und den Geizteufel, in einer Schwiegertochter nicht."

„Die armen Leute, ſie ſollten es gewahr werden, was es heißt: einen reichen Menſchen einem armen vorzuziehen, unbekümmert darum, ob werdende Teufel oder werdende Engel in dem einen oder dem andern wohnen. Dieweil auf dieſes zu ſehen, gründlich genommen, die Hauptſache iſt. Auch der Sohn ſah das Unglück und beſſer noch als die Alten; denn gegen ihn ließ ſie abſonderlich ihre wachſenden Teufel los. Er verſuchte, ihr dieſelben mit guten Worten und ſchönen Sprüchen aus dem Leibe zu jagen, aber er fand die rechten nicht, die Teufel wuchſen alle Tage mehr, und die ſchönen Sprüche ſchienen für ſie zu ſein was Hafer für die Roſſe."

„Die junge Frau hatte alle Tage größern Zorn im Herzen über die alten Leute und ihren Mann, alle Tage wuchs der Widerwille gegen die alte Hausordnung, und alle Tage glühte heißer der Vorſatz, dem alten dummen Weſen ein Ende zu machen und ein neues einzuführen nach ihrem Sinn und wie es recht ſei und Brauch ſein ſollte. Sie ſah in nichts mehr Heil, als daß es anders werde, und daran, daß ſie das Rechteſte wolle und das Beſte, kam ihr kein Zweifel. Alle Tage blitzte es mehr und mehr um ſie herum, ſo wie es auch wettert an den Bergen herum oder ſonſt von weitem, bis das rechte Wetter kömmt und über unſern Köpfen losbricht. Die alten Leute fühlten alle Tage bitterer die Reue, aber ungeſchehen macht man kein geſchehen Ding, gebrochene Herzen nicht mehr ganz, und tote Leute nicht mehr lebendig. Die Reiche, die da herumſchoß im Hauſe wie eine Weſpe an den Fenſtern, konnten ſie nicht mehr umtauſchen gegen das arme Mädchen, welches nun ruhig im Grabe lag. Dort hätte auch der Sohn gerne gelegen; ihm ahnte das ſich ſammelnde Wetter, aber ihm fehlten Mut und Liebe, ſein Weib zu ändern."

„So ging's eine Weile, da kam ein heißer Erntetag, und der letzte dazu; die letzten Garben, und zwar viele, viele Fuder, ſollten, des ſonnigen Wetters wegen, eingefahren werden. Das war von je ein großer Feſttag auf dem Brittenwalde, für den eigens geſchlachtet ward, mancher Malter Korn in die Mühle wanderte, als weißes Mehl zurückkehrte und mehr als ein Centner Butter zum Kuchenbacken harrte. Der Arbeiter waren viele auf dem Hofe, zumeiſt waren ihre Familien groß, Scharen von Ährenleſern deckten die weiten Felder. Alte, Lahme, Blinde trabten daher; alle wußten, daß an dieſem Tage niemand ungeſättigt den Brittenwald verließ. Darum, wenn es auch heiß war auf dem Acker, ſo war es doch ohne Vergleich heißer noch in der Küche, wo während zwei Tagen das Feuer nicht ausging, um das Gehörige zu backen und zu kochen, damit niemand ungeſättigt den Hof verlaſſe und Greis und Kind dieſen Tag den Brittenwald lobe und preiſe, und noch mancher Kranke daheim und manches Mütterchen, deſſen Füße es nicht mehr trugen, und denen Gaben und Labung ins Haus geſchickt wurden. Sie hatten's und ſie gönnten's."

„Das war ein Tag, an welchem die Erdmännnchen ſehr große Freude hatten, aber auch große Arbeit. Sie hatten große Freude am Fleiße der Arbeiter, an der Gutthätigkeit des Bauern und ſeiner Frau, an den glücklichen Geſichtern derer, die gaben und derer, die nahmen. Sie hatten große Arbeit, alle Störungen zu vermeiden und in der Hitze der Arbeit die Ordnung und die nötige Sanftmut zu bewahren überall. Sie wehrten auf dem Acker den Roſſen die Bremſen, damit die Roſſe nicht wild würden, dämpften des Feuers Wildheit und Tücke, damit die Butter nicht zornig werde, ſich in das Feuer ſtürzte; ſie ſchafften neue Butter in die Kübel, damit dieſe nicht leer würden; ſie hüteten aber auch das Geſchirr der Roſſe, das Werkzeug allzumal, ſie hüteten alles und vorab der Menſchen Gemüter, daß dieſe nicht heiß würden, nicht überliefen in Zorn und Wut, Streit und Zank den Tag nicht verdürben. Darum hatte ſeit Menſchengedenken an dieſem Tage kein Unfall auf dem Brittenwalde ſich ereignet, kein Wagen ſtürzte um oder fiel ein, weder Roß noch Menſch nahm Schaden, keine Butter kam ins Feuer, kein Feuer ins Dach, kein Streit entweihte dieſen Tag, es war immer der glücklichſte Tag auf dem Brittenwalde."

„Nun war der Tag da, wo es anders werden ſollte; die Frau war die Butter, welche ins Feuer lief und das Feuer ins Dach brachte und die Erdmännchen aus dem Hauſe. In ſtummem Zorn hatte ſie ſchon lange von dem Erntetage reden hören und geſehen, wie die Leute ſich darauf freuten, ſie wußte nicht warum. Als ſie nun eine Kuh ſchlachten ſah und zwei Schafe, die Körbe dürren Fleiſches ſah, welche gekocht werden, die Körbchen voll Eier, die Kübel voll Butter, die Säcke voll Mehl, welche verbacken werden ſollten, alles für einen Tag, ſah, wie es wimmelte auf dem Acker, wie es ſchlich und lief von allen Seiten dem Hauſe zu, da wuchſen Zorn und Angſt in ihrem Herzen gewaltig. Angſt kriegte ſie, ſie kämen um Hab und Gut; ſie hatte es nie erfahren, wie ſolche Güte durch größern Fleiß und größere Treue reich vergolten werden; Zorn erfaßte ſie, daß man für ſolche Menſchen ſolche Mühe habe, und ſchaffen müſſe für ſie und ſchwitzen ärger als Knechte und Mägde für ihre Herren. Und je heißer es ward in der Küche, deſto heißer ward ihr Blut, und je ſtärker die Butter brodelte in der Pfanne, deſto wilder kochte der Zorn ihr im Gehirne. Bös wurden ihre Augen, ſcharf ihre Worte, und polternd flog das Geſchirr aus ihren Händen auf Tiſchen und Bänken herum. Die Erdmännchen, welche unſichtbar in der Küche wachten und ſchalteten, erſchraken und flohen, und alsbald zeigte es ſich, wie es fehle an der üblichen Hut: Schüſſeln brachen, aus den Vorräten wich der Segen, aus Feuer und Butter die Mäßigung, mit der größten Mühe waren ſie auseinander zu halten. Darüber erſchraken die einen Gemüter, in heißer Ungeduld ſiedeten die andern auf, heißer und immer heißer und immer ungeſtümer ging es zu, in der Küche, im ganzen Hauſe herum lärmte und polterte es. Auf dem Acker ging's wie üblich, die Roſſe ſtanden, die Arbeit ging luſtig von der Hand, grad auf luden ſich die Garben, kein Rad brach oder ſank ein, kein Strick, kein Riemen riß. Aber als der erſte Wagen in die Einfahrt lenkte, ſtürzte er um; denn da waren keine Erdmännchen mehr, welche die Pferde in die gehörige Runde führten, die Räder hüteten vor dem großen Abreisſteine. Ein umgeworfener Wagen in der Einfahrt, welche nicht zu umfahren iſt, bringt große Säumnis und wenn dazu noch zornige Wolken auf die Berge ſich ſtellen, wenn es wetterleuchtet in der Ferne, allmählich dumpf donnert und viele Garben gebunden im Felde liegen, dann kömmt eine unheimliche Haſt über den Menſchen, er ſtolpert über die eigenen Beine und meint, ſein Nachbar habe ihm einen Knüttel dazwiſchen geworfen. Je mehr er zappelt und wirtſchaftet, deſto mehr ſcheint ihm Harz in den Händen zu wachſen; nichts will ihm mehr aus den Händen, und je mehr die Eile not thut, deſto mehr ſtockt es allenthalben. Endlich, ehe noch das Wetter losbrach, aber ſpät und unmutig ſammelten ſich die Arbeiter im Hauſe, unmutig ſaßen Ährenleſer und Dürftige, denen die gewohnten Gaben noch nicht verabreicht waren, ums Haus. Doch war man drinnen noch nicht fertig, die angetriebenen Mägde ſtolperten über die Schwellen, zerbrochene Näpfe flogen in der Stube herum, Fleiſch wälzte ſich unterm Tiſche; immer lauter ward das Schelten in der Küche, glühender züngelten am ſchwarzen Himmel die Blitze, und lauter begann es zu donnern."

„Den alten Leuten und ihrem Sohne ward es bang und ſchwer ums Herz, unheimlich; denn ſo war es noch nie geweſen, bei ihrem Gedenken. Sie gingen von einem zum andern, ſühnten und ſänftigten mit freundlichen Worten, trugen den draußen Vergeſſenen Gaben zu. Sie wollten mit Liebe und Güte ſühnen die Schuld und ihre Folgen, welche ſie ahnten; aber wann haben leiſe Winde und der Bäume Fächeln ein Gewitter gehemmt, die Wolken aufgelöſt, die Blitze ausgelöſcht, den Donner erſtickt?"

„Der Sohn war der Mundſchenk, trug den Wein herbei in großen Flaſchen und zählte ſie nicht, ſchenkte ein, und je mehr man trank, deſto mehr freute es ihn, alles wie üblich. Aber was nicht üblich war, es tranken alle böſen Wein, und allenthalben züngelte der Zorn hervor, die Flamme des Streits ſchlug auf, wenn auch nur auf Augenblicke; wie Öl nicht gut thut im Feuer, ſo Wein nicht in entbrannten Herzen."

„Wenn Knechte im Stalle zornig werden über den Meiſter, pflegen ſie ſein Vieh zu ſchlagen, wenn Menſchen zornig werden an einem Mahle über Meiſter oder Mitmenſchen, ſo muß gewöhnlich zuerſt das gebrechliche Geſchirr herhalten, ein Glas oder ein Teller, oder was ſonſt am nächſten zur Hand iſt, und das klirrte und klingelte, als ob Kobolde das Oberſte zu unterſt kehrten und das Unterſte zu oberſt. Als die junge Frau, deren Kopf glühte wie eine ſeit drei Tagen über dem Feuer geſtandene Kuchenpfanne, ſah, wie der Mann nach Wein rannte und einſchenkte, wie das Eſſen verſchwand, Schüſſeln und Teller brachen, da zerſprengte der Zorn ihr Herz, und wie aus einem zerborſtenen Dampfkeſſel das ſiedende Waſſer über die Reiſenden, ſo nun ihr Zorn über die Eſſenden und Trinkenden. Das ſei ein teurer Tag für eine ſchlechte Ernte und viel Eſſen für ſchlechte Arbeit; mehr Aufwand und nichtsnütziger Volk habe ſie nie an einem Erntetage geſehen. Lieb wär's ihr, ſie ließen ihr wenigſtens die Schüſſeln ganz, und drin noch etwas übrig für den nächſten Tag, ſonſt wolle ſie rechnen mit ihnen ein für allemal! „„Frau," ſagte ein Graubart, „ſeit ſiebenzig Jahren bin ich an dem Erntetage auf dem Hofe, ſie hatten's und gönnten's. Wie ſie gaben, ſo geſchah, was wir ihnen wünſchten, ſie hatten nie deſto weniger, ſondern alle Jahr mehr; denn alles ging in Frieden und hatte den Segen; ſie gönnten es uns und wir ihnen. Heute geht es anders, und an dir liegt's. O Frau, bedenke, halte uns weder Arbeit vor noch Eſſen, laß dich gutes nicht reuen und meide Zank, ſonſt, o Frau, treibſt du mit deiner neuen Mode den alten Segen aus!""

„Da ſchwur die Frau, dem alten Segen frage ſie nichts nach, wenn ſie neue Arbeiter habe. Siebenzehn hätten heute gemäht in der Matte, und was ſie abgehauen, freſſe eine Kuh in einem halben Tage, und was ſie heute verzehrt und zerſchlagen hätten, ſei mehr als aller Segen in zehn Jahren gut machen könne. „„Frau, frevle nicht! Was du ſagſt, weißt du nicht. Was es iſt durch Wurmerde mähen, kennſt du nicht, und was der Segen Gottes iſt, haſt du nie erfahren, darum ſchweige; ſchweige, ſchweige wenigſtens in dieſer Nacht! Wie nahe dir Gott iſt, weißt du nicht!""

„Da ſchlug die Frau auf den Tiſch, daß die Flaſchen zitterten, die Gläſer aufſprangen, riß den ſchäumenden Mund auseinander, aber ehe dieſem ein Laut entfahren war, füllte ein Lichtſtrom die Stube, und ein Donner praſſelte, als ob der Himmel gläſern geweſen und in Millionen Scherben zerſprungen wäre. Geblendet, betäubt waren alle, ſtille wie im Grabe ward es einen Augenblick, dann raſſelte das Feuer über alle Balken, an allen Wänden auf, zur Thüre ſtürzte, wer ſeiner Sinne mächtig war. Der Greis trat hinter dem Tiſche hervor, ihm war's geweſen, als fahre der Blitz zwiſchen ihm und der Frau herab, er ſah ſie nicht, ſuchte ſie am Boden, fand ſie nicht, und gefunden ward ſie nimmer. Die alten Leute und der Sohn waren nicht im Hauſe geweſen. Als die junge Frau in die Stube ſtürzte, hatten ſie Geld in die Taſche genommen, waren in die Küche gegangen, hatten zuſammengerafft an eßbaren Sachen, was ſie noch fanden, hatten alles hinausgetragen und beſchenkt, wen ſie draußen noch fanden. Dann ſetzten ſie ſich an den Zaun und weinten beide bitterlich, und ob's auch immer wilder wetterte und donnerte, mochten ſie doch nicht ins Haus."

„Da hörten ſie hinter ſich ihren Namen, und als ſie aufſahen, ſahen ſie niemand, aber auf den beiden Zaunpfählen über ihnen glänzte es wie zwei Sterne, und als ſie genau hinſahen, waren auf den Zaunpfählen zwei Erdmännchen, von denen ſie von Kindesbeinen auf gehört keins je geſehen. Dieſe waren ungefähr einen Daumen hoch und hatten Krönlein auf den Köpfen; denn es waren der König und die Königin, und die Krönlein waren es, welche leuchteten in der Nacht."

„Der König mit der roten Krone ſprach ganz fein und daß es ihnen doch durch Mark und Bein ging: „„Lebt wohl, wir müſſen ſcheiden! Durch manches Geſchlecht gingen wir in dieſem Hauſe aus und ein, uns war es lieb und dem Hauſe zum Segen. Ihr habt einen Geiſt ins Haus gebracht, der vertreibt uns, wir ziehen aus mit Leid und Schmerz und kehren nimmer wieder."" „„Lebt wohl,"" ſprach darauf die Königin mit dem weißen Krönlein, „„ihr habt uns weh gethan, doch weher noch euch ſelbſt, aber ohne Andenken wollen wir nicht ſcheiden. Gar mühſam ward oft das Mähen in den Matten dem armen Arbeiter, der nicht viel Kräfte hatte, dieweil ſo viel Wurmerde in der Matte war. Von dieſer Stunde an ſoll zu Nutz und Frommen von Bauer und Knecht, ſo lange auf dem Brittenwald gemäht wird, keine Wurmerde daſelbſt zu finden ſein.""

„Das waren ihre letzten Worte, darauf verſchwanden ſie, und wie ſie verſchwunden waren, fuhr der Blitz vom Himmel, das Haus ſtand in Feuer, fiel in Graus und Aſche, aber auch Wurmerde war keine mehr in der Matte und ward keine mehr gefunden auf dem Brittenwalde bis auf den heutigen Tag."

So erzählte Käthi dem kleinen Herzkönig ihr Märlein, pünktlich, wie ein Märlein erzählt zu werden pflegt; und der Kleine horchte lautlos zu und unterdrückte alle Fragen, weil er nach dem Ende begierig war und bereits erfahren hatte, daß das Ende gar nicht kommen wolle, wenn er die Großmutter unterbreche und aus dem Geleiſe bringe. „Jetzt," ſagte Johannesli, und weinte faſt, „jetzt, wegen der wüſten Frau kommen die Erdmännchen nicht mehr auf Erden, und iſt's auch recht, daß der liebe Gott wegen einer viele ſtraft?" „Aber was du nicht ſagſt, ſchäme dich, denk', wenn es der liebe Gott hörte, was würde er ſagen," meinte Käthi. „Nein, ſo iſt der liebe Gott nicht. Es erbarmte ſich der liebe Gott der Erdmännchen, welche gar ſehr trauerten, daß ſie jetzt kein Haus mehr hatten, wo ſie einkehren konnten, und keine Menſchen, welchen ſie gutes thun könnten; denn dieſes war ihnen gar lieb geworden, und ſie hatten keinen Mut mehr in den unterirdiſchen Gewölben, und was ſie da arbeiteten, kriegte Flecken und war ohne Glanz und Schönheit. Der liebe Gott ſchickte ihnen wieder den Gabriel, den Engel nämlich, und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten Stäudchen und Blümlein flechten, welche ſüße Beeren trügen, ſollten, wenn die Sonne ſteige, der Schnee weiche, in lauen Nächten dieſe pflanzen in Buſch und Wald, dann gute, fleißige Leute, fried- und folgſame Kinder locken, ſie zu pflücken zur eigenen Labung oder zum Verkauf, hungrige Vöglein locken zu den Sträuchen zur ſüßen Nahrung."

„Das freute nun die Erdmännchen ſehr, ſie bekamen neuen Mut, und als der Frühling kam, zogen ſie in großen Reihen hinaus in Buſch und Wald, pflanzten die zarten Sträuche und tanzten luſtig in den Wieſengründen, wenn Mond- und Sternenglanz die Erde verſilberte. Im Sommer bergen ſie ſich im kühlen Waldesſchatten, locken und lauſchen, freuen ſich der hungrigen Vögelein, der guten Kinder, der armen Leute, welche kommen, den Hunger zu ſtillen oder Beeren zu ſammeln, um Brot zu kaufen."

„Aber Großmütti, iſt es denn wahr, ich habe auch Beeren gewonnen und keine ſolche Leutchen geſehen, und weißt nicht, was letzthin der Krämer geſagt hat, man müſſe nicht alles glauben, was die Leute ſagen und was man nicht ſelber ſehe?"

„O Bubi, o Bubi, mußt du ſolche wüſte Worte behalten, und denkſt nicht, daß du den lieben Gott ja auch nicht ſiehſt. Ja freilich glaube ich an die Erdmännchen, wenn ich ſie ſchon nicht ſehe," ſagte Käthi. „Wenn du recht gut und folgſam biſt und ich noch lebe im andern Frühjahr, dann will ich dir was zeigen, wenn die guten Leutchen nicht erſchrocken und fortgezogen ſind." „Wo, Großmütti, wie, Großmütti?" ſchrie Johannesli. Käthi wollte anfänglich nichts ſagen, wollte ihn vertröſten auf den Frühling, wenn ſie noch lebe, aber umſonſt, ſie mußte reden, ſie mochte wollen oder nicht. „Sieh," ſagte ſie endlich, „wenn ſie in warmen hellen Nächten die Sträuchlein gepflanzt, das Erntefeld für die armen Leute bereitet haben, ſo freuen ſie ſich und ziehen hinaus auf eine nahe Wieſe oder in einen Baumgarten und ſchlingen da ihre Reihen, bis die Sterne bleich werden, der Morgenwind in den Blättern liſpelt, dann ziehen ſie hinunter in ihren unterirdiſchen Palaſt. Wo ſie einmal getanzt ungeſtört, da tanzen ſie alle Frühling wieder. Im jungen Graſe ſieht man dann die Ringe rund

und ineinander geſchlungen, wo ſie getanzt haben, und freut ſich, daß ſie da geweſen und hofft auf viele Beeren. Droben bei dem Dorfe nun tanzen ſie, dort ſieht man die Ringe im Graſe, dort will ich ſie dir auch zeigen, wenn ſie wieder kommen, aber eben werden ſie ausbleiben und darum war ich auch ſo traurig." „Aber warum, Großmütti," ſagte Johannesli, „das wäre ja nicht recht vom lieben Gott, wenn er ſie nicht kommen ließe; denn daran, daß die Erdbeeren verſandet worden, iſt ja er ſchuld, und die armen Leute vermögen ſich deſſen nichts, und den Erdmännchen wird Gott ihre Freude nicht verderben wollen. Nein, Großmütti, habe nicht Kummer, wenn nur ſchon der Schnee ab wäre, ich kann es nicht erwarten, bis ich die Ringe ſehe im Graſe."

Sechſtes Kapitel.

Vom Ährenleſen und Kräuterſammeln, von Müllern und Apothekern.

Es kam Käthi die zweite ihrer Ernten allmählich näher, und darüber freute ſie ſich ſehr. Kornäcker hatte Käthi keine, aber an die Kornäcker ein Recht, welches ihr Gott ſchon durch Moſes gewährleiſtet hatte, wie man heutzutage zu ſagen pflegt. Käthi war eine treue, fleißige Ährenleſerin, wie ſie ſchon vor 4000 Jahren in Ehren ſtanden, eine, die mit frommem Sinn und ohne Sünde Ähren las, den Bauer um ſeine Garben nicht beneidete, ein fröhlich Genügen fand an ihrem Körbchen voll Ähren. Das iſt der fromme Sinn, der aus dem Glauben kommt, daß nichts aus dem Zufalle hervorgehe, ſondern alles von Gottes väterlicher Hand uns zugeteilt werde, vieles oder weniges, und alles zu unſerer Seligkeit. Dieſer Sinn findet eben das fröhliche Genügen in dem Wenigen, was ihm Gott beſchert, in dieſem Wenigen iſt Gottes Segen, und frei von dem verzehrenden Neid iſt ſein Herz, von dem Neid, dem nichts recht iſt, was Gott geordnet, und der an dieſer Ordnung nichts ändern kann, nichts kann, als durch das Auflehnen gegen dieſe Ordnung ſich und andere unglücklich machen. Dieſer Neid kommt, wenn der fromme Glaube geht; ein Kind dieſes Neides iſt der Kommunismus dieſer Zeit, der eigentlich gar nichts iſt, als ein reißender Wolf im Schafspelz; dieſes reißende Kind würde dem Ährenleſen ein für allemal ein Ende machen. Erſt würden Ährenleſer und Bauern ſich gegenſeitig erſchießen oder totſchlagen, darauf würde niemand mehr der Narr ſein wollen, den Acker zu beſtellen, dann iſt's begreiflich aus mit der Ernte.

Käthi freute ſich allemal ſehr auf dieſe Zeit und abſonderlich jetzt, wo Johannesli zu helfen begann; an jeder Ähre, welche er auflas, hatte ſie eine Freude, als ob ſie eine goldene wäre. Es iſt freilich eine ſtrenge Sache für einen ſiebenzigjährigen Rücken, Ähren leſen zu müſſen, aber Käthi trug dies unbeſchwert. Sie mußte dabei immer an den ſchönen Spruch des Heilandes denken: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr als die Speiſe, und der Leib mehr als die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an; ſie ſäen nicht, ſie ernten auch nicht, ſie ſammeln auch nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seid ihr aber nicht viel beſſer denn ſie? Wer iſt aber unter euch, der mit Sorgen ſeiner Länge eine Elle zuſetzen möge. Und warum ſorget ihr für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht, doch ſage ich euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben eine. So dann Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, das doch heute und morgen in den Ofen geworfen wird, ſollt' er nicht viel mehr euch kleiden? O ihr Kleingläubigen! Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen, was werden wir eſſen oder was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Denn nach ſolchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmliſcher Vater weiß, daß ihr des alles bedürfet. Trachtet aber am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch dies alles zugegeben werden. Darum ſorget nicht auf den morgenden Tag; der morgende Tag wird für das Seine ſorgen. Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe."

Viele Ähren fanden ſich aufzuleſen. Das Korn war mürbe, mußte oft mehrere Tage liegen, wurde zuweilen in großer Haſt eingeſammelt, wobei dann nicht ſanftmütig mit den Garben umgegangen ward. Käthi hätte einer ihrer beſten Ernten gemacht, wenn nicht ein Umſtand eingetreten wäre, der ihr hinderlich war. Eben dieſe Haſt, welche über die Menſchen gekommen war, auf ſeltſame Weiſe, ohne daß ſie eigentlich in andauerndem Regenwetter zureichenden Grund hatte, verleitete die Menſchen, an den Sonntagen zu ernten, Käthi brachte es nun aber nicht übers Herz, am Sonntag Ähren zu leſen. Sie ſagte, wenn die armen Leute, welche niemand hätten, als Gott, ſeine Gebote nicht mehr hielten, wer ſie dann eigentlich halten ſolle? Den reichen Leuten ſei es nicht zuzumuten, welche noch ſo viel anderes hätten neben Gott, worauf ſie ihr Vertrauen ſetzen könnten. Was die armen Leute aber, welche Gottes Gebote verachten, dächten, das begreife ſie nicht. Sie hätten keinen Teil an der Welt, bekämen keinen am Himmel; hier bös haben, dort noch böſer und dann in alle Ewigkeit, Schrecklicheres könne man ſich doch nicht denken! Nun hatte Käthi auch ſo gleichſam ihre Erbäcker, Äcker, auf welchen ſie ſeit vierzig oder mehr Jahren Ähren geleſen hatte, wo ſie gleichſam die privilegierte Ährenleſerin war, zunächſt hinter dem Wagen ging und vom Bauer Winke bekam, wenn er unter einer Garbe, die er an die Gabel ſteckte, ein Häuflein Ähren ſah. Wenn nun auf einem ſolchen Acker am Sonntage eingeſammelt ward, Käthi es wimmeln ſah von Ährenleſern, ſo that das weh, und ſchwer war es zu verwinden. Käthi dachte dann wohl: in Gottes Namen, deretwegen werde ich nicht verhungern, und wenn es ſein müßte, ei nun, ſo würde ich es annehmen müſſen, wenn nur dann die Seele in den Himmel kömmt, das iſt allweg die Hauptſache.

So ſaß einmal Käthi an einem Sonntage auf dem Bänklein, ſah in einiger Ferne nach einem Acker, worauf es wimmelte, und hatte faſt Thränen in den Augen; denn das gerade war immer ihr ergiebigſter Acker geweſen. „Biſt krank, Käthi, daß du nicht auf dem Acker biſt?" tönte plötzlich eine Stimme, und eine Bäurin ſtand neben ihr, die Käthi, verſunken in Betrübnis, nicht kommen gehört hatte. „Gott Lob nein," ſagte Käthi, „aber es iſt heute Sonntag, Anne Bäbi." „Selb weiß ich," ſagte die Bäurin und ward rot im Geſichte. „Habe bloß geglaubt, wenn wir uns heute mit Ernten mühen mögen, werdeſt du nicht zu vornehm ſein zum Ährenleſen. Wirſt es aber beſſer können als wir, Sonntag zu halten!" So ſprach ſie und ſchritt weiter. „Sei doch nicht böſe, Anne Bäbi," ſagte Käthi, „es iſt nicht wegen Hochmut, ſondern wegem lieben Gott." „He nun," ſagte Anne Bäbi, „wann du dann Holz mangelſt oder ſonſt was, ſo gehe auch zu dem, mag er dir ſelbſt helfen!"

„So ſei es doch faſt nicht dabei zu ſein," ſeufzte Käthi, „ſehe man auf Gott, ſo mache man böſe Leute, und wolle man es den Menſchen treffen, ſo verſpiele man es mit Gott." „Guten Abend, Käthi," tönte es wieder, und wieder kam die Frage: „Warum nicht auf dem Acker? Sitzeſt da ſo ruhig, als ob du allen Ähren auf der Welt nichts nachfrügeſt." Da erſchrak Käthi und eine Lüge war ihr auf der Zunge. Da dachte ſie, Sünde ſei ja Sünde, und was es ihr hülfe vor Gott hier ruhig zu ſitzen, wenn ſie dabei lüge und trüge. „Darf es dir nicht ſagen, Mädeli," ſeufzte Käthi, „du wirſt ſonſt auch böſe über mich, und das ginge mir viel zu übel." „'S iſt keine Gefahr," ſagte Mädeli, „ich wüßte nicht, was ich dir übel nehmen ſollte?" „Hör'," ſagte Käthi, „ich mache mir ein Gewiſſen daraus, am Sonntag Ähren zu leſen. Wenn ich auf den lieben Gott mein Vertrauen ſetzen will, ſo muß ich auch ſo viel möglich ſeine Gebote halten. Daneben will ich die nicht tadeln, welche ernten, ſie werden wohl wiſſen, was ſie machen, bei mir hat es in Gottes Namen nicht gehen wollen." „Das iſt die Frage," ſagte Mädeli, „ob ſie wiſſen, was ſie machen," und ſetzte ſich neben Käthi. „Mein Vater war ein ſehr alter Mann, er ſagte oft, er habe am Sonntag nie eine Garbe eingeführt und deswegen doch nie weniger gehabt als die andern. Mein Vater ſelig war ein reicher Mann, aber verlumpte die heiligen Werktage auch nicht im Wirtshauſe, darum konnte er den Sonntag heilig halten. Aber die neue Ordnung hat alles verkehrt, ſechs Tage hudeln und arbeiten am ſiebenten, das wird einen ſaubern Ausgang nehmen. Ich habe heute großen Verdruß gehabt, vielleicht noch keinen ſo, dir darf ich's wohl ſagen. Wir haben zwei ſo hoffärtige Knechtlein, die nie in die Kirche wollen, aber nach Mädchen laufen alle Abende und den Lohn weit voraus eingezogen haben; die haben ihre Freude daran, alles auszuſpotten und den Menſchen und dem lieben Gott alles z' Trotz zu machen, was ſie können; werden aber, ehe es lange geht, ſauber an die Koſt kommen und Kopf voran ins Elend. Die hatten die Freude, meinem Buben in Kopf zu thun, heute müſſe geerntet werden, dieſe thaten es meinem Alten in Kopf; ich redete dagegen, aber wie gegen eine Wand; was die Knechtlein wollten, das galt. Das thut mir weh, ich glaubte, ich könne es nicht verwinden. Nun freut es mich, daß es noch jemand giebt, der meinen Sinn hat. Wenn du heute auch nicht auf dem Acker biſt, deswegen ſollſt du nicht weniger haben. Willſt du Obſt im Herbſt, ſo hole es ungeheißen, haſt ſonſt was nötig, ſo ſag's; kann man, ſo hilft man, kann man nicht, ſo habe es nicht ungern. Jetzt muß ich gehn, ihnen das Abendbrot bringen; hätte lieber ſechs Tage arbeiten wollen wie ein Roß, als dieſes thun."

Als Käthi allein war, dachte ſie, wie es doch wunderlich ſei mit den Menſchen: mache man einen bös, ſo treffe man es dem andern; wer es allen treffen wolle, ſei ein Narr oder müſſe einer werden. Da ſei es doch am beſten, Gott zu gehorchen und nicht den Menſchen, der bleibe allezeit der gleiche, mit Gott habe man noch die guten Leute, und wie Gott einem helfen und lohnen könne, wenn man es mit ihm halte, habe ſie gleich jetzt erfahren.

„Haſt Sonntag und gute Ruhe?" erſcholl plötzlich eine rauhe Stimme neben Käthi, und als Käthi ſich umſah, ſtand Mädelis Mann neben ihr, ein großer, dicker Bauer. „Es iſt gut zu feiern, wer's vermag und nicht ſehen muß, woher das Brot kömmt," ſagte er. „O Hans," ſagte Käthi, „ſpotte mich nicht aus. Ärmer und nötiger iſt niemand als ich, und andere plagen thue ich nicht mehr als es ſein muß. Aber eine arme alte Frau, mit einem Fuß im Grabe, hat niemand nötiger als Gott, und dem es recht zu machen, iſt ihr die Hauptſache." „Ein paar Ähren aufzuleſen, hätte dich nicht um die Seligkeit gebracht," ſagte der Bauer. „Daneben mache, was du willſt, an deinem Glauben will ich dir nichts befehlen, aber behalte ihn für dich und hetze nicht andere Weiber auf. Machſt du das noch einmal, ſo iſt es mir lieber und dir beſſer, du kommſt mir niemals mehr ins Haus." „Aber Hans, deine Frau habe ich nicht aufgeredet, wir haben nur mit einander geredet, und ſo wüſt wirſt nicht gegen mich ſein. Wenn du vielleicht bald mit mir zu Grabe mußt, ſo würde dir das doch leid ſein." „Leid ſein oder nicht leid ſein," ſagte er, „aber mich dünkt, du könnteſt thun wie andere Leute. So eine alte Frau wird die Ordnung nicht machen wollen, weder auf der Welt noch im Himmel. Gute Nacht geb' dir Gott, und denk' daran!" Dahin ging er und kehrte ſich nicht um, wie Käthi ihm auch nachrief. „So gehe es einem," ſagte Käthi für ſich ſelbſt; „wenn man alſobald den Lohn der Welt haben wolle, ſo gehe einem der Ruhm bei Gott dahin." Aber ſchrecklich ſei das doch, dachte ſie bei ſich, daß man nicht mehr ſeines Glaubens leben dürfe und verfolgt werde, wenn man Gottes Gebote halten wolle. Man rede immer von der Freiheit, aber ein ſolcher Zwang ſei doch nie erhört worden (Käthis Geſchichtskunde reichte nicht übers Großmütti hinauf). So könne es ja dahin kommen, daß man Gott verläugnen oder abſchwören müſſe, und daß man in jedem Dorfe einen zum Moloch mache, den man als Herrgott zu verehren und anzubeten hätte.

Bei gedachtem Hans hatte die Zeit allerdings noch nicht ſo tief gegriffen, denn als Käthi bald darauf ſcheu an ſeinem Hauſe vorüberſtrich, rief er ſie, hieß ſie hineingehen, da ſeine Frau etwas mit ihr wolle. „Es iſt brav, daß du wieder kommſt," ſagte drinnen Mädeli. „Was bringt dich Gut's?" „Hans hat mich gerufen und heißen hineingehen, du wollteſt was mit mir," antwortete Käthi. „So, hat er das?" ſagte Mädeli. „Der Wüſteſt war er nie, und wird's hoffentlich nicht auf die neue Mode. Ich hatte es grauſam ungern, daß er dich ſo angefahren. Er rühmte ſich deſſen, ſobald er heimkam. Aber wohl, dem machte ich die Läuſe runter. Es ſei kein Wunder, wenn die armen Leute die reichen haßten, wenn dieſe ihnen nichts mehr gönnen, nicht einmal mehr die Religion und die Gnade Gottes und ihnen den Glauben zu nehmen begehrten. Das ſei eine ſaubere Freiheit, wenn eine alte Frau nicht einmal mehr die Gebote Gottes halten dürfe. Das ſei ja viel ärger als zu Eleaſars Zeiten, wo die Egypter die Juden zwingen wollten, Schweinefleiſch zu eſſen, jetzt aber wollten Chriſten Chriſten zwingen zu ſündigen und vom Gehorſam abzufallen. Wohl, denen werde der alte Gott ihre ſaubere Freiheit und ihr noch ſauberer Chriſtentum tapfer ausklopfen ſeiner Zeit! — Hans hat's eingeſehen, und jetzt hocke du nur vor deinem Häuschen am Sonntag; Hans wird dir nichts mehr ſagen, er mag heuen oder ernten. Für den Schreck mußt jetzt Äpfel haben. Wir haben ſie in dieſem Jahr, und z' danken brauchſt nicht ſo nötiglich; ich bin froh, wenn ich die frühen los werde und Platz kriege für die ſpätern." Sie füllte Käthi einen Korb und meinte: „Du wirſt wohl daran leben, ſie ſind honigſüß, und Holz brauchen ſie faſt keins, ſie brauchen nur kurze Zeit auf dem Feuer zu ſein, ſo ſind ſie weich und gut."

Wer es nie erfahren, weiß nicht, wie glücklich eine arme chriſtliche Frau iſt, wenn ſie unerwartet zu einem Korb voll Speiſe gekommen iſt, während ſie denſelben nach Hauſe trägt. Sie iſt viel glücklicher als ſo ein Kröſus, wenn er eine Million gewonnen hat. Bekanntlich haben es unchriſtliche Weiber ganz anders, ſie entbehren dieſes Glück, weil ſie nichts wiſſen von der Dankbarkeit; ſie ſind unzufrieden, daß es nicht mehr iſt, oder denken, es ſei doch verflucht, daß ſie das ſelbſt tragen müßten, daß der Bauer ſie nicht in einer Chaiſe habe heimfahren laſſen.

Als Käthi heimging, begegnete ihr Hans wieder, und als ſie danken wollte, fragte er: „Kennſt du den Hubechbaum im Acker, gegenüber deinem Häuschen am Zaun?" „Ja," ſagte Käthi, „den ſchönen runden Baum wirſt meinen?" „Gerade den," ſagte Hans. „Haſt du unſere Ähren nichts geſchätzt, ſo nimm dort die Äpfel, wenn du ſie was ſchätzeſt, und meinethalb hol ſie am Sonntag oder am Werktag; das kannſt dann machen, wie du willſt." Käthi verſtummte ordentlich ob ſolcher Güte, und als ihr das Reden wiederkam, war Hans ſchon weit weg.

Käthi hatte übrigens beim Ährenleſen einen guten Ertrag gehabt; Johannesli hatte tapfer geholfen, es war ordentlich zu merken; neun ganze Mäß hatte Käthi zuſammengeleſen, und das iſt viel für eine alte Frau, da bekanntlich alte Frauen auch alte Rücken haben. Mit geſenktem Kopfe ging ſie manchen Tag herum, man wußte nicht, war's ihr beſonders im Rücken oder was Apartes im Kopfe. Bald ſchaute ſie den Sack mit Korn an, bald einen hervorſpringenden Schrank, der bis an die Decke der Stube reichte.

Dieſen Schrank nennt man das Gänterli, und er iſt, wenn nicht in den meiſten Stuben, ſo doch faſt in allen Nebenſtübchen zu finden. Dieſes Gänterli iſt ein gar bedeutſamer Behälter, an manchem Orte faſt was das Herz im Leibe; er iſt die Schatzkammer des Hauſes, birgt Kleinodien, Schriften und Barſchaft. Bei ärmeren Leuten ſind begreiflich die Kleinodien ſehr einfach, es iſt ein Ring, der ausſieht wie Gold, ein glänzend Silberſtück, ein ſchönes Glas, eine weiße Flaſche. Den Übergang von den Kleinodien zu den Schriften bilden die ſogenannten Einbünde der Kinder, Geſchenke der Paten am Tauftage. Der Einbund beſteht vor allem aus einem gemalten Blatte, ſchön gefärbt, oft zwei Engel obenan, unten ein ſchöner Spruch aus der Bibel oder ein Vers mit Anmerkung des Tages und vom Paten unterſchrieben. Dieſes Blatt iſt künſtlich zuſammengefaltet und enthielt urſprünglich den eigentlichen Einbund, ein ſchönes Geldſtück von einem Gulden weg bis zu einem Doppellouisd'or. Bei dieſen Einbünden befindet ſich die Barſchaft der Kinder, gewöhnlich in einer Büchſe oder einer kleinen Schachtel, die Batzen, welche ſie hier und dort geſchenkt kriegen oder verdienen. In einer großen Schachtel liegen die Schriften, Tauf- und Kopulationsſcheine, Zeugniſſe, manchmal ſogar Quittungen, ſogar manchmal ein Mietakkord, ja vielleicht ſogar eine G'ſchrift, eine Erbteilung, ein Erbauskauf, die, weiß Gott wie in den Händen des Beſitzers geblieben, durchaus wertlos iſt, aber doch mit großer Sorgfalt aufbewahrt wird, von wegen, man könne nie wiſſen —! Hier befindet ſich endlich auch die Barſchaft, der Hausſchatz, und in zwei Teile geſondert. Vornen in einem Körbchen oder einer zerbrochenen Untertaſſe befindet ſich die Kaſſe für die laufenden Ausgaben; ſie beſteht aus mehr oder weniger ſchlechten Münzen. Hinten in einer Ecke liegt ein Säcklein oder ein alter Strumpf, jedenfalls wohl verbunden, um unbedachtes Dreinfahren zu verhindern; darin liegt das Silber, welches man das Jahr durch in die Hand kriegt, es iſt beſtimmt, Miete oder ſonſt Zinſe zu entrichten. Bleibt nach Bezahlung des Schuldigen was übrig, dann giebt es was Neues, Notwendiges, ein Bettſtück, einen Karren, eine Axt, einige Hemden oder ſonſt Kleider, und bleibt dann noch was übrig, ja dann iſt die Freude groß, und bedenklich wird das Überlegen, was jetzt? Die einen denken an die Kinder, ſammeln künftige Lehrgelder, andere an die alten Tage und ſparen ein Ruhekiſſen; andern zuckt es in allen Gliedern und: „Frau," ſagt der Mann, „was meinſt, wenn wir uns einmal ein Freudeli gönnen würden? Was willſt lieber, einen Spiegel, einen Schrank, oder wollen wir zu Markte gehen und es einmal luſtig flädern laſſen, Fraueli, was meinſt?"

Dieſes Gänterli war's, welches Käthi eine ganze Woche bedenklich angeſehen hatte und endlich am Sonntag Nachmittag öffnete. Das war allemal ein feſtliches Ereignis für den Kleinen, denn da erhielt er zum Beſehen ſeine Einbünde, von denen nicht bloß das Papier übrig war, ſondern auch die Zulagen. Gewiſſenloſe Eltern gebrauchen dieſelben als ihr Eigentum, mißbrauchen ſie namentlich zu einem Taufſchmauſe. Sie wollen auch einmal freigebig ſein, groß thun, Gäſte bewirten. Das iſt ſchön und gut, wenn man es hat. Aber dafür die Einbünde brauchen, darüber noch drei bis vier Thaler ſchuldig bleiben, dabei Frau und Kinder darben laſſen, das iſt nicht bloß unverſtändig, es iſt ſchlecht. Käthi hätte manchmal die Einbünde brauchen können, aber ſie dachte nicht einmal daran, und wäre es ihr angeraten worden, ſo hätte ſie es mit Abſcheu als einen großen Frevel von der Hand gewieſen. Während Johannesli an ſeinem Schatz ſich erfreute, nahm Käthi den ihren zur Hand, welcher in einem ihrer Hochzeitſtrümpfe enthalten war. Er war dünn, dieſer Strumpf, und als er ausgeleert war, lag ein gar klein Häufchen auf dem Tiſche, einige Basler Dreibätzler, ein halber Brabanter Thaler, einige Franken und halbe Guldenſtücke. Als Käthi das ſorgſam zuſammenzählte, ſo fand ſie, aber nicht beim erſten Male, daß ungefähr 3½ Thaler ihr Schatz betrug, und 7½ Thaler betrug ihre Schuld, und das halbe Jahr, wo wieder ein Mietzins entrichtet werden ſollte, war mehr als halb verfloſſen. Da ward es Käthi recht himmelangſt, ſie faßte den Entſchluß, diesmal die Ähren zu verkaufen, und dieſer Entſchluß kam Käthi ſehr hart an. An dieſen Ähren hatte Käthi ſonſt große Freude gehabt, es war ihr Korn, ſie konnte auch in die Mühle geben, das Mehl, welches ſie erhielt, war vom eigenen Gewächs, und jeder weiß, was es ſagen will: vom eigenen Gewächs! und wie ganz anders ſolches ſchmeckt als gekauftes. So hält der Weinbauer ſein eigenes Gewächs höher als Burgunder und Rheinwein, während es andern Leuten vorkömmt, wenn ſie davon trinken müſſen, als kratze man ihnen mit einem Dornbuſche den Hals hinunter, als fahre eine ſcharfe Lauge nicht bloß durch den Magen, ſondern den Leib hinunter durch die Schuhſohlen tief in den Boden hinein. Dieſes Mehl hatte Käthi das ganze Jahr hindurch in beſondern Ehren gehalten, nur bei beſondern Anläſſen, wenn ſie ſo recht gut leben wollte, dasſelbe gebraucht, ein Brei'chen gekocht, wenn die Kinder ſo recht gut geweſen, dem Mann, wenn er zum Beſuch kam, einen Eierkuchen gebacken, am Neujahr Kuchen gebacken, um das Fleiſch zu ſparen u. ſ. w. Verkaufte nun Käthi dieſe Ähren, ſo opferte ſie alle die damit verbundenen Freuden, aber dann war ſie die Schuld größtenteils los, denn allerwenigſtens 3 Thaler ſchätzte ſie die Ähren, ja, ſie dünkten ihr ſo ſchön, ſauber und ſchwer, daß 3½ Thaler nicht übertrieben ſchienen; löſte ſie ſo viel, dann hatte ſie ja 7 Thaler, und wer weiß, wenn ich ihm die 7 Thaler bringe und er den guten Willen ſieht, ſo ſchenkt er mir den halben, weil ich verhagelt und verwäſſert worden, ſo dachte Käthi, doch nur ganz leiſe und ja nicht, als ob ein Recht zu ſolchen Erwartungen da wäre. Freilich war dann gar kein Geld mehr da als einige St. Galler Halbbätzlein, hinter welchen nicht viel Troſt liegt. Dies machte ihr jedoch nicht Kummer, es gab im Herbſt nicht bloß Verdienſt, ſondern es ging ihr jetzt eine Ernte an, von welcher Käthi manchen beſſern Batzen hoffte. Käthi ſammelte alle Jahre Bocksbart, Kamille, Kümmel, Wacholderbeeren, und was ſie nicht in den ſogenannten beſſern Häuſern abſetzen konnte, trug ſie in die Apotheke und löſte dort immer etwas, wenn auch eben nicht viel. Die Apotheker heißen die Neunundneunziger ſicher nicht umſonſt. Doch wir gönnen ihnen den Profit von ganzem Herzen. Aber wenn in demſelben ſo ein rechter Gottesſegen ſein ſoll, dürfen ſie keine harte Hand haben gegen die alten Mütterchen und die Kinder, welche ihnen Beeren und Kräuter bringen, müſſen ſich nicht mäſten wollen am Schweiße der Fleißigen, müſſen ſich begnügen laſſen am Verdienſte von der Thorheit der Reichen und den Seufzern der Kranken. Wenn ſo eine Proviſors- oder Prinzipals-Seele, die eine wie die andere dürr wie getrockneter Hollunder, von denen die erſte je den dritten Sonntag Nachmittag frei hat, die andere jeden Abend, beide aber alle Tage was Fettes und gut Gepfeffertes auf dem Tiſche, von unſerm Herrgott verurteilt würde, durch Sommer und Herbſt, in Tau und Regen und Sonnenbrand einem alten Mütterchen, welches für ſie Kräuter ſammelt und Beeren, nachzukriechen und dazu zu eſſen und zu trinken, was das Mütterchen ißt und trinkt, die würden weicher werden und nicht wegen Mangel an Konkurrenz und weil ſie wiſſen, daß die alte Frau Hollunder und Kamille nicht ſelbſt vertrinken kann, ihre Ware wie einen andern Handelsartikel betrachten, den man am liebſten um Halbnichts hätte, ſondern würden Fleiß und Armut in Betracht ziehen und ihr Privilegium mit billigem Profit ſich begnügen, würden leben und leben laſſen.

Wenn ſo eine ausgetrocknete Pillen-Seele auf Kanonenſchußweite hören könnte, wie alte Mütterchen, denen man ſchlecht gewogen, ſchlechtes Geld gegeben, vielleicht erſt eine halbe Stunde der Gotteswillen hat bitten laſſen, daß man ihr ihre Sache abnehme, ſeufzen und brummen; wenn dieſe Seele eine Apothekerwage würde, auf welcher er dieſe Seufzer und die damit verbundenen Wünſche wägen müßte, wir glauben, die Kamille und der Bocksbart würden aufſchlagen und die dürreſte Apothekerſeele auftauen.

Nun ſind aber nicht alle Apothekerſeelen dürr und trocken wie Kamillenſtengel nach Michelstag, ſolchen noch grünen und ſaftigen Seelen wünſchen wir ebenfalls Ohren, welche hören auf Kanonenſchußweite (was übrigens nicht bloß den Apothekern, ſondern auch andern Majeſtäten zu wünſchen wäre). Solche würden dann auch hören: „Das iſt noch ein rechter Herr und ein guter, der hat noch Verſtand, der weiß, wie genug man thun muß, bis man zuſammengeleſen hat, daß man ans Verkaufen denken kann. Der ſchnauzt einen nicht aus, als ob man ein Hund ſei, ſondern giebt einem ein gut Wort und das thut einem auch wohl. Biſt aber fleißig geweſen, Mutterli, ſagt er, das hat manchmal Bückens gekoſtet, bis du das beiſammen hatteſt. Wenn alle wären wie du, es wären viele weniger arm, und Reichs und Arms beſſer gegen einander als jetzt. Wenn alle Herren Verſtand hätten wie der und wüßten, wie wohl unſereinem ein freundlich Wort thut, man liefe für ſie durch's Feuer. Ja, ein b'ſunderbar ein Guter iſt das, nach unſerm Herrgott iſt der mein Troſt, und wenn er nur länger lebt als ich. Wenn der mir ſtürbe, ich grämte mich zu Tode, und hör', du Bubi,“ ſagt ſie zu dem Kinde, das ihr an der Schürze hängt, „den Herrn, der dir den Zuckerſtengel gegeben hat, den vergiß du nie, und wenn du ihm einſt was thun kannſt, ſo ſpar es nicht, laß es dich nicht reuen; das iſt einer, wie es unter Tauſenden nicht zwei giebt. Unſer Herrgott muß bös zufrieden ſein mit den Menſchen, daß er ſolche ſo rar werden läßt. Sieh, wie ſchönes Geld er mir gegeben hat und einmal, wo mir ſo wunderlich geweſen, gar ein Gläsli, und hat nichts dafür wollen. Etwas B'ſunderbares muß das geweſen ſein; hab' mein Lebtag ſo was nicht gehabt. D'Wunderligi iſt mir auf der Stelle vergangen, und es iſt mir in die Glieder geſchoſſen, es dünkte mich, ich werde wieder jung und möchte über Stock und Stein. Ach ja, wenn der nur hundertjährig würde, ich möchte es allen armen Leuten gönnen. Bubi, wir wollen fleißig für ihn beten, vielleicht daß unſer Herrgott noch auf uns hört.“

Käthi zählte alſo auf dieſen Verdienſt, darum ſcheute ſie ſich nicht ſo ſehr, ſo ganz von Gelde ſich zu entblößen. Sie hatte einen Herrn an der Hand, wenn auch nicht einen von den Beſten, ſo doch auch nicht einen von den Böſen, er hatte wohl die Batzen ſehr lieb und die guten reuten ihn immer mehr als die ſchlechten, aber gute Worte hatte er doch und Manieren, welche einer alten Frau wohl thaten.

In zwei Bündeln, da Käthi das Ganze nicht tragen konnte, lud ſie ihren Reichtum auf einen Schiebkarren, fuhr damit zur Mühle, trug dem Müller ihr Anliegen vor und ſagte: ſie habe ſonſt die Ähren nie verkauft, ſondern ſie mahlen laſſen, aber jetzt ſei ſie die Hausmiete ſchuldig, der Flachs ſei ihr verhagelt, ſie müſſe zu Geld machen, was ſie könne und möge. Der Müller glich vielen Apothekern, im Handel hatte er nur einen Grundſatz: ſo wohlfeil als möglich zu kaufen. Zu dieſem Zwecke machte er die Ware ſo ſchlecht als möglich, ſtellte ſich, als habe er dieſelbe durchaus nicht nötig, und merkte er noch dazu, daß die Verkäufer Geld nötig hatten, dann wußte er ſich zu drehen und zu winden, und während er mit dem Munde ſagte, er wolle lieber mit der Sache nichts zu thun haben, klingelte er mit der Hand fortdauernd im Hoſenſack mit dem Gelde, und wenn er am Ende die Sache ums halbe Geld kaufte, ſo ſollte es doch den Schein haben, als nehme er es höchſt ungerne, eigentlich nur ſo der Gotteswille und wegen guten Herzens, den Leuten zu Gefallen. Das war ſein Grundſatz, von dem er nie abließ, der nur in ſoweit eine Veränderung erlitt, daß der Müller denſelben um ſo ſchärfer und härter anwendete, je geldnötiger die Leute waren, alſo am allerhärteſten gegen die Allerärmſten. Der Müller konnte das; ſein Herz war ein Mühlſtein, und wenn jemand kam, der ihm ſagte: „Müller, ich habe Geld nötig,“ dann hatte er eine Freude akkurat wie eine Katze, welche eine Maus kommen hört. Der Müller gehörte unter die ſcheußlichſte Klaſſe der Wucherer, welche mit ihrem Gelde armen Leuten ihre Kreuzer abpreſſen, ihnen alles zu teuer verkaufen, zu wohlfeil abkaufen; er konnte es, weil er Geld hatte und ſie keines.

Dieſer Müller alſo machte mit Käthi keine Ausnahme, erſt kriegte er Galgenfreude ins Herz, als er hörte, was Käthi ſagte, dann machte er das Korn ſchlecht, wog es ſchlecht, maß es ſchlecht, zahlte es ſchlecht und zwar wollte er dieſes noch mit ſchlechtem Gelde thun, und dieſer Mann beſaß vielleicht hunderttauſend Thaler. Käthi mußte ſich alles gefallen laſſen, nur das ſchlechte Geld wollte ſie nicht, ſie müſſe damit die Hausmiete zahlen, ſagte ſie, und ſolches dürfe ſie dem Hausbauer nicht bringen. Der Müller begehrte ſehr auf und meinte, auch dieſen Profit wolle er ſich nicht entgehen laſſen, und erſt als Käthi erklärte, lieber wolle ſie das Korn zurück und dieſes ſtatt Geld dem Hausbauer bringen, rückte er mit Silber heraus. Dieſes Silber tröſtete Käthi einigermaßen, daß ſie nur zwei Thaler in der Taſche hatte ſtatt 3 oder $3\frac{1}{2}$, alſo mit den gehabten $3\frac{1}{2}$ Thalern nur $5\frac{1}{2}$ an der Miete bezahlen konnte, 2 Thaler ſchuldig bleiben mußte, welche geſchenkt zu erhalten ſie keine Hoffnung hatte.

Siebentes Kapitel.

Käthi erzeugt ein ſchreckliches Donnerwetter und iſt doch keine Hexe.

Die Bäurin gab Beſcheid, als Käthi an der Thüre klopfte und dem Bauer nachfrug. „Bin froh, daß du kömmſt, daß er von dem verfluchten Geſtürm weg muß,“ ſagte dieſelbe. „Er hocket ſchon den ganzen Abend darab, buchſtabiert daran, kein vernünftig Wort kriegt man aus ihm, und hat er genug geleſen, läuft er fort, und es weiß kein Hund, wann man ihn wieder ſieht. O ich wollt!“ — der Reſt verhallte. Wahrſcheinlich meinte die Bäurin mit dem Geſtürm die Darſtellungen, welche dem reichen freien Bauernvolke ſeinen Druck und ſein Elend handgreiflich klar machten.

Der Bauer war ſehr unwillig, als er im Stübli, wohin er gerufen wurde, nur Käthi fand. Wahrſcheinlich hatte er eine jener Majeſtäten erwartet, welche im Lande herumliefen, den Leuten einen Begriff von deren Elend beizubringen, und zu gleicher Zeit mit Schmarotzen ihr Leben friſteten. Solche thaten ſeit einiger Zeit dem Bauer häufig die Ehre an, bei ihm einzukehren, weil der Bauer eine gute Speiſekammer hatte, und ſolche lieben bekanntlich ſowohl geiſtliche als politiſche Speisprediger. Käthi brachte Entſchuldigungen vor, daß ſie ihn geſtört, daß ſie ſo lange mit der Hausmiete gewartet; ſobald ſie etwas gelöſt, habe ſie es gebracht, leider ſei noch nicht alles da, ſobald möglich wolle ſie den Reſt bringen. Sie löſte das Band um den Strumpf, leerte das Geld auf den Tiſch und ſagte, er ſolle zählen, wie viel es ſei, ſie habe es auch gethan, aber ſie könnte ſich geirrt haben. Während er zählte, frug die Frau: „Was haſt du denn zu verkaufen gehabt?“ Käthi erzählte es. „Biſt ſo lang hinter uns zu Haus und haſt ſolch Zutrauen zu uns, daß es dir angſt wird, als ob wir die wüſteſten Leute von der Welt wären und armen Leuten den Auspfänder auf den Hals ſchicken. Wohl, das iſt ſauber von dir,“ brummte die Bäurin. Käthi entſchuldigte ſich ſehr, daß dies nicht alſo ſei. Sie ſeien ja immer gut gegen ſie geweſen, aber ſie plage ſich ſo, wenn ſie jemand ſchuldig ſei, und ſie müſſe immer denken, die Leute könnten denken, ſie begehre gar nicht zu zahlen. „Solche Leute ſind rar,“ ſagte die Bäurin. „Alſo zwei Thaler fehlen noch,“ ſagte der Bauer, der das Geld gezählt hatte, „die bringſt du mir, ſobald du kannſt.“

„Es wäre mir lieb, ich könnte es machen, ehe wieder einer verfallen iſt, aber dieſen Augenblick weiß ich wahrhaftig nicht, wo ich das Geld hernehmen ſoll,“ antwortete Käthi. „He,“ ſagte die Bäurin, „wegen denen zwei Thalern wollte ich mich kümmern, Käthi! Chriſten wird dir, ſo Gott will, daran denken, daß du Hagel gehabt haſt.“ „He,“ ſagte Chriſten, „ſieh einmal, daß du ſie bekömmſt; kann ich dir dann was ſchenken, ſo wirſt es immer noch nehmen. Ich bin auch verhagelt worden, und es kommt keinem Menſchen in Sinn, mir einen Kreuzer daran zu geben." Käthi dankte für den guten Beſcheid und ging.

„Der Wüſteſt biſt du doch," ſagte die Bäurin, „der armen Frau die zwei Thaler nicht gleich zu ſchenken, ſondern ſie in der Angſt zu laſſen, und wenn ſie dieſelben bringt, ſo biſt du Hunds genug, ſie zu nehmen." „Solche Leute muß man nicht leichtſinnig machen," ſagte Chriſten, „ſie müſſen wiſſen, daß ſie nicht bloß auf der Welt ſind, für einen zu plagen und zu ſchmarotzen." „Dieſe Frau machſt du wenigſtens nicht leichtſinnig, aber der Brauch war's unſer Lebenlang bei braven Leuten, den Lehnsleuten zu ſchenken, wenn ſie verhagelt wurden," entgegnete die Frau. „Meinethalb ſei es der Brauch oder nicht. Aber wofür wird man alle Tage geſcheuter und witziger, als um ſolche alten dummen Bräuche abzuſchaffen und deſto beſſer zu ſich ſelbſten zu ſehen." „So redet mancher Lümmel," ſagte die Frau, „und ſieht nicht, wie er mit all ſeiner Weisheit, mit Leib und Seele, mit Weib und Kind dem Teufel zuſteuert."

Das war der Eingang zu einem gewaltigen Ehegewitter, welchem lange böſes Ehewetter folgte. Es iſt am Ehehimmel ähnlich wie am natürlichen Himmel. Am natürlichen Himmel ſammeln ſich allmählich Dünſte, der elektriſche Stoff häuft ſich, die Dünſte ballen ſich, es kömmt Reiz in die Wolken, ſie reiben ſich, es blitzt hier, es blitzt dort, Lücken reißt der Blitz, ins Leere ſtürzen Maſſen nach, ihnen nach ſtrömt und flutet, was hinter ihnen liegt. Je mehr von hinten nachgeriſſen wird, deſto gewaltiger wettert, donnert und blitzt es vornen, deſto mehr dehnt das Gewitter ſich aus, deſto wütender brauſt der Sturm, deſto feuriger gießt der Himmel ſein Feuer aus, deſto gewaltiger kracht der Donner, deſto jämmerlicher bebt die Erde. Und ſolche Gewitter enden nicht, bis alle Maſſen herangezogen ſind, bis es wettert von einer Bergkette zur andern über alle Thäler, alle Kräfte im Kampfe erſchöpft ſind. Ohnmacht kömmt über die ſtreitenden Mächte, es hüllt ſich alles in trübes, dunkles Nebelwetter. Das Ehewetter iſt einem feuerſpeienden Berge auffallend ähnlich. In tiefen Schlünden grollt und gährt der Berg, und je mehr er gährt und innerlich grollt, deſto ſtiller wird es äußerlich, ja ſelbſt der übliche Rauch bleibt aus, ſtaucht ſich wahrſcheinlich innerlich auf, um, wenn das Ding reif iſt, loszubrechen mit vollem Rachen. Wenn es losbricht innerlich, der ſchauerliche Bauch die glühende Maſſe, den qualmenden Dampf nicht mehr faſſen mag, dann geht's los, in Abſätzen erſt, hier ein Maul voll, dann wieder eins, bis endlich in ungemeſſenen, unbezähmbaren Strömen die zurückgehalte Wut des Berges ſich ergießt, Schrecken verbreitet, Verderben ausſtrömt weit über den Fuß des Berges, weit über die Wurzeln des Berges hinaus; bis die Kraft erſchöpft iſt und jahrelang die erſchöpfte Kraft nichts mehr vermag als grollen und grollen, brummen und brummen und rauchen immerfort und ohne Unterlaß. Ein rechtes Ehegewitter am Ehehimmel iſt ungeheuer ähnlich einer Schlacht in weitem Felde, geliefert von großen Armeen, zuſammengeſetzt aus allen möglichen Truppengattungen, vom Baſchkiren an, der mit Pfeilen ſchießt, bis zum Artilleriſten, der feuert mit dem ſchwerſten Poſitionsgeſchütz, drei Batterien auf einmal, lauter Vierundzwanzigpfündern, und wenn er's hätte, ſchöſſe er aus Vierundſechzigpfündern. Beide Armeen ſind giftig auf einander und wollen ſtreiten, aber jede um Vorteil. Oft ſind die Jäger losgebrochen, haben geſchoſſen mörderlich, aber zur eigentlichen Schlacht fand ſich keine Armee bewogen. Nachdem einige Jäger erſchoſſen worden, zog ſich jede in ihr Lager. Endlich giebt's eine Schlacht, manchmal weil es beide ſuchen, manchmal weil der Zorn und das Gift ſo mächtig ausbrechen, daß alle Vorſicht und aller Rückhalt zum Teufel gehen. Im Anfang ging es wohl auch gemeſſen zu, hier ein Schuß und dort ein Schuß, hier ein Stich und dort ein Stich; wie aber ein Stich durchs Leder ordentlich aufs Leben geht, ja da wirkt's wilder, da praſſeln die Schüſſe von Regimentern, da hauen Huſaren ein, dann rücken Maſſen nach, dann donnert die Artillerie, Batterien fahren auf, eine ſpeit der anderen ins Geſicht bis eine ſchweigt; Maſſen rücken nach, Küraſſiere reiten auf, die Bajonette werden aufgeſteckt, die Pferde kriegen die Sporen in Leib, das geht einander in Ernſt auf den Leib, die Schlacht geht los. Zum Wirbel wird die Schlacht, ſchwankt hierhin, ſchwankt dorthin, in Donner und Blitz, in Rauch und Dampf. Das ringt nun mit einander, bis die Kräfte dahin ſind, jedes abſetzt, um ermattet zu ruhen, zu grollen, einen gelegnern Augenblick abzupaſſen; oder es bricht die Reſerve los von einer Seite; eine verborgene herbeigezogene Macht, eine verdeckte Batterie, oder Utüfel von Dragonern, die ſtille in einem Graben geſeſſen, brechen, donnern los auf den betäubten Feind, ſprengen ihn auseinander, reiten ihn zu Boden, machen ſtumm ſeine Geſchoſſe, erringen einen vollſtändigen Sieg, jedoch nur einſtweilen, denn gar mancher Feind am Boden erholte ſich wieder, und nach einer Weile war es anders: der Sieger lag am Boden, gebunden an Händen und Füßen, das Maul verſtopft, entweder mit einer Bratwurſt oder einem braven Knebel oder einer tüchtigen Bombe.

Wie Gewitter, Feuerberg und Schlacht ſich ähnlich ſind in Feuer, Donner, Dampf und Graus, Anfang, Fortgang und Ende, und doch weder das eine noch das andere ſich gleich ſind, ſo umfaßt ein Wetter am Ehehimmel alle jene drei in Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten; es iſt ein wild, wüſt, grauſig Ding, und ein ſolches brach auch aus zwiſchen Liſi und Chriſten, ſcheinbar um nichts und wieder nichts. Aber da hatte es ſich auch ſchon lange angeſammelt, aufgeſtaut innerlich, während es äußerlich ganz windſtill geweſen war. Liſi war über ihren Mann ſehr böſe, der immer freiſinniger ward, immer weniger that, das Vaterland immer mehr liebte, immer weniger daheim war. Bei Chriſten kochte es ebenfalls nicht ſchlecht. Es ſchien ihm, ſeine Frau halte zu wenig auf ſeine Sache, äſtimiere ihn zu wenig, mute ihm zu viel zu, trage ſeiner Stellung zu wenig Rechnung, habe zu viel ihren eigenen Kopf, ſei zu träge ihre Sachen zu machen und ſeine dazu, ſei viel zu altväteriſch, eigentlich viel zu dumm für ihn, ſpare am unrechten Orte, ſei wiederum freigebig am unrechten Orte, gebe ſich überhaupt viel zu viel mit mindern Leuten ab und ſei viel zu abergläubiſch d. h. chriſtlich, und wenn man leben wolle zeitgemäß, ſo ſpringe ſie an den Wänden hinauf wie eine tolle Katze. Das alles ging längſt in ihnen herum wie Wurmpulver. Die unglückliche Käthi berührte unglücklicher Weiſe die aufgeſchwollenen Zornwolken, ſie gerieten aneinander und jetzt brach's los, was längſt in beider Herzen kochte. Raſch ging die Schlacht los, alle Truppen wurden ins Feuer gejagt, die Batterien ſpieen einander die Grundſuppe ins Geſicht, die Schüſſe brannte man ſich in die Augen, die Munition wurde verſchoſſen bis auf die Patrone, welche ſchon am Tage nach der Hochzeit gemacht wurde; nur zum Handgemenge kam es nicht, das Terrain gab's nicht zu; Mangel am Munition und Entkräftung machten der Schlacht ein Ende. Chriſten lief ins Wirtshaus und verſchrie ſeine Frau, Liſi blieb daheim und weinte ſich faſt die Augen aus dem Kopfe.

Wie ſchnell einer fleißigen alten Frau die Tage durch die Finger rinnen, begreift nicht, wer im geſchäftigen Müſſiggange lebt; der Buß- und Bettag, die eigentliche Herbſtweihe, war da, ehe Käthi daran dachte. Wenn Äcker getragen haben, der Wind mit den Blättern zu ſpielen beginnt, ſoll der Menſch ſeine Schuld fühlen und faſſen ſeine Vergänglichkeit, ſich ſehnen nach der Sühnung ſeiner Schuld, faſſen nach der Hand, welche ihn zieht aus der Vergänglichkeit, ihn ſtellt auf den Fels, deſſen Fuß ruht in der Ewigkeit, deſſen Gipfel die himmliſche Krone trägt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dieſer Tag iſt frommen Leuten überaus lieb, beſonders alten. Er iſt ihnen die Weihe für den langen Winter, vielleicht auch die für das kalte, dunkle Grab. Es rieſelte ihnen im vergangenen Winter ſo kalt durch die Glieder, ſie wiſſen, was ſolch Rieſeln ſo gerne bedeutet, das manchmal lange vorauskömmt, ſehr oft aber erſt, wenn der Angekündigte vor der Thüre iſt. Sie freuen ſich auf das, was jenſeits iſt, aber mit Furcht und Zittern, ſie fühlen im Gewiſſen, daß zwiſchen ihnen und Gott noch manches iſt, zwiſchen ihnen und dem neuen Menſchen in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit noch ein großer Unterſchied. Deſſen möchten ſie ſich daher noch verſichern ſo recht von Herzensgrund, daß der Heiland ihr Wahrer und Hüter ſei, wenn die Nacht kömmt, durch die man muß zum Grabe, daß er ihr Führer und Fürſprecher ſei durch die enge Pforte und vor Gottes Throne. Aber nicht alle lieben dieſen Tag, abſonderlich junge Regenten nicht, denen iſt's wie Schwefel unter die Naſe, wenn man von Sünde ſpricht, denen klingt's wie Hochverrat, daß Strafe und Gnade bei Gott ſind, nicht bei ihnen, und daß ſeine Züchtigung ſo gut über junge Regenten kommt als über alte arme Sünder.

Je älter Käthi ward, deſto inbrünſtiger feierte ſie dieſen Tag; ſie fühlte, wie leicht in den kurzen Tagen ihr der immer kürzer werdende Atem ausgehen könnte. Selig zu ſterben war ihr höchſter Wunſch, aber zu leben, bis Johannesli ſelbſt fortkommen könnte, das war der zweite, den ſie freilich nicht mit Worten ausdrückte am Bettage, aber alle Tage mit unausſprechlichen Seufzern. Käthi freute ſich aber auch, Gott zu danken an dieſem Tage. Dankbarkeit iſt ein ſehr merkwürdig Kennzeichen der Beſchaffenheit eines einzelnen Herzens, ſowie der Kulturſtufe eines ganzen Geſchlechtes. Bei der Dankbarkeit iſt Demut, Freude, Friede in Gott und die Liebe, welche unbeſchwert giebt und nimmt, der Geber den Begabten liebt, der Begabte den Geber; bei der Undankbarkeit iſt ein ewig Begehren, ein ewig Ungenügen, iſt Neid und Hader, ein Dunkel auf Nebel gegründet, ein Überſchätzen, welchem der Fall folgt, eine Selbſtſucht, welche ſich ſelbſt vernichtet. So bei einzelnen, ſo bei ganzen Geſchlechtern.

Käthi, trotz kürzlich gemachter Erfahrungen, behauptete doch, ſie hätte nie geglaubt, daß die Leute ſo gut ſeien und ſie ihnen ſo lieb, und wenn ſie nicht verhagelt worden wäre, ſo hätte ſie dies nie erfahren, darum habe ſie Gott zu loben und zu preiſen, daß er ihr dies in ihren alten Tagen noch gezeigt.

Der Pfarrer predigte gewaltig von der Sünde und von der Gnade, den Übelthaten der Menſchen, den Gutthaten des Herrn. Es ſei Zeit umzukehren und ſich zu bekehren, der Herr habe warnend den Finger aufgehoben, auf den Unbußfertigen und Verſtockten werde ſich legen des Herrn ſchwere gewaltige Hand. Käthi hatte gebetet, geſchauert, ſich gefreut und ging heim, faſt wie in einer heiligen Wolke. Käthi flutete nicht lange im Strome der Menge, ſie lenkte ſeitwärts ab, ſie liebte das Geſchwätz der meiſten Kirchengänger nicht, welche ſtatt der eigenen

Sünden die mutmaßlichen Schwächen der Nächſten verhandelten. An ihrer Hand zottelte Johannesli, welcher in der Kirche geſchlafen hatte, jetzt übellaunig war, über Durſt klagte, ums Trinken die Großmutter übel plagte. „Dem mußt abhelfen, Frau,“ erſcholl hinter ihnen eine rauhe Stimme, „ein ſolch Bübli darf man nicht ſo befehlen laſſen. Potz Sacker!“ „Hörſt jetzt,“ ſagte Käthi, „der Mann hat es gehört wie du ein zwängiſcher biſt, jetzt kannſt dich ſchämen!“ „Er wird es ſo gewohnt ſein,“ ſagte der graue Mann, von dem die Stimme kam, mit gutmütigem Lachen. „Allweg iſt's beſſer, man ſage es, wenn man durſtig iſt, als man ſaufe den Leuten hinterm Rücken kübelweiſe. Sieh, dort bei jenem Hauſe mußt du zu trinken haben, bis du ſelbſt ſagſt, jetzt ſei es genug.“ „Mag nicht Waſſer, will Milch!“ ſchrie der Junge. Was Käthi das ungern hatte, und wie ſie auch redete, ſie machte die Sache immer ſchlimmer. „Tritt ein, Frau,“ ſagte der Mann, „heute dreſſierſt du deinen Jungen nicht anders. Frau, da bringe ich dir einen Jungen, der Milch will, haſt welche?“ ſagte er zu ſeinem Weibe, welches, ſie erwartend, auf des Hauſes Terraſſe ſtand. „Der ſoll Milch haben und Kaffee dazu, wenn er will. Wir kochen am Bettag nie Fleiſch,“ ſagte ſie zu Käthi, „machen es kurz über Mittag, damit zur Kirche kann, wer laufen mag. Nachmittags ſchmeckt dann ein Kaffee doppelt gut.“ Der Mann ging dem Hauſe zu, Johannesli zögernd nach, Käthi blieb ſtehen mitten auf der Straße. „Seh, komm!“ rief die Frau und halte mit, du haſt doch nichts zu thun daheim.“ Käthi weigerte ſich, ſagte, das wäre viel zu unverſchämt, das mache ſie nicht, und ließ ſich erſt bewegen, zu gehn, als der Mann ſagte: „He, nun, wenn du ihn nichts ſchätzeſt und meinſt, meine Frau mache den Kaffee dir zu ſchlecht, ſo wollen wir dich nicht zwingen!“ — Kommend wehrte ſich Käthi doch noch und meinte, ſie dürfe wahrlich nicht mit ihnen Kaffee trinken, das ſei ja gar nicht anſtändig. „Hätte nicht geglaubt, daß du ſo hochmütig ſeieſt und dich unſer verſchämteſt,“ ſagte der Mann. „Komm du,“ meinte die Frau, „ſonſt mußt du noch mehr hören. Wenn er ans Trümpfen (Sticheln) kommt, ſo wäre es mir manchmal lieber, er hätte die Peitſche in der Hand als Trümpfe im Maul.“ Noch vor dem Hauſe meinte Käthi, in die Stube dürfe ſie nicht; wenn man ihr eine Taſſe da auf die Bank geben wolle, ſo wolle ſie es mit grauſamem Danke angenommen haben. „Mach nicht länger Schneckentänz,“ ſagte der Mann. „Haſt nicht gehört, was der Pfarrer geſagt hat: wir ſeien alle arme Sünder, Reiche und Arme, und in manchen Stücken hätten ſich die Reichen vor den Armen zu ſchämen, erſtlich wegen dem Beiſpiel und zweitens wegem Hochmut. Und jetzt marſch!“

Es war Käthi ganz eigen zu Mute, als ſie da in dem vornehmen Hauſe zu Tiſche ſaß, und wenn der Kaffee ſchon ſehr gut war, wie ſie ihn ſeit Jahren nicht getrunken, ſo that es ihr noch wohler und zwar nachhaltender, daß ſolche Leute ſich ihrer nicht ſchämten und mit ihr umgingen akkurat wie mit ihresgleichen. Drei Taſſen voll mußte Käthi trinken; den Reſt des aufgeſtellten ſchönen Emmenthaler Käſes wickelte die Frau ihr in ein Papier, ſie mußte ihn in die Taſche ſtecken, und als ſie fortwollte, fragte der Mann: „Haſt zu preſſieren?“ „Apart nicht,“ antwortete Käthi, „zu kochen brauche ich heute nicht mehr, ich habe gegeſſen und getrunken, ich könnte es vierundzwanzig Stunden aushalten.“ „Das könnte dir wohl zu lange werden,“ bemerkte er. „So komm und ſitz ab.“ Somit ſaß er ſelbſt ab auf die große grüne Bank vor dem Hauſe, rief ſeine Frau, ſie ſolle auch kommen, und Käthi mußte zu ihnen ſitzen, wo alle Leute es ſehen konnten.

Es war ein ſchöner Abend. Wunderbar klar war der Himmel, und wunderbar ſtille ward es unterm Himmel, ſo eine rechte Sabbathsſtille, wo es einem ſo unendlich weit wird ums Herz, es einem dünkt, man fühle Flügel wachſen und werde aufgehoben ſtille zum Himmel auf. Kein Fuhrwerk rollte durch die Straße, keine Stimme ſcholl von einem Hügel zum andern Hügel, der Mühlenbach rauſchte leiſer, die Vögel regten ſich nicht im Baume, es war, als ob auch ſie Bettag hielten und in ſtiller Andacht dem Herrn dankten für den grünen Baum, auf dem ſie ſaßen, für das reiche Feld, welches er ihnen bereitet hatte. In ſtiller Freude ſaßen ſie auf der Bank, wechſelten trauliche Worte, und wenn ſie ſchon weltlich lauteten, klangen ſie doch feierlich und geiſtlich in die Seelen. Sie merkten das Eilen der Zeit nicht, und wer weiß, wie lange ſie zuſammengeſeſſen hätten, wenn Johannesli nicht nach Kinderweiſe Heimweh bekommen und immer ungeſtümer heim begehrt hätte. „Den dreſſiere dann anders,“ ſagte der Mann beim Abſchied, „und komm bald wieder. Es Plätzli und es Bißli iſt immer da für dich.“

In ſtillem Glücke ging Käthi heim, ſo wohl war es ihr lange nicht geweſen. Sie hatte im Herzen Gottes Gnade gefühlt und die Güte der Menſchen erfahren; was will der Menſch mehr auf Erden? Wie am wolkenloſen Himmel heute die Sonne unterging, ſo legte ſich auch Käthis Seele ſorgenlos in die Arme des Schlafes, und ein unbeſchwert Gemüt iſt vielleicht ſeltener noch als ein wolkenloſer Himmel. Solche Tage hinterlaſſen im Gemüte lange einen freundlichen Eindruck, wie die Furche, welche ein Schiff im See gezogen, ſichtbar bleibt, wenn längſt das Schiff vorüber iſt. Aber auf wolkenloſen Himmel folgt gerne der Sturm, auf ein unbeſchwertes Gemüte lagern ſich gar zu gerne ſchwere Tage ab.

Achtes Kapitel.

Eine Lebensfrage für Gelehrte und Ungelehrte.

Die Tage wurden kürzer; wer nicht mit den Hühnern zu Bette wollte, mußte die Lampe hervorſuchen. In andern Jahren hatte Käthi Öl gehabt von ihrem Flachsſamen, ach, und wie brannte das eigene Öl ſo ſchön und hell, ſolches kriegte ſie nie beim Krämer, wie teuer es auch war! Dieſes Jahr hatte Käthi keinen Flachsſamen, mußte zum Krämer gehen. Fleißige Weiber thun ſolche Gänge gegen Abend. Das Reſtchen Sonnenlicht reicht nicht zur Arbeit, iſt aber vollkommen genügend zu einem kurzen Gange auf bekanntem Wege. Leichtſinnige Mädchen benutzen die gleiche Zeit zu luſtigem Geflatter, das Bischen Licht reicht hin zu finden, was ſie ſuchen, und willkommen iſt ihnen dann die Nacht, ihren Fund zu verbergen, zu verhüllen in Finſternis, weſſen ſie ſich ſchämen müßten, nicht vor den Menſchen nur, ſondern vor jedem Lichtſtrahle, der vorüber ſtreift.

Als Käthi ins Dorf kam, ſah ſie viele Leute beiſammen ſtehen, andere liefen fort, andere herbei, dabei war ein Reden und Händeverwerfen, daß es Käthi recht Angſt wurde. Feuer ſah man keins, Krieg war nicht, und doch mußte es was Wichtiges ſein. Es werde ein Mann ſeine Frau halb tot geſchlagen oder ein Pintenwirt ſich erhängt haben, es werde für ſie nichts Schlimmes ſein, allweg werde es ſie wenig angehen, dachte Käthi und wollte vorüber. Einen Vorwand, ſich zu verſäumen, ſuchte Käthi nie; ſie mied das Verſäumen, wie ein Mütterchen es wohl thun muß, welches einem Korporal ſein Kind durchzubringen hat. Da riefen zehn Stimmen auf Käthi los: „Haſt ſie auch, haſt ſie auch?“ Käthi erſchrak; „Herr Jeſus, was ſoll ich haben?“ rief ſie. „Die Erdäpfelkrankheit, die Erdäpfelgreſten,“ rief es von allen Seiten. Sie fühle nichts, ſagte Käthi, ſie ſei eine alte Frau, aber arbeiten und eſſen möge ſie gottlob. Keine Miene verzog ſie ob dieſer Antwort. „Nicht am Menſchen iſt die Krankheit, ſondern an den Erdäpfeln. Sind deine Stauden nicht auch ſchwarz und ſtinken ſchrecklich?“ rief's von allen Seiten. „Weiß nichts,“ ſagte Käthi. „Habe ſie ſeit einigen Tagen nicht geſehen. Aber es wird nicht ſein, bin eine alte Frau und habe von ſolcher Krankheit nie gehört.“ Da ſagte ihr eine Bekannte, die Zeitungen hätten ſchon lange davon geſtürmt, aber man habe ſich deſſen nicht viel geachtet und gedacht, das ſei gerade ſo wie das andere Geſtürme, wo das Halbe nicht wahr ſei und das andere Halbe gelogen. Aber jetzt ſei die Krankheit da, kein Menſch wiſſe woher. Schwarz wie ein Leichentuch ſeien alle Äcker, es ſei eine grauſame Peſtilenz. Die Erdäpfel haben Peſtilenzflecken und wer davon ißt, Menſch oder Vieh, muß ſterben. „Denk, o Käthi, was ſoll man eſſen bis das andre Jahr?“ Von allen Seiten her kamen mehr und mehr Menſchen, brachten von allen Seiten her Bericht, daß die Peſtilenz auch bei ihnen ſei, alles ſchwarz. Niemand weinte, aber Ratloſigkeit, Troſtloſigkeit lag auf allen Geſichtern. Es war ein Donnerſchlag aus hellem Himmel, in Angſt wie verſteinert ſtanden die Menſchen, wie das Vögelein vor der Schlange verſteinert, deren Beute es im nächſten Augenblicke werden wird.

Auch Käthi war wie vom Schlage gerührt, vermochte kaum die zitternden Glieder zum Krämer zu ſchleppen; die Krämerin konnte kaum das Öl ausmeſſen, ſo zitterten ihr die Hände. „Es wird nicht ſein, es kann nicht ſein, ſo wird unſer Herrgott uns doch nicht heimſuchen!“ ſeufzten beide. Aber wie in heißen Fiebern kein Trank den Durſt löſcht, ſo ſtillte kein Seufzen ihr Bangen. Die Angſt zog Käthi heim, die zitternden Beine wollten nicht fort, der Atem ſtockte in der gepreßten Bruſt, ſtille ſtehen, abſitzen mußte Käthi manchmal, ehe ſie zu ihren Erdäpfeln kam. Es war Nacht geworden, mondlos der Himmel, an demſelben glitzerten viele Sterne, und doch war es finſter auf Erden, ungefähr wie es bei vielem Wiſſen doch dunkel bleibt in mancher Seele. An den Erdäpfeln war nichts zu ſehen, wie Käthi auch die Augen anſtrengen mochte. In der Ungewißheit bleiben eine liebe lange Nacht durch konnte Käthi nicht. Sie ging heim, zündete die Lampe an, ſtellte ſie in ein Laternchen und eilte wieder den Erdäpfeln zu, hintendrein Johannesli, der wiſſen wollte, was das gebe, und immer lauter ſchrie, je weniger die Großmutter den Atem fand zu gehöriger Auskunft.

Gebeugt leuchtete Käthi in den Erdäpfeln herum, hintendrein ſchrie immer lauter Johannesli. Wer aus einiger Ferne das wackelnde Licht geſehen, des Kindes Geſchrei gehört hätte, würde wahrſcheinlich geglaubt haben, da ſpuke es: entweder habe ein böſer Geiſt ein Kind geraubt und fahre damit von dannen, oder einer wolle einen Schatz heben und ſuche die Stelle, wo er zur Hebung desſelben das Blut eines Kindes vergießen müſſe. Jetzt ſah Käthi im Lampenſcheine die grauſe, ſchwarze Peſtilenz an allen ihren Erdäpfeln, und es war ihr, als werde, je mehr ſie zünde, die Peſtilenz immer ſchwärzer und grauſiger. Da überwältigte der Jammer die alte Frau. Sie ſetzte ſich an die Furche und weinte bitterlich und Johannesli ſetzte ſich neben ſie und weinte noch weit bitterlicher, aber nicht wegen den Erdäpfeln, ſondern weil die Großmutter ſo bitterlich weinte und ihm nicht ſagen wollte, warum?

Das war eine viel bitterere Nacht als die Gewitternacht. Damals war es früh im Sommer, Hoffnung zum Gedeihen einer neuen Pflanzung; jetzt war dieſe dahin, der Winter vor der Thüre. Verkaufen zur Bezahlung der Miete konnte Käthi nicht nur nichts, ſondern es ſtand ſchwarz und grauſig die Frage vor ihr wie ein wildes Tier und wollte nicht weichen von ihrer Seele: „Was ſollen wir eſſen, und womit ſollen wir uns kleiden?“ Käthi wußte, die Frage war Sünde, wußte, daß man ſich nicht kümmern ſolle um den folgenden Tag, aber ſie konnte in Gottes Namen nicht anders, ſie mußte fort weinen und zwar bitterlich.

Das Auge, welches nie ſchläft, ſah wohl dieſen Kampf in Käthi's bebender Seele, aber der, welchem das Auge gehört, zürnte wohl nicht, hielt wohl ein mild Gericht. Ein ganz ander und ſchwerer Gericht wird ſicher der Herr über manchen haben ergehen laſſen, der ganz ſorglos an ſeiner ſchwarz gewordenen Pflanzung ſtand, ſich gar nicht darum kümmerte, was ſollen wir eſſen, womit ſollen wir uns kleiden, vielleicht zehn Kinder daheim hatte und nicht zehn Kreuzer vorrätig Geld dazu, ja vielleicht mehr als zehn Thaler Rückſtände. Aber dieſe Sorgloſigkeit war nicht die Frucht eines ſchwer errungenen bewährten Gottvertrauens, ferner als nie ſtand der Sorgloſe von Gott, es war das Erzeugnis eines übermächtig gewordenen tieriſchen Sinnes. Mit großem Behagen glaubte ſo einer einen guten Grund erhalten zu haben, ſich einſtweilen gütlich zu thun. Unter dem Vorwande, ſeine Kartoffeln ſeien angeſteckt, es ſei beſſer etwas daraus zu löſen, als ſie faulen zu laſſen, brachte er, was er hatte, dem Brenner, nahm Branntwein dafür oder Geld, um es anderwärts zu vertrinken. Mit großem Behagen glaubte er einen fernern Grund gefunden zu haben, ſich ſamt ſeiner Familie ohne Arbeit durch andere erhalten zu laſſen, oder das Recht, zu nehmen, was ſie nicht freiwillig geben. Eine ſolche Sorgloſigkeit iſt keine chriſtliche, ſondern das Gegenteil. Der Chriſt weiß, daß was er ernten will, er ſäen muß, er auf anderer Fleiß ſich nicht verlaſſen dürfe, ſondern das eigene Pfund gebrauchen, jeder im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen müſſe, wer nicht arbeiten wolle, nicht eſſen ſolle, und wer ſeiner Haushaltung nicht Vorſorge thue, ärger als ein Heide ſei. Der Chriſt weiß, Gott hilft da nicht, wo er Kräfte gegebeu hat, ſich ſelbſt zu helfen, und giebt zur menſchlichen Hilfe nur da den Segen, wo ſie dem Unvermögen nachhilft, und nicht dem Kreuzer, welchen der faule Bettler erhält, nicht der Gabe, welche dem Müſſiggänger wird. Hat der Chriſt im Schweiße ſeines Angeſichts treu gearbeitet, und die Wetter kommen, die Waſſerwogen brauſen, Hagel fällt, ein giftiger Hauch weht über die Felder, die Früchte ſind verſchwunden, am öden Acker ſteht der Chriſt, zagt und weint, da zürnt ihm wohl der Herr nicht. Es iſt ja das Zagen und das Beben das urſprüngliche in der menſchlichen Natur; ſo bebte auch Hiob; denn ein arm, ſündig Menſchenkind iſt der Menſch, und nicht umſonſt heißt es: „Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und das Menſchenkind, daß du dich ſeiner annimmſt?“ Gott iſt unſer Fels und Hort und reicht uns ſeine Hand, auf dieſen Fels uns zu ſtellen, abzuſtellen darauf unſern Glauben, unſer Vertrauen, unſer ganzes Sein, das iſt unſere Aufgabe, und auf dieſem Felſen ſollen wir uns halten in guten und böſen Tagen, im Leben und im Sterben. Aber daß hier auf dieſer Erde das Kind ſelbſt zum Felſen werde, der nie wankt, nie bebt, nie erſchüttert wird, nie das Haupt beugt im Gefühle unausſprechlicher Ohnmacht, wenn die Schläge fallen, die Wogen rauſchen, das Vergängliche dahinrollt, das Liebſte auf Erden untergeht, das will ja Gott nicht.

Ein Gott kann der Menſch nicht werden, bloß ein Götz, einen ſolchen nimmt jeder Wind; ein Kind ſoll er werden, ein lieb, gut Kind, ſolchen gehört das Himmelreich. Und wenn die Nacht kömmt und noch dazu der Sturm, der Blitz über die Erde zuckt, das Haus im Donner bebt, da bebt auch jedes Kind, ſchaurig rieſelt es ihm durch die Glieder, und eben in dieſem Zittern ſucht es den Vater, klammert ſich an ihm feſt, und dann noch zittert es lange fort, und lange geht's, bis es zum Bewußtſein ſich erholt, daß es unter des Vaters Schutze ſicher ſei und keine Macht und keine Kreatur es von deſſen Liebe ſcheiden könne. Und wie lange einer bebt und wie ſtark der Sturm iſt, in dem er bebt, und wie groß die Gefahr iſt, in welcher er bebt, alles dies zu wägen und daraus auf die Größe des Vertrauens zu ſchließen, dafür hat der Menſch weder Wage noch Urteil, beide hat Gott ſich vorbehalten. Die arme alte Frau, welche bebend und zitternd am vergifteten Äckerlein ſitzt, deſſen Ertrag wenige Thaler beträgt, iſt vielleicht vor Gott doch viel ſtärker im Vertrauen, als der Handelsmann, der kaltblütig zerfahrenen Millionen nachſieht, der König, der um einen umgeſtürzten Thron, der Schultheiß, der um einen eingebrochenen Seſſel flennt.

Wie lange die arme Käthi auf dem Acker ſaß und weinte, ſie wußte es nicht. Neben ihr war Johannesli eingeſchlafen, das Lämpchen erloſchen, ſie hatte es nicht bemerkt. Allgemach rieſelte es ihr kalt durch die Glieder, ein kühler Wind weckte ſie aus ihrem Weinen und Sinnen. Tiefe Nacht war ringsum, kein Licht flimmerte mehr im Dorfe, in tiefem Schlafe ſchien alles Lebendige begraben, aber klar glänzten am dunkeln Himmel die Sterne. Es kam Käthi wunderbar ins Herz. Es ward ihr, als ſei ſie mit Gott allein und nicht im engen Kämmerlein, ſondern in ſeiner unendlichen Weltenkammer, und er öffne ihr alle Geheimniſſe der Natur und zeige ihr alle Geſchöpfe, die da in den Waſſern ſind und in der Erde kriechen, unter dem Himmel fliegen und rennen, für welche er ſorge tagtäglich; und er rolle vor ihr die Jahrtauſende auf und zeige ihr, wie er mit väterlicher Hand alles geleitet bis auf dieſen Tag, und der Zufall nichts gemacht habe, weder Regen noch Dürre, weder Laub noch Gras, weder Geſundheit noch Krankheit, weder fruchtbare noch unfruchtbare Jahre. Und als er ihr alles gezeigt habe, da nehme er Käthi ihr Herz aus der Bruſt, falte es auseinander weit, weit und ſuche darin und ſehe Käthi an, als ob er fragen wollte: Käthi, und wo iſt dein Vertrauen? Da ward es heiß, und ihr Kopf brannte ihr, und ihre ſiebenzig Jahre ſtanden vor ihr, und in jedem Jahre ſah ſie Gottes Hand mächtig über ſich, ſah ſich ſichtbarlich ſo manchmal von Gott gerettet, und trotzdem kein Vertrauen, und wie ſie doch bei jeder neuen Drangſal die alte Hilfe vergeſſen, in der neuen Not gewimmert habe, als wäre es die erſte, und wüßte ſie von keinem Helfer. Jetzt ſei wieder ſo eine Not da, eine nie erlebte zwar, aber jede Not ſei einmal zuerſt geweſen, und über jede Not ſei der alte Gott mächtig geweſen; warum ſollte er es nicht auch über dieſe ſein? Siebenzig Jahre ſei ſie alt, und ſo nahe der letzten Not, welche über jeden Menſchen auch nur einmal komme, wie es ihr dann ergehen werde, wenn da auch kein Vertrauen ſei, der Herr ihr Herz auseinanderfalte und ſie anſehe fragend: Käthi, und das Vertrauen? Käthi kam ſich vor wie eine der fünf thörichten Jungfrauen, welche kein Öl in ihren Lampen hatten, als der Bräutigam kam. Sie weinte, daß die Ergebung nicht bei ihr einkehren wolle, welche mit Hiob ſage: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt; das Zagen nicht aufhören, das Beten nicht kommen wolle: „Vater, nicht wie ich will, ſondern wie du willſt.“

Als Käthi ſo weinte, ward es ihr nach und nach heller im Gemüte; es ſchien ihr, Gott vergebe ihr das Wanken, weil es doch kein Abfall ſei und ſie ſich aufrichte und ihn zu ergreifen ſuche, und weil ſie das könne, ſei ſie doch unendlich viel beſſer daran ohne Erdäpfel, mit Gott im Herzen, als andere Menſchen mit viel Erdäpfeln, aber ohne Gott im Herzen. Nun wolle ſie ihn aber auch behalten, dachte ſie, damit wenn die letzte Not komme, er drinnen ſei; vielleicht, daß dann keine Zeit wäre, ihn lange zu ſuchen. Da regte ſich Johannesli im Schlafe, mahnte Käthi an ſein Daſein. Da erſchrak Käthi gar ſehr, begann laut zu reden und ſagte: „Ei aber nein, du arm's Tröpfli, habe ich dich ſo ganz vergeſſen hier in Tau nnd Nachtluft, wenn das arm Bübli nur keinen Schaden nimmt. Hab ich dich vergeſſen, und wie würde es dir erſt gehen, wenn du kein Großmütti hätteſt, das noch an dich denkt; keinen Menſchen hätteſt du, der deiner ſich annehmen würde, ganz verlaſſen wärſt du, du arm's Tröpfli! Ja weiß Gott, wenn ich ſterben ſollte, es wüßte kein Menſch, wie es dir erginge.“

So kummernd trug Käthi ihren Johannesli heim und kümmerte noch daheim ſich lange um ihn, daß ſie faſt nicht ſchlafen konnte.

Die gute Käthi, welche ſich wegen der Erdäpfel Gott ergeben hatte, dachte nicht daran, das errungene Vertrauen auch auf Johannesli auszudehnen, und daß das wieder nicht recht ſei, daran dachte ſie wieder nicht. O es iſt ſchwer für den armen Menſchen, ein unumſchränktes Gottvertrauen zu faſſen, welches über alle Gebiete des Lebens ſich erſtreckt. All unſer Jagen führt nicht zum Ziele, unſer Ringen iſt kein Erringen, unſere Siege ſind nur Bruchſtücke und Stückwerke im Kampfe, der alle Morgen neu beginnt; uns mangelt der Ruhm vor Gott, unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid; mit Sünden befleckt ſind unſere beſten Werke.

Käthi hatte am folgenden Morgen Mühe, den vergangenen Tag ſich zu vergegenwärtigen, ſich zu erinnern, wann und wie ſie zu Bette gekommen. Als es endlich geſchah, wollte neue Angſt ſie erfaſſen, beſonders als die Erdäpfel ihr am Tage noch viel ſchwärzer vorkamen als des Nachts, ſo recht grauſig, daß ſie nicht einmal wagte den Fuß hineinzuſetzen, aus Furcht, derſelbe könnte angeſteckt werden von der Peſtilenz. Es duldete Käthi nicht daheim; ſie mußte ins Dorf, mußte zu vernehmen ſuchen, was da zu machen, was Menſchen vorzukehren hätten. Denn die Frage: was ſoll ich thun? ſtellt dem Menſchen ſich um ſo dringlicher, je feſter ſein Vertrauen auf Gott iſt, dieweil er weiß, daß Gott dem Menſchen das überläßt, welches im Bereiche von deſſen Kräften liegt. Innerhalb dieſes Bereiches erwartet der Chriſt nie göttliche Hülfe. Käthi fand nun des Geredes viel im Dorfe, aber guter Rat war nicht nur teuer, ſondern gar nicht zu haben.

Der Wiſſenſchaft war in der Kartoffelfrage eine Lebensfrage geſtellt, und ſie ſtürzte ſich auf dieſe Frage, wie auf ein fettes Lamm der hungrige Wolf. Von Ratſchlägen und ſichern Hilfsmitteln wimmelten die Zeitungen und fuderweiſe flogen die guten Räte unter dem Volke herum, und zwar unentgeltlich, und doch kamen ſie manchem teuer genug zu ſtehen.

Was andere geleſen, gehört hatten, das vernahm auch Käthi, aber ſo kraus und kunterbunt durch einander, daß ſie recht traurig war und dachte, wenn es doch Gottes Wille wäre, daß er jemand ſchicke, der einem ſage, welcher unter den Räten der beſte ſei, ſo aber häbe man vor lauter Räten gar keinen Rat.

Neuntes Kapitel.

Vom Verlauf der Frage, und wie es Käthi und andern dabei geht.

Das erſte, was man Sicheres vernahm, war, daß die angeſteckten Kartoffeln nicht giftig ſeien und mit Vorſicht genoſſen werden könnten. Wenn es recht finſter iſt, kömmt das kleinſte Licht willkommen, und wo man das Ärgſte erwartet hat, iſt jede Milderung ein Troſt.

„Gottlob," ſagte Käthi, „ſo iſt doch nicht alles verloren. Es war mir von Anfang, ich wollte mich darein ergeben, wenn man doch nur zur Notdurft zu eſſen hätte. Gottlob, es iſt doch einer über uns, und der lebt noch." Das zweite, was man glaubte, war, daß man die Erdäpfel ſo raſch als möglich aus dem Boden machen müſſe. Das traf ſich nun in eine Zeit, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hat, und in ein Jahr, wo man, der vielen Regentage wegen, ohnehin mit allen Arbeiten zurück war. Mit Grummet, Hafer hatte man noch zu thun, ſollte dazu den ganzen Tag mit dem Pfluge im Felde ſein; denn früh ſäen hat Gold im Munde, und voll Obſt hingen an vielen Orten die Bäume, und jetzt, in das alles hinein, das Erdäpfelausmachen, welches man ſonſt zuletzt vornahm, oder wenn an den Erdäpfelacker die Reihe kam geſäet zu werden, was zumeiſt zuletzt geſchieht.

Da wurden die Hände rar. Nicht blos die gewohnten Leute mußten alle an Tanz, und kein Bauer knauſerte und wollte alles mit ſeinen eigenen Leuten erzwingen. Da ſandte man hinaus auf die Kreuzwege und las zuſammen, was man fand, fragte nicht, ob ſie taub, blind oder lahm ſeien, ſondern bloß, ob ſie Erdäpfel ausmachen oder doch wenigſtens aufleſen könnten.

Die meiſten ärmern Leute haben ihre Häuſer oder ihr Haus, aus welchem ihnen ihr Verdienſt zuwächſt, wo ſie nachrechnen, wann ſie wieder hingehen, oder ihnen was zufallen könne, und wo ſie es ſehr übel nehmen, wenn ſie einmal übergangen werden ſollten. So einer macht oft ein ſaures Geſicht und ſpitzt die Ohren, man weiß nicht warum. Er hat vernommen, Jöre Joggi fange morgen an zu heuen, und ihm hat noch niemand was geſagt. Da pocht es an ſeinem Fenſterchen; plötzlich macht er glückliche Augen, öffnet und hört: „Peter, morgen geht d's Heuen an, fehl nicht, der Melker ſollte es dir geſtern ſagen, vergaß es aber." „Der iſt ein Löhl und bleibt ein Löhl," ſagt Peter und fragt, in welche Matte geht's, und iſt glücklich, daß der Verdienſt wieder angeht. Jetzt aber dachte jeder Arme, wenn es nur Gottes Wille wäre, daß mich niemand beſtellte, daß ich meine zuerſt ausmachen könnte, und nun klopfte nicht bloß ein Finger an ſeinem Fenſterchen, ſondern mancher, die Fragen purzelten ordentlich über einander. „Hab' dich wollen fragen, ob du morgen kommen könneſt? Bin ſchon an ſieben Orten geweſen und an allen hatten ſie ſchon verſprochen, und Leute müſſen wir haben, ſell iſt fertig!" — Dieſe reichen Nachfragen freuten den Armen nicht. Gepreßt ſagte er: „Kann nicht kommen, hab' ſchon verſprochen," wäre aber lieber daheim geblieben, und macht mit Seufzen das Fenſterchen wieder zu. Er muß gehen und andere ausmachen, ſeine im Boden laſſen. Äußerer Zwang iſt freilich keiner da, aber er denkt, laſſe ich den Bauer ſtecken in ſeiner Not, ſo hilft er mir auch nicht in meiner Not.

Es ſcheint ſchrecklich, daß der Arme dem Reichen helfen muß, ſein vieles retten, ſtatt daß der Reiche dem Armen zuerſt hilft, ſein weniges aus dem Boden machen, daß der Arme einem ſolchen Zwange zu unterliegen ſcheint, nicht von einem ſolchen emanzipiert wird.

So ſcheint es theoretiſch, ſo würde es auch ein Dachſtübchen-Gelehrter darſtellen, der für die Emanzipation des Volkes ſchreibt, im Grunde aber ſich vom Dachſtübchen emanzipieren und zu einem komfortabeln Leben, zuweilen mit etwas Champagner, verhelfen möchte. Indeſſen ſieht dies viel grauſamer aus, als es wirklich iſt. Vor allem aus darf man das patriarchaliſche Verhältnis, welches gottlob noch öfter ſtattfindet als man denkt, nicht vergeſſen. Der Reiche, welchem der Arme arbeitet, wird vom Armen betrachtet als ſeine ſichtbare Vorſehung, welche ihn nicht im Stiche läßt, und der Reiche iſt's auch. Bedarf der Arme was, Geld, Holz, Zug, Taufzeugen, ſo iſt's bei ſeinem Bauer nie Nein, wie er ſagt; und ſagt jener: „Ich ſollte morgen abſolut daheim ſein," ſo ſagt der Reiche: „Es iſt mir lätz, es iſt mir z'wider, aber wann du es nicht anders machen kannſt, ſo ſei's, aber übermorgen komme mir, du weißt, was zu thun iſt." Nun betrachtet ſich der Arme auch als dem Reichen notwendig, er glaubt, ohne ihn könne es dort nicht gehen, das iſt ſein Stolz. Er betrachtet ſeinen Verdienſt als die Hauptſache, die eigenen Pflanzungen als eine Nebenſache, welche durch Frau und Kinder zu beſchicken ſind, und wenn Not an Mann kömmt, ſo ſagt er: „Meiſter, wenn du die Frau oder die Kinder brauchen kannſt, ſo ſag's, ſie müſſen auch kommen; was ſie daheim zu machen haben, können ſie immer noch machen." Ferner hat der fromme Arme, welcher ſeine Abhängigkeit von einem höhern Willen täglich erkennt und bekennt, zumeiſt mehr Ergebung und Geduld als der Reiche, welchem mehr Mittel zu Gebote ſtehen, den eigenen Willen durchzuſetzen, welcher mehr zwängen kann. So bös, wie man ſagt, wird es kaum gehen, der liebe Gott wird wohl noch an die armen Leute denken. Und wenn's iſt, wird man es ertragen müſſen, bis es beſſer kömmt, wer weiß, für was es gut iſt, wenn er nur die guten Leute nicht alle nimmt, und der alte Gott bleibt, ſo wird es wohl zu leiden ſein, ſo heißt's.

Was der Arme entbehrt, darf ferner nicht beurteilt werden vom Standpunkte des verwöhnten Menſchen und des verderbten Menſchen, der meint, was der Reichſte genieße, ſei Bedürfnis für alle, weil ihm der Neid dasſelbe zum Bedürfnis macht. Es muß beurteilt werden mit den Augen des Armen ſelbſt. Per Exempel, ſo ein Taugenichts von Stadtſchlingel muß das Leben eines Tagelöhners für eine Hölle anſehen, während der ehrliche Tagelöhner den Stadtſchlingel von oben bis unten mit der allerſouverainſten Verachtung anſieht. Mit viel mehr Reſignation ſtirbt auch der Arme aus den gleichen Gründen, bleibt bei einer Gefahr, welche in ſein Leben hineinragt, gelaſſen, während der Reiche zappelt und mit Händen und Füßen dreinſchlägt. So iſt's im Gewöhnlichen, nun aber war die Kartoffelkrankheit was Ungewöhnliches, Ungeheures, ſie war eine Lebensfrage und ergriff Reiche und Arme, und mancher Arme hörte den Ruf zur Arbeit nicht gerne; es war ihm wie einem Hausvater, der bei einem Brande erſt die eigenen Kinder, ſein Weib, ſeine Habe retten will, ehe er andern zu Hilfe eilt; denn da ſchien eben kein Warten zu ſein, ſo wenig, als bei manchem Brande. Er machte Tag und Nacht Kartoffeln aus in ſeiner Seelenangſt, reife und unreife, während andere ſich Gewalt anthaten und andern halfen.

Käthi gehörte zu den letzteren; ſie gehorchte, ging und half, aber manchen Kampf hatte ſie zu beſtehen, und manchmal brannte ihr der Boden unter den Füßen, meinte ſie, vom Acker laufen zu müſſen. Verſchieden waren die verſchiedenen Sorten angeſteckt, die Leute meinten, es liege an den verſchiedenen Sorten, meinten, die Inſekten oder die Schwämme liebten die einen mehr als die andern. Machten ſie nun an einer Sorte aus, wo es keine oder wenig angeſteckte gab, ſo waren die Arbeiter wohlgemut, und Käthi ſchlief prächtig ſelbe Nacht. Kam nun eine andere Sorte, bei welcher die meiſten Knollen Flecken trugen oder ganz krank waren, dann war's, als ob keine Sonne am Himmel ſei, wie ſchön ſie auch ſcheinen mochte; keinen Spaß hörte man, kein hell Geſicht ſah man; und wer in die Gemüter geſehen hätte, der hätte geſehen, wie in mancher ſonſt leichtfertigen Seele die Wolken des ſchwerſten Kummers heraufgezogen waren. An ſolchen Tagen mochte Käthi den Feierabend nicht erwarten, und ob's auch Nacht war, wenn ſie heim kam, ging ſie mit dem Laternchen auf ihr Äckerlein, hob Stauden auf, forſchte, wie es mit den Erdäpfeln beſtellt ſei, und vielleicht entrann ihr wohl zuweilen das Wort: „Gottlob, noch lange nicht ſo böſe wie dem Bauer ſeine!"

Das war ein Herbſt, in welchem die Hausfrauen geprüft wurden, eine recht feſt ſein mußte, wenn ſie beſtehen wollte, und ob eine beſtanden ohne Ungeduld, das weiß Gott. Im Herbſte wartet der Bäuerin in gewöhnlichen Jahren Arbeit, daß ſie oft nicht weiß, ſteht ſie auf den Füßen oder geht ſie auf dem Kopf, und wo ſie zu allem die Hände hernehmen ſoll. So viel Hände als er kann, nimmt der Mann ſelbſt, wenn er kein ſchlechter Hauswirt iſt, auf den Acker, zu dem großen Geſchäfte des Sammelns; der Hausfrau bleiben die Geſchäfte des Innern. Was ſie nicht ſelbſt machen kann, dazu muß ſie Zeit und Hände ſtehlen. Sie muß die Beſorgung von Flachs und Hanf zu Ende bringen, den Samen der Gartengewächſe einſammeln, das Obſt, den Kohl, die Rüben und Möhren dörren und einkellern, ſollte waſchen, ſollte noch eine Menge Dinge machen, denen man keinen Namen geben kann. Zu dieſem allem kam nun noch die Erdäpfelplage mit allen den unſäglichen Plackereien. Das war ein Herbſt, an welchen jede Bäurin denken wird, und ob welchem mancher Herrenfrau, wenn ſie nämlich was davon begreift, das Haar ſich zu Berge ſtellt beim bloßen Denken daran.

In dieſem Herbſte ſah man ſelten eine Bäurin Erdäpfel graben auf dem Felde. Das Sammeln jeder Frucht erweckt ſonſt Freude; ein fröhlich Leben regt ſich auf den Feldern, in den Weinbergen; es iſt ein Vorgeſchmack der ſeligen Zeit, wenn der Landmann die Ernte ſammelt, die auf dem Acker ſeines Geiſtes ins ewige Leben wuchs. Unter allen Ernten iſt die Kartoffelernte wenn nicht die fröhlichſte, ſo doch die bedeutſamſte für den Lebensunterhalt. Es erntet da der Reiche und der Arme, und der Arme und der Reiche verrichten wenige Arbeiten lieber als das Ausgraben von Erdäpfeln. Es giebt Bauern und Bäurinnen, welche wenig mehr arbeiten im Felde, aber beim Erdäpfelgraben ſind ſie dabei, und ſelten wird Bauer oder Bäurin zu finden ſein, welche nicht wenigſtens einen halben Tag an dieſem eigentümlichen Schatzgraben teilnehmen; denn da geht es hell und luſtig zu bei heiterem trocknen Wetter, und was da für ein Treiben iſt um die ſchönen Stauden, welche der verborgenen Schätze viele verſprechen, wie hoch die Hacke gehoben wird, um glatt und ſauber mit einem Ruck den ganzen Schatz zu Tage zu fördern. „Nein, aber ſehet, ſehet," ſchreit der glückliche Gräber auf, „wie große, wie viele!" und während man ſieht und zählt, ſchreit am andern Ende ein anderer auch über einen noch glücklicheren Fund. So läuft ein halber Tag herum, man weiß nicht wie, und unerwartet tönt die Feierabendglocke, welche die auf den Feldern Zerſtreuten zu Weib und Kind und Vieh, zu ruhigem Schlaf unter ſicherm Dache ruft.

Freilich mag wohl hie und da ein faul Knechtlein, eine meiſterloſige Magd, ein verzärtelt Töchterlein nicht bloß die Abendglocke gerne hören, ſondern auch bei jeder Kartoffel, die ſie aufleſen müſſen, ſeufzen: „Ach Gott, wenn die nun ſchon gegeſſen wäre oder wenn's ein Pfannkuchen wäre oder gar ein Speckſalat!" Ja, es mag ſein, daß hie und da ein ganzer zuchtloſer Hauſe, vielleicht einem Wirte, einem Müller oder einem Fabrikanten angehörend, ſich ärgert am Erdäpfelſegen, flucht, wenn ſie doch nur alle z' D . . . würden, ehe man ſie zu freſſen kriege, oder daß der Bauer oder die Bäurin ſie allein freſſen müßten.

Neben dieſer heilloſen Schar gräbt vielleicht ein einzig Weib Erdäpfel auf einem kleinen Acker. In der Furche ſitzt oder liegt ein Kind, ein bedeckter Topf iſt nicht weit davon, ein ander Kind trippelt mühſam um die Mutter, fällt alle Augenblicke nieder. Bald muß die Mutter dieſes aufheben, bald das in der Furche tröſten und ihm zu trinken oder zu eſſen geben, das andere neben ſich ſetzen, daß es mit ihm ſpiele, die Zeit ihm vertreibe und die Fliegen. Trotz dieſen Mühen wird die Mutter nicht ungeduldig, ſondern iſt freudig bei der Arbeit. Groß und prächtig rollen die Erdäpfel zu Tage, bei jeder Staude ſchöner. Die gute Frau zählt ſie mit freudeglänzenden Augen. „Nein aber, ſiebenundzwanzig unter einer einzigen Staude, und ſo ſchöne, zwei ganze Mahlzeiten, und wie die gut ſchmecken werden! O, man weiß nicht, wie gut man lebt, wenn man gute Kartoffeln hat. Gottlob, für ein Jahr wäre wieder geſorgt! Gottlob, daß mrs hey, können wir beten; und daß wir dazu beten können, gottlob, daß mrs meu (gottlob, daß wir's haben, gottlob, daß wir's mögen)! das wird er wohl auch ſchaffen. Unſereinem ſollte nicht kummern, lebt doch der alte Gott noch, und daß er an uns ſinnet, das ſehen wir den Kartoffeln an. So ein klein Stücklein Land, unſerer viere leben davon, können vielleicht noch verkaufen, und bringen wir das Geld zuſammen für eine Ziege, ſo iſt genug auch für die da. Gott Lob und Dank!" — So ſpricht eine Mutter, deren Mann den Hauszins verdient, welcher alſo die Sorge für die Haushaltung und deren Unterhalt faſt allein obliegt; freudig gräbt ſie, bis es Abend wird, und wenn ſie endlich ihren Karren an den Wagen eines Bauern, der mit vier Roſſen ſeine Erdäpfel heimfährt, hängen darf, geht ſie, ein Kind auf dem Arme, eins an der Hand, freudevoll, mit munterm Schritt und kühnem Geſichte, faſt wie ehedem, wenn ſie vom Tanze kam und die Buben ſich um ſie die Haare aus dem Kopfe geriſſen. Sie iſt belebt von dem freudigen Gefühl, ſie habe nun Speiſe, welche ſie ſelbſt gepflanzt und beſorgt, für ſich und ihre Kinder einen langen Winter durch und einen noch längern Vorſommer; ſie denkt in demütiger Freude, ſie müſſe Gott doch lieb ſein, daß er ihr alles ſo wohl behütet, ſo ſchön und reich habe gedeihen laſſen.

Wer die Erdäpfel kauft, hat ſolche Freuden nicht, und wer nicht Mutter iſt und arm dazu, der begreift ſolche Freuden ſchwer. Sie ſind ſüß und wonnereich und ſtärken ein ſolch arm Weib mit der großen Kraft, ſein Kreuz zu tragen und auszuharren treu in allen Nöten des Lebens, und die Kinder zu erziehen in der Zucht und Vermahnung des Herrn. Solche Freuden ſind wahre Zaubertränke, durch welche der Herr arme Menſchenkinder erfüllt mit wunderbaren Kräften, ſie groß macht in der Treue, wenn auch über wenigem.

Aber ſolche Freuden ſind nur bei dem, welcher ſich genügen läßt und demütig iſt, der den Bruder nicht beneidet, Gott ſeine Gelüſte nicht vorzählt, ihr Gewähren fordert als ein Recht; nur bei dem, welcher weniges und vieles empfängt dankbar als unverdiente Gabe, und in dem wenigen und vielen die Huld ſieht, welche zum Heil führt, den einen durch weniges, den andern durch vieles, und jeden mit der gleichen Liebe und der Weisheit, welche die Mücken geſchaffen hat und die Sterne gerundet.

Im Herbſt 1845 war bei der Kartoffelernte keine helle Stimmung; ſtille war es auf den Feldern, trüb waren die meiſten Geſichter, und wenn man ſchon einen Bauer und hie und da eine Bäurin auf dem Felde ſah, ſo war es nicht wegen der Freudigkeit, ſondern wegen der Bangigkeit, und wer ſonſt arme Weiber freudvoll ſah, ſah jetzt ſie weinen bitterlich. Hie und da wohl mag ein frech Knechtlein oder gar eine ruchloſe Geſindeſchar frohlockt haben, daß die Erdäpfel bald gegeſſen ſeien, mit Reis und Mehlbrei der Bauer jetzt aufwarten, zweimal in der Woche backen und mit dürrem Obſt und vorrätigem Fleiſch zum Vorſchein müſſe, jetzt einmal ſei die Zeit, wo der Bauer ſeinen Dienſten gönnen müſſe, er möge wollen oder nicht, was ſonſt Müller und Metzger kriegten. In ſolchem Geſindel iſt keine Spur von der Treue, welche im Hunde wohnt, kein Blick, der über die nächſte Stunde reicht, während in ſo vielen Tieren die Ahnung der Witterung iſt und bedächtige Vorſorge für kommende Gefahren. Solche Tröpfe dachten nicht, daß in dem Maße, wie die Speiſe fehle, deſto mehr Leute verabſchiedet würden, weil der Bauer Arbeit verſchob, mehr ſelbſt machte, mehr den Kindern zumutete, und daß der Bauer den Inſtinkt habe, die zu verabſchieden, welche ſich am meiſten auf Reis und Mehlbrei freuten. Wo ſollte dann ſo ein verabſchiedet Knechtlein Platz finden bei dem Mangel an Speiſe, den überflüſſigen Händen, den hungrigen Bäuchen ohne Zahl? Verflucht Wunder nehme es ihn, was die Bäurin für ein Geſicht machen werde, wenn ſie den erſten Reisbrei an einem ungeraden Werktage auf den Tiſch ſtelle, ſagte ein halbbatzig Knechtlein. Am folgenden Tage ſchon kam eine große Schüſſel Reisbrei auf den Tiſch, und eine zweite noch brachte die Bäurin eigenhändig, ſtellte ſie vor das Knechtlein ab und ſagte: „Jetzt ſieh, was ich für ein Geſicht mache, dann iß, und wenn du genug haſt, ſo komm und hol' den Lohn, er iſt ſchon aufgezählt. Dann kannſt an andern Orten auch ſehen, was die Bäurin für ein Geſicht macht, wenn ſie Reisbrei auf den Tiſch ſtellt." Da waren dem Knechtlein Freude und Hunger ſo ziemlich vergangen, indeſſen hielt er ſich nicht dafür, abzubitten; er machte ein trotzig Geſicht, ſagte, er laſſe ſich das Maul nicht verbinden, und was er rede, ginge niemand was an, holte den Lohn und marſchierte ab. Aber wohl, dieſem verging der Trotz; ſechs Wochen marſchierte er und noch hatte er keine Bäurin geſehen, welche Reisbrei auf den Tiſch geſtellt hatte, ja er hatte noch keinen Tiſch geſehen, an welchem man ihm einen Platz angewieſen hätte. Er mußte gebettelt Brot eſſen, mußte in Ställen ſchlafen, wohl, da verging ihm der Trotz, und froh war er, als er nur alle Tage genug Erdäpfel hatte, ganze Tage dreſchen durfte, und was ihm dabei ſo noch alles in die Brüche gegangen, durfte er nicht einmal ſagen.

Er war kaum zwanzig Jahre alt, aber das Dienen hatte er ſchon grauſam ſatt. Solche verfluchte Sklaverei ſtehe er nicht länger aus, und lieber wollte er ein Hund ſein, als ein Knecht, hatte er alle Tage geſagt. Nahe wohnte ein Mädchen, welches kürzlich dreißig Thaler ererbt hatte, auf die hatte er ſpekuliert. So viel Geld hatte er ſein Lebtag nie beiſammen geſehen; ſeinen Lohn zog er immer ein batzenweiſe, dreißig Thaler kamen ihm vor wie ein großes Vermögen, auf welchem er ſich behaglich zur Ruhe legen, die Füße von ſich ſtrecken, eine Pfeife ins Geſicht ſtecken und ſo gemächlich den jüngſten Tag erwarten könnte. Nebenbei dachte er, könnte er Tabaksfabrikant oder Müſterler (Muſterreiter) werden, am liebſten Wirt; der brauche den Leuten nicht nachzulaufen, ſie kämen zu ihm, und werde er durſtig, ſo habe er den Wein nicht weit. Er glaubte die Katze im Sack zu haben; denn das Mädchen hatte ſich ſchon bei ihm geſtellt und mit ihm geſprochen. Er ſei ein Unflat, hatte es ihm geſagt, ein Schlingel, nicht wert der Sonne, welche auf ihn ſcheine; wenn es der liebe Gott wäre, es verſchlüge ihm das Maul mit D . . ., und das wäre noch faſt ſchade; es wäre das Sauberſte, was er je darin gehabt. Komme er ihm näher als drei Schritte zum Leibe, ſo zeichne es ihm mit ſeinen fünf Fingern das Geſicht, daß man meine, der Teufel und ſeine Großmutter hätten darauf g'neujahrt. Das hatte der Burſche für Liebe genommen und geſagt, ſie hätten es alle ſo, je ſtärker ſie einen liebten, deſto wüſter ſagten ſie ihm, die Mutter habe manchmal geſagt, ſie habe ihrem Alten nie anders geſagt als Hung und Schelm und ſonſt noch mehr. Er hatte ſchon lange geſtürmt, nach Weihnacht müſſe geheiratet ſein. Jetzt war es aus mit dem Heiraten, um bittere grüne Erdäpfel konnte er einen ganzen Tag dreſchen, und nach Weihnacht wußte er wieder nicht, wo er ſein Haupt hinlegen ſolle und was eſſen? So geht's in der Welt, ſo iſt oft der Menſch ſelbſt der Bengel, den er ſich ſelbſt zwiſchen die eigenen Beine wirft.

Auf ihr Äckerlein kam Käthi lange nicht, an gar manchem Orte mußte ſie Kummerz'hülf ſein, wie man zu ſagen pflegt. Eine vertraute Perſon, welche man über alles ſchicken konnte, kam gar mancher Bäurin wohl in dieſem Herbſte. Käthi verdiente ihrer Anſicht nach ein ordentlich Stück Geld, wenn auch der Taglohn nicht mehr als drei Batzen nebſt der Speiſe betrug, und an den Erdäpfeln litt ſie nicht Schaden, eher das Gegenteil.

Nach und nach war der vor lauter Gelehrſamkeit ſtille geſtandene ſchlichte Verſtand wieder in Fluß gekommen und hatte begriffen, daß das Herumrühren der Erdäpfel um die Häuſer, wie man geſchmolzene Butter rührt, daß ſie nicht Knollen kriegt, nicht bloß die Krankheit nicht hemme, ſondern auch die geſunden verderbe, indem Erdäpfel das Trockenliegen und abſonderlich die Sonne nicht ertragen mögen, Erdäpfel wollen Erde um ſich oder Kellerluft um ſich. Wer ſpät ausmachte, hatte den Verdruß nicht, daß ohne Flecken ausgemachte hintendrein die Peſtbeulen zeigten; was er geſund ausmachte, blieb geſund. Indeſſen hatte auch Käthi kein freudig Ausgraben; denn ſehr viele angeſteckte fanden ſich, und je mehr Erdäpfel im Boden ſich fanden, deſto mehr drängte der Gedanke ſich auf: wie ſchade, ſo viel angehängt und ſo viele nichts wert! Bei dem vielen Graben jedoch und dieweil man anfänglich alles verloren gab, hatte Käthi ſich angewöhnt, jeden geſunden Erdäpfel als einen gefundenen anzuſehen, während man zuerſt jeden kranken als einen verlorenen betrachtete. In Beziehung auf den Ertrag kam es wohl auf eins heraus, ob man es auf die erſte oder zweite Weiſe anſah, doch in Beziehung auf die Gemütsſtimmung lag zwiſchen beiden Anſichten eine himmelweite Kluft. Nur reuten Käthi die ſogenannten Tſchägger oder Corſikaner grauſam; ſie blieben am längſten und Käthi hatte viele dieſer Art, und wenn man deren übrig hat, ſo gelten ſie am meiſten, weil ſie noch um Michelstag ſo ſchön mehlicht ſind, daß einem ordentlich das Herz im Leibe lacht. Dieſe fehlten faſt ganz. Der giftige Wind hatte gerade dieſe in der Entwickelung im Blütenſtande getroffen, in welcher die Pflanze Schädliches am wenigſten ertragen mag, wie man an den Obſtbäumen das Exempel ſo oft hat. Mit den kranken wußte Käthi nichts zu machen als ſie zu eſſen oder zu dörren; um eingebeizte zu brauchen, muß man Schweine haben, dieſe fehlten Käthi. Scheibchen zu machen, ein Büſchelchen Salz auf jedes zu ſtreuen, wie Kinder auf das Butterbrot, dazu fehlten ihr drei Dinge, Glauben, Salz und Zeit. Dem Brenner mochte ſie ſie nicht geben; ſie hatte einen Grauſen darob; ſie ſah, wie viele Menſchen ſich ob dem Brennen und dem Branntewein verſündigten, und wie ſehr ſie ſich bei dieſen Sünden beteilige, wenn ſie ihre Erdäpfel brennen ließe, vermochte ſie nicht zu ermitteln. Alle auf einmal eſſen, war wohl ſtark, beſonders für eine alte Frau und ein Kind, denn zehn Zentner angeſteckter Kartoffeln waren ungefähr zu verſorgen.

Zum Dörren hat man Holz nötig, Käthi beſaß keinen Wald und auch kein Recht in irgend einem Walde. Wohl hatte ſie eine ſogenannte Kunſt in der Stube, d. h. in der Stube einen Tritt am Ofen von Sandſtein, welcher durch das Kochen von der Küche her warm wurde. Aber ſo ein arm Naueli, welches das Holz kaufen oder von guten Leuten erbitten muß, kocht weder Schinken noch Rinder, hat nicht, wie eine Herrenköchin, entweder halb zu viel Feuer oder halb zu wenig, ſondern geht mit dem Holze um, wie ſparſame Weiber mit dem Zucker; ſo ein Tritt wird daher vom gewöhnlichen Kochen nicht heiß zum Dörren. So ging es auch anderen Armen. Da traten die beſitzenden Bauern zuſammen und beſchloſſen, damit die Armen nicht genötigt ſeien, die kranken Kartoffeln faulen zu laſſen oder dem Brenner zu geben, ſondern für Speiſe ſorgen könnten, ihnen das nötige Holz zum Heizen in ihren Wäldern anzuweiſen. Leider weckte dieſe Freigebigkeit in vielen Armen eine Begehrlichkeit, daß ſie den Reichen ihr Thun verbitterten, daß man ſich ordentlich zwingen mußte, zu ſagen: „Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!" Freilich ſoll man ſeine Gaben nicht um des Dankes willen geben, aber wo kein Dank beim Empfänger iſt, da iſt in der Gabe kein Segen, da wird die Wohlthat zur Rechtsanſprache. „Frau, haſt gehört, wie der gedankt ſo recht von Herzen; ſo wär's noch eine Freude, zu geben!" ſagte der Bauer. „Denk dem daran, wenn er wieder kömmt, und wenn er krank werden ſollte, oder ſonſt in Leiden kommen, ſo gieb ihm!"

Wo unverſchämte Arme ſind, ſind auch harte Reiche; beide ſind böſe Geſchwüre, Zeugen innerer Fäulnis, Vorboten ſchwerer Krankheit, und jede Krankheit kann in Auflöſung übergehen.

Käthi's Bauer hatte ſchandenhalber mitſtimmen müſſen, aber von Herzen ging es ihm gar nicht; die Sache machte ihm böſes Blut. Es waren ihm einige alte Weiber, unter dieſen auch Käthi als ſeine ſogenannte Hausfrau, zugeteilt worden, und dieſen wies er nun eine ſteile wüſte Halde an, auf welcher nicht viel anderes ſtand als Dornen, um Reisbündel zu machen. Mancher, welcher nicht vorrätiges Holz beim Hauſe hatte, wies die Armen in ſeinen Wald, aber keiner an eine Dornhalde und namentlich alte Weiber nicht. Das Ding wurde natürlich bekannt und erregte großes Aufſehen.

Zehntes Kapitel.

Volksdiplomatik und Volksjuſtiz.

Wenn man alte Roſſe ausſchirrt, ſo gehen ſie ordentlich dem Stalle zu und machen ſich's behaglich; ſchirrt man junge Roſſe unachtſam aus, ſchlagen ſie hinten und vorne aus und ſuchen das Weite. Hört am Samstag Abend die Arbeit auf, freuen ſich die Alten der Ruhe, das junge Volk aber, wenn der Zügel ihm frei gelaſſen iſt, ſpringt erſt jetzt zu vollem Leben auf, zu allen Streichen und Schwänken aufgelegt.

Vor dem Dorfe, zu welchem Käthi gehörte, lagen gezimmerte Balken zu einem neuen Hauſe, dort ſammelten ſich eines Samstag Abend die jungen Burſche; tubakten und ſchwatzten, als ob ſie eigentlich nichts wollten, als tubaken und ſchwatzen. Als aber allgemach die Leute ſich verliefen, niemand mehr zu ſehen war als der Mann im Monde, frug einer: „Laßt ſehn, was muß jetzt gehn?" Er ginge mit, ſagte einer, bis nach Sprüzligen, und thäten ſie einen Sprüzliger Burſchen erwiſchen, wollten ſie ihn abklopfen nach Noten und dann durchs Waſſer ziehen wie gebauchtes Garn. Die Sprüzliger Buben wollten allenthalben Hans oben im Dorfe ſein. Am letzten Solothurner Markt ſeien ſie ihnen den Weg vorgelaufen, aber mit langer Naſe hätten ſie abziehen müſſen; ein Mädchen habe es ihnen verraten und da ſei es ihnen wohl gekommen, daß mehr als ein Weg ſei auf der Welt. Heute ſeien jetzt ihrer viele bei einander, ſie könnten es ihnen eintreiben! — Dem, welcher dieſen Vorſchlag machte, war aber an den Sprüzliger Buben nicht viel gelegen, ſondern der Weg nach Sprüzligen führte durch Schlüfligen, dort wußte er ein reich und hübſch Mädchen, hoffte unter der ſtarken Begleitung ſicher und doch unvermerkt zu derſelben zu gelangen zu können. Das ſei weit und prügeln koſte Geld, ſagte ein Zweiter. Er ginge lieber dem Raggerbauer zu Schnürfligen in ſeine Birnen. Erſtlich ſeien die Birnen gut und zweitens könnten ſie große Freude am Bauer haben; denn der ſchlafe das ganze Jahr nur auf dem Ellenbogen, und wenn er höre, daß jemand hinter ſeinen Birnen ſei, ſo komme er im Hemde heraus, den könne man dann narren nach Herzensluſt. — An den Birnen war aber dieſem wiederum nichts gelegen, aber der Bauer hatte eine ſchöne Tochter, die hüteten er und ſein Hund gar ſorgfältig. Sprangen nun der Bauer und ſein Hund den Birndieben nach, ſo war der Weg zum Meitſchi (Mädchen) frei. Das war ziemlich richtig kalkuliert. Die Birnen ſeien noch nicht reif, rief ein dritter. Zum Wirt im Surgraben ginge er mit, der ſolle ganz beſonders guten neuen Wein haben, noch ganz ſüßen, und da wiſſe man doch, wie viel man zu zahlen habe, auf den andern Wegen könnte die Zeche leicht größer werden, als man denke. — Klug war das geredet, und dem Burſchen doch nicht Ernſt. Aber der Wirt im Surgraben hatte eine gar ſüße Stubenmagd oder Kellnerin, und dieſe hatte obendrein ſüße Hoffnungen zu bedeutenden Erbſchaften. Dieſe Süßigkeiten ſtachen dem Burſchen in die Augen und in ſolchem Geleite hoffte er ganz unvermerkt ſeine Laufgräben eröffnen und Breſche ſchießen zu können.

Gewöhnlich nimmt man an, fein ſei die Jugend nicht, und um ein Diplomat zu ſein, müſſe man wenigſtens halb grau geworden und beim Gonzenbach oder gar beim Amryhn (berühmte eidgenöſſiſche Diplomaten) in die Lehre gegangen ſein. Du mein Gott, das Ding iſt nicht halb ſo rar und ſchwer, und mancher Bub ſuchte in eidgenöſſiſchen Räten und Kanzleien umſonſt ſeinesgleichen, müßte vielleicht bis zum Metternich laufen, ehe er ſeinen Meiſter fände.

Es erhob ſich noch eine Stimme: Ein ander Mal ſei ihm das eine, das andere recht, auf ein paar Prügel mehr oder weniger komme es ihm nicht an, Birnen liebe er und auch den Wein, aber diesmal hülfe er zur Seltenheit alten Weibern was machen z'Lieb und z'Ehr. Der Grozenbauer habe alten Weibern die Dornhalde angewieſen, um Reisbündel zu machen zum Erdäpfeldörren; er hülfe dort den alten Weibern ausziehen, die Bündel hacken, und wenn Buchäſte und Tännlein ihnen in der Dunkelheit in die Finger kämen ſtatt Dornen, ſo ſei eben die Dunkelheit daran ſchuld und nicht ſie. Gingen ſie raſch dahin, ſo ſei gemacht, was die alten Weiber in acht Tagen nicht fertig brächten, und vielleicht ſei noch Zeit, ſie ihnen gleich vor das Haus zu bringen, daß die Bauern mit dem Fahren nicht geplagt würden. Der Vorſchlag fand raſch Beifall.

Bloß ein klein eitel Knechtlein, an dem nichts groß war als der Hochmut, welcher dann aber auch ſo groß war, daß er in Sonne, Mond und Sterne und daneben auch in allen Planeten und Kometen nicht Platz hatte, begehrte ſchrecklich auf: Für ſolch alte Hexen, welche einem nicht einmal einen Schnaps zu geben vermöchten, rühre er keinen Finger, und er habe Durſt und wolle ſaufen, bis er nicht mehr Babi ſagen könne. So brüllte das Bürſchli und ſtreckte dabei ſeine Pfeife hoch, als ob er Löcher ſtechen wolle in die Sterne. Aber kein Menſch ſah ihn über die Achſel an. Wer nicht in zehn Minuten mit einem Werkholz beim Kräzenthürli iſt, zahlt eine Maß! hieß es, und zerſtoben war der ganze Haufe bis an das halbbatzige Knechtlein; dies fluchte erſt eine ganze Zeit weg. Endlich ſagte es: „He nun, wenn ſie nicht wollen, ſo will ich. Das Meitſchi im Surgraben wird es haben wie die anderen: wenn Hirſche nicht kommen, ſind Haſen auch gut!" — Er ging, machte den Zärtlichen, kriegte Kopf und Buckel voll Schläge, mußte acht Tage das Bett hüten und wußte nicht einmal, von wem er das Schmerzensgeld fordern könne, und das war das Schlimmſte.

Am folgenden Morgen war, wo zwei zuſammen kamen, zwiſchen ihnen die Frage: „Nein aber, haſt's auch gehört, in Grozenbauers Dornhalde, wie doch das gemacht hat. Was iſts wohl geweſen?" Wer es nicht gehört hatte, dem erzählte man: Zwei Stund vor Mitternacht und zwei Stund nach Mitternacht habe es an der Dornhalde gehackt, geraſſelt, geſchleift, als ob hundert Holzer dort geweſen ſeien, und doch ſeien es nicht Holzer geweſen; man habe keinen menſchlichen Laut gehört; zuletzt ſeien Wagen davon geraſſelt, aber Pferde hätte man keine gehört. Die einen meinten, es ſei der Zwingherr auf der Wartburg, welcher dort den Schatz hüten müſſe, der habe Holz geholt und müſſe Dornen hacken, wenn er Holz haben wolle. Es werde einen grauſam kalten Winter geben, man könne ſich in Acht nehmen. Andere glaubten nicht an den Zwingherrn, aber Herrenköchinnen ſeien es geweſen, ſagten ſie, welche grauſam Holz verſchwendet und immer drei Scheiter gebraucht, wo ſie es mit einem halben hätten machen können; die ſchicke der Teufel auch bei aufgehendem Mond herum, Dornbündel zu machen, zu Hauptkiſſen für böſe Weiber, welche Kinder in Koſt genommen und ſie ſchlecht und unbarmherzig hielten. Die hätten ringsum Feuer wie die andern, aber unterm Kopf Dornen, weiter unten Neſſeln, die Füße in einem Eiskübel und ein Deckbett von Skorpionen und Hurnuſſen (Horniſſen). So erzählten die Leute, und ſelben Morgen ward gar mancher Kaffee ſpäter getrunken als ſonſt, weil die Bäurin das Feuer wieder ausgehen ließ, die arme Frau die geholte Milch eine Stunde ſpäter als ſonſt nach Hauſe brachte.

So ging's auch mit der Kirche. Der Pfarrer war ganz verwundert, ſo wenig Leute zu finden, als er auf die Kanzel kam. Viele kamen ſpäter, viele nicht, ſie gingen nach der Dornhalde, nachzuſehen, ob man da etwas ſehe und was? Käthi hatte ſich auch verſpätet, ſo kam ſie nicht mit Menſchen zu reden, bloß ſo im Hinterdreingehen hörte ſie etwas von Dornhalden und Teufel, aber ſie wußte nicht, was die Leute damit meinten. Ob Käthi in der Predigt andächtig war, wiſſen wir nicht; aber ſobald die Kirche aus war, fingen die Leute wieder davon an und Käthi vernahm Bericht, was man gehört, und was man denke und meine, und Käthi erſchrak ſehr. „Der liebe Gott ſoll mich bewahren, was muß ich erleben, ſollte ich dem Teufel, Gott ſei bei uns, ſo lieb und wert ſein, daß er mir Holz zum Hauſe ſchafft, das kann doch wohl nicht ſein?" Als die Leute ſie anſahen, erzählte ſie, wie ſie dieſen Morgen, als ſie Waſſer im Bache geholt, um Kaffee zu machen, einen prächtigen Haufen, wohl bei hundert Bündel vor ihrem Fenſter geſehen und prächtige Bündel, viel grobes Holz, tannenes und ſogar buchenes darin. Sie ſei ganz verſteinert, und habe denken müſſen, ſie ſeien aus dem Boden gewachſen; denn ſie habe einen ſo leiſen Schlaf, daß ſie es höre, wenn ein Mäuslein gähne, und die ganze Nacht ſei ſie nie erwacht, hätte keinen Menſchen ums Haus herum gehört. Sie ſei ganz verblüfft geweſen, hätte mit nichts fertig, nicht zum Fragen kommen können. Wenn ſie doch der tuſig Gotteswille wüßte, wie der Haufe daher gekommen ſei und ihr nur jemand wieder davon hülfe. „Fürs ſelbe laß dir keine grauen Haare wachſen," ſagte ein Mann, „vom Holz kömmt man immer, und wenn man es vom Teufel ſelbſt hätte. Aber warſt du nicht an die Dornhalde gewieſen, um Bündel zu machen?" „Wohl," ſagte Käthi, „dort wurde dieſe Nacht geholzet." „Haſt du etwa jemand hingeſandt?" frug der Mann. „Was denkſt," ſagte Käthi, „wer wollte mir gegangen ſein, und ſolche Bündel giebt es nicht an der Dornhalde." „'S iſt doch kurios," ſagte der Mann, „da wird wohl ein Zuſammenhang ſein zwiſchen deinem Holz und dem Holzen dort. Es will mir faſt in Sinn kommen, wer die Ungeheuer waren." Da ſtellte ſich eine Bäurin mit unterſtellten Armen, ſo dick wie Zwölfpfünder-Röhre, und einem Geſichte, wie das Zifferblatt an einem Kirchturme, vor ihr Haus und rief mit einer Stimme, wie ſie der Goliath gehabt haben wird, als er das Volk Iſrael ausſpottete: „Kann euch aus dem G'wunder helfen! Soeben brachte man unſer Knechtlein halb tot geſchlagen, und als man ihn fragte, ob denn die andern ihm nicht geholfen, ſagte er, es ſei keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden, er habe nicht einen Holzſchelm abgeben wollen, wie die andern, die gegangen, dem Grozenbauer zu holzen, und weil er keinen Schelm habe abgeben wollen, ſo habe er jetzt ſo heillos Schläge gekriegt, ob das jetzt recht ſei?"

„So, alſo die Nachtbuben haben den Spuk gemacht," ſagte ein Mann, und viel ward gelacht über das Stücklein, und nur hier und da nannte man es ein kreuzdummes, dieweil es noch nicht erhört worden ſei, daß man wegen drei alten Weibern einen Bauer bös gemacht. Da erſchrak Käthi ſehr; denn wer ſiebenzig Jahre alt wird, iſt ſo weit in ſeinen Erfahrungen, daß er weiß, wie, wenn zwei große Mächte (und Nachtbuben ſind eine Macht) einander recht böſe gemacht, eine dritte ſchwache ihren Zorn entgelten muß. Alſo warm machte ſie ſich dem Grozenbauer zu, den ſie nicht in der Kirche geſehen hatte. Seit einiger Zeit ſah man ihn ſelten dort. Er ſchäme ſich, ſagte er, ſo mit allem Schelmen- und Lumpenpack zuſammen zu ſitzen. Dann wolle es ihn je länger je mehr dünken, z'Kirche laufen ſei überflüſſig. Einer mit der rechten Geſinnung brauche das nicht, und dann frage es ſich noch, was am ganzen Gerede wahr ſei. Er hätte einen Ton davon gehört, es werde nicht mehr lange gehen, ſo werde man den Leuten ſagen, woran ſie ſeien, und daß ſie wegen Himmel und Hölle nicht mehr zu ſchinieren (genieren) hätten. Käthi traf ihn noch am Frühſtück an. Geſtern Abend war er in einer Kneipe dem Vaterland obgelegen und hatte es grauſam geliebet, bis er den Mond nicht mehr von den Sternen unterſcheiden konnte, den Dorfbach für die Heerſtraße anſah, den Kirchturm für den Nachtwächter, und ihn prügelte, weil er ihm nicht aus dem Wege wollte. Es ging lange, bis er was von der Sache begriff, deretwegen ſich Käthi tauſendfältig entſchuldigte; als ihm endlich ein Licht aufging, ward er ſchrecklich zornig, und je mehr Käthi ſich entſchuldigte, wie ſie ſich der ganzen Sache nichts vermöge, ſie ihr von ganzem Herzen leid ſei, deſto mehr zog ſie des Bauern Zorn auf ſich. Wenn es ſo gemeint ſei, ſagte er, ſo vermöge er das Häuschen leer zu laſſen, wenn er nicht Hausleute finde, welche es beſſer mit ihm meinten und ſeine Geſinnungen mit ihm teilten. Käthi erſchrak ſehr, dachte aber, da der Grozenbauer als Ungläubiger galt, er halte ſie für eine, die noch an Gott und Teufel glaube, darum ſchwieg ſie; ſie wollte weder den einen noch den anderen verleugnen. Vom Frühſtück weg lief er ſtracks den Schaden zu ſehen, kam noch zorniger heim, aber langſamer, denn bei jedem Begegnenden ſtellte er ſich und fluchte ſich faſt die Finger ab, wie er es den Schelmenbuben anſtreichen wolle. Es ſei jetzt nicht mehr die Zeit der Landvögte, welche über ſolche Dinge nur gelacht hätten, die Donnersbuben müßten ihm ins Zuchthaus!

Auf der Stelle ſpannte er an und fuhr die Bündel heim, welche die Weiber zu viel erhalten. Er wollte alle nehmen, aber das litt ſeine Frau nicht. Drei Weiber waren ihm zugeteilt, und jede ſollte vierzig Bündel machen können, nun hatte jedes Weib einen Haufen von wenigſtens achtzig beim Hauſe und nicht Dornbündel, ſondern ganz andere. Es wollte ihm faſt das Herz abdrücken, daß ſeine Frau mit geballter Fauſt ihm erklärt hatte, er ſolle ihr z'Herrgott ſein und ein Stück von den vierzig einem Weibe wegführen, ſie ſei dann auch noch da und habe was zur Sache zu ſagen! Der Grozenbauer kannte ſein Weib und hatte Urſache, es einſtweilen nicht aufs äußerſte kommen zu laſſen. Aber, ſagte er für ſich, es komme noch die Zeit, er ſei gut dafür, wo man den Weibern zeige, wofür ſie gut ſeien und was ſie der wahren Sache nach zu bedeuten hätten. Nun richtete er ſeinen ganzen Zorn gegen die Nachtbuben, denen wolle er ein Conto machen, daß ihnen das Bündelmachen ihr Lebtag verginge, drohte er. Man wollte es ihm ausreden, ſtellte ihm vor, an den Nachtbuben gewinne niemand was, am beſten komme man aus mit ihnen, wenn man lache zum Spaß. Wolle man ſich rächen, ſo greife man in ein Weſpenneſt; den letzten Streich wollten ſie haben, das ſei gewiß. Seine Frau ſagte bloß: „Sieh, was du machſt, daneben, wenn du es zwängen willſt, ſo zwäng's, vielleicht iſt es dir gut." Er klagte förmlich und ward, wie üblich, zur Verſöhnung gewieſen. Der Urheber des Vorſchlags erſchien an derſelben. Es war ein ſtiller Burſche, aber einer, der ein heißes Herz hatte. Er haßte alle Ungerechtigkeit, alle Heuchelei, geiſtliche und weltliche, haßte ärger als falſches Geld alle falſchen Worte, z. B. daß einer ſich liberal und freiſinnig nannte und war doch der ärgſte Zwängkopf, hart gegen die Armen und unduldſam und unverträglich gegen jeden mit einer andern Meinung. Hans hätte unter Umſtänden ein Räuberhauptmann werden können. Er hatte ſchon manchmal Juſtiz geübt, Prügel ausgeteilt, dem Schwächern zum Recht geholfen und ſchon manchem ſogenannten Freiſinnigen die Larve vom Geſicht geſchlagen. Daneben war Hans vermögend, hatte ſo viel Bildung, um ein eigen Urteil zu haben, war alſo wirklich innerlich und äußerlich unabhängig und ſelbſtſtändig, ſouverain.

Hans trieb an der Verſöhnung Geſpött mit dem Grozenbauer. Das werde ſeine Liebe zum Volke ſein, daß er alte Weiber, um Bündel zu machen, an ſeine Dornen weiſe, und das ſeine Freiſinnigkeit, daß er nicht einmal andern erlauben wolle, der alten Weiber ſich zu erbarmen. Wenn es junge Weiber geweſen wären, vielleicht, daß er ihnen näher einen ſchicklicheren Platz gewußt hätte, um Bündel zu machen! Begreiflich loderte der Grozenbauer auf wie ein Feuerteufel, auf welchen feuriger Schwamm gelegt wird, und wer weiß, wie weit er in ſeiner freiſinnigen Kultur gegangen wäre, wenn er nicht einen unwillkürlichen Reſpekt vor Hanſens ſehr tüchtigen Knochen verſpürt hätte. Er begnügte ſich daher mit Schimpfen und ſagte: wer ihm wegen Weibervolk Schlechtes nachrede, lüge wie ein Schelm, und in anderer Leute Wald zu holzen wie ein Schelm und Spitzbub, deſſen hätte er ſich ſein Lebtag geſchämt. Wenn das ihn angehen ſolle, ſo wolle er vermahnt haben, ſagte Hans. Sie hätten für alte Weiber Reisbündel gemacht, da wo es ihnen erlaubt geweſen ſei, und geſagt habe ihnen niemand, daß nicht jemand anders ſie machen, und daß es bei Tage und nicht bei der Nacht geſchehen müſſe. Tann- und Buchenholz dazu zu nehmen, habe ihnen niemand verboten, und als man den Armen Holz erkannt, habe gewiß niemand daran gedacht, daß einer Hunds genug ſein könnte, alten Weibern Dornen anzuweiſen, ſonſt würde man Dornen alsdrücklich verboten haben. Daß ſie ſich verzählt, dafür könnten ſie nichts, es verrechne ſich mancher, der meine, er ſei mehr als gut zum Ratsherrn, und wenn ſie der Schulmeiſter beſſer gelehrt hätte, ſo könnten ſie es beſſer. Übrigens ſei er nicht zu Schaden gekommen, ſie hätten die Bündel dahin geführt, wo ſie hingehört; dort habe er, wie die Leute ſich nicht genug darüber aufhalten könnten, die, welche zuviel geweſen, weggenommen. Es wäre noch nachzuſehen, ob er ſich nicht auch verzählt, jedenfalls ſei er ihnen den Macherlohn ſchuldig, und unverſchamt genug werde er nicht ſein, ihnen nicht wenigſtens einen Schnaps einzuſchenken, wenn ſie ihm nächſten Samstag vors Haus kämen. Da meinte der Vermittler, ja darum ſei es nicht zu thun. Der Bauer habe geklagt, und jetzt frage es ſich nicht, was derſelbe thun wolle, ſondern wie ſie ihn zufrieden zu ſtellen, und was er zu empfangen hätte an ſeinem Schaden. Da gebe er keinen faulen Rappen, ſagte Hans, und wie ſonſt üblich, ſolle der Vermittler in der Mitte ſein und nicht dem einen oder dem andern ſein Agent, aber das werde die neue Mode ſein; ſei es wie es wolle, ſo behalte ich mir meine Rechte vor und Adie wohl! ſo ſprach Hans. Man wollte ihn zurück behalten, aber Hans war fort. Nun ſaß man da, ſah ſich verblüfft an und endlich ward man einig, das Beſte ſei, man rede ſo wenig mehr von der Sache als möglich, denn der Hans ſei ein Donnersbub.

Elftes Kapitel.

Neuer Kummer und ein großer Entſchluß.

Bei der ganzen Sache, und beſonders als der Ausgang bekannt wurde, war es Käthi bang, ſie hatte nicht vergeſſen, was der Bauer gedroht hatte. Nun war Käthi kein Diplomat, ſie bedachte nicht, daß es Leute giebt, welchen man, wenn ſie zornig ſind, aus dem Wege gehen muß, indem ſie am erſten beſten Gegenſtand, welcher ihnen vor die Augen kömmt, ihren Zorn auslaſſen, ſei er nun mit dem Zorn im Zuſammenhang oder nicht, daß es ferner Leute giebt, die deſto gröber werden, je mehr man ſich demütigt, um ſo mehr Urſache zu Zorn und Wüſtthun zu haben glauben, je mehr man ſich in Entſchuldigungen erſchöpft. Käthi meinte, ſie müſſe da handeln, abwenden, zuvorkommen, und Gott weiß was alles, was eben nur gut iſt, wenn die Perſonen darnach ſind, und ſind ſie nicht darnach, ſo iſt's eben hundsſchlecht. Mit leeren Händen dürfe ſie nicht kommen, dies war allerdings das Richtigſte bei Käthis Kalkuliren, daß, wenn ſie dem freiſinnigen Grozenbauer unter die Augen wollte, es am richtigſten war, es geſchehe wenigſtens nicht mit leeren Händen. Käthi raffte alle Batzen und Kreuzer, welche ſie zuſammen treiben konnte, zuſammen. Als ſie alles, was ihr noch übrig war vom Erlös von Beeren und Kräutern, von ihren Tagelöhnen, beiſammen hatte, ſo hatte ſie an den zwei Thalern, welche ſie an der Miete noch ſchuldig war, noch drei Batzen zu wenig, an der Miete dagegen, welche in wenig Tagen aufs neue verfiel, keinen Kreuzer und wußte nicht, wo einen nehmen. Indeſſen, dachte ſie, bezahle ſie das alte, ſo habe der Bauer deſto eher Geduld mit dem neuen, und der alte Gott lebe noch, er habe bisher geholfen und werde ferner helfen, wenn nur einſtweilen der Bauer wieder zufrieden ſei. Käthi ſuchte die drei fehlenden Batzen zu leihen, und als es gelungen, wanderte ſie dem Grozenbauer zu. Die Bäurin ſtand am Brunnen, ihr zu trappte Käthi und wünſchte ihr guten Abend und ſagte, warum ſie komme. „Lieber wäre mir, du wäreſt nicht gekommen, ſo lieb du mir ſonſt biſt," ſagte die Frau. „Aber es iſt noch nicht gut Wetter, und ſieht er dich, ſo geht es friſch los. Hat er dich nicht geſehen, ſo gehe wieder und zeige dich nicht, bis ich dir Beſcheid mache. Du kannſt dich auf mich verlaſſen, aber erzeige es nicht, daß du es weißt." Während Käthi dankte für den guten Beſcheid, aber leider etwas lange, kam der Grozenbauer um die Ecke und machte Augen wie Pflugsrädli. Nun mußte Käthi warten, rückte mit den zwei Thalern aus und vielen Entſchuldigungen, Bitten um einſtweilige Nachſicht, Verſprechen, daß es beſſer werden müſſe. Der Bauer nahm das Geld, vom Nachlaß wegen Hagel war keine Rede, ſchimpfte viel über ſchlechte Münze und frug endlich, wie es ſei mit der Miete, welche in wenig Tagen verfallen ſei?

Die müſſe er gewiß haben, ſagte Käthi, aber wann? könne ſie ihm nicht beſtimmt ſagen. Sie habe alles zuſammengerafft, welches ſie im hinterſten Winkel gehabt, und noch drei Batzen dazu leihen müſſen (das dumme Babi! ſagte die Bäurin am Brunnen halblaut), und jetzt wiſſe ſie nicht, wie ſchnell ſie wieder was zuſammenbringe. „Und dein Maulaffe, hilft der dir nicht?" frug der Bauer. „Er macht, was er kann," ſagte Käthi, „aber z'Vaterland hat ihn im letzten Jahre zurückgebracht, er mußte die Jeſuiten helfen erwehren, und das koſtet Geld, und dazu verloren ihm die Aargauer noch ein Hemd." — „Ja wolle, was geht einem ſolchen das Vaterland an!" ſagte der Grozenbauer. „Verſoffen hat er ſein Geld, ſonſt hätte er es machen können mit dem Solde, ſo gut als die andern. Und kurz und gut, mache, daß du zahlen kannſt; zahle dann, wer wolle! Sonſt ſieh, wie es dir geht. Vielleicht daß dir die Nachtbuben auch hier helfen, geh und frag ſie." — So ſprach er und ſchoß von dannen, faſt wie ehedem die Hexen auf den Beſenſtielen, wenn ſie auf den Blocksberg ritten.

Da ſtand nun die arme Käthi angedonnert, und als ſie ſich endlich aufmachte, war ihr Gemüt beſchwerter als je. Bisher war des Herrn Hand über ihr geweſen, jetzt ſollte ſie noch in die Hände der Menſchen fallen. Beim erſten Unglück beugte Käthi ihr Haupt bis auf den Boden, ſie glaubte ſich geſchlagen auf das härteſte. Da kam die Peſtilenz über die Kartoffeln; Käthis Seele erbebte in ihren Grundfeſten, und wie mühſam ſie ſich wieder ſtellte auf den Fels, der nie wankt, weder im Sturmwinde noch in den Waſſerwogen, haben wir geſehen. Jetzt ſchwebte der härteſte Schlag über Käthis Haupt, an den ſie nicht gedacht, den ſie auch nicht zu überleben dachte. In dem Häuschen zwiſchen Bach und Emme, im freundlichen Boden hatte Käthi ſeit vierzig Jahren gewohnt, hier war ihre Heimat, die ſie nicht zu verlaſſen gedachte, bis der Herr die himmliſche ihr öffne. Mit dem Häuschen war ſie zuſammengewachſen wie die Seele mit dem Leibe, und das Stücklein Land war ihr auch ins Leben gewachſen. Seit vierzig Jahren hatte ſie es verbeſſert und hielt mehr darauf als mancher Bauer auf ſeinen Hof. In der Welt war ſie ein Fremdling geworden, ein Gang in einen andern Ort, als da, wo ihre Kirche ſtand, ihr Krämer, ihr Apotheker wohnte, kam ihr vor wie eine Reiſe nach Amerika, und bloß bei dem Gedanken, dort wohnen zu müſſen, kam ſie ein bitter Heimweh an. Und wie ſollte ſie das Kind durchbringen, wenn ſie das Land nicht mehr hätte, und die Häuſer nicht mehr mit den guten Leuten und dem ſchönen Verdienſt? Eine wahre Seelenangſt kam über Käthi, ob welcher ſie Flachs und Kartoffeln vergaß, welche ſie nicht ſchlafen ließ. So geht's dem Menſchen oft, das Schwerſte hat ihn getroffen, Schwereres hielte er nicht aus, ſo glaubt er. Nun kömmt Schlag auf Schlag und immer Schwereres, und er hält es aus. Es ſoll der Menſch zuweilen erfahren, wie groß ſeine Kraft iſt, und wie wenig ihm Gott gewöhnlich zu tragen giebt, wie wenig er ihm nimmt, wie viel er ihm läßt.

Wie einer, der in finſterer Nacht in der Wüſte irre gegangen, die Augen anſtrengt, einen Weg zu finden, doch umſonſt, nichts erblicken kann als Nacht um und um, ſo wanderte Käthi heim, dachte nach, wie ſie die Miete ſchaffen ſollte in ſo kurzer Zeit, und dachte immer umſonſt. Nur kreuzerweiſe tropfte der Verdienſt, drei Batzen hatte ſie geliehen mit großer Mühe; wie zu ſieben und einem halben Thaler kommen? In dieſem Kreiſe bewegten ſich Käthis Gedanken; darüber hinaus ſtreiften ſie nicht.

Gar manche Frau wird ſich über Käthis Dummheit wundern und ſagen: „Dieſer kömmt doch nichts in Sinn; hat die denn nichts zu verkaufen?" Es giebt Leute, und namentlich Weiber und Frauen, welche immer was zu verkaufen und zu verſchachern haben; Leute, ſie haben den Eltern gemauſt und verkauft, dann dem Mann gemauſt, dann wiederum den Kindern; ja wenn unſer Herrgott ſie zu ſich nimmt, ſo iſt er nicht ſicher, daß ſie ihm nicht den Himmel mauſen und ihn verſchachern ums halbe Geld. Es giebt andere, welche alle Tage ſchachern, weil ſie, was ſie acht Tage im Beſitz haben, nicht mehr mögen, neues ſie gelüſtet; Weiber, welche ihre Röcke verſchachern, ihre Männer um neue plagen; Dienſtmädchen, welche Hals- und andere Tücher verſchachern ums halbe Geld, weil eine andere Farbe Mode geworden, Hemden verſchachern, um eine neue Haube, Kappe oder Hut zu kaufen. Es giebt leichtſinnige Leute, welche von der Hoffnung leben, alles die Fülle ſehen, im Herbſt die gewonnenen Speiſen verſchachern um geringen Preis, im Frühjahr hungern, betteln und vielleicht Kleider und Betten verkaufen müſſen, um Speiſe zu kaufen zu hohen Preiſen. Dieſe alle an Käthis Platz wären durchaus nicht verlegen geweſen; war da doch um mehr als ſieben und einen halben Thaler zu verkaufen: Kartoffeln, Kleider, Hühner, Geräte, kurz in vielen Augen große Reichtümer. An das alles dachte Käthi wirklich nicht. Käthi war eine viel zu gute, treue Hausmutter geweſen von jeher. Gute Hausmütterchen nun können ſelten was verkaufen, was einmal zu ihrem Haushalt gehört. Geräte laſſen ſie flicken, bis es zuſammenfällt; die Röcke werden zu Unterröcken, Unterröcke zu Futtertuch, auch giebt's Kinderkleidchen; das Futtertuch, die unbrauchbaren Hemden liefern ſogenannte Plätze, Lappen, Hudeln, komod in hundert Fällen, und ſelbſt die Hudeln kriegt der Lumpenſammler nicht, ſie werden zu Ehren gezogen, bis ſie gar nichts mehr ſind. Grämplerinnen (Trödlerinnen) und Hauſier-Juden machen bei ſolchen Hausmüttern ſchlechte Geſchäfte. Nicht einmal an die Erdäpfel dachte Käthi, welche vielleicht entbehrt werden könnten. Man war ſo in Angſt gekommen wegen der Speiſe im Frühjahr und bange, die meiſten möchten in den Kellern faulen, daß Frauen wie Käthi gar nicht ans Verkaufen dachten.

Johannesli war ein verwöhnter Junge und regierte die Großmutter meiſterlich, aber er war kein böſer, ſelbſtſüchtiger Junge, noch wie verwöhnte Jungen ſpäter gerne werden. Er liebte die Großmutter innig; ihr Leid war ſein Leid. Als ſie ſelben Abend ſo kummervoll am Tiſche ſaß und weder eſſen noch trinken mochte, da wollte er wiſſen, was ſie habe. Als ſie Ausflüchte machte, brauchte er ſein unfehlbar Mittel, er begann zu weinen und zu ſagen, wenn ſie ihn nicht mehr lieb habe, ſo habe auch er ſie nicht mehr lieb, wolle fort, wolle ſterben, du wüſte Großmutter du, daß ich von dir fortkomme! Da war begreiflich die Großmutter überwunden und erzählte ihm, wie der Bauer es ihr gemacht, und wie es ſie faſt töten wolle, daß ſie aus dem Häuschen müßten, und wüßte nicht wohin und ſei hier gewohnt, wiſſe an einem andern Orte nichts anzufangen, könnte nicht mehr pflanzen, und ſeine Hühner würden auch fort müſſen, und das werde ſein müſſen, ſie ſehe keine Hilfe. Johannesli hörte alsbald auf zu weinen, ward dagegen zornig und ſagte: „Weißt was, Großmütti? Morgen, wenn's Tag iſt, wollen wir zu ihm und ihm recht wüſt ſagen und ihm ſagen, wenn er arme Leute ſo plage, ſo nehme ihn der Tüfel!" Da ſagte Käthi: „Du gut's Bubi, das hülfe wenig, das iſt einer von denen, welche an keinen Teufel glauben und ſonſt nichts." „Warum nimmt ihn dann der Tüfel nicht," ſagte Johannesli, „du ſagſt ja, ſolche Leute, welche nicht an den Tüfel glaubten, die nehme er zuerſt." „Kann es dir nicht ſagen," ſagte Käthi, „er ſpart ſie vielleicht zuſammen und nimmt dann einen ganzen Haufen miteinander." „Oder weißt was, Großmütti, er wird z' alte ſein und wohl fule oder keine Zähne mehr haben, um recht zu beißen. Wir wollen den lieben Gott bitten, daß er einen neuen Tüfel mache, ſo einen recht haarigen und e wüſten und e böſen; was gilt's, der nimmt dann den Hausbauer, und dann können wir dableiben." „Kind," ſagte die Großmutter, „mit ſolchen Reden könnteſt dich verſündigen. Was dir doch nicht z' Sinn kömmt, ein neuer Teufel! Der liebe Gott wird dem Teufel ſchon Beine machen, wenn er es an der Zeit findet, aber dann bin ich wohl längſt tot, und du weiß Gott wo!"

Die Großmutter weinte jetzt, Johannesli ſchmiegte ſich an ſie und ſagte: „Weißt du was, Großmütti, ſo nimm du die großen, ſchönen Batzen in meinen Taufzetteln; ſie gefallen mir nicht mehr, ich mag ſie nicht mehr ſehen, die Buchzeichen im Pſalmenbuch und die Bilder im

Kalender gefallen mir viel beſſer. Nimm die Batzen und bringe ſie dem Bauer, und dann ſolle er ſtille ſein oder er ſolle ſehen, wie es ihm gehe!" Das löſchte faſt die Glut von der Großmutter Schmerz, daß das Bubi von ſeinem liebſten, ſeinem einzigen Eigentum ſich trennen wollte um ihretwillen. Aber ſie nahm das Opfer nicht an; ſie müßte ſich ſchämen ihr Leben lang, wenn ſie ihm ſeine Einbünde verbrauchen wollte, und die wenigen Tage, wo ſie noch zu leben habe, wolle ſie ſich nicht noch ſo was auf das Gewiſſen laden, ſagte ſie.

„So weißt du was," ſagte das Bubi, „wir wollen zum Vater gehen, der hat Geld und giebt uns davon, was wir nötig haben, oder er nimmt den Säbel und haut dem Bauer den Kopf ab, dann wird er ſchon aufhören uns zu plagen." „Du gottlos Kind," rief die Großmutter, „was dir nicht alles in Sinn kömmt. Ja wolle, den Kopf abſchlagen; das käme noch manchem wohl, wenn's erlaubt wäre, ſo ſeine Schulden zu bezahlen. Aber komm, Kind, wir wollen ins Bett und beten; das ſind Gedanken vom Teufel, die giebt er dir ein, weil du ihn vorhin verſpottet haſt; o Kind, man kann ſich nicht genug in acht nehmen mit den Worten, gar leicht kommt's, daß man ſich verſündigt." Wie die Großmutter geſagt, geſchah es, ſie gingen zu Bette. Aber der Junge war aufgeregt, ſchlief lange nicht, begehrte auf, bis er einſchlief. In Rennomieren und Schwadronieren zeigte er bedeutende Anlagen. „Wenn ich bete, kann mir der Tüfel nichts thun, und kömmt er, nehme ich mein Meſſer und ſteche ihn tot, dann iſt kein Tüfel mehr, dann hat er's!" Ob dieſen Worten ſchlief er endlich ein.

Die Rede des Kindes hatte ſich eingehakt im Herzen der Großmutter, freilich im hinterſten Winkel nur. Dort war der wunde Fleck, wo Gedanken entſtanden, welche Käthi ſo gut als möglich vor Gott ſelbſt zu verbergen ſuchte. Dort ſtand zuweilen der Gedanke, es ſei doch nicht recht von Johannes, daß er ſich ſo wenig um ſie kümmere. Sie meine nicht, er ſolle mehr thun, als er könne, aber doch zuweilen kommen, ſehen, wie es ihnen gehe, und raten, was ſie anfangen ſollten, das ſollte er doch können. Ein b'ſunderbar Witziger müſſe er ſein, und andere Leute werden es auch finden, er wäre ſonſt nicht Korporal geworden, und ſie hätte ſonſt niemand auf der Welt, wo ſie beſſer z' Rat könnte als ihn. Dieſer Gedanke ſtand gar feſt und aufrecht in Käthis Seele, die ganze Nacht durch konnte ſie denſelben nicht los werden. Es war aber auch, als ob derſelbe in Johannesli's Seele ſich feſtgeſetzt hätte; denn er erwachte mit der Frage, wann ſie zum Vater wollten? Als es Morgen war, da kam der Gedanke, zum Sohne zu gehen, Käthi viel ſchrecklicher vor als geſtern Abend; denn das war mehr als Amerika, mehr als zwei Stunden weit wohnte Johannes! Es iſt ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen Jungen und Alten, nicht bloß an der Haut, ſondern auch darin, daß die Jungen reiſeſüchtig ſind, die Alten reiſemüde.

Das iſt auch eine Ordnung Gottes. Eine ſchwere, weite Reiſe liegt vor den Jungen, darum hat Gott ihnen Reiſekraft und Luſt ins Herz gegeben; wohl ihnen, wenn ſie munter ſind und klug, Luſt und Zeit wohl nützen und ſorgfältig achten auf den Weg. Lange ſind die Alten gewandert, darum kommt das Sehnen der Ruhe über ſie, darum mögen ſie nicht mehr reiſen, nicht mehr wandern; wohl ihnen, wenn ſie klug gewandert ſind, in die Nähe des Hafens gekommen ſind, wo das Schifflein wartet, welches fromme Seelen zur ſeligen Ruhe führt. Die Müdigkeit mahnt die Alten ernſt, zu gedenken dieſes Schiffleins, es zu ſuchen zu rechter Zeit.

Alſo nicht bloß Großmütti und Großkind, ſondern die alte und die junge Welt ſtritten ſich um die Frage: ſoll's gewagt werden, ſoll es nicht, wollen wir zum Vater gehen oder hier bleiben? Darum war dieſer Kampf andauernder als ſonſt einer und dauerte mehr als einen Tag. Und als es endlich dem Grundſatze nach entſchieden war, daß ſie reiſen wollten, entſtand erſt ein langes Beraten über das Wann und Wie. Käthi wußte das, daß Meiſterleute nicht gerne von den Angehörigen ihrer Dienſtboten überlaufen werden. Nun war Käthi noch nie beim Sohne geweſen, aber an was der Unbeſcheidene vielleicht beim zwanzigſten Male denkt, das hat der Beſcheidene ſchon beim erſten Male im Auge. An einem Werktage ſchicke es ſich nicht zu gehen, ſagte Käthi, man dürfe einen Knecht bei ſeiner Arbeit nicht verſäumen, ſie hätten den Lohn zum Arbeiten, nicht für das Klappern. An einem Sonntage, wo Fleiſchtag ſei, möge ſie auch nicht gehen, meinte ſie, die Bäurin könnte ſonſt glauben, ſie käme wegem Schmarozen, wegen Speck und Fleiſch und nicht wegen dem Sohne. Da nun aber zwiſchen Sonn- und Werktagen keine andern Tage ſind, ſo war guter Rat teuer. Johannesli war ſehr geſtimmt für den Sonntag, es iſt möglich wegem Speck und Fleiſch, indeſſen gab er die neuen Hoſen vor, welche er dann anziehen dürfe, an einem Werktage aber nicht. Als die Großmutter ihm ſagte, eine ſolche Reiſe mache eine Ausnahme, da ziehe ſie dieſelben ihm auch am Werktag an, ſo ſagte er: „Aber was ſagt dann die Bäurin, wenn du an einem Werktag herumläufſt? Balgeſt du nicht immer über die, welche am Werktag herumlaufen und ſagſt, es ſeien faule Leute, ſonſt blieben ſie daheim und thäten was?" Das ſchlug die Großmutter, ganz, als ob ſie vom Himmel herabgefallen wäre und ſagte endlich: „Selbigs habe ich doch noch nicht erlebt, ſo ein Pfiffiger iſt mir nicht vorgekommen. Was wird der Pfarrer für Augen machen, wenn du zu ihm in die Unterweiſung kömmſt, ſo einen Pfiffigen hat er ſicher auch noch nicht gehabt. Der kann ſich vorſehen, ſonſt wirſt ihm auch Meiſter. Nein aber auch, mir ſo was aufzuleſen und mich damit abzutrümpfen!"

Alſo war es abgemacht und beſchloſſen, am nächſten Sonntag ward die Wanderung unternommen; das war ein Ereignis in ihrem Leben, für Johannesli das allergrößte, welches er mit Bewußtſein erlebte. Er ſollte die erſten, vom Paten geſchenkten Hoſen tragen, mit denen die Großmutter bis dahin auf das ſorgfältigſte hinter dem Berge gehalten und zwar aus guten Gründen. Mütter und Großmütter hinterhalten ſie gerne, iſt's ja das Kleidungsſtück, in welchem Buben ihrer Zucht entwachſen; heißt es nicht: der hat Hoſen an, wenn man des Mannes Souverainität bezeichnen will, und giebt's nicht ſo viele Weiber, welche dem Mann die Hoſen nehmen, um ihre Unterröcke ſie tauſchen möchten. Ach, 's iſt oft nicht einmal nötig. Ja, der Bube, der die erſten Hoſen anzieht, kömmt ſich vor auf das allerwenigſte ſo groß wie der große Philiſter, der Goliath, als ein Held von erſter Sorte, und ſtatt zu Helden geraten die meiſten zu erbärmlichen Höſelern. An ſo was denkt freilich der Knabe nicht, wenn er zum erſten Male in den erſten Hoſen ſteckt, mit einer Kaiſermiene die kurzen Beine über die hohe Schwelle ſtreckt, vor das Haus ſich ſtellt, zu triumphieren, d. h. die Bewunderung der Welt in Empfang zu nehmen. Denkt doch gar mancher Erwachſene nicht, der mit Schnauben auszieht als wie ein Held, daß er ausziehen werde vor dem Feind wie ein Haſe und heim kommen mit Schlottern. Gar mancher will über Gott aus mit kurzem Sinn, wie der Kleine mit kurzen Beinen über die hohe Schwelle, und wie er das eine Bein am höchſten hat, will ihn das andere nicht mehr halten, er fällt in das allerjämmerlichſte Siechtum, ſchickt ſein Waſſer von einem Wunderdoktor zum andern, ſchickt um Bündelchen aus und Kapuziner nach allen vier Winden und wäre bereit, mit Leib und Seele zu allen Religionen der Welt zu ſchwören, wenn nur irgend ein Schimmer von Hoffnung das Feuer in Gebein und Seele kühlen wollte. Sie freuten ſich beide ſehr auf die Reiſe, das Kind wegen Hoſen, Fleiſch und Speck, die Großmutter, einen ſolchen Staatsbuben durch die Welt führen zu können; nur kummerten ſie, es möchte vielleicht nicht ſchönes Wetter ſein. „Großmütti, es macht nichts, wenn's ſchon ein wenig regnet," ſagte das Staatsbubi, „es macht dann nur weniger warm." Das gute Staatsbubi, es ging ihm wie andern Staatsbübchen, es hatte den Spruch im Sommer gehört und wendete denſelben nun auf den Winter an, es fehlte ihm halt noch der Verſtand für die rechte Anwendung, er war bloß noch aberwitzig und vorwitzig. Der Samstag rückte endlich ein und zwar ſchön. Johannesli ward es Angſt, je länger es ginge, deſto eher konnte ſich das Wetter ändern und meinte, wenn er ſeine Hühner z'Mittag in den Stall jage und gleich darauf die Großmutter ins Bett, ſo ſei der Samstag auch vorbei und der Sonntag im Nu da. Er verſuchte der Zeit vorzugreifen. Aber junge Bübchen ändern die alte Welt nicht, die Hühner wollten für alle Gewalt nicht in den Stall. Wären dieſe gegangen, dann hätte Johannesli es wahrſcheinlich bei der Großmutter durchgeſetzt, daß auch ſie mit ihm zu Bett gegangen wäre. Endlich nach vier Uhr ließen ſich die Hühner herbei, ſuchten ihre Sitze, und bald darauf mußte auch die Großmutter daran glauben, wie ſie auch ſeufzte und jammerte: wenn's die Leute vernehmen würden, ſie ſei ſchon zu Bette, ſo würden ſie glauben, es fehle ihr im Kopfe. Deſto früher am Morgen krähte der junge Hahn, und die Großmutter mußte auf, was ſie auch ſagte, es ſei nicht viel über vier Uhr. „Je früher wir gehen," ſagte der Bub', „deſto mehr können wir unterwegs ausruhen, dann weißt du noch nicht, wann wir fort kommen, mit neuen Hoſen geht's manchmal lang, bis man ſie an hat!"

Zwölftes Kapitel.

Käthi thut eine Reiſe und hat das Glück, wieder heimzukommen.

Mit den Hoſen ging es raſch, aber eine andere Geſchichte gab's, an die man nicht gedacht. Johannesli hatte gegen Ende des vergangenen Winters Schuhe und Winterſtrümpfe von einer Patin erhalten. Dieſe hatte geſagt, ſie hätte ſie etwas groß genommen, damit man ſie ſparen könne, wenn man ſie dieſen Augenblick vielleicht nicht nötig habe. Dieſe hatte die Großmutter hervorgenommen, es ſei ihr lieber, das Bubi erfriere ihr nicht, ſagte ſie. Hier haperte es, die Schuhe wollten nicht über die Strümpfe. Die Großmutter ſchwitzte und ſchnaufte, Johannesli ſchrie, die Hühner gakelten, es war ein ſtreng Dabeiſein; wer vorbeiging, hätte leicht glauben können, man hätte jemand am Meſſer. Wirklich ging auch die Thüre auf und eine Stimme frug: „Mein Gott, was giebt es doch da?" Es war Andreſe Anne Bäbi, des nächſten Nachbars Tochter, welche die Hut des Häuschens übernahm, wenn beide fortgingen, und die des Buben dazu, wenn Käthi ihn allein laſſen mußte.

Als Anne Bäbi die Sache vernommen, ſchlug ſie zuerſt alte Schuhe vor. Wer würde darauf achten, was ſo ein kleiner Junge für Schuhe an hat, ſagte ſie. Aber potz, ſo meinte es der Bube nicht, er hielt ſich für die allerwichtigſte Perſon, welche ſelben Tags auf der Welt ſei, auf den aller Augen ſehen würden, und Käthi neigte ſich bedeutend dieſer Anſicht zu. „Nun meinethalb, ſo lauf barfuß oder wenn doch abſolut die neuen Schuhe mit ſollen und ihr Blaſen wollt, ſo müſſen dünnere und kleinere Strümpfe herbei, in die könnte man ja ein Elephantenbein ſtoßen“, ſagte ſie. Das gefiel, und es ging, und Johannesli ſagte: „Ja gäll, wenn Andreſe Anne Bäbi nicht gekommen wäre, ſo hätteſt du nicht gewußt, was machen?“ Das war der Dank, daß vorhin die Großmutter ſeine Meinung wegen den Schuhen geteilt hatte.

Nun trat aber was Wichtiges hervor, eine wahre Lebensfrage, die Frage über den Proviant, der mitzunehmen ſei. Da müſſe man zu eſſen mitnehmen, ſagte Johannesli, viel, viel, ſonſt ſtünde man es nicht aus, ſo weit wie es ſei. Das meinte die Großmutter auch, aber wegen dem Quantum konnten ſie ſich nicht verſtändigen. Johannesli wollte an Brot, Äpfeln, Birnen, Pfannkuchen ſo ziemlich einen Tragkorb voll oder einen Karren, indeſſen mußte er es ſich endlich gefallen laſſen, daß man bloß mitnahm, was man füglich in die Taſchen bringen konnte. Als man das im Reinen hatte, ging’s unerwartet noch einmal los. Der Junge wollte nun auch einen Stock und zwar Großätti’s Stock, den langen, dicken, den die Großmutter zum Andenken aufbewahrt hatte. Er müſſe einen Stock haben, ſagte er. Er müſſe ſich wehren, wenn böſe Hunde kämen und die Großmutter beißen wollten, ſie könne nichts mehr machen; ſie ſei afe (bereits) gar eine Alte. Und da in den Dörfern ſeien gar böſe Buben, die werden ihn plagen wollen, die wolle er abſchlagen vom Tüfel.

Der Junge zog zu ſeinem erſten Abenteuer aus. Wie der Ritterſſohn vor allem gerne des Vaters Schwert umgürtete, wenn er zum erſtenmale in die Welt ritt, ſtritt jetzt der Bube mit des Großvaters Stock. Die Großmutter rühmte ihn, wie er ein Braver ſei, daß er ſich für ſie wehren wolle, aber der Stock ſei ihm zu ſchwer, ſie wolle ihm einen viel beſſern ſchneiden im nächſten Zaune, aber ſie hätte diesmal vielleicht doch nachgeben müſſen, wenn nicht Andreſe Anne Bäbi mit Spott gekommen wäre: Was doch die Leute ſagen würden, und Buben und Mädchen würden ihn auslachen, wenn ſo ein kleiner Knopf mit einer langen Bohnenſtange daherkäme, noch manche Woche würden ſie davon reden und lachen. So ließ der kleine Held ſich endlich beſchwichtigen mit dem Verſprechen, daß die Großmutter im nächſten Zaune ihm einen großen, dicken Stock ſchneiden wolle, dann befahlen ſie Andreſe Anne Bäbi Häuschen und Hühner wohl, ſagten Adie und zogen endlich von dannen in die Welt hinaus, zwei Stunden weit!

Es war ein gar ſchöner halb Winter- halb Herbſtmorgen, kurz vor Martinstag, ſo einer von den duftigen Tagen, wo wie in träumeriſchem Glanze die Erde ſchwimmt, ein durchſichtiger Schleier die Welt verhüllt, wie helle Ahnung die zukünftige Welt. Das ſind Tage, an welchen ſo gerne ein ſüßes Heimweh über den Chriſten kömmt. Es iſt nicht das Heimweh, welches mit ſchweren Thränen die Augen füllt, wie eiſerne Klammern um den Hals ſich legt, wie mit ſiedendem Blei das Herz erfüllt: es iſt dies Heimweh ein freundlich Sehnen, dem Wehen der erſten Liebe vergleichbar. Die Seele vergißt die wirkliche Welt, die Seele träumt, das Auge wird feucht, ſieht in den blauen Himmel hinein, ſucht und weiß nicht was, ſieht der ſcheidenden Sonne nach, fühlt zum Zerſpringen ſüßer Wehmut voll das Herz. So träumen Jungfrau und Jüngling, wenn die erſte Liebe ſie durchglüht, ſo träumen aber auch der alte Mann, die alte Frau, wenn in ſüßem Bangen die ewige Liebe ihre Herzen ſchwellt, es iſt das Heimweh nach dem Himmel, das Sehnen nach Gott.

Es war tiefe Sabbathsſtille, als die beiden wanderten in die Welt hinaus, kühn und ſtolz der Junge, bang die Alte, aber beide neugierig, was die Welt zum jungen Helden ſagen werde, und neugierig die Großmutter noch, wie die Welt dem jungen Recken gefallen und wie er über ſie urteilen werde. Anfangs hatte er auch Augen für die Welt, zeigte der Großmutter große Tannen, große Bäche, ſpäte Birnen an den Bäumen, Hühner vor den Häuſern, und die Großmutter freute ſich ſehr, was der für Augen habe und wie er alles ſehe.

So hatte er anfangs ein weites Herz und Augen für vieles, aber nach und nach, wie es auf der Reiſe durch die Welt geht, zog ſich ihm das Herz zuſammen, er dachte immer mehr und mehr an ſich allein, und ſeine Augen ſahen nur ſein Perſönchen. „Großmütti, du zerdrückſt doch das Eſſen nicht, und die Birnen, haſt du die nicht zermatſcht?“

Als er ſich vergewiſſert hatte, daß die Vorräte noch wohlbehalten ſeien, ſagte er, es dünke ihn, er möchte was; es ſei da ein Apfel geweſen, der hätte ihm b’ſunderbar gefallen. Die Großmutter ſchälte ihn, Johannesli aß ihn, und bald darauf ſagte er: Es dünke ihn, er möchte abſitzen, er ſei ein wenig müde. „Gäll Großmütti, jetzt iſt es gut, daß ich preſſiert habe, jetzt können wir abſitzen, wenn wir müde ſind.“ Als er abgeſeſſen war, nahm es ihn Wunder, ob die Großmutter, als ſie den Apfel aus dem Sacke genommen, den Pfannkuchen nicht zerdrückt habe. Was ſie ſagen mochte, Johannesli war von denen, welche erſt ſehen, dann glauben wollen. Als er ihn endlich geſehen hatte, nahm es ihn Wunder, wie er ſchmecke, und als er dies erforſcht hatte, war nur noch eine kleine Ecke mehr übrig. Endlich ging es weiter, aber nicht weit. Es klagte Johannesli: „Großmütti, hab’ ein Steinchen im Schuh.“ Die Großmutter hatte ſeit dieſem Morgen wegem Schuhabziehen ein Grauen im Leibe, ſie meinte, Johannesli ſolle es ertragen, das werde nicht viel machen. Aber das half nichts, ſie mußte dran, ſie ſchlug den Schuh wacker aus, rieb die Sohlen an den Strümpfen rein, und ſchraubte den Schuh unter vielen Seufzern wieder an den Fuß. Kaum waren ſie hundert Schritte gegangen, ſo lamentierte Johannesli aufs neue: „Großmütti, du kannſt nichts, der Stein iſt noch im Schuh, uy! uy!“ Was die Großmutter auch ſagte, es half nichts, ſie mußte aufs neue an die Operation, unter ſchweren Nöten vollbrachte ſie dieſelbe, aber kaum war der Schuh an ſeinem Orte, fing das Jammern des Buben von neuem an. Jetzt begriff die Großmutter den Stand der Dinge. „Schweig, Bübchen, ſchweig,“ tröſtete ſie, „das iſt kein Stein, das iſt eine Blaſe, die kann man dir nicht aus dem Schuh machen, du mußt dich gedulden, bis wir beim Vater ſind, dort zieht man dir dann den Strumpf ab, und vielleicht ſticht ſie dir der Vater auf.“

Aber das Bübchen wollte ſich nicht gedulden, was es ſich ſelbſt angelaufen hatte, ſollte die Großmutter wegmachen, geſchwind, ſchnell, auf der Stelle; je weniger er wußte, was es war, deſto wüſter that er — begreiflich. Als die Großmutter die Blaſen nicht wegmachen konnte, ſchrie er nach Andreſe Anne Bäbi; da dieſe nicht kam, ſchrie er, die Großmutter ſolle ihn tragen. Begreiflich trägt eine ſiebenzigjährige Frau einen fünfjährigen gewaltigen Jungen nicht lange, in den Schuhen wollte er nicht laufen, und da es ihn ſchmerzte auch in den Strümpfen zu gehen, ſo mußten auch dieſe abgezogen ſein, er wollte barfuß gehen. Und als er barfuß ging, that’s ihm wieder weh, und die Großmutter mußte ihn tragen, und auf der Großmutter Armen winſelte er fort und fort, und die Großmutter hatte ebenfalls Luſt dazu. Ach, ſie waren im bitterſüßen Jammer und dazu das Wetter ſo ſchön, und von ſchön geputzten Menſchen waren die Straßen voll, und die meiſten ſtanden ſtill bei ihnen, teilnehmend wegen dem Gewimmer, und wenn ſie weitergingen, ſagten ſie, daß es Käthi hören konnte: „Das iſt mir jetzt doch der wüſteſte Bub, den ich noch geſehen; wenn der der meine wäre, dem zerhübe ich den H . . . . . ., daß man ihn ſpinnen könnte wie den beſten Flachs. Und eine dumme alte Frau iſt’s, der ſollte man es auch ſalben, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könnte, es iſt eins wie das andere!“ Solche Schande mußte jetzt Käthi ausſtehen, und alles darum, weil ſie eitel war und mit dem Bubi großthun wollte, und weil ſie ſchwach war und ein jung Bubi das Regiment führen ließ, und jetzt ſie aneinander zageten und ſchleppten zum Gotterbarmen, und wimmerten und winſelten gegenſeitig zum Allerweltsgeſpött. So gebären oft die herrlichſten Erwartungen die jämmerlichſten Entſprechungen, und ſo iſt Zeit und Wetter oft ſo herrlich, und ſo geberdet ſich oft der Menſch ſo jämmerlich. Mehr als vier Stunden zagten ſie ſo aneinander, da ſtand endlich das Haus, in welchem der Vater diente, vor ihnen. Es war Eſſenszeit, die hätte Käthi gerne vorüber gelaſſen, allein der Kleine, der Speiſe und Trank nach ihrer Bedeutung zu würdigen wußte, der wollte nicht. Ihr Proviant war trotz des Jammers aufgezehrt, und jetzt wollte er hinter die Fleiſchtöpfe Egyptens. Freilich ſagte er dieſes nicht, ſondern mitten im Jammer war er diplomatiſch und ſchrie, der Vater könnte hinten aus und fort, und dann kämen ſie nicht zu ihm, und was Käthi dagegen ſagen mochte, das Babi ſchrie das Gleiche immerzu.

Käthi mochte wollen oder nicht, ſie mußte vorrücken zur Thüre und klopfen daran, und zwar zweimal; denn bekanntlich machen Dienſtboten ſo wenig gerne eine Pauſe beim Eſſen, als ihre Herrſchaften, geſchweige denn, daß ſie aufſtehen. Endlich, wahrſcheinlich auf Geheiß der Bäurin, öffnete ſich ein Schiebfenſterchen, eine häſſige Jungfern-Stimme fuhr heraus und frug: „Was habt ihr wollen?“ Der Johannes ſolle herauskommen, antwortete Käthi, welche nur an einen Johannes in der Welt dachte, zog ſich dann neben die Thüre zurück, um nicht wie eine Bettlerin davor zu ſtehen.

„Johannes, du ſolleſt hinaus,“ ſagte die Magd. „Wer iſt’s,“ frug eine Frau, welcher man die Meiſterfrau alsbald anſah, obgleich ſie unten am Tiſche ſaß. „Eine alte Frau mit einem Buben,“ war die Antwort. „Es wird deine Mutter und dein Kind ſein,“ ſagte die Frau. „Geh, heiße ſie hinein, ſie kann mit uns eſſen!“ Johannes war ganz rot geworden im Geſicht und ſagte: er ſei fertig mit eſſen, wolle hinaus und ſehen, wer es ſei, vielleicht ſei es jemand ganz anders. Da ward auch die Bäurin rot im Geſicht, ſtand auf und ging hinaus. Während ſie draußen war, munkelte Johannes vieles, was die Bäurin nicht hörte und doch vernahm. Es dauerte einige Zeit, bis ſie wiederkam; denn Käthi machte ſehr Komplimente, und zwar von Herzen, während der Bub zuerſt dumm that, der Bäurin nicht die Hand geben wollte, ſich unter der Großmutter Schürze verkroch, dann unter derſelben hervor rief: „Wohl, wir wollen hinein, wollen zum Ätti, zum Ätti will ich!“ Da lächelte die Bäurin und ſagte: „Du wirſt müſſen, magſt wollen oder nicht!“ Und Käthi war anch rot, ſie fühlte, wie die Sünden der Eltern an den Kindern zu Tage kommen. Da ſtreckte die Bäurin die Hand dem Johannesli dar. „Komm, ich will dich zum Ätti führen,“ ſagte ſie. Alsbald ſchoß derſelbe der Bäurin zu und ließ die Großmutter im Stich. „So komm jetzt auch, ſieh, der Kleine will,“ ſagte die Bäurin, „komm herein und iß mit uns.“ Sie ſei nicht deswegen gekommen, ſagte Käthi, ſie möchte gerne mit Johannes reden, wolle warten, bis ſie fertig ſeien. „Haſt's gehört, und komm!“ Und Käthi mußte nach, aber immerfort proteſtierend, und zwar nicht bloß zum Schein, ſondern wirklich von Herzen. Innerlich weinte ſie über das unverſchämte Bübchen, ſo ſei die Welt jetzt, ſeufzte ſie, ehedem ſei es doch nicht ſo geweſen! — In die Stube zu müſſen, wo alle zu Tiſche ſaßen, war ihr faſt, als müſſe ſie aufs Hochgericht.

„Kennſt du den Aetti?“ frug die Frau, als ſie in die Stube traten, den Jungen, welchen ſie an der Hand führte. Als derſelbe mit dem Finger auf den Aetti zeigte, ſagte ſie: „So geh zu ihm, er ſolle dir zu eſſen geben.“ Das ließ der Bube ſich nicht zweimal ſagen; deſto größere Not dagegen hatte man mit Käthi, bis man ſie beim Tiſche hatte. Sie war mit dem üblichen Gruße: „Gott wilche und Gott g'ſegnechs!“ eingetreten, dann drehte ſie ſich dem Ofen zu, wollte dort abſitzen, wollte nicht zum Tiſche, wollte nicht hungrig ſein, und deretwegen ſeien ſie nicht gekommen, ſie habe warten wollen, bis gegeſſen ſei, aber das Bubi habe ein gar zu großes Verlangen nach dem Vater gehabt. Sie habe es recht ungerne, daß ſie es ſo getroffen, daß man meinen könnte, ſie ſeien deretwegen gekommen. Aber die Bäurin verſtand nicht Spaß. Eine Schmarozerin hätte nicht ſo lange gewartet, ihren Sohn zu beſuchen, ſagte ſie, und dann ſei es ihr lieber, die, welche einander angehören, liebten ſich, als ſie ſchämten ſich der Verwandtſchaft. Auf ſolche hielte ſie nichts, ſagte ſie und ſchoß einen ſcharfen Blick gegen den Herrn Korporal hin.

Käthi mußte eſſen, und als die andern die Löffel abwiſchten am Tiſchtuche und Käthi es auch thun wollte, ſagte die Frau: „Noch nicht, iß du nur, die haben lange vor dir angefangen, und mit deinen alten Zähnen ißt man nicht mehr ſo ſchnell wie mit jungen. Biſt du draußen im Stalle fertig, ſo komm herein,“ ſagte ſie zum Korporal, der mit dem Buben ebenfalls hinausging. Nun legte die Bäurin Käthi vor, was für alte Zähne am beſten paßte, nahm das Kraut weg, und ſagte: „Mit dem mühe dich nicht, wirſt deren auch haben, Fleiſch wird dir ſeltener ſein. Das iſt brav, daß du einmal kömmſt, wirſt es nicht gewagt haben; dein Bub wird mich verklagt haben, wie ich eine Böſe ſei?“ Käthi wollte begreiflich dies nicht glauben, ſondern ſagte: ſie komme ſonſt nicht von Hauſe und ſie wiſſe ſich nicht zu erinnern, wann ſie eine ſo große Reiſe gethan, und wenn nicht der Kummer ſie getrieben hätte, ſie hätte den Weg kaum mehr unter die Füße genommen. Hier war der Punkt, wo wahrſcheinlich die Bäurin Käthi haben wollte, denn ſie war auch ein Weib und wußte gern alles. „Haſt was Ungerades?“ frug ſie. Nun erzählte Käthi ihre Lage, wie ſie jetzt fürchte, aus dem Häuschen zu müſſen, was ihr Tod wäre, und wie, wenn Johannes nicht helfe, es werde ſein müſſen. „Johannes wird dir ein Tiſchgeld geben für das Kind?“ frug die Bäurin. „Er giebt mir, was er kann; er iſt gar ein Guter gegen mich,“ ſagte Käthi ausweichend. „In dieſem Jahre wie viel gab er dir?“ frug die Frau. „Kann's nicht beſtimmt mehr ſagen; das Gedächtnis hat mir gar gruſam g'ſchwächt,“ antwortete Käthi. „Doch ſorgt er für den Hauszins?“ ſetzte die Frau wieder an. „B'hütis, was denkt ihr, Frau, der fremdeſt Menſch hätte es ja wohlfeiler, und ich bin die Großmutter und muß auch was für ihn thun, wie recht und billig. Und mir iſt es nicht einmal ein Muß, es iſt meine Freude; wenn man mir das Bubi nehmen würde, es wüßte kein Menſch, was ich anfinge. Hergegen der Sohn iſt noch jung, e gruſam ein Militäriſcher und ein Poſtierter, und ein ſolcher hat das Geld nötiger als eine alte Frau, wenn er nicht ganz verachtet ſein will. An Böshaben bin ich gewöhnt, und es iſt mir wohler dabei als manchem, der Haus und Hof hat und Geld am Zins.“

„Du biſt eine rare Frau,“ ſagte die Bäurin, „ſolche finden ſich heutzutage ſelten. Jetzt will jeder ſeine Bürde dem Nachbar auf die Achſeln legen, du aber nimmſt noch einem andern ſeine ab und entſchuldigſt dich, daß du nicht doppelt trägſt, während manche Jüngere als du für niemand ſorgt, dem Bettel nachläuft oder der Gemeinde zur Laſt liegt. Aber für deinen Jungen iſt's eine blutige Schande, daß er dir nicht beſſer hilft!“

Da erſchrak Käthi ſehr, merkte erſt jetzt, was ſie eigentlich geoffenbaret, bat dringlichſt, die Bäurin möchte doch ja nichts merken laſſen; er ſei der beſte Menſch unter der Sonne, aber wie Feuer und Büchſenpulver; er wäre im Stande, er nehme ihr das Kind auf der Stelle fort, und das wäre ihr ſchrecklicher, als wenn man ihr bei lebendigem Leibe das Herz aus der Bruſt riſſe. Ehe die Bäurin antworten konnte, kamen Vater und Sohn zur Thüre herein.

„Gehe mit der Mutter in die Hinterſtube,“ ſagte die Frau, „die iſt warm, und wann ſie wieder fort will, ſo ſage es mir.“ Johannes meinte, vielleicht daß die Mutter lieber draußen an der Sonne wäre. Die ſei heute lange genug an der Sonne geweſen, ſagte die Bäurin, und Johannes mußte mit der Mutter gehen, aber er that es unwillig. Er war ſehr böſe, daß die Mutter gekommen war, er ſchämte ſich ihrer, fürchtete das Geſpött ſeiner Mitdienſten. Er fürchtete Vorwürfe von der Bäurin, welche ihn ſchon lange gemahnt hatte, einmal wieder zur Mutter zu gehen, was er unter allerlei Vorwänden immer abgelehnt hatte. Er fürchtete ſich, mit der Mutter allein zu ſein. Nicht daß er ſich vor ihren Vorwürfen fürchtete, aber ſie erbarmte ihn, und er konnte ihr doch nicht helfen, und zwar durch eigene Schuld; und nun iſt wohl nichts peinlicher als ein ſolches Erbarmen, dem man keine Folge geben kann und zwar durch eigene Schuld. Bei vielen Menſchen regt ſich wohl das Gewiſſen, peinlich fühlen ſie deſſen Schläge, aber eben deswegen fliehen ſie ängſtlich Gelegenheiten und Menſchen, welche dieſes Gewiſſen wecken, deſſen Schläge erregen; und können ſie es nicht meiden, kommen Menſchen, welche es erregen, ihnen unerwartet über den Hals, werden ſie mürriſch, unwirſch, unhold, Kindern gleich, welche man aus dem Schlafe weckt.

Die meiſten Mütter verſtehen ſich auf die Mienen ihrer Herren Söhne und kümmern ſich darum häufig mehr als um die Mienen ihrer Männer. So ging es auch der guten Käthi. Mit ſchwerem Herzen betrat ſie die Hinterſtube und mit Entſchuldigungen begann ſie die Unterhandlungen. Entſchuldigungen recht zu würdigen, dazu muß man etwas mehr ſein als bloß ſimpler Korporal, es vermögen dieſes ſehr viele hochgebildete Leute nicht, es vermögen dieſes nur eigentliche Chriſten. Alsbald entlud ſich auch unſeres Korporals Zorn, doch nicht über die Mutter, ſondern zuerſt über die verfluchten Bauern. Würde jemand ihnen die Häute armer Leute abkaufen wollen, noch heute würden ſie dieſelben ſchinden und geſchunden wieder laufen laſſen. Aber das komme anders, darauf könnten ſie zählen; es ſei die Zeit nahe, wo dieſe Dorfkälber froh ſein würden, wenn man ihnen Brot gebe mit der einen Hand und Schläge mit der andern, und wo ſie barfuß kämen und bäten über Nacht ſein zu dürfen in den Ställen, die Himmels—! Jetzt ſolle ſie den Bauern nur machen laſſen, es komme die Zeit, wo ſie in einem großen Bauernhauſe wohnen werde ohne Zins.

Käthi ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, als ſie ſolche Worte vom eigenen Sohne hörte, es war ihr, als dürfe ſie nicht mehr warten; ob aus Furcht vor Gott oder aus Furcht vor der Bäurin, in deren Hauſe ſolche Worte geredet wurden, wußte ſie ſelbſt nicht. Sie hielt ihm der tuſig Gotteswillen an, er ſolle doch ſchweigen, wenn ein Menſch ſolche Worte hörte, ſo könnten ſie ja unglücklich werden zeitlich und ewig. Wenn ſie ihm Ungelegenheit mache, ſo ſolle er es doch recht nur ſagen, ſie wolle ſich ja leiden, und wenn es ſein müſſe, noch in ihren alten Tagen weiter. Sie wüßte zwar nicht wohin, und wenn es bekannt werde, daß ſie den Hauszins nicht zahlen könne, ſo werde man ſie nicht gerne irgendwo hineinlaſſen.

Das ſei ein verfluchter Zwang, dem aber bald ein Ende gemacht werden würde, daß die Bauern ihre Häuſer vermieten wollten und gerade nur denen, welche ihnen anſtändig ſeien und ſchmeicheln könnten; wen Gott geboren werden laſſe, der habe ein Recht an eine Wohnung, und das ſei eine verfluchte Ungerechtigkeit noch aus der alten Zwangzeit her, daß die einen Häuſer hätten, die andern nicht; Gott habe die Welt für alle geſchaffen und nicht bloß für Großköpfe, Geizhälſe und Gerichtſäſſe, polterte der Korporal.

„Aber Johannes, aber Johannes, ſchweig der tuſig Gotteswille; du weißt nicht, wie leicht man ſich verſündigen kann für Zeit und Ewigkeit. Haſt gehört, ich will mich ja leiden; der alte Gott lebt noch und wird mir ja ſchon helfen, es ging am Ende immer beſſer als ich dachte.“

„Mutter, habt nicht Kummer, das verſteht ihr nicht, das iſt nicht halb ſo bös,“ antwortete der Sohn. „Aber verflucht iſt's, daß man immer die Hand im Sack haben ſoll, um Geizhunden und Gerichtſäſſen ihren Reichtum zu mehren, ihnen alles wiedergeben muß, was wir mit ſaurem Schweiße ihnen abverdient haben. Das iſt's, warum wir nie zu was kommen. Haben wir ein paar Krönlein verdient, ſo iſt ein Hund da und bellt es uns ab, bald wegen Holz, bald wegen Zins, bald wegen dieſem oder jenem.“ „Deswegen bin ich doch kein Hund,“ ſagte Käthi traurig, „und hab's dir ja geſagt, ich wolle mich leiden, dir nicht Ungelegenheit machen.“ „Mutter, das geht euch nichts an,“ ſagte Johannes, „euch habe ich nicht gemeint. Wieviel hättet ihr nötig?“ „Wenn's vier Thaler wären oder auch nur drei,“ ſagte die Mutter, die eigentlich an den ganzen Hauszins gedacht hatte, „ſo könnte ich es machen.“ Jetzt, gegenüber dem aufbegehreriſchen Sohne, fielen ihr die Kartoffeln ein, von denen ſie wohl etwas entbehren konnte, um daraus die überbleibenden drei und einen halben Thaler zu bezahlen. „Geld müßt ihr haben, nur iſt's mir zuwider, daß ich es der Meiſterfrau abfordern muß, die grännet allemal ärger als der Teufel, wenn ſie Geld geben ſoll. Wäre uns das Arbeiten ſo zuwider, wie ihr das Geldgeben, wohl, der Hof würde ſchön ausſehen! Habt ihr mich etwa bei ihr verklagt?“ „Bewahre,“ ſagte Käthi. „Ich will ſehen, wo ſie iſt,“ ſagte Johannes, „aber es wäre mir lieber, wenn ihr mir ein andermal Beſcheid machen ließet, ſtatt ſelbſt zu kommen. Das Gehen wird mir leichter als euch, und mir iſt's lieber, ſie ſtecke die Naſe nicht auch noch in unſere Sache, ſie hat ſie ſchon zuviel an Orten, wo es ſie nichts anginge.“ — Als Johannes zur Bäurin gegangen war, ſeufzte Käthi: „Ach Gott, wie hat ſich der doch geändert, ich muß mich faſt fürchten vor ihm. Einen Kummer habe ich fortgetragen, zwei trage ich mit mir heim. So kommt es ihm nicht gut, aber ich will den lieben Gott Tag und Nacht bitten, daß er es ihm nicht anrechne, ſondern ihn bekehre.“

Johannes erſchien vor der Frau halb verlegen und halb zornig. Auf ſein kurzes Geſuch um Geld antwortete ſie: „Wenn du es der Mutter geben willſt, ſo mußt du den Reſt deines Jahrlohnes haben, beſſer kannſt ihn nicht anwenden, aber groß iſt er nicht mehr. Haſt aufgeſchrieben, was ich dir ſchon gegeben?“ „Nein,“ ſagte Johannes, „ich weiß es ſonſt.“ „Selb iſt mir nicht recht,“ ſagte die Frau. „Was man zu fordern hat, vergißt der dümmſte Bub nicht, aber gar kurz ſind die Gedächtniſſe für das, was man eingezogen hat.“ „Sieh, iſt's ſo?“ ſagte die Frau und legte ihm ein groß blau Buch vor. „'S wird ſein, und wenn's nicht wäre,“ ſagte Johannes, „was ſollte ich, das iſt ja ein Hausbuch, dem muß man glauben!“ — „Johannes, Johannes,“ ſagte die Frau, „ſeit einiger Zeit haſt du was im Kopfe, was nicht gut iſt, du lebſt übel daran und andere auch, und nützen thut's dir nichts. Haſt gerechnet, wieviel ich dir noch ſchuldig bin?“ „Zwei Fünffränkler (20 Kreuzer weniger als 5 Gulden),“ ſagte Johannes kleinlaut.

„Hör' Johannes, ich muß dir was ſagen in Liebe und Ernſt. Noch lange nicht Weihnacht, der Lohn ſo groß, haſt ihn ſchon eingezogen und giebſt deiner Mutter wenig, ſie muß faſt allein dir dein einzig Kind erhalten. Sie hat es mir nicht geſagt, aber du weißt, ich habe meine Augen nicht hinten am Kopf und Merks muß man mir nicht einſchütten wie einer Kuh einen Trank. Aber denk, wenn es die Leute wüßten, was würden ſie von dir halten, und wenn du noch einen Tropfen gutes Blut haſt, ſo ſchämſt du dich vor dir ſelbſt. Sieh, ſtatt zwei Thaler will ich dir vier geben, zwei Trinkgeld, aber gieb ſie deiner Mutter. Die zwei will ich dir auch das nächſte Jahr geben; wegen der Arbeit biſt du mir anſtändig, aber den Kopf mußt du ändern, der iſt mir nicht anſtändig. Du mußt nicht meinen, daß wir euch den Lohn nicht gönnen. Ja, freilich, haben müßt ihr, was ihr verdient, und gerne, aber nehmen laſſen wir uns es nicht; Meiſter wollen wir im Hauſe ſein und jedem ſagen, was wir für recht und anſtändig halten, und wem das nicht recht iſt, dem kann es Feierabend geben ung'ſinnet. Merk's und ſinn's. „Jetzt ſag' der Mutter, ſie ſolle kommen, es ſei ein Kaffee bereit.“ Es gramſelte Johannes im Kopf, aber ſein Dienſt war gut und die Zeit ſchlecht; er faßte ſich daher, dankte wenig und ging trotzig.

Käthi machte ſtarke Komplimente, ehe ſie ſich zum Kaffee ſetzte, aber als ſie einmal dran ſaß, da zitterte ihr das Herz vor Behagen; denn derſelbe war ſehr gut. Als der Kleine von Heimgehen hörte, begann er wüſt zu thun, ſagte, er möge nicht gehen, der Fuß thue ihm weh, er wolle dableiben. Käthi tröſtete, wie ſie konnte und mochte. Die Bäurin bot ihnen das Übernachten an, was aber Käthi ausſchlug, weil ſie nicht wüßte, wie ihr wäre des Nachts an einem fremden Orte. Dazu müſſe ſie morgens an eine Wäſche; da gebe es einen Kreuzer zu verdienen, und das ſei nicht zu verſäumen. „Es wäre gut, es dächten alle ſo, darum will ich dich nicht aufhalten,“ entgegnete die Frau. „Geh, ſchirre die Mähre,“ ſagte ſie zu Johannes, „die hat wohl Zeit und in vergangener Woche wenig gethan, und fahre ein Stück mit ihnen. Es iſt mir ſonſt zuwider, am Sonntag die Roſſe aus dem Stalle zu nehmen, es iſt ihnen Ruhe geordnet ſo gut als dem Menſchen, aber ich denke, hie und da eine Ausnahme und nicht wegen Hochmut und Hoffart, ſondern einer alten Frau zu lieb, werde keine große Sünde ſein.“ „Die Mähre iſt nicht gut beſchlagen, und das Wägeli nicht geſalbet,“ ſagte Johannes. „Das Wägeli ſchmier ein, der Mähre ziehe die Eiſen ein wenig an, und wenn was fehlt, ſo ſag's ein andermal zu rechter Zeit und nicht erſt, wenn man die Sache brauchen will,“ ſagte die Bäurin unwillig. Er wiſſe nicht, ob noch Wagenſchmiere da ſei, ſagte Johannes. „Iſt nicht da, ſo ſieh, daß du bekömmſt, und iſt angeſpannt, ſo komm und ſag's,“ befahl die Frau in einem Tone, dem man es anhörte, daß ſie wußte, was befehlen ſei.

Johannes hätte gerne noch was geſagt, allein er kannte den Ton und ging. Unterdeſſen hatte Käthi immer geredet, geſagt, ſie dürfe nicht fahren, fürchte ſich, ertrage es nicht, ſchäme ſich, ſo eine arme alte Frau im Wägeli fahren! Die Frau hatte ſie reden laſſen; als Johannes endlich draußen war, ſchnitt ſie alles Gerede mit der Frage ab: „Und mit den Erdäpfeln, wie ſteht's, halten ſie ſich in den Kellern?“ So eine Frage gleicht einer aufgezogenen Schleuſe. Wie bei der Schleuſe das Waſſer, ſtrömt bei der Frage unwillkürlich eine ganze, vielleicht längſt aufgeſtaute Gedankenreihe nach, abſonderlich bei Weibern. Aber lange ehe das Waſſer durch die Schleuſe war, kam Beſcheid, es ſei angeſpannt, doch brachte Johannes ihn nicht ſelbſt, es half ihm aber nichts, er mußte hineinkommen. „Da iſt ein Kacheli Kaffee,“ ſagte die Bäurin, „trink', dann fahr' ſo weit du willſt; auf ein Bitzli weiter kommt's nicht an, wenn es einmal angeſpannt iſt.“ Er möge nicht Kaffee, ſagte Johannes, und wenn man lange mache, ſo wäre es beſſer, der Bub fahre, ſonſt ſei er zum Melken nicht zurück. „Du fährſt,“ ſagte die Frau, „und wenn du nicht da biſt, ſo milcht ein anderer. Du wirſt dich wohl erinnern, daß ſchon mehr als einmal ein anderer für dich gemolken hat, es wäre heute nicht das erſte Mal.“ Johannes ward rot und ging. „Aber ich wollte für ihn angehalten haben,“ ſagte Käthi, „wenn er nicht gerne fährt, daß er nicht muß; er könnte es an mir zürnen. Es deucht mich nicht anders, daß er lieber daheim bleibt, wenn das Melken nahe iſt.“

„Mutter, höre ein Wort und nimm es nicht für ungut,“ ſagte die Bäurin. „Du biſt viel zu gut gegen deine Buben, gegen den großen und den kleinen; ſo mußt du der Narr im Spiele ſein, ihnen iſt's der größte Schade, und zuletzt verſündigen ſie ſich an dir und ſchämen ſich deiner.“ Das ſei doch nicht, ſagte Käthi, er habe ſie letzten Sommer ins Wirtshaus geriſſen wie ein jung Meitſchi. „Habe nichts darwider, das war bei dir daheim, wo man dich und ihn kennt, daneben ſind ſolche Burſche heute ſo, morgen anders, je nachdem es ſie ankommt, haben keine Regel und keine Liebe. Aber jetzt komm, ſonſt giebt's noch ſchlimmer Wetter.“

Als Käthi das Wägeli beſteigen wollte, ſah man wohl, daß ſie dasſelbe nicht in der Übung hatte. Sie wußte nicht recht, ſollte ſie der Mähre über den Kopf ſteigen, oder von unten herauf auf den Sitz kommen. Als man ſie endlich an die rechte Stelle gebracht hatte, gabs Mühe, ehe man ſie oben hatte, und als ſie oben war, ſeufzte ſie ſchwer auf: „Ach Gott, wenn ich nur wieder unten wäre!“

Die arme Mähre mußte Johannes Zorn über die Bosheit und Teufelsſtücke der Bäurin entgelten. Johannes nahm die Gutthat an Mutter und Kind eben auf als eine Bosheit, ihm die Schande zu machen, am hellen Tage und noch dazu an einem Sonntage mit einer ſolchen Bettlerfuhre im Lande herum fahren zu müſſen, damit, wenn jemand die Bäurin oder eine Magd frage: „Habt ihr jetzt die Bettlerfuhre?“ man antworten könne: „Nein, es waren dem Johannes ſeine Mutter und ſein Kind.“

Ein vergiftet Gemüt ſaugt Gift aus den ſüßeſten Blumen.

Der Kleine hatte große Freude am Fahren und an der Mähre; ſein Geplauder hinderte den Korporal am Loslaſſen ſeiner Galle. An einer einſamen Stelle der Straße hielt Johannes, von wo ſie noch eine gute halbe Stunde bis nach Hauſe zu gehen hatten. Die Mutter hatte einige hundert Schritte vorher in einem Dorfe gefragt, ob er der Mähre nicht was wolle geben laſſen? Die mangle nichts, hatte er geſagt, und jetzt ſtellte er ſie plötzlich ab. Käthi fühlte wohl warum, es that ihr weh, aber ſie ſagte nichts. Es koſtete viele Mühe wieder, ehe ſie den Boden ergriffen hatte. Endlich unten, wollte ſie abladen, was ihr ſchwer auf dem Herzen lag. „Hör',“ begann ſie den Zuſpruch, „laß dich doch recht nicht verführen von denen, welche keine Religion haben und nichts als Neid und Durſt, Lumpenhunde ſind und Herren werden möchten. Bleib fromm und gut, denk', der alte Gott lebt noch, an den halte dich und nicht —“ „Adie, Mutter, b'hüti Gott, Bub, d' Mähre will nicht ſtehn!“ — und davon fuhr er und nahm ſich nicht einmal Zeit, die Hand zu faſſen, welche die Mutter ihm in der Eile noch darſtreckte, als er ihr das Wort vom Munde ſchnitt. Plötzlich hielt er ſtille und winkte. Die alte Käthi humpelte ſo ſchnell als möglich, um Mähre und Sohn nicht ungeduldig zu machen. Unterdeſſen hatte der Sohn aus dem Kaſten des Sitzes ein Säcklein genommen und ſagte: „Hätt's bald vergeſſen, die Frau hat's hinein gethan für euch, hätte es auch können bleiben laſſen, aber ſie möchte die Gute machen, und man ſoll nicht merken, wer ſie iſt, und denen nicht glauben, wo es ſagen können. Adieu!“ ſchloß er und hörte nicht den Dank der Mutter und alle die Aufträge, welche ſie ihm nachrief, ebenfalls nicht. Eine Handvoll Backobſt, welches im Säckli war, tröſtete Johannesli über die davonſprengende Mähre und machte ihn recht liebenswürdig, ſo lange er Backobſt zu eſſen hatte.

Unterdeſſen war von der Aare her ein dichter Nebel, den man mit dem Meſſer hätte ſchneiden können, einer ungeheuren Schlange gleich das Land herauf gekrochen, hatte ſich die Emme herauf, links und rechts in die Thäler hineingewunden. Dunkel, ja finſter ward es auf Erden, unheimlich, und Angſt kam über unſere Wanderer. Die Angſt fängt innerlich an, dann kriegt ſie Augen, dann ſieht ſie Geſpenſter, dann ſchreit ſie, dann läuft ſie, wenn ſie nämlich noch die Beine rühren kann. Erſt ſchwiegen beide, dann begann der Junge zu jammern über Nacht und Nebel und daß ſie den Weg nicht finden würden; und, „Großmütti, wenn jetzt der Bölliman käme, oder gar der Tüfel, Großmütti, was wollten wir machen?“ Käthi zitterte an allen Gliedern; beten, ſagte ſie bebend. „Siehe, ſiehe, Großmütti, jener dort mit den Hörnern, beim Baum, dort iſt er, er kömmt, er kömmt,“ ſo rief der aufgeregte Bube und drängte ſich unter die Schürze der Alten. Dieſe ſah zwar nichts, aber ſie glaubte, junge Kinder ſähen mehr als alte Leute, und hätte Reißaus genommen, wenn ihre Beine ſie getragen hätten.

Da Käthi nicht rennen konnte, begann ſie zu beten und zwar ſtark, und obendrein machte ſie noch das Kreuz ſo viel ſie konnte. Sie hatte einmal gehört, das ſei b'ſunderbar gut gegen die böſen Geiſter. Da niemand kam, niemand ſie nahm, erholten ſich beide langſam; der Schlotter verließ ſie jedoch nicht, mit Beben gingen ſie weiter. Bekanntlich ſtreckt ſich die Zeit einem Menſchen, welcher Angſt hat, unendlich, darin iſt ſie ähnlich dem Golde. Jeder Schritt ſchien ihnen eine Viertelſtunde lang, es ſchien ihnen daher, ſie ſollten längſt zu Hauſe ſein, und rundum ſchien ihnen alles fremd, ſie mußten verirrt ſein oder verhext, eins von beiden. Wohin ſollten ſie ſich wenden in der trüben Nebelnacht? Einem Schiffer auf dem weiten Weltmeere im Nebel und ohne Kompaß kann es nicht banger ums Herz werden, als unſerer guten Käthi. Und wie in ſolchen Ängſten und Nöten die Einbildungskraft lebendig wird: alle Schreckniſſe und alle böſen Geiſtern, von denen die Alte je gehört, dem Bübchen davon erzählt hatte, die wurden jetzt lebendig, erſchienen ihnen, ſtellten ihnen die Haare zu Berge: Schlangen, Drachen, Löwen und Elepfanten, feurige Männer, Teufel und Böllimann, Abgründe, Waldmenſchen, Waſſerjungfern, Mörder, Stiere, alles bunt durcheinander in gräulichem Gemiſche tanzte vor ihnen, griff nach ihnen, und bald ſchrie Käthi faſt laut auf wegen einem ſchrecklichen Waldmenſchen, bald Johannesli über eine Schlange oder den Böllimann mit den langen, langen Hacken. Und das Ding wollte kein Ende nehmen, immer lebendiger ward der Nebel und ſcheußlicher, eine Ewigkeit glaubten ſie gewandert, und nirgends eine Spur eines Fetzleins bekannter Welt. Schon redeten ſie davon, das Beſte wäre, wenn ſie ein trocken Plätzlein fänden, da zu bleiben und den Kopf zu verhüllen, erleiden möchten ſie es wohl, dieweil es ſo kalt noch nicht ſei. Da glaubte Käthi was Helleres zu ſehen, einen beſſern Weg. „Komm, beſſer links wollen wir gehen,“ ſagte ſie zu Johannesli, und kaum hatte ſie das geſagt, plumps, ſo lag ſie im Waſſer, ſtieß einen gräulichen Schrei aus, und Johannesli, als er die Großmutter plumpſen hörte, ſchrie noch viel gräulicher, denn an natürliches Waſſer dachten beide nicht. Dazu färbte ſich vor ihnen der Nebel rot, ward ganz wie Feuer, und mitten im Feuer ſahen ſie noch eine Flamme, und die Flamme kam näher und näher, Käthi konnte vor Schreck nicht aus dem Bache und betete und bekreuzte ſich immer heftiger, und Johannesli that eben ſo, und jetzt kriegte die Flamme noch eine Stimme und rief: „Wo ſeid ihr?“ da war ihnen nicht mehr zu helfen. „Mein Gott, ſo gebt doch Antwort, wo ſeid ihr?“ rief's wieder. Das Wort: Mein Gott! kam über ſie, wie das Wort Gnade über einen armen Sünder, welcher ſchon einen Fuß in der Hölle hat.

Ein guter Geiſt war's alſo, der da aus der Flamme ſprach, und da er noch näher kam, erkannten ſie ihn. Es war ein Geiſt, der einſtweilen noch Fleiſch und Bein hatte, es war Andreſe Anne Bäbi, welche ſagte, ſie habe ſchon lange nach ihnen gebanget, die Laterne angezündet, um ihnen entgegen zu gehen, und als ſie habe ſchreien hören, gleich gedacht, daß ſie es ſeien. „Sag' um Gotteswillen, wo ſind wir, wie konnteſt du uns finden?“ frug Käthi. „Aber mein Gott, Mutter, was iſt mit euch?“ frug Andreſe Anne Bäbi und konnte ſich nicht erwehren, an ein Gläschen zu viel zu denken, „ihr ſeid ja daheim, nicht zwanzig Schritte weit ſteht euer Häuschen.“ „Nein aber nein,“ ſagte Käthi, „daheim ſein und es nicht wiſſen, das iſt mir doch noch nie begegnet; jetzt weiß ich, was verhexen iſt, laufen und immer laufen, laufen eine Ewigkeit lang und nicht heimkommen können! Du mein Gott, was ſoll das wohl zu bedeuten haben: bös Wetter, oder gar Krieg?“ — „Kommt, Mutter, heim und ins Bett, daß ihr wieder erwarmen könnt. Unterdeſſen will ich euch Kaffee machen oder Thee, wenn ihr glaubt, der mache euch beſſer.“ — „Du denkſt doch nicht, Meitſchi, daß ich zu viel getrunken! Nicht ein Tropfen Wein oder ſonſt was Hitziges kam heute über meine Zunge, aber wenn du erlebt hätteſt, was wir, Meitſchi, dann dächteſt du nicht mehr an einen Rauſch, dann wüßteſt du, was Ungeheuer ſind, und was verhext ſagen will. Was iſt wohl für Zeit, es wird bald Mitternacht ſein oder doch zehne?“ — „E aber, was denkſt, Mutter, nicht vor langem hat es ſieben geſchlagen drüben an der Kirche, halb achte iſt's noch nicht.“ — „Aber nein, wär' das möglich,“ ſagte Käthi, „und ſind wir doch gelaufen, es dünkte mich, viel, viel Stunden lang, und jetzt noch nicht achte!“ Das war ein ſicherer Beleg der Schrecken, die ſie erlebt, und daß ſie verhext geweſen.

Schon oft ward beſchrieben, wie herrlich es dem Schiffbrüchigen zu Mute geweſen, welcher aus Meereswellen und Todesnot auf's Trockne geworfen und jetzt nicht von wilden Menſchenfreſſern empfangen wird, ſondern von Leuten mit Manieren, welche ihn freundlich aufheben, in ihre Häuſer führen, ihm trockne Kleider geben und was zu eſſen, was Warmes, wenn ſie es haben. Ach, wie gut und wie ſchön war's ihm da ums Herz, und lange kam er nicht recht zu ſich und konnte es nicht ordentlich faſſen, daß er gerettet ſei. Als er es endlich loskriegte, da weinte er ſelige Thränen, und als er ſie geweint hatte, trocknete er mit was Trockenem die naſſen Backen ab. Schön, prächtig iſt's, wir geben es gerne zu; denn allweg iſt ein großer Unterſchied zwiſchen erſaufen im kalten Waſſer und gerettet im Trocknen ſitzen mit was Warmem im Munde.

Aber bei allem Wonnegefühl fehlt denn doch ein Element, das Heimelige, das unbeſchreibliche Behagen daheim zu ſein, daheim bleiben zu können. In der Hütte, in welche der Schiffbrüchige aufgenommen wird, iſt er fremd, muß wieder weg, weiß nicht wie? Wo ſind jetzt die Deinen? Denken ſie wohl an dich? Siehſt du je ſie wieder? Dieſe Gedanken flattern wie düſtere Nachtvögel vor ſeiner Seele, ſtören das Behagen am Feuer, das Gefühl gerettet zu ſein. Eine ganz andere Wonne ſtrömt durch eine ausgewanderte Familie, die in fremden Landen, ſei es in Amerika oder im Kirgiſen- oder Baſchkirenlande in Not und Drangſale gekommen iſt, ſtatt ein gelobtes Land ein verlogenes Land gefunden hat, und dazu ſchlich hinter ihr drein leiſe, unſichtbar das Heimweh, und als ſie ſich niederſetzte im fremden Lande, alles anders fand, als ſie erwartete, fremde Leute, fremde Sprache, fremde Lebensweiſe, als ſie ermattete, in Not und Drangſalen. ſo ergriff leiſe, unſichtbar das Heimweh die Menſchen, ſchlich ihnen in die Herzen bis mitten hinein. Hier nun beginnt es ſich zu regen, es nagt da innen ein Wurm, es brennt ein unausſprechlich Weh, und das Weh dehnt ſich aus durch alle Glieder, zieht den Hals zuſammen, trübt die Augen, bricht die Stimme, lähmt die Kräfte, verſengt den Mut, gießt Blei ins Gebein. Plötzlich ſchwillt es auf zur Meereswelle, brauſt es auf zur Windsbraut, reißt die Familie von der Scholle, auf welcher ſie ſich niedergelaſſen, auf welcher ſie verlaſſen weint, treibt ſie heim durch Not und Drangſale, faſt wie die Familie Lot aus dem brennenden Sodom. Der Schlaf will nicht weilen bei ihnen, Ruhe nicht kommen über ſie; weiter und weiter über Meer und Land jagt ſie bange Haſt; je näher ſie kommen der Heimat, deſto mehr brennen die Herzen; es dehnen ſich unendlich Weg und Stunden, zu Ewigkeiten werden die Tage, ſie kommen ſich vor wie Geſpenſter, welche ruhelos irren müſſen in unſäglicher Pein, ohne je das Ziel zu finden. Ihre Seufzer vertrocknen, ein ſtummer Harm, ſchwarzem Nebel gleich, legt ſich über ihre Seelen. So wandern ſie Wochen, Monate in unausſprechlichem Sehnen, aber in unausſprechlicher Pein. Die Heimat will nicht kommen, wohl kömmt dem einen, dem andern der Tod, löſt die müde Seele aus dem gebrochenen Leibe und trägt ſie ins beſſere Land, die ewige Heimat. Endlich aber, endlich kömmt doch der Tag, der ans Ziel ſie bringt. Hinter einem Hügel taucht der Kirchturm auf, es breitet ſich das Dörfchen aus, es öffnet die alte traute Hütte ſich, drinnen ſitzen ſie ab, daheim ſind ſie! Nun aber geht es lange, bis das Bewußtſein kömmt, die Seele auftaut, der Harm ſich verflüchtigt, das Heimweh ſich verklärt ins ſelige Gefühl daheim zu ſein. Dann wird es aber auch den armen Wanderern unausſprechlich wohl, unendlich ſeliger ſind ſie, als gerettete Schiffbrüchige; ſie ſind daheim, müſſen nicht weiter, ſie können ſchlafen gehen, und wenn ſie erwachen, haben ſie das ſelige Gefühl, ſie müſſen heute nicht weiter, ſie ſind daheim, da können ſie weilen, da werden ſie weilen. Wem es ſo recht weh geworden ums Herz in der Fremde, der erſt weiß, was die Heimat iſt, der geht nicht mehr in die Fremde, wo eine Angſt ihn ergriffen hatte, als ob von dort kein Weg zum Himmel führe.

Ähnlich war's Käthi und dem Kleinen, als ſie vom Bache ſich losgemacht, des Häuschens Schwelle ergriffen hatten und daheim ſaßen, behaglich wohlig, vor ihnen ihr Tiſch, hinter ihnen ihr Bett. Ach Gott, ſolch Glück zu erleben hatten ſie nicht mehr gehofft, und jetzt ſaßen ſie, ſeit Käthi andere Strümpfe angezogen, im Trockenen, und zwar daheim, und jetzt kam Andreſe Anne Bäbi mit warmem Kaffee, ſtellte denſelben vor ſie auf den Tiſch, hinter ihnen wartete das warme Bett, in demſelben ſüße Ruhe für viele Stunden, und am Morgen ein Erwachen mit dem ſeligen Bewußtſein, daheim zu ſein, daheim bleiben zu können. Daheim bleiben zu können iſt doch immer das Schönſte für alle, welche Ruhe gefunden haben für ihre Seele. Und all' dieſe Wonne und das Glück zu begreifen, was daheim ſein ſei, hatten ſie mit einer Stunde Angſt erkauft, ſo wohlfeil giebt Gott denen, welche ihn lieben, was zu ihrer Seligkeit dient, und wer ihn nicht liebt, der faßt, und wenn er die Weisheit der Welt im Leibe hätte, die Liebe Gottes nicht, würdigt ſeine Gaben nicht.

Dem Weltmeer entronnen, war Käthi glücklich am Geſtade ihrer Hütte gelandet, vor den Gefahren der Welt geborgen; und ſo bald wage ſie ſich nicht mehr ſo weit hinaus, ſagte ſie, es ſei denn, man trage ſie hinaus, und der Kleine werde einſtweilen der Welt auch ſatt ſein. Bei jedem Schlucke Kaffee ſagte ſie, wenn ſie ihre Kacheli abſetzte: E gottlob, daß wir wieder daheim ſind! O, es weiß kein Menſch, wie wohl es einem daheim iſt, bis man fort geweſen und geglaubt hat, man komme nie mehr heim! Glücklich iſt, wer vom Reiſen als die beſte Beute den Spruch heimbringt: „Gottlob, daß ich wieder heim bin.“ Und als am folgenden Morgen Käthi erwachte, war wieder das Erſte, was ſie ſagte: „Ach, gottlob, daß ich wieder daheim bin!“

Dreizehntes Kapitel.

Wie Käthi in Ehren und ohne jemand zu plagen mit Beten und Arbeiten ſich durchzuſchlagen ſucht.

Darauf trieb Käthi alsbald ihre Hauptangelegenheit ab und verkaufte Erdäpfel, bis ſie $7\frac{1}{2}$ Thaler beiſammen hatte. Es hielt ſie ſehr hart. Man wiſſe nie, was es gebe, ſagte ſie, aber die Hauptſache ſei, daß ſie dableiben könne, ein paar Mal mehr oder weniger hungrig ins Bett, darauf komme es nicht an. Als es einmal geſchehen war, Käthi das Geld beiſammen hatte, da waren die Erdäpfel auch verſchmerzt. Frohgemut wanderte Käthi dem Bauer zu und zahlte.

Der Bauer nahm das Geld ſehr gerne und ſchmunzelnd. Er habe es wohl gewußt, daß die Alte zahlen könne, wenn ſie wolle. Es komme nur darauf an, daß man ihnen den Verſtand zu machen wiſſe, und daß ſie wüßten, wen ſie an der Hand hätten. Er wiſſe die Flauſen zu vertreiben, und es werde ſich nicht jemand leicht einfallen laſſen, den Grozenbauer zum beſten haben zu wollen, ſo rühmte er ſich. Er that ſich viel zu gut auf ſeine gute Manier; wie hart ſie in die Herzen ſchnitt, davon hatte er keinen Begriff. Er hatte eben keinen Begriff von einem Herzen, ſondern nur vom Gelde. Seine Frau hatte das äußerſt ungern, doch hielt ſie an ſich und ſagte Käthi nur im Vorbeigehen kurz: „Das hätte nicht halb ſo preſſiert. Es mag geben, was es will, ſo vergiß nicht, daß ich auch noch da bin!" — Ganz glücklich ging Käthi heim. „Gottlob," ſagte ſie, „dableiben kann ich, und das iſt die Hauptſache; das andere alles wird ſich ſchon machen."

Für viele tauſend Haushaltungen begann eine ſehr bange Zeit; unter dieſe gehörten aber alle die nicht, welche ſich darauf freuten, wie Käthi auf das Ährenleſen, um ungeſtraft und gleichſam von Gott und Rechtswegen betteln zu können. Die, welche wir meinen, hatten beim Beginn des Winters wohl alle noch zu eſſen. Aber wie lange noch, und was dann? das lag ſo ſchwer auf ihren Herzen. Es waren Hausväter und Hausmütter, welche ſich vorgeſetzt hatten, mit Ehren durch die Welt zu kommen und ohne jemand zu plagen.

Mit Ehren durch die Welt kommen und niemand zu plagen, das iſt ein gar ſchöner Spruch, und der hat einen goldenen Klang. Allerdings iſt's eine Ehrenſache und zwar nicht bloß für dieſen oder jenen Stand, ſondern eine allgemeine, rein menſchliche, mit eigenen Kräften und ohne Beihülfe und ohne Krücke ſich ſo durch die Welt zu helfen, daß man vor Gott und Menſchen beſtehen mag mit Ehren. Dieſes Vermögen bedingt die Selbſtändigkeit des Menſchen, es allein macht den Mann zum Manne, es allein giebt die Würde, mit Rat und That das allgemeine Wohl und Heil fördern zu dürfen. Dieſes Vermögen zu erlangen, ſoll das erſte Ziel des Menſchen ſein, an der Hand der Eltern ſoll er ihm zuerſt entgegen geführt werden; der Menſchen höchſtes Ziel iſt es aber nicht. Das höchſte Ziel des Menſchen iſt die Seligkeit im Himmel, aber beide Ziele liegen nicht in entgegengeſetzten Richtungen, ſie liegen auf der nämlichen Straße, ſind bloß verſchiedene Stationen auf der Lebensreiſe. Die erſte zu erreichen, thut Arbeiten Not, zur zweiten kömmt man ohne Beten nicht. Beten heiligt die Arbeit; denn Beten giebt die Treue, die ſich nicht durch jeden Wind hin und her blaſen läßt, ſondern feſt bleibt in den Fußſtapfen des Herrn und ausharrt darin bis ans Ende. Beten allein heiligt die Tage des Reichen, daß, wenn er auch nicht für ſein täglich Brot ſchaffen muß, er ſie doch verbringt, daß er Gott Rechenſchaft zu geben vermag über ſeine Gaben.

Bleibt ein Menſch, eine Nation auf der erſten Station, ſind ſie ſo in die Materie hineingerannt, daß ſie den Aufblick zum Himmel nicht mehr haben, ſo gleichen ſie den Ameiſen in einem Haufen von Tannennadeln, mit dem Unterſchiede nur, daß die Ameiſen bewunderungswürdig ſind; denn ſie erfüllen vollſtändig ihre Beſtimmung, die Menſchen aber bejammerungswürdig, denn zum Ziele ihrer Beſtimmung gelangen ſie nie. Sollte es aber je geſchehen, daß der Repräſentant einer Nation von derſelben ſagt, ihr Beten ſei Arbeiten, ſo legt er von dieſer Nation ein traurig Zeugnis ab. Iſt es wahr, ſo ſteht die Nation auf einer ſehr tiefen Stufe, und der Repräſentant iſt zu bedauern, eine ſolche Nation vertreten zu müſſen. Legt er das Zeugnis aber fälſchlich ab, vielleicht bloß um einen gemeinen Witz zu machen, dann iſt die Nation zu bedauern, daß ſie unwürdig vertreten wird von einem Menſchen, der ſein Volk nicht begreift, ja nicht einmal begriffen hat, wie ein Menſch mit Ehren durch die Welt kömmt und ohne jemand zu plagen. Denn wo das Beten aufhört, das Hinaufſehen zu dem, welcher die Arbeit geheiligt, befohlen hat, ſechs Tage ſollſt du arbeiten und ſchaffen all deine Werke, der ſiebente iſt der Tag deines Gottes, da ſollſt du ruhen, den Tag ſollſt du heiligen, da verleidet dem Menſchen die Arbeit, das Fügen in die Ordnung Gottes hört auf, die Arbeit wird eine Plage, Fleiſchesluſt, tieriſche Genußſucht die leitende Kraft, dazu geſellen ſich die Raubſucht und ſchließlich der Blutdurſt; Rauben und Freſſen, darin allein beſteht dann noch die Arbeit. Freilich nur der Menſch, deſſen Seele kein gedankenloſer Geldſack geworden iſt, begreift den Zuſammenhang zwiſchen beten und arbeiten und den tiefen Sinn in den einfachen Worten: mit Ehren durch die Welt kommen, ohne jemand zu plagen. Wenn einem Menſchen die Augen zugehen wollen zum letzten Schlafe auf Erden, ſei es ein Held oder ein Hausvater, eine Witwe oder ein König, was kann er wohl Bedeutſameres ſagen, als, er ſei mit Ehren gewandert alle Tage ſeines Lebens und habe niemand geplagt? Dazu mußte er den Sinn haben, der anderen thut, was man ſelbſt gerne hatte; dazu mußte man den Fleiß haben, der alle ſeine Gaben und Kräfte zu Nutz und Heil der andern Glieder anwendet; dazu mußte man den Geiſt von oben haben, der nur dem Beter gegeben wird. Der kennt dann aber auch das Genügen mit dem, was Gott beſchert, das unbeſchwert Mangel leiden kann und übrig haben, der kann zur Ehre Gottes eſſen und trinken und volles Vertrauen haben zu dem, welcher die Lilien kleidet und die Vögel ſpeiſet. Freilich begreift ein Menſch der Kultur ſolche Grundſätze nicht, ſie kommen ihm vor wie Ringe in der Naſe des Schweins, er ſpottet ſie aus, macht kommune Witze in ſeiner kommunen Dummheit.

Das Gräuliche aber iſt, daß man die kommunen Witze kommuner Dummheit dem Volke vorwirft als hohe Wahrheiten neuer Weisheit, dem Volke ſie aufdrängt mit einer Heftigkeit, die man Fanatismus nennen würde, wenn der Heftigkeit etwas Religiöſes zu Grunde läge und nicht bloß der gemeinſte tieriſche Sinn, den man jedoch mit dem bunteſten Floskelgehänge bekleidet, wie verarmte Komödianten mit kaiſerlichen und königlichen Lumpen. Das Gräuliche iſt, daß das Volk ſie einſaugt, wie dürrer Boden lang entbehrten Regen, die Arbeit ihm verflucht erſcheint, Genießen ſeine Religion wird und alle Mittel dazu ihm geheiligt ſcheinen, Gnadenmittel. Das Gräulichſte iſt die Frucht dieſes Einſaugens: tieriſche Barbarei, aus welcher das Chriſtentum uns heraufgewunden hat. Der Anfang zum Ende hat begonnen und beſteht eben darin, daß tauſende ein Recht zu haben glauben, andere zu plagen, und keinen Sinn dafür, ſich mit Ehren durchzubringen; daß tauſende jeden Anlaß benutzen, ihr vermeintlich Recht geltend zu machen, jeden Vorwand geltend machen, der von ihnen verfluchten Arbeit ſich zu entziehen, weil tauſeude eben nicht mehr beten, den Glauben nicht mehr haben, daß alles, Regen und Dürre, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, Reichtum und Armut nicht von ungefähr, ſondern aus Gottes väterlicher Hand uns zukomme. Tauſende können nicht mehr in Liebe empfangen, was Liebe giebt, und im Trotze, der nimmt, erſtarrt ſo gerne die Liebe, die giebt.

Es iſt ſchön, einen Helden zu ſehen in der Schlacht, wie er durch die Reihen bricht, nach den Kronen der Ehre ringt; ſchön das Schiff zu ſehen, welches dem Sturme trotzt und durch die Wellen ſchneidet, aber unendlich ſchöner iſt's, ringen zu ſehen einen treuen Vater, eine treue Mutter mit des Lebens Nöten, mit den Drangſalen der Armut, welche Jahre dauern, alle Morgen neu werden, oft nicht enden bis zum letzten Morgen, welcher ihnen anbricht auf Erden. Nur beim treuen Ringen iſt die rechte Demut, welche zu empfangen weiß, nicht plagt, das Almoſen zu Ehren bringt, und trotz dem Almoſen nicht bloß mit Ehren durch die Welt, ſondern mit Ehren in den Himmel kommt. Wie dem Helden, der in der Schlacht Glieder verloren hat oder gelähmt worden iſt, die Gaben des Vaterlandes verdiente Ehrenzeichen ſind, ſo ſollen auch dem treuen Krieger mit dem Leben, dem die Kräfte ausgegangen ſind im Kampfe, der an erhaltenen Wunden darniederliegt, die Gaben der Liebe Ehrenzeichen ſein; in Ehren hat er ſie verdient, mit Ehren darf er ſich ihrer rühmen. Dieſes Sinnes ſind wirklich noch tauſende; ſie kämpften treu einen harten Kampf, mancher ſiegreich, mancher erliegend.

Dieſes Sinnes war auch Käthi; war ſie auf der einen Seite der Schuld los, ſo war ſie auf der andern auch geldlos; vor ihr war der Winter, Ernte hatte ſie keine in demſelben, und wie groß der Verdienſt einer alten Frau iſt, iſt bekannt.

Ihr Hauptverdienſt war das Spinnen. Seit Baumwollenzeug dadurch, daß die Baumwolle mit Maſchinen geſponnen werden konnte, das Leinenzeug im Preiſe hinunterdrückt, nahm der Verdienſt der Spinnerinnen von Flachs und Hanf ab. Mit dem Verdienſt nahmen auch die Spinnerinnen ab und der Spinnerinnen Geſchicklichkeit; die Aufmunterung begann zu fehlen. Nach vielen Proben und fehlgeſchlagenen Verſuchen gelang es endlich, auch den Flachs mit Maſchinen zu ſpinnen; engliſches Garn überflutete die Schweiz, und der Verdienſt durch das Spinnen ſchmolz faſt auf nichts zuſammen. Im Handel ward faſt nur Maſchinengarn benutzt, für den Hausgebrauch allein ward Handgeſpinſt gebraucht. Nun bewährte ſich auch hier der alte Grundſatz, daß wer ſich Mühe gegeben hat, ſich in einer Arbeit auszuzeichnen, Verdienſt hat, ſo lange noch irgend etwas von dieſer Arbeit zu machen iſt, während erſt alle ſchlechten, dann alle mittelmäßigen Arbeiter brotlos werden. Und wenn endlich alle Arbeit aufhört, ſo hat der geſchickte treue Arbeiter gute Leute oder aber, iſt er noch in rüſtigen Jahren, Gewandtheit und Willen, welche ihn leicht was anderes ergreifen laſſen. Es giebt keine Tugend, welche nicht in gegebenen Fällen den Lohn in ſich trägt. Käthi war eine der treuen fleißigen Spinnerinnen, denen nie das Gewicht fehlt, welche aus einem Pfunde ſchönen Flachſes fünfzehn, zwanzig und mehr tauſend ſpinnen konnte, das tauſend zu zweiundzwanzig Ellen, wenn man es ſo haben wollte, und trotz der Feinheit doch ſo feſt, daß die Weber nie über dieſes Garn klagten, was doch von einem Weber viel ſagen will. Ihr fehlte es ſelten an Arbeit, aber klein blieb der Verdienſt dabei. Es war eine Zeit geweſen, wo Käthi mehr als zwei tauſende geſponnen hatte, und damals hatte ſie 8 bis 10 Kreuzer vom tauſend Spinnerlohn. Jetzt, bei ſteifer gewordenen Gliedern, ſpann Käthi wohl noch tauſend im Tage, erhielt dafür ſtatt 10 Kreuzer 6 Kreuzer, ſtatt 5 Batzen verdiente ſie alſo 6 Kreuzer, wenn es wohl ging, für jedes von ihnen alſo 3 Kreuzer im Tag, oder wenn ſie anderthalb tauſend ſpinnen konnte, 8 bis 9 Kreuzer. Nun aber war es nicht mehr jene Zeit, wo der Baumeiſter, welcher den Münſter in Bern baute, ſeinem Weibe das Mittageſſen hinter die Thüre ſchmiß (wird doch Augen gemacht haben, die Frau Baumeiſterin), dieweil ein Mann, welcher täglich ſeinen Batzen verdiene, nicht bloß mit Bohnen und Speck vorlieb nehme über Mittag.

Indeſſen Käthi murrte nicht, ſondern dankte Gott, wenn ſie zu ſpinnen hatte, und das hatte ſie auch, dieweil ſie eben bewährt war in dieſem Fache. Es giebt noch immer viele Leute, welche mit dem Baumwollenzeug nichts zu thun haben wollen, nicht Maſchinengarn mögen, und ſchönes Leinenzeug für eine Zierde des Haushalts halten. Die Frau Pfarrerin gab Käthi gerne, und noch manche Frau im Dorfe ſagte zu ihr im Vorübergehen: „Käthi, wenn du einmal nichts zu ſpinnen haſt, ſo komm, habe ſchon lange was da für dich.“ Und Käthi war dankbar für den Batzen, hörte ſie doch, daß mancher Händler kaum einen Batzen zahle.

Hier und da gab's wohl größern Verdienſt, an einer Metzg z. B. oder ſonſt einem häuslichen Geſchäfte, zu welchem man mehr Hände bedurfte, als man im Hauſe hatte; doch dieſe Fälle waren ſelten. Indeſſen ging es doch mit Ehren und ohne jemand zu plagen. Wir können keine Rechnung anſtellen, wie Käthi es machte, für wie viele Kreuzer ſie brauchte von dieſem und für wie viele von jenem. Zwei Dinge waren da, welche ſich durchaus nicht in Rechnung bringen laſſen. Das erſte iſt der Segen Gottes.

Was iſt das? frägt man wohl. Der Segen Gottes iſt der Segen Gottes, und mehr kann man nicht ſagen, ſo wie Licht Licht iſt und Geiſt Geiſt iſt und Gott Gott iſt; er iſt da, er iſt dort augenſcheinlich, ſo wie da, dort augenſcheinlich der Unſegen iſt; der Witwe Ölkrüglein iſt an einem Orte, ein Faß ohne Boden an einem andern, und ſagen kann man doch nicht, es liegt an dem, es liegt an dieſem. Es iſt ſo, aber erklären kann man es nicht; ſo wenig man erklären kann, warum die einen Menſchen immer ſaubere Kleider haben, reinlich ausſehen, während andere immer unrein, immer unſauber ſind. Bei Bruder und Schweſter treten dieſe Gegenſätze heraus, und Vater und Mutter wiſſen, daß es ſo iſt, aber das Warum wiſſen ſie nicht, helfen können ſie nicht. So iſt's mit dem Segen Gottes, man kann ihn ſo wenig mit Worten faſſen, als das Licht der Sonne mit den Händen, aber wo er weilet, macht er aus wenigem vieles und ſegnet es an Leib und Seele. Dieſer Segen iſt das erſte, was das Rechnen in Käthis Haushalt unmöglich macht.

Das zweite iſt gerne bei dieſem erſten und zumeiſt, das ſind die guten Leute mit ihren freundlichen Gaben. Brachte Käthi Garn in ein Haus, ſo trug ſie wenigſtens zum Lohn noch Brot heim, manchmal noch Äpfel, manchmal was anderes, was einer guten Frau gerade bei der Hand war; denn es war gar zu ſchön, Käthi, die ſo dankbar empfing, ſo innig dankte, etwas zu ſchenken, als daß man die Gelegenheit dazu vorüber ließ. Nun wird es anderwärts ſein wie bei uns, daß noch gar viele Weiber darauf Anſpruch machen, eine gute Frau zu ſein. Man glaubt gar nicht, wie ſo viele Menſchen vom Wunſche beſeelt ſind, gut zu heißen und lieb zu ſein, und beſonders unter den ſogenannten untern Klaſſen findet ſich dieſes Sehnen nach Liebe, dieſer Drang, wohlthätig zu ſein. Man lacht ſo oft über den heiligen Crispin, welcher Leder ſtahl und armen Leuten Schuhe daraus machte. Das iſt eine von den Geſchichten, welche alle Tage neu werden, und daß man darüber lacht, beweiſt nur, daß man ebenfalls noch immer Augen hat, welche nicht ſehen, und Ohren, welche nicht hören. Solche Crispine giebt's noch alle Tage; nur werden ſie nicht mehr heilig geſprochen, ſondern einfach geprügelt oder fortgejagt. Wie manches Weib erhielt ihre heiligen Prügel, weil ſie gerne die gute Frau ſein wollte, und über dieſem Wunſche den Mann vergaß und ſeine Intereſſen. Im Schweizerlande, wo alle Männer ſouverän ſcheinen, ſind gar viele Weiber wirklich ſouverän, und wir möchten den Mann ſehen, welcher Hand an ein ſolch ſouveränes Weib legen wollte.

Daher findet man wirklich viele gute, freigebige Frauen, zwiſchen welchen bloß der Unterſchied obwaltet, daß die einen gut ſind mit Verſtand, die andern gut ohne Verſtand. Die guten ohne Verſtand ſündigen vielfältig; ſie machen die Armen ſchlecht und unverſchämt, und ſchon manche hat ihren Mann um Hab und Gut gebracht, Kinder oder Kindeskinder zu Bettlern gemacht. Im Gutſein muß Verſtand ſein und Bedacht, ſonſt artet dasſelbe übel aus; es giebt keine Tugend, welche ohne Bedacht und Verſtand ſich nicht zum Laſter geſtaltet. Die guten Frauen mit Verſtand, das ſind nicht bloß Perlen unter ihrem Geſchlechte; Perlen ſind leicht zerbrechlich; das ſind Diamanten in der Menſchheit, und was ſolche gute Frauen gutes thun, das iſt vom allerſchönſten, was im Himmel angeſchrieben wird.

Mit Gottes Segen und guten Frauen ſchlug Käthi ſich durch, doch nichts vor, der Hochzeitsſtrumpf blieb leer; kein Silberſtück wanderte in denſelben. Zu dieſen beiden gab Gott noch ein drittes, aber nicht bloß Käthi und allen denen, welche mit Ehren und ohne jemand zu plagen durchkommen wollten, ſondern auch denen, welche um Ehre und Plage ſich nicht kümmern, ſondern bloß ums Guthaben, ſei es nun auf welche Weiſe es wolle: er ließ über Gute und Böſe, Gerechte und Ungerechte ſeine Sonne ſcheinen. Der liebe Gott erbarmte ſich ſicherlich ſo viel tauſend armer Kinder, die bitterlich hätten frieren müſſen bei der teuren Speiſe, wenn es ſo recht kalt geworden wäre und der Vater nicht Geld gehabt hätte für Holz und warme Kleider und gute Schuhe. Und wenn es ſo recht kalt geworden wäre, ſo wäre man auch, wie bekannt, viel hungeriger geworden, hätte um ſo mehr entweder von Kälte oder Hunger leiden müſſen. Abſonderlich der guten, armen Kinder wird er ſich erbarmet haben, welche die Sünden ſolcher Väter hätten büßen müſſen, welche ihr Geld verſchmauſeten, für Branntwein gaben, unbekümmert darum, daß kein Brot zu Hauſe war, keine Erdäpfel im Keller, kein Holz in der Küche, keine warmen Kleidchen an den Gliedern ihrer Kinder.

Dem Reichen, beſonders dem Städter, ſind liebliche Wintertage ein Labſal, ſchönen Damen die warme Winterſonne eine Wonne. Was müſſen ſie erſt alten Mütterchen, armen übelbeſchuhten Kindern ſein? Gar manchen Nachmittag ſpann Käthi draußen auf dem Bänklein an der Sonne, ward dabei wie verjüngt, ſagte, das habe ſie nie erlebt um dieſe Zeit; da könne man ſehen, daß der alte Gott noch lebe und wie gut er es meine mit den armen Leuten. An andern warmen Nachmittagen ging Käthi mit dem Bübchen in den Wald, vornehmlich in den Schachen (ſo heißt Buſch und Wald der Emme nach), ſammelte Reiſer, obgleich ſie dieſelben jetzt noch nicht nötig hatte. Aber ſammelt man in der Zeit, ſo hat man's in der Not, ſo kalkulierte die alte Käthi. Unangefochten wanderte ſie durch Wald und Buſch, Johannesli ging ſchon treulich an die Hand, und die Großmutter freute ſich mehr über deſſen Emſigkeit und Anſtelligkeit, als über das gefundene Holz, obgleich noch manch anſehnlich Stück ertappt wurde, welches, hergeſchwemmt, erſt nach abgefallenem Laube ſichtbar wurde.

Das ſchöne Wetter ſchlug niemand aber beſſer an, als den Hühnern, den beiden, dem ſchwarzen und dem weißen. Hühner ſind bekanntlich etwas kurioſe und ſehr kaprizioſe Perſonen, akkurat wie man ſie in Serails zumeiſt finden ſoll. Und je üppiger ein Serail iſt, um ſo kurioſer und kaprizioſer ſollen, dem Vernehmen nach, die Perſonen werden, bald rapplicht, bald brütig, bald mit dem Pips behaftet, bald waſſerſüchtig, bald geſchwollen an der Leber, bald ſturm im Kopfe oder gar kaput an den Nerven, was gar bös ſein ſoll, und akkurat auch ſo geht's den Hühnern. Man hat Beiſpiele, daß Hühner grundſchlecht Eier legen und nichts als üppig ſind, den Hafer verſchmähen, den Hähnen nachſtreichen, an der Sonne liegen, dreimal im Jahre ſich mauſern und alles, was ſie freſſen und fordern, mit der größten Unverſchämtheit an die Federn wenden, und immer ſchöner werden möchten, als ſie von Natur werden können. Arme Hühner, d. h. Hühner von armen Perſonen, die haben es ganz anders; ach, die wiſſen nicht einmal, was Hafer iſt, leben glücklich bei den armmütigen Broſamen von des Herrn Tiſche, ſind von Herzen glücklich, wenn unſer Herrgott die Sonne ſcheinen läßt, die Erde offen erhält, ſie Futter ſuchen können; ſie denken nicht an die Federn, aber ſie legen prächtig. Ach, und bei Hühnern, was kömmt's doch auf die Federn an, ſind nicht die Eier die Hauptſache alleweil? Hühnerfedern — pfui! Käthis Hühner waren traute Hühner, teilten genügſam die Armut, benützten die Sonne draußen, waren zufrieden mit wenigem, legten Eier, ließen nicht bloß Federn fallen. Sie legten nicht alle Tage, ſondern über den andern Tag, wenigſtens ſo lange ſie an die Sonne konnten; ja und ſieben Eier in einer Woche, wenn das Ei einen Kreuzer wert iſt, oder gar fünf Eier zwei Batzen oder acht Kreuzer gelten, ſind für eine arme Haushaltung keine Kleinigkeit. Wenn am Samstag Käthi ins Dorf ging mit fünf Eiern, konnte ſie vom Bäcker ein Brötchen dafür bringen oder faſt ein halb Pfund Butter und hatte doch noch zwei Eier übrig, am Sonntag einen Eierkuchen zu machen als Feſttagsſpeiſe, ob welcher ſie gar herrlich ſatt wurden, halb am Kuchen, halb an der Freude über die treuen Hühner, welche legten im Winter, und den guten Herrgott, welcher die Sonne dazu gab.

Freilich gab es auch trübe Tage, und Schneeflocken wimmelten vom Himmel, aber auch dieſe Tage gingen ihnen heiter und kurz vorbei, und das iſt doch die Hauptſache an den Tagen. Doch machte Käthi den Tag ſo lang ſie konnte. Selten war es viel über fünf Uhr, wenn ſie aufſtand, Licht machte und am Rade ſaß, bis es tagte oder das Bubli ſich rührte. Dann ſtellte ſie das Rad bei Seite, ging in die Küche, machte Feuer, wärmte Waſſer, Milch, machte Kaffee. Zwiſchendurch kleidete ſie das Bübchen an, rührte Erdäpfelſtücklein in etwas Butter und Waſſer um über dem Feuer, und wenn alles fertig war, frühſtückten ſie. Nun kamen auch die Hühner, welche im Winter unter dem warmen Ofen ihre Herberge hatten, ſchüttelten ſich friſch, machten ſich bemerklich und ſchauten begierig nach ihrem Anteil am Mahle. Hatte alles abgegeſſen, dann wurde das gebrauchte Geräte gewaſchen, das Bett gemacht, das Stübchen gelüftet und gekehrt, Käthi ſaß wieder am Rade und neben ihr ſpielte Johannesli mit Stäbchen oder Steinchen, klaubte Bohnen aus, verſuchte ſich am Buchſtabenlernen, oder die Großmutter mußte ihm erzählen vom Teufel und dem Böllimann, von Gott und den Engeln und vom Heiland, kurz alles, was ſie wußte. Käthis Wiſſen mehrte ſich begreiflich nicht, das ſchadete aber ihrem Erzählen durchaus nichts; denn Johanneslis Geſchmack war noch nicht ſo verdorben, daß er alle Tage was neues hören wollte, ſondern das Alte genügte ihm vollſtändig. Er hatte ſeine Lieblingserzählungen, welche ihm die Großmutter nicht oft genug wiederholen konnte, und allemal, wenn er ſie hörte, dünkten ſie ihm ſchöner und ergreifender. Man täuſcht ſich ſehr, wenn man glaubt, im Volksſinn ſei das Streben, alle Tage was Neues zu haben, was Wunderlicheres, Kurioſeres, Gereimteres.

Im Volksſinn, der ſich auch im unverdorbenen Kinde offenbart, liegt das Gegenteil. Das Volk liebt das Einförmige, Bekannte, Bleibende, und zwar in ſeinem ganzen Lebenskreiſe, in Sitten und Speiſen, Büchern und Geſängen, Häuſern und Bekannten, kurz in allem. Dieſe Eigentümlichkeit liegt in der Natur aller Kernvölker, und was Gott in die Natur gelegt, iſt gut, und wer es aus der Natur thun will, frevelt. Pfropfe man einen Baum alle Jahre neu oder verſetze ihn alle zwei Jahre und ſehe dann zu, wie mächtig er wächſt, welche Früchte er trägt, wie lange er lebt? Ein Baum, der ſchön, ſtark, fruchtbar werden ſoll, muß feſt wurzeln auf ſeiner Stelle, nicht immer neu gepfropft werden, in ſeinen Äſten und Zweigen darf man nicht herumfahren wie ein Perrückenmacher oder Friſeur in den Haaren einer Pariſer Dame. Darum ſind Leute, welche wenig mehr als ihre uralten Hausbücher leſen, gründlich viel geſcheuter, wirklich gebildeter, als die, welche nichts leſen als alle Tage friſche Zeitungen. Würde man dieſe Wahrheit beſſer begreifen, man würde nicht am Volke herumpfuſchen und zerren, ärger als Buben an einem jungen Hunde.

Oft, wenn die Großmutter am beſten im Erzählen war, unterbrach ſie ein Huhn mit fröhlichem Gegakel, die Nachricht verkündend, daß es glücklich ein Ei geboren. Wenn dann bald darauf ein zweites Gegakel ein zweites Ei verkündigte, dann war die Freude groß in der Hütte; denn zwei Eier in einem Tage von zwei Hühnern im Winter: ſelb iſt ein rar Ding. Läutete es endlich von der Kirche her Mittag, was um 11 Uhr zu geſchehen pflegte, damit die Mütter Zeit hätten, bis zum wirklichen Mittage ihren Kindern zu kochen in Gottes Namen, ſo ſtellte Käthi ihr Rad wieder bei Seite und ging zu kochen, wuſch Erdäpfel im Bache, kranke, ſo lange ſie deren noch hatte, kochte ſie dann im Waſſer, ein Süpplein dazu und als Deſſert, doch meiſt nur für Johannesli, ein Schnefelchen Brot. Das war ihr Mittageſſen, auf welches ſie ſich allemal freuten, Gott lobten, daß er es ihnen gab, Gott dankten, daß es ihnen ſchmeckte; denn der Hunger würzte es ihnen, der Neid vergiftete es nicht. Sie genoſſen ungetrübt und unverkünſtelt die hohe Wohlthat Gottes, für welche Gott den Menſchen durch die Gabe der Zunge, in welcher der Geſchmack ſitzt, empfänglich gemacht hat. Ihnen ſchmeckte zumeiſt das ärmliche, ſpärliche, einförmige Eſſen herrlich, beſſer als dem reichen Banquier oder Fabrikanten ſein gekünſteltes, verwickeltes, alle Tage neues Eſſen, für welches er zumeiſt noch den Appetit erkünſteln muß. War abgegeſſen, ſo ward abgewaſchen, und wie der Morgen verging der Nachmittag mit Spinnen und Spielen, Erzählen und Fragen; nur fehlte das Gakeln der Hühner. Ehe man es ſich verſah, dunkelte es, die Hühner ſuchten ihre Sitze unter dem Ofen, Käthi mußte das Spinnen laſſen und ging nun an die Hausgeſchäfte, trug Waſſer und Holz, wobei Johannesli ſchon wacker half und die Großmutter häufig ſagte: „Ei, aber nein, wie ein Großer du doch biſt und wie du mir ſchon helfen kannſt!" — Die notwendigen Gänge wurden gemacht, Milch geholt zum Beiſpiel, auch Brot oder Kaffee. Dann kochte Käthi wieder das Abendbrot, Kaffee und Kartoffeln, und wieder lebten ſie zum dritten Male herrlich an Gottes Gaben, während ein reicher Schlemmer mit großer Mühe es dahin bringt, einmal im Tage wohl zu leben, und dann wenigſtens zwölf Stunden mit Überladungen und Beläſtigungen zu kämpfen hat. Nachher wurde das Nötige für den folgenden Tag beſorgt, namentlich mit den kranken Kartoffeln gefochten und das Dörren beſorgt, ſchließlich Johannesli ins Bett gebracht, mit ihm gebetet, und wenn alles ſtille war, um die ſieben herum ungefähr, ſetzte Käthi ſich wieder ans Rad und ſpann bis gegen zehne und manchmal weit darüber, wenn ſie einmal wieder verſuchen wollte, zweitauſende zu ſpinnen, weil drei Batzen ihr beſonders wünſchenswert waren.

Stille Stunden waren dies, aber kurze für Käthi; da ging die Vergangenheit an ihr vorüber, ein Stück heute, ein Stück morgen, bald ein Kindbette, bald eine Kindtaufe, manchmal der Hochzeitstag, manchmal ein Todestag, und manchmal ſuchte das Auge in die Zukunft zu dringen, ſtellte ſich Johannesli vor in erwachſener Geſtalt, dachte an Johannes oder an die nächſten Tage und was ihr wohl noch beſchert ſei in ſelbigen, gutes oder ſchlimmes?

Wenn das Öl zu Ende ging in der Lampe, der Docht ſprenzelte, ſtellte Käthi das Rad wiederum beiſeite, goß neues Öl auf, damit der Morgen keine leere Lampe finde, legte das Feuerzeug zurecht, ging zu Bette, empfahl dann ihre Seele Gott und harrte des Schlafes. Und ſo ging ein Tag faſt wie der andere vorüber, und in dieſer Einförmigkeit war ſie glücklich, und von Langerweile wußte ſie nichts, nichts von Lebensmüde. An jedem neuen Morgen erwachte ſie friſch geſtärkt an Leib und Seele zum neuen Tagewerk.

Während des Winters gab es wohl auch einige Abende, an welchen dieſe Einförmigkeit unterbrochen wurde, dies waren Ereigniſſe im Leben. Es kamen junge Mädchen, Andreſe Anne Bäbi und noch eins oder zwei zu Käthi mit ihren Rädern, bei ihr zu ſpinnen. Junge Mädchen machen ſich gar gerne an alte Mütterchen, hören ſie erzählen, von Geſpenſtern ſowohl als von des Mütterchens Vergangenheit, ihrem Hochzeitstage, ihren Kindbetttagen oder ſonſtigen Erlebniſſen. Es iſt ihnen, es rolle ihre Zukunft auf; ſie freuen ſich oder ſchauern; je nachdem ſich dieſelbe geſtaltet; es iſt ihnen, als wären ſie bei einer Wahrſagerin, welche junge Mädchen ſo gern beſuchen, um den Vorhang heben zu laſſen vor den kommenden Tagen; denn jungen Mädchen klopft das Herz gar mächtig und voll der Zukunft entgegen; es könnte zerſpringen, meinen ſie, wenn ſie es nicht zuweilen ſänftigten mit Verſprechungen und Hoffnungen, welche verbotene Blicke in die tiefverborgene Zukunft ihnen geben. Käthi erzählte dann, und die Mädchen hatten es wie Johannesli, jedes hatte ſeine Lieblingsgeſchichte, welche es hören wollte, mit welcher Käthi hervorrücken mußte, ſie mochte wollen oder nicht. Die Mädchen ihrerſeits rückten auch mit etwas hervor, das eine mit Brot, das andere mit Nüſſen oder Äpfeln, manchmal brachte eines ſogar ein klein Fläſchchen mit ſüß angemachtem Schnaps. Spät gingen ſie heim, ſich ſchrecklich fürchtend, legten ſich zu Bette und freuten ſich der Träume, die da kommen würden; denn ſüßere hatten ſie nie.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Käthi die Weihnacht feiert und am Neujahr ſich labet.

So kam Weihnacht heran, ein großer Tag im Volksleben wie im Leben der Menſchheit. Es iſt der Tag der Kinder. Durch ein Kind ward die ſündliche Welt geſühnt und geheiligt, darum bringen die Erwachſenen den Kindern Gaben dar, Dankopfer, ſichtbare Zeichen heiliger Gelübde, an den Kindern zu vergelten, was ein Kind an ihnen gethan. Die Kinder freuen ſich inniglich; es iſt ein Gefühl in ihnen, daß ſie die Heiligen der Eltern ſeien. Wo keine Kinder ſind, da fehlt oft der kindliche Geiſt, der nach oben zieht, nur zu gerne bemächtigt ſich die Materie in hunderterlei Geſtalt der Menſchen und zieht ſie nach unten. Kinder bleiben die Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, verbinden und ſühnen die Menſchen miteinander. Ohne Kinder wäre die Welt eine Wüſte; die Wandernden würden erſt zu Tieren werden, dann verſchmachten. Wo Kinder nicht eine Gabe Gottes ſind, jedes ein Zug nach oben, wo Kinder erſt eine Laſt ſind, ſpäter Diener der Selbſtſucht, welche ſich auch auf hundert Weiſen formiert, werden ſollen, da iſt dem Volke der Himmel verhüllt, bei den Wurzeln fault es an. Weihnacht iſt den alten Leuten, was den Weiſen im Morgenlande der Stern war, der ihnen erſchien, der Stern, der ihnen den Heiland verkündete, ſie auftrieb aus ihrer Ruhe, daß ſie Schätze zuſammenrafften, ſich auf die Beine machten, um den König der Ehren zu ſuchen, ihn anzubeten.

Käthi freute ſich immer ſehr auf dieſen Tag, aber wir möchten faſt ſagen, mit Furcht und Zittern, es war ihr geiſtiger Lostag. Der Bauer hat viele Lostage im Jahre, Tage, deren Beſchaffenheit ihm deuten auf künftige Witterung, den Ertrag der verſchiedenen Ernten. So z. B. deuten vom kürzeſten Tag weg die erſten zwölf Tage auf die Witterung der zwölf Monate; wenn an alt und neu Lichtmeß die Sonne ſcheint, ſo wird jede Frucht reif, bis in den hinterſten Bergwinkel hinein; wenn es am Agathetag ſchneit, ſo ſchneit es noch vierzig Male. Geht am Gregorstag (12. März) der Nordwind, ſo giebt es eine ſchlechte Heuernte; iſt es am Urbanustag ſchlecht Wetter, ſo iſt die Weinernte ſchlecht, und die Wadtländer ſchleppen ein Bild, welches den heiligen Urbanus vorſtellt, im See herum, um ihm ſeine ſchlechte Vorſorge einzutränken. Solche Lostage ſind eingeſtreut ins ganze Jahr. Fromme Frauen aber haben einen geiſtigen Lostag; und das iſt Weihnacht. Wenn die zwölfte Stunde der Nacht geſchlagen hat oder wenn ſie ſpäter erwachen durch die Nacht, ſo ſchlagen ſie die Bibel auf und das Pſalmenbuch, legen in beiden ein Zeichen, und wenn der Tag anbricht, leſen ſie die aufgeſchlagenen Stellen, das Kapitel und den Pſalmen, und je nachdem ſie lauten, verheißend oder drohend, klagend oder lobpreiſend, gehen ſie freudig oder zagend ins neue Jahr hinein, trübes gewärtigend oder heiteres hoffend.

Dieſe Sitte hatte auch Käthi, und wenn ſie in der Nacht die heiligen Bücher aufſchlug, erbebte ihr Herz in heiligem Schauer, als ob ſie eine Offenbarung Gottes empfangen ſollte. So hatte ſie auch diesmal gethan, und als ſie am Morgen die bezeichneten Stellen aufſchlug, fand ſie in der Bibel bezeichnet das ſiebente Kapitel im Buche Hiob, allwo es heißt:

„Hat nicht der Menſch eine beſtimmte Zeit auf Erden, ſind nicht ſeine Tage die eines Tagelöhners? Alſo habe ich eitle Monat zum Erbteil bekommen, und mühſelige Nächte hat man mir beſtellt. Wenn ich mich lege, ſo ſpreche ich: Wann werde ich aufſtehen? Und wenn der Abend dahin geflogen iſt, ſo werde ich ſatt von Hin- und Herwälzen bis an die Dämmerung. Mein Fleiſch iſt angezogen mit Würmern und Schollen des Staubes; meine Haut iſt aufgeriſſen und zerfloſſen. Meine Tage ſind leichter denn ein Weberſpul und vergehen ohne Hoffnung. Gedenk, daß mein Leben ein Wind iſt, und daß meine Augen nicht wieder kommen werden, zu ſehen das Gute."

So las Käthi, und ihrer Seele ward bange. Alſo ſollte die Hand Gottes noch ſchwerer auf ihr liegen, bis ſie zu ſterben wünſche, ihr einziger Troſt der ſein, nicht mehr zu ſein! Was wohl kommen werde? dachte ſie, ob's der Hunger ſei, ob Johannesli ſterben müſſe oder eine grauſame Krankheit ſie überfalle! So dachte ſie und weinte ſehr, aber ſtille, daß Johannesli nicht erwachen möchte. Da dachte ſie an das Pſalmenbuch, daß da vielleicht ein Troſt für ſie ſein möchte; ſie ſtreckte ihre Hand darnach aus, aber die zitterte ſehr, daß ſie die Stelle faſt nicht finden und aufſchlagen konnte. Endlich ſchlug das Buch auseinander, und vor ihr lag der zweiundvierzigſte Pſalm, und in Angſt zuckte ihr Herz, denn ſie las:

Ich erhebe meine Seele
Mit Verlangen, Gott, zu dir:
Wie nach einer Waſſerquelle
Ein Hirſch ſchreiet mit Begier,
Nur nach dir, o Lebensgott,
Dürſtet ſie in ihrer Not.
Ach! wann werd' ich dahin gehen,
Wo ich kann dein Antlitz ſehen?

Meine Nahrung iſt das Klagen
Und das Weinen. Mir zum Spott
Hör' ich meine Feinde fragen:
Wo iſt er, wo iſt dein Gott?

Traurig denk' ich an die Zeit,
Da ich mich in Gott erfreut;
Da ich dankend ging, den Herren
Mit den Frommen zu verehren!

Seele, was willſt du dich kränken
Und voll banger Unruh ſein?
Hoff' auf Gott, er wird dir ſchenken
Seines Troſtes Gnadenſchein.
Hoff' auf ihn mit Zuverſicht;
Denn ſein holdes Angeſicht
Giebt dir Freude, Heil und Leben!
Du wirſt ihn mit Lob erheben.

So las ſie, und ihr Herz; bebte fort, doch rieſelte durch die bittere Angſt ein ſüßer Troſt, daß, was kommen möge, Gott bei ihr bleiben und alles zum Beſten lenken werde, ſo daß ihre Seele wieder froh werden und Gott loben und preiſen könne, daß er ſie ſo geführt und nicht anders. Und ſie betete innig zu Gott und dankte ihm für alles Gute, ſo er ihr bis dahin erwieſen, und bat, daß der Kelch nicht zu bitter ſein oder an ihr vorübergehen möge, (doch nicht ihr Wille geſchehe, ſondern ſein Wille), daß, komme was da wolle, keine Kreatur, keine Drangſal, keine Not ſie von ſeiner Liebe ſcheiden möge, ſondern daß ſie ihrem Heiland eigen bleibe im Leben und im Sterben, mit Leib und Seele, in Zeit und Ewigkeit.

Johannesli erwachte, während das Licht noch brannte; die Weihnachtsfreude hatte ihn geweckt. Die glücklichen Kinder, ſie werden durch Freude und freudige Erwartungen aufgeweckt, das Alter durch Bangen und Kummer. Wer erinnert ſich nicht an die goldenen Tage, wo er nicht ſchlafen konnte, weil am Morgen Beſcherung war, eine kleine Reiſe bevorſtand oder was Neues ins Leben trat. Freilich war die Beſcherung, welche Johannesli zu hoffen hatte, nicht groß, nicht viele Kreuzer koſtete ſie, aber auf die Größe, auf die Koſtbarkeit kommt es nicht an, ob die Freude groß oder klein ſei, ſondern auf das Gemüt, welches ſie empfängt, ſo wenig, als das ſogenannte Glück bedingt wird durch ſogenannte große Glücksgüter.

Das wahre Glück, welches das Waſſer nicht nimmt, der Hagel nicht verhagelt, hat einen ganz andern Grund. Splendide, große, ſtolze Herren und Damen ſieht man dick in Paläſten und auf Schlöſſern; aber glückliche, he — das iſt was anders! Gar mancher Herr mit ſieben Sternen auf der Bruſt und gar manche Dame, ſplendid und elegant vom Teufel, rauſchen daher, als ob die Glücksgöttin ihre Patin wäre, und würde ihnen ein Loch ins Herz gemacht, ſo thäte lauter Gift und Galle herausſpritzen und kein einzig Tröpflein Glück und Friede. Klein Ding freut Kind, ſagt das Sprichwort. Wohl denen, welche in ihren Kindern den Sinn bewahren, daß kleine Dinge ſie freuen, wohl denen, welche in ihren Herzen den Sinn bewahren, daß auch ſie freut, was die Kinder freut; denn den Kindern gehört das Himmelreich, und wenn wir nicht wie ſie werden, ſo haben wir nur teil an der Welt, und die Welt iſt eng, und der Sinn, den die Welt liebt, iſt unerſättlich und findet kein Genügen, und wo kein Genügen iſt, da iſt kein Glück, da iſt keine Freude.

Was aber Johannesli für eine Freude hatte über ſeine Beſcherung, ſo wird ſie ſelten gefunden auf Erden. Die Beſcherung beſtand aus acht Nüſſen, welche einen Kreuzer gekoſtet hatten, einem bezuckerten Schäfchen, deſſen Schwanz ein Pfeifchen war, für zwei Kreuzer, einem Pfefferkuchen für zwei Kreuzer, Summa Summarum fünf Kreuzer; dabei lag noch ein Semmelring, ſogenannter Weihnachtsring, welchen die Bäckerin Käthi geſchenkt hatte. Das war eine unendliche Freude, ein Glück über alle Worte, und auch Käthi nahm teil an dieſem unendlichen Glücke, während immerfort Thränen ihr über die Backen rieſelten, und ſie denken mußte: „Ach Gott, du armes Bubi, wenn du wüßteſt, was ich! und wo biſt du wohl übers Jahr?"

Als der erſte Rauſch des Kleinen vorüber war, der graue Tag durch die Fenſter guckte, rief der Kleine: „Großmütti, habe dir auch was, rate mal!" Aber die Großmutter konnte nicht raten; da holte der Kleine im großen Triumphe zwei Eier, welche in der Großmutter Abweſenheit gelegt worden waren, und welche er verſteckt hatte, um ihr auch eine Freude zu bereiten. „Sieh, Großmütti, ſieh, zwei Eier und wie ſchöne und wie große, daraus machſt du heute Eierbrot zum Kaffee, und dann kannſt den Leuten ſagen, daß ich dir auch das Weihnachtskindlein habe kommen heißen." — Ach wie manches Kind bittet ſo innig: „Vater, laß mir doch das Weihnachtskindlein kommen," und wie manches Kind danket innig, daß ihm dieſer Wunſch erfüllt worden, und die Eltern freuen ſich der Freude der Kinder, und ihr Gewiſſen rühmet ſie, daß ſie den Kindern gute Eltern ſind, ſo viele Freuden ihnen beſcheren. Aber Leute, klebt nicht am Zeichen, treibt nicht Kindiſches, gedenket an das, was das Zeichen bedeutet, und an das Himmelreich, welches vom wahren Weihnachtskindlein den Kindern beſchert wurde, und welches Vater und Mutter ihren Kindern öffnen ſollen, das wahre Weihnachtsgärtlein, in deſſen Mitte der Tannenbaum voll Lichter und ohne Schlange. Das Weihnachtskindlein kommen heißen in Zuckergebäcken und buntem Spielzeug und das wahre Weihnachtskindlein, das vom Himmel kam und zum Himmel führt, verleugnen, den Kindern es verbergen, goldene Schäfchen beſcheren und um das Lamm, welches der Welt der Sünden trug, ſie betrügen, heißt das nicht den Kindern Steine, Schlangen bieten, Brot und Fiſche ihnen vorenthalten, mit Kindiſchem ſie kindiſch machen, die Augen blenden für das Ewige, den Stamm verſtümmeln, der zum Himmel wachſen ſoll, zum Zwergbaume, der nicht von der Erde will? Das Weihnachtskindlein kommen laſſen und die Kindlein nicht weihen in der heiligen Nacht dem ewigen Heiland, der um ihretwillen ein Kind geworden, das heißt, geblendet und kindiſch geworden ſein, die Augen verſengt haben an der Afterweisheit des Tages, wie die Mücken die Flügel am Lichte verſengen, dasſelbe für die Sonne haltend, welche ſie geboren. — So war es aber bei Käthi wirklich nicht, ſondern ſie mußte dem Kinde erzählen vom rechten Weihnachtskindlein, das in Bethlehem geboren worden in einem Stalle. So verfloß ihnen der Morgen, da Käthi diesmal ſchlechten Weges wegen nicht in die Kirche ſich wagte und ja auch den Heiland zu Hauſe hatte und nach ihrem Vermögen mit dem wahren Chriſtkinde das Kind zu beſcheren ſuchte. Auch war wohl der Gedanke im Hintergrunde, ſie wollten bei einander ſein, ſo lange ſie könnten, es wiſſe kein Menſch, wie lange es währe, ſie habe Urſache zum Glauben, nicht mehr lange, und wenn es auch nicht im Februar ſei, ſo ſage das Sprichwort: was der Hornung nicht will, das nimmt der April. In ganz eigener Weichheit durchlebte Käthi den Tag; es war ihr immer, als müſſe ſie noch was Beſonderes erleben, und als nichts kam, war es ihr wie einem, der noch jemanden erwartet, ſie durfte nicht einſchlafen, aus Furcht, ſie möchte es dann nicht hören, dann nicht bereit ſein. Aber es ging Käthi wie vielen; wenn man erwartet, kommt nichts, während das Unerwartete unverhofft kommt.

Ein Sprichwort ſagt: wo man Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben, und ein ander Sprichwort ſagt: alle Gleichniſſe thäten hinken. Indem wir die Wahrheit beider Sprüche und namentlich auch des letzteren erkennen, ſagen wir doch, an das erſte Sprichwort mahnten uns Weihnacht und Neujahr, die erſtere an die Kirche, das letztere an die Kapelle. Wir wollen hier nichts Gelehrtes anbringen und von den Römern reden, und warum das Jahr am 1. Januar anfange, während die Sonne das neue Jahr bereits acht Tage vorher begonnen, ſondern wir wollen ganz einfach dabei bleiben, zu ſagen, daß das Neujahr eine Lebensſtation ſei, eine alte geſchloſſen werde, eine neue beginne, und zwar ſo eine ziemliche Station, nicht bloß von drei oder vier kleinen, d. h. preußiſchen Meilen, ſondern eine von circa 8790 großen Stunden. Dieſe Station iſt nicht bloß lang, ſondern ſie geht durch unbekannte Gegenden; durch Kornfelder und Schlachtfelder kann ſie gehen, durch üppige Gegenden oder wüſte Steppen, durch ſtürmiſche Meere, über ſchauerliche Abgründe, rechts der Tod, links der Tod, oder über Blumenteppiche, umgaukelt von Freuden ohne Zahl vom Anfang bis ans Ende. Ohnmächtige Geſchöpfe ſind die Menſchen, feige von Natur obendrein, möchten aber doch gerne ſtolz ſich geben, die Helden machen, Herren ihres Geſchickes ſcheinen. Sie gaukeln daher ordentlich ins neue Jahr hinein, beſteigen, mit Blumen bekränzt, unter fröhlichem Singen und Läuten den Reiſewagen, und in luſtigem Galopp tanzen ſie in die neue Station hinein, und vor lauter Galopp und Singen und Jubilieren kommen ſie Tage, Wochen nicht zu ſich; ſie thun, als ob es das ganze Jahr durch auf der ganzen Station alſo gehen müßte, in lauter Saus und Braus und dulci jubilo. So thun ſie, aber innerlich iſt's ihnen wie einem Dreſcher oder einer Kuhmagd, welche mörderlich Zahnweh haben, aber ſchrecklich Angſt, den Zahn ausziehen zu laſſen, und weil es ſein muß, eine Flaſche Branntwein trinken, um Courage zu kriegen und keinen Schmerz, wenn der Zahn ausgeriſſen wird; ſie taumeln ſturm ins neue Jahr hinein, um die Angſt vom Leibe zu kriegen, daß wieder eins dahinten iſt und ein neues da, von dem ſie nicht wiſſen, geht es für ſie zu Ende oder brechen ſie in irgend einem Abgrunde den Hals oder verſchmachten ſie in deſſen Wüſten. Sie ſtoßen den Kopf bis an den Hals in Rauch und Staub der Welt, verkleben die Ohren mit Muſik, verkleiſtern die Augen mit Geſchenken und raſen herum wie toll in Wein und Branntwein, in Paſteten und Braten. Ans Kindlein, das ſicher durch alle Stationen leuchtet, der Menſchen Bürde trägt, die Thüre des Himmels öffnet, denkt keiner; in den Himmel will nämlich vorläufig keiner, ſondern eben nur luſtig leben auf Erden. Darum wird mit dem Neujahr die Weihnacht verſchwendet, und ſtatt dem Himmelskinde zu folgen, wird zu einem Kind der Welt der Menſch neu geſalbet und geſchmiert.

Nun, ſo ging's bei unſerer Käthi nicht zu, ſie ging ohne Rauſch bang ins neue Jahr hinein. Es war ſtürmiſch, ungeſtüm Wetter, faſt bis Neujahr. Als am Sylveſter mit allen Glocken das alte Jahr eine Stunde lang ausgeläutet wurde, da mußte Käthi weinen. Es war, als ſcheide ſie von einem Freunde auf Nimmerwiederſehn. Alles Böſe, was dasſelbe gebracht hatte, war vergeſſen, und nur des Guten gedachte Käthi, an die ungeſtörte Geſundheit, den ſchönen Verdienſt, die vielen guten Leute, und es war ihr faſt, als ſollte ſie von dem allen Abſchied nehmen. Dazu plagte ſie das Bubli, wie ſie morgen neujahren wollten. Andreſe Anne Bäbi habe geſagt, ſie hätten Wein und Wecken und zwei Arten Fleiſch und von allem, bis ſie nicht mehr möchten. Darum müßten ſie auch Fleiſch und Wein haben. Käthi mochte tröſten, wie ſie wollte, das Bubli blieb auf ſeinem Sinne, und Käthi brachte es nicht übers Herz, die wenigen Batzen, welche ſie im Körbchen hatte, während noch gar nichts im Hochzeitsſtrumpf war, für Leckerbiſſen auszugeben. Betrübt ging ſie ins Dorf, Milch zu holen, Johannesli an der Hand, der in einem fort an ihr war, auch zum Metzger zu gehen und ins Wirtshaus. Am Wirtshaus hatte er es akkurat wie ein alter Kutſchengaul, er ward ſtätig und wollte nicht vorüber, wie auch Käthi ſich ſchämte und ihm zuſprach, er ſollte nicht ſo thun; ſie hätte ja kein Körbchen, wie er ſehe, um was heimzutragen, und wenn ſie was wollten, ſo könnten ſie es morgen noch immer holen. Aber Johannesli ließ ſich nicht abbringen. Kinder haben viel Inſtinkt für günſtige Augenblicke und große Standhaftigkeit, ſie zu benutzen; ſie ſind ſehr oft viel nachhaltiger und durchgreifender als große Staatsperſonen. Da kam plötzlich eine Stimme: „Was giebt's, Käthi, will der Bub dir einen Schoppen zahlen?“ Käthi weinte faſt und erzählte. Die dicke Wirtin lachte und ſagte: „Der Bub hat Recht, er wird wiſſen, was Zwängen iſt, und meinen, wenn alle Leute neujahreten, ſo habe er auch das Recht dazu.“

Sie hieß ſie hineinkommen, und Käthi trug ein Stück Braten heim und einen Schoppen Wein, hatte es aber ſehr ungern, ſowohl weil der Bube ſo wüſt gethan, als weil die Wirtin glauben konnte, das ſei ein abgekartet Spiel geweſen, um was zu erhaſchen auf eine unſchuldige Manier.

Am Morgen um fünf wurde Käthi geweckt durch das Läuten aller Glocken, da wiederum eine Stunde lang das neue Jahr eingeläutet wurde, d. h. feierlich begrüßt im Namen Gottes und den Menſchen verkündet, daß ſie es mit Gott beginnen ſollten, damit ſie es auch mit Gott endigen könnten. Dieſer feierliche Ruf, zu wachen und zu beten, mahnte manchen trunkenen Zecher, das Wirtshaus zu verlaſſen, ehe es Tag werde, und die Töne geleiteten den Wandernden, aber er hörte ſie kaum, ins Herz drangen ſie ihm nicht; er betete nicht, er ſtolperte, er fluchte, ſo beſchaffen war ſein erſter Gang im neuen Jahre — wie wird wohl ſein letzter ſein im begonnenen Jahre?

Käthi wachte auf ſchweren Herzens; es war ihrer Seele ſo bange, ſie wußte nicht warum, ihre Gebete waren unausſprechliche Seufzer. Es war ein trüber, ſtürmiſcher Tag. Indeſſen ging Käthi dennoch zur Kirche oder vielmehr in die Predigt, am Neujahr hätte Käthi dieſes nicht gerne unterlaſſen. Im Winter ward die Predigt zumeiſt in der geräumigen, warmen Schulſtube gehalten, was den alten Gliedern und dem kühlen Blute der Alten beſonders zuträglich war, und denen namentlich, welche weder Wärmflaſchen noch Mäntel vermochten, ſondern höchſtens über ein dünnes Hemdchen ein dünnes Röckchen.

Ein kräftig Wort am Neujahrstage iſt wohl das vornehmſte und beſte Neujahrsmahl, und Käthi empfand es auch, und empfand es fort und fort, trotz dem ſeltenen Mittagsmahle, welches auf ſchönem, reinem Tiſchtuche ſtand. Braten, Wein und ſüße Äpfelſchnitte, ein wahrer Herrenſchmaus! Johannesli lebte ſchrecklich wohl daran und konnte den Braten nicht genug rühmen, und doch klagte er zwiſchen durch, er könne ihn nicht beißen und Eierkuchen wäre viel kommoder; beſſer, hätte er gerne geſagt, aber er war auch ſchon angeſteckt vom Weltgift, welches das Rare und Teure für das Beſte hält. Und was er den Wein rühmte und dabei heimlich darüber gränete und am Ende ſich nicht enthalten konnte, die Großmutter um einen Schluck Milch zu bitten: der Wein ſei viel beſſer, wohl hundertmal, aber er könnte ihn ſturm machen, ſagte der kleine Diplomat. Nachmittags hatte Käthi Beſuch, erhielt Kram, ein ſogenanntes Gutjahr von Johanneslis Pate. Es beſtand in einem Hemde, ein Paar Strümpfen und einem großen Neujahrring, und für die Großmutter war ein halb Pfund Kaffee dabei, eine köſtliche Beſcherung für eine alte Frau, welche den Kaffee ſo liebt und doch die Bohnen zählt, welche ſie zu jedem Kaffee braucht. Dabei aber ſtürmte es ſchrecklich draußen, es war, als ob ein ſchrecklich Gewitter heraufziehen wolle, mit Blitz, Donner und Hagel.

Eine ſchreckliche Vorbedeutung am erſten Tage des Jahres. Die Fenſter klirrten, die Hütte wankte, Nacht ward es draußen, und drinnen betete Käthi emſig; denn Angſt hatte ſie wieder ergriffen; ſie bangte ſehr; denn das Bangen ganz zu überwinden und das Zagen, daß es nie wieder kommt, wenn ſtark an ihm des Herrn Hand rüttelt, iſt keinem Menſchen gegeben. Endlich ließ der Sturm nach, Tag ward es wieder, das ſchwarze Gewitter jagte nach Oſten. Käthi trat vor das Häuschen; ein milder Sonnenblick empfing ſie auf der Schwelle, und als ſie ſich umwandte, dem jagenden Gewitter nachzuſehen, ſah ſie gen Morgen hin das Gnadenzeichen des Herrn, einen prächtigen Regenbogen, am Himmel ſtehn. Unausſprechlich war der Eindruck auf Käthi; verſtummt blieb ſie ſtehn, ſah mit gefalteten Händen zum Himmel auf, ſie wußte es nun, Gott verließ ſie nicht, und breche auch Sturm und Gewitter los, ſo komme doch die Gnade nach. Das ſeltſame Zeichen in dieſer Jahreszeit am Neujahrstage ward von vielen Menſchen bemerkt, aber wir zweifeln, daß dasſelbe auf viele einen Eindruck gemacht habe wie auf Käthi. Um die Zeichen Gottes wahrzunehmen, muß man eben ein auf Gott gerichtetes Auge haben, und um ſie zu empfinden, muß man haben ein Gott ergebenes Herz. Ganz hell ward es Käthi im Gemüte, und ſie erzählte eben Johannesli eine ſchöne Geſchichte von einem Knaben, welcher in der Jugend geſtohlen worden, endlich aber wieder ein großer Herr geworden ſei, als Andreſe Anne Bäbi kam und ſie einlud, dieſen Abend mit ihnen zu neujahren, wie man zu ſagen pflegt. Es ging Käthi wieder wie geſtern vor dem Wirtshauſe: wie ſie ſich auch ſträuben mochte, Johannesli ward Meiſter. Kurzweilig verging der Abend, und es war Zeit auseinander zu gehen, ehe man daran dachte. Die Zeit recht kurz zu machen, iſt eine Kunſt, und recht kurze Zeit zu haben, ein Glück.

Fünfzehntes Kapitel.

Was das neue Jahr Käthi neues bringt.

Am folgenden Tag war es Käthi wohler, als Hunderten von vornehmen Herren; ſie hatte weder einen ſchweren Kopf, noch ein ſchweres Rechnen. Das iſt gar fatal für ſo viele, daß ſie, wenn ſie am zweiten Tage im neuen Jahre aufſtehen, trüb im Kopfe ſind und trübe im Gemüte; denn nun geht das Rechnen an, und ſie ſollen ausmitteln, ob's im vergangenen Jahre mit ihnen vorwärts oder rückwärts gegangen, wir meinen nicht an der Seele, ſondern bloß im Geldſeckel. Ja, wenn man das wegen der Seele und wegen Ehre und gutem Namen ordentlich ausrechnen könnte, oder wenn man noch beſſer beim Aufſtehen am Morgen die Bilanz gegenüber im Spiegel ſehen würde, Herrgott, was würde das für Geſichter geben am zweiten Tage des Jahres, und was für Gure würde ſo manche Dame auslaſſen!

Ohnedies aber giebt's bedenkliche Geſichter genug, wenn es am Morgen zu klingeln und zu klopfen beginnt, und die Liebesbriefe kommen von Schuſter und Bäcker, von Metzger und Schneider, von Perrückenmachern und Putzmacherinnen, von Kaufleuten von allen Sorten, und es iſt kein Geld mehr da; was eingegangen war, wurde alsbald für das Laufende gebraucht. Aufſchreiben ließ man, was man konnte, und an niemand hat man zu fordern; und nun liegen ſie da, die unbezahlten Kontos, und wie ein großer und wachſender Verdruß muß man ſie mitnehmen ins neue Jahr hinein, und wer weiß, wie manchem ſie, noch ehe das Jahr zu Ende iſt, zu Mühlſteinen gewachſen ſind, ſich ihn um den Hals gelegt haben und ihn niederziehen in den Moraſt, zuſammengerührt aus Not und Schande?

Da iſt doch ein arm alt Graueli beſſer dran; dem klingelt es nicht, dem klopft es nicht, dem kommen keine Kontos, dem ſagt höchſtens der Bäcker: „Biſt mir noch eine halbe Krone ſchuldig, wäre mir lieb, du gäbſt ſie mir; die Müller ſind gar geldhungrig, ehemals war es nicht ſo, aber jetzt iſt es nichts mehr mit ihnen!“

Käthi hatte es noch beſſer, ſie war niemand was ſchuldig, hatte nichts zu rechnen, ſie ſchrieb nichts auf, wäre ihr auch eine Kunſt geweſen. Ihr Vermögen konnte ſie alle Tage im Kopf ausrechnen; ſie lief nicht Gefahr, daß es ihr ging, wie zuweilen einem Kaufmann, der ſich Millionär glaubt, und an einem ſchönen Morgen zu ſeiner großen Verblüffung die Entdeckung macht, daß er unter Null ſei.

Ganz friedlich und ſtill begann Käthi das neue Jahr mit Beten und Arbeiten, um mit Ehren und ohne jemand zu plagen durchzukommen. Am dritten oder vierten Tage desſelben war es, ſie ſaßen eben an ihrem Mittagsmahl, und unter dem Ofen gakelte ein Huhn; da ging die Thür auf, und Johannes trat ein, den Kopf verbunden, den Arm in der Schlinge (den Arm am Schlingel, ſagt ein Volkswitz). Käthi fuhr hoch auf. „Mein Gott und Vater,“ rief ſie, „biſt du es oder dein Geiſt?“ — „Nur ich,“ ſagte Johannes, „Gott grüße euch!“ „Gott willche, Gott willche,“ ſagte Käthi, „mein Gott, was haſt? Hocke nieder und iß! Biſt gefallen? Soll dir Thee machen oder willſt Kaffee? Iſt dir übel? Ach Gott, wenn ich Wein hätte, du müßteſt Wein haben! Johannesli! Kannſt wohl holen, und die Flaſche nicht zerbrechen?“ So rollte bei der guten Mutter alles durch einander; Kummer, Teilnahme, der Trieb, ihm was Gutes zu erweiſen, die Angſt, was er habe. Eine Weile gings, ehe Johannes ſaß, was vor ſich hatte, die aufgeregten Gedanken Käthis ſich zur Ruhe gelegt hatten, ſo daß ſie Antworten erwarten, des Johannes Bericht anhören konnte.

Dieſer Bericht war nicht lang, aber betrübend; Johannes war ein armer Märtyrer. Johannes war mit andern den Tag nach dem Neujahr nach Michelhofen ins Wirtshaus gegangen, wie es üblich und bräuchlich ſei allenthalben. Dort war Muſik und Tanz; dort ſaß Johannes ganz ruhig bei einem Schoppen, bis es Feierabend gemacht wurde. Dann ging er ruhig heim, wurde unterwegs von den Neuhäuſern überfallen. Er wehrte ſich ſehr, aber ſie waren ihrer viele, kamen mit Spießen und Stangen, er wurde wund geſchlagen, durch den Arm geſtochen, mißhandelt ſchrecklich, gräßlich, bis er ſinnlos am Boden lag. Käthi weinte und bebte, Johannesli meinte, wenn er dabei geweſen wäre, ſo hätte er die Neuhäuſer noch ganz anders ſtechen wollen, ganz durch und durch, daß ſie nie mehr hätten aufſtehen können. Als er wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſei er zurück nach Michelhofen gegangen, habe den Doktor holen und ſich verbinden laſſen, ſei einen Tag dort gelegen, dieweil ihm ein über das andre Mal übel geworden ſei. Sobald er gekonnt, ſei er heim gegangen, aber da ſei das Wetter erſt losgebrochen. Die Bäurin gönne niemand eine Freude, geſchweige eine freie Stunde, und wenn ſie nichts zu arbeiten hätte, ſo würde ſie, nur um die Dienſtboten zu kujonieren, Holz ums Haus herum tragen und akkurat an gleichen Ort wieder legen oder Stroh von einer Bühne zur andern tragen laſſen. Wenn das noch keine Hexe ſei, ſo werde ſie ſicherlich eine werden; es ſagten es alle Leute, die ſei dem Teufel von dem Karren gefallen. Statt daß ſie ihn bedauert hätte und gefragt, wie es ihm ſei und was er möchte, habe ſie ihn ins Stübli genommen und angefangen, ihm alles Elend vorzuhalten, ihn runter zu machen, als ob er keinen Kreuzer wert wäre, und allerhand zu drohen, jedes Kacheli Thee oder Kaffee und jeden Kreuzer, welchen er je erhalten von ihr, habe ſie ihm unter die Naſe gerieben. Aber eine Zeit ſei nicht alle Zeit, jetzt laſſe ſich kein Knecht wie er mehr behandeln wie ein Schulbub oder wie ein Sklave. Er habe wohl gemerkt, warum es eigentlich der Bäurin ſei. Die habe gefürchtet, ſie müßte ihn einige Tage behalten, ohne daß er arbeiten könnte, und krank habe ſie niemand gerne; wenn einer am Sterben wäre, ſie jagte ihn mit der Miſtgabel zur Arbeit. Sie habe wohl gewußt, daß er ſich nicht behandeln laſſe wie ein Hund, und ſie habe auch recht gehabt; wie ſie gewollt, habe er auch gethan. Als ſie ihm ſo gekommen, habe er ihr auch geſagt, wer ſie ſei; und wenn der Teufel nicht ſchon eine Großmutter hätte, ſo müßte ſie es werden; bei einer ſolchen bleibe er keine Stunde länger. Sie könne ſehen, wo ſie Knechte kriege, welche ſich wie Hunde behandeln ließen. Geſund ſei er ihr gut genug geweſen; jetzt, da er krank ſei, da reiße ſie alles aus dem hinterſten Winkel hervor, um ſeiner los zu werden. So hielten es die eigennützigen Bauern, aber es werde noch anders kommen, da ſei er ihr gut dafür. Mit ihm mangle es nicht halb ſo viel Federleſens, er werde einpacken und gehen, es werde ſich wohl jemand finden, der ihn krank behalte, wenn er ihn auch nicht geſund gehabt. Das ſei der Bäurin doch ins Leben gegangen, und ſie habe allerlei geſtürmt und hätte ihn zurück halten mögen, aber ohä, er habe gedacht: Jetzt kannſt mir pfeifen! Bis ſeine Sache ausgemacht ſei, wolle er bei ihr bleiben, ſagte er zu Käthi, es ſolle ihr Schade nicht ſein; behalten werde ſie ihn doch wohl können? „Wo wollteſt ſonſt ſein," ſagte Käthi, „und wer wollte zu dir ſehen? Ich litte es nicht, daß du an einen andern Ort gingeſt, es drückte mir das Herz ab, und ich müßte glauben, du ſchätzteſt mich nicht mehr." Nebenbei dachte ſie, wie man ſich doch in den Leuten irren könne: ſie habe die Bäurin für eine ganz andre gehalten, als ſie ſich jetzt zeige; aber es werde ſein, wie man ſage, eine ſei wie die andre, und Dienen ſei bös, Sterben wäre beſſer! Ehedem ſei es doch nicht ſo geweſen, Gottlob, daß ſie nicht mehr dienen müſſe und noch gute Leute habe! — Die gute Käthi dachte nicht daran, daß alle ihre guten Leute Dienſtboten hätten, und daß ſchlechte Dienſtboten nirgends gute Meiſterleute finden. Nun, ſo einer alten Käthi und Mutter dazu iſt's erlaubt, trotz handgreiflicher Gegenbeweiſe, zu glauben an die Lügen ihres Sohnes und ſeine Schilderungen über ſeine Meiſterfrau. Ja, wir gehen noch weiter, wir wollen allen Magiſtraten und Majeſtäten, allen Kapazitäten und Souveränitäten erlauben, an ihre Söhne zu glauben, an geratene und ungeratene (man drucke aber nicht etwa: gebratene und ungebratene), aber dann erlaube man uns, von all dieſen Leuten zu ſagen, das wundere uns nicht, dünke uns gar nicht anders, es werde halt es dumm's Käthi ſy! Die Sache war wirklich auch ganz anders, als Johannes ſie erzählte, und zwar ſo war ſie:

Johannes war nach Michelhofen gegangen, hatte dort ein Mädchen aufgegabelt, ſtark getrunken, das Mädchen machte ſich von ihm los, ſchloß ſich einem Vetter, einem Neuhäuſer an, der ſich mit einem Trupp Kameraden auf den Heimweg machte. Johannes kriegte Zorn, er ſah es an als einen Mädchenraub, lief mit einigen Kameraden den Neuhäuſern den Weg vor, empfing dieſelben mit Scheitern und Steinen und ſtürzte ſich auf ſie; die Neuhäuſer aber waren ganze Burſche, verloren weder den Mut noch den Kopf, riſſen Pfähle aus den Zäunen, und nun ging es an ein wildes, blutiges Schlagen, in welchem endlich die Neuhäuſer ſiegten, Johannes liegen blieb mit zerſchlagenem Kopf und einem Meſſerſtich durch den Arm.

Johannes ſchleppte ſich ins Wirtshaus zurück, ließ den Doktor holen, ſich verbinden, ein ärztlich Atteſt ausſtellen und gedachte die Neuhäuſer anzugreifen und ſich eine tüchtige Summe als Schmerzengeld auszahlen zu laſſen. Da der Wirt in Michelhofen es mit den Neuhäuſern hielt, vielleicht nicht mit Unrecht, ſo wollte er Johannes nicht behalten, ihn nicht bei ſich in der ſogenannten Leiſtung liegen laſſen, er mußte zu ſeiner Meiſterin zurück. Dieſe war allerdings bitterböſe über das Lumpen im allgemeinen und das Lumpen von Johannes insbeſondere, ſchoß im Hauſe herum wie ein Sturmwind und hielt dem Geſinde über Tiſch eine Vorleſung, zwar nicht aus Heften, ſondern aus dem Kopfe, aber doch wie ſie mancher Profeſſor nicht zu halten imſtande geweſen wäre. Kaum hätten Knechte und Mägde die wenigen Batzen, welche ſie nicht ſchon im Laufe des Jahres eingezogen hätten, in der Hand, ſo ließe man das Lumpenwerk los und reize die Tröpfe auf alle Wege, ihr Geld ganz und gar zu verhudeln. Sei das geſchehen, hätten ſie nichts mehr, als leere Säcke und ſturme Köpfe, ſo kämen ſie wieder daher, und die Meiſterleute könnten ſie wieder haben, aber wie? Mißmutig, übellaunig, unwirſch, daß lange Zeit nichts mit ihnen anzufangen ſei, daß nichts beſſer wäre, als ſie des Tages dreimal zu prügeln, ſtatt dreimal zu füttern. Denn nun müßten die Meiſterleute an allem ſchuld ſein; jetzt werde geklagt über den ſchlechten Lohn und daß man halb umſonſt arbeiten müſſe, während die Hunde von Bauern im Wirtshauſe ſäßen. Und daß das Hudeln der Dienſtboten niemand mehr zuwider ſei, als den Meiſterleuten, und daß einem Hudel kein Lohn groß genug ſei, daran denke kein Maulaffe, ſondern jeder ſperre die Naſe auf, mache Glotzaugen und gebe wochenlang kein gut Wort, und weil er den Meiſter nicht prügeln dürfe, ſo prügle er deſſen Vieh, daß es ſie dünke, ſie möchte ſo einen huſchen und ohrfeigen, bis er weder Haare auf dem Kopfe, noch Ohren am Kopfe mehr hätte.

Das ſagte die Bäurin allen über den Tiſch ins Geſicht, und als Johannes endlich heim kam, ging ſie zu ihm in ſeine Kammer und kanzelte ihn alſo ab: „Es nimmt mich Wunder, ob du niemals witzig werden wollteſt; es wäre Zeit dazu, ſonſt giebt es ſich nicht mehr. Schämſt du dich nicht, zu thun wie ein junger Löffel, Schlägereien anzuſtellen? Du ſollteſt doch wiſſen, was dabei herauskommt, biſt Witwer, haſt ein Kind, und thuſt noch ſo! Wenn du einen guten Blutstropfen im Leibe hätteſt, thäteſt du deinen Lohn nicht verſaufen und deine alte Mutter dein Kind erhalten laſſen! Du wirſt es noch dahin bringen, daß ſie noch dich dazu erhalten muß; du haſt das neue Jahr darnach angefangen, daß es ſo wird kommen müſſen." — Ja, ſo was läßt ein Korporal ſich nicht gerne ſagen, wenn er es auch wohl verdient hat. Johannes begehrte auf: was er für Blut im Leibe habe, gehe ſie nichts an, und wer ihm ſein Kind erhalte, ebenfalls nichts, einmal, ſie thue es nicht; es gebe noch an andern Orten zu eſſen und zu arbeiten als hier; es ſei dann nicht, daß, wenn er nicht mehr hier ſei, ihn die Mutter erhalten müßte; das noch lange nicht. Des Gotteswille Brot habe er nie gegeſſen und wolle er nie eſſen. „Red nit ſo," ſagte die Bäurin, „du Bürſchli weißt noch nicht, wie weit es mit dir kommen kann. Und wenn ich dich nicht haben wollte in dieſem Zuſtand, wo du, weiß kein Menſch wie lange, nicht arbeiten kannſt, und halb aus Mutwillen, wo wollteſt du hin, als zur Mutter, haſt ja nicht einen Kreuzer Geld! Drum Bürſchli, poch nicht ſo!" — Ja, ſo laſſe er ſich nicht kommen, er laſſe ſich nicht vorhalten, daß man ihn um Gotteswillen habe. So hätten es die dolders Bauern; ſo lange man arbeiten möge, geben ſie zu eſſen notdürftig, und werde man krank, ſo jage man einen zum Loch aus, wie einen Hund. So gehe es einem. Er laſſe ſich ſo was nicht zweimal ſagen; ſie ſolle ihm den Lohn geben, was es auch austragen möge; auf der Stelle wolle er fort. „Ich habe dich nicht gehen heißen," ſagte die Frau, „habe dir nur geſagt, wie es dir gehen könnte. Und ſagen, was wahr iſt, wird wohl erlaubt ſein; ſagt ihr doch auch, was euch in den Mund kommt; man muß ſchlucken, daß man lange Zeit nicht weiß, bringt man es runter oder nicht." — Sie habe es gehört, ſagte Johannes, er wolle den Lohn und fort. Alles Leid's und Schlecht's ſich vorhalten laſſe er nicht, dazu ſei er zu alt geworden. „Thue nicht dumm," ſagte die Frau, „es fiel mir nicht ein, dich gehen zu heißen; ich habe dir bloß geſagt, was dir gehörte und mir zuſtand, ſo lange ich die Meiſterin in meinem Hauſe bin." — Das ſtehe ihm zu, ob er es annehmen wolle oder nicht, ſagte Johannes, und ſie habe gehört, er wolle fort. „Anhalten will ich dich nicht," ſagte die Frau, „ſo wenig als ich dich gehen geheißen; aber bedenke es wohl, was du machſt. Die paar Batzen Lohn, die du noch bekommſt, ſind bald gezählt; unterdeſſen komme zu dir und mache nichts, was dich übel gereuen könnte." — Aber als die Bäurin zurück kam, war Johannes gleich aufbegehriſch, und die Bäurin ließ ihn ziehen. Sie wußte zu gut, welche Folgen es hat, wenn man Knecht oder Magd zu bleiben bittet; es giebt wenig Köpfe unter ihnen, welche ſolches Bitten ertragen mögen; die meiſten werden geſchwollen und groß wie Backöfen.

So war die Geſchichte, und ſo ſieht man wieder, daß, wer nicht ſelbſt dabei iſt, ſelten weiß, was eigentlich vorgegangen; dieweil ein jeder, der eine Geſchichte erzählt, derſelben eine eigne Kutte oder einen eignen Rock anzieht, und ſo wie der Rock den Mann macht, macht die

Kutte die Geſchichte; und je nachdem man ihr eine anzieht, wird ſie ſo oder ganz anders. Nun alſo war Johannes bei der Mutter und aß wirklich ihr Brot, und ſie mußte ihn einſtweilen erhalten, freilich auf die Vertröſtung hin, vom Schmerzensgelde wolle er ihr ein ſchönes Koſtgeld bezahlen. Sie pflegte ihn nebenbei treulich, ſchmierte ihm von Salben ein, was ſie auftreiben konnte, und hatte Freude dabei, daß ſie ihm Mutter ſein, ihm zeigen konnte, wie ſie es mit ihm meine, und dazu noch die größte Kurzi-Zyti (kurze Zeit). Wenn ſie jemand bedauern wollte, ſo ſagte ſie: wenn ſie wüßte, daß wieder alles gut käme, ſo könnte ſie nicht einmal aufrichtig ſagen: ſie wollte, es wäre nicht.

Sechszehntes Kapitel.

Käthi kriegt den Johannes ins Haus ſamt einem Prozeß, und wie der Prozeß ausläuft.

Johannes aber war in einem eigenen Zuſtande: er hatte einen Prozeß! Einen Prozeß haben, einen Prozeß, den man gewinnen, den man verlieren kann, mit dem man viel gewinnen, viel verſpielen kann; einen Prozeß, durch den man eingeführt wird ins Labyrinth der Geſetze und Formen, der Ränke und Kniffe, wo man nie weiß, wo man daheim iſt, oft plötzlich wieder beim Eingang, wenn man beim Ausgang zu ſein glaubt, und plötzlich beim fatalen Ende, wenn man eben erſt guten Boden errungen zu haben glaubt; einen Prozeß, der, wie man meint, einen zu einer ungeheuer wichtigen Perſon macht, auf welche Europa ſieht, indem nie noch ein ſolcher Prozeß geweſen, noch je mehr einer ſo ſein werde. Was unwiſſende Menſchen zum erſten Mal erleben, das, meinen ſie, ſei zum erſten Male in der Welt. So nahm ſein Prozeß Johannes ein, machte ihn faſt ſturm im Kopfe; er rutſchte auf allen Ofenbänken herum, wo er ihn erzählen konnte. Allenthalben gab man ihm recht, und allemal kam er ſtürmer heim, baute größere Luftſchlöſſer, lief hie aus, dort aus um Rat und machte, was ihm wohlgefiel, und wählte den Rechtspraktikanten, welcher ihm den Kopf am ſtürmſten machte, die kannibaliſchſten Luftſchlöſſer vorſpiegelte.

Wir wollen dieſen Prozeß nicht verfolgen, wir könnten unverſehens ein ganzes Buch voll darüber kriegen. Wir wollen bloß bemerken, daß er ſehr verwickelt wurde; denn die Neuhäuſer wußten ſich zu wehren, und ganz beſonders damit, daß die Gegner ihnen den Weg vorgelaufen ſeien und ſie überfallen; ſo daß ſie ſich hätten wehren müſſen, wie ſie hätten können. Es gab Verſöhnungsverſuche, Erſcheinungen, Eide drohten, und unterdeſſen aß Johannes bei der Mutter, und ſie erhielt ihn. Johannes ſuchte keinen Dienſt; erſtlich meinte er, er müſſe Zeit haben, ſeiner Sache nachzulaufen und ſie recht zu betreiben; es habe ſchon mancher Knecht ſeinen Handel verſpielt, weil ſo ein Menſchenſchinder von Bauer ihm nicht Zeit gegönnt habe, zu ſeiner Sache zu ſehen, d. h. mit anderen Worten, weil ein Meiſter einem Knecht nicht Lohn und Eſſen geben wollte, um einen Prozeß betreiben zu können. Zweitens wollte es mit ſeinem Arm nicht gut gehen, er konnte denſelben nicht recht brauchen. Die einen Doktoren ſagten ihm, ſie wollten ihm alsbald helfen, und halfen doch nicht; die andern ſagten ihm, er habe den Arm verquackſalbert, und wenn er alle Tage zu einem andern Arzt laufe, ſo komme es ihm nicht gut. Über dieſe fluchte er ſehr und ging zu keinem wieder: das ſeien verfluchte Brandſchatzer, ſagte er, meinten, ſie wollten alles alleine.

Nun war bei dem allen eines gut: er ſah nun, wie es die Mutter hatte, und wie er es als Knecht gehabt hatte. Käthi gab es ſo gut wie möglich, aber wie ſehr man dehnbare Dinge dehnen kann, am Ende nimmt die Dehnbarkeit doch ein Ende. Viel mehr Pulver nahm ſie nicht zum Kaffee, mit dem Waſſer vorzüglich beſſerte ſie nach. Brot aß ſie ſelbſt deſto weniger, abſonderlich ging's über die Erdäpfel her. Käthi wagte es kaum mehr, die Lampe mit in den Keller zu nehmen, aber denken mußte ſie manchmal, wie gut es geweſen wäre, wenn ſie den Hauszins anders hätte machen können, nicht Erdäpfel hätte verkaufen müſſen. Aber was ſie dachte, ſagte ſie nicht, ja man ſah es ihr nicht einmal an. Und auch Johannes machte kein bös Geſicht; und ſo manierlich war er doch, wie wirklich nicht alle Korporale es ſein ſollen, daß er es nicht beſſer verlangte, als die arme Mutter es geben konnte. Aber er magerte ſehr bei dieſer Koſt, er war es ganz anders gewohnt; da war Hülle und Fülle geweſen, aufgegeſſen wurde nie. Zwei große halbe Brote lagen oben und unten auf dem Tiſch, Milch genug, und wenn irgend wo was fehlte, ſo muckelte man ſofort über den Tiſch weg, als ob man das Recht dazu hätte. Man muckelte über magere Suppen, ſelten war das Fleiſch allen recht, entweder ſchien es ihnen zu hart oder zu weich, gewöhnlich zu mager, und oft hörte man halb laut den Witz, das werde von einer Ziege ſein, welche zum Himmel gefahren; und noch ſeltner war das Kraut recht, das ſollte allemal alle Untugenden der Welt am Leibe haben, und manch üppig Knechtlein grännete über das Beſte und läſterte, als ob alle Tage das Eſſen ſchlechter und ungenießbarer würde, und doch kochte die Bäurin bereits ſeit vierzig Jahren, und eher alle Jahre beſſer als ſchlechter.

Nun war bei ſeiner Mutter alles dünn, ſparſam; man durfte faſt in keine Schüſſel fahren, ohne zu fürchten, es bleibe nichts darin und alles hange am Löffel, und ob das Kraut Butter geſehen hatte oder nicht geſehen, wußte man nicht; denn es konnte es nicht ſagen, und ſonſt merkte man es ihm nicht an, und über das Fleiſch hatte man gar nicht zu klagen, denn da ſah man gar keines. Ja, jetzt ſah Johannes ein, welch großer Unterſchied zwiſchen Eſſen und Eſſen ſei, wie man oft nicht wiſſe, wie gut man es habe und wie leicht man ſich verſündigen könne. Aber ſo weit war er noch nicht, daß, was er ſah, er auch bekannte. Einen andern ſehr bedeutenden Unterſchied aber merkte er jetzt noch nicht, konnte ihn alſo auch nicht bekennen. Das Knechtlein kommt zu Tiſche und will eſſen, und zwar gut; ob der Bauer es hat und woher er's nimmt und was es koſtet, das kümmert ihn nicht im mindeſten. Da ſiehe du zu, denkt er. Er ißt, ſo lange er kann, und manchmal noch ein Stücklein mehr, dem Bauer zu leid und zu trotz, und kümmert ſich im mindeſten nicht, bleibt was übrig für den kommenden Tag oder nicht. Da ſiehe du zu, denkt er wieder! Und kommt nicht auf den Tiſch, was er denkt, z. B. nicht Milch, daß er und ſein Babi füglich darin baden könnten, ſo wird er zur lebendigen Brummelſuppe und giebt deutlich zu begreifen, daß ein ſolch Hundefreſſen ihm nicht anſtändig ſei, und wenn es nicht beſſer komme, ſo könne man ſehen, was er anſtelle! So ein Bürſchchen weiß gar nicht, was es heißt: Ohne Sorgen zum Tiſch und ohne Sorgen davon! So hat es eine arme Hausmutter und namentlich ſo eine arme Käthi nicht. Die muß ſich kümmern, woher nehmen und wie lange daran machen, muß ſich kümmern, wenn das halbe viertel Pfund Kaffee alle iſt, woher die vier oder fünf Kreuzer zu einem neuen viertel Pfund nehmen; muß faſt abwägen die Stücklein Brot, damit das zweipfündige ſeine acht Tage herhalte, muß unterdeſſen ſich abarbeiten, um zwei oder drei Batzen für ein friſches Brot heraus zu arbeiten, muß zur Butter Sorge tragen, wie zu den eignen Augen; ſelbſt mit den Kartoffeln zart umgehen und es als Gewinn achten, wenn eine weniger gebraucht wird, als man gerechnet.

So eine Hausmutter bricht manchmal ab mit Eſſen; ſie möchte noch viel mehr, und manchmal bricht ihr der Schweiß aus bei dem Eſſen, wenn ſie den munteren Appetit der Kinder ſieht, wie ſie das Eſſen zuſammenſchlagen; ſie darf ihnen nicht wehren, ſie muß ſagen: „Gottlob, daß ſie es mögen;" aber ſie muß hinzuſetzen: „Ach mein Gott, wo ſoll ich genug hernehmen?" Zwiſchen den Mahlzeiten geht es ihr im Kopfe herum, was ſie brauchen müſſe, wie viel ihr überbleibe, wie ſie es wohl machen könnten ohne Betteln oder Stehlen. Und nicht bloß arme Weibchen müſſen ſo denken und ſorgen, ſondern auch weiſe Bäurinnen müſſen denken und ſorgen, was alle Tage kochen, damit die Kirche im Dorfe bleibe, d. h. das Geſinde ihr nicht davon laufe, ſie aber ſich nicht ſelbſt arm koche. Von all dem weiß ſo ein Knechtlein nichts, muß es aber ſpäter zumeiſt bitterlich erfahren.

Das fühlte anfangs auch Johannes nicht; er ſaß zum Tiſch akkurat wie an ſeinem Dienſtorte, er dachte nicht daran, woher die Mutter es nahm, ſondern bloß: wenn ſeine Gegner mit ihm abgemacht hätten und ihm viel Geld gezahlt, ſo wolle er die Mutter mit einem Koſtgeld ſchadlos halten.

Der Staat erbarmte ſich in dieſem Winter der armen Leute, ließ Lebensmittel austeilen, die kamen Käthi wohl. War's auch nicht viel dem Anſchein nach, ſo iſt doch, wo nichts iſt, wenig eine große Wohlthat. Nur wenige Pfunde erhielt jede Haushaltung, aber wenn ſie nur eine Woche oder zwei die Ausgaben unnötig machten, daß man den Verdienſt zuſammenlegen konnte, ſo reichte derſelbe wieder einige Wochen, und ſo viel war glücklich überſtanden, vom Winter abgelöſt. Und wir können es nicht oft genug wiederholen: wo Wille, Sinn und Segen iſt, da reicht weniges unglaublich weit. Indeſſen, wenn ſie ſich freuten, daß der Winter zu Ende rückte, ſo nahte damit was Anderes, welches Käthi bange machte, und das war der Tag, an welchem die Hälfte des Hauszinſes fällig war, der ſogenannte Frauentag oder Mariä Verkündigung. So iſt es oft im Leben, daß das Eilen der Zeit wohl angenehm und wünſchbar iſt, wenn nur eines nicht wäre, welches mit jedem Tage näher tritt und nicht zu umgehen, nicht zu überſpringen iſt. Oberhalb des Rheinfalls kann man landen und unterhalb wieder einſteigen, aber es giebt Tage, vor denen man bleich wird und durch die man doch muß. Der Kandidat durch's Examen, die junge Frau durch ihren ſchwerſten Tag an den Pforten des Todes vorbei, der alte Mann durch den Begräbnistag ſeiner alten Frau, mit welcher er manch' Jahrzehnt in treuer Einigkeit gelebt, nun die arme Käthi über den Frauentag, an welchem die $7^{1}/_{2}$ Thaler fällig wurden, zu denen kein Kreuzer lag im Hochzeitsſtrumpf, und keine Ausſicht, irgendwie dazu zu kommen, außer wenn Johannes viel Geld erhielt von denen, welche ihn geſchlagen! — Dieſe Hoffnung aber verdüſterte ſich mehr und mehr. Johannes behauptete, es helfe alles einander, und ein Schelm ſei wie der andere. Seine Gegner ſeien Bauernſöhne und ſeine Richter Bauern; bekanntlich hacke keine Krähe der andern die Augen aus; ſeine Gegner hätten Geld und er keines, bekanntlich aber ſeien die Agenten für das Geld da, und wo ſie welches ſähen, da thäten ſie nehmen und frügen Gott und Teufel nichts nach, wie ſie ſich deſſen ſelbſt rühmten; er merke, wo es hinaus ſolle. Der gute Johannes meinte: es müßten alle Leute die Sache anſehen wie er, und wer es nicht thäte, ſei beſtochen oder ſonſt ein dolders Schelm, und daß er den Weg vorgelaufen und zuerſt geſchlagen, das, meinte er, das könne ihm kein Teufel beweiſen. Es giebt kurioſe Anſichten in der Welt, aber doch die kurioſeſten bei Prozeſſen. Das Hauptunglück dabei war, daß der Arm nicht heilen wollte, er hatte nicht Kraft darin, es ſchien, als ſchwinde er und werde dünner, er konnte in keinen Dienſt, keine Arbeit verrichten, höchſtens ein wenig holzen, wo er das Meiſte mit einer Hand machen konnte. Er verdiente dabei nicht das Eſſen, und es kränkte ihn ſehr, wenn er, der große Burſche, kaum ſo viel verrichtete, als ein halbgewachſener Junge, wenn ein alter Mann mehr zu ſchätzen war, als er.

In ihrer treuherzigen Ehrlichkeit meinte Käthi: ſie müſſe gehen und ſich bei ihrem Bauer wieder entſchuldigen, daß ſie den Hauszins noch nicht bringe, und ihm ſagen, es ſolle ſobald geſchehen, als Johannes ſeinen Prozeß gewonnen hätte. Sie traf ihn aber nicht zu Hauſe. Die Frau nahm Käthi ins Stübli und ſagte ihr: „Hör' mal, du biſt das dümmſt Fraueli, welches auf zwei Beinen läuft, du ſchickſt dich nicht mehr in die heutige Welt. Wenn du jemand was ſchuldig biſt, kriegſt du Himmelangſt, läufſt dem, welchem du ſchuldig biſt, auf den Schuhen herum und zappelſt und bitteſt, daß es einem ſelbſt Angſt wird dabei; das iſt nichts, damit mahnſt du die Leute an die Forderung, machſt entweder ſie böſe, oder daß ſie meinen, weil dir ſo Angſt ſei, ſo müßten ſie eilen mit Eintreiben, ſonſt ſei alles verloren. Sieh, Käthi, das geht heutzutage ganz anders: jemehr ſich jemand duckt, deſto gröber verfährt man mit ihm, und jeder Lumpenhund meint, er könne auf ihm herumtrappen. Man muß keck und aufbegehriſch ſein vom Teufel, dann kriegt man was, dann wird man was. Denn ſieh, eine Zeit iſt nicht alle Zeit; ehemals hieß es, wer demütig ſei, dem ſei Gott hold, und jetzt heißt es, wer unverſchämt iſt, der lebt deſt bas (deſto beſſer), und wer der Wüſteſte iſt, der wird Överſt! Und der Gebrauch iſt, daß man denen, welchen man ſchuldig iſt, nicht vor der Thüre iſt und unter der Naſe herumläuft, im Gegenteil, man flieht ſie, man läßt ſich verleugnen, man wird wie unſichtbar für ſie, und wenn man's nicht meiden kann und ihnen unter die Augen muß, ſo thut man weder ſchüchtern noch demütig, ſondern daß die Leute ſagen müſſen: er wird es ihm gewiß nicht ſchuldig ſein oder doch nicht Urſache haben, ſich zu fürchten. Wenn aber dein Gläubiger trotzdem dich mahnt, ſo mußt du ihm ſagen: du brauchſt mir den Verſtand nicht zu machen, gieb du mir Geld, ſo will ich dich ſchon bezahlen! Meinſt, du hätteſt den Verſtand allein gefreſſen, und es wäre mir nicht ſelbſt in Sinn gekommen zu zahlen, aber wenn du kein Geld haſt, ſo zahl, du Löhl! So mußt es machen, dann läßt man dich ruhig. Kannſt es nicht machen, wegen der täglichen Ausgaben, ſo geh vor die Gemeinde und ſage ihnen wüſt, und geben ſie dir nicht, was du willſt, ſo ſage, du wolleſt ſie verklagen, oder ſie ſollen ſich in acht nehmen, daß ihnen nicht die Häuſer ob dem Kopf verbrannt würden; dann laſſen ſie das Herz fallen bis in die Schuhe und du haſt, was du willſt. Nur recht wüſt thun, ſo ſchlottert alles, es iſt keine Kourage mehr in der Welt, ſind alles Höſeler. So geht's, Käthi, und jetzt geh heim, mach, daß mein Mann dich nicht ſieht. Läuft er dir ungeſinnet an, ſo erſchrick nicht, ſondern ſchimpf über die Zeit, ſo viel du ins Maul bringſt; willſt aber was von mir, ſo komm, wenn er im Wirtshaus iſt; alle Abend ungefähr und alle halbe Jahr eine Stunde länger.“ So ſprach die Frau, zornige Thränen ſtanden ihr im Auge, aber weich blieb ihr Herz für die Armen und offen ihre Hand. Dankend und ſegnend verließ Käthi das Haus.

Wenn es Käthi an einem Orte beſſerte, ſo böſete es ihr an einem andern; es lag ein eigen Verhängnis über ihr. Als die Bäurin ihr dieſen Troſt eingeſprochen hatte, ging Käthi nicht wohlgemut, aber doch gelaſſen nach Hauſe. Wenn kein Menſch in ähnlichen Fällen böſern Beſcheid erhielte, ſo wäre es dabei zu ſein, und man hätte Urſache, Gott zu loben und zu preiſen, dachte Käthi. Aber nun begann ein eigen Leiden mit Johannes. Seine Sache ging zum Abdrücken, wie man ſagt. Käthi hatte darüber eine ſchreckliche Angſt. Ein Eid kam ihr ganz ſchrecklich vor; ſo viel ſie wußte, war in ihrer Familie nie einer gethan worden. Es machte ſie ſchlaflos; ein Eid kam ihr wie eine Verletzung der Seele vor, wenn ſie auch ſo im allgemeinen ſagte: ja, ja, ſie habe nichts darwider, ein rechtmäßiger Eid werde wohl erlaubt ſein, es heiße ſo im Fragenbuch. Aber doch ſei es ihr grauſam zuwider, wenn Johannes einen thun ſollte, gar leicht ſei die Seele berührt, und er ſei ihr einzig Kind, und wenn ſie einmal nicht wieder zuſammenkommen ſollten, ſie grämte ſich zu Tode.

Doch der Eid ging nicht vor ſich, es legten ſich Mannen dazwiſchen. Das iſt ein ganz eigen Wort: „d'Manne — haben geſagt, ſich dazwiſchen gelegt, dem Spiel ein Ende gemacht.“ „D'Manne“, das ſind nicht die Erwachſenen, nicht die, welche Weiber haben, oder gar Gemeinderäte ſind, oder auch Neuhäuſer ohne Knöpfe, aber mit Bärten. D'Manne können Gemeinderäte ſein, Weiber haben, Bärte oder Knöpfe, das iſt gleichgültig, aber drei Dinge dürfen nicht fehlen: ein weiſer Rat, ein feſtes Wort und ſaubere Finger. Das ſind drei Worte und drei Dinge, welche nicht zu oft beiſammen ſind, aber beiſammen ſein müſſen, um jemand zum Manne zu machen, der als ein ſolcher gilt in allen Dingen und bis zu ſeinem Tode. Dieſe drei Dinge ſind notwendig, um ein Individuum zu einem Manne zu machen, um unter „d'Manne“ gezählt zu werden, ſo notwendig, als drei Linien nötig ſind zu einem Dreieck.

Solche Manne legten ſich dazwiſchen. Einer der Schläger hatte einen Vater, welcher ein ſolcher Mann war, und zwar von den beſſern einer. Es ſollte geſchworen werden, man wiſſe nicht, wer geſtochen habe, oder Johannes ſollte ſchwören, er wiſſe beſtimmt, wer geſtochen, beſtimmt, daß nicht einer von ſeinen Freunden es geweſen ſei. Der Mann hatte alle Urſache zu glauben, ſein Sohn habe das Meſſer gebraucht, und es ſchien ihm nicht recht, daß derſelbe ſtraflos daraus komme; denn er haßte das Meſſerziehen als etwas Banditenmäßiges ſehr. Er gab ſo halb und halb Notwehr zu, aber es dünkte ihn hart, daß Johannes ſo ſchwer geſtraft ſein ſollte, vielleicht ſein Lebtag arbeitsunfähig, und Koſten und Schmerzen an ſich ſelbſten haben oder aber einen falſchen Eid thun müſſe. Es dünkte ihn, wegen einiger Thaler ſollte man keine Seele verſuchen, vielleicht verloren gehen laſſen. Er ſteckte ſich hinter einen Mann in Johannes Gemeinde; derſelbe fand die Gelegenheit, Johannes die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte darzuſtellen, ihn aufmerkſam zu machen, daß es ſich eigentlich handle um ſeine Seele oder den Verluſt des Prozeſſes, indem die Fragen ſo geſtellt ſeien und er ſo hineingearbeitet, daß kein Ausweg mehr für ihn ſei. Johannes polterte gewaltig, endlich begriff er, daß eine Vereinigung um jeden Preis für ihn das Beſte ſei. Wiederum wurde eine Verſöhnung angeſtellt und dafür geſorgt, daß man nicht mit Schimpfen beginne und mit böſern Köpfen fortgehe, als man gekommen. Die Rechtstreiber wurden nicht beigezogen. Endlich wurde ausgemacht, um eine runde Summe, welche Johannes erhielt, dabei aber ſeine Koſten, ſowohl Rechts- als Arztkoſten übernehmen mußte. Es war Johannes ſchwer, in dieſen Apfel zu beißen. Zwei Geſpenſter ſtanden vor ihm; vor beiden bebte ſeine Seele. Das eine Geſpenſt war ein zweifelhafter Eid, wie es deren viele giebt, wo man ſich mit Gewalt einredet, man habe recht, und es wirklich glaubt, bis der Eid gethan iſt. Dann fällt es plötzlich wie eine Binde, ein Nebel von den Augen, und klar und feſt ſteht der Meineid da, und er weicht nicht mehr, er macht ſich Platz in der Seele, gräbt ſeine Krallen alle Tage tiefer ein; denn da will er Herberge für immer, will der wüſte Teufel ſein, welcher in des armen Sünders Seele die Hölle bereitet. Das andere Geſpenſt war ein armer Krüppel, arbeitsunfähig, mit gelähmtem Arme. Der arme Krüppel ſiechte, bettelte, fror und hungerte, war allen eine ſchwere Laſt, ein Stein des Anſtoßes, wohin er kam, und dieſer arme Krüppel war er ſelbſt. Krüppel im fünfundzwanzigſten Jahre, ſonſt ſo ſtolz, aufbegehriſch, Korporal, und jetzt ein Krüppel, und wie viele lange Jahre durch! Und wie oft wird er wohl hören müſſen, daß ein Vater zu ſeinem Buben ſagt: „Sieh, Bub, den da, der war einmal einer der ſtolzeſten Burſche und iſt jetzt ein armer Bettler, ſo lange ich mich beſinnen mag. Er fing Streit an und trug einen lahmen Arm davon. Sieh, ſo geſchwind hat's dem Menſchen was gegeben, und ſo wenig iſt nötig, ſo iſt er nichts mehr. Darum, Bub, bleibe demütig und ſo viel an dir, ſo halte Frieden, damit, wenn es dir was giebt, die Menſchen nicht ſagen, dem geſchieht es recht, du dir nicht ſelbſt vorwerfen mußt, als geſchehe dir recht und die Strafe ſei wohlverdient!“

Das iſt ein grauſig Geſpenſt für einen jungen Menſchen, der meinte, er habe nach niemand zu fragen, der beim dritten Worte ſagte, er laſſe ſich nicht kujonieren und frage niemand was nach. Dieſes Geſpenſt ſah ihn grauſig mit hohlen Augen an, hob die rechte Hand und daran drei Finger auf und ſtand vor ihm Tag und Nacht, und aus dem bleichen Munde quollen ohne Unterlaß die Worte: „Schwöre, ſchwöre!“ Den Eid that er nicht gerne; er ſchauderte, wenn er daran dachte, aber dann ein armer Krüppel ſein, ein Bettler ſein Lebenlang! Er hatte ſich eingeredet, er werde, wenn er ſchwöre, eine Penſion erhalten oder doch eine ſo große Summe, daß er von den Zinſen leben könnte. Dieſes Hoffen und das Fürchten vor dem Eide hatten in ſeiner Seele täglich ſich geſtritten, bald war das eine Meiſter, bald das andere, doch keines lange. Das Beſiegte erhob ſich mit neuer Macht und ließ nicht ab, bis es die Oberhand hatte, doch nur, um wieder unten zu liegen.

Als nun die Manne ihn in die Hände nahmen, redeten ſie ihm ganz anders, als ihm ſonſt geredet worden war. Sie ſagten ihm: „Sieh, du erbarmeſt uns: darum wollen wir verſuchen, es auszumachen, darum thue vernünftig. Sieh, du thuſt den Eid ungern; und rechtmäßig und ohne Gefährde kannſt du ihn nicht thun, man mag dir ſagen, was man will. Und thuſt du ihn doch, ſo haſt du einen Eid auf dir, den wäſcht der Rhein nicht mehr ab, und gewonnen haſt du nicht viel; denn man wird dir beweiſen, daß du deinen Arm ſelbſt verpfuſcht haſt, daß er längſt wieder gut wäre, wärſt du bei einem rechten Arzt geblieben; noch mit anderm kommt man dir vielleicht, was das Blatt wenden, das Prozedieren dir vielleicht doch dann verleiden könnte. Darum mach aus. Billig und recht iſt's nicht, daß du alles allein trageſt; denn das Meſſer zu ziehen iſt Unrecht. Aber denk daran, du haſt angefangen; denk, ob es nicht möglich iſt, daß jemand eure Abrede gehört habe und hintendrein auch noch reden könnte! Darum iſt es billig und recht, daß du auch was leideſt. Wir geben es zu, es kommt dir ſchwer, und du vermagſt es faſt nicht. Aber deretwegen iſt dir nicht mehr erlaubt als anderen; du hätteſt zu rechter Zeit daran denken ſollen."

So ſprachen die Mannen, und Johannes fühlte die Wahrheit ihrer Worte wie ein zweiſchneidend Schwert, und er mußte bekennen, wenn die gleich anfangs dahinter gekommen wären, ſo wäre die Sache nicht ſo weit gelaufen. Er machte alſo endlich aus um eine runde Summe und hoffte dabei, daß ihm über ſeine Koſten aus immer noch ein Ziemliches übrig bleibe, und einer der Mannen gab ihm noch den Rat mit; er ſolle ſich im Spital zu Bern, die Inſel genannt, melden, dort werde er unentgeltlich kuriert oder aber in ein Bad geſchickt und ebenfalls unentgeltlich, wie bekannt. Johannes ſagte, er habe auch daran gedacht, aber des Prozeſſes wegen ſei er nicht gegangen.

Der Rechtsagent oder Anwalt von Johannes ward ſchrecklich böſe, als Johannes ihm die Nachricht von der Vereinigung brachte und ſeine Rechnung verlangte. Jetzt ſchimpfte er mörderlich über die Bauern, welche arme Knechtlein auf ſolche Weiſe beſchummelten, und über die dummen Knechtlein, welche ſich ſo beſchummeln ließen. Hätte er ihn machen laſſen, für wenigſtens tauſend Gulden wäre er ihm gut geweſen, jetzt ſolle er ſehen, was ihm übrig bleibe. Er werde Augen machen, ſagte der Rechtsagent. Sei das jetzt, wie es wolle, ſo ſei es ihm zuwider geweſen zu eidigen, ein Eid ſei immer eine ſchwere Sache, habe man recht oder habe man unrecht, entſchuldigte ſich Johannes. „Ja, du Narr," ſagte der Agent, „für dumme Leute, welche noch den Pfaffen glauben, denen dolders ſchwarzen Vögeln, aber wer ein wenig in der Naſe hat, was Trumpf iſt, dem iſt ein Eid und eine Priſe Schnupf akkurat gleich. Ein paar Worte, damit iſt's aus, und kein Hahn kräht darnach. Der Teufel kam noch nie und holte einen, wenn er ſchwur nach ſeinem Kopf und nicht nach der Sache. Was frägſt darnach, tot iſt tot, und was die Pfaffen ſchwätzen von der Ewigkeit iſt Gſtürm, kein rechter Menſch hält ihnen was darauf, und wer leicht aufgeheitert iſt, lacht ſie aus, und nur das dumme Volk und Tröpfe wie du laſſen ſich den Böllimann machen und ins Bockshorn jagen."

Während er alſo ſeine ſcharfſinnigen und tiefgehenden Ideen entwickelte, machte er ſeine Rechnung. Praktiſcher Sinn war ihm nicht abzuſprechen; ſo er Geld witterte, ließ er ſich die Rechnung nicht zweimal fordern, ausgenommen, wenn er jemand länger im Netz behalten wollte und nicht zu fürchten brauchte, daß das Geld derweilen ausgehen könnte. Gänſe, welche ſich rupfen ließen und welchen die Federn immer nachwuchſen, liebte er ungeheuer. Dieſe Rechnung fiel allerdings aus, daß ſie Johannes die Augen übertrieb, denn ihm blieb faſt nichts übrig. Der Agent ſah ſein Erſchrecken wohl und gewöhnt, aus Stegreif zu reden, ſagte er: „Erſchrick nur, du haſt recht. Da nimm Exempel, wie es geht, wenn man ſo dummen Bauern und Dorfmagnaten mehr glaubt, als guten Freunden, welche die Sache verſtehen. Hätteſt du die Finger aufgehoben und mich machen laſſen, die Sache wäre anders gekommen; ich bin dir gut dafür, denen hätte ich es zeigen wollen, was ſtechen koſtet. Aber es iſt einer nur ein Narr, wenn er ſich euretwegen Mühe giebt; was Gutmeinen iſt, das wißt ihr nicht und lernt ihr nicht. Ich habe dir nicht zuviel angeſetzt, im Gegenteil, weil du ein armer Burſche biſt, ſo hatte ich ein Einſehen; wenn du Verſtand gehabt hätteſt und den andern die Koſten überbunden, wohl, die hätte ich anders ſchroten wollen!" „Ich habe wollen," ſagte Johannes, „aber ſie wollten nicht. Sie ſagten, ihr ſeiet gar ein Betrügeriſcher, ſie wollten lieber nichts mit euch zu thun haben." „So, haben ſie das geſagt?" fragte der Agent, „haſt Kundſchaft dafür, kann man es im Fall beweiſen?" „Es war niemand weiter in der Stube," ſagte Johannes. „Denen grauen Schelmen kommt das wohl; wohl, denen wollte ich den Marſch machen, und ihnen zeigen, wer betrügeriſcher iſt, ſie oder ich, die müßten mich gut machen, daß beſſer nichts nützte. Aber damit du ſehen kannſt, wer es gut mit dir meint, ſie oder ich, will ich dir, wenn du mich gleich bezahlſt, zwei Thaler ſchenken, obgleich mir deine verfluchte Verſöhnung mehr als 20 Thaler ſchadet." Johannes erkannte dieſe Gutmeinenheit, zahlte, kriegte deſto größeren Groll gegen die Bauern wieder in den Leib; dabei dachte er: er habe der Mutter nie glauben wollen, wie ſchlecht die Welt ſei, aber jetzt fange er doch an zu glauben, ſie habe recht. Es ſei keinem der Schelme mehr zu trauen, jeder wolle es gut meinen, und wenn man es glaube, ſo ſei man betrogen und beſchummelt. Wenn es aber einer gut meine, ſo müſſe es der Agent ſein; der habe ſich ſeiner doch noch erbarmet, und als er geſehen, wie ihn die Manne betrogen wie die ärgſten Schelme, ihm zwei Thaler geſchenkt. Der gute Johannes begriff nicht, daß dem Agenten alles am Erhalten des Geldes lag; erſtens, weil er in der Klemme war, großen Durſt hatte, eine leckere Zunge und wenig Verdienſt, und zweitens, weil die Rechnung eine Moderation nicht ertragen mochte. Ging nun Johannes mit derſelben herum und klagte, ſo hätte man ihm geſagt: „Zahle nicht, laß dich angreifen; das macht ſich dann anders, oder gehe und laß moderieren." War die Rechnung einmal bezahlt, war das Ding viel ſchwerer, da mußte ordentlich geklagt werden, und zwar bei ſolchen, welche eben wieder nichts mehr als Rechtsagenten ſind, und ehe man ſolche Klagen wagt, welche zudem wieder viel Geld koſten, leidet man lieber vieles.

Mit viel Zorn über die dolders Bauern, aber mit wenig Geld ging Johannes heim. Das ſeien die wahren Unglücksmacher, dachte er, und wenn man denen einmal auf den Leib könnte, ſein guter Arm reuete ihn nicht, ob einer mehr oder weniger, es komme faſt auf eins.

Nicht bald macht was ſo durſtig als der Zorn; darum kehrte Johannes auf dem Heimweg ein, was er ſonſt wirklich in der letzten Zeit nicht öfters gethan hatte, als er mußte. Dort war auch der Grozenbauer mit einigen andern Freunden, und alle weingrün. Sie redeten frei und freuten ſich laut über die kommende Zeit, wo ſie zeigen wollten, wer Meiſter ſei, und daß der Kern des Volkes der Bauer ſei. Dieſe Reden machten den Johannes zorniger, alſo durſtiger, und als er auch weingrün war, konnte er ſich nicht enthalten, einige Worte gegen die Bauern fliegen zu laſſen. Wenn alle Unglücksmacher und Leuteſchinder zum Land aus müßten, ſo könnte mancher Bauernhof feil werden, und wenn die Bauern regierten, ſo wäre es den armen Leuten beſſer, man ſchlüge ſie vorher tot, ſo ſagte er.

Nun gab's bös Blut und ungute Worte, und bei ihrem Auseinandergehen ſagte der Grozenbauer zum Beweis, wie Unrecht Johannes den Bauern thäte: „Wart, Bürſchli, du biſt mir gerade der Rechte, dir will ich es eintreiben, daß du an mich denken ſollſt!"

Käthi hatte eine gar unendliche Freude gehabt, daß der Eid vermieden worden war. Jetzt, ſagte ſie, ſei ihr wieder wohl; es dünke ſie, man habe allen Leuten genommen und ihr gegeben. Am folgenden Morgen wuſch Käthi im Bache ihre Erdäpfel mit einem ſtumpfen Beſen und dachte bei ſich: „Gottlob, wie ſchöne noch! Vielen ſollen ſie gefault ſein, und keinen einzigen faulen finde ich unter den meinen!" „Machſt's ſauber?" tönte eine rauhe Stimme hinter ihr. „Ich ſollte," antwortete Käthi im Umwenden und erſchrak ſehr; denn es war der Grozenbauer in eigener Perſon. „Du wirſt nicht mehr wiſſen, wann der Frauentag iſt," fuhr derſelbe Käthi an, „oder meinſt, das Häuschen ſei deins und das Zinſen abgeſchafft?" „Bewahre mich Gott vor ſolchen Gedanken," antwortete Käthi, „nein, ſo ſchlecht denke ich nicht, und der Frauentag kam mir nie aus dem Sinn, und ſchon längſt hätte ich mit dir geredet, wenn ich dich angetroffen hätte. Es war mir, weiß Gott, nicht möglich, den Zins zuſammen zu bringen. Konnte nichts verkaufen, der Verdienſt war bös, das Eſſen teuer und wie ich auch geſpart, ich konnte nur dürftig mich durchbringen, ohne jemand zu plagen. Gewiß, ſobald der Verdienſt kommt, müßt ihr alle Kreuzer haben."

Nun brach der Grozenbauer los, faſt wie ein Waldbach, der durch einen Erdrutſch in ſeinem Laufe geſtört worden und endlich Bahn gefunden. Er wolle nicht Kreuzer, ſagte er, er ſei kein Bettler, er wolle den Zins. Er hätte des Dings ſatt und wolle nicht ſchlechte Leute zu Hausleuten, welche andern Leuten zur Laſt wären, und vor denen man nicht ruhig ſitzen könne in einem Wirtshaus, die kein Geld hätten, aber ſchnöde Worte, einen zu ſchanden machen möchten vor allen Leuten. Faule Leute, welche aufeinander ſäßen und nichts zu verdienen begehrten, nur darauf ausgingen, die Bauern zu plündern und zuzugreifen, wo ſie was fänden, ſolche Leute wolle er nicht haben unter ſeinem Dache; entweder ſolle ſie ihn zahlen und zwar in vierzehn Tagen, oder er nehme ihr die Sachen weg und jage ſie aus, das ganze Pack mit einander, den großen Schlingel voran.

Siebzehntes Kapitel.

Wie es dem Grozenbauer, dem neuen Helden, ergeht.

Und als der Grozenbauer das gethan hatte, da ging er kühn von dannen; er hatte eine arme, demütige Frau niedergedonnert; er hatte einer armen Mutter die Schläge gegeben, welche er dem Sohne angefluchtDE; er hatte gezeigt, potz Himmelſakrament, daß er der Grozenbauer ſei und ſolche Lumpenleute nicht fürchte. Und dahin ging er, das Bewußtſein im Herzen, daß er eine Heldenthat gethan habe an einer ehrlichen alten Frau. Man hat heutzutage Helden von gar verſchiedenen Sorten, darum muß man ſich über den Grozenbauer nicht wundern und ſein eigentümlich heldentümlich Bewußtſein. Es wechſeln halt die Moden in allen Dingen, und ſo auch die Moden im Heldentume. Bald heißt man die Helden, welche am längſten ſtehen, bald ſolche, welche Eide brechen, das Vaterland verraten, bald ſolche, welche ihre Treue mit dem Tode beſiegeln, bald ſolche, welche alte Weiber plagen und Kinder kujonieren, bald ſolche, welche keinen Wurm zertreten, aber voran mähen in der Schlacht, ſich und hundert in die Luft ſprengen. So iſt's auch mit den Weiſen: ehedem mußten ſie graue Bärte haben, jetzt liebt man Milchſchnäuze, beſonders wenn ſie etwas nach Wein riechen. Je nach der

Mode bildet ſich auch das Bewußtſein; darum wollen wir es dem Grozenbauer, einem treuen Kinde ſeiner Zeit, einem Modehelden, nicht verübeln, wenn er ſtolz war auf ſeine Heldenthaten an unſerer lieben, alten Käthi. Gab er ſich doch auch nicht für einen alten Helden aus, ſonderu machte bloß Anſpruch auf das Neuheldentum, deſſen Kraft beſonders im Maul ſitzt, und zwar in jeglicher Beziehung.

Niedergedonnert war Käthi und kam vor lauter Schreck lange nicht zum eigentlichen Jammer. An den verfallenen Zins hatte ſie nicht gedacht, und jetzt, wo eine ſchwarze Wolke verſchwunden war, ſie lauteren, hellen Himmel geſehen hatte, auf einmal der Donnerſchlag, fortzumüſſen aus der alten Hütte mit dem gelähmten Sohne und dem unmündigen Kinde — war das nicht ſchrecklich? Und alles ſo Knall und Fall, nachdem bereits das Stückchen Land umgegraben, der Salat geſäet, die Bohnen geſteckt, der Flachsplatz gerüſtet und die Kartoffeln zum Setzen erleſen waren! Jetzt fort, und wo ſein, und wo pflanzen, und was eſſen, wo liegen, da der Bauer des Zinſes wegen wahrſcheinlich auf die Betten griff? Und warum kam der Bauer ſo in Zorn, war es wohl einzig wegen der 7½ Thaler? Da kam es Käthi in den Sinn, was der Johannes geſagt, als ſie ihn beſucht hatten, über die Bauern und was mit ihnen geſchehen ſolle, und ob er etwa hier auch ſo geredet und er wirklich ſo geſinnt ſei, das fiel Käthi bei.

Das machte Käthi noch mehr Angſt, denn wenn das auskomme, werde Johannes, wenn nicht gerädert, ſo doch geköpft, dachte ſie. Die gute Käthi war in Beziehung auf die Welthändel nicht urteilsfähig, wie man ſieht. Sie wußte, was recht und ehrlich war, ſie wußte, was ſie ſchuldig war, und daß was man ſchuldig ſei, man zahlen müſſe. Sie glaubte, daß Stehlen Stehlen ſei, ſei es nun viel oder wenig, und daß man halten müſſe, was man verſprochen, ſei es nun Menſchen oder Gott, ſei man ein Obergerichtspräſident oder eine alte Käthi, das glaubte ſie. Sie wußte nicht, daß der Grozenbauer ihr Sachen angedroht, welche er nicht ausführen konnte; denn ſo geſchwind geht ausjagen und ausplündern nicht, und wegen ſolcher Reden, wie Johannes führte, hängt man niemand mehr. Käthi verlebte vielleicht den bitterſten Tag in ihrem Leben und dachte öfters, ſo ergehe es einem, wenn man ſein Herz an was Irdiſches hängen, etwas erzwingen wolle in der Welt. Wären ſie im letzten Herbſt ausgezogen, ſo hätten ſie doch vielleicht einen barmherzigeren Hausherrn erhalten und könnten jetzt ungeſorgt pflanzen und ſein, und fänden Geduld mit dem Zins, bis der Flachs verkauft ſei oder ſonſt ein paar Batzen zuſammengebracht. Jetzt ſei der Kelch, welchem ſie damals entronnen, wieder da, werde getrunken werden müſſen und ſei viel, viel bitterer, als er im Herbſte geweſen, jetzt, wo es ſo ſchön werde im kleinen Grunde, ſo ſchön die Vögelein ſängen, ſo fruchtbar alles ſich anlaſſe. Mit ihrem Schmerz war ſie allein, ihr Sohn war nicht daheim, er war nach Bern gewandert, um ſich im Spital vorzuſtellen und Heilung zu erhalten, und einem anderen die Sache klagen, durfte ſie nicht; ſie ſchämte ſich, ſie ſchämte ſich wegen Johannes, ſie ſchämte ſich wegen der Sache ſelbſt. Sie durfte nicht einmal dem Johannesli klagen, ſie durfte ihm nicht ſagen, was ſie denke vom Vater und was er geſagt haben konnte.

Selben Tag, die ganze Nacht und den folgenden Tag würgte Käthi an ihrer Angſt, ihrem Leid und konnte ſie nicht verwürgen. Da dachte ſie, was ihre Hausbäurin ihr geſagt hatte: wenn es was giebt, ſo komm' abends, wenn er im Wirtshaus iſt. Sobald Johannesli zu Bette war, machte ſie ſich auf, aber mit klopfendem Herzen. Es machte ihr Angſt, das Kind alleine und ſchlafend im Häuschen zu laſſen; ſie hatte Angſt, ſo ſpät abends noch fortzugehen, und Angſt, ſie könnte doch unverſehens dem Grozenbauer vor die Augen laufen. Glücklich kam ſie zum Hauſe, ſchlich um dasſelbe wie die Katze ums Mäuſeloch, guckte zu dieſem, zu jenem Fenſter ein, konnte nichts ergucken, mußte endlich kopften an die Küchenthüre, und glücklicher Weiſe gab ihr die Bäurin ſelbſt Beſcheid. Dieſer klagte ſie ihr Leid. „Sieh," ſagte die Frau, „daran iſt dein Bub ſchuld. Warum geht er in die Wirtshäuſer, ſäuft ſich voll, räſonniert über die Bauern und wie man ihnen es machen werde. Dies, begreifſt, macht nicht gutes Blut!" — Käthi wollte erklären, wie das ſicher nicht ſo bös gemeint ſei. „Sei jetzt das, wie es wolle," ſagte die Frau, „ſo habe nicht Angſt. Pflanze wie ſonſt, ſo geſchwind geht das Ding nicht, und ich glaube nicht, daß es ihm Ernſt iſt, er will oft nur zu fürchten machen. Ich wäre längſt gefreſſen, wenn er alles ausübte, was er droht, und kein Menſch weiß, wie alles ſchon gegangen wäre. Er wollte an dir ſeinen Zorn auslaſſen und dir eintreiben mit Angſt, was dein Bub ſich an ihm verfehlt; ſo geht's ja, daß man den Unſchuldigen plagt, ſtatt den Schuldigen. Aber das muß ich dir ſagen, deinem Bub ſage, daß er künftig ſein Maul halte. Es hat keine Manier und Art, wenn man ſo iſt wie er und unſer einer thut, was er kann, ihm ſo zu kommen und nehmen zu wollen, was ihm beliebt. Es iſt zwar nur geredet, aber aus dem ſieht man doch, wie er es meint. Aber jetzt geh, es iſt mir lieber, er treffe dich nicht an einſtweilen."

Käthi blieb wirklich auch unangefochten und ſagte oft bei ſich, eigentlich ſei es doch nichts gemacht, eine arme, alte Frau ſo zu erſchrecken, für nichts und wider nichts; daneben ſei es ihr doch lieber ſo, als wenn er Ernſt gemacht hätte. Ein Ereignis trug auch bei, den Grozenbauer die alte Käthi vergeſſen zu laſſen.

In einer ſchwarzen, ſternloſen Nacht, es war die erſte Mainacht, wo die Hexen auf den Blocksberg reiten, erwachte der Grozenbauer von einem dumpfen, ſeltſamen Geräuſche. Er ſaß auf, er begriff nicht, was es war; es waren nicht die Roſſe im Stalle, es war weder der Brunnen, noch der Wind. Er weckte ſeine Frau, ſie begriff auch nichts an der Sache. Er ging ans Fenſter, ſtieß ein klein Schiebfenſterchen auf, die Fenſter konnte man nicht aufmachen, ſie waren nach der alten Mode in die Wand genagelt, er horchte hinaus. Es war ſchwarz draußen, kein Blatt regte ſich an den Bäumen, aber bung, bung, bung machte es ums Haus herum, akkurat wie eine abgeſpannte Trommel ſchlägt an militäriſchen Leichenbegängniſſen. „Wer iſt da, was ſoll das?" rief der Grozenbauer hinaus, aber nicht mit feſter Stimme; es rieſelte ihm gar kühl von den Fußſohlen her den Rücken hinauf. Aber bung, bung ging's ums Haus herum und nahm von Hans keine Notiz. Als es Hans faſt gegenüber war, ſchlug's wie ein Wirbel, und plötzlich ward's ſtille. Da kam eine Stimme von oben, gerade über ihm in der Luft, wie es dem Bauer ſchien, und die Stimme rief: „Nachbarn und Freunde, es iſt euch bekannt, daß der Grozenbauer geſtorben iſt und wie, und daß er hinterlaſſen hat, nebſt den Schulden, ſeinen Hof. Die natürlichen Erben haben einſtweilen nicht Luſt dazu und wollen ihn nicht, ihm fehlt die nötige Ordnung, ihm fehlen gute Dienſtboten und brav Vieh, aber wer ihn recht weiß zu nutzen, der wird ein reicher Mann; es iſt alles da dafür und er liegt darnach. Bietet brav, ihr Nachbarn und Freunde, thuts eurem ſeligen Freunde zu Lieb und zu Ehr; es wäre doch ſchlimm, wenn der Hof an eine öffentliche Verſteigerung müßte."

Dem Grozenbauer war die Furcht vergangen, der Zorn gekommen. Er dachte an die alten Buben-Witze, gedachte an Hans und die Dornhalde. Schon wollte er hinausſtürzen, da tönte neu die Stimme von oben: „Nun, ihr Nachbarn und Freunde, bietet brav, zeigt jetzt eure Freundſchaft; jetzt kann der Geſtorbene und, ſo Gott will, ſelig Geſtorbene ſehen, wer ſein wahrer Freund war. Und jetzt geht es an; Weibel ruf aus!" Da feſſelte ihn die Neugierde wieder am Fenſter; es nahm ihn doch Wunder, wie das ablaufen ſollte, und je mehr er höre, deſto eher gedachte er die Thäter zu erkennen. Auf den Ruf des Weibels begann es lebendig zu werden rundum, von allen Bäumen, aus allen Ecken, das bot, das trieb Witz. Da wurde eine ſchauerliche Kritik geübt, die den Grozenbauer nicht zur Haut austrieb, ſondern zum Fenſter hinaus. Er ſprengte eins auseinander. Da ward es plötzlich ſtille draußen, jede Stimme verſtummte, kein Blatt rauſchte an den Bäumen, ſtockfinſter war's rundum, verſchwunden war die ganze Steigerung wie ein Geſpenſterſpuck. Dieſe Stille fuhr dem Grozenbauer wieder in die Glieder; denn es giebt wohl nichts Schauerlicheres, als wenn ein reges Leben um uns plötzlich verſinkt, Nacht und öde es um uns wird, kein Sinn was wahrnimmt, wenn man ſo ein Mal zur blinden Kuh wird, welche was haſchen möchte und nur an Bäume ſchießt oder ſonſt an was Hartes, aber an keinen Menſchen. Er brüllte wohl, er wolle den D — runter helfen, lief zum Hauſe, rief die Knechte, that, als ob er ſieben an einen Spieß ſtecken wollte, wie Leipziger Lerchen. Aber gut zu Mut war ihm doch nicht, und der Laterne, welche die Knechte endlich brachten, ging er nicht voran, und auf die Leitern, welche er bringen ließ und an die Bäume legen, ſtieg er nicht; er benahm ſich mit einer Vorſichtigkeit, welche ſonſt nicht ſein eigen war. Und als endlich niemand gefunden ward, auf den Bäumen nicht, beim Hauſe nicht, nirgends, da ward es ihm unheimlich im Gemüte. Der Teufel werde es doch nicht geweſen ſein, ſagte er, und ging ins Haus. Sich als tot ausrufen, ſeinen Hof verſteigern hören, hat ſchon an ſich was Unheimliches, etwas, das böſe Ahnungen wecket.

Es ging ihm gleich wie dem Johannes, er ſtand auch zwiſchen zwei Geſpenſtern. Bald glaubte er, das habe ihm der Hans angethan mit den andern Nachtbuben, dann ward er ſchrecklich zornig über ſolche Frechheit. Dann aber kam es ihm doch wieder vor, das Ding ſei was Andres. Die Knechte wollten nichts gehört haben. Der Meiſter fluchte nur mit ihnen und arbeitete ſelten mit ihnen, und ſolche Meiſter ſind wenig beliebt. Seine Frau wußte auch nicht viel zu ſagen. Als er zum Fenſter gegangen, habe ſie der Schlaf übermannet, ſagte ſie. Die Stimmen kamen von oben; man hatte von ſeinem Tode geredet und noch von allerlei ſonſt, das ihn tief in die Seele brannte, das er Geheimnis glaubte. War's doch vielleicht eine nächtliche Erſcheinung in der Mainacht, eine grauſe Vorbedeutung ſeines baldigen Endes? Das bloß mit Waſſerfarbe übertünchte Alte trat hervor, und der Grozenbauer fing an, ernſt zu bedenken, was er eigentlich ſei, was er werden und wohin er fahren könnte. Er ward manierlicher gegen die andern Leute, machte niemand mehr Stieraugen, und die alte Käthi ließ er ganz in Ruhe.

Achtzehntes Kapitel.

Johannes wird geſund am Herzen, muß aber ins Bad wegen des kranken Arms.

In Bern war, wie man zu ſagen pflegt, der Johannes vor Schauſaal geweſen. Die Herren Doktoren und Profeſſoren hatten ihn beſchaut und befragt, hatten gewelſcht und einander angeblickt, und darauf hieß es: er ſolle die Kutte wieder anziehen und abtreten. Er möchte den Beſcheid wiſſen, ſagte er. Den werde er vernehmen, hieß es, er ſolle nur abtreten. Noch was, ſagte Johannes, er hätte es bald vergeſſen. Die Herren drehten raſch ſich um, glaubten, was Neues, eine andere Verletzung, andere Urſache, Motiv, Erſcheinung vernehmen zu ſollen. Er ſei Korporal im Auszug, ſagte Johannes und ſah die Herren ſtark an. So, ſagten dieſe und drehten ſich ſo, daß Johannes nicht ſah, wie ſein Wort wirkte.

Als die Beſchauung vorüber war, wurden deren Reſultate den Wartenden eröffnet. Als Johannes dann abgeleſen wurde, daß er eine Badefahrt erhalten, freilich erſt bei der zweiten Fahrt in der Mitte des Sommers, da ſagte er im Weggehen: es ſei doch gut, daß es ihm noch in den Sinn gekommen, zu ſagen, er ſei Korporal, ſie hätten ihn ſonſt beim Hagel nicht genommen, das aber habe gewirkt und Reſpekt gemacht, ſie hätten gewußt, daß ſie ihn zu äſtimieren hätten!

Wie es zu gehen pflegt, auf dem Wege nach Bern hin und her hatte er hundertmal ſeinen Fall erzählt, und wenigſtens zweihundert Geſchichten hatte er vernommen von ſolchen Fällen und was ſie für einen Ausgang genommen und zwar meiſt einen ſchlechten. Den einen war der Arm ſo klein geworden wie ein Kindsärmlein, daß ſie nicht einmal mehr zu einem Schneider taugten; andern war er endlich ganz verſchwunden, daß man gar nicht wußte, wohin er gekommen, oder es trat der Brand dazu, oder es artete in eine Auszehrung aus oder in eine Waſſerſucht oder gar in einen Hirnibrand (Gehirnentzündung), kurz, es war faſt keine Krankheit, welche ihm nicht in Ausſicht geſtellt worden wäre. Das war ihm auch nicht entgangen, daß die Herren einander bedenklich angeſehen, und wenn ſie welſcheten miteinander, ſo ſei die Sache nicht richtig, das ſagte man ihm allenthalben. Und jetzt mußte er noch bei zwei Monaten verdienſtlos warten, ehe er an eine Beſſerung nur denken durfte, mußte von der Mutter Verdienſt leben, ſie aufzehren! Das begann ihm alle Tage härter zu werden. Die Augen waren ihm nach und nach, beſonders ſeit der Prozeß zu Ende war, aufgegangen; er ſah, wie ſchwer es der Mutter ward, ſie zu erhalten, wie wenig ſie aß, wie ſichtbar ſie magerte. Von dem Gelde, welches er erhalten hatte, war ihm, nachdem er alle ſeine Koſten berichtigt, wenig übrig geblieben. Was er hatte, wollte er wirklich der Mutter geben, ſie aber wollte nicht alles, nur das Nötigſte, um einige Rückſtände zu berichtigen beim Bäcker und für Milch. Er werde auch Geld brauchen im Bade, und wenn er da ein paar Batzen habe, ſo ſei er froh, ſagte die Mutter; ſo geldlos ihn in die Fremde zu laſſen, könnte ſie nicht, nur zu ſeinen Hemden ſolle er Sorge tragen, wenn er fort müſſe. Einen Kreuzer Geld im Sack müſſe man allweg haben im Bade, ſagte ſie, ſonſt könnte es ſich treffen, daß man faſt Hungers ſtürbe.

Damit der Sohn nicht Hunger leide, aß ſie einſtweilen kaum halb genug. Sie hatte auch etwas Grund dazu. Sie war am Erdäpfelſetzen, dabei half ihr der Sohn, und das freute ſie ſehr, es gehe noch einmal ſo ſchnell und ſei gar kurzweiliger, wenn man einander helfe, ſagte ſie. Doch verrichtete er bloß die leichtere Arbeit, legte den Miſt bei, die Erdäpfel ein, mit dem Spaten konnte er nicht umgehen. Aber bei dem Setzen minderte ihr Vorrat, ſie ſahe mit Schrecken, daß derſelbe kaum noch wenige Wochen dauern werde und dann — was eſſen? Sie hatte 1 oder 2 Maß dürre, aber das Kochen von dürren Erdäpfeln iſt immer koſtbarer als das Kochen von grünen, und dann ſind zwei Maß auch kein großer Haufe. Zudem grämte ſie ſich heimlich mit dem Gedanken, daß wenn der Johannes die Speiſe recht hätte, ſo wäre er auch eher auf dem Platze, und gar manches böſen Gedankens gegen deſſen Meiſterfrau, daß dieſelbe ihn zu ſolcher Zeit aus dem Hauſe geſtoßen, ward ſie nicht Meiſter.

Wenn Käthi ihren Flachs zeigte, welcher wirklich ſehr gleichmäßig geſäet war, nicht zu dünn, nicht zu dick, wie der Flachs wirklich ſchwer zu ſehen iſt, ſo konnte ſie ſich nie enthalten zu ſagen: der Johannes habe ihn geſäet; der könne es ſonderbar wohl; er habe bei ſeiner letzten Meiſterfrau alles allein geſäet; ſie habe immer die ſchönſten Sachen gehabt weit und breit, und jetzt gehe ſie und mache es ihm ſo, Schlechteres hätte man nicht leicht gehört. Aber in Gottes Namen, es werde auch vorbei gehen, und es werde ſo haben ſein ſollen. Sie müßte es ſagen, wenn es nicht wegem Verdienſt wäre, ſie wünſchte es nicht anders. Man wiſſe nicht, was man habe, wenn man bei einander ſein könne, einander helfen und abraten bei Sachen, beſonders wenn einer ſo fein und gut ſei, wie der Johannes. Sie müſſe ihn rühmen, wie er mit allem zufrieden ſei und vorlieb nehme, wie ſchlechtlich ſie es ihm auch geben könne, aber ſie habe es in Gottes Namen nicht beſſer. Daß ſie es nicht habe, wolle ihr faſt das Herz zerreißen, beſonders weil ſie ſehe, wie es ihm leid wäre, daß er nicht verdienen könne, und wie er das Brot ſchone und vielleicht nicht genug nehme, weil er ſehe, daß ſie es nicht wohl habe. Er könne ſie grauſam dauern, und das Waſſer ſchieße ihr allemal in die Augen, wenn er da ſo ſitze, ſeufze und ein ſchwermütig Geſicht mache und manchmal nicht wiſſe, wo er ſei, daß man oft dreimal ihn anſprechen müſſe, ehe er merke, daß jemand mit ihm reden wolle. Er ſei ganz nicht mehr der gleiche, wie ein Engel hätte er ein Gemüt und thue ſo weich und ſanft, daß ſie ſich oft von ihm wegkehren müſſe, weil ſie denken müſſe: ſtirbt mir der wohl auch noch?

In der That war Johannes ſo, und nicht bloß die Mutter ſah ihn ſo; das muß man eigens ſagen, das verſteht ſich nicht von ſelbſt; denn bekanntlich ſehen nur zu oft die Mütter ihre Söhne ganz anders als die übrige Welt. Das Herz der Menſchen iſt ein gar wunderlich Ding, es hat viel Ähnlichkeit mit einer Kalbsleber. Wer das Glück genoſſen hat, zuweilen mit Köchinnen ein vertraut Wort zu reden, der weiß, wie es mit der Kalbsleber ein ſonderbar Ding iſt, daß die gleiche Leber zart wird wie Butter oder zäh wie Sohlleder, je nachdem das Feuer iſt, auf dem ſie ſitzt oder ſitzen muß. Akkurat ſo hat es auch des Menſchen Herz, d. h. es wird hart oder weich, bitter oder gut, je nachdem die Luft iſt, in welcher er iſt, während die entſcheidenden Momente über ihn ergehen. Wäre Johannes bei ſeinen Anlagen und eingeſogenen ſogenannten Anſichten bei ſchlechten Leuten geweſen, welche ſeine Bitterkeit genährt, über Gott und Menſchen aufbegehrt, ihre Zeit mit Plänen verbraucht hätten, wie ſie die Macht in die Hand kriegen und wann der Augenblick gekommen ſei, um loszuſchlagen und zuzugreifen, ſo wäre Johannes ärger, bitterer, zurückſtoßender geworden als je. Seine Lage hätte zu nichts gedient, als ihm die Glücklicheren zeitlebens zu einem Steine des Anſtoßes zu machen, dem er noch gerne einen Mühlſtein an den Hals gehängt und ihn verſenkt hätte, wo das Meer am tiefſten iſt.

Nun war Johannes bei ſeiner guten, weichen Mutter, welche ihr möglichſtes that, Genügen hatte bei wenigem und Gott und Menſchen rühmte. Ihre Liebe zu ihm machte ſein Herz weich, mild; und weiche, milde Herzen reflektieren ganz anders als harte, bittere, trotzige; in der Liebe ſpiegelt ſich die Welt ganz anders als im Haß, ſo wie ein Menſchengeſicht auch ganz anders ausſieht in kotiger Pfütze, als im klaren See. Bei der Bäurin wäre er nicht kuriert worden an der Seele; und auch jetzt war er noch nicht kuriert, doch auf dem Wege zur Beſſerung. Wenn er betrachtete, wie die Mutter es hatte, und was ſie that, ſo ſchämte er ſich in ſeine Seele hinein, daß er ihr nicht beſſer beigeſtanden; er hätte es wohl denken können, aber er hatte eben nicht gedacht; und weil ſie ihn immer feſtlich aufnahm, ſo dachte er, es ſei immer ſo, alle Tage Juchhe und friſches Brot, und woher es kommen ſollte, daran dachte er wiederum nicht. Jetzt ſah er es; und ſie klagte wieder nicht, ſie trug alles mit der Liebe, die nicht das Ihre ſucht, ſich nicht aufbläht, ſich nicht verbittern läßt, die aber auch alles überwindet. Er dachte nach, wie manchen Schoppen er zum Überfluß getrunken, während ſeine Mutter aus ihren Kreuzern Milch für ſein Kind gekauft, wie manche Thaler er hätte beiſeite legen können, welche ihm jetzt wohl kämen. Er konnte nicht Latein, aber er dachte, was der Lateiner ſagt: O si redderet Jupiter mihi praeteritos annos, o wenn mir Gott wieder ſchenkte die vergangenen Jahre! Vor ſolchem fruchtloſen Wunſche ſchützt eben nichts als der Glaube, der die Jahre braucht, wie Gott es geboten hat. Er ſtellte immer wieder vor ſein Gedächtnis die unglückliche Nacht, in welcher er angetrunken den Streit begonnen, welcher ihn in die Lage verſetzte; und wie er repetieren und repetieren mochte, zwei Dinge wurden ihm immer klarer: er hatte den Streit angefangen, er wußte nicht, wer ihn geſtochen! Und wenn er jetzt den Eid gethan hätte, einen Eid, den der Rhein nicht abwäſcht und alle Waſſer, die auf der Erde und über der Erde ſind, nicht! Den Eid, der brennt mit einem Feuer, welches nicht verlöſcht, den hatte er nicht gethan, das war's, was ihn freute und aufrecht erhielt. So nahe dem Abgrunde war er geſtanden, und Gott hat ihn nicht hinein fallen laſſen, und er durfte daran denken, daß ſein Zuſtand zum Sterben führen, vielleicht eine Waſſerſucht oder einen Hirnbrand kommen könnten, durfte er doch hoffen ſelig zu werden. Er fühlte, daß er wohl ein armer Sünder ſei, aber doch ſtand kein Meineid zwiſchen ihm und Gott, keine Scheidewand, durch welche kein Strahl der Gnade dringt. Er hatte auch getrieben was andere und war noch nicht ſo ſchlecht geweſen wie andere; er hatte gethan, was ihm wohl gefiel und dabei um die Gebote Gottes ſich nicht gekümmert; er hatte nicht gethan, was ihm nicht gefiel und dann geſagt: ſo ſchlecht ſei er doch noch nicht, ſolches zu thun, ſelb ſei ja verboten; er hatte nach der gewöhnlichen Religion gelebt, nach welcher der Menſch ſagt, er ſei auch ein armer Sünder, und dabei keinen Fehler haben will, der ſelig werden will, aber wie er will, um Gott ſich nicht kümmert, auf ſeine Gerechtigkeit pocht, auf ſein Weſen ſtolz iſt, dabei über alles andere ſchimpft und mit der ganzen Welt unzufrieden iſt. Und ob das alles recht ſei, darum hatte er ſich gar nicht gekümmert, hatte darüber in keinem Buche nachgeſchlagen, in der Bibel nie mehr geleſen, und in der Kirche war er ſelten geweſen. Ungläubig, ein Unchriſt, hatte er freilich bei Leibe nicht ſein wollen, aber über alles Chriſtliche lachen, ſpotten, fluchen können, je nachdem er einfaches Waſſer, Kirſchenwaſſer oder Bäziwaſſer im Leibe gehabt hatte oder gar nichts, und hatte dabei gar nicht gedacht, daß er ſich verſündigen könnte, kurz, er hatte gar eine wunderliche Religion, wie leider viele ſie haben, eine Kutte, welche man dieſen, jenen Weg tragen kann, verkehrt und nicht verkehrt oder gar nicht, wenn's ſchön Wetter iſt und luſtig in der Welt. Jetzt kam es ihm anders; er hatte Zeit, zu denken, Zeit, zu leſen, er ging in die Kirche, ſeine Seele taute auf wie ein Blumenbeet in der Frühlingsſonne; die Dinge der Welt kamen ihm ganz anders vor und ſeine Perſon ganz anders. Jetzt begriff er, daß er ein armer Johannes ſei und ohne Gottes Hilfe nichts mehr in dieſer Welt und ohne Gottes Gnade ein verſtoßener Sünder in jener Welt. Er kam zur Demut, er wurde klein, und das kam ihm wohl.

Der Polizeidiener kam einmal beim Häuschen vorbei und ſagte zu Johannes: „Du ſollſt zu den Mannen kommen, ſie ſind bei einander (Gemeinderat), ſie wollen dich was fragen.“ Dem Johannes war das ganz ſonderbar; „Was iſt's, was haben die mit mir?“ frug er. „Weiß nicht,“ ſagte der Polizeidiener. „Es iſt ein Schreiben da, wo was von dir drin iſt, es wird wegen dem ſein. Mach' gleich und komm.“

Das kam dem Johannes ſchwer vor. Daß er ſich in etwas verfehlt, wußte er nicht; endlich dachte er, vielleicht daß ſie ihm ein Pöſtlein geben wollten aus Erbarmen, etwa Mauſer oder Betteljäger oder ſonſt was. Er machte ziemlich lange Schritte, und bald ſtand er vor den Mannen.

„Schreiber, lies ab,“ ſagten ſie. Der las nun ein Schreiben ab von der Inſelverwaltung, worin die Gemeinde aufgefordert wurde, den üblichen Beitrag von ungefähr einem Drittel, welches vier Thaler betragen mochte, zu bezahlen, das war ganz das Gewöhnliche, aber Johannes wußte nichts davon, er erſtaunte daher ganz.

„Wir haben dich kommen laſſen,“ ſagte einer, um dich zu fragen, „ob du das etwa machen wolleſt? Es dünkte uns, du könnteſt das wohl; du haſt erſt brav Geld bekommen, und das wendeſt du gerade hier am beſten an, denn um dich heilen zu laſſen, wirſt du es bekommen haben. Wir haben ohnehin ſchon ſo viel Unkoſten, daß wir gar nicht auskommen können, und wenn wir anfangen wollen, für ſolche Burſche zu zahlen, wie du einer biſt, ſo gemeinrätlen wir uns ſelbſt von Haus und Hof und können nach Amerika.“ „Ja,“ ſagte ein anderer, „du weißt dann, was du anderen den Weg vorzulaufen haſt; wäreſt du daheim geblieben, ſo hätte kein Menſch dir was gethan; du biſt an der Sache halt ſelbſt ſchuld. Vor Gott und Menſchen iſt's nicht recht, wenn es zuletzt noch über die Gemeinde ausgehen ſoll, nein, iſt's nicht.“ „Gemeinde, Gemeinde,“ ſagte ein dritter, „ſoll an allen Orten herbei, den Buckel darhalten. Den Lohn verſauft ihr, und ſagt man ein Wort, ſo heißt es, du haſt mir nichts zu befehlen; ich verſaufe mein Geld und nicht deins. Und handkehrum iſt er einem vor der Thüre, und zum Helfen iſt man gut genug.“ „So iſt's,“ ſagte ein vierter. Zu allem ſollte man nichts ſagen, alles gehen laſſen, je wüſter deſto beſſer; aber zu helfen, da iſt man gut genug. Da kommen ſie dann daher und wollen befehlen, und wenn man ihnen nicht nachſagt, was ſie vorſagen, und giebt, was ſie befehlen, ſo muß man wüſte Hunde ſein, iſt nirgends mehr ſicher, und das Haus wolle man einem über dem Kopfe abbrennen, kann man hören. Ja nicht einmal mehr einen Schoppen in Ruhe trinken kann man. Kommt man in ein Wirtshaus, ſo ſitzen ein Halbdutzend deren Lumpen da, wo die Kinder mit Betteln einem alle Tage vor der Thüre ſind und die Weiber mit Jammer und Heulen uns bald um Schuhe bitten, bald um Butter, eine Suppe zu machen. Und die Lumpen freſſen Braten und ſaufen roten Wein, daß man vor Zorn verſpritzen möchte, und darf doch kein Wörtchen ſagen, wenn man nicht Streit haben will und das Schlechteſte alles hören.“ „Und wenn man ſchon kein Wort ſagt, ſo iſt man nicht ruhig,“ ſagte ein ſechster.“ „Es iſt bald, als ob wir kein Recht mehr hätten, in einem Wirtshans einen Schoppen in Frieden zu trinken. Kaum ſitzt man ab, ſo fängt das an zu ſticheln und zu ſpötteln, daß es ein Elend iſt, daß man meinen ſollte, wir ſeien nur um Gotteswillen da. Sagt man nichts und nimmt alles an, ſo iſt man kein Mann, und ſagt man was, ſo rührt man im Kot und hat die Naſe voll. Es iſt ein Elend heutzutage, aber zähl' darauf, das kommt anders; es iſt dann endlich einer, wenn der kommt, der macht dann Ordnung, zähl' darauf, Bürſchli!“

So wetterte es auf Johannes ein, Schlag um Schlag, mit keinem Hämmerlein hätte man dazwiſchen gekonnt. Die Mannen waren offenbar übler Laune, und in Gemeindräten geht es akkurat gleich wie in Miniſterräten und andern Räten mehr, von den Stimmungen hängt das meiſte ab.

In Johannes Kopfe pochte ein Hämmerlein alleweil raſcher und ſtärker, es war das Hämmerlein des Zornes, welches auf die Stirn trat, ſagen wollte: Wie das eine ſchlechte Sache ſei, einem Armen ſein Unglück vorzuhalten, und ſie ſeien nicht da, um den Leuten wüſt zu ſagen, ſondern um ihnen zu helfen und wenn die Bauern beſſere Beiſpiele geben würden, ſo wären die Armen auch anders. Aber der alte Johannes und Korporal war nicht mehr allein Meiſter; es war nun noch ein anderer Johannes da, es war der arme, lahme Johannes. Dieſer arme, lahme Johannes fand, die Mannen hätten eigentlich recht, und wenn ihnen der Ärger zuweilen auch überlaufe, ſo ſei es nicht zu wundern, und als Gemeindeväter hätten ſie nicht bloß die Pflicht zu geben, ſondern auch das Recht, ein Wort dazu zu reden und zu ſtrafen, akkurat wie die leiblichen Väter auch. Und in der That, wenn ſie allen helfen ſollten, welche faul wären oder Streiche gemacht, ſo wären es nicht rechte Väter, ſie brächten ſich um ihre eigene Sache und pflanzten nichts als Begehrlichkeit, Bettelei und Unordnung. Es fühle der arme, lahme Johannes, daß er wirklich ein armer Sünder ſei und dieſe Strafpredigt mehr als verdient hätte, und daß ſie ihm eigentlich nichts ſagten, als was er ſich oft ſchon ſelbſt geſagt habe, aber wahrſcheinlich nicht wußten, daß er dieſes ſchon gethan und im Glauben ſtanden, ſie kämen ihm mit lauter Neuigkeiten. Der Apoſtel Paulus ſagt: „So wir uns ſelbſten richteten, ſo würden wir nicht gerichtet werden.“ Das iſt ein tief und ſchwer Wort; denn wer über ſich ſelbſten zu Gerichte ſitzt, den zu richten werden die Menſchen ſehr ſelten ſich veranlaßt finden, Gott vollends nicht. Beſcheidenen, fleißigen Armen wird kein vernünftiger Menſch Strafpredigten halten, oder bloß verſtockte Tröpfe werden es thun, welche bloß auf einer Saite geigen können und meinen, es ſollte niemand auf der Welt ſein als fette Schweine, gute Kälber, ſichere Zinsleute und ſie. Die Wehmut rang in Johannes mit dem Zorne. So weit habe er es gebracht in der Welt, dachte er, vor dem Gemeinderat ſtehen zu müſſen wie ein armer Sünder, ſich die bitterſten Sachen ſagen zu laſſen und bei allem geſtehen zu müſſen: Sie haben ganz recht, ſo iſt's, und wenn ſie nichts auf mich haben, ſo bin ich daran ſchuld und nicht ſie. Das Weinen war ihm zuvorderſt und löſchte des Zorues Flamme.

Sobald eine Pauſe entſtand, war der arme, lahme Johannes hinterher, die Rede zu ergreifen. „Ja, ihr ehrenden Vorgeſetzten,“ ſagte er, „ihr habt Recht, es iſt mir leid, daß ich es ſagen muß. Wenn es mir erlaubt wäre, ſo möchte ich ein Wort ſagen.“

„Red', aber mach's kurz, wir haben noch anderes zu thun,“ ſagte der Präſident.

Da blitzten des alten Johannes Augen, und das Blitzen wollte ſagen: „Wenn ihr ſo viel zu thun habt, warum reden dann ſechs auf einen einzigen ein und jeder, ſo lange er will, und wenn der einzige reden will, ſagt man ihm: Mach's kurz!“ Indeſſen der Blitz verzuckte, und der neue Johannes fuhr fort: „Ihr habt mehr als Recht; die Augen ſind mir aufgegangen, und es wird wohl den meiſten ſo gehen, daß ſie nicht witzig (weiſe) geboren worden, ſondern es erſt mit der Zeit wurden. Ich hätte beſſer hauſen können, es iſt wahr, aber das Militär koſtet viel Geld, und was ich für eine Frau gehabt, wißt ihr, und damals habe ich doch niemand geplagt, wie ſchwer es mir auch ankam, ſie in ihrer langen Krankheit durchzubringen. Es iſt wahr, die letzte Schlägerei iſt ein Unglück, aber es war nicht die erſte, es wird nicht die letzte ſein. Ihr Manne wißt, wie das geht; es wird wohl keiner ſein, der nicht auch ſchon dabei geweſen iſt. Wenn's Feuer im Dache iſt, ſo kommt man dazu, man weiß nicht wie. Ich habe das Unglück davon; was ich erhielt, war ein Trinkgeld, das meiſte nahmen wie üblich die Agenten. O, vor denen ſollte man ſich hüten, ärger als vor Wanzen oder Krätzigen. Was mir über blieb, iſt nichts, bloß noch ein paar Batzen; nicht einmal ein Tiſchgeld konnte ich der Mutter geben; und das iſt, was mich am meiſten plaget, ihr Manne; das iſt eine Frau, wenn ſie alle ſo wären, ihr müßtet weniger verſorgen und erhalten. Ich wußte auch nicht, was ſie thut, und hätte ihr beſſer beiſtehen ſollen, als ich's that; und daß ich's nicht gethan, das kommt mir oft des Nachts vor, ihr mögt es mir glauben oder nicht. Jetzt weiß ich mir, weiß Gott, nicht zu helfen; was hier nötig iſt, habe ich nicht; die Mutter hat es nicht, aber ſie würde das Bett unter dem Leibe verkaufen, wenn ſie wüßte, wie ich dran bin. Das werdet ihr aber nicht wollen, das weiß ich, und wenn es Gottes Wille iſt, daß ich geſund werde, ſo ſoll es mein erſtes ſein, wieder zu geben, was ihr mir vorgeſtrecket. Glaubt mir, ich weiß jetzt, wie es einem iſt, wenn das Bettlerbrot vors Maul kommt und wenn man nicht zu rechter Zeit denkt, was kommen könnte, und an ſeine Schuldigkeit. Gottlob, jetzt ſind mir die Augen aufgegangen, und wie bitter mir manchmal das Eſſen wird, das ſtellt ſich keiner unter euch vor. Ich möchte daher angehalten haben, daß ihr das Geld für mich nach Bern ſchicktet; denket, ihr thätet's der Mutter; ſie hat euch noch nie geplaget und iſt immer mit Ehren durchgekommen.

Die Manne hatten die lange Rede geduldig angehöret und noch mit einer Art Behagen. Es kam ihnen gar ſelten vor, daß einer ſich als Sünder bekannte und in Demut unterzog; die meiſten begehrten auf, wollten an nichts ſchuld ſein, ja, behandelten oft die Gemeinderäte, als wären es lauter Schulbuben oder Blutſauger.

„Deine Mutter iſt eine brave Frau,“ ſagte der Präſident, „darwider ſind wir nicht; es wäre gut, es thäte mancher Exempel an ihr nehmen und du auch.“ „Es will mir ſcheinen, es käme ihm,“ ſagte einer, „er fängt an einzuſehen, daß andere Leute nicht bloß für ihn da ſind und das iſt ſchon etwas.“ „Ja,“ ſagte ein anderer, „und wenn ſich einer auch noch dafür hält und kommt mit Manier und giebt ſich dar, wie er iſt, ſo iſt's wieder eins. Man kann auch noch Erbarmen haben einmal, ich will ihm für diesmal das Wort geredt haben.“ „Ja, wenn ſie alle ſo kämen,“ ſagte ein anderer, „ſo wäre es wieder eins. Wenn man jung iſt, ſo ſinnet man es oft nicht beſſer, es wird ſich ein jeder beſinnen, wie man iſt in ſelber Zeit. Und gäll, wie leicht hat es etwas Ungeſchicktes gegeben, wo man ein Näggis (Schade) hat für ſein Lebtag. Aber was haſt eigentlich am Arm, daß du ihn nicht brauchen kannſt?“

Nun kam's auf ein neues Feld, und es war, als ob plötzlich der Gemeinderat verſchwunden, eine Verſammlung von Ärzten emporgetaucht wäre. Johannes zog die Kutte ab und zeigte die Wunde, erzählte, wie viele Ärzte er gebraucht, und was dieſer, was jener mit ihm vorgenommen. Nun hatte ein jeder der Räte auch was erlebt und noch viel mehr gehört, und jeder fand es lätz (fatal), daß Johannes nicht zu dieſem gegangen, nicht jenes gebraucht, er wäre ſicher längſt davon; denn die, zu denen er gegangen, könnten alle nichts, zögen die Sache auf die lange Bank, es ſei ihnen nie um die Leute, ſondern nur ums Geld. „Geh ins Bad, aber es wird dir nicht viel helfen,“ ſagte einer. „Wenn ſie nichts mehr anzufangen wiſſen mit den Leuten, ſo ſchicken ſie dieſelben ins Bad, habe ich mir ſagen laſſen. Wenn du wieder kommſt, ſo komme zu mir, ich will dir dann eine Anweiſung geben, die hilft gewiß, wenn einmal noch was zu machen iſt. Iſt nichts mehr zu machen, je nun, ſo hilft kein Zeug nichts, ſelb weiß man.“ „Ich denke,“ ſagte endlich der Präſident, „wir führen fort. Du kannſt jetzt gehen in Gottes Namen und vergiß nicht, was du verſprochen haſt. Leb wohl.“ „Iſt's erkannt?“ frug der Schreiber. „Ich denke,“ ſagte der Präſident, „oder wenn jemand was darwider hat, ſo ſag er's und wer's genehmigen will: Heyg uf (hebe die Hand auf). Einhellig! Die Armenkaſſe ſoll das Geld ſchicken, aber es nicht wieder vergeſſen, wie ſie es zuweilen thut, oder das Geld an einem andern Orte brauchen.“

Johannes ging viel langſamer nach Hauſe, als er nach dem Gemeinderat gegangen war. Über die Behandlung konnte er nicht klagen; ſie war väterlich, ſie war ihm faſt wie eine Bürgſchaft für die Zukunft, daß, wenn er mit guten, freundlichen Worten komme, er ſicher auch gute Leute und offene Hände finden werde.

Wenn man ſich das Maul gönnte, wie der Schweizer ſagt, d. h. wenn man nicht zu hochmütig wäre für ein gut Wort, eine freundliche, manierliche Bitte und nicht alles wollte von Rechtswegen, mit geballter Fauſt und unter Blitz und Donner, es wäre gewiß ganz anders unter den Menſchen, viel Liebe und Erbarmen würde ſich finden, und manches Herz, das ganz verhärtet ſcheint, würde ſich weich und voll Mitleid erzeigen.

Es war ihm aber doch, als trüge er eine ſchwere Bürde, und er trug auch eine; er war in Schuld verfallen, da ja die Gemeinde für ihn zahlen mußte. Das Wort hat einen eigenen Klang und ein beſonder Gewicht. Nun giebt es wohl Ohren, welchen der Klang nicht auffällt, Gemüter, welche das Gewicht nicht gewahren. Indeſſen giebt es noch viele, welche Klang und Gewicht empfinden werden und ſchwer dran tragen, denen es faſt iſt, als ſeien ihnen Hände und Füße gebunden, als rufe das Wort eine Scheidewand zwiſchen ihnen und anderen Leuten auf, als klebe es ſich wie eine Art Brand, Malzeichen auf ihre Stirn. Das iſt allerdings drückend, aber es liegt dieſes Gefühl in der Natur der Sache und konzentriert ſich im Worte; es liegt nicht in den zufälligen Nachteilen, welche damit hier oder dort verbunden ſind; es liegt im Bewußtſein des eigenen Unvermögens, der mangelnden Kräfte, ſich ſelbſt zu ernähren oder eingegangene Verpflichtungen zu erfüllen, im Bewußtſein, eine Perſönlichkeit zu beſitzen, welche gleichſam unter der Grundzahl eins ſteht, d. h. unter der Fähigkeit der Selbſterhaltung. Kinder und Kranke und Alte wird dieſes Bewußtſein nicht plagen, denn ihr Unvermögen iſt ein unverſchuldetes, und Kinder gleichen den Vögeln des Himmels; ſie nähren ſich, aber kümmern ſich nicht, wer ſäet und wer ſchneidet und woher ihre Nahrung kommt. Aber wer das Unvermögen verſchuldet hat, ſei es, daß er die Kräfte brach läßt oder verſchwendet und vergeudet, der ſoll dieſes Gefühl haben, ihn ſoll es plagen, bis er ſucht der Plage los zu werden.

Nun, Johannes fühlte das Gewicht des Wortes Schuldner ſehr ſchwer, und wir freuen uns darüber. Und als er nach Hauſe kam und der Mutter erzählen mußte; wo er geweſen und warum, da legte ſich das Wörtlein noch ſchwerer auf die Mutter, ſie weinte faſt und zankte zum erſtenmale mit ihrem Sohne, daß er ihr die Sache nicht geſagt, ſie hätte ſehen wollen, wie machen, um ſich der Schuld zu erwehren. Als ſie der Sohn aber fragte: „Aber Mutter, wie hättet ihr es denn machen wollen?“ da war ſie freilich in Verlegenheit; denn was zu verkaufen fiel ihr nicht bei, und wer hätte ihr drei oder vier Thaler leihen wollen für ſo was? „Und was haben ſie geſagt?“ frug Käthi. „Du mein Gott, wie wüſt werden die gethan haben über mich. Es ſind gute Mannen daneben, aber ſteuern thun ſie je weniger je lieber, und wenn ich hätte vor ſie gehen ſollen deretwegen, die Beine hätten mich nicht getragen.“ Da erzählte Johannes, wie alles gegangen und was ſie geſagt, was er geſagt, was ſie dann wieder geſagt und wie es ihm bei allem gefreut, daß ſie Verſtand gehabt und am meiſten, daß ſie die Mutter ſo gerühmt und einer gar geſagt, vor der habe er Reſpekt, es ſei mancher, man ziehe vor ihm den Hut ab, er ſei nicht was ſie. „Mutter, wenn du vor den Gemeinderat gingeſt, du hätteſt, was du wollteſt.“ „Nein aber, was ſagſt, ſchäme dich,“ ſagte Käthi, „nein aber, ich vor den Gemeinderat, ei was denkſt du. So was ſoll man nicht ſagen; manche Nacht kann ich jetzt nicht ſchlafen, es wird mir immer vor kommen. Ich glaube nicht, daß ich's übers Herz brächte. Vor den Gemeinderat, nein aber, das ſtünd ich nicht aus, lieber noch ſieben Kindbetten. Verzeih mir Gott meine Sünde!“ Käthi war ſehr unſchuldig in dieſem Punkte, wie man ſieht. „Aber was ſie da geſagt haben von mir, das haſt du erſinnet, das haben ſie nicht geſagt,“ meinte ſie. Als nun Johannes ernſt verſicherte, nicht mehr oder minder hätten ſie geſagt, da kam Käthi das Augenwaſſer. „Nein aber,“ ſagte ſie, „das hätte ich nicht geglaubt, daß ſolche Manne einem armen Fraueli ſich achteten! Nein aber, und Reſpekt hatten ſie geſagt! Sie werden vexiert haben, gedacht haben, ſo einem jungen Löhl könne man ſagen, was man will.“ Als aber Johannes verſicherte, das hätten ſie gewiß geſagt und ſehr im Ernſte, da ward Käthi gerührt und glücklich, gewiß inniger glücklich als mancher General, dem nach gewonnener Schlacht ſein König ein Kreuz an den Hals hängt, ihn zum Marſchall macht und Graf ſagt, wo er ſonſt nur Baron geweſen. Käthi hatte aber vielleicht auch mehr Urſache glücklich zu ſein; denn nicht bloß einſtündiger Heldenmut hatte ihr das Lob verdient und den Reſpekt, ſondern ein mehr als vierzigjähriger Heldenmut, der im Kampfe aushielt und ſtand hielt, wenn auch der Feind nie fliehen wollte, ſondern alle Tage neu anſetzte. Sie wiederholte oft: „Aber nein, ſie werden doch wohl nur vexiert haben!“ Das war, was ſie im Schlafe ſtörte, aber nicht plaghaft, und ihr Vertrauen und Reſpekt vor den Mannen gab, die einen Unterſchied machten zwiſchen den Leuten, die doch nicht ſo von ungefähr regierten, wie die Leute immer ſagen wollten, und nicht zu vornehm ſeien, ſich einer armen alten Frau zu achten. Das ſeien Manne, ſagte Käthi, wenn es allenthalben ſolche geben würde, es ginge viel beſſer in der Welt, und hatte von Stunde an noch viel größern Reſpekt vor ihnen, als vorher und arbeitete viel, viel glücklicher und leichter. Es ſei eine Freude zu arbeiten und ſich zu leiden, wenn jemand es ſchätzte und äſtimierte, ſagte Käthi. „Ja, ja, mit einem guten Worte kann man manchmal viel machen,“ ſagte ein Schreiberchen, in deſſen Gunſt und Wohlgewogenheit man ſich einmal ſpaßweiſe empfahl.

Ja, mit einem guten Wort kann man viel machen! Wenn die Reichen den Armen, die Armen den Reichen gute Worte geben würden aus gutem Herzensgrunde, da wäre ſchon unendlich viel gewonnen. Die Herzen ſtänden ſich freundlich offen, der brüderliche Sinn zöge wieder ein. Aber wo lernt man gute Worte, wie kommt man zu gutem Herzensgrunde? Im Evangelium findet man die Perlen und die Worte, welche das ewige Leben haben, und die Liebe, die mehr iſt als Engelszungen, welche über alles geht.

Es war ein ſchönes Frühjahr; früh that ſich der Schoß der Erde auf und ward fruchtbar; gar manches edle Kraut bot dem Menſchen Speiſe, und fleißig wurde diesmal das weiße Kraut, welches den Winter über unter aufgefahrener Erde gelegen, jetzt frei gehackt, wurde aufgeleſen, gut verkauft oder mit Behagen ſelbſt verſpeiſt.

Früh fand Käthi zu ihrer unausſprechlichen Freude das Zeugnis, daß die lieben Erdleutchen Wald und Buſch nicht verlaſſen hätten, ſondern fleißig geweſen ſeien den Winter über, und reichlicher und üppiger die Sträucher gepflanzt und Blüten gewoben, und luſtig waren ſie wieder geweſen im grünenden Buſche, im keimenden Graſe; denn verſchlungener und größer waren die Ringe, welche ſie im Graſe getanzt. Bald röteten ſich lieblich und jungfräulich der zarten Beere blaſſe Wangen, und ehe der Mai zu Ende war, konnte Käthi ihre erſte Ernte beginnen, und löſte gar manchen ſchönen Batzen aus dem ſüßduftenden Waldſegen. Dieſe Batzen halfen etwas nach; kümmerlich ging's, aber von Tag zu Tag ging es doch, und allemal ſtand was auf dem Tiſche. Freilich das könnte man nicht ſagen, daß ſie allemal wohlgeſättigt den Tiſch verließen. Johannes hatte großes Verlangen, bald ins Bad zu gehen, um zu erfahren, was aus ihm werden ſolle. So konnte es nicht bleiben, das begann er zu begreifen. Beſſerte der Arm ſich nicht, daß er wieder ſtark wurde zur Bauernarbeit, ſo mußte er was vornehmen, um zu verdienen. Aber es iſt wirklich ſchwer, wenn einer bald dreißig Jahre alt iſt, einen Broterwerb ſuchen zu müſſen. Wir ſagen abſichtlich müſſen; denn freiwillig ändern gar viele, ſpringen von einem Aſt zum anderen und alle Tage auf einen anderen, wollen es immer leichter und bequemer haben, ſchaukeln ſich immer luftiger, bis es endlich genug iſt, und ſie groß purzeln und tief hinunter oft bis ins Zuchthaus und noch tiefer, wenn alles mit rechten Dingen zuginge. Bäcker, Metzger, Lohnkutſcher, Verwalter, Schaffner, Garnhändler, Wirte, Agenten, Ratsherren, Bauern, Schuhmacher, Käſehändler, Gerichtspräſidenten, Spängler, Vorſinger, Trompeter, Schleifer, Bankdirektoren und endlich Müller, Salzfaktoren und Schulmeiſter, und wie eine Laus im Kraut wohl auch ein Pfarrer, das alles purzelt bunt durcheinander in luſtigem Gemiſch. Heute iſt das oben und morgen das Umgekehrte, und jeder kann alles und eins akkurat gleich gut wie das andere. Es iſt, als ob die Leute das Hexenwerk mit der Muttermilch einſaugen thäten. Aber was Anderes werden müſſen, das iſt was Anderes, beſonders wenn das Ausleſen nicht frei iſt, nicht die Luſt entſcheiden darf, ſondern ein lahmer Arm die Hauptſtimme hat. Johannes dachte wirklich an Mauſefallenhändler oder Topfträger, Schwammträger, Fußbote, ja es dünkte ihn manchmal, er könnte auch Landjäger ſein, am Spazieren und Tragen von Briefen hinderte ihn ſein lahmer Arm nicht. Aber es war ihm alles zuwider; denn Johannes war eine ſtabile Natur, aus freiem Triebe ändern oder erſinnen, das war ſeine Sache nicht. Ein guter Knecht war er geweſen, hatte namentlich Freude am Vieh gehabt, wäre daher gern beim Vieh geblieben. Wir begreifen dieſe Richtung vollkommen, iſt einem doch wirklich beim Vieh oft viel wohler als bei Menſchen; wird wahrſcheinlich wegen der beiderſeitigen Kulturſtufe ſein. Käthi dagegen ſchwebte zwiſchen Bangen und Verlangen; Johannes ſah übel aus; er habe keinen Mut mehr, ſagte Käthi, und wenn man ſo weit auseinander komme, ſo wiſſe man nie, ob man wieder zuſammenkomme. Und wenn ſie ſchon bös hätten, ſo ginge es doch. Er ſei ſo ein Guter, mit allem zufrieden, helfe ihr, trage Waſſer, helfe, wo er könne und möge, ſei jetzt immer daheim, leſe in einem Buche, lehre den Johannesli, daß ſie oft denke, wenn es doch immer ſo bliebe. Der Friede und wenn man einander liebe, ſo ſei das am Ende doch die Hauptſache. Daneben, wenn er wieder geſund werden könne, ſo möge ſie es ihm grauſam wohl gönnen; denn eine ſchreckliche Sache wär's für einen ſolchen Burſch, wenn er ein Krüppel bleiben ſollte ſein Lebenlang. Die Befehle zur Abreiſe in die Bäder kommen raſch; kurze Friſt bleibt zur Zurüſtung; was bleibt, darf man nicht verjammern, man muß ſich zurechtmachen und ſcheiden.

Käthi und Johannesli gaben dem alten Johannes das Geleit, und ein Stücklein Wegs liefen noch beide Hühner hinterdrein. Erſt blieben die Hühner zurück, dann meinte Käthi, welcher der Atem zu fehlen begann, ſie wolle nicht ſäumen, er hätte zu preſſieren. „Aber du haſt doch alles?“ frug ſie, und als ſie ſich deſſen vergewiſſert hatte, gab ſie ihm die Hand und ſagte: „Lebe wohl und gieb Beſcheid, wenn du kannſt, wie's dir geht. Da, nimm das noch und häb nit Hunger.“ Es war Käthis ganzer Schatz, es waren fünf Batzen. „Nein, Mutter,“ ſagte Johannes, „das nehme ich abſolut nit, bin Euch lange genug eine Laſt geweſen. „Glaub das nit,“ ſagte Käthi, „und nimm's, es thäte mir in der Seele weh, wenn du es nicht nähmeſt. Glaube, du biſt mir wert, kommſt du heim, geſund oder wie jetzt, nur gleich gut gegen mich; wo die Liebe iſt, da ſteht man alles aus und hat noch Freud' dabei.“ „O Mutter!“ ſagte Johannes. „Geh,“ ſagte Käthi, „denk, wenn du zu ſpät kämeſt! Mach Beſcheid, haſt es gehört? Lebe wohl, und geh mir ſacht!“

Johannes mußte gehen, aber er hatte noch lange Thränen in den Augen; er mußte denken, wenn das Weibervolk alles wäre wie ſeine Mutter, was das für ein Leben wäre in der Welt! Aber wie ſie, ſei keine mehr, dachte er. Hatte ungefähr ſo recht als der Jeſaias. Der wimmerte: es gebe keine gottergebenen Juden mehr. Wohl, es giebt noch gute Weiber, abſonderlich gute Mütter. An Liebe fehlt's dem guten Weibervolk nicht, zuweilen wohl an Verſtand. Daß es ihm an der Liebe nicht fehlt, ſieht man abſonderlich an der Eiferſucht, welche viele ſo ſchrecklich plagt, noch viel ſchrecklicher als der Bandwurm manchen Mann plagt: was man auch vorkehrt, der Wurm will nicht fort.

Neunzehntes Kapitel.

Zwei erſcheinen, eine alte Bekannte und eine neue: die Erdäpfelkrankheit und ein hübſches Mädchen.

Bekanntlich war es im Jahre 1846 manchmal ſehr warm. Das erfuhr niemand mehr, als Johannes ehemalige Meiſterfrau. Sie ſaß an einem heißen Morgen auf einem Wägeli und ſchwitzte gar mörderlich. So eine Bäurin ſei doch das ärmſte Geſchöpf von der Welt, brummte ſie. Arme Weiber könnten morgens in der Kühle gehen; Leute ihrer Art aber müßten erſt ſorgen für gehöriges Frühſtück, dann noch für das Mittageſſen; denn wenn ein Broſämlein fehlte, ſo ging's über ſie her, es wiſſe kein Menſch wie, und wenn ſie heim käme, kriegte ſie Geſichter, daß eine Kuh daran erſticken müßte. Hinten auf dem Wägeli hatte die Bäurin ein Fäßchen; ſie wollte weinen (Wein kaufen) für die Ernte. Es war Markttag im Städtchen, doch ziemlich leer war die Straße. Die meiſten hatten eben die Kühle benutzt. Auch dies machte die Frau ärgerlich; ſie war nicht gern lange alleine, hatte Langeweile. Sie beſuchte nicht den Markt, um nichts zu vernehmen; ihre eigenen Gedanken abhören, konnte ſie daheim auch. Sie pflegte, wenn ſie zu Markte fuhr, alsbald jemand das Heimfahren anzubieten, doch mit Auswahl. Heiratsfähigen Männern erwies ſie dieſe Gunſt nie; denn wie leicht, ſo komme man ins Geſchrei und das begehre ſie nicht. Sie frage dem Zeug allem nichts nach, und da möchte ſie doch den Namen auch nicht haben, pflegte ſie zu ſagen. Endlich ſah ſie was Weißes durch die Bäume. „Hü, Mähre!“ ſagte ſie, „du thuſt heute ſo faul, als wäreſt eine Welſchlandjungfer;“ und ſtark ſchüttelte ſie das Leitſeil; denn ſie fuhr immer ohne Peitſche. Ein Mädchen ging vor ihr her, ein dickes, rundes, und als es ſich umdrehte, hatte es ein freundlich Geſicht, wie es ſich für ein liebevolles Mädchenherz am allerbeſten ſchickt. „Ei Baſe, hü, Mähre! komm, ſitz auf. Kannſt nicht ſtehen, du alte Täſche! Komm auf die andere Seite; haſt den Hafer ſchon in der Naſe! Gieb mir das Säckli! So lauf denn, wenn es dir ſo preſſiert!“

Alſo eine Baſe beſcherte der Bäurin das gütige Geſchick, und nun kam die Rede in Fluß, was die Frau ungemein erleichterte. Sie ſchwitzte nicht halb mehr ſo ſtark, als früher. Die Baſe war nicht nahe verwandt, wohnte ihr nicht nahe, um ſo mehr hatten ſie ſich zu fragen und zu ſagen. Die Baſe war eine Waiſe, welche ein Vermögen von einigen tauſend Gulden beſaß und ſo viel Liebhaber hatte, daß ſie vor lauter Liebe zu gar keinem Manne kam. Sie konnte nicht ausfindig machen, welcher ſie am meiſten liebe und am längſten lieben würde, und wie das erforſchen, wußte ſie nicht und hätte es doch gar zu gern gewußt, ſie war in ſehr großer Verlegenheit, und während ſie ſich beſann, wurden ihr die Liebhaber verjagt, und dies verminderte die Verlegenheit nicht.

Sie hatten ſich noch nicht halb ausgeſchwatzt, als ſie bereits am Ort ihrer Beſtimmung angelangt waren, der Stallknecht erſt nach ſeiner Kappe, dann nach der Mähre griff, die Bemerkung nach hinten ſchickte: „Es macht warm heute,“ und zur Mähre ſagte: „Komm' nur, komm', fürchte dich nicht, du wirſt nicht alle Tage ſolche Fuhrwerke ſehen.“ — Nach getroffenen Abreden wanderte die Frau ihrem Weinlieferanten zu, zu welchem ſie ein unbedingtes Vertrauen hatte. Das ſei ein rechter Herr, ſagte ſie, und der vermöge den Wein recht zu geben, er brauche nicht allen möglichen Dreck drein zu machen, um den Kunden Beſcheid und Antwort geben zu können. Sie wollte aber nur mit ihm ſelbſt verkehren und mit den Schreiberbuben nichts zu thun haben. Das ſei ihr ein Volk das, ſagte ſie, die wären imſtande, ihr halb Waſſer drein zu laſſen und den Wein ſelbſt zu ſaufen, denn das ſei ihr ein durſtig Volk und ein nichtsnutziges! Der Herr aber, der wußte ſie auch zu nehmen. Er begrüßte ſie wie die beſte Bekannte, hieß ſie ſitzen, frug nach dem Stande der Arbeit und der Früchte, zeigte ihr Reſpekt vor ihrer Meiſterſchaft, redete von ſelbem Male, wo er bei ihr geweſen war, und rühmte Kaffee, Milch und Kuchen, verſprach bald wieder zu kommen, hieß Weinproben bringen, ſagte, den kann ich euch nicht raten, aber von dem würde ich nehmen, er iſt einen halben Batzen teurer, euch laſſe ich ihn für fünf Batzen. Wer auf mich hören will, dem rate ich immer, für Ernten und ſolche Feſte beſſern Wein zu nehmen. Bewahre, nicht wegen mir, ich verkaufe den ſchlechten Wein viel lieber, als den beſſern. Aber, glaubt mir, ihr kauft wohlfeiler; den ſchlechten Wein ſaufen ſie euch weg wie Waſſer und hören nie auf; vom beſſern kriegen ſie bald genug. Und wenn ſie ſchon noch möchten, ſo können ſie nicht, und obendrein rühmen ſie den Wein, und über den andern ſchimpfen ſie um ſo ärger, je mehr ſie davon ſaufen. Alſo fünfbatzigen. Aber jetzt wollen wir ein Glas beſſern miteinander trinken. Holt vom hintern Geſtell rechts. Da hilft jetzt wehren nichts, und ſei es Morgen oder nicht Morgen, wenn man ſo weit gefahren iſt, ſo thut einem ein gut Tröpfli wohl. Es freut mich viel zu wohl, ein Wörtlein mit euch zu reden; ſobald laſſe ich euch nicht fort, oder wollt ihr mit uns eſſen, wie wir es haben, nichts Gutes, es würde meine Frau freuen. Mit dem Gelde preſſiert's ja nicht, hol' es einmal. Nun, wenn's ſein muß; Geld nimmt man immer. Friedrich, rechnet es aus, wie viel bringt's. Wenn alle Leute ſo exakt mit dem Handeln wären, da wär's eine Freude, Handelsmann zu ſein; viel hundert Zentner Papier brauchte man weniger und viel tauſend Gulden reicher wäre ich!

So und viel anderes redete der Herr und machte ſich ſehr bemüht um die Frau, ſo daß, wer ſich ein wenig auf die Leute verſteht, begreift, daß die Bäurin ihren Wein nirgends anders kaufte, und den beſten Wein, der nicht von ihrem braven und rechten Herrn kam, ſchlecht geſcholten hätte.

Indeſſen beim Fortgehen ſagte ſie doch: „Daß ich aber doch von dem bekomme, wo ihr geſagt, und der Küfer oder einer von euren Jungen da mir nicht was anderes darein macht!“ „Habt nicht Kummer, Frau,“ ſagte der Herr, „es ſollte ſich einer unterſtehen, wohl, dem wollte ich! Es kommt kein Fäßchen fort, wo ich nicht erſt verſuche, was drin iſt.“

Noch allerlei hatte die Frau zu verrichten, und allenthalben trat ſie ein mit dem heitern Bewußtſein, eine willkommene und reſpektierte Erſcheinung zu ſein. Sie hatte immer Geld, wenn ſie kam, über alle Dinge ein verſtändig Urteil und wußte immer, was ſie wollte. Man brauchte ihr nicht den ganzen Kram hervorzuſchleppen und ſtundenlang bei ihr zu ſtehen, und ihr Überlegen abzuwarten, welches oft noch dahin ausläuft, daß man ſagt: „Excusez, komm' ein andermal wieder!“

Die Stunde, in welcher die Bäurin und die Baſe, welche Bäbeli hieß, ſich ein Stelldichein gegeben, hatte längſt geſchlagen, als die Bäurin zu der harrenden Baſe ſich fand, ſchwitzend, müde und klagend, was das für ein Geläufe ſei. Sie habe ſchon manchmal ſich faſt verſchworen, nie mehr auf einen Markt zu gehen, und dann müſſe es doch wieder ſein, wenn man niemand habe, dem man die Sache anvertrauen könne. Abhocken wolle ſie und mal auch verſuchen, wie das Sitzen hinterm Tiſch in einem Wirtshauſe ihr zuſchlage und wie lange ſie es ertragen möge. Beim fragenden Stubenmädchen beſtellte ſie für beide eine gute Flaſche und was auf einem Teller, doch nichts Aufgewärmtes und keine Überbleibſel, ſondern was Rechts, daß es einem freue davon zu eſſen und nicht ekle.

Die Stube war voll; es ſchien, die Leute wünſchten die Hitze vorüber zu laſſen. Von einem andern Tiſche ward die Bäurin gegrüßt, es war die Beſeliſe, welche wir auch ſchon kennen, welche es that. Wie es ſolche Weiber haben, welche vom Hauſieren leben, ſie ſind um Konverſationen nie verlegen, der Geſprächſtoff geht ihnen nie aus, ſie führen ihn mit ſich von allen Sorten und wiſſen zumeiſt jede Perſon nach Stand und Würde mit der rechten Sorte zu bedienen. Nach allgemeinen Bemerkungen, es mache warm, und wenn's ſo fortgehe, ſo ſeien in acht Tagen allenthalben Ernten oder wenigſtens in vierzehn, frug ſie: „Und habt ihr vernommen, wie es euerm Knecht, dem Johannes, geht, wo ſo wüſt gethan. Dem Lumpenbub' geſchieht es recht, es ſollte allen ſo gehen." Die Bäurin ſagte, ſie habe gehört, er habe lange prozediert und ſich immer krank beſchrieben, um die andern recht zu brandſchatzen; als es aber habe zum Eid kommen ſollen, ſei er abgeſtanden und habe ausgemacht. Wo er jetzt ſei, wiſſe ſie nicht, und nehme ſie apart nicht wunder; er habe in der letzten Zeit einen gar zu böſen Kopf gehabt, ſonſt wäre er ihr anſtändig geweſen; einen beſſern Knecht werde ſie nicht bald bekommen. „He nun, wenn du es nicht weißt, ſo kann ich es dir ſagen," ſagte Beſeliſe. „Es ſollte allen, welche nicht wiſſen, was ſie thun wollen vor Hochmut, ſo gehen wie ihm, die, welche nachkommen, könnten dann ein Exempel nehmen daran."

Nun erzählte ſie auf ihre Weiſe und färbte das ganze, wie eine Beſeliſe zu färben pflegt. Er ſei im Bade, ſagte ſie, der Arm ſei lahm, und wahrſcheinlich komme er nicht mehr zurück; denn er habe noch die Auszehrung und ſonſt noch was, dem ſie den Namen nicht geben könne. Er habe ſeine Gegner mögen brandſchatzen, aber nicht können, derweilen ſeine Mutter faſt aufgefreſſen; die habe grauſam bös gehabt; man könne denken, eine ſiebenzigjährige Frau, ein unmündiges Kind und ſolch einen Schlingel alleine durchbringen, das wolle was ſagen. Die Frau hätte ſie faſt erbarmt, wenn ſie nicht eine ſo überwitzige wäre. Sie gehe herum wie ein Schatten an der Wand, und wenn der Mond ein wenig anwendete, ſo möchte er durch ſie durch.

So erzählte die Beſeliſe. Da fing es an lauter zu werden in der Wirtsſtube; die Stimmen polterten zornig durcheinander. „Einer, der das redet, iſt ein Lumpenhund!" hörte die Frau. „Und du biſt ein Donnerslöhl, und was iſt, das iſt, und was ich geſehen habe, das werde ich auch ſagen dürfen, ein Schlingel wie du wird es mir nicht verwehren!" „Und ich ſage, wer redet, was du, iſt ein Schelm und Spitzbube!" „Und ſei ich, was ich wolle, ſo biſt du eine Kuh, und die Erdäpfelkrankheit iſt wieder da, und brülle du, wie du willſt, ſo iſt ſie da!"

„Herr, was, was ſagen ſie?" frug die Bäurin, aber vor dem Streite, der lauter ward, hörte ſie niemand.

Der Streit ward immer lauter, Schläge hätte es wohl gegeben, da kam ein Landjäger und legte ſich darein, wie man zu ſagen pflegt. Er frug, was es gebe, mit gewaltig barſchem Geſicht, und als er endlich gehört, was er ſchon gehört, da entſchied er wie Solon: Wer ſo was ſage und von der Kartoffelkrankheit rede, der wolle nur aufreizen und die Leute böſe machen, ein Lumpenbub ſei er und halbwegs ein Spitzbub. Er wolle nicht fragen, wer ſo was geredet, aber er wolle gewarnt haben, daß in ſeiner Gegenwart niemand ſo was ſage, ſonſt gehe es ihm nicht gut. Er nehme jeden auf der Stelle, führe ihn ins Schloß, und der Regierungsſtatthalter werde ihn an Schatten thun, wo er dieſen Sommer nicht mehr ſchwarz werde. Man kenne die verfluchten Spitzbuben, die das Volk aufrührten und unzufrieden machten, und von denen und von niemand anders rührte der Lärm her. Aber denen werde man das Handwerk legen, ein- für allemal und nicht für Spaß. Der droben (der Regierungsſtatthalter) habe es ihm geſagt, wenn er einen höre, der ſo was treibe, den ſolle er ihm bringen und ungeſäumt, und wenn es ſein müſſe, gekettet oder mit einem Ring in der Naſe, den wolle er lehren, was reden heiße und was das ſei, das Volk aufwiegeln! Ihr Leute, ich will euch gewarnt haben, und daß ich kein Wort mehr höre von Kartoffelkrankheit, ſonſt ſeht, wie es geht! Aber lieber wäre es mir, wenn ich niemand unglücklich machen müßte." — „Donner! es wird doch erlaubt ſein zu ſagen, meine Erdäpfel haben die Krankheit? Das zu ſagen, habe ich das Recht; ich möchte den Schelm und Lumpenhund ſehen, welcher es mir wehren will! Und will es einer nicht glauben, ſo ſage ich ihm: Komm, ſetze die Brille auf und halte die Naſe dar! Und das ſage ich, und ſollte es der Regierungsſtatthalter ſein und nicht bloß ſo ein Lumpenbub und Hallunke!"

Ja, da brannte der Landjäger himmelhoch auf und hatte Hilfe. Da kam der Wirt herbeigeſchoſſen und ſchrie als wie fünfhundert Ochſen, er dulde hier keinen Streit. Der Himmelstürk, welcher hier Streit mache, müſſe ihm raus und finde derſelbe die Thür nicht, ſo wolle er ihm zeigen, wo das Fenſter ſei. Der arme Teufel, der nicht nachgeben und zurücknehmen wollte, daß keine Kartoffelkrankheit ſei, wurde nun unſauber erſt zur Thüre, und da er nicht aufhörte zu proteſtieren und ſeine Sache zu behaupten, die Treppe hinunterſpediert.

Als der Wirt ſchnaufend und keuchend von ſeiner vaterländiſchen Expedition zurückkehrte und ſehr triumphierende Blicke von ſich gab, ſcholl es hier, ſcholl es da: „Wirt, was bin ich ſchuldig"; „Wirt, mach mir die Rechnung"; „Wirt, wo iſt wohl der Stallknecht, er ſoll anſpannen"; „Wirt, wo haſt du mein Säcklein?" So erſcholl es aus allen Ecken und Enden. Und wie der Wirt auch ſagte: „Ich würde noch warten, es iſt noch gar zu warm, es iſt noch viel zu früh für heim, wartet doch, bis der Staub ſich geſetzt hat!" nahm das Rufen kein Ende. „Wirt, ſieh hier einen Thaler, hier einen Gulden, ich bin preſſiert, muß zeitlich heim ſein." Ganz erſtaunt und verblüfft ſagte endlich der Wirt, die Silberſtücke betrachtend in der Hand: „Habe nicht Münze im Sack, muß holen." Im Stübli ſchüttelte er ſchrecklich den Kopf und verzählte ſich beſtändig. Da ſchoß ſeine Frau hinein und rief: „Wo Tüfel bleibſt, die Leute preſſieren, es iſt, als ob alle Büchſenpulver unter den Beinen hätten; weiß gar nicht, was die Leute haben, daß ſie alle ſchon fort wollen." „Es iſt beim — nicht mehr zu leben heut zu Tage," ſtieß der Wirt als Seufzer aus, „man weiß gar nicht mehr, was man ſagen ſoll, um es allen zu treffen;" am beſten wäre es, man ſagte gar nichts! Vor acht Tagen hätte alles gebrüllt, wenn er nicht dem Landjäger geholfen, heute ſchreie alles, weil er es gethan; ſo möchte am Ende der Teufel dabei ſein. Die Leute hätten halt keine Geſinnung, keine Grundſätze, kein Menſch wiſſe, woran man mit ihnen ſei — den Ketzern.

Als der Wirt endlich mit der Münze wieder kam, wollte jeder zuerſt haben; es ſchrie in allen Ecken, und der Wirt ſpedierte ſehr langſam, wollte wieder gut machen; ſagte, man ſolle doch nicht ſo preſſieren, und er habe nichts dawider, etwas könne an der Sache ſein, es ſei alles möglich, aber allweg ſei es eine wüſte Sache, und beſſer ſei, nichts davon zu reden oder ſo wenig als möglich. Es ſei ihm wegen der armen Leute, denen müſſe man nicht Angſt machen, und die Landjäger und Regierungsſtatthalter hörten es auch nicht gern, wie ſie ja ſelbſt hätten mögen merken. So daheim herum könne man reden davon, aber nur leiſe, dawider habe er nichts, und wenn es ſei, ſo könne man die Sache in Gottesnamen nicht anders machen, aber öffentlich ſolle man ſich's nicht merken laſſen; böſen Sachen ſolle man ja zum beſten reden, dies ſei allweg das Beſte. So redete der Wirt, aber es half ihm nichts; die Leute ſtoben fort, und wirklich redete bei ihm kein Menſch mehr von Erdäpfelkrankheit. Der Wirt machte ein langes Geſicht und ſagte, er würde einen Thaler geben, das wäre ihm nicht paſſiert, ſolches ſeien fatale Sachen. Wär's dem Bärenwirt paſſiert, ſo hätte es ihn nur gelächert, der hätte es beſſer verdient, als er.

Die Bäurin und ihre Baſe gehörten auch unter die, welche Reißaus nahmen. Nicht ſchnell genug konnte der Stallknecht einſpannen, bald hätte die Bäurin den Wein aufpacken zu laſſen vergeſſen, und erſt frei atmete ſie auf, als ſie das Städtchen im Rücken hatte. Es ſei ihr in allen Gliedern, ſagte ſie zur Baſe; wenn's wäre, daß die Erdäpfel wieder fehlen ſollten, ſo gehe es viel übler als im vergangenen Jahre, da waren noch Vorräte, jetzt ſind keine mehr. Ich glaube indeſſen nicht daran; allweg habe ich lauter geſunde geſetzt, und hieß es doch, auf den Samen komme alles an, und das Kraut habe ich auch verbrannt, wie's vorgeſchrieben war, obgleich es mich ſehr reute; denn was Miſt giebt, geht über Zucker. „Aber eins hab' ich gehört, und das plagt mich; denn es wird das meiſte wahr ſein daran," fuhr die Bäurin fort und wandte ſich zu ihrem ſehr ſchweigſamen Bäschen, dem Bäbeli. „Das iſt wegen dem Knecht, dem Johannes; das iſt dem doch zu übel gegangen, wenn der ein Krüppel geworden ſein ſollte. Und die Mutter dauert mich auch, das iſt die bravſte Frau von der Welt; Böshaben nimmt ſie für gut, wenn nur die Leute zufrieden ſind mit ihr. Und wenn's ſolchen Leuten ganz bös gehen ſollte, ſo iſt's nicht gut; da ſagen einem die Leute gleich, wenn ein Gott im Himmel wäre und Gutſein was nützte, dem oder jenem ginge es beſſer, der erfahre jetzt, was fromm thun und ehrlich ſein abtrage. So bös, wie die Liſe es machte, wird's nicht ſein, aber allweg nicht gut, und wenn ich wüßte, wie, ich thäte der Frau von Herzen gerne was. Aber eine Magd ſchicken oder ſelbſt gehen, mag ich nicht, du weißt, wie die Leute ſind, und einen ins Geſchrei bringen, abſonderlich eine Witfrau, man kann nicht Tüfels genug ſein, damit die Leute einem nicht nachreden, man habe die Knechte zu lieb."

„Baſe," ſagte das Bäschen, „ich möchte dir was ſagen, wenn du hören willſt und mir nicht zürnen." „Red'," fuhr die Baſe auf, „bin ich etwa ſchon im Geſchrei, das wäre mir doch der Teufel!" „Nein Baſe," ſagte Bäbeli kleinlaut, „was denkſt, es iſt wegen meiner. Aber du ſagſt es nicht weiter, verſprich mir's." „Du wirſt doch nicht etwa," ſagte die Baſe. „Bewahre, was ſinneſt," ſagte Bäbeli. „Du haſt dich vorhin, als die Frau das erzählte vom Johannes, der bei dir Knecht war, meiner nicht geachtet, ſonſt hätteſt du geſehen, daß ich ganz blaß wurde; es war mir, als gebe mir jemand mit einem Schlegel auf den Kopf, ſo daß mir die ganze Welt ringsum ging. Du wirſt gehört haben, daß ſein Streit wegen einem Meitſchi entſtand hauptſächlich. Weißt du, wer das Meitſchi war?" „Doch nicht etwa du?" frug die Baſe mit großen Augen. „Eben," ſagte Bäbeli, „war ich es." „So, das wußte ich nicht, an dich hätte ich zuletzt gedacht, wußte nicht, daß du dich mit Knechten abgebeſt," ſagte die Bäurin. „Baſe, zürnt mir doch recht nicht," ſagte Bäbeli, „ich bin nicht ſo viel im Fehler, als ich ſcheine, habe mir ein Gewiſſen daraus gemacht ſchon lange, und jetzt, wo ich weiß, wie die Sache einen Ausgang nimmt, weiß ich nicht, was machen; ich glaube, ich habe keine ruhige Stunde mehr. Ihr wißt, ich wohne bei meinem Bruder, er giebt mir nichts und ich ihm nichts; ich meine, ich verdiene mein Eſſen wohl mit Arbeit; an einem andern Orte bekäme ich für das, was ich mache, einen ſchönen Lohn. Nun, mit dem Bruder ging's, über den hätte ich ſo viel nicht zu klagen, aber ſein Weib, das iſt ein Hagel, böſer iſt nichts. Gönnt niemand was, und ſelber eſſen macht fett, das iſt ihre Meinung. Es vergeht kein Tag, daß ſie nicht verſtohlen Kaffee oder Pfannkuchen macht; daß ſie mir nichts davon giebt, das dünkt mich nichts anderes, aber auch nicht ein Aug' voll davon kriegt mein Bruder, ſelb dünkt mich eine ſtrenge Sache und macht mir das Herz bluten. Und wenn ſie zum böſen Eſſen mir noch böſe Worte zumeſſen kann, ſo ſpart ſie es nicht. Es dünkte mich oft, es wolle mir das Herz zerreißen."

„Bleib nicht dort," ſagte die Baſe, „du vermagſt an einem anderen Orte das Koſtgeld zu geben. Was wollt ihr euch quälen und gegenſeitig aneinander verſündigen?"

„Du haſt wohl recht," ſagte Bäbeli, „aber der Bruder dauert mich, und er hat mir geſagt, ich ſolle ihm nicht die Schande anthun und weiter gehn. Dann hab' ich mich gewöhnt an ſein Haus, war mein Lebtag darin." „Wirſt doch einmal daraus müſſen," ſagte die Baſe. Bäbeli gab darauf keine Antwort, ſondern fuhr fort: „Nun am Neujahr und den Tag nachher that die Frau beſonders wüſt. Man brauchte begreiflich mehr, das reute ſie ſchrecklich; ſie machte ein Weſen und hatte ein Aufbegehren, daß man glaubte, ſie wolle allen wieder aus dem Halſe herauskratzen, was ſie genoſſen hatten. So verleidete es mir dabei zu ſein. Ich gab vor, bei einer Wollenrüſterin was zu verrichten zu haben, und machte mich fort. Als ich meine Sache verrichtet hatte, war es über Mittag; ich hatte nicht Luſt, des Bruders Frau unter die Augen zu kommen und ſie zur Unzeit um etwas zu eſſen zu bitten, obgleich ſie Fleiſch genug gehabt hätte im Küchenſchrank. Die Wirtin zu Michelhofen iſt mir noch von weitem verwandt, daneben meine gute Freundin. Dorthin ging ich und dachte an gar nichts, als daß ich es mir dort einmal recht wohl ſein laſſen wolle für mein Geld, einmal eſſen ohne ſaure Augen. Es freute die Wirtin, daß ich kam, ſie wartete mir gut auf und verſäumte ſich bei mir, daß keine von uns dachte, was es für Zeit ſei. Da hörten wir geigen; Teufel, ſagte die Frau, ſind die Geiger ſchon da, und ſchoß hinaus. Sie kam lange nicht wieder, und für die lange Weile gehe ich in den Tanzſaal, um zu ſehen, was da gehe. Da ſaßen drei Geiger, geigen in der leeren Stube, nur damit man wüßte, ſie ſeien da. Einige Burſche waren da und tranken in einer Ecke, ich kannte ſie nicht. Wie ich hinein komme, ſchreit ein Geiger: Seht, da kommt eine; nehme ſie einer, wir wollen aufſpielen; es ſoll nichts koſten, nur damit was geht, und es einmal angefangen werde. Nun kam der größte der Burſche auf mich zu und nahm mich; was ſollte ich da machen? Aus einem Tanze wurden zwei, drei u. ſ. w.; er tanzte gut, und wenn man tanzt, hat man nicht Zeit zu ſinnen und zu denken, was klug ſei und am beſten wäre, und beſonders, wenn man ſo aus dem Verdruß herauskommt und weiß, daß einem daheim niemand was nachfrägt, weiß man nicht, wie es einem wird, wenn man ſich einmal luſtig macht und das Elend vergeſſen kann. Nach und nach kamen Leute, die Stube füllte ſich. Ich hätte mich von ihm losmachen ſollen, es iſt wahr, aber ich wußte nicht, wer er war, er that manierlich, und ich kannte ſonſt niemand hier. Ich mußte ihm mit Wein Beſcheid thun, er wurde wilder, übermütiger; es kämen Bekannte, und ich vernahm, daß er nur ein Knechtlein ſei, wurde ausgelacht und ausgeſpottet; es ward mir Angſt vor Streit, Angſt vor dem Bruder, abſonderlich vor ſeiner Frau, was die mir ſagen würden, wenn ſie vernähmen, wo ich geweſen und mit wem ich getanzt habe. Ich machte mich von ihm los, und in der Angſt nicht mit Manier, ſchloß ich mich an Bekannte an, trieb zum Fortgehen, und was geſchah, weißt du. Ich bin nicht ſchuld, und doch hatte ich es ſchwer auf dem Herzen, denn wenn ich nicht geweſen wäre, ſo wäre das alles nicht begegnet; und erſt jetzt, da ich weiß, was die Sache für einen Ausgang hat, wird es mir Tag und Nacht nicht Ruhe laſſen. Daß mich die Gwundernaſe (Neugierde) in den Saal getrieben und des Bruders Frau mich böſe gemacht, das iſt daran ſchuld, daß ein Burſche ein Krüppel wird und eine alte Frau faſt verhungert, wie die Beſeliſe ſagt. Das iſt doch ſchrecklich, und da weiß man wahrhaftig nicht, wie beten und wie thun, daß man ſich nicht Unglück auf den Hals zieht oder andern, und während man keinem Kinde das kleinſte Leid anthun will, macht man Leute zeitlebens elend und weiß es vielleicht nicht und vernimmt's erſt, wenn man vor den Richtern muß am jüngſten Tag, und links die Böcke ſind. Es dünkt mich, ich möchte zur Mutter und ihr etwas thun und jetzt, weil er im Bade iſt, ſchickt es ſich am beſten. Sie kennt mich nicht und in der Gegend dort niemand, ſo viel ich weiß. Wenn's dir recht iſt, ſo will ich mich für deine Magd ausgeben und ſagen, du ſendeſt ihr was."

„Meitſchi, nimm dich in acht, was du machſt," ſagte die Bäurin; „denk', wenn es dir ankäme, ſo könnteſt du Verdruß haben und Meitſcheni müſſen ſich in acht nehmen, das haſt du ja erfahren."

„Ach, was frage ich dem allem nach," antwortete Bäbeli, „es hat mich doch niemand lieb und nirgends ſollte ich ſein, ach, wenn ich nur ſterben könnte und unter die Erde, da wäre mir wohl," und gar bitterlich begann Bäbeli zu weinen.

Die Bäuerin ließ Bäbeli eine Weile machen, wahrſcheinlich wegen eigener Bewegung; denn es zuckte ihr gar ſeltſam um den Mund herum. Endlich ſagte ſie: „He nun, wenn du meinſt, es mache nichts, und die Sache liegt dir am Herzen, ſo iſt es mir ſehr anſtändig. Aber dann kommſt du erſt bei mir vorbei; ich möchte auch was mitgeben und wieder bei mir durch; es nimmt mich wunder, ob's wirklich ſo iſt, wie die Beſeliſe ſagte, der iſt nicht zu trauen, die hat ein Maul, als ob ſie es des Teufels Großmutter geſtohlen hätte. Komm abends zuvor und bleib bei mir über Nacht, es iſt weit, und dann können wir noch eine Weile miteinander plaudern. Und Meitſchi, hörſt, wenn es dir deines Bruders Frau zu arg macht, ſo mach nichts Dummes, ſondern komm zu mir, ich habe dir zu arbeiten und zu eſſen."

„Das iſt ein guter Beſcheid, Baſe," ſagte Bäbeli, „ich danke euch. Aber was meint ihr, Baſe, wann ſoll ich gehen, wann wäre es euch recht?" „Wann du willſt," ſagte die Baſe, „wenn es dir am ſchicklichſten iſt." „Wäre es vielleicht nicht am beſten, ſo bald möglich; er könnte ungeſinnet aus dem Bade kommen, dann dürfte ich für mein Leben nicht hin." „Es iſt mir völlig recht," ſagte die Baſe, durch dieſe Bereitwilligkeit ſichtlich erfreut, „fahre gleich mit und gehe morgen." „Das, Baſe, das geht nicht, muß erſt heim, hatte Sachen zu verrichten für den Bruder. Und wenn ich ſo gekleidet ginge, ſo würde man nicht glauben wollen, daß ich eine Magd ſei, oder eine in geliehenen oder geſtohlenen Sachen." „Du haſt recht," ſagte die Bäuerin, „Mägde in ſolchen Hemden und mit ſolch ſilbernen Ketten ſieht man nicht oft; und wo man ſie ſieht, geht's nicht mit rechten Dingen zu, und viel darauf hält ihnen niemand."

Unter dieſem Geſpräche war die Mähre langſam weiter geſchritten, als ob ſie in Behaglichkeit dem Geſpräch der beiden Baſen zuhöre und endlich an ein Wirtshäuschen gekommen, wo ſich die Wege ſchieden. Gegen alle Gewohnheit trank dort die Bäurin einen Schoppen wegem Durſt, ſagte ſie, aber Bäbeli zahlte ihn, die Bäuerin mochte ſagen, was ſie wollte. Das offene Herz hatte auch eine offene Hand gemacht, und wenn nicht das Hemd, ſo doch das Mieder hätte Bäbeli vom Leibe gegeben, wenn ſie darum angeſprochen worden wäre.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von einem Beſuch und alten und jungen Gedanken.

Diesmal ſchlug die Nachricht von der Anweſenheit der Kartoffelkrankheit nicht wie ein Blitz ins Volk, ſie ſchlich wegen den Landjägern verſtohlen ein und niſtete langſam ſich ein.

Auch zu unſerer Käthi war die Nachricht geſchlichen und hatte ſie gröblich erſchreckt. Diesmal ging ſie tags hin und ſah zu ihrem Schrecken ganz frühe Erdäpfel ſchwarz im Laub. Sie grübelte, wie die Weiber pflegen, und fand zu ihrer großen Freude, viele und faſt ausgereifte unter einer Staude, freilich mehrere gefleckt. Sie dachte, gottlob, doch wieder was zu eſſen, denn daß man im Juli Erdäpfel graben könne, daran hatte ſie nicht gedacht. Ausmachen wird das Beſte ſein, dachte ſie, und gedacht, gethan.

Aber nicht manchen Tag ging es, ſo waren die ausgegrabenen Kartoffeln größtenteils in Fäulnis übergegangen. Als Käthi darüber ſah, erſchrak ſie grauſam; denn ſelbſt ſie wäre geneigt geweſen, diesmal das Beſſere zu glauben, die Flecken ſchadeten in dieſem Jahre nicht ſo viel, böſe Leute hingen ihnen böſe Verleumdungen an: ſo glaubte auch Käthi, bis ſie durch Anſchauungen anders unterrichtet wurde. Käthi weinte und wußte nichts zu ſagen als: „Du mein Gott, ſo iſt's doch, du mein Gott, wie ſoll es jetzt gehen?"

„Gott grüß euch," erſcholl eine Stimme hinter ihr, daß ſie erſchrak und herumſah. „Habt ihr einen Sohn im Bade und heißet Käthi?" frug ein Mädchen, ſehr ſchlicht angezogen mit einem großen Säcklein in der Hand. „Iſt er etwa geſtorben?" frug Käthi und fuhr hoch auf. „Weiß nichts davon," ſagte das Mädchen, „aber ich habe einen Gruß für euch und ſonſt noch was von eures Bubs alter Meiſterfrau." „So," ſagte Käthi gedehnt, „ſinnet die noch an ihn und hat ihn doch ſo ſchnöde zun Hauſe hinaus gejagt, iſt's ihr etwa übers Gewiſſen gekommen?" „Glaub nicht, daß ſie Urſache dazu hätte," ſagte das Mädchen, ſo viel ich weiß. „Aber man kann eine Sache auf mehr als auf eine Art erzählen. Eine Meiſterfrau hat das Recht, ein Wort zu ſagen, und euer Sohn mochte nicht viel ertragen, und unſere Frau läßt ſich auch nicht auf die Füße treten, da iſt man bald nebeneinander vorbei." „Biſt du bei ihr?" frug Käthi. „Sollte Jungfrau ſein dort," ſagte das Mädchen. „Sie hat letzlich vernommen, es gehe deinem Sohne bös und das hat ſie erbarmet, ſie kann wohl ſcharf auftreten, iſt daneben aber eine Gute und hat ein lind Herz. Ich hatte ſonſt noch was zu verrichten, da gab ſie mir das Säcklein mit einem freundlichen Gruß, läßt fragen, wie es gehe, und wenn Johannes zurückkomme, ſo ſolle er einmal zu ihr kommen."

Käthi hatte auf der Zunge zu ſagen: „Das wird kaum gehen," indeſſen wendete ſich das Wort ihr unwillkürlich im Munde und ſie ſagte: „He, das kann wohl gehen. Aber ſieh doch, wie ich Erdäpfel habe, es geht mir viel zu übel, ich darf gar nicht daran denken, wenn die andern auch ſo ſein ſollten. Aber komm hinein und ſitz ab, es wird dich nicht wunder nehmen, wie es ſo einer alten Frau geht, junge, luſtige Meitli haben anderes zu ſinnen." Das Mädchen that manierlich, ſagte, es ſei ſchrecklich für viele Leute, wenn es ſo kommen ſollte; fragte, was ſie da für ein hübſches Bubi habe und ob es auch ſo gut ſei wie ſchön, und frug das Bubi, ob das ſeine Hühner ſeien und ob ſie legen thäten oder nicht? Vor lauter Fragen und Antworten brachte Käthi das Mädchen faſt nicht in die Stube. Käthi entſchuldigte ſich, es ſähe ſtrupp aus und gar ſo armmütig; ſie werde es anders gewohnt ſein; in Bauernhäuſern ſähe das anders aus. O, ſagte das Mädchen, das mit hellem Behagen ſich umſah, es gebe viele Bauernhäuſer, wo es nicht halb ſo ſauber ausſehe und wo man nicht halb ſo gerne abſitze als hier.

Das Mädchen hatte aber auch recht; es ſahe ſo hell und nett aus, wie in manchem Herrenhauſe nicht. Selbſt Hühner und Fliegen ſchienen dreſſiert zu ſein, nichts am unrechten Orte fallen zu laſſen. Während drinnen das Mädchen mit dem Kinde ſich abgab, ließ draußen Käthi das Feuer praſſeln, Kaffeebohnen ſpringen in der Pfanne und ſogar an drei Eiern vergriff ſie ſich raſch; denn es war Mittagszeit, und wenn es Käthi gehabt hätte, ſie hätte alle Hungrigen und Durſtigen in der ganzen Welt geſpeiſet und getränket. Als Käthi mit dem Kaffee herein kam, proteſtierte das Mädchen wohl gegen alle Ungelegenheiten und in Koſten bringen, ließ denn doch das Weitere geſchehen, beſonders da Johannesli, in beiden Händen Pfefferkuchen, ſeine Stimme ſtark geltend machte und als kleiner Hausherr der Großmutter befahl, ſie ſolle Pfannkuchen machen, viel, viel; das Meitſchi ſei gar ein gutes und müſſe auch was haben! Als Käthi mal abgeſeſſen war und Kaffee eingeſchenkt hatte, ſtellte ſich das Behagen ein und der trauliche Redefluß, um deſſenwillen die Weiber den Kaffee ſo ſehr lieben. Käthi erzählte vom Sohne, und das Mädchen hörte freundlich zu, erhielt den Fluß warm und die Rede im gleichen Geleiſe. Käthi ward nicht müde zu erzählen, wie er ſo lieb und gut geworden, ganz ein anderer, und wenn es nur Gottes Wille wäre, daß er wieder geheilt würde und ſie bei einander bleiben könnten. Doch wenn das erſtere geſchehe, ſo wolle ſie es gerne leiden, habe ſie doch die Hoffnung, daß ſie einſt im Himmel deſto länger bei einander ſein könnten. Mit dem Eſſen wolle ſie nicht rühmen, aber ſonſt habe ſie nie ſo gut gehabt, wie die letzte Zeit. Holz und Waſſer hätte ihr ihr Lebtag niemand ſo treulich getragen und angefeuert und alles gethan, was er konnte, als der Johannes, es habe ihr oft das Augenwaſſer übergetrieben, wenn er ſie ſo bedient, als wäre ſie eine Herrenfrau. Sie müſſe ſagen, ſie hätte nie geglaubt, daß er ein ſo gutes Herz hätte. Sie habe wohl geſehen, wie ihn jedes Stücklein Brot gemüht, welches er habe eſſen müſſen. Sie müſſe ſagen, erſt ſei ſie bitterböſe über die Bäuerin geweſen, daß ſie ihn krank ſo ſchnöde aus dem Hauſe gewieſen, aber jetzt wollte ſie um keine Lieb, daß es nicht ſo gegangen wäre.

Bäbeli meinte, ſie könne nicht glauben, daß die Bäurin es böſe gemeint, aber hitzig ſei ſie, und der Johannes werde es auch ſein, da ziehe ein Wort das andere nach, und man ſei uneins, man wiſſe nicht wie; die Frau meine es ſicher gut, ſonſt ſolle ſie nur ſehen, und nun erſt packte Bäbeli das Säcklein aus und zog Brot hervor, ein ſchwarzes großes und ein kleines weißes, ein Stück Käſe, Butter und ſonſt noch allerlei, und aus dem weiten Sack im Mieder wanderte eine Flaſche Wein und ein klein Papier, in welchen was gewickelt war.

Käthi ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen über die Beſcheerung, rief in einem fort: „Ei nein aber, das iſt zu viel, das darf ich nicht nehmen! War ich ſo böſe über die gute Frau! Wenn ſie gewußt hätte, was ich manchmal über ſie gedacht habe, geſagt habe ich nichts, keinen Mundvoll hätte ſie mir geſandt. Sage es ihr, wie ich mich an ihr verſündigt habe, aber es ſei mir von Herzen leid; ſie ſolle mir verzeihen, und ich will den lieben Gott bitten, daß auch er mir vergebe, ihr aber vergelte hunderttauſendfältig." Eine ſolche Dankbarkeit hatte Bäbeli noch nie geſehen und einen guten Teil davon konnte ſie auf ihre Rechnung nehmen. Der Johannesli vergaß ſeine Kuchen, ſchrie nach weißem Brot, nach Käſe und Wein. Da Käthi bemerkte, ſie wolle einſchenken, wenn ſie ein Glas hätte, ſo ſagte Johannesli, Andreſe Anne Bäbi habe zwei, er wolle ſie holen. Nun mußte Bäbeli mit trinken trotz allem Proteſtieren. Da ging der Käthi das Herz erſt auf, ſie erzählte von alten Zeiten, was Johannes für eine Frau gehabt und wie er doch gut geweſen ſei gegen ſie bis zuletzt und jeden Kreuzer, den er hätte aufbringen mögen, an ſie gewandt habe, und wie er erſt gegen eine Frau ſein würde, die anders thäte und auch gut gegen ihn wäre. Sie hätte ſchon manchmal gedacht, wenn es doch Gottes Wille wäre, daß Johannes wieder eine fände, aber nicht, wie er eine gehabt, ſondern eine gute und mit etwas Mittel, daß er was anfangen könnte, ein klein Händeli mit irgend etwas, was er am beſten verſtehe, wenn es mit dem Arm nicht beſſern ſollte. Das Kind ſollte ſie nicht plagen, das laſſe ich nicht von mir, oder wenn ſie zu mir kommen wollte, ſo brauchte ſie nicht zu fürchten, daß ſie das Wüſteſt alles machen müßte, für das wäre ich immer da. Wenn man einander treulich helfen würde, wir könnten die beſten Geſchäfte haben, wenn Gott uns geſund ließe. „Waret ihr wohl für einander?" Bäbeli frug: „Wie meinſt?" „He, ob du und er, als er noch bei euch war, wohl für einander geweſen ſeiet? Du weißt, man kann einander viel helfen oder aber einander viel plagen, wenn man am nämlichen Orte dient." Das Mädchen ward ſehr rot und ſagte, es ſei damals noch nicht dort geweſen, ſondern erſt ſeither hingezogen. „Selb iſt ſchade," meinte Käthi, „ich glaube, ihr hättet euch gut vertragen."

Nun frug Käthi hin und her, und das Mädchen mußte ein förmlich Examen beſtehen über ſeinen Lebenslauf. „Du wirſt Mitteli haben, oder noch zu erwarten?" meinte endlich Käthi. Das Mädchen ward ſehr rot und ſagte endlich: „Etwas Wenigs, aber nicht viel und ob's noch was giebt, weiß ich nicht, allweg auch nicht viel." „He nun, wenn es nur etwas iſt, dann kann man es leicht weit bringen. Ich und mein Sami ſelig brachten nichts zuſammen als geſunde Glieder, wie man ſagt. Nun, weit brachten wir es nicht, aber kamen doch mit Ehren durch und ohne jemand zu plagen, mit Beten und Arbeiten. Hätten wir was gehabt, um was anzufangen, es wäre vielleicht auch anders gegangen, wir hätten etwas vor uns bringen können. Nun, es wird ſo haben ſein ſollen, alle Leute können nicht reich ſein. Wie viel iſt's, was du haſt?" „Funfzig Thaler," ſagte mit einigem Stottern das Meitſchi, „und nur ein Bett." „Bhütis, du meine Kraft, funfzig Thaler," ſagte Käthi, „nein aber, funfzig Thaler ſind ein Geld, habe mein Lebtag ſo viel nie beiſammen geſehen! Wenn manche dieſes Geld hätte, ſie ſäße nicht ſo da bei einer alten Frau und hätte Geduld mit ihrem Geplauder, und hätte noch einmal ſo viel geſagt oder gar von 200 Gulden und die Sache recht groß gemacht; gerühmt iſt bald viel und koſtet wenig. Es hat ſchon mancher einen Schuh voll raus genommen; er meinte, er habe eine reiche Frau, und als er nach dem Hochzeitstag das Vermögen unterſuchte, fand er ein alt paar Schuhe und drei Strümpfe und mehr nicht. Wie du bei einem ſolchen Vermögen ſo brav daher kömmſt, nichts Überflüſſiges und alles währſchaft, nicht ſo Hudelzeug, welches in Fetzen fährt, wenn man es von weitem angrännet. O mein Gott, wenn ich an Johannes Frau ſelig denke, was die für Kleider gehabt hat und Schühli, man hätte dieſelben faſt wie eine Brille brauchen und Geld durch dieſelbe zählen können. Kein einzig Stücklein hat ſie angehabt, wie da dein Fürtuch iſt. Wirſt das ſelbſt geſponnen haben und haben machen laſſen? Ja, ſo iſt's recht, ſo gefiel's mir, wenn alle Mädchen ſo wären, es würde weniger arme Leute geben. Ja, wenn mein Johannes ſo eine bekommen könnte, dann wollte ich mit Freuden unter die Erde; wüßte ich doch, daß das arme Bubi da eine Mutter hätte, welche zu ihm ſehen würde. Johannesli, möchteſt ein ſolches Müetti? „Wollteſt du mir dann noch mehr Lebkuchen geben und ſo ſchönes Brot?" frug Johannesli. Dem Mädchen ward es eng ums Herz vor lauter Traulichkeit; abbrechen ſei das Beſte, dachte es. „Wollteſt mich als Müetti? Aber du weißt ja nicht, daß ich grauſam böſe ſein kann." „Das kannſt du nicht," ſagte das Bubi. „Meinſt!" ſagte das Mädchen, nahm den Buben, gab ihm einen herzhaften Kuß, hätte gerne ihm noch ein Stück Geld gegeben, ſchon griff es in die Taſche, aber daß ſich das für eine Magd nicht ſchicke, kam ihr noch zur rechten Zeit in den Sinn. „Muß fort," ſagte ſie, „du mein Gott, was wird die Frau für ein Geſicht machen, wenn ich ſo ſpät heim komme, die wird mir was ſagen!"

Umſonſt ſuchte Käthi das Mädchen wieder zum Sitzen zu bringen; es wollte fort und ging doch nicht, ein Wort zog immer das andere nach, und wirklich ſchien die Sonne ſchon tief durch das niedere Fenſterchen, als das Mädchen endlich ging, mit unendlichem Danke beladen und vielen Wünſchen, daß es ihm doch gut gehen möchte, und wenn es da vorbei komme, ſo ſolle es nicht vorüber gehen ohne einzuſprechen. Als es endlich fort ging, ſah Käthi ihm ſo lange nach, als es zu ſehen war. So eins, das einen ſo ſchönen Gang habe, geſchwind und doch gut abtrappend, habe ſie lange nicht geſehen, und ſo ein manierliches und ehrbares und doch ſo reich! Ja, das wäre eins! Wenn das der Johannes gekannt hätte vor ſeinem Unglück, ſie glaube, die wären zuſammengekommen, es hätte nicht gefehlt, die ſchickten ſich zuſammen wie zwei Tropfen Waſſer — aber jetzt! Und Käthi fuhr mit verkehrter Hand über die Augen und ging ins Häuschen.

Das Mädchen aber, Bäbeli, wiſchte die Augen nicht, obgleich ſie glänzten wie zwei flimmernde Sternlein. Leicht wie ein Reh, das im Mondſchein der bekannten Waldmatte zutanzt, flog Bäbeli in den ſchönen Abend hinein, wo die ganze Welt roſenrot ihr entgegen glänzte. Vom erquickenden Wonnegefühl, jemand eine reine Freude, jemand glücklich gemacht zu haben, ward Bäbeli zuerſt durchſtrömt; ſo war ihr nie gedankt worden, ſo innig dankbar hatte ſie noch keinen Menſchen geſehen, wie die alte Käthi. Ward in ihres Bruders Hauſe gegeben und empfangen, ſo ſah man zumeiſt dem einen Geſichte, an, daß ungern gegeben wurde und dem andern Geſichte, daß es die Gabe gering ſchätze und eine beſſere erwartet hatte. Hier hatte man ſie gehalten wie ein wohlthätig Weſen, faſt wie eine Fee, und obgleich angeblich nur funfzig Thaler reich, war ſie doch von Käthi viel höher geehrt worden, als je irgendwo, wo man wohl wußte, wie viel tauſend Gulden ſie beſaß. Wie gute Leute waren das, und wie hatten ſie ſich ſo lieb, wie friedlich und ſauber ſah nicht alles aus, wie wußten ſie nicht mit wenigem ſich zu begnügen, als ob es viel wäre, und wie ſah es dagegen in ihres Bruders Hauſe aus, und was waren da für Geſichter bei allem Reichtum? Wenn man eins derſelben in eine Schüſſel mit Salat getaucht hätte, Pfeffer und Eſſig wären völlig überflüſſig geworden und der Salat doch ſcharf und ſauer mehr als genug. Da ſei es ein gut Weilen, wo Freundlichkeit ſei, ein friedlich Weſen, die Leute einander gönnten, was ſie brauchten und jedes gerne dem andern diene und in Liebe an ihm hange. So an einem Orte möchte ſie leben, dachte Bäbeli und ſeufzte ſchwer. Und wenn in ein ſo armmütig Hausweſen eine käme mit einem ſchönen Sack voll Geld und ohne Stolz und Hochmut, ihr Geld brächte und dagegen ihren Frieden mit ihnen teilen könnte, und dieſen Frieden noch höher ſchätzte, als das Geld, und die andern befreit wären von allen Kümmerniſſen, Speiſe und Trank hätten ohne Sorgen und den alten Frieden, noch neue Liebe dazu — was wäre das für ein Leben, das wäre ja das Paradies!

Was iſt wohl mehr, Friede oder Geld, und wer erheiratet mehr, wer das Geld brachte oder wer den Frieden brachte, und wer wäre der Vornehmere? Was iſt mehr, Friede und Liebe, oder Geld und Vornehmſein? Und doch dachte Bäbeli: „Was wäre es für eine Herrlichkeit, wenn ich mit meinen Gulden in dieſe Armut käme, da wäre ich wie die Sonne, wenn ſie in die Finſternis kommt. Was hilft es mir, wenn meine Gulden in einen Bauernhof fließen, akkurat das, was einem Bach, wenn er in die Ems, die Aare, den Rhein fließt, akkurat nichts; er iſt nichts mehr, und man weiß von ihm nichts, während er äſtimiert war und hochgehalten, ſo lange er Bach war und der größte in dem Thale. Hier wäre ich die Sonne und alles in allem, und mein Geld wäre, was ein guter Regen in trocknem Sommer in durſtendem Lande. Wenn ich auch wäre wie der Regen, niemand es vorrückte und demütig zufrieden wäre, wenn ich das Land tränkte, daß es grün würde, ſo lebten wir im Paradieſe, in Frieden und Einigkeit. In Pracht leben könnten wir nicht, in Chaiſen fahren nicht, es hieße nicht, die große Bäurin von da, von dort oder die Ratsherrin oder was Narr's ſonſt, aber was hilft das Prächteln, das Chaiſenfahren, das Ratsherrlen, wenn das Weib daheim der Hund ſein muß und der Mann alle Abend mit Stieraugen heimkommt, wenn der Friede, das Geld, der gute Name alle Tage Stück für Stück abgehen und das Böshaben alle Tage Stück um Stück zunimmt? Das Vornehmſein nun, wie viel verſüßt das das Böshaben, und was iſt das Vornehmſein, wenn man in alle Wege drin iſt bis über die Ohren in Schulden, in Verachtung, im Geſpött, kurz, wenn man ſelbſt nichts iſt? „Ach Gott," dachte Bäbeli, „ſo mancher hat mich wollen und grauſam gefochten mit Zärtlichkeit und Rühmen und Verſprechen, und wenn ich nachfrug, ſo war's Lüge und Lüge. Bald hatte ich der Familie auf die Beine helfen, bald des Burſchen Schulden bezahlen, bald Geld liefern ſollen, für ſich von einem andern los zu kaufen oder gar um Pulver zu haben, um an ein Scheibenſchießen zu gehen, oder um zu vermögen Ratsherr zu ſein. Wäre ich hinein getrappet, ſo wäre es mir wohl gegangen, wie jemand, der in einen Moraſt kommt, tiefer und tiefer dringt, bis zuletzt derſelbe über den Kopf geht. Gottlob haben ſie es mir daheim immer gewehrt und wüſt gethan, wenn mich einer wollte! Alles iſt doch zu etwas gut. Wehren iſt doch immer beſſer, als an den Hals werfen dem erſten Beſten, als ob es niemals mehr gut wäre oder eine Meitſchi ſei was ein Stein im Schuh. Hätten ſie nicht gewehrt, wäre ich längſt unglücklich, jetzt ſehe ich's; was will man, ein jung ledig Meitſchi iſt ein Löhl und meint, ein Mann und das Himmelreich ſei akkurat das Gleiche, und ohä! — Wenn der Mann heiratet, um mehr vorzuſtellen und das Meitſchi heiratet aus gleichem Grunde, und jetzt will jedes voran, da giebt es ja erſt den rechten Streit, und am Ende werden beide nichts, beide verachtet, beide arm, ja beide verteufelt, und was das ſagen will, das weiß man. Ach Gott, das ſieht man alle Tage, und glücklich bin ich mit meinem ledigen Leib, und daß ich's machen kann, wie ich will. — Ein beſonders Guter ſoll er ſein — was will ein Meitſchi mehr! Wenn er gegen die Mutter ſchon ſo gut iſt, wie wird er es nicht erſt gegen ein Weib ſein, und was hilft einem die ganze Welt, wenn man einen Böſen hat, da hat man ja den Teufel auf der Welt. Vornehm iſt er nicht, aber was iſt das, vornehm, und was hat das zu bedeuten, wenn einer ein wüſter iſt! Was nicht iſt, kann werden, wenn man ſich recht aufführt und Gott und Menſchen liebt. In jeder Familie war einer der erſte, der vornehm ward. Ach, wenn ich einen erhielte, der mich ſo von Herzen lieb hätte, wasfrüge ich allem nach; es dünkte mich, der liebe Gott hätte allen genommen und mir alleine gegeben. Aber wehren würden ſie es mir! Mein Gott, wie thun, und wie ſollte ich es zwingen; ſie ſchlügen mich tot oder bänden mich an, und kein Menſch auf der Welt, der mir beiſtünde. Die Baſe vielleicht, aber ſie iſt auch eine Bäurin und wird meinen, Knecht ſei nur Knecht. Und er? Bin ich ihm anſtändig, und möchte er mich?"

Da war Bäbeli an einem eigenen Punkte. „Geld hätte ich, hübſch genug wäre ich, arbeiten kann ich, und was Schlechtes kann mir niemand nachreden. Aber gefalle ich ihm oder hat er eine andere oder meint, ich würde ihn verachten nachher, oder ich wollte die Dame machen und er ſollte der Knecht ſein und vermöchte zuletzt mich nicht zu erhalten. Es wäre möglich, daß es ihm ſo vorkäme, man hat ja Beiſpiele genug, daß es ſo ging. Aber bei mir ging's nicht ſo; ich meine ja nicht, daß ich das Glück alleine bringe, im Gegenteil, was er mir bringen ſollte, Liebe und Friede, das äſtimiere ich ja mehr als Geld, und meine nicht, daß ich deswegen mehr ſei als er. Aber und wenn er mich ſchon wollte, wer ſagte ihm, daß ich ihn möchte, von ihm ſelbſt kommt das ihm nicht in den Sinn, und ihm es ſelbſt ſagen, das thue ich doch wahrlich auch nicht. Er ſah mich ein einziges Mal und weiß, denk' ich, kaum wie ich heiße. Hundertmal habe ich es ſchon gehört, wie es hundertmal ſo gehe, daß zwei einander liebten oder ſich von Herzen gerne heirateten und ganz glücklich miteinander würden, aber es weiß keins vom anderen, ſie kommen nicht zuſammen, oder es vernimmt keins, was das andere denket und ſinnet, und darf und kann nicht ſagen, wie es ihm iſt, und niemand iſt, der berichtet von dem einen zum andern, und ſie kommen nie zuſammen und keins wird je glücklich. Wäre doch ſchrecklich, wenn es mir ſo gehen ſollte und niemand berichten wollte zwiſchen ihm und mir."

Dem Mädchen kamen Thränen in die Augen; es hatte ſich ſo in Heiraten und Liebesglück hinein gedacht, als ob morgen ſchon geheiratet werden ſollte, daß der Gedanke, es könnte am Ende gar nichts daraus geben, niemand zwiſchen ihnen berichten wollen, ihm Stiche durchs Herz gab, daß es hätte laut aufſchreien mögen und ſich ſetzen mußte. Mädchen werden am beſten begreifen, wie ein Mädchen ſich ſo tief in der Liebe Luſt und Weh hineinreden und denken kann, daß es alles wirklich zu erleben glaubt, und bald das Jauchzen ihm zuvorderſt iſt, und es dann wieder des Weinens ſich nicht erwehren mag. Manchmal zieht das ganze Gebilde raſch vorüber, wie ein Frühlingsnebel überm See; manchmal aber heftet es ſich feſt, hakt ſich an, wurzelt ein, und wie nach Mohamed jedes Gebilde von Menſchenhand zu einem Geſpenſte wird, welches ſeinen Schöpfer verfolgt, Leben und Seele von ihm fordert, ſo thut es auch ein ſolch feſtgewurzelt Gebilde und peinigt die Seele deſſen, der es hervorgerufen und geſtaltet, hinausgeſtellt zu werden in die Welt. Zur Wirklichkeit will es werden, Leben und Seele erhalten. Und wenn wir den Urſprung fixer Ideen in den Seelen der Wahnſinnigen verfolgen könnten, ſo würden wir zumeiſt auf ſolche luftige Gebilde treffen, die über der Seele ſchwebten wie ein luftig Nebelwölkchen über der Wieſe oder überm See. Ja, den Urſprung von noch andern Dingen könnte man in ſolchen Gebilden finden, wenn unſer Herrgott Fenſterchen gemacht hätte, durch welche man in die Seele gucken könnte. Es iſt ein gar wunderliches Spiel, das Gedankenſpiel, alle Menſchen treiben es, die meiſten, wie ſie meinen, nur zur Kurzweil, die wenigſten erkennen es in ſeiner Bedeutſamkeit, machen es zur Quelle, die Gold führt, Diamanten ſprudelt.

Spät kam Bäbeli zur Bäurin heim. „Du haſt lange gemacht, wirſt kurze Zeit gehabt haben, war er vielleicht ſchon heim?" frug die Bäurin in einem Atemzuge. Bäbeli ſtattete Bericht ab, und zwar einen ſehr ausführlichen. Wie die Frau gedankt, wie ſie ſo arm ſeien, kein Glas hätten ſie gehabt im Hauſe, und ſie glaube, keinen Kreuzer Geld. Die Frau habe lange geſucht, ſie glaube, ſie hätte ihr ein Trinkgeld anbieten wollen, aber nichts gefunden. Und doch ſei alles ſo ſauber geweſen und in Ordnung, daß man im erſten Augenblick an dieſe Armut gar nicht gedacht habe, noch nirgends habe ſie es ſo geſehen. Dann kam alles durcheinander vom Bubi und vom Frieden und Liebe und vom Sohn im Bade und wie es ihm nach erhaltenem Beſcheid nicht ſonderlich gebeſſert, aber wie er ſich geändert habe, ſo lieb und gut geworden ſei, damit konnte Bäbeli gar nicht fertig werden. Aber vom andern, den fünfzig Thalern, und wie Käthi an eine Sohnesfrau denke, und wie ſie ihr gefallen und daß das Bubi ſie zum Müetti möchte, davon ſagte Bäbeli kein Wörtchen. Und doch hätte Bäbeli es ſo gerne gehabt, wenn die Baſe alles gewußt hätte, für ihr Leben gerne geſehen, was ſie für ein Geſicht dazu gemacht und gehört, was ſie dazu meine.

Aber die Frau war eine kluge Frau, brachte Bäbeli nicht zum Plaudern, ſtichelte nicht, machte keine abſonderlichen Mienen. Sie merkte von der Sache wohl, aber ſie wollte nicht wehren, nicht fördern. Wir glauben nicht, daß ſie ihre Tochter ihrem Knechte gegeben hätte, doch wiſſen wir es nicht. Auch bei Bäbeli ſtieß ſie ſich anfangs an dieſen Gedanken, dachte aber, das werde ihr ſchon erleiden. Als ſie aber ſah, daß das Ding ihr im Kopf blieb, dachte ſie: Geſchehe am Ende nichts Böſeres, und leicht zehnmal ſchlimmer als ſo könne es ihr gehen, wenn man auch anfangs meinte, wie gut man es mache. So Kinder ohne Eltern mit etwas Vermögen ſeien akkurat wie Kirſchbäume mit Frühkirſchen, wo man meine, alle Spatzen auf der ganzen Welt thäten ſie riechen und wollten da abſitzen. Ein blindes Ungefähr gewöhnlich entſcheide, wen ſie heiraten; wer am nötigſten thue, kriege ſie gewöhnlich, und das ſeien ſelten die beſten, eher das Gegenteil. Es möge gehen wie es wolle, ſo hätten ſie keine Heimat, wo ſie klagen, wo ſie rühmen könnten; ſie ſeien verlaſſene Geſchöpfe. Abſonderlich, weil ein dummer Bruder und eine böſe Schwägerin das Heiraten hätten verwehren wollen, ſo habe ſie keinen Schutz und Schirm in der Welt, und ungeſtraft könne man ſie mißhandeln, ihr Vermögen verſchleudern und am Ende könne ſie Gott danken, wenn man ſie nicht verhungern laſſe oder gar tot ſchlage. So gehe es vermöglichen Kindern ohne Eltern gerne in der Welt, ſo übel würde Bäbeli allerdings nicht mit dem Johannes fahren, das wußte die Baſe. Indeſſen, daß es gut gehe, verbürgte ihr niemand, und daß Bäbeli ſpäter nicht reuig würde und ihr Vorwürfe mache, ſie hätte weiſer ſein ſollen, ebenfalls nicht. Jedenfalls gebe es ein mächtig Gerede, dachte ſie, und da wolle ſie lieber, es heiße nicht, ſie habe da gekuppelt und die Sache gemacht. Man könne es nicht immer erwehren, aber ſagen müſſe ſie, ſie ſei lieber im unflätigſten Ort, als in der Leute Mäulern. So ein böſes Maul ſei ihr der Unflat aller Unfläte, da werde man dreckig und ſtinke, daß man den Geſtank oft ſein Lebtag nicht mehr wegbringe. Sei es dem Bäbeli ernſt und unſerm Herrgott recht, ſo werde es was daraus geben, habe ſie die Finger darin oder nicht. Sei die Sache einmal richtig, nun, da ſei ſie immer noch da und könne dann um ſo beſſer ein Wort zur Sache ſagen und helfen, wenn es ſein müſſe.

So kalkulierte die Baſe und nicht dumm, wie wir glauben. Aber recht war es Bäbeli nicht; denn verſchloſſene junge Liebe iſt ungeduldig und verzagt, alte Liebe iſt geduldiger und hat ſich faſſen lernen in Geduld. Sie hatte gehofft, die Baſe werde eintreten, werde wiſſen wollen, wie es ihr ums Herz ſei, die Mittelsperſon zu machen ſich geneigt zeigen, und von allem dem geſchah nichts.

Am folgenden Morgen redete die Baſe weder was von Käthi noch von den geſtrigen Erlebniſſen, und als Bäbeli fort wollte, hieß ſie ſie bloß bald wiederkommen. Da konnte Bäbeli ſich nicht mehr halten und ſagte: „Wenn du was vernimmſt, ſo machſt du mir doch Beſcheid!" „Wenn du willſt," ſagte die Baſe. „Aber man weiß nie, wie ſo was verrichtet wird und wann. Das Beſte iſt, du kommeſt bald zu mir. Zeit haſt du wohl und willkommen biſt du immer." „Danke, Baſe, du biſt allweg immer mein Troſt, ich ſehe, du meinſt es gut mit mir. Wenn ich dich nicht hätte, keinen Menſchen hätte ich auf der Welt," ſagte Bäbeli, und bitteres Weinen quoll ihr herauf, daß ſie lange nichts ſagen konnte. „Lebe wohl und erhalte dich Gott geſund!" — Mitleidig ſah ihr die Baſe nach. „Du armes Tröpfli," ſagte ſie endlich, „dein Herzchen iſt dir wohl voll. Aber warte nur, das wird ſich ſchon legen; ich habe noch vollere gekannt und jetzt ſind ſie leer, wie ein vorjähriges Wespenneſt."

Aber nicht bloß Bäbeli's Herz war ſo angeſchwollen, Käthi's altes Herz, von dem man glauben ſollte, es gliche dem Geldſeckel eines verarmten Batzenklemmers, Käthi's Herz war angeſchwollen, glich akkurat einer alten Blumenzwiebel, die neu treiben will, grünes und ſchönes. Vor allem aus war dasſelbe mit dem innigſten Danke erfüllt über die erhaltene Gabe; im Papier waren zwei Fünffrankenſtücke geweſen, eine große Summe für die arme Frau, ein Reichtum, welcher ihr vom Himmel gefallen, an welchem ſie wenigſtens drei oder vier Wochen zu verdienen gehabt hätte. Die beiden Stücke wanderten alsbald in den Hochzeitsſtrumpf; denn wenn Käthi Geld kriegte, dachte ſie nicht an Wünſche und Bedürfniſſe, ſondern an ihre Schuldigkeiten; dieſe waren ihr heilig. Und was jetzt Geld brauchen, wo man ſo viel zu eſſen habe und ſo gutes! Dann war das Herz voll Reue wegen des Urteils über die Bäurin. Schon hundertmal habe ſie ſich vorgenommen, ſagte Käthi, nicht leichtlich und ungehört verdammen zu helfen und nicht alles zu glauben, ſelbſt wenn es der Johannes ſage, und immer wieder fehle ſie und glaube das Böſe lieber als das Gute. Das werde daher kommen, daß ſie ſelbſt noch immerdar zu allem Böſen geneigt ſei und meine, andere Leute hätten es ebenſo, und das müßte ſie der Frau noch abbitten, ſie glaube nicht, daß ſie ſonſt ruhig ſterben könne. Aber am allervollſten, daß es gar keine Art hatte, war ſie von dem Mädchen; das hatte ihr gefallen, ſie wußte nicht wie, faſt als ob ſie ſelbſt ein junger, heiratsluſtiger Burſche wäre. Sie ſei alt, aber ſo ein anſtändig und geſcheut Mädchen habe ſie nicht angetroffen, und ſo ein hübſches, mit ſolchem Vermögen. Wenn der Johannes ſo eins kriegen könnte, oder gerade dieſes, er wäre der glücklichſte Menſch unter der Sonne, und wenn ſie ihm dazu verhelfen könnte, ſie wollte mit aller Freude am Tage nach der Hochzeit unter die Erde; ſie wüßte dann doch, daß der Johannes und das Bubi verſorget wären. Das bringe ſie nicht aus dem Kopfe, es dünke ſie, wenn ſie es nur hätte dabehalten können und einſchließen, bis der Johannes wieder da ſei. Gewiß ſeien ihm zehn nachgelaufen, ehe es heim geweſen, und wenn der Johannes noch lange nicht heimkomme, ſo ſei das gewiß hundertmal verheiratet. Es war Käthi, als ob ſie das Mädchen neu entdeckt hätte und jetzt vor niemand ſicher ſei, und doch lief dasſelbe ſchon mehr als zwanzig Jahre auf der Erde herum und war weder gekapert noch ſonſt geſtohlen worden. Und mitten in Freude und Dank wuchs ihr der Kummer hinein, ob Johannes ſich darüber berichten ließe? Seit die erſte ihn ſo angeführt, haßt er alles Weibervolk grauſam, ſie ausgenommen, und eine reiche möchte er nie, er möchte ſich nicht jeden zugebrachten Kreuzer vorhalten laſſen, habe er oft geſagt. Die gute Mutter! Das alles glaubte ſie wie das Evangelium — aber ſo ſind eben die Mütter. Wenn er nur heim käme, das ſtach der guten Käthi viel mehr im Kopf, als daß er geheilt heimkäme; ſie hatte es ähnlich wie Buben, welche ein Vogelneſt wiſſen und immer fürchten, andere Buben möchten es auch entdecken und ihnen zuvorkommen.

Den allergrößten Kampf hatte Käthi auszuſtehen, wenn die Beſeliſe beim Häuschen vorüberging. Ungeheuer gerne hätte ſie Erkundigungen eingezogen bei derſelben über die liebliche Magd, ob's wahr ſei, was ſie geſagt, und wie ſie daneben ſei, und was die Leute ſagten von ihr, und Käthi wagte es doch nicht. Die Beſeliſe war eine abgefeimte Perſon, handelte nicht bloß um Beſen, ſondern um Witwen und Mädchen, wenn was dabei zu verdienen war. Derſelben Aufmerkſamkeit auf das Meitſchi lenken wollte Käthi nicht, ſie wußte, ſie waren beide eben nicht wohl für einander, und wenn die Hexe etwas von weitem riechen würde, ſo rührte ihr dieſelbe Schmutz in die Suppe. Aber die Hexe, die von allem möglichen redete, könnte wohl einmal ihr zu Gefallen von der Bäurin Magd reden, meinte Käthi, und das wollte die Täſche nie. Alles mögliche brachte ſie auf die Trommel, nur das Meitſchi nie. Abſonderlich verhandelte ſie die Erdäpfel und verketzerte alle, welche nichts aus der Sache machen wollten. Jemehr die Beſeliſe ſchimpfte über die Verblendung, deſto kühler ward Käthi; je mehr die Beſeliſe zu verſtehen gab, wenn die armen Leute Hungers krepierten, deſto mehr thäte es die Bauern und die Herren an der Regierung lächern, deſto eifriger gab Käthi zu verſtehen, es gebe Leute, denen nie was recht ſei und die immer die Leute aufzureizen ſuchten. Wenn ihnen die Tauben nicht gebraten ins Maul flögen, ſeien ſie nicht zufrieden, und viele ſeien gekauft, um den Leuten recht angſt zu machen, und ſehe man doch augenſcheinlich, wie es beſſer werde. So redete unſere gute Käthi, dieweil ſie Bäbeli im Kopf hatte und böſe war, daß die Beſeliſe ihr nicht von dem redete, was ſie ſo gerne gehört hätte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Käthi beginnt Unterhandlungen, übernimmt eine Geſandtſchaft.

Ungeſinnet kam ihr der Johannes heim, nicht geheilt, bloß mit dem Troſte, er ſolle nur Geduld haben, es werde ſchon noch beſſern; die Wirkung eines Bades kämen erſt hinten her, akkurat wie das Gras nach einem Regen. Ach, was die gute Käthi für ein Mitleid hatte mit dem Sohne, was er werde ausgeſtanden haben, wie ſchlecht er ausſehe, aber das dünke ſich nicht anders, man lebe da unten ſo ſchlecht, ſie hätte gehört, da habe man nichts zu eſſen, als abgeſchweizte Rüben und gekochte Kohlſtrünke. Johannes war wohl, daheim zu ſein, rühmte, wie es ihm da unten nicht ſchlimm ergangen, nicht halb ſo bös, als die Mutter denke. So in einem Bade kämen gar viele Menſchen zuſammen, ſagte er, von den Vornehmſten, wo man finden wolle, daß alles um und um glitzere von Gold und Seide. Aber er hätte nicht geglaubt, daß unter ihnen noch ſo viel Vernünftige wären, welche ſich darum kümmerten, wie es anderen Menſchen ſei, und die ſich nicht für zu vornehm hielten, nachzufragen. Freilich gebe es auch andere, welche ſich nur ſpreizeln möchten, Weibervolk und Männervolk, und gerne einen guten Schick machen möchten mit Heiraten. Aber er habe bei ſich ſelbſt gedacht, wenn er mal wieder weiben wollte, einmal in einem Bade möchte er keine aufleſen (was das Käthi leichtete ums Herz, als ſie das hörte!). Da ſeien ſie daher geflogen und herum gefahren, daß er oft lange nicht gewußt habe, ſeien es Pſyfolter (Schmetterlinge) oder Schneegänſe. Solche hätten ſich allerdings armer Leute nicht geachtet und hätten ihre Naſe getragen wie ein Wachtelhund, welcher ſpüre. Aber viele andere hätten mit den armen Leuten geſprochen, ſie gefragt, wer, was, wie, hätten Räte gegeben, Beſchäftigung, Geſchenke dieſer, jener Art, hätten ſich gegen ſie benommen, daß man geſehen habe, ſie hielten einen auch für Menſchen. Er habe gedacht, da könnte mancher Bauer und noch mehr der halbbatzigen Schreiberlein oder ſonſt Agenten ein Exempel daran nehmen. Ein alter Herr mit einem grauen Schnautz (dä Göhl (Narr), meinte Käthi) habe ſich viel mit ihm abgegeben und ihn gebraucht. Da habe er verdient, daß es ihm nicht übel gegangen ſei und ohne Geld er nicht heimkomme, ſo daß die Mutter ſich einſtweilen nicht ſo zu kümmern brauche wegen der Erdäpfel, mit welchen es ſo ſchlecht ſtehe. Johannes war ganz verwundert, als er die Mutter das Ding ſo halb und halb leichtfertig nehmen ſah, ſie nicht recht an die Krankheit glauben wollte, meinte, wenn man es recht anfinge, ſo käme man davon, allweg werde es nicht ſo übel gehen, als voriges Jahr, und wiſſen thue man nie, ob einem nicht ungeſinnet ein guter Schick in die Hände laufe.

Johannes wunderte ſich über die Redeweiſe der Mutter. Er dachte, ſie werde ſich Zwang anthun ſeinetwillen, um ihm mit Kümmern ſeine Lage nicht peinlicher zu machen. Er ſagte, er ſei müde, und ging zu

Bette, weil es ihn jammerte, ſo ohne Ausſicht wieder da zu ſein. Käthi war's nicht recht, daß der Johannes ſchon zu Bette wollte, das Bubi ſchlief, und ſpät war's nicht. Indeſſen, Käthi ließ ihn gehen. Käthi war ſiebenzig Jahr alt und wußte, daß man nicht einen Müden und Schläfrigen mit Gewalt auf den Beinen halten und vom Bette abhalten muß, wenn man ihm angenehme Eindrücke beibringen und mit Behagen was auseinanderſetzen will. Am nächſten Morgen beſichtigten ſie die Pflanzungen, und es war der Johannes, welcher über das Abdorren der Erdäpfelſtauden am meiſten jammerte. Das werde bös kommen, ſagte er, es ſei an allen Orten gleich ſchlimm, bis in die höchſten Bergthäler hinauf. „Und ſo, Mutter, ſteht eine ſchwere Zeit vor uns, weiß Gott, wie es gehen ſoll den Winter durch, wenn die Erdäpfel wieder fehlen, und mehr noch als im letzten Jahre.“ „Du mußt nicht jammern, Johannes,“ ſagte die Mutter, „der alte Gott lebt noch, und hat er bis hierher geholfen, ſo wird er weiter auch helfen, ungeſinnet kann er einen daraus nehmen, wenn man am tiefſten darin iſt. Sieh, wir haben ſchönen Flachs, bſunderbar ſchönen, man ſieht nicht ſchönern. Morgen wollen wir ihn ziehen, und geht nichts darüber, ſo giebt das eine ſchöne Handvoll Geld, daß der Hauszins uns wenig Kummer machen ſoll. Und dann iſt noch was begegnet, während du fort warſt. Ich wollte es dir ſchon geſtern erzählen, aber du wollteſt zu Bette, du kannſt nicht erraten, was.“ „Wie ſollte ich, Mutter,“ ſagte Johannes. „Denk'“, ſagte ſie, „deine Meiſtersfrau hat geſchickt. Sie hatte nicht gewußt, wie übel es dir gegangen. Die Beſeliſe hat es ihr geſagt. Da ſandte ſie auf der Stelle eine Jungfrau mit einem Säcklein voll Sachen und zwei Fünfunddreißiger in einem Papier, denk' zwei; ich will ſie dir zeigen, wenn wir heimkommen, ich habe ſie in den Strumpf gethan. Ich habe mich ſchämen müſſen gar erſchrecklich, daß ich mich ſo an der Frau verſündigt habe, und gemeint, wie das eine wüſte und eine böſe ſei. Du mußt auch im Fehler geweſen ſein, Johannes, und geredet haben, was nicht recht war.“ „Ja, Mutter,“ ſagte Johannes. „Aber ſie hätte witziger ſein ſollen, und ich wollte nicht, daß es anders gegangen wäre. Ich habe viel gelernt unterdeſſen, und wäre ich euch nicht zur Laſt geweſen, ſo wollte ich ſagen, es ſei recht gut gegangen. Es ging mir hier über manches die Augen auf, was ich ſonſt wahrſcheinlich nicht geſehen hätte. Und wenn es nur Gottes Wille wäre, daß ich wieder verdienen könnte, ſo wollte ich von Herzen zufrieden ſein. Aber jetzt muß geſinnet werden, was ich anfangen ſoll, ſo kann das nicht gehen. Wer weiß, wie lange noch es geht, bis ich den Arm wieder ordentlich brauchen kann, wie ehedem doch wahrſcheinlich nie mehr.

„Ja, du kommſt mir gerade recht, ich wollte noch was mit dir reden; ich habe unterdeſſen auch geſinnet und gedacht an dich,“ ſagte Käthi und erzählte nun Johannes von der Jungfrau, welche das Geſchenk gebracht. Wie die ihr ſo ausnehmend wohl gefallen, von wegen der Hübſchi und der Manierlichkeit und wie ſie doch ſo ehrbar daher gekommen, ſie könne gar nicht ſagen, wie. Das Mädchen habe ein ſchön Vermögen, fünfzig Thaler, und ſie glaube nicht, daß es gelogen, daneben könne man ſo etwas Beſtimmtes vernehmen. Nun habe ſie gedacht, er ſolle das Meitſchi heiraten, ſie glaube, es nehme ihn, und dann das Korben (Körbeflechten) lernen. Fünfzig Thaler ſeien ein ſchöner Anfang; wenn ſie je ſo viel gehabt, es wüßte niemand, wie weit ſie es damit gebracht hätten. Die Frau könnte ihm helfen oder aber die Körbe vertragen. Man glaube gar nicht, was da für ein Verdienſt ſei; Körbe ſeien allweg die Hauptſache in einer Haushaltung und im Umſehen ſei ſo ein Korb dahin. Hier ſei's der beſte Ort für das Korben, hier am Schachen, wo Weiden genug ſeien, dann könnte er auch die obrigkeitlichen empfangen der Straße nach. Das ſei eine Arbeit unterm Dache, welche er vertragen möge, und ſchon mancher Korber ſei zu Geld gekommen und hätte keinen ſolchen Anfang gehabt. Und du glaubſt gar nicht, was das für ein Meitſchi iſt; es wollte mir ſeither gar nicht aus dem Sinn.

„Aber Mutter,“ meinte Johannes, „wenn das Meitſchi iſt, wie ihr ſagt, ſo nimmt es mich nicht, das muß ein anderer Kerli ſein. Das Korben aber wär' nicht das Dümmſte, es gefiele mir nicht übel, und ganz unbekannt iſt's mir nicht. Ich habe in den langen Wintern gar manchen Korb gemacht, die feinſten nicht, aber ſie hielten doch und das iſt die Hauptſache, das andere, wenn es ſein muß, iſt dann bald gelernt.“ „Wegem Meitſchi habe keinen Kummer,“ ſagte Käthi, „das iſt gar nicht wie ein anderes, ſondern ganz anders. So den luftigen wilden Buben frägt es nichts nach, ſo einen nimmt das nicht. Geſagt hat es mir's nicht, aber ich habe es ihm angeſehen; ein guter und manierlicher Burſche, bei welchem es nicht bös hat, das iſt dem gewiß die Hauptſache. Und für Körbe zu vertragen und Beſen, wenn es ſein müßte, warum nicht, ſchickte das ſich ſonderbar wohl, es könnte die Sache den Leuten anrekommandieren, ſie müßten ſie nehmen, ſie möchten wollen oder nicht. Und wenn das Wetter ſtrub wäre oder der Weg bös, ſo wollte ich ſchon gehen und auch mein Möglichſtes thun. Ich weiß Weiber, ſie würden gleich niemand mehr einen Beſen oder einen Korb abnehmen, als mir.“ „Mutter, wenn das Meitſchi iſt, wie ihr ſagt, ſo muß da was Wurmſtichiges ſein, ſonſt hätte es ja längſt einen Mann, und wäre nicht mehr Jungfere.“ „Gerade ſolche,“ ſagte Käthi eifrig, „bleiben am längſten ledig, die thun nicht ſo nötlich, wie wenn es nur heute gut wäre und ſonſt nie mehr. Die wollen ausleſen, und es preſſiert ihnen nicht; die denken, ſie finden immer noch einen Mann, wenn es ſein müßte. So eine hübſche mit einem ſolchen Vermögen — denk' Johannes! Und vielleicht giebt es noch mehr, einen Deut davon ließ ſie fallen.“ „Mutter, die nimmt mich nicht,“ ſagte Johannes, „Körbe und Beſen tragen thut keine, wenn ſie es anders machen kann.“ „Körb und Beſe trage iſt keine Schande,“ ſagte Käthi unwillig. „Was fragt die übrigens Körb und Beſe nach, der Mann iſt der die Hauptſache, glaub's doch, Johannes. Das iſt eine ganz andere als die anderen, nicht ſo ein eitel, gedankenlos Ding, wie man ſie ſonſt hat! Geh' ſelbſt und ſchau's, das iſt das Beſt'. Du kannſt zu gleicher Zeit der Frau danken für ihre Gutthaten, und wenn es dir gefällt, ſo redet ſie dir noch zbeſt beim Meitſchi.“ „Nein, Mutter,“ ſagte Johannes, „das mache ich nicht, der Frau darf ich einſtweilen noch nicht unter die Augen, mag mich nicht vom andern Geſinde auslachen laſſen, und mit dem Meitſchi iſt es nichts, zähle darauf. Möchte mir keinen Korb holen, daß ich zu allem Unglück noch zum Geſpött würde. Aber wenn ihr meint, es ſchicke ſich, wenn man gehe und der Frau danke, ſo geht ihr, ich will gaumen (hüten). Ihr ſeht dann ſelbſt am beſten, wie die Sachen ſtehn, ohne daß ihr mit dem Holzſchlägel an die Wände zu ſchlagen braucht.“

Johannes wollte nicht den Namen haben, aber der Funke hatte doch gezündet, das Mädchen ſtach ihm im Kopfe. Wenn alles ſo war, wie die Mutter ſagte, ſo hätte er wirklich lieber heute angebiſſen, als morgen. Aber er wollte den Schein nicht haben, er hatte es wie hie und da Söhne, welche die Mütter verheiraten möchten. Es iſt nämlich ſehr kurios, ſo ſehr die Weiber über ihre Männer die Naſe rümpfen, ein ſo großes Verlangen haben ſie, Mädchen mit ihren Söhnen glücklich zu machen. Sie müſſen entweder denken, ein Mann ſei ein Herrenfreſſen oder aber aus Teufelsſucht den armen Mädchen das Unglück an den Hals hängen wollen, unter welchem ſie zu ſeufzen ſcheinen. Die gedachten Söhne kommen nämlich den Müttern durchaus nicht heiratsluſtig vor, und die guten Mütter meinen, ſie müßten alle Kräfte im Himmel und auf der Erde anwenden, um ihre Söhnelein zu bewegen, ſich glücklich machen zu laſſen. Und reden nun und ſtellen vor und verwerfen die Hände und ſtützen die Augen und machen Geſichte, als ob ſie poſaunen oder gar donnern und blitzen möchten. Und das alles wäre gar nicht nötig; denn das Söhnelein iſt von ganzem Herzen und allen Kräften bereit zu heiraten, will nichts lieber, als was die Mutter will, aber zeigen will er es nicht, man ſoll ihn ſo gleichſam zwingen. Er meint, im Fall der Not könne er dann ſagen: „Was kann ich dafür, ihr habt es ſo haben wollen, ihr habt mich gezwungen.“ Der dumme Kerl, was hat er davon, wenn er ſchon ſo ſagen kann, lebt er damit deſto beſſer, und iſt's ihm wohler dabei, wenn er ſein Lebtag denken muß: „Du warſt ein Eſel, daß du dich haſt zwingen laſſen?“ Zudem läßt zu ſolchen Dingen ſich gewöhnlich niemand zwingen, der es nicht halbwegs gerne thut, wenn er auch nicht den Namen haben will und ſelbſt vor der eigenen Seele nicht. Die Mutter werde ſchon reden, dachte Johannes, und wenn es fehle oder ihm allfällig nicht gefalle, ſo könne ihn niemand hinein ziehen und ihm was anhängen.

Der Mutter dagegen war dieſer Gedanke, dieſer Plan ſo in den Kopf gewachſen, daß ſie ſich wirklich zu der Reiſe entſchloß; man denke! Doch wollte ſie ohne Johannesli gehen und nicht an einem Sonntage. Die Tage ſeien lang, ſagte ſie. Zeitlich am Morgen ſei ſie dort, könne vor dem Mittageſſen wieder fort, damit die Frau nicht meine, ſie komme deswegen; auf dem Wege werde dann wohl ein Teller Suppe zu erhalten ſein oder ſonſt was, es gebe aller Orten gute Leute, gottlob! Was ſonſt der guten Mutter ſchrecklich war, das wurde ihr auf einmal wie einem jungen Mädchen eine Tanzpartie, welche gewöhnlich nicht warten mögen, bis ſie angeht. Man wiſſe nicht, was es geben könne über Nacht, ſagte ſie, heute rot, morgen tot, ſage das Sprichwort. Was dann eine alte Frau, welche nicht mehr rot ſei, zu gewärtigen hätte? Was ſein ſolle, das müſſe ſein, und wenn es morgen ſchön Wetter ſei, ſo mache ſie ſich auf die Beine, aber dem Bubi müſſe man nichts ſagen, ſonſt wolle der mit.

Am andern Morgen war es wirklich ſchön Wetter, und Käthi machte ſich auf in aller Kühle. Ein arm Weib hat es darin beſſer, als eine reiche Frau, ſie hat nicht für ſo viele zu ſorgen, iſt zehnmal unabhängiger und freier. Man glaubt es nicht, aber es iſt doch ſo, daß ſehr reiche Weiber angebunden ſind, nicht zuſammengezählt, aber doch akkurat wie der Haushund, und wenn ſie das ganze Jahr durch zu einem freien Tage kommen, ſo iſt es viel; ihre Mägde haben es viel beſſer. Unſer Mütterchen beinelte davon faſt wie ein jung Mädchen. Junge, luſtige Gedanken ſind Flügel, ſie tragen alte Beine davon, als ob es junge wären. Und was giebt es in eines Weibes Herz für luſtigere Gedanken, als Heiratsgedanken, abſonderlich in einem Mutterherzen? Wenn ſo eine Mutter einen Sohn unter eine Haube bringen kann, ſo iſt's ihr nicht bloß, als habe ſie das große Loos in der Lotterie gewonnen, ſondern als habe ſie den Sohn aus dem Rachen des Teufels geriſſen und unter ſicheres Obdach gebracht. Käthi war des Glaubens voll, fehlen könne es nicht. Das Mädchen, wenn es das ſei, wofür ſie es anſehe, werde mit beiden Händen nach dem Johannes greifen, dachte ſie. Es ſei jetzt bloß die

Frage, ob nichts am Mädchen zu ſcheuen ſei und ob es nicht gelogen habe. Sie glaube es nicht; ihr Lebtag hätte ſie dann niemand ſo betrogen, aber man könne doch halt nicht wiſſen; die Welt ſei gar zu ſchlecht und das heutige Weibervolk, ſie müſſe es leider ſagen, nicht das Zehntel mehr ſo viel wert, als wo ſie jung geweſen ſei.

Aber wie bei der Bäurin einrücken: mit der Thür ins Haus, oder hinten um? Das beſchäftigte die gute Käthi ſtark, denn auf die Manier kommt gar viel an, das wiſſen die Diplomaten gut und müſſen ſich manchmal faſt den Kopf zerbrechen, um die beſte heraus zu kriegen, beſonders wenn ſie was Krummes gerade machen ſollen. Doch excusez und nicht für ungut, von einer alten Käthi auf einen Diplomaten zu kommen, iſt wirklich auch ein Bocksſprung. Käthi erwägte die Gedankenreihe ſehr, welche ſie bei der Bäurin in Worte kleiden wollte. Erſt kam natürlich der Dank, dann frug es ſich, ſollte ſie ſagen, ſie ſei expreß gekommen oder hier durch und habe nicht vorbei können, ohne ſich zu künden, ſollte ſie ſo hinten um nach dem Mädchen ſich erkundigen oder geradezu die Frau um Rat und Fürſprache erſuchen? Käthi neigte ſich zur feinen Manier, zum Hintenum. Käthi kriegte Anfälle von Mucken und dachte, ſie wolle ſchon herauslocken, was ſie möchte, ohne daß die Bäurin was merke. Indeſſen war Käthi aber doch noch nicht zu einem feſten Entſchluß gekommen, als ſie ſchon am Ziel ihrer Wanderſchaft war. Sie traf es ſehr gut. Die Bäurin war alleine daheim, beſorgte die Haushaltung, rüſtete eben Bohnen auf der Bank vor dem Hauſe. Käthi ward alsbald erkannt, freundlich empfangen und konnte nicht anders als ſagen, ſie ſei expreß gekommen, um zu danken. Es habe ſie und den Johannes gedünket, es hätte keine Art, wenn nicht eins von ihnen den Weg unter die Füße nehme, um zu ſagen, wie groß ihr Dank ſei und wie das Geſchenk viel zu groß geweſen; ſie habe ſich verköſtigt, daß es es über alles Maß gehe. Der Johannes wäre ſelbſt gekommen, aber das Bad hätte ihn angegriffen und weit laufen dürfe er nicht. Nun erzählte ſie von Johannes, wie er ſich geändert und jetzt ſo gut ſei gegen ſie, ihr alles thue, was er ihr an den Augen abſehen könne; er ſei gar nicht mehr der gleiche. „Und was will er jetzt anfangen?“ frug die Frau. „Das iſt eben,“ ſagte Käthi, „was uns Kummer macht und viel zu ſinnen giebt. Es kam mir in Sinn, er ſolle das Korben lernen und weiben, und ihm gefällt es auch nicht übel. Korben iſt eine gute Profeſſion, und er kann ſie verrichten, und Körbe ſind Sachen, welche man immer braucht; die Frau könnte helfen und die Körbe vertragen, ich will die Haushaltung machen und pflanzen, und wenn ſo alles einander hülfe und die Frau Vermögen hätte zum anfangen, ſo könnte man es weit bringen.“ „So,“ ſagte die Bäurin, „meinſt? Habt ihr eine im Spiel?“ Hä, da war die Diplomatik aus, das Hintenum und das unvermerkte Ausfragen, und ſtotternd anfangs rückte Käthi mit der Hauptſache heraus. „Eben deretwegen bin ich eigentlich gekommen, darf’s aber ſchier nicht ſagen. Ich weiß es wohl, wie es die Meiſterleute haben, wenn eins für ſie iſt, ſo iſt’s ihnen zwider, wenn ſie es fort laſſen müſſen.“ „Weiß nit, was du meinſt,“ ſagte die Frau und ſpitzte die Ohren. „He, ſo will ich es grade herausſagen, aber zürn’ mir doch recht nicht. Das Meitſchi, welches die Sache brachte, dein Jungfräuli, hat mir ſonderbar wohl gefallen, ſo ein manierlichs und ehrbars iſt mir lange nicht vor die Augen gekommen, dem ſieht man es von weitem an, daß es von rechten Leuten herkommt, und ſcheint arbeitſam zu ſein und anſchlägig, und wie es geſagt hat, hat es ein ſchön Vermögen. Fünfzig Thaler hat es geſagt, habe es, und vielleicht könne es noch erben, hat es geſagt, aber beſtimmt ſei es nicht, und ich kann nicht glauben, daß das Meitſchi gelogen hat.“ Da hielt Käthi an, eine Antwort gewärtigend.

Als die gute Frau Käthi’s Projekt hörte, Bäbeli zur Korberin zu machen und Hauſiererin, da hatte ſie ein Lachkrampf ergriffen, der ſie faſt von der Bank aufhob und in einen Huſten überging, der ſie hochrot im Geſichte machte, daß Käthi lange auf eine Antwort warten mußte; denn allemal, wenn ſie ein Wort ſagen wollte, kam der Huſten wieder. Endlich ſagte ſie: „Allweg log es nicht, es hat eher mehr als weniger, aber rede nur, es kam mir was in den Hals.“

„Beſſer als mit dem Johannes kann es das Meitſchi nicht machen,“ fuhr Käthi fort. „Ein hübſcher iſt er immer noch, ein guter dazu, und wenn er einmal was ergriffen hat, ſo iſt er bald darin Meiſter. Und gut hätte es eine bei uns, hundertmal beſſer, als ſo bei einem Schuldenbäuerlein, wo man über das andere Jahr nur den Zins geben kann und nur halb genug zu eſſen und z’halb z’viel zu arbeiten hat. Sein Geld brächte die Sach in Gang. Der Gemeinde hat Johannes vier Thaler zu zahlen, zehn brauchte er als Lehrgeld, ein Vierteljahr müßte er doch noch zu einem Meiſter, mit vier oder fünf Thalern könnte man ein zweiräderig Handwägelein anſchaffen, daß das Fraueli die Körbe leichter fort brächte (die Bäurin huſtete gräßlich, zum Erſticken), dann blieben immer noch dreißig Thaler übrig, ſo daß man ſich kehren könne und ſich nicht zu ängſtigen brauche, wenn man nicht alle Tage alle Körbe verkauft hätte. Sie ſei gut dafür, wenn Gott ſie geſund ließe, ſo gehe nicht manch Jahr vorbei, ſo hätten ſie ein Vermögen beiſammen, ſie gäben es nicht um hundert Thaler. Aber Johannes ſage, das Geld ſei gut, aber nicht alles, und wenn’s ein Mädchen ſei, wie ich ſage, ſo ſei vielleicht was Wurmſtichiges da, ſonſt hätte es bereits einen Mann. Ich habe ihm geſagt, gerade ſolche Meitſchi blieben am längſten ledig, weil ſie nicht ſo nötig thäten und ohne alles Bedenken jedem Mannbein nachſpringen. Aber er ſei wunderlich darin, und ſie könne es ihm nicht übel nehmen, gebrannte Kinder fürchteten das Feuer. Da habe ſie gedacht, die Bäurin könnte am beſten darüber Auskunft geben; wenn was Schlechtes an ihr wäre, ſo hätte ſie das Meitſchi ſicher nicht ins Haus genommen.

„Was das betrifft,“ ſagte die Bäurin in Abſätzen, „ſo braucht da niemand Kummer zu haben; wenn ſie alle wären wie das, ſo müßte das nichtsnutzige Männervolk ſich beſſern oder hängen, eins von beiden.“

„He nun ſo dann,“ ſagte Käthi, „ich dachte es doch; es gefiel mir nicht bald ein Weibervölkli beſſer als das. Ich muß fragen, wäre es erlaubt, mit ihm zu reden? Ich mag nicht warten, bis ich die Sache richtig habe, dann will ich gerne ſterben.“

Die Bäurin huſtete wieder, doch nicht ganz in gleichem Tone, dann ſagte ſie: „Es iſt mir leid, heute giebt es ſich nicht, ich habe das Meitſchi fortgeſandt, mir was zu verrichten, es kommt erſt ſpät abends wieder, und das wird dir zu lange gehen, um zu warten. Aber wenn du willſt, ſo will ich mit ihm reden und kann dann Beſcheid machen. Allweg wird es den Johannes erſt ſehen wollen, ſo die Katz im Sack wird ein Meitſchi wie Bäbeli und mit fünfzig Thalern Vermögen (da kam der Frau das Huſten wieder an) nicht kaufen wollen.“ „Das wird ſein,“ ſagte Käthi, „aber was meinſt du, nimmt es ihn oder hat’s vielleicht ſchon einen andern? Ich hätte es nicht meinen ſollen, ſo wie es gethan.“ „Ja,“ ſagte die Bäurin, „da haſt du zu viel gefragt. Du weißt, ſolche Meitſcheni ſagen es nicht zu allererſt der Meiſterfrau, wenn ſie einen haben, gemerkt habe ich nichts. Im Gegenteil, es thut, als wenn ihm Sterben und Heiraten auf eins herauskäme. Aber du weißt, gerade ſolchen iſt am wenigſten zu trauen, und wenn ihnen der Rechte vor die Augen kommt, ſo hat es ſie wie die Fliegen.“ „Selb haſt recht,“ entgegnete Käthi, „man kann ſich oft gar nicht auf ſie verſtehen. Aber es wäre mir an der Sache grauſam gelegen, und wenn du ein gut Wort einlegen kannſt, ſo mach’s doch recht, du weißt ja, mit einem guten Worte kann man oft viel machen, und wenn du z’beſt redſt, ſo thut’s das Meitſchi.“ „Weiß nit, weiß nit,“ ſagte die Bäurin, „Meitſcheni thun oft das am liebſten, was man ihnen am meiſten wehrt, haben es von der Eva geſogen, und in ſolche Sachen miſche ich mich nicht gerne. Geht’s nicht gut, muß man ſchuld daran ſein. Da kommen ſie mit Heulen und Zähneklappern: Hätteſt mir’s gewehrt, hätteſt mir’s gewehrt, du hätteſt es ſinnen können, wie es gehen konnte, einem jung Meitſchi, wie ich war, iſt nicht zuzumuten, daß es es ſinnete, für was ſind doch die Alten auf der Welt! Das iſt der Dank, den man hat, wennes bös geht, und geht’s gut, ſo ſagen ſie: Es geht gut, habe apart nicht zu klagen, aber es iſt auch nicht eine zehn Stunden in der Runde, die thut, was ich, und er iſt auch nicht der Dümmſte und daneben ein guter Lappi. Es wäre dumm geweſen von dir, wenn du uns abgerathen hätteſt. Einreden will ich darum nicht. Aber reden will ich mit dem Meitſchi, wenn’s heim kommt. Es kann ſich die Sache überſchlagen, und wenn es weiß, was es will, ſo ſoll es dir Beſcheid machen. Aber ſo geſchwind geht es nicht, darauf zähle. Habe alſo nicht Langeweile und denke, ich habe es dir verſprochen, daß du es vernehmen ſollteſt.“

„Wie du meinſt,“ ſagte Käthi, „und Dank ſollſt du haben für den guten Beſcheid. Aber preſſieren thäte es mir doch; von wegen wenn Johannes das Korben lernen will, ſo ſollte er dieſen Herbſt daran hin. Du weißt, das Korben geht im Herbſt am beſten; es koſtet auch am wenigſten Lehrlohn.“ „Wie geſagt,“ ſagte die Bäurin, „du ſollſt Beſcheid haben, aber gar zu nötlich darf man dem Mädchen doch auch nicht thun, es faßt ſonſt Verdacht und meint, es ſei was Beſonderes dahinter.“ „Haſt wohl recht,“ ſagte Käthi, „aber kannſt ihm ja ſagen, was es ſei, und vorſtellen, wie gut es es haben werde. Wenn’s bös Wetter ſei oder ihm ſonſt nicht anſtändig, ſo wolle ich mit den Körben fahren, und kannſt ihm ſagen, ſo für zu hauſieren und den Leuten was zu verkaufen, ſchicke ſich niemand beſſer als es. So ein manierlich, anſtändig Weibervölkli, wie es, verkaufe z’halb mehr anderes. Und dann ſei es nicht, daß man meinen werde, es ſolle nichts brauchen, und daß man ihm das Geld ſo exakt nachzählen und meinen werde, es ſolle alles beim Kreuzer heimbringen. O nein, wenn ihm was gelüſte, für einen halben Batzen Suppe und ſonſt noch was um einen halben Batzen oder ſei es auch um einen ganzen, ſo werde ganz ſicherlich kein Menſch was dagegen haben. Es könne ſicher brauchen, was es ertragen möge und was ihm wohl mache.“ Das ſei alles gut, ſagte die Frau, und ſie wolle es ausrichten, und möglich ſei es, daß dem Meitſchi die Sache gefalle, daneben wiſſe ſie es nicht und zu ſtark darein miſchen thue ſie ſich nicht; Käthi habe gehört warum. „He ja,“ ſagte Käthi, „aber mit einem Worte kann man manchmal ſehr viel machen.“ „Allweg,“ ſagte die Bäurin, „aber komme jetzt hinein, du wirſt hungrig und durſtig ſein und halte es nicht für ungut, daß ich dich nicht früher kommen hieß, aber ich mußte fertig machen.“ Wie Käthi ſich ſträubte, die Bäurin blieb Meiſter und bewirtete Käthi brav, doch mit einem gewiſſen Weſen, welches eben nicht langes Säumen zuließ, und welches, wo es ſich zeigt, immer ſehr fühlbar wird. Als ſie abgegeſſen hatte, konnte Käthi nicht anders als Abſchied nehmen, und die Frau hielt ſie nicht.

Es wurmte Käthi zwar etwas, zu gehen, ehe das Volk vom Felde kam; denn das übliche Mißtrauen wollte ſich in ihr regen, das Mädchen könnte doch daheim ſein, die Bäurin ſie nur abſchüſſeln wollen, damit ſie nicht zuſammenkämen. Beinahe wäre ſie hinterm nächſten Zaune liegen geblieben und hätte gelauert, bis das Volk zum Eſſen kam. Käthi jedoch that es nicht, und wenn ſie es gethan hätte, ſo würde ſie wirklich geſehen haben, daß das Meitſchi nicht da war, die Frau inſoweit die Wahrheit geredet hatte. Als Käthi fort war, wußte die Bäurin wirklich nicht, ſollte ſie lachen oder weinen; denn gar zu merkwürdig kam ihr die Sache vor. Sie dachte an das Sprichwort, daß wenn es geordnet ſei, daß zwei zuſammen kommen, weder Berg noch Thal, weder Menſch noch Teufel es hindern könnten. Es ſei vom Meitſchi eine ſtrenge Sache, zu meinen, es müſſe ein halb lahm Knechtlein haben, welches es nur einmal geſehen habe. Es ſei wohl wahr, etwas ſei es an deſſen Unglück ſchuld. Aber wenn alle Meitſcheni ſo zarte Gewiſſen hätten und meinten, ſie müßten all Unglück gut machen, welches ſie anrichteten, der Kuckuck wüßte, wie es ginge. Viele würden um ihren Verſtand kommen und die anderen ſich wohl gar an dem eigenen Leben vergreifen. So bloßes Erbarmen habe ich bei Meitſcheni ſelten geſehen, im Gegenteil, viele haben die größte Freude daran, wenn ſie recht viel Unglück anrichten können, und thun, als ob ſie ganz friſch dem Teufel vom Karren gefallen wären. Aber wenn die Liebe ins Erbarmen kommt, dann wird dasſelbe grauſam groß, hab's ſchon erfahren, und ſo wird's bei Bäbeli ſein. Das Meitſchi hat's bös; lieb hat's niemand, niemand gönnt ihm was, am wenigſten einen Mann, hätten es am liebſten im Kirchhof und ſein Geld im Sack. Und wenn einer von weitem dem Hauſe nahe kommt, ſo wird er geplagt, in den Brunnen geworfen oder ins Miſtloch, ſo daß das Meitſchi ganz verlaſſen iſt, und dazu iſt der Bruder noch ſein Vormund. Natürlich iſt, daß ein Meitſchi lieber heiraten will, als eingemetzget werden, und er wird ihm gefallen haben, als es mit ihm tanzte, er wird ihm anſtändig und manierlich geweſen ſein, und von ihm wäre es ſchon ſelbmal nicht gelaufen, wenn es nicht Angſt gehabt hätte vor dem Bruder oder deſſen Weib, dem Hagels Strohſtuhl. Jetzt möchte es ihn, könnte es doch dann mit ſeinem Gelde machen was es wollte, hätte es deswegen dann doch jemand lieb, während man es jetzt deswegen haßt und verfolgt, und zwiſchen liebhaben und verfolgen iſt doch allweg ein großer Unterſchied. So viel könne ſie dem Meitſchi nicht dawider haben, fange es nicht auf dieſem Wege an, ſo komme es zu keinem Manne. Es wäre möglich, wenn ſie in ähnlichem Falle geweſen wäre, ſie hätte es längſt ſo gemacht. Was Teufels habe man am Ende von der Vornehmheit, wenn man nur halb genug zu eſſen habe und alles mit Mißgunſt geſalzen und Mißgönnen gepfeffert. Aber das alt Mutterli, das hatte ſie faſt verſprengt, ſie habe gemeint, es müſſe ſein. Da iſt das alte ſiebenzigjährige Fraueli von der Narrheit noch nicht geheilt, daß im Heiraten alles Glück liege. Hat bös gehabt ſein Lebtag wegem Heiraten und weil auch der Sohn geheiratet; den Angſtkarren gezogen mehr als vierzig Jahre, und nun kommt's zum drittenmal, läuft in der Welt herum, immer für alle Gewalt ſoll es wieder geheiratet ſein und gekorbet und gehauſiert und für einen halben Batzen Suppe und für einen halben Batzen ſonſt noch was! Wohl, das Bäbeli wird ſehen; wenn es mit Körben hauſieren ſoll, z'tot ſchlüge es der Bruder, das iſt nur zu richtig. Aber wie die Alte das ſich ausgedacht hat und ausgeſpitzt, wenn es nichts daraus geben würde, ich glaube, die rührte der Schlag. Nun Korben iſt nicht nötig, wenn es was aus der Sache giebt, die Sache läßt ſich anders machen. Groß iſt das Vermögen nicht, aber wenn beide gut thun, ſo kriegen ſie ſchönen Handel bei einer Arbeit, ihrem Stande und Kräften gemäß, ohne Korben und Hauſieren, deren ich übrigens keines verachte.

„Aber was machen jetzt? Nichts, denk' ich,“ ſagte die Frau. „Steckt das Ding dem Meitſchi noch im Kopf, war es nicht bloß ſo ein Wind, der vorüberweht, ſo kommt es zu mir und möchte was vernehmen. Freilich wird es nicht ſagen, es komme deswegen, es wird wegen Blumen kommen oder einem Muſter zu irgend was oder einer Perſon nachfragen, die weder im Himmel noch auf der Erde iſt, an welche es dergleichen Dinge zu verrichten hätte. Kurz, es wird kommen, und dann kann man weiter ſehen, und wenn's nicht kommt, he nun, ſo iſt die Sache vorbei, wie's öfters der Fall iſt.“ So kalkulierte die Bäurin.

Käthi hatte nicht daran gedacht, ſo früh wieder heimzugehen. Sie hatte nichts anderes geglaubt, als das Mädchen anzutreffen, die Sache mit demſelben richtig zu machen, was ja leicht bis auf den Abend dauern könnte, wenn auch an einem anderen Orte als bei der Bäurin, dann hätte es am liebſten das Mädchen gleich wieder mit ſich heim genommen. Jetzt war Käthi faſt wie ſturm, wußte nicht recht, welchen Weg, hätte ſich gerne irgendwo geſäumt, noch was ausgekundſchaftet über der Bäurin Jungfrauen. Aber die gute Käthi war zum Kundſchafter ſo wenig als zum Diplomaten auserkoren, zudem ſorgte Gott, daß ſie auch nicht in die geringſte Verſuchung geführt wurde; denn auf der ganzen Straße regte ſich nichts Lebendiges, weder Mann noch Maus, ſelbſt die Spatzen ließen den Abfall auf der Straße unbeachtet und machten es ſich behaglich im grünen Zaun.

Käthi ward recht ärgerlich und hätte für ihr Lebtag gerne wie ſelbe gethan, ſich an ein ſchattiges Plätzchen hingeſetzt und ein gut Schläfchen gehalten. Allein ſie getraute ſich nicht, an der Straße und noch weniger in des Waldes tiefen Gründen zu ſchlafen. An der Straße konnte ſie überfahren, von Zigeunern geſtohlen werden, im Walde konnten Räuber, Schlangen, Leoparden kommen. Alle Geſchichten, welche ſie je gehört, wie es ſchlafenden Reiſenden ergangen, ſtiegen ihr auf, vertrieben ihr den Schlaf gründlich und machten ihr raſche Beine; denn es fielen ihr auch Geſchichten ein, wo Reiſende, welche nicht ſchlafen wollten, endlich wachend gefangen oder gefreſſen wurden. Das waren ganz andere Gedanken, als ſie gehabt beim Hingehen. Es iſt aber auch ſehr merkwürdig, wie die Seele zu jeder Tageszeit Neigung zu anderen Gedanken hat; ſie hat es faſt wie die Erde, welche zu jeder Tageszeit eine andere Färbung hat, eine andere am Morgen, eine andere am Mittag, eine andere am Abend, Nebel und Regen, Winter und Sommer nicht einmal gerechnet.

Dem Johannes kam das Benehmen der Bäurin merkwürdig vor, er wurde mißtrauiſcher als die Mutter. Dahinter ſtecke was, ſagte er. Die Jungfrauen ſchicke ſie nicht ſo mir nichts dir nichts an Werktagen fort, und wenn ſie nicht gefürchtet hätte, die Mutter käme mit dem Mädchen zuſammen, ſie hätte ſie nicht bald um Mittag weggehen laſſen, dies ſei ſonſt auch nicht ihr Brauch.

Tag um Tag verging und Tag um Tag gingen die Anſichten der Mutter und des Sohnes weiter auseinander. Der Sohn behauptete immer beſtimmter, die Bäurin halte ſie zum beſten und wolle nichts von der Sache, vielleicht habe ſie mit dem Mädchen nicht einmal davon geſprochen. Die Mutter dagegen behauptete immer beſtimmter, wenn nichts wäre, ſo hätte die Frau was ſagen laſſen und hielte ſie nicht ſo hin, und weil ſie nichts ſagen ließe, ſo werde jemand kommen und guten Bericht bringen; aber einen ſo weiten Weg zu machen, ſchicke ſich einem nicht alle Tage. So kann man halt die gleiche Sache nicht nur ungleich anſehen, ſondern das Gegenteil daraus ſchließen. Endlich wurden ſie einig, bis zum nächſten Sonntag zu warten; wenn dann niemand komme, ſo müſſe etwas geſchehen. Was? darüber ſprachen ſie ſich noch nicht aus. Am nächſten Sonntag kam jemand, aber nicht Bäbeli, ſondern eine ganz andere.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Emme bricht los, begräbt, was Käthi hoffte und hatte.

Es war regneriſch Wetter geweſen die Woche über, heiße Winde hatten geweht vom Welſchland her, ſchwärzer waren die Kartoffelfelder geworden, an manchem Orte ſah man die Stauden kaum mehr, während grünes Unkraut luſtig wucherte, die Kräfte des Bodens in Anſpruch nahm, welche durch keine gute Pflanze mehr verzehrt wurden. Da hätten viele ein Exempel daran nehmen können; denn akkurat wie auf dem Feldacker geht es auf dem Seelenacker, die inwohnende Kraft will gebären, treiben, ſchaffen; liegt nun nichts gutes da, welches die Kräfte anzieht und verbraucht, ſo ſchaffen ſie was böſes und laſſen Unkraut luſtig wachſen, Diſteln und Dornen. Solche verwilderte Äcker, und unbemerkt verwildert, laufen millionenweiſe in der Welt herum. Es iſt, wie der Heiland mit andern Worten ſagt: „Wenn der böſe Geiſt ausgetrieben wird und man läßt das Haus leer ſtehen, ſo kehrt der böſe Geiſt mit ſieben andern wieder, und der Zuſtand wird ſiebenmal ärger, als er zuvor geweſen iſt.“ Auch hielten viele wirklich an dem Glauben feſt, daß alles, kleines und großes, nicht von ungefähr oder von der Natur, ſondern durch Gottes väterliche Hand uns zukomme. Dieſe ſuchten den Gott, von dem alles kommt, baten, daß der Kelch an ihnen vorüber gehen, doch wenn es nicht ſein Wille ſei, derſelbe ihnen zum Heil der Seele dienen möchte.

Dieſes Sinnes war auch unſere Käthi, und Johannes begann mehr und mehr in der Mutter Sinnesweiſe Troſt, Ruhe und Kraft zu finden.

Johannes ging auch wiederum zur Kirche, was ihm um ſo leichter ward, da es hier niemand auffiel, weil niemand wußte, wie lange er an andern Orten in keiner Kirche geweſen war. So war er auch den 23. Auguſt mit der Mutter zur Kirche gegangen, während Johannesli bei Andreſe Anne Bäbi blieb, welche ihn mit Haſelnüſſen geködert hatte. Während der Predigt ward Unruhe in der Kirche, Gepolter auf dem oberſten Chor. Man wußte nicht, was es war, achtete ſich jedoch deſſen nicht beſonders, ſo ganz ungewohnt war ein Lärm von dort her nicht. Als die Predigt zu Ende war, die Thüren geöffnet wurden, ſcholl den Heraustretenden ein gewaltiges Brauſen entgegen, ſie ſahen alsbald die Emme hoch aufgeſchwollen in ihrer grimmigſten Wut das Thal hernieder rollen mit gewaltigem Schnauben und Brüllen, die Ufer überflutend, bereits über die Dämme ſchlagend. Man hatte hie und da von einer zu erwartenden Waſſergröße geſprochen; man hatte auf trockenem Lande Kröten, Blindſchleichen, Molche gefunden, ſonſtige Anwohner der Emme; man hatte den alten Ritter von Brandis mehrere Nächte durch an der Emme ſchwellen hören; man hatte das Bett der Emme hinauf das Geraſſel eines ſchwer beladenen Wagens gehört am hellen Tage, und als man nachſah, war kein lebendig Weſen auf dem

Emmengrund zu ſehen, ſo weit man ihn überblicken konnte, aber jetzt hatte man an das Anſchwellen nicht gedacht. Es hatte wohl geregnet im flachen Lande, über die niedern Hügel, doch nicht überſchwenglich, Furcht erregend. Aber es war wie im Jahre 1837 bei der großen Waſſernot. Eine Maſſe Dünſte hatte ſich geſammelt in den Bergen und Thälern, ſchwer geſchwängert hatten ſie nicht Kraft ſich zu erheben über die Berge, und die Berge wollten ſich nicht beugen vor luftigem Gewölke, dem vergänglichen Geſindel, das heute tobt, morgen zu Kot geworden machtlos liegt, um bald ſich zu verflüchtigen. Da brach die Wolkenburg, maßlos ſtrömte die Flut über die Bergwände, füllte die höchſten Thäler und ſtürzte mit der Wut eines Bergſees, der tauſendjährige Wände gebrochen, ins tiefere Land, verwüſtend, wie vor Zeiten ein wild Tatarenheer, das aus des Morgenlandes geheimnisvollem Schoße daher brauſte wie auf des Sturmes Fittigen und einem ungeheuren Feuerbrande gleich zerſtörend durch die Länder flammte.

Erſtarrt ſtanden die Menſchen auf dem über der Emme gelegenen Kirchhofe und ſchauten in die Wut der Waſſer. Wellen, hoch wie kleine Häuſer, wie man ſie nie geſehen, warf die Emme ſtellenweiſe auf, fegte Holz und Bäume an ihren Ufern weg, warf ſie wütend an Brücken und Schwellen, warf ſie über die Dämme, brach dieſe ſtellenweiſe, flutete weit hin über das wohlbebaute Land, beſuchte die alten Gründe wieder, in die ſie ſich vor viel hundert Jahren ergoſſen hatte, in denen ſie wahrſcheinlich alle Jahre zur Abwechſelung einigemal ſpazieren gegangen war.

Käthi ward es ſterbensangſt. Jenſeits der Emme war Johannesli, die morſche Brücke bebte im wilden Wogenſturme, jenſeits der Brücke ſchlugen einzelne Wellen bereits über die Straße. So raſch ſie konnte, eilte ſie trotz allem Mahnen über die zitternde Brücke, aber ſchon war die Straße mit Waſſer bedeckt und jeden Augenblick drohte ein Einbruch und der ganzen Emme donnernde Flut. Käthi achtete auf das Waſſer nicht, obgleich niemand wußte, wie tief es war. Da ereilte ſie Johannes, und wollte ihr zureden, diesſeits zu bleiben, er wolle alleine gehen. Aber um keinen Preis wollte die Alte ſich dazu verſtehen. Da lud Johannes ſie auf ſeinen Rücken und trug ſie durch das Waſſer. Aber ſchon konnten ſie nicht mehr den nächſten Weg zu ihrem Häuschen gehen, auf einem großen Umweg gelangten ſie dazu und nicht ohne daß Johannes die Mutter noch einmal auf den Rücken nahm. Trocken ſtand noch die Hütte, aber o Himmel! die Emme lief über den Flachs, welcher auf der Roſſe lag. (Im Berngebiet wird der Flachs nicht im Waſſer geroſſet, ſondern mehrere Wochen auf einer Wieſe ausgebreitet und fleißig gekehrt, bis das ſogenannte Linti vom Stengel läßt.) Nun iſt nichts ſchädlicher als das trübe Emmenwaſſer, wenn es über den Flachs kommt, zudem wie leicht es anläuft, ſpült es ihn weg, und im Gehölze und auf Bäumen kann man einzelne Stengel wiederfinden, natürlich ein ſchmerzlich Wiederſehen. Käthi ſchrie laut auf, warf die Hände über dem Kopfe zuſammen und wollte ins Waſſer, ihr Hab und Gut war ja darin. „Nit, nit", ſagte Johannes, „ihr könnt doch nichts machen, laßt mich einen Rechen nehmen, ſtellt euch hier an den Rand und nehmt mir ab, was ich fiſchen kann." Aber wenig war es; denn höher und höher ſchwoll das Waſſer, ſtieg dem Johannes von den Knöcheln bis an die Knie, ſpülte Käthi um die Füße, ſtieg über die Schuhe. Da brauſte es im Buſche, und als ob ein wilder Drache breche durch das Gebüſch, krachte es und ſchoß heran; es war die Emme, welche den Damm durchbrochen. Hoch auf ſchrie Käthi: „Johannes ſpring, ſpring!" Springen konnte Johannes nicht, aber mächtig brach er zu rechter Zeit noch mit Hilfe des Rechens durch das wütende Waſſer und frühe genug noch, um die in Schreck erſtarrte Käthi auf die Arme zu nehmen und dem Häuschen zuzutragen, welches, eine kleine Inſel, mitten in dem flutenden Gewäſſer ſtand.

Dort ſetzte Johannes die Mutter ab und ſchaute aus, wo hinaus ſich weiter retten, aber rundum war Waſſer, Waſſer, das nicht bloß ſo ſchwellte über den Boden, ſondern ſtrömendes, Wellen werfendes Waſſer. Der Emme Waſſer iſt ein freſſend, grabend Waſſer; wo es in Strömung kommt, entſtehen Löcher und Gräben; leicht verliert den feſten Stand und wird verſchlungen, wer hinein ſich wagt. Johannes ſah, daß ſie im Häuschen ſelbſt noch am ſicherſten ſeien. Es war Tag und alſo ſichtbar, wo das Waſſer am gefährlichſten andrang. Aber Waſſernot in ſchwarzer Mitternacht, wo man den Donner der Wogen hört, das ſchauerliche, geheimnisvolle Plätſchern näher und näher, der Boden loſe wird unter den Füßen, Wellenſchaum das Geſicht bedeckt, auf einmal man gehoben wird wie von unſichtbaren Armen und dahin geſpült wie ein Blatt, welches ins Waſſer gefallen, das iſt ſchrecklich! Johannes ſah, daß die Strömung im Grunde war, der Zug nicht gegen die Hütte ging, das Waſſer da nur ſchwebte und der Überfluß über die Höhe geſpült ward, aber einſtweilen nicht gefährlich, bloß daß man naß ward und Kummer und Angſt ausſtehen mußte. Das Waſſer ſtieg noch immer, und wenn die Strömung ſtockte, indem Holz ſich ſtaute oder ein untergrabener Baum querüber fiel oder das Waſſer in lockrer Erde Löcher und Gräben grub, ſo war die Gefahr groß, und Hilfsmittel hatte Johannes keine, als höchſtens ausgehobene Thüren und Bettgeſtelle, den Drang des Stromes beiſeite zu lenken. Er ſtand Wache vor dem Häuschen. Drinnen wimmerte und betete Käthi, redete zum Schiebfenſterchen hinaus mit dem Sohne, die Hühner ſtanden auf dem Tiſche, der Kleine kniete auf der Bank und ergötzte ſich an den Trümmern aller Art, welche auf dem Waſſer trieben. Der arme Kleine begriff die Gefahr nicht und jubelte über die Fiſche, welche nach abgelaufenen Waſſern zu fangen ſein würden. So hat's mancher Junge, beſchwört den Sturm herauf und freut ſich auf die Fiſche, welche er im Trüben zu fiſchen hofft, und bedenkt nicht, daß der Sturm ihn verſchlingen könnte. Der Sage nach beſchwor mancher dumme Junge den Teufel herauf, und zum Dank nahm ihn alsbald der Teufel. Es war ein trüb, grauſig Harren auf der umfluteten Inſel für Leute, welche ſo etwas nicht erlebt. Für Leute in Friesland drunten, für Schiffer, welche ſchon auf einem Brette ſich im Meere herumgetrieben, hätte die Lage nichts beſonderes gehabt, aber für Leute, ans Trockene gewohnt und höchſtens an der Emme Gebrüll, nicht an ihre Wellen über die Höhe herein, auf welcher das Häuschen ſtand, war es etwas anderes. Trüb hingen die Wolken auf die Erde herein, über die Erde flutete graugelb das ausgebrochene Gewäſſer, und hinterm Buſch brüllte noch mit voller Stimme der gewaltige Strom. Zwiſchen Wolken und Waſſer, auf den Rändern der Hügel ſah man Menſchen ſtehen, welche ſchauten in den Graus der Wogen, bedeckt mit Holz und Bäumen, mit Trümmern von Schwellen und Häuſern. Aber dieſe Menſchen konnten nicht helfen, konnten nur ſchauen und ſchreien, wenn ſie untergingen; denn Stunden in der Runde herum war kein Kahn. Kein Wind ging, es regnete leiſe, man hörte nichts, als das Rauſchen der ausgebrochenen Waſſer, das Donnern des Stromes, und manchmal war's, als ſehe man über den Buſch hin der ungeheuren Wellen eine ihr graugelb Haupt erheben, als wolle ſie ſehen, ob jenſeits des Buſches noch was zu zerſtören ſei. Und höher ſchwoll noch immer das Waſſer, ſpülte durch die Küche hin, bald hier, bald dort brandete es, ſchien das Waſſer Wirbel ziehn, graben zu wollen, die Strömung ſich zu verändern. Es war, als ob unter dem Häuschen im Grunde keine Tiefe mehr ſei, die Flut dem Hauſe zu über die Wieſe hin dem weſtlichen Emmenrande zugetrieben werde. Und Johannes war da alleine, that, was er konnte, hinter ihm wimmerte Käthi und ſchloß das Bubi in die Arme, damit dasſelbe, wenn es geſtorben ſein müſſe, nicht ſo allein ſterbe, ſondern mit dem Großmütti zum Tode entſchlafe, ſo wie es auch im Leben in deſſen Armen geſchlafen.

Wenn ein Löwe daher trabt mit donnerndem Brummen, ſich duckt und in wildem Satze auf den Wanderer einſpringt, da zuckt wohl der Schreck, einem Blitzſtrahl gleich, durch deſſen Glieder, und ehe die Gedanken ihm kommen, hat er den Tod gefunden. Wenn vor dem Wanderer aus hohem Graſe eine mächtige Schlange ihr Haupt erhebt, weit auseinander die Kinnladen klaffen, über ihnen ein grün Augenpaar glüht, dann erſtarrt derſelbe auch, kalt wird das Blut, kalt ſteht der Schweiß auf der Stirne, langſam hebt ſich die Schlange höher, langſam ſchleift ſie den langen Leib durchs hohe Gras, ringelt ſich dann kalt und eng an ihm herauf, legt eng ſich um ſeinen Hals, ringelt ſich hinunter, zieht enger und enger ihre Ringe; es ſchwellt der Kopf auf, es knackt Knochen um Knochen, es endet der Atem, es bricht der tote Leib zuſammen, und langſam ſah der Wanderer die Schlange kommen, fühlte, wie ſie ſich ringelte an ihm herauf, fühlte, wie ſie den kalten Leib um ſeinen Hals legte, fühlte, wie ſie ſich hinunter ſchlang, ihre Ringe enger zog, fühlte alles langſam, eines nach dem andern, konnte denken, konnte rechnen, konnte mit den Gedanken den letzten Atemzug begleiten — Menſch, was meinſt du, was willſt du lieber, durch einen Löwen ſterben oder durch eine Schlange?

Wenn in der Blitze Glut der Himmel brennt, im Donner des Himmels die Erde bebt, von den Bergen die Bäche ſtrömen, die Brunnen der Tiefe aufbrechen, der Sturm die Wälder bricht, die Häuſer umwirft, die Elemente ihre Feſſeln ſprengen, wütend aufeinander ſich ſtürzen, ineinander ſich miſchen, und mitten drinnen ſteht der Menſch, vor ihm gähnt der Tod, erſtarrt iſt er ſchreckensvoll, aber es iſt der Rachen des Löwen, der ihm entgegen gähnt. Aber wenn grau der Himmel iſt, tief die Nebel hängen, der Regen leiſe fällt, die Waſſer langſam ſteigen, höher die grauen Wellen ihre Häupter heben, höher ihren Schaum ſpritzen, näher und näher rollen, kalt um die Füße ſpülen, höher und höher plätſchern, in engeren Ringen ums Häuschen branden, Stück um Stück bricht, endlich das Ganze in einer wilden Woge begraben wird, gleicht das nicht dem Schlangentode, dem langſamen und gräulichen? Dieſer Tod ſchien den Armen näher und näher zu ſchleichen; denn immer höher ſpülten die Wellen, immer näher dem Häuschen wurde der Zug des Waſſers gedrängt. Johannes hatte die Hausthür entgegengeſperrt, ſie wurde weggeriſſen, einen alten Schweinstrog rammelte er ein, es drohte ihm das gleiche Schickſal. Stunde um Stunde war verronnen langſam in grauſamer Angſt, der Himmel war ſo trübe, daß es Nacht werden zu wollen ſchien. Offenbar mußte der Abend nahen, und wenn noch immer die Wogen ſtiegen, ſo war es ihr letzter Abend auf Erden, und nach dem Abend kam die Nacht, nach welcher der Morgen nicht mehr anbricht auf Erden.

Da ſchien es Johannes, als ſchwanke der Schweinstrog nicht mehr ſo heftig in der Brandung, die Wellen ſchienen nicht mehr ſo hoch über ihn herzuſchlagen, ſeine Oberfläche ragte ſchon mehr aus dem Waſſer empor. „Mutter, ich glaube die Emme ſetzt ſich," rief er zum Fenſter in die Stube. „Gott Lob und Dank," ſagte Käthi, „alſo noch nicht ſterben! Habe geglaubt, es mache mir nicht ſo viel, und doch graute mir jetzt ſo davor. Ach, wenn die Sache weit von einem iſt, ſo erſcheint ſie ganz anders, als wenn ſie einem vor Augen ſteht! Aber, Johannes, gieb wohl acht, die Emme iſt nie böſer, als wenn ſie abnimmt, erſt dann gräbt ſie ſo recht und frißt ſich ein." „Ja Mutter, an den Schwellen und Dämmen iſt's ſo, aber hier, wenn das Waſſer abnimmt, ſo ſind wir gerettet; denn dann zieht das Waſſer ſich zurück und läuft ab."

Und richtig, das Waſſer ſetzte ſich, wie man ſagt, tiefer und tiefer, bald ſtand das Häuschen nicht mehr ganz im Waſſer, hier und dort ward eine Stelle frei, und die Stelle ward immer größer, und der Stellen gab es immer mehrere. Dann ſchlug wohl eine Welle wieder über alles herein, und alles ward wieder ein See. Aber wenn die Welle abgelaufen war, dann war des Trockenen deſto mehr, und bald konnte man ums ganze Häuschen gehen, ohne Waſſer in die Schuhe zu kriegen. Aber kaum freuten ſie ſich ſo recht innig der Hoffnung, das Leben zu retten, ſo begann es zu läuten oben, unten im Thale, wimmernde, ſchmerzliche Töne ſchwammen über dem Gewäſſer, wimmerten um Hilfe. Es war Sturmgeläute. Ausbrechen hier, dort, an Stellen, wo ganze Dörfer, große Ländereien gefährdet waren, wollte die zornige, tückiſche Emme. Die geängſtigten Menſchen verkündeten ihre Not, riefen nach Erbarmen und Hilfe. Dazu ward es trüber auf Erden; es begann zu nachten. Lichter ſah man funkeln. Es war, als wären alle ſogenannten feurigen Männer in Bewegung und müßten den Menſchen leuchten bei ihren gefährlichen, unheimlichen Werken. Denn nichts iſt wohl unheimlicher und gefährlicher als im Laternenſchein zu arbeiten gegen zornige Gewäſſer. Da kommt es einem unwillkürlich übers Herz, als hätte man es zu thun mit geheimen, finſtern Mächten. Die Not ſchien am jenſeitigen Ufer zu ſein, und die gute Käthi konnte ſich ihres Glückes nicht mehr freuen; ſie mußte ſich ängſtigen für die armen Leute, über die jetzt in ſchwarzer Nacht die wilde Flut komme. Selbe Nacht ſchliefen die Anwohner der Emme wenig. Wenn auch das Waſſer abnahm, ſo ward die Emme dadurch nicht weniger gefährlich, verſuchte allenthalben ihre Tücke, und als es Tag ward, dankten wohl alle Gott; denn mit dem neuen Tage kam Troſt und Hoffnung, allen weitern Schaden mit Erfolg abwenden zu können.

Fernerer Schade ward wohl abgewendet, indes war der geſchehene groß genug. Viel Land war verwüſtet, viel Holz weggeſchwemmt, viele Schwellen weggeriſſen, ja Häuſer und Menſchen. Das Land an der Emme iſt meiſt ſogenannter Schachen, beſteht, ſo weit es urbar iſt, zumeiſt aus kleinen Stücken, welche gewöhnlich von ärmern Leuten beſeſſen oder gemietet ſind und als Pflanzland benutzt werden. Ganz beſonders iſt dieſer Emmenboden, d. h. von der Emme angeſchwemmtes, aber im Laufe der Jahrhunderte urbar gewordenes Land, geeignet zum Flachsbau, wird daher auch beſonders dazu benutzt. Der Schade war daher überaus groß. Der ganze Jahresertrag war zumeiſt dahin und verdorben. Der Flachs, wenn auch gezogen, lag in der Nähe auf einem Grundſtück, ward weggeſchwemmt oder verdorben, und wo die Emme die Erdäpfel nicht ſelbſten grub, im Boden ließ und bloß überſchwemmte, da faulten ſie doch nach wenig Tagen gründlich und ſämtlich.

Es traf arme Leute, nahm ihnen alles, ihre ganze Arbeit, ihre ganze Hoffnung, wenn es auch in Silber berechnet wenig war, einem reichen Menſchen nichts geſchienen hätte. Aber denke man ſich eine arme Haushaltung, ſechs Kinder um den Tiſch und die Mutter, der Vater geht der Arbeit nach, ſucht einen Kreuzer Geld zu verdienen. Die Mutter und die Kinder, welche laufen können, haben das ganze Frühjahr durch geſchafft und geſchwitzt, um ſattſam Eſſen zu pflanzen, dasſelbe nicht kaufen zu müſſen. Sie haben Kohl, Rüben, Rübli (Möhren), Bohnen, Kartoffeln, Flachs und alles ſchön und hoffnungsreich. Und am Sonntag, wenn der Mann heimkam, hatte ihn die Frau hinausgeführt, hatte ihm ihre Hoffnungen gezeigt, ihm geſagt, wie ſie geſchafft, vorgerechnet, wieviel ſie erwarte und was noch zu verkaufen ſein werde, was ſie möglicherweiſe noch einſchießen könne in die gemeinſame Kaſſe, woraus, wie wir wiſſen, der Zins gegeben, die Kleider gekauft werden. Wenn dann der Mann ſagte: „He nun ja, es iſt gut ſo, ſo iſt's dabei zu ſein und man mag auch gern heim kommen. Es wäre gut, es wäre an allen Orten ſo. Aber mein Nebenknecht ging vor vierzehn Tagen auch heim, kam ganz krank wieder und vorgeſtern hat man ihn begraben. Er hat zu einem Trupp Kinder eine ſchlechte faule Frau; obgleich er ſein möglichſtes that, kam er alle Tage tiefer in die Armut. Er meinte, ſie ſollten auch pflanzen, und wenn er nachſah, ſo war alles im Unkraut erſtickt. Er meinte, ſie ſollten Flachs ſäen, kaufte Samen und Dünger, die Frau ſollte es beſorgen, und als er vor vierzehn Tagen heimkam und nachſah, war kein Flachs geſäet. Flachs und Dünger hatte die faule Frau wieder verkauft. Da war er ſchrecklich zornig, die Galle lief ihm über, und ehe vierzehn Tage um waren, lag er im Grabe. So aber kommt man gerne heim, hat's gerne bös und ſpart, wenn man ſieht, daß die andern auch gern helfen, was ihnen möglich iſt." Wenn der Mann ſo ſpricht, ſo iſt es großer Lohn für die Frau. Sie ſagt ihm wohl: „He nun, es wundert mich, daß du einmal zufrieden biſt." Aber ſie iſt doch glücklich im Herzen, braucht noch etwas weniger Mehl in die Suppe, trinkt den Kaffee dünner, ſteht früher auf, geht ſpäter zu Bett und freut ſich allemal beim Eſſen, wenn die Kinder ſo hungrig thun: „Gottlob, für einen Winter hätten wir wieder, wenn's Gottes Wille iſt."

Aber Gottes Wille war es nicht; an der verwüſteten Pflanzung ſteht ſie am Montag Morgen, lieſt mit bebenden Händen die Trümmer zuſammen, und Mut und Kraft in ihrem Herzen gleichen dem glimmenden Docht, der verlöſchen will. Die Thränen laufen ihr über die blaſſen Wangen, und was anfangen und wie es gehen ſoll, das weiß ſie nicht. Wie ein ſchwarzer, unergründlicher Abgrund gähnt die Zukunft ſie an; wenn die Kinder nicht wären und dazu auch der Mann nicht, am liebſten thäte ſie beide Augen zu und ſtürzte ſich zu Grabe.

So troſtlos ſtand an ſelbem Morgen manche Mutter an ihrem Stücklein Land, ſo troſtlos ſtand an ſelbem Morgen auch unſere Käthi vor ihrer Hütte. Geſtern den ganzen Tag hatte ſie um ihr Leben gebebt; als die Sturmglocken wimmerten, jammerte ſie für die andern armen Leute. Jetzt, als der Morgen kam, das Leben geſichert war, die Sturmglocken ſchwiegen, als ſie vor die Hütte trat und grau wie der Himmel auch die Erde vor ihr lag, jetzt mußte ſie an den Thürpfoſten ſich halten; jetzt erſt ſah ſie, wie übel es ihr ergangen. Ihr kleiner Grund war überſchwemmt, noch ganz anders als im vergangenen Jahre, er ſah aus wie das Bett der Emme ſelbſt, der Flachs, und auch der, welchen ſie vor dem Durchbruch herausgefiſcht, aber nicht geborgen hatten, war ſpurlos verſchwunden. Überſandet, fußhoch, war ihr ganzes Grundſtück, keine Spur von Anbau ſah man mehr. Das war hart! Johannesli wollte mit ſeinen Fiſchen tröſten, aber dieſer Troſt war wie mancher andere leer, denn wie er auch ſuchte, Fiſche waren nirgends, des Waſſers Zug war zu mächtig geweſen. Schwermütig ſtand Johannes da, ſagte lange nichts, meinte endlich, wo er ſei, ſei Unglück, das ſei ausgemacht! Das Beſte ſei, ſie ſchickten ſich drein, thäten es nehmen, wie es komme, arbeiteten, bis ſie nicht mehr könnten, das weitere überließen ſie Gott. Hungers ſterben werde man ſie nicht laſſen, und thäte man es, he nun ſo dann, ſo ſeien ſie Leidens ab, und geſtorben müſſe es doch einmal ſein. Sie wollten abzuräumen ſuchen, wo der Sand am mindeſten tief liege, und die Erdäpfel nehmen, welche noch gut ſeien. Es ſei eine böſe Arbeit, aber wenn ſie das Möglichſte thäten, ſo könnte ſpäter ihnen niemand was vorhalten. Ein Nachbar, welcher vorbei kam, meinte, das Beſte wäre, Johannes laſſe ſich von den Vorgeſetzten ein Zeugnis ausſtellen, wie es ihm ergangen ſei; mit dieſem Zeugnis ſolle er im Lande herum gehen, Almoſen fordern, aber preſſieren und machen, daß er der erſte ſei. Er könne ihm ſagen, wenn man es recht anſtelle und nötlich thun könne, ſo ſei das eine Sache, die nicht dumm ſei. Der aber hatte Zeit zu gehen; Johannes wollte vor der Hand noch nicht betteln.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Auf den Gräbern wachſen die ſchönſten Roſen, und wenn die Not am größten iſt, iſt Gott am nächſten.

Traurigere Arbeit gab es wohl keine, als ſie jetzt verrichteten. Sie konnten ſtundenlang ſchaufeln und Kies abtragen, und wenn ſie endlich zu einer Erdäpfelſtaude kamen und gruben ſie aus, ſo waren einige ſchlechte Erdäpfel darunter, ſie thaten ſie in die Tenne zum Trocknen, und wenn ſie nach einigen Tagen nachſahen, ſo war die Hälfte davon ſchon gefault, und was mit der andern Hälfte werden würde, das wußten ſie nicht. Sie ſputeten ſich, ſie wollten das Möglichſte retten. Es wurdet geredet, die Emme werde wieder losbrechen und zwar bald. Man bebte davor; denn Schwellen und Dämme waren zerrüttet, das Wenigſte wieder hergeſtellt, Sommerarbeiten aller Art nahmen alle Hände in Anſpruch. Einige, die Zeit gehabt hätten, hatten nicht Holz und andere plagte der Widerſpruchsgeiſt. Es ſei ſchon viel geredet worden und nicht in Erfüllung gegangen; wenn man ſich jedem Geſchwätz achten wollte, man würde das ganze Jahr nicht fertig. Indeſſen mit offenen Dämmen und Schwellen läßt ſich nicht ſpaßen. Wenn ein Schloß zerbrochen iſt, ſo läßt man den Schloſſer holen, wenn es einem ſchon unkommod iſt, man läßt es nicht darauf ankommen, ob Diebe kommen und einbrechen. Nun iſt die Emme viel mächtiger als ein Dieb, Diebe kann man noch verjagen, aber verjage einer die Emme, wenn die einmal vor einer offenen Thür iſt! Aber das Schwellen um dieſe Zeit war eine ungewohnte Sache, man war gewohnt, anderes zu machen um dieſe Zeit und meinte, gemacht müſſe es ſein, und geſchrieben ſtehe nirgends, die Emme komme wieder. Geleſen habe man es nirgends, daß ſie ſo raſch hintereinander anlaufe; man hatte ſchon vergeſſen, daß es im Jahre 1837 zwei Abende hintereinander geſchah. Und geſchrieben oder nicht geſchrieben, ſie kam wieder. Akkurat am Sonntag darauf, als niemand ſich deſſen verſah, kam ſie wieder die Thäler herunter, aber nicht brüllend und brauſend wie das erſte Mal, ſchlich leiſe, unvermerkt daher, aber tückiſcher und böſer. Als der wahre böſe Thalgeiſt erſchien ſie und jagte die Menſchen mit Schrecken auf die Beine, ſtatt zu Schoppen und Karten mußten ſie nach Äxten und Ketten greifen, mußten ins Wetter hinaus, an den drohenden Strom.

Sonderbar, daß die Emme immer die Sonntage wählt zu Anlauf und Ausbrüchen. Oder wählt ſie dieſelben etwa nicht, ſchickt ſie ein anderer an dieſen Tagen den Menſchen zu, den Menſchen, die am Sonntage an die Arbeit ſich gewöhnen und keine Zeit mehr haben für Gott? Den ſchrecklichen Prediger aus der Wüſte ſendet er ihnen zu, ihnen zu verkünden, daß wenn ſie doch arbeiten müßten am Sonntage, ſo wolle der Herr ſelbſt ihnen Arbeit ſchaffen und zwar Arbeit genug und für manchen Tag, bis ſie wieder wüßten, was Sonntag ſei und Verſtand bekämen, ihn zu heiligen, damit der Herr ihnen nicht wieder ſende ſeinen ſchrecklichen Prediger aus der Wüſte.

Zornig predigte dieſer wüſte Prediger. Ringsum bebten die Herzen der Menſchen, der Schlaf wich aus den Augen, die feurigen Männer liefen wieder an der Emme auf und nieder, Lichtſchein tanzte hier, tanzte dort auf den grauen Wellen. Käthi's Hütte ſtand diesmal nicht in Gefahr, der Emme Launen wechſeln. Aber nicht weit davon, doch auf dem anderen Ufer, geſchah ein ſchrecklicher Ausbruch mitten in der Nacht durch einen Boden, in welchem die Häuschen ſtehn faſt wie der Hanf auf dem Acker und in jedem Häuschen Menſchen, abſonderlich Kinder ſind, faſt ſo viel, als Schindeln auf den Dächern. Wer Jäger iſt, weiß, wie das flattert im Eichwalde, wenn nachts ein Zug Wildtauben aufgeſtöbert wird. Man denke ſich, wie das ſchrie und zappelte, als die wilden Fluten um die Häuschen brauſten, die Kinder aus den Betten mußten, nackt auf die oberen Boden geſchoben wurden und wußten nicht warum, und niemand hatte Zeit, es ihnen zu ſagen, und wer etwas ſagte, ward nicht verſtanden. Alles ſchrie, jammerte und heulte; es war ein Gemiſch von Tönen, wie es am jüngſten Tage kaum verworrener aus den Gräbern brechen kann. Von Häuschen zu Häuschen ſtieg das Schreien auf, dazwiſchen brauſte die Flut, aber wie es hier ging, wie es dort ging, warum man hier ſchrie und dort ſchrie, das wußte man nicht, niemand konnte zum andern. Das Ärgſte, ſtellte man ſich vor, ergehe über die anderen, erwartete das Ärgſte für ſich, und wenn irgendwo eine Laterne erloſch, glaubte man das Häuschen im Wellengrabe. Weiter unten ſtand der Emme ein Berg im Wege. Mit ſchrecklichem Gebrülle brach ſie ſich einen tiefen Schlund auf, mitten durch Häuſer, brach Brücken und Maſten und ſtürzte ſich wieder ins alte Bett, beladen mit Beute aller Art, denn rein fegte ſie um die Häuſer weg, was Sorgloſigkeit nicht hinter eine Thür gethan, oder was nicht dahinter gethan werden konnte. Droben ließ ſie die Armen in Todesangſt, fuhr mit Schnauben das Land hinab, rüttelte an allen Schwellen, brach deren für viele tauſend Thaler, trug die Kunde von ihrem wilden Thun auf ihrem Rücken durchs Land, und wo ſie durchfuhr, erhob ſich der Jammer, die Weiber weinten um die Greuel, welche geſchehen ſein mußten im oberen Land, und ſo wie die Weiber zu weinen begannen, und die Herzen dem Erbarmen ſich geöffnet hatten, erhob ſich die Sage oder, wenn man lieber will, die Fama aus ihrem Grabe, blies ihre Backen auf, lief die Emme auf und nieder und ſtreute ihre Merkwürdigkeiten aus. Kinder in den Wiegen hatte ſie geſehen, Mütter mit den Säuglingen an der Bruſt, Kühe herdenweiſe, eine ganze Haushaltung von neun Perſonen, alle mauſetot, ganze Häuschen, auf einem ein Hahn, der unbefangen krähte, ſo ſchön er konnte, ja ſie hatte eine Scheune auf der Emme treiben geſehen, in welcher ſechs Dreſcher emſig fort draſchen, ohne zu merken, daß ſie auf dem Waſſer waren. Dieſes und viel anderes und merkwürdiges breitete ſie aus, und es war faſt, als wolle ſie nicht wieder zur Ruhe; denn durch eine lange Reihe von Tagen brachte jeder neue Tag neue Merkwürdigkeiten auf die Trommel, Land auf, Land ab. Beſonders von dieſem Einbruche ward grauſiges erzählt, und eine unzählbare Menge zog hin, den Einbruch und das neu gegrabene Bett der Emme zu ſehen. Dieſes eine Unglück zog die Aufmerkſamkeit von den übrigen Beſchädigten ab, ſie konnten ungeſtört weinen bei ihren verödeten Pflanzungen; man ließ ſie in Frieden.

Da alles hinlief, ſo wurde auch Johannesli lüſtern, den Einbruch zu ſehen und war ſtark am Vater, er ſolle mit ihm kommen, und die Großmutter redete zu. So was ſehe man in hundert Jahren vielleicht nur einmal, und wenn einſt in fünfzig oder mehr Jahren davon die Rede ſei, ſo könne das Bubi dann doch ſagen, es habe die Sache auch geſehen, der Vater ſei mit ihm gegangen und habe ihm alles gezeigt, damals habe die Großmutter noch gelebt und er habe die erſten Hoſen getragen. Dies war ein vernünftiger Grund, welchem Johannes nicht widerſtehen konnte. Dies iſt der natürliche allererſte Geſchichtsunterricht, der über den allerkünſtlichſten geſchichtlichen Schulunterricht geht. Käthi blieb alleine daheim mit den beiden Hühnern.

Es iſt bekannt, wie es die Leute dahin zieht, wo ihr Schatz iſt, oder nach den Stätten, wo Liebes begraben liegt, nach den Orten, wo man jung geweſen und die harmloſen Freuden der Jugend an einem vorübergegangen ſind. So ſieht man Menſchen auf Gräbern weinen, und wenn auch allemal die Wunden friſch aufbrechen, das Weh neu wird, ſo zieht es ſie doch dorthin an allen Haaren. So ſieht man Menſchen auf Brandſtätten herumirren, hundertmal haben ſie alles durchſtöbert, und doch müſſen ſie wieder hin zum Grabe ihrer Habe. Ähnlich hatte es Käthi mit ihrem Pflanzſtück, wenn ihr ſchon jedesmal das Herz faſt brach, wenn ſie ſo grau und leer vor Augen hatte, was ſo ſchön geblüht, woran ſie ſo manche Hoffnung geknüpft hatte. Viel ließ ſich jetzt nicht machen, zu irgend einer Ausſaat war es zu ſpät und der Boden nicht tauglich dazu, gute Erde mußte wieder herbei, noch mehr Sand und Steine weggeſchafft werden. Aber Käthi war doch dort, ſchaffte etwas, wußte kaum was, ſuchte und wußte auch nicht was, und wußte vorher, daß ſie nichts finden würde. Wenn ſie dann ſo umſonſt gearbeitet hatte, ſie wußte nicht was und nicht warum, dann ſetzte ſie ſich, wenn ſie alleine war, und niemand ſie ſehen konnte, an des Grundes Rand und weinte und trauerte, ſuchte Hoffnungen und fand ſie nirgends.

Vor etwas mehr als einem Jahre, dachte Käthi, ſei ſie auch da geweſen, habe Sand weggeräumt, über Flachs geweint und gemeint, ſie habe alles erlebt, was zu erleben ſei, größeres Unglück könne nicht über ſie kommen. Ach, und jetzt, was alles hatte ſich abgelagert ſeit einem Jahre über ſie! Zweimal die Erdäpfelkrankheit, eine Lähmung des Sohnes, und jetzt nochmal eine Überſchwemmung, welche alles, alles vernichtete. Damals noch etwas Geld im Gänterli, jetzt dasſelbe mehr als leer; damals noch gute Leute, und jetzt hätten die Leute mit anderem zu thun; damals ſeien wenige beſchädigt worden, und die Leute hätten mit denen großes Mitleid gehabt und es auch erzeigt, jetzt ſei das Unglück über gar viele gekommen, und vom Erbarmen und Mitleid ziehe es dem einzelnen wenig oder nichts. Die Leute hätten mit ſich zu thun oder ſonſt die Köpfe voll, und wen das Unglück nicht betroffen, der laufe zu dem großen Einbruch, und daß es andern ebenſo übel ergangen, daran denke niemand. Da könne ſie allein verlaſſen ſitzen, weinen, denken, was zu machen ſei. Um ſie kümmere ſich kein Menſch! Damals ſei ſie auch ſo da geſeſſen, habe gekummert, woher Erdäpfel nehmen, um in den Flachsplatz zu ſetzen, da habe der Buſch ſich voneinander gethan, und eine gute Frau ſei herausgekommen und habe daraus geholfen. Aber jetzt könne ſie lange hier ſtehn, Buſch bleibe Buſch, und keine gute Fee trete daraus. Aber wie Käthi hinſah an die Stelle, wo die Bäurin herausgetreten war, ſtand wieder jemand dort, aber nicht eine dicke, ſchwere Frau, ſondern ein lieblich Geſicht, wie Milch und Blut, ſah durch die Tannenzweige. Bald hätte Käthi laut aufgeſchrien; ſie glaubte im erſten Augenblick, es ſei eine wirkliche Fee, ein Waldfräulein oder gar ein Engel, den Gott ihr ſende, ihren Jammer zu ſtillen. Ganz nahe mußte das Mädchen kommen und freundlich ſie begrüßen, ehe ſie ſich zurechtfand und in demſelben der Bäurin Jungfrau erkannte, die Reiche mit den fünfzig Thalern im Vermögen. Sie hatten alle Hoffnung aufgegeben gehabt, da kein Beſcheid gekommen, und vor lauter Elend gar nicht mehr daran gedacht. Die Emme hatte mit dem Flachſe Hoffnungen und Pläne fortgeſchwemmt. Als ſie das Mädchen endlich erkannte, tauchten alle Hoffnungen plötzlich auf, ſtanden wie ein Zaubergarten vor Käthi's Augen, über welchem bloß eine kleine düſtere Wolke hing, der Zweifel nämlich, ob ſie komme, um ab- oder zuzuſagen. Doch hoffte Käthi das Letztere; denn den Abſchlag, dachte ſie, würde das Mädchen doch kaum ſelbſten bringen; vielleicht, daß es ſich die Sache noch beſſer anſehen wolle.

Mit glücklichen Augen bewillkommnete die alte Frau das liebe Mädchen, führte es dem Häuschen zu und nötigte es in die Stube. Das Mädchen machte Komplimente, ſagte, es könne ſich nicht aufhalten, habe nur im Vorbeigehen ſehen wollen, wie es ihnen gegangen, habe gedacht, ſie hätten auch gelitten, es müſſe noch weiter. „Doch ein wenig," ſagte Käthi etwas entmutigt, „da draußen kann man kein vertraulich Wort reden, du wirſt mir doch den Beſcheid bringen." „Was für Beſcheid?" frug Bäbeli. „Die Bäurin wird dir's doch verrichtet haben?" frug Käthi. „Die Frau hat mir nichts geſagt," antwortete das Mädchen. „Nein aber ſeht mir doch, was das für eine Frau iſt, und traue einer mehr einem Menſchen!" rief Käthi. „Dachte einen Augenblick, ſie könnte ſo was im Sinne haben, als ſie mich ſo geſchwind fortließ und mir das Mittageſſen nicht anbot und war doch ſo heiß, und hatte Luſt zu lauern hinterm Zaun. Sie wird dich nicht fortlaſſen wollen, du wirſt ſie reuen, und deretwegen fertigte ſie mich ſo kurz ab und ſagte dir nichts, die wüſte Frau, was ſie iſt!" „Ihr waret alſo dort?" frug Bäbeli. „Ja wohl war ich dort, aber komm hinein und ſitz ab, ich will dir einen Kaffee machen und berichten, wie die Sache iſt. Die wüſte Frau das, was ſie iſt!"

Indeſſen war die Bäurin doch nicht ſo ganz wüſt, wie Käthi ſie ſich dachte; Bäbeli war unterdeſſen nicht zu ihr gekommen, und Beſcheid machen, die Unterhändlerin ſein, das wollte ſie ja nicht. Bäbeli hatte es gar ſchmerzlich empfunden, als die Baſe ihr nicht mehr Teilnahme zeigte, nicht merken wollte, was ihr auf dem Herzen lag. Das ſei eine grobe, wüſte Frau, dachte ſie, frage niemand viel nach; wenn ſie nur regieren und befehlen könne, ſo ſei ſie lange zufrieden. Aber ſie habe keinen Menſchen auf der Welt, der ihrer ſich annehme. Vater und Mutter ſeien im Himmel, ach, wenn ſie nur auch bei ihnen wäre, dann wäre ſie niemand mehr im Wege, und ihr wäre wohl. So dachte Bäbeli, und nicht bloß ſo flüchtig wie ein Schein, der vorüber fährt, ſondern das war ihre Stimmung. die ſich ausprägte auf ihrem Geſicht, in all ihren Geberden, ihr ward es ſo ſchwer im Gemüte, und dieſe Schwere legte ſich in alle ihre Glieder; von weitem hätte ein kundig Auge es ſehen können, daß etwas mit dem Mädchen ſei. Auch gab es Augen, welche es bemerkten; dieſe machten Bäbeli einen böſen Lärm; die Schwägerin ſtichelte giftig, der Bruder polterte und ſtellte Bäbeli zur Rede. Dies machte ſie noch trauriger und elender, und auf der ganzen Welt keinen Menſchen, welchem ſie ſich hätte anvertrauen mögen! Es kam ſie wohl zuweilen an, ſie möchte zur Baſe gehen, und dann ließ ſie es doch ſein; die lacht dich aus oder putzt dich gar ab, dachte ſie.

Mit dem eigenen Weh beſchäftigt, hatte Bäbeli keine Teilnahme für die Händel der Welt; daß die Emme wüſt gethan, hörte ſie wohl, achtete es aber nicht. Als der zweite Ausbruch kam und die Leute dahin liefen wie an eine große Feuersbrunſt, wie von einem Wirbel, der immer weiter und weiter ſeine Kreiſe zieht, ergriffen, da fuhr Bäbeli ein Gedanke durch den Kopf: wie es wohl der armen Frau ergangen, ob ſie noch lebe, ob ſie alles verloren, ob man ihr vielleicht helfen könne? Der Johannes blieb im Hintergrunde, faſt wie in einem Puppenſpiel die Hauptperſon, die ſieht man nicht, und doch regiert ſie die Drähte, und alles Leben geht von ihr aus. Bloß bangte Bäbeli, wenn ſie ginge und nachſehen würde, ſie könnte ihn antreffen, wollte lieber nicht, und doch dachte ſie immer: „Du mein Gott, wenn ich ihn antreffe, was will ich für ein Geſicht machen und ihm ſagen, und was macht er für ein Geſicht, und er kennt mich wohl, und was ſagt er mir, und wie kommen wir wohl wieder auseinander?" Und je mehr Bäbeli Angſt vor einem ſolchen Zuſammentreffen kriegte, um ſo mehr nahm es ſie wunder, ob ſie ihn wohl antreffen, und mit was für Augen er ſie anſehen würde. Und dieſer G'wunder ließ ihr keine Ruhe, nahm ihr vollends Eſſen und Schlaf; ſie mußte gehn und ſehn. Zur Baſe wollte Bäbeli aber nicht, wollte die Reiſe auf eigene Fauſt machen, im Gewühl der Menſchen konnte ſie hierhin, dorthin unbemerkt, und daß ſie ging, fiel ja nicht auf, da alles ging. Was ſie plagte, war, daß ſie faſt kein Geld hatte, um mitzunehmen, und hätte ſie doch gern beide Taſchen damit gefüllt, und von dem Vormund fordern mochte ſie nicht. Bäbeli hatte es wie viele unter einem unverſtändigen Vormund; derſelbe wollte ſchöne Rechnungen machen, d. h. viel ſparen; ob Bäbeli ihre Sache habe, das kümmerte ihn nicht, und wenn ſie Geld wollte, ſo mußte ſie betteln darum, wie ein Bettler bettelt um einen Kreuzer. Gewöhnlich liegt ſolcher ſcheinbaren Unverſtändigkeit wohl ermeſſener Eigennutz zugrunde; man ſpart nicht dem Mädchen, man ſpart ſich; man betrachtet das Mädchen als ein gut Stück Zeug zum Einmetzgen und mäſtet es daher beſtmöglichſt. Es giebt Behörden, welche ſolcher Unverſtändigkeit kein Ziel ſetzen, dieweil ſie eben auch nicht verſtändig ſind, ſowie es wiederum Behörden giebt, welche die Vormünder ungerügt und unbelegt hunderterlei aufſchreiben laſſen, von denen der Mündel nie was geſehen noch gehört. Gewöhnlich ſind die Vormünder der letztern Art dem Mündel nicht verwandt, wenigſtens nicht ſo nahe, daß ſie ans Erben denken können; begreiflich müſſen die für ſich ſorgen, während der Mündel lebt; iſt er einmal tot, ſo iſt nichts mehr zu machen. Bäbelis Vormund war der erſtern Art. Sie ging bloß mit zwei Gulden im Sack, aber um ſo ſchwerer im Gemüte, daß ſie nicht einmal mit ihrem Gelde machen könne, was ſie wolle, obwohl ſie es hätte, ein wenig zu helfen und dazu nicht einige Thaler fordern dürfe. Die Lage des Häuschens war ihr alſo bekannt; ſie wollte auskundſchaften, ob wohl Johannes daheim ſei oder bloß die Mutter, und da ſah Käthi in den Tannenzweigen ein Geſichtchen, das ihr wie das Geſicht eines Engels erſchien, und Bäbeli trat hervor, erleichtert ums Herz, weil Johannes nicht ſichtbar war, und doch ſah ſie in alle Ecken, ob nicht Johannes aus einer kommen wollte, und da er nicht kam, fehlte ihr was, und fragen, wo er ſei, ſchickte ſich ihr einſtweilen noch nicht.

Käthi feuerte und redete und mahlte Kaffeebohnen und war in einer Aufregung, daß es wirklich ein groß Wunder war, daß endlich die Kaffeekanne wohlbehalten auf den Tiſch kam, und daß wirklich Kaffee darin war. Als endlich eingeſchenkt war, und Käthi zum Abſitzen kam, legte ſich nach und nach die Aufregung, und ſie kriegte den Faden ihrer Gedanken zur Hand. „Alſo nichts geſagt hat ſie dir, iſt doch ſchlecht von ihr! He nun ſo dann, ſo kann ich es dir ſelbſten am beſten ſagen, es verdreht es mir doch dann niemand, und du vernimmſt die Sache punktum." Nun erzählte Käthi, was ſie gedacht, wegem Korben und wegen Bäbeli und Johannes, und wie ſich beide dazu vortrefflich ſchickten, und Johannes es recht ſei, und Bäbeli es wohl auch gefallen müſſe; denn wegem Brauchen werde man nicht wüſt ſein, wenn es ihr gelüſte um einen halben Batzen Suppe, ſo werde ihr niemand was dawider haben, und wenn es wüſt Wetter ſei, ſo wolle ſie gehen, und wenn es ſein müſſe, ſo könne man bei einem ſolchen Vermögen daheim bleiben, wenn es gar zu häßlich Wetter ſei. Wegen der Bäurin brauche ſie ſich nicht zu fürchten; wenn eins heirate, könne es aus dem Dienſt, ſo wie der Tod einen Akkord breche, wenn er nicht darnach gemacht ſei; und gewiß werde ſie es nicht bereuen, ſie wollten ſie auf den Händen tragen.

So redete Käthi lange, und Bäbeli hörte mit Wonne zu; denn ſo viel gegolten hatte ſie lange nicht, und ſolche Liebe hatte man ihr ſeit Jahren nicht erzeigt. „Und jetzt, Bäbeli, was meinſt, was ſagſt dazu?" frug Käthi. Ja, jetzt war Bäbeli in großer Verlegenheit; anfangs hatte ſie mit Wonne zugehört, und nachher hatte es Bäbeli ſehr gelächert wegen dem Korben und Körbevertragen, und ſie hatte gedacht, was die für Augen machen werde, wenn die hören, wer ich bin, und was ich habe, und wie wir es ohne Korben können! Aber jetzt, als die plötzliche Frage kam, fiel ſie Bäbeli doch zentnerſchwer aufs Herz, hatte ſie doch den Johannes nicht geſehen, alle ihre Verwandten ſtanden ihr vor Augen ſamt der Baſe, die ſie für falſch hielt, und wie ſollte ſo eine arme, verlaſſene Waiſe Widerſtand thun und durchbrechen? Gegen ſo eine geſcharte Verwandtenſchar durchzubrechen! Hat man doch Beiſpiele, daß Männer im beſten Alter und mit Köpfen wie der Knopf an der Münſterkirche zu Solothurn und mit einem Geldſäckel wie eine Zehntſcheuer vor einem ſolchen Gedanken erblaſſen; ſoll es dann einem zarten Mädchen in ſolchen Umſtänden nicht faſt übel werden? Ach, Bäbeli mußte weinen, ſo ſüß und ſo bitter kam es ihr übers Herz, und wenn Nord und Süd hintereinander kommen, ſo giebt's bekanntlich Platzregen.

Als nun das Mädchen ſo bitter zu weinen begann, ſo verſtand ſich Käthi nicht darauf. Es fiel ihr nicht ein, was da für ein Jungfräulein zu weinen wäre, wenn es den Johannes kriegen könnte und alles in der Ordnung wäre, wie es ſein ſollte. Sie begann zu fürchten, ſie komme jetzt zu ſpät mit dem Antrage; Bäbeli wollte und könnte nicht; und wenn die Bäurin das Maul aufgethan zu rechter Zeit, wäre es noch frühe genug geweſen, aber jetzt ſei es aus. Das kam auch Käthi übers Herz; der erſchienene Zaubergarten ward von der ſchwarzen Wolke ganz niedergedrückt, war am Verſinken, und Käthi begann auch zu weinen, ſo recht bitterlich, aber doch nicht ſo ſchön und nötlich wie Bäbeli. Zwiſchen dem Weinen von jungen Mädchen und alten Weibern iſt nämlich ein Unterſchied. Und als ſie ſo weinten, ungleich ſchön, aber gleich herzlich, kam plötzlich eine Stimme über ſie: „Was Tüfels!" Und als ſie beide erſchrocken ſich umſahen, ſtand die Baſe hinter ihnen und der Johannes unter der Thüre. Nun gab's auch eine Stille in Käthi's Stübchen, doch keine bei einer Stunde, aber wunderlich ſahen die vier Geſichter ſich an. „He nun ſo dann," ſagte die Bäurin, „jetzt ſage ich nichts mehr. Meinetwegen, was iſt, das iſt, und was ſein muß, wird geſchehen. Seh, Mutter, haſt du auch ein Kacheli für mich und ein Tröpflein noch in der Kanne? Durſt hätte ich. Wird von den Bratwürſtchen kommen, welche ich droben aß; ſie werden was Wunderliches drein gehackt haben. Nicht wahr, Mutter, das dünket dich kurios, daß ich daher komme wie vom Himmel herab. Es iſt mir gegangen wie andern auch. Da alle Leute den Ausbruch der Emme ſehen wollten, ſo glaubte ich, ich müſſe ihn auch ſehen. He nun, reuig bin ich nicht, aber vorſtellen hätte ich es mir auch können. Wie ich da hinauf komme, dünkt mich, der Gſtabi (ein ſteifer, unbeholfener Menſch) mit dem Kind ſollte mir bekannt ſein, und richtig, es war auch ſo. Aber wer lange nicht zeigen wollte, daß er mich kenne, und auf die andere Seite ſah, wie es die Herrenleute machen, wenn ſie einander ſich verſchämen, das war auch der da. Nun, ich habe ihm den Kopf gedreht; er mußte, ob er gleich nicht wollte. Von ihm vernahm ich, daß ihr auch großes Unglück gehabt habt, und da das Kind abſolut fahren wollte, dachte ich, es gehe in einem zu, auch zu ſehen, wie die Emme hier es getrieben, und wüſt genug iſt's gegangen; treffe da ungeſinnet Geſellſchaft zum Heimfahren." So redete die Bäurin und ſah mit ſpöttiſchen Augen auf Bäbeli hin.

Käthi konnte von dem allen nichts begreifen, begriff gar nicht, was das bedeuten ſolle, daß die Bäurin ihre Magd nicht vaterländiſch aushudle, da, wie Käthi vermutete, dieſelbe ſich hinter dem Rücken der Bäurin fortgemacht hatte, nach dem Sprichwort: Wenn die Katze aus dem Hauſe iſt, da tanzen die Mäuſe. Käthi hatte Bosheit im Leibe, gedachte der Bäurin ihr verräteriſch Stillſchweigen einzutreiben und ſie hier vor allen zu Schanden zu machen. „Johannes," ſagte ſie, „das iſt das Jungfräuli, welches einmal hier war und von dem ich dir geredet habe." „Wo Stiefmütti werden will, gäll du?" ergänzte das Bubi. Bäbeli nahm den Kopf in beide Hände. Johannes aber ſagte: „Mutter, das iſt g'vexiert, das iſt keine Magd." „Was ſagſt," meinte Käthi, „wer ſollte es dann ſein?" „He," antwortete Johannes, „das iſt das Meitſchi, wegen welchem ich den Streit gehabt habe, es ſolle eine Bauerntochter ſein, hat man mir geſagt." „Wird nicht ſein," rief Käthi, „eine alte Frau wird man doch nicht ſo zum beſten halten!" „Wohl, es iſt!" ſagte Johannes. „Nein aber, und kann ſo manierlich thun und iſt ſo nichtsnutz, und am Vermögen wird auch nichts ſein, und für jemand, der witziger ſein ſollte, zu helfen, eine arme, alte Frau zum Narren halten, das dünkt mich auch nicht viel gemacht," ſagte Käthi zornig, wie ſie vielleicht ihr Lebtag nie geweſen, ausgenommen zur Zeit, als die Sohnsfrau bei ihr war.

„Etwas Recht, aufzubegehren, haſt du," ſagte die Bäurin halb im Lachen, „aber ſo wie du meinſt, iſt die Sache doch nicht. Zum beſten halten hat dich niemand wollen, ſondern das Gegenteil, aber wenn ich geglaubt, die Sache ginge ſo weit, ſo hätte ich mich wohl beſonnen, ehe ich mit einem Finger dazu geholfen, aber es wird ſo haben ſein ſollen. Sieh, ich und das Meitſchi haben Erbarmen mit euch gehabt, als wir vernahmen, wie ihr übel daran ſeiet, und ſie hat dazu noch das Gewiſſen gebiſſen, weil ſie die Urſache des Streites war. Ihr ſchickte es ſich nicht, zu dir zu kommen unter ihrem Namen, und ich wußte auch nicht, wie machen, um den Leuten nicht in die Mäuler zu kommen und euch doch etwas zu helfen. „„Baſe,"" vonwegen wir ſind doch miteinander verwandt, „„Baſe,"" ſagte ſie, „„wißt ihr was, dort oben kennt mich niemand, ich will mich für eure Magd ausgeben und die Sachen bringen, dann kömmt's nicht unter die Leute."" Ich, Narr genug, laſſe es mir gefallen und ſinne nicht daran, was einer alten Frau und einem jungen Meitſchi Narr's alles in Sinnen kommen könne. Was ihr miteinander alles berichtet habt, weiß ich nicht, aber viel Weiſes wird es nicht geweſen ſein; als das Meitſchi zurückkam, machte es Augen wie ein verſtaunet Huhn. — Jetzt fiel mir ein, daß hier vielleicht wohl viel geredet worden ſei, aber ich dachte, wenn niemand bläſt, ſo erliſcht es wieder. Da kamſt du, Mutter, mit deinen Heiratsflauſen und wollteſt zu meiner Jungfrau. Es wollte mich faſt verſprengen; ich meinte, es müſſe geſtorben ſein, als du da mit deinen Vorſchlägen wegen Korben kameſt und wegen dem halben Batzen für Suppe. Ich hätte es dir ſagen können damals, aber einerſeits lächerte es mich viel zu ſehr, anderſeits ſagte ich ungern, wie es ſich verhalte, und dachte, entweder erkalte die Sache von ſelbſt, wenn niemand mehr was ſage, und wenn es doch erzwungen ſein müſſe, ſo ſei es immer noch früh genug. Wäre das Meitſchi zu mir gekommen ſeither, hätte ich ihm vielleicht was geſagt und zugeſehen, was es für ein Geſicht mache. Aber das Meitſchi traute mir nicht oder war ſonſt böſe, daß ich nicht mit Händen und Füßen ſchieben half, zeigte ſich nicht bei mir, und ſo ließ ich die Sache gehen, dachte, es ſei dem Johannes und euch vielleicht auf eine andere Weiſe zu helfen, ohne Meitſchi; denn vergeſſen hatte ich euch wirklich nicht. Aber ſiehe, das Meitſchi weiß ſich ſelbſt zu helfen, ungſinnet treffe ich da mein ſauber Bäschen hinter dem Tiſche, habt wahrſcheinlich tapfer über mich geſchimpft, über die böſen Leute und die böſe Welt, und werdet jetzt mit dem Korben richtig ſein und wegem halben Batzen für Suppe?" Und gar mächtig ſchüttelte es wieder die gewaltige Bäurin, daß die Fenſter klirrten.

Unterdeſſen war die gute Käthi wieder weich geworden und wiſchte ſich die Thränen ab. Sie ſehe, daß es nicht böſe gemeint geweſen, aber übel nehmen ſolle man es ihr auch nicht, daß ſie an ſo was geſinnet; wenn man nicht mehr wiſſe, wo aus und an, ſo habe man allerlei Gedanken, und wer ertrinken wolle, halte ſich an jeden Strohhalm. Das Meitſchi habe ihr ſehr gefallen, ſie müſſe es ſagen, und das Vermögen auch; mit dem hätte der Johannes etwas anfangen können. Jetzt ſei die Sache aus, ſie ſehe es wohl; eine Bauerntochter ſei immer eine Bauerntochter, wenn ſchon manchmal gar kein Vermögen da ſei. Das daure ſie ſehr, ſagte ſie, ſie ſeien jetzt wieder auf dem alten Flecke.

„Höre, Mutter," ſagte die Bäurin, „man muß nicht gleich verzappeln und alle Hoffnung fahren laſſen. Ich habe den Glauben, ſeit ich das Meitſchi hier angetroffen, es gebe was aus der Sache. Ich und du brauchen die Jungen nur machen zu laſſen; Spektakel wird's geben, aber das geht vorüber." „Es iſt doch nichts," ſagte Käthi, „was ſoll Johannes mit einer Bauerntochter anfangen, Hof hat er keinen, Körbe vertragen thut ſie auch nicht, wovon dann leben? Fünfzig Thaler, wenn ſie da ſind, ſind freilich ein Geld, aber wenn man davon leben ſoll, ſo werden ſie doch bald ausgegeben ſein."

Da kriegte die Bäurin wieder Krämpfe, ſagte endlich: „für dieſe Lüge kann ich nichts, die iſt vom Meitſchi alleine." „Hat es dann nichts?" frug Käthi traurig, „das hätte ich ihm doch wirklich nicht zugetraut." „Sieh," antwortete die Bäurin, „das iſt eine Lügnerin, wie es nicht bald eine giebt. Sonſt lügen ſich die Mädchen Vermögen zu, daß die Schwarten krachen; einen Hof ſo groß wie Amerika und ein Zinsbuch ſo dick wie eine Bibel lügt ſich manche an, welche keinen ganzen Strumpf hat. Nun, Hof hat das Meitſchi keinen und kein Zinsbuch ſo dick wie eine Bibel, aber doch ein Büchlein und darin werden wohl — was meinſt Alte? — he, wohl zwei Tauſend Thaler ſtehn!" Da ſah Käthi die Bäurin auch an mit Augen wie ein verſtaunet Huhn, aber ſagen konnte ſie kein Wort. „Komm, Alte und zeige mir dein Pflanzland und wo die Emme eingebrochen," ſagte die Frau und nahm Großmutter und Großkind hinaus. Sie war der Meinung, die Jungen drinnen könnten zuſammen reden, während ſie draußen ihre Anſichten der guten Käthi des Nähern erläuterte.

Als ſie meinte, genug Zeit ſei verfloſſen zu allen möglichen Erklärungen, wandte ſie ihre Schritte dem Häuschen zu. Nach ſtattgefundenen Präliminarien ſchien der Abſchluß bald gemacht und ohne großen Zeitverbrauch. Aber auch eine Bäurin kann ſich täuſchen. Als ſie eintrat mit der Frage: „Nun, ſeid ihr richtig?" antwortete ihr weder Johannes noch Bäbeli. Sie hatten während der Zeit vielleicht kaum zehn Worte miteinander geſprochen. Jedes meinte, das andere ſollte anfangen, und keines hatte das Herz dazu; Johannes nicht, weil er ein armer, lahmer Burſche war, und Bäbeli nicht, weil ſie trotz dem Herzen voll Liebe ein Meitſchi blieb. Da ſagte die Bäuerin: „Jung's dumm's Zeug ſeid ihr, wißt nicht, daß man die Zeit brauchen muß, wenn man ſie hat. Aber jetzt wollen wir fort, und du, Meitſchi, fährſt mit mir; es ſcheint mir nötig, dich im Auge zu haben." Als Johannes ein Wort reden wollte, ſagte ſie: „Hätteſt geredet, du haſt Zeit gehabt, jetzt mach, daß mir angeſpannt wird. Haſt noch was mit dem Mädchen zu reden, ſo geh' nicht zu ihm, dort könnteſt du übel wegkommen; komm nicht zu mir, ich will nichts damit zu thun haben, bis die Sache richtig iſt. Man ſoll mir nicht nachreden, ich habe gekuppelt; ſpäter kann ich dann ſchon reden, und je weniger ich vorher mit der Sache zu thun gehabt, um ſo unverdächtiger kann ich helfen, wenn's not thut und im Fall ihr richtig werdet, was ich nicht weiß. Probierts meinethalben; ich dächte, bei der Baſe zu Michelhofen wäre kein unſchicklicher Platz, und bis nächſten Sonntag könnt ihr allfällig noch Schuhe machen laſſen, wenn es einem oder dem andern daran fehlen ſollte, und euch beſinnen, was ihr einander ſagen wollt, und jetzt Adie und lebet wohl."

Wie das Lied ſagt: Scheiden und Meiden thut weh, abſonderlich wenn das Herz ſo voll iſt, und was im Herzen iſt, das den Gang durch den Mund noch nicht gefunden hat. Gerne hätten ſie jetzt noch geredet, aber was die Baſe mal geſagt hatte, das war geſagt.

Käthi war wie ſturm über alles, was ſie gehört und was ihr die Bäuerin noch extra vertraut hatte. Sie wußte nicht, träumte ſie oder war ſie ſonſt verwirrt; ſie hatte Fieber, mußte am folgenden Tage, ſeit ihrer letzten Kindbetti zum erſtenmale wieder, einen Tag zu Bette bleiben, und wenn ſie ſchlummerte, träumte ſie, ſie habe Flügel und fliege, und plötzlich ließen die Flügel und plötſch — ſtürzte ſie zur Erde, fuhr hoch auf im Bette und ließ einen gewaltigen Notſchrei aus, und wie ſie die Augen wieder ſchloß, ſo kam der Traum wieder, er war wie ein Hund, der, wo er einmal anſetzt, nicht wieder abſetzen will. Wahrſcheinlich redete auf der Heimfahrt die Bäurin ebenfalls deutſch mit Bäbeli und löſte ihr die Zunge; denn als am folgenden Sonntag Johannes von der angeſtellten Zuſammenkunft heim kam, freilich ſehr ſpät, kam er noch zu der Mutter Bette und ſagte ihr, die Sache ſei richtig, er wolle ihr morgen das Nähere ſagen. Da träumte Käthi wieder, und ihr wuchſen Flügel, und ſie flog in die Luft, aber die Flügel ließen nicht, ſie plötſchte nicht nieder, ſie flog in einen ſchönen Paradiesgarten, dort blühte Flachs, dort ſtanden Erdäpfel, wie ſie in ſolcher Pracht nie geſehen, dort waren die ſchönſten Bäume, war Korn in üppiger Fülle, Bohnen, Salat und Kohl, war ein ſchön Haus, zierliche Tauben flogen darin herum, kleine Engelein mit goldenem Haar und goldenen Flügeln liefen zu den Thüren aus und ein, und die Tauben und die Engelein flogen und liefen durcheinander, flogen und liefen endlich alle ihrem Schoße zu, hold und ſchön und wunderbar. Eine unendliche Wonne erfüllte ihr Herz und groß ward ihr Schoß. Tauben und Engelein hatten Platz darin, wie viele kamen, und ſanft, leiſe hob ſie ſich mit allen gen Himmel, glitt leiſe durch die Luft, und ſüß und lieblich, wie ſie nie erlebt, ſchwebte ſie höher und höher, und herrlicher ſangen die Engelein und über ihnen ſtrömte immer goldener und flammender das Licht, es ward ihr, als atme ſie ewiges Leben ein, als öffne weiter ſich ihr Auge, als trete leiſe vor ihr Angeſicht, was ſie hier nur in Rätſeln geſehen, als ginge ein heilig, unausſprechlich Beben durch ihre Seele, als — da erfaßte ſie plötzlich ein wild Tier, ſchrecklich ſchrie ſie auf, ihre Augen gingen auf, aber wirre irrten ſie herum, Sehkraft war nicht da; lange ging's, bis ſie zu ſich ſelbſt kam, die entſchwundene Kraft ſich wieder einſtellte, ſie wußte, wo ſie war und Johannes an ihrem Bette ſtehen ſah. „Mutter," ſagte Johannes, „ich mußte euch wecken, zürnet nicht, aber ihr machtet ein gar wunderlich Geſicht; ich kriegte Angſt." „Ach, Johannes," ſagte ſie, „du haſt mich grauſam erſchreckt, ich hatte einen ſo ſchönen Traum. Aber und jetzt?" Da erzählte Johannes, ſie ſeien einig geworden und am nächſten Sonntag wollen wir verkünden laſſen. „O Mutter, ihr ſeid mein guter Engel. Danken kann ich euch nicht, aber unſer Herrgott wolle es euch vergelten in der Ewigkeit. In der Zeit wollen wir thun, was wir können; auf den Händen tragen wollen wir euch, keine Arbeit ſollt ihr mehr thun, ſo haben wir es abgeredet." „Gott Lob und Dank," ſagte Käthi, und die Thränen liefen ihr die Backen ab, „ſo biſt du verſorget und das Bubi auch. Aber mit mir habt nicht Mühe, ich bringe mich gut durch, und unſer Herrgott und gute Leute helfen mir ſchon nach. Aber Gott Lob und Dank, daß einmal ihr verſorget ſeid, und plagen will ich euch nicht, habe nicht Kummer, die Leute ſollen nicht ſagen, die alte Käthi laſſe die Arbeit jetzt der Sohnsfrau. Aber was ſagt die Meiſterfrau dazu und die andern Verwandten?" „Die Verwandten werden wüſt thun, aber können nichts machen, und die Frau hat geſagt, wir ſollten machen, was wir gut finden, und wenn wir es zur Hochzeit gebracht, dann ſollten wir kommen, vielleicht habe ſie uns was zu ſagen. Was, ſagte ſie nicht, aber wir haben vermutet ſie wolle uns ein Häuschen vermieten, und ich ſolle dann Hausknecht oder ſo was ſein, wo ich machen kann, was ich mag, daneben ein wenig zu ihren Sachen ſehn. E aber du mein Gott! Ja, der alte Gott lebt noch, und wenn die Not am größten iſt, ſo iſt die Hilfe am nächſten! Aber jetzt, in der teuren Zeit, wo die Erdäpfel fehlen und das Pfund Brot ſechs Kreuzer gilt, da graut es mir doch eine Haushaltung anzuſtellen, haushalten hat ein weit Maul." „Haſt das g'ſinnet, Johannes, und meinſt, du mögeſt es wagen?" „Mutter," ſagte Johannes, „man muß die Schnepfen ſchießen, wann ſie im Lande ſind; das Meitſchi könnte ich nicht laſſen, lieber das Leben; und hat Gott bis hieher geholfen, warum zagen? und Geld iſt ja da." „Wie viel doch, was haben ſie geſagt?" frug Käthi. „Wenigſtens zwei tauſend Thaler," antwortete Johannes. „Das macht mir ganz angſt," ſagte Käthi, „kann mir gar nicht denken, wie viel das eigentlich iſt. Aber, Johannes, um Gotteswillen vergiß nie, daß die Liebe die Hauptſache iſt, und nicht das Geld, und mach nicht — daß das Geld der Roſt wird, welcher die Liebe frißt, viel beſſer wär's, der Roſt käme dir hinter das Geld, als hinter die Liebe."

Es war ſehr merkwürdig, welche Wirkung dieſes Glück vom Himmel herab auf Käthi hatte. Manche Mutter wäre darauf hin ungeheuer aufgeſchwollen, hätte keine bleibende Stätte mehr gehabt, wäre herumgefahren wie ein angebrannter Feuerteufel, hätte allen Leuten gerühmt, was der Sohn für ein Glück mache und ſiebenmal mehr dazu gelogen, als an der Sache geweſen. Käthi blieb nicht bloß beſcheiden, ſondern ſie ſchämte ſich ihres Glücks, ſie mochte nicht ins Dorf, ſie ging aus dem Wege, wenn ſie jemand von weitem kommen ſah, ſie machte ſich ſchier verdächtig; die Leute wußten nicht, ſollten ſie es als Hochmut auslegen oder als ein bös Gewiſſen.

Eine ſehr harte Stunde war es für Bäbeli, dem Bruder zu eröffnen, daß ſie am nächſten Sonntag verkündet oder aufgeboten werde, und das mußte ſie thun des Anſtands willen, damit nicht etwa derſelbe oder ſeine Frau zugegen ſeien in der Kirche und das Kreuzfeuer der Blicke ausſtehen müßten. Der Bruder ſagte eben nicht viel als: „So, das iſt ſchön, das iſt mir eine ſaubere Sache, aber habe Geduld, den Nagel wollen wir dir ſtecken, daß du weißt, daß er geſteckt iſt!" Darauf polterte er hinaus, aber alsbald kam die Schwägerin daher gefahren als wie eine, welche geradewegs auf dem Beſen von dem Blocksberg kommt, und turnierte aus, daß die Mäuſe Reißaus nahmen und alle Fliegen wieder wach wurden, am Ende Bäbeli ſelbſt aufpackte und die Flucht nahm. Bäbeli wollte erſt zur Baſe, die aber hieß ſie zu ihrer Freundin, der Wirtin, gehen. „Glaub's," ſagte ſie, „je weniger ich jetzt was mache, deſto beſſer kann ich dir hinterher helfen. Geh aber zum Pfarrer und berichte ihm über die Sache, ſo kann er vor jeglicher Einſprache ſein, welche doch nichts hülfe." Bäbeli gehorchte, aber ungerne, brachte einige Nachmittage bei der zukünftigen Schwiegermutter zu, und gar liebliche Nachmittage; denn da war lauter Liebe; und keines konnte ausſprechen, wie wohl es ihm in dieſer Liebe war, und jedes blieb dabei ſo demütig; denn jedes fühlte, wie es viel mehr Liebe empfing, als es geben konnte. Wie die alte Mutter der ſchönen, reichen Tochter einen Reſpekt erzeigte und den Reichtum von zwei tauſend Thalern nicht faſſen konnte, das läßt ſich nicht beſchreiben. Die Hochzeit konnte allerdings nicht gehindert werden, wie guten Willen dazu die nächſten Verwandten auch hatten, und wurde baldmöglichſt vollzogen. Ein Mittageſſen wurde bei der Freundin beſtellt; Mutter und Baſe mußten ſich einfinden, ſie mochten wollen oder nicht.

„Und jetzt, du neuer Vettermann," fragte die Baſe, „wann ſoll jetzt das Teilen angehen, was meinſt?" Es ſei ihm nie Ernſt geweſen, meinte Johannes, man ſage manches, wenn das Blut heiß ſei. „Glaub's, Vettermann, der Teufel iſt ein Schelm, und was man erſt im Spaß ſagt, thut man endlich im Ernſt. Aber gäll, Vettermann, wie das kurios iſt, wie man andere Augen hat und einen ganz anderen Verſtand, wenn man ſelbſt ein paar tauſend Gulden hat. Ja, das ändert; es hat gar mancher ſeine Grundſätze in der Hoſentaſche und ändert damit, je nachdem was oder nichts darin iſt. Ja gäll, Vettermann, könnte dir Beiſpiele von Exempeln geben, aber es iſt wüſt davon zu reden."

Die alte Käthi ſaß hinter'm vollen Teller, und vor dem Teller ſtand ein volles Glas, aber ſie aß nicht, ſie trank nicht. „Aber Mutter," ſagte Bäbeli mit ihren weichſten Tönen, „aber Mutter, warum eßt ihr nicht, warum trinkt ihr nicht, iſt's euch nicht wohl?" „Ach Bäbeli," ſagte Käthi, „weiß Gott, wie's mir iſt, ſo voll, ſo voll, Platz hat nichts mehr." „Wollt ihr Tropfen, Mutter, oder Waſſer?" frug Bäbeli. „Hülf' nicht und will's ja nicht vertreiben," antwortete Käthi. „Voll Dank bin ich, voll Glück, weiß nicht mehr, wer ich bin, erſt noch in finſterer Nacht und jetzt mitten in der Sonne. Wenn ich lebendig im Grabe geweſen wäre, und man erlöſte mich, es würde mir wahrhaftig nicht viel anders ſein, möchte auch nicht eſſen, nicht trinken, könnte nur Gott danken. Erſt den ſchwarzen Hunger vor Augen und jetzt es manierlichs und lieblichs Gſchöpfli zur Sohnsfrau, wie wohl nicht manches auf Erden läuft, und ein Vermögen, es weiß kein Menſch, wie groß. Weiß Gott, ich muß alle Tage unſern Herrgott bitten, daß er mich nicht zur Närrin werden laſſe. Und dann muß ich immer denken, ſo viele arme Leute in ſo bitterer Not, und viel frömmere als wir, und uns hat Gott geholfen, und ſie ſind noch in bitterer Not, und iſt dann niemand da, ihnen zu helfen! Ach Gott, wer nicht darin geweſen, der weiß nicht, wie es einem iſt, wenn der Winter vor der Thüre iſt, nichts im Keller iſt, nirgend was iſt, als noch Schulden auf dem Halſe — ach Gott! —"

„Gſundheit, Mutter," ſagte die Baſe, „und trink und nimm jetzt nicht den Kummer der andern auf dich, da du deinen eigenen los biſt. Ich weiß zwar wohl, daß es derlei Menſchen giebt, die ſich immer kümmern müſſen, und ſind ſie den eigenen los, über fremden, hab's auch erlebt. Es giebt Herzen, denen nichts fremd iſt, es giebt Zeiten, wo einem auf die Seele brennt, was hundert Stunden von einem vorgeht, geſchweige dann, was ſich in der Nähe zuträgt."

„Du aber, Johannes, nimm ein Beiſpiel an deiner Mutter. Oft geht's nicht gut, wenn ein armer Burſche ein reiches Meitſchi heiratet; gerne wird derſelbe hochmütig und brutal gegen ſeine Frau und andere Leute, und gerne wird er im Alter wieder ein Bettler. Weil es ihm gelungen, zu einer reichen Frau zu kommen, bildet er ſich ein, er ſei ein halber Herrgott, und verachtet alles rundum im Himmel und auf Erden, behandelt alles ſchlecht, vorab ſeine Frau und dann die Armen; und weil der Hochmut alle Liebe austreibt, kriegt er Laſter um Laſter, bis keines Kreuzers groß gutes mehr an ihm iſt, bis er endlich wieder ein armer Bettler iſt. Glaub's oder glaub's nicht, aber es iſt viel ſchwerer, in Ehren reich zu ſein, wenn man arm geweſen, als in Ehren arm zu bleiben und arm zu ſterben. Wenn es gut gehen ſoll, ſo muß die Frau auch helfen und nicht ſagen, das Geld kommt von mir. Ach mein Gott, es iſt ſo eine Hand voll Geld bald verthan, beſonders wenn beide helfen, und wenn ihr zehnmal mehr hättet, ſo käme man doch in wenig Jahren zu Ende, wie ſehr man auch einwendete, man brauche nicht viel."

„Aber was ſollen wir jetzt anfangen?" frug Johannes. „Davon wollen wir heute nicht reden, bringe du erſt mit Bäbelis Vormund alles ins Reine; wenn du weißt, woran du biſt, kann man dann ſehen. G'ſundheit alle miteinander, und daß es euch jetzt allen wohl ergehe, und daß es der Mutter vergolten werde ſiebenmal, was ſie an euch gethan und was ſie ertragen, und daß ſie euch Gott noch lange geſund und wohl erhalte, auf daß ihr ein Exempel an ihr nehmen könnt, wie ihr werden ſollet, daß euch Gott und Menſchen lieben, und wie die ſein müſſen, welche Gott im Leben ſegnet und nach dem Leben ſelig macht. G'ſundheit wohl alle miteinander!"

⁂

Dieſem ehrwürdigen Toaſte haben wir nichts beizufügen; es iſt noch nicht manche Woche her, daß er gehalten worden iſt. Wir wünſchen bloß, und zwar von ganzem Herzen, daß derſelbe in Erfüllung gehen möge.

Inhaltsverzeichnis.

Seite
Kapitel 1. Von einem Gewitter, welches ſchönen Flachs in die Erde ſchlägt, dagegen aus der Erde gute Leute 1
„ 2. Der Sonntag nach dem Gewitter 5
„ 3. Der Großmutter Vergangenheit 6
„ 4. Des Sohnes Beſuch und der Mutter Glück 10
„ 5. Wie Käthi kummert und was ſie von den Erdmännchen erzählt 12
„ 6. Von Ährenleſen und Kräuterſammeln, von Müllern und Apothekern 16
„ 7. Käthi erzeugt ein ſchreckliches Donnerwetter und iſt doch keine Hexe 18
„ 8. Eine Lebensfrage für Gelehrte und Ungelehrte 20
„ 9. Vom Verlauf der Frage, und wie es Käthi und andern dabei geht 22
„ 10. Volksdiplomatik und Volksjuſtiz 24
„ 11. Neuer Kummer und ein großer Entſchluß 25
„ 12. Käthi thut eine Reiſe und hat das Glück, wieder heimzukommen 27
„ 13. Wie Käthi in Ehren und ohne jemand zu plagen mit Beten und Arbeiten ſich durchzuſchlagen ſucht 31
„ 14. Wie Käthi die Weihnacht feiert und am Neujahr ſich labet 34
„ 15. Was das neue Jahr Käthi neues bringt 36
„ 16. Käthi kriegt den Johannes ins Haus, ſamt einem Prozeß, und wie der Prozeß ausläuft 38
„ 17. Wie es dem Grozenbauer, dem neuen Helden, ergeht 40
„ 18. Johannes wird geſund am Herzen, muß aber ins Bad wegen des kranken Armes 42
„ 19. Zwei erſcheinen, eine alte Bekannte und eine neue; die Erdäpfelkrankheit und ein hübſches Mädchen 45
„ 20. Von einem Beſuch und alten und jungen Gedanken 47
„ 21. Käthi beginnt Unterhandlungen, übernimmt eine Geſandtſchaft 50
„ 22. Die Emme bricht los, begräbt, was Käthi hoffte und hatte 53
„ 23. Auf den Gräbern wachſen die ſchönſten Roſen, und wenn die Not am größten iſt, iſt Gott am nächſten 55

Agent = Rechtsvertreter.
Andreſe Anne Bäbi = Anna Barbara, des Andreas Tochter.
Ätti = Vater.
Bäziwaſſer = Kartoffelbranntwein, Fuſel.
Böllimann, ein Hausgeſpenſt, Knecht Rupprecht.
dolder (z. B. dolders Bauern) = verdammt, verflucht.
Fürſprech = Rechtsanwalt.
Gänterli = großer Stubenſchrank der Landleute.
Gitzi = junge Ziege.
Gramſeltiere = Kerſtiere, Inſekten.
Großätti = Großvater.
Gſtürm = aufregendes Treiben, eben ſolche Schriften, Reden.
Gwundernaſe = Neugierde.
Hausbauer = ländlicher Hauseigentümer, Vermieter.
Hurneſſen = Horniſſe.
klüpfig = leicht zu erſchrecken.
Krämlein = Kramware.
Kummerzhülf = Geſchäftsgehilfe, Aushelfer, Nothelfer.
Landjäger = Gendarm.
Längizyt = Langeweile.
Löhl = Tölpel.
Mädeli = Magdalena.
Mareili = Maria.
Meiſterleute = Dienſtherrſchaft.
Meitſchi = Mädchen.
Müſterler = Muſterreiter, Geſchäftsreiſender.
Nachtbuben = Burſchenſchaft des Dorfes, welche nachts vereint durch das Dorf zieht, manchmal auch mutwillige Streiche ausübt.
Poſtierter = Angeſtellter.
Sami = Samuel.
trumpfen = im Kartenſpiele Trümpfe ausſpielen; ſticheln (mit Worten).
Uflat = Unflat, unartiger Menſch (auch ſcherzweiſe gebraucht).
Ungeſchundene Erdäpfel = Kartoffel in der Schale.
Utüfel = Ungeheuer.
Züribiet = Gebiet von Zürich.
Zwängkopf = eigenſinniger Menſch;
zwängiſch = eigenſinnig

◆

William Shakeſpeare (1564–1616).

Bis in das 16. Jahrhundert reichen die Wurzeln unſerer neueren Bühnendichtkunſt, aus denen dieſelbe noch immer Nahrungsſäfte und Kraft zieht. — Faſt gleichzeitig ſind in der zweiten Hälfte desſelben in Spanien und England zwei Dichter geboren worden, welche nicht bloß dieſer Dichtungsart neue Bahnen eröffneten, dieſelbe auf volkstümliche Grundlage ſtellten, ſondern auch zu den leuchtendſten Sternen des Schrifttums aller Zeiten und aller Völker zählen. Es ſind Lope Felix de Vega Carpio, geboren zu Madrid am 25. November 1562 († 1635) und William Shakeſpeare (ſprich: Schekſpihr), der 1564 zu Stratford am Avon im fröhlichen England zur Welt kam. Des Knaben Vater gehörte dem Stande der Freiſaſſen (Yeoman) an und erfreute ſich bei des Sohnes Geburt eines ziemlichen Wohlſtandes wie auch der Achtung ſeiner Mitbürger, welche ihn mit dem Ehrenamte eines Aldermanns (Ratsherrn) betrauten. Während Williams Jugendzeit verſchlangen jedoch Unglücksfälle der Eltern Vermögen; der Vater kam ſogar ins Schuldgefängnis und der Sohn dürfte ſchon frühzeitig vor der Notwendigkeit geſtanden ſein, für ſich ſelbſt ſorgen zu müſſen.

Eine abgeſchloſſene gelehrte Bildung hat Shakeſpeare daher nicht genoſſen, wenn er auch vielleicht durch einige Jahre die „freie Gelehrtenſchule" ſeiner Stadt beſucht und ſich dort einige Kenntnis der lateiniſchen Sprache erworben haben mag. Welchem Berufe ſich der Jüngling gewidmet hat, kann nicht feſtgeſtellt werden. Jedenfalls fand er Gelegenheit, verſchiedene Dichtungen, vielleicht auch in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache zu leſen, ſeinen Geiſt auch ſonſt zu bilden und ſich die Gabe anzueignen, menſchliche Verhältniſſe bis auf ihren tiefſten Grund zu durchſchauen, Charaktere zu erkennen und zu beurteilen. In dieſer Zeit hat er vielleicht die Urbilder der köſtlichen Landjunker ſeiner Schauſpiele vor ſeinen Augen gehabt.

Schon mit 19 Jahren ſchloß Shakeſpeare den Ehebund und zwar mit der bereits 26jährigen Anna Hathaway, der Tochter eines Freiſaſſen. Allem Anſcheine nach wurden dem feurig ſtrebenden Geiſte des jungen Mannes die Stratforder Verhältniſſe bald zu enge; denn im zweiten Jahre ſeiner Ehe begab er ſich nach London und trat dort in irgend eine niedere Stelle; einige vermuten in die Schauſpielergeſellſchaft, welcher auch Richard Burbage, gleichfalls ein Sohn Stratfords, angehörte.

Nachdem die Kirche des Mittelalters das geiſtliche Schauſpiel aus der Verbindung mit dem Gottesdienſte gelöſt und aus den Gotteshäuſern vertrieben hatte, das Volk aber auf dieſes Vergnügen nicht mehr verzichten wollte, bildete ſich bald ein eigener Schauſpielerſtand heraus. Unter der Regierung der Königin Eliſabeth nahm auch dieſer teil an dem allgemeinen Gedeihen des Landes, da die Königin als Schützerin und Gönnerin der ſchönen Künſte gelten wollte. Schauſpielergeſellſchaften wurden zur Mitwirkung bei den Feſten der Großen berufen und die Vorſtellungen, die ſie auf eigene Rechnung veranſtalteten, von den Vornehmen beſucht. Noch laſtete aber auf dieſem Stande die Mißachtung, mit welcher das Mittelalter Gaukler und fahrende Leute überhaupt belegt hatte, und er wird ſich wohl meiſt aus den geringe geſchätzten Hinterſaſſen ergänzt haben. Wenn ſich der Freiſaſſe Shakeſpeare den Schauſpielern anſchloß, wagte er einen immerhin bedenklichen Schritt. Wohl konnte er der Vorrechte ſeiner Geburt nicht verluſtig gehen, aber da er geſellſchaftlich über ſeinen Genoſſen ſtand, mag ſeine Seele oft ſchwer genug an den unglücklichen Verhältniſſen des ſelbſt gewählten Standes gelitten haben.

Um ſich wenigſtens einigermaßen über andere „fahrende Künſtler" zu erheben pflegten ſich die Schauſpielergeſellſchaften in den Schutz irgend eines Vornehmen zu ſtellen, damit von deſſen Namen und Wappen auch auf ſie ein Abglanz falle. So nannten auch dieſe Schauſpieler ſich 1587 „Diener des Lord Kanzlers". Sie hatten ihre Bühne vor den Mauern Londons in dem aufgehobenen Kloſter der Black Friars (Schwarzen Brüder) aufgeſchlagen, daher dieſelbe den Namen Black-Friars-Theater führte

Eben ſo dürftig wie über Shakeſpeares Stellung ſind wir auch über die Zeit ſeiner erſten Bühnendichtungen genau unterrichtet. Wir haben nur Grund, anzunehmen, daß um 1592 „Heinrich VI." „Titus Andronikus", „Perikles", „Verlorne Liebesmüh" ſchon aufgeführt waren. Gleich manchen anderen gleichzeitigen Bühnendichtern dürfte auch unſer Dichter ſeine künſtleriſche Laufbahn mit der Umarbeitung älterer Stücke begonnen haben. Bald jedoch lernte er die Schwingen des eigenen Geiſtes regen und es gelang ihm manch ſtolzer Flug in die Höhen der Gedankenwelt. Nicht wenig unterſtützte ihn dabei die große Freiheit, welche die damalige Einrichtung der engliſchen Bühne in Bezug auf den Wechſel des Schauplatzes geſtattete. Der Ort der Aufführung war entweder ein geſchloſſener Hofraum oder ein mit einer ringsum laufenden Emporbühne verſehener Saal. Die etwas erhöhte Bühne war durch Teppiche vom Zuſchauerraum abgegrenzt, mehr breit als tief und wies im Hintergrunde eine durch Säulenſtellung von dem Vorraume geſchiedene Vertiefung, welche nach vorne mit einem Teppich geſchloſſen war. Oberhalb der Säulen befand ſich ein Balkon. Die Bühne blieb unverändert und einen Wechſel der Scene durch Verſchiebung der Kuliſſen gab es nicht. Die Auftritte im Freien, auf dem Marktplatze, auf dem Schlachtfelde ſpielten ſich im vorderen Bühnenraume ab. War ein geſchloſſener Raum notwendig, wie z. B. bei der Senatsſitzung, bei der Beratung der Feldherrn im Zelte, ſo wurde der Teppichvorhang zurückgeſchlagen und die handelnden Perſonen begaben ſich in die Vertiefung. Eine größere Veränderung des Schauplatzes wurde durch Aufſchrift auf einem ausgehängten Brette angezeigt. Unter dieſen Umſtänden hatte der Dichter nicht notwendig mit Schwierigkeiten der Bühneneinrichtung zu rechnen.

Shakeſpeare ſchuf 37 dramatiſche Arbeiten, welche nach der Einteilung der erſten 1623 erſchienenen Geſamtausgabe in Luſtſpiele, Hiſtorien oder geſchichtliche Schauſpiele und Trauerſpiele geſchieden werden, außerdem das Epos „Venus und Adonis", welches er ſelbſt den Erſtling ſeiner Erfindungen nennt und das zwiſchen 1593 und 1602 6 Auflagen erlebte. Ein zweites erzählendes Gedicht „Tarquinius und Lukrezia" hatte in derſelben Zeit 3 Auflagen. 1609 erſchienen auch Sonette, die zwar von ihm herrühren, aber nicht unter ſeinem Namen herausgegeben wurden.

Als Vers der Dramen benützte Shakeſpeare den fünffüßigen Jambus, den ſogenannten Blancvers. Vom Reime hat der große Dichter nur in den anſcheinend erſten Bühnenſtücken, z. B. „Verlor'ne Liebesmüh", häufigeren Gebrauch gemacht, ſpäter tritt derſelbe immer mehr zurück.

Der wachſende Ruhm des Dichters rief auch Neid und Mißgunſt wach, welche nicht ſäumten, ihre giftigen Pfeile gegen ihn abzudrücken. So nennt ein anderer Bühnendichter, der leichtſinnige und auf ſeine gelehrte Bildung ſtolze Robert Greene (1560—1592), Shakeſpeare „eine aufſteigende Krähe, welche ſich die Fähigkeit zutraut, einen Blancvers auszuſtaffieren, einen vollkommenen Johannes Faktotum, der nach ſeinem Begriff der einzige Scenenerſchütterer [engliſch shake-scene; ein Wortſpiel mit dem Namen Shakeſpeare] im Lande iſt." Aber auch Freunde und Gönner traten ihm nahe. Vor allem brachte ſein Landsmann Burbage ſeine Dramen als verſtändnisvoller Darſteller hervorragender Geſtalten derſelben zur vollen Geltung. Der glänzende Seefahrer Sir Walter Raleigh, Robert Dudley, Graf von Leiceſter (1533—1588), der vielbeneidete Günſtling der Königin Eliſabeth, und andere Große, vielleicht auch Königin Eliſabeth und ihr Nachfolger Jakob I., ließen ihm Förderung angedeihen; in dem geiſtreichen Ben Jonſon (1573—1637) fand er einen litterariſch gebildeten Freund. So fehlten denn auch äußere Erfolge nicht und ſeine Vermögensverhältniſſe geſtalteten ſich immer günſtiger. 1597 kaufte er eines der ſchönſten Häuſer von Stratford an, weitere Erwerbungen von Häuſern und Grundſtücken dort und in London traten hinzu, und ſchon 1608 wurde ſein Jahreseinkommen auf 300 Pfund Sterling (nach dem heutigen Geldwerte etwa 1000 Pfund St. = 20000 M.) geſchätzt. Er konnte daher der Zukunft ruhig entgegen ſehen. In der That zog er ſich 1613 oder 1614 nach ſeiner Geburtsſtadt zurück und verbrachte im Kreiſe ſeiner Lieben die letzten zwei Jahre ſeines Lebens. Am 23. April 1616 raffte ihn der Tod ohne vorausgegangene Krankheit hinweg, nachdem er im März desſelben Jahres ſeine letztwilligen Verfügungen aufgeſetzt hatte

Leſſing über Shakeſpeare. Was man von dem Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule als ihm ein Vers abringen, das läßt ſich vollkommen auch von Shakeſpeare ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: „Ich bin Shakeſpeares!" Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ſie zu ſtellen! — Shakeſpeare will ſtudiert, nicht geplündert ſein. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakeſpeare das ſein, was dem Landſchaftsmaler die Camera obſcura iſt: er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projektieret, aber er borge nichts daraus. — Alle, auch die kleinſten Teile beim Shakeſpeare ſind nach den großen Maßen des hiſtoriſchen Schauſpiels zugeſchnitten, und dieſes verhält ſich zu der Tragödie franzöſiſchen Geſchmacks ungefähr wie ein weitläufiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu dieſem aus jenem nehmen, als etwa ein Geſicht, eine einzelne Figur, höchſtens eine kleine Gruppe, die man ſodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Ebenſo würden aus einzelnen Gedanken beim Shakeſpeare ganze Scenen und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleide eines Rieſen für einen Zwerg recht nutzen will, ſo muß man ihm nicht wieder einen Aermel, ſondern einen ganzen Rock daraus machen.

Wer Shakeſpeare's Komödien aufmerkſam durchleſen will, wird finden, daß ſeine auch noch ſo kräftig gezeichneten Charaktere den größten Teil ihrer Rollen durch ſich vollkommen wie alle andere ausdrücken und ihre weſentlichen und herrſchenden Eigenſchaften nur gelegentlich, ſo wie die Umſtände eine ungezwungene Aeußerung veranlaſſen, an den Tag legen. Dieſe beſondere Vortrefflichkeit ſeiner Komödien entſtand daher, daß er die Natur getreulich kopierte, und ſein reges und feuriges Genie auf alles aufmerkſam war, was ihm in dem Verlaufe der Scenen dienliches aufſtoßen konnte, dahingegen Nachahmung und geringere Fähigkeiten kleine Skribenten [Schriftſteller] verleiten, ſich um die Fertigkeit zu beeifern, dieſen einen Zweck keinen Augenblick aus dem Geſichte zu laſſen und mit der ängſtlichſten Sorgfalt ihre Lieblingscharaktere in beſtändigem Spiele und ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten.

Gotth. Ephr. Leſſing (1729—82), „Hamburgiſche Dramaturgie".

Shakeſpeare, der größte Charakteriſtiker. Shakeſpeares Menſchenkenntnis iſt zum Sprichworte geworden; ſeine Ueberlegenheit hierin iſt ſo groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkürlichen Aeußerungen des Gemüts zu bemerken und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieſer Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menſchenbeobachter; der Scharfſinn, hieraus noch weiter zu ſchließen und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit zu einem bündigen Zuſammenhange zu ordnen, den Menſchenkenner. Nichts iſt dem Shakeſpeare fremder, als eine gewiſſe zergliedernde Darſtellung, welche uns mühſam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Menſch ſo oder anders beſtimmt wird. Dieſes Begründen, die Sucht mancher neueren Geſchichtſchreiber, immer weiter fortgeſetzt, würde zuletzt alle Individualität aufheben und den Charakter, der ſich oft ſchon in der früheſten Kindheit kundgiebt, aus lauter fremden Einflüſſen zuſammenſetzen. Am Ende handelt ein Menſch doch ſo, weil er ſo iſt. Und wie jeder iſt, das offenbart uns Shakeſpeare auf das unmittelbarſte: er fordert und erhält unſern Glauben auch für das Abweichende und Seltſame. Niemals hat es vielleicht ſo ein umfaſſendes Talent für Charakteriſtik gegeben, als das ſeinige. Es erſtreckt ſich nicht nur über die verſchiedenen Stände, Geſchlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab, nicht nur handeln bei ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weiſe und der Narr mit gleicher Wahrheit; nicht nur verſetzt er ſich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, ſchildert uns bei ſcheinbaren Verletzungen des Koſtüms ſehr treffend den Geiſt der alten Römer, der Franzoſen in ſeiner Darſtellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer ſelbſt in einem großen Teil ihrer Geſchichte, der ſüdlichen Europäer (in dem ernſthaften Teil vieler Luſtſpiele), die damalige gebildete Geſellſchaft und die Rauheit und Barbarei einer nordiſchen Vorzeit; ſeine menſchlichen Charaktere haben nicht nur eine ſolche Tiefe und Beſtimmtheit, daß ſie nicht unter Klaſſennamen zu faſſen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erſchöpfen ſind: nein, dieſer Prometheus bildet nicht bloß Menſchen, er öffnet die Pforten der magiſchen Geiſterwelt, läßt Geſpenſter heraufſteigen, Hexen ihren wüſten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit ſcherzenden Elfen oder Sylphen, und dieſe nur in der Einbildung lebenden Weſen haben eine ſolche Wahrheit, daß, wären ſie auch mißgeborene Ungeheuer, wie Caliban, der uns dennoch die beſtimmende Ueberzeugung abnötigt: gäbe es dergleichen, ſo würden ſie ſich ſo benehmen. Mit einem Worte, ſo wie er die fruchtbarſte kühnſte Phantaſie in das Reich der Natur hineinträgt, ſo trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenſeits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantaſie hinüber. Wir erſtaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten.

Pope und Johnſon ſcheinen ſich ſeltſam zu widerſprechen, wenn der erſte ſagt, alle Perſonen Shakeſpeares ſeien Individuen, der zweite, ſie ſeien Gattungen. Indeſſen laſſen ſie ſich vielleicht miteinander ausgleichen. Unſtreitig iſt Popes Ausdruck richtiger. Eine Charakteriſtik, die bloß Perſonifikation kahler Allgemeinbegriffe wäre, könnte weder ſonderlich tief, noch ſonderlich mannigfaltig ſein. Die Namen der Gattungen und Arten ſind ja bekanntlich nur Hilfsmittel für den Verſtand, um die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur in einer gewiſſen Ordnung aufzufaſſen. Shakeſpeares ausführlich gezeichnete Perſonen haben unſtreitig viele ganz individuelle Beſtimmungen, aber zugleich eine nicht bloß für ſie giltige Bedeutung: ſie geben meiſtens eine ergründende Erklärung ihrer hervorſtechenden Eigenſchaft an die Hand. Allein auch ſo berichtigt, leidet dieſer Ausſpruch ſeine Einſchränkungen. Charakteriſtik iſt nur ein Beſtandteil der dramatiſchen Kunſt und nicht die dramatiſche Poeſie ſelbſt. Es wäre höchſt fehlerhaft, wenn der Dichter uns da auf überflüſſige Charakterzüge aufmerkſam machte, wo er ganz andere Eindrücke bezwecken ſoll. Sobald das Muſikaliſche oder Erdichtete die Oberhand gewinnt, ſo tritt das Charakteriſtiſche notwendig zurück. Viele Figuren Shakeſpeares tragen daher nur äußerliche Bezeichnungen an ſich, beſtimmt durch die Stelle, die ſie im Ganzen einnehmen: ſie ſtehen da wie Nebenperſonen in einem öffentlichen Aufzug, auf deren Geſichtsausdruck man eben auch wenig zu achten pflegt; ihre feierliche Tracht und Verrichtung macht ſie allein bedeutend. Shakeſpeares Boten z. B. ſind meiſtens nur Boten, aber nicht gemeine, ſondern dichteriſche Boten: die Botſchaft, welche ſie zu bringen haben, iſt die Seele, die ihnen ihre Worte eingiebt. Auch andere Stimmen erheben ſich bloß als melodiſche Klage oder Jubel, oder betrachtender Nachruf über das Vorgefallene; und in einem ernſten Drama ohne Chor wird dies immer mehr oder weniger der Fall ſein müſſen, wenn es nicht trocken werden ſoll.

A. W. von Schlegel, „Engliſches und ſpaniſches Theater".

Julius Cäſar.

Trauerſpiel in fünf Akten.

Von

William Shakeſpeare. (1564—1606.)

Einleitung. Die Quellen für das Leben Shakeſpeares fließen ſo ſpärlich, daß wir nicht mit Sicherheit die Zeit der Abfaſſung des Drama's angeben können. Gewiß gehört aber „Julius Cäſar" unter die Meiſterwerke des großen Briten: wir können daher annehmen, daß dieſe Arbeit entſtanden iſt, als der Dichter auf der Höhe ſeines künſtleriſchen Könnens ſtand. Sicher iſt, daß dieſes Trauerſpiel um 1598 noch nicht gedichtet war, aber doch vor 1602 zur Aufführung gekommen iſt.

Den Stoff hat der Dichter einem Werke des um 100 n. Chr. lebenden griechiſchen Schriftſtellers Plutarchus entnommen, welches 44 Lebensbeſchreibungen berühmter Griechen und Römer enthielt.

Geſchichtliches. — Nachdem Cäſar, die Söhne des Pompejus niedergeworfen hatte, hielt er zu Rom, den für ſiegreiche Feldherren ehrenvollen Triumpheinzug, den ihm aber viele Bürger ſehr verdachten, da er ja nicht einen auswärtigen Feind beſiegt, ſondern das Haus des Pompejus, des größten Mannes unter den Römern, ausgerottet habe.

Allein den ſichtbarſten Haß, der ihm endlich auch den Tod zuzog, erregte das ihm zugeſchriebene Streben nach der Königswürde. Als eines Tages Cäſar von Alba in die Stadt zurückkehrte, begrüßten ihn einige als König. Weil aber das Volk darüber in Beſtürzung geriet, ſagte er unwillig, er heiße nicht König, ſondern Cäſar, und bei der darauf folgenden tiefen Stille ging er mit finſterem zornigem Angeſichte fort.

Bald darauf wurden ihm im Senate wieder übertriebene Ehrenbezeugungen zuerkannt. Er ſaß eben auf der Rednerbühne, als die Konſuln und Prätoren in Begleitung des ganzen Senates vor ihm erſchienen, um ihm die Verordnung anzukündigen, ſtand aber nicht vor ihnen auf, ſondern fertigte ſie mit der Antwort ab: „Die Ehrenbezeugungen bedürfen eher einer Einſchränkung als einer Vermehrung." Dies kränkte nicht nur den Senat, ſondern auch das Volk, weil in dem Senate der ganze Staat beſchimpft zu ſein ſchien. Als Cäſar dies merkte, begab er ſich ſogleich nach Hauſe, zog das Kleid vom Halſe herab und ſchrie, er wolle jedem, der es wünſche, die Kehle hinhalten. Nachher entſchuldigte er ſich mit ſeiner gewöhnlichen Krankheit (der Fallſucht), indem er ſagte, wer mit dieſem Uebel behaftet ſei, verliere leicht den Gebrauch ſeiner Sinne, wenn er ſtehend zu einer Menge Volkes reden müſſe. Am Feſt der Luperkalien ſaß Cäſar, um die Feierlichkeit des gebräuchlichen Laufes der vornehmen Jünglinge und obrigkeitlichen Perſonen anzuſehen, im Kleide eines Triumphators an der Rednerbühne auf einem goldenen Stuhle. Antonius war als Konſul einer von denen, die den heiligen Lauf durch die Stadt mit machten. Als er nun auf den Markt kam und das verſammelte Volk vor ihm Platz machte, überreichte er Cäſar ein, mit einem Lorbeerkranz umwundenes, Diadem. Darüber entſtand ein ſchwaches, dumpfes Händeklatſchen von einigen wenigen dazu beſtellten Perſonen. Als aber Cäſar das Diadem ausſchlug, klatſchte ihm das ganze Volk lauten Beifall zu. Antonius hielt ihm das Diadem noch einmal hin und da klatſchten wieder nur wenige, aber da Cäſar es zum zweiten mal zurückwies, erfolgte aufs neue allgemeine Beifallszeichen. Nach dieſem mißlungenen Verſuche ſtand Cäſar auf und befahl, den Kranz aufs Capitolium zu bringen.

Einige Tage darauf ſah man verſchiedene Bildſäulen Cäſars mit königlichen Diademen umwunden. Flavius und Marullus, 2 Volkstribunen, gingen umher und riſſen die Diademe ab; auch machten ſie jene ausfindig, die Cäſar zuerſt als König begrüßt hatten und ließen ſie ins Gefängnis werfen. Allein Cäſar ward darüber zornig, daß er die beiden Volkstribunen ihres Amtes entſetzen ließ.

Die meiſten richteten nun ihr Augenmerk auf Marcus Brutus, welcher von väterlicher Seite, wie man glaubte, von Brutus, dem Befreier Roms von Königsherrſchaft, abſtammte und Schwiegerſohn des freiheitsliebenden Marcus Porcius Cato war, der ſich im Jahre 46 in Utica den Tod gegeben hatte, um ſich dem Cäſar nicht unterwerfen zu müſſen. Brutus ſelbſt ſtand bei Cäſar in hoher Gunſt und hatte durch dieſen das einflußreiche Amt eines Prätors erhalten. Die Unzufriedenen ſtreuten bei Nachtzeit auf den Gerichtsplatz und auf den Stuhl, auf dem er als Prätor zu Gerichte ſaß, Zettel aus, die größtenteils dieſe oder ähnliche Ausdrücke enthielten: „Du ſchläfſt Brutus" oder „Du biſt nicht Brutus." Gajus Caſſius Longinus, ein anderer vornehmer Römer, war dem Cäſar eben wegen der Bevorzugung des Brutus feind geworden und ſuchte eine Verſchwörung gegen den Uebermächtigen ins Werk zu ſetzen. Doch hatte Cäſar Verdacht auf ihn, und ſprach einmal zu ſeinen Freunden: „Was haltet ihr von Caſſius? Was muß er im Sinne haben? Mir will ſeine Bläſſe gar nicht gefallen." Als ein andermal ihm Antonius und Doladella verdächtig gemacht wurden, ſoll er geſagt haben: „Vor dieſen wohlbeleibten und ſchön friſierten Herren iſt mir eben nicht bange, mehr vor jenen magern und blaſſen." Die Verſchworenen beſchloſſen, Cäſar in einer, auf den 13. März (Jden des März) feſtgeſetzten Senatsſitzung zu töten. Vorher ſollen ſich ſeltſame Zeichen und Erſcheinungen ereignet haben. Da auch die Deuter des Vogelfluges und die Opferprieſter nach vielen Opfern lauter ungünſtige Vorzeichen meldeten, beſchloß der Beunruhigte, die Sitzung des Senats für dieſen Tag abſagen zu laſſen.

Die Verſchworenen gerieten dadurch in große Furcht und ſchickten den Decimus Brutus Albinus zu Cäſar, um ihn in den Senat zu locken. Auf deſſen Zureden machte ſich der Dictator auf den Weg. Auf der Straße ſoll der Knidier Artemidorus, der viel von der Verſchwörung wußte, dem Cäſar eine Schrift mit vielen Angaben über den Mordplan überreicht und geſagt haben: „Lies dies, Cäſar, allein, und auf der Stelle; es betrifft ſehr wichtige Dinge, an welchen dir viel gelegen iſt." Aber durch das Gedränge wurde dieſer verhindert, die Schrift zu leſen.

Der Ort, an dem die blutige That vor ſich ging, war eines der Prachtgebäude, die Pompejus an ſein Theater angebaut hatte, und worin auch eine Bildſäule deſſelben ſtand. Den treuen Antonius hielt Brutus Albinus vor dem Sitzungsraume durch eine Unterredung feſt. Jm Saale ſtellte ſich ein Teil der Verſchworenen um den Stuhl Cäſars, andere gingen ihm entgegen, als wenn ſie das Geſuch des Metellus Cimber um Rückberufung ſeines verbannten Bruders unterſtützen wollten. Sie begleiteten ihn unter fortwährenden Bitten bis an ſeinen Stuhl. Cäſar ſetzte ſich und ſchlug das Geſuch rundweg ab; da zog ihm Metellus mit beiden Händen die Toga vom Halſe. Auf dieſes verabredete Zeichen ſtieß zuerſt Casca, dann folgten die anderen, bis Cäſar unter 23 Wunden verblutete. Als er Marcus Brutus unter ſeinen Mördern bemerkt habe, ſoll er die Toga über den Kopf gezogen und ſich ſtumm ergeben haben. Man erzählt auch, er ſei bis an das Fußgeſtell von Pompejus Bildſäule geſtoßen und dort vollends getötet worden.

Nach der Ermordung Cäſars ſtob der Senat auseinander, ohne Brutus zu hören, der etwas ſagen wollte, und auch das Volk geriet in Schrecken und Beſtürzung; Antonius und Lepidus, Cäſars vertrauteſte Freunde, ſuchten in fremden Häuſern Schutz. Bevor Cäſars Leichnam verbrannt wurde, hielt Antonius dem großen Toten auf dem Markte eine Leichenrede. Sobald er die Bürger ergriffen ſah, miſchte er unter ſeine Lobeserhebungen auch Worte des Mitleidens, des Entſetzens über Cäſars

trauriges Los; ja, am Schluſſe ſeiner Rede hob er die blutbefleckten, von Dolchſtichen durchbohrten Kleider des Ermordeten in die Höhe, nannte die Menſchen, die das gethan, Banditen und Meuchelmörder und brachte dadurch die Menge in ſolche Wut, daß ſie den Leichnam auf dem Markte mittels der zuſammengſchleppten Tiſche und Bänke verbrannte. Viele reißen aus dem Scheiterhaufen Brände, um mit denſelben die Häuſer der Mörder in Flammen zu ſetzen; andere zogen durch die Straßen, um dieſe Männer aufzuſuchen und in Stücke zu zerreißen. Den Cinna, einen von Cäſars Freunden, tötete die raſende Schar, weil ſie ihn mit einem Verſchworenen deſſelben Namens verwechſelte. Octavianus, Neffe und Erbe des Ermordeten, verband ſich nach kurzer Feindſchaft mit Antonius und Lepidus zu einem neuen Dreibunde, um die Mörder des Diktators zu ſtrafen. Brutus und Caſſius hatten unterdes im Oſten des römiſchen Reiches ein großes Heer geſammelt. Bei Philippi in Macedonien kam es 42 v. Chr. zu zweitägiger Schlacht. Am erſten Tage ſiegte Brutus, während Caſſius unterlag, alles verloren gab und ſich tötete. Jn der zweiten Schlacht erlitt auch Brutus eine Niederlage und ſtürzte ſich in ſein Schwert. Der Sage nach ſoll eine geſpenſtiſche Erſcheinung ihm ſchon lange vorher Philippi als den Ort verkündet haben, an dem ſich ſein böſes Schickſal erfüllen werde. (Nach Plutarch.)

Ueber die Auffaſſung, welche Shakeſpeare dieſem gewaltigen Stoffe angedeihen ließ, ſagt der Kunſtrichter Auguſt Wilhelm Schlegel (1767—1845) in ſeinen gediegenen Arbeiten über „Engliſches und ſpaniſches Theater" folgendes: „Cäſar iſt keineswegs der Held des Stückes, ſondern Brutus iſt es. Die liebenswürdige Schönheit dieſes Charakters, ſein gefühlvoller und patriotiſcher Heldenmut iſt mit beſonderer Sorgfalt ausgeführt. Doch wird mit großer Feinheit angedeutet, wie Caſſius dem Brutus an ſelbſtändiger Willenskraft und an Verſtand in Beurteilung der menſchlichen Angelegenheiten überlegen iſt; wie dieſer wegen der Reinheit ſeines Gemütes und ſeiner gewiſſenhaften Gerechtigkeitsliebe nicht zum Parteihaupte in einem ſchon ganz verderbten Staate taugt, und wie eigentlich ſeine Verſehen der Sache der Verſchworenen eine unglückliche Wendung geben. Man hat in der Rolle Cäſars einige Großſprechereien als unſchicklich getadelt. Allein da er nicht handelnd auftritt, ſo blieb nichts anderes übrig, um einen Maßſtab ſeiner Größe zu geben, als der Eindruck, den er auf die übrigen macht, und ſeine eigene Zuverſicht zu ſich ſelbſt. An dieſer ließ es Cäſar freilich nicht fehlen, wie wir aus der Geſchichte und ſeinen eigenen Schriften wiſſen; aber er äußerte ſie wohl mehr durch leiſe Verſpottung ſeiner Gegner, als in prahlhaften Reden. Für die theatraliſche Wirkung dieſes Schauſpiels iſt es ein Nachteil, daß die letzten zwei Aufzüge gegen die erſten an äußerm Glanze und Bewegung etwas abfallen. Cäſars erſte Erſcheinung in einem feſtlichen Aufzuge, wo die Muſik inne hält und ſchweigt, ſobald er ſpricht, und ſeine wenigen Worte wie Orakel aufgefaßt werden, iſt prächtig; die Verſchwörung iſt eine wahre Verſchwörung, die in verſtohlenen Unterredungen und im Dunkel der Nacht den Streich vorbereitet, der am hellen Tage ausgeführt werden und die Verfaſſung der Welt verändern ſoll; das verwirrte Gedränge vor Cäſars Ermordung, die allgemeine Beſtürzung, ſelbſt der Thäter, nach der That iſt meiſterlich geſchildert; endlich mit dem Leichenbegängnis und der Rede des Antonius erreicht die Wirkung ihren höchſten Gipfel. Cäſars Schatten zeigt ſich mächtiger, ſeinen Fall zu rächen, als er ſelbſt es war, ihm vorzubeugen. Nachdem die äußerlich glänzende Größe des Eroberers und Weltbeherrſchers geſtürzt worden, bleibt nur die innere Charaktergröße des Brutus und Caſſius übrig, um die Bühne und das Gemüt der Zuſchauer zu erfüllen: ſie ſtehen gewiſſermaßen einſam da, ihrem Namen gemäß, als die letzten Römer; und es ſetzt in lebhaftere Spannung, einen gewagten großen Entſchluß faſſen, als die Folgen der That mit feſtem Heldenmut ertragen zu ſehen."

Warum das Stück von Julius Cäſar bis zum Falle des Brutus und Caſſius fortgeführt worden ſei, wird von einigen Kunſtrichtern dadurch erklärt, daß des großen Feldherrn und Staatsmannes Fall nur ſeines eigenen irdiſchen Lebens Schluß darſtellt, die Macht ſeiner Perſönlichkeit aber damit noch nicht erſchöpfend geſchildert iſt, da ſie auch noch das Schickſal ſeiner Mörder, wie die zukünftige Geſtaltung des römiſchen Staates beſtimmt. Die Erſcheinung des Geiſtes drückt dieſe Nachwirkung ſinnbildlich aus.

Julius Cäſar.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen:

Julius Cäſar.
Octavius Cäſar,
Marcus Antonius, } Triumvirn, nach dem Tode des Julius Cäſar
M. Aemilius Lepidus,
Cicero,
Publius, } Senatoren
Popilius Lena,
Marcus Brutus,
Caſſius,
Caſca,
Trebonius,
Ligarius, } Verſchworene gegen Julius Cäſar.
Decius Brutus,
Metellus Cimber,
Cinna,
Flavius, } Tribunen.
Marullus,
Artemidorus, ein Sophiſt von Knidos.
Ein Wahrſager.
Cinna, ein Poet.
Ein anderer Poet.
Lucilius,
Titinius,
Meſſala, } Freunde des Brutus und Caſſius.
Der junge Cato,
Volumnius,
Varro, Clitus, Claudius, Strato, Lucius, Dardanius,
Diener des Brutus.
Pindarus, Diener des Caſſius.
Calpurnia, Gemahlin des Cäſar.
Portia, Gemahlin des Brutus.
Senatoren, Bürger, Wache, Gefolge u. ſ. w.

Die Scene iſt einen großen Teil des Stücks hindurch zu Rom, nachher zu Sardes und Philippi.

Erſter Akt.

Erſte Szene.

Rom.

Eine Straße.

Flavius, Marullus und ein Haufe von Bürgern treten auf.

Flavius. Packt euch nach Haus, ihr Tagediebe! fort!
Iſt heut' ein Feiertag? Was? wißt ihr nicht,
Daß ihr als Handwerksleut' an Werkeltagen
Nicht ohn' ein Zeichen der Hantierung dürft
Umhergehn? — Welch Gewerbe treibſt du? ſprich!

Erſter Bürger. Nun, Herr, ich bin ein Zimmermann.

Marullus. Wo iſt dein Schurzfell und dein Winkelmaß?
Was machſt du hier in deinen Sonntagskleidern? —
Ihr, Freund, was treibt Ihr?

Zweiter Bürger. Die Wahrheit zu geſtehn, Herr, gegen einen feinen Arbeiter gehalten, mache ich nur, ſo zu ſagen, Flickwerk.

Marullus. Doch welch Gewerb? Antworte gradezu!

Zweiter Bürger. Ein Gewerbe, Herr, das ich mit gutem Gewiſſen treiben kann, wie ich hoffe. Es beſteht darin, einen ſchlechten Wandel zu verbeſſern.

Marullus. Welch ein Gewerb, du Schuft? welch ein Gewerb?

Zweiter Bürger. Nein, ich bitte Euch, Herr, laßt Euch die Geduld nicht reißen. Wenn Euch aber ja was reißt, ſo gebt Euch nur in meine Hand.

Marullus. Was meinſt du damit? Mich in deine Hand geben, du naſeweiſer Burſch?

Zweiter Bürger. Nun ja, Herr, damit ich Euch flicken kann.

Flavius. Du biſt ein Schuhflicker, nicht wahr?

Zweiter Bürger. Im Ernſt, Herr, ich bin ein Wundarzt für alte Schuhe: wenn's gefährlich mit ihnen ſteht, ſo mache ich ſie wieder heil. So hübſche Leute, als jemals auf Rindsleder getreten, ſind auf meiner Hände Werk einhergegangen.

Flavius. Doch warum biſt du in der Werkſtatt nicht?
Was führſt du dieſe Leute durch die Gaſſen?

Zweiter Bürger. Meiner Treu', Herr, um ihre Schuhe abzunutzen, damit ich wieder Arbeit kriege. Doch im Ernſt, Herr, wir machen Feiertag, um den Cäſar zu ſehen und uns über ſeinen Triumph zu freuen.

Marullus. Warum euch freun? Was hat er wohl erobert?
Was für Beſiegte führt er heim nach Rom
Und feſſelt ſie zur Zier an ſeinen Wagen?
Ihr Blöck'! ihr Steine! ſchlimmer als gefühllos!
O harte Herzen! arge Männer Roms!
Habt ihr Pompejus nicht gekannt? Wie oft
Stiegt ihr hinan auf Mauern und auf Zinnen,
Auf Türme, Fenſter, ja auf Feuereſſen,
Die Kinder auf dem Arm, und ſaßet da
Den lieben langen Tag, geduldig wartend,
Bis durch die Straßen Roms Pompejus zöge?
Und ſaht ihr ſeinen Wagen nur von fern,
Erhobt ihr nicht ein allgemeines Jauchzen,
So daß die Tiber bebt' in ihrem Bett,
Wenn ſie des Lärmes Widerhall vernahm
An ihren hohlen Ufern?
Und legt ihr nun die Feierkleider an?
Und ſpart ihr nun euch einen Feſttag aus?
Und ſtreut ihr nun ihm Blumen auf den Weg,
Der ſiegprangt über des Pompejus Blut?[1]
Hinweg!
In eure Häuſer lauft, fallt auf die Knie
Und fleht die Götter an, die Not zu wenden,
Die über dieſen Undank kommen muß!

Flavius. Geht, geht, ihr guten Bürger! und verſammelt
Für dies Vergehen eure armen Brüder;
Führt ſie zur Tiber, weinet eure Thränen
Ins Flußbett, bis ihr Strom, wo er am flachſten,
Die höchſten ihrer Uferhöhen küßt. (Die Bürger ab.)
(Zu Marullus.) Sieh, wie die Schlacken ihres Innern ſchmelzen!
Sie ſchwinden weg, verſtummt in ihrer Schuld.
Geht Ihr den Weg, hinab zum Kapitol;
Hierhin will ich. Entkleidet dort die Bilder,
Seht Ihr mit Ehrenzeichen ſie geſchmückt.

Marullus. Iſt das erlaubt?
Ihr wißt, es iſt das Lupercalien-Feſt.[2]

Flavius. Es thut nichts: laßt mit den Trophäen Cäſar's
Kein Bild behängt ſein. Ich will nun umher
Und will den Pöbel von den Gaſſen treiben.
Das thut auch Ihr, wo Ihr gedrängt ſie ſeht.
Dies wachſende Gefieder ausgerupft
Der Schwinge Cäſars, wird den Flug ihm hemmen,
Der, über Menſchenblicke hoch hinaus,
Uns alle ſonſt in knecht'ſcher Furcht erhielte.
(Beide ab.)

Zweite Szene.

Rom.

Ein öffentlicher Platz.

In einem feierlichen Aufzuge mit Muſik kommen Cäſar; Antonius zum Wettlauf gerüſtet; Calpurnia und Portia; Decius, Cicero, Brutus, Caſſius und Caſca; hinter ihnen ein großes Gedränge, darunter ein Wahrſager.

Wahrſager. Cäſar!

Cäſar. He, wer ruft?

Caſca. Es ſchweige jeder Lärm; noch einmal ſtill!
(Die Muſik hält inne.)

Cäſar. Wer iſt im Gedräng', der mich begehrt?
Durch die Muſik dringt gellend eine Stimme,
Die: Cäſar! ruft. Sprich! Cäſar neigt ſein Ohr.

Wahrſager. Nimm vor des Märzen Idus[3] dich in acht!

Cäſar. Wer iſt der Mann?

Brutus. Ein Wahrſager; er warnt Euch vor des Märzen Idus.

Cäſar. Führt ihn mir vor, laßt ſein Geſicht mich ſehn!

Caſca. Komm aus dem Haufen, Menſch; tritt vor den Cäſar!

Cäſar. Was ſagſt du nun zu mir? Sprich noch einmal!

Wahrſager. Nimm vor des Märzen Idus dich in acht!

Cäſar. Er iſt ein Träumer: laßt ihn gehn und kommt!
(Ein Marſch. Alle bis auf Brutus und Caſſius ab.)

Caſſius. Wollt Ihr den Hergang bei dem Wettlauf ſehn?

Brutus. Ich nicht.

Caſſius. Ich bitt' Euch, thut's!

Brutus. Ich hab' am Spiel nicht Luſt, mir fehlt ein Teil
Vom muntern Geiſte des Antonius;
Doch muß ich Euch in Eurem Wunſch nicht hindern:
Ich laß' Euch, Caſſius.

Caſſius. Brutus, ſeit kurzem geb' ich acht auf Euch.
Ich find' in Eurem Blick die Freundlichkeit,
Die Liebe nicht, an die Ihr mich gewöhnt.
Zu finſter und zu fremd begegnet Ihr
Dem Freunde, der Euch liebt.

Brutus. Mein Caſſius,
Betrügt Euch nicht. Hab' ich den Blick verſchleiert,
So kehrt die Unruh' meiner Mienen ſich
Nur gegen mich allein. Seit kurzem quälen
Mich Regungen von ſtreitender Natur,
Gedanken, einzig für mich ſelbſt geſchickt,
Die Schatten wohl auf mein Betragen werfen.
Doch laßt dies meine Freunde nicht betrüben
(Wovon Ihr einer ſein müßt, Caſſius),
Noch mein achtloſes Weſen anders deuten,
Als daß, mit ſich im Krieg, der arme Brutus
Den andern Liebe kund zu thun vergißt.

Caſſius. Dann, Brutus, mißverſtand ich Euren Unmut.
Deshalb begrub hier dieſe Bruſt Entwürfe
Von großem Werte, würdige Gedanken.
Sagt, Brutus, könnt Ihr Euer Antlitz ſehn?

Brutus. Nein, Caſſius, denn das Auge ſieht ſich nicht,
Als nur im Widerſchein durch andre Dinge.

Caſſius. So iſt's;
Und man beklagt ſich ſehr darüber, Brutus,
Daß Ihr nicht ſolche Spiegel habt, die Euren
Verborgnen Wert Euch in die Augen rückten,
Auf daß Ihr Euren Schatten ſäht. Ich hörte,
Wie viele von den beſten Männern Roms,
Nur der Gott Cäſar nicht, vom Brutus redend
Und ſeufzend unter dieſer Zeiten Joch,
Dem edlen Brutus ihre Augen wünſchten.

Brutus. Auf welche Wege, Caſſius, lockt Ihr mich,
Daß Ihr mich heißt in meinem Innern ſuchen,
Was doch nicht in mir iſt?

Caſſius. Drum, lieber Brutus, ſchickt Euch an, zu hören;
Und weil Ihr wißt, Ihr könnt Euch ſelbſt ſo gut
Nicht ſehn als durch den Widerſchein, ſo will
Ich, Euer Spiegel, Euch beſcheidentlich
Von Euch entdecken, was Ihr noch nicht wißt.
Und denkt von mir kein Arges, werter Brutus.
Wär' ich ein Lacher aus der Menge; pflegt' ich
Mein Herz durch Alltagsſchwüre jedem neuen
Beteurer auszubieten; wenn Ihr wißt,
Daß ich die Menſchen ſtreichle, feſt ſie herze
Und dann ſie läſtre; oder wenn Ihr wißt,
Daß ich beim Schmaus mich mit der ganzen Schar
Verbrüdern mag, dann hütet Euch vor mir.
(Trompeten und Freudengeſchrei.)

Brutus. Was heißt dies Jauchzen? Wie ich fürchte, wählt
Das Volk zum König Cäſarn.

Caſſius. Fürchtet Ihr's?
Das hieße ja, Ihr möchtet es nicht gern.

Brutus. Nein, Caſſius, nicht gern; doch lieb' ich ihn.
Doch warum haltet Ihr mich hier ſo lange?
Was iſt es, das Ihr mir vertrauen möchtet?
Iſt's etwas, dienlich zum gemeinen Wohl:
Stellt Ehre vor ein Auge, Tod vor's andre,
Und beide ſeh' ich gleiches Mutes an.
Die Götter ſei'n mir günſtig, wie ich mehr
Die Ehre lieb', als vor dem Tod mich ſcheue.

Caſſius. Ich weiß, daß dieſe Tugend in Euch wohnt,
So gut ich Euer äußres Anſehn kenne.
Wohl! Ehre iſt der Inhalt meiner Rede.
Ich weiß es nicht, wie Ihr und andre Menſchen
Von dieſem Leben denkt; mir, für mich ſelbſt,
Wär' es ſo lieb, nicht da ſein, als zu leben
In Furcht vor einem Weſen wie ich ſelbſt.
Ich kam wie Cäſar frei zur Welt, ſo Ihr;
Wir nährten uns ſo gut, wir können beide
So gut wie er des Winters Froſt ertragen.
Denn einſt, an einem rauhen, ſtürm'ſchen Tage,
Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte,
Sprach Cäſar zu mir: „Wagſt du, Caſſius, nun
Mit mir zu ſpringen in die zorn'ge Flut
Und bis dorthin zu ſchwimmen?“ — Auf dieſes Wort,
Bekleidet, wie ich war, ſtürzt' ich hinein
Und hieß ihn folgen; wirklich that er's auch.
Der Strom brüllt' auf uns ein; wir ſchlugen ihn
Mit wackern Sehnen, warfen ihn beiſeit'
Und hemmten ihn mit einer Bruſt des Trotzes.
Doch eh' wir das gewählte Ziel erreicht,
Rief Cäſar: „Hilf mir, Caſſius! ich ſinke.“
Ich, wie Äneas, unſer großer Ahn,
Aus Trojas Flammen einſt auf ſeinen Schultern

Den alten Vater trug, ſo aus den Wellen
Zog ich den müden Cäſar. — Und der Mann
Iſt nun zum Gott erhöht, und Caſſius iſt
Ein arm Geſchöpf und muß den Rücken beugen,
Nickt Cäſar nur nachläſſig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben; ja, er bebte, dieſer Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht;
Sein Auge, deſſen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja, dieſer Mund, der horchen hieß die Römer
Und in ihr Buch einzeichnen ſeine Reden,
Rief: „Ach, Titinius! gieb mir zu trinken!"
Wie'n krankes Mädchen. Götter! ich erſtaune,
Wie nur ein Mann ſo ſchwächlicher Natur
Der ſtolzen Welt den Vorſprung abgewann
Und nahm die Palm' allein. (Jubelgeſchrei, Trompeten.)

Brutus. Ein neues Jauchzen!
Ich glaube, dieſer Beifall gilt den Ehren,
Die man auf Cäſars Haupt von neuem häuft.

Caſſius. Ja, er beſchreitet, Freund, die enge Welt
Wie ein Koloſſus, und wir kleinen Leute,
Wir wandeln unter ſeinen Rieſenbeinen
Und ſchaun umher nach einem ſchnöden Grab.
Der Menſch iſt manchmal ſeines Schickſals Meiſter:
Nicht durch die Schuld der Sterne, lieber Brutus,
Durch eigne Schuld nur ſind wir Schwächlinge.
Brutus und Cäſar — was ſteckt doch in dem Cäſar,
Daß man den Namen mehr als Euren ſpräche?
Schreibt ſie zuſammen: ganz ſo ſchön iſt Eurer;
Sprecht ſie: er ſteht den Lippen ganz ſo wohl;
Wägt ſie: er iſt ſo ſchwer; beſchwört mit ihnen:
Brutus ruft Geiſter auf ſo ſchnell wie Cäſar.
(Jubelgeſchrei.)
Nun denn, im Namen der geſamten Götter,
Mit was für Speiſe nährt ſich dieſer Cäſar,
Daß er ſo groß ward? Zeit, du biſt entehrt!
Rom, du verlorſt die Kraft des Heldenſtamms!
Welch Alter ſchwand wohl ſeit der großen Flut,
Das nicht geglänzt durch mehr als einen Mann!
Wer ſagte je, ſprach er von Rom, es faſſe
In ſeinem weiten Kreis nur einen Mann!
Nun iſt fürwahr doch Raum in Rom genug:
Find't man darin nur einen einz'gen Mann.
O, beide hörten wir von unſern Vätern,
Einſt gab es einen Brutus,[4]) der ſo gern
Des alten Teufels Hof als einen König
Geduldet hätt' in Rom.

Brutus. Daß Ihr mich liebt, bezweifl' ich keineswegs;
Worauf Ihr bei mir dringt, das ahn' ich wohl;
Was ich davon gedacht und von den Zeiten,
Erklär' ich Euch in Zukunft. Doch für jetzt
Möcht' ich, wenn ich Euch freundlich bitten darf,
Nicht mehr getrieben ſein. Was Ihr geſagt,
Will ich erwägen; was Ihr habt zu ſagen,
Mit Ruhe hören und gelegne Zeit,
So hohe Dinge zu beſprechen, finden.
Bis dahin, edler Freund, beherzigt dies:
Brutus wär' lieber eines Dorfs Bewohner,
Als ſich zu zählen zu den Söhnen Roms
In ſolchem harten Stand, wie dieſe Zeit
Uns aufzulegen droht.

Caſſius. Ich bin erfreut, daß meine ſchwachen Worte
Dem Brutus ſo viel Funken nur entlockt.

Cäſar und ſein Zug kommen zurück.

Brutus. Das Spiel iſt aus, und Cäſar kehrt zurück.

Caſſius. Wenn ſie uns nahn, zupft Caſca nur am Ärmel,
Er wird nach ſeiner herben Art Euch ſagen,
Was von Belang ſich heut' ereignet hat.

Brutus. Ich will es thun. Doch ſeht nur, Caſſius,
Auf Cäſars Stirne glüht der zorn'ge Fleck;
Die andern ſehn geſcholtnen Dienern gleich.
Calpurnias Wang' iſt blaß, und Cicero
Blickt mit ſo feurigen und roten Augen,
Wie wir ihn wohl im Kapitol geſehn,
Wenn Senatoren ihn im Rat beſtritten.

Caſſius. Caſca wird uns berichten, was es giebt.

Cäſar. Antonius!

Antonius. Cäſar?

Cäſar. Laßt wohlbeleibte Männer um mich ſein,
Mit glatten Köpfen und die nachts gut ſchlafen.
Der Caſſius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel: die Leute ſind gefährlich.

Antonius. O, fürchtet den nicht; er iſt nicht gefährlich.
Er iſt ein edler Mann und wohlgeſinnt.

Cäſar. Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne niemand, den ich eher miede
Als dieſen hagern Caſſius. Er lieſt viel;
Er iſt ein großer Prüfer und durchſchaut
Das Thun der Menſchen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Muſik;
Er lächelt ſelten, und auf ſolche Weiſe,
Als ſpott' er und verachte deſſen Geiſt,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und ſolche Männer haben nimmer Ruh',
So lang' ſie jemand größer ſehn als ſich:
Das iſt es, was ſie ſo gefährlich macht.
Ich ſag' dir eher, was zu fürchten ſtände,
Als was ich fürchte: ich bin ſtets doch Cäſar.
Komm mir zur Rechten; denn dies Ohr iſt taub,
Und ſag' mir wahrhaft, was du von ihm denkſt.
(Cäſar und ſein Gefolge ab; Caſca, den Brutus am Ärmel zupft, bleibt zurück.)

Caſca. Ihr zogt am Mantel mich: wollt Ihr mich ſprechen?

Brutus. Ja, Caſca, ſag uns, was ſich heut' begeben,
Daß Cäſar finſter ſieht.

Caſca. Ihr wart ja bei ihm; wart Ihr nicht?

Brutus. Dann fragt' ich Caſca nicht, was ſich begeben.

Caſca. Nun, man bot ihm eine Krone an, und als man ſie ihm anbot, ſchob er ſie mit dem Rücken der Hand zurück, ſo —; und da erhob das Volk ein Jauchzen.

Brutus. Worüber jauchzten ſie zum andernmal?

Caſca. Nun, auch darüber.

Caſſius. Sie jauchzten dreimal ja: warum zuletzt?

Caſca. Nun, auch darüber.

Brutus. Wurd' ihm die Krone dreimal angeboten?

Caſca. Ei, meiner Treu', wurde ſie's, und er ſchob ſie dreimal zurück, jedesmal ſachter als das vorige Mal, und bei jedem Zurückſchieben jauchzten meine ehrlichen alten Freunde.

Caſſius. Wer bot ihm die Krone an?

Caſca. Je nun, Antonius.

Brutus. Sagt uns die Art und Weiſe, lieber Caſca!

Caſca. Ich kann mich eben ſo gut hängen laſſen, als euch die Art und Weiſe erzählen: es waren nichts als Poſſen, ich gab nicht acht darauf. Ich ſah den Mark Anton ihm eine Krone anbieten — doch eigentlich war's keine rechte Krone, es war ſo 'ne Art von Stirnband — und wie ich euch ſagte, er ſchob ſie einmal beiſeite; aber bei alledem hätte er ſie nach meinem Bedünken gern gehabt. Dann bot er ſie ihm nochmals an, und dann ſchob er ſie nochmals zurück; aber nach meinem Bedünken kam es ihm hart an, die Finger wieder davon zu thun. Und dann bot er ſie ihm zum drittenmale an; er ſchob ſie zum drittenmale zurück; und jedesmal, daß er ſie ausſchlug, kreiſchte das Geſindel und klatſchte in die rauhen Fäuſte und warf die ſchweißigen Nachtmützen in die Höhe, und gab eine ſolche Laſt ſtinkenden Atems von ſich, weil Cäſar die Krone ausſchlug, daß Cäſar faſt daran erſtickt wäre; denn er ward ohnmächtig und fiel nieder, und ich für mein Teil wagte nicht zu lachen, aus Furcht, ich möchte den Mund aufthun und die böſe Luft einatmen.

Caſſius. Still doch, ich bitt' Euch. Wie? er fiel in Ohnmacht?

Caſca. Er fiel auf dem Marktplatze nieder, hatte Schaum vor dem Munde und war ſprachlos.

Brutus. Das mag wohl ſein: er hat die fallende Sucht.

Caſſius. Nein, Cäſar hat ſie nicht. Doch Ihr und ich
Und unſer wackrer Caſca; wir haben ſie.

Caſca. Ich weiß nicht, was Ihr damit meint; aber ich bin gewiß, Cäſar fiel nieder. Wenn das Lumpenvolk ihn nicht beklatſchte und ausziſchte, je nachdem er ihnen gefiel oder mißfiel, wie ſie es mit den Komödianten auf dem Theater machen, ſo bin ich kein ehrlicher Kerl.

Brutus. Was ſagt' er, als er wieder zu ſich kam?

Caſca. Ei nun, eh' er hinfiel, als er merkte, daß der gemeine Haufe ſich freute, daß er die Krone ausſchlug, ſo riß er euch ſein Wams auf und bot ihnen ſeinen Hals zum Abſchneiden — triebe ich irgend 'ne Hantierung, ſo will ich mit den Schuften zur Hölle fahren, wo ich ihn nicht beim Wort genommen hätte — und damit fiel er hin. Als er wieder zu ſich kam, ſagte er, wenn er irgend was Unrechtes gethan oder geſagt hätte, ſo bäte er Ihre Edeln, es ſeinem Übel beizumeſſen. Drei oder vier Weibsbilder, die bei mir ſtanden, riefen: „Ach die gute Seele!" und vergaben ihm von ganzem Herzen. Doch das gilt freilich nicht viel; und wenn er ihre Mütter abgeſtochen hätte, ſie hätten's eben ſo gut gethan.

Brutus. Und darauf ging er verdrießlich weg?

Caſca. Ja.

Caſſius. Hat Cicero etwas geſagt?

Caſca. Ja, er ſprach Griechiſch.

Caſſius. Was wollt' er denn?

Caſca. Ja, wenn ich euch das ſage, ſo will ich euch niemals wieder vor die Augen kommen. Aber die ihn verſtanden, lächelten einander zu und ſchüttelten den Kopf. Doch was mich anlangt, mir war es Griechiſch. Ich kann euch noch mehr Neues erzählen: Dem Marullus und Flavius iſt das Maul geſtopft, weil ſie Binden von Cäſars Bildſäulen geriſſen haben. Lebt wohl! Es gab noch mehr Poſſen, wenn ich mich nur darauf beſinnen könnte.

Caſſius. Wollt Ihr heute Abend bei mir ſpeiſen, Caſca?

Caſca. Nein, ich bin ſchon verſagt.

Caſſius. Wollt Ihr morgen bei mir zu Mittag ſpeiſen?

Caſca. Ja, wenn ich lebe, und Ihr bei Eurem Sinne bleibt, und Eure Mahlzeit das Eſſen verlohnt.

Caſſius. Gut, ich erwart' Euch.

Caſca. Thut das: lebt beide wohl! (Ab.)

Brutus. Was für ein plumper Burſch iſt dies geworden!
Er war voll Feuer als mein Schulgenoß.

Caſſius. Das iſt er jetzt noch bei der Ausführung
Von jedem kühnen, edlen Unternehmen,
Stellt er ſich ſchon ſo unbeholfen an.
Dies rauhe Weſen dient geſundem Witz
Bei ihm zur Brüh': es ſtärkt der Leute Magen,
Eßluſtig ſeine Reden zu verdau'n.

Brutus. So iſt es auch. Für jetzt verlaſſ' ich Euch,

Und morgen, wenn Ihr wünſcht mit mir zu ſprechen,
Komm' ich zu Euch ins Haus; doch wenn Ihr wollt,
So kommt zu mir, und ich will Euch erwarten.
Caſſius. Das will ich; bis dahin gedenkt der Welt. (Brutus ab.)
Gut, Brutus, du biſt edel; doch ich ſehe,
Dein löbliches Gemüt kann ſeiner Art
Entwendet werden. Darum ziemt es ſich,
Daß Edle ſich zu Edlen immer halten.
Wer iſt ſo feſt, den nichts verführen kann?
Cäſar iſt feind mir, und er liebt den Brutus.
Doch wär' ich Brutus nun, er Caſſius,
Er ſollte mich nicht lenken. Dieſe Nacht
Werf' ich ihm Zettel von verſchiedner Hand,
Als ob ſie von verſchiednen Bürgern kämen,
Durchs Fenſter, alle voll der großen Meinung,
Die Rom von ſeinem Namen hegt, wo dunkel
Auf Cäſars Ehrſucht ſoll gedeutet ſein.
Dann denke Cäſar ſeines nahen Falles:
Wir ſtürzen bald ihn, oder dulden alles. (Ab.)

Dritte Szene.

Rom.

Eine Straße.

Ungewitter. Caſca mit gezogenem Schwerte und Cicero treten von verſchiedenen Seiten auf.

Cicero. Guten Abend, Caſca! Kommt Ihr her von Cäſar?
Warum ſo atemlos und ſo verſtört?
Caſca. Bewegt's Euch nicht, wenn dieſes Erdballs Feſte
Wankt, wie ein ſchwaches Rohr? O Cicero!
Ich ſah wohl Stürme, wo der Winde Schelten
Den knot'gen Stamm geſpalten, und ich ſah
Das ſtolze Meer anſchwellen, wüten, ſchäumen,
Als wollt' es an die drohenden Wolken reichen;
Doch nie bis heute Nacht, noch nie bis jetzt
Ging ich durch einen Feuerregen hin.
Entweder iſt im Himmel innrer Krieg;
Wo nicht, ſo reizt die Welt durch Übermut
Die Götter, uns Zerſtörung herzuſenden.
Cicero. Und ſaht Ihr mehr noch wunderbare Dinge?
Caſca. Ein Sklave, den Ihr wohl von Anſehn kennt,
Hob ſeine linke Hand empor: ſie flammte
Wie zwanzig Fackeln auf einmal, und doch
Die Glut nicht fühlend, blieb ſie unverſengt.
Auch kam (ſeitdem ſteckt' ich mein Schwert nicht ein)
Beim Kapitol ein Löwe mir entgegen;
Er ſtarrte wild mich an, ging mürriſch weiter
Und that mir nichts. Auf einen Haufen hatten
Wohl hundert bleiche Weiber ſich gedrängt,
Entſtellt von Furcht; die ſchwuren, daß ſie Männer
Mit feur'gen Leibern wandern auf und ab
Die Straßen ſahn. Und geſtern ſaß der Vogel
Der Nacht ſogar am Mittag auf dem Markte
Und kreiſcht' und ſchrie. Wenn dieſer Wunderzeichen
So viel zuſammentreffen, ſage niemand:
„Dies iſt der Grund davon, ſie ſind natürlich."
Denn Dinge ſchlimmer Deutung, glaub' ich, ſind's
Dem Himmelsſtrich, auf welchen ſie ſich richten.
Cicero. Gewiß, die Zeit iſt wunderbar gelaunt.
Doch Menſchen deuten oft nach ihrer Weiſe
Die Dinge, weit entfernt vom wahren Sinn.
Kommt Cäſar morgen auf das Kapitol?
Caſca. Ja, denn er trug es dem Antonius auf,
Euch kund zu thun, er werde morgen kommen.
Cicero. Schlaft wohl denn, Caſca! Dieſer Aufruhr läßt
Nicht draußen weilen.
Caſca. Cicero, lebt wohl! (Cicero ab.)
Caſſius tritt auf.
Caſſius. Wer da?
Caſca. Ein Römer.
Caſſius. Caſca, nach der Stimme.
Caſca. Eu'r Ohr iſt gut. Ha! Caſſius, welch eine Nacht?
Caſſius. Die angenehmſte Nacht für wackre Männer.
Caſca. Wer ſah den Himmel je ſo zornig drohn?
Caſſius. Die, welche ſo voll Schuld die Erde ſahn.
Ich, für mein Teil, bin durch die Stadt gewandert,
Mich unterwerfend dieſer grauſen Nacht;
Und ſo entgürtet, Caſca, wie Ihr ſeht,
Hab' ich die Bruſt dem Donnerkeil entblößt.
Und wenn des Blitzes ſchlängelnd Blau zu öffnen
Des Himmels Buſen ſchien, bot ich mich ſelbſt
Dem Strahl des Wetters recht zum Ziele dar.
Caſca. Warum verſuchtet Ihr den Himmel ſo?
Es ſteht den Menſchen Furcht und Zittern an,
Wenn die gewalt'gen Götter ſolche Boten
Furchtbarer Warnung, uns zu ſchrecken, ſenden.
Caſſius. O Caſca! Ihr ſeid ſtumpf: der Lebensfunke,
Der glühen ſollt' in Römern, fehlt Euch, oder
Ihr braucht ihn nicht. Ihr ſehet bleich und ſtarrt,
Von Furcht ergriffen und verſenkt in Staunen,
Des Himmels ungewohnten Grimm zu ſchaun.
Doch wolltet Ihr den wahren Grund erwägen,
Warum die Feu'r, die irren Geiſter alle,
Was Tier' und Vögel macht vom Stamm entarten
Und Greiſe faſeln, Kinder prophezein!
Warum alle dieſe Dinge ihr Geſetz,
Natur und angeſchaffne Gaben wandeln
In Mißbeſchaffenheit: nun ſo erkennet Ihr,
Der Himmel hauchte dieſen Geiſt in ſie,
Daß ſie der Furcht und Warnung Werkzeug würden
Für irgend einen mißbeſchaffnen Zuſtand.
Nun könnt' ich, Caſca, einen Mann dir nennen,
Ganz ähnlich dieſer ſchreckenvollen Nacht,
Der donnert, blitzt, die Gräber öffnet, brüllt,
So wie der Löwe dort im Kapitol;
Ein Mann, nicht mächtiger als ich und du
An Leibeskraft, doch drohend angewachſen
Und furchtbar, wie der Ausbruch dieſer Gärung.
Caſca. 'S iſt Cäſar, den Ihr meint. Nicht, Caſſius?
Caſſius. Es ſei auch, wer es ſei: die Römer haben
Jetzt Mark und Bein, wie ihre Ahnen hatten.
Doch weh uns! unſrer Väter Geiſt iſt tot,
Und das Gemüt der Mütter lenket uns;
Denn unſer Joch und Dulden zeigt uns weibiſch.
Caſca. Ja freilich heißt's, gewillt ſei der Senat,
Zum König morgen Cäſar'n einzuſetzen;
Er ſoll zur See, zu Land die Krone tragen,
An jedem Ort, nur in Italien nicht.
Caſſius. Ich weiß, wohin ich dieſen Dolch dann kehre;
Denn Caſſius ſoll von Knechtſchaft Caſſius löſen.
Darin, ihr Götter, macht ihr Schwache ſtark;
Darin, ihr Götter, bändigt ihr Tyrannen:
Nicht felſenfeſte Burg, noch eh'rne Mauern,
Noch dumpfe Kerker, noch der Ketten Laſt
Sind Hinderniſſe für des Geiſtes Stärke.
Das Leben, dieſer Erdenſchranken ſatt,
Hat ſtets die Macht, ſich ſelber zu entlaſſen.
Und weiß ich dies, ſo wiſſ' auch alle Welt:
Den Teil der Tyrannei, der auf mir liegt,
Werf' ich nach Willkür ab.
Caſca. Das kann auch ich.
So trägt ein jeder Sklav' in eigner Hand
Gewalt, zu brechen die Gefangenſchaft.
Caſſius. Warum denn wäre Cäſar ein Tyrann?
Der arme Mann! Ich weiß, er wär' kein Wolf,
Wenn er nicht ſäh', die Römer ſind nur Schafe.
Er wär' kein Leu, wenn ſie nicht Rehe wären.
Wer eilig will ein mächtig Feuer machen,
Nimmt ſchwaches Stroh zuerſt: was für Geſtrüpp
Iſt Rom, und was für Plunder, wenn es dient
Zum ſchlechten Stoff, der ſo'nem ſchnöden Dinge
Wie Cäſar Licht verleiht? Doch o, mein Gram!
Wo führteſt du mich hin? Ich ſpreche dies
Vielleicht vor einem will'gen Knecht: dann weiß ich,
Daß ich muß Rede ſtehn; doch führ' ich Waffen,
Und mich bekümmern die Gefahren nicht.
Caſca. Ihr ſprecht mit Caſca, einem Mann, der nie
Ein Ohrenbläſer war. Hier meine Hand!
Werbt nur Partei zur Abſtellung der Übel,
Und dieſer Fuß ſoll Schritt mit jedem halten,
Der noch ſo weit geht.
Caſſius. Ein geſchloſſner Handel!
Nun, Caſca, wißt: ich habe manche ſchon
Der Edelmütigſten von Rom beredet,
Mit mir ein Unternehmen zu beſtehn
Von ehrenvoll-gefährlichem Erfolg.
Ich weiß, ſie warten in Pompejus' Halle
Jetzt eben mein; denn in der furchtbarn Nacht
Sind alle Straßen ſtill und ausgeſtorben,
Und Antlitz und Geſtalt des Elements
Sind wie das Werk beſchaffen, das wir treiben,
Höchſt blutig, feurig, und höchſt fürchterlich.
Cinna tritt auf.
Caſca. Seid ſtill ein Weilchen; jemand kommt in Eil'.
Caſſius. Ich hör' am Gange, daß es Cinna iſt;
Er iſt ein Freund. — Cinna, wohin ſo eilig?
Cinna. Euch ſucht' ich. Wer iſt das? Metellus Cimber?
Caſſius. Nein, es iſt Caſca, ein Verbündeter
Zu unſrer That. Werd' ich erwartet, Cinna?
Cinna. Das iſt mir lieb. Welch eine grauſe Nacht!
Ein paar von uns ſahn ſeltſame Geſichte.
Caſſius. Werd' ich nicht ſchon erwartet, ſagt mir?
Cinna. Ja;
Ihr werdet es. O Caſſius! könntet Ihr
In unſern Bund den edlen Brutus ziehn —
Caſſius. Seid ruhig. Guter Cinna, dieſen Zettel,
Seht, wie Ihr in des Prätors[5]) Stuhl ihn legt,
Daß Brutus nur ihn finde; dieſen werft
Ihm in das Fenſter; dieſen klebt mit Wachs
Ans Bild des alten Brutus. Dies gethan,
Kommt zu Pompejus' Hall' und trefft uns dort!
Iſt Decius Brutus und Trebonius da?
Cinna. Ja, alle bis auf Cimber und der ſucht
In Eurem Haus Euch auf. Gut, ich will eilen,
Die Zettel anzubringen, wie Ihr wünſcht.
Caſſius. Dann ſtellt Euch ein bei des Pompejus Bühne.
(Cinna ab.)
Kommt, Caſca, laßt uns beide noch vor Tag
In ſeinem Hauſe Brutus ſehn. Drei Viertel
Von ihm ſind unſer ſchon; der ganze Mann
Ergiebt ſich bei dem nächſten Angriff uns
Caſca. O, er ſitzt hoch in alles Volkes Herzen,
Und was in uns als Frevel nur erſchiene,
Sein Anſehn wird es, wie der Stein der Weiſen,[6])
In Tugend wandeln und in Würdigkeit.
Caſſius. Ihn, ſeinen Wert, wie ſehr wir ihn bedürfen,
Habt Ihr recht wohl getroffen. Laßt uns gehn;
Es iſt nach Mitternacht; wir wollen ihn
Vor Tage wecken und uns ſein verſichern. (Ab.)

Zweiter Akt.

Erſte Szene.

Rom.
Der Garten des Brutus.
Brutus tritt auf.

Brutus. He, Lucius! auf! —
Ich kann nicht aus der Höh' der Sterne raten,
Wie nah der Tag iſt. — Lucius, hörſt du nicht? —
Ich wollt', es wär' mein Fehler, ſo zu ſchlafen. —
Nun, Lucius, nun! Ich ſag': erwach! Auf, Lucius!

Lucius tritt auf.

Lucius. Herr, riefet Ihr?
Brutus. Bring eine Kerze mir ins Leſezimmer,
Und wenn ſie brennt, ſo komm und ruf mich hier.
Lucius. Ich will es thun, Herr. (Ab.)
Brutus. Es muß durch ſeinen Tod geſchehn. Ich habe
Für mein Teil keinen Grund, ihn wegzuſtoßen,
Als für's gemeine Wohl. Er wünſcht gekrönt zu ſein:
Wie ſeinen Sinn das ändern möchte, fragt ſich.
Der warme Tag iſt's, der die Natter zeugt;
Das heiſcht mit Vorſicht gehn. Ihn krönen? — So? —
Ja dann iſt's wahr, wir leihn ihm einen Stachel,
Womit er kann nach Willkür Schaden thun,
Der Größe Mißbrauch iſt, wenn von der Macht
Sie das Gewiſſen trennt: und, um von Cäſar'n
Die Wahrheit zu geſtehn, ich ſah noch nie,
Daß ihn die Leidenſchaften mehr beherrſcht,
Als die Vernunft. Doch oft beſtätigt ſich's,
Die Demut iſt der jungen Ehrſucht Leiter;
Wer ſie hinanklimmt, kehrt den Blick ihr zu;
Doch hat er erſt die höchſte Sproſſ' erreicht,
Dann kehret er der Leiter ſeinen Rücken,
Schaut himmelan, verſchmäht die niedern Tritte,
Die ihn hinaufgebracht. Das kann auch Cäſar!
Drum, eh' er kann, beug vor! Und weil der Streit
Nicht Schein gewinnt durch das, was Cäſar iſt,
Leg ſo ihn aus: Das, was er iſt, vergrößert,
Kann dies und jenes Übermaß erreichen.
Drum achte ihn gleich einem Schlangen-Ei,
Das, ausgebrütet, giftig würde werden
Wie ſein Geſchlecht, und würg ihn in der Schale.

Lucius kommt zurück.

Lucius. Die Kerze brennt in Eurem Zimmer, Herr.
Als ich nach Feuerſtein im Fenſter ſuchte,
Fand ich dies Blatt, verſiegelt; und ich weiß
Es war nicht da, als ich zu Bette ging.
Brutus. Geh wieder in dein Bett: es iſt noch Nacht.
Iſt morgen nicht des Märzen Idus, Knabe?
Lucius. Ich weiß nicht, Herr.
Brutus. Such im Kalender denn und ſag es mir!
Lucius. Das will ich, Herr. (Ab.)
Brutus. Die Ausſtrahlungen, flimmernd in der Luft,
Gewähren Licht genug, dabei zu leſen. (Er öffnet den Brief und lieſt.)
„Brutus, du ſchläfſt. Erwach und ſieh dich ſelbſt!
Soll Rom? — Sprich, ſchlage, ſtelle her!
Brutus, du ſchläfſt. Erwache! —"
Oft hat man ſchon dergleichen Aufgebote
Mir in den Weg geſtreut.
„Soll Rom?" — So muß ich es ergänzen:
Soll Rom vor einem Manne beben? Wie?
Mein Ahnherr trieb einſt von den Straßen Roms
Tarquin hinweg, als er ein König hieß.
„Sprich, ſchlage, ſtelle her!" Werd' ich zu ſprechen,
Zu ſchlagen angemahnt? O Rom, ich ſchwöre,
Wenn nur die Herſtellung erfolgt, empfängſt du
Dein ganz Begehren von der Hand des Brutus!

Lucius kommt zurück.

Lucius. Herr, vierzehn Tage ſind vom März verſtrichen.

(Man klopft draußen.)

Brutus. 'S iſt gut. Geh an die Pforte; jemand klopft.

(Lucius ab.)

Seit Caſſius mich ſpornte gegen Cäſar,
Schlief ich nicht mehr.
Bis zur Vollführung einer furchtbarn That
Vom erſten Antrieb iſt die Zwiſchenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
Der Genius und die ſterblichen Organe
Sind dann zum Rat vereint; und die Verfaſſung
Des Menſchen, wie ein kleines Königreich,
Erleidet dann den Zuſtand der Empörung.

Lucius kommt zurück.

Lucius. Herr, Euer Bruder [7]) Caſſius wartet draußen;
Er wünſchet Euch zu ſehn.
Brutus. Iſt er allein?
Lucius. Nein, es ſind mehr noch bei ihm.
Brutus. Kennſt du ſie?
Lucius. Nein, Herr, ſie tragen eingedrückt die Hüte
Und das Geſicht im Mantel halb begraben,
Daß ich durchaus ſie nicht erkennen kann
An irgend einem Zuge.
Brutus. Laß ſie ein! (Lucius ab.)
Es ſind die Bundesbrüder. O Verſchwörung!
Du ſchämſt dich, die verdächt'ge Stirn bei Nacht
Zu zeigen, wann das Böſ' am freiſten iſt?
O denn, bei Tag, wo willſt du eine Höhle
Entdecken, dunkel genug, es zu verlarven,
Dein ſchnödes Antlitz? — Verſchwörung, ſuche keine!
In Lächeln hüll es und in Freundlichkeit!
Denn trät'ſt du auf in angeborner Bildung,
So wär' der Erebus [8]) nicht finſter gnug,
Vor Argwohn dich zu ſchützen.

Caſſius, Caſca, Decius, Metellus Cimber und Trebonius treten auf.

Caſſius. Sind wir gelegen? Guten Morgen, Brutus!
Ich fürchte, daß wir Eure Ruhe ſtören.
Brutus. Längſt war ich auf, und wach die ganze Nacht.
Kenn' ich die Männer, welche mit Euch kommen?
Caſſius. Ja, jeden aus der Zahl; und keiner hier,
Der Euch nicht hoch hält, und ein jeder wünſcht,
Ihr hättet nur die Meinung von Euch ſelbſt,
Die jeder edle Römer von Euch hegt.
Dies iſt Trebonius.
Brutus. Er iſt willkommen.
Caſſius. Dies Decius Brutus.
Brutus. Er iſt auch willkommen.
Caſſius. Dies Caſca, dies iſt Cinna, dies Metellus Cimber.
Brutus, Willkommen alle!
Was ſtellen ſich für wache Sorgen zwiſchen
Die Nacht und eure Augen?
Caſſius. Auf ein Wort,
Wenn's Euch beliebt. (Sie reden leiſe miteinander.)
Decius. Hier liegt der Oſt: bricht da der Tag nicht an?
Caſca. Nein.
Cinna. Und doch, verzeiht mir! jene grauen Streifen,
Die das Gewölk durchziehn, ſind Tagesboten.
Caſca. Ihr ſollt geſtehn, daß ihr euch beide täuſcht.
Die Sonn' erſcheint hier, wo mein Degen hinweiſt;
Das iſt ein gut Teil weiter hin nach Süden,
Wenn ihr die junge Jahreszeit erwägt.
Zwei Monde noch, und höher gegen Norden
Steigt ihre Flamm' empor, und grade hier
Steht hinterm Kapitol der hohe Oſt.
Brutus. Gebt eure Hand mir, einer nach dem andern!
Caſſius. Und laſſet uns beſchwören den Entſchluß!
Brutus. Nein, keinen Eid! Wenn nicht ein Mannes-Antlitz,
Das innre Seelenleid, der Zeit Verfall —
Sind dieſe Gründe ſchwach, ſo brecht nur auf,
Und jeder fort zu ſeinem trägen Bett!
Laßt frechgeſinnte Tyrannei dann ſchalten,
Bis jeder nach dem Loſe fällt. Doch tragen
Sie Feuer gnug in ſich, deß bin ich ſicher,
Um Feige zu entflammen und mit Mut
Des Weibes ſchmelzendes Gemüt zu ſtählen:
O dann, Mitbürger! welchen andern Sporn
Als unſre Sache braucht es, uns zu ſtacheln
Zur Herſtellung? Was für Gewähr als dieſe:
Verſchwiegne Römer, die das Wort geſprochen
Und nicht zurückziehn? Welchen andern Eid,
Als Redlichkeit mit Redlichkeit im Bund,
Daß dies geſcheh', wo nicht, dafür zu ſterben?
Laßt Prieſter, Memmen und Halunken ſchwören,
Verdorrte Greiſ' und ſolche Jammerſeelen,
Die für das Unrecht danken; ſchwören laßt
Bei böſen Händeln Volk, dem man nicht traut.
Entehrt nicht ſo den Gleichmut unſrer Handlung
Und unſern unbezwinglich feſten Sinn,
Zu denken, unſre Sache, unſre That
Brauch' einen Eid; da jeder Tropfen Bluts,
Der edel fließt in jedes Römers Adern,
Sich ſeines echten Stamms verluſtig macht,
Wenn er das kleinſte Teilchen nur verletzt
Von irgend einem Worte, das er gab.
Caſſius. Doch wie mit Cicero? Forſcht man ihn aus?
Ich denk', er wird ſehr eifrig für uns ſein.
Caſca. Laßt uns ihn nicht vorübergehn.
Cinna. Nein, ja nicht.
Metellus. Gewinnt ihn ja für uns. Sein Silberhaar
Wird eine gute Meinung uns erkaufen
Und Stimmen werben, unſer Werk zu preiſen.
Sein Urteil habe unſre Hand gelenkt,
So wird es heißen; unſre Haſtigkeit
Und Jugend wird im mindſten nicht erſcheinen,
Von ſeinem würd'gen Anſehn ganz bedeckt.
Brutus. O, nennt ihn nicht! Laßt uns ihm nichts eröffnen,
Denn niemals tritt er einer Sache bei,
Wenn andre ſie erdacht.
Caſſius. So laßt ihn weg.
Caſca. 'S iſt wahr, er paßt auch nicht.
Decius. Wird niemand ſonſt als Cäſar angetaſtet?
Caſſius. Ja, gut bedacht! Mich dünkt, daß Mark Anton,
Der ſo beliebt beim Cäſar iſt, den Cäſar
Nicht überleben darf. Er wird ſich uns
Gewandt in Ränken zeigen, und ihr wißt,
Daß ſeine Macht, wenn er ſie nutzt, wohl hinreicht,
Uns allen Not zu ſchaffen. Dem zu wehren,
Fall' Cäſar und Antonius zugleich!
Brutus. Zu blut'ge Weiſe, Cajus Caſſius, wär's,
Das Haupt abſchlagen und zerhaun die Glieder,
Wie Grimm beim Tod und Tücke hinterher
Antonius iſt ja nur ein Glied des Cäſar.
Laßt Opferer uns ſein, nicht Schlächter, Cajus!
Wir alle ſtehen gegen Cäſars Geiſt,
Und in dem Geiſt des Menſchen iſt kein Blut.
O, könnten wir doch Cäſars Geiſt erreichen,
Und Cäſarn nicht zerſtücken! Aber ach!
Cäſar muß für ihn bluten. Edle Freunde,
Laßt kühnlich uns ihn töten, doch nicht zornig;
Zerlegen laßt uns ihn, ein Mahl für Götter,
Nicht ihn zerhauen wie ein Aas für Hunde.
Laßt unſre Herzen, ſchlauen Herren gleich,
Zu raſcher That aufwiegeln ihre Diener,
Und ſchmälen dann zum Schein. So ſtempeln wir
Als Notwehr unſer Werk und nicht gehäſſig;
Und wenn es ſo dem Aug' des Volks erſcheint,
Wird man uns Reiniger, nicht Mörder nennen.

Was Mark Anton betrifft, denkt nicht an ihn;
Denn er vermag nicht mehr als Cäſars Arm,
Wenn Cäſars Haupt erſt fiel.
Caſſius. Doch fürcht' ich ihn;
Denn ſeine Liebe hängt ſo feſt am Cäſar —
Brutus. Ach, guter Caſſius, denket nicht an ihn!
Liebt er den Cäſar, ſo vermag er nichts
Als gegen ſich: ſich härmen, für ihn ſterben.
Und das wär' viel von ihm, weil er der Luſt,
Der Wüſtheit, den Gelagen ſich ergiebt.
Trebonius. Es iſt kein Arg in ihm: er ſterbe nicht;
Denn er wird leben und dies einſt belachen.
(Die Glocke ſchlägt.)
Brutus. Still! zählt die Glocke!
Caſſius. Sie hat drei geſchlagen.
Trebonius. Es iſt zum Scheiden Zeit.
Caſſius. Doch zweifl' ich noch,
Ob Cäſar heute wird erſcheinen wollen.
Denn kürzlich iſt er abergläubiſch worden,
Ganz dem entgegen, wie er ſonſt gedacht
Von Träumen, Einbildung und heil'gen Bräuchen.
Vielleicht, daß dieſe großen Wunderdinge,
Das ungewohnte Schrecken dieſer Nacht
Und ſeiner Augurn[9]) Überredung ihn
Entfernt vom Kapitol für heute hält.
Decius. Das fürchtet nimmer; wenn er das beſchloß,
So übermeiſtr' ich ihn. Er hört es gern,
Das Einhorn laſſe ſich mit Bäumen fangen,[10])
Der Löw' im Netz, der Elefant in Gruben,
Der Bär mit Spiegeln[11]) und der Menſch durch Schmeichler.
Doch ſag' ich ihm, daß er die Schmeichler haßt,
Bejaht er es, am meiſten dann geſchmeichelt.
Laßt mich gewähren;
Denn ich verſtehe ſein Gemüt zu lenken
Und will ihn bringen auf das Kapitol.
Caſſius. Ja, laßt uns alle gehn, um ihn zu holen.
Brutus. Zur achten Stund' aufs ſpäteſte, nicht wahr?
Cinna. Das ſei das ſpätſte, und dann bleibt nicht aus!
Metellus. Cajus Ligarius iſt dem Cäſar feind,
Der's ihm verwies, daß er Pompejus lobte.
Es wundert mich, daß niemand ſein gedacht.
Brutus. Wohl, guter Cimber, geht nur vor bei ihm;
Er liebt mich herzlich, und ich gab ihm Grund.
Schickt ihn hierher, ſo will ich ſchon ihn ſtimmen.
Caſſius. Der Morgen übereilt uns; wir gehen, Brutus!
Zerſtreut euch, Freunde, doch bedenket alle,
Was ihr geſagt, und zeigt euch echte Römer.
Brutus. Seht, werte Männer, friſch und fröhlich aus;
Tragt euren Vorſatz nicht auf eurer Stirn.
Nein, führt's hindurch wie Helden unſrer Bühne,
Mit munterm Geiſt und würd'ger Feſtigkeit.
Und ſomit insgeſamt euch guten Morgen!
(Alle ab außer Brutus.)
Brutus. He, Lucius! — Feſt im Schlaf? Es ſchadet nichts.
Genieß den ſchweren Honigtau des Schlummers
Du ſiehſt Geſtalten nicht, noch Phantaſien,
Womit geſchäft'ge Sorg' ein Hirn erfüllt;
Drum ſchläfſt du ſo geſund.
Portia tritt auf.
Portia. Mein Gatte! Brutus!
Brutus. Was willſt du, Portia? warum ſtehſt du auf?
Es dient dir nicht, die zärtliche Natur
Dem rauhen kalten Morgen zu vertraun.
Portia. Dir gleichfalls nicht. Unfreundlich ſtahlſt du, Brutus,
Von deinem Bett dich; und beim Nachtmahl geſtern
Erhobſt du plötzlich dich und gingſt umher,
Sinnend und ſeufzend mit verſchränkten Armen.
Und wenn ich dich befragte, was es ſei,
So ſtarrteſt du mich an mit finſtern Blicken.
Ich drang in dich, da riebſt du dir die Stirn
Und ſtampfteſt ungeduldig mit dem Fuß;
Ich ließ nicht ab, doch gabſt du keine Rede
Und winkteſt mit der Hand unwillig weg,
Damit ich dich verließ'. Ich that es auch
Beſorgt, die Ungeduld noch zu verſtärken,
Die ſchon zu ſehr entflammt ſchien, und zugleich
Mir ſchmeichelnd, nur von Laune rühr' es her,
Die ihre Stunden hat bei jedem Mann.
Nicht eſſen, reden, ſchlafen läßt es dich,
Und könnt' es deine Bildung ſo entſtellen,
Wie es ſich deiner Faſſung hat bemeiſtert,
So kennt' ich dich nicht mehr. Mein teurer Gatte,
Teil' mir die Urſach' deines Kummers mit!
Brutus. Ich bin nicht recht geſund, und das iſt alles.
Portia. Brutus iſt weiſe: wär' er nicht geſund,
Er nähm' die Mittel wahr, um es zu werden.
Brutus. Das thu' ich — gute Portia, geh zu Bett.
Portia. Iſt Brutus krank? und iſt es heilſam, ſo
Entblößt umherzugehn und einzuſaugen
Den Dunſt des Morgens? Wie, iſt Brutus krank,
Und ſchleicht er vom geſunden Bett ſich weg,
Der ſchnöden Anſteckung der Nacht zu trotzen?
Und reizet er die böſe Fieberluft,
Sein Übel noch zu mehren? Nein, mein Brutus,
Du trägſt ein krankes Übel im Gemüt,
Wovon, nach meiner Stelle Recht und Würde,
Ich wiſſen ſollte; und auf meinen Knie'n
Fleh' ich bei meiner einſt geprieſ'nen Schönheit,
Bei allen deinen Liebesſchwüren, ja
Bei jenem großen Schwur, durch welchen wir
Einander einverleibt und eins nur ſind:
Enthüll mir, deiner Hälfte, deinem Selbſt,
Was dich bekümmert, was zu Nacht für Männer
Dir zugeſprochen; denn es waren hier
Sechs oder ſieben, die ihr Antlitz ſelbſt
Der Finſternis verbargen.
Brutus. O knie nicht, liebe Portia!
Portia. Ich braucht' es nicht, wär'ſt du mein lieber Brutus.
Iſt's im Vertrag der Ehe, ſag' mir, Brutus,
Bedungen, kein Geheimnis ſollt' ich wiſſen,
Das dir gehört? Und bin ich denn dein Selbſt
Nur gleichſam, mit gewiſſen Einſchränkungen?
Beim Mahl um dich zu ſein,
Auch wohl mit dir zu ſprechen? Wohn' ich denn
Nur in der Vorſtadt deiner Zuneigung?
Iſt es nur das, ſo iſt ja Portia
Des Brutus Buhle nur und nicht ſein Weib.
Brutus. Du biſt mein echtes, ehrenwertes Weib,
So teuer mir als wie die Purpurtropfen,
Die um mein trauernd Herz ſich drängen.
Portia. Wenn dem ſo wär', ſo wüßt' ich dies Geheimnis.
Ich bin ein Weib, geſteh' ich, aber doch
Ein Weib, das Brutus zur Gemahlin nahm.
Ich bin ein Weib, geſteh' ich, aber doch
Ein Weib von gutem Rufe, Catos Tochter.[12])
Denkſt du, ich ſei ſo ſchwach wie mein Geſchlecht,
Aus ſolchem Stamm erzeugt und ſo vermählt?
Sag mir, was ihr vorhabt: ich will's verſchweigen.
Ich habe meine Stärke hart erprüft,
Freiwillig eine Wunde mir verſetzend
Am Schenkel hier: ertrüg' ich das geduldig,
Und ein Geheimnis meines Gatten nicht?
Brutus. Ihr Götter macht mich wert des edlen Weibes!
(Man klopft draußen.)
Horch! horch! man klopft; geh eine Weil' hinein,
Und unverzüglich ſoll dein Buſen teilen,
Was noch mein Herz verſchließt.
Mein ganzes Bündnis will ich dir enthüllen
Und meiner finſtern Stirne Zeichenſchrift.
Verlaß mich ſchnell! (Portia ab.)
Brutus. Wer klopft denn, Lucius?
Lucius und Ligarius treten auf.
Lucius. Hier iſt ein Kranker, der Euch ſprechen will.
Brutus. Ligarius iſt's, von dem Metellus ſprach.
Du, tritt beiſeit'. — Cajus Ligarius, wie?
Ligarius. Nehmt einen Morgengruß von matter Zunge.
Brutus. O welche Zeit erwählt Ihr, wackrer Cajus,
Ein Tuch zu tragen! Wärt Ihr doch nicht krank!
Ligarius. Ich bin nicht krank, hat irgend eine That,
Des Namens Ehre würdig, Brutus vor.
Brutus. Solch eine That, Ligarius, hab' ich vor,
Wär' Euer Ohr geſund, davon zu hören.
Ligarius. Bei jedem Gott, vor dem ſich Römer beugen!
Hier ſag' ich ab der Krankheit. Seele Roms!
Du wackrer Sohn, aus edlem Blut entſproſſen!
Wie ein Beſchwörer riefſt du auf in mir
Den abgeſtorbnen Geiſt. Nun heiß mich laufen,
So will ich an Unmögliches mich wagen,
Ja, Herr darüber werden. Was zu thun?
Brutus. Ein Wageſtück, das Kranke heilen wird.
Ligarius. Doch giebt's nicht auch Geſunde krank zu machen?
Brutus. Die giebt es freilich. Was es iſt, mein Cajus,
Eröffn' ich dir auf unſerm Weg zu ihm,
An dem es muß geſchehn.
Ligarius. Macht Euch nur auf;
Mit neu entflammtem Herzen folg' ich Euch,
Zu thun, was ich nicht weiß. Doch es genügt,
Daß Brutus mir vorangeht.
Brutus. Folgt mir denn! (Beide ab.)

Zweite Szene.

Rom.
Ein Zimmer in Cäſars Palaſte.
Donner und Blitz. Cäſar in ſeinem Nachtkleide.

Cäſar. Zu Nacht hat Erd' und Himmel Krieg geführt.
Calpurnia rief im Schlafe dreimal laut:
„O helft! Sie morden Cäſarn." — Niemand da?
Ein Diener tritt auf.
Diener. Herr?
Cäſar. Geh, heiß die Prieſter gleich zum Opfer ſchreiten
Und bring' mir ihre Meinung vom Erfolg!
Diener. Es ſoll geſchehn. (Ab.)
Calpurnia tritt auf.
Calpurnia. Was meinſt du, Cäſar? Denkſt du auszugehn?
Du mußt heut' keinen Schritt vom Hauſe weichen.
Cäſar. Cäſar geht aus. Mir haben ſtets Gefahren
Im Rücken nur gedroht; wenn ſie die Stirn
Des Cäſar werden ſehn, ſind ſie verſchwunden.
Calpurnia. Cäſar, ich hielt auf Wunderzeichen nie,
Doch ſchrecken ſie mich nun. Im Haus iſt jemand,
Der außer dem, was wir geſehn, gehört,
Von Greueln meldet, ſo die Wach' erblickt.
Es warf auf offner Gaſſe eine Löwin,
Und Grüft' erlöſten gähnend ihre Toten.
Wild fochten feur'ge Krieger auf den Wolken,
In Reihn, Geſchwadern und nach Kriegsgebrauch,
Wovon es Blut geſprüht aufs Kapitol.
Das Schlachtgetöſe klirrte in der Luft;
Da wieherten Roſſe, Männer röchelten ſterbend,
Und Geiſter wimmerten die Straßen durch.

O Cäſar! unerhört ſind dieſe Dinge:
Ich fürchte ſie.
Cäſar. Was kann vermieden werden,
Das ſich zum Ziel die mächt'gen Götter ſetzten?
Ich gehe dennoch aus; denn dieſe Zeichen,
So gut wie Cäſarn gelten ſie der Welt.
Calpurnia. Kometen ſieht man nicht, wann Bettler ſterben;
Der Himmel ſelbſt flammt Fürſtentod herab.
Cäſar. Der Feige ſtirbt ſchon vielmal, eh' er ſtirbt!
Die Tapfern koſten einmal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß ſich Menſchen fürchten,
Da ſie doch ſehn, der Tod, das Schickſal aller,
Kommt, wann er kommen ſoll.
Der Diener kommt zurück.
Cäſar. Was dünkt den Augurn?
Diener. Sie raten Euch, für heut' nicht auszugehn.
Da ſie dem Opfertier das Eingeweide
Ausnahmen, fanden ſie kein Herz darin.
Cäſar. Die Götter thun der Feigheit dies zur Schmach.
Ein Tier ja wäre Cäſar ohne Herz,
Wenn er aus Furcht ſich heut' zu Hauſe hielte.
Das wird er nicht: gar wohl weiß die Gefahr,
Cäſar ſei noch gefährlicher als ſie.
Wir ſind zwei Leu'n, an einem Tag geworfen,
Und ich der ältre und der ſchrecklichſte;
Und Cäſar wird doch ausgehn.
Calpurnia. Ach, mein Gatte!
In Zuverſicht geht deine Weisheit unter.
Geh heute doch nicht aus; nenn's meine Furcht,
Die dich zu Hauſe hält, nicht deine eigne.
Wir ſenden Mark Anton in den Senat,
Zu ſagen, daß du unpaß heute ſeiſt.
Laß mich auf meinen Knieen dies erbitten!
Cäſar. Ja, Mark Anton ſoll ſagen, ich ſei unpaß,
Und dir zu Lieb will ich zu Hauſe bleiben.
Decius tritt auf.
Cäſar. Sieh, Decius Brutus kommt; der ſoll's beſtellen.
Decius. Heil, Cäſar! guten Morgen, würd'ger Cäſar!
Ich komm' Euch abzuholen zum Senat.
Cäſar. Und ſeid gekommen zur gelegnen Zeit,
Den Senatoren meinen Gruß zu bringen.
Sagt ihnen, daß ich heut' nicht kommen will;
Nicht kann, iſt falſch; daß ich's nicht wage, falſcher.
Ich will nicht kommen heut', ſagt ihnen das!
Calpurnia. Sagt, er ſei krank.
Cäſar. Hilft Cäſar ſich mit Lügen?
Streckt' ich ſo weit erobernd meinen Arm,
Graubärten ſcheu die Wahrheit zu verkleiden? —
Geht, Decius! ſagt nur: Cäſar will nicht kommen.
Decius. Laßt einen Grund mich wiſſen, großer Cäſar,
Daß man mich nicht verlacht, wenn ich es ſage.
Cäſar. Der Grund iſt nur mein Will'; ich will nicht kommen,
Das gnügt zu des Senats Befriedigung.
Doch um Euch insbeſondre gnug zu thun,
Weil ich Euch liebe, will ich's Euch eröffnen:
Calpurnia hier, mein Weib, hält mich zu Haus.
Sie träumte dieſe Nacht, ſie ſäh' mein Bildnis,
Das wie ein Springbrunn klares Blut vergoß
Aus hundert Röhren; rüſt'ge Römer kamen
Und tauchten lächelnd ihre Hände drein.
Dies legt ſie aus als Warnungen und Zeichen
Und Unglück, das uns droht, und hat mich knieend
Gebeten, heute doch nicht auszugehn.
Decius. Ihr habt den Traum ganz irrig ausgelegt;
Es war ein ſchönes, glückliches Geſicht.
Eu'r Bildnis, Blut aus vielen Röhren ſpritzend,
Worein ſo viele Römer lächelnd tauchten,
Bedeutet, ſaugen werd' aus Euch das große Rom
Belebend Blut; und große Männer werden
Nach Heiligtümern und nach Ehrenpfändern
Sich drängen. Das bedeutet dieſer Traum.
Cäſar. Auf dieſe Art habt Ihr ihn wohl erklärt.
Decius. Ja, wenn Ihr erſt gehört, was ich Euch melde.
Wißt denn: am heut'gen Tag will der Senat
Dem großen Cäſar eine Krone geben.
Wenn Ihr nun ſagen laßt, Ihr wollt nicht kommen,
So kann es ſie gereun. Auch ließ es leicht
Zum Spott ſich wenden: jemand ſpräche wohl:
„Verſchiebt die Sitzung bis auf andre Zeit,
Wann Cäſars Gattin beſſre Träume hat.“
Wenn Cäſar ſich verſteckt, wird man nicht flüſtern:
„Seht! Cäſar fürchtet ſich?“
Verzeiht mir, Cäſar! meine Herzensliebe
Heißt dies mich ſagen über Eu'r Verhalten,
Und Schicklichkeit ſteht meiner Liebe nach.
Cäſar. Wie thöricht ſcheint nun deine Angſt, Calpurnia!
Ich ſchäme mich, daß ich ihr nachgegeben. —
Reicht mein Gewand mir her, denn ich will gehn!
Publius, Brutus, Ligarius, Metellus, Caſca, Trebonius und Cinna treten auf.
Cäſar. Da kommt auch Publius, um mich zu holen.
Publius. Guten Morgen, Cäſar!
Cäſar. Publius, willkommen!
Wie, Brutus? ſeid Ihr auch ſo früh ſchon auf? —
Guten Morgen, Caſca! — Cajus Ligarius,
So ſehr war Cäſar niemals Euer Feind
Als dieſes Fieber, das Euch abgezehrt. —
Was iſt die Uhr?
Brutus. Es hat ſchon acht geſchlagen.
Cäſar. Habt Dank für eure Müh' und Höflichkeit!
Antonius tritt auf.
Cäſar. Seht! Mark Anton, der lange ſchwärmt des Nachts,
Iſt doch ſchon auf. — Antonius, ſeid gegrüßt!
Antonius. Auch Ihr, erlauchter Cäſar!
Cäſar. Befehlt, daß man im Hauſe fertig ſei!
Es iſt nicht recht, ſo auf ſich warten laſſen. —
Ei, Cinna! — Ei, Metellus! — Wie, Trebonius?
Ich hab' mit Euch ein Stündchen zu verplaudern.
Gedenkt daran, daß Ihr mich heut' beſucht,
Und bleibt mir nah, damit ich Euer denke.
Trebonius. Das will ich, Cäſar — (beiſeite) will ſo nah dir ſein,
Daß deine beſten Freunde wünſchen ſollen,
Ich wär' entfernt geweſen.
Cäſar. Lieben Freunde,
Kommt mit herein und trinkt ein wenig Weins;
Dann gehen wir gleich Freunden mit einander.
Brutus (beiſeite). Daß gleich nicht ſtets dasſelbe iſt, o Cäſar!
Das Herz des Brutus blutet, es zu denken.
(Alle ab.)

Dritte Szene.

Rom.

Eine Straße nahe beim Kapitol.

Artemidorus tritt auf und lieſt einen Zettel.

Artemidorus. „Cäſar! hüte Dich vor Brutus; ſei wachſam gegen Caſſius; halte Dich fern vom Caſca; habe ein Auge auf Cinna; mißtraue dem Trebonius; beobachte den Metellus Cimber; Decius Brutus liebt Dich nicht; beleidigt haſt Du den Cajus Ligarius. Nur ein Sinn lebt in allen dieſen Männern, und er iſt gegen Cäſar gerichtet. Wo Du nicht unſterblich biſt, ſchau um Dich. Sorgloſigkeit giebt der Verſchwörung Raum. Mögen dich die großen Götter ſchützen!
Der Deinige
Artemidorus.“
Hier will ich ſtehn, bis er vorübergeht,
Und will ihm dies als Bittſchrift überreichen.
Mein Herz bejammert, daß die Tugend nicht
Frei von dem Zahn des Neides leben kann.
O Cäſar, lies! ſo biſt du nicht verloren:
Sonſt iſt das Schickſal mit Verrat verſchworen. (Ab.)

Vierte Szene.

Rom.

Ein andrer Teil derſelben Straße vor dem Hauſe des Brutus.

Portia und Lucius treten auf.

Portia. Ich bitt' dich, Knabe lauf in den Senat;
Halt dich mit keiner Antwort auf und geh!
Was warteſt du?
Lucius. Zu hören, was ich ſoll.
Portia. Ich möchte dort und wieder hier dich haben.
Eh' ich dir ſagen kann, was du da ſollſt.
O Feſtigkeit, ſteh unverrückt mir bei,
Stell einen Fels mir zwiſchen Herz und Zunge!
Ich habe Mannesſinn, doch Weibeskraft.
Wie fällt doch ein Geheimnis Weibern ſchwer! —
Biſt du noch hier?
Lucius. Was ſollt' ich, gnäd'ge Frau?
Nur hin zum Kapitol und weiter nichts,
Und ſo zurück zu Euch und weiter nichts?
Portia. Nein, ob dein Herr wohl ausſieht, melde mir!
Denn er ging unpaß fort; und merk dir recht,
Was Cäſar macht, wer mit Geſuch ihm naht.
Still, Knabe! Welch Geräuſch?
Lucius. Ich höre keins.
Portia. Ich bitt' dich, horch genau!
Ich hörte wilden Lärm, als föchte man,
Und her bringt ihn der Wind vom Kapitol.
Lucius. Gewißlich, gnäd'ge Frau, ich höre nichts.
Ein Wahrſager tritt auf.
Portia. Komm näher, Mann! Wo führt dein Weg dich her?
Wahrſager. Von meinem Hauſe, liebe gnäd'ge Frau.
Portia. Was iſt die Uhr?
Wahrſager. Die neunte Stund' etwa.
Portia. Iſt Cäſar ſchon aufs Kapitol gegangen?
Wahrſager. Nein, gnäd'ge Frau; ich geh' mir Platz zu nehmen,
Wo er vorbeizieht auf das Kapitol.
Portia. Du haſt an Cäſarn ein Geſuch: nicht wahr?
Wahrſager. Das hab' ich, gnäd'ge Frau. Geliebt es Cäſarn
Aus Güte gegen Cäſar mich zu hören,
So bitt' ich ihn, es gut mit ſich zu meinen.
Portia. Wie? weißt du, daß man ihm ein Leid will anthun?
Wahrſager. Keins ſeh' ich klar vorher; viel, fürcht' ich, kann geſchehn.
Doch guten Tag! Hier iſt die Straße eng:
Die Schar, die Cäſarn auf der Ferſe folgt,
Von Senatoren, Prätorn, Supplikanten,
Wird einen ſchwachen Mann beinah' erdrücken.
Ich will an einen freiern Platz und da
Den großen Cäſar ſprechen, wenn er kommt. (Ab.)
Portia (beiſeite). Ich muß ins Haus. Ach, welch ein ſchwaches Ding
Das Herz des Weibes iſt! — O Brutus! —
Der Himmel helfe deinem Unternehmen! —
Gewiß, der Knabe hört es. (Laut zu Lucius.) Brutus wirbt um etwas,
Das Cäſar weigert. — O, es wird mir ſchlimm!
Lauf, Lucius, empfiehl mich meinem Gatten;
Sag, ich ſei fröhlich; komm zu mir zurück
Und melde mir, was er dir aufgetragen.
(Beide nach verſchiedenen Seiten ab.)

Dritter Akt.

Erſte Szene.

Rom.

Das Kapitol.13) Sitzung des Senats.

Eine Haufe Volks in der Straße, die zum Kapitol führt, darunter Artemidorus und der Wahrſager, Trompetenſtoß. Cäſar, Brutus, Caſſius, Caſca, Decius, Metellus, Trebonius, Cinna, Antonius, Lepidus, Popilius Lena, Publius und andere treten auf.

Cäſar. Des Märzen Idus iſt nun da.
Wahrſager. Ja, Cäſar,
Doch nicht vorbei.
Artemidorus. Heil, Cäſar! Lies den Zettel hier!
Decius. Trebonius bittet Euch, bei guter Weile
Dies unterthänige Geſuch zu leſen.
Artemidorus. Lies meines erſt, o Cäſar! Mein Geſuch
Geht Cäſarn näher an: lies, großer Cäſar!
(Er drängt ſich an Cäſar.)
Cäſar. Was mich angeht, werd' auf die Letzt verſpart.
Artemidorus. Verſchieb nicht, Cäſar, lies im Augenblick!
Cäſar. Wie? iſt der Menſch verrückt?
Publius. Mach Platz, Geſell!
Caſſius. Was? drängt Ihr auf der Straße mit Geſuchen?
Kommt in das Kapitol!
(Cäſar geht in das Kapitol, die Übrigen folgen ihm. Alle Senatoren ſtehen auf.)
Popilius. Mög' euer Unternehmen heut' gelingen!
Caſſius. Welch Unternehmen, Lena?
Popilius. Geh's Euch wohl! (Er nähert ſich dem Cäſar!)
Brutus. Was ſprach Popilius Lena da?
Caſſius. Er wünſchte,
Daß unſer Unternehmen heut' gelänge.
Ich fürchte, unſer Anſchlag iſt entdeckt.
Brutus. Seht, wie er Cäſarn naht! Gebt acht auf ihn!
Caſſius. Sei ſchleunig, Caſca, daß man nicht zuvorkommt!
Was iſt zu thun hier, Brutus? Wenn es auskommt,
Kehrt Caſſius oder Cäſar nimmer heim,
Denn ich entleibe mich.
Brutus. Sei ſtandhaft, Caſſius!
Popilius ſpricht von unſerm Anſchlag nicht:
Er lächelt, ſieh, und Cäſar bleibt in Ruh'.
Caſſius. Trebonius nimmt die Zeit wahr, Brutus; ſieh,
Er zieht geſchickt den Mark Anton bei Seite.
(Antonius und Trebonius ab. Cäſar und die Senatoren nehmen ihre Sitze ein.)
Decius. Wo iſt Metellus Cimber? Laßt ihn gehn
Und ſein Geſuch ſogleich dem Cäſar reichen!
Brutus. Er iſt bereit; drängt an und ſteht ihm bei!
Cinna. Caſca, Ihr müßt zuerſt den Arm erheben.
Caſca. Sind alle zur Hand?
Cäſar. Was für Beſchwerden giebt's,
Die Cäſar heben muß und ſein Senat?
Metellus (niederknieend). Glorreicher, mächtigſter, erhabner Cäſar!
Metellus Cimber wirft vor deinen Sitz
Ein Herz voll Demut nieder.
Cäſar. Cimber, hör!
Ich muß zuvor dir kommen. Dieſes Kriechen,
Dies knechtiſche Verbeugen könnte wohl
Gemeiner Menſchen Blut in Feuer ſetzen
Und vorbeſtimmte Wahl, gefaßten Schluß
Zum Kinderwillen machen. Sei nicht thöricht
Und denk', ſo leicht empört ſei Cäſars Blut,
Um aufzutaun von ſeiner echten Kraft
Durch das, was Narr'n erweicht: durch ſüße Worte,
Gekrümmtes Bücken, hündiſches Geſchmeichel.
Dein Bruder iſt verbannt durch einen Spruch;
Wenn du für ihn dich bückſt und flehſt und ſchmeichelſt,
So ſtoß' ich dich wie einen Hund hinweg.
Wiſſ'! Cäſar thut kein Unrecht; ohne Gründe
Befriedigt man ihn nicht.
Metellus. Giebt's keine Stimme, würdiger als meine,
Die ſüßer tön' im Ohr des großen Cäſar,
Für des verbannten Bruders Wiederkehr?
Brutus (zu Cäſar). Ich küſſe deine Hand, doch nicht als Schmeichler,
Und bitte, Cäſar, daß dem Publius Cimber
Die Rückberufung gleich bewilligt werde.
Cäſar. Wie? Brutus!
Caſſius. Gnade, Cäſar! Cäſar, Gnade!
Auch Caſſius fällt tief zu Füßen dir,
Begnadigung für Cimber zu erbitten.
Cäſar. Ich ließe mich wohl rühren, glich' ich euch:
Mich rührten Bitten, bät' ich, um zu rühren.
Doch ich bin ſtandhaft wie des Nordens Stern,
Des unverrückte, ewig ſtete Art
Nicht ihresgleichen hat am Firmament.
Der Himmel prangt mit Funken ohne Zahl,
Und Feuer ſind ſie all', und jeder leuchtet;
Doch einer nur behauptet ſeinen Stand.
So in der Welt auch: ſie iſt voll von Menſchen,
Und Menſchen ſind empfindlich, Fleiſch und Blut;
Doch in der Menge weiß ich einen nur,
Der unbeſiegbar ſeinen Platz bewahrt,
Vom Andrang unbewegt; daß ich der bin,
Auch hierin laßt es mich ein wenig zeigen,
Daß ich auf Cimbers Banne feſt beſtand
Und drauf beſteh', daß er im Banne bleibe.
Cinna. O Cäſar!
Cäſar. Fort, ſag' ich! Willſt du den Olymp verſetzen?
Decius. Erhabner Cäſar! —
Cäſar. Kniet nicht Brutus auch umſonſt?
Caſca. Dann, Hände, ſprecht für mich!
(Caſca ſticht Cäſarn mit dem Dolch in den Nacken. Cäſar fällt ihm in den Arm. Er wird alsdann von verſchiedenen andern Verſchworenen und zuletzt vom Marcus Brutus durchbohrt.)
Cäſar. Brutus, auch du? — So falle, Cäſar!
(Er ſtirbt. Die Senatoren und das Volk fliehen beſtürzt.)
Cinna. Befreiung! Freiheit! Die Tyrannei iſt tot!
Lauft fort! verkündigt! ruft es durch die Gaſſen!
Caſſius. Hin zu der Rednerbühne! Rufet aus:
Befreiung! Freiheit! Wiederherſtellung!
Brutus. Seid nicht erſchrocken, Volk und Senatoren!
Flieht nicht! ſteht ſtill! Die Erſucht hat gebüßt.
Caſca. Geht auf die Rednerbühne, Brutus!
Decius. Ihr, Caſſius, auch!
Brutus. Wo iſt Publius?
Cinna. Hier, ganz betroffen über dieſen Aufruhr.
Metellus. Steht dicht beiſammen, wenn ein Freund des Cäſar etwa —
Brutus. Sprecht nicht von ſtehen! — Publius, getroſt!
Wir haben nicht im Sinn, Euch Leid zu thun,
Auch keinem Römer ſonſt: ſagt ihnen das!
Caſſius. Und geht nur, Publius, damit das Volk,
Das uns beſtürmt, nicht Euer Alter kränke.
Brutus. Thut das; und niemand ſteh' für dieſe That,
Als wir, die Thäter.
Trebonius kommt zurück.
Caſſius. Wo iſt Mark Anton?
Trebonius. Er floh beſtürzt nach Haus, und Männer, Weiber
Und Kinder blicken ſtarr, und ſchrein, und laufen,
Als wär' der jüngſte Tag.
Brutus. Schickſal! wir wollen ſehn, was dir geliebt.
Wir wiſſen, daß wir ſterben werden; Friſt
Und Zeitgewinn nur iſt der Menſchen Trachten.
Caſſius. Ja, wer dem Leben zwanzig Jahre raubt,
Der raubt der Todesfurcht ſo viele Jahre.
Brutus. Geſteht das ein, und Wohlthat iſt der Tod.
So ſind wir Cäſars Freunde, die wir ihm
Die Todesfurcht verkürzten. Bückt euch, Römer!
Laßt unſre Händ' in Cäſars Blut uns baden
Bis an die Ellenbogen! Färbt die Schwerter!
So treten wir hinaus bis auf den Markt,
Und überm Haupt die roten Waffen ſchwingend,
Ruft alle dann: Erlöſung! Friede! Freiheit!
Caſſius. Bückt euch und taucht! In wie entfernter Zeit
Wird man dies hohe Schauſpiel wiederholen,
In neuen Zungen und mit fremdem Pomp!
Brutus. Wie oft wird Cäſar noch zum Spiele bluten,
Der jetzt am Fußgeſtell Pompejus' liegt,
Dem Staube gleich geachtet!
Caſſius. So oft, als das geſchieht,
Wird man auch unſern Bund, die Männer nennen,
Die Freiheit wiedergaben ihrem Land.
Decius. Nun, ſollen wir hinaus?
Caſſius. Ja, alle fort!
Brutus voran, und ſeine Tritte zieren
Wir mit den kühnſten, beſten Herzen Roms.
Ein Diener tritt auf.
Brutus. Doch ſtill! wer kommt! Ein Freund des Mark Anton.
Diener. So, Brutus, hieß mich mein Gebieter knien.
So hieß Antonius mich niederfallen,
Und tief im Staube ſo hieß er mich reden:
Brutus iſt edel, tapfer, weiſ' und redlich;
Cäſar war groß, kühn, königlich und gütig.
Sprich: Brutus lieb' ich und ehr' ihn auch.
Sprich: Cäſarn fürchtet' ich, ehrt' ihn und liebt' ihn.
Will Brutus nur gewähren, daß Anton
Ihm ſicher nahen und erforſchen dürfe,
Wie Cäſar ſolche Todesart verdient,
So ſoll dem Mark Anton der tote Cäſar
So teuer nicht als Brutus lebend ſein;
Er will vielmehr dem Los und der Partei
Des edlen Brutus unter den Gefahren
Der wankenden Verfaſſung treulich folgen.
Dies ſagte mein Gebieter, Mark Anton.
Brutus. Und dein Gebieter iſt ein wackrer Römer,
So achtet' ich ihn ſtets.
Sag, wenn es ihm geliebt, hierher zu kommen,
So ſteh' ich Red' ihm und, bei meiner Ehre!
Entlaß' ihn ungekränkt.
Diener. Ich hol' ihn gleich. (Ab.)
Brutus. Ich weiß, wir werden ihn zum Freunde haben.
Caſſius. Ich wünſch' es, doch es wohnt ein Sinn in mir,
Der ſehr ihn fürchtet; und mein Unglückahnen
Trifft immer ein aufs Haar.
Antonius kommt zurück.
Brutus. Hier kommt Antonius ja. — Willkommen, Mark Anton!
Antonius. O großer Cäſar! liegſt du ſo im Staube?
Sind alle deine Siege, Herrlichkeiten,
Triumphe, Beuten, eingeſunken nun
In dieſen kleinen Raum? Gehab dich wohl! —
Ich weiß nicht, edle Herrn, was ihr gedenkt,
Wer ſonſt noch bluten muß, wer reif zum Fall.
Wofern ich ſelbſt, kann keine Stunde beſſer
Als Cäſars Todesſtunde, halb ſo koſtbar
Kein Werkzeug ſein, als dieſe eure Schwerter,
Geſchmückt mit Blut, dem edelſten der Welt.

Ich bitt euch', wenn ihr's feindlich mit mir meint,
Jetzt, da noch eure Purpurhände dampfen,
Büßt eure Luſt! Und lebt' ich tauſend Jahre,
Nie werd' ich ſo bereit zum Tod mich fühlen;
Kein Ort gefällt mir ſo, kein Weg zum Tode,
Als hier beim Cäſar fallen und durch euch,
Die erſten Heldengeiſter unſrer Zeit.

Brutus. O Mark Anton! begehrt nicht Euren Tod!
Wir müſſen blutig zwar und grauſam ſcheinen,
Wie unſre Händ' und die geſchehne That
Uns zeigen: doch Ihr ſeht die Hände nur
Und dieſes blut'ge Werk, ſo ſie vollbracht.
Nicht unſre Herzen: ſie ſind mitleidsvoll,
Und Mitleid gegen Roms geſamte Not
(Wie Feuer Feuer löſcht, ſo Mitleid Mitleid)
Verübt an Cäſarn dies. Was Euch betrifft:
Für Euch, Anton, ſind unſre Schwerter ſtumpf;
Seht unſre Arme, ſonder Kraft des Grolls,
Und unſre Herzen, brüderlich geſinnt,
Empfangen Euch mit aller Innigkeit,
Mit redlichen Gedanken und mit Achtung.

Caſſius. Und Eure Stimme ſoll ſo viel als jede
Bei der Verteilung neuer Würden gelten.

Brutus. Seid nur geduldig, bis wir erſt das Volk
Beruhigt, das vor Furcht ſich ſelbſt nicht kennt.
Dann legen wir den Grund Euch dar, weswegen
Ich, der den Cäſar liebte, als ich ihn erſtach,
Alſo verfahren.

Antonius. Ich bau' auf eure Weisheit,
Reiche mir jeder ſeine blut'ge Hand! —
Erſt, Marcus Brutus, ſchütteln wir ſie uns; —
Dann, Cajus Caſſius, faß' ich Eure Hand; —
Nun Eure, Decius Brutus; — Eure, Cinna; —
Metellus, Eure nun; — mein tapfrer Caſca,
Die Eure; — reicht, Trebonius, Eure mir
Zuletzt, doch nicht der Letzte meinem Herzen.
Ach, all' ihr edlen Herrn! was ſoll ich ſagen?
Mein Anſehn ſteht jetzt auf ſo glattem Boden,
Daß ich Euch eines von zwei ſchlimmen Dingen,
Ein Feiger oder Schmeichler ſcheinen muß. —
Daß ich dich liebte, Cäſar, oh, 's iſt wahr!
Wofern dein Geiſt jetzt niederblickt auf uns,
Wird's dich nicht kränken, bittrer als dein Tod,
Zu ſehn, wie dein Antonius Frieden macht
Und deiner Feinde blut'ge Hände drückt,
Du Edelſter, in deines Leichnams Nähe?
Hätt' ich ſo manches Aug' als Wunden du,
Und jedes ſtrömte Thränen, wie ſie Blut,
Das ziemte beſſer mir, als einen Bund
Der Freundſchaft einzugehn mit deinen Feinden.
Verzeih mir, Julius! Du edler Hirſch,
Hier wurdeſt du erjagt, hier fieleſt du;
Hier ſtehen deine Jäger mit den Zeichen
Des Mordes und von deinem Blut bepurpurt.
O Welt! du warſt der Wald für dieſen Hirſch,
Und er, o Welt! war ſeines Waldes Stolz.
Wie ähnlich einem Wild, von vielen Fürſten
Geſchoſſen, liegſt du hier!

Caſſius. Antonius —

Antonius. Verzeiht mir, Cajus Caſſius!
Dies werden ſelbſt die Feinde Cäſars ſagen;
An einem Freund iſt's kalte Mäßigung.

Caſſius. Ich tadl' Euch nicht, daß Ihr den Cäſar preiſt;
Allein, wie denkt Ihr Euch mit uns zu ſtellen?
Seid Ihr von unſern Freunden? oder ſollen
Wir vorwärts dringen, ohn' auf Euch zu baun?

Antonius. Deswegen faßt' ich eure Hände, nur
Vergaß ich mich, als ich auf Cäſarn blickte.
Ich bin euch allen Freund und lieb' euch alle,
In Hoffnung, eure Gründe zu vernehmen,
Wie und warum gefährlich Cäſar war.

Brutus. Jawohl, ſonſt wär' dies ein unmenſchlich Schauſpiel;
Und unſre Gründe ſind ſo wohl bedacht:
Wärt Ihr der Sohn des Cäſar, Mark Anton,
Sie gnügten Euch.

Antonius. Das ſuch' ich einzig ja.
Auch halt' ich an um die Vergünſtigung,
Den Leichnam auszuſtellen auf dem Markt,
Und auf der Bühne, wie's dem Freunde ziemt,
Zu reden[14]) bei der Feier der Beſtattung.

Brutus. Das mögt Ihr, Mark Anton.

Caſſius. Brutus, ein Wort mit Euch!
(Leiſe zu Brutus.) Ihr wißt nicht, was Ihr thut: geſtattet nicht,
Daß ihm Antonius die Rede halte,
Wißt Ihr, wie ſehr das Volk durch ſeinen Vortrag
Sich kann erſchüttern laſſen?

Brutus. Nein, verzeiht:
Ich ſelbſt betrete erſt die Bühn' und lege
Von unſers Cäſars Tod die Gründe dar.
Was dann Antonius ſagen wird, erklär' ich,
Geſcheh' erlaubt und mit Bewilligung;
Es ſei uns recht, daß Cäſar jeder Ehre
Teilhaftig werde, ſo die Sitte heiligt.
Dies wird uns mehr Gewinn als Schaden bringen.

Caſſius. Wer weiß, was vorfällt? Ich bin nicht dafür.

Brutus. Hier, Mark Anton, nehmt Ihr die Leiche Cäſars.
Ihr ſollt uns nicht in Eurer Rede tadeln!
Doch ſprecht von Cäſarn gutes nach Vermögen
Und ſagt, daß Ihr's mit unſerm Willen thut.
Sonſt ſollt Ihr gar mit dem Begängnis nichts
Zu ſchaffen haben. Auf derſelben Bühne,
Zu der ich jetzo gehe, ſollt Ihr reden,
Wenn ich zu reden aufgehört.

Antonius. So ſei's;
Ich wünſche weiter nichts.

Brutus. Bereitet denn die Leich' und folget uns!

(Alle außer Antonius ab.)

Antonius. O du, verzeih mir, blutend Stückchen Erde!
Daß ich mit dieſen Schlächtern freundlich that.
Du biſt der Reſt des edelſten der Männer,
Der jemals lebt' im Wechſellauf der Zeit.
Weh! weh der Hand, die dieſes Blut vergoß!
Jetzt prophezei' ich über deinen Wunden,
Die ihre Purpurlippen öffnen, ſtumm
Von meiner Zunge Stimm' und Wort erflehend:
Ein Fluch wird fallen auf der Menſchen Glieder,
Und innre Wut und wilder Bürgerzwiſt
Wird ängſten alle Teil' Italiens;
Verheerung, Mord wird ſo zur Sitte werden,
Und ſo gemein das Furchtbarſte, daß Mütter
Nur lächeln, wenn ſie ihre zarten Kinder
Geviertteilt von des Krieges Händen ſehn,
Die Fertigkeit in Greueln würgt das Mitleid;
Und Cäſars Geiſt, nach Rache jagend, wird,
Zur Seit' ihm Ate,[75]) heiß der Höll' entſtiegen,
In dieſen Grenzen mit des Herrſchers Ton
Mord rufen und des Krieges Hund' entfeſſeln,
Daß dieſe Schandthat auf zum Himmel ſtinke
Von Menſchenaas, das um Beſtattung ächzt.

Ein Diener tritt auf.

Antonius. Du dieneſt dem Octavius Cäſar? nicht?

Diener. Ja, Mark Anton.

Antonius. Cäſar beſchied ihn ſchriftlich her nach Rom.

Diener. Die Brief' empfing er und iſt unterwegs;
Und mündlich hieß er mich an Euch beſtellen —

(Er erblickt den Leichnam Cäſars.)

O Cäſar!

Antonius. Dein Herz iſt voll, geh auf die Seit' und weine!
Ich ſehe, Leid ſteckt an; denn meine Augen,
Da ſie des Grames Perlen ſahn in deinen,
Begannen ſie zu fließen. — Kommt dein Herr?

Diener. Er bleibt zu Nacht von Rom nur ſieben Meilen.

Antonius. Reit' ſchnell zurück und meld' ihm, was geſchehn!
Hier iſt ein Rom voll Trauer und Gefahr,
Kein ſichres Rom noch für Octavius.
Eil' hin und ſag' ihm das! — Nein, warte noch!
Du ſollſt nicht fort, bevor ich dieſe Leiche
Getragen auf den Markt und meine Rede
Das Volk geprüft, wie dieſer blut'gen Männer
Unmenſchliches Beginnen ihm erſcheint.
Und demgemäß ſollſt du dem jungen Cäſar
Berichten, wie allhier die Dinge ſtehen.
Leih deinen Arm mir! (Beide ab mit Cäſars Leiche.)

Zweite Szene.

Rom.

Das Forum.

Brutus und Caſſius kommen mit einem Haufen Volkes.

Bürger. Wir wollen Rechenſchaft, legt Rechenſchaft uns ab!

Brutus. So folget mir und gebt Gehör mir, Freunde! —
Ihr, Caſſius, geht in eine andre Straße
Und teilt die Haufen —
Wer mich will reden hören, bleibe hier;
Wer Caſſius folgen will, der geh' mit ihm!
Wir wollen des Gemeinwohls Gründ' erklären
Von Cäſars Tod.

Erſter Bürger. Ich will den Brutus hören.

Zweiter Bürger. Den Caſſius ich: ſo können wir die Gründe
Vergleichen, wenn wir beide angehört.

(Caſſius mit einigen Bürgern ab. Brutus beſteigt die Roſtra.)[16])

Dritter Bürger. Der edle Brutus ſteht ſchon oben: ſtill!

Brutus. Seid ruhig bis zum Schluß! Römer! Mitbürger! Freunde! Hört mich meine Sache führen, und ſeid ſtill, damit ihr hören möget. Glaubt mir um meiner Ehre willen, und heget Achtung vor meiner Ehre, damit ihr glauben mögt. Richtet mich nach eurer Weisheit, und weckt eure Sinne, um deſto beſſer urteilen zu können. Iſt jemand in dieſer Verſammlung, irgend ein herzlicher Freund Cäſars, dem ſage ich: des Brutus Liebe zum Cäſar war nicht geringer als ſeine. Wenn dieſer Freund dann fragt, warum Brutus gegen Cäſar aufſtand, iſt dies meine Antwort: nicht, weil ich Cäſarn weniger liebte, ſondern weil ich Rom mehr liebte. Wolltet ihr lieber, Cäſar lebte und ihr ſtürbet alle als Sklaven, oder daß Cäſar tot iſt, damit ihr alle lebet als freie Männer? Weil Cäſar mich liebte, wein' ich um ihn; weil er glücklich war, freue ich mich; weil er tapfer war, ehr' ich ihn; aber weil er herrſchſüchtig war, erſchlug ich ihn. Alſo Thränen für ſeine Liebe, Freude für ſein Glück, Ehre für ſeine Tapferkeit, und Tod für ſeine Herrſchſucht! Wer iſt hier ſo niedrig geſinnt, daß er ein Knecht ſein möchte? Iſt es jemand, er rede; denn ihn habe ich beleidigt. Wer iſt hier ſo roh, daß er nicht wünſchte, ein Römer zu ſein? Iſt es jemand, er rede; denn ihn habe ich beleidigt. Wer iſt hier ſo ſchlecht, daß er ſein Vaterland nicht lieben will? Iſt es jemand, er rede; denn ihn habe ich beleidigt. Ich halte inne, um Antwort zu hören.

Bürger (verſchiedene Stimmen auf einmal.) Niemand, Brutus, niemand.

Brutus. Dann habe ich niemand beleidigt. Ich that Cäſarn nichts, als was ihr dem Brutus thun würdet. Die Unterſuchung über ſeinen Tod iſt im Kapitol aufgezeichnet: ſein Ruhm nicht geſchmälert, wo er Verdienſte hatte; ſeine Vergehen nicht übertrieben, für die er den Tod gelitten.

(Antonius und andre treten auf mit Cäſars Leiche.)

Brutus. Hier kommt ſeine Leiche, vom Mark Anton betrauert, der, ob er ſchon keinen Teil an ſeinem Tode hatte, die Wohlthat ſeines Sterbens, einen Platz im gemeinen Weſen, genießen wird. Wer von euch wird es nicht? Hiermit trete ich ab: wie ich meinen beſten Freund für das Wohl Roms erſchlug, ſo habe ich denſelben Dolch für mich ſelbſt, wenn es dem Vaterland gefällt, meinen Tod zu bedürfen.

Bürger. Lebe, Brutus! lebe! lebe!
Erſter Bürger. Begleitet mit Triumph ihn in ſein Haus!
Zweiter Bürger. Stellt ihm ein Bildnis auf bei ſeinem Ahn!
Dritter Bürger. Er werde Cäſar!
Vierter Bürger. Im Brutus krönt ihr Cäſars beſſre Gaben.
Erſter Bürger. Wir bringen ihn zu Haus mit lautem Jubel.
Brutus. Mitbürger —
Zweiter Bürger. Schweigt doch! ſtille! Brutus ſpricht.
Erſter Bürger. Still da!
Brutus. Ihr guten Bürger, laßt allein mich gehn:
Bleibt mir zu Liebe hier beim Mark Anton!
Ehrt Cäſars Leiche, ehret ſeine Rede,
Die Cäſars Ruhm verherrlicht: dem Antonius
Gab unſer Will' Erlaubnis, ſie zu halten.
Ich bitt' euch, keiner gehe fort von hier
Als ich allein, bis Mark Anton geſprochen. (Ab.)
Erſter Bürger. He, bleibt doch! Hören wir den Mark Anton!
Dritter Bürger. Laßt ihn hinaufgehn auf die Rednerbühne.
Ja, hört ihn! — Edler Mark Anton, hinauf!
Antonius. Um Brutus' willen bin ich euch verpflichtet.
Vierter Bürger. Was ſagt er da vom Brutus?
Dritter Bürger. Er ſagt, um Brutus' willen find' er ſich
Uns insgeſamt verpflichtet.
Vierter Bürger. Er thäte wohl,
Dem Brutus hier nichts Übles nachzureden.
Erſter Bürger. Der Cäſar war ein Tyrann.
Dritter Bürger. Ja, das iſt ſicher;
Es iſt ein Glück für uns, daß Rom ihn los ward.
Vierter Bürger. Still! Hört doch, was Antonius ſagen kann!
Antonius. Ihr edlen Römer —
Bürger. Still da! hört ihn doch!
Antonius. Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an:
Begraben will ich Cäſarn, nicht ihn preiſen.
Was Menſchen übles thun, das überlebt ſie;
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.
So ſei es auch mit Cäſarn! Der edle Brutus
Hat euch geſagt, daß er voll Herrſchſucht war;
Und war er das, ſo war's ein ſchwer Vergehen,
Und ſchwer hat Cäſar auch dafür gebüßt.
Hier, mit des Brutus Willen und der andern
(Denn Brutus iſt ein ehrenwerter Mann,
Das ſind ſie alle, alle ehrenwert)
Komm' ich, bei Cäſars Leichenzug zu reden.
Er war mein Freund, war mir gerecht und treu;
Doch Brutus ſagt, daß er voll Herrſchſucht war,
Und Brutus iſt ein ehrenwerter Mann.
Er brachte viel Gefangne heim nach Rom,
Wofür das Löſegeld den Schatz gefüllt.
Sah das der Herrſchſucht wohl am Cäſar gleich?
Wenn Arme zu ihm ſchrie'n, ſo weinte Cäſar:
Die Herrſchſucht ſollt' aus härterm Stoff beſtehn.
Doch Brutus ſagt, daß er voll Herrſchſucht war,
Und Brutus iſt ein ehrenwerter Mann.
Ihr alle ſaht, wie am Lupercus-Feſt
Ich dreimal ihm die Königskrone bot,
Die dreimal er geweigert. War das Herrſchſucht?
Doch Brutus ſagt, daß er voll Herrſchſucht war,
Und iſt gewiß ein ehrenwerter Mann.
Ich will, was Brutus ſprach, nicht widerlegen;
Ich ſpreche hier von dem nur, was ich weiß.
Ihr liebtet all' ihn einſt nicht ohne Grund:
Was für ein Grund wehrt euch, um ihn zu trauern? —
O Urteil, du entflohſt zum blöden Vieh,
Der Menſch ward unvernünftig! — Habt Geduld!
Mein Herz iſt in dem Sarge hier beim Cäſar,
Und ich muß ſchweigen, bis es mir zurückkommt.
Erſter Bürger. Mich dünkt, in ſeinen Reden iſt viel Grund.
Zweiter Bürger. Wenn man die Sache recht erwägt, iſt Cäſarn
Groß Unrecht widerfahren.
Dritter Bürger. Meint ihr, Bürger?
Ich fürcht', ein Schlimmrer kommt an ſeine Stelle.
Vierter Bürger. Habt ihr gehört? er nahm die Krone nicht;
Da ſieht man, daß er nicht herrſchſüchtig war.
Erſter Bürger. Wenn dem ſo iſt, ſo wird es manchem teuer
Zu ſtehen kommen.
Zweiter Bürger. Ach, der arme Mann!
Die Augen ſind ihm feuerrot vom Weinen.
Dritter Bürger. Antonius iſt der bravſte Mann in Rom.
Vierter Bürger. Gebt acht! er fängt von neuem an zu reden.
Antonius. Noch geſtern hätt' umſonſt dem Worte Cäſars
Die Welt ſich widerſetzt: nun liegt er da,
Und der Geringſte neigt ſich nicht vor ihm.
O Bürger! ſtrebt' ich, Herz und Mut in euch
Zur Wut und zur Empörung zu entflammen,
So thät' ich Caſſius und Brutus Unrecht,
Die ihr als ehrenwerte Männer kennt.
Ich will nicht ihnen Unrecht thun, will lieber
Dem Toten Unrecht thun, mir ſelbſt und euch,
Als ehrenwerten Männern, wie ſie ſind.
Doch ſeht dies Pergament mit Cäſars Siegel;
Ich fand's in ſeinem Schrank; ſein letzter Wille iſt's!
Vernähme nur das Volk dies Teſtament
(Das ich, verzeiht mir, nicht zu leſen denke),
Sie gingen hin und küßten Cäſars Wunden
Und tauchten Tücher in ſein heil'ges Blut,
Ja bäten um ein Haar zum Angedenken,
Und ſterbend nennten ſie's im Teſtament
Und hinterließen's ihres Leibes Erben
Zum köſtlichen Vermächtnis.
Vierter Bürger. Wir wollen's hören: leſt das Teſtament!
Leſt, Mark Anton!
Bürger. Ja ja, das Teſtament!
Laßt Cäſars Teſtament uns hören!
Antonius. Seid ruhig, lieben Freund'! Ich darf's nicht leſen,
Ihr müßt nicht wiſſen, wie euch Cäſar liebte.
Ihr ſeid nicht Holz, nicht Stein, ihr ſeid ja Menſchen;
Drum, wenn ihr Cäſars Teſtament erführ't,
Es ſetzt' in Flammen euch, es macht' euch raſend.
Ihr dürft nicht wiſſen, daß ihr ihn beerbt;
Denn wüßtet ihr's, was würde draus entſtehn?
Bürger. Leſt das Teſtament! Wir wollen's hören, Mark Anton.
Leſt das Teſtament! Cäſars Teſtament!
Antonius. Wollt ihr euch wohl gedulden? wollt ihr warten?
Ich übereilte mich, da ich's euch ſagte.
Ich fürcht', ich thu' den ehrenwerten Männern
Zu nah, von deren Dolchen Cäſar fiel;
Ich fürcht' es.
Vierter Bürger. Verräter ſind ſie! Sie ehrenwerte Männer?
Viele Bürger. Das Teſtament! Das Teſtament!
Zweiter Bürger. Sie waren Böſewichter,
Mörder! Das Teſtament!
Leſt das Teſtament!
Antonius. So zwingt ihr mich, das Teſtament zu leſen?
Schließt einen Kreis um Cäſars Leiche denn!
Ich zeig' euch den, der euch zu Erben machte.
Erlaubt ihr mir's? ſoll ich hinunterſteigen?
Viele Bürger. Ja, kommt nur!
Zweiter Bürger. Steigt herab!
Dritter Bürger. Es iſt Euch gern erlaubt.
(Er verläßt die Rednerbühne.)
Vierter Bürger. Schließt einen Kreis herum!
Erſter Bürger. Zurück vom Sarge! von der Leiche weg!
Zweiter Bürger. Platz für Antonius! für den edlen Antonius!
Antonius. Nein, drängt euch nicht ſo nah heran! Steht weiter weg!
Viele Bürger. Zurück! Platz da! zurück!
Antonius. Wofern ihr Thränen habt, bereitet euch,
Sie jetzo zu vergießen! Dieſen Mantel,
Ihr kennt ihn alle; noch erinnr' ich mich
Des erſten Males, daß ihn Cäſar trug
In ſeinem Zelt, an einem Sommerabend —
Er überwand den Tag die Nervier 17) —
Hier, ſchauet! fuhr des Caſſius Dolch herein;
Seht, welchen Riß der tück'ſche Caſca machte!
Hier ſtieß der vielgeliebte Brutus durch;
Und als er den verfluchten Stahl hinwegriß,
Schaut her, wie ihm das Blut des Cäſar folgte,
Als ſtürzt' es vor die Thür, um zu erfahren,
Ob wirklich Brutus ſo unfreundlich klopfte.
Denn Brutus, wie ihr wißt, war Cäſars Engel. —
Ihr Götter, urteilt, wie ihn Cäſar liebte!
Kein Stich von allen ſchmerzt' ihn ſo, wie der:
Denn als der edle Cäſar Brutus ſah,
Warf Undank, ſtärker als Verräterwaffen,
Ganz nieder ihn; da brach ſein großes Herz,
Und in den Mantel ſein Geſicht verhüllend,
Grad am Geſtell der Säule des Pompejus,
Von der das Blut rann, fiel der große Cäſar.
O meine Bürger, welch ein Fall war das!
Da fielet ihr und ich; wir alle fielen,
Und über uns frohlockte blut'ge Tücke.
O ja! nun weint ihr; und ich merk', ihr fühlt
Den Drang des Mitleids: dies ſind milde Tropfen.
Wie? weint ihr, gute Herzen, ſeht ihr gleich
Nur unſers Cäſars Kleid verletzt? Schaut her!
Hier iſt er ſelbſt, geſchändet von Verrätern.
Erſter Bürger. O kläglich Schauſpiel!
Zweiter Bürger. O edler Cäſar!
Dritter Bürger. O jammervoller Tag!
Vierter Bürger. O Buben und Verräter!
Erſter Bürger. O blut'ger Anblick!
Zweiter Bürger. Wir wollen Rache, Rache! Auf und ſucht!
Sengt! brennt! ſchlagt! mordet! laßt nicht einen leben!
Antonius. Seid ruhig, meine Bürger!
Erſter Bürger. Still da! Hört den edlen Antonius!

Zweiter Bürger. Wir wollen ihn hören, wir wollen ihm folgen, wir wollen für ihn ſterben.

Antonius. Ihr guten lieben Freund', ich muß euch nicht
Hinreißen zu des Aufruhrs wildem Sturm;
Die dieſe That gethan, ſind ehrenwert.
Was für Beſchwerden ſie perſönlich führen,
Warum ſie's thaten, ach! das weiß ich nicht.
Doch ſind ſie weiſ' und ehrenwert und werden
Euch ſicherlich mit Gründen Rede ſtehn.
Nicht euer Herz zu ſtehlen komm' ich, Freunde:
Ich bin kein Redner, wie es Brutus iſt,
Nur, wie ihr alle wißt, ein ſchlichter Mann,
Dem Freund ergeben, und das wußten die
Gar wohl, die mir geſtattet, hier zu reden.
Ich habe weder Witz, noch Wort, noch Gaben,

Noch Kunſt des Vortrags, noch die Macht der Rede,
Der Menſchen Blut zu reizen; nein, ich ſpreche
Nur gradezu und ſag' euch, was ihr wißt.
Ich zeig' euch des geliebten Cäſars Wunden,
Die armen ſtummen Munde, heiße die
Statt meiner reden. Aber wär' ich Brutus,
Und Brutus Mark Anton, dann gäb' es einen,
Der eure Geiſter ſchürt' und jeder Wunde
Des Cäſar eine Zunge lieh', die ſelbſt
Die Steine Roms zum Aufſtand würd' empören.

Dritter Bürger. Empörung!

Erſter Bürger. Steckt des Brutus Haus in Brand!

Dritter Bürger. Hinweg denn! kommt, ſucht die Verſchwornen auf!

Antonius. Noch hört mich, meine Bürger, hört mich an!

Bürger. Still da! Hört Mark Anton! den edlen Mark Anton!

Antonius. Nun, Freunde, wißt ihr ſelbſt auch, was ihr thut?
Wodurch verdiente Cäſar eure Liebe?
Ach nein! ihr wißt nicht. — Hört es denn! Vergeſſen
Hab ihr das Teſtament, wovon ich ſprach.

Bürger. Wohl wahr! Das Teſtament! Bleibt, hört das Teſtament!

Antonius. Hier iſt das Teſtament mit Cäſars Siegel.
Darin vermacht er jedem Bürger Roms,
Auf jeden Kopf euch fünfundſiebzig Drachmen.[18]

Zweiter Bürger. O edler Cäſar! — kommt, rächt ſeinen Tod!

Dritter Bürger. O königlicher Cäſar!

Antonius. Hört mich mit Geduld!

Bürger. Still da!

Antonius. Auch läßt er alle ſeine Luſtgehege,
Verſchloſſne Lauben, neugepflanzte Gärten,
Diesſeits der Tiber, euch und euren Erben
Auf ew'ge Zeit, damit ihr euch ergehn
Und euch gemeinſam dort ergötzen könnt.
Das war ein Cäſar: wann kommt ſeines gleichen?

Erſter Bürger. Nimmer! nimmer! — Kommt! hinweg! hinweg!
Verbrennt den Leichnam auf dem heil'gen Platze,
Und mit den Bränden zündet den Verrätern
Die Häuſer an! Nehmt denn die Leiche auf!

Zweiter Bürger. Geht! holt Feuer!

Dritter Bürger. Reißt Bänke ein!

Vierter Bürger. Reißt Sitze, Läden, Alles ein!

(Die Bürger mit Cäſars Leiche ab.)

Antonius. Nun wirk' es fort. Unheil, du biſt im Zuge:
Nimm, welchen Lauf du willſt! —

Ein Diener tritt auf.

Antonius. Was bringſt du, Burſch?

Diener. Herr, Octavius iſt ſchon nach Rom gekommen,

Antonius. Wo iſt er?

Diener. Er und Lepidus ſind in Cäſars Hauſe.

Antonius. Ich will ſofort dahin, ihn zu beſuchen,
Er kommt erwünſcht. Das Glück iſt aufgeräumt
Und wird in dieſer Laun' uns nichts verſagen.

Diener. Ich hört' ihn ſagen, Caſſius und Brutus
Sei'n durch die Thore Roms wie toll geritten.

Antonius. Vielleicht vernahmen ſie vom Volke Kundſchaft,
Wie ich es aufgewiegelt. Führ indes
Mich zum Octavius! (Beide ab.)

Dritte Szene.

Rom.

Eine Straße.

Cinna der Poet tritt auf.

Cinna. Mir träumte heut', daß ich mit Cäſarn ſchmauſte,
Und Mißgeſchick füllt meine Phantaſie.
Ich bin unluſtig, aus dem Haus zu gehn,
Doch treibt es mich heraus.

Bürger kommen.

Erſter Bürger. Wie iſt Euer Name?

Zweiter Bürger. Wo geht Ihr hin?

Dritter Bürger. Wo wohnt Ihr?

Vierter Bürger. Seid Ihr verheiratet oder ein Junggeſell?

Zweiter Bürger. Antwortet jedem unverzüglich.

Erſter Bürger. Ja, und kürzlich.

Vierter Bürger. Ja, und weislich.

Dritter Bürger. Ja, und ehrlich, das raten wir Euch.

Cinna. Wie mein Name iſt? Wohin ich gehe? Wo ich wohne? Ob ich verheiratet bin oder ein Junggeſell? Nun denn, um jedem Manne unvorzüglich und kürzlich, weislich und ehrlich zu antworten, ſage ich weislich: ich bin ein Junggeſell.

Zweiter Bürger. Das heißt ſo viel: wer heiratet, iſt ein Narr. Dafür denke ich Euch eins zu verſetzen. — Weiter unverzüglich!

Cinna. Unverzüglich gehe ich zu Cäſars Beſtattung.

Erſter Bürger. Als Freund oder Feind?

Cinna. Als Freund.

Zweiter Bürger. Das war unverzüglich beantwortet.

Vierter Bürger. Eure Wohnung, kürzlich?

Cinna. Kürzlich, ich wohne beim Kapitol.

Dritter Bürger. Euer Name, Herr? ehrlich?

Cinna. Ehrlich, mein Name iſt Cinna.

Erſter Bürger. Reißt ihn in Stücke! Er iſt ein Verſchworner.

Cinna. Ich bin Cinna der Poet! Ich bin Cinna der Poet!

Vierter Bürger. Zerreißt ihn für ſeine ſchlechten Verſe! Zerreißt ihn für ſeine ſchlechten Verſe!

Cinna. Ich bin nicht Cinna der Verſchworne.

Vierter Bürger. Es thut nichts: ſein Name iſt Cinna; reißt ihm den Namen aus dem Herzen und laßt ihn laufen!

Dritter Bürger. Zerreißt ihn! zerreißt ihn! Kommt, Brände! Heda, Feuerbrände! Zum Brutus! zum Caſſius! Steckt alles in Brand! Ihr zu des Decius Hauſe! Ihr zu des Caſca! Ihr zu des Ligarius! Fort! kommt! (Alle nach verſchiedenen Seiten ab.)

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Rom.

Ein Zimmer im Hauſe des Antonius.

Antonius, Octavius und Lepidus, an einem Tiſche ſitzend.

Antonius. Die müſſen alſo ſterben, deren Namen
Hier angezeichnet ſtehn.

Octavius. Auch Euer Bruder
Muß ſterben, Lepidus. Ihr willigt drein?

Lepidus. Ich will'ge drein —

Octavius. Zeichn' ihn, Antonius!

Lepidus. Mit dem Beding, daß Publius nicht lebe,
Der Eurer Schweſter Sohn iſt, Mark Anton.

Antonius. Er lebe nicht; ſeht hier, ein Strich verdammt ihn.
Doch, Lepidus, geht Ihr zu Cäſars Haus,
Bringt uns ſein Teſtament: wir wollen ſehn,
Was an Vermächtniſſen ſich kürzen läßt.

Ledipus. Wie? ſoll ich hier euch finden?

Octavius. Hier oder auf dem Kapitol.

(Lepidus ab.)

Antonius. Das iſt ein unbedeutend flacher Menſch,
Zum Botenlaufen nur geſchickt. Verdient er,
Wenn man die dreibenamte Welt verteilt,
Daß er, als dritter Mann, ſein Teil empfange?

Octavius. Ihr glaubtet es und hörtet auf ſein Wort,
Wen man im ſchwarzen Rate unſrer Acht
Zum Tode zeichnen ſollte.

Antonius. Octavius, ich ſah mehr Tag' als Ihr:
Ob wir auf dieſen Mann ſchon Ehren häufen,
Um manche Laſt des Leumunds abzuwälzen,
Er trägt ſie doch nur wie der Eſel Gold,
Der unter dem Geſchäfte ſtöhnt und ſchwitzt,
Geführt, getrieben, wie den Weg wir weiſen;
Und hat er unſern Schatz, wohin wir wollen,
Gebracht, dann nehmen wir die Laſt ihm ab
Und laſſen ihn als led'gen Eſel laufen,
Daß er die Ohren ſchütteln mög' und graſen
Auf offner Weide.

Octavius. Thut, was Euch beliebt;
Doch er iſt ein geprüfter, wackrer Krieger.

Antonius. Das iſt mein Pferd ja auch, Octavius!
Dafür beſtimm' ich ihm ſein Maß von Futter.
Iſt's ein Geſchöpf nicht, das ich lehre kämpfen,
Umwenden, halten, grade vorwärts rennen,
Des körperliches Thun mein Geiſt regiert?
In manchem Sinn iſt Lepidus nichts weiter:
Man muß ihn erſt abrichten, lenken, mahnen;
Ein Menſch von dürft'gem Geiſte, der ſich nährt,
Von Gegenſtänden, Künſten, Nachahmungen,
Die alt und ſchon von andern abgenutzt
Erſt ſeine Mode werden; ſprecht nicht anders
Von ihm als einem Zubehör. — Und nun,
Octavius, vernehmet große Dinge.
Brutus und Caſſius werben Völker an;
Wir müſſen ihnen ſtracks die Stirne bieten.
Drum laßt die Bundsgenoſſen uns verſammeln,
Die Freunde ſichern, alle Macht aufbieten;
Und laßt zu Rat uns ſitzen alſobald,
Wie man am beſten heimliches entdeckt
Und offnen Fährlichkeiten ſicher trotzt.

Octavius. Das laßt uns thun! denn uns wird aufgelauert,
Und viele Feinde bellen um uns her,
Und manche, ſo da lächeln, fürcht' ich, tragen
Im Herzen tauſend Unheil. (Beide ab.)

Zweite Szene.

Lager bei Sardes.

Vor des Brutus Zelt.

Die Trommel gerührt. Brutus, Lucilius, Lucius und Soldaten treten auf; Pindarus und Titinius kommen ihnen entgegen.

Brutus. Halt!

Lucilius. He! gebt das Wort und haltet!

Brutus. Was giebt's, Lucilius? Iſt Caſſius nahe?

Lucilius. Er iſt nicht weit, und hier kommt Pindarus,
Im Namen ſeines Herrn Euch zu begrüßen.

(Pindarus überreicht dem Brutus einen Brief.)

Brutus. Sein Gruß iſt freundlich. Wißt, daß Euer Herr,
Von ſelbſt verändert oder ſchlecht beraten,
Mir gilt'gen Grund gegeben, ungeſchehn
Geſchehenes zu wünſchen. Aber iſt er
Hier in der Näh', ſo wird er mir genugthun.

Pindarus. Ich zweifle nicht, voll Ehr' und Würdigkeit
Wird, wie er iſt, mein edler Herr erſcheinen.

Brutus. Wir zweifeln nicht an ihm. — Ein Wort, Lucilius!
Laßt mich erfahren, wie er Euch empfing.
Lucilius. Mit Höflichkeit und Ehrbezeugung gnug.
Doch nicht mit ſo vertrauter Herzlichkeit,
Nicht mit ſo freiem, freundlichem Geſpräch,
Als er vordem wohl pflegte.
Brutus, Du beſchreibſt,
Wie warme Freund' erkalten. Merke ſtets,
Lucilius, wenn Lieb' erkrankt und ſchwindet,
Nimmt ſie gezwungne Höflichkeiten an.
Einfält'ge, ſchlichte Treu' weiß nichts von Künſten;
Doch Gleißner ſind wie Pferde, heiß im Anlauf:
Sie prangen ſchön mit einem Schein von Kraft,
Doch ſollen ſie den blut'gen Sporn erdulden,
So ſinkt ihr Stolz, und falſchen Mähren gleich,
Erliegen ſie der Prüfung. — Naht ſein Heer?
Lucilius. Sie wollen Nachtquartier in Sardes halten.
Der größte Teil, die ganze Reiterei
Kommt mit dem Caſſius.
(Ein Marſch hinter der Szene.)
Brutus. Horch! er iſt ſchon da.
Rückt langſam ihm entgegen!
Caſſius tritt auf mit Soldaten.
Caſſius. Halt!
Brutus. Halt! Gebt das Befehlswort weiter.
(Hinter der Szene: Halt! — Halt! — Halt! —)
Caſſius. Ihr thatet mir zu nah, mein edler Bruder.
Brutus. Ihr Götter, richtet! Thu' ich meinen Feinden
Zu nah, und ſollt' ich's meinem Bruder thun?
Caſſius. Brutus, dies Euer rechtliches Benehmen
Birgt dennoch Unrecht, und wenn Ihr's begeht —
Brutus. Seid ruhig, Caſſius! bringet leiſe vor,
Was für Beſchwerd' Ihr habt. — Ich kenn' Euch wohl.
Im Angeſicht der beiden Heere hier,
Die nichts von uns als Liebe ſehen ſollten,
Laßt uns nicht hadern! Heißt hinweg ſie ziehn!
Führt Eure Klagen dann in meinem Zelt;
Ich will Gehör Euch geben.
Caſſius. Pindarus,
Heißt unſre Oberſten ein wenig weiter
Von dieſem Platz hinweg die Scharen führen!
Brutus. Thut Ihr das auch, Lucilius! Laßt niemand,
So lang' die Unterredung dauert, ein;
Laßt Lucius und Titinius Wache ſtehn!
(Alle ab; Brutus und Caſſius treten ins Zelt.)

Dritte Szene.

Lager bei Sardes.
Im Zelte des Brutus.
Lucius und Titinius in einiger Entfernung davon.
Brutus und Caſſius treten auf.

Caſſius. Eu'r Unrecht gegen mich erhellet hieraus:
Ihr habt den Lucius Pella 19) hart verdammt,
Weil er beſtochen worden von den Sardern.
Mein Brief, worin ich mich für ihn verwandt,
Weil ich ihn kenne, ward für nichts geachtet.
Brutus. Ihr thatet Euch zu nah, in ſolchem Fall zu ſchreiben.
Caſſius. In ſolcher Zeit, wie dieſe, ziemt es nicht,
Daß jeder kleine Fehl bekrittelt werde.
Brutus. Laßt mich Euch ſagen, Caſſius, daß Ihr ſelbſt
Verſchrie'n ſeid, weil Ihr hohle Hände macht,
Weil Ihr an Unverdiente Eure Ämter
Verkauft und feilſchet.
Caſſius. Mach' ich hohle Hände?
Ihr wißt wohl, Ihr ſeid Brutus, der dies ſagt,
Sonſt, bei den Göttern! wär' dies Wort Eu'r letztes.
Brutus. Des Caſſius Name adelt die Beſtechung,
Darum verbirgt die Züchtigung ihr Haupt.
Caſſius. Die Züchtigung!
Brutus. Denkt an den März! denkt an des Märzen Idus!
Hat um das Recht der große Julius nicht
Geblutet? Welcher Bube legt' an ihn
Die Hand wohl, ſchwang den Stahl, und nicht um's Recht?
Wie? ſoll nun einer derer, die den erſten
Von allen Männern dieſer Welt erſchlugen,
Bloß weil er Räuber ſchützte: Sollen wir
Mit ſchnöden Gaben unſre Hand beſudeln?
Und unſrer Würden weiten Kreis verkaufen
Für ſo viel Plunders, als man etwa greift?
Ein Hund ſein lieber und den Mond anbellen,
Als ſolch ein Römer!
Caſſius. Brutus, bellt mich nicht an!
Ich will's nicht dulden. Ihr vergeßt Euch ſelbſt,
Wenn Ihr mich ſo bedrängt; ich bin ein Krieger,
Erfahrner, älter, fähiger als Ihr,
Bedingungen zu machen.
Brutus. Redet nur;
Ihr ſeid es doch nicht, Caſſius.
Caſſius. Ich bin's.
Brutus. Ich ſag', Ihr ſeid es nicht.
Caſſius. Drängt mich nicht mehr, ich werde mich vergeſſen;
Gedenkt an Euer Heil, reizt mich nicht länger!
Brutus. Geht, leichtgeſinnter Mann!
Caſſius. Iſt's möglich?
Brutus. Hört mich an; denn ich will reden.
Muß ich mich Eurer jähen Hitze fügen?
Muß ich erſchrecken, wenn ein Toller auffährt?
Caſſius. Ihr Götter! Götter! muß ich all dies dulden?
Brutus. All dies? Noch mehr! Ergrimmt, bis es Euch birſt,
Das ſtolze Herz; geht, zeiget Euren Sklaven,
Wie raſch zum Zorn Ihr ſeid, und macht ſie zittern.
Muß ich beiſeit' mich drücken, muß den Hof
Euch machen? Muß ich daſtehn und mich krümmen
Vor Eurer krauſen Laune? Bei den Göttern!
Ihr ſollt hinunterwürgen Euren Gift,
Und wenn Ihr börſtet: denn von heute an
Dient Ihr zum Scherz, ja zum Gelächter mir,
Wenn Ihr Euch ſo gebärdet.
Caſſius. Dahin kam's?
Brutus. Ihr ſagt, daß Ihr ein beſſrer Krieger ſeid:
Beweiſt es denn, macht Euer Prahlen wahr!
Es ſoll mir lieb ſein; denn, was mich betrifft,
Gern werd' ich von erfahrnern Männern lernen.
Caſſius. Ihr thut mir Unrecht, allweg Unrecht, Brutus;
Ich ſagt', ein ältrer Krieger, nicht ein beſſrer;
Sagt' ich ein beſſrer?
Brutus. Und hättet Ihr's geſagt, mir gilt es gleich.
Caſſius. Mir hätte Cäſar das nicht bieten dürfen.
Brutus. O ſchweigt! Ihr durftet ihn auch ſo nicht reizen.
Caſſius. Ich durfte nicht?
Brutus. Nein.
Caſſius. Wie? durft' ihn nicht reizen?
Brutus. Ihr durftet es für Euer Leben nicht.
Caſſius. Wagt nicht zu viel auf meine Liebe hin;
Ich möchte thun, was mich nachher gereute.
Brutus. Ihr habt gethan, was Euch gereuen ſollte.
Eu'r Drohn hat keine Schrecken, Caſſius;
Denn ich bin ſo bewehrt durch Redlichkeit,
Daß es vorbeizieht wie der leere Wind,
Der nichts mir gilt. Ich ſandte hin zu Euch
Um eine Summe Golds, die Ihr mir abſchlugt.
Ich kann kein Geld durch ſchnöde Mittel heben,
Beim Himmel! lieber prägt' ich ja mein Herz
Und tröpfelte mein Blut für Drachmen aus,
Als daß ich aus der Bauern harten Händen
Die jämmerliche Habe winden ſollte
Durch irgend einen Schlich. — Ich ſandt' um Gold zu Euch,
Um meine Legionen zu bezahlen;
Ihr ſchlugt mir's ab; 20) war das, wie Caſſius ſollte?
Hätt' ich dem Cajus Caſſius ſo erwidert?
Wenn Marcus Brutus je ſo geizig wird,
Daß er ſo lump'ge Pfennige den Freunden
Verſchließt, dann rüſtet eure Donnerkeile,
Zerſchmettert ihn, ihr Götter!
Caſſius. Ich ſchlug es Euch nicht ab.
Brutus. Ihr thatet es.
Caſſius. Ich that's nicht: der Euch meine Antwort brachte,
War nur ein Thor. — Brutus zerreißt mein Herz.
Es ſollt' ein Freund des Freundes Schwächen tragen;
Brutus macht meine größer, als ſie ſind.
Brutus. Das thu' ich nicht, bis Ihr damit mich quält.
Caſſius. Ihr liebt mich nicht.
Brutus. Nur Eure Fehler nicht.
Caſſius. Nie konnt' ein Freundesaug' dergleichen ſehn.
Brutus. Des Schmeichlers Auge ſäh' ſie nicht, erſchienen
Sie auch ſo rieſenhaft wie der Olymp.
Caſſius. Komm, Mark Anton, und komm, Octavius, nur!
Nehmt eure Rach' allein am Caſſius;
Denn Caſſius iſt des Lebens überdrüſſig;
Gehaßt von einem, den er liebt; getrotzt
Von ſeinem Bruder; wie ein Knecht geſcholten.
Man ſpäht nach allen meinen Fehlern, zeichnet
Sie in ein Denkbuch, lernt ſie aus dem Kopf,
Wirft ſie mir in die Zähne. — O ich könnte
Aus meinen Augen meine Seele weinen!
Da iſt mein Dolch, hier meine nackte Bruſt;
Ein Herz drin, reicher als des Plutus 21) Schacht,
Mehr wert als Gold: wo du ein Römer biſt,
So nimm's heraus. Ich, der dir Gold verſagt,
Ich biete dir mein Herz. Stoß zu, wie einſt
Auf Cäſar! Denn ich weiß, als du am ärgſten
Ihn haßteſt, liebteſt du ihn mehr, als je
Du Caſſius geliebt.
Brutus. Steckt Euren Dolch ein!
Seid zornig, wenn Ihr wollt: es ſteh Euch frei!
Thut, was Ihr wollt: Schmach ſoll für Laune gelten.
O Caſſius! einem Lamm ſeid Ihr geſellt,
Das ſo nur Zorn hegt, wie der Kieſel Feuer,
Der, viel geſchlagen, flücht'ge Funken zeigt
Und gleich drauf wieder kalt iſt.
Caſſius. Lebt' ich dazu,
Ein Scherz nur und Gelächter meinem Brutus
Zu ſein, wenn Gram und böſes Blut mich plagt?
Brutus. Als ich das ſprach, hatt' ich auch böſes Blut.
Caſſius. Geſteht Ihr ſo viel ein? Gebt mir die Hand!
Brutus. Und auch mein Herz.
Caſſius. O Brutus.
Brutus. Was verlangt Ihr?
Caſſius. Liebt Ihr mich nicht genug, Geduld zu haben,
Wenn jene raſche Laune, von der Mutter
Mir angeerbt, macht, daß ich mich vergeſſe?
Brutus. Ja, Caſſius; künftig, wenn Ihr allzu ſtreng
Mit Eurem Brutus ſeid, ſo denket er,
Die Mutter ſchmäl' aus Euch, und läßt Euch gehn.
(Lärm hinter der Szene.)
Ein Poet 22) (hinter der Szene). Laßt mich hinein, ich muß die Feldherrn ſehn.
Ein Zank iſt zwiſchen ihnen: 's iſt nicht gut,
Daß ſie allein ſind.

Lucilius (hinter der Szene). Ihr dürft nicht hinein!
Poet (hinter der Szene). Der Tod nur hält mich ab.
Der Poet tritt herein.
Caſſius. Ei nun, was giebt's?
Poet. Schämt ihr euch nicht, ihr Feldherrn? Was beginnt ihr?
Liebt euch, wie ſich's für ſolche Männer ſchickt:
Fürwahr, ich hab' mehr Jahr' als ihr erblickt.
Caſſius. Ha ha! wie toll der Cyniker[23] nicht reimt!
Brutus. Ihr Schlingel, packt Euch! Fort, verwegner Burſch!
Caſſius. Ertragt ihn, Brutus! ſeine Weiſ' iſt ſo.
Brutus. Kennt er die Zeit, ſo kenn' ich ſeine Laune.
Was ſoll der Krieg mit ſolchen Schellennarren?
Geh fort, Geſell!
Caſſius. Fort! fort! geh deines Weges!
(Der Poet ab.)
Lucilius und Titinius treten auf.
Brutus. Lucilius und Titinius, heißt die Oberſten
Auf Nachtquartier für ihre Scharen denken!
Caſſius. Kommt ſelber dann und bringt mit euch Meſſala
Sogleich zu uns herein. (Lucilius und Titinius ab.)
Brutus. Lucius, eine Schale Weins.
Caſſius. Ich dachte nicht, daß Ihr ſo zürnen könntet.
Brutus. O Caſſius, ich bin krank an manchem Gram.
Caſſius. Ihr wendet die Philoſophie nicht an,
Die Ihr bekennt,[24] gebt Ihr zufäll'gen Übeln Raum.
Brutus. Kein Menſch trägt Leiden beſſer. — Portia ſtarb.
Caſſius. Ha! Portia!
Brutus. Sie iſt tot!
Caſſius. Lag das im Sinn Euch, wie entkam ich lebend?
O bittrer, unerträglicher Verluſt!
An welcher Krankheit?
Brutus. Die Trennung nicht erduldend;
Und Gram, daß mit Octavius Mark Anton
So mächtig worden — denn mit ihrem Tod
Kam der Bericht — das brachte ſie von Sinnen,
Und wie ſie ſich allein ſah, ſchlang ſie Feuer.[24]
Caſſius. Und ſtarb ſo?
Brutus. Starb ſo.
Caſſius. O ihr ew'gen Götter!
Lucius kommt mit Wein und Kerzen.
Brutus. Sprecht nicht mehr von ihr. — Gieb eine Schale Weins! —
Hierin begrab' ich allen Unglimpf, Caſſius. (Trinkt.)
Caſſius. Mein Herz iſt durſtig, dir Beſcheid zu thun. —
Füll', Lucius, bis der Wein den Becher kränzt,
Von Brutus' Liebe trink' ich nie zu viel. (Trinkt.)
Titinius und Meſſala treten auf.
Brutus. Herein, Titinius! — Seid gegrüßt, Meſſala!
Nun laßt uns dicht um dieſe Kerze ſitzen
Und, was uns frommt, in Überlegung ziehen.
Caſſius. O Portia, biſt du hin!
Brutus. Nichts mehr, ich bitt' Euch. —
Meſſala, ſeht, ich habe Brief' empfangen,
Daß Mark Anton, mit ihm Octavius,
Heranziehn gegen uns mit ſtarker Macht
Und ihren Heerzug nach Philippi lenken.
Meſſala. Ich habe Briefe von demſelben Inhalt.
Brutus. Mit welchem Zuſatz?
Meſſala. Daß durch Proſkription und Achtserklärung
Octavius, Mark Anton und Lepidus
An hundert Senatoren umgebracht.
Brutus. Darüber weichen unſre Briefe ab:
Der meine ſpricht von ſiebzig Senatoren,
Die durch die Ächtung fielen; Cicero
Sei einer aus der Zahl.
Caſſius. Auch Cicero?
Meſſala. Ja, er iſt tot, und durch den Achtsbefehl.
Kam Euer Brief von Eurer Gattin, Herr?
Brutus. Nein, Meſſala.
Meſſala. Und meldet Euer Brief von ihr Euch nichts?
Brutus. Gar nichts, Meſſala.
Meſſala. Das bedünkt mich ſeltſam.
Brutus. Warum? wißt Ihr aus Eurem Brief von ihr?
Meſſala. Nein, Herr.
Brutus. Wenn Ihr ein Römer ſeid, ſagt mir die Wahrheit.
Meſſala. Tragt denn die Wahrheit, die ich ſag', als Römer:
Sie ſtarb und zwar auf wunderbare Weiſe.
Brutus. Leb wohl denn, Portia! — Wir müſſen ſterben,
Meſſala; dadurch, daß ich oft bedacht,
Sie müſſ' einſt ſterben, hab' ich die Geduld,
Es jetzt zu tragen.
Meſſala. So trägt ein großer Mann ein großes Unglück.
Caſſius. Durch Kunſt hab' ich ſo viel hievon als Ihr;
Doch die Natur ertrüg's in mir nicht ſo.
Brutus. Wohlan, zu unſerm lebenden Geſchäft!
Was denkt Ihr? ziehn wir nach Philippi[25] gleich?
Caſſius. Mir ſcheint's nicht ratſam.
Brutus. Eur Grund?
Caſſius. Hier iſt er:
Weit beſſer iſt es, wenn der Feind uns ſucht;
So wird er, ſich zum Schaden, ſeine Mittel
Erſchöpfen, ſeine Krieger müde machen.
Wir liegen ſtill indes, bewahren uns
In Ruh', wehrhaftem Stand und Munterkeit.
Brutus. Den beſſern Gründen müſſen gute weichen.
Das Land von hier bis nach Philippi hin
Beweiſt uns nur aus Zwang Ergebenheit,
Denn murrend hat es Laſten uns gezahlt.
Der Feind, indem er durch dasſelbe zieht,
Wird ſeine Zahl daraus ergänzen können
Und uns erfriſcht, verſtärkt, ermutigt nahn.
Von dieſem Vorteil ſchneiden wir ihn ab,
Wenn zu Philippi wir die Stirn ihm bieten,
Dies Volk im Rücken.
Caſſius. Hört mich, lieber Bruder!
Brutus. Erlaubt mir gütig! — Ferner müßt Ihr merken,
Daß wir von Freunden alles aufgeboten,
Daß unſre Legionen übervoll
Und unſre Sache reif. Der Feind nimmt täglich zu;
Wir, auf dem Gipfel, ſtehn ſchon an der Neige.
Der Strom der menſchlichen Geſchäfte wechſelt:
Nimmt man die Flut wahr, führet ſie zum Glück;
Verſäumt man ſie, ſo muß die ganze Reiſe
Des Lebens ſich durch Not und Klippen winden.
Wir ſind nun flott auf ſolcher hohen See
Und müſſen, wenn der Strom uns hebt, ihn nutzen,
Wo nicht, ſo geht uns Schiff und Gut verloren.
Caſſius. So zieht denn, wie Ihr wollt; wir rücken ſelbſt,
Dem Feind entgegen, nach Philippi vor.
Brutus. Die tiefe Nacht hat das Geſpräch beſchlichen,
Und die Natur muß fröhnen dem Bedürfnis,
Das mit ein wenig Ruh' wir täuſchen wollen.
Iſt mehr zu ſagen noch?
Caſſius. Nein. Gute Nacht!
Früh ſtehn wir alſo morgen auf, und fort.
Brutus. Lucius, mein Schlafgewand! (Lucius ab.) Lebt wohl, Meſſala! —
Gute Nacht, Titinius! — Edler, edler Caſſius,
Gute Nacht und ſanfte Ruh'!
Caſſius. O teurer Bruder!
Das war ein ſchlimmer Anfang dieſer Nacht.
Nie trenne ſolcher Zwieſpalt unſre Herzen,
Nie wieder, Brutus!
Brutus. Alles ſteht ja wohl.
Caſſius. Nun gute Nacht.
Brutus. Gute Nacht, mein guter Bruder!
Titinius und Meſſala. Mein Feldherr, gute Nacht!
Brutus. Lebt alle wohl! (Caſſius, Titinius und Meſſala ab.)
Lucius kommt zurück mit dem Nachtkleide.
Brutus. Gieb das Gewand; wo haſt du deine Laute?
Lucius. Im Zelte hier.
Brutus. Wie? ſchläfrig? Armer Schelm,
Ich tadle drum dich nicht: du haſt dich überwacht.
Ruf Claudius her und andre meiner Leute,
Sie ſollen hier im Zelt auf Kiſſen ſchlafen.
Lucius. Varro und Claudius!
Varro und Claudius treten auf.
Varro. Ruft mein Gebieter?
Brutus. Ich bitt' euch, liegt in meinem Zelt und ſchlaft;
Bald weck' ich euch vielleicht, um irgend was
Bei meinem Bruder Caſſius zu beſtellen.
Varro. Wenn's euch geliebt, wir bleiben auf und warten.
Brutus. Das nicht! Nein, legt euch nieder, meine Freunde.
Vielleicht verändert ſich noch mein Entſchluß. —
(Die beiden Diener legen ſich nieder.)
Sieh, Lucius, hier das Buch, das ich ſo ſuchte:
Ich ſteckt' es in die Taſche des Gewandes.
Lucius. Ich wußte wohl, daß mein Gebieter mir
Es nicht gegeben.
Brutus. Hab' Geduld mit mir,
Mein guter Junge, ich bin ſehr vergeßlich.
Hältſt du wohl noch die müden Augen auf
Und ſpielſt mir ein paar Weiſen auf der Laute?
Lucius. Ja, Herr, wenn's Euch geliebt.
Brutus. Das thut's, mein Junge.
Ich plage dich zu viel, doch du biſt willig.
Lucius. Es iſt ja meine Pflicht.
Brutus. Ich ſollte dich
Zur Pflicht nicht über dein Vermögen treiben;
Ich weiß, daß junges Blut auf Schlafen hält.
Lucius. Ich habe ſchon geſchlafen, mein Gebieter.
Brutus. Du thateſt recht und ſollſt auch wieder ſchlafen.
Ich will nicht lang' dich halten: wenn ich lebe,
Will ich dir gutes thun. (Muſik und ein Lied.)
Die Weiſ' iſt ſchläfrig. — Mörderiſcher Schlummer!
Legſt du die blei'rne Keul' auf meinen Knaben,
Der dir Muſik macht? — Lieber Schelm, ſchlaf wohl;
Ich thu' dir's nicht zu Leid, daß ich dich wecke.
Nickſt du, ſo brichſt du deine Laut' entzwei;
Ich nehm' ſie weg, — und ſchlaf nun, guter Knabe! —
Laß ſehn! Iſt, wo ich aufgehört zu leſen,
Das Blatt nicht eingelegt? Hier, denk' ich, iſt's.
(Er ſetzt ſich.)
Der Geiſt Cäſars erſcheint.
Brutus. Wie dunkel brennt die Kerze! — Ha, wer kommt?
Ich glaub', es iſt die Schwäche meiner Augen,
Die dieſe ſchreckliche Erſcheinung ſchafft.
Sie kommt mir näher. — Biſt du irgend was?
Biſt du ein Gott, ein Engel oder Teufel,
Der ſtarren macht mein Blut, das Haar mir ſträubt?
Gieb Rede, was du biſt!
Geiſt. Dein böſer Engel, Brutus.
Brutus. Weswegen kommſt du?

Geiſt. Um dir zu ſagen, daß du zu Philippi
Mich ſehn ſollſt.
Brutus. Gut, ich ſoll dich wiederſehn.
Geiſt. Ja, zu Philippi. (Verſchwindet.)
Brutus. Gut! zu Philippi will ich denn dich ſehn.
Nun ich ein Herz gefaßt, verſchwindeſt du;
Gern ſpräch' ich mehr mit dir noch, böſer Geiſt. —
Burſch! Lucius! — Varro! — Claudius! wacht auf!
Claudius!
Lucius. Die Saiten ſind verſtimmt.
Brutus. Er glaubt, er ſei bei ſeiner Laute noch. —
Erwache, Lucius!
Lucius. Herr?
Brutus. Haſt du geträumt, daß du ſo ſchrieeſt, Lucius?
Lucius. Ich weiß nicht, mein Gebieter, daß ich ſchrie.
Brutus. Ja doch, das thatſt du; ſahſt du irgend was?
Lucius. Nichts auf der Welt.
Brutus. Schlaf wieder, Lucius! — Heda, Claudius! —
Du, Burſch, wach auf!
Varro. Herr?
Claudius. Herr?
Brutus. Weswegen ſchrie't ihr ſo in eurem Schlaf?
Varro und Claudius. Wir ſchrieen, Herr?
Brutus. Ja, ſaht ihr irgend was?
Varro. Ich habe nichts geſehn.
Claudius. Ich gleichfalls nicht.
Brutus. Geht und empfehlt mich meinem Bruder Caſſius:
Er laſſe früh voraufziehn ſeine Macht;
Wir wollen folgen.
Varro und Claudius. Herr, es ſoll geſchehn. (Alle ab.)

Fünfter Akt.

Erſte Szene.

Die Ebene von Philippi.

Octavius und Antonius treten auf mit Heeresmacht.

Octavius. Nun, Mark Anton, wird meine Hoffnung wahr;
Ihr ſpracht, der Feind werd' auf den Höhn ſich halten
Und nicht herab in unſre Ebne ziehn.
Es zeigt ſich anders; ſeine Scharen nahn;
Sie wollen zu Philippi hier uns mahnen
Und Antwort geben, eh' ſie uns befragt.
Antonius. Pah, leſ' ich doch in ihrem Herzen, weiß,
Warum ſie's thun. Sie wären's wohl zufrieden,
Nach andern Plätzen hinzuziehn, und kommen
Mit bangem Trotz, im Wahn, durch dieſen Aufzug
Uns vorzuſpiegeln, ſie beſitzen Mut;
Allein dem iſt nicht ſo.

(Ein Bote tritt auf.)

Bote. Bereitet euch, ihr Feldherrn!
Der Feind rückt an in wohlgeſchloſſnen Reihn.
Sein blut'ges Schlachtpanier iſt ausgehängt,
Und etwas muß im Augenblick geſchehn.
Antonius. Octavius, führet langſam Euer Heer
Zur linken Hand der Ebne weiter vor!
Octavius. Zur rechten ich; behaupte du die linke!
Antonius. Was kreuzt Ihr mich, da die Entſcheidung drängt?
Octavius. Ich kreuz' Euch nicht, doch ich verlang' es ſo. (Marſch.)

Trommelwirbel. Brutus und Caſſius kommen mit ihrem Heere;
Lucilius, Titinius, Meſſala und andere treten auf.

Brutus. Sie halten ſtill und wollen ein Geſpräch.
Caſſius. Titinius, ſteh! Wir treten vor und reden.
Octavius. Antonius, geben wir zur Schlacht das Zeichen?
Antonius. Nein, Cäſar, laßt uns ihres Angriffs warten.
Kommt, tretet vor! Die Feldherrn wünſchen ja
Ein Wort mit uns.
Octavius. Bleibt ſtehn bis zum Signal.
Brutus. Erſt Wort, dann Schlag; nicht wahr, ihr Landsgenoſſen?
Octavius. Nicht, daß wir mehr als ihr auf Worte hielten.
Brutus. Gut Wort geht über böſen Streich, Octavius.
Antonius. Ihr, Brutus, gebt bei böſem Streich gut Wort.
Des zeuget Cäſars Herz, durchbohrt von Euch,
Indes Ihr rieft: lange lebe Cäſar, Heil!
Caſſius. Die Führung Eurer Streiche, Mark Anton,
Iſt uns noch unbekannt; doch Eure Worte
Begehn an Hyblas 27) Bienen Raub und laſſen
Sie ohne Honig.
Antonius. Nicht auch ſtachellos?
Brutus. O ja! auch tonlos; denn Ihr habt ihr Summen
Geſtohlen, Mark Anton, und drohet weislich,
Bevor Ihr ſtecht.
Antonius. Ihr thatet's nicht, Verräter,
Als eure ſchnöden Dolch' einander ſtachen
In Cäſar's Bruſt. Ihr zeigtet eure Zähne
Wie Affen, krocht wie Hunde, bücktet tief
Wie Sklaven euch und küßtet Cäſars Füße;
Derweil von hinten der verfluchte Caſca
Mit tück'ſchem Biſſe Cäſars Nacken traf.
O Schmeichler!
Caſſius. Schmeichler! — Dankt Euch ſelbſt nun, Brutus;
Denn dieſe Zunge würde heut nicht freveln,
Wär' Caſſius' Rat befolgt.
Octavius. Zur Sache! kommt! Macht Widerſpruch uns ſchwitzen,
So koſtet rötre Tropfen der Erweis.
Seht! auf Verſchworne zück' ich dieſes Schwert:
Wann, denkt ihr, geht es wieder in die Scheide?
Nie, bis des Cäſar dreiundzwanzig Wunden
Gerächt ſind, oder bis ein andrer Cäſar
Mit Mord geſättigt der Verräter Schwert.
Brutus. Cäſar, du kannſt nicht durch Verräter ſterben,
Du bringeſt denn ſie mit.
Octavius. Das hoff' ich auch:
Von Brutus' Schwert war Tod mir nicht beſtimmt.
Brutus. O, wärſt du deines Stammes Edelſter,
Du könnteſt, junger Mann, nicht ſchöner ſterben.
Caſſius. Ein launiſch Bübchen, unwert ſolches Ruhms,
Geſellt zu einem Trunkenbold und Wüſtling.
Antonius. Der alte Caſſius!
Octavius. Komm, Antonius! fort! —
Trotz in die Zähne ſchleudr' ich euch, Verräter!
Wagt ihr zu fechten heut', ſo kommt ins Feld;
Wo nicht, wenn's euch gemutet.

(Octavius und Antonius mit ihrem Heere ab.)

Caſſius. Nun tobe, Wind! ſchwill, Woge! ſchwimme, Nachen!
Der Sturm iſt wach und alles auf dem Spiel.
Brutus. Lucilius, hört! Ich muß ein Wort Euch ſagen.
Lucilius. Herr? (Brutus und Lucilius reden leiſe mit einander.)
Caſſius. Meſſala!
Meſſala. Was befiehlt mein Feldherr?
Caſſius. Meſſala, heut iſt mein Geburtstag grade
An dieſem Tag kam Caſſius auf die Welt.
Gieb mir die Hand, Meſſala; ſei mein Zeuge,
Daß ich gezwungen, wie Pompejus einſt,
An eine Schlacht all unſre Freiheit wage.
Du weißt, ich hielt am Epicurus feſt
Und ſeiner Lehr'; nun ändr' ich meinen Sinn
Und glaub' an Dinge, die das Künft'ge deuten.
Auf unſerm Zug von Sardes ſtürzten ſich
Zwei große Adler auf das vordre Banner;
Da ſaßen ſie und fraßen gierig ſchlingend
Aus unſrer Krieger Hand; ſie gaben uns
Hieher bis nach Philippi das Geleit;
Heut' Morgen ſind ſie auf und fortgeflogen.
Statt ihrer fliegen Raben, Geier, Krähen
Uns überm Haupt und ſchaun herab auf uns
Als einen ſiechen Raub; ihr Schatten ſcheint
Ein Trauerhimmel, unter dem das Heer,
Bereit den Atem auszuhauchen, liegt.
Meſſala. Nein, glaubt das nicht.
Caſſius. Ich glaub' es auch nur halb,
Denn ich bin friſches Mutes und entſchloſſen,
Zu trotzen ſtandhaft jeglicher Gefahr,
Brutus. Thu das, Lucilius.
Caſſius. Nun, mein edler Brutus,
Sei'n uns die Götter heute hold, auf daß wir
Geſellt in Frieden unſerm Alter nahn!
Doch weil das Los der Menſchen niemals ſicher,
Laßt uns bedacht ſein auf den ſchlimmſten Fall.
Verlieren wir dies Treffen, ſo iſt dies
Das allerletzte Mal, daß wir uns ſprechen:
Was habt Ihr dann Euch vorgeſetzt zu thun?
Brutus. Ganz nach der Vorſchrift der Philoſophie,
Wonach ich Cato um den Tod getadelt,
Den er ſich gab (ich weiß nicht recht warum;
Allein ich find' es feig' und niederträchtig,
Aus Furcht, was kommen mag, des Lebens Ende,
Vorweg zu nehmen), will ich mit Geduld
Mich waffnen und den Willen hoher Mächte
Erwarten, die das Irdiſche regieren.
Caſſius. Dann, geht die Schlacht verloren, laßt Ihr's Euch
Gefallen, daß man durch die Straßen Roms
Euch im Triumphe führt?
Brutus. Nein, Caſſius, nein! Glaub mir, du edler Römer,
Brutus wird nie gebunden gehn nach Rom.
Er trägt zu hohen Sinn. Doch dieſer Tag
Muß enden, was des Märzen Idus anfing;
Ob wir uns wieder treffen, weiß ich nicht:
Drum laßt ein ewig Lebewohl uns nehmen!
Gehab dich wohl, mein Caſſius, für und für!
Sehn wir uns wieder, nun ſo lächeln wir;
Wo nicht, ſo war dies Scheiden wohlgethan.
Caſſius. Gehab dich wohl, mein Brutus, für und für!
Sehn wir uns wieder, lächeln wir gewiß;
Wo nicht, iſt wahrlich wohlgethan dies Scheiden.
Brutus. Nun wohl, rückt vor! O, wüßte jemand doch
Das Ende dieſes Tagwerks, eh' es kommt!
Allein es genügt, enden wird der Tag,
Dann wiſſen wir ſein Ende. — Kommt und fort! (Alle ab.)

Zweite Szene.

Schlachtfeld bei Philippi.

Getümmel. Brutus und Meſſala treten auf.

Brutus. Reit! reit, Meſſala! reit! Bring dieſen Zettel
Den Legionen auf der andern Seite.

(Lautes Getümmel.)

Laß ſie auf einmal ſtürmen; denn ich merke,
Octavius' Flügel hält nur ſchwachen Stand:
Ein ſchneller Anfall wirft ihn übern Haufen.
Reit! reit, Meſſala! Laß herab ſie kommen!

(Beide ab.)

Dritte Szene.

Ein anderer Teil des Schlachtfeldes bei Philippi.

Getümmel. Caſſius und Titinius treten auf.

Caſſius. O ſieh, Titinius! ſieh! Die Schurken fliehn.

Ich ſelbſt ward meiner eignen Leute Feind:
Dies unſer Banner wandte ſich zur Flucht,
Ich ſchlug den Feigen und entriß es ihm.
Titinius. O Caſſius! Brutus gab das Wort zu früh;
Im Vorteil gegen den Octavius, ſetzt' er
Zu hitzig nach; ſein Heer fing an zu plündern,
Indes uns alle Mark Anton umzingelt.

Pindarus tritt auf.

Pindarus. Herr, flieht doch weiter! flieht doch weiter weg!
Antonius iſt in Euren Zelten, Herr;
Drum, edler Caſſius, flieht! Flieht weit hinweg!
Caſſius. Der Hügel hier iſt weit genug. — Schau, ſchau,
Titinius! Sind das meine Zelte nicht,
Wo ich das Feuer ſehe?
Titinius. Ja, mein Feldherr.
Caſſius. Wenn du mich liebſt, Titinius, ſo beſteig
Mein Pferd, ſetz ihm die Sporen in die Seite,
Bis es zu jener Mannſchaft dich gebracht,
Und wieder her, damit ich ſicher wiſſe,
Ob jene Mannſchaft Freund iſt oder Feind.
Titinius. Wie ein Gedanke bin ich wieder hier. (Ab.)
Caſſius. Geh, Pindarus, ſteig höher auf den Hügel,
— Denn mein Geſicht iſt kurz; acht auf Titinius
Und ſag mir, was du auf dem Feld entdeckſt.
(Pindarus ab.)
An dieſem Tage atmet' ich zuerſt;
Die Zeit iſt um, und enden ſoll ich da,
Wo ich begann: mein Leben hat den Kreislauf
Vollbracht. — Du dort, was giebt's?
Pindarus (oben). O Herr!
Caſſius. Was giebt's?
Pindarius. Titinius iſt von Reitern ganz umringt,
Sie jagen auf ihn zu, doch ſpornt er weiter.
Nun ſind ſie dicht ſchon bei ihm — nun Titinius!
Sie ſteigen ab — er auch — er iſt gefangen,
Und horcht! ſie jubeln laut. (Freudengeſchrei.)
Caſſius. Steig nur herunter, ſieh nicht weiter zu. —
O Memme, die ich bin, ſo lang' zu leben,
Bis ich den beſten Freund vor meinen Augen
Gefangen ſehen muß! (Pindarus kommt zurück.)
Komm, Burſch, hieher!
Ich macht' in Parthia dich zum Gefangnen
Und ließ dich ſchwören, deines Lebens ſchonend,
Was ich nur immer thun dich hieß', du wolleſt
Es unternehmen. Komm nun, halt den Schwur!
Sei frei nun und mit dieſem guten Schwert,
Das Cäſars Leib durchbohrt, triff dieſen Buſen.
Erwidre nichts! Hier faſſe du das Heft,
Und iſt mein Angeſicht verhüllt, wie jetzt,
So führ das Schwert! — Cäſar du biſt gerächt,
Und mit demſelben Schwert, das dich getötet.
(Er ſtirbt.)
Pindarus. So bin ich frei, doch wär' ich's lieber nicht,
Hätt' es auf mir beruht. — O Caſſius!
Weit weg flieht Pindarus von dieſem Lande,
Dahin, wo nie ein Römer ihn bemerkt. (Ab.)

Titinius und Meſſala treten auf.

Meſſala. Es iſt nur Tauſch, Titinius; denn Octav
Ward von des edlen Brutus Macht geſchlagen,
Wie Caſſius' Legionen vom Antonius.
Titinius. Die Zeitung wird den Caſſius ſehr erquicken.
Meſſala. Wo ließt Ihr ihn?
Titinius. Ganz troſtlos, neben ihm
Sein Sklave Pindarus, auf dieſem Hügel.
Meſſala. Iſt er das nicht, der auf dem Boden liegt?
Titinius. Er liegt nicht da wie lebend. — O mein Herz!
Meſſala. Nicht wahr? er iſt es?
Titinius. Nein, er war's, Meſſala:
Doch Caſſius iſt nicht mehr. — O Abendſonne!
Wie du in deinen roten Strahlen ſinkſt,
Sank Caſſius' Tag in ſeinem roten Blut!
Die Sonne Roms ging unter; unſer Tag
Iſt hingeflohn: nun kommen Wolken, Tau,
Gefahren; unſre Thaten ſind gethan.
Mißtraun in mein Gelingen bracht' ihn um.
Meſſala. Mißtraun in guten Ausgang bracht' ihn um.
O haſſenswerter Wahn! der Schwermut Kind!
Was zeigſt du leichtbethörtem Menſchenſinn
Das, was nicht iſt? O Wahn, ſo bald empfangen!
Zu glücklicher Geburt gelangſt du nie,
Und bringſt die Mutter um, die dich erzeugt.
Titinius. Auf, Pindarus! Wo biſt du, Pindarus?
Meſſala. Such ihn, Titinius; ich indeſſen will
Zum edlen Brutus und ſein Ohr durchbohren
Mit dem Bericht. Wohl nenn' ich es durchbohren;
Denn ſcharfer Stahl und gift'ge Pfeile würden
Dem Ohr des Brutus ſo willkommen ſein,
Als Meldung dieſes Anblicks.
Titinius. Eilt, Meſſala!
Ich ſuche Pindarus indeſſen auf. (Meſſala ab.)
Warum mich ausgeſandt, mein wackrer Caſſius?
Traf ich nicht deine Freunde? ſetzten ſie
Nicht dieſen Siegeskranz auf meine Stirn,
Ihn dir zu bringen? Vernahmſt du nicht ihr Jubeln?
Ach, jeden Umſtand haſt du mißgedeutet!
Doch halt, nimm dieſen Kranz um deine Stirn;
Dein Brutus hieß mich dir ihn geben, ich
Vollführe ſein Gebot. — Komm ſchleunig, Brutus,
Und ſieh, wie ich den Cajus Caſſius ehrte!
Verzeiht, ihr Götter! — Dies iſt Römerbrauch:
Komm, Caſſius' Schwert! triff den Titinius auch! (Er ſtirbt.)

Getümmel. Meſſala kommt zurück mit Brutus, dem jungen Cato,[28]) Strato, Volumnius und Lucilius.

Brutus. Wo? wo, Meſſala? ſag, wo liegt die Leiche?
Meſſala. Seht, dort! Titinius trauert neben ihr.
Brutus. Titinius Antlitz iſt emporgewandt.
Cato. Er iſt erſchlagen.
Brutus. O Julius Cäſar! Du biſt mächtig noch,
Dein Geiſt geht um: er iſt's, der unſre Schwerter
In unſer eignes Eingeweide kehrt. (Lautes Getümmel.)
Cato. Mein wackrer Freund Titinius! Seht doch her,
Wie er den toten Caſſius gekränzt!
Brutus. Und leben noch zwei Römer, dieſen gleich?
Du letzter aller Römer, lebe wohl!
Unmöglich iſt's, daß Rom je deines Gleichen
Erzeugen ſollte. — Freunde, dieſem Toten
Bin ich mehr Thränen ſchuldig, als ihr hier
Mich werdet zahlen ſehn; — doch, Caſſius,
Ich finde Zeit dazu, ich finde Zeit. —
Drum kommt, und ſchickt nach Thaſſos [29]) ſeine Leiche!
Er ſoll im Lager nicht beſtattet werden;
Es ſchlüg' uns nieder. — Komm, Lucilius! —
Komm, junger Cato! Zu der Wahlſtatt hin! —
Ihr, Flavius und Labeo, laßt unſre Scharen rücken!
Es iſt drei Uhr, und, Römer, noch vor Nacht
Verſuchen wir das Glück in einer zweiten Schlacht. (Alle ab.)

Vierte Szene.

Ein anderer Teil des Schlachtfeldes bei Philippi.
Getümmel. Soldaten von beiden Heeren, fechtend; darauf Brutus, Cato, Lucilius und andere.

Brutus. Noch, o Landsleute, haltet hoch die Häupter!
Cato. Ein Baſtard, wer's nicht thut! — Wer will mir folgen?
Ich rufe meinen Namen durch das Feld:
Ich bin der Sohn des Marcus Cato, hört!
Feind der Tyrannen, Freund des Vaterlands!
Ich bin der Sohn des Marcus Cato, hört!
Brutus (bringt auf den Feind ein).
Und ich bin Brutus, Marcus Brutus, ich;
Des Vaterlandes Freund: kennt mich als Brutus!
(Ab, indem er auf den Feind eindringt. Cato wird überwältigt und fällt.)
Lucilius. O junger, edler Cato! biſt du hin?
Ja, tapfer wie Titinius ſtirbſt du nun;
Man darf dich ehren als des Cato Sohn.
Erſter Soldat. Ergieb dich, oder ſtirb!
Lucilius. Nur um zu ſterben,
Ergeb' ich mich. Hier iſt ſo viel für dich,
(Bietet ihm Geld an.)
Wenn du ſogleich mich töten willſt; du töteſt
Den Brutus, und es ehre dich ſein Tod!
Erſter Soldat. Wir dürfen's nicht. — Ein edeler Gefangner.
Zweiter Soldat. Platz da!
Sagt dem Antonius, daß wir Brutus haben!
Erſter Soldat. Ich will es melden. — Sieh, da kommt der Feldherr.

Antonius tritt auf.

Erſter Soldat. Wir haben Brutus, Herr! wir haben Brutus!
Antonius. Wo iſt er?
Lucilius. In Sicherheit; Brutus iſt ſicher gnug.
Verlaß dich drauf, daß nimmermehr ein Feind
Den edlen Brutus lebend fangen wird.
Die Götter ſchützen ihn vor ſolcher Schmach!
Wo ihr ihn findet, lebend oder tot,
Er wird wie Brutus, wie er ſelbſt, ſich zeigen.
Antonius. Dies iſt nicht Brutus, Freund; doch auf mein Wort,
Auch kein geringer Fang. Verwahrt ihn wohl,
Erweiſt nur gutes ihm: ich habe lieber
Zu Freunden ſolche Männer als zu Feinden.
Eilt! ſeht, ob Brutus tot iſt oder lebt!
Und bringt Bericht zu des Octavius Zelt,
Wie alles ſich begeben. (Alle ab.)

Fünfte Szene.

Ein anderer Teil des Schlachtfeldes bei Philippi.
Brutus, Dardanius, Clitus, Strato und Volumnius treten auf.

Brutus. Kommt, armer Überreſt von Freunden! ruht
An dieſem Felſen.
Clitus. Herr, Statilius zeigte
Das Fackellicht, doch kommt er nicht zurück.
Er iſt gefangen oder gar erſchlagen.
Brutus. Setz dich zu mir. Erſchlagen iſt die Loſung;
Entleiben jetzt die Mode. — Höre, Clitus!
(Spricht leiſe mit ihm.)
Clitus. Wie, gnäd'ger Herr? Ich? Nicht um alle Welt!
Brutus. Still denn! kein Wort!
Clitus. Eh' tötet' ich mich ſelbſt.
Brutus. Dardanius, hör! (Spricht leiſe mit ihm.)
Dardanius. Ich eine ſolche That?
Clitus. O Dardanius!
Dardanius. O Clitus!
Clitus (zu Dardanius). Welch einen ſchlimmen Antrag that dir Brutus?
Dardanius. Ich ſollt' ihn töten, Clitus: ſieh, er ſinnt.
Clitus. Nun iſt das herrliche Gefäß voll Gram,
So daß es durch die Augen überfließt.
Brutus. Komm zu mir, Freund Volumnius: ein Wort!
Volumnius. Was ſagt mein Feldherr?
Brutus. Dies, Volumnius:
Der Geiſt des Cäſar iſt zu zweien Malen
Mir in der Nacht erſchienen; erſt zu Sardes
Und vor'ge Nacht hier in Philippis Ebne.
Ich weiß, daß meine Stunde kommen iſt.

Volumnius. Nicht doch, mein Feldherr.
Brutus. O ja, es iſt gewiß, Volumnius.
Du ſiehſt, mein Guter, wie es mit uns ſteht:
Der Feind hat uns zum Abgrund hingetrieben;
(Getümmel.)
Es ziemt ſich mehr, von ſelbſt hineinzuſpringen,
Als zu erwarten ſeinen letzten Stoß.
Volumnius, wir gingen in die Schule
Zuſammen, wie du weißt. Ich bitte dich
Um jener unſrer alten Liebe willen:
Halt du mein Schwert, indes ich drein mich ſtürze.
Volumnius. Das, Brutus, iſt kein Dienſt für einen Freund.
(Fortdauerndes Getümmel.)
Clitus. Flieht, Herr! o flieht! Hier gilt kein Säumen mehr.
Brutus. Lebt wohl denn, Ihr — und Ihr — und Ihr Volumnius! —
Du, Strato, lagſt die ganze Zeit im Schlaf:
Leb wohl auch du! — Mitbürger, meinem Herzen
Iſt's Wonne, daß ich noch im ganzen Leben
Nicht einen fand, der nicht getreu mir war.
Ich habe Ruhm von dieſem Unglückstage,
Mehr als Octavius und Marc Anton
Durch dieſen ſchnöden Sieg erlangen werden.
So lebt zuſammen wohl! Denn Brutus' Zunge
Schließt die Geſchichte ſeines Lebens bald.
Nacht deckt mein Auge, mein Gebein will Ruh',
Es ſtrebte längſt nur dieſer Stunde zu.
(Getümmel. Geſchrei hinter der Szene: Flieht! flieht! flieht!)
Clitus. Flieht, Herr! o flieht!
Brutus. Nur fort! Ich will euch folgen.
(Clitus, Dardanius und Volumnius ab.)
Ich bitt' dich, Strato, bleib bei deinem Herrn,
Du biſt ein Menſch von großer Achtbarkeit,
In deinem Leben war ein Zug von Ehre:
Halt denn mein Schwert und wende dich hinweg,
Indes ich drein mich ſtürze. Willſt du, Strato?
Strato. Gebt erſt die Hand mir. Herr, gehabt euch wohl!
Brutus. Leb' wohl, mein Freund! — Beſänft'ge, Cäſar, dich!
Nicht halb ſo gern bracht' ich dich um als mich.
(Er ſtürzt ſich auf ſein Schwert und ſtirbt.)
Getümmel. Rückzug, Octavius und Antonius mit ihrem Heere, Meſſala und Lucilius treten auf.
Octavius. Wer iſt der Mann?
Meſſala. Der Diener meines Herrn. —
Strato, wo iſt dein Herr?
Strato. Frei von Banden, die Ihr tragt, Meſſala.
Die Sieger können nur zu Aſch' ihn brennen;
Denn Brutus unterlag allein ſich ſelbſt,
Und niemand ſonſt hat Ruhm von ſeinem Tode.
Lucilius. So mußten wir ihn finden. — Dank dir, Brutus,
Daß du Lucilius' Rede wahr gemacht!
Octavius. Des Brutus Leute nehm' ich all' in Dienſt.
(Zu Strato.) Willſt du in Zukunft bei mir leben, Burſch?
Strato. Ja, wenn Meſſala mich Euch überläßt.
Octavius. Thut mir's zu Lieb', Meſſala.
Meſſala. Strato, wie ſtarb mein Herr?
Strato. Ich hielt das Schwert, ſo ſtürzt' er ſich hinein.
Meſſala. Octavius, nimm ihn denn, daß er dir folge,
Der meinem Herrn den letzten Dienſt erwies.
Antonius. Dies war der beſte Römer unter allen:
Denn jeder der Verſchwornen bis auf ihn,
That, was er that, aus Mißgunſt gegen Cäſar;
Nur er verband aus rein hochherz'gem Sinn
Für das gemeine Wohl ſich mit den andern.
Sanft war ſein Leben, und ſo miſchten ſich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufſtehen durfte und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!
Octavius. Nach ſeiner Tugend laßt uns ihm begegnen
Mit aller Achtung und Beſtattungsfeier.
Er lieg' in meinem Zelte dieſe Nacht,
Mit Ehren wie ein Krieger angethan,
Nun ruft das Heer zur Ruh', laßt fort uns eilen
Und dieſes frohen Tags Trophäen teilen. (Ab.)

Ende.

Anmerkungen.

1) Über die Söhne des Pompejus. — 2) Ein Feſt zu Ehren des Pan. Vornehme Jünglinge und die Prieſter des Gottes liefen an ihm durch die Straßen, in den Händen Peitſchen haltend, mit denen ſie die Vorübergehenden ſchlugen. — 3) Idus hieß der 13. oder 15. Tag eines Monats; im März war es der 15. — 4) Lucius Junius Brutus, welchem die Sage die Vertreibung des letzten römiſchen Königs zuſchreibt. — 5) Brutus war Prätor. — 6) Vom Stein der Weiſen glaubte man, er könne unedle Metalle in Gold verwandeln. — 7) Brutus und Caſſius waren Schwäger. — 8) Die Finſternis der Unterwelt. — 9) Wahrſager, die aus dem Fluge der Vögel weisſagten. — 10) Sagenhaftes Tier von Pferdegeſtalt mit einem gerade nach vorn ſtehenden Horne; der Jäger ſoll angeblich das Tier zum Zorne reizen und ſich dann hinter einen Baum verſtecken. Das wütende Tier ſpringe ihm nach und renne ſich mit dem Horne in dem Stamme feſt, worauf es gebunden und fortgebracht werden könne. — 11) Durch das Vorhalten von Spiegeln, hinter denen er dann Genoſſen vermutet. — 12) Portia war die Tochter des Marcus Portius Cato des jüngeren, der wegen ſeiner Rechtlichkeit in hohen Ehren ſtand. Er war ein Anhänger der Republik und gab ſich in der von Cäſar belagerten afrikaniſchen Stadt Utika den Tod, um den Untergang der Freiheit nicht zu überleben. — 13) Der Schauplatz der That war das Theater des Pompejus (das von Pompejus gebaute Theater). — 14) Mit dem Leichenbegängniſſe eines vornehmen Römers waren Lobreden auf den Verſtorbenen verbunden. — 15) Die Richterin böſer Thaten, auch Urheberin der Verblendung des Verbrechers. — 16) Die Rednerbühne auf dem Marktplatze. — 17) Ein tapferer galliſcher Volksſtamm, der an beiden Ufern der Sambre im heutigen Namur wohnte und erſt nach harten Kämpfen unterworfen ward. — 18) = etwa 59 Mk. — 19) Lucius Pella, ein vornehmer Römer, von den Sardern (Sardiniern) wegen Geldunterſchlagung angeklagt, wurde von Brutus am Tage nach der Zuſammenkunft mit Caſſius öffentlich für ehrlos erklärt. — 20) In Wirklichkeit hatte Caſſius die geforderte Geldſumme geſandt. — 21) Gott des Reichtums. — 22) Nach Plutarch war es M. Favonius, ein leidenſchaftlicher und zu täppiſcher Mann. — 23) Anhänger der Philoſophenſchule des Antiſthenes, deren Anhänger, die Cyniker, wegen ihrer oft zu tage tretenden Verachtung feiner Sitte mißachtet wurden. — 24) Brutus war ein Anhänger der Philoſophenſchule des Zeno, welche Gleichmut in allen Lebenslagen forderte. — 25) Portia ſoll glühende Kohlen geſchluckt haben, um ihrem Leben ein Ende zu machen, da man ihr andere Mittel des Selbſtmordes aus dem Wege geräumt hatte. — 26) Stadt in Makedonien. — 27) Griechiſche Anſiedlung in Sizilien, im Altertume wegen ihres ſchmackhaften Honigs berühmt. — 28) Ein griechiſcher Weltweiſer, welcher Lebensgenuß in Ruhe als das Ziel des Lebens erklärte. — 29) Die heutige Landſchaft Khoraſſan. — 30) Sohn des Cato von Utica, Bruder der Portia. — 31) Inſel im Ägeiſchen Meere.

Nachruf an William Shakeſpeare.*)

Von Ben Jonſon (1574—1637).

Nicht daß dein Name uns erwecke Neid,
Mein Shakeſpeare, preiſ' ich deine Herrlichkeit;
Denn wie man dich auch rühmen mag und preiſen,
Zu hohen Ruhm kann keiner dir erweiſen!
Das iſt ſo wahr, wie alle Welt es ſpricht:
Doch mit der großen Menge geh' ich nicht,
Die, dumm und urteilslos, im beſten Fall
Nichts beut als and'rer Stimmen Wiederhall;
Auch nicht mit blinder Liebe, die nur tappt
Im Dunkeln und die Wahrheit gern verkappt;
Auch nicht mit Heuchlern, die nur ſcheinbar loben
Und heimlich gerne ſtürzten, was erhoben.
Allein du ſtehſt ſo hoch, daß dir nicht not
Das Schmeicheln thut, dich Bosheit nicht bedroht.
Du, Seele unſrer Zeit, kamſt ſie zu ſchmücken,
Als unſrer Bühne Wunder und Entzücken!
Steh' auf, mein Shakeſpeare! Ich will dich nicht ſeh'n
Bei Chaucers oder Spenſers Gruft, nicht fleh'n
Zu Beaumont, daß er trete Raum dir ab,
Du biſt ein Monument auch ohne Grab
Und lebſt, ſo lange deine Werke leben,
Und unſer Geiſt, dir Lob und Preis zu geben —
D'rum halt' ich dich getrennt von dieſen Meiſtern,
Wohl großen, aber dir nicht gleichen Geiſtern.
Könnt' ich im Urteil deinen Wert erreichen,
Würd' ich mit andern Dichtern dich vergleichen
Und zeigen, wie du Lilly oder Kyd
Weit überholſt, ſelbſt Marlowes mächtigen Schritt.
Und wußteſt du auch wenig nur Latein,
Noch weniger Griechiſch, war doch Größe dein,
Davor ſich ſelbſt der donnernde Äſchylus,
Euripides, Sophokles beugen muß,
Gleichwie Pakuvius, Accius, Seneka;
O, wären ſie, dich zu bewundern da!
Sie aus der Gruft möcht' ich heraufbeſchwören,
Deines Kothurns erhab'nen Schritt zu hören.
Voll Stolz war Rom, voll Übermut Athen,
Sie haben deines Gleichen nicht geſeh'n!
Triumph, Britannien, du nennſt ihn dein eigen,
Dem ſich Europas Bühnen alle neigen.
Nicht nur für unſre Zeit lebt er, für immer!
Noch ſtanden in der Jugend Morgenſchimmer
Die Muſen, als er wie Apollo kam
Und unſer Ohr und Herz gefangen nahm.
Stolz war auf ſeinen ſchaffenden Verſtand
Selbſt die Natur, trug freudig ſein Gewand,
So reich geſponnen und ſo fein gewoben,
Daß ſie ſeitdem nichts and'res mehr mag loben.
Selbſt Ariſtophanes ſo ſcharf und ſpitzig,
Terenz ſo zierlich, Plautus, der ſo witzig,
Mißfallen jetzt, veraltet und verbannt,
Als wären ſie nicht der Natur verwandt.
Doch darf ich der Natur nicht alles geben,
Auch deine Kunſt, Shakeſpeare, muß ich erheben;
Denn iſt auch Stoff des Dichters die Natur,
Wird Stoff zum Kunſtwerk durch die Form doch nur;
Und wer will ſchaffen lebensvolle Zeilen
Wie du, der muß viel ſchmieden, hämmern, feilen,
Muß an der Muſen Ambos ſteh'n wie du,
Die Formen bildend und ſich ſelbſt dazu.
Vielleicht bleibt doch der Lorbeer ihm verloren:
Ein Dichter wird gebildet wie geboren.
Du biſt's! Sieh', wie des Vaters Angeſicht
Fortlebt in ſeinen Kindern, alſo ſpricht
Sich deines Geiſts erhab'ne Abkunft ganz
In deinen Verſen aus, voll Kunſt und Glanz.
In jedem ſchwingſt du einen Speer zum Streit
Ins Antlitz prahlender Unwiſſenheit.
O, ſäh'n wir dich aufs neue, ſüßer Schwan
Vom Avon, zieh'n auf deiner ſtolzen Bahn!
Säh'n wir, der ſo Eliſabeth erfreute
Und Jakob, deinen hohen Flug noch heute
Am Themſeſtrand! — Doch nein, du ward'ſt erhoben
Zum Himmel ſchon und ſtrahlſt als Sternbild droben.
Strahl' fort, du Stern der Dichter, ſtrahl' hernieder!
Erhebe die geſunk'ne Bühne wieder,
Die trauernd wie die Nacht bärg' ihr Geſicht,
Blieb' ihr nicht deiner Werke ew'ges Licht.

(Überſetzt von Bodenſtedt.)

---

*) Dieſe Huldigung, die gelehrtthuende Dichtungsweiſe Ben Jonſons kennzeichnend, gereicht dem, welchem ſie dargebracht wurde, wie dem Darbringer gleich ſehr zur Ehre. Denn Jonſon war ja der dramaturgiſche Nebenbuhler und Gegner Shakeſpeares.

John Milton (1608—74).

John Milton wurde am 9. Dezember 1806 in London von ziemlich wohlhabenden Eltern geboren, beſuchte die Hochſchule von Cambridge, und widmete ſich auch nach der Rückkehr von derſelben in ländlicher Einſamkeit bei Windſor dem Studium der alten Schriftſteller, wie auch neuerer Sprachen. Hier begann er ſeine dichteriſche Laufbahn dem Zeitgeſchmacke entſprechend mit einem Maskenſpiele, d. h. einem allegoriſchen Bühnenſtücke, in das Lieder eingewickelt waren. Miltons Maskenſpiel „Comus", ein ſchwungvoll geſchriebenes, an reizenden Schilderungen reiches Bild ländlichen Lebens, wurde 1634 auf dem Schloſſe des Grafen von Bridgewater aufgeführt. In dieſelbe Zeit fallen augenſcheinlich auch die beiden Stimmungsdichtungen L'Allegro (die fröhliche Gemütsſtimmung) und Il Penseroso (der Schwermütige), welche aber erſt 1648 in Druck kamen. Das Jahr 1638 führte den jungen Dichter nach Italien. In Florenz gewann ihm ſeine ſchöne Geſtalt, ſeine Sprachkunde wie ſeine dichteriſche Begabung die Herzen aller, die mit ihm in Berührung kamen. In Rom erhielt er die Nachricht von den in der Heimat ausgebrochenen Unruhen zwiſchen dem Könige und dem Parlamente. Sogleich verließ er die ewige Stadt und kehrte nach England zurück. Im Jahre 1643 vermählte er ſich zum erſten Male, war jedoch in ſeiner Ehe ſehr unglücklich. Mit Eifer ſchloß er ſich der Partei Oliver Cromwells an und trat in die Dienſte der Republik, indem er den ſchriftlichen Staatsverkehr mit dem Auslande beſorgte. In dieſer Zeit ergriff ihn ein Augenleiden, welches durch die Anſtrengungen ſeines Amtes noch ſchlechter wurde. Schon als er im Jahre 1651 gegen den franzöſiſchen Gelehrten Claude Salmaſius (de Saumaiſe; 1588—1653) und deſſen im Solde Karls II. verfaßte Schrift Defensio regia (Verteidigungsſchrift des Königs) eine Defensio pro populo anglicano (Verteidigung des engliſchen Volkes) herausgab, warnten ihn ſeine Aerzte vor weiteren ſchriftlichen Arbeiten. Nichtsdeſtoweniger folgte er einer Aufforderung, eine zweite defensio folgen zu laſſen. Er ſelbſt ſagt in derſelben: „Ich hatte die Wahl zwiſchen dem Aufgeben einer höchſten Pflicht und dem Verluſte der Sehkraft. In ſolchem Augenblicke konnte ich auf keinen Arzt hören; ich konnte nicht anders als der innern Mahnſtimme folgen, und ſo beſchloß ich, das Wenige, was mir von Sehkraft geblieben, für den Genuß zu opfern, dem Gemeinwohl den größten Dienſt zu leiſten, der in meiner Kraft lag." Er hatte entſchieden, und die Folgen blieben nicht aus. Vom Jahr 1632 an war er rettungslos blind bis an ſein Ende. Als im Jahr 1660 Karl II. als König nach England zurückkehrte, brachen über die Anhänger der Republik ſchwere Verfolgungen herein. Man verhaftete Milton, ließ ihn zwar auf Verwendung mächtiger Freunde frei, aber ſeine Defensio wurde öffentlich durch den Henker verbrannt. Dazu kam der Verfall ſeines Vermögens, der Verluſt ſeines Hauſes in dem ungeheuren Brande, der 1666 London verheerte. Dennoch vollendete der blinde Dichter in dieſer traurigſten Zeit ſeines Lebens das hohe Lied vom verlorenen Paradieſe, welches ſeinen Dichterruhm für immer begründete. Die Handſchrift ſeines Werkes verkaufte der verarmte Dichter für 5 Pfd. Sterl. (100 Mark) für jede Auflage desſelben. Es ließ demſelben zwar noch ein „Wiedergewonnenes Paradies" (1671), welches die Verſuchung des Heilandes durch Satan ſchildert; dasſelbe reicht aber nicht an die erſte Dichtung hinan. Milton's letztes Werk „Simſon Agoniſtes", ein bibliſches Schauſpiel mit Chören, die ſpäter von Händel (1685—1759) in Muſik geſetzt worden, gab dem Dichter Gelegenheit, ſeine Blindheit in den rührendſten Tönen zu beklagen.

Das verlorene Paradies.

Von John Milton (1608—1674).

1. Buch.

Des Menſchen erſte Schuld, die Frucht des Baumes,
Des unterſagten, deren gift'ge Koſt
Tod in die Welt gebracht, all unſer Wehe
Und Edens Einbuß', bis ein Mächt'gerer
Uns ſühnt' und neu errang den Sitz des Heiles:
Sing, Himmelsmuſe, die auf ödem Gipfel
Des Horeb oder Sinai den Hirten
Entflammt, der dem erkornen Volk zuerſt
Gelehrt, wie anfangs Himmel ſich und Erde
Entrang dem Chaos. Doch wenn Zions Hügel
Dir lieber und Siloas Bach, der nahe
Des Herren Tempel floß: fleh' ich von dorther
Um Hilfe dich für meinen kühnen Sang,
Der nicht bloß mittlern Flugs den Berg Aoniens
Zu überſchweben ſucht; denn er erſtrebt
In Proſ' und Vers noch ungewagte Dinge.
Vornehmlich du, o Geiſt, der allen Tempeln
Du vorziehſt das aufricht'ge, reine Herz:
Belehre mich! Du kennſt es; gegenwärtig
Warſt du von Anfang; mächt'ge Schwingen breitend,
Brüteteſt überm Abgrund taubengleich du,
Ihn fruchtbar machend. Das, was in mir dunkel,
Erleuchte! was zu niedrig, heb' und ſtütze!
Daß ich, entſprechend dem gewalt'gen Stoffe,
Die ew'ge Vorſicht preiſen und den Menſchen
Rechtfertigen die Wege Gottes mag. —
Sag — nichts ja birgt der Himmel deinem Blicke,
Nichts auch der Hölle Schlund — ſag, was bewog
Denn dies Urelternpaar, im Glückesſtande,
Vom Himmel ſo begünſtigt, abzufallen
Von ihrem Schöpfer und um ein Verbot
Sein Wort zu übertreten, Herren der Welt ſonſt?
Wer hat ſie zu der ſchnöden That verleitet?
Der Höllendrach'; er war es, deſſen Tücke,
Von Neid und Rachſucht aufgereizt, die Mutter
Der Menſchen hinterging, da ihn ſein Hochmut
Stürzt' aus dem Himmel ſamt dem ganzen Heere
Rebelliſcher Engel, unter deren Beiſtand,
Sich über ſeinesgleichen ſtolz erhebend,
Er ſich dem Höchſten gleichzuſtellen hoffte,
Wenn er ihm trotzt'; und mit ehrſücht'ger Abſicht
Begann er gegen Gottes Thron und Obmacht
In ſtolzer Schlacht ruchloſen Kampf im Himmel.
Fruchtlos jedoch. Es ſtürzt ihn der Allmächt'ge
Blitzſchleudernd häuptlings vom ätheriſchen Sitze
Mit ſchreckenvollem Fall und Brand zum Abgrund
In bodenlos Verderben, daß dort weile
In Demantfeſſeln und in Flammenpein,
Er, der gewagt, der Allmacht Schwert zu trotzen.
Mit eins, ſo weit als Engel ſchaun, durchblickt er
Die ſchreckenvolle Gegend, wüſt und wild
Nach jeder Seit', ein furchtbares Gefängnis,
Durchflammt von Ofenglut; jedoch kein Licht
Strahlt von der Glut; vielmehr ſichtbares Finſter
Dient nur, des Wehs Graunſzenen zu enthüllen!
Der Qual Gefilde! jammervolle Schatten!
Wo Fried' und Ruh' nicht weilt, nicht Hoffnung naht,
Die allen naht; nur endeloſe Pein
Stets drängt und eine Feuerflut, genährt
Von immer glühndem, unverzehrtem Schwefel:
Den Ort ſchuf ew'ges Recht für die Empörer.

Satan erhob die ungeheuren Glieder aus dem Feuerſee und ſchwang ſich an deſſen flammende Ufer. Mit lauter Stimme, welche die ganze Tiefe der Hölle ausfüllte, rief er ſeine Genoſſen, die gefallenen Engel, zur Verſammlung. Zahlloſe Scharen erhoben ſich aus der brennenden Flut und ſtellten ſich um ihren Herrſcher. Azazel, einſt ein Cherub, entrollte vom glänzenden Schaft die reichgeſchmückte Fürſtenfahne, kriegeriſche Muſik erſchallte und das ganze Höllenheer brach in einen Begeiſterungsſchrei aus, der faſt der Hölle Wölbung ſprengte. In einem Augenblicke entfalteten ſich tauſende farbenſchimmernder Banner, und die Höllenkrieger ordneten ſich in unabſehbarer Reihe zur Heerſchau.

Als Satan die Scharen erſchaute, die aus Treue zu ihm ſo unſagbar elend geworden, wollte ihm Reue und Mitleid nahe treten, aber Haß und Hochmut ließen ihn dieſe Gefühle ſchnell beſiegen, und in feurigen Worten forderte er auf, den Himmelsherrſcher, der jetzt freilich durch ungeahnte Machtentfaltung geſiegt, von neuem mit Liſt und Gewalt, beſonders auf den von ihm verheißenen neuen Welten und deren Bewohnern, zu bekriegen, bis ſie den Wiedereintritt in den Himmel erzwungen hätten. Freudig ſtimmten alle zu, und unter Vulkans Leitung erhob ſich ein prachtvoller Palaſt, in den Satan die Vornehmſten zum Kriegsrate berief.

2. Buch.

Auf dem Throne prangt der Höllenfürſt in reichem Königsſchmucke und fordert von ſeinen Getreuen Rat, ob ſie den Himmelskönig in offener Schlacht beſtehen oder mit Liſt angreifen ſollten. Der trotzige Moloch ſtimmt für den Verzweiflungskampf, der falſche Belial will durch ſcheinbare Ruhe den allmächtigen Sieger in Sicherheit einwiegen; auch Mammon rät zum Frieden und zur Umwandlung der Unterwelt in eine neue ſchöne Welt; der kluge und ſtarke Beelzebub hingegen ruft zur Rache an dem Schöpfer auf. Sei auch der Himmel ihnen ewig verſchloſſen, ſo ſtehe doch der Ort offen, wo ein neues Geſchöpf entſtanden ſei; dieſen Ort zu verwüſten oder ſeine Geſchöpfe von Gott zu entfremden und unglücklich zu machen, würde deſſen Siegesfreude ſtören, ihnen aber Jubel bereiten. Mit vollem Beifall nahm die Verſammlung den Vorſchlag an, und Satan, der König ſelbſt, erbot ſich, auf Kundſchaft auszugehen. Er machte ſich auf, ſchwebte durch der Unterwelt grauſe Weiten, bis er an das verſchloſſene, 3 mal 3fache Thor derſelben gelangte. Dort hielten die Sünde und ihr furchtbarer Sohn, der Tod, Wache. Satan verhieß ihnen Herrſchaft und Luſt im Reich der neugeſchaffenen Weſen, und die Sünde erſchloß ihm die mit Keil und Riegel verwahrten Höllenpforten; doch zu ſchließen fehlte ihr die Kraft; weit offen gähnen die Thore und ſpeien Rauch und glühende Flammen aus.

Nun zieht Satan durch das Reich der Urſtoffe und gelangt ungefährdet durch der Elemente Gebiet an die Grenzen der irdiſchen Schöpfung.

3. Buch.

Heil, hehres Licht, des Himmels Erſtgeborner!
Ja, darf ich ungeſtraft dich mit dem ew'gen
Gleich ew'gen Strahl dich nennen? da Gott Licht iſt
Und anders nie, denn in unnahbar'm Licht
Von Ewigkeit gewohnt, alſo in dir,
Glanzausſtrom unerſchaffnen Glanzurweſens!
Vernimmſt du lieber: Reiner Aetherſtrom? —
Wer kann des Quell uns ſagen? Vor der Sonne,
Ja vor den Himmeln warſt du, und beim Ruf
Der Gottheit hüllteſt du gleich einem Mantel
Die Welt ein, die aus dunkeln Waſſern ſtieg,
Entſtanden aus dem Leeren ohne Form.
Entſchlüpft dem ſtyg'ſchen Pfuhl, nach langer Haft
An jenem finſtern Ort, ſuch' ich dich wieder
Mit kühnern Schwingen auf, nachdem ich fliehend,
Durch höchſte und mindre Finſternis getragen,
Mit andern Weiſen, als zu Orpheus' Leier,
Vom Chaos ſang und der urew'gen Nacht;
Da mich die Himmelsmuſe lehrte, nieder,
Und dann empor den dunkeln Pfad zu ſteigen,
Wie mühvoll auch. Die ſuch' ich wieder auf
Und fühle dein belebend Licht; doch du
Beſuchſt die Augen nicht, die fruchtlos rollen
Nach deinem Strahl und ſelbſt nicht Dämmer finden:
So ſehr hat ihre Kreiſ' ein dicker Tropfen,
Ein trüber Guß umhüllt. Trotzdem doch hör' ich
Nicht auf zu wandeln, wo die Muſen weilen,
Am Quell der ſonn'gen Höh'; ihr ſchatt'ger Hain
Erglüht von heiligem Geſang.

Gottes Auge ſah den Satan die Welt betreten und enthüllte dem ewigen Sohne den bevorſtehenden Sündenfall des undankbaren Menſchen, der ſich durch den Fürſten der böſen Geiſter werde verlocken laſſen. Nicht vernichten aber will der Höchſte dann den Sünder, ſondern in ihm die ſchwache Kraft erneuern; das Gewiſſen ſoll ihn vor neuer Verirrung warnen, „dem Gebet, der Reue, der Pflichterfüllung ſoll mein Ohr nicht taub, mein Auge nicht verſchloſſen ſein. Wer aber meinen Tag der Gnade verſäumt oder verſchmäht, den ſchließe ich vom Erbarmen aus". Um den Menſchen aber vom Tode zu befreien, muß der göttlichen Gerechtigkeit genüge geſchehen. Da erbietet ſich der ewige Sohn Gottes, Menſch zu werden und den Tod zu leiden, um denſelben zu beſiegen. Die Gerechtigkeit des Vaters nimmt das Opfer an, und die ganze Schar der Engel feiert in ſüßem Geſange die göttliche Liebe.

Unterdeſſen war Satan in Gottes neue Schöpfung eingedrungen und vom Erzengel Uriel, den er unter der Maske eines Cherub getäuſcht hatte, zum Wohnſitze der Menſchen gewieſen worden. Die wunderbare Welt, die er nun ſchaute, erregte ihm Verzweiflung und Haß.

Zwei edlere Geſtalten, ſchlank und aufrecht,
Göttlich aufrecht, in angeborner Würde,
In nackter Hoheit, ſchienen Herren aller,
Und ſchienen's wert. In ihren Gottheitsmienen
Zeigt ſich das Abbild ihres hohen Schöpfers,
Wahrheit, Weisheit und ſtrenge, reine Tugend
(Streng, aber wahrhaft kindlich frei),
Woraus des Menſchen wahres Anſehn ſtammt.
Nicht beide gleich, wie's ihr Geſchlecht nicht ſchien:
Für Kraft und Ueberlegung er gebildet,
Für Sanftheit ſie und ſüß anziehnde Anmut;
Er nur für Gott, doch ſie für Gott in ihm.
Um ſie ſpielten alle Tiere,
Die, wild geworden dann, umher ſich treiben.
In Wald und Wüſtenei, in Höhl' und Forſt.
Der Löwe wälzt in ſeiner Klau' ein Lämmchen;

Es gaukeln Bären, Tiger, Unzen, Panther
Vor ihnen her; der plumpe Elefant
Beut alles auf zu ihrer Luſt und windet
Den ſchmeid'gen Rüſſel; ſchmeichelnd flicht die Schlange,
Die liſtige, zu gordiſchem Geknäu'l
Den glatten Schweif und unbedacht enthüllt ſie
Schon ihren Trug. Im Graſe ruhen andre
Und ſchaun geſättigt um ſich, oder gehen
Zum Lager wiederkäuend.

Er hörte Eva zu Adam ſprechen:

„Mein Urſprung und Gebieter, was du willſt,
Das thu' ich gern, da Gott es ſo geordnet;
Denn Gott iſt dir Geſetz, du mir; nicht weiter
Geht Weibes höchſte Kenntnis und ihr Ruhm.
Mit dir verkehrend denk ich nicht der Zeit;
Des Tages Wechſel iſt mir gleich ergötzlich.
Süß iſt des Morgens Hauch, ſein Kommen ſüß,
Der Vögel früher Sang; die Sonne lieblich,
Wenn auf dies Prachtgefild ihr Morgenſtrahl
Zuerſt ſich ſenkt, auf Gras, Baum, Frücht' und Blüten,
Glitzernd von Tau; der fruchtbarn Erde Duften
Nach ſanftem Regenſchauer; ſüß das Nahen
Des lieblich milden Abends; ſtiller Nacht
Mit ihrem Sänger, mit dem ſchönen Mond,
Den Himmelsgemmen, ihrem Sternenzuge.
Doch weder Hauch des Morgens, wenn er aufſteigt
Beim Sang der Vögel; noch der Sonnenaufgang
Ob dieſen ſchönen Aun; nicht Gras, Frucht, Blüten,
Glitzernd von Tau; nicht Duft nach Regenſchauern;
Nicht milden Abends Reiz, uicht ſtille Nacht
Mit ihrem Sänger, nicht der Gang im Mondlicht,
Noch Sternenglanz iſt ohne dich mir ſüß.
Heil Gattenliebe, wunderbar Geſetz, dir,
Der Menſchheit wahrer Quell, einz'ger Beſitz
Im Paradies, wo alles ſonſt gemeinſam.
Durch dich entging der Menſch der rohen Luſt,
Die unter Tieren herrſcht; du gründeteſt
Vernunftgemäß, geſetzlich, recht und rein
Verwandtſchaft, und es wurden all die Bande
Von Vater, Sohn und Bruder erſt erkannt.
Fern ſei's, dich Sünde oder Schmach zu nennen,
Dich ungeziemend heil'gem Ort zu denken,
Beſtänd'ge Quelle häuslich ſüßen Glücks!
Dein Weſen galt für keuſch und unbefleckt
Heil'gen und Patriarchen, ſonſt und jetzt.
Hier ſchießt den goldnen Pfeil, hier leuchtet Liebe
Mit ew'ger Lamp' und ſchwingt die Purpurflügel;
Herrſcht hier und jauchzt, nicht im erkauften Lächeln
Von Dirnen, lieblos, herzlos, achtungslos,
In leerer Luſt; auch nicht in Hofliebſchaften,
Bei Tanz und üpp'ger Mask' und nächt'gen Bällen,
Und Ständchen, die der ſchmachtende Verliebte
Der Spröden bringt, die er verachten ſollte. —
Sie in Schlummer wiegt ein die Nachtigall,
Und auf die ſchönen Glieder ſtreuet Roſen,
Am Morgen neu erſetzt, das Blütendach.
Schlaf, ſelig Paar! im Glück, ſolang' du nicht
Nach größerm Glück und mehr zu wiſſen trachteſt.

4. Buch.

Mit Staunen, Neid und Eiferſucht erblickte er ſo der erſten Menſchen erhabene Geſtalten.

In einen Löwen ſich verwandelnd, belauſcht er deren Geſpräch und vernimmt, daß Gott ihnen verboten habe, von dem Baume der Erkenntnis zu koſten; würden ſie davon eſſen, ſo wären ſie dem Tode verfallen. Nun weiß Satan, was er zu thun habe, um der Menſchen Unſchuld und Glück zu vernichten.

Unterdeſſen waren die das Paradies bewachenden Engel von der Anweſenheit eines böſen Geiſtes verſtändigt worden, und ihr Anführer, der Erzengel Gabriel, befahl:

„Ithuriel und Zephon; flieget eilig,
Durchſucht den Garten, kein Verſteck laßt aus;
Beſonders ſpäht um jenes ſchöne Paar,
Das jetzt vielleicht ohn' allen Harm dort ſchlummert.
Vom Sonnenuntergang kam wer am Abend,
Der ſprach, daß einen höll'ſchen Geiſt er ſah
Hieherwärts ziehn (wer hätt's geglaubt), entronnen
Der Hölle Schranken, ſicher Böſes ſinnend.
Wo ihr hin trefft, greift ihn und bringt ihn her."
So ſprechend, führt die Schar er, deren Glanz
Den Mond verdunkelt; jene flogen ſtracks
Zur Laub', ihn ſuchend, fanden dort ihn auch,
Gleich einer Kröt' am Ohr der Eva hockend,
Durch Teufelskunſt verſuchend, zu erreichen
Den Sitz der Phantaſie und dort zu ſchmieden
Blendwerk, wie's ihm beliebt, Phantasmen, Träume;
Auch ob er, Gift einflößend, ihr beflecken
Die tier'ſchen Geiſter könnt', aus reinem Blut
Entſteigend, gleich dem Hauch des reinen Stromes,
Drin wirren, unzufriednen Sinn zu wecken,
Gier, eitles Hoffen, ungezähmt Verlangen,
Von Dünkel aufgebläht, der Hochmut zeugt.
Den Eifrigen berührt Ithuriel leicht
Mit ſeinem Speer; uud da Verſtellung nicht,
Berührt von Himmelskraft, beſteht, vielmehr
Zur wahren Form zurück muß, fährt er auf,
Entdeckt und überraſcht. Wie wenn ein Funke
In einen Haufen Pulver fällt, daliegend,
Den Vorrat eines Magazins zu mehren
Bei drohndem Krieg, und jäh das ſchwarze Korn,
Entbrannt, ſich flammend in der Luft verbreitet:
So fuhr empor der Feind in eigner Bildung.
Es ſtutzen, leicht verwirrt, die beiden Engel,
So ſchnell den grimmen König zu erblicken;
Doch furchtlos reden bald ſie ſo ihn an:
„Wer von den Geiſtern, büßend in der Hölle,
Biſt du? Der Haft entronnen, warum ſaßeſt
Du, wie ein Feind, verſtellt im Hinterhalt
Und lauerteſt am Haupt der Schläfer hier?"

Satan mußte ſich zu erkennen geben, und war gezwungen, aus dem Garten Eden zu weichen.

5. Buch.

Mit Rieſenſchritten nahte jetzt im Oſten der Morgen; Adam erwachte und war erſtaunt, Eva noch in unruhigem Schlafe zu finden. Freundlich weckte er ſie und ſie erzählte: „In der vergangnen Nacht
(Wie deren ich noch nie verbrachte) träumt' ich,
Wenn's Traum war, nicht, wie's oft geſchieht, von dir,
Von vor'gen Tags und dieſes Morgens Arbeit,
Nein, von Vergehn und Unruh', die mein Herz nicht
Vor dieſer ſchlimmen Nacht gekannt. Mich dünkte,
Mir flüſtert' einer zu mit ſanfter Stimme,
Die dein ich glaubte, fortzugehn. Sie ſagte:
„Was ſchläfſt du, Ev'; jetzt iſt die ſüße Zeit,
Kühl, ſchweigend, außer wenn die Stille weicht
Der Sängerin der Nacht, die jetzto wachſam
Die ſüßſten Liebesſänge ſchwirrt; nun herrſcht
Der volle Mond, der mit erfreu'nderm Licht
Der Dinge Schattenbilder zeigt — vergebens,
Wenn's niemand ſieht; des Himmels Augen wachen
Nur dich zu ſehn, dich, der Natur Verlangen,
An der ſich alles weidet, zum Entzücken
Gelockt, um deine Schönheit ſtets zu ſchauen." —
Auf ſtand ich, als du riefſt, doch fand dich nicht;
Drauf wandt' ich meinen Schritt, um dich zu ſuchen,
Und ging, ſchien mir's, einſam auf Wegen fort,
Die mich auf einmal zu dem Baume führten
Der unterſagten Kenntnis. Schön erſchien er,
Weit ſchöner, wie mich deuchte, denn bei Tage.
Und wie ich ſtaunend blickte, ſtand daneben
Ein Weſen, gleich des Himmels Flügelboten,
Die oft wir ſehn; die tau'gen Locken träuften
Ambroſia. Er auch ſchaut' an den Baum,
Und ſprach: „O ſchön Gewächs, mit Frucht belaſtet:
Erleichtert niemand dich, die Süße koſtend,
Nicht Gott, nicht Menſch? wird Kenntnis ſo mißachtet?
Verbietet Neid und ſonſt was den Genuß?
Wehr's, wer da will, nicht länger will ich miſſen
Dein dargeboten Gut, wozu ſonſt hier?" —
Er ſprach's und pflückt' alsbald mit kühner Hand
Und koſtete. Vor kaltem Schauder ſtarrt' ich
Bei ſolch verwegnem Wort, ſo raſcher That.
Doch er rief jubelnd: „Göttlich ſchöne Frucht,
Süß an dir ſelbſt, doch ſüßer ſo gebrochen;
Verboten hier, ſo ſcheint's, als einzig Göttern
Beſtimmt, weil Menſchen Göttern gleich ſie macht.
Warum nicht Götter Menſchen? da das Gute,
Mehr mitgeteilt, ſich deſto mehr vergrößert,
Den Geber nicht verkürzt, nur mehr ihn ehrt?
Hier, engelſchöne Eva, ſelig Weſen,
Nimm auch davon; biſt du ſchon glücklich jetzt,
Kannſt du noch ſel'ger werden, werter nicht.
Dies koſt' und zähl' hinfort dich zu den Göttern,
Selbſt Göttin, auf die Erde nicht beſchränkt,
Nein, in die Luft bald ſteigend, uns gleich, bald
Zum Himmel auf durch dein Verdienſt, zu ſehen,
Wie Götter leben, und ſo lebe du." —
So ſprechend, naht' er mir und hielt ſogar
Mir vor den Mund ein Stück derſelben Frucht,
Die er gepflückt; der würzige Geruch
Erregte ſo die Luſt mir, daß durchaus
Ich koſten mußte. Urplötzlich flog mit ihm
Ich zu den Wolken auf und ſah tief unten
Die Erd unendlich ausgedehnt, ein Anblick,
So groß und mannigfaltig, ob des Fluges
Zu ſolcher Höh' mich wundernd. Plötzlich war.
Mein Führer fort, und ich, ſo ſchien's ſank nieder
Und fiel in Schlaf. Doch, o wie froh erwacht' ich,
Zu finden, daß dies Traum!" — So von der Nacht
Sprach Eva; ſo verſetzt' ihr Adam traurig:
Die Unruh' deiner Seel' in dieſer Nacht
Befängt auch mich; der wilde Traum, ich fürchte,
Von böſem Urſpruug, will mir nicht gefallen.
Woher das Böſ'? In dir kann keines wohnen,
Du rein Geſchöpf. Doch wiſſ', es hegt die Seele
Geringrer Kräfte viel, die der Vernunft,
Dem Haupte dienen; unter dieſen übt
Die Einbildung ihr Amt. Aus allem Aeußern,
Was uns darbieten die fünf wachen Sinne,
Schafft ſie Vorſtellungen und luſt'ge Bilder,
So die Vernunft vereint und trennt und draus
Das ſchafft, was wir bejahen und verneinen,
Und Kenntnis, Meinung nennen. Sich zurück
Ins Innre ziehend, ruhet die Natur.
In ihrem Abſein wacht oft Phantaſie
Und ahmt ihr nach; doch Bilder wirr verbindend,
Schafft ſie ein wildes Werk, zumeiſt in Träumen,
So Wort als That von einſt und jüngſt vermengend.
Und laß uns friſch an unſre Arbeit gehn
Im Hain, am Quell und bei den Blumen,
Die ihres Buſens ſchönſten Duft ausſtrömen,
Der Nacht verſchließend, doch für dich ihn wahrend."

Ueberſetzt von K. Eitner.

So tröſtete Adam die Gattin und nun eilten ſie erheitert auf das Feld. Als ſie aber, aus des Haines Laubdach hervortretend, die Sonne gleichſam aus dem Meere hervorſteigen ſahen, bückten ſie ſich demütig, und heilige Begeiſterung drängte ein Loblied auf ihre Lippen. Sie begannen:

„Dein Werk, Allgütiger, iſt dieſe Pracht,
Dies Weltgebäu, ſo ſchön und wunderbar;
Wie wunderbar mußt, Unausſprechlicher,
Du ſelbſt ſein, der du über Sternen thronſt,
Verborgen, oder dunkel nur geſchaut
In deinen kleinſten Werken, die uns ſchon
Unendlich deine Macht und Güte künden!
Sprecht ihr, des Lichtes Kinder, ſprecht ihr Engel,
Ihr ſchaut ihn, und kreist jubelnd mit Geſang
In vollen Chören Tage ohne Nacht
Um ſeinen Thron! Im Himmel ihr, auf Erden
Preist, all ihr Creaturen im Verein,

Zuerſt, zuletzt, und ohne Ende ihn!
Du ſchönſter Stern, des Nachtgefolges letzter,
Wenn du der Dämmrung nicht ſchon angehörſt,
Der du, des Tages ſichres Pfand, den Morgen
Mit deinem Lichte kränzeſt, preiſe ihn
In Tagesanbruchs ſüßer Dämmerſtunde!
Du Sonne, Aug' und Seele dieſer Welt,
Erkenn' ihn, deinen Herrn, und tön' ihm Preis
In deinem ew'gem Lauf, wenn du empor
Zur Mittagshöhe ſteigſt, und wenn du ſinkſt!
Mond, der die Sonne du bald ſuchſt, bald fliehſt
Ihr Lichter, feſt im fliehenden Kreiſe ruhend,
Und ihr fünf Wandelſterne, die ihr euch
Nicht klanglos dreht, in myſtiſchem Tanz lobſingt
Ihm, der aus Finſternis das Licht berief!
Luft, und ihr Erſtgebornen der Natur,
Ihr Elemente, die zu vieren ihr
Beſtändig kreist, vielförmig alles miſcht
Und nährt, laßt euren ſteten Wechſel ſich
Vermannigfachen zu des Schöpfers Preis!
Ihr Dämpf' und Nebel, die ihr aufwallt jetzt
Von Hügeln oder Seen, ſchwärzlich grau,
Bis Sonne euer Vließ mit Golde ſäumt,
Erhebt euch zu des Weltenſchöpfers Ehre;
Ob ihr die Luft mit leichten Wölkchen ſchmückt,
Ob ihr mit Regen tränkt das durſt'ge Land,
Im Steigen wie im Fall erhöht ſein Lob!
Aus allen Ecken wehend, haucht und braust
Sein Lob, ihr Winde! und ihr Tannen, neigt
Samt allen Pflanzen eure Wipfel ihm!
Ihr Quellen, Bäche, die melodiſch ihr
Dahinfließt, murmelt ſanft ſein Lob!
Stimm' alles ein, was Odem hat! Ihr Vögel,
Die ihr zum Himmelsthore ſingend ſchwebt,
Auf Schwingen und auf Tönen tragt ſein Lob!
Die ihr im Waſſer ſchwimmt, das Land betretet,
Stattlich einhergeht oder niedrig kriecht,
Bezeuget, ob ich ſchweige früh und ſpät
Zu Thal und Hügel, Quelle oder Hain,
Ob nicht mein Lied ſie lehrte, ihn zu preiſen!
Heil dir, Allherrſcher! Gieb uns gütig ſtets
Nur gutes, und hat im Verborgenen
Die Nacht des Böſen etwas aufgeſammelt,
Zerſtreu' es, wie jetzt Licht das Dunkel ſcheucht!"

So beteten ſie und Gott ſah mit Erbarmen auf ſie. Er befahl dem Erzengel Raphael, zur Erde niederzuſteigen und ſie wie ein Freund den andern vor Satans Liſt zu warnen. Ungeſäumt entſchwebte der Engelsfürſt durch das Himmelsthor und gelangte in das Paradies. Während Eva zu würdiger Bewirtung des himmliſchen Gaſtes reine Früchte ſammelte, begrüßte Adam denſelben; ſodann bewirteten ihn beide.

Als ſie mit Speiſ' und Trank ſich nun erquickt,
Nicht überſättigt hatten, wünſchte Adam
Die günſtige Gelegenheit zu nutzen,
Und von den Weſen über dieſer Welt,
Den Himmelsgeiſtern, Kunde zu erlangen,
Die er an jeglicher Vortrefflichkeit,
An Glanz, der Gottheit Ausfluß, an Geſtalt,
An Hoheit wie an Kraft dem Menſchen weit,
Weit überlegen ſah; und mit Bedacht
Sprach er des Himmels Abgeſandten an:
„Dank dir, der du bei Gott wohnſt, für die Huld,
Mit welcher du den Menſchen würdigteſt,
Zu treten unter ſein beſcheidnes Dach
Und Erdenfrucht zu eſſen: keine Koſt
Für Engel! doch ſo freundlich nahmſt du ſie,
Als hätteſt du bei hohem Himmelsfeſt
Mit Nektar dich geletzt; — welch ein Vergleich!"
Worauf der Engelsfürſt erwiederte:
„Von einem, Adam, vom Allmächtigen
Kommt alles, kehrt, weicht es vom Guten nicht,
Zu ihm zurück. Denn alle Weſen ſind
Vervollkommlich geſchaffen, eines Urſtoffs,
Nur in verſchiednen Stufen, andrer Form
Des Seins, und bei Lebendigen des Lebens,
Verfeinerter und reiner, geiſtiger,
Je näher Gott ſie ſehen, je mehr ſie ſtreben,
In ihrem Wirkungskreiſe Gott zu nahn,
Bis ſich der Leib in den für jede Art
Gemäßen Grenzen auf zum Geiſte ringt.
Aus Wurzeln keimt der Stengel, lichter ſchon,
Noch luftiger das Blatt, und geiſt'gen Duft
Haucht die erſchloßne Blüte. Blüt' und Frucht,
Des Menſchen Nahrung, ſtufenweis veredelt,
Strebt auf zu Lebensgeiſtern, tieriſchen
Wie geiſtigen; die geben Kraft und Sinn,
Verſtand und Phantaſie: woher die Seele
Vernunft empfängt, in der ihr Weſen liegt,
Und die bei euch zumeiſt durch Sprache ſich,
Bei uns durch innerliches Schau'n bekundet,
Abweichend nur im Maß, im Weſen gleich.
Verwundre drum dich nicht ſo ſehr, wenn ich
Was Gott euch dienlich fand, in eignen Stoff,
Wie ihr, auflöſe. Kommen mag die Zeit,
Wo Menſchen auch der Engel Speiſe teilen,
Sie nicht zu luftig finden, nicht zu leicht,
Bis, irdiſch nicht genährt mehr, euer Leib
Verklärt allmählich und durchgeiſtet wird,
Und ihr, geflügelt durch den Aether ſchwebend,
Hier oder in des Himmels Paradieſen
Gleich uns nach eurer Wahl verweilen könnt; —
Wenn ihr gehorſam bleibt, und treu beharrt,
Unwandelbar in voller Liebe des,
Von dem ihr ſtammt! Genießt inzwiſchen froh,
Zu mehr noch nicht befähigt, all das Glück,
Das euer jetz'ger Stand in Fülle bietet!"
Erwidernd ſprach der Menſchheit Patriarch:
„Huldreicher Himmelsgeiſt! Somit haſt du
Uns der Erkenntnis rechten Weg gezeigt:
Die Leiter der Natur, auf welcher wir,
Betrachtend das Erſchaffne, ſtufenweis
Aufſteigen können bis zu Gott. Doch ſprich!
Was deutet die Bedingung, die du ſtellſt,
‚Wenn ihr gehorſam bleibt?‘ Wie könnten wir
Gehorſams je ermangeln gegen ihn,
Wie jemals von der Liebe zu ihm laſſen,
Der uns aus Staub gebildet hat, und hier
Uns mit der Wonnen reichſtem Maß beſchenkte,
Das wünſchen nur der Menſch und faſſen kann!"
„Sohn Himmels und der Erde!" ſprach der Engel,
„Daß du jetzt glücklich biſt, verdankſt du Gott,
Wenn du es bleibſt, dir ſelbſt. Du bleibſt es nur,
Merk' auf! ſo lange dein Gehorſam währt.
Dies meines Wortes Deutung; warn' es dich!

Bernhard Schuhmann.

Adam dankte dem Engel für die Lehre, gelobte, ſtets gegen Gott Gehorſam zu üben, und bat Rafael, ihm den Fall Satans zu erzählen.

Der Engel willigte ein, da es dem Vater der Menſchen zum Heile dienen könne, und ſchilderte, wie Gott den himmliſchen Heerſcharen ſeinen eingeborenen Sohn vorgeſtellt, mit dem Befehle, daß ſich ihm alle Knie im Himmel beugen ſollten: wer ihm ungehorſam ſei, werde desſelben Tages in die äußerſte Finſternis verſtoßen, verſchlungen vom Abgrund, ohne Erlöſung, ohne Ende. Alle ſchienen zufrieden, und der Tag verging in heiliger Fröhlichkeit, bis alle zur Ruhe gegangen waren, mit Ausnahme der bei Gottes Thron Lobſingenden.

Nicht alſo wachte Satan — nenn ihn ſo,'
Sein früh'rer Name ward getilgt im Himmel! —
Der erſten einer, wenn der erſte nicht
Der Engelsfürſten, war er, groß an Macht
Und Rang, doch neidiſch wider Gottes Sohn,
Weil ihn der Vater als Meſſias-König
Geſalbt und dargeſtellt. Sein Stolz ertrug
Den Anblick nicht: er glaubte ſich verkürzt.
Erfüllt deshalb von Bosheit, Grimm und Haß,
Beſchloß er, um die mitternächt'ge Stunde,
Die freundlichſte der Stille und dem Schlaf,
Mit allen ſeinen Scharen wegzuziehn,
Und in Empörung ſich des Höchſten Macht
Zu widerſetzen. Heimlich weckte er
Den unter ihm Befehlenden, und ſprach:

„Schläfſt du, teurer Freund? Warum teilſt du mir nicht deine Gedanken mit über die neuen Geſetze, die uns der gegeben hat, welcher über uns herrſchet? Doch mehr an dieſem Orte zu äußern, iſt nicht rätlich. Verſammle daher die Häupter unſerer Scharen und laß uns heimwärts eilen. Gieb vor, daß wir Befehl haben, Voranſtalten zum Empfange des Meſſias zu treffen, der triumphierend alle Himmelsſtaaten zu durchziehen gedenke." Der Freund gehorchte.

Alle aber ſcharten ſich,
Gehorſam ihres großen Herrſchers Rufe,
Um ſein Panier; denn groß war in der That
Sein Name in den Himmeln, hoch ſein Rang.
Wie der Geſtirne Heer dem Morgenſtern,
So folgte, angelockt von ſeinem Trug,
Des Engelsheeres dritter Teil ihm nach.
Inzwiſchen ſah der Ewige, deſſen Blick
Verborgenſte Gedanken ſchaut, hernieder
Von ſeinem heil'gen Berge, wo bei Nacht
Die goldnen Fackeln vor ihm brennen; ſah,
Wie Aufruhr, wem, entkeimte, wie er ſchnell
Des Lichtes Schar ergriff, wie viele ſich
Zur Widerſetzlichkeit vereinigten.

Gott ſah, was geſchah, und ſpottete der Anſchläge des Abtrünnigen. Dieſer war indes heimgezogen und verſammelte in ſeinem prachtvollen Herrſcherſitze die Vornehmſten ſeines Heeres. Mit verläumderiſcher Kunſt, wahres falſchem beimiſchend, reizte er ſie auf, dem Sohne Gottes die geforderte Anbetung zu verweigern. Vergebens trat ihm der Seraph Abdiel entgegen und rief: „Beſänftige ſchleunigſt den Zorn der Gottheit; weil du Verzeihung finden magſt, wenn du ſie zu rechter Zeit ſuchſt.

„So ſprach der Engel; doch ſein Eifer ward
Nicht unterſtützt. Unzeitig fand man ihn,
Seltſam und übereilt. Darob erfreut,
Verſetzte, trotziger noch, der Rebell:
„„Gebildet, ſagſt du, wären wir durch ihn,
Ein Werk aus zweiter Hand, vom Vater nun
Dem Sohne übertragen? Unerhört!
Sprich, woher haſt du dieſe neue Lehre?
Wer ſah es, als die Schöpfung ward?
Denkſt du
Des Tags, da dir der Schöpfer Daſein gab?
Wir kennen keine Zeit, da wir nicht waren;
Niemand war vor uns. Als des Schickſals Kreis
Durchlaufen war, erzeugte und erhob
Uns eigne Lebenskraft als reife Frucht
Des Himmelsſchoßes, als des Aethers Söhne.
Von uns ſtammt unſre Macht; und unſer Arm
Entſcheide durch des Waffenkampfs Erfolg,
Wer gleich uns iſt! Dann überzeuge dich,
Ob demutsvolle Bitte uns beliebt,
Und ob dem Throne des Allmächtigen
Wir flehend oder ſtürmend nahn. Dies melde
Dem neugeſalbten Könige, und flieh,
Eh Unheil dir den Weg zur Flucht verſchließt!""
„Er ſprachs, und wie das Brauſen tiefer Waſſer
Erſchallte durch das ungeheure Heer
Des Beifalls heiſrer Sturm. Doch Abdiel,
Obgleich allein, von Feinden rings bedroht,
Entgegnete nicht minder furchtlos drum:
„„O Gott entfremdeter, verworfner Geiſt,
Von guten losgeſagt! Nun ſehe ich,
Beſchloſſen iſt dein Fall, und nach ziehſt du
Die vom Verrat bethörte Unglücksſchar.
In deine Schuld wie in dein Strafgericht.
Bemüh' dich nicht mehr, des Meſſias Joch
Dir abzuwerfen! Seiner milden Herrſchaft
Biſt du nicht mehr gewürdigt; andres ward
Unwiderruflich gegen dich beſtimmt.
Das goldne Szepter, das du von dir warfſt,
Wird als ein Stab von Eiſen dich zerſchlagen,
Du Widerſpänſt'ger! Ich gehe jetzt;
Doch flieh' ich nicht um deiner Dro~~hung willen~~
Dies frevelhafte Lager. Gottes Zorn
Schwebt über ihm, und wird ohn' Unterſchied
In Flammen es verzehren. Wenn dein Haupt
Sich unter ſeiner Allmacht Donner krümmt,
Dann wirſt du jammernd ſehn, wer dich erſchuf,
Denn du wirſt ſehn, wer dich vernichten kann!""
„So ſprach der Seraph Abdiel, allein
Getreu erfunden unter Ungetreuen.
Er unter unzählbaren Falſchen hielt,
Nicht wankend, unverführt und ungeſchreckt,
An Liebe, Eifer und Gehorſam feſt;
Den Einzelnen vermochte keine Zahl,
Kein Beiſpiel von der Wahrheit Bahn zu locken,
Noch zu entmutigen. Er ſchritt entlang
Durch ihre Reihen, über Feindes Spott
Erhaben, nichts befürchtend von Gewalt,
Und wandte mit Verachtung ſeinen Rücken
Den ſtolzen Zinnen, nahem Fall geweiht."

6. Buch.

Als Abdiel im Himmel anlangte, fand er der treu gebliebenen Engel Heer ſchon kampfgerüſtet. Vom heiligen Berge aus befahl Gottes Stimme den Erzengeln Michael und Gabriel: „Führet meine gewaffneten Heiligen gegen die gottloſe, aufrühreriſche Rotte, und treibet ſie fort an den Ort ihrer Beſtrafung, der ſchon ſeine Flammen öffnet, ihren Sturz zu empfangen."

„So ſprach des Höchſten Stimme. Seines Zorns
Erwachen kündend, wurd' der ganze Berg
Verdunkelt von Gewölk; Rauch ſtieg empor
Und düſt're Flammenwirbel. Fürchterlich
Erdröhnte himmliſcher Poſaunen Schall.
Auf ihren Ruf brach nun die Heeresmacht,
Gewaffnet für den Himmel, ſchweigend auf:
Die glänzenden Kolonnen ſcharten ſich
In ein gewaltig, dichtgeſchloßnes Viereck,
Indes der Klang harmoniſcher Muſik
Zu tapfern Thaten in den Kampf für Gott
Und den Meſſias ihren Heldenſinn
Begeiſterte. So, unauflöslich feſt,
Bewegen ſie ſich fort; kein ſteiler Berg,
Kein enges Thal, kein Wald, kein Strom zerteilt
Die breiten Reih'n; hoch überm Boden ging
Des Zuges Eile, und die Luft ertrug
Geduldig ihren Tritt. Wie da der Vögel
Geſamte Art in ordnungsmäßigem Flug
Her über Erden zog, damit du ſie
Mit Namen nennteſt: alſo zog dies Heer
Durch manchen Strich des Himmels, manch Gebiet,
Zehnmal ſo groß als dieſes Erdenrund;
Bis fern im Norden jetzt von Saum zu Saum
Ein feuriges Gefilde ſich erhob.
Sie nahten ſich, und ſahen es weithin
Von Krieg erglänzen, von dem ſtarren Strahl
Zahlloſer Lanzen, Helm' und bunter Schilde,
Mit Wappenbildern prahleriſch bemalt.
Satans vereinte Kriegsmacht beauste dort
In Sturmwinds Eil' heran; denn ſelben Tags
Gedachten ſie noch Gottes heil'gen Berg
Zu überfallen, und dann ſeiner Hoheit
Vermeßnen Neider auf den Thron zu ſetzen:
Ein Anſchlag, der auf halbem Wege ſchon
Vereitelt ward. Wohl ſchien's uns ſeltſam erſt,
Daß Engel mit einander ſich im Kampf
Als Feinde meſſen ſollten, nur gewohnt,
Bei Feſten ſich in Lieb' und Luſt zu einen,
Als Kinder eines großen Vaters ihm,
Dem Ewigen, lobſingend; doch der Lärm,
Des nahen Angriffs tobendes Getümmel
Verſcheuchte ſchnell den milden Friedensſinn.
Hoch in der Mitte, wie ein Gott erhöht,
Saß der Rebell auf ſonnenhellem Wagen,
Von Cherubim mit goldner Wehr umringt —
Ein Götzenbild der Gottesmajeſtät.
Jetzt ſtieg von ſeinem Prunkſitz er herab;
Denn Heer von Heer ſchied nur ein ſchmaler Raum,
Entſetzlich ſchmal! Front' gegen Fronte ſtand
Zum Kampf bereit, in grauenvoller Länge.
Auf ſcharfer Schneide vorm Zuſammenſtoß
Ging Satan an der Spitze ſeines Heers,
Hoch wie ein Turm, von Gold und Demant ſtrahlend,
Mit ſtolz geſpreiztem Schritt einher.

Bernhard Schuhmann.

Abdiel trat ihm entgegen und wies ihn auf die Macht Gottes hin, wurde aber von Satan mit Hohnesworten ein Feigling geſcholten. Da rief der Seraph: „Abtrünniger, du irreſt, Gott zu dienen iſt nicht ſchändende Knechtſchaft; du aber erwarte in der Hölle Ketten, nicht Königreiche; indes empfange von mir dieſen Gruß auf dein verruchtes Haupt."

„Er ſprach's und hob deu Arm zu einem Streiche,
Der donnernd auf des Feindes ſtolzen Helm
So raſch herniederfuhr, daß nicht der Blick,
Nicht des Gedankens Schnelle, minder noch
Sein Schild voreilen konnte ſolcher Wucht.
Zehn Schritte rückwärts taumelte der Feind;
Dann ſank er, an den Speer gelehnt, in's Knie.
So ſtürzt ein Berg durch unterirdiſche
Gewäſſer oder Winde und verſinkt
Mit allen ſeinen Tannen. Schreck ergriff
Das Aufruhrheer, und mehr noch Wut, ihr Haupt
So hingeſtreckt zu ſehn. Die Unſern jauchzten,
In Siegeshoffnung und voll Kampfbegier;
Weit durch den Himmelsraum ließ Michael
Des Erzengels Drommetenruf erſchallen,
Und die getreuen Streiter ſangen laut
Dem Höchſten Hoſianna. Auch das Heer
Der Feinde ſtand nicht ſtill; es drängte wild
Zum grauſen Angriff. Nun entſtand ein Sturm,
Ein Raſen, Toben, wie der Himmel nie
Bisher vernahm; mit gellem Mißton ſchlug
Das Schwert des Panzers Stahl; der ehrnen Wagen
Ergrimmte Räder knirſchten; ſchrecklich ſcholl
Des Kampfes Lärm; mit gräßlichem Geziſch
Durchſauſte glühender Pfeile Flug die Luft,
Und beide Heere, überwölbt von Glut
Wie unter einer Flammendecke, ſtürzten
Mit unauslöſchlich wütender Begier
Sich in die Schlacht. Der Himmel wiederhallte,
Und war die Erde damals ſchon, gewiß,
Sie hätte bis zum Mittelpunkt gebebt.
Kein Wunder; denn es ſtanden im Gefecht
Millionen Engel, deren niedrigſter
Mit aller Elemente Kräften ſich
Bewaffnen konnte. Wie viel mehr vermochte
Heer gegen Heer im Kampfe furchtbaren Brand
Zu zünden und den Sitz der Seligen
Erſchütternd zu verwüſten: hätte nicht
Von ſeiner ſtarken Himmelsveſte aus
Der ew'ge König ihren Kampf beherrſcht
Und ihre Macht beſchränkt. Doch war an Zahl
Noch jede Legion ein Heer, an Kraft
Noch jeder Arm gleich einer Legion.
Geführt im Kampf, ſchien doch der einzelne
Ein Führer ſelbſt, ein Feldherr, wohlerfahren,
Wann's vorzurücken, ſtillzuſtehn, zu wenden,
Die Reihn zu öffnen oder ſchließen galt.
Nicht einer ſann auf Rückzug oder Flucht,
That einen Schritt, der feige Furcht verriet,
Nein; jeglicher vertraute auf ſich ſelbſt,
Als ob in ſeinem Arm allein des Siegs
Entſcheidung ruhte. Thaten ew'gen Ruhms
Geſchahen zahllos; denn es wogte weit
Der Kampf und wechſelnd, bald auf feſtem Boden,
Ein Standgefecht, bald mit gewalt'gem Fittig
Die Lüfte ſchlagend; — kämpfend Feuer ſchien
Als die Luft. Lang' ſchwebte ſo die Schlacht
In gleicher Wage: da erblickte Satan,
Der Wunder ſchon an Tapferkeit gethan,
Und, durch der Seraphim durchbrochne Reih'n
Hinſtürmend, keinen gleichen Kämpfer fand,
Wie unterm Schwerte Michaels Geſchwader
Auf einmal ſanken, wenn ſein ſcharfer Stahl,
Zweihändig aufgeſchwungen, weit umher
Verheerend niederfiel. Dem Unheil dort
Zu wehren, eilte er, den Rieſenſchild
Von zehnfach hartem Diamantenfels
Entgegenſtreckend, hin. Als Satan nahte,
Hielt Michael mit Kampfesarbeit ein,
Voll froher Hoffnung, daß den Erzfeind er
Nun überwinden und in Feſſeln ſchlagen,
Und ſo den Himmelskrieg beenden werde.
Mit zornentflammtem Antlitz rief der Held:
„„Du Urheber des Böſen! Unbekannt
War es im Himmel, bis du Aufruhr ſannſt;
Nun wuchert es in allverhaßtem Kriege,
Dir und den Deinen am verderblichſten.
Des Himmels ſel'gen Frieden ſtörteſt du:
Du bringſt des Elends Fluch, erſchaffen erſt
Durch deine Frevelthat, in die Natur;
Und deine Bosheit haſt du eingeflößt
Viel tauſenden, die, treu und gut bisher,
Jetzt falſch geworden ſind. Doch hoffe nicht,
Hier heil'ge Ruh' zu rauben! Aus ſtößt dich
Der Sitz der Seligkeit aus ſeinen Grenzen;
Er duldet nicht Gewalt und Krieg. Drum fort!
Und mit dir zieh' dein Sprößling fort, das Böſe!
Zur Hölle, wo das Böſe wohnt, entweicht,
Du und dein ruchlos Volk! Dort ſtifte Zwietracht,
Eh' dieſes Schwert zu richten dich beginnt,
Eh' ſchnellere, von Gott beſchwingte Rache
Hinab dich ſchleudert mit verſtärkter Pein.""
„So ſprach der Engelsfürſt; der Gegner drauf:
„„O, glaube nicht, mit leerer Drohung Wind
Zu ſchrecken, den dein Arm nicht ſchrecken kann.
Triebſt du den letzten dieſer in die Flucht?
Wer fiel, erhob er ſich nicht unbeſiegt?
Und hoffſt du, leichter ſei das Spiel mit mir,
Daß du gebietriſch mich von hinnen jagſt?
Nein wahrlich! ſo nicht enden ſoll der Kampf,
Den bös du nennſt, wir aber Kampf des Ruhms!
Wir meinen obzuſiegen, oder ſonſt
Den Himmel in die Hölle zu verkehren,
Von der du fabelſt, und, wenn nicht zu herrſchen,
Hier frei zu wohnen. Sammle alle Kraft;
Nimm ihn, den ihr allmächtig heißt, zu Hilfe!
Ich fliehe nicht; dich ſucht' ich nah und fern.""
„Er ſchwieg. Zum Kampf, zum unausſprechlichen,
Beitreten ſich beide; wer vermag,
Ob auch mit Engelszunge, ihn zu ſchildern;
Wie kann Vergleich mit irdiſch ſichtbarn Dingen
Des Menſchen Sinn zur Höh' gottgleicher Kraft
Erheben? Götter ſchienen ſie an Wuchs,
Bewegung, Waffenglanz, und ſtark genug,
Allein den Streit um Herrſchaft zu entſcheiden.
Jetzt flammten ihre Schwerter durch die Luft;
Zwei Sonnenſcheiben, ſtrahlten ihre Schilde
Einander an; und ſchaudernd ſtand Erwartung.
Wo kaum am dichteſten die Schlacht gewühlt,
Ließ ſchnell ein weites Feld die Engelsſchar,
Nicht ſicher im Bereiche ſolchen Sturms:
Ein Sturm, wie wenn — nimm dies als ſchwaches Bild! —
Die Eintracht der Natur zerriſſen wär',
Wenn Krieg entſtünde unter den Geſtirnen,
Und zwei Planeten, ſich im wilden Grimm
Am Himmelszelt begegnend, kampferglüht
Mit ihren Sphären auf einander ſtießen.
Zugleich erhoben beide ihren Arm,
Allmächtig faſt, bedacht auf einen Streich,
Der, eines zweiten nicht bedürftig, raſch
Den Kampf entſchiede. Beide ſchienen ſie
Gleich kräftig und gewandt; doch Michaels Schwert,
Aus Gottes Rüſtſaal ihm gegeben, war
Von ſolcher Härte, daß das Feſteſte,
Das Schärfſte nicht ihm widerſtehen konnte.
Es traf auf Satans Schwert mit jäher Wucht
Und hieb es mitten durch und ruhte nicht,
Bis die zurückgeſchwungne Schneide tief
In deſſen Seite drang. Zum erſten Mal
Empfand jetzt Satan Schmerz. Er krümmte ſich:
So grimmig klaffte die von ſcharfen Schwert
Geſchlagne Wunde. Doch ſein Aetherſtoff,
Nicht lange trennbar, ſchloß ſich bald; heraus
Strömt eine nektargleiche Flüſſigkeit,
Das Blut der Himmelsgeiſter, und befleckte
Der Rüſtung bis dahin ſo hellen Glanz.
Von allen Seiten eilten ihm zum Schutz
Der Engel eine große Zahl herbei;
Sie trugen ihn auf ihren Schilden fort,
Und legten ihn, vom Kampfplatz weit entfernt,
Auf ſeinen Wagen. Knirſchend lag er hier
Vor Schmerz und Wut und Scham; er war beſiegt.

Die Nacht gebot endlich Waffenruhe, und Satan berief eine Verſammlung ſeiner Heerführer. Unter dieſen erhebt ſich Nisroc und rät, von weiterem Kampfe abzuſtehen, bis ſie beſſere Schutzwehr gegen die Waffen der Feinde oder wirkſamere Kampfesmittel gefunden hätten. Da tritt der König auf und giebt ihnen Anleitung aus Schwefel und Salpeter ein neues Kampfmittel anzufertigen.

Kaum graut der Morgen, rücken die Scharen wieder gegen einander. Angeſichts der Gegner befiehlt Satan den Seinen: „Nun zeiget, welche Vorſchläge wir den Feinden zu machen haben!"

„Kaum ſchloß er ſeine doppelſinnige Rede,
So zog die Vorſchar, rechts und links geteilt,
Auf beide Flanken ſich zurück. Dadurch
Enthüllte ſich ein wunderſamer Anblick.
Drei Reihen Säulen, zwiſchen Rädern liegend,
(Ja, Säulen glichen ſie zumeiſt aus Eich-
Und Fichtenſtämmen, im Gebirg gefällt,
Nach außen glatt behau'n und innen hohl)
Von Stein, Erz oder Eiſen gähnten uns
Aus ihren weiten Schlünden grauſig an.

Verdächt’ge Waffenruh! Bei jeder ſtand
Ein Seraph, der in ſeiner Hand ein Rohr
Mit feuriger Spitze hielt. Wir ſtanden ſtill
Und ſahen ſtaunend hin. Doch was geſchah?
Vorſtreckeud ihre Rohre all’ zugleich
Berührten jene eine enge Oeffnung,
Und plötzlich ſchien der Himmel eine Glut,
Doch ſchnell von Rauch geſchwärzt, der aus dem Schlund
Der abgefeuerten Geſchoſſe quoll;
Ihr Brüllen riß mit raſendem Gekrach
Die Luft entzwei, und gräßlich ſpieen ſie
Die Teufelsfüllung; ehrner Kugeln Hagel,
Verbundne Donnerkeile, auf das Heer
Der Sieger mit ſo ungeſtümer Wut,
Daß kein Getroffner, feſt wie Felſen ſonſt,
Sich auf den Füßen hielt, und tauſende
Erzengel, Engel reihenweiſe ſanken.
War nicht die Rüſtung ihnen hinderlich,
Sie hätten leicht, als Geiſter, dem Geſchoß
Sich zu entziehn vermocht; doch ſo ergriff
Zerrüttung ſie: es folgte Sturz auf Sturz;
Auch half es nichts, die dichten Reih’n zu lockern.
Was nun beginnen? Drangen ſie voran,
So gab erneuter Rückſchlag, doppelte
Schmachvolle Niederlage ſie aufs neu
Dem Hohngelächter ihrer Feinde Preis;
Denn eine andre Reihe Seraphim
Stand im begriff, die zweite Donnerladung
Auf ſie zu ſchmettern. Mehr noch ſcheuten ſie,
Zurück zu weichen. Satan ſah von fern
Ihr Schwanken und ſprach ſpottend zu den Seinen:
„„Die ſtolzen Sieger, die ſo kühn genaht,
Warum jetzt zögern ſie? Seht, Freunde, ſeht:
Da wir Vergleich (was konnten mehr wir thun?)
Mit offner Bruſt und Stirne bieten, — flugs
Verändern ſie die Meinung, wenden um,
Und machen ſo befremdliche Geberden,
Als tanzten ſie: zwar etwas toll und wild
Für einen Tanz! Gewiß entzückt ſie ſo
Der angebotne Friede; und mich dünkt,
Wird unſer erſter Antrag wiederholt,
Wir zwingen ſie zu ſchleunigem Entſchluß.““
„Mit gleichem Spott ſprach Belial: „„Wohl war
Die Sprache, die wir ſprachen, von Gewicht,
Ihr Inhalt kernig, und der Eindruck ſtark;
Denn alle, ſehn wir, ſind davon betroffen
Und mancher ſtrauchelt. Wen ſie recht ergreift,
Der muß ſie ganz, von Kopf bis Fuß, verſtehn.
Selbſt halb verſtanden, hat ſie doch die Kraft,
Die Feinde uns im Taumelſchritt zu zeigen.““
„So höhnten ſie mit frechem Uebermut.
Für zweifellos ſchon hielten ſie den Sieg,
Im Wahn, durch das erfundene Geſchoß
Der Macht des Ew’gen gleich zu ſein; ſein Heer,
Ja ſeinen Donner zum Geſpött zu machen.
Doch kurz war ihr Triumph. Die Gottesſtreiter
Erholten ſich vom erſten jähen Schreck;
Wut ſpornte ſie, und fand die rechten Waffen,
Solch hölliſcher Gewalt zu wiederſtehn.
Im Nu (ſieh, welchen Vorzug, welche Kraft
Gott den Getreuen gab!) entledigten
Sie ſich der Rüſtung; auf die Berge zu
(Die Erde hat vom Himmel dieſen Reiz,
Dies liebliche Gemiſch von Berg und Thal)
Schnell wie der Blitzſtrahl rannten, flogen ſie,
Und riſſen Hügel aus mitſammt der Laſt
Von Fels und Wald und Strom, und trugen ſie,
Gepackt am ſtrupp’gen Scheitel, hoch empor.
Entſetzen, glaube mir, und Angſt und Graun
Bemächtigte ſich der Empörer da;
Sie ſahn der Berge aufgewühlten Schoß
Herangeſchleudert kommen, überdeckt
Die dreigereihten tückiſchen Geſchoſſe,
Und tief begraben ihre Zuverſicht,
Tief unter ungeheurer Felſen Wucht.
Auf ſie, auf ihre Häupter flogen dann,
Die Luft verdunkelnd, mächtige Gebirge,
Und ſtreckte ganze Legionen hin.
Die Rüſtung mehrte ihre Not; ſie drang
Mit unſtillbarer Pein in ihren Stoff,
Und lange kämpften wimmernd ſie am Boden,
Bevor ſie ſich entwanden ſolcher Haft:
So waren ſie, einſt Geiſter reinſten Lichts,
Durch Sündigen nun trüb und ſchwer geworden.
Drauf, ſich mit gleichen Waffen zu verſehn,
Entwurzelten ſie Berge ihrerſeits;
Mit furchtbarm Wurfe hin und hergeſchleudert,
Begegneten ſich Felſen in der Luft,
So daß man unter grauſem Schatten focht.
Ein hölliſches Getümmel! Krieg erſchien
Dagegen friedlich Spiel; Verwirrung wuchs
Und häufte ſich; der ganze Himmel wär’
In Trümmer jetzt zerfallen, hätte nicht
Der Ewige in ſeinem Heiligtume,
Wo er, das All ermeſſend, ſicher thront,
Den Sturm vorhergeſehn und zugelaſſen,
Auf daß ſein hoher Ratſchluß ſich erfülle:
Zu ehren ſeinen Sohn, den er geſalbt,
Und durch die Rache an den Widerſachern
Laut zu verkündigen, daß alle Macht
Ihm übertragen ſei.

(Ueberſetzung von Bernhard Schuhmann.)

Bis jetzt hatte Gottes Weisheit die kämpfenden Scharen ſich ſelbſt überlaſſen, nun aber beſchloß der Ewige, die Aufrührer durch die Macht des eingeborenen Sohnes ſtrafen zu laſſen. Mit großer Macht zog er gegen die Aufrührer und bald

Erblickten ſie das Zeichen des Meſſias,
Von Engeln hoch getragen, ſein Panier,
Worunter Michael ſogleich das Heer,
Nach beiden Flügeln ſchwenkend, ſammel’e:
Ein Leib nun unter einem Haupt vereint.
Kraft Gottes ebnete vor ihm den Weg;
Die ausgerißnen Berge ſtellten ſich
Auf ſein Gebot an ihren Platz zurück;
Der Himmel glättete ſein Angeſicht,
Und friſch erblühend lachte Berg und Thal.
Das Herz der Feinde aber blieb verſtockt;
Unſinnig Hoffen aus Verzweiflung ſchöpfend,
Bereiteten ſie wieder ſich zum Kampf.
So thöricht konnten Himmelsgeiſter ſein?
Doch giebt’s ein Zeichen, dem der Stolze glaubt,
Ein Wunder, welches den Verſtockten rührt?
Was ſie zur Umkehr dringend mahnen ſollte,
Verhärtete ſie mehr. Mit Neid erfüllt
Vom Anblick ſeiner Größ’ und Herrlichkeit,
Gedachten ſie noch, wenn nicht durch Gewalt,
Durch Liſt zu triumphieren über Gott
Und den Meſſias, oder doch zuletzt
In ihrem Sturz das Weltall zu zertrümmern.
Schon rückten, feigen Rückzug oder Flucht
Verſchmähend, ſie zur letzten Schlacht heran;
Da ſprach der Gottesſohn zu ſeinem Heere:
„„Steht ſtill, ihr Heiligen! du Heldenſchar
Von Engeln, ſteh und ruhe heut vom Streit!
Getreu, Gott wohlgefällig, ohne Furcht
Habt ihr gekämpft für die gerechte Sache;
Ihr zeigtet euch, wie’s euch gegeben war,
Unüberwindlich. Einer andern Hand
Gehört der Gottverfluchten Züchtigung.
Sein iſt die Rache, oder des, dem er
Sie übertrug; und keiner großen Zahl
Bedarf das heut’ge Werk. Steht ſtill, und ſchaut,
Wie auf die Frevler ſich ſein Zorn durch mich
Ergießt. Nicht euch, mich haben ſie verhöhnt
Und doch beneidet; mir gilt ihre Wut,
Weil mich der Vater, dem im höchſten Himmel
Das Reich, die Macht und Herrlichkeit gebührt,
Nach ſeinem Schluß geehrt hat und erhöht.
Drum will er ihr Gericht durch mich vollziehn,
Auf daß nach ihrem Wunſch geſcheh’, in Kampf
Mit mir zu prüfen, wer der Stärkre ſei,
Sie alle, oder meine Macht allein.
Da ſie nach Stärke allen Wert bemeſſen,
Gleichgiltig gegen höheres Verdienſt,
Acht’ ich ſie keines andern Streites wert.““
„So ſprach der Sohn, und ſeine Miene ward,
Als er voll Grimm auf ſeine Feinde ſah,
Entſetzlich drohend, unerträglich ſtreng.
Die Viere ſpannten ihre Sternenflügel
Mit grauſem Schatten aus, und wie Getos
Der Stromflut oder eines mächt’gen Heeres
Erbrauſten ſeines Wagens Flammenräder.
Er, düſter wie die Nacht, fuhr graden Wegs
Auf die Verruchten los, daß bis zum Grund
Der Himmel bebte; unerſchüttert blieb
Nur Gottes Thron. Gedankenſchnell war er
In ihrer Mitte. Mit der rechten Hand
Warf er zehntauſend Donner unter ſie,
Die ſchmerzhaft ſich in ihre Seelen bohrten.
Hin war im Nu ihr Mut zum Widerſtand,
Und kraftlos ſenkten ſie die eitlen Waffen.
Nun fuhr er über Schilde, Helm’ und Häupter
Dahingeſtreckter Thron’ und Seraphim;
Sie wünſchten, Berge möchten wiederum,
Als Schirm vor ſeinem Zorne ſie bedecken.
Nicht minder ſtürmten Pfeile auf ſie ein
Von jenen vieren mit vier Angeſichtern
Voll Augenlicht, und von den lebenden
Mit Augen gleichfalls dichtbeſternten Rädern;
Von einem Geiſt beſeelt, ſchoß jedes Aug’,
Blitzfunkelnd, unter der Verruchten Heer
Verderblich Feu’r, das ihre Stärke brach,
Und ſie verließ beraubt der frühern Kraft,
Erſchöpft, betäubt, entgeiſtet, hingeſtreckt.
Doch hemmte, ſeine Macht kaum halb entfaltend,
Er ſeines Donners Flug; denn töten nicht,
Nur aus dem Himmel tilgen wollt’ er ſie.
Er hob die Hingeſunknen auf, und trieb
Wie eine furchtſam zahme Lämmerherde,
Verfolgt von Schreckniſſen, ſie vor ſich her
Bis an des Himmelsraums kryſtallnen Wall,
Der einwärts rollend, weit ſich öffnete.
Erſchloſſen war durch einen breiten Riß
Die öde Tiefe. Grauenvoller Anblick!
Sie wichen ſchaudernd, doch im Rücken mehr
Beängſtigt, ſtürzten ſie ſich häuptlings ſelbſt
Hinab vom Himmelsrande. Ew’ger Zorn
Brannt’ ihnen nach zur bodenloſen Schlucht. —
Die Hölle ſah vom Himmel Himmel ſtürzen;
Sie hörte das unleidliche Getös,
Und wär’ geflohn, hätt’ nicht zu tief und feſt
Das Schickſal ihren finſtern Grund gekettet.
Neun Tage fielen ſie; das Chaos ward
Bei ihrem Fall durch ſein verworrnes Reich
Zehnfach verwirrt, beſchwert, und überhäuft
Mit Schutt und Graus. Die Hölle endlich nahm
Sie gähnend auf, und ſchloß ſich über ihnen:
Die Hölle, ihr verdienter Aufenthalt
Voll ew’gen Feuers, Sitz der Pein und Qual.
Der Himmel jauchzte, ledig ſeiner Laſt,
Geſchwind ergänzte ſich der offne Wall,
Und der allein’ge Sieger, der Meſſias,
Er wandte ſeinen Wagen im Triumph.
Entgegen zogen ſeine Engel ihm,
Die ſchweigend ſeiner Allmacht That geſchaut;
Jetzt ſangen ſie voll Jubel, jedes Chor
Mit Palmenzweigen überſchattet, Heil
Dem Sieger, König, Erben, Sohn und Herrn,
Dem Würdigſten der Herrſchaft und des Reichs!
Gefeiert, triumphierend fuhr er ſo
Durch alle Himmel bis zur heil’gen Höh’,
Zum Tempelthrone des allmächt’gen Vaters,
Der ihn in ſeine Herrlichkeit empfing,
Wo er nun ſitzt zur rechten Hand der Wonne. —
„So, Himmliſches mit ird’ſchem Maße meſſend,
Hab’ ich auf dein Begehr, um dich durch das,
Was ſich begab, zu warnen, dir enthüllt,
Was ſonſt der Menſchheit wohl verborgen blieb:
Den Krieg, den Engelsmächte unter ſich
Im Himmel führten, und den tiefen Fall
Der Stolzen, die mit Satan ſich empörten.
Er iſt’s, der dich beneidet um dein Glück,
Und tückiſch ſinnt, wie vom Gehorſam er
Auch dich verleiten möge, damit du,
Glückſeligkeitsberaubt, ſein Strafgericht,
Endloſes Elend, mit ihm teilen müßteſt.
Dich zum Genoſſen ſeiner Qual zu machen —
Wär’ all ſein Troſt und ſeiner Rache Luſt.
Hör’ nicht auf ſeine Lockung! Warne auch
Dein ſchwächres Weib! Beherzige dies Beiſpiel
Vom Lohne, der des Ungehorſams harrt!
Sie konnten feſt ſtehn, und doch fielen ſie;
Gedenke des, und ſcheue dich zu freveln!“

Bernhard Schuhmann.

7. Buch.

Adam hatte mit Eva aufmerkſam den Worten des Engels gelauſcht, wagte aber jetzt die Frage, wie denn alles entſtanden, was ſeine Welt bilde.

Raphael bewilligte die beſcheiden vorgebrachte Bitte und ſchilderte, wie Gott ſeinen Sohn ausgeſendet habe, daß er aus dem Chaos die irdiſche Welt bilde. Umringt von lobpreiſenden Engelſcharen zog derſelbe in die unermeßliche Tiefe, in welcher die Grundſtoffe in ewigem Kampfe wogten. In 6 Tagen vollendete er die Schöpfung der Erde und ihrer Geſchöpfe.

8. Buch.

Adam berichtete nun dem Engel ſein Erwachen zum Leben, ſeine Einführung in das Paradies und die Erſcheinung der auf ſeine Bitte ihm gegebenen Gefährtin. Hierauf kehrte der Engel wieder in den Himmel zurück.

9. Buch.

Satan hatte wieder verborgen Eingang im Eden gefunden. Nachdem er alle Tiere der Erde ſorgſam betrachtet, wählte er die Schlange zur Wohnung, um unter ihrer Geſtalt die Menſchen zum Uebertreten des göttlichen Gebotes zu veranlaſſen. Als Adam und Eva ihr Morgengebet verrichtet hatten, wollten ſie ihre Tagesarbeit beginnen. Da meinte Eva: „Wir wollen jedes allein arbeiten, da wir ſonſt einander abhalten."

Adam widerſprach zwar, da er des böſen Feindes Liſt für die Gattin fürchtete, aber dieſe beſtand auf ihrem Willen, und jedes ging allein an ſeine Arbeit. Satan hatte mit ſtiller grimmiger Freude dem Geſpräche der beiden gelauſcht und folgte nun der Eva. In Geſtalt einer Schlange ſprach er zu der Erſtaunten und erklärte die Fähigkeit des Denkens und Sprechens als die Folge des Genuſſes von Früchten eines Baumes.

Auf Eva's Verlangen, ihr den Wunderbaum zu zeigen, führte er ſie zu dem Baume der Erkenntnis des Guten und des Böſen. Als ſie aber dieſen ſah, ſprach ſie: „Von dieſem Baume dürfen wir weder koſten, noch ihn berühren; Gott hat es ſo befohlen." Ihr erwiderte der argliſtige Verſucher, indem er die Meinung ausſprach, nur Neid könne dieſes Gebot erlaſſen haben; denn ſei er, ein Tier durch den Genuß der Frucht zu menſchlichem Denken erhoben worden, ſo müßten die Menſchen zu Göttern werden. Eva unterlag der Verſuchung und aß.

Nun lenkte ſie vom Baume ihren Schritt, doch neigte ſie zuerſt mit Ehrfurcht ſich als vor der Macht, die darin wohnt, deren Gegenwart in die Pflanze den Saft des Wiſſens geflößt hatte, abſtammend vom Nektar, dem Tranke der Götter. Adam indeſſen, ſehnſuchtsvoll ihrer Wiederkehr harrend, hatte von den auserleſenſten Blumen einen Kranz geflochten, ihre Locken zu ſchmücken und ihre Feldarbeit zu krönen, wie Schnitter es oft bei ihrer Ernte-Königin gewohnt ſind. Große Freuden verſprach er ſich in ſeinen Gedanken und neuen Troſt durch ihre lang verzögerte Rückkehr; doch oft weiſſagte ihm ſein Herz, irgend ein Unglück ahnend; er fühlte den ſtockenden Puls, und fort ging er ihr entgegen, des Weges, den ſie dieſen Morgen genommen, da ſie zuerſt ſchieden; bei dem Baume der Erkenntnis mußte er vorübergehen; dort traf er ſie, kaum vom Baume zurückkehrend; in ihrer Hand einen Zweig der ſchönſten Frucht, die wohlig lächelte, friſch gepflückt, und ambroſiſchen Duft verbreitete. Sie eilte auf ihn zu; in ihrem Antlitze kam Entſchuldigung als Einleitung und Schutzrede zu ſchnell, die ſie mit Schmeichelworten nach ihrer Neigung ſo an ihn richtete: „Haſt du dich nicht gewundert, Adam, über mein Verweilen? Dich hab' ich vermißt, und es dünkte mich lange, daß ich deiner Gegenwart beraubt war. Liebespein fühlte ich nie bisher ſo, auch wird es nicht zum zweiten Male ſein; denn nie mehr gedenk' ich zu erfahren, was raſch ich unerfahren ſuchte, die Qual der Abweſenheit von dir. Doch ſeltſam war die Urſache und wundervoll zu hören; dieſer Baum iſt nicht, wie man uns geſagt hat, gefährlich, wenn man davon koſtet, nicht zu einem unbekannten Uebel den Weg öffnend, ſondern mit göttlicher Wirkung öffnet er die Augen und macht jene zu Göttern, die davon koſten; man koſtete davon und fand es ſo; die weiſe Schlange, entweder nicht gebunden, wie wir, oder nicht gehorchend, hat von der Frucht gegeſſen, und ſie ſtarb nicht, wie wir bedroht wurden, ſondern wurde von da an mit menſchlicher Stimme und Menſchen-Sinne begabt; ſie urteilt zum Bewundern, und hat mich durch Zureden ſo weit gebracht, daß ich gleichfalls koſtete und die Wirkung auch entſprechend fand; offener ſind meine Augen, dunkel zuvor, die Lebensgeiſter ausgedehnt, das Herz weiter und aufſchwellend zur Gottheit, was ich vorzüglich wegen dir ſuchte, ohne dich verſchmähen kann. Denn Glück, wenn du es teileſt, iſt mir Glück, läſtig, ungeteilt mit dir, und bald verhaßt. Koſte demnach auch du, daß ein gleiches Los uns vereinen möge, gleiche Freude, wie gleiche Liebe; damit nicht, wenn du nicht koſteſt, eine verſchiedene Stufe uns trenne und ich dann zu ſpät deiner wegen auf Gottheit verzichte, wenn das Geſchick es nicht mehr vergönnen will." — So erzählte Eva mit heiterm Blicke ihre Geſchichte; doch auf ihrer Wange glühte krankhafte Röte. Auf der andern Seite ſtand Adam, ſobald er die tötliche Uebertretung der Eva vernahm, erſchreckt, erſtaunt und bleich, indes kalter Schauer durch ſeine Adern rann, und alle ſeine Glieder erſchlafften; aus ſeiner matten Hand fiel der für Eva geflochtene Kranz nieder und verſtreute alle die verwelkten Roſen; ſprachlos ſtand er und bleich, bis er endlich zuerſt zu ſich ſelbſt ſo ſein inneres Schweigen brach:

„Verwegenes haſt du gethan, den Tod herausgefordert. Was aber auch komme, dein Loos iſt meines. Untrennbar ſind wir beide eins; mich ſelbſt verlöre ich, verlör' ich dich." Und da ihm Eva von neuem die Frucht darbietet, ißt er — nicht hintergegangen, nicht getäuſcht — nein bewußt des Unrechtes, das er that.

Bevor auf Erden ſo geſündigt ward
Und ſo gerichtet, ſaßen Sünd' und Tod
Beiſammen an dem Höllenthore, das,
Seit Satan durchzog, weit geöffnet blieb
Und wilde Flammen in das Chaos ſpie.
Zum Tod gewendet, hob die Sünde an:
„Sohn, warum ſitzen wir noch müßig hier,
Da Satan, unſer großer Urheber,
In andern Welten beſſ're Wohnungen
Uns, ſeinen teuren Sprößlingen, bereitet?
Gewiß, das Glück begünſtigt ihn; er wäre,
Von ſeiner Feinde Wut gehetzt, ſonſt längſt
Schon wieder hier; kein andrer Ort paßt ſo
Für ſeine Züchtigung und ihren Grimm.
Mir iſt, als fühlt' ich neuer Kraft in mir
Die Schwingen wachſen, und ein weites Reich
Jenſeits der öden Tiefe mir verliehn.
Was mich dahinzieht, ſei es Sympathie,
Sei's Macht des Blutes, die verwandte Weſen
Durch ſtarker Neigung heimlichen Verkehr
In weiteſter Entfernung eint! du mußt,
Mein untrennbarer Schatten, mit mir fort;
Denn keine Macht kann Tod von Sünde ſcheiden!
Doch daß ihn nicht etwa die Schwierigkeit,
Den unwegſamen Abgrund zu durchmeſſen,
An Rückkehr hindre, laſſe uns ein Werk,
Zwar kühn, doch unſrer Kraft nicht ungemäß,
Laß uns verſuchen, von der Hölle aus
Bis zu der neuen Welt, wo er nun herrſcht,
Den Weg zu bau'n. Wir machen uns dadurch
Um alle Höllenſcharen hoch verdient,
Die leicht dann, wie ihr Los ſie führen mag,
Verkehrend, wandernd hin und wieder gehn.
Der Richtung bin ich ſicher, folge ich
Des neu empfundnen Triebes mächt'gem Zug."
Worauf der dürre Schemen ſchnell verſetzte:
„Geh nur, wohin Geſchick und innrer Drang
Dich ziehn; ich bleibe nicht zurück; dein Weg
Iſt auch der meinige. Schon witt're ich
Den Blutgeruch von unzählbarer Beute
Und ſchmecke Tod an allem, was dort lebt.
Auch zu dem Werke, das du unternimmſt,
Will ich mit aller Kraft behilflich ſein."
Er ſprach's und ſchwelgte gierig in dem Hauch
Der tödtlichen Verändrung auf der Erde.
Wie, viele Meilen weit entfernt, ein Schwarm
Raubvögel an dem Tage vor der Schlacht
Zum Feld, wo Kriegesheere lagern, fliegt,
Gelockt von dem Geruch lebend'ger Leichen,
Der vorbeſtimmten Opfer blut'gen Kampfs:
So ſpürte jetzt das ſcheußliche Geſpenſt
Mit ſcharfer Wittrung in der dunkeln Luft
Trotz aller Ferne ſeinen Raub und Fraß.
Drauf ſtürzten beide durch das Höllenthor
Getrennten Flugs ins finſtre, dumpfe Reich
Des weiten Chaos, ſammelten mit Kraft,
Mit ungeheurer, auf den Fluten ſchwebend,
Was Feſtes oder Schlammiges ſich dort
Umhertrieb wie in wild empörter See,
Und häuften ſeitwärts es am Höllenſchlund:
Wie zwei Polar-Sturmwinde, welche ſich
Quer über Kroniums Meer entgegen wehen,
Eisberge türmen und die Fabelfurt
Jenſeits Petſchora nach dem reichen Strand
Cathai's[1] verſtopfen. Den gehäuften Schlamm
Stampft mit verſteinernder, gezackter Keule
Der Tod nun kalt und trocken, daß er feſt
Wie Delos ſchwimmend ſtand; das Uebrige
Hielt in Erſtarrung ſein Gorgonenblick.
Sie kitteten mit Harz den Uferwall,
Breit wie der Hölle Thor, tief wie ihr Grund,
Und wölbten über die zerwühlte Tiefe
Den Brückendamm, der, unermeßlich lang,
Hinüberreicht bis an den feſten Rand
Der ſchutzlos nun dem Tod verfallnen Welt.
Seitdem führt von der Erde aus ein Weg,
Breit, eben und bequem, zur Hölle nieder.

Gottes Gericht erging nun über die Schlange, die Menſchen und Satan. Dieſer hatte nach der Verführung Eva's auch die Sünde Adams geſchaut und war dann aus Furcht vor Gottes Zorn geflohen. Froh trat er den Heimweg zur Hölle an. Mit Freuden ſah er die neue Straße und begrüßte er Sünde und Tod auf ihrer Fahrt zur Erde. Ungeſehen gelangte er in die Verſammlungshalle der Höllenfürſten, wo dieſe, bekümmert ob ihres Herrſchers langer Abweſenheit, Beratung hielten, und nahm ſeinen Thronſitz ein. Er enthüllte ſich ihnen und berichtete von ſeinem Erfolge über die Menſchen, wie von Gottes Urteilsſpruche, daß Feindſchaft ſein ſolle zwiſchen den Nachkommen des Menſchen und ihm, daß deren einer ihm den Kopf zertreten, er aber denſelben in die Ferſe ſtechen ſolle. Er ſchließt: Wer wollte wohl nicht dies und ärgeres dulden, wo es ſich um die Herrſchaft über eine ganze Schöpfung handelt. Statt der erwarteten Jubelrufe umtönt ihn jetzt ringsum ſich erhebendes Ziſchen und mit Entſetzen ſieht er die früheren Lichtgeſtalten ſeiner Genoſſen in gräuliche Schlangen, ſich ſelbſt in einen furchtbaren Drachen verwandelt. Und ebenſo war es dem ganzen Höllenheer geſchehen.

Tod und Sünde hatten unterdes der Erde entweihten Boden betreten und Gott geſtattet ihnen, auf ihr zu wüten, bis ſein eingeborener Sohn ſie beſiegen und in die Hölle ſchließen werde. Adam machte Eva die bitterſten Vorwürfe. Beide vereinigen ſich endlich, Gott an der Stätte, wo ſie ſeinen Richterſpruch vernommen, reuig um Verzeihung anzuflehen.

Eilftes Buch.

Der Engel des Gebetes trug des erſten Menſchenpaares Reueflehen empor zu Gottes Thron, und der Sohn überreichte es als wohlgefälliges Opfer dem ewigen Vater, für die Menſchen bittend. Des Schöpfers Befehl ſammelt nun alle Engel um den heiligen Berg, und dem Erzengel Michael wird der Befehl die bereuenden Sünder ſchonend aus dem Paradieſe zu weiſen und vor Adams Blick die künftigen Geſchicke des Menſchengeſchlechtes zu enthüllen, ſelbſt aber mit einer Cherubswache den Garten Eden und den Lebensbaum vor Menſchen und unreinen Geiſtern zu hüten. Der Engelsfürſt ſchwebt gehorchend auf die Erde nieder, auf der Adam und Eva bangend des Kommenden harren, während rings um ſie ſich in der Natur alles zum Schlimmeren gewendet hat. Er eröffnet den beiden Gottes Anordnung, verſenkt Eva in Schlaf und läßt ſodann vor Adams Augen die Schickſale ſeiner Nachkommen, deren Verbreitung über die Weiten der Erde, ihre Siege über die Naturkräfte, ihre Verirrungen und Laſter, Kampf, Raub, Unterdrückung vorüberziehen, läßt ihn die Vertilgung des boshaften Geſchlechtes durch die Sündflut und Noah's Errettung ſchauen.

12. Buch.

Der Engel enthüllt ſeinem ſchmerzerfüllten Zuhörer weiter die Vorbedeutungen Gottes für die Erlöſung, erzählt ihm die Geburt des Meſſias, deſſen Leben und Sieg über den Satan und Tod und endlich deſſen dereinſtiges Wiederkommen zum entſcheidenden Gerichte über Welt und Hölle. — Nun iſt der Augenblick gekommen, Eden zu verlaſſen. Die erwachte Eva erzählt von Troſte, der ihr, der Hauptſchuldigen, im Traume geworden.

Von dem Hügel,
Wo ſie gelagert waren, zogen jetzt
In lichten Reih'n die Cherubim herab,
Gleichwie ein Luftgebild den Boden ſtreift,
Wie einem Fluß entſtiegner Abendnebel
Dem Landmann, heimwärts gehend übers Moor,
Sich an die Ferſe hängt. Vor ihnen her
Erglänzte hochgeſchwungen Gottes Schwert,
Ein grimmiger Komet, und bald begann
So heiß und ſchwül wie Lybiens Wüſtendunſt
Die jüngſt ſo milde Luft zu glühn. Der Engel
Nahm eilig unſer zögernd Elternpaar
An ſeine Hand; geleitete ſie ſchnell
Durch's Thor im Oſten, dann den Fels hinab
Bis unten an die Ebne und verſchwand.
Umſchauend, ſahen ſie das Paradies —
So eben noch ihr teurer Wonneſitz! —
Vom Flammenſchwerte überwogt, das Thor
Umdrängt von Schreckgeſtalten. Unwillkürlich
Vergoſſen ſie da Thränen, die jedoch
Bald wieder trockneten. Vor ihnen lag
Die ganze Welt, nach Wahl darin zu wohnen,
Und Gottes Vorſehung war ihr Geleit.
Sie nahmen Hand in Hand mit Wanderſchritten
Durch Eden langſam ihren ſtillen Weg.

Edward Young (1681—1765).

Young war 1681 zu Upham in Hampſhire geboren und hatte ſich der Rechtsgelehrſamkeit gewidmet. Mit 46 Jahren trat er in den geiſtlichen Stand, wurde 1728 Hofkaplan des Königs Georg II. und erhielt 1730 die Pfarrei zu Wetwyn, in Hertfordſhire, wo er 1765 ſtarb. Nachdem er ſich ſchon in der Bühnendichtung, im religiöſen Epos („Der jüngſte Tag" und „Die Kraft der Religion") und in der Satire („Die allgemeine Leidenſchaft") verſucht hatte, veranlaßte der Schmerz über den raſch aufeinanderfolgenden Tod ſeiner Gattin und ſeiner 2 Söhne die Dichtung: „Die Klage oder Nachtgedanken" (1742): In 9 „Nächten" oder Geſängen beſpricht der Dichter die wichtigſten Fragen der Menſchheit: Leben, Tod, Unſterblichkeit, Freundſchaft ꝛc. Der Zweck iſt, den Gottesglauben zu ſtärken und Kraft im Leiden zu geben, daher die letzte Nacht „Die Tröſtung" überſchrieben iſt. Das Werk wurde ſehr bald in andere europäiſche Sprachen überſetzt und ein Lieblingsbuch der damaligen gebildeten Welt. Auf Klopſtock und ſeine Anhänger hat es großen Einfluß gehabt und der ſentimentalen Zeitrichtung neue Kraft gegeben. Als 78jähriger Greis ſchrieb Young noch eine kleine Schrift (Brief) „Ueber Originaldichtung", in welcher er Shakeſpeare als echten Dichter darum pries, weil er nur aus 2 Büchern geſchöpft habe: aus der Natur und aus dem Menſchen; dadurch wies er auf die Natur als reinſte und ureigenſte Quelle der Dichtkunſt hin.

Nachtgedanken.

Von Eduard Young (1684—1765).

Erſte Nacht.

Leben, Tod, Unſterblichkeit.

An Arthur Onslow.

Des Müden ſüßes Heil, balſamiſcher Schlaf!
Ach, gleich dem Menſchen wandert er behende
Des Glückes Lächeln nach, vergißt des Grams
Vom Schmerz flieht er auf ſchnellen Flaumenſchwingen,
Und deckt das Aug', das keine Thräne ſengt.

Ich wache — kurz und ſchwer (wie immer) war
Mein Schlaf: wie ſelig die, ſo nicht mehr wachen!
Doch wehe auch, befehdet Traum das Grab!
Auf ſtreb' ich aus der Träume wildem Meer',
Wo ſcheiternd die verzweiflungsvolle Seele
Im Wogenkampf' der Schreckensbilder trieb,
Beraubt des Steuers der Beſonnenheit.
Sie faßt es nun, doch Qual löſt Qual nur ab,
Und (herber Tauſch!) noch bitt'rer iſt die neue;
Der Tag zu kurz für meine Pein; und Nacht,
Im Zenith ſelber ihres düſtern Reiches,
Noch gegen meines Schickſals Farbe Sonnenſchimmer.

Nacht, ſchwarze Gottheit! von dem Eibenthrone
Streckt ſie in ſtrahlenloſer Herrlichkeit
Ihr bleiern Zepter auf die Welt im Schlummer.
Dies Schweigen, o wie tot! wie tief dies Dunkel!
Das Auge ſchaut, das Ohr erlauſcht kein Sein;
Die Schöpfung ſchläft: als ſteh' der Rieſenpuls
Des Lebens in der Pauſe der Natur.
Erhabne Pauſ'! Prophetin ihres Endes!
Und laß' die Prophezeiung Wahrheit ſein:
Geſchick! den Vorhang ſenk'; ich kann nicht mehr verlieren.

O Still' und Finſternis, ihr ernſte Schweſtern!
Du Zwillingspaar der alten Nacht, das aus
Dem zarten Keim' des Geiſt's Vernunft erzieht
Und auf Vernunft den Entſchluß baut (die Säule
Der echten Menſchenherrlichkeit) ſeid hold!
Ich bring' euch meinen Dank im Grab', in ihm,
Das euer Reich; es ſinke dort als Weiheopfer
Vor euerm düſtern Altar dieſer Leib.
Doch was ſeid ihr? — O du, vor dem entflohen
Der Urzeit Stille, als die Morgenſterne
Die junge Bahn des Erdballs jubelnd grüßten;
O du, des Wort aus dichter Finſternis
Den Funken, Sonne, ſchlug, o zünde Weisheit
Mir in dem Geiſt, im Geiſte, der zu dir
Sich flüchtet, ſeinem Schützer, ſeinem Schatz,
Wie Geiz zu ſeinem Gold, indeſſen and're ſchlummern.

Durch's dichte Dunkel der Natur und Seele,
Die Doppelnacht, ſend' des Erbarmens Strahl,
Mir Licht und Labſal. Leite mein Gemüt,
(Das gerne weit von ſeinem Jammer flöhe)
Durch's bunte Spiel von Leben und von Tod,
Und hauch' aus jedem Zug der Szenerie
Das Edelſte der Wahrheit in ſein Inn'res!
Beſeele meinen Wandel wie mein Lied;
Lehr' meine beſte Einſicht weiſe ſein,
Und Gradheit lehre meinem beſten Willen;
Und pflanz' in meine Bruſt den feſten Schluß,
Der Weisheit treu die alte Schuld zu löſen.
Laß nicht die Schale deines Zorns, ergoſſen
Auf dies verfehmte Haupt, vergeblich ſtrömen!

Eins ſchlägt die Glocke. Nur der Zeit Verluſt
Bezeichnet uns ihr Sein; d'rum lieh der Menſch
Ihr eine Zunge weiſ'. Wie Engelsruf
Empfind' ich ihn, den feierlichen Schall.
Vernahm' ich recht, ſo iſt's die Sterbeglocke
Der Stunden, die von mir dahin geſchieden.
Wohin? Zu Jahren vor der Weltenflut.
Es iſt das Zeichen, das zur Eile fordert.
Wieviel bleibt noch zu thun! Es fährt entſetzt
Mein Hoffen auf und meine Furcht! ſie ſchauen
Am ſchmalen Lebensrand hinab — und was?
Die Tiefe, die kein Menſchenaug' ergründet;
Die dunkle Ewigkeit! unfehlbar mein!
Und kann die Ewigkeit mir angehören,
Dem armen Pfründner einer güt'gen Stunde?

Wie arm, wie reich, wie nieder, wie erhaben?
Welch Kunſtgeweb', welch Wunder iſt der Menſch!
Wie über Wunder hoch erhaben der,
Der ſo ihn ſchuf! In unſerm Weſen einend
Den ſonderbaren Kampf des Widerſpruchs!
Aus mancherlei Naturen reiche Miſchung,
Erleſ'ner Bund von weit entfernten Welten!
Ein edel Glied der unermeß'nen Weſenkette!
Im Weg vom Nichts zu Gott der Mittelpunkt!
Ein Aetherſtrahl, vom Erdenhauch getrübt,
Obwohl getrübt, entehrt, noch immer göttlich!
Ein bleiches Kinderbild der höchſten Größe!
Des Himmels Erb'! Des Staubes ſchwacher Sohn!
Hilflos Unſterblicher! Unendliches
Inſekt! ein Wurm! ein Gott! — Ich bebe vor
Mir ſelbſt und bin im eignen Sein verloren.
Ein Fremdling in der Heimat, wandelt der
Gedanke auf und ab, erſtaunt, entſetzt,
Und wundert ſeines eignen Weſens ſich.
Wie ſchwindelt der Vernunft! O welches Wunder
Der Menſch dem Menſchen, ſiegreich bangend, iſt!
In Furcht von Luſt erfüllt, des Wechſels Beute!
Was ſchützt des Lebens Hauch? Was löſcht ihn aus?
Dem Grab entreißt mich keines Engels Arm,
Und Engelſcharen feſſeln nicht in's Grab.

Mehr als nur Ahnung iſt's: das All erhebt
Als Zeuge ſich. Zwar band die Glieder ſanft
Des Schlummers Macht, indes mein Geiſt, im Takte
Der Phantaſie, auf Zauberfluren ſchwebte,
Durch öde Nacht des Haines trauernd ſchlich,
Von ſchroffer Felſenſpitze fiel, den Pfuhl,
Von Schilf umſtrickt, in bitt'rer Angſt durchſchwamm,
Sich Klippen aufwärts wand, im Hauch des Sturmes
Mit wild erträumten Geiſterſcharen fuhr.
Doch ſpricht ſelbſt der verirrte Flug der Seele
Den Geiſt als ein erhab'ner Weſen aus,
Als jenen Staub, den unſer Fuß betritt;
Erregt, ätheriſch, ſtrebend, unbegrenzt,
Und feſſellos bei'm Sturz des ſchwereren Gefährten.
Selbſt ſtille Nacht verkündet mich unſterblich,
Selbſt ſtille Nacht verkündet ew'gen Tag.
Für Menſchenwohl lenkt Himmelsſorge alles;
Der dumpfe Schlaf belehrt; der eitle Traum
Umgaukelt nicht vergeblich unſern Sinn.

Warum die Klage denn um Unverlorne?
Warum ſchleicht der Gedanke gramvoll um
Ihr Grab, in glaubenloſem Leid' zerfließend?
Sind Engel dort? und ſchläft im Staub ätheriſch Feuer?

Sie leben! herrlich leben ſie ein Leben,
Auf Erden unentzündet, unbegriffen;
Und aus dem Aug' voll Liebe träufelt mir
Ihr himmliſch Mitleid, mir, mit größerm Rechte
Den Toten beigezählt. Hienieden Wüſte,
Einöde hier: doch wie bevölkert iſt,
Wie lebensreich das Grab! Hienieden nur
Der Schöpfung Trauergruft, das Leichenthal,
Der düſtre Schatten des Zypreſſenhains,
Und der Erſcheinung Land, der nicht'gen Schatten!
Auf Erden alles Schatten, alles; Weſen
Nur über ihr; das Gegenteil glaubt Thorheit.
Wie feſt das Reich, das keinen Wechſel kennt!

Hier iſt des Daſeins Knoſpe, Dämmerung,
Das Grauen unſers Tags und ſeine Pforte.
Verſchloſſen bleibt des Lebens Bühne noch,
Nur Tod, der ſtarke Tod, er hebt des Riegels Maſſe,
Er ſprengt die dichte Scheidewand aus Thon,
Und giebt uns Daſeins-Embrionen frei.
Denn ferner liegt dem echten Leben kaum,
Als wir, der Keim, der fremd dem Lichte, noch
Nicht Embrio, in ſeinem Vater ſchlummert.
Ihm gleichen wir, bis wir die Schale brechen,
Die Schale aus Azur, die uns umgiebt,
Und ein in's Leben gehn, der Engel Leben,
(O Wonne!) und der Menſchen Leben auch.

Doch ſcharrt der Menſch, der Thor, den Geiſt hier ein;
Begräbt die Himmelshoffnung ſeufzerlos;
Und knüpft, der Erde Sklav' und unter'n Mond gefeſſelt,
Den Wunſch am Boden an, da ihm der Himmel
Doch Schwingen gab, Unendlichem zu nahen,
Es zu erreichen, wo vom holden Lebensbaume
Zunächſt der Gottheit Thron, Unſterblichkeit
Der Seraph pflückt. Wie glüht in goldnen Trauben
Der Himmelswonne Füll' an ihrem vollen Strahl,
Für den Gerechten reifend, dort, wo kein
Minutenlang Jahrhundert gilt, und Zeit
Und Schmerz und Wechſel und der Tod vergeh'n!
Vermag die Flucht von dreimal zwanzig Jahren
Die Ewigkeit aus Menſchenſinn zu drängen,
Unſterbliches zu hüllen in den Staub?
Der Geiſt, der für Unſterblichkeit geſchaffen,
Die Flammenkraft auf ernſtes Spiel vergeudet,
Und wie die Bühne hier ihn ſchreckt, ihn reizt,
In Wellen des Entzückens wogt, der Angſt,
Er gleicht dem Meer, das wilder Sturm empört,
Die Feder fortzuweh'n, die Fliege zu ertränken.

Wen trifft mein Tadel? Mich wirft er zu Boden.
Wie war mein Herz verhärtet von der Welt!
Wie ſelbſtbeſtrickt war mein geſunk'ner Geiſt!
Der Raupe gleich, wie war ich eingeſponnen
In weich Geweb' der niedern Phantaſie,
Daß der umhüllte Sinn dem Traum erlag,
Dem ſanften Traum von ew'ger Erdenluſt,
Und ſeine Schwinge ſank, des Firmaments vergeſſen!

Uns frommen kann der Nacht Geſicht, (ich ſang's)
Doch wacher Traum bringt Weh. Wie träumte ich
Unmögliches! (Vermöchte Schlaf wohl mehr?)
Von ſteter Luſt in ſteten Wechſelkreiſen!
Von ſichern Freuden auf der Brandung Woge!
Und ew'gem Sonnenſchein im Lebensſturm!
Die Szenerie gemalter Wonnen hing
So reichlich um die Mittagsträume her!
Und Luſt um Luſt in grenzenloſer Ferne!
Da rief der Tod, der raſtlos mit der ehr'nen Zunge
Millionen jeden Tag zum Mahle heiſcht.
Ich fuhr entſetzt empor, und fühlte mich verloren.
Wohin nun meines Wahnſinns Prachtgeſchmeide?
Die ſpinnumwebte Hütte mit zerfallnen Mauern
Aus mürbem Lehm iſt gegen mich Palaſt!
Der Spinne dünnſter Faden iſt ein Seil,
Ein Tau, verglichen mit dem zarten Band,
Das an der Erde Glück deu Menſchen knüpft;
Denn es vergeht am leiſen Hauch der Luft.
O Wonneſtunden ungeſtörten Glücks!
Voll ohne Maß! und dauernd ohne Schranken!

Des Glückes Stätigkeit iſt höchſtes Glück.
Könnt ihr, ſo reich an Luſt, ihr Ende fürchten,
Dann ſaugt der gräßliche Gedank' ſie auf,
Und ſcheucht das Paradies aus lichten Räumen.
Geſichert ruht ihr ob der Sphären Kreiſen,
Aus deren Schwindeltanz Verderben thaut
Im trüben Wechſel auf der Erde All.
Hier geht mit anderm jede Stunde ſchwanger,
Und mit dem Beſſern ſelten; ſelbſt das Beſte
Iſt ſterblicher als des Geſchicks gemein Erzeugnis.
Ein jeder Augenblick führt ſeine Sichel,
Wetteifernd mit der Rieſenſenſ' der Zeit,
Die Reiche in dem weiten Schwung' entwurzelt;
Indes der Augenblicke Schar mit kleiner Waffe
Im engern Kreis der ſüßen Häuslichkeit
Der Erdenwonne ſchönſte Blüten mäht.

Glück! Erdenglück! — o ſtolzes Wort und eitel!
Verhüllter Hochverrat an Gottes Schluß!
Tollkühner Eingriff in das Recht des Himmels!
Ich drückte Schattenbilder an die Bruſt;
In Luft zerfloſſen ſie! O daß ich dies erwogen,
Eh' ich die Arme innig um ſie ſchloß!
Dann trüg' mein Herz ſo tiefe Wunden nicht!

O Tod! du großer Herr des Alls! dein iſt
Die Kraft, die Reiche tilgt und Sterne löſcht.
Die Sonne ſelbſt ſtrahlt nur, weil du's vergönneſt,
Du drängſt auch ſie dereinſt aus ihrem Kreis?
Warum erſchöpfeſt du, ſo reich an hohem Raube,
Parteiiſch dein Geſchoß auf nieder Ziel?
Was triffſt du mit Erbitt'rung mich, nur mich?
O unerſättlich gier'ger Bogenſchütze,
Genügte dir an einem Opfer nicht?
Dein Pfeil flog dreimal, dreimal ſank mein Glück;
Und dreimal, eh ſich dreimal füllt' des Mondes Sichel.
O Cinthia, warum ſo bleich? klagſt du
Um deines armen Nachbars Los? bekümmert dich,
Daß menſchlich Leben in des Kreislaufs Wirbel.
Den ew'gen Wechſel deiner Bahn beſiegt?
Wie ſchwindet mein erborgtes Glück dahin!
Die wandelbare Huld, Fortuna's Lächeln!
Nicht ſo der Tugend ſich'rer, ſelbſt errung'ner,
Der Sonnenſtrahl der ächten Seligkeit.

Verwaiſt iſt jede frohe Regſamkeit,
Mag ich auch Ort und Stund' und Stellung wechſeln.
Gedanke! o geſchäftiger Gedanke!
Für meines Herzens Frieden zu geſchäftig!
Von ſtiller Nacht geführt, durchſchleicht er leiſe
Der Vorzeit dunkle Thür', dem Mörder gleich,
(Zum Mörder wird er mir!) und irrt verarmt
Und wild in freundlicher Vergangenheit;
Den Kummer ſucht er auf mit irrem Sinne,
Und ſieht nun öd die Gegenwart, und ſieht die Geiſter
Geſchied'ner Freuden; welche volle Schar!
Ich klage um des frühern Schickſals Schätze,
Um welkes Labſal lieblicher Erquickung;
Es ängſtigt mich die einſt ſo liebe Wonne;
Und was einſt Freude war, wird nun zur Wunde.

Doch warum Klage? Klage um den einen?
Erhebt die Sonn' ihr Flammenhaupt nur mir,
Dem einzelnen? ſind alle and're Engel?
Mein Schmerz gilt tauſend Tauſenden, dem Menſchenloſe.
Das Schickſal lieh in irgend einer Form
Der Mutter Weh'n den Weibgebornen allen
Des Schmerzens Kind und Erbe iſt der Menſch.

Krieg, Hunger, Peſt, Vulkane, Sturm und Flamme
Und Bürgerkrieg, und mit dem Dreierz um
Den Buſen, Tyrannei, berennt den Menſchen.
Der Gottheit Bild, des Tags enterbt, vergißt,
In's Bergwerk eingeſenkt, der Sonne hier;
Unſterblich, wie ihr ſtolzer Unterdrücker,
Sind jene dort, die wund am ew'gen Ruder raſſeln,
Und pflügen Winterflut, Verzweiflung erntend;
So manche, für den harten Herrn, in Waffen
Entnervt, verſtümmelt in der heißen Schlacht,
Erbetteln mit den halben Gliedern Brod,
Ein bitter Brod, (im Land', das tapfer ſie gerettet!)
Weil der Tyrann, weil es ſein Günſtling will.
Unheilbarkeit und Not (ein grauſam Paar!)
Sie ſah'n erbarmungslos die hoffnungsloſe Menge
Zugleich, und zum Aſyle wird das Grab.
Ha! Leichen ſpeien ächzende Spitäler!
Und Scharen ächzen vor der Todespforte!
Und Scharen, einſt im Schoß des Glücks gepflegt,
Erflehen nun die kalte Hand des Mitleids!
Und flehen (was entſetzlich iſt) vergeblich!
Hieher, ihr weiche Kinder des Vergnügens!
Die modiſcher Beſuch ſchon klagen läßt,
Beſuchet hier und ruht euch aus von Lüſten;
Erleichtert, gebend, euch das Joch des Ueberdruſſes.
Doch — Virtuoſen in der Unverſchämtheit —
Fühlt Ihr Erröten nur vor dem, was Recht.

Wohl uns! ergriffe nur das Leiden ſolche!
Doch Klugheit ſchützt, und Tugend rettet nicht;
Der Krankheit Gift drängt ſich zur Nüchternheit,
Zur Unſchuld Züchtigung; und wilder Lärm
Verfolgt zur dichten Nacht den Freund der Ruhe.
Des Menſchen Vorſicht ſelbſt zeugt oft Gefahr,
Und ſeines Hüters Sturz zerſchmettert ihn.
Dem Namen untreu wird Glückſeligkeit!
Es giebt der eigne Wunſch nicht, was wir wünſchen.
Wie ferne oft, wornach wir heiß uns ſehnen,
Vom Ziel der Sehnſucht, von Glückſeligkeit.
Natur herbergt auf Roſenpfad den Schmerz,
Und treue Freundſchaft ſelbſt verletzt durch Irrtum.
Auch wenn das Unglück feiert, wie viel Leiden!
Und wie viel Fehde ohne einen Feind!
Doch mangeln Feinde nie dem beſten Menſchen.
Ach! endlos iſt des Menſchenjammers Reihe,
Des Seufzens Kraft vergeht, nicht Stoff zum Seufzen.

Welch kleinen Teil des Balls aus Erd' und Waſſer
Beſitzt der Menſch! der Reſt iſt Wüſte, Fels,
Einöde, eiſig Meer und glüh'nder Sand;
Der Ungeheuer wilder Aufenthalt,
Voll Stacheln, Gift und Tod. O düſt're Erdenkarte!
Doch düſt'rer iſt's, daß ſie des Menſchen Bild!
So eng begrenzt die Wonne ihres ſtolzen Eigners
Auf's weitumfaſſende Gebiet des Jammers,
Wo tiefe Unruh' toſt, laut Klage heult,
Und Leidenſchaft den gift'gen Stachel führt,
Die gier'ge Pein zerfleiſcht des Lebens Sitz,
Und dräu'nden Rachen das Verderben öffnet.

Doch, wer bin ich, der ich mich ſelbſt betraure?
Des Greiſes wie des Kindes Hoffen ruht
Auf fremdem Beiſtand: Liebe uns zu lehren —
Sie wird uns erſte Lehre der Natur, wie letzte.
Des Selbſtlers Herz iſt ſeiner Qualen wert.
Wenn beſſ'rer Schmerz uns beugt, erhöht er uns,
Und ſelbſtbewußte Tugend mildert Pein.
Die Tugend wie die Klugheit heiſcht von mir,
Dem innern Drang die zweite Bahn zu öffnen;
Ihn teilend nur ſcheuchſt du des Kummers Strom.
So nimm denn, Welt! der Thräne heil'ge Schuld.
Wie trüb' erſcheint die Menſchenluſt dem Geiſte,
Der weiter ſieht, als einer Stunde Raum!
O wer du ſeiſt, dem Jubel füllt die Bruſt,
Verlangſt du, daß ich deines Glücks mich freue?
Ich weiß, du willſt es ſo — dein Stolz begehrt's.
Dein Stolz verzeih', was dein Gemüt bedarf,
Den ſegenvollen Tadel eines Freundes.
Du armer Glücklicher! durch Blindheit ſelig:
Die Thorheit ſchaukelt dich in ſtetes Lächeln.
Erkenne, Lächler! die Gefahr der Luſt;
Denn deine Freude wird des Kummers Bote.
Das Unglück ſteigert, ſtrengem Gläub'ger gleich,
So wie du Friſt verlangſt, auch ſeine Ford'rung;
Es flicht die Geißel aus vergang'nem Glück',
Dich quälender mit Doppelweh zu treffen.

Lorenzo, dich umſchmeichelt jetzt das Glück;
Dein frohes Herz hüpft zum Sirenenliede.
Du biſt mir lieb, o wähne mich nicht rauh;
Nicht dämpfen will ich deine Luſt, ſie ſichern.
Glaub' nicht die Furcht dem Sturme nur geweiht;
Sei vor des Schickſals Lächeln auf der Hut.
Iſt furchtbar Himmels Zorn? Gewiß! er iſt's;
Doch furchtbar auch iſt er in ſeiner Huld.
Sie iſt hienieden Prüfung nur, nicht Lohn,
Ein Ruf zur Pflicht, nicht Löſung von der Sorge;
Sie ſollt' uns, gleich dem Leiden, kräftig wecken,
Daß wir in Quell und Folge ſie verſteh'n;
Mit unſerm Wert' gewogen, uns erſchüttern;
Sollt' bändigen den Aufruhr der Natur,
Und ihre Freuden reinigen durch Zucht,
Daß wir, umarmend, ſie nicht ſelbſt erwürgen,
Und nicht zu Schlimmerm noch als bloßem Elend,
Verkehren ihren Reiz. Empörte Freuden
Erheben ſich, den Feinden gleich im Bürgerkriege,
Dem zornentflammten Buſenfreunde gleich,
In gift'gem Wüten gegen unſ're Ruhe.
Wahr' dich vor dem, was Glück die Erde nennt,
Vor allen Freuden wahre dich, nur die
Nimm an dein Herz, die nimmer ſterben können.
Wer nicht auf die Unſterblichkeit ſie baut,
Mag noch ſo warm an ſeiner Freude hängen.
Er ſpricht ihr doch das Todesurteil ſelbſt.

Im Wunderreich des Menſchenwahns erringt
Die Palme der: „daß wir des Lebens Bahn
„Beſchreiten wollen;" dennoch weilen wir
Stets an der Schwelle der Geburt. Zwar ſchmeicheln
Wir alle ſelbſt uns an mit dem Gedanken,
Dereinſt die Kinderſchuhe abzulegen;
Und borgen auf dies Hoffen, dieſes Erbteil,
Mit Stolz ſchon bares Lob, zumal das eigne;
Wir jauchzen Beifall unſerm künft'gen Selbſt;
Welch' trefflich Leben, immer ungelebt!
Die Zeit in unſrer Hand iſt Spielgeld für
Die Thorheit; was die Zukunft birgt an Zeit,
Das teilen wir der Weisheit günſtig zu.
Der Jüngling ruht zuweilen wohl behaglich
In edler Selbſtzufriedenheit, um ſich
Ganz unbeſorgt, als frommer Sohn nur wünſchend,
Sein Vater möge weiſer ſein. Mit dreißig Jahren
Erfaßt den Menſchen Ahnung ſeiner Thorheit;
Mit vierzig kennt er ſie, den Lebensplan verbeſſernd;
Mit fünfzig ſchilt er ſchmählichen Verzug,
Den klugen Vorſatz zur Vollziehung treibend;
In aller Herrlichkeit des Geiſt's beſchließt
Er und beſchließt; dann ſtirbt er, ſtets derſelbe.
Warum? Weil er ſich für unſterblich hält.
Für ſterblich halten alle Menſchen alle,
Nur nicht ſich ſelbſt; ſich ſelber nur alsdann,
Wenn unverſeh'ner Sturm des Schickſals plötzlich Bangen
Durch ihre wunde Herzen treibt; doch wie
Durchſchnitt'ne Luft, ſo ſchließen ihre wunde Herzen
Sich bald; und keine Narbe ließ der Pfeil.
So wie die Schwinge nicht die Wolke narbt,
Geteilte Wellen nicht des Kieles Furche,
So ſtirbt im Menſchenherz des Tod's Gedanke.
Wir ſenken ihn mit jener inn'gen Thräne,
Die auf geliebte Leichen weint Natur,
In ihre Gruft. Kann ich Philanders je
Vergeſſen? Nein! das wäre wunderbar.
O volles Herz! — und wollt' ich es ergießen,
Zu kurz wär', länger noch, die längſte Nacht,
Mein mitternächtlich Lied vernähm' die Lerche.

Der muntern Lerche Ruf weckt früh' den Morgen;
Des Schmerzes ſchärfſten Dorn tief in der Bruſt,
Möcht ich durch wache Melodien erhellen
Die Nacht, wie du, o ſüße Nachtigall!
Und ruf' den Sternen zu, mich anzuhören;
Die Sterne ſind mir taub, nur deinem Liede lauſchend.
Doch ſei nicht eitel; dich beſiegen Lieder,
Die zauberiſch durch ferne Zeiten tönen.
In Schatten eingehüllt, von Nacht umſchloſſen,
Sing' ich die Glutbegeiſterten ſo oft
Den ſtillen Stunden vor, den Schmerz zu mildern,
Aus Jammers Hand entwendend mein Gefühl!
Ihr flammendes Entzücken reißt mich hin,
Doch faß' ich nicht die Flamme der Begeiſt'rung.
Im Dunkel, doch nicht blind, wie du, o Mäonide!
Wie Milton, du! ach trüg' mich euer Flug!
Der deine, du, der uns Homer gegeben!
Den Menſchen ſangſt auch du, Unſterblichkeit
Des Menſchen ſinge ich: oft drängt mein Lied
Sich aus den engen Schranken dieſes Lebens;
Was als Unſterblichkeit kann noch mein Herz erfreuen?

(Ueberſ. von E. Gr. v. Bentzel Sternau.)

Oliver Goldſmith (1728—1774).

Nur wenigen Romanſchriftſtellern der Vergangenheit iſt ſo dauernde Beliebtheit zu teil geworden, wie dem Engländer Oliver Goldſmith (ſpr.: Goldſmiß). Derſelbe wurde am 10. November 1728 in dem Dorfe Pallas in Irland als der Sohn eines Geiſtlichen geboren. Er widmete ſich zuerſt der Gottesgelehrſamkeit, ſpäter der Heilkunde, konnte jedoch in keiner dieſer Berufsarten zu einer feſten Stellung gelangen. Unter großen Entbehrungen durchwanderte er Holland, Frankreich, die Schweiz und Italien, und verſuchte ſich nach der Rückkehr in die Heimat als Apotheker, Arzt, Lehrer und Schriftſteller. Letztere Beſchäftigung brachte ihm Erfolge und Beſſerung ſeiner äußeren Lage, doch führte er immerhin bis an ſeinen den 4. April 1774 erfolgten Tod ein ſorgenreiches Leben. — Goldſmith war ein ſehr vielſeitiger Schriftſteller, doch dauernden Ruhm erwarb ihm nur ſein Familienroman „Der Landprediger von Wakefield“, von dem unten Inhaltsangabe und Probe folgt. Dieſe liebenswürdige naturwahre Schilderung des damaligen Lebens einer Landgeiſtlichenfamilie baut auf idylliſchem Grunde ein erſchütterndes Schickſal auf und zählt heute noch nicht bloß unter die Lieblingswerke des engliſchen Hauſes, ſondern wird auch von anderen Völkern gern und häufig geleſen. Auch Goldſmiths Luſtſpiel „Sie beugt ſich, um zu ſiegen“ iſt noch ein oft gegebenes Stück der engliſchen Schaubühne. Von den übrigen Werken des Dichters wäre noch die gedankenreiche Reiſebeſchreibung „Der Reiſende“ und die Idylle „Das verlaſſene Dorf“ zu erwähnen. In letzterer wird ein Dorf geſchildert, das der nach langer Wanderung heimkehrende Dichter verödet und zerſtört findet.

Der Landprediger von Wakefield.

Eine Erzählung von Oliver Goldſmith (1728—1774).

In Wakefield lebte Doktor Primroſe, ein Landprediger, dem eigenes Vermögen erlaubte, die Einkünfte ſeiner Pfründe den Armen zuzuwenden. Seine Familie beſtand aus Frau, zwei Töchtern, Olivia und Sophie, und 4 Söhnen, deren älteſter, Georg, bei Beginn der Erzählung von der Hochſchule zurückgekommen war und ſich mit Miß Arabella Wilmot, der Tochter eines benachbarten reichen Geiſtlichen, verlobt hatte. Doch unmittelbar vor der Hochzeit geraten beide Väter in einen heftigen Streit über eine theologiſche Frage, und als noch die Nachricht eintrifft, der Londoner Kaufmann, dem der Prediger ſein Vermögen anvertraut hatte, ſei nach Belgien entwichen, ohne ſeine Gläubiger zu befriedigen, löſt Herr Wilmot die Verlobung auf. Der verarmte Geiſtliche iſt genötigt, eine kleine Pfründe anzunehmen und einen Maierhof zu pachten. Auf dem traurigen Zuge in die neue Heimat hat derſelbe Gelegenheit, einem in Geldverlegenheit geratenen Fremden gefällig zu ſein, und dieſer, der ſich Burchell nennt, ſchließt ſich der Familie auf ihrer Reiſe an, wobei er Sophie, die jüngſte Tochter, aus dem reißenden Strome rettet. Später ſetzt er ſeine Beſuche fort und wird ein gern geſehener Gaſt des Hauſes. Auch der Gutsherr der Gegend, in welcher die Pfründe liegt, ein Herr Thornhill, macht die Bekanntſchaft der Familie und bemüht ſich bald auffällig um die Gunſt Oliviens, der älteſten Tochter. Mutter und Tochter bauen darauf glänzende Hoffnungen, der Vater aber warnt vor ſolchen gefährlichen Truggebilden. Herr Thornhill führt in den Kreis der Unerfahrenen auch zwei angeblich vornehme Londoner Damen ein, welche ſich nach ſcheinbarem Zaudern erbieten, je eine der Töchter zu ſich nach London zu nehmen. Plötzlich ſchreiben ſie ab, ohne einen ſtichhaltigen Grund anzugeben. Durch einen Zufall erkundet der Vikar als die Urſache der beleidigenden Ablehnung einen von Herrn Burchell an die zwei Damen gerichteten Brief, in welchem er ſie in ernſten, faſt drohenden Worten warnt, „Schande und Laſter in Wohnungen einzuführen, wo bisher Friede und Unſchuld gewohnt haben“. Die Folge davon iſt, daß dem vermeintlichen Verleumder bei ſeinem nächſten Beſuche die Thüre gewieſen wird. Der Grundherr fährt unterdeſſen fort, Olivia mit Aufmerkſamkeiten zu überhäufen, ohne aber je das Wörtchen „Heirat“ zu ſprechen, obwohl die Mutter alle die kleinen Künſte zur Herbeiführung einer Erklärung aufbietet, deren ihr harmloſes Gemüt fähig iſt. In dieſer Zeit wirbt Williams, ein wohlhabender Pächter, um Oliviens Hand, und da Squire Thornhill noch immer ſchweigt, wird ſie ihm zugeſagt. An einem Abende iſt die Familie fröhlich beiſammen, da kommt Dick, der jüngſte Sohn, der mit Olivia ausgegangen war, allein und weinend zurück und verkündet, die Schweſter ſei mit 2 Herren, deren einer ſie geküßt habe, in einer Kutſche fortgefahren. Dieſe unerwartete Nachricht verwundet das Herz des liebevollen Vaters auf das ſchmerzlichſte. Sein Verdacht fällt zuerſt auf Thornhill, deſſen Ruf in dieſer Beziehung der ſchlimmſte iſt. Andern Tages begiebt er ſich auf's Schloß und ſpricht dort den Gutsherrn, der über die Kunde erſtaunt und betrübt zu ſein ſcheint. Nun lenkt ſich der Argwohn auf Herrn Burchell, und verſchiedene Ausſagen anderer verleihen ihm Wahrſcheinlichkeit, ſo daß der Vikar veranlaßt wird, einen 30 engliſche Meilen entfernten Rennplatz aufzuſuchen, auf dem man beide geſehen haben will. Auf dem Rückwege wirft den übermüdeten Greis ein Fieberanfall auf 3 Wochen auf das Krankenlager. Die Heimreiſe führt ihn zufällig mit Miß Arabella Wilmot zuſammen, um welche jetzt Herr Thornhill wirbt. In ihrer Geſellſchaft trifft er mit Schmerz und mit Beſchämung ſeinen Sohn Georg als Mitglied einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft, zu der dieſer nach mancherlei Schickſalen verſchlagen worden war. Herr Thornhill nimmt ſich aber desſelben an, verſchafft ihm eine Stelle als Fähnrich bei einem nach Weſtindien beſtimmten Regimente, und ſtreckt die 100 Pfund (2000 Mark) vor, welche den Kaufpreis des Poſtens bilden. Georg begiebt ſich nach London; der einigermaßen getröſtete Vater eilt der Heimat zu. Im letzten Nachtquartiere jedoch ſtößt er auf ſeine aller Mittel entblößte Tochter, welche die hartherzige Wirtin eben mißhandelt. Primroſe erfährt nun, daß Thornhill ſeine Tochter durch eine ſcheinbare Trauung ſchändlich betrogen habe. Er verzeiht der Reumütigen und nimmt ſie nach Hauſe. Als er aber auf die Schwelle ſeiner Wohnung tritt, ſchlagen ihm Flammen entgegen; ſein Hab und Gut wird vom Feuer verzehrt, er rettet nur das nackte Leben der Seinigen. Der Gutsherr, deſſen unverſchämten Antrag, Olivien zu verheiraten und das Verhältnis mit ihr fortzuſetzen, der Geiſtliche entrüſtet ablehnt, läßt ihn wegen der Schuld von 100 Pfund und wegen des rückſtändigen Pachtzinſes pfänden und in das Schuldgefängnis werfen. Die Herzensgüte und chriſtliche Liebe des Vikars gewinnt ihm dort die Zuneigung der unglücklichen Gefangenen, und insbeſondere einer derſelben, ein gewiſſer Jenkinſon, ſchließt ſich ihm an und rät dem Greiſe, ſich ſchriftlich an den Gutsherrn um Nachſicht und auch an deſſen Oheim, den hochangeſehenen Sir William Thornhill, zu wenden. Erſteres verweigert der Bedrängte, auf letzteres erfolgt keine Antwort. Unterdeſſen wird dem armen Vater die Nachricht von Oliviens Tode gebracht. Nun willigt Primroſe ein, an Thornhill zu ſchreiben. „Nun bin ich bereit,“ ſagte er, „ſeine Heirat [mit Miß Arabella] zu genehmigen; und kann ihm dieſe Unterwerfung Freude machen, ſo laſſen Sie ihn wiſſen, daß es mir leid thut, wenn ich ihm irgend Unrecht gethan habe.“ [Wir fahren fort mit den Worten des Dichters, der den Vikar erzählend anführt.]

28. Hauptſtück.

Glück und Unglück in dieſem Leben ſind mehr Ergebniſſe der Klugheit als der Tugend. Zeitliche Uebel und zeitliches Glück betrachtet der Himmel als Dinge, die an ſich wertlos ſind und deren Verteilung ſeiner Sorge unwürdig iſt.

Herr Jenkinſon nahm Feder und Tinte, ſchrieb meine Unterwerfung faſt mit den Worten nieder, welche ich hier ſprach, und ich ſetzte meinen Namen darunter. Mein Sohn ward beauftragt, den Brief Herrn Thornhill zu überbringen, der damals auf ſeinem Landſitze war. Er ging und kam etwa nach 6 Stunden mit einer mündlichen Antwort zurück. Er hatte, wie er ſagte, einige Mühe gehabt, ſeinen Gutsherrn zu ſehen, da die Beamten grob und mißtrauiſch waren; doch habe er ihn zufällig geſehen, als er eben ausfahren wollte, um Anſtalten zu ſeiner Hochzeit zu treffen, die in 3 Tagen gefeiert werden ſollte. Er erzählte uns ferner, daß er ſich auf die demütigſte Art genähert und den Brief überreicht habe. Herr Thornhill hätte ihn geleſen und dann geſagt, alle Unterwerfung ſei jetzt zu ſpät und nutzlos; er habe erfahren, daß wir uns mit einem Geſuche an ſeinen Oheim gewendet hätten, welches mit verdienter Verachtung aufgenommen worden ſei; und übrigens ſollten alle künftige Geſuche an ſeinen Sachwalter, nicht an ihn gerichtet werden. Er habe jedoch geäußert, da er eine ſehr gute Meinung von der Klugheit der beiden jungen Damen habe, ſo wären dieſe wohl die beſten Fürſprecherinnen geweſen.

„Nun, Herr,“ ſagte ich zu meinem Mitgefangenen, „da erkennen Sie den Charakter meines Bedrängers. Er kann zugleich ſcherzen und grauſam ſein. Aber er mag es mit mir treiben, wie er will, ich werde bald frei ſein trotz aller Riegel, hinter denen er mich zurückhalten will. Ich ziehe jetzt einer Wohnung zu, die immer heller ſtrahlt, je mehr ich mich ihr nähere; dieſe Ausſicht mildert meine Trübſal, und laſſe ich auch eine hilfloſe, verwaiſte Familie zurück, ſo wird ſie doch nicht ganz verlaſſen ſein. Vielleicht findet ſich ein Freund, der ſich ihrer um des Vaters willen annimmt, und andere kommen ihr aus Chriſtenliebe um ihres himmliſchen Vaters willen zu Hilfe.“

Wie ich noch ſprach, trat meine Frau, die ich ſeit dem vorigen Tage nicht geſehen hatte, mit verſtörtem Geſichte herein; ſie wollte ſprechen, konnte es aber nicht. „Warum, meine Teure,“ ſagte ich, „warum willſt du ſo mein Herzeleid durch das deinige vermehren? Kann auch keine Unterwürfigkeit unſern harten Herrn erweichen, hat er mich auch verurteilt, an dieſem Orte des Jammers zu ſterben, und haben wir auch ein geliebtes Kind verloren, ſo wirſt du doch ſtets an deinen andern Kindern Troſt finden, wenn ich nicht mehr bin.“ — „Jawohl, ein geliebtes Kind haben wir verloren,“ rief ſie. „Meine Sophia, meine teuerſte Sophia iſt fort, uns entriſſen, entführt von Räubern!“ — „Wie, Madame,“ rief mein Mitgefangener, „Fräulein Sophia entführt von Schurken! Nein, das kann nicht ſein.“

Sie konnte bloß mit einem ſtarren Blick und einem Strom von Thränen antworten. Aber die Frau eines Gefangenen, welche zugegen geweſen und mit ihr hereingekommen war, gab uns nähere Auskunft. Sie erzählte uns, wie meine Frau, meine Tochter und ſie ſelbſt auf der Landſtraße, nicht weit vom Dorfe, ſpazieren gingen, wäre eine zweiſpännige Poſtchaiſe auf ſie zu gefahren und hätte plötzlich angehalten. Darauf wäre ein wohlgekleideter Herr, aber nicht Herr Thornhill, ausgeſtiegen, hätte meine Tochter um den Leib erfaßt, ſie mit Gewalt in den Wagen gehoben und dem Poſtillon befohlen, zuzufahren, ſo daß ſie ihnen in einem Augenblick aus dem Geſichte verſchwunden wären.

„Nun,“ rief ich, „iſt das Maß meiner Leiden voll, und nichts auf Erden vermag mir noch ein Weh zuzufügen. Was! nicht eine mehr! mir auch nicht eine zu laſſen! — Das Ungeheuer! — Das Kind, das mir ans Herz gewachſen war! — Sie hatte die Schönheit eines Engels und faſt die Weisheit eines Engels. — Aber ſtehet dem Weibe da bei und laßt ſie nicht umfallen. — Mir auch nicht eine zu laſſen!“

„Ach, mein Gatte,“ ſagte meine Frau, „du ſcheinſt der Hilfe bedürftiger als ich. Unſer Jammer iſt groß, aber ich könnte ihn und noch mehr tragen, wenn ich dich nur ruhig ſähe. Mögen ſie mir meine Kinder und alles in der Welt nehmen, wenn ſie mir nur dich laſſen.“

Mein [zweiter] Sohn, der dabei ſtand, ſuchte unſern Gram zu mildern; er hieß uns, den Mut nicht ſinken zu laſſen; denn er hoffe, wir würden noch Urſache haben, Gott zu danken. — „Mein Kind,“ ſagte ich, „blicke in der Welt umher und ſieh, ob da irgend ein Glück für mich noch übrig iſt. Iſt nicht jedem Strahle des Troſtes der Zugang zu uns verwehrt, und liegen nicht alle unſere glänzenden Ausſichten jenſeits des Grabes?“ — „Mein teurer Vater,“ erwiderte er, „ich hoffe, noch diesſeits giebt es etwas, das dir einen Augenblick der Freude gewähren wird; denn ich habe einen Brief von meinem Bruder Georg.“ — „Von ihm, Kind?“ fiel ich ein, „weiß er von unſerm Elend? Ich hoffe, mein Junge iſt gänzlich verſchont von dem, was ſeine unglückliche Familie leidet?“ — „Ja, Vater, er iſt vollkommen froh, heiter und glücklich. Sein Brief bringt nichts als gute Nachrichten; er iſt der Liebling ſeines Oberſten, der ihm die erſte Lieutenantsſtelle verſprochen hat, die offen wird.“

„Weißt du das alles ganz genau?“ rief meine Frau. „Weißt du gewiß, daß meinem Jungen nichts Uebles widerfahren iſt?“ — „Nichts, Mutter, du ſollſt den Brief ſehen, der dir die größte Freude machen wird, und kann dir irgend etwas Troſt geben, gewiß, der Brief wird es.“ — „Aber weißt du auch gewiß,“ wiederholte ſie immer noch, „daß der Brief von ihm ſelber iſt und er wirklich ſo glücklich iſt?“ — „Ja, Mutter,“ erwiderte er, „er iſt ſicherlich von ihm, und er wird noch einmal die Ehre und Stütze unſerer Familie werden.“ — „Dann danke ich der Vorſehung,“ rief ſie, „daß mein letzter Brief an ihn nicht in ſeine Hände gekommen iſt. Ja, mein lieber Mann,“ fuhr ſie zu mir gewendet fort, „ich will es jetzt bekennen, daß, wenn auch die Hand des Himmels in andern Dingen ſchwer auf uns laſtet, ſie hier gnädig geweſen iſt. In dem letzten Briefe an meinen Sohn, den ich in der Bitterkeit meines Zorns ſchrieb, forderte ich von ihm, er ſollte, beim Segen ſeiner Mutter, und wenn er das Herz eines Mannes hätte, ſeinem Vater und ſeiner Schweſter Gerechtigkeit verſchaffen und unſere Sache rächen. Aber Dank ihm, der alle Dinge lenkt, der Brief hat ihn verfehlt, und ich bin ruhig.“ — „Weib,“ rief ich, „du haſt ſehr übel gethan, und zu einer andern Zeit hätte ich dir wohl ſtärkere Vorwürfe gemacht. O welchem furchtbaren Abgrunde, der dich und ihn in endloſes Verderben geſtürzt hätte, biſt du entgangen! Die Vorſehung hat es hier fürwahr beſſer mit uns gemeint, als wir mit uns ſelbſt. Sie hat dieſen Sohn erhalten, auf daß er meinen Kindern Vater und Beſchützer werde, wenn ich nicht mehr bin. Wie ungerecht war meine Klage, daß ich jedes Troſtes beraubt ſei, da ich noch höre, daß er glücklich iſt und keine Ahnung hat von unſerer Trübſal, daß er noch aufbehalten iſt, ſeine verwitwete Mutter zu unterſtützen und ſeine Brüder und Schweſtern zu beſchützen! Aber was hat er noch für Schweſtern? Er hat jetzt keine Schweſtern: ſie ſind alle dahin, ſie ſind mir geraubt, und es iſt um mich geſchehen.“ — „Vater,“ unterbrach mein Sohn, „ich bitte, erlaube mir, dieſen Brief vorzuleſen, — ich weiß, er wird dir Freude machen.“ — Hierauf las er mit meiner Erlaubnis wie folgt:

Verehrter Vater! — Einen Augenblick wende ich meine Gedanken von den Freuden rings um mich ab, um ſie auf Gegenſtände zu richten, die noch erfreulicher ſind, — auf den lieben, kleinen, heimatlichen Herd. Meine Phantaſie malt mir die harmloſe Gruppe, wie ſie mit tiefem Schweigen jeder Zeile dieſes Briefes lauſcht. Ich ſehe mit Entzücken die Geſichter, welche nie die entſtellende Hand des Ehrgeizes oder der Not gefühlt haben! Aber wie groß auch euer Glück ſein mag in der Heimat, ich weiß, es wird ſich noch erhöhen, wenn ihr erfahrt, daß ich mit meiner Lage völlig zufrieden und hier in jeder Weiſe glücklich bin.

Unſer Regiment hat Gegenbefehl erhalten und wird das Königreich nicht verlaſſen. Der Oberſt, welcher ſich offen meinen Freund nennt, nimmt mich mit in alle Geſellſchaften, wo er bekannt iſt, und nach meinem erſten Beſuche werde ich bei Wiederholung desſelben in der Regel mit begeiſterter Artigkeit empfangen. Ich tanzte geſtern Abend mit Lady G.—, und, könnte ich vergeſſen, ihr wißt wen, ſo würde ich vielleicht bei ihr mein Glück machen. Aber es iſt mein Schickſal, immer an andere zu denken, während ich ſelbſt von den meiſten meiner abweſenden Freunde vergeſſen werde; und darunter, fürchte ich, muß ich auch dich zählen; denn lange habe ich vergeblich auf die Freude eines Briefes aus dem Vaterhauſe gewartet. Auch Olivia und Sophia verſprachen mir, zu ſchreiben, ſcheinen es aber vergeſſen zu haben. Sage ihnen, ſie wären ein paar abſcheuliche Dinger, und ich wäre in dieſem Augenblicke höchſt böſe auf ſie; dennoch aber, — wie es zugeht, weiß ich nicht — wenn ich auch ein wenig aufbrauſen möchte, öffnet ſich mein Herz nur ſanftern Gefühlen. So ſage ihnen alſo, Vater, daß ich ſie trotzdem zärtlich liebe, und ſei verſichert, daß ich ſtets bleibe

dein gehorſamer Sohn.

„Bei allen unſern Leiden,“ rief ich, „welchen Dank ſind wir nicht dem Himmel ſchuldig, daß wenigſtens eines von uns von dem verſchont wird, was wir erdulden. Gott behüte ihn und erhalte meinen Sohn in dieſem Glücke, auf daß er die Stütze ſeiner verwitweten Mutter und der Vater dieſer beiden Kleinen werde, das ganze Erbteil, das ich ihm jetzt vermachen kann! Möge er ihre Unſchuld bewahren vor den Verſuchungen der Not und ihr Führer ſein auf den Pfaden der Ehre!“ Ich hatte dieſe Worte kaum geſprochen, als ein wilder Lärm wie bei einem Tumult aus dem Gefängnis drunten heraufzukommen ſchien; er verlor ſich bald darauf, und Kettengeraſſel ward auf dem Gange hörbar, der zu meinem Zimmer führte. Der Gefängniswärter trat herein mit einem Manne, ganz blutig, verwundet und in die tiefſten Feſſeln geſchlagen. Ich blickte voll Mitleiden auf den Unglücklichen, wie er auf mich zukam, aber mit Entſetzen, als ich ſah, daß es mein eigener Sohn war. „Mein Georg! mein Georg! Sehe ich dich ſo wieder! Verwundet — gefeſſelt! Iſt das dein Glück? Kommſt du ſo zu mir zurück? O, daß dieſer Anblick mir auf einmal das Herz bräche und mich ſterben ließe!“

„Wo, Vater, iſt deine Standhaftigkeit?“ erwiederte mein Sohn mit unverzagter Stimme. „Ich muß büßen; mein Leben iſt verwirkt und mögen ſie es nehmen.“

Ich ſchwieg einige Minuten und ſuchte meine Aufregung zu bemeiſtern, allein es war mir, als müßte mir die Anſtrengung das Leben koſten. „O, mein Sohn! mein Herz blutet, dich ſo zu ſehen, und ich kann, ich kann es nicht ändern. In dem Augenblicke, als ich dich glücklich glaubte und für dein Wohl betete, dich ſo wiederzuſehen! In Ketten — verwundet! Und doch iſt der Tod des Jünglings glücklich. Aber ich bin alt, ein ſehr alter Mann, und habe dieſen Tag erlebt! Daß ich meine Kinder alle vorzeitig um mich herum ins Grab ſinken ſehe, während ich Unglückſeliger ſie überlebe mitten unter Trümmern! Mögen alle Flüche, die je eine Seele niederſchmetterten, wuchtig niederfallen auf den Mörder meiner Kinder! Möge er leben wie ich, um zu ſehen —“.

„Halt, Vater,“ rief mein Sohn, „oder ich muß über dich erröten. Wie, Vater, kannſt du dein Alter, deinen heiligen Beruf ſo weit vergeſſen, daß du die Gerechtigkeit des Himmels dir anmaßeſt und Flüche hinaufſchickſt, die bald zurückfallen und dein eigenes graues Haupt zerſchmettern müſſen! Nein, Vater, deine Sorge ſei jetzt, mich auf den ſchmählichen Tod vorzubereiten, den ich in kurzem erleiden muß; mich zu waffnen mit Hoffnung und Feſtigkeit; mir Mut zu geben, den bitteren Kelch zu trinken, der mir bald gereicht wird.“

„Mein Kind, du darfſt nicht ſterben. Ich bin überzeugt, du haſt nichts verbrochen, was eine ſo ſchmachvolle Strafe verdient. Mein Georg kann nimmer eines Verbrechens ſchuldig ſein, weshalb meine Vorfahren über ihn zu erröten hätten.“

„Das meinige, Vater,“ verſetzte mein Sohn, „läßt, wie ich fürchte, keine Verzeihung zu. Als ich den Brief meiner Mutter von Hauſe erhielt, reiſte ich ſogleich ab, entſchloſſen, den Schänder unſerer Ehre zu züchtigen, und überſchickte ihm eine Herausforderung. Er antwortete auf ſie, aber nicht in Perſon, ſondern durch Abſendung von vier ſeiner Bedienten, die mich feſtnehmen ſollten. Ich verwundete einen von ihnen, der mich zuerſt angriff, wie ich fürchte, gefährlich; aber die übrigen machten mich zu ihrem Gefangenen. Die Memme will nun gegen mich das Geſetz vollziehen laſſen; die Beweiſe ſind unläugbar. Ich habe ihm eine Herausforderung geſchickt, und da ich der erſte bin, welcher das neue Duellgeſetz übertritt, ſo ſehe ich keine Hoffnung auf Gnade. Aber du haſt mich oft entzückt durch deine Reden über Seelenſtärke; laß mich ſie jetzt, mein Vater, in deinem Beiſpiele wiederfinden.“

„Und das ſollſt du, mein Sohn. Ich bin jetzt erhaben über dieſe Welt und alle Freuden, die ſie gewähren kann. Von dieſem Augenblicke an löſe ich von meinem Herzen alle Bande, die es an die Erde gefeſſelt hielten, und will uns beide vorbereiten für die Ewigkeit. Ja, mein Sohn, ich will dir den Weg zeigen, und meine Seele ſoll die deine aufwärts geleiten; denn zuſammen wollen wir emporſchweben. Ich ſehe es jetzt und bin davon überzeugt, du kannſt hienieden keine Gnade erwarten, und ich kann dich bloß ermahnen, ſie bei dem höchſten Richterſtuhl zu ſuchen, vor dem wir beide bald ſtehen werden. Aber laß uns nicht geizen mit unſern Ermahnungen, ſondern alle unſere Mitgefangenen daran teilnehmen. Lieber Kerkermeiſter, erlaubt ihnen doch, hier zu ſtehen, dieweil ich verſuche, ſie zu beſſern.“ Bei dieſen Worten machte ich eine Anſtrengung, mich von meinem Strohlager zu erheben, aber es fehlte mir an Kraft, und ich vermochte mich bloß an die Wand zu lehnen. Meinem Wunſche gemäß verſammelten ſich die Gefangenen; denn ſie hörten gern meinen Rat. Mein Sohn und ſeine Mutter hielten mich auf beiden Seiten; ich ſchaute um mich und ſah, daß keiner fehlte, und richtete dann an ſie Ermahnungen.

Bald darauf, nachdem alle ſich entfernt hatten, wurde dem unglücklichen Vater die Nachricht von Sophiens Befreiung gebracht, und dem Boten folgte auf dem Fuße dieſe ſelbſt nach in Begleitung ihres Retters, des Herrn Burchell, der mit ſtarkem Arme das Mädchen ſeinen Entführern entriſſen hatte. Auch Georg darf wieder erſcheinen, und begrüßt mit auffallender Ehrerbietung den von der Familie früher beleidigten Herrn Burchell. Dieſer entpuppt ſich nun als der reiche und hochangeſehene Sir William Thornhill, der Oheim des gleichnamigen Gutsherrn, von dem derſelbe in allen Stücken abhängig iſt. Auch dieſer Böſewicht ſtellt ſich ein, um ſich bei ſeinem mächtigen Verwandten zu rechtfertigen, was ihm aber nicht gelingt, da alle ſeine ſchlechten Handlungen an den Tag kommen. Er tröſtet ſich mit Arabellas großem Vermögen, das nun nach der Unterzeichnung des Heiratsvertrages in ſeinen Beſitz kommen müſſe, wenn gleich die Trauung nicht erfolge. Nun bringt aber Jenkinſon, früher ein Spießgeſelle des Böſewichts, Olivia zum Vorſchein, die man nur für tot ausgegeben hatte, um ihrem Vater durch Unterwerfung unter Thornhills Willen die Freiheit zu verſchaffen, und weiſt die angebliche Scheintrauung derſelben als eine rechtsgiltige nach. Thornhill wird von ſeinem Oheim verſtoßen und ſeine bisherige Rente geht auf Olivia über. Sir William ſelbſt vermählt ſich mit Sophie, der durch ihn befreite Georg mit Arabella Wilmot. Da auch das Vermögen Primroſe's wieder erſtattet wird, löſen ſich alle Verwirrungen und Kümmerniſſe in Freude und Friede auf.

Nach der Hochzeitstafel ſaßen alle, wie in früheren Jahren, am traulichen Kaminfeuer zuſammen, und der Landprediger ſchließt ſeine Erzählung mit den Worten:

Nun blieb mir diesſeits des Grabes kein Wunſch mehr übrig; meine Leiden waren vorüber — meine Freude unausſprechlich. Nur eines blieb noch, daß meine Dankbarkeit im Glück größer ſein möchte, als zuvor meine Ergebung im Unglück.

(Ueberſetzung von Friedrich Hörlek.)

Das Fräulein vom See.

Von Walter Scott (1771—1832).

Scott, Sir Walter, 1771—1832, der Begründer und Meiſter des Geſchichtromans, iſt geboren zu Edinburg in Schottland; er hat ſich durch die Wahrheit der Charaktere, die überſichtliche und ſchön gegliederte Erzählungsweiſe, wie durch die geſchichtliche Treue, welche ſeine Romane auszeichnet, einen hervorragenden Platz im engliſchen Schrifttume erworben. Die vorliegende lyriſch epiſche Dichtung; „Das Fräulein vom See (The lady of the lake)“ glänzt durch die herrliche Schilderung des ſchottiſchen Hochlandes, insbeſondere der unvergleichlich ſchönen Landſchaft am Loch Katerine (Katherinenſee) in Perthſhire, Schottland.

Inhalt: Der mächtige und ſtolze Hochlandshäuptling Roderick Dhu hat den vom Könige verbannten Graf Douglas aufgenommen und bewirbt ſich vergebens um die Liebe Ellens, deſſen lieblicher Tochter. Dieſe neigt ſich aber Malcolm Gräme zu. König Jakob, auf der Hirſchjagd verirrt, wird durch Ellen auf das Schloß geführt und gut aufgenommen, obwohl er ſich nicht zu erkennen giebt. Roderik Dhu erhebt die Fahne des Aufruhrs, wird aber von Jakob im Zweikampfe beſiegt, gefangen und ſtirbt im Kerker an ſeinen Wunden. Auch Douglas und Malcolm fallen in die Gewalt des Herrſchers und ſollen hingerichtet werden. Da erſcheint Ellen und veranlaßt den König ſie frei zu geben. Sie wird nun mit Malcolm verbunden. Die Ueberſetzung iſt von Heinrich Diehoff.

Spät kühlt der Hirſch des Durſtes Glut
An Monans mondbeglänzter Flut;
Dann wird zum Lager für die Nacht
Glenartney's Haſelbuſch gemacht.
Doch als nun von Benvoirlichs Spitzen
Des Morgens Feuerzeichen blitzen,
Ertönt den Felſenweg daher
Des Bluthunds Bellen voll und ſchwer,
Und dumpf, wie Grollen ferner Wetter,
Schallt Hufſchlag und des Horns Geſchmetter.

Wie Feldherrn bei der Wache Schrei:
„Der Feind beſtürmt den Wall! herbei!“
So ſpringt vom Lager, das ihn barg,
Der horngekrönte Waldmonarch.
Doch ſchüttelt er, bevor in's Weite
Er ſprengt, den Tau von ſeiner Seite,
Wirft ſtolz die Stirne himmelan,
Wie ein behelmter Kriegesmann,
Späht eine Weil' in's Thal hinein,
Schlürft eine Weil' die Kühlung ein,
Horcht eine Weil' dem wirren Ton,
Der näher dröhnt und näher ſchon; —
Darauf, als nun der erſte Feind
Dem Blick des Spähenden erſcheint —
Ein einz'ger mächt'ger Satz — und huſch!
Hat er entſchwungen ſich dem Buſch
Und ſucht in freigeſtrecktem Lauf
Die uamvar'ſche[1] Wildnis auf.

Beim Anblick der entfloh'nen Beute
Schreit heulend auf die ganze Meute;
In Schlucht und Höhle weckt der Schall,
An Fels und Berg den Widerhall.
Von hundert Rüden gellt der Ruf,
Von hundert Roſſen ſtampft der Huf;
Und in der Hörner muntern Reih'n
Stimmt hundertfaches Jauchzen ein.
Es läßt der Ruf: Halloh! friſch zu!
Benvoirlichs Echo keine Ruh'.
Fern flieht das Reh vor'm Luſtgeſchrei,
Die Hindin taucht in's Dickicht ſcheu;
Der Falk vom Felshaupt, hoch am Himmel
Blickt ſtaunend nieder auf's Getümmel,
Bis fernhin ſeinem Blick entweicht
Die Windsbraut, die das Thal durchſtreicht.
Schwach tönt und ſchwächer ſchon der Hall
Zurück von Fels und Waſſerfall;
Dann ſenkt ſich Schweigen weit und breit
Auf Thal und Hügel, Wald und Heid'.

Viel matter tönt der Lärm der Schar
Im Felsgeklüft von Uamvar,
Wo — alſo geh'n im Volk die Sagen —
Gehauſ't ein Rieſ' in alten Tagen.
Denn, eh' der Anhöh' man genaht,
Stand hoch die Sonn' auf ihrem Pfad;
Gar mancher wack're Jagdgenoſſ'
Hielt kaum ſich auf erſchöpftem Roß,
Und in der Reiter Nähe war
Die Hälfte kaum der Spürerſchar;
So ſchwere Proben mußt' am jähen
Berghang ihr feur'ger Mut beſtehen.
Der edle Hirſch hielt auf dem Rücken
Des Bergs am Südrand, wo den Blicken
Tief unten Menteiths ſchön Revier
Erſcheint in wechſelreicher Zier.
Sein angſtvoll Auge ſchweifte rund
Auf Hügel, Moor und Wieſengrund.
Er prüft', ob fern im Aberfoil,
Ob Lochard biete Schirm' und Heil;
Doch näher lag der Knieholzwald,
Der düſter Loch-Achray umwallt
Und, blau mit Fichten untermiſcht,
Die Klippen Benvenue's umbüſcht.
Ha! wie, von Hoffnung neu erregt,
Sein flücht'ger Fuß die Heide ſchlägt!
Er hält ſich weſtwärts ohn' Ermüden
Und läßt zurück ſo Roß wie Rüden.
Zu lange währt' es, wollt' ich ſagen,
Wie nun in Cambusmore beim Jagen
Zuſammenbrach ſo manches Roß,
Wie mancher Reiter hoffnungslos
Die Zügel hemmt', als vor den Blicken
Gen Himmel ſtieg Benledi's Rücken,
Wer auf Bochaſtle's Heide blieb,
Wer, — wo der Teith geſchwollen trieb;
Denn zweimal heut', von Strand zu Strand,
Hinüber ſchwamm der Hirſch gewandt.
Ein ſchwacher Reſt der Jägerſchar
Kam bis zum See von Vennachar
Und nah' der Türkenbrigg war nur
Ein Reiter auf des Tieres Spur.
Nur einer zwar, doch unerſchlafft
Schwang er die Peitſche noch mit Kraft;
Denn abgejagt, von Angſt entherzt,
Mit Schaum bedeckt, von Staub geſchwärzt,
Mit lautem Aechzen, atmend ſchwer,
Lief ganz in Sicht der Hirſch daher.
Zwei Doggen von Sankt Huberts Brut,
Einzig an Schnelle, Kraft und Mut,
Ganz nahe ſchon dem flücht'gen Ziel,
Gewannen faſt das heiße Spiel.
Das Rüdenpaar ſchnob voller Gier
Auf Speereslänge kaum vom Tier;
Nicht näher kam's dem Hirſch im Lauf,
Nicht weiter kam das Wild vorauf.
So, zwiſchen Buſch und jähem Hang,
Auf kieſ'gem Pfad den See entlang
Ging's fort in glühendheißem Drang.
Der Jäger ſieht die ſteile Höh',
Die weſtwärts dicht bekränzt den See,
Und denkt, wo dieſer Wall die Bahn
Verſperrt, dort hält der Flüchtling an.
Bejubelnd ſchon ſein Waidmannsglück,
Mißt das Geweih er mit dem Blick,
Hat ſchon die Hand am Fängerhefte
Und ſchöpft zum Hallali ſchon Kräfte.
Doch als er naht, die Klinge bloß,
Den Arm bereit zum Todesſtoß,
Entweicht das liſt'ge Tier gewandt,
Springt, abgekehrt der Felſenwand,
Hinab in eine finſt're Schlucht,
Wo Feindesblick umſonſt es ſucht,
Um tief in dicht verwachſ'nen Ecken
Des Troſach-Thals ſich zu verſtecken.
Von wilden Blumen dicht umlaubt,
Den kühlen Tau auf ſeinem Haupt,
Hört es im Thal der Doggen Bellen,
Die es betrog, hoch von den Wällen
Des ſteilen Berghangs widergellen.
Der Reiter ſprengt hinab zum Grunde,
Zu tröſten die getäuſchten Hunde;
Doch atemlos, gelähmt die Glieder,
Sinkt ſtrauchelnd hier ſein Roß darnieder.
Er reizt umſonſt zu neuem Lauf
Das Tier durch Sporn und Zügel auf;
Der ſtolze Renner, der hier fiel,
Er liegt an ſeines Laufes Ziel.
Da klagt der Reiter voller Reu'
Um's Roß, ſo edel und ſo treu:
„Nie dacht' ich, als am Seineſtrand
Zuerſt dich lenkte meine Hand,
Daß Hochlands Adler einſt an dir
Sich ſättigten, mein herrlich Tier!
Fluch dieſem Tag, Fluch dieſer Jagd,
Die um dein Leben mich gebracht!“
Nun rief ſein Hornſignal im Grunde
Zurück von eitler Jagd die Hunde.
Das Führerpaar der Koppel kam
Verdroſſen und wie Krüppel lahm
Und ſchmiegte ſich dem Jägersmann
Geſenkten Schweifs demütig an.
Doch durch die enge Thalſchlucht drang
Stets noch des Horns gezog'ner Klang;
Die Eulen wachten auf mit Schrei'n,
Der Adler Antwort gellte d'rein;
Rings ſchwollen Töne her und hin,
Bis Echo's Stimm' ein Sturmwind ſchien.
Der Waidmann ſchritt des Weges weiter,
Zu ſuchen ein'ge Jagdbegleiter.
Doch hielt er oft den Fuß zurück; —
So ſelt'ne Schau bot ſich dem Blick.
Der Abendſonne Purpurſtrahl
Floß wagrecht über's tiefe Thal,
Und jede Felſenkupp' umher
Stand eingetaucht in's Glutenmeer.
Doch nirgends drang der gold'ne Schein
Bis in die finſt're Bergſchlucht ein,
Wo tief im Schatten ſich der Gang
Um Felſenpyramiden ſchlang,
Die ſenkrecht aus dem Thal die ſcharfen
Vom Blitz zerriſſ'nen Gipfel warfen,
Naturbollwerke, inſelgleich
Aufragend in der Lüfte Reich,
Wie jener Turm, den himmelan
Hochmut gebaut auf Sinears Plan.
Wie Zinn' und Kuppel war geſtaltet
Manch' Felshaupt, das der Sturm geſpaltet;
Phantaſtiſch ſah man eins daneben,
Mit Minarets verziert, ſich heben;
Pagoden gleich und wie Moſchee'n
War dort eins wild geſchmückt zu ſeh'n.
Nicht ſtanden die vom Erdenſchoß
Erzeugten Burgen fahnenlos;
Denn von den ſchroffen Zinnen oben
Hoch über Thal und Wald erhoben,
Fiel grün Gebüſch, umblitzt von Tau,
Wie Banner, ausgehängt zur Schau;
Und tauſendfarbig Strauch an Strauch
Wogt' in des Weſtwinds Sommerhauch.
Natur warf frei umher zur Zier
Bergkinder, Pflanz' und Blumen hier.
Weißdorn veratmet würz'gen Hauch,
Vermiſcht mit wildem Roſenſtrauch;
Es ſproſſen Primeln und Violen
Im engen Klippenſpalt verſtohlen;
Dicht neben Fingerhut Nachtſchatten,
Gepaart, wie Stolz und Fall ſich gatten,
Umzieh'n die Höh'n, gepeitſcht von Winden,
Wo ſie ein Fleckchen Grund noch finden.
Bei jedem leiſen Lufthauch ſchauernd,
Blickt Eſp' und Birk' hernieder trauernd;
Hoch werfen im zerriſſ'nen Stein
Die Eſch' und Eichen Anker ein.
Noch höher, wo des Aethers Decken
Der Fels zu rühren ſcheint, erſtrecken
Des rauhen Fichtenſtammes Aeſte
Sich längs der nahen Himmelsfeſte.
Am höchſten ragen dann von allen,
Als ſäh' man helle Fahnen wallen,
Der lichtumtanzten Gipfel Reih'n
Weiß in das Himmelsblau hinein.
So ſchien das Ganze, ſchön und wild,
Ein traumgewob'nes Zauberbild.

---

[1] Uamvar, Berg und Umgebung im Nordoſten des Dorfs Callender in Menteith.

Die Fortſetzung des Epos geben wir nach der Bearbeitung von E. Nägelsbach.

Mit hellem Ton ließ der Jägersmann ſein Hifthorn über den Katrineſee hinklingen und, als eine Felſenwand der anderen den Ton zuwarf, tauchte aus dem Ufergebüſch der nächſtliegenden Inſel ein kleines Boot, von einem Mädchen gelenkt, mit kräftigen Ruderſchlägen, dem von Trauerweiden überwölbten Uferkies der Bucht zugetrieben. Der Jäger eilte hernieder und erſchaute, noch im Gebüſch verborgen, ein liebliches Bild. Mit erhobenem Haupte, geſpanntem Blick, das reiche ſchwarze Haar hinter dem lauſchenden Ohr zurückwallend, die Bruſt von der Anſtrengung des Ruderns gehoben, ſtand ſie vor ihm, Ellen Douglas, die Maid vom See.

Die Kleidung des holden Mädchens ließ den Späher ſofort ihren höheren Stand erkennen, der Ausdruck ihres lieblichen Antlitzes dagegen offenbarte eine Fülle von Güte und unbefangener Anmut.

„Vater!“ rief ſie mit heller Stimme, und als ihr die Felſen den Ruf unbeantwortet zurückbrachten, rief ſie ſchüchterner:

„Malkolm, biſt Du's?“ „Ein Fremdling iſt's!“ rief der Jäger, aus dem Gebüſch hervortauchend. Erſchrocken ſtieß Ellen den Kahn vom Ufer und blickte erſtaunt auf den ſtattlichen Fremden. Es war ein ſchöner Mann, wie von Erz geformt, mit ſtolzem, freiem Blick, und friſchem, jugendlichem Antlitz. Mit freiem Anſtand und anmutiger Rede erzählte er ſeinen Unfall und bat (es klang bei aller Artigkeit faſt wie Befehl) um Obdach und Labung.

„Kein Haus im Hochland verſchließt ſich dem verirrten Wanderer,“ verſetzte das Mädchen; „und für Euch iſt noch dazu alles ſchon bereitet, Imbiß und Lager, wie es Haus und Küche vermag.“

„Ihr irrt Euch in meiner Perſon,“ ſagte der Jäger. „Ich bin völlig fremd hier, und es wäre unhöflich von mir, einem erwarteten Gaſt Mahl und Ruheſtätte wegzunehmen.“

„Und doch ſeid Ihr der Erwartete,“ ſagte die Maid, den Kahn am Ufer anlegend. „Eure Ankunft wurde uns geſtern ſchon vorausgeſagt von Allan, dem ehrwürdigen Sänger meines Vaters. Er ſah Euer Roß zerſchellt am Birkengrund, er beſchrieb Eure Geſtalt und Kleidung auf's genaueſte, und wie er Euch ſchilderte, ſo ſteht Ihr vor mir!“

Lächelnd blickte der Ritter das Mädchen an, als er ſagte: „Da alſo höhere Mächte es ſind, die meinen Fuß hieher geleitet haben, ſo will ich getroſt mein Schickſal weiter verfolgen.“ Er ſtieg in den Kahn, ergriff die Ruderſtange, und mit wenigen kräftigen Schlägen war die Inſel erreicht. Durch Dickicht und Buſchwerk, auf kaum erkennbarem Pfad führte das liebliche Mädchen ihren Gaſt zu dem Zufluchtsort, den ein Häuptling, von mächtigen Feinden bedroht, hier in der Verborgenheit aus rohen Balken, aus Fichtenſtangen, Moos und Haidekraut errichtet hatte und der nun, mit Epheu und Waldrebe umwachſen, eine freundliche Heimſtätte bot.

Mit höflichem Gruß geleitete Ellen den Fremden über die Schwelle. In demſelben Augenblicke entfiel ein mächtiges Schwert, das an der Decke der Halle gehangen hatte, ſeiner Scheide und fiel mit dumpfem Klang vor die Füße des Gaſtes. Faſt hätte ſein Fuß im erſten Schrecken gezaudert, aber gleich darauf trat er feſten Schrittes in die Halle. Ihre Wände waren rings mit Jagd- und Kriegsgeräten und mit mancher Kriegsbeute geſchmückt. Rieſige Büffelhörner und Elengeweihe, mächtige Felle von Wölfen und Wildſchweinen mit grinſenden Zähnen und drohenden Hauern; zerfetzte Fahnen und zerhauene Schilder, Schwerter, Spieße, Bogen und Pfeile in Menge bedeckten die rauchgeſchwärzten Wände.

Staunend erhob der Gaſt das Schwert vom Boden, wog es in der nervigen Rechten und ſprach: „Einen nur kenne ich, der imſtande wäre, die Waffe im Kampfe zu führen.“

„Meines Vaters Schwert iſt es,“ ſagte Ellen ſeufzend und doch ſtolz auf die Waffe blickend, „er ſchwingt es ſo leicht, wie ich eine Haſelgerte.“

Inzwiſchen war die greiſe Herrin des Hauſes eingetreten. An der Begrüßung ſah man, Ellen war nicht ihre Tochter. Ohne nach Stand und Namen zu fragen, hieß die edle Frau den Gaſt willkommen. Dieſer nannte nun ſeinen Namen: James Fitz James, Herr von Snowdoun. In Lord Morags Gefolge ſei er zur Jagd ausgeritten, und jener herrliche Hirſch habe ihn ſicher in dieſes Zauberſchloß geführt. Gerne hätte er nun auch den Namen ſeiner Gaſtwirte erfahren, aber alle Winke waren vergebens. Frau Margareta ſchwieg, jung Ellen dagegen entzog ſich ſcherzend ſeinen Nachforſchungen mit dem Anerbieten, ihm ein Zauberlied zu ſingen. Sie ſang, indem die Klänge einer unſichtbaren Harfe ihre Worte begleiteten:

Tapfrer Krieger, ſchlaf in Ruh,
Träume nicht von Streit und Kriegen.
Feenhand deckt ſanft dich zu,
Feenſang will ein dich wiegen.
Kriegsruf nicht, nicht Hörnerklang
Möge deinen Schlummer ſchrecken.
Nur der ſüße Lerchenſang
Soll dich aus den Träumen wecken.

Errötend fuhr ſie fort:

Kühner Jäger, ruh auch du.
Acht' nicht auf des Hifthorns Tönen,
Hör' nicht deines Roſſes Stöhnen.
Schlummre lange; ſchlaf in Ruh!

Es war aber kein ruhiger Schlummer, der den auf duftendem Lager von Haidekraut hingeſtreckten Fremdling umfing.

Wirre Traumbilder umgaukelten ſein erhitztes Gemüt. Sein verendendes Roß, ein von tobender See verſchlungenes Boot, wilder Kriegskampf und ſchmähliche Niederlage, die Geſtalten ehemaliger Freunde, die Liebe und Treue mit Lug und Trug vergolten hatten, treue Freunde, die ihm der Tod genommen und die nun mit warmer Liebe ihn grüßten — das waren die Bilder, die ihm des Traumes Wechſelſpiel vorzauberte. Ein letztes Traumgeſicht endlich machte dem Treiben der Geſtaltungen ſeiner Einbildungskraft ein Ende. Ellens Hand hielt er in der ſeinen, errötend ſchaute ſie zu ihm auf aus ihren klaren Gazellenaugen, innig ſprach er zu ihr von Liebe und Treue, — da plötzlich wird ihre Hand zur kalten Eiſenfauſt, ihre Geſtalt wächſt breit und hoch empor, Kriegsſchmuck iſt ihre Kleidung, dräuend und ernſt wird ihr Geſicht zu einem Kriegerantlitz, aus deſſen düſteren Zügen dennoch deutliche Spuren der Aehnlichkeit mit ihr hervorleuchten. Von Schrecken erfaßt, ſpringt James auf, des verlöſchenden Herdfeuers zuckende Flammen warfen düſterrote Lichter über die ſchwarze Halle, ſein Blick fällt immer und immer wieder auf das Rieſenſchwert, das ernſte Gedanken in ihm erweckt. Um ihnen zu entgehen, ſprang er auf und begab ſich in den vom Mondſchein durchgoſſenen Hain, welcher ſeine Zufluchtsſtätte umgab. Das Duften der wilden Roſen, das ſtille Säuſeln der ſchlanken Birken, das traumhafte Liſpeln der bebenden Eſpen und über dem allen der ruhig dahinſchwimmende Schein des Mondes übten einen beruhigenden Einfluß aus auf ſein erregtes Gemüt.

„Muß mich denn alles an jenen Verbannten mahnen,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſieht doch ſein Auge aus dem Antlitz der holden Jungfrau, das Schwert in der Halle paßt nur für ſeine Hand, und auch im Traum verfolgt mich Douglas' Geſtalt. Doch ich will nicht träumen. Gott behüte mich vor fernerem Schrecken und ſchenke mir ruhigen Schlummer.“

Mit dieſem Gebete legte er ſich wieder zur Ruhe und ſchlief ſanft, bis Hahnenſchrei und Frühlichtſtrahlen ihn weckten.

Das Eiland. Der Morgenſonne heller Strahl, der die Wellen des Katrineſees vergoldete, traf den Wanderer ſchon im Boot, abſchiednehmend und der am Ufer ſtehenden Jungfrau zurückwinkend. Sie ſtand neben Allan, dem greiſen Harfner, deſſen Scheidelied ihm nachtönte. Als der Kahn das Land erreicht hatte, warf der Fremde noch einen Blick zurück auf das liebliche Eiland. Der Sängergreis ſtand, an einen altersgrauen Weidenſtamm gelehnt, die Hand an den Saiten, feſt wie ein Erzbild, das mit Silberlocken umgebene Antlitz wie in prophetiſcher Begeiſterung erhoben; die Maid ſaß ihm zu Füßen, dem Scheidenden mit hellen Augen nachblickend und mit freundlichem Lächeln ihn grüßend. Nicht ihm, dem Gaſte, gehörte ihr Herz, Malkolm Gräme wars, der edle Sproß eines der mächtigſten Geſchlechter Schottlands, der in Liebe mit der Jungfrau verbunden war.

„Erhebe dein Saitenſpiel, Vater; ſtimme an ein Loblied auf Gräme's Haus, des Edelſten unſeres Landes!“ ſo ſprach ſie zu dem ganz in ſich verſunkenen Greis.

Dreimal griff der Harfner zu freudigem Heldenſang in die Saiten, dreimal verſuchte er dem Wunſch Ellens zu willfahren, dreimal erſtarb ihm das ſtolze Lied auf den Lippen, dreimal verwandelten ſich ihm die Jubeltöne unter ſeiner Hand in Klänge der Trauer und des Klagens.

„Umſonſt iſt mein Bemühen, dir zu willfahren,“ rief er endlich wehmütig, „meine Harfe verſagt die Töne frohen Preiſes; eine höhere Macht zwingt ſie immer wieder zu Grabgeſang und Totengeläute. Wolle Gott, daß es mein Sterben bedeutet. Willkommen dann, du Grabesglocke, die mir das Scheiden verheißt von dieſer Stätte der Thränen. Da deine Mutter ſtarb, Ellen, ſeufzten auch meine Saiten, und als der hehre Douglas, dein Vater, verbannt werden ſollte, zwangen mich auch die Harfenklänge mitten im fahnengeſchmückten Feſtſaal zu dumpfer Trauerklage. Soll dir und meinem Herrn neues Unheil drohen, ſo möge dieſe Harfe für immer ververſtummen und der Harfner neben ihren Trümmern in den Tod ſinken.“

„Verbanne die trüben Ahnungen,“ bat Ellen; „mein Vater ſteht feſt und ſtark, wenn auch aller Ehren beraubt; er trotzt den Stürmen wie ein entblätterter Eichbaum. Und ich will mit Freuden im Verborgenen leben, wie dies Blümlein hier unter den Büſchen ſo friſch und ſchön blüht, wie die ſtolze Roſe in den Gärten des Königs. Sieh an, ob ein Barde je ſchöneren Schmuck beſungen.“ Und ſie flocht ſich lächelnd die zarten Haideglocken in die dunklen Locken.

Ihr fröhliches Wort und ihr liebliches Bild ſcheuchten die Schatten von der Stirne des Greiſes.

„O liebes Kind,“ begann er, „du weißt, welcher Glanz dir geraubt iſt. Wie würdeſt du Schottlands Königshof zieren! Wenn du im Tanz der Edlen dahinſchwebteſt, wäreſt du der Stern, an dem aller Augen hingen, den jeder Sänger prieſe, dem alle Herzen zuflögen, du, „das Fräulein vom blutigen Herzen!““[1]

„Das ſind ſchöne Träume,“ verſetzte ſie lächelnd, jedoch mit einem leichten Seufzer, „der mooſige Fels hier iſt mein Prachtſeſſel, der luſtige Schottenreigen iſt ergötzlicher als die ſteifen Hoftänze, und dein Lied, Allan, klingt mir lieblicher als die ſchönſte Muſik. Und habe ich nicht auch hier einen Verehrer. Folgt nicht der grimme Rodrick Dhu, der ſtolze Häuptling, Alpines Zier, Loch-Lomonds Schrecken, dem Wink meiner Augen, verſchob er nicht mir zu lieb den Lennox-Raubzug?“

Ernſt erwiderte der Greis: „Sprich nicht ſcherzend von Rodrick. Er iſt der Stolz und Schrecken des Landes. Wer böte wie er deinem Vater ſicheren Schutz. Um deinetwillen gewährt er ihm Zuflucht. Spotte ſeiner nicht, du ſpielſt mit einem Löwen!“

„O teurer Sänger unſeres Hauſes,“ rief Ellen mit blitzenden Augen, „glaube nicht, daß ich verkenne, was Douglas dem Hauſe Rodricks ſchuldet. Halte mich nicht für undankbar gegen den, der meinen Vater vor dem Zorn des Königs beſchützt hat. Gern, Allan, wollte ich mein Leben dafür geben, aber nimmermehr meine Hand. Lieber will ich mein Leben hinter Kloſtermauern begraben, lieber will ich verbannt in die Fremde wandern, wo kein ſchottiſcher Laut an mein Ohr ſchlägt, ehe ich den zum Gatten wähle, den mein Herz nie lieben kann. Schüttle nicht dein Haupt, o Freund. Ja, er iſt mutig — aber wild wie Broklyns grauſer Waſſerfall; er iſt edel — ſo lange nicht Rachſucht und Eiferſucht ihn entflammen. Er iſt treu dem Freund — aber ein Wüterich gegen den Feind. Er iſt freigebig gegen ſeine Mannen — aber hinter ſeinem Kriegspfad rauchen blutgetränkte Trümmerhaufen und weint die nackte Armut. Ich ehre die Hand, die für meinen Vater ſich erhebt, doch ſie in Liebe zu faſſen vermag ich nicht; ſie iſt tauſendfach befleckt vom Blute unerſättlicher Mordgier. Als Kind ſchon grauſte mir vor dem finſteren Blick und dem ſchwarzen Kriegsſchmuck unſeres Gaſtfreundes. O rede nicht von ihm, rede mir lieber von dem Gaſt, der eben von uns ſchied.“

„Von ihm? Wehe der Stunde, da ſein Fuß dieſes Eiland betrat! Nicht umſonſt fiel Douglas Schwert vor ihm nieder. Iſt er ein Spion des Königs, welche Gefahr droht deinem Vater und dieſem Ort, der feſteſten und ſicherſten Zuflucht des ganzen Hochlandes! Und wird Rodricks Eiferſucht nicht entbrennen, wenn er von dieſem Gaſte hört? Wirf dein Haupt nicht ſo verächtlich empor. Denke an Rodricks Zorn, da du mit Malkolm den Maifeſtreigen begannſt. Er glimmt noch in ſeinem heißen Herzen. Doch horch — es tönt in der der Ferne die Kriegsweiſe, ich höre den ſchrillen Ton der Pibrochpfeife.„[2]

Aus weiter Ferne nahten ſich auf dem See 4 bemannte Boote. Als ſie näher kamen, ſah man Sir Rodricks Wappen, eine Fichte, in der Flagge des erſten Bootes, man ſah Speer und Streitaxt blitzen und die Büſche der Hochlandsmützen an den Rudernden ſich auf und niederbeugen. Der alte Hochlandston klang friſch und ſchneidig über die Waſſerfläche daher. Als der Pfeifenklang, in dem Kampfruf, Schlachtgewühl, Siegesjubel, Totenklage in mannigfaltigen Weiſen abwechſelten, verſtummt war, erhob ſich aus kräftigen Kriegerkehlen ein brauſender Geſang, zum Lobe des Häuptlings.

Im Geleite ihrer Frauen, nahte Frau Margareta dem Strande. Den Herzenswunſch ihres Sohnes wohl kennend und auch teilend, rief ſie Ellen zu:

„Hieher, meine Tochter! willſt du eine Douglas ſein, und zauderſt, die Stirne eines Siegers zu bekränzen?“

Zögernd gehorchte die Jungfrau, aber mitten in ihrem Weg ſprang ſie zurück und rief Allan zu: „Ich höre das Horn meines Vaters. Mein Kahn ſoll ihn holen,“ und während Rodrick eifrig ſich nach ihr umſah, flog ihre Barke ſchon dem jenſeitigen Ufer zu. Mit Thränen reiner Freude und inniger Liebe umarmte Douglas ſeine Tochter. Voll Jubel bemerkte ſie nicht, daß Malkolm ihren Vater begleitete, und als auf den Wink des Vaters der edle Jüngling ſie begrüßte, überſtrömte die liebliche Röte jungfräulicher Verſchämtheit und bräutlicher Liebe ihre Wangen. Allan, der die Tochter ſeines Herrn begleitet hatte, blickte in wehmutsvoller Erinnerung nach dem Eilande hin, von dem der Siegesjubel der heimkehrenden Kriegerſchar herübertönte. Dieſem Blick folgend, legte Douglas ſeinem jugendlichen Begleiter die Hand auf die Schulter und ſagte, auf den Feſtjubel deutend:

„Kannſt du dir denken, Malkolm, was Allans Augen erglänzen macht. Er denkt der Tage, da ſeine Harfe im Chor der Sänger erſchallte zu meinem Preis und zum Empfang meiner ſiegreichen Scharen, da ich einherzog, gefolgt von 20 Rittern, von denen der geringſte mächtiger war, als Rodrick. Doch hob ſich mein Herz nicht ſtolzer als jetzt, wo ich von meiner Tochter in liebender Sehnſucht erwartet und begrüßt werde und die Thräne von Allans Augen mir ſeine Treue bezeugt. Wie klein iſt alles, was ich verlor, gegen dieſes Kleinod, das mir blieb.

Ellens Wangen erglühten vor freudigem Stolz, weil Malkolm es hörte, was ihr Vater von ihr ſagte. Sie beugte ſich in holder Verlegenheit zu dem Doggenpaar, das mit ſchmeichelnder Treue ſich an ſie ſchmiegte; ſie nahm den Falken auf die Hand, der an keine Flucht dachte. Malkolm, der ſie ſo daſtehen ſah, wie ein liebliches Märchenbild, war wie gebannt von dieſem Anblick; ſein Herz ſchwoll ihm von liebender Wonne. Und auch er war ein herrlicher Anblick, nicht nur für ein liebendes Auge, eine Heldengeſtalt an Wuchs und Gliederbau. Unter der ſchottiſchen Mütze quoll ſonnig blondes Lockenhaar hervor; ſein Auge war ſcharf, ſeine Hand ſicher, ſeine Bruſt frei, ſein Herz treu und fröhlich, voll feuriger Kraft und kindlicher Güte. Die Sänger rühmten von ihm, wenn er zum Manne herangewachſen wäre, würde Malkolm Gräme den Ruhm Rodrick Dhu's weit in Schatten ſtellen.

„Wie kommt's Vater,“ fragte Ellen, „daß du ſo lange fort warſt. Führte dich die Jagd in ſo weite Ferne, und wie kommt es daß Malkolm“ — errötend hielt ſie inne.

„Liebes Kind, die Jagd allein iſt es noch, die mir blieb von meinem früheren Leben. Es iſt wahr, ich wagte mich weit, und Malkolm iſt es, der mich — obwohl dem König zugethan — auf verborgenen Pfaden mitten durch des Königs Jagdgebiet ſicher hieher führte. Darum muß auch Rodrick — ſo ſchwer es ihm fallen mag, einem Freunde des Königs Gaſtfreundſchaft zu erweiſen — ihn in ſein Haus aufnehmen. Morgen aber muß Malkolm nach Strath-Endrik eilen, um bald aus unſerer gefährlichen Geſellſchaft zu kommen.“

Bei dieſen Worten legte das Boot am Eiland an. Sir Rodrick empfing mit ſichtlicher Verlegenheit den Begleiter des Douglas. Aber keine Pflicht der Gaſtfreundſchaft wurde verſäumt. In gemütlicher Unterhaltung verging der Morgen. Doch mittags brachte ein Bote wichtige Botſchaft an Rodrick. Finſter wurden deſſen Mienen, und aller Blicke wandten ſich ihm zu, als er in ſichtlicher Aufregung, mit ſeinem Dolchgriff ſpielend, alſo begann:

„Hört es, Oheim und Vater (wenn Rodrick den Douglas ſo nennen darf), liebe Mutter, Ellen (o wende dich nicht ab von mir), Gräme (wie bald werde ich ſehen, ob du mir Freund oder Feind biſt), hört es alle, was ich erfahren. Der König hat einen Gewaltſtreich ausgeübt gegen des Grenzlands Herren. Er lud ſie zu Jagd und Feſtſchmaus ein, lockte ſie in ſeine Burgen und ließ ſie meuchlings niedermachen. An den Thoren der Jagdſchlöſſer hängen die Leichen der Tapferen. Nun droht er dem Hochland; durch gleiche Liſt hofft er uns zu fangen. Auch deine Spur hat er gefunden, Douglas; ſichere Späher meldeten es mir.“

Alle erſchracken, die Frauen erbleichten, über Malkolms Stirne flog eine tiefe Röte, auch Douglas war betroffen, begann aber entſchloſſen:

„Rodrick, du weißt, mir gilt der Zornpfeil. Ich und Ellen, die letzten Sproſſen „des blutigen Herzen“, wollen fern von hier im Waldthal die Hütte aufſuchen, die ich zur letzten Zuflucht mir erſah. Du kannſt durch Entgegenkommen des Königs Zorn beſchwichtigen; deine kampfgeübte Schar weiß er wohl zu ſchätzen.“

„Nein, nimmermehr,“ rief Rodrick; „Fluch der „Fichte“, wenn ſie den letzten „vom blutigen Herzen“ ſchutzlos dahinziehen läßt. Höre, Douglas, gieb mir deine Tochter zum Weibe. Sind wir beide durch Ellen verbunden, ſo geſellen ſich Scharen von Genoſſen zu uns. Wenn meine Hochzeitsfackeln flammen, ſo erſchrickt die Königsburg zu Stirling, ſo fährt der König James jäh aus dem Schlummer. Ellen, erbleiche nicht, Mutter, winke mir nicht ab! Thörichteres ſchon ſprach mein Mund. Ein Bund zwiſchen Douglas und Rodrick feſtet das Hochland zu einer ſtarken Burg und jagt den König als feigen Flüchtling an ſeinen Ort.“

Habt ihr ſchon gehört von Nachtwandlern, die im Schlaf eines Turmes Zinnen erſtiegen und, plötzlich geweckt, an ſchwindelndem Abgrund ſich fanden? So gähnte vor Ellen der Gedanke: „Ich muß meinen Vater retten durch mein Jawort an Rodrick.“

Malkolm ſprang angſtvoll auf, aber Douglas gewahrte den Kampf ihres Herzens, er ſah den jähen Wechſel von glühender Röte und totähnlichem Erbleichen. „Halt ein Rodrick!“ rief er laut. „Sie kann nicht die deine werden. Sieh, wie ſie von angſtvollem Schrecken ergriffen iſt. Vergieb es ihr und ſtürze dich nicht um meinetwillen in gefahrvollen Kampf. Suche Frieden mit dem König. O, ich liebte ihn einſt, ehe ſein Zorn mich kränkte, wie ich Ellen liebte. Er war mein Stolz und mein Glück. Sage dich los von mir und verbünde dich mit ihm.“

In furchtbarer Aufregung durchſchritt Rodrick die Halle. Tief ins Herz war ihm der giftige Dolchſtich getäuſchter Liebe gedrungen. Krampfhaft hob ſich ſeine Bruſt, ſeine bebende Hand umſchloß Douglas Rechte, und der ſtarke Mann, der nie geweint, er brach aus in bitteres, ſchmerzliches Schluchzen. Es war nicht möglich für Ellen, des Mannes Schmerz mit anzuhören; ſie erhob ſich wankend, und Gräme eilte herzu, ſie wegzuführen.

---

[1] Wappen der Douglas.

[2] Dudelſack, Lieblingsinſtrument der ſchottiſchen Hochländer.

„Laß ab, Du Milchgeſicht,“ fuhr da plötzlich der Häuptling in ſchäumender Wut auf ihn ein. „Danke es dieſem Dache, wenn Dich mein Schwert nicht auf dem Platz zur Hölle ſendet!“

Damit packte er Malkolm vor der Bruſt, wütend auf ihn eindringend. Aber dieſer hielt Stand, und es wäre zu einem blutigen Auftritt gekommen, wenn nicht Douglas’ Rieſengeſtalt ſich zwiſchen beide geworfen. „Halt,“ rief er laut, „wer ſein Schwert zückt, iſt Douglas’ Feind für immer; ſoll meine Tochter der Preis eines Raufhandels ſein?“ Beſchämt hielten beide inne, und als Rodrick ſeiner Mutter Bitten und Ellens angſtvolles Weinen hörte, ſprach er mit grollendem Hohn: „So bleibe heil bis morgen. Die Nachtluft ſoll deine zarten Wangen nicht bleichen. Geh’ morgen und verrate dem König unſere Inſel; nenne ihm auch des Hochlands Päſſe und Wege! Maliſe!“ — damit rief er ſeinen Diener — „Du führſt Gräme morgen auf ſicherem Pfad von hinnen“.

„Nein, Häuptling,“ erwiderte Malkolm in ſtolzer Zurückhaltung, „ſorge nicht für dieſen Ort, er iſt mir geheiligt. Für deine Gaſtfreundſchaft danke ich, einen Führer brauche ich nicht, ich kenne keine Furcht vor den Pfaden der Nacht. Douglas, holde Ellen, ich ſehe euch wieder. Auch dir, Rodrick, hoffe ich zu begegnen!“

Damit ſchritt er erhobenen Hauptes aus der Halle. Auf ſeines Herren Wink folgte Allan, der ihm auf dem Wege zum Strand erzählte, daß Rodrick heute geſchworen, das Feuerkreuz [Zeichen des kriegeriſchen Aufgebotes] durch’s Hochland zu ſenden. Er bat dringend, Malkolm möge ſich von ihm fernab an ſicheres Geſtade rudern laſſen. Doch dieſer hörte auf ſeine Bitte nicht, er rollte Dolch, Taſche und Schwert in ſeine Decke und rüſtete ſich zum Schwimmen. „Leb wohl, du Bild alter Treue!“ ſprach er. „O wäre ich Herr meines Landes, wie gern würde ich Euch zu mir führen. Nun aber, da ich noch unter der Vormundſchaft ſtehe, habe ich nichts zu Eurem Schutz als mein Herz und mein Schwert. Sage Rodrick, auch ſein Boot wollte ich nicht benutzen!“ Damit ſprang er in die Fluten; der Greis ſah, wie er mit kräftigem Arm die Flut zerteilte, und erſt nachdem ſein Haupt im Dunkel verſchwunden war und vom Ufer der Bucht her ein heller Ruf ertönte, wandte ſich Allan dem Hauſe zu.

[Das Aufgebot.] Das Rot des nächſten Morgens verklärte den Spiegel des Sees zu leuchtendem Purpur. Das Spiegelbild der Berge und Felswände ſchwankte in leiſer Bewegung auf der Flut. Der Silberkelch der Waſſerroſe erglänzte im Morgenlicht. Auf perlenbeſätem Raſen führte das Reh ſeine Jungen zur Weide, und die Lerchen erfüllten das klare Himmelsblau mit jubilierendem Geſang. Der See, die Inſel, die Ufer boten ein Bild der Ruhe und des Friedens.

Aber Ruhe und Frieden flohen Sir Rodricks Bruſt. Er ſchritt mit Haſt und Aufregung zu einem verborgenen Platz unter Felsblöcken, wo nach uralter Sitte unter geheimnisvollen Gebräuchen das Feuerkreuz, das Zeichen des Aufgebots, entſendet werden ſollte.

Ein Reiſighaufen war errichtet. Daneben ſtand die ſeltſame Geſtalt des Klausners Brian. Ein düſterer, unheimlicher Menſch von unbekannter Herkunft, ein Gegenſtand der Scheu und des Schreckens aller, die in ſeine Nähe kamen. Er glich nicht einem Diener des Chriſtengottes, ſondern einem Druiden, dem Menſchenopfer und düſterer Zauber Freude ſind. Der Volksglaube führte ſeinen Urſprung auf die finſteren Mächte zurück. Dieſer Glaube breitete ſeine ſchwarzen Schatten ſchon über ſeine Jugend. Er war verachtet und gehaßt und lernte auch die Welt haſſen und verachten. Er floh die Welt, ging ins Kloſter, vertiefte ſich in geheimnisvolle Studien und begab ſich endlich wirren Geiſtes, verödeten Herzens in die Einöden des Benharrow, wo er mit den ſchrecklichen Erſcheinungen einer wilden Natur ein geſpenſtiſches Zuſammenleben führte. Wunderſame Geſichte hatten ihm Gefahr für das Hochland gezeigt, und da dieſes, ſein Vaterland, das einzige war, dem ſein entleertes Herz noch einigermaßen anhing, ſo eilte er, dem mächtigſten Clan die Gefahr zu verkünden und ihm ſeine finſteren Dienſte anzubieten.

Bei der Ankunft Rodricks loderte der Scheiterhaufen in hellen Flammen empor. Eine Ziege zuckte geſchlachtet am Boden; Eibenzweige formte der Mönch zu einem kurzen Kreuz und, es emporhebend, ſprach er einen ſchweren Fluch aus über den, der auf den Anblick dieſes Zeichens hin nicht ſofort zur Wehr greife und zum Sammelplatz eile. Unter dem Zuſammenſchlagen der Schwerter und Schilder bekräftigten die Mannen ſein Fluchwort. Das Getöſe erweckte den Wolf aus den Bergſchluchten und den Adler aus hohem Horſte zu freudigem Grimme, zu hoffender Ahnung auf blutige Beute. Hierauf hielt Brian das Kreuz in die Flamme, und als es über und über glühte, ſchwang er es unter erneuten Flüchen über ſeinem Haupt. „Schmach und Schande dem Feigling“, ſo tönte der Fluch von allen Lippen. „Schmach und Schande dem Feigling,“ ſo drang es mit wildem Ruf aus allen Klüften und Winkeln der ſchauerlichen Umgebung.

Er tauchte die Spitzen des Kreuzes in das ziſchende Opferblut. Da nahm es ihm Rodrick mit haſtiger Ungeduld aus der Hand, übergab es Maliſe, ſeinem Waffenträger, und rief: „Eile, Maliſe, fliege! Lanrick iſt der Sammelplatz.“

Maliſe ſprang in ein Boot, pfeilſchnell flog es über den See, pfeilſchnell durcheilte der Bote Berg und Thal, Wieſengrund und Waldesdickicht; kein Tropfen kühlte ſeinen lechzenden Mund, kein Tuch trocknete ſeine triefende Stirn. Von Ort zu Ort ſtürzte er, nur den Sammelplatz mit keuchender Stimme ausrufend; ſein Erſcheinen hinterließ überall Lärm, Geſchrei, Kampfesluſt, eilige Rüſtungen zum blutigen Streit. Der Fiſcher ſprang aus dem Kahn, der Schmied warf den Hammer weg, der Schnitter ließ die Senſe im Felde liegen, der Hirte lief von der Herde weg, der Jäger rief die Hunde zurück von der Spur des Wildes; alle eilten zu den Waffen. Maliſe flog weiter nach Duncraggan, dem Ziel ſeines Laufs, von wo ein neuer Bote das Feuerzeichen weiter tragen ſollte. Von ferne tönte es ihm entgegen wie Totenklagen. Dunkan, der Clanherr dieſes Ortes, Sir Rodericks Freund, war es, der im Glanz trüber Fackeln auf ſchwarzer Bahre in der Halle lag, neben ihm das weinende Weib, die trauernden Söhne, die wehklagenden Frauen des Ortes. Der treue Begleiter ſeiner Jagdzüge, der ſtarke Rüde, ſah verwundert dem toten Herrn in das kalte Antlitz, plötzlich gab er Laut; es nahten eilende Tritte, herauf ſtürmte Maliſe und, dem älteſten Sohne des Entſchlafenen das Kreuz in die Hand drückend, rief er mit der letzten Kraft ſeines Atems: „Eile weiter, Angus! Lanrick iſt der Sammelplatz!“

Auf ſpringt der Jüngling, ſeine Augen blitzen, er gürtet des Vaters Breitſchwert um und reicht der Mutter die Hand zum Abſchied. Ein kurzes Seufzen tiefer Betrübnis entflieht ihrer Bruſt, aber dann ruft ſie: „Eile, mein Sohn, du biſt Dunkans Kind; erfülle die Pflicht des Vaterlandes.“

Wie ein edles Füllen eilte Angus dahin, den bitteren Schmerz um den Vater mannhaft zurückdrängend. Er eilt von Ort zu Ort, die friſche Bergluft trocknet die Thränen in ſeinem Auge. St. Brides Kapelle winkte von der Höhe; ſein Ziel war nahe, aber zwiſchen ihm und der Kapelle waren die geſchwollenen Fluten des Teith. Er zögerte keinen Augenblick und ſchritt kecken Mutes in die ſchäumenden Wellen, auf die Streitaxt ſich ſtützend, das Kreuz emporhaltend, zweimal gehoben von den Wogen und zweimal wieder Fuß faſſend, kämpfte er ſich durch und ſtieg aufwärts zur Kapelle.

Ein fröhlicher Anblick bot ſich ihm dar. Ein bunter Hochzeitszug trat aus dem Gotteshaus, alle in feſtlichem Schmuck, voran das ſtattliche Brautpaar, die in bräutlicher Schüchternheit erglühende Braut, Maria, Tombea’s Tochter; der in ſtolzer Freude einherſchreitende Bräutigam, Norman, Armandaves künftiger Herr. Der Brautzug durchſchritt eben die Kirchhofpforten, als der durch den Lauf erſchöpfte Bote, triefend von ſeinem kühnen Flußübergang, mit ihm zuſammentraf.

„Schnell, Norman,“ rief er mit erlöſchendem Atem, dem Bräutigam das Kreuz überreichend, „eile weiter! Lanrick iſt der Sammelplatz.“

Erſchrocken ſtand der Hochzeitszug ſtille. Mit trübem Blick, aber ohne Zögern legt der junge Mann ſein feſtliches Obergewand ab, reicht der weinenden Braut die Hand, und ohne ſich zurückzuwenden ſtürmt er davon. Wohl machte ihm die getäuſchte Hoffnung das Herz ſchwer, wohl dachte er ſehnſüchtig des ſüßen Glücks, das ihm dieſen Morgen noch gelächelt hatte, aber mit der Wehmut ſtritt die Kampfesluſt des Hochlandskriegers, der feurige Wunſch, aus blutiger Hand des Siegers Ehrenpreis der Geliebten zu Füßen zu legen.

So nahm das Feuerkreuz ſeinen geflügelten Lauf durch das Hochland; es klomm von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, es flog dahin wie der Heidebrand auf glutgedörrter Ebene; es flog dahin wie der Funke, der dem Feuerſtein entſpringt. Aus allen Schluchten, von allen Höhen ſtrömten die Scharen in Lanricks Thal zuſammen. Alt und Jung, was nur ein Schwert tragen und einen Lanzenſchaft umſpannen konnte, eilte zum Kampfe. Die Ebene füllte ſich mit kampfesfroher Mannſchaft, alle bereit, für ihr Vaterland und ihren Häuptling Leib und Leben zu laſſen.

Rodrick Dhu durchſtreifte mit einer erleſenen Schar die Abhänge des Benvenue, nicht als ob hier Gefahr drohte (die feindlichen Burgen lagen nicht hier im Weſten), ſondern weil es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt hierher zog. In düſtere Gedanken verſunken, ſtand er am Eingang einer mit Geſtrüpp verwachſenen wildſchönen Schlucht. Seine Begleiter hatte er eben zum Ufer des Sees hinabgeſandt, ſein Fuß konnte ſich nicht von dieſer Stelle löſen.

Er ließ ja hier in finſterer Kluft ein Kleinod zurück, das er noch mit der ganzen Kraft ſeiner feurigen Seele liebte.

Im hinterſten Ende der Schlucht, in einer von aufgetürmten Felsblöcken gebildeten Grotte, hatten Douglas und ſeine holde Tochter eine Zuflucht gefunden. Es war ein ſicherer Bergungsort; die Höhle war verrufen und gemieden, nur aufgeſucht von der Wölfin oder der wilden Katze, die für ihre Brut den verborgenſten Winkel ſich auswählt.

Rodrick Dhu hatte ſich dieſen Morgen gelobt, jeden Reſt ſeiner Liebe in Kriegswut zu verſenken. Wer aber dämmt einen Strom mit leichtem Sande; wer löſcht ein Feuer mit dürrem Gras! Nun ſtand er am Eingang des Verſtecks, nicht um ſie zu ſehen, ſondern um noch einen Laut zu erhaſchen, einen Laut ihrer ihm ſo teuren Stimme.

Und horch! eben ertönte ihr ſanfter, klagender Geſang, begleitet von des treuen Sängers Saitenſpiel:

Ave Maria! Jungfrau rein!
O höre einer Jungfrau Flehen.
Du hörſt ja der Verlaſſenen Schrei'n,
Bewahrſt ſie vor des Todes Wehen.
Läßt ſicher ihren Pfad ſie gehen!
Biſt ſelbſt ihr Schutz und Schirm allein!
O laß doch ja dein Heil uns ſehen
Nimm uns in deine Obhut ein.
Ave Maria!

Als der letzte Laut verklungen, riß ſich Rodrick aus träumeriſcher Verſunkenheit auf; er verhüllte ſich eine Zeit lang in heftigem Schmerz die Augen und eilte dann auf ſchroffſtem, aber kürzeſtem Pfad den Seinen nach, mit denen er nun dem Sammelplatze zuzog. Als das verſammelte Heer ſeinen Häuptling nahen ſah, ſcholl ihm donnergleich, das Echo der Felshänge weckend, ein dreifacher Willkommruf entgegen. Er trat in ſein Zelt, und bald ſenkte ſich das nächtliche Schweigen über das ruhende Lager.

[Die Prophezeiung.] Einer der Wachtpoſten, die das Lager umgaben, war Norman. Seine ſehnſüchtigen Gedanken flogen zu Maria, ſeiner angetrauten Braut. Er ſchmückte eben ſeine Mütze mit wilden Roſen, dem Sinnbild der Liebe und Hoffnung, da tönten Tritte an ſein Ohr. Mit lautem: Wer da! erhob er die Waffe, als Maliſe, des Häuptlings Waffenträger, vor ihm ſtand.

„Führe mich ſogleich zum Häuptling," ſagte er zu Norman. Dieſer weckte einen im Farnkraut ſchlummernden Jüngling, und ihm Vorſicht anbefehlend, ging er mit Maliſe dahin. —

„Was macht der Feind?" fragte Norman.

„Ein Heer liegt in Doune. König James liegt mit Mann und Roß in Stirling's Schloß. Bald wird das Unwetter über unſer Hochland hereinbrechen. Haſt du deine Braut in Sicherheit gebracht?"

„Weißt du nicht, daß Rodrick ſein Eiland zur Zufluchtsſtätte für Frauen, Kinder und Greiſe beſtimmt hat? Alle Fahrzeuge ſind am Strand der Inſel in Sicherheit, und kein Boot darf mehr an's jenſeitige Ufer."

„Rodrick ſorgt väterlich für ſein Volk. Aber warum weilt er jetzt nicht in des Lagers Mitte?"

„Mit Brian, dem Klausner, hatte er ſich in der Nacht an den Felſenquell begeben, um aus dem Blute des weißen Stiers von Duncraggan die Zukunft zu erforſchen. Doch blicke empor und du ſiehſt den Klausner auf jenem Felſen ſtehen. Sieh, wie das Blut des Stieres und der Schaum des Waſſerfalles ihm Bart und Gewand beſpritzt hat. Steht er nicht da oben wie ein Geier, der auf das zerfleiſchte Wild herabſieht, deſſen Eingeweide ihm zu willkommener Beute wird? Doch ſtill; er ſteigt herab zu Rodrick, um ihm die erhaltene Offenbarung mitzuteilen."

Mit feierlichem Ernſt trat der unheimliche Mann zu dem Häuptling, ſein ganzes Auftreten zeigte von großer Erſchöpfung, die Glieder waren ſchlaff, die Lippen fahl, die Augen lagen wie erloſchen in ihren Höhlen.

„Grauſiges habe ich geſehen," ſprach er mit dumpfer Stimme; „ein ſchrecklich Wallen und Wogen feindlich finſterer Mächte. Nur wer wie ich ein Kind der Nacht iſt, kann nach ſolchen Geſichten den Seherſpruch künden. Vernimm es, was zuletzt mit leuchtender Klarheit vor meinem Geiſte ſtand: Wer den erſten Feind erlegt, der hat den Sieg!"

Rodrick ſprach froh: „Dank dir, Brian. So oft ich ſtritt, war der erſte Schwertſtreich mein. Zudem iſt mir durch ſichere Kundſchaft das Nahen eines Feindes gemeldet. Er kann uns nicht entrinnen. Dem roten Murdoch iſt befohlen, ihn in den Hohlweg zu führen, wo ſcharfe Klingen ſeiner warten. Doch was ſehe ich? Maliſe! Sprich, was für Botſchaft bringſt du mir vom Feind?"

„Zu Doune," ſprach Maliſe, „liegt ein ſtattliches Heer. In ſeiner Mitte flattern die Banner von Mar und Moray."

„Willkommene Nachricht," rief Rodrick fröhlich, „das ſind Gegner, mit denen der Kampf ſich verlohnt. Wann kommen ſie?"

„Bis morgen Mittag können ſie hier ſein."

„Das wird ernſt. Doch wohlan! wir erwarten ſie an der Troſachſchlucht. Hier am Ufer des Sees, im Anblick unſerer Frauen, Töchter und Bräute — (ein leiſes Zittern bewegte ſeine Stimme) — wollen wir den Sieg erkämpfen. Friſch auf! Jeder an ſeinen Poſten!"

Schrill ertönten die Pibrochpfeifen, die Scharen ſammelten ſich, wehende Banner, glänzende Augen zogen dahin in den Streit.

Doch wenden wir uns zu Douglas ſtiller Klauſe. Ellen ſaß in ſchmerzlicher Trauer auf einem verwitterten Steinblock. Allan, der Alte, ſaß neben ihr, mit ſanften Worten ſie tröſtend: „Traure nicht, liebes Kind! Es war die höchſte Zeit, daß dein Vater dich hieher brachte. Wenn ſelbſt Rodrick für die Seinen das Eiland als Zufluchtsort erwählt hat, wie ſollte nicht dein Vater für deine Sicherheit ſorgen!"

„O Allan, nicht die Einſamkeit dieſes Ortes ſtimmt mich traurig," ſprach Ellen, „nein, es iſt die Sorge um meinen Vater. Er verließ uns heute Morgen, mit ernſten, faſt feierlichen Worten von mir Abſchied nehmend. Er befahl mir, wenn er heute Nacht nicht zurückkäme, mich in die Abtei Kambus-Kenneth zu begeben. Das alles läßt mich fürchten, daß er ſich zum König begeben hat, um ſeine Perſon ihm auszuliefern, die die Urſache des Streites iſt. Er bangt auch um Malkolm und Rodrick. Beide ſind unſertwegen in Gefahr. Und ſo ſchmerzlich es mir iſt, ich muß ihm recht geben. Wäre ich Douglas' Sohn, ich würde ebenſo handeln."

„Nein, Ellen," erwiderte Allan, „fürchte nichts. Deinem Vater und Malkolm wird kein Unheil widerfahren. Habe ich je mich geirrt im Schauen der Zukunft? Denke an jenen Fremdling auf dem Eiland, denke jener unheilverkündenden Töne meiner Harfe. Glaube mir auch jetzt, wo mein Geiſt für Douglas und Gräme nichts Dunkles erſchaut. Laß dir durch fröhliches Lied die trüben Gedanken verſcheuchen."

Lieblich erklang die Weiſe des Sängers. Da ließen ſich raſche Schritte vom Walde her hören, und vor ihnen ſtand ſtolzen Blickes in koſtbarem Jagdanzug James Fitz James, der Herr von Suowdoun, wie er ſich nannte.

Ellen konnte einen leiſen Aufſchrei nicht unterdrücken.

„Welcher Unſtern führt Euch hierher, Sir," rief ſie haſtig, „jetzt, wo ringsum alles von Gefahren erfüllt iſt?"

„Wo dein Auge leuchtet, Mädchen, iſt kein Unſtern. Ein treuer alter Führer hat mich auf ſicherem Pfad hierher geleitet."

Die Geſtalt des Hochländers ward in den Büſchen ſichtbar.

Ellens ſcharfes Auge erkannte Murdoch, einen der ſchlechteſten, wenn auch ſchlaueſten Diener des Häuptlings.

„Der führte Euch?" rief Ellen angſtvoll. „O Allan, gehe, bitte ihn dringend, daß er den Fremdling nicht verrate. Keiner, o Herr, iſt Eurer Sicherheit gefährlicher, als jener Elende."

„Ich bin froh ſeinetwegen, ſchon deshalb, weil ich jetzt ſehe, du Holde, wie du um mein Leben bangſt. Höre nun, was mich zu dir in die Wildnis trieb. Du ſollſt die Meine werden. Es iſt alles bereit, dich auf Stirlingſchloß zu führen. Dort will ich dich hegen und pflegen als meine holde Blume, mein ſüßes Kleinod."

„Halt, Sir," rief Ellen entſchieden; „Kein Wort weiter! Ich muß nun mit bitterer Beſchämung büßen, daß ich damals zu willig mein Ohr Euren ſchmeichelnden Worten geliehen habe. Nun hört alles! Ich bin die Tochter eines Verbannten und Geächteten. Mein Vater iſt vogelfrei, und ein Preis iſt auf ſein Haupt geſetzt; — laßt mich weiter reden — ein edler Jüngling, den ich liebe, iſt um meinetwillen in Todesgefahr. Ich habe Euch mein Herz erſchloſſen; und nun ſeid edel, verzeiht mir und geht!"

James, ſo vertraut ſonſt mit allen Künſten, das Herz eines Weibes zu erringen, ſah hier ſeine Kunſt mißlingen. Erglühend, aber feſt und klar ihm in die Augen ſehend, ſtand das Mädchen vor ihm. Er ſah, von ihr war nichts zu hoffen, doch bat er ſie, wenigſtens ſein Geleite zu geſicherterem und bequemerem Bergungsort anzunehmen.

Dankend lehnte ſie auch dieſes ab: „Zieht hin, Sir, und trauet Eurem Führer nicht! Gott ſchütze Euch!"

Mit zögerndem Widerſtreben wandte ſich der Fremde zum Gehen. Doch kehrte er noch einmal zurück, und der Jungfrau einen goldenen Ring reichend, ſagte er:

„Nimm dieſen Ring, ich habe ihn vom König. Jeder Leibwächter kennt ihn, er öffnet dir jederzeit den Weg zu ihm. Bediene dich ſeiner in Not und Gefahr!" Damit ſteckte er ihr den Ring an, küßte ihre Hand und ſchritt eiligſt davon.

Murdoch folgte ihm. Als ſie ſich der Troſachſchlucht nahten, ließ der Führer einen hellen Pfiff ertönen.

„Was ſoll das!" herrſchte James ihn an.

„Ich ſcheuchte nur jene Raben dort vom Aaſe des Pferdes."

„Armes Tier!" rief der Jäger, die Stelle wieder erkennend. „Wie gut wäre es für dich und mich, hätten wir dieſes Thal nie erreicht! Du aber ſchweige! Ein Zeichen noch, und es iſt dein Tod."

Düſter und vorſichtig ſchritten beide dahin. Als ſie um eine Klippe bogen, kam eine ſeltſame Erſcheinung auf ſie zu.

Es war eine Frauengeſtalt, in Fetzen gekleidet, die wirr flatternden Haare mit einem Ginſterkranz geſchmückt. Als ſie den Führer in ſeiner Hochlandstracht erblickte, ſtieß ſie einen Angſtſchrei aus, als ſie aber in dem Jäger einen Thallandsmann erkannte, lachte ſie hell auf. Mit wildem Geſang, deſſen gellende Töne die Lieblichkeit der Stimme noch ahnen ließen, begrüßte ſie die Männer:

„Zu Bett ſoll ich gehen; zur Kirche gehn!
Ich kann nicht ruhn, ich kann nicht flehn!
Nie, nie kann's im Hochland mir gefallen;
Laßt heim mich; laßt heim mich ins Thalland wallen.
Hier brennt mir der Kopf, hier verdorrt mir der Sinn,
Wohl mir, wenn ich geſtorben bin."

„Wer iſt das tolle Mädchen?" fragte James.

„Es iſt die verrückte Blanka von Devan. Am Hochzeitstag ward ihr der Bräutigam vor ihren Augen von Rodrick erſchlagen. Sie entläuft hie und da ihrer Wärterin. Fort mit dir, du Närrin!"

Damit wollte Murdoch ſie ſchlagen. Doch James rief zornig:

„Rührſt du ſie an, ſo ſchleudre ich dich an den Felſen wie einen Ball."

Das kranke Mädchen ſchmiegte ſich dankbar an den Ritter an und ſagte:

„O du biſt gut, Rittersmann. Mein Auge liebt das Lincolngrün deines Gewandes, mein Ohr freut ſich der Thallandsſprache deines Mundes." Und ängſtlich und ſcheu umherblickend, ſang ſie in rührenden Tönen:

„Grün, grün iſt der Wald, grün war das Gewand
Meines William, der mir mein Herz entwandt.
Schön klang ihm vom Munde des Thallands Ton.
Wo, Liebſter, wo biſt du hin entflohn?
Der Hirſch iſt gefallen, das Rehlein iſt wund
Ein ſtattlicher Hirſch iſt gekommen zur Stund.
Er tröſtet das Rehelein lieb und gut,
O hüte dich, rette dein junges Blut!
Verrat umgiebt dich, es droht dir Mord.
O höre mein Warnen! O trau meinem Wort!
O ſei auf der Hut! Blick um dich hell!
O eile! Des Mörders Fuß iſt ſchnell."

Der Verdacht, den Ellens Worte in dem Jäger geweckt und den Murdochs Pfiff beſtärkt hatte, wurde nun zur völligen Gewißheit. Zornig wandte er ſich zu dem Führer, dieſer aber hatte ſchon die Flucht ergriffen. Er wendete ſich im Davoneilen um und ſchoß einen Pfeil zurück, der ziſchend der Jungfrau Bruſt durchbohrte. Wütend eilte James dem Mörder nach, und ſo ſehr ſich dieſer um ſein Leben mühte, der flinke Verfolger erreichte ihn in ſtürmiſchem Lauf und ſpaltete ihm mit wuchtigem Schwertſtreich das Haupt. Als des Verräters letzter Hauch entflohen war, wandte ſich James wieder zu der totwunden Jungfrau zurück. Sie lehnte am Stamme einer Birke, das Haupt auf den Arm geſtützt. Mit wehmütigem, aber klarem Blick beſchaute ſie den Pfeil, den ſie aus der Wunde gezogen. Der Ritter beugte ſich zu ihr nieder, um den Blutſtrom zu ſtillen.

„Laß mich," bat ſie; „es iſt vergebens. Mein Geiſt wacht auf aus langer Nacht. Ich habe ſchweres gelitten. Sieh hier dieſe blonde, blutige Locke. Sie gehört dem, den ich liebte, und den mir der finſtere Hochlandsclan, der arge Mann mit der düſteren Stirne und blutigen Hand, vom Herzen geriſſen hat. Befeſtige dies Wahrzeichen an deinen Hut, und findeſt du jenen, ſo denke an Blanka's Schmach und Schmerz. Meide den Hohlweg! Gott — ſei — mit — dir!"

Ihr Geiſt war entflohen. Er nahm zur blutigen Locke noch eine von ihrem ſchönen blaſſen Haupte. „Ich ſchwöre es," rief er, „nie ſoll mich je ein Siegerpreis ſchmücken, wenn ich nicht dieſes Pfand in Rodricks Blut getaucht habe!"

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als er von weitem dumpfen Lärm vernahm. „Halloh," rief er entſchloſſen, „nun beginnt die Jagd; nun ſollt ihr ſehen, Hochländer, wie ſich ein umſtellter Hirſch wehrt!"

Er ſchlug ſich ins Dickicht, um auf verſteckten Wegen zu entkommen. Den ganzen Tag ſchweifte er ohne Weg und Steg in der Einöde umher. Die ſinkende Sonne fand ihn müde, erſchöpft und abgehetzt auf der Erde liegen.

„Hier will ich liegen bleiben, bis die Nacht über der Erde liegt. Wer hätte gedacht, daß heute ſchon die Hochlandsweſpen ſchwärmen, ehe noch in Doune die Trommel ſich rührt! O ihr tollkühnen Streifereien; das ſoll die letzte ſein!"

Als es völlig dunkel war, trat er ſeinen Irrgang von neuem an. Es war bitter kalt. Der Nachtwind durchkältete den leichtgekleideten Jäger. Der Mut wollte ihm faſt entſinken, als er, um einen Felſenvorſprung biegend, ein Wachtfeuer vor ſich ſah, an dem ein einzelner Mann, in ſeine Decke gehüllt, lag.

„Wer biſt du, Sachſe?" rief er aufſpringend. „Was ſuchſt du hier?"

„Ich bin ein Fremder und ſuche Wärme, Speiſe und Führung. Ich bin halb tot vor Hunger und Kälte, und die Feinde ſind mir auf der Ferſe."

„Biſt du ein Freund Rodricks?"

„Nein; ſein Feind bin ich für immer."

„Du redeſt kühn. Doch genieße des Gaſtrechts, das du angeſprochen haſt. Du ſollſt ſicher ſein, auch wenn du ein Kundſchafter wäreſt. Doch ſo ſiehſt du mir nicht aus. Du trägſt, wenn mich das unſtete Licht nicht täuſcht, Hut und Sporen eines Ritters."

„Eben deshalb bin ich Rodricks Feind. Ein Feind aller räuberiſchen Unterdrücker."

„Halt ein, Fremdling! Teile hier mein Mahl und meine Raſt."

Sie aßen miteinander von gebratenem Wildpret. Der Fremde hüllte ſich in die warme Decke ſeines Gaſtfreundes, der friſches Holz auf's Feuer legte und dann ſagte:

„Ich ſtehe dem Häuptling Rodrick ſehr nahe. Jedes Wort gegen ihn heiſcht die Rache meines Schwerts. Doch das Gaſtrecht iſt mir heilig; du ſollſt an mir einen ſicheren Führer haben bis zur letzten Hochlandswacht. Dann ſchütze dich dein Schwert."

„Ich nehme dein edelmütiges Anerbieten an," ſprach der Gaſt.

So ruhten beide, wie zwei Brüder, Schulter an Schulter, bis Berg und Fluß vom Morgenkuß der Sonne erröteten.

[Der Kampf.] Die beiden Männer erwachten, ſprachen leiſe ihr Morgengebet, und als ſie am neuentfachten Feuer ein Frühſtück bereitet und genoſſen hatten, ſchickten ſie ſich zum Aufbruch an.

Auf wildem Pfad klommen ſie aufwärts. Herrliche Blicke auf die in der Tiefe dahinziehenden Ströme, auf die in blauer Ferne ragenden Burgen, auf die im Morgenlicht ſtrahlenden Felsabhänge des Benvoirlich und Benledi boten ſich ihnen dar. Der Weg führte durch enge Schluchten, wo die Tautropfen Bart und Haar der Wanderer durchnäßten, und mühevoll der Schritt ſich durch das Steingerölle ausgetrockneter Waldbäche hindurch winden mußte. „Warum wagt Ihr Euch hieher," fragte der Führer, „ohne einen Paß von Rodrick?"

„Mein Paß hängt hier an meiner Seite," ſprach der Sachſe. „Zudem dachte ich nicht, daß der Streit ſo bald entbrennen werde. Vor drei Tagen war ich ſchon hier auf der Jagd verirrt und fand alles in tiefſtem Frieden."

„Warum kehrteſt du wieder zum zweiten Mal?"

„Warum fragſt du das einen freien Krieger? Kann ihn in langweiliger Friedenszeit nicht mancherlei zum Ausflug verlocken, ein entflogener Falke, ein entlaufenes Windſpiel, das ſchöne Auge einer Hochlandsmaid?"

„Behaltet Euer Geheimnis. Aber war Euch nichts bekannt von einer Fehde gegen den Hochlandsherrn?"

„Ich hörte von einigen Truppen, die zum Schutze des Königs James am Gebirge ſtünden, ſo lange er jagte. Sollte es ſich aber wirklich um eine Waffenerhebung des Hochlands handeln, ſo werdet Ihr bald die Banner von Doune flattern ſehen."

„Laßt ſie flattern. Es wäre ſchade, wenn ſie die Motten fräßen. Aber ſagt mir das eine noch. Seid Ihr ein friedlicher Jäger, wie kommt's dann, daß Ihr Euch einen geſchworenen Feind Rodricks nennt?"

„Seit geſtern Morgen kannte ich ihn nur als Anführer von Rebellenhorden. Nun kenne ich ihn als den Mörder eines treuen Unterthanen. Das empört mein Herz gegen ihn."

Finſter blickend ſprach der Häuptling: „Er verdiente den Schwertſtoß. Hörteſt du von dem Schmähwort, von dem ſchnöden Hieb, mit dem er Rodrick kränkte? Dieſer rächt jeden Schimpf, und wäre es an der Schwelle des Himmels."

„Und warum," fragte James weiter, „nahm er Herden des Thallands hinweg wie ein gemeiner Räuber?"

Grimmig lachte der Gäle. „Zeigte ich dir nicht des Landes Herrlichkeit von jener Höhe? Sahſt du die lachenden Flußthäler, die grünenden Gefilde? Alles war Erbgut der Gälen. Und nun? Was iſt ihre Stätte? Rauhes Geſtein, kahle Berghänge, finſterer Tannenwald. Bietet ihnen das Land Korn zur Nahrung, fruchtbare Weiden, fettes Schlachtvieh? Nein; ihr Arm und ihr Schwert iſt ihre Nahrung. Sollen ſie nicht damit dem Räuber abjagen, was vormals das Ihre war? So lange es Hochlandshäuptlinge giebt, wird keiner dies Vergeltungsrecht ſich nehmen laſſen. Nenne andere Gründe gegen Rodrick Dhu!"

„Und wenn das keine Gründe ſind," ſprach Fitz-James, „ſo frage ich dich endlich, warum wird mir mit Verrat aufgelauert und nach dem Leben getrachtet?"

„Schreibe es dir ſelbſt zu. Wer auf Schleichwegen gefunden wird, den trifft das Los des Kundſchafters. Zudem zwingt uns Prophetenwort, dich zu fällen."

„Laß das! Es zwingt mich Wort und Eid, dem Uebermütigen unter die Augen zu treten. Kein Mädchen erſehnt ſo heiß ihren Liebhaber, als ich den Anblick des Rebellen und ſeines wilden Haufens!"

„Du ſollſt deinen Willen haben," rief der Gäle. Er that einen grellen Pfiff, der von allen Seiten erwidert wurde, und wie mit einem Schlag, als wenn Baum und Strauch ſich in Bewaffnete verwandelt hätten, tauchten gewappnete Geſtalten allenthalben aus dem Gebüſch, und eine Heerſchar von fünfhundert Mann ſtellte ſich um die beiden her, des Winkes ihres Herrn gewärtig.

Stolz blickte der Häuptling die Reihen entlang und ſprach dann ernſt und finſter zu Fitz-James: „Hier ſiehſt du das Hochlandsheer, und hier — auf ſich deutend — ihren Häuptling Rodrick Dhu."

James war ein tapferer Mann, der ſonſt keine Furcht kannte, aber in dieſem Augenblicke ſchoß ihm doch das Blut zu Herzen. Er faßte feſten Fuß, und mit dem Rücken an die Felswand gedrückt, rief er: „Kommt heran, eher weicht dieſer Fels, als ich vor euch fliehe."

Sir Rodrick ſchaute ſeinen Feind mit Hochachtung an. Auf einen Wink verſchwanden die Krieger, wie ſie gekommen waren. Lautlos lag die Wildnis, Buſch und Fels ſtanden feierlich da im Sonnenglanz.

Dem Fremdling war es wie im Traum. Zweifelnd ſah er den Häuptling an.

„Fürchte nichts," ſagte dieſer, „du haſt dich meinem Schutz anvertraut und ſollſt ungefährdet nach Calaintoyle gebracht werden. Ich wollte dir nur zeigen, wie Rodricks Truppen ihrem Häuptling gehorchen und wie gefahrvoll deine einſame Wanderſchaft war."

So mutig James war, es klopfte ihm doch das Herz beim Weiterſchreiten, und er warf manchen ſcheuen Blick auf ſeine Umgebung. Des Regenpfeifers ſchriller Ton däuchte ihm das Angriffszeichen, und er atmete erſt wieder freier, als ſie die Waldungen hinter ſich hatten und dem Abfluß des Mennachar zuſchritten.

Hier hielt Rodrick inne, und Mütze und Schild zu Boden werfend, ſprach er zu Fitz-James:

„Bis hierher hat dich der Rebellenhäuptling ſicher gebracht. Weit über des Hochlands letzte Wacht hinaus habe ich dich geleitet. Jetzt ziehe dein Schwert und wehre dich. Die Stunde der Rache iſt da."

Der Sachſe zögerte. „Ich fürchte keinen Kampf," ſprach er, „aber giebt es keine beſſere Gegengabe für deine Führertreue, als Blut und Tod?"

„Nein, Fremdling, nein! Höre, was uns aus dem Ratſchluß des Schickſals kund geworden iſt. Wer den erſten Feind erlegt, des iſt der Sieg!"

„Dann", unterbrach ihn James, „dann iſt des Schickſalswort mir günſtig. Murdoch, der Elende, liegt kalt und ſtarr im Farnkraut; meine Hand hat ihn niedergeſtreckt. Alſo laß uns Frieden machen. Wir ziehen nach Stirling zum König, und ich verbürge dir mit Ehre und Eid, daß dieſer mit dir einen ehrenvollen Frieden ſchließen wird."

Aber in wildem Zorn fuhr Rodrick ihn an: „Ich will nichts wiſſen vom Frieden. Rache heiſche ich, blutige Rache für den Mord des Schotten. Zieh, Feigling, wenn du zu etwas anderem gut biſt, als zum ritterlichen Beſchützer ſchöner Mädchen."

„Du erinnerſt mich zu rechter Stunde an jenes arme Weſen. Nun bin ich's, der Rache fordert. Dein Herzblut ſoll fließen und ihre Locke netzen."

Raſch zogen die beiden die Klingen und kreuzten ſie in ernſtem Kampfe. Rodrick war ſtärker, James gewandter. Rodrick vermißte ſeinen Schild, James verſtand die Kunſt, ſich mit dem Degen zu decken, und ſo wuchtig und wild des Hochländers Streiche fielen, tauchte doch dreimal das Schwert des Grünen in das Blut des Gegners, und mit einem blitzſchnellen Streich ſchlug er ihm die Waffe aus der Hand. Der ſtolze Feind ſank, rückwärts taumelnd, ins Knie. Aber ehe James ſeinen Sieg verfolgen konnte, ſprang der Geſunkene auf, und wie eine Pantherkatze dem Feind die Tatzen in den Leib ſchlägt, ſprang Rodrick dem Jäger an die Kehle, ihn mit jähem Griff zu Boden reißend, — aber wie er den Dolch zückte zum Todesſtoß, da verließ ihn die Kraft, die Sinne ſchwanden ihm, der Dolch irrte ab vom Ziel, und ohnmächtig ſank der Häuptling neben ſeinen Feind hin, der atemlos, doch unverwundet, ſich vom Boden erhob.

Ein tiefer Dankesſeufzer entrang ſich ſeiner Bruſt; er tauchte Blanka's Locke in des Gefallenen Blut, und nachdem er ins Jagdhorn geſtoßen, beugte er ſich zum Bache nieder, um Stirne und Hände zu kühlen und ſich zu reinigen.

Indeſſen nahte in raſchem Trabe ein Reitertrupp, alle in Lincolngrün gekleidet und zwei herrliche Roſſe ledig mit ſich führend.

„Raſch, Herbert und Luffneß, verbindet dieſen Krieger und hebt ihn auf den Zelter, dem ſchönere Laſt zugedacht war. Bringt ihn nach Stirling; ich reite mit dem Bayard[1] voraus, um noch zum Schützenfeſt zu kommen."

Damit ſchwang er ſich auf das Prachtroß und flog dahin, von zwei Knappen begleitet, die dem Windesflug Bayards kaum zu folgen vermochten. In Windeseile ſtoben die Renner durch das Land, ein Ort nach dem andern blieb hinter ihnen, endlich tauchte das graue Gemäuer des Stirlingsſchloßes vor ihnen auf. Als ſie auf ſteinigem Pfad emporſprengten, winkte der Herr plötzlich den einen Diener heran und zeigte ihm einen Wanderer, der auf einem Felspfad zum Schloß emporſtieg, einen alten, unſcheinbar gekleideten Mann, aber von rieſiger Geſtalt und ſtolzer Haltung.

„Sieh hin, de Vaux, dort geht der Feind des Königs. Es iſt James von Douglas; es giebt keinen zweiten in Schottland, der ihm gleicht. Auf, daß wir vor ihm ankommen!" Damit gab er dem Pferde die Sporen und lenkte einer Hinterpforte des Schloſſes zu.

Der alte Douglas kam von der Abtei Kambus-Kenneth her. Düſter ſchritt er dahin; er hatte ſein Kind der Obhut der Aebtiſſin empfohlen, nun ging er ſeine Freunde zu retten, den gefangenen Malkolm und Rodrick, den aufſtändiſchen Hochlandshäuptling. Er wollte für ſie beim König bitten, auch auf Gefahr des eigenen Lebens.

Als er ſich dem Schloſſe näherte, auf deſſen Wall die Edelſten des Reiches, auch ein Douglas, ſchon von Henkershand gefallen waren, hörte er ein Getön von buntem Feſtgewimmel, Glockenläuten, Pfeifen- und Trommelſchall, und als er in die Straßen von Stirling eintrat, ſah er, daß heute mit vielem Schaugepränge ein Bürgerfeſt gefeiert wurde, ein Volkskampfſpiel, wie es die Luſt der damaligen Zeit war. Es durchdrang den alten Helden die Erinnerung vormaliger Zeiten, und er beſchloß, ſich an dem Kampfſpiel zu beteiligen. „James mag ſehen," murmelte er, „ob in meinen Sehnen noch ein Funke der alten Kraft vorhanden iſt."

Das Schloßthor öffnete ſich, knarrend fiel die Zugbrücke, der König eilte mit glänzendem Gefolge hervor. Laut jubelte das Volk ihm zu; er grüßte gewinnend und höflich und machte vor allen ſchöne Frauen und Mädchen mit freundlichem Gruß hoch erröten. Jedem Feſtkampfteilnehmer gönnte er eine Anrede, lobte erfreut die Anzüge und den Feſtſchmuck, nickte dem Volkshaufen gütig zu, wenn er immer und immer wieder in den Ruf ausbrach: „Hoch lebe James, der Volkskönig!" Im Gefolge des Königs ritten glänzend gekleidete Frauen und Herren, auch manche finſter blickende Geſtalt ſah man unter ihnen, gefangene Häuptlinge, kochend vor Wut, daß ſie ſo zum Prunk ihres Feindes dienten. Der Zug ging zum Schloßpark. Dort begann zunächſt das Bogenſchießen. Pfeil um Pfeil entſchwirrte der Sehne mit ſchlechtem oder gutem Erfolg. Endlich griff der alte Douglas nach dem Bogen (er wählte den ſtärkſten), raſch zielte er, und der Pfeil ſaß im weißen Mittelpunkt, ein zweiter Pfeil ſpaltete den Schaft des erſten in zwei Teile.

Staunend ſtand das Volk, aber ohne eine Miene der Anerkennung reichte der König dem Helden den Preis, einen ſilbernen Pfeil. Nun folgte das Ringen. Zwei ſtarke Recken legten alle nach und nach in den Sand. Endlich trat Douglas in die Schranken, mit Rieſenſtärke legte er beide in kürzeſter Zeit auf den Rücken. Mit eiskaltem Blick reichte der König ihm einen Goldring.

Mit düſteren Mienen wendete ſich hierauf der Alte zu den Schleuderern; einen Felsblock riß er aus der Erde und ſchleuderte ihn weit über die äußerſte Marke. Heute noch zeigt man den Douglaswurf und beklagt die geſunkene Schottenkraft.

Laut brauſte des Volkes Beifallsruf, aber ungerührt ſtand der König. Er reichte mit hartem Stolz dem Greiſe den goldgefüllten Beutel. Douglas öffnet ihn und wirft, kalt lächelnd, das Gold unter die Menge. Ein lauter und immer lauter werdendes Murmeln erhebt ſich: „Das muß Douglas ſein." Die Greiſe zeigen ihn den Jungen und erzählen von ſeinen Thaten. Die Frauen rühmen ſeine hehre Geſtalt, die Jungen erheben ſeine ungebrochene Kraft. Das Gemurmel wächſt zum lauten Zuruf, aber der König und ſeine Höflingsſchar ſchenkt ihm kein Wort und keinen freundlichen Blick.

Der Schluß des Feſtſpiels beſtand im Loslaſſen eines Edelhirſches. Die Lieblingshunde des Königs wurden auf ihn gehetzt, aber Douglas' Hund, der ſtärkſte und ſchnellſte Schottlands, der nicht von ſeinem Herrn gewichen war, riß ſich los, überholte die anderen Rüden und ſchlug die Zähne dem Wild in die Weichen. Empört ſtürzte ſich des Königs Jäger auf ihn und ſchlug mit der Peitſche auf ihn ein. Nun war aber Douglas Geduld zu Ende. Der Hund war ihm treuer Begleiter geweſen, wie oft hatte ihn Ellen in kindiſcher Spielerei bekränzt und geſchmückt. Mit einem Fauſtſchlag ſtreckte der Alte den Jäger zu Boden, das war das Zeichen für den Troß, mit gezückten Schwertern über den einen herzufallen.

„Zurück," rief er drohend, „zurück ihr Geſindel. Hütet euch auch vor Douglas. Ja, König, Douglas iſt hier. Er ſcheut die Gefahr nicht, um ſeine Freunde zu retten. Nimm' mich und laß jene frei!"

„So lohnſt du meine Nachſicht, hochmütiger Lord!" zürnte der König. „Vor meinen Augen ſchlägſt du meinen Diener. Faßt ihn, Leute, und bringt ihn in Haft. Das Spiel iſt aus," rief er der Menge in ſtrengem Tone zu und befahl den Reitern, den Platz zu ſäubern. Dieſe ſprengten unter das Volk, aber trotziges Murren kam ihnen entgegen, Bogen ſpannten ſich, Schwerter klirrten, drohende Rufe wurden laut. Die Leibwache mußte um Douglas einen feſten Kreis ſchließen; denn die erregte Menge hatte Luſt, den Gefangenen zu befreien. Der Aufruhr wuchs ſichtlich, als ſich Douglas an den Führer der Wache wendete:

„Sir Hyndforth, erinnert Euch des Tags, da Ihr von meiner Hand den Ritterſchlag empfingt. Laßt mich zu dieſen Verblendeten reden. Hört, Männer," rief er laut, „beladet mich zu allem Jammer nicht noch mit der Schmach, einen Bürgerkrieg verſchuldet zu haben. O macht nicht, daß Witwen und Waiſen mir fluchen. Ehret die Geſetze Schottlands, wie ich ſie ehre, trotz erlittenen Unrechts bis zum letzten Atemzug!"

Dieſe Worte beſänftigten die Menge; ſie riefen laut Segen und Heil über ihn. Ernſt und traurig ſchritt Douglas zum Kerker.

Der König ritt finſter abſeits. Er, dem ſo ſehr an der Volksgunſt lag, hörte das Volk den Douglas preiſen. Er grollte über die wankelmütige Gunſt der Menge.

„Hört ſie rufen: Douglas hoch! Wer mag König ſein über eine Herde, ſo launiſch, toll und ſchwach. Doch ſieh, ein Bote von meinem Vetter, dem Grafen von Mar. Was bringſt du?"

„Herr, ſeid auf Eurer Hut. Rodrick Dhu hat ein Heer bewaffnet für Douglas, wie man ſagt. Mein Herr, der Graf von Mar, zog ihm entgegen. Die Schlacht muß begonnen haben. Wagt Euch nicht ohne Bedeckung vom Schloſſe."

---

[1] Name des Pferdes.

„Kehre um, Brako, reite, ſo ſchnell du kannſt, zu deinem Herrn und ſage ihm, er ſolle ſofort den Kampf aufgeben. Rodrick Dhu iſt von einem Ritter im Einzelkampf beſiegt und gefangen; auch Douglas iſt in Gewahrſam und harrt der Entſcheidung der Reichsgerichte. Ich will nicht, daß mit einer führerloſen Horde gekämpft werde."

Der Bote flog davon. Der König kehrte ins Schloß zurück und eine düſtere Nacht ſenkte ſich über das ſtille Gebäude, über den verwundeten Rodrick, den gefangenen Douglas und — über ein blutiges Schlachtfeld am Katrinenſee.

[Die Verſöhnung.] Die aufgehende Sonne beleuchtete in Stirling-Schloß die wüſte Stätte der nächtlichen Wache. Es iſt ein unheimliches düſteres Gewölbe, in welches der Morgenſtrahl nur mit Mühe Eingang findet durch die engen vergitterten Fenſter. Der Raum zeigt die Spuren eines nächtlichen Gelages: Speiſereſte, verſchütteter Wein, verſtörte, ſtiere Geſichter, zerſtreute Waffen und eine dumpfe, übernächtige Luft. Einige der Kriegsknechte ſchliefen, andere würfelten mit wüſter Beutegier, wieder andere brüllten mit heiſerer Stimme ein rohes Soldatenlied, nicht achtend der Töne des Schmerzes und der Todesnot, die aus dem anſtoßenden Gemache drangen. Hier lagen Sterbende und Verwundete, die von der Schlacht des vorigen Tages hierher geſchafft worden waren. Plötzlich ſtockte der Lärm des Gelages, und an der Thüre erſchien ein Krieger, der einen Greis mit der Harfe und ein tief verhülltes Mädchen hereinführte.

„Was bringſt du neues, Bertram?" riefen ihm die Soldaten entgegen.

„Am Katrinenſee war ein heißer Kampf; viel Blut floß auf beiden Seiten, und der Sieg iſt unentſchieden."

„Was haſt du denn für ein feines Paar mitgebracht?" rief der roheſte des Haufens. „Willſt du dir vielleicht einen Affen dazu kaufen und auf den Jahrmärkten herumziehen?"

„Mein Freund," ſagte jener unmutig, „die beiden ſind mir vom Grafen von Mar zu beſonderem Schutz empfohlen; ich ſoll ſie vor den König bringen."

„Ach was König! Komm' her, Kleine, laß dein Geſichtchen ſehen." Damit ſtreckte er ſeinen Arm aus nach der Jungfrau, aber Bertram wehrte ihn ab, ſelbſt Allan griff nach dem Dolch, Ellen aber warf ihr Tuch ab und trat furchtlos, wie eine Himmelserſcheinung, unter das Soldatenvolk.

„Hört mich, Leute," rief ſie, „ich bin ein Kriegerkind. Mein Vater iſt ein Verbannter. Thut ſeinem einzigen Kinde nichts zu Leide." Die Krieger ſtaunten, und John Brent, jener Dreiſte, zog ſich beſchämt zurück.

„Iſt dein Vater ein Flüchtling, ſo hat er gleiches Los wie ich. Und auch mir (dabei rollte ihm eine Thräne in den Bart) blühte ein holdes Töchterlein. Sie muß jetzt in deinem Alter ſein, Mädchen. Sei unbeſorgt! wer dich anrührt, hat es mit mir zu thun, — und ihr kennt den alten John Brent."

Unterdeſſen war der Hauptmann eingetreten, und Ellen redete ihn an: „Ich bin durch Grauen und Angſt hierher gedrungen, um meinen Vater zu befreien. O führt mich zum König. Dieſer Ring, ſo ſagte Fitz James, könnte mir den Weg zu ihm bahnen."

Der Hauptmann empfing mit Ehrerbietung des Königs Siegelring und ſchickte ſich ſogleich an, ſie in beſſere Räume zu geleiten.

Allan blieb zurück und bat flehend, daß Brent ihn zu ſeinem Herrn führe. „Der Sänger iſt an ſeinen Herrn gebunden," ſprach er. „Meine Vorfahren ſchon ſtanden im Dienſt der edlen Douglas. Wir begleiten unſeren Herrn von der Wiege bis zum Grab. Wir ſingen dem Säugling das Schlummerlied, wir begeiſtern den Knaben durch Heldenlieder, wir rühmen des Jünglings Thaten, begleiten den Mann in Freud und Leid und ſingen dem Greis den Grabgeſang. Laßt mich zu meinem Herrn. Es iſt mein Recht und meine Pflicht."

„Ich frage nicht nach euren alten Hochlandsbräuchen," ſprach John, „aber deine Treue muß ich loben. Folge mir zu dem Häuptling."

Er nahm den Schlüſſelbund und ein Licht und führte den Sängergreis durch finſtere Gänge und ſchauerliche gruftartige Gewölbe vor eine mit ſchweren Querhölzern und Schlöſſern verwahrte Thüre.

„Hier iſt dein Herr; bleibe bei ihm, bis der Arzt nach ihm ſchaut." Damit ließ er den Alten ein und verſchloß das Gefängnis hinter ihm.

Auf dem Lager des nicht unwohnlichen Gelaſſes lag eine ſchwarze Geſtalt. Als ſie matt den Kopf erhob, erkannte Allan den Häuptling Rodrick. Ihn hatte man für ſeinen Herrn gehalten.

Wie ein geſtrandetes Schiff, von den Wogen hin und her geſchleudert, doch feſtgebannt an der Klippe hängt, ſo lag Rodrick auf dem Lager, vom Fieber geſchüttelt und todesmatt. Mit brennenden Augen ſtarrte er den Harfner an.

„Was thuſt du hier? Was macht dein Fräulein? Wo iſt dein Herr? Wie ſteht's mit den Meinen? Iſt alles verloren? Flohen ſie feig ohne Führer?" So fuhr er den erſchrockenen Greis an.

„Hört mich in Ruhe, Herr!" bat Allan. „Ellen iſt wohl, auch Eure Mutter hat kein Leid betroffen. Euer Heer iſt nicht beſiegt; die Fichte flattert noch, wenn es auch heiß herging."

Totenbleich, aber mit glühendem Auge richtete ſich Rodrick empor: „Nun, Sänger, zeige deine Kunſt. Erquicke meine ſcheidende Seele mit der Schilderung des Kampfes."

Zitternd griff Allan nach der Harfe, aber das Bild der Schlacht, die er ſelbſt geſchaut von der Höhe des Berges, ſtand ſo lebendig vor ſeiner Seele, daß ſein Lied, das weich und leiſe begann, bald daherbrauſte wie Schlachtruf und Kriegsgetön.

Mit lebhaften Zügen beſchrieb er das Heranziehen des Sachſenheeres, das Hervorbrechen der Hochländer aus der Troſaſchlucht, das Durchdringen des Speerwaldes und das heiße Ringen der tapfern Schar. Dann ſchilderte er, wie des Grafen Reiterei die Gälen von der Seite anfiel, die ſich in die Schlucht zurückzogen; wie ſie ſich neu ſammelten und mit Macht die Feinde wieder aus dem Engpaß heraustrieben; wie die Schlacht ſtille ſtand und John von Mar Freiwillige aufrief, um die Inſel ſchwimmend zu erreichen und den Zufluchtsort der Frauen zu erſtürmen; wie ein Sachſe es wagte und durch den Dolch einer mutvollen Frau, der Witwe Dunkraggans, ſeinen Tod fand; wie endlich nach neuentbrannter Schlacht der Herold des Königs heraneilte und auf ſeine Botſchaft hin der Friede ausgerufen wurde.

Der ſterbende Häuptling hatte mit leuchtenden Blicken zugehört; der Wechſel des Kampfes hatte ſich auf ſeinen Zügen abgeſpiegelt. Als der Greis geendet, legte er ſich zurück, ſeine Züge wurden ſtarr, ſein Auge brach, und mit einem tiefen Seufzer entfloh der Geiſt des Tapferen. Ernſt und weihevoll umtönten die Leiche die Klänge von Allans Harfe.

Ellen war in einen prachtvollen Saal geführt und es war ihr ein erleſenes Frühſtück vorgeſetzt worden. Sie achtete aber deſſen nicht, ihre Erinnerung flog zurück zur traulichen Stille des Waldaufenthalts, wo ihr Vater, glücklich über die Pflege ſeiner Tochter, ſo behaglich ruhte und mit Malkolm ſich unterhielt, deſſen Gedanken freilich oft abirrten von den Geſprächen des Helden. Als ſie ſo in Träumen und Sinnen verloren da ſaß, ſchlugen die Klänge eines bekannten Liedes an ihr Ohr; ſie erkannte die Stimme ihres Vaters, der das traurige Lied vom gefangenen Jäger in wehmütiger Weiſe ſang. Ellen lauſchte bange; als die Thüre ſich öffnete, und Fitz James, der Herr von Snowdoun, wie er ſich genannt hatte, vor ihr ſtand.

„Komm, Kind, ich will dich zum König führen. Fürchte dich nicht; er iſt kein böſer Mann, wenn ihn auch Zorn und Stolz manchmal übereilen."

Er bot ihr den Arm, und ſchüchtern aber doch zutraulich ging ſie an ſeiner Seite durch herrliche Gänge, bis ſich die Thüren des hehren Thronſaales vor ihnen aufthaten.

Der Saal war gefüllt mit edlen Frauen und Herren; alles neigte ſich ehrerbietig, ſcheu blickte Ellen umher, ſuchend nach dem Regenten, aber erſchreckt fuhr ſie zurück, als ſie ſah, daß ihr Begleiter der war, vor dem ſich alle neigten und der allein ſein Haupt bedeckt hatte.

Erbleichend ſank ſie ihm zu Füßen und hielt wortlos aber mit flehendem Blick den Ring empor. Der König neigte ſich tief ergriffen zu ihr herab, küßte ſie frei und edel auf die Stirn und, ſie emporhebend, ſprach er:

„Ja, edle Jungfrau, Fitz-James, der arme Jäger, iſt Schottlands Herr. Ihm darfſt du deine Bitte vortragen. Für deinen Vater bitte nicht. Wir ſind verſöhnt, Verleumdung hat ihn geſtürzt, ſeines Neffen Aufruhr ihm geſchadet; nun iſt Klarheit zwiſchen uns, das Reichsgericht hat den Bann von ſeinem Haupte genommen, und er iſt fortan meines Thrones Wall und Stütze. Und glaubſt du mir nicht, ſo tritt vor, Douglas, und verbanne die Sorge von der ſchönen Stirne deines Kindes."

Weinend ſank Ellen an die Bruſt des Vaters, um gleich darauf des Königs Auge nochmals flehend zu ſuchen.

„Du haſt noch eine Bitte, ſchöne Ellen. Ich weiß es. Sprich frei, mein Ring giebt dir das Recht."

Es lag ihr die Bitte für Malkolm auf den Lippen, aber ihr Edelmut drängte ſie, dem zu nützen, der in größerer Gefahr ſchwebte und dem ſie ſo ſchweres Leid bereitet hatte. Sie bat um Gnade für Rodrick Dhu.

„Er iſt einer höheren Gnade anbefohlen," ſprach der König ernſt. „Ich gäbe gerne die ſchönſte Grafſchaft meines Landes für des Edlen Leben. Aber haſt du für keinen anderen zu bitten?"

Errötend ſchlug Ellen die Augen nieder und gab des Königs Ring in ihres Vaters Hand, als ſollte er für ſie bitten.

„Nun, wenn niemand für ihn bittet, ſo ergehe ſtrenges Recht. Malkolm, tritt vor und knie nieder. Weil du den Verbannten aufnahmſt und des Königs Feind ſchützteſt, ſo ſeien dieſe Feſſeln dein Lohn." Damit nahm er die ſchwere goldene Kette von ſeinem Hals, ſchlang ſie um Malkolm und legte das Schloß derſelben in Ellens Hand. — —

(E. Naegelsbach.)

Lord Byron (1788—1824).

George Noel Gordon Lord Byron, der engliſche Dichter, den ſelbſt Goethe neben ſich gelten laſſen wollte, wurde 22. Juni 1788 zu London geboren. Die erſte Erziehung gab ihm ſeine Mutter; ſpäter beſuchte er die Hochſchule von Cambridge. Auf einer großen Reiſe lernte er Spanien, Portugal, Albanien, das damals noch türkiſche Griechenland kennen und durchſchwamm in 1 Stunde 10 Minuten den Hellespont. Schon frühzeitig war er als Dichter aufgetreten, ſeinen Ruhm aber begründeten die 2 erſten Geſänge des „Childe Harold", die nach der Rückkehr von der Reiſe erſchienen. Eine durch Verſchiedenheit und Unnachgiebigkeit der Charaktere unglückliche Ehe führte trotz der Geburt einer Tochter zur Eheſcheidung, und das dadurch verurſachte Aufſehen veranlaßte (1816) den Dichter, ſeinen Wohnſitz am Genferſee, ſpäter in Italien zu nehmen. Den Beſtrebungen der Griechen, das türkiſche Joch abzuſchütteln, widmete Byron die größte Teilnahme und unternahm an der Spitze einer von ihm beſoldeten Schar von Sulioten und anderer Freunde der griechiſchen Sache die Belagerung des Schloſſes von Lepanto. Hier raffte ihn nach 10tägiger Krankheit am 19. April 1825 ein Fieber hinweg. Ganz Griechenland trauerte 21 Tage um den großen Toten. Sein Leichnam ruht auf dem Dorfkirchhof zu Hucknall in England.

Unter ſeinen Werken ragt der unvollendete „Don Juan" als das großartigſte hervor. An dieſes ſchließen ſich „Childe Harold's Pilgerfahrt", das dramatiſche Gedicht „Manfred", „Der Gefangene von Chillon", die „Ode an Napoleon Buonaparte", „Caïn" und andere würdig an. Der Grundzug von Byrons Dichtungen iſt Schmerz über den Zwieſpalt im ſittlichen Leben des eigenen Weſens wie der Welt, deſſen Verſöhnung im Glauben ihm verborgen blieb, Schmerz über getäuſchte Hoffnungen, über die Kleinlichkeit der Zeitverhältniſſe und endlich daraus hervorgehende Weltverachtung. — Auf die deutſche, italieniſche, franzöſiſche, rnſſiſche Dichtung hat Byron nachhaltig eingewirkt.

Childe Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Als Frucht ſeiner erſten großen Reiſe brachte Byron (1812) die erſten zwei Geſänge von „Ritter Harold's Pilgerfahrt (Childe Harold's Pilgrimage)" nach der Heimat. Dieſelben fanden eine über Erwarten freundliche Aufnahme, ſo daß der bis dahin wenig beachtete Dichter geſagt haben ſoll: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt." Der 3. und der 4. Geſang entſtanden erſt 8 Jahre ſpäter; aus ihnen ſpricht daher eine gereiftere Weltanſchauung; ſie zeigen eine glühendere, an Wohllaut reichere Sprache als ihre Vorgänger. Der Grundton der unabgeſchloſſenen Dichtung iſt tiefe Schwermut über den unvertilgbaren Gegenſatz zwiſchen einer herben und oft ſchmachvollen Wirklichkeit gegenüber den idealen Aufgaben der Menſchheit. Als Form des Gedichtes wählte Byron eine Strophe von 9 Verſen, die ſogenannte Spenſerſtanze. Der Inhalt giebt durchaus Selbſterlebtes. Nur wenigen Dichtern iſt es gelungen, den Sänger des Childe Harold an dichteriſcher Kraft in der Beſeelung der Natur zu erreichen.

Inhalt: Ritter Harold, ein Jüngling, aus altberühmtem Geſchlechte entſproſſen, ergiebt ſich den tollſten Ausgelaſſenheiten und wildeſten Lüſten, bis ihn Ekel an ſolchem Leben übermannt. Einſam und ohne Abſchied verläßt er Ahnenſchloß und Vaterland und zieht in die Weite.

Spanien, Portugal, Epirus, Akarnanien und Griechenland ſind die Schauplätze der erſten beiden Geſänge; die einzelnen Teile wnrden nicht ſelten mitten in der Szenerie niedergeſchrieben, die ſie zu ſchildern verſuchen. Der 3. Geſang beginnt auf dem Schlachtfelde von Waterloo und führt Herald ſodann an den Rhein.

Wer auf der Berge Spitzen ſteigt, der findet
Den höchſten Firn in Schnee und Dunſt gehüllt;
Wer ſich die Menſchheit vor den Wagen bindet,
Sieht unter ſich die Luft mit Haß gefüllt;
Des Ruhmes Stern ſich über ihm enthüllt,
Doch unten dehnen Länder ſich und Meere,
Eisblöcke um ihn, und der Sturmwind brüllt
Und peitſcht das Haupt mit ſeinem wilden Heere,
Das iſt für Steigens Müh' der ganze Lohn und Ehre.
Hinweg damit! Der wahren Weisheit Reiche
Sind eigne Werke oder dein's, Natur!
Und wo iſt ein's, das jener Schöpfung gleiche
Dort an des Rheines herrlichem Azur.
Hier ſchaute Harold einer Gottheit Spur,
Ein Meer von Schönheit — Waſſer und Gelände,
Laub, Korn und Wein, Wald, Berge, Wieſenflur
Und herrenloſer Burgen düſtre Wände,
Wo Schutt im Grünen wohnt, und dich begrüßt ohn' Ende.
Da ſtehen ſie, wie hohe Geiſter ſtehen,
Dem Haufen trotzend, wenn auch todesmatt,
Ihr Burgherr — nur die Winde, die hier wehen,
Ihr Nachbar — nur der Wolken finſtre Stadt.
Einſt waren ſie auch jung und friſch und glatt,
Gekrönt mit Fahnen und belebt durch Fehden,
Doch die gefochten, deckt ein ſteinern Blatt,
Die Fahnen längſt in bleichem Staub verwehten,
Und jene Zinnen ſelbſt ſind's nur noch für Poeten.
Auf dieſen Zinnen und in dieſen Wällen,
Da thronte Macht und wilde Leidenſchaft;
Der Burgherr hielt in ſtolzem Stand die Zellen
Und raubte mit der gleichen Luſt und Kraft,
Wie jene Recken, die faſt märchenhaft.
Was brauchten ſie, um als Hero'n zu gelten
Und groß zu ſtehn im Buch der Wiſſenſchaft?
Nur weitern Raum und Grüfte, die ſie melden;
Denn ihre Tapferkeit, ihr Sinn war der von Helden.
In ihren Kämpfen und den Einzelfehden,
Wie Rühmliches ſtarb unverzeichnet hin!
Und Liebe, die auf Schilden, Amuletten,
In manchem Sinnbild wohl bedacht erſchien,
Sie ſah man ſtolz durch Eiſenherzen ziehn.
Doch wild war ihre Glut und häufig ſchürte
Sie Kämpfe an und blutige Partien,
Nun manche Burg, die eine Maid entführte,
Sank in den Rhein hinab, der ihren Fuß berührte.
Du aber, heitrer Strom, in deiner Fülle,
Des Welle ſegnet, wo vorbei ſie fließt,
Dein Ufer trüge ew'ger Schönheit Hülle,
Ließ nur der Menſch das Holde, das ihm ſprießt,
Und mähte nicht, was ihm der Mai erſchließt,
Mit ſeines Haders ſcharfer Sichel wieder.
Wie ſchön die Flut ſich durch das Thal ergießt!
Sank nicht der Himmel auf die Erde nieder?
Als Lethe grüßten dich mit Recht des Sängers Lieder.
Dein Ufer ward von Kämpfen oft gerötet.
Sie und ihr Ruf ſind nur noch Poeſie,
Hoch türmte ſich, was hier das Schwert getötet,
Die Gräber ſind verwiſcht; und was ſind ſie?
Das Blut, das Mordluſt in dein Waſſer ſpie,
Nahmſt du hinweg, und heitre Sonnenſtrahlen
Verliehen dir des Himmels Harmonie,
Doch über der Erinn'rung dunkle Qualen
Rollſt du vergebens hin zu tauſend tauſend Malen. —

Rheinaufwärts ziehend, gelangt er in die Schweiz, an den Genferſee.

Mein Genferſee! wie ſtehſt du im Contraſte
Mit dem Gewirr, in dem ich lang geſtrebt,
Dein ſanfter Spiegel winkt dem neuen Gaſte,
Den Schlamm zu laſſen, der ihm angeklebt.
Dein ruhig Segel, wie es leiſ' mich hebt,
Aus meinem Wirrſal ſanft mich fortzuwehen!
Einſt hat nur Meerſturm meinen Geiſt belebt,
Doch ſüß giebt mir dein Murmeln zu verſtehen,
Ich ſoll mich nimmermehr in wilden Freuden drehen.
Die Nacht iſt ſtill, und zwiſchen deinem Saume
Und dem Gebirg' iſt alles ſchwarz doch klar,
Es miſcht ſich weich doch deutlich in dem Raume,
Den Jura nur nimmt man nur trübe wahr;
Die Hohen ſind behaubt; doch wunderbar
Wehn friſche Wohlgerüche vom Geſtade,
Von mancher Blum', die kaum geboren war,
Das Ruder tropft noch leiſ' vom Wellenbade,
Und eine Grille zirpt: „Gut Nacht!" — entlang dem Pfade.
Nachtſchwärmerin iſt ſie und macht ihr Leben
Zum Kinderſpiel und ſingt in Einem fort.
Bisweilen auch ein Vogel aus den Reben
Giebt einen Laut; dann iſt es ſtill am Ort;
Ein Flüſtern nur ſchwebt um die Hügel dort,
Doch ſcheint's nur ſo; es ſind der Sterne Thränen,
Die leiſe niedertau'n zu Seees Bord,
Um in Natur zu träufeln Liebesſehnen
Und mit des Himmels Licht zu färben ihre Scenen.
Still' Erd' und Himmel; doch nicht wie im Schlafe,
Wie atemlos vielmehr vor Hochgefühl,
Und ſtumm wie innerſter Gedanken Sklave.
Still Erd' und Himmel! – Von dem Sterngewühl
Bis zu dem Ufer, zu des Seees Pfühl
Liegt alles wie bereit zum tiefſten Leben;
Kein Strahl, kein Blatt, kein Lüftchen bleibt hier kühl,
Es fühlt dem Ganzen ſich als Teil verweben
Und fühlt für den, der ihm das Daſein hat gegeben.
Jetzt regt in uns ſich ein unendlich Fühlen,
Aus Einſamkeit, wo wir zuletzt allein;
Und Wahrheit zieht — uns rein von uns zu ſpülen —
Sich jetzt durch unſer ganzes Thun und Sein.
Ein Tönen iſt's, Muſik, ſo hehr und rein,
Voll ew'ger Harmonie, von Reiz getragen,
Wie Venus' Gürtel, deſſen Zauberſchein
Jedwedem Schönheit giebt; es würd' verjagen
Des Todes Nachtgeſpenſt, hätt' der die Kraft zu plagen.
Nicht ohne Grund erſah zu Hochaltären
Der Perſer[1] ſich die höchſten Punkte aus,
Der Berge Spitzen um den Geiſt zu ehren;
Hier, wo man ſchaut weit in die Welt hinaus,
Erhub ſich ihm ein würdig Gotteshaus,
Das gern auf Mauern, auf Gewölb verzichtet.
Vergleicht was Grieche, Gothe bracht' heraus,
Mit dieſen Domen, die Natur errichtet,
Und klebt an Orten nicht, wenn ihr's Gebet verrichtet.
Am Himmel Wechſel! Und wie ſchön! O Dunkel
Und Sturm, ihr habt 'ne wunderbare Macht!
Doch lieblich iſt ſie, wie das Blitzgefunkel
In eines Frauenauges dunkler Nacht.
Von Berg zu Berg ſpringt nun des Donners Pracht,
Nicht eine Wolke braucht jetzt ihre Lunge,
Ein jeder Gipfel redet mit und kracht,
Und Antwort giebt des Jura loſe Zunge
Auf ſeiner Alpen Ruf, dem Altenchor der Junge.
So thut die Nacht! O Nacht der Herrlichkeiten[2]
Du wurdeſt nicht zum Schlafen ausgeſandt,
O laß an deiner wilden Luſt mich weiden,
Gieb mir ein Stück von deinem Sturmgewand!
Ha wie der See erglänzt in Phosphorbrand
Und wie der Regen ſtürzt zur Erde nieder!
Nun iſt es ſchwarz, nun bläſt der Muſikant!
Wie luſtig hallt es durch die Berge wieder,
Als reckte ein Vulkan empor die jungen Glieder.
Dort wo die Rhone wälzet ihre Maſſe
Durch Felſen hin, die wie Verliebte ſtehn,
Die Zorn getrennt durch ſolche tiefe Gaſſe,
Daß nimmermehr ſie nun zuſammengehn,
Ob Liebe ſchon in ihrem Mißverſtehn
Die Wurzel war von ihrem blindem Wüten,
Das zwar erloſch nach tiefen Seelenweh'n,
Doch vorher ſengte ihres Lebens Blüten
Und lange Winter ließ voll tief zerknirſchtem Brüten.
Dort wo die Rhone ſich 'ne Straße ſpaltet,
Hat wohl das Gros der Stürme ſeinen Stand,
Weil hier nicht einer, nein! ein Dutzend waltet
Und Donnerkeile wirft von Hand zu Hand;
Der oberſte hat ſeinen Blitz geſandt
Durch dieſer Berge weit geriſſ'ne Lücke,
Als wollte er, daß der gezackte Brand
In dieſem Schlund, den Liebe riß und Tücke,
Vollends vernichten ſollt', was übrig noch von Glücke.
Fluß, See, Gebirge, Stürme, Himmelsblitze
Und Nacht und Wolken und des Donners Ton,
Und Sinn dafür bis in die Fingersſpitze,
Das macht uns achtſam auf die Luftregion.
Das ferne Rollen, wenn ihr eilt davon,

---

[1] Auch Chriſtus ſprach ſeine ſchönſten Lehren auf einem Berge aus.

[2] Das Gewitter, von dem hier die Rede iſt, war am 13. Juni 1816 um Mitternacht.

Seid ihr wie die in unſrer Bruſt Gewinden?
Klingt, wie mein eigen ruhelos Empfinden.
Doch wo, ihr Stürme, machet ihr Station?
Wird euch zuletzt ein Neſt, wie es die Adler finden?

Der Morgen iſt herauf mit ſeinem Tauen,
Weihrauch ſein Hauch, die Wange Blume ganz;
Er lacht hinweg die Wolken aus den Auen
Und thut, als gäb' es keinen Totenkranz.
Er glüht zum Tag. Nun können wir den Tanz
Auf's neu' beginnen, und an deinem Borde,
Du ſchöner See, find' ich für manche Stanz'
Noch Nahrungsſtoff und laſſe keine Orte,
Die uns, mit Fleiß beſchaut, noch liefern Sinn und Worte.

Der Dichter ſchließt den 2. Geſang mit Worten innigſter Liebe an ſein Töchterlein Ada, welches in den Händen ſeiner von ihm geſetzlich geſchiedenen Frau geblieben war.

4. Geſang.

Ich lehnte auf Venedigs Seufzerbrücke,
An deren Enden Kerker und Palaſt,
Ich ſah, wie aus der See in ſeinem Glücke
Es einſt ſich hob mit Zauberſchlage faſt;
Von tauſend Jahren fühlt' ich mich erfaßt:
Die Glorie lächelte aus fernen Tagen,
Als manches Land auf jenen ſtolzen Maſt
Des Löwen ſah, des Schwinge es geſchlagen,
Und groß Venedig ſtand, von Inſeln hoch getragen.

Es ſtand wie Cybele, als friſch dem Meere
Entſtiegen einſt mit gold'ner Türme Kranz,
In luft'ger Weite, majeſtät'ſcher Wehre,
Der Waſſer Herrſcherin und auch Popanz;
Den Töchtern gab es ihre Mitgift ganz
Aus Völkerraub; aus Aſiens reichen Käſten
Floß ihm in's Haar der Edelſteine Glanz,
In Purpur ſtand's; bei ſeinen hohen Feſten
Saß mancher König ſtolz, zu ſein von ſeinen Gäſten.

Verklungen ſind hier Taſſo's zarte Lieder
Und ſchweigend rudert nun der Gondolier,
Paläſte bröckeln zum Kanale nieder,
Und an das Ohr ſchlägt nicht Muſik mehr hier.
Dies iſt dahin! doch nicht der Schönheit Zier.
Starb Reich und Kunſt, Natur ſollt' nicht entſchweben;
Noch iſt vergeſſen, wie Venedig ſchier
Die Feſte einſt für alle Welt gegeben,
Der Erde Schauſpielhaus, Italiens Maskenleben.

Uns aber mag's noch weitern Zauber tragen,
Als ihm Geſchichte leiht und jenes Heer
Von mächt'gen Schatten, die da nächtlich klagen
Um den vergangnen Glanz der Stadt am Meer.
Wir haben hier manch' Denkmal hoch und hehr,
Das nicht mit dem Rialto wird zerfallen:
Shylok, den Mohren und zuletzt Piër,[1]
Sie ſind der Schlußſtein jener ſtolzen Hallen;
Iſt alles auch vorbei, ſie ſehen wir noch wallen.

Des Geiſtes Kinder waren nie von Erde;
Unſterblicher Natur, erzeugen ſie
In uns ein Sein von höh'rem, beſſ'rem Werte,
Von fröhlicherer Glut und Harmonie,
Wie das Geſchick dem Leben bildet nie
In unſrer ird'ſchen Knechtſchaft böſem Stande.
Den Schmutz verbannt, erſetzt uns Poeſie,
Sie tränkt das Herz, des erſte Blüt' verbrannte
Und füllt mit neuem Trieb die leer gewordnen Lande.

Schilderung des norditalieniſchen Abendhimmels:

Der Mond erſcheint, doch iſt's nicht Nacht geworden,
Die Sonne noch mit ihm den Himmel teilt,
Ein Meer von Glanz entſtrömet ſeinen Pforten,
Und auf Friulis' blauen Bergen weilt
Der Himmel rein; und jede Farbe eilt,
In eine große Iris ſich zu gießen,
Dort wo der Tag in Ewigkeit ſich keilt,
Und um Dianen's Silberſchild zu fließen,
Der Sel'gen Inſel wohl, ein's von den Paradieſen.

Ein Stern allein noch ſteht bei ihr und teilet
Mit ihr die Herrſchaft in dem Himmelsraum,
Und, glänzend noch, ein ſonnig Meer verweilet
Dort auf der rhät'ſchen Alpen höchſtem Saum;
So ſtreitet Tag mit Nacht, bis bald im Zaum
Natur ſie hält. Die Brenta[1] fließet leiſe,
Ein Purpur färbt der Welle leichten Schaum,
Wie abgeſandt aus friſcher Roſen Kreiſe,
Und ſpiegelt glühend ſich in ihres Stroms Geleiſe.

Des Himmels Antlitz iſt's, das von der Ferne
Sich liebend nieder zu dem Waſſer ſenkt,
Und von der Sonne bis zu jenem Sterne
Es tief mit allen ſeinen Farben tränkt.
Jetzt wechſeln ſie, ein bläſſ'rer Schatten hängt
Den Mantel um's Gebirg. Der Tag im Scheiden
Stirbt dem Delphin gleich: jeder Atem ſchenkt
Ihm neue Farben, die ihn hold bekleiden,
Die ſchönſte kommt zuletzt, dann kommt das Grau bei beiden.

In Arqui beſucht Harold Petrarca's Grab, in Ferrara gedenkt er Taſſo's und ſeines düſtern Schickſales. Florenz, das etruriſche Athen, erfüllt den Geiſt des Wanderers mit der Schönheit ſeiner Landſchaft und ſeiner Kunſtſchätze. Er überſteigt den Apennin und gelangt nach Rom.

O Rom, mein Vaterland! Stadt meiner Seele!
Die Herzenswaiſen wenden ſich zu dir,
Ihr kleines Elend weicht in ſeine Pfähle,
Schaut's dich, einſame Weltenmutter, hier.
Wie ärmlich unſer Lied in dem Revier;
Schaut die Cypreſſe! Horcht dem Schrei der Eulen,
Palaſt- und Tempelſchutt ihr Nachtquartier,
Wollt ihr ob eines Tages Uebel heulen?
So breſthaft wie ihr ſelbſt, ſind dieſes Weltreichs Säulen.

Der Völker Niobe! da ſeht die Arme
In ſtummem Schmerze kinder-, kronenleer,
Die leere Urne in dem welken Arme,
Den heil'gen Staub verſtreuet rings umher!
Des Scipio Grab hat keine Aſche mehr,
Die Grüfte ſelbſt ſind ledig ihrer Saſſen,
Die Heldenleichen Raub des Ungefähr!
Du ſtrömſt, o Tiber, nur durch Trümmermaſſen,
Nimm lieber deine Flut und deck' die öden Gaſſen.

Chriſt, Gote, Zeit und Krieg, die Flut, das Feuer
Hat oft die Siebenhügelſtadt verheert.
Sie ſah erbleichen alles, was ihr teuer:
Wo des Triumphes Wagen eingekehrt,
Da ſtampfte des Barbarenfürſten Pferd.
Palaſt und Tempel ſtürzten nah und fern,
Ruinenchaos! Wie iſt's doch erſchwert,
Zu ſuchen hier mit forſchender Laterne!
Wer ſagt: Hier war's! Hier iſt's — wo Nacht und keine Sterne!!

Ach die erhab'ne Stadt! ach die dreihundert
Triumphe Rom's und jener große Tag,
Da Brutus' ſcharfer Dolch ward mehr bewundert,
Als eines Cäſars kühnſter Schwertesſchlag!
Ach um Virgil, um Tullius ich klag',
Um Livius' Bilderbuch — doch daraus eben
Steigt Rom auf's neu, ſo tief's auch liegen mag.
So wird die Welt die Stirne nie mehr heben,
Als da das freie Rom auch Freiheit konnte geben.

Mit Wehmut ſieht er die Reſte der Kaiſerpaläſte auf dem palatiniſchen Hügel.

Cypreſſen, Epheu, Rohr und Goldlack flechten
Sich hier zuſammen; Hügel heben ſich,
Wo einſt Gemach; Thor, Säule fiel den Mächten;
Gewölbe drohn, der Freske Glanz verblich
Im feuchten Winkel, wo im Abendſtrich
Die Eule ſchreit. — Was war's? — Bad, Tempel, Halle?
Erklär's, wer kann! — Was der Gelehrten Schlich
Herausgebracht, war: daß es Mauern — alle!
Ach dieſe Kaiſerburg zeugt, daß der Größte falle!

Das iſt der Witz der menſchlichen Geſchichte,
Der ſich erneut in ew'gem Einerlei:
Freiheit zuerſt, dann Ruhm: wenn der zu nichte,
Reichtum, draus Laſter, Schande, Barbarei;
Und der Geſchichte lange Litanei
Kennt nur dies Blatt, das hier am hellſten worden,
Wo aufgehäuft die Gier der Tyrannei
Die Schätze, Lüſte, Reize aller Sorten
Für Aug' und Ohr und Herz und Seele — weg mit Worten!

Komm' her! bewundre, ſpotte, lache, weine!
Für jed' Gefühl erbietet Stoff ſich dir,
Du Pendel zwiſchen Lachen und Gegreine!
Weltreiche faßt und Zeiten dies Revier;
Der Hügel, deſſen Form verſchwunden ſchier,
Die Spitze einſt von Reichen überragte,[1]
Der Welt voran trug er des Ruhms Panier;
Sein Götterglanz der Sonne Strahl verjagte.
Wo iſt ſein goldnes Dach? Wo, der's zu bauen wagte?[2]

Nicht ſo beredt hat Tullius[3] geſprochen
Wie du, o Säule mit begrabnem Fuß!
Wo haben Cäſar's Lorbern ſich verkrochen?
Sein Wohnhaus beut mir Epheu hier zum Gruß;
Wes iſt der Bogen hier voll Moos und Ruß?
Des Titus? des Trajan? Nein, von den Siegen
Der Zeit nur ſpricht uns Säule, Porticus;
Sie warf ſie hin; Apoſtelbilder ſtiegen,
Um ſich an Cäſar's ſtatt hoch in der Luft zu wiegen.[4]

Gedankenvoll ſteht Harold vor den Rieſentrümmern des Coliſeums (Theater des Veſpaſian).

Hier ſummten in Erregung einſt Nationen
Ihr Mitleid leiſ' und brüllten laut Applaus,
Wenn ſich die Menſchen hackten wie Melonen
Und weshalb hackten? Nun, weil ſolcher Graus
Geſetz des Circus war und Augenſchmaus
Des großen Volks. Und was hat's auch zu ſagen,
Ob in der Schlacht, in der Arena Strauß
Wir fallend, füllen ſchnöder Würmer Magen,
Im Schauſpiel, ſo wie ſo, wird der Acteur erſchlagen.

Den Gladiator ſeh' ich vor mir liegen,
Ihn ſtützt die Hand, die Mannes-Stirn iſt ſchon
Dem Tod verſöhnt, doch ohne ſich zu ſchmiegen;
Allmählich ſinkt das Haupt von ſeinem Thron,
Aus ſeiner Seite fällt in dumpfem Ton
Der letzte Tropfen ſeiner roten Wunde,
Schwer, wie die erſten, wenn Gewitter drohn,
Es ſchwimmt vor ihm — gekommen ſeine Stunde!
Eh' noch der Beifallruf verhallet in der Runde.

Er hört ihn noch, doch ohne drauf zu achten,
Denn ſeine Seele iſt gar weit hinweg;
Nicht Ruhm noch Leben iſt jetzt mehr ihr Trachten,
Dort ſchwebt ſie an der Donau grünem Fleck,
Bei ſeiner Kleinen Spielen und Geneck,
Bei ſeinem Weib — und er, der Vater, bluten
Zu einem römiſchen Vergnügungszweck!!
Ha, wie das fortraſ't auf des Lebens Fluten!
Wer rächt ihn? Goten, auf! Löſcht eures Zornes Gluten!

Doch hier wo Menſchen würgten, Tiere knurrten,
Wo ſummend ſich ein Volk des Weges ſchob,
Wo ſie gebrüllt und dann wie Bäche murrten,
Wenn ihrem Strom ein Hemmnis ſich erhob,
Hier wo des Römers Tadel oder Lob
Tod, Leben war, wie mocht' der Würfel fallen,
Tönt meine Stimm' und von des Himmels Glob'
Fällt matter Schein auf jene morſchen Hallen,
Den ausgeſtorb'nen Plan, wo meine Tritte ſchallen.

Der Wunderbau des Petersdomes, die Marmorideale im Vatikan beſingt der Dichter in würdigen Worten und erklärt dann, Harold, der Pilger, den er bisher geleitet, „ſei dahin, wie ſein Traumgebilde“. Mit einem gewaltigen Hymnus auf das Meer „ſtirbt ſein Stoff in ſeinem Echo hin“ und der Dichter ſcheidet von ſeinen Leſern mit einem „Lebt wohl!“

---

[1] Wenn auch Venedigs Steindenkmäler zerfallen würden, ſo würde ſein Name doch in Dichtwerken (z. B. „Der Kaufmann von Venedig“, „Othello der Mohr“) fortleben.

1) Fluß bei Venedig.

1) Die Kaiſerpaläſte überragten die unterworfenen Reiche. 2) Kaiſer Neros Palaſt hieß „das goldene Haus“. 3) Marcus Tullius Cicero. 4) Auf die altrömiſchen Siegesſäulen ſtellte man ſpäter Apoſtelbildſäulen.

Die Frithjofs-Sage

von

Eſaias Tegner (1782—1846).

Aus dem Schwediſchen von Gottlieb Mohnike (1781—1841).

Eſais Tegnér wurde am 13. November 1782 in dem Dorfe Kyrkerud in der ſchwediſchen Provinz Wermland als Sohn eines Paſtors geboren. Er wurde 1802 nach dreijährigem Studium an der Univerſität Lund daſelbſt Magiſter der Philoſophie und Dozent der Äſthetik, 1812 Profeſſor des Griechiſchen, 1824 Biſchof von Wexiö. Seine letzten Jahre waren durch Irrſinn getrübt; er ſtarb am 2. November 1846.

Seinen Dichterruhm verdankt er hauptſächlich ſeiner Frithjofsſage, deren Stoff er nicht ſelbſt erfunden, ſondern nach einer alten isländiſchen Sage bearbeitet hat. Von ſeinen andern Dichtungen ſind, neben lyriſchen Gedichten, noch zwei größere zu nennen: die Abendmahlskinder, Darſtellung einer Konfirmation, und Axel, eine Epiſode aus den Kriegen Karls XII.

Aus dem Vorwort zur 2. Auflage.

Das Überſetzen poetiſcher Meiſterwerke aus andern Sprachen der Vorzeit oder der Gegenwart bleibt immer nur ein Hinſtreben zum Ziel; fortgeſetzte Übung und dadurch gewonnene größere Kraft, Leichtigkeit und Sicherheit führen aber dieſem Ziel, das heißt der Aufgabe, das fremde Werk ſo viel als möglich für die Sprache, in welche überſetzt wird, zu dem zu machen, was die Urſchrift in ihrer Sprache iſt, näher. Bei noch ſtrengern Anſprüchen an mich ſelbſt, als ich ſie vor vier Jahren [bei der 1. Auflage] machte, habe ich dieſelben Grundſätze, welche ich in dem Vorwort zur 1. Auflage ausgeſprochen habe, mir zur Norm dienen laſſen; es iſt daher dieſelbe Treue, mitunter eine noch größere beobachtet worden; und wenn es an einzelnen wenigen Stellen ſcheinen mag, als hätte ich mich freier und ſelbſtändiger bewegt, ſo hat dieſes nur da ſtattgefunden, wo der Genius der deutſchen Sprache es heiſchte; nirgends aber iſt dem Dichter etwas Fremdartiges untergeſchoben worden, ja ich hoffe, durch ein fortgeſetztes Studium ſeines Meiſterwerks überhaupt tiefer in den Geiſt desſelben gedrungen zu ſein und mit der Farbe und Geſtaltung, die dem Ganzen ſowie dem Einzelnen in der deutſchen Nachbildung zu geben war, mich vertrauter gemacht zu haben. Daß aber die Aufgabe, ein in ſeinem Stoff und ſeiner mannigfaltigen Form ſo eigentümliches Werk nachzubilden, keine leichte war, wird jeder einſehen und derjenige am meiſten, der die Urſchrift geleſen und ſtudiert hat. Hinſichtlich des durch das Ganze wehenden Geiſtes ſcheint es mir, muß der deutſche Dolmetſcher ſich einesteils davor hüten, die nordiſche Eigentümlichkeit nicht zu derb zu nehmen: noch mehr aber muß er über ſich wachen, daß das durchaus klaſſiſch gehaltene Urgedicht, mag es auch ſeinem Weſen nach dem Gebiet der Romantik angehören, nicht in eine gewiſſe ſentimentale Manier hinüberſpiele. Beides giebt ſich in manchen urſprünglich deutſchen Erzeugniſſen, die ihren Stoff gleichfalls aus der Welt der nordiſchen Saga genommen haben, zu erkennen. In einem jeden Geſange des Urgedichts offenbart ſich der durch das Mark der alten klaſſiſchen Litteratur genährte Geiſt des Dichters; daher auch überall die Meiſterſchaft in der Form, die Klarheit und das ſichere Maß. Daß ſelbſt das Studium der alten isländiſchen Frithjofsſaga für die Auffaſſung des Gedichts im Ganzen und im Einzelnen für mich nicht ohne Erfolg ſein mußte, ſpringt in die Augen. Redlich geſtrebt zu haben bin ich mir bewußt; ob es mir gelungen iſt oder nicht, mögen andere entſcheiden. Auch auf die äußere Form eines jeden einzelnen Geſanges mußte, wie es der klaſſiſche Charakter des ganzen Gedichts fordert, ein großer Fleiß gewandt werden; manche eigentümliche Schwierigkeit trat in dieſer Hinſicht eben durch die nahe Verwandtſchaft des ſchwediſchen Idioms mit unſerer deutſchen Mutterſprache ein. Die Kenner beider Sprachen werden dieſes zu beurteilen verſtehen. Möchte der überhaupt auf die Form verwandte Fleiß ſo viel als möglich den Augen der Leſer entzogen ſein!

Es mag wenige Erzeugniſſe der Poeſie geben, welche ſogleich bei ihrem Erſcheinen in ihrer Heimat und im Auslande eine ſo freudige Aufnahme gefunden haben als die Frithjofs-Sage Tegnérs. Mit Recht ſagt ein neuerer Berichterſtatter über den Zuſtand der Litteratur in Schweden, daß jedes anſtändige Haus durch ganz Schweden ein Exemplar des Gedichts beſitze, und daß die Frithjofslieder in den Schlöſſern und Städten des Landes allgemein geſungen würden. Die Meinung eines deutſchen Kritikers, daß der Dichter, wenn er den eindringlichen Reiz der bunten Fabel hätte von ſich abwehren können und ſeine Dichtung in das heutige ſchwediſche Volksleben eingeführt hätte, ſich auf feſterm Grund und Boden gefühlt und ein noch dauerhafteres Werk hervorgebracht haben würde, hat bisher noch keine Beſtätigung gefunden. Es hat vielmehr das Gedicht ſchon eine eigene, nicht unbedeutende Litteratur erhalten.

Die neun letzten Geſänge erſchienen zuerſt in den Jahren 1820 und 1822.

Im Jahr 1825 gab der Dichter das ganze Gedicht heraus unter dem Titel: Frithiofs Saga af Esaias Tegnér. Stockholm. Tryckt hos Direct. H. A. Nordström. Der ungeteilte Beifall, den es in Schweden fand, machte ſchon in demſelben Jahr eine neue Auflage notwendig. Es zeugt von der feſten und ſichern Hand, mit welcher der Dichter gearbeitet hat, daß er ſein Werk, nachdem es vollſtändig erſchienen war, bei den ſpätern Auflagen keiner Abänderung unterwarf. Sicher ſtimmen auch die zahlreichen deutſchen Freunde des Sängers der Frithjofsſage in den Wunſch ein, mit welchem einer ſeiner Landsleute, der Dichter von Beskow, ihn jüngſt an ſeinem Geburtstage begrüßt hat:

Lef ditt lif i Nordens hjerta,
Som en ton i harpans gull!
Lyssnande och tjust står Hertha,
Norden är af sången full.
Mången lager än du tage,
Mången ros, der nöjet ler,
Förrn dig bägarn räcks af Brage,
Vid en blick, som Freja ger.

Wie der Ton der Harfe rauſchet,
Leb' in Nordens Herzen fort!
Hertha ſteht entzückt und lauſchet,
Voll Geſanges iſt der Nord.
Manchen Lorberkranz noch trage,
Manche Roſe nimm beglückt,
Bis den Trunk dir reichet Brage,
Blickend hold, wie Freja blickt.

Stralſund, den 20. November 1830.

Aus dem Vorwort zur 3. Auflage.

Ich halte es für thöricht, bei poetiſchen Überſetzungen, von Werken des Auslandes das Gelungene, was andere uns gereicht haben, nicht ſo aufzunehmen, wie es vor uns liegt, ſondern dasſelbe durch die gar leichte Verſetzung einzelner Worte abzuändern, und, was bei dieſer Bemühung gewöhnlich eintritt, zu verſchlechtern. Deshalb muß der Überſetzer, nachdem er ſein Werk in freier Reproduktion hervorgebracht hat, auch ſeine Vorgänger zurate ziehen; denn es iſt keine Nachbildung eines klaſſiſchen Werkes, aus welcher Sprache ſie ſei, ſo ſchlecht, daß nicht auch die beſſere aus ihr verbeſſert werden könne.

Stralſund, den 9. Juni 1836.

D. Gottlieb Mohnike.

◆

1. Frithjof und Ingeborg.

Es wuchſen einſt auf Hildings Gut
Zwei Pflanzen unter treuer Hut;
Zwei ſchönre nie im Nord erſchienen,
Sie wuchſen herrlich auf im Grünen.

Aufſchoß die eine wie die Eich',
Ihr Stamm iſt einer Lanze gleich;
Zum Helme wölbet ſich die Krone,
Erzitternd in des Windes Zone.

Die andere der Roſe glich,
Wann eben erſt der Winter wich,
Doch Lenz, die Roſe hüllend, ſäumet,
Noch in der Knoſpe liegt und träumet.

Der Sturm doch wird die Erd' umgehn,
Mit ihm die Eiche kämpfend ſtehn;
Lenzſonne wird am Himmel glühen,
Dann rot der Roſe Lippen blühen.

So wuchſen ſie an Freude reich,
Und Frithjof war die junge Eich';
Es nannten aber Nordens Söhne
Die Roſe — Ingeborg die ſchöne.

Sahſt beide du beim Tagesſtrahl,
Du wähnteſt dich in Frejas Saal;
Brautpaare drehn ſich dort in Ringen
Mit blondem Haar und Roſenſchwingen.

Doch ſahſt du ſie beim Mondenſchein
Im Walde tanzen Ringelreihn,
Du wähnteſt unter Haineskränzen
Der Elfen Königspaar in Tänzen.

Ihm iſt ſo wohl, ihm iſt's ſo wert,
Wie man die erſte Run'1) ihn lehrt.
Kein König war ſo hoch in Ehren,
Die Rune konnt' er Ingborg lehren.

Wie heiter fuhr in ſeinem Kahn
Mit ihr er auf der blauen Bahn!
Wie herzlich bei des Segels Wende
Klatſcht ſie in kleine weiße Hände!

Kein Vogelneſt war ihm zu hoch,
Für ſie er hin zur Höhe flog;
Der Adler ſelbſt, der Lüfte König,
Er ſchützte Jung' und Eier wenig.

Es iſt kein Bach, wie ſtark er ſchlägt,
Darüber er nicht Ingborg trägt;
Wie ſchön, wann Strudel lärmend klingen,
Ihn kleine weiße Arm' umſchlingen!

Die erſte Blume, die er zieht,
Die erſte Erdbeer', die er ſieht,
Die erſte Ähre reif und golden
Beut froh und treu er ihr, der Holden. —

Doch Kindheit flieht im ſchnellen Lauf,
Bald tritt der Knab' als Jüngling auf;
Sein Feuerauge Hoffnung flehet,
Die Maid in Schönheitsfülle ſtehet.

Jung Frithjof zog nun auf die Jagd,
Wohl mancher hätte ſich bedacht;
Denn ohne Spieß und ohne Degen
Trat er dem Bären kühn entgegen.

Bruſt gegen Bruſt mit ihm er rang,
Bis, doch zerkratzt, er ihn bezwang;
Ihr bracht' er heim die rauhe Beute;
Auch des die Jungfrau ſich erfreute.

Das Weib den Mut des Mannes ehrt,
Das Starke iſt des Schönen wert;
Wie Helm und Haupt zuſammen paſſen,
So nie die zwei einander laſſen.

Doch wann er Winterabends ſaß
Beim Feuerſchein des Herds und las
Ein Lied von Odins lichten Hallen,
Von Göttern und Göttinnen allen;

Dann dacht er: Gelb iſt Frejas Haar,
Ein wogend Feld voll Ähren zwar;
Doch Ingborgs Haar gleicht goldnen Ringen,
Die ſich um Roſ' und Lilie ſchlingen.

Und Friggas Aug' iſt hell und blau,
Wie wenn du ſiehſt des Himmels Au.
Ich weiß ein Auge; wann es funkelt,
Lichtblauer Lenztag wird verdunkelt.

O wie doch Gerdas Wange lacht,
Gleich friſchem Schnee mit Nordſcheinspracht!
Ich kenne Wangen, wann ſie blühen,
Zugleich zwei Morgenröten glühen.

Ich kenn' ein Herz ſo zart und weich,
Wie Nannas, fehlt der Ruf ihm gleich;
Dich preiſt mit Recht ob Nannas Treue,
O Balder, jeder Skald2) aufs neue.

O ſtürb' ich doch, wie du beweint
Von einer Maid, die treu es meint,
So treu wie Nanna, ſo voll Liebe!
Bei Hel alsdann ich gerne bliebe. —

Die Königstochter ſaß und ſang
Ein Heldenlied, und fröhlich ſchlang
Sie in den Teppich Heldenthaten,
Und Wogen, grüne Hain' und Saaten.

Im Schnee der Wolle wächſt mit Macht
Der goldgewebten Schilde Pracht;
Zum Streit die roten Lanzen fliegen,
Doch ſtarr die Silberpanzer liegen.

Und immer mehr als Frithjof ſtellt
Sich auf dem Teppich dar der Held;
Und wie er aus dem Teppich blicket,
Errötet ſie, jedoch entzücket.

Doch Frithjof ſchnitt, wohin er kam.
Ein J, ein F in jeden Stamm;
Es ſchlangen, wie der Herzen Flammen,
Die Runen wachſend ſich zuſammen.

Stellt ſich der Tag am Himmel dar,
Weltkönig mit dem goldnen Haar,
Wann Leben rauſcht und Menſchen wandern,
Dann denket eines nur des andern.

Stellt ſich die Nacht am Himmel dar,
Weltmutter mit dem dunkeln Haar,
Wann Stille herrſcht und Sterne wandern,
Dann träumet eines nur vom andern.

„Du Erde ſchmückſt dich jedes Jahr
Mit Blumen in dem grünen Haar;
Gieb mir die ſchönſten; denn in Kränzen
Für Frithjof ſollen ſie mir glänzen.“

„Du Meer, in deinem dunkeln Saal
Sind Perlen tauſende an Zahl;
Gieb mir die ſchönſten und die beſten,
Um Ingborgs Hals will ich ſie feſten.“

„Du Knauf an Odins Königszelt,
Du goldne Sonne, Licht der Welt;
O wärſt du mein, du Glanzgebilde,
Ich machte dich zu Frithjofs Schilde.“

„Du Leuchte in Allvaters Saal,
Du Mond mit deinem bleichen Strahl!
O wärſt du mein, du ſollteſt ſchmücken
Mein Mägdlein mit den ſüßen Blicken.“

Doch Hilding ſagte: „Pflegeſohn,
Laß dieſe Liebe, laß davon!
Ungleiche Loſe wirft die Norne;
Aus Königsblut iſt die Erkorne.

Zu Odin ſelbſt, zum Sternenſaal
Hinauf ſteigt ihrer Ahnen Zahl;
Du biſt nur Thorſtens Sohn; drum weiche,
Bei gleichem nur gedeiht das gleiche.“

Doch Frithjof lacht: „Ins Totenthal
Hinab geht meiner Ahnen Zahl.
Des Waldes König ließ im Falle
Mir mit dem Fell die Ahnen alle.

Nicht weicht der freigeborne Mann;
Die Welt gehört dem Freien an.
Was Glück verbrach, auch Glück verſöhnet,
Der Siegeskranz die Hoffnung krönet.

In Kraft der höchſte Adel thront,
Ihr Ahnherr Thor in Trudwang wohnt;
Nach Stand nicht ſieht er, nur nach Werte,
Ein mächtger Freier iſt im Schwerte.

Für ſie zum Kampf tret' ich hervor,
Und wär' es mit dem wilden Thor.
Blüh, weiße Lilie, unverzaget;
Weh dem, der uns zu trennen waget!“

2. König Bele und Thorſten Wikingsſon.

König Bele ſtand im Hofſaal, geſtützt aufs Schwert,
Und bei ihm Thorſten Wikingsſon, der Bonde[3] wert.
Sein alter Waffenbruder, bald hundertjahrig,
Und narbig wie ein Runſtein, und ſilberhaarig.

So ſtehen zwiſchen Bergen zwei Tempel da
Aus Heidenzeit, dem Sturze ſind beide nah;
Doch läßt viel Weisheitsrunen die Mauer ſehen.
Und am Gewölbe Bilder der Urzeit ſtehen.

„Es neiget ſich zum Abend,“ ſo Bele ſpricht,
„Nicht ſchmeckt der Met, ich fühle des Helms' Gewicht,
Für menſchlich Treiben dunkeln die Augen beide,
Doch Walhall leuchtet näher, ich fühl's, ich ſcheide.

Die beiden Söhn' und deinen beſtellt ich mir,
Zuſammen ſie gehören, wie beide wir.
Noch Warnung will ich geben den jungen Aaren,
Bald werden nicht mehr Worte der Zung' entfahren.“ —

Da kamen, wie er wollte, die Söhne an,
Mit finſterm Blick trat Helge zuerſt heran;
Meiſt war er bei den Sehern am Altarſteine,
Und kam mit blut'gen Händen vom Opferhaine.

Drauf kam der Knabe Halfdan, mit lichtem Haar,
Sein Angeſicht zwar edel, doch weichlich war;
Zum Spiele ſchien's als trüg' er im Gurt die Schneide,
Aus ſah er wie ein Mägdlein im Heldenkleide.

Zuletzt im blauen Mantel trat Frithjof ein,
Um eine Haupteslänge, der höchſte von den drein;
So ſtand er zwiſchen beiden, wie Tagesfülle
Steht zwiſchen Roſenmorgen und Waldnachthülle.

„Ihr Söhne,“ ſprach der König, „mein Tag ſinkt hin;
In Eintracht führt die Herrſchaft, in Bruderſinn;
Denn Eintracht hält zuſammen, dem Ring am Speere
Vergleichbar, ohne dieſen iſt ſchlecht die Wehre.

Laßt Stärke ſtehn als Hüter an Landespfort,
Und Frieden blühn im Innern, am ſichern Ort.
Nicht ſchaden ſoll die Klinge, ſie ſchütz' alleine,
Der Schild als Hängſchloß ſchirme des Bauern Scheune.[4]

Ein thörichter Beherrſcher ſein Land macht ſchwach;
Denn ohne Volk ein König ja nichts vermag.
Die grüngekräuſte Krone eilt zu vergehen,
Vergeht das Mark im Stamm auf dürren Höhen.

Der Pfeiler viere tragen des Himmels Rund,
Geſetzeswort giebt einzig dem Throne Grund.
Wenn Macht beim Ting[5] entſcheidet, wird Unheil kommen,
Doch Recht bringt Ruhm dem König, dem Lande Frommen.

Die Götter, Helge, wohnen im Diſarſaal,[6]
Doch nicht, wie Schnecken wohnen in enger Schal';
So weit das Tagslicht leuchtet und Stimmen ſchallen,
So weit Gedanken fliegen, die Götter wallen.

Die Lung' am Opferfalken täuſcht oft genug,[7]
Nicht wenig Balkenrunen enthalten Trug.
Ein redlich Herz, o Helge, mit offnen Zügen,
Schrieb Odin voller Runen, die nimmer trügen.

Nicht hart ſei, König Helge, nein, ſei nur feſt,
Das beſte Schwert am leichtſten ſich biegen läßt.
Es ſchmückt die Huld den König, wie Blumen Schilde,
Und mehr als Winterkälte bringt Frühlingsmilde.

Ein Mann, dem Freunde mangeln, wie ſtark er ſei,
Stirbt wie ein Stamm der Wüſte von Rinde frei.
Im Freundeskreiſe kannſt du als Waldbaum ſtehen,
Der Bach benetzt die Wurzel, laß Stürme wehen.

Nicht trotz auf Väter Ehre, die eigne nur iſt dein;
Der Spanner kann den Bogen nur nennen ſein
Was frommt der Wert dir, welcher nicht mehr verweilet?
Mit eigner Flut der Kraftſtrom durchs Meer hineilet.

Du Halfdan, Frohſinn ſchmücket den weiſen Mann,
Doch Königen am mindſten ſteht Tändeln an.
Ohn' Hopfen taugt der Honig zum Met nur wenig.
Leg' Stahl ins Schwert, ins Spielen den Ernſt, o König!

Zu viel Verſtand hat keiner, wie weiſ' er heiß,
Doch wenig gnug weiß mancher, der gar nichts weiß.
Den Dummen ziert kein Hochſitz,[8] den Gaſt von Witze
Hört alles gern beim Mahle, wo er auch ſitze.

Zum Waffenbruder,[9] Halfdan, zum Freunde treu,
Iſt nah der Weg, wie ferne ſein Haus auch ſei.
Doch abwärts liegt dagegen, auf fernem Wege
Des Feindes Hof, auch wenn er am Wege läge.

Auch wähle zum Vertrauten nicht jeden du,
Das leere Haus iſt offen, das reiche zu.
Wähl' *einen* dir, und ſuche dir nicht den andern;
Bald wird, was dreie wiſſen, zu allen wandern.“ —

Darauf erhob ſich Thorſten, fiel alſo ein:
„Nicht ziemt ſich's, daß zu Odin du gehſt allein.
Wir teilten Lebenswechſel als gleiche Erben;
So teilen, hoff' ich, König, wir auch das Sterben.

Sohn Frithjof, ſieh, das Alter hat manches mir
Ins Ohr geflüſtert, dieſes empfange hier.
Auf Gräbern Odins Vögel im Norden wohnen,
Und weiſe Wort' auf Lippen der Greiſe thronen.

Zuerſt die Götter fürchte, denn Schmerz und Heil,
Wie Sonn' und Sturm, vom Himmel uns wird zu teil.
Sie ſehn ins Herzgewölbe, iſt's gleich verſchloſſen;
Der Stunde Schuld noch büßt man, ſind Jahr' entfloſſen.

Gehorch dem König. *Einem* gebührt die Macht;
Ein Auge ward dem Tage, viel' hat die Nacht,
Der Beßre auf den Beſten nie ſieht mit Neide,
Auch Griff iſt Not dem Schwerte, nicht bloß die Schneide.

Viel Kraft iſt Göttergabe; doch nutzt ſie nicht,
Dies, Frithjof, wohl bedenke, wenn Witz gebricht.
Der Bär mit Kraft von zwölfen muß *einem* weichen,
Recht ſchützt vor Obmacht, Schilde vor Schwertesſtreichen.

Furcht weckt der Stolze wenig, Haß aber überall,
Und Übermut, o Frithjof, erzeugt den Fall.
Hoch ſah ich manchen fliegen, des nun die Krücke;
Die Luft gebeut den Saaten, der Wind dem Glücke.

Den Tag, o Frithjof, preiſe erſt, wann der Abend kommt;
Met, wann du ihn getrunken, Rat, wann er frommt.
Das Jünglingsalter trauet leicht manchem Dinge,
Doch Not erprobt die Freunde, der Streit die Klinge.

Du ſelber ſtirbſt, es ſtirbt auch das, was dir gehört,
Eins aber weiß ich, Frithjof, nie wird's zerſtört:
Dies iſt der Toten Nachruhm; drum laß das Schlechte,
Und wolle nur das Edle und thu das Rechte.“

So warnten ſie, die Alten, im Königsſaal,
Wie drauf der Skald gewarnet im Hawamal.[10]
Kernvolle Worte gingen von Mund zu Munde,
Aus Nordens Hügeln flüſternd noch dieſe Stunde.

Noch ſprachen ferner beide manch herzlich Wort
Von ihrer treuen Freundſchaft, berühmt im Nord;
Wie innig bis zum Tode in Freud' und Leide
Sie Hand in Hand zuſammengehalten beide.

„Sohn, Rücken gegen Rücken war unſer Stand,
Drum war ein Schild der Norne ſtets zugewandt.
Nun vor euch hin wir Alten gen Walhall eilen;
Der Väter Sinn er möge bei euch verweilen!“ —

Und vieles ſprach der König von Frithjofs Mut
Und Heldenkraft, die höher denn Königsblut;
Und vieles ſagte Thorſten vom Glanz der Krone
Bei jedem Nordlandskönig, dem Aſarſohne.

„Wenn ſtets ihr drei zuſammen ſo werdet ſtehn,
Dann wird nie euern Obmann der Norden ſehn;
Denn Kraft der Königshoheit eng angeſchloſſen
Iſt blauer Stahl dem Goldſchild rund umgegoſſen.

Und grüßet mir die Tochter, die Roſe rot;
Auf wuchs ſie in der Stille, wie ich gebot.
Umhegt ſie, daß der Sturmwind ſie nicht umwüte,
Und heft' an ſeinen Helmhut die zarte Blüte.

Auf dich, o Helge, leg' ich des Vaters Sorg',
Wie eine Tochter liebe mir Ingeborg!
Zwang reizt ein Herz, das edel, doch ſanfte Lehre
Führt Mann und Weib, o Helge, zu Recht und Ehre. —

Zwei Hügel macht uns, Söhne, und wählt die Stell'
Auf jeder Seit' am Buſen an blauer Well';
Ihr Lied gewährt dem Geiſte noch Wohlbehagen,
Und wie ein Drapa[11]) klinget der Woge Schlagen.

Umſtreut der Mond die Berge mit bleichem Schein,
Und netzt der Tau der Mittnacht den Bautaſtein,[12])
Dann übers Waſſer, Thorſten, vom Hügelrunde
Beſprechen wir zuſammen, was bringt die Stunde.

Und nun lebt wohl, ihr Söhne! Jetzt eilet fort!
Wir gehen zum Allvater, zum Ruheort,
Wie müde Flüſſe ſehnend zum Meer hinſtreben.
Heil wolle Frej und Odin und Thor euch geben!"

3. Frithjof tritt die Erbſchaft von ſeinem Vater an.

Nun in den Hügel geſetzt war Bele und Thorſten der Alte,[13])
Wie ſie es ſelber gewollt; auf jeglicher Seite der Meerbucht
Hoben die Hügel ihr Rund, ein Bruſtpaar, welches der Tod ſchied.
Helge und Halfdan nach Volkesbeſchluß nun erbten zuſammen
Beide vom Vater das Reich, doch Frithjof, einziger Sohn nur,
Teilete nicht und bezog als Eigner die Wohnung zu Framnäs.
Auf drei Meilen hin ging das Gebiet, nach dreierlei Seiten,
Thäler und Höhn und Gebirg', und das Meer war vierte der Grenzen.
Birkwald krönte die Gipfel der Höhn, wo die Höhen ſich neigten,
Wucherte goldne Gerſt' und mannhoch wogender Roggen.
Seen, nicht wenig an Zahl, vorhielten den Spiegel den Bergen,
Hielten den Wäldern ihn vor, drin Elgen[14]) mit hohem Geweihe
Schritten mit Königesgang und ſich labten aus hundert der Bäche.
Doch in der Thäler Bezirk rings weideten weit auf den Auen
Herden mit glänzendem Fell und zum Eimer ſich ſehnenden Eutern.
Ihnen vermiſcht zog hier und dort unzählig die Menge
Schafe mit ſchneeigem Vließe, ſo wie am Himmelsgewölbe
Hin ſich ziehet das weiße Gewölk beim Wehen des Frühlings.
Hengſt' auch zweimal zwölf, ungeſtüme, Winde in Feſſeln,
Standen ihm ſtampfend im Stall reihweiſ' und käuten den Wieswuchs,
Rotes Geflecht in der Mähn', es erglänzten die Hufe vom Stahlſchuh.
Aber ein Haus für ſich ſelbſt war der Saal, aus Föhren gezimmert.
Nicht fünfhundert, gezählt zehn Zwölfer auf jegliches Hundert,[15])
Füllten den räumigen Saal beim feſtlichen Schmauſe zur Julzeit.
Und durch die Länge des Saals hin glänzte die Tafel vom Eichbaum,
Blank wie Stahl und gebohnet; den Hochſitz zierten die Säulen
Zwei an dem äußerſten Rand, zwei Götter gemeißelt aus Ulmholz,
Odin mit Königesblick und Frej mit der Sonn' auf dem Hute.
Jüngſt ſaß zwiſchen den zween auf der Bärhaut (ſchwarz war dieſe,
Scharlachrot war der Rachen, beſchuht mit Silber die Klauen)
Thorſten noch unter den Freunden, wie Gaſtlichkeit ſitzt bei der Freude.
Oft, wann der Mond durchflog das Gewölk, viel Wunder von fremden
Ländern erzählte der Greis, und viel von Wikingerfahrten.[16])
Fern auf öſtlichem Meer, auf der weſtlichen Flut und auf Gandwik.[17])
Still dann hingen ſie all an des Redenden Lippe gefeſſelt,
Wie an der Roſe die Biene; der Skald nur dachte an Brage,
Wie mit dem ſilbernen Bart er da ſitzt und beruneter Zunge
Unter der laubigen Buch' und erzählet Sagen an Mimers
Stets hinrieſelnder Flut, er ſelbſt ſtets lebende Sage.
Mitten am Boden, mit Halmen beſtreut, ſtets flammte die Lohe
Froh auf gemauerter Platt', und oben durch luftigen Rauchfang
Blickten hernieder die Sterne, die himmliſchen Freund' in den Trinkſaal.
Doch an der Wand, auf Nägeln von Stahl, rings hingen geordnet
Panzer und Helme zuſammen, und hin und wieder erblitzte
Zwiſchen den beiden ein Schwert, wie am Abend des Winters ein Sternſchuß.
Mehr doch als Helm' und Schwerter erglänzten die Schild' in der Halle,
Silbern und blank, wie die Kugel der Sonn' und die Scheibe des Mondes.
Ging ein Mägdelein nun um den Tiſch und füllte die Hörner,
Schlug es errötend zu Boden das Aug', und das Bild in den Schilden
Ward, wie das Mägdelein, rot; dies freute die zechenden Kämpen.

Reich war das Haus; wohin du nur ſchaueteſt, ſahen die Blicke
Keller und Schreine gefüllt, und Speicher mit ſtrotzendem Vorrat.
Doch manch Kleinod war auch verwahrt, in den Siegen erbeutet,
Gold mit Runen darauf und künſtlich geformetes Silber.
Dreierlei ſchätzte jedoch man zumeiſt vom ſämtlichen Reichtum.
Oberſtes war von den dreien das Schwert, ein väterlich Erbſtück,
Angurwadel, ſo ward es genannt, und Bruder des Blitzes.
Fern im Oſtland war es gemacht, ſo kündet die Sage;
Zwergfeur ſchuf es zu Stahl, Björn Blauzahn trug es zu Anfang.
Aber es büßete Björn zugleich mit dem Leben die Kling' ein
Südlich im Gröningaſund,[18]) da er ſtritt mit dem mächtigen Wifil.
Wifil erzeugete Wiking. Es wohnte zu Ulleroker[19])
Alt und gebrechlich ein Fürſt mit der einzigen blühenden Tochter.
Siehe, da kam aus der Tiefe des Walds mißförmig ein Rieſe,
Höher an Wuchs, denn der Menſchen Geſchlecht, und haarig und grauſam;
Zweikampf forderte der, wenn verweigert, Tochter und Krone.
Keiner jedoch zog hin in den Kampf, kein Eiſen ja fand man
Scharf für den Schädel von Stahl, drum nannten ſie ihn auch den Stahlkopf.
Wiking allein, noch Jüngling von fünfzehn Wintern, beſtand ihn,
Trauend der eigenen Kraft und Angurwadel. Mit einem
Hieb durchhaut' er das brüllende Troll[20]) und erlöſte die Jungfrau.
Wiking vererbte das Schwert auf Thorſten, den Sohn, und von Thorſten
Kam es in Fritjofs Beſitz, und wenn er es zog, ſo erglänzte
Rings es im Saal, wie vom Leuchten des Blitzſtrahls oder vom Nordſchein.
Golden daran war der Griff, doch es blitzte die Klinge von Runen,
Wunder zu ſchaun, unkenntlich dem Nord, nur bekannt an der Sonne
Pforten, dem Vatergebiet, vor dem Nordlandszuge der Aſen.
Matt ſtets glänzten die Runen zur Zeit des beglückenden Friedens;
Doch, wann Hildur[21]) begann ihr Spiel, dann brannten ſie alle
Rot wie die Kämme der Hähn' im Kampf, und verloren war jeder,
Der in der Nacht des Gefechtes der lodernden Kling' in den Weg kam.
Groß von Ruhm war das Schwert und von Nordlands Schwertern das erſte.

Drauf an Preiſe zunächſt war ein Armring mächtigen Rufes,
Einſtens geſchmiedet von Nordens Vulkan, dem hinkenden Waulund.[22])
Drei Mark hielt er an Schwer', und beſtand aus dem lauterſten Golde.
Drauf war der Himmel zu ſehn mit der zwölf Unſterblichen Burgen,
Wechſelnder Monate Bild, Sonnhäuſer genannt von den Skalden.
Alfheim ſah man daſelbſt, Frejs Burg, die erneuerte Sonne,
Wie ſie beginnt zu erklimmen die Höhen des Himmels zur Julzeit.
So auch Söqwabeckſaal, und in ihm ſaß Odin bei Saga,
Trinkend den Wein aus goldnem Gefäß; das Gefäß iſt das Weltmeer,
Goldengefärbt von der ſteigenden Glut, und der Lenz iſt die Saga,
Stehend auf grünem Gefild mit Blumen an Stelle der Runen.
Thronend erſchien auch Balder im Glanz als Sonne der Mittnacht;
Bild vom Guten iſt er, und den Reichtum geußt er hernieder;
Strahlendes Licht iſt das Gute, doch finſter iſt jegliches Böſe.
Ewiges Steigen ermüdet die Sonn', und dem Guten nicht minder
Schwindelt auf jählichen Höhn; tief ſeufzend verſinken ſie beide
Nieder zur finſteren Hel; und Balder iſt's auf dem Holzſtoß.
Glitner,[23]) die friedliche Burg, auch ſah man darauf, und Forſete
Saß mit der Wag' in der Hand, ein jegliches ſchlichtend im Herbſtting.[24])
Dieſes und mancherlei ſonſt, Sinnbilder vom Streite des Lichtes
Droben am Himmelsgewölb' und hienieden im Menſchengemüte,
Stand an dem Ringe geformt. Ein prächtiger Knauf von Rubine
Krönte den Bogen des Reifs, wie die Sonn' ihr Himmelsgewölbe.
Alt Erbſtück im Geſchlecht war der Ring, denn er ſtieg bis zu Waulund.

Hoch hinauf, bis zum Ahnen, doch nur von der Seite der Mutter.
Einmal wurde geſtohlen vom räubriſchen Sote das Kleinod,
Welcher die nordiſchen Meere durchſchwärmete, plötzlich verſchwand er.
Endlich erſcholl das Gerücht, daß Sot' an der Küſte von Bretland[25])
Lebend geſetzt ſich mit Schiff und Gut in gemauerte Grabhöh;
Doch dort fänd' er nicht Ruh, und es ſpuke beſtändig im Hügel.
Thorſten vernahm gleichfalls das Gerücht, und mit Bele beſtieg er
Plötzlich den Drachen,[26]) durcheilte die Flut, hin ging es zur Stelle.
Weit wie ein Tempelgewölb', wie ein Königeshof, wenn gebettet
Wär' er in grünenden Raſen und Kies, ſo wölbte das Grab ſich.
Licht auch glänzte hervor. Durch die Spalten der mächtigen Pforte
Guckten die Kämpen hinein; pechſchwarz ſtand drinnen der Wikings-
Drache mit Rudern und Maſt, jedoch hoch oben im Bakſtamm[27])
Saß ein ſchreckliches Weſen, gehüllt in feurigen Mantel.
Grimmiges Blicks dort ſaß es und putzte die blutige Klinge;
Aber nicht wichen die Flecken, und ſämtliches Gold, das geraubte,
Lag in dem Hügel umher, und den Goldring trug es am Arm.
„Steigen wir," flüſterte Bele, „hinein zum Kampf mit dem Scheuſal,
Zwei Mann gegen ein Feuergeſpenſt!" Halb zürnete Thorſten:
„Einer mit einem, ſo will es der Brauch; ich wag' es allein wohl."
Lang nun zwiſteten ſie um den Ruhm des gefährlichen Ganges,
Wem er gebühre zuerſt; doch zuletzt zog Bele den Stahlhelm,
Schüttelte drin zwei Loſe herum, und Thorſten erkannte
Wieder ſein Los beim Schimmer der Stern'. Als er ſtieß mit der Lanze,
Sprang auf Riegel und Schloß, und er ſtieg hinein in die Tiefe.
Ward er gefragt, was er ſah in der Nacht, ſo ſchwieg er mit Schauer.
Bele doch hörte zuerſt ein Lied, das klang wie ein Trolllied;
Drauf vernahm er Geraſſel, wie wenn zwei Klingen ſich kreuzen,
Endlich ein gräßlich Geſchrei; ſtill ward's. Her ſtürzete Thorſten,
Bleich und verwirrt und verſtört; mit dem Tod ja hatt' er gekämpfet.
Gleichwohl trug er den Ring. „Viel koſtet er," ſprach er noch öfters,
„Einmal hab' ich im Leben gebebt, als den ich mir holte."
Groß von Ruhm war der Ring, und von Nordlands Ringen der erſte.

Schiff Ellide zuletzt war Kleinod auch im Geſchlechte.
Wiking (ſagt man) einmal, da zurück er kehrte vom Heerzug,
Segelte längs dem Geſtade, da ſah er auf ſchwimmendem Schiffswrack
Jemand ſich ſchaukeln; es war, als ſpielte der Mann mit den Wogen.
Hoch war der Mann und von edler Geſtalt, und offen das Antlitz,
Fröhlich, veränderlich doch, wie das Meer, ſpielt dies in der Sonne.
Blau war der Mantel und golden der Gurt mit Korallen beſetzet,
Weiß ihm der Bart, wie Wogengeſchäum, ſeegrün war das Haupthaar.
Wiking ſteuerte hin mit der Schneck', um den Armen zu bergen,
Nahm den Erfrornen nach Hauſ' und erquickt' ihn mit gaſtlicher Pflege.
Doch als der Wirt ihm das Bett anwies, da lacht' er und ſagte:
„Gut iſt der Wind, und mein Schiff, wie du ſahſt, iſt nicht zu verachten;
Hundert Meilen, ſo hoff' ich, gewiß noch mach' ich zu Abend.
Herzlichen Dank für die Ladung, die freundliche; könnt' ich doch wieder
Auch ein Geſchenk dir verleihn, doch mein Gut liegt in der Tiefe.
Morgen jedoch triffſt du vielleicht ein Geſchenk am Geſtade."
Tages darauf ſtand Wiking am Meer, und ſieh, wie ein Seeaar,
Wann er verfolget den Raub, flog ein in die Mündung ein Drachſchiff.
Niemand ſah man darauf, nicht einmal den Steuerer ſah man;
Aber es ſchlängelte dennoch ſich hin durch Klippen und Schären,[28])
Gleich als wohnete drinnen ein Geiſt; wie es nahte dem Ufer,
Refften die Segel ſich ſelbſt; ohn' einige menſchliche Hilfe
Senkte der Anker ſich ein und biß mit dem Haken den Seeſand.
Stumm ſtand Wiking und ſah; da ſangen die ſpielenden Wogen:
„Ägir, ihn bargſt du, vergißt nicht der Schuld, er ſchenkt dir den Drachen."
Königlich war das Geſchenk; die gebogenen Planken vom Eichbaum
Waren, wie ſonſt, nicht gefugt, ein Wachstum band ſie zuſammen.
Langhin war er geſtreckt, wie ein Drache der See, und am Buge
Hob er empor ſein Haupt, und von Rotgold flammte der Rachen.
Blau war der Bauch und geſprenkelt mit Gelb; doch hinten am Steuer
Schlug er in Ringel den mächtigen Schweif, hell ſchuppig von Silber;
Schwarz die Flügel mit Kanten von Rot, und wenn er ſie ſpannte,
Nahm er es auf mit dem ſauſenden Sturm, doch es wich ihm der Adler.
War der gewappneten Mannen er voll, als ſchwimmende Feſtung
Schien er dem Aug' alsdann und als Stadt des mächtigen Königs.
Groß von Ruhm war das Schiff und von Nordlands Schiffen das erſte.

Dieſes und anderes viel noch ererbete Frithjof vom Vater;
Kaum wohl fand ſich in Nordens Gebiet ein reicherer Erbe,
Wenn nicht ein Königesſohn, denn der Könige Macht iſt die erſte.
War er nicht Königesſohn; war königlich doch das Gemüt ihm,
Freundlich und edel und mild, und er wuchs tagtäglich an Rufe.
Kämpen auch waren ihm zwölf, grauhaarige, Fürſten an Mannſinn,
Thorſtens Genoſſen, mit ſtählerner Bruſt und mit narbigen Stirnen.
Unter den Kämpen zuletzt ſaß dort auf der Bank noch ein Jüngling,
So wie die Roſ' im verblichenen Laub; Björn war ſein Name.
Froh wie ein Kind, doch feſt wie ein Mann und klug wie ein Alter.
Auf wuchs er einſt mit Frithjof, und Blut auch miſchten ſie beide,
Waffenbrüder nach Nordens Gebrauch, und ſchwuren einander
Not und Freude zu teilen, und Rach' einander im Tode.
Nun, beim Totengelag, umgeben von Kämpen und Gäſten,
Trank, ein trauernder Wirt, und erfüllt mit Thränen das Auge,
Frithjof nach heimiſchem Brauche des Vaters Gedächtnis und hörte
Skaldengeſang ihm ertönen zum Lob', ein donnerndes Drapa,
Stieg auf des Vaters Geſtühl, nun ſeins, und ſetzte ſich nieder
Zwiſchen Odin und Frej; Thors Platz iſt's oben in Walhall.

4. Frithjofs Brautwerbung.

Wohl klingen die Lieder in Frithjofs Saal,
Und Skalden preiſen die Ahnenzahl.
Nicht Freude bringen
Sie Frithjof, er hört nicht, was Skalden ſingen.

Die Erde hat wieder ihr grün Gewand,
Die Drachen ruhen nicht länger am Strand;
Im dichten Haine
Geht Frithjof und träumet im Mondenſcheine.

Jüngſt konnt' er noch glücklich der Freude ſich weihn,
Denn Halfdan und Helge, die lud er ein,
Die Königsſöhne;
Mit ihnen erſchien die Schweſter, die ſchöne.

Er ſaß ihr zur Seite, ihr drückend die Hand,
Und wieder den traulichen Druck er empfand,
Hing voll Entzücken
Ohn End' an den lieben, den edeln Blicken.

Da ſprachen ſie viel von dem frohen Tag,
Als Morgentau auf dem Leben noch lag,
Von Kindheitsfreuden,
Für edle Seelen nur Roſenweiden.

Viel grüßte ſie ihn von Thal und Hain,
Von Namen, geſchnitten den Birken ein,
Von Grabeshöhen,
Wo Eichen im Heldenſtaube ſtehen.

„So wohlig nicht war es im Königshof,
Denn Halfdan iſt kindiſch und Helge ſchroff.
Die beiden Brüder,
Sie hörten nur Bitten und Schmeichellieder.

Und keiner (da wurde ſie roſenrot)
Dem klagen man könnte den Kummer, die Not.
Im Königsſaale
Viel dumpfer da iſt's, als in Hildings Thale.

Die Tauben, die einſt ſie gezogen groß,
Nun ſind ſie verſcheucht von des Habichts Stoß.
Ein Paar alleine
Blieb noch; von den beiden nimm du die eine.

Der Tauber zum Täubchen wohl fliegt zurück,
Sie ſehnen ſich beide nach Lieb' und Glück.
Bind' ohne Sorgen
Ein Briefchen ihm unter, das bleibt verborgen."

So ſaßen ſie flüſternd den Tag entlang,
Sie flüſterten noch, da die Sonne ſank;
Gleich Abendwinden,
Die Frühlings flüſtern in grünen Linden.

Doch nun iſt ſie weg, und Frithjofs Mut
Hinweg iſt mit ihr; das junge Blut
Zur Wang' ihm ſteiget,
Er brennt und ſeufzet beſtändig, und ſchweiget.

Er ſchrieb mit dem Tauber betrübt ſeine Not,
Und froh fuhr ab nun der Liebesbot'.
Ach doch der Leiden!
Nicht konnt' er vom Weibchen wieder ſcheiden.

Doch Björn dies Weſen zu Sinne nicht war,
Er ſagte: „Was macht uns den jungen Aar
So ſtill, verſchloſſen?
Iſt die Bruſt ihm getroffen, der Flügel geſchoſſen?

Was willſt du? Iſt hier doch nicht Not zu ſchaun
An Speck ſo weiß und an Met ſo braun?
Und Skaldenmenge;
Kein Ende nehmen die langen Geſänge.

Der Traber ſein mutig Stampfen nicht ſtillt,
Nach Raub, nach Raub ſchreit der Falke wild.
Doch Frithjof jaget
In Wolken allein, und verzehrt ſich und klaget.

Ellide nicht Ruh auf der Woge hat,
Am Anker rücket ſie früh und ſpat.
Ellide, ſtille!
Denn Krieg und Streit iſt nicht Frithjofs Wille.

Auch Strohtod iſt ja ein Tod; zum Schluß
Wie Odin ich ſelber mich ritzen muß.29)
Es kann nicht fehlen,
Willkommen ſind wir bei blauweiß Helen.“

Da Frithjof dem Drachen die Bande hob,
Das Segel ſchwoll und die Wolke ſchnob.
Grad' hin ſie zogen;
Schnell ging's zu den Königen über die Wogen.

Die ſaßen den Tag auf Beles Grab,
Gericht vor dem Volke ſie hielten ab.
Mit lautem Schalle
Sprach Frithjof; es tönten die Widerhalle:

„Schön Ingborg, ihr Könige, lieb' ich ſehr,
Von euch ich die Schweſter zur Braut begehr;
Und die Vereinung
Sie war wohl auch König Beles Meinung.

Er ließ uns wachſen bei Hilding auf,
Wie jung Holz wächſet zuſammen im Knauf;
Die Wipfel oben
Hat Freja mit goldenen Schnüren verwoben.

Nicht König, nicht Jarl30) war mein Vater zwar,
Doch lebt er in Liedern noch manches Jahr;
Des Stammes Geſchichten
Runſteine auf herrlichen Gräbern berichten.

Leicht wär's zu gewinnen mir Reich und Land,
Doch lieber bleib' ich am heimiſchen Strand.
Da will ich bewachen
Den Königshof wie die Hütte des Schwachen.

Auf Beles Hügel ja ſind wir, er hört
Dort unten das Wort, das euch bittend beſchwört.
Die Willenstöne
Des Alten im Hügel vernehmet, ihr Söhne!“ —

Da hob ſich Helge und ſagte mit Hohn:
„Die Schweſter iſt nicht für den Bondenſohn.
Dem Königsſohne
Allein wird die Walhalltochter zum Lohne.

Laß trotzig dich grüßen den Erſten im Nord,
Zeig Männern die Stärk' und den Weibern das Wort.
Dem Übermute
Wird nimmer die Schweſter von Odins Blute.

Des Reichs nicht brauchſt du zu nehmen dich an,
Ich ſchütz' es mir ſelbſt; doch du werde mein Mann.
Ein Platz iſt offen
Mir unterm Geſinde, den haſt du zu hoffen.“ —

„Dein Mann werd' ich nie,“ rief Frithjof klar,
„Bin Mann für mich ſelbſt, wie mein Vater war.
Aus Silberſcheide
Flieg, Angurwadel, die Ruhe meide!“

Es blitzt in der Sonne der blaue Stahl,
Rot glühete drauf der Runen Zahl.
„Du, Angurwadel,“
Sprach Frithjof, „du biſt doch von altem Adel!

Wenn Friede des Grabes nicht wohnte hier,
Schwarzkönig, mein Schwert ſollt's zeigen dir.
Die Lehr' empfahe:
In Zukunft komm nicht dem Schwert zu nahe.“

So ſprach er und teilte mit mächtigem Streich
Den Goldſchild Helges, der hing am Zweig,
In zwei Halbrunde;
Sie klangen am Hügel — es klang im Grunde.

„Wohl trafſt du, mein Degen! Nun lieg und denk
Auf höhere Thaten; doch jetzt verſenk
Die Runengluten!
Heim geht's nun über die blauen Fluten.“

5. König Ring.

Und König Ring ſchob vom Tiſche den Goldſtuhl fort,
Und Kämpen und Skalden
Aufſtanden zu hören des Königs Wort
Berühmt im Nord;
Klug war er wie Mimer und fromm wie Balder.

Sein Land war ein Hain, trug Götterſpur;
Der Waffen Toſen
Nie hörte die grüne, die ſchattige Flur,
Befriedet nur
Ergrünten die Auen und blühten die Roſen.

Gerechtigkeit thronte ſo ſtreng als hold
Auf dem Richterſteine.
Vom Frieden ward jährlich die Schuld gezollt,
Getreidegold
Rings lag es erglänzend im Sonnenſcheine.

Schwarzbruſtige Schnecken durchwogten das Meer,
Mit weißen Schwingen,
Von hundert Landen geſendet daher,
Mit Gütern ſchwer,
Reichtum den Reichen zu bringen.

Doch Freiheit wohnte beim Frieden dort
In froher Einung.
Alle liebten als Vater den Landeshort;
Doch immerfort
Scholl frei auf dem Tinge die Meinung.

Dreißig Winter herrſcht' er in Fried und Glück
Auf Nordlands Boden;
Betrübt ging keiner zum Felſen zurück,
Des Volkes Blick
Am Abend erflehte ihm Heil von Odin.

Und König Ring ſchob vom Tiſche den Goldſtuhl fort,
Und all in Freude
Aufſtanden zu hören des Königs Wort
Berühmt im Nord;
Doch er ſeufzte und ſprach in Leide:

„Auf Purpur ſitzet in Folkwangs31) Luft
Meine Königin droben:
Doch hier iſt das Gras auf ihrer Gruft;
Von Blumenduft
Iſt am Bach der Hügel umwoben.

Nie wird ein Gemahl mir ſo gut, ſo ſchön
Dem Reich zu Ehren;
Den Lohn genießt ſie in Walhallas Höhn,
Doch Landes Flehn
Und Kinder die Mutter begehren.

König Bele war oft im Saale hier
Beim Lerchenſange.
Er ließ eine Tochter, die wählt' ich mir,
Die Lilie ſchier,
Mit Morgenrot auf der Wange.

Zwar iſt ſie noch jung, und die junge Maid
Liebt Blumenflocken;
Ich ging in Saat, und es hat geſchneit
Schon lange Zeit
In des Königs ſpärliche Locken.

Doch kann ſie lieben den redlichen Mann
An Alters Grenze,
Und wenn ſie der Zarten ſich nehmen kann
Als Mutter an,
So bietet der Herbſt ſeinen Thron dem Lenze.

Nehmt Gold aus dem Schatze, den Brautſchmuck ſchön
Aus eichnem Schreine;
Und folget, ihr Skalden, mit Harfengetön;
Muß Brage gehn
Mit Spiel und mit Freite doch ſtets im Vereine.“

Aus zogen die Mannen mit Poltern und Klang.
Mit Gold und Ringen;
Es folgten die Skalden, ein Zug ſo lang,
Mit Heldenſang;
Zu Beles Söhnen ſie gingen.

Sie tranken, ſie tranken der Tage drei,
Am vierten Morgen,
Was ihnen für Antwort beſchieden ſei,
Sie fragten frei;
Der Heimkehr müßten ſie ſorgen.

Der Falk wird gebracht, das Roß geführt
Zum Opferhaine.
König Helge von Wala,32) vom Prieſter erſpürt
Was ſich gebührt
Zu thun für die Schweſter, die ſeine.

Nicht Prieſter noch Wala ſtimmten ein,
Nicht Opferlungen;
Erſchreckt gab Helge, ſich fügend drein,
Beſtimmt ſein Nein;
Der Menſch gehorche den Götterzungen.

König Halfdan, der muntre, lachte hell:
„Lebt wohl, ihr Feſte!
König Graubart, o wär' er doch ſelber zur Stell,
Ich hülfe ſchnell
Zu Pferd dem Alten aufs beſte.“

Erbittert die Boten ſich machten auf;
Vom Schimpf die Märe
Zu Ring ſie brachten; er ſprach darauf:
„In kurzem Lauf
Wird König Graubart rächen die Ehre.“

Den Heerſchild ſchlug er; der hing am Stamm
In hoher Linde.
Herbei nun die Menge der Drachen ſchwamm,
Blutrot von Kamm,
Die Helme nickten im Winde.

Kampfboten nun eilten hin und her;
Doch Helge redet:
„König Ring iſt mächtig, der Streit wird ſchwer;
In Balders Wehr,
Im Tempel man Ingborg nicht fehdet.“ —

Da ſitzt wehmütig die Liebende hold
Im Friedensſaale.
Sie ſtickt in Seide, ſie ſtickt in Gold;
Zum Buſen rollt
Die Thrän'; es iſt Tau auf der Lilie im Thale!

6. Frithjof ſpielt Schach.

Frithjof ſaß mit Björn dem treuen,
Um am Schachbret33) ſich zu freuen;
Rauten dies von Silber hatte
Wechſelsweiſe und von Gold.

Eintrat Hilding: „Her dich ſetze,
Auf der Hochbank dich ergötze;
Leer dein Horn, den Schluß verſtatte
Erſt mir, Pflegevater hold!“

Hilding ſprach: „Von Beles Söhnen
Laß zu dir die Bitt' ertönen.
Sieh, Gefahr ich künd' und Trauer,
Landeshoffnung biſt du bloß.“

Frithjof ſprach: „Du mußt dich wahren,
Björn, dem König drohn Gefahren!
Retten kann ihn nur ein Bauer,
Fall' er auch, das iſt ſein Los.“

„Frithjof, hör und wohl es merke:
Klein iſt nicht der Adler Stärke;
Mögen auch vor Ring ſie zagen,
Mächtig ſind ſie gegen dich.“

„Björn, ich ſeh, du drohſt dem Turme,
Leicht begegn' ich deinem Sturme.
Schwer dir wird's den Turm zu ſchlagen,
In die Schildburg zieht er ſich.“

„Ingborg ſitzt in Balders Hage
Und verweinet ihre Tage;
Lockt ſie dich zum Streite nimmer
Mit der blauen Augen Zähr?“

„Björn, die Königin willſt du jagen?
Sie, mir wert ſeit Kindheitstagen,
Beſte Pupp' im Spiel mir immer!
Wie es geh', ihr bin ich Wehr."

„Frithjof, willſt du mich nicht hören?
Soll dein Pflegevater kehren
Heim ohn Antwort, weil nicht kommen
Will ein Puppenſpiel zum Schluß?" —

Auf ſteht Frithjof, eilt zu faſſen
Hildings Hand und ſpricht gelaſſen:
„Vater, ſchon haſt du's vernommen;
Kund ja iſt dir mein Beſchluß.

Neit, und dies die Kön'ge lehre:
Nach der Kränkung meiner Ehre
Müſſe zwiſchen uns es enden,
Schütz ich nicht für ſie das Land."

„Wohl, die eigne Bahn dir wähle,
Auf dein Zürnen ich nicht ſchmäle.
Odin woll's zum Beſten wenden!"
Sagte Hilding und verſchwand.

7. Frithjofs Glück.

Durch Beles Söhne mag erſchallen
Von Thal zu Thal der Ruf ins Feld.
Ich ziehe nicht; in Balders Hallen
Da iſt mein Kampfplatz, meine Welt.
Von da nicht will zurück ich blicken
Auf Königsrach, auf Erdenſorg',
Nein, Götterluſt ſoll mich entzücken
Vereint mit meiner Ingeborg.

So lang' der Sonne Strahlenfülle
Den Purpurglanz der Blumen weckt,
Gleich Roſenflore, deſſen Hülle
Den Buſen meiner Ingborg deckt,
So lange irr' ich noch am Strande,
Von ew'ger Sehnſucht abgezehrt,
Und ſchreibe ſeufzend in dem Sande
Den teuern Namen mit dem Schwert.

Sind denn erlahmt der Stunden Flügel?
Du Dellings Sohn, was weilt dein Strahl?
Sahſt du denn heut die Hain' und Hügel,
Die Sund' und Ön zum erſtenmal?
Wohnt denn im Weſt der Jungfrau'n keine,
Die deiner längſt geharret hat,
Ans Herz dir fliegt im Götterhaine.
Von Liebe redend früh und ſpat?

Ermattet von des Weges Mühen
Sinkſt endlich du von deiner Wacht,
Den Roſenteppich eilt zu ziehen
Der Abend vor der Götter Pracht.
Es flüſtert Lieb' im Hauch dort oben,
Es flüſtert Lieb' im Stromeslaut.
Dich, Göttermutter, will ich loben,
Dich, Nacht im Perlenſchmuck der Braut!

Wie ſtill die hohen Sterne gehen!
Still wie zur Maid der Knabe ſchleicht;
Ellide, laß die Flügel wehen,
Stoß, Welle, nach' und mach es leicht!
Es grünen dort des Gottes Haine,
Zu guten Göttern geht es hin;
Der Tempel glänzt im Sternenſcheine,
Der Liebe Göttin wohnt darin.

Wie ſelig tret' ich ans Geſtade!
Ich küſſe dich, geliebtes Land;
Euch Blumen, weiß und rot am Pfade,
Umſchlängelnd den gewundnen Rand.
Du Mond, mit deinem Glanze ſäumeſt
Du Tempel, Hain und Grab und Mal,
Wie ſchön doch ſitzeſt du und träumeſt,
Wie Saga ſitzt im Hochzeitsſaal!

Du Blumenbach, wer mochte ſagen
Die Sprache meiner Liebe dir?
Du Nordens Nachtigall,34) dein Klagen
Wer ſtahl aus meiner Bruſt es mir?
Mit Abendrot die Alfen malen
Mir Ingborgs Bild am Himmel dort;
Doch Freja fühlt des Neides Qualen,
Sie duldet's nicht und haucht es fort.

Doch ſchwinde, Bild am Himmelsſaume!
Sie ſelbſt, die Holde, naht ſich ſchon,
Und treu, gleich einem Kindheitstraume,
Kommt ſie mit meiner Liebe Lohn.
Geliebte, komm und laß mich drücken
Dich an das Herz, das liebewarm!
Wunſch meiner Seele, mein Entzücken.
O komm und ruh in meinem Arm!

Schlank wie der zarten Lilie Stengel,
Voll, wie die reife Roſe blüht,
Rein wie die Götter, ohne Mängel,
Und doch ſo warm, wie Freja glüht;
Küß, Holde, mich, hinüberziehen
In dich laß meine Gluten hier;
Des Himmels Rund, die Erde fliehen
Bei deinem Kuß, Geliebte, mir.

Was bebſt du? Fürchte nicht Gefahren!
Dort mit dem Schwert iſt Björn geſtellt,
Mit Kämpen gnug, uns zu bewahren,
Wär's nötig, gegen eine Welt.
Ich ſelbſt, o daß ich könnte ſtreiten
Für dich, wie ich dich halte hier!
Welch Glück, zu Walhalls Höh'n zu ſchreiten,
Wenn du Walküre würdeſt mir.

Was flüſterſt du von Balders Grimme?
Er zürnet nicht. Der fromme Gott,
Er liebte auch, und ſeine Stimme
Iſt unſre Liebe, ſein Gebot.
Der Gott mit ew'ger Treu im Herzen,
Auf ſeiner Stirn das Sonnenlicht,
O liebte in des Todes Schmerzen,
Wie ich dich lieb,' er Nanna nicht?

Da ſteht ſein Bild, er ſelbſt iſt nahe
Wie blickt er doch ſo mild und gut!
Zum Opfer er ein Herz empfahe
Erfüllt von Zärtlichkeit und Glut.
Beug' auch dein Knie! Auf nichts von oben
Schaut Balder ſo mit Huld herab,
Als auf zwei Herzen, die geloben
Sich ſeine Treue bis ins Grab.

Nicht irdiſch iſt, vom Himmelsbogen
Stammt meine Liebe; flieh' ſie nicht!
Im Himmel ward ſie groß gezogen,
Heim ſehnt ſie ſich zum Himmelslicht.
O wer doch ſchon dort oben weilte,
Wer jetzt, mit dir dem Tod geweiht,
Als Sieger zu den Göttern eilte,
Umarmt von ſeiner blaſſen Maid!

Wenn dann die andern Kämpfer reiten
Durchs Silberthor hinaus aufs Feld
Dein wartend ſäß ich dir zur Seiten
Als treuer Freund dir zugeſellt.
Wenn rings zum Mahl Walküren bringen
Das Methorn mit dem goldnen Schaum,
Mit dir allein nur würd' ich klingen,
Nur ſüßem Flüſtern geben Raum.

Und eine Laube an den Fluten
Würd' ich erbaun, an blauer Bucht;
Wo ſicher wir im Schatten ruhten,
Im Hain mit ſeiner goldnen Frucht.
Und ſtrahlte Walhalls Sonne nieder,
Wie klar, wie herrlich iſt ihr Schein!
Dann ſähen wir die Götter wieder,
Voll Sehnſucht doch nach uns allein.

Mit Sternen würd' ich dir bekränzen
Die Stirne, deiner Locken Gold,
Im Wingolfſaale unter Tänzen
Dich roſig röten, Lilie hold!
Bis daß ich aus dem Tanz dich trüge
Zum Friedenszelt der Lieb' und Treu,
Wo Brag' im Silberbarte ſchlüge
Am Abend uns dein Brautlied neu.

Wie ſingt die Droſſel dort im Haine!
Das Lied kommt von Walhallas Strand.
Wie glänzt der Sund im Mondenſcheine!
Der Schein kommt aus der Toten Land.
Geſang und Licht, ach, ſie verkünden
Uns eine Welt ohn' Harm und Sorg;
Und dieſe Welt, ſie möcht' ich finden
Mit dir, mit dir, o Ingeborg!

O weine nicht! noch ſtrömt das Leben
In meinen Adern, weine nicht!
Doch Lieb' und Männerträume heben
Gern ſchwärmend ſich zum Himmelslicht.
Ach, ſchlingſt du deinen Arm nur wieder
Um mich, ruht nur dein Blick auf mir,
Wie leicht lockſt du den Schwärmer nieder
Von Götterſeligkeit zu dir! — —

„Horch, dort die Lerche!" Nein, im Haine
Girrt eine Taub' in ſüßer Luſt;
Noch ſchläft im Neſt auf grünem Raine
Die Lerche an der Gattin Bruſt.
Die Glücklichen! denn ihnen bringet
Der Tag nicht Trennung noch Gefahr,
Frei leben ſie, zur Wolke ſchwinget
Sich frei hinauf das frohe Paar.

„Schau Tagesdämmern!" Nein, die Flammen
Der Bake35) leuchten öſtlich dort.
Noch können ſprechen wir zuſammen,
Noch iſt die teure Nacht nicht fort.
Spät komme heut mit deinem Schimmer,
Verſchlaf dich, goldner Tagesſtern!
Für Frithjof magſt du ſchlafen immer
Bis Ragnarök — er ſieht es gern.

Doch eitel iſt es dies zu hoffen;
Es wehet ſchon ein Morgenhauch.
Des Oſtens Roſen ſind ſchon offen,
So friſch ſind Ingborgs Wangen auch.
Sieh dort in klarer Wolken Flimmern
Der Sänger Scharen zwitſchernd ziehn;
Das Leben rauſcht, die Wogen glimmern,
Der Liebende, die Schatten fliehn.

Da kommt ſie ganz in ihrem Prangen!
Vergieb, o Sonne, was ich bat!
Ein heil'ger Schauer faßt mich Bangen;
Ich fühl's, daß eine Gottheit naht!
O wer, wie du, ſo hehr und mächtig
Zu ſeiner Laufbahn träte auf,
Und ſtolz und froh, gekleidet prächtig
In Licht und Sieg, vollbrächt' den Lauf!

Hier vor dein hohes Aug' ich ſtelle,
Was Schön im Nord du ſaheſt nur;
Nimm ſie in deine Hut, du Helle!
Sie iſt dein Bild auf grüner Flur.
Ihr Herz iſt rein wie deine Strahlen,
Ihr Aug' iſt wie dein Himmel klar,
Das Gold, das deine Blicke malen,
Trägt ſie in ihrem Lockenhaar.

Leb wohl, Geliebte! Einer neuen
Und längern Nacht ja harren wir.
Noch dieſen Kuß der Stirn, der treuen,
Und dieſer noch den Lippen hier.
Schlaf nun, und träum' von mir, erwache
Am Mittag, zähle ſehnſuchtsvoll
Die Stunden, ſo wie ich, und fache
Die Liebesglut! Lebwohl, lebwohl!

8. Der Abſchied.

Ingeborg.

Schon wird es Tag, doch immer nicht kommt Frithjof.
Gleichwohl ward geſtern ſchon das Ting gehalten
Auf Beles Grab; der Platz war gut gewählt;
Dort ſollt' entſcheiden ſich der Tochter Schickſal.
Wie manche Bitten hat es mich gekoſtet,
Wie manche Thränen, Freja zählte ſie,
Des Haſſes Eis um Frithjofs Herz zu ſchmelzen,
Dem Stolzen das Verſprechen zu entlocken,
Aufs neu die Hand zu bieten zur Verſöhnung!
Ach! hart iſt doch der Mann, und für die Ehre,
So nennt er ſeinen Stolz, iſt es ihm gleich,

Ja völlig gleich, ob mehr er oder minder
Ein treugeſinntes Herz zermalmen möge.
Das arme Weib, an ſeine Bruſt gekettet,
Iſt wie ein Moosgewächs, das an der Klippe
Mit bleichen Farben blüht, mit Mühe nur
Hält ſich das unbemerkte feſt am Felſen,
Und ſeine Nahrung ſind der Nächte Thränen.
Beſtimmt ward geſtern alſo mein Geſchick,
Und drüber nieder ging die Abendſonne.
Doch Frithjof kommt nicht. Ach, die bleichen Sterne
Erlöſchen nach einander und verſchwinden,
Und mit jedwedem, welcher niederſinkt,
Geht eine Hoffnung auch in mir zu Grabe.
Doch warum hoff' ich auch? Nein, Walhalls Götter
Sind mir nicht hold, erzürnet hab' ich ſie.
Den hohen Balder, dem ich anvertrauet,
Hab' ich beleidigt; ird'ſche Liebe iſt
Nicht rein genug für eines Gottes Blicke;
Und Erdenfreude darf ſich nimmer wagen
Dorthin, wo ſie, die heiligen und ernſten,
Die hohen Mächte haben ihre Wohnung. —
Und doch, was iſt mein Fehl? Wie kann doch zürnen
Der fromme Gott ob einer Jungfrau Liebe?
Iſt ſie nicht rein, wie Urdas Silberwoge,
Nicht unſchuldsvoll, wie Geſions Morgenträume?
Die hohe Sonne wendet ja nicht fort
Von zweien Liebenden ihr reines Auge;
Und die geſtirnte Nacht, des Tages Witwe,
Hört, ſelber trauernd, ihren Eid mit Freude.
Was löblich nun iſt unterm Sternendom,
Iſt das Verbrechen unterm Tempeldome?
Ich liebe Frithjof, hab' ihn ſtets geliebt,
So weit zurück nur gehen die Gedanken.
Die Lieb' iſt aufgewachſen mit mir ſelber;
Ich weiß nicht, wann ſie anfing, ja nicht denken
Kann ich's einmal, daß einſt ſie nicht geweſen.
So wie die Frucht ſich anſetzt um den Kern
Und ſich um ihn im vollen Wachstum rundet
Beim Sonnenſchein gleich einem goldnen Ball,
So bin auch ich gewachſen, froh gereift
Bin ich um dieſen Kern, mein Weſen iſt
Die äußre Schale nur von meiner Liebe.
Vergieb mir, Balder! Sieh, ein treues Herz
Bracht' ich in deine Halle, nur ein treues
Will heim ich führen, und mit dieſem ziehen
Hin über Bifroſts Brücke, ſo mich ſtellen
Mit meiner Liebe hin vor Walhalls Götter.
Da ſoll ſie ſtehn, ein Aſakind wie die,
Sich ſpiegeln in den Schilden und ſoll fliegen
Mit freien Taubenflügeln durch den blauen
Endloſen Raum hin zu Allvaters Schoße,
Woher ſie kam. — O warum falteſt du
In Morgendämmerung die lichte Stirne?
In meinen Adern fließt, wie in den deinen,
Des alten Odin Blut. Dir, Blutsverwandter,
Nein, dir nicht kann ich opfern meine Liebe,
Will's nicht einmal, wert iſt ſie deines Himmels.
Doch wohl des Lebens Glück kann ich dir opfern,
Kann fort es werfen, wie die Königin
Den Purpurmantel hinwirft, und dieſelbe
Bleibt, die ſie war. — Wohlan, es iſt beſchloſſen!
Nein, Walhalls Hohe ſoll ſich nimmer ſchämen
Der Enkelin, ich ſtehe meinem Schickſal,
So wie der Held dem ſeinen. — Da kommt Frithjof!
Wie wild, wie bleich! Es iſt vorbei, vorbei!
Mit ihm zugleich kommt zürnend meine Norne.
Sei, Seele, ſtark! — Willkommen, doch ſo ſpät!
Beſtimmt iſt unſer Los, es ſteht zu leſen
Auf deiner Stirne.

Frithjof.

Stehn daſelbſt nicht auch
Blutrote Runen, die von Schimpf und Hohn
Und Banne ſprechen?

Ingeborg.

Frithjof, faſſe dich!
Erzähle, was geſchah; das Schwerſte ahne
Ich lange ſchon; ich bin gefaßt auf alles.

Frithjof.

Ich kam zum Ting dort auf dem Grabeshügel,
Und rings an deſſen Seiten, Schild bei Schild,
Das Schwert gefaſſet, ſtanden Nordlands Männer,
Der eine dicht gereihet an den andern,
Bis auf zum Gipfel. Auf dem Richterſteine,
Der Wetterwolke gleich, ſaß König Helge,
Der bleiche Blutmann mit den düſtern Blicken;
Und bei ihm ſaß, ein vollgewachſen Kind,
Gedankenlos ans Schwert gelehnet, Halfdan.
Da trat ich vor und ſprach: „Es ſteht der Krieg
Und ſchlägt den Heerſchild an des Landes Grenzen,
Dem Reich, o König Helge, droht Gefahr.
Gieb mir die Schweſter, und ich leihe dir
Den Arm zum Streit, er kann dir nützlich werden.
Laß zwiſchen uns vergeſſen ſein den Groll,
Nicht gerne heg' ich den auf Ingborgs Bruder.
Sei billig, König, rette dir zugleich
Die goldne Krone und das Herz der Schweſter.
Hier meine Hand. Bei Aſa-Thor, ich reiche
Zum letztenmal ſie dar dir zur Verſöhnung." —
Geräuſch ward auf dem Ting; von tauſend Schwertern
Erklang der Beifall laut an tauſend Schilden.
Und Waffenton flog bis zur Wolke, die
Den Beifall freier Männer trank fürs Rechte.
„O gieb ihm Ingeborg, die ſchlanke Lilie,
Die ſchönſte, welche wuchs in unſern Thälern;
Er iſt das beſte Schwert in unſerm Lande.
O gieb ihm Ingeborg!" — Mein Pflegevater,
Der alte Hilding mit dem Silberbarte,
Trat vor und ſprach in Worten voller Weisheit,
In kräft'gen Sprüchen, die wie Schwertſchall klangen
Auch Halfdan, der ſich hob vom Königsſitze,
Bat ſelber viel mit Worten und mit Blicken.
Vergebens war es; eitel jede Bitte.
So ſtrahlt der Sonnenſchein auf Klippen fruchtlos,
Er locket kein Gewächs von ihren Herzen;
Und König Helges Antlitz blieb ſich gleich,
Ein bleich ausſehend Nein auf menſchlich Bitten.
„Dem Bondenſohne," ſprach er drauf verächtlich,
„Könnt' Ingborg werden, doch der Tempelſchänder
Paßt wenig, deucht mir, für die Walhalltochter.
Du, Frithjof, bracheſt du nicht Balders Frieden?
Sahſt du die Schweſter nicht in ſeinem Tempel,
Als ſich der Tag verbarg vor euerm Frevel?
Ja, oder Nein." Da tönte laut ein Ruf
Im Männerringe: „Sprich bloß Nein, ſprich Nein!
Wir trauen deinem Wort, wir frein für dich,
Du Thorſtens Sohn, du gleich den Königsſöhnen!
Sprich Nein, ſprich Nein, und dein iſt Ingeborg!"
„Mein Lebensglück hängt ab von einem Wort,"
Sprach ich, „doch ſoll's, o König, dich nicht ſchrecken
Nicht lügen will ich mich in Walhalls Freude,
Nicht ein in die der Erde. Deine Schweſter
Sah ich und ſprach zu Nacht mit ihr im Tempel,
Doch Balders Frieden brach ich darum nicht." —
Hier mußt' ich ſchweigen. Ein Getös des Schreckens
Flog durch das Ting; die mir die Nächſten ſtanden,
Sie flohn hinweg, als wär' ich peſtbefallen.
Wohin ich ſah, da hatte Wahnesthorheit
Jedweden Mund gelähmt; die Wangen waren
Kalkweiß, die jüngſt noch froh von Hoffnung glänzten.
Da ſiegte Helge. Jetzt mit einer Stimme
Verſteckt und finſter, wie der toten Wala
In Wegtamsqwida,[36]) da ſie ſang vor Odin
Der Aſen Unglück und von Helas Siegen,
So finſter ſprach er: „Landflucht oder Tod
Könnt' ich ja ſetzen nach der Väter Willen
Auf deine That; doch milde will ich ſein,
Wie Balder iſt, des Heiligtum du höhnteſt.
Im Meer gen Weſten iſt ein Kranz gelegen
Von Inſeln,[37]) die Jarl Angantyr beherrſcht.
So lange Bele lebte, gab der Jarl
Den Jahrstribut, doch nicht nach Beles Tode.
Zeuch übers Meer und treibe ein den Schoß;[38])
Die Buße leiſte mir für deine Kühnheit."
Mit niederm Hohne ſprach er noch: „Harthändig,
Sagt man, ſei Angantyr, wie Fafnersdrache[39])
Wälz' auf dem Gold er ſich. Wer aber ſtände
Wohl unſerm neuen Sigurd Fafnersbane?
Mannhafter wahrlich iſt ja dieſe That,
Als liſtig zu bethören eine Jungfrau.
Im nächſten Sommer ſehn mit deiner Ehre,
Vor allem mit dem Schoſſe wir dich wieder.
Wenn nicht, biſt du ein Schurk in aller Augen,
Und lebenslang in unſerm Lande friedlos." —
So war ſein Spruch, dies war des Tinges Ende.

Ingeborg.

Und dein Beſchluß?

Frithjof.

Hab' ich noch eine Wahl?
Hängt meine Ehre nicht an ſeinem Fordern?
Die will ich löſen, wenn auch Angantyr
Sein Lumpengold verberg' in Naſtrands[40]) Fluten.
Noch heute fahr' ich ab.

Ingeborg.

Und läſſeſt mich?

Frithjof.

Nein, nein, dich laſſ' ich nicht, du folgeſt mit.

Ingeborg.

Unmöglich!

Frithjof.

Hör, o höre mich zuvor!
Dein weiſer Bruder Helge, ſcheint's, vergaß,
Daß Angantyr war Freund von meinem Vater,
So wie von Bele; möglich iſt's, er giebt
Mit Güte, was ich fordre; doch wenn nicht,
So hab' ich einen mächtigen und ſcharfen
Bereder hängen hier an meiner Linken.
Das werte Gold, das ſchick' ich dann an Helge,
Und damit löſ' ich für uns beid' auf immer
Das Opfermeſſer des gekrönten Heuchlers.
Wir ſelber aber, ſchöne Ingborg, hiſſen
Ellides Segel über fremde Wogen.
Sie ſchaukelt uns zu einem milden Strande,
Der Freiſtatt ſpendet der verfehmten Liebe.
Was iſt mir Norden, was iſt mir ein Volk,
Das bleich ſchon wird, wann ſeine Prieſter ſprechen,
Frech in den Blumenkelch von meinem Weſen,
In meines Herzens Heiligtum will greifen?
Bei Freja, das ſoll nimmer ihnen glücken.
Ein armer Sklav iſt an die Scholl gefeſſelt,
Die ihn gebar, doch ich will wallen frei,
Frei wie der Bergeswind. Ein wenig Staub
Von meines Vaters Hügel und von Beles
Gewinnt noch Raum im Schiffe; das iſt alles,
Was wir bedürfen von dem Mutterlande.
Geliebte, eine andre Sonne giebt es,
Als hier die bleiche über Schneegebirgen,
Und einen ſchönern Himmel giebt's als hier,
Und milde Sterne ſehn mit Götterglanze
Hernieder in den warmen Sommernächten
In Lorbeerhainen auf ein treues Paar.
Mein Vater Thorſten Wikingsſon zog ferne
Ringsum auf Heerfahrt und erzählte öfters
Beim Schein des Herds am langen Winterabend
Vom Meere Griechenlands und ſeinen Inſeln,
Von grünen Hainen in der Spiegelwelle.
Ein mächtig Volk hat früher dort gewohnt,
Und hohe Götter in den Marmortempeln.
Nun ſtehn ſie da verlaſſen, Gras ergrünt
Auf öden Steigen, eine Blume wächſt
Aus Runen, die der Vorwelt Weisheit künden;
Und ſchlanke Säulenſtämme grünen dort,
Von Südens reichen Ranken rund umwunden.
Doch von ſich ſelbſt trägt rings die ſchöne Erde

Von dem, was Menſchen brauchen, reiche Ernten,
Und goldne Äpfel glühen unterm Laube;
Es hängen rote Trauben au den Zweigen
Und ſchwellen üppig auf, wie deine Lippen.
Dort, Ingeborg, dort baun wir in der Woge
Uns einen kleinern aber ſchönern Norden,
Und füllen dort mit unſrer treuen Liebe
Die leichten Domgewölbe, ſegnen noch
Mit unſerm Glücke die vergeßnen Götter.
Wenn dann mit ſchlaffen Tüchern einſt der Segler
(Nicht Sturm iſt dort) vorbei den Inſeln ſchaukelt
Im Schein des Abendrots und fröhlich blickt
Von roſenfarbner Flut hinauf zum Strande —
Dann wird er ſchauen auf des Tempels Schwelle
Die neue Freja (Aphrodite, glaub' ich,
Heißt ſie in ihrer Sprache) wird bewundern
Die goldnen Locken, die im Winde fliegen,
Die Augen heller als des Südens Himmel.
Und um ſie her erwächſet nach und nach
Ein junges Tempelwohnervolk von Alfen,
Mit Wangen anzuſehn, als hätte Süden
Auf Nordens Schnee gepflanzet ſeine Roſen. —
Ach! Ingeborg, wie ſchön, wie nahe ſteht
Ein jedes Erdenglück zwei treuen Herzen!
Nur Mut bedarf's, es eilig zu ergreifen;
Es folget willig mit und bauet ihnen
Ein Wingolf ſchon hienieden auf der Erde.
Komm, eile! jedes Wort, das wir noch reden,
Nimmt fort uns einen Teil von unſrer Wonne.
Bereit iſt alles, und Ellide ſpannt
Die dunkeln Adlerſchwingen ſchon zum Flug,
Und friſche Winde weiſen fort uns ſchon
Auf ewig von dem wahnerfüllten Strande.
Wie, zauderſt du?

Ingeborg.

Ich kann dir nimmer folgen.

Frithjof.

Du mir nicht folgen!

Ingeborg.

Frithjof, du biſt glücklich;
Du folgeſt nicht, du geheſt ſelbſt voraus,
Wie deines Drachen Bug; es ſteht am Steuer
Dein eigner Will' und lenket deine Fahrt
Mit feſter Hand hin über wilde Wogen.
O wie ganz anders iſt es doch mit mir!
Mein Schickſal ruhet ja in andrer Händen,
Die laſſen nicht den Raub, wiewohl er blutet;
Sich opfern, klagen, ſich in langem Kummer
Abzehren iſt der Königstochter Freiheit.

Frithjof.

Biſt du nicht frei, ſobald du willſt? Im Hügel
Sitzt ja dein Vater.

Ingeborg

Helge iſt mein Vater,
Iſt mir an Vaters Stelle, mein Geſchick
Beruht auf ihm, und Beles Tochter ſtiehlt
Ihr Glück ſich nicht, wie nah es mir auch liege.
Was iſt die Frau, wenn von den Banden los,
Womit Allvater ſelbſt ihr ſchwaches Weſen
Feſt an den Starken band, ſie ſich geriſſen?
Der bleichen Waſſerlilie gleichet ſie;
Die ſteiget mit der Flut und fällt mit ihr;
Des Seglers Kiel geht über ſie hinweg
Und merkt nicht, daß er ihr den Stengel ſchneidet.
Das iſt ihr Schickſal nun, und doch, ſo lange
Die Wurzel feſt noch in dem Sande hängt,
Wächſt freudig ſie wie ſonſt, und leiht die Farbe
Sich von den bleichen Schweſterſternen droben,
Ein Stern ſie ſelber auf der blauen Tiefe.
Doch, wann ſie los ſich reißt, dann treibet ſie,
Ein welkes Blatt, umher auf öder Flut.
Vergangne Nacht — die Nacht war voll Gefahren,
Ich wartete auf dich, du kameſt nicht,
Gedanken, finſter ernſt, der Nacht Geburten,
Mit ſchwarzen Locken, gingen ſtill vorüber
Dem wachen Aug', es brannte ohne Thränen;
Und Balder ſelbſt, der bleiche Gott, er ſah
Mit drohungsvollem Blick auf mich herab —
Vergangne Nacht hab' ich mein Los erwogen;
Gefaßt iſt mein Entſchluß, ich bleibe hier,
Ein folgſam Opfer am Altar des Bruders.
Doch gut war's, daß ich dich daſelbſt nicht hörte
Mit deinen Dichterinſeln in den Wolken,
Wo ſtete Abendröte rings umgiebt
Die ſtille Blumenwelt voll Fried' und Liebe.
Wer fühlt ſich ſelbſt nicht ſchwach? Der Kindheit Träume,
Die lang geſtillten, ſtehen wieder auf,
Und flüſtern mir ins Ohr mit einer Stimme
So wohlbekannt als Stimme einer Schweſter,
So zärtlich, wie wenn ein Geliebter ſpräche.
Ich hör' euch nicht, o nein, ich hör' euch nicht,
Ihr lockenden, ihr vormals teuren Stimmen!
O was ſoll ich, des Nordens Kind, im Süden?
Für Südens Roſen bin ich viel zu bleich;
Zu farblos iſt mein Herz für ſeine Glut;
Verbrennen würd' es an der heißen Sonne.
Mit Sehnſucht würde ſtets mein Auge blicken
Hin nach dem Nordſtern, welcher ruhig ſteht
Als Himmelswacht hoch über Vätergräbern.
Mein edler Frithjof wird hinweg nicht flüchten
Vom lieben Lande, das er ſoll beſchirmen;
Wird nicht verſchleudern ſeinen Ruf für eine
So kleine Sach', als eines Mädchens Liebe.
Ein Leben, drin die Sonne Jahr für Jahr
Den einen Tag ſo wie den andern ſpinnt,
Ein ſchönes, aber ew'ges Einerlei,
Iſt nur für Mädchen; doch für Männerſeelen,
Für dich zumal, iſt Lebensſtill' ermüdend.
Dir iſt am beſten, wann der Sturm ſich tummelt
Auf ſchaum'gem Roſſe über blauer Tiefe;
Wann auf der Planke du auf Tod und Leben
Kannſt kämpfen mit Gefahr um deine Ehre.
Die ſchönſte Wüſte, die du maleſt, würde
Ein Grab nur ſein noch nicht geborner Thaten;
Zugleich mit deinem Schilde würde roſten
Dein freier Sinn. Nein, das ſoll nicht geſchehn!
Nicht ich will ſtehlen meines Frithjof Namen
Hinweg aus Skaldenliedern, will nicht löſchen
Des Helden Ehr' in ihrer Morgenröte.
Sei weiſe, Frithjof; weiſe laß uns weichen
Den hohen Nornen; laß zum mindeſten
Die Ehr' uns retten aus des Lebens Schiffbruch;
Des Lebensglück iſt nicht zu retten mehr.
Wir müſſen ſcheiden.

Frithjof.

Warum müſſen wir?
Weil ſchlummerlos dir eine Nacht verſtrich?

Ingeborg.

Weil mein Wert und der deine Rettung heiſchen.

Frithjof.

Des Mannes Liebe macht den Wert des Weibes.

Ingeborg.

Es liebt der Mann nicht länger, als er achtet.

Frithjof.

Haltloſe Laun' erwirbt nicht ſeine Achtung.

Ingeborg.

Gefühl für's Rechte, das iſt edle Laune.

Frithjof.

Nicht ſtritt dagegen geſtern unſre Liebe.

Ingeborg.

Auch heute nicht, doch deſto mehr die Flucht.

Frithjof.

Notwendigkeit gebietet ſie, o komm!

Ingeborg.

Was edel iſt und recht, das iſt notwendig.

Frithjof.

Hoch ſteht die Sonn', es eilt die Zeit vorbei.

Ingeborg.

Weh mir, ſie iſt vorbei, vorbei auf immer!

Frithjof.

Bedenke dich! Iſt dies dein letztes Wort?

Ingeborg.

Bedacht iſt alles und dies Wort das letzte.

Frithjof.

Wohlan, es ſei! Leb wohl, du Schweſter Helges!

Ingeborg.

O Frithjof, Frithjof, ſollen ſo wir ſcheiden?
Haſt du denn keinen Freundesblick zu geben
Der Kindheitsfreundin, keine Hand zu reichen
Der Leidenden, die du bisher geliebt?
Glaubſt du, ich ſteh' auf Roſen hier und weiſe
Mein Lebensglück mit Lachen von mir weg?
Reiß' ohne Schmerz die Hoffnung aus der Bruſt,
Die ganz zuſammenwuchs mit meinem Weſen?
Warſt du nicht meines Herzens Morgentraum?
Jedwede Freude, die ich fühlt', hieß Frithjof.
Was groß und edel nur im Leben iſt,
Vor meinem Auge trug es deine Züge;
Verdunkle nicht das Bild vor mir, mit Härte
Begegne nicht der Schwachen, wenn ſie opfert
Das Liebſte, was ſie hatte hier auf Erden,
Das Liebſte, was ihr wird in Walhalls Sälen.
Dies Opfer, Frithjof, iſt ſchon ſchwer genug;
Ein Wort des Troſtes könnt' es wohl verdienen.
Ich weiß, du liebſt mich, ja ich wußte das
Schon wie mein Weſen nur begann zu tagen.
Und der Gedank' an deine Ingborg folgt dir
Noch ſicher manches Jahr, wo du auch zieheſt.
Doch Waffenklang betäubt die Trauer endlich;
Fort weht ſie endlich auf den wilden Wogen.
Und Platz nicht wird ihr auf der Bank des Kämpen,
Wann feiernd ſeinen Sieg er leert das Horn.
Zuweilen nur, wann du in nächt'ger Stille
Noch einmal muſterſt die verfloſſnen Tage,
Rauſcht noch ein bleiches Bild vor dir vorüber.
Du kennſt es wohl, es bringt dir einen Gruß
Aus lieber Gegend, und es iſt das Bild
Der bleichen Jungfrau hier in Balders Hage.
Nein, fort nicht weiſe du es, wenn es auch
In Trauer blickt, o flüſtre du ins Ohr
Ein freundlich Wort ihm, und auf treuen Schwingen
Wird her zu mir der Nächte Wind es führen;
Ein Troſt jedoch, ich habe keinen andern! —
Für mich iſt nichts, was meinen Schmerz zerſtreute,
Nein alles um mich her ruft mir ihn zu.
Des Tempels Hochgewölbe redet nur
Von dir, und Balders Bild, das drohen ſollte,
Dein Angeſicht nimmt's an beim Schein des Mondes.
Blick' ich aufs Meer, dort ging dein Kiel und ſchnitt
Im Schaum den Weg zur Sehnenden am Ufer.
Geh' ich im Haine, dort ſteht mancher Stamm
Mit Ingborgs Runen, eingeritzt der Rinde.
Aus wächſt die Rinde jetzt, mein Name ſchwindet,
Und das bedeutet Tod, ſo ſpricht die Sage.
Frag' ich den Tag, wo er zuletzt dich ſah,
Frag' ich die Nacht, ſie beide ſchweigen ſtill,
Und ſelbſt die Woge, die dich trägt, giebt Antwort
Mit einem Seufzer nur hierher zum Strande.
Mit jedem Abendrote, das ſich taucht
In deine Wellen, kommt von mir ein Gruß;
Des Himmels Schiff, die Wolke, ſie wird führen
An Bord die Klage von der Heimgebliebnen.
So werd' in meinem Frau'ngemach ich ſitzen,
Als Witwe, ſchwarz gehüllt nach Lebenswonne,
Gebrochne Lilien ſticken in den Teppich,
Bis einſt der Lenz den Teppich webt, ihn füllend
Mit beſſern Lilien auf meinem Grabe.
Doch wenn die Harf' ich nehm', um auszuſingen
Den langen, langen Schmerz in tiefen Tönen,
Zerfließ' in Thränen ich, wie jetzt — —

Frithjof.
Du ſiegeſt, Beles Tochter, weine nicht!
Vergieb dem Zorn, es war ja nur der Kummer,
Der für den Augenblick in Zorn ſich hüllte;
Nicht lange kann er tragen dies Gewand.
Du, Ingeborg, biſt meine gute Norne.
Am beſten lehrt ein edler Sinn das Edle.
Die Weisheit der Notwendigkeit hat Keinen,
Der, ſo wie du, das Wort ihr könnte führen,
Du ſchöne Wala mit den Roſenlippen!
Ja, weichen will ich der Notwendigkeit,
Will geh'n von dir, doch nicht von meiner Hoffnung;
Die nehm' ich mit mir über Weſtens Meer,
Die nehm' ich mit mir hin zur Grabespforte.
Der erſte Frühlingstag bringt mich zurück,
Und Helge, hoff' ich, wird mich wieder ſehen.
Gelöſt iſt mein Gelübd', erfüllt ſein Fordern,
Verſöhnt der Frevel, des ich ward beſchuldigt,
Und dann begehr' ich, nein, ich fordre dich,
Auf offnem Tinge zwiſchen blanken Waffen,
Von Helge nicht, o nein, von Nordens Volk;
Das iſt der Vormund dir, du Königstochter!
Wer dann ſich weigert, ſoll mir Rede ſtehn.
Leb' wohl indes, ſei treu, vergiß mich nicht,
Und nimm zum Denkmal unſrer Jugendliebe
Den Armring hier, ein ſchön Waulunderwerk,
Mit Himmelswundern, eingeritzt dem Golde;
Das beſte Wunder iſt ein treues Herz.
Wie ſchön er paßt zu deinem weißen Arme,
Ein Glühwurm um den Lilienſtiel ſich windend!
Leb' wohl, Geliebte, Braut, o lebe wohl!
Nur wenig Monde noch, und es iſt anders.
(Er geht.)

Ingeborg.
Wie froh, wie trotzig und wie hoffnungsvoll!
Er ſetzt die Spitze ſeines guten Schwertes
Der Norne auf die Bruſt und ſpricht: Entweiche!
Du armer Frithjof; nimmer weicht die Norne,
Sie gehet ihren Gang, lacht Angurwadels.
Wie wenig kennſt du meinen finſtern Bruder!
Dein offner Heldenſinn begreifet nicht
Die düſtre Tiefe ſeines Sinns, ſein Haſſen,
Das in der Bruſt, der neidiſchen, ihm glüht.
Der Schweſter Hand giebt er dir nie; weit eher
Giebt Preis er ſeine Krone, Preis ſein Leben,
Und opfert mich dem alten Odin, oder
Dem alten Ring, mit dem er jetzt im Kampfe. —
Wohin ich ſeh, kein Hoffen ſchimmert mir,
Doch bin ich froh, es lebt in *ſeinem* Herzen.
Für mich behalten will ich meine Schmerzen.
O folget ihm, ihr guten Götter, ihr!
Doch zählen will ich ſeines Armrings Glieder,
Die Monde kürz' ich ſo der langen Sorg'.
Zwei, viere, ſechs — dann kannſt du kehren wieder,
Doch kehrſt du nicht zu deiner Ingeborg.

9. Ingeborgs Klage.

Herbſt iſt es nun,
Nimmer die Stürme des Meeres ruhn.
Ach, doch vom Hauſe wie gerne
Säß ich noch ferne!

Lange geſehn
Hab' ich gen Weſten das Segel hinwehn.
Darf es doch Frithjof auf weiten
Meeren geleiten!

Bläuliches Meer,
Eilend ja geht es; o ſchwelle nicht mehr!
Zeiget dem Segler, ihr Sterne,
Wege der Ferne!

Kommt nun der Mai,
Kehrt er — nicht kommt die Geliebte herbei,
Nicht ihm entgegen im Saale,
Nicht auch im Thale.

Lieget im Staub,
Kalt und erblichen, der Liebe Raub;
Oder ſie blutet darnieder,
Opfer der Brüder. —

Falke, der blieb,
Nun biſt du mein; o wie hab' ich dich lieb!
Fliegender Jäger, dich hegen
Will ich und pflegen;

Ihm auf der Hand,
Wirk' ich dich hier in des Teppiches Rand,
Silbern die Schwingen zu ſchauen,
Golden die Klauen.

Falkſchwingen nahm
Freja ſich einſtens und ſuchte, von Gram
Rings durch das Weltall getrieben,
Öder, den Lieben.[41]

Lieheſt du hier
Mir auch die Schwingen, was hülfen ſie mir?
Kann doch der Tod mir nur bringen
Himmliſche Schwingen!

Jäger ſo ſchön,
Mir von der Schulter aufs Meer ſollſt du ſehn!
Sehen wir ſehnend auch immer,
Kehrt er doch nimmer.

Bin ich nun tot,
Kehret er ſicher; vernimm mein Gebot:
Grüße mir Frithjof! Nicht wehren
Wird er den Zähren.

10. Frithjof auf dem Meer.

Doch es ſang am Strand
König Helg' in Grimm,
Zu den Trollen gewandt,
Mit erboſter Stimm'.

Finſter wird's am Himmelsbogen,
Donner geht durch öden Raum,
In der Tiefe kochen Wogen
Oben ſchwillt es auf mit Schaum.
Blitze in den Wolken ziehen
Blut'ge Streifen hier und dort,
Alle Meeresvögel fliehen
Schreiend von den Wogen fort. —

„Hart wird's Wetter, Brüder!
Sturmesſchwingen hör' ich
Flattern in der Ferne;
Doch wir beben nicht.
Sitz du ſtill im Haine,
Denk an mich mit Sehnen,
Schön in deinen Zähren,
Schöne Ingeborg!

Nun ein Trollpaar[42] kam
Mit Ellid' in Streit.
Es war windkalt Ham,
Es war ſchneeig Hejd.

Los ſind nun des Sturmes Schwingen;
Jetzt zu öder Tiefen Graus
Tauchen ſie, und wieder bringen
Wirbel ſie zum Götterhaus.
Alle Schreckensmächte ſchreiten,
Reitend auf der Welle Lauf,
Aus dem ſchaumigen, dem weiten,
Bodenloſen Grab herauf.

„Schöner war das Fahren
In des Mondes Schimmer
Über Spiegelwellen
Hin zu Balders Hain.
Wärmer, als es hier iſt,
War's an Ingborgs Herzen;
Weißer als der Seeſchaum
Hob ihr Buſen ſich." —

Nun Solundarö[43]
Aus dem Schaume ſich hebt!
Da iſt ſtiller die See;
Hin zum Hafen geſtrebt!

Aber kühner Wiking zaget
Nicht ſo leicht auf ſicherm Kiel,
Steht am Steuer, es behaget
Ihm der wilden Winde Spiel;
Eilt die Segel mehr zu feſten,
Reißt die Woge ſchärfer auf.
Hin gen Weſten, hin gen Weſten
Geht es mit der Wellen Lauf.
„Noch ein Weilchen freut mich
Mit dem Sturm zu kämpfen;
Sturm und Nordmann treffen
Gern ſich auf der See.
Ingborg würd' erröten,
Wenn ihr Seear flöge
Bang vor einem Windſtoß,
Flügelſchlaff ans Land."

Doch die See mehr ſtreift,
Es vertieft ſich der Schlund;
In den Tauen es pfeift,
Und es knacket im Grund.
Wie ſich auch die Wogen heben,
Wie ſich tummelt auch die Flut,
Kennt Ellide doch kein Beben,
Ja ſie trotzt der Meereswut.
Wie der Sternſchuß ſchießt, der helle,
Schießt ſie fort mit frohem Sinn,
Hüpfet mit des Steinbocks Schnelle
Über Höh und Abgrund hin.
„Schöner war's zu küſſen
Dort die Braut im Haine,
Als hier ſtehn und ſchmecken
Salzſchaum hochgeſpritzt.
Schöner war's die Königs-
Tochter zu umarmen,
Als das Steuerruder
Feſt zu halten hier."

Schaurig kalt und wild
Nun der Schnee hinfegt,
Uud auf Deck und auf Schild
Hagelwetter ſchlägt!
Auf des Schiffes Mitte ſchauen
Kannſt du nur des Dunkels Macht;
So weilt Finſternis und Grauen
In der Totenkammer Nacht.
Woge tobt behext, will immer
Ziehn den Segler tief hinab;
Weißgrau, wie mit Aſchenſchimmer,
Klaffet ein unendlich Grab.
„Blaue Polſter bettet
Ran[44] uns in der Tiefe,
Mein doch harren deine
Polſter, Ingeborg!
Gute Burſche heben
Mir Ellides Ruder;
Kiel, gebaut von Göttern,
Trägt ein Weilchen noch."

Übern Steuerbord[45]
Nun die See hinwühlt,
Das Verdeck ſofort
Hat ſie rein geſpült.
Ab vom Arm nun Frihjof ziehet
Seinen Goldring, drei Mark ſchwer,
Gleich der Morgenſonn' er glühet,
König Beles Gab' iſt er;
Haut ihn durch mit Schwertesſtreichen
Den der Zwerge Kunſt erſann,
Von den Stücken eilt zu reichen
Eines er an jeden Mann
„Gold ja muß man haben,
Wenn man fährt zur Freite;
Keiner geh zur blauen
Ran mit leerer Hand.
Kalt iſt ſie zu küſſen,
Flüchtig zu umarmen;
Doch die Seebraut feſſeln
Wir mit lauterm Gold."

Mit erneuter Macht
Iſt der Sturmwind da,
Und die Schote[46] kracht,
Und es ſpringt die Raa.[47]

Halb begraben hat die Welle
Nun das Schiff und entert ſchon;
Pumpen gehn mit großer Schnelle
Woge ſpricht den Pumpen Hohn.
Frithjof ſelber ſieht mit Trauer,
Daß den Tod er hat am Bord;
Mehr als Well' und Sturmesſchauer
Donnert doch ſein Herrſcherwort.

„Björn, komm her ans Steuer!
Halt es mit der Tatze![48]
Solch ein Wetter ſenden
Walhalls Mächte nicht.
Zauberwerk muß walten;
Schurke Helge ſang es
Sicher her zur Woge;
Ich will hin und ſehn.“ —

Wie ein Marder flog
Er zur Maſtesſpitz,
Und da ſaß er hoch,
Sah hinab vom Sitz.

Wie ein loſes Eiland breitet
Schwimmend ſich ein Walfiſch aus,
Und ein widrig Trollpaar reitet
Auf ihm in der Wogen Graus:
Hejd im Schneepelz, den er träget,
Gleich dem Eisbär an Geſtalt;
Ham mit Schwingen, die er ſchläget
Wie der Sturmaar mit Gewalt.

„Nun, Ellide, gilt es!
Sehn laß, ob du birgeſt
Mut in eiſenfeſter,
Wölb'ger Eichenbruſt.
Lauſch auf meine Stimme,
Biſt du Göttertochter;
Mit dem Kupferkiele
Stoß den Zauberwal!“ —

Und Ellide hört
Des Gebieters Stimm',
Und ſie ſpringt und fährt
Auf den Wal mit Grimm.

Und ein Blutſtrahl ſteigt und rauchet
Aus der Wunde hoch empor;
Das durchbohrte Untier tauchet
Brüllend in des Abgrunds Moor.
Von des Helden Arme ſpringen
Lanzen zwei in einem Flug,
In des Sturmaars Bruſt ſie dringen,
In des Eisbärs rauhen Bug.

„Gut, Ellide, trafſt du;
Nicht in kurzem, glaub' ich,
Tauchet Helges Drache
Auf aus blut'gem Moor.
Hejd und Ham ſie halten
Nun die See nicht länger;
Bitter iſt's zu beißen
In den blauen Stahl.“ —

Und der Sturmwind flieht
Von der See ſofort,
Nur die Brandung zieht
Hin zum Eiland dort.

Und auf einmal kommt die Sonne,
Wie ein König in den Saal,
Füllt mit neuer Luſt und Wonne
Schiff und Meer und Berg und Thal.
Ihre letzten Strahlen krönen
Felſenhöh'n und Hainesrund,
Nun erkennen ſie den ſchönen
Grünen Strand von Eſjeſund.[49]

„Ingborgs Bitten ſtiegen,
Mägde bleich, gen Walhall,
Beugten lilienweiſe
Knie auf Göttergold.
Zähr' in blauen Augen,
Flehn aus Schwanenbuſen
Rührten Aſenherzen;
Ihnen ſei der Dank!“ —

Doch des Fiſches Stoß
Fühlt Ellide hart,
Und ſie ſchleichet bloß,
Müde von der Fahrt.

Aber von der Fahrt noch müder
Sind die Mannen Frithjofs doch;
Kaum, geſtützt aufs Schwert die Glieder,
Halten ſie ſich aufrecht noch.
Björn auf mächt'ger Schulter träget
Vier von ihnen an das Land,
Frithjof aber acht, und leget
Hin ſie um des Feuers Rand.

„Schämt euch nicht, ihr Bleichen!
Wog' iſt mächt'ger Wiking.
Hart ja iſt zu kämpfen
Gegen Meeresfraun.
Seht, da kommt das Methorn
Wandernd auf dem Goldfuß,
Wärmt erfrorne Glieder.
Skol für Ingeborg!“[50]

11. Frithjof bei Angantyr.

Nun ſollt ihr auch noch hören,
Wie mit der Mannen Zahl
Trank in dem Saal von Föhren
Jarl Angantyr beim Mahl.
Voll Freud' er ſaß und Wonne,
Sah auf die blaue Bahn;
Zum Meere ſank die Sonne
Gleichwie ein goldner Schwan.

Es hielt am Fenſterbogen
Der alte Halwar Wacht;
Er ſpähte auf die Wogen,
Nahm auch den Met in acht.
Eins war dem Alten eigen,
Stets trank das Horn er leer,
Und reicht' es dann mit Schweigen
Hinein und heiſchte mehr.

Nun wirft das Horn, das leere,
Er in den Saal und ſpricht:
„Ein Schiff iſt auf dem Meere,
Doch fröhlich geht es nicht.
Die Männer ſchon verzagen —
Nun legen ſie ans Land;
Zween ſtarke Rieſen tragen
Erblichne an den Strand.“ —

Hin auf des Meeres Spiegel
Vom Saal der Jarl nun ſah:
„Das ſind Ellides Flügel,
Auch Frithjof iſt wohl da.
Am Haupt ſo wie am Gehen
Wird Thorſtens Sohn erkannt;
Solch Antlitz iſt zu ſehen
Sonſt nicht in Nordens Land.“

Alsbald vom Zechtiſch mutig
Nun Wiking Atle ſpringt,
Schwarzbärt'ger Berſerk,[51] blutig,
Grimm aus dem Aug' ihm dringt.
„Nun,“ ſchrie er, „ſoll ſich weiſen,
Ob Frithjof, wie man ſpricht,
Bezaubern kann das Eiſen
Und bitt' um Frieden nicht.“

Mit ihm vom Tiſche ſpringen
Zwölf Kämpen an der Zahl,
Durchhaun die Luft und ſchwingen
Die Kolbe und den Stahl.
Sie ſtürmen hin zum Strande,
Wo müd' Ellide ruht,
Und Frithjof ſitzt im Sande,
Einſprechend Kraft und Mut.

„Leicht könnt' ich jetzt dich fällen,“
So Atle prahlend ſchreit,
„Jedoch anheim dir ſtellen
Will Flucht ich oder Streit.
Doch willſt du Fried' erflehen,
Sonſt wackrer Kämpe hier,
Dann will als Freund ich gehen
Mit dir zu Angantyr.“

„Bin von der Fahrt noch müde,“
Sprach Frithjof zornbewegt,
Doch eh ich bettle Friede,
Sei Hand ans Schwert gelegt.“
Nun blitzt der Stahl im Schwunge
Der ſonnverbrannten Hand,
Auf Angurwadels Zunge
Stand jede Run' in Brand.

Es hauen derb die Klingen
Es hagelt Todesſtreich',
Und beider Schilde ſpringen
In Stücke nun zugleich.
Die Kämpen ohne Tadel
Stehn feſt und wanken nicht,
Doch ſcharf beißt Angurwadel,
Und Atles Klinge bricht.

„Schwertloſe hat verletzet,“
Sprach Frithjof, „nie mein Schwert,
Doch, wenns dich noch ergötzet,
Sei andrer Kampf gewährt.
Wie Flut im Herbſt beweget
Stürmt jeder nur heran,
Des einen Panzer ſchläget
An den des andern an.

Sie ringen wie die Paare
Der Bären auf dem Schnee;
Sie ſtürzen an wie Aare
Wild über zorn'ger See.
Wohl feſte Klippen ſchwankten
Und wurzelten ſich los,
Wohl dichte Eichen wankten
Schon bei geringerm Stoß.

Vom Haupt die Tropfen fließen,
Kalt geht die Bruſt und ſchwer,
Gebüſch und Steine ſtießen
Die Ringer um ſich her.
Des Ausgangs harrt mit Zagen
Die Kämpenſchar am Strand,
Weit pries in jenen Tagen
Den Kampf das Nordenland.

Doch Frithjof endlich fällte
Den Feind zu Boden hin,
Das Knie er auf ihn ſtellte
Und ſprach im Zornesſinn:
„Hätt' ich nur meine Schneide,
Schwarzbärt'ger Berſerk, hier,
Tief in das Eingeweide
Stieß' ich die ſcharfe dir.“

„Die Sorg' iſt nur geringe,“
War Atles ſtolzes Wort,
„Geh, hole deine Klinge,
Ich laufe dir nicht fort.
Der eine wie der andre
Wird einſt Walhalla ſehn;
Wenn ich auch heute wandre,
Magſt du wohl morgen gehn.“

Held Frithjof ohne Tadel
Das Spiel nun ſchließen will;
Hoch hebt er Angurwadel,
Doch Atle lieget ſtill.
Das rührt des Helden Sinne.
Den wilden Zorn er band,
Hielt mit dem Schwertſtreich inne,
Nahm des Gefallnen Hand.

Laut ſchreiet Halwar, hebet
Empor den weißen Stab:
„Durch euer Raufen gebet
Ihr wenig Freud' uns ab.
Längſt dampft ja auf dem Tiſche
Das Silberfaß mit Macht,
Kalt werden Fleiſch und Fiſche,
Vor Durſt ich ſchier verſchmacht'.“

Verſöhnt die beiden gehen
Hinein nun in den Saal,
Wo Frithjof ſollte ſehen
Gar viel zum erſtenmahl.

Nicht kleiden rauhe Planken
Ganz nackte Wände hier,
Goldleder glänzt mit Ranken
Und ſchöner Trauben Zier.

Nicht Feuerflammen ſenden
Vom Eſtrich muntern Schein,
Doch ſtehen an den Wänden
Kamin' aus Marmelſtein.
Rauch konnt' im Saal nicht bleiben,
Ruß an der Wand nicht floß,
Das Fenſter hatte Scheiben,
Die Flügelthür ein Schloß.

Und Silberleuchter ſtrecken
Die Arme weit voll Licht,
Es flammt zum Rauſch der Recken
Der Kien mit Kniſtern nicht.
Ein Hirſch beſpickt ſtand oben
Auf rundem Tiſch gar fein,
Die goldnen Klaun erhoben,
Laub in der Hörner Hain.

Bei jedem Kämpen ſtehet
Eine Maid mit Lilienhaut,
Blickt, wie wenn Sturmwind wehet,
Ein Stern aus Wolken ſchaut.
Und braune Locken wallen,
Und blaue Augen ſprühn,
Die Lippen wie Korallen,
Wie volle Roſen glühn.

Hoch ſaß auf Silberſitze
Der Jarl in ſeiner Pracht,
Sein Helm warf Sonnenblitze,
Gold trug des Panzers Macht.
Mit Sternen ſah man wogen
Des reichen Mantels Raum,
Mit Hermelin umzogen
War rings der Purpurſaum.

Vom Tiſche ging drei Schritte
Entgegen er dem Gaſt;
Dem Handſchlag folgt die Bitte:
„Nimm mir zur Seite Raſt!
Gar manches Horn wohl leerte
Ich einſt mit Thorſten hier;
Sein Sohn, der weitgeehrte,
Nicht ſitze fern von mir."

Den Becher füllt der Hohe
Mit Wein von Sikelö;[52]
Der glühte wie die Lohe,
Der ſchäumte wie die See.
„Willkommen hier im Saale
Bei mir, du Freundesſohn;
Held Thorſtens Skol beim Mahle
Trink' ich mit lautem Ton.

Von Morvens[53] Höhn ein Skalde
Prüft nun der Harfe Gang;
In welſchen Tönen[54] ſchallte
Sein düſtrer Heldenſang.
Doch in Norränazungen,
Nach alter Väter Weiſ',
Held Thorſten ward beſungen;
Das Lied erhielt den Preis.

Gar viel der Jarl nun fragte
Nach ſeinem Stamm im Nord;
Zur Antwort Frithjof ſagte
Manch klug verſtändig Wort.
Treu alles er entfaltet,
Giebt jedem ſeinen Ruhm,
Gleich Saga, wie ſie waltet
Im Zeitenheiligtum.

Der Jüngling nun erzählte
Von ſeiner Meeresfahrt,
Wie Zauber, der ſie quälte,
Von ihm beſieget ward.
Die Kämpen jauchzen alle,
Es lächelt Angantyr,
Und Ruhm mit lautem Schalle
Wird Frithjof viel dafür.

Drauf hört man ihn erwähnen
Der teuren Ingeborg,
So ſchön in ihren Thränen,
So zart in ihrer Sorg'.
Nicht Seufzer bleiben ferne,
Und Wangen ſtehn in Brand,
Manch Mägdlein hätte gerne
Gedrückt des Treuen Hand.

Den Auftrag nun vollführte
Zuletzt der kühne Mann;
Der Jarl ſich gar nicht rührte,
Hört' ihn geduldig an:
„Schoß hab' ich nie gegeben,
Mein Volk iſt frei wie ich;
Zwar laß' ich Bele leben,
Doch nie beherrſcht' er mich.

Nicht kenn' ich ſeine Erben,
Doch wird Tribut begehrt,
Laß ſie wie Männer werben,
Ihn fordern mit dem Schwert!
Auch unſer Schwert dann blinket —
Doch Thorſten ſah ich gern."
Und mit der Hand er winket
Der Tochter, die nicht fern.

Auf ſprang die Blumenranke
Vom goldnen Stuhl ſogleich.
Zart war der Leib, der ſchlanke,
Der Buſen ſchön und reich.
Im Grübchen ſaß der loſe
Aſtrild,[55] war ſchelmiſch froh;
Es ſitzt im Kelch der Roſe
Der Schmetterling alſo.

Sie ſprang zum Fraungemache
Mit grüner Börſ' alsbald
Kam ſie zurück; die Bache
Strich drauf im dichten Wald.
Des Mondes Strahlen ſchienen
Aufs ſegelvolle Meer,
Das Schloß war von Rubinen,
Von Gold die Quaſte ſchwer.

Die Börſe legt die Holde
Dem Vater in die Hand;
Mit fern gemünztem Golde
Füllt er ſie bis zum Rand.
„Nimm hier die Willkommsgabe —
Mach, was du willſt, mit ihr,
Doch dieſen Winter labe
Dich ruhig bei uns hier.

Mut braucht's an jeder Stätte,
Doch jetzt iſt Sturmeszeit,
Und aufgelebt, ich wette,
Sind wieder Ham und Hejd.
Ellide ſpringt nicht immer
So glücklich, wie ſie ſprang,
Auch fehlt's an Walen nimmer,
Wenngleich der eine ſank."

So ſcherzten da die Zecher
Bis an das Tageslicht;
Es macht der goldne Becher
Sie froh, doch trunken nicht.
Auf Angantyr man leerte
Das Horn mit lautem Skol;
So lang' der Winter währte,
Fand Frithjof hier ſich wohl.

12. Frithjofs Rückkehr.

Der Lenz doch atmet in blauer Luft,
Die Erde grünet mit friſchem Duft.
Da danket Frithjof dem Wirt, aufs neue
Beſchifft er wieder des Meeres Bläue,
Und fröhlich ſchießet ſein ſchwarzer Schwan
Die Silberfurch' auf der Spiegelbahn;
Denn Weſtens Winde mit Frühlingszungen
Wie Nachtigallen im Segel ſungen,
Und Ägirs Töchter[56] mit Schleiern blau
Nachſchiebend tanzten auf blanker Au.
Es iſt ſo ſchön, wenn von fernem Lande
Die Segel kehren zum Heimatſtrande,
Wo Rauch aufſteiget vom eignen Herd,
Und Kindheitswelt dir iſt ewig wert;
Spielplätz' im lieblichen Quell ſich ſpiegeln,
Die Väter ſitzen in grünen Hügeln,
Und voll von Sehnſucht die treue Braut
Vom Felſen hin auf die Woge ſchaut. —
Sechs Tage ſchifft er, am ſiebten zeiget
Ein blauer Streif ſich, der aufwärts ſteiget;
Der wächſt und wächſet am Himmelsrand
Mit Klippen, Inſeln, zuletzt mit Land.
Sein Land iſt's, das aus dem Meere ſcheidet,
Er ſieht die Wälder in Grün gekleidet,
Er hört den Sturz, der ſich brauſend löſt,
Den Marmorbuſen die Klipp' entblößt.
Er grüßt den Sund und er grüßt die Spitze,
Dicht fährt er unter dem Götterſitze,
Wo letzten Sommer ſo manche Nacht
Mit Ingborg koſend er froh verbracht.
„Erſcheint ſie nicht, und kann ſie nicht ahnen,
Wie nah ich ſchaukle auf blauen Bahnen?
Ging fort ſie etwa aus Balders Hut
Und ſitzt betrübt nun auf Helges Gut
Beim Harfenſpiele, beim Seideſpinnen?" —
Und ſieh, da ſteigt von des Tempels Zinnen
Sein Falk empor, und wie ſonſt geſchah,
Auf Frithjofs Schulter iſt ſchnell er da.
Er ſchlägt und ſchläget mit weißen Schwingen,
Iſt von der Schulter nicht wegzubringen;
Er kratzt die goldene Klau mit Haſt,
Er läßt nicht Ruh und er läßt nicht Raſt.
Den Schnabel will er ins Ohr ihm ſtecken,
Als hätt' er etwas ihm zu entdecken,
Vielleicht von Ingborg, der lieben Braut;
Doch keiner faßt den gebrochnen Laut.
Ellid' umſauſet nun froh die Zunge,
So hüpft im Felde das Reh im Sprunge;
Durch Heimatswogen der Kiel hingeht;
Doch Frithjof munter im Steven[57] ſteht.
Er reibt die Augen und hält darüber
Die Hand, und ſiehet zum Strand hinüber;
Doch wie er reibet und ſchaut umher,
Sein Framnäs findet er nirgend mehr.
Die nackte Eſſe[58] vom Staub aufſteiget,
Wie Heldenbeine die Grabhöh zeiget;
Des Hofes Stell' iſt verbranntes Land,
Und Aſch' umfliegt den verheerten Strand.
Erbittert Frithjof vom Schiffe ſpringet,
Zur Brandſtatt rings ihm das Auge dringet,
Zu Thorſtens Höfen, zum Kindheitsplan.
Mit krauſem Haar nun erſcheinet Bran,
Sein Hund, der öfters ſo treu als mutig
Für ihn ſich rang mit dem Bären blutig.
Wie hüpft er munter in vollem Lauf!
Wie ſpringt er freudig zum Herrn hinauf!
Milchweißer Renner mit goldner Mähne,
Mit Rehesſchenkeln und Hals der Schwäne,
Es ritt ihn Frithjof wohl tauſendmal,
Kommt raſches Sprunges nun aus dem Thal.
Er wiehert fröhlich, den Hals er wendet
Nach Brot, oft ward es ihm ſonſt geſpendet.
Doch Frithjof ärmer noch iſt als ſie,
Hat nichts zu geben den Treuen hie. —
Betrübt, ohn' Haus — auf ererbtem Raine
Steht Frithjof, ſchaut die verſengten Haine;
Da wird er Hilding, den Greis, gewahr,
Den Pflegevater im Silberhaar.
„Was hier ich ſehe, wohl konnt' ich's glauben,
Flog weg der Aar, ſie das Neſt berauben.
Das nenn ich mir eine Königsthat!
Den Eidſchwur Helge gehalten hat
In Götterfurcht und in Menſchenhaſſe,
Und Mordbrand heißt ihm die Eriksgaſſe.[59]
Doch Ärger macht es mir mehr denn Sorg';
Nun ſage mir, wo iſt Ingeborg?" —
„Vernimm's," ſpricht Hilding, „ich will dir's ſagen,
Doch wird's, ſo fürcht' ich, dir nicht behagen.
Kaum warſt du fort, ſo brach Ring hervor,
Fünf Schild' auf einem vernahm mein Ohr.
Im Diſarthal an dem Fluß ſie ſchlugen,
Und blut'gen Schaum nur die Wogen trugen.

Gleich bleibt ſich Halfdan und ſcherzt und lacht,
Als Mann doch zeigt er ſich in der Schlacht.
Mein Heerſchild deckte den jungen König,
Sein Probeſtück mir gefiel nicht wenig,
Doch lange dauerte nicht der Strauß,
König Helge floh, und da war es aus,
Wie deinem Hof nun vorbei ſie zogen,
Hoch auf zur Wolke die Flammen flogen.
Da blieb den Brüdern nur dieſe Wahl;
Ring heiſcht die Schweſter ſich zum Gemahl;
Sie könn' ihn ſühnen nur mit dem Hohne,
Wenn nicht, ſo nähm' er ſich Land und Krone.
Viel Botſchaft nun hin und her wohl ging;
Doch jetzt die Braut iſt bei König Ring.“ —
„O Weiber, Weiber,“ nun Frithjof ſagte,
„Das Erſte, welches bei Loke tagte,
War eine Lüg', und in Weibsgeſtalt
Trat hin die Falſche zum Mann alsbald.
Mit blauen Augen, die ſtets berücken,
Mit falſchen Thränen, die ſtets entzücken;
Die Wangen roſig, der Buſen weiß,
Mit Treue, ſchwindend wie Frühlingseis;
Es flüſtern Falſchheit und Trug im Herzen,
Meineide ſtets auf den Lippen ſcherzen. —
Und teuer war mir die Falſche doch!
Wie teuer war ſie! Wie iſt ſie's noch!
So weit mein Denken zurück ich leite,
War ſie im Spiele mir ſtets zur Seite.
Was je ich übte mit Sinn und Fleiß,
Sie war von allen mir ſtets der Preis.
Zwei Stämm' entwachſen der Wurzel zuſammen,
Schlägt Thor den einen mit Himmelsflammen,
So welkt der andre, iſt einer grün,
Auch alle Zweige am andern blühn:
So war auch Freud' uns und Schmerz gemeinſam,
Ich kann, ich kann mich nicht denken einſam.
Jetzt bin ich einſam. Du hohe War,
Die rings du walteſt und offenbar,
Und Eide ſchreibeſt auf goldne Scheiben,
O laß die Poſſe, o laß das Schreiben!
Die Scheibe füllſt du mit nichts als Lug,
Zu gut iſt das Gold für ſolchen Trug.
Von Balders Nanna ſie zwar erzählen,
Doch Wahrheit iſt nicht in Menſchenſeelen,
In Menſchenbruſt iſt die Falſchheit nur —
Seit Ingborgs Stimme den Meineid ſchwur;
Sie, gleich dem Wind auf Blumenbreiten,
Dem Harfenlaute auf Braga's Saiten.
Nicht horchen will ich auf Harfenlaut,
Nicht denken will ich der falſchen Braut.
Ihr Sturmestänze, ihr ſollt mir winken,
Blut, Weltmeerswoge, nur ſollſt du trinken!
Wo Grabesſaaten das Schwert hinſtreut,
Auf Höh'n, in Thälern, erwächſt mir Freud'.
Treff' einen König wohl mit der Krone,
Doch ſehen möcht' ich, ob den ich ſchone.
Ich treff' auch wohl in der Streiter Schwarm
Ein Bürſchchen an mit verliebtem Harm;
Was will auf Treue der Narr noch bauen?
Aus Mitleid will ich ihn niederhauen;
Ich will ihm ſparen, dereinſt zu ſtehn
Beſchimpft, verraten, wie mir geſchehn.“ —
„Wie tobt's und ſprudelt's im Jugendblute!“
Sprach ruhig Hilding; „dem heißen Mute
Muß Kühlung bringen der Jahre Schnee.
Wie thuſt der edlen Maid du weh!
Nicht ſchilt auf Ingborg, ſie fehlte nimmer,
Schilt auf die Norne; ſie ſchleudert immer
Den Pfeil des Grimms, und es fällt ihr Los
Aus Donnerwolk' in der Menſchen Schoß.
Wohl ſchwieg beſtändig der Edlen Klage,
Wie Widar ſchweigt in der Götterſage.
Sie trauerte ſtill, wie in Südens Hain
Die Turteltaube, die blieb allein.
Ihr Leid erſchloß ſie nur meinem Herzen,
Die namenloſen und tiefen Schmerzen.
Wie taucht getroffen vom Todespfeil
Das Seehuhn nieder zur Tief' in Eil,
Daß nicht der Tag ihm glüh' in der Wunde,
Verbluten will es auf tiefem Grunde:
So auch ihr Kummer in Nacht hinſank;
Ich weiß allein, wie die Starke rang.
„Ein Opfer bin ich; Schneeblumenglocken
Umduften,“ ſprach ſie, „der Jungfrau Locken;
Geſchmückt ja bin ich mit Wintergrün,
Und ſo mein väterlich Reich ich ſühn'.
Ich könnte ſterben: doch härtre Buße
Iſt mir beſchieden nach Balders Schluſſe;
Langſamer Tod, und nicht Ruh im Schmerz,
Die Pulſe ſchlagen, es klopft das Herz.
Doch keinem ſprich von dem Streit der Armen,
Wohl leiden will ich, doch kein Erbarmen;
Die Königstochter erträgt die Sorg',
Doch Frithjof grüße von Ingeborg!“ —
Am Hochzeitstag — o wie ſäh' ich gerne
Doch dieſen Tag mir vom Runſtab 60) ferne! —
Zum Tempel ſchritten nun Paar bei Paar
Bewehrte Mannen, der Jungfraun Schar.
Trüb zog der Skald vor dem Hochzeitstroſſe,
Bleich ſaß die Braut auf dem ſchwarzen Roſſe,
Bleich, wie ein Geiſt auf der Wolke ſitzt,
Der ſchwarzen, wann es am Himmel blitzt.
Dem Roß enthob ich die lilienſchlanke
Und führte hin ſie zur Altarſchranke
Im Raum des Tempels, da gab die Braut
Ihr Ja an Lofn 61) ſo feſt als laut,
Rief auch zu Balder mit vielem Flehen;
In Thränen alle, nur ſie nicht, ſtehen.
Nun deinen Ring ihr am Arme ſieht
König Helg', und grimmig er ab ihn zieht;
Der Goldring hängt nun an Balders Bilde.
Da ging mein Zürnen auch in das Wilde;
Der Seit' entriß ich mein gutes Schwert,
Nicht viel war da mir der König wert.
Doch Ingborg flüſtert: „Das Schwert laß fahren!
Ein Bruder hätt' es mir können ſparen;
Viel trägt das Herz ja, bevor es bricht,
Allvater richtet, ich murre nicht.“ —
„Allvater richtet!“ nun Frithjof ſaget,
„Ein wenig Richten auch mir behaget.
Iſt heut nicht Balders Mitſommertag. 62)
Dort hält der Königprieſter Gelag,
Mordbrenner, der mit der Schweſter handelt;
Die Luſt zu richten auch mich anwandelt.“ —

13. Balders Scheiterhaufen.

Mittnachtſonn' auf den Bergen lag, 63)
Blutrot anzuſchauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eignes Grauen.

Balders Scheiterhaufen ſtand,
Bild der Sonn', auf dem Herde;
Bald doch iſt er niedergebrannt,
Dann herrſcht Hödr auf der Erde.

Prieſterhauf' im Tempel war
Thätig bei den Bränden,
Bleiche Alte in Silberhaar,
Flintſteinmeſſer in harten Händen.

Helge mit der Kron' iſt nicht weit,
Dienet am Altarſteine.
Horch! da klingen zur Mittnächtzeit
Waffen im Opferhaine.

„Björn, bewache die Pforte hier,
Sind ſie doch nun in der Falle!
Aus noch ein laß keinen mir;
Lieber töte ſie alle.“

Bleich ward Helge, nur zu wohl
Kannt er dieſe Stimme.
Eintrat Frithjof Zornes voll,
Sang, wie ein Sturm, im Grimme:

Hier den Schoß! Auf dein Gebot
„Holt' ich ihn über die Fluten.
Nimm ihn! dann auf Leben und Tod
Kämpfe bei Balders Gluten!

Schild auf den Rücken, die Bruſt ganz frei!
So gebührt es zu ſtreiten.
Erſter Hieb als König dir ſei,
Denk, ich habe den zweiten.
Blicke ſo bang nicht auf die Thür!
Fuchs iſt gefangen im Blocke.
Denk an Framnäs, denk auch hier
An Ingborg mit gold'ner Locke!“ —

Alſo ſprach der Held mit Fug,
Griff zum Gurt, und wenig
Sorgſam er den Beutel ſchlug
An die Stirn dem König.

Blut ihm ſprang aus Naſ' und Mund,
Schwach ward ihm der Schenkel;
Sinnlos, bleich am Altarrund
Lag der Aſen Enkel.

„Duldeſt du nicht dein eigen Gold?
Feigſter in Nordens Reichen!
Angurwadel hat nicht gewollt
Fällen deinesgleichen.

Prieſter, ſtill mit dem Opferkneif,
Bleiche Mondſcheinfürſten!
Sonſt ſeid ihr zum Tode reif;
Unſre Klingen dürſten.

Weißer Balder, zähme den Harm,
Und dein Zürnen fahre!
Mit Vergunſt, dein Ring am Arm
Iſt geſtohlne Ware.

Nicht für dich, das ſag' ich weit,
Schmiedete ihn Waulunder.
Räuber ſtahl ihn, es weinte die Maid;
Fort mit dem Schurkenplunder!“ —

Tapfer zog er, doch Ring und Arm
Schienen gewachſen zuſammen.
Wie ſich's löſt, da ſtürzt vor Harm
Balder ſich in die Flammen.

Hör', es knattert! Die Lohe geht
Golden in Dach und Sparren.
Todbleich Björn an der Pforte ſteht,
Frithjofs Glieder ſtarren.

„Auf die Thür! Das Volk hinaus!
Wach' iſt nun vorüber!
Tempelbrand! Gießt Waſſer aus,
Gießt das Meer darüber!“ —

Nun vom Tempel bis hin zum Strand
Geht eine Kette von Händen;
Wellen wandern von Hand zu Hand,
Ziſchen an glüh'nden Bränden.

Frithjof ſitzt, wie des Regens Gott,
Hoch auf Balken und Fluten;
Allen giebt er ſein Machtgebot
Ruhig in Todesgluten.

Eitel! Das Feuer nimmt überhand,
Qualmende Wirbel ſich wälzen.
Gold es tröpfelt auf glüh'nden Sand,
Silberplatten ſie ſchmelzen.

Alles verloren! Es fliegt ein Hahn
Glutrot aus den Flammen
Hin zur Firſt, und kräht ſodann,
Schlägt die Flügel zuſammen.

Scharfer Frühwind ſpielet von Nord,
Hoch zum Himmel es fähret.
Balders Hain iſt ausgedorrt,
Flamm' iſt hungrig und zehret.

Raſend geht's in die Zweig' hinein,
Weite Grenz hat die Lohe.
Ei, wie tobt's! Welch grauſer Schein!
Mächtig iſt Balder der hohe.

Hör'! Wie knaſtert's im Wurzelſpalt!
Sieh, wie die Wipfel ſprühen!
Nicht ja zähmet Menſchengewalt
Muſpels Söhn' im Glühen.

Glutmeer wogt in des Haines Rund,
Strandlos ſchwellen die Fluten;
Sonn' erſcheint, doch Bucht und Sund
Spiegeln nur Abgrundsgluten.

Aſch' iſt nun der Tempel alsbald,
Aſch' iſt alles im Haine.
Traurig fort jetzt Frithjof wallt,
Weinet im Morgenſcheine.

14. Frithjof wird landflüchtig.

Auf Schiffsdeck wacht
In Sommernacht
Der Held voll Kummer,
Ihn flieht der Schlummer.
Noch Sorg' und Schmerz
Durchwogt ſein Herz;
Vom Tempelbrande
Raucht's noch am Strande.

„Flieg, Rauch, und ſuch'
Im Wirbelflug
Dir Walhalls Höhe,
Und niederflehe
Des Weißen[64] Grimm
Mit ſtarker Stimm'!
Sprich, daß erſchallen
Die Götterhallen,
Vom Tempelrund,
Verbrannt in Grund;
Vom Bild von Holze,
Es fiel das ſtolze,
Ging auf in Brand,
Wie andrer Tand.
Sodann vom Haine,
Dem Friedensraine
Von Anbeginn —
Glut nahm ihn hin.
Der Flamme Lodern
Ließ ihn nicht modern. —
Dies, was geſchah,
Was ſonſt man ſah,
Dem Gott erzähle,
Und nichts verhehle,
Du Nebelbot,
Dem Nebelgott!

Gerühmt nicht wenig
Wird einſt der König;
Er bannte mich,
Wenn nicht von ſich,
Doch von dem Reiche.
Wohlan, ich weiche
Zum Wellenblau,
Zur Wogenau.
Du darfſt nicht weilen,
Fort mußt du eilen,
Ellid', als Held,
Ans End' der Welt;
Dich wiegend ſauſen
Durch Meeresbrauſen,
Mein Drache gut!
Ein Tropfen Blut,
Der ſchadet nimmer.
Brich auf nur immer!
Im Sturmgeſaus
Biſt du mein Haus;
Das andre brannte
Der Gottverwandte.
Du biſt mein Nord,
Mein Heimatort;
Denn von dem andern
Muß ich ja wandern.
Biſt meine Maid
Im ſchwarzen Kleid;
Die weiße trübte
Den, der ſie liebte. —

Du freies Meer,
Wogſt frei einher
Von Königstücken
Und Herrſchernücken
Gebieter dein
Iſt der allein,
Der nimmer bebet,
Wie hoch ſich hebet
In Zornesluſt
Die ſchaum'ge Bruſt.
Des Helden Stelle
Iſt auf der Welle;
Sein Kieleslauf
Er pflügt darauf;
Blutregen tauen
Auf Schiffesauen;
Stahlblänke hat
Daſelbſt die Saat.
Das Feld der Meere
Es trägt ihm Ehre,
Es trägt ihm Gold;
Meer, ſei mir hold!
Mit euch, ihr Wogen,
Nun fortgezogen!
Des Vaters Grab
Sinkt nie hinab.
Grün ſteht der Hügel
Am Wellenſpiegel;
Mein Grab ſei blau
Auf Schaumesau;
Es ſchwimme immer
In Nebelſchimmer,
Mög' endlich ziehn
Zur Tiefe hin. —
Du ward'ſt mir Gabe
Und Lebenshabe,
Wirſt Grabeshöh
Mir, freie See!" —

So ſang der Wilde;
Von Sogns Gefilde
Sein treues Spriet
In Trauer ſchied.
Sanft hin ſich's wiegte,
Durch Klippen ſchmiegte
Sich's, die im Nord
Der Buchte Hort.
Doch Rächer wachen.
Mit zehn der Drachen
Kam auf dem Meer
Nun Helge her.
Da ſcholl's von allen:
„Nun will er fallen,
Will Streit, der Held!
Nicht mehr gefällt
Dem Walhallſohne,
Daß hier er wohne;
Zur Heimat hin
Steht ihm der Sinn;
Zu Odins Höhen
Will er nun gehen." —

Geſagt dies war,
Als unſichtbar
Sich Kräfte machen
An Helges Drachen,
Und mehr und mehr
Ziehn alle ſchwer
In Ranas Arme.
Mit Müh und Harme
Nur Helge ſchwamm
Vom Wrackesſtamm. —
Björn aber lachte
Laut auf und ſagte:
„Du Aſenblut,
Die Liſt war gut.
Mich ſpornte keiner.
Ich bohrt', ich einer,
Die Schiffe an;
Gut iſt's gethan.
Ran, hoff' ich, heget
Sie, wie ſie pfleget,
In ihrem Schoß.
Doch Schade bloß,
Daß Helg' im Sunde
Nicht ging zu Grunde."

Von Grimm entbrannt
König Helge ſtand,
Entfloh'n den Wogen,
Und ſpannt den Bogen
Von Stahl und rund
Am Klippengrund.
Er ſelber kannte
Nicht wie er ſpannte.
Mit einem Klang
Der Bogen ſprang.

Doch Frithjof wieget
Die Lanz': „Es lieget
Mein Todesaar ja
Gefeſſelt da.
Wollt' ich ihn ſenden
Du würdeſt enden,
Du Wicht, für Lug,
Gewalt und Trug.
Doch Mut gefaſſet!
Die Lanze haſſet
Des Feigen Blut.
Sie iſt zu gut
Für ſolche Schüfte.
Wohl Runengrüfte
Sie treffen mag,
Nicht ſolchen Schlag
Von Schurkenpfählen[65]
Will ſie ſich wählen. —
Hinab ins Meer
Sank deine Ehr.
Zu Lande, König,
Auch gilt ſie wenig.
Roſt bricht den Stahl,
Nicht du; ein Mal
Von weitern Strecken
Will ich mir ſtecken.
Gieb acht, dein Ziel
Iſt mir ein Spiel." —

Nun faßt er heftig
Das Ruder kräftig,
Maſtföhr' einmal
In Gudbrands Thal.[66]
Er faßt das zweite,
Strebt hin ins Weite,
Und ſchlägt mit Kraft.
Wie Rohrpfeilſchaft,
Wie ſpröde Klingen,
Die Ruder ſpringen. —

Da Sonnenblitz
Auf Felſenſpitz,
Und Winde ſäuſeln
Vom Land und kräuſeln
Die See zum Tanz
Im Morgenglanz.
Wie tanzt ſo ſchnelle
Auf blauer Welle
Ellid' und ſpringt!
Doch Frithjof ſingt:

„Heimskringlas[67] Scheitel,
Du hoher Nord!
Für mich biſt eitel
Du Freudenort.
Von dir ich ſtamme,
Drauf trotz' ich wohl.
Nun, Heldenamme,
Lebwohl, lebwohl!

Lebwohl und funkel,
Walhallathron!
Du Aug' im Dunkel,
Mittſommerſonn!
Du klarer Himmel,
Du hehrer Pol,
Du Sterngewimmel,
Lebt wohl, lebt wohl!

Ihr Berg' und Thale,
Wo Ehre wohnt,
Ihr Runenſaale,
Wo Akthor thront![68]
Ihr blauen Seen,
Ich kenn' euch wohl;
Ihr Sund' und Öen,
Lebt wohl, lebt wohl!

Ihr Grabeshöhen
An blauer See,
Wo Düfte wehen
Von Lindenſchnee;
Doch Saga wäget
Gerecht und wohl,
Was Erde heget;
Lebt wohl, lebt wohl!

Lebt wohl, ihr Haine,
Du Silberbach,
Ihr grünen Raine,
Wo oft ich lag.
Ihr Freunde, teuer
War ich euch wohl;
Stets denk' ich Euer.
Lebt wohl, lebt wohl!
Verhöhnt mein Lieben,
Mein Hof verbrannt!
Vom Gut vertrieben,
Entehrt, verbannt!
Zum Meer wir ſcheiden
Vom Lande wohl;
Doch Lebensfreuden,
Lebt wohl, lebt wohl!“

15. Wikingerbalk.

Nun er ſchwebete rings auf dem einſamen Meer, fuhr weit, wie der jagende Falk;
Doch Geſetz er da ſchrieb für die Kämpen am Bord. Du nun höre den Wikingerbalk:[69]

„Auf dem Schiffe nicht zelt' und im Hauſe nicht ſchlaf'; es ſind drinnen nur Feinde geſtellt.
Auf dem Schild ſchlaf', Wiking, das Schwert in der Hand und den Himmel, den blauen, zum Zelt!

„Kurzſchaftig der Hammer des ſiegenden Thor, ellang iſt bei Frej nur das Schwert.
Das genügt; iſt dir Mut, geh' nahe dem Feind, und zu kurz nicht biſt du bewehrt.

„Wann es ſtürmet mit Macht, dann die Segel du hiß'; es iſt luſtig auf ſtürmender See.
Wie es gehet, ſo geh's; wer da ſtreichet, iſt feig, eh du ſtreicheſt, zu Grunde du geh'.

„Schütz' am Lande die Maid, doch ſie bleibe von Bord; wär's Freja, ſie täuſchte dich doch;
Denn das Grübchen der Wang' iſt die falſcheſte Grub', und ein Netz iſt die fliegende Lock'.

„Wein Walvater trinkt, und ein Rauſch iſt vergönnt, doch Beſinnung bewahre du dir;
Wer da taumelt am Land, ſteht auf, doch zu Ran, die dich einwiegt, taumelſt du hier.

„Wenn der Krämer ſich naht, ſo beſchütze ſein Schiff, doch den Zoll dir der Schwache bezahl'.
Du biſt König der See, er iſt Sklav des Gewinns, und ſein Gold iſt nicht mehr denn dein Stahl.

„Teil Gewinn auf dem Decke durch Würfel und Los; wie er fällt, nicht beklage du dich;
Seekönig[70] er ſelbſt, doch den Würfel nicht wirft, er behält nur die Ehre für ſich.

„Nun ein Wikingerſchiff! Da geentert, gekämpft! in dem Streite die Schwerter nicht ruhn;
Wenn du weichſt um ein Haar, biſt du unſer nicht mehr. Was dir obliegt, kenneſt du nun.

„Dir genüge der Sieg! Wer um Frieden dich fleht, iſt entwaffnet, er iſt nicht dein Feind.
Flehn ſtammt aus Walhalla, den Bleichen erhör'! Nur ein Schurke die Bitte verneint.

Wund' iſt Wikingsgewinn und ſie ſchmücket den Mann, wenn ſie ſteht auf der Stirn,
“ auf der Bruſt;
Wie ſie blute, verbinde vor Abend ſie nicht;
wir begrüßen dich ſonſt nicht mit Luſt.“

So nun ſchrieb er Geſetz und an jeglichem Tag in der Ferne ſie nannten ihn weit.
Seinesgleichen nicht war auf dem wogenden Blau, und die Kämpen ergötzte der Streit.

Doch er ſelber, er ſaß an dem Steuer betrübt, ſah nieder ins wallende Meer.
„Du biſt tief, in der Tief' iſt der Friede vielleicht, doch hier oben, da tobet es ſehr.

Iſt der Weiße mir gram, nun ſo zieh' er ſein Schwert, und ich falle ja gerne dahin;
Doch er ſitzt im Gewölk, und Gedanken er ſchickt, die verfinſtern mir ſtetig den Sinn.“ —

Doch wenn nahet der Streit, dann ihm hebt ſich der Mut, wie nach Ruhe ſich hebet der Aar;
Und die Stirn iſt ihm klar, und die Stimm' iſt ihm hoch, und er ſteht ſo wie Thor vor der Schar.

So nun ſchwamm er von Sieg zu Siegen getroſt auf dem ſchäumenden Grabe daher;
Und er ſchaute im Süden die Schären und Öen, und ſo kam er zum griechiſchen Meer.

Als die Hain' er nun ſah, die entſtiegen der Flut, mit der Tempel hinſinkender Zier,
Was er ſann, weiß Freja, es weiß es der Skald, und ihr wißt es, ihr Liebenden, ihr! —

Hier Behauſung uns wär'! Hier iſt Inſel und Hain, hier der Dom, den mein Vater beſchrieb.
Ach! ich flehte die Teure zu ziehen hierher, doch im Norden die Grauſame blieb.

Iſt nicht Fried' in den Thälern, den ſeligen, dort; nicht Erinnrung im marmornen Gang?
Und wie Liebesgeflüſter der Quellen Geräuſch? Iſt nicht Brautlied der Vögel Geſang?

Wo iſt Ingeborg nun? Ob ſie mein noch gedenkt bei dem greiſen, verwelkten Gemahl?
Ach, ich kann nicht vergeſſen, ich ſtürbe wie gern, ſie zu ſehn, ſie zu ſehn nur einmal!

Hin der Jahre ſind drei, ſeit ich ſchaute mein Land, das der Saga Königesſaal;
Ragt das hehre Gebirge noch himmelempor? Iſt es grün noch im heimiſchen Thal?

Auf dem Hügel des Vaters ihm pflanzt' ich die Lind'; ob die zarte noch lebt auf dem Grab?
Und wer pfleget ſie nun? Gieb, Erde, dein Naß, und den Tau, gieb, Himmel, herab!

Doch was lieg' ich noch länger auf fremdem Gewog' und ſchatze mit mordender Hand?
Mir iſt Ehre genug, und das flammende Gold, das veracht' ich, den lumpigen Tand.

Da die Flagg' auf dem Maſt und nach Norden ſie zeigt, und das teuerſte Land iſt mir dort.
Ja ich folge der Winde, der himmliſchen, Gang, ja ich ſteu're zum heimiſchen Nord.“

16. Frithjof und Björn.

Frithjof.
Björn, es iſt müde des Meers mein Sinn;
Sind doch die Wogen gar wilde Geſellen!
Nordens geliebte und feſte Fjällen[71]
Locken mich zu ſich — ich muß dahin.
Glücklich iſt der, dem ſein Land nicht verſchloſſen;
Darf er doch ſein, wo die Väter ihm ruhn!
Ach, zu lange, zu lange gefloſſen
Bin auf dem Meer ich Verfemeter nun.

Björn.
Gut iſt das Meer; o laß dirs gefallen!
Freiheit und Freud' auf ihm du nur haſt.
Sieh, ſie kennen nicht weichliche Raſt,
Lieben es ſtets mit den Wogen zu wallen!
Kommt mir das Alter, dann mag ich auch dort
Feſt wie das Gras an der Erd' einſt kleben;
Jetzt will ich kämpfen und trinken am Bord,
Jetzt will ich nutzen das luſtige Leben.

Frithjof.
Hat doch das Eis uns gejagt auf das Land,
Rings um den Kiel ſind die Wellen gefroren;
Winter, du langer, nicht ſei mir verloren
Hier unter Klippen am einſamen Strand!
Eins will im Nord ich noch julen in Freude,[72]
Gaſten bei Ring, bei der früheren Braut,
Sehen des Hauptḥaares goldene Seide,
Hören der Stimme bezaubernden Laut.

Björn.
Gut, ich verſteh; Ring ſoll es verſpüren,
Wikingsrache, ſie ſei wie der Blitz,
Wenn wir ihm zünden den Königsſitz,[73]
Sengen den Alten, die Schöne entführen.
Oder vielleicht auch nach Wikingerweiſ'
Hältſt du ihn wert, daß er Holmgang mache,[74]
Oder du ladeſt zur Schlacht ihn aufs Eis; —
Sprich! Ich bin fertig zu jeglicher Sache.

Frithjof.
Sprich nicht von Krieg mir, von Morden und Brand;
Friedlich ja will ich zum Könige gehen.
Er nicht, die Gattin nicht hat es verſehen,
Sondern die Götter mit rächender Hand.
Wenig nur hab' ich zu hoffen auf Erden,
Abſchied nur nehm' ich von ihr, die mir wert,
Abſchied auf ewig! Wann weiden die Herden,
Früher vielleicht noch, bin heim ich gekehrt.

Björn.
Frithjof, die Narrheit, ſie iſt mir zuwider;
Klag' und Geſeufz um ein Weib iſt toll.
Leider! die Welt iſt von Weibern voll;
Miſſeſt du eins, haſt tauſend du wieder.
Hol' ich dir doch, wenn du willſt, von dem Kram
Schnell eine Ladung von Süden herüber,
Rot wie die Roſen, wie Lämmer ſo zahm;
Teilen wir dann oder loſen darüber!

Frithjof.
Björn, ſo wie Frej, biſt du offen und ſchlicht,
Klug auch im Rat und biſt tapfer im Streite;
Odin und Thor, ſie ſtehn dir zur Seite,
Freja, die himmliſche, kenneſt du nicht.
Wecke den Zorn nicht der ewigen. Trunken
Wird ja, was atmet, durch ihre Macht.
Früh oder ſpat ihr noch ſchlummernder Funken
Göttern und Menſchen im Buſen erwacht.

Björn.
Gehe nicht einzeln, du macheſt mich bange.

Frithjof.
Einzeln nicht geh' ich, mein Schwert iſt auch da.

Björn.
Denke daran, wie es Hagbart geſchah.[75]

Frithjof.
Wen ſie ergreifen, verdient, daß er hange.

Björn.
Sinkeſt du, Bruder, ſo räch' ich dich wohl,
Blutaar ritz' ich bei Frithjofs Falle.[76]

Frithjof.
Björn, des bedarf's nicht. Vom Hahnrufsſchalle
Hört er nicht länger, denn ich. Leb wohl!

17. Frithjof kommt zu König Ring.

König Ring, er ſaß im Hochſitz beim Met und jult' und trank,
Und bei ihm ſaß die Königin, weiß, roſenrot und ſchlank.
Wie Lenz und Herbſt ſo ſaßen ſie bei einander da,
In ihr den friſchen Frühling, in ihm den Herbſt man ſah.

Und ſieh, da trat ein alter, wildfremder Mann herein,
Vom Haupt bis zu den Füßen hüllt Bärenfell ihn ein.
Am Wanderſtabe ging er gebückt einher und ſchwach,
Doch ſtanden ihm an Größe die andern alle nach.

Er ſetzte ſich ganz unten dicht bei der Thür im Saal,
Das iſt der Armen Stelle noch jetzt wie dazumal.

Die Schranzen lachten höhniſch und ſahn einander an,
Und mit dem Finger wieſen ſie auf den rauhen Mann.

Scharf blitzt mit beiden Augen der Fremdling und ergrimmt,
Mit einer Hand er eilends nun einen Höfling nimmt,
Und auf den Kopf bedächtig ſtellt er den jungen Mann.
Da ſchwiegen ſtill die andern; wir hätten's auch gethan.

„Was für ein Lärm iſt drunten? Wer ſtört den Frieden hier?
Komm auf zu mir, du Alter, und Rede ſtehe mir.
Wie iſt dein Nam? Was willſt du? Wo iſt dein Vaterland?"
So ſprach in Zorn der König; der Greis im Winkel ſtand.

„Gar vieles frägſt du, König, doch Antwort geb' ich gern:
Nicht kümmert dich mein Name, er hat ſchon ſeinen Herrn.
Land Jammer iſt mir Heimat, Not heißt der Erbhof mir,[77]
Beim Wolfe lag ich geſtern und komme heut zu dir.

Vor Zeiten ritt ich fröhlich auf meinem Drachen hin,
Er hatte ſtarke Flügel und flog in frohem Sinn;
Nun iſt er eingefroren und liegt gelähmt am Land;
Alt bin ich ſelbſt geworden und brenne Salz am Strand.[78]

Sehn wollt' ich deine Weisheit, die weit im Land erſchallt,
Da neckten ſie mich höhniſch, für Hohn bin ich zu alt;
Ich faßte einen Narren und drehte ihn herum,
Doch ſtand er auf ganz munter; nicht zürne, König drum!" —

„Nicht übel," ſpricht der König, „ſtehn deine Worte dir,
Das Alter muß man ehren, komm ſetz dich her zu mir.
Laß fallen die Verkleidung, laß ſehn dich frank und frei;
Verkleidung ſtört die Freude, ich will, daß froh man ſei."

Da fiel vom Haupt des Gaſtes die rauhe Bärenhaut,
Und ſtatt des Alten jeder nun einen Jüngling ſchaut.
Von hoher Stirne nieder, und breiter Schultern Macht
Floß rings wie goldne Wellen der lichten Locken Pracht.

In blauem Sammetmantel trat prächtig nun er auf,
Handbreit der Silbergürtel und wilde Tiere drauf,
In hochgetriebner Arbeit vom Künſtler angebracht,
Rund um des Helden Mitte in wild entflammter Jagd.

Des Ringes goldne Zierde umgab den Arm ihm reich,
Das Schwert hing an der Seite, gehemmtem Blitze gleich,
Das ſtille Heldenauge auf Saal und Gäſte ſah,
Schön ſtand er da wie Balder, hoch ſtand wie Thor er da.

Nun blies das Horn im Saale, ſtill ſtand der Zungen Lauf,
Nun war Gelübdesſtunde,[79] Frejs Eber trug man auf,
Mit Kränzen um die Schultern, den Apfel in dem Mund,
Es beugten ſich die Kniee wohl in des Faſſes Rund.

Und König Ring erhebt ſich im Silberlockenſchein,
Berührt des Ebers Stirne; dies das Gelübde ſein:
„Bekommen will ich Frithjof, geht gleich kein Kämp' ihm vor;
So helfe Frej und Odin, dazu der ſtarke Thor!"

Mit Trotzgelach erhob ſich der fremde Mann ſo hoch,
Ein Blitz des Heldenzornes ſein Antlitz überflog;
Sein Schwert ſchlug auf die Tafel, ſo daß der Saal erklang,
Auf von den Eichenbänken ein jeder Kämpe ſprang.

„Vernimm auch mein Gelübde, du nun, Herr König, hier;
Wohl kenn' ich auch den Frithjof, er iſt verwandt mit mir:
Beſchirmen will ich Frithjof, wenn eine Welt ſich wehrt;
So helfe meine Norne, dazu mein gutes Schwert!"

Der König lacht' und ſagte: „Das heißt gelockt zum Streit;
Doch frei iſt jede Rede, wo König Ring gebeut.
Gieß Wein ins Horn ihm, Königin, den beſten, den du haſt!
Der Fremdling, will ich hoffen, iſt unſer Wintergaſt."

Da nahm die Frau, die edle, das Horn, das vor ihr ſtand,
Das Kleinod, einſt die Zierde des Urs, in ihre Hand,
Auf blanken Silberfüßen, mit goldner Reifen Wehr,
Das Vorzeitsbilder ſchmückten und Runenſchrift umher.

Mit zücht'gen Augen reichte dem Gaſt das Horn ſie dann
Doch ihre Hand erzittert, und etwas Wein verrann.
Wie abendroter Purpur beſtrahlt der Lilien Rand,
So glühn die dunkeln Tropfen ihr auf der weißen Hand.

Froh nahm nun von der Hohen der Gaſt des Horns Gewicht.
Wie jetzt die Männer, leerten es zwei der Männer nicht;
Leicht leert der Starke ſolches, zur Luſt der Königin,
In einem Atemzuge, kein Tropfen blieb darin.

Da nahm der Skald die Harfe am Königstiſch beim Mahl,
Von ſüßer Lieb' im Norden erklang es nun im Saal,
Von Hagbart und Schön Signe; zu Lieb' und Herzensluſt
Schmolz bei der tiefen Stimme der Helden Panzerbruſt.

Er ſang von Walhalls Sälen und der Einherien Ehr',
Von tapfrer Väter Thaten im Feld' und auf dem Meer.
Ans Schwert griff nun ein jeder, im Auge Glut und Zorn,
Und fleißig an der Tafel ging um das tiefe Horn.

18. Die Eisfahrt.

König Ring mit der Königin fährt zum Schmaus,
Wie ein Spiegel ſo breitet das Eis ſich aus.

„Nicht fahr übers Eis," ſo der Fremde rief,
„Es bricht, und das kalte Bad iſt zu tief." —

Ring ſpricht: „Ein König ertrinkt nicht ſo leicht;
Umgehe den See, wer in Furcht erbleicht."

Barſch ſieht ihn der Fremdling und finſter an,
Schnell ſpannt er ſich unter den Stahlſchuh dann.

Eistraber ſetzet mit Macht dahin,
Er ſchnaufet Flammen in frohem Sinn,

„Streich aus," ſchreit Ring, „mein Traber gut,
Laß ſehn, ob du biſt von Sleipners[80]) Blut!"

Es geht, wie Stürm' auf der See hingehn.
Der Alte nicht achtet der Königin Flehn.

Der Stahlſchuhkämp' auch ſtehet nicht ſtill,
Er fährt vorbei, ſo ſchnell er nur will.

Er reißt in das Eis viel Runen wert,
Schön Ingborg den eignen Namen befährt.

So eilen ſie hin auf der glatten Bahn,
Doch unten da lauert die falſche Ran.

Sie ſtößt ein Loch in ihr Silberdach;
In offner Wake[81]) der Schlitten lag.

Schön Ingborg nun auf der Wang' erblaßt,
Da kommt wie ein Wirbelwind der Gaſt.

Den Stahlſchuh bohrt er ins eiſige Feld,
Das Roß bei der Mähn' er ergreift und hält.

Ein einziger Zug, und ſieh, mit Macht
Sind Pferd und Schlitten aufs Eis gebracht.

„Den Zug," ruft Ring, „den preiſ' ich fortan;
Nicht Frithjof, der Starke, hätt's beſſer gethan."

Da kehrten ſie um und zum Hofſaal hin;
Der Fremdling er blieb bis zum Frühling drin.

19. Frithjofs Verſuchung.

Frühling kommt: der Vogel zwitſchert, Wald belaubt ſich, Sonne lacht,
Hin zum Meere tanzet ſingend der gelöſten Ströme Macht.
Aus der Knoſpe blickt die Roſe ſchön wie Frejas Wangenglut,
Und in Menſchenbruſt erwachen Hoffnung, Lebensluſt und Mut.

Jagen will der alte König, Königin ſoll mit zur Jagd,
Und der ganze Hof verſammelt rings ſich nun in bunter Pracht.
Bogen klingen, Köcher raſſeln, Huf der Hengſte kratzt den Staub,
Und mit Kappen vor den Augen ſchrein die Falken nach dem Raub.

Sieh, da kommt der Jagd Gebietrin! Armer Frithjof blicke fort!
Wie ein Stern auf Frühlingswolke glänzt auf weißem Roß ſie dort.
Halb als Freja, halb als Rota,[82]) beide doch ſind nicht ſo ſchön;
Auf dem leichten Purpurhute hoch die blauen Federn wehn.

Fertig iſt die Schar der Jäger. Heißa, über Berg und Thal!
Hörner ſchmettern, Falken ſteigen grad' hinauf zu Odins Saal.
Ängſtlich fliehn des Waldes Tiere, ſuchen ihrer Höhlen Dach,
Doch mit vorgeſtrecktem Spieße eilt Walküre ihnen nach.

Alter König kann nicht folgen, wie die Jagd im Fluge fährt,
Einzeln an der Seit' ihm reitet Frithjof ſtumm, in ſich gekehrt;
Trübes, wehmutvolles Sinnen füllt den Buſen ihm mit Qual,
Und wohin er nur ſich wendet, klagt mit ihm es überall.

„Warum ſchied ich von den Wellen, ach! zum eignen Schaden blind?
Sorg' iſt nicht auf Meereswogen, fliehet mit des Himmels Wind.
Grübelt Wiking, kommt Gefahr an, fordert ſchnell ihn auf zum Tanz,
Und die finſtern Grillen weichen, angeblitzt vom Waffenglanz.

Hier doch iſt es ein ganz andres; tiefe Sehnſucht ſchläget mir
Ihre Flügel um das Antlitz, wie ein Träumer geh' ich hier;
Kann nicht Balders Hain vergeſſen, nicht der Eid will mir entfliehn,
Den ſie ſchwur — Sie brach ihn nimmer, grimme Götter brachen ihn.

Denn der Menſchen Stämme haſſend ſchaun ſie grollend ihre Luſt;
Meine Roſenknoſpe legten hin ſie an des Winters Bruſt.
Nutzt dem Winter wohl die Roſe? Er verſteht nicht ihren Preis;
Doch ſein kalter Atem kleidet Knoſp' und Blatt und Stiel in Eis." —

Alſo klagt er. Es umgiebt ſie nun des ſtillen Thals Bezirk,
Düſter, eingezwängt von Bergen; drüben ſchatten Erl' und Birk.
Ab nun ſtieg der König, ſagte: „Hier iſt ſchön und kühl der Hain!
Müde bin ich, laß uns ruhen; laß mich hier dem Schlaf mich weihn!" —

„Hier nicht darfſt du ſchlafen, König, auf dem Boden hart und kalt;
Schwer iſt hier der Schlaf; ich führe dich zurück zur Wohnung bald."
„Unverhofft, wie andre Götter, kehrt ſich Schlaf den Müden zu,"
Sprach der Alte, „gönnt dem Wirte nicht der Gaſt ein wenig Ruh?"

Ab nun zieht den Mantel Frithjof, breitet auf den Boden ihn,
Und es ruht der alte König mit dem Haupt auf Frithjofs Knien,
Schlummert ſanft, wie auf dem Schilde ſchläft ein Held nach Kampf und Harm,
Wie ein Kind, das ſtill und ſicher ſchlummert auf dem Mutterarm.

Als er ſchlummert, horch! da ſinget ſchwarzer Vogel her vom Zweig:
„Eile, Frithjof, triff den Alten, ſchließ den Zwiſt mit einem Streich.
Nimm die Königin, dir gehört ſie, die den Brautkuß einſt dir gab;
Sieht dich doch kein menſchlich Auge und verſchwiegen iſt das Grab."

Frithjof lauſchet: Horch! da ſinget weißer Vogel her vom Zweig:
„Sieht dich auch kein menſchlich Auge, Odins Auge ſieht den Streich.
Schurke, willſt den Schlaf du morden? Waffe ja dem Greis gebricht;
Was du immer auch gewinneſt, Heldenruhm gewinnſt du nicht." —

So die beiden Vögel ſangen, doch ſein Schlachtſchwert Frithjof zog,
Warf's mit Abſcheu fort, und weithin in den finſtern Wald es flog.
Schwarzer Vogel fliegt gen Naſtrand, doch der andre leichtbeſchwingt
Säuſelnd wie ein Ton der Harfe hoch empor zur Sonne dringt.

Stracks iſt wach der alte König: „Viel war dieſer Schlaf mir wert;
Lieblich ſchlummert ſich's im Schatten, wenn uns ſchützt des Tapfern Schwert.
Doch wo iſt dein Schwert, o Fremdling! Wo des Blitzes Bruder? Sprich!
Wer hat euch getrennt, die beide niemals ſollten trennen ſich?" —

„Gleich mir gilt es," ſagte Frithjof, „Schwerter ſind genug im Nord;
Scharf, o König, iſt des Schwertes Zung' und ſpricht kein Friedenswort.
Finſtre Geiſter ſind im Stahle, Niflheims ſchwarze Geiſterſchaar;
Schlummer iſt für ſie nicht ſicher, und ſie lockt das Silberhaar." —

„Nicht geſchlafen hab' ich, Jüngling, nur erproben wollt' ich dich,
Nie verläßt auf Mann und Klinge ohne Prob' ein Kluger ſich.
Du biſt Frithjof. Ich erkannte dich, wie in den Saal du ſtiegſt,
Alter Ring, er wußte lange, was du, kluger Gaſt, verſchwiegſt.

Warum ſchlichſt du tief verkleidet, namenlos dich ein zu mir?
Weil die Braut du wollteſt ſtehlen aus dem Arm des Alten dir.
Ehre, Frithjof, ſetzt ſich nimmer namenlos als Gaſt zum Mahl,
Sonnenhell iſt ihres Schildes, offen ihres Blickes Strahl.

Viel genannt ward mir ein Frithjof, Göttern Feind, der Menſchen Schreck;
Tempel brannte der Verwegne, Schilde ſpaltete er keck.
Bald mit Heerſchild, glaubt' ich immer, kommt er zu dir in dein Land;
Und er kam in Bettlerlumpen und den Stock in ſeiner Hand.

Warum ſchlägſt den Blick du nieder? Mir auch war einſt Jünglingsglut;
Streit von Anfang iſt das Leben, Jugend iſt die Berſerkwut;
Schilde müſſen ein ſie klemmen, bis von Wildheit ſie genas;
Ich erprobte und verzieh dir; ich beklagte und vergaß.

Alt, du ſiehſt's, bin ich geworden, ſteige bald ins Grab hinein;
Nimm mein Reich dann hin, o Jüngling! Nimm die Gattin, ſie iſt dein.
Sei mein Sohn indes und bleibe hier im Saale wie bisher!
Schütz mich, waffenloſer Kämpe! Unſre Zwietracht iſt nicht mehr."

„Ich," antwortet Frithjof finſter, „kam nicht wie ein Dieb zu dir,
Wollt' ich dir die Gattin nehmen, ſprich, wer hätt's gewehret mir?
Meine Braut nur wollt' ich ſehen, einmal, ach, zum letzten Mal;
Weh mir! Halbgelöſchte Flamme ſchürt' ich auf zu neuer Qual.

Bei dir ſäumt' ich ſchon zu lange, König, fort muß ich nunmehr!
Unverſöhnter Götter Zürnen ruht auf meinem Haupte ſchwer.
Balder mit den lichten Locken, der mit Lieb' auf alles blickt,
Mich nur haßt er; ich Verſtoßner, ich nur bin mit Bann umſtrickt.

Ja, ich ſteckt' in Brand den Tempel, Wolf im Tempel heiß' ich drum;[83]
Kinder ſchrein bei meinem Namen und das Freudenmahl wird ſtumm;
Nicht des Vaterlandes freut ſich der verſtoßne Sohn mit Luſt,
Friedlos bin ich in der Heimat, friedlos in der eignen Bruſt.

Mir iſt auf der grünen Erde nun für keine Freude Raum;
Unterm Fuße brennt der Boden, keinen Schatten hat der Baum.
Ingeborg hab' ich verloren; alter Ring iſt ihr Gemahl;
Meine Lebensſonn iſt unter, Finſternis iſt überall.
Darum hin zu meinen Wogen! Eia, auf, mein Drache gut!
Bade dir die Bruſt, die ſchwarze, wieder in der ſalzen Flut!
Schwing' die Flügel in die Wolken, ziſchend reiß die Wellen auf!
Flieg, ſo weit die Sterne leiten, als dich trägt der Wogen Lauf!

Laß mich hören Sturmesbrauſen, Donnerſchall ſei meine Luſt!
Wann Getöſe mich umlärmet, dann iſt Still' in Frithjofs Bruſt.
Schildeklang, Pfeilregen, Alter! Heerſchlacht giebt's hoch auf der See!
Und ich ſtürze froh und ſchreite zu verſöhnter Götter Höh."

20. König Rings Tod.

Skinfax' entrücket,
Goldmähnumfloſſen,
Lenzſonne ſchöner dem Meer denn zuvor.
Morgenſtrahl ſchmücket,
Holder ergoſſen,
Spielend den Thronſaal; da pocht's an das Thor.

Kummerumzogen
Frithjof ſich nahet.
Bleich ſitzt der König; bei Ingeborg hebt
Bruſt ſich wie Wogen.
Fremdling er fahet
Abſchiedslied an mit der Stimme, die bebt:

„Flügelroß badet
Sich in der Welle,
Seeroß, es ſehnet hinweg ſich vom Strand.
Woge, ſie ladet;
Fort muß ich ſchnelle,
Fort von dem Freund und dem teuerſten Land!

Ingeborg, meinen
Ring nimm aufs neue;
Heil'ge Erinnrung bewahrt er in ſich.
Gieb ihn an keinen!
Gern ich verzeihe.
Nimmer auf Erden mehr ſieheſt du mich.

Nicht werd' ich blicken,
Wie er auch ſchwelle,
Rauch mehr im Norden. Nur Sklaven ſind wir.
Nornen beſchicken,
Wüſte der Welle,
Heimat und Grab ja gewähret ſie mir.

Geh nicht zum Strande,
Ring, mit der Frauen,
Geh nicht vor allem beim Sternenſchein!
Treiben zum Sande
Könnteſt du ſchauen
Frithjofs, des flüchtigen Wikings, Gebein." —

König nun ſinget:
„Was kann es frommen,
Klagt wie ein wimmerndes Mägdlein der Mann?
Todesſang klinget,
Hab' ihn vernommen;
Fällt, was da lebt, denn dem Tode nicht an?

Nornengewebe
Schlingt uns in Bande;
Klage nicht wendet's, nicht wendet es Trutz.
Frithjof, dir gebe
Weib ich und Lande,
Nimm für den wachſenden Sohn ſie in Schutz.

Freundereich ſprach ich,
Sitzend im Saale,
Goldener Friede, dich hielt ich umfaßt.
Tapfer doch brach ich
Schilde im Thale,
Schild' auf dem Meer, und nie bin ich erblaßt.

Will mich nun röten,
Geirsodd mir ſchneiden;[84]
Strohtot iſt Herrſchern des Nordens nicht Ehr.

Müh iſt vonnöten
Wenig zum Scheiden;
Mehr als zu leben iſt Sterben nicht ſchwer."

Nun ſchnitt er ehrlich
Runen für Odin,
Todsrunen tief auf die Bruſt und den Arm;
Sah nun, wie herrlich
Haarigem Boden
Blut zwiſchen Silber entſtrömte ſo warm.

„Kommt mit dem Horne!
Skol deinem Preiſe,
Skol deiner Ehre, du herrlicher Nord!
Reifendem Korne,
Denkender Weiſe
War ich geneigt und dem friedlichen Wort.

Unter den wilden
Blut'gen Genoſſen
Sucht' ich den Frieden — er weilete nie.
Jetzt ſeh' den milden
Stammhügelſproſſen
Harren ich mein bei der Himmliſchen Knie.

Heil ſei euch Göttern,
Walhallaſöhnen!
Erde verſchwindet — zum Aſenpalaſt
Ladet das Schmettern.85)
Wonnen umkrönen
Schön wie ein Goldhelm den kommenden Gaſt."

Sprach es und drückte
Ingborg die Hände,
So auch dem weinenden Freund und dem Sohn.
Auge nun zuckte,
Geiſt nun behende
Flog mit dem Seufzer zu Allvaters Thron.

21. Rings Drapa.86)

Sitzt in dem Hügel
Herrlicher König,
Schwert an der Seite,
Schild auf dem Arm.
Traber der treue 87)
Tief unten wiehert,
Scharrt mit dem Goldhuf
Grabesgemäu'r.

Reitet nun reicher
Ring über Bifroſt,
Bogig die Brücke
Beuget ſich ihm.
Auf ſpringen Walhalls
Wölbige Pforten,
Aſen ergreifen
Ihn bei der Hand.

Thor iſt vom Hauſe,
Heerfahrt zu üben.
Walvaters Wink den
Weinbecher heiſcht.
Frej ſchmückt des Königs
Krone mit Ähren,
Frigg windet blaue
Blumen hinein.

Brage, der Greiſe,
Greift in die Harfe,
Sanfter nun ſäuſelt
Sang denn zuvor.
Wanadis 88) lauſchend
Lehnt an die Tafel;
Brennend ihr weißer
Buſen ſich hebt.

„Hoch ſingt der Schwerter
Schwung in den Helmen;
Wogende Wellen
Wallen mit Blut.
Kraft, von den Göttern
Gütig verliehen,
Barſch wie der Berſerk
Beißt ſie den Schild.

Drum war der hohe
Herrſcher uns teuer,
Schützte des Friedens
Flur doch ſein Schild.
Ruhiger Stärke
Strahlendes Abbild,
Hob er wie Rauch von
Opfer ſich ſchön.

Worte der Weisheit
Walvater redet,
Sitzend bei Saga,
Söqwabäcks Maid.
Klar war das Wort des
Königs wie Mimers
Wellen, und war auch
Wie ſie ſo tief.

Friedlich vergleichet
Forſete Zwiſte,
Waltend an Urdas
Wallender Flut.
So ſaß auch richtend
Ring auf dem Steine;
Bruderhand bot die
Blutrache dar.

Karg gab der König
Keinem, er ſtreute
Tagsglanz der Zwerge,
Drachenbett aus.89)
Gerne die Gab' aus
Gütiger Hand ging,
Leicht von den Lippen
Lindernder Troſt.

Willkommen, weiſer
Walhalla-Erbe!
Lang noch im Norden
Lebet dein Ruhm.
Brage begrüßt dich,
Bringt dir den Horntrank,
Friedbot der Nornen,
Nahend vom Nord!"

22. Die Königswahl.

Zum Ting! Zum Ting! Der Budſtock 90) geht
Um Berg und Thal.
König Ring iſt tot; bevor nun ſteht
Die Königswahl.

Das Schwert der Mann nimmt von der Wand,
Der Stahl iſt blau.
Es wird die Schneide mit der Hand
Erprobt genau.

Der Knaben Schar mit Freude mißt
Den Glanz der Wehr.
Zwei heben ſie, für einen iſt
Die Laſt zu ſchwer.

Den Helm die Tochter ſcheuert rein,
Daß blank ſein Blick; —
Und rot wird ſie — es giebt der Schein
Ihr Bild zurück.

Zuletzt den Wehrſchild nimmt er dann,
Eine Sonn' in Blut.91)
Heil dir, du freier Eiſenmann,
Du Bonde gut!

Sitz in der freien Bruſt dir hat
Des Landes Ehr'.
Im Frieden biſt du Landes Rat,
Im Kriege Wehr.

Sie ſammeln ſich mit Schildgekrach
Auf offnem Feld,
Mit Waffenſchall; des Himmels Dach
Iſt ihr Gezelt.

Hoch ragte Frithjof auf dem Stein;
Und bei ihm war
Der Königsſohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da geht ein Murmeln durch den Kreis:
„Zu klein iſt er
Als Richter, und zu führen weiß
Er nicht das Heer." —

Doch auf dem Schilde Frithjof hebt
Das Kind empor:
„Hier ſteht der König! in ihm lebt
Des Landes Flor.

Seht hier des alten Odin Bild,
So ſchön und hehr,
Er fühlt ſo leicht ſich auf dem Schild
Wie Fiſch im Meer.

Ich ſchütze ſeines Reiches Glanz
Mit Schwert und Stahl;
Und ſchmücke mit des Vaters Kranz
Den Sohn einmal.

Forſete, Balders hoher Sohn,
Hört meinen Schwur.
Und ſprech' ich je dem Schwure Hohn,
Töt' er mich nur!" —

Vom Schildesthron blickt in die Luft
Das Kind ſo klar,
Wie ſchaut zur Sonn' aus tiefer Kluft
Der junge Aar.

Doch endlich wird dem jungen Blut
Die Zeit zu lang,
Mit einem Königsſprung voll Mut
Zur Erd' er ſprang.

Laut ſchallt es nun hoch auf dem Ting:
„Dich kieſen wir,
Wir alle, werde ſo wie Ring,
Schildknabe hier! —

Und Frithjof herrſch' im Königsſaal,
Bis ſtark dein Sinn.
Jarl Frithjof, du nimm zum Gemahl
Die Mutter hin!" —

„Heut iſt," ruft finſter Frithjof laut,
„Ja Königswahl,
Doch Hochzeit nicht; und meine Braut
Iſt eigne Wahl."

Fort muß ich nun zu Balders Hain;
Es warten ja
Zum ernſten Wort die Nornen mein
Schon lange da.

Ein Wort muß mit den Schildjungfrau'n
Ich reden dort,
Die unterm Baum der Zeiten bau'n,
Und drüber fort.

„Noch zürnt der Gott mit Lockenſchein
Und bleichem Blick.
Er nahm die Braut, und er allein
Giebt ſie zurück."

Des Königs Stirne küßt er dann,
Begrüßend ihn;
Und übers Heidekraut ſie ſahn
Ihn ſtille ziehn.

23. Frithjof auf ſeines Vaters Hügel.

„Die Sonne lacht! Aus ihrem Strahlenblitze
Von Zweig zu Zweige hüpft ein milder Schein.
Allvaters Blick, er glänzt vom Himmelsſitze
Im Tropfen Tau's, im Weltmeer klar und rein.
Mit Purpur färbt ſie jedes Berges Spitze.
O, das iſt Blut auf Balders Opferſtein!
Von Nacht iſt bald das ganze Land umzogen,
Bald ſenkt der goldne Schild ſich in die Wogen.

Zuvor doch will ich ſehn die teuren Stellen,
Die fröhlich ich als Kind ſo oft durchflog.
Dieſelben Blumen duften um die Quellen,
Derſelbe Vogel ſchlägt im Walde noch!
Noch tummeln um die Klippe ſich die Wellen —
O glücklich, wer auf ihnen nimmer zog!
Von Thatenruhm die falſchen ſtets dir ſagen,
Indes ſie fern dich von der Heimat tragen.

Ich kenne dich, du Fluß; auf klaren Wogen
Trugſt du ſo oft den kühnen Schwimmer ja.
Ich kenne dich, du Thal, in deſſen Bogen
Wir Treu' uns ſchwuren, wie die Welt nicht ſah.
Ihr Birken ihr, die einſt ich hab' umzogen
Mit Runen rings, ihr ſtehet ja noch da,
Mit weißem Stamm, mit runder Kron' im Haine;
Wie ſonſt iſt alles, anders ich alleine.

Wie ſonſt iſt alles? Wo ſind Framnäs Saale
Und Balders Tempel am geweihten Strand?
Wie waren doch ſo ſchön der Kindheit Thale!
Wild gingen drüber hin das Schwert, der Brand.
Von Menſchenrach' und zorn'ger Götter Strahle
Spricht nun zum Wandrer das verbrannte Land.
Du frommer Wandrer, hier nicht laß dich ſchauen!
In Balders Hain jetzt wilde Tiere bauen.

Ja, ein Verſucher ſchreitet durch das Leben,
Der grimme Nidhögg aus des Dunkels Wuſt;
Er haßt das Aſenlicht, das fromme Streben
Des Heldenſchwertes und der Heldenbruſt.
Er ſchafft, daß wir dem Frevel uns ergeben,
Die finſtern Mächte freut des Zornes Luſt;
Und wenn's ihm glückt, wenn Tempelbrände flammen,
Dann ſchlägt die ſchwarzen Hände er zuſammen.

Wohnt denn Verſöhnung nicht in Odins Hallen?
Du frommer Balder, ſühnt nichts deine Wut?
Dem Mann wird Buße, dem die Freunde fallen,
Die hohen Götter ſühnet man mit Blut.
Man ſagt, du ſeiſt der mildeſte von allen;
Sprich nur, ich opfre gern dir jedes Gut.
Dein Tempel brannte; Frithjof wollt' es nimmer;
O nimm den Fleck ihm von des Schildes Schimmer!

Nimm ab die Bürde mir, die allzuſchwere,
Und banne fern der finſtern Geiſter Schar!
Es ſühne Reu und eines Lebens Ehre.
Den Frevel, den der Augenblick gebar.
Ich bebe nicht, ob Thor mir nahe wäre,
Kühn ſtell' ich ſelbſt der bleichen Hel mich dar.
Dich, frommer Gott, der gleich dem Mond du blickeſt,
Dich fürcht' ich und die Rache, die du ſchickeſt.

Hier ruht mein Vater. Feſſelt Schlaf den Helden?
Dorthin, wo alles bleibt, ritt längſt er ſchon.
Nun wohnt er, ſagt man, in den Sternenzelten,
Trinkt Met und freut ſich an der Schilde Ton.
Du Aſengaſt, ſchau her aus Himmelswelten,
Dich ruft dein Sohn, dich Thorſten Wikingsſon!
Nicht Runen bring' ich mit, noch Zaubergalder,[92]
Nein, ſage nur: Wie ſühn ich Aſa-Balder?

Giebt Rede nicht das Grab? Um eine Klinge
Sang einſt aus ſeinem Hügel Angantyr.[93]
Das Schwert war gut, doch Tirfing iſt geringe,
Ich bitte mehr — kein Schwert erbitt' ich mir.
Ein Schwert verſchafft der Holmgang mir; doch bringe
Verſöhnung von den Aſen du mit dir.
In meiner Ahnungsdämmrung laß es tagen;
Ein edler Sinn kann Balders Zorn nicht tragen.

Du ſchweigeſt, Vater! Horch, die Wogen klingen;
Sanft iſt ihr Schall, o leg' dein Wort hinein!
Der Sturmwind fliegt; häng' dich an ſeine Schwingen
Und flüſtre mir beim Rauſchen durch den Hain!
Der Weſten hänget voll von goldnen Ringen;
Laß einen deines Sinnes Herold ſein! —
Kein Wort, kein Zeichen für des Sohnes Kummer?
Wie arm, o Vater, iſt der Toten Schlummer! —

Die Sonn' erloſch, und Abendlüfte ſangen
Ihr Wiegenlied den Menſchen ſanft und mild.
Die Abendröte fuhr mit Roſenwangen
Auf Purpurrädern um des Himmels Schild.
Zu blauen Höh'n, in blaue Thäler drangen
Die roten Kreiſe, ein Walhallabild.
Und plötzlich ſäuſelnd über Weſtens Fluten
Naht ein Geſicht, gewebt aus Gold und Gluten.

Hägring, ſo nennen wir dies Himmelszeichen,[94]
Doch ſchöner heißt es in Walhallas Saal;
Sanft ſchwebt es nieder über Balders Eichen,
Ein Goldkranz überm grünen Hain und Thal.
Ein Schimmer rings, wohin die Blicke reichen,
Ein Wunderglanz mit nie geſeh'nem Strahl.
Zur Erde ſinkt zuletzt das Bild, das helle,
Nun ſelbſt ein Tempel, an des Tempels Stelle.

Ein Abbild Breidabliks; zum Himmel ragen
Die hohen Mauern blank von Silberſchein,
Die Pfeiler ſind aus dunklem Stahl geſchlagen,
Den Altar macht ein einz'ger Edelſtein.
Der Dom hing, wie von Geiſterhand getragen,
Ein Winterhimmel ſternenklar und rein.
Walhallas Götter ſitzen drin auf Thronen,
Mit himmelblauem Schmuck und goldnen Kronen.

Im Thor des Tempels ſtehen die Geſtalten
Der hohen Nornen mit dem Runenſchild;
Drei Roſen, die in einer Urn' enthalten,
Mit ernſtem Blick, doch wunderſchön und mild;
Still zeiget Urda auf den Schutt des alten,
Und Skulda auf des neuen Tempels Bild.
Und kaum daß Frithjof wieder ſich gefunden
Und freudig ſtaunt, iſt das Geſicht verſchwunden.

„O ich verſteh' Euch, Schild- und Zeitjungfrauen!
Ein Zeichen, Vater, wars, von dir geſandt;
Den Tempel Balders ſoll ich wieder bauen,
Schön ſteh' er auf dem Fels, wo ſonſt er ſtand.
O herrlich, daß der Jüngling darf vertrauen,
Die That des Friedens ſühne Trotz und Brand.
Der Tiefverworfene kann wieder hoffen,
Des weißen Gottes Arme ſtehn ihm offen.

Heil euch, ihr Sterne, die ihr kommt gezogen!
Froh ſchau' ich wieder euren ſtillen Gang.
Heil dir, o Nordlicht nun am Himmelsbogen!
Ein Tempelbrand ja wareſt du mir lang.
Ergrüne, Stammeshügel! Aus den Wogen
Steig auf wie ſonſt, du wunderbarer Sang!
Hier will ich träumen, ſchlummernd auf dem Schilde,
Von Menſchenſühn' und von der Götter Milde."

25. Die Verſöhnung.

Vollendet nun war Balders Tempel. Ringsherum
Stand nicht, wie ſonſt, ein Pfählezaun; von Eiſen war
Mit goldnem Knopf auf jeder Stange nun die Wehr
Um Balders Hain. Gleich einer Kämpenſchar in Stahl
Bewehrt mit goldnen Helmen und Hellbarden, ſtand
Es da zur Wach' um Balders neues Heiligtum.
Von lauter Rieſenſteinen war der Dom erbaut,
Die kühne Kunſt zuſammen band, ein Rieſenwerk
Für Ewigkeit, dem Tempel zu Upſala gleich,
Wo ſein Walhall der Norden ſah im ird'ſchen Bild.[95]
Stolz ſtand er da auf jähem Fels und ſpiegelte
Im Glanz der Meereswogen ab die hohe Stirn.
Doch ringsumher, gleich einem prächt'gen Blumengurt,
Lag Balders Thal mit ſeiner Haine ſanftem Wehn,
Mit ſeiner Vögel ſüßem Lied, ein Friedensſitz.
Hoch war das Thor von Kupfer, und im Innern trug
Ein Säulenpaar auf ſtarken Schultern ſtolz das Rund
Des hehren Domgewölbes; über dem Tempel hing
So ſchön es da, gleich einem Rieſenſchild von Gold.
Im Innern ſtand der Altar, der gehauen war
Aus einem einz'gen Marmorblock aus Nordens Land.
Rings ſchlang ſich um mit Runenſchrift ein Schlangenreif.
Voll tiefer Wort' aus Wala und aus Hawamal.
Doch in der Mauer oberhalb fand ſich ein Raum,
Wo goldne Stern' erglänzten auf dem dunkeln Blau.
Da ſaß des Gottes Silberbild, ſo fromm, ſo hold,
Wie hoch am Blau des Himmels ſitzt der Silbermond. —
Alſo der Tempel. Paar bei Paar nun traten ein
Der Jungfraun zwölf, gekleidet reich in Silberſtoff,
Mit Roſen auf den Wangen und mit Roſen auch
Im unſchuldvollen Herzen. Vor des Gottes Bild
Umtanzten ſie den neugeweiheten Altar,
Wie Frühlingswinde tanzen auf dem klaren Quell,
Wie Waldeselfen tanzen in des Graſes Grün,
Wann Morgentau noch glänzend auf den Halmen liegt.
Und unterm Tanzen ſangen ſie ein heilig Lied
Von Balder, von dem Frommen; wie geliebt er war
Von jedem Weſen; wie er fiel von Höders Pfeil,
Und Erd' und Meer und Himmel weinten. Nicht als käm'
Hervor er aus der Menſchenbruſt, war der Geſang,
Nein, wie ein Ton aus Breidablik, des Gottes Saal;
So wie der Maid Gedanke an den fernen Freund,
Wann tiefen Schlag die Wachtel ſchlägt in ſtiller Nacht,
Und mild auf Nordens Eichen glänzt der Mond herab. —
Bezaubert da ſtand Frithjof auf das Schwert geſtützt,
Und ſah den Tanz; es drängte ſich vorbei dem Sinn
Der Kindheitsträume luſtig und unſchuldig Volk,
Mit himmelblauen Augen, und das Haupt umwallt
Reich von der goldnen Locken Flut; die winkten nun
Den Freundesgruß dem frühern Jugendfreunde zu.
Und niederſank als blut'ger Schatten tief in Nacht
Mit ſeiner Abenteuer Zahl und allem Streit
Das Wikingsleben, und ihm war, als ſtänd' er ſelbſt,
Ein blumbekränzter Bautaſtein, auf ihrem Grab.
Es wuchs das Lied, die Seele hob ſich immer mehr
Empor vom niedern Erdenthal gen Walaſkjalf,[96]
Und Menſchenrache, Menſchenhaß ſchmolz ſanft dahin,
Wie Eiſespanzer ſchmelzen von des Felſen Bruſt,
Wann Frühlingsſonne ſcheinet, und es drang ein Meer
Von Fried' und von Entzücken in ſein Heldenherz.
Als wenn an ſeinem Herzen er den Puls des Alls
Vernähm', als wenn er tief bewegt im Bruderarm
Heimskringla wollt' umfaſſen, ſo war ihm; als ob
Mit allem Fried' er ſchlöſſe vor des Gottes Blick. —
Und ſiehe, Balders Oberprieſter trat herein,
Nicht jung und ſchön wie Balder, doch von hohem Wuchs;
Im edeln Angeſichte war des Himmels Huld,
Und nieder auf den Gürtel floß der Silberbart.

Ein neu Gefühl der Ehrfurcht faßte Frithjofs Bruſt;
Die Adlerſchwingen ſanken auf dem Helme tief
Hin vor dem Greiſe. Dieſer ſprach das Friedenswort:
„Willkommen hier, Sohn Frithjof! Sieh, ich harrte dein;
Denn jede Kraft ſchweift gerne rings auf Erd' und Meer,
Dem Berſerk gleich, der grimmig beißt des Schildes Rand;
Doch müde kehrt ſie endlich zur Vernunft zurück.
Der ſtarke Thor zog oftmals hin gen Jotunheim;
Doch trotz der Stahlhandſchuhe, trotz des Göttergurts,
Sitzt Utgard-Loke immer noch auf ſeinem Thron.
Das Böſe weicht, ſelbſt eine Kraft, niemals der Kraft.
Doch fehlt die Kraft, iſt Frömmigkeit nur Kinderſpiel.
Sie iſt, gleich wie der Sonne Strahl auf Ägirs Bruſt,
Ein ſchwankend Bild, das mit der Woge ſteigt und fällt,
Unzuverläſſig, ohne Halt; denn Grund gebricht.
Jedoch verzehrt ſich ohne Frömmigkeit die Kraft,
Gleich wie das Schwert im Hügel, ſie des Lebens Rauſch.
Doch des Vergeſſens Reiher ſchwebet überm Horn,
Und nach verſchlafnem Rauſche ſchämt man ſich der That.
Jedwede Stärk' iſt ird'ſcher Art, von Ymers Leib;
Die wilden Waſſer machen drin die Adern aus,
Geſchmiedet ſind die Sehnen ihr aus feſtem Erz.
Doch öde bleibt ſo lange ſie und unfruchtbar,
Bis auf ſie ſcheint die Sonne, Himmelsfrömmigkeit.
Dann grünt das Gras, der Purpurteppich hebt ſich dann,
Es glänzt des Baumes Krone und der Früchte Gold,
Und Tier' und Menſchen ſaugen an der Mutterbruſt.
So iſt es auch mit Askers Sproß. Allvater hat
Gewichte zwei in jede Lebensſchal' gelegt,
Gleich wiegend miteinander, wann die Wage ſteht,
Und Erdenkraft und Himmelsfrommheit heißen ſie.
Stark wohl iſt Thor, o Jüngling, wann er ſtraff umſchnallt
Den Megingjard der felſenfeſten Hüft' und ſchlägt.
Und weiſe wohl iſt Odin, wann hinab er ſchaut
In Urdas Silberwogen; wann des Vogels Flug
Dem Aſen-Vater Kunde bringt vom Weltenrund.
Jedoch ſie beid' erblaßten, und zur Hälft' erloſch
Der Kronen Glanz, da Balder, da der Fromme fiel;
Denn Balder war in Walhalls Götterkranz das Band.
Nun wurde gelb am Zeitenbaum der Krone Pracht,
Die Wurzel fühlte Nidhöggs Biß; es kamen los
Der alten Nacht Gewalten, Midgardsdrache ſchlug
Den Schwanz, den eitervollen, Fenrir heulte laut,
Und Surtus Schwert erblitzte hell von Muſpelheim.
Wohin ſeitdem dein Auge blicket, geht der Streit
Mit Heeresſchild die Schöpfung durch; in Walhall kräht
Goldkamm'ger Hahn; zum Streite kräht blutroter Hahn
Auf Erden und in Helas Reich. Zuvor war Fried'
Nicht in der Götter Sälen nur, auf Erden auch,
Fried' in der Menſchen, in der hohen Götter Bruſt.
Denn was geſchieht hier unten, das geſchah bereits
In größerm Maß dort oben. Iſt die Menſchheit doch
Ein kleines Bild von Walhall nur; des Himmels Licht
Es ſpiegelt ſich in Sagas Schild voll Runenſchrift.
Ein jedes Herz hat ſeinen Balder. Denk der Zeit,
Da Friede dir im Buſen war; es war ſo froh,
So himmliſch ſtill dein Leben, wie des Vogels Traum,
Wann hin und her der Sommernacht Geſäuſel wiegt
Der Blumen Haupt, der müden, und ihr grünes Bett.
Da lebte noch in reiner Seele Balder dir,
Du Aſenſohn, du wanderndes Walhallabild.
Fürs Kind iſt er geſtorben nicht, und Hela giebt,
Sobald ein Menſch geboren wird, den Raub zurück.
Doch gleich mit Balder wächſet in der Menſchenbruſt
Sein blinder Bruder Höder auf, das Kind der Nacht;
Blind kommt ein jedes Böſe, wie die Bärenbrut,
Nacht iſt ſein Mantel, Gutes glänzt im Lichtgewand.
Geſchäftig auf tritt Loke, der Verſucher, ſtets
Und lenkt des Blinden Mörderhand; es fährt der Spieß
In Balders, des Walhallalieblings, junge Bruſt.
Auf wacht der Haß, zum Rauben auf ſpringt die Gewalt.
Des Schwertes Wolf durchſtreichet hungrig Berg und Thal,
Und wilde Drachen ſchwimmen auf dem blut'gen Meer.
Denn wie ein ſchwacher Schatten ſitzt die Frömmigkeit,
Die Tote unter Toten, bei der bleichen Hel,
Und es liegt in ſeiner Aſche Balders Götterhaus. —
So iſt der hohen Aſen Leben Vorbild dir
Vom niederen der Menſchheit; beide ſind allein
Allvaters ſtilles Sinnen, das unwandelbar.
Was war, was ſein wird, ſinget Walas tiefes Lied;
Dies Lied iſt Wiegenlied der Zeit, ihr Drapa auch.
Heimskringlas Thaten gehen nach demſelben Ton,
Es hört darin die eigne Saga nur der Mann.
Verſtehet ihr's noch oder nicht? fragt Wala dich. —
Du willſt verſöhnt ſein. Weißt du, was Verſöhnung iſt?
Sieh mir ins Auge, Jüngling, und erblaſſe nicht.
Auf Erden rings ſühnt einer, und ſein Nam' iſt Tod.
Nur Bodenſatz der Ewigkeit iſt alle Zeit,
All irdiſch Leben Abfall von Allvaters Thron.
Das heißt verſöhnt, wenn reiner dorthin heim du kehrſt.
Die hohen Aſen fielen ſelber. Ragnarök,
Er iſt der Aſen Sühnungstag, ein blut'ger Tag
Auf Wigrids Hundert-Meilen-Au; dort fallen ſie,
Jedoch nicht ungerochen; denn das Böſe ſtirbt
Für ewig, doch das Gute ſteiget auf vom Fall,
Geläutert, aus der Weltenglut zum höhern Sein.
Verwelkt und bleich fällt nieder zwar vom Himmelszelt
Der Sterne Kranz, zwar ſinket einſt die Erd' ins Meer;
Doch ſchöner wird ſie neu geboren, hebt empor
Das Haupt, das blumgekrönte, froh aus klarer Flut,
Und junge Sterne wandern dann mit Götterglanz
Hoch über der Erneuten hin den ſtillen Gang.
Doch auf den Höhn, den grünen, lenket Balder dann
Die neuen Aſen und der Menſchen rein Geſchlecht.
Die goldnen Runentafeln, die verloren einſt
Am Zeitenmorgen gingen, ſchaut auf Idawall
Verſöhnter Walhallkinder Schar im Graſe dann. —
Tod iſt gefallnem Guten Feuerprobe nur,
Iſt Sühnung ihm, zum beſſern Leben die Geburt,
Das nun geläutert wieder fliegt zur Heimat hin,
Und ſchuldlos ſpielt, wie Kinder auf des Vaters Knie.
Ach! hinterm Grabeshügel, Gimles grünem Thor,
Liegt einzig das Vollkommene; denn niedrig iſt,
Befleckt iſt alles unterm Sternenfirmament. —
Doch hat auch dieſes Leben ſeine Sühne ſchon,
Ein ſtilles Vorſpiel jener größern, höhern dort;
Dem Lauf des Skalden gleichend auf der Harfe, wann
Mit kunſterfahrnem Finger er anſchlägt das Lied,
Und ſtimmt die Töne leiſe prüfend, bis die Hand
Gewaltig greift und ſicher in der Saiten Gold,
Der Vorzeit große Wunder lockt aus ihrem Grab,
Und Walhalls Glanz umſtrahlet der Entzückten Blick.
Die Erd' iſt nur des Himmels Schatten; Vorhof iſt
Das Leben ja zum Balderstempel hoch im Licht.
Den Aſen fallen Opfer, und es wird das Roß
Mit Purpurzaum und goldnem Sattel hingeführt.
Dies iſt ein Zeichen, tiefes Sinns jedoch; denn Blut
Iſt eines jeden Sühnungstages Morgenrot.
Doch Zeichen iſt nicht Sache, dies verſöhnet nicht;
Ab nimmt, was du verbrochen, dir kein andrer je.
Der Toten Sühn' iſt auf Allvaters Götterſchoß,
Der Lebenden Verſöhnung iſt in eigner Bruſt.
Ein Opfer, weiß ich, teurer iſt den Göttern dies
Als Rauch von Opferſchalen: bringſt zum Opfer du
Des eignen Herzens wilden Haß, der Rache Luſt.
Kannſt ſtumpfen du nicht deren Schärfe, kannſt du nicht
Vergeben, Jüngling, bleibe fern von Balders Haus.
Nichts frommet dann der Tempel dir, den du erbaut.
Mit Steinen ſühnt man Balder nicht; Verſöhnung wohnt
Hienieden nur, wie droben, wo der Friede wohnt.
Verſöhne dich mit deinem Feind und mit dir ſelbſt,
Dann biſt du mit dem lichtgelockten Gott verſöhnt. —
Ein Balder war im Süden auch, der Jungfrau Sohn.
Daß klar der Runen Rätſel auf dem ſchwarzen Schild
Der Nornen würde, ſandte den Allvater her.
Fried' war ſein Heerſchrei, Liebe war ſein blankes Schwert,
Als Taube ſaß die Unſchuld auf dem Silberhelm.
Fromm lebte der und lehrte fromm, ſtarb und vergab,
Und unter fernen Palmen ſteht ſein Grab im Licht.
Sein Wort, erzählt man, wandert hin von Thal zu Thal,
Erweichet harte Herzen, legt in Hand die Hand,
Und bauet auf verſöhnter Erd' ein Friedensreich.
Nicht kenn' ich recht die Lehre, doch geahnet ſchon
Hab' ich in meinen beſſern Stunden dunkel ſie.
Sie ahnt, ſo wie das meine, jedes Menſchen Herz.
Einſt wird ſie kommen, weiß ich, und dann ſchwebt ſie leicht
Mit weißen Taubenflügeln über Nordens Höhn.
Kein Nord jedoch iſt ferner da für uns alsdann,
Und Eichen ſäuſeln über der Vergeßnen Grab.
Ihr glücklichern Geſchlechter, ihr, die ihr dann trinkt
Den Strahlenkelch des neuen Lichts, o ſeid gegrüßt!
Heil euch, wenn dies die Wolke ſcheuchet, die bisher
Mit feuchter Decke des Lebens Sonn' umnebelt hat.
Jedoch nicht uns verachtet, die wir treu geſucht
Mit unverwandten Augen ihren Götterglanz.
Allvater iſt Einer, viele ſind der Boten ihm. —
Du haſſeſt Beles Söhne. Warum haſſeſt du?

Weil ſie dem Sohn des Odalbonden [97] weigerten
Die Schweſter, die entſprungen iſt aus Semings Blut,
Des großen Odinſohnes; ihrer Ahnen Zahl
Steigt bis zu Walhalls Thronen auf; des ſind ſie ſtolz.
„Geburt iſt Glück, und kein Verdienſt," erwiderſt du.
„Auf ſein Verdienſt, o Jüngling, wird der Menſch nicht ſtolz,
Glück macht nur ſtolz die Menſchen; denn das Beſte iſt
Doch guter Götter Gabe. Biſt du ſelbſt nicht ſtolz
Auf deine Heldenthaten, deine höh're Kraft?
Gabſt du dir ſelbſt die Kräfte? Schlang nicht Aſa-Thor
Dir feſt des Armes Sehnen, wie den Eichenaſt?
Iſt's nicht des Gottes höh'rer Mut, der freudig klopft
Dir in der Schildburg der gewölbten Bruſt? Iſt nicht
Thors Blitz es, der dir funkelt in des Auges Glut?
Die hohen Nornen ſangen bei der Wiege ſchon
Das Heldenlied des Lebens dir, und dein Verdienſt
Iſt mehr nicht als des Königsſohns ob ſeinem Stamm.
Schon' andrer Stolz, wenn Schonung du für deinen willſt.
Tot iſt nun König Helge." — Hier fiel Frithjof ein:
„Tot König Helge? Wie und wo?" — „Du weißt es ſelbſt,
So lange du hier baueteſt, war er in Krieg
Begriffen mit den Finnen. Dort auf ödem Fels
Stand noch ein alter Tempel, Jumala [98] geweiht.
Verſchloſſen und verlaſſen war er lange ſchon;
Es hing jedoch noch überm Thor ein wunderlich
Uraltes Bild des Gottes, ſtets dem Falle nah.
Doch ihm zu nahen wagte keiner; denn es ging
Von Stamm zu Stamm die Sage, daß der, ſo zuerſt
Zum Tempel käme, ſchauen würde Jumala.
Dies hörte Helg', und bittrer Ingrimm kam ihn an;
Voll Haß die öden Steige zieht er hin zum Gott,
Und will den Tempel ſtürzen. Als er oben kommt,
Iſt zu das Thor, es roſtet feſt der Schlüſſel drin.
Da griff er an die Thorespfoſten, ſchüttelte
Die morſchen Pfeiler; ſchreckliches Gekrach erſcholl;
Es fiel das Bild, in ſeinem Fall zerſchmettert' es
Den Walhallſohn, der Jumala nun ſchauete.
Ein Bote brachte dieſe Kund' uns heute Nacht.
Jetzt ſitzt allein nur Halfdan auf dem Königsſtuhl.
Beut ihm die Hand, den Göttern opfre deinen Haß.
Dies Opfer heiſchen Balder und ſein Prieſter, ich,
Zum Zeichen, daß den Friedensgott du nicht verhöhnſt.
Verweigerſt du's, iſt nichtig nur des Tempels Bau,
Sind nichtig meine Worte." — —
Da ſchritt Hafldan ein,
Die Kupferſchwell' hinüber, und mit ſcheuem Blick
Trat fern von dem Gefürchteten er hin und ſchwieg.
Da löſt den Panzerhaſſer [99] Frithjof von der Seit'
Und ſtellt des Schildes goldnes Rund hin zum Altar,
Und bloß von aller Wehre trat zum Feind er vor:
„In dieſem Streit," mit Freundesſtimme ſprach er ſo,
„Iſt, wer die Hand zum Frieden beut, der Edlere."
Und rot ward König Halfdan, zog den Handſchuh ab,
Einſchlug in lang getrennte Hand des andern Hand,
Ein kräft'ger Handſchlag, treu und feſt wie Felſengrund.
Nunmehr auch nahm des Bannes Fluch der Greis hinweg,
Der lag auf Warg i Weum, [100] dem verfehmten Mann.
Und als er ſprach, trat plötzlich Ingeborg herein,
In Brautgeſchmeid' und Hermelin; es folgten ihr
Der Jungfraun viele, wie dem Mond der Sterne Schar.
Mit Thränen in den ſchönen Augen ſank ſie hin
Ans Herz des Bruders; dieſer legte nun gerührt
Die Teure hin an Frithjofs treue Heldenbruſt.
Und über Balders Altar reichte ſie die Hand
Dem Jugendfreund, dem Heißgeliebten freudig dar

Anmerkungen.

[1] Runen: Die Buchſtaben des alten ſkandinaviſchen Nordens. — [2] Skalden: Die Dichter der alten Skandinavier. — [3] Wie wenig das deutſche Wort Bauer den hier geltenden Begriff ausgedrückt haben würde, wird daraus klar, wenn man bedenkt, daß Thorſten und Frithjof Bonden (Bönder) waren. Man muß hier an Freiſaſſen denken, die zum Teil Ländereien von meilenweitem Umfange beſaßen, auf welchen ſie mit völliger Unabhängigkeit, ja mit faſt fürſtlichen Rechten walteten, auch dabei ritterliche Fahrten zur See unternahmen. Man ſehe weiter unten zu Geſ. 24 unter Odalbonde. — [4] Der Schild als Hängſchloß ſchirme des Bauern Scheune. Der zweite ſchwediſche König aus dem Folkungergeſchlechte, Magnus (geſt. 1290), führt in der Geſchichte den Beinamen Ladulås, Scheunenſchloß. Es verdient hier zu ſtehen was der alte ſchwediſche Chronikant Olaus Petri (E. M. Fant Scriptores rerum Suecicarum medii aevi I. 254) über dieſen Beinamen ſagt: „Und dieſer Name Ladulås iſt ein ehrenhafter Name. ſo dem König Magnus zu größerm Preiſe und Ruhm gereicht hat, als ob er römiſcher Kaiſer geheißen hätte; denn deren giebt es in der Welt nicht viele, die Ladulås genannt werden könnten. Ladubrott (Scheunenbruch) iſt immer in der Welt allgemeiner geweſen." — [5] Ting (das Ting, tinget). Volksverſammlung, in welcher alle öffentlichen Angelegenheiten vor dem Volk verhandelt wurden, auch die Könige das Recht ſprachen. Das Ting wurde unter freiem Himmel, oft auf den Gräbern verſtorbener Fürſten und Helden gehalten. Der Fürſt hatte ſeinen Platz auf einem erhabenen Stein, der deshalb auch der Tingſtein hieß. — [6] Diſarſaal. Diſen (Isl. disir) Nymphen, Göttinnen, gemeinſchaftliche Namen derſelben. Diſarſaal: aedes sive atrium Disae aut Disarum. Auch wird das Wort dis für Gottheit (numen) überhaupt gebraucht. In dieſem Sinn ſcheint unſer Dichter es genommen zu haben. Hier wird beſonders der in der norwegiſchen Landſchaft Sogn vormals befindliche Tempel gemeint, in den uns das dreizehnte Gedicht führt. In der isländiſchen Frithjofsſage heißt die den Göttinnen geweihte Abteilung des Baldertempels für ſich Diſarſaal. Finn Magnuſen. Disar iſt grammatiſch der Genitiv des Singulars. — [7] Lung' am Opferfalken. Aus den Lungen der Falken und andrer Opfertiere wurde die Zukunft vorhergeſagt. Man vergleiche Geſ. 6. Auch die Runen hatten eine divinatoriſche Bedeutung. Der Ausdruck Balkenrunen (mången runa som skärs på bålk, manche Rune, die auf Balken geſchnitten wird) bezieht ſich entweder darauf, daß man auch die Balken, ſo wie die Thüren der Gebäude mit Runenſchrift verſah, oder auf Runenhölzer (Runekaevler, kéffli, Holzrolle), die man ſich mit Freundſchaftsverſicherungen zuſchickte. Ich kann hierüber nicht entſcheiden. — [8] Hochſitz oder Hochbank. Der erhöhte Platz in den Saalgemächern, auf welchem die Fürſten oder andere Große mit dem vornehmern Teil der Geſellſchaft ihren Platz hatten. — Man ſehe die Beſchreibung eines ſolchen Hochſitzes im dritten Geſang. — [9] Zum Waffenbruder (fosterbroder, fosterbror). Hier wie an manchen andern Stellen in unſerm Gedicht wird diejenige freundſchaftliche Verbindung verſtanden, die mit gewiſſen ſymboliſchen Feierlichkeiten geſchloſſen wurde und denen, die ſie geſchloſſen hatten, unter andern auch die Verpflichtung auflegte, gegenſeitig ihren Tod zu rächen. Auch beim natürlichen Tod des einen folgte der andere wohl aus Freundſchaft dem Geſtorbenen. Die alte ſkandinaviſche Geſchichte ſtellt uns unzählige Beiſpiele ſolcher Blutbrüderſchaften, die noch unter manchen andern Benennungen vorkommen, dar. M. v. den Schluß des dritten Geſangs. — [10] Hawamal (Hávamâl), die Rede, oder die Sprüche des Erhabenen, Odins. Hawi (Hávi), der Erhabene, eine der Benennungen Odins. Das Gedicht iſt ein Teil der ältern oder rhythmiſchen Edda und beſteht aus einer Sammlung einzelner Gnomen oder Sentenzen. — [11] Drapa (drâpa ſprich draupa). Die längſte und feierlichſte Art von Ehrengedichten, vorzüglich über die Thaten verſtorbener Fürſten und Helden. Man vergleiche den Schluß des folgenden Geſanges und ſehe den ganzen einundzwanzigſten. Im Isländiſchen iſt das Wort drâpa weiblichen Geſchlechts. — [12] Bautaſtein. Erinnerungsſteine, Gedächtnisfelſen, die am Wege oder überhaupt an beſuchten Orten errichtet wurden, doch nicht immer auf den Begräbnisplätzen — vorzüglich aber auf den Walſtätten gefallener Helden. Man findet ſie teils auf Grabhügeln, teils ohne dieſelben. — [13] Die Verſtorbenen wurden in ihrem kriegeriſchen Schmuck, oft in Begleitung von dem, was ſie im Leben lieb gehabt hatten, in den Gräbern auf Stühle geſetzt. Man vergleiche, was weiter unten von dem Grabe des Räubers Sote erzählt wird, und den Anfang des einundzwanzigſten Geſanges: Rings Drapa. — [14] Elgen mit hohem Geweihe. Das Elen, Elend oder Elenntier, Cervus Alces, heißt nicht nur im Schwediſchen Elg, ſondern es kommt die Form Elg (Elgh, Elk, Alk) auch im Deutſchen vor. — [15] Eine alte Rechnungsart im Norden. — Ein Hundert Tolfraed ſind zehn Zwölfter oder 120, welches vormals in Schweden und noch hier und da auf dem Laude ein großes Hundert (storhundrade) genannt wird. — [16] Wiking, hiſtoriſch berühmt gewordener Name der alten nordiſchen Seehelden. — [17] Das Weiße Meer. — [18] Es ſoll der Gröningaſund der ſogenannte Grönſund zwiſchen Seeland, Mön und Falſter ſein. In den alten nordiſchen Sagas, namentlich auch in der Wilkina-Sage, Kap. 20 wird dieſes Sundes mehrmals gedacht. — [19] Altes Reich in Schweden, deſſen die alten Sagas oft gedenken. (Ulleråker.) — [20] Die Trollen oder Troll ſind rieſenhafte und geſpenſtiſche Ungeheuer gar verſchiedener Art, die auf allerlei Weiſe den Menſchen zu ſchaden ſuchen. Man weiß, wie reich der Norden an fabelhaften Weſen dieſer Art iſt. Die Seetrollen waren eine ganz eigene Art. Man ſehe den zehnten Geſang. — [21] Walkürenname; d. h. wenn Krieg begann. — [22] Waulund (Vaulundr, Völundr), mythiſcher Held und Künſtler, den der Dichter ſelbſt durch die Vergleichung mit dem Vulkan genau genug charakteriſiert hat. Die Armringe der Helden ſpielen übrigens eine wichtige Rolle in den alten ſkandinaviſchen Sagas. — [23] Name der Burg Forſetes, des Gottes der Gerechtigkeit und des Schlichters alles Zwieſpaltes. Forſete, Sohn Balders und der Nanna. — [24] Die Hauptgerichtsverſammlung der alten Skandinavier. — [25] Britannien. — [26] Die alten Skandinavier waren reich in Bezeichnung ihrer Schiffe, auch kommen die Namen vieler einzelner Schiffe in der alten Sagengeſchichte vor. Die Benennungen Drachen und Schnecken erklären ſich von ſelbſt. — [27] Der Hinterteil des Schiffs. — [28] Schären, die eigentliche Benennung der die norwegiſchen und ſchwediſchen Küſten in großer Menge umgebenden Klippen. — [29] Siehe Anmerkung 84. — [30] Jarl, der erſte nach dem Könige in den alten ſkandinaviſchen Reichen, erſter Statthalter des Reichs; man hat es oft durch Graf überſetzt; das engliſche Earl. Der Jarl war oft ein mächtiger, faſt ſelbſtgebietender Herr, wie denn auch der Jarl Angantyr auf dem Orkneys von unſerm Dichter nach Anleitung der alten isländiſchen Saga als ein ſolcher dargeſtellt iſt. Ein Schoß oder Jahrestribut, den die Jarle den Königen entrichten mußten, war das Zeichen ihrer Abhängigkeit. — [31] Folkwang, Frejas Saal. — Der Sitz der tugenhaften Matronen in Walhall. — [32] Wala. Seherin. — [33] Das Schachſpiel (isl. auch skák) oder doch ein demſelben nahe verwandtes Spiel, war ſchon in den früheſten Zeiten im Norden bekannt und ſicher aus dem Orient dahin gekommen. Die alten Sagas gedenken desſelben oft; mit den Schachtiſchen und Schachbrettern wurde ein beſonderer Luxus getrieben, weshalb denn auch die Rauten oder Felder auf Frithjofs Schachbrett bei unſerm Dichter abwechſelud von Silber und von Gold ſind. — [34] Wahrſcheinlich derſelbe Vogel, deſſen der Dichter einige Strophen weiter gedenkt, wenn er ſeinen Frithjof ſagen läßt: Wie ſingt die Droſſel dort im Haine! Der hoch nordliche Sänger der Nacht, den der Norweger Natvake nennt, iſt die Rotdroſſel (turdus iliacus). Den von Linné und andern ſchwediſchen Naturkundigen dieſem Vogel beigelegten ſchönen Geſang beſtätigen neuere Ornithologen. — [35] Bate (vårdkas), Wachttürme oder Wachthäuſer für Feuerſignale, zur Sicherung von feindlichen Überfällen. — [36] Das Lied des Wanderers, einer der Geſänge in der rhythmiſchen oder Sämundiſchen Edda. Odin erſcheint unter dem Namen des Wanderers (Wegtam) bei der toten Wala (Seherin) in der Burg Hels, um über das Schickſal Balders, der zur Trauer aller Aſen und Aſinnen durch ſchwere Träume beunruhigt wurde, ſich Kundſchaft zu holen. Die aus ihrem Todesſchlummer aufgeweckte Seherin iſt unwillig über die Störung ihrer Ruhe und giebt nur höchſt ungern Antwort. Zu wiederholten Malen bricht ſie in die Worte aus: „Nun will ich ſchweigen." — [37] Die Orkneyinſeln ſind hier gemeint. — [38] Tribut. — [39] Ein in dem Kreiſe altdeutſcher, auch im Norden verbreiteter Sagen bekanntes Untier. Sigurd, der Sohn König Sigmunds, tötete es, wovon er den Namen Fafnersbane (eigentlich Fofnisbane), Fafners-

töter, erhielt. M. ſ. den Schluß der proſaiſchen Edda. Sigurd iſt der Siegfried des Nibelungenliedes — 40) Naſtrand (Náströnd), Leichenſtrand, tief in der Unterwelt (Niflheim), die Wohnung der Meineidigen und Mörder; Ort der Finſternis und des Schreckens. — 41) Öder (Oder), Frejas Gemahl. — 42) In der alten isländiſchen Saga ſind es zwei Zauberweiber und ſie heißen Heide und Hamglöm. — 43) Solundarö. Die Solundarinſeln ſind diejenige Inſelgruppe, welche am Eingange des Sognemeerbuſens liegt, und unter welchen die Inſeln Yttre- und Indre-Sul (äußere und innere) die größten ſind. — 44) Ran oder Rana, die Göttin des Meeres. — 45) Die rechte Seite des Schiffs, wenn man von dem Hinterteil desſelben nach vorne ſieht, im Gegenſatz von Bakbord. — 46) Eine Art Seile an den Ecken der Segel, vermittelſt welcher dieſe ſo geſtellt werden, daß ſie den Wind faſſen. Die Schote kracht, indem ſie bricht, zerreißt. — 47) Rahen ſind Segelſtangen, oder die langen runden Stangen quer am Maſt, auf welche die Segel geſpannt werden. — 48) Björnram, Bärentatze. Björn heißt Bär. — 49) Auf den orkadiſchen Inſeln. — 50) Skol (skål), wörtlich Schale. Der Nordländer bedient ſich dieſes Wortes, wenn er beim Trinken die Geſundheit eines andern ausbringt. Auch beim Trinken auf das Gedächtnis Verſtorbener wird dieſes Wort gebraucht. M. ſ. Geſ. 11. — 51) Berſerk (berserkr), Barhemd, nackter Kämpfer, von dem isländiſchen ber, bar, bloß, und serkr, Hemde für Panzer. Eine beſondere Art von Kämpfern, die ſich durch ihre wilde Wut auszeichneten. Die ſie anwandelnde Wut, welche ſie gegen alles Lebendige und Lebloſe, das ihnen alsdann in den Weg kam, ausübten, und die wohl durch berauſchende Getränke hervorgebracht wurde, wird der Berſerkgang genannt. In dieſem Zuſtande mußten ſie nicht ſelten gefeſſelt oder zwiſchen Schilden eingeklemmt werden. Vielleicht gehörten ſie zum Hofſtaat eines Nordlandsfürſten jener Zeit. — 52) Sizilien. Wörtlich Sikelinſel; isl. Sikiley. — 53) Morven, Nordſchottland. — 54) Der Dichter bezeichnet hiermit die gäliſche Sprache, die ſicher auch die Mutterſprache auf den Orkneys war, bevor die alte nordiſche Sprache (Norraena tunga, isl. Norraen túnga) durch die ſkandinaviſchen Ankömmlinge eingeführt wurde, die daſelbſt auch bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert hinein blieb. Welſch, Wälſch (von Wales) nennt man überhaupt die alte britanniſche Sprache. — 55) Der Amor bei den ſpätern nordiſchen Dichtern; in der eddaiſchen Mythologie kommt er nicht vor. — 56) Die Wellen. — 57) Hier Vorderteil des Schiffs. Man hat Vorderſteven und Hinterſteven. — 58) Eſſe, Feuerſtätte, Feuereſſe überhaupt. — 59) Der vormalige feierliche Umritt der neu gewählten ſchwediſchen Könige, um die Huldigung in den verſchiedenen Provinzen ihres Reichs entgegen zu nehmen. Auch bei den alten Deutſchen war es erſtes Geſchäft des neuen Königs, ſein Reich zu umreiten. Grimm erklärt ſich dafür, daß Eriksgata ſo viel heiße als Riksgata, Reichsreiſe, Reiſe durch das Reich. — 60) Runſtäbe ſind die mit Runen und andern, auf die Beſchäftigungen in den verſchiedenen Jahreszeiten ſich beziehenden ſymboliſchen Zeichen verſehenen Stäbe, deren ſich die alten Skandinavier ſtatt des Kalenders bedienten. — 61) Die Göttin der Ehe. — 62) Auch ein großes Feſt des alten Skandinaviens, wie ſchon der Name anzeigt, in der Mitte des Sommers gefeiert, zur Zeit des Sommerſolſtitii. Es bildete den Gegenſatz zu dem Julfeſt und war beſonders dem Sonnengotte Balder geweiht. — 63) Der Dichter deutet auf den Nichtuntergang der Sonne in den längſten Tagen in den hochmitternächtlichen Gegenden hin. Aus den Schilderungen der Reiſebeſchreiber und Naturforſcher weiß man, welch einen herrlichen Anblick eine ſolche mitternächtliche Sonne dem Auge gewährt. M. v. die zweite Strophe in Frithjofs ſchönem Abſchiede vom Norden am Schluß des folgenden Geſangs. — 64) Der Weiße, Balder. Der Beiname ward ihm von der glänzend weißen Farbe ſeiner Haare. An andern Stellen nennt ihn unſer Dichter auch den bleichen Gott, wahrſcheinlich mit Hindeutung auf ſeinen Tod. Geſ. 22 und 23. In der proſaiſchen Edda, Kap. 22 heißt es: „Balder iſt der beſte, und ihn loben alle. Er iſt ſo ſchön und reizend, daß er glänzt, und ein Kraut iſt ſo weiß, daß es mit Balders Augenbrauen verglichen wird; es iſt das weißeſte von allen, und daraus kannſt du auf die Schönheit ſeines Haars und ſeiner Haut ſchließen." Man hält dieſes Kraut für die Cotula matricaria maritima, die auf Island und den Färöen noch Balders Augenbraue heißt. — 65) Schurkenpfähle, an welchen dein Name hängt. — 66) Eine aus zwei großen Thälern beſtehende fruchtbare norwegiſche Landſchaft in Aggerhuusſtift. — 67) Heimskringla = Erde. Von heim, hem (Heimat, Welt), und kringla (Kreis); alſo Erdkreis. — 68) Soviel als der bloße Thor. (Im Original ſteht übrigens väldig Thor der gewaltige Thor.) — 69) Balk Name der einzelnen Abteilungen oder Titel im alten ſchwediſchen Geſetzbuch. Isl. bálkr. Der Name ſtammt ſicher daher, weil die alten Geſetze auf hölzerne Tafeln geſchrieben waren. — 70) Gewöhnliche Benennung der Anführer der Wikingergeſchwader in den alten Sagas. — 71) Gebirge. — 72) Julen (jula), das Julfeſt begehen; gaſten, das ſchwediſche gästa. — 73) Von dieſer Art Rache liefert die alte nordiſche Geſchichte eine Menge Beiſpiele. Da die Wohnungen ganz von Holz waren, ſo konnten ſie leicht in Brand geſteckt werden. — 74) Diejenige Art von Zweikampf der alten Wikinger, da die beiderſeitigen Anführer ihre Sache mit einander abmachten. Von dem Kampfplatz (Holm, Inſel), auf welchem dieſe Zweikämpfe gewöhnlich geſchahen, ſchreibt ſich der Name her. — 75) Während Hagbart erhängt wurde, erhängte Signe ſich ſelbſt, nachdem ſie der zwiſchen ihr und ihrem Geliebten getroffenen Verabredung gemäß das Haus, in welchem ſie ſich aufhielt, angezündet hatte. Die Strafe des Erhängens wurde bei den alten Skandinaviern nicht für ſchimpflich gehalten. — 76) Diejenige, bei den alten heidniſchen Skandinaviern ganz gewöhnliche, Art von Blutrache, daß man dem, den man beſtrafen wollte, die Rippen vom Rückgrat losſchnitt und die Lunge herausholte, hieß: den Blutaar ritzen oder ſchneiden. — 77) Die ſprichwörtliche Zuſammenſtellung von Jammer und Not im Deutſchen ſchien hier zu paſſen. Im Schwediſchen heißt es eigentlich: In Reue bin ich aufgezogen, mein Erbhof heißt Mangel (Not). — 78) Des Salzbrennens oder Salzſiedens am Strande wird in den alten nordiſchen Sagas oft erwähnt. Es war eine Beſchäftigung der Armen und Alten. — 79) Nicht bloß beim Julfeſt, ſondern auch bei andern Feſten und Opfern legte man die Hand auf das geſchlachtete Tier und gelobte den Göttern, dieſes oder jenes ins Werk zu richten. — 80) Odins Pferd. — 81) Offene Stelle im Eis. — 82) Eine der Walkyrien. — 83) Tempelſchänder. Wörtlich: Wolf im Heiligtum. — 84) Odin ließ auf dem Sterbelager ſich mit der Speeresſpitze zeichnen, um nicht ohne Blut nach Walhall zu kommen; ſo machte es auch Njord: „er ließ ſich auch für Odin zeichnen, bevor er ſtarb." Dieſe Weiſe befolgten die alten Nordmannen und verwundeten ſich bis zum Verbluten, um auch noch in ihrer letzten Stunde einen Beweis von Heldenmut zu geben. Sich für Odin zeichnen, ſich Geirsodd ſchneiden, ritzen, bezeichnet alſo eines und dasſelbe. Der Tod auf dem Lager ohne dieſe Äußerung des Mutes wurde Strohtod genannt. — 85) Im Original: zum Aſenfeſt ladet das Giallarhorn. — 86) Auf die in dieſem Geſang beobachtete Allitteration, den ſogenannten Stabreim, braucht wohl kaum aufmerkſam gemacht zu werden. Über das Wort Drapa ſ. Geſ. 2. — 87) Das hier erwähnte Pferd (gångare) war dem Könige mitgegeben worden in den Grabeshügel. — 88) Freja. — 89) Dichternamen für Gold. Das Gold iſt das Tageslicht der in der Erde hauſenden Zwerge. Es iſt in der Edda reich an mythiſchen Namen. Von Drachen, welche die Schätze bewachen, nennen die alten Sagen uns mehrere. — 90) Budſtock, wörtlich Botenſtock; baculus nuntiatorius, quo ad conventus publicos convocabantur cives veteris Suioniae. Er war mit Runen oder Zeichen verſehen und wurde von Hof zu Hof gebracht. Ältere deutſche Schriftſteller haben es durch Stöckbrief, Kerbholz überſetzt. Die Skandinavier ſind reich an Benennungen dieſes Botenſtocks, nach den verſchiedenen Zwecken der Zuſammenkünfte, zu denen er berief. — 91) Roter Schilde erwähnen die alten ſchwediſchen Landwehrgeſetze ausdrücklich. — 92) Zweier Arten von Zaubereien, der Seids und der Galder wird oft gedacht; die erſtern geſchehen durch Sieden, Kochen, die andern durch Zauberlieder (gallen = ſchallen). — 93) Herwor ſteigt in das Grab ihres Vaters Angantyr und begehrt von dieſem ſein Schwert Tirfing; nach langem Weigern und unter Vorherverkündigung, daß es ihr ganzes Geſchlecht morden werde, deutet er ihr an, daß es unter ſeiner Schulter liege. — 94) Der Dichter ſchildert in dieſer und den folgenden Strophen diejenige Art der unter dem Namen der Fata Morgana (Fata ital. Fee) berühmten Luftſpiegelung, welche bei uns den Namen Erhebung oder Kimmung, plattdeutſch Uppdracht, führt, und an den ſchwediſchen und norwegiſchen Küſten ebenſo wenig ſelten iſt, als die eigentliche Fata Morgana in der Straße von Meſſina; auch nicht bloß über dem Meeresſpiegel, ſondern auch über dem Eiſe, über Sandheiden und großen Bergſtrichen wahrgenommen wird. Die Schweden haben ſogar eine eigene nordiſche Morgana, die Meerfrau Gunnila, welche ihre Wundereilande von Zeit zu Zeit, jedoch nur ſelten, zwiſchen der ſchwediſchen Küſte und den Ålandsinſeln zeigt. Auch wir werden, was hier gelegentlich bemerkt werden mag, von der pommerſchen und rügenſchen Küſte aus dieſe oder ähnliche Luftſpiegelungen zu Zeiten gewahr. In einer Stelle aus Bojardos (geſt. 1494) Orlando innamorato wird die Schöpferin der Luftſchlöſſer auch als die Spenderin des Goldes geprieſen:

> Ivi una Fata è chiamata Morgana,
> Che fatta ha Dio dispensiera del oro.
> Quanto per tutto il mondo se ne spende
> E s'adopra, da lei tutto si prende.
>
> Und eine Fee iſt dort, genannt Morgana,
> Die Gott zur Spenderin des Goldes machte;
> Was rings auf Erden wird von Gold geſpendet
> Und angewandt, das wird von ihr geſendet.

Die Schilderung der Fata Morgana bei unſerm Dichter nimmt aber ſicher unter den vorhandenen poetiſchen Beſchreibungen dieſer Luftſpiegelung eine der ausgezeichnetſten Stellen ein. — 95) Upſala, Hauptſitz des alten ſkandinaviſchen Aſendienſtes. Der Tempel daſelbſt ſtand in großer Verehrung. — 96) Odins Wohnung in Walhall. — 97) Beſitzer eines angeerbten, freien Eigentums, Odalgutes; ód, Beſitztum; ódal, Erbgut. Eigentliche Stütze und Lebenskraft der (alten nordiſchen) Verfaſſung war der Odalbauer, der „Mann für ſich", Selbſteigentümer ſeines liegenden Grundes, dem Geſetz verantwortlich für die Seinigen, gegen Obrigkeit und ſeinesgleichen nur gegenſeitige Verpflichtungen, in die er ſelbſt eingewilligt, anerkennend, übrigens aus natürlichem Gefühl jedes erbliche Recht ehrend, weil davon ſein ganzer Beſtand abhing. Zur Freiheit war er ſtammgeboren (ättborin) wie zu ſeinem Odalgrunde, welcher daher das Eigentum, zu dem er geboren war, oder ſein alter Erbgrund hieß. — 98) Ein finniſcher Gott. Bei den Finnen und Lappen iſt Jumala noch jetzt der Name Gottes. — 99) Dichteriſche Bezeichnung des Schwertes. — 100) Wolf im Heiligtume. Siehe Anmerkung 83.

Verzeichnis

der mythologiſchen und einiger andern Namen aus der nordiſchen Sagengeſchichte.

Ägir: Der Gott des Meers.
Akethor: So viel als Thor.
Alfader, Allfader: Der Schöpfer des Weltalls; höchſter Name Odins.
Alfen oder Elfen: Gute, Lichtalfen; böſe, Schwarzalfen: Die erſtern bringen den Menſchen Glück — die letztern Unglück.
Alfheim: Die Wohnung der Lichtalfen. Auch Frejs Burg heißt ſo.
Aſen: Götter.
Asgard: Götterwohnung.
Askur: Der erſte Menſch.
Aſtrild: Der nordiſche Liebesgott, doch nicht nach der Edda.
Balder: Der Gott des Lichts, der Sonnengott.
Bifroſt: Der Regenbogen, die Götterbrücke.
Brage: Der Gott der Dichtkunſt.
Breidablik: Balders Burg in Walhall.
Delling: Die Dämmerung. Dellings Sohn: Der Tag.
Diſen: Göttinnen.
Einherien: Die Seligen in Walhall.
Fafner — Fafnersdrache: Der Wächter des Schatzes (Horts) des Königs Sigurd in der Wolſunga-Saga.
Fenrir: Fenriswolf; erzeugt von Loke, dem Gotte des Böſen.
Folkwang: Frejas Saal.
Forſete: Der Gott der Gerechtigkeit.
Frej, Frejr: Der Gott der Fruchtbarkeit.
Freja: Die Göttin der Liebe.
Frigg, Frigga: Odins Gemahlin.
Galder: Zauberlieder.
Gefion: Die Göttin der Jungfrauen.
Geirsodd, eigentlich: mit Geirsodd, Schwertesſpitze. Die Selbſtverwundung, durch welche die alten Nordländer ſich den Tod gaben; im Gegenſatz gegen den Tod auf dem Sterbebette, Strohtod.
Gerda: Die Gemahlin des Gottes Frej; die ſchönſte der Göttinnen.
Gjallarhorn: Das Horn Heimdalls, des Wächters auf der Regenbogenbrücke Bifroſt.
Gimle: Der Ort der Frommen nach dieſem Leben.
Glitner: Die Burg Forſetes.
Hawe, Hawi: Beiname Odins; der Hohe, Erhabene; daher Hawamal — ein Lied der poetiſchen Edda.
Heimskringla: Erdrund, Weltkreis.
Hel, Helja, Hela: Die Göttin des Todes; die Unterwelt.
Hildur: Die Göttin des Kriegs.
Höder, Hödr: Balders blinder Bruder, Symbol der Nacht.
Idawall: Idaebene — Wohnſitz der Götter in der goldenen Zeit und nach der Welterneuerung.
Iduna: Brages Gattin, die Göttin der Jugend.
Jotunheim: Rieſenland, bewohnt von Loke, dem Gotte des Böſen.
Julfeſt: Eines der Hauptfeſte der alten Skandinavier; Mittwinterfeſt.
Jumala: Ein finniſcher Gott.
Lofn: Die Göttin der Ehen.
Loke: Der Gott des Böſen.
Megingjard: Der Gürtel Thors.
Midgardsſchlange (Jormungand): Ein von Loke erzeugter großer Drache, welcher die ganze Erde umgiebt.

Mimer: Beſitzer des Brunnens der Weisheit an dem Zeitenbaum Yggdraſill.
Muſpelheim: Die Flammenwelt.
Muſpels Söhne: Die Flammen.
Nanna: Balders Gattin.
Naſtrand: Leichenſtrand, Sitz des Todes in der Unterwelt.
Nidhögg: Ein ſchrecklicher Drache, der an der Wurzel der Eſche Yggdraſill nagt.
Niflheim: Nebelwelt, Unterwelt.
Nornen: Die Schickſalsgöttinnen.
Oden, Odin: Der Götterkönig.
Odur, Ödur: Frejas Gemahl.
Ön, Öne: Inſeln.
Ragnaröck: Götterdämmerung — der letzte Tag, der Tag der Welterneuerung.
Ran: Die Göttin des Meers, Ägirs Gattin.
Rota: Eine Walkyrie, die Lenkerin der Schlachten.
Saga: Die Göttin der Geſchichte.
Söqwabeck: Sagas Saal in Walhall.
Seming: Ein Sohn Odins.
Sigurd Fafnersbane (Fofnisbane): Der Siegfried des Nibelungenliedes.
Skinfaxe: Glanzmähne, das Pferd, welches den Tag herbeiführt.
Skuld: Die Norne der Zukunft.
Sleipner: Odins Pferd.
Surtur: der Gott des Feuers.
Thor: Der Gott der Kraft, des Donners, des Krieges.
Thrudwang: Thors Burg.
Urd, Urda, Urde: Die Norne der Vergangenheit.
Urds Quelle, Urdarbrunnen: der Zeitenborn, der Quell der Vergangenheit:
Utgard-, Utgårda-Loke: Der am äußerſten Ende der Welt wohnende Loke.
Wala: Seherin, Prophetin. Wöluſpa, Verkündigung der Wala, das Hauptgedicht der poetiſchen Edda.
Walaſkjalf: Odins Wohnung in Walhall.
Walfader: Name Odins als Schlachtenlenkers.
Walhall, Walhalla: Die Wohnung der Götter und der Seligen.
Walkyren, Walkyrien: Schlachtenwählerinnen, die Göttinnen der Schlachten, die den Fallenden ihr Ende beſtimmen.
Wanadis: Die Schöne; Beiname der Göttin Freja.
War: Die Göttin der Eide.
Warg i Weum: Wolf im Heiligtume, Tempelſchänder.
Waulund, Waulunder, Wölund: Der Vulkan des nordiſchen Altertums.
Wegtamsquida: Ein Gedicht der rhythmiſchen Edda.
Widar: Ein Sohn Odins; er ſchwieg beſtändig.
Wigrid: Eine große Ebene, hundert Meilen lang nach allen Seiten. Kampfplatz am Tage Ragnaröck.
Wingolf: Saal der Göttinnen in Walhall; auch gemeinſchaftlicher Feſtſaal der Götter und Göttinnen.
Yggdraſill: Die Wundereſche am Urdarborn.
Ymer: Ein großer Rieſe, aus deſſen Gliedern die Erde, das Meer und das erſte Rieſengeſchlecht der Menſchen von Odin geſchaffen wurden.

Karl XII.

An ſeinem Denkfeſte 1818.

König Karl, der junge Degen,
Er ſtand in Rauch und Dampf;
Flog kühn dem Feind entgegen,
Zog raſch ſein Schwert im Kampf.
„Wie beißt das ſchwed'ſche Eiſen,
Das, Moskowiter, ſchau!
Wir wollen dir's beweiſen,
Friſch auf, ihr Burſche blau!“

Gegen zehn nur Einen ſtellte
Gereizt der Waſaſohn.
Es floh, was man nicht fällte;
Das war ſein Lehrgeld ſchon.
Drei Könige konnten geben
Dem Knaben kein Gebot;
Europa ſah mit Beben
Bartlos den Donnergott.

Grauhaar'ge Staatskunſt wagte
An ihn mit Liſt ſich nur;
Der hohe Jüngling ſagte
Ein Wort, da brach die Schnur.

Hoch ſchlug das Herz und bieder
Ihm in der ſchwed'ſchen Bruſt;
Was ſchlecht, war ihm zuwider
In Schmerz ſo wie in Luſt.
Im Glück und Unglück immer
Sich gleich, des Schickſals Herr,
So konnt' er weichen nimmer,
Nur fallen konnte er.

Schon längſt ſein Grab beleuchtet
Die Nacht mit Sternenſchein;
Seit hundert Jahren feuchtet
Das Moos ſchon ſein Gebein.
Das Herrliche auf Erden,
Vergänglich iſt ſein Los;
Bald wird im Norden werden
Karl eine Sage bloß.

Doch noch zur Sage neiget
Das alte Sagenland;
Das Zwerggetöſe ſchweiget,
Der Rieſe wird erkannt.
Noch geht in Nordens Kreiſe
Der hohe Geiſt herum;
Er ſtarb ja nicht, nur leiſe
Schlief er ein Säkulum.

Knie, Swea, bei dem Grabe,
Dein größter Sohn liegt da;
Lies alter Schriften Habe,
Er iſt dein Epos ja.
Entblößten Hauptes leihet
Geſchichte ihm ihr Ohr,
Und Schwedens Ehre weihet
Die Siegesfahn davor.

E. Tegnér.
Überſ. von Gottl. Mohnike.

Des Dichters Morgenlied.

Sonne, die entſchwand!
Strahlend, wie zuvor,
Taucht am Bergesrand
Deine Stirn' empor.
Mit den Myriaden will ich beten,
Vor des Lichts, des Liebes Vater treten.

Führ' im Wolkenlicht
Mich zum Himmelszelt,
Öffne mein Geſicht
Für der Dichtung Welt,
Laß dem Menſchenauge dort die reinen
Hohen Himmelsbilder klar erſcheinen.

Für der Erde Nacht
Laß mich malen dann
Jede Himmelspracht,
Daß die Sprache kann
Auf Papier die flüchtigen Geſtalten
In lebend'ger Schilderung erhalten.

Gieb mir Kraft und Mut.
Zu verachten recht
Thoren-Übermut,
Weltkluges Geſchlecht,
Das belacht, was Dichterpinſel malen,
Die doch ſind getaucht in deine Strahlen.

Halte bleiche Not
Ab von meiner Thür,
Gieb mein täglich Brot
Jetzt und künftig mir,
Daß nicht in der Bruſt die göttergleiche
Himmelskraft der Erdenſorge weiche.

Wie ich liebe dich,
Iſt dir wohl bewußt.
Mit dir fülle ſich
Einzig meine Bruſt.
Die Begier nach Gold, Macht, Ehre weiche
Aus dem reinen Herzen, deinem Reiche.

Hörſt mein Flehen du,
Nimm mein Lob auch an,
Schöner winkt mir zu
Erd' und Himmel dann.
Harfentönen gleich hör' ich im düſtern
Haine leiſe Geiſterſtimmen flüſtern.

Kurz iſt unſre Zeit,
Und die Kunſt ſo lang,
Und der Weg ſo weit;
Auf denn zum Geſang!
Gott erſcheint, der Herr, in eurer Mitte,
Lauſchet, Myriaden, ſeinem Tritte!

(Überſetzung von G. Zeller.)

Abſchied von meiner Leier.

Lebewohl und ſchlafe nun, mein Saitenſpiel!
Wir haben ausgeſungen, ſind am Ziel.
Sonſt weckten deine Töne meine Schmerzen,
Wie einſt bei Saul, und manche gute Herzen
Und beſſ're als das meine, klangen mit.
Doch ſtille jetzt! Wir ſind einander quitt.

Frithjof und Swea habe ich geſungen,
Für Gott und für die Welt mein Lied erklang:
Ich lebte eigentlich nur, als ich ſang.
Oft iſt der Wind nach Süden umgeſprungen, —
Oft in mein armes Herz ein Dorn gedrungen,
Auch manche Roſe, die den Schmerz bezwang.
Mein Leben prüfend, kann ich nicht entſcheiden,
Ob ich mehr Freuden fühlte oder Leiden.

Du biſt mein Schild, mein einziger, getreuer,
Mein Wappen, das vor allen mir gefällt.
Wir zogen aus auf kühne Abenteuer,
Bis unſ're Kraft eroberte die Welt.
Am Grab wird man den Wappenſchild vernichten;
Mich, letzten meines Stamms, wird Gott dann gnädig richten.

Lebewohl, du Dichtung, meiner Seele Pol,
Dir, Himmelskind, ein langes Lebewohl!
Ich muß von hier, gezählt ſind meine Jahre,
Du warſt mein All, das Gute, wie das Wahre.
Vor allem, über alles liebt' ich dich;
Umſchweben wird dein Bild auch noch im Himmel mich.

Aus meiner Aſche möge ſich erheben
Ein Skalde, der mit hellem Harfenſchlag
Zu Ende ſinge, was bei meinem Leben
Noch zu vollbringen ich nicht mehr vermag,
Was übrig blieb noch in des Nordens Eden,
Was groß, gewaltig, edel iſt in Schweden. —

Lebewohl! ich ſchließe, wie der Anfang war,
Lebewohl, du Dichtung, mir erſchienſt du wahr,
Als Kern der Ewigkeit, des Lebens Leben;
Ich ſcheide von dir, zwar nicht gerne eben.
Ihr Brüder, es wird ſpät! Auf Erden wird
Das Lebewohl einſt finden eine Grenze.
Lebt wohl, lebt wohl! Die Trennung währt nicht lang.
Verwelkt auf meiner Stirn', ihr Lorbeerkränze,
Stirb' auf der Zunge, du, mein letzter Sang!

(Überſetzung von G. Zeller.)

Ludwig, Freiherr von Holberg (1684—1754).

Faſt gleichzeitig mit Gottſched in Deutſchland trat in Dänemark ein Gelehrter ſchöpferiſch auf dem Gebiete der Bühnendichtung auf, Ludwig, Freiherr von Holberg, am 3. Dezember 1684 zu Bergen in Norwegen geboren, wo ſein Vater Offizier war. Holberg darf als ein „ſelbſtgemachter Mann" im ſchönſten Sinne dieſes Wortes angeſehen werden. Hinderniſſe aller Art, ſchwierige Verhältniſſe mußte er mit eiſerner Willenskraft überwinden, um die für die Gelehrtenlaufbahn unerläßlichen Studien machen zu können, aber ſchon im Jahre 1814 wurde er außerordentlicher Profeſſor an der Hochſchule von Kopenhagen. Wiederholte Reiſen nach Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien erweiterten ſeinen geiſtigen Geſichtskreis und eröffneten ihm das Verſtändnis der dichteriſchen Erzeugniſſe anderer Länder. Weit entfernt von der Engherzigkeit, Verknöcherung und dem geiſtigen Hochmute, welche den meiſten gleichzeitigen Gelehrten anhafteten, bewahrte er ſich einen richtigen Blick für die Verhältniſſe der anderen Stände und Verſtändnis für das Lächerliche im Leben und Treiben der Menſchen. Aus ſolchem ſcharfem Beobachten entſtand in raſcher Folge (1723—25) eine Reihe von Luſtſpielen, welche nicht bloß im däniſchen Schrifttume als grundlegend für dieſe Art der Dichtung angeſehen werden, ſondern deren einige auch in andere Sprachen überſetzt wurden; ja das Luſtſpiel „Der politiſche Kannegießer" erfreute ſich in Deutſchland ſolcher Beliebtheit, daß von ihm die Worte „Kannegießer" (= Bierbankſtaatsmann) und „kannegießern" in unſern Sprachſchatz aufgenommen wurden. Wie Holberg in dieſem Stücke die unwiſſenden Schwätzer über Staatsangelegenheiten verſpottet, ſo ſchwingt er in „Jakob von Thybon" die Geißel der Satire über großſprecheriſche Soldaten, im „Erasmus Montanus" über gelehrt thuende, ſtreitſüchtige Studierte, in „Ulyſſes von Ithacia" über die Verehrung des Fremdtums, in „Don Ranudo (lies verkehrt: O du Narr) de Colibrados" über Dummſtolz bei Armut und zeichnet in „Jeppe vom Berge" das jämmerliche Leben der damaligen däniſchen Bauern. Das Luſtſpiel „Die Wochenſtube" führt eine Geſellſchaft von Frauen verſchiedener Stände und Eigentümlichkeiten als Glückwünſchende bei einer Wöchnerin zuſammen. Außer in den Luſtſpielen erweiſt ſich Holbergs Verſtändnis für Charakterzeichnung und lebendigen Scherz noch aufs kräftigſte in ſeinem erſten ſatiriſchen Werke, dem Heldengedichte „Peder Paars", und in ſeinem letzten, dem lateiniſch geſchriebenen Roman „Nicolai Klimii iter subterraneum (Niels Klims unterirdiſche Reiſe)". Das Jahr 1747 brachte dem Dichter die Erhebung in den Adelsſtand. Er ſtarb am 28. Januar 1754 in Kopenhagen, wo ihm die dankbare Nachwelt im Jahr 1875 ein Denkmal errichtete.

Der politiſche Kannegießer.

Luſtſpiel in 5 Aufzügen.

Von Ludwig von Holberg (1684—1754).

Inhalt: Der Kannegießer Hermann von Bremen iſt durch eifriges Leſen politiſcher Schriften auf den Gedanken gekommen, daß er zum Staatsmanne berufen ſei. In Gemeinſchaft mit gleichgeſinnten Handwerkern ſpricht er über Weltverhältniſſe und Staatsſachen. Dabei vernachläſſigt er ſein Geſchäft und bringt dadurch ſein braves Weib Geſke in großen Kummer und Zorn, wie auch ſeine Tochter Engelke, deren Freier, den Stellmacher Antonius, er abweiſt, weil dieſer nur Handwerker, nicht aber „Politikus" ſein will.

Zweiter Akt.

Erſte Szene.

Hermann [v. Bremen, der Kannengießer], Heinrich [deſſen Lehrburſche]. Später das Collegium politicum [Geert der Kürſchner, Franz der Meſſerſchmied, Siebert der Thorſchreiber, Jens der Bierzapfer, Richard der Bürſtenbinder].

Hermann. Nu mach alles fertig, Heinrich! Kannen und Pfeifen auf den Tiſch! Gleich werden ſie da ſein! (Heinrich macht alles fertig. Einer kommt nach dem andern; ſie ſetzen ſich um den Tiſch, und Hermann von Bremen ſetzt ſich obenan.) Guten Tag allerſeits, ihr wackern Männer! Wo blieben wir das letzte Mal ſtehen?

Richard. Bei der deutſchen Frage.

Geert. Richtig, jetzt erinnere ich mich. Auf dem nächſten Reichstag wird ſich das ſchon alles geben. Wenn es nur erſt ſo weit wäre! Dem Kurfürſten von Mainz wollte ich ſchon was ins Ohr ſagen, wofür er mir Dank wiſſen ſollte. Die guten Leute wiſſen nur nicht, worin Deutſchlands wahres Intereſſe beſteht. Wo hat man je von einer kaiſerlichen Reſidenzſtadt gehört wie Wien, ohne Flotte oder doch wenigſtens ohne Galeeren? Eine Kriegsflotte zur Verteidigung des Reichs könnten ſie ja wohl halten; es giebt ja doch Kriegsſteuern genug und Römermonate dazu. Da ſeh' mal einer den Türken an, ob der nicht klüger iſt! Wir können nie beſſer Krieg führen lernen als von ihm. Da ſind ja Wälder die Menge in Oeſtreich und Prag, wenn man ſie nur benutzen wollte, zu Schiffen und Maſten. Hätten wir eine Flotte in Oeſtreich oder Prag, da würde wohl weder Türke noch Franzmann mehr dran denken, Wien zu belagern, und wir könnten direkt auf Konſtantinopel gehen. Aber an ſo was denkt keiner.

Siebert. Nein, keine Menſchenſeele weit und breit. Unſere Vorfahren verſtanden die Sache beſſer. Es kommt alles auf die Einrichtung an. Deutſchland iſt jetzt nicht größer, als es vor dieſem war, da wir uns nicht allein rühmlich gegen alle unſere Nachbarn verteidigten, ſondern auch ganze Stücke von Frankreich abriſſen und Paris belagerten, ſowohl zu Lande als zu Waſſer.

Franz. Aber Paris iſt ja keine Seeſtadt.

Hermann. Ich werde den Streit gleich entſcheiden. Heinrich reich mal die Landkarte von Europa her! Dankwarths Landkarte.

Der Wirt. Hier iſt eine, aber ſie iſt etwas zerriſſen.

Hermann. Das hat nichts zu ſagen, ich weiß recht gut, wo Paris liegt, ich will die Landkarte bloß haben, um die andern zu überführen. Seht Ihr nun, Siebert, hier liegt Deutſchland —

Siebert. Das iſt ſchon recht, ich ſehe es am Donauſtrom, der hier fließt.

(Indem er auf die Donau weiſt, ſtößt er mit dem Ellbogen den Krug um, ſo daß das Bier über die Karte fließt.)

Der Wirt. Der Donauſtrom fließt etwas zu ſtark!

(Alle lachen: Ha, ha, ha.)

Hermann. Hört, liebe Männer, wir ſprechen ſo viel von fremden Angelegenheiten, laßt uns auch etwas von Hamburg reden. Das iſt eine Materie, die kann uns noch genug zu ſchaffen machen. Ich habe darüber nachgedacht, woher das wohl kommt, daß wir keine Niederlaſſungen in Indien beſitzen, ſondern die Ware aus zweiter Hand kaufen. Das iſt eine Sache, die Bürgermeiſter und Rat wohl erwägen ſollten.

Richard. Sprich nicht von Bürgermeiſter und Rat; wenn wir warten wollen, bis die das erwägen, können wir lange warten. Hier in Hamburg macht ſich ein Bürgermeiſter allein damit berühmt, daß er eine löbliche Bürgerſchaft tyranniſiert.

Hermann. Ich meine, ihr guten Männer, es wäre noch nicht zu ſpät. Denn warum ſollte der König von Indien nicht uns ſo gut den Handel gönnen wie den Holländern, die doch nichts weiter auszuführen haben als Käſe und Butter, was noch dazu gewöhnlich unterwegs verdirbt? Wir thäten, mein' ich, wohl, wenn wir dem Rat eine Vorſtellung darüber eingäben; wie viel ſind wir hier bei einander?

Der Wirt. Wir ſind nur ſechs, die andern ſechs, glaub' ich, kommen nicht mehr.

Hermann. Das iſt auch genug; was iſt Eure Meinung, Herr Wirt? Laßt uns zur Abſtimmung ſchreiten.

Der Wirt. Ich bin nicht ganz für den Vorſchlag; ſolche Reiſen entfernen viel brave Leute aus der Stadt, an denen ich täglich meinen Schilling verdiene.

Geert. Ich kann dieſem Vorſchlage durchaus nicht zuſtimmen, vielmehr rate ich zur Errichtung einer Kompagnie in Grönland und der Davidsſtraße; das iſt ein Handel, der der Stadt viel nützlicher und beſſer iſt.

Richard. Ich bin derſelben Meinung wie Niels der Schreiber.

Hermann. Du votierſt wie ein Bürſtenbinder: Niels der Schreiber iſt ja gar nicht hier. Aber was will das Weibsſtück hier? Das iſt wahrhaftig meine Frau!

Zweite Szene.

Geſke [Hermanns Frau]. Das Collegium politicum.

Geſke. Seid Ihr hier, Ihr Herumtreiber? Es wäre wahrhaftig beſſer, Ihr arbeitetet oder zum wenigſten ihr gäbt acht auf die Leute; durch Eure Verſäumnis verlieren wir eine Arbeit nach der andern.

Hermann. Nur ſtille, Frau, du wirſt Burgemeiſterin, eh' du ein Wort davon weißt. Denkſt du, ich gehe bloß zum Zeitvertreib aus? Ja richtig, ich habe zehnmal mehr Arbeit als alle übrigen im Hauſe: ihr andern arbeitet bloß mit den Händen, aber ich mit dem Kopfe.

Geſke. Das thun die Verrückten alle, die bauen wie Ihr Schlöſſer in die Luft und füllen ſich den Kopf an mit Thorheiten und Narrenspoſſen und denken Wunder, was ſie thun, während es doch in Wahrheit nichts iſt.

Gert. Wär' das meine Frau, die ſollte das nicht zum zweitenmal ſagen.

Hermann. Ei Geert, auf ſo was muß ein Politikus nicht achten. Ein oder zwei Jahre früher hätte ich meiner Frau für ſolche Redensarten den Buckel durchgeſchmiert; ſeit ich aber angefangen habe, mich in politiſchen Büchern umzuthun, habe ich gelernt, ſo was zu verachten. Kaltblütigkeit iſt die allergrößte Tugend, der Edelſtein, der Regenten und Obrigkeiten am meiſten ſchmückt. Darum halte ich dafür, daß keiner hier in der Stadt in den Rat kommen ſollte, bevor er nicht Proben abgelegt hat von ſeiner Kaltblütigkeit und hat ſehen laſſen, wie er Scheltworte, Püffe und Ohrfeigen vertragen kann. Ich habe eine Geſchichte geleſen in einem Buche, betitelt „Der politiſche Stockfiſch", daß, wenn einer vom Zorn überwältigt wird, ſo ſoll er nur bis zehn zählen, unterdeſſen geht der Zorn vorüber.

Geert. Das könnte mir nicht helfen, und wenn ich bis hundert zählte.

Hermann. Ja, ſo taugt Ihr auch bloß zum Subalternen. Heinrich, gieb meiner Frau einen Krug Bier von dem kleinen Tiſch.

Geſke. Ei, du Schlingel, denkſt du, ich bin hierher gekommen, zu trinken?

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn. Nun iſt es ſchon vorüber. Höre, Mutter, du mußt deinen Mann nicht ſo grob anfahren; das klingt ja, als wäre es böſe gemeint.

Geſke. Iſt's etwa weniger böſe, zu betteln? Soll eine Frau nicht zanken, wenn ſie ſolchen Herumtreiber zum Manne hat, der ſo ſeine Wirtſchaft verſäumt und Frau und Kinder Not leiden läßt?

Hermann. Heinrich, gieb ihr ein Glas Branntwein, ſie hat ſich ereifert.

Geſke. Heinrich, gieb meinem Mann, dem Schlingel, ein paar Ohrfeigen.

Heinrich. Das thut Ihr nur ſelber, für ſolche Kommiſſion bedanke ich mich.

Geſke. Na, dann thu' ich es ſelbſt. (Giebt ihm Ohrfeigen.)

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf (bis zwanzig). (Er thut, als ob er wieder ſchlagen will, fängt aber aufs neue an, bis zwanzig zu zählen.) Wär ich nicht ein Politikus, ſo ſollte dich ein Donnerwetter regieren!

Geert. Wollt Ihr Eure Frau nicht im Zaum halten, ſo thue ich es. Marſch, fort! Hinaus!

(Geſke wird herausgebracht und ſchilt draußen weiter.)

Dritte Szene.

Das Collegium politicum. Heinrich.

Geert. Ich werde ſie lehren, ſich ein andermal hübſch zu Hauſe zu halten. Das bekenne ich: wenn das politiſch iſt, ſich von ſeiner Frau an den Haaren ziehen zu laſſen, ſo werde ich mein Lebtag kein Politikus.

Hermann. Ach, ach! Qui nescit simulare, nescit regnare [Wer ſich nicht verſtellen kann, verſteht nicht zu herrſchen]; das iſt leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Ich gebe zu, es war eine große Schmach, die mir meine Frau gethan hat, ja, ich glaube, ich laufe ihr nach und prügle ſie noch auf der Straße durch .... Doch — 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19. Nun das iſt gut; nun laßt uns von was anderem ſprechen. Letzte Nacht, als ich nicht ſchlafen konnte, dachte ich darüber nach, wie wohl die Regierung von Hamburg am beſten eingerichtet würde, ſo daß gewiſſe Familien, die heutzutage gleichſam als Burgemeiſter und Ratsherren zur Welt kommen, von den höchſten Aemtern ausgeſchloſſen und eine vollkommene Freiheit hergeſtellt würde. Ich dächte, man ſollte die Burgemeiſter abwechſelnd jetzt aus dem einen Gewerk nehmen und jetzt aus dem andern, ſo nähme die ſämtliche Bürgerſchaft an der Regierung teil, und alle Stände kämen in Flor. Denn zum Exempel, wenn ein Goldſchmied Burgemeiſter würde, ſo ſähe er auf das Intereſſe der Goldſchmiede, ein Schneider auf das Aufblühen der Schneider, ein Kanngießer auf das der Kanngießer, und keiner ſollte länger Burgemeiſter ſein als einen Monat, damit nicht ein Gewerk mehr in Flor käme als das andere. Erſt wenn die Regierung ſo eingerichtet würde, würden wir mit Recht ein freies Volk heißen.

Alle. Der Vorſchlag iſt herrlich, Meiſter Hermann, Ihr ſprecht wie ein Salomo.

Franz. Der Vorſchlag iſt wohl gut. Nur...

Geert. Du kommſt immer mit deinem Nur; ich glaube, du biſt ein geborener Nurenberger.

Hermann. Laß ihn nur ſeine Meinung ſagen. Was willſt du ſagen, was meinſt du mit deinem Nur?

Franz. Ich denke, ob das nicht ſehr ſchwierig ſein ſollte, in jedem Gewerk einen guten Burgemeiſter zu finden. An Meiſter Hermann iſt nichts auszuſetzen, der hat ſeine Studien gemacht; aber wenn er tot iſt, wo finden wir gleich einen andern Kanngießer, der zu ſolchem Amte tauglich iſt? Denn wenn die Republik einmal einen Knacks weg hat, ſo iſt das nicht ſo leicht, ſie wieder auszubeſſern, als wenn man einen Teller oder eine Kanne umgießt, wenn ſie verdorben ſind.

Geert. Ach Bagatell, tüchtige Männer finden ſich genug, auch unter den Handwerksleuten.

Hermann. Höre, Franz, du biſt noch ein junger Mann, und darum kannſt du noch nicht ſo tief in die Sachen eindringen wie die andern, obſchon ich merke, du haſt einen guten Kopf, und mit der Zeit kann was aus dir werden. Ich will dir nur in Kürze beweiſen, daß dieſe Inſtanz keinen Grund hat, bloß an unſern eigenen Perſonen. Wir ſind in dieſem Verein über 12 Perſonen, lauter Handwerksleute, und doch kann jeder von uns hundert Fehler bemerken, welche im Rat begangen werden. Stelle dir nun vor, daß einer von uns Burgmeiſter würde und änderte die Fehler, die wir ſo oft beſprochen haben, und die der Rat nicht ſehen kann, meinſt du wohl wirklich, daß die Stadt Hamburg bei ſolchem Burgemeiſter Schaden hätte? Wenn es euch denn alſo gut dünkt, ihr lieben Herren, will ich den Vorſchlag eingeben.

Alle. Ja gewiß.

Abrahams und Sanderus, zwei fröhliche vornehme Leute, reden Meiſter Hermann ein, der Rat habe ihn zum Bürgermeiſter gemacht. Hermann ernennt ſeinen Lehrjungen zum Ratsdiener, ſich ſelbſt giebt er den Titel „von Bremenfeld“, ſeine Frau empfängt mit großem Ernſte Frauen, welche erſcheinen, der neuen Frau Bürgermeiſterin ſcheinbar ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Dem Bürgermeiſter werden verſchiedene Rechtshändel vorgelegt, welche er bei ſeiner Unkenntnis der Geſetze nicht zu entſcheiden vermag; 2 Advokaten tragen ihm Streitigkeiten ihrer Schutzbefohlenen vor, indem ſie ſich auf lateiniſche Ausſprüche Juſtinians berufen; die Vorſtände des Hutmachergewerbes fordern, daß anderen Handwerkern verboten werde, Biberfelle zu verarbeiten, wogegen die Beklagten Einſprache erheben, ſo daß der in die Enge getriebene Bürgermeiſter erklärt, eigentlich hätten beide Teile recht; Matroſen fordern mit Lärmen denſelben zu ſich und drohen ihn umzubringen, wenn er nicht für ſie entſcheide; die angeblichen Ratsherrn Abrahams und Sanderus machen ihm namens des Rats ernſte Vorwürfe, weil er einen fremden Präſidenten beleidigt habe, und drohen mit weiteren Schritten dieſer Behörde; der Syndikus überſendet einen Pack von amtlichen Schriftſtücken und wünſcht über deren verwickelten Inhalt des Stadtvorſtandes ſchriftlich gegebene Anſicht: kurz Hermann von Bremen gerät über die Unmöglichkeit, der von ihm ſo leichtherzig gewünſchten und angenommenen Stellung zu genügen, in helle Verzweiflung.

Fünfter Akt.

Fünfte Szene.

Bremenfeld. Heinrich.

Bremenfeld. Wenn du nur Burgemeiſter wärſt, wenn du nur Burgemeiſter wärſt. Ach! ach! ach!!

Heinrich. Wenn ich mich in des Herrn Geſchäfte miſchen dürfte, ſo wollte ich doch unterthänigſt um eins gebeten haben, nämlich daß ich mich inskünftige von Heinrich nennen dürfte.

Bremenfeld. Wenn du nicht dein Maul hältſt, tret' ich dir den Schädel in Stücke. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Kannſt du mir denn nicht ein bißchen zurechthelfen, du dummer Hund? Sieh her, bring die Sache in Ordnung, oder dich ſoll das Donnerwetter!

Heinrich. Das iſt doch wunderlich, daß der Herr das von mir verlangt: er, der ſolch kluger Mann iſt und allein um ſeiner Weisheit willen zu ſolchem hohen Amte berufen ward?

Bremenfeld. Willſt du mich obenein noch zum Narren halten? (Nimmt einen Stuhl und will ihn ſchlagen. Heinrich ab.)

Sechſte Szene.

Hermann von Bremenfeld allein. Setzt ſich, die Hände unterm Kinn, und denkt lange nach, ſpringt vor Aufregung auf und ſagt: Klopfte das nicht? (Er geht ſachte an die Thür, ſieht aber niemand, ſetzt ſich wieder nieder, um nachzudenken, bricht in Thränen aus und trocknet ſich die Augen mit den Akten; ſpringt vor Erregung wieder auf, gleichſam in Raſerei und ruft:) Ein ganzes Bündel Akten vom Syndikus! Altmeiſter der Hutmacher! Des Altmeiſters Gegenteil! Klageſchrift in zwanzig Punkten! Aufruhr der Matroſen! Fremder Präſident! Zurechtweiſung vom Magiſtrat! Drohungen!... Iſt denn da aber kein Strick zur Hand?! Ich weiß doch, da iſt einer hinterm Ofen — (Nimmt den Strick und macht ihn zurecht.) Das war mir prophezeit, daß meine politiſchen Studien mich erhöhen ſollten; die Prophezeiung wird bald erfüllt ſein, wenn anders der Strick nicht reißt. Nun laßt den Rat kommen, mit allen ſeinen Drohungen; nun blaſe ich ihnen was, wenn ich tot bin. Aber einen Wunſch hätte ich doch noch: nämlich, daß ich den Autor von dem Politiſchen Stockfiſch neben mir hängen ſähe, mit ſeinen ſechzehn Staatskabinetten und politiſchen Nachtiſchen um den Hals. (Nimmt das Buch vom Tiſch und reißt es in Stücke.) Du Kanaille ſollſt keinen ehrlichen Kanngießer mehr verführen! So, das iſt doch ein kleiner Troſt, bevor ich ſterbe. Nun muß ich mich nach einem Nagel umſehen, wo ich mich dran aufhänge. Das wird eine merkwürdige Geſchichte ſein, wenn ſie nach meinem Tode ſagen: Welcher Burgemeiſter von Hamburg war wohl ſo wachſam wie Hermann von Bremenfeld, der, ſolange er Burgemeiſter war, nicht einen Augenblick geſchlafen hat?!

Antonius, der Freiwerber um Hermanns Tochter, tritt zufällig ein und hindert dieſen an der Ausführung ſeines verzweifelten Verſuches. Fröhlich vernimmt er nun von dem Stellmacher, daß das Ganze nur ein abgekarteter Spaß einiger luſtiger Brüder geweſen ſei und ruft freudig die Seinigen zuſammen.

Achte Szene.

Hermann. Antonius. Geſke. Engelke.
Peter. Heinrich.

Hermann. Mein Herzensweib, geh wieder an die Arbeit; mit unſerer Burgemeiſterei iſt es zu Ende!

Geſke. Zu Ende?

Hermann. Ja ja, es iſt zu Ende; einige Spottvögel haben ſich zuſammengethan, uns zu vexieren —

Geſke. Uns vexieren? ... Na, da ſollen ſie die Schwerenot kriegen und du dazu. (Sie giebt ihm Ohrfeigen; Hermann prügelt ſie tüchtig.) Ach mein Herzensmann, ſchlag mich nicht mehr! Ach, mein Herzensmann, hör auf!

Hermann. Du ſollſt wiſſen, Weib, daß ich nicht mehr Politikus bin und daher auch nicht mehr bis 20 zähle, wenn ich Ohrfeigen kriege. Von jetzt an will ich ein anderes Leben führen, meine Bücher ins Feuer werfen und allein meines Handwerks wahrnehmen. Auch warne ich euch hiemit ſämtlich ein für allemal, daß ich keinen von euch ſehe, daß er mir in einem politiſchen Buche lieſt oder mir eins ins Haus bringt; das ſoll ihm übel bekommen.

Heinrich. Für meine Perſon, Herr Burgemeiſter, ſag' ich gut: ich kann weder leſen noch ſchreiben.

Hermann. Laß nur die beiden erſten Silben weg und nenne mich ſchlechtweg Meiſter! Denn Kanngießer bin ich und will als Kanngießer ſterben. Hört, Monſieur Antonius, ich weiß, daß Ihr meiner Tochter gut ſeid; meine früheren Kapricen haben Eurer Liebe im Wege geſtanden. Hiemit habt Ihr nun die Einwilligung von Vater und Mutter, ſo daß, wenn Ihr noch desſelben Sinnes ſeid, alle Hinderniſſe gehoben ſind.

Antonius. Ja, ich bleibe feſt bei meinem Vorſatz und bitte, daß Ihr ſie mir zur Frau gebt.

Hermann. Biſt du ebenfalls einverſtanden, Geſke?

Heinrich. Ach, das iſt nicht Not zu fragen, die Frau Burgemeiſterin war von jeher für die Partie —

Geſke. Halt den Mund, du Narr, ich kann noch ſelbſt antworten. Meine Zuſtimmung, mein Herzensmann, hab' ich ſchon vor 3 Jahren gegeben.

Hermann. Dich, Engelke, will ich nicht erſt fragen, ich weiß, du biſt in ihn verliebt; iſt's nicht ſo?

Heinrich. Antwortet doch, Fräulein —

Hermann. Wüßt' ich, daß du dieſe Titel aus Bosheit giebſt, ſollt' es dir ſchlecht bekommen.

Heinrich. Nein, wahrhaftig, das thu' ich nicht; man kann bloß nicht ſo raſch wieder aus der Gewohnheit kommen.

Hermann. Gebt euch denn die Hände, ihr zwei... So, nun iſt das gut, morgen wollen wir Hochzeit halten. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!... Um Vergebung, — Ja, Meiſter!

Hermann. Du verbrennſt mir ſogleich alle meine politiſchen Bücher; ich will das nicht mehr vor Augen ſehen, was mich auf ſolche thörichten Gedanken gebracht hat.

Wer die Regierung ſchimpft und ſchmäht,
Kann drum noch nicht regieren;
's iſt eins, die Karte zu verſtehn,
Ein andres, Steuer führen.
Zwar aus politiſchen Büchern lernt
Gar leicht man, Lärm zu ſchlagen;
Doch Land und Leuten vorzuſtehn,
Das will noch mehr beſagen.
Drum lerne jeder Handwerksmann
Aus dem, was mir paſſieret:
Wer die Regierung tadelt, iſt
Der Mann nicht, der regieret.
Und wagt ein Kannegießer ſich
An Burgemeiſters Sachen,
Das iſt, als wollte Kannen uns
Ein Burgemeiſter machen. (Ueberſ. v. Rob. Prutz.)

Aus Dantes (1265—1321) Göttlicher Komödie.

Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Lauchert.

Dante Alighieri, aus einem alten adeligen Florentiner Geſchlechte ſtammend, wurde im Mai 1265 in Florenz geboren. Sein Vater, ein Rechtsgelehrter, ſtarb frühe; aber ſeine Mutter ſorgte in vorzüglicher Weiſe für ſeine Erziehung. Der gelehrte Brunetto Latini war ſein Lehrer, der ihn zuerſt in die Kenntnis des klaſſiſchen Altertums und des gelehrten Wiſſens der Zeit einführte. Welch ſtaunenswertes Wiſſen auf allen Gebieten ſich Dante aber angeeignet hat, beweiſen ſeine Werke. Döllinger ſagt: „Dante beſaß eine ſeltene Geiſtesbildung, und ſeine Gelehrſamkeit war ſo umfaſſend und mannigfach, daß, wenn wir von dem einer früheren Zeit angehörigen Roger Bacon abſehen, nur ſehr wenige damals ihn erreichten, niemand ihn übertraf."

Schon in früher Jugend nahm ſeine Liebe zu Beatrice Portinari ihren Urſprung, die für ſein ganzes Leben und Dichten ſo bedeutſam werden ſollte, als er an einem Frühlingsfeſte, das am 1. Mai gefeiert zu werden pflegte, im Jahre 1274 die damals achtjährige zuerſt erblickte. Neun Jahre ſpäter ſah er ſie wieder und widmete ihr von da an ſeine Huldigungen nach der Weiſe des ritterlichen Mittelalters, ein rein geiſtiges Verhältnis andachtsvoller Verehrung, das auch nach dem frühen Tode der Beatrice im Jahre 1290 nicht aufhörte, vielmehr für ſein ganzes Leben eine tief veredelnde Bedeutung behielt. Ihr gelten die ſchönſten Gedichte ſeiner jüngern Jahre, die er nach ihrem Tode in ſeinem „Neuen Leben" im Rahmen einer proſaiſchen Erzählung von jener Liebe vereinigt hat. Was er ihr ſpäter für ein Denkmal geſetzt hat, werden wir bald hören. — Um 1291 heiratete er die Gemma Donati, wie es heißt auf Zureden ſeiner Verwandten und Freunde.

Dantes äußeres Leben war ein ſehr bewegtes, da er ſich an dem unruhigen politiſchen Leben ſeiner Zeit lebhaft beteiligte. Noch beſtand in Italien der alte Parteigegenſatz von Guelfen und Ghibellinen lebhaft fort in erbitterter Feindſchaft, obwohl die alte Bedeutung, die dieſe Parteinamen zur Zeit der Hohenſtaufenkaiſer gehabt hatten, kaum mehr in maßgebender Weiſe mitwirkte, vielmehr beide Parteien mehr nur ihre eigennützigen Zwecke verfolgten. 1289 und 1290 nahm Dante an den Kämpfen der guelfiſchen Florentiner bei Campaldino und der Burg Caprona gegen die ghibelliniſchen Aretiner und Piſaner teil. Als ſeit 1292 in Florenz die ghibelliniſche Volkspartei die Oberhand über die guelfiſche Adelspartei gewann und zur Herrſchaft kam, ſchloß ſich Dante ihr an und beteiligte ſich in angeſehener Stellung am öffentlichen Leben, indem er mehrmals Geſandter der Stadt und von Mitte Juni bis Mitte Auguſt 1300 ein Mitglied der oberſten Behörde in Florenz war, einer der Prioren, deren Amtsdauer zwei Monate betrug. Aber es waren keine ruhigen Zuſtände. Die zurückgedrängte Partei rief wiederholt Unruhen hervor, und die Gegenſätze verſchärften ſich noch, als aus Piſtoja der Parteigegenſatz von Schwarzen und Weißen nach Florenz verpflanzt wurde, und dieſe Namen an Stelle der alten Bezeichnungen Guelfen und Ghibellinen traten. Nun arbeitete die Gegenpartei immer eifriger am Umſturze der beſtehenden Verhältniſſe in der Stadt. Während Dante ſeit September 1301 als Glied einer Geſandtſchaft der Stadt in Rom war, um die Intereſſen der beſtehenden Ordnung zu vertreten, zog, von den Schwarzen herbeigerufen, Karl von Valois, der Bruder des Königs Philipp des Schönen von Frankreich, an der Spitze eines Heeres, mit dem er auf dem Wege nach Sizilien war, in Florenz ein, wo unter ſeinem Schutze jene alsbald ſich der Herrſchaft bemächtigten. Dante, gegen den man die Anklage der Beſtechlichkeit und Erpreſſung während ſeines Priorats erhob, und andere Häupter der Weißen wurden verbannt und mit großen Geldſtrafen belegt. Die in den folgenden Jahren gemachten Verſuche der Verbannten, die Heimkehr mit Waffengewalt zu erzwingen, ſchlugen alle fehl. Hoffnungsvolle Erwartungen knüpfte Dante an Kaiſer Heinrich VII. und deſſen Römerzug, und er richtete in ſeinem Briefe, in dem er ihn willkommen hieß, die Aufforderung an ihn, zuerſt gegen Florenz zu ziehen; aber dieſe Hoffnungen wurden durch deſſen Tod 1313 vereitelt. Ein Anerbieten, das 1316 ihm wie den andern Verbannten gemacht wurde, und auch das nur auf Betrieb einflußreicher Freunde, daß er unter der Bedingung zurückkehren dürfe, wenn er eine Geldſumme bezahle und ſich in der Johanneskirche zu Florenz unter den herkömmlichen demütigenden Formen dem Begnadigungsakte unterziehe, wies er mit Entrüſtung zurück. Auf ehrenvollere Weiſe wollte er zurückkehren, in berechtigtem Stolze, wie er den 25. Geſang des Paradieſes beginnt:

Sollt' ich's erleben, daß die heil'ge Dichtung,
Daran Hand angelegt hat Erd' und Himmel
Und drob ich manches Jahr ſchon hager worden,
Die Grauſamkeit beſiegte, die mich ausſchließt
Von jener ſchönen Hürde, drin, ein Lämmlein,
Ich ſchlief, den Wölfen Feind, die ſie bekriegen:
Würd' ich mit anderm Ruf, mit anderm Vließe
Als Dichter heim dann kehren und am Borne,
Wo ich getaufet ward, den Kranz erhalten.

Aber es war ihm keine Heimkehr mehr beſchieden. In den langen Jahren ſeiner Verbannung hielt er ſich abwechſelnd an den Höfen ihm freundlich geſinnter kleiner oberitalieniſcher Herrſcher auf, ſo bei den Markgrafen von Malaſpina in Lunigiana, in Lucca bei Uguccione della Faggiuola, beſonders lange in Verona bei Can Grande della Scala, zuletzt in Ravenna bei Guido Novello da Polenta; dort ſtarb er am 21. September 1321. — Dante hatte ſieben Kinder, von denen ſich die beiden älteſten Söhne, Pietro und Jacopo, als Gelehrte bekannt machten, beſonders als Erklärer der Göttlichen Komödie; eine Tochter, die den Namen Beatrice hatte, wurde Nonne.

Dantes übrige Werke außer der Göttlichen Komödie und den lyriſchen Gedichten, die, wie wir gehört haben, zum Teil in dem „Neuen Leben" geſammelt wurden, ſind wiſſenſchaftlichen Inhalts: das Gaſtmahl, eine ausführliche, weitgreifende philoſophiſch-allegoriſierende Auslegung von einigen ſeiner Gedichte, in italieniſcher Sprache; und lateiniſch die beiden Werke: über die Monarchie, worin er ſein politiſches Syſtem entwickelt, und über die Volksſprache. Das letztere Werk handelt von der gemeinſamen italieniſchen Schriftſprache in ihrem Verhältnis zu den italieniſchen Dialekten und zum Latein, und von den Dichtungsarten in der Volksſprache; dabei müſſen wir uns vergegenwärtigen, in welcher tief eingreifenden Weiſe gerade Dante ſelbſt zur Schöpfung dieſer Schriftſprache mitwirkte, und wie ſchon damals, vor der Veröffentlichung ſeines Hauptwerkes, ſeine ältern Gedichte und die einiger ihm befreundeten Dichter am meiſten zu ihrer Einbürgerung unter den Gebildeten in Italien beigetragen hatten, während die Gedichte früherer Dichter uns eine bunte Muſterkarte von mundartlichen Formen darbieten, ſeit zuerſt am ſizilianiſchen Hohenſtaufenhofe und dann auch in Norditalien eine italieniſche Poeſie zu erblühen begann. Wenn Dante ſich aber ſchon rühmen konnte, durch ſeine lyriſchen Gedichte nicht nur dies erreicht, ſondern auch die lyriſche Dichtung auf andere Bahnen gebracht, inhaltreicher gemacht zu haben, ſo ſteht er um ſo mehr mit ſeiner Göttlichen Komödie unbeſtritten als Vater der italieniſchen Schriftſprache und der italieniſchen Dichtkunſt da. Döllinger ſagt: „Er erhob die poetiſche Sprache ſeines Landes wie mit einem Rieſenſchritte aus ſchüchternen, in engen Schranken ſich haltenden Anfängen zu klaſſiſcher Vollendung; er ſchuf ein Werk, das auch nach dieſer Seite nie übertroffen, nie erreicht worden iſt."

Dies iſt ſeine Bedeutung für Italien. Aber in der Litteratur der geſamten Menſchheit ſteht er für alle Zeiten in erhabener Größe da mit ſeinem Hauptwerke, der Göttlichen Komödie, einer Dichtung, der an Geiſtesmacht und Tiefe keine zweite auch nur entfernt verglichen werden kann. — Zunächſt eine Bemerkung über den ſonderbaren Titel des Werks. Dante ſelbſt gab ihm nur den Titel: „Die Komödie des Dante Alighieri": das Beiwort „göttlich" aber wurde erſt von der Nachwelt hinzugefügt, keineswegs etwa mit Bezug auf den Gegenſtand des Gedichts, ſondern als Ausdruck der Bewunderung für dasſelbe als Kunſtwerk. Warum Dante aber ſein Werk eine Komödie nannte, erfahren wir von ihm ſelbſt aus einem Briefe, mit dem er dem Can grande den 3. Teil, das Paradies, widmete. Er geht dabei vom Unterſchiede der Tragödie und Komödie in der Entwickelung ihrer Handlung und in der Darſtellungsweiſe aus, aber ohne Berückſichtigung der dramatiſchen Form. So heiße ſeine Dichtung eine Komödie, einmal, weil ſie von einem ſchrecklichen Anfange, der Schilderung der Hölle, zu einem glücklichen und erſehnenswerten Ende, dem Paradieſe, führe, und weil die Sprache, ohne den höhern Schwung der Tragödie anzuſtreben, die einfache gewöhnliche Volks- und Umgangsſprache ſei. (Im Gegenteile nennt nach dieſen Geſichtspunkten Dante Virgils Aeneis einmal eine Tragödie, Hölle XX, 113.)

Eingekleidet iſt das große Gedicht in die zu jener Zeit nicht ungewöhnliche Form einer Viſion: Dante verirrt ſich in einem dunkeln Walde und findet keinen Rückweg mehr, und da er einen von der Sonne beſtrahlten Hügel am Ende desſelben erſteigen will, treten ihm drei Tiere, ein Panther, ein Löwe und eine Wölfin, hindernd und drohend entgegen. In dieſer höchſten Not erſcheint ihm nun Virgil, von Beatrice ihm zu Hilfe geſandt, der ihn, da es zu ſeiner Rettung keinen andern Weg mehr gebe, durch Hölle und Fegfeuer bis ins irdiſche Paradies führt, wo ihn Beatrice ſelbſt in Empfang nimmt, um ihn als Führerin durch alle Himmel zu geleiten. Eingeteilt iſt dieſes ganze Werk in drei Teile, Hölle, Fegfeuer und Paradies, mit zuſammen 100 Geſängen.

Was den Sinn dieſes Ganzen betrifft, ſo haben wir darüber vor allem einen Ausſpruch von Dante ſelbſt, in dem ſchon erwähnten Briefe an Can grande della Scala. Er ſagt hier, dasſelbe habe mehrfachen Sinn, einen buchſtäblichen und einen allegoriſchen. Nach dem buchſtäblichen Sinne ſei der Zuſtand der Seelen nach dem Tode ſein Gegenſtand. „Wenn aber das Werk allegoriſch genommen wird, ſo iſt ſein Gegenſtand der Menſch, wie er durch Verdienſt und Schuld durch die Freiheit des Willens der belohnenden und beſtrafenden Gerechtigkeit Gottes anheimfällt." Als Endzweck des Gedichtes aber nennt er, „die in dieſem Leben Lebenden aus dem Zuſtande des Elends zu entfernen und zum Zuſtande der Seligkeit hinzuführen."

Betrachten wir nun zunächſt den Aufbau des Gedichtes nach ſeiner wörtlichen Bedeutung. Die Hölle befindet ſich nach Dantes Anſchauung im Innern der Erde, die er ſich als eine Kugel denkt, deren eine Hälfte bewohntes Land, die andere vom Waſſer bedeckt iſt; im Mittelpunkte der bewohnten Halbkugel liegt Jeruſalem, und unter der Erdrinde, die dieſe Halbkugel bildet, erſtreckt ſich die Hölle als trichterförmig ſich verengender Abgrund bis in den Mittelpunkt der Erde. An der Wand dieſes Höllentrichters ſtufen ſich neun Terraſſen ab, die alle als konzentriſche Kreiſe rund herum laufen, und deren einzelne der Beſtrafung der einzelnen Sünden gewidmet ſind, wie wir ſehen werden. Oben beginnt es mit den weniger ſchwarzen Sünden, die auch eine weniger ſchreckliche, obwohl gleich ewige Strafe finden, und ſteigert ſich immer nach unten zu. Die 4 letzten Kreiſe enthalten die ſchwereren Sünder, die ſich in Bosheit gegen Gott und die ſittliche Weltordnung vergangen haben, die obern, abgeſehen von der Vorhölle, die aus menſchlicher Schwäche entſpringenden Sünden der Unmäßigkeit. Im Mittelpunkte der Erde iſt der Ort des Satans, der bei ſeinem Sturze aus dem Himmel dahin fiel, in die Mitte des Weltalls. Dabei bedeckte ſich jene Halbkugel der Erde, auf die der Sturz geſchah, mit Waſſer, und das Land zog ſich auf die andere Halbkugel; hinter dem Fallenden aber ward Erde herausgetrieben und bildete den Berg der Reinigung, der allein dort aus der Waſſermaſſe emporragt, im Mittelpunkt der uns abgekehrten Halbkugel, gerade gegenüber dem Berge der Erlöſung in Jeruſalem. Der Berg der Reinigung ſteigt ſchon mit ſeinem unterſten Teile, dem Vorbereitungsorte, über die Wolken empor; der dann beginnende eigentliche Reinigungsort aber, verſchloſſen durch das Thor des Petrus, erhebt ſich mit 7 Terraſſen, für die 7 Todſünden, die hier, umgekehrt wie in der Hölle, unten mit den ſchwerern beginnen und zu den leichtern aufſteigen; auch iſt der Berg unten am ſteilſten, während nach oben zu der Aufſtieg immer leichter wird. Im 17. Geſange giebt Virgil eine Einteilung der Sünden, nach ihrer Beziehung zur Liebe; denn auf die Liebe führt Dante überhaupt alles zurück; wie ſie an ſich die Wurzel und der Grund alles Guten iſt, ſo entſpringt aus ihr auch alles Böſe, wenn ſie eine verkehrte Richtung nimmt. Die drei ſchwerſten Sünden, Stolz, Neid und Zorn, nehmen daher ihren Urſprung, daß der Menſch ſeine Liebe, ſein Trachten und Wünſchen auf den Schaden ſeines Nächſten richtet, entweder weil er daraus Erhöhung für ſich erwartet, oder weil er fürchtet, bei deſſen Glück ſelbſt an Anſehen einzubüßen, oder aus Durſt nach Rache. Die Trägheit beſteht darin, daß die rechte Liebe zum Guten zu ſchwach und unwirkſam bleibt. Die drei letzten Sünden entſpringen aus übermäßiger Liebe zu Gütern, welche nicht die wahren Güter ſind. — Der Gipfel des Berges trägt das irdiſche Paradies, wo Dante zuerſt mit Beatrice zuſammentrifft. Die Beſchreibung davon werden wir unten kennen lernen. Hier kommen allegoriſche Geſtalten zur Erſcheinung. Von da aus geht der Flug durch den Himmel. Das Weltgebäude nun ſtellt ſich Dante nach den damaligen aſtronomiſchen Anſichten folgendermaßen vor: Die Erde iſt der Mittelpunkt des Weltalls; um ſie herum legen ſich übereinander die 7 Planetenhimmel, wobei Sonne und Mond auch als Planeten gelten; es ſind alſo: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn; dieſe Himmelskreiſe drehen ſich um die feſtſtehende Erde, einer immer ſchneller als der andere, im Verhältnis des mit der Entfernung wachſenden größeren Umfanges. Auf dieſe folgt der Fixſternhimmel, und über dieſem als 9. der Kryſtallhimmel, das primum mobile, der ſchnellſte Himmel, von wo alle Bewegung ausgeht, zugleich die Grenze der Körperwelt, des endlichen Raumes. Um alles dieſes legt ſich endlich das Empyreum, der Feuerhimmel, raum- und grenzenlos, der ewig unveränderlich ſtill ſteht, der Sitz der ewigen Seligkeit. — Auf ſeinem Wege durch das Weltall ſieht Dante nun alſo den Zuſtand der drei Klaſſen von abgeſchiedenen Seelen, der Verdammten in der Hölle, der Geretteten, die aber noch im Zuſtande der Reinigung ſich befinden, und der bereits in die ewige Seligkeit Eingegangenen. Er ſtellt ſich dabei dieſe Seelen bis zur Auferſtehung des Fleiſches am jüngſten Tage mit einem Scheinleibe bekleidet vor, der zwar im Verhältnis zum irdiſchen

Leibe nur ſchattenhaft, aber in der Hölle und am Reinigungsorte für körperliche Leiden empfänglich iſt, während die ſeligen Geiſter eine Lichthülle von ſich ausſtrahlen. In den einzelnen Kreiſen aller drei Reiche hebt Dante einzelne von dieſen Seelen hervor, mit denen er ſich in Geſpräche einläßt; es ſind neben bedeutenden Perſonen der älteren Geſchichte oder auch geſchichtlichen Sage (die Dante für Geſchichte hielt), hauptſächlich ältere Zeit- und Landesgenoſſen des Dichters, die irgendwie bedeutend hervorgetreten waren. Im Geſpräche mit ihnen erhält er Aufſchlüſſe über die einzelnen Stufen in den drei Reichen, Einblicke in den innern Zuſammenhang im irdiſchen Leben jener Seelen und die Gründe, weshalb ſie, oft wider Erwarten, verdammt oder gerettet ſind; beſonders auch werden von ihnen, ſoweit es politiſch bedeutende Männer waren, die politiſchen Zuſtände in Italien, vor allem in Florenz, herber Rüge unterzogen, und bevorſtehende Ereigniſſe vorausverkündet. Dabei haben die Seelen in der Hölle noch den Wunſch, daß, obwohl ſie verloren ſind, ihr Andenken auf der Erde im Ruhme fortlebe; nur der Abſchaum der unterſten Hölle, die Verräter, nennen ihre Namen nicht mehr gerne, mit boshafter Freude aber die ihrer Genoſſen, damit ſie zu ihrer Schande genannt werden. Die Seelen am Orte der Reinigung aber bitten den Dichter, ſich an ihre hinterlaſſenen Verwandten zu wenden, damit ſie ihnen zur Abkürzung ihrer Reinigungszeit ihre Fürbitten zuwenden. Was die Strafen betrifft, ſo werden wir unten bei deren Vorführung ſehen, in welcher Weiſe ſie immer mit den betreffenden Sünden zuſammenhängen, und zwar die Höllenſtrafen als ſymboliſche Fortſetzung der Sünde, die Reinigungsqualen des Fegfeuers dagegen im Gegenſatz zu derſelben, ein Unterſchied, der freilich, wie Philalethes hervorhebt, nicht überall bei den Strafen der zweiten Art feſtgehalten iſt.

In dieſem Rahmen, im Laufe der Geſpräche mit ſeinen Führern und mit den abgeſchiedenen Seelen, gibt uns aber Dante zugleich ein großartiges Bild der ganzen mittelalterlichen Weltanſchauung, wovon noch weiter die Rede ſein ſoll, und bietet er uns in gedrängter Kürze und Schärfe den Kern der ganzen theologiſchen und weltlichen Gelehrſamkeit ſeiner Zeit, wobei in der ſcholaſtiſchen Dogmatik hauptſächlich der ſcharfſinnige Dominikaner Thomas von Aquino ſein Führer iſt. — Doch nun wollen wir uns zu der allegoriſchen Bedeutung der Viſion wenden.

Im bildlichen Sinne bedeutet jener dunkle Wald, in dem der Dichter verirrt, die Sünde, in der er ſo befangen iſt, daß er keinen Ausweg mehr findet; am Emporſteigen auf den Hügel der Tugend hindern ihn drei Leidenſchaften, die Wohlluſt (Panther), der Stolz (Löwe) und die Habſucht (Wölfin). Zu Hilfe kommt ihm, durch die Veranſtaltung der göttlichen Gnade, zunächſt die weltliche Vernunft und Wiſſenſchaft (Virgil), die ihm das Weſen der Sünde und das Elend, in das ſie den Menſchen ſtürzt, vor Augen ſtellt und ſeine Reinigung davon bewirkt; geläutert, gelangt er an der Hand der Theologie als der Wiſſenſchaft von den göttlich geoffenbarten Wahrheiten (Beatrice) zur beſeligenden Anſchauung der ewigen Wahrheit. Das alles läßt der Dichter an ſeiner Perſon vor ſich gehen; er ſelbſt iſt die Hauptperſon, der lebendige Mittelpunkt des großen Gedichtes. Dies iſt doppelt zu verſtehen: einmal giebt Dante darin eine Darſtellung ſeiner eigenen Läuterung, dann aber iſt er zugleich auch Vertreter der ganzen Menſchheit.[1]) Den Anſtoß zu ſeiner Läuterung aber und deren Vollendung ſtellt Dante als das Werk der verklärten Beatrice dar, in der er ſeinen Schutzgeiſt ſieht. Das „Ewig-Weibliche", nach Goethes Ausdruck, zieht auch ihn hinan. „Wie ein langer glänzender Lichtſtreif," ſagt Döllinger, „zieht ſich durch das ganze Gedicht die Verherrlichung ſeiner Jugendgeliebten, der Beatrice. Dante hat bald nach ihrem Tode infolge einer ihm zu teil gewordenen „wunderbaren Viſion" ſich gelobt, mit allen Kräften ſeines Dichtergenius ihr ein ihrer würdiges Monument zu ſetzen, und die Art und Kunſt, mit der er dieſes Gelöbnis erfüllt hat, wird als ein in der Weltlitteratur einziges Phänomen die Bewunderung aller Zeiten bilden."

Durch Vorhalten eines wahrhaften, ſchonungsloſen Bildes der Zeit in allen ihren Verirrungen wollte der Dichter aber auch, gewaltig eingreifend, deren Verbeſſerung bewirken, wozu er einen innern Beruf in ſich fühlte. J. von Döllinger hat in einer klaſſiſchen Abhandlung („Dante als Prophet") dargeſtellt, wie ihm dabei die Propheten des Alten Teſtaments als leitende Vorbilder vorſchwebten; wir wollen daraus eine Stelle hören: „Die Aufgabe, die ihm geworden, iſt eine vierfache. Er will zuvörderſt ein Prediger der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe ſein, und er hat eine bisher verborgene Lehre zu verkündigen, ohne welche dieſe drei Güter auf Erden nicht beſtehen können. Sodann will und ſoll er den Zeitgenoſſen einen Spiegel ihrer Verirrungen, Vergehen und Laſter vorhalten und ſie ſo zur Selbſterkenntnis und Buße führen. Darum gehört es auch drittens zu ſeinem Berufe, die in Kirche und Staat beſtehenden Gebrechen und Mißbräuche zu rügen und die entſprechenden Heilmittel anzuzeigen. Und endlich hat er Andeutungen zu geben über eine beſſere Zukunft, und die Hoffnung einer nicht allzu fernen Errettung aus dem Abgrund von Sünde und Elend, in welchem die chriſtliche Welt verſunken iſt, zu wecken und zu nähren. Dante iſt von dem Gedanken erfüllt und getragen, daß er eine Sendung von oben habe — eine Sendung, für welche er durch ſchwere Schickſalsſchläge und überhaupt durch ſeinen Lebensgang eigens gebildet und erzogen ſei. Er hält ſich für ein von Gott erkorenes Werkzeug, welchem in den höheren, die ganze Chriſtenheit und Italien insbeſondere betreffenden Ratſchlüſſen eine nicht unbedeutende Stelle und eine in ihrer Art einzige Wirkſamkeit zugeteilt iſt. Sein großes Gedicht, dieſes Werk ſeines Lebens und ſeiner Liebe, welchem er in einer langen Reihe von Jahren die ganze konzentrierte Kraft ſeines Geiſtes gewidmet hat, wird, wie er vertraut, in Gottes Hand ein Mittel ſein, die Menſchen, zunächſt ſeine Volksgenoſſen, für die neue Geſtaltung der Dinge reif und empfänglich zu machen, der großen bevorſtehenden Reformation in Geſellſchaft, Staat und Kirche Bahn zu brechen, Verſtand und Wille der Menſchen ihr zu gewinnen. Es iſt ihm ein heiliges Gedicht:

„An welches Hand gelegt ſo Erd' als Himmel,
Und welches Jahre lang mich hager machte.""

Den Grund alles Übels ſieht Dante darin, daß das richtige Verhältnis der beiden von Gott geſetzten Gewalten ſich verſchoben hat, indem das Anſehen des Kaiſertums ſeit den kraftvollen Hohenſtaufenkaiſern ſo ſehr geſunken iſt. Hier liegt der Kernpunkt ſeiner Weltanſchauung: zwei Gewalten ſind von Gott geſetzt, die geiſtliche und weltliche, Staat und Kirche, in der Anſchauung des Mittelalters verkörpert im römiſchen Kaiſertum und römiſchen Papſttum. Dieſe beiden Gewalten ſollen ſelbſtändig nebeneinander ſtehen, keine in das Machtgebiet der andern eingreifend noch von der andern abhängig; nur dann kann es wohl beſtellt ſein in der Welt. Dante gebraucht dafür das Bild von zwei Sonnen, die an den Himmel geſetzt ſind, um die Welt zu erleuchten. (Das ſonſt übliche Bild von den zwei Schwertern weiſt Dante dagegen an einer Stelle ſeiner „Monarchie" als irrtümlich aus dem Lukasevangelium Kap. 22, 38 herauserklärt ab.) Als Verräter gegen die Idee des Kaiſertums betrachtet, erleiden in der unterſten Hölle die Mörder Cäſars die gleiche Strafe wie der Verräter des Heilands. Nun aber war das rechte Verhältnis der beiden Gewalten geſtört; und doch, glaubt Dante, iſt es zum Heile der Welt notwendig, daß das römiſche Kaiſertum wieder in ſeinem alten Glanze und in ſeiner alten Macht hergeſtellt werde, und dazu will er nach ſeinen Kräften beitragen. Darum belegt er auch die Habsburger Könige Rudolf und Albrecht mit herber Rüge, die ſich darauf beſchränkt hatten, Könige von Deutſchland zu ſein, ohne die Rechte des Kaiſertums in Italien geltend zu machen, während er den Luxemburger Heinrich VII. bei ſeinem Zuge über die Alpen mit Begeiſterung begrüßt. Nur zwei Beiſpiele kennt er, daß es noch lebenden Menſchen vergönnt war, die Welt der abgeſchiedenen Seelen zu betreten, dem Aeneas und Paulus (ſ. unten den 2. Geſang der Hölle); er ſelbſt ſoll der Dritte ſein, weil ihm die Aufgabe wird, durch ſeinen Mahnruf auf die Wiederherſtellung der von Gott geſetzten Ordnung zu dringen.

Im Paradieſe wird ihm von ſeinem Ahnherrn Cacciaguida die Aufforderung. ſeine ganze Viſion ohne Rückſicht und Menſchenfurcht zu verkünden:

„Ein befleckt Gewiſſen,
Sei's durch die eigne, ſei's durch fremde Schande,
Mag immerhin dein herbes Wort empfinden.
Doch um nichts weniger veroffenbare
Dein ganz Geſicht, jedweder Lüg' entſagend,
Und kratzen laſſ', wo ſich die Krätze findet;
Denn wenn auch deine Stimme läſtig ſein wird
Beim erſten Koſten, wird ſie Lebensnahrung,
Wenn ſie verdauet iſt, zurück dann laſſen.
Dem Sturme gleich wird dies dein Rufen wirken,
Der ſtets zumeiſt die höchſten Gipfel ſchüttelt,
Und ſolches wird nicht wenig Ruhm dir bringen."

Die mitgeteilten Stücke ſind abwechſelnd aus 4 der beſten Überſetzungen entnommen, aus den gereimten von Bartſch und Notter, die ein beſſeres Bild von der äußern Kunſtform geben, und den reimloſen von Philalethes (König Johann von Sachſen) und Witte. Die Anmerkungen habe ich beigefügt, ſoweit ſie nicht ausdrücklich als aus einem der Commentare entnommen bezeichnet ſind.

---

[1]) Gegen die kleinliche, von allen gründlichen Forſchern verworfene Anſicht einiger neuern Italiener und Deutſchen, die eine politiſche Allegorie zu Grunde legen wollen, iſt das Werk ſelbſt die beſte Widerlegung.

Die Hölle.

1. Geſang.[1])

Ich fand auf unſres Lebensweges Mitte[2])
In eines Waldes Dunkel mich verſchlagen,
Weil ſich vom rechten Pfad verirrt die Schritte.

Ach, wie ſo ſchwer und hart iſt es zu ſagen,
Wie wild der Wald war, wie ſo rauh und dicht;
Schon die Erinnrung weckt mir neues Zagen.

Der Tod ſogar iſt wohl viel herber nicht;
Doch eh ihr hört, welch Heil ich dort gefunden,
Geb' ich von andrem, was ich ſah, Bericht.

Mich hielt ſo ganz des Schlafes Macht gebunden,
Daß ich nicht weiß, wie ich mocht' hin gelangen,
Zur Zeit, da mir der wahre Weg entſchwunden.

Ich kam an eines Hügels Fuß gegangen,
Der an dem Ausgang jenes Thals gelegen,
Das mir die Seel' erfüllt mit Furcht und Bangen.

Da ſchaut' ich aufwärts, und ſah mir entgegen
Den Gipfel glühn von des Planeten Schein,[3])
Der andre recht geleitet allerwegen.

Da ſchlief ein wenig mir das Bangen ein,
Das in des Herzens See mir fortgedauert
Die Nacht, die ich verlebt in ſolcher Pein.

Und wie, wer atemlos und angſtdurchſchauert
Entflohn des Meers Gefahren ans Geſtad,
Zurückſchaut nach der Flut, die tückiſch lauert,

So wandt' im Fliehn vom Ort, den ich betrat,
Mein Geiſt ſich rückwärts, nach der Felsſchlucht ſehend,
Die lebend keiner ließ, der ihr genaht.

Nach kurzer Raſt des Leibes weiter gehend,
Stieg ich den wüſten Abhang nun bergan,
Feſt immer auf dem tiefern Fuße ſtehend.

Da kam, als noch die Steile kaum begann,
Bedeckt mit buntgeflecktem Fell die Glieder,
Behend und leicht ein Panthertier heran.

Das wich vor meinem Angeſicht nicht wieder,
So daß ich hielt in meinem Wandern inne
Und oft an Rückkehr dacht' ins Thal hernieder.

Es war die Zeit am Morgenanbeginne,
Auf ſtieg die Sonn' und jener Sterne Helle,
Die ſie begleiteten, als Gottes Minne

Die ſchöne Welt ſchuf an der Zeiten Schwelle,
So daß kein Unheil zu befürchten war
Von jenem Tiere mit dem bunten Felle

Zu ſolcher Stund' und ſüßer Zeit im Jahr;
Da ward mir neuer Grund zur Furcht gegeben,
Denn einen Löwen ward mein Blick gewahr.

Erhabnen Hauptes ſchien er mir zu ſtreben
Grad auf mich los in wildem Hungermut,
So daß die Luft ſelbſt ſchien vor ihm zu beben.

Und eine Wölfin, deren gierige Glut
Und magres Äußre deutlich ſchien zu zeigen,
Daß vielen Unheil ſchon bracht' ihre Wut.

Vor dieſer fühlt' ich ſo den Mut ſich neigen
In Furcht, die ihrem Anblick mir entſproſſen,
Daß mir die Hoffnung ſchwand, zur Höh' zu ſteigen.

Wie dem, der nach Gewinn ſtrebt unverdroſſen,
Wenn des Verlierens Zeit für ihn gekommen,
Hält all ſein Denken Leid und Harm umſchloſſen,

So machte mich das Untier bangbeklommen;
Vor ſeinem Nahn mußt' ich zurück mich ziehn,
Dem Orte zu, wo nie der Tag entglommen.

---

[1]) Aus der Überſetzung von Bartſch.

[2]) An einer Stelle ſeines „Gaſtmahls," IV. 23, bezeichnet Dante das 35. Lebensjahr als den Höhepunkt des Bogens, auf dem das menſchliche Leben zuerſt aufwärts, dann wieder abwärts ſteigt; ſeine Wanderung wird alſo durch die obige Angabe in das Jahr 1300 geſetzt, und zwar, nach anderen Stellen, in den Frühling; am Charfreitag begann ſie.

[3]) D. i. vom Schein der Sonne, die in dem damals herrſchenden Syſteme des Ptolemäus zu den Planeten gezählt wird.

Als ich zur Tieſe niederſtürzt' im Fliehn,
Sah ich vor meinen Augen einen ſtehen,
Der ſtimmlos mir durch langes Schweigen ſchien.[1]

Kaum hatt' ich dieſen in der Wüſt' erſehen,
Rief ich ihm zu: Hilf mir in meinem Leide,
Ob Menſch, ob Schatten du, hör' auf mein Flehen.

„Nicht Menſch, ich war es," gab er zum Beſcheide.
„Lombarden waren die, die mich erzeugten,
Aus Mantua entſtammend alle beide.

Eh noch vor Cäſar ſich die Römer beugten,
Ward ich geboren, ſah Auguſtus' Thron,
Zur Zeit der Götter, jener trugerzeugten.

Ich war Poet und ſang Anchiſes' Sohn,
Den frommen, der aus Trojas Fall entronnen,
Nachdem verbrannt das ſtolze Ilion.

Doch du willſt rückwärts zu des Grauens Bronnen?
Warum nicht bleibt der ſchöne Berg dein Ziel,
Der Anfang iſt und Urſach' aller Wonnen?"

So biſt du alſo, rief ich, der Virgil,
Der Quell, dem reich der Rede Strom entfloſſen!
Ich ſprach's mit Scham, die meine Stirn befiel.

O Ehr' und Licht der andern Kunſtgenoſſen,
Jetzt fromme mir der Fleiß und Liebesdrang,
Der deines Buchs Verſtändnis mir erſchloſſen.

Mein Meiſter du, du Vorbild meinem Sang,
Du biſt's allein, aus welchem ich entnommen
Den ſchönen Stil, der Ehre mir errang.

Sieh da das Tier, das mir den Weg benommen;
Ruhmvoller Weiſer, ſei vor ihm mein Hort,
Mir beben Puls und Adern angſtbeklommen.

„Auf einem andern Wege mußt du fort,"
Sprach er, nachdem er weinen mich geſehen,
„Willſt du entrinnen dieſem wüſten Ort.

Denn dieſes Tier, das Anlaß deinem Flehen,
Läßt keinen andern ziehen ſeine Straße,
Hemmt ihn ſo lang', bis es um ihn geſchehen,

Und iſt voll Tück' und Bosheit in dem Maße,
Daß ſeine ſchnöde Gier nie kann ermatten
Und nur ſein Hunger wächſt nach jedem Fraße.

Mit vielen Tieren wird ſich's noch begatten,
Bis ſich der edle Windhund wird erheben,
Der unter Qual es ſtürzt ins Reich der Schatten.

Nicht Erz, nicht Erde wird ihm Nahrung geben,
Ihn nähren Weisheit, Lieb' und Tugend nur,
Der zwiſchen beiden Feltro kommt zum Leben,

Zum Heil für Welſchlands tiefgebeugte Flur,
Für das die Maid Camilla mußt' erblaſſen,
Euryal, Turnus, Niſus Tod erfuhr.[2]

Er jagt es hin durch aller Städte Gaſſen,
Bis er es in die Hölle wird verſenken,
Aus der zuerſt der Neid es hat entlaſſen.

Zu deinem Beſten iſt's, ſo muß ich denken,
Daß du mir folgſt; ich will dein Führer ſein
Und dich von hier durch ewige Räume lenken.

Dort wirſt du hören der Verzweiflung Schrei'n,
Wirſt alte Geiſter ſchau'n, die brünſtig flehen
Um einen zweiten Tod in ihrer Pein.

Wirſt andre dann in Feuergluten ſehen
Und doch zufrieden, weil zum ſeligen Chor,
Wann es auch ſei, ſie hoffen einzugehen.

Willſt du auch noch zu deſſen Höh'n empor,
Wird eine würdigere Seel' erſcheinen,
Der laß' ich dich, nachdem ich ſchied zuvor.

Denn der als Kaiſer droben herrſcht, läßt keinen,
Den ich geführt, eingehn in ſeine Stadt,
Weil ſein Geſetz ich nicht gemacht zum meinen.

Er herrſcht in aller Welt, doch Herrſcherſtatt
Und Hochſitz hat er dort ſich auserſehen:
Wohl dem, den er dahin berufen hat!"

O Dichter, ſprach ich drauf, vernimm mein Flehen!
Bei jenem Gotte, den du nicht erkannt!
Um dieſem Leid und Schlimmrem zu entgehen,
Führ' an die Stätte mich, die du genannt,
So daß ich ſchauen möge Petri Pforte[1]
Und jene, die zu ewiger Qual verbannt.

Da brach er auf, ich folgt' ihm von dem Orte.

2. Geſang. Im Begriffe, mit Virgil ſich auf den Weg zu machen, wird Dante noch von Bedenken ergriffen, ob er auch würdig ſei, jene Orte zu betreten; Äneas allein unter allen Menſchen ſei lebend in die Hölle hinabgekommen, dem dies infolge ſeiner erhabenen Beſtimmung vergönnt wurde, da er in ſeinen Nachkommen der Gründer Roms und des römiſchen Reiches werden ſollte; und nur der Apoſtel Paulus wurde in den Himmel verzückt; wie ſollte nun er dazu kommen? Doch Virgil benimmt ihm jeden Zweifel: durch Beatrice, die ſelbſt zu ihm in die Vorhölle, den Ort der tugendhaften Heiden, aus dem Himmel herabkam, ſei er aufgefordert worden, ſich zu dem verirrten Dante zu verfügen und ihn aus ſeiner Bedrängnis herauszuführen. Dies erweckt in Dantes Seele neue Zuverſicht, und ohne weiteres Bedenken folgt er ſeinem Führer zum Eingange der Hölle.

3. Geſang.[2]

„Der Eingang bin ich zu der Stadt der Trauer,
Der Eingang bin ich zu dem ew'gen Schmerze,
Der Eingang bin ich zum verlornen Volke!
Gerechtigkeit trieb meinen hohen Schöpfer:
Die Allmacht hat der Gottheit mich gegründet,
Die höchſte Weisheit und die erſte Liebe.
Vor mir iſt nichts Erſchaffenes geweſen,
Als Ewiges, und ich auch daure ewig.
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren."[3]
Mit dunkler Farbe ſah ich dieſe Worte
Geſchrieben an dem Gipfel eines Thores
Und ſprach drum: Meiſter, hart erſcheint ihr Sinn mir.
Und er zu mir gleich einem Wohlerfahrnen:
„Hier muß man jedes Zweifels ſich entſchlagen,
Und jede Feigheit hier ertötet werden.
Wir ſind nun an dem Ort, wo ich dir ſagte,
Du werdeſt ſchaun die ſchmerzenreichen Scharen,
Die der Erkenntnis höchſtes Gut verloren."
Und da er ſeine Hand gelegt in meine,
Mit heitrem Antlitz, das mich ließ erſtarken,
Führt' er mich ein in die geheimen Dinge.
Geſeufz' und Weinen hier und dumpfes Heulen
Ertönten durch den ſternenloſen Luftkreis,
So daß im Anfang drob ich weinen mußte.
Gemiſch von Sprachen, grauenvolle Reden,
Des Schmerzes Worte und des Zornes Laute,
Und Stimmen tief und rauh, mit Händeklopfen,
Erregten ein Getümmel hier, das immer
In dieſen endlos ſchwarzen Lüften kreiſet,
Dem Sande gleich, wenn Wirbelwinde wehen.
Und ich, dem Wahn das Haupt umfangen hatte,
Sprach: Meiſter, was iſt das, was ich vernehme,
Und wer ſind die vom Schmerz ſo Übermannten?
Und er zu mir: „Die jammervolle Weiſe
Iſt den elenden Seelen jener eigen,
Die ohne Lob und ohne Schande lebten;
Vermiſcht ſind ſie mit jenem feigen Chore
Der Engel, welche nicht Empörer waren,
Noch Gott getreu, für ſich geſondert bleibend.
Nicht ſeinen Glanz zu trüben, ſtieß der Himmel
Sie aus, noch nimmt ſie auf die tiefe Hölle,
Weil Sünder ſtolz auf ſie doch blicken könnten."
Und ich: Was iſt wohl ihnen ſo beſchwerlich,
Mein Meiſter, daß ſie drob ſo kläglich jammern?
„Ganz kurz," antwortet' er, „will ich dir's ſagen:
Des Todes haben dieſe keine Hoffnung,
Und ſo verächtlich iſt ihr dunkles Leben,
Daß jedes andre Schickſal ſie beneiden.
Es läßt die Welt nicht ihren Nachruhm dauern,
Gerechtigkeit verſchmäht ſie und Erbarmen.
Nichts mehr davon; ſchau' hin und geh' vorüber!"

Nach dieſen Worten Virgils ſieht Dante eine ſich drehende Fahne in ruheloſer Haſt vorübereilen, und hinter ihr drein eine unzählige Schar, durch ſtechende Bremſen und Weſpen gepeinigt,

Der Feiggeſinnten Rotte,
Die Gott mißfällig ſind wie ſeinen Feinden;
Die Jämmerlichen, welche nie gelebet.[1]

Inzwiſchen kommen Dante und Virgil an den Höllenfluß Acheron, jenſeits deſſen erſt die eigentliche Hölle beginnt. Über dieſen Fluß ſetzt der greiſe glutaugige Dämon (Charon)[2] die Scharen der der ewigen Verdammnis verfallenen Seelen. Da Dante mit ſeinen Führer ſich dieſem naht, fährt er ihn an, daß er als Lebender hier nichts zu ſuchen habe, wird aber von Virgil beſchwichtigt, der auch Dante noch nähere Aufklärungen giebt.

Er ſchwieg, und rings erzitterten die düſtern
Gefilde plötzlich ſo, daß mich der Schrecken,
Wenn ich dran denke, noch im Schweiße badet.
Vom thränenreichen Land erhob ein Sturm ſich,
Begleitet von der Blitze rotem Leuchten,
Das jeglicher Empfindung mich beraubte,
Und nieder fiel ich, wie vom Schlaf umfangen.

4. Geſang. Von ſchweren Donnertönen geweckt, ſieht Dante ſich jenſeits des Fluſſes (ohne daß wir weiter erfahren, wie er hinüber kam), am Rande des Höllenabgrundes, und ſteigt nun mit Virgil in den erſten Höllenkreis hinab. Dies iſt die Vorhölle, der Aufenthalt der tugendhaften Heiden, die nur darum nicht ſelig werden konnten, weil ſie den wahren Glauben nicht hatten, die aber auch keine Qualen leiden, ſondern nur in hoffnungsloſem Sehnen leben. Hier waren auch die erſten Menſchen, die Patriarchen und die übrigen Gerechten des alten Bundes, bis Chriſti Opfertod auch für ſie die Folgen des Sündenfalles aufhob, und ſeine Höllenfahrt ſie befreite. Innerhalb des dunklen Kreiſes befindet ſich abgeſondert ein hell erleuchteter Raum, als Aufenthaltsort der ausgezeichneten, im Ruhme bei der Nachwelt fortlebenden Perſönlichkeiten unter den Bewohnern dieſes Kreiſes, und darin ein hohes Schloß mit ſieben Mauern, in deſſen Innern ſich ein weiter Wieſenplan findet. Von den großen Dichtern unter Homers Führung, unter denen ſonſt Virgils Platz iſt, wird der Rückkehrende ehrenvoll begrüßt, und auch Dante freundlich empfangen. Dieſem werden noch unter den Helden der Geſchichte (und Sage, die aber Dante auch für Geſchichte hielt) beſonders die großen Römer und deren trojaniſche Vorfahren, und die alten Philoſophen gezeigt; dann wird der Weg fortgeſetzt.

5. Geſang. In den 2. Kreis hinabgeſtiegen, ſieht Dante an deſſen Eingang den Höllenrichter Minos (auch als Teufel), der die herabkommenden Seelen der Verdammten verhört und ihnen nach der Art ihrer Sünden ihren Platz in der Hölle anweiſt. In dieſem Kreiſe werden die Seelen derer, die durch Wolluſt und ſündhafte Liebe ſich vergingen, von einem nie ruhenden Wirbelwinde einhergetrieben. Von Mitleid ergriffen, redet Dante zwei vereint daherkommende Schatten an, die Franceſca da Polenta von Rimini und ihren Geliebten, deren tragiſches Geſchick ihn ſo bewegt, daß er ohnmächtig niederfällt.

6. Geſang. Bei ſeinem Erwachen findet er ſich in dem 3. Kreiſe, im Kreiſe

des Regens,
Des ew'gen, kalten, läſt'gen, flucherfüllten,
Dem nie Geſetz noch Eigenſchaft ſich wandelt.
Unreines Waſſer, Schnee und ſchwerer Hagel
Ergießt ſich durch der Lüfte Finſterniſſe,
Und Stank entſteigt der Erde, die es aufnimmt.

Dieſer Regen drückt die Verdammten dieſes Kreiſes zu Boden nieder, und der dreiköpfige Höllenhund Cerberus zerfleiſcht ſie mit ſeinen Krallen. Es ſind die Schlemmer, die hier gepeinigt werden, wie Dante von ihrer einem erfährt, der ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt, da er vorüber gehen will, und ſich als ehemaliger Bekannter aus Florenz zu erkennen giebt.

7. Geſang. Am Eingang zum 4. Kreiſe ſtellt ſich der Dämon Plutos (der griechiſche Gott des Reichtums) den beiden Dichtern drohend entgegen, wird aber von Virgil durch den Hinweis auf die im Himmel getroffene Beſtimmung ohnmächtig

---

[1] „Das lange Schweigen bezieht ſich auf die Vernachläſſigung des Studiums Virgils im früheren Mittelalter." Bartſch.

[2] Aus Virgils Äneis.

[1] Im Fegfeuer.

[2] Nach der Überſetzung von Philalethes.

[3] In der italieniſchen Urſchrift lauten die Worte:

Per me si va nella città dolente;
Per me si va nell' eterno dolore;
Per me si va tra la perduta gente.

Giustizia mosse 'l mio alto Fattore:
Fecemi la divina Potestate,
La somma Sapïenza, e 'l primo Amore.

Dinanzi a me non fur cose create,
Se non eterne, ed io eterno duro:
Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate.

[1] Vergl. Kapitel 3, Vers 16 der Offenbarung Johannis: „Weil du lau biſt und weder kalt noch warm, ſo will ich dich ausſpeien aus meinem Munde."

[2] Wir werden ſpäter ſehen, daß Dante auch die andern Höllenflüſſe, und neben Charon auch andere Weſen der Unterwelt aus der griechiſchen Mythologie in ſeinem Gedichte als Teufel auftreten läßt. So erſcheinen auch in Miltons „Verlorenem Paradies" die alten Heidengötter als Teufel, wie ſie ja auch ſchon für die alten Chriſten dazu geworden waren.

niedergeſtreckt, ſo daß ſie dann ungehindert herabſteigen können. In dieſem Kreiſe werden die Geizigen und die Verſchwender geſtraft, die beide, in entgegengeſetzter Richtung, ſchwere Laſten durch den Kreis hin wälzen müſſen; wenn ſie aufeinander ſtoßen, ſo werfen ſie ſich ihre entgegengeſetzten Sünden vor und kehren wieder um, bis ſie auf der andern Seite von neuem zuſammentreffen. Einem Bache entlang, dunkler als Purpur von Farbe, der aus einem ſiedenden Quell entſpringt, ſteigen Dante und Virgil dann den nächſten Abhang hinab in den 5. Kreis. In dem Sumpfe Styx, den jener Bach hier bildet, ſtehen ſchlammbedeckt die Zornigen, die einander gegenſeitig feindſelig anfallen; und andere liegen ganz verſenkt unter dem Waſſer.

8. Geſang. Phlegyas, der Fährmann des Styx, ſetzt die beiden Dichter über bis an die Mauern der ſchon von ferne in roter Glut erſcheinenden Höllenſtadt Dis, die den 6. Kreis bildet. Eine Schar von Teufeln über den Thoren verweigert ihnen aber trotzig den Eingang, auch nachdem ihnen Virgil den erhaltenen Auftrag dargelegt hat.

9. Geſang. In Erwartung eines Helfers von oben erzählt Virgil ſeinem Schutzbefohlenen, wie er ſchon früher einmal in dieſe tiefern Regionen der Hölle hinabkam. Auf einem Turme erſcheinen die Schreckensgeſtalten der drei Furien Megära, Alekto und Tiſiphone, die noch die Meduſa herbeirufen, um den lebenden Eindringling durch ihren Blick zu verſteinern. Virgil aber wendet dieſen um, läßt ihn ſein Geſicht mit den Händen bedecken und deckt zum Schutze noch die ſeinen darüber. Bald aber hört man über die trüben Fluten des Styx her „das Krachen eines ſchreckenvollen Tones, wovon die Ufer beiderſeits erbebten,“ und Dante ſieht einen Engel über das Waſſer herſchreiten, der das Thor öffnet und die Dämonen mit Drohworten einſchüchtert, ſo daß die beiden Wanderer nun ungehindert eintreten können. Im Innern dieſer Höllenſtadt liegen in glühenden Särgen mit geöffneten Deckeln die Irrlehrer mit ihren Anhängern, von denen im

10. Geſange einige vorgeführt werden.

11. Geſang. Am Rande des Abhanges, der tiefer hinabführt, macht Virgil Halt, damit Dante ſich zuerſt an die ſchrecklichen aus jenen Tiefen aufſteigenden Dünſte gewöhne, und legt ihm inzwiſchen dar, welche Sünden dort unten noch geſtraft werden.

12. Geſang. Über das Steingerölle der Felswand, die durch das Erdbeben bei Chriſti Kreuzestode zerſtört wurde, ſteigen die beiden Wanderer in den 7. Kreis[1] hinunter, an dem oben wütenden Minotaurus vorbei. Bei der Ankunft unten werden ſie von den Centauren angehalten, die als Wächter dieſes Kreiſes pfeilbewaffnet umherſprengen, und geben deren Führer Chiron Rechenſchaft über den Grund ihres Kommens. Unter dem Geleite des Neſſus, den dieſer ihnen mitſchickt, gehen ſie am Rande des ſiedenden Blutſtromes hin, in dem hier die Gewaltthätigen ſtehen müſſen, verſchieden tief nach der Schwere des Vergehens, an der tiefſten Stelle die Tyrannen, denen es bis an die Augenbrauen geht, während es im leichteſten Grade nur noch die Füße deckt. An der letztern Stelle überſchreiten ſie den Strom, Dante auf dem Rücken des Centauren.

13. Geſang. Auf dem jenſeitigen Ufer kommen ſie in den Zirkel der Selbſtmörder, der als ein düſteres pfadloſes Gehölz erſcheint;

Nicht grün die Blätter, nein, von düſtrer Farbe,
Nicht glatt die Äſte, nein, gekrümmt und knotig;
Nicht Früchte gab's hier, nein, nur gift'ge Dornen.

An einem dieſer Bäume bricht Dante auf Virgils Geheiß einen Zweig ab; aus dem Bruche aber quillt Blut und ertönt eine klagende Stimme, die ihm eröffnet, daß hier die Selbſtmörder in ſolche Bäume verwandelt werden; zu ihrer größern Qual wird ihr Laub von den Harpyien benagt.

14.—17. Geſang. Dieſer Wald umſchließt als dritten innerſten Zirkel des 7. Kreiſes, wohin die beiden Dichter nun kommen, ein dürres Sandfeld, auf das Feuerflocken herunter regnen. Dem Ufer eines Baches entlang, über dem die Feuerflammen erlöſchen, durchſchneiden ſie auf deſſen Uferrand aus Stein das Sandmeer. Auf dieſem Sande liegen die Gottesläſterer; in unabläſſiger Bewegung umherlaufen müſſen die, welche unnatürliche Ausſchweifungen getrieben, und die Wucherer ſitzen darin. Nachdem die Wanderer an den innern Rand des Kreiſes gekommen ſind, ruft Virgel durch ein gegebenes Zeichen den Geryon aus der Tiefe empor, den Dämon des Truges, der ſie auf ſeinen Schultern in den achten Kreis hinabträgt.

18. Geſang. Der 8. Kreis heißt Malebolge, „üble Taſchen,“ von zehn konzentriſch im Kreiſe laufenden Gräben durchzogen, die von Felsklippen, die im Radius das Ganze durchſchneiden, überbrückt werden und darauf überſchritten werden können. Hier findet Hinterliſt und Trug die gebührende Strafe. Im 1. Graben werden die Kuppler und Verführer von Teufeln gepeitſcht. Im 2. ſtehen die Schmeichler in Kot verſenkt.

19. Geſang. Im 3. Graben ſtecken die Simoniſten (Verkäufer geiſtlicher Würden, nach Simon dem Magier benannt, der in der Apoſtelgeſchichte ſich von den Apoſteln die Mitteilung des heiligen Geiſtes erkaufen wollte —) mit dem Kopfe nach unten in runden Löchern, aus denen nur die Füße glühend hervorragen.

20. Geſang. Der 4. Graben beherbergt die Wahrſager, denen, weil ſie unbefugt in die Zukunft ſchauen wollten, hier das Antlitz nach rückwärts gedreht iſt.

21. u. 22. Geſang. Der fünfte iſt mit ſiedendem Pech erfüllt, in welches die Beſtechlichen geſtürzt werden, von Teufeln mit Haken immer wieder hinunter gedrückt, oder auch ganz herausgezogen und qualvoll gepeinigt, wenn ſie zur Erleichterung ihrer Qual empor tauchen wollen. Da die Brücke, die einſt über den 6. Graben führte, zugleich mit dem Abhange vom 6. zum 7. Kreiſe beim Tode Chriſti einſtürzte, ſo giebt der oberſte der hier ſchaltenden Teufel den beiden Dichtern den Rat, nicht weiter gerade aus, ſondern auf dem Damme dem Graben entlang bis zum nächſten Riffe ſeitwärts zu gehen, im Geleite einer Abteilung ſeiner Teufel, die dahin entſendet werden, um dort die Aufſicht zu führen.

23. Geſang. Da die begleitenden Teufel, in Streit geraten, ſelbſt in dem Pechſtrom Schaden nahmen, indes die Dichter ſich entfernten, ſo hält es Virgil für geraten, zum Schutze über den Damm hinweg dem 6. Graben zuzueilen, über den jene keine Macht mehr haben, ehe ſie etwa ihnen nachkommen um ihre Wut an ihnen auszulaſſen; er faßt Dante und läßt ſich mit ihm in den Graben hinab, im Augenblicke, wo jene ſie ſonſt eingeholt hätten. Hier unten ſieht Dante mit langſamem Schritte und Thränen vergießend die Heuchler daherwandeln, angethan mit ſchwer laſtenden Mänteln aus Blei, die außen vergoldet ſind. Auf dem Boden aber ſieht er den Kaiphas liegen, von drei Pfählen angeheftet, über den alle mit ihrer Laſt wegſchreiten müſſen, und vernimmt, daß die gleiche Strafe auch Annas und die übrigen Glieder des hohen Rats, die den Erlöſer verurteilten, zu erdulden haben.

24. u. 25. Geſang. Auf den Trümmern der nächſten Klippenbrücke, die, entgegen den Angaben der Teufel vom Pechſtrome, auch eingeſtürzt iſt, ſteigen Dante und Virgil empor zum nächſten Damme, wo jener ganz erſchöpft ankommt; aber:

„Abſchütteln mußt du,“ ſagte mein Begleiter,
„Jetzt alle Trägheit; denn in weichem Flaum
Und unterm Bett wird man kein Ruhmesſtreiter.

Wer ohne Ruhm durchmißt des Lebens Raum,
Der hinterläßt nur ſolche Spur auf Erden,
Wie Rauch in Lüften und im Meer der Schaum.

Drum auf! der Geiſt muß Herr der Mattheit werden,
Der ſtets im Kampfe ſiegen wird, wenn er
Kühn überwindet leibliche Beſchwerden.“ [1]

Dante ermannt ſich und folgt dem Meiſter zum nächſten, 7. Graben, deſſen Brücke ſie überſchreiten und von dem andern Rande hinunter ſehen:[2]

Da nahm ich wahr, wie drin ſich furchtbar wand
Gewühl von Schlangen, ſo nach allen Zeichen
Verſchieden, daß vor Graus das Blut mir ſtand.

Wie viel' auch Libyens heißen Sand durchſtreichen,
Was auch an Fluß- und Lanzennattern er,
An Ringlern hab', an Ottern, Doppelſchleichen,

Nie trug er doch ſolch peſtvoll, giftig Heer,
Ob Äthiopien auch ſich ihm verbinde
Samt allem jenſeits noch vom Roten Meer.

Durch dieſes wimmelnd ſcheußliche Gewinde
Hin rannten Nackte, zitternd, ausſichtslos
Daß Schlupfloch oder Tarnkapp'[3] einer finde.

Rückwärts die Händ' ein Schlangenpaar umſchloß.
Des Kopf und Schweif ſich durch die Nieren wanden,
Indem es vorn zum Knäul zuſammenfloß.

Und ſieh, auf einen, nahe wo wir ſtanden,
Warf eine Schlange ſich, die ihn durchſtach,
Da wo dem Hals die Schultern ſich verbanden.

Geſchrieben ward nie O noch I ſo jach,
Als er in Brand ſtund und in Aſchenſtücke
Im Niederſtürzen aus einander brach.

Doch kaum ſank ſo geſtaltlos er zurücke,
Als ſich die Aſche neu zuſammenthat,
Und er alsbald trat wieder in die Lücke.

So melden Weiſe, daß den Lebenspfad
Der Phönix ſchließe, raſch ſich neu zu heben,
Weil dem fünfhundertſten der Jahr' er naht.

Nicht Korn, nicht Kraut aß er in ſeinem Leben,
Nur Balſam und nur Weihrauchſtaudenſaft;
Als Leichentuch ihn Nard' und Myrrh' umgeben. [1]

Und wie wer niederfiel, durch Dämons Kraft
Gefället oder Stockung in dem Blute,
Wodurch ihm das Bewußtſein wird entrafft,

Wann er dann wieder aufſteht, wirr im Mute
Staunt, ſeufzt und ſchüchtern wirft die Blicke vor,
Noch von der Angſt getrübt, ſo auf ihm ruhte,

So richtete der Sünder ſich empor.
Gerechtigkeit des Herrn — mit welcher Schwere
Triffſt du, die ſolche Pfeile ſich erkor!

Auf die Frage Virgils giebt dieſer Auskunft, er ſei der jüngſt geſtorbene Vanni Fucci de' Lazzeri aus Piſtoja, der hier ſeine Strafe leide für einen Kirchendiebſtahl, deſſen ſtatt ſeiner ein anderer beſchuldigt und dafür beſtraft worden war; denn dieſer Graben iſt der Ort der Diebe. Er ſchließt mit einer frechen Gottesläſterung, wofür er aber alsbald durch die Schlangen neu gepeinigt wird, die ihm Hals und Arme umſchlingen. Andere Verdammte in dieſem Graben ſieht Dante in Schlangen verwandelt werden, während früher Verwandelte im Austauſch wieder menſchliche Geſtalt annehmen.

26. u. 27. Geſang. Im 8. Graben, auf deſſen überbrückenden Bogen ſie nun ſteigen, nachdem ſie den 7. verlaſſen haben, ſieht Dante in Flammen gehüllte Geſtalten einherſchreiten: dies iſt die Strafe der böſen Ratgeber.

28. Geſang. Die Stifter von Spaltungen religiöſer und politiſcher Art und blutigem Zwiſte werden im 9. Graben geſtraft; von einem Teufel werden ſie zerſpalten, verſchieden nach der Art ihres Vergehens, immer von neuem, ſo oft ſie den Umfang des Kreiſes zurückgelegt haben und wieder an dieſelbe Stelle kommen, weil immer vorher die Wunde wieder zuwächſt. Mohamed wandelt hier mit ganz zerſpaltenem Leibe bis zum Kinn.

29. u. 30. Geſang. Der 10. Graben endlich enthält die Fälſcher jeder Art, Alchymiſten, Falſchmünzer, falſche Ankläger. Sie liegen teils jammervoll und hilflos am Boden, gequält von verſchiedenen Krankheiten, Ausſatz, Waſſerſucht, hitzigem Fieber; teils raſen ſie im Wahnſinne umher.

31. Geſang. Aus dem nächſten Abgrunde, wohin die beiden Wanderer nun weiter ſchreiten, ſehen ſie die Giganten von der Mitte des Körpers an emporragen. Unter dieſen wendet ſich Virgil an Antäus, damit er ſie faſſe und auf den Grund des letzten, 9. Höllenkreiſes ſetze.

32. Geſang. Hier wandeln ſie über ein Eisfeld, einen gefrorenen See, aus dem Höllenſtrom Cocytus gebildet, in dem die Verräter eingefroren ſind, in vier Abteilungen, in der erſten, Kaïna, die Verräter an Verwandten, in der zweiten, Antenora, die Vaterlandsverräter. Ehe ſie ſich von den letztern entfernen, wird Dantes Aufmerkſamkeit durch den grauſen Anblick erregt, wie einer dieſer Verdammten eines andern Schädel benagt, der unter ihm liegt, und er redet ihn an.

33. Geſang.[2]

Vom grauenhaften Mahl erhob der Sünder
Den blut'gen Mund und wiſcht' ihn an den Haaren
Des Schädels ab, den hinten er zerfleiſchet;
Dann ſprach er: „Du begehrſt, daß ich erneue

---

[1] Dieſer Kreis, wo die geſtraft werden, die Gewaltthat üben, iſt in 3 konzentriſche Zirkel getheilt, in deren erſtem die ihren Ort haben, die blutige Gewaltthat gegen ihre Nebenmenſchen üben, im 2. die Selbſtmörder, die ihrer eigenen Perſon Gewalt anthun, im 3. die Verbrecher gegen die göttliche Weltordnung.

[1] Überſetzung von Bartſch.

[2] Das folgende Stück iſt der Überſetzung von Notter entnommen.

[3] Die unſichtbar machende Tarnkappe der altdeutſchen Sage ſchiebt dieſer Überſetzer an die Stelle des im Originale erwähnten Steines Heliotrop, dem man die gleiche Wirkung zuſchrieb.

[1] Dante folgt in dieſer Stelle vom Phönix den Metamorphoſen des Ovid, XV, 382 ff., wonach, entſprechend der älteren Form der Phönixſage, dieſer Vogel, wenn die 500 Jahre ſeines Lebens verſtrichen ſind, ſich ein Neſt aus koſtbaren Spezereien baut, und darin ſtirbt und verweſt, damit ſich aus ſeiner Verweſung ein neuer Phönix entwickle. Die bekanntere, noch bis jetzt lebendig gebliebene Form der Sage aber iſt die, welche durch den Phyſiologus, ein merkwürdiges altchriſtliches Buch, in dem eine Reihe von Tiereigenſchaften allegoriſch-myſtiſch ausgelegt werden, verbreitet wurde; hiernach verbrennt ſich der Phönix in jenem Neſte und erſteht in drei Tagen wieder aus ſeiner Aſche, worin man ein Vorbild des freiwilligen Opfertodes und der Auferſtehung des Herrn ſah.

[2] Nach der Überſetzung von Witte.

Den wilden Schmerz, der mir ſchon in Gedanken
Das Herz abpreßt, noch eh' ich von ihm rede;
Doch, ſoll mein Wort zum Samenkorne werden,
Aus welchem Schande keimt für den Verräter,
Den ich benagt, ſo will ich weinend ſprechen.
Ich weiß nicht, wer du biſt, noch welchen Weges
Hierher du kamſt, doch hör' ich deine Rede,
So dünkſt du wahrlich mir ein Florentiner.
So wiſſe denn, ich war Graf Ugolino,[1]
Und dieſer iſt der Erzbiſchof Ruggieri;
Warum ich ſolch ein Nachbar bin vernimm nun.
Daß ich infolge ſeiner ſchlauen Tücken
Gefangen ward, weil ich ihm Zutrau'n ſchenkte,
Und dann getötet, darf ich nicht erſt ſagen;
Allein was niemand dir berichten konnte,
Wie grauſam meines Todes Art geweſen,
Das hör', und ſprich dann ob mein Haß gerecht iſt.
Schon hatte manchen Mond das ſchmale Lichtloch
Des Kerkers, der nach mir der Hungerturm heißt,
Und bald noch andr' in ſeine Mauern aufnimmt,
Durch ſeine Öffnung mich erblicken laſſen,
Als mir der Schlaf das böſe Traumbild brachte,
Das von der Zukunft mir den Schleier riß.
Als Herrn und Meiſter ſah ich dieſen hier
So Wolf als Wölflein jagen auf dem Berge,
Der die Piſaner nicht bis Lucca ſehn läßt.[2]
Es ritten vor ihm her mit einer Meute
Von magren Hündinnen, die gierig ſpürten,
Sismondi, wie Gualandi und Lanfranchi.
Ermüden ſah ich ſchon nach kurzem Laufe
Den Vater wie die Jungen; ihre Weichen
Sah ich der Rüden ſcharfen Zahn zerreißen.
Als ich erwacht war eh' der Morgen graute,
Hört' ich im Schlafe meine Kinder weinen,
Die mit mir waren und nach Brot verlangen.
Hartherzig biſt du, wenn du nicht ſchon mitfühlſt,
Erwägſt du was mein banges Herz nun ahnte;
Und, weinſt du nicht, um was pflegſt du zu weinen?
Auch ſie erwachten, und die Stunde nahte,
Zu der man Nahrung uns zu reichen pflegte,
Und ſeines Traumes dachte jeder ſorgend.
Vernageln hört' ich da den untren Ausgang
Des grauenvollen Turmes, und ich ſchaute
Sprachlos darum in meiner Kinder Antlitz.
Ich weinte nicht, ſo ſehr erſtarrt' ich innen;
Sie aber weinten und mein Anſelmuccio
Rief aus: Du blickſt ſo, Vater, ſprich, was iſt dir?
Und dennoch weint' ich nicht und gab nicht Antwort,
Den ganzen Tag nicht und die Nacht die folgte,
Bis abermals der Welt die Sonne aufging.
Als etwas Licht bis in den Schmerzenskerker
Gedrungen war und ich die eignen Züge
In vier Geſichtern abgeſpiegelt ſah,
Biß ich vor Jammer mir die beiden Hände.
Doch ſie, im Wahn, ich thu' es vor Verlangen
Nach Speiſe, richteten ſofort ſich auf
Und ſagten: Vater, glaub', es ſchmerzt uns minder,
Wenn du von uns dich nährſt; bekleidet haſt du
Mit dieſem armen Fleiſch uns, nimm es wieder!
Und ich bezwang mich, ihren Schmerz zu mildern;
Stumm blieben dieſen Tag wir und den nächſten.
Was that'ſt du dich nicht auf, grauſame Erde?
Als wir gelangt zum vierten Tage waren,
Warf Gaddo ſich mir ausgeſtreckt zu Füßen
Und ſagte: Vater, warum hilfſt du nicht?
So redend ſtarb er, und, wie du mich ſiehſt,
Sah ich vom fünften bis zum ſechſten Tage
Die drei hinſinken, einen nach dem andren.
Schon blind, tappt' ich von Leiche dann zu Leiche
Und rief zwei Tage ſie nach ihrem Tode,
Bis, was kein Schmerz vermocht', der Hunger that."

Nachdem er ſeine Rede ſo geendet hat, wendet er ſich wieder ſeinem Rachewerke zu, und Dante ſetzt mit Virgil ſeinen Weg fort. Sie gelangen in die 3. Abteilung des Eisfeldes, die Ptolemäa, wo auf dem Rücken die liegen, welche, Freundſchaft erheuchelnd, den Vertrauenden betrogen haben. Dieſen iſt ſelbſt die Erleichterung ihres Schmerzes durch Thränen verſagt, nachdem die alten erſten Thränen auf ihren Augen und ihrem Antlitz ſtehen blieben und es mit Eis überzogen.

34. Geſang.[1]

„Uns naht des Höllenköniges Panier,
Darum ſchau jetzo vorwärts ihm entgegen,
Ob du ihn wahrnimmſt," ſprach Virgil zu mir.

Und wie, wann Nebel dicht ſich um uns legen
Und wann der Welt genaht das Abendgrau'n,
Die Windmühl' ausſieht bei der Flügel Regen,

Schien ein Gebäude ſich empor zu bau'n;
Und hinterm Führer vor dem ſcharfen Winde
Verbarg ich mich, da ſonſt kein Schirm zu ſchau'n.

Schon war — was ſchaudernd ich dem Lied verbinde —
Ich da, wo Schatten, gleich dem Halm, der ſteckt
In Glas, durchſcheinen durch des Eiſes Rinde:

Die einen aufrecht, andre hingeſtreckt,
Die oben mit dem Kopf, die mit den Beinen,
Die bogengleich, den Fuß vom Kopf bedeckt.[2]

Als wir ſo weit gelangt, daß gut nun ſcheinen
Dem Meiſter mochte, mir zu zeigen den,
Der ſchön einſt war, wie die Natur ſchuf keinen,

Trat er beiſeit' und ließ mich ſtille ſtehn,
Und ſprach: „Da ſieh den Dis[3]) und ſchau die Stätte,
Zu der du nur mit Mut bewehrt kannſt gehn."

Wie ſchwach und ſtarr ich ward an dieſem Bette
Der Qual, frag', Leſer, nimmer; ich ſchreib's nicht,
Weil jedes Wort zu wenig Ausdruck hätte.

Nicht ſtarb, nicht lebt' ich: denk' (iſt noch ſo ſchlicht
Dein Denken!) was kann an den Zuſtand reichen,
Wo beides, Tod und Leben, uns gebricht?

Der Kaiſer aber in den Schmerzensreichen
Enthob die halbe Bruſt der Eiſeswand,
Und eher mag ich ſelbſt Giganten gleichen,

Als ſeinem Arm nur gleichkäm' ein Gigant.
Bedenk' hienach des Ganzen Rieſengröße,
Das Maß des Teils auf jenes angewandt.

War er ſo ſchön, als graß jetzt in der Blöße
Von Schönheit, und hat doch dem Herrn gedroht,
Dann muß wohl von ihm ausgehn alles Böſe!

O welch ein Wunder jetzo ſich mir bot!
Dreifach dem Kopf war das Geſicht entſproſſen:
Das eine vorn, und dies fleiſchfarbig rot;

Von den zwei andern, die ſich dem anſchloſſen,
Stand eins auf einer Schulter jedesmal,
Indem im Kamm ſie in einander floſſen.

Das nach der rechten Hand war weißlich fahl,
Das linke ſchien von dorther zu entſpringen,
Wo ſich der Nilſtrom niederſtürzt zu Thal.

Jedwedes ſtand ob zwei gewalt'gen Schwingen,
An Größe recht für Vögel ſolchen Baus:
Vom höchſten Maſt nie ſolche Segel hingen!

Flaumlos, dem Flugzeug gleich der Fledermaus,
Stieß flatternd jedes Paar die Luft von hinnen,
Daß von dem Wind, ſo dreifach dort fährt aus,

Cocytus' Fluten ganz zu Eis gerinnen.
Sechs Augen weinten; blut'gen Geifers Brei
Gemengt mit Thränen träufte von drei Kinnen,

Und in ſich einen Sünder brach entzwei,
Flachsbrechen gleich, jeglich Gebiß; verbunden
In ſolchen Qualen zuckten alſo drei.

Das Beißen ward vom Vordern kaum empfunden,
Verglichen mit dem Kratzen, denn oft ſtand
Der Rücken ganz ihm hautlos und geſchunden.

„Der," ſprach Virgil, „der größte Pein hier fand,
Iſcharioth iſt's, der in der Zähne Fängen
Den Kopf, die Füße auswärts hat gewandt.

Vom Paare, dem auswärts die Köpfe hängen,
Iſt der dort Brutus, den zu keinem Laut
Das ſchwarze Maul, drin er ſich krümmt, kann drängen,

Der zweite Caſſius, der ſo voll gebaut. —
Doch nieder ſteigt die Nacht; zurückzukehren
Iſt's an der Zeit, da alles wir geſchaut."

Nach dieſen Worten läßt Virgil ſich von Dante umfaſſen und ſteigt ſo mit ihm, an den Haarzotten von Satans Bruſt ſich haltend, an deſſen Körper hinunter bis in den Mittelpunkt der Erde; dort nimmt Dante mit Staunen wahr, wie er mit ihm ſich kopfüber dreht und an Satans Beinen wieder aufwärtsſteigt. Auf einem Felsvorſprunge angelangt, wo ſie ausruhen, giebt ihm der Führer den gewünſchten Aufſchluß; dann geht es weiter aufwärts durch die Kluft, bis ſie endlich aus dem Innern der Erde hervorkommen unter den freien Sternenhimmel.

Das Fegfeuer.

1. Geſang.[1]

Durch beſſre Flut den Lauf zu nehmen, ziehet
Die Segel auf jetzt meines Geiſtes Schifflein,
Das hinter ſich ſo grauſes Meer zurückläßt,
Und ſingen werd' ich von dem zweiten Reiche,
Allwo ſich reiniget der Geiſt des Menſchen
Und würdig wird, zum Himmel aufzuſteigen.
Doch hier erſteh' die tote Dichtkunſt wieder,
Da ich der eure bin, ihr heil'gen Muſen,
Hier hebe ſich Kalliope ein wenig,
Mein Lied begleitend mit dem Ton, von dem ſich
Die unglückſel'gen Elſtern ſo betroffen
Gefühlt, daß an Vergebung ſie verzweifelt.[2]
Des morgenländ'ſchen Saphirs ſanfte Bläue,
Die in dem heitren Anblick war ergoſſen
Der reinen Luft bis hin zum erſten Kreiſe,[3]
Fing wieder an mein Auge zu erfreuen,
Sobald ich aus der Todesluft hervorkam,
Die Augen mir und Herz verdüſtert hatte.
Ganz lächelte der Aufgang von dem ſchönen
Planeten, dem Ermunterer zu Lieben,
Der ſein Geleit, die Fiſche, überſtrahlte.
Ich wandt' zur Rechten mich, den Sinn gerichtet
Zum andern Pol hin, und ſah dort vier Sterne,
Die niemand als das erſte Paar noch wahrnahm;[4]
Der Himmel freute, ſchien's, ſich ihrer Flämmchen.
O arktiſche, verwaiſte Erdengegend,
Da dir verſagt iſt, jene zu betrachten!

Ein ehrwürdiger Greis tritt den beiden Wanderern entgegen, Cato von Utica, welcher der Hüter des untern Teils des Berges iſt, und dem Virgil Rechenſchaft ablegt über den Zweck der Reiſe. Auf deſſen Aufforderung wird Dante am Meeresſtrande durch Virgil vom Höllendunſte gereinigt und mit Binſen gegürtet.

2. Geſang. Ein leuchtender Engel führt in einem Schiffe eine Schar von Seelen heran, die an den Ort der Reinigung kommen ſollen. Im Geſpräche mit Dante, der einen lieben Freund darunter erkannt, halten ſie ſich auf, bis Cato ſie fortſcheucht, ihrem Beſtimmungsorte zu.

3. Geſang. Während Dante und Virgil einen Aufſtieg auf den ſteilen Berg ſuchen, treffen ſie auf eine andre Schar von Seelen, welche noch vor dem Eingange in den Reinigungsort bleiben müſſen, dafür, daß ſie in ihrem irdiſchen Leben mit der Buße zögerten. Dies erfährt Dante von einem aus der Zahl, dem Hohenſtaufen König Manfred.

---

[1] Ugolino della Gherardesca, Graf von Donoratico, ein hervorragendes Parteihaupt in Piſa in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. Sein Hungertod in der Gefangenſchaft fällt in das Jahr 1289.

[2] Der zwiſchen den beiden Städten liegende Monte S. Giuliano.

[1] Nach der Überſetzung von Notter.

[2] Dies iſt Judecca die letzte Unterabteilung des unterſten Kreiſes.

[3] Dieſen Beinamen, den Pluto, der Gott der Unterwelt, bei den Römern noch führt, überträgt Dante auf den Satan.

[1] Nach der Überſetzung von Philalethes.

[2] Bezieht ſich auf die Pieriden, die ſich mit den Muſen in einen Wettſtreit im Geſange einließen, und, von ihnen beſiegt, in Elſtern verwandelt wurden.

[3] „Der Kreis des Mondes, der unterſte oder erſte der himmliſchen Kreiſe." Philalethes.

[4] Man wollte in dieſen 4 Sternen in wörtlicher Bedeutung das Sternbild des ſüdlichen Kreuzes ſehen, woran Dante ſchwerlich gedacht hat, wenn er auch davon gehört haben konnte. Allegoriſch bedeuten ſie wahrſcheinlich die vier Kardinaltugenden: Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Stärke. Sie leuchten bis zum Aufgange der Sonne, während im erſten Teile der Nacht, nach Sonnenuntergang, an ihrer Stelle 3 andere Sterne leuchten, in denen man allegoriſch die 3 theologiſchen Tugenden ſieht: Glaube, Hoffnung und Liebe.

4.—6. Geſang. Durch eine ſchmale Felsſpalte, die ihnen jene zeigen, ſteigen die beiden den unterſten Teil des Berges empor bis auf den erſten ſich abſtufenden Vorſprung, wo ſie noch andere von jenen Seelen treffen, die erſt auf ihre Einlaſſung warten müſſen, darunter den Dichter und Gelehrten Sordello aus Mantua, der hoch erfreut iſt, ſeinen großen Landsmann Virgil zu ſehen.

7. u. 8. Geſang. Dieſer führt ſie, da ſchon die Nacht naht, wo es nicht möglich iſt, höher zu ſteigen, zu einem in dieſen Bergabſatz eingeſenkten Thale, einem bevorzugten Aufenthalte in dieſem Vorpurgatorium, wo ſich die Könige und Fürſten aufhalten. Hier verbringen ſie im Geſpräche die Nacht, in deren Lauf der Verſucher, die Schlange des Paradieſes, die einſt Eva verführte, ſich einſchleichen will, aber von zwei Engeln in grünen Gewändern (der Farbe der Hoffnung) mit flammenden Schwertern verſcheucht wird.

9. Geſang. Gegen Morgen ſchläft Dante ein und findet ſich, da er wieder erwacht, in größerer Höhe, wohin ihn im Schlafe Lucia getragen hat, wo er von fern ſchon den Eingang in den eigentlichen Reinigungsort ſehen kann, zu dem ſie nun vollends aufſteigen.

Herangekommen waren wir ſo dicht,[1]
Daß, wo mir's ſchien, als wenn ein Spalt da ſei,
Wie wenn ein Riß die Mauer unterbricht,

Ein Thor ich ſah, darunter Stufen drei,
Verſchiedner Farbe, welche zu ihm führten;
Ein Pförtner, der kein Wort ſprach, ſtand dabei,

Den, als genauer meine Blicke ſpürten,
Ich auf der höchſten Stufe ſitzend fand,
So hell, daß Schmerzen mir das Auge rührten.

Ein bloßes Schwert hatt' er in ſeiner Hand,
Das ſo auf uns zurück die Strahlen warf,
Daß ich umſonſt den Blick oft hingewandt.

„Sagt, was ihr wollt, von dort aus!" ſprach er ſcharf;
„Und wer gab euch Geleit nach dieſem Orte?
Gebt acht, daß euch's nicht Schaden bringen darf."

„Ein himmliſch Weib," ſprach drauf Virgil die Worte,
„Vertraut mit dieſen Dingen, ſagte eben
Zu uns: Dort gehet hin, dort iſt die Pforte."

„Mög' eurem Schritte ſie Gedeihen geben,"
Sprach nun der Pförtner, aller Härte bar.
„Kommt denn, zu unſern Stufen euch zu heben!"

Wir traten hin. Die erſte Staffel war
Von Marmor, weiß, von ſolcher Glätt' und Reine,
Daß ich mein Spiegelbild drin ward gewahr.[2]

Die zweite war von purpurdunklem Scheine,
Quer durchgeborſten und der Länge nach,
Von rauhem, brandverwüſtetem Geſteine.[3]

Die dritte, die ſich türmt' auf beiden flach,
Schien Porphyr von ſo feuerroter Helle,
Wie Blut, das friſch aus einer Ader brach.[4]

Und dieſe dritte dient' als Fußgeſtelle
Dem Engel Gottes, und von Diamant,
So ſchien mir's, war, darauf er ſaß, die Schwelle.[5]

Die Stufen aufwärts zog des Führers Hand
Mich willigen nach. „Demütig mußt du flehen,"
Begann er, „daß er löſt des Schloſſes Band."

Andächtig ſank ich zu des Heiligen Zehen,
Schlug dreimal an die Bruſt im Büßerweh,
Und daß er gnädig öffne, rief mein Flehen.

Da ſchrieb er an die Stirn mir ſieben P[6]
Mit ſeines Schwertes Spitz' und ſagte: „Waſche
Die Wunden drin,[7] daß jede Spur vergeh."

Wie Erde, die man trocken gräbt, wie Aſche
War ſeines Kleides Farbe, drunter er
Zwei Schlüſſel zog hervor aus ſeiner Taſche.

Mit dieſen zwei Schlüſſeln, von denen der eine von Silber, der andre von Gold iſt, ſchließt der Engel das Thor auf und läßt ſie ein.

10.—12. Geſang. Innerhalb des Thores, das ſich hinter ihnen ſchließt, ſteigen ſie in einer Felsſpalte empor, bis auf den erſten, den Berg umkreiſenden Abſatz, den Ort der Stolzen, die hier, weil ſie im Leben ſich zu ſehr erhoben haben, von ſchweren Felsblöcken tief zur Erde gebeugt um den Berg wandeln müſſen. Auf der hintern Felswand ſind Muſter von Demut im Bilde dargeſtellt; auf dem Boden aber, den die hier ſich Reinigenden unter ihrer Laſt anſehen müſſen, Bilder von geſtürztem und geſtraftem Stolze. Ein Engel zeigt den Beiden den Weg, der weiter hinaufführt, wie beim Verlaſſen der ſpätern Kreiſe auch.

13. u. 14. Geſang. Auf dem 2. Abſatze werden die Neidiſchen gereinigt, die längs der Felswand gereiht ſind, ſich auf einander ſtützend, die Augen durch einen Draht zugeheftet, der die Augenlider durchbohrt. Statt der Bildwerke ertönen bei dieſen, die nicht ſehen, Stimmen durch die Luft, die ermunternde und abſchreckende Beiſpiele vorhalten, von denen die beiden Dichter jene beim Eintritte in den Kreis, dieſe beim Austritte vernehmen.

15. u. 16. Geſang. Auf dem 3. Abſatze, wo der Zorn gebüßt wird, werden die Beiſpiele durch Viſionen mitgeteilt. Die Seelen weilen hier in undurchdringlicher Nacht in einer ſchwarzen Rauchwolke, die einen Teil des Berges bedeckt.

17. u. 18. Geſang. Mit Einbruch der Nacht kommen die beiden Dichter auf dem 4. Abſatze an, wo die Trägen, die in der Liebe zum Guten läſſig waren, nun in raſtloſer Eile den Berg umkreiſen müſſen. Zwei, die vorausgehen, rufen Beiſpiele lobenswerten Eifers aus, die zwei letzten im Zuge Beiſpiele von Trägheit.

19.—21. Geſang. Da ſie vorüber ſind und ſchon der Morgen naht, fällt Dante in Schlaf, in dem er ein ſymboliſches Traumgeſicht hat von der trügeriſchen Luſt der Welt, die in den drei obern Kreiſen noch abgebüßt wird. Sie ſteigen in den 5. empor, wo die Geizigen zur Buße am Boden liegen müſſen, weinend, mit dem Angeſichte nach unten, weil einſt ihr Sinn zu ſehr auf das Irdiſche gerichtet war. Bei Tage rufen ſie Beiſpiele tugendhafter Armut ſich zu, bei Nacht ſolche von ſchnödem Geize. Auch der gleich laſterhafte Gegenſatz des Geizes, die Verſchwendung, wird hier in gleicher Weiſe abgebüßt. Während die Dichter ſich zum Weitergehen anſchicken, erbebt der ganze Berg, und alle Seelen rufen: „Ehre ſei Gott in der Höhe!" Einer kommt ihnen aufgerichtet nach, von dem ſie erfahren, daß dies immer geſchehe, wenn eine Seele rein ſei und in die ewige Seligkeit eingehe, die ihm jetzt zu teil werde. Es iſt der römiſche Dichter Statius, von dem Dante annimmt, daß er ein heimlicher Chriſt geweſen ſei.

22.—24. Geſang. Im Geſpräche mit dieſem ſteigt Virgil weiter auf, und Dante folgt. Sie erblicken im 6. Kreiſe einen Baum mit ſchönen Früchten, der ſo geſtaltet iſt, daß man nicht daran aufſteigen kann, und aus dem eine Stimme Mahnungen und Beiſpiele der Enthaltſamkeit ruft. Eine aus dem Felſen ſpringende Quelle verbreitet ſich auf dem Laub ſeines Gipfels. Aus dem Gipfel eines ähnlichen Baumes herab, zu dem ſie nachher kommen, ertönen abſchreckende Beiſpiele der Folgen der Leckerhaftigkeit. Die Reinigung von der Unmäßigkeit beſteht hier darin, daß die, welche ſie abzubüßen haben, im Anblicke dieſer Bäume und Quellen von Hunger und Durſt gequält und ganz davon ausgetrocknet werden.

25. u. 26. Geſang. Im 7. Kreiſe wird die Wolluſt im Feuer gereinigt; auch hier ertönen Rufe aus dem Munde der ſich Läuternden, die auf ihre Sünde Bezug haben.

27. Geſang. Die Wanderer müſſen auf das Geheiß eines Engels das Feuer durchſchreiten, um vom äußern Rande an die letzte Bergwand zu kommen, auf der ſie weiter emporſteigen. In der Mitte von der Nacht überraſcht, müſſen ſie auf den Stufen des Weges Halt machen; am nächſten Morgen erreichen ſie den Gipfel, das irdiſche Paradies, wo Virgil, deſſen Amt hier endet, Dante aus ſeiner Führung entläßt.

28. Geſang.[1]

Voll Sehnſucht, ringsumher ſchon und im Innern
Des dichten, friſchen Gotteswald's zu ſpähen,
Durch den der neue Tag dem Blick gedämpft ward,
Verließ den Strand ich, ohne mehr zu zögern,
Fortwandelnd Schritt vor Schritt durch das Gefilde,
Hin auf die Flur, die duftet' allenthalben.
Ein ſanftes Wehn, das keinerlei Verändrung
War unterworfen, traf mich an die Stirne,
Nicht ſtärkern Stoßes als von leiſem Winde,
Davon das Laub erzitternd, leicht beweglich,
Sich insgeſamt nach jener Seite neigte,
Wohin der heil'ge Berg zuerſt wirft Schatten.
Doch ſo nicht ward's entfernt aus ſeiner Richtung,
Daß aufgehört all ihre Kunſt zu üben
Die Vöglein auf den Wipfeln droben hätten.
Vielmehr im vollen Jubelchor empfingen
Die erſten Stunden ſie dort in den Blättern,
Die ihrem Lied die Grundbegleitung gaben,
Gleichwie von Zweig zu Zweig ſich mehrt das Rauſchen
In jenem Pinienwald an Chiaſſis Strande,
Wenn den Scirocco Äolus entfeſſelt.
Getragen hatten mich die läſſ'gen Schritte
Schon in den alten Wald hinein, ſo daß ich
Nicht mehr erblickte, wo ich eingetreten;
Und ſieh, da hinderte mein Weitergehen
Ein Bach, des klare Wellen nach der Linken
Das Gras, das ſeinem Strand entſproßte, beugten.
Die Waſſer all', die diesſeits ſind am reinſten,
Sie würden etwas doch von Miſchung zeigen
Mit jenem im Vergleich, das nichts verhüllet,
Obgleich ſich's dunkel, immer dunkel unter
Dem ew'gen Schatten hinbewegt, der nimmer
Die Sonne, noch den Mond dorthin läßt ſtrahlen.

Da ſieht er auf dem andern Ufer des Baches eine ſchöne Frau, die ſpäter Matelda, Mathilde genannt wird, ſingend und Blumen pflückend einhergehn, und er bittet ſie, ſich ihm zu nähern. Sie giebt ihm nähern Aufſchluß über das irdiſche Paradies, in dem er ſich befindet:

„Das höchſte Gut, ſich ſelbſt allein gefallend,
Das gut den Menſchen ſchuf und für das Gute,
Gab ihm den Ort als Angeld ew'gen Friedens
Durch ſeine Schuld verblieb er hier nur wenig,
Durch ſeine Schuld verwandelt' er in Kummer
Und Zähren ſüßen Scherz und ehrſam Lachen.

Der Berg überragt die Region der Wolken und des Regens, ſo daß es hier keine von dieſen Erſcheinungen giebt, auch keinen Wind, außer dem immer gleichmäßigen erſten Kreislaufe der Luft um die Erde.

„Das Waſſer, das du ſiehſt, nicht einer Ader
Entquillt's, die Dunſt ergänzt, von Froſt verwandelt,
Wie Flüſſ' aufatmend mehr bald und bald minder,
Es kommt aus unverſiegbar ſichrer Quelle,
Der Gottes Wille ſtets ſo viel zurückgiebt,
Als nach zwei Seiten ſie geöffnet ausgießt.
Von dieſer Seit' entſtrömt's mit Kraft, der Sünden
Erinnerung zu tilgen, von der andern
Weckt's jeder guten That Gedächtnis wieder.
Drum, gleich wie Lethe hier, wird es Eunoe
Jenſeits genannt, und nicht vermag's zu wirken,
Iſt's hier und dort nicht erſt verkoſtet worden.
Kein anderer Geſchmack iſt dem vergleichbar.

29. Geſang. Durch das Dunkel des Waldes naht ſich ein überirdiſcher Glanz, von der Seite jenſeits des Baches, und Dante ſieht den allegoriſchen Triumphzug der Kirche herankommen.

30. Geſang. Zuletzt erſcheint Beatrice ſelbſt:[1]

Oft ſah ich ſchon, nachdem die Nacht ging enden,
Im Oſt des Morgenhimmels Roſen blühen,
Wenn lichtes Blau an allen andern Enden,

Beim Aufgehn halb verhüllt die Sonne glühen,
So daß, gemildert durch der Dünſte Weben,
Das Auge lang ſie anſchaut' ohne Mühen.

Alſo, von einer Blumenwolk' umgeben,
Die ſich emporhob aus der Engel Hand,
Um auß' und innen dann herabzuſchweben,

Erſchien ein Weib mir, glutrot ihr Gewand,
Ein Kranz von Öllaub auf dem weißen Schleier,
Indes ein grüner Mantel ſie umwand.[2]

Mein Geiſt, ob auch ſeit ſoviel Jahren frei er
Von jenem Bangen ihrer Gegenwart,
Das mich durchbebt' in andachtsvoller Feier,

---

[1] Aus der Überſetzung von Bartſch.

[2] „Die erſte Stufe der Buße iſt das Sündenbekenntnis; es muß ein treues Spiegelbild des Innern ſein." Bartſch.

[3] „Die zweite iſt die aufrichtige Reue und Zerknirſchung." Bartſch.

[4] „Die dritte iſt Genugthuung durch Bußübungen." Bartſch.

[5] „Die diamantne Schwelle bezeichnet das unwandelbare Erlöſungswerk Chriſti." Bartſch.

[6] Die 7 Todſünden bezeichnend; P bedeutet peccatum.

[7] Nämlich im Purgatorium; nach der Durchwanderung jedes Kreiſes ſchwindet eines davon.

---

[1] Nach der Überſetzung von Philalethes.

---

[1] Nach der Überſetzung von Bartſch.

[2] „Sie hat die drei Farben der göttlichen Tugenden: Glaube (weiß), Liebe (rot), Hoffnung (grün). Das Öllaub iſt Symbol des Friedens." Bartſch.

Wiewohl durchs Aug' ihm noch nicht Kunde ward,
Durch myſtiſche Kraft, die von ihr ausgefloſſen,
Empfand der alten Liebe Macht und Art.

Und als nun in mein Auge ſich ergoſſen
Die hohen Kräfte, die mich einſt bezwangen,
Eh meiner Kindheit Tage noch verfloſſen,

Da wandt' ich mich zur Linken ſcheu befangen,
Gleich wie ein Kind, zur Mutter fliehend, thut,
Wenn es betrübt iſt oder fühlt ein Bangen,

Um zu Virgil zu ſagen: Meinem Blut
Iſt nicht ein Tropfen, der nicht bebt, gelaſſen;
Die Zeichen kenn' ich alter Liebesglut.

Doch, ſein beraubt, hatt' uns Virgil verlaſſen,
Virgil, der mir der treuſte Vater war,
Virgil, dem ich zum Heil mich überlaſſen.

Nicht konnt' all was die erſte Mutter gar
Verlor, den taugewaſchnen Wangen wehren,
Daß Thränen neu ſie trübten, hell und klar.

„Dante, mag auch Virgil von dannen kehren,
Nicht weine drum, noch weine nicht, das Weinen
Ziemt, wenn ein andres Schwert dich wird verſehren.“[1]

Wie man den Admiral, den Fleiß der Seinen
Anſpornend, ſieht auf hohem Schiffe ragen,
Und bald am Schnabel, bald am Steu'r erſcheinen:

So ſah ich an dem linken Rand vom Wagen,[2]
Als ich beim Klang des Namens mich gewandt',
Den notgedrungen ich hier eingetragen,

Die Herrin, die mir gegenüber ſtand,
Und die vorher die Blumenwolk' umlaubte,
Nach mir her ſchauen vom jenſeitigen Strand,

Wiewohl der Schleier, der ihr floß vom Haupte,
Und von Minervas Laube war umgoſſen,
Sie klar zu ſehen mir noch nicht erlaubte.

Und ſie, von königlichem Stolz umfloſſen,
Fuhr fort jetzt, dem vergleichbar, der da ſpricht
Und noch die herbſten Worte hält verſchloſſen:

„Ich bin Beatrix — ſchau mir ins Geſicht!
Den Berg hier zu erſteigen — hältſt du's wert?
Daß glücklich hier der Menſch iſt, weißt du's nicht?“

Ich hielt den Blick zum Quell hinab gekehrt;
Ich ſah mich drin und wandt' aufs Gras geſchwinde
Das Aug', von ſolcher Scham die Stirn beſchwert.

So ſcheint die Mutter ſtreng und hart dem Kinde,
Wie ſie mir ſchien, weil bitter zu genießen
Des Mitleids Koſt, das herb und wenig linde.

Kaum ſchwieg ſie, als Geſang ertönen ließen
Die Engel: „Herr, gehofft hab' ich auf dich!“
Doch, um mit „pedes meos“ ſchon zu ſchließen.[3]

Wie auf Italiens Rücken härtend ſich
Der Schnee verdichtet zwiſchen friſchen Stämmen,
Wenn kalt Slavoniens Wind darüber ſtrich,

Bis warmer Hauch weht auf den Bergeskämmen
Vom Süden her, um ihn, der Kerze gleich
Im Feur, in ſich verſickernd wegzuſchwemmen:

So ohne Thrän' und Seufzer ſtand ich bleich
Bis zum Geſange jener, deren Klänge
Den Klängen folgen aus dem ewigen Reich.

Doch als ich in dem ſüßen Tongedränge
Ihr Mitleid ſpürt', als ob dies Wort: „Warum
Ihn ſo vernichten, Herrin?“ draus erklänge:

Da ward das Eis um meine Bruſt herum
Zu Hauch und Waſſer, und es ſtrömt' in Thränen
Und Seufzern, was zuvor war kalt und ſtumm.

Sie aber, feſt noch an des Wagens Lehnen
Zur Linken ſtehend, hob ſo an: „Ihr wacht,
Ihr Engel,“ ſprach ſie hingewandt zu jenen,

„Im ewigen Tage, ſo daß weder Nacht
Noch Schlummer euch nur einen Schritt entziehn,
Den je die Zeit auf ihren Bahnen macht.

Drum faſſ' ich meine Worte mehr für ihn,
Daß er mich höre, der dort ſteht in Zähren,
Und Schmerz ihm ſei nach Maß der Schuld verliehn.

Nicht nur durch Wirkung jener hohen Sphären,
Die jeden Samen läßt ſein Ziel erreichen,
Je wie begleitend Sterne es gewähren,

Nein, auch durch Gottes Gnade, die mit reichen
Tauſtrömen träuft aus Höh'n, die ſo ſich heben,
Daß unſer Auge nicht hinan kann reichen,

Ward dieſer ſo in ſeinem jungen Leben
Begabt, daß ſeine Kraft, gut angewandt,
Hätt' eine wunderbare Frucht ergeben.

Doch wilder und verderbter wird das Land,
Wird ſchlechte Saat und Anbau ihm zu teile,
Je mehr ſich gute Kraft im Boden fand.

Mein Antlitz hielt ihn aufrecht eine Weile,
Und ihm die jugendlichen Augen zeigend,
Führt' ich ihn mit mir graden Weg zum Heile.

Als ich, des zweiten Alters Schwell' erſteigend,
Starb, und mir neues Leben ward gewährt,
Entzog er mir ſich, andrem zu ſich neigend.

Als ich vom Fleiſch zum Geiſt emporgekehrt
Und Schönheit mir gewachſen war und Tugend,
Ward ich ihm minder lieb und minder wert.

Zu falſchem Wege wand' er ſeine Jugend,
Nach eines trügeriſchen Glückes Schimmer,
Das das Verſprochne nie erfüllet, lugend.

Nicht half es, ob ich Zeichen auch ihm immer
Erfleht' und ihn im Traum und andrer Art
Zurücke rief; er achtete ſie nimmer.

Er ſank ſo tief, daß unzulänglich ward
Jedwedes Mittel, das zum Heil ihn führe;
Es blieb nur zum verlornen Volk die Fahrt.

Drum kam ich ſelber zu der Toten Thüre,
Daß den, der ihn heraufgeführt den Pfad,
Dazu mein weinend Bitten treib' und rühre.

Gebrochen wäre Gottes hoher Rat,
Durchſchritt' er Lethe, und ließ' ich genießen
Ihn ſolche Frucht, ohn' daß bezahlt er hat

Der Reue Zoll, die Thränen macht vergießen.“

31.—33. Geſang. Dante bekennt in tiefer Zerknirſchung ſeine Schuld. Dann zieht ihn Mathilde durch den Lethe an das jenſeitige Ufer, während ſie leicht über das Waſſer hin wandelt, und taucht ihn zur Reinigung tief unter, worauf ihn Beatrice in Gnaden annimmt. Dante entſchläft und hat nach ſeinem Wiedererwachen eine Viſion, in der ihm die Geſchicke der Kirche von Anfang an bis auf ſeine Zeit ſymboliſch vorgeführt werden, unter dem Bilde des Wagens, der an den Baum der Erkenntnis angebunden wird. Beatrice erklärt ihm dieſe, worauf ihn Mathilde, um ſeine Kraft zum Guten neu zu beleben, in den Quell Eunoe eintaucht.

Zurück kehrt' ich von den hochheil'gen Fluten,
Ganz umgeſchaffen gleich der jungen Pflanze,
Wenn ſie mit jungem Laube ſich verjünget,
Rein und bereit zum Aufflug nach den Sternen.

Das Paradies.

1. Geſang.

Die Herrlichkeit des, der das All beweget,
Durchdringt die Weltgeſamtheit und erglänzet
An einem Orte mehr, am andern minder.
Im Himmel, der zumeiſt ſein Licht empfänget,
War ich und ſah, was wieder zu berichten
Nicht weiß und nicht vermag, wer dort herabkommt;
Weil ſich, dem Ziele nahend ſeines Sehnens,
Der menſchliche Verſtand ſo weit vertiefet,
Daß kein Erinneren von dort zurückkehrt.
Doch, ſo viel immer von dem heil'gen Reiche
Als Schatz ich im Gedächtnis ſammeln konnte,
Das ſoll den Stoff jetzt meines Liedes bilden.

Nun beginnt das Emporſteigen durch die Kreiſe des Himmels; Dante wird mit unendlicher Schnelligkeit emporgezogen, der Beatrice nach, indem er ſie anblickt, und ſie in die Sonne ſieht.

2.—29. Geſang. Bei dem Aufſteigen durch die Himmelskreiſe wird Beatrice noch immer ſchöner und glänzender, während Dante die irdiſche Schwere des Körpers immer weniger fühlt und ſein Auge ſich immer mehr an das Licht gewöhnt, das in dieſen Regionen herrſcht. In den 7 Planetenkreiſen erſcheinen ihm verſchiedene Klaſſen der Seligen, obwohl ſie in Wirklichkeit nicht hier, ſondern alle im oberſten unbeweglichen Himmel in der Anſchauung Gottes ſich befinden. Durch jene Vorführung in den untern Kreiſen will Dante aber die verſchiedenen Stufen der Herrlichkeit der Seligen zur Anſchauung bringen, die er annimmt, nach dem größern oder geringern Verdienſte, das die zur Seligkeit gelangten ſich im irdiſchen Leben erworben haben. In den höhern Kreiſen wird die Lichthülle immer glänzender, mit der die Seligen bekleidet ſind. Aber unendlich ſelig ſind ſie alle und keiner begehrt mehr, als ihm durch Gottes Gnade zu teil geworden iſt, weil das ja ein Widerſpruch wäre. Auf Dantes Zweifel erklärt ihm dies eine Seele aus dem unterſten Kreiſe, dem des Mondes

(3. Geſang):

„O Bruder, unſern Willen hält in Ruhe
Der Liebe Kraft, die nur, was wir beſitzen,
Uns wollen läßt und nach nichts anderm dürſten.
Wenn wir uns ſehnten, Höhere zu werden,
So wären unſre Wünſche nicht im Einklang
Mit deſſen Willen, der uns hier geſondert,
Was, wie du ſiehſt, nicht dieſe Kreiſe faſſen,[1]
Wenn's hier notwendig iſt, zu ſein in Liebe,
Und du auf ihre Weſenheit wohl achteſt;
Nein, zu der Form des Seligſeins gehört es,
Sich innerhalb des, was Gott will, zu halten,
So daß all unſre Willen einer werden.
Drum wie wir durch dies Reich von Grad zu Grad ſind,
Gefällt's dem ganzen Reich und deſſen König,
Der uns an ſeinem Wollen Luſt läßt finden.
Und unſer Friede iſt ſein Wille; er iſt
Das Meer, zu dem ſich alles hinbeweget,
Was er erſchafft und was Natur hervorbringt.“

— Während in den drei unterſten Kreiſen ſolche erſcheinen, deren irdiſches Leben weniger vollkommen war (2.—9. Geſang), ſieht Dante im 4. Kreiſe, dem der Sonne, die großen Theologen und Lehrer der Kirche (10.—13. Geſang); im Kreiſe des Mars die Glaubenskämpfer (14.—17. Geſang,) darunter ſeinen Ahnherrn Cacciaguida, der den Kreuzzug Kaiſer Konrads III. mitmachte und im Kampfe mit den Ungläubigen fiel; dieſer verkündet ihm auch ſeine Verbannung voraus:

„Erfahren wirſt du, wie geſalzen ſchmecket
Das fremde Brot, und wie ſo herb der Pfad iſt,
Den man auf fremden Stiegen auf- und abſteigt.“

Im Kreiſe des Jupiter ſtellen ſich die gerechten Fürſten und Richter dar, und zwar unter dem Geſamtbilde eines Adlers, der im Namen aller ſpricht (18.—20. Geſang); im Kreiſe des Saturn die beſchaulichen Heiligen (21. und 22. Geſang). Im Fixſternhimmel erſcheint der Triumphzug Chriſti, aus dem die Geſtalten der Apoſtel Petrus, Jakobus und Johannes und des erſten Vaters Adam beſonders hervortreten. Die drei Apoſtel prüfen Dante über die drei göttlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe (23.—26. Geſang). Von da ſteigt Dante mit Beatrice weiter in den Kryſtallhimmel auf, wo ſie ihn noch weiter über die göttliche Weltordnung, beſonders auch über die Engel belehrt (27.—29. Geſang). Dann heben ſie ſich empor in das Empyreum, den unbeweglichen, raum- und grenzenloſen Himmel voll Licht, wo dem Dichter die letzten Offenbarungen zu teil werden, das Weſen der himmliſchen Seligkeit ohne Hülle und Bild ſich ihm darſtellt.

30. Geſang.[2]

Ich ſah ein Licht, das Blitze hell durchwallten,
Geſtaltet wie ein Fluß, des zwei Geſtade
Die wunderbarſte Frühlingspracht entfalten.

---

[1] Worte der Beatrice.

[2] Dem allegoriſchen Wagen der Kirche.

[3] „Die Engel ſingen den 30. Pſalm bis mit dem 9. Verſe, der mit den Worten ſchließt: Statuisti in loco spatioso pedes meos. „Du haſt meine Füße auf einen weiten Ort geſtellt.“ Dieſer erſte Teil des Pſalms enthält die Äußerung des rührendſten Vertrauens auf Gott, welches als Bedingung echt chriſtlicher Reue die Engel in Dantes Seele erwecken wollen.“ Philalethes.

[1] Ein Wunſch, der mit dem Willen Gottes nicht im Einklang wäre, kann hier nicht ſtattfinden.

[2] Nach der Überſetzung von Bartſch.

Lebendige Funken ſprühten aus dem Bade,
Die in die Blumen ſchwanden rings verſunken,
Wie goldumſchloſſene Rubine grade.

Dann tauchten ſie wie von den Düften trunken
Hinab in jene wunderbaren Wogen;
Wo einer ſank, entſtiegen andre Funken.

„Dem hohen Wunſch, der glühend dich bewogen,
Kenntnis von dem, was du erblickſt, zu haben,
Bin ich, je mehr er ſchwillt, je mehr gewogen.

Doch mußt du an dem Waſſer erſt dich laben,
Eh deines Durſtes Stillung dir erſchienen,"
Sprach meiner Augen Sonne hoch erhaben,

Und fügte bei: „Der Fluß ſamt den Rubinen,
Die aus- und eingehn, und die Blumen licht
Sind nur Symbol der Wahrheit, die in ihnen.

Auch ſind an ſich die Dinge dunkel nicht;
Der Mangel liegt in dir, weil noch ſo weit
Sich nicht vermag zu heben dein Geſicht."

Nie wandt' ein Kind der Milch ſo ſchnell bereit
Das Antlitz zu, wenn ja ſich ſein Erwachen
Verſpätet über die gewohnte Zeit,

Als ich, den Augen mehr noch zu entfachen
Die Spiegelkraft, mich bog zur Welle nieder,
Die fließet, um vollkommener zu machen.

Kaum, daß die Ränder meiner Augenlider
Davon getrunken, ſchien der Fluß mir rund,
Der lang vorher hinſtreckte ſeine Glieder.[1]

Wie, wer die Larve trägt vor Aug' und Mund
Und dann ſein Scheinbild, das ihn dir verhülle,
Wegwirft, faſt als ein andrer ſich thut kund:

So wandelten zu höhrer Freudenfülle
Sich Blüten mir und Funken, daß ich ſchaute
Den Doppelhof der Himmel ohne Hülle.

O Abglanz Gottes du, durch den ich ſchaute
Des wahren Reiches hehre Siegespracht,
Gieb Kraft zu ſchildern mir, *wie* ich ſie ſchaute!

Ein Licht iſt droben, das da ſichtbar macht
Den Schöpfer dem Geſchöpfe, dem allein
In ſeinem Schaun des Friedens Glück erwacht.

In Kreiſesform dehnt ſich ſo weit ſein Schein,
Daß dieſer Kreis, wollt' er die Sonn' umgeben,
Ein allzu weiter Gürtel würde ſein.

Was von ihm ſichtbar, ſind nur Strahlen eben,
Die, auf des erſtbewegten Himmels Bogen
Zurückgeſtrahlt, ihm Kraft verleihn und Leben.

Wie ſich ein Hügel ſpiegelt in den Wogen,
Zu ſchauen, wie vom Fuß zum Gipfel er
Von Gras- und Blütenſchmuck ſei überzogen,

So ſah ich was nach oben von hierher
Heimkehrt', aufragend an des Lichtes Schein,
Auf tauſend Stufen ſpiegeln und auf mehr.

Faßt dieſer Schwellen unterſte allein
So großes Licht, wie mächtig muß die Weite
Der äußern Blätter dieſer Roſe ſein!

Und doch verlor in ſolche Höh' und Breite
Mein Blick ſich nicht, nein! das Wieviel und Wie
Der Wonn' erfaßt' er ganz, der er ſich weihte.

Nichts giebt und raubet Näh' und Ferne hie;
Denn wo unmittelbar Gott ſelber waltet,
Da gelten der Natur Geſetze nie.

In der italieniſchen Urſchrift lauten die Worte:

E vidi lume in forma di riviera
Fulvido di fulgori, intra duo rive
Dipinte di mirabil primavera.

Di tal fiumana uscian faville vive,
E d' ogni parte si mescean ne' fiori,
Quasi rubini ch' oro circoscrive.

Poi, come inebriate dagli odori,
Riprofondavan sè nel miro gurge;
E s' una entrava, un' altra n' uscia fuori.

„L' alto disio, che mo t' infiamma ed urge
D' aver notizia di ciò che tu vei,
Tanto mi piace più quanto più turge.

Ma di quest' acqua convien che tu bei
Prima che tanta sete in te si sazii":
Cosi mi disse il Sol degli occhi miei.

Anche soggiunse: „Il fiume, e li topazii
Ch' entrano ed escono, e 'l rider dell' erbe
Son di lor ver ombriferi prefazii;

Non che da sè sien queste cose acerbe,
Ma è il difetto dalla parte tua,
Che non hai viste ancor tanto superbe."

Non è fantin che sì subito rua
Col volto verso il latte, se si svegli
Molto tardato dall' usanza sua,

Come fec' io, per far migliori spegli
Ancor degli occhi, chinandomi all' onda
Che si deriva, perchè vi s' immegli.

E sì come di lei bevve la gronda
Delle palpebre mie, così mi parve
Di sua lunghezza divenuta tonda.

Poi come gente stata sotto larve,
Che pare altro che prima, se si sveste
La sembianza non sua in che disparve;

Così mi si cambiaro in maggior feste
Li fiori e le faville, sì ch' io vidi
Ambo le corti del ciel manifeste.

O isplendor di Dio, per cu' io vidi
L' alto trionfo del regno verace,
Dammi virtude a dir com' io lo vidi.

Lume è lassù, che visibile face
Lo Creatore a quella creatura,
Che solo in lui vedere ha la sua pace;

E si distende in circolar figura
In tanto, che la sua circonferenza
Sarebbe al Sol troppo larga cintura.

Fassi di raggio tutta sua parvenza
Reflesso al sommo del mobile primo,
Che prende quindi vivere e potenza.

E come clivò in acqua di suo imo
Si specchia, quasi per vedersi adorno,
Quando è nel verde e ne' fioretti opimo;

Sì, soprastando al lume intorno intorno,
Vidi specchiarsi in più di mille soglie
Quanto di noi lassù fatto ha ritorno.

E se l' infimo grado in sè raccoglie
Si grande lume, quant' è la larghezza
Di questa rosa nell' estreme foglie?

La vista mia nell' ampio e nell' altezza
Non si smarriva, ma tutto prendeva
Il quanto e 'l quale di quell' allegrezza.

Presso e lontano lì nè pon, nè leva;
Chè dove Dio sanza mezzo governa,
La legge natural nulla rileva.

31.—33. *Geſang.* Während die Seligen auf dieſer Lichtroſe gleichſam wie ihre Blätter ſitzen, ſchweben die Engel wie Bienen darüber hin und hin und laſſen ſich abwechſelnd auf ihr nieder. Als Dante vom Anſchauen dieſes Bildes ſich wieder zu Beatrice wenden will, ſieht er, daß ſie nicht mehr neben ihm ſteht, ſondern ihren erhabenen Sitz in der Roſe wieder eingenommen hat. Statt ihrer ſieht er den h. Bernhard neben ſich ſtehen, der ihm die Anordnung der Seligen in der Roſe erklärt, wo die heilige Jungfrau Maria den höchſten Sitz einnimmt, am hellſten glänzend. Zum Schluſſe endlich wird Dante der höchſten Seligkeit teilhaftig, der Anſchauung der Gottheit, indem ihm die größten Geheimniſſe des Glaubens, die Dreieinigkeit Gottes und die Menſchwerdung der zweiten Perſon in der Gottheit offenbart werden.

---

[1] „Der Kreis iſt das Bild der Ewigkeit, in der es kein vorher und nachher giebt. Ehe Dante aus dem Waſſer getrunken, erſchien es ihm als ein Fluß, d. h. in der Form der Zeit." Bartſch.

Dante.

Von Ludwig Uhland.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarſten Frühlingsmorgen
Zog ſo feſtliches Gewimmel?

Kinder, hold wie Engelſcharen,
Reich geſchmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Roſenthal
Zu den frohen Feſtestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichſten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauſchten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erſchüttert?
Klang nicht Dantes junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja, ihm iſt in jener Stunde
Des Geſanges Quell entſprungen;
In Sonetten, in Kanzonen
Iſt die Lieb' ihm früh erklungen.

Als, zur Jungfrau hold erwachſen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch ſeine Dichtung ſchon
Wie ein Baum, der Blüten regnet.

Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Scharen wieder,
Aber langſam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem ſchwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geſchmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod ſo früh gepflücket.

Dante ſaß in ſeiner Kammer,
Einſam, ſtill, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte ſein Geſichte.

In der Wälder tiefſte Schatten
Stieg der edle Sänger nieder;
Gleich den fernen Totenglocken
Tönten fortan ſeine Lieder.

Aber in der wildſten Öde,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgeſandter
Von der hingeſchiednen Schönen,

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefſte Schluchten,
Wo ſein ird'ſcher Schmerz verſtummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Bald zum ſel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen;
Aus des Paradieſes Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.

Hoch und höher ſchwebten beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen:
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;

Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angeſichte,
Das, verklärt, ihn ſchauen ließ
Abglanz von dem ew'gen Lichte.

Einem göttlichen Gedicht
Hat er alles einverleibet,
Mit ſo ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.

Ja, mit Fug wird dieſer Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'ſche Liebe
Sich zu himmliſcher verkläret.

Aus Arioſtos (1474–1533) Raſendem Roland.

Mit einer Einleitung
von
Dr. Friedrich Lauchert.

* * *

Lodovico Arioſto wurde am 8. September 1474 in der lombardiſchen Stadt Reggio geboren, wo ſein Vater, ein ferrariſcher Edelmann, herzoglicher Statthalter war. Da ihm das juriſtiſche Studium, dem er ſich nach dem Wunſche ſeines Vaters widmen ſollte, nicht zuſagte, ſo beſchäftigte er ſich in Rom unter Leitung des gelehrten Gregorio da Spoleti mit dem Studium der altrömiſchen Poeſie und der lateiniſchen Sprache. Die nächſte ſelbſtändige Frucht dieſer Beſchäftigungen waren einige Komödien, nach dem Muſter der römiſchen Komödie. Doch machte der Tod ſeines Vaters 1500 dieſem ſorgloſen Leben ein Ende. Seit 1503 finden wir ihn im Hofdienſte des Kardinals Hippolyt von Eſte, der ihn mehrfach zu Geſandtſchaften, auch im Kriegsdienſte verwendete. Ihm widmete er ſeinen 1516 zuerſt erſchienenen Raſenden Roland, an dem er etwa 10 oder 11 Jahre gearbeitet hatte, erntete aber nicht viel Dank dafür und zerfiel im folgenden Jahre ganz mit ihm, als er ihn ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen nicht nach Ungarn begleiten wollte. Der Hofdienſt des Herzogs Alfonſo von Ferrara, in den er nun trat, brachte ihm zwar auch noch unangenehme Geſchäfte, aber doch ſpäterhin eine ruhige und angeſehene Stellung, als er ſich zum Vergnügen des Hofes der Komödiendichtung wieder zuwendete, ſeine alten Komödien umarbeitete und neue dichtete (im Ganzen ſind es 5, eine unvollendet), die der Herzog in einem eigens errichteten Schauſpielhauſe mit großer Pracht aufführen ließ. Außer dieſen Dichtungen entſtanden zu verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens eine Anzahl von Satiren (d. h. Gedichten im Geiſte der Horaziſchen Satiren und Epiſteln) und von lyriſchen und andern kleinern Gedichten in verſchiedenen Versmaßen. 1532 ließ er den Roland zum zweiten Male in mehr ausgefeilter und erweiterter Geſtalt erſcheinen; in der 1. Ausgabe hatte derſelben 40, jetzt 46 Geſänge. In ſeinem Nachlaſſe fanden ſich noch fünf Geſänge einer Fortſetzung. Arioſto ſtarb am 6. Juni 1533.

Der „Raſende Roland" (Orlando Furioſo), das große Werk ſeines Lebens, iſt eine Fortſetzung einer andern Dichtung, des „Verliebten Roland" des Grafen Matteo Bojardo (1434--94), der durch den Tod des Dichters unvollendet geblieben war. Von der Liebe Rolands zu Angelica, deren weitern Verlauf wir unten aus Arioſto kennen lernen werden, hat Bojardo's Gedicht den Namen. Eben durch dieſe weitere Entwickelung wird Roland bei Arioſto zum Wahnſinn gebracht, und darum kündigt ſich eben deſſen Gedicht mit dieſem Titel als Fortſetzung des ältern an. Betrachten wir aber Arioſtos Werk für ſich allein als ein in ſich abgeſchloſſenes Kunſtwerk, was es ja iſt, wenn es auch eine Vorgeſchichte als bekannt vorausſetzt, ſo muß der Titel als weniger paſſend erſcheinen. Weder iſt Roland ſelbſt bei Arioſto die Hauptperſon, noch ſein Wahnſinn das Hauptereignis, um das ſich alles dreht; ſondern gerade in dieſem Zuſtande tritt er nur epiſodiſch auf. Der Hauptheld iſt vielmehr nun Rüdiger (Ruggiero), der im ſpätern Teile von Bojardos Gedicht auch ſchon bedeutſam hervortritt, bei Arioſto aber als Stammvater des Hauſes Eſte beſonders verherrlicht wird; ſeine Heirat mit Bradamante, der Tochter Herzog Haimon's, iſt das Ziel unſerer Dichtung. Die dahin führenden Ereigniſſe werden aber nicht in einfachem einheitlichem Fortſchritte dargeſtellt, ſondern es verſchlingen ſich in der romantiſchen Dichtung mannigfache Fäden anſcheinend kunſtlos und nachläſſig, und doch mit großer Kunſt, zu einem bunten Gewebe. Die oft ganz auseinandergehenden Erlebniſſe und Thaten einer großen Anzahl von Perſonen werden neben einander fortgeführt, jeder einzelne Faden immer an beſonders ſpannenden Punkten fallen gelaſſen, um ſpäter wieder aufgenommen zu werden, bis die verſchiedenen Intereſſen in eins zuſammenfließen.

Der Standpunkt unſeres Dichters ſeinem Stoffe gegenüber iſt der des feingebildeten Hofmanns, der eigentlich für die Unterhaltung von Perſonen ſeines Standes dichtet. Er erzählt nicht in naivem Ernſte, wie die Stoffe dieſes Sagenkreiſes in den altfranzöſiſchen chansons de geste und in ſpaniſchen Romanzen, ſpäter noch in den aus Don Quixote bekannten Ritterbüchern behandelt ſind, ſondern über der ganzen Erzählung ſchwebt ein feiner Hauch von dem, was man Arioſtiſche Ironie nennt. Worin das Weſen dieſer Ironie beſteht, läßt ſich beſſer fühlen, als mit Worten ausdrücken. Berni (1490—1536), der als Nachahmer Arioſto's den Verliebten Roland des Bojardo umarbeitete, hat auch dies vergröbert, den Standpunkt der ungläubigen Überlegenheit über das Erzählte, des mutwilligen Scherzes darüber derber zur Geltung gebracht. — Der leichte Fluß der Darſtellung, der Wohlklang der Sprache verleihen der Dichtung einen großen Reiz.

Die mitgeteilten Stücke des Gedichts ſind nach der Überſetzung von Gries gegeben.

1. Geſang.

1. Die Frau'n, die Ritter, Waffen, Liebesbande,
Die Zartheit ſing' ich, den verwegnen Mut
Der Zeiten, da der Mohr von Libyens Strande
Zog übers Meer und Frankreich ſetzt in Glut,
Dem Zorne folgend und dem Jugendbrande
Des Königs Agramant, des raſches Blut
Zu rächen ſchwor mit grimmigem Erboßen
Den Tod Trojans an Kaiſer Karl dem Großen.[1]

2. Ich will zugleich von Roland Dinge ſagen,
Die nimmer Reim und Proſa noch gelehrt:
Wie er zum Narren ward durch Liebesplagen,
Da man ihn ſonſt für ſo geſcheit erklärt;
Wenn ſie, die mich faſt ebenſo geſchlagen
Und täglich mehr mein bißchen Witz verſehrt,
Mir wird zuletzt genug davon vergönnen,
Um, was ich angelobt, vollziehn zu können.

Nach einer nun folgenden Widmung an den Kardinal Hippolyt von Eſte werden wir gleich mitten in die romantiſche Handlung eingeführt, wo Bojardo den Faden hatte fallen laſſen. Angelica, die Tochter eines morgenländiſchen Herrſchers, die mit Roland aus Indien nach Weſten gekommen war, aber auch von deſſen Vetter Reinald von Montauban, dem Sohne Herzog Haimons, geliebt wurde, war von Kaiſer Karl, um Streit zu verhüten, dem von den beiden beſtimmt worden, der ſich in der bevorſtehenden Schlacht mit den Sarazenen am tapferſten halten würde. Die Schlacht geht aber für die Chriſten verloren, und ſie flieht. Nach mehreren andern Abenteuern begiebt ſie ſich in den Schutz des ihr in den Weg kommenden Sacripante, Königs von Circaſſien. Sie fangen Reinalds ſtarkes Streitroß Bajard auf, das ſeinem Herrn entlaufen iſt, und wollen damit ihren Weg fortſetzen, als jener ſelbſt dazu kommt.

2. Geſang.

Es entſpinnt ſich ein Kampf, während deſſen Angelica entflieht. Ein Zauberer ſendet einen Geiſt als Boten, der die Ritter auseinanderbringt und den Reinald auf falſche Spur weiſt, nach Paris. Von dort entſendet ihn aber gleich Kaiſer Karl nach Britannien, um nach der erlittenen Niederlage neue Hilfstruppen zu holen; bei einem Sturme fährt er über den Kanal. — Der Dichter wendet ſich nun Reinalds heldenmäßiger Schweſter Bradamante zu, die in Ritterkleidung an den Kämpfen teil nimmt und nun ihren Geliebten Rüdiger ſucht, den Sohn des Rüdiger von Riſa oder Reggio in Calabrien und einer afrikaniſchen Prinzeſſin (nach Bojardo's Dichtung), der nach der Ermordung ſeines Vaters, als ſeine Mutter nach Afrika fliehen mußte, dort als Mohamedaner aufwuchs; in Arioſto's Gedicht ſpielt er eine wichtige Rolle als Stammvater der Markgrafen von Eſte. Auf ihrem Zuge kommt Bradamante an eine Quelle, wo ſie ruhen will.

34. Durch eine Wieſe rann die ſchöne Quelle,
Geſchmückt mit einem alten, ſchatt'gen Hain;
Sanft murmelnd lud den Wandrer ihre Welle
Zum Labetrunk und zum Verziehen ein.
Ein angebauter Hügel ſchützt die Stelle
Zur Linken vor des Mittags heißem Schein.
Kaum wandte ſie den Blick nach dieſen Orten,
So ſah die Jungfrau einen Ritter dorten.

35. Ein Ritter war's, der in dem ſchatt'gen Raume
Nachdenklich, ſtill und einſam ſich befand
Am grün=, weiß=, rot= und gelbgeſchmückten Saume,
Der um den klaren Bachkryſtall ſich wand.
Sein Schild und Helm hing neben ihm am Baume,
An deſſen Stamm ſein Roß gebunden ſtand.
Die feuchten Augen an den Grund geheftet,
Schien er von Gram und Kummer ganz entkräftet.

36. Die Neigung, die wir all' im Herzen tragen,
Zu forſchen, was der andre treibt und hegt,
Bewog auch ſie, den Ritter zu befragen,
Was ſolche Traurigkeit in ihm erregt.
Er ſäumte nicht, ihr alles anzuſagen,
Von ihrer Reden Artigkeit bewegt
Und ihrem hohen Anſehn, das den Helden
Beim erſten Blick ihm deutlich ſchien zu melden.

37. Herr, fing er an, mit gutem Kriegsgeleite
Zu Fuß und Roß zog ich hinaus ins Feld,
Wo, daß Marſil den Berg nicht überſchreite,
Der Kaiſer mit dem Heer ſich aufgeſtellt.
Ein ſchönes Mädchen hatt' ich mir zur Seite,
Das mit der Liebe Glut mein Herz durchſchwellt;
Da ſah ich einen Mann ein Roß mit Flügeln,
Nah bei Rodonna, ganz bewaffnet zügeln.

38. Der Räuber, — war er ſterblich, oder ſchickte
Der Höllenpfuhl ihn aus dem grauſen Schoß —
Kaum daß er meine ſüße Lieb' erblickte,
Schoß, wie ein Falk herabſchießt, auf ſie los
Mit ausgeſpreizten Armen und umſtrickte
Und riß die Bange fort mit einem Stoß.
Noch ſah ich nicht den Angriff, das Umklammern,
Da hört' ich ſchon ſie in den Lüften jammern.

39. So pflegt der räuberiſche Weih zu kommen,
Wenn er das Küchlein bei der Henne packt,
Die dann ſich härmt, daß ſie's nicht wahrgenommen,
Und hinterdrein vergeblich gluckt und ſchnackt.
Dem, der da fliegt, weiß ich nicht nachzukommen,
Wo Höh'n und Klippen rings ſich aufgezackt.
Matt iſt mein Pferd, kaum wechſelt es die Schritte
Auf rauhem Steinpfad, in der Felſen Mitte.

40. Geachtet hätt ich's für geringen Schaden,
Das Herz mir reißen aus der Bruſt zu ſehn,
Und ließ mein Volk auf den beſchrittnen Pfaden
Fort ohne mich und alle Führung gehn.
Dann ſucht' ich raſch, von Amorn eingeladen,
Den minder ſteilen Felsweg zu erſpähn
Nach jenem Ort, wohin, wie ich mir dachte,
Der Räuber meinen Troſt und Frieden brachte.

41. Sechs lange Tage klomm ich, unverdroſſen,
Auf ſteilen Höh'n, in rauher Schlüfte Grund,
Wo weder Weg noch Steg, wo nicht von Roſſen
Noch Menſchen ward das kleinſte Zeichen kund.
Dann ſtieg ich in ein wüſtes Thal, umſchloſſen
Von Steingeklüft und grauſer Höhlen Schlund;
In deſſen Mitt' erhob ein Fels ſich mächtig,
Und drauf ein Schloß, ſtark, feſt und wunderprächtig.

42. Gleich Flammen ſtrahlt's von ferne den Beſchauern,
Nicht als von Thon noch Marmorſtein gemacht;
Und wie ich näher kam den ſtolzen Mauern,
Schien größer ſtets, erſtaunlicher die Pracht.
Ich hört' hernach, von geiſtigen Erbauern,
Gebannt durch Räucherwerk und Liedesmacht,
Sei rings die ſchöne Burg mit Stahl umzogen,
Gehärtet in der Hölle Glut und Wogen.

43. Von ſolchem Stahl erglänzen Türm' und Thüren;
Kein Roſt, kein Flecken dunkelt ihm den Schein.
Der Dieb, gewohnt im Land umher zu ſpüren
Bei Tag und Nacht, ſchließt hier hernach ſich ein.
Nichts iſt geſchützt, wenn er es will entführen;
Vergebens flucht und kräht man hinterdrein.
Dort iſt mein Liebchen, ja mein Herz gefangen,
Und nimmer hoff' ich's wieder zu erlangen.

44. Weh mir! Was kann ich thun, als nach der Veſte
Von weitem hinſchau'n, die mein Gut verhehlt?
So wie der Fuchs, der aus dem Adlerneſte
Sein Junges ſchreien hört, von Angſt gequält
Umher läuft und nicht weiß, wie in die Äſte
Zu kommen ſei, weil's ihm an Flügeln fehlt.
Steil iſt der Fels, die Burg ganz unbezwinglich
Und keinem, der nicht Flügel hat, erſchwinglich.

45. Noch weil' ich dort, und ſiehe! da erſcheinen,
Von einem Zwerg geführt, zwei Ritter mir,
Die wieder Hoffnung der Begier vereinen;
Allein getäuſcht ward Hoffnung und Begier.
Ein Kriegerpaar vom höchſten Mut: den einen
Nenn' ich Gradaß von Sericana dir;
Den andern Rüd'ger, jung, voll Kraft und Feuer,
Dem Afrikanerkönig wert und teuer.

46. Sie kommen, ſprach der Zwerg, um heldenmütig
Zu kämpfen mit dem Mann, der oben hauſt,
Der auf dem viergebeinten Vogel, wütig,
Bewaffnet, zaubriſch durch die Lüfte brauſt,
Ihr Herrn, ſagt' ich den beiden, ſeid ſo gütig
Mir beizuſtehn mit eurer tapfern Fauſt;

---

[1] Agramante, König der afrikaniſchen Mauren, unternahm nach der Dichtung den Zug ins Frankenreich, um ſeinen von Roland im Kampfe getöteten Vater Trojano zu rächen. Mit ihm verbündet iſt Marſilio, der König der Mauren in Spanien.

Und ſtoßt ihr, hoff' ich, jenen Räuber nieder,
So bitt' ich euch, gebt mir mein Mädchen wieder.

47. Dann ſagt' ich, wie ſie fiel in Räuberklauen,
Durch Thränenflut bekräft'gend meine Qual.
Sie (lohn's der Himmel!) hießen mich vertrauen,
Und klommen keck den Fels hinab ins Thal.
Ich blieb zurück, von fern den Kampf zu ſchauen,
Indem ich Gott der Edlen Sieg empfahl.
Am Fuß der Burg war eine flache Weite,
Zwei Steinwürf' etwa in der Läng' und Breite.

48. Als ſie nun angelangt im Felſengrunde,
Will dieſer und auch der, den erſten Strauß.
Gradaß geht vor, ſei's nach dem Losbefunde,
Sei's, weil ſich Rüd'ger nichts mehr macht daraus.
Der Sericaner bringt das Horn zum Munde;
Von Fels und Burg hallt wieder das Gebraus.
Und ſieh! der Ritter kommt aus ſeinem Schloſſe,
In voller Rüſtung, auf dem Flügelroſſe.

49. Und nach und nach begann er ſich zu heben,
So wie der vielgereiſte Kranich pflegt,
Den wir erſt laufen ſehn, dann aufwärts ſchweben.
So daß der Schwung zwei Ellen hoch ihn trägt;
Bis er zuletzt mit immer raſcherm Streben
Die Flügel, ganz geſpreizt, aufs ſchnellſte regt.
Schon hat der Zaubrer ſich ſo hoch geſchwungen,
Daß kaum ein Adler je ſo weit gedrungen.

50. Wie's ihm beliebt, dreht er den Greifen wieder,
Der ſenkrecht, mit geſchloſſnem Fittich, fällt;
Dem zahmen Falken gleich, der auf Gefieder
Von Enten, Tauben ſtürzt hinab ins Feld.
Der Ritter ſchießt, die Lüfte teilend, nieder
Mit ſchrecklichem Gebraus, den Speer gefällt.
Gradaß, der kaum die Senkung wahrgenommen,
Hat ſchon im Rücken einen Stoß bekommen.

51. Des Zaubrers Speer war an Gradaß zerſprungen,
Vergebens ſtößt in Wind und Luft Gradaß.
Schnell hat der Flieger ſich empor geſchwungen
Und regt der Flügel Paar ohn' Unterlaß.
Die Stute fühlt's, wie gut der Stoß gelungen,
Sie beugt das Kreuz bis auf das grüne Gras.
Gradaß beſaß die ſchönſte, beſte Stute,
Auf welcher jemals nur ein Sattel ruhte.

52. Die Sterne ſchien der Flieger zu erreichen,
Dann wandt' er ſich und ſchoß in Eil' herab
Auf Rüd'ger los mit unverſehnen Streichen,
Da dieſer auf Gradaß nur Achtung gab.
Sein Roß war ſchnell genug, zurück zu weichen,
Und Rüd'ger wandte ſo den Stoß noch ab.
Wie er ſich dreht, um jenem eins zu geben,
Sieht er ihn weit entfernt gen Himmel ſchweben.

53. Bald trifft er Rüdigern und bald Gradaßen
Stirn, Bruſt und Rücken im geſchwinden Drehn;
Doch ihre Streiche weiß er leer zu laſſen,
Weil er ſo ſchnell iſt, daß ſie kaum ihn ſehn.
Er kreiſt umher in weit gebognen Gaſſen
Und wann er dieſem drohte, trifft er den;
Und beiden hatt' er ſo den Blick benommen,
Daß ſie nicht ſchaun, woher die Streiche kommen.

54. Zwei Krieger kämpfen hier auf feſtem Grunde
Mit einem in den Lüften, bis die Nacht
Den Schleier breitet ob dem Erdenrunde
Und all' die ſchönen Dinge farblos macht.
Wahr iſt bis auf ein Härchen meine Kunde;
Ich weiß, ich ſah's, und trage doch Bedacht
Es zu vertrau'n; denn dieſes Wunders Klarheit
Gleicht freilich mehr den Lügen als der Wahrheit.

55. Verhüllt mit einem ſchönen Tuch von Seide,
Hing an des luft'gen Ritters Arm ſein Schild.
Wie er ſo lang' ihn ließ in dieſem Kleide,
Darüber iſt mein Forſchen nicht geſtillt.
Notwendig iſt's, daß jeder Blendung leide,
Wann er enthüllt gewahrt dies Strahlenbild;
Er fällt dahin, wie tote Körper fallen,
Ganz der Gewalt des Zaubrers heimgefallen.

56. Der wundervolle Schild ſtrahlt gleich Karfunkeln,
Nie war ein Schimmer, der dem ſeinen glich.
Hinfallen mußten ſie bei ſeinem Funkeln,
Blind ward ihr Aug' und ihr Bewußtſein wich.
Auch mir, von fern, begann der Blick zu dunkeln,
Und erſt nach langer Zeit erholt ich mich.
Nichts ſah ich mehr von Rittern noch vom Zwerge,
Leer war das Feld und finſter Thal und Berge.

57. Wohl dacht' ich mir, daß jener die Genoſſen
Mit Einem Streich in ſeine Macht bekam,
Und durch den Glanz, der jenem Schild entfloſſen,
Die Freiheit ihnen, mir die Hoffnung nahm.
Vom Orte ſcheidend, der mein Herz umſchloſſen,
Sagt' ich ihm Lebewohl mit bitterm Gram.
Nun ſprecht, ob andrer Kummer, noch ſo ſehnlich
Durch Lieb' erregt, ſei meinem Kummer ähnlich.

58. So ſprach der Ritter mit betrübtem Tone
Und ſank zurück in ſeine vor'ge Pein,
Wir reden von Graf Pinabeln, dem Sohne
Anſelms von Hauterive, aus Mainz am Rhein,
Der nicht begehrt, dem Schelmgeſchlecht zum Hohne,
Der einz'ge Wackre ſeines Stamms zu ſein.
Er iſt vielmehr in Laſtern, roh, betrüglich,
Nicht nur den andern gleich, noch weit vorzüglich.

59. Aufmerkſam, oft die Mienen ändernd, wandte
Das Fräulein ſich zu Pinabels Bericht;
Denn als er erſt den Namen Rüd'gers nannte,
Schien fröhlicher als jemals ihr Geſicht;
Doch als ſie dann ſein Mißgeſchick erkannte,
Verhehlte ſich ihr zärtlich Mitleid nicht.
Ein-, zweimal ward dem Ritter anbefohlen,
Und kaum genügt's, es ihr zu wiederholen.

60. Und als ſie alles deutlich g'nug vernommen,
Sprach ſie zu jenem: Ritter, faſſe Mut!
Wohl ſei dir meine Zwiſchenkunft willkommen,
Wohl ſcheine dieſer Tag dir froh und gut.
Laß uns nur bald zu jener Wohnung kommen,
Die ſolchen Schatz bewahrt in geiz'ger Hut;
Und ſei getroſt des Mühelohns gewärtig,
Iſt mir das Glück nicht allzu widerwärtig.

61. Der Ritter ſprach: Du willſt, daß ich die Pfade
Dir zeigen ſoll, ins Hochgebirg hinein?
Ob ich den Gang verlier', iſt wenig Schade,
Nachdem ich alles ja verlor, was mein;
Doch du gehſt durch die Bergſchlucht, ohne Gnade,
In dein Gefängnis; und ſo mag es ſein!
Du haſt hernach kein Recht, auf mich zu grollen;
Ich ſag's voraus, doch gehn iſt nun dein Wollen.

62. So ſpricht der Graf und geht nach ſeinem Pferde.
Und giebt der kühnen Jungfrau das Geleit,
Die ſich um Rüd'gers willen der Gefährde
Des Kerkertums und ſelbſt des Todes weiht.
Da, ſiehe! jagt mit eiliger Gebärde
Der Bot' heran, der: Haltet, haltet! ſchreit;
Der Bote, der dem Sacripant entdeckte,
Wer jene war, die ihn zu Boden ſtreckte.

63. Dem Fräulein wird durch dieſen Mann verkündet,
Daß Montpellier, Narbonne, nebſt dem Strand
Von Aiguesmortes plötzlich ſich verbündet
Und zu Kaſtiliens Fahnen ſich bekannt;
Und daß Marſeille wenig Troſt ergründet,
Von jener fern, in deren Schutz es ſtand,
Und daß es ihn, um Hilf' und Rat zu holen,
Ihr nachgeſandt und beſtens ſich empfohlen.

64. Der Kaiſer gab die Stadt ſamt allen Gauen,
Vom Var, vom Rhodan und dem Meer umhegt,
Der Tochter Herzog Haimons, die Vertrauen
Und große Hoffnung längſt in ihm erregt;
Denn mit Bewundrung pflegt er ſie zu ſchauen,
Wann ſie ſo kühn in Waffen ſich bewegt.
Nun, wie ich ſag', um Beiſtand zu erbitten
War ihr Marſeilles Bote nachgeritten.

65. Die Jungfrau ſcheint ſich etwas zu beſinnen
Und ſchwankt unſchlüſſig zwiſchen Ja und Nein;
Pflicht, Ehre will für jenes ſie gewinnen,
In dieſes treibt ſie Liebesglut hinein.
Doch ſie beharrt zuletzt auf dem Beginnen,
Aus jenem Orte Rüd'gern zu befrei'n
Und wenigſtens, verſagt ihr das Verhängnis
Des Mutes Lohn, zu teilen ſein Gefängnis.

66. Was ſie dem Boten als Entſchuld'gung nannte,
Beruhigt und befriedigt ihn ſogar;
Worauf ſie ſich zu ihrem Wege wandte
Mit Pinabeln, der nicht ſehr heiter war,
Seitdem er ſie von einem Stamm erkannte,
Den er im Stillen haßt und offenbar.
Er ſieht im Geiſt die künft'gen Ängſtigungen,
Wenn ſie erfährt, er ſei aus Mainz entſprungen.

67. In beiden Häuſern, Mainz und Clermont, kochten
Verjährter Haß und alter Feindſchaft Wut;
Weshalb ſchon oft ſie ſich die Stirn zerpochten,
Schon oft verſtrömten unermeßlich Blut.
Drum denkt der Graf, von Bosheit angefochten,
Zu hintergehn des Fräuleins raſchen Mut
Und wenigſtens, nachdem die Dinge kämen,
Von ihr zu ziehn und andern Weg zu nehmen.

68. Und angeborner Haß und Furcht und Zagen
Beſchäft'gen ſein Gemüt ſo ganz allein,
Daß er ſich bald vom rechten Weg verſchlagen,
Umfangen ſieht von einem dunkeln Hain
Und einen Berg aus ſeiner Mitte ragen,
Des kahle Stirn ausgeht in harten Stein.
Indeſſen bleibt die Tochter Haimons immer
Ihm dicht im Rücken und verläßt ihn nimmer.

69. Sobald der Mainzer in den Wald gekommen,
Sinnt er darauf, dem Fräulein zu entgehn.
Gut, ſpricht er, wär's, eh ganz der Tag verglommen,
Sich hier nach einer Herberg' umzuſehn.
Jenſeits der Höhen (hab' ich recht vernommen)
Muß ein vortrefflich Schloß im Thale ſtehn.
Du, warte hier; ich will den Fels erklimmen
Und, wie es ſei, nach Augenſchein beſtimmen.

70. So ſpricht der Graf und ſpornt auf öden Stegen
Sein Roß hinan zum höchſten Felſengrat,
Und ſpäht umher nach Mitteln oder Wegen,
Das Fräulein abzuziehn von ſeinem Pfad.
Da, ſiehe! gähnt ihm eine Höhl' entgegen,
Die in der Tief' an dreißig Ellen hat,
Senkrecht, mit Hack' und Meißel ausgehauen;
Und tief im Grund iſt eine Thür zu ſchauen.

71. Die weite Thür im tiefſten Schlund der Grube
Giebt breiten Eingang in geraumern Ort;
Und heller Schein dringt aus der innern Stube,
Als brennten Fackeln in der Höhle dort.
Indes unſchlüſſig, ſtill, der tück'ſche Bube
Am Eingang weilt, ritt Bradamante fort,
Damit ſich ſeine Spur nicht ganz verliefe.
Und überaſcht' ihn hier am Rand der Tiefe.

72. Der Frevler ſieht, daß nun auf alle Fälle
Ihm der zuerſt entworfne Plan mißlingt,
Und ſucht ein neues Mittel in der Schnelle,
Das ſie, wenn nicht entfernt, ums Leben bringt.
Er eilt entgegen, führt ſie zu der Stelle,
Wo in den Felſen tief die Höhle dringt,
Und ſagt, ein Mädchen, von Geſtalt und Mienen
Höchſt angenehm, ſei unten ihm erſchienen,

73. Das nach dem edlen Blick, dem reichen Kleide,
Gewißlich ſei von nicht geringem Rang;
Allein ihr Anſehn, trüb' und bang, entſcheide
Deutlich genug, ſie weile dort mit Zwang.
Um näher zu erforſchen, was ſie leide,
Sei er hinabgeklimmt am Felſenhang;
Doch aus dem Innern ſei ein Mann gekommen,
Der ſie in Wut mit ſich zurück genommen.

74. Die Tochter Haimons, ſich ſo leicht verblendend
Wie ſie beherzt iſt, glaubt, dies ſei geſchehn;
Und gern dem Mädchen Schutz und Hilfe ſpendend,
Sinnt ſie auf Mittel, da hinab zu gehn.
Indem, den Blick nach einer Ulme wendend,
Bekommt ſie einen langen Aſt zu ſehn.
Schnell haut ſie ihn mit ihrem Schwert herunter
Und neigt ihn dann ins Felſenloch hinunter.

75. Sie läßt den Aſt von Pinabeln umſchlingen,
Am abgehau'nen End' und faßt ihn an,
Eilt mit den Füßen ſich hinab zu ſchwingen
Und hängt ſich ganz mit beiden Armen dran.
Mit Lächeln fragt der Graf, ob ſie im Springen
Bewandert ſei? los läßt er plötzlich dann
Und ruft: O hätt' ich alle deines Namens
Beiſammen hier, zur Tilgung eures Samens!

76. Doch nicht ſo ganz nach Pinabels Gefallen
Ergab ſich jetzt der jungen Unſchuld Los.
Der Aſt erreicht' im jähen Niederfallen,
Stark wie er war, zuerſt der Höhle Schoß
Und wandt', obwohl er brach im Gegenprallen,
Sie ſtützend, von ihr ab den Todesſtoß.
Die Jungfrau lag betäubt, doch nicht gar lange,
Wie ich bericht' im folgenden Geſange.

3. Geſang.

Die Höhle, in welche Bradamante geſtürzt iſt, iſt die von dem berühmten Zauberer Merlin gebaute, welche ſein Grabmal einſchließt. Deſſen

---

(Anm. zu Str. 62, V. 8.) Im 1. Geſange.

(Anm. zu Str. 67, V. 2!) Aus dem Geſchlecht von Mainz ſtammt auch Ganelon, nach der Sage der Verräter Rolands bei Roncesvalles.

Geiſt verkündet ihr, daß von ihr und Rüdiger ein ruhmvolles Geſchlecht abſtammen werde. Die Zauberin Meliſſa führt ihr die Geſtalten ihrer Nachkommen vor, geleitet ſie am nächſten Morgen aus dem Berge heraus und giebt ihr Ratſchläge für die Befreiung des Rüdiger. Um aber dem feindlichen Zauber widerſtehen zu können, braucht ſie einen wunderbaren Ring, der alle Zauberkräfte aufhebt und den Träger unſichtbar machen kann, und den ſie dem Zwerge Brunello abnehmen muß, auf den ſie bald trifft.

4. Geſang.

Sie überliſtet ihn, indem ſie ſich von ihm den Weg zeigen läßt bis zu dem Zauberſchloſſe in den Pyrenäen, in deſſen Nähe ſie ihm unverſehens den Ring entreißt und ihn an eine Tanne bindet.

15. Und wie er immer wein' und klag' und ſtöhne,
Sie löſte nicht des armen Wichtes Band.
Den Berg hinab ritt nun gemach die Schöne,
Bis ſie am Fuß des Turmes ſich befand.
Nun weckt ſie ſchleunig ihres Hornes Töne,
Denn kommen ſoll zur Schlacht der Nekromant;
Und nach dem Stoß, mit drohendem Geſchreie,
Ruft ſie zum Zweikampf ihn heraus ins Freie.

16. Kaum hört der Zaubrer Schall und Ruf erklingen,
Als er ſogleich vor ſeinem Thor erſcheint;
Schnell durch die Luft trägt ihn das Roß mit Schwingen
Zu jener, die er einen Ritter meint.
Sie aber läßt ſich nicht in Schrecken bringen,
Denn ganz unſchädlich, ſieht ſie, iſt der Feind
Und nicht mit Keule, Speer noch Schwert beladen,
Die irgend nur dem Panzer könnten ſchaden.

17. Zur Linken hatt' er nur des Schildes Wehre.
Umhüllt mit purpurſeidnem Überzug;
Die Rechte hielt ein Buch voll Charaktere,
Und leſend macht' er Wunderſpiel genug.
Oft ſchien er anzurennen mit dem Speere,
Daß mancher ſchon die Augen niederſchlug;
Oft traf er, ſchien's, mit Degen oder Keule,
Und war weit fern und macht' auch keine Beule.

18. Das Roß gehört nicht zu den Zauberdingen,
Ein Greif erzeugt's mit einem Mutterpferd.
Der Vater hat die Federn und die Schwingen,
Kopf, Vorderfüß' und Schnabel ihm beſchert;
Der Mutter gleicht's in allen andern Dingen,
Was ſeinen Namen, Hippogryph, erklärt.
In die Rhipäen kommt manchmal dergleichen,
Doch ſelten nur, fern aus des Eismeers Reichen.

19. Durch Zauber wußt' er's dorther zu erlangen,
Und nun bemüht' und quält' er ſich damit
So emſiglich, daß, da ein Mond vergangen,
Es ihn mit Zaum und Sattel auf ſich litt,
Und daß er's nun, wohin er mag verlangen,
Durch Land und Luft ohn' alle Hemmung ritt.
Dies war kein Blendwerk, gleich den andern Werken,
Vielmehr natürlich und als wahr zu merken.

20. Das andre war nur lügenhaft und nichtig,
Denn gelb ſchien rot durch ſeinen Zaubertrug;
Allein für Bradamanten war's nicht wichtig,
Weil ſie der Ring bewahrt vor allem Lug.
Doch haut ſie oftmals in die Luft gewichtig,
Treibt da und dort ihr Roß umher im Flug
Und müht ſich ab mit Sprüngen und mit Hieben,
So wie man, eh ſie kam, ihr vorgeſchrieben.

21. Und jetzt, nachdem ſie ihre Kunſt im Reiten
Sattſam gezeigt, ſpringt ſie herab vom Pferd,
Um beſſer nun das letzte zu bereiten,
Was ſie die kluge Zauberin gelehrt.
Der Magus will zum letzten Zauber ſchreiten,
Nicht wiſſend, ahnend, was ſie vorgekehrt.
Den Schild entblößt er in der ſichern Meinung,
Sie falle hin vor ſeines Lichts Erſcheinung.

22. Er konnte zwar die Hülle gleich entraffen,
Ohn' erſt die Ritter ſo zu hintergehn;
Doch ihm behagt's, dem ſchönen Spiel der Waffen,
Mit Lanz' und Schwert, ein Weilchen zuzuſehn.
So ſcheint es oft dem Kater Luſt zu ſchaffen,
Sich mit der Maus im Spiel herumzudrehn;
Und wird der Spaß ihm endlich doch zuwider,
So beißt er ſie und ſtreckt ſie tot danieder.

23. Dem Kater war der Zaubrer zu vergleichen,
Im frühern Kampf, der Maus die andre Schar;
Doch der Vergleich ſchien nicht mehr auszureichen,
Seit jene mit dem Ring zugegen war.
Dem Zauberer in keinem Stück zu weichen,
Nahm ſie aufmerkſam alles Nöt'ge wahr.
Und als ſie kaum ihn ſah mit offnem Schilde,
Schloß ſie das Aug' und warf ſich aufs Gefilde.

24. Nicht daß der Blitz des leuchtenden Metalles
Ihr ſchädlich war, wie er bei andern pflag;
Sie that's, damit der Zaubrer jeden Falles
Zu ihr herab vom Roße kommen mag.
Und wie ſie's ausgeſonnen, glückt' ihr alles;
Kaum daß ſie mit dem Kopf zu Boden lag,
So kam der Hippogryph in weiten Bogen
Mit ſchnellem Schwung zur Erd' herab geflogen.

25. Der Zaubrer läßt den Schild in ſeiner Decke
Am Sattelknopf, ſteigt ab und naht in Haſt
Dem Fräulein, das, wie hinter einer Hecke
Der Wolf auf einen Rehbock, auf ihn paßt.
Nicht ſäumend nun, erhebt ſie ſich vom Flecke,
So wie er kommt, und hält ihn eng' umfaßt.
Der Arme ließ das Buch am Boden liegen,
Mit dem allein er ſonſt gewußt zu kriegen.

26. Mit einer Kette lief er ihr entgegen,
Die er zu ſolchem Brauche bei ſich führt,
Und dachte ſie dem Fräulein anzulegen,
Wie er vordem die andern feſtgeſchnürt.
Sie aber konnt ihn leicht zu Boden legen,
Und ich verzeih's, wenn er ſich wenig rührt.
Der Unterſchied war hierbei gar zu heftig,
Er nur ein ſchwacher Greis, und ſie ſo kräftig.

27. Schon hebt ſie, um den Kopf ihm abzuhauen,
Die Siegerhand zum raſchen Strafgericht;
Allein ſie hemmt den Streich bei näherm Schauen,
Als ziem' ihr nun ſo ſchnöde Rache nicht.
In dem Beſiegten fand ſie einen grauen
Ehrwürd'gen Greis mit trübem Angeſicht;
Die Runzeln ſeiner Stirn, die weißen Haare
Verkünden ihr zum mindſten ſiebzig Jahre.

28. Um Gott, o Jüngling nimm mir dieſes Leben;
So ſprach der Greis voll Unmut und Verdruß.
Allein, wie er verlangt, es hinzugeben,
Faßt ſie, es nicht zu nehmen, den Entſchluß.
Zu wiſſen wünſcht das Fräulein, wer denn eben
Der Zaubrer iſt, und was ihn treiben muß,
In ſolcher Wüſt' auf ſteilem Felſenzacken
Die Burg zu baun und alle Welt zu placken.

29. O wehe mir! Nicht aus verruchtem Triebe —
Der Zaubrer ſprach's mit heißer Thränenflut —
Baut' ich das Schloß auf hohem Felsgeſchiebe,
Noch raubt ich aus Begier nach fremdem Gut.
Nur einen Ritter, den ich zärtlich liebe,
Wollt' ich dem Tod entziehn durch ſichre Hut,
Der, wie der Himmel zeigt, nach wenig Jahren
Soll durch Verrat, als Chriſt, den Tod befahren.

30. Von Pol zu Pol, ſo weit die Sonne ſcheine,
So ſchön, ſo herrlich ſieht ſie keinen mehr.
Sein Nam' iſt Rüd'ger, Atlas iſt der meine,
Und ich erzog ihn von der Kindheit her.
Sein böſer Stern, mit Ruhmgier im Vereine,
Zog ihn nach Frankreich mit dem Mohrenheer;
Und ich, ihm mehr als einem Sohn gewogen,
Hab' ihn aus Frankreich und Gefahr gezogen.

31. Das ſchöne Schloß ließ ich nur deshalb bauen,
Damit es Rüd'gern ſei zur ſichern Wacht;
Denn wie mit dir, der leider mein Vertrauen
So arg getäuſcht, hab ich's mit ihm gemacht
Und habe (wie du ſehn wirſt) Ritter, Frauen
Und andres Edelvolk hinauf gebracht;
Damit, wenn ich die Freiheit ihm verſchließe,
Dies in Geſellſchaft minder ihn verdrieße.

32 Und können ſie dies Einz'ge nur vergeſſen,
Iſt ihnen dort ſonſt jede Luſt gewährt.
Denn was nur je ein Erdenteil beſeſſen
An Herrlichkeit, iſt auf der Burg beſchert:
Muſik, Geſang, Spiel, Kleider, gutes Eſſen,
Was nur das Herz erſinnt, der Mund begehrt.
Wohl war die Saat, wohl war die Frucht zu loben,
Allein du kommſt, und alles iſt zerſtoben.

33. O ſtöre nicht mein wohlgeſinntes Lenken,
Iſt, wie dein Antlitz, ſchön die Seele dir!
Nimm dieſen Schild, ich will ihn gern dir ſchenken,
Dies Roß, ſo ſchnell im luftigen Revier.
Nur wolle nicht in meiner Burg mich kränken;
Nimm einen, zwei und laß die andern mir.
Nimm alle mit, und ich will gern mich faſſen,
Wird einer nur, mein Rüd'ger, mir gelaſſen.

34. Und iſt dein Vorſatz, daß auch er mir fehle,
So löſe nur, bevor du ihn ins Feld
Nach Frankreich führſt, mir die betrübte Seele
Von ihrer Hülle, die nun ganz zerfällt.
Das Fräulein ſpricht: Er iſt es, den ich wähle;
Du ſchwatz' und plappre, wie es dir gefällt.
Und biete nicht mir Schild und Pferd als Gabe,
Denn ſie ſind mein und nicht mehr deine Habe.

35. Und könnteſt du ſie nehmen noch und ſpenden,
Doch böt' ich nicht zu ſolchem Tauſch mich dar.
Um ſeines Sterns Bedrohung abzuwenden,
Hältſt du den Rüd'ger, ſagſt du, in Gewahr;
Allein du weißt nicht, oder kannſt nicht wenden,
Wenn du es weißt, was ihm beſchieden war.
Biſt du für eigne nahe Not ein Blinder,
Siehſt du der andern ferne noch viel minder.

36. Nicht fordre Tod von mir; denn all dein Streben
Iſt nur umſonſt. Doch wünſcheſt du den Tod —
Und will ihn auch die ganze Welt nicht geben —
Dem Starken iſt er immer zu Gebot.
Allein bevor du enden magſt dein Leben,
End' aller der Gefangnen harte Not.
So redend, ſchleppt die kühne Bradamante
Den Zaubrer, den ſie hält, zur Felſenkante.

37. Der Nekromant von eigner Kett' umfangen,
Muß wider Willen mit der Jungfrau ziehn;
Und ſcheint ihm alle Kühnheit gleich entgangen,
Vertraut ſie doch, auch ſo noch, kaum auf ihn.
Nur wenig Schritte waren ſie gegangen,
Als an des Berges Fuß die Spalt' erſchien
Zuſamt den Stufen, die im Kreis ſich biegen,
Auf welchen ſie hinan zum Burgthor ſtiegen.

38. Der Alte nahm ein Felsſtück von der Schwelle,
Auf dem ein Haufen fremder Zeichen ſtand.
Gefäße, voll von Feuer, birgt die Stelle.
Die immer rauchen, Ollen zubenannt.
Doch kaum, daß ſie der Zaubergreis zerſchelle,
Und leer, unwirtbar, ſteht die Felſenwand;
Die Mauern und die Türme ſind zerſtoben,
Als hätte nie ſich dort ein Schloß erhoben.

39. Schnell hat der Greis dem Fräulein ſich entwunden,
Wie oft die Droſſel aus dem Netze fuhr;
Und ſeine Burg, mit ihm zugleich verſchwunden,
Entließ nun die Geſellſchaft der Klauſur.
Die Frau'n und Ritter, die ſich dort befunden,
Sahn, ſtatt im Prachtſchloß, ſich auf freier Flur;
Und viele wohl vermißten das Gebäude,
Denn dieſe Freiheit nahm gar große Freude.

40. Den Sacripant und den Gradaß erkannte
Das Fräulein hier; Praſild ward offenbar,
Der mit Rinalden kam aus der Levante;
Mit ihm Irold, dies wahre Freundepaar.
Hier ward zuletzt die ſchöne Bradamante
Den vielerſehnten Rüd'ger auch gewahr.
Der, als er überraſcht ſie wahrgenommen,
Mit großer Freundlichkeit ſie hieß willkommen.

41. Denn Rüd'ger liebt ſie mit gewalt'gem Triebe,
Mehr als ſein Aug' und Herz und eignes Sein,
Seit ſie den Helm einſt abnahm ihm zu Liebe
Und drob die Wund' erhielt am Schädelbein;
Ich ſage nicht, wie und von weſſen Hiebe,
Und wie hernach im rauhen öden Hain
Sie ſich geſucht bei Nacht und Tageshelle,
Und nicht gefunden, als auf dieſer Stelle.

42. Da er nun hier ſie traf, mit ſichrer Kunde,
Daß ſie allein die Freiheit ihm errang,
Freut' er ſich ſo, daß er mit vollem Munde
Laut jubelnd pries des Glückes Überſchwang.
Nun ſtiegen ſie hinab zum Felſengrunde,
Wo ſie vorhin den Zauberer bezwang
Und wo man noch das Flügelroß entdeckte,
Dem der verhüllte Schild zur Seite ſteckte.

Das Flügelroß läßt ſich von Rüdiger beſteigen, aber nicht nach ſeinem Willen lenken, ſondern erhebt ſich mit ihm hoch in die Luft und fliegt auf Veranſtaltung der Zauberers gegen Indien zu, um ihn dort in Sicherheit zu bringen. — Inzwiſchen kommt Reinald in Schottland an, wo ihm in einem Kloſter, das ihn als Gaſt empfängt, der Schutz einer Königstochter als preiswürdige That anempfohlen wird.

5. Geſang.

Reinald entdeckt das gegen die Prinzeſſin erſonnene Lügengewebe und befreit ſie von der Gefahr, indem er ihren Verleumder im Zweikampf beſiegt.

6. Geſang.

Nach langem Fluge läßt ſich der Hippogryph mit Rüdiger auf die Zauberinſel der Fee Alcina herab.

20. Gewiß, daß ihm auf allen ſeinen Reiſen,
So weit es flog, kein ſchöner Land ſich wies;
Und mocht' es auch die ganze Welt umkreiſen,
Es fände nie ein reizenders, als dies,
Auf welches jetzt in weitgeſchwungnen Kreiſen
Der Vogel ſich mit Rüd'gern niederließ:
Anmut'ge Hügel, wohlbebaute Flächen
Und weiche Wieſen mit kryſtallnen Bächen.

21. Der Palme Haupt, des Lorbeers duft'ge Kronen,
Der Myrte Zweig' im angenehmen Hain,
Orangen auch, verflochten mit Citronen,
Geſchmückt mit Frucht und Blüten im Verein,
Bewält'gen hier, im Sommer heißer Zonen,
Mit dichtem Schirm der Mittagsſonne Schein;
Und ſingend irrt in den belaubten Hallen
Mit ſicherm Flug die Schar der Nachtigallen.

22. Mit Roſen und mit Lilien prangt der Raſen,
Stets angefriſcht durch lauer Lüft Wehn,
Wozwiſchen bald Kaninchen oder Haſen,
Bald Hirſche mit erhabner Stirne gehn,
Die, ſicher vor der Jagd, bald ruhig graſen,
Und bald, die Kräuter wiederkäuend, ſtehn.
Damhirſch' und Rehe, flink, gewandt ſich regend,
Durchſchlüpfen ohne Zahl die wilde Gegend.

23. Als nun der Hippogryph dem Erdenreiche
So nah iſt, daß ein Sprung zu wagen ſtand,
Schwingt Rüd'ger ſich vom Sattel auf die weiche
Begraſte Flur herab, ſchnell und gewandt.
Doch daß der Gaul nicht in die Luft entweiche,
Behält er feſt den Zaum in ſeiner Hand,
Den er um eine Myrt' am Ufer bindet,
Die zwiſchen Pinien ſich und Lorbeer'n findet.

24. Nicht weit davon, an einem Quellenrande,
Den ein Citron- und Palmen-Kranz umflicht,
Legt er den Schild, die Handſchuh ab im Sande
Und nimmt von ſeiner Stirn des Helms Gewicht,
Und kehrt bald nach den Höh'n, bald nach dem Strande,
Den friſchen Lüften zu ſein Angeſicht;
Indes die Winde mit anmut'gem Säuſeln
Der Buchen und der Tannen Wipfel kräuſeln.

25. Er netzt den dürren Gaum mit kühlen Fluten
Und plätſchert mit den Händen drin umher,
Um aus den Adern auszuziehn die Gluten,
Entzündet durch die Laſt der harten Wehr.
Daß ſie ihm Laſt war, läßt ſich wohl vermuten;
Er kam nicht eben nur vom Markte her.
In voller Rüſtung, ohne je zu weilen,
Ritt er im Fluggalopp dreitauſend Meilen.

29. Auf einmal will ſein Roß, das er ſo eben
Im dichten Hain vor Sonnenglut gedeckt,
Am Strande ließ, ſich auf die Flucht begeben,
Durch irgend etwas im Geſträuch erſchreckt.
Und macht die Myrte, die es hielt, erbeben,
So daß ihr Fuß mit Blättern ſich bedeckt.
Die Myrte bebt, das Laub wird abgeſchüttelt,
Doch ohne daß der Flieger los ſich rüttelt.

27. Gleich wie ein Klotz von Holz mit hohlen Zellen,
Von Mark geleert, den man ins Feuer legt,
Wenn durch der Hitze Macht die Dünſte ſchwellen,
Die er gepreßt und feucht im Innern hegt,
Sich hören läßt mit Kochen, Brauſen, Bellen,
Bis einen Ausweg dieſe Wut ſich ſchlägt:
So hört man jetzt die Myrte brauſen, kochen
Von innerm Zorn, bis ſie die Rind' erbrochen.

28. Und aus dem Innern, trüb' und wehemütig,
Dringt hell und fertig eine Stimm' und ſpricht:
Biſt du ſo mild, biſt du ſo edelmütig,
Wie deine reizende Geſtalt verſpricht,
So nimm dies Tier von meinem Baume gütig;
Es fehlt mir ſchon an eignen Leiden nicht,
Ohn' andre Martern und ohn' andre Plagen,
Die auf mich los auch noch von außen ſchlagen.

29. Beim erſten Ton von dieſer Stimme wandte
Der Ritter ſein Geſicht und ſprang empor;
Und als er ſie für die des Baums erkannte,
Ward er beſtürzt wie nimmer noch zuvor.
Worauf er ſchnell, das Roß zu löſen, rannte;
Schamröte brach auf ſeiner Wang' hervor:
Verzeihe, ſprach er, dem begangnen Fehle,
Waldgöttin ſeiſt du oder Menſchenſeele!

30. Hätt' ich gewußt, daß unter dieſer rauhen
Und harten Rind' ein Menſchengeiſt ſich hehlt,
Du würdeſt nicht dein Laub zerrüttet ſchauen,
Nicht die lebend'ge Myrte ſo gequält.
Doch laß darum nicht ab, mir zu vertrauen.
Weswegen du, wohlredend und beſeelt,
Mußt in ſo rauhbehaartem Körper wohnen;
So möge dein des Himmels Hagel ſchonen!

31. Und kann ich jemals dir für mein Verbrechen,
Früh oder ſpät, Entſchädigung verleihn;
Bei jener Schönen will ich's dir verſprechen,
Die Herrin iſt von meinem beſſern Sein.
Es mag geſchehn durch Handeln oder Sprechen,
Du ſollſt gewiß mit mir zufrieden ſein.
So freundlich beut ſich Rüd'ger an zur Buße,
Da bebt der Baum vom Wipfel bis zum Fuße.

32. Und einen Schweiß ſieht man der Rind' entdringen,
Wie aus dem grünen, kaum gefällten Aſt,
Wenn ihn nach langem und vergebnem Ringen
Nun endlich die Gewalt des Feuers faßt.
Dein Edelmut, beginnt er, muß mich zwingen.
Dir zu entdecken ſonder Hehl und Raſt,
Wer ich einſt war und wer mit dem Gewande
Der Myrte mich begabt am holden Strande.

Der Verwandelte, Aſtolf, ein Verwandter Rolands und Reinalds, erzählt dem Rüdiger ſeine Geſchichte, wie er durch den Trug der Alcina verwandelt worden ſei, und warnt ihn vor einem gleichen Schickſale.

7. Geſang.

Es gelingt aber der Alcina doch, ihn in ihr Netz zu locken. Meliſſa jedoch, die Beſchützerin der Bradamante, teilt dieſer ſeine Gefahr mit und läßt ſich von ihr den Ring des Brunello geben, mit dem ſie auf einem Zauberpferde auf die Inſel fliegt, den Zauber löſt und Rüdiger befreit.

8. Geſang.

Auch die Verzauberung des Aſtolf und anderer Verzauberten wird gelöſt, und alle werden befreit. — Reinald vollführt ſeine Botſchaft, und es werden in Schottland und England neue Truppen für Kaiſer Karl gerüſtet. — Angelica kommt auf ihrer Flucht auf eine Inſel, wo einem von dem Meergotte Proteus geſandten Ungeheuer täglich eine Jungfrau zum Verſchlingen ausgeſetzt werden muß, und ſoll das gleiche Schickſal erfahren. Roland erfährt durch einen düſtern Traum, daß ihr Gefahr drohe, und verläßt noch in derſelben Nacht Paris, um ſie ausfindig zu machen.

9. Geſang.

Nach langem Suchen kommt er auf die richtige Spur, hilft aber unterwegs noch einer von einem feindlichen Könige bedrängten Prinzeſſin, Olympia von Holland, und befreit ihren gefangenen Bräutigam Bireno.

10. Geſang.

Der verläßt ſie aber nach geſchloſſener Hochzeit auf einer unbewohnten Inſel. — Rüdiger begiebt ſich auf dem Flügelroſſe, das er nun lenken lernt, von der Zauberinſel wieder nach Europa, ſieht bei London eine von Reinald abgehaltene Heerſchau über die Hilfsvölker und rettet Angelica aus der höchſten Gefahr, da ſie dem Meerungeheuer ausgeſetzt iſt und dieſes herausſteigt, um ſie zu verſchlingen.

11. Geſang.

Als Roland an ſein Ziel kommt, findet er die Olympia auf jener Inſel dem Ungeheuer ausgeſetzt, welche von Seeräubern aufgefunden und dahin gebracht worden war. Er tötet das Ungeheuer und rottet im Bunde mit dem Könige von Irland die unmenſchlichen Bewohner der Inſel aus. Dieſer König entreißt im Kampfe dem Verräter Bireno Leben und Reich und macht Olympia zu ſeiner Gattin.

12. Geſang.

Der Zauberer Atlas, der nicht aufhört, für die Sicherheit Rüdiger's zu ſorgen, lockt ihn von neuem in ein Zauberſchloß, wo er ihn mit andern Rittern gebannt hält. — Roland ſtößt auf der Verfolgung der Angelica bei Paris wieder auf das Heer der Mauren:

68. Es war zur Zeit, da Phöbus ſeine naſſen
Betauten Roß entführt dem Ocean;
Aurora ſchon mit roten und mit blaſſen
Lichtblumen überſtreut des Himmels Bahn,
Und die Geſtirne, die den Tanz verlaſſen,
Den Schleier ſchon zum Weggehn umgethan:
Als Roland bei Paris vorüber eilte
Und ſeines Mutes größte Prob' erteilte.

69. Zwei Scharen traf er hier; der erſten Leiter
Iſt Manilard, Herr von Noricia,
Schon hochbejahrt, vordem ein rüſt'ger Streiter,
Jetzt mehr zum Raten als zum Helfen da.
Die andre Schar führt, jugendkühn und heiter,
Der Fürſt von Tremiſen, den Afrika
Einmütig den vollkommnen Ritter nannte;
Alzird benennt ihn jeder, der ihn kannte.

70. Kriegsvölker ſind's, die in den Wintertagen,
Mit dem geſamten großen Heidenheer,
Teils näher an der Stadt, teils ferner lagen,
In Flecken oder Schlöſſern rings umher.
Denn da ſo mancher Angriff fehlgeſchlagen
Seit langer Zeit, mußt' Agramant nunmehr
Zur förmlichen Belagrung ſich bequemen,
Weil er Paris nicht anders konnte nehmen.

71. Es fehlt' ihm nicht an Volk zu ſolchen Planen.
Zu dem, das Afrika mit ihm verließ,
Und jenem, das den königlichen Fahnen
Marſils von Spanien Heeresfolg' erwies,
Warb er noch viel aus Frankreichs Unterthanen;
Denn alles Land von Arles bis Paris,
Samt einem Teil Gascognes, war (nur wenig
Bergſchlöſſer abgezählt) ihm unterthänig.

72. Jetzt, da das rege Bächlein aufzutauen
In laue Flut ſein kaltes Eis beginnt,
Mit friſchem Gras ſich überziehn die Auen
Und das Gebüſch ſein zartes Laub gewinnt:
Beruft der König die, ſo mit Vertrauen
Auf ſeines Glückes Stern gefolgt ihm ſind,
Um Muſt'rung über dieſes Heer zu halten
Und beſſer dann ſein Kriegswerk zu geſtalten.

73. Alzird und Manilard, die Kön'ge, waren
Jetzt unterwegs, um zur beſtimmten Zeit
An jenem Ort zu ſein, wo man die Scharen
Durchmuſtern wird nach ihrer Tüchtigkeit.
Zufällig ſtößt (wie ihr bereits erfahren)
Graf Roland nun auf dieſes Heergeleit,
Indem er, wie er pflegt, der nachgegangen,
Die ihn im Liebeskerker hält gefangen.

74. Kaum ſieht Alzird des Grafen kühne Haltung,
Dem niemand gleicht an Tapferkeit und Mut,
So ſtolz die Stirn, ſo frei die Kraftentfaltung,
Daß Mavors neben ihm im Schatten ruht:
Da ſtaunt er ob der mächtigen Geſtaltung,
Dem wilden Blick, dem Angeſicht voll Wut,
Und glaubt ihn einen Mann von hoher Stärke;
Doch lüſtet ihn nach einem Probewerke.

75. Alzird war jung, von Mut und Stolz entglommen
Ob ſeiner Kraft und von erhabnem Sinn.
Er ſpornt ſein Roß, den Speer zur Hand genommen;
Blieb er zurück, ſo war's für ihn Gewinn;
Denn Roland wirft gleich beim Entgegenkommen,
Ihn mit durchbohrter Bruſt zur Erde hin.
Sein Roß, von Furcht erfüllt, flieht in die Weite,
Da's keinen hat, der ihm die Zügel leite.

76. Ringsum erhebt ſich, mit gewalt'gem Schalle,
Ein lauter Schrei, der durch die Lüfte ſchwillt,
Als man gewahrt, wie, bei des Jünglings Falle,
Sein Blut hervor aus breiter Ader quillt.
Auf einmal auf den Grafen ſtürzen alle,
Zum Teil mit Hieb und Stich, geſetzlos, wild;
Allein die größ're Zahl ſtürmt ein Gewitter
Von Pfeilen auf die Blume mut'ger Ritter.

77. Wie mit Gelärm die borſt'ge Herd' im Trotte
Vom Berg herab und durch die Felder jagt,
Wenn ſich der Wolf hervor aus dunkler Grotte,
Der Bär hinab in's Unterland ſich wagt
Und packt vielleicht ein Ferkel aus der Rotte,
Das mit Gegrunz' und hellem Quieken klagt:
So lärmend rennt der rohe Haufen wider
Den Grafen los und ſchreiet: Nieder! Nieder!

78. Der Lanzen, Schwerter, Pfeile fängt wohl tauſend
Sein Panzer auf, ſein Schild die gleiche Zahl.
Dort fällt die Keul' ihm auf den Rücken ſauſend,
Dort droht ihm vorn, dort ſeitwärts ihm der Stahl.

Allein der Graf, nie eine Furcht behauſend,
Schätzt dieſes Volk, die Waffen allzumal
Nicht höher, als im Stall, bei nächt'gem Dämmer,
Der Wolf zu ſchätzen pflegt die Zahl der Lämmer.

79. Er läßt das Schwert in ſeiner Rechten ſtrahlen,
Wodurch ſo viele Heiden ſchon erblaßt;
Und wer demnach der toten Feinde Zahlen
Berechnen will, hat eine ſaure Laſt.
Kaum iſt der Weg, den blut'ge Ströme malen,
Geräumig g'nug, daß er die Leichen faßt;
Denn weder Tartſche deckt, noch Eiſenhaube,
Wen Durindana niederwirft zum Staube;

80. Kein Tuch um's Haupt mit tauſendfachen Falten,
Und kein geſteppter Rock, von Wolle ſchwer.
Nicht Seufzer nur und Klagen, die erſchallten,
Auch Beine fliegen, Arm' und Köpf' umher.
In vielen, immer ſchrecklichen Geſtalten
Durchirrt der grauſe Tod das Heidenheer
Und ſpricht bei ſich: In Rolands Händen ſauſend,
Gilt Durindana meiner Sicheln tauſend.

81. Kaum harrt ein Schlag, dem andern nachzuſchlagen;
Bald ſieht man alles fliehen weit und breit.
Und kamen ſie vorhin in raſchem Jagen,
Den Einen zu verſchlingen keck bereit:
Iſt keiner jetzt, der, um ſich fortzutragen,
Den Freund erwarten will und ſein Geleit.
Der flüchtet rechts zu Fuß, der links zu Pferde,
Und keiner achtet auf des Wegs Beſchwerde.

82. Mag Heldenmut auch mit dem Spiegel wallen,
In welchem jeder Geiſtesfehl erſcheint:
Ein Greis nur blickt hinein von dieſen allen,
Des Blut, doch nicht ſein Mut, vertrocknet ſcheint.
Er ſieht, wie viel es beſſer ſei, zu fallen,
Als ſchändlich zu entfliehn dem einen Feind.
Noriciens König war es, der ſo dachte
Und, Speer gefällt, ſich an den Grafen machte.

83. Doch ohne nur den Ritter zu bewegen,
Zerbricht er ſeinen Speer am Schildesrand;
Und Roland, ſtets bereit zu neuen Schlägen,
Haut auf den Greis, indem er weiter rannt.
Dem König hilft das Glück; der grauſe Degen
Hat in der Fauſt beim Fallen ſich gewandt
(Nicht immer ja läßt nach der Schnur ſich hauen);
Doch wirft er ihn vom Sattel auf die Auen.

84. Betäubt ſinkt Manilard vom Roß hernieder.
Nicht nach ihm um ſieht ſich der Paladin,
Schlägt, ſticht und haut und quetſcht der andern Glieder,
Und ſich im Nacken glaubt ein jeder ihn.
Wie durch die Luft, wo Raum für ſolch' Gefieder,
Die Stare vor dem kühnen Falken fliehn:
So macht es hier der ganz zerſprengte Haufen;
Der fällt, der duckt ſich, der ſucht zu entlaufen.

Nach Vernichtung des Heerhaufens eilt er weiter zu neuen Abenteuern.

13. Geſang.

Er trifft in einer Höhle eine von Räubern gefangen gehaltene Jungfrau, die er aus deren Gewalt befreit. — Bradamante wird durch Meliſſa von Rüdiger's, neuer Gefangenſchaft benachrichtigt und will ihn befreien, unterliegt aber auch ſelbſt dem gleichen Zauber.

14. Geſang.

Der Maurenkönig Agramante hält eine Muſterung ſeines Heeres und beginnt den Sturm auf Paris, bei dem ſich beſonders der wilde rieſenhafte Maurenfürſt Rodomonte hervorthut.

116. Wohl tauſend Leitern ſind im Nu erhoben,
Und keine Sproſſe, die ein Paar nicht trägt.
Der zweite drängt den Vorderſten nach oben,
Weil ihn der dritte ſelbſt zum Steigen regt.
Der wird durch Mut und der durch Furcht gehoben,
Und mit Gewalt wird jeder fort bewegt;
Denn, wer ſich ſäumt, wird, ohne vieles Fragen,
Vom Rodomont gehau'n, wenn nicht erſchlagen.

117. Drum zwingt ein jeder ſich und klimmt die Mauern
Durch Feuerſtrom und Trümmerſturz hinan;
Doch alle dieſe ſpähn umher und lauern,
Wo ſichrer wohl ein Paß ſich aufgethan.
Nur Rodomont verſchmäht's und ſucht die rauhern
Mühſamern Pfade mit verwegnem Plan.
Wo andre jetzt im wilden Mordgewimmel
Gelübde thun, da läſtert er den Himmel.

118. Sein Panzer war gemacht aus mächt'gen Stücken
Von eines Drachen ſtarker Schuppenhaut.
Mit dieſer Wehr bedeckte Bruſt und Rücken
Sein Ahn vordem, der Babels Turm gebaut,
Der Gott vom Reich der Sterne zu entrücken,
Vom Himmel ihn zu jagen, ſich getraut.
Auch Helm und Schild und Schwert ließ jener Recke
Vollkommen ſchmieden nur zu dieſem Zwecke.

119. Fürſt Rodomont, dem Nimrod gleich zu achten
An Wut und Hochmut und verwegner That,
Der wohl dem Himmel würde dräu'n mit Schlachten,
Gäb' es dahin auf Erden einen Pfad:
Er ſteht nicht da, die Mauer zu betrachten,
Ob Löcher ſie, das Waſſer Boden hat;
Er geht, läuft, fliegt, den Graben zu durchwaten,
Und muß im Schlamm bis an die Kehle baden.

120. Er geht, umſtürmt von Flammen, Steinen, Pfeilen,
Vom Waſſer feucht, mit Kot und Schlamm beſchwert:
So wie ein mächt'ger Eber wohl bisweilen
Durchs Rohr der ſumpfigen Mallea fährt,
Das rings umher vor ihm ſich muß zerteilen,
Wohin er Bruſt und Schnauz' und Hauer kehrt.
Der Heide kommt, ſich mit dem Schild bedachend,
Des Himmels ſelbſt, ſo mehr der Mauer lachend.

121. Kaum auf dem Trocknen mit dem letzten Satze,
Wird er bereits auf dem Gerüſt verſpürt,
Das als geräum'ge Brück' im innern Platze
Die Franken längs der Mauer aufgeführt.
Hier ſpellt er eine Stirn, ſchert eine Glatze,
Weit größer noch, als ſie dem Mönch gebührt;
Dort fliegt ein Arm, ein Kopf, und von den Zinnen
Sieht man die rote Flut zum Graben rinnen.

122. Er wirft den Schild hinweg, ergreift das ſchwere
Schlachtſchwert mit beiden Fäuſten und vergießt
Des Herzogs Arnolph Blut; er kam zum Heere
Von daher, wo der Rhein zum Meere fließt.
Der Arme ſtellt nicht beſſer ſich zur Wehre,
Als Schwefel thut, wenn Feuer ihn umſchließt.
Er ſtürzt dahin und zuckt zum letzten Male,
Bis in die Bruſt zerſpellt vom ſcharfen Stahle.

123. Ein einz'ger Querhieb tötet im Gedränge
Den Oldrad, Spinelock, Anſelm und Prand;
Das dicht gepreßte Volk, des Raumes Enge,
Macht, daß ſein Schwert ſo reiche Beute fand.
Den Flandrern ward die Hälfte dieſer Menge,
Die Hälfte ward der Normandie entwandt.
Nach dieſen muß Orghett aus Mainz erkalten,
Vom Kopf zur Bruſt und bis zum Bauch geſpalten.

124. Den Andropon auch ſtürzt er in die Gräben
Samt dem Moskin; der dient' in Gottes Haus;
Der diente niemand, als dem Saft der Reben,
Und leert' in einem Zug manch Fläſchchen aus.
Das Waſſer floh er ſtets in ſeinem Leben
So wie des Gifts und Otternblutes Graus.
Nun ſtirbt er hier; ſein ſchrecklichſtes Verderben
Iſt, daß er fühlt, er muß im Waſſer ſterben.

125. Geſpalten ward Ludwig der Provençale,
Dem er Toulouſe's Arnold folgen ließ.
Dann traf er vier aus Tours mit ſcharfem Stahle,
Den Obert, Claudius, Hugo, Dionys.
Satallo, Walther lud er dann zum Mahle,
Ambald und Odo, ſämtlich aus Paris,
Nebſt vielen mehr; ich muß darauf verzichten,
Euch aller Land und Namen zu berichten.

126. Der Haufen hinter Rodomont ſtellt Leiter
Um Leiter auf und klettert raſch an's Ziel.
Hier widerſtehn die Franken nun nicht weiter,
Denn an der erſten Schutzwehr liegt nicht viel.
Bleibt drinnen doch dem Schwarm der wilden Streiter
Genug zu thun, und kein gar leichtes Spiel;
Denn ihren zweiten Damm trennt von der Mauer
Ein tiefer Grabenſchlund voll Graun und Schauer.

127. Die Unſern widerſtehn dem wilden Drange
Von unten her mit großer Tapferkeit.
Und außerdem erſcheint am ſteilen Hange
Des innern Walls ein neues Volk zum Streit
Und thut ohn' Unterlaß mit Pfeil und Stange
Dem dichten Schwarm der Feinde großes Leid.
Auch würde, glaub' ich, ſchwächer das Gedränge,
Wär' Ulienos Sohn nicht bei der Menge.

128. Gewaltſam treibt er vor ſich her die Scharen,
Giebt bald ein gutes, bald ein böſes Wort;
Und vielen, die zur Flucht gewendet waren,
Zerhaut er hier die Bruſt, den Schädel dort.
Auch packt er viel' an Arm und Hals und Haaren;
Die einen treibt, die andern ſtößt er fort
Und wirft ſo viele köpflings in den Graben,
Daß ſie darin kaum g'nug des Raumes haben.

129. Indes der Heiden Schwarm zum Graben nieder
Mehr ſtürzt als ſteigt, in unfreiwill'ger Haſt,
Und dann den zweiten Damm mit Leitern wieder
Hinan zu klimmen ſucht ohn' ein'ge Raſt,
Hebt Rodomont, als wären ihm Gefieder
An jedem Glied, des großen Körpers Laſt
Samt allen Waffen, die er trägt, vom Platze
Und iſt jenſeits der Tief' in einem Satze.

130. Auf dreißig Fuß kann man den Graben ſchätzen;
Er ſpringt hinüber, wie ein Windſpiel leicht,
Und macht nicht mehr Geräuſch im Niederſetzen,
Als einer, der auf Filzpantoffeln ſchleicht.
Nun haut er manchem ſo die Wehr in Fetzen,
Daß jede Rüſtung dünnem Zinne gleicht
Und ſchwachem Baſt, nicht ſtarkem Eiſenwerke;
So iſt ſein Schwert und ſo iſt ſeine Stärke.

131. Auf einmal läßt der Franken Schar — von ihnen
War tief im Graben eine Liſt verſteckt:
Es lagen dort viel Reiſer und Faſchinen,
Mit vielem Pech getränkt und ſo bedeckt,
Daß ſie von außen gänzlich nicht erſchienen,
Obgleich ganz voll davon der Graben ſteckt
Vom tiefſten Abgrund an bis faſt zum Rande,
Auch viel Gefäße mit verborgnem Brande;

132. In dieſen Öl, in andern Harz, in jenen
Salpeter, Schwefel, leicht in Brand gebracht,
Zum Lohn des tollen Muts der Sarazenen,
Die jetzt im Graben ſind ohn' Arg und Acht
Und ſchon den letzten Damm erſtiegen wähnen —
Auf einmal läßt der Franken Schar mit Macht
Aus tiefem Grunde, da's die Zeichen fodern,
Von da und dort zugleich die Glut entlodern.

133. Das Feuer ſchlägt gar bald in eins zuſammen
Und füllt den ganzen Abgrund tief und dicht.
Bis an den Himmel wälzen ſich die Flammen
Und trocknen Luna's feuchtes Angeſicht.
Schwarzbraune Nebel ziehn empor, verrammen
Der Sonne Pfad und tilgen alles Licht.
Ein Krachen hört man, ein unendlich Schmettern,
Dem Donner gleich in fürchterlichen Wettern.

134. Furchtbarer Einklang, Harmonie'n voll Grauſen
Von Jammern und Geheul, von Schmerz und Wut
Des armen Volks, das in den tiefen Klauſen
Umkommt durch ſeines Führers tollen Mut,
Vermiſchen ſich zu ſchreckenvollem Brauſen
Mit dem Geziſch der mörderiſchen Glut.
Nicht mehr, o Herr, nicht mehr von dieſem Sange!
Jetzt will ich ruhn, denn heiſer bin ich lange.

15. Geſang.

1. Sehr löblich war der Sieg zu allen Zeiten,
Ob gutes Glück, ob ihn Verſtand gewährt;
Doch mit zu vielem Blut ihn zu erſtreiten,
Verringert oft des Feldherrn Kriegerwert.
Der Sieg iſt glorreich bis in Ewigkeiten,
Und göttlich hoher Ruhm wird ihm beſchert,
Der, eignes Volk beſchützend vor Gefahren,
Zerſtreuet und vertilgt des Feindes Scharen.

3. So macht' es nun, zu kühn zu ſeinem Schaden,
Der Heide nicht, der in die Tief' hinein
Die Seinen trieb, wo ſie in Flammen baden,
Die, keinen ſchonend, ſie dem Tode weih'n.
Wohl war der Schlund, ſo vieles Volk zu laden,
Nicht groß genug; allein die Glut zog ein,
Zog ein die Leiber, brannte ſie zu Staube,
Damit der Ort ſo vielen Platz erlaube.

4. Elftauſend achtundzwanzig jener Wichte
Befanden ſich in dieſem Schlund voll Glut.
Sie ſtiegen ein mit mürriſchen Geſichte,
Doch alſo wollt's des Führers toller Mut.
Hier nun erloſchen ſie, bei ſo viel Lichte;
Sie alle fraß des Feuers gier'ge Wut,
Und Rodomont, der ſie ſo arg beſchädigt,
Blieb ganz allein der großen Qual entledigt.

5. Denn zu den Feinden, zu dem innern Rande
Hatt' ihn ein einz'ger Wunderſprung gebracht;
Klomm er die Tief' hinab mit ſeiner Bande,
Wohl hätt' er keinen Angriff mehr gemacht.
Er ſchaut zurück nach jenem Höllenbrande,
Und wie er ſieht der hohen Flamme Macht,
Das Schreien hört, das ſeine Leut' erhoben,
Flucht er dem Himmel mit gewalt'gem Toben.

6. Indes dringt Agramant, verwegen, kecklich,
Zum Sturm auf eine von den Pforten vor.
Denn tobt die Mordſchlacht dort ſo wild und ſchrecklich,
Wo ſo viel Volk das Leben ſchon verlor,
So denkt er jetzt, hier find' er nicht erklecklich
Den Widerſtand, vielleicht entblößt das Thor.
Bei ihm ſind Bambirag, Fürſt der Arzillen,
Und Baliverz, ein Mann von böſem Willen.

7. Auch Corineus von Mulga folgt zum Streite;
Pruſio, der in den ſel'gen Inſeln thront;
Malabufers, dem Fizan dient, das weite
Beglückte Land, wo ew'ger Sommer wohnt;
Samt andern Herrn und vielem Heergeleite,
In guter Rüſtung und des Kriegs gewohnt;
Nebſt vielem Volk, entblößt von Mut und Waffen,
Dem tauſend Schilde keine Wehr verſchaffen.

8. Bald aber ward der Fürſt der Sarazenen
Von ſeinem Wahn das Gegenteil gewahr,
Weil Karl, des Reiches Haupt, alldort mit jenen
Berühmten aus der Paladine Schar,
Dem König Salomon, Ogier dem Dänen,
Nayms, Otto, Ganelon zugegen war,
Mit Berlinghiern, Avolio'n und Avinen,
Und beiden Guido, beiden Angelinen.

9. Unzählig ſah man dort gering're Scharen
Von Franken, Deutſchen und Lombarden ſtehn,
Die insgeſamt bereit und eifrig waren,
Vor ihrem Herrn als Tapfre zu beſtehn.
Ein andermal ſollt ihr davon erfahren;
Denn ich muß jetzt nach einem Herzog ſehn,
Der winkt und ruft, auf ihn doch auch zu paſſen
Und in der Feder ihn nicht ganz zu laſſen.

Herzog Aſtolf von England erhält nach ſeiner Entzauberung, ehe er die Inſel der Alcina verläßt, von der ſchützenden guten Fee ein Zauberhorn, deſſen furchtbarer Ton alle Feinde in die Flucht jagt, und durchzieht unter mancherlei Abenteuern die Länder des Oſtens vom Perſiſchen Meerbuſen bis nach Ägypten, und wieder nach Jeruſalem.

16. Geſang.

Während Rodomonte in Paris wütet, kommt Reinald mit dem engliſchen Hilfsheere an, und es beginnt ein heißer Kampf vor den Mauern. Kaiſer Karl mit den Paladinen ſetzt ſich in der Stadt dem Rodomonte entgegen.

17. Geſang.

Die Abenteuer im Orient, in die Aſtolf verflochten iſt, werden fortgeſetzt.

18. Geſang.

Rodomonte ſchlägt ſich unter furchtbarem Gemetzel durch die dichten Scharen ſeiner Angreifer und verläßt Paris. Das Maurenheer außerhalb wird von Reinald in große Bedrängnis gebracht.

19.—21. Geſang.

Angelica trifft auf einen ſchwer verwundeten ſarazeniſchen Helden, den ſie pflegt und mit dem ſie dann, nachdem ſie durch Heirat ſich verbunden haben, ſich auf den Weg in die morgenländiſche Heimat macht. — Die Abenteuer einiger Nebenperſonen werden fortgeſetzt.

22. Geſang.

Aſtolf kommt inzwiſchen nach Frankreich, in die Nähe von Atlas' Zauberſchloß, der ihn auch hineinlockt; aber er bricht den Zauber, zerſtört das Schloß und treibt den Zauberer und die Gefangenen mit ſeinem Horne fort. Hier findet er auch das Flügelroß, das er ſich aneignet. Rüdiger und Bradamante treffen ſich, werden aber unter neuen Abenteuern wieder getrennt. Bradamante findet den Verräter Pinabel von Mainz und tötet ihn im Kampfe.

23. Geſang.

Nachdem ſie mit ihrem Vetter Aſtolf zuſammengetroffen iſt, kommt ſie auf das Schloß Montauban zu ihrer Mutter und ihren Brüdern. — Roland erfährt, daß Angelica ihm untreu geworden iſt und verfällt darüber in Wahnſinn.

24. Geſang.

4. Ihr werdet, Herr, vom vor'gen Sange wiſſen,
Wie Roland, raſend und von Wut verzehrt,
Das Kleid zerfetzt, die Waffen weggeſchmiſſen
Und rings im Feld verſtreut, ſogar das Schwert,
Und alte Bäum' aus ihrem Grund geriſſen,
Daß weit der Schall durch Wald und Berge fährt.
Die Hirten zieht der Lärm in dieſe Gründe,
Sei's Mißgeſchick, ſei's Strafe ſchwerer Sünde.

5. Wie dieſe nun die Thaten ſehn des Tollen
Und ſeine Stärke, ſo unglaublich groß:
Da fliehn ſie, ungewiß, wohin ſie wollen;
Bei ſchnellem Schrecken ein gewöhnlich Los.
Der tolle Graf verfolgt die Unglücksvollen,
Packt einen an und reißt den Kopf ihm los,
Nicht minder leicht, wie jemand eine Feige
Vom Baume bricht, ein Blümchen pflückt vom Zweige.

6. Er faßt den ſchweren Rumpf bei einem Beine,
Als Keul' ihn brauchend für die andre Schar.
Zwei ſtreckt er hin zu ſchlafen im Vereine,
Und wohl am jüngſten Tag erwacht dies Paar.
Schnell fliehen nun die andern aus dem Haine,
Denn Rat und Fuß beflügelt die Gefahr.
Der Tolle wäre nicht zurück geblieben,
Hätt' ihn die Wut nicht auf ihr Vieh getrieben.

7. Der Ackrer Schar, gewarnt durch dieſe Proben,
Läßt auf dem Felde Sichel, Karſt und Pflug
Und ſteigt auf Haus und Kirch' hinauf bis oben,
Denn Weid' und Ulme ſind nicht ſicher g'nug.
Hier ſehn ſie nun das ungeheure Toben,
Das jetzt durch Schlag, Stoß, Biß und Tritt im Pflug
Aufreibt, vertilgt der Pferd' und Ochſen Haufen;
Wohl iſt's ein Renner, der ihm kann entlaufen.

8. Schon wiederhallt ringsum, aus einer Menge
Von nahen Dörfern, lärmendes Getön,
Geheul und Hörner und Trompetenklänge,
Und häuf'ger noch der Glocken dumpf Gedröhn.
Mit Bogen, Schleudern holpern im Gedränge
Wohl tauſend Mann herunter von den Höh'n.
Nicht wen'ger kommen aus dem Thal geſtiegen,
Um den Verrückten bäuriſch zu bekriegen.

9. So wie die Meereswell' aus ſalz'ger Weite,
Vom Süd erregt, erſt ſpielend kommt heran;
Doch größer, als die erſte, wird die zweite,
Und noch gewalt'ger folgt die dritte dann,
Und jedesmal mehrt ſich der Wellen Breite
Und wälzt ſich höher zum Geſtad' hinan:
So mehren wider Roland ſich die Rotten,
Die auf ihn los thalab, bergaufwärts trotten.

10. Er brachte zehn und aber zehn um's Leben,
Die in die Händ ihm rannten, ordnungslos,
Und wußte deutlich den Beweis zu geben,
Weit von ihm bleiben ſei das beſte Los.
Ihm Blut zu rauben iſt nur eitles Streben;
Denn ihn verletzt kein Eiſenhieb noch Stoß.
Ihm ſchenkte dieſe Gunſt des Höchſten Güte,
Damit er ſeinen heil'gen Dienſt behüte.

11. War Roland irgend ſterblich nur zu nennen,
So war er hier zu ſterben in Gefahr
Und lernte, was es heißt, vom Schwert ſich trennen
Und kühn ſein wollen, aller Waffen bar.
Die Bauern fliehn davon, da ſie erkennen,
Es krümmt ihm keiner ihrer Streich' ein Haar.
Der Graf, da alles vor ihm weicht voll Schrecken,
Nimmt ſeinen Weg nach einem kleinen Flecken.

12. Die Furcht zwang jedermann, das Dorf zu meiden,
Und weder klein noch groß hielt drinnen Raſt;
Doch fand er dort, des Hungers Trieb zu weiden,
Der Speiſe g'nug, wie ſie für Bauern paßt.
Ohn' Eicheln nun und Brot zu unterſcheiden,
Gereizt vom Hunger und der gier'gen Haſt,
Eilt' er mit Hand und Zahn die Koſt zu packen,
Wie er ſie eben traf, roh und gebacken.

13. Von dannen nun die Gegend rings durchſtreifend,
Jagt' er nach Wild und Menſchen, wie ſich's fand;
Und oftmals fing er, in den Wäldern ſchweifend,
Damtier und Reh, ſo flüchtig und gewandt.
Oft Bären auch und wilde Schwein' ergreifend,
Warf er ſie nieder mit der bloßen Hand
Und ſtopfte dann, mit gräßlichem Behagen,
Ihr Fleiſch ſamt Haut und Haar in ſeinen Magen.

Rodomonte verfolgt den Mandricardo, der ihm ſeine Braut geraubt, und trifft mit jenem zuſammen, der Rolands Schwert Durindana gefunden und ſich angeeignet hat.

96. Sowie ein Falk, der Rebhuhn oder Taube,
Ent' oder Schnepfe hoch in Lüften ſieht,
Den Kopf erhebt, den Schnabel wetzt zum Raube
Und freudig ſtolz der Beut' entgegen zieht:
So greift jetzt Mandricard, als ob er glaube,
Daß ihm gewiß der Sieg nicht mehr entflieht,
Voll Freud' und Stolz den Renner, faßt den Bügel
Mit ſicherm Fuß und mit der Hand den Zügel.

97. Als nun die Ritter ſich ſo nahe kommen,
Daß jeder leicht des andern Worte hört,
Droht Rodomont, von wilder Wut entglommen,
Mit Haupt und Hand, indem er ſchreit und ſchwört,
Es ſoll dem Tartar ſicher ſchlecht bekommen,
Daß er gewagt, von frecher Luſt bethört,
Ohn' alle Scheu zur Rach' ihn aufzufordern,
Zur Rache, die nun furchtbar ſoll entlodern.

98. Der Tartar ſpricht: Dein Wahn, mir Furcht zu wecken
Durch Schrei'n und Drohn, iſt eitler Selbſtbetrug.
So magſt du Weiber oder Kinder ſchrecken
Und andres Volk, das nimmer Waffen trug;
Nicht mich, dem Kampf und Kriege beſſer ſchmecken,
Als jede Ruh'. Das zeig' ich bald genug,
Zu Fuß, zu Roß, bewehrt und ungerüſtet,
Im Feld und in den Schranken, wie's gelüſtet.

99. Schon kommen ſie vom Schimpfen, Schrei'n und Schmähen,
Zum Schwerterziehn, und wildes Eiſen ſchallt.
So fängt der Wind kaum merklich an zu wehen,
Dann ſchüttelt er die Eſch' und Eich' im Wald,
Dann läßt er dunkeln Staub empor ſich drehen,
Dann ſtürzt er Bäum' und Häuſer mit Gewalt,
Senkt Schiff' in's Meer und brauſt heran mit Wettern,
Die rings im Forſt die Herde niederſchmettern.

100. Die Rieſenkraft, das ungeſtüme Feuer
Des Heidenpaars, dem keines gleicht an Macht,
Gebären Streiche, furchtbar, ungeheuer,
Und wert ſo wilden Samens iſt die Schlacht.
Die Erde bebt vom Schall, ſo oft ein neuer
Schwertſtreich geſchieht und Kling' an Klinge kracht.
Die Waffen ſprühn Lichtfunken auf zum Himmel,
Nein, heller Fackeln tauſenfach Gewimmel.

101. Ohn' alles Ausruhn währt der wilden Mohren
Furchtbarer Kampf, ohn' Atemholen fort;
Sie ſuchen nur die Panzer zu durchbohren,
Die Ringe zu zerhauen, da und dort.
Nichts wird an Feld gewonnen noch verloren;
Als wäre Wall und Graben um den Ort
Und jeder Zoll des Raums zu hoch im Preiſe,
So gehn ſie nie aus ihrem engen Kreiſe.

102. Nach manchem Streich nimmt Mandricard die Klinge
In beide Händ' und trifft ſo unerlaubt
Des Feindes Stirn, daß Rodomont vom Ringe
Zahlloſer Fackeln ſich umwirbelt glaubt.
Als ob dem Libyer alle Kraft entginge,
Schlägt er des Roſſes Kreuz mit ſeinem Haupt,
Wird bügellos und ſcheint, da gegenwärtig
Sein Fräulein iſt, beinah zum Sturze fertig.

103. Doch, wie ein wohlgemachter ſtarker Bogen
Von feinem Stahl, durch tücht'ge Laſt gezwängt,
Je mehr man ihn gekrümmt, je mehr gezogen,
Je mehr ihn Wind und Hebel angeſtrengt,
Nur wilder ausfährt, wenn die Laſt entzogen,
Und Schaden mehr verrichtet als empfängt:
So hebt der Afrikaner raſch die Glieder
Und giebt den Streich dem Feinde doppelt wieder.

104. Wo er von Mandricard den Hieb bekommen,
Giebt er ihm einen jetzt, der nicht mißrät.
Zwar kann das Schwert nicht an das Antlitz kommen,
Weil der trojan'ſche Helm ihm widerſteht;
Allein der Tartar fühlt ſich ſo beklommen,
Daß er nicht weiß, ob's früh iſt oder ſpät.
Der wilde Rodomont, ohn' einzuhalten,
Haut noch einmal, um ihm den Kopf zu ſpalten.

105. Des Tartars Pferd, von ſcheuer Furcht bezwungen,
Als in der Luft des Schwertes Pfeifen droht,
War, um zu fliehen, ſchnell zurück geſprungen
Und rettet ſeinen Herrn mit eigner Not;

Denn durch den Kopf iſt ihm das Schwert gedrungen,
Das ſeinem Herrn, nicht ihm, den Angriff bot.
Kein Helm von Troja ſchützt es vor Verderben,
Wie dort den Mandricard; drum muß es ſterben.

106. Es fällt; ſein Herr, nicht mehr betäubt zu nennen,
Springt ab und wirbelt Durindanen gut.
Des Roſſes Tod macht innen ihn entbrennen
Und außen ihm entlodern Zornesglut.
Der andre ſpornt den Gaul, ihn umzurennen;
Doch Mandricard weicht minder, als der Flut
Die Felſenklippe weicht; ſo muß geſchehen,
Daß jener Renner ſtürzt, und er bleibt ſtehen.

107. Fürſt Rodomont, des Renners Wanken ſpürend,
Wirft Bügel weg, ſtemmt ſich am Sattelknauf
Und ſpringt herab, den Boden leicht berührend,
Und gleich im Vorteil kämpfen beide drauf.
Die Schlacht, da Haß und Zorn und Hochmut ſchürend
Am Feuer ſtehn, flammt immer wilder auf.
Noch größres ſtand bevor; da kommt in Eile
Ein Bote her und trennt die beiden Teile.

Der Bote beruft die beiden zum Schutze des jetzt ſchwer bedrängten Maurenheeres nach Paris zurück.

25. und 26. Geſang.

Rüdiger befreit den Zwillingsbruder der Bradamante aus den Händen der Sarazenen, die ihn verbrennen wollen, und vereitelt einen Anſchlag der verräteriſchen Mainzer auf zwei andere Glieder des Geſchlechtes; dann ſchließt er ſich wieder dem Heere vor Paris an.

27. und 28. Geſang.

König Agramante entſcheidet den Streit zwiſchen Rodomonte und Mandricardo zu des erſtern Ungunſten, der darauf im Zorne das Heer verläßt, um nach Afrika heimzukehren.

29. Geſang.

Der letztere Vorſatz kommt aber nicht zur Ausführung. Unterwegs tötet er, in der Trunkenheit getäuſcht, eine Jungfrau, der er dann, von Reue ergriffen, ein gewaltiges Grabmal errichtet. Hierauf baut er über den nahen Fluß eine Brücke, an der er Wache hält und alle des Weges kommenden Ritter tötet oder gefangen nimmt, um mit ihren Waffen das Grabmal zu ſchmücken. Auch Roland kommt in ſeiner Raſerei einmal dahin und wirft ihn von der Brücke ins Waſſer.

30. Geſang.

Roland durchzieht Spanien verwüſtend bis zum ſüdlichen Ende; bei Gibraltar will er auf einem Pferde über's Meer reiten und ſchwimmt an die afrikaniſche Küſte, nachdem das Pferd nach kurzem Schwimmen ertrunken iſt. — Rüdiger kämpft mit Mandricardo um Rolands Schwert und tötet ihn, wird aber auch ſelbſt verwundet.

31. Geſang.

Reinald ſammelt ſeine Brüder und Vettern um ſich, um mit ihnen dem Kaiſer nach Paris zu Hilfe zu ziehen.

32. und 33. Geſang.

Bradamante zieht von neuem aus, um Rüdiger zu ſuchen.

34. Geſang.

Herzog Aſtolf kommt auf ſeinem Flügelroſſe bis nach Äthiopien, wo er die den König quälenden Harpyien vertreibt und nach Süden zu jagt bis zum Eingang der Hölle in einer Höhle des höchſten Berges. Er will in ſeinem unerſchrockenen Mute in die Hölle ſelbſt hinabſteigen, muß aber vor dem dicken Pechrauche wieder umkehren und verſchließt den Eingang. Dann faßt er den Entſchluß den Gipfel des Berges zu beſteigen:

48. Er ſteigt aufs Flügelroß, um ſolcher Weiſe
Bis auf den Gipfel dieſes Bergs zu gehn,
Der mit dem höchſten Kulm vom Mondeskreiſe
Nur noch um wenig ſcheint entfernt zu ſtehn.
Verächtlich dünken ihm die Erdengleiſe,
Gen Himmel treibt ihn die Begier, zu ſehn.
Stets höher ſchwingt er ſich zum Himmelsbogen,
Bis er zuletzt des Berges Kulm erflogen.

49. Der Blumen Schar, auf dieſen frohen Auen
Erzeugt vom Zephyr, iſt wie Perlen ſchier,
Wie Gold, Rubin und Chryſolith zu ſchauen,
Wie Demant, Hyazinth, Topas, Saphir.
Des Graſes Grün, wär's hier nur anzubauen,
Beſiegte ſicher der Smaragden Zier.
Nicht minder lieblich iſt das Laub an Zweigen,
Die immer Frucht und immer Blüte zeigen.

50. Die Vöglein ſingen in belaubter Halle,
Weiß ſchimmernd, rot, grün, gelb und himmelblau.
An reiner Klarheit weichen die Kryſtalle
Dem ſtillen See, dem Murmelbach der Au.
Ein ſanfter Wind, von welchem ſcheint, er walle
In immer gleichem Zeitmaß, mild und lau,
Erregt die Luft mit leiſem Flügelſchlage,
Und nie beſchwerlich wird die Glut der Tage.

51. Er raubt den Wohlgeruch von allen Seiten,
Den Blüte, Frucht und Grün ſo reich gewährt,
Um eine duft'ge Miſchung zu bereiten,
Die ſtets mit holdem Süß die Seele nährt.
Ein Schloß erhebt ſich in den ebnen Weiten,
Von hell lebend'gen Flammen wie verklärt;
Ein glänzend Licht ſcheint von ihm auszuſtrahlen,
Wie nimmer glänzt in unſern Erdenthalen.

52. Der Herzog lenkt ſein Roß, doch ſonder Eilen
Und mit bequemen Schritten, zum Palaſt,
Der mehr im Umkreis hat als ſieben Meilen,
Und freut der Gegend ſich, die ihn umfaßt.
Er urteilt, jene Welt, wo wir verweilen,
Sei der Natur, dem Himmel ſelbſt verhaßt
Und, gegen dieſe, häßlich, bös' und ſtinkend,
So mild iſt ſie, ſo hell und freudeblinkend.

53. Dem Lichtpalaſte nähert ſich der Schauer
Und hemmt, betäubt von Staunen, ſeinen Pfad.
Aus einem Edelſtein beſteht die Mauer,
Von röterm Glanz, als der Karfunkel hat.
O Wunderwerk! Dädaliſcher Erbauer!
Wo iſt bei uns ein Werk, das dieſem naht?
Nun ſchweige nur ein jeder, der die ſieben
Weltwunder rühmt ſo laut und übertrieben.

54. Um im beglückten Haus ihn zu empfangen,
Naht ſich ein würd'ger Greis dem Paladin.
Rot iſt des Mantels, weiß des Kleides Prangen,
Dies gleich der Milch und jenes dem Karmin.
Weiß ſind die Locken, weiß ſind ihm die Wangen
Von Haaren, die bis auf die Bruſt ſich ziehn.
Ehrwürdig iſt ſein Antlitz anzuſchauen,
Den Auserwählten gleich in Edens Auen.

55. Er ſprach zu ihm, der ehrerbiet'ger Weiſe
Vom Roſſe ſtieg, mit heiterm Angeſicht:
O Held, den Gott geführt auf ſeltnem Gleiſe
Zu dieſes ird'ſchen Paradieſes Licht,
Verſtehſt du gleich die Abſicht deiner Reiſe,
Den wahren Endzweck deiner Sehnſucht nicht;
Doch glaube nur, dir iſt die Bahn vom Norden
Nicht ohn' ein tief Geheimnis frei geworden.

56. Zu lernen, wie dem Kaiſer beizuſtehen,
Der Glaub' aus der Gefahr zu retten ſei,
Kamſt du, um hier mit Rat dich zu verſehen,
Auf langem Weg ohn' allen Rat herbei.
Doch leg', o Sohn, das Heil, ſo dir geſchehen,
Nicht deiner Klugheit, deinem Mute bei;
Denn nicht dein Horn und nicht dein Roß mit Schwingen
Half dir dazu, gab Gott nicht das Gelingen.

57. Es iſt noch Zeit, dies weiter auszuführen,
Und alles, was du thun ſollſt, ſag' ich dir.
Du mußt Beſchwer vom langen Faſten ſpüren,
Drum komm und letze dich zuvor mit mir.
Der Greis hört nicht zu reden auf im Führen
Und ſetzt den Herzog in Erſtaunen ſchier,
Ihm ſagend, er ſei's, der, von Gott getrieben,
Das Evangelium des Herrn geſchrieben;

58. Johannes, den der Herr geliebt vor allen,
Von dem die Rede bei den Brüdern ſcholl,
Er werde nie anheim dem Tode fallen;
Von welchem Gottes Sohn ſo gnadenvoll
Zu Petrus ſprach: Weshalb kann dir mißfallen,
Daß er mein Kommen ſo erwarten ſoll?
Sagt er auch nicht: Er ſoll den Tod nicht tragen,
So ſieht man doch, er wollte dieſes ſagen.

59. Er kam hierher und fand Geſellſchaft oben;
Denn früher kam Erzvater Henoch an,
Prophet Elias ward hierher erhoben,
Die beide nicht den letzten Abend ſahn,
Und die, der böſen Peſtluft überhoben,
Ein ew'ger Lenz ſo lange wird umfahn,
Bis die Poſaun' ankündigt allem Volke,
Chriſt kehre wieder auf der weißen Wolke.

60. Sehr freundlich ward dem Paladin indeſſen
Von dieſen Heil'gen Wohnung hier verliehn;
Und auch ſein Flügelroß ward nicht vergeſſen,
Man reicht' ihm Korn, ſo viel genügend ſchien.
Ihm ſelber gab man Edens Frucht zu eſſen,
Von ſolchem Wohlſchmack, daß der Paladin
Das erſte Paar ſich faſt entſchuldigt dachte,
Wenn ſolches Obſt es ungehorſam machte.

61. Nachdem Aſtolf, erſchöpft von weiter Reiſe,
Der menſchlichen Natur den Zoll gebracht,
Der ihr gebührt, ſowohl an Ruh' als Speiſe
(Denn alles Nöt'ge ward hier wohl bedacht),
Und nun Aurora ſcheidet von dem Greiſe,
Den ihr ſein Alter nie verhaßt gemacht:
So ſah er ſchon, dem Lager kaum entnommen,
Den gottgeliebten Jünger zu ihm kommen.

62. Der Heil'ge, da er ihm die Hand gegeben,
Sprach erſt von manch geheimem Gegenſtand.
Dann ſagt' er: Sohn, du kommſt aus Frankreich eben,
Doch iſt, was dort geſchah, dir unbekannt.
Wiß', euern Roland, der auf falſches Streben
Die Gaben, ſo ihm anvertraut, gewandt,
Ihn ſtrafte Gott, der, wen er liebt am mehrſten,
Wenn ſolcher ſich empört, auch ſtraft am ſchwerſten.

63. Eu'r Roland, welchem Gott, als er geboren,
Die höchſte Kraft, den höchſten Mut verliehn,
Und daß kein Stahl vermag ihn zu durchbohren,
Was menſchlicher Natur zuwider ſchien;
Dieweil er zu dem Amt ihn auserkoren,
Den heil'gen Glauben aus Gefahr zu ziehn,
Wie er den Simſon wider Philiſtäer
Erkor zum Hort und Schutze der Hebräer;

64. Eu'r Roland hat, für die ſo reich gewährte
Wohlthat des Herrn, ihm ſchlechten Dank gebracht.
Denn als ſein Volk am meiſten ihn entbehrte,
Hatt' er, ihm beizuſtehn, am mindſten acht;
Weil ihn blutſchändriſche Begier verzehrte,
Zu einer Heidin, ſo, daß er gedacht,
Zweimal und mehr, mit mörderiſchen Waffen
Den treuen Vetter aus der Welt zu ſchaffen.

65. Drum machte Gott, daß er mit nackten Lenden
Und Bauch und Bruſt als Toller rennt umher,
Und ließ ihm den Verſtand entziehn und blenden;
Nun kennt er andre, kennt ſich ſelbſt nicht mehr.
So, leſen wir, erlitt von Gottes Händen
Nebukadnezar einſt die Strafe ſchwer;
Denn ſieben Jahre lang, von Wut beſeſſen,
Hatt' er, gleich Ochſen, Gras und Heu zu freſſen.

66. Doch weil der Graf in viel geringerm Grade,
Als jener Fürſt, der Sünde ſchuldig iſt:
So ſetzt, zur Büßung ſeiner Schuld, die Gnade
Des Höchſten ihm drei Monde nur zur Friſt.
Und wiſſe nun, daß du auf ſolchem Pfade
Hierher gelangt nur zu dem Zwecke biſt,
Um zu empfahn von uns die ſichre Kunde,
Wie Roland von der Raſerei geſunde.

67. Wahr iſt's, noch andre Reiſe muß geſchehen,
Und ganz verlaſſen mußt du dieſe Welt.
Du ſollſt mit mir zum Mond hinüber gehen,
Der von Planeten uns zunächſt ſich hält;
Denn dort nur iſt die Arzenei zu ſehen,
Die Rolands Geiſter wiederum erhellt.
Wenn in der nächſten Nacht der Mond uns über
Dem Haupte ſteht, ſo reiſen wir hinüber.

68. So über dies, als andres mehr, verbreitet
Der Jünger ſich am Tage gegen ihn.
Doch als in's Meer hinab die Sonne gleitet
Und oben nun des Mondes Horn erſchien,
Ward alſobald ein Wagen zubereitet,
Den man gebraucht, die Himmel zu durchziehn,
Der in Judäas Bergen, wie wir wiſſen,
Elias einſt dem ird'ſchen Blick entriſſen.

69. Vier Roſſe, die der Flammen Rot beſiegen,
Spannt an die Deichſel nun der heil'ge Mann;
Und da er mit Aſtolfen eingeſtiegen,
Nimmt er den Zaum und treibt ſie himmelan.
Der Wagen eilt die Lüfte zu durchfliegen
Und langt gar bald im ew'gen Feuer an;
Wobei jedoch, ſo lang' er es durchrannte,
Der Greis das Wunder that, daß es nicht brannte.

70. Dem Feuerkreis entronnen, führt zum Reiche
Des Mondes ſie nunmehr ihr kühner Pfad.
Sie ſehn, daß dieſer faſt dem Stahle gleiche,
Der, gut geglättet, keinen Flecken hat,
Und daß er unſre Kugel wohl erreiche
An Größ' und Umfang, oder bald ihr naht;
Die Erdenkugel, ſag' ich, ſamt dem Meere,
Das rings umgiebt und einengt ihre Sphäre.

71. Zwiefach erſtaunt der Herzog, zu erfahren,
Daß dieſes Land ſo groß iſt nahebei,
Das, angeſchaut von Erdbewohnerſcharen.
Ausſieht, als ob's ein kleiner Teller ſei;
Und daß er, um die Erde zu gewahren
Zuſamt dem Meer, die Augen alle zwei
Sehr ſchärfen muß; denn leer an eignem Lichte,
Erhebt ihr Bild ſich wenig zum Geſichte.

72. Ganz anders, wie auf unſerm Erdenkreiſe,
Sind oben dort die Felder, Flüſſe, Seen;
Die Ebnen, Thäler, Höh'n von andrer Weiſe,
Mit Städten und mit Schlöſſern wohl verſehn,
Mit Häuſern, die Aſtolf auf keiner Reiſe,
Vorher noch nachher, je ſo groß geſehn.
Auch weite Wälder giebt's im Mondgefilde,
Wo ſtets die Nymphen jagen nach dem Wilde.

73. Der Herzog will nicht alles dies erkunden,
Denn nicht deswegen kam er ja hierher;
Und in ein Thal, von Bergen rings umwunden,
Geleitet der Apoſtel ihn nunmehr,
Wo wunderbarlich alles wird gefunden,
Was man verliert, es ſei durch Ungefähr,
Durch Zeit, durch Schickſal, durch Verſehn: dort oben
Wird, was man hier verloren, aufgehoben.

74. Nicht Reiche nur und Schätze, will ich ſagen,
Die oft das unbeſtänd'ge Rad verehrt;
Auch jenes alles wird dorthin getragen,
Was uns das Glück nicht nimmt und nicht gewährt.
Dort oben iſt viel Ruhm, den mit dem Nagen
Des Holzwurms hier die läng're Zeit verzehrt;
Gelübde ſind alldort, Gebet' ohn' Ende,
Die von uns Sündern gehn in Gottes Hände.

75. Dort finden ſich der Liebe Seufzer, Thränen,
Die leere Zeit, die man beim Spiel verbringt,
Die Muße, die Unwiſſende vergähnen,
Die eiteln Plane, die man nie vollbringt.
In ſolcher Meng' iſt das vergebne Sehnen,
Daß es des Raumes größten Teil verſchlingt;
Was du verlorſt allhier, mit einem Worte,
Das alles findeſt du an jenem Orte. — — —

82. Auf ein'ge Werk' und Tage von den ſeinen
Stößt nun Aſtolf, die er verloren hat.
Er kennt ſie nicht, ſo wie ſie hier erſcheinen,
Wenn kein Erklärer jetzt ins Mittel trat.
Nun kommt, was alle ſo zu haben meinen,
Daß keiner je den Höchſten darum bat:
Das heißt, Verſtand; und deſſen Haufen machen
Allein mehr aus, als all' die andern Sachen.

83. Als feiner Liquor war er hier zu ſehen,
Der, nicht ſehr feſt verſchloſſen, leicht verraucht.
Man ſah in Flaſchen aller Art ihn ſtehen,
Groß oder klein, wie man ſie nun gebraucht.
Die ließ ſich als die größte leicht erſpähen,
Die den Verſtand des Grafen eingebaucht.
Man kannte ſie aus allen, die hier blieben:
Rolands Verſtand, war draußen angeſchrieben;

84. Wie auf den andern auch Inſchriften ſtanden,
Wodurch man, wes Verſtand es ſei, erfährt.
Auch von Aſtolfs Verſtand war viel vorhanden;
Doch ſchien ihm dies weit größern Staunens wert,
Daß Namen von ſo vielen hier ſich fanden,
Die, glaubt' er, niemals einen Gran entbehrt.
Und nun entdeckt ſich's, daß ſie wenig haben,
Denn er befand ſich hier in großen Gaben.

85. Der kam durch Liebe drum, und der durch Ehre;
Durch Hoffnung der, die er auf Fürſten ſetzt;
Der, da er Reichtum ſucht auf falſchem Meere;
Der, durch Gemäld' und Edelſtein ergetzt;
Und dieſer durch der Zauberkunſt Chimäre,
Uud der durch andres, was er höher ſchätzt.
Auch den Sophiſten und den Aſtrologen,
Den Dichtern auch, war viel davon entzogen.

86. Der Herzog nahm, da dies ihm zugegeben
Von dem Apoſtel ward, ſein Fläſchchen fort.
Bloß an die Naſe braucht' er es zu heben,
So zog denn der Verſtand an ſeinen Ort.
Daß er gar lange Zeit ein weiſes Leben
Seitdem geführt, giebt uns Turpin ſein Wort;
Bis ihn hernach ein Fehler, den er machte,
Um ſein Gehirn zum zweitenmale brachte.

87. Die größte Flaſche nahm er aus dem Kreiſe,
Mit dem Verſtand des Ritters von Anglant.
Ihm ſchien, daß jetzt ſie minder leicht ſich weiſe,
Als er gedacht, da ſie bei andern ſtand.
Eh nun der Paladin begann die Reiſe
Aus dieſer Lichtſphär' in das untre Land,
Ward er vom Jünger in ein Schloß geleitet,
An deſſen Seit' ein Fluß vorüber gleitet.

88. Von Flocken voll ſind dieſes Schloſſes Hallen;
Baumwolle, Wolle, Seid' und Flachs ſind hier,
Buntfarbig, ſchön und häßlich, wie's gefallen.
Ein greiſes Weib im vorderſten Revier
Weiſt emſiglich aus dieſen Flocken allen
Die Faden aus; ſo ſehn im Sommer wir
Die Faden ziehn aus dem benetzten Kleide
Des Seidenwurms, beim Sammeln neuer Seide.

89. Man bringt hernach hinweg die vollen Weifen
Und neue her, ſo daß es nie gebricht.
Ein andres Weib trennt von den garſt'gen Streifen
Die ſchönen ab; denn jene ſcheidet nicht.
Welch Werk iſt dies? Ich kann es nicht begreifen;
So ſagt Aſtolf, und der Apoſtel ſpricht:
Die Alten ſind die Parzen, die das Leben
Euch Sterblichen aus ſolchen Faden weben.

90. So lange nur, als dieſe Flocken dauern,
Währt euer Leben, länger keinen Ruck.
Tod und Natur ſchau'n immer her und lauern,
Ob nun die Zeit erſchien zum letzten Zuck.
Die hellern Faden trennt man von den grauern;
Aus jenen wird des Paradieſes Schmuck
Hernach gewebt, und man gebraucht die ſchlechten
Um Bande der Verdammten draus zu flechten.

91. Von allen Flecken, die man abgewunden
Und ſchon zu andrer Arbeit weggelegt,
Wird nun der Nam' auf ſchmalem Blech gefunden,
Das man aus Silber, Gold und Eiſen ſchlägt.
In großen Haufen liegen ſie verbunden;
Ein Greis ſodann, der keiner Ruhe pflegt,
Holt immer Spulen fort von dieſen Schichten
Und kehrt zurück, dasſelbe zu verrichten.

92. Der Alte war ſo ſchnell und ſo behende,
Als ob Natur zum Laufen ihn gemacht.
Im Saum des Mantels trug er ganze Hände
Voll fremder Namen weg bei jeder Tracht.
Wohin er aber ging, und zu was Ende,
Wird euch im nächſten Sange vorgebracht,
Wenn ihr, dem Wohlgefallen zum Beweiſe,
Mich freundlich anhört, nach gewohnter Weiſe.

35. Geſang.

Unter den andern Geweben zeigt der Apoſtel dem Aſtolf auch das des Kardinals von Eſte.

10. Ein ſolch Geſpräch ward mit Aſtolf gepflogen
Vom Jünger Chriſti; und da ſie geſchwind
Durch alle Zimmer des Palaſts gezogen,
Wo man den Sterblichen das Leben ſpinnt,
Erreichen ſie den Fluß, der ſeine Wogen
Mit Sand vermiſcht dahinwälzt, trüb' und blind.
Hier trafen ſie, als ſie zum Ufer kamen,
Den Alten an mit den geprägten Namen.

11. Erinnert ihr euch ſein, der mir am Ende
Des vorigen Geſangs vorhin entwich,
Alt von Geſicht, von Gliedern ſo behende,
Daß niemals ihm ein Hirſch an Schnelle glich?
Den Mantel füllt er mit der Namen Spende;
Der Berg vermindert, nie erſchöpft er ſich;
Und dieſer Fluß, der Lethe heißt, verſchlinget
Die reiche Laſt, die ihm der Alte bringet.

12. Kaum mag der Greis erreicht das Ufer haben,
So leert er, mit verſchwenderiſchem Sinn,
Den Mantel aus und giebt die reichen Gaben,
Die Namenlaſt, den trüben Wogen hin.
Die meiſten werden von der Flut begraben;
Denn dieſe ſind von keinerlei Gewinn.
Von hunderttauſend, die das ſand'ge Bette
Des Stroms verſchlemmt, kaum daß ſich einer rette.

13. Den Fluß hinab, an jedem Uferrande
Fliegt eine Schar von Geiern, Dohlen, Krähn
Und andrer Vögel raubbegier'ge Bande,
Mit widrigem Gekrächz, und alle ſpähn,
Ob Beute nicht zu machen ſei am Strande,
Wenn ſie den reichen Schatz vergeuden ſehn.
Der ſucht was mit dem Schnabel zu erjagen,
Der mit den Klau'n, doch kann er's weit nicht tragen.

14. Denn wie ſie fliegen wollen, wird den Krallen,
Dem Schnabel bald die große Laſt zu ſchwer;
Die reichen Namen, ſtolz und prunkend, fallen,
Und Lethe wälzt ſich brauſend drüber her.
Zwei Schwäne nur ſind unter dieſen allen,
Weiß, wie eu'r Zeichen, Herr, und rein und hehr;
Die tragen freudig mit ſich fort die Namen,
Die ſie zu ihrem ſichern Teil bekamen.

15. So, gegen die Begier des böſen Alten,
Der alle Namen gern dem Fluſſe weiht,
Wird mancher durch die heil'gen Schwän' erhalten;
Die andern alle deckt Vergeſſenheit.
Jetzt ſchimmern dieſe Vögel, jetzt entfalten
Sie in der Luft die mächt'gen Flügel weit,
Bis ſie, nicht fern von jenem Strom voll Grauen,
Auf einer Anhöh' einen Tempel ſchauen.

16. Geweiht iſt der Unſterblichkeit die Stelle,
Wo eine Nymph' herab vom Hügel ſchwebt
Und an dem Strande der lethe'ſchen Welle
Die Namen aus dem Mund der Schwäne hebt,
Dann an ein Bild ſie heftet, hehr und helle,
Das in des Tempels Mitte ſich erhebt,
Und ſo ſie weiß zu heil'gen, zu bewahren,
Daß noch die fernſten Zeiten ſie gewahren.

17. Was mit dem Alten, der dem Wogenſchwalle
Die Namen giebt ohn' einigen Gewinn,
Was mit den Vögeln ſei, der Tempelhalle,
Von wo die Nymphe ſchwebt zum Fluſſe hin,
Das zu erfahren wünſcht Aſtolf, und alle
Die großen Rätſel, den verborgnen Sinn.
Er fragt deshalb den Gottesmann um Kunde,
Und dies vernimmt er aus des Jüngers Munde:

18. Dort unten kann kein Blatt vom Baume wehen,
Daß nicht ein Zeichen hier entſteht alsbald;
Und alles, was auf Erden mag geſchehen,
Geſchieht auch hier, nur ändert's die Geſtalt.
Der raſche Greis, den nichts verweilt im Gehen,
Auf deſſen Bruſt der Bart hernieder wallt,
Iſt hier beſchäftigt mit denſelben Dingen,
Die ihr die Zeit dort unten ſeht vollbringen.

19. Das Menſchenleben muß ſein Ziel erreichen,
Sobald das Rad die Faden ganz bewahrt.
Dort unten bleibt der Ruf und hier das Zeichen;
Unſterblich, göttlich wäre beider Art,
Wenn ſie bei euch der Zeit nicht müßten weichen,
Und hier dem Alten mit dem rauhen Bart.
Er, ſiehſt du, wirft ſie in den Strom, indeſſen
Sie jene ſenkt in ewiges Vergeſſen.

20. Und wie hier oben Geier, Dohlen, Raben,
Samt jenen andern Vögeln ſich bemühn,
Die Namen, die den meiſten Schimmer haben,
Dem Waſſer zu entreißen, keck und kühn,
So dort die Schmeichler, Kuppler, ſünd'ge Knaben,
Spione, Gecken, die an Höfen blühn,
Gewöhnlich dort weit beſſer angeſchrieben,
Als die, ſo Redlichkeit und Tugend lieben.

21. Hofleute nennt man ſie, von feinen Sitten,
Weil ſie dem Eſel gleichen und dem Schwein.
Ward nun dem Herrn der Faden abgeſchnitten
Durch Parzenhand, vielmehr durch Lieb' und Wein,
Dann trägt dies ſchlechte Volk, ſo wohl gelitten,
Obwohl nur ſorgend für des Bauchs Gedeihn,
Den Namen ein'ge Tage noch im Munde
Und läßt hernach ihn des Vergeſſens Schlunde.

22. Doch wie der Schwan zu jenen heil'gen Stätten
Die Tafeln trägt mit fröhlichem Geſang:
So werden würd'ge Menſchen von Poeten
Entriſſen des Vergeſſens hartem Zwang.
O kluge Fürſten, die es wohl erſpähten,
Die ihr befolgtet Cäſars weiſen Gang
Und machtet die Autoren euch gewogen,
Ihr brauchet nicht zu fürchten Lethe's Wogen!

23. Allein, ſo wie die Schwäne, ſind die wahren
Poeten auch ſehr ſelten nur zu ſehn;
Teils, weil der Himmel nie der Lobebaren,
Der Trefflichen zu viele läßt entſtehn;
Teils durch der Fürſten geiziges Verfahren,
Die heil'ge Geiſter laſſen betteln gehn,
Die Tugend drücken und das Laſter preiſen
Und in's Exil die guten Künſte weiſen.

Bradamante beſiegt den Rodomonte bei ſeiner Brücke.

36. und 37. Geſang.

Bradamante findet den Rüdiger. Dieſer erkennt ſeine Schweſter Marfiſa, die auch als Heldin unter den Mauren kämpft.

38. Geſang.

Rüdiger begiebt ſich aber wieder zu ſeinem Könige Agramante. Marfiſa geht mit Bradamante an den Hof des Kaiſers und wird vom Erzbiſchofe Turpin getauft. — Aſtolf kehrt vom Paradieſesberge nach Äthiopien zurück und zieht von dort mit einem großen Heere gegen das afrikaniſche Maurenreich, vor die Stadt Biſerta. Agramante ſieht ſich, als er es erfährt, genötigt, heimzukehren; um aber vorher eine Entſcheidung herbeizuführen, vereinbart er mit dem Kaiſer, daß dieſe einem Zweikampf zweier auserwählten Ritter anheimgegeben werden ſolle; Reinald und Rüdiger werden dazu auserſehen.

39. Geſang.

Marfiſa ſtört durch Zauber den Zweikampf; die beiden Heere geraten in Kampf, und die Mauren erleiden eine große Niederlage. — Aſtolf trifft in Afrika nach großen Thaten auf den raſenden Roland, den er feſſeln läßt und dem er ſeinen Verſtand aus der Flaſche wieder einflößt, wodurch er in ſeinen natürlichen Zuſtand zurückkehrt.

40.—42. Geſang.

Agramante ſchifft ſein Heer zur Rückkehr nach Afrika ein; ſeine Flotte ſtößt aber auf die des Aſtolf und wird geſchlagen. Ein letzter Zweikampf zwiſchen drei Helden auf jeder Seite auf der Inſel Lampeduſa, woran von chriſtlicher Seite auch Roland teil nimmt, endet mit dem Tode der beiden Maurenkönige Agramante und Gradaſſo.

43.—46. Geſang.

Rüdiger wird von einem Einſiedler im Chriſtentum unterwieſen und getauft und begiebt ſich mit Reinald, der nun ſeiner Bewerbung um ſeine Schweſter günſtig iſt, an den Hof des Kaiſers. Aber der Vater, Herzog Haimon, und die Mutter widerſtreben, weil ſie die Tochter inzwiſchen mit dem Sohne des griechiſchen Kaiſers verlobt haben. Auf dieſe Nachricht hin begiebt ſich Rüdiger zu den Bulgaren, um ſie im Kampfe gegen die Griechen zu unterſtützen. Endlich kommt doch alles zum glücklichen Ende: er verſöhnt ſich mit dem griechiſchen Prinzen, und durch deſſen Verzicht und die gemeinſamen Bitten aller wird Herzog Haimon zur Einwilligung bewogen. Zugleich trifft die Botſchaft ein, daß die Bulgaren den Rüdiger zu ihrem Könige gewählt haben.

73. Die Hochzeit wird mit Königspracht begangen,
Wie ſich’s für den, der ſie beſorgt, gebührt.
Karl ſelbſt beſorgt ſie, und mit ſolchem Prangen,
Als würde zum Altar ſein Kind geführt.
Er iſt vom Wert der Jungfrau, von den langen
Verdienſten ihres Hauſes ſo gerührt,
Daß er nicht glaubt unmäßig zu verſchwenden,
Wollt’ er für ſie ſein halbes Reich verwenden.

74. Er ſichert frei Geleit mit allen Rechten
Jedwedem, der zum Hofe kommen mag,
Und giebt, um jeden Haber auszufechten,
Ein freies Feld bis auf den neunten Tag.
Mit ſchönen Blumen und mit Laubgeflechten
Wird auf dem Feld geſchmückt ein weiter Hag,
Mit Seid’ und Gold, ſo herrlich und erleſen,
Daß auf der Welt kein ſchön’rer Ort geweſen.

Die Tage des Feſtes werden durch Kampfſpiele gefeiert. Am letzten erſcheint Rodomonte, um den Rüdiger unter der Anklage des Verrats zum Kampfe herauszufordern. Nach langem Kampfe gewinnt Rüdiger die Oberhand und giebt ihm den Tod. Mit der Schilderung dieſes Kampfes ſchließt das Gedicht.

Am Schilde prallt der Speer des Heiden an,
Zwar mitten drauf, doch kann es wenig frommen,
Denn jener Stahl, den ſelber einſt Vulkan
Für Hektorn ſchmiedete, war zu vollkommen.
Von Rüd’gern wird ein gleicher Stoß gethan,
Und dem gelingt’s, gerade durch zu kommen.
Nicht hilft’s dem Schild, nach innen feſtes Bein,
Von außen Stahl und ſpannendick zu ſein.

Und mußte nicht des Speeres Stange ſpringen
Beim erſten harten Stoß von Rüd’gers Hand,
Und hätten Stück’ und Splitter wie mit Schwingen,
Sich nicht im Fluge himmelwärts gewandt,
So ſah man ſie auch durch den Panzer dringen,
Und war er auch ſo hart, wie Diamant.
Die Schlacht war aus — doch brach der Speer, die Pferde
Berührten beide mit dem Kreuz die Erde.

Mit Sporn und Zügel werden nun in Eile
Die beiden Roſſe flugs emporgerafft,
Und ſtatt der Lanze faßt man ohne Weile
Das Schwert und kehrt zum Kampf mit Wut und Kraft.
Die Roſſe, kühn, gewandt und leicht wie Pfeile
Bewegen beid’ in großer Meiſterſchaft,
Verſuchen auch den Stahl mit ſcharfen Spitzen,
Um dort ihn, wo er dünn iſt, aufzuſchlitzen.

Als auf der Wehr viel rote Bäch’ entſpringen
Der Heide ſieht, und keine Deckung gilt,
Weil ihm ins Fleiſch die meiſten Hiebe dringen,
Da brauſt er auf in Wut, ſo graus und wild,
Wie je das Meer, gepeitſcht von Sturmes-Schwingen,
Und ſchleudert weit von ſich das ſchwere Schild,
Und donnert nun mit aller Kraft der Glieder
Auf Rüd’gers Helm mit beiden Händen nieder.

Mit ſolcher Wunderkraft, mit ſolchem Toben,
Wie die Maſchin’, auf Schiffen aufgeſtellt,
Von Menſchen und von Räderkraft gehoben,
Im Po auf ſpitze Balken niederfällt,
Fällt jetzt der ſtarken Fäuſte Paar von oben,
Dem kein Gewicht der Welt die Wage hält.
Vom Zauberhelm ward Rüdiger erhalten,
Sonſt ward er hier zuſamt dem Roß geſpalten.

Zweimal muß Rüd’ger mit dem Haupt ſich bücken,
Spreizt Arm’ und Bein’ und ſinkt beinah vom Pferd.
Da läßt den zweiten Streich der Heide zücken,
Bevor noch jenem die Beſinnung kehrt.
Ein dritter Streich ſoll völlig ihn erdrücken,
Doch für ſolch Hämmern iſt zu fein das Schwert.
Es bricht und ſchickt zum Himmel tauſend Splitter,
Und läßt nun waffenlos den Heiden-Ritter.

Doch ſtimmt dies nicht den Heiden, Halt zu machen;
Er ſtürzt auf ihn, der fühllos ſich erweiſt,
So hat ſein Haupt durchdröhnt des Schwertes Krachen,
So ganz verdüſtert hat’s ihm Sinn und Geiſt.
Allein der Heide zwingt ihn, zu erwachen,
Indem er mit dem Arm den Hals umkreiſt,
Mit ſolcher Schling’ und Kraft, daß er vom Pferde
Ihn niederreißt und hinwirft auf die Erde.

Rüd’ger, am Boden, ſäumt nicht, aufzuſtehen,
Weil Scham weit mehr, als Zorn, ihn ſpornt und ſticht.
Denn da er nach der Gattin hingeſehen,
Schien trüb das ſchöne heitere Geſicht.
Sie, zweifelnd bei dem Fall, was ihm geſchehen,
Fühlt faſt verlöſchen ihres Lebens Licht.
Und Rüd’ger ſchwingt, den Fehler zu vergüten,
Das Schwert, um auf den Heiden loszuwüten.

Der ſprengt nun auf ihn ein; doch ſehr gewandt
Weiß nach der Seite Rüdiger zu ſpringen.
Die Link’, eh noch das Roß vorbeigerannt,
Faßt deſſen Zaum, um es herumzubringen,
Indeſſen zielt dabei die rechte Hand,
Um in den Bauch, in Seit’ und Bruſt zu dringen.
Auch machen jenem bald zwei Stiche Not,
Und der die Seit’, und der die Schenkel rot.

Der Heide, der vom Schwert, das er zerbrochen,
Noch Heft und Knauf in ſeinen Händen ſieht,
Beginnt damit, auf Rüd’gers Helm zu pochen,
Daß wieder faſt ihm die Beſinnung flieht.
Doch da das Recht den Sieg ihm zugeſprochen,
Faßt Rüd’ger jenes Arm, und zieht und zieht,
Und fügt die ſtarke Rechte zu der Linken,
Und macht zuletzt ihn aus dem Sattel ſinken.

Sei’s Kraft, Geſchicklichkeit — genug, der Heide
Fiel ſo, daß er noch gleich dem andern blieb,
Denn aufrecht ſtand er — aber Spitz’ und Schneide
Hat Rüdiger voraus zu Stich und Hieb.
Der ſucht nun, wie er jenes Nahn vermeide,
Und hält ihn weit von ſich — ihm wär’s nicht lieb,
Sollt’ es dem Feind, dem großen, ſtarken, glücken,
Mit ſeiner Wucht ihm auf den Leib zu rücken.

Er ſieht, es ſtürzt aus Seiten und aus Lenden
Das Blut, aus andern Wunden, ſeinem Feind,
So daß, wenn nach und nach die Kräfte ſchwänden,
Er zum Ergeben ihn zu zwingen meint;
Doch Knauf und Heft hält dieſer in den Händen,
Und wirft, indem er alle Kraft vereint,
Sie weg von ſich und ſo nach Rüd’gers Haupte,
Als er vorher ſich kaum getroffen glaubte.

Es trifft der Wurf ihn an des Helmes Wange,
Daß Rüdiger beinah ſich ſelbſt vergißt.
Kaum hält er ſich, und wankt und taumelt lange,
Indem er faſt die Kraft zum Stehn vermißt.
Eindringen will der Mohr, doch da zum Gange
Der Fuß verſagt, der Schenkel kraftlos iſt,
Und er ſich anſtrengt, über Macht zu hinken,
So muß das eine Knie zu Boden ſinken.

Und keine Zeit verſäumt nun Rüd’ger mehr,
Auf Bruſt und Antlitz ſtoßend, einzudringen,
Und macht ſich über ihn wild hämmernd her,
Und weiß ihn mit dem Arm zum Fall zu bringen.
Doch jener ſtrebt und ringt und wehrt ſich ſehr,
Erhebt ſich neu, weiß Rüd’gern zu umſchlingen,
Und der und der kreiſt, ſchüttelt, drängt und rafft,
Und fügt die höchſte Kunſt zur letzten Kraft.

Des wilden Heiden beſte Kräfte waren
Schon aus der offnen Seit’ und Lende fort,
Und Rüdiger, im Ringen ſehr erfahren,
Zeigt Fertigkeit und Kunſt am rechten Ort
Und läßt, den Vorteil kennend, ihn nicht fahren,
Und ſucht mit Bruſt und Arm und Füßen dort,
Wo freie Ströme Bluts ihn überſchwemmen
Aus ſeines Feindes Leib, ſich einzuſtemmen.

Und Rodomont, von Zorn und Grimm durchdrungen,
Packt’ ihn am Halſ’ und an den Schultern an,
Zieht, ſtößt und hebt, nachdem ſie lang gerungen,
Ihn ſchwebend bis auf ſeine Bruſt hinan,
Dreht ihn umher und hält ihn feſt umſchlungen;
Denn fallen ſoll und muß er auf dem Plan.
Doch Rüd’ger ſieht gefaßt den Heiden toben
Und bleibt durch Kraft und Klugheit immer oben.

Wohl weiß die Griffe Rüd’ger abzumeſſen,
Bis ihm den Heiden zu umfaſſen glückt,
Um mit der Bruſt ſich links an ihn zu preſſen,
Wo er mit voller Macht ihn an ſich drückt;
Er ſetzt vors link’ und rechte Knie indeſſen
Quervor das rechte Bein und ſtößt und rückt
Und hebt ihn, trotz der Wucht der Rieſen-Glieder,
Vom Boden auf und ſtreckt ihn köpflings nieder.

So heftig mit dem Kopf’ und Rücken krachte
Der Heide hin, daß, als er niederſchoß,
Der Fall die Wunden ganz zu Quellen machte,
Aus welchen weithin Blut in Bächen floß.
Rüd’ger, dem jetzt des Glückes Stirne lachte,
Hielt ihm am Aug’ den Dolch, gezückt zum Stoß,
Die linke Hand am Hals, die Knie am Bauche,
Daß nimmer mehr empor der Heide tauche.

Wie in Iberiens und Pannoniens Schachten
Auf jene, die ein ſchnöder Geiz verſucht,
Daß ſie das reiche Gold zu graben trachten,
Im Nu herniederſtürzt des Berges Wucht,
So daß ſie nun gequetſcht und angſtvoll ſchmachten,
Und mühevoll den Weg ihr Odem ſucht,
So fühlte ſich, dahin geſtreckt vom Sieger,
Zuſammen jetzt gedrückt der wilde Krieger.

Am Helmviſir, um ſeine Stirn zu faſſen,
Hält Rüdiger den Dolch, allein verheißt,
Stets drohend doch, das Leben ihm zu laſſen,
Dafern er ſich beſiegt, ihn Sieger heißt.
Doch tauſendmal will Rodomont erblaſſen,
Eh’ er im kleinſten ſich als feig erweiſt,
Er zappelt, um ſich oben drauf zu ringen;
Doch iſt kein Wort aus ihm herauszubringen.

Dem Schafhund gleich, den unter ſich genommen
Der Hühnerhund, des Zahn im Hals ihm ſitzt,
Der nun ſich ſtemmt und wälzt — doch kann’s nicht frommen,
Obſchon die Lefze ſchäumt, das Auge blitzt;
Denn nimmer kann er ſeinem Feind entkommen,
Der größre Kraft, nicht größre Wut beſitzt,
So ringt der Heide jetzt mit eitelm Streben,
Sich unter’m Sieger noch emporzuheben.

Doch glückt’s dem Drehn und Rütteln des Barbaren,
Daß er zuletzt den beſſern Arm befreit.
Er hatt’, indes ſie wild verſchlungen waren,
Den Dolch entblößt, und hält ihn nun bereit,
Um in die Weichen Rüdigers zu fahren.
Allein der Jüngling merkt, in welch ein Leid
Großmüt’ger Irrtum hier ihn ſtürzen könne,
Wenn er dem Böſewicht noch Aufſchub gönne.

Und ſeinen Arm ſo hoch als möglich ſtreckend,
Zwei, drei Mal ſtoßend, und den ganzen Stahl
In Rodomonts furchtbarer Stirn verſteckend,
Beendet Rüdiger Gefahr und Qual.
Des Heiden Leib, mit Eiſe ſich bedeckend,
Entläßt die Seele, die vom goldnen Strahl
Zur Hölle fluchend eilt, ergrimmt und wütig,
Sie, auf der Welt ſo ſtolz und übermütig.

(Überſetzung von Karl Streckfuß.)

Das befreite Jeruſalem

von

Torquato Taſſo (1544—1595).

Das Gedicht baut ſich auf den weltgeſchichtlichen Ereigniſſen des erſten Kreuzzuges auf.

Im Herbſte des Jahres 1096 waren 300,000 Krieger des chriſtlichen Europa, meiſt Niederländer, Franzoſen und Normannen, aufgebrochen, um Jeruſalem und die heiligen Stätten aus der Gewalt der Mohamedaner zu befreien. Die edelſten Helden von Mitteleuropa, die Blüte der Ritterſchaft, ſtanden in dieſen Scharen. Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, leitete als Oberanführer den großartigen Kriegszug; neben ihm glänzten durch Adel, Macht oder Thatenruhm Hugo der Große, Herzog von Vermandois, Herzog Robert von der Normandie, Raimund von Toulouſe, der ſchlaue Bohemund von Tarent und der ritterliche Tankred von Apulien. Erſt 1097, unter unſäglichen Mühſeligkeiten, in ſtetem Kampfe, gegen die Treuloſigkeit der chriſtlichen Griechen, die Angriffe der ſaraceniſchen Heere, die Unwirtlichkeit des Landes und das ungewohnte Klima hatten die Kreuzfahrer Nicäa erobert, bei Doryläum (1. Juli 1097) die Mohamedaner geſchlagen. Am 2. Juni 1098 wurde Antiochia erobert, ein türkiſches Heer, das die Stadt zurückgewinnen wollte, abgewehrt. In Antiochia gründete ſich Bohemund ein Fürſtentum, während Balduin, Gottfrieds Bruder, Edeſſa für ſich in Anſpruch nahm. Im nächſten Jahre hoffte man Jeruſalem bezwingen zu können; das Heer mußte daher überwintern.

Hier ſetzt Taſſo's Gedicht ein. Die angezogenen Abſchnitte ſind der Ueberſetzung von Joh. Dietr. Gries (1775—1842) entnommen.

Erſter Geſang.

Den Feldherrn ſing' ich und die frommen Waffen,
Die des Erlöſers hohes Grab befreit.
Viel führt' er aus, was Geiſt und Arm geſchaffen,
Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.
Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Aſien auf, und Libyen, kampfbereit;
Denn Gottes Huld führt zu den heil'gen Fahnen
Ihm die Gefährten heim von irren Bahnen.

O Muſe, die mit welken Lorbeerkronen
Nie auf dem Helikon die Stirn umflicht,
Doch die im Himmel, wo die Sel'gen wohnen,
Strahlt mit des Sternenkranzes ew'gem Licht:
Hauch' in die Bruſt mir Glut aus Himmelszonen!
Erleuchte du mein Lied; und zürne nicht,
Füg' ich zur Wahrheit Zier, ſchmück' ich bisweilen
Mit andrem, als nur deinem Reiz, die Zeilen.

Du weißt ja, daß die Welt, wo ſeiner Gaben
Parnaß die ſüßeſten verſtrömt, ſich drängt;
Und daß die Wahrheit manchesmal, vergraben
In holden Reim, die Spröd'ſten lockt und fängt.
So reichen wir auch wohl dem kranken Knaben
Des Bechers Rand mit ſüßem Naß beſprengt;
Getäuſcht empfängt er, ohne Widerſt eben,
Den herben Saft und, durch die Täuſchung, Leben.

Schon nahte der Frühling und noch immer ſaßen die Heerführer des Kreuzheeres thatenlos in Tortoſa. Balduin von Flandern ſchmiedete ehrgeizige Pläne, Tankred war in Liebesgram verſunken, Bohemund, der Normanne, ordnete ſein Fürſtentum Antiochia, nur Gottfried von Bouillon ſann unabläſſig auf die Eroberung von Jeruſalem. Da rief Gott den Engel Gabriel, damit er ihm Bote zu Gottfried ſei.

Ihm ſagt der Herr: Zu Gottfried, meinem Treuen,
Eil' hin und ſprich: Warum nunmehr verziehn?
Warum nicht jetzt mit Macht den Krieg erneuen,
Jeruſalem dem Joche zu entziehn?
Die Fürſten ruf' er in den Rat, die Scheuen
Sporn' er zum Werk; zum Feldherrn wähl' ich ihn.
Ich wähl' ihn hier; die andern thun's auf Erden,
Die, einſt ihm gleich, jetzt ſeine Diener werden.

So ſpricht der Herr; und dieſem nachzuleben
Bereitet ſich der Engel alſobald.
Luft muß den unſichtbaren Leib umweben,
Von ihm geformt zur menſchlichen Geſtalt,
Um ſich den ird'ſchen Sinnen kund zu geben,
Doch von des Himmels Majeſtät umwallt.
Ein Knabe ſcheint er an des Jünglings Grenzen
Und läßt das blonde Haar von Strahlen glänzen.

Dann nimmt er weiße, goldgeſäumte Schwingen,
Die unermüdlich ſind, und ſchnell und leicht
Der Wind' und Wolken Region durchdringen,
Daß Meer und Land tief unter ihm entweicht.
Er eilt, vom Himmel ſich hinabzuſchwingen;
Bald hat er ſchon die untre Welt erreicht,
Läßt auf dem Berge Libanon ſich nieder
Und wiegt ſich auf verbreitetem Gefieder.

Abwärts fliegend gelangte er nach Tortoſa, wo Gottfried bei Sonnenaufgang eben ſich in heißem Flehn zu Gott, dem Quell der Gnade, wendete. Der Engel erſchien ihm und ſprach: „Der Frühling, die Zeit der Kriegsthaten, iſt nahe; ſäume nicht länger, Jeruſalem zu befreien. Gott will dich zum Führer machen; die Fürſten werden ſich dir ſelbſt untergeben; dir dies zu künden bin ich geſandt. Sicher iſt dir der Sieg, ſchwerwiegend ſind auch deine Pflichten.“ Der Gottesbote verſchwand und ließ Gottfried erſtaunt, geblendet allein. Als er ſich gefaßt hatte und des Engels Worte überdachte, entzündete ſich ſein Wille in dem göttlichen, wie Funken in der Flamme.

Er rief alle Führer zu einem Kriegsrate zuſammen. In demſelben wurde der Vormarſch beſchloſſen und Gottfried zum oberſten Leiter gewählt. Eine glänzende Heerſchau vereinigte Truppen und Führer. Unter den letzteren ragte Tankred von Apulien hervor, des Herz, von jeder Zagheit frei, nur der Macht dea Liebe unterlag. Einſt, nach ſiegreichem Treffen gegen die Perſer, hatte der Held, von heißer Verfolgung ermüdet, fern vom Kampfe an grün umlaubter Quelle Raſt und Labung geſucht. Plötzlich erblickte er eine heidniſche Jungfrau, bis auf das Antlitz ganz in Stahl gehüllt. Sie hatte auch den kühlen Schattenplatz aufgeſucht. Er ſtaunt ſie an; ſie aber deckt ſich mit dem Helm, greift zum Schwert und hätte wohl Tankred zum Kampf gezwungen, wären nicht andere Chriſtenſcharen erſchienen. Vor der Uebermacht entwich das ſtolze Weib; ihr Bild aber und die Gegend, in welcher er ſie geſchaut hatte, wich nimmer aus ſeiner Seele.

Als letzte in der Reihe der Reiter, als erſte an Mut und Kunſt erſcheint die Schar der freien Ritter, die keinem Fürſten ſich angeſchloſſen hatten. Ihr würdiger Führer iſt Dudo von Conſa, der mit ergrautem Haare jugendliche Kraft paarte, deſſen zahlreiche Narben eben ſo viele Ehrenmale ſind. In dieſen Reihen leuchten Euſtaz, Gottfrieds zweiter Bruder, der tapfere Prinz Gernand von Norwegen und viele andere. Auch 2 Gatten reiten in der Schar, Gildippe und Odoardo. Um ſich nie vom Gemahle zu entfernen, ſtählte ſich Gildippens weibliches Herz, hüllte ſie in ſtarres Erz die zarte Bruſt.

Das Banner des Fußvolks führte würdig Raimund von Toulouſe.

Nach Schluß der Heerſchau ordnet der Feldherr für den nächſten Tag den Vormarſch nach Jeruſalem an. Sein Herz aber iſt von ſchweren Sorgen gedrückt. Es iſt ihm kund geworden, daß der Aegypter-König nach der Grenzfeſte Gaza ſich begeben habe, um nach Belieben in die Ereigniſſe in Paläſtina eingreifen zu können. Er befiehlt Heinrich, ſeinem vielgetreuen Rat, ſich auf einem Schnellſegler nach Konſtantinopel zu begeben, um den dort erwarteten Dänenfürſten zu ſchnellem Kommen anzutreiben, den Griechenkaiſer aber unabläſſig an die vertragsmäßig verſprochene Hilfe zu erinnern.

Unterdes hat der greiſe Aladin, Jeruſalems Herrſcher, durch das ſtets vergrößernde Gerücht Nachricht vom Nahen des Kreuzheeres erhalten, von deſſen Zahl und Stärke, von Namen, Ruhm und Mut ſeiner Helden. Aladin, grauſam von Natur, beſchließt im erſten Zorn, alle Chriſten in ſeinem Staate zu töten.

Doch mäßigt er die Blutgedanken; denn er überlegt, daß die raſche That ihm jedes Unterhandeln mit den Feinden unmöglich machen würde. Schleunigſt trifft er Vorbereitungen des Widerſtandes. In weitem Umkreis der Mauern der Hauptſtadt ſinken Hütten und Häuſer in Aſche; die Fluren wandeln ſich in Schutt und Graus; Bäche und Quellen werden vergiftet; Jeruſalems Nordſeite befeſtigt er mit neuen Schanzen, das Heer verſtärkt er durch Söldner und Ausgehobene.

Zweiter Geſang.

Während dieſer Kriegsvorbereitungen erſcheint vor Aladin Ismen, ein Zauberer, der mit ſeinen Sprüchen die Geiſter der Hölle in ſeinen Dienſt zu zwingen weiß. Einſt war er Chriſt, ſpäter fiel er zu Mohamed ab, ohne den Gebräuchen des erſten Glaubens völlig zu entſagen. Er rät dem Könige, ein Marienbild aus der chriſtlichen Kirche in die Moſchee bringen zu laſſen; er wolle daſſelbe durch zauberiſche Mittel zu einer Schutzwehr der Stadt machen. Der König glaubt ihm, bemächtigt ſich gewaltſam des Bildes und ſtellt es in ſeinem Tempel auf. Am nächſten Morgen melden ihm die Tempelhüter, der geraubte Schatz ſei ſpurlos verſchwunden.

In maßloſem Zorne beſchließt der König, die Chriſten, unter denen er den Thäter ſucht, ſämtlich zu töten, ſo mit den Unſchuldigen den verborgenen Schuldigen treffend. — Schnell verbreitet ſich die Schreckenskunde, doch an Flucht oder Gegenwehr iſt nicht zu denken.

Unter den Chriſten lebte ein Mädchen von königlichem Geiſt, hohem Reiz und ſtrenger Tugend, die, ohne es zu wollen und zu wiſſen, die verborgene Liebe eines wackeren Jünglings errungen hatte.

Sophronia und Olind nennt man die beiden,
Derſelben Stadt, desſelben Glaubens Zier.
So reizend ſie, ſo ſehr iſt er beſcheiden,
Voll Wunſch, an Hoffnung arm, fern von Begier.
Zu reden bang, erträgt er ſtill ſein Leiden,
Wenn nicht verſchmäht, doch unbemerkt von ihr.
So hat der Arme längſt für ſie geſchmachtet,
Die ihn nicht ſieht, nicht kennt, vielleicht — verachtet,

Indes verbreitet das Gerücht des frommen
Unſchuld'gen Volks entſetzliche Gefahr.
Der Jungfrau, ſittſam, doch von Mut durchglommen,
Stellt ſich ſogleich ein Rettungsmittel dar.
Ihr Heldenmut heißt den Entſchluß willkommen;
Die jungfräuliche Scham bekämpft ihn zwar,
Doch ſiegt der Mut; vielmehr, ſich ihr bequemend,
Macht er ſich ſelbſt verſchämt, ſie unternehmend.

Von jedem angeſchaut, nicht ſchauend, gehet
Die hohe Jungfrau in des Königs Haus;
Nicht weichend, weil er zornig vor ihr ſtehet,
Hält ſie beherzt den furchtbar'n Anblick aus.
„Ich bringe,“ ſpricht ſie, „Herr — und ſei erflehet,
So lange nur zu hemmen Zorn und Graus —
Gefangen bring' ich dir und unverteidigt
Den Schuld'gen, den du ſuchſt, der dich beleidigt.“

Ihr königlicher, offener Blick bezähmt, wie eine heilige Macht, des Königs Grimm. Er ruft:

„Erzähle; nichts ſoll deinem Volk geſchehen;
Ich gebe,“ ſpricht er, „dir mein Wort zum Pfand.“
Und ſie: „Den Schuld'gen ſiehſt du vor dir ſtehen,
Den Raub, o Herr, verübte dieſe Hand.
Ich nahm das Bild; ich bin's, die deine Sklaven
Geſucht, auf dein Gebot; mich mußt du ſtrafen.“

So, um allein dem Schickſal zu genügen,
Beut ſie ihr Haupt für aller Rettung an,
Großmüt'ger Trug! Wer ſagt, ob ſolchen Lügen
Die Wahrheit je den Vorzug abgewann?
Der König ſchwankt; zu milderem Verfügen,
Als er gewohnt, neigt ſich der harte Mann.
Dann fordert er: „So eile zu entdecken,
Wer gab dir Rat? Wer half die That vollſtrecken?“

„Auch keinen Teil des Ruhmes wollt' ich miſſen —“
Sophronia ſpricht s— „ich gönnt' ihn mir allein;
Ich wollt' allein um dieſe Handlung wiſſen,
Ratgeber ſelbſt und ſelbſt Vollſtrecker ſein.“
„So falle,“ ruft, von Staunen hingeriſſen,
Der König aus, „auch nur auf dich die Pein!“
„Mit Recht,“ verſetzt ſie; „mir geziemt, ich trage,
So wie allein den Ruhm, allein die Plage.“

Von neuem nun ergrimmt das Ungeheuer:
„Wo,“ fragt er ſie, „haſt du das Bild verſteckt?“
Und ſie: „Ich barg es nicht, ich gab's dem Feuer,
Und glaube, daß ich Löbliches vollſtreckt.
So wird es mind'ſtens nimmermehr von neuer
Berührung einer Frevelhand befleckt.
Willſt du den Raub, den Räuber dir gewieſen:
Den ſieht du ewig nicht, hier ſiehſt du dieſen.

Doch bin ich Räuber? Hab' ich Raub begangen?
Recht iſt, zu nehmen, was uns nahm Gewalt.“
Dies hörend, knirſcht der Wütrich; ſeine Wangen
Erglühn vor Zorn, der losbricht ohne Halt.
O hoffe nicht Verzeihn, Herz ohne Bangen,
Schamhafte Seele, herrliche Geſtalt!
Vergebens macht die Liebe ſelbſt, wo wilde
Zornglut entbrennt, die Schönheit dir zum Schilde.

Man greift das ſchöne Weib; aufs neu entglommen,
Verdammt der König ſie zum Todesbrand.
Schon ſind ihr Schleier und Gewand genommen,
Die weichen Arme drückt ein rauhes Band.
Sie aber ſchweigt, von keiner Furcht beklommen;
Ein wenig nur fühlt ſie die Bruſt geſpannt,
Und es entſteht im holden Angeſichte,
Nicht fahles Bleich, ein Weiß vom reinſten Lichte.

Kund ward der große Fall; neugierig machte
Das Volk ſich auf; Olind kam mit der Schar.
Die That war ſicher, nicht, wer ſie vollbrachte;
Gleich ahnet ihm, daß die Geliebt' es war.

Doch als er die Gefangne, ſcharf Bewachte
Nicht bloß beſchuldigt ſieht, verdammt ſogar,
Und ſieht die Henker ſchon mit roher Strenge
Ihr Amt vollziehn: da ſtürzt er durchs Gedränge.

„Nicht ſie, nicht ſie hat jenen Raub begangen",
So ruft er laut, „nur Wahnſinn reißt ſie fort!
Nicht denkt, nicht wagt, nicht übt ſolch Unterfangen
Ein unerfahrnes Weib ohn' Hilf' und Hort.
Wie hat ſie nur die Wächter hintergangen?
Wie jenes heil'ge Bild entführt von dort?
Thät ſie's, ſie ſag's! Ich, Herr, ich ward zum Diebe!"
So liebt' er die Geliebte ſonder Liebe.

Dann fuhr er fort: „Ich ſtieg bei nächt'ger Weile
Dahin, wo euer Tempel Einlaß hat
Für Licht und Luft, und drang von jener Steile
Durch einen Spalt auf ungangbarem Pfad.
Mir werde Ruhm, mir werde Tod zu teile!
Nicht raube ſie die Strafe meiner That!
Mein ſind die Ketten hier; für mich entlodern
Muß dieſe Glut, mich dieſer Holzſtoß fordern!"

Sophronia hebt das Aug' und ſieht mit frommen
Mitleid'gen Blicken ſanft den Jüngling an
„Warum, unſchuld'ger Armer, biſt du kommen?
Treibt Abſicht oder Wahnſinn dich heran?
Wär' ohne dich mir wohl die Kraft benommen,
Kühn zu beſtehn, was Menſchenzorn erſann?
Wohl hab' auch ich ein Herz, nicht feig erbangend
Einſamem Tod, und kein Geleit verlangend."

So ſagt ſie ihm, doch ohne daß er wanke;
Feſt bleibt er ſtehn auf ſeiner edeln Liſt.
O großes Schauſpiel, wo in offner Schranke
Sich treue Lieb' und hohe Tugend mißt;
Wo Tod dem Sieger wird zum Siegesdanke,
Und Rettung des Beſiegten Elend iſt!
Doch mehr ergrimmt der Fürſt, je mehr ſie wagen,
Standhaften Sinns, ſich ſelber anzuklagen.

So arg verſpottet wähnt er ſich zu finden,
Daß ſie die Marter höhnen, ihm zum Hohn.
„Man glaube beiden," ſpricht er; „überwinden
Soll er und ſie, und würdig ſei der Lohn."
Er winkt der Dienerſchar, ſie greift Olinden;
Man feſſelt ihn, und gleich ſtehn beide ſchon
An einen Pfahl geſchnürt, den Rücken kehrend
Dem Rücken zu, der Blick des Blicks entbehrend.

Schon ſieht man rings den Holzſtoß ſich erheben,
Schon wird die Glut des Todes angefacht;
Da bricht der Jüngling aus mit leiſem Beben
Und ſpricht zu ihr, ihm nun ſo nah gebracht:
„Sind dies die Bande denn, die ich, im Leben
Mit dir mich zu vereinen, mir gedacht?
Iſt dieſes denn die Glut, die uns zuſammen
Das Herz entzünden ſollt' in gleichen Flammen?

Und o mein Tod, du einziges Verlangen!
O ſüße Marter! Qual, beglückt genug!
Darf nun mein Mund an deinem Munde hangen,
Verhauchen nur den letzten Atemzug
In deine Bruſt, den deinigen empfangen,
Und ſo vereinen unſrer Geiſter Flug!"
Er ſpricht's und weint; mit freundlichem Verweiſe
Ermahnet ſie den Jüngling ſolcher Weiſe:

„Andre Gedanken, Freund, und andre Klagen
Aus höherm Grund, erheiſchet jetzt die Zeit.
Willſt du der Schuld nicht denken? Nicht dir ſagen,
Wie reichen Lohn dem Frommen Gott verleiht?
Ihm dulde du, und lieblich ſei'n die Plagen,
Und trachte froh nach ſeiner Herrlichkeit.
O ſieh den ſchönen Himmel! Sieh die Sonne!
Sie tröſtet uns, ſie winkt zu höh'rer Wonne."

Hier muß ſich laut der Heiden Klag' erheben;
Es klagt der Chriſt mit leiſerm Schmerzenswort.
Beinahe reißt ein ungewohntes Streben
Zum Mitgefühl den harten König fort.
Er merkt es, zürnt, und, um nicht nachzugeben,
Kehrt er die Augen und verläßt den Ort.
Nur du, Sophronia, fremd der allgemeinen
Bekümmernis, willſt, allbeweint, nicht weinen.

So dräut die Not; da, ſieh! ſprengt durchs Gedränge
Ein Krieger, ſcheint's, von würdiger Geſtalt.
Es zeigt die Tracht, der Waffen fremd Gepränge,
Daß er aus fernen Landen hergewallt.
Des Helmes Tiger zieht den Blick der Menge —
Berühmtes Zeichen — auf ſich alſobald,
Ein Zeichen, das Klorind' im Krieg erwählet;
Man glaubt, ſie ſei's, und hatte nicht gefehlet.

Seit ihrer frühſten Jugendzeit verſchmähte
Sie ſchon der Weiber Sitt' und Lebensart.
Arachnens Arbeit, Nadel, Spinngeräte,
Ward nimmer mit der ſtolzen Hand gepaart.
Sie floh die Tracht und Weichlichkeit der Städte,
Denn Ehr' und Zucht wird auch im Feld bewahrt.
Stolz waffnet' ihr Geſicht; ihr Wohlgefallen
War ſtrenger Ernſt; doch, ernſt, gefiel ſie allen.

Als Kind ſchon lenkte ſie mit kleiner Rechten
Das mut'ge Roß, hielt's auf und trieb es an.
Bald lernte ſie mit Schwert und Lanze fechten,
Und übt' und ſtärkte ſich auf freiem Plan.
Dann folgte ſie, auf Höh'n, in Waldesnächten,
Den Leu'n und Bären nach auf rauher Bahn.
Sie ſchien, im Forſt und auf dem Schlachtgefilde,
Ein reißend Tier dem Mann, ein Mann dem Wilde.

Jetzt kehrte ſie zurück von Perſiens Strande;
Denn ſtets verfolgt die Chriſten ihre Wut:
Mit ihren Gliedern deckte ſie die Lande,
Die Wogen färbte ſie mit ihrem Blut.
Hier bietet nun zum erſten Gegenſtande
Beim Kommen ſich des Scheiterhaufens Glut.
Um das Vergehn der Schuld'gen zu erfahren,
Treibt ſie das Roß neugierig durch die Scharen.

Es weicht das Volk; und ſie, um nach Verlangen
Die beiden nah zu ſchauen, hemmt das Pferd.
Sie ſieht der einen Ruh, des andern Bangen,
Die Schwächre hier mit ſtärkerm Mut bewehrt.
Doch ſcheint auch er vom Mitleid nur befangen,
Und nicht von Schmerz, von Schmerz um ſich, verzehrt;
Sie aber, ſchweigend, feſt den Blick gen Himmel,
Scheint, vor dem Tod entflohn dem Erdgewimmel.

Klorinde fühlt der beiden bittre Plagen
So tief, daß ihr die Thrän' ins Auge ſteigt:
Doch ſcheint ihr mehr, die nicht klagt, zu beklagen,
Und minder er, der ſeufzt, als ſie, die ſchweigt.
Nicht länger ſäumend, richtet ſie ihr Fragen
An einen Greis, der neben ihr ſich zeigt:
Wer ſind die Armen? Sprich! Führt ein Verhängnis,
Führt eine Schuld dies Paar in ſolch Bedrängnis?

Der Greis erzählt kurz und genau den Fall. Sie hört erſtaunt, und beſchließt, beider Tod zu wehren. Auf ihr Geheiß werden die flammenden Brände herabgezogen. Zu den Beamten ſpricht ſie:

Daß keiner ſich erkühne, fortzufahren
In dieſer harten Pflicht der Grauſamkeit,
Bis ich den König ſprach. Was für Gefahren
Der Aufſchub droht: ich geb' euch Sicherheit.
Und es gehorchen gleich der Diener Scharen,
Bewegt durch ihres Anſehns Herrlichkeit.
Zum König eilt ſie nun, der in der Mitte
Des Weges ſchon begegnet ihrem Schritte.

„Ich bin Klorinde," ſpricht ſie, „die bisweilen
Vielleicht dir ward genannt. Bald wirſt du ſehn,
Herr, daß ich kam, mit dir den Kampf zu teilen
Für unſers Glaubens, deines Reichs Beſtehn.
Zu jedem Werk, gebeut nur, werd' ich eilen,
Nicht Hohes fürchten, Niedres nicht verſchmähn.
Willſt du der Mauern Schutz mir übertragen,
Das offne Feld: ich werde nichts verſagen.

Freudig hört dies der König und ſpricht, er glaube in ihr die Hilfe eines Heeres zu beſitzen. Wenn auch widerſtrebend, bewilligt er ſodann ihre Bitte, die beiden Verurteilten frei zu geben, doch verbannt er dieſelben aus Judäa. Beide haben ſich auf dem Scheiterhaufen in Liebe gefunden und ziehen als Gattenpaar in die Fremde. Auch die übrigen Chriſten, ſelbſt Greiſe, Frauen, Kinder, verjagt der Tyrann aus der Stadt.

Unterdeſſen ſind die Kreuzfahrer in Emmaus nahe bei Jeruſalem angekommen, und Gottfried von Bouillon befiehlt das Lager aufzuſchlagen. Da treten 2 Geſandte des Herrſchers von Aegypten ein, der ſchlaue, redegewandte Alet, der aus niederem Stande ſich zu hohen Würden emporgeſchwungen, und der kühne, au he und ſtolze Cirkaſſier Argant, der nur das Schwert gelten ließ und im ägyptiſchen Heere bis zur höchſten Stufe geſtiegen war. Sie fordern, daß die Kreuzfahrer von Jeruſalems Belagerung abſtehen ſollen. Alet ſucht durch Ueberredung zu wirken, indem er in lebhaften Farben die Gefahren der Unternehmung, die Macht ſeines Herrſchers, die Vorteile einer friedlichen Verſtändigung ſchildert. Bouillon erwidert: „Nicht die Macht der Ehrſucht hat uns hierher geleitet, ſondern Gottes Hand. Läßt dieſe uns nicht fallen, ſo iſt alles and're keiner Sorge wert. Will aber ihr Beiſtand ſich uns verſagen und ſollten wir den Tod erleiden, ſo ſoll dies gerne von uns hier geſchehen, wo Gottes Leib ſein Grabmal hatte. Deines Herrn Zuneigung wird uns freuen, doch können wir ſeinem Wunſche nicht entſprechen. Judäa und Jeruſalem zählen nicht zu ſeinem Reiche; er wehre uns nicht die Eroberung fremder Staaten.

Als beide Geſandte Abſchied nahmen, wurden ſie der Sitte gemäß beſchenkt, Alet erhielt einen Helm von hohem Wert, Argant bekam ein edles, reichverziertes Schwert. Er prüfte Härte, Pracht und Kunſt mit feinen Blicken und ſprach zu Bouillon: „Habe Dank für dein Geſchenk, bald ſollſt du ſehn, wie ich's zu brauchen denke."

Dritter Geſang.

Schon war der Morgenlüfte ſanftes Koſen,
Auroren zu verkünden, früh erwacht.
Sie kränzet noch ihr goldnes Haupt mit Roſen,
Die Edens Flur zum Schmuck ihr dargebracht:
Als murmelnd, wie bewegter Wellen Toſen,
Das Heer ſich ſchon zum Aufbruch fertig macht,
Eh noch die Kriegstrommeten ſich erheben
Und hellern Klangs das frohe Zeichen geben.

Ein jeder trägt an Herz und Füßen Flügel
Und fühlt doch nicht, wie raſch er fortgerannt.
Doch höher ſchwingt die Sonne nun den Zügel
Und ſpaltet, heißern Strahls, das dürre Land:
Da ſieh, Jeruſalem! Dort Zions Hügel!
Da ſieh! Jeruſalem zeigt jede Hand;
Da ſieh! es rufen Tauſend nun und Tauſend:
Jeruſalem! in frohem Gruß erbrauſend.

So, wann ein kühnes Volk auf ſchwachen Schiffen
Dem ungewiſſen Meere ſich vertraut,
In fremder Zon' umringt von Felſenriffen,
Vom Sturm umheult, dem Tod entgegenſchaut,
Und nun ſein Blick das ferne Land ergriffen,
Erſchallt ſein Gruß mit hellem Jubellaut;
Und einer zeigt's dem andern, und vergeſſen
Sind Müh' und Not des Wegs, den ſie durchmeſſen.

Doch nach der Freude, der ſie ſich ergeben,
Vom erſten Anblick wunderbar entzückt,
Fühlt jeder ſein zerknirſchtes Herz erbeben,
Von heil'ger Scheu und Ehrfurcht tief gedrückt.
Kaum wagen ſie, das Aug' empor zu heben
Zu jener Stadt, die Chriſtus einſt beglückt,
Wo er verſchied und wo er ward begraben,
Wo dann die Glieder ihn aufs neu' umgaben.

Gebrochnes Aechzen, halb erſticktes Weinen,
Schmerzvolles Seufzen, klagendes Geſtöhn
Der Scharen, welche Freud' und Schmerz vereinen,
Erfüllt die Luft mit murmelndem Getön,
Wie man's vernimmt in dichtbelaubten Hainen,
Wann leiſer Wind herabfährt aus den Höh'n;
Wie das bewegte Meer, mit hohlem Sauſen,
Ans Ufer hin durch Klippen pflegt zu brauſen.

Barfüßig, nach der Führer Beiſpiel, wallen
Die Völker nun, da man der Stadt ſich naht;
Und abgelegt wird demutsvoll von allen
Gold, Seide, Helmſchmuck, jeder eitle Staat.
So auch der Herzen ſtolze Kleider fallen,
Und heiße Zähren netzen fromm den Pfad;
Und doch, als ob der Thränen Quell verſchloſſen,
Klagt reuig ſo ein jeder der Genoſſen:

Wo du, o Herr! das Erdreich ließeſt ſaugen,
In tauſend Strömen, dein geheiligt Blut,
Kann ſolches Leids Gedächtnis mir nicht taugen,
Zwei Bäche dir zu weihn von bittrer Flut?
O kaltes Herz! warum nicht durch die Augen
Strömſt du dahin, geſchmelzt in Thränenglut?
O hartes Herz! gleichſt du noch jetzt den Steinen?
Weinſt du nicht heut, ſo mußt du ewig weinen!

Unterdeſſen hatte auch einer der Turmwächter den ſich heranwälzenden Heereszug bemerkt. Laut rief er die Bürger zu den Waffen und auf die Wälle. Klorinde ſprengte mit ihrer Schar den Franken entgegen. Auf des Feldherrn Befehl ſtellte ſich ihr Tankred mit den Seinen entgegen. Mit eingelegten Lanzen treffen ſich die Beiden an die Viſiere: Klorindens Helm ſtürzt herab, ihre gold'nen Locken löſen ſich und in der Männerrüſtung erſcheint ein holdes Mädchenangeſicht.

Ihr Auge flammt, als ob es Blitze ſprühte,
Im Zorne hold; wie wär's im Lächeln gar?
Was ſchaut Tankred? Was ſinnſt du im Gemüte?
Wird dir das vielgeliebte Bild nicht klar?
Dies iſt das Antlitz, das dich ganz durchglühte;
Sag's dir dein Herz, das längſt ſein Tempel war.
Dies iſt ſie, die du einſt an ſtiller Quelle
Die Stirne kühlen ſahſt mit klarer Welle.

Sie haut auf ihn, er kann nicht wieder hauen,
Nicht ſo bedacht auf Schutz und Widerſtand,
Als ihr ins Aug', ins Angeſicht zu ſchauen,
Wo Amor nie umſonſt den Bogen ſpannt.
Er ſpricht zu ſich: Wohl fehlet von den rauhen
Schwertſtreichen mancher der bewehrten Hand;
Doch ihrem Antlitz, unbewehrt und offen,
Fehlt nie ein Streich, ſtets wird mein Herz getroffen.

Er will, zwar hoffnungslos ſie zu erweichen,
Als ſtummer Liebender nicht aus der Welt;
Sie wiſſ' es erſt, daß ſie mit ihren Streichen
Den wehrlos zitternden Gefangnen fällt.
Drum ſagt er ihr: „Du, die nach allen Zeichen
Mich hier allein für ihren Gegner hält,
Komm aus der Schlacht; ſo können wir, vom Toben
Der Menge fern, du mich, ich dich erproben.

Dann wird man beſſer ſehn, ob meine Stärke
Der deinen gleicht." Sie nimmt den Vorſchlag an;
Als ob ſie kaum des Helms Verluſt bemerke,
Sprengt kühnlich dem Betäubten ſie voran.
Kaum ſind ſie fern, ſo ſchreitet ſie zum Werke;
Schon hat ſie einen mächt'gen Hieb gethan,
Da ruft er aus: „Halt' ein mit Blutvergießen,
Daß vor dem Kampf wir Kampfverträge ſchließen.

Sieh her! Die Arme ſenk' ich, nicht verſagen
Soll ſich die Bruſt; was zaudert nun dein Stoß?
Soll ich dein Werk erleichtern? Ohne Zagen
Leg' ich den Panzer ab, willſt du ſie bloß."
Wohl hätte länger noch in bittern Klagen
Tankred bejammert ſein unſelig Los;
Allein ihn hemmt unzeitig eine Menge
Von Heiden und von Franken im Gedränge.

In Flucht gejagt vom Chriſtenheere, weichen
Die Paläſtiner, Furcht ſei's oder Liſt.
Ein Franke, der im Winde wehn die reichen
Goldlocken ſieht, hebt, ruchlos wie er iſt,
Die Hand empor, um im Vorüberſtreichen
Sie da zu hau'n, wo ſie der Deckung mißt.
Allein Tankred gewahrt's und wirft den Degen
Mit lautem Schrei dem mächt'gen Hieb entgegen.

Wie ſchnell er auch zu ihrer Hilf' erſchienen,
Ward doch vom Hieb der weiße Hals verletzt.
Doch ſtreift' er kaum; die blonden Locken ſchienen,
Von wenig Tropfen ihres Bluts benetzt,
Dem Golde gleich, das ſchimmernd mit Rubinen
Des hochberühmten Künſtlers Hand beſetzt.
Doch der ergrimmte Fürſt eilt jenem Schlechten
Voll Eifer nach, das Schwert in ſeiner Rechten.

Unterdeſſen wütet der Kampf fort. Die fliehenden Moslims kehren an der Stadtmauer gegen die Chriſten um, denen Argant vom Gebirge her in den Rücken fällt. Rinaldo wirft ihn zwar aus dem Sattel, ſtürzt aber ſelbſt mit dem Pferde, wodurch der Gegner entkommt. Dieſer wütet nun unter den Kreuzfahrern und ſelbſt der greiſe Held Dudo fällt unter ſeinen Streichen. Auf die Kunde davon flammt die Wut der Chriſten furchtbar auf. Rinaldo voran, treiben ſie die Feinde hinter die Stadtmauern, bis ein Befehl des Feldherrn die Sieger zurückruft. Obwohl knirſchend und in Gebärde wie Stimme den ſchlecht verhehlten Grimm zeigend, gehorchte der Held augenblicklich dem Gebote des Feldherrn. Des edlen Dudo Leiche nahmen die Franken mit ſich. Indes hat Bouillon von einem Hügel aus Jeruſalems Lage und Feſtungswerke beſichtigt.

Auf zweien Hügeln iſt die Stadt erhoben,
Ungleicher Höh', einander zugewandt;
Ein Thal, das in die Mitte ſich geſchoben,
Trennt wie die Stadt, ſo beider Hügel Wand.
Drei Seiten führen mühſam nur nach oben,
Die vierte ſteigt kaum merklich auf dem Land;
Doch iſt die ebne Seite, die gen Norden,
Durch hohe Mauern um ſo feſter worden.

Im Innern fehlt's dem Orte nicht an Teichen,
Ziſternen und lebend'ger Quellen Flut;
Doch weit umher kein Waſſer zu erreichen,
Verbrannt der Boden durch der Sonne Glut.
Kein Strauch erblüht und keine Bäume reichen
Dem Wandrer Schutzwehr vor des Mittags Wut;
Nur iſt drei Stunden fern ein Wald zu ſchauen
Von gift'gem Schatten voll und düſterm Grauen.

Der edle Jordan ſtrömt auf jener Seite,
Wo man erblickt des neuen Tags Beginn;
Gen Abend ſtreckt ſich bis in ferne Weite
Des Mittelmeeres ſand'ges Ufer hin.
Gen Nord liegt Bethel, die Altäre weihte
Dem goldnen Stier; Samaria weiterhin;
Und da, woher der feuchte Südwind regnet,
Bethlem, durch die Geburt des Herrn geſegnet.

Indem Bouillon die Mauern nun und Zwinger
Der Stadt beſchaut, die Gegend und das Land,
Sinnt, wo zu lagern ſei und wo geringer
Bei einem Sturm der Mauern Widerſtand,
Nimmt ihn Erminia wahr, zeigt mit dem Finger
Auf ihn und ſpricht, zum Aladin gewandt:
„Dort iſt Bouillon, vom Purpur ſtolz umfaltet,
So herrlich und ſo königlich geſtaltet.

Er iſt fürwahr zum Oberherrn geboren,
So ganz iſt ihm die Herrſcherkunſt verliehn.
Doch doppeltes Verdienſt iſt ihm erkoren:
Als Ritter wie als Führer preiſt man ihn.
Ihm iſt von allen, die zum Kreuz geſchworen,
An Mut und Klugheit keiner vorzuziehen;
Nur Raimund iſt im Rat, es ſind in Schlachten
Rinald nur und Tankred ihm gleich zu achten."

Nach ſeiner Rückkehr befiehlt der Feldherr das Lager zu ordnen, das faſt den 3. Teil der Feſtung umſchlingt, ordnet den Bau von Feſtungen an. In der nächſten Morgenhelle findet Dudo's Leichnam feierlich unter einer Palme ihre Ruheſtätte und dann beginnt der Bau eines hölzernen Belagerungsturmes.

4. Geſang.

Als dieſe nun das ſchöne Werkzeug bauen,
Das bald die hohe Stadt beſtürmen ſoll,
Erhebt der Menſchen großer Feind mit Grauen,
Auf Chriſti Volk den Blick, von Tücke voll.
Er ſieht der Scharen freudiges Vertrauen,
Zerbeißt die Lippen beide ſich vor Groll
Und haucht wie ein verletzter Stier die Schmerzen
Mit Aechzen und Gebrüll aus ſeinem Herzen.

Das größte Weh den Chriſten zu bereiten,
Iſt nun ſogleich ein ganzer Geiſt bedacht.
Zuſammen ruft er ſchnell von allen Seiten
In ſeine Burg den grauſen Rat der Nacht.
Als wär' es — Thor! — ein leichtes nur, zu ſtreiten
Den großen Kampf mit Gottes heil'ger Macht;
Thor! der den Himmel wagt herauszufordern,
Vergeſſend ſchon, wie Gottes Blitze lodern.

Es ruft dem grauſen Volk urnächt'ger Klüfte
Der hölliſchen Poſaune heiſ'rer Ton.
Ihr zittern rings die weiten ſchwarzen Grüfte,
Des Orkus Nacht rückhallt ihr rauhes Drohn.
So ſchmettert nie der Blitzſtrahl durch die Lüfte
Herab aus höchſter Himmelregion;
So bebt die Erde nie mit wildem Stoße,
Wann ſie die Dünſte preßt im ſchwangern Schoße.

Rings ſammeln ſich an hoher Pforte Stufen
Des Abgrunds Götter raſchen Flugs ſofort:
Scheuſal', aus Nacht und Graun hervorgerufen,
Verderben ſprühend aus dem Aug', und Mord.
Hier ſtampfen ſie den Grund mit Tiereshufen,
Um Menſchenſtirn wehn Schlangenhaare dort;
Ein ungeheurer Schweif erſcheint bei allen,
Der, Peitſchen gleich, ſich dehnen läßt und ballen.

Die ſetzten ſich zur Rechten, die zur Linken
Um den gewalt'gen Schreckenskönig her.
In Pluto's Hand ſieht man das Zepter blinken,
Das ungeheure Zepter, roh und ſchwer.
Nicht Calpes noch des Atlas hohe Zinken,
Kein Bergfels iſt und keine Klipp' im Meer,
Die man vor ihm nicht kleine Hügel glaubte;
So ragt er auf mit hornbewehrtem Haupte.

Den ſtolzen Geiſt erhebt dem Schreckenvollen
Der Ungeſtalt furchtbare Majeſtät.
Der roten Augen Paar, von Gift gequollen,
Flammt wie ein unheilbringender Komet;
Sein Kinn umhüllt ein Bart, der, dick geſchwollen,
Bis auf die borſt'ge Bruſt herniederweht.
Es öffnen ihm gleich ungeheuern Tiefen
Die Kiefern ſich, die ſchwarz von Blute triefen.

Wie aus des Aetna Feuerſchlund mit Krachen
Glut, Schwefeldampf und Donner ſteigt empor,
So ſtürzt ſich jetzt aus ſeinem wilden Rachen
Der Atem ſchwarz und glutgemiſcht hervor.
Ihm ſchweigt der Laut des hundertköpf'gen Drachen,
Und Cerberus verſtummt am Höllenthor;
Es ſtocket der Cocyt, die Gründ' erzittern,
Und ſeine Stimm' erſchallt gleich Ungewittern;

„Des Orkus Mächte, würd'ger dort zu wohnen,
Hoch über Sonnen, wo eu'r Mutterland;
Die einſt der große Fall von ſel'gern Thronen
Mit mir in dieſe düſt're Kluft gebannt:
Der alte Zorn des Herrſchers jener Zonen
Und unſer hoher Plan ſind längſt bekannt.
Er aber lenkt die Sterne nun als Meiſter
Und richtet uns als widerſpenſt'ge Geiſter."

„Und fern vom heitern Tag, der uns umfloſſen,
Der Sonne Pracht, der Sterne goldnen Kranz,
Hält er in dieſem Abgrund uns verſchloſſen,
Verſagt auf ewig uns den alten Glanz.
Und dann — weh mir! von ſeines Zorns Geſchoſſen
Traf keins mein Innerſtes ſo tief, ſo ganz! —
Ließ er den Menſchen Himmelsbürger werden,
Aus ſchlechtem Staub geboren auf der Erden."

„Und nicht genug; zu unſerm Sturz verſchworen,
Gab er dem Tode ſelbſt den ein'gen Sohn.
Er kam herab, brach von des Orkus Thoren
Das Siegel los, trat kühn vor unſern Thron;
So viele Seelen, uns zur Beut' erkoren,
Führt' er dem Himmel zu und, uns zum Hohn,
Schwang triumphierend er auf jenen Bahnen
Als Sieger der beſiegten Hölle Fahnen."

„Daß unſre Bilder ſtürzen vom Altare,
Der umgeweiht, ihm künftig Opfer zollt?
Daß man nur ihm Gelübde zahl', ihm ſpare
Des Weihrauchs Duft, ihm ſpende Myrrh' und Gold?
Daß man vor uns die Tempel jetzt verwahre,
Wo alles ſonſt uns eigen war und hold?
Daß wir den Zoll ſo vieler Seelen miſſen,
Und Pluto herrſch' in öden Finſterniſſen?"

„Ha, nimmermehr! Noch iſt er nicht entſchwunden
Aus uns, der Geiſt der alten Tapferkeit,
Als wir, mit Stahl und Flammen kühn umwunden,
Des Himmels Macht bekriegt in edelm Streit.
Und wurden wir im Kampf auch überwunden,
War der Gedanke doch voll Göttlichkeit.
Zwar kam der Sieg den Glücklichern zu gute;
Uns blieb der Ruhm von unbeſiegtem Mute."

„Doch warum euch zum Zögern noch verdammen?
Eilt meine Treuen, meine Macht und Kraft!
Eilt, und verderbt das ſchuld'ge Volk zuſammen,
Eh' es zum Krieg ſich neue Stärke ſchafft;
Vertilgt im Reich Judäas dieſe Flammen,
Eh' ihre Glut noch weiter um ſich rafft.
Stürz auf ſie ein, und zum Verderb der Chriſten
Braucht jetzt Gewalt und jetzt Betrug und Liſten."

„Geſchick ſei, was ich will! Umher zu irren
Sei dieſes Los; den treffe Todesqual;
Der ſoll verſenkt in Lieb' und Wolluſt girren,
Ein ſüßer Blick ſei Gottheit ſeiner Wahl.
Aufruhr und Zwietracht ſoll das Volk verwirren
Und lenken auf den Führer ſelbſt den Stahl.
Das ganze Heer verderb' und alle Kunde
Und Spur von ihm geh' auf einmal zu Grunde!"

Die böſen Geiſter eilten, mittels ihrer Liſten den Kreuzfahrern Verderben zu bereiten. Einer derſelben flog zu Hydraot, dem zaubermächtigen greiſen Herrſcher von Damaskus. Dieſer hatte aus den Sternen geleſen, daß Krieg mit den Franken drohe, der Ausgang des ſelben aber blieb ihm verhüllt, und er wähnte, den Chriſten beſcheide das Geſchick Verderben, den Aegyptern Sieg; an dieſem wollte er nun auch Anteil haben. Unter ſolchen Gedanken nahte ihm der Böſe, und gab ihm ein, wie er am beſten ſeinen ſchlimmen Zweck erreiche. Bei dem Fürſten lebte Armida, ſeine Nichte, der an Schönheit, Frauenliſt und Zauberkunſt keine Frau im Morgenlande gleich war. Dieſe fordert Hydraot auf, in dem Lager der Chriſten als verfolgte Jungfrau zu erſcheinen und durch die Macht ihrer Schönheit die vornehmſten Krieger zu bethören und auf ihr Schloß zu locken. Armida willigt ein und begibt ſich auf geheimen Pfaden in das Frankenlager.

Der Schönheit Glanz in einer höhern Feier
Sah Delos, Cypern, Argos nie zuvor.
Ihr goldnes Haar glänzt durch den weißen Schleier
Bald nur hindurch, bald ſtrahlt es frei hervor:
So, wann der Himmel heitrer wird und freier,
Blinkt bald die Sonne durch den Wolkenflor;
Bald, dem Gewölk entwallt, im Strahlenkranze
Bricht ſie hervor mit doppelt hellem Glanze.

Mit neuen Locken ſchmückt der Weſte Koſen
Ihr Haar, das ſchon Natur in Locken flicht.
In ſich gewandt den Blick, den anſpruchsloſen,
Zeigt ſie der Lieb' und eigne Schätze nicht.
Sanft miſchet ſich die Farbe zarter Roſen
Zum Elfenbein auf ihrem Angeſicht,
Indes, vom ſüßen Hauch der Lieb umfächelt,
Die Roſ' allein auf ihrem Munde lächelt.

Euſtaz, des Feldherrn Bruder, wagt es, der erſte, ſie anzuſprechen, und, bezaubert von ihrer Schönheit, führt er ſie zu Gottfried, von dem ſie freundlich und milde aufgenommen wird. Sie erzählt nun trugvoll eine erlogene Lebensgeſchichte. Sie ſei die Erbin von Damaskus; ihr Vormund und Oheim habe ſie wollen vergiften laſſen, weil ſie die Vermählung mit ſeinem an Leib und Seele gleich häßlichen Sohne verabſcheute. Ein treuer Diener ihrer verſtorbenen Eltern ſei ihr Mittler zur Flucht geworden. Glücklich habe ſie die Grenze erreicht, aber nun habe der Thronräuber ihren reinen Ruf verläumderiſch beſudelt, ſtelle ihrer Freiheit nach und drohe ihr ſchmachvollen Tod.

Sie ſchließt mit den Worten:

Und wohl erreichen wird ſein arges Drohen
Das Ziel, das ſich der Wüterich geſetzt;
Und löſchen meine Thränen nicht die Lohen
Der Zornesglut, löſcht ſie mein Blut zuletzt,
Wenn du's nicht wehrſt. In deinen Schutz geflohen
Komm ich, o Fürſt! ſchuldlos, verwaiſt, entſetzt;
Und dieſe Thränen netzen deine Füße,
Damit ich nicht mit Blutesſtrömen büße.

Bei dieſen Füßen, die den Stolz zermalmen,
Bei dieſer Hand, die wohl den Frommen thut;
Bei deiner Siege nie befleckten Palmen,
Bei dieſen Tempeln, die du nahmſt in Hut;
Hilf auf, du kannſt es, meiner Hoffnung Halmen
Und wahre mir des Reichs, des Lebens Gut,
Aus Mitleid; doch kein Mitleid ſoll dich rühren,
Wenn nicht auch Recht und Billigkeit dich führen.

Du, der vom Himmel ſelbſt zum Los empfangen,
Daß er Gerechtes will, Gewolltes kann:
Mein Leben retten und mein Reich erlangen,
Du kannſt es; denn dein iſt's, wenn ich's gewann.
Von all den Helden, die ich hier umfangen,
Vertraue zehn nur meiner Führung an.
Der Adel iſt mir treu, das Volk ergeben;
Drum genügen ſie, mich auf den Thron zu heben.

Ja, einer von des Reiches erſten Saſſen,
Der ein geheimes Thor der Burg bewacht,
Will's öffnen, ſagt er, um uns einzulaſſen
Bei nächt'ger Zeit. Nur rät er mit Bedacht,
Um Beiſtand dich zu bitten; denn verlaſſen
Will er ſich mehr auf deine kleinſte Macht,
Als auf die Heere, die von andern kamen;
So ſchätzt er dein Panier und ſelbſt den Namen.

Sie ſchwieg. Bouillon weigert der Schönen Erfüllung ihrer Bitte im Hinweiſe darauf, daß es die erſte Pflicht der Kreuzfahrer ſei die heilige Stadt zu befreien, dann aber ſolle es jedem Krieger freiſtehen ſich ihrer Sache zu weihen.

Da tritt Euſtaz kühn hervor und ſpricht zu ſeinem Bruder: Nicht einer der Fürſten, der Heeresführer, ſoll ſich ſeiner Pflicht entziehn, uns freien Ritter obliegt es, bedrängten Frauen zu Hilfe zu eilen, aus unſerer Mitte kannſt du die Rechtsbeſchützer wählen; denn ſo wills unſerer Ritterpflicht." Alle Ritter begleiten dieſe Worte mit Beifallsgeſchrei und vereinen ihre Bitten mit den ſeinen.

„Wohl", ſpricht Bouillon, „ich gebe mich gefangen
Und will ſo vielen nicht entgegen ſein.
Erfüllet werde, wenn's euch dünkt, ihr Trachten,
Nach euerm zwar, doch nicht nach meinem Achten."
„Doch, wollt ihr Gottfrieds Rat nicht unnütz wähnen,
Sei nicht zu viel der Leidenſchaft vertraut!"
Dies ſagt er nur, und ſchon genügt es jenen,
Weil alles nur auf die Gewährung ſchaut.
O Zauberkraft in eines Weibes Thränen,
In einer ſüßen Zunge Schmeichellaut!
Anmut'ger Lipp' entſteigen goldne Ketten,
Und keiner iſt aus ihrer Haft zu retten.

Euſtaz verkündet dies der Jungfrau und mit ſüßen Worten weiß ſie zu danken.

Nach allen Seiten wirft die ſchlaue Schöne ihre Netze aus und jeden, der ihr naht, verſteht ſie nach ſeiner Art zu gewinnen, ſo daß die meiſten der freien Ritter, dieſes Kernes des Kreuzheeres, vor Begierde brennen, dasſelbe zu verlaſſen und Armiden zu folgen.

5. Geſang.

Nicht ohne Bangen ſann Gottfried nach, welchen unter den eifrig ſich herandrängenden Rittern er für Armidas Dienſt beſtimmen ſolle. Zuletzt entſchied er ſich dafür, an des gefallenen Helden Dudo ſtatt, einen Führer der freien Ritter zu gewinnen und dieſem die Auswahl zu überlaſſen. So ruft er denn dieſelben zuſammen, verkündet ihnen ſeinen Entſchluß.

Euſtaz, auf Rinaldos Tapferkeit und noch mehr auf deſſen Schönheit eiferſüchtig, wünſcht dieſen von der Mitbewerbung um Armidas Gunſt fern zu halten und ſucht ihn zu beſtimmen, das ehrenvolle Amt Dudos aus Ruhmbegierde anzuſtreben; er ſelbſt wolle für ſeine Wahl wirken. Rinaldo merkt wohl die Abſicht, aber nur von dem Gedanken beherrſcht Dudo's Fall an Argant zu rächen, geht er auf den Gedanken ein. Als Abkömmling des norwegiſchen Königshauſes glaubt jedoch Gernand natürlichen Anſpruch auf den erſten Rang zu haben, und Zorn und Neid entbrennen in ſeinem Herzen, da er merkt, die Mehrzahl der Genoſſen neige ſich dem Wettbewerber zu. Die ſchlimme Neigung ſeines Innern macht ihn zur Beute des böſen Geiſtes welcher ihn durch immer neue Einflüſterungen auf der Bahn des Haſſes vorwärts zu treiben ſucht. Zuerſt im Stillen, dann immer lauter ſpricht er gegen Rinaldo, hebt deſſen Fehler hervor, verkleinert deſſen Vorzüge, ſchilt ihn hochmütig und aufgeblaſen, nennt ſeinen Mut Verwegenheit und Raſerei. Als er einſt auf dem Turnierplatz wieder gegen dieſen die giftige Zunge kehrt, ſo daß der Geſchmähte es hört, hält dieſer nicht mehr den Zorn; den Degen in der Fauſt, ſtürzt er mit den Worten: „Du lügſt!" wild auf den Verleumder. Von allen Seiten ſtrömt das Volk herbei. Vergebens ſuchen Beſonnene den Zweikampf zwiſchen Kreuzfahrern zu hindern. Rinaldo durchbricht die ihn umgebenden Maſſen, dringt auf Gernand ein und ruht nicht, bis er ſein Schwert in des Feindes Blut getaucht hat Ein Freund des Erſchlagenen benachrichtigt den Feldherrn, welcher den Kriegsrat beruft und ſtrenge Beſtrafung fordert. Raimund ſtimmt dem Feldherrn bei, Tankred aber ſucht Rinaldo auf und berichtet ihm, was geſchehen, beſchwört ihn, nicht den Bürgerkrieg in das Kreuzheer zu tragen, verweiſt ihn auf das eigene Beiſpiel und giebt ihm den Rat, für einige Zeit nach Antiochien zu Fürſt Bohemund zu gehen. Rinaldo giebt nach und verläßt nur von 3 Knappen begleitet das Lager.

Durch Guelf, der ſeinen Neffen mutig vertritt, wird auch Bouillon von dem Vorgefallenen in Kenntnis geſetzt.

Unterdes hat Armida die meiſten freien Ritter an ſich gezogen, nur an Gottfried und Tankred waren ihre Lockungen geſcheitert.

An dem feſtgeſetzten Tage werden durch das Los 10 Ritter beſtimmt, welche Armiden Damaskus erkämpfen ſollen, im Triumph zieht ſie mit ihnen fort. In der nächſten Nacht verläßt zuerſt Euſtaz das chriſtliche Lager und ihm folgen andere Ritter, um ſich der Verführerin anzuſchließen, obwohl ſie nicht der Zahl der Ausgeloſten angehören. Kaum hat Gottfried bei Tagesgrauen die Kunde von ſo vieler Kämpfer Flucht vernommen, als ein 2. Unglücksbote hereinſtürzt und verkündet, der Zug mit dem ſehnlichſt erwarteten Mundvorrat ſei in die Hände räuberiſcher Stämme gefallen. Als die Schreckensnachricht ſich verbreitet und das Volk Hungerstod befürchtet, mahnt Gottfried mit verſtändigen Worten vor Verzweiflung und ermutigt die Verzagten.

6. Geſang.

Argant tritt vor den König, tadelt deſſen Unthätigkeit und ſchlagt vor, den ganzen Streit durch einen Zweikampf zwiſchen ihm und einem Chriſtenhelden zu entſcheiden. Aladin wünſcht den Einzelkampf vermieden, da er baldige Hilfe durch Soliman, dem von den Franken vertriebenen Fürſten von Nicäa erwarte. Eben dieſe Kunde entflammt den ehrſüchtigen Argant noch mehr und heftiger als früher beſteht er auf ſeinem Willen, bis Aladin nachgiebt. Nun ſendet Argant einen Herold ins Lager der Kreuzfahrer, der dem Feldherrn und dem Heeresbunde die Ausforderung bringen ſoll.

Mit Erlaubnis des Oberfeldherrn ſtellt ſich ihm Tankred entgegen nachdem der Aegypter den tapferen Otto beſiegt hatte.

Als beide nun, wetteifernd, wild und heftig,
Des Stolzes Grimm geſpornt durch Droh'n und Schrei'n,
Da wenden ſie die Roſſe, gleich geſchäftig,
In weitem Ring, um Raum ſich zu verleihn.
Hier ſtärk', o Muſe, mir die Stimme kräftig,
Und hauche Wut, gleich jener Wut, mir ein
Daß nicht der Thaten Ruf mein Lied verhöhne,
Und im Geſang der Waffen Hall ertöne!

Nun ſtemmt der Helden jeder, feſt im Bügel,
Die knot'ge Stang' und richtet ſie empor.
Nie war des Laufs, des Sprunges, nie der Flügel
Geſchwindigkeit ſo ungeſtüm zuvor,
Nie Wut gleich der, womit verhängt die Zügel,
Hier ſtürmt Tankred und dort Argant hervor.
Die Lanzen brechen an dem Helm, und tauſend
Lichtfunken, Splitter, Spän' entfliegen brauſend.

Nur von des Stoßes mächt'gem Widerhalle
Bebt rings die Erd' und das Gebirg erkracht;
Doch widerſteht dem ungeheuern Pralle,
Nicht winkend nur, der ſtolzen Häupter Macht.
Die Roſſe bringt der heft'ge Stoß zum Falle,
Und aufzuſtehn hat keins ſo ſchleunig acht.
Das große Kämpferpaar, den Bügel laſſend,
Zieht nun das Schwert, Fuß auf dem Boden faſſend.

Vorſichtig folgt dem Hieb des andern Rechte,
Dem Schritt der Fuß, dem Blick das Auge nach.
Man dringt heran, weicht, kreiſt ſich im Gefechte
Und wechſelt Lag' und Stellung tauſendfach;
Droht bald, als ob man hier zu treffen dächte,
Und wo man nicht gedroht, trifft man hernach;
Scheint bald, hier oder da, ſich bloß zu geben,
Und ſucht die Liſt durch Gegenliſt zu heben.

Dem Heiden zeigt Tankred, in hitz'gem Streite,
Vom Schild und Schwert die Seite frei und bloß;
Der eilt zum Hieb, und läßt die ganze Breite
Der linken Hüft indes verteid'gungslos.
Nun ſchlägt Tankred, abwehrend, auf die Seite
Des Feindes Stahl, und giebt ihm einen Stoß;
Schnell weicht er dann und ſetzt, nach dieſem Schlage,
Sich wohl gedeckt in die gehör'ge Lage.

Als nun Argant ſich muß beſudelt ſchauen
Vom eignen Blute, das der Wund' entquoll:
Da brüllt er laut, mit ungewohntem Grauen,
Von Grimm und Schmerz ganz übertäubt und toll,
Hebt mit der Stimme gleich da Schwert zum Hauen
Und ſtürzt ſich, blind vor Ungeſtüm und Groll,
Auf ſeinen Feind, und muß verletzt ſich finden
Durch Stich, wo Arm und Schulter ſich verbinden.

Wie im Gebirg ein Bär, wann er die Spitze
Der harten Lanze fühlt, von Wut verzehrt,
Entgegen ſtürmt den Waffen, ſchnell wie Blitze,
Und nicht mehr an Gefahr und Tod ſich kehrt:
So wild entlodert des Cirkaſſers Hitze,
Da Wund' auf Wunde, Schmach auf Schmach ſich mehrt;
Und voll Begier zu rächen die Beleid'gung,
Höhnt er Gefahr und denkt nicht an Verteid'gung.

Tollkühnen Muts, vor Ingrimm faſt von Sinnen,
Und ſtark und unermüdlich von Natur,
Kreiſt er das Schwert mit ſolchem Wutbeginnen,
Daß rings der Himmel blitzt, erbebt die Flur.
Der andre kann nicht Zeit zum Hau'n gewinnen,
Noch ſich zu decken, kaum zu atmen nur,
Und keine Schutzwehr, die ihn ſicher ſtelle
Vor des Zirkaſſers Rieſenkraft und Schnelle.

Die Völker beid', erfaßt von tiefem Schauer,
Sehn dieſen Kampf, ſo graunvoll wunderbar,
Und ſchweben bald in Freude, bald in Trauer,
Wie Vorteil jetzt ſich zeigt, und jetzt Gefahr.
Und doch erhebt ſich in des Kampfes Dauer
Kein Wink, kein Laut bei ſo unzähl'ger Schar;
Vielmehr ſteht jeder ſtill und ohne Regung,
Und nur das Herz bleibt zitternd in Bewegung.

Die anbrechende Nacht macht dem Kampfe ein

Ende, doch wurde der Morgen des 6. Tages zur Fortſetzung beſtimmt.

Dem Gefechte hatte von einem Turme der Königsburg aus auch Erminia, eine mohamedaniſche Prinzeſſin von Antiochien, verzagten Herzens zugeſehen. Ihr Vater Kaſſan hatte Leben und Reich im Kampfe an Tankred verloren; ſie ſelbſt war als Gefangene in des Siegers Hände gefallen, aber von ihm als Königin geehrt und mit allen ihren Schätzen ungekränkt entlaſſen worden. Dieſe edle Sinnesart, Tankreds ganzes Weſen und Wohlgeſtalt hatten auf die königliche Jungfrau unverlöſchlichen Eindruck gemacht und ſie fühlte ihr Herz für immer an den Helden gefeſſelt.

Ihrer Mutter verdankte ſie die Kenntnis wunderbarer Heilmittel und wünſcht damit Tankreds Wunden zu heilen.

In Klorindens Kriegerkleidung gehüllt, verläßt ſie die Stadt und reitet gegen das Chriſtenlager. Während ſie auf die Rückkunft eines an Tankred abgeſandten Boten wartet, wird ſie von 2 chriſtlichen Rittern, Brüdern, entdeckt, für Klorinde gehalten und von dem einen Bruder verfolgt.

Der andere aber eilt ins Lager, um von dem Geſchehenen Nachricht zu bringen. Als Tankred davon hört, denkt er: „Sie iſt um meinetwillen in Not gekommen." Er ſpringt vom Lager, bewaffnet ſich notdürftig, beſteigt ſein Roß und jagt den Spuren der Verfolgten und den Verfolgern nach.

7. Geſang.

Indeſſen war in dunkle Wälderſchatten
Erminiens Roß mit ſeiner Laſt geflohn;
Denn freien Lauf muß ihm die Hand geſtatten,
Und zwiſchen Tod und Leben ſchwankt ſie ſchon.
Der Gaul durchſtreift, nach Willkür ohn' Ermatten
So manchen Pfad der wald'gen Region,
Daß ſie zuletzt der andern Blick' entſchwindet,
Und man die Jagd nunmehr vergeblich findet.

Sie irrt die Nacht, den Tag, mit blindem Jagen,
Von keiner Leitung, keinem Rat beſtimmt;
Und ihre Thränen nur und ihre Klagen
Sind alles, was ſie ſchauet und vernimmt.
Doch als die Sonne nun vom ſchönen Wagen
Die Roſſe löſt und tief im Meer verglimmt,
Naht ſie dem Jordan ſich auf irrem Pfade;
Hier ſteigt ſie ab und wirft ſich ans Geſtade.

Nicht eher wacht ſie auf, bis von den Zweigen
Der Vögel Heer mit Zwitſchern grüßt den Wald,
Die Wogen murmeln, ſich die Büſche neigen,
Und Morgenluft um Well' und Blume wallt.
Die matten Augen öffnen ſich und zeigen
Ihr rings der Hirten ſtillen Aufenthalt;
Ihr deucht, es ruf' aus Well' und Laub ein Tönen
Sie nun zurück zum Weinen und zum Stöhnen.

Doch da ſie weinend folgt dem Schmerzensdrange,
Füllt auf einmal ein heller Schall ihr Ohr,
Als miſche ſich mit hirtlichem Geſange,
Wie ihr bedünkt, ein kunſtlos Haberrohr.
Nun ſteht ſie auf und nähert ſich dem Klange,
Und aus dem Schatten blickt ein Greis hervor,
Der Körbe flicht, von ſeiner Herd' umgeben,
Indes drei Kinder den Geſang erheben.

Als dieſe nun die fremden Waffen ſchauen,
Erſchrecken ſie und fürchten ſchon Gefahr
Doch jene weckt mit holdem Gruß Vertrauen,
Das Aug' enthüllend und das goldne Haar:
„Ihr, die der Himmel liebt, nehmt ohne Grauen,"
So redet ſie, „der ſchönen Arbeit wahr;
Denn keinen Krieg ſoll dieſe Tracht der Waffen
Dem ſtillen Werk, den holden Liedern ſchaffen."

Dann fuhr ſie fort: „O Vater, da im Lande
Rings um euch her die Kriegesflamme zehrt,
Wie bleibt ihr hier im ſtillen Friedensſtande
Und fürchtet nicht des Söldners wildes Schwert?"
„Sohn, ſprach der Greis, „an dieſem fernen Strande
Blieb Haus und Herde ſtets noch unverſehrt
Von Not und Schmach; und nimmer drang das Brauſen
Des wilden Kriegs in dieſe ſtillen Klauſen."

„Geringes g'nügt, uns Unterhalt zu geben;
Geringes nur iſt unſrer Wünſche Ziel.
Sieh meine Söhne, die mich hier umgeben,
Der Herde Schutz; was brauch' ich Knechte viel?
So fließt in ſtiller Einſamkeit mein Leben;
Mich freut der Hirſch' und Rehe muntres Spiel,
Die Fiſche freun mich, die im Fluſſe ſpringen,
Die Vögel, die ſich froh gen Himmel ſchwingen."

So ſpricht der Greis. Mit ſtiller Ueberlegung
Horcht aufmerkſam Erminia fort und fort,
Und fühlt der Schmerzen ſtürmiſche Bewegung
Zum Teil geſtillt durch dieſes weiſe Wort.
Und ſie beſchließt, nach reiflicher Erwägung,
An dieſem einſam abgeleg'nen Ort
Zum mind'ſten nun ſo lange zu verziehen,
Bis vom Geſchick ihr Heimkehr wird verliehen.

Er tröſtet ſie mit väterlicher Güte,
Beut liebreich ihr die ſtille Wohnung dar
Und führt ſie hin, wo ähnlich von Gemüte,
Die ſchon bejahrte, treue Gattin war.
Die Fürſtin hüllt der Jugend holde Blüte
In groben Zeug und birgt das goldne Haar;
Und doch im Blick, in ihres Anſtands Würde,
Erſcheint ſie nicht Bewohnerin der Hürde.

Der Hoheit edler Glanz bleibt unverborgen,
Obwohl ſie nur im ſchlechten Kleide geht;
Und auch beſchäftigt mit gemeinen Sorgen,
Erſtrahlt ſie noch von hehrer Majeſtät.
Sie führt die Herden auf die Weid' am Morgen
Und bringt zur Hürde ſie am Abend ſpät,
Und preßt die Milch, den Eutern abgewonnen,
In runde Formen ein, wann ſie geronnen.

Oft, wann die Herd' in kühler Waldesdichte
Sich ſchützte vor des Mittags heißem Strahl,
Schnitt ſie dem Stamm des Lorbeers und der Fichte
Den teuern Namen ein wohl tauſendmal,
Und grub in tauſend Bäume die Geſchichte
So ſeltner Lieb' und ſo unſelger Qual;
Und las ſie dann die eignen Züge wieder,
So ſtrömten Zähren heiß die Wange nieder.

Tankred indes, der ihr zu folgen denket,
Irrt fern von ihr, wie ihn der Zufall lenket,
Er ließ zuerſt von ihrer Spur ſich leiten
Und lenkte ſeinen Lauf zum nahen Wald.
Doch aus den Bäumen dringt von allen Seiten
So ſchwarz und dicht der Finſternis Gewalt,
Daß er ſogleich in dieſen Dunkelheiten
Die Spur verliert und in der Irre wallt,
Und nur die Ohren anſtrengt, um zu lauſchen.
Ob Roßgetrampel ſchallt, ob Waffen rauſchen.

Und wenn einmal des Nachtwinds leiſes Regen
Der Ulm' und Buche zartes Laub berührt,
Wenn Wild und Vögel einen Zweig bewegen,
Er folgt ſogleich, wohin der Schall ihn führt.
Zuletzt entkommt er aus den Waldgehegen,
Und ein Geräuſch, das er von weitem ſpürt,
Lockt ihn auf unerkanntem Pfad, vom vollen
Mondlicht erhellt, dahin, wo es erſchollen.

Dort angelangt, erblickt er eine Quelle,
Die reich und klar lebend'gem Fels entſprang
Und als ein ſtarker Bach mit raſcher Welle,
Laut plätſchernd durch die grünen Ufer drang.
Unmutig macht er Halt an dieſer Stelle
Und ruft; allein er hört nur Widerklang,
Und ſieht indes mit weiß und roten Strahlen
Aurora ſchon den Rand des Himmels malen.

Er ſeufzt vor Grimm und zürnt, daß ſeinen Händen
Der Himmel das gehoffte Glück entzieht;
Doch heiße Rache ſchwört er zu vollenden,
Wenn ſeiner Herrin jetzt ein Leid geſchieht.
Zum Lager nun beſchließt er ſich zu wenden,
Obwohl er ſich des Wegs nicht ſicher ſieht;
Denn er bedenkt, es ſei nicht fern vom Tage,
Da er von neuem mit Argant ſich ſchlage.

Er reitet fort mit ungewiſſem Schritte,
Als plötzlich Roſſestrab ſein Ohr erreicht,
Und aus dem Thale kommt, in ſchnellem Ritte,
Ein Mann hervor, der einem Boten gleicht;
Er ſchwingt die Peitſch' und trägt nach unſrer Sitte,
Zur Seit ein Horn, das bis zur Hüfte reicht.
Bei dieſem forſcht Tankred, um zu erfahren,
Wie er gelange zu den Chriſtenſcharen.

Der ſagt italiſch: „Eben dahin wende
Ich meinen Ritt, geſandt von Bohemund."
Ihm folgt Tankred, der ſicher glaubt, ihn ſende
Sein großer Ohm, und traut dem falſchen Mund.
Zu einer Burg gelangen ſie am Ende,
Umringt von trüben See's moraſt'gem Grund,
Zur Zeit, da ſich die Sonne ſcheint zu neigen,
Um in ihr nächtlich Haus hinabzuſteigen.

Der Bote läßt ſein Horn die Ankunft ſagen,
Und eine Brücke ſinkt herab ſofort.
Nun ſpricht er zu Tankred: Weil' ohne Zagen,
Biſt du ein Chriſt, bis Tagesanbruch dort;
Denn Graf Coſenza nahm, vor kaum drei Tagen,
Den Sarazenen dieſen ſichern Ort.
Der Ritter hält, die Feſte zu betrachten,
Die Lag' und Kunſt unüberwindlich machten.

Es fällt ihm ein, ob hinter dieſen Thüren
Der ſtarken Burg vielleicht die Tücke wacht.
Doch Todsgefahr kann ſeine Bruſt nicht rühren,
Kein Wort, kein Blick verkündet den Verdacht;
Denn wohin Schickſal oder Wahl ihn führen,
Da will er ſicher ſein durch eigne Macht.
Nur weil er andern Kampf ſchon eingegangen,
Trägt er nach neuer Fehde kein Verlangen.

Zum guten Glücke hemmt Tankred ſeine Schritte und folgt dem falſchen Boten nicht; denn während er noch vor dem Schloſſe hält, erſcheint auf deſſen Walle ein Ritter, der ihn auffordert, ſich entweder Armiden, der Herrin der Feſte, gefangen zu geben oder Kampf gegen die Chriſten zu geloben. Der kecke Herausforderer iſt einer der chriſtlichen Ritter, die durch Armidens Zauberkünſte aus dem Lager gelockt worden ſind. Erbittert fordert der Held den Abtrünnigen zum Zweikampfe auf und treibt ihn in die Flucht.

Er flieht der Brücke zu; nur durch die Schnelle
Wird des Entkommens Hoffnung noch erfriſcht.
Allein Tankred verfolgt ihn auf der Stelle,
Drückt Fuß an Fuß und glaubt ihn ſchon erwiſcht:
Als plötzlich zu des Flücht'gen Schutz die Helle
Des Fackellichts ſamt jedem Stern erliſcht;
Und vom verarmten Himmel ſtrahlt ins Dunkel
Der blinden Nacht nicht mehr des Monds Gefunkel.

In dieſen Nacht- und Zauberfinſterniſſen
Kann ihm Tankred nicht folgen, noch ihn ſehn,
Und darf, da jeder Lichtſtrahl ihm entriſſen,
Unſicher nur und tappend weiter gehen.
Zu einem Eingang kommt er ohne Wiſſen;
Er geht hindurch und merkt nicht, was geſchehen.
Doch hinter ihm ſchließt krachend ſich die Pforte
Und ſperrt ihn ein an einem dunkeln Orte.

Gleichwie der Fiſch — wo unſer Meer, vom Bogen
Comacchios eingehegt, zum Sumpf gerinnt —
Um zu entgehn den ſturmbewegten Wogen,
In ſtillerm Waſſer ſich zu ſchirmen ſinnt,
Und ſo ſich ſelber einſchließt, rings umzogen
Vom ſumpf'gen Kerker, dem er nicht entrinnt;
Denn dies Gefängnis ſeltner Art läßt immer
Den Eingang frei, allein den Ausgang nimmer:

So war Tankred von ſelbſt hier eingegangen —
Wie immer auch der wunderbaren Haft
Einrichtung ſei — und fand ſich da gefangen,
Wo niemand ſich von ſelbſt den Ausgang ſchafft.
Wohl rüttelt er am Thor! doch ſein Verlangen
Blieb ohne Frucht, trotz ſeines Armes Kraft.
Da tönt ein Ruf: „Umſonſt iſt dein Beginnen,
Armidens Sklav, dem Kerker zu entrinnen!"

Unterdeſſen rückt der zur Fortſetzung des Zweikampfes beſtimmte Tag heran, dem Argant in ſtolzer Hoffnung ſich entgegenſehnt.

Die Nacht vorher, kaum will er Ruhe ſchaffen
Dem müden Leib, der grimme Heidenheld,
Und eilt, dem Lager ſchon ſich zu entraffen,
Eh noch ein Strahl des Berges Haupt erhellt.
Dem Knappen ruft er zu: Gieb mir die Waffen!
Und ſchon ſind in Bereitſchaft ſie geſtellt;
Nicht die gewohnten: neue, hoch an Werte,
Die zum Geſchenk der König ihm verehrte.

Er ſendet einen Herold in das Chriſtenlager, der die Herausforderung wiederholen ſoll. Unmittelbar darauf reitet er ſelbſt auf den Kampfplatz und kündigt durch furchtbare Hornſtöße ſeine Anweſenheit an.

Um Gottfried iſt der Fürſten Chor verſammelt, als der Herold erſcheint und die Hornſtöße ertönen. Mit ernſtem Blick durchſpäht der Feldherr den Kreis: Tankred und Rinaldo fehlen; in Armidas trügeriſchem Geleit ſind die Beſten im Streite entwichen, denen man ein Kraft und Kühnheit zur Bekämpfung des Heiden. Schon befiehlt der Feldherr, daß man ihm ſelbſt die Waffen reiche, da tritt ihm der an Kraft jugendfriſche Greis Raimund entgegen: „Nein" ſpricht er, „nie werden wir erlauben, daß auf eines Haupt das Heer gewagt werde; du ſollſt nur mit dem Geiſte und Zepter, andere mit Kühnheit und Schwert walten. Ich ſelbſt will eintreten, wenn auch das Alter ſchon meinen Rücken gebeugt hat. Siegt der Heide, ſo ſoll er ſeinen Sieg teuer bezahlen."

Angeregt durch des Greiſes Heldenmut erbieten ſich nun viele zum Kampfe, Raimund aber beharrt bei ſeinem Willen. Gottfried will, daß das Los entſcheide, aber auch durch dieſes wird Raimund gewählt. Der Feldherr reicht ihm nun ſein eigenes ſiegreiches Schwert; Raimund beſteigt ſein Leibpferd, welches von ſeiner Schnelligkeit Adler genannt wird und betet: „O Herr, der du dem Knaben David gegen Goliath den Sieg gegeben haſt, bewirke, daß jetzt ein Greis den heidniſchen Hochmut überwinde." Gott ſendet einen Engel, der mit einem Demantſchilde ungeſehen den ehrwürdigen Kämpen decken ſoll.

Der Kampf beginnt. Zuerſt rennen ſie mit den Speeren gegen einander; zum erſtenmal verfehlt Argant ſeinen Gegner; denn des Engels Wunderſchild lenkt den Speer ab. Sie greifen zu den Schwertern, und Adlers größere Beweglichkeit ermöglicht es dem Grafen, des furchtbaren Gegners Streichen leichter zu entgehen und ihn öfter in den Zwiſchenräumen der Rüſtung zu treffen. Endlich gelingt dem Heiden ein mächtiger Hieb, Adler kann nicht mehr entweichen, da ſtreckt aber der Himmelsbote den Demantſchild entgegen — und Argants Schwert zerſplittert. Voll Wut wirft dieſer Gefäß und Knauf der Waffe dem Gegner an die Wange. Vergebens verſucht er den Grafen mit den gewaltigen Armen zu umklammern. dieſer wehrt dies mit Schwertſtreichen ab. Wehrlos iſt nun der mohamedaniſche Held der Wehre des Feindes preisgegeben, nur die feine Rüſtung und ſeine Gewandtheit ſind ſein Schutz; er aber bleibt unentwegt. Da ſchafft Beelzebub eine Truggeſtalt, welche Klorinden gleich, Oradin, den berühmteſten Schützen des Morgenlandes anregt, einen Pfeil auf Raimund zu ſchießen. Der Bolzen fliegt und hätte den Greis tötlich getroffen; der Engel aber milderte die Kraft, ſo daß er nur eine leichtere Wunde ſchlug. Der Feldherr ſieht den Treubruch und giebt den Befehl zum Angriff, zur Rache. Im Nu hat ſich das Handgemenge entwickelt; Argant reißt einen Streitkolben aus der nächſten Hand und ſtürzt ſich ins Gewühl. Den Raimund ſucht ſein haßerfülltes Herz, aber die Schar der freien Ritter ſtellt ſich ihm entgegen, umringt und bedrängt ihn. Noch ſchwankt die Schlacht. Da fällt des Feldherrn Bruder dem Feinde in die Flanken und nun wird deſſen Flucht allgemein, ſelbſt Argant vermag ſie weder durch Bitten noch Befehle aufzuhalten. In dieſem Augenblick bewirken die böſen Geiſter einen furchtbaren Sturm. Platzregen, Wind und Ungewitter fahren mit gleicher Wut den Franken, ins Geſicht, und während dieſe Grauen erfaßt, drängen Klorinde und Argant vernichtend in ihre Reihen. Auch das flüchtende Heer kommt zum Stillſtande und greift von neuem an. Von den Feinden und dem Unwetter zugleich bedroht, wenden ſich nun die Franken zur Flucht bis innerhalb der Lagerwälle. Zweimal ſtürmt Bouillon gegen Argant und ſeine Scharen vor, aber endlich muß auch er dem Sturme weichen, dem beide Teile das Schlachtfeld überlaſſen und der im Lager wütet.

Doch die Gewalt des Regenſtroms, das Toben
Des wilden Sturms verfolgt ſie auch noch dort.
Das Feuer wird verlöſcht; der Wind von oben,
Die Flut von unten, dringt an jeden Ort,
Zerreißt das Tuch, zerbricht die Pfähl' und Kloben,
Und führt die ganzen Zelte mit ſich fort.
Geheul und Regen, Sturm und Donnerbrauſen
Betäubt die Welt mit Harmonien voll Grauſen.

8. Geſang.

Mit den Schatten der Nacht floh auch der Sturm, und ſchön leuchtete das Morgenrot vom klaren Himmel. Da nahte ein fremder Ritter dem Lager. Auf ihn zeigend ſprach Aſtragor, einer der Höllengeiſter zu Alekto, der Stifterin zorniger Zwietracht: „Die Kunde, welche dieſer Ritter bringt, wird die Rückberufung Rinaldos bewirken. Es tut not, dem mit Gewalt zu widerſtehen. D'rum geh' ins Lager, und was er den Chriſten zum Vorteil ſagt, das wende du in Zorn, Zwietracht und Empörung." Alekto gehorchte.

Als der Fremde ins Lager gekommen, läßt er ſich vor den Feldherrn führen. Ehrerbietig küßt er deſſen Hand und ſeufzend beginnt er ſeine Botſchaft: Sueno, ſein Herr, des Dänenkönigs einziger Sohn, habe den heißen Wunſch gehegt, an der Befreiung des heiligen Landes teilzunehmen, von Gottfried von Bouillon in das Kriegshandwerk eingeweiht zu werden, und mit Rinaldo's Ruhm zu wetteifern. Ein Heer verſuchter Krieger habe er vom heimiſchen Geſtade nach Konſtantinopel geführt, dort durch Bouillons Geſandten von den bisherigen harten Kämpfen, der Eroberung Antiochias, von Rinaldo's Thaten, von dem Zuge des Kreuzheeres nach Jeruſalem und der bald bevorſtehenden Entſcheidung vernommen und ungeſtüm vorwärts gedrängt, um ja nicht zu ſpät zu kommen. Weder die Beſchwerden der Gebirge, nach Liſt oder Feindſeligkeit der Bewohner habe ſeinen Herrn abgehalten, den kürzeſten Weg zum Kreuzheere zu verfolgen. Schon ſeien ſie an Paläſtinas Grenzen geweſen, als die Nähe einer großen Heerſchar gemeldet wurde. Während bei anderen die Furcht im bleichen Angeſichte kund wurde, habe Sueno ausgerufen: „Die Märtyrer- oder die Siegeskrone wird auf dieſem Platze unſeren Häuptern werden. Unſere Gräber oder unſere Siegeszeichen werden der ſpäten Nachwelt unſeren Ruhm künden." In der That ſei in der Nacht ein furchtbarer Ueberfall der Feinde von allen Seiten erfolgt. Der ungleiche Kampf — 20 Heiden gegen einen Chriſten — habe die ganze Nacht gewütet, das Sonnenlicht kaum 10 Lebende von 2000 Kriegern beſchienen. Todesmutig habe der königliche Jüngling den Kampf fortgeſetzt und ſei, der letzte ſeiner Mannen, hinter einem Leichenwalle, den ſein Schwert aufgehäuft hatte, einem großen Mann von ſchrecklicher Geſtalt erlegen. Auch der Erzähler ſei ohnmächtig durch Blutverluſt und Wundenſchmerz auf eine Leichenſchicht gefallen. Als er wieder zu ſich gekommen, ſei es Nacht geweſen. Die rauhe Nachtluft und die Kälte habe die Wundſchmerzen geſchärft; noch in halber Bewußtloſigkeit habe er ein fernes Licht ſchimmern ſehen." Dasſelbe ging von 2 Fackeln aus, die in den Händen zweier Männer, eines Greiſes und ſeines jüngeren Genoſſen, immer näher kamen. Sie pflegten mich, daß ich endlich die Umgebung überſehen konnte. Der Däne fuhr fort: „Ich ſah ein hohes Grabmal an der Stelle von Suenos Leichnam und eine Inſchrift daran verkündete deſſen Namen und würdiges Sterben. „Hier," ſprach der Greis, „wird der Leichnam bei ſeinen Treuen ruhen; ihre Seelen freuen ſich der Liebe und empfangen ewigen Lohn. Du aber ruhe dich bei mir aus und ſetze morgen deine Reiſe fort." Als der Däne ſchwieg, antwortete Gottfried von Bouillon: „Du bringſt uns ſchlimme Kunde. Ein ſo tapf'res Heer in wenigen Stunden verſchlungen, ein ſolcher Fürſt, gleich dem Blitze einen Augenblick leuchtend, verſchwunden! Doch ſchmückt ein ſolcher Tod mit dem ewigen Siegerkranz. Willſt du aber von Rinaldo erfahren, ſo wiſſe, er ſtreift auf freiem Feld, d'rum kannſt Du ihn nicht ſuchen, eh' wir ſichere Kunde von ihm haben."

Die Erwähnung von Rinaldos Namen rief in aller Herzen die Erinnerung an ihn ſchmerzlich wach.

Eben erſchien im Lager eine rückkehrende Abteilung, welche Rinaldos von Schwertern zerfetzten Waffenrock und deſſen zerhauene Waffenſtücke mit ſich brachte. Größe und Wappen der Rüſtung ließen keinen Zweifel über deren Eigner Raum. Dem Feldherrn berichtete Aliprand, der Führer der Streifſchar, ſie hätten in einem ſtark bewachſenen Waldthal eines Kriegers Leichnam ohne Haupt und rechte Hand, aber angethan mit Rinaldo's allbekanntem Kriegerkleide gefunden; ein Landmann habe ihnen mitgeteilt, er habe tags zuvor den Anführer einer ſtarken Abtheilung Kreuzfahrer vorüberreiten ſehen, deren Anführer ein bartloſes blondes Jünglingshaupt trug. Dieſe Nachricht erregt im Lager ungeheure Aufregung; viele glauben, der Held ſei auf Anſtiften Gottfrieds ermordet worden. In der Nacht zaubert die Furie Alekto dem Argillan, einem italieniſchen angeſehenen Krieger eine Traumerſcheinung vor, welche ſcheinbar in Rinaldo's Namen zur Ermordung des Feldherrn auffordert. Am Morgen ruft er Italiens Kreuzfahrer zuſammen.

An dem Lagerorte, wo Rinaldo's Waffen hängen, ſpricht er zu ihnen und reizt ſie gegen den Feldherrn und gegen die Deutſchen auf. „Uns, ruft er, ſchicken ſie voraus, wo es Gefahren und den Tod gilt, für ſich behalten ſie Herrſchaften, Geld, Ruhm und Siegerehren. Ermordet haben ſie Rinaldo. Gottfried und Balduin beneiden den Kriegsruhm der Wälſchen. Ich habe ſelbſt des Emordeten Geiſt geſchaut und jetzt noch, wohin ich ſehe, habe ich den ſchrecklichen Anblick." Er ſchloß mit dem Racherufe zu den Waffen und „Waffen, Waffen" tobte es antwortend aus den Reihen der Italiener.

Die Raſerei ergreift einen Lagerteil um den andern.

So dampft und ſprudelt in des Keſſels Räumen
Das Waſſer, von zu ſtarker Glut erhitzt;
Es faßt ſich ſelbſt nicht mehr; mit wildem Schäumen
Entwallt es dem Gefäß und brauſt und ſpritzt.
Nicht mehr genügt, das tolle Volk zu zäumen,
Die kleine Zahl, die beſſres Licht beſitzt;
Und Wilhelm und Kamill ſind fern den Zelten
Tankred und alle, die am meiſten gelten.

Da erſcheint Bouillon, im Harniſch, mit entblößtem Haupte, den Blick von Himmelsglanz erfüllt, das goldene Zepter in der Hand und dämpft mit mächtiger Stimme den Aufruhr. Von Furcht und Scham bezwungen, ſchweigt die eben ſo erregte Menge und ſieht geduldig Argillan in das Gefängnis abführen.

Alekto's Plan iſt geſcheitert.

9. Geſang.

Doch als das große Höllenungeheuer
Den Zorn geſtillt, die Herzen ruhig ſieht,
Unlenkbar ihm des Schickſals feſtes Steuer,
Und wandellos, was ew'ger Will entſchied:
Da weicht's, und ſchnell erblaßt der Sonne Feuer
Die Flur vertrocknet, wo's vorüberzieht;
Und andres Unheil, andere Wut zu bringen,
Beſchleunigt es zu neuem Werk die Schwingen.

Die Furie, wiſſend, fern vom Lager walle,
Durch ihrer Brüder Liſt und Emſigkeit,
Der Sohn Bertholds; auch ſei Tankred und alle
Die Tapferſten des Heers getrennt und weit,
Rief aus: „Was warten wir? Jetzt überfalle
Sie Soliman mit unverſehnem Streit!
Gewiß, ich hoff's, winkt uns zu hohem Siege
Ein Heer, geſchwächt, und mit ſich ſelbſt im Kriege."

Sie ſpricht's und fliegt zu ihm, dem unerkannten
Heerführer irrer Scharen, Soliman;
Denn unter allen, die von Gott ſich wandten,
War dieſer jetzt der ſtärkſte, kühnſte Mann;
Und brächt' aufs neu die Erde der Giganten
Furchtbare Brut hervor, er wär's auch dann.
Er war der Türken Herſcher, und erleſen
Zum Sitz des Reichs Nicäa ihm geweſen.

Nachdem die Chriſten ſein Reich erobert hatten, war er nach Aegypten geflüchtet und von dem Könige dieſes Landes ausgeſendet, die ſtreifenden Araber für den bevorſtehenden Feldzug zu gewinnen. Dieſem erſcheint Alekto als greiſer Kriegsmann und ruft ihn auf, die Chriſten zu vertilgen, bevor ſie Jeruſalem erſtürmen. Nach Solimans Einwilligung bringt ſie nach Jeruſalem dem Könige Kunde von dem Zuge der Araber. Alle Schrecken der Unterwelt werden losgelaſſen.

Schon breitet rings der Schatten dunkles Grauen
Den Schleier aus, mit rotem Dunſt befleckt;
Anſtatt des nächt'gen Reifes wird von lauen
Blutstropfen ſchaurig das Gefild bedeckt.
Scheuſal' und Wunder läßt der Himmel ſchauen;
Der Larven Schar irrt flüſternd um und ſchreckt.
Den Abgrund leerte Pluto; durch die Lüfte
Goß er die ganze Nacht der Orkusgrüfte.

Um Mitternacht iſt der Fürſt am Lager angelangt. Er ſpeiſet ſeine Beduinen und verweiſet ſie auf die große Beute und den leichten Sieg über die geſchwächten Feinde. Wie ein Gebirgsſtrom ſtürzen die Horden über die durch die Wachen erweckten Franken, allen voran Soliman. Die fünf Söhne Latins ſamt dem Vater werden von ſeiner Hand erſchlagen. Auch durch die Waffen der Araber fallen viele Helden. Beim erſten Schrei ſchon war Bouillon erwacht, hatte ſich gewaffnet und die vornehmſten Führer um ſich verſammelt. Aus der Art des Ueberfalles und des Kampfes hatte er erkannt, daß die Feinde die ſo lange verachteten Beduinen ſeien. Schon iſt er im Begriff gegen ſie anzudringen, als auch von der andern Seite Waffenlärm ertönt: Klorinde unter Argants Geleite führt Jeruſalems Krieger gegen das Lager. Gottfried giebt Guelf den Auftrag mit der Hälfte des Heeres dieſem Ueberfall ſtand zu halten; er ſelbſt führt die anderen gegen Soliman. Ihm ſchließen ſich alle an, die vor dem erſten Anſturm geflohen waren.

Klorinde auf Seite der Heiden, Gildippe auf Seite der Chriſten, fügen, jede entgegen der Sitte ihres Geſchlechtes, den Gegnern großen Schaden zu. Der gefangene Argillan hat beim erſten Kampfeslärm Feſſeln und Kerker geſprengt, die nächſtliegenden Waffen ergriffen und ſich in das Gewühl geſtürzt, um durch neue Ehre den Flecken auf ſeiner Ehre abzuwaſchen, und fällt von Solimans Hand.

Bouillon war auf des Sultans türkiſche Kerntruppen geſtoßen und trotz ſeiner Tapferkeit nicht im ſtande geweſen, ſie zu werfen. Plötzlich ſprengte eine neue Schar gegen die Heiden.

Vor fünfzig Kriegern ſtrahlt, im Winde brauſend,
Auf Silbergrund des Purpurkreuzes Pracht.
Und hätt' ich auch der Münd' und Zungen tauſend,
Und eh'rner Stimm' und eh'rnen Atems Macht:
Nicht nennen könnt' ich alle hier, die grauſend
Hinſtürzten gleich im erſten Sturm der Schlacht.
Feig ſinkt der Araber; der Türke, bieder
Und unverzagt, ſinkt kämpfend auch darnieder.

Damit war die Schlacht entſchieden. Die Krieger aus Jeruſalem fliehen auf einem Felſenpfade zur Stadt; Argant und Klorinde ſuchen die Zagenden vergeblich zu ſammeln. Guelf drängt mit den Seinen nach, wagt es aber nicht, ihnen in den Felſenſteg zu folgen. Solimans Heer iſt zerſprengt, vernichtet; er ſelbſt zur Flucht gezwungen.

10. Geſang.

Soliman beſteigt ein vom Reiter befreites Pferd und ſein Glück führt ihn unverletzt durch all die Waffen, welche ihn bedrohen. Er kommt zu dem Entſchluſſe, geradewegs nach Gaza zu dem ſich dort ſammelnden Heere Aegyptens zu fliehen. Erſt die Nacht veranlaßt ihn vom Pferde zu ſteigen, den müden Leib mit einigen von einem Palmbaum geſchüttelten Früchten zu laben, und das Haupt auf den harten Schild gelehnt, ſich kurze Raſt zu gönnen. Seine Augen haben ſich kaum geſchloſſen, da tönt ein ernſter Ruf an ſein Ohr. Es iſt die Stimme des Zauberers Jsmen, der ihm vorſchlägt, ihn mitten durch die Franken, nach Jeruſalem führen zu wollen. Durch Zaubermittel heilt er des Sultans Wunden und ſtärkt ihn mit neuen Kräften. So führt er ihn ungeſehen in die königliche Ratsverſammlung.

Mit großer Freude empfängt der König den Helden und räumt ihm den Platz zu ſeiner Rechten ein. Auch Klorinde und die anderen begrüßen ihn freudig, nur Argant hält ſich in eiferſüchtigem Groll ferne. — Unterdes hatte Gottfried für würdige Beſtattung ſeiner Toten geſorgt und für den zweiten Tag einen neuen umfaſſenderen Sturm angeordnet. Ganz wohl hatte er erkannt, daß das Fähnlein, welches im entſcheidenden Augenblicke den Sieg ſeinen Fahnen errungen hatte, aus Rittern beſtand, die heimlich das Lager verlaſſen hatten, um Armiden zu folgen, und daß Tankred ſie führte. Er ließ alle, nebſt dem Emeriten und wenigen Freunden, zu ſich entbieten und fragte ſie, wie es ihnen auf ihrer kurzen Jrrfahrt ergangen. Erſt ſcheute ſich jeder zu ſprechen, dann aber begann Wilhelm, der Britenfürſt: „Armida führte uns in ein prächtiges Schloß, das im Toten Meere liegt. Zauberiſch ſchöne Gärten umgeben dasſelbe, in welchen eine reiche Tafel uns bereitet war. Kaum aber hatten wir von den köſtlichen Speiſen genoſſen, ſo las die Zauberin aus einem Buche, und wir fanden uns als Fiſche in einem Teiche. Sie gab uns freilich die vorige Geſtalt wieder, begann aber uns zu drohen.

„Jetzt," ſprach ſie, „liegt euch meine Macht zu Tage,
Und wie mein Will' entſcheidet euer Los.
Von mir hängt's ab, daß dieſer Feſſeln trage
Jn ew'gem Kerker, licht- und hoffnungslos,
Der Vogel werd', ein andrer Wurzel ſchlage
Und als Gewächs keim' aus der Erde Schoß,
Zum Kieſel ſich verhärt', als Bach zerfließe,
Als Tier entwandle mit behaartem Vließe.

Noch ſteht's bei euch, den harten Zorn zu meiden,
Wenn mein Gebot ihr zu erfüllen ſchwört:
Folgt unſerm Dienſt, kämpft für das Reich der Heiden,
Bis wir Bouillons ruchloſe Macht zerſtört."
Doch jedermann will lieber alles leiden,
Als ſolche Schmach; Rambald nur ward bethört.
Uns warf ſie — denn kein Wehren half — gebunden
Jn einen Schlund, den nie der Tag gefunden."

„Auch Tankred geriet in Armidens Gefangenſchaft. Wir ſollten ſchließlich dem Sultan von Aegypten geſchenkt werden und entwaffnet, gefeſſelt, führte uns eine Schar in dieſes Land. Unterwegs ſtießen wir auf Rinald, der unſere Wache angriff, tötete und uns befreite." So war den Franken Gewißheit geworden, daß Rinaldo lebe und alle jubelten über dieſe frohe Kunde.

Elfter Geſang.

Gottfried und viele Fürſten haben ſich in ein leichtes Kriegsgewand gehüllt, um gleich gewöhnlichen Kriegern an dem Kampfe teilzunehmen. Aber auch König Aladin hat die Verteidigung aufs beſte vorbereitet, und Argant, wie Klorinde und Soliman leiſten den Stürmenden tapferſten Widerſtand. Die Chriſten aber machen Fortſchritte, bis Bouillon durch einen Pfeil Klorindens im Schenkel hart getroffen, ſich zurückziehen muß. Wohl wird ſeine Wunde, unter der Hand des geſchickten Meiſters Erotimus und durch Hilfe eines Engels raſch geheilt, aber ſeine, von vielen wahrgenommene Entfernung verurſacht Entmutigung. Der Mauernbrecher hat zwar in die Stadtumwallung eine Breſche geſtoßen, aber Argant und Soliman wehren in eiferſüchtigem Wettkampfe den Eingang. Ja ſie hätten ſogar den Belagerungsturm in Brand geſteckt, wenn Tankred es nicht gehindert hätte.

Nun kehrt Gottfried in das Schlachtgetümmel zurück. Von edlem Zorn entbrannt, ſtürmt er in die Breſche und verwundet Argant, aber die hereinbrechende Nacht zwingt ihn, die Scharen zurückzuführen. Als man aber den Belagerungsturm auch in Sicherheit bringen will, zerbrechen 2 der Räder, auf denen er läuft. Zimmerleute werden gerufen, den Schaden auszubeſſern, und eine Schar wird als Wache beſtimmt.

Zwölfter Geſang.

Die Nacht hat ſich herabgeſenkt, doch Ruhe hat ſie weder Chriſten noch Heiden gebracht. Jene beſſern den beſchädigten Belagerungsturm aus; dieſe, ergänzen oder verſtärken die beſchädigten Mauern, dann erſt gönnen ſich beide Teile Schlummer. Klorinde aber wacht, unzufrieden mit ſich ſelbſt. Während Argant und Soliman im Nahekampfe neuen Ruhm erworben hatten, war ihr nur der Fernkampf mit dem Bogen zu teil geworden. Sie ſinnt auf eine That, deren Kühnheit ihren Ruhm dem der Männer gleich ſtelle. Freudig ſpricht ſie Argant ihr Vorhaben aus, den Turm der Feinde in Brand zu ſtecken. Sie bittet ihn, falls ſie nicht mehr zurückkehre, ihre Jungfrauen und ihren greiſen Pfleger ungekränkt nach Aegypten zu entlaſſen. Des Helden Stolz erlaubt ihm nicht, ihr allein dieſe hohe That zu überlaſſen; er erklärt, ſie mit oder ohne ihre Einwilligung begleiten zu wollen. Beide eilen zum Könige und erbitten ſeine Erlaubnis. Nun will aber auch Soliman an dem großen Unternehmen Anteil haben. Auf die Bitten und Vorſtellungen des Königs jedoch übernimmt er den Befehl über eine reiſige Schar, welche den Rückzug der beiden anderen in die Stadt ſichern ſoll und bei einem Thore Stellung nimmt. Einem Rate des Zauberers Jsmen gemäß wird der Aufbruch auf eine ſpäte Nachtſtunde feſtgeſetzt. Bis dahin will der Schwarzkünſtler auch einen unwiderſtehlichen Brennſtoff angefertigt haben.

Klorindens alter Diener, Arſet, merkt an der Art der Rüſtung, daß ſeine Herrin einem gefährlichen Unternehmen entgegen gehe. Da ſeine angſtvollen Bitten ſie nicht zurückhalten können, enthüllt er ihr das Geheimnis ihrer Abkunft; ſie ſei das Kind ſchwarzer Eltern, des chriſtlichen Königspaares von Aethiopien. Der König habe ſeine Gemahlin aus Eiferſucht in einem Turm eingeſchloſſen gehalten. Dort habe ſie ein weißes Mädchen geboren, dasſelbe aus Furcht vor dem Könige mit einem gleichzeitig geborenen ſchwarzen vertauſcht, noch ungetauft, ihm, dem heidniſchen Sklaven, mit dem Befehle übergeben, es taufen zu laſſen und chriſtlich aufzuziehen. Vor dem Abſchied habe ſie ihr Kind dem Erzengel Michael beſonders empfohlen. Jn einem mit Blumen verdeckten Korbe habe er dasſelbe aus dem Turme gebracht und mit ſich nach Aegypten genommen. Von einer wilden Tigerin ſei dasſelbe unterwegs einmal genährt und auf ebenſo wunderbare Weiſe aus ſtrömenden Wellen gerettet worden. Er aber habe unterlaſſen, das Mägdlein taufen zu laſſen. Wiederholt ſei ihm der Engel ſtrafend im Traume erſchienen, zum letzten Male am vorigen Tage. Da habe ihm das Traumgeſicht mitgeteilt, daß Klorindens Schickſalsſtunde nahe ſei. Schließlich fleht der Greis, die Jungfrau möge von ihrem kriegeriſchen Treiben laſſen und nach Art ihres Geſchlechtes leben. — Klorinde bleibt bei ihrem Vorſatz, wenn auch ihr Herz nicht ohne Bangen iſt; denn auch ihr iſt ein ähnliches Geſicht erſchienen. Argant erſcheint, mit ihm Jsmen, welcher dem Paare wohlverſchloſſene Lunten und 2 Brandkugeln übergiebt.

Leiſe nahen ſich beide dem Turme. Die Wache ruft ſie an; ſchweigend gehen ſie weiter; da ruft die Wache zu den Waffen. Verhehlen iſt nun weder mehr möglich, noch erwünſcht. Wie Wetterſtrahlen brechen ſie in die Frankenſchar, trennen und zerſtreuen dieſelbe im Augenblick. Raſch öffnen ſie die Lunten, die Brandkugeln glühen, die Bohlen und Sparren des Belagerungswerkes ſtehen in Flammen; in kurzer Stunde geht langer Arbeit Frucht zu grunde. Nun gilt es die eigene Rettung. Zwei Chriſtenſcharen eilen auf den Punkt der Gefahr, den ihnen die Flammen anzeigt. Langſam und kaltblütig zieht das kühne Paar den Höhen zu, von immer mehr anwachſenden Frankenmaſſen gedrängt. Am Thore langen Freund und Feind faſt gleichzeitig an; beide ſpringen hinein. Klorinde ſtürzt noch einmal hinaus, Arimon zu züchtigen, der auf ſie geſchlagen hatte: da ſchließt ſich das Thor. Als ſie ihren Gegner getötet hat, erkennt ſie ihre Lage. Kühn miſcht ſie ſich unter die Chriſten gleich einem der Jhrigen und wäre wohl unbemerkt geblieben, hätte nicht Tankred den Fall Arimons bemerkt und ſie nicht mehr aus den Augen gelaſſen. Er hält ſie für einen feindlichen Krieger, folgt ihr und nach ſchwerem Kampfe verwundet er ſie.

Tankred verfolgt den Sieg; mit wildem Streben
Bedrängt er die Durchbohrte, raſch und dreiſt.
Die Jungfrau ſinkt dahin, indem mit Beben
Das letzte Wort den Lippen ſich entreißt;
Ein Wort, von neuem Geiſt ihr eingegeben,
Der Liebe Hoffnung und des Glaubens Geiſt.
Gott ſchenkt ihn; er, den lebend ſie verſchworen,
Hat ſie zur Magd im Tode jetzt erkoren.

„Du ſiegſt, Freund, ich verzeih's; auch du verzeihe—
Dem Leibe nicht, der keiner Furcht mehr fröhnt—
Der Seele nur; für dieſe bet', und weihe
Mit Taufe mich, die meine Schuld verſöhnt.
Der matten Laut' oft unterbrochne Reihe,
Die ihm ſo ſüß, ſo ſchmerzlich ihm ertönt,
Beſchleicht ſein Herz, vertilgt des Haſſes Wähnen
Und lockt und drängt ins Auge milde Thränen.

Nicht weit davon rinnt eine kleine Quelle,
Die murmelnd aus dem Schoß des Felſen bricht.
Er füllt den Helm mit ihrer klaren Welle
Und kehrt betrübt zurück zur heil'gen Pflicht.
Die bange Hand enthüllt mit frommer Schnelle
Des unbekannten Kriegers Angeſicht;
Er ſieht's, — iſt auch der Scherz zu nennen,
Der ihn ergreift? O Anſchau'n! O Erkennen!

Doch ſtirbt er nicht; er ſtellt, mit mut'gem Streben,
All ſeine Kräft' als Wächter um ſein Herz,
Und hemmt, um ſie durch Waſſer zu beleben,
Die er durch Stahl getötet, ſeinen Schmerz.
Wie ſeinem Mund die heil'gen Wort' entbeben,
Blickt ſie mit frohem Lächeln himmelwärts,
Als ſpräche ſie, ſchon von der Welt geſchieden:
Der Himmel thut ſich auf, ich geh' in Frieden.

Das holde Blaß, das ihre Wangen zeigen,
Scheint Lilien gleich, die man zu Veilchen legt.
Sie blickt empor, und Sonn' und Himmel neigen
Sich zu ihr hin, von Mitgefühl bewegt.
Sie hebt die nackte, kalte Hand mit Schweigen,
Und reicht ſie freundlich dem, der ſie erlegt,
Als Friedenspfand. So ſcheidet, ohne Kummer,
Die ſchöne Jungfrau hin; ihr Tod iſt Schlummer.

Blutverluſt, Schreck und Schmerz machen Tankred beſinnungslos, in welchem Zuſtande er in ſein Zelt gebracht wird. Mühſam erhebt er die geſchwächten Glieder und ſchleppt ſich zu dem Orte hin, wo Klorindens Leichnam ruht. Peter der Einſiedler tritt zu dem Troſtloſen und gemahnt ihn der hohen Aufgabe, der er ſich gewidmet habe. Wer ſich einen Ritter Chriſti nenne, dürfe ſein Herz nicht an einen Menſchen hängen. — Nach und nach verbreitet ſich das Gerücht von Klorindens Tod auch in der belagerten Stadt. Lautes Klagen und Weinen verkündet den allemeinen Schmerz, Argant ſchwört die jungfräuliche Heldin durch Tankreds Tod zu rächen.

13. Geſang.

Jsmen wollte die Franken hindern, einen neuen Belagerungsturm zu bauen, er bannte daher durch ſeine Zaubermacht böſe Geiſter in den Wald, der in der Nähe des chriſtlichen Lagers ſtand und ihnen den Stoff für neue Kriegswerkzeuge hätte liefern müſſen. Schar auf Schar der zum Holzfällen Ausgeſandten kehrt unverichteter Sache, unter dem Eindrucke eines geheimnisvollen unüberwindlichen Schreckens, zurück. Durch 3 Tage verſuchten die berühmteſten Helden des Lagers ihr Glück gegen die Schreckniſſe; keinem gelingt es, dieſelben zu überwinden. Tankred hat ſich von ſeinem Krankenlager erhoben, um der Freundin Grab zu ſehen, vernimmt, was ſich zugetragen. Obwohl er noch zu ſchwach iſt, Waffenrüſtung zu tragen, beſchließt er doch, an der Gefahr teilzunehmen. Auch ihm ſtellt ſich Zauberſpuk entgegen: eine Flammenmauer umlodert den Forſt; ſobald er aber beherzt herantritt, ſchwindet ſie, und er dringt in den Waldesſchatten.

Zuletzt eröffnet ſich vor ſeinen Schritten
Ein weiter runder Platz, von Bäumen leer;
Nur ſteht, als Pyramid', in ſeiner Mitten
Die ſchönſte der Cypreſſen, hoch und hehr,
Er tritt hinzu, und findet eingeſchnitten
Der Zeichen viel' am Stamme ringsumher,
Gleich jenen faſt, die ſtatt der Schrift dem alten,
Geheimnisreichen Volk Aegyptens galten.

Hier ſtanden auch, von jenen eingeſchloſſen,
Schriftzüge Syriens, die er wohlverſtand:
Du ſtarker Held, der kühn und unverdroſſen
Jns Thal des Todes ſeinen Schritt gewandt,
O biſt du nicht ſo grauſam wie entſchloſſen,
Laß ungeſtört dies ruhgeweihte Land!
Verſchone mild des Lichts beraubte Seelen:
Nicht darf, wer lebt, die Abgeſchiednen quälen."

Nach einigem Beſinnen, wagt es der Held das hochgezückte Schwert in einen Baum zu hauen. Welcher Schreck ergreift ihn, als der offenen Rinde Blut entfließt; er wiederholt den Streich und aus dem Baum tönt ſchmerzvolles Stöhnen:

Und deutlich nun: „Mit zu feindſel'gen Trieben
Verfolgſt du mich, Tankred; doch jetzt laß ab!
Schon haſt du aus dem Körper mich vertrieben,
Der, durch und für mich lebend, mich umgab;
Und quälſt nun noch den Stamm mit deinen Hieben,
Den mir ein hart Geſchick zur Wohnung gab?
Auch nach dem Tode noch, fühllos Verwegner!
Bis in ihr Grab verfolgſt du deine Gegner?

Klorinde war ich einſt, und in die Schranken
Des harten Baums bin nicht nur ich gebannt:
Es werden alle, Heiden ſowie Franken,
Durch eine mächt'ge, wundervolle Hand,
Wie ſie am Fuß der hohen Mauer ſanken,
Jn ſolchen Leib, in ſolches Grab geſandt.
Beſeelt ſind Zweig' und Stämme, die du ſchaueſt;
Du übteſt Mord, wenn du ſie niederhaueſt."

Entſetzen und Schmerz rauben dem ſonſt ſo kühnen Manne faſt die Beſinnung und ſchleunig räumt er den unheimlichen Platz. Er berichtet dem Feldherrn ſein Erlebnis, und dieſer erwägt, ob er den Zauberſpuk ſelbſt beſtehen oder das erforderliche Holz aus einem entfernteren Forſte gewinnen ſoll. Doch Peter, der Einſiedler, verkündet ihm, bald werde der Held erſcheinen, der Rettung zu bringen beſtimmt ſei. — Ein neues größeres Uebel naht in Geſtalt einer unerträglichen Hitze; alle Quellen und Brunnen verſiegen, die Qualen unerträglichen Durſtes kommen über das Heer. Die Not löſt auch die Bande der kriegeriſchen Zucht Die Menge beginnt zu verzagen, zu murren; einzelne Scharen entweichen. Als die Not am größten, ſendet Gott den erſehnten Regen und Menſchen und Tiere erquicken ſich.

14. Geſang.

In der nächſten Nacht erſcheint dem Oberfeldherrn eine Traumgeſtalt und fordert ihn im Auftrage Gottes auf, Rinaldo zurückzurufen; denn dieſem allein ſei es beſchieden, den Zauber des Waldes zu brechen. Die Geſtalt verſchwand wie leichter Rauch und Gottfried erwachte. Alles kommt, wie es im Traume verkündet worden war. Guelf und die anderen Führer bitten den Feldherrn, Rinaldo die Rückkehr zu geſtatten. Bouillon erklärt ſich bereit, aber Guelfs Sache ſei es, den Neffen zurückzurufen. Der Dänenheld Karl, welcher die Kunde von Sueno's Tode gebracht hatte, und Ubald, der vielgereiſte Begleiter Guelfs, werden als Boten beſtimmt. Sie wollen ihre Pferde nach Antiochien zu Bohemund lenken, wo das Gerücht Rinaldo weilen läßt. Peter der Einſiedler aber weiſet ſie nach Askalon; dort würden ſie einen untrüglichen Führer finden. Sie folgen dem Befehle und kommen an einen, vom Regen angeſchwollenen Fluß. An deſſen Ufer empfängt die beiden Abgeſandten ein Greis, der ihnen enthüllt, Rinaldo weile in Armidens Zauberbann auf einer fernen Weltmeerinſel. Er führt ſie auf einem wunderbaren Weg in das Erdinnere, wo er ſeine Wohnung hat. Dort übernachten Gottfrieds Boten, nachdem ſie von dem Alten eine goldne Zauberrute und einen Demantſchild zur Ausrüſtung erhalten haben.

15. Geſang.

Am andern Morgen führt ſie der Greis wieder zum Fluſſe zurück, wo ein Kahn ihrer wartet, an deſſen Steuerſeite die Schickſalsbotin ſitzt, welche ihre Führerin ſein ſoll. Sie beſteigen das Schiff, und mit wunderbarer Sicherheit ſteuert ihre Geleiterin ſie ſchnell durch den Fluß, das Mittelmeer und die Straße von Gibraltar in den Ozean, den beglückten Inſeln zu. An einer derſelben läßt die Jungfrau die Segel ſinken. Karl und Ubald verlaſſen das Fahrzeug und ſtreben Armidens Palaſt zu, der ſich über ihnen auf einem ſteilen Berge rieſenhaft erhebt.

Der Krieger Paar verweilet an der Schwelle
Des ſteilen Bergs, in dichter Schatten Hut;
Und als nunmehr des Lichtes ew'ge Quelle
Die Himmelsau'n durchſtrömt mit goldner Flut,
Da rufen ſie: Hinan! und auf der Stelle
Beginnen ſie den Pfad mit Kraft und Mut.
Doch, plötzlich hergeſchnellt, wehrt ihrem Gange
Ein kriechend Tier, die fürchterlichſte Schlange.

Den Kamm, das Haupt mit goldner Schuppendecke
Steilt ſie empor, den Hals bläht Zorneshauch;
Ihr Leib verbirgt des ganzen Weges Strecke,
Glut ſprüht ihr Aug', ihr Rachen Gift und Rauch.
Bald ſchrumpft ſie ein, dehnt bald nach ihrem Zwecke,
Die Knotenring' und ziehet nach den Bauch.
So hütet ſie den Weg, treu ihrer Sitte,
Doch hemmt ſie nicht der Krieger mut'ge Schritte.

Karl zieht ſein Schwert, um auf ſie einzudringen:
„Was machſt du? Was beginnſt du?" ruft Ubald;
„Mit dieſen Waffen willſt du ſie bezwingen,
Die Wächterſchlange, mit des Arms Gewalt?"
Er läßt die goldne Wunderrut' erklingen,
So daß ihr Ton das Ungeheu'r umhallt;
Und es entflieht, von dieſem Laut betroffen,
Verkriecht ſich ſchnell und läßt den Zugang offen.

Bald aber ſpringt, den Bergpfad zu bewachen,
Ein Leu hervor, der brüllt und drohend blickt.
Er ſträubt die Mähn' und öffnet weit den Rachen,
Indem er gierig ſich zum Angriff ſchickt,
Und peitſcht ſich ſelbſt, die Zornglut anzufachen;
Doch hat er kaum die goldne Gert' erblickt,
Und ſchnell durcheiſt ein heimlich Grauen das Feuer
Des alten Muts und jagt das Ungeheuer.

Doch als ſie nun beſiegt die Höh'n und Klüfte,
Und aus dem Schnee und Eiſe ſich befreit,
Da finden ſie die ſchönſten Sommerlüfte,
Und auf dem Berg die Ebne, frei und weit.
Hier hauchen kühle Wind' anmut'ge Düfte,
Beharrlich ſtets mit gleicher Sicherheit;
Und immer wird, wie anderswo, ihr Wehen
Geweckt, geſchläfert durch der Sonne Drehen.

Die Ritter nun, die ſich ermüdet fühlen
Vom rauhen Weg und von des Klimmens Pein,
Gehn auf dem Pfad der Blumenau'n, im Kühlen,
Nur langſam fort und halten manchmal ein.
Die Glut von ihren Lippen wegzuſpielen
Lockt eine Quelle ſie, die klar und rein
Vom Felſen rauſcht, mit tauſend Strahlen leuchtend
Im Sonnenglanz, und rings das Gras befeuchtend.

Dann ſammelt ſich in freundlichem Vereine
Die raſche Flut, umhegt vom Wieſenbord,
Und fließt im Schatten ewig grüner Haine,
Mit leiſem Murmeln, kühl und dunkel fort;
Doch ihrer Waſſer nie getrübte Reine
Birgt keinen Reiz, auch nicht am tiefſten Ort;
Und üppig ſchwillt das Gras zu beiden Seiten,
Um weichen Sitz dem Wandrer zu bereiten.

„Sieh," ſprachen ſie, „den Quell des Lachens fließen,
Aus deſſen Flut uns Tod'sgefahren drohn.
Wie ſehr ſie reizt, wir dürfen nicht genießen;
Denn nur Enthaltſamkeit verſpricht uns Lohn.
Hier laß behutſam uns das Ohr verſchließen
Dem tückich lieblichen Sirenenton. —
Schon gehn ſie fort, bis wo des Fluſſes Wellen
In weiterm Bett zu einem See erſchwellen."

Eine wohlbeſetzte Tafel, verführeriſche Geſänge von Waſſerfeen laden ſie vergeblich zu leichtfertigem Genuß ein: ſie treten in das Schloß.

16. Geſang.

Rund iſt der reiche Bau, in deſſen Kreiſe,
Als Mittelpunkt, der ſchöne Garten liegt,
Der alle, die mit größtem Ruhm und Preiſe
Jemals geblüht, an Reizen weit beſiegt.
Irrgänge ſind, kunſtreich verworrner Weiſe,
Durch Geiſterhand rings um ihn her geſchmiegt;
Und in des vielverſchlungnen Pfades Mitte
Liegt er verſteckt, unnahbar jedem Schritte.

Durchs Hauptthor gehn die Ritter; denn ſie ſehen,
Es zählet hundert Pforten der Palaſt.
Die Thore von geformtem Silber drehen
In goldnen Angeln ihre reiche Laſt.
Die Ritter bleiben bei den Bildern ſtehen;
Denn hier beſiegt den Stoff die Arbeit faſt.
Zum Leben ſcheint nur Sprache zu gebrechen;
Trauſt du dem Blick, ſo wähneſt du, ſie ſprechen.

Und wie ſie nun dem Labyrinth entwallen,
Wird gleich der ſchönſte Garten offenbart:
Hier ſtille Seen, bewegliche Kriſtallen,
Dort Bäume, Blumen, Kräuter aller Art,
Beſonnte Höh'n und ſchatt'ge Thaleshallen,
Und Grott' und Wald, von einem Blick gewahrt;
Und, was die Schönheit mehrt ſo holden Werken,
Die Kunſt, die alles ſchafft, iſt nie zu merken.
Es ſcheint — ſo miſcht ſich künſtliches dem Wilden —
Als ob Natur den Garten angelegt,
Die immer ſonſt ihr nachzubilden pflegt.
Sogar die Luft, die ewig den Gefilden
Ihr Grün bewahrt, wird durch Magie erregt.
Stets ſieht man Frücht' und Blüten ſich geſellen;
Die brechen auf, da jene reifend ſchwellen.

Hier bricht die Feig' hervor, dort reift die Feige
Am ſelben Stamm, vom ſelben Laub umfaßt.
Der Apfelbaum trägt an demſelben Zweige
Der grünen und der goldnen Früchte Laſt.
Daß ſie der Sonne ſich entgegenneige,
Rankt ſich die Reb' empor mit üpp'ger Haſt;
Hier blüht ſie noch, dort ſchwillt der Traubenhülle
Gold und Rubin von edler Nektarfülle.

Wollüſt'ge Tön' anmut'ger Vögel dringen
Wetteifernd aus der grünen Nacht empor;
Auch lockt die Luft mit ihren leichten Schwingen
Aus Laub und Wellen manchen Ton hervor.
Sie murmelt leiſer, wann die Vögel ſingen;
Doch ſchweigen ſie, dann rauſcht der Lüfte Chor.
Sei's Zufall oder Kunſt: bald folgt den Liedern
Der luſt'ge Klang, ſcheint bald ſie zu erwidern.

Bald entdecken ſie Armida und Rinaldo. Sie halten ſich aber verborgen, bis die ſchöne Zauberin, einer ſtrengen Pflicht folgend, ſich in das Schloß zurückbegeben hat. Nun treten ſie hervor und zeigen ſich im vollen Kriegerſchmucke dem erſtaunten Freunde.

Dem Roſſe gleich, das, von dem edlen Zwange
Siegreicher Waffen lange ſchon getrennt,
Auf Weiden irrt, in ſchnödem Müßiggange
Nicht mut'gen Kampfes Luſt mehr kennt,
Doch nun, vom Stahlblitz, vom Trommetenklange
Geweckt, laut wiehernd ihm entgegenrennt,
Und ſchon die Kampfbahn wünſcht, und ſchon, beſtiegen
Von ſeinem Herrn, mit Kriegenden zu kriegen:

So ward der Jüngling, als das ſtolze Prunken
Der Waffen plötzlich ihm ins Auge ſprang.
Ihr Blitz entflammt' in ihm des Mutes Funken,
Des kriegeriſchen Geiſtes kühnen Drang;
Obwohl er längſt, von ſüßer Muße trunken,
Sich eingewiegt in weichen Müßiggang.
Jetzt naht Ubald und zeigt in vollem Lichte
Den Demantſchild des Jünglings Angeſichte.

Kaum, daß der auf den Schild die Blicke wendet,
Wird er in ihm ſein ganzes Bild gewahr,
Sieht eiteln Putz an ſeinen Leib verſchwendet,
Von Salben duftend ſein Gewand und Haar,
Und an der Seite, weibiſch und verſchändet
Durch üpp'ge Pracht, das Schwert, das Schwert ſogar.
Es ſcheint, ſo ausgeſchmückt, nur eitle Zierde,
Ein ſchlechtes Werkzeug krieg'riſcher Begierde.

Gleichwie ein Mann, von ſchwerem Schlaf umnachtet,
Zu ſich zurückkehrt aus verwirrtem Grau'n:
So jetzt Rinald, da er ſich ſelbſt betrachtet;
Doch lange nicht erträgt er dieſes Schau'n.
Das Auge ſinkt, er zittert, er verachtet
Sein eignes Selbſt; ſein Blick ſtarrt auf die Au'n.
Verbergen möcht' er ſich in Flammenſchlünden,
Im Meeresſchoß und in der Erde Gründen.

Und jetzt begann Ubald ihn zu ermahnen:
„Zum Kriege zieht Europa's, Aſiens Macht.
Wer Ruhm begehrt und treu blieb Chriſti Fahnen,
Durchkämpft in Syrien jetzt manche heiße Schlacht.
Nur dich, o Sohn Bertholds! fern jenen Bahnen,
In engem Winkel, müßig ſonder acht,
Dich rühret nicht das Welten-Ungewitter,
Dich, eines Weibes auserleſ'nen Ritter!

Welch dumpfer Schlaf läßt deinen Mut erkranken?
Welch ſchnöder Wahn verlockt dein edles Blut?
Auf! auf! dich rufen Gottfried und die Franken,
Und Glück und Sieg erwarten deinen Mut.
Verhängnisvoller Held! Komm, ohne Wanken
Vollende jetzt dein Werk. Die freche Brut,
Die du erſchüttert längſt, zu Boden werfe
Dein Schwert ſie ganz mit unfehlbarer Schärfe!"

Er ſchweigt; der edle Jüngling ſteht beklommen,
Verſteinert, ſprachlos; doch nur kurze Zeit.
Als aber Zorn den Platz der Scham genommen,
Zorn, der zum Kämpfer der Vernunft ſich weiht;
Als, ſtatt der Röt', ein neues Feu'r entglommen,
Das um ſich greift mit größrer Heftigkeit;
Da reißt er ab den eitlen Schmuck, der weichen
Umhüllung Pracht, des Knechttums niedre Zeichen;

Und treibt zum Gehn, und eilt mit haſt'ger Schnelle
Durch des verſchlungnen Labyrinths Gebiet.
Armida, die indes vor ihrer Schwelle
Den Wächter des Palaſts erſchlagen ſieht,
Schöpft erſt Verdacht; und bald, in klarer Helle,
Wird ſie gewahr, daß der Geliebte flieht,
Und ſiehet ihn — o Anblick voller Grauen!
Enteilen ſchon den wonnereichen Auen.

Sie eilt ihm nach. Vergebens ſucht ſie durch Schmeichelei und Lockung ihn zu halten. Er bleibt der Pflicht getreu, wenn auch Mitleid ihm das Herz zerreißt. Da bricht ſie in Verzweiflung aus. Sie enthüllt ihm, daß ſie ihn zuerſt nur aus Haß an ſich gezogen habe; ſie fleht ihn an, ſie als Sklavin mitzuführen, um ihm dienen zu dürfen. Er jedoch antwortet ihr, daß er allein wandern müſſe, ſie aber in Frieden, im Bewußtſeine ihrer königlichen Würde bleiben ſolle. Nun wandelt ſich die Verzweiflung in Wut. Sie weiſet den Frieden zurück, ihre Rache werde ihn ruhelos bis zum letzten Atemzuge verfolgen. Dann ſtürzt ſie ohnmächtig zuſammen.

Als Armida wieder zu ſich kommt, ſieht ſie ſich allein. Nun flammt ihre Wut von neuem auf. Sie beſchließt, Hand und Reich dem zu ſchenken, der ſie an Rinaldo rächen würde. Das Zauberſchloß und den Wundergarten zerſtören auf ihr Geheiß die Geiſter, die beides erbaut hatten. Dann fährt ſie auf einem Wolkenwagen in ihre einſame Burg, ſammelt ihre Frauen, Ritter und Knappen und zieht Gaza zu, wo ſich die ägyptiſche Macht zuſammenfindet.

17. Geſang.

Gaza lag an der Grenze von Paläſtina, dorthin hatte der Kalif von Aegypten ſeinen Sitz verlegt und ſein Heer berufen. Er ſelbſt, in Kriegs- und Friedensarbeiten gealtert, überläßt nun ſeinen Feldherrn die Leitung des Feldzugs, doch will er ſelbſt die Muſterung der Krieger vornehmen.

Ein Thron von hundert Stufen dient um Sitze
Dem hohen Greis, der über alle wacht.
Ein Silberhimmel wehrt der Sonnenhitze,
Sein Fuß betritt des Purpurteppichs Pracht;
Und herrlich ſchimmert vom Juwelenblitze,
Fremdartig reich, die hehre Königstracht.
Verſchlungne Linnen, blendendweiß, umfangen
Sein ſtolzes Haupt mit Diademes Prangen.

Das goldne Zepter füllet ihm die Rechte,
Ehrwürd'gen Ernſt giebt ihm der greiſe Bart.
Aus ſeinen Augen, ſo die Zeit nicht ſchwächte,
Blitzt Kühnheit noch und Kraft, nach Jünglingsart;
Und in Gebärd' und Anſtand wird die echte
Hoheit der Jahr' und Herrſchermacht bewahrt.
So zeigt' Apell, ſo Phidias dem Volke
Den Zeus, doch Zeus den Donn'rer aus der Wolke.

Es ſtehen ihm zur Rechten und zur Linken
Zwei Kronſatrapen. In des erſten Hand
Sieht man das Schwert, der Strenge Werkzeug, blinken;
Das Siegel zeigt des andern Amt und Stand.
Er führt im Innern, nach des Königs Winken,
Die Staatsgeſchäft', und ſorgt für Kron' und Land;
Allein mit voller Macht, als Fürſt der Heere,
Vollzieht der erſte des Geſetzes Schwere.

Rings um des Thrones Fuß, in dichtem Kranze,
Stehn die Cirkaſſer, treu im Dienſt bewährt;
Ein jeder trägt den Harniſch und die Lanze,
Und an der Seit' ein langes, krummes Schwert.
So thront der Fürſt und überſchaut das ganze
Vereinte Volk, das ihn als Herrn verehrt;
Und wann ein Trupp vorbeizieht auf dem Plane,
Neigt jeder, wie anbetend, Wehr und Fahne.

Aus 2 Weltteilen, Afrika und Aſien, ſind die Scharen geſammelt, welche unter ruhmvollen Führern vor ihrem Herrſcher vorüberziehen. Zum Schluß erſcheint auf einem von 4 Einhörnern gezogenen Wagen auch Armida.

Emiren, der als Chriſt Klemens geheißen hatte, des Kalifen Liebling, wird zum Feldherrn ernannt und gelobt, entweder als Sieger oder gar nicht zurückzukehren. Bei einem Feſtmahle werden alle Vornehmen vereinigt: Nach aufgehobenem Mahle nähert ſich Armida dem Könige, erzählt, was ſie für den Glauben gethan, indem ſie ſo viele Ritter der Gefangenſchaft überliefert habe. Rinald aber habe dieſe befreit und überdies ihr eine unſühnbare Beleidigung zugefügt. Wer ihr ſein verhaßtes Haupt bringe, den wolle ſie mit ihrer Hand belohnen. Adraſt und Tiſſaphern, zwei ägyptiſche Helden, erbieten ſich wetteifernd zur Rache. Unterdeſſen war Rinaldo ſamt ſeinen Gefährten auf dem Wunderkahne am Geſtade des heiligen Landes angekommen. Hier verläßt ſie ihre Führerin und beim Weiterſchreiten ſchimmern ihnen noch ungebrauchte glanzvolle Waffen entgegen, die an einem Baume hängen. Neben demſelben ſitzt der Greis, der Karl und Ubald durch das Erdinnere geführt hatte. Er begrüßt Rinaldo und ſpricht:

„Ich bin dein Freund; vernimm von dieſen Biedern,
Mit welcher Sorg' ich dein Geſchick umfaßt.
Durch meine Hilf' entzogen ſie der niedern
Bezaub'rung dich, der ſchnöden Schwelgerraſt.
Jetzt hör' ein Wort, das den Sirenenliedern
Entgegen kämpft, und ſei's dir nicht zur Laſt.
Bewahr' es wohl, bis dir der Wahrheit Kunde
Ertönt aus einem weiſern, heil'gern Munde.

Nicht bei Sirenen, unterm Schattenflügel
Der weichen Ruh', an blumumkränzter Flut:
Nein, auf der Tugend mühevollem Hügel,
Auf ſteilen Höh'n wohnt unſer höchſtes Gut.
Dem wird es nie, der nicht im feſten Zügel
Die Wolluſt hält, nicht Froſt erträgt und Glut.
Und wollteſt du verziehn, fern von den Strahlen
Der heitern Höh'n, ein Aar in niedern Thalen?

Zum Himmel hat Natur dein Haupt erhoben,
Dir hohen Geiſt geſchenkt, großmütig, kühn,
Aufwärts zu ſchau'n und durch erlauchte Proben
Um jeden höchſten Preis dich zu bemühn.
Mit raſchem Zorn ward dein Gemüt durchwoben;
Nicht, daß er ſollt' im Bürgerangriff glühn,
Noch knechtiſch niedrigen Begierden fröhnen,
Die nimmer ſich mit der Vernunft verſöhnen;

Vielmehr daß deine Kraft, mit Zornes Waffen,
Gewalt'ger dring' auf äuß're Feinde hin
Und mächt'ger ſei, aus deiner Bruſt zu raffen
Der Sinne Gier, die inn're Gegnerin.
Zu welchem Zweck er ward dir anerſchaffen,
Lenk' ihn geſchickt des Feldherrn weiſer Sinn
Und mög ihn bald entflammen und beflügeln,
Bald, wie er will, abkühlen ihn und zügeln.“

So ſprach der Greis. Beſchämt, doch voll Vertrauen,
Vernahm Rinald der hehren Weisheit Ton
Und ließ ſein Herz durch dieſes Wort erbauen,
Indes die Blicke ſtill zur Erde flohn.
Leicht war's dem Greiſ', in ſeine Bruſt zu ſchauen:
„Erhebe,“ ſprach er, „deine Stirn, o Sohn!
Und wende deinen Blick zu dieſem Schilde,
Der deiner Väter Thaten zeigt im Bilde.“

Er weiſet ihm nun auf dem künſtleriſchen Schmucke des Schildes die Ahnen des herzoglichen Hauſes Eſte bis in die Zeit des Verfalles der römiſchen Weltmacht zurück und wieder das Geſchlecht der Welfen bis in den deutſchen Zweig dieſes Hauſes. Der Dänenheld Karl übergiebt Rinaldo das Schwert Suenos, damit er dieſen an Soliman räche. Der greiſe Führer mahnt zum Aufbruche und die Helden folgen ihm. Unterwegs enthüllt dieſer dem horchenden Rinaldo die Zukunft ſeines Hauſes, insbeſondere den Ruhm Alfons II., Herzogs von Eſte, Taſſo's Gönner. Entzückt lauſcht der italieniſche Held den ruhmvollen Prophezeiungen.

Von neuem nun beginnt der edle Weiſe:
„Seht, wie die Sonn' euch dort entgegenlacht,
Und freundlich euch das nahe Ziel der Reiſe,
Feld, Lager, Stadt und Hügel kenntlich macht.
Ohn' alle Fahr, auf unbekanntem Gleiſe,
Hab ich euch redlich bis hierher gebracht.
Jetzt brauchet ihr, die Reiſe zu vollbringen,
Des Führers nicht; ich darf nicht weiter dringen.“

So nimmt er Abſchied, wendet um den Wagen
Und läßt zu Fuß die drei Gefährten dort;
Und ſie, die ihren Schritt gen Oſten tragen,
Ziehn raſchen Gangs bis zu den Zelten fort.
Schnell die erſehnte Heimkehr anzuſagen,
Fliegt das Gerücht voraus von Ort zu Ort,
Und läßt die Kunde zu Bouillon gelangen,
Der ſich erhebt, die Ritter zu empfangen.

18. Geſang.

Voll Ehrfurcht nun begann Rinald zu ſprechen,
Sobald der Feldherr ihm entgegen kam:
„Herr, an dem toten Krieger mich zu rächen,
Trieb Eiferſucht der Ehr' und glüh'nde Scham;
Und kränkt' ich dich, ſo weckte mein Verbrechen
Wohl tiefe Reu' in mir und bittern Gram.
Jetzt komm' ich, da du rufſt, damit getreue
Schuldtilgung einſt mir deine Huld erneue.“

So ſprach Rinald mit demutsvollem Neigen;
Allein Bouillon umarmet ihn und ſpricht:
„Unſel'ger That Erinn'rung möge ſchweigen;
Geſchehnes zu vergeſſen, ſei uns Pflicht.
Du ſollſt uns deine Reu' in Thaten zeigen,
Die ohnehin dein Heldenmut verſpricht;
Denn uns zum Heil, der Feinde Trotz zu dämpfen,
Sollſt du des Waldes Ungeheu'r bekämpfen.

Der alte Forſt, der reichlich zum Erbauen
Des Kriegsgerätes uns mit Holz verſehn,
Iſt jetzt ein Wohnſitz von geheimen Grauen,
Von Zauberwerk, des Grund wir nicht erſpähn.
Nicht einer wagt's, ein Zweiglein abzuhauen:
Und ohne Werkzeug an den Sturm zu gehn,
Wehrt uns Vernunft. Nun, wo die andern beben,
Sollſt du von deinem Mut uns Zeugnis geben.

Beſcheiden ſagt Rinaldo zu. Am andern Tage betritt er mit dem Morgengrauen den verzauberten Wald.

Er ſchreitet vor, und höret, wie von ſchönen,
Anmut'gen Tönen alles rings erklingt.
Sein Ohr vernimmt des Bächleins heiſres Stöhnen,
Geſeufz' der Luft, das durch das Laub ſich ſchwingt,
Des wohllautreichen Schwans wehwütig Tönen,
Die Nachtigall, die klagend Antwort ſingt,
Und Orgeln, Leiern, menſchliche Geſänge;
Ein einz'ger Klang enthält ſo viele Klänge.

Die Fluren rings an ſeinen Ufern prangen
Mit Farb' und Duft in lieblichem Verein;
Er windet ſich in tauſendfachen Schlangen,
Und ſeine Flut umſtrömt den ganzen Hain.
Doch nicht genügt's, ihn außen zu umfangen,
Ein ſchmaler Arm dringt in den Forſt hinein;
Vom Wald beſchattet, netzt er ſeine Matten,
Und lieblich tauſchen beide Feucht' und Schatten.

Der Ritter ſpäht, wo er den Fluß durchwate,
Als plötzlich eine Wunderbrück' ihm blinkt,
Aus Gold gemauert, die mit breitem Pfade
Auf feſtem Bogengrund dem Wandrer winkt.
Er geht hinüber; doch, kaum ans Geſtade
Gelangt ſein Fuß, als ſie ſogleich verſinkt,
Hinabgeſchwemmt vom erſt ſo ſtillen Fluſſe,
Der jetzt einherbrauſt in gewalt'gem Guſſe.

Wohin ſein Fuß nur tritt im Weitergehen,
Da quillt's hervor, da ſproßt es alſobald.
Hier ſieht er Lilien, Roſen dort entſtehen,
Ein Bach entſprudelt, eine Quell' entwallt;
Und über ihm, und rings, ſo weit zu ſehen,
Verjüngt ſein Laub der hochbejahrte Wald.
Die Rinde weicht ſich auf, und wie im Lenzen
Scheint jeder Baum von friſchem Grün zu glänzen.

Ein flüſſ'ger Honig träufelt aus der Rinde,
Mit Manna iſt das grüne Laub betaut:
Und wiederum ertönet, leiſ' und linde,
Klag' und Geſang in ſüßem Wechſellaut.
Allein der Chor, der mit der Flut, dem Winde,
Den Schwänen ſich vereint, wird nicht geſchaut;
Er kann nicht ſeh'n, wer dieſe Lieder ſinge,
Woher der Schall des Klanggerätes dringe.

Indem er ſchaut, und der Vernunft Ermeſſen
Ableugnet, was die Sinne kundgethan,
Erblickt er eine Myrt' und lenkt indeſſen
Den Schritt zu ihr nach einem freien Plan.
Weit ſtolzer noch, als Palmen und Cypreſſen,
Streckt ſie die großen Aeſte himmelan;
Und faſt berührt ihr Haupt die Wolkenräume,
Als wäre ſie die Königin der Bäume.

Aus jedem der Bäume ſpringt eine Nymphe; dieſe vereinigen ſich und umringen Rinaldo in lieblichem Tanzreigen, zu dem ſie ſelbſt auf Lauten, Zithern, Geigen die Weiſe ſpielen. Plötzlich thut ſich die Myrte auf und ihr entſchwebt eine Geſtalt, Armida ähnlich, welche ihm in ſüßen Worten Verſöhnung anträgt und nur um ſeine Hand bittet. Er ziehet ungerührt den Degen.

Er zückt den Stahl, vom Flehn nicht aufgehalten;
Da zeigt ein neues Wunder ſich geſchwind.
Wie oft im Traum ſich Bilder umgeſtalten,
Aus einem ſich ein andres Bild entſpinnt:
So dehnt ihr Leib ſich aus, und düſtre Falten
Zeigt ihr Geſicht; das Weiß und Rot zerrinnt.
Als hoher Rieſ' erſcheint ſie, umgeſchaffen
Zum hundertarm'gen Briareus in Waffen.

Und fünfzig Schwerter, fünfzig Schilde reichen
Ihr mächt'ge Wehr; Wut flammt ihr Angeſicht.
Die Nymphen auch, die jetzt Cyklopen gleichen
Bewaffnen ſich; er aber zittert nicht,
Und fällt den Baum an mit vermehrten Streichen,
Der, wie beſeelt, ſtöhnt unterm Schwertgewicht.
Das Luftgefild gleicht ſtygiſchen Gefilden,
Von Ungeheuern voll und Grau'ngebilden.

Die Erde bebt, als ſpräng' in tauſend Splitter
Ihr alter Grund; mit Blitz und Donner regt
Am Himmel ſich ein gräßlich Ungewitter,
Das ins Geſicht ihm Sturm und Hagel ſchlägt.
Doch keinen einz'gen Hieb verfehlt der Ritter,
Bei aller dieſer Wut ſtets unbewegt.
Er fällt den Baum, den Nußbaum, nicht mehr Myrte;
Der Zauber ſchwand, der Larven Heer entſchwirrte

Nun iſt der Bann gebrochen, alles Volk im Lage begrüßt den heimkehrenden Sieger, die Bäume werden gefällt und Kriegsmaſchinen, darunter ein gewaltiger Turm, gebaut. Durch eine Brieftaube, welche von einem Falken verfolgt, ſich in Bouillons Schoß flüchtet, gelangt in deſſen Hand ein Zettel, auf welchem der ägyptiſche Feldherr, Emiren, den König von Jeruſalem benachrichtigt, er werde längſtens in 4 oder 5 Tagen zum Entſatze erſcheinen. Den verſammelten Heerführern zeigt Gottfried das Briefchen und erklärt ſeine Abſicht vor Ankunft der Aegypter den Sturm zu wagen; ein Kundſchafter ſoll zugleich über Zahl und Abſicht des Entſatzheeres Nachricht einziehen. Auf Tankreds Empfehlung wird dazu deſſen ſchlanker Knappe Vafrin beſtimmt, der ſich in guter Verkleidung ſogleich auf den Weg macht. Der Sturm auf Jeruſalem beginnt; Rinaldo ſtellt ſich an die Spitze der freien Ritter und erklimmt als erſter den Mauerkranz. Den Ismen, welcher durch Zaubermittel die Chriſten zurückwerfen will, zerſchmettert ein Steinblock, der von einem Mauerturm herabſtürzt. Ueber die Brücke des bis an den Stadtwall vorgerückten Belagerungsturmes ſtürmt Gottfried von Bouillon, an der Spitze ſeiner Tapfern, in die Stadt. Vergebens ſtellt ſich ihm Soliman entgegen, von den Seinen verlaſſen, muß er weichen, um an anderem Orte den Widerſtand fortzuſetzen. Nun iſt der Sieg gewonnen.

Nicht durch die Mauern nur, auch durch die Pforten
Zieht nun das ganze Siegerheer hinein;
Denn ſchon geſprengt, verbrannt, zerſtört iſt dorten,
Was noch im Wege war den tapfern Reih'n.
Des Schwertes Grimm luſtwandelt allerorten,
Und Tod, mit Grau'n und Jammer im Verein;
In Bächen ſtrömt das Blut, ſtemmt ſich in Teichen,
Von halb Lebend'gen voll, und voll von Leichen.

19. Geſang.

Argant allein bewahrt noch ſeinen Platz auf der Mauer, obwohl er von vielen gleichzeitig angegriffen wird. Mehr als den Tod fürchtet er die Schande der Flucht. Da tritt ihm Tankred entgegen und wird von ihm des früheren unterbrochenen Zweikampfes gemahnt, ſowie der verſprochenen aber unterlaſſenen Rückkehr zur Fortſetzung desſelben. Einträchtig und doch haßerfüllt zieht das wilde Paar aus der Stadt in ein düſteres Thal, wobei Tankred mit ſeinem Schilde den Todfeind gegen die Schwerter der Genoſſen ſchützt. In der Waldeseinſamkeit beginnen ſie das ernſte Kampfesringen, in welchem jede ſeine perſönlichen Vorzüge zur Geltung bringt: Tankred Beweglichkeit, Argant Größe und Stärke. Dem Schwertgefechte folgt ein Ringkampf.

Das Paar ſich drehend, rüttelnd bis zum Wanken,
Drückt mit der Seit' in einem Nu den Sand.
Argant hat — ſei's der Kunſt, dem Glück zu danken —
Die rechte frei, gepreßt die linke Hand;
Allein der Arm, der nötigſte dem Franken
Im Kampfe, liegt ihm unten feſtgebannt.
Drum, daß er nicht durch Fahr und Nachteil büße,
Macht er ſich los und ſpringt auf ſeine Füße.

Argant kommt ſpäter auf; ihn trifft von oben
Ein mächt'ger Hieb, eh' er ſich ganz erhebt.
Doch wie die Fichte, wenn des Oſtwinds Toben
Sie auch gebeugt, gleich in die Höhe ſtrebt:
So hat auch ihn ſchon ſeine Kraft erhoben,
Da die Gefahr am nächſten ihn umſchwebt.
Von neuem nun wird einzuhau'n begonnen,
Und, was die Kunſt verliert, durch Wut gewonnen.

Vergebens fordert der Chriſt den tapfern Gegner auf, ſich ehrenvoll zu ergeben. Der wilde Moslim beſteht auf dem Kampfe.

Mit beiden Händen, jetzt zum Hau'n verbunden,
Senkt er das Schwert mit doppelter Gewalt,
Schlägt fort den Stahl, den er im Weg gefunden,
Haut in die Schulter, fährt ohn' Aufenthalt
Von Ripp' auf Rippe ſo, daß vielen Wunden
Nach einem Schlag des Franken Blut entwallt.
Bangt nicht Tankred, ſo ſchuf Natur nicht bänglich
Sein kühnes Herz, dem Zagen unzugänglich.

Zum zweitenmal haut nun der Heide wieder,
Doch Zorn und Kräfte ſind umſonſt verwandt;
Denn aufmerkſam entzieht Tankred die Glieder
Dem mächt'gen Hieb, und weicht, ſchnell und gewandt.
Du fielſt, Argant, durch eigne Schwerkraft nieder
Auf dein Geſicht, und jede Rettung ſchwand;
Du fielſt durch dich, noch glücklich über alles,
Daß keiner ſonſt den Ruhm hat deines Falles.
Die Wunden öffnen durch des Falls Beſchwerde
Sich weiter noch; wild ſtrömt das Blut hervor.
Er ſtemmt die Link' und hebt, noch mit Gebärde
Des Widerkampfs, ſich auf das Knie empor.
„Ergib dich!" ruft Tankred; und ohne Fährde
Schlägt er ihm huldreich neuen Frieden vor.
Doch tückiſch ſtößt Argant des Schwertes Spitze
Ihm in die Ferſ' und droht mit toller Hitze.
Da kann Tankred dem Zorn nicht widerſtreben:
„So," ruft er, „lohnſt du mein Erbarmen mir?"
Er ſäumt nicht länger, ihm den Tod zu geben,
Und ſtößt das Schwert ihm zweimal durchs Viſier.
Argant verſchied; ſein Tod war wie ſein Leben,
Und ſterbend droht er noch, voll Rachbegier.
Ergrimmung, Furchtbarkeit und ſtolzes Höhnen
Sprach aus dem letzten Blick, den letzten Tönen.

Aber auch der Sieger blutet aus vielen Wunden; ermattet ſchleppt er ſich wenige Schritte fort und brich dann ohnmächtig zuſammen. Jeruſalem iſt indes gewonnen, grauſer Mord und wilde Plünderung durchtoben die Straßen.

In Salomo's Tempel haben ſich, neben vielen Wehrloſen, die mutigſten Feinde eingeſchloſſen; ihnen iſt Rinaldo, deſſen Schwert Waffenloſe verſchmäht, gefolgt, doch findet er alle die Eiſenthore verriegelt. Schnell entſchloſſen, ergreift er einen ungeheuren Balken, groß wie einen Maſtbaum und rennt damit ein Thor ein. Ihm nach ſtürmt ſeine Schar und bald fließt das Blut in Strömen durch die einſt geweihten Hallen. Aladin flüchtet zum feſten Turm Davids, welchen Soliman noch hält. Rinaldo hätte auch dieſes letzte Bollwerk der Feinde angegriffen, wenn nicht der Feldherr den Rückzug befohlen hätte. Zugleich verbietet er weiteres Plündern und ordnet die Pflege der Verwundeten an. Beide Oberbefehlshaber ſuchen durch Anſprachen den Mut ihrer Mannſchaften zu beleben: Gottfried, indem er auf die ſchon errungenen Vorteile, Soliman, indem er auf das nahende Heer hinweiſt.

Unterdeſſen war der Späher Vafrin im Lager des Feindes angekommen. Aufmerkſam durchſtreift er Gaſſen und Plätze desſelben, merkt Zahl, Ordnung, Zucht und Namen der Heeresteile, ja es gelingt ihm bis zum Hauptgezelt zu dringen und in deſſen Inneres zu blicken.

Der Feldherr ſteht, bewaffnet wie zum Streite,
Im Purpurmantel, doch des Helmes bar.
Er ſtützt ſich auf den Speer; in ein'ger Weite
Harrt mit dem Helm und Schild ein Knappenpaar.
Ein Mann mit rauhem Blick iſt ihm zur Seite,
Groß, ſtarkgebaut, von Anſehn ein Barbar.
Vafrin horcht auf; kein Laut geht ihm verloren,
Denn Gottfrieds Name dringt zu ſeinen Ohren.

Der Feldherr fragt: Und was du übernommen,
Gottfried zu töten, iſt es ſicher ſchon?
„Ja," ſpricht der fremde Mann, „das iſt's vollkommen;
Als Sieger nah' ich, oder nie, dem Thron.
Ich will zuvor den Mitverſchwornen kommen,
Und ich verlange keinen andern Lohn,
Als daß ich in Kairo die Trophäen
Aufrichten mag, mit dieſem Wort verſehen:

Dem Frankenfeldherrn, der in Aſien wilde
Verwüſtung trieb, nahm Ormond dieſe Wehr,
Als er ſein Leben nahm im Kampfgefilde,
Und hing zum ew'gen Denkmal, ſie hierher."
„Nicht unbelohnt läßt unſers Königs Milde
Die große That," ſpricht Emiren nunmehr.
„Du wirſt gewiß, was du begehrſt, erlangen,
Doch auch noch andern, reichen Lohn empfangen.

Laß nur die falſchen Waffen ſchnell vollenden,
Denn bald wird der Entſcheidungskampf gewagt."
„Sie ſind bereit," ſpricht jener. Alſo enden
Sie das Geſpräch, und nicht wird mehr geſagt.
Vafrin erſtaunt; doch wie er auch zu wenden
Die wicht'ge Kunde ſucht, wie oft er fragt:
„Was für Verſchwörung? Was für falſche Waffen?"
Kein Sinnen kann ihm volles Licht verſchaffen.

Indem er Aufklärung ſucht, ſieht er auch Armida herrlich prunken, umringt von ihren Verehrern, die ſich in Verſprechungen der Rache eiferſüchtig überbieten. In der Nähe dieſes großen Kreiſes hofft Vafrin die erſehnte Kunde zu erhalten. Er ſucht ſcherzende Zwieſprache mit einem der Fräulein Armida's zu beginnen. Sie giebt ſich ihm als Erminia, einſt Gefangene Tankreds, zu erkennen und bittet ihn, ſie in das Lager der Kreuzfahrer mitzunehmen.

Stockend geſteht ſie aber, daß der Hauptgrund, der ſie zu dem Chriſtenlager treibt, die Liebe zu Tankred ſei. Ihn liebe ſie, ſeit er großmütig ſie nach Eroberung der väterlichen Burg ungekränkt entlaſſen habe. Schon einmal ſei ſie entſchloſſen geweſen, ſich ihm zu nahen, allein auf dem Wege zu ihm verfolgt, in eine Wildnis geflohen und habe dort als Hirtin gelebt. Später ſei ſie ägyptiſchen Kriegern in die Hände gefallen und zu deren Feldherrn gebracht worden, worauf dieſer ſie Armiden überwies. — So kommen beide in die Nähe von Jeruſalem.

Vafrin verläßt die zu betretnen Stege,
Durch kürzern oder ſichrern Pfad beſtimmt.
Schon nah der Stadt, in einem Thalgehege,
Als gegen Weſt die Sonne niederklimmt,
Sehn ſie auf einmal Blut auf ihrem Wege,
Und einen Krieger, der im Blute ſchwimmt,
Den ganzen Pfad mit ſeinem Leibe deckend,
Das Antlitz himmelwärts, und tot noch ſchreckend.

Am Waffenſchmuck, am fremden Kriegsgewande
War kund der Heid', und weiter zog Vafrin.
Ein andrer lag nicht weit davon im Sande,
Des Aeußres bald auffallend ihm erſchien.
Er ſprach zu ſich: Der iſt vom Frankenlande.
Bedenklich macht die ſchwarze Kleidung ihn.
Er ſpringt vom Roß, ſein Angeſicht zu fragen,
Und ruft: Weh mir! Hier liegt Tankred erſchlagen!

Erminia bricht in laute Klagen aus und bemüht ſich dem Verwundeten Hilfe zu leiſten. Sie verbindet die Wunden, die Argants Schwert geſchlagen, mit ihrem Schleier, und der Held erwacht.

Er fragt: „Vafrin, wie biſt du hergekommen?
Und wer, mitleid'ge Pflegerin, biſt du?"
Erminia ſeufzt, von Freud' und Furcht entglommen,
Und ſanftes Rot deckt ihre Wangen zu.
„Von allem," ſpricht ſie „wird dir Kunde kommen;
Jetzt, als dein Arzt, gebiet ich Still' und Ruh'.
Denk' auf Belohnung, du geneſeſt wieder."
Dann legt ſie ſanft und mild ſein Haupt danieder.

Jetzt ſinnt Vafrin, wie er Tankred beizeiten
Ins Lager bringe vor Beginn der Nacht;
Und ſieh! es kommt ein Trupp daher vom weiten,
Der bald als ſeines Herrn ſich kenntlich macht.
Als jener ging, um mit Argant zu ſtreiten,
Stand dieſer Haufen bei ihm in der Schlacht;
Auf ſein Gebot war er zurückgeblieben,
Und ſucht' ihn jetzt, von Sorgen angetrieben.

Noch viele gingen aus, nach ihm zu ſchauen,
Doch ihn zu finden glückt nur dieſer Schar.
Sie bieten ihm, um einen Sitz zu bauen,
Die eignen Arm' als Stütz' und Seſſel dar.
Nun ſpricht Tankred: „Bleibt hier auf offnen Auen,
Argant, ein Mahl dem Raben und dem Aar?
Ha, nein, bei Gott! Nie werd' ich das erlauben,
Nicht ihn des Grabes, noch des Ruhms berauben.

Ich kriege nicht mit blutlos ſtummen Leichen.
Er ſtarb als Held, von keiner Furcht bedroht;
Und wohl gebührt ihm jenes Ehrenzeichen,
Das einz'ge, das uns übrig läßt der Tod."
So, während viel' ihm ihren Beiſtand reichen,
Trägt man den Feind ihm nach, auf ſein Gebot.
Vafrin geſellt der Jungfrau ſich als Hüter,
So wie ein Mann bewacht die teuerſten Güter.

„Nicht in mein Zelt", wird von Tankred entſchieden,
„Tragt mich vielmehr zur Königsſtadt hinan;
Denn trifft vielleicht, was jeden trifft hienieden,
Mein ſchwaches Sein, ſo will ich's dort empfahn.
Der Ort, wo der Unſterbliche verſchieden,
Kann wohl erleichtern mir des Himmels Bahn;
Und herrlich wird's die fromme Sehnſucht laben,
Das Ziel der Pilgerſchaft erreicht zu haben."

Er ſpricht's; ſie tragen ihn zur Stadt und heben
Aufs Lager ihn, wo er in Schlummer fällt.
Vafrin verſchafft der Jungfrau, gleich daneben,
Ein ſtilles Haus, wie er's für ſchicklich hält.
Dann eilt er, ſich zum Feldherrn zu begeben,
Und alſobald giebt ihm Gehör der Held;
Obwohl er jetzt zum nahen, großen Schlage
Entwürf' und Pläne wägt auf ernſter Wage.

Der Oberfeldherr hört des Spähers Bericht am Lager des verwundeten Raimund und in Gegenwart der vornehmſten Heerführer. Er beſchreibt das nahende Feindesheer, ſchildert Emiren, den Feldherrn, die Ritter, die ſich zu Rinaldos Tod verbunden haben und enthüllt ſchließlich, daß Ormond, in Chriſtenkleidung gehüllt, Gottfried töten wolle. Der Kriegsrat beſchließt dann den feindlichen Turm ſo zu bewachen, daß ein Ausfall unmöglich wird, den Aegyptern aber eine Schlacht im freien Felde anzubieten.

20. Geſang.

Schon rief die Sonn' ans Werk die Erdgenoſſen,
Und ſchon die zehnte Tagesſtund' entſchwand,
Als jene Schar, im großen Turm verſchloſſen,
Ein dunkles Etwas ſchaut im fernen Land,
Wie wenn am Abend Nebel ſich ergoſſen;
Und endlich wird das Freundesheer erkannt,
Das weit umher mit Staub umhüllt den Himmel
Und Feld und Hügel deckt mit Volksgewimmel.

Mit Freudengeſchrei begrüßen ſie die Zeichen der gehofften Rettung, verraten aber dadurch auch den Franken die nahenden Feinde. Bald wird die Maſſe des weit ausgedehnten ägyptiſchen Heeres ſichtbar und die Chriſten fordern von ihrem Feldherrn den Ruf zum Kampfe. Gottfried aber weigert ſich vor dem nächſten Tage eine Schlacht anzunehmen. So geſchieht es auch. Von chriſtlicher Seite beginnt das Treffen Gildippe, indem ſie Hyrkan, den Herrn von Ormus, mit durchbohrter Bruſt in den Sand ſtreckt. Nun wird der Kampf allgemein.

Indes hat Ormond, der ſich unterwunden,
Heimtückiſch zu vollziehn die grauſe That,
Samt den Genoſſen, ihm durch Eid verbunden,
In falſcher Wehr den Chriſten ſich genaht:
Wie nächt'ge Wölfe gleichend faſt den Hunden,
Zur Hürde ziehn auf nebelvollem Pfad,
Indem ſie ſpähn, den Eingang zu entdecken,
Und den verdächt'gen Schweif geſchickt verſtecken.

Sie nähern ſich; ſchon hat der freche Heide
Von Gottfrieds Seite ſich nicht fern geſtellt;
Doch wie Bouillon das Gold, die weiße Seide
Des Truggewands erblickt, da ruft der Held:
„Seht da den Frevler, der in falſchem Kleide
Verrätriſch ſich als einen Franken ſtellt!
Seht da, mit ihm, die andern Miſſethäter!"
So rufend, ſprengt er los auf den Verräter.

Er trifft ihn ſcharf; der Frevler, ohne Regen,
Haut nicht, noch wehrt ſich, noch entweicht den Reihn.
Als ſäh' er Gorgos Haupt, wie höchſt verwegen
Er ſonſt auch war, wird er zu Eis und Stein.
Auf ſie nun ſtürmt ein jeder Speer und Degen
Und jeder Bogen zielt auf ſie allein;
Bald iſt die Schar der Frevler aufgerieben,
Den Toten ſelbſt der Leichnam nicht geblieben.

Vor allen Helden wütet Rinalda gegen die Moslims. Kein Ritter, keine Schar kann ihm widerſtehn.

Er wirft ſich auf das durch die Flucht der Reiter entblößte Fußvolk, und hier trifft er auf Armida, die auf ihrem goldnen Wagen ſteht. Er ſucht den Kampf zu meiden und jagt vorbei; ſie aber von Zorn erfaßt, entſendet Pfeil auf Pfeil gegen den Flüchtigen, ohne ihm Schaden zuzufügen. Zu ihrem Schutze eilt Altamor von Perſien herbei und fällt ſamt ſeinen Leuten. Indes hat Soliman vom Turme aus die Schlacht geſchaut. Er kann es nicht länger ertragen, den Zuſeher kühner Thaten abzugeben, ergreift den Helm, ruft die Seinen zum Entſcheidungskampfe auf, ſprengt das Thor und ſtürzt hinaus gegen die überraſchten Einſchließungstruppen. Die Syrertruppen flieh'n, die Gaskoner aber halten ſtand. Soliman eilt durch die Breſche hinab in das Blachfeld, um an der großen Schlacht Anteil zu haben; die Seinen drängen, wie von ſeiner Wut erfüllt, weiter gegen Raimunds Schar. Sie werden aber zurückgeworfen und die Chriſten nehmen nun ſelbſt die Burg unter ſchrecklichem Blutvergießen.

Soliman hat ſich auf einem herrenloſen Pferd beritten gemacht. Hunderte tötet ſeine Hand, da ſtößt er auf Gildippe und bohrt ihr das Schwert ins Herz. Odoardo ihr Gatte, ſieht mit Entſetzen die That und eilt der geliebten Frau zu Hilfe.

Was thun im großen Fall? Nach zweien Seiten
Ziehn gleicherweiſ' ihn Zorn und Mitleid fort:
Dies will, daß er die Teure halt' im G'leiten,
Der, daß er räche der Geliebten Mord.
Die Lieb', im Mittel, ſtrebt ihn zu verleiten,
Hier ſie zu halten, ſie zu rächen dort.
So ſtützt er mit der linken Hand die Schwache,
Die andre dient als Werkzeug ſeiner Rache.

Geteilte Kraft, geteilter Wille nützen
Ihm wenig wider den gewalt'gen Mann;
So daß er nun nicht die Geliebte ſchützen,
Noch den, der ſie erſchlug, beſtrafen kann.
Den Arm, beſtimmt, das teure Weib zu ſtützen,
Haut ihm vom Rumpf der wilde Soliman.
Er läßt ſie fallen; auch er ſelbſt ſinkt nieder,
Und neben ihr nun ruhen ſeine Glieder.

Gleich einem Ulmbaum, den die Reb' umklettert,
Heiß ihn umſchlingend mit der Liebe Kraft,
Der, umgehaun vom Beil, vom Blitz zerſchmettert,
Die zarte Freundin mit zu Boden rafft
Und ſelbſt des grünen Schmuckes ſie entblättert,
Ausdrückend ihrer Trauben ſüßen Saft,
Und mehr zu trauern ſcheint um ihr Verderben,
Als um des eignen Stamms gewiſſes Sterben:

So ſinkt der Held, nur ſie allein beklagend,
Die ihm der Himmel gab zu ew'gem Bund.
Sie möchten reden; doch das Wort verſagend,
Stöhnt nur noch Seufzer der gebroch'ne Mund.
Sie ſchaun ſich an, feſt umeinanderſchlagend
Die treuen Arm', obwohl zerhau'n und wund.
Zugleich ſehn beide ſich den Tag verhehlen,
Und miteinander fliehn die frommen Seelen.

Auch zu Rinaldo trägt das Gerücht die Kunde von der Ehegatten Geſchick, voll Rachgier ſprengt er gegen den Sultan und tötet ihn.

Als Soliman,, der, dem Antäus gleichend,
Im langen Krieg oft fiel und immer drauf
Furchtbarer ſich erhob, nun ſank, erbleichend,
Zu ew'ger Raſt: da eilt des Rufes Lauf.
Das Glück, unſtät bisher im Felde ſtreichend,
Hält länger nicht des Siegs Entſcheidung auf;
Es hemmt die Kreiſe, fügt ſich ohne Schwanken
Zu Gottfrieds Heer, und ſtreitet für die Franken.

Nun hemmt Rinald den Zügel, um zu ſchauen,
Wo Angriff oder Hilfe nötig thut;
Doch nirgend ſteht der Heid', und auf den Auen
Liegt jedes Feindspanier, befleckt mit Blut.
Er ſetzt dem Morde Ziel, und zu erlauen
Scheint nun in ihm die kriegeriſche Glut.
Sein Sinn wird ſanft, und nun gedenkt er herzlich
Armiden's, die entfloh, einſam und ſchmerzlich.

Er ſah ſie fliehn; zu ihrem Schutz verpflichtet
Des Mitleids ihn und Edelmuts Gebot.
Er denkt des Bunds, den er mit ihr errichtet,
Ihr Ritter ſtets zu ſein in Glück und Not.
Raſch folgt er ihr, den Lauf dahin gerichtet,
Wo ihres Zeltes Spur ihm Merkmal bot.
Sie kam indes zu einem dunkeln Grunde,
Wie ausgeſucht zur ſtillen Todesſtunde.

Dem Zufall ſagt ſie Dank, der ſo gewogen
Sie in dies öde Schattenthal gebracht,
Steigt ab vom Roß, legt nieder Pfeil und Bogen,
Und ſpricht, nachdem ſie wehrlos ſich gemacht:
„Unſel'ge Waffen, die ihr mich betrogen!
Beſchämt, unblutig kommt ihr aus der Schlacht.
Ich leg' euch endlich ab; hier bleibt begraben,
Zu feig', um meiner Rache Durſt zu laben.

Seid ſtark und ſcharf, das Herz mir zu durchbohren,
Soll ich die vor'ge Feigheit euch verzeihn. —
Armida, weh! Bin ich ſo ganz verloren?
Bleibt mir zur Rettung nichts, als ihr allein?
Nein! Alles hat ſich gegen mich verſchworen;
Nur Wunden heilen meiner Wunde Pein.
Des Pfeiles Schmerz treib' aus der Liebe Schmerzen,
Und Tod ſei Arzenei dem kranken Herzen!"

Armida ſchweigt und wählt von den Geſchoſſen
Den ſchärfſten Pfeil, nach feſtbeſtimmtem Rat.
Da kommt Rinald und ſieht, wie kühn entſchloſſen
Sie der Entſcheidung ihres Loſes naht,
Mit Todesbläſſ' im Antlitz übergoſſen
Und ſchon bereit zur grauenvollen That.
Er ſtürzt von hinten zu und faßt in Eile
Den Arm, ſchon ausgeſtreckt mit ſcharfem Pfeile.

Den ſtarken Arm, der ſich ihr aufgedrungen,
Stieß ſie verſchmähend weg mit ſchwacher Hand.
Mehrmals verſucht, blieb's dennoch ungelungen,
Weil er nur feſt und feſter ſie umwand.
Doch endlich nun, von Feſſeln dicht umſchlungen,
Die ſie im Ernſt vielleicht nicht grauſam fand,
Begann Armida unter Thränenbächen
Mit abgewandtem Blick zu ihm zu ſprechen:

„O du, im Wiederkehren wie im Scheiden
Gleich grauſam, ſprich, was hat dich hergebracht?
Wie unerhört! Du wendeſt mein Verſcheiden?
Mein Mörder iſt's, der für mein Leben wacht?
Du willſt mich retten? Ha! welch neues Leiden,
Welch neue Schmach haſt du mir zugedacht?
Wohl kenn' ich ſie, die Künſte voll Verderben;
Doch nichts vermag, wer nicht vermag zu ſterben.

Gewiß, dein Ruhm verliert, kannſt du Armiden,
Ergriffen jetzt, vorhin getäuſcht mit Hohn,
Nicht an den Wagen des Triumphes ſchmieden;
Das iſt dein ſchönſter Prunk, dein höchſter Lohn.
Einſt fleht' ich dich um Leben und um Frieden;
Jetzt wäre mir der Tod erfreulich ſchon.
Doch nicht von deiner Hand; denn jede Labe
Wird mir verhaßt, kommt ſie als deine Gabe.

Nein! durch mich ſelber noch mich zu entraffen
Dem Drohen deiner Wut, iſt mir nicht bang.
Und fehlen der Gefangnen Gift und Waffen,
Fehlt ihr ein Seil, ein jäher Felſenhang:
Doch weiß ich Mittel, mir den Tod zu ſchaffen —
Dem Himmel Preis! — trotz allem deinem Zwang.
Hör' auf mit Schmeichelei'n! Noch will er trügen!
Will noch den Wahn der kranken Hoffnung lügen!"

Sie ſchweigt; und mit der Quelle, die im Drängen
Von Lieb und Zorn dem ſchönen Aug' entſprüht,
Läßt er den heißen Thränenbach ſich mengen,
In deſſen Flut ein züchtig Mitleid glüht.
„Armida," hebt er an in ſanften Klängen,
„Beſänft'ge nun dein aufgeregt Gemüt.
Dein Freund und Ritter bin ich noch, wie immer;
Dein harrt nicht Schmach, vielmehr des Thrones Schimmer.

In meinem Blick lies meines Eifers Treue,
Willſt du auch meinen Worten nicht vertraun.
Empfange meinen Schwur: Ich will aufs neue
Der Väter alten Thron dir auferbaun.
Und o! ein Strahl aus jenen Höhn zerſtreue
Vor deinem Blick des Heidentumes Graun:
Wie ſollte dann in allen Morgenreichen
An königlichem Glück dir keine gleichen!"

So redet er und fleht mit mildem Drange;
Und Thränen, Seufzer miſchen ſich zum Flehn.
Und wie der Schnee am ſteilen Bergeshange,
Wann Sonne glüht und laue Lüfte wehn,
Hält nun der feſtgeglaubte Zorn nicht lange,
Und nur die andern Triebe bleiben ſteh'n.
„Sieh," ſpricht ſie, „deine Magd; mit ihr verfüge
Wie dir's gefällt, dein Wink iſt ihr Genüge."

Indes ſieht Emiren, nach heißem Tage
Sein königlich Panier dahingeſtreckt,
Den Bannerträger von einem einz'gen Schlage
Hinabgeſtürzt, den Gottfrieds Arm vollſtreckt.
Er ſieht der Seinen Tod und Niederlage,
Und ſucht, auch jetzt von Feigheit unbefleckt,
Nur von erlauchter Hand — und nicht vergebens —
Ein ruhmgekröntes Ziel des großen Lebens.

Den Renner ſpornt er nun Bouillon entgegen —
Denn würd'gern Feind zeigt nirgends ihm die Schlacht —
Und übt, indem er naht, auf allen Wegen
Verzweiflungsvollen Mutes letzte Macht.
Noch eh' er ihn erreicht, ruft er verwegen:
„Von deiner Hand ſei mir der Tod gebracht!
Doch ſtreben will ich, wenn ich fall' und ſterbe,
Daß dich mein Sturz ergreif' und mit verderbe."

So ſpricht der kühne Held, und ſäumt nicht lange,
Und beide ſtürmen aufeinander los.
Durchbohrt wird Gottfrieds Schild im Gegendrange,
Sein linker Arm verletzt von heft'gem Stoß;
Er aber trifft des Sarazenen Wange,
Und dieſer Hieb entſcheidet gleich ſein Los.
Der Heide wankt: noch will er ſich erheben,
Da raubt ihm ſchnell ein zweiter Hieb das Leben.

Das Lager der Aegypter wird von den Kreuzfahrern erſtürmt und deren Heer vollſtändig vernichtet: über Jeruſalem weht das Kreuzesbanner.

So ſiegt Bouillon nach langem, hartem Streite,
Und da der Tag noch völlig nicht entſchwand,
Führt er die Sieger in die ſchon befreite
Hochheil'ge Stadt, wo Chriſti Wohnung ſtand.
Er ſelber geht, an ſeiner Helden Seite,
Zum Tempel ein mit blut'gem Kriegsgewand,
Hängt hier die Waffen auf als fromme Gabe
Und löſet ein Gelübd' am heil'gen Grabe.

Taſſo (1544—1595).

Wohl keines Dichters Los iſt von Dichtung und Sage ſo reich ausgeſchmückt worden, wie das Torquato Taſſo's, wohl weniger Sänger Leben ſo ſchmerzvoll geweſen wie das ſeine. — Der Genius der Dichtkunſt ſtand ſchon an Taſſo's Wiege; denn auch der Vater zählte unter die geehrteren Dichter des damaligen Italien. Dieſer, Bernardo Taſſo (geb. 1493 zu Bergamo), ſtand ſeit 1531 als Geheimſekretär in den Dienſten des Fürſten Ferrante Sanſeverino von Salerno. Von demſelben war er zu verſchiedenen ſtaatlichen Sendungen gebraucht worden, hatte ſich 1539 mit der ſchönen, reichen und geiſtvollen Porzia de' Roſſi vermählt und führte mit ihr in dem anmutigen Sorrent ein glückliches Familienleben. Hier begann er die Umarbeitung des (1370 entſtandenen) ſpaniſchen Ritterromans „Amadis von Gallien“ in ein Heldengedicht, das er in der Folge bis auf 100 Geſänge ausſpann. Eine Einzelbegebenheit in demſelben arbeitete er wieder beſonders zu einem ſelbſtändigen Gedichte unter der Ueberſchrift „Floridante“ aus. 11. März 1544 wurde dem glücklichen Paare der letzte Sohn geboren, der den Namen Torquato erhielt. In des Knaben erſten Jahren zerſtörte ein düſteres Geſchick das heitere Glück der Familie. Die Mutter ſtarb; der Vater fiel 1547 ſamt ſeinem Gönner, dem Fürſten von Salerno, bei Kaiſer Karl V. in Ungnade und mußte das bittere Brot des Landflüchtigen ſchmecken. Als Flüchtling hielt er ſich an verſchiedenen Orten auf, bis ihn 1556 der Herzog von Urbino nach Peſaro berief. Naturgemäß hemmten des Vaters herbe Schickſale auch die Vorbildung des ungewöhnlich begabten Knaben. In Neapel und Rom erhielt er den erſten Unterricht, in Peſaro wurde er mit dem Sohne des Herzogs zuſammen unterrichtet. Frühzeitig lernte er die Heldengedichte des Homer und Virgilius kennen und drang tief in das Verſtändnis ihres Weſens ein. Mit dem 13. Jahre (1557) bezog er die damals berühmte Hochſchule von Padua, um nach dem Willen des Vaters ſich die Rechtskunde eigen zu machen. Aber der im Herzen lebende dichteriſche Antrieb, der Einfluß der großen Dichter des Altertums, wohl auch des Vaters Vorbild drängten den Jüngling von dem vorgeſchriebenen Studium auf die dornenreiche künſtleriſche Laufbahn. In ſeinem 17. Jahre vollendete er ein epiſches Gedicht in 12 Geſängen, welches den Titel: „Rinaldo“ führte und von dem Dichter dem Kardinal Luigi d'Eſte, dem Bruder des Herzogs von Ferrara, Alfonſo II., gewidmet wurde. Der Vater war mit dieſer Richtung ſeines Sohnes wenig einverſtanden und gab 1562 nur mit Widerſtreben die Erlaubnis zum Drucke der Dichtung. Dem Werke des jugendlichen Dichters wurde jedoch reicher Beifall zu teil und nun erlaubte ihm der Vater von der Rechtswiſſenſchaft abzugehen und ſeinem Genius zu folgen. Der Jüngling warf ſich zu Bologna und Padua mit Feuereifer auf litterariſche und philoſophiſche Studien und begann zugleich den ſchon frühe gefaßten Plan zu einem Heldengedicht über die Befreiung Jeruſalems aus der Macht der Moslims näher auszuführen.

Auch ſein äußeres Leben ſchien ſich glänzend geſtalten zu wollen. Kardinal Luigi d'Eſte berief 1566 den Verfaſſer des „Rinaldo“ an ſeinen Hof nach Ferrara, gab ihm einen anſehnlichen Gehalt und den Rang eines Hofkavaliers. Hier kam Taſſo in unmittelbare Berührung mit dem Herzog Alfonſo II. von Ferrara und mit deſſen Schweſtern, der fröhlichen Lucrezia, der ſpäteren Herzogin von Urbino, und der ernſten Prinzeſſin Leonore. Beide beehrten den großen Dichter mit ihrem Wohlwollen, doch mag die mehr ſchwärmeriſche, melancholiſche Leonore auf denſelben größeren Einfluß geübt haben. 1571 reiſte Taſſo, der unterdeſſen 8 Geſänge ſeines Epos vollendet hatte, mit ſeinem Gönner, dem Kardinal, nach Frankreich, wo er am Hofe Karls IX. ehrenvollſte Aufnahme fand. Dort ſcheinen zwiſchen beiden Zerwürfniſſe eingetreten zu ſein; denn ſchon nach Jahresfriſt finden wir den Dichter zu Rom und bald darauf in Ferrara, nachdem er in die Dienſte des Herzogs ſelbſt getreten war. Alfonſo behandelte ſeinen Schützling mit höfiſcher Artigkeit und Zuvorkommenheit und gewährte ihm volle Muße zu dichteriſchen Arbeiten. In dieſer Zeit entſtand das Schäferſpiel „Aminta“, welches unter die beſten ſeiner Art zählt. Auch das Heldengedicht von der Befreiung Jeruſalems förderte der eifrige Dichter ſo raſch, daß dasſelbe im Frühling 1575 mit 18 Geſängen unter dem Titel „Goffredo“ vollendet war. Er begab ſich mit ſeinem Werke nach Rom, um es nochmals einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Dort kam er in die Geſellſchaft des ſpäteren Großherzogs von Toscana, des damaligen Kardinals Ferdinand von Medici. Dieſer große Förderer der Künſte und Wiſſenſchaften forderte ihn auf, in ſeine Dienſte zu treten, Taſſo aber lehnte aus Dankbarkeit gegen das Haus Eſte, das er in ſeinem Epos verherrlicht hatte, den ehrenvollen Antrag ab. Er kehrte nach Ferrara zurück und übernahm das ihm angetragene Amt eines Hiſtoriographen (von Staatswegen angeſtellten zeitgeſchichtlichen Geſchichtſchreibers).

Je reicher der Kranz der Ehren ward, den die dankbare Mitwelt um Taſſo's Stirne wand, deſto weniger innerlich beglückt fühlte ſich derſelbe. Der erſchütternde Glückswechſel, welcher ſeinen 1569 verſtorbenen Vater von einem fürſtlichen Vertrauten zu einem verarmten Flüchtling gemacht und Taſſo's Kindesalter verdüſtert hatte, mochte auch dem Dichter Mißtrauen in die Dauer der Hofgunſt einflößen und ihm mitten in dem Sonnenſchein glücklicher Tage dunkle Wolken an ſeinem Lebensgeſichtskreiſe erſcheinen laſſen. Hatte er doch auch Neider und Feinde, an deren Spitze der Staatsſekretär des Herzogs, Antonio Montecatino, ſtand, der es auch an Ränken gegen Taſſo nicht fehlen ließ. Auch Giambattiſta Pigna, der Hiſtoriograph des Hauſes Eſte, erwies ſich, von Neid auf des Herzogs Gunſt erfüllt, als Feind des Dichters. Ihn ſoll Taſſo in der Perſon Alet's gemeint haben, da er von dieſem ſagt:

Alet iſt einer, namenlos entſprungen
Aus ſchlechten Pöbels Schmutz u. Niedrigkeit;
Doch hat er ſich zum erſten Rang geſchwungen
Durch ſchlaue, ſchmeichelnde Beredſamkeit,
Gewandte Sitten, feine Huldigungen
Und einen Geiſt, zum Truge ſtets bereit;
Stark in der Kunſt, Verleumdung vorzubringen,
Die Schmähung iſt und ſcheint wie Lob zu klingen. [Befreit. Jeruſ., 2. Geſ.]

Dazu kam der, allerdings vollſtändig ungegründete Wahn, der Herzog ſehe in ſeinen Verhandlungen mit dem Mediciäer eine Art von Hochverrat. Obwohl der Herzog wie die Prinzeſſinnen ihn mit gewohnter Güte behandelten, hielt er ſich doch für zurückgeſetzt und beargwohnt, und bald bemächtigte ſich ſeines Geiſtes eine düſtere, traurige Stimmung. Er glaubte ſich von Feinden und Verfolgern umgeben und zog eines Abends in den Zimmern der Herzogin von Urbino den Degen gegen einen ihrer Diener, den er für einen Verräter ſeiner Perſon hielt. Nun ließ ihn der Herzog verhaften, doch nicht um ihn zu ſtrafen, ſondern um ihn heilen zu laſſen. Es war jedoch vergebens; Taſſo fiel von einem Wahngebilde in das andere. Er glaubte, er ſei mit der Kirche und dem Herzoge zerfallen und ließ bald von dem Glaubensgerichte ſeine Rechtgläubigkeit prüfen, bald wünſchte er in der Stille eines Franziskanerkloſters zu weilen. Nachdem er endlich an den Herzog einen empfindlichen Brief gerichtet und das Verbot erhalten hatte, an den Fürſten oder an die Herzogin von Urbino je wieder zu ſchreiben, entfloh er am 20. Juli 1577 aus Ferrara mit Hinterlaſſung aller ſeiner Handſchriften. Nach mancherlei Irrfahrten gelangte er in ſeinen Geburtsort Sorrento, wo ihn ſeine dort lebende Schweſter liebevoll pflegte. Des Dichters Ehrgeiz aber dürſtete nach Ruhm und Auszeichnung. Was ſollte ihm das einfache Heim, das ihm ſchweſterliche Liebe bot? Nun, da er dem Hofleben ferne war, ſehnte er ſich nach dem verlaſſenen Glanze zurück. Er bat den Herzog um die Erlaubnis zur Rückkehr, jedoch ein Schreiben der Prinzeſſin Leonore machte ihm wenig Hoffnung auf die Erfüllung ſeines Wunſches. Er ging nach Rom und wandte ſich an den Geſchäftsträger des Fürſten, ſo daß der Herzog endlich (1578) den wiederholten Bitten wich, aber die Bedingung machte, daß ſich Taſſo ärztlicher Behandlung unterziehen müſſe „widrigenfalls er aus dem Staate verbannt und nie mehr zurückgerufen würde.“ Sofort eilte der Dichter an den Hof und fand freundliche Aufnahme. Bald aber glaubte er ſich wieder gekränkt, weil der Herzog mit der Rückgabe der von Taſſo bei der Flucht zurückgelaſſenen Handſchriften ſeiner Dichtungen zögerte. Alfonſo fürchtete nämlich, der noch immer nicht Geheilte könnte in einem Augenblicke geiſtiger Verwirrung dieſelben zerſtören und ſo der Kunſt, ſich ſelbſt und dem Hauſe Eſte einen unerſetzlichen Verluſt zufügen. Von neuem floh Taſſo und irrte durch Italien. Bei Filippo d'Eſte, Herzog von Urbino, wie bei Herzog Karl Emanuel in Turin fand er zwar wohlwollenden Empfang, aber immer ſtrebte er nach Ferrara zurück. Noch einmal (1579) erhielt er dort, gelegentlich des Hochzeitsfeſtes des Herzogs mit Margareta Gonzaga, Aufnahme, aber die Gunſt, deren er ſich früher erfreut hatte, war verloren. Bald fühlte er ſich wieder zurückgeſetzt und hatte vielleicht ſpöttiſche Reden anderer Hofleute zu ertragen gehabt; da erfaßte ihn Wut, und er ließ ſich zu abſcheulichen Schmähungen gegen das ganze Haus Eſte hinreißen. Die Sage hat den traurigen Vorgang dahin verändert, daß Taſſo eine unerwiderte Liebe zu Prinzeſſin Leonore, des Herzogs Schweſter, gehegt und derſelben angeſichts des Hofes einen Kuß geraubt habe. Dieſe lange für wahr angenommene Behauptung iſt nicht bloß unerweislich, ſondern geſchichtliche Nachrichten, wie innere Gründe ſprechen gegen dieſelbe. Richtig hingegen iſt, daß der Herzog den Dichter auf die Nachricht der von ihm ausgeſtoßenen Schmähungen in das St. Annenſpital, in welchem auch Irre bewahrt wurden, bringen ließ. Es iſt unzweifelhaft, daß Taſſo zu Zeiten geiſtesgeſtört war, in den Zwiſchenzeiten aber ſich der vollen Kräfte ſeiner herrlichen Seele erfreute. Auch Herzog Alfonſo ſah in ihm wohl nur den Geiſteskranken, der ihm läſtig wurde; er kann aber dem Vorwurf grauſamer Härte um ſo weniger entgehen, als er den unglücklichen Dichter im Spitale in die Hände eines unwürdigen dichteriſchen Nebenbuhlers, des Priors Agoſtino Moſti, lieferte. Dieſer ſcheint dem Armen harte Tage bereitet zu haben. Zwei Jahre mußte Taſſo in engem Gewahrſam verleben. In ruhigen Zeiten entſtanden herrliche Verſe und tiefſinnige philoſophiſche Betrachtungen. Eine neue Kränkung fügte ihm die Kunde zu, in Venedig ſei ein verſtümmelter Abdruck ſeines „Goffredo“ unter dem Titel „La Gerusalemme liberata“ erſchienen. Vergeblich bot der Gefangene und Kranke alles auf, die Freiheit zu erlangen. Der Papſt Gregor XIII., der Großherzog von Toskana, die Stadt Bergamo, die alte Heimat der Familie Taſſo, der Herzog und die Herzogin von Mantua baten vergeblich; Alfonſo verſprach immer, ohne irgend etwas zu erfüllen. Durch 7 Jahre ſchleppte der Dichter ein elendes Daſein fort, bis endlich Vincenzo Gonzaga, des Herzogs Schwager, die Freilaſſung erwirkte, indem er gelobte, dafür ſorgen zu wollen, daß Alfonſo von Taſſo nie mehr beläſtigt werde.

Zunächſt begab ſich der Dichter nach Mantua, aber er fand nirgends Ruhe Körper und Geiſt hatten gelitten, und zeitweiſe trat wirklicher Wahnſinn auf. Er beſuchte Bergamo, weilte in Rom, machte 1588 in Neapel vergebliche Schritte, das vom Staate eingezogene Vermögen ſeiner Eltern heraus zu bekommen und lebte oft in bitterer Armut. Dabei aber feierte ſeine Muſe keineswegs. Er vollendete den „Floridante“, das von ſeinem Vater begonnene Epos, und das in Ferrara angefangene Trauerſpiel „Torrismondo“, arbeitete die „Gerusalemme liberata“ zu ihrem Nachteil in eine „Gerusalemme conquistata“ (Das eroberte Jeruſalem) um und ſchrieb das religiöſe Gedicht: „Sette giorni del mondo creato“ (Die 7 Tage der Weltſchöpfung).

Der Kardinal Cinzio Aldobrandini, Neffe des Papſtes Clemens VIII., wünſchte den unglücklichen Dichter dauernd an Rom zu feſſeln. Er ſchlug darum ſeinem Oheime vor, demſelben in feierlicher Weiſe auf dem Kapitol die Dichterkrone zu überreichen. In der That kam Taſſo im November 1594 in Rom an; wegen ſeiner Kränklichkeit mußte aber die feſtliche Handlung auf das nächſte Frühjahr verſchoben werden. Der Winter brachte jedoch nur vermehrte Schwäche. Taſſo fühlte die Nähe des Todes und ließ ſich in das Kloſter der Hieronymiten, Sant' Onofrio am Janiculum, bringen. Hier raffte ihn ein hitziges Fieber am 25. April 1595 hinweg. Wenige Tage nachher hätte die feierliche Dichterkrönung ſtattfinden ſollen. — Der Leichnam des Dichters ruht in dem Kloſter, in welchem er ſtarb. — Leidenſchaftliche Erregtheit war ein Grundzug in Taſſo's ſo weich veranlagter Seele und mit ihm verband ſich ein grübelnder Sinn; beide von der Macht der äußeren Verhältniſſe gefördert, bewirkten, daß ihm die Seelenruhe und das beglückende Gleichgewicht der Seelenkräfte verſagt blieb.

Auf Anordnung des Kardinals Bevilacqua von Ferrara wurde ihm ein Denkmal errichtet und die neuere Zeit ließ ein ſolches auch über ſeiner Grabſtätte ſich erheben. Auch in Sorrent, Bergamo, Neapel und anderen italieniſchen Städten ehren Bildſäulen des Dichters Andenken. — Taſſo gehört zu den fruchtbarſten italieniſchen Schriftſtellern; er hat ſich in allen Gattungen der Dichtkunſt verſucht und ſich in jeder als Meiſter erwieſen. Seine lyriſchen Gedichte (Rime) reihen ſich den ſchönſten Blüten dieſer Dichtungsart würdig an. In Bergamo vollendete er im Jahre 1586 das Trauerſpiel „Torrismondo“, das er in Ferrara begonnen hatte. Dasſelbe gilt in Italien heute für eine der beſſeren Tragödien der alten Schule. Wichtiger für das Schrifttum erwies ſich das Schäferſpiel „Aminta“, welches Taſſo bald nach ſeinem Eintritte in den Hofſtaat Alfonſo II., in ſeiner Blütezeit, ſchuf. Durch dichteriſche Kraft und Schönheit ausgezeichnet, ſteht dieſe Dichtung neben dem Hauptwerke Taſſo's; ſie verlieh auch der ganzen Gattung, der ſie angehörte, Kunſtgehalt und dramatiſche Vollendung. Die Schäferpoeſie der Italiener, Franzoſen und Deutſchen erkannte in Taſſo's Dichtung ein Muſter und Vorbild. Auch religiöſe Dichtungen gelangen dem Dichter in gewiſſem Maße: ſie zeigen ſchöne Einzelheiten, doch ermangeln ſie der einfachen und kräftigen Sprache, welche das Kennzeichen eines tiefen, zuſammengehaltenen, religiöſen Gefühles iſt. Während der leidensvollen Haft im Spitale Sant' Anna entſtand die bedeutendſte Schrift Taſſo's in ungebundener Rede, die von philoſophiſchem Geiſt durchdrungenen und geiſtvollen „Dialoghi“ (Zweigeſpräche), welche zugleich unwiderlegliches Zeugnis dafür ablegen, daß des Dichters Denkvermögen nur zeitweiſe geſtört war. — Taſſo's Hauptwerk iſt jedoch das „Befreite Jeruſalem“. Es gehört nicht dem italieniſchen Schrifttume allein an, ſondern glänzt unter den Meiſterwerken der Weltlitteratur. Im Gegenſatze zu ſeines Vorgängers und teilweiſen Vorbildes Luigi Arioſto's (1474—1533) Art behandelt Taſſo den ernſten Stoff der Eroberung der heiligen Stadt durch die Chriſten in edler, würdevoller Weiſe; die einzelnen Abteilungen der großen Dichtung ſtehen in richtigem ebenmäßigem Verhältnis zu einander, die Sprache trägt durchaus das edelſte echt dichteriſche Gepräge und die Verſe, wie die Strophenform der Ottave Rime (8 Verszeilen in verſchlungenen Reimen) klingen lieblich und muſikaliſch. Trotz all' dieſer Vorzüge feſſelt den Leſer oft weniger der Fortſchritt der Hauptbegebenheit, als der Verlauf der an dieſelbe ſich allerdings feſt angliedernden Nebenbegebenheiten, deren Durchführung die weſentlichſten Schönheiten des Gedichtes enthält. Obwohl die Charakterzeichnung der Hauptperſonen nirgends verfehlt iſt, läßt ſich doch nicht der Abſtand zwiſchen der Durchbildung der weiblichen und der männlichen Charaktere erkennen. Erſtere, die heldenhafte Clorinde, die duldende Erminia, die Zauberin Armida ſind nicht bloß mit einzelnen Strichen gezeichnet, wie die meiſten der männlichen Helden des Epos, ſondern der Dichter führt uns in ergreifender Weiſe in die Seelenkämpfe ein, welche ſich für dieſe Frauen aus ihren Beziehungen zu den italieniſchen Kämpen Tankred und Rinaldo ergeben. Beſonders aber an Armida's Charakterzeichnung hat der Dichter ſeine hohe Begabung erwieſen.

Die Zwiſchenbegebenheit „Sophronia und Olind“ wird von manchen als eine dichteriſch verklärte Darſtellung der Liebe des Dichters zu Leonore von Eſte angeſehen und auf dieſe Prinzeſſin wie auf ſein Verhältnis zu ihr werden beſonders die Eingangsverſe bezogen. (Siehe Taſſo Jeruſalem 1).

Luiz de Camoens (1525—1579).

Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Lauchert.

Luiz de Camoens, der Sprößling einer alten, urſprünglich aus der ſpaniſchen Provinz Galizien ſtammenden Adelsfamilie, wurde 1525, wahrſcheinlich in Liſſabon, geboren. Von ſeinen jüngeren Jahren wiſſen wir nicht viel; doch geht aus ſeinen Werken hervor, daß ihm eine ſorgfältige Erziehung und geiſtige Bildung zu teil wurde, deren Abſchluß ein mehrjähriges Studium an der Univerſität Coimbra bildete. Nach Beendigung ſeiner Studien kehrte er nach Liſſabon zurück, wo er ſeinem Stande gemäß in das Hofleben eintrat. Ein Liebesverhältnis zu einer Hofdame zog ihm aber die Verbannung vom Hofe und der Hauptſtadt in eine kleine Stadt am Tejo, wahrſcheinlich Santarem, zu. 1550 nahm er an den Kämpfen der Portugieſen gegen die Mauren in Afrika teil, gleichzeitig mit ſeinem Vater, der ein Schiff befehligte. In einer Seeſchlacht in der Meerenge von Gibraltar verlor er ſein rechtes Auge. Da ſeine bewieſene Tapferkeit aber in Liſſabon keine Anerkennung fand, kam er zu dem Entſchluſſe, nach Indien zu gehen, um dort in den portugieſiſchen Kolonieen ſein Glück zu verſuchen. Im Herbſte 1553 kam er in Goa an. Aber das Glück war ihm auch hier nicht günſtig. Nachdem er ſich an mehreren kriegeriſchen Unternehmungen beteiligt hatte, wurde er 1556 vom Vizekönige von Indien wegen eines ſatiriſchen Gedichts auf die Molukken, nach Macao, verbannt. In den etwa fünf Jahren ſeines dortigen Aufenthalts dichtete er zum großen Teil ſeine Luſiaden; ſein Lieblingsaufenthalt dort ſoll eine Grotte geweſen ſein, die ſeither ſeinen Namen führt. Als ihm endlich 1561 die Rückkehr nach Goa vergönnt war, erlitt er unterwegs an der Küſte von Cambodſcha Schiffbruch, aus dem er nur das Leben und die Handſchrift der Luſiaden rettete. Nach Verlauf einiger weiteren Jahre, die ihm noch verſchiedene andere Widerwärtigkeiten brachten, entſchloß er ſich endlich zur Rückkehr nach Portugal, wo er dem jungen Könige Dom Sebaſtian ſeine große Dichtung widmen wollte. Bei ſeiner Ankunft in Liſſabon 1569 herrſchte aber gerade die Peſt; dadurch und durch andre ungünſtige Verhältniſſe wurde er noch zwei Jahre hingehalten, und erſt 1572 erſchien das Werk im Drucke, in zwei bald aufeinander folgenden Auflagen. Aber die äußere Lage des Dichters beſſerte ſich nicht; in der traurigſten Armut verlebte er die noch übrigen Jahre ſeines Lebens. Das Jahrgeld, das ihm der König als Dank für die Widmung ausgeſetzt hatte, war ſo armſelig, daß er, um nicht zu verhungern, genötigt war, ſeinen treuen Diener Antonio, den er von Java mitgenommen hatte, nachts zum Betteln auszuſenden. 1579 ſtarb er in Liſſabon. Nach ſeinem Tode freilich ſollte ihm der verdiente Ruhm nicht entgehen, und mit Recht ſind die Portugieſen ſtolz auf ihn, ihren großen vaterländiſchen Dichter.

Das Hauptwerk des Camoens, auf dem vornehmlich ſein Dichterruhm beruht, iſt das große Heldengedicht „Die Luſiaden“, in 10 Geſängen. Die Luſiaden ſind die Nachkommen des Luſus, eines Sohnes oder Gefährten des Bacchus, der nach dem Mythus zuerſt im Lande Portugal ein Reich gegründet haben ſoll, auf deſſen Namen man den alten Landesnamen Luſitania zurückleitete. Dieſer Titel des Gedichts zeigt ſein inneres Weſen an. Das portugieſiſche Volk iſt der eigentliche Held des Gedichts; ſeiner Verherrlichung iſt es gewidmet, durch dichteriſche Verewigung ſeiner ruhmvollen Vergangenheit, der großen Thaten der Vorfahren. In den Vordergrund gerückt iſt dabei eine der Zeit des Dichters näher liegende vor allen ruhmvolle That, Vasco da Gamas Umſchiffung Afrika’s und Entdeckung des Seewegs nach Indien in den Jahren 1497—99. Die Geſchichte dieſer Fahrt dient zugleich als Rahmen, in den die Bilder aus der älteren Geſchichte Portugals epiſodiſch eingefügt werden, wie wir unten ſehen werden. Dadurch iſt in kunſtvoller Weiſe der doppelte Zweck erreicht, einmal, nicht eine einzelne That, ſondern alles Große aus der portugieſiſchen Geſchichte in einer umfangreichen Dichtung zu beſingen, zugleich aber dieſer als epiſchem Kunſtwerke die Einheit der Handlung zu wahren. — Befremden wird jeden Leſer im Anfange der Gebrauch, den unſer Dichter von der antiken Mythologie macht; daß er in einem Gedichte, deſſen Stoff der neueren Zeit entnommen, das von chriſtlichem Geiſte getragen iſt, doch zugleich die Götterweſen der Griechen und Römer handelnd und waltend auftreten läßt. Dieſe Erſcheinung findet eben ihre Erklärung darin, daß die epiſche Dichtung als ſolche das Element des Wunderbaren nicht entbehren kann; und dieſes ſollte dem an ſich etwas trockenen Stoffe der Geſchichte jener Seefahrt dadurch mitgeteilt werden, daß ihre günſtigen oder ungünſtigen Ereigniſſe dem Eingreifen freundlicher und feindlicher Götterweſen unterſtellt werden. So läßt der Dichter ſelbſt X, 82 die Göttin Thetys ſagen: „Wir dienen nur dem Liede Reiz zu leihen.“ Eigentlich, heißt es dort weiter, ſeien damit gute und böſe Geiſter gemeint, denen nur im Intereſſe des dichteriſchen Ausdrucks die Namen der alten Götter beigelegt worden ſeien; Jupiter aber bedeute die göttliche Vorſehung.

Außer dieſem Werke haben wir von Camoens noch eine große Anzahl von lyriſchen Gedichten verſchiedener Art, die ihn auch ohne jenes zu einem ehrenvollen Platze in der Litteraturgeſchichte berechtigt hätten; Eklogen (Hirtengedichte); endlich drei Luſtſpiele: König Seleucus, die beiden Amphitryon (der bekannte, von Plautus, nach ihm auch von Molière behandelte Gegenſtand) und Filodemo.

Die Luſiaden.

1. Geſang.[1]

1. Die Waffen und die ſtolzen Heldenſcharen,
Die von der Luſitanen Abendland
Durch Meere wallten, nie zuvor befahren,
Bis hinter Taprobanas[2] grauen Strand,
Die, groß in Mühſal und in Kampfgefahren,
Vollbracht, was niemals Menſchenkraft beſtand,
Ein neues Reich zu bau’n in ferner Zone,
Das ſie erhoben zu der Länder Krone:

2. Zugleich der Fürſten ruhmgekrönte Thaten,
Die Reich und Glauben mehrend weit und breit,
Der Afrikaner und der Aſiaten
Verhaßte Gau’n dem Untergang geweiht:
Auch die, ſo erntend tapfrer Werke Saaten,
Sich vom Geſetz des Todes kühn befreit,
Soll mein Geſang vor allem Volk verkünden,
Wenn ſich Natur und Kunſt in mir verbünden.

3. Verſtumme denn, was weiſer Griechen Ahnen,
Was Trojas Söhn’ auf weiter See vermocht;
Von Alexandern ſchweige, von Trajanen,
Der Ruf der Siege, die ihr Arm erfocht:
Dich ſing’ ich, Mut glorreicher Luſitanen,
Der weithin Meer’ und Länder unterjocht:
Verſtumme, was die Muſe grauer Zeiten
Beſingt, vor andern, größern Herrlichkeiten!

4. Und ihr, des Tejo Nymphen! — denn entzündet
Habt ihr in mir des Geiſtes neue Glut —
Wenn ſtets in niederm Laute froh verkündet
Von meinem Lied ward eures Stromes Flut:
Leicht Worte nun, voll hallend, ſchön geründet,
Ja, leiht zu hohem Klange mir den Mut,
Daß nach Apollons Ausſpruch eure Welle
Nicht mehr beneide Hippokrenes[3] Quelle.

5. Leiht mir Begeiſterung, die mächtig ſchalle,
Nicht wie von ſchwacher Flöt’ und wildem Rohr,
Nein, von der Tuba ſtolzem Kriegeshalle,
Der Wangen rötet, Geiſter hebt empor;
Leiht mir Geſänge, wert der Thaten alle
Von eurem Volk, das Mars dem Ruhm erkor,
Daß durch das Weltall rings ihr Preis ertöne,
Wenn ich ſo hohen Wert im Liede kröne.

Dieſem Anrufe der heimatlichen Nymphen, welche als begeiſternde Muſen den Geſang des Dichters fördern ſollen, folgt eine Anrede an den jungen König, dem das Gedicht gewidmet iſt, dem der Dichter die großen Thaten aus der Geſchichte ſeines Volkes vorführen will, von dem er glorreiche Erneuerung und Fortſetzung des alten Ruhmes erwartet.

10. Das Vaterland, nicht Sold, ſtimmt meine Saiten:
Ein hoher, ewiger Gewinn iſt mein:
Es iſt kein niedrer Lohn, von fernen Zeiten
Als Herold meines Volks erkannt zu ſein.
So höre mich! Aus deines Landes Weiten
Werd’ ich der Helden Kunde dir verleih’n:
Da wirſt du froh, was höher iſt, gewahren,
Ob Herr zu ſein der Welt, ob ſolcher Scharen.

Dann werden wir in die Handlung hineingeführt. Vasco da Gama hat auf ſeiner Seefahrt die Oſtküſte Afrikas erreicht. Da beruft Jupiter eine Verſammlung der Götter, um ihnen die hohe Bedeutung dieſer Fahrt der Portugieſen nach Indien vorzuſtellen, die deshalb beſonderen Schutzes würdig ſei. Die Stimmung der andern Götter iſt geteilt. Feindlich ſtellt ſich der Unternehmung Bacchus entgegen, der für den Fall ihres Gelingens befürchtet, der Ruhm ſeiner eigenen Thaten in Indien könnte verdunkelt werden. Venus und Mars dagegen ſind den kühnen Seefahrern freundlich geſinnt und widmen ſich ihrem Schutze. Inzwiſchen landen dieſe auf der Inſel Mozambique, wo ſie eine arabiſche mohammedaniſche Bevölkerung antreffen und die erſte ſichere Kunde von dem erſehnten Lande Indien erhalten. Doch da der Fürſt dieſer Mauren erfährt, daß die Fremden Chriſten ſeien, erfaßt ihn tiefer Haß gegen ſie, den er unter dem Scheine von Freundſchaft verbirgt. Bacchus ſtachelt ihn in der Geſtalt eines alten Mauren noch mehr auf und beſtimmt ihn zu dem Entſchluſſe, die Fremden zu vernichten. Ein Verſuch, dieſe feindlich zu überfallen, wird aber blutig beſtraft; Hinterliſt ſoll nun vollenden, was der offenen Gewalt nicht gelang; ein von dem ſich nun ſcheinbar fügenden Fürſten mitgegebener Pilot ſoll dies beſorgen. Zuerſt will er ſie der ſtärkern mohammedaniſchen Bevölkerung der Inſel Quiloa überliefern, unter dem Vorwande, ſie ſei von Chriſten bewohnt; aber ein von Venus geſandter Gegenwind verhindert die Landung. Dafür ſollen ſie unter der gleichen Vorſpiegelung zur Landung auf Mombaza bewogen werden, deſſen Bewohner von Bacchus ebenfalls ſchon vorbereitet und aufgeſtiftet waren.

2. Geſang.

Wie die Flotte vor der Inſel in einiger Entfernung im Meere ankert, ſchickt der Fürſt derſelben, in hinterliſtiger Abſicht Freundſchaft heuchelnd, Boten an Vasco da Gama; auf ihren Kähnen kommen dieſe herangefahren und begeben ſich auf die Schiffe der Portugieſen. Da aber Gama, nachdem er zuerſt zwei Kundſchafter ausgeſandt hat, mit ſeinen Schiffen in den Hafen der Stadt einlaufen will, wo ihm der Untergang beſtimmt war, verwehrt ihnen Venus mit Hilfe der Meergottheiten die Fahrt in jener Richtung trotz aller Anſtrengungen der Schiffmannſchaft. Die Mauren, die noch auf den Schiffen ſind, erſchrecken über die ungewohnte Bewegung unter den Seeleuten und ſtürzen ſich, da ſie ihren Anſchlag entdeckt glauben, in wilder Flucht hinaus auf ihre Kähne, mit ihnen der verräteriſche Pilot. Da erkennt Vasco da Gama, als ihm die Urſache dieſes Gebahrens klar wird, welcher Gefahr er entronnen iſt. Venus fleht unter Thränen Jupiter um Schutz für die Seefahrer an; zu ihrem Troſte enthüllt ihr Jupiter die Zukunft, wie Großes ſie zu vollbringen beſtimmt ſeien. Hierauf entſendet er den Merkur, der zuerſt den König und die Bewohner von Melinde zum freundlichen Empfange der Fremden vorbereiten ſoll, dann dem Vasco da Gama im Traume erſcheint, um ihn dahin zu weiſen. Sie langen daſelbſt an und treten in freundliche Beziehungen zu dem Könige, der zu Gama auf das Schiff kommt. Im Geſpräche wünſcht dieſer König Näheres über Portugal, über die Veranlaſſung der Seefahrt und ihren bisherigen Verlauf zu erfahren, ein Verlangen, dem der portugieſiſche Seefahrer in den drei folgenden Geſängen nachkommt.

3. Geſang.

Einleitend giebt Vasco da Gama eine Überſicht über die Länder Europas, um zuletzt zu ſeinem Heimatlande zu kommen:[1]

---

[1] Nach der Überſetzung von Donner.

[2] Taprobana: die Inſel Ceylon.

[3] Zum Dichten begeiſternde Quelle am Helikon.

[1] Nach der Überſetzung von Booch-Arkoſſy.

17. Und hier das edle Spanien wir gewahren,
Das ſtolze Haupt Europas längſt geheißen,
Das vieler Völker Herrſchaft ſchon erfahren,
Und deſſen Heldenmut die Dichter preiſen.
Nie werden Liſt noch der Erobrer Scharen
Ihm jetzt die hohe Herrſchaft mehr entreißen,
Da ſeine tapfern Söhne, gleich Heroen,
Jedweden Feind mit ſicherm Fall bedrohen.

18. Das Berbernland begrenzt an jener Enge
Des mittelländiſchen Meers Hiſpaniens Fluren;
Dort ſind, ſo melden griechiſche Geſänge,
Zu ſchau'n noch des Thebaners Rieſenſpuren.[1]
Aus viel Nationen wuchs des Volkes Menge,
Als Abenteurer nach dem Süden fuhren:
Den ſtolzen Herzen mit dem tapfern Degen
Zeigt ſich an Adel keiner überlegen.

19. Hier herrſcht der Tarragonier, deſſen Heere
Parthenope[2] nach heißem Kampf beſiegten;
Aſturien ward zum Bollwerk dort am Meere,
Als Navarreſen mit den Mauren kriegten.
Gar ſchlau wahrt der Gallego[3] Land und Ehre,
Bis des Caſtiliers Macht und Stolz es fügten,
Hiſpaniens Reich und Herrſchaft zu verjüngen,
Die Teile unter einen Thron zu bringen.

20. Und endlich ſieh! gleichwie Europas Krone,
Der tapfern Luſitanier Heldenſtaaten!
Hier ſcheiden wir vom Land in milder Zone,
Im Meer des Weſtens Phöbus' Roſſe baden.[4]
Die ewige Weisheit wollte, daß hier wohne
Ein Volk in Waffen, welches wohl beraten
Mag in Europa ſtets den Mauren wehren,
Vom heißen Afrika zurückzukehren.

21. Das iſt mein Vaterland, das treu ich liebe!
O möchte mich des Himmels Gnade leiten,
Daß ſeiner Erde mein Gebein verbliebe,
Soll, wenn vollbracht mein großes Werk, ich ſcheiden!

Und nun beginnt die Erzählung der alten Heldenthaten dieſes Volkes, ſeit im Beginne des 12. Jahrhunderts der franzöſiſche Prinz Heinrich im ſiegreichen Kampfe mit den Mauren ein ſelbſtändiges Reich Portugal gründete und der Stammvater von deſſen Königen wurde. Daraus wollen wir die Erzählung von der großen Entſcheidungsſchlacht am Fluſſe Salado hören, in der 1340 die vereinigten Könige Alfons XI. von Kaſtilien und Alfons IV. von Portugal den Sieg über ein gewaltiges Maurenheer davontrugen:[5]

100. Nie führte durch Hydaspes' weite Gauen
Semiramis ſo vieles Volk zur Schlacht,
Nie zog mit Attila, der, Rom ein Grauen,
Als Geißel Gottes furchtbar ſich gemacht,
So vieles Gotenvolk, als auf den Auen
Tarifas jetzt der Sarazenen Macht
In ſtaunenswerter Zahl ſich eingefunden,
Granadas ungeheurer Macht verbunden.

101. Und als der Herr Kaſtiliens erkannte,
Welch unbezwinglich Heer ihn rings bedroht,
Und mehr noch um ſein Volk in Furcht entbrannte,
Das ſchon beſiegt ward, als um eignen Tod:
Da zu dem tapfern Luſitanen ſandte
Er das geliebte Weib, in ſolcher Not
Ihn um gewognen Beiſtand anzugehen,
Sie, Tochter des, zu dem ſie ſollte flehen.

102. Maria, von der Schönheit Glanz umfloſſen,
Trat in des Vaters hohe Pforten ein;
Mild iſt ihr Blick, doch nicht für Freud' erſchloſſen,
In Thränen badet ſich der Augen Schein;
Die engelſchönen Haare ziehn ergoſſen
Um ihre Schultern, weiß wie Elfenbein;
Und vor dem trauten Vater ſich erſchließend,
Nahm ſie das Wort, in Thränen ſich ergießend:

103. So weit die Gau'n von Afrika ſich breiten,
Kam, von Marokkos König hergelenkt,
Um Spaniens edle Lande zu erſtreiten,
Ein Volk, in rohe Wildheit ganz verſenkt.
Nie ſah man ſolche Macht vereinigt ſtreiten,
Seitdem das bittre Meer die Erde tränkt;
So zügelloſer Wut ſind all' ergeben,
Daß zagt, was lebt, und ſelbſt die Toten beben.

104. Er, den du mir zum Gatten einſt erkoren,
Hat ſich bereitet mit dem kleinen Heer,
Sein zitternd Land zu ſchützen vor dem Mohren,[1]
Der, ihn zu fällen, hob den kühnen Speer.
Für mich iſt er, für mich das Reich verloren,
Kommt uns von dir nicht Hilfe raſch daher;
Dann werd' ich freudelos, in öden Mauern,
Ohn' Ehgemahl und Reich, als Witwe trauern.

105. Deshalb, o Herr, vor dem Mulucas[2] Welle
In kaltem Schreck zum Eiſe ſich verkehrt,
Brich allen Aufſchub! Hilfe, raſch und ſchnelle,
Sei Spaniens bedrängtem Volk gewährt!
Wenn in den Zügen dir, ſo froh und helle,
Des Vaters echte Liebe ſich verklärt,
Hilf, eile, Vater; denn willſt du nicht eilen,
So kannſt du keinem Hilfe mehr erteilen.

106. Nicht anders ſagt', in ſchüchternem Verlangen,
Maria dies, als Venus, die dem Sohn
Äneas, der das Meer durchzog, voll Bangen
Vom Vater Gunſt erfleht' an ſeinem Thron.
Und ſolches Mitleid nahm ſein Herz gefangen,
Daß ihm der Stab entſank, und alles ſchon
Des Vaters Huld ihr liebevoll gewährte,
Bekümmert, daß ſie nicht noch mehr begehrte.

107. Schon wimmeln die Geſchwader durch das ganze
Gefild Eboras weithin ausgeſtreckt;
Die Sonne blitzt auf Degen, Harniſch, Lanze,
Die Roſſe wiehern, blank mit Stahl bedeckt.
Die Tuba, die zu heller Waffen Tanze
Die Geiſter aus gewohntem Frieden weckt,
Geziert mit Bändern, dröhnt in wildem Klange,
Und durch des Himmels Wölbung hallt es lange.

108. Im Mittel ragt vor allen, vom Geleite
Der königlichen Zeichen ſtolz umſchwebt,
Alfons der Starke, der in ferne Weite
Aus allem Volke hoch das Haupt erhebt.
Sein Anblick ſchon haucht Lebensmut zum Streite
In jede Seele, die von Furcht erbebt;
So zieht er nach Kaſtilien, mit der ſchönen,
Geliebten Tochter, ihren Wunſch zu krönen.

109. Schon harrt der zween Alfonſe, da ſie endlich
Sich auf Tarifa's weiter Flur vereint,
Der Mauren blinde Menge, ſo unendlich,
Daß Feld und Berg für ſie zu klein erſcheint.
Zu ſolchem Mut erhebt ſich nicht ein endlich
Gemüt, daß alle Furcht ihm niedrig ſcheint,
So lange nicht ein feſter Glaub' es leitet,
Daß Chriſtus mit dem Arm der Seinen ſtreitet.

110. Mit keckem Wort verhöhnt der Hagarenen[1]
Geſchlecht des Chriſten unſcheinbare Macht;
Die Länder teilen ſich die Sarazenen
Als ſchon errungne Beute vor der Schlacht;
Wie dieſen Namen einſt in falſchem Wähnen
Dies Heidenvolk zum ſeinigen gemacht,
So nennt es mit erlognem, falſchem Scheine
Nun auch das edle fremde Land das ſeine.

111. Wie Goliath, der Rieſe, wild entrüſtet,
Daß König Saul mit Recht vor ihm erbebt,
Als, nur mit Steinen und mit Mut gerüſtet,
Der Hirt ſich wehrlos wider ihn erhebt,
Mit ſtolzen Worten ohne Scheu ſich brüſtet,
Und ſich des nackten Knaben überhebt,
Der, ſeine Schleuder ſchwingend, ihn belehret,
Daß Glaube mehr als Menſchenkraft gewähret:

112. So höhnt der falſche Mohr mit dreiſtem Spotte
Des Chriſtenvolkes Macht; ihm ahnt es nicht,
Daß ſie geſchirmt iſt von dem ſtarken Gotte,
An welchem ſich der Hölle Schrecken bricht.
Der Spanier wirft ſich auf Marokkos Rotte,
Durch Ihn gedeckt und eigne Zuverſicht;
Der Portugieſe, ſonder Furcht und kecklich,
Macht ſich Granadas Heeresmaſſen ſchrecklich.

113. An Harniſche mit mächtigem Gedröhne
Prallt Lanz' und Schwert: ha, welch Verheerungsgrau'n!
Dort rufen Mahoms, hier Sant-Jagos[2] Söhne
Des Glaubens Hort an, welchem ſie vertrau'n.
Zum Himmel hallt Verwundeter Geſtöhne;
Zu Seeen Blutes wandeln ſich die Gau'n,
Worein erſtickend ſinken Halbentſeelte,
Wenn ihres Lebens das Geſchoß verfehlte.

114. So zwang der Luſitan' in wildem Morden
Granadas Volk, und wie mit einem Mal
War dieſe Macht vor ihm zunicht' geworden,
Und keine Wehr half, keine Bruſt im Stahl.
Noch nicht begnügen ſich die tapfern Horden,
So wohlfeil zu erhöh'n ſolch Siegesmal,
Und gehn zu helfen dem beherzten Spanier,
Der im Gefecht iſt mit dem Mauritanier.

115. Schon öffnet ſich dem glüh'nden Sonnengotte
Das Haus der Thetys; auf der Erde lag
Der Abend ſchon, und nach des Weſtes Grotte
Entführt' er den geprieſ'nen, hellen Tag,
Als vor der Fürſten tapfrem Arm die Rotte
Der grauſen Mauren völlig unterlag;
Und ſo viel Krieger mußten dort erliegen,
Daß nie die Welt gehört von gleichen Siegen.

4. Geſang.

Die Geſchichtserzählung wird fortgeſetzt bis auf den König Manoel, in deſſen Auftrage Vasco da Gama ſeine Entdeckungsreiſe unternahm. Der Abſchied von der Heimat wird geſchildert.

5. Geſang.

Daran ſchließt ſich weiter die Erzählung von dem ſeitherigen Verlaufe der Fahrt um Afrika herum, bis zur Ankunft in Melinde.

---

[1] Die „Säulen des Herkules,“ die beiden in der Meerenge von Gibraltar einander gegenüber liegenden Felſen, die jener nach der Sage am Endpunkt ſeiner Wanderung zum Denkmal errichtet haben ſoll, im Altertum Calpe (Gibraltar) und Abyla (beim jetzigen Ceuta) genannt.

[2] Neapel, um deſſen Beſitz ſich König Alfons V. von Aragonien (1416—58) mit den Franzoſen ſtritt, bis er es nach langen Kämpfen eroberte. Tarragonier nach der Stadt Tarragona in Catalanien, das damals zum Reiche Aragon gehörte.

[3] Galizier.

[4] Dieſe beiden Verſe hat der Überſetzer, wohl aus Versnot, etwas gezwungen wiedergegeben; es heißt nach dem Original: „Wo das Land endet und das Meer beginnt, und wo Phöbus im Ozean ausruht.“

[5] Nach der Überſetzung von Donner.

[1] D. h. Mauren.

[2] Fluß in Mauritanien.

[1] Nachkommen der Hagar: die Araber, die den Ismael, den Sohn Abrahams und der Hagar, ihren Stammvater nennen.

[2] Der Apoſtel Jakobus, der Schutzpatron der Spanier.

6. Geſang.

Mit hohen Ehren bewirtet der König von Melinde die Portugieſen, ſo lange ſie ſich in ſeinem Reiche aufhalten; dann wird die Fahrt weiter fortgeſetzt unter Anleitung zuverläſſiger Piloten, die jener mitgegeben hat. Als aber die Flotte ſchon ihrem Ziele ſich naht, ſteigt Bacchus wutentbrannt hernieder zum Meergotte, um mit dieſem ſich zum Verderben jener zu verbinden. Neptun beruft eine Verſammlung der Gottheiten des Meeres, die Bacchus zur Rache gegen die kühnen Helden aufruft. Sie ſollen unverzüglich dem Verderben geweiht werden; Neptun ſendet dem Äolus Befehl, die Sturmwinde loszulaſſen.

38. Indes in feuchter Tiefe Rat gepflogen[1]
Von dieſen ward, verfolgt in ebnem Gleiſe
Die wackre müde Flotte durch die Wogen
Bei ſtillem Wind und Meer die lange Reiſe.
Es war die Zeit, wo ſich der Tag entzogen
Mit ſeinem Licht des Oſtens halbem Kreiſe;
Die von der erſten Wache gingen ſchlafen
Und weckten andre, wie die Reihn ſie trafen.

39. Die kommen, halb nur wach, und überwinden
Den Schlaf mit Müh, indem ſie häufig gähnen.
Man ſieht ſie ſchlecht bedeckt vor rauhen Winden
Sich hin und wieder an die Stange lehnen;
Die offnen Augen wollen noch erblinden,
Indes ſie reibend ihre Glieder dehnen:
Sie ſuchen Mittel vor dem Schlaf, berichten
Sich tauſend Fälle, mancherlei Geſchichten.

40. Was dient, ſpricht einer, beſſer zu verſchmerzen
Die läſt'ge Stunde, hier uns auferleget,
Als wie ein luſtig Märchen, das mit Scherzen
Den ſchweren Schlaf zur Munterkeit erreget?
Drauf ſagte Leonardo, der im Herzen
Gedanken eines Treuverliebten heget:
Was giebt's, womit man ſich die Zeit vertriebe,
Für beſſere Geſchichten, als von Liebe?

41. Nein, ſpricht Velloſo, nicht für billig halt' ich,
Zu tändeln unter ſo viel Rauhigkeiten.
Der Schiffahrt Mühen, die ſo mannigfaltig,
Erdulden Liebe nicht, noch Zärtlichkeiten;
Vielmehr von Kriegen, hitzig und gewaltig,
Laßt uns erzählen: denn ein hartes Streiten
Wird unſer Leben, wie ich denke, werden;
So ſagen mir's die kommenden Beſchwerden.

42. Sie ſtimmen all' ihm hierin bei und wollen,
Daß nur Velloſo, was ihm gut dünkt, wähle.
Ich will's, und ſo, daß ſie nicht tadeln ſollen,
Spricht er, als ob ich fabelhaft erzähle;
Und daß zu Thaten, die ſo weit erſchollen,
Ich meine Hörer um ſo mehr beſeele,
Von Eingebornen zwar aus unſerm Lande:
Und dieſe ſei'n die Zwölf von Engellande.[2]

43. Als unſers Reiches Zügel leicht zu halten
Johann, des Pedro Sohn, das Glück beſcherte,
Nachdem er frei und ruhig es erhalten
Vor ſeines Nachbarn Macht, der ihn beſchwerte:
Damals im großen England, das von kalten
Schneeflocken nordlich ſtarret, ſät' und mehrte
Erinnys wild der Zwietracht böſe Pflanze,
Zu unſers Luſitaniens höherm Glanze.

44. An Englands Hofe zwiſchen edlen Frauen
Und Herren hatt' es einſt ſich zugetragen,
War es nun Meinung, war es Selbſtvertrauen,
Daß ſich ein Zwiſt erhob mit heft'gen Klagen.
Die Höflinge, die leicht ſich was getrauen
Und kecke Worte fallen laſſen, ſagen,
Sie wollen darthun, daß nicht Ruf noch Namen
In ſolchen Damen ſei, zu heißen Damen.

45. Und wäre jemand, der für ihre Rechte
Sich ſtellen wollt' etwa mit Lanz' und Degen,
In Schranken oder offenem Gefechte,
So woll'n ſie ihn mit ſchnöder Schmach erlegen.
Der Frauen Schwachheit, da man ſich erfrechte,
So ungewohnten Schimpf auf ſie zu legen,
Und ſie von Kräften ſich entblößt ſah, wandte
Um Hilfe ſich an Freund' und an Verwandte.

46. Weil aber groß und mächtig in den Reichen
Die Feinde ſind, will keiner ſich bequemen,
Verwandte, glühende Verliebt' ingleichen,
Die Damen nach Gebühr in Schutz zu nehmen.
Mit ſchönen Thränen und die wohl erweichen
Den Himmel könnten, daß die Götter kämen
Zu ſchirmen Bildniſſe von Alabaſter,
Gehn alle hin zum Herzog von Lancaſter.

47. Dies war ein mächt'ger Herr, der einſt gefochten
Wider Kaſtilien mit den Portugieſen,
Wo ſie Gefährten ihm, was ſie vermochten
Durch hohen Mut und guten Stern, bewieſen.
Auch hatt' er, welche Siege Lieb' erfochten
In dieſem Lande, damals ſchon geprieſen,
Da ſeine Tochter zwang ein Herz im Stahle,
Gewählt vom tapfern König zum Gemahle.

48. Er, der nicht beiſtehn will auf ihre Bitten,
Damit nicht inn'rer Zwieſpalt mög' entſtehen,
Sagt ihnen: Als ich für mein Recht geſtritten
An das Iber'ſche Reich, jenſeits der Seen,
Hab' ich der Luſitanier edle Sitten,
Beherzten Mut und göttlich Thun geſehen;
Sie einzig könnten euer Abenteuer,
Glaub' ich gewiß, beſtehn mit Schwert und Feuer.

49. Und mag's, gekränkte Damen, euch belieben,
Will ich für euch Geſandte an ſie richten,
Mit Briefen, höflich und geſchickt geſchrieben,
Von eurer Kränkung ſie zu unterrichten.
Doch eurer Thränen Sache ſei betrieben
Auch eurerſeits mit Worten, die verpflichten,
Und Liebkoſungen, weil ich ein mir bilde,
Ihr findet Beiſtand dort und feſte Schilde.

50. So rät der Herzog ihnen, wohlerfahren,
Nennt tapfre Zwölf, bewährt in manchen Fällen,
Und da der Damen auch nur zwölfe waren,
So heißt er ſie ein Loſen anzuſtellen,
Um jeder einen ſicher zu bewahren.
Da ſie nun wußten ihre Kampfgeſellen,
Schrieb jede gleich dem ihren nach Gefallen,
All' ihrem König und der Herzog allen.

51. Der Bot' iſt ſchon nach Portugal gekommen,
Den Hof entzückt das, was er vorgetragen.
Der hohe König hätt' es unternommen,
Doch mußt' er es der Majeſtät verſagen.
Die Hofherrn alle ſind vom Trieb entglommen,
An dieſes Abenteuer ſich zu wagen,
Und in des Glückes Gunſt ſcheint nur zu ſtehen,
Wen ſie genannt ſchon von dem Herzog ſehen.

52. Dort in der treuen Stadt,[1] wo nach der Sage
Der ew'ge Name Portugals entſtanden,
Ein leichtes Holz zu rüſten, das ſie trage,
Hieß, der dem Steu'r des Reiches vorgeſtanden.
Die Zwölf bereiten ſich nur kurze Tage
Mit Waffen und mit neuen Prachtgewanden,
Mit Helmen, Büſchen, Sprüchen und Livreien,
Mit Pferden und vielfarb'gen Stickereien,

53. Beim König hatten Abſchied ſie genommen,
Um vom berühmten Douro abzufahren,
Die ſämtlich, ſo geladen hinzukommen
Vom engliſchen erfahrnen Herzog waren.
Kein Unterſchied ward ſonſten wahrgenommen
An Stärk' und Kunſt in dieſen Ritterſcharen
Nur einer war, der ſich Magriço nannte,
Der ſo ſich zu dem tapfern Haufen wandte:

54. Seit lange ſchon, ihr tapferſten Genoſſen,
Begehr' ich fremde Länder zu durchreiſen,
Zu ſehn, was Douro, Tejo nicht, entfloſſen,
Verſchied'ne Völker und Geſetz und Weiſen.
Nun, da der Zugang mir ſich aufgeſchloſſen,
Weil man ſo weit die Erde kann umkreiſen,
Geh ich, wenn ihr's erlaubt, allein zu Lande:
Ich bin mit euch zugleich in Engellande.

55. Und wenn es denn ſich träfe, daß das letzte,
Was allen Dingen Ziel, mir ſollte wehren,
Bei euch zu ſein am Tage, den man ſetzte,
So werdet ihr mich wenig nur entbehren.
Ihr thut für mich, was ich mein würdig ſchätzte;
Doch wenn die Ahnungen mich Wahrheit lehren,
So werden Flüſſe, Berge, ſamt dem Neide
Des Glücks nicht machen, daß ich dort euch meide.

56. Die Freund' umarmet er bei dieſen Worten,
Nimmt Abſchied und begiebt ſich fort am Ende,
Durchzieht Leon, Kaſtilien, ſamt den Orten,
Die einſt erobert vaterländ'ſche Hände;
Navarra, dann Pyrenes ſteile Pforten,[1]
Hiſpaniens hier, dort Galliens Scheidewände;
Eilt, Frankreichs Herrlichkeiten zu durchwandern,
Und kommt zum großen Hafenplatz in Flandern.

57. Indes er hier, ſei's nun mit Fleiß geſchehen,
Sei's Zufall, viele Tage ſich verweilet,
Ward ſchon die kalte Flut der nord'ſchen Seen[2]
Von der glorreichen Zahl der Elf geteilet.
Wie ſie an England's fremder Küſte ſtehen,
Sind alle gleich auf London zugeeilet;
Vom Herzog froh bewirtet, wie ſie kamen,
Bedient und aufgemuntert von den Damen.

58. Es iſt nunmehr zum anberaumten Streite
Mit den Zwölf Engliſchen der Tag erſchienen;
Schon gab der König ihnen das Geleite:
Sie waffnen ſich mit Helmen, Panzern, Schienen.
Im Waffenblitz will auf der Damen Seite
Der Portugieſen wilder Kriegsgott dienen,
Indeſſen die in Farben ſich und Seiden,
Mit Gold und mit Juwelen prangend, kleiden.

59. Die aber, der zum Loſe war gefallen
Magriço, der nicht kam, bezeugt ihr Grämen
Mit düſtrer Tracht, da keiner unter allen
Ihr Ritter heißet bei dem Unternehmen,
Wiewohl die Elf es ſo zum Wohlgefallen
An Englands Hof zu end'gen auf ſich nehmen,
Daß man den Sieg der Damen ſoll erkennen,
Ob zwei bis drei der Ihren auch ſich trennen.

60. Auf hoher öffentlicher Bühn' erſcheinet
Der König ſchon, vom ganzen Hof umgeben;
Zu drei und drei und vier und vier vereinet
Stehn ſie, wie ſie das Los geordnet eben.
Von Tejo bis nach Baktrien beſcheinet
Die Sonne nicht von kühnerm Mut und Streben
Zwölf andre, wie die Engliſchen ſich wieſen,
Im Felde wider die elf Portugieſen.

---

[1] Überſetzung von A. W. Schlegel (Blumenſträuße italieniſcher, ſpaniſcher und portugieſiſcher Poeſie.)

[2] „Die Geſchichte der Zwölf von Engellande wird von portugieſiſchen Geſchichtsſchreibern mit Nennung aller Namen und genauer Angabe der Umſtände berichtet und hat unter ſo vielen ähnlichen Waffenproben der damaligen Zeiten gar nichts Unwahrſcheinliches. Der Herzog von Lancaſter iſt übrigens der uns aus Shakeſpeare ſo wohl bekannte Johann von Gaunt, und der engliſche König kann kein anderer als Richard II. geweſen ſein." Anmerkung Schlegels.

[1] Porto.

[1] Die Pyrenäen.

[2] Der Nordſee.

61. Beſchäumend käu'n der goldnen Zügel Stangen
Die Roſſe, die in Wildheit ſchon entbrannten.
Die Sonne, von den Waffen aufgefangen,
Blitzt hell, wie auf Kryſtall und Diamanten.
Doch wie die Blicke beider Schar durchdrangen,
Ungleichheit der Partei'n ſie bald erkannten,
Der Elfe gegen zwölf: als frohes Toben
Und Jauchzen ward von allem Volk erhoben.

62. Es kehrt ſich jeder hin, von wo verbreitet
Der Anlaß des Tumults ſich ſcheint zu regen.
Sieh da! ein Ritter kommt, zum Kampf bereitet
Mit Roß und Waffen, kriegeriſch verwegen,
Spricht mit dem König und den Damen, reitet
Den Elfen zu: Magriço iſt's, der Degen;
Als Freund' umarmt er ſeine Kampfgefährten,
Die traun in der Gefahr ihn nicht entbehrten.

63. Die Dame, wie ſie hört, daß der ſich ſtelle,
Der Schutz und Rettung ihrem Namen giebet,
Freut ſich und legt dort an vom Tier der Helle,[1]
Das ſchnödes Volk mehr als die Tugend liebet.
Nun giebt das Zeichen die Trompete helle,
Das ſie zu lang entflammtem Mut verſchiebet;
Sie geben Sporen, laſſen Zügel ſchießen,
Senken die Lanzen; Feuerfunken ſchießen.

64. Der Pferde Stampfen will ſich da erzeigen,
Der ganze Boden drunten muß erzittern;
Das Herz im Buſen, unter bangem Schweigen,
Pocht jedem, der da ſchauet nach den Rittern.
Der fliegt vom Pferde; denn er kann nicht ſteigen,
Der wälzt mit ſeinem ächzend ſich auf Splittern,
Der muß mit Rot die weißen Waffen tüſchen,
Der peitſcht die Kroppe mit des Helmes Büſchen.

65. Da ward wohl einem ew'ger Schlaf zum Lohne;
Er wechſelt Tod und Leben wie Gedanken.
Hier ohne Reiter läuft ein Roß und ohne
Sein Roß muß dort zu Fuß der Reiter wanken.
Es fällt der Engelländ'ſche Stolz vom Throne;
Denn drei bis vier trägt man ſchon aus den Schranken.
Mehr giebt's zu thun, wo ſie nun Degen ſchwingen,
Als bloß mit Harniſch, Schild und Panzerringen.

66. Viel Worte machen, um euch herzunennen
Die Zahl von grimm'gen Stößen, harten Streichen,
Ziemt jenen Zeitverſchwendern, die wir kennen,
Die Träum' erzählen aus den Fabelreichen.
Genug, daß ſich die Kämpfer endlich trennen,
So daß nach harten Proben, ohne Gleichen,
Den Unſern bleibt die Palme der Victorie,
Die Damen Siegerinnen und mit Glorie.

67. Mit Freud' und Jubel nimmt in die Paläſte
Der Herzog auf die Zwölfe nach dem Streiten.
Die Köch' und Jäger müſſen für die Gäſte
Der holden Schar der Damen viel bereiten;
Denn den Befreiern wollen tauſend Feſte
Sie geben, alle Tag' und Tageszeiten,
So lang' ſie weilen noch in Engellande,
Bis heim ſie gehn zum ſüßen, lieben Lande.

68. Doch da Magriço noch, den großen, lüſtet,
Nach großen Dingen Länder zu durchwandern,
So ſagt man, blieb er dort und bot gerüſtet
Zu wicht'gem Dienſt der Gräfin ſich von Flandern.
Und da er nicht ſich wie ein Neuling brüſtet,
Wo du, Mars, einen mißeſt mit dem andern,
Muß ihm im Feld erliegen ein Franzoſe,
Mit des Torquatus und Corvinus Loſe.

59. Ein andrer von den Zwölf hat ſich begeben
Nach Deutſchland, wo er wilden Kampf beſtehet
Mit einem Deutſchen, der ihm nach dem Leben
Mit unerlaubten falſchen Liſten ſtehet.
Velloſo ſchließt ſo die Erzählung eben,
Man dringt in ihn, warum er übergehet
Magriço's Abenteur, den Sieg des Helden,
Warum er das von Deutſchland nicht will melden.

70. Doch wie ſie lauſchend noch ſein Wort beachten,
Sieh da! der Bootsmann, der auf's Wetter paßte,
Bläſt ſeine Pfeife: bei dem Laut erwachten
Die Schiffer alle, wo auch jeder raſte.
Er heißt, weil Winde friſcher auf ſich machten,
Die Bramen einziehn von dem Topp am Maſte.
Seid munter! ruft er zu dem Schiffervolke,
Der Wind ſchwillt an von jener ſchwarzen Wolke.

71. Noch waren nicht die Bramen eingezogen,
So fährt der Sturm gewaltig raſch hernieder.
Zieht ein! ſchrie laut der Bootsmann durch die Wogen,
Zieht ein! ſchrie er, das große Segel nieder!
Die zorn'gen Winde kommen angeflogen,
Eh ſie noch einziehn, ſtoßen wild dawider,
Und reißen es in Stücke mit Getöſe,
Als ob der Bau der ganzen Welt ſich löſe.[1]

72. Der Mannſchaft Angſtgeſchrei ob jähem Schrecke
Wird rings gehört in der Verwirrung Grauen:
Kein Segel mehr! es flutet zum Verdecke
Das Waſſer, wo das Schiff ſo ſchräg zu ſchauen.
Werft über Bord! befiehlt der mutige Recke,
Der Steuermann, dem ſelbſt hier Thränen tauen:
Ins Meer, was laſtet! Ordnung! Regt euch! Munter!
Pumpt tüchtig, ſonſt geht raſch das Fahrzeug unter!

73. Sofort die wackern, mutigen Krieger ſtürmen
Zum Pumpen; doch erſchrecklich fühlt man ſchwanken
Das Schiff durch Wogen, die ſich rieſig türmen,
Wild ſchäumend über Bord und über Planken.
Drei Männer mögen nicht das Steuer ſchirmen,
Das machtlos vor den Wogen ſcheint zu wanken:
Mit Tau und Kloben muß man das erzwingen,
Was Menſchenkräfte nimmermehr vollbringen.

74. So wild, ſo ſchrecklich ward der Sturm empfunden,
Daß er entſetzlicher nicht konnte raſen,
Als Babels Turm vor ſeiner Macht verſchwunden,
Mit dem die Menſchen Gott ſich ſelbſt vermaßen.
Bald wolkenhoch, bald tief im Abgrund unten,
Bedeckt mit Schaum der Flut und Giſcht und Blaſen,
Erſchien das mächtige Schiff gleich ſchwachem Kahne,
Der Stürme Spielzeug wie die Wetterfahne.

75. Vom großen Schiff, das Paul da Gama leitet,
Stürzt ſchon der Hauptmaſt, ſplitternd in der Mitte;
Die Flut dringt ein: Verderben rings ſich breitet;
Da tönt von aller Mund zu dem die Bitte,
Der einſt Erlöſung dieſer Welt bereitet.
Gleich Schickſal hat Coëlhos Schiff, das dritte,
Wo mutig ſucht der Steuermann zu retten,
Was wild der Sturm ins tiefe Meer will betten.

76. Bald ſcheint's als wollte zu den Wolken fliegen
Die Flut Neptuns, wie mit der Hölle Grauen;
Bald, zu dem tiefſten Schlund hinabgeſtiegen,
Glaubt man des Meeres Eingeweid' zu ſchauen;
Denn Notus, Auſter, Äol[1] wollen ſiegen
Mit Aquilo im ſtolzen Machtvertrauen:
In Trümmern ſoll die Erdenwelt zerſchellen,
Indes die Blitze graus die Nacht erhellen.

77. Die Halkyonenvögel klagend ſchweben
Rings um die Schiffe, als ſie nah'n dem Strande:
In tiefem Weh noch ihre Herzen beben,
Weil traurig einſt das Meer ihr Schickſal wandte.[2]
Der luſtigen Delphine Scharen ſtreben
Nach Höhlen an des Meeres Felſenrande,
Dem Sturm entfliehend und den rauhen Winden,
Die wilde Macht im tiefſten Meer ſelbſt künden.

78. Selbſt in dem grauſen Kampf mit den Giganten
Hat nicht der große rußige Schmied geſchmiedet
Für ſeinen Vater, dem er beigeſtanden,
So wilden Blitz, wie er jetzt gräßlich wütet.
Und auf des großen Donnrers Wink entbrannten
Nicht ſo viel Gluten, die der Aar gehütet,
Beim Werk der Sündflut, deren Ende ſchauten
Nur jene, die aus Steinen Menſchen bauten.[3]

79. Ha! ſieh, gleich Hochgebirgen, ſchaurig brauſen
Die losgelaſſnen Wogen rings, wie dröhnend!
Wie vieler Rieſenbäume Wipfel ſauſen
Am Strand — die Windsbraut raſt — ſie ſinken ſtöhnend!
Nie ſah man ſo ihr allvernichtend Grauſen
Wie hier — der mächtigen Wurzeln Kraft verhöhnend,
Die jetzt zum Himmel ſtarren; nimmer hörte
Ein Menſch, daß ſich das Meer ſo wild empörte!

80. Und Gama fühlt, wie alle Hoffnung ſchwindet,
So nah' dem Ziel von ſeinem hohen Streben;
Wie er ſich bald in grauſer Tiefe findet,
Bald pfeilſchnell ſieht das Schiff zur Wolke ſchweben.
Da, wie ſich rings ihm nirgends Hülfe kündet,
Mag er verzweifelnd ſeinen Blick erheben,
Um jene heilige Schutzmacht anzuflehen,
Vor der die Höllenmächte nicht beſtehen:

81. Er ruft: O ewiger Gott, der du regiereſt
Das Weltall, deinen Himmel wie die Erde,
Der Israel, dein Volk, du gnädigſt führeſt
Durchs Rote Meer ohn' jegliche Beſchwerde;
Der Paulus du den ſichern Pfad erküreſt,
Indem dein Arm der Flut, der Sandbank wehrte;
Der du einſt Noah gnädig haſt umfangen,
Als trümmernd jene ſündige Welt vergangen;

82. Hab' ich nicht ſchon Gefahr und Not beſtanden,
Mit denen Scylla und Charybdis lauern;
Und Riff und Sandbank, die ſo oft wir fanden,
Und Küſten mit Epirus' wilden Schauern?
Und wird nun alle unſre Müh' zu Schanden,
Wenn du uns läſſeſt in des Trübſals Trauern,
Da doch, was unſer Wunſch iſt zu erlangen,
Nur dir zum Preis und Ruhm ward angefangen?

---

[1] „Vom Tier der Helle, vom Widder des goldnen Vließes; ſie kleidet ſich in Goldſtoff, oder mit goldnen Zierraten." Anm. Schlegels.

[1] Soweit geht die Überſetzung von Schlegel. Das Folgende aus der von Booch-Arkoſſy.

[1] Im Original Boreas; Äolus, was der Überſetzer wohl des Verſes wegen ſetzte, paßt nicht in die Reihe der Windnamen.

[2] Die Geſchichte von Ceyx und Alcyone erzählt Ovidius. Alcyone ſtürzte ſich, als ſie die Leiche ihres im Schiffbruche umgekommenen Gemahls an den Strand treiben ſah, ins Meer, worauf die beiden, zum Lohne der zärtlichen Liebe, in Eisvögel (*ἀλκυόνη*, alcyone) verwandelt wurden.

[3] Deukalion und Pyrrha nach der griechiſchen Sage.

83. O glücklich jene, welche vor uns ſanken
Durch Lanz' und Schwert in blutigen Maurenkriegen:
Sie fielen gern, beglückt durch den Gedanken,
Es wird das Kreuz, für das ſie ſtritten, ſiegen!
Wer glorreich Sieg errungen in den Schranken,
Des Name nimmer wird im Staube liegen,
Leicht ſcheidet der im heiligen Kampf von hinnen,
Der ſterbend ewiges Leben mag gewinnen!

84. So rief er. Rings die Stürme wilder ſauſen
Und toben, gleichwie wilde Stiere brüllen;
Und mehr noch wächſt des Wetters heulend Grauſen,
Durchs Takelwerk pfeift hölliſch heiſres Schrillen:
Grell zuckt der Blitz auf dunkler Wogen Brauſen,
In Feuer will die dunkle Nacht er hüllen;
Der Donner rollt, als ſollt' die Welt vergehen,
Die Elemente wild im Kampfe ſtehen.

Endlich in der äußerſten Not erſcheint Venus als Retterin mit ihren Nymphen und beſänftigt die Wut der Winde. Beim Anbruche des Tages erſcheint von ferne ſchon das erſehnte Indien.

95. Von ſolch vernichtender Gefahr umfangen,
Durch ſo viel Mühn bei ſtets bedrohtem Leben
Wird zum unſterblich hohen Ruhm gelangen,
Wer kühn und ſtark der Ehre weiht ſein Streben:
Nicht darf er ſich, ob alter Wappen Prangen,
Voll Ahnenſtolz der trägen Ruh' ergeben,
Und nicht auf goldnem Bett bloß Thaten träumen,
Wo Zobel ihn und Hermelin umſäumen.

96. Mit Leckereien nicht und ſeltnen Speiſen,
Mit faulem Nichtsthun nicht und eitlen Dingen,
Nicht durch Vergnügungsſucht auf tauſend Weiſen,
Die feig, entnervend edeln Sinn umſchlingen;
Nicht in der nie geſtillten Wünſche Kreiſen,
Die ſo begehrlich ſtets das Glück umringen,
Das nie geſtattet, daß den Schritt man lenke
Und an ein Werk, der Helden würdig, denke:

97. Vielmehr mit tapferm Arm ſoll er erringen
Die Ehren, die ſich herrlich dann ihm neigen:
Bewaffnet, ruhlos, ſoll er vorwärts dringen,
In Stürmen ſtehend gleich des Urwalds Eichen;
Des Südens Sonnenglut ſoll er bezwingen,
Und vor dem Eis der Pole nimmer weichen,
Ob er auch oft das arme, nackte Leben
Kaum friſtet, wo ihn Leid und Not umgeben.

98. Das Antlitz ſoll er zwingen, das erbleichet,
Froh, ſicher, vor der Kugel feſt zu ſcheinen,
Die pfeifend ſeiner Brüder Schar erreichet,
Zerfleiſchend ſie an Armen oder Beinen:
Bis, ſo geſtählt, nie mehr ſein Herz erweichet,
Nie eitler Ruhm ihn lockt, das Gold in Schreinen:
Was unverdient das blinde Glück verliehen,
Wird nie des Helden Blicke auf ſich ziehen.

99. So heben ſich des Menſchengeiſtes Schwingen,
Erfahrung hilft ihm alles weiſe tragen;
Mit Ruhe ſchaut er zu den niedern Dingen,
Um die ſich unter ihm die Thoren plagen.
Und ſicher wird ſein Reich zur Herrſchaft dringen,
Wo wahre Kraft herrſcht, nicht ein ſinnlos Jagen
Der Leidenſchaften: ohne ſein Bemühen
Wird ihm des Lebens höchſtes Glück erblühen.

7. Geſang.

So ſind die kühnen Seefahrer am Ziele ihrer Fahrt angelangt. Die Schiffe landen in Kalkutta, wo den zuerſt ans Land geſchickten Kundſchafter ein nach Indien verſchlagener und nun hier anſäſſiger Maure, Monzaide mit Namen, in ſpaniſcher Sprache begrüßt und freundlich bewirtet; er begleitet den Portugieſen auf das Schiff zu Vasco da Gama, dem er Auskunft über das Land Indien und ſeine Bewohner erteilt. Gama ſteigt mit ſeinen Leuten ans Land, wo ihn Abgeſandte des Königs, der inzwiſchen ſchon Kunde erhielt, empfangen und zu dieſem geleiten, der ihn ehrenvoll empfängt. Am folgenden Tage beſucht der Catual, ein hoher Beamter des indiſchen Königs, der Gama zuerſt am Meeresufer empfangen hatte, dieſen auf dem Schiffe.

8. Geſang.

Hier nimmt der Dichter Gelegenheit, wieder eine Anzahl von alten Helden ſeines Volkes zu verherrlichen, deren Bilder auf den Flaggen er dem Catual von Paulo da Gama zeigen und erklären läßt. Inzwiſchen melden die Wahrſager dem Könige, wie die dargebrachten Opfer ungünſtige Zeichen über die Abſichten der Fremden ergeben haben. Einem mohammedaniſchen Prieſter erſcheint nachts im Traume Bacchus, um ihm feindſelige Gedanken gegen ſie einzugeben. Raſch bildet ſich eine große ihnen feindliche Partei, die auch den König für ſich gewinnen will. Wohl gelingt es Vasco da Gama, dieſen von der Wahrheit des früher Berichteten zu überzeugen und den Wunſch eines freundſchaftlichen Vertrages zwiſchen beiden Völkern in ihm wieder zu ſtärken; als er aber zu den Schiffen zurückkehren will, hält ihn jener Catual, der auch von den Feinden beſtochen iſt, ſtatt nach dem Gebote des Königs Kähne zur Überfahrt zu liefern, lange am Ufer in feindſeliger Abſicht hin, ehe er ihn ziehen läßt.

9. Geſang.

Der Maure Monzaide giebt Gama wahre Kunde von dem feindſeligen Sinne der Eingebornen und der bei längerem Verweilen drohenden Gefahr. Gama ſieht ein, daß ſein weiter gehender Plan, Handelsverbindungen anzuknüpfen, ſich für jetzt nicht erreichen laſſe. Aber der urſprüngliche Zweck der Fahrt, den Seeweg nach Indien zu finden und wahre Kunde von dieſem Lande zurückbringen zu können, iſt erreicht. So kann er ſich alſo zur Heimkehr aufmachen und fährt mit den Schiffen von der indiſchen Küſte ab. Monzaide begleitet ihn und bekehrt ſich zum Chriſtentum. — Um die Helden für die lange erduldeten Mühſale zu belohnen, bereitet ihnen Venus eine wonnevolle Inſel auf dem Heimwege, wo Thetys und die Nymphen des Meeres ſie empfangen.

10. Geſang.

Wie ſie im glänzenden Palaſte der Thetys zu Tiſche ſitzen, ſingt eine Nymphe prophetiſch von den künftigen Thaten der Portugieſen in Indien. Darauf führt Thetys den Vasco da Gama mit den Seinen auf einen hohen Berg, um ihm noch weiter Verborgenes und Künftiges zu enthüllen. Sie zeigt ihm eine am Himmel ſchwebende wunderbare Kugel, im Kleinen ein Abbild des Weltalls, erklärt ihm die Himmelskreiſe und zeigt ihm auf der im Mittelpunkte ſchwebenden Erde die verſchiedenen, zum Teil in jener Zeit noch unentdeckten Gegenden ferner Weltteile, in denen die Portugieſen künftig ſich Ruhm und Herrſchaft erwerben ſollten. — Dann verlaſſen die Seefahrer die zauberiſche Inſel und kehren in raſcher glücklicher Fahrt in die Heimat zurück, der ſie neue Ehren erworben haben.

Um das Bild des Dichters zu vervollſtändigen, mögen hier auf den Auszug aus den Luſiaden noch einige ſeiner kleineren Gedichte folgen.

I. [1]

Woraus Liebe keimet,
Wer es könnt' erſpähen,
Um ſie auszuſäen!
Lieb' und ihre Plagen
Baut' ich emſiglich;
Liebe ſäet' ich,
Trug hat ſie getragen.
Nie in meinen Tagen
Sah ich jemand ſäen
Und dasſelbe mähen.

Blühend im Gefilde
Sah ich ſich erheben
Dornen, hart dem Leben,
Nur den Augen milde.
Mit dem armen Wilde,
Dem ſolch Kraut erſehen,
Iſt es bald geſchehen.

Was ich that auch immer,
Ward umſonſt verſucht.
Sät' ich gute Frucht,
Wucherte ſie ſchlimmer.
Liebe ſah ich nimmer
Lange Zeit beſtehen
Und der Not entgehen.

II. [1]

De dentro tengo mi mal,	Innen trag' ich meine Pein,
Que de fuera no hay señal.	Außen giebt ſie keinen Schein.
Mi nueva y dulce querella	Meine neuen ſüßen Plagen
Es invisible á la gente;	Sind den Menſchen unſichtbar,
El alma sola la siente,	Nur die Seele nimmt ſie wahr;
Que el cuerpo no es dino della.	Denn der Leib darf es nicht wagen.
Como la viva centella	Wie der Funke, nicht geſchlagen,
Se encubre en el pedernal,	Sich verbirgt im Kieſelſtein,
De dentro tengo mi mal.	Trag' ich innen meine Pein.

III. [2]

Was beut die Welt, um noch darnach zu ſpähn,
Wo iſt ein Glück, dem ich mich nicht entſchwur?
Verdruß nur kannt' ich, Abgunſt kannt' ich nur,
Dich, Tod, zuletzt, was konnte mehr geſchehn?
Dies Leben reizt nicht, Leben zu erflehn;
Daß Gram nicht töte, weiß ich, der's erfuhr:
Birgſt du noch größres Mißgeſchick, Natur,
Dann ſeh' ich's noch, denn alles darf ich ſehn!
Der Unluſt lange ſtarb ich ab und Luſt,
Selbſt jenen Schmerz verſchmerzt' ich, büßt' ich ein,
Der längſt die Furcht gebannt mir aus der Bruſt.
Das Leben fühlt' ich als verliebte Pein,
Den Tod als unerſetzlichen Verluſt,
Trat ich nur darum in dies kurze Sein?

IV. [3]

Wahrheit, Vernunft, Lieb' und Verdienſt gereichen
Jedem Gemüt zur Ruh und mut'gem Streben;
Jedoch Glück, Zufall, Zeit, Geſchick erheben
Sich herrſchend in der Welt verwirrten Reichen.
Viel tauſend Fälle kann der Sinn vergleichen
Und weiß nicht, welchen Grund dafür zu geben;
Doch weiß er, daß, was über Tod und Leben,
Der menſchliche Verſtand nicht kann erreichen.
Gelehrte können hohe Schlüſſe machen,
Doch mehr bewährt ſich die Erfahrung feſte,
Drum iſt es beſſer, wenn man viel geſehen.
Geſchehne giebt's und nicht geglaubte Sachen,
Und giebt geglaubte, welche nicht geſchehen:
An Chriſtus glauben aber iſt das beſte.

---

[1] Überſetzung von Schlegel.

[1] Das Original, nicht portugieſiſch, ſondern ſpaniſch, wie mehrere andere kleinere Gedichte des Camoens, mit der Überſetzung von Schlegel.

[2] Überſetzung des Grafen Auguſt von Platen.

[3] Überſetzung von Schlegel.

Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Edlen
Don Quixote von la Mancha.
Von Miguel de Cervantes Saavedra (1547—1616.)

Einleitung. — Man erzählt, König Philipp III. von Spanien habe einſt, vom Balkone ſeines Palaſtes zu Madrid aus, einen Studenten längere Zeit beobachtet, der im Schloßgarten luſtwandelte. Dieſer las in einem Buche, hielt jedoch oft inne, ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn und lachte laut vor ſich hin. „Der Menſch iſt entweder von Sinnen oder er liest den Don Quixote", ſagte der König. Man ſchickte ſogleich zu dem fröhlichen Leſer und fand, daß derſelbe wirklich den Roman des Cervantes las. Der deutſche Kunſtrichter Wolfgang Menzel teilt mit, der große engliſche Arzt Sydenham habe einem an tiefer krankhafter Schwermut Leidenden geraten, er ſolle behufs ſeiner Heilung kein anderes Buch leſen als den Don Quixote. Es giebt auch nicht leicht ein luſtigeres und doch ſinnreicheres Buch als „Leben und Thaten des weiſen Junkers Don Quixote von der Mancha".

Der Verfaſſer war ein ſpaniſcher Edelmann, namens Miguel de Cervantes Saavedra, und lebte von 1547—1616. Als ſpaniſcher Soldat erhielt er, auf's tapferſte kämpfend, in der Seeſchlacht von Lepanto (7. Okt. 1571) 3 Schußwunden und den linken Arm für immer gelähmt. Von 1575—1580 mußte er, als Sklave der Türken, in Algier die härteſten Arbeiten verrichten. Seine Verwandten kauften ihn los und er trat wieder in das ſpaniſche Heer ein, welches er aber 1583 für immer verließ. Er vermählte ſich hierauf mit einer armen Dame und ſuchte durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten ſeine Familie zu ernähren. In Valladolid mußte er wegen eines unbegründeten Verdachtes für einige Tage in das Gefängnis wandern. In deſſen düſteren Räumen begann er ſein unſterbliches Werk „Don Quixote", deſſen erſter Theil 1604, deſſen zweiter Teil 1615 erſchien. Die Abfaſſung des letzteren wurde dadurch veranlaßt, daß ein Aragonier unter dem falſchen Namen Alonſo Fernandez de Avellaneda (1614) eine Fortſetzung des Romans herausgegeben hatte, in welcher er den Dichter heftig angriff. Das Werk des Aragoniers reichte aber lange nicht an den Geiſt und Witz des Cervantes.

Was will denn nun dieſer mit ſeinem Werke? Schwer würde irren, wer die Geſchichte des ſinnreichen Junkers von der Mancha als eine Aneinanderreihung von Poſſen anſehen wollte, einzig beſtimmt, Gelächter zu erregen und müßige Stunden auszufüllen.

Zunächſt ſollte die Erzählung und zwar beſonders der erſte Teil die damals in Spanien allgemein beliebten Rittergeſchichten mit ihren unſinnigen, oft unſittlichen Abenteuern und ihrer gezierten ſchwülſtigen Sprache in launiger Weiſe verſpotten und die Gebildeten auf deren Geſchmackloſigkeiten aufmerkſam machen.

Dem Mittelalter war das Rittertum als die Vollkommenheit des menſchlichen, chriſtlichen und geſellſchaftlichen Lebens erſchienen. Tapferkeit und Heldenſinn lehrten den Ritter vor keiner Gefahr zurück zu ſcheuen; in Kampf und Streit ſuchte er die männliche Ehre. Verteidigung der chriſtlichen Kirche gegen Heiden und Mohamedaner, Schutz der Schwachen und Hilfloſen gegen Gewaltthat und Unterdrückung ſollte er als des Kampfes würdige Aufgabe betrachten. Den Frauen widmete das Rittertum hohe Verehrung und deren Lob verdient zu haben galt dem Ritter als genügende Belohnung aller Mühen. In ihrer Geſellſchaft lernte und übte er feine (höfiſche) Sitte. Ueber allen Frauen aber ſtand dem einzelnen Helden die Frau, welcher er ſeine Minne gewidmet hatte. Deren Farben ſchmückten ſeine Rüſtung, ihr weihte er ſeine Thaten, ihre Zufriedenheit war das Endziel ſeiner Kämpfe. In ſolcher Geſtalt zeichnen uns die ritterlichen Sänger der Franzoſen, Deutſchen, Spanier ꝛc. das Ideal ihres Standes. Nicht müßig zu liegen ziemt dem Ritter; ſeine Herrin ſelbſt fordert von ihm Thaten. Er zieht in unbekannte Fernen, ſich und ihr Ehre zu erwerben, den Bedrängten zu helfen, Ungeheuer zu vertilgen, die Heiden zu bekämpfen, ſich auch mit anderen im Kampfe zu meſſen.

Lang bevor das Rittertum als geſchichtliche Erſcheinung aufhörte, war deſſen ideale Auffaſſung, wie ein ſchöner Traum zerronnen, und deren Geiſt aus der Dichtung gewichen. Nur die äußere Geſtalt, das Gerüſte blieb, und den entſchwundenen Geiſt ſollte phantaſtiſcher äußerer Aufputz erſetzen. Die Löwen und Drachen, die gewaltigen Rieſen, die heimtückiſchen Zwerge, dieſe Geſtalten der verſchwundenen alten Götterwelt, die boshaften Zauberer, die feindſeligen und die gütigen Feen, vermehrten ſich ins Unendliche; alles, was immer eine üppig wuchernde Einbildungskraft zu erſinnen vermochte, wurde benützt, dem irrenden Ritter Abenteuer wunderbarſter Art anzudichten. Er befreite Jungfrauen aus der Gewalt zahlloſer Feinde oder entriß ſie Scharen von Rieſen und den wunderlichſten Ungeheuern, löſte Verzauberte, beſiegte allein ganze Heere von Heiden, überwand die ſtärkſten Gegner und heiratete gewöhnlich zum Schluſſe die Erbin irgend eines fabelhaften morgenländiſchen Reiches von ungeheurer Größe. So wurde dieſe Dichtungsart, die anfangs die erhabenſte Auffaſſung ritterlichen Lebens, wie im „Parzival" des Wolfram von Eſchenbach, dargeſtellt hatte, nach und nach der Tummelplatz überhitzter Einbildungskraft.

Das Rittertum ſelbſt verſchwand endlich ganz, die Dichtung aber blieb. An die Stelle des ritterlichen Heldengedichts trat der Ritterroman, der, von den Feſſeln der gebundenen Rede befreit, noch zügelloſer erſchien als jenes. Der portugieſiſche „Amadis von Gaula" wurde in alle Sprachen überſetzt, an den Höfen, in den Burgen, in den Häuſern der Stadtbürger geleſen. Er hatte eine unzählige Menge von Nachfolgern.

Die neue Zeit erſchloß auch der Dichtung neue Wege. Die hohe dichteriſche Kraft und Schönheit des Seelenlebens nach allen ſeinen Richtungen, deſſen geſtaltende Macht auf die äußeren Lebensverhältniſſe, die ergreifende Poeſie der Wirklichkeit waren für die Dichtkunſt in mancher Beziehung, gleich Amerika, auch ein lange vergeſſenes, gewiſſermaßen von neuem entdecktes Land. — Der Zuſammenſtoß zwiſchen der alten und der kräftig vordringenden neuen Richtung kam nun für Spanien in entſcheidender Weiſe im Don Quixote zum Austrage. Der weiſe Junker von der Mancha ſollte in erſter Linie an ſeiner Perſon den Gegenſatz zwiſchen der wirklichen und jener erträumten Welt zeigen und dadurch nachweiſen, wie thöricht es ſei, ſich in Bücher zu verſenken, welche unmögliche Weſen, Thaten und Schickſale vorführen und Träume der Einbildungskraft an die Stelle des Wirklichen ſetzen. Wäre aber damit der Zweck der Erzählung erfüllt geweſen, ſo würde vielleicht ihr Name und der ihres Verfaſſers in der Geſchichte der ſpaniſchen Dichtung erwähnt werden, nimmer aber würde ſie noch in unſeren Tagen ein Lieblingsbuch aller gebildeten europäiſchen Völker ſein. Giebt es doch faſt keine Sprache Europas, in welche Don Quixote nicht übertragen worden wäre. (1669 ſchon erſchien eine deutſche Ueberſetzung der erſten 21 Hauptſtücke unter dem Titel: „Die abenteuerliche Geſchichte des ſcharfſinnigen Lehns- und Ritterſaßen Junker Harniſches aus Fleckenland"; aus dem Spaniſchen ins Hochdeutſche verſetzt, durch Pahſch Baſteln von der Sohle.) Kunſt und Kunſthandwerk, Maler und Bildhauer, Kupferſtecher und Tapetenwirker ſtellten Perſonen und Szenen aus dem Romane dar.

In der That iſt der Held dieſes Romans das Bild und der Spiegel des Schwärmers jeder Art. Er iſt durchaus keine Poſſenfigur, welche durch Dummheit, tölpelhafte Ungeſchicklichkeit unfreiwillig das Lachen herausfordert. Im Gegenteil, er erſcheint uns als ein edel denkender, wohl unterrichteter Mann von tiefem und reinem Gemüt, der nur dann lächerlich wird, wenn er im Zeitalter der Kanonen als Vertreter des mittelalterlichen Rittertums auftritt und mit ernſter Miene uns ſein Steckenpferd, das abenteuernde Rittertum, als edles Schlachtroß vorreitet. In dieſes Lächeln aber miſcht ſich ein ſtilles tieferes Weh. Wir ſagen uns, daß unſere eigenen Ideale der Welt gegenüber vielleicht eben ſo unmöglich und thöricht ausſehen, wie Don Quixotes erträumtes Rittertum den Menſchen ſeiner Zeit gegenüber. Iſt doch der treibende Gedanke in ihm die ideale Auffaſſung desſelben als des Hortes der Bedrängten und des Feindes jeglichen Unrechtes. Und ſo kann es auch nicht fehlen, daß ſein Idealismus, als Maßſtab an die wirklichen Weltverhältniſſe gelegt, dieſen gegenüber zur Satire wird. Was uns aber Cervantes von ſeiner Zeit erzählt, das kommt in anderem Kleide auch in unſeren Tagen vor und wird immer wieder vorkommen, und darauf beruht denn auch der dauernde Wert des Romans.

Don Quixote von la Mancha.

In einem Dorfe der Mancha, einer heißen und trockenen, aber fruchtbaren Hochebene des ehemaligen Königreiches Caſtilien, lebte ein Edelmann, namens Quixona, deſſen Einkommen eben für ſeine Bedürfniſſe ausreichte. Lange Jahre hatte das einfache Leben eines Landedelmanns ihm genügt; durch übereifriges Leſen der damals beliebten Ritterromane hatte ſich aber in ſeinem Geiſte der Wahn feſtgeſetzt, die fahrenden Ritter derſelben ſeien wirkliche geſchichtliche Perſonen geweſen und die Zuſtände der Welt eben ſo, wie dieſe Dichtungen ſie ſchilderten. Von dieſem Gedanken durchdrungen, beſchloß der Wackere, auch ſich als fahrender Ritter unſterblichen Ruhm zu erwerben. Dem Nachlaſſe ſeiner Ahnen entnahm er die ritterliche Rüſtung; den mangelnden Turnierhelm verfertigte er ſelbſt, indem er an einer verroſteten Pickelhaube ein Viſier aus Pappe anbrachte. Seinem bejahrten und mageren Reitpferd gab er den volltönenden Namen Roſinante und als Dame ſeines Herzens erwählte er ein hübſches Bauernmädchen des benachbarten Dorfes Toboſo, namens Aldonza Lorenzo, erhob ſie aber zur Donna Dulcinea von Toboſo. Ihr weihte er den zu erwerbenden Ruhm; alle Ritter, die ihm aufſtoßen würden, ſollten gezwungen werden, der Schönheit und Tugend Dulcineas zu huldigen. — So ausgerüſtet, begab ſich der gute Junker an einem der heißeſten Tage des Heumondes auf die Fahrt nach Abenteuern. Am Abend des erſten Tages kam er vor eine Schenke, die er im Sinne ſeiner Rittergeſchichten für ein herrliches Schloß anſah. Den verſchmitzten Wirt begrüßte er als edlen Schloßherrn, zwei Dirnen zu deren größtem Erſtaunen als gnädige Fräulein, eines Schweineſchneiders Blaſen auf der Rohrpfeife hielt er für köſtliche Tafelmuſik. Nach einer mageren Mahlzeit ſtand er auf.

Don Quixote zum Ritter geſchlagen.

Er rief den Wirt, mit dem er ſich im Stalle verſchloß, ſich vor ihm auf die Kniee niederließ und ſprach: „Niemals werde ich mich von hier erheben, tapf'rer Ritter, bis Eure Gütigkeit mir eine Gabe bewilligt hat, um die ich flehe, und die Euch zum Ruhme und der ganzen Menſchheit zum Nutzen gereichen wird." Als der Wirt ſeinen Gaſt zu ſeinen Füßen ſah und dergleichen Reden vernahm, betrachtete er ihn mit Verwunderung, ohne zu wiſſen, was er thun oder ſagen ſolle. Er bat ihn, daß er aufſtehen möchte, welches jener aber verſagte, bis der Wirt ihm die Gnade bewilligte, um die er flehte. „Ich erwartete von Eurer Großmütigkeit nichts anderes, mein gnädiger Herr," antwortete Don Quixote, „ich verkünde Euch alſo, daß die Gabe, um die ich Euch gefleht habe, und die mir Euer liebreicher Sinn bewilligt, darin beſteht, daß Ihr mich früh vor Tage zum Ritter ſchlagen mögt, und daß ich in dieſer Nacht in der Kapelle Eures Kaſtells die Waffen bewachen dürfe; mit der Frühe wird dann mein höchlichſter Wunſch erfüllt, damit ich, wie es ſich gebührt, in alle vier Teile der Welt ziehen könne, Abenteuer aufzuſuchen zum Nutzen der Hilfsbedürftigen, wie es das Amt der Ritterſchaft und der irrenden Ritter iſt, zu denen ich mich bekenne, und deſſen Sinn zu ſolchen Thaten gerichtet iſt. — Der Wirt, der, wie ſchon geſagt, ein wenig Schelm war, und wohl einigen Verdacht über die Verſtandesabweſenheit ſeines Gaſtes haben mochte, wurde jetzt völlig davon überzeugt, da er dieſe Reden hörte. Um ſich für die Nacht eine Luſt zu machen, nahm er ſich vor, ſeiner Laune zu folgen. Er ſagte alſo, daß er ſehr gut das verſtehe, was er wünſche und flehe, und daß dergleichen Begehren ſehr natürlich und ſchicklich für einen ſo trefflichen Ritter ſei, als er ſchiene und ſein heldenmütiger Anſtand verkünde; er ſelbſt habe ſich in ſeinen Jugendjahren demſelben ehrenvollen Geſchäfte gewidmet, ſei gleichfalls verſchiedene Teile der Welt durchzogen, ſeine Abenteuer aufzuſuchen, ohne die Strandbuden von Malaga, die Inſeln von Riaron, den Säulengang von Sevilla, den Marktplatz von Segovia, den Spaziergang von Valencia, den Platz von Granada, den Strand von San Lucar, das Roß von Cordoba, die Schenken von Toledo [alle dieſe Plätze waren damals Sammelpunkte von Beutelſchneidern] und anderen Orten zu vernachläſſigen, wo er die Schnelligkeit ſeiner Füße und die Geſchicklichkeit ſeiner Hände geübt, dort ſei ihm vieler Unglimpf geglückt; kurz er habe ſich tauſend Menſchen und vielen vornehmen Gerichtshöfen bekannt gemacht; letztlich aber habe er ſich entſchloſſen, ſich in dieſes ſein Kaſtell zurückzuziehen, wo er mit ſeinem Vermögen und fremdem haushalte, alle irrenden Ritter aufnehme, von was Art und Stand ſie auch ſein möchten, aus großer Liebe zu ihnen, und damit ſie ihn ihrer Habſeligkeiten teilhaftig machten, um ſeine löbliche Abſicht zu vergelten. Er fuhr fort, daß er in ſeinem Kaſtelle keine Kapelle habe, wo man die Waffen bewachen könne, weil er ſie niedergeriſſen, um eine neue aufzuführen, daß er aber wiſſe, daß man die Wache im Falle der Not an jedwedem Orte halten dürfe, und daß er alſo in dieſer Nacht das Wachen in einem Hofe des Schloſſes verrichten könne; mit der Frühe wolle er unter Gottes Beiſtand die nötigen Ceremonien ſo vornehmen, daß er ihm auf eine Weiſe den Ritterſchlag geben wolle, wie ihn noch kein Ritter in der ganzen Welt erhalten. Er fragte ihn ferner, ob er Geld mit ſich führe? — Don Quixote antwortete, daß er keinen Heller bei ſich habe, weil er in den Geſchichtenbüchern von fahrenden Rittern niemals geleſen, daß irgend einer Geld mit ſich geführt. Hierauf ſagte der Schenkwirt, daß er ſich irre, daß, wenn es in den Geſchichtenbüchern nicht ſtehe, es den Autoren [Verfaſſern] geſchienen, daß es nicht nötig ſei, von der Führung ſo unentbehrlicher Dinge zu ſchreiben, als Geld und reine Hemden wären, daß ſie aber darum niemals gezweifelt, ob die Ritter dergleichen bei ſich gehabt: es ſei auch zuverläſſig und ausgemacht, daß alle irrenden Ritter — von denen ſo viele Bücher angefüllt ſind — auf den Fall der Not immer eine gute Börſe bei ſich hatten, desgleichen Hemden, wie auch eine kleine Büchſe mit Salben, um die Wunden zu heilen, die ſie empfangen möchten; denn in den Feldern und Wüſten, wo ſie kämpften und die Wunden empfingen, war nicht immer jemand, der ſie heilte, wenn ſie nicht irgend einen weiſen Zauberer zum Freunde hatten, der ſogleich zu Hilfe eilte, und durch die Luft in einer Wolke eine Jungfrau oder einen Zwerg mit einem ſo köſtlichen Balſam ſchickte, daß man nur einen Tropfen davon zu koſten brauchte, um von allen Schmerzen und Wunden ſo völlig zu geneſen, als wenn man gar keine Unpäßlichkeit empfunden hätte.

Don Quixote verſprach, ſeinen Rat auf das pünktlichſte zu befolgen, und ſogleich wurde ausgemacht, daß er die Waffen in einem Hofe bewachen ſolle, der zur Seite der Schenke lag. Don Quixote nahm ſie alle und legte ſie auf einen Trog, der neben einem Brunnen ſtand, dann nahm er ſeinen Schild, faßte die Lanze und fing an, vor dem Troge mit edlem Anſtande auf- und abzugehen; indem er dieſen Spaziergang begann, fing die Nacht an, völlig hereinzubrechen.

Es fiel einem von den Maultiertreibern, die in der Schenke waren, ein, ſeinen Tieren Waſſer zu geben. Er mußte dazu notwendig Don Quixote's Waffen wegnehmen, die auf dem Troge ſtanden; aber als dieſer ihn nahe kommen ſah, rief er mit lauter Stimme: „O du, wer du auch ſeiſt, übermütiger Ritter, der du dich nahſt, die Waffen des allertapferſten Irrenden anzurühren, den je ein Schwert umgürtete, ſiehe wohl zu, was du thuſt, berühre ſie nicht, wenn du nicht dein Leben als Strafe des Uebermutes verlieren willſt." — Der Eſeltreiber kümmerte ſich um dieſe Reden nicht — aber für ſein Wohlbefinden wäre es beſſer geweſen, wenn er ſich darum gekümmert hätte, — ſondern nahm die Waffen herunter und warf ſie eine große Strecke weit von ſich. Als Don Quixote dieſes erblickte, ſchlug er die Augen zum Himmel und richtete darauf ſeine Gedanken, wie es ſchien, zu ſeiner Gebieterin Dulcinea und ſprach: „Helft mir, Gebieterin, in dieſer erſten Befährdung, die ſich dem Euch unterworfenen Herzen darbeut; entzieht mir nicht in dieſem erſten Wageſtück Eure Gunſt und Hilfe." Indem er dies und andere dergleichen Dinge ſprach, warf er den Schild weg, faßte mit beiden Händen die Lanze und gab dem Eſeltreiber einen gewaltigen Schlag auf den Kopf, mit welchem er ihn ſo behende auf den Boden hinlegte, daß, wenn noch ein zweiter Schlag gefolgt wäre, jener keines Wundarztes zu ſeiner Heilung bedurft hätte. Nachdem dies gethan war, ſammelte er die Waffen wieder auf und fing wieder an, mit derſelben Gemütsruhe, wie erſt, auf- und abzugehen. Kurz nachher, ohne zu wiſſen, was ſich zugetragen — denn der erſte Eſeltreiber lag noch ohne Bewußtſein auf dem Boden — kam ein anderer, in der nämlichen Abſicht, ſeinen Maultieren Waſſer zu geben: er machte Anſtalt, die Waffen herab zu werfen, um den Trog frei zu machen. Don Quixote, ohne ein Wort zu ſprechen und irgend jemand um ſeine Gunſt zu flehen, warf zum zweitenmale den Schild weg, ergriff zum zweitenmale die Lanze, und ohne dieſe in Stücke zu brechen, zerbrach er den Kopf des zweiten Maultiertreibers an mehr als drei Stellen, indem er ihm vier Wunden ſchlug. Auf deſſen Geſchrei liefen alle aus der Schenke zuſammen und unter dieſen war auch der Schenkwirt. Als Don Quixote ſie ſah, faßte er ſeinen Schild, ergriff ſeinen Degen und ſprach: „O Herrin der Schönheit! Kraft und Stärke meines ſchwachen Herzens! Zu dieſer Friſt wende die Augen deiner Größe auf deinen gefangenen Ritter, dem ein furchtbares Abenteuer bevorſteht!" — Hierdurch wurde, nach ſeinem Urteil, ſein Gemüt ſo erfüllt, daß er nicht einen Fuß breit gewichen wäre, wenn ihn auch alle Eſeltreiber in der Welt angegriffen hätten.

Dem Schenkwirt mißfielen die Poſſen ſeines Gaſtes, er beſchloß alſo, ſie abzukürzen und ihm lieber ſogleich den fatalen Ritterorden zu erteilen, ehe noch mehr Unheil daraus erwüchſe. Er ging alſo zu ihm und entſchuldigte ſich über die Beleidigung einiger pöbelhafter Menſchen, die ſie ganz ohne ſein Mitwiſſen verübt, die auch wegen ihres Unterfangens hinreichend geſtraft wären; er wiederholte, was er ihm ſchon geſagt hatte, daß er in ſeinem Kaſtelle keine Kapelle habe, daß ſie aber zu dem, was noch zu thun, wenig vonnöten ſei; alles, was zur Feierlichkeit gehörig, beſtehe hauptſächlich im Nackenſchlage mit der Hand und im Schulterſchlage mit dem Degen, ſo viel ihm von den Ceremonien des Ordens mitwiſſend ſei, und daß dies mitten auf dem Felde vollbracht werden könne.

Der Kaſtellan, ſo gewarnt und erſchreckt, nahm ſogleich ein Buch, in welchem er ſeinen Häckſel und die Gerſte für die Eſeltreiber anſchrieb, und ging ſo und mit einem Jungen, der ein Endchen Licht trug, und mit den beiden oben genannten Jungfrauen zu Don Quixote hin. Dieſem gebot er, ſich auf die Kniee nieder zu laſſen, und indem er in ſeinem Manuale las — als wenn er ein andächtiges Gebet herſagte, — erhub er unter dem Leſen die Hand und gab ihm einen guten Schlag an den Hals, hierauf einen zierlichen Rückenſchlag mit ſeinem eigenen Schwerte, indem er immer zwiſchen den Zähnen murmelte, als wenn er etwas herſagte. Dann befahl er der einen Dame, ihm das Schwert umzugürten, die es auch mit vieler Artigkeit und ziemlichem Anſtande that, ob ſie gleich große Mühe hatte, bei dieſen Ceremonien nicht in ihr erſtes Lachen wieder zu verfallen; doch hielten die Tapferkeiten, die ſie den neuen Ritter verüben geſehen, die Lachluſt in ihren Schranken zurück. Indem ſie ihm das Schwert umgürtete, ſprach die wackere Dame: „Gott mache Eure Gnaden zu einem glücklichen Ritter und gebe Euch glückliche Kämpfe." Don Quixote fragte nach ihrem Namen, um zu wiſſen, wem er für die empfangene Vergünſtigung verbindlich ſei, weil er geſonnen wäre, ihr einen Teil der Ehre, die ihm die Tapferkeit ſeines Arms erwerben würde, abzutreten. Sie antwortete mit vieler Demut, daß man ſie Toloſa nenne; ſie ſei die Tochter eines Flickſchneiders von Toledo, der in den Buden von Sanchobienaya wohnhaft ſei. Don Quixote antwortete, daß ſie aus Liebe zu ihm ein Don vor ihren Namen ſetzen und ſich künftig Donna Toloſa nennen ſolle. Sie verſprach es ihm, und die andere befeſtigte ihm die Sporen, mit der daſſelbe Geſpräch, wie mit der Schwertdame begann. Er fragte nach ihrem Namen, und ſie ſagte, daß man ſie die Müllerin nenne; denn ihr Vater ſei ein angeſehener Müller zu Antequera. Don Quixote bat ſie gleichfalls das Don vorzuſetzen und ſich Donna Müllerin zu nennen, indem er ihr Dienſte und Belohnung anbot. — Nachdem ſchnell und eilig dieſe unerhörten Ceremonien beendigt waren, konnte Don Quixote die Zeit nicht mehr erwarten, ſich auf dem Pferde zu ſehen, um auszuziehen und Abenteuer aufzuſuchen. Er lief ſogleich zum Roſinante, beſtieg ihn und umarmte ſeinen Wirt, indem er ihm ſo wunderliche Dinge ſagte, und ſeine Verbindlichkeit, daß er von ihm zum Ritter geſchlagen ſei, ſo erhöhte, daß es ſich nicht wiederholen und erzählen läßt. Der Schenkwirt, um ihn nur bald aus ſeiner Schenke zu wiſſen, antwortete eben ſo rhetoriſch, aber kürzer, und ließ ihn, ohne ſeine Zehrung zu verlangen, auf gut Glück fortziehen.

Don Quixote ſteuert der Ungebühr.

Mit Anbruch des Morgens trat Don Quixote nach Rat des Wirtes den Rückweg an. Unterwegs hörte er klägliches Geſchrei aus einem dichten, an der Heerſtraße gelegenen Walde. Er glaubte die Stimme eines Unglücklichen zu vernehmen, der um Beiſtand rufe. Kaum hatte ihn ſein Roß einige Schritte in den Wald getragen, ſo erblickte er, an eine Eiche angebunden, einen etwa 15jährigen Jungen, deſſen nackten Rücken ein ſtämmiger Bauer mit ſeinem Gürtel peitſchte, wobei er immer rief: „Maul zu, Augen auf!"

Der Junge antwortete: „Ich will es nicht wieder thun, lieber Herr, um Gottes Barmherzigkeit, ich will es nicht wieder thun, ich verſpreche, künftig auf das Vieh mehr acht zu geben."

Als Don Quixote ſah, was vorging, rief er mit erhobener Stimme: „Ungezogener Ritter! Schlecht geziemt es ſich, diejenigen zu bekämpfen, die ſich nicht verteidigen können; beſteigt ſchnell Euer Roß und ergreift Eure Lanze — denn eine Lanze lehnte an derſelben Eiche, an welche die Stute gebunden war — damit ich Euch zeige, daß es ſchändlich ſei, alſo zu verfahren." — Der Bauer, der dieſe ganz geharniſchte Geſtalt über ſich erblickte, die ihm mit der Lanze vor dem Geſichte focht, hielt ſich ſchon für tot und antwortete mit bittender Stimme: „Herr Ritter, der Junge, den ich da abſtrafe, iſt mein Knecht, der eine Herde Schafe hüten ſoll, die ich hier in der Gegend halte; aber er iſt ſo unachtſam, daß mir jeden Tag ein Stück fehlt, und darum beſtrafe ich ſeine Unachtſamkeit und Bosheit; denn er ſagt, ich thue es aus Geiz, um ihm den Lohn nicht zu bezahlen, den ich ihm ſchuldig bin, aber bei Gott und meiner Seele, er lügt es."

„Lügen! In meiner Gegenwart, du gemeiner Bube!" rief Don Quixote aus, „bei der Sonne, die uns beſcheint, ich renne dich durch und durch mit dieſer Lanze, wenn du ihn nicht ohne Widerſpruch bezahlſt, oder bei dem Gotte, der uns ſchirmt und ſchützt, ich vernichte dich augenblicklich; ſogleich binde ihn los! Wenn Ihr aber wiſſen wollt wer Euch dies gebeut, ſo erfahrt: Ich bin Don Quixote von la Mancha, der Vernichter jeglicher Ungebühr und Beſchwer.

Der Bauer mußte nun geloben, dem Jungen den ſchuldigen Lohn zu bezahlen, und Don Quixote ritt fort.

Der Bauer folgte ihm mit den Augen, und da er bemerkte, daß er das Gehölz verlaſſen habe und nicht mehr zu erſehen war, wandte er ſich zu ſeinem Knechte Andres und ſagte: „Nun komm, mein Sohn, daß ich dir bezahle, was ich dir ſchuldig bin, wie es mir der Vernichter aller Ungebühr geboten hat." „Ich beſchwöre Euch," ſagte Andres, „thut Ihr nicht, was der gnädige Herr, der wackere Ritter, Euch befohlen hat — der tauſend Jahre leben möge, — und der eben ſo tapfer als verſtändig iſt, beim Sankt Rochus ſchwör' ich Euch, bezahlt Ihr nicht, ſo ſuch' ich ihn wieder auf, damit er das thut, was er geſagt hat." „Ich ſchwöre dir ebenfalls," ſagte der Bauer," daß ich für das Gute, das ich dir wünſche, noch die Schuld zu vergrößern wünſche, um die Bezahlung zu vergrößern." Er nahm ihn zugleich beim Arm und band ihn wieder an die Eiche, worauf er ihm ſo viele Hiebe gab, daß er ihn halb tot ſchlug. „Nun, Freund Andres," ſagte er dabei, „ruft doch nun den Vernichter jeglicher Ungebühr, und ſeht, wie er dieſe vernichten wird; ich glaube, Euch geſchieht noch nicht genug; denn ich habe faſt Luſt, Euch das Fell abzuziehen, wie Ihr ſagtet." Endlich band er ihn doch los und gab ihm die Erlaubnis, ſeinen Richter aufzuſuchen, um das geſprochene Urteil zu vollſtrecken. Andres ging erboſt hinweg und ſchwur, ſogleich den tapfern Don Quixote von la Mancha aufzuſuchen, ihm alles, was vorgefallen ſei, auf's genaueſte zu erzählen, um ſich alles ſiebenfach bezahlen zu laſſen. Aber er ging dennoch weinend fort, und ſein Herr lachte.

Alſo vernichtete der tapfere Don Quixote die Ungebühr und war über dieſen glücklichen Erfolg ungemein vergnügt; er glaubte, ſeine Ritterſchaft auf die ſchönſte und edelſte Weiſe angetreten zu haben, und indem er mit großer Selbſtzufriedenheit den Weg nach ſeinem Dorfe fortſetzte, ſagte er mit halblauter Stimme: „Glücklich kannſt du dich vor allen preiſen, die auf der Erde leben, o du, vor allen Schönen ſchönſte Dulcinea von Toboſo, da dir unterworfen und gänzlich zu Gebote iſt ein ſo tapferer und überaus berühmter Ritter, wie iſt und ſein wird Don Quixote von la Mancha, der, wie die Welt weiß, den Ritterorden erſt geſtern empfangen hat, und heute ſchon das ſchwerſte Unrecht und Ungebühr gemildert hat, das jemals die Unvernunft erſann und die Grauſamkeit ausübte. Ich ſchlug die Geißel aus der Hand dieſes unmenſchlichen Feindes, der ganz ohne Urſach den zarten Knaben zerfleiſchte."

Don Quixote war etwa zwei Meilen weiter geritten, da traf er auf eine Geſellſchaft von reiſenden Kaufleuten, die er wieder für Ritter hielt und zwingen wollte, die unvergleichliche Dulcinea von Toboſo für das ſchönſte Fräulein der Welt zu erklären. Dieſe behandelten ihn ſpöttiſch, worauf er einen von ihnen anrannte. Aber

Roſinante ſtürzte und rollte ſeinen Herrn eine gute Strecke in's Feld hinein. Dieſer gab ſich Mühe, aufzuſtehen, aber er vermochte es nicht, ſo hinderte ihn die Lanze, der Schild, die Sporen, der Helm und das Gewicht der alten Rüſtung. Indem er ſich beſtrebte, aufzuſtehen, und es doch nicht konnte, rief er: „Flieht nicht, feiges Geſindel, elendes Geſindel! vernehmt, daß ich nicht durch meine Schuld, ſondern durch Schuld meines Pferdes hier liege." Als einer von den Maultierjungen, der nicht ſonderlich aufgeräumt ſein mochte, den armen Umgefallenen dieſe Schmähungen ſagen hörte, konnte er dies nicht leiden, ohne ihm eine Antwort auf die Schultern zu geben. Er ging hin zu ihm, nahm ſeine Lanze, zerbrach ſie in mehrere Stücke und mit dem einen davon fing er an, unſerm Don Quixote ſo viele Schläge zu geben, daß er ihn unter der Laſt und dem Drucke ſeiner Waffen wie Getreide mahlte. — Der Junge wurde [endlich] müde, und die Kaufleute ſetzten ihren Weg fort und hatten noch viel von dem armen Geprügelten zu ſprechen. Als dieſer ſich allein ſah, verſuchte er es von neuem, ſich aufzuheben; aber da es ihm unmöglich fiel, als er geſund und wacker war, wie konnte er es jetzt, ſo zermahlen und zerprügelt, ausrichten? Dabei aber pries er ſich doch glücklich; denn er hielt dies für ein Unglück, das nur den irrenden Rittern eigentümlich ſei, wobei er alle Schuld auf ſein Pferd ſchob. Er konnte ſich aber durchaus nicht aufheben; denn er war am ganzen Körper zerſchlagen.

In dieſem Zuſtand fand unſeren Ritter ein Bauer aus ſeinem Dorfe, ließ ihm die erſte Hilfe angedeihen, lud ihn auf ſeinen Eſel und brachte ihn heim. Während er bewußtlos zu Bette lag, verbrannte zwar der Ortspfarrer alle im Hauſe befindlichen Ritter- und Schäferromane; kaum aber war Don Quixote geneſen, als er auf neue Ausfahrt dachte. Einen ſeiner Nachbarn, Sancho Panſa, beredete er, als Schildknappe mit ihm auf die Fahrt zu gehen. Er hatte dieſem die Statthalterſchaft einer Inſula (Inſel) verſprochen, wenn er, wie dies bei irrenden Rittern oft vorkomme, eine ſolche erobere.

Das Abenteuer mit den Windmühlen.

Eines ſchönen Morgens traten dann beide heimlich die Reiſe an, Don Quixote auf ſeinem Hengſte Roſinante, Sancho Panſo auf dem gewöhnlichen Reittier der ſpaniſchen Bauern, einem kräftigen Eſel, den er mit einem Schnappſacke voll Eßwaren und einem Schlauche voll Wein beladen hatte. Während ſie ſo dahinzogen, bemerkten ſie eine Gruppe von 30 bis 40 Windmühlen, welche in dieſen Gegenden nicht ſelten ſind.

So wie ſie Don Quixote erblickte, ſagte er zu ſeinem Stallmeiſter: „Das Glück führt unſere Sache beſſer, als wir es nur wünſchen konnten; denn ſiehe, Freund Sancho, dort zeigen ſich dreißig oder noch mehr ungeheuere Rieſen, mit denen ich eine Schlacht zu halten geſonnen bin, und ihnen allen das Leben zu nehmen; mit der Beute von ihnen wollen wir den Anfang unſeres Reichtums machen; denn dies iſt ein trefflicher Krieg und ſelbſt ein Gottesdienſt, dieſe Brut vom Angeſichte der Erde zu vertilgen. „Welche Rieſen?" fragte Sancho Panſa. „Die du dorten ſiehſt," antwortete ſein Herr, „mit den gewaltigen Armen, die zuweilen zwei Meilen lang ſind." „Seht doch hin, gnädiger Herr," ſagte Sancho, „daß das, was da ſteht, keine Rieſen, ſondern Windmühlen ſind, und was ihr für die Arme haltet, ſind die Flügel, die der Wind umdreht, wodurch der Mühlſtein in Gang gebracht wird." „Es ſcheint wohl," antwortete Don Quixote, „daß du in Abenteuern nicht ſonderlich bewandert biſt; es ſind Rieſen, und wenn du dich fürchteſt, ſo gehe von hier und ergieb dich indeſſen dem Gebete, indem ich die ſchreckliche und ungleiche Schlacht mit ihnen beginne." — Mit dieſen Worten gab er ſeinem Pferde Roſinante die Sporen, ohne auf die Stimme ſeines Stallmeiſters Sancho zu achten, der ihm noch immer nachrief, daß es ganz gewiß Windmühlen und nicht Rieſen wären, was er angreifen wollte. Aber er war ſo feſt von den Rieſen überzeugt, daß er weder nach der Stimme ſeines Schildknappen Sancho hörte, noch etwas anderes ſah, ob er ihnen gleich ſchon ganz nahe gekommen war, vielmehr rief er jetzt mit lauter Stimme: „Entflieht nicht, ihr feigherzigen und niederträchtigen Kreaturen! ein einziger Ritter iſt es, der Euch die Stirn beut!" Unterdes erhob ſich ein kleiner Wind, der die großen Flügel in Bewegung ſetzte; als Don Quixote dies gewahr ward, fuhr er fort: Strecket Ihr auch mehr Arme aus, als der Rieſe Briareus [der hundert Arme hatte], ſo ſollt Ihr es dennoch bezahlen! Und indem er dies ſagte und ſich mit ganzer Seele ſeiner Gebieterin Dulcinea empfahl, die er flehte, ihm in dieſer Gefährlichkeit zu helfen, wohl von ſeinem Schilde bedeckt, die Lanze im Haken eingelegt, ſprengte er mit dem Roſinante in vollem Galopp auf die vorderſte Windmühle los und gab ihr einen Lanzenſtich in den Flügel, den der Wind ſo heftig herumdrehte, daß die Lanze in Stücke ſprang, Pferd und Reiter aber eine große Strecke über das Feld weggeſchleudert wurden.

Sancho Panſa trabte mit der größten Eilfertigkeit ſeines Eſels herbei, und als er hinzu kam, fand er, daß Don Quixote ſich nicht rühren konnte, ſo gewaltig war der Sturz, den Roſinante gethan hatte. „Gott ſteh uns bei!" ſagte Sancho, „ſagte ich's Euer Gnaden nicht, daß Ihr zuſehen möchtet, was Ihr thätet, und daß es nur Windmühlen wären, die ja auch jeder kennen muß, wer nicht ſelber welche im Kopfe hat!" — „Gieb dich zur Ruhe, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „das iſt Kriegesglück, das am meiſten von allen Dingen einem ewigen Wechſel unterworfen iſt; um ſo mehr, da ich glaube, und es auch gewiß wahr iſt, daß eben der weiſe Freſton, der mir mein Zimmer und meine Bücher geraubt hat, mir auch jetzt dieſe Rieſen in Mühlen verwandelt, um mir den Ruhm ihrer Beſiegung zu entreißen. So groß iſt die Feindſchaft, die er zu mir trägt! Aber endlich, endlich wird er doch mit allen ſeinen böſen Künſten nichts gegen die Tugend meines Schwertes vermögen!"

„Gott mag es ſo fügen", antwortete Sancho Panſa, indem er ſich bemühte, ihn aufzurichten; worauf er ihn auf den Roſinante ſetzte, der halb buglahm war, und ſo verfolgten ſie, indem ſie ſich von dem überſtandenen Abenteuer unterhielten, den Weg nach dem Paſſe Lapice.

Andern Tages beſiegte Don Quixote den Stallmeiſter einer vornehmen Dame, welche nach eben demſelben Hafen reiſte, und ließ ſich von der erſchrockenen Edelfrau das Verſprechen geben, daß ſie ſich vor Dulcinea von Toboſo zeigen wolle. Die beiden Abenteuernden kamen nun in das Gebirge, wo eben das beſonders feierliche Leichenbegängnis eines Jünglings aus gutem Hauſe ſtattfand. Dieſer, Chryſoſtomus mit Namen, hatte aus Liebe zu einem Mädchen Studien und Laufbahn verlaſſen und das Hirtenleben gewählt, weil auch ſeine geliebte Marcella, obwohl reich und angeſehen, als Schäferin herumſtreifte. Da ſie ihn trotzdem verſchmähte, hatte ihn der Gram getötet. Auf ſeinen Wunſch wurde der Leichnam von den Hirten am Fuße eines Felſens neben einer Quelle begraben. Auch Don Quixote und Sancho Panſa wohnten der feierlichen Handlung bei.

Nach dem Begräbniſſe zogen der fahrende Ritter und ſein Knappe weiter. Der Mittagshitze wegen lagerten ſie auf einer Waldwieſe. Auf derſelben raſteten auch Yangueſer Pferdetreiber mit einer Herde galiciſcher Stuten. Roſinante wollte den weidenden Tieren ſich nähern, wurde aber von den rohen Treibern mit Knütteln niedergeſchlagen. Don Quixote und Sancho eilten dem Gaule zu Hilfe, wurden jedoch von den erbitterten Gegnern faſt zu Tode geprügelt, worauf dieſe ſchleunig abzogen. Unter vielen Schmerzen gelangten die armen Zerſchlagenen endlich in eine Schenke, welche Don Quixote wieder für eine Burg anſah. Dort bereitete der Ritter aus Oel, Wein, Salz und Rosmarin einen Balſam, der in einem Ritterroman als wunderthätig geprieſen war. Er trank auch ſogleich davon.

Don Quixote und Sancho Panſa in der Schenke.

Er hatte aber kaum getrunken, als ihn ein ſo heftiges Erbrechen befiel, daß er nichts im Magen behielt, und durch dieſe Anſtrengung und Aengſtigung geriet er in einen ſtarken Schweiß, worauf er befahl, daß man ihn zudecken und allein laſſen ſolle. Sie thaten es, und er ſchlief über drei Stunden, worauf er erwachte und ſich ſo ſtark fühlte und ſeine Schmerzen ſo gelindert, daß er ſich für ganz geſund hielt und wirklich glaubte, er beſitze jetzt den Balſam des Fierabras, mit welchem er nun künftig ohne Furcht alle Kämpfe, Schlachten und Händel, ſeien ſie auch noch ſo gefährlich, beſtehen könne.

Sancho Panſa, der die Beſſerung ſeines Herrn auch für ein Wunder hielt, bat ihn um das, was noch im Topfe zurückgeblieben ſei, welches nicht wenig war; Don Quixote bewilligte ihm dieſes, und er ergriff mit vollem Zutrauen und der größten Begierde den Topf mit beiden Händen, und trank wohl eben ſo viel als ſein Herr hinunter. Der Magen des Sancho mußte aber von ſchwächerer Reizbarkeit ſein; denn er hatte ſolche Beängſtigungen, daß er feſt überzeugt war, daß dies ſeine letzte Stunde ſei; und da er ſich ſo gequält und zermartert fühlte, verfluchte er den Balſam, wie denjenigen, der ihm denſelben gegeben hatte. Da Don Quixote ihn in dieſem Zuſtande ſah, ſagte er: „Ich glaube, Sancho, daß dein ganzes Uebel daher rührt, daß du nicht zum Ritter geſchlagen biſt; denn ich bin der Meinung, daß niemand, der nicht Ritter iſt, ſich dieſes Getränkes bedienen dürfe." „Wenn Ihr das wußtet," verſetzte Sancho, „warum habt Ihr es mich denn koſten laſſen?" Indem fing der Balſam an zu wirken, und der arme Stallmeiſter ſchwitzte und arbeitete unter ſolchen

Beklemmungen und Martern, daß nicht bloß er, ſondern alle übrigen glaubten, ſein Leben ginge zu Ende. Dieſes Ungewitter und Abmartern dauerte ungefähr zwei Stunden, worauf er ſich nicht ſo wie ſein Herr befand, ſondern ſo zerſchlagen und vernichtet, daß er ſich nicht auf den Beinen halten konnte.

Don Quixote dagegen zog vor, neue Abenteuer aufzuſuchen. Schon waren Ritter und Reiſiger fahrtbereit, als der Wirt Geld für die Zeche forderte. Don Quixote berief ſich auf ſein Amt als fahrender Ritter und ritt ſtolz hinweg; den armen Sancho aber packten der Wirt und die Gäſte, warfen ihn auf ein Betttuch, hoben dasſelbe an den Enden in die Höhe und fingen an, ihn zu prellen wie einen Faſtnachtshund. Der Arme ſchrie ſo jämmerlich, daß ſein Herr es in der Ferne hörte und umkehrte. Vergeblich aber ſuchte er nach einem offenen Eingang; außerhalb der Hofmauer haltend, konnte er nur über dieſelbe blicken und zuſehen, welch' böſes Spiel mit ſeinem Schildknappen getrieben wurde.

Vergeblich hielt er eine Standrede von Schimpf- und von Schmähworten; vergeblich wehklagte, bat, drohte wechſelsweiſe der arme Fangball Sancho; die böſen Geſellen ließen erſt von ihm ab, als ihre Kräfte erſchöpft waren. Darauf ſetzten ſie ihn wieder auf ſeinen Eſel, wickelten ihn in ſeinen Ueberrock und öffneten das Thor.

Geſpräch zwiſchen Don Quixote und Sancho Panſa.

Sancho kam ſo zermalmt und ermattet zu ſeinem Herrn, daß er kaum ſein Tier forttreiben konnte. Als ihn Don Quixote ſah, ſagte er: „Jetzt bin ich überzeugt, mein getreuer Sancho, daß jenes Kaſtell oder jene Schenke verzaubert ſein muß; denn jene, die ſich ein ſo unmenſchliches Spielwerk mit dir machten, was können ſie wohl ſein, als Geſpenſter und Weſen aus einer andern Welt! Was mich hierin beſtärkt, iſt dieſes, daß, da ich außerhalb der Mauer des Hofes deiner kläglichen Tragödie zuſah, es mir nicht möglich war, die Mauer zu beſteigen, oder mich nur vom Roſinante herunter zu heben, weil ſie mich gleichfalls bezaubert hatten. Denn ich ſchwöre dir, ſo wahr ich der bin, der ich bin, hätte ich nur mich herunter heben können, ſo wollte ich dich ſo gerächt haben, daß dieſe Spitzbuben und Mörder ewig ihres Spaßes hätten gedenken ſollen, wenn ich auch hierin die Geſetze der Ritterſchaft hätte übertreten müſſen, die, wie ich dir ſchon oft geſagt habe, nicht erlauben, daß ein Ritter gegen einen, der es nicht iſt, das Schwert ziehe, wenn er es nicht zur Verteidigung ſeines Lebens und ſeiner Perſon, oder im dringendſten Falle der Not thut."

„Ich hätte mich gerächt, ich mochte nun Ritter oder nicht Ritter ſein, aber ich war nicht im ſtande: dabei aber glaube ich immer noch, daß die, welche den Spaß mit mir trieben, keine Geſpenſter oder verzauberte Menſchen waren, wie Euer Gnaden ſagen, ſondern Menſchen von Fleiſch und Bein, wie wir, auch habe ich ſie alle, als ſie mich in die Luft ſchmiſſen, bei ihrem Namen nennen hören; ſo hieß der eine Peter Martin, der andere Tenario Hernandez und der Wirt Hans Palomeque der Link'ſche: ſo, gnädiger Herr, ſeid Ihr auch gewiß nicht verzaubert geweſen, als Ihr nicht auf die Hofmauer kommen, oder nicht vom Pferde herunter ſteigen konntet, ſondern was ich davon halte, iſt, daß, wenn wir weiter ſo nach Abenteuern herumſuchen, es bald mit uns Abend und gute Nacht werden wird, ſo daß wir am Ende nicht wiſſen, was an uns Kopf oder Bein iſt. Das Klügſte und Beſte wäre nach meinem Verſtande, jetzt gleich, da die Erntezeit iſt, nach unſerm Dorfe zurückzugehen, und nicht ſo von Herodes nach Pilatus und aus dem Regen in die Traufe zu rennen."

„Wie wenig verſtehſt du, Sancho," antwortete Don Quixote, „von den Elementen der Ritterſchaft! Faſſe dich in Geduld; denn die Zeit wird kommen, in welcher du es mit Augen ſiehſt, wie ehrenvoll es ſei, dieſes Gewerbe zu treiben. Wenn nicht, ſo ſprich, giebt es auf der Welt ein größeres Vergnügen, läßt ſich der Freude irgend etwas anderes vergleichen, wie wenn man eine Schlacht gewinnt, oder über ſeinen Feind triumphiert? Wahrlich nichts Anderes kommt dieſem bei."

„Das mag wohl ſein," antwortete Sancho, „doch kann ich's nicht begreifen; ich begreife nur das, daß ſeit wir irrende Ritter ſind, oder vielmehr Ihr ſeid — denn ich darf mich nicht zu ſo trefflichen Herren rechnen — wir noch keine einzige Schlacht gewonnen haben, außer der mit dem Biscajer, und da kamt Ihr nur mit halbem Ohre und zerſchlagenem Helme durch: ſeitdem aber hat es nichts als Prügel und Prügel, Püffe und Püffe gegeben, ich bin zum Ueberſchuß noch geprellt, und obendrein von verzauberten Perſonen, an denen ich keine Rache nehmen kann, um ſchmecken zu können, wie köſtlich es ſei, einen Feind zu überwinden, wovon Ihr ſo viel Weſens macht."

„Dieſes iſt es, was mich verdrießt und was dich ebenfalls verdrießen muß, Sancho," antwortete Don Quixote; „aber ich will von nun an ſtreben, mir ein Schwert von ſolcher Eigenſchaft zu erwerben, daß derjenige, welcher es führt, keiner Art von Bezauberung unterworfen iſt; das gute Glück kann mir wohl gar das des Amadis in die Hände ſpielen, als er ſich den Ritter des brennenden Schwertes nannte. Dieſes Schwert war eines der trefflichſten, das ein Ritter in der Welt nur führen kann; denn außer obengenannter Tugend ſchnitt es ſo ſcharf wie ein Schermeſſer, und keine Rüſtung, ſo ſtark und verzaubert ſie auch ſein mochte, konnte ihm Widerſtand leiſten." „Ich bin ein ſolches Glückskind," ſagte Sancho, „daß, wenn ſich's nun auch ſo ſchickt, und Euer Gnaden ein ſolches Schwert antrifft, es doch nur wieder, wie der Balſam, für einen geſchlagenen Ritter was taugen wird, der Stallmeiſter aber nur am Jammertuch zu ſaugen hat." „Fürchte dieſes nicht, Sancho," antwortete Don Quixote, „der Himmel wird es beſſer mit dir meinen."

Abenteuer mit den Schafherden.

Während nun beide betrübt ihre Straße hinzogen, ſah Don Quixote vor ihnen eine große dicke Staubwolke aufſteigen und gegen ſie vorrücken. Sogleich erklärte er ihr Entſtehen durch den Zug eines großen Kriegsheeres und als noch eine zweite in ſicht kam, behauptete er ſteif und feſt, es ſeien zwei Heere, die ſich in der Ebene eine Schlacht liefern wollten.

In Wirklichkeit wurden die Staubwolken von zwei Schafherden erregt, die vor dem dicken Staube nicht ſogleich geſehen werden konnten. Don Quixote aber ſprach zu ſeinem aufhorchenden Knappen:

„Du mußt wiſſen, Sancho, daß diejenigen, die uns von dort entgegen ziehen, unter Anführung und Kommando des großen Kaiſers Alifanfaron ſtehen, Herrn der großen Inſel Taprobana; jener aber, der hinter mir kömmt, iſt ſein Feind, der König der Garamanten, Pentapolin mit dem aufgekrempten Aermel, ſo genannt, weil er mit entblößtem Arm in die Schlachten zu ziehen gewohnt iſt." „Warum ſind ſich aber dieſe Herren ſo böſe?" fragte Sancho. „Sie ſind ſich deshalb böſe," antwortete Don Quixote, „weil jener Alifanfaron ein verſtockter Heide iſt, dabei aber in die Tochter des Pentapolin verliebt, die eine ſehr ſchöne und überaus liebenswürdige Dame und eine Chriſtin iſt; ihr Vater will ſie aber dem Heidenkönige nicht überliefern, wenn er nicht vorher dem Glauben ſeines falſchen Propheten Mohamed entſagt und den unſrigen annimmt." „Bei meinem Bart," ſagte Sancho, „Pentapolin thut recht, und ich will ihm dazu helfen, ſo viel in meinen Kräften ſteht." „So handelſt du, wie du mußt, Sancho," ſagte Don Quixote; „denn um an dergleichen Schlachten teil zu nehmen, braucht man den Ritterſchlag nicht erhalten zu haben." „Das trifft ſich gut," antwortete Sancho, „aber wo laſſen wir den Eſel ſo lange, wo wir ihn wieder finden, wenn die Schlägerei aus iſt; denn ſo auf ihm als Reiter in die Schlacht zu ziehen, iſt doch bisher wohl noch nicht gebräuchlich geweſen?" „Du haſt recht," ſagte Don Quixote, „was du mit ihm vornehmen kannſt, iſt, ihn auf gut Glück laufen zu laſſen, er mag ſich nun verlieren oder nicht; denn ſo bald wir nur Ueberwinder ſind, werden wir eine ſolche Menge von Pferden erbeuten, daß ſelbſt Roſinante Gefahr läuft, gegen ein anderes Roß vertauſcht zu werden. Nun ſei aber aufmerkſam, denn ich will dir die vornehmſten Ritter kenntlich machen, die ſich in dieſen beiden Heeren befinden; damit du ſie aber beſſer ſehen und bemerken könneſt, ſo wollen wir uns auf dieſe Anhöhe zurückziehen, von wo aus wir beide Heere genau beobachten können."

Sie thaten es und ſtellten ſich auf einen kleinen Hügel, von wo man die beiden Herden, die für Don Quixote zwei Armeen waren, gut genug hätte ſehen können, wenn die Staubwolken, die ſich erhoben, ſie nicht verdeckt und den Augen entzogen hätten. Er ſah aber dennoch mit ſeiner Einbildung alles, was er nicht wirklich ſehen konnte, und fing nun mit erhobener Stimme alſo an: „Jenen Ritter, den du in gelber Rüſtung ſiehſt, und der in ſeinem Schilde einen gekrönten Löwen führt, zu den Füßen einer Jungfrau hingeſchmiegt, iſt der tapfere Laurcalco, Herr von der ſilbernen Brücke. Jener dort, deſſen Harniſch mit goldenen Blumen beſtreut iſt, und der in ſeinem Schilde drei ſilberne Kronen im blauen Felde führt, iſt der Großherzog von Quiraloia. Jener Rieſe dort, der ihm zur Rechten ſteht, iſt der nie genug geprieſene Brandarbaran von der Kegelbahn, Herr von den dreien Arabien, der mit einer Drachenhaut bedeckt iſt und als Schild eine Thüre führt, welche, wie man ſagt, von jenem Tempel genommen iſt, den Simſon einriß, als er ſich durch ſeinen eigenen Tod an ſeinen Feinden rächte. Nun wende aber die Augen einmal auf jene Seite und ſchaue in dem Vortrabe jenes Heeres den ſtets ſiegenden und niemals beſiegten Timonel von Carrajona, Herrn des neuen Biscaja's, deſſen Rüſtung mit vier verſchiedenen Farben prangt, mit Blau, Grün, Weiß und Gelb; in ſeinem Schilde führt er eine goldene Katze im hellen Felde, mit einem einzigen Worte zur Unterſchrift, nämlich Miau, als den Anfang des Namens ſeiner Dame, die, wie man ſagt, Miulina iſt, die Tochter des Herzogs Marzipano von Algarbien. Jener dort, der ſo gewaltig den Rücken des ungeheuren Roſſes belaſtet, und deſſen Rüſtung ſo weiß wie der Schnee iſt, iſt ein neuer Ritter, von franzöſiſcher Nation, genannt Pierre Papin, Herr der Baronie Utrique. Jener, der die eiſernen Ferſen in die Seiten des bunten und gewandten Zebra's ſtößt und ganz blaue Waffen führt, iſt der anſehnliche Herzog von Nervia, Eſpartafilardo vom Walde, der als Sinnbild auf ſeinem Schilde eine Spargelſtaude führt, mit der Unterſchrift: Mein Glück ſteht niedrig."

So nannte er noch viele Ritter, von einer, wie von der andern Heerſchar, die er ſich einbildete; allen gab er aus dem Stegreife ihre Waffen, Farben, Sinnbilder und Inſchriften, die er aus dem Schatze ſeiner unerhörten Thorheit ſchöpfte.

Sancho Panſa ſtand über dieſe Reden verwundert, ohne ein Wort zu ſagen, er drehte nur von Zeit zu Zeit den Kopf hin und her, ob er die Ritter und Rieſen, die ſein Herr aufzählte, nicht erblicken möchte, da er aber durchaus keinen entdeckte, ſagte er: „Gnädiger Herr, hol mich der Teufel, wenn ein Menſch oder Rieſe oder Ritter von allen, die Ihr da nennt, zu finden iſt, wenigſtens kann ich ſie nicht ſehen, und es muß wohl wieder alles Verzauberung ſein, wie mit den Geſpenſtern voriger Nacht." „Wie ſprichſt du alſo?" antwortete Don Quixote, „hörſt du nicht das Wiehern der Roſſe, der Trompeten Schmettern, das Gelärm der Trommeln?" „Ich höre nichts weiter," antwortete Sancho, „als vielfaches Blöken von Schafen und Hämmeln." — Und dies war es auch; denn die beiden Herden waren nun ziemlich nahe gekommen.

„Deine Furchtſamkeit," ſagte Don Quixote, „macht, Sancho, daß du weder richtig ſiehſt noch hörſt; denn eine von den Wirkungen der Furcht beſteht darin, die Sinne zu verwirren und dadurch die Dinge anders erſcheinen zu laſſen, als ſie in der That ſind: trägſt du alſo ſo große Bangigkeit, ſo abſeitige dich und laß mich allein; denn allein bin ich hinreichend, der Partei den Sieg zu verſchaffen, zu welcher ich mich ſchlage." Und mit dieſen Worten gab er dem Roſinante die Sporen; die Lanze in ihrem Haken unter dem Harniſch eingelegt, ſchoß er wie ein Blitzſtrahl von dem Erdhügel herunter.

Vergeblich bat und beſchwor Sancho ſeinen Herrn von den Schafen abzulaſſen; dieſer ſprengte mitten unter die Herden und fing an ſie ſo wütend nieder zu ſtoßen, als wären es ſeine Todfeinde.

Die Schäfer und Hirten, welche die Herde führten, riefen ihm zu, daß er nicht alſo verfahren möchte; da ſie aber ſahen, daß ſie damit nichts ausrichteten, griffen ſie zu ihren Schleudern und begannen ſeine Ohren mit Steinen, wie die Fauſt groß, anzureden. Don Quixote kümmerte ſich um die Steine nicht, ſondern ſagte, indem er ſich auf allen Seiten herum tummelte: „Wo biſt du, ſtolzer Alifanfaron, hierher zu mir, der ich ein einzelner Ritter bin, damit ich Mann gegen Mann deine Kräfte erproben und dir das Leben nehmen kann, als vergeltende Schmach, die du dem tapfern Pentapolin Garamanta erweiſeſt." Indem flog ein ſteinerner Nußkern herbei, der ihn in die Seite traf und zwei Rippen hineinſchlug. Wie er dieſe üble Behandlung ſah, hielt er ſich für tot oder ſchwer verwundet, gedachte ſeines Getränks, nahm ſeine Flaſche, ſetzte ſie an den Mund und fing an, ſich das Getränk einzugießen; aber er hatte noch nicht ſo viel hinunter getrunken, als ihm nötig ſchien, ſo kam eine zweite Zuckermandel und traf die Hand und Flaſche mit ſolcher Gewalt, daß ſie in Stücke ging, auf dem Wege drei oder vier Zähne und Backenzähne eingeſchlagen und zwei Finger der Hand grauſam zerquetſcht wurden. So heftig war der erſte Wurf und ſo heftig der zweite, daß der arme Ritter gezwungen war, ſich vom Pferde herunter zu begeben. Die Schäfer kamen herbei und meinten, daß ſie ihn umgebracht hätten; ſie trieben alſo haſtig die Herde zuſammen, luden die ermordeten Stücke auf, die ſich bis auf ſieben beliefen, und ſo entfernten ſie ſich, ohne etwas anderes abzuwarten.

Der halb verzweifelte Sancho lief zu ſeinem Herrn. „Sagt' ich's nicht, geſtrenger Herr, Ihr ſolltet umkehren?" ſprach er. Aber Don Quixote behauptete, ein mißgünſtiger Zauberer habe die Heere, welche er ſchon beſiegt hatte, in Herden verwandelt.

Don Quixote ſprach: „Gieb mir die Hand und fühle mit dem Finger, wie viele Vorder- und Backenzähne mir rechts in der obern Kinnlade fehlen; denn dort fühle ich den Schmerz."

Sancho ſteckte die Finger hinein, fühlte aufmerkſam und fragte: „Wie viele Backenzähne hatten Euer Gnaden denn ſonſt auf dieſer Seite?" „Vier," antwortete Don Quixote, „außer dem Weisheitszahn alle vollſtändig und ganz geſund." „Bedenkt wohl, was Ihr ſagt, mein gnädiger Herr," antwortete Sancho. „Vier ſag' ich, oder gar fünf," erwiderte Don Quixote; „denn weder Vorder- noch Backenzahn habe ich mir jemals in meinem Leben ausziehen laſſen, auch iſt mir keiner von Krankheit oder Flüſſen ausgefallen." „Hier auf der untern Kinnlade," ſagte Sancho, „habt Ihr zwei Backenzähne und einen halben, in der obern aber keinen halben und keinen ganzen; denn alles iſt ſo platt, wie meine flache Hand."

„O ich Elender," rief Don Quixote aus, als ihm ſein Stallmeiſter dieſe traurige Neuigkeit hinterbrachte, „ich hätte lieber einen Arm hingegeben, nur nicht den, der das Schwert regiert; denn du mußt wiſſen, Sancho, ein Mund ohne Backenzähne iſt wie eine Mühle ohne Stein, und ein Zahn iſt viel höher als ein Diamant zu achten. Aber allem dieſen ſind die unterworfen, die wir uns zum ſtrengen Orden der Ritterſchaft bekennen; alſo ſteige auf, mein Freund, und führe an; denn ich will dem Wege folgen, den du ausſuchſt."

Abenteuer mit einem Leichname; Don Quixote erhält den Beinamen „Ritter von der traurigen Geſtalt".

Unſere Helden beſtiegen nun ihre Reittiere und wollten eine Herberge aufſuchen. Die Nacht wurde immer dunkler; und nur unſicher, matt durch Müdigkeit und Hunger, tappten Herr und Diener fort. Plötzlich kamen ihnen eine große Menge Lichter entgegen, die wie Irrlichter ausſahen. Sancho fiel vor Schreck faſt in Ohnmacht und auch dem Ritter war nicht wohl zu Mute. Die Lichter kamen näher und ſie ſahen eine Menge Geſtalten in ganz weißen, langen Kleidern. Sancho fing an vor Furcht mit den Zähnen zu klappern, als hätte er das Wechſelfieber. Dem Ritter hingegen zauberte ſeine Einbildungskraft alles als ein Abenteuer nach ſeinen Büchern vor. Er ſtellte ſich mitten auf der Heerſtraße auf und hielt den Zug mit den Worten an:

„Haltet an, Ritter, wer Ihr auch ſein möget, Rechenſchaft zu geben, wer Ihr ſeid, woher Ihr kommt, wohin Ihr geht, wer derjenige iſt, den Ihr auf der Bahre mit Euch führt; denn nach dem äußern Anſcheine habt Ihr Unrecht entweder verübt oder erlitten, und es geziemt ſich und iſt von nöten, daß ich ſolches wiſſe, um Euch für das Unheil, welches Ihr geſtiftet, zu züchtigen, oder Euch für die Ungebühr zu rächen, die man an Euch verübt."

„Wir haben Eile," antwortete einer von den Weißen, „und die Schenke iſt noch weit, ſo daß wir uns nicht aufhalten können, die umſtändliche Rechenſchaft zu geben, die Ihr verlangt"; hiermit trieb er ſein Maultier an und wollte weiter. Dieſe Antwort wurde von Don Quixote höchlich übel empfunden; er faßte alſo den Zügel und ſagte: „Haltet an und ſeid etwas mehr ſittig, und gebt mir die Rechenſchaft, die ich verlange, oder ich muß Euch insgeſamt bekämpfen." Das Maultier war ſcheu und erſchrak ſo ſehr, als es den Zügel gehalten fühlte, daß es ſich bäumte und rücklings ſeinen Reiter auf den Boden warf. Ein Burſche zu Fuß, der den im Hemde niederſtürzen ſah, ſchimpfte hierauf auf Don Quixote; dieſer, ſchon im Zorn entbrannt, legte alsbald ſeinen Spieß ein, ſtürzte auf einen der ſchwarz Verhüllten und warf dieſen ſchwer verwundet zu Boden; nun machte er ſich an die übrigen, und es war eine Freude zu ſehen, wie gewandt und ſchnell er alle angriff und auf ſie einhieb, ſo daß es ſchien, als wenn in dieſem Augenblicke an Roſinante Flügel gewachſen wären, von ſolcher Flüchtigkeit und Majeſtät war ſein Betragen. Die in den Hemden waren furchtſame und unbewaffnete Leute, ſie verließen alſo ſogleich ohne Widerſtand den Kampf, und flüchteten mit den brennenden Fackeln über das Feld weg, ſo daß es nicht anders ausſah, als wenn ſie eine Maskerade in einer luſtigen, ſchwärmeriſchen Nacht aufführen wollten. So konnten ſich auch die Leidtragenden, von ihren Schleppen und Unterkleidern zurückgehalten und feſtgehalten, nicht zur Wehre ſetzen, ſo daß auch auf alle dieſe Don Quixote nach Herzensluſt einprügelte, und ſie ihm, erſchreckt, gern das Feld ließen; denn ſie alle hielten ihn nicht für einen Menſchen, ſondern für den Teufel aus der Hölle, der gekommen ſei, um den Leichnam abzuholen, den ſie auf der Bahre mit ſich führten. Sancho ſchaute mit Verwunderung der großen Keckheit ſeines Gebieters zu und ſagte bei ſich ſelber: „Gewiß iſt doch mein Herr ſo tapfer und gewaltig, wie er immer ſagt."

Nun ritt Don Quixote zu dem hin, mit dem ſich das Maultier überſchlagen hatte und rief ihm zu, er ſolle ſich ergeben oder er müſſe ſterben. Der Liegende antwortete ihm, er habe ein Bein gebrochen, und warnte Don Quixote vor weiteren Gewaltthaten, da er ſelbſt, wie die u fliehenden Fackelträger, geweihter Prieſter ſei. Sie brächten die Leiche eines Edelmanns von Baeza nach Segovia zur Beerdigung. Sancho, der unterdeſſen die Packeſel der Geflohenen geplündert hatte, wurde gerufen, der Prieſter aufgehoben und auf ſein Tier geſetzt, worauf er den übrigen nachzog. Sancho rief ihm nach: „Und wollen die hochwürdigen Herren wiſſen, wer ſie ſo tapfer empfing, ſo erfahret, es iſt der berühmte Don Quixote von der Mancha, ſonſt auch der Ritter von der traurigen Geſtalt genannt."

Auf Don Quixotes Frage, wie er dazu komme, ihn Ritter von der traurigen Geſtalt zu nennen, antwortete Sancho:

„Ich will es Euch ſagen. Ich habe Euch eine Weile bei dem Scheine der Fackel betrachtet, die jener Uebelfahrende trug, und da ſpielte Euer Gnaden wahrhaftig die jämmerlichſte Geſtalt, die ich noch in meinem Leben geſehen habe, ob es nun davon kam, daß Ihr Euch im Streit ſo angriffet, oder weil Euch die Vorder- und Backenzähne fehlen, weiß ich nicht zu ſagen."

„Es iſt nicht dieſes," antwortete Don Quixote, „ſondern dem Weiſen, dem es aufbehalten iſt, die Geſchichte meiner Thaten zu ſchreiben, hat es geſchienen, daß es gut ſei, wenn ich mir noch einen andern Beinamen erwählte, wie es alle Ritter der Vorzeit gethan haben; alſo ſage ich dir, hat der ſchon genannte Weiſe es deiner Zunge und deinen Gedanken eingegeben, mich den Ritter von der traurigen Geſtalt zu nennen, wie ich mich auch von jetzt in Zukunft zu nennen gedenke, und damit ſich ein ſolcher Name noch beſſer für mich ſchickt, bin ich willens, wenn es die Gelegenheit fügt, auf meinem Schilde eine überaus klägliche Geſtalt abmalen zu laſſen."

„Wir brauchen mit dieſer Geſtalt nicht Zeit und Geld wegzuwerfen," ſagte Sancho, „ſondern was Ihr thun könnt, iſt, Eure eigne Geſtalt ſehen zu laſſen, und denen, die Euch betrachten, Euer Antlitz zu zeigen, weiter braucht's dann nichts; denn ohne ein anderes Bild oder Inſchrift werden ſie Euch gewiß den von der traurigen Geſtalt nennen. Das iſt gewißlich wahr; denn ich verſichere Euer Gnaden — das ſage ich aber, um zu ſpaßen — daß der Hunger und die ausgeſchlagenen Backenzähne Euer Geſicht ſo übel zugerichtet haben, daß Ihr, wie ſchon geſagt, die traurige Malerei gar wohl entbehren könnt."

Abenteuer mit der Walkmühle; Mambrins Helm; Geſpräch mit Sancho.

Beide ritten nun fürbaß, bis ſie in ein geräumiges abgelegenes Wieſenthal kamen, wo ſie abſtiegen, ſich lagerten und von den dem Kücheneſel der Geiſtlichen abgenommenen Vorräten aßen. Als ſie vorſichtig weiter zogen, Waſſer zu ſuchen, um den Durſt zu löſchen, vernahmen ſie plötzlich ein Getöſe, welches beſonders dem furchtſamen Sancho Schrecken einjagte. Es klang wie ſtarke Schläge nach einem gewiſſen Takt, dazu klirrte es, wie von Ketten.

Der Ritter erklärte, hier ſei ein ihm allein beſchiedenes Abenteuer. Alles Bitten des Knappen half nichts; da band dieſer unter dem Vorwande, Roſinante zu gürten, dem Gaule die Beine ſo zuſammen, daß er keinen Schritt thun konnte, und löſte die Bande erſt bei Tagesanbruch. Beide rückten vorſichtig vorwärts, und als ſie um eine Ecke kamen, erblickten ſie vor ſich die Urſache des nächtlichen Schreckens: es waren die ſechs Stempel einer Walkmühle, die durch ihr beſtändiges Auf- und Niedergehen dies fürchterliche Geräuſch machten.

Indem fing es an, ein wenig zu regnen, und Sancho ſchlug vor, in die Walkmühle einzukehren; aber Don Quixote hatte einen ſolchen

Abſcheu gegen ſie gefaßt, daß er durchaus nicht einkehren wollte, ſondern er ſchlug einen Weg rechts ein, und ſo gerieten ſie auf eine andere Straße, als auf welcher ſie erſt gereiſt waren. Es währte nicht lange, ſo erblickte Don Quixote einen Menſchen, der beritten war und auf dem Kopfe ein Ding trug, das wie Gold glänzte. Kaum hatte er ihn bemerkt, als er ſich auch ſchon gegen Sancho kehrte und ſagte: „Ich bin der Meinung, Sancho, daß es kein Sprichwort gebe, welches nicht eine Wahrheit enthalte; denn alle ſind Sentenzen, die aus der Erfahrung, der Mutter aller Wiſſenſchaften, geſchöpft ſind, ſo auch jenes, welches heißt: „„Schließet ſich dir eine Thür zu, thut ſich die andre auf.““ Wenn nämlich das Glück heut Nacht die Thür vor uns zuſchloß, uns das Geſuchte nicht finden ließ, und uns mit Walkmühlen täuſchte, ſo ſchließt ſie uns zur Vergeltung jetzt ein ſchöneres und unbezweifeltes Abenteuer auf, wobei es nur meine Schuld ſein dürfte, wenn ich es nicht beſtände; denn jetzt kann ich es nicht auf meine Unkenntnis der Walken, oder auf die Finſternis der Nacht ſchieben. Dieſes wird geſagt, weil, falls ich nicht irre, uns dort einer entgegen kömmt, der auf ſeinem Kopfe den Helm Mambrins trägt, wegen den zu gewinnen ich den Schwur gethan, wie dir wiſſend iſt.“

„Bedenkt, gnädiger Herr, was Ihr ſagt, und ſeht, was Ihr thut,“ ſagte Sancho, „daß es ja nicht wieder Walken ſind, die uns am Ende noch recht walken und alle Sinne zuſammen klopfen möchten.“

„Du Satan ſtatt Menſch!“ verſetzte Don Quixote, „was haben denn Helm und Walken mit einander gemein?“ „Das weiß ich nicht,“ antwortete Sancho, „aber wahrhaftig, dürfte ich nur ſo wie ſonſt reden, ſo würde ich ſchon ſolche Sachen ſagen, daß Ihr einſehen müßtet, Ihr irret Euch in Eurer Behauptung.“ „Wie kann ich mich in meiner Behauptung irren, nichtswürdiger Zweifler?“ verſetzte Don Quixote; „ſprich, ſiehſt du denn nicht jenen Ritter, der uns auf einem Apfelſchimmel entgegen kömmt und auf dem Kopfe einen goldenen Helm trägt?“ „Alles, was ich ſehen und unterſcheiden kann,“ antwortete Sancho, „iſt nichts als ein Menſch, der auf einem grauen Eſel, ſo wie meiner iſt, reitet, und auf dem Kopfe ein Ding hat, das blitzert.“ „Und dieſes iſt eben der Helm Mambrins,“ ſagte Don Quixote; „geh irgendwo bei Seite und laß mich allein mit ihm, ſo ſollſt du ſehen, wie ich, ohne ein Wort zu ſprechen, zur Erſparung der Zeit, dieſes Abenteuer beendigen will und mir den Helm verſchaffen, den ich mir ſo herzlich gewünſcht habe.“ „Das bei Seite gehen will ich mir geſagt ſein laſſen,“ verſetzte Sancho; „aber, gebe Gott nur, ſage ich noch einmal, daß wir, wenn wir nach Wolle gehen, nicht in die Walke geraten.“ „Ich habe dir ſchon geſagt, Menſch, du ſollſt niemals, ja nicht in Gedanken einmal der Walken erwähnen,“ ſo rief Don Quixote, „oder ich gelobe — — — ich will nicht mehr ſagen, aber ich möchte dir die Seele zuſammen walken.“

Sancho ſchwieg ſtill, weil er fürchtete, ſein Herr möchte das Gelübde vollführen, welches er ihm ſo kräftig in den Bart geworfen hatte. Mit dem Helme, dem Pferde und dem Ritter aber, welche Don Quixote ſah, verhielt es ſich alſo: In jener Gegend waren nämlich zwei Dörfer, von denen das eine ſo klein war, daß es weder Apotheke noch Barbier hatte, das andere benachbarte aber war damit verſorgt, und daher bediente der Barbier des größern Dorfes zugleich das kleinere, in welchem ein Kranker gerade einen Aderlaß nötig hatte, und ein anderer ſich wollte den Bart ſcheren laſſen, weshalb der Barbier eben kam und ein Bartbecken von Meſſing mit ſich führte, und da es das Schickſal um die Zeit gerade regnen ließ, und er ſeinen Hut, der wohl neu ſein mochte, nicht gern verderben laſſen wollte, ſetzte er das Becken auf den Kopf, welches, da es geſchliffen war, eine halbe Meile weit ſchimmerte. Er ritt in der That, wie Sancho geſagt hatte, auf einem grauen Eſel, und dies zuſammen war dem Don Quixote der Apfelſchimmel, der Ritter und der goldene Helm; denn es war ihm nur ein Leichtes, alle Dinge, die er ſah, nach ſeiner verrückten Ritterſchaft und ſeinen irrenden Gedanken einzurichten. Als er nun bemerkte, daß der arme Ritter ihm nahe genug war, legte er, ohne ſich in weitere Reden einzulaſſen, den Spieß im vollſten Trabe des Roſinante ein, mit dem Vorſatze, jenen durch und durch zu rennen; als er ihm nahe genug gekommen, ſchrie er ihm zu, ohne ſeinen wütenden Lauf anzuhalten: „Verteidige dich, nichtswertes Geſchöpf, oder überliefere freiwillig, was mir nach allem Rechte zukömmt!“

Der Barbier, der, ohne an ihn zu denken, oder ihn zu fürchten, dieſes Geſpenſt auf ſich anrennen ſah, fand kein beſſeres Mittel, den Lanzenſtoß von ſich abzuhalten, als ſich vom Eſel herabfallen zu laſſen. Und kaum hatte er die Erde berührt, als er ſich leichter wie eine Gemſe wieder erhob, und mit ſo großer Behendigkeit über das Feld rannte, daß ihn der Wind ſelbſt nicht eingeholt hätte. Das Bartbecken ließ er auf der Erde liegen, womit ſich Don Quixote zufrieden ſtellte und ſagte, daß der Heide verſtändig genug geweſen. Er befahl dem Sancho, den Helm aufzuheben, der ihn in die Hände nahm und ſagte: „Mein Seel! ein köſtliches Bartbecken, unter Brüdern iſt es ſeinen Thaler wert“; zugleich gab er es ſeinem Herrn, der es ſich ſtracks auf den Kopf ſetzte und es rund herum drehte, um die untere Oeffnung zu finden; wie er ſie aber nicht antraf, ſagte er: „Jener Heide, der nach ſeinem Maße dieſen berühmten Helm zuerſt ſchmieden ließ, muß in der That ein gewaltiges Haupt gehabt haben, und was noch ſchlimmer iſt, ſo fehlt die eine Hälfte.“

Als Sancho das Bartbecken einen Helm nennen hörte, konnte er das Lachen nicht unterdrücken, aber da ihm der Zorn ſeines Herrn wieder in die Gedanken kam, brach er in der Mitte ab.

„Worüber lachſt du, Sancho?“ fragte Don Quixote. „Ich lache nur,“ gab er zur Antwort, „wenn ich mir den gewaltigen Kopf denke, den der Heide muß gehabt haben, dem die Sturmhaube gehörte, die für mich einem Barbierbecken ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern.“ „Weißt du, was ich mir einbilde, Sancho? dieſes weltberühmte Rüſtſtück, dieſer bezauberte Helm, muß durch einen ganz außerordentlichen Zufall in die Hände eines ſolchen geraten ſein, der ſeine Herrlichkeit nicht zu ſchätzen verſtand, und ſo in ſeiner Unwiſſenheit, da er ſah, wie er das feinſte Gold ſei, die eine Hälfte abbrach, um ſich damit zu bereichern, und ſomit die andere Hälfte zu einem Dinge machte, das, wie du bemerkeſt, einem Barbierbecken gleich ſieht. Scheine dieſer Helm aber, was er wolle; für mich, der ich ihn kenne, iſt dieſe Verwandlung ohne Bedeutung, überdies will ich ihn im erſten Orte, wo ſich ein Schmied befindet, fertig machen, und zwar ſo, daß ihn jener Helm nicht übertrifft, ja ihm nicht einmal gleich kömmt, den der Gott der Schmiede für den Gott der Schlachten arbeitete. Unterdeſſen aber will ich ihn tragen, ſo gut ich kann, denn etwas iſt beſſer als nichts, und wenigſtens wird er doch hinreichend ſein, mich gegen einen Steinregen zu beſchützen.“ „Vielleicht,“ ſagte Sancho, „wenn die Steine nicht etwa aus Schleudern geworfen werden, ſo wie man ſie im Kampfe der beiden Armeen warf, als ſie Euch die Backenzähne ausſtießen und die Oelflaſche zerbrachen, in der ſich der gebenedeite Balſam befand, der mich faſt die Eingeweide ausbrechen ließ.“ „Es kümmert mich nicht ſonderlich, dieſen verloren zu haben; denn du weißt, Sancho,“ ſagte Don Quixote, „daß ich das Rezept davon im Gedächtniſſe habe.“ „Auch ich hab's im Gedächtniſſe,“ antwortete Sancho, „aber wenn ich ihn in meinem Leben mache, oder gar koſte, ſo ſei die Stunde meine letzte: um ſo mehr, da ich mich nicht in Dinge einlaſſen werde, wo ich ihn nötig hätte; denn ich will mich ſchon mit allen meinen fünf Sinnen in acht nehmen, niemals verwundet zu werden und auch keinen andern zu verwunden. Ob ich noch einmal geprellt werden möchte, davon will ich nichts ſagen; denn ſolchen Unglücksfällen läßt ſich nicht gut vorbeugen, und wenn ſie eintreffen, ſo kann man nichts weiter thun, als die Schultern einziehen, den Atem anhalten, die Augen zudrücken, und ſich dann in Gottes Namen gehen laſſen, wohin es das Schickſal und das Betttuch meint.“

„Du biſt ein ſchlechter Chriſt, Sancho,“ ſagte Don Quixote, bei dieſen Worten; „denn du vergiſſeſt niemals eine Beleidigung, die dir einmal widerfahren iſt; edlen und großmütigen Seelen aber iſt es anſtändiger, auf dergleichen Kindereien keineswegs Rückſicht zu nehmen. Auf welchem Beine biſt du lahm? Welche Rippe haſt du zerbrochen? Wo den Kopf zerſchlagen? daß du dieſen Spaß gar nicht wieder vergeſſen kannſt? Denn bei'm Lichte den Vorfall beſehen, war er nur Spaß und Zeitvertreib, und hätte ich ihn anders genommen, ſo wär' ich ſchon längſt umgekehrt, und hätte, um dich zu rächen, mehr Unheil angerichtet, als die Griechen wegen der geraubten Helena ſtifteten, die, wenn ſie zu dieſer Zeit, oder Dulcinea zu jener Friſt gelebt hätte, überzeugt ſein dürfte, nicht den großen Ruf der Schönheit erlangt zu haben, den ſie nun davon getragen hat.“

Bei dieſen Worten ſchickte er einen tiefgeholten Seufzer in die Luft, und Sancho antwortete: „So mag's denn für Spaß gelten, da aus der Rache kein Ernſt werden wollte; ich weiß aber doch auch, was Ernſt, und was Spaß iſt, und ich weiß auch, daß der Spaß mir niemals aus dem Gedächtniſſe kommen wird, wie er ſich auch auf ewig meinem Rücken eingeprägt hat. Wir wollen aber von was anderm reden, und nun ſagt mir doch, gnädiger Herr, was machen wir mit dem Apfelſchimmel, der mir wie ein grauer Eſel ausſieht, den der arme Kerl uns hier überlaſſen hat, den Ihr überwunden habt? Denn nach der Art, wie er ſich auf die Beine machte und in Gottes Welt hineinlief, läßt ſich wohl ſchließen, daß er nicht Luſt hat, jemals umzukehren, und bei meinem Barte, der Graue iſt wacker.“ „Es war niemals meine Gewohnheit,“ ſagte Don Quixote, „die zu berauben, die ich überwinde; auch iſt es keine Ritterſitte, die Pferde den Ueberwundenen zu nehmen und ſie unberitten zu laſſen, wenn es ſich nicht etwa fügt, daß der Sieger im Kampfe ſein eigenes Roß verlor, dann iſt es ihm allerdings vergönnt, das des Beſiegten zu nehmen, als einen Preis, der ihm nach dem Kriegsrechte zuſteht. Alſo, Sancho, laß dieſes Roß, oder dieſen Eſel, oder wofür du es halten magſt, denn ſo wie uns ſein Herr in der Entfernung ſehen wird, kehrt er ohne Zweifel zu ihm zurück.“

„Gott weiß, wie gern ich ihn mitnehmen möchte,“ ſagte Sancho, „oder wenigſtens gegen meinen austauſchen, der mir nicht ſo wacker ſcheint! Wie ſind doch die Geſetze der Ritterſchaft ſo genau, daß man nicht einmal einen Eſel gegen den andern austauſchen darf; ich möchte aber doch wiſſen, ob ich nicht zum allerwenigſten das Sattelzeug austauſchen dürfte.“ „Hierin bin ich nicht ſonderlich ſicher,“ ſagte Don Quixote, „im Zweifelsfalle aber, bis ich beſſer unterrichtet ſein werde, entſcheide ich ſo, daß du es austauſchen magſt, wenn du deſſen nämlich im äußerſten Grade bedürftig biſt.“

„So zum äußerſten bedürftig,“ antwortete Sancho, „daß ich's für meine eigene Perſon nicht nötiger hätte.“ Mit dieſer Erlaubnis geſtärkt, nahm er ſogleich die Veränderung der Uniformen vor und wandte ſeinem Eſel, als dem Erſtgebornen, die ganze Erbſchaft nebſt allen Legaten zu. Nachdem dieſes geſchehen war, frühſtückten ſie mit dem, was ihnen noch vom Schlachtfelde und dem geplünderten Küchenеſel übrig geblieben war, und tranken von dem Waſſer des Stromes, der die Walkmühlen trieb, ohne den Kopf nach dieſen hinzudrehen; ſo heftig war der Haß, den ſie, wegen ihrer Furcht, gegen die Mühlen gefaßt hatten. Nachdem ſie Zorn und Schwermut vergeſſen hatten, ſtiegen ſie wieder auf, und ohne einen beſtimmten Weg einzuſchlagen — weil es irrenden Rittern gut anſteht, ſich keinen feſten Weg vorzuſetzen — zogen ſie die Straße, die Roſinante erwählte; dieſer Wahl folgte ſein Herr und auch der Eſel, der immer nachging, wohin ihn ſein guter Freund und trefflicher Geſellſchafter führte. Sie gerieten deſſen ungeachtet auf die große Straße und zogen ihr auf gut Glück nach, ohne ſich eine Abſicht vorzuſetzen.

Indem ſie ſo fortzogen, ſagte Sancho zu ſeinem Herrn: „Gnädiger Herr, wollt Ihr mir nicht vielleicht die Erlaubnis geben, ein wenig mit Euch zu ſchwatzen? denn ſeit mir das harte Gebot, ſtillzuſchweigen, auferlegt iſt, ſind mir wohl an vier Dinge im Magen verdorben, und jetzt habe ich eins auf der Zungenſpitze, was ich nicht gern möchte umkommen laſſen.“ „So ſprich es aus,“ ſagte Don Quixote, „und befleißige dich der Kürze; denn das Weitläufige macht nie Vergnügen.“ „Ich ſage alſo, gnädiger Herr,“ ſprach Sancho, „daß ich ſeit etlichen Tagen meine Betrachtungen darüber angeſtellt habe, wie Ihr ohne Nutzen und Erquickung Abenteuer ſucht, hier in den Wüſten und auf den Kreuzwegen; denn wenn Ihr auch die allergefährlichſten überſteht, ſo ſieht und weiß das kein Menſch, und alles bleibt im ewigen Stillſchweigen vergraben, zum Nachteil Eurer Abſicht und Eurer Verdienſte. Es ſcheint mir alſo — mit Eurer Erlaubnis — beſſer, daß wir irgend einem Kaiſer, oder einem andern großen Herrn dienen ſollten, der irgend Krieg führt, in ſeinem Dienſte könnt Ihr dann Eure tapfere Geſinnung, Eure gewaltige Macht und Euren trefflichen Verſtand an den Tag legen. Sieht nun der Herr, dem wir dienen, dies alles, ſo muß er uns ja eine Belohnung geben, jedem nach ſeinem Werte, dann würden auch gewiß Eure großen Thaten zum ewigen Angedenken aufgeſchrieben; meine Thaten will ich nicht erwähnen; denn die bleiben natürlich in den Schranken des Stallmeiſtertums, aber das kann ich behaupten, daß, wenn es bei der Ritterſchaft Gebrauch wäre, die Stallmeiſter aufzuzeichnen, meine Verrichtungen gewiß auch ſchwarz auf weiß erſcheinen würden.“

„Nicht übel ſprichſt du, Sancho,“ antwortete Don Quixote; „bevor man aber zu jenem Ziele gelange, iſt es von nöten, durch die Welt zu ziehen, gleichſam zur Beglaubigung, um Abenteuer aufzuſuchen, damit, wenn welche beendigt ſind, ein ſo lauter Ruhm ihn bekränze, daß, wenn ſich nun ein ſolcher Ritter an den Hof eines großen Monarchen verfügt, er durch ſeine Thaten ſchon gekannt iſt, ſo daß, wenn ihn die Knaben nur durch die Thore der Stadt einziehen ſehen, ihm alle folgen, ihn mit Geſchrei umgeben und ausrufen: Dieſes iſt der Ritter von der Sonne oder von der Schlange, oder von irgend einem andern Sinnbilde, unter welchem er denkwürdige Thaten vollbracht hat.“

„Da es alſo iſt,“ antwortete Sancho, „ſo bleibt nichts weiter zu thun, als daß wir uns Gott empfehlen, und das Glück dann gehen laſſen, wohin es uns führen will.“ „Gott wird es fügen,“ antwortete Don Quixote, „wie ich es wünſche, und du, Sancho, es brauchſt, und gemein bleibe der, der ſich für gemein hält.“ „Das weiß Gott,“ ſagte Sancho, „daß ich ein alter Chriſt bin, und mehr braucht's nicht, um Graf zu ſein.“ „Ueberflüſſig genug iſt es,“ ſagte Don Quixote, „und wärſt du es nicht, ſo wäre auch dieſes ohne Bedeutung denn wenn ich König bin, ſo kann ich dir den Adel erteilen, ohne daß du ihn kaufſt oder durch Verdienſte erwirbſt, weil, wenn ich dich zum Grafen mache, ſiehe, ſo biſt du ja Ritter, und ſie mögen ſich dann ſtellen, wie ſie wollen, ſo müſſen ſie dich dann durchaus Excellenz nennen.“ „Friſch zu, ich werde mich ſchon in Hauterdiät ſetzen,“ ſagte Sancho. „Autorität und nicht Hauterdiät mußt du ſagen,“ erwiderte ſein Herr. „Auch gut,“ antwortete Sancho Panſa, „ich ſage nur, daß ich mich ſchon drein ſchicken will; denn mein Seel, ich war nur einmal Hochzeitbitter, und es ſtand mir ſo gut, daß alle ſagten, ich könnte wohl gar einen Küſter vorſtellen. Wie wird's aber vollends werden, wenn ſie mir den Herzogsmantel um die Schultern hängen, oder ich ganz voll Gold und Perlen ſitze wie ein fremder Graf! Gewiß kommen ſie hundert Meilen her, um mich nur zu ſehen.“ „Du wirſt gut ausſehen,“ ſagte Don Quixote, „doch wirſt du dir den Bart müſſen dünner ſcheren laſſen, denn ſo dick, häßlich und unordentlich dein Bart iſt, mußt du ihn wenigſtens einen Tag um den andern unter das Meſſer bringen, ſonſt weiß doch jeder ſchon auf einen Steinwurf, wer du biſt.“ „Das mit dem Barbier laßt nur meine Sorge ſein,“ ſagte Sancho, „Ihr braucht nur darauf zu denken, wie Ihr König werdet und mich zum Grafen macht.“

Abenteuer mit den Sträflingen.

Auf ihrem weiteren Wege ſtießen ſie auf einen Zug von Sträflingen, die unter der Aufſicht mehrerer Reiter alle an eine Kette geſchloſſen, nach dem nächſten Hafen wanderten, um dort ihre Strafe zu erleiden. Dem Grundſatze der fahrenden Ritter gemäß, alle Leidenden zu befreien, griff unſer Held die Wache an, vertrieb ſie mit Hilfe der Gefangenen und gab dieſen die Freiheit. Als er aber von denſelben forderte, ſie ſollten die Kette wieder auf ſich nehmen und ſo der Dulcinea ihren Dank darbringen, griffen ſie Don Quixote und ſeinen Knappen mit Steinen und Knitteln an, ſchlugen beide halb tot, plünderten ſie und entflohen; ja in der nächſten Nacht ſtahl der größte Spitzbube der Bande, Gines de Paſſanante, dem armen Sancho ſein geliebtes Grautier. Die herzergreifenden Klagen des Knappen ſtillte ſein Herr dadurch, daß er ihm drei von ſeinen jungen Eſeln ſchenkte, noch mehr aber tröſtete den Betrübten der reiche Inhalt eines Felleiſens, das ſie in der Sierra Morena fanden. In dieſer wüſten, traurigen Gegend beſchloß Don Quixote nach Vorgang des Amadis von Gallien in Liebeswahnſinn zu verfallen und dies durch Sancho in einem Schreiben der Dame Dulcinea bekannt zu geben. Er verfaßte dann einen ſchwülſtigen Brief an dieſe Schöne und eine Anweiſung auf die drei Eſel für Sancho, warf die Kleider ab und machte vor dem Knappen ſolche Luftſprünge, daß ſich dieſer entſetzt abwandte und ſagte, nun könne er mit gutem Gewiſſen bezeugen, ſein Herr ſei ein Narr geworden.

Don Quixote und Sancho Panſa kehren in die Heimat zurück.

Auf dem Rückwege fand Sancho den Pfarrer und Meiſter Niklas, den Barbier ſeines Ortes, welche den armen Edelmann aufſuchten. Als ihnen Sancho alles erzählt hatte, beſchloſſen ſie, Don Quixote mit ſeiner eigenen Narrheit zu fangen. — In der Nähe des Ortes, an dem Sancho den Ritter verlaſſen hatte, machten ſie halt und ſchickten den Knappen voraus. Während ſeiner Abweſenheit geſellte ſich eine Dame zu ihnen. Dorothea, ſo hieß die junge Schöne, übernahm die Rolle der Dame in dem für Don Quixote vorbereiteten Abenteuer. Sie wurde dieſem als Micomicona, die Erbin des mächtigen Reiches Micomicon, vorgeſtellt und erflehte ſeinen Schutz gegen ihre Bedränger. Der fahrende Ritter, erfreut, endlich ein wirkliches Abenteuer im Sinne ſeiner Ritterbücher zu erleben, ſagte zu und gelobte kein anderes Abenteuer zu unternehmen, ehe er die Prinzeſſin auf den Thron ihrer Väter geſetzt hätte. Nun zogen ſie langſam den Weg, der in Don Quixotes Dorf zurückführte.

Die Befreiung der Sträflinge und manche andere Gewaltthat hatten aber die Staatsgewalt auf ihn aufmerkſam gemacht, und Landreiter forderten ihn als ihren Gefangenen Nur mit Mühe überzeugte ſie der Pfarrer von der Unzurechnungsfähigkeit des Beſchuldigten. Um dieſen ruhig zu erhalten verkleideten ſich einige der Anweſenden als Teufel überfielen den Ritter im Schlafe und brachten ihn in einen ſchon vorbereiteten großen Holzkäfig. Meiſter Niklas kündigte ihm mit verſtellter Stimme an, daß er verzaubert ſei, aber ſpäter befreit und zu hohen Ehren gelangen werde. So ließ ſich denn Don Quixote gutwillig auf einem Ochſenkarren fortbringen, den er nur zur Mahlzeit verließ. Bei einer ſolchen machte er einen Angriff auf eine Schar vorüberziehender Büßer, deren einer ihn jedoch mit einer Stange niederſchlug. Sie hoben ihn auf, brachten ihn wieder zu ſich und auf den Karren, wo er nun ruhig liegen blieb. Endlich langte der Zug in der Heimat an. Don Quixote's Haushälterin und Nichte empfingen ihren Herrn mit lautem Wehklagen; Sancho Panſa aber wurde von ſeiner Frau mit großer Freude begrüßt.

„Nun, ſo ſei Gott gelobt.“ verſetzte ſie, „der mir die Wohlthat erzeigt hat; aber ſo ſage mir doch, Mann, was hat dir denn deine Stallmeiſterei eingetragen? Was bringſt du mir für ein Schleppkleid mit? Was für Schuhe für deine Kinder?“ „Nichts davon, liebes Weib, bringe ich mit,“ ſagte Sancho, „ſondern andere Dinge, die etwas mehr zu bedeuten haben und anſehnlicher ſind.“ „Das iſt mir ſehr erwünſcht,“ antwortete die Frau; „nun, lieber Mann, ſo zeige mir doch gleich die Sachen, die mehr zu bedeuten haben und anſehnlicher ſind; denn ich möchte ſie gar zu gern ſehen, damit ich doch wieder das habe, worüber ſich mein Herz erfreuen kann, welches ganz traurig und unzufrieden in den ewigen Jahren deiner Abweſenheit geweſen iſt.“ „Zu Hauſe, Frau, will ich dir alles zeigen,“ ſagte Sancho Panſa, „ſei nur jetzt damit zufrieden, daß wir mit Gottes Hilfe bald einen zweiten Auszug verſuchen werden, um Abenteuer zu finden, worauf du mich denn bald als Graf wiederſehen wirſt, oder als Statthalter einer Inſel, und zwar keiner ſchlechten, ſondern der ſchönſten, die man nur finden kann.“ „Das gebe doch der liebe Gott, mein liebſter Mann, denn wir haben es höchſt nötig. Aber ſage mir doch, was ſind das für Dinger, Inſeln? das verſteh' ich nicht.“ „Die Perlen gehören auch nicht für die Säue,“ antwortete Sancho, „zu ſeiner Zeit wirſt du es ſchon gewahr werden, und dich ziemlich wundern, wenn dich alle deine Unterthanen gnädige Frau nennen.“ „Was ſprichſt du denn da, Sancho, von gnädiger Frau, Inſeln und Unterthanen?“ antwortete Hanna Panſa — denn dies war der Name von Sancho's Frau, und ſie hieß nicht deswegen ſo, weil ſie ihm verwandt war, ſondern weil es in la Mancha gebräuchlich iſt, daß die Weiber den Namen ihrer Männer annehmen. —

„Du brauchſt dich nicht ſo zu übereilen, Hanne, um alles zu erfahren, genug daß ich die Wahrheit rede, und damit halt's Maul! Nur das muß ich dir noch nebenher ſagen, daß es nichts Herrlicheres auf der Welt gibt, als der Stallmeiſter eines irrenden Ritters zu ſein, der ein Abenteuerſucher iſt. Es iſt wohl war, daß die meiſten, die man findet, nicht zu der Ergötzung ausſchlagen, wie ſie ſich der Menſch wohl wünſchen könnte, denn von hundert, auf die man trifft, geraten neun und neunzig höchſt erbärmlich und windſchief. Das weiß ich aus Erfahrung; denn in etlichen wurde ich geprellt, wieder in andern geprügelt; aber doch bleibt es immer ein treffliches Ding, ſein Heil zu verſuchen, über Berge zu klettern, durch dichte Wälder zu ziehen, auf Felſen zu ſtehen, Kaſtelle zu beſuchen, in Schenken um Gottes Willen zu herbergen, wo der Pfennig, den man bezahlt, gleich der Teufel holen ſoll.“

Dieſes Geſpräch fiel zwiſchen Sancho Panſa und ſeinem Weibe, Hanne Panſa, vor, indes Don Quixote's Haushälterin und Nichte ihn empfingen, auskleideten, und ihn dann in ſein altes Bett legten. Er ſah ſie mit ſtarren Augen an, und konnte ſich immer noch nicht beſinnen, wo er ſei. Der Pfarrer ſagte der Nichte, daß ſie ja für ihren Oheim die größte Sorge tragen möchte und ein ſehr wachſames Auge auf ihn haben, damit er nicht zum zweiten Male davon ginge, wobei er ihr alles erzählte, was er hatte thun müſſen, um ihn in ſein Haus zurück zu bringen. — Nun erhoben die beiden ein neues Heulen, von neuem verwünſchten ſie die Ritterbücher und baten den Himmel, daß er die Autoren ſo vieler Lügen und Tollheiten in den tiefſten Abgrund hinunter ſchleudern möchte. Kurz, ſie waren in die größte Beſorgnis geſetzt, daß ſie ihres Herrn und Oheims wieder verluſtig gehen würden, ſo wie es nur etwas beſſer mit ihm ſtände, wie es auch nachher in der That zutraf.

Eine Zeitlang hielt ſich der Ritter zu Hauſe. Durch den Baccalaureus Samſon Carrascon, der in demſelben Dorfe lebte, erfuhr er, daß der Mohr Cid Hamed ben Engeli ſeine bisherigen Abenteuer beſchrieben habe, ſo wie, daß zu Saragoſſa ein großes Kampfſpiel ſtattfinden werde. Da auch Sancho bereit war, nochmals als Knappe zu dienen, zogen beide wieder heimlich fort, um an dem Turniere teil zu nehmen

Zunächſt wollte der Ritter nach Toboſo, um Segen und Urlaub des Fräuleins Dulcinea zu holen. Sancho aber redete ihm ein, dieſelbe ſei in ein Bauernmädchen verzaubert, und zeigte ihm auch wirklich ein ſolches als die verzauberte Schöne. — Während der Mittagshitze ruhten ſie unter Bäumen, als plötzlich ein ganz geharniſchter Ritter mit ſeinem Knappen erſchien. Herr und Diener beſprachen ſich mit einander, wobei der Ankömmling erzählte, er habe den tapfern Ritter Don Quixote im Zweikampfe überwunden und gezwungen Donna Caſildea von Vandalia als die ſchönſte Dame der Welt anzuerkennen. Schnell gab ſich Don Quixote zu erkennen. In dem darauf folgenden Zweikampfe rannte der Held ſeinen Gegner vom Pferde. Als dieſem aber Sancho das Viſier öffnete erkannte er ihn als den Baccalaureus Samſon Carraſco, wie auch der Schildknappe ſich als ein Nachbar Sancho's entpuppte. Don Quixote aber erklärte alles als zauberiſche Täuſchung.

In der That hatte der Baccalaureus gehofft, Don Quixote zu beſiegen und ihm als Siegespreis das Aufgeben ſeiner ritterlichen Fahrten auflegen zu können. Nach mancherlei Abenteuern trafen ſie unterwegs ein Fuhrwerk an, auf welchem in zwei Käfigen ein gewaltiger Löwe und eine Löwin waren. Der fahrende Ritter zwang den widerſtrebenden Wärter, ihm den Käfig des Löwen zu öffnen. Aber derſelbe machte ſich nichts aus unſeres Ritters Herausforderungen, drehte ihm das Hinterteil zu und legte ſich ruhig nieder. Auf viele Bitten des Wärters geſtattete endlich Don Quixote, daß der Käfig geſchloſſen werde. Er nahm von nun an den Beinamen „der Löwenritter" an. Als ſolchen ließ er ſich durch Sancho Panſa einer Herzogin anmelden, welche er auf ſeiner weiteren Fahrt bei der Falkenbeize traf. Die hohe Dame und deren Gemahl hatten ſchon Don Quixote's erſte Abenteuer mit Vergnügen geleſen und ließen ihm durch die Dienerſchaft einen Empfang bereiten, wie die Ritterromane ſolchen ſchilderten. Der Herzog veranſtaltete verſchiedene Mummereien, in denen ſcheinbar Zauberer, verfolgte Königinnen und Verzauberte auftraten, und entweder von dem fahrenden Ritter Hilfe erbaten oder ihm Schabernack anthaten. Des Spaſſes halber wurde auch dem Schildknappen eine Stadt, unter dem Scheinnamen einer Inſel als Statthalterſchaft übergeben. Bei der Verwaltung derſelben zeigte er in den ſieben Tagen ſeiner Würde ſo viel geſunden Menſchenverſtand, daß ſich alle darüber verwunderten.

Sancho Panſa als Statthalter.

Sancho reiſte von vielen Leuten begleitet, ab, gekleidet als Gelehrter, angethan mit einem ſehr weiten Mantel von bemoortem Kamelot, nebſt einem Baret von demſelben Zeuge, er ſaß in kurzen Bügeln auf einem Maultiere, und hinter ihm ging, auf Befehl des Herzogs, der Graue, mit Zaumzeug und Schmuck, Eſeln geziemlich, von glänzender Seide. Sancho wandte von Zeit zu Zeit das Haupt, um ſeinen Eſel zu ſehn, in deſſen Geſellſchaft er ſo zufrieden fortzog, daß er nicht mit dem Kaiſer von Deutſchland getauſcht hätte.

Sancho kam mit ſeinem ganzen Gefolge in einen Ort, der ungefähr tauſend Einwohner faßte, und der einer der vornehmſten war, welche der Herzog beſaß. Man machte ihn glauben, daß er die Inſel Barataria hieße, vielleicht weil der Ort ſelbſt den Namen Baratario führte. Als er ſich den Thoren der Stadt näherte; denn ſie war mit einer Mauer umgeben, kam ihm der Magiſtrat entgegen, ihn zu empfangen: man läutete die Glocken, alle Einwohner bezeigten eine außerordentliche Fröhlichkeit' und führten ihn in großem Pomp zur Hauptkirche, um Gott Dank zu ſagen; worauf ſie ihm mit einigen lächerlichen Ceremonien die Schlüſſel der Stadt übergaben und ihn zum beſtändigen Statthalter der Inſel Barataria annahmen. Die Tracht, der Bart, die Dicke und Kleinheit des neuen Statthalters ſetzte alle Leute in Verwunderung, die um das Ding nicht wußten, und ſelbſt diejenigen, welche den Zuſammenhang kannten, welches nicht wenige waren. Endlich, nachdem man ihn aus der Kirche getragen, führten ſie ihn zum Richterſtuhl und ſetzten ihn hinein, worauf der Haushofmeiſter des Herzogs zu ihm ſagte: „Es iſt ein alter Gebrauch in dieſer Inſel, Herr Statthalter, daß derjenige, der von dieſer großen Inſel Beſitz nehmen will, verpflichtet iſt, auf eine Frage zu antworten, die man ihm vorlegt, und die etwas ſchwierig und verwickelt ſein muß; aus der Antwort können die Einwohner den Geiſt ihres neuen Statthalters erraten, und haben Gelegenheit, ſich ſeiner Ankunft zu erfreuen oder ſich zu betrüben.

In demſelben Augenblick traten zwei Menſchen vor Gericht, der eine wie ein Bauer gekleidet, und der andere wie ein Schneider; denn er hatte eine Schere in der Hand, und der Schneider ſagte: „Herr Statthalter, ich und dieſer Bauersmann treten vor Euer Gnaden, aus der Urſach, daß dieſer gute Mann geſtern in meinen Laden kam; denn ich bin mit der gütigen Erlaubnis aller Anweſenden, Gott ſei Lob und Dank, ein Schneidermeiſter; er gab mir ein Stück Tuch in die Hände und fragte mich: „„Mein Herr, iſt dieſes Tuch wohl hinreichend, mir eine Mütze daraus zu machen?"" Ich befühlte das Tuch und antwortete Ja; er mußte wohl denken, wie ich denke, und mit Recht denke, daß ich ihm ohne Zweifel ein Stück von dem Tuche ſtehlen wolle, welcher Gedanke von ſeiner Bosheit und aus der ſchlechten Meinung herrührt, die man von den Schneidern hat, er verſetzte mir daher, ich möchte doch zuſehn, ob es nicht für zwei genug wäre; ich erriet ſeine Gedanken und ſagte Ja, und er, auf ſeine verfluchte Einbildung verſeſſen, fügte noch mehr Mützen hinzu, und ich fügte meine Ja's hinzu, bis wir endlich bei fünf Mützen ſtehen blieben, und da er nun jetzt gekommen iſt, um ſie abzuholen und ich ſie ihm ausliefere, will er mir den Macherlohn nicht bezahlen, ſondern fordert, daß ich ihm ſein Tuch wieder geben oder es bezahlen ſoll."

„Iſt dem allen ſo, Freund?" fragte Sancho.

„Ja, gnädiger Herr", antwortete der Mann; „aber laßt Euch doch einmal die fünf Mützen von ihm zeigen, die er mir gemacht hat."

„Sehr gern," antwortete der Schneider, und zugleich nahm er die Hand unter dem Mantel hervor und zeigte fünf Mützchen, die er auf ſeinen fünf Fingerſpitzen ſitzen hatte und ſagte: „Hier ſind die fünf Mützen, die dieſer Menſch von mir gefordert hat, und bei Gott und meinem Gewiſſen, mir iſt von dem Tuche nichts übrig geblieben, und ich bin erbötig, die Arbeit von den Gewerkmeiſtern beſichtigen zu laſſen."

Alle, die zugegen waren, lachten über die Menge der Mützen, ſo wie über dieſen neuen Prozeß. Sanche bedachte ſich ein Weilchen und ſagte dann: „Es ſcheint mir, daß bei dieſem Prozeſſe keine weitläufige Unterſuchung nötig ſei, ſondern man kann ihn ſogleich nach dem geſunden Menſchenverſtande zu Ende bringen, und daher ſpreche ich dieſes Urteil, daß der Schneider ſeinen Macherlohn verliert und der Bauer ſein Tuch, die Mützen aber ſollen den Gefangenen im Kerker abgeliefert werden und damit gut."

Hierauf ſtellten ſich zwei alte Männer vor ihn, der eine hatte ein Rohr ſtatt eines Stockes, und der ohne Stock ſagte: „Gnädiger Herr, dieſem ehrlichen Manne habe ich vor einiger Zeit zehn Dukaten in Gold geliehen, unter der Bedingung, daß er ſie mir wieder geben ſollte, wenn ich ſie fordern würde; es iſt eine lange Zeit vergangen, ohne daß ich ſie gefordert hätte; da es mir aber endlich ſchien, daß er gar nicht ans Wiederbezahlen denke, habe ich ſie einmal und dann mehrmals von ihm gefordert; und nicht allein giebt er ſie mir nicht wieder, ſondern er leugnet mir auch noch ab, und ſagt, daß ich ihm niemals dieſe zehn Dukaten geliehen hätte, und wenn ich ſie ihm geliehen hätte, habe er ſie mir ſchon zurück gegeben; ich habe nun keine Zeugen, daß er ſie geliehen oder wieder gegeben; denn er hat ſie mir noch nicht wieder gegeben; ich wollte nun Euer Gnaden bitten, ihm einen Schwur abzunehmen, und wenn er ſchwört, daß er ſie zurückgegeben hat, ſo will ich ſie ihm hier und jenſeits geſchenkt haben."

„Was ſagt Ihr dazu, alter Mann mit dem Stocke?" fragte Sancho. Worauf der Alte ſagte: „Ich, gnädiger Herr, bekenne, daß er ſie mir geliehen hat, laßt nur Euren Stab nieder, da er doch auf dem Schwur beſteht; denn ich will ſchwören, daß ich ſie ihm wieder gegeben, und ihn ehrlich und wahrhaftig bezahlt habe."

Der Statthalter ließ den Stab nieder, und indeſſen gab der Alte mit dem Stocke den Stock dem andern Alten, daß er ihn halten möchte, indes er ſchwöre, als wenn er ihm hinderlich falle, und ſogleich legte er die Hand auf das Kreuz des Stabes, und ſagte: „Es ſei wahr, daß jener ihm die zehn Dukaten geliehen habe, die von ihm gefordert würden, daß er ſie ihm aber aus ſeiner Hand in die ſeinige gegeben habe, und daß er ſie nur aus Unbedacht zuweilen noch einmal von ihm fordere."

Als dies der große Statthalter ſah, fragte er den Gläubiger, was er hierauf ſeinem Gegner zu antworten habe; worauf dieſer ſagte, daß ſein Schuldner ohne allen Zweifel die Wahrheit ſprechen müſſe; denn er halte ihn für einen ehrlichen Mann und guten Chriſten, daß er es wohl nur vergeſſen habe, wie und wann ſie bezahlt worden, und daß er ihn in Zukunft nicht mehr mahnen wolle. Sein Schuldner nahm hierauf ſeinen Stock wieder, verneigte ſich und verließ den Gerichtsſaal. Als dies Sancho ſah, daß er mir nichts dir nichts fortging und auch die Geduld des Klägers bemerkte, ließ er den Kopf auf die Bruſt niederfallen, legte den Zeigefinger der rechten Hand an Naſe und Augenbraunen und blieb ſo ein Weilchen ſitzen, worauf er den Kopf wieder erhob und ſagte, daß man den Alten mit dem Stocke rufen ſolle, der ſchon weggegangen war. Sie brachten ihn, und ſo wie ihn Sancho ſah, ſagte er zu ihm: „Gebt mir doch, lieber Mann, dieſen Stock; denn ich will ihn brauchen."

„Sehr gern," antwortete der Alte, „hier iſt er, gnädiger Herr", und gab ihm denſelben in die Hand. Sancho nahm ihn, gab ihn dem andern Alten und ſagte: „Nun geht in Gottes Namen; denn Ihr ſeid bezahlt."

„Ich, gnädiger Herr?“ antwortete der Alte, „wie wäre denn dieſes Rohr wohl zehn Dukaten wert?“

„Ja,“ ſagte der Statthalter, „iſt es aber nicht, ſo bin ich der größte Klotz auf Erden, und nun ſoll man ſehn, ob ich nicht Kopfs genug habe, um ein ganzes Königreich zu regieren“; worauf er befahl, daß man vor aller Augen das Rohr in Stücke brechen ſolle. Es geſchah, und in der Höhlung deſſelben fand man die zehn goldenen Thaler. Alle waren erſtaunt und hielten ihren Statthalter für einen neuen Salomo. Man fragte ihn, woraus er denn geſchloſſen habe, daß ſich in dem Rohre die zehn Dukaten befänden, und er antwortete, daß er geſehen habe, wie der Alte, welcher ſchwur, ſeinem Gegner während des Eides den Stock gab, und hierauf ſchwur, daß er ihn wirklich und wahrhaftig bezahlt habe; und wie er nach dem Eide ſich den Stock habe wiedergeben laſſen, ſei es ihm eingefallen, daß ſich in dieſem die verlangte Bezahlung finden müſſe: woraus man abnehmen könne, daß diejenigen, die regieren, wenn ſie auch dumm ſind, oft von Gott in ihren Urteilen gelenkt werden. Der eine Alte ging nun beſchämt, der andere bezahlt fort, und die Umſtehenden blieben voll Verwunderung zurück; der aber, der die Reden, Thaten und Begebenheiten des Sancho aufſchreiben mußte, konnte nicht mit ſich einig werden, ob er ihn für einen Dummkopf oder für einen Verſtändigen halten oder darſtellen ſollte.

Sancho Panſa wurde aus dem Gerichtsſaale in einen prächtigen Palaſt geführt, wo in einem großen Saale eine herrliche und reiche Tafel zubereitet war, und indem Sancho hereintrat, ertönte eine Muſik von Flöten, und vier Pagen traten herzu, um ihm Waſchwaſſer zu reichen, welches Sancho mit vielem Anſtande nahm. Die Muſik hörte auf, Sancho ſetzte ſich zu Tiſche oben an; denn es war nur für einen Sitz zubereitet und weiter kein Gedeck vorhanden. Ihm zur Seite ſtellte ſich eine Figur, von der ſich nachher zeigte, daß ſie ein Arzt war, mit einem Stäbchen von Fiſchbein in der Hand. Man hob ein koſtbares weißes Tuch ab, mit welchem die Früchte und ſehr viele Schüſſeln mit mannigfaltigen Gerichten zugedeckt waren. Einer, der wie ein Student ausſah, ſprach den Segen, und ein Page ſteckte dem Sancho eine Serviette mit Spitzen beſetzt unter das Kinn; ein anderer, der das Amt eines Speiſemeiſters verſah, ſetzte ihm eine Schüſſel mit Früchten vor; aber kaum hatte er einen Mund voll genommen, als der mit dem Stäbchen mit dieſem die Schüſſel berührte, die ſogleich mit der größten Schnelligkeit weggenommen wurde; aber der Speiſemeiſter ſetzte ſogleich ein anderes Eſſen hin. Sancho wollte dieſes verſuchen; aber ehe er es noch berührte oder koſtete, hatte das Stäbchen es ſchon berührt, und ein Page nahm es mit derſelben Eile weg, wie es mit den Früchten geſchehen war. Als Sancho dies ſah, war er verwundert, ſchaute alle an und fragte, ob man hier aus dem Eſſen eine Taſchenſpielerkunſt mache; worauf der mit dem Stabe antwortete: „Ich, gnädiger Herr, bin Arzt, und werde auf dieſer Inſel beſoldet, um dieſes Amt bei dem Statthalter derſelben zu erfüllen, für deren Wohl ich mehr als für mein eigenes ſorge. Worauf ich aber vorzüglich ſehe, iſt, mich bei ſeinen Mittags- und Abendmahlzeiten gegenwärtig zu befinden, damit er dasjenige eſſen könne, was ich ihm für zuträglich halte, und damit dasjenige entfernt werde, wovon ich glaube, daß es ihm Schaden thut und ſeinem Magen nachteilig iſt.“

„Wenn dem ſo iſt,“ ſagte Sancho, „ſo ſuche mir der Herr Doktor unter dieſen Gerichten ſelber aus, was mir zuträglich und am wenigſten nachteilig iſt, und laſſe mich dies eſſen, ohne darauf zu klopfen; denn beim Leben des Statthalters, und ſo gewiß das Gott erhalten ſoll, ich ſterbe vor Hunger, und mir das Eſſen verweigern, der Herr Doktor mag auch ſagen und behaupten, was er will, hieße mir eher das Leben nehmen, als es mir erhalten.“

„Der gnädige Herr Statthalter hat recht,“ antwortete der Arzt, „und daher bin ich auch der Meinung, daß Ihr nicht von den gebratenen Kaninchen eſſen dürft, die dort ſtehn; denn es iſt Speiſe von einem langhaarigen Tier; von jenem Kalbfleiſche könntet ihr wohl verſuchen, wenn es es nicht gebraten oder geſäuert wäre, aber ſo auf keine Weiſe; wovon ich aber gewiß weiß, daß es der Herr Statthalter jetzt eſſen darf und was ihm geſund ſein und ihn ſtärken wird, ſind ein Paar von dieſen Geduldskügelchen und etliche ganz feine Schnittchen Quitte; denn dies bekömmt dem Magen und hilft zur Verdauung.“

Als Sancho dies hörte, lehnte er ſich über den Rücken ſeines Stuhls, ſah dieſen Arzt von oben bis unten an, und fragte ihn mit ernſthafter Stimme, wie er heiße, und wo er ſtudiert habe.

Worauf jener antwortete: „Ich, Herr Statthalter, heiße der Doktor Pedro Recio de Aguero, und bin in einem Ort geboren, der Tirteafuera heißt, er liegt zwiſchen Caraquel und Almodobar del Campo zur rechten Hand, und den Doktorgrad habe ich auf der Univerſität Oſſuna empfangen.“

Worauf Sancho antwortete, ganz in Zorn entbrannt: „Nun denn, Herr Doktor Recio Pedro von Ach und Weh! gebürtig aus Tirteafuera, einem Orte, der zur rechten Hand liegen bleibt, wenn man von Caraquel nach Almodovar del Campo geht, graduiert zu Oſſuna, geht mir augenblicklich aus den Augen, oder ich ſchwör's Euch zu, ich nehme einen Strick und erdroßle, indem ich mit Euch den Anfang mache, alle Aerzte auf der ganzen Inſel, wenigſtens die, die ich für unwiſſend halte; denn den gelehrten, verſtändigen und klugen Aerzten bin ich mit ganzer Seele ergeben und verehre ſie wie göttliche Perſonen; und ich ſage noch einmal, daß ſich Pedro Recio hier fortmache, wenn ich nicht den Stuhl nehmen ſoll, auf dem ich ſitze, und ihm damit den Kopf entzwei ſchmeißen, und man mag mir darüber nur Rechenſchaft abfordern; denn ich werde mich damit verantworten, daß es ein Gottesdienſt iſt, einen elenden Arzt tot zu ſchlagen, der nur ein Henkersknecht der Menſchen iſt. Und gebt mir jetzt zu eſſen, oder nehmt die Statthalterſchaft wieder hin; denn ein Amt, das ſeinem Herrn nicht zu eſſen giebt, iſt keine Bohne wert.“

Der Doktor erſchrak, als er den Statthalter ſo zornig ſah, er drehte ſich, um ſchnell den Saal zu verlaſſen.

Dieſer, da er ſich in der ſiebenten Nacht ſeiner Regierung im Bette befand, nicht von Brot und Wein, ſondern der Urteilsſprüche und Entſcheidungen, der Einrichtungen und des Geſetzgebens ſatt, als der Schlaf eben anfing, ihm, dem Hunger zum Trotze, die Augen zuzudrücken, hörte plötzlich ein großes Lärmen von Glocken und Geſchrei, ſo als wenn die ganze Inſel zu Grunde gehn ſollte. Er ſetzte ſich im Bette aufrecht und horchte aufmerkſam hin, ob er nicht herausbringen möchte, was die Urſache dieſes gewaltigen Aufruhres ſei; er erfuhr es aber nicht nur nicht, ſondern, da Gelärme der Stimmen und der Glocken ſich noch durch unzählige Trommeln und Trompeten vermehrten, wurde er nur noch verwirrter und voller Furcht und Schrecken; er ſtand auf, zog ein Paar Pantoffeln wegen des feuchten Bodens über die Füße, und ohne einen Schlafrock oder irgend etwas anderes über zu werfen, trat er in dem Augenblicke an die Thür ſeines Zimmers, als er von den Gängen mehr als zwanzig Menſchen auf ſich zukommen ſah, die alle brennende Fackeln in den Händen hatten und mit bloßen Schwertern bewaffnet, ihm alle mit einem Male laut zuſchrieen: „Krieg, Krieg, Herr Statthalter, Krieg; denn unzählige Feinde ſind in die Inſel eingedrungen, und wir ſind verloren, wenn Eure Klugheit und Tapferkeit uns nicht errettet.“

Mit ſolchem Lärmen, Toben und Aufruhr drangen ſie auf Sancho ein, der erſtaunt daſtand und ſelber nicht wußte, was er ſah oder hörte, und als ſie zu ihm gekommen waren, ſagte einer zu ihm: „Waffnet Euch eiligſt, gnädiger Herr, wenn Ihr nicht wollt, daß Ihr und mit Euch die ganze Inſel verloren geht.“

„Wie ſoll ich mich waffnen?“ antwortete Sancho, „oder was weiß ich von Waffen oder von Erretten? Dieſe Dinge wären beſſer für meinen Herrn Don Quixote, der ſie im Umſehn vollenden und zuſtande bringen würde; aber ich armes unſchuldiges Kind verſtehe von allem dieſen Spektakel kein Wörtchen.“

„Ja, Herr Statthalter,“ rief ein anderer, „welche Saumſeligkeit iſt dies! Bewaffnet Euch nur ſchnell; denn hier haben wir ſowohl Schutz- wie Trutzwaffen, führt uns heraus und ſeid unſer Feldherr, denn Euch kommt dieſes Amt ohne Zweifel zu, da ihr unſer Statthalter ſeid.“

„Nun ſo bewaffnet mich in Gottes Namen,“ verſetzte Sancho; und alsbald nahmen ſie auch zwei große Schilde, die ſie zu dem Endzwecke mitgebracht hatten, und legten ſie ihm auf dem Hemde an, ohne ihm eine andere Kleidung unterzuziehn, einen Schild vorn und den anderen hinten, und durch einige Löcher, die ſie hineingeſchlagen hatten, ſteckten ſie ſeine Arme und banden ihn mit Stricken ſo feſt, daß er ganz eingeſchnürt und eingetäfelt aufrecht wie eine Bohle daſtand, ohne zu vermögen die Kniee zu rühren, oder einen einzigen Schritt zu thun; ſie gaben ihm eine Lanze in die Hand, auf welche er ſich ſtützte, um ſich aufrecht zu erhalten. Als ſie ihn ſo hatten, ſagten ſie zu ihm, er möchte nun gehen, ſie anführen und alle befeuern; denn er ſei ihr Leitſtern, ihre Laterne und ihr Licht, ſo daß ſie ihre Händel wohl auf das beſte ſchlichten würden.

„Wie ſoll ich gehn, ich geſchlagener Mann,“ antwortete Sancho, „da ich die Knieſcheibe nicht zu rühren vermag, ſo wie dieſe Hölzer mich hindern, an die ich mit dem Leibe ſo feſt angeſchnürt bin? Das einzige Mögliche iſt, daß Ihr mich auf den Armen forttragt und mich in der Quere oder aufrecht an eine Pforte hinſtellt, die ich entweder mit dieſer Lanze oder mit meinem Leibe behaupten will.“

„Friſch auf, Herr Statthalter,“ ſagte ein anderer; „denn die Furcht hindert Euch mehr am Gehn als die Hölzer; macht fort und führt uns an; denn es iſt die höchſte Zeit, die Feinde nehmen zu, das Geſchrei vermehrt ſich, und die Gefahr iſt auf's äußerſte gekommen.“

So überredet und geſchmählt verſuchte der arme Sancho ſich zu bewegen, aber er fiel mit einem ſo gewaltigen Schlage zu Boden, daß er meinte, er ſei in Stücke geſprungen. Wie eine Schildkröte blieb er liegen, von ſeinen Schalen eingeſchloſſen und zugedeckt, oder wie ein Schweinebraten, der zwiſchen zwei Schüſſeln ruht, oder auch wie ein Boot, das auf dem Sande Schiffbruch gelitten hat; auch ſelbſt ſein Fall erregte bei dieſem ſpaßenden Volke kein Mitleid, ſondern ſie löſchten vielmehr die Fackeln aus und fingen von neuem an zu ſchreien und griffen wieder mit der größten Haſt zur Verteidigung, indem ſie über den armen Sancho wegrannten und ihm unzählige

Hiebe auf die Schilde gaben, ſo daß, wenn er ſich nicht zuſammengebogen und eingezogen hätte, den Kopf zwiſchen die Schilde ſteckend, es dem armen Statthalter übel ergangen wäre, der in ſeinem engen Zufluchtsort heftig ſchwitzte und Gott von ganzem Herzen bat, daß er ihn aus dieſer Gefahr erlöſen möchte. Einige ſtolperten über ihn, andere fielen auf ihn, und es gab ſogar einen, der ſich eine geraume Zeit auf ihn ſtellte und von dort herunter, wie von einem Anſtande, die Armee kommandierte, indem er mit lauter Stimme rief: „Hieher welche von den Unſrigen; denn hier dringen die Feinde am häufigſten ein! Jener Poſten muß verteidigt werden, jenes Thor verſchließt; werft jene Leitern ab! Die Feuermörſer her! bringt Schwefel und Pech in Keſſeln mit brennendem Oele! ſichert die Gaſſen mit Schanzkörben!“ Kurz, er nannte mit dem größten Eifer alle Werkzeuge, Geräte und Inſtrumente des Krieges, mit denen man beim Sturme eine Stadt zu verteidigen pflegt, und der gequetſchte Sancho, der alles hörte und erduldete, ſagte zu ſich ſelber: „O wollte Gott, daß die Inſel nurvöllig verloren wäre, und daß ich tot wäre, oder aus dieſer großen Angſt errettet!“

Der Himmel erhörte ſein Gebet, und als er es am wenigſten dachte, hörte er rufen: „Sieg! die Feinde ſind auf's Haupt geſchlagen! Auf, Herr Statthalter, erhebt Euch und freut Euch mit uns dieſes Triumphes, teilt die Beute mit uns, die wir den Feinden durch die Tapferkeit Eures unüberwindlichen Armes abgenommen haben.“

„Hebt mich auf,“ ſagte mit kläglicher Stimme der beklagenswerte Sancho. Sie halfen ihm auf, und als er ſtand, ſagte er: „Den Feind, den ich beſiegt habe, mögt ihr mir vorn an den Kopf nageln; ich verlange keinen Teil an der Beute von den Feinden, ſondern warum ich einen Freund, wenn ich einen habe, bitte und erſuche, iſt, daß er mir einen Schluck Wein reichen möge; denn ich bin ganz trocken, und daß er mir den Schweiß abtrockne; denn ich fließe ganz auseinander.“

Sie trockneten ihn, brachten den Wein, banden die Schilde los; er ſetzte ſich auf ſein Bett und fiel von dem Schrecken, der Angſt und den Schmerzen in Ohnmacht. Nun that es denen leid, die den Spaß angeſtellt, daß ſie ihn ſo weit getrieben hatten; nachdem aber Sancho wieder zu ſich gekommen war, verminderte ſich der Kummer, der ihm ſeine Ohnmacht verurſacht hatte. Er fragte, welche Zeit es ſei: ſie antworteten, daß der Morgen ſchon anbreche. Er ſchwieg ſtill, und ohne etwas anderes zu ſagen, fing er an, ſich anzuziehen, in das tiefſte Stillſchweigen verſunken, und alle ſahen ihm voll Erwartung zu, was aus ſeinem eiligen Anziehen herauskommen würde. Er war nun angekleidet, und leiſe, leiſe; denn er war ermattet und konnte nicht ſchnell und heftig gehn, begab er ſich nach dem Stalle, wohin ihm alle folgten, die ſich zugegen befanden; hier ging er auf den Grauen zu, umarmte ihn und gab ihm einen Kuß des Friedens auf die Stirn, worauf er nicht ohne Thränen in die Worte ausbrach: „Komm her, du mein Gefährte, du mein Freund und Mitträger meiner Leiden und Nöten; als ich mit dir noch Kamerad war und ich keine andern Gedanken hatte, als deinen Sattel und Zeug immer im ſtande zu halten und dein Bäuchelchen zu füttern, waren meine Stunden, Tage und Jahre glückſelig; aber ſeit ich dich verließ und mich auf die Türme des Stolzes und der Hoffart begab, ſind mir tauſend Leiden in die Seele gefahren, tauſend Mühſeligkeiten und vier tauſend Bekümmerniſſe.“

Und indem er dieſe Worte ſagte, zäumte er ſelbſt den Eſel auf, ohne daß irgend einer ein Wort geſprochen hätte. Als er den Grauen aufgezäumt hatte, ſtieg er mit großer Mühe und Anſtrengung auf und wandte ſich mit ſeinen Reden an den Haushofmeiſter, den Sekretär, den Speiſemeiſter und Pedro Recio, den Doktor, nebſt vielen andern, die zugegen waren, alſo ſprechend: „Macht Platz, meine Herren, und laßt mich in meine vorige Freiheit zurück; laßt mich mein ehemaliges Leben wieder ſuchen, damit ich mich von dieſem gegenwärtigen Tode wieder erwecke. Ich bin nicht dazu gemacht, Statthalter zu ſein, oder Inſeln oder Städte zu verteidigen, die von den Feinden, den erſten beſten beſtürmt werden. Mir ſteht es beſſer zu pflügen und zu ackern, die Weinſtöcke zu binden und zu beſchneiden, als Geſetze zu geben, oder Provinzen und Königreiche zu verteidigen. Sankt Peter befindet ſich wohl in Rom; ich meine, daß jeder ſich wohl befindet, wenn er das Handwerk treibt, wozu er geboren wurde. In meiner Hand nimmt ſich eine Sichel beſſer aus, als das Zepter des Statthalters; ich will mich lieber an Rüben ſatt eſſen, als der Knickerei eines abgeſchmackten Arztes unterworfen ſein, der mich mit Hunger umbringt; ich will mich im Sommer lieber im Schatten einer Eiche ausruhen und mich im Winter nach meiner Gemächlichkeit in zwei Schafpelze wickeln, als bei der Qual der Statthalterſchaft auf dem feinſten Leinen liegen und mich mit Zobelfellen zudecken. Gott behüte Euch, meine Herren, und ſagt dem Herzoge, meinem Gebieter, daß ich nackt geboren wurde und mich noch nackt befinde, ich habe weder gewonnen noch verloren: das heißt, ohne einen Pfennig bin ich in die Statthalterſchaft gekommen und ebenſo ziehe ich wieder hinaus; ganz gegen die Art, wie die Statthalter von andern Inſeln fort zu ziehn pflegen. Platz denn und laßt mich gehn, ich will mir Pflaſter auflegen laſſen; denn ich glaube, daß mir alle Rippen gebrochen ſind; Dank ſei es den Feinden, die dieſe Nacht über mich her ſpazierten.„

„Dies darf nicht ſein, Herr Statthalter,“ ſagte der Doktor Recio, „denn ich will euer Gnaden einen Trank für die Beulen und Quetſchungen geben, daß Ihr ſogleich zu Eurer vorigen Stärke und Geſundheit zurückkehren ſollt; und was das Eſſen betrifft, ſo verſpreche ich Euer Gnaden, mich hierin zu beſſern und Euch im Ueberfluſſe alles eſſen zu laſſen, wozu ihr nur immer Luſt habt.“

„Der Senf kommt nach der Mahlzeit,“ antwortete Sancho; „ich will eben ſo gewiß bleiben, als ich Türk werden will. Dergleichen Späße ſind nicht für zweimal. Bei Gott, wenn ich in dieſer Statthalterſchaft bleibe oder eine andere annehme, wenn man ſie mir auch auf einer Schüſſel brächte, ſo will ich eben ſo gewiß ohne Flügel zum Himmel fliegen. Ich bin vom Geſchlechte der Panſa's, die alle ſtarrköpfig ſind, und habe ich einmal Ungerade geſagt, ſo muß es auch Ungerade bleiben und wenn es auch Gerade wäre, mag die ganze Welt reden, was ſie will. In dieſem Stalle ſollen die Flügel der Ameiſe liegen bleiben, die mich in die Luft getragen haben, damit mich Zaunkönige und andere Vögel freſſen konnten; ich will nun wieder auf dem Boden gehn mit recht und ſchlechten Füßen, die, wenn ſie auch nicht mit Schuhen vom feinſten korduaniſchen Leder geſchmückt ſind, doch wenigſtens ein Paar grobe von Rindsleder haben werden; jede Ziege in ihrem Stall ſich füge, und keiner das Bein weiter ſtrecke, als ihm reicht die Decke, und ſo laßt mich gehn, denn es wird mir zu ſpät.“

Worauf der Haushofmeiſter ſagte: „Herr Statthalter, wir wollten Euch von Herzen gerne ziehn laſſen, ſo ſehr uns auch euer Verluſt dauert; denn Euer Verſtand wie Euer chriſtlicher Wandel verpflichten uns Euer Bleiben zu wünſchen; aber Ihr wißt ſelbſt, daß jeder Statthalter verbunden iſt, vor ſeinem Abzuge von der Verwaltung ſeiner Würde Rechenſchaft abzulegen; dieſe gebt uns von den acht Tagen, die Ihr regiert habt und zieht in Gottes Namen.“

„Keiner kann das von mir fordern,“ antwortete Sancho, „wenn es nicht der Herzog, mein gnädiger Herr, befiehlt; ich gehe hin, ihn zu beſuchen, und für ihn wird alles parat ſein; vollends da ich ſo nackt fortziehe, wie ich es thue, braucht es keines andern Beweiſes, um daraus abzunehmen, daß ich wie ein Engel regiert habe.“

„Bei Gott, der große Sancho hat Recht,“ ſagte der Doktor Recio, „und ich bin der Meinung, daß wir ihn ziehn laſſen; denn der Herzog wird ſich unendlich freuen, ihn wieder zu ſehn.“

Alle ſtimmten darin ein und ließen ihn ziehn, indem ſie ihm noch ihre Begleitung und alles anboten, was er zur Pflege ſeiner Perſon und zur Bequemlichkeit ſeiner Reiſe nur verlangen möchte. Sancho ſagte, daß er nur etwas Gerſte für den Grauen und ein Stück Brot und Käſe für ſich begehre; denn der Weg ſei ſo kurz, daß er weder mehr noch weniger Fütterung dazu bedürfe. Alle umarmten ihn, und er umarmte mit Thränen alle und ließ ſie ſowohl über ſeine Reden, als über ſeinen eben ſo ſchnellen als verſtändigen Entſchluß verwundert zurück.

Don Quixote kehrt heim. Sein Tod.

Vom Herzogshofe aus begaben ſich unſere Abenteurer nach Barcelona, wo Don Quixote wieder von vielen Rittern prächtig empfangen wurde. Eines Tages ritt er in voller Rüſtung an den Strand, als ein Bewaffneter mit geſchloſſenem Viſier ihm entgegentrat und ihn zum Kampf herausforderte. Angeſichts des Vizekönigs ging der Zweikampf vor ſich. Don Quixote wurde beſiegt und mußte geloben, ſo lange es dem Ritter vom Silbermonde (ſo nannte ſich der Fremde) gefallen werde, ſich innerhalb der Grenze ſeines Heimatsortes zu halten. Unſere Helden zogen alſo heimwärts, Sancho Panſa noch reich beſchenkt von ſeiner Gönnerin, der Herzogin. Als ſie auf den Hügel kamen, von welchem aus ſie das Dorf ſahen, fiel Sancho auf die Knie und ſchrie:

„Thu' die Augen auf, erwünſchtes Vaterland, und ſieh', daß Sancho Panſa, dein Sohn, zu dir zurück kommt, wenn auch nicht überaus reich. Thu' die Arme auf und empfange ebenfalls deinen Sohn Don Quixote, der, wenn er auch von fremden Armen beſiegt zurückkommt, doch immer als Sieger ſeiner ſelbſt zurückkehrt, welches, wie er mir geſagt hat, der größte Sieg iſt, den man nur davon zu tragen wünſchen kann. — Ich habe Geld; denn wenn es auch tüchtige Hiebe gab, ſo habe ich doch wie ein Ritter gelebt.“

„Laß dieſe Thorheiten,“ ſagte Don Quixote, „ziehn wir unter glücklichen Zeichen in unſer Dorf hinein.“

Da Don Quixote jetzt zu Hauſe bleiben mußte, kam er auf einen neuen Gedanken Er wollte ein poetiſches Schäferleben beginnen. Bevor er jedoch dieſes durchführen konnte, verfiel er in eine ſchwere Krankheit. Im Verlaufe derſelben ſank er in ſechsſtündigen todesähnlichen Schlaf. Aus demſelben erwachend, rief er:

„Gelobt ſei der allmächtige Gott, der mir ſo große Wohlthat erzeigt! Ja, ſeine Barmherzigkeit hat keine Grenzen, und die Sünden der Menſchen können ſie weder beſchränken noch verhindern. Ich bin nicht mehr Don Quixote von la Mancha, ſondern Alonſo Quixana, welchem ſein Betragen den Zunamen des Guten erwarb. Ich bin jetzt ein Feind des Amadis von Gallia und der ganzen unzähligen Schar ſeiner Nachkommenſchaft; jetzt ſind mir alle die verwerflichen Geſchichten von der irrenden Ritterſchaft verhaßt; ich erkenne meine Thorheit und die Gefahr, in welche mich ihre Leſung gebracht hat, und verabſcheue ſie jetzt, da mir Gottes Barmherzigkeit meine Sinnen wieder geſchenkt hat.“

Er machte ſein Teſtament, in welchem er Sancho und ſeine Hausgenoſſen reichlich bedachte. Endlich gab er unter dem Wehklagen ſeiner Freunde den Geiſt auf.

Der Standhafte Prinz von Calderon[1] (1601—81).

Mit einer Einleitung von
Dr. Friedrich Lauchert.

Das ſpaniſche Drama.[2] Das Drama iſt ein Gebiet der Poeſie, das ſich in Spanien beſonders bedeutend und in einer von fremden Muſtern nicht abhängigen, dem Volkscharakter entſprechenden Eigenart entwickelt hat. Man hat es nicht mit Unrecht mit dem Drama der Griechen zuſammengeſtellt: unter den günſtigſten Verhältniſſen hat ſich bei beiden Völkern dieſe Dichtungsgattung zu einer glänzenden Höhe erhoben, indem die Liebe des Volkes zu öffentlichen Schauſpielen dem Auftreten hochbegabter Dichter fördernd entgegenkam, um ſelbſt durch ihre Schöpfungen neue Nahrung zu finden. Bei keinem andern neuern Volke war dies in ſolchem Grade der Fall. Das Drama der Spanier wurzelt tief und feſt im heimatlichen Boden; und ſo ſehen wir in ihm ein treues und echtes Spiegelbild des ſpaniſchen Geiſtes wie des damaligen ſpaniſchen Lebens. — Die wichtigſte Gattung ſind die Comedias, die eigentlichen Bühnendramen; und zwar iſt darunter jede Art derſelben verſtanden, wobei wir nicht an den uns geläufigen aus dem Altertum überlieferten Begriff der Komödie als Luſtſpiel denken dürfen. Der gemeinſame Name bezieht ſich eben auf die Kunſtform, aber nicht auf den Inhalt und begreift Luſtſpiele wie Trauerſpiele oder hiſtoriſche Schauſpiele in ſich. Eine verſuchte Scheidung von Luſt- und Trauerſpielen würde aber hier auch in vielen Fällen auf große Schwierigkeiten ſtoßen; es liegt eben in der Art des romantiſchen Dramas, daß heitere und ernſte Szenen nebeneinanderſtehen, wie im menſchlichen Leben ſelbſt, deſſen von der Dichtkunſt verklärtes Bild uns jenes vorhalten will; ein Gleiches finden wir ja auch in den romantiſchen Stücken Shakeſpeares; dabei überwiegt denn bald das heitere, bald das ernſte oder auch tragiſche Element. Der bekannte Ausdruck „Mantel- und Degen-Stücke" (Comedias de capa y espada) iſt nicht etwa ein ſtehender Kunſtausdruck für eine beſtimmte Art dieſer Theaterſtücke, ſondern nur eine volkstümliche Bezeichnung, hergenommen von der Tracht der höheren Stände und angewendet auf die Stücke, in denen hauptſächlich ſolche Perſonen (keine Fürſten) handelnd auftreten. Eingeteilt ſind dieſe Stücke in 3 Akte und immer in Verſen abgefaßt, mit verſchiedenartig wechſelnden Versmaßen, unter denen aber der 4füßige trochäiſche Vers, das von Alters her volkstümliche Versmaß der Spanier, in dem auch deren alte Romanzen gedichtet ſind, vorwiegt, in mannigfachen Reimverbindungen oder auch langen Reihen, die durch eine einzige Aſſonanz der geradzahligen Verſe verknüpft werden. Autos (Akte) heißen die geiſtlichen Schauſpiele, deren Urſprung auf die mittelalterlichen Miſterienſpiele zurückgeht, von kürzerem Umfange als die Theaterſtücke und meiſt im Freien auf Gerüſten aufgeführt. Deren wichtigſte Arten ſind die Autos sacramentales, Fronleichnamsſpiele, deren meiſt durch allegoriſche Perſonen geführte Handlung der Lobpreiſung des allerheiligſten Altarsſakramentes gewidmet iſt, in deſſen Einſetzung die Menſchheit das Heil beſitzt und die Macht der Sünde und des Todes über ſie gebrochen iſt; ferner Weihnachtsſpiele, welche die Geburt des Herrn und die damit in Verbindung ſtehenden Ereigniſſe der heiligen Geſchichte behandeln. Gattungen kleinerer dramatiſcher Spiele ſind die Loas (Lobgedichte). Vorſpiele zu den größern Stücken, und die Entremeses oder Sainetes, Zwiſchenſpiele von meiſt derb komiſcher Gattung.

Zwei der glänzendſten Namen in der ſpaniſchen Litteratur, wenn wir von dem unvergleichlichen Cervantes und dem großen edlen lyriſchen Dichter Luis Ponce de Leon (1528—91), der bei uns leider zu wenig bekannt iſt, abſehen, gehören dieſem Felde der Dichtung an, Lope de Vega und Calderon, neben denen die zahlreichen andern trefflichen Dramatiker mehr in den Hintergrund treten. An den Namen des Lope Felix de Vega Carpio (1562—1635) knüpft ſich die Ausbildung des nationalen ſpaniſchen Dramas, an dieſen Mann, der mit dem größten Reichtum der dichteriſchen Erfindung eine wunderbare Leichtigkeit und Raſchheit der Ausführung verband; er ſelbſt hat, nach ſeiner eigenen Angabe, etwa 1500 Komödien, wovon aber nur ungefähr 300 gedruckt ſind, nebſt zahlreichen Stücken aus den andern Gattungen verfaßt und wirkte durch ſein Beiſpiel und bei der Beliebtheit, welcher er ſich bei dem Publikum zu erfreuen hatte, beherrſchend auf die andern Dramatiker ſeiner Zeit, bis ihm in ſeinem jüngern Zeitgenoſſen Calderon ein Nachfolger erſtand, der ihm die erſte Stelle ſtreitig machen konnte.

Don Pedro Calderon de la Barca wurde am 1. Januar 1601 in Madrid geboren. In ſeiner Jugend ſtudierte er an der Univerſität Salamanca, that ſpäter Kriegsdienſte im ſpaniſchen Heere in Mailand und Flandern, bis ihn der kunſtſinnige König Philipp IV. an den Hof berief, wo er fortan hauptſächlich als dramatiſcher Dichter thätig war, als welcher er ſchon 1630 auf der Höhe ſeines Ruhmes angelangt war. 1651 trat er in den Prieſterſtand, ohne der Dichtkunſt zu entſagen. Er ſtarb am 25. Mai 1681. Er hat das Verdienſt, die von Lope de Vega geſchaffene Form des Dramas feſter und kunſtreicher ausgebildet zu haben durch ſorgfältigere Ausarbeitung im Einzelnen wie beſonders durch größere Planmäßigkeit in der Anlage der Stücke, woraus erſt die rechte feſtgegründete Einheit des wahren Kunſtwerks entſteht. Darüber ſagt v. Schack: „In der dramatiſchen Kompoſition, wie er ſie aufgefaßt hatte, mußte eine ſtete innerliche Bewegung, ein wirkſames Eingreifen jeder Szene in den Gang der Hauptaktion ſtattfinden; aus einer Entwickelung mußte ſich ſtets die andere entſpinnen, in dem Früheren immer ſchon die Andeutung des Folgenden liegen und alles Einzelne ſich in notwendiger Verknüpfung zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammenfügen. Calderon hat in dieſer Kunſt, welche unſtreitig die höchſte Vollendungsſtufe der dramatiſchen Poeſie ausmacht, eine Meiſterſchaft bewährt, in welcher es ihm kein anderer Dichter ſeiner Nation nur von ferne gleich thut. Wie eine Lawine, die mit immer wachſendem Umfang und ſteigender Schnelle den Felshang hinunterſtürzt, bis ſie donnernd die Tiefe erreicht, ſo brauſt die Handlung ſeiner Stücke in ſtürmiſchem und unaufhaltſamem Gange vorwärts und raſtet nicht, bis ſie ans Endziel gelangt; alles, was den raſchen Fortſchritt ſtören könnte, wird von dem gewaltigen Drange mit fortgeriſſen. So erreichte Calderon jene große Einheit, jenes mächtige Intereſſe, welches uns in den beſten ſeiner Stücke ſo unwiderſtehlich mit ſich fortreißt, daß ein Widerſtreben eben ſo fruchtlos ſein würde, wie das eines Sommerfadens gegen den Sturm." Dieſer Eigenſchaften wegen erfreute ſich Calderon in der Folgezeit einer größeren Beliebtheit als ſein großer Vorgänger, und auch in Deutſchland wurde er immer vor jenem bevorzugt, ſeit der Zeit, da durch die deutſchen Romantiker das romantiſche Drama der Spanier zu uns eingeführt wurde.

Auch Calderon verfaßte dramatiſche Stücke der verſchiedenſten Art; ſeine Stoffe ſind bald der Geſchichte entnommen, bald der Heiligenlegende, bald der mittelalterlichen Ritterſage; oder es ſind romantiſche Erdichtungen ſeiner frei ſchaffenden Phantaſie; oder endlich Verwicklungen, wie ſie im ſpaniſchen Leben jener Zeit möglich waren. Dazu kommen die wunderbar ſchönen Autos sacramentales, die Calderon ebenfalls zur höchſten Vollendung gebracht hat.[1] Die Zahl von Calderons Comedias beläuft ſich nach Schacks Unterſuchung auf 121, die ſeiner Autos auf 72. Unter der großen Zahl dieſer Dichtungen ſind die bekannteſten: „Der Standhafte Prinz", „Das Leben ein Traum", „Die Andacht zum Kreuze", „Der Alcalde (Richter, Dorfſchultheiß) von Zalamea", „Die Brücke von Mantible".

Der Gegenſtand des Dramas vom **Standhaften Prinzen** iſt ein geſchichtlicher, den Kämpfen Portugals mit den Mauren entnommen: Der Infant Don Fernando von Portugal, Bruder des Königs Eduard I., fiel in Afrika, wohin er mit ſeinem Bruder Don Enrique an der Spitze eines Heeres zur Bekämpfung der Mauren gekommen war, in die Gefangenſchaft des Königs von Fez, der ihn nur gegen die Übergabe der von den Portugieſen eroberten Stadt Ceuta wieder frei laſſen wollte. Er aber ließ ſich weder durch die Ausſicht auf die Freiheit, noch durch das tiefſte Elend des Sklavenloſes, dem er unterworfen wurde, zu dem bewegen, was er als einen Verrat an der Sache der Chriſtenheit erkannte, und ſtarb, körperlich zu Grunde gerichtet, aber geiſtig ungebeugt, 1443 nach etwa 6jähriger Gefangenſchaft. Dieſen einfachen ergreifenden Gegenſtand hat Calderon in einer Weiſe behandelt, welche alle Bewunderung verdient. Andrerſeits, auch abgeſehen von dem allgemein dichteriſchen Gehalte, kann dieſe Dichtung auch das ſpaniſche Drama als ſolches von ſeiner edelſten Seite würdig vertreten, da ſie von echt ſpaniſchem Geiſte durchdrungen iſt. In dem Helden Don Fernando haben wir das glänzende Idealbild des ſpaniſchen Rittertums. Graf Schack ſagt über die Dichtung: „Wenn irgend ein Werk würdig iſt, im innerſten Heiligtum der Kunſt aufbewahrt zu werden, ſo iſt es der Standhafte Prinz; denn die Dichtkunſt hat hier alle ihre Reize in überſchwenglicher Fülle ausgeſchüttet und alle ihre Kräfte vereinigt, um ein Meiſterſtück von einziger und unerreichbarer Vollendung hervorzubringen; zugleich aber ſchweben die Andacht und der Glaube wie ein feierlicher Orgelklang über dem Ganzen und geben ihm eine göttliche Weihe, in welcher das Erdenſein die höchſte Verklärung feiert und Leid und Klage ſich, gleich der Hymne auf der Lippe des ſterbenden Märtyrers, in anbetenden Jubel auflöſt." Graf Auguſt v. Platen widmete dem Werke die Verſe:

„Seht, ein Held, ein Fürſt, ein Weiſer
Hat die Märtyrkron' errungen,
Und ein Dichter drein geſchlungen
Blütenſchmuck und Myrtenreiſer."

Perſonen:

Don Fernando, } Prinzen v. Portugal.
Don Enrique, }
Don Juan Coutinho.
Alfonſo, König von Portugal.
Brito, portugieſiſcher Soldat.
Der König von Fez.
Muley, Feldherr.
Tarudante, König von Marokko.
Selim, in Dienſten des Königs v. Fez.
Phönix, Prinzeſſin.
Roſa, }
Zara, } ihre Dienerinnen.
Eſtrella, }
Zelima, }
Soldaten, Chriſtenſklaven und andres Gefolge.

Erſter Akt.

Königlicher Garten am Meer.

Chriſtenſklaven, ein beliebiges Lied ſingend; zu ihnen Zara.

Zara.

Singet hier, weil unſre ſchöne
Phönix, während ſie ſich kleidet,
Manchmal gern ihr Ohr geweidet,
An dem klagenden Getöne
Eurer Lieder, wenn ſie her
Vom Gefängnis drüben hallen.

1. Chriſtenſklav.

Kann Muſik, wozu das Schallen
Unſrer Ketten, klirrend ſchwer,
Die Begleitung ſcheint zu ſpielen,
Sie erheitert haben?

Zara.

Ja,
Sie hört zu, ſo ſingt nur da.

2. Chriſtenſklav.

Dieſes Leiden, bei ſo vielen,
Schöne Zara, wär' noch ſtärker:
Nur der Tiere rohe Zunft,
Ganz entblößt von der Vernunft,
Singt vergnügt in ihrem Kerker.

Zara.

Pflegt ihr nicht zu ſingen?

3. Chriſtenſklav.

Wenn
Es geſchieht, iſt's, unſre Leiden,
Aber fremde nicht, zu weiden.

Zara.

Sie hört zu, ſo ſinget denn.

Geſang.

Es muß der Laſt der Jahre
Das Hohe ſelbſt erliegen,
Der leichte Gang der Zeiten
Kennt keine ſchweren Siege.

Roſa tritt auf.

Roſa.

Fort, Gefangne! Nicht mehr Zeit
Iſt's nun, des Geſangs zu warten;
Denn es tritt in dieſen Garten
Phönix, daß der Fluren Kleid
Stolz von ihrer Schönheit blühe,
Als der jüngeren Aurore.

Die Chriſtenſklaven ab.

Phönix tritt auf, umgeben von den Dienerinnen, die ſie ankleiden.

Eſtrella.

Schön erhobſt du dich im Flore.

Zara.

Prahle nicht die reine Frühe,
Daß dem Garten ſie verliehn
Licht und Duft im holden Schoße,
Noch den Purpur auch der Roſe,
Noch die Weiße dem Jasmin.

Phönix.

Gebt den Spiegel.

Eſtrella.

Es bedarf[1]
Nicht, um Flecken ihn befragen,
Nie vom Pinſel aufgetragen,
Der ſo rein die Züg' entwarf.

Sie reichen ihr einen Spiegel.

Phönix.

Wozu kann die Schönheit dienen,
Ob es auch die meine wäre,
Wenn ich doch die Luſt entbehre,
Wenn das Glück mir nicht erſchienen?

Zelima.

Was betrübt dich?

Phönix.

Wenn ich wüßte,
Zelima, was mich betrübt,
Weiß ich auch, daß, gern geübt,
Selbſt der Schmerz es lindern müßte.
Doch von meinen Leiden, ſieh,
Kenn' ich nicht die Art genauer:
Denn ſonſt wäre wahre Trauer,
Was nun iſt Melancholie.
Nur zu quälen weiß ich mich,
Nicht, warum ich nur mich quäle;
Es ſind Täuſchungen der Seele.

Zara.

Können, zu erheitern dich,
Dieſe Gärten denn nicht dienen,

---

[1] Nach der Überſetzung von Schlegel.

[2] Über die Gattungen des ſpaniſchen Dramas hat Graf Ad. Fr. v. Schack in ſeiner „Geſchichte der dramatiſchen Litteratur und Kunſt in Spanien" gehandelt und zuerſt Klarheit an Stelle der früher vielfach verworrenen Vorſtellungen geſetzt.

[1] Eine Anzahl derſelben hat Eichendorff überſetzt.

[1] Es bedarf (des Spiegels) nicht, um (wegen) Flecken ihn (zu) befragen, (welche) nie vom Pinſel (des Spiegels, der als malend gedacht wird) aufgetragen (wurden), der ſo rein die Züg' entwarf.

Die dem Frühling, hold zu ſchauen,
Statuen von Roſen bauen,
Über Tempeln von Jasminen:
Geh ans Meer, ein kleines Boot
Sei der Sonne goldner Wagen.

Roſa.

Wenn er, auf der Flut getragen,
Sieht ſolch glänzend Abendrot,
Dann ruft, voll Melancholie,
Wohl dem Meer der Garten zu:
Schon verſinkt die Sonn' in Ruh,
Kürzer war der Tag noch nie.

Phönix.

Nein, es kann mich nicht erfreun
Wettſtreit zwiſchen See und Matten,
Wie ſich in verlorne Schatten
Ferne Widerſcheine ſtreun,
Wann auf den beſtrahlten Räumen,
Prangend wie in Heiligtumen,
Schäume ringen mit den Blumen,
Blumen ringen mit den Schäumen:
Weil der Garten voller Neid,
Wie er ſieht des Meeres Wellen,
Nachzuahmen ſtrebt ihr Schwellen;
Und der linde Zephyr leiht
Farb' und Schmerz dort eingeſogen,
Wieder ihm und ſo umſäuſelt,
Bildet Blum' und Laub, gekräuſelt,
Einen Ozean von Wogen.
Wann das Meer, betrübt zu ſehen
Wie der Garten zierlich pranget
Von Natur, nun auch verlanget
Ihm an Schmuck nicht nachzuſtehen,
Muß, vom fremden Schein verſucht,
Die gewohnte Pracht es dämpfen;
Und ſo ſieht man lieblich kämpfen
Blaue Flur und grüne Bucht:
Da ſie beid' an krauſen Säumen,
Der gemiſchten Farben warten,
Wird ein Blumenmeer der Garten,
Und das Meer ein Beet von Schäumen.
Groß, gewißlich, iſt mein Schmerz,
Da nicht lindern die Beſchwerde
Flur und Himmel, Meer und Erde.

Zara.

Großes Leid beſtürmt dein Herz.

Der **König** tritt auf, mit einem Bildniſſe in der Hand.

König.

Gönnt dein Übel dir einmal,
Das der Schönheit Fieber iſt,
Von der Trauer eine Friſt!
Dieſes ſchön' Original, —
Denn kein Bildnis iſt, was Leben
Hat und Seel', — iſt der Infante
Von Marokko, Tarudante;
Seine Krone wünſcht ergeben
Er zu Füßen dir zu legen.
Den zum Boten hier ernannt' er,
Und ein ſtummer Abgeſandter
Muß wohl Liebes-Botſchaft hegen,
An ihm find' ich einen Streiter,
Meine Pläne zu vollenden:
Zur Belagrung Ceutas ſenden
Will er mir zehntauſend Reiter.
Laß die Scham ſich nun verſöhnen,
Gönne dem, zu lieben dich,
Den in Fez zum König ich
Deiner Schönheit werde krönen.

Phönix.

Steh mir Allah bei!

König.

Du zagſt,
Wie bedrängt von großer Not?

Phönix für ſich.

Weil beſchloſſen iſt mein Tod.

König.

Laß mich hören, was du ſagſt.

Phönix.

Kam ich immer den Befehlen,
Vater, Herr und König, nach —
beiſeit. Was nur ſag' ich? Muley, ach!
Solchen Anſpruch zu verfehlen! —
Tiefſte Demut giebt ſich kund —
Wehe mir! — in dieſer Stille. —
beiſeit. Wenn er's denkt, ſo lügt mein Wille,
Wenn er's ſagt, ſo lügt mein Mund.

König.

Nimm das Bildnis.

Phönix für ſich.

Weil ich muß,
Nimmt es meine Rechte hin,
Doch nicht kann es Herz und Sinn.

Man hört einen Kanonenſchuß.

Zara.

Muley'n meldet dieſer Schuß,
Der vom Meer heut angekommen.

König.

Billig iſt's, ihn zu begrüßen.

Muley tritt auf, mit dem Kommandoſtabe in der Hand.

Muley.

Sieh mich, Herr, zu deinen Füßen.

König.

Muley, ſei mir ſehr willkommen.

Muley.

Wer ſich hat hinaufgedrängt
Zu ſo lichter Sphären Wonne,
Wen im Hafen ſolcher Sonne
Kind, Aurora, hier empfängt:
Der muß wohlbewillkommt ſein.
Reiche, Fürſtin, mir die Hand,
Deiner Gunſt erhabnes Pfand
Magſt du würdig dem verleihn,
Der in Lieb' und Treu ergeben
Nach Triumphen für dich ringt,
Dir zu dienen ging und bringt
Nun zurück ſein liebend Streben. —
beiſeit. Was, o Himmel, muß ich ſchauen?

Phönix.

Muley, du — es drückt mich ſchwer —
Biſt willkommen.

Muley beiſeit.

Nicht zu ſehr,
Wenn ich darf den Augen trauen.

König.

Sag, was giebt's zur See zu thun?

Muley.

Du magſt die Geduld bereiten,
Schlimm ſind meine Neuigkeiten;
Alles iſt verſchlimmert nun.

König.

Was du weißt, verkünde mir:
Denn bei einem feſten Mute
Findet Böſes wie das Gute
Immer gleiche Mienen. Hier
Setz dich, Phönix.

Phönix.

Ich will's thun.

König.

Setzt euch alle; laß uns hören,
Und dich nichts im Reden ſtören.

Der König und die Damen ſetzen ſich.

Muley für ſich.

Kann ich reden? kann ich ruhn? —
Bloß mit zweien Galeaſſen
Lief ich aus, wie du geboten,
Um an den Barbarſchen Küſten,
Hoher Herr, umher zu forſchen.
Dein Befehl war, daß ich nahen
Der berühmten Stadt mich ſollte,
Die Eliſa hieß vor Zeiten,
Jener, die erbaut am Thore
Des Herkulſchen Sundes ſtehet,
Und den Namen hergenommen
Hat von Ceydo, welches, Ceuta
Vom Arabiſchen verdolmetſcht
Auf Hebräiſch, Schönheit heißet,
Und ſie prangt am ſchönſten Orte;
Jener endlich, die der Himmel
Hat entriſſen deiner Krone,
Wohl nach unſers großen Mahoms
Des Propheten bill'gem Zorne;
Und zur Schmach für unſre Waffen
Müſſen wir nun ſehn, daß dorten
Portugieſiſche Paniere
Auf den Türmen ſind erhoben,
Allzeit vor den Augen habend
Eine Schranke, welche ſpottet
Unſers Ruhmes, einen Zügel,
Der zurückhält unſer Trotzen,
Einen Kaukaſus, der deiner
Siege Nil in ſeinem Strome
Aufhält, und, dazwiſchen tretend,
Spaniens Zugang uns verſchloſſen.
Alſo hatt' ich den Befehl
All ihr Bollwerk auszuforſchen
Ganz genau, um dir zu melden
Wie geſtaltet und geordnet
Sie es hat, und wie du kannſt,
Sparend ſo Gefahr als Koſten,
Dieſen Krieg anfangen; möge
Dir den Sieg des Himmels Sorge
Samt der Herſtellung verleihn.
Zwar ein größres Unglück, drohend,
Schafft Verzug; denn ich bezweifle,
Ob dies jetzt wird unternommen,
Da ein andres Unternehmen
Dringender dich ruft und fordert:
Weil das Heer, das wider Ceutas
Große Macht du haſt geworben,
Eilen muß zu Tangers Schutz,
Welches wehklagt, ſchon bedrohet
Von der gleichen Not und Plage,
Gleichem Fall und gleichem Hohne.
Ich erfuhr's, weil ich zur See,
Um die Stund' an einem Morgen,
Wo, die weſtlich ruhnden Schatten
Scheuchend vor ſich her, die Sonne
Halb im Schlaf noch, blonde Haare
Auf Jasminen und auf Roſen
Breitet, die mit goldnem Tuche
Der Aurora Thränen trocknen,
Welche, Feu'r und Schnee, in Perlen
Vor der Sonne Blick zerronnen,
Fern auf den Gewäſſern ſah
Eine ſtarke Kriegesflotte
Angeſchwommen, obwohl damals
Der erſtarrte Blick nicht konnte
Sich entſcheiden, ob's ihm Felſen
Oder Schiffe ſcheinen ſollten.
Denn, ſo wie auf Schildereien
Durch des Pinſels Kunſt verſchmolzen,
Hintergründe, weite Fernen
In zweideut'ger Ausſicht offen,
Bald wie Berg' erſcheinen, bald
Sich wie ſtolze Städt' erhoben,
Weil der Abſtand unerhörte
Wunderdinge allzeit formet:
So auch, auf der blauen Landſchaft
Lichter, Schatten, hingeworfen,
Machten, Meer und Himmel miſchend,
Mit den Wolken und den Wogen
Tauſend Täuſchungen dem Blick,
Der, begierig jetzo forſchend,
Nur die Maſſen noch bemerkte,
Und nicht unterſchied die Formen.
Erſtlich ſchien uns, da wir ſahn,
Wie den Himmel ihre obern
Spitzen rührten, Wolken wären's,
Derer, die aufs Meer gezogen,
In Saphir empfangnen Regen
In Kryſtall gebären wollen;
Und wir dachten ſo mit Recht,
Denn das Meer ſchien ja geſonnen
Einzuſchlürfen den unzähl'gen
Schwarm bis auf den letzten Tropfen.
Bald von Meeres-Ungeheuern
Schien es eine irr'nde Horde,
Die Neptunen zu begleiten
Käm' aus ihren tiefen Grotten:
Denn, wie ihre Segel wallten,
Spielend mit des Windes Odem,
Glaubten wir, ſie ließen wallen
Auf den Fluten ihre Floſſen.
Nun uns näher ſchon erſchien es
Ein gewalt'ges Babylonien,
Deſſen Hängegärten waren
Wimpel, ſich dem Wind entrollend.
Endlich aus dem Trug geriſſen
Hatte das Geſicht als Flotte
Sie erkannt ſchon, denn wir ſahn,
Wie die Schnäbel Furchen zogen,
Wovon die geſchlagnen Schäume
Kräuſelnd ſich in ſich verworren,
Berg' aus Silber aufgeſchichtet,
Felſen aus Kryſtall erſchwollen.
Ich, ſo viele Feind' entdeckend,
Wandte mich vor ihrem Toben:
Denn zu flieh'n gehörig wiſſen
Hat oft auch für Sieg gegolten;
Und ſo nahm, als der ich dieſer
Meere kund'ger war, im Porte
Einer Bucht ich meine Zuflucht,
Wo ich widerſtehen konnte,
In der Schutzwehr und dem Schirme
Zweier Hügel, ſolcher großen
Macht gewalt'gem Ungeſtüm,
Die Meer, Erd' und Himmel trotzet.
Arglos fuhren ſie vorbei;
Und begierig zu erforſchen,
Wie ihr denkt, wo dies Geſchwader
Ferner ſeine Bahn verfolgte,
Lief ich auf das offne Meer
Wieder aus, wo ſich gewogen
Meinen Hoffnungen der Himmel
Wies, die diesmal nicht mich trogen.
Denn ich ſah, zurückgeblieben
War ein Schiff von jener Flotte,
Welches wehrlos und verlaſſen
Kaum die See noch halten mochte:
Weil, wie ich nachher erfuhr,
Da ſie all' ein Sturm betroffen,
Dieſes ihm erliegen mußte,
Schadhaft, leck und halb zerborſten;
So nun, angefüllt mit Waſſer,
Das die Pumpen nicht dem Boden
Zu entſchöpfen gnügten, ſchwankend
Bald nach hier und bald nach dorten
Schien es dem Verſinken nah
Bei dem kleinſten Wellenſtoße.
Ich naht' ihm, und Lindrung brachten
Seiner Not wir, obwohl Mohren;
Denn es pflegt ſich, wer im Unglück,
Durch Geſellſchaft zu erholen
Dergeſtalt, daß ſelbſt ein Feind
Dann gereicht zu ſeinem Troſte.
Von dem Trieb des Lebens werden
Etliche ſo fortgezogen
Daß ſie, aus den Tau'n und Seilen
Leitern machend, unerſchrocken,
Sich gefangen übergeben;
Obwohl Andre ſie verſpotten
Mit dem Wort, daß ewig leben
Leben ſei mit Ehr' und Lobe,
Und auch ſo noch widerſtehn:
Portugieſiſch eitles Trotzen!
Es berichtet mich ausführlich
Derer, die an Bord gekommen,
Einer nun, daß von Lisboa
Ausgelaufen jene Flotte
Wider Tanger, das ſie denke
Zu belagern, mit heroiſch
Feſtem Vorſatz, daß du ſehen
Auf den ſtolzen Zinnen ſolleſt
Die fünf Schildlein, die auf Ceuta
Jeden Tag beſcheint die Sonne.
Eduard von Portugal,
Deſſen Siegerruhm frohlockend
Auf den Schwingen römiſcher Adler
Fliegen wird durch alle Zonen,
Schickt Enrique und Fernando,

Seiner Brüder Paar, die Glorie
Des Jahrhunderts, das ſie ſiehet
Prangend in des Sieges Kronen.
Sie ſind Ordensmeiſter Chriſti
Und Avis, mit weißem Borde
Zieren Kreuze beider Bruſt,
Dem ein grünes, dem ein rotes.
Vierzehntauſend Portugieſen
Sind's, die ſtehn in ihrem Solde,
Hoher Herr, die nicht gerechnet,
Die mitziehn auf eigne Koſten.
Tauſend ſind der ſtarken Pferde,
Wohl verſehn vom ſpanſchen Stolze
Tigern gleich mit bunten Decken,
Lüchſen gleich mit leichten Sohlen.
Angelangt in Tanger müſſen
Sie ſchon ſein, und dieſen Morgen,
Wo nicht ſeinen Sand betreten,
Wenigſtens ſein Meer durchwogen.
Ziehn wir aus, es zu verteid'gen,
Waffne, Herr, dich ſelbſt im Zorne,
Daß in deinem tapfern Arme
Mahoms Geißel werd' erhoben,
Und das reichſte Blatt von allen
Aus des Todes Buch entrolle.
Denn vielleicht wird heut erfüllt
Jenes Morabiter-Wortes
Heldenmüt'ge Prophezeiung,
Welche ſagt, am ſand'gen Borde
Afrikas werd' einſt zu teile
Ein unglücklich Grab der Krone
Portugals; ſie mögen ſehen,
Wie von dieſem krumm gebognen
Säbel grün' und blaue Felder
Rot in ihrem Blut geworden.

König.

Schweig! nicht weiter rede fort!
Denn erfüllt von wüt'gem Grimme
Iſt ein Gift mir deine Stimme,
Giebt den Tod mir jedes Wort.
Afrika zum Grabmal ſchaffen
Will ich ihren trotz'gen Horden,
Nahn die Meiſter ihrer Orden,
Die Infanten, ſchon in Waffen.
Muley, du brich ſchleunig auf
Mit dem Reitervolk der Küſte,
Während ich zum Kampf mich rüſte;
Wenn du in behendem Lauf
Mit Scharmützeln ihnen wehreſt,
Daß ſie dort kein Land gewinnen
Allzuſchnell, und mir hierinnen
Dein geerbtes Blut bewähreſt:
Dann, ſo ſchnell wie du, ins Feld
Rück' ich, unſre Macht zu paaren,
Mit dem Reſt der trotz'gen Scharen,
Die das Lager hier enthält.
Und ſo ſoll von den Beſchwerden
Uns ein blut'ger Tag befrein:
Ceuta muß nun wieder mein,
Tanger nicht das ihre werden. Ab.

Muley.

Phönix, dir ſei nicht verhehlt,
Obwohl im Vorübereilen,
Da ich doch nicht bin zu heilen,
Welche Krankheit mich entſeelt.
Ob mein Wahn auch überſchritte
Schuld'ger Ehrerbietung Zucht:
Meine Qual iſt Eiferſucht,
Und die kennt ja keine Sitte.
Welches Bildnis, Feindin, ach!
Sah in weißen Händen ich?
Wer iſt der Beglückte? ſprich!
Wer — doch halt! eh ſolche Schmach
Deine Zunge mir bekenne:
Schon genug, daß unbekannt
Ich ihn ſah in deiner Hand,
Ohne daß dein Mund ihn nenne.

Phönix.

Muley, mein Verlangen wollte
Freiheit dir zum Lieben ſchenken,
Aber nicht zum Schmähn und Kränken.

Muley.

Phönix, ja ich fühl', ich ſollte
Nicht ſo ungeziemend ſprechen.
Doch der Himmel mag mir zeugen,
Eiferſucht läßt ſich nicht beugen,
Muß durch alle Schranken brechen.
Schüchtern und in ſcheuer Zucht
Warb ich, liebt' ich, ganz dein eigen:
Aber konnt' ich liebend ſchweigen,
Kann ich's nicht mit Eiferſucht.
Nein, ich kann's nicht!

Phönix.

Nicht verdienet
Deine Schuld Genugthuung;
Doch es iſt mir Grund genung,
Daß ſie meiner Ehre dienet.
Ein Vergehn will ich verſchonen
Unter uns, und ſo erteil' ich
Dir ſie.

Muley.

Giebt es eine?

Phönix.

Freilich.

Muley.

Möge Gott dich wohl belohnen.

Phönix.

Dies Bild ſandte —

Muley.

Wer?

Phönix.

Infant
Tarudante.

Muley.

Und weswegen?

Phönix.

Weil mein Vater mit dem Hegen
Meiner Neigung unbekannt, —

Muley.

Wohl!

Phönix.

Verlangt, daß die zwei Kronen —

Muley.

Sprich nicht weiter: ſchon genung!
Giebſt du ſo Genugthuung?
Möge Gott dich ſchlimm belohnen!

Phönix.

Daß mein Vater dies bedacht,
Hab' ich daran Schuld begangen?

Muley.

Daß du dieſes Bild empfangen,
Hätt' er auch dich umgebracht.

Phönix.

Konnt' ich's meiden?

Muley.

Sicherlich.

Phönix.

Wie?

Muley.

Du mußteſt was erſinnen.

Phönix.

Sag, was konnt' ich nur beginnen?

Muley.

Sterben, wie ich's thät' für dich.

Phönix.

Dies war Not.

Muley.

Nein, Wankelmut.

Phönix.

War Gewalt.

Muley.

Gewalt giebt's keine.

Phönix.

Nun was war es alſo?

Muley.

Meine
Trennung, ſie begrub mein Gut,
Und bevor noch beſſer ich,
Wie du wechſelſt, müßte lernen,
Will ich wieder mich entfernen:
Töte, Phönix, wieder mich.

Phönix.

Scheiden iſt nicht abzuwenden.

Muley.

Schied die Seele doch von mir.

Phönix.

Zieh nach Tanger! Wieder hier,
Magſt du dann die Klagen enden.

Muley.

Wohl, läßt nur mein Leid mich leben.

Phönix.

Lebe wohl, wir müſſen ſcheiden.

Muley.

Höre! willſt du ſo mich meiden,
Ohne mir das Bild zu geben?

Phönix.

Ja, der König würd' es miſſen.

Muley.

Laß es los! mit vollen Rechten
Reiß' ich den aus deiner Rechten,
Der mich deiner Bruſt entriſſen.
Beide ab.

Seeküſte bei Tanger.

Es wird eine Zinke geblaſen, man hört Geräuſch vom Ausſchiffen, Don Fernando, Don Enrique, Don Juan Coutinho und Soldaten ſteigen ans Land.

Fernando.

Ich muß der erſte ſein, die ſand'gen Fluren,
Du ſchönes Afrika, dir zu berühren,
Auf daß, gedrückt von meiner Tritte Spuren,
Die ſtarke Macht dein Nacken möge ſpüren,
Die dich ſoll zähmen.

Enrique.

Meinen edlen Sohlen
Mög' auf dem afrikanſchen Grund gebühren
Die zweite Stelle: — er fällt. Gottes Schutz befohlen!
Stets müſſen üble Zeichen mich begleiten.

Fernando.

Du mußt, Enrique, dich vom Schreck erholen:
Dein Fallen iſt vielmehr daher zu leiten,
Daß ſelbſt die Erd', um ſie als Herr zu faſſen,
Dich lud, die Arme gegen ſie zu breiten.

Enrique.

Dies Feld und dies Gebirge ſtehn verlaſſen
Von den Alarben, wie ſie uns geſehen.

Don Juan.

Tanger verſchließt die Thore ſeiner Gaſſen.

Fernando.

In ihrer Freiſtatt woll'n ſie uns entgehen.
Don Juan Coutinho, Graf Miralvas, eilend
Geht, um das Land mit Sorgfalt zu erſpähen;
Bevor die Sonn', ihr Morgenrot ereilend,
Uns ungeſtümer treffend mag verletzen,
Der Stadt von uns den erſten Gruß erteilend.
Sagt ihr, ſie ſolle nicht ſich widerſetzen,
Sonſt müſſ' ich ſie mit Schwert und Feuer ſtürmen,
In Blut das Feld, in Brand die Häuſer ſetzen.

Don Juan.

Ich will hinan bis unter ihren Türmen,
Mag, ein Vulkan, ſie Blitz und Flammen ſpeien,
Und graue Wolken um die Sonne türmen. Ab.

Brito kommt.

Brito.

Gottlob, da bin ich im Revier des Maien,
Und kann zu Land umhergeh'n nach Belieben,
Von Schaukeln, Angſt und Schwindel mich befreien.
Nicht mehr im Meere werd' ich umgetrieben,
Wo, bis ſie erſt ein hölzern Untier fragen, —
Das doch ein Klotz, — das Flinkſte muß verſchieben,
Mit raſchem Lauf aus der Gefahr zu jagen.
Mein liebes Land! ach laß mich nicht verderben
Im Waſſer, noch bis zu den letzten Tagen
Laß auch auf feſtem Lande je mich ſterben!

Enrique.

Daß du den Narren anhörſt.

Fernando.

Daß dein Bangen
Auf keine Weiſe Troſt weiß zu erwerben!
Ihm grundlos, unwillkürlich nachzuhangen,
Biſt du dem eignen Mut ganz abgefallen.

Enrique.

An Ängſten iſt die Seele mir befangen,
Ich wähne wider mich das Los gefallen,
Seit, eben von Lisboa nur gewichen,
Ich um mich ſah des Todes Bilder wallen.
Kaum daß zu den Barbarſchen Himmelsſtrichen
Der Fahrt Beſchluß uns beiden ſich erfüllte,
Als ſelbſt Apollo, wie im Kampf erblichen,
Ins Leichentuch der Wolken tief verhüllte
Sein goldnes Antlitz, und das Meer mit Brauſen
Zertrümmernd wider unſre Flotte brüllte.
Blick' ich aufs Meer, ſo deckt es dunkles Grauſen;
Zum Himmel auf, ſo ſcheint mit Blut getränket
Sein blauer Schleier; in die Luft, ſo hauſen
Nur nächt'ge Vögel drin; den Blick gelenket
Zur Erde, ſeh ich Grüfte dar ſich ſtellen,
Worein mich Armen bald mein Fall verſenket.

Fernando.

Wohlan, ſo ſoll dir meine Lieb' erhellen,
Was dieſer ſchwermutsvolle Schein bedeute.
Daß uns ein Schiff verſchluckt die ſtürm'ſchen Wellen,
Sagt uns, entbehrlich waren dieſe Leute,
Um zu vollbringen, was wir unternommen;
Daß der durchſicht'ge Himmel Purpur ſtreute,
War Schmuck, nicht Graun; und ſind uns vorgekommen

In Lüften Vögel, Ungeheu'r im Meere:
Wir haben nicht hierher ſie mitgenommen.
Wenn ſie denn hier ſind, muß es nicht bewähren,
Daß ſie dies Land, worin ſie gräulich niſten,
Von ſeinem blut'gen Ende vorbelehren?
Dergleichen ſchnöde Zeichen überliſten
Mit leerem Schreck die Mohren, die drauf bauen,
Nicht irre machen wollen ſie die Chriſten.
Wir beide ſind's: kein eitles Selbſtvertrauen
Lockt uns, hier unſre Waffen zu erproben,
Damit der Menſchen Augen mögen ſchauen
Den großen Sieg im Buch des Ruhms erhoben.
Wir kommen, Gottes Glauben zu verbreiten;
Ihn preiſen müſſen wir, ihn einzig loben,
Wenn triumphierend dieſen Kampf wir ſtreiten.
Doch ſoll uns nicht des Sieges Lohn erfreuen,
So werden wir beglückt zum Tode ſchreiten.
Die Strafe Gottes iſt es recht zu ſcheuen,
Sie pflegt ſich nicht mit leerem Schreck zu friſten.
Nicht frevelnd kommen wir, als ſeine Treuen:
Chriſten ja ſeid ihr, wohl, ſo thut wie Chriſten! —
Doch was iſt dies?

Don Juan tritt auf.

Don Juan.

Herr, zur Mauer,
Deinem Wort gehorſam, gehend,
Sah ich leichter Pferde Scharen
An dem Fuße dieſer Berge,
Die von dort hinaus gen Fez
Sich ſo ſchnell hieherwärts wenden,
Daß dem Blick ſie Vögel ſcheinen,
Nicht vierfüßigen Geſchlechtes.
Zwar vom Winde nicht getragen,
Fühlet doch ſie kaum die Erde,
Und ſo weiß nicht Erd' und Luft,
Ob ſie fliegen oder ſchweben.

Fernando.

Ziehn wir aus, ſie zu empfangen!
Sich zuerſt in Reihen ſtellen
Laßt die Bogenſchützen, dann
Die mit Pferden ſind verſehen
Ebenfalls, nach ihrer Weiſe
Mit den Harniſchen und Speeren.
Auf, Enrique! Guten Anfang
Will uns dieſer Anlaß ſchenken:
Sei getroſt!

Enrique.

Ich bin dein Bruder,
Nicht erſchreckt der Zeiten Wechſel
Jemals mich, noch würde ſelbſt
Mich des Todes Antlitz ſchrecken.

Alle ab außer Brito.

Brito.

Mir kommt ſtets die Wache zu
Bei dem Troß im Hintertreffen.
O welch braves Scharmutzieren!
Schon ſind ſie im Handgemenge:
Ein gar herrlich Spiel mit Röhren!
Ich muß nur mich ſicher ſtellen.

Ab.

Schlachtfeld.

Getümmel. Don Juan und Don Enrique und Truppen kommen im Gefecht mit den Mohren.

Enrique.

Auf ſie ein! ihr ſeht die Mohren
Schon beſiegt den Rücken kehren.

Don Juan.

Und ſie räumen, voll von Beute,
Voll von ihrem Volk und Pferden,
Dieſes Feld.

Enrique.

Wo Don Fernando
Sein mag, daß wir ihn nicht ſehen?

Don Juan.

Er iſt ſo weit eingedrungen,
Daß das Aug' ihn nicht entdecket.

Enrique.

Auf, Coutinho, ihn zu ſuchen!

Don Juan.

Stets an deiner Seite ſteh' ich.

Alle ab.

Don Fernando mit Muley's Säbel und Muley bloß mit ſeiner Tartſche treten auf.

Fernando.

Auf dem Felde, das verlaſſen
Ein gemeinſam Grab darſtellet
All der Leichen, wenn man's nicht
Will des Todes Bühne nennen,
Biſt du, Mohr, allein geblieben,
Weil dein Kriegsheer überwältigt
Sich zurückzog, und dein Roß,
Welchem Meere Bluts entquellen,
Eingehüllt von Staub und Schaum,
Den es ſelbſt erregt und ſchwellet
Dich verließ als eine Beute
Meiner kühnen ſtarken Rechten,
Mitten unter der beſiegten
Reiterſcharen led'gen Pferden.
Ich nun, froh ſolch eines Sieges,
Der mich ſtolz macht und verherrlicht,
Mehr, als daß ich dies Gefilde
Sehe ganz bekränzt mit Nelken:
Denn ſo viel iſt des vergoſſ'nen
Bluts, womit es ſich verbrämet,
Daß den Augen ein Erbarmen
Ward erregt, ſo groß und heftig,
Doch nicht Jammer ſtets zu ſchauen,
Nicht Verheerung ſtets zu ſehen,
Daß ſie unter all dem Roten
Spähten nach dem Grün des Feldes;—
Da nun endlich meiner Kraft
Unterlegen dein beherzter
Mut, griff ich ein herrenloſes,
Aus ſo viel verlornen Pferden:
Solch ein Wunder, daß, des Windes
Kind, es Anſpruch am Geſchlechte
Macht des Feuers, welche beide
Lügen ſtraft, ſie nicht erkennend.
Seine Farbe; da ſie weiß iſt,
Sagt das Waſſer: Meiner Sphäre
Zeugung iſt es, ich allein
Ließ gerinnen es von Schneee.
Wie der Blitz im hohen Schwunge,
Wie der Wind in ſeiner Schnelle,
War es nach der Weiße Schwan,
Schlange nach den blut'gen Flecken,
Stolz in ſeiner Schönheit Prangen,
In dem raſchen Mut verwegen,
Freudevoll in ſeinem Wiehern,
In den Ferſenbüſcheln kräftig.
Auf den Sattel und die Kroppe
Uns zuſammen beide ſetzend,
Brachen wir durch Meere Blutes,
Wo, in deren furchtbar'n Wellen,
Dies beſeelte Schiff, die Stirne
Wie zum Vorderteil verkehret,
Brechend durch die Purpurmaſſe,
Von dem Schweif zum Buſch der Mähne,
Zwiſchen Schaum und Blut erſchien —
Da ich's einmal Schiff genennet, —
Von vier Spornen nun verwundet,
Als ob es vier Winde drängten.
Es erlag zuletzt, wenn's Bürden
Giebt, die ſolchen Atlas lähmen;
Wiewohl die des Unglücks fühlen
Unvernünft'ge Tiere ſelber.
Oder ſei's, daß es gerührt
Zu ſich ſprach im innern Regen:
Traurig reiſet der Alarbe,
Da der Spanier froh ſich wendet;
Bin ich meinem Vaterlande
Denn nicht treulos und Verräter?
Hier will ich nicht weiter fort." —
Und da du ſo traurig ſteheſt,
Daß dein Herz, wiewohl, ſo ſehr
Es vermag, es ſich verſtellet,
Durch den Mund und durch die Augen,
Als Vulkan' im Buſen brennend,
Heiße Seufzer ſchickt zum Himmel,
Und vergießet inn'ge Zähren:
So erſtaunt mein Mut, zu ſehn,
Jedesmal wann ich mich wende,
Daß ein Streich des Glücks den deinen
Konnte ganz danieder werfen.
Darum denk' ich, muß ein andrer
Grund es ſein, was dich bedränget,
Weil der Freiheit wegen bloß
Es nicht recht, noch ſchicklich wäre,
Daß ſo weichlich ſollte meinen,
Wer ſo männlich weiß zu fechten.
Wenn der Übel Mitteilung
Alſo Lindrung kann gewähren
Den Gefühlen, laß derweile,
Bis wir meinem Heer uns nähern,
Mein Verlangen deinem Kummer,
Wenn ſo großer Gunſt es wert iſt,
Dieſe Frage thun, verbindlich
Und mit freundſchaftlichen Reden:
Was dich quält? denn nicht mehr dünkt mich,
Daß gefangen ſein dich quäle.
Mitgeteilet wird der Schmerz
Sanfter, wo nicht ganz gezähmet;
Und ich nun, als der am meiſten
Teil gehabt an dieſem Wechſel
Deines Glücks, will ebenfalls
Der ſein, welcher tröſtend hebet,
Was die Urſach deiner Seufzer,
Wenn es ſonſt zu heben ſtehet.

Muley.

Tapfer biſt du und ſo höflich,
Spanier, wie beherzt in Kämpfen;
Weißt zu ſiegen mit der Zunge,
Wie du ſiegeſt mit dem Schwerte.
Dein war ſchon mein Leben, da du
Mich haſt unter meinem Heere
Mit dem Schwert beſiegt; doch jetzo,
Da mich deine Zunge feſſelt,
Iſt die Seele dein: ſo muß
Seel' und Leben ſich bekennen
Dein, du biſt der Herr von beiden,
Da du grauſam bald, bald gnädig,
In der Sitt' und in den Waffen,
Zwiefach mich gefangen legeſt.
Von Erbarmen tief bewegt,
Mich zu hören und zu ſehen,
Fragſt du, Spanier, nach der Urſach'
Meiner Seufzer, die ſo brennend.
Zwar bekenn' ich, daß das Leid,
Wiederholt, geſprochen, pfleget
Sich zu mäß'gen, doch nicht minder,
Daß, wer's wiederholt, begehret
Es zu lindern; und mein Leid
Iſt ſo meiner Freuden Herrſcher,
Um nicht ihnen willzufahren
Und mir Lindrung zuzuwenden,
Möcht' ich nicht ſie wiederholen:
Doch du kannſt mir jetzt befehlen,
Und dir ſagen will ich ſie.
Meiner ſelbſt und deinetwegen.
Muley Scheik heiß' ich mit Namen,
Bin in Fez des Königs Neffe,
Mein Geſchlecht von vielen Paſchas
Und von Beglerbeyen glänzend.
So ſehr war ich Sohn des Unglücks
Seit des Tages erſtem Dämmern,
Daß ich in des Todes Armen
Lag ſchon an des Lebens Schwelle.
Ein verödetes Gefilde,
Das von Spaniern ein mächt'ges
Grabmal war, hatt' ich zur Wiege:
Gelves, damit du's erkenneſt,
Sah mich in dem Jahr geboren,
Wo ihr untergingt in Gelves.
Jung kam ich zum Dienſt des Königs,
Meines Oheims; doch es trete
Gleich das Unglück auf und Leiden!
Ende jedes Glück nur, ende!
Nach Fez kam ich; eine Schönheit,
Die ich allzeit angebetet,
Lebte dicht bei meinem Hauſe,
Daß ich ſtürb' um deſto näher;
Und ſeit meinen erſten Jahren,
Daß ſie würd' um ſo beſtänd'ger,
Dieſe Lieb', und mehr unmöglich
Sie zu end'gen und zu brechen,
Wurden wir vereint erzogen.
Nicht als Blitz den Kinder-Seelen
Wies die Liebe ſich: ſie traf,
Was unmündig, ſchwach und zärtlich,
Mit mehr Kraft, als ſie gekonnt
Das Erhab'ne, Hohe, Mächt'ge;
Ja ſie mußt', um zu beweiſen
Ihre Macht und ihre Stärke,
Mit verſchiednen Widerhaken
Unſre beiden Herzen treffen.
Aber wie des Waſſers Drang
Pflegt den Steinen einzuprägen
Seine Spur, durch die Gewalt
Nicht, nur weil es fällt beſtändig:
Durch ein ewiges Beharren
Haben ſo auch meine Thränen
Sich in ihres Herzens Stein,
Dem der Demant weicht an Härte,
Eingegraben, und mit nichten
Durch Gewalt vollkommnen Wertes;
Bloß durch meine große Liebe
Ließ ſie ſich erweichen endlich.
In dem Zuſtand lebt' ich dann
Ein'ge Zeit, die kurz nur währte,
Wo um mich in milden Lüften
Tauſend Liebeswonnen wehten.
Ich entfernte mich zum Unglück,
Alles ſagt dir dies Entfernen,
Denn indeſſen kam ein andrer
Freier, mir den Tod zu geben.
Er beglückt, und ich unglücklich,
Ich entfernt, er gegenwärtig,
Ich gefangen und er frei,
Wird er mir mein Los entwenden,
Da ich dein Gefangner wurde:
Sieh, ob ich mit Recht mich quäle.

Fernando.

Tapfrer und gewandter Mohr,
Wenn du, wie du ſagſt, anbeteſt,
So vergötterſt wie du ſchilderſt,
Wenn du liebſt wie du's erhebeſt,
Wenn du eiferſt wie du ſeufzeſt,
Wenn du fürchteſt wie du wähneſt,
Und ſo wie du trauerſt, liebeſt:
Wohl, ſo leideſt du glückſelig.
Keinen Preis für deine Löſung
Will ich, als daß du ſie nehmeſt.
Kehre heim, ſag' deiner Dame:
Ihr zum eignen Sklaven ſende
Dich ein portugieſſcher Ritter;
Und wenn dankbar ſie begehret,
Mir den Preis für dich zu zahlen,
Sei mein Lohn dir abgetreten:
Nimm die Schuld in Lieb' erſetzt,
Und um ihre Zinſen werbe.

Scheint es doch, als ob das Roß,
Das erliegend fiel zur Erde,
Durch die Ruh und die Erholung
Wiederum zu Kräften käme.
Weil ich weiß, was Lieben heißt,
Und was Zögrung bei Entfernten,
Halt' ich dich nicht länger auf;
Schwing dich auf dein Pferd und gehe.
Muley.
Nichts erwidert meine Stimme;
Denn man kann dem freien Geber
Einzig durch Empfangen ſchmeicheln.
Sag' wer biſt du? Laß dich kennen.
Fernando.
Nur ein Edler, und nichts weiter.
Muley.
Wer du ſein magſt, du bewährſt es.
So in gut als übler Zeit
Haſt du mich zum ew'gen Knechte.
Fernando.
Nimm das Pferd, es iſt ſchon ſpät.
Muley.
Wenn es dir ſo ſcheint, wie fänd' es
Der wohl, der, zuvor gefangen,
Frei zu ſeiner Dame kehret?
Ab.
Fernando.
Geben, mehr noch, Leben ſchaffen,
Iſt ein edles Thun.
Muley hinter der Szene.
Beherzter
Portugieſe!
Fernando.
Noch vom Roſſe
Spricht er: — Was iſt dein Begehren?
Muley hinter der Szene.
Einſt noch hoff' ich dir in Zukunft
So viel Gutes zu vergelten.
Fernando.
Mög' es dich erfreun.
Muley.
Denn Wohlthun
Fällt ja wahrlich nie zur Erde.
Allah woll' dich ſchützen, Spanier.
Fernando.
Dir, wenn Allah Gott iſt, helf' er.
Trommeln und Trompeten hinter der Szene.
Doch welch Trompetenſchmettern
Beſtürmt die Gegend, trübt die Luft mit Wettern?
Und von der andern Seite
Vernehm' ich Trommeln; die Muſik zum Streite
Iſt beides.
Enrique tritt auf.
Enrique.
O mit Keuchen
Komm ich, Fernando, um dich zu erreichen!
Fernando.
Enrique, was fiel vor?
Enrique.
Der Töne Hader,
Von Fez und von Marokko die Geſchwader
Stiften ihn; Tarudante
Steht bei dem Herrn von Fez, und der entbrannte
König kommt mit den Seinen:
Dies Doppelheer will ſich um uns vereinen,
So daß wir, ganz umlagert,
Zugleich hier ſind Belagrer und belagert.
Wenn wir den Rücken kehren
Dem einen, können wir uns nicht erwehren
Des andern, denn von hier und dort geblendet
Stehn wir in Blitzen, die der Kriegsgott ſendet.
Was ſoll'n wir thun, da ſo viel Stürm' uns trafen?
Fernando.
Was? Sterben wie die Braven,
Als unerſchrockne Geiſter.
Sind wir Infanten nicht, ſind Ordensmeiſter?
Es wär' genug, daß wir zwei Portugieſen
Vom Volke wären, um nicht Furcht zu kennen
Von Angeſicht: Avis und Chriſtus nennen
Laßt uns mit lautem Schallen,
Und für den Glauben fallen,
Da wir zum Sterben kommen.
Don Juan tritt auf.
Don Juan.
Die Landung ward zum Unheil unternommen.
Fernando.
Jetzt iſt nicht Zeit zu Mitteln,
Die Arme müſſen einzig es vermitteln,
Da beide Heer' uns in die Mitte raffen.
Wohlan: Avis und Chriſtus!
Don Juan.
Waffen! Waffen!
Alle mit gezogenem Degen ab; die Schlacht wird geliefert und Brito kommt.
Brito.
In beider Heere Mitten
Sind wir gefangen, und da hilft kein Bitten:
Was für hundsfött'ſche Worte!
Ließ doch das ew'ge Schloß der Himmelspforte
Nur eine Klinze offen,
Wo Zuflucht vor Gefahren könnte hoffen,
Wer mit herkam in Eile,
Und weiß nicht wie, warum; doch eine Weile
Will ich zum Schein mich tot zu ſein bequemen,
Und will das für den Tod in Zukunft nehmen.
Er wirft ſich an die Erde.
Ein Mohr kommt im Gefecht mit Enrique.
Mohr.
Wer ſetzt ſich ſo zur Wehre,
Obſchon mein Arm, ein Strahl der vierten Sphäre,
Ihn zückend will verderben?
Enrique.
Nun wohl! muß ich auch ſtraucheln, fallen, ſterben
Auf lauter Chriſtenleichen,
Dennoch ſoll nicht der Hände Kraft entweichen:
Sie mag des Namens Stelle dir vertreten.
Brito.
Gotts Sakrament, wie gut der weiß zu treten!
Sie treten über ihn weg und ab.
Muley und Don Juan kommen im Gefecht.
Muley.
Ja, tapfrer Portugieſe,
Ob deine Stärke noch ſo groß ſich wieſe,
Verdrießt's nicht meinen Mut: an dieſem Tage
Möcht ich den Sieg euch gönnen.
Don Juan.
Grimm'ge Plage!
Daß, taumelnd und erblindet,
Mein Fußtritt nichts als Chriſtenleichen findet!
Brito.
Was ihm geſchenkt ſein ſollte,
Mein beſter Herr, wenn er nicht treten wollte.
Sie treten über ihn weg, und ab.
Fernando kommt, indem er ſich vor dem Könige und andern Mohren zurückzieht.
König.
Gieb, ſtolzer Portugieſe, deinen Degen!
Kann ich dich lebend hegen
In meiner Macht, verheiß' ich
Dein Freund zu ſein. Wer biſt du? rede! ſage!
Fernando.
Ein Ritter bin ich, frage
Nicht mehr, gieb mir den Tod.
Don Juan kommt und ſtellt ſich neben ihn.
Don Juan.
Erſt, hoher Herr, ſei meine Bruſt bedroht!
Als dimantne Mauer
Soll ſie beſchirmen deines Lebens Dauer.
Fernando, mir ſo teuer!
Auf, zeige jetzt das angeſtammte Feuer!
König.
Warum noch zögr' ich lange,
Da ich dies höre? Haltet! ich verlange
Nicht höhern Preis vom Kriege:
Dieſer Gefangne gnügt zu meinem Siege.
Und weil denn vom Verhängnis
Dein Tod beſchloſſen oder dein Gefängnis,
Fernando gieb den Degen
Dem Herrn von Fez.
Muley kommt.
Muley.
Wobei bin ich zugegen?
Fernando.
Ihn einem König geben
Will ich; Verzweiflung wär's, noch widerſtreben.
Enrique kommt.
Enrique.
Mein Bruder hier gefangen?
Fernando.
Enrique, hemme dein wehklagend Bangen,
Denn in des Zufalls Reiche
Sind dies des Glückes widerwärt'ge Streiche.
König.
Enrique, in die Hände
Fiel Don Fernando mir: wie leicht ich's fände,
Die Übermacht zu zeigen
Durch euren Tod, ſo will ich, was mein eigen,
Für heute mir beſchützen;
Denn euer Blut kann nicht ſo viel mir nützen
Zu weltberühmten Ehren,
Als euer Leben dient, ſie mir zu mehren.
Und daß vom Löſegelde
Man um ſo pünktlicher dem König melde,
Kehr du zurück; zum Pfande
Bleibt hier Fernando, bis aus dieſem Stande
Du kommſt ihn zu erlöſen.
Doch ſag' dem Eduard, daß, ihn auszulöſen
Er nur vergeblich ſende,
Giebt er mir Ceuta nicht durch ſeine Hände.
Und Eure Hoheit wolle,
Damit ich Dank für ſo viel Ruhm ihr zolle,
Mich nun nach Fez begleiten.
Fernando.
Mich ſoll'n die Strahlen meiner Sphäre leiten.
Muley beiſeit.
Daß mich noch mehr in Engen,
O Himmel! Eiferſucht und Freundſchaft drängen.
Fernando.
Enrique, hier gefangen
Macht weder Übel mich, noch Glück erbangen.
Doch unſerm Bruder ſage,
Daß er ſich wie ein chriſtlich Haupt betrage.
Bei meinem Unglücksfalle.
Enrique.
Wie? kennen wir nicht ſeine Großmut alle?
Fernando.
Dies heiß ich dich betreiben:
Er handle wie ein Chriſt.
Enrique.
Nicht außen bleiben
Will ich, ſo wahr ich's bin.
Fernando.
Laß dich umſchlingen.
Enrique.
Du biſt Gefangner und legſt mich in Schlingen!
Fernando.
Don Juan, leb' wohl!
Don Juan.
Ich bleibe dir vereinet,
Schick mich nicht von dir.
Fernando.
Freund, der's redlich meinet!
Enrique.
Weh dieſem Unglückstage!
Fernando.
Sag' du dem König, — aber nichts ihm ſage:
In tiefem Schweigen bringt das bange Wähnen
Dem König meinem Bruder dieſe Thränen.
Alle ab.
Zwei Mohren kommen und ſehen den Brito als tot liegen.
Erſter Mohr.
Ein Chriſten-Leichnam iſt's, den ich hier ſehe.
Zweiter Mohr.
Daß keine Peſt entſtehe,
Werft nur ins Meer die Toten.
Brito.
Wenn ich euch erſt, die Köpfe wohl zerſchroten,
Auf Hieb und Stich bewieſen,
Auch noch geſtorben ſein wir Portugieſen.
Er verfolgt ſie mit Degenſtichen.

Zweiter Akt.

Gebirgige Waldgegend.
Phönix tritt auf.
Phönix.
Zara! Roſa! Zelima!
Giebt mir niemand Antwort?
Muley tritt auf.
Muley.
Ich;
Biſt du Sonne doch für mich,
Und dein Schatten bin ich ja,
Und er blieb der Sonne nah.
Deiner Stimme ſüßes Hallen
Hörend, hab' ich dich vor allen
Im Gebirge hier erreicht.
Was iſt?
Phönix.
Hör', ob ich vielleicht
Sagen kann, was vorgefallen.

Schmeichleriſch, frei, undankbar,
Süß und ſchalkhaft, eine Quelle
Strömte hin die ſanfte Welle
Aus Kryſtall und Silber klar:
Schmeichleriſch bot ſie ſich dar,
Weil ſie ſprach und nicht empfand;
Süß, weil Täuſchung ſie erfand;
Frei, weil keinem ſie verſtummte;
Schalkhaft, weil ſie heimlich ſummte:
Undankbar, weil nichts ſie band.
Dorthin kam ich abgemattet,
Als ich lang' mit leichten Tritten
Einem Wilde nachgeſchritten,
Wo mir Ruhe ward verſtattet
Im Gebirge, kühl umſchattet:
Eines Hügels Wände machten,
Wie ſie ſchön gekränzet lachten
So mit Nelken als Jasmin,
Auf ein Feldbett von Karmin
Mir ein Lager von Smaragden.
Kaum nun ſchwand allmählich da
In dem einſam ſtillen Düſtern
Mir der Sinn, als rauſchend Flüſtern
In der Bäume Laub geſchah.
Horchend fuhr ich auf, und ſah
Eine afrikanſche Alte,
Ein Geſpenſt, das ungeſtalte
Menſchenbildung ſich gegeben;
Ein Gerippe nach dem Leben,
Das als Schatten vor mir wallte.
Hohl und runzlicht eingekniffen
Das Geſicht, mit rohem Rumpfe,
Bildwerk war's aus einem Stumpfe,
Deſſen Rinde nicht geſchliffen.
Von ſchwermüt'gem Weh ergriffen
Und Betrübnis, die mit Bangen
Immer das Gemüt umfangen,
Faßte ſie mir eine Hand,
Und als Baumſtamm feſt gebannt
Fühlt' ich mich an Wurzeln hangen.
Eis in Adern ließ mir rollen
Die Berührung, Graun der Laut,
Der, von kaltem Gift betaut,
Wie dem Mund die Wort' entquollen
Unvernehmlich faſt erſchollen,
Mich ließ hören dies allein:
Armes Weib! ach welche Pein!
Schrecklich Los, um das ich ſtöhne!
Muß denn wirklich dieſe Schöne
Preis für einen Toten ſein?
So ſprach ſie, nun leb ich traurig,
Daß ich's eher nenn' ein Sterben;
Auf das gräßliche Verderben,
Was der flücht'ge Stamm ſo ſchaurig
Mir verkündigt, immer laur' ich;
Was die Ahndungen mir drohten,
Das Orakel ſtarr geboten
Über meines Lebens Schluß:
Weh mir, die ich werden muß
Schnöder Preis für einen Toten! ab.

Muley.

Dieſes Traumbild, dieſer Schein
Findet leicht Entzifferung,
Denn es iſt die Abbildung
Meiner ungemeßnen Pein.
Tarudante'n mußt du weihn
Dich als Gattin, aber ich
Sterbe, ſo zu denken dich;
Drum will ich mein Unheil ſtören,
Du ſollſt nicht ihm angehören,
Wenn er nicht erſt tötet mich.
Dich verlieren kann ich zwar,
Leben nicht nach dem Verluſt:
Wenn ich ſterben denn gemußt
Eh' ich's werden ſehe wahr,
Kauft mein Leben ja fürwahr —
Himmel! — deiner Liebe Frucht;
Und von Leiden heimgeſucht
Wirſt du Preis für einen Toten,
Wenn zu ſterben mir geboten
Liebe, Neid und Eiferſucht.

Don Fernando und drei Chriſtenſklaven kommen.

1. Chriſtenſklav.

Aus dem Garten ſahn wir dich,
Wo wir in der Arbeit ſtehen,
Auf die Jagd, Fernando, gehen,
Und ſo wollten alle ſich
Werfen hier zu deinen Füßen.

2. Chriſtenſklav.

Keinen Troſt als einzig dieſen
Hat der Himmel uns erwieſen.

3. Chriſtenſklav.

Er will unſer Leid verſüßen.

Fernando.

Freunde, kommt, mich zu umarmen!
Und Gott weiß, ob ich die Banden,
Die euch hier die Häls' umwanden,
Gern mit dieſen meinen Armen
Reißen möchte; denn, fürwahr!
Freiheit ſollten ſie euch ſchenken
Eh'r als mir: doch ihr müßt denken,
Daß es Gunſt des Himmels war,
Wenn ſein Spruch euch ſo gebunden.
Beſſern wird er euer Los;
Denn ein Unglück, noch ſo groß,
Wird durch Weisheit überwunden.
Duldet denn zu ihrem Ruhme,
Was die Zeit will und das Glücke!
Wüſte Gottheit voller Tücke,
Heute Leich' und geſtern Blume,
Kann es nie ſich gleich verweilen,
Und ſo wird es anders wenden
Euren Stand. — Ach Gott! Elenden
Nichts als guten Rat erteilen
Iſt nicht weiſ'; und wie bereit
Ich auch wär, euch zu bedenken,
Hab' ich diesmal nichts zu ſchenken:
Lieben Freunde, o verzeiht!
Bald aus Portugal gewähret
Wird mir Beiſtand: trifft er ein,
Soll mein Gut das eure ſein;
Nur für euch hab' ich's begehret.
Wenn aus der Gefangenſchaft
Man mich löſet, auf mein Wort
Nehm ich all euch mit mir fort.
Geht mit Gott zur Arbeit! ſchafft,
Daß euch eure Herrn nicht ſchelten.

1. Chriſtenſklav.

Durch dein Leben, Herr, wird Heil
Unſrer Sklaverei zu teil.

2. Chriſtenſklav.

Möge, Herr, dir's zu vergelten,
Deine Zeit mehr Jahr' umfaſſen,
Als der Phönix lebt.

Sie gehen ab.

Fernando.

Die Seele
Ringt, wie ſie den Gram verhehle,
Da ich euch muß von mir laſſen
Ohne Gabe: daß mir doch
Etwas, euch zu helfen, bliebe!

Muley.

Ich ſteh' hier und ſeh' die Liebe,
Womit ihr das harte Joch
Dieſer Sklaven ſucht zu mildern.

Fernando.

Ihr Geſchick geht mir zu Herzen,
An dem Stand voll Not und Schmerzen,
Den uns dieſe Sklaven ſchildern,
Lern' ich ſelbſt das Unglück tragen;
Auch die Zeit wohl kommen dürfte,
Daß ich ihrer noch bedürfte.

Muley.

Kann dies Eure Hoheit ſagen?

Fernando.

Als Infant zur Welt gekommen
Ward ich Sklav: das lehret mich,
Daß aus dieſem Zuſtand ich
Könnt' in tiefres Elend kommen.
Iſt ja vom Infanten-Rechte
Bis zum Knecht viel weiter hin,
Was ich ſchon geworden bin,
Als vom Knecht zum ärmern Knechte.
Tage rufen andre Tage,
Und verketten je und je
Klag' um Klage, Weh um Weh.

Muley.

Hätt' ich doch nicht größre Plage!
Morgen ſteht Eu'r Hoheit offen,
Iſt ſie heute ſchon verbannt,
Rückkehr in das Vaterland:
Aber eitel iſt mein Hoffen;
Denn ich weiß, daß nimmermehr
Mich mein falſches Glück verſchont,
Wandelbarer als der Mond.

Fernando.

Lebt' ich gleich in Fez ſeither,
Nie hab' ich von jener Liebe,
Die du mir erzählteſt, hier
Mehr gehört.

Muley.

Es fand bei mir
Holde Gunſt verſchwiegne Triebe.
Nie den Gegenſtand zu nennen
Schwor ich, Freundſchaft heißt mich ſprechen:
Ohne meinen Schwur zu brechen,
Will ich dir ihn denn bekennen.
Nichts kann meinen Schmerz erreichen
Bei ſo unerreichtem Triebe:
Denn zur Welt kam meine Liebe
Und der Phönix ohnegleichen.
Phönix iſt mein hohes Trachten,
Wenn ich höre, ſeh und ſchweige;
Wenn ich Schmerz und Liebe zeige,
Phönix meiner Seele Schmachten;
Wenn ich leiden muß und beben,
Phönix meiner Zweifel Bangen;
Darf ich werben und verlangen,
Phönix auch der Hoffnung Streben.
Und da ich in ihren Siegen
Lieb' als Phönix dir genannt,
Hab' ich als ein Freund bekannt,
Als ein Liebender geſchwiegen. Ab.

Fernando.

Wen er liebt, hat er erklärt,
Zart und mit gefäll'ger Liſt,
Wenn ſein Leiden Phönix iſt,
Sei der Vorrang ihm gewährt.
Meins iſt ein gemeines Leiden,
Keinen Anſpruch will ich wagen:
Viele haben es ertragen,
Seine Laſt wird niemand neiden.

Der **König** tritt auf mit **Muley**.

König.

Deiner Hoheit folgend komm' ich
An dem Fuße dieſer Höhen,
Daß du, eh die Sonn' in Perlen
Und Korallen wird erlöſchen,
Dich am Hetzen eines Tigers,
Den ſoeben meine Förſter
Stellen, unterhalteſt.

Fernando.

Herr,
Stündlich ſinnſt du neu Ergötzen
Mir zu ſchaffen: wenn du ſo
Deine Sklaven feierſt, können
Sie ihr Vaterland nicht miſſen.

König.

Kriegsgefangne von der Größe,
Die den Herren ehren, ſo
Zu bedienen ſich gehört es.

Don Juan tritt auf.

Don Juan.

Hoher Herr, tritt an die Küſte,
Und das herrlichſte Geſchöpfe
Wirſt du ſehn, womit die Kunſt
Jemals die Natur erhöhte.
Eine chriſtliche Galeere
Wendet von des Meeres Höhe
Sich zum Hafen, obwohl düſter
Ganz und ſchwarz, von ſolcher Schöne,
Daß man ſtaunt, wenn man ſie ſiehet,
Wie die Traurigkeit ſo fröhlich.
Von den Schilden Portugals
Iſt der Gipfel ihr gekrönet,
Denn, da ihr Infant gefangen,
Legen ſie die Trauerflöre
An um ſeine Sklaverei,
Und ſie kommen ihn zu löſen,
Ihren Schmerz alſo verkündend.

Fernando.

Nein, mein Freund Don Juan, wie möchte
Dies der Grund der Trauer ſein?
Kämen ſie, um mich zu löſen,
Dann, beglaubigend die Freiheit,
Wären auch die Zeichen fröhlich.

Don Enrique in Trauer mit einem offnen Briefe in der Hand und Gefolge.

Enrique.

Laßt euch, hoher Herr, umarmen.

König.

Eure Hoheit grüß' ich ſchönſtens.

Fernando.

Ah Don Juan, das bringt mir Tod!

König.

Ah Muley, das bringt mir Größe!

Enrique.

Da mir eure Gegenwart
Euer Wohlergehn eröffnet,
Hoher Herr, wollt meinen Bruder
Zu umarmen mir vergönnen.
Ah, Fernando!

Sie umarmen ſich.

Fernando.

Mein Enrique,
Welche Tracht iſt dies? doch zögre!
Schon genug ſagt mir dein Auge,
Laß mich's nicht in Worten hören.
Weine nicht; denn ſoll's mir ſagen,
Ewig müſſ' ich nun hier fröhnen:
Dies nur iſt's, was ich begehre;
Daß du Glück mir wünſchen könnteſt,
Und ſtatt Schmerz und Trauer, Feſte
Froh begehn, in Kleidern köſtlich.
Sag' was macht mein Herr und Bruder?
Iſt im Wohlſein nur der König,
So betrübt mich nichts. Noch ſchweigſt du?

Enrique.

Weil man wiederholte Stöße
Doppelt fühlt, und ich nur einmal
Sie dich fühlen laſſen möchte.
Du vernimm mich, hoher Herr!
Sind gleich eines Berges Höhen
Ländlicher Palaſt nur, hier
Bitt' ich, wolleſt du Gehör mir,
Einem Kriegsgefangnen Freiheit,
Achtung dem Berichte gönnen.
Heimwärts wandte ſich die Flotte,
Die zuvor mit eitler Größe
Laſt der Fluten war geweſen,
Einen ihrer Königsſöhne
Hier zurück gefangen laſſend,
Nach Lisboa, halb zerſtöret.
Von der Stunde nun, wo ſolchen
Trag'ſchen Vorfall Eduard hörte,
Ward von einer Traurigkeit
Dergeſtalt ſein Herz umwölket,
Daß er, bald die erſte Schwermut
In Ermattung aufgelöſet,
Starb, und jeden Lügen ſtrafte,
Der da ſagt, daß Gram nicht töte,
Eduard ſtarb, lohn' ihm der Himmel!

Fernando.

Weh mir! mein Gefängnis, kömmt es
Ihm ſo hoch zu ſtehn?

König.

Weiß Allah,
Wie mich dieſer Fall verſtöret.
Fahre fort.

Enrique.
Im Teſtamente
Gab Befehl, mein Herr, der König,
Daß man gleich für die Perſon
Des Infanten Ceuta böte.
Und ſo komm' ich mit der Vollmacht
Des Alfonſo, den man krönte,
Weil nur ſolch ein Morgenſtern
Mildern kann der Sonn' Erlöſchen,
Um die Stadt zu übergeben,
Und demnach —
Fernando.
Nicht weiter! Höre
Auf, Enrique! Denn dies ſind
Worte, die unwürdig tönen,
Nicht nur eines Kron-Infanten
Portugals, und der erhöhet
Ward zu Chriſtus Ordensmeiſter,
Nein ſie wären's eines ſchnöden
Wilden, den der ew'ge Glaube
Nie erleuchtet des Erlöſers.
Wenn mein Bruder, jetzt im Himmel,
Auch im Teſtamente förmlich
Dies bedingt, geſchah es nicht,
Daß man dem gemäß beſchlöſſe,
Sondern bloß um zu bezeugen
Daß er wünſche, mich zu löſen.
Und dies ſuche man durch andre
Weg' und Mittel zu befördern,
Sei'n ſie mild nun oder feindlich.
Denn, wenn er befiehlt, man möge
Ceuta geben, heißt dies nur:
Ringt darnach aufs allerhöchſte,
Denn wie wär's, wie wär's zu denken,
Daß ein echt kathol'ſcher König
Übergäb' an einen Mohren
Eine Stadt, um die verſtrömet
Ward ſein Blut, da er der erſte
War, der ihrer Zinnen Höhe,
Bloß bewehrt mit Tartſch' und Degen,
Selbſt mit den fünf Schildlein krönte?
Und dies iſt noch das geringſte:
Eine Stadt, die Gott den Schöpfer
Auf kathol'ſche Weiſ' erkennt,
Die durch Kirchen wird verſchönert,
Welche Lieb' und Ehrerbietung
Seinem Dienſte hat geöffnet:
Wär' es ein katholiſch Thun,
Wär' es Eifer für das Frömmſte,
Wär' es chriſtliches Erbarmen,
Wär' es portugieſ'ſche Größe,
Daß die Atlaſſe der Sphären,
Jene Tempel für den Höchſten,
An der Stelle goldner Lichter,
Welche jetzt die Sonne rötet,
Ottomannſche Schatten ſähen,
Und daß, ſich der Kirch' empörend,
Ihre Monde ſpielen dürften
Der Verfinſterung Tragödien?
Wär' es gut, daß man zu Ställen
Die Kapellen dort verſtörte,
Die Altäre drin zu Krippen?
Und, wenn ſie ſich dem entzögen,
Daß ſie zu Moskeen würden?
Hier verſagen mir die Töne,
Hier gebricht es mir an Atem,
Hier beklemmt der Gram mich tödlich;
Denn, wenn ich es denke ſchon,
Iſt's, als ob das Herz mir börſte,
Sträubt mein Haar ſich auf dem Haupte,
Und es bebt der ganze Körper.
Denn in Ställen und in Krippen,
Nicht zum erſtenmal, ſchon öfter
Hätte Gott als Gaſt gewohnt;
Aber als Moskeen gewönnen
Wir an ihnen eine Denkſchrift,
Zu unſterblichem Erröten,
Lautend ſo: „Hier hatte Gott
Wohnung, und um ſie dem Böſen
Einzuräumen, weigern jetzt ſie
Ihm die Chriſten.“ Nicht erhöret
Iſt's ja, menſchlich nur zu reden,
Daß man, irgend wen zu höhnen,
Eindringt in ſein Haus; wär's billig,
Daß eindränge, Gott zu höhnen,
In ſein eignes Haus das Laſter,
Und daß wir dazu ihm böten
Das Geleit, daß wir ſogar
Selber würden ſeine Pförtner,
Und, es drinnen zu bewahren,
Gott verjagten, aus ihn ſchlöſſen?
Die Kathol'ſchen, die dort wohnen
Mit Familien und Vermögen,
Würden leicht dem Glauben untreu,
Nur damit ſie's nicht verlören.
Wär' es wohl von uns gethan,
Dieſe Sünde zu befördern
Durch Gelegenheit? Wär's billig,
Daß der Chriſten zarte Söhne,
Welche dort erwachſen, zeitig
Von den Mohren zugewöhnet
Ihren Sitten und Gebräuchen,
Ein die falſche Lehre ſögen?
In elender Sklaverei
Wär' es billig, zu ertöten
So manch' Leben dort, um eines,
Worauf nichts beruht, zu löſen?
Wer bin ich? mehr als ein Menſch?
Wenn's die Zahl erſetzen könnte,
Ein Infant zu ſein: Gefangner
Bin ich jetzt, der Standes-Höhe
Iſt ein Sklave nicht empfänglich;
Ich bin's, ſo daß ſich betröge,
Wer Infant mich nennen wollte.
Bin ich's nicht, wer wohl geböte,
Daß das Leben eines Sklaven
Solchen hohen Kaufpreis gölte?
Sterben heißt das Sein verlieren,
Ich verlor's im Schlachtgetöſe;
Ich verlor das Sein, ſo ſtarb ich;
Starb, ſo hieß' es nun ja thöricht
Handeln, wenn um einen Toten
So viel Leben würd' ertötet.
Und ſo ſoll die eitle Vollmacht,
Jetzt in Stücke ganz zerbröckelt,
Nur wie Stäubchen in der Sonne,
Nur wie Feur', wie Funken ſtöbern.
Er zerreißt die Vollmacht.
Doch nein, ich verſchlinge ſie,
Daß kein Buchſtab' bleiben möge,
Der der Welt verrat', es habe
Luſitanſche Heldengröße
Dies gewollt. Ich bin dein Sklav:
Über meine Freiheit, König,
Schelte nun, ich will ſie nicht,
Noch auch kann ſie mir gehören;
Kehr', Enrique, heim und ſage,
Daß mir Afrika Grabhöhle
Sei geworden; denn mein Leben
Will ich Tod zu ſcheinen nöt'gen;
Chriſten, tot iſt euch Fernando;
Mohren, euch als Sklav gehör' ich;
Chriſtenſklaven, ein Genoſſe
Fügt ſich heut zu euren Nöten;
Himmel, deine heil'gen Kirchen
Läßt ein Menſch dir wieder öffnen;
Meer, ein Unglückſel'ger ſchwellet
Dir mit Thränen deine Ströme;
Berg', ein Trauriger bewohnt euch,
Gleich dem Wild in eurer Öde;
Wind', ein Armer überladet
Eure Region mit Stöhnen;
Erd', ein Leichnam gräbt ſich heute
Seine Gruft in deinen Höhlen;
König, Bruder, Mohren, Chriſten,
Sonne, Mond und Sterngewölbe,
Himmel, Erde, Meer und Winde,
Wild und Berg', ihr alle höret's!
Ein ſtandhafter Prinz befeſtigt
In Bedrängniſſen und Nöten
Heute den kathol'ſchen Glauben,
Ehret das Geſetz des Höchſten.
Denn, gäb's keinen andern Grund,
Als daß Ceuta ward verſchönert
Durch die Weihung einer Kirche
Der Empfängnis, rein und göttlich,
Jener Königin und Herrin,
Die ſo Erd' als Himmel krönet:
Gern wollt' ich, ſo wahr ſie lebet,
Tauſend Leben drum verſtrömen.
König.
Undankbarer und fühlloſer
Für die Herrlichkeit und Größe
Meines Reichs! wie kannſt du ſo
Mir das weigern und mißgönnen,
Was am meiſten ich begehre?
Zwar, wenn dir mein Reich gehöret
Mehr als deins, ſo kannſt du leichtlich
Über Sklaverei dich tröſten.
Aber da zu meinem Sklaven
Du dich ſelbſt bekennſt und ſchwöreſt,
Will ich dich als Sklaven halten,
Und dein Volk und Bruder mögen
Sehn, wie du mir jetzt die Füße
Küſſeſt, als ein Sklave fröhnend.
Enrique.
Welch ein Unglück!
Muley.
Welch ein Schmerz!
Enrique.
Welch ein Schickſal!
Don Juan.
Welche Nöten!
König.
Biſt mein Sklav.
Fernando.
Ich bin's, doch wenig
Kann dies deine Rache fördern.
Wenn der Menſch zu einer Reiſe
Sich vom Schoß der Erde löſte,
Iſt's, damit nach manchen Irren
Er zu ihr heimkehren möge.
Dankbar ſein muß ich dir mehr
Als dich ſchelten; denn du öffneſt
Mir Richtſteige, worauf eher
Ich der Ruhe Ziel gewönne.
König.
Wenn du Sklav' biſt, können Titel,
Nicht, noch Renten dir gehören;
Ceuta iſt in deiner Macht:
Wenn du mich als Herrn und König,
Dich erkennſt als meinen Sklaven,
Warum Ceuta mir nicht öffnen?
Fernando.
Weil es Gottes iſt, nicht mein.
König.
Muß dich das Geſetz nicht nöt'gen,
Daß man ſeinem Herrn gehorche?
So befehl' ich nun dir förmlich,
Übergieb es mir.
Fernando.
Was recht iſt,
Sagt der Himmel, darin möge
Seinem Herrn der Sklav gehorchen;
Aber wenn der Herr beföhle
Seinem Sklaven böſes thun,
Wär' er nicht durch Pflicht genöt'get
Zu gehorchen; denn wenn jener
Böſes fordert, thut er böſes.
König.
Tod ſei dein.
Fernando.
Das iſt mir Leben.
König.
Daß er's dir nicht werden möge,
Lebe ſterbend! Ich kann wüten.
Fernando.
Ich zum Dulden mich gewöhnen.
König.
Wohl, ſo wirſt du nicht befreit.
Fernando.
Und dir Ceuta nicht geöffnet.
König.
He da!
Selim kommt.
Selim.
Herr?
König.
Sei dieſer Sklav
All den andern ohne Zögern
Völlig gleich geſtellt: legt Ketten
Um den Hals ihm und die Knöchel,
In den Ställen ſoll er dienen,
Und im Garten und den Höfen,
So wie alle ſchlecht gehalten;
Nicht mehr trag' er ſeidne Röcke,
Sondern dürft'ge grobe Zeuge,
Sei mit ſchwarzem Brot beköſt'get,
Und zum Trunk mit ſalz'gem Waſſer,
Schlaf' in feuchten dunkeln Löchern;
Welcher Spruch auch ſeinen Dienern
Und Vaſallen gelten möge.
Schafft ſie alle fort!
Enrique.
Welch' Unglück!
Muley.
Welcher Jammer!
Don Juan.
Welche Stöße!
König.
Ich will ſeh'n, Barbar, will ſeh'n,
Ob dein Dulden mehr wird können
Als mein Wüten.
Fernando.
Ja das ſollſt du,
Jenes wird ſich nie erſchöpfen.
Man führt ihn fort.
König.
Dir, Enrique, dem Geleit
Meines Worts gemäß, vergönn' ich
Nach Lisboa heim zu ſegeln
Von den afrikanſchen Höhen.
Ihr Infant, ihr Ordensmeiſter
Von Avis, ſo laß ſie hören,
Warte hier jetzt meine Pferde,
Daß ſie kommen ihn zu löſen.
Enrique.
Ja ſie werden's; denn verlaſſ' ich
Ihn in ſeinen traur'gen Nöten,
Kann ich's bringen übers Herz,
Nicht ihn als Gefährt zu tröſten
So geſchieht's, weil ich hierher
Wieder kommen will mit größrer
Stärk' und Macht, ihn zu befrein.
König.
Du thuſt wohl, wie du wirſt können.
Muley beiſeit.
Jetzo iſt der Anlaß da,
Darzuthun, was Treu vermöge:
Leben dank' ich dem Fernando.
Meine Schuld will ich ihm löſen. ab.
Garten.
Selim und Fernando in Sklavenkleidern und mit Ketten.
Selim.
Dich heißt in dieſem Garten
Des Königs Wille der Beſtellung warten,
Und keinen Widerſtand hierbei verſchulden.
Fernando.
Noch weiter als ſein Wüten, reicht mein Dulden.
Selim ab.
Es kommen Chriſtenſklaven, und einer ſingt, während die übrigen im Garten graben.
1. Chriſtenſklav ſingt.
Zur Erobrung Tangers ſandte
Wider den Tyrann von Fez
Den Infanten Don Fernando
Der König ſein Bruder her.
Fernando.
Daß mir zu allen Stunden

Mein Unfall das Gedächtnis muß verwunden?
Ich bin gebeugt, bekümmert.
2. Chriſtenſklav.
Was ſteht Ihr, Kamerad, ſo unbekümmert?
Weint doch nicht! tröſtet Euch! Der Ordensmeiſter
Hat uns geſagt, wir ſollen
Bald wieder heim, und frei ſein, wie wir wollen.
Nicht einer ſoll in dieſem Lande bleiben.
Fernando.
Wie kurze Zeit wird euch den Troſt vertreiben!
2. Chriſtenſklav.
Laßt Euch nicht ſo bedrängen,
Und helft mir, dieſe Blumen zu beſprengen.
Nehmt da die Eimer und geht Waſſer holen.
Aus jenem Teich.
Fernando.
Ich will's, wie mir befohlen.
Daß ich euch Waſſer trage
Habt ihr wohl recht bedacht; denn meine Klage,
Trübſale ſäend, Kränkungen beſtellend,
Gießt Ström' aus meinen Augen überſchwellend. ab.
3. Chriſtenſklav.
Noch mehr Gefangne brachten
Sie in dies Haus.
Don Juan mit einem andern Chriſtenſklaven tritt auf.
Don Juan.
Laß uns genau beachten,
Ob dies die Gärten waren
Wohin er kam, ob dieſe nichts erfahren.
Denn minder würden werden
In ſeiner Näh' die Leiden und Beſchwerden,
Und tröſtlicher die Lage.
Mein Freund, ſo Gott dich mag behüten, ſage:
Sahſt du nicht dieſen Garten
Den Ordensmeiſter Don Fernando warten?
2. Chriſtenſklav.
Den hab' ich nicht geſehen.
Don Juan.
Kann ich dem Schmerz, den Thränen widerſtehen?
3. Chriſtenſklav.
Das Haus ward aufgeſchloſſen,
Sag' ich, man bracht' uns neue Mitgenoſſen.
Fernando kommt zurück mit zwei gefüllten Waſſereimern.
Fernando.
Erſtaunt nicht, Menſchen-Geiſter,
Zu ſehn wie ein Infant, ein Ordensmeiſter
In Schmach ſo elend ringet;
Denn dies ſind Spiele, die die Zeit vollbringet.
Don Juan.
In ſo elendem Stande,
Herr, Eure Hoheit? Reißen will die Bande
Die enge Bruſt vor Schmerzen.
Fernando.
Verzeih dir's Gott! du kränkteſt mich von Herzen,
Don Juan, durch dein Entdecken.
Ich wollte mich verbergen und verſtecken
Vor meines Volkes Blicken,
Und zu elendem armen Dienſt mich ſchicken.
2. Chriſtenſklav.
Ach Herr! ich bitt Euch ſehr, verzeiht in Gnaden,
Daß ich ſo blind Euch Arbeit aufgeladen.
1. Chriſtenſklav.
Vergönn' uns, Herr, die Knie vor dir zu beugen.
Fernando.
Steh' auf, mein Freund! Nicht mehr ſolch' Ehrbezeugen!
Don Juan.
Eur Hoheit —
Fernando.
Welche Hoheit kann der haben,
Der lebt in ſolcher Niedrigkeit begraben?
Seht mich geringem Leben,
Als einen Sklaven unter euch, ergeben:
Wenn wer ſich an mich wendet,
So ſei's auf gleichem Fuß.
Don Juan.
Weswegen ſendet
Der Himmel keinen Blitz, um mich zu töten?
Fernando.
Don Juan, nicht ſo muß klagen in den Nöten
Ein Edler: laß uns auf den Himmel bauen!
Der Mut, die Weisheit, kühnes Selbſtvertrauen
Muß jetzt ſich laſſen ſehen.
Zara kommt mit einem Körbchen.
Zara.
Meine Prinzeſſin will im Garten gehen,
Und ſie befiehlt mit ſeiner Blumen Prangen
Und Farbenſchmelz dies Körbchen zu umfangen.
Fernando.
Ich hoff' ihn ihr zu bringen,
Denn jeder Dienſt ſoll mir zuerſt gelingen.
1. Chriſtenſklav.
Wohl, laßt danach uns gehen.
Zara.
Ich will, indes Ihr pflückt, hier wartend ſtehen.
Fernando.
Erweiſt mir keine Ehren,
Da gleiche Leiden euch und mich beſchweren:
Und weil doch unſre Sachen,
Wo heute nicht, morgen gleich der Tod wird machen,
So wäre wohl geborgen,
Wer heut nichts übrig ließ' zu thun für morgen.
Fernando ab mit den Chriſtenſklaven, die ihm den Vortritt laſſen wollen.
Phönix tritt auf mit Roſa.
Phönix.
Haſt du, Blumen mir zu bringen,
Hier beſtellt?
Zara.
Es iſt geſchehn.
Phönix.
Ihre Farben wollt' ich ſehn,
Um den Trübſinn zu verdringen.
Roſa.
Wie, Gebietrin, nur beſingen
Dich, getäuſcht von Fantaſien,
Drückende Melancholie'n?
Zara.
Sage, was mit dir geſchahe?
Phönix.
Nicht ein Traum war, was ich ſahe,
Da mein Unglück mir erſchien.
Wenn des Unglückſel'gen Mut
Träumend einen Schatz beſeſſen,
Dann läßt, Zara, ſich ermeſſen,
Dies war ein erträumtes Gut.
Doch, wenn kund der Traum ihm thut,
Während falſch ſein Glück verſchwindet,
Welch ein Mißgeſchick ihn bindet,
Sieht er es mit eignen Augen,
Da, was auch ſein Traum mag taugen,
Er erwachend übles findet.
Zu gewiß iſt — wehe mir! —
Was die Ahndungen mir drohten.
Zara.
Und was bleibt für jenen Toten,
Trauerſt du ſo über dir?
Phönix.
Schon dünkt mich mein Unglück hier:
Eines Toten Preis! Wie wich
Alle Luſt von mir! was glich
Je des ärmſten Weibes Pein?
Eines Toten muß ich ſein?
Wer iſt dieſer Tote?
Fernando kommt zurück mit den Blumen.
Fernando.
Ich —
Phönix.
Was, o Himmel, muß ich ſchauen?
Fernando.
So verſtört?
Phönix.
Gleich ſehr verſtören
Muß es mich, dich ſehn und hören.
Fernando.
Ohne Schwur will ich dir trauen.
Ich, beſtrebt, als meiner Frauen,
Phönix, dir zu dienen, trage
Blumen her, für meine Lage
Hieroglyphen: denn geboren
Sind ſie, Herrin, mit Auroren,
Und geſtorben mit dem Tage.
Phönix
Führt der Wunderblume Pracht
Dieſen Namen doch zum Ruhme.
Fernando.
Iſt nicht Wunder jede Blume,
Die ich dienend dir gebracht?
Phönix.
Es iſt wahr; wer hat gemacht
Dieſe Umwandlung?
Fernando.
Mein Los.
Phönix.
Traf's dich ſchwer?
Fernando.
Mit hartem Stoß.
Phönix.
Du giebſt Weh.
Fernando.
Laß dir nicht bangen.
Phönix.
Warum?
Fernando.
Weil der Menſch empfangen
Wird in Glücks und Todes Schoß.
Phönix.
Biſt du nicht Fernando?
Fernando.
Ja.
Phönix.
Wozu dieſe Tracht?
Fernando.
So fröhn' ich
Dem Geſetz.
Phönix.
Wer gab's?
Fernando.
Der König
Phönix.
Und warum?
Fernando.
Sein bin ich ja.
Phönix.
Warſt du nicht noch heut ihm nah?
Fernando.
Und auch heut von ihm geſchieden.
Phönix.
Konnt' ein einz'ger Tag den Frieden
Zweier Sterne ſo vernichten?
Fernando.
Laß die Blumen dir berichten,
Was von jenen ward beſchieden.
Dieſe, die, wann empor der Morgen bringet,
Erwachend ſich zu Pomp und Luſt erheben,
Sind abends eitler Trauer hingegeben,
Wann die Entſchlafnen kalte Nacht umſchlinget.
Dies Farbenſpiel, das mit dem Himmel ringet,
Das Purpur, Schnee und Gold zur Iris weben,
Wird warnend Vorbild ſein dem Menſchenleben;
So viel iſt's, was ein Tag zum Ziele bringet.
Zum Blüh'n ſind früh die Roſen aufgeſtanden,
Zum Altern haben ſie die Blüt' entbunden.
Die Wieg' und Grab in einer Knoſpe fanden.
So haben Menſchen auch ihr Los befunden.
An einem Tage kamen ſie und ſchwanden;
Verfloſſen ſind Jahrhunderte nur Stunden.

Phönix.
Wie dein Wort mich ſo beſcheidet,
Muß mich Grau'n und Angſt verſtören:
Ich will dich nicht ſehn noch hören:
Sei der erſte, welcher leidet,
Den ein Leidender vermeidet.
Fernando.
Und die Blumen?
Phönix.
Wenn in ihnen
Hieroglyphen dir erſchienen,
Tilgt ſie meine Ungeduld.
Fernando.
Welches iſt der Blumen Schuld?
Phönix.
Zu der Sterne Bild zu dienen.
Fernando.
Weiſeſt du ſie nun zurücke?
Phönix.
All ihr Glanz iſt mir entſtellt,
Fernando.
Wie?
Phönix.
Es kommt das Weib zur Welt,
Unterthan dem Tod und Glücke,
Und in dieſes Sternes Tücke
Sah erklärt mein Leben ich.
Fernando.
Stern' und Blumen glichen ſich?
Phönix.
Ja.
Fernando.
Dies kann ich nicht entfalten,
Klag' ich ſchon ihr feindlich Walten.
Phönix.
Hör, du ſollſt es wiſſen.
Fernando.
Sprich.

Phönix.
Die hellen Funken, welche dem Beſchauer,
Genährt von Strahlen, die der Sonn' entſprühten,
Wann ſie verſank, des Lichtes Blick vergüten,
Sie leben ſelbſt nur eine Blumentrauer.
Nächtliche Blüten ſind's: in krankem Schauer
Ermattet bald der Glanz, von dem ſie glühten:
Denn wenn ein Tag das Alter iſt der Blüten,
Iſt eine Nacht der Sterne Lebensdauer.
Nach dieſer Lenze ſchnell verwelktem Prangen
Muß unſer Wohl, muß unſer Weh ſich färben,
Ob Sonnen unter- oder aufgegangen.
Was könnte dauerhaft der Menſch erwerben?
Was wandelbar von Sternen nicht empfangen,
Die jede Nacht, geboren, wieder ſterben? Ab.

Muley tritt auf.

Muley.
Hier erwartet' ich verborgen,
Bis ſich Phönix hätt' entfernt:
Noch ſo liebend, will der Adler
Manchmal doch dem Licht entgehn. —
Sind wir nun allein?

Fernando.
Ja.

Muley.
Höre.

Fernando.
Edler Muley, dein Begehr?

Muley.
Daß du mögſt in eines Mohren
Buſen Treu' und Glauben ſehn.
Ich weiß nicht, worüber ich
Mich erklären ſoll zuerſt,
Noch, ob ich dir ſagen ſoll,
Wie ſo tief mich hat geſchmerzt
Dieſer Wankelmut der Zeiten,
Dieſe Wut des Ungefährs,
Dieſer Sturm des Glücks, dies bittre
Beiſpiel von dem Lauf der Welt.
Aber ich bin in Gefahr,
Wenn ſie hier uns reden ſehn,
Denn dich achtlos zu behandeln,
Iſt Befehl des Königs jetzt.
Und ſo, frei die Stimme laſſend
Meinem Schmerz, weil er als Knecht
Beſſer ſich wird äußern können,
Eil' ich dir zu Füßen her.
Deiner bin ich, und ſo komm' ich
Nicht, Infant, der Gunſt Geſchenk
Anzubieten, abzutragen
Eine Schuld, mir vorgeſtreckt.
Das mir erſt gegebne Leben
Komm' ich dir zu geben, denn
Wohlthun iſt ein Schatz, der immer
In der Not ſich echt bewährt.
Und weil Furcht in der Beklemmung
Feſſeln meine Füße hält,
Und mein Hals und meine Bruſt
Zwiſchen Strang und Meſſer ſchwebt,
Sei, die Reden zu erſparen,
Alles ſchleunig dir erklärt.
Und ſo ſag' ich, dieſe Nacht
Will ich dir ein Schiff im Meer
Fertig halten: in den Luken
Eurer Kerker ſoll verſteckt
Werkzeug ſich befinden, welches
Ab die Bande fallen läßt.
Dann will ich die Schlöſſer ſprengen
Von der Außenſeite her:
Du mit allen den Gefangnen,
Die Fez in ſich ſchließet, kehr'
In dem Schiff zur Heimat, ſicher
Daß auch ich es bleib' in Fez,
Weil man leicht ja ſagen kann,
Daß ſie das Gefängnis ſelbſt
Aufgebrochen, und ſo können
Beide wir gerettet ſehn,
Ich die Ehr' und du das Leben:
Denn es iſt gewiß, erfährt
Dies der König und beſtraft mich
Als Verräter nach dem Recht,
So wird mich der Tod nicht kümmern.
Und weil man zu ſolchem Zweck
Fremde Willen zu gewinnen
Geld bedarf, ſieh umgeſetzt
Hier in eine Zahl Juwelen
Unermeßlich hohen Wert.
Dies, Fernando, iſt für meine
Freilaſſung das Löſegeld,
Die Verpflichtung, die ich habe:
Denn ein treu und edler Knecht
Mußte einmal doch vergelten,
Was ſo großes ihm geſchehn.

Fernando.
Danken wollt' ich dir die Freiheit,
Doch der König kommt hierher
Durch den Garten.

Muley.
Sah er dich.
Schon bei mir?

Fernando.
Nein.

Muley.
So ereg'
Ihm nicht Argwohn.

Fernando.
Dies Gebüſche
Halt' als ländliches Gezelt
Mich verſteckt, bis er vorüber.

Er verbirgt ſich.

Der König tritt auf.

König.
Muley und Fernando ſtehn
So geheim, es geht der eine,
Gleich wie ſie mich kommen ſehn,
Und verſtellt erſcheint der andre?
Sicher iſt hier was nicht recht.
Aber ſei dem, was ihm wolle,
Sicher vor Gefahr zu gehn
Will ich ſuchen. Mir iſt's lieb —

Muley.
Sei gegrüßt, mein hoher Herr.

König.
Dich zu finden.

Muley.
Was befiehlſt du?

König.
Ceuta nicht als mein zu ſehn,
Hat mich ſehr gekränkt.

Muley.
Erobre,
Schon mit Lorbeer ja bekränzt,
Seine Mauern: deinem Mut
Beut es ſchwache Gegenwehr.

König.
Nein, durch friedlicheres Kriegen
Sei's zu Füßen mir gelegt.

Muley.
Wie meinſt du?

König.
Auf dieſe Weiſe,
Daß Fernando ſei beſchwert,
Und zu ſolchem Stand erniedrigt,
Bis er Ceuta bietet ſelbſt.
Nun, Freund Muley, ſollſt du wiſſen,
Daß mir manches Furcht erregt,
Die Perſon des Ordensmeiſters
Sei nicht ſicher hier in Fez.
Denn die Chriſtenſklaven jammerts,
Ihn ſo unterdrückt zu ſehn,
Und ich ſorg', um ſeinetwillen
Möchte Meuterei entſtehn.
Mächtig war der Eigennutz
Außerdem von je und je,
Und man bahnt durch alle Wachen
Leicht mit Gold ſich einen Weg.

Muley beiſeit.
Ich will ihn darin beſtärken,
Daß ſich alles ſo verhält,
Nur damit er keinen Argwohn
Auf mich faßt. — Du ſorgſt mit Recht,
Man wird ihn befreien wollen.

König.
Nur ein Mittel fand ich denn,
Auf daß niemand ſich vermeſſe,
Meine Macht zu hintergehn.

Muley.
Und das wäre, Herr?

König.
Daß du,
Muley, ihn bewachſt, und ſtehſt
Ein für ihn, weil weder Furcht
Dich, noch Eigennutz beherrſcht.
Du biſt Schließer des Infanten,
Sorge ja, daß du ihn recht
Mir bewachſt, auf alle Fälle
Mußt du für ihn Rede ſtehn. Ab.

Muley.
Ohne Zweifel, daß der König
Hörte, was wir abgeredt.
Helf mir Allah!

Fernando kommt zurück.

Fernando.
Was betrübt dich?

Muley.
Hörteſt du?

Fernando.
Nur allzu ſehr.

Muley.
Und du fragſt, was mich betrübe?
Da du hier mich ſieheſt ſtehn
In der blindeſten Verwirrung,
Und der Ehr' und Freundſchaft Recht
Zwiſchen meinem Freund' und König
Heute ſich in mir bekämpft?
Zeig' ich treu mich gegen dich,
So verrat' ich meinen Herrn;
Undankbar bin ich an dir,
Halt' ich gegen ihn mich echt.
Was nur ſoll ich thun? hilf Himmel!
Da er ſo mir eben den,
Dem ich Freiheit kam zu bringen,
Anvertraut, in der Gewähr
Meiner Sorgfalt ihn zu ſichern?
Was nur, da der König ſelbſt
Zum Geheimnis führt den Schlüſſel?
Doch, damit ich's treffe recht,
Bitt' ich dich, daß du mir rateſt:
Sag, was muß von mir geſchehn?

Fernando.
Muley, Lieb' und Freundſchaft muß
Immer nach an Würde ſtehn
Gegen Pflicht und Ehre; niemand
Wird dem König gleich geſtellt,
Er allein iſt ſeines Gleichen,
Und es iſt mein Rat daher,
Ihm zu dienen, mich zu laſſen.
Dein Freund bin ich: um Gewähr
Deiner Ehr' hinfort zu leiſten,
Will ich mich bewachen ſelbſt.
Und käm' auch ein andrer, Freiheit
Mir zu bieten, ſein Geſchenk
Nähm' ich nicht, daß deine Ehre
Bleibe von mir unverletzt.

Muley.
Nicht ſo redlich als gefällig
Iſt, Fernando, was du rätſt.
Ich verdanke dir das Leben,
Dir's vergelten acht' ich recht,
Und ſo, was wir abgeſprochen,
Richt' ich dieſe Nacht ins Werk.
Mache du dich frei, mein Leben
Bleibt zurück, um auszuſtehn
Deinen Tod: mach du dich frei
Und ich fürchte nichts nachher.

Fernando.
Und wär's recht, daß ich ſo hart
Wär' und grauſam, wider den
Der ſich mein erbarmt, und grauſam
Mordete die Ehre des,
Der mir Leben ſtrebt zu geben?
Nein, und alſo ſei beſtellt
Richter über meine Sache
Und mein Leben: rate ſelbſt!
Soll ich von dem Freiheit nehmen,
Der, um für mich auszuſtehn,
Dann zurückbleibt? Soll ich dulden,
Daß an ſeiner Ehre wer
Grauſam handle, mir zu Gunſten?
Was rätſt du?

Muley.
Ich weiß nicht mehr;
Denn Ja oder Nein zu ſagen,
Beides fällt mir allzu ſchwer.
Nein, weil es mich kränken würde;
Ja, weil ich doch eingeſehn,
Wenn ich mich zum Ja entſcheide,
Daß ich dir nicht rate recht.

Fernando.
Ja das thuſt du, denn es ſoll
Mich mein Gott und mein Geſetz
Als ſtandhaften Prinzen kennen
In der Sklaverei zu Fez.

Dritter Akt.

Saal im Palaſt.

Muley und der König treten auf.

Muley für ſich.
Weil ich Don Fernando nicht
Vor des Königs vielen Wachen
Beiſtehn kann, ſei mein Gewicht
Aufgewandt in ſeinen Sachen,
Wie es echten Freundes Pflicht. —
Da zu Land und Waſſer dich
Herr, mein Eifer hat bedienet,
Wenn bei ſolchem Kummer ich
Platz in deiner Huld verdienet,
Hör' mich aufmerkſam.

König.
So ſprich.

Muley.
Don Fernando —

König.
Sag nichts mehr.

Muley.
Wie? du hörſt mich nicht vorher?

König.
Weil, wie du Fernando ſageſt,
Du mich zu beleid'gen wageſt.

Muley.
Wie?

König.
Indem du dein Begehr
Zu erfüllen mir benommen,
Da du mich für ihn genommen.

Muley.
Bin ich als ſein Wächter nicht,
Herr, dir ſchuldig den Bericht?

König.
Sprich, doch wird es ihm nicht frommen.

Muley.
Don Fernando, der das Toben
Des Geſchicks in gleicher Stärke
Schon ſo lange muß erproben,
Zu des Unglücks Wunderwerke
In dem Mund der Welt erhoben;
Da er, Herr, die ſtrenge Acht,

Beſſer ſpräch' ich wohl, die Macht
Deiner Krone auf ſich lud,
So hat endlich nun ſein Mut
In ſolch Elend ihn gebracht,
Daß an einem Ort er ſchmachtet,
Der ſo ſchnöd' iſt und verachtet,
Daß dein Ohr es würd' erniedern,
Arm und krank, gelähmt an Gliedern,
Und nach milden Gaben trachtet.
Denn, da dein Befehl gemeſſen,
Daß er ſollt im Kerker ſchlafen,
Daß man ihn zur Arbeit preſſen
Sollt' im Stall mit andern Sklaven,
Und ihm niemand gäb' zu eſſen:
Solcher Lebensart bequemt,
Die man ſchwachen Kräften bot,
Ward ſein Körper ganz gelähmt,
Und ſo durch die Macht der Not
Feu'r und Majeſtät gezähmt.
Wie auch an dem dumpfen Orte
Ihm die kalte Nacht verronnen,
Bleibt er ſtandhaft treu dem Worte;
Und wenn rein das Licht der Sonnen
Aufgeht aus des Tages Pforte,
Dann auf dürft'ger Matte raffen
Ihn die Sklaven auf, und ſchaffen
Ihn an einen Ort, es iſt —
Sag' ich's nur! — ein Haufe Miſt;
Denn ſo ekel iſt beſchaffen
Sein Geruch, daß niemand ihn
Kann bei ſeinem Hauſe leiden,
So daß alle vor ihm fliehn,
Ihn nicht hören noch beſcheiden
Und dem Mitleid ſich entziehn.
Nur ein treuer Ritter blieb
Und ein Diener, ihm zu lieb,
Die den aller Hülf' entblößten
In ſo ſeltnen Nöten tröſten;
Mit ihm teilen ſie, vom Trieb
Gleicher Redlichkeit gedrungen,
Ihre Koſt, die ſie kaum nährt,
Die ſo ſchleunig wird verzehrt,
Daß die Kehle ſie verſchlungen,
Eh der Mund es noch erfährt.
Und auch dieſe zücht'gen noch
Deine Leute für die Pflichten,
Die ſie treu dem Herrn entrichten;
Aber wie das ſtrengſte Joch
Grauſam droht, ſie zuzurichten,
Kann doch nichts ſie von ihm ſcheiden;
Wenn der eine muß von beiden
Nahrung aufzuſuchen gehn,
Bleibt der andre bei ihm ſtehn,
Ihn zu tröſten in den Leiden.
Laß ein Ziel der Härte ſtecken,
Herr, und bei den grimm'gen Plagen,
Die den Prinzen niederſtrecken,
Fühle Graun, wo nicht Beklagen,
Wo Erbarmen nicht, doch Schrecken.

König.

Schon gut, Muley.

Phönix tritt auf.

Phönix.

Herr, wofern
Meine Demut allzeit gern
Sich nach deinem Wink betragen,
Laß mich eine Bitte wagen
An die Gnade meines Herrn.

König.

Was wohl würde dir verſagt?

Phönix.

Der Infant Fernando —

König.

Gut!
Du haſt ſchon genug geſagt.

Phönix.

Macht erſtarren aller Blut,
Die ihn ſehn ſo ſchwer geplagt.
Könnt' ich es von Dir erwerben, —

König.

Nein, halt inne, Phönix! halt!
Sucht er ſelbſt nicht ſein Verderben?
Thut Fernandon wer Gewalt,
Daß er müßte ſchmählich ſterben?
Wenn, weil grauſam er und hart
Beim gegebnen Wort verharrt,
Er ſo harte Strafe duldet,
Wie hätt' ich an ihm verſchuldet,
Was von ihm beſchloſſen ward?
Steht es nicht bei ihm, zu wenden
Dieſes Elend und zu leben?
Steht es denn in ſeinen Händen,
Mag er Ceuta übergeben,
Und all ſeine Qual wird enden.

Selim tritt auf.

Selim.

Herr, es warten zwei Geſandte
Auf Gehör: von Tarudante
Iſt der eine von den zwein,
Portugals Alfonſo ſandte
Her den andern.

Phönix für ſich.

Welche Pein!
Sicher ſchickt, um mich zu werben,
Tarudante.

Muley für ſich.

Himmel! ſterben
Läßt mich Freundſchaft, Eiferſucht;
Meine Hoffnung ohne Frucht:
Alles muß Ein Tag verderben.

König.

Laß ſie ein; wir wollen, Phönix,
Uns auf dieſe Polſter ſetzen.

Er und die Prinzeſſin ſetzen ſich.

Alfonſo und Tarudante kommen von verſchiedenen Seiten.

Tarudante.

Hocherhabener Herr von Fez, —

Alfonſo.

Herr von Fez, ſo groß und mächtig, —

Tarudante.

Deſſen Name —

Alfonſo.

Des Gedeihen

Tarudante.

Niemals ſterbe.

Alfonſo.

Allzeit lebe.

Tarudante.

Und du, dieſer Sonn' Aurora —

Alfonſo.

Aufgang dieſes Occidentes —

Tarudante.

Mögſt zum Trotz den Jahren blühen.

Alfonſo.

Mögſt zum Trotz den Zeiten herrſchen.

Tarudante.

Um zu haben —

Alfonſo.

Zu genießen —

Tarudante.

Herrlichkeiten.

Alfonſo.

Lorbeerkränze.

Tarudante.

Große Siege.

Alfonſo.

Hohe Glorien.

Tarudante.

Wen'ge Übel.

Alfonſo.

Viele Segen.

Tarudante.

Wie? indes ich rede, Chriſt,
Kannſt du wagen hier zu reden?

Alfonſo.

Weil da, wo ich mich befinde,
Niemand anders eher redet.

Tarudante.

Mir, weil ich Alarbe bin
Von Geſchlecht, gebührt die erſte
Stelle; denn wo Eingeborne
Sind, zieht man nicht vor die Fremden.

Alfonſo.

Wo man weiß von feiner Sitte,
Thut's man wohl; denn alle geben,
Wie wir ſehn an allen Orten,
Stets dem Gaſt die beſte Stelle.

Tarudante.

Wäre dieſer Grund auch giltig,
Könnt er mich nicht widerlegen;
Denn dem Gaſt allein gebührt,
Keinem ſonſt die erſte Stelle.

König.

Nun genug! und mögen beide
Sich auf meinen Polſtern ſetzen.
Rede denn der Portugieſe,
Als Bekenner fremder Lehre
Mehr geehrt.

Tarudante.

Ich bin ergrimmt.

Alfonſo.

Wohl denn, kurz ſei meine Rede.
Don Alfonſo, Portugals
Großer König, der mit ehrnen
Zungen, trotz dem Neid und Tote,
Von dem Ruhme ſei verherrlicht.
Sendet Gruß dir und erſucht dich,
Da Fernando, wenn ſein Leben
Ceutas Veſte ſollte koſten,
Seine Freiheit nicht begehret,
Daß du jetzo ſeinen Preis
Wollſt auf ſolche Summen ſchätzen,
Wie ſie nur der Geiz verlangen,
Nur die Großmut kann verſchmähen.
Und daß er in Gold und Silber
So viel geben will an Werte
Als zwei Städte; dieſes bittet
Er auf freundſchaftlichem Wege:
Doch wenn du ihn nicht auslieferſt,
Ihn auf freien Fuß zu ſtellen
Mit den Waffen dann gelobt er.
Zu dem Ende baut er Städte
Auf des Meeres leichten Schultern
Schon von tauſend ſtreitbar'n Segeln.
Und er ſchwört, mit Schwert und Feuer
Ihm die Freiheit zu erkämpfen,
Die Gefilde dieſes Landes
Dergeſtalt mit Blut beſchwemmend,
Daß die aufgegangne Sonne
Finde deren grünen Teppich
Als Smaragden, als Rubinen
Ihn verlaſſ' im Untergehen.

Tarudante.

Kommt es mir als Abgeſandten
Schon nicht zu, Beſcheid zu geben,
In ſofern es meinem König
Zukommt, darf ich, Chriſt, wohl reden.
Dieſer Schimpf ward ja der ſeine
Schon, da er als Sohn ergeben
Meinem Herrn hier iſt: und ſo
Kannſt du ſeinethalben melden
Don Alfonſon, daß er komme,
Damit er in ſchnellerm Wechſel
Als von nachts bis zur Aurora
Seh' in heißen Purpurwellen
Tödlich ringen dies Gefilde,
Alſo, daß der Himmel denke,
Niemals hab' er andre Blumen
Hier erſchaffen, als nur Nelken.

Alfonſo.

Wärſt du meines Gleichen, Mohr,
Könnt' es ſein, daß dieſer Kämpfe
Ausgang man von zweien tapfern
Jünglingen entſchieden ſähe.
Doch heiß deinen König kommen,
Wenn er Ruhm wünſcht zu erwerben,
Daß der meine kommt, verbürg' ich.

Tarudante.

Sprichſt du doch, als ob du's wäreſt;
Und iſt das, wird Tarudante
Wiſſen Antwort auch zu geben.

Alfonſo.

Wohl, im Felde wart' ich deiner.

Tarudante.

Warten laſſen werd' ich wenig,
Denn ich bin ein Blitz.

Alfonſo.

Ich Sturm.

Tarudante.

Ich Vulkan, der Flammen ſendet.

Alfonſo.

Hydra ich, die Flammen ſprühet.

Tarudante.

Ich bin Wut.

Alfonſo.

Ich bin Verderben.

Tarudante.

Schreckt es dich nicht, mich zu hören?

Alfonſo.

Tötets dich nicht, mich zu ſehen?

König.

Herren, woll' eur' beider Hoheit,
Obwohl Heftigkeit des Ärgers
Wegziehn kann der Sonne Vorhang,
Welcher ſie verlarvt und dämpfet,
Einſehn, daß in meinem Lande
Niemand Feld giebt zu Gefechten
Außer mir, und ich verweigr' es.
Daß mir Muße bleib', euch beſſer
Zu bedienen.

Alfonſo.

Nicht empfang' ich
Da Bewirtungen und Ehren,
Wo man mir Beſchwerden giebet.
Ich kam bloß Fernandos wegen,
So verkleidet trieb nach Fez
Mich der Eifer ihn zu ſehen.
Eh ich deiner Hauptſtadt nahte,
Hört' ich, daß du dich befändeſt
Hier auf dieſem heitern Luſtſchloß,
Und ſo kam ich dich zu ſprechen,
Zur Beſchleunigung der Hoffnung,
Die mich herzog; da ſo ſchlecht es
Mir gelingt, ſo hält die Antwort
Bloß mich auf: dies, Herr, erwäge.

König.

Wohl! die Antwort, Don Alfonſo,
Will ich kurz und bündig geben:
Wenn du Ceuta nicht zurückgiebſt,
Fürchte nicht, ihn mitzunehmen.

Alfonſo.

Da ich ſeinetwegen kam
Und ihn retten muß, erklär' ich
Dir den Krieg, ſieh dich zu rüſten.
Treffen woll'n wir uns im Felde,
Wer du ſein magſt, Abgeſandter!
Afrika ſoll heute beben. Ab.

Tarudante.

Weil mich nicht hat fördern können,
Schöne Phönix, das Beſtreben,
Euch als Sklav zu dienen, dieſes,
Mich zu Füßen euch zu ſehen,
Mög' es mindſtens: reicht die Hand
Dem, der darbringt eine Seele.

Phönix.

Woll' Eur Hoheit, hoher Herr,
Die Bewerbungen und Ehren,
Weil ſie weiß, was ſie ſich ſchuldig,
Da, wo man ſie ſchätzt, nicht mehren.

Muley beiſeit.

Was erwartet, wer dies ſiehet
Ohne ſich den Tod zu geben?

König.

Da Eur Hoheit hergekommen
Selbſt nach Fez ſo unverſehens,
So verzeihe ſie die Kargheit
Der Bewirtung.

Tarudante.

Die Geſchäfte
Laſſen mich nur kurze Friſt

Die Abweſenheit verlängern,
Und weil doch mein Abgeſandter
Mit der Vollmacht war geſendet
Meine Braut hier abzuholen
In Gemäßheit des Verſprechens,
Werde, weil ich ſelbſt gekommen,
Nicht mein Eifer im Bewerben
Unwert nahen Glücks geachtet.
König.
Herr, du ſiegſt in all' und jedem:
Und ſo, um dir's zu erwidern,
Wie auch, weil zu ſolchen Kämpfen
Wir uns rüſten, iſt es billig,
Daß du überhoben werdeſt
Dieſer Sorgen; und ſo mußt
Du zurück dann ſchleunig kehren,
Eh der Paß wird abgeſchnitten
Von den angedrohten Heeren
Portugals.
Tarudante.
Mich ſoll's nicht kümmern.
Denn mit Mannſchaft wohl verſehen
Komm' ich und zahlreichen Scharen,
So daß eher dieſer Felder
Städt' als Wüſteneien ſcheinen,
Und, um dein Soldat zu werden,
Kehr' ich bald zurück mit ihnen.
König.
Schnell die Reiſe zu beſtellen
Rat' ich alſo; nur nach Fez
Mußt du, Phönix, erſt dich wenden,
Meine Hauptſtadt zu erfreun.
Muley!
Muley.
Hoher Herr?
König.
Sei fertig,
Daß du mit dem Kriegesvolke
Könnſt in Phönix Dienſten gehen.
Bis ſie vor Gefahr geborgen,
Und du beim Gemahl ſie läſſeſt. Ab.
Muley beiſeit.
Dies nur fehlte mir nach allem,
Damit, während ich abweſend
Sein muß, auch mein Beiſtand mangle
Dem Fernando, und ihm ferner
Nicht die kleinſte Hoffnung bleibe.
Alle ab.

Straße in Fez.

Don Juan, Brito und andere Chriſtenſklaven bringen den Fernando und ſetzen ihn auf eine Matte.

Fernando.
Legt mich an die Stelle hier,
Wo ich beſſer mich kann laben
An des Himmels lichter Zier.
O du ſüßer Herr der Gaben,
Wie viel danken muß ich dir!
Als mit mir in gleicher Plage
Hiob lag, flucht' er dem Tage,
Doch er that's, weil er verloren
In der Sünde war geboren;
Da ich Lob dem Tage ſage,
Weil uns Gott an ihm verleihn
Will der Gnaden Überfluß.
Jeder ſchöne Morgenſchein,
Jeder Strahl der Sonne muß
Eine Feuerzunge ſein,
Die ihn lobzupreiſen diene.
Brito.
Liegt ihr, Herr, ſo jetzo recht?
Fernando.
Beſſer, Freund, als ich verdiene.
O wie dankt dir, Herr, dein Knecht,
Alles ihm ſo mild verliehne?
Da ſie aus dem Kerker hier
Kaum mich holen, giebſt du mir
Eine Sonn', um zu erwarmen:
Herr, wie biſt du voll Erbarmen!
1. Chriſtenſklav.
Gott weiß, gerne blieben wir,
Ein'gen Troſt Euch zu erteilen,
Doch die Arbeit heißt uns eilen.
Fernando.
Kinder, geht mit Gott!
2. Chriſtenſklav.
Welch Leiden!
3. Chriſtenſklav.
Welcher bittre Schmerz!
Sie gehen ab.
Fernando.
Ihr beiden
Wollet doch bei mir verweilen?
Brito.
Zum Begleiter haſt du mich.
Don Juan.
Dich verlaſſen muß auch ich.
Fernando.
Was beginn' ich, fehlſt du mir?
Don Juan.
Herr, ich bin gleich wieder hier,
Was zu eſſen bloß für dich
Will ich ſuchen auszuſpähn.
Denn ſeit Muley mußte gehn
Weg von Fez, fehlt uns auf Erden
Aller Troſt in den Beſchwerden:
Trotz dem allen, muß ich ſehn
Dir's zu ſchaffen. Ich will zwar
Mit Unmöglichkeiten ringen,
Jedermann ſcheut die Gefahr
Den Befehl nicht zu vollbringen,
Welcher Waſſer dir ſogar
Weigern heißt; ſie wollen mir
Nichts verkaufen, weil ſie ſehn
Daß ich Beiſtand leiſte dir:
So weit muß die Härte gehn
Des Geſchicks, doch kommen hier
Eben Leute.
Fernando.
Könnt' ich doch
Rührend meine Stimm' erheben,
Daß mir jemand möchte geben,
Um in Leiden länger noch
Einen Augenblick zu leben!

Don Juan ab.

Der König, Tarudante, Phönix und Selim kommen mit Gefolge.

Selim.
Herr, in dieſer Straße hier
Kannſt du es nicht mehr umgehen,
Daß dich der Infant muß ſehen.
König zu Tarudante.
Dich begleitend wollt' ich dir
Meine Größe laſſen ſehen.
Tarudante.
Stets verleihſt du Ehre mir.
Fernando.
Schenkt doch eine kleine Gabe
Und bedenkt den kranken Armen.
Seht, ich bin ein Menſch, und habe
Nichts, das meinen Hunger labe;
Habt doch Mitleid und Erbarmen,
Menſchen! es erbarmt ja ſich
Wohl ein Tier am andern Tier.
Brito.
Betteln lehren will ich dich,
Das iſt nicht die Weiſe hier.
Fernando.
Wie muß ich denn ſagen?
Brito.
Sprich:
Mohren, laßt euch doch erflehen,
Einem Armen beizuſtehen,
Daß er kann den Hunger ſtillen,
Um des heil'gen großen Zehen
Des Propheten Mahom willen.
König.
Noch in ſo elendem Stande
Treu dem Worte ſich beweiſt er,
Mir zum Spotte, mir zur Schande. —
He, Infant! he, Ordensmeiſter!
Brito.
Hör, der König ruft, dich heißt er
Kommen.
Fernando.
Mich? Nein, Brito! kein
Ordensmeiſter noch Infant
Bin ich, deſſen Leich' allein;
Und zur Erde ſchon gebannt,
Iſt der Name nicht mehr mein.
König.
Biſt du keins von beiden noch,
Mag Fernando Antwort geben.
Fernando.
Jetzt, muß ich mich ſchon erheben
Von der Erde, will ich doch
Hin zu deinen Füßen ſtreben.
König.
Standhaft ſtets mir zum Verdruß
Bleibſt du: dein Gehorchen hier,
Iſt es Demut? iſt's Entſchluß?
Fernando.
Wie der Sklav verehren muß
Seinen Herrn, ſoll's zeigen dir.
Und da ich dein Sklave bin,
Vor dein Antlitz hergerufen
Diesmal, muß ich zu dir reden:
Herr und König, hör mich ruhig.
König nannt' ich dich: obwohl du
Es in fremder Lehre wurdeſt,
So erhaben iſt der Kön'ge
Göttlichkeit, ſo unbezwungen,
Daß ſie milden Sinn erzeuget:
Darum mit dem edlen Blute
Muß bei dir die Mild' und Weisheit
Auch notwendig ſtehn im Bunde.
Selbſt beim Vieh und wilden Tieren
Steht auf ſolcher würd'gen Stufe
Dieſer Name, daß das Recht
Der Natur ihm heißet huld'gen
Mit Gehorſam: wie wir leſen,
Daß der Löw', in ungebundnen
Staaten des Gewildes König,
Der, wann er die Stirne runzelt,
Sie mit ſtraub'gem Haarwuchs krönet,
Milde ſei, und nie verſchlungen
Hab' als Raub den Unterwürf'gen.
In dem ſalz'gen Schaum der Fluten
Malen dem Delphin, der König
Unter Fiſchen iſt, die Schuppen,
Die er ſilbern trägt und golden,
Auf die dunkelblauen Schultern
Kronen, und man ſah wohl ſchon
Aus der wüſten Wut des Sturmes
Ihn ans Land die Menſchen retten,
Daß ſie nicht im Meer verſunken.
Dann der hochgewalt'ge Adler,
Dem die Federn ſich zum Buſche
In des Windes Sphären kräuſeln
Aller Vögel, die mit Gruße
Sich der Sonne freun, Monarch,
Mild und edel, will nicht dulden,
Daß der Menſch, zum Trunk geladen,
Unter reinem Silber ſchlurfe
Seinen Tod, ſo den Kryſtallen
Einer Natter gift'ge Zunge
Beigemiſcht, und rührt mit Schnabel
Sie und Fitt'chen trüb' und dunkel.
Unter Pflanzen ſelbſt und Steinen
Sehn wir abgedruckt die Spuren
Solcher Herrſchaft: die Granate,
Die, zur Königin berufen
Unter Früchten, ſich zur Krone
Ihrer Schale Spitzen rundet
Läßt, vergiftet, die Rubinen
Welken, die an ihr gefunkelt,
Und verwandelt in Topaſen
Ihre Farbe, matt verdumpfet.
Der Demant, vor deſſen Antlitz
Der Magnet ſelbſt ſeines Zuges
Sich entäußert, um gehorſam
Ihm als König ſo zu huld'gen,
Iſt ſo edel, daß er nicht
Seines Herrn Verrat kann dulden,
Und die Härt', an der vergeblich
Sich geſpitzte Griffel ſtumpfen,
Muß dann in ſich ſelbſt zerfallen,
Aufgelöſt in feines Pulver.
Iſt nun unter Tieren, Fiſchen,
Vögeln, Pflanzen, Steinen, kundig
Solche Königs-Majeſtät
Des Erbarmens: billig muß es
Auch bei Menſchen gelten, Herr;
Nicht die fremde Lehr' entſchuldigt
Dich dabei; in jeder Lehre
Iſt die Grauſamkeit verrufen.
Keineswegs will ich dich rühren
Mit dem Jammer meines Druckes,
Daß du mir das Leben gebeſt,
Welches nicht die Stimme ſuchet.
Denn ich weiß wohl, ich muß ſterben
An der Krankheit, die, verdunkelnd
Meine Sinne, durch die Glieder
Matt und froſtig mir gedrungen;
Ich weiß wohl, daß ich zum Tode
Wund bin, weil kein Wort die Zunge
Vorbringt, deſſen Atem nicht
Wär ein ſcharfer Dolch dem Buſen;
Endlich, daß ich ſterblich bin,
Und daß ſicher keine Stunde:
Weshalb auch bei gleichem Stoffe
Gleiche Formen und Figuren
So dem Sarge wie der Wiege
Die Vernunft zu geben wußte.
Als natürliche Gebärde
Pflegt der Menſch, der etwas ſuchet
Zu empfangen, ſeine Hände
Zu erheben, ſo verbunden;
Will er's wieder von ſich werfen,
Dann auf gleiche Weiſe thut er
Denn der Laſt ſich zu entled'gen,
Wendet er ſie bloß nach unten.
So die Welt bei der Geburt,
Zum Beweis, daß ſie uns ſuche,
Will uns in der Wieg' empfangen,
Und thut ſie zu unſerm Schutze
Auf, gewandt nach oben, aber
Wenn mit Grimm ſie oder Trutze
Weg von ſich uns werfen will,
Wendet ſie bloß die verbundnen
Händ', und eben jenes Werkzeug
Tauſcht die Form zu dem Behufe,
Denn was Wiege war nach oben,
Wird zum Sarg, gewandt nach unten.
Unſerm Tod ſo nah demnach
Leben wir, ſo eng verbunden
Haben wir, wenn wir geboren
Wie die Wiege, ſo die Grube.
Was erwartet, wer dies höret?
Wer dies weiß, was kann er ſuchen?
Nicht das Leben wird es ſein,
Das iſt klar aus gutem Grunde;
Wohl der Tod, um dieſen bitt' ich,
Daß der Himmel meinem Wunſche
So willfahren mag, zu ſterben
Für den Glauben; und vermuteſt
Du vielleicht, dies ſei Verzweiflung,
Weil ich lebe mir zur Buße;
So iſt's doch nur Trieb, mein Leben
In des Glaubens rechtem Schutze
Hinzugeben, Gott zum Opfer
Bietend Leib und Seel' im Bunde.
Und ſo, bitt' ich ſchon den Tod,
Muß mich jeder Trieb entſchuld'gen,
Und wenn nicht bei dir die Milde
Siegen kann, die Härte ſuche
Dich zu nöt'gen. Biſt du Löwe?
Wohl, ſo brüll' in grimm'gem Mute,
Und zerſtücke den, der dich
Höhnt, beleidigt, und dir trutzet.
Biſt du Adler? Laß den Schnabel
Und die Klauen den verwunden,
Der dein Neſt wagt zu zerſtören.

Biſt du Delphin? So gieb Kunde,
Daß Orkane nahn, dem Schiffer,
Der das Meer der Welt durchfurchet.
Biſt du königlicher Baum?
Zeig der Heftigkeit des Sturmes,
Der Gerichte Gottes übet,
Alle Zweig' entblößt vom Schmucke.
Biſt du Diamant? So werde
Gift'ge Wut, zerſtiebt in Pulver,
Und erſchöpfe dich; denn ich,
Ob ich noch mehr Qualen dulde,
Ob ich noch mehr Härte ſehe,
Ob ich noch mehr klag' im Drucke,
Ob ich noch mehr Not erlebe,
Ob ich fühle noch mehr Bußen,
Ob ich noch mehr Hunger leide,
Ob den Leib ſchon dieſe Lumpen
Nicht bedecken, und ich Wohnung
Hier nur find' im alten Wuſte:
Doch im Glauben feſt verharr' ich,
Weil er Sonn' iſt, die mir funkelt,
Weil er Licht iſt, das mich leitet,
Lorbeer, das mir dient zum Ruhme.
Nicht die Kirche ſollſt du, mich
Magſt du führen im Triumphe:
Gott wird meine Sache ſchützen,
Da ich ſeiner ſtritt zum Schutze.

König.

Iſt's möglich? in ſolchen Plagen
Kannſt du prahlen und dich tröſten,
Die doch dein? Kannſt mich verklagen
Dem ſie, fremd, kein Leid einflößten,
Da du nicht nach dir willſt fragen?
Weil gebracht um's Leben dich
Deine eigne Hand, nicht ich,
Hoff' Erbarmen nicht von mir:
Habe Mitleid du mit dir,
Dann, Fernando, rührſt du mich. Ab.

Fernando.

Eure Majeſtät denn ſtehe,
Herr, mir bei!

Tarudante.

Welch kläglich Wehe! Ab.

Fernando.

Wenn die Göttlichkeit der Milde
Seel' iſt in der Schönheit Bilde
Zeigt es, Herrin: ſie erflehe
Mir den König.

Phönix.

Grauſe Not!

Fernando.

Seht Ihr mich nicht an?

Phönix.

O Tod!

Fernando.

Ihr thut wohl; denn Eure Augen
Dürfen Ungemach nicht ſaugen.

Phönix.

Welch Entſetzen, das mir droht!

Fernando.

Wenn Ihr gleich Euch von mir kehrt
Und hinweg zu eilen trachtet,
Dennoch, Herrin, ſeid belehrt:
Ob Ihr noch ſo ſchön Euch achtet,
Ihr ſeid mehr als ich nicht wert,
Und vielleicht ich mehr als Ihr.

Phönix.

Graun erregt ein Laut von dir,
Und dein Atem ſchlägt mir Wunden.
Laß mich, Menſch! was willſt du mir?
Alles Weh hab' ich empfunden. Ab.

Don Juan kommt mit einem Brot.

Don Juan.

Dir zu bringen dieſes Brot,
Da die Mohren nach mir ſetzten,
Und mit Schlägen mich verletzten,
Kaum entkam ich, hart bedroht.

Fernando.

Adams Erbteil iſt die Not.

Don Juan.

Nimm!

Fernando.

Ich kann's nicht mehr empfahn,
Treuer Freund, denn ſchon heran
Naht mein Tod.

Don Juan.

In ſo viel Schmerzen
Leih' der Himmel Troſt dem Herzen!

Fernando.

Doch wann muß der Tod nicht nah'n,
Da wir Menſchen ſterblich ſind?
So muß in den ird'ſchen Schranken
Jeder an ſich ſelbſt erkranken,
Bis er ſeinen Tod gewinnt.
Menſch, nicht ſorglos ſei und blind,
Denk' daran in dieſer Friſt,
Daß ein ew'ges Leben iſt;
Warte nicht, daß kund dir's thu'
Andre Krankheit noch, da du
Deine größte Krankheit biſt.
Immer gehn des Menſchen Tritte
Auf der harten Erd' umher,
Und nicht einen wandelt er,
Daß er nicht ſein Grab beſchritte.
Hart Geſetz und ſtrenge Sitte
Führt ihn auf des Lebens Bahnen;
Jeder Schritt (furchtbares Mahnen!)
Iſt zum vorwärts gehn, wo dann
Gott ſelbſt nicht mehr machen kann
Dieſen Schritt zum ungethanen.
Aber, Freund, es naht mein Scheiden:
Tragt mich fort in euren Armen.

Don Juan.

Weil ich lebe, dich umarmen
Sollen ſie.

Fernando.

Nach dem Verſcheiden
Bitt' ich, wollet mich entkleiden,
Edler Don Juan; verſteckt
Irgendwo im Kerker ſteckt,
Wenn ihr ſucht, mein Ordenskleid,
Das ich trug ſo lange Zeit,
Darin ſenkt mich unbedeckt
Ein, wofern mich noch empfangen
Läßt ein Grab der grimmig wilde
König, nun geneigt zur Milde,
Und bezeichnet's: mein Verlangen
Hofft, ſterb' ich ſchon hier gefangen,
Losgekauft genieß' ich dort
Einſt noch des Altares Hort;
Denn da ich, mein Gott, im Leben
So viel Kirchen dir gegeben,
Giebt wohl eine mir dein Wort.

Sie führen ihn in ihren Armen ab.

Seeküſte.

Don Alfonſo und Soldaten mit Musketen treten auf.

Laßt nun das unbeſtänd'ge
Blauliche Feld verwahren dies unbänd'ge
Schiffsbollwerk, welches zu des Himmels Grauſen
Das Meer läßt auf beſchneiten Schultern hauſen;
Und hier an den Geſtaden
Laßt ſich des Meeres ſchwangre Berg' entladen
Der Mannſchaft, daß ſich voller Feuerſchlünde
Jedweder Kiel als griech'ſcher Bau verkünde.

Don Enrique tritt auf.

Enrique.

Herr, du haſt nicht gewollt, daß an dem Strande
Von Fez zuvörderſt unſre Mannſchaft lande,
Und wählteſt dieſen Poſten
Um auszuſchiffen: viel wird es dich koſten!
Denn ſchon von einer Seite
Rückt der zahlreiche Mars heran zum Streite,
Des Heer die Winde ſtolzer will beflügeln,
Und die Gebirge ſchwellt mit neuen Hügeln.
Es führt ſolch groß Geſchwader Tarudante,
Von Fez ſein Weib, die glückliche Infante,
Heim nach Marokko bringend:
Doch Echos Zunge ruf' es, lauter ringend.

Alfonſo.

Enrique, dazu kam ich,
Ihn zu erwarten hier am Paß; auch nahm ich
Dies nicht aus Zufall vor, es iſt geſchehen
Mit Abſicht, und der Grund läßt ſich verſtehen.
Wär' ich nach Fez zur Ausſchiffung gegangen,
So hätte beider Volk mich dort empfangen;
Da ſie geteilt ſich finden,
Kann ich mit mindrer Macht ſie überwinden;
Und, eh ſie noch ſich rüſten,
Schlagt Waffenlärm.

Enrique.

Bedenke, Herr, und merke!
Zur Unzeit iſt der Krieg.

Alfonſo.

Des Zornes Stärke
Will keinen Rat mehr hören,
Kein Augenblick darf dieſe Rache ſtören:
Mag denn, von mir erhoben,
Durch Afrika des Todes Geißel toben.

Enrique.

Sieh, wie die Nacht, erfüllet
Mit reinen Schatten, tiefer ſchon verhüllet
In Finſternis des Sonnenwagens Funkeln.

Alfonſo.

So fechten wir im Dunkeln,
Denn dieſen mut'gen Glauben,
Der mich beſeelt, kann Zeit und Macht nicht rauben.
Wenn bei dem Märtertum, das du erlitteſt,
Fernando, du für Gottes Sache ſtritteſt,
So muß der Sieg gelingen,
Mir wird er Ruhm, mir wird er Ehre bringen.

Enrique.

Dein kühner Stolz will hin zum Wahn dich raffen.

Fernando hinter der Szene.

Zum Angriff, Held Alfonſo! Waffen! Waffen! Zinken.

Alfonſo.

Hörſt du verworrne Stimmen,
Die raſch und traurig mit den Winden ſchwimmen?

Enrique.

Ich hör', und unter dieſen
Scholl's wie Trompeten, die zum Angriffblieſen.

Alfonſo.

Wohlauf, Enrique, mutig denn geſtürmet!
Uns ſchirmt gewiß der Himmel.

Fernando hinter der Szene.

Ja, er ſchirmet.

Er tritt auf, im Ordensmantel, mit einer Fackel.

Den Himmel hat verpflichtet
Dein Glaub' und Eifer, fromm auf ihn gerichtet.
Er will die Sache führen,
Und mich aus meiner Sklaverei entführen:
Denn mir (ſeltnes Exempel!)
Giebt Gott für ſo viel Tempel einen Tempel.
Mit dieſer Fackel Bränden,
Am Orient entglommen, in den Händen,
Will ich ſtets leuchtend ſchreiten
Vor deinem ſtolzen Heer, und ſo dich leiten,
Daß du heut nach Verlangen,
Großer Alfonſo, mögſt Trophä'n erlangen.
Gen Fez! Du ſollſt mich jetzo dort nicht krönen,
Mein Untergehn im Morgenrot verſchönen. Ab.

Enrique.

Alfonſo, noch bezweifl' ich, was ich ſehe.

Alfonſo.

Ich nicht, ich glaub' und gehe,
Und iſt es Gottes Glorie,
So ruf nicht Waffen mehr, nein, ruf Viktorie! Alle ab.

Vor den Mauern von Fez.

Der König und Selim treten auf, oben auf der Mauer ſtehen Don Juan und ein Chriſtenſklav neben einem Sarge mit der Leiche des Infanten.

Don Juan.

Freu dich nun, Barbar! das beſte
Leben raubteſt du tyranniſch.

König.

Sprich, wer biſt du?

Don Juan.

Ich? ein Menſch,
Der, ob ſie mich ſchon erſchlagen,
Von Fernando nie wird weichen;
Und, ob ich vor Jammer raſe,
Will ich doch, ein treuer Hund,
Ihn begleiten bis zum Grabe.

König.

Chriſten, ſeht ein Denkmal hier,
Das den kommenden Zeitaltern
Die Gerechtigkeit verkünde,
Die ich übe; denn für Thaten
Wider königliche Häupter
Heißt nicht Grauſamkeit die Rache.
Komm' Alfonſo jetzt, er komme
Trotzig aus den Sklavenbanden
Ihn zu löſen! Sind mir ſchon
Große Hoffnungen entgangen,
Daß Ceuta das mein'ge würde:
Damit ſie dem Trotz'gen fallen
Auf des Freiheit, ſo erfreut's mich
Ihn zu ſehn in engen Schranken.
Auch im Tode nicht entgeh' er
Meines Grimm's denkwürd'gen Strafen,
Und ſo ſoll er daſtehn, jedem
Der vorübergeht, zur Schande.

Don Juan.

Bald wird deine Strafe kommen,
Denn auf Feldern und Geſtaden
Kann ich ſchon erſpähn von hier
Meine chriſtlichen Standarten.

König.

Laß uns auf die Mauer ſteigen,
Was er meldet, zu erfahren.

Der König und Selim ab.

Don Juan.

Die Panier' am Boden ſchleifend,
Und gedämpft die Trommeln ſchlagend,
Lunten ausgelöſcht und Lichter:
Das ſind traur'ge Zeichen alle.

Gedämpfte Trommeln. **Don Fernando** kommt voran mit einer brennenden Fackel, hinter ihm **Don Alfonſo, Don Enrique** und ihre Truppen, welche **Tarudante, Phönix** und **Muley** gefangen führen.

Fernando.

In der Nacht geheimem Grauen
Führt' ich dich auf unbekannten
Pfaden her, da an der Sonne
Graue Wolken ſchon verdampfen.
Siegreich biſt du, Held Alfonſo,
Mit mir her nach Fez gewandelt:
Dieſes iſt die Mau'r von Fez,
Hier um meine Löſung handle. Ab.

Alfonſo.

He dort oben! Sagt dem König,
Daß ich ihn zu ſehn verlange.

Der **König** und **Selim** erſcheinen auf der Mauer.

König.

Was begehrſt du, tapfrer Jüngling?

Alfonſo.

Daß du losgebſt den Infanten
Ordensmeiſter Don Fernando,
Und ich gebe Tarudante
Dir zum Löſegeld, und Phönix,
Welche vor dir ſtehn gefangen.
Wähle nun: es ſterbe Phönix,
Oder gieb ihn mir zu Handen.

König.

Was nur ſoll ich thun, Freund Selim,
In Verwirrung ſo befangen?
Der Infant ſtarb, meine Tochter
Iſt in ſeinen Händen: falſche
Unbeſtändigkeit des Glückes,
Das mich ſtürzt in dieſe Lage.

Phönix.

Herr, was iſt dies? Da du ſieheſt
Dies mein Haupt in ſolchem Drange,
In Gefahren ſo mein Leben,
Meine Ehr' in ſolchem Kampfe,
Zweifelſt du noch um die Antwort?
Kann zu zögern dir geſtatten
Nur Minuten, Augenblicke,
Die Begier mich frei zu machen?
Steht in deiner Hand mein Leben:
Und du duldeſt (harte Plage!)
Daß die mein'ge (bittrer Schmerz!)
Feſſeln ungerechte Bande?
Hängt mein Leben an dem Laute
Deiner Stimme (ſtrenge Marter!)
Und du leideſt, daß die mein'ge
Stürmiſch in die Lüfte walle?
Meine Bruſt vor deinen Augen
Siehſt du bloß dem krummen Stahle:
Und du duldeſt, daß die mein'gen
Heiße Thränen fließen laſſen?
Als ein König, warſt du Raubtier,
Als ein Vater, wurd'ſt du Natter,
Als ein Richter, biſt du Henker:
Nicht mehr König, Richter, Vater.

König.

Phönix, meine Antwort zögert
Darum nicht, daß ſie verſage
Dir das Leben, da der Himmel
Läßt des mein'gen Ende nahen.
Und da jetzo unvermeidlich
Eins muß enden wie das andre:
Wiſſ', Alfonſo, um die Stunde
Grad', als Phönix geſtern Abend,
Auszog, ging zuſammen unter
In zwei Meeren ſich begrabend,
Hier des Todes, da des Schaumes,
Mit der Sonne der Infante.
Dieſe ſchmalen Bretter dienen
Seinen Leichnam einzufaſſen.
Gieb den Tod der ſchönen Phönix,
Nimm mein Blut für deins zur Rache.

Phönix.

Weh mir! alle meine Hoffnung
Muß unwiederbringlich fallen.

König.

Jetzo bleibt mir nichts, mein Leben
Augenblicke zu erhalten.

Enrique.

Helf mir Gott! was muß ich hören?
Allzuſpät, o Himmel, nahte,
Allzuſpät ihm ſeine Freiheit!

Alfonſo.

Sag das nicht; denn wenn mir ſagten
Dunkle Reden des Fernando,
Löſen ſollt' ich ſeine Bande,
Sagt' er es für ſeinen Leichnam,
Auf daß dieſer möge haben
Einen Tempel für ſo viele;
Und um ihn ſei unterhandelt.
Herr von Fez, daß du nicht denkeſt,
Daß Fernando, tot, zu achten
Minder ſei als dieſe Schönheit,
Für ihn, wie er liegt im Sarge,
Tauſch' ich dir ſie: ſende denn
Mir den Schnee für die Kryſtallen,
Für den Mai, den Januar,
Roſen für die Diamanten,
Endlich einen leid'gen Toten
Für ein Bild, das göttlich pranget.

König.

Wie? was ſagſt du, Held Alfonſo?

Alfonſo.

Daß du ihn herunter laſſeſt.

Phönix.

Preis bin ich für einen Toten,
Nach des Himmels Wink geſchah es.

König.

An der Mauer laßt den Sarg
Nieder, gebt ihn ihm zu Handen,
Und ich will zu ſeinen Füßen
Selber hin zur Übergabe. Ab.

Der Sarg wird an Stricken längs der Mauer heruntergelaſſen.

Alfonſo.

Heil'ger Prinz und Märtyrer,
Laß dich meine Arm' empfangen!

Enrique.

Ich verehre hier dich, Bruder.

Der **König, Don Juan** und andre Chriſtenſklaven treten unten auf.

Don Juan.

Laß mich, Held Alfonſo, faſſen
Deine Hand.

Alfonſo.

Don Juan, mein Freund,
Rechenſchaft giebſt vom Infanten
Du mir treulich.

Don Juan.

Bis zum Tode
Sein Gefährt, bis ich ihn ſahe
Frei nun, tot und lebend blieb ich
Bei ihm, ſeht ihn da im Sarge.

Alfonſo.

Gebt mir, Oheim, eure Rechte,
Ob ich thöricht gleich und albern,
Euch aus der Gefahr zu retten,
Hoher Herr, ſo ſpät anlangte:
In dem Tode, was die größte.
Zeigt die Freundſchaft ſich vor allem.
Einen hocherhabnen Tempel
Will zu würd'gem Ehrenmahle
Eurem ſel'gen Leib' ich weihen. —
Phönix dir und Tarudante
Übergebend, bitt' ich, König,
Gieb ſie Muleyn zum Gemahle,
Um der Freundſchaft, die er pflog,
Wie ich weiß, mit dem Infanten.
Jetzt, Gefangne, kommt und ſehet!
Hier liegt eu'r Infant, ſo traget
Auf den Schultern ihn zur Flotte.

König.

Ihn begleiten ſollen alle.

Alfonſo.

Bei der lieblichen Trompeten
Und gedämpften Trommeln Klange
Zieh' das Heer zu der Beſtattung
Feier, und ſolch Ende habe,
Demutsvoll Verzeihung bittend
Für ſo manchen großen Mangel,
Der ſtandhafte Prinz im Glauben,
Don Fernando Luſitaniens.

Der Gedanke. Redondilien von Calderon.

(Überſetzt von Johann Faſtenrath.)

Durch die Male, die mich zieren,
Wie es meinem Sein entſpricht,
Das unſterblich, bin ich Licht,
Trennt die Menſchen von den Tieren.

Ich hab' keinen feſten Ort,
Wo ich ſterb' und tret' ans Licht;
Wo ich halte, weiß ich nicht;
Denn ich gehe immerfort.

Ob ſich das Geſchick erhebe
Oder nicht, bei ihm bin ich,
Keinen Mann giebt's ohne mich
Und kein Weib, drin ich nicht lebe.

Bin beim Könige das Mühen
Für ſein Reich und ſeine Staaten;
Bin bei dem, der ihn beraten,
Wachſamkeit und Eifersglühen.

Bei der Dame Schönheitsprangen,
Damengunſt bei dem Galan,
Tapferkeit beim Kriegersmann,
Bei dem Spieler Glück'serlangen;

Bei dem Geizhals Goldesrollen,
Bei dem Armen Todespein,
Bei dem Frohen Fröhlichſein,
Kummer bei dem Kummervollen.

Kurz und hält mich eine Schranke,
Ruh'los heftig fahr' ich hin;
Alles ſo wie nichts ich bin,
Bin der menſchliche Gedanke.

Sagt, gelang was ich erſtrebt,
Euch ein Bild von mir zu ſchenken,
Denn wer lebet ohne Denken,
Kann nicht ſagen, daß er lebt.

Der Standhafte Prinz.

Heil König dir der chriſtlichen Poeten!
Du brachteſt auf der Dichtung Hochaltar
Dem Ewigen das reinſte Opfer dar
Von Sphärenklängen, Hymnen und Gebeten!

Mich, der im Glauben Lorbeer, Licht und ſteten
Wegweiſer fand und für ihn ſtandhaft war,
Im Siegerglanz entſtieg der Totenbahr',
Laß dankend mich vor dich, du Sel'ger, treten!

Als mich die Nacht, die düſterſte, umfangen,
Als bettelnd ich darniederlag im Staube,
Erhob ich plötzlich mich aus meiner Blöße:

Du liehſt mir Worte, die zermalmend klangen
Wie aus der Wahrheit Reich; es gab der Glaube
In tiefſter Nacht mir überird'ſche Größe!

(Johann Faſtenrath.)

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde,
Kein Garten, nein, aus künſtlichen Kryſtallen
Ein Wunderſchloß, wo blitzend von Metallen
Die Bäumchen ſproſſen aus dem lichten Grunde;

Kein Meer, wo oben, ſeitwärts, in die Runde
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, ſüß umſpielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer bloß von dieſen Seligkeiten,
Bezaubert ſelbſt wohnet, zum ſchönſten Lohne,
Im eig'nen Garten ſelig ſelbſt der Meiſter;

Drum ſollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamant'ne Krone
Dir, Calderon! Du Sonnenſtrahl des Geiſtes.

(Friedrich von Schlegel.)

Calderon.

O Calderon, mit ſeinem Glanz, dem hehren,
Füllt deines Namens Ruhm die Weltenhallen!
Du biſt der tiefſte von den tauſend allen,
Die unſre vaterländ'ſche Bühne ehren.

Nicht kann ich höchſten Staunens mich erwehren,
Ich muß vor dir, dem Rieſen, niederfallen,
Seh deinen Dichtergeiſt ich heut' noch wallen
In reinem Strom gewaltig gleich den Meeren!

O du, der durch das Firmament gedrungen
In breite Golfe ſaphirheller Lichter,
Haſt Schöpferglut, des Genius Lohn, errungen!

Dich preiſt Heſperiens Mund, bewundernd ſpricht er:
„Der ſich zum Gipfel des Olymps geſchwungen,
Ich grüße dich als König meiner Dichter!“

(Franc. Rodr. Zapata; überſetzt von Johann Faſtenrath.)

Pierre Corneille (1606—1686).

Das franzöſiſche Drama des 17. und 18. Jahrhunderts, das allerdings ſelbſt wieder auf italieniſche und ſpaniſche Vorbilder zurückzuführen iſt, hat in ſeiner eigentümlichen Form den tiefgreifendſten Einfluß auf die litterariſche Entwicklung der meiſten Völker Europas gehabt. Es iſt deshalb notwendig, die beiden Hauptvertreter und eigentlichen Begründer desſelben, Corneille und Racine, in ihren Meiſterwerken, durch die ſie epochemachend gewirkt haben, kennen zu lernen, um überhaupt die Entwicklung des modernen Drama's in ſeinen verſchiedenen Erſcheinungsformen richtig beurteilen zu können.

Pierre Corneille, geb. am 6. Juni 1606 zu Rouen in der Normandie, wo ſein Vater Advokat des Königs war, wurde in dem Jeſuiten-Kollegium ſeiner Vaterſtadt ausgebildet, um ebenfalls Advokat zu werden, wovon ihn aber insbeſondere ſein Mangel an Rednergabe abhielt. Er wandte ſich nunmehr der dramatiſchen Dichtkunſt zu. Sein Erſtlingsdrama Mélite ou les fausses lettres (1629)[1], dem wahrſcheinlich ein perſönliches Erlebnis zu Grunde liegt, wurde in Paris mit nur mäßigem Erfolge aufgeführt; es fehlte demſelben an Einheit der Zeit, an Handlung und an dichteriſcher Ausdrucksweiſe.

Auch die anfangs von ihm als Tragikomödie bezeichnete Tragödie Clitandre (1632) war ebenſowenig ein Fortſchritt, wie die Komödie La veuve ou le traître trahi[2] (1633), wenn auch die bedeutendſten Schriftſteller jener Zeit eine Reihe von Lobgedichten auf die letztere verfaßten. Jedenfalls war ſie aber die Veranlaſſung, daß der Kardinal Richelieu auf Corneille aufmerkſam wurde und ihn mit einer Penſion von 600 Livres zu der Geſellſchaft von Dichtern zuzog, die nach ſeinen Angaben und Entwürfen Dramen, namentlich Komödien, gemeinſam ausarbeiteten. Nachdem er noch fünf Komödien verfaßt hatte (1634—36), die durch beſſere Charakteriſtik der Perſonen immerhin einen Fortſchritt bedeuteten, wandte er ſich mit der auf Seneca und Euripides beruhenden Medée (1636) wieder der Tragödie zu. Im nächſten Jahre erſchien ſeine berühmteſte Tragödie, der Cid, eine Nachahmung des beliebten ſpaniſchen Trauerſpiels El Cid von Guilhem de Caſtro. Dieſes erregte aber den Zorn und Neid Richelieu's, weil ſeine Entwürfe und Pläne nicht beachtet waren. Durch ihn wurde die dem Dichter feindliche Kritik ſo ſehr ermutigt und der Streit der Meinungen ſo ſehr entfacht, daß der Cid der Beurteilung der Akademie unterworfen wurde, die ihn nach ſechsmonatlicher Beratung, auf Chapelain's Bericht hin, allerdings wegen der ſittlichen Unwahrſcheinlichkeit verurteilte, daß Chimene dem Mörder ihres Vaters ihre Hand reichen würde, jedoch die eigentliche Abſicht des Stückes billigte. Mit dem Cid beginnt die klaſſiſche Tragödie in Frankreich, wenn auch die drei Einheiten (la règle des unités!) des Orts, der Zeit und der Handlung darin noch nicht ſtreng beobachtet ſind.

In Folge der Feindſeligkeiten und Unannehmlichkeiten, die ihm der Cid zugezogen hatte, kehrte Corneille im Jahre 1638 nach Rouen zurück; daſelbſt vermählte er ſich, obgleich ſeine Einkünfte nur gering waren. Hier erſchienen nun auch bald hinter einander die beſten Tragödien des Dichters: Horace (1639), Cinna ou la Clémence d'Auguste (1639), (Cinna oder die Milde des Auguſtus) und ſein Meiſterwerk Polyeucte (1640). Von geringerem Werte ſind La Mort de Pompée (1641), des Dichters Lieblingstragödie Rodogune, Princesse des Parthes (1646) (Rodogune, Fürſtin der Parther) und Sertorius (1662). Nach manchen Schwierigkeiten wurde Corneille in die Akademie aufgenommen (1647), beteiligte ſich aber nur ſehr wenig an den Arbeiten und Sitzungen derſelben. Dagegen beſchäftigte er ſich längere Zeit mit der Überſetzung des berühmten Andachtsbuches De imitatione Christi (Von der Nachfolge Chriſti) und mit theoretiſchen Unterſuchungen über das Drama. Beſonders auf Molières Veranlaſſung verfaßte er dann die Tragödie Oedipe (1659), ſiedelte wieder nach Paris über (1662) und verfaßte noch elf Dramen, die aber ohne weitere Bedeutung ſind. Seine äußere Lage wurde, trotz einer Penſion, die ihm der Miniſter Colbert verſchaffte, immer ungünſtiger, und ein größeres Gnadengeſchenk des Königs, das Boileau ihm ausgewirkt hatte, traf zwei Tage vor ſeinem am 1. Oktober 1686 erfolgten Tode ein.

Der „große Corneille", wie er von ſeinen Zeitgenoſſen genannt wurde, iſt der eigentliche Schöpfer der dramatiſchen, insbeſondere der tragiſchen Poeſie in Frankreich. Er iſt ein Meiſter in der Schilderung edler, erhabener Gefühle und heldenmütiger Seelenkämpfe, die durch den Widerſtreit von Pflicht und Liebe entſtehen. Sein Hauptfehler iſt, daß er nicht natürlich iſt, inſofern ſeine Helden und Heldinnen über das menſchliche Maß hinausgehen, und daß er zu rhetoriſch, zu breit und wortreich in der Entwicklung von Grundſätzen und Sentenzen erſcheint, die er den handelnden Perſonen in den Mund legt. In Deutſchland waren es beſonders Leſſing und A. W. von Schlegel, die durch Aufdeckung dieſer Schwächen den Ruhmesſchein des Dichters zerſtörten. Gleichwohl werden die bedeutendſten von ſeinen 33 Dramen bis auf den heutigen Tag in Frankreich gern auf der Bühne geſehen.

Der Inhalt des Cid, dem dann die Überſetzung[3] des erſten Aufzuges folgen ſoll, iſt kurz folgender:

1. Aufzug: Zwei Ritter, Don Rodrigo, der Sohn des hochangeſehenen Don Diego, und Don Sancho bewerben ſich um die Hand Chimenens, der Tochter des ſtolzen Grafen Gormas. Chimene bevorzugt Don Rodrigo, dem auch ihr Vater günſtig geſinnt iſt. Da entſteht wegen der Ernennung Don Diegos zum Gouverneur des Thronerben, auf welche Ehrenſtelle Graf Gormas berechtigtere Anſprüche zu haben vermeint, ein heftiger Wortwechſel zwiſchen Don Diego und Gormas, der damit endet, daß letzterer den erſteren durch einen Schlag ins Geſicht tötlich beleidigt. Der ſchwache Greis fordert ſeinen Sohn, obgleich er von deſſen Liebe zu Chimene weiß, für dieſe Schmach um Rache auf, die dieſer auch verſpricht, indem er die Liebe vor den Geboten der Ehre ſchweigen heißt.

Im 2. Aufzuge ſucht der König Don Fernando eine Ausſöhnung zwiſchen den Gegnern herbeizuführen, doch ſeine Bemühungen bleiben erfolglos. Die Infantin Donna Urraca, die ſelbſt heimlich in Rodrigo verliebt iſt, ſucht vergebens Chimenens Verzweiflung zu beſchwichtigen und ſchöpft in Folge davon neue Hoffnung für ſich ſelbſt. In dem nun folgenden Zweikampfe wird Graf Gormas getötet, und Chimene fleht den König um Gerechtigkeit und um die Beſtrafung des Mörders ihres Vaters an, während Don Diego ſeinen Sohn entſchuldigt, der ja nur gerechte Rache für die ſeinem greiſen Vater zugefügte Schmach genommen habe.

Im 3. Aufzuge fleht Rodrigo Elvire, die Hofmeiſterin Chimenens, um ihre Vermittlung bei dieſer an, während Don Sancho die letztere bittet, ihn mit ihrer Rache zu beauftragen, was dieſe auch zuſagt für den Fall, daß der König über Don Rodrigo keine Strafe verhänge. Dann klagt ſie Elvire ihr furchtbares Geſchick, daß ihr Vater von dem heiß von ihr geliebten Rodrigo getötet werden mußte, thut aber ihren Entſchluß kund den Vater zu rächen, um dann ſelbſt zu ſterben. Da erſcheint Rodrigo und fordert die Geliebte auf, ihn zu töten, indem er ſeine That mit den Geboten der Ehre rechtfertigt. In leidenſchaftlichem Zwiegeſpräch erklärt ihm Chimene, daß ſie ſeine Feindin ſei, aber doch nicht aufhören könne, ihn zu lieben; wenn ihre Rache befriedigt ſei, dann wolle ſie ſelbſt auch ſterben. Don Diego erſcheint nun und dankt ſeinem Sohne, daß er, wie es allerdings ſeine Pflicht geweſen, die Ehre über ſeine Liebe geſtellt habe. Als Don Rodrigo ſeine Verzweiflung ſchildert und den Tod wünſcht, da fordert ihn ſein Vater auf, ſich derartiger Gedanken zu entſchlagen. Noch ſei es nicht Zeit für ihn zu ſterben, König und Vaterland bedürften ſeines Armes; denn die Mauren ſeien in das Land eingedrungen. An der Spitze von 500 tapferen Kriegern, die ſich ihm angeboten, ſeine Schmach zu rächen, ſolle er in den Kampf ziehen und den ſchönen Tod für das Vaterland ſterben oder noch beſſer ſieggekrönt heimkehren und ſich durch ſeine Tapferkeit Verzeihung vom Könige und von Chimenen erwerben.

Im 4. Aufzuge erzählt Elvire Chimenen von den Siegesthaten Rodrigos, und daß Don Diego dem Könige die gefangenen mauriſchen Fürſten vorgeſtellt habe, weil Rodrigo ſelbſt letzterem noch nicht zu nahen wage. Anfangs iſt Chimene für Rodrigo beſorgt, als ſie aber hört, daß er unverletzt aus dem Kampfe zurückgekehrt ſei, giebt ſie ſich wieder ganz ihren Rachegefühlen hin, trotzdem ihr auch die Infantin zuredet, dem ruhmbedeckten Sieger gegenüber Milde walten zu laſſen. Der König empfängt nun Don Rodrigo in ehrenvollſter Weiſe, verleiht ihm den Ehrentitel Cid (von dem arabiſchen Sâid = Herr, Fürſt!) und verheißt ihm Vergebung für den Tod des Grafen Gormas. In ausführlicher Weiſe ſchildert dann Rodrigo den ſtattgefundenen Kampf. Da wird dem Könige die Ankunft Chimenens gemeldet, die Rache fordernd nahe. Dieſer aber, überzeugt, daß ſie Rodrigo immer noch liebe, will ſie prüfen und läßt ſie glauben, daß der Sieger in Folge der erhaltenen Wunden geſtorben ſei. Chimene verrät durch ihr Erbleichen ihre immer noch fortdauernde Liebe zu Rodrigo; als ſie aber vernimmt, daß dieſer noch lebt, giebt ſie wieder ihren Rachegefühlen nach und verſpricht demjenigen Ritter ihre Hand, der Rodrigo im Zweikampf beſiege. Als der König ſich einem ſolchen widerſetzen will, ſpricht Rodrigos Vater ſelbſt für die Gewährung dieſer durch Sitte und Brauch berechtigten Forderung; der König erlaubt den Zweikampf und befiehlt Chimenen ihre Wahl zu treffen. Don Sancho übernimmt denſelben freiwillig, um Chimenen zu rächen; der König will der Entſcheidung ſelbſt nicht beiwohnen, ſondern befiehlt, daß man ihm den Sieger zuführe, dem dann Chimenens Hand zu teil werden ſolle.

Im 5. Aufzuge erſcheint Rodrigo bei Chimene, um angeſichts des Todes Abſchied von ihr zu nehmen; denn er könne gegen den nicht kämpfen, der von ihr mit ihrer Rache beauftragt ſei. Dieſe aber fordert ihn im Namen der Ehre auf, mit voller Kraft in den Kampf zu gehen, damit er, der ihren Vater beſiegt, nicht ſeiner Ehre verluſtig gehe. Als auch jetzt noch Rodrigo auf ſeiner Abſicht beharrt, da kommt endlich Chimenens Liebe ganz zum Durchbruch, und ſie beſchwört ihn in dem Kampfe zu ſiegen, deſſen Siegespreis ſie ſelbſt ſei. In dem nun folgenden Zweikampfe wird Don Sancho beſiegt und ſoll ſein eigenes Schwert Chimenen als Siegestrophäe überbringen und ihr den Verlauf des Kampfes mitteilen, aber dieſe, in dem Glauben, daß Rodrigo getötet ſei, läßt ihn gar nicht zu Worte kommen und geſteht dem Könige rückhaltlos ihre Liebe zu Rodrigo. Der König reißt ſie aus ihrem Irrtume, teilt ihr mit, daß Rodrigo noch lebt, und beſtimmt, daß, nachdem Chimene ein Jahr lang ihren Vater betrauert, und Rodrigo während dieſer Zeit die Mauren in ihrem eigenen Lande bekämpft habe, beide dann miteinander vereint werden ſollten.

Dr. Mollweide.

---

[1] Melite oder die unechten Briefe.

[2] Die Witwe oder der verratene Verräter.

[3] Aus der von mir etwas überarbeiteten Überſetzung (1811) des Grafen Ernſt von Benzel-Sternau (1767—1849).

Der Cid.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen:

Don Fernando, erſter König von Kaſtilien.
Donna Urraca, Infantin von Kaſtilien.
Don Diego.
Don Gomez, Graf von Gormas.
Chimene, des Grafen Tochter.
Don Rodrigo, Don Diego's Sohn.
Don Sancho.
Don Arias.
Don Alonzo.
Leonore, Hofmeiſterin der Infantin.
Elvire, Chimenens Hofmeiſterin.
Ein Edelknabe der Infantin.
Gefolge.

Der Schauplatz iſt in Sevilla.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Palaſt des Grafen.)

Chimene. Elvire.

Chimene.

Elvire, ſprich aus redlich offner Bruſt,
Du birgſt mir nichts von meines Vaters Rede?

Elvire.

Noch tönet ſie im jubelnden Gemüte —
Rodrigo, den du innig liebſt, iſt hoch
Von ihm geſchätzt, und täuſcht mich nicht mein Herz,
So nennt er dein Gefühl dir bald als Pflicht.

Chimene.

O ſage mir, — o ſprich zum andernmal
Die Ahnung aus, die meine Wahl genehmigt!
Entfalte mir den Keim der ſchönen Hoffnung!
Nie hör' ich ſie genug, die ſüßen Worte;
Das Morgenrot der goldnen Freiheit magſt
Du nicht zu oft der zarten Liebe künden!
Was ſprach mein Vater zu der ſtillen Werbung,
Die Sancho und Rodrigo dir vertrauen?
Wohin geheime Liebesmacht mein Herz
Gelenkt, verrieteſt du's nicht allzu deutlich?

Elvire.

Ich zeigte ihm dies Herz ſo ruhig kalt —
Wie es kein Hoffen nährt, kein Hoffen nimmt,
Und ſprödem Ernſte fern wie milder Gunſt,
Vom väterlichen Wink des Gatten harrt.
Der Tochter Ehrfurcht hat ihn hoch erfreut,
In ſeinen Zügen las ich es, von ſeinen Lippen;
Und weil ich dir denn doch erzählen ſoll,
So hör', was raſch er mir von Euch geſagt:
„Chimene iſt der Pflicht getreu — ſprach er —
„Und ihrer wert das edle Jünglingspaar:
„Von tapf'rem, edlem Blut entſtammen beide;
„Aus ihrem jugendlichen Auge ſtrahlt
„Die Kraft der hoch erlauchten Ahnentugend:
„Vor allem leuchtet in Rodrigo's Zügen
„Das hehre Bild des hochgemuten Helden,
„Den ein Geſchlecht gebar, ſo reich an Ruhm,
„Daß Lorbern ſchon des Säuglings Wiege
ſchmücken.

„Sein Vater war ein Held einſt ſonder gleichen,
„Ein Wunder einſt in ſeiner Jugendkraft;
„Noch prägt die That das greiſe Antlitz aus,
„Es kündet laut, was er dereinſt geweſen.
„Was ich vom Vater ſah, erhoff' ich auch
„Vom Sohn' — den meine Tochter lieben darf."
Da ſtörte ihn der eil'ge Ruf der Stunde,
Die zu des Königs Rat die Großen fordert:
Doch zeigten dieſe Worte mir gewiß,
Daß ſein Gemüt ſich ſchon entſchieden hat.
Der König wählt an dieſem Tag den Leiter,
Dem er des Sohnes Bildung anvertraut;
Und deines Vaters harret neuer Glanz.
Kein Zweifel bleibt; ſein ſeltner Ruhm entfernt
Die Furcht vor jedem Feind und Nebenbuhler;
Wer träte kühn genug in jene Bahn,
Auf der er unerreicht durch Thaten ſtrahlt?
Und da Rodrigo nun vom Vater es erwirkt hat,
Daß er — ſo wie ſie aus dem Rate gehn —
Um deine Hand für ihn bei'm Grafen wirbt,
So ſprich, ob er den Zeitpunkt glücklich wählte,
Und deinem Wunſche hold Erfüllung naht!
Chimene.
Und dennoch in der tief bedrängten Bruſt
Mein Herz der freud'gen Hoffnung widerſtrebt!
Des Schickſals Wechſel hängt am Augenblick,
Und in der Wonne Schoß fürcht' ich das Unheil!
Elvire.
Die düſtre Ahnung wird getäuſcht entflieh'n.
Chimene.
Laſſ' uns, wie er auch ſei, des Ausgangs harren.

Zweiter Auftritt.

(Vorſaal im königlichen Palaſt.)
Die Infantin. Leonore. Ein Edelknabe.
Die Infantin.
(Zu dem Edelknaben.)
Sprich meine Sehnſucht bei Chimenen aus,
Der Freundſchaft Vorwurf bring' der Säumigen.
(Der Edelknabe eilt durch die linke Seitenthüre ab.)

Dritter Auftritt.

Die Infantin. Leonore.
Leonore.
Mit jedem Morgen wacht die Sehnſucht neu;
An jedem Tage hör' ich dich, o Fürſtin,
Der Liebenden Geſchick von ihr erforſchen.
Die Infantin.
Ein heil'ges Recht beſitz' ich an den beiden:
Ich ſelbſt bracht ihr des Herzens Wunde bei;
Rodrigo, den ſie liebt, hält ſie durch mich —
Durch mich hat er den ſpröden Sinn beſiegt.
Hab' ich denn ſo die Liebenden verkettet,
So führ' des Schmerzes Ziel ich auch herbei!
Leonore.
Ihr Los ſcheint freundlich jetzt ſich zu geſtalten;
Dein Herz umſtrickt ein immer tief'rer Gram!
In Seligkeit wiegt ſie die Liebe ein,
Und ſenkte dein erlaucht Gemüt in Kummer!
So innig hingeſt du an ihrem Glück,
Um ſelbſt des Unglücks ſtiller Raub zu ſein!
Verzeih' — wenn unbeſcheidner Eifer mich — —
Die Infantin.
Verhehlt, quält ſchmerzlich mein Leid — vernimm!
Vernimm es endlich! wie ich ſchwer gekämpft,
Und welcher Sturm in meiner Bruſt getobt.
Der Liebe Macht entflieht kein Menſchenherz!
Rodrigo, den ſie liebt, den ich ihr ſchenke,
Ihn liebe ich!
Leonore.
Du liebeſt ihn!
Die Infantin.
Die Hand
Leg mir aufs Herz! und fühle wie es bebt,
Bei ſeines Siegers Namen ängſtlich pocht!
Leonore.
Darf ich, ehrfürcht'ger Scheu uneingedenk,
Ob deiner Liebesglut dich tadeln frei?
Den ſchlichten Ritter wählſt du zum Geliebten!
So tief ſteigt königlicher Sinn herab!
Hörſt nicht des Vaters, nicht Kaſtiliens Stimme?
Aus welchem Blut du ſtammſt, vergäßeſt du?
Die Infantin.
Niemals vergeſſ' ich's; eh' entſtrömt dies Blut,
Eh' ich der angebornen Pflicht vergeſſe.
Ich will nicht, wie ich könnt', dir klar erweiſen,
Daß nur Verdienſt das ſchöne Recht beſitzt,
In edlen Seelen Liebe zu entflammen:
Denn ſuchte mein Gefühl Entſchuldigung,
So wär' ein vielfach herrlich Beiſpiel nah —
Wenn Ehre ruft, bedarf ich keines Beiſpiels.
Der Liebe Glut erſtickt nicht hohen Sinn,
Und edler Stolz ſagt es der Königstochter,
Daß nur ein König ihrer würdig iſt.
Als ich zum Widerſtehn mein Herz zu ſchwach
Erfand, da gab ich hin, ich ſelber gab,
Was ich nicht wählen darf. Ein Band, das ich
Verwerfen muß, legt ich Chimenen an,
In beider Herzen Glut die meine zu verlöſchen.
Und darum ſtaune nicht, wenn dieſe Bruſt,
Von Leidenſchaft durchtobt und heißen Kämpfen
Sich nach Vollendung ihres Bundes ſehnt:
An ihn knüpft ja ſich meines Herzens Friede.
Die Liebe, die vom Hoffen freudig lebt,
Steigt in das Grab, wenn jede Hoffnung floh,
Und ungenährt erliſcht die Glut von ſelbſt.
Wenn erſt Chimene ſeinen Schwur empfangen,
So mag mein ehernes Verhängnis walten,
Mein Hoffen ſtarb! und meine Seele heilt!
Bis dahin duld' ich ein unſäglich Leiden. —
Der Unvermählte zieht mein Herz zu ſich,
Verlieren will ich ihn, und ſein Verluſt
Erfüllt mich doch mit Schmerz. Sieh ſolchem Quell
Entſtrömt der Schmerz, der mich im Stillen quälet!
Verzweifelnd fühle ich der Liebe Macht,
Die um Verſchmähtes mich zu ſeufzen zwingt;
Mein Sinn iſt tief in ſich entzweit: es ſtrebt
Der Stolz empor, doch Glut verſengt das Herz;
Ich ſcheu und wünſche dieſe Hochzeitsfackel!
Nur unvollkommnes Glück wag ich zu hoffen.
O wie ſo mächtig teilen Lieb' und Ehre
Sich in mein Herz, das, wie das Los auch falle,
Dem Untergang ſich preisgegeben fühlt!

Leonore.
Prinzeſſin! ſolch Bekenntnis läßt mir nur
Die Thränen, die ich mit den deinen miſche;
Des Tadels Wort erſtirbt im Mitgefühl.
Doch, weil in dieſem ſchmerzlich ſüßen Leiden
Die Tugend mit dem ſtarken Zauber ringt,
Den Drang bekämpft, die Lockung von ſich weiſt,
So giebt ſie dem empörten Geiſt auch Ruhe.
Auf ſie begründ' dein Hoffen, auf die Zeit,
Und blicke zu dem Himmel auf; dort wohnt
Gerechtigkeit, die lange Qual nicht duldet.
Die Infantin.
Mein liebſtes Hoffen iſt — die Hoffnung zu verlieren.

Vierter Auftritt.

Die Infantin. Leonore. Der Edelknabe.

Der Edelknabe.
(Durch die Seitenthüre zurückkommend.)
Von dir entboten, folgt Chimene mir.
Die Infantin.
(Zu Leonoren.)
Empfange ſie — verweil im Vorgemach!
Leonore.
Willſt du indes in deinen Träumen weilen?

Die Infantin.
Nur wenig Augenblicke gönne mir,
Vom Angeſicht den Kummer wegzudrängen.
(Leonore entfernt ſich mit dem Edelknaben durch die Seitenthüre rechter Hand.)

Fünfter Auftritt.

Die Infantin.
(Allein.)
Gerechter Gott! Den ich um Rettung flehe!
O hemme ſie, die Qual, die mich verzehrt!
Gieb Ruhe mir! der Ehre ſende Schutz!
Ich will mein Glück im Glücke andrer finden —
An dieſem Bündnis hängt ein dreifach Wohl.
Beſchließe es! doch, wenn du's nicht beſchließeſt,
So ſtärke mich! der Ehbund, welcher ſie vereinigt,
Löſt mein Gemüt aus ſchwerer Feſſeln Pein,
Und nimmt die Qualen aus der wunden Bruſt.
Zu lange weil' ich hier; fort zu Chimenen!
Daß mir von ihren Lippen Tröſtung werde!
(Sie folgt Leonoren durch dieſelbe Thüre.)

Sechſter Auftritt.

Der Graf. D. Diego.
(Treten aus der Mittelthüre.)
Der Graf.
Dir bleibt der Sieg — was mir das Recht beſchieden,
Vergönnet königliche Huld nun dir,
Dem ſie des Prinzen Leitung anvertraut.
D. Diego.
Der König zeigt, mein Haus ſo hoch beehrend,
Wie er gerecht der alten Dienſte denkt.
Der Graf.
Wie groß ein König ſei, doch bleibt er Menſch,
Und ſo wie wir dem Irrtum ausgeſetzt.
So wird die heut'ge Wahl dem Hofe zeigen,
Daß karg oft wirkliches Verdienſt ſich lohnte.
D. Diego.
Genug von dieſer Wahl, die dich entrüſtet;
Sie kann der Huld wie dem Verdienſt entſpringen.
Doch uns zwingt Ehrfurcht vor der höchſten Macht,
Was ſie gebot, nicht länger noch zu prüfen.
Ich bitte dich, die königliche Wohlthat
Durch eine neue, eigne zu erhöh'n:
Ein heilig Band verknüpfe unſre Häuſer!
Rodrigo liebt Chimenen, innig hängt
Sein ganzes Herz an deiner holden Tochter:
Gewähret uns die Gunſt, nehmt ihn zum Sohn.
Der Graf.
Zu höherm Los iſt nun dein Sohn berufen,
Und deiner Würde neue Herrlichkeit
Muß ſtolzern Sinn in ſeinen Buſen hauchen.
Erfreu' dich deines Amtes! leit' den Prinzen;
Wie man ein Land beherrſcht, das lehre ihn;
Zeig' ihm, wie man die Völker unterwerfend,
In Guten Neigung, Furcht in Böſen pflegt!
Geſelle Feldherrnkunſt zu Herrſchertugend:
Wie man ſich gegen Not und Mühſal hütet
Und unerreicht ſich zeigt im Kriegshandwerk.
Stolz tummle er ſein Streitroß Tag und Nacht,
Gepanzert ſchlummre und den Wall erklimm' er,
Den Siegerpreis verdank er nur ſich ſelbſt.
Durch Beiſpiel lehr ihn und mach' ihn vollkommen,
Indem du durch die That dein Wort erklärſt.
D. Diego.
Vom Beiſpiel lernt er, jedem Neid zu Trotz,
Wenn er die Blätter meines Lebens prüft.
Dort lehrt ein reicher Kranz von Heldenthaten,
Die Völker mit der Kraft des Siegs zu beugen,
Die Veſte zu bedreu'n, das Heer zu ordnen;
Und Ruhm auf großen Thaten zu begründen.
Der Graf.
Noch mächt'ger wirkt ein lebend Muſterbild —
Schlecht lernt ein Prinz im Buch die Herrſcherpflicht!
Enthält die Reihe deiner Jahre mehr,
Als ihm ein Tag aus meinem Leben zeigt?
Du warſt dereinſt ein Held, ich bin es noch,
Des Reiches ſtarke Stütz' iſt dieſer Arm.
Des Mauren Macht erzittert, blinkt dies Schwert,
Mein Name iſt Kaſtiliens ſtarker Wall.
Bald trüget ohne mich ihr fremdes Joch,
Euer ſtolzer Feind, er ſäß' auf eurem Thron!
Und jeder Tag, um meinen Ruhm zu höh'n,
Reicht neuen Lorbeer mir nach heißem Kampf,
Und darum ſollte wohl der Königsſohn
Zur Seite mir, von meinem Arm beſchirmt,
Den erſten Schritt thun auf der Waffenbahn.

Mein Wirken ſchauend, würd' er ſiegen lernen,
Und raſch dem edlen Geiſte zu entſprechen,
Erblickte er — — —

D. Diego.
Daß du dem König dienſt,
Wie's edlen Rittern ziemt, iſt mir bewußt.
Ich ſah dich in dem Kampf und an der Spitze
Der Tapfern, als ich noch dein Feldherr war.
Als dann das Alter meine Kraft gebrochen,
Hat deine Tüchtigkeit mich reich erſetzt.
Du biſt es nun, was ich vordem geweſen.
Doch wurde heut' dem Nebenbuhler kund,
Daß zwiſchen uns der König unterſcheidet.

Der Graf.
Was ich verdient, haſt du an dich geriſſen.

D. Diego.
Den Vorzug hat verdient, wer ihn empfing.

Der Graf.
Wer edler ihn vollführt, verdient ihn auch.

D. Diego.
Ihn nicht erhalten, iſt kein gutes Zeichen.

Der Graf.
Du, alter Höfling, wußteſt ſchlau zu ſpielen.

D. Diego.
Nur meiner Thaten Ruhm gewann das Spiel.

Der Graf.
Der König hat dein graues Haupt geehrt.

D. Diego.
Der König mißt am Mut allein die Ehre.

Der Graf.
Dann hätte ſie nur meiner Kraft gebührt.

D. Diego.
Sie hat dem nicht gebührt, dem ſie nicht wurde.

Der Graf.
Sie hat ihm nicht gebührt? Mir nicht?

D. Diego.
Nicht dir!

Der Graf.
Empfange, kecker Greis, des Frevels Lohn!
(Er giebt ihm einen Schlag in das Geſicht.)

D. Diego.
(Den Degen ziehend.)
Vollende! nimm nach ſolcher Schmach mein Leben!
Der erſte meines Stamms erduld' ich ſie.

Der Graf.
Und was ſoll nun dein ſchwacher Arm beginnen?

D. Diego.
O Gott! in ſolcher Not! der Kraft beraubt!

Der Graf.
Dein Schwert iſt mein — doch eitel würdeſt du,
Wenn meine Hand die leichte Beute faßte!
Gehab' dich wohl! Mag „jedem Neid zum Trotz,
„Der Prinz die Blätter deines Lebens prüfen" —
Des frechen Worts gerechte Züchtigung,
Die du empfingſt, wird ſie nicht wenig ſchmücken.
(Durch die linke Seitenthüre ab.)

Siebenter Auftritt.

D. Diego.
(Allein.)
O Wut! Verzweiflung! feindlich Greiſenalter!
War ſolcher Schmach mein Leben aufgeſpart?
Und mußte ich in Waffenruhm ergrauen,
Daß mir ein Augenblick den Lorbeer raubt?
Der Arm, von Spanien ehrfurchtsvoll geprieſen,
Der oft das Vaterland errettet hat,
Und neu befeſtigt ſeines Königs Thron,
Verrät mein Recht, und läßt mich ohne Beiſtand!
O quälende Erinnerung einſtigen Ruhms!
So vieler Tage Werk ſo bald zerſtört!
Der neue Glanz, er hat mein Glück vernichtet!
Die Ehre ſtürzt er in des Abgrunds Nacht.
Soll ich den Feind als ſtolzen Sieger ſeh'n,
Und ruhmlos ſterben? — leben ſchmachbedeckt?
Sei du nun, Graf! des jungen Prinzen Führer;
Nicht dem Entehrten ziemt das hohe Amt —
Dein eiferſücht'ger Stolz erfand das Mittel,
Des Königs Wahl beſchimpfend zu vernichten.
Und du, einſt rühmlich Werkzeug meiner Thaten,
Kraftloſer Greiſenhand unnützer Schmuck,
O vormals furchtbar Schwert! das dem Gekränkten
Zum Prunke, doch zum Schutze nicht gedient,
Ha! ſcheide nun von dem entehrten Greiſe,
In beſſ'rer Hand ein Rächer mir zu ſein!

Achter Auftritt.

D. Diego. D. Rodrigo.
(Der zur Thüre linker Hand eintritt.)

D. Diego.
Rodrigo! haſt du Mut?

D. Rodrigo.
Du fühlteſt ihn,
Wärſt du mein Vater nicht.

D. Diego.
Willkommner Zorn!
O würd'ger Grimm, für meinen Schmerz ſo ſüß!
Mein Blut erkenne ich am edlen Groll;
Und in der raſchen Glut erſteh' ich neu.
Ha! komme, Sohn, aus meinem Blut entſproſſen,
Die Schande nimm von deines Vaters Haupte;
O räche mich!

D. Rodrigo.
Was heiſchet Rache? Sprich!

D. Diego.
Beleidigung, die ſo entſetzlich iſt,
Daß meine Ehre ihr erliegt, und deine!
Ein Schlag in's Angeſicht! den ſchon das Leben
Des Frevlers mir gebüßt, wenn nicht das Alter
Das zornentflammte Herz durch Ohnmacht trog.
Dies Schwert von nun an meinem Arm zu ſchwer,
Dir übergeb' ich's, daß es ſtrafend räche.
Verſuche deinen Mut an dem Vermeſſ'nen;
Denn Blut allein löſcht ſolche Schmach mir aus:
Stirb oder töt' ihn! doch bedenke wohl,
Ein ſtarker Gegner harret dein zum Kampf;
In heißer Feldſchlacht ſah' ich ihn von Blut
Bedeckt, und Leichen häuft' er ſich zum Walle.

D. Rodrigo.
Sein Name? Laß mich keine Zeit verlieren!

D. Diego.
Und um noch Weiteres dir von ihm zu ſagen,
Mehr als ein tapf'rer Held, ein mächt'ger Feldherr,
Er iſt — — —

D. Rodrigo
Bei Gott beſchwör' ich dich, vollende!

D. Diego.
Chimenens Vater — — —

D. Rodrigo.
Wie! Chimenens Vater!

D. Diego.
Erwid're nichts, ich kenne deine Liebe.
Doch wer, beraubt der Ehre, leben mag,
Verdient es nicht, zu ſchau'n das Licht der Sonne!
Die Schmach, ſie wächſt, je teurer der Beleid'ger!
Ich ſchweige nun — Mich räche! räche dich!
Sei eines würd'gen Vaters würd'ger Sohn!
Von ſchwerer Hand des Schickſals tief gebeugt,
Verberg' ich mich, und meiner Thränen Schmach —
Erhebe dich! Auf! Eile, uns zu rächen!
(Er geht durch die Seitenthüre linker Hand ab.)

Neunter Auftritt.

D. Rodrigo.
(Allein.)
Tief iſt er in mein blutend Herz gedrungen
Der raſche Stoß, der mich dem Tode weiht!
O nimmer hat für einen edlern Streit
Ein ſchwäch'rer Arm, von Schmerz entnervt, gerungen!
Des Schickſals Donner rollen um mein Haupt,
Und mein erſtarrt Gemüt, der Kraft beraubt,
Fühlt ſich von ſeinem Fluch bezwungen.
Deinem beſonnenden Strahl entglühten,
Lächelnde Liebe, lohnende Blüten! —
Mächte des Himmels! welch' grauſe Pein!
Stirne des Vaters, du biſt geſchändet —
Heldenwange, du trägſt die Schmach!
Frevelnd hat die Hand ſie geſpendet,
Die mir die Wonne des Lebens verſprach!
Wie mein Gemüt in wilden Kämpfen lodert!
Die Ehre ruft, und milde Liebe winkt —
Zur Rache mich des Vaters Thräne fordert,
Die Teure vor dem ſtarren Blick verſinkt!
Sein graues Haupt entflammt mein rollend Blut,
Ihr zärtlich Aug' entwaffnet meinen Mut.
Des Herzens ſüße Pflicht ſollt' ich verraten?
Doch aus der Treue keimt der Schande Los!
Ha! ſolche Qual erzeugt der Hölle Schoß!
Mächte des Himmels! welch' grauſe Pein!
Bleibt ungerächt die ſchwärzeſte der Thaten?
Chimenens Vater muß mein Opfer ſein?
O väterlich Haupt! o theure Chimene!
O mächtige Ehre! liebende Kraft!
Dem heiligen Zwang entſprüht die Thräne,
Dem ſüßen Joch der Leidenſchaft!
Den Wonnen des Lebens muß ich entſagen?
Es löſcht ſich des Ruhmes ſtrahlendes Licht?
Der Liebe kein goldner Morgen wird tagen?
Zum Staube ſtürzt mich der Schmach Gewicht!
O werte — verhaßte Hoffnung der Seele,
Die ſich nicht trennt von der Liebe Band!
O würdiger Feind des Glücks, das ich wähle,
Seit ich den Himmel des Daſeins erkannt!
O Schwert, du Quelle der heißen Leiden!
Was legt dich Geſchick in bebende Hand?
Sollſt du die blutige Rache bereiten,
Zerreißen der Herzen beſeligend Band?
Eh' will ich frei den raſchen Tod erwählen!
Denn an Chimenen knüpft mich holde Pflicht,
Wie mich die ernſte an den Vater flicht.
Der Rache dienend muß dies Herz ich quälen,
Dem zürnend ſie den Fluch des Haſſes ſpricht;
Und wenn ich feig die Rache von mir weiſe,
So achtet mich die hohe Seele nicht!
Zerſtören muß ich es, mein ſchönſtes Hoffen,
Es rettend bin ich nicht der Edlen wert!
Mein Leiden ſteigt im Kampf, der Heil begehrt,
Und meine Bruſt ſteht neuen Qualen offen.
Wohlan, mein Herz! dir iſt der Tod beſchieden —
So nimm ihn denn — ha! nimm ihn unentehrt,
Und ſterbend rette ihren ſüßen Frieden!
Doch ſterbend fliehen die Schranken der Ehre,
Und ſuchen den Tod, dem Ruhm vergeht!
Daß Spaniens Ruf die Leiche noch ſtöre,
Von ewiger Schmach der Feigheit umweht!
Der Liebe dies ſchreckliche Opfer bringen,
Die mir ein ſchwarzes Schickſal verpönt!
Hinweg gefährliche, lockende Schlingen
Vom Herzen, das immer blutender ſtöhnt!
Empor mein Arm! muß Liebe untergeh'n,
So hilf mir treu die edle Ehre retten!
Mein Geiſt verlor ſich in des Wahnes Ketten,
Vor Liebe muß die Pflicht des Sohnes ſteh'n!
Das Blut, das rein in dieſen Adern floß,
Das rein empfang'ne geb' ich rein zurück.
Schon klagt mich vor dem eignen Richterblick
Ein Zögern an, das ſich in Schmerz ergoß.
O hin im raſchen Flug' zum Werk der Rache!
In der zerriſſ'nen Bruſt, o Scham! erwache!
Und acht' es nicht, da nun ſein Vaterhaupt geſchändet,
Daß ſolche Schmach Chimenens Vater ihm geſpendet!

Jean Racine (1639—1699).

Jean Racine, geb. am 21. (22.?) Dez. 1639 zu Ferté-Milon im Departement Oise-et-Aisne, verlor in zartem Alter ſeine Mutter, Jeanne Sconin (1641), und ſeinen Vater, den königlichen Oberſalzinſpektor Jean Racine (1643), und wurde im Hauſe ſeiner Großeltern erzogen. Nach dem Tode ſeines Großvaters (1649) ward er zuerſt auf das Collège von Beauvais (bis 1656), dann nach Port-Royal in die berühmte Janſeniſtenſchule des Granges gebracht, wo er ſich beſonders tüchtige Kenntniſſe im Griechiſchen und Lateiniſchen erwarb, unter anderen den griechiſchen Roman des Heliodor *Αἰθιοπικά* (Aithiopika) auswendig lernte, weil ihm zwei Exemplare weggenommen und ins Feuer geworfen waren. Als die Schule von Port-Royal nach langer Verfolgung aufgehoben wurde (1656), blieb der junge Racine bei ſeinen Verwandten und verfaßte eine lateiniſche Elegie ad Christum (an Chriſtus), in der er mit großem Unwillen von den Verfolgern ſeiner Lehrer ſpricht und letztere in Schutz nimmt. Bald darauf (1659) begiebt er ſich nach Paris, um auf dem Collège d'Harcourt theologiſche und philoſophiſche Studien zu betreiben. Durch den Verkehr mit geiſtreichen Männern findet er großen Geſchmack am Theater. Bei Gelegenheit der Vermählung Ludwigs XIV. dichtet er die Ode La Nymphe de la Seine (die Nymphe der Seine), die ihm ein Geldgeſchenk und eine Penſion von 600 Livres einbrachte. Sein Oheim Sconin, ein Geiſtlicher, veranlaßte ihn nun zu ihm nach Uzès (Dep. Gard) zu kommen, um ſich ernſtlicher der Theologie zu widmen (1661 bis 1662); als er aber die verſprochene Pfründe nicht erhält, kehrt er nach Paris zurück, wo er die Bekanntſchaft Molières macht, der ihn auch mit Geld unterſtützte. Eine Ode Sur la convalescence du Roi (über die Geneſung des Königs) verſchafft ihm wiederum eine Penſion von 600 Livres, und durch eine andere Ode La Renommée des Muses (Der Ruhm der Muſen) erwirbt er ſich vornehme Gönner und wird bei Hofe eingeführt. Sein Erfolg zog ihm aber auch viele Feinde zu, die ihn fortan unabläſſig mit ihrem Haſſe verfolgten. Nach Aufführung der von neidiſcher, feindſeliger Kritik ſehr heruntergeſetzten Phèdre beſchloß Racine, ganz dem Theater zu entſagen. Er verheiratete ſich (1677) mit Catherine de Romanet, wurde mit Boileau zum Geſchichtsſchreiber des Königs ernannt. begleitete als ſolcher Ludwig XIV. unter anderen auf ſeiner Reiſe nach dem Elſaß (1683) und erfreute ſich überhaupt in hohem Maße der Gunſt desſelben. Nach einem Zwiſchenraume von zwölf Jahren wandte ſich Racine auf Bitten der Frau von Maintenon wieder der dramatiſchen Poeſie zu und verfaßte die beiden bibliſchen Tragödien Eſther und Athalie. Zuletzt verlor der Dichter in Folge einer Denkſchrift, in der er das Unglück und die Not des Landes ſchilderte und Mittel zur Abhilfe angab, die Gunſt des Königs, verfiel in Schwermut und ſtarb am 21. April 1699.

In ſeinen beiden erſten Tragödien La Thébaide ou les Frères ennemis (Die feindlichen Brüder) (1664) und Alexandre le Grand (Alexander der Große) Nachahmer Corneilles, der nach dem Leſen des letzteren Stückes dem jungen Dichter geraten hatte, ſich von der Tragödie abzuwenden, zeigt ſich Racine ſelbſtändig in Andromaque (Andromache) (1667), die einen Erfolg erlangte, der an den des Cid erinnerte, wie denn dieſe Tragödie in der That, wie der Cid, durch die Darſtellung der Liebe und der Leidenſchaften und durch ihre ausgezeichnete ſeeliſch-richtige Charakterzeichnung eine dramatiſche Umwälzung hervorrief und auf lange Zeit für das Drama nicht nur der Franzoſen, ſondern aller Kulturvölker Europas vorbildlich wurde. Die in ariſtophaniſcher Art gehaltene poſſenhafte Komödie Les Plaideurs (Die Streitenden) (1868), die von keinem geringeren als Molière für vortrefflich erklärt wurde, verdankt ihren Urſprung einem Prozeſſe wegen einer ihm verliehenen, dann aber wieder ſtreitig gemachten Pfründe. Schon im nächſten Jahre (1669) erſchien die Tragödie Britannicus, in welcher beſonders Nero eine treffliche, auf Tacitus beruhende Charakterzeichnung iſt. Bérénice (1670) war durch Henriette Anna von England, Herzogin von Orléans, veranlaßt, die Corneille und Racine gleichzeitig, ohne daß ſie es von einander wußten, denſelben Gegenſtand zur dramatiſchen Behandlung aufgegeben hatte, in welchem Wettkampfe Corneille natürlich von ſeinem jungen Nebenbuhler beſiegt wurde, deſſen Tragödie ſich ganz beſonders durch Tiefe des Gefühls auszeichnet. Bajazet (1672) und Mithridate beſchließen die Reihe der Dramen, deren Fabel er der Geſchichte entnahm, während ihm zu der Iphigénie en Aulide (Iphigenie in Aulis) (1674) und Phèdre (1677) Euripides und zum Teil auch Seneca als Vorbild dienten. Der Neid und die Mißgunſt ſeiner Feinde, vielleicht auch religiöſe Bedenken veranlaßten dann den Dichter, ſich 12 Jahre lang ganz von der Bühne zurückzuziehen, und nur durch die dringenden Bitten der frommen Frau von Maintenon, der geheimen Gemahlin Ludwig's XIV., ließ er ſich beſtimmen, für das kleine Theater des Fräuleinſtiftes von St. Cyr die Tragödie Eſther (1689) zu verfaſſen. Frau von Maintenon hatte die ausdrückliche Vorſchrift gegeben, daß kein Liebesverhältnis in dem Drama zur Darſtellung kommen ſollte, weil ſie in Folge der ausgezeichneten Aufführung weltlicher Stücke, wie des Cinna und der Andromaque durch die jungen Damen Gefahren für das Seelenheil derſelben fürchtete. Trotz des glänzenden Erfolges genügte Eſther dem Dichter ſelbſt nicht, er ſchuf ſein Meiſterwerk Athalie (1691), deſſen Stoff ebenfalls der Bibel entnommen iſt, und das zwar anfangs kühl, ſpäter aber mit großer Begeiſterung aufgenommen und von A. W. von Schlegel unter allen franzöſiſchen Tragödien für diejenige erklärt wurde, die rein von aller Manier ſich dem großartigen Stil der Griechen am meiſten nähere, wie denn auch der in derſelben eingeführte Chor, abgeſehen von der modernen Muſik und Bühneneinrichtung, ganz im Sinne der Alten angelegt iſt.

Der Hauptvorzug Racine's, um ſeine Bedeutung für das Drama noch kurz zu kennzeichnen, beſteht darin, daß die von ihm geſchaffenen Charaktere, im Gegenſatze zu denen Corneille's, menſchlich und natürlich ſind. Bewundernswürdig iſt ferner die Sprache, Anlage und Entwickelung ſeiner Tragödien, in denen ſich das Intereſſe von Aufzug zu Aufzug bis zur Schlußlöſung ſteigert, in der dann die dichteriſche Gerechtigkeit und ein höherer, verſöhnender Gedanke zur Geltung gebracht wird. Wir geben im nachfolgenden eine kurze Inhaltsangabe der Athalie.

Im 1. Aufzuge erſcheint der judäiſche Heerführer Abner mit dem Hohenprieſter Joad im Tempel, um den Tag der Geſetzgebung auf dem Sinai zu feiern. Durch den frechen Sinn der Königin Athalie iſt alles völlig verändert: während früher das Volk an einem Feſte in dichten Scharen in den Tempel kam, drängt ſich jetzt alles, mit Ausnahme einiger weniger Frommen, zu dem Baalstempel. Abner fürchtet, die Königin werde Joad auch noch von dem Altare des Herrn entfernen und an ihm Rache nehmen, weil ſie ihn und ſeine treue Gattin Joſabeth wegen ihrer Frömmigkeit haſſe. Der abtrünnige Levit Mathan, der jetzt dem Baal dient, reize die habſüchtige Königin auf, den Tempel zu zerſtören und ſich Joads mit Gewalt zu bemächtigen, da dieſer allein den Ort wiſſe, wo der Schatz Davids verborgen ſei. Joad fürchtet nur Gott; er lobt Abners Frömmigkeit, aber Frömmigkeit allein genüge nicht, er müſſe auch thatkräftig gegen die ſchon acht Jahre dauernde unrechtmäßige Herrſchaft der Athalie auftreten. Deſſen Entſchuldigung, daß das Volk kraftlos und entmutigt ſei, läßt Joad nicht gelten; denn niemals ſei eine Zeit reicher an Wundern geweſen: Jeſabel ſei von den Hufen der Roſſe zertreten und von den Hunden gefreſſen, die falſchen Prieſter ſeien vom Blitze getroffen worden, Gott zeige ſeine Macht, wenn es ihm beliebe. Abner ſolle nur auf die Verheißung bauen; er werde ihm zur Stunde des Gebets eine große Wohlthat Gottes offenbaren. Joſabeth hat nämlich den rechtmäßigen jungen König Joas gerettet, derſelbe iſt als ihr eigener Sohn unter dem Namen Eliazim im Tempel aufgewachſen und ſoll nun den Prieſtern und Leviten gezeigt werden, um ſie zu veranlaſſen, den Kampf gegen Athalie aufzunehmen, um wieder einen echten Königsſohn auf den Thron Davids zu ſetzen. Joad fordert den herzugekommenen Joas auf, ihn zu begleiten, während der Chor der Frauen Gott lobſingt.

Im 2. Aufzuge befiehlt Joſabeth dem Chor, den Geſängen ein Ende zu machen und am Gebete teilzunehmen. Da meldet Zacharias, ihr Sohn, daß der Tempel entweiht ſei. Während Joad die Opfer darbrachte, ſei plötzlich, gegen das Gebot, Athalie im Vorhofe erſchienen und habe die Schwelle des Tempels überſchreiten wollen. Zürnend habe ihr Joad befohlen, ſich von der heiligen, Frauen verbotenen Stätte zu entfernen, da ſei die Königin plötzlich wie erſtarrt geweſen, und ihr Blick habe wie gebannt auf Eliazim gehaftet. Joſabeth befürchtet nun, dieſer möchte von der Königin getötet werden. Athalie ſelbſt aber iſt unentſchloſſen und verwirrt und befiehlt, Mathan herbeizurufen. Inzwiſchen verteidigt Abner Joads Eifer bei der Königin, derſelbe erfülle in allem die Gebote Gottes, Mathan dagegen macht es ihr zum Vorwurfe, daß ſie ſich mitten unter ihre und ſeine Feinde in den Tempel begeben habe. Sie erklärt und entſchuldigt nun beiden gegenüber ihre Handlungsweiſe: durch ihre Bemühungen habe ſie Jeruſalem von ſeinen Feinden befreit und Ruhe und Frieden herbeigeführt. Seit einiger Zeit aber ſei ſie von ſchwerer Sorge beunruhigt; der blutige Leichnam ihrer Mutter Jeſabel ſei ihr im Traume erſchienen, daneben aber ein Knabe im Prieſtergewande, der ſie ſelbſt mit einem Dolche ermordet habe. Um den Zorn Gottes durch Opfer zu verſöhnen, ſei ſie in den Tempel gegangen, der Hoheprieſter ſei ihr zornig entgegengetreten, und in dieſem Augenblicke habe ſie den im Traume erſchauten Knaben im Tempel geſehen. Mathan rät der Königin, dieſen unbekannten Knaben und den Sohn Joads zu töten. Abner widerſpricht dem: das ſei nicht eines Prieſters Sprache, man dürfe ein unſchuldiges Kind nicht eines eitlen Traumes wegen töten. Athalie entſcheidet ſich dahin, daß die beiden Knaben ihr vorgeführt werden ſollen, Joad aber möge ſie nicht zum zweiten Male reizen. Als ſich Abner entfernt hat, um ihren Auftrag zu erfüllen, warnt Mathan ſie vor dem Knaben, der vielleicht dazu beſtimmt ſei, als Abkömmling Davids von dem Hohenprieſter untergeſchoben zu werden. Athalie hält Mathans Vermutung für richtig und erteilt ihm Befehl, alle Vorbereitungen zum Angriffe auf den Tempel zu treffen. Der vor die Königin geführte Joas giebt nun Auskunft über ſeine Vergangenheit und ſeine Erziehung im Tempel; als aber die Königin verſpricht, ihn aufnehmen und wie ihren Sohn behandeln zu wollen, weigert er ſich mit kühner Freimütigkeit, um der gottloſen Königin willen ſeine frommen Pflegeeltern zu verlaſſen und entfernt ſich mit Joſabeth, während der Chor der Jungfrauen in ſeinen Geſängen den mutigen Knaben preiſt.

Im 3. Aufzuge befiehlt Mathan dem Chore, ihn zu Joſabeth zu führen, als aber alle fliehen, ſchreitet er ſelbſt mit ſeinem Vertrauten Nabal voran. Zacharias tritt ihm entgegen mit dem Bemerken, daß an dieſem Tage ſeine Eltern nicht von einem Götzenprieſter geſtört ſein wollen. Mathan erklärt nun, mit Nabal warten zu wollen, weil er auf Befehl der Königin mit Joſabeth zu ſprechen habe. Mathan klagt Nabal, daß die Königin ſeit zwei Tagen ſchwankend und unentſchloſſen, wie jedes andere Weib, geworden ſei. Aber als er ihr vorgeſtellt habe, daß der Knabe, für den ſie ſolche Vorliebe gefaßt, von Joad dem Volke als von hohen Ahnen abſtammend, wie ein zweiter Moſes hingeſtellt werde, da ſei ſie in Zorn geraten und habe beſchloſſen, den Knaben mit Gewalt zu rauben. Als Nabal ſich über Mathans Haß gegen den Tempel und den Hohenprieſter wundert, geſteht ihm dieſer, daß er aus Leidenſchaft für Größe, Macht und Herrſchaft alſo handle; er möchte ſeinen Nebenbuhler Joad demütigen, nur aus dieſem Grunde habe er ſich den Baalsprieſtern und der Königin angeſchloſſen. Als Joſabeth kommt, verlangt er von ihr im Namen der Königin Joas als Unterpfand ihrer Treue. Wenn man ſich weigere, dies zu thun, müſſe er an die Wahrheit des Gerüchts glauben, daß der Knabe vornehmer Abkunft ſei. Als er auch an Joad dasſelbe Verlangen ſtellt, weiſt ihn dieſer fort und droht mit Gottes Zorne. Joſabeth rät nun, Joas außerhalb in Sicherheit zu bringen, ihr Gemahl aber entſchließt ſich, jetzt gleich Joas' Haupt mit der Königsbinde zu ſchmücken und ihn dem Volke zu zeigen, um Mathans Anſchlägen zuvorzukommen. Azarias bringt die Meldung, daß alle, außer den Leviten, angſterfüllt aus dem Tempel geflohen ſeien. Aber der Chor der Frauen, der ebenfalls geblieben, ſpricht in ſeinen Geſängen Worte des Troſtes und der Zuverſicht aus.

Im 4. Aufzuge erſcheint Joſabeth mit Joas, der vom Hohenprieſter zum Könige ausgerufen wird. Zugleich treten die Führer der Leviten herein, denen Joad die wunderbare Rettung des Königsſohnes mitteilt, indem er ſie zugleich auffordert, für denſelben zu kämpfen und ihren Willen durch einen Eidſchwur zu bekräftigen. Als dann auch Joas geſchworen hat, ſtreng die Geſetze erfüllen zu wollen, wird er geſalbt. Ein Levit verkündigt, daß Athalie mit ihren Scharen den Tempel eingeſchloſſen habe, und Abner gefangen genommen ſei. Als Joſabeth bei dieſer Kunde klagend verzweifelt, ſpricht ihr Joad Mut ein; denn Gott werde ſeine Verheißung erfüllen. Dann weiſt er dem einzelnen den Platz an, wo ſie ſich zur Verteidigung des Tempels aufſtellen ſollen, ſo auch Joas, dem er das Diadem auf das Haupt ſetzt, damit er als König ſiege oder falle. Der Chor beklagt das Schickſal des jungen Königs, der nun ſchon zum zweiten Male von Mord bedroht ſei.

Im 5. Aufzuge ſchildert zunächſt Zacharias ſeiner Schweſter Salomith die Freude der Leviten über den neuen König; dieſelben ſeien in zwei Abteilungen an den Thoren des Tempels aufgeſtellt, um mit dem Rufe: „Es lebe König Joas!" auf einmal gegen die Feinde hervorzuſtürzen. Athalie ſtehe mit ihren Rotten vor den Mauern des Tempels und ſinne auf Mord und Brand. Plötzlich erſcheint Abner mit der Kunde, er ſei von Athalie freigelaſſen worden, um den Prieſtern zu ſagen, daß ſie ihnen das Leben zuſichere unter der Bedingung, daß ſie ihr Eliazim und den Schatz Davids auslieferten. Er rät, das Verlangen der Königin zu erfüllen, weil ſonſt der Tempel zerſtört und alle Prieſter und Leviten getötet werden würden. Joad willigt ein, den Schatz Davids auszuliefern, über das Kind wolle er der Königin in Abners Gegenwart Auskunft geben, dieſer werde dann ſelbſt entſcheiden können, ob er das Kind ausliefern dürfe. Während Abner abgeht, um die Königin zu holen, läßt Joad den Thron für Joas bereit machen und befiehlt, das Tempelthor nach dem Eintritte der Königin ſofort zu verſchließen, um ihr den Rückweg abzuſchneiden. Dann ſolle unter Drommetenſchall dem Volke die wunderbare Errettung des Königsſohnes Joas mitgeteilt werden. Die Leviten verbergen ſich nun auf ſein Geheiß, während Joas den Thron beſteigt. Die Königin tritt ein, und die Thore des Tempels werden hinter ihr geſchloſſen. Sie tadelt Joad mit harten Worten, daß er Aufruhr und Empörung angeſtiftet habe, doch ſolle ihm um den Preis des Schatzes und des Kindes Verzeihung zu teil werden. In dieſem Augenblicke zieht Joad den Vorhang zurück, hinter dem der auf dem Throne ſitzende Joas verborgen iſt, den er den Verſammelten als den wunderbar geretteten Königsſohn bezeichnet. Als Athalie wuterfüllt befiehlt, das Trugbild aus ihren Augen zu ſchaffen, wird ſie von den plötzlich hervordringenden Leviten umzingelt. Vergebens wendet ſie ſich um Hilfe an Abner, der ſich Joas zu Füßen wirft und ihn als König anerkennt. Während die Königin noch mit ihren die Burg umlagernden tyriſchen Kriegern droht, bringt Ismael die Kunde, daß die Feinde geflohen ſeien, das Volk ſich für Joas erklärt, den Baalstempel erſtürmt und Mathan erwürgt habe. Athalie klagt mit lauten Worten, daß der Gott der Juden ſiege, daß ſie aber Joas als rechtmäßig anerkennen müſſe. Möge ihr Enkel ſeine Herrſchaft würdig damit beginnen, daß er ihr den Dolch ins Herz ſtoße, aber ſpäter ſelbſt, wenn ihm Joch und Geſetz des Gottes der Juden läſtig und drückend geworden, von demſelben abfallen und ſeinen Tempel entweihen und vernichten. Joad erteilt nun Befehl, Athalie zur Sühne ihrer Verbrechen mit dem Schwerte zu töten, Joas dagegen bittet zu Gott, den Fluch ſeiner Großmutter von ihm abzuwenden und ihn lieber ſterben zu laſſen, ehe er ſeiner vergäße. Ein Levit meldet, daß Athalie ihr greuelhaftes Leben mit dem Tode gebüßt habe. Joad ermahnt zum Schluſſe den neuen König, nie zu vergeſſen, daß auch der Fürſten droben im Himmel ein geſtrenger Richter warte.

Dr. Mollweide.

Athalia.

Perſonen:

Joas, König von Juda, Sohn des Ahasja.
Athalia, Witwe Jorams, Großmutter des Joas.
Joad, Hoherprieſter.
Joſabeth, ſeine Gattin, Schweſter des Ahasja.
Zacharias, Sohn des Joad und der Joſabeth.
Salomith, Schweſter des Zacharias.
Abner, einer der vornehmſten Heerführer der judäiſchen Könige.
Azarias, Jsmael und die drei anderen Führer der Prieſter und Leviten.
Mathan, abtrünniger Prieſter, Opferer Baals.
Nabal, Vertrauter Mathans.
Agar, ein Weib im Gefolge Athaliens.
Eine Schar von Prieſtern und Leviten.
Athaliens Gefolge.
Die Amme des Joas.
Chor junger Mädchen aus dem Stamme Levi.

Die Handlung geht vor ſich im Tempel zu Jeruſalem, in einer Vorhalle des Teils, wo der Hoheprieſter wohnt.

Erſter Aufzug.[1]

Erſter Auftritt.

Joad. Abner.

Abner.
Ich komme betend zu des Ew'gen Tempel,
Nach altehrwürdigem Gebrauch mit dir
Den Tag zu feiern, wo auf Sinai
Uns, Joad, das Geſetz gegeben ward.
Wie anders iſt die Zeit! — Drommetenſchall
Gab ſonſt die Wiederkehr des Tages kund;
Rings in der kranzumwobnen Säulenhalle
Stand dichtgedrängt des heil'gen Volkes Schar
Und ward in Reihen zum Altar geführt,
Wohin es trug des Jahres erſte Früchte,
Dem Gott des Weltalls dankbar ſie zu weihn;
Der Prieſter Zahl genügte kaum dem Opfer.
Doch eines Weibes frecher Sinn hat jetzt
Das Volk verdrängt und jene heitren Tage
In nachtumhüllte Tage umgewandelt;
Kaum wagt noch eine kleine, fromme Schar,
Das Bild der erſten Zeiten zu erneuern,
Die andern all' vergaßen ihren Gott
Und drängen ſchon ſich hin zum Tempel Baals,
Eingehend in die ſchändlichen Myſterien
Des Götzen und dabei den Namen läſternd
Des Gottes, den die Väter angefleht.
Ich fürcht', um offen gegen dich zu ſein,
Athalia wird, der Ehrfurcht letztes Band
Zerreißend, vom Altare dich entfernen
Und ſo an dir den Durſt der Rache kühlen.

Joad.
Woher kommt heut dir dieſe düſtre Ahnung?

Abner.
Glaubſt du denn ungeſtraft gerecht und heilig
Zu ſein? In dir haßt ſie ſeit lange ſchon
Die ſeltne Feſtigkeit, mit welcher du
Der Prieſterbinde heil'gen Glanz erhöhſt;
In deinem frommen Eifer ſieht ſie nichts
Als Widerſpenſtigkeit und Prieſterhochmut.
Vor allem aber fällt ihr neid'ſcher Haß
Auf deine treue Gattin Joſabeth.
Wenn Aarons hohes Prieſteramt dich ehrt,
Iſt ſie die Schweſter unſres letzten Königs,
Doch Mathan, jener gottvergeßne Prieſter,
Iſt ſchlimmer als Athalia ſelber. Mathan,
Dem jede Tugend, die er ſieht, verhaßt iſt,
Liegt ſtündlich mit Verfolgung ihr im Ohre;
Er, ein Levit, weiht ſeinen Dienſt dem Baal,
Und ihm iſt's nicht genug, daß er die Stirn
Mit einer fremden Binde ſchmückt. Der Tempel
Iſt ihm hier ſchon zur Laſt, er möcht' auch gern
Den Gott, den er verlaſſen hat, vernichten
Und ſinnt auf Mittel ſtets, wie's ihm gelinge;
Bald rühmt er dich und bald beklagt er dich,
Er nimmt der Freundſchaft Heuchelmine an
Und weiß, des Haſſes Schwärze übertünchend,
Dich bald als furchtbar ihr zu zeigen, bald
— Denn ihre Goldgier iſt ihm wohlbekannt —
Ihr zu erzählen, wie an einem Ort,
Den du nur kennſt, du Davids Schatz verbirgſt.
Kurz, ſeit zwei Tagen ſcheint Athalia
In düſtre Schwermut eingehüllt zu ſein;
Noch geſtern, als ich ſie betrachtete,
Sah ich nach dieſem heil'gen Orte ſie
Mit wilden Blicken ſchaun; es war, als ob
Sie glaubte, Gott hielt' einen Rächer hier
In dieſes Tempels Schoß für ſie bereit.
Gewiß, je mehr ich ſinne, um ſo klarer
Wird mir's, daß ihres Zornes Wut ſich bald
Auf dich entladen wird; ich zweifle nicht,
Daß ſie, die blut'ge Tochter Jeſabels,
Gott bald in ſeinem Heiligtum verfolgt.

Joad.
Er, der die Wut empörter Wogen zäumt,
Kann auch der Böſen Rat zu nichte machen.
In Ehrfurcht ſeinem Willen unterthan
Fürcht' ich, mein Abner, Gott — und ihn allein.
Doch dank' ich deinem Eifer, deiner Freundſchaft,
Die allem nachforſcht, was mir ſchaden kann;
Ich ſehe, wie das Unrecht dich empört,
Wie du ein iſraelitiſch Herz bewahrteſt;
Ich danke Gott dafür, doch frag' ich: Iſt's
Genug an ſtillem Zorn, an müß'ger Tugend?
Acht Jahr' ſchon ſind's, daß unverſchämt die Fremde
Sich Davids Herrſcherrecht und Scepter anmaßt,
In unſrer Kön'ge Blut ſich ſtraflos badet,
Des eignen Sohnes Kind erwürgt und ſelbſt
Die Hand im Frevel gegen Gott erhebt.
Und du, der Stützen eine dieſes Staates,
Im Lager Joſaphats, des heil'gen Königs,
Emporgewachſen, du, der unter Joram
Als Feldherr unſre Heere hat geführt,
Der unſre Städte hat allein beſchützt,
Als des Ahasja unverhoffter Tod
Sein Heer zerſtreute beim Erſcheinen Jehus,
Du ſagſt: Ich fürchte Gott und ſeine Wahrheit;
Er aber ſpricht zu dir durch meinen Mund:
Was nützt es, daß du dich mit Eifer brüſteſt
Für mein Geſetz? Meinſt du mit eitelen
Gelübden mich zu ehren? Welche Frucht
Wird mir aus deinen Opfern denn zu teil?
Brauch' ich das Blut der Böcke und der Färſen?
Nach Rache ſchreiet deiner Kön'ge Blut,
Doch dafür biſt du taub! Zerreiß', zerreiße
Jedwedes Bündnis mit der Frevlerſchar,
Vertilg' inmitten meines Volks die Frevler
Und dann erſt komm' und bring' mir deine Opfer.

Abner.
Ach, was vermag ich beim erſchlafften Volke?
Kraftlos iſt Benjamin und mutlos Juda!
An jenem Tag, wo ihrer Kön'ge Stamm
Erloſch, wich auch der Mut von ihnen;
Gott ſelbſt, ſo ſagten ſie, verläßt uns ja;
Er, einſt ſo ſtolz auf ſeines Volkes Größe,
Sieht teilnahmlos auf unſren Sturz herab
Und wurde des Erbarmens überdrüſſig.
Wir ſehen nicht mehr ſeine mächt'ge Hand
Mit Wundern ſonder Zahl die Menſchen ſchrecken;
Verſtummt iſt unſre Bundeslad' und giebt
In Sprüchen nicht mehr ſeinen Willen kund.

Joad.
War jemals eine Zeit an Wundern reicher?
Wann hat er ſtärker ſeine Macht gezeigt?
Haſt du nur Augen, um es nicht zu ſehn,
O undankbares Volk? Stets größre Wunder
Geſchehn, und du biſt nicht gerührt davon?
Muß ich, o Abner, dich aufs neu' erinnern
An alles Große, was die Zeit erlebte?
Das Unglück der Tyrannen Iſraels,
Des Himmels Drohung, durch die That bewährt,
Der Untergang des wilden Frevlers Ahab,
Das Feld, mit ſeinem Blut getränkt, das er
Durch Mord ſich angeeignet; nah dem Feld,
Dem unheilsvollen, Jeſabels Ermordung,
Sie ſelber, von der Roſſe Huf zertreten,
Die Hunde leckend ihr unmenſchlich Blut
Und ihres Leibes wüſtzerfleiſchte Glieder,
Der falſchen Prieſter ſchreckerfüllte Schar,
Des Himmels Feuer auf den Altar fallend,
Elias zu den Elementen ſprechend,
Der Himmel, der durch ihn zu Erz erſtarrte,
Die Erde ohne Tau und Regenguß
Drei Jahre bleibend, und die Toten auf
Eliſa's Rufen aus dem Grabe ſteigend!
Aus ſolchen Zeichen mögeſt du erkennen,
Daß Gott noch heut iſt, was er immer war.
Wenn's ihm beliebt, enthüllt er ſeine Macht,
Und ſeines Volkes iſt er ſtets gedenk.

Abner.
Wo aber ſind die Ehren, welche David
Und Salomo ſo oft verheißen ſind?
Wir hofften, ach! es würde ihrem Stamme
Entſprießen eine lange Herrſcherreihe,
Und einer würde über jeden Stamm
Und jedes Volk die Königsmacht verbreiten,
Er würde Krieg und Zwietracht rings beenden
Und alle Kön'ge ſich zu Füßen ſehn.

Joad.
Warum verzichteſt du auf die Verheißung?

Abner.
Wo ſollen wir den König, Davids Sproß,
Denn finden? Kann der Himmel ſelbſt den Baum,
Der bis zur Wurzel ausgedorret iſt,
Aufs neu' beleben, daß er wieder grünt?
Athalia hat ja in der Wiege ſchon
Das Kind erwürgt. Erſtehn acht Jahr' nachher
Die Toten aus der Gruft? Ja, hätte ſie
In ihrem blinden Wüten ſich getäuſcht,
Und wär' ein Tropfen nur vom Blute Davids
Gerettet!

Joad.
Nun, was thäteſt du alsdann?

Abner.
O ſel'ger Tag für mich! Mit welchem Eifer
Erkennt' ich ihn als meinen König an!
Und zweifelſt du, daß alle Stämme ihm
Zu Füßen fielen? Doch warum bethör'
Ich mich mit eitler Hoffnung? Nur Ahasja
Blieb als der unglückſel'ge Erbe jener
Mit Ruhm gekrönten Könige allein
Zurück mit ſeinen Kindern. Sah ich nicht
Durch Jehus Pfeil den Vater ſterben, du
Die Mutter ihre eignen Söhne morden?

Joad.
Noch, Abner, offenbar' ich nichts, doch wenn
Das Tagsgeſtirn ein Drittel ſeines Laufs
Vollendet, wenn die Stunde zum Gebet
Uns ruft, dann komm zurück mit gleichem Eifer
Zum Tempel! Gott vermag durch große Wohlthat
Zu zeigen, daß ſein Wort beſtändig iſt
Und niemals trügt. Jetzt geh', damit ich mich
Zu dieſem großen Tage vorbereite;
Schon ſtrahlt im Morgenlicht des Tempels Kuppel.

Abner.
Was wär' die Wohlthat, die ich nicht begreife?
Jedoch ich ſehe Joſabeth ſich nahn,
Drum will ich an die fromme Schar mich ſchließen,
Die feſtlich dieſer Tag zuſammenruft.

Zweiter Auftritt.

Joſabeth. Joad.

Joad.
Die Zeiten, Fürſtin, ſind erfüllt; jetzt gilt's
Zu reden. Den glückſel'gen Raub darfſt du
Nicht mehr verhehlen; denn der Frevelmut
Der Feinde Gottes nimmt ſein tiefes Schweigen
Zum Vorwand gegen ihn und klagt ihn an,
Daß ſein Verſprechen nichts als eitler Trug;
Ja, da ihr der Erfolg zu lächeln ſcheint,
Sinnt jenes freche Weib darauf, wie ſie
Dem Baal auf unſerem Altare opfre.
Drum laß den jungen König uns, den du
Gerettet haſt, der unter Gottes Flügel
Im Tempel aufwuchs, ſeinem Volke zeigen!
Der Ahnen hoher Mut wird ihn beleben,
Sein Geiſt flog ſeinem Alter ſchon voraus.
Doch eh' ich ihm ſein Schickſal offenbare,
Bring' ich dem Gott ihn dar, durch den die Kön'ge
Auf Erden herrſchen, und verſammle dann
Die Prieſter und Leviten, daß ich ihnen
Den Erben ihrer Kön'ge offenbare.

Joſabeth.
So weiß er ſeinen Namen ſchon und ſein
Erhabnes Los?

Joad.
Noch nicht! Eliazim, meint
Er, ſei ſein Nam', und er ein armes Kind,
Das ſeine Mutter ausgeſtoßen, welchem
Ich aus Barmherzigkeit ein Vater wäre.

Joſabeth.
Aus welcher Fährnis hab' ich ihn gerettet,
O Gott! und welch ein Unglück droht ihm jetzt!

Joad.
Wie, ſchon ſo bald iſt dein Vertraun erſchüttert?

Joſabeth.
In deinen weiſen Rat ergeb' ich mich;
Seit ich dies Kind dem Tod entriſſen,
Vertraut' ich deiner Hand ſein Schickſal an.
Mir meiner Zärtlichkeit für ihn bewußt,
Vermeid' ich ſeine Gegenwart, damit
Ich durch Verwirrung nicht und Thränen mein
Geheimnis offenbare; doch vor allem
Schien mir es eine Pflicht zu ſein, daß ich
Drei Tage und drei Nächte lang mich ganz
Den Thränen und Gebeten widmete.
Darf ich dich fragen: Welche Freunde ſind
Bereit, in deinem Plan dir beizuſtehn?
Wird uns der biedre Abner Schutz verleihn?
Schwur er, zu ſeinem Könige zu halten?

Joad.
Darf man auch ſeiner Treue ganz vertraun,
So hab' ich doch bis jetzt ihm nicht entdeckt,
Daß uns ein König lebt.

Joſabeth.
Doch wem haſt du
Des Joas Obhut anvertraut? Iſt Obed,

---

[1] Nach der Überſetzung von Adolf Laun.

Iſt Ammon zu der Ehre auserwählt?
Mit mancher Wohlthat hat mein Vater ſie ....

Joad.

Sie haben ſich Athalien verkauft.

Joſabeth.

Wen ſtellſt du ihrer Söldnerſchar entgegen?

Joad.

Wen anders, als die Prieſter und Leviten?

Joſabeth.

Du haſt, ich weiß, ſie insgeheim verſammelt
Und für Verdopplung ihrer Zahl geſorgt;
Sie lieben dich und haſſen jenes Weib,
Ein feierlicher Eidſchwur bindet ſie
An Davids Sohn, der ſich enthüllen ſoll.
Doch ob ihr Herz von edler Glut entbrenne,
Vermögen ſie die Sache ihres Königs
Allein zu führen, reicht zu ſolchem Werk
Ihr Eifer hin? Und glaubſt du nicht, Athalia,
Wenn ſie vernimmt, es ſei ein Sohn Ahasjas
Im Tempel hier verborgen, werde gleich,
Verſammelnd ihre fremde Söldnerſchar,
Zum Sturm ſie führen gegen ſeine Thore?
Genügen da des Herrn geweihte Diener,
Die, ihre reine Hand zu ihm erhebend,
Nur um Vergebung unſrer Sünden flehn,
Die niemals andres Blut vergoſſen haben
Als das der Opfertiere? Joas findet
Vielleicht in ihren Armen ſelbſt den Tod.

Joad.

Gilt dir der Gott für nichts, der für uns kämpft
Und der die Unſchuld unſrer Waiſen ſchirmt?
Der ſeine Stärke an den Schwachen zeigt,
Und, der Tyrannen Schrecken, Iſrael
Den Sturz Ahabs und Jeſabels verſprach,
Der Joram ſchlug, den Gatten ihrer Tochter,
Und ihr Geſchlecht bis auf den Sohn verfolgte, —
Gott, deſſen Rächerarm, wenn er auch zögert,
Ob dem verruchten Stamm ſich dräuend hebt?

Joſabeth.

Und grade die Gerechtigkeit, mit der
Er dieſe Könige beſtraft, iſt das,
Was für den Sohn ich meines Bruders fürchte.
Wer weiß, ob dieſes Kind, in ihr Verbrechen
Verwickelt, nicht bei der Geburt mit ihnen
Schon war verdammt, ob Gott um Davids willen
Es vom verworfnen Stamme trennt und ſchont?
Ach! jeden Augenblick tritt mir aufs neue
Der grauenvolle Zuſtand vor die Seele,
In dem der Himmel mich ihn finden ließ.
Voll war von Fürſtenſöhnen rings die Halle,
Die hingemordet lagen. Unerbittlich
Stand dort Athalia, einen Dolch in Händen,
Sie ſpornte ihre Söldner ſtets aufs neue
Zum Morden an und folgte mit dem Blick
Dem Fortſchritt ihres grauenvollen Werks.
Da lenkte plötzlich Joas, welcher dort
Für tot gelaſſen, meinen Blick auf ſich;
Ich ſehe noch, wie außer ſich die Amme
Den Henkern ſich umſonſt zu Füßen warf
Und ihn an ihrer Bruſt umfangen hielt.
Ich hob den Blutenden empor, und Thränen,
Die auf ihn fielen, weckten ihn zum Leben.
Da, ſei es Angſt, ſei's Zärtlichkeit, umſchlang
Er mich mit unſchuldsvollen Armen.
O Gott, daß meine Liebe ihm nur nicht
Verderblich wird! Er iſt der letzte Sproß
Vom Stamm des treuen David. Auferzogen
In deinem Hauſe und in deiner Furcht,
Kennt er nur einen Vater, der biſt du!
Wenn ich im Kampfe mit der Mörderin
Beim Anblick der Gefahr im Glauben wanke,
Das Fleiſch in mir erbangt und meine Thränen
Zu ſehr die Zeugen meiner Schwäche ſind,
O dann bewahr' den Erben heiliger
Verheißung und beſtrafe mich allein.

Joad.

Die Thränen, die du weinſt, ſind kein Verbrechen.
Gott aber will, daß wir auf ihn vertraun,
Er ſucht im blinden Zorn nicht an dem Sohn
Die Miſſethaten ſeines Vaters heim.
Es werden alle vom Hebräervolk,
Die treu ihm blieben, ſich alsbald verſammeln,
Um hier ihr heiliges Gelübd' ihm zu
Erneuen; denn ſo hoch, wie Davids Stamm
Geachtet iſt, ſo tief verabſcheun ſie
Die Tochter Jeſabels. Die edle Reinheit
Des Joas wird ſie rühren und vor ihnen
Entfalten ſeiner Abkunft hohen Glanz,
Und Gott wird ſelber, durch ſein heilig Wort
Uns unterſtützend, ihre Seel' entflammen.
Zwei ungetreue Fürſten haben ſchon
Ihm Trotz geboten; darum iſt es Zeit,
Daß Davids Thron ein Königsſohn beſteige,
Der ſich dereinſt erinnert, wie ihn Gott
Durch ſeiner Prieſter Hände wiederum
Zu ſeiner Ahnen hohem Rang erhoben,
Wie er ihn aus des Grabes Nacht gerettet
Und Davids Fackel neu entzündet hat. —
Zwar, großer Gott, ſiehſt du voraus, daß er,
Unwürdig ſeines Namens, Davids Spur,
Des großen Ahnherrn, einſt verläßt, dann ſei
Er gleich der Frucht, die im Entſtehen ſchon
Ein giftig heißer Windhauch hat verdorrt;
Doch wenn dies Kind, gehorſam deiner Lehre,
In deiner Hand ein ſtarkes Werkzeug iſt,
Erſtatte dann das Scepter ſeiner Ahnen
Zurück dem wahren Erben Davids, gieb
Die mächt'gen Feind' in meine ſchwache Hand!
Verwirr' die Königin in ihrem Rate
Und gieße, o mein Gott, auf ſie und Mathan
Den Geiſt des Irrtums und der Blindheit aus,
Die vor dem Fall der Kön'ge pflegt voraus
Zu gehn! Die Stunde ruft, leb' wohl! Schon nahn
Die Töchter unſrer heiligſten Geſchlechter
Von deinem Sohn geführt und ſeiner Schweſter.

Dritter Auftritt.

Joſabeth. Zacharias. Salomith. Der Chor.

Joſabeth.

Geh', ſäume nicht, begleite deinen Vater!
Doch du, o treue Schar der Töchter Levis,
Die ſchon mit heil'ger Glut der Herr entflammte,
Die ihr mein Seufzen und mein Weinen teilt,
Ihr Kinder, meine Luſt in langen Leiden,
Einſt ziemten eurer Hand die Kranzgewinde
Und eurem Haar der Blumenſchmuck, als wir
Mit frohem Sinn das hohe Feſt begingen;
Doch weh', in dieſer Zeit der Not und Schmach
Sind Thränen nur das Opfer, das ſich ziemt.
Schon hör' ich der Drommete heil'gen Ruf;
Bald wird ſich euch des Tempels Thor erſchließen.
Dieweil ich mich zum Gange vorbereite,
Lobſinget Gott, den ihr zu ſuchen kamt.

Vierter Auftritt.

Der Chor.

Der ganze Chor (ſingt).

Die Welt iſt voll von Gottes Herrlichkeit,
O ruft ihn an mit gläubigem Gemüte;
Sein ewig Reich war älter als die Zeit,
O ſingt, o feiert ſeine Güte!

Eine Stimme (allein).

Sein Name ſteht auf feſtem Grund,
Wie auch der Hohn der Frevler wüte,
Dem Tag erzählt der Tag von Gottes Macht
Die Welt iſt voll von ſeiner Pracht,
O ſingt, o feiert ſeine Güte!

Der ganze Chor (wiederholt).

Die Welt iſt voll von Gottes Pracht,
O ſingt, o feiert ſeine Güte!

Eine Stimme (allein).

Er läßt die Blumen blühn im Reiz der Farben,
Die Früchte reifen in der Au,
Er giebt im gleichen Maß, daß nie ſie darben,
Den Feldern Tagesglut und nächt'gen Tau,
Und für die Gabe danken volle Garben.

Eine andre Stimme.

Die Sonne ließ er die Natur beleben,
Er gab der Welt des Lichtes Schein,
Jedoch das Höchſte, was er uns gegeben,
Iſt ſein Geſetz, ſo heilig und ſo rein.

Eine dritte Stimme.

Berg Sinai, o preiſ' ihn immer wieder,
Den hohen Tag, den ew'ger Glanz umſchwebt!
Dort ſtieg, wo ſich dein Gipfel hebt,
Der Herr, von Wolken dicht umwebt,
In ſeiner Glorie zu dir nieder.
Warum, o ſag', der Dämpfe Sprühn,
Der Donner Roll'n, der Blitze Glühn
Und der Drommeten Schmettern?
Kam zu zerſtören bis zum Grund
Der Erde weites Rund
Gott ſelbſt herab in Wettern?

Eine vierte Stimme.

Er kam, um ſeine Lehre rein und klar
Den Kindern der Hebräer zu entfalten,
Und hieß an ihn die hochbeglückte Schar
Sich feſt in ew'ger Liebe halten.

Der ganze Chor.

O ewige Gerechtigkeit,
O unerſchöpflich reiche Güte!
Wohl jedem, der mit gläubigem Gemüte
Der Liebe Gottes ſeine Tage weiht!

Eine Stimme.

Er hat der Väter hartes Joch geendet,
Hat in der Wüſte köſtlich Brot geſpendet,
Er bietet ſein Geſetz, ſich ſelbſt uns dar
Und fordert nichts als Liebe treu und wahr.

Der Chor.

O ewige Gerechtigkeit,
O unerſchöpflich reiche Güte!
Wohl jedem, der mit gläubigem Gemüte
Der Liebe Gottes ſeine Tage weiht!

Dieſelbe Stimme.

Er öffnete für ſie den Schoß der Wellen,
Er ließ aus dürren Felſen Brunnen quellen,
Er bietet ſein Geſetz, ſich ſelbſt uns dar
Und fordert nichts als Liebe treu und wahr.

Der Chor.

O ewige Gerechtigkeit,
O unerſchöpflich reiche Güte!
Wohl jedem, der mit gläubigem Gemüte
Der Liebe Gottes ſeine Tage weiht!

Eine andre Stimme.

Des Sklaven Furcht kennt ihr allein;
Iſt euer Herz denn ungerührt geblieben,
Iſt es ſo ſchwer, dem Güt'gen ſich zu weihn,
So peinlich, ihn zu lieben?
Der Sklav' bebt vor dem Herrn, der ihn bezwingt
Die Lieb' iſt's, die das Kind zum Vater bringt.
Es träuft auf euch hernieder Gottes Segen,
Doch ihr, bringt ihr ihm Lieb' entgegen?

Der ganze Chor.

O ewige Gerechtigkeit,
O unerſchöpflich reiche Güte!
Wohl jedem, der mit gläubigem Gemüte
Der Liebe Gottes ſeine Tage weiht!

Molière (1622—1673).

Jean-Baptiſte Poquelin, geb. 15. Januar 1622 in Paris als Sohn eines Tapezierers und ſpäteren königl. Kammerdieners, erhielt eine gute Erziehung und ſollte Advokat werden. Starke Neigung trieb ihn jedoch zum Schauſpielerberufe. Aus Rückſicht auf ſeine Eltern nannte er ſich als ſolcher Molière. Mit einer Bühnengeſellſchaft durchzog er über 12 Jahre die Provinzen Frankreichs; für ſie hat er auch ſeine erſten Luſtſpiele geſchrieben. Als 40-jähriger heiratete er ein 19jähriges Mädchen, Armande Béjart, welche ihn tief unglücklich machte. Während einer Aufführung ſeines „Eingebildeten Kranken" erlitt er einen Krampfanfall, ſo daß er nach Hauſe gebracht werden mußte. Er verlangte das hl. Sakrament; 2 Prieſter verweigerten ihm jedoch dasſelbe, und als ein dritter anlangte, hatte ein Blutverluſt ſeinem Leben ein Ende gemacht (17. Februar 1673). Ein kirchliches Begräbnis wurde ihm erſt nach vielen Bemühungen zuteil. Der Erzbiſchof gab die Erlaubnis nur unter der Bedingung, „daß dies Begräbnis ohne Pomp in Begleitung von nur zwei Prieſtern und nicht während der Tagesſtunden abgehalten werde, daß ferner weder in [Molière's Pfarrkirche] St. Euſtache noch anderswo, ſelbſt nicht in der Kloſterkirche, ein feierliches Totenamt ſtattfinde." Der Biſchof Boſſuet (1627—1704) ſchrieb: „Die Nachwelt wird vielleicht das Ende dieſes Komödiendichters kennen lernen, welcher bei der Aufführung ſeines „Eingebildeten Kranken" den letzten Anfall von der Krankheit erhielt, an welcher er wenige Stunden darnach ſtarb und von den Spaßmachereien des Theaters, unter denen er faſt den letzten Seufzer aushauchte, zum Richterſtuhl deſſen ging, welcher ſagt: „Wehe euch, die ihr lachet; denn ihr werdet weinen!"

Mit vielen Zeitgenoſſen, ſo Racine, Boileau, Lafontaine war er befreundet, ſelbſt Ludwig XIV. unterſtützte ihn durch ſeinen Beifall und bedeutende Geldbeträge, wie auch dadurch, daß er ihm Stoffe zu ſeinen Luſtſpielen verſchaffte, ja, er hielt ſogar ſein erſtes Kind über die Taufe. In die „Akademie" fand er als Schauſpieler keine Aufnahme, im Jahre 1778 ſtellte dieſelbe aber ſeine Büſte in ihrem Sitzungsſaale auf mit der Inſchrift: „Nichts fehlte ſeinem Ruhme; er hat dem unſrigen gefehlt."

Seine Hauptſtärke beſtand im Luſtſpiel. Durch ſeinen Verkehr mit Leuten verſchiedener Stellung und Lebensführung und durch deren genaue Beobachtung erwarb er ſich große Menſchenkenntnis. Er bekämpfte in ſeinen zahlreichen Stücken beſonders die Fehler, Thorheiten und Lächerlichkeiten ſeines Volkes: Das Sittenverderben der Vornehmen, die Selbſtüberhebung der Emporkömmlinge, die Schöngeiſterei der Frauen, die Pfuſcherei in der Heilkunde u. a. Auch als ausübender Schauſpieler war er ausgezeichnet. Ein Zeitgenoſſe ſagt von ihm: „Er war ein Komiker von den Zehen bis zum Scheitel. Es ſchien, daß er mehrere Stimmen hatte: mit einem Lächeln, einer Bewegung, einem Blick des Auges ließ er in einem Augenblick mehr erraten, als der größte Redner in einer Stunde hätte ſagen können." Eines ſeiner bekannteſten Luſtſpiele iſt „Les femmes savantes" [Die gelehrten Frauen], mit welchem ſich die nachſtehenden Zeilen beſchäftigen.

Die gelehrten Frauen.

Zur Zeit Ludwig XIV. war es unter den vornehmen Frauen Mode geworden, ſich mit Dichtkunſt und Wiſſenſchaften zu beſchäftigen oder wenigſtens Liebe zu denſelben zu heucheln. Dieſen Kreiſen ſchloſſen ſich weniger hervorragende Dichter und Denker als ſolche 2. und 3. Ranges an. Wie jede Modeſache wurde auch dieſe Richtung bald zur Modethorheit und äußerte ſich in Aeußerungen erlogener hoher Gefühle von Liebe, Freundſchaft ꝛc., wie auch in einer verſchrobenen überfeinen Redeweiſe (ſo ſagte man ſtatt Spiegel: der Berater der Grazien, ſtatt Maler: ſtummer Dichter, ſtatt Marmorſtatuen: berühmte Stumme ꝛc.), ſo daß der gleichzeitige Sittenſchilderer Jean de La Bruyère (1645—96) ſagt: „Durch das, was ſie Zartheit, Gefühl und Feinheit des Ausdrucks nannten, hatten ſie es ſo weit gebracht, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr verſtanden." Gegen dieſe Zierpuppen und ihre männlichen Genoſſen, Dichterlinge und pedantiſche Gelehrte, iſt das vorliegende Luſtſpiel gerichtet, das 1672 ans Licht trat und den Kreiſen gelehrt thuender Frauen einen harten Schlag verſetzte.

Inhaltsangabe: Clitander und Henriette, die jüngere Tochter des reichen Chryſale, lieben ſich und wünſchen ſich zu vermählen. Henriettens Vater iſt damit einverſtanden, nicht aber Philaminthe, ſeine Frau, welche ihre Tochter dem Schöngeiſte Triſſotin zugedacht hat, der ihrer Neigung, die gelehrte Frau zu ſpielen, ſchmeichelt. Auch Armande, Henriettens Schweſter, und Beliſe, Chryſales Schweſter, die derſelben Richtung huldigen, ſuchen die Verbindung zu verhindern, da jede ſelbſt ſich auf Clitander Hoffnung macht. In der That ſetzten die 3 Frauen ihren Willen durch, und ſchon iſt der Notar daran, den Ehevertrag zwiſchen Triſſotin und Henriette zu entwerfen, als Ariſte, der Bruder des Hausherrn, 2 Briefe bringt, aus denen hervorgeht, daß Chryſale ſein Vermögen verloren habe. Auf dieſe Kunde tritt Triſſotin ſchleunig zurück, während Clitander auch die nun verarmte Henriette zu ehelichen bereit iſt. Nun aber erklärt Ariſte, der angebliche Vermögensverluſt ſei von ihm erfunden worden, um die Habſucht und die gemeine Geſinnung des aufgedrungenen Bräutigams ans Licht zu ziehen. Die Familie iſt ſo wohlhabend wie früher. Clitander und Henriette werden ein hochbeglücktes Paar. — Nachſtehend eine Probe.

Dritter Akt.

Zweiter Auftritt.

Philaminthe. Triſſotin. Armande. Beliſe. Henriette.

Philaminthe.
In den nächſten Tagen
Eröffn' ich Ihnen nur, mein Herr, ganz im Vertrau'n
Den Plan zu unſerer Akademie der Frau'n.
Als ſeine Republik der große Plato ſchrieb,
Da war es dieſer Punkt, der unvollendet blieb;
Drum hab' ich die Idee aufs neue aufgefaßt
Und ſie in meiner Schrift dem Zeitgeiſt angepaßt.
Triſſotin.
Sie wiſſen, wie ich ſtets den Damen war ergeben,
Und, ſuch' ich ihren Reiz in Verſen zu erheben,
Ehr' ich nicht minder doch den weiblichen Verſtand.
Philaminthe.
Das hat auch das Geſchlecht ſtets dankbar anerkannt.
Doch zeigen wollen wir gewiſſen kleinen Geiſtern,
Die voll von Wiſſensſtolz uns immerdar bemeiſtern,
Daß auch ein Frauenkopf Gelehrſamkeit umfaßt,
Ein Litterarverein auch für Frauen paßt,
Ja, daß ein Vorzug drin vor anderen ſich findet,
Weil, was ſich ſonſten trennt, in ihm ſich ſchön verbindet.
Denn hier wird Wiſſenſchaft zur Eleganz geſtaltet,
Und das Geheimnis, das Natur umhüllt, entfaltet;
Beim Streit der Meinung hat ein jeder hier die ſeine;
Wir laſſen jede zu und adoptieren keine.
Triſſotin.
Ich bin den Stoikern am meiſten zugethan.
Philaminthe.
Ich wandle lieber noch auf Platos Geiſtesbahn.
Armande.
Ich liebe Epikur, den ſtärkſten Geiſt von allen.
Beliſe.
Die „kleinen Körper" wohl erregen mein Gefallen;
Jedoch das „Vakuum" will nicht in meinen Sinn,
Und lieber geb' ich mich dem „feinen Urſtoff" hin.
Triſſotin.
Descartes und ſein Magnet bezaubern meinen Geiſt.
Armande.
Mich ſeiner „Welten Fall!"
Philaminthe.
Sein „Wirbel" mich zumeiſt.
O träte der Verein doch nur recht bald ins Leben!
Entdeckten wir doch was, um ſeinen Glanz zu heben!
Triſſotin (zu Philaminthe).
Wir alle hoffen viel von Ihres Geiſtes Licht,
Denn Schleier hat Natur für Ihren Scharfſinn nicht.
Philaminthe.
Nicht ſchmeicheln möcht' ich mir, jedoch ich muß geſtehn,
Ich hab' im Monde jüngſt ein Menſchenkind geſehn.
Beliſe.
Zwar Menſchen ſah ich nicht, doch Türme ſah ich klar;
So wie ich euch hier ſeh', nahm ich ſie deutlich wahr.
Armande.
Ergründen werden wir beſonders die Phyſik
Und dann Geſchichte, Kunſt, Moral und Politik.
Philaminthe.
Ich fühle durch Moral am meiſten mich gekräftigt,
Mit der in früh'rer Zeit ſich mancher Geiſt beſchäftigt;
Und zwar die Stoiker halt' ich zumeiſt in Ehren;
Denn Schönres kenn' ich nicht, als ihres Meiſters Lehren.
Armande.
Auch Sprachverbeſſerung beſchäft'ge den Verein,
In Schrift und Wort wird bald gar vieles anders ſein!
Von mancher Wendung ſei die Sprache reingefegt,
Die unſerm Zartgefühl oft große Qual erregt.
Der Konferenzbeſchluß wird alles da verpönen,
Und, einzig nur geweiht dem Edlen, Reinen, Schönen,
Hält jeglicher von uns in Proſa und Gedicht
Ob allem, was nicht paßt, ein ſtrenges Strafgericht.
Philaminthe.
Jedoch das höchſte Ziel für dieſen Sprachverein
Und auch ſein höchſter Ruhm ſoll das Beſtreben ſein,
Die ſchmutz'gen Wörter aus der Rede wegzuſchneiden,
Bei deren rohem Klang wir zarten Seelen leiden,
Mag auch am Doppelſinn ein Witzbold ſich erfreu'n.
Und, immer zum Skandal, den alten Spaß erneu'n.
Triſſotin.
Vortrefflich iſt der Plan, den Sie erdacht, Madam'.
Beliſe.
Sobald es fertig, ſteht zu Dienſten das Programm.
Triſſotin.
Ich bin gewiß, daß ſtets Ihr Geiſt das Rechte trifft.
Armande.
Sei's Proſa, ſei's Gedicht, es wird hier jede Schrift
Getadelt und gelobt nach unſerer eignen Weiſe:
Denn nirgends giebt es Geiſt, als nur in unſerm Kreiſe.
Verfolgen werden wir, was alle andren treiben,
Und finden, daß nur wir in gutem Stile ſchreiben.

(Ueberſ. von Adolf Laun.)

Adam Mickiewicz (1798—1855).

Adam Bernhard Mickiewicz aus dem alten litauiſchen Geſchlechte der Rymwid=Mickiewicz, das den Fürſtenhut in ſeinem Wappen führte, wurde am heiligen Abend des Jahres 1798 im Dorfe Zaoſie bei Nowogródek im Gouvernement Minsk geboren. Er war von Geburt ſchwächlich und hatte in früheſter Kindheit das Unglück, daß die unvorſichtige Amme ihn zum Fenſter hinausfallen ließ. Daß er in dieſer Lebensgefahr, wie in einer ſpäter erfolgten ſchweren Krankheit am Leben blieb, hat die Familie dem wunderthätigen Eingreifen der heiligen Jungfrau, deren Schutze die Mutter das zarte Kind in brünſtigem Gebet empfohlen hatte, zugeſchrieben. Daher ruft er in den Eingangsverſen zu ſeinem „Herr Thaddäus" die Jungfrau Maria an mit den Worten:

> Heilige Jungfrau, die du Czenſtochau zum Schirme,
> Zum Glücke Wilnas ſtrahlſt! Du, deren Schutz die Türme
> Von Nowogródek wahrt und ſeiner Bürger Leben,
> Haſt die Geſundheit mir als Kind zurückgegeben,
> Als mich die Mutter dir in Thränen anvertraut,
> Und ich mit mattem Blick zu dir emporgeſchaut:
> Zu deiner Schwelle ſchritt ich kräftig, ohne Wanken,
> Für meine Rettung Gott im Heiligtum zu danken, —
> Führſt durch ſolch Wunder mich zurück zum Vaterland.[1])

Obwohl ſein Vater nicht wohlhabend war, gab er ſeinen fünf Söhnen doch eine ſorgfältige Erziehung. Adam, der zweitälteſte unter ihnen, beſuchte zuerſt die Schule der Dominikaner in ſeiner Vaterſtadt und erlebte hier im Jahre 1812 mit großer Begeiſterung den Einzug Napoleons und der ſiegreichen polniſchen Legionen, einer Begeiſterung, welche nach 22 Jahren noch ſein Herz erfüllt, wenn er im 11. Geſange desſelben Gedichtes ſingt:

> O Frühling! Wer dich bei uns geſehen in jener Zeit!
> Denkwürdiger Frühling des Krieges, Frühling der Fruchtbarkeit:
> O Frühling, wer dich geſehen, voll üppiger Blüten hangend,
> Voll Saaten und Grün und hell von Menſchenſcharen prangend,
> Reich an Begebenheiten, voll Hoffnungen im Schoß!
> Du ſtehſt vor mir noch heut', du Traumbild ſchön und groß!
> In Knechtſchaft geboren, als Säugling ſchon in Ketten gebannt,
> Hab' ich im Leben nur einen ſolchen Frühling gekannt.[2])

Der Knabe lernte mit großer Leichtigkeit und ebenſo großem Eifer — nicht bloß in der Schule, auch nicht bloß aus Büchern und Zeitungen, die er mit wahrem Heißhunger verſchlang, ſondern auch aus jeglichem Geſpräch, das in ſeiner Gegenwart geführt wurde, nicht zum wenigſten auch aus dem Munde der Mägde, deren Lieder, Balladen, Sagen, Märchen und Sprüche er ſich als poetiſchen Schatz fürs Leben angeeignet hat, wie Puſchkin die ruſſiſche Volksdichtung aus dem Munde ſeiner alten Wärterin. Darin zeigte ſich bei beiden die durchaus volkstümliche Anlage ihres Dichtergeiſtes, die übrigens beide nicht verhindert hat die Schönheiten fremden Schrifttums mit zartem Verſtändnis aufzunehmen und franzöſiſch zu ſchreiben wie geborene Franzoſen. Trotzdem, daß ſie ausländiſche (Mickiewicz ſogar arabiſche) Schriftſteller und zwar ſelten anders als in der Urſprache auf ſich einwirken ließen, hat in ihnen das Volk von den höchſten bis zu den tiefſten Schichten die vollkommenſte Verkörperung ſeines Weſens herausgefühlt und hat an ihnen mit nie beirrter Verehrung und Liebe gehangen. An Kenntniſſen war Mickiewicz noch reicher als Puſchkin, weil er ſeine Studien ernſter und planmäßiger betrieb, ſo daß er in Bezug auf allſeitige Ausbildung des Geiſtes vielleicht nur von einem Dichter unſeres Jahrhunderts, unſerem Goethe, übertroffen wird. Mickiewicz betrachtete die letzte Schulprüfung nicht, wie Puſchkin, als die enge Pforte zur erſehnten Freiheit des praktiſchen Lebens, ſondern blieb den Studien treu. 1815 bezog er die Univerſität Wilna, die damals in höchſter Blüte ſtand, und ſtudierte zuerſt Mathematik und Naturwiſſenſchaften. Dann widmete er ſich der Philologie und Geſchichte unter der Leitung des berühmten Lelewel, den er mit warmer Begeiſterung beſungen hat. Mickiewicz wurde Mitglied des Bundes der Philareten (des Tugendbundes), der ſich die Pflege der heimiſchen Litteratur und veredelnde Geſelligkeit zur Aufgabe gemacht und in dem Freunde unſeres Dichters, Thomas Zan, einen würdigen Vorſitzenden gefunden hatte. Für dieſen Kreis dichtete Mickiewicz ein Bundeslied und oft mag er ihn wohl mit Gedichten aus dem Stegreif entzückt haben, wie er denn in ſpäteren Jahren, wenn die dichteriſche Begeiſterung ihn ergriff, ſtundenlang in Verſen ſprechen konnte, ohne ſeine Gedanken und Gefühle im Zuſtande der Ernüchterung zu Papier bringen zu können, auch hierin ſeinem ſlawiſchen Geiſtesverwandten Puſchkin nicht unähnlich. Seine erſten Gedichte (1818 herausgegeben) waren noch in der ſog. klaſſiſchen Tonart gehalten: ſo z. B. „Der Winter in der Stadt", ſogar das Gedicht auf Lelewel und auch „Das Dambrettſpiel", wiewohl dieſes gegen Ende, wo der Dichter von ſeiner unglücklichen Liebe ſpricht, in Sprache und Gefühl gleich natürlich iſt. Jedoch in Wilna ſchon ging er, angeregt durch Shukowskijs Umdichtung von Bürgers „Lenore", zur Romantik über. Zunächſt galt ihm noch das Grauſige und Geſpenſterhafte, wie die Volksballaden es bieten, als Merkmal der Romantik, und ſo drängt ſich denn dieſer Zug in ſeinen Balladen ſtark vor, z. B. in der „Flucht" (der polniſchen „Lenore"), in der „Switeznixe", dem „Fiſchchen", beſonders aber in den „Lilien", welche den Gattenmord einer Edelfrau und die Werbung zweier Schwäger um die ruchloſe Mörderin behandeln. Indeſſen ſchon in einem dieſer Gedichte, „Die Romantik" überſchrieben, ſtellt Mickiewicz als Loſung der romantiſchen Dichtung den Satz auf: „Habe ein Herz und ſchau' ins Herz!" In ſpäteren Zeiten (1829) erklärt er die Romantik für völlig der Wirklichkeit entſprechend und andererſeits für tief religiös; ſie allein ſchöpfe aus den echten Quellen der Poeſie, nämlich aus der Wirklichkeit und Wahrheit. Den Sieg der Romantik in dieſem Sinne hat Mickiewicz für Polen erfochten, wie Puſchkin für Rußland; Mickiewicz nicht bloß durch die glänzenden Muſter, die er für die Poeſie der Wahrheit und Natürlichkeit ſchuf, ſondern auch wiſſenſchaftlich durch ſeine Verteidigung der Romantik (1822) wie durch die vernichtende Kritik (1828) des damals in Warſchau herrſchenden falſchen, d. h. ſchwächlich nachahmenden Klaſſizismus, deſſen Jünger „über Shakeſpeare und Goethe lachen" und „ſich darüber freuen, daß ſie den Leſſing nicht leſen." Freilich haben verſchmähte Liebe, verzehrende Sehnſucht nach der Heimat und tiefe Trauer über das Geſchick ſeines Vaterlandes Mickiewicz dazu gebracht, das Übernatürliche in der Romantik zu ſtark zu betonen und alles Verſtandesmäßige in der Poeſie wie ſogar in der Staatskunſt zu verwerfen, doch tritt das erſt in ſeinen ſpäteren Werken hervor und findet ſich glücklicher Weiſe gar nicht in dem „Pan Tadeusz", ſeiner reifſten und objektivſten Dichtung, die wir aus dieſem Grunde als Hauptwerk unſeres Dichters und wohl der geſamten polniſchen Litteratur in Auszügen und Proben mitteilen. 1820 wurde Mickiewicz als Lehrer am Gymnaſium zu Kowno angeſtellt, verblieb aber in dieſem Amt, das ihn nicht befriedigte, nur zwei Jahre. Nach Wilna brachte er, als er Kowno verließ, zwei Bände von Gedichten mit, unter denen ſich außer den oben erwähnten manche lyriſche Poeſien, ferner die „Grazyna", eine Epiſode aus den Kriegen der Deutſchen gegen die heidniſchen Litauer, und zwei Teile des „Totenfeſtes" (Dziady) befanden. Auch gehört wohl in dieſe Zeit die „Ode an die Jugend" (herausgegeben 1828), in welcher der Dichter der Hoffnung auf die Jugend im bevorſtehenden Kampfe der Ideale mit der häßlichen Wirklichkeit Ausdruck verleiht und deren Schlußverſe 1830 am Rathauſe von Warſchau geſchrieben ſtanden. Sie lauten (in Nitſchmann's Überſetzung):

> Das fühllos kalte Eis zerbricht,
> Kein Irrtum trübt fortan das Licht,
> Das Morgenrot der Freiheit iſt erglommen —
> O Sonne der Erlöſung, ſei willkommen!

Das „Totenfeſt", an dem Mickiewicz ſein lebelang mit dem ganzen Feuer ſeiner Seele gearbeitet hat, ohne das Gedicht zu Ende zu führen, iſt eine ergreifende Darſtellung ſeiner Weltanſchauung, ſeiner Verzweiflung nach der bittern Enttäuſchung in der Jugendliebe, ſeines Schmerzes um die Leiden ſeiner Landsleute, ſeiner Hoffnungen auf eine beſſere Zeit des Lichtes und der Wahrheit; als Ganzes betrachtet, iſt es jedoch ohne Zuſammenhang und dabei ſtark ſchwärmeriſch. Im dritten Teile dieſer Dichtung ſtellt er die Verfolgung, die ihn und ſeine Freunde in den Jahren 1823 und 1824 traf, und die Knechtung Polens durch den Senator Nowoſilzew dar. Damals wurden die bedeutendſten Profeſſoren der Wilnaer Univerſität, darunter Lelewel, der Abgott der ſtudierenden Jugend, abgeſetzt, die idealſten und begabteſten unter den Philareten ins Innere des Reiches verwieſen. Mickiewicz durfte auf ſein Geſuch nach Odeſſa gehen, um hier auf eine Anſtellung am Lyceum Richelieu zu warten. Da ihm Dienſtwohnung und volles Jahrgehalt von der Regierung unweigerlich gewährt wurde, obwohl eine Anſtellung in Ermangelung einer Vakanz an der Schule nicht ermöglicht werden konnte, ſo hatte Mickiewicz Zeit genug, wie Puſchkin, das bunte Treiben der Odeſſaer Geſellſchaft kennen zu lernen, die verſchiedenen Nationalitäten der rührigen Handelsſtadt zu ſtudieren, vornehmlich auch ſich das Ruſſiſche völlig anzueignen. Nach neunmonatlichem Aufenthalt in Odeſſa beſuchte er mit ſeinem Freunde Rzewuski (dem Verfaſſer der „Memoiren des Herrn Soplica") die Krim und ſchilderte in achtzehn Sonetten die Eindrücke, welche die Natur des herrlichen Landes und die Ruinen der Reſidenz der Tartarenherrſcher auf ſein empfängliches Gemüt gemacht hatten. Die verfallenen Hallen und Gärten, das Mauſoleum der Maria Potocka und der Springbrunnen von Bachtſchiſarai, welche Puſchkin zu einem lyriſchen Epos angeregt haben, ſind von Mickiewicz in folgendem Sonett behandelt worden:

> Ihr Hallen, von Gerajern uns geblieben,
> In denen manche Stirn ſich einſt geneigt,
> Ihr Throne, Sitze für das zarte Lieben,
> Die heute niederes Gewürm umſchleicht!
> Zum Fenſter drang herein mit friſchen Trieben
> Die bunte Winde, die zur Wölbung reicht;
> „Ruine" hat Natur hierher geſchrieben,
> Die Schrift, vor der Belſazar einſt erbleicht.

---

[1]) Überſetzung von Nitſchmann.
[2]) Überſetzung von Lipiner.
[3]) Überſetzung von Weiß.

Im Saal das Marmorbecken ſteht noch heute
Des Harems Brunnenquelle unverſehrt
Und ruft mit Thränenperlen in die Weite:
Wo ſeid ihr, Ehre, Macht und ſüßes Lieben?
Euch hielt man ewigen Beſtehens wert:
Ihr ſankt dahin — die Quelle iſt geblieben.[1]

Durch die „Krim'ſchen Sonette", die mit andern Sonetten und Liedern ſofort ins Ruſſiſche überſetzt wurden, erwarb ſich Mickiewicz ebenſo hohen Ruhm bei den Ruſſen, wie er ihn bei ſeinen Landsleuten ſchon längſt beſaß. Mickiewicz' Wunſch, in die Kanzlei des Moskauer Generalgouverneurs Fürſt Gallizyn einzutreten, wurde von der ihm gewogenen Regierung erfüllt. In Moskau dichtete er 1827 den „Konrad Wallenrod". So glänzend auch dies Epos ſein mag in Sprache, Schilderung der Natur, der Charaktere und der Gefühle, ſo ſehr auch der Dichter beſtrebt iſt, das Ganze kunſtvoll zuſammenzufaſſen, ſo leidet es doch an Unwahrſcheinlichkeiten und erregte ſelbſt bei den Polen Bedenken, weil es, unter dem Eindruck von Machiavellis „Principe" (Buch vom Fürſten) geſchrieben, die Verſchwörermoral predigt. Dem Motto aus Machiavelli entſpricht die ganze Tendenz der Dichtung, die wir in den Worten des dämoniſchen Litauers Halban finden: „Du biſt ein Sklav. Des Sklaven einz'ge Waffe iſt — Verrat." Wallenrod iſt von Geburt ein Litauer, wird aber von einem deutſchen Ordensritter, der ihm auch ſeinen deutſchen Namen giebt, chriſtlich erzogen. Doch, von Halban angeſtachelt, verläßt er ſeinen Erzieher, heiratet eine litauiſche Fürſtentochter und verſchwindet, um nach Jahren unerkannt als ſieggekrönter Ritter ſich in den Orden aufnehmen zu laſſen und deſſen Heer als Großmeiſter an die Litauer zu verraten. Mit Recht ſagt ein anderer großer Dichter der Polen, Julius Slowacki, über dieſe Grundſätze: „Sie haben eine gewiſſe Methode in den Verrat gebracht, haben ſtatt eines zehntauſend Verräter geſchaffen." Mit Mühe gelang es daher den Gönnern des Dichters die Erlaubnis zum Druck ſeines „Wallenrod" bei der Cenſur zu erwirken (1829). Mickiewicz' Verhältnis zu den ruſſiſchen Gelehrten und Schriftſtellern war ein überaus inniges. Selten iſt wohl in Rußland einem Fremden ſo viel Verehrung und Freundſchaft entgegengebracht worden, wie Mickiewicz von den gebildeten Ruſſen. Baratynskij, der für Puſchkins dereinſtigen Nachfolger galt, beſang ihn mit den Worten:

Seh' ich, Mickiewicz, dich zu Byrons Füßen
Begeiſtert liegen, mahnt mich das Gebot:
Steh auf, ſteh auf, erniedrigter Verehrer,
Erhebe dich; denn du biſt ſelbſt ein Gott!

Mit Puſchkin war er eng befreundet. Der ruſſiſche Freund, der in Mickiewicz' „Petersburg" zuſammen mit dem Dichter unter einem Mantel bei Regenwetter das Denkmal Peters des Großen betrachtet, iſt Puſchkin. Auf ihr Verhältnis beziehen ſich Mickiewicz' weitere Worte:

Nicht nahe waren ſie bekannt, doch eng,
Und wen'ge Tage erſt währt ihre Freundſchaft;
Der Erde Schranken überragt ihr Herz,
Gleich zweien Alpenhöhen neben einander,
Die, ewig zwar durch einen Strom getrennt,
Doch kaum das Rauſchen ihres Feinds vernehmen,
Die hohen Gipfel zu einander neigend.

Andererſeits hat auch Puſchkin in demſelben Sinne ſich in dem Gedichte „An Mickiewicz" (10. Auguſt 1834) geäußert:

Inmitten eines Stammes, der ihm fremd,
Hat er nicht Bosheit gegen uns genährt;
Wir liebten ihn ... Mit ihm
Wir tauſchten reine Phantaſien ſowohl
Als Lieder aus (von Gott begeiſtert ja
War er, aufs Leben ſchaut er von der Höh').
Nicht ſelten ſprach er dann von künft'gen Zeiten,
Wo ſich die Völker, allen Zwiſt vergeſſend,
Zu einem großen Bund vereinen werden.

Da aber Mickiewicz in eben jener Schilderung Petersburgs und anderweitig die Ruſſen aufs bitterſte angriff, hat Puſchkin ſeinen anerkennenden Worten doch den Schluß hinzugefügt:

Als Gaſt uns freundlich einſt, ward er zum Feind,
Und jetzt, dem Ungeſtüm des Pöbels ſchmeichelnd,
Singt er in ſeinen Liedern Haß ... O Gott, gieb ihm zurück
Den Frieden Dein in ſein erbittert Herz!

Überhaupt iſt die Verherrlichung Peters des Großen und ſeiner Stadt in der Einleitung zum „ehernen Reiter" die Antwort Puſchkins auf die Angriffe des erbitterten polniſchen Dichters. Die Politik trennte die Freunde; denn ſchon 1829 kehrte Mickiewicz, als es ihm gelungen war, einen Paß zur Reiſe ins Ausland zu erlangen, Rußland für immer den Rücken, und das Jahr 1830 machte jegliche Annäherung an die alten Freunde in Rußland unmöglich. Mickiewicz bereiſte mit ſeinem Freunde Odyniec Deutſchland und lernte in Weimar Goethe kennen, der ihn mit großer Freundlichkeit und Achtung empfing. Über Frankfurt und die Rheinebene ging es dann nach der Schweiz; von da nach Italien. In Rom erhielt Mickiewicz die Nachricht vom polniſchen Aufſtand; er eilte zurück, doch kam er in Poſen erſt nach vollendeter Unterwerfung der Polen an (1831). Er kehrte daher zu Odyniec nach Dresden zurück und dichtete hier neben dem dritten Teil ſeines „Totenfeſtes" die erſten Geſänge des „Herr Thaddäus". Vollendet hat er dieſes ſein Meiſterwerk 1834 in Paris, wohin er 1832 übergeſiedelt war. Größere Gedichte hat er ſeitdem nur in franzöſiſcher Sprache verfaßt; ſonſt wandte er ſich ganz der Proſa zu und ſchrieb, von den Geſchicken des Vaterlandes und von dem Elend der polniſchen Emigration gedrückt, in bibliſcher Proſa eine Art politiſches Evangelium für ſeine leidenden Brüder, ſeine „Bücher des polniſchen Volkes und der polniſchen Pilgerſchaft", ſodann, abgeſehen von vielen kürzeren Artikeln für Zeitſchriften, „Die erſten Jahrhunderte der polniſchen Geſchichte". Nach vorübergehendem Aufenthalte in Lauſanne (1839) wurde er zum Profeſſor der ſlawiſchen Sprachen und Litteraturen am Collège de France zu Paris ernannt und hat durch ſeine Vorträge Polen, Ruſſen und Franzoſen, darunter Michelet und Quinet, gleich mächtig angezogen. Der Nahrungsſorgen war er nunmehr überhoben, aber die Gemütskrankheit ſeiner Frau (Celina Szymanowska, die er 1834 geheiratet hatte), trübte wiederholt ſein Leben. Der wunderbare Eindruck, den der Theoſoph A. Towianski auf die kranke Frau machte, und der myſtiſche Zug, der ſich in Mickiewicz' Charakter immer mehr entwickelt hatte, überlieferten den einſt ſo großen Dichter der Gewalt eines Menſchen, der ihm geiſtig bei weitem nachſtand. Das Dichten trat neben den überſchwänglichen Zukunftsträumereien über Läuterung der Chriſtenheit durch das wiedergeborene Polentum ganz in den Hintergrund, ja ſelbſt in ſeinen Vorträgen am Collège ſchweifte Mickiewicz von ſeinem Gegenſtande weit ab und gab ſich religiös-politiſchen Schwärmereien hin. Da zu letzteren auch der Glaube an eine Umgeſtaltung der Welt durch Napoleon und ſeine zukünftigen Nachfolger gehörte, ſo wurde Mickiewicz als politiſch gefährlich vom Lehrſtuhl entfernt (1845). Mit übermenſchlicher Anſtrengung ſorgte nun der arme Dichter nicht bloß für ſeine kranke Frau und ſeine Kinder, ſondern auch für ſeine Brüder und ſonſtige polniſche Emigranten. 1848 ging er nach Italien, um dort eine polniſche Legion für den Kampf gegen Öſterreich zu bilden, ein Plan, den Radetzkis Siege ſofort vereitelten. Nach Paris zurückgekehrt, lebte er hier einige Jahre in Trübſal und hartem Ringen ums tägliche Brot, bis Napoleon III. ihm durch die Ernennung zum Bibliothekar des Arſenals (1852) ein beſcheidenes Auskommen ſicherte. Im Auftrage Napoleons ging Mickiewicz 1855 in die Türkei, um die Verhältniſſe der ſlawiſchen Völker des ottomaniſchen Reiches zu ſtudieren und, womöglich, ein polniſches Koſakenheer gegen Rußland aufzubringen. In ſeinem Eifer für die Sache ſeines Vaterlandes ſchonte er ſich während des Lagerlebens nicht genügend und traute ſeiner ſchon geſchwächten Geſundheit gar zu viel zu. Cholerakrank mußte er nach Konſtantinopel zurückgebracht werden und ſtarb hier am 26. November 1855. Seinem Wunſch gemäß wurde er neben ſeiner kurz zuvor verſtorbenen Gattin auf dem Friedhof von Montmorency bei Paris begraben.

Herr Thaddäus.

(Von A. Mickiewicz).

1. Geſang. Es iſt im Herbſte des Jahres 1811. Zwiſchen Waldeshöhen, Wieſenauen und Weizenfluren rollen die blauen Fluten des Niemen dahin, der das unter ruſſiſcher Botmäßigkeit ſeufzende Großfürſtentum Litauen von dem durch Napoleons Gunſt (1806) geſchaffenen Großherzogtum Warſchau trennt. Auf der ruſſiſchen Seite erhebt ſich auf einem birkenbeſtandenen Hügel inmitten reicher Fluren der Adelshof Soplicowo. Die ſchimmernd weißen Wände des auf ſteinerner Unterlage errichteten Holzbaues ſtechen vorteilhaft ab gegen das dunkle Grün der Pappeln, die ihn vor den Herbſtſtürmen ſchützen ſollen. Thaddäus, der Neffe des Gutsherrn, kommt ſoeben von der Univerſität Wilna zu ſeinem Oheim, dem alten Richter Soplica, auf Beſuch und dringt, da er das Haus leer findet, in die bekannten Räume ein. Alles heimelt ihn an: die alten Tapeten, das Hausgerät, die Bilder der polniſchen Patrioten, die alte Spieluhr, die, von ihm gerührt, ganz wie vor Zeiten, den Dombrowskimarſch ertönen läßt. Nur findet er ſein Zimmer beſetzt, und, was noch ſonderbarer, augenſcheinlich von einem weiblichen Weſen, während er die einzige Verwandte ſeines Oheims in Petersburg vermutet. Da er verwundert zum Fenſter hinausblickt, ſieht er die ſchöne, junge Inhaberin des kleinen Gemachs am Gartenzaun ſtehen; doch, ehe er ſich's gedacht, ſchwebt ſie über ein Brett, das ſie ans offene Fenſter gelehnt, ahnungslos in die Stube herein und, wie er in ſeiner Verlegenheit: „Vergebung" ſtammeln will, iſt ſie mit einem Schrei der Überraſchung fortgeſprungen. Thaddäus eilt nun ſeinerſeits auf den

---

[1] Überſetzung von Nitſchmann.

Hof und wird hier von dem Wojski[1] empfangen. Dieſer, ein alter Schlachtitſch, Namens Hreczecha, wohnt in dem Hauſe ſeines Freundes und entfernten Verwandten Soplica als Wirtſchaftsführer, hat alſo auch für Empfang und Bewirtung der Gäſte zu ſorgen. Nachdem ſie ſich freudig begrüßt haben, berichtet der Alte dem jungen Herrn:

„Wie gut iſt's, mein Thaddäus, daß du dich eingeſtellt
Juſt heute, da hier Damen verweilen, jung und alt:
Die Hochzeit auszurichten, gedenkt der Ohm dir bald.
Hier haſt du Wahl: Geſellſchaft zahlreich bei uns erſcheint,
Die hier auf ein'ge Tage das Grenzgericht vereint,
Zu enden mit dem Grafen den alten Streit und Groll.
Herr Graf ja ſelber morgen herüber kommen ſoll.
Schon kam mit Frau und Töchtern der Kammerherr hierher;
Die jungen Leute gingen zum Walde mit Gewehr,
Indes vom Waldesrande dort nach der Ernte ſchauen,
Gewiß der Jugend harrend, die Alten und die Frauen.
Beliebt es dir, ſo gehn wir, zu treffen dort nicht fern
Die hochverehrten Damen, den Ohm, den Kammerherrn!“[2]

Thaddäus geht der Geſellſchaft, die aus dem Walde kommt, entgegen. Nach kurzer, aber herzlicher Begrüßung mit dem Oheim und einem höflichen Gruß an die Fremden ſchließt ſich Thaddäus der Geſellſchaft an; bald ſtehen ſie vor dem gaſtlichen Hauſe. Da muß aber der Richter zu ſeinem Ärger die Gäſte in die alte Schlußruine bitten, weil das Abendeſſen dort aufgetragen iſt. Dies hatte ein anderer Hausfreund des Richters, der Gerichtsfrohn[3] Protaſius, angeordnet, angeblich weil das Haus die Gäſte nicht zu faſſen vermöchte, im Grunde aber, um durch dieſe Beſitzergreifung ſeinem Herrn einen neuen Anſpruch auf das verfallene Schloß zu verſchaffen, deſſen Beſitz Gegenſtand eines Rechtsſtreites mit dem Grafen Horeszko iſt. Bald haben die Gäſte ihre Plätze eingenommen. Neben dem Kämmerer ſitzt heute Thaddäus, doch bleibt zwiſchen ihm und dem Hausherrn noch ein unbeſetzter Platz. Er hat kein Auge für den Mädchenreigen am Tiſche, vergißt ſeiner Nachbarin, der Tochter des Kämmerers, ſich dienſtfertig zu bezeigen, und ſinnt nur darüber nach, wer wohl für den leeren Platz erwartet werde.

Um den unaufmerkſamen Kavalier zu beſchämen, bedient der Kammerherr trotz ſeines Alters ſeine Töchter ſelbſt, und der Hausherr beklagt ſich, nachdem er ſeinem Neffen einen ſtrengen Blick zugeworfen, in längerer Rede über das Schwinden der altpolniſchen Höflichkeit. Die Artigkeit gegen die Damen hätte ſchon manchen herrlichen Herzensbund zu ſtande gebracht. Doch ehe der Richter die Nutzanwendung hiervon auf Thaddäus und die ihm zugedachte Braut machen kann, klopft der Kammerherr auf ſeine goldene Doſe und giebt eine Schilderung, wie in ſeiner Jugendzeit das polniſche Weſen durch das Ausländertum verdrängt worden ſei; die jetzige Zeit verteidigt er in dieſem Punkt. Napoleon laſſe der Jugend keine Zeit für Modethorheiten. Leiſe fragt er den Mönch Robak um Neuigkeiten aus Warſchau und vom Heere. Dieſer weicht der Frage aus, da an dem Tiſche auch ein Ruſſe, Hauptmann Rykow, ſitzt, der nun erzählt, ſeine Truppe habe Befehl, ſich marſchfertig zu halten. Er meint dann weiter, es gebe ſicher Krieg, und erzählt, wie Suworow den Bonaparte im Zaubern übertroffen hätte: hätte der Bonaparte ſich in einen Fuchs verwandelt, ſo habe ihn Suworow als Hund gejagt. Plötzlich wird die Thür aufgeriſſen und herein kommt ein „weiblich Weſen, jung und wohlgeſtaltet“, wird von allen willkommen geheißen und drängt ſich trotz ihrer Galatracht zwiſchen Bank und Gäſten, „wie eine Billardkugel“, bis zu Thaddäus durch, wobei ſie es ſo geſchickt einzurichten verſteht, daß ſie mit einer Falbel an jemand hängen bleibt und, um nicht auszugleiten, von Thaddäus aufgefangen werden muß. Sie ißt nichts, unterhält ſich aber um ſo eifriger mit Thaddäus; denn er gefällt ihr.

Thaddäus, ob er zählte auch an die zwanzig Jahr,
Ob in der Großſtadt Wilna er auch erzogen war,
Doch hatt' er einen Prieſter, der ſeiner Aufſicht pflog
Und in der alten Strenge Grundſätzen ihn erzog.
Thaddäus alſo brachte damals noch heimatwärts
Lebhaften Geiſt, ein reines Gemüt, ein ſchuldlos Herz;
Doch auch ein wenig Neigung zu tollem Übermut.
Im voraus macht' er Pläne ſchon, wie er auf dem Gut
Die Freiheit will genießen, der er ſo lang beraubt;
Er weiß, daß flink und ſtattlich, daß jung er überhaupt,
Daß Kraft ihm und Geſundheit der Ahnen angeſtammt;
Soplica iſt ſein Name — Soplica's alleſamt,
Wie allbekannt iſt, ſtrotzen von jugendlicher Kraft,
Zum Kriegsdienſt wie geſchaffen, minder zur — Wiſſenſchaft.
Thaddäus alſo nimmer ſchlägt aus der Ahnen Art,
Sitzt gut zu Roß und wacker zu Fuße ſich gebart.
Er iſt nicht ſtumpf, doch wenig zur Wiſſenſchaft geneigt,
Obgleich ſich an Erziehung nicht karg der Ohm gezeigt.
Hantieren will er lieber mit Säbel und Gewehr:
Er wußt', ihn auszubilden man dachte für das Heer.
So hat beſtimmt der Vater es ſchon im Teſtament!
Als Schüler ſchon in Sehnſucht zur Trommel er entbrennt.
Doch jetzt die erſten Pläne der Oheim ändert' ab
Und den Befehl zur Heimkehr ihm und zum — Freien gab,
Zur Wirtſchaftsübernahme; zum Anfang er verſprach
Ein kleines Gut, ſein ganzes Vermögen ihm hernach.[1]

Er iſt der Meinung die unbekannte Inſaſſin ſeines Zimmers vor ſich zu haben und iſt entzückt über die Unterhaltungsgabe, Bildung und Liebenswürdigkeit der jungen Dame, ohne zu ahnen, daß es ſeine Tante aus Petersburg, eine Verwandte des Richters, die gefallſüchtige und dabei ſchon ziemlich bejahrte Telimene, iſt. Notgedrungen miſcht er ſich in den Streit des lebhaft geſtikulierenden Notars Boleſta und des ſchmächtigen Aſſeſſors über ihre Hunde Stutz und Falk, wird aber von dem Aſſeſſor mit verletzenden Worten abgefertigt.

Thaddäus will dem dreiſten Giftpilz die gebührende Antwort geben; da klopft der Kammerherr wieder auf ſeine goldene, mit dem Bildnis des letzten Polenkönigs geſchmückte Doſe und fordert die Geſellſchaft auf, den Streit über die beiden Hunde am folgenden Tage auf einer Haſenhetze zu entſcheiden; das Richteramt möge der Herr Wojski übernehmen. Dieſer aber weigert ſich entſchieden die Haſenhetze mitzumachen: für ihn gebe es nur die alte Jagd der Edelleute, die hohe Jagd; ſeit den Zeiten des Königs Lech ſei es unerhört, daß ein Hreczecha gegen Haſen ausritte. Lachend erheben ſich die Gäſte und verlaſſen paarweiſe die Schloßhalle. Die Damen und die Alten begeben ſich zur Nachtruhe ins Herrengebäude, die jungen Herren werden von Thaddäus in die Scheune geführt, wo ſie im Heu ein Nachtlager finden. Der Gerichtsfrohn bringt den Richter zu Bett und teilt ihm mit, warum er das Abendeſſen im Schloſſe habe auftragen laſſen. Nachdem er den Richter in der Schlafſtube allein gelaſſen, blättert er noch im Vorhaus ſein Lieblingsbuch durch — die Gerichtsvokanda, welche die Namen der Parteien in all den Prozeſſen, bei denen er mitgewirkt, enthält. Dann ſpricht er das Pater noster (Vater Unſer) und ſchläft ein.

Und draußen bedroht gewaltiger Krieg die Welt. Durch verkleidete Legionare und durch Mönche erfahren die Litauer von den Plänen Napoleons, von den Siegen der Polen unter Dombrowski, Kniaziewicz, Jablonowski. Auch Pater Robak hat in ſeinem Benehmen mehr vom Soldaten als vom Mönch.

2. Geſang. Der Dichter verweilt wieder bei den lieben Erinnerungen an die Heimat und reißt ſich von ihnen los mit dem Herzenswunſche:

Vergönnt' uns doch der Herrgott dereinſt die Heimkehr nur!
Ließ' Er ein Haus bewohnen uns auf der Heimat Flur,
Bei Reiterei uns dienen, die nur mit Haſen kriegt,
Bei Fußvolk, das nur feuert auf alles, was da fliegt,
Und zieht mit keiner Rüſtung als Senſ' und Sichel aus
Und hat nicht andre Zeitung als Rechnungen im Haus.[1]

Dann erzählt er den Aufbruch zur Haſenjagd. Während der Haſenhetze erſcheint der junge, verdreht-romantiſche Graf Horeszko, engliſch ausſtaffiert, wie ſeine Jockeys. Der alte Schloßwart ſeines Vorfahren, ein Schlachtitſch Namens Gervaſius Rembajlo, der übrigens von den Leuten wegen ſeiner Vorliebe für das gräfliche Wappen der „Halbbock“ oder wegen ſeiner narbenreichen Glatze „Schartenplatte“ oder auch wegen ſeiner Lieblingsanrede „Mein Herrchen“ genannt wird, eilt dem Grafen, „dem letzten der Horeszko's, wenn auch von Mutterſeite“, entgegen und führt ihn ins Schloß, um's dem Herrn zu zeigen und dieſen zu bewegen, daß er ſich auf keinen Fall mit den verhaßten Soplica's vergleiche.

Er weiß ihm viel von den glänzenden Gaſtereien in der Halle zu berichten, erzählt aber auch im verwüſteten Spiegelſaale von dem Tode ſeines letzten Herrn, des Truchſeſſen, den Jacek (Hyacinth) Soplica, der Bruder des Richters, aus Wut über ſeine vergebliche Werbung um die Grafentochter Eva erſchoſſen habe und das noch verräteriſcher Weiſe im Bunde mit den Ruſſen, gegen die der Graf ſein Haus verteidigt hätte. Er rühmt ſich der blutigen Rache, die er an den Soplica's und ihrem Anhang genommen. So lange er, Gervaſius, noch ſein Federmeſſer (ſo nannte er ſein Rapier) heben könne, ſolle das Schloß nun und nimmer einem Soplica zu eigen gegeben werden. Romantiſch angeregt, wie immer, freut ſich der Graf, daß „ſolch ein Fall von Frevel und blutigem Graus nicht bloß im Ausland, ſondern auch in Polen“ möglich ſei, und will nach dem Rat des Schließers handeln. Wie er das Schloß verläßt, meint er ſeufzend im Selbſtgeſpräch:

---

[1] In den lateiniſchen Akten tribunus genannt, urſprünglich Gerichtsbeiſtand der Frauen und Kinder des niedern Adels (der Schlachta) während eines allgemeinen Heeresaufgebots.

[2] Überſetzung von Weiß.

[3] Polniſch woźny, ein vom Tribunal zum Gerichtsboten ernannter Schlachtitſch, welcher Vorladungen zu überbringen, Beſitzergreifungen zu proklamieren, Lokalbefunde aufzunehmen hat.

[1] Überſetzung von Weiß.

„Ach, hätte der alte Soplica ein Weib — wie wär' ich froh!
Oder ein Töchterlein, — das hielte mich gefangen
Mit holdem Reiz: ich liebte und könnt' ſie nicht erlangen!
Was für Verwicklung gäbe das der Märe nicht!
Dort Ehre — hier das Herz! Hier Liebe — dort die Pflicht!"[1]

Doch bald hat er alles vergeſſen, da er die Jäger ſieht, und auch die giebt er auf, als er ein ſchönes Mädchen im Gemüſegarten gewahr wird: dieſelbe Schöne, welche Thaddäus tags zuvor ſo unvermutet erblickt hat. Der Graf wird vom Bernhardiner unſanft mit dem Knotengürtel aus ſeinem Hinterhalte verjagt, und das Mädchen iſt entflohen. Ohne Ergebnis kehrt die Geſellſchaft von der Haſenjagd zurück, weil der Haſe ins Korn gelaufen iſt und die Prachthunde Stutz und Falk nach dem gemeſſenen Befehl des Richters auf dieſem verbotenen Gebiet nicht haben jagen dürfen. Beim Frühſtück herrſcht daher eine trübe Stimmung, welche höchſtens durch das Geplauder der lebhaften Telimene zurückgedrängt wird. Unter andern erzählt ſie zum Beweis der vortrefflichen ruſſiſchen Jagdgeſetze, auf die der Notar ſich beruft, eine Anekdote aus ihrem geliebten Petersburg: wie ihr Bologneſerhündchen von dem Hunde eines kleinen Tſchinownik (Beamten) totgebiſſen ſei; wie ihr Freund, der Kaiſ. Oberjägermeiſter, dieſen Tſchinownik dafür wegen Jagdfrevels verklagt habe; wie alsdann die Polizei den böſen Hund gehängt und ſeinen Herrn auf vier Wochen ins Loch geſperrt hätte und auch das nur in Folge gütiger Verwendung des Oberjägermeiſters für den reuigen Jagdfrevler; die Anekdote hätte ſich alsbald in der ganzen Stadt verbreitet, und der Kaiſer hätte über die ſpaßige Sache gelacht. Auch den Gäſten in Soplicowo entlockt die Geſchichte ein lautes Gelächter, und ſiegesbewußt macht Telimene ſich mit Thaddäus zu ſchaffen, wobei ſie nur von der Fliegenklappe des Wojſki unangenehm geſtört wird. Doch der idylliſche Friede dauert nicht lange: wieder bricht der Streit zwiſchen den Beſitzern der Prachthunde aus und zwar dies Mal mit ſo elementarer Gewalt, daß die erhitzten Gegner ſich mit den Fäuſten bedrohen. Nur das Eingreifen des Paters, welcher die beiden Gegner in zwei verſchiedene Ecken ſchmeißt, verhindert die Thätlichkeiten und giebt ſeinem: „Pax vobiscum!" (Friede ſei mit euch) kräftigen Nachdruck. Doch ſetzen ſich vorſichtshalber Richter und Kammerherr zwiſchen die wütenden Hundeliebhaber und der Wojſki ſchlägt vor, die Herren möchten doch nach alter Schlachtitſchweiſe ihren Streit durch ein Schiedsgericht, aber um einen ordentlichen Einſatz entſcheiden laſſen. Beide Streitende willigen ein und jeder beſtimmt ſeinen Einſatz. Telimene aber, von dem Zanke gelangweilt, ſchlägt vor, in den Wald zu gehen und Schwämme zu ſuchen. Die ganze Geſellſchaft folgt ihr.

3. Geſang. Der Graf iſt unterdeſſen heimlich in den Garten gegangen, und es gelingt ihm diesmal die ſchöne Unbekannte, die ſich eifrig mit dem Federvieh und einer Kinderſchar beſchäftigt, zu überraſchen. Auf ſeinen poetiſchen Wortſchwall fragt ſie nur, was er auf ihren Beeten wolle; ebenſo kurz iſt ſie in der Beantwortung ſeiner ziemlich unnützen Frage nach dem Wege zum Herrnhofe. Als er nun gar Miene macht zu bleiben und ſie ausforſcht, ob jenes Fenſter dort zu ihrer Stube gehöre, geht ſie mit den Kindern fort, indem ſie die Bitte ausſpricht, er möchte doch ihr verſcheuchtes Federvieh wieder eintreiben. „Ich und Federvieh treiben!" ruft der Graf ärgerlich aus, und im Nu iſt in ſeinen Augen der Schimmer der Romantik von der „holden Nymphe" gewichen.

„Wozu ſich täuſchen!" ruft er. „Ich fand zur rechten Zeit,
Daß meine holde Nymphe nur — eine Gänſemaid!"

Auf tauſenderlei Umwegen kommt er auf die Straße, blickt trübſelig in den Wald hinein und meint dort „elyſiſche Schatten" zu ſehen. Es ſind in Wirklichkeit nur die Pilzſucher, welche ſich zur Schonung der Kleider Linnenkittel angelegt und zum Schutz gegen die Sonne große Strohhüte aufgeſetzt haben. — Für Telimene haben all die Pilzarten keinen Reiz. Sie blickt gelangweilt nach oben, vielleicht, wie der Notar meint „um Pilze auf den Bäumen zu ſuchen", oder gar, wie der Aſſeſſor ſich ausdrückt, „um ſich, wie ein Vögelchen, einen Ort zum Brutneſt auszuſpähen." Sie zieht ſich in ihren „Tempel der Träumereien", eine einſame Stelle am Waldbach, zurück, breitet ihren roten Shawl über das Gras und ruht hier, maleriſch hingegoſſen, von der angeblichen Pilzleſe aus, indem ſie ein franzöſiſches Buch zur Hand nimmt. Thaddäus ſucht ſich ihr zu nähern, aber ſein Oheim kommt ihm zuvor, ſetzt ſich, nachdem er die Hände im Bach gewaſchen hat, auf einen großen Stein vor Telimene hin und beginnt, die Hände auf den elfenbeinernen Knopf ſeines Rohrſtockes ſtützend, ein ernſtes Geſpräch über die Zukunft ſeines Thaddäus. Thaddäus ſoll heiraten und zwar Anna, des Kämmerers älteſte Tochter. Telimene hingegen ſchlägt vor, den jungen Mann erſt reiſen zu laſſen, und will ſelbſt ihn in die höhere Geſellſchaft von Petersburg einführen.

Doch von einem ruſſiſchen Amt und ruſſiſchen Orden will der Richter nichts wiſſen.

Telimene verſetzte: „Wenn es Euch ſo gefällt,
Nun, um ſo beſſer, ſo ſchickt ihn als Voyageur in die Welt."

Der Richter kratzt ſich den Kopf. „Ja, ſeht, ich möchte ſehr —
Doch andre Hinderniſſe machen's wieder ſo ſchwer;
Herr Jacek bewacht den Sohn immer und unausgeſetzt,
Hat mir drum auch von jenſeits der Weichſel eben jetzt
Den Bernhardiner Robak auf den Hals geſandt, —
Der iſt ſein Freund, mit allen ſeinen Plänen bekannt;
So haben ſie auch Thaddäus' Zukunft ſchon beſtimmt:
Sie wollen, daß er die kleine Zoſia zum Weibe nimmt,
Eure Pflegetochter. Zu meinem kleinen Vermögen,
Das ſie bekommen, will Jacek noch eine Mitgift legen
In barem Kapital; Ihr wißt ja, er hat Geld,
Und ſeiner Güte verdank' ich faſt ganz mein Haus und Feld;
So darf er denn auch ſchalten. Nun, Liebe, wollt bedenken,
Wie wir das möglichſt leicht zum guten Abſchluß lenken.
Sie müſſen ſich kennen lernen. Jung ſind ſie zwar noch ſehr,
Beſonders Zoſia iſt klein — doch wiegt das nicht ſo ſchwer.
'S iſt hohe Zeit, das Mägdlein aus der Haft zu entlaſſen, —
Die Kinderſchuhe dürften ihr wohl nicht mehr paſſen."

Verwundert und faſt erſchreckt, erhob ſich wieder und wieder
Indes Frau Telimene, — kniet' auf dem Tuche nieder;
Erſt hörte ſie eifrig zu; dann aber ſchüttelt ſie kräftig
Übers Ohr mit der Hand, — die Worte raſch und heftig
Als wie ein läſtig Inſekt fortjagend mitten im Lauf
Zurück in den Mund des Redners —

„Ah! Ah!" brauſt ſie dann auf, —
„Das iſt was Neues! — Ob's nun zu Thaddäus' Schaden,
Ob nicht, darüber, Herr Bruder, richte Euer Gnaden!
Mich geht Thaddäus nichts an; da redet Ihr darein
Macht ihn zum Landwirt, ſetzt ihn in eine Schenke hinein,
Er mag kredenzen — Jagdwild im Wald zuſammenraffen —
Macht, was Ihr wollt! Doch Zoſia? was habt Ihr mit der zu ſchaffen?
Ich, ich allein verfüge über ihre Hand!
Daß Jacek einiges Geld an ihre Erziehung gewandt,
Ein kleines Jahresgehältchen ihr ausgeſetzt und verhieß,
Ihr ſpäter mehr zu geben: ei nun, um alles dies
Hat er ſie noch nicht gekauft! Übrigens, pocht nur aufs Geld!
Die Herrſchaften wiſſen wohl — und heute noch weiß es die Welt,
Daß ſie nicht ohne Grund ſei, die freigebige Huld, —
Ein wenig ſind die Soplica in der Horeszko Schuld."
Mit unbegreiflicher Trauer und Beſtürzung erfüllen
Den Richter die letzten Worte, — mit ſichtlichem Widerwillen,
Als fürchtete er den Reſt, neigt er das Haupt zur Erde
Mit brennenden Wangen und traurig bejahender Gebärde.

„Ich," ſchloß nun Telimene, „war ihre Pflegerin,
Bin ihre Verwandte, Zoſia's einzige Schützerin;
Nur ich und niemand anders denke an ihr Glück."

„Doch wenn ſie," ſprach der Richter und erhob den Blick,
„Der Ehebund glücklich machte? Wenn ihr Thaddäus gefällt?"
— „Gefällt! — Ei, Feigen am Dornbuſch! Seht doch, in aller Welt!
Gefällt! Mißfällt! Nun wahrlich, das wär' was von Gewicht!
Zwar Zoſia iſt keine reiche Partie — doch iſt ſie nicht
Die erſte beſte vom Land, kein Fräulein, wie andre ſind,
Sie ſtammt von Erlauchten ab, — ein Wojewodenkind!
Von einer Horeszko geboren! wird einen Gemahl bekommen!
Was haben wir uns für Mühe bei ihrer Erziehung genommen;
Sie müßte denn hier verwildern." Er hört ihr eifrig zu
Und blickt ihr ins Aug'. Nun, ſcheint's, gelangt' er wieder zur Ruh',
Denn er verſetzt recht heiter: „Ei nun, das läßt ſich nicht zwingen.
Gott weiß, ich wollte die Sache in Treuen zu ſtande bringen!
Nur ohne Zorn, Verehrte! Stimmt Ihr nicht überein,
Ihr habt das Recht — 's iſt traurig — doch laßt das Zürnen ſein!
Der Bruder befahl, ſo riet ich's — das war meine Pflicht;
Doch giebt es keinen Zwang. Wollt Ihr Thaddäus nicht:
So ſchreib' ich Jacek, es habe nicht an mir gefehlt,
Wenn ſich unſer Thaddäus mit Zoſia nicht vermählt.
Jetzt rat' ich mir ſelbſt. Beim Kämm'rer dürft' es wohl gelingen,
Die Werbung einzuleiten und alles zu ſtand' zu bringen."

Indeſſen kühlte ſich ihr Feuer nach und nach:
„Ich lehne gar nichts ab! Nein, Brüderlein, gemach!
Sie ſind ja noch zu jung, das mußt du ſelber ſagen.
So warten wir, halten wir Umſchau, — das kann ja nichts verſchlagen.

---

[1] Überſetzung von Lipiner.

Wir bringen die beiden zuſammen; an uns iſt's, aufzupaſſen;
Man kann ja nicht and're Glück dem Ungefähr überlaſſen!
Nur warn' ich bei Zeiten, Bruder, nicht in Thaddäus zu dringen,
Ihn nicht zur Liebe für Zoſia etwa gar zu zwingen, —
Iſt doch das Herz kein Sklave, mag keinen Herrn ertragen,
Und nimmer läßt's gewaltſam ſich in Ketten ſchlagen.“[1]

Der Richter geht nachdenklich fort; nach ihm erſcheint der Graf, der ſchon Zeit gefunden hat, die maleriſche Gruppe abzuzeichnen, zeigt der Dame ſein Kunſtwerk, und nun beginnt zwiſchen beiden ein lebhaftes Geſpräch über Kunſt und Italien, wobei die eigene Heimat ſchlecht wegkommt. Da kann Thaddäus ſeinen Grimm nicht mehr bemeiſtern, tritt aus ſeinem Verſteck hervor und greift mit einem überzeugungstreuen Lobe auf Litauen ins Geſpräch ein. Der Graf verſteht ihn nicht, und Telimene lacht über dieſe „Soplicamanie“, die Polen ſchön finden kann. Das Glockenzeichen zum Mittagsmahl macht der Unterhaltung ein Ende. Während der Graf ein Vergißmeinnicht aus Telimenens Hand empfängt und, nachdem er einen Kuß auf das Blümchen gedrückt, es an ſeine Bruſt heftet, ſieht Thaddäus etwas Weißes im Geſträuche ſchimmern. Nachdem das romantiſche Paar ſich entfernt hat, nimmt er den Fund an ſich: es iſt ein Schlüſſel und ein zierliches Billet, das ihm viel zu verſprechen ſcheint. Das Mittagseſſen nimmt heute einen ſtilleren Verlauf als ſonſt. Nur bei der Meldung eines Förſters, daß ein Bär ſich gezeigt habe, kommt Leben in die Geſellſchaft. Der Richter ordnet alles an, am nächſten Morgen die Jagd zu beginnen. Der Wojski als Jagdmarſchall beſtellt die Jäger auf halb fünf Uhr Morgens zur Waldkapelle. Alles bereitet ſich zur Jagd; ſelbſt Notar und Aſſeſſor ſind ein Herz und eine Seele bei dieſen Vorbereitungen.

4. Geſang. Ehe der Dichter die Erzählung fortführt, beſingt er Litauens Wälder.

An Alter gleich den Fürſten Litauns, ihr Bäume, wart,
Um Ponar, Kuszelewo, Bialowiez einſt geſchart!
Ihr warft dem großen Mindow ſchon Schatten, dichtbelaubt,
Witenes auch, dem grauſen, auf das gekrönte Haupt,
Giedymin auch, der ſinnend von Ponars Höhn geſchaut;
Am Jägerfeuer ruhend, auf ſeiner Bärenhaut,
Hat achtſam er des weiſen Lizdejko Lied gelauſcht;
Im Anblick der Wilija, wo die Wilejka rauſcht,
Sanft eingewiegt, er träumte vom ehrnen Wolf den Traum,
Und nach der Götter Willen juſt auf demſelben Raum
Erbaut' er die Stadt Wilna; umringt vom Waldrevier,
Sie gleicht dem Wolf, inmitten von wildem Waldgetier.
Stadt Wilna, die der Wölfin von Rom ſo ähnlich ſchon,
Weil Kiejstut ſie und Olgierd gebar und Olgierds Sohn,
Die, gleichberühmt als Ritter, wie auch als Jäger groß,
Wie auf den Todfeind, gingen auf wilde Tiere los.
Ein Jägertraum den Schleier uns von der Zukunft warf,
Daß Litauen des Eiſens, der Wälder ſtets bedarf.
Ihr Forſten, die durchſprengte mit ſeinem Jägerzug
Er, der den Kolpak Witolds als letzter König trug,
Der letzte Jagellone, voll Siegesglück der Held,
Der letzte Jägerkönig in Litauns Wald und Feld,
Ihr, meiner Heimat Bäume, fügt Gott es gnadenvoll,
Daß ich euch wiederſehen, ihr alten Freunde, ſoll?
Werd' ich euch wiederfinden? Seid ihr am Leben noch,
Ihr, unter deren Stämmen ich einſt als Kindlein kroch?
Lebſt du noch, großer Baublis? Den Stamm dir höhlten aus
Jahrhunderte; drum nahmen, wie in dem beſten Haus,
Das Abendbrot am Tiſche bequem zwölf Menſchen ein!
Erblühſt du bei der Kirche noch heute, Mendogs Hain?
Erhebſt du noch dich, Linde, dort an der Roſſa Strand,
Die in der Ukraina ſo hochgewachſen ſtand,
Am Haus der Holowinski, daß mit dem Schattenkranz
Du deckteſt hundert Paare zugleich bei frohem Tanz?
Denkmäler uns, verfallen ſeid ihr von Jahr zu Jahr
Des Kaufmanns Axt, dem Richter, der Moskowiterſchar,
Bis keine Zufluchtsſtätte des Waldes Sängern blieb,
Dem Dichter, dem der Schatten wie einem Vöglein lieb!
Hat doch die Schwarzwaldlinde o, Jan,[2] Dein zärtlich Wort
Erwidert ſtets mit Reimen; ſang jener Schwätzer dort,
Der Eichbaum, dem Koſaken[3] der Wunder doch ſo viel!
Ihr meiner Heimat Bäume! Euch dank' ich ohne Ziel:
Wenn ich als ſchlechter Schütze der Freunde Spott entflohn,
Weil ich das Wild verfehlte, wie viel erjagt' ich ſchon
In eurer Stille Lieder! Wenn ich im Riede ſaß,
Und in der öden Wildnis die Waidmannspflicht vergaß,
Um mich, wie Silber, glänzte hier bärtgen Moſes Grau,
Benetzt mit friſchem Safte vom Heidelbeerenblau;
Dort mich ein roter Hügel von Haidekraut entzückte,
Den ein Korallenhalsband von Preißelbeeren ſchmückte.
Rings um mich war es dunkel. Die Zweige ſenkten ſchwer,
Wie niedre, grüne Wolken, tief über mich ſich her;
Hoch überm regungsloſen Laubdache klagt' und ſauſte
Und pfiff der Wind und heulte und lärmt' und tobt' und brauſte:
Welch wunderbar Getöſe! Betäubend war es ſchier,
Als hing' ein Meer und rauſchte dahin zu Häupten mir!
Der Boden glich Ruinen von Städten, trümmerreich:
Aufragten Eichenſtümpfe, gewaltgen Balken gleich,
Drauf, wie ein Säulenbruchſtück, wie eine Wand ſich neigte
Ein Block hier, halbvermodert, dort Stämme, dichtbezweigte,
Umhegt vom Gräſerzaune. Auf ihrem Erdwall ſtehn
Sah ich des Waldes Wirte, erſchrecklich anzuſehn,
Den Wolf, den Bär, den Eber. Am Eingang, halbzernagt,
Lag das Gebein der Gäſte, die ſich hineingewagt.
Manchmal aus grünen Halmen glitt in die Höhe frei,
Gleichwie ein Paar Fontänen, ein Edelhirſchgeweih,
Des Tiers goldgelber Gürtel verſchwand mit einem Mal
Im Wald, als fiel' und löſche zugleich ein Sonnenſtrahl.
Still wieder war es drunten. Ein Specht nur pochte leis
Am Tannenbaum, flog weiter, bis er in dichtem Reis
Geborgen, aber hämmern ihn hört' ich lange noch,
Wie im Verſteck ein Kindlein, als ruf' er: Sucht mich doch!
Mir näher ſaß ein Eichhorn. Ein Nüßchen, dran es nagte,
Feſt hielt es in den Pfötchen. Die Äuglein überragte
Der Schweif, gleichwie der Büſchel den Helm beim Küraſſier;
Ob alſo auch verſchleiert, hinſchielt' es doch zu mir.
Die Tänzerin des Waldes den Gaſt erblickte kaum,
Schon ſchwang mit Blitzesſchnelle ſie ſich von Baum zu Baum,
Bis einen Spalt im Stamme, kaum ſichtbar mir, ſie fand,
Und drin, wie die Dryade in ihrem Baum, verſchwand.
Still wieder war es. — Plötzlich erzitternd rauſcht' ein Aſt:
Und mitten durch Ebereſchen her ſchimmert', friſcher faſt,
Als ihre roten Trauben, ein holdes Angeſicht:
Ein Mägdlein ſammelt Beeren oder ſich Nüſſe bricht.
In ſchlichter Borkenbüchſe darreicht ſie ihren Fund,
Die friſchen Preißelbeeren, ſo roſig wie ihr Mund.
Ein Burſch an ihrer Seite die Haſelbüſche bog,
Daraus die reifen Nüſſe das Mägdlein niederzog.
Da jählings Hundebellen und Hörnerklang erſchallt,
Ein Zeichen, daß die Jäger ſich näherten dem Wald.
Drum in der Zweige Dickicht, vor Furcht und Schrecken bleich,
Entſchwanden ſie dem Blicke, des Waldes Göttern gleich. —[1]

In Soplicowo iſt reges Treiben, aber Thaddäus merkt nichts davon: er hat ſich ſpät in der Nacht unausgekleidet aufs Bett geworfen und ſchläft wie tot, bis ihn die geheimnisvolle Mädchengeſtalt durch Pochen an die Läden weckt und ihm zuruft: „Steht auf! Ihr habt verſchlafen! Es iſt Zeit zur Jagd!“ Er erkennt ſeinen Irrtum, jedoch zu ſpät: Telimene iſt eine andere als dies Mädchen (Zoſia), das ihn ſo entzückt hat; aber leider hat er ſich Telimene gegenüber gebunden. Verzweifelt nimmt er die Büchſe zur Hand, ſchwingt ſich aufs Pferd und eilt zu den zwei Schenken an der Kapelle. Die ältere derſelben gehörte zu des Gutsherrn Schloß, und in ihr übte der bärbeißige Gervaſius die Herrſchaft, die andere hatte ihm zum Trotz Soplica der erſten gegenüber anlegen laſſen, und hier nimmt der rechtsgelehrte Protaſius den Ehrenplatz ein. Beide Wirtſchaften ſind aber jetzt in der Hand eines gemeinſamen Pächters, des ehrlichen Juden Jankiel, vereinigt. Dort haben ſich heute Bauern, Bäuerinnen und kleine Schlachtitſchen zum Plaudern und Trinken verſammelt.

Mit beſonderer Aufmerkſamkeit bedient Jankiel heute den Pater Robak, der mit den Gäſten beim Glaſe Met Politik treibt. Einen ausbrechenden Streit um den Adel der einzelnen Zecher legt der Pater durch ſeinen Czenſtochauer Schnupftabak und durch die Mitteilung bei, daß General Dombrowski ſchon mehrfach mit beſonderem Genuß denſelben Tabak aus derſelben Doſe geſchnupft habe. Nun heißt es: „Das Dombrowski-Lied!“ und unter den Klängen der beliebten Weiſe: „Noch iſt Polen nicht verloren“ wird ein feuriger Maſurek getanzt. Von dem Kaiſerbild auf dem Deckel ſeiner Doſe kommt Robak auf Napoleon und ſeine Siege, auf die polniſchen Legionen zu ſprechen und rät ſeinen Zuhörern „das Haus zu ſäubern, ehe noch Napoleon nach Litauen käme.“ Auf nähere Erklärungen läßt er ſich aber nicht ein, zumal da er Thaddäus im vollen Galopp, geſenkten Hauptes, ohne Hut, bleich und aufgeregt in den Wald hineinſprengen ſieht. Er eilt dem jungen Manne nach und kommt gerade darüber hinzu, wie der Bär ſich auf den Grafen und Thaddäus, die ihn beide verfehlt haben, losſtürzt. Robak reißt dem Schließer Gervaſius die Büchſe aus der Hand, zielt einen Augenblick und ſchießt; mit ihm zugleich feuern aber auch Notar und Aſſeſſor. Der

---

[1] Überſetzung von Lipiner. [2] Kochanowski, berühmter polniſcher Dichter der Reformationszeit. [3] Anſpielung auf eine Stelle aus dem „Zamek Kaniowski“ (das Schloß von Kaniow) Goszczynskis (1803—1876).

[1] Überſetzung von Weiß.

Bär wird getroffen und verendet auf der Stelle; aber ſofort erhebt ſich über ſeiner Leiche ein Streit zwiſchen den zänkiſchen Hundekennern, von denen jeder den Treffſchuß ſich ſelbſt zuſchreibt. Gervaſius entſcheidet die wichtige Frage, indem er die Kugel aus dem Hinterkopf des Wildes herausholt und nachweiſt, daß ſie aus ſeiner Flinte gekommen, d. h. von Pater Robak abgeſchoſſen ſei. Dankbar will er dem Retter des „letzten Horeszko, wenn auch von Mutterſeite" ein Vivat zutrinken; aber der Mönch hat ſich mit einem ſtillen Stoßgebet ſchnell entfernt. Die Jäger verzehren nun ihren kräftigen litauiſchen Jagdimbiß, laden das Wild auf einen Wagen und kehren heim. Unterwegs erzählt der Wojski, um die enttäuſchte Jagdgeſellſchaft auf andere Gedanken zu bringen, einen Schwank, den er vor vierzig Jahren als Sekundant zum Heil von zwei wütenden Nebenbuhlern erſonnen hätte. Es handelte ſich damals auch um ein Bärenfell, welches zwei wilde Herren von der Schlachta, Dowejko und Domejko, ſich ſtreitig machten; in ihrer Wut ſchwuren ſie, ſich über das Bärenfell zu ſchießen. Der Sekundant beſtellt ſie für den kommenden Morgen an eine entlegene Stelle am heimatlichen Fluſſe und kommt mit einer Menge Zeugen zum ſchrecklichen Duell, hat aber in der Nacht die Sache nach Virgils oder vielmehr nach Didos Anleitung eingefädelt.

Kaum tagt's, als hier am Ufer vom Roß Domejko ſpringt,
Und drüben eine Kaleſche den Dowejko bringt;
Sie ſchau'n — da, durch den Fluß, liegt eine zottige Brücke,
Ein Riemen aus Bärenfell, zerſchnitten in kleine Stücke;
An beiden Ufern ſtellt' ich die beiden in Diſtanz,
Domejko an die Schnauze, Dowejko an den Schwanz.
„Jetzt," rief ich, „knallt, und wär's, bis euer Leben endigt,
Ich laſſe euch nicht los, als bis ihr euch verſtändigt!"
Sie wüten — und die Schlachta kugelt ſich vor Lachen;
Ich und ein Prieſter beginnen Vorſtellungen zu machen,
Zitiren die Schrift, das Geſetz: ich ließ mich's nicht verdrießen.
Was wollten ſie thun? ſie lachten und mußten Frieden ſchließen.[1]

Dieſe Geſchichte wird durch eine Haſenhetze unterbrochen, bei der die viel genannten Hunde Stutz und Falk ſich gründlich blamieren, weil keiner von ihnen den Haſen fängt. Die Entſchuldigungen ihrer Beſitzer werden mit höhniſchem Gelächter aufgenommen. Haben doch die Hunde ſelbſt ein ſo böſes Gewiſſen, daß ſie kaum aufzuſehen, geſchweige denn ſich ihren Herren zu nähern wagen.

---

5. Geſang. Telimene hat unterdeſſen beſchloſſen, den Thaddäus für ſich und den Grafen für Zoſia (Sophie Horeszko, Tochter der Eva und Enkelin des von Jacek ermordeten Truchſeſſen) zu gewinnen. Zoſia wird geputzt und erhält Ratſchläge, wie ſie ſich in der Geſellſchaft überhaupt und gegen den Grafen im beſondern zu benehmen hat. Von den zurückkehrenden Jägern erſcheinen der Graf und Thaddäus zuerſt und werden von den beiden Damen des Hauſes empfangen. Da Telimene den höchſt verlegenen und unglücklichen Thaddäus durch Neckereien aufzurütteln verſucht, läuft er fort; ſie ihm nach. Nach zielloſem Umherſchweifen findet er Telimene im Tempel der Träumereien und verſucht die Weinende zu tröſten; doch plötzlich ſpringt ſie wild auf, wenn auch nicht von der Tarantel, ſo doch von großen, echtlitauiſchen Ameiſen geſtochen. Er hilft ihr ſchweigend die läſtigen Tiere abſchütteln; dann gehen ſie auf verſchiedenen Wegen ins Schloß, wo wiederum die Abendmahlzeit auf Befehl des eigenſinnigen Protaſius aufgetragen iſt. Sie verläuft höchſt unglücklich. Die Jäger ſind durch den Meiſterſchuß eines Bettelmönchs beſchämt, Aſſeſſor und Notar denken an die Blamage ihrer Hunde, erſterer iſt überdies noch wütend auf Telimene, wie auch der Graf, der aus Verſtellung und aus Rache gegen die Ungetreue Zoſia den Hof macht. Dies verdrießt wieder den Thaddäus, der zu ſeinem Schrecken auch noch Schminke und Runzeln in Telimenens Geſicht entdeckt. Der Kammerherr iſt verſtimmt, weil Thaddäus ſo hartnäckig ſeine Töchter überſieht; dem Richter geht wieder der Mißmut ſeines alten Freundes zu Herzen. Kurz, es iſt ſo ſtill in der Halle, daß der Wojski meint, das ſei ja kein polniſches, ſondern ein wölfiſches Mahl, und den Verſuch macht, durch Zuſpruch die Jäger aufzuheitern. Der Richter verſpricht dem Kloſter des Paters für deſſen Jagderfolg ein reiches Geſchenk; das Bärenfell möge der Kammerherr dem nächſt würdigen Jagdgenoſſen zuſprechen. Der Kammerherr will es denen geben, die bei gleicher Gewandtheit die größere Gefahr beſtanden hätten: dem Grafen und Thaddäus. Da dieſer aber als der Jüngere und als Blutsverwandter des Hausherrn ſicher Verzicht leiſten würde, ſo möge das Beuteſtück im Jagdſaal des Grafen prangen. Aber der Graf denkt an die Unterredung mit Gervaſius und ſagt, bitter lächelnd:

„Mein Haus iſt viel zu klein;
Drin dürfte kein würdiger Platz für ſolche Gaben ſein.
Hier bei den Geweihen bleibe der Bär denn bis zu dem Tag,
An dem ihn mir ſamt dem Schloſſe der Richter geben mag."

Der Kammerherr will ihn durch einen Tauſchantrag begütigen; aber da erſcheint Gervaſius, um als Schloßwart zwei alte verdorbene Spieluhren in der Schloßhalle aufzuziehen, ſtört die Geſellſchaft, wird grob gegen den Kammerherrn und fordert den Grafen auf, die Eindringlinge nicht länger in ſeinem Hauſe zu dulden. Dagegen proteſtiert Protaſius als Gerichtsfrohn; Gervaſius ſchleudert ſeinen ſchweren Schlüſſelbund nach dem würdigen Haupt des Vertreters des Geſetzes und ſoll dafür hinausgeworfen werden. Der Graf tritt für ſeinen Schließer ein, beleidigt den Kammerherrn, wird von dieſem, dem Richter und Thaddäus gefordert, Flaſchen fliegen dem Grafen und ſeinem raufluſtigen Vaſallen um den Kopf, und nur durch Telimenens und Zoſias Dazwiſchentreten werden die beiden gerettet. Gervaſius wirft eine ganze Reihe Gäſte mit einem Ruck von der Bank, ſchlägt ſich mit dieſer bis zum Grafen durch und bringt ihn heil zurück bis an die Schwelle einer Seitenthür. Einen weiteren Angriff giebt er zunächſt auf, weil er ſieht, daß der Wojski ſein langes Meſſer zum Wurf gegen den Grafen bereit hält. Schon meint die Geſellſchaft die Friedensſtörer los zu ſein. Da taucht der alte Raufbold auf der Empore der Halle auf, von wo aus er Tiſch und Tiſchgenoſſenſchaft mit den Bleiröhren der alten Orgel bombardiert. Die Geſellſchaft flieht, — Protaſius unter feierlichem Proteſt. Der Graf und ſein Schließer behaupten das weinüberſtrömte Schlachtfeld, auf dem zerbrochene Teller, Schüſſeln, Gläſer, Flaſchen und Bänke in grauſigem Gemiſch mit köſtlichen Speiſereſten, Meſſern, Bechern, Löffeln und Gabeln wie Leichen umherliegen. Stolz auf ihren Sieg, können die beiden auf erobertem Gebiet, im eigenen Heim ſchlafen, beſchließen aber, ehe ſie ſich zur Ruhe begeben, einen Einritt gegen den Richter, d. h. ſie wollen mit ihrem Anhang das Gut des Richters beſetzen und gegen das Tribunal behaupten.

---

6. Geſang. Bei Morgengrauen begiebt ſich Gervaſius nach dem Edelweiler Dobrzyn (einem Dorf, welches nicht von leibeigenen Bauern, ſondern freien Schlachtitſchen bewohnt wird) und ruft die Schlachta hier wie auch in der Nachbarſchaft zuſammen. Protaſius geht mit einer gerichtlichen Vorladung an den Grafen ab; der Graf iſt aber bereits mit ſeinen Mannen, alle bewaffnet, nach Dobrzyn geritten. Nun beſchreibt der Dichter dies echtmaſuriſche Adelsdorf. Die männlichen Bewohner dieſes Neſtes nennen ſich mit Vornamen entweder Matthäus (mit dem Deminutiv Matſchek) oder Bartholomäus (in der Form des Koſenamens Bartek), die Frauen nur Kachna (Käthchen) oder Maryna (Mariechen), tragen aber zum Unterſchied, da als Familienname für alle Dobrzynski oder Dobrzynska gilt, allerhand Spitznamen. Das Haupt dieſes Stammes führt die Titel: Kirchenhahn, weil er ſo leicht von einer Partei zur andern überging, im Grunde wohl nur immer die ruſſenfeindlichſte ſuchte, Gertchen nach dieſem beſcheidenen Koſenamen für ſeinen ſchneidigen Säbel, Seitenſchlag wegen eines ihm eigenen, gefürchteten Hiebs im Schlagen, Kaninchen wegen ſeiner Vorliebe für dieſen Vierfüßler oder auch Obermatſchek als Älteſter der Matſchekbrüderſchaft. Friedlich hauſt der 72jährige Greis in ſeiner ganz verfallenen Wohnung in Gemeinſchaft mit einer Schar Tauben, Spatzen und Kaninchen. Schlecht und recht lebt er von ſeiner Hände Arbeit, indem er Arznei fürs Vieh bereitet, Bienenkörbe verfertigt, Rebhühner in Schlingen fängt und das edle Waidwerk betreibt.

Der Leutchen alt und klug,
Die ihr Latein verſtehen, ſind in Dobrzyn genug,
Und die ſich in Kanzleien geübt von Jugend auf;
Begüterter ſind viele, doch kann im ganzen Hauf
Geehrter als der arme Matthias keiner ſein;
Berühmt durch ſeine Gerte als Schläger nicht allein,
Nein, auch als zuverläſſig, als Mann von viel Verſtand,
Als Kenner der Geſchichte, der Tradition im Land,
Der Wirtſchaft, der Geſetze; längſt alle kennen ihn.
Auch weiß er manch Geheimnis der Jagd, der Medizin.
In überird'ſchen Dingen — der Propſt zwar läugnet's laut —
Mit ungewohntem Wiſſen ſogar iſt er betraut:
Er kennt ſich auf das Wetter genau, und, was im Nu
Er prophezeit, trifft öfter als der Kalender zu.[1]

An dieſen Obermatſchek von Dobrzyn wendet ſich alſo die Schlachta, um ſeinen Rat über den von Gervaſius angeregten Kriegszug zu vernehmen.

---

7. Geſang. Es folgt nun die Beratung der Schlachta, ein polniſcher Reichstag im kleinen. Zuerſt tritt als Sprecher Bartek der Preuße auf, ſo genannt wegen ſeiner Preußenfreſſerei und ſeines Handels nach Königsberg. Nach ausführlicher Darſtellung der Folgen, welche die Schlacht bei Jena für Poſen gehabt hat, fragt er, was Vater Kaninchen wohl dazu ſagte, wenn man, wie anno 6 die Preußen, ſo

---

[1] Überſetzung von Lipiner.

[1] Überſetzung von Weiß.

jetzt die Moskowiter zum Lande hinaus triebe. Obermatſchek zuckt bei dieſem verhaßten Namen zuſammen, fragt aber ſofort, wo denn die Franzoſen ſtünden, und wie ſtark ſie ins Land rückten. Die Abgeſandten blicken ſich verlegen an, und der Preuße vertröſtet auf Pater Robak, der das wohl wiſſen werde; man könnte ja warten und im ſtillen alles zum Schlage vorbereiten. Dagegen ſpricht ſich mit großem Nachdruck Matſchek der Wedler oder Täufer aus, der dieſen ziemlich frivolen Zunamen von ſeiner gewaltigen litauiſchen Keule, ſeinem „Weihwedel", führt. Ihm ſchließen ſich an Bartek Scheermeſſerchen (von ſeinem dünnen Säbel ſo geheißen) und Matſchek Gießkännchen (Koſename für ſeine Flinte mit mächtigem Rohr, aus welchem er die Kugeln nur ſo „ausgießt"). Die ganze ehrenwerte Geſellſchaft ſchreit: „Vivat der Täufer und ſein Wedel!" und verwünſcht den Preußen ſamt dem Pater Robak. Doch der Obermatſchek verteidigt den Pater und meint, der wäre ſicher zu klug, um ihnen einen ſo dummen Streich anzuraten; übrigens möchten ſie doch ſagen, wem der Kriegszug gelte. Als nun das Geheul erſchallt: „Krieg mit Moskau!" — da widerſpricht der Preuße und ſpricht ſeine Meinung nochmals dahin aus, daß das Unternehmen kopflos eingefädelt ſei, daß man warten und den Krieg im ſtillen vorbereiten müſſe. Hier erhebt ſich Buchmann, ein netter, junger Gutsverwalter, der ſich gern reden hört, und hält einen längeren Vortrag über Revolutionen, Obrigkeit und den contrat social (Rouſſeau's Geſellſchaftsvertrag) als Quelle jeglicher Staatsgewalt. Von „Kiewer oder Minſker Kontrakten" will jedoch Vater Matſchek nichts wiſſen und bittet den Vorredner, nur ein Mittel anzugeben, wie man den Zaren ſtürzen könne, worauf der Täufer aufs lebhafteſte bedauert, daß er ſeinen Wedel nicht an den Stufen des ruſſiſchen Thrones in Thätigkeit ſetzen kann. Scheermeſſerchen meint ſchon, daß die beiden Hauptmatſcheks, Gertchen und Täufer, eines Sinnes ſeien, und trägt dem Gertchen das Kommando an. „Hoch der Kirchenhahn! Hoch die Wedelkompagnie!" brüllt das tolle Schlachtavolk im Chor. Doch aus einem Winkel läßt ſich ein Brummen vernehmen, und plötzlich ſchreit Buchmann: „Ich ſtimme nie für Eintracht! Das iſt mein Syſtem!" „Veto, nicht genehm!" fügt ein anderer hinzu. Hier greift Herr Skoluba im Namen der auswärtigen Schlachta in die Beratung ein und will, daß die Auswärtigen ebenfalls gefragt werden. „Es lebe die Gleichheit!" ruft er, und ſein Anhang ruft's ihm nach.

„Wir machen's," ſchrie der Täufer, „allein und ohne euch ab!
Hoch Obermatſchek, der Marſchall! Holt den Marſchallſtab!"
Die Dobrzynski ſchreien: „Wir bitten, wir invitieren!
Und die fremde Schlachta tobt laut: „Wir proteſtieren!"

Dieſer Lärm dauert zu Obermatſcheks Leidweſen wohl eine Viertelſtunde an, als plötzlich ein klafterlanges, handbreites Schwert von Nürnberger Stahl aus der Verſammlung heraus über die erhitzten Köpfe geſchwungen wird. Wie aus einem Munde ertönt es da: „Hoch das Federmeſſer! Hoch Rembajlo, der Held! Hoch der Halbbock, mein Herrchen, Schartenplatte!" Held Gervaſius ſalutiert mit ſeinem Federmeſſer vor dem Gertchen, lenkt ſeine Rede auf den drohenden Krieg und nutzt die Mahnung des Paters Robak aus: erſt müſſe man das eigene Haus ſäubern, ehe man gegen die Landesfeinde ausziehe; die Verräter im Lande müſſe man unſchädlich machen. Wen er meint, zeigt ſich gar bald: die Soplica's. „Auf wider die Soplica's!" brüllt die wilde Menge. Mit ſeiner ganzen Beredſamkeit tritt nun der Preuße für den edlen Richter, den echten Polen, den muſterhaften Gutsherrn und getreuen Nachbar, ein und beklagt ſich zum Schluß darüber, daß man es „wage, die Beratung auf ſolche Poſſen zu lenken." Allzeit ſchlagfertig, antwortet ihm aber Gervaſius: „Das ſind keine Poſſen, Schufte zu henken!" Jankiel wagt es ebenfalls, für den Richter ein gutes Wort einzulegen, aber Gervaſius jagt ihn mit ſeinem Federmeſſer von der Bank, die als Rednerbühne dient. Gervaſius weiß die Verdienſte der Horeszko's um Dobrzyn ſo gut zu ſchildern, gegen den Richter dagegen den Neid und Haß der Nachbarn ſo anzuſtacheln, daß der Grimm der Geſellſchaft ſich gegen die Soplica's wendet.

„Gutes hat er uns nicht für einen Deut gethan,"
Rief Kännchen, „denn das wuchs ja aus der Miſère auf!
Wie er ſich bläht, puh, puh, und reckt die Naſe hinauf! —
Ich bitt' ihn zu meiner Tochter Hochzeit, füll' ihm den Becher:
Er will nicht trinken, meint: „„Ich bin kein ſolcher Zecher
Wie ihr Schlachtitſchen, ihr trinkt freilich wie ein Loch —""
Seht: der Magnat! das Mundmehlpüpplein! ſeht mir doch!
Wir goſſen's ihm in die Gurgel. „„Gewalt!"" ſchrie er wie toll.
Wart' nur, ich gieß dir's noch aus meinem Kännchen voll!"
„Der Gauner," rief der Täufer, „er kriegt noch ſeinen Spritz
Für ſeine Thaten! Mein Sohn war ſonſt ein Kind von Witz,
Jetzt iſt er ſchrecklich verdummt, Sack nennt man ihn darum;
Dran iſt der Richter ſchuld, durch ihn ward er ſo dumm.
Ich ſagt' ihm: Burſch, was gehſt du immer denſelben Trott
Nach Soplicowo? pack' ich dich dort, ſo ſchütz' dich Gott! —
Er wieder, ſchwipps, zu Zoſia, — im Hanf ſeh' ich ihn ſitzen,
Und gaffen: pack' ihn alſo beim Ohr, um derb zu ſpritzen;
Er aber, wie ein Kind heult er und heult unbändig:
„„Schlag' mich tot — ich muß doch hin!"" und ſchluchzt beſtändig.
Was haſt du? frag' ich, bis er zuletzt die Antwort giebt:
Er muß nach Soplicowo, weil er die Zoſia liebt —
Möcht' ſie nur gerne anſchau'n! — Mich dauert die arme Haut,
Ich ſag' dem Richter: Gieb doch Zoſia dem Sack zur Braut.
Er drauf: Sie iſt noch klein, wart' noch vielleicht drei Jahr' —
Dann, wie ſie will. — Der Lump! ich weiß ja, es iſt nicht wahr,
Er will ſie verloben, ich ſchmuggle mich ſchon zur Hochzeit ein,
Um ihnen mit meinem Wedel das Ehebett einzuweih'n!"

„Und ſo ein Schurke," rief der Schließer, „ſoll regieren?
Altwürdige Herren, viel beſſ're, als er iſt, ruinieren?
Und unter geht der Horeszko Gedächtnis, Name und Ehr'?
Wo iſt denn Dank auf Erden? In Dobrzyn nimmermehr!
Brüder, zum Krieg mit Moskau habt ihr euch verſtiegen —
Und ſcheut euch wieder den Hof von Soplicowo zu kriegen?
Fürchtet den Turm! Was? Ruf' ich zu Straßenräuberei'n?
Gott bewahre! Brüder! fürs Recht nur ſteh' ich euch ein;
Der Graf hat ja gewonnen, hat ja Dekrete genug —
Nun exequieren! So war's früher Recht und Fug:
Der Richter hat dekretiert, die Schlachta ausgeführt,
Zumal die Dobrzyner, und euer Ruhm in Litauen rührt
Daher! Beim Mysker Einritt hielten ja, wie bekannt,
Ganz allein Dobrzyner ſo kühn den Ruſſen Stand,
Die General Wojnilowicz damals herbeigebracht
Mit ſeinem Freund, Herrn Wolk, ihm gleich an Niedertracht.
Erinnert euch noch, wir haben damals den Wolk gefangen,
Wir hätten ihn in der Scheune an einen Balken gehangen,
Weil er ein Ruſſenknecht war und ein Bauerntyrann, —
Aber die dummen Bauern nahmen ſich ſeiner an.
An dieſem Federmeſſer brat' ich ihn noch einmal! —
Nicht nenn' ich andre große Einritte ohne Zahl,
Die wir als echte Schlachta beſtanden, die uns Beute,
Beifall und Ruhm gebracht! — Wozu erwähn' ich's heute?
Heut' iſt euer Nachbar, der edle Graf, verlaſſen!
Was hilft's Gerichte zu müh'n, Dekrete abzufaſſen?
Heut' giebt es keinen, der der Waiſe Hilfe gewährt!
Der Erbe jenes Truchſeß, der Hunderte ernährt,
Hat heute keinen Freund, nur mich, den Schließer, allein
Und dieſes hier, mein treues Federmeſſerlein!"

„Und" rief der Täufer, „den Wedel! — Mein Schließer, ich geh' mit dir
Solang ich dieſe Hand hab': plutz, platz, ſpritz' ich mit ihr,
Zwei ſind doch zwei, ſtraf' Gott: du haſt dein Schwert, und ſchau':
Ich meinen Wedel! ſtraf' Gott, ich ſpritze — und du hau',
Und ſo — ſchach mach, plutz platz! Jene dort mögen ſchwätzen!"

„Auch Bartek," rief Scheermeſſer, „wollt nicht bei Seite ſetzen,
Alles, was ihr nur einſeift, will ich ſogleich barbieren!"
„Auch ich," fügt Kännchen hinzu, „will lieber mit euch marſchieren,
Wenn ſie auf keinen Marſchall ſich einigen! — Was ſind Worte,
Stimmen, Kugeln! — ich hab' Kugeln anderer Sorte!"
Hier zieht er ein Häuflein Kugeln heraus und klimpert mit ihnen.
„Hier," ſchreit er, „mit all' den Kugeln will ich dem Richter dienen!"
„Zu euch," rief nun Skoluba, „wir denken ſo wie ihr!"
„Wo ihr ſeid," rief die Schlachta, „wo ihr ſeid, ſind auch wir!
Hoch die Horeszko! Der Halbbock! Schließer Gervaſius! —
Auf, wider die Soplica's!" brauſt alles auf zum Schluß.[1]

Matſchek ſitzt düſter und in ſich gekehrt da. Plötzlich ſteht er auf, tadelt mit Heftigkeit die unſinnige Parteifehde und den Mangel an patriotiſcher Einmütigkeit und weiſt ſchließlich der entfeſſelten Horde die Thür mit den Worten:

„Fort! Denn, ſo wahr ich Matſchek bin, ich will euch jagen
Zu hunderttauſend Millionen von Tonnen, Laſten und Wagen
Voll Teufel!"

Da in demſelben Augenblick draußen der Graf mit ſtürmiſchem Vivat empfangen wird, ſtürzt die Ratsverſammlung ihm entgegen, ausgenommen Jankiel und Preußen-Bartek, die ſich ſchnell aufs Pferd werfen und davonreiten. Die wenigen Anhänger des Richters ziehen vergebens den Säbel für ſein gutes Recht: ſie werden verwundet und überwältigt. Nach einem tüchtigen Zechgelage bricht die Menge mit wildem Schlachtruf gegen Soplicowo auf.

8. Geſang. Während am Abend dieſes doppelt düſtern Herbſttages in Soplicowo die Herren Kämmerer, Richter, Wojski und Thaddäus ſich

---

[1] Überſetzung von Lipiner.

über den großen Kometen, den Kriegsboten des Jahres 1812, unterhalten und der Wojski eine ſelbſterlebte Jagdgeſchichte erzählt, die er nie zu Ende bringt, erſcheint der Pater Robak und verlangt dringend eine Unterredung mit dem Richter. Man wünſcht ſich gute Nacht, und der Richter geht in ſein Zimmer, wo der Pater ihn erwartet.

Die Gäſte ſchlafen. Thaddäus ſchleicht von Gang zu Gang,
Geht, wie ein Wachtpoſten, die Thür des Onkels entlang;
Er muß ihn was Wichtiges fragen, noch eh' er zu Bette geht,
Noch heute. Der Richter hat den Schlüſſel abgedreht.
Er hört, wie er im Zimmer geheim mit jemand ſpricht,
Lauſchend harrt er des Endes, zu klopfen wagt er nicht.
Drin ſchluchzt es! Ohne daß er der Schwelle nahe kam,
Blickt er durchs Schlüſſelloch hinein: Wie wunderſam!
Robak und der Richter halten ſich feſt umſchloſſen,
Knie'n auf der Erde, von heißen Thränen überfloſſen,
Robak küßt dem Richter die Hände, — innig und warm
Umhalſt ihn dieſer und hält ihn weinend in ſeinem Arm;
Nach viertelſtündiger Pauſe ſetzt das Geſpräch ſich fort,
Mit leiſer Stimme nimmt der Prieſter ſo das Wort:
„Gott weiß es, Bruder! Bis heut' vernahm kein Menſchenohr,
Was reuevoll in der Beichte ich zu verſchweigen ſchwor:
Daß ich, nur Gott geweiht und meinem Vaterland,
Nicht eitlem Hochmut fröhnend noch irdiſchem Ruhm und Tand,
Gelebt bis heut' — und ſterben wollt' im Mönchsgewand,
Ohne daß mein Name je meinen Lippen entfloh'n,
Vorm Volk — ja auch vor dir und ſelbſt vor meinem Sohn!
Doch hat der Provinzial mir die Erlaubnis gegeben,
In articulo mortis den Schleier aufzuheben. —
Wer weiß, was geſchieht! Wer weiß, ob ich lebend wiederkehre!
In Dobrzyn iſt großer Tumult. Und die franzöſiſchen Heere
Steh'n fern, — nun heißt es: warten, bis der Winter verſtreicht!
Die Schlachta hält vermutlich ſo lang' nicht aus! Vielleicht
Hab' ich für den Aufſtand allzueifrig geworben!
Sie haben wohl ſchlecht verſtanden! Der Schließer hat alles verdorben!
Der Graf, der Tollkopf, ſoll ſich nun in Dobrzyn befinden; —
Daß ich ihm nicht zuvorkam, geſchah aus wichtigen Gründen;
Der alte Matthias hat mich erkannt; ſagt er's nun allen,
Dann iſt mein Kopf unrettbar dem Federmeſſer verfallen.
Nichts hält den Schließer zurück! — Mein Kopf will wohl nichts heißen,
Doch würd' es das Gewebe des ganzen Komplotts zerreißen!
Doch muß ich hin, und wenn's mein Leben koſten ſoll,
Muß ſeh'n, was los iſt; die Schlachta wird ohne mich ganz toll!
Leb' wohl, geliebteſter Bruder! ich darf mich nicht verſpäten —
Fall' ich, wirſt du allein für meine Seele beten!
Kommt es zum Krieg, vollende du, was ich begann; —
Du weißt ja alles; — du heißeſt Soplica: denk' daran!"
Hier trocknet er die Thränen, ſetzt ſeine Kapuze auf,
Schließt ſeine Kutte, öffnet ſacht das Fenſter drauf, —
Springt in den Garten hinab, um raſch von dannen zu flieh'n,
Und einſam weint der Richter im Seſſel vor ſich hin.[1]

Endlich klopft Thaddäus an und bittet den Onkel, ihn ins polniſche Heer eintreten zu laſſen. Auf die freundliche Zurede des Alten, er möchte doch ſeinen Herzenskummer offen ausſprechen, geſteht Thaddäus wohl ſeine Liebe zu Zoſia, nicht aber ſeinen unſeligen Irrtum und ſein ſchiefes Verhältnis zu Telimene; er bleibt dabei, daß er nach Großpolen abreiſen müſſe. Entrüſtet über dies hinterhältiſche Benehmen ſeines Neffen, fährt der Richter ihn mit herben Worten an und heißt ihn ſich entfernen. Kaum hat Thaddäus, ſchamrot und geſenkten Hauptes, einige Schritte im Flurgang gemacht, ſo erſcheint Telimene und macht dem Ungetreuen bittere Vorwürfe, indem ſie ſeine Entſchuldigungen und Vorwände höhniſch zurückweiſt. In dem Sturm ſeiner Gefühle, die auch durch den Gedanken an ein Duell mit dem verhaßten Widerſacher, dem Grafen, nicht beſchwichtigt werden, ſtürzt er hinaus, um ſich in den Teichen hinter der Wieſe zu ertränken; Telimene ihm nach. „Halt, Dummkopf!" ſchreit ſie. „Lieb' oder nicht, heirate oder flieh' — nur halt!" Das hätte ihn von ſeinem verzweifelten Entſchluß nicht abgehalten; aber zum Glück fällt er dem Grafen, der mit ſeinen Jockeys der heranziehenden Schlachta vorausgeritten iſt, in die Hände. Thaddäus wird gebunden, der Graf ſtürmt mit ſeinen Reiſigen in den Hof. Die Vorſtellungen des Richters, welcher halbangekleidet dem Neffen zu Hilfe eilt, der Proteſt des Aſſeſſors im Namen des Kaiſers haben keinen Erfolg; nur Zoſias herzzerreißendes Weinen und Telimenens gut angebrachte Ohnmacht machen Eindruck auf das romantiſche Gemüt des Siegers.

„Fräulein Sophie!" ruft er. „Madame Telimene!
Mein Degen wird nie durchs Blut wehrloſer Menſchen entehrt!
Ihr Soplica's, ihr ſeid nun zu meinen Gefang'nen erklärt:
So macht' ich's in Italien, an jener Felſenwand,
Von den Sicilianern Birbante-Rocca genannt,
Als ich das Räuberlager erſtürmt: was Waffen getragen,
Ließ ich töten, die andern wurden in Ketten geſchlagen,
Sie mußten hinter den Roſſen in meinem Triumphzug prangen,
Dann wurden ſie am Fuß des Ätna aufgehangen."[1]

Die Soplica's werden als Kriegsgefangene in ihrem eigenen Hauſe eingeſperrt und bewacht. Nun rückt auch ſchon die Schlachta ein und „fouragiert" gründlich in Küche, Speiſekammer und Keller. Gervaſius hat mit gewohnter Umſicht den Gerichtsfrohn aufgeſucht und ſetzt ihm das Federmeſſer auf die Bruſt mit der „höflichen Bitte", er möchte doch die Beſitzergreifung des Grafen von Soplica's Schloß, Hof, Haus und Feld cum Hainis, Forstis, Feldgrenzebus, Baueribus, Gehoeftis et omnibus rebus et quibusdam aliis (mit allem und etwas drüber) in amtlicher Form erklären. Protaſius thut ſo, als wenn er das übliche Aktenſtück aufſetzen wollte; während man aber auf ſeinen Wunſch eine Laterne holt, entwiſcht er in die dichte Hanfpflanzung und proteſtiert von dieſer ſicheren Zufluchtsſtätte aus laut im Namen des Geſetzes. Die Schlachta läßt ſich durch den Proteſt nicht ſtören, ſondern wütet erbarmungslos unter dem Viehſtand des Richters. Sack würgt die Hühner,

Das ſchöne mit Perlengraupen gefütterte Federvieh!
Sack, welche Tiere würgſt Du? Zoſia fütterte ſie!
Verblendeter! Nun verſöhnſt du die zürnende Zoſia nie!

Gervaſius läßt nach altpolniſcher Weiſe Schnaps-, Met- und Bierfäſſer mit Männergürteln aus dem Keller heben, und nun beginnt ein gewaltiges Schmauſen und noch grimmigeres Zechen in dem alten Schloſſe. Endlich übermannt der Schlaf die berauſchten Sieger.

9. Geſang. Die Schlafenden werden aber von ruſſiſchen Jägern überfallen und, mit Ausnahme des Grafen, wie Hämmel gebunden; überdies ſind auch Schlachtitſchen von der Partei des Soplica zum Entſatz angerückt. Der ruſſiſche Major Plut (Schufterle), ein verrußter Pole, läßt die Übelthäter unter freiem Himmel in ſchnell zurechtgezimmerte Blöcke legen und zur Verſchärfung der Strafe ihnen trotz des naßkalten Herbſtwetters Mützen, Mäntel und Oberkleider abnehmen. Vergebens bitten der Richter und Rykow um Gnade für die zähneklappernden Gefangenen. Der Major weidet ſich vielmehr an den Qualen der Wehrloſen und droht, da der Richter das Löſegeld von „1000 Rubelchen pro Kopf" zu hoch findet, mit dem gelben Buch (dem ruſſiſchen Standrecht). Während der Richter mit ihm verhandelt, kommt Robak an und mit ihm, als Bauern verkleidet, Obermatſchek, der Preuße und einige befreundete Schlachtitſchen auf vier verdeckten Bauerwagen, die ebenſo, wie das vor ihnen hergetriebene Schlachtvieh, Geſchenke des Landvolks an das Kloſter des Paters vorſtellen ſollen. Der Pater iſt bei der Begrüßung mit dem Major äußerſt aufgeräumt und drückt ſeine Freude darüber aus, daß die Feinde ſeines Freundes und Wohlthäters unſchädlich gemacht ſind. Er ſchlägt den Herren Offizieren vor, nach dem nächtlichen Siege ſich durch ein Frühſtück und eine tüchtige Bowle zu ſtärken. Der Vorſchlag findet Anklang, ebenſo wie Robaks Rat, man möchte doch den frierenden Soldaten draußen ein Fäßchen Schnaps herausrollen laſſen. Beim Trinken und Tanzen wird Plut anzüglich gegen die Damen und erhält von Thaddäus eine Ohrfeige.

Der Haß gegen die Ruſſen und das Mitleid mit den Gefangenen hat die Polen ſchon längſt geeinigt. Jetzt ſtürzen ſich alle auf die Blöcke, um die Gefangenen zu befreien, während Matſchek die ins Haus dringenden Ruſſen zurückſchlägt. Die Befreiung gelingt, wenn auch nicht ohne Opfer. Die Befreiten holen ſich aus Robaks Wagen die nötigen Waffen, und es entbrennt ein wildes Handgemenge, in welchem Rykow vergebens zu kommandieren verſucht.

Zahn um Zahn, ſchlägt Stahl an Stahl und bricht und klingt,
Das Bajonnett am Säbel, die Senſe am Degen ſpringt,
Es wütet Fauſt gegen Fauſt und Arm mit Armen ringt.[1]

Der beſte Bajonettkämpfer des ruſſiſchen Bataillons wird im harten Kampfe von Matſchek erlegt, Täufer und Scheermeſſer arbeiten im Gewühl mit vereinten Kräften, wie eine Häckſelſchneide. Der Täufer rettet durch einen Wurf mit ſeiner Keule den alten Matſchek, der von einem Fähnrich bedrängt wird, gerät aber ſelbſt, waffenlos, wie er nun iſt, in die äußerſte Not. Auf ſeinen Ruf: „Jeſus Maria! Federmeſſer herbei!" eilt Gervaſius ihm zu Hilfe und rettet ihn, indes Sack Zeit und Gelegenheit erſpäht hat, dem Vater die ſchwere Keule zuzuſchleppen. Der Täufer küßt jubelnd ſeine geliebte Waffe und „ſprengt" mit doppeltem Ingrimm weiter.

Von ſeinen weitern Thaten und Siegen ſchweigt das Gedicht.
Es wär' vergeblich geſungen: man glaubte der Muſe nicht.

---

[1] Überſetzung von Lipiner.

[1] Überſetzung von Lipiner.

Endlich gelingt es aber Rykow, der nichts von Pardon hören mag, ſein halbes Bataillon zu ſammeln und unter beſtändigem Feuern vorzurücken. Die Ruſſen erobern die Hälfte des Hofes zurück; ſchon fordert Rykow den Richter zur Ergebung auf und droht Feuer ins Haus zu werfen. Da ſchießen Gießkännchen und Sack aus ihren Rieſenbüchſen einen Hagel von Kugeln und gehacktem Blei von den Flanken in die vorrückende Jägerkolonne und, da auch der Graf mit ſeinen Reitern auf die gelichtete Schar eindringt, zieht Rykow ſeine Jäger an die Gartenplanke zurück und ſtellt ſie raſch in einem Dreieck auf, die Spitze den Reitern entgegengewandt. Die Reiter werden mit einer Salve empfangen, und mancher von ihnen ſtürzt, darunter der Führer ſelbſt. Dennoch iſt er unverſehrt.

Robak bekam den Schuß; jetzt zieht er ihn unter dem Pferd
Hervor und führt ihn weg, ruft aber der Schlachta: die Scharen
Zu teilen, beſſer zu zielen, vergebliche Schüſſe zu ſparen,
Sich hinter die Brunnen, die Zäune, die Scheuer zu verſtecken —
Im rechten Moment erſt mög' ſie der Graf mit den Reitern decken.
Robaks Pläne erfaßt vortrefflich und vollſtreckt
Thaddäus; hinter dem hölzernen Brunnen ſtand er verſteckt,
Nüchtern war er und handhabt die Doppelflinte brav,
Wie er ja oft in der Luft ein Guldenſtückchen traf.
Fürchterlich ſchlägt er die Ruſſen: er legt's auf die Chargen an,
Beim erſten Schuß iſt gleich der Feldwebel abgethan,
Dann giebt er Schuß auf Schuß auf zwei Sergeanten ab:
Sie fallen; — bald nimmt er Galonen aufs Korn und bald den Stab,
Der mitten im Dreieck ſteht. Rykow fährt wütend auf,
Schnaubt und ſtampft mit den Füßen, beißt am Degenknauf.
„Major," ſo ruft er, „zu welchem Ende ſoll das treiben?
Bald wird Keiner von uns mehr beim Kommando bleiben!"[1]

Da Plut dem Thaddäus Feigheit vorwirft, wird er von ihm zum Zweikampf gefordert, drückt ſich aber und ſchickt ſeinen Hauptmann Rykow vor. Doch mit dieſem will ſich der Graf ſchlagen, weil er es „gewagt habe, ſeine Jockeys zu binden." Die Gegner treten vor. Schon kreuzen ſich die Klingen.

Wie aber Plut Thaddäus ſteh'n ſieht vor der Front,
Beſpricht er ſich ganz leiſe mit dem Gefreiten Gont —
Dem erſten Schützen der Truppe an Übung und Geſchick:
„Gont," ſagt der Major, „ſiehſt du dort den Galgenſtrick?
Willſt du vier Silberrubel? Laß dem ein Kugelchen fliegen,
Dort unter die fünfte Rippe, dann wirſt du ſie kriegen."
Gont ſpannt den Karabiner, bückt ſich übers Schloß,
Kam'raden verhüllen mit Mänteln ihn und ſein Geſchoß,
Er nimmt Thaddäus' Kopf aufs Korn, er zielte gut:
Schoß und traf — ganz nahe, mitten in ſeinen Hut.
Thaddäus dreht ſich um: jetzt ſtürzt, auf dieſe That,
Der Täufer über Rykow, die Schlachta ruft: „Verrat!"
Thaddäus ſchützt den Hauptmann; Rykow, arg bedroht,
Entweicht zu ſeiner Truppe mit genauer Not.
Die Litauer und die Dobrzyner erneuern kräftig den Streit,
Wetteifernd im Bunde, trotz der Feindſchaft früherer Zeit;
Einer ermuntert den Andern, ſie kämpfen wie Brüder vereint.
Als die Dobrzyner ſehen, wie ſich dicht vor dem Feind
Podhajski tapfer tummelt und mit der Senſe haut:
Rufen ſie: „Hoch die Podhajer!" und wieder jauchzt es laut:
„Heil, Litauen, Sieg und Heil! Vorwärts, ihr Litauer Brüder!"
Und da die Skoluba's ſehn, wie trotz ſeiner wunden Glieder
Scheermeſſer den Säbel ſchwingt und immer den Kampf erneuert,
Rufen ſie: „Hoch die Maſuren! Die Matſchek's hoch!" — So feuert
Einer den andern an, ſo kämpft man mit aller Gewalt;
Robak und Matthias gebieten vergebens Halt.[1]

Der Sieg wird dadurch entſchieden, daß auf des Wojskis Rat ein Käſehaus, welches auf morſchen Pfählen die Gartenplanke überragt, auf die Ruſſen geſtürzt wird und die Reiterei dieſen Augenblick der Verwirrung in den Reihen der Ruſſen zu einem Angriff benutzt.

---

10. Geſang. Bei dem Richter iſt geheime Beratung, welche der verwundete Robak von ſeinem Sterbelager leitet; außer dem Hausherrn beteiligen ſich daran: der Kammerherr, Gervaſius und Rykow. Rykow iſt, ohne für ſeine Dienſte Geld annehmen zu wollen, bereit, den Polen aus der Verlegenheit zu helfen, meint aber, daß er ohne ſeinen Vorgeſetzten in der Sache nichts machen könne. Da ſtellt ſich heraus, daß Gervaſius den Major Plut „pro publico bono" (dem Gemeinwohl zuliebe) aus dem Wege geräumt hat.

Rykow verließ das Zimmer, da alles beglichen war;
Auf Robaks Geheiß erſcheint nun die tapfre Schlachtaſchar,
Und ernſt beginnt der Kämm'rer: „Brüder! im heutigen Streite
Neigte der Segen Gottes den Sieg auf unſere Seite;
Aber, ihr Herrn, ich muß euch ohne Beſchönigung ſagen,
Die Kämpfe zur Unzeit können böſe Früchte tragen.
Wir haben gefehlt, wir alle; Robak hat gefehlt,
Weil er ſeine Berichte zu eifrig herumerzählt;
Der Schließer und die Schlachta verſtanden ſie wieder verkehrt:
Der Krieg mit Rußland iſt noch lange nicht erklärt.
Denjenigen, die an dem Kampf am thätigſten teilgenommen,
Kann nun der Aufenthalt in Litauen ſchlecht bekommen:
Ihr müßt ins Herzogtum, ihr Herren, ſo raſch ihr könnt, —
Und namentlich Matthias, der ſich den Täufer nennt.
Scheermeſſer, Kännchen, Thaddäus, eilt über den Niemen fort,
Die Heerſchar unſeres Volkes erwartet die Brüder dort.
Wir geben die ganze Schuld euch Flüchtigen und Plut,
Und retten den Reſt des Stammes vor des Feindes Wut.
Lebt wohl, wir ſeh'n uns bald; — in ſicherer Zuverſicht
Erwarten wir für den Frühling der Freiheit erſtes Licht,
Und Litauen, das euch heute ſieht ins Elend geh'n,
Als ſieggekrönte Befreier wird's bald euch wiederſeh'n!
Der Richter bereitet zur Reiſe alles, was euch nötig,
Auch ich bin gern nach Kräften mit Geld zu helfen erbötig."[1]

Der Schlachta verabſchiedet ſich. Der Richter hält ſeinen Neffen noch zurück und fragt den Prieſter, ob ſie das liebende Paar nicht ſogleich verloben ſollten. Thaddäus aber erklärt unter Thränen, er ſei Zoſias noch nicht würdig, wolle ſie aber durch Thaten verdienen. Beim Abſchied ſchenkte ihm Zoſia eine Reliquie und ein Heiligenbild mit der Bitte, „dieſe Gabe ſtets bei ſich zu tragen und auch Zoſias eingedenk zu ſein." Er ſtammelt Worte des Dankes und ruft ihr lebewohl zu. Dies ergreift den Grafen ſo, daß er beſchließt, es dem jungen Manne nachzumachen. Der Pater billigt ſeinen Entſchluß, und Telimene muß ihren Bräutigam wohl oder übel ziehen laſſen, nachdem ſie ihm eine Kokarde als „ihre Farbe" an die Bruſt geſteckt. Thaddäus geht fort, ohne daß ſein Vater ſich ihm zu erkennen gegeben hätte.

„Wie," fragt der Richter, „Bruder, ſo laßt Ihr ihn fort?
Ihr ſagt ihm nichts, der arme Burſch erfährt kein Wort,
Auch jetzt nicht, vor der Reiſe?" — „Nichts", ſprach der Prieſter feſt,
Und weinte lang, das Antlitz in die Hände gepreßt.
„Was hilft's dem Armen, wenn er jetzt einen Vater entdeckt,
Der wie ein Schurke, ein Mörder, war vor der Welt verſteckt?
Gott weiß, ich möcht' es gern! doch für mein ſündiges Leben
Sei ihm auch dieſer Troſt als Opfer hingegeben."[1]

Sich ſelbſt will Robak nicht retten, ſondern bittet nur, man möchte dafür ſorgen, daß der Pfarrer mit dem Sakrament käme. Mittlerweile hat er aber noch vor dem Schließer Gervaſius eine Beichte abzulegen. „Ich bin Jacek Soplica," ſagt er mit Nachdruck, und der Schließer greift zum Schwert.

„Herr Rembajlo," ſagt Robak, „ſchon iſt mir ewig fern
Die Furcht vor Menſchenzorn: ich fühle die Hand des Herrn.
Im Namen des, der für die Welt erlitt den Tod,
Der ſeine Mörder geſegnet in der Todesnot,
Und Gnade dem Schächer verheißen: laßt jetzt vom Zürnen ab,
Und hört geduldig an, was ich zu ſagen hab'!
Bekannt' ich's doch ſelbſt. Ich muß, ſoll ich beruhigt ſterben,
Vergebung von Euch erwerben, und wenigſtens um ſie werben;
Hört jetzt meine Beichte geduldig bis zu Ende,
Dann macht mit mir, was Ihr wollt." Hier faltet er beide Hände,
Wie zum Gebet; der Schließer tritt achſelzuckend zurück
Und ſchlägt ſich vor die Stirn, mit hocherſtauntem Blick.
Und Robak erzählt nun, wie er mit Horeszko verkehrt,
Und wie er für ſeine Tochter heiße Liebe genährt,
Wie er mit dem Truchſeß darob geriet in Fehde; —
Doch erzählt er verworren, miſcht öfters in die Rede
Anklagen und Worte des Weh's; oft hält er mitten innen,
Als wär' er ſchon zu Ende, um dann aufs neu' zu beginnen.[1]

Die Anklagen gegen den Truchſeſſen und die Selbſtverteidigung Jaceks bringen dem Schließer nichts Neues und überzeugen ihn nicht. Er meint, Jacek hätte Eva entführen können; auch hätte er den Grafen hinterliſtig und im Bunde mit den Ruſſen ermordet.

„Nein — nicht im Bund!" ſagt Jacek, aufklagend von Herzensgrund —
„Gewaltſam entführen? O wohl! Mich hätten nicht Riegel, noch Gitter
Von ihr getrennt! dies Schloß, zerſchlagen hätt' ich's in Splitter!
Ich konnt' auf Dobrzyn, auf vier Edelweiler bauen:
Ach, wär' ſie nur geweſen, wie unſre Edelfrauen,
So geſund und kräftig! Hätte nur Flucht und Jagen
Sie nicht geängſtigt, hätte ſie Waffengeklirr vertragen!

---

[1] Überſetzung von Lipiner.

[1] Überſetzung von Lipiner.

Aber, die Ärmſte: die Eltern hatten vor jedem Stäubchen
Sie ſo behütet! Ein ſchwaches, furchtſames Schmetterlingsräupchen,
Ein Frühlingswürmchen! — Und ſie berühren mit eherner Hand,
Sie rauben — es hieß: ſie töten![1]

Die weitern Worte des Sterbenden bewegen den Schließer wohl, aber trotzdem will er ſeinen Racheſchwur ausführen; doch überzeugt ihn Jacek wenigſtens davon, daß er nicht im Einverſtändnis mit den Ruſſen gehandelt hat. Jacek erzählt, wie er den Grafen ſchon vorher hätte angreifen und im offenen Kampf töten wollen. Er habe in blinder Wut einem Ruſſen das Gewehr entriſſen. „Verfluchte Feuerwaffe!" fährt er nach einer Pauſe fort.

„Wer mit dem Schwert erſchlägt,
Legt ſich doch aus, dringt ein, pariert doch, rührt ſich und regt,
Er kann den Feind entwaffnen, einhalten mitten im Schwung; —
Doch dieſe Feuerwaffe! das Schloß nur berühren — ein Sprung
Des Fünkchens! — ein einz'ger Moment! —
„Floh ich, als ich von oben dich auf mich zielen ſah?
In deine beiden Läufe ſtarrend, ſtand ich da,
Von Reue, von ſeltſamem Jammer, wie an den Boden gepfählt!
Warum, ach, lieber Gervaſius, warum haſt du damals gefehlt?
Ein Gnadenſchuß wär's geweſen! — Aber mit höherem Preis
Sollt' ich büßen ..."[1]

Der Schließer will ihm vergeben, weil er doch den letzten Horeszko und ihn ſelbſt im Kampf mit den Ruſſen gerettet habe; auch ſei Jacek, wenn er wirklich Mönch und Prieſter wäre, vor dem Federmeſſer ſicher; die Hand will er aber dem Mörder ſeines Herrn nicht reichen. Da ſchildert ihm Jacek ſein qualvolles Leben nach der unſeligen That, ſeine unglückliche Ehe, die er nur aus Trotz und Verzweiflung geſchloſſen hätte, ſeine Trennung von dem Sohne nach dem Tode der Frau, ſeine Buße als Bettelmönch, ſeine Beſtrebungen, das Unrecht an dem Kinde der unglücklichen und früh verſtorbenen Eva wiedergutzumachen, ſeine Kämpfe und Leiden fürs Vaterland. „Doch hat mich," tröſtet er ſich, „Gott mit Wunderarmen

Befreit, und hat in ſeinem ewigen Erbarmen
Inmitten meines Volks zu ſterben mir vergönnt,
Mit ſeinem Sacrament —
„Vielleicht, wer weiß? vielleicht verſündigt' ich mich auch jetzt —
Hab' raſcher, als mir befohlen, den Aufſtand ins Werk geſetzt,
Daß zuerſt die Soplica's in Waffen daſteh'n ſollen,
Daß das Reiterbanner zuerſt die Meinen entrollen,
Dieſer Gedanke, — er ſcheint ja rein — —
„Du wollteſt Rache? du haſt ſie! Durch dich hat Gott mich gerichtet,
Durch dein Schwert meine Pläne zerhauen und vernichtet;
Den Faden der Verſchwörung, den ich ſo lange geſponnen,
Du haſt ihn verwirrt! Das Ziel, darob ich mein Leben geſonnen,
Das große, das letzte Gefühl, das mich auf Erden bewegt,
Das, wie das liebſte Kind, gehegt ich und gepflegt,
Vor des Vaters Augen haſt du's erſchlagen, du!
Und ich hab' dir verzieh'n —"
„Daß nur," verſetzt der Schließer, „der Himmel ein Gleiches thu'!
Mönch Jacek, — naht das Sanctiſſimum dir in der Todespein,
So bin ich kein Lutheriſcher, kein Schismatiker, — nein!
Wer Sterbende betrübt, ich weiß, verſündigt ſich.
Ich ſag' dir etwas: ſicher iſt das ein Troſt für dich.
Wie damals mein Herr getroffen hinſank neben mir,
Und ich mich über ihn beugte, und knieend mein Rappier
In ſeine Wunde tauchte und blutige Rache ſchwor:
Da ſchüttelte er das Haupt, und ſtreckte die Hand zum Thor, —
Zu dir — und zeichnete ein Kreuz in die Lüfte hin —
Er konnt' nicht ſprechen, doch hieß das: er habe dem Mörder verzieh'n.
Und ich verſtand's; doch war ich ſo grimmig aufgebracht,
Daß ich des Kreuzes nie mit einem Wort gedacht."
Hier machen die Schmerzen des Kranken dem Geſpräch ein End'.
Ein langes, langes Schweigen. Man wartet aufs Sacrament.
Da hört man Hufe ertönen. Atemlos ſtürzt herein
Jankiel, ein Blatt in der Hand: er zeigt's nur Jacek allein.
Jacek giebt's dem Bruder, befiehlt, es laut zu leſen.
Ein Brief von Fiſcher, der damals Chef des Stabs geweſen
In Poniatowskis Armee. Das Schreiben aber beſtellt,
Im Rat des Kaiſers ſei ſchon die Entſcheidung gefällt:
Krieg! — der Kaiſer erklär' es ſchon der ganzen Welt.
Der große Reichstag ſei nach Warſchau bereits zitiert,
Und, von den Maſoviſchen Ständen feierlich proklamiert,
Erfolgt auch Litauens Anſchluß.
Wie Jacek es hört, da drückt er
Ans Herz die geweihte Kerze, und leiſe betend blickt er
Zum Himmel auf — im Auge glänzt freudiger Hoffnung Licht,
Die letzten Freudenthränen netzen ſein Angeſicht:
„Nun!" ruft er, „nimm in Frieden, Herr, deinen Knecht zu dir!"
Alle knieen nieder. Da hört man vor der Thür
Ein Glöcklein: es kam der Prieſter mit dem Leib des Herrn.
Die Nacht ging ſchon zur Neige, es ſchwinden Stern um Stern;
Und auf des Himmels weite milchweiße Fläche malen
Zarten, roſigen Glanz die erſten Sonnenſtrahlen.
Brillantne Pfeile des Lichtes fallen durchs Fenſter herein,
Das Bett, das Haupt des Kranken umkränzt ihr Widerſchein,
Vergoldet Schläfen und Antlitz dem ſterbenden Erdenſohne,
Und, wie ein Heiliger, glänzt er in der Feuerkrone.[1]

11. Geſang. Mit Jubel empfängt im Frühjahr 1812 Soplicowo die polniſchen Legionen und ihre Führer. Nach dem Gottesdienſt am Tage von Mariä Verkündigung tritt der Kammerherr als Marſchall der Konföderierten in reichem Magnatenkleide vor das Volk und verkündet, daß Jacek Soplica wegen ſeiner Verdienſte in den Kämpfen der polniſchen Legionen kurz vor ſeinem Tode von Kaiſer Napoleon das Offizierskreuz der Ehrenlegion erhalten habe. Der Verſtorbene habe den Makel der Ehrloſigkeit getilgt, und es ſei nach dem Geſetz bei harter Strafe verboten, ihm oder ſeiner Familie die alte Schuld vorzuwerfen. Das Kreuz der Ehrenlegion ſoll drei Tage über dem Grabe des treuen Patrioten hängen und dann auf dem Altar der Kapelle als Weihgeſchenk für die heil. Jungfrau aufbewahrt werden. Das ſchlichte Kreuz wird mit ſeinem roten Bändchen an das Grabdenkmal des unglücklichen Jacek befeſtigt, während das Volk ein ſtilles Gebet für die Seele des Verſtorbenen ſpricht. Dann zieht alles nach Soplicowo zum Feſtmahl.

Protaſius und Gervaſius ſitzen unterdeſſen in trautem Geſpräch über die ſchöne Gegenwart und die noch ſchönere Zukunft, trinken ihren Met auf der Bank vor dem Hauſe und freuen ſich über den Ulan, der trotz ſeiner Wunde an dem verbundenen rechten Arm ſo glücklich in die Welt hineinſchaut, und die liebliche Mädchengeſtalt an ſeiner Seite: Thaddäus und Zoſia (oder, wie Gervaſius ſich ausbittet: Fräulein Sophie), deren Verbindung heute die verfeindeten Geſchlechter Soplica und Horeszko auf immer verſöhnen ſoll. Der Ulan erfährt zu ſeiner großen Freude aus Zoſias eigenem Munde, daß ſie ſeine Bedenken über die ſchnelle Verlobung nach ſo kurzer Bekanntſchaft keineswegs teilt: „Lieb ich jemand, ſo müßt Ihr es ſein," iſt ihr letztes Wort. Freudeſtrahlend gehen ſie ins Haus. — Der Notar erhält durch den Küchenjungen die Meldung, daß ein Haſe in den Gemüſegarten eingedrungen ſei (wahrſcheinlich vom Wojski eigens dahin geſetzt), und die Wette um Stutz und Falk wird jetzt glücklich zum Austrag gebracht. Die Hunde packen den Haſen zu gleicher Zeit; Aſſeſſor und Notar verehren ſich gegenſeitig die koſtbaren Wettpfänder und verſöhnen ſich dauernd.

Die Gäſte verſammeln ſich im großen Saal des Schloſſes. Zoſia, welche zum Feſt litauiſche Volkstracht angelegt hat, empfängt jeden mit einem Knix, wobei ſie aus ihrem Körbchen Frühlingsblumen verteilt.

Und General Kniaziewicz nimmt nun die junge Dirne
Unter die Arme, küßt ſie väterlich auf die Stirne,
Hebt ſie in die Höh' und ſtellt ſie auf den Tiſch.
„Bravo!" ruft alles und klatſcht.
Thaddäus rieb ſich die Hände und blickte fröhlich drein.

Der Graf, jetzt Ulanenoberſt im ſelbſtgeworbenen Regiment, zieht ein Taſchenbuch hervor, entfaltet es, nimmt den Bleiſtift zur Hand und zeichnet die ſchöne Braut ab. Als zweites Brautpaar erſcheinen dann der Aſſeſſor in der Uniform eines franzöſiſchen Gensdarmoffiziers und Thekla, die ſchon ſtark verblühte Tochter des Wojski. Auf das dritte Paar wird vergebens gewartet: er, der Herr Notar Boleſta, hat beim Jagen den Ehering verloren, und ſie, die gefährliche Circe Telimene, iſt noch mit ihrem Putz beſchäftigt.

12. Geſang. Der Wojski erſcheint als Hofmarſchall mit dem Stabe in der Hand und weiſt den Gäſten, unter denen ſich auch die Generäle Dombrowski, Kniaziewicz, Pac und Malachowski und viele ihrer Offiziere befinden, ihre Plätze an. Der Richter als Hausherr und der Pfarrer ſpeiſen im Hof mit den Bauern, welche nach alter Sitte von der jungen Herrſchaft bedient werden. Der künſtliche, eine Winterlandſchaft darſtellende Tafelaufſatz, deſſen Figuren der Wojski mit Kennermiene erklärt, erregt allgemeines Aufſehen. Nach dem üblichen Schnaps mit Imbiß kommen die köſtlichſten Speiſen, unter des Wojskis Leitung nach dem „vollkommenen Koch" hergeſtellt. Sie werden mit wahrem Soldatenappetit vertilgt und reichlich mit Ungarwein hinuntergeſpült. Der Tafelaufſatz hat unterdeſſen, da ſein Eis geſchmolzen iſt, die Farbe verändert und ſtatt der Winterlandſchaft ſtellt er eine Frühlingsſzene dar; nach einiger Zeit kommt auch der Sommer und ſchließlich der Herbſt zur Erſcheinung. Dombrowski äußert ſich ganz erſtaunt über dieſe „chineſiſchen Schatten" und erbittet ſich vom Wojski eine Erklärung dieſes wunderbaren Kunſtwerks. Da ertönt draußen ein donnerndes: „Hoch der Kirchenhahn!" und herein führt der Richter den Obermatſchek, der zwiſchen zwei

---

[1] Überſetzung von Lipiner.

[1] Überſetzung von Lipiner.

Generälen Platz nehmen muß. Fürs Eſſen dankt er: er wolle ſich nur das Volksheer anſehen. Da er ſo ſtill daſitzt, redet ihn ſein Tiſchnachbar an.

„Ihr alſo,“ ſprach Dombrowski, „Ihr, Herr Dobrzynski, ſeid
Jener berühmte Degen aus der Kosciuszko-Zeit,
Jener Matthias Gertchen! Kenn' Euren Namen gut!
Bitt' Euch! Und immer noch ſo rüſtig und wohlgemut?
Wie lang iſt's her! Ich fang' ſchon zu altern an, — da ſchaut!
Seht her, auch dem Kniaziewicz iſt ſchon das Haar ergraut:
Ihr aber nehmt's wohl heut' noch mit den Jüngern auf?
Und Gertchen blüht noch immer, trotz langem Zeitenlauf?
Ich hör', Ihr gerbtet jüngſt den Ruſſen derb das Fell!
Doch wo ſind Eure Brüder? Wären ſie doch zur Stell'!
Ich ſähe ſie gar zu gern, die Kännchen, die Federmeſſer —
Die letzten Exemplare Altlitauer Eiſenfreſſer.“[1]

Die Offiziere geben ihm Auskunft über den Täufer und die andern Haudegen der Dobrzyński-Sippe. Auf Wunſch des Generals muß das „Federmeſſer“ her. Gervaſius tritt vor Dombrowski hin und giebt ſeine Waffe dem General, der „das Henkersſchwert“ den Kameraden zur Anſicht weiter giebt. Nur Kniaziewicz iſt im Stande, mit dieſer Rieſenwaffe Lufthiebe zu ſchlagen. Jeden dieſer Hiebe und Stiche weiß der Alte mit Namen zu nennen und iſt von ihrer Schneidigkeit ſo entzückt, daß er dem General ſein „Federmeſſer“ ſchenkt. Kniaziewicz nimmt den mittelalterlichen Sarras an, weiß aber in der Folge nichts damit anzufangen. Dombrowski wendet ſich nochmals zu dem ſchweigſamen Matſchek und fragt ihn, ob er jetzt, da überall die goldenen und ſilbernen (polniſchen) Adler neben einander blinken, nicht aufs Wohl des Kaiſers, auf Polens Hoffnungen trinken wolle. Matſchek meint, daß zwei Adler nicht gern in einem Horſte niſten und ergeht ſich des Weiteren darüber, daß die Polen nur unter einem Polen ſiegen könnten, daß das „Volksheer“ gar nicht polniſch ausſähe und daß der Kaiſer, weil unter dem Kirchenbanne ſtehend, auf Gottes Hilfe nicht rechnen dürfe. Da die Gäſte, beſonders die jungen Leute, über dieſe Worte murren, und Matſcheks Freund, der Notar, beim feierlichen Einzug mit ſeiner Braut im franzöſiſchen Frack auftritt, ſchleudert ihm Matſchek zweimal ſein Lieblingsſchimpfwort „Dummkopf“ ins Geſicht, ſteht auf, entfernt ſich ohne Abſchied und reitet nach Hauſe. Andererſeits wird Telimene vom Grafen vor verſammelten Kriegs- und Zivilvolk der Untreue geziehen. „Nur über meine Leiche,“ ſo ſchließt er die erdrückende Anklage, „geht mein Nebenbuhler zum Altar!“ Telimene nimmt den Grafen beiſeite und iſt bereit, den Notar zu verlaſſen, falls der Graf ſie ſofort zur Trauung führe. Er tadelt ihren proſaiſchen Sinn, ſpricht von der Harmonie der Sphären und meint in ſeinem romantiſchen Schwung: „Auch ohne Verlobung giebt es ein Sichangeloben, Pflichten ohne Verpflichtung! So muß ſich Liebe erproben!“

„Genug,“ verſetzt ſie, „genug von Eurem Sterngeflimmer!
Gottlob, ich bin kein Planet, ich bin ein Frauenzimmer,
Ich weiß ſchon alles, was nachkommt, — faſelt mir nicht ſo fort!
Jetzt ſag' ich Euch zur Warnung: muckſt Ihr nur ein Wort,
Um meine Ehe zu hindern, gebt Ihr heut' nicht Ruh':
Bei Gott! mit dieſen Nägeln ſpring' ich auf Euch zu
Und“ — „Nein,“ erwidert der Graf, „nicht ſtör' ich Euer Glück.“
Und wendet ſich ab, voll Trauer und Verachtung im Blick;
Und zur Strafe der Huldin mit dem falſchen Sinn,
Gab er ſein treues Herz der Kämmererstochter hin.[1]

Die Gäſte gehen jetzt auf den Schloßhof. Thaddäus erklärt ſeiner Zoſia, er wolle ſeine Bauern befreien. Sie iſt damit durchaus einverſtanden; nicht ſo Gervaſius, der dem jungen Paare den Rat giebt, die Bauern nach polniſcher Gepflogenheit zu Schlachtitſchen zu machen. Um ihr Auskommen brauchten ſie nicht zu ſorgen: er übergäbe heute dem Fräulein Sophie als der Erbin der Horeszko's des Truchſeſſen Schatz, den er als Schließer lange Jahre im Schloſſe geborgen hätte. — Gemeſſenen Schrittes naht ſich nunmehr der Gerichtsfrohn Protaſius und lieſt einen ellenlangen Hymnus auf die Verlobten vor. Beim dreihundertſten Verſe klatſcht das Brautpaar möglichſt laut Beifall, „um weitere Vorleſung abzuwenden.“

Der Richter bittet den Pfarrer, auf den Tiſch zu ſteigen,
Um Thaddäus' Beſchluß den Bauern anzuzeigen.
Kaum hören ſie die Kunde, ſo ſtürzen ſie freudig hin
Zum jungen Herrn, zu Füßen der Gebieterin:
„Hoch!“ riefen ſie weinend. „Hoch die Herrſchaft!“ — In die Reihen
Ruft Thaddäus: „Hoch die Mitbürger, die Freien,
Die Gleichen, — die Polen!“ „Ich bringe das Wohl des Volkes aus!“
Sagt Dombrowski, — da tönt des Volkes Jubelgebraus:
„Hoch die Feldherrn! Das Heer! Das Volk! Hoch alle Stände!“
So ſchallt es tauſendſtimmig, abwechſelnd, ohne Ende.[1]

Die Dorfmuſik ſpielt dem Brautpaar zu Ehren auf; darauf läßt, von Zoſia aufgefordert, Jankiel den Cymbal ertönen. So meiſterlich ſpielt er, daß alle hingeriſſen werden und ſeine Motive dem rauhen Schließer Thränen entlocken. Die Polonaiſe des 3. Mai (1791, Datum der neuen Verfaſſung Polens), die Verräterweiſe von Targowica (Konföderation von 1791 im ruſſiſchen Sinne), das Blutbad von Praga, das Lied vom verbannten Krieger und ſeinem Roß hört man aus ſeinen mächtigen Akkorden heraus; unter dem Jubel der Zuhörer ſchließt er mit dem Dombrowskimarſch.

Nun blickt er auf Dombrowski, bedeckt ſein Angeſicht —
Während ihm über die Hände ein Strom von Thränen bricht:
„O, General! Du biſt's, auf den wir Litauer harrten,“
So ruft er, „wie wir Juden auf den Meſſias warten —
Du biſt's, den uns der Mund der Sänger prophezeite,
Den uns ein Wunder des Himmels verkündigt! — O, leb' und ſtreite,
Du Teurer!“ Er ſprach's, von Schluchzen übermannt:
Der brave Jude, als Pole liebt' er ſein Vaterland!
Dombrowski reicht ihm die Hand, dankt ihm von Herzensgrund,
Er zieht die Mütze und drückt die Hand an ſeinen Mund. — —[1]

Es folgt unter den Klängen der Regimentskapelle die Polonaiſe, nach welcher die junge Welt ſchon ſtürmiſch verlangt hat. Als erſtes Paar tanzen Zoſia und der Kammerherr, letzterer mit vollendeter Meiſterſchaft, polniſchem Feuer und kavaliermäßiger Grazie.

Da ſcholl es in der Runde:
„Ach, das iſt vielleicht der Letzte, — ſeht, junge Leute, ſeht!
Der Letzte, der Polonaiſen ſo zu führen verſteht!“
Laut jauchzend wandeln Paar um Paar; des Ringes Ründung
Schließt ſich, öffnet ſich, wie in tauſendfacher Windung
Die Rieſenſchlange ſich bricht; und wie die blitzenden Schuppen,
So ſchillert in ſteter Verwandlung die bunte Tracht der Gruppen,
Der Herrn, der Damen, der Krieger, vergoldet vom Abendglanz,
Gehoben vom dunklen Pfühl des Raſens: es brauſt der Tanz,
Es rauſcht die Muſik, — „Hoch!“ „Bravo!“ tönt's aus dem jauchzenden Kranz.

Zoſia tanzt fröhlich: man ſieht ſie aus der Ferne kaum,
Obwohl ſie den Reigen anführt. Auf dem weiten Raum
Des grünbewachſ'nen Hofs, in ihrem grünen Kleid,
Geſchmückt mit Guirlanden und Kränzen, in der Tänzer Geleit,
Schwebt ſie durch Gräſer und Blumen in unſichtbarem Flug,
Und leitet den Tanz, wie ein Engel der Sterne nächtlichen Zug.
Doch man errät, wo ſie iſt: zu ihr ſind die Blicke gelenkt,
Zu ihr die Arme erhoben, zu ihr hat ſich alles gedrängt.
Vergebens hat ſich der Kämm'rer ſie feſtzuhalten geplagt,
Die Neider haben ihm ſchon den Vortanz abgejagt;
Auch Dombrowski bleibt nicht lange der glückliche Ritter,
Ein zweiter nimmt ſie ihm weg, und eilig naht ſchon ein dritter,
Auch der iſt bald verdrängt und hat kein Glück zu hoffen;
Schon iſt ſie müd': da hat ſie ihren Thaddäus getroffen, —
Jetzt möchte ſie nicht länger in immer andre Hände,
Möcht' nun bei ihm bleiben und macht dem Tanz ein Ende. —
Bald ſteht ſie wieder am Tiſch, mit Wein die Gäſte labend.
Die Sonne ſank; es war ein warmer, ſtiller Abend,
Der Himmel da und dort in kleine Wölkchen getaucht,
Oben bläulich, im Weſten roſig angehaucht;
Die ſtrahlenden, leichten Wölkchen, ſchön Wetter künden ſie an:
Hier ruh'n ſie, wie Lämmer, ſchlummernd auf grünem Wieſenplan,
Dort andre, etwas kleiner, Spiegelenten gleich; —
Im Weſten hängt eine Wolke, durchſichtig, faltenreich,
Wie ein Spitzenvorhang: die Säume voll goldiger Garben,
Die obere Fläche perlgrau, das Innere purpurfarben;
Im Glanz der Abendſonne erglüht ſie noch und glimmt,
Bis ſie langſam vergilbt, verbleicht und grau verſchwimmt.
Da ſenkt die Sonne ihr Haupt, ſchiebt vor die Wolke, — und tief
Voll warmer Luft aufatmend, erſeufzte ſie — und entſchlief.
Und tapfer trinkt die Schlachta: ein Hoch ums andre bringt ſie,
Auf Bonaparte, die Feldherrn, Thaddäus und Zoſia trinkt ſie, —
Ein Hoch der Reih' nach allen drei verlobten Paaren,
Allen, die kamen, — allen, die geladen waren,
Allen Freunden und Lieben, die noch auf Erden leben,
Und die als heil'ge Schatten um die Lebendigen ſchweben!

Auch ich war bei dem Feſte und zechte mit den Gäſten,
Und was ich ſah und hörte, das gab ich euch zum beſten.

(Dr. Forßmann.)

---

[1] Überſetzung von Lipiner.

[1] Überſetzung von Lipiner.

Alexander Sergejewitſch **Puſchkin** (1799—1837),

geboren zu Moskau am 26. Mai (6. Juni) 1799, ſtammte väterlicherſeits aus einem altadligen Geſchlecht, das in der ruſſiſchen Geſchichte hie und da eine Rolle geſpielt hat. Wenn Puſchkin auf ſein „afrikaniſches Blut" anſpielt, ſo erklärt ſich das aus der Abſtammung ſeiner Mutter von Hannibal, dem Mohren Peters des Großen. Als Puſchkin mit 12 Jahren ſein Vaterhaus verließ, um das Lyceum in Zarskoje-Selo zu beziehen, hatte er ſchon durch ſeine Gedichte in franzöſiſcher und ruſſiſcher Sprache die Aufmerkſamkeit von Hausfreunden wie Shukowskij und Karamzin auf ſich gelenkt. Während ſeiner 6jährigen Studienzeit im Lyceum zeichnete er ſich keineswegs durch Eifer für die Schulfächer aus, namentlich nicht für die Mathematik, lernte aber trotzdem viel durch das bloße Zuhören in den Schulſtunden und noch mehr durch eifriges Leſen ruſſiſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher, deutſcher und italieniſcher Schriftſteller. In dieſen 6 Jahren dichtete er die lyriſchen Ergüſſe, die unter dem Namen „Lycealgedichte" in die Sammlung ſeiner Werke übergegangen ſind, und begann ſein Epos „Ruslan und Ludmila", welches die Befreiung der Ludmila, Tochter des Großfürſten Wladimir des Heiligen, aus den Händen eines Zauberers zum Gegenſtande hat. In ſeinem „Onegin" (VIII, 1) äußert er ſich ſo über dieſe frühe dichteriſche Thätigkeit:

In meiner Jugend ſel'gen Tagen,
Als ich noch im Lyceum ſaß,
An Cicero nie fand Behagen,
Doch gerne Apulejus las:
Erſchien in quellbelebten Räumen,
Im Lenze, unter Blütenbäumen,
Bei Schwanenſang in Einſamkeit
Die Muſe mir von Zeit zu Zeit, —
Schuf oft zu ihrem Heiligtume
Mein Zimmer um, rief an den Tag
Was drangvoll mir im Herzen lag,
Sang von der alten Zeiten Ruhme, —
Was in mir ſtrebte, glühte, rang,
Verwandelte ſie in Geſang.
Wohlwollend kam man mir entgegen,
Hob mich durch frühen Ruhm und Preis —
Und, nah dem Grab, gab ſeinen Segen
Derſhawin mir, der Sängergreis. [1]

Ueber dies Zuſammentreffen mit Derſhawin (1743—1816), dem Sänger der Zeit Katharina's, erzählt Puſchkin in ſeinen „autobiographiſchen Aufzeichnungen" folgendes: „Unſer Examen (Anfang Januar 1815) hatte ihn ermüdet. Er kämpfte ſo lange mit dem Schlafe, bis die Prüfung in der ruſſiſchen Litteratur begann. Da wurde er lebendig: ſeine Augen blitzten, er war ganz verklärt. Selbſtverſtändlich waren es Gedichte von ihm, die man vortrug, zergliederte und jeden Augenblick lobte. Er hörte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zu. Endlich wurde ich aufgerufen und deklamierte, kaum zwei Schritt von Derſhawin entfernt, meine „Erinnerungen an Zarskoje-Selo". Ich bin nicht im ſtande meinen damaligen Geiſteszuſtand zu ſchildern: wie ich an die Stelle kam, wo Derſhawin's Name erwähnt wird, geriet meine Knabenſtimme ins Zittern, und das Herz ſchlug mir in berauſchender Begeiſterung. Ich erinnere mich nicht, wie ich mit meiner Deklamation zu Ende kam, weiß auch nicht, wie und wohin ich fortlief. Derſhawin war entzückt; er verlangte nach mir und wollte mich umarmen. Man ſuchte mich überall, aber vergebens". Shukowskij (1783—1852), der damals für den erſten unter den ruſſiſchen Dichtern galt, las dieſelben Verſe im Freundeskreiſe vor und ſchloß mit den Worten: „Dies iſt unſer wahrer Dichter." Ja, er ſuchte den Lycealſchüler perſönlich auf und legte dieſem die eigenen Poeſien zur Beurteilung vor. Ebenſo zog der Geſchichtſchreiber Karamzin im Jahre 1816 den jugendlichen Meiſter ruſſiſcher Rede ſtets mit heran, wenn er vor einer erleſenen Schar von befreundeten Zuhörern die erſten Bände ſeiner „Geſchichte des ruſſiſchen Staates" vorlas. Trotz dieſer glänzenden Erfolge blieb Puſchkin im Kreiſe ſeiner Mitſchüler der beſcheidene, gefällige und ſtets zuverläſſige Kamerad, wie vorher. Von den Tollheiten, die er ſonſt im Verein mit ſeinen Altersgenoſſen zu verüben pflegte, hielten ihn Shukowskij und Karamzin zurück, aber zum regelrechten Studium war er nicht zu bringen. Wenn er ſich zu geiſtiger Thätigkeit aufgelegt fühlte, widmete er ſeine ſchulfreien Stunden, vielfach ſogar die Nächte, dem Leſen oder der Dichtkunſt. In dieſem Sinne ſchreibt er an den bedeutenden Satiriker und feinen Kritiker Wjazemskij im Jahre 1816: „Noch ein ganzes Jahr von Plus und Minus, Recht und Steuern, vom Erhabenen und Schönen! Ein ganzes Jahr noch bloß vor dem Katheder zu denken! Das iſt ſchrecklich". Er will lieber Cheraskow's „Roſſiade", ein langweiliges patriotiſches Epos, ſamt den dazu gehörigen Kritiken zwölfmal durchleſen. Dann fährt er fort: „Es iſt geradezu gottlos einen jungen Menſchen eingeſperrt zu halten und ihm nicht einmal die Beteiligung an ſo unſchuldigen Vergnügungen zu erlauben, wie es doch die Beſtattung der verſtorbenen Akademie iſt oder die der Geſellſchaft von Verderbern ruſſiſcher Rede (traveſtierter Titel eines zopfigen litterariſchen Vereins in Moskau). Erfreuen Sie uns mit Ihren Zuſchriften, und ich leiſte Ihnen, wenn auch nicht für das ewige Seelenheil, ſo doch zum wenigſten für die ewige Dankbarkeit des ganzen Lyceums Gewähr. Leben Sie wohl, Fürſt! Sie Schrecken aller verſeſchmiedenden Fürſten mit dem Anfangsbuchſtaben Sch!" (Schachowskoj und zwei andere).

Nach einer ziemlich mittelmäßigen Prüfung trat Puſchkin im Jahre 1817 gegen ſeinen Willen, auf Wunſch ſeines Vaters in den Civildienſt und zwar in's Collegium (Miniſterium) des Auswärtigen. In dieſer Stellung, die ſeine Arbeitskraft nur wenig in Anſpruch nahm, blieb er drei Jahre in Petersburg und koſtete die Freuden der Hauptſtadt und die Genüſſe der großen Welt in vollen Zügen, doch ſo, daß er die Morgenſtunden zu litterariſcher Thätigkeit verwandte. So hat er in dieſer Zeit viele lyriſche Gedichte verfaßt und 1820 ſeine erſte größere Dichtung „Ruslan und Ludmila" vollendet. Das Publikum jubelte dem Dichter zu, und als Puſchkin einen Abdruck ſeines Werkes ſeinem geliebten und hochverehrten Shukowsky überreichte, ſchenkte ihm dieſer als Gegengabe ſein Bild mit der Unterſchrift: „Der überwundene Lehrer ſeinem Schüler und Ueberwinder am weihevollen Tage der Vollendung von „Ruslan und Ludmila". Puſchkin war unter dem Namen „Cicade" (als der liebliche Sänger der entlegenen Fluren von Zarskoje-Selo) ſofort in den „Arſamas", eine Geſellſchaft, welche die Petersburger Romantiker im Gegenſatz zu den Moskauer Anhängern des ſog. Klaſſicismus vereinigte, aufgenommen und galt viel in der litterariſchen Welt. Als er ſich bei Katenin, dem gründlichſten Kenner der ausländiſchen Litteraturen in Petersburg, als Schüler meldete, meinte Katenin: „Einen Gelehrten belehren, heißt ihn verderben". Indeſſen lernte Puſchkin doch von ſeinem neuen Freunde Vorſicht in der Beurteilung fremdſprachlicher Litteraturwerke, Achtung vor der Eigenart der Vertreter aller Schulen und Beſonnenheit in dem damals tobenden Kampf zwiſchen Romantik und Klaſſicismus. Puſchkin blieb gleich weit entfernt von dem unnatürlichen Pathos der ſog. Klaſſiker wie von der weinerlichen Empfindſamkeit und nebelhaften Schwärmerei der Romantiker.

Während die beiden feindlichen Schulen ſich heftig über ſein Gedicht ſtritten, war der Dichter nicht mehr in Petersburg: ſeine bitterböſen Epigramme auf die ruſſiſchen Zuſtände hatten ihm die Verbannung eingetragen. 1820 mußte er die Hauptſtadt verlaſſen, um ſeinen Dienſt im Komité für die ſüdruſſiſchen Kolonien in Jekaterinoſlaw anzutreten. Hier erkrankte er in Folge eines Bades im Dnjepr und wurde nur dadurch gerettet, daß ſein väterlicher Freund Rajewskij, der Verteidiger von Smolensk, in Begleitung ſeines Hausarztes den verlaſſenen Fieberkranken zufällig aufſuchte. Nachdem Rajewskij ihm einen mehrmonatlichen Urlaub ausgewirkt hatte, nahm er ihn auf einer Reiſe nach dem Kaukaſus mit ſich. „Mein Lieblingswunſch", ſchrieb Puſchkin ſpäter über dieſen Aufenthalt im Süden, „iſt: das ſüdliche Geſtade und die Familie Rajewskij wiederzuſehen." Außer der herrlichen Natur lernte er hier, durch die Söhne ſeines Gaſtfreundes angeregt, die Werke Byron's kennen, die einen ſo mächtigen Einfluß auf ihn ausüben ſollten. Die Eindrücke beider gewaltigen Faktoren merkt man ſeinen damaligen Arbeiten, dem „Gefangenen im Kaukaſus" (herausgegeben 1822), dem „Räuberpaar" (herausgegeben 1827) und dem „Springquell von Bachtſchiſarai" (herausgegeben 1824) deutlich an. Auf dem Gute Rajewskij's, Kamenka im Kiewer Gouvernement, verkehrten lauter Vertreter des „Byronismus", denen Puſchkin ſich voll und ganz anſchloß. „Das kaukaſiſche Land", heißt es in dem oben erwähnten Briefe, „dieſe heiße Grenze Aſiens, iſt in jeder Hinſicht anziehend. Jermolow (der Bezwinger der Bergvölker) hat es mit ſeinem Namen und ſeinem wohlthätigen Genius erfüllt. Die wilden Tſcherkeſſen ſind eingeſchüchtert; ihre alte Dreiſtigkeit ſchwindet. Die Straßen werden von Stunde zu Stunde ſicherer die ſtarken Bedeckungen immer mehr überflüſſig. Man darf hoffen, daß dieſes eroberte Land, welches bis jetzt Rußland keinen weſentlichen Vorteil gebracht hat, uns bald in geſichertem Handelsverkehr den Perſern näher rücken, in unſern zukünftigen Kriegen für uns kein Hindernis mehr ſein wird, und daß vielleicht Napoleon's abenteuerlicher Plan, Indien zu erobern, für uns in Erfüllung gehen wird. . . Sechzig Koſaken begleiteten uns; eine geladene Kanone mit brennender Lunte wurde mitgeſchleppt. Denn, wenn auch die Tſcherkeſſen für den Augenblick ziemlich ruhig ſind, ſo kann man ſich auf ſie nicht verlaſſen; die Hoffnung auf ein bedeutendes Löſegeld macht ſie geneigt einen bekannten ruſſiſchen General zu überfallen, und da, wo ein armer Offizier ohne Gefahr mit der Poſt fahren kann, möchte eine Excellenz doch leicht in die Schlinge eines beliebigen Tſchetſchenzen geraten. Du begreifſt, wie dieſer gefahrdrohende Schatten einer träumeriſchen Phantaſie wohl thut. . . Nach Kertſch kamen wir zu Waſſer. „Hier werde ich die Trümmer des Grabes Mithridat's, hier die Ruinen von Panticapeum ſehen", dachte ich und — ſah auf dem nächſten Hügel mitten auf dem Friedhof einen Steinhaufen, roh behauene Felsblöcke, bemerkte auch einige Stufen, von Menſchenhand geſchaffen. Ob das ein Grab iſt oder das alte Fundament eines Turmes, weiß ich nicht. . . Von Kefa fuhren wir das Südufer Tauriens entlang nach Jurzuf, wo die Familie Rajewskij's ſich aufhielt. Nachts ſchrieb ich auf dem Verdeck eine Elegie, die ich Dir zuſchicke. Schick ſie an Gretſch, aber ohne Namensunterſchrift. Unſer Schiff fuhr an Bergen vorbei, die mit Pappeln, Reben, Lorbeerbäumen und Cypreſſen beſtanden waren, und überall ſchimmerten tatariſche Niederlaſſungen durch. In Jurzuf machten wir Halt und blieben dort drei Wochen. Jetzt bin ich im öden Beſſarabien." — Mit dem Verwaltungs-Komité der ſüdruſſiſchen Kolonien wanderte nämlich Puſchkin nach Kiſchinew, von wo aus er Beſſarabien bereiſte, einmal ſogar trotz des amtlichen Charakters ſeiner Reiſe im Anſchluß an ein Zigeunerlager, ein Erlebnis, welches er alsdann in ſeinem lyriſchen Epos „Die Zigeuner" (herausgegeben 1827) verwertet hat. In Odeſſa, dem neuen Sitz ſeiner Behörde, gab es ſofort Zuſammenſtöße mit ſeinem Vorgeſetzten, dem Grafen Woronzow. Aergerlich darüber, daß die Behörde mit bewußter Abſicht ſeine Bedeutung als Dichter überſah und in ihm nur den Beamten anerkannte, erlaubte ſich Puſchkin ſeinem Vorgeſetzten ſtatt eines amtlichen Berichtes über die Verwüſtungen eines Heuſchreckenſchwarmes ein paar ironiſch gefärbte Verſe einzuſenden und den ſtrengen Chef überdies mit einer Flut von Sarkasmen in Verſen wie in Proſa zu überſchütten. Woronzow berichtet darüber nach Petersburg: „Es giebt hier eine Menge Leute, die als begeiſterte Verehrer ſeiner Dichtkunſt ihm durch übertriebenes Lob ihre freundſchaftliche Teilnahme beweiſen wollen und ihm dadurch einen ſchlechten Dienſt erweiſen; denn ſie befördern nur ſeine Verblendung und die ſelbſtgefällige Einbildung, er ſei ein großer Schriftſteller, während er thatſächlich nur ein ſchwächlicher Nachahmer eines nicht ganz achtungswerten Vorbildes, des Lord Byron, iſt und einzig und allein durch Arbeit und langes Studium wahrhaft klaſſiſcher Dichter die glücklichen Anlagen, die man ihm nicht abſprechen kann, befruchten könnte. . . Deshalb muß er von Odeſſa entfernt werden." Woronzow's Rat, „den jungen Mann vor dem ſchädlichen Einfluß der Schmeichelei und vor der Peſt radikaler und gefährlicher Ideen zu retten" fand in Petersburg geneigtes Gehör, zumal da mittlerweile ein Brief von Puſchkin aufgefangen war, in welchem er ſich über ſeinen radikalen Standpunkt in religiöſen Fragen unumwunden ausſprach. Puſchkin mußte im Juli 1824 auf genau vorgeſchriebenem Wege ſich ſchleunigſt auf das Gut ſeines Vaters (Michailowskoje im Gouvernement Pſkow) begeben und dort auf unbeſtimmte Zeit ſtändigen Aufenthalt nehmen. Außer den oben genannten Werken gehören in die Periode dieſes ſo wenig erfolgreichen Staatsdienſtes viele lyriſche Gedichte, darunter das ergreifende auf A. Chénier's Tod, manche Ueberſetzungen und beſonders das 1. Kapitel ſeines „Eugen Onegin". „Wadim", ein politiſches Drama, welches die Tragödie Alfieri's in die ruſſiſche Litteratur einführen ſollte, iſt, wie ſo vieles von Puſchkin, Bruchſtück geblieben.

Der erzwungene Aufenthalt zu Hauſe war für Puſchkin höchſt traurig — nicht blos wegen der Unfreiheit und Einſamkeit, die ſein lebhaftes Temperament kaum zu ertragen vermochte, ſondern auch wegen ſeines äußerſt geſpannten Verhältniſſes zu ſeinen Eltern. „Mein Vater", ſchreibt der unglückliche Dichter an Shukowskij, „hält mir, durch meine Verbannung eingeſchüchtert, ohne Unterlaß vor, auch ihn erwarte das gleiche Geſchick. Peſchtſchurow (Adelsmarſchall in Puſchkin's Bezirk), der mich beaufſichtigen ſoll, hat die Schamloſigkeit gehabt meinem Vater vorzuſchlagen, er möchte meine Briefe öffnen, d. h. deutlicher geſagt, Späherdienſte gegen mich leiſten. Der Jähzorn und die Leidenſchaftlichkeit meines Vaters erlaubten es mir nicht, mich mit ihm auszuſprechen. Ich beſchloß daher zu ſchweigen. Der Vater fing nun an meinem Bruder Vorwürfe zu machen, als ließe er ſich von mir zum Unglauben verführen. Ich ſchwieg noch immer. Da läuft ein amtliches Schreiben ein, das mich betrifft. Um mich aus der drückenden Lage zu befreien, gehe ich endlich zu meinem Vater und bitte ihn um die Erlaubnis, mit ihm offen ſprechen zu dürfen — ſonſt nichts mehr. Der Vater gerät in Zorn, worauf ich mich verabſchiede und ausreite. Da läßt der Vater meinen Bruder zu ſich rufen und befiehlt ihm, den Umgang mit mir, dieſem Ungeheuer, dieſem entarteten Sohn, abzubrechen. Shukowskij, denke Dir meine Lage! Mein Blut geriet in Wallung, als ich alles erfuhr. Ich gehe zum Vater, finde ihn im Schlafzimmer und ſpreche alles aus, was mir ganze drei Monate das Herz abgedrückt hatte, und ſchließe mit der Verſicherung, daß ich zum letzten Male mit ihm geſprochen hätte. Darauf bauend, daß wir keine Zeugen hatten, ſtürzt der Vater hinaus und verkündet dem ganzen Hauſe, ich hätte ihn geſchlagen, darauf, ich hätte ihn ſchlagen wollen. Vor Dir brauche ich mich nicht zu rechtfertigen. Aber was bezweckt er denn gegen mich mit ſeiner peinlichen Anklage? Sibiriens Bergwerke? Entehrung? Rette mich, wenn's ſein ſoll, in eine Feſtung oder auch in das Kloſter Solowezk (im Weißen Meer)." Zu gleicher Zeit ſchrieb Puſchkin an den Gouverneur von Pſkow, von Aderkas: „Um ſeiner (des Vaters) und meiner Beruhigung willen entſchließe ich mich die Bitte vorzutragen, Se. Majeſtät möchten geruhen mich in eine Ihrer Feſtungen überführen zu laſſen. Bei dieſem letzten Gnadengeſuch rechne ich auf die Unterſtützung Ew. Excellenz." Die Bitte wurde nicht erfüllt, und es blieb alles beim Alten. Zwar entledigte ſich der Vater nach einiger Zeit der unwürdigen Aufſicht über den geächteten Sohn, aber ihr Verhältnis blieb unbefriedigend bis zur Aufhebung der Acht durch Kaiſer Nikolaus. Durch die Abreiſe der nächſten Verwandten und ſeiner beſten Freunde noch mehr vereinſamt, ſuchte Puſchkin Zerſtreuung im ſchriftlichen Verkehr mit ſeinen litterariſchen Genoſſen und im eifrigen Studium der zeitgenöſſiſchen wie der alten Litteratur, während ſein perſönlicher Verkehr ſich vielfach auf die Zuſammenkünfte mit einem Mönch des benachbarten Kloſters und die Unterhaltung mit ſeiner alten Wärterin, ſeiner „beſten Lehrerin in der ruſſiſchen Sprache“, beſchränkte. Daher die Verſe in ſeinem „Onegin“ (IV, 35):

---

[1] Nach der Ueberſetzung von Fr. Bodenſtedt.

Was meine eig'ne Dichterflamme
Klangvoll geſtaltet für das Ohr,
Das leſ' ich meiner alten Amme,
Der Freundin meiner Jugend, vor.

Von den Nachbarn beſuchte er gern die Familie Oſipow, deren älteſte Töchter von ihm als Tatjana und Olga in ſeinem „Onegin“ geſchildert ſind; doch waren auch dieſe Freunde zu ſeinem größten Leidweſen oft verreiſt. Puſchkin blieb aber auch im Verkehr mit ſo harmloſen, aufgeweckten und ihm treu ergebenen Freunden traurig, melancholiſch, im Bewußtſein der Unfreiheit erbittert und zeitweiſe zu geiſtiger Arbeit unfähig, beſonders wenn er einmal Nachricht erhielt aus dem ſchönen Süden, dem Ziel ſeiner Wünſche. Er trug ſich ernſtlich mit dem Plan ins Ausland zu entfliehen, aber alle Anſchläge in dieſer Richtung erwieſen ſich als unausführbar. So lebte er denn auf ſeinem einſamen Gute, wie etwa ſein Onegin, von dem es im 4. Kapitel (Str. 37, 39 u. 44) des Romans heißt:

Wo mag Eugen Onegin bleiben?
Geduld, gleich ſag' ich, wo er blieb,
Und will auch ganz genau beſchreiben,
Wie er die Tage ſich vertrieb.
Er lebt jetzt einſam und verborgen.
Um ſechs Uhr ſchon am Sommermorgen
Erhebt er ſich, geht dann zum Fluß
Dicht an des ſteilen Berges Fuß
Und dieſen Hellespont durchſchwimmt er —
(Er ahmt Gulnarens Sänger nach),
Trinkt ſeinen Kaffee dann gemach
Und eine ſchlechte Zeitung nimmt er
Dabei zur Hand, und dann . . ja dann
Zieht ihn ſein Kammerdiener an.

* * *

Spazieren, tüchtig ſchlafen, leſen,
Waldſchatten, Quellgeräuſch, der Fluß,
Ein feurig Roß, geſchickt bezwungen,
Ein Mittagsmahl, pikant, gelungen,
Ein Fläſchchen roten Weins dazu:
So führt in Einſamkeit und Ruh
Onegin jetzt ſein Heil'genleben.

* * *

Eugen lebt jetzt, ein Freudenhaſſer,
Beſchaulich-träg tagaus, tagein;
Nimmt früh ein Bad in eiſ'gem Waſſer,
Sitzt dann den ganzen Tag allein
Und wühlt in Rechnungsbüchern immer.
Zuweilen auch im Billardzimmer
Spielt er für ſich allein und ſtößt,
Bis ihn die Mittagszeit erlöſt.
Der Tiſch trägt heute zwei Gedecke,
Ein lieber Gaſt kommt zu Eugen.
Er ſteht am Fenſter auszuſehn,
Sieh, da biegt Lenskij um die Ecke!
Das Dreigeſpann hält an im Lauf.
„Nun tragt die Suppe eilig auf!“

(Bodenſtedt.)

Ohne Frucht war dieſes Leben, das ihn zur Vertiefung ſeiner Studien zwang, nicht: Puſchkin war nicht bloß der weltmüde Onegin, ſondern auch zugleich Lenskij, der Dichter. Das bezeugen die ſechs erſten Kapitel des „Eugen Onegin“, der „Graf Nulin“, die vielen lyriſchen Gedichte, welche in den „Nordiſchen Blüten“, einem Almanach ſeines Schulkameraden Delwig erſchienen ſind (darunter die Romanze „Rodrigo,“ welche im ſpaniſchen Volkston die Legende vom flüchtigen Gotenkönig behandelt), die von Goethe'ſchem Geiſt durchhauchte „Scene aus Fauſt“, die Ueberſetzung aus Bunyan's „Traveller“, beſonders aber ſein „Boris Godunow“ das großartigſte Drama in ruſſiſcher Sprache (erſt 1831 gedruckt). Hatte er ſchon beim Erſcheinen des 1. Kapitels ſeines „Onegin“ ſich in Briefen ſcharf dagegen verwahrt, daß dieſer Roman in Verſen eine Nachahmung von Byron's „Don Juan“ wäre, ſo zeigte er im Verlaufe der Dichtung in der That ſeine Selbſtändigkeit, indem er ſich nicht, wie Byron, von der bittere Satire des Weltſchmerzes leiten ließ, ſondern ein Bild des ruſſiſchen Lebens, wie es war, entwarf und die Schwäche in dieſem Bilde nicht boshaft tadelte, ſondern als notwendige Schattenſeiten im Charakter ſeines Volkes verſtändnisvoll und milde belächelte. In Puſchkin's „Onegin“ kommt das Gemüt weit mehr zur Geltung als in Byron's Dichtung; der Tadel iſt im „Onegin“ mit humorvoller Ruhe, nicht mit beißender Satire vorgebracht und die guten Seiten des ruſſiſchen Volkslebens mit tiefer patriotiſcher Liebe und ganzer Hingebung des Dichters geſchildert. Ueberdies iſt der „Onegin“ bei weitem nicht ſo phantaſtiſch wie Byron's „Don Juan“, ſein Schauplatz geht nicht über Rußland hinaus, und ſeine Handlung iſt überaus einfach und wirklich. Viel mehr als Byron beſchäftigte Shakeſpeare um dieſe Zeit unſere Dichter. „Was iſt doch Shakeſpeare für ein Mann!“ ſchreibt er 1825 an den Byronſchwärmer N. Rajewskij. „Ich komme nicht aus dem Staunen heraus. Wie nichtig iſt vor ihm der Tragiker Byron, dieſer Byron, der alles in allem nur einen Charakter erfaßt hat. Byron hat dieſe und jene Züge ſeines eigenen Charakters unter ſeine Helden verteilt: Dem einen hat er ſeinen Stolz, dem andern ſeinen Drang nach Unabhängigkeit, dem dritten ſeinen Trübſinn verliehen u. ſ. w. und hat ſo aus dem einen Charakter, aus dem einheitlichen, düſtern und energiſchen eine Menge nichtiger geſchaffen. Das iſt gar keine Tragödie mehr.“ Die Natürlichkeit Shakeſpeare's, der Realismus ſelbſt auf der höchſten Stufe des tragiſchen Pathos wird Puſchkin's Leitſtern. Darum fährt er denn in demſelben Briefe fort: „Und dann giebt's noch eine Verirrung. Wenn die Leute ſich irgend einen Charakter erſonnen haben, iſt ihr Beſtreben darauf gerichtet, ihn auch in den allergewöhnlichſten Dingen zum Ausdruck zu bringen. Der Verſchwörer redet verſchwörermäßig, ſelbſt wenn er nichts weiter ſagt als: „Gebt mir zu trinken“. Dieſe Einförmigkeit, dieſer ſtumpfe Lakonismus, dieſe ununterbrochene Heftigkeit — iſt dies alles natürlich? Daher denn auch das Ungelenke und Unſichere im Dialog. Man leſe dagegen Shakeſpeare. Erhaben über die Furcht, ſeine handelnde Perſon zu kompromittieren, läßt er ſie mit der vollen Ungebundenheit des Lebens reden, weil er überzeugt iſt, daß ſie zur rechten Zeit, am rechten Ort ſchon die ihrem Charakter entſprechende Sprache finden wird.“ Wie Shakeſpeare, ſtudierte auch Puſchkin die Geſchichte ſeines Landes aus alten Chroniken, und dies brachte ihn wieder auf das Studium ruſſiſcher Volkslieder, Märchen und Sprichwörter. Achtung vor dem Volksgeiſt in jedem ſeiner Ausdrücke, Volkstümlichkeit der Sprache als unerläßliches Erfordernis ſtiliſtiſcher Schönheit und Kraft war für Puſchkin oberſtes Geſetz bei allem, was er ſchrieb. Das Studium der modernen Litteraturen ſchadete ihm dabei ebenſo wenig wie das eifrige Leſen des Tacitus, das er zu derſelben Zeit in ſeinen „ägyptiſchen Nächten“ ausgenutzt hat. Von ihm gilt das, was Iw. Turgenew von den Ruſſen im Allgemeinen ſagt: „Und wenn man uns in ſieben Waſſern wäſcht, — unſer Ruſſentum wird man uns nicht austreiben.“ Mit welchem Verſtändnis übrigens Puſchkin ſeinen Tacitus las, erſieht man ſchon aus dem Schluß eines Briefes von Delwig (23. Juli 1825), wo ganz kurz ein Urteil über Tiberius ausgeſprochen wird, wie es erſt von der neueſten Geſchichtſchreibung zur Geltung gebracht iſt. Die drei inhaltsſchweren Zeilen lauten: „Je mehr ich den Tacitus leſe, um ſo mehr verſöhne ich mich mit Tiberius. Er war einer der größten ſtaatsmänniſchen Geiſter des Altertums.“

Puſchkin's Verbannung ſollte durch die Thronbeſteigung Nikolaus I. ihr Ende finden. Zwar hatte Puſchkin mit den Verſchworenen des Jahres 1825 in regem Briefwechſel geſtanden, ſogar auf die Nachricht vom Ausbruch des Dezemberaufſtandes eigenmächtig ſeinen Verbannungsort verlaſſen, um in Petersburg im Sinne des Umſturzes zu wirken, und war nur notgedrungen umgekehrt, dennoch begnadigte ihn der neue Kaiſer aus Anlaß des Krönungsfeſtes (September 1826). Puſchkin ſelbſt berichtet über dieſe unerwartete Wendung ſeines Geſchickes: „Ein Feldjäger riß mich plötzlich aus meiner aufgezwungenen Einſamkeit heraus und brachte mich mit der Poſt nach Moskau, geradezu in den Kreml. Noch ganz mit Straßenkot bedeckt, wurde ich in das Kabinett des Kaiſers geführt und von ihm mit den Worten empfangen: „Guten Tag, Puſchkin! Biſt Du mit Deiner Rehabilitierung zufrieden?“ Ich antwortete ihm, wie es ſich geziemte. Der Kaiſer unterhielt ſich lange mit mir, dann fragte er: „Puſchkin, hätteſt Du wohl zum 14. Dezember Dein Teil dazu beigetragen, wenn Du in Petersburg geweſen wäreſt?“ „Jedenfalls, mein kaiſerlicher Herr! Alle meine Freunde gehörten zu der Verſchwörung, und ich hätte mich ebenfalls daran beteiligen müſſen. Nur meine Abweſenheit hat mich gerettet, wofür ich Gott danke.“ „Jetzt aber wirſt Du Dich ausgetobt haben!“ entgegnete der Kaiſer. „Ich hoffe, Du wirſt jetzt verſtändig ſein, und wir wollen nicht mehr miteinander zanken. Du wirſt mir alles zuſchicken, was Du dichteſt. Von nun an will ich ſelbſt Dein Cenſor ſein.“ — Die Freude über die Wiedererlangung ſeiner Freiheit wurde aber bald geſtört, da Puſchkin in kurzer Zeit merkte, wie ſtreng der Kaiſer cenſierte und wie ſein Feind, der allmächtige Graf v. Benkendorf, ihm alle möglichen Hinderniſſe in den Weg legte, ihn ſogar wegen ſeiner vor der Begnadigung verfaßten Verſe an A. Chénier vor das Senatsgericht brachte und ſchließlich insgeheim unter polizeiliche Aufſicht ſtellte. Verbittert, verletzt ſucht Puſchkin ſein Leid im großſtädtiſchen Strudel beider Reſidenzen zu vergeſſen, aber die Heiterkeit des Gemüts findet er nur in der Einſamkeit des Landlebens, nur während weniger Wochen im Jahre, in denen er dann die volle Schaffensfreudigkeit in ſich ſpürt und mit genialer Leichtigkeit dichtet. Seine Bitte, den türkiſchen Krieg mitmachen zu dürfen (1828), wird ebenſo wenig beachtet wie 1830 ſein Begehr, man möge ihm erlauben entweder allein ins Ausland zu gehen oder ſich der ruſſiſchen Geſandtſchaft nach China anzuſchließen. Dafür hatte er ſich 1829, ohne weiter anzufragen, in den Kaukaſus begeben und war mit dem ruſſiſchen Heere bis Erzerum vorgedrungen. Oft genug hat er ſich in dieſem Feldzug den feindlichen Kugeln ausgeſetzt, wie man behauptete, nicht ohne Abſicht; doch damals verſchonte ihn noch das gegneriſche Geſchoß, und wir beſitzen von ihm eine Schilderung dieſes zweiten Streifzugs in Aſien in der „Reiſe nach Erzerum während des Feldzugs vom Jahre 1829“. Dieſe Reiſe wie die nach Moskau, wo er ſich 1830 mit Fräulein Gontſcharow verlobte, trugen ihm von Seiten Benkendorf's einen amtlichen Verweis und unzweideutige Drohungen ein, die ſeine gehobene Stimmung um ſo mehr dämpften, als er, voller Sorge um ſeine Braut und die Seinigen, in Folge der Choleraſperre monatelang im Dorfe Boldino (Gouvern. Niſhnij-Nowgorod) feſtgehalten wurde, während die Seuche in Moskau wütete. Dazu kam der plötzliche Tod ſeines beſten Jugendfreundes Delwig, ein Ereignis, das ihn tief erſchütterte. Trotz der Ungunſt der Verhältniſſe hat Puſchkin in dieſer Zeit viel geſchrieben. 1827 tritt er als muſtergiltiger Proſaiker auf in ſeinem (unvollendeten) hiſtoriſchen Roman „Der Mohr Peters des Großen“, 1829 dichtete er in 13 Tagen ſein „Poltawa“, 1830 kann er aus Moskau an den Profeſſor der ruſſiſchen Litteratur zu Petersburg, ſeinen Freund Pletnew berichten: „Ich will Dir (im Vertrauen) mitteilen, daß ich in Boldino geſchrieben habe, wie noch nie. Folgendes habe ich mitgebracht: die zwei letzten Kapitel meines „Onegin“, völlig druckfertig; eine Erzählung (etwa 400 Verſe lang) in Stanzen [„Das Häuschen in Kolomnä“], die wir ohne Namennennung herausgeben wollen; einige dramatiſche Scenen oder kleinere Tragödien, als da ſind: „der geizige Ritter“, „Mozart und Salieri“, „ein Gelage während der Peſt“ und „Don Juan“. Ueberdies habe ich dreißig kleinere Gedichte geſchrieben. Iſt's nicht ſchön? Und das iſt noch nicht alles (höchſt geheimer Natur, nur für Dich allein beſtimmt!): Ich habe auch noch 5 Novellen in Proſa geſchrieben [„der Schuß“, „die Schneewehe“, „der Sargmacher“, „der Poſthalter“, „das Fräulein als Bäuerin“], die Baratynskij zum Wiehern und Umſichſchlagen bringen, und die wir ebenfalls ohne Namennennung herausgeben werden. Unter meinem Namen geht es nicht: Bolgarin würde ſie in Grund und Boden ſchimpfen. So iſt denn die ruſſiſche Litteratur einem Bolgarin und einem Gretſch auf Gnade und Ungnade ausgeliefert!“ Hierbei hat er das ſatiriſche Bruchſtück „Chronik des Dorfes Goroſchino“ nicht einmal mitgezählt.

Das Jahr 1831 verlebte Puſchkin mit ſeiner Neuvermählten wegen der Cholera nicht in Petersburg, ſondern in Zarskoje-Selo, wo er im regſten Verkehr und Wetteifer mit Shukowskij eine Reihe von Volksmärchen in wunderbar leichte und volkstümliche Verſe brachte und eine Anzahl vaterländiſcher Lieder dichtete, die als Antwort auf die polniſchen Sympathien in Europa ihre Spitze drohend gegen Weſten kehrten. („An die Verleumder Rußlands“, „Der Jahrestag von Borodino“). Dieſe etwas amtliche Vaterlandsliebe wurde von der Regierung nicht unbelohnt gelaſſen: Puſchkin erhielt aufs neue eine Anſtellung im Miniſterium des Auswärtigen und dazu die Erlaubnis der freien Benutzung aller Staatsarchive behufs ſeiner Studien über Peter den Großen; 1832 wurde er in die Akademie aufgenommen. Mit großem Eifer ſtudierte er die Archive und nahm regelmäßig an den Sitzungen der Akademie teil. Die Frucht dieſer Arbeiten waren mehrere akademiſche Abhandlungen, darunter eine „über die ruſſiſche Akademie“ und eine andere „über eine Anſicht M. A. Lobanow's über den Geiſt der Litteratur“, worin Puſchkin den einſeitigen Tadel des Genannten gegen die franzöſiſche Litteratur des XVIII. Jahrhunderts zurückweiſt, und 1833 die „Geſchichte der Rebellion Pugatſchew's“. Dazu kam noch in demſelben Jahre die „Hauptmannstochter“, ein Roman aus der Zeit dieſer Rebellion, die „Stromnixe“ und „Dubrowskij“, eine Novelle, deren Held durch die empörende Ungerechtigkeit ſeiner mächtigen Gutsnachbarn zum Räuber wird. Die Gegenden, in welcher der aufſtändiſche Koſak Jemelka Pugatſchew ſein Weſen getrieben, hatte Puſchkin auf einer eigens dazu unternommenen Reiſe durch Augenſchein kennen gelernt. Trotz dieſer Studienreiſe fand er 1833 noch Zeit das „Märchen vom Fiſcher und ſeiner Frau“ dichteriſch zu behandeln, ſerbiſche Volkslieder zu überſetzen und ſeinen „ehernen Reiter“ zu dichten, worin die grauſige Ueberſchwemmung Peterburgs vom Jahre 1824 und ihr erſchütternder Eindruck auf den Geiſt eines ihrer vielen Opfer geſchildert wird. Dieſem glücklichſten und fruchtbarſten Jahre ſeines Lebens folgten für Puſchkin ſorgenvolle, ſchwere Zeiten beſonders in Folge des verſchwenderiſchen Lebens ſeines Vaters, deſſen Untergang der pflichttreue Sohn durch die angeſtrengteſte Thätigkeit für Zeitſchriften und durch allerhand buchhändleriſche Unternehmungen abzuwenden ſuchte. Auch die Anerkennung für ſein geſchichtliches Werk konnte Puſchkin nicht befriedigen: als beſondere Gnade wurde ihm nämlich die Ernennung zum Kammerjunker zu Teil. Als daher einer der Großfürſten ihm zu ſeiner „Beförderung Glück wünſchte“, gab er zur Antwort: „Danke gehorſamſt, Kaiſerl. Hoheit. Bisher haben mich alle deshalb verlacht. Sie ſind der erſte, der mir dazu gratuliert.“ Er war entſchloſſen nicht in „der Schar unbärtiger Jünglinge“ aufzutreten und entzog ſich dem Hofdienſt, wie und wo er nur konnte. Das führte zu mißbilligenden Aeußerungen des Kaiſers und ſchulmeiſterlichen Verweiſen von Benkendorf, die Puſchkin raſend machten. Benkendorf that alles, um Puſchkin's Selbſtgefühl als Schriftſteller zu verletzen, verbot z. B. die Aufführung ſeiner Dramen und den Druck des „ehernen Reiters“. Schlimmer noch waren Puſchkin's Zuſammenſtöße mit dem Kultusminiſter Uwarow, der ihm in Geſellſchaft Vorwürfe machte über eine gar nicht von Puſchkin ſtammende Satire auf die Akademie, und an dem der Dichter ſich dann in einer Satire „Auf die Wiedergeneſung des Lucull“ (1835) bitter rächte. Eine teufliſche Intrige, die von Benkendorf und Uwarow ausging, und zu deren Werkzeug ſich ein Ausländer, Georges Dantès, Officier in der Cavalière-Garde und beſonderer Günſtling des Kaiſers, hergab, hatte Puſchkin's Frau ins Gerede gebracht und veranlaßte ihn zu einer Forderung. Im Zweikampf wurde Puſchkin ſchwer verwundet und ſtarb am 29. Januar (9. Februar) 1837 nach zweitägigem harten Todeskampfe.

Poltawa.

Von Alexander Puſchkin (1799—1837).

Der Hetman Mazeppa freit um Maria Kotſchubei, die Tochter des reichſten und angeſehenſten Edelmanns von Poltawa, wird aber von den Eltern des Mädcheus, ſeines Patenkindes, abgewieſen, weil die Kirche eine ſolche Verbindung verbietet. Allein die Umworbene liebt den tapferen und geiſtig überlegenen Hetman trotz ſeines Alters und wird von ihm entführt. Kotſchubei will ſich rächen, aber nicht ſo, daß er ſein Heimatland um ſeinetwillen in blutige Fehde und Verwirrung ſtürze, ſondern durch einen Dienſt, den er dem Zaren Peter ſchuldig zu ſein glaubt; er ahnt die Verſchwörung Mazeppa's gegen Rußland und will dem Zaren darüber berichten.

Mit Adlerblicken ſucht indeſſen
Jetzt Kotſchubei nach wohlbewährten
Und unbeſtechlichen Gefährten,
Vertraut den unheilvollen Plan
Auch endlich ſeiner Gattin an;
Und Weiberrache, Weiberzorn
Wird ihm durch ſie ein neuer Sporn,
Den dunklen Plan ſchnell auszuführen,
Dem Zaren was er weiß, zu ſagen;
Durch Thränen, Vorwurf, Flehen, Klagen
Weiß ſie die Glut in ihm zu ſchüren.
Im Ruhebett, in dunkler Nacht
Beſchwört ſie ihn mit Dämonsmacht,
Er muß den heil'gen Eidſchwur thun,
Nicht eh'r zu raſten und zu ruhn,
Bis das Begonnene vollbracht.[1]

Ihm ſteht der Oberſt Iskra, ſein tapferer Kriegsgenoſſe, treu zur Seite; ihren Bericht aber überbringt dem Zaren ein junger Koſak, der den Hetman als Verräter und als Frevler an Maria mit wilder Leidenſchaft haßt.

Wer mag der ſpäte Reiter ſein
Bei Sternenglanz und Mondenſchein?
Wes Roß durcheilet ſo behende
Der Steppe endloſes Gelände?

Der Reiter lenkt ſein Roß nach Nord,
Der Reiter ruht an keinem Ort.
Im Feld nicht, noch in Waldverſtecken;
Läßt ſich durch keine Ströme ſchrecken.

Wie Glas ſein Säbel glänzt und blinkt,
An ſeiner Bruſt ein Beutel klingt.
Kein Straucheln ſcheint das Roß zu kennen,
Die Mähne ſchüttelt's ſtolz im Rennen.

Aus Not führt der Koſak das Gold,
Dem Säbel iſt der Tapfre hold,
Das edle Roß iſt ſeine Freude,
Die Mütze werter noch als beide.

Er gäbe Gold und Roß und Stahl
Für ſeine Mütze ohne Wahl,
Nach heißem Kampf würd' er ſie geben
Um ſeinen Kopf nur, um ſein Leben.

Was macht ihm wohl die Mütze wert?
Das Schriftſtück birgt ſie unverſehrt,
Drin Kotſchubei den Zaren warnet,
Daß ihn des Hetmans Trug umgarnet.[2]

Der Zar glaubt aber der Anklage nicht und überliefert ſogar Kotſchubei und ſeine Anhänger dem grauſamen Mazeppa, der ſich auch durch die Rückſicht auf Maria nicht abhalten läßt, ſeine Gegner zum Tode zu verurteilen. Ohne Maria die ſchreckliche Wahrheit zu enthüllen, dringt er ihr das Zugeſtändnis ab, daß ſie im Falle einer Wahl zwiſchen ihm und ihrem Vater bereit ſei alles zu opfern. Das Geſpräch endet mit den bedeutſamen Worten Mazeppa's:

„Nun wohl, Maria, habe acht!
Vergiß nicht, was du mir geſagt!“

und es folgt die Schilderung der Nacht vor der Hinrichtung Kotſchubei's.

Auf der Ukraine ruht die Nacht.
Der klare Sternenhimmel flimmert.
Kaum, daß die müde Luft noch wacht,
Den Schlaf bezwingend. Silbern ſchimmert
Das Pappellaub und regt ſich ſacht.
Und über Bela-Zerkow wacht
Der ſtille Mond, ſo hoch und helle,
Beſcheint der Hetmansgärten Pracht,
Des alten Turmes Kerkerzelle.
Und tiefe Stille ringsumher.
Im Turme nur tönt wirr Geflüſter:
Am Fenſter hinter Gitters Wehr
Sitzt Kotſchubei tiefſinnig, düſter,
Klirrend mit ſeiner Kette Strang.
Zum Himmel blickt er trüb und bang.

Sein Haupt fällt morgen. Doch ohne Leben
Läßt er auf dem Schafott ſein Leben.
Nicht nach dem Leben ſteht ſein Sinn,
Ihm iſt der Todesſchlaf Gewinn.
Bereit in's blut'ge Grab zu ſteigen,
Will er ſchon ſchlafen... Doch ſich beugen
Vor dem Verräter — großer Gott! —
Und wie ein ſtummes Tier verderben,
Dem Zarenfeind ein Hohn und Spott,
Vom Zaren ausgeliefert, ſterben!
Durch Henkershand entehrt im Tod,
Die Freunde führen auf's Schafott,
Am Sarge ihren Fluch vernehmen! —
Dem Mordbeil bietend ſein Genick,
Triumph noch ſchau'n in Feindesblick,
Schuldlos zum Sterben ſich bequemen!
Und keiner, der ſein Recht verficht,
Der Rache übt am Böſewicht! — — —

An ſein Poltawa dacht' er wieder,
An den gewohnten Freundeskreis,
An Weib und Kind, der Tochter Lieder,
An beſſrer Tage Ruhm und Preis,
An's alte Haus, wo er geboren,
Wo nach der Arbeit er geruht,
So viel genoſſen und verloren
Und frei entſagt mit feſtem Mut.
Und nutzlos!
Doch im roſt'gen Schloſſe
Knarrt laut der Schlüſſel. Aufgeſchreckt
Denkt Kotſchubei: „Er iſt's. Mich weckt
Auf blut'ger Bahn mein Bund'sgenoſſe,
Der mir die Kreuzesfahne trägt,
Machtvoll der Sünden uns entledigt,
Der den Gekreuzigten uns predigt,
In ſeinem Dienſt der Seelen pflegt.
Sein Fleiſch und Blut will er mir ſpenden.
Draus will ich ſchöpfen Kraft und Heil,
Und ohne Zagen will ich enden:
Das ew'ge Leben iſt mein Teil.“
Und den Unendlichen, Allweiſen
Will das zerknirſchte Dulderherz
In brünſtigem Gebete preiſen,
Vor ihm ergießen ſeinen Schmerz.
Jedoch den Klausner nicht, den frommen,
Den rohen Orlik ſieht er kommen,
Der wild und drohend vor ihm ſtand.
Dem Abſcheu wehrend, abgewandt,
Fragt der Gepeinigte voll Kummer:
„Du harter Mann, was willſt du hier?
Warum mißgönnt Mazeppa mir
Die letzte Nacht, den letzten Schlummer?“[2]

Orlik, der Helfershelfer des Hetmans, verlangt, Kotſchubei ſolle angeben, wo er ſeine Schätze vergraben habe. Darauf antwortet der Gefangene:

„Es waren — Ihr habt Recht — im Leben
Drei Schätze mir zum Troſt gegeben:
Die Ehre war mein erſter Schatz,
Den raubten mir der Folter Schmerzen;
Der zweite — wofür kein Erſatz! —
War meines lieben Kindes Tugend;
Ach! Tag und Nacht mit bangem Herzen
Bewacht' ich ihre keuſche Jugend:
Mazeppa hat den Schatz geraubt.
Den dritten Schatz will ich bewachen:
Die Rache auf des Mörders Haupt!
Mit ihr will ich zum Himmel fahren,
Will ſie in Gottes Hände legen.“[1]

Der Peiniger beſteht auf ſeiner Forderung, Kotſchubei verſucht es noch einmal ihn zum Weggehen zu bewegen mit den Worten:

„Elender Sklave!
Hör' auf, entweich' aus meiner Nähe!
Wart' noch, bis ich im Grabe ſchlafe,
Dann mit Mazeppa geh' und ſpähe,
Durch alle Keller, zählt mein Gut
Mit Räuberhänden, rot von Blut,
Zerſtört die Gärten und das Haus,
Verwüſtet, brennt, räumt alles aus
Und nehmt mein Kind mit. Sie entdeckt
Euch, wo die Schätze all' verſteckt,
Da mögt ihr eure Raubgier ſtillen:
Nur jetzt, in dieſer letzten Stunde
Laßt mich in Ruh, um Gotteswillen!“[1]

Da läßt Orlik den Folterknecht kommen, und „die Folterqual beginnt auf's neue.“

Wo aber weilt der Hetman jetzt?
Der Böſewicht, nagt nicht die Reue
Sein Herz? Wohin ward er gehetzt
Von des Gewiſſens Schlangenbiſſen?[1]

Er kann keine Ruhe finden, geht in den Garten hinab und tritt in die ſtille Sommernacht hinaus.

Doch ſeltſam trübes Sinnen kreiſt
Unheimlich durch Mazeppa's Geiſt.
Wie Klägeraugen ſehn die Sterne
Hernieder aus der Himmelsferne
Auf ihn voll Hohn. Die langen Reih'n
Der Pappeln ſtehn im Sternenſchein,
Bei ſeinem Nah'n ſich grauſig rüttelnd,
Wie Richter mit dem Haupte ſchüttelnd
Und heimlich flüſternd unter ſich.
In Angſt Mazeppa weiter ſchlich,
Als müßte er den Anblick flieh'n.
Wie ſchwüle Kerkerluft drückt ihn
Die Sommernacht ſo mild und ſchön.

Doch horch! Ein Schrei, ein ſchwach Geſtöhn
Schallt her vom Turm. War's eine Eule,
Die aufgeſchreckt im Neſte ſchrie?
War's eines wilden Tiers Geheule?
War's nur ein Traum der Phantaſie?
War's eine Geſtöhn von Folterſchmerz?
Gleichviel, gewaltig packt es ihn;
Wild glüht das aufgeregte Herz,
Die Blicke wie in Wahnſinn wandern —
Und auf den Schrei, der dumpf und bang
Vom Turme herzukommen ſchien,
Antwortet er mit einem andern:
Mit jenem Schrei, der einſt erklang,
Wenn er den wucht'gen Säbel ſchwang,
Sein Heer anfeuerte zum Streite,
Und Gamelei ihm focht zur Seite,
Sabela auch und Kotſchubei,
Ja, dieſer ſelbe Kotſchubei — — —[1]

Unterdeſſen hat die Gattin des Gefolterten ſich heimlich zu der Tochter in's Schloß eingeſchlichen und fleht ſie unter Thränen an, den Vater zu retten, der an demſelben Tage noch hingerichtet werden ſoll. Durch die unerwartete Schreckenskunde betäubt, fällt Maria ohnmächtig auf ihr Lager hin. Nachdem ſie ſich erholt, ſuchen die beiden Frauen den Hetman auf, um ihn um Gnade anzuflehen; doch vergebens: ſie kommen auf den Richtplatz als die Hinrichtung ſchon ſtattgefunden hat. Dieſe ſchildert der Dichter mit folgenden Worten:

Koſakenmützen, Lanzen blitzen,
Begrenzen rings den Horizont,
Und Trommeln wirbeln, Reiter jagen!
Die Regimenter machen Front.
In Bangen viele Herzen ſchlagen.
Dem Schweife einer Schlange gleicht
Der volksbewegte Weg. Es ſteigt
Im freien Feld ein Richtplatz auf.
Der Henker ſchreitet froh darauf,
Des Opfers harrend, auf und nieder.
Bald mit dem ſchweren Beile ſpielt er
Und, wie im Scherz ſich prüfend, zielt er,
Bald lacht er laut zum Pöbel nieder,
Der, wie er ſelbſt, entſetzlich munter.
Im wüſten Lärm geht alles unter:
Das Schrei'n der Weiber, Zank, Gelächter.
Da tönt ein Ruf — der Lärm verhallt.
Nur nahes Roßgeſtampf durchſchallt
Die Stille. Und auf ſchwarzem Roß,
Umgeben von der Schar der Wächter
Und von des Heeres Aeltſten, ſprengt
Der mächtige Hetman her vom Schloß — —

Fern auf dem Weg von Kiew lenkt
Ein Wagen jetzt dem Richtplatz zu;
Und alles, mit bewegtem Sinn,
Schaut auf den fernen Wagen hin.
Es ſitzt mit heit'rer Unſchuld Ruh
Der alte Kotſchubei darin,
Vorſöhnt mit Gott und mit der Welt,
Stark durch den Glauben; ihm zur Seite
Iskra, der auch dem Tod geweihte,

Bewährte Freund, wie er verſöhnt,
Still wie ein Lamm. Der Wagen hält.
Vom Becken ſteigt die Weihrauchwolke,
Und feierlich Gebet ertönt,
Im Chore laut und ſtill im Volke,
Für beider Armen Seelenruh,
Indes die Märtyrer noch beten
Für ihre Feinde. Mutig treten
Die Beiden auf den Richtplatz zu
Und Kotſchubei, ſich kreuz'gend, legt
Sein Haupt jetzt auf den Block. Bewegt
Steht alles Volk, und Schweigen dumpf
Herrſcht rings umher, — da blinkend fällt
Das Beil und trennt das Haupt vom Rumpf.
Ein leiſes Ach! tönt durch das Feld.
Schnell iſt auch Iskra's Haupt getroffen,
Das Auge ſtand noch zuckend offen.
Der Raſen ward von Blut benetzt.
Der Henker aber freut ſich jetzt
Ob ſeines Armes ſichrer Stärke;
Er hebt die blut'gen Häupter auf
Und zeigt ſie rings dem Volk darauf,
Wie im Triumph ob ſeinem Werke.[1]

Als die Frauen ankommen, „iſt das Gerüſt ſchon abgeſchlagen."

Im ſchwarzen, bauſchigen Talare
Kniet dort ein Prieſter. Eine Bahre
Ward von Koſaken fortgetragen;
Den Sarg empfängt der Leichenwagen.[1]

Entſetzt, flieht Maria den Mann, der ſo grauſam ihr Lebensglück zerſtört hat. Alle ſeine Nachforſchungen ſind vergebens.

Er ſchließt ſich ein in ſein Gemach,
Das Herz voll Gift; ihn flieht der Schlummer
Die lange, trübe Nacht; der Kummer
Ob der Verlornen hält ihn wach.

Vereinzelt kamen in der Frühe
Heim die entſendeten Koſaken.
Die Pferde ſchleppten ſich mit Mühe
Noch vorwärts; Staub und dicker Schaum
Bedeckten Gurte und Schabracken,
Und blutig waren Huf und Zaum.
Die Boten ſuchten in der Runde
Nach der Verlornen überall,
Doch keiner brachte von ihr Kunde
Und ihres Daſeins letzte Spur
Verhallte wie ein leerer Schall.
Maria's alte Mutter nahm
In die Verbannung mit ſich nur
Armut und Elend, Not und Gram.[1]

Doch läßt ſich Mazeppa durch ſeinen Kummer nicht von dem Ziele ſeines Ehrgeizes ablenken; während er ſich krank ſtellt und ſogar zum Schein die letzte Oelung empfängt, verhandelt er eifrig mit Karl XII. von Schweden und beredet ihn, ſich plötzlich nach der Ukraine ſtatt nach Moskau zu wenden. Mazeppa führt ſeine Anhänger dem König entgegen.

Und ſeine blut'gen Früchte treibt
Jetzt der Verrat, der lang gepflegte:
Im Lande wogt's von wilden Schaaren;
Der Volkskrieg droht.[1]

Der Zar läßt den Verräter in allen Kirchen verfluchen, ſein Bild vom Henker auf dem Richtplatz verbrennen, im Volksrat der Koſaken einen neuen Hetman wählen, die Freunde und Verwandten der ſchuldlos Hingerichteten aus Sibirien zurückführen und mit ihnen den alten Feind Mazeppas, den Koſakenoberſten Palei.

Er ſchließt ſich Peters Heere an.
Bang zittert der Empörer Rotte
Der Saporoger Ataman
Mit Tſchetſchel ſtirbt auf dem Schafotte.
Und du, ruhmvoller Paladin,
Der du von Sieg zu Siege rauſchteſt,
Die Krone mit dem Helm vertauſchteſt,
Auch dein Stern iſt im Untergehn:
Du haſt Poltawa's Wall geſehn![1]

Beſorgt blickt Karl auf die Regimenter des Zaren die gar nicht mehr den Flüchtlingen von Narwa gleichen, beſorgt unterredet ſich Mazeppa mit Orlik über den Ausgang des folgenden Tages, der die Entſcheidung bringen ſoll. Die Sorge preßt ihm folgendes Geſtändnis ab:

„Des Zaren jetz'ge Macht bemißt
Er nur nach ſeinen früh'ren Siegen
Und wähnt, leichtgläubig wie er iſt,
Die Ruſſen müſſen unterliegen.
Er läuft die tollen Hörner ſich
Noch ab. Doch wirklich ſchäm' ich mich,
Daß er in meinen alten Tagen
Noch ſo mit Blindheit mich geſchlagen.
Sein Mut, ſein Glück hat mich verblendet,
Wie ein verſchämtes Kind, daß ich
Dem Wagehals mich zugewendet!"[1]

Vergebens tröſtet ihn Orlik mit der Ausſicht auf eine Verſöhnung mit Peter. Mazeppa antwortet darauf:

„Nein, nein! Verſöhnung iſt hienieden
Unmöglich zwiſchen ihm und mir!
Längſt iſt mein Schickſal feſt entſchieden;
Längſt trag' ich ihm geheimen Groll.
Einſtmals bei Aſow aßen wir
Zu Abend mit dem grimmen Zaren;
Die Becher ſchäumten übervoll,
So daß wir recht bei Laune waren
Und manches freie Wort erſcholl.
Da ließ ich auch ein Wörtchen fallen,
Das wohl dem Zaren nicht gefallen.
Die jungen Gäſte wurden blaß.
Es fiel ihm aus der Hand das Glas
In ſeinem Zorn. Er trat heran,
Packt' meinen greiſen Schnurrbart an
Und droht' mir. Ich beherrſchte mich
Nach außen, — aber innerlich
Durchglüht' es mich in wildem Brande;
Ich ſchwur ihm Rache für die Schande.
Und dieſe Rache habe ich
Seitdem genährt mit wahrer Luſt,
Wie eine Mutter an der Bruſt
Den Säugling nährt. Jetzt iſt es Zeit.
Der Rächer naht, das Maß iſt voll.
Bis an ſein Lebensende ſoll
In ſeiner Zarenherrlichkeit
Er mein gedenken. Nein, ich ſchone
Ihn nicht! Zur Strafe ihm geſandt,
Werd' ich ein Dorn' in ſeiner Krone!
Jetzt würd' er Städte darum geben,
Ja einen Teil vom Leben laſſen
Könnt' er nur einmal noch im Leben,
Wie damals, mit der Rieſenhand
Mazeppa's greiſen Schnurrbart faſſen.
Noch laß ich nicht die Hoffnung fahren,
Der junge Tag wird offenbaren
Im Kampf, wer ſtärker von uns zwei'n."
Und der Verräter ſeines Zaren
Schloß ſeine Augen und ſchlief ein.

* * *

Kaum iſt die Sonne neu erwacht,
Und ſchon entbrennt die wilde Schlacht.
Ein dumpfes Krachen und Getön,
Kanonen donnern von den Höh'n.
Der purpurrote Dampf erhebt
In Wirbelwölkchen ſich und ſchwebt,
Durchſichtig ſchimmernd, himmelan.
Die Regimenter rücken an.
Vorauf die leichten Jäger ſtreifen,
Zerſtreuen ſich vereinzelt zwiſchen
Dem Buſchholz. Wirres Knallen, Ziſchen;
Kartätſchen praſſeln, Kugeln pfeifen,
Rings ſtarren kalte Bajonette.
Das ſiegverwöhnte Schwedenheer
Durchbricht der Schanzen Feuerkette.
Das Reitervolk in blanker Wehr
Brauſt wild einher wie Meereswogen.
Sich maſſenhaft durch's Feld erſtreckend,
Schnell kommt das Fußvolk nachgezogen,
Durch ſeine mauerfeſten Glieder
Den erſten Reiterangriff deckend.
Jetzt erſt beginnt das rechte Wogen
Der Schlacht. Wohl lange hin und wieder
Das Kriegsglück ſchwankt im wilden Streite;
Doch mehr und mehr auf unſre Seite
Neigt ſich der Sieg. Zu mächtig war
An Heerzahl und Geſchütz der Zar.
Der Feind kämpft ſtandhaft und erbittert;
Doch unſer Feuer läßt nicht nach.
Bald iſt der Vordertrupp zerſplittert.
Zum offnen Widerſtand zu ſchwach,
Flieht Roſen in den Engpaß jetzt,
Und ſchon ergiebt ſich Schlippenbach.
Verwirrung herrſcht im Feindesheer.
Hart wird den Schweden zugeſetzt,
Ihr Ruhmesbanner glänzt nicht mehr,
Und ſichtbarlich auf unſern Wegen
Zeigt ſich des Schlachtengottes Segen.
Wild flieht der Feind nach allen Seiten.
Da plötzlich hört man laut und klar,
Wie gottbegeiſtert, Peters Stimme:
„Mit Gott an's Werk!" So tritt der Zar
Aus ſeinem Zelte; ihn begleiten
Die Auserwählten ſeiner Schar.
Sein Auge glänzt von mächt'gen Grimme.
In ſeiner wilden Majeſtät
Wie eine Geißel Gottes ſteht
Der Zar, bewegt ſich ſchnell und frei.
Jetzt führt man ihm ſein Roß herbei,
Ein feurig, treues Tier. Wild rollen
Die Augen ihm beim unheilvollen
Getös der Feldſchlacht, wiehernd bebt es.
Und ſchüttelt ſich wie furchtbewegt,
Doch dann ſchnell wie ein Pfeil entſchwebt es,
Stolz auf den Reiter, den es trägt.

Schon hebt die Mittagsſchwüle an,
Die Schlacht ruht wie der Ackersmann.
Nur noch Koſakenſchwärme ſtreifen
Umher, um einzeln anzugreifen.
Die Schlachtmuſik verſtummt; der wilde
Kanonendonner heult nicht mehr.
Doch plötzlich tönt durch das Gefilde
Ein langgedehnter Freudenſchrei:
Der Zar erſcheint vor ſeinem Heer.

In wilder Schlachtenherrlichkeit
Sprengt er die langen Reih'n vorbei,
Durchmißt die Wahlſtatt ſcharfen Blickes.

— — — — — — — — — — — — —

Und vor dem blauen Schwedenheer
Der junge König Karl erſchien.
In einer Sänfte trug man ihn,
Am Fuß die Wunde ſchmerzt' ihn ſehr.
Verſtimmt war er, bleich ſein Geſicht.
Dem kranken Helden folgen dicht
Des Heeres Führer im Geleite.
Trüb ſchweift ſein Blick jetzt in die Weite,
Wo ſich das Lager vor ihm dehnt.
Er ſieht des Ruſſenheers Bewegung,
Und dieſe Schlacht, ſo lang erſehnt,
Erfüllt ihn wohl mit banger Regung,
Daß er ſo trüb zu ſinnen ſcheint.
Doch plötzlich zu dem Heer gewendet,
Durch einen Wink der Hand entſendet
Er ſeine Truppen auf den Feind.
Im Felde ſtößt das Heer des Zaren
Zuſammen mit den Schwedenſcharen;
Die Erde bebt, es blitzt und kracht,
Laut donnert die Poltawa-Schlacht.
Das Feldgeſchütz, die Bajonette
Und Lanzen würgen um die Wette.
Im Feuer, wo gleich Hagelſchauern
Die Kugeln praſſeln, ſind die Glieder,
Zerſchmettert an lebendigen Mauern,
Im Flug erſetzt durch andre wieder,
Die auch alsbald am Boden liegen,
Wo Leichen ſich auf Leichen türmen.
Die leichten Reiterſchwärme fliegen
Wie Wolken über's Feld hin, ſtürmen
Wild aufeinander im Gedränge,
Und Kugeln ſchwirren, Säbel klirren
Im mörderiſchen Handgemenge.
Die Bombe wühlt ſich in den Sand
Und platzt, daß vom Zerſtörungsbrand
Rings Roß und Reiter niederbrechen.
Das Fußvolk und die Reiterhorden
Wetteifern wutentbrannt im Morden.
Ein grimmes Hauen, Schlagen, Stechen;
Die Kugeln praſſeln hageldicht.
Der Schwede wie der Ruſſe ficht
Verzweiflungswild den blut'gen Kampf.
Kanonendonner, Lärm, Geſtampf,
Gewieher, Stöhnen, Trommelſchall,
Und Tod und Hölle überall.

Aus ſichrer Ferne ſehn in Ruh
Die Feldherrn, ſcheinbar ohne Regung,
Dem wilden Schlachtgetümmel zu,
Verfolgen jegliche Bewegung
Der Moskowiter wie der Schweden
Und leiſe miteinander reden.
Doch wer iſt dort bei Moskau's Zaren
Der Krieger mit den greiſen Haaren,
Den zwei Koſaken unterſtützen?
Mit des erfahr'nen Helden Blick
Folgt er dem wechſelnden Geſchick
Der Schlacht. Wohl mag ſein gutes Schwert
Im Kampf dem Greiſe nicht mehr nützen:
Palei ſchwingt ſich nicht mehr auf's Pferd
Und führt nicht die Koſakenſcharen
Zum Angriff, wie in früh'ren Jahren.
Das lange Leiden der Verbannung
Hat ihn gebeugt. Doch warum funkeln
Die Augen ihm in wilder Spannung?
Was mag die hohe Stirn umdunkeln,
Die finſter wie die Nacht erſcheint?
Was hat den Greis ſo aufgebracht?
Sah er durch das Gewölk der Schlacht
Mazeppa, ſeinen alten Feind?
Und drückt ihn da wohl doppelt ſchwer
Sein Alter ohne Kraft und Wehr?

Mazeppa ſah mit trübem Sinn
Auf das Gewog der Feldſchlacht hin.
In ſeiner Nähe ſich befanden
Die Führer all', die mit dem Greiſe
Zum Schwedenheer gezogen waren,
Verrat geübt am Ruſſenzaren.
Rebelliſche Koſaken ſtanden,
Verwandte, Freunde rings im Kreiſe.
Da plötzlich fällt ein Schuß ganz nah,
Und als der Hetman um ſich ſah,
Dampft noch in Woinarowski's Hand
Die Flinte, die den Schuß entſandt,
Und ein Koſak, ein junges Blut,
Lag von der Kugel hingeſtreckt;
Indes ſein Roß, ganz ſchaumbedeckt,
Die Freiheit fühlend, aus der Glut
Des Kampf's entflieht in wilder Haſt.
Dem jungen Krieger, der getroffen,
War wohl das Leben längſt zur Laſt;
Doch einer ſollte vor ihm ſterben:
Er ſchwur Mazeppa zu verderben,
Das war ſein letztes Ziel und Hoffen.
Den ſcharfen Säbel in der Fauſt
Kam er in Wut einheraebrauſt
Und, als er nah dem Ziele ſchien,
Traf Woinarowski's Kugel ihn.
Mazeppa reitet auf ihn zu,
Will mit dem Sterbenden noch ſprechen,
Doch des Koſaken Augen brechen
Und ſchließen ſich zur ewigen Ruh.
Allein ſogar im Sterben ſcheint
Sein Blick zu drohen Rußlands Feind.
„Maria!" war ſein letztes Wort.
Die Schlacht indes wogt donnernd fort.
Doch mehr und mehr entſcheidet ſich
Für uns das ſchwankende Geſchick,
Der Zar drang vor, der König wich —
O Tag des Ruhms, o Wonneblick!
Noch einen Stoß... Die Schweden weichen
In wilder Flucht. Die Reiterei
Drängt hinterher mit Siegsgeſchrei,
Stumpf ſind die Säbel von den Streichen,
Und bald verhallt das wüſte Lärmen.
Die Steppe iſt bedeckt mit Leichen,
Heuſchrecken gleich in ſchwarzen Schwärmen.

Und Peter nach dem blut'gen Tage
Hält jetzt ein feſtliches Gelage.
Sein Auge leuchtet ſtolz und klar.
Die Truppen jubeln, wie der Zar
Auch die gefangnen Generale
Bewirtet bei dem frohen Mahle,
Sie überhäuft mit ſeiner Gunſt,
Und ſamt den Führern ſeiner Scharen
Die Helden alle beim Pokale
Hoch leben läßt, die in der Kunſt
Des Krieges ſeine Lehrer waren.[1]

Mazeppa flieht indeſſen mit Karl eiligſt nach dem Dnjepr zu. Als ſie endlich in der Nähe von Kotſchubei's Schloß raſten, hört der Hetman, den der Schlaf flieht ſeinen Namen rufen.

Er ſpäht umher, horcht unverwandt,
Von wo der Klang zu kommen ſchien;
Da neigt ſich jemand über ihn
Und droht entſetzlich mit der Hand.
Er zittert, gleichwie vor dem Beile...
Wer iſt es, der ihn nächt'ger Weile
So aufgeſcheucht von ſeinem Lager?
Im Schein des Mondes ſieht er klar,
Ein Weib mit aufgelöſtem Haar,
Gehüllt in Lumpen, bleich und mager,
Tritt ſtarren Blickes auf ihn zu...
„Iſt es ein Traum?... Maria, du?!"[1]

Vergebens ſucht er ſie zu beruhigen; der Wahnſinn ſpricht aus ihr und voll Entſetzen flieht ſie vor dem Mörder ihres Vaters in die Nacht hinaus.

Die Schatten fliehn. Der Tag bricht an.
Koſaken kauern rings, daran
Ihr Morgeneſſen zu bereiten.
Und an des blauen Dnjepr Borden
Tränkt man die ſattelfreien Pferde.
Karl wachte auf und von der Erde
Erhob er ſich: „'s iſt Tag geworden.
Holla, Mazeppa, aufgewacht!"
Der Hetman hat die ganze Nacht
Kein Auge zugethan; ſein Kummer
Verſcheuchte Müdigkeit und Schlummer.
Der Atem ſtockt dem alten Mann.
In Schweigen ſattelt er ſein Pferd;
Sprengt mit dem flücht'gen König dann
Davon. Furchtbar ſein Auge blickt,
Wie er von ſeinem Steppenpferd
Den Blick noch einmal rückwärts kehrt,
Den Abſchiedsgruß der Heimat ſchickt.[1]

Puſchkin

Alexander Sergejewitſch Puſchkin, geb. 26. Mai (6. Juni) 1799, ſtammt aus einem altadeligem Geſchlecht. Als er mit 12 Jahren das Vaterhaus verließ um das Lyceum von Zarskoje-Selo zu beziehen, hatte er ſchon durch ſeine Gedichte die Aufmerkſamkeit bedeutender Männer, wie des Dichters Schukowskij (1783—1852) und des Geſchichtſchreibers Karamzin auf ſich gelenkt. Während ſeines Aufenthaltes im Lyceum zeichnete er ſich keineswegs durch Aufmerkſamkeit für die Schulfächer aus, namentlich nicht für die Mathematik, lernte aber trotzdem viel durch aufmerkſames Zuhören in den Schulſtunden und noch mehr durch eifriges Leſen ruſſiſcher, lateiniſcher, deutſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Schriftſteller. In dieſen 6 Jahren dichtete er die lyriſchen Ergüſſe, die unter dem Namen „Lycealgedichte" in die Sammlung ſeiner Werke übergegangen ſind und begann das Epos „Ruslan und Ludmila," welches die Befreiung der Ludmila, Tochter des Großfürſten Wladimir des Heiligen, aus den Händen eines Zauberers zum Gegenſtand hat. Zu einem regelrechten Studium war Puſchkin jedoch nicht zu bringen. Wenn er ſich zu geiſtiger Thätigkeit aufgelegt fühlte, ſo widmete er die ſchulfreien Stunden, vielfach ſogar die Nächte dem Leſen oder der Dichtkunſt. Er beſtand daher die vorgeſchriebene Prüfung nur mit mittelmäßigem Erfolge.

Auf Wunſch ſeines Vaters trat der Dichter nun in den Staatsdienſt und zwar in das Collegium (Miniſterium) des Auswärtigen. In dieſer Stellung, welche ſeine Arbeitskraft nur wenig in Anſpruch nahm, blieb er 3 Jahre in Petersburg und nahm an dem geſellſchaftlichen Leben der Großſtadt und der vornehmen Geſellſchaft lebendigſten Anteil, doch ſo, daß er die Morgenſtunden ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit widmete. So hat er in dieſer Zeit viele lyriſche Gedichte verfaßt und im Jahre 1820 die erſte größere Dichtung „Ruslan und Ludmila" vollendet, welche von der Leſerwelt mit Begeiſterung aufgenommen wurde. Unter dem Beinamen Cicade (als der liebliche Sänger der Fluren von Zarskoje-Selo) war Puſchkin in die Geſellſchaft „Arſamas" eingetreten, welche die Petersburger Romantiker im Gegenſatze zu den Moskauer Klaſſiciſten vereinigte, und galt viel in den ſchriftſtelleriſchen Kreiſen.

Von Katein, dem gründlichſten Kenner des ausländiſchen Schrifttums in Petersburg, lernte der feurige Jüngling Vorſicht in der Beurteilung fremdſprachlicher litterariſcher Werke, Achtung vor der Eigenart der Vertreter aller Schulen und Beſonnenheit in dem damals tobenden Kampf zwiſchen Romantik und Klaſſizismus. Er hielt ſich daher maßvoll eben ſo weit entfernt von dem unnatürlichen Pathos der ſogenannten Klaſſiker wie von der weinerlichen Empfindſamkeit und nebelhaften Schwärmerei der Romantiker. Bitterböſe Epigramme auf die ruſſiſchen Zuſtände trugen dem Dichter im Jahre 1820 eine Art von Verbannung aus der Hauptſtadt ein, indem er dieſelbe verlaſſen mußte, um ſeinen Dienſt bei dem Comite für die ſüdruſſiſchen Kolonien in Jekaterinoslaw anzutreten. Hier erkrankte er infolge eines Bades im Dnjepr und wurde nur dadurch gerettet, daß ſein väterlicher Freund Rajewskij, der Verteidiger von Smolensk, in Begleitung ſeines Hausarztes den verlaſſenen Fieberkranken zufällig aufſuchte. Nachdem Rajewskij ihm einen mehrmonatlichen Urlaub ausgewirkt hatte, nahm er ihn auf einer Reiſe nach dem Kaukaſus mit ſich und erfüllte damit einen Lieblingswunſch des Dichters. Außer der herrlichen Natur lernte er hier die Werke Byrons kennen, die einen ſo großen Eindruck auf ihn ausüben ſollten. Die Eindrücke beider gewaltiger Faktoren merkt man ſeinen damaligen Arbeiten, dem „Gefangenen im Kaukaſus" (herausgegeben 1822), dem „Räuberpaar" (herausg. 1827), und dem „Springquell von Baktſchiſarai" (herausg. 1824) deutlich an. Auf dem Gute Rajewskij's im Kiewer Kreiſe verkehrten lauter Anhänger des „Byronismus", denen ſich Puſchkin voll und ganz anſchloß.

Mit dem Verwaltungs-Comite wanderte er nach Kiſchinew und von da nach Odeſſa. Hier gab es ſofort Zuſammenſtöße mit ſeinem Vorgeſetzten, dem Grafen Woronzow, welcher darüber nach Petersburg berichtete, und Puſchkin mußte im Juli 1824, auf genau vorgeſchriebenem Wege, ſich ſchleunigſt auf das Gut ſeines Vaters, Michailowskoje im Gouvernement Pskow begeben und dort auf unbeſtimmte Zeit ſtändigen Aufenthalt nehmen. Außer den oben angeführten Werken gehören in die Periode dieſes ſo wenig erfolgreichen Staatsdienſtes viele lyriſche Gedichte, darunter das ergreifende auf André Cheniers Tod [1794 guillotiniert], manche Ueberſetzungen und beſonders das 1. Kapitel ſeines „Eugen Onegin".

Der erzwungene Aufenthalt zu Hauſe war für Puſchkin höchſt traurig — nicht nur wegen der Unfreiheit und Einſamkeit, die ſein lebhaftes Temperament kaum zu ertragen vermochte, ſondern auch wegen ſeines äußerſt geſpannten Verhältniſſes zu ſeinen Eltern. — Ohne Frucht war dieſes Leben, das ihn zur Vertiefung ſeiner Studien zwang, nicht. Das bezeugen die 6 erſten Kapitel des „Eugen Onegin", der „Graf Nulin", die vielen lyriſchen Gedichte, welche in den „Nordiſchen Blüten", einem Almanach ſeines Freundes Delwig, erſchienen, die von Goetheſchem Geiſt durchhauchte Scene aus Fauſt, die Ueberſetzung aus Bunyans „Traveller", beſonders aber ſein „Boris Godunow", das großartigſte Drama in ruſſiſcher Sprache.

Puſchkins Verbannung ſollte durch die Thronbeſteigung Nikolaus I. ihr Ende finden. Die Freude über die Wiedererlangung ſeiner Freiheit wurde aber bald geſtört, da Puſchkin in kurzer Zeit merkte, wie ſein Feind, der allmächtige Graf von Benkendorf, ihm alle möglichen Hinderniſſe in den Weg legte. Seine Bitte, den türkiſchen Krieg mitmachen zu dürfen (1828), wurde eben ſo wenig beachtet, wie 1830 ſein Begehr, man möge ihm erlauben, entweder allein ins Ausland zu gehen, oder ſich der ruſſiſchen Geſandtſchaft nach China anzuſchließen. Dafür hatte er ſich 1829, ohne weiter anzufragen, in den Kaukaſus begeben und war mit der ruſſiſchen Armee bis Erzerum vorgedrungen. Dieſe Reiſe, wie die nach Moskau, wo er ſich 1830 mit Fräulein Gontſcharow verlobte, trugen ihm von ſeiten Benkendorfs einen amtlichen Verweis und unzweideutige Drohungen ein. 1827 tritt er als muſtergiltiger Proſaiker auf in ſeinem (unvollendeten) hiſtoriſchen Roman „Der Mohr Peters d. Großen," 1829 dichtete er in 13 Tagen ſein „Poltawa.

Das Jahr 1831 verlebte Puſchkin mit ſeiner Neuvermählten wegen der Cholera nicht in Petersburg, ſondern in Zarskoje-Selo, wo er eine Reihe von Volksmärchen in wunderbar leichte und volkstümliche Verſe brachte und eine Anzahl vaterländiſcher Lieder dichtete, die als Antwort auf die polniſchen Sympathien Europa's ihre Spitze drohend gegen Weſten kehrten („An die Verleumder Rußlands," „Der Jahrestag von Borodino"). Infolge deſſen erhielt Puſchkin wieder Anſtellung im Miniſterium des Auswärtigen, 1832 wurde er in die Akademie aufgenommen.

Im Jahre 1833 erſchien die „Geſchichte der Rebellion Pugatſchew", „Die Hauptmannstochter", „Die Stromnixe" und „Dubrowskij", eine Novelle. Puſchkin fand außerdem noch Zeit das „Märchen vom Fiſcher und ſeiner Frau" dichteriſch zu behandeln, ſerbiſche Volkslieder zu überſetzen und ſeinen „ehernen Reiter" zu dichten, worin die grauſige Ueberſchwemmung Petersburgs und ihr erſchütternder Eindruck auf den Geiſt eines ihrer vielen Opfer geſchildert wird. Benkendorf that alles, um Puſchkins Selbſtgefühl als Schriftſteller zu verletzen. Schlimmer noch waren des Dichters Zuſammenſtöße mit ocm Kultusminiſter Uwarow. Ein teufliſches Ränkeſpiel, das von Benkendorf und Uwarow ausging, hatte Puſchkins Frau ins Gerede gebracht und veranlaßte ihn zu einer Forderung an Georges Dantés, Offizier der Cavalière Garde. Im Zweikampfe wurde Puſchkin ſchwer verwundet und ſtarb am 29. Januar (9. Februar) 1837 nach 2tägigem harten Todeskampfe.

(Nach Dr. Th. Forßmann.)

---

[1] Ueberſetzung von Fr. Bodenſtedt, [2] Ueberſetzung von Th. Forßmann.

Lermontow.

Michaïl Jurjewitſch Lermontow, geboren zu Moskau am 2. Oktober 1814, verlor ſeine Mutter in früheſter Kindheit und wurde von ſeiner Großmutter erzogen, mit der er im 11. Lebensjahre eine Reiſe nach dem Kaukaſus machte. Die wilde Schönheit dieſes Landes hat auf ihn ebenſo eingewirkt wie auf Puſchkin. 1828 wurde Lermontow in der adligen Univerſitätspenſion in Moskau untergebracht und hat um dieſe Zeit ſchon viel in dem Geſchmack Puſchkin's und Byron's gedichtet. 1830 bis 1832 war er Student in Moskau, gab aber das Studium auf und trat in die Garde-Junkerſchule in Petersburg ein. Hier dichtete er ſeinen „Dämon" in der erſten Bearbeitung. Als Cornet des Gardehuſarenregiments gab er 1835 zum erſten Mal ein poetiſches Werk in Druck: den „Hadſchi-Abrek", in welchem er uns die grauſige Blutrache eines der wilden Bergbewohner vom Kaukaſus erzählt. Es machte großes Aufſehen; mehr aber noch 1837 die Verſe, in welchen er die mächtigen Feinde Puſchkin's nach deſſen Tode geißelte, und die nach Jw. Turgenew's Zeugnis ſich in Tauſenden und aber Tauſenden von Abſchriften über ganz Rußland blitzſchnell verbreiteten.

Zur Strafe wurde Lermontow in ein im Kaukaſus ſtehendes Dragonerregiment verſetzt und blieb ſeinen Vorgeſetzten, beſonders aber dem höchſten Kriegsherrn, Zeit ſeines Lebens verdächtig. Nur Shukowskij's warmer Vertretung hatte er es zu danken, daß 1838 die Behörden die Erlaubnis zum Druck ſeines ganz volkstümlich gehaltenen „Liedes vom Zaren Jwan Waſſiljewitſch" gaben und auch nur unter der Bedingung, daß der Name des Verfaſſers nicht genannt würde. Er war aber in ganz Rußland bereits bekannt und gefeiert, und das Lied war zu ſchön, als daß es nach Puſchkin's Tod irgend jemand anders als Lermontow hätte zugeſchrieben werden können. Jm nächſten Jahre durfte er nach Petersburg zurückkehren, mußte aber 1840 wegen eines Zweikampfes mit dem Sohne des franzöſiſchen Geſandten Barante wieder in den Kaukaſus und zwar in ein Regiment der Linieninfanterie. 1840 erſchien ſein größtes Werk, das ihn auch am beſten charakteriſiert, der Roman „Ein Held unſerer Tage". Hier zeichnet er meiſterhaft das Soldatenleben im Kaukaſus, die Natur dieſes ihn entzückenden Landes, die Sitten der Bergbewohner, ihre Wildheit, Tapferkeit und Rachſucht, ihren Fanatismus und ihre Gaſtfreiheit, das Schwarze Meer und ſeine Schmugglerbanden, die Gutmütigkeit, Treue, Opferfreudigkeit, Umſicht, ſoldatiſche Gradheit und Kriegserfahrung des im Dienſt ergrauten Stabskapitäns und im Gegenſatz zu dieſem den glänzenden, aber herzloſen und vom Mode-Byronismus verdorbenen Lieutenant Petſchorin; überhaupt wird die geiſtige Leere der großen Welt, wie ſie damals in Rußland war, in dieſen Erzählungen, beſonders in der letzten, ſchonungslos an den Pranger geſtellt. Einen blutigen Kampf mit den Tſcherkeſſen hat Lermontow in ſeinem „Walerik" (d. h. Fluß des Todes) mit der ganzen Pracht ſeiner poetiſchen Sprache erzählt (1841). Einen ihm gewährten Urlaub brachte er in Petersburg zu und in Moskau traf er auf ſeiner Rückreiſe mit Bodenſtedt zuſammen, der ſeine Werke zum Teil überſetzt und Erinnerungen an ihn herausgegeben hat. Während ſeines Aufenthaltes im kaukaſiſchen Bade Pjatigorsk wurde er wegen Beleidigung eines Kameraden, Namens Martynow, von dieſem gefordert und im Zweikampfe erſchoſſen (15. Juli 1841).

Von ſeinen kleineren Gedichten wären außer dem unten mitgeteilten zu nenneu: „Der Streit" (nämlich zwiſcheu den beiden „Recken" von 1812), „Borodino", „der letzte Umzug", „das Segel", „der Dichter"; von den lyriſch-epiſchen Erzählungen aus dem Oſten: „der Todesengel", „der Kloſterzögling", „der Flüchtling", beſonders aber „Ismail-Bei"; in die Zeit Jwan's des Schrecklichen fällt die Handlung des „Bojar Orſcha". Der Jnhalt dieſer Erzählung iſt immer düſter und erſchütternd, wie denn Lermontow dem Weltſchmerz Byron's ſich viel rückhaltloſer hingiebt als Puſchkin. — Weniger bedeutend ſind ſeine Dramen.

Der Dämon.

Von **M. Lermontow** (1814—1841).

Ein Dämon flog mit ſtummer Klage
Verbannt ob dieſer Erde hin;
Erinnerungen beſſ'rer Tage
Dicht drängten ſich in ſeinem Sinn,
Der Tage, da im Weltenkreiſe
Er ſtrahlt' im Kreis der Cherubim,
Da der Komet auf ſeiner Reiſe
Jn huldreich-liebevoller Weiſe
Ein Lächeln gern getauſcht mit ihm,
Da die Nomadenkarawanen
Der Stern' im Weltraum er mit Luſt
Durch Urgewölk auf ihren Bahnen
Verfolgt, da er in ſeiner Bruſt
Der Lieb, des Glaubens ſich bewußt,
Da ihm, dem Erſtling aller Weſen,
Schreck, Zweifel unbekannt geweſen,
Und ſeine Seele nicht gequält
Der Trauerzug der öden Zeiten . . .
Und viel, ſehr viel — für alles fehlt
Jhm Kraft — ließ er vorübergleiten.

— — — — — — — — — — — — —

Die nicht'ge Erde war ſein Reich.
Da ſtreut er freudlos böſe Saaten;
Denn da, wo immer er erſchien,
Er nie auf Widerſtand geraten,
Langweilte auch das Böſe ihn.

Er ſieht den Kaukaſus, ſieht Gruſiens Pracht; ſieht auch das Haus des Fürſten Gudal, der heute ſeine Tochter Tamara vermählt. Da er dieſe erblickt, regt ſich in ihm das Gefühl der Liebe, dem er längſt entſagt, aber vergebens ſucht er nach dem Worte der Demut gegen Gott. Das Böſe ſiegt in ihm, und er ſucht den heißerſehnten Bräutigam des Mädchens zu vernichten.

Der Bräut'gam eilt zum Hochzeitsmahl
Voll Ungeduld im Abendſtrahl
Auf ſeinem Roß, dem guten, ſchnellen,
Hat glücklich ſchon der ſilberhellen
Aragwa grünen Strand erreicht.
Mit Gaben ſchwer belaſtet, leicht
Den Boden rührend, wie ſie ſchreiten,
Ziehn hinter ihm Kameele, ſchnell
Jn langem Zug vorübergleitend;
Und ihre Glöckchen klingen hell.
Er ſelber reitet an der Spitze,
Der Fürſt von Sinodal, er führt.
Sein ſchöner Wuchs iſt eng geſchnürt;
Sein Dolch und Säbel ſprühen Blitze
Jm Abendlicht; am Rücken quer,
Schön damasziert hängt das Gewehr.
Es hebt der Wind ſpielend vom Kleide
Die Aermel auf; das iſt geſchmückt
Ringsum mit Treſſen, ausgeſtickt
Mit buntem Bilderwerk von Seide;
Der Sattel, Zaum — bequaſtet beide.
Und unter ihm ſchaumweiß ſein Roß,
Des Karabach mutwill'ger Sproß,
Ein Goldfuchs, nicht für Gold zu kaufen;
Er ſpitzt die Ohren, ſpielt mit Schnaufen
Erſchreckt vom ſteilen Uferhang
Hinab in den Schaumwogengedrang.
Gefahrvoll eng der Weg ſich windet . . .
Schon iſt es ſpät; die Röte ſchwindet
Am Bergſchnee; Nebel ſteigen auf,
Der Zug verdoppelt ſeinen Lauf.

Der Dämon verführt den Bräutigam an einer uralten Kapelle ohne Gebet vorüberzuziehen. Da ertönt ein Schuß; die Karawane iſt in einen Hinterhalt geraten und wird trotz der Tapferkeit des Führers zerſprengt und geplündert. Auch der Führer muß ſein Leben laſſen.

Sein Roß fliegt, wie zum Kampf, mit Schnaufen,
Der Damhirſch kann ſo ſchnell nicht laufen.
Bald hält es plötzlich an im Lauf,
Weit bläſt es ſeine Nüſtern auf,
Und lauſchet auf des Windes Weiſen;
Bald klirrt mit einem Schlag das Eiſen
Der Hufe an dem Boden hell;
Die Mähne flattert wirr, und weiter
Setzt es die Flucht fort raſend ſchnell.
Und auf ihm ſitzt der ſtumme Reiter.
Er ſchwankt im Sattel hin und her,
Sein Haupt ſinkt an die Mähne ſchwer.
Er kann nicht mehr den Renner leiten,
Der Fuß nicht mehr im Bügel ruht,
Und rot auf der Schabracke Seiten
Sind ſichtbar breite Ströme Blut.
Wohl trug das Roß, ein treuer Diener,
Pfeilſchnell den Herrn aus heißer Schlacht;
Doch ihn erſchoß ein Oſſetiner
Mit ſchlimmer Kugel in der Nacht.
Jm Haus Gudal's tönt Weinen, Klagen.
Das Volk dringt in den Schloßhof ein.
Wes Pferd fiel ſtaubbedeckt im Jagen
Am Thore nieder aufs Geſtein.
Wer iſt der Reiter ohne Regung?
Die Spur der wilden Kampfbewegung
Gefurcht auf brauner Stirne ſtand.
Von Blute triefen Kleid und Waffen,
Jm letzten Wutzuſammenraffen
Erſtarrt' im Mähnenhaar die Hand.
Du ſahſt mit der Erwartung Beben,
O Braut, nicht lang' nach ihm hinaus;
Er hielt das Wort, das er gegeben,
Er ſprengte her zum Hochzeitsſchmaus.
Weh! aber nie auf dieſer Erde
Wird wieder ſteigen er zu Pferde!

Der Dämon umſchwebt Tamara und ſucht ſie durch ſanfte Einflüſterungen zu tröſten. Der erſehnte Schlaf ſenkt ſich endlich auf ihre Lider, aber ſelbſt im Traume ſieht ſie ihn, wie er ſich über ſie neigt.

Das war der ſel'gen Engel keiner,
Jhr Schutzgeiſt nicht, ihr göttlichreiner;
Der Kranz aus Regenbogenlicht
Verſchönte ſeine Locken nicht;
Das war der Geiſt der Hölle nimmer,
Des Laſters Märtyrer, o nein!
Er glich dem hellen Abendſchimmer,
Nicht Nacht, nicht lichter Tagesſchein!

Der Vater verlangt von Tamara, ſie ſolle einem ihrer neuen Freier ihre Hand reichen, ſie weigert ſich deſſen und will, um ſich vor den Künſten des Dämons zu retten, ins Kloſter gehen.

Und ihre Anverwandten haben
Jn's ſtille Kloſter ſie gebracht;
Und ihre junge Bruſt umgaben
Sie mit des Bußhemds rauher Tracht.
Doch ſchlug, wie unterm Goldſtoffſchimmer
Auch unter ihrem Nonnenkleid,
Schwärmend, voll Ungebundenheit
Jhr Herz, wie früher jetzt noch immer.

Immerfort und überall träumt ſie ihm nach: in der Kirche wie in der Zelle, im Kloſtergarten wie in der gewaltigen Gebirgsnatur. Ein Cherub aus dem Paradies ſucht ſie zu ſchützen und den Verſucher mit vorwurfsvollen Worten abzuweiſen:

„Geiſt der Empörung, ſündhaft wüſter,
Wer rief dich her im nächt'gen Düſter?
Hier atmet keine Kreatur,
Die dich verehrt, trägt deinen Stempel;
Zu meiner Liebe, meinem Tempel
Soll nimmer führen deine Spnr!
Wer rief dich her?" Als Antwort nur
Der böſe Geiſt verſchlagen lachte,
Den Blick voll eiferſücht'ger Glut;
Und in der Seele ihm erwachte
Des alten Haſſes gift'ge Wut.
„Mein iſt ſie, hat ſich mir ergeben,
Laß ab von ihr!" er trotzig ſpricht.
„Wir können nicht geſchieden leben,
Und ihr, mein Richter biſt du nicht.
Jch prägte meiner Herrſchaft Stempel
Jn's Herz, das ſtolzerfüllte, ihr;
Hier iſt nicht länger mehr dein Tempel,
Jch liebe, ich gebiete hier!"
Und an dem armen Opfer hingen
Des Engels Augen kummerſchwer,
Und langſam hebend ſeine Schwingen
Verſank er in dem Aethermeer.

Der Dämon giebt ſich Tamara zu erkennen und fleht ſie um das eine Wort der Liebe an, das ihn den guten Engeln wiedergeben würde. Da ſie den Geiſt der Verführung abweiſt, klagt er ihr rührend die Schrecken ſeines liebeleeren Daſeins. Sie fühlt Mitleid und ſagt:

„Verſprich mir, ſchwöre mir, zu brechen
Mit jedem ſündlichen Gelüſt!
Giebt's keinen Schwur mehr, kein Verſprechen,
Das ewig unverletzlich iſt?"

Darauf der Dämon:

„Jch ſchwör' bei erſten Tages Klarheit,
Jch ſchwöre bei dem letzten Tag,
Jch ſchwöre beim Triumph der Wahrheit
Und bei der Sünde ew'ger Schmach;
Jch ſchwöre bei des Falles Leiden,
Des Sieges ſüßen Träumerei'n;
Jch ſchwöre bei der Geiſterſchaar
Und bei dem Trauerlos der Meinen,
Den Thränen, die die Engel weinen,
Die reinen, feind mir immerdar;
Jch ſchwör' beim Himmel und der Hölle,
Beim ird'ſchen Heiligtum und dir,
Bei deiner erſten Thränenwelle,
Bei deinem Scheideblick von hier,
Bei deines reinen Herzens Schlägen,
Bei deiner Seidenlockenflut;

Ich ſchwör' bei meiner Liebesglut:
Entſagt hab' ich dem Rachedrange,
Entſagt den Hochmutsphantaſie'n!
Von nun an fühlt kein Geiſt mehr bange
Das Gift argliſt'ger Schmeichelei'n!
Ich will dem Himmel mich verſöhnen,
Ich will an's Guten glauben nur,
Ich will die Himmelsfeuerſpur
Abwiſchen mit dem Naß der Reue
Von meiner Stirn, die deiner wert,
Und an der Blindheit Los erfreue
Die Welt ſich, nicht von mir geſtört!"

Als Dank verlangt er ihre Liebe und verſpricht ihr Heil und Glück, Erkenntnis und Macht und überirdiſche Hoheit in ſeiner Gemeinſchaft. Er küßt ſie, aber dieſer verzehrende Kuß vernichtet ſie.

Und durch die Nacht, die ſchweigend ruht,
Iſt ſchwach ein Klageſchrei verklungen.
Darin war alles: Liebe, Leiden,
War Vorwurf und ein letzt Gebet,
War auch das hoffnungsloſe Scheiden
Von einer Jugend, die vergeht.

— — — — — — — — — — — — —

Tamara wird in einer Kirche, die einer ihrer Vorfahren oben auf dem Kasbek gebaut hat, begraben. Ein Engel ſenkt ſich auf ihr Grab herab und betet inbrünſtig für das Heil ihrer Seele.

Zugleich hat ſich dorthin geſchwungen
Der Sünde Fürſt. So reißend geht
Der Bergſtrom, der im Schnee entſprungen.
Der Leiden Nachtgeſchlecht barg ſich
Im Antlitz, ſtarr in jedem Zuge;
Es zog ſich hinter ſeinem Fluge
Des Blitzes bläulichroter Strich.
Als vor ſich alles er erblickte,
Was ihn mit Haß erfüllt', entzückte,
Flog rauſchend er vorbei im Nu
Und warf dem Paradiesgeſandten
Den Blick des immerdar Verbannten
Durchbohrend, bitter lächelnd, zu.

Tamara's Ruhe darf er nicht ſtören.

Und dort, wo die Eiszacken ragen,
Dort, wo verweſte ihr Gebein,
Da wandeln nur in unſern Tagen
Schneeſtürme, freier Wolken Reih'n;
Und lange ſchon ſeufzt niemand mehr
Hier über den Grabſteinen ſchwer.
Eifrig bewacht der Fels des grimmen
Kasbek, was einmal ihm gehört,
Und von dem Lärm der Menſchenſtimmen
Wird ihre Ruhe nie geſtört.

(Ueberſetzt von Th. Opitz.)

Der Dichter.

Von Nikolai Michailowitſch Jaſykow (1803—1846).

Wenn ſich mit dir ein Schöpfergeiſt vermählte
Und, zitternd unter der Begeiſterung,
Dich eine heil'ge Weihe hoch beſeelte
Und du begreifſt die hohe Würdigung;
Wenn auf dich alle Schaffenskräfte ſanken,
In denen du die Gottheit wirkſam ſchauſt —
Der Glutblitz der Gedanken,
Der Worte Feuerbraus:

Dann geh', daß der Prophet ſich weit verkünde,
Doch nur den hehrſten Pfaden bleibe hold!
Nie küſſe du den Honigmund der Sünde,
Nie ſei die keuſche Schwinge feil für Gold!
Ob dich des Herrſchers Willkür wild umſchnaube,
Des Purpurs Falten lockend dich umblühn:
Sei arglos wie die Taube,
Sei wie der Adler kühn!

O, welch ein Zauber dann in ſüßem Klange
Aus deiner ſeelenvollen Harfe tönt,
Der ſchnell den Sklaven in dem ſchwerſten Drange
Und König Saul's verdüſtert Herz verſöhnt!
Ha, wie dein edles Leben ſtolz erblühet
Und wie, vom innern Feuer angefacht,
Dein offnes Auge glühet,
Die ruh'ge Stirne lacht!

Doch nie, um deine Gottheit anzurufen!
Aus Ruhmſucht und genußbefleckten Sinn,
Erkühne dich zu ihres Altars Stufen
Mit prunkendem und eitlem Opfer hin!
Nicht ſolchem Flehn wird ſie mit Huld ſich wenden;
Der Rache Donner mit des Himmels Brand
Zerſtreut die tück'ſchen Spenden
Und lähmt des Opfrers Hand!

Der ſchwarze Rabe.

Ruſſiſches Volkslied.

O, du Ebene, weites Blachgefild!
Unabſehbar weiter Tummelplatz!
Blachgefild, mit allem ausgeſchmückt,
Wohl mit himmelblauen Blümelein,
Wohl mit Raſen friſch und Laubgebüſch,
Biſt verunziert, ach durch eines nur!
Dir inmitten ſteht ein Pfriemenſtrauch,
Dorten ſitzt ein junger grauer Aar,
Einen ſchwarzen Raben er zerfleiſcht,
Sauget ihm ſein heißes Herzblut aus,
Tränkt damit den feuchten Erdenſchoß,
Schwarzer Rabe, wackrer Junggeſell,
Dein Verderben iſt der graue Aar! —
Keine Schwalb' iſt's, die anſchmiegend ſchwebt
Um das warme heimatliche Neſt,
Seine Mutter ſchmieget ſich an ihn
Und ihr Klagruf tönt wie Sturmgebraus;
Schweſter ſeufzet wie die Quelle rauſcht,
Liebchens Thräne ſinkt wie Morgentau:
Steigt die Sonne, trocknet ſie den Tau.

(Ueberſetzt von Götze.)

Koſakenlied aus der Ukraine.

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Koſake liegt tot und blaß;
Auf ſchwankendem Sträuchlein ruht ſein Haupt,
Die Augen von grünen Blättern umlaubt.
Iſt zur Erde gefallen ſein blank Geſchoß,
Steht ihm zu Füßen ſein ſchwarzes Roß;
Doch ihm zu Haupte im hohen Gras,
Ein tauſendfarbiger Adler ſaß.
Und er pflegt den Koſaken, bringt Troſt ihm dar,
Hüpft um ſein Haupt mit dem Lockenhaar.
Und der Koſake ſpricht dem Adler zu:
Sei, grauer Adler, mein Bruder du!
Und wenn du anfängſt, o Bruder Aar,
Mir auszuhacken mein Augenpaar:
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin,
Bring' der Mutter, der vor Gram ſich verzehrenden,
Kunde vom Sohne, dem nimmerkehrenden;
Aber wiſſe, Bruder Aar, eh' du zu ihr fliegſt,
Was du, wenn ſie dich fragt, ihr zur Antwort ſprichſt:
Sag' der Mutter: Dein Sohn im Dienſte ſtand
Bei dem Khane der Krim, dem Tartarenland,
Hat durch den Dienſt gewonnen eine Königsmaid,
Eine Totengrube auf kahler Haid'!

(Ueberſetzt von Bodenſtedt.)

Morgengedanken.

Von Michael Waſſiljewitſch Lomonoſſow.
(1711—1765.)

Schon hat das ſchöne Licht erfüllet
Mit ſeinem Glanz die Erde weit
Und unſres Gottes Werk' enthüllet.
Mein Geiſt, vernimm's mit Freudigkeit!

Sieh ſtaunend dieſer Lichter Pracht
Und denk', wie groß des Schöpfers Macht!

Wenn Sterblichen zu ſolcher Höhe
Sich zu erheben wär' vergönnt,
Daß unſer Auge in der Nähe
Die Sonnenleuchte ſchauen könnt':
Ringsum erſcheinen würde dann
Ein ewig glüh'nder Ozean.

Dort ſieht man Feuerwogen brauſen,
Die nimmer finden ein Geſtad,
Dort hört man Flammenwirbel ſauſen
Und ſich bekämpfen früh und ſpat;
Wie Waſſer ſieden Steine dort,
Glutregen rauſchen fort und fort.

Und dieſes all', ſo ungeheuer,
Ein Fünklein iſt's von deiner Macht.
O welch ein helles Lampenfeuer
Haſt du, o Gott, uns angefacht
Für unſrer Tageswerke Kreis,
Die uns beſchieden dein Geheiß.

Befreiet von dem nächt'gen Grauen
Sind Meer und Wälder und Gefild
Und laſſen unſerm Blick ſich ſchauen,
Mit deinen Wundern angefüllt.
Von jedem Weſen tönt es dort:
Groß iſt der Schöpfer, unſer Hort.

Des Tages Strahlen, ſie umglänzen
Die Oberflächen nur allein;
Dein Auge dringet ſonder Grenzen
Tief in der Weſen Grund hinein.
Der Schimmer deiner Augen ſtreut
In alles Leben Freudigkeit.

Erleucht', o Gott, mich nächtlich Trüben
Mit deiner Weisheit für und für,
Und lehre du mich immer üben,
Was wohlgefällig iſt vor dir,
Und ſchauend deine Schöpfung, Herr,
Zu preiſen dich, Unſterblicher!

(Ueberſetzer: Voſſ der Vorg.)

Das Lied vom guten Czaren.

Von Nik. Mich. Karamſin. (1765-1826.)

War einmal ein guter Czar,
Ein Gebieter hoch und klar.
Liebten alle ihn als Vater,
Ehrten ihn als Freund und Rater.

Liebt' die Kinder auch der Czar
Und ihr Glück ſein Streben war:
Er vergißt des Thrones Schimmer,
Er verläßt die gold'nen Zimmer;
Als ein Wandrer reiſt der Held
Und durcheilt die ganze Welt —
Stab und Ranzen ſein Geſchmeide
Und Gefahren ſeine Freude.
Und warum verließ er Land,
Thronesglanz und Fürſtenſtand?
Und was war's, daß er ſich quälte
Und erduldet' Hitz' und Kälte?
Daß er Gutes allerwärts
Sammeln möge, Geiſt und Herz
Durch die Wiſſenſchaften lichten,
Füllen mit des Fleißes Früchten,
Und mit ſeiner Weisheit dann
Zu erleuchten jedermann,
Seiner Kinder Ruhm zu mehren,
Sie des Lebens Kunſt zu lehren. —

O du großer Czar und Held,
Erſter, erſter Fürſt der Welt!
Mög't die ganze Welt durchgründen,
Werdet keinen zweiten finden.

(Ueberſetzer: Von der Vorg.)

Winterabend.

Von A. Puſchkin (1799—1837).

Sturmgewölk verhüllt den Himmel.
Wie ein Raubtier heult der Wind,
Wirbelnd in dem Schneegewimmel,
Oder wimmert, wie ein Kind.
Mit dem Stroh, wie Nachtgeſpenſter,
Raſſelt er im alten Dach
Oder klopft uns an dem Fenſter,
Wie ein ſpäter Wandrer, wach.

Unſer Hüttchen, morſch und öde,
Scheint ſo trüb bei trübem Licht.
Warum ſitzeſt du ſo blöde,
Mütterchen, und redeſt nicht?
Hat der Sturm und ſein Gewinſel
Deine Munterkeit beſiegt,
Oder das Geſumm der Spindel
Dich in Schlummer eingewiegt?

Laß uns trinken, gute Alte,
Meiner ſchweren Jugend Hort!
Hol' den Krug, daß Freude walte!
Trinken ſcheucht die Schwermut fort.
Sing' das Lied mir, wie die Meiſe
Ueberm Meere ſtill geweilt,
Wie das Mädchen — ſing' die Weiſe! —
In der Früh zum Brunnen eilt.

Sturmgewölk verhüllt den Himmel.
Wie ein Raubtier heult der Wind,
Wirbelnd in dem Schneegewimmel,
Oder wimmert, wie ein Kind.
Laß uns trinken, gute Alte,
Meiner ſchweren Jugend Hort!
Hol' den Krug, daß Freude walte!
Trinken ſcheucht die Schwermut fort.

Das Vöglein.

Von A. Puſchkin (1799—1837).

Vöglein Gottes kennt auf Erden
Keine Sorge, kein Gebreſt;
Ohne Mühe und Beſchwerden
Baut es ſein gebrechlich Neſt.

Schlummert nachts auf ſchwankem Reiſe
Kommt die Sonn' in ihrer Pracht,
Folgt's dem göttlichen Geheiße,
Schüttelt ſich und ſingt mit Macht.

Nach dem Lenz, der Schöpfung Freude,
Schwand dahin des Sommers Glut;
Spätherbſt kommt mit ſeinem Leide:
Nebel, Sturm und Regenflut.

Menſchen klagen, Menſchen trauern,
Ueber's Meer fliegt Vöglein fort,
Böſe Zeit zu überdauern,
Bis zum Lenz, an warmem Ort.

Iwan Sergejewitſch Turgenew (1818—83), einer der beſten ruſſiſchen Erzähler, wurde am 28. Oktober (nach ruſſiſchem Kalender) 1818 in der Stadt Orel geboren. Schon mit 16 Jahren bezog Turgenew die Hochſchule von Moskau, an der er ſich vorzugsweiſe mit Geſchichte und Sprachwiſſenſchaft beſchäftigte. Später beſuchte er zu demſelben Zwecke auch die Berliner Univerſität. Nachdem er ein Jahr (1840—41) im Staatsdienſte geweſen war, trat er aus demſelben und lebte als Privatmann, und zwar ſeit 1863 meiſt im Auslande. Er ſtarb am 3. September 1883 zu Bougival bei Paris. Seine zahlreichen Erzählungen ſind getreue Spiegelbilder des jeweiligen ruſſiſchen Lebens und zeichnen ſich durch richtige Charakterſchilderungen aus. In einem ſeiner hervorragendſten Werke „Väter und Kinder" (1861) erſcheint zum erſten Male der Name „Nihilismus".

Der Iltis und Kalinytſch.

Aus „Aufzeichnungen eines Jägers"

von **Iwan Turgenew** (1818—1883). Ueberſetzt von Dr. **Th. Forßmann.**

Wer einmal aus dem Bolchow'er Kreiſe in den Shisdra'er hinübergewandert iſt, dem wird wahrſcheinlich der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen dem Menſchenſchlag des Gouvernements Orel und dem Kaluga'er Schlag aufgefallen ſein. Der Bauer in Orel iſt klein von Wuchs, hält ſich gebückt, ſchaut mit geſenkter Stirn finſter drein, wohnt in elenden Hütten aus Eſchenholz, leiſtet Frondienſte, giebt ſich mit Handel nicht ab, ißt ſchlecht und trägt Baſtſchuhe; der Kaluga'er Zinsbauer wohnt in geräumigen fichtenen Blockhäuſern, iſt hoch von Wuchs, blickt kühn und heiter in die Welt hinaus, iſt rein und weiß im Geſicht, handelt mit Oel und Teer, und geht an Feſttagen in Stiefeln. Ein orel'ſches Dorf (ich rede hier vom öſtlichen Teile des Gouvernements Orel) liegt gewöhnlich inmitten geackerter Felder, in der Nähe einer Mulde, die halbwegs in einen ſchmutzigen Weiher verwandelt iſt. Außer einigen wenigen Weiden, die ihre Dienſte nie verſagen, und zwei, drei dünnen Birken, erblickt man auf eine Werſt in die Runde kein Bäumchen; eine Hütte iſt an die andere gebaut, die Dächer ſind aus faulem Stroh zuſammengeworfen. Ein Kaluga'er Dorf dagegen iſt größtenteils von Wald umgeben; die Häuſer ſtehen freier und gerader da und ſind mit Brettern gedeckt; das Thor ſchließt dicht, der Zaun im Hinterhofe iſt nicht eingebrochen, noch nach außen umgeſunken, und ladet nicht jedes vorübergehende Schwein zu Gaſt. Auch der Jäger hat es im Kaluga'er Gouvernement beſſer. Im Orel'ſchen Gouvernement werden die letzten Wälder und Büſche in etwa fünf Jahren verſchwunden ſein, und Moore kennt man dort nicht einmal vom Hörenſagen; im Kaluga'er dagegen ziehen ſich die Bannforſten hunderte, die Moore dutzende von Werſten hin, und noch iſt dort das Birkhuhn, der edle Vogel, nicht ausgeſtorben, noch findet ſich hier die gutmütige Doppelſchnepfe, und das geſchäftige Feldhuhn erfreut und erſchreckt Schützen wie Hund durch ſeinen jähen Aufflug.

Als ich in meiner Eigenſchaft als Jäger dem Kreiſe Shisdra meinen Beſuch machte, lernte ich durch zufällige Begegnung auf einem Felde einen kleinen Kaluga'er Gutsbeſitzer, Namens Polutykin, kennen, der ein leidenſchaftlicher Jäger und folglich auch ein ausgezeichneter Menſch war. Einige Schwachheiten waren ihm allerdings eigen: er warb z. B. um ſämtliche reichen Mädchen des Gouvernements und, wenn ihm Hand und Haus verſagt waren, vertraute er bekümmerten Herzens ſein Leid allen Freunden und Bekannten, den Eltern der Umworbenen aber ſchickte er nach wie vor ſaure Pfirſiche und ſonſtige Rohprodukte ſeines Gartens zum Geſchenk; er liebte es ein und dieſelbe Anekdote zu wiederholen, die trotz aller Schätzung ihrer Vorzüge ſeitens des Herrn Polutykin niemals jemand zum Lachen brachte; er lobte Akim Nachimow's Werke und die Novelle „Pinna"; er ſtotterte; er nannte ſeinen Hund „Aſtronom"; ſtatt „jedoch" ſagte er „jedennoch" und hatte in ſeinem Hauſe franzöſiſche Küche eingeführt, deren Geheimnis, nach den Begriffen ſeines Kochs, in der völligen Verkehrung des natürlichen Geſchmacks jeglicher Speiſe beſtand: das Fleiſch ſchmeckte bei dieſem Künſtler nach Fiſch, der Fiſch nach Pilzen, die Makronen nach Pulver; dafür kam aber auch keine Karotte in die Suppe, ohne die Form eines Rhombus oder Trapezes angenommen zu haben. Doch, abgeſehen von dieſen wenigen und unbedeutenden Mängeln, war Herr Polutykin, wie ſchon geſagt, ein ausgezeichneter Menſch.

Gleich am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft lud Herr Polutykin mich ein bei ihm zu nächtigen.

„Bis zu meinem Hauſe werden wir fünf Werſt haben", fügte er hinzu. „Zu Fuß zu gehen iſt es zu weit; wir wollen zuerſt beim Iltis vorkehren." (Der Leſer wird mir wohl geſtatten, von einer Wiedergabe ſeines Stotterns abzuſehen).

„Und wer iſt dieſer Iltis?" — „Einer meiner Bauern. Er wohnt hier ganz in der Nähe."

Wir machten uns auf den Weg. Mitten im Wald, auf einem ausgerodeten und gutbearbeiteten Neubruch, ragte der einſame Wohnſitz des Iltis. Er beſtand aus einigen fichtenen Blockhäuſern, die unter ſich durch eine Einfriedigung verbunden waren; vor dem Haupthauſe zog ſich ein Wetterdach, auf dünnen Pfeilern ruhend, hin. Ein junger Burſch von etwa zwanzig Jahren, hochaufgeſchoſſen und ſchön, kam uns entgegen. „Ah, du biſt's, Fedia! — Iſt der Iltis zu Hauſe?" fragte Herr Polutykin. „Nein. Der Iltis iſt in die Stadt gefahren," antwortete der Burſche lächelnd, indem er uns dabei eine Reihe ſchneeweißer Zähne wies. — „Befehlen Sie ein Wägelchen?"

„Ja wohl, mein Lieber, ein Wägelchen. Aber bring uns Kwas."

Wir traten in die Stube. Kein Suzdal'er Bild war an die reinlichen Balkenwände geklebt; in der Ecke, vor dem ſchweren, mit Silber ausgelegten Heiligenbilde, glomm die geweihte Lampe; der Tiſch aus Lindenholz war friſch gehobelt und gewaſchen; in den Balkenfugen und an den Fenſterſtöcken hauſten keine muntern Küchenſchaben, bargen ſich keine ſchwermütigen Schwaben. Der junge Burſch kam bald wieder und brachte einen großen weißen Krug voll guten Kwas, ein mächtiges Stück Hirſebrot und eine hölzerne Suppenſchüſſel mit einem Dutzend Salzgurken darin. Er ſtellte all dieſen Mundvorrat auf den Tiſch, lehnte ſich an die Thür und ſah uns lächelnd zu. Noch waren wir mit unſerem Imbiß nicht fertig, als der Wagen ſchon vor der Außentreppe angeraſſelt kam. Wir traten hinaus. Ein krausköpfiger, rotwangiger Knabe von fünfzehn Jahren kutſchierte und hielt mit Mühe den wohlgenährten, ſcheuigen Hengſt im Zaum. Den Wagen umſtanden, wohl ſechs Mann hoch, junge Hünen, die alle untereinander und dem Fedia ſehr ähnlich waren. — „Alles Kinder des Iltis," bemerkte Herr Polutykin. — „Alles Iltisbrut," warf Fedia ein, der mit uns auf die Treppe getreten war. „Und noch ſind's nicht alle: Potap iſt im Walde und Sidor iſt mit dem alten Iltis in die Stadt gefahren... Alſo, Waſſia," fuhr er, zum Kutſcher gewandt, fort: „Sieh zu, daß du im Nu dahinjagſt: du fährſt den Herrn. Nur an den Hölzern, gieb acht, ein wenig gemach! Sonſt machſt du den Wagen zu ſchanden und bringſt den herrſchaftlichen Leib in Ungelegenheiten." — Die übrige Iltisbrut lächelte über dieſen Ausfall Fedia's. — „Man ſetze den Aſtronom hinein!" rief Herr Polutykin feierlich. Fedia hob nicht ohne Befriedigung den gezwungen lächelnden Hund in die Höhe und ſetzte ihn auf den Boden des Wagens nieder. Waſſia ließ die Zügel ſchießen und wir rollten dahin. — „Und hier iſt mein Comptoir," ſagte plötzlich Herr Polutykin zu mir, indem er auf ein kleines, niedriges Häuschen deutete. „Wollen Sie eintreten?" — „Bitte." — „Es iſt jetzt ausgeräumt," bemerkte er beim Herabſteigen. „Trotzdem lohnt es ſich es anzuſehen." — Das Comptoir beſtand aus zwei leeren Zimmern. Der Pförtner, ein einäugiger Alter, eilte vom Hinterhofe herbei. — „Guten Tag, Minjaitſch," ſagte Herr Polutykin. „Wo bleibt aber das Waſſer?" — Der einäugige Alte verſchwand und kehrte ſofort zurück mit einer Flaſche Waſſer und zwei Gläſern zurück. — „Koſten Sie nur," ſprach Herr Polutykin zu mir, „es iſt gutes Quellwaſſer, was ich da habe." Wir tranken jeder ein Glas, wobei der Alte tiefe Verbeugungen machte. — „Nun, jetzt könnten wir, glaub' ich, weiter fahren," bemerkte mein neuer Freund. „In dieſem Comptoir habe ich dem Kaufmann Allilujew vier Deſſjätinen Wald zu einem vorteilhaften Preiſe verkauft." Wir ſetzten uns in den Wagen und eine halbe Stunde ſpäter fuhren wir ſchon in den Hof des herrſchaftlichen Hauſes ein.

„Sagen Sie mir, bitte," fragte ich Polutykin beim Abendeſſen, „warum wohnt Ihr Iltis abgeſondert von Ihren übrigen Bauern?"

„Ich will Ihnen ſagen warum: weil er ein kluger Kerl iſt. Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren brannte ſein Haus ab. Da kommt er denn zu meinem verſtorbenen Papa und ſagt zu ihm: ‚Erlauben Sie mir, Nikolai Kusmitſch, ſagt er, mich bei Ihnen im Walde auf dem Moor anzuſiedeln. Ich will Ihnen hohen Zins zahlen.' — ‚Aber warum willſt du dich auf dem Moor anſiedeln?' — ‚Ja, das iſt' mal ſo; nur belieben Sie, Väterchen, Nikolai Kusmitſch, mich zu keiner Arbeit mehr zu brauchen, aber den Zins mögen Sie mir auferlegen, wie Sie's ſelbſt für gut befinden.' — Fünfzig Rubel im Jahr! — ‚Wenn Sie nichts dagegen haben!...' — ‚Aber, gieb wohl acht, ohne Rückſtände!' — ‚Selbſtverſtändlich ohne Rückſtände...' So ſiedelte er ſich denn auf dem Moor an. Seit der Zeit heißt er auch „der Iltis." —

„Nun, und er iſt dabei reich geworden?" fragte ich.

„Das iſt er. Jetzt zahlt er mir hundert harte an Zins und vielleicht leg' ich noch 'was drauf. Ich habe ihm ſchon mehr als einmal geſagt: ‚Kauf dich frei, Iltis, komm, kauf dich los!...' Verſichert mir aber die Beſtie, er wüßte nicht womit; er hätte kein Geld... Ja, hat ſich was!"

Am andern Tage gingen wir gleich nach dem Thee wieder auf die Jagd. Auf der Fahrt durchs Dorf ließ Herr Polutykin den Kutſcher vor einem niedrigen Häuschen halt machen und rief mit heller Stimme: „Kalinytſch!" — „Gleich, Väterchen, gleich," ſchallte eine Stimme vom Hof herüber. „Ich binde mir nur die Baſtſchuhe an." — Wir fuhren im Schritt weiter; hinter dem Dorfe holte uns ein Mann ein, der vierzig Jahre zählen mochte, hoch von Wuchs, mager, mit kleinem zurückgeworfenem Kopf. Dies war Kalinytſch. Sein gutmütiges braunes Geſicht, das hie und da mit Pockennarben gezeichnet war, gefiel mir auf den erſten Blick. Kalinytſch ging (wie ich ſpäter erfuhr) jeden Tag mit dem Herrn auf die Jagd, trug ſeine Taſche, mitunter auch die Flinte, merkte ſich, wo das Wild hineinfiel, ſchaffte Waſſer herbei, ſammelte Erdbeeren, baute Krähenhütten, holte die

Kutſche, kurz, ohne ihn konnte Herr Polutykin keine Schritte machen. Kalinytſch war ein Menſch von der heiterſten und ſanfteſten Gemütsart, trällerte ohne Unterlaß vor ſich hin, ſchaute ſorgenfrei nach allen Seiten um ſich, ſprach etwas durch die Naſe, kniff beim Lächeln ſeine hellbraunen Augen zuſammen und griff häufig mit der Hand nach ſeinem dünnen, keilförmigen Barte. Er ging nicht haſtig, aber mit großen Schritten, indem er ſich leicht auf einen langen, dünnen Stock ſtützte. Im Laufe des Tages fing er mehrfach ein Geſpräch mit mir an, leiſtete mir Dienſte ohne Kriecherei, aber den Herrn nahm er wie ein Kind in ſeine Obhut. Als die unerträgliche Mittagshitze uns zwang ein Obdach zu ſuchen, führte er uns zu ſeinem Bienenſtand, mitten in das tiefſte Dickicht des Waldes. Kalinytſch öffnete uns ein Hüttchen, das mit trockenen Büſcheln duftiger Kräuter behängt war, und ließ uns auf einem Lager von friſchem Heu ausruhen, während er ſelbſt eine Art Sack mit einem Netze ſich über den Kopf zog, Meſſer, Topf und Feuerbrand nahm und nach dem Bienenſtand ging, um für uns Honigwaben zu ſchneiden. Auf den klaren, warmen Honig tranken wir Quellwaſſer und ſchlummerten ein unter dem einförmigen Geſumm der Bienen und dem geſchwätzigen Geflüſter des Laubes.

Ein leichter Windſtoß erweckte mich… Ich ſchlug die Augen auf und erblickte Kalinytſch: er ſaß auf der Schwelle der halbgeöffneten Thür und ſchnitzte an einem Löffel. Lange betrachtete ich mit Wohlgefallen ſein Geſicht, das mild und heiter war wie der Abendhimmel. Herr Polutykin erwachte ebenfalls. Wir ſtanden jedoch nicht ſofort auf. Es iſt ſo angenehm nach langem Gang und tiefem Schlaf regungslos auf dem Heu zu liegen. Der Körper ſchwelgt und ſchmachtet, in leichter Hitze glüht das Geſicht, ſüße Trägheit ſchließt uns die Augen. Endlich erhoben wir uns und ſtreiften wieder bis zum Abend umher. Beim Abendeſſen fing ich wieder vom Iltis und Kalinytſch an. „Kalinytſch iſt ein guter Kerl,“ ſagte Herr Polutykin, „ein dienſteifriger und dienſtbefliſſener Bauer, ſeinen Hausſtand jedennoch verſteht er nicht in Ordnung zu halten: ich ziehe ihn immer davon ab. Jeden Tag geht er mit mir auf die Jagd. Was iſt dabei auch für ein Hausſtand möglich? Urteilen Sie ſelbſt!“ — Ich ſtimmte ihm bei und damit legten wir uns zur Ruhe.

Am folgenden Tage war Herr Polutykin genötigt in einer Angelegenheit mit ſeinem Nachbarn Pitſchukow ſich in die Stadt zu begeben. Nachbar Pitſchukow hatte nämlich widerrechtlich ein Stück ſeines Landes umpflügen und auf dem angemaßten Acker eines ſeiner Bauernweiber mit Ruten ſtreichen laſſen. Ich fuhr alſo allein auf die Jagd und kehrte vor Abendgrauen bei dem Iltis vor. An der Schwelle des Bauernhauſes empfing mich ein kahlköpfiger Alter von kleiner Statur, breitſchulterig und ſtämmig — der Iltis in Perſon. Ich betrachtete dieſen Iltis mit Neugierde. Seine Geſichtsbildung erinnerte an Sokrates: er hatte dieſelbe hohe, höckerige Stirn, dieſelben kleinen Augen, dieſelbe kleine Naſe. Wir traten zuſammen in die Stube. Wiederum brachte Fedia Milch und Schwarzbrot für mich. Der Iltis ſetzte ſich auf die Bank und knüpfte, in aller Ruhe ſeinen krauſen Bart ſtreichend, ein Geſpräch mit mir an. Er ſchien Selbſtgefühl zu haben, ſprach und bewegte ſich gemeſſen und lachte nur ſelten hinter ſeinem Schnurrbart hervor.

Wir plauderten über die Ausſaat, die Ernte, die Lebensweiſe der Bauern… Scheinbar ſtimmte er mir in allem bei, nur wurde ich hinterher verlegen und fühlte, daß ich es anders gemeint hätte. Es kam ſo eigentümlich heraus. Der Iltis drückte ſich zuweilen verzwickt aus, wahrſcheinlich aus Vorſicht. Hier haben Sie eine kleine Probe von unſerem Geſpräch:

„Hör’ ’mal, Iltis,“ ſagte ich zu ihm, „weshalb willſt du dich nicht von deinem Herrn loskaufen?“

„Und weshalb ſollte ich mich loskaufen? Jetzt weiß ich doch, was ich an meinem Herrn habe, und kenne auch meine Auflagen… Unſer Herr iſt gut.“

„Aber auf freiem Fuß iſt’s doch immerhin beſſer,“ bemerkte ich.

Der Iltis ſchaute mich von der Seite an.

„Zweifellos,“ ſprach er ſich endlich aus.

„Nun, warum kaufſt du dich alſo nicht los?“

Der Iltis drehte ſeinen Kopf hin und her.

„Womit, Väterchen, ſoll ich mich denn loskaufen?“

„Ei, geh doch, Alterchen!“

„Gerät der Iltis unter die freien Leute,“ fuhr er halblaut, wie im Selbſtgeſpräch, fort: — „wer dann ohne Bart iſt, der ſteht auch über dem Iltis.“ — „Dann ſcher dir auch den Bart ab.“ — „Was liegt am Bart? Der Bart iſt wie Gras: kann gemäht werden. — Nun alſo?“ — „Dann wird der Iltis wohl geradewegs unter die Kaufleute geraten. Die Kaufleute haben wohl ein gutes Leben, aber auch die behalten ihren Bart.“

„Wie iſt’s denn?“ fragte ich ihn. „Du treibſt doch auch Handel?“

„Ein Bißchen handeln wir, ſo mit etwas Oel und Teer… Wie iſt’s, Väterchen, beliebt’s ein Wägelchen anſpannen zu laſſen?“

„Deine Zunge hältſt du gut im Zaum und biſt ein Herr Denk-für-mich,“ dachte ich in meinem Sinn. — „Nein,“ fuhr ich laut fort, „einen Wagen brauch’ ich nicht. Ich will morgen um dein Anweſen herumſtreifen und bleibe, wenn du es erlaubſt, bei dir im Heuſchober über Nacht.“

„Beſtens willkommen! Aber wirſt du auch deine Nachtruhe finden im Heuſchober? Ich will den Weibern die Weiſung geben, daß ſie dir ein Laken ausbreiten und ein Kopfkiſſen hinlegen. Heda, ihr Weiber!“ rief er aus, ſich von ſeinem Platz erhebend, „kommt her, Weibsleute!… Und du, Fedia, geh mit ihnen. Die Weibsleute ſind ja ein dummes Volk.“

Eine Viertelſtunde darauf begleitete mich Fedia, eine Laterne in der Hand, in den Heuſchober. Ich warf mich auf das duftende Heu, der Hund rollte ſich zu meinen Füßen zuſammen; Fedia wünſchte mir eine gute Nacht, die Thür knarrte und wurde zugeſchlagen. Ich konnte ziemlich lange nicht einſchlafen. Eine Kuh kam an die Thür und atmete zwei-, dreimal geräuſchvoll; der Hund knurrte ſie würdevoll an; ein Schwein ging, nachdenklich grunzend vorbei; ein Pferd fing irgendwo in der Nähe an Heu zu kauen und zu ſchnauben… Endlich ſchlief ich ein.

Bei Tagesanbruch wurde ich von Fedia geweckt. Dieſer fröhliche, fixe Junge gefiel mir ſehr; auch beim alten Iltis war er, ſo viel ich hatte merken können, der Liebling. Sie zogen ſich in der liebenswürdigſten Weiſe gegenſeitig auf. — Der Alte kam mir entgegen. War es, weil ich die Nacht unter ſeinem Dache verbracht hatte, war’s aus irgend einem andern Grunde — jedenfalls behandelte mich der Iltis weit freundlicher als tags zuvor.

„Die Theemaſchine wartet auf dich,“ ſagte er lächelnd. „Komm, laß uns Thee trinken.“

Wir ſetzten uns an den Tiſch. Ein ſtrammes Bauernweib, eine ſeiner Schwiegertöchter, brachte einen Topf Milch. Seine Söhne traten alle der Reihe nach in die Stube.

„Was du doch für ein hochaufgeſchoſſenes Volk um dich haſt!“ bemerkte ich, zum Alten gewandt.

„Ja,“ ſagte er an einem winzigen Stückchen Zucker beißend, „über mich und meine Alte haben ſie ſich, ſcheint’s, nicht zu beklagen.“

„Und alle wohnen mit dir zuſammen.“

„Alle. Sie wollen’s ſelbſt; drum bleiben ſie auch bei mir wohnen.“

„Und alle ſind verheiratet?“

„Der eine da, der Hans in allen Gaſſen, heiratet nicht,“ antwortete er, indem er auf Fedia wies, der ſich, wie vorhin, an die Thür lehnte. „Waſjka, der iſt noch zu jung, der kann noch warten.“

„Und was hätt’ ich vom Heiraten?“ entgegnete Fedia. „Ich komme auch ſo gut aus. Was ſollt’ ich mit einer Frau? Mich mit ihr herumkläffen oder was?“

„Ja, du biſt mir einer — ich kenne dich ſchon! Silberne Ringe trägſt du… Ich kenne dich ſchon, Junker Weißhand du!“

„Und was iſt denn Gutes an einer Weibsperſon?“

„Ein Frauenzimmer iſt eine Arbeiterin,“ bemerkte der Iltis mit Wichtigkeit. „Ein Frauenzimmer iſt eine Magd für den Bauersmann.“

„Aber was ſoll ich mit einer Arbeiterin?“

„Eben, eben!“

„Nun, dann verheirate mich, wenn’s ſo ſteht. — Aha, was nun? Was ſchweigſt du denn?“

„Schon gut, ſchon gut, Hansnarr! Sieh nur, wie wir den Herrn beläſtigen. Ich werde dich ſchon verheiraten, warte nur… Und du, Väterchen, zürne nicht: das Kindchen, ſiehſt du wohl, das kleine, hat keine Zeit gehabt, ſich Vernunft anzuſammeln.“

Fedia ſchüttelte den Kopf.

„Iſt der Iltis zu Haus?“ ertönte vor der Thür eine mir bekannte Stimme, und Kalinytſch trat ein, einen Büſchel Walderdbeeren in der Hand, den er für ſeinen Freund, den Iltis, gepflückt hatte. Der bewillkommte ihn herzlich. Ich blickte erſtaunt Kalinytſch an: ich geſtehe, ich hatte ſolche „Zärtlichkeiten“ von einem Bauern nicht erwartet.

An dieſem Tage ging ich etwa vier Stunden ſpäter als gewöhnlich auf die Jagd und die folgenden drei Tage verbrachte ich beim Iltis. Mich intereſſirten meine neuen Bekannten. Ich weiß nicht, wodurch ich ihr Vertrauen gewonnen hatte, aber ſie redeten ungezwungen mit mir. Mit Vergnügen hörte ich ihnen zu und beobachtete ſie. Die beiden Freunde glichen einander gar nicht. Der Iltis war ein poſitiver, praktiſcher Mann, ein adminiſtrativer Kopf, ein Rationaliſt; Kalinytſch hingegen gehörte zu den Idealiſten, Romantikern, den exaltierten und ſchwärmeriſchen Leuten. Der Iltis hatte Sinn für die Wirklichkeit, d. h. er hatte ſich ein Haus gegründet, einen Batzen zurückgelegt und ſtand ſich gut mit dem Herrn und ſonſtigen Gewalten; Kalinytſch trug Baſtſchuhe und ſchlug ſich kümmerlich durch. Der Iltis hatte eine zahlreiche Familie, die ihm ergeben und einig war; Kalinytſch hatte einmal eine Frau gehabt, vor der er ſich gefürchtet; Kinder hatte er nie beſeſſen. Der Iltis durchſchaute den Herrn Polutykin vollſtändig; Kalinytſch verging in Ehrfurcht vor ſeinem Herrn. Der Iltis liebte Kalinytſch und gewährte ihm ſeine Gönnerſchaft; Kalinytſch liebte den Iltis und zollte ihm Achtung. Der Iltis ſprach wenig, lachte in ſich hinein und behielt ſeine Gedanken für ſich; Kalinytſch drückte ſich mit Wärme aus, freilich ohne den „nachtigallartigen“ Redefluß eines gewandten Fabrikarbeiters zu entwickeln. Aber Kalinytſch war auch mit ſolchen Vorzügen begabt, die ſelbſt der Iltis anerkannte: er verſtand z. B. Blut, Schreck, Tobſucht zu beſprechen, die Würmer zu vertreiben; die Bienenzucht gelang ihm; er hatte eine glückliche Hand. Der Iltis bat ihn in meiner Gegenwart ein neugekauftes Pferd in den Stall zu führen, und Kalinytſch erfüllte mit gewiſſenhafter Wichtigkeit die Bitte des alten Skeptikers. Kalinytſch ſtand der Natur, der Iltis den Menſchen, der Geſellſchaft näher. Kalinytſch liebte es nicht zu räſonniren und glaubte alles blindlings; der Iltis erhob ſich ſogar bis zum ironiſchen Standpunkt dem Leben gegenüber. Er hatte viel geſehen, wußte viel, und ich habe viel von ihm gelernt. So erfuhr ich z. B. aus ſeinen Schilderungen, daß jeden Sommer vor der Mahd in den Dörfern ein kleines Bauernwägelchen eigener Art erſcheint. Auf dieſem Wägelchen ſitzt ein Mann im Bauernkaftan und verkauft Senſen. Bei Barzahlung nimmt er 1 Rubel 25 Kopeken oder $1\frac{1}{2}$ Rubel in Papier, auf Borg aber 3 Papierrubel und einen harten. Alle Bauern kaufen bei ihm ſelbſtverſtändlich auf Borg. Nach zwei, drei Wochen erſcheint er aufs neue und fordert ſein Geld. Der Bauer hat eben ſeinen Hafer gemäht, alſo wird er wohl was haben, um zu zahlen; er geht mit dem Verkäufer in die Schnapsſchenke und hier erſt erfolgt die Zahlung. Einige Gutsbeſitzer ſind einmal auf den Gedanken verfallen, die Senſen ſelbſt für bares Geld aufzukaufen und ſie um denſelben Preis unter die Bauern auf Borg zu verteilen; allein die Bauern erwieſen ſich damit unzufrieden und verfielen ſogar in Trübſinn. Man hatte ſie des Vergnügens beraubt, an die Senſe zu ſchnippen, auf den Ton zu hören, ſie in der Hand zu drehen und wohl zwanzigmal den ſpitzbübiſchen Verkäufer aus der Stadt zu fragen: „Was meinſt du, Kleiner, mit der Senſe iſt's auch wohl nicht weit her?" — Dieſelben Kniffe werden bei dem Ankauf der Sicheln angewandt, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Weiber ſich einmiſchen und mitunter den Händler ſelbſt in die Notwendigkeit verſetzen, ſie in ihrem eigenen Intereſſe durchzuprügeln. Am meiſten jedoch leiden die Weiber bei folgender Gelegenheit. Die Lieferanten für Papiermühlen übertragen den Ankauf von Lumpen Leuten eigener Art, welche in einigen Kreiſen „Adler" genannt werden. So ein „Adler" bekommt von einem Händler ſeine 200 Rubel in Banknoten und geht dann auf Beute. Doch im Gegenſatz zu dem edlen Vogel, deſſen Namen er trägt, greift er nicht offen und kühn an: im Gegenteil, der „Adler" nimmt ſeine Zuflucht zur Schlauheit und Hinterliſt. Sein Gefährt läßt er irgendwo vor dem Dorf im Gebüſch und begiebt ſich in Perſon nach den Hintergäßchen und Hinterhöfen ganz wie ein beliebiger Vorübergehender oder einfach wie ein Bummler. Die Weiber wittern ſein Herannahen heraus und ſchleichen ſich ihm entgegen. In Eile wird der Handel abgemacht. Für einige kupferne Groſchen giebt ſo ein Bauernweib dem „Adler" nicht nur jeden unnützen Lappen, ſondern oft auch das Hemd des Mannes und ihren eigenen Unterrock. In letzter Zeit haben die Weiber es für vorteilhaft erfunden, ſich ſelbſt zu beſtehlen und auf dieſe Weiſe ihr Werg los zu werden, beſonders die „Abgänge" — eine wichtige Ausdehnung und Vervollkommnung des „Adlergewerbes." Dafür aber ſind die Bauern ihrerſeits gewitzigt, und bei dem geringſten Verdacht, bei dem bloßen fernen Gerücht vom Erſcheinen eines „Adlers" ergreifen ſie ſchnell und lebhaft Correctiv- und Präventivmaßregeln. Und iſt es nicht in der That kränkend? Werg verkaufen iſt ihre Sache, und ſie verkaufen es wirklich — nicht in der Stadt (denn in die Stadt müßten ſie ſich ja ſelbſt hinſchleppen), ſondern an zugereiſte Trödler, welche in Ermanglung einer Schnellwage das Pud zu vierzig Handvoll rechnen, und Sie wiſſen doch, was für eine Fauſt und welche Handfläche dem ruſſiſchen Mann eigen iſt, beſonders wenn er „Eifer zeigt." — Solcher Geſchichten hörte ich zur Genüge als unerfahrener und auf dem Lande „ungelebter" Mann (wie man bei uns in Orel ſagt). Doch der Iltis erzählte nicht bloß, er fragte mich ſeinerſeits nach ſo manchem. Er erfuhr, daß ich im Auslande geweſen, und ſeine Neugierde fing Feuer... Kalinytſch blieb nicht hinter ihm zurück; aber auf Kalinytſch machten mehr die Schilderungen der Natur, der Berge, Waſſerfälle, der ungewöhnlichen Bauten, der großen Städte Eindruck; den Iltis intereſſierten adminiſtrative und politiſche Fragen. Er nahm alles regelrecht durch: — „Wie mag das wohl bei ihnen dort ſein? So wie bei uns oder anders?... Sag doch, Väterchen, wie iſt's damit?..." — „Herr, du meine Güte!" rief Kalinytſch während meiner Erzählung einmal über das andere aus; der Iltis ſchwieg, zog ſeine dichten Brauen zuſammen und ſelten bemerkte er: „Das würde wohl, mein' ich, bei uns nicht gehen; aber dies iſt gut — dies nenn' ich Ordnung." — Alle ſeine Geſpräche kann ich Ihnen nicht wiedergeben, und es hätte auch keinen Zweck, allein, aus allen ſeinen Reden trug ich eine Ueberzeugung davon, welche meine Leſer wahrſcheinlich durchaus nicht erwarten — die Ueberzeugung, daß Peter der Große vor allem ein ruſſiſcher Mann war, vornehmlich in ſeinen Neuerungen ein Ruſſe. Der ruſſiſche Mann iſt von ſeiner Kraft und Stärke ſo überzeugt, daß er auch dabei iſt, wenn es gilt ſich ein wenig umzumodeln: er giebt ſich wenig mit ſeiner Vergangenheit ab und blickt kühn in die Zukunft. Was gut iſt, das gefällt ihm, was vernünftig iſt, das gieb du ihm; woher es aber ſtammt, iſt ihm ganz gleich. Sein geſunder Sinn wird ſich gern über die nüchterne Verſtändigkeit der Deutſchen luſtig machen; aber die Deutſchen ſind, nach des Iltis Worten, „ein merkwürdiges Völkchen," und „von ihnen zu lernen ſei er bereit." Dank ſeiner Ausnahmeſtellung, ſeiner faktiſchen Unabhängigkeit, ſprach der Iltis mit mir über ſo manches, was man aus einem andern mit keinem Hebebaum herauswälzt, mit keinem Mühlſtein herausſchrotet, wie die Bauern ſagen. Er verſtand thatſächlich ſeine Lage. In meinem Geplauder mit dem Iltis hörte ich zum erſten Mal die einfache, verſtändige Rede eines ruſſiſchen Bauern. Seine Kenntniſſe waren in ihrer Art ziemlich umfaſſend, aber leſen konnte er nicht; Kalinytſch konnte es. „Dieſer Leichtfuß hat auch das Leſen und Schreiben zu Kopf gekriegt," bemerkte der Iltis. „Auch die Bienen ſind ihm zeit ſeines Lebens niemals weggeſtorben." — „Und deine Kinder, haſt du die im Leſen unterrichten laſſen?" — Der Iltis ſchwieg eine Weile. — „Fedia kann's." — „Und die andern?" — „Die andern können's nicht." — „Warum denn?" — Der Alte antwortete nicht und änderte das Geſprächsthema. Uebrigens, ſo klug er auch war, ſo haftete ihm doch auch manches Vorurteil und manche Voreingenommenheit an. Die Weiber z. B. verachtete er aus tiefſter Seele und ließ in luſtigen Stunden ſeinen Spaß und Spott an ihnen aus. Seine alte keifende Frau blieb den ganzen Tag auf dem Backofen und brummte und zankte beſtändig. Die Söhne achteten nicht auf ſie, aber die Schwiegertöchter hielt ſie in der Furcht des Herrn. Nicht ohne Grund ſingt in einem ruſſiſchen Liedchen die Schwiegermutter

Biſt du wohl mein Sohn und meines Geblüts,
Daß du deine Frau, die junge, nicht ſchlägſt?

Einmal verfiel ich auf den Gedanken, für die Schwiegertöchter einzutreten, indem ich den Verſuch machte, das Mitleid des Iltis zu erwecken; allein er entgegnete mir ruhig:

„Daß Sie auch Luſt haben ſich mit ſolchen... Nichtigkeiten zu befaſſen. Laß die Weiber ſich zanken! Je mehr man zwiſchen ſie tritt, um ſo ſchlimmer wird's. Lohnt ſich auch nicht an ihnen die Hände zu beſudeln."

Zuweilen ſtieg die boshafte Alte von ihrem Ofen herab, lockte den Haushund mit einem: „Komm, Hündchen, komm!" aus der Hausflur heraus und hieb dann mit dem Feuerhaken auf ſeinen magern Rücken los; oder ſie ſtellte ſich unter das Wetterdach und „kläffte" alle Vorübergehenden an, wie der Iltis ſich ausdrückte. Vor ihrem Mann hatte ſie aber Angſt und auf ſeinen Befehl verfügte ſie ſich auf ihren Ofen. — Aber beſonders intereſſant war es den Streit zwiſchen Kalinytſch und dem Iltis anzuhören, wenn es ſich um Herrn Polutykin handelte.

„Laß ihn mir nur in Ruhe," ſagte dann Kalinytſch.

„Aber warum läßt er dir keine Stiefel machen?" entgegnete jener.

„Ach was, Stiefel!... Was ſoll ich mit Stiefeln? Ich bin ein Bauer."

„Ja, ich bin doch auch ein Bauer, und ſiehſt du wohl?"

Mit dieſen Worten hob der Iltis ſeinen Fuß in die Höhe und zeigte dem Kalinytſch ſeinen Stiefel, der dem Anſchein nach aus Walroßleder gefertigt war.

„Ei doch! Biſt du denn unſersgleichen?" gab Kalinytſch zur Antwort.

„Nun, wenn er dir auch nur was für Baſtſchuhe gäbe! Du gehſt ja mit ihm auf die Jagd; täglich, mein' ich, geht ein Paar drauf."

„Für Baſtſchuhe giebt er mir 'was."

„Ja wohl, voriges Jahr hat er dir einen Zehner verehrt."

Kalinytſch wandte ſich dann ärgerlich ab, während der Iltis ſich vor Lachen ſchüttelte und dabei ſeine kleinen Augen völlig verſchwinden ließ.

Kalinytſch ſang recht angenehm und klimperte auch etwas auf der Balalaika. Der Iltis lauſchte und lauſchte, bis er plötzlich ſeinen Kopf auf die Seite bog und mit klagender Stimme anfing mitzuſingen. Beſonders gern hatte er das Lied: „Mein Geſchick, o du mein Schickſal!" Fedia verſäumte alsdann die Gelegenheit nicht, ſeinen Vater aufzuziehen. — „Na, Alterchen," hieß es dann, „was klagſt du ſo?" Doch der Iltis ſtützte ſeine Wange auf den Arm, ſchloß die Augen und fuhr fort ſein Geſchick zu beklagen. Dafür konnte es aber auch zu andern Zeiten keinen thätigeren Menſchen geben. In einem fort pflegte er ſich mit etwas abzuplacken: den Wagen zu flicken, den Zaun zu ſtützen, das Pferdegeſchirr zu unterſuchen. Auf beſondere Reinlichkeit hielt er jedoch nicht und auf meine Bemerkungen hierüber antwortete er einmal, daß „ein Haus doch nach Wohnung riechen müßte."

„Sieh doch 'mal," erwiederte ich ihm, „wie reinlich es in Kalinytſch s Bienenſtand iſt."

„Sonſt würden die Bienen auch nicht leben können, Väterchen," entgegnete er darauf mit einem Seufzer. —

„Wie iſt's," fragte er mich ein andermal, „haſt du ein Stammgut?"

„Ja wohl."

„Weit von hier?"

„So ſeine hundert Werſt."

„Wie ſteht's denn damit, Väterchen? Lebſt du auch auf deinem Stammgut?"

„Gewiß."

„Aber mehr, ſollt' ich meinen, vertreibſt du dir die Zeit mit dem Gewehr?

„Wenn ich aufrichtig ſein ſoll: ja!"

„Und thuſt auch gut daran, Väterchen. Schieß du nur Birkhühner und laß dir's dabei wohl gehen; nur wechſle recht häufig den Dorfälteſten."

Am Abend des vierten Tages ſchickte Herr Polutykin nach mir. Mir that es leid, mich vom Alten zu trennen. Ich ſetzte mich mit Kalinytſch in den Bauernwagen und ſagte: „Nun, lebe wohl, Iltis, und bleibe geſund! Leb' wohl Fedia!" — Leb' wohl, Väterchen, leb' wohl und vergiß uns nicht!" — Damit fuhren wir ab; die Abendröte war eben erſt erglommen. — „Wir werden morgen herrliches Wetter haben," meinte ich, zum klaren Himmel hinaufblickend. — „Nein," erwiederte Kalinytſch, „es wird regnen: die Enten dort plätſchern, und das Gras duftet arg ſtark." Wir fuhren ins Buſchholz hinein. Kalinytſch ſtimmte, auf dem Kutſcherſitz in die Höhe ſchnellend, halblaut ein Liedchen an und blickte unverwandt nach der Abendröte.

Den Tag darauf verließ ich das gaſtfreie Haus des Herrn Polutykin.

(Ueberſetzt von Th. Forßmann.)

Aus: **Jermolai und die Müllersfrau.**

Eines Abends ging ich mit dem Jäger Jermolai auf den Schnepfenſtrich. Doch vielleicht wiſſen es nicht alle meine Leſer, was ein Schnepfenſtrich iſt. Hören Sie alſo, meine Herren.

Im Frühjahr gehen Sie eine Viertelſtunde vor Sonnenuntergang mit dem Gewehr, aber ohne Hund, in den Wald hinaus. Sie ſuchen ſich irgendwo am Waldesſaum ein Plätzchen aus, ſchauen ſich nach allen Seiten um, beſichtigen das Zündhütchen und verſtändigen ſich durch ſtumme Blicke mit ihrem Gefährten. Die Viertelſtunde iſt herum. Die Sonne iſt geſunken, aber im Walde iſt es noch hell; die Luft iſt klar und durchſichtig; die Vögel zwitſchern geſchwätzig; das junge Gras blinkt in heiterem Smaragdglanze… Sie warten. Das Innere des Waldes wird allmählich dunkel; das rötliche Licht der Abenddämmerung gleitet langſam an den Wurzeln und Stämmen der Bäume hin, ſteigt immer höher und höher von den unteren, faſt noch unbelaubten Zweigen bis hinauf zu den unbeweglich einſchlummernden Wipfeln. Jetzt ſind auch die äußerſten Wipfel verfinſtert; der purpurrote Himmel färbt ſich ins Blaue. Der Waldgeruch wird immer ſtärker; leichthin regt ſich ein feuchter, warmer Lufthauch; doch ſchon legt ſich der verflogene Windſtoß ringsum. Die Vögel ſchlummern ein — nicht alle auf einmal, ſondern eine Art nach der andern: ſchon ſind die Buchfinken verſtummt, einige Augenblicke darauf auch die Goldammern. Im Walde wird es immer dunkler und dunkler. Die Bäume fließen zu großen, ſchwarzen Maſſen zuſammen; am blauen Himmel treten ſchüchtern die erſten Sternchen hervor. Alle Vögel ſchweigen. Schlaftrunken pfeifen nur hie und da die Rotſchwänzchen und kleinen Spechte… Nun ſchweigen auch ſie. Noch einmal erklingt über uns die helle Stimme des Weidenzeiſigs; irgendwo in der Ferne hat der Pirol ſeinen klagenden Ruf ertönen laſſen und die Nachtigall zum erſten Mal geſchlagen. Das Herz ſchmachtet in Erwartung, und plötzlich — doch nur der Waidmann wird mich verſtehen — plötzlich erſchallt durch die tiefe Stille ein eigenartiges Gekrächz und Geziſch, man hört den regelmäßigen Schwung behender Flügel — und die Waldſchnepfe ſchwebt, ihren langen Schnabel zierlich ſenkend, hinter einer dunklen Birke hervor, Ihrem Schuſſe entgegen.

Das heißt auf dem Schnepfenſtrich ſtehen.

Ich war alſo mit Jermolai auf den Schnepfenſtrich gegangen; doch, entſchuldigen Sie, meine Herren, ich muß Sie zuvor mit Jermolai bekannt machen.

Stellen Sie ſich einen Menſchen von etwa 45 Jahren vor: hoch von Wuchs, mager, mit langer, dünner Naſe, niedriger Stirn, kleinen grauen Augen, ſtruppigem Haar und dicken, ſpöttiſch aufgeworfenen Lippen. Dieſer Menſch ging Winter wie Sommer in einem hellgelben Nankingrock von europäiſchem Schnitt, aber ſtets mit dem landesüblichen Kuſchak umgürtet; trug blaue Pumphoſen und eine mit Lammfell garnierte Mütze, die ihm ein ruinierter Gutsbeſitzer in einer luſtigen Stunde verehrt hatte. An den Gürtel wurden zwei Säcke gebunden, der eine, kunſtreich in zwei Hälften abgedreht, hing vorn — für Pulver und Schrot, der andere hinten — für das Wild; die Propfen holte ſich Jermolai aus ſeiner dem Anſchein nach unerſchöpflichen Mütze heraus.

Er hätte ſich für den Erlös ſeiner Jagdbeute leicht Patronen- und Jagdtaſche kaufen können, aber es kam ihm nie auch nur der Gedanke an einen ſolchen Kauf, und er fuhr fort, ſeine Flinte nach ſeiner hergebrachten Weiſe zu laden, indem er dabei die Zuſchauer in Erſtaunen ſetzte, mit welcher Kunſtfertigkeit er die Gefahr vermied, Pulver und Schrot zu verſchütten oder zu vermengen. Seine Flinte war einläufig, hatte ein Steinſchloß und daneben die abſcheuliche Gewohnheit ſtark zu „ſtoßen," woher denn Jermolai's rechte Backe ſtets dicker war als die linke. Wie er mit dieſem Gewehr treffen konnte, vermag auch ein geſcheiter Menſch nicht zu ergründen, aber er traf. Er hatte auch einen Hühnerhund, Namens Waletka, ein höchſt wunderbares Geſchöpf. Jermolai gab ihm nie was zu freſſen. „Sollte mir einfallen den Köter zu füttern!" — ſo waren ſeine Erwägungen. „Zudem iſt ein Köter ein kluges Geſchöpf, wird ſchon ſelbſt ſeine Nahrung finden." Und in der That, wenn auch Waletka ſelbſt auf den gleichgiltigen Paſſanten durch ſeine übermäßige Magerkeit erſchütternd wirkte, ſo blieb er doch am Leben und lebte lange; ja, ungeachtet ſeiner elenden Lage ging er nie verloren und äußerte kein Verlangen ſeinen Herrn zu verlaſſen. In ſeinen Jugendjahren hatte er ſich einmal, durch die Liebe verleitet, auf zwei Tage entfernt; aber dieſe Thorheit wurde er bald los. Die hervorragendſte Eigenſchaft an Waletka war ſeine unerreichbare Gleichgiltigkeit gegen alles auf der Welt. Wenn hier nicht von einem Hunde die Rede wäre, würde ich den Ausdruck „Blaſiertheit" brauchen. Beim Sitzen hatte er gewöhnlich ſeinen geſtutzten Schwanz untergeſchlagen, blickte mürriſch drein, ſchauerte ab und zu zuſammen und lächelte nie. (Bekanntlich haben die Hunde die Fähigkeit zu lächeln und ſogar ſehr lieblich zu lächeln.) Er war äußerſt häßlich, und kein Müßiggänger vom Hofgeſinde verſäumte je die Gelegenheit, ſich in giftigem Spott über ſein Aeußeres zu ergehen; aber alle dieſe Spottreden und ſogar Schläge ertrug Waletka mit erſtaunlicher Kaltblütigkeit. Beſonderes Vergnügen gewährte es den Köchen, ihr Geſchäft ſofort im Stich zu laſſen und unter Geſchrei und Geſchimpf hinter ihm herzujagen, wenn er in Folge einer nicht bloß den Hunden eigenen Schwachheit ſeine hungrige Schnauze durch die halbgeöffnete Thür der verführeriſch warmen und wohlriechenden Küche ſteckte. Auf der Jagd zeichnete er ſich durch Unermüdlichkeit aus und hatte eine ziemlich gute Witterung; hatte er aber zufällig einen angeſchoſſenen Haſen erwiſcht, ſo verzehrte er ihn auch mit Wohlbehagen ganz und gar bis auf das letzte Knöchelchen irgendwo im kühlen Schatten unter einem grünen Buſch, doch in reſpektvoller Entfernung von Jermolai, der in allen üblichen und nicht üblichen Mundarten hinter ihm herſchimpfte.

Jermolai gehörte einem meiner Nachbarn, einem Gutsbeſitzer alten Schlages. Die Gutsbeſitzer alten Schlages mögen keine „Regenpfeifer" und halten ſich an das Hausgeflügel. Höchſtens etwa bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, wie: an Geburtstagen, bei Namensfeſten und Wahlen, ſchreiten die Köche der altväteriſchen Gutsherren zur Zubereitung der langſchnäbligen Vögel, und mit einer Verwegenheit, wie ſie dem ruſſiſchen Mann eigen iſt, wenn er ſelbſt nicht recht weiß, was er thut, erſinnen ſie ſo verzweifelte Zuthaten dazu, daß die Gäſte größtenteils die vorgeſetzten Speiſen mit Neugier und Aufmerkſamkeit betrachten, aber ſich ſchlechterdings nicht entſchließen können, ſie zu koſten. Jermolai war gehalten für die herrſchaftliche Küche einmal des Monats ein oder zwei Paar Birk- und Feldhühner zu liefern; im Uebrigen aber durfte er ſein Leben friſten, wie und wo er wollte. Man hatte ihn als einen zu keinerlei Arbeit tauglichen Menſchen, als „Verſumpften," wie man bei uns in Orel ſagt, aufgegeben. Pulver und Schrot erhielt er ſelbſtverſtändlich nicht geliefert, nach ebendenſelben Grundſätzen, kraft deren er ſeinerſeits den Hund nicht fütterte. Jermolai war ein Menſch ganz abſonderlichen Schlages: ſorglos wie ein Vogel, ziemlich geſprächig, zerſtreut und linkiſch von Anſehen; er liebte es ſehr eins zu trinken, hielt es nicht lange an einem Orte aus, hatte einen ſchlendernden Gang und watſchelte dabei von einer Seite zur andern; doch bei all dieſem Schlendern und Watſcheln lief er ſeine ſechzig Werſt am Tage ab. Er hatte die allermannigfaltigſten Erlebniſſe durchgemacht: im Moor, auf Bäumen, auf Dächern und unter Brücken übernachtet, mehr als einmal in Dachkammern, Kellern und Scheunen eingeſchloſſen geſeſſen, Gewehr, Hund und die notwendigſten Kleidungsſtücke eingebüßt, ſtarke und andauernde Prügel gekriegt — und doch kam er nach einiger Zeit bekleidet, mit Gewehr und Hund, nach Hauſe wieder. Man konnte ihn nicht einen luſtigen Menſchen nennen, obwohl er faſt immer in leidlicher Gemütsverfaſſung war; er hatte uberhaupt den Anſtrich eines Sonderlings. Jermolai liebte es mit einem braven Kerl zu ſchnacken, beſonders beim Glaſe, aber auch das nicht lange: plötzlich ſtand er auf und ging. — „Aber wo willſt du denn hin, du Satan? Draußen iſt ja finſtere Nacht." — „Nach Tſchaplino will ich." — „Aber was brauchſt du dich denn zehn Werſt weit nach Tſchaplino zu ſchleppen?" — „Dort will ich beim Bauern Sofron übernachten." — „So übernachte doch hier." — „Nein, das geht einmal nicht." Und ſo geht denn Jermolai mit ſeinem Waletka in dunkler Nacht durch Buſchholz und Wieſen, und das Bäuerlein Sofron läßt ihn vielleicht gar nicht ins Haus und walkt ihm, ehe er ſich den Schaden beſehen, noch obendrein den Nacken durch: „Daß du mir," heißt es dann, „ehrliche Leute nicht in ihrer Ruhe ſtörſt."

◆

Ueber Johann Sebaſtian Bachs (1685—1750)

Leben, Kunſt und Kunſtwerke.

Für patriotiſche Verehrer echter muſikaliſcher Kunſt.

Von J. N. Forkel (1749-1818).

Vorrede. — Schon ſeit Jahren habe ich die Abſicht gehabt, über Johann Sebaſtian Bachs Leben, Kunſt und Kunſtwerke dem Publikum einige Nachrichten und Gedanken mitzuteilen. Ich würde mein Vorhaben ſicher auch bereits ausgeführt haben, wenn nicht die Ausarbeitung der allgemeinen Geſchichte der Muſik mich bisher zu ſehr beſchäftigt hätte. Da in der Geſchichte dieſer Kunſt Bach mehr als irgend ein anderer Künſtler Epoche gemacht hat, ſo beſchloß ich, die zu ſeinem Leben geſammelten Materialien für den letzten Band des genannten Werks aufzuſparen. Die rühmliche Unternehmung der Hoffmeiſter- und Kühnelſchen Muſikhandlung in Leipzig, eine vollſtändige und kritiſch-korrekte Ausgabe der Seb. Bachiſchen Werke zu veranſtalten, veranlaßte mich, meinen Entſchluß zu verändern.

Dieſes Unternehmen iſt nicht nur der Kunſt ſelbſt in jedem Betrachte äußerſt vorteilhaft, ſondern muß auch mehr als irgend eines der Art zur Ehre des deutſchen Namens gereichen. Die Werke, die uns Joh. Seb. Bach hinterlaſſen hat, ſind ein unſchätzbares National-Erbgut, dem kein anderes Volk etwas ähnliches entgegenſetzen kann. Wer ſie der Gefahr entreißt, durch fehlerhafte Abſchriften entſtellt zu werden und ſo allmählich der Vergeſſenheit und dem Untergange entgegen zu gehen, errichtet dem Künſtler ein unvergängliches Denkmal und erwirbt ſich ein Verdienſt um das Vaterland, und jeder, dem die Ehredes deutſchen Namens etwas gilt, iſt verpflichtet, ein ſolches patriotiſches Unternehmen zu unterſtützen und, ſo viel an ihm iſt, zu befördern. An dieſe Pflicht unſer Publikum zu erinnern, dieſen edlen Enthuſiasmus in der Bruſt jedes deutſchen Mannes zu wecken, achtete ich für meine Schuldigkeit, und dies iſt die Urſache, weswegen dieſe Blätter früher erſcheinen, als ſonſt geſchehen ſein würde. Auch hoffe ich, daß es mir auf dieſem Wege möglich ſein wird, zu einem größern Teil meiner deutſchen Mitwelt zu ſprechen; was ich in meiner Geſchichte der Muſik von Bach zu ſagen habe, möchte vielleicht blos von dem kleinen Kreiſe der Kunſtgelehrten geleſen werden, und doch iſt die Erhaltung des Andenkens an dieſen großen Mann — man erlaube mir, es noch ein Mal zu wiederholen — nicht blos Kunſt-Angelegenheit — ſie iſt National-Angelegenheit.

Das wirkſamſte Mittel zur Erhaltung muſikaliſcher Kunſtwerke bleibt freilich immer die öffentliche Aufführung derſelben vor einem zahlreichen Publikum. Durch dieſes Mittel ſind von je her eine Menge großer Werke verbreitet worden, und werden es noch. Das Publikum hört ſie vorher im Concert-Saal, in der Kirche oder Schauſpielhauſe mit Wohlgefallen, erinnert ſich nachher des angenehmen Eindrucks und kauft ſodann das herausgekommene Werk, ohne vielleicht Gebrauch davon machen zu können. Aber wo, durch wen ſoll das Publikum Bachs Werke hören, da es von je her ſo wenige gegeben hat, die ſie gehörig vortragen konnten? Ganz anders würde es geworden ſein, wenn Bach ſelbſt ſie an mehrern Orten hätte hören laſſen können. Aber dazu hatte er weder Zeit noch Luſt. So oft dies irgend einer ſeiner Schüler that, obgleich deren keiner ſie in der Vollkommenheit vortrug, wie der Meiſter, entſtand doch ſtets Staunen und Verwunderung über die nie gehörte, ſo große und doch faßliche Kunſt. Wer es nur irgend vermochte, ſpielte ſodann wenigſtens eines oder einige von den Stücken, die gerade der Bachiſche Schüler am beſten in der Hand hatte, die folglich auch am meiſten gefielen. Dieſe Stücke wurden auch niemand ſchwer, weil man vorher gehört hatte, wie ſie klingen mußten.

Soll der wahre Genuß großer muſikaliſcher Kunſtwerke allgemeiner werden, ſo müſſen wir vor allen Dingen beſſere Muſiklehrer haben. Im Mangel guter Lehrer liegt eigentlich die Quelle alles muſikaliſchen Uebels. Um ſich bei Ehren zu erhalten, muß der ungeſchickte, ſelbſt nicht unterrichtete Lehrer ſeinen Schülern notwendig eine ſchlechte Meinung von guten Kunſtwerken beibringen, weil er ſonſt in Gefahr geraten könnte, von dem Schüler aufgefordert zu werden, ſie ihm vorzuſpielen. Der Schüler wird alſo genötigt, Zeit, Mühe und Geld an unnütze Klimpereien zu verſchwenden und kommt vielleicht nach einem halben Dutzend von Jahren in eigentlich muſikaliſcher Bildung keinen Schritt weiter, als er beim erſten Anfange war. Bei einem beſſern Unterricht hätte er nicht die Hälfte von Zeit, Mühe und Geld bedurft, um auf einen Weg gebracht zu werden, auf welchem er bis ans Ende ſeines Lebens mit Sicherheit zu immer größerer Vollkommenheit hätte fortſchreiten können. Wie viel ſich gegen dieſes Uebel dadurch ausrichten läßt, daß wenigſtens in allen Muſikhandlungen die Bachiſchen Werke zur Schau ausgeſtellt werden, und daß die Kenner und Verehrer echter muſikaliſcher Kunſt ſich vereinigen, laut die Vortrefflichkeit dieſer Werke zu predigen und das Studium derſelben zu empfehlen, das müſſen wir von der Zeit erwarten.

Ausgemacht bleibt es, wenn die Kunſt Kunſt bleiben und nicht immer mehr zu blos zeitvertreibender Tändelei zurückſinken ſoll, ſo müſſen überhaupt klaſſiſche Kunſtwerke mehr benutzt werden, als ſie ſeit einiger Zeit benutzt worden ſind. Bach, als der erſte Klaſſiker, der je geweſen iſt und vielleicht je ſein wird, kann hierin unſtreitig die beſten Dienſte leiſten. Wer ſeine Werke erſt einige Zeit ſtudiert hat, wird bloßen Klingklang von wahrer Muſik unterſcheiden und jede Manier, die er in der Folge etwa wählen mag, als guter, unterrichteter Künſtler bearbeiten. Auch vor Einſeitigkeit, wohin nichts ſo leicht als der herrſchende Zeitgeſchmack führt, werden wir durch das Studium ſolcher Klaſſiker bewahrt, die den Umfang der Kunſt ſo erſchöpft haben wie Bach. Kurz, es würde für die Kunſt nicht weniger nachteilig ſein, wenn wir unſere Klaſſiker auf die Seite werfen wollten, als es für den guten Geſchmack in der Gelehrſamkeit nachteilig werden würde, wenn das Studium der Griechen und Römer aus unſern Schulen verbannt werden ſollte. Der Geiſt der Zeit, der mehr aufs Kleine und auf den augenblicklichen Genuß gerichtet iſt als auf das Große, das erſt mit einiger Mühe und ſogar Anſtrengung errungen werden muß, hat wirklich wenigſtens den Vorſchlag zur Verbannung der Griechen und Römer aus unſern Schulen hier und da ſchon veranlaßt; es iſt nicht zu zweifeln, daß ihm auch unſere muſikaliſchen Klaſſiker ungelegen ſind; denn recht beim Lichte beſehen, muß er ſich wirklich in ſeiner großen Armut vor ihnen herzlich ſchämen und am allermeiſten vor unſerm faſt überreichen Bach.

Möchte ich nur imſtande ſein die erhabene Kunſt dieſes erſten aller deutſchen und ausländiſchen Künſtler recht nach Würden zu beſchreiben! Nächſt der Ehre, ſelbſt ein ſo großer, über alles hervorragender Künſtler zu ſein, wie er es war, giebt es vielleicht keine größere, als eine ſo ganz vollendete Kunſt gehörig würdigen und mit Verſtand davon reden zu können. Wer das Letztere vermag, muß mit dem Künſtler ſelbſt nicht ganz unähnlichen Geiſtes und Sinnes ſein, hat alſo gewiſſermaßen die ſchmeichelhafte Vermutung für ſich, daß er vielleicht auch das erſtere vermocht haben würde, wenn ähnliche äußere Veranlaſſungen ihn auf die dazu erforderliche Bahn geführt hätten. Aber ich bin nicht ſo unbeſcheiden, zu glauben, daß ich je eine ſolche Ehre erringen könnte. Ich bin vielmehr innigſt überzeugt, daß keine Sprache in der Welt reich genug iſt, um alles damit auszudrücken, was von dem hohen Wert und von dem erſtaunlichen Umfang einer ſolchen Kunſt geſagt werden könnte und müßte. Je genauer man damit bekannt wird, deſto höher ſteigt unſere Bewunderung für ſie. All unſer Rühmen, Preiſen und Bewundern derſelben wird ſtets bloß gutgemeintes Lallen und Stammeln ſein und bleiben. Wer Gelegenheit gehabt hat, Kunſtwerke mehrerer Jahrhunderte mit einander zu vergleichen, wird dieſe Erklärung nicht übertrieben finden; er wird vielmehr ſelbſt der Meinung geworden ſein, daß man von Bachiſchen Werken, wenn man ſie völlig kennt, nicht anders als mit Entzücken und von einigen ſogar nur mit einer Art von heiliger Anbetung reden könne. Seine Handhabung des innern Kunſtmechanismus können wir allenfalls begreifen und erklären; aber wie er es gemacht hat, dieſem ebenfalls nur von ihm erreichten ſo hohen Grad der mechaniſchen Kunſt zugleich den lebendigen Geiſt einzuhauchen, der uns auch im geringſten ſeiner Werke ſo deutlich anſpricht, wird wohl ſtets nur gefühlt und angeſtaunt werden können.

Auf Vergleichungen Joh. Seb. Bachs mit einzelnen Komponiſten habe ich mich nicht einlaſſen wollen.

Meine Nachrichten, inſoweit ſie einem kleinen Aufſatz in Mitzlers Bibliothek abgehen, verdanke ich den beiden älteſten Söhnen Joh. Seb. Bachs. Beide kannte ich nicht nur perſönlich, ſondern habe auch lange Jahre hindurch mit ihnen, am meiſten aber mit C. Ph. Emanuel, in beſtändigem Briefwechſel geſtanden. Die Welt weiß, daß beide ſelbſt große Künſtler waren, aber ſie weiß vielleicht nicht, daß ſie von der Kunſt ihres Vaters bis an ihr Ende nie anders als mit Begeiſterung und Ehrfurcht ſprachen. Da ich von früher Jugend an dieſelbe Verehrung für die Kunſt ihres Vaters hatte, ſo war ſie im Geſpräch ſowohl als in Briefen ſehr häufig der Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Dieſe Unterhaltungen haben mich nach und nach mit allem, was Joh. Seb. Bachs Leben, Kunſt und Kunſtwerke betrifft, ſo bekannt gemacht, daß ich nun hoffen darf, dem Publikum nicht nur etwas Ausführliches, ſondern auch zugleich etwas Nützliches davon ſagen zu können.

Ich habe dabei durchaus keinen andern Zweck, als das Publikum auf ein Unternehmen aufmerkſam zu machen, wobei es lediglich darauf abgeſehen iſt, deutſcher Kunſt ein würdiges Denkmal zu ſtiften, dem wahren Künſtler eine Gallerie der lehrreichſten Muſter zu errichten und den Freunden der muſikaliſchen Muſe eine unerſchöpfliche Quelle des erhabenſten Genuſſes zu eröffnen.

---

1. Wenn es je eine Familie gegeben hat, in welcher eine ausgezeichnete Anlage zu einer und eben derſelben Kunſt gleichſam erblich zu ſein ſchien, ſo war es gewiß die Bachiſche. Durch ſechs Generationen hindurch haben ſich kaum zwei oder drei Glieder derſelben gefunden, die nicht die Gabe eines vorzüglichen Talents zur Muſik von der Natur erhalten hatten und die Ausübung dieſer Kunſt zu der Hauptbeſchäftigung ihres Lebens machten.

Der Stammvater dieſer in muſikaliſcher Hinſicht ſo merkwürdig gewordenen Familie hieß Veit Bach. Er war ein Bäcker zu Preßburg in Ungarn. Beim Ausbruch der Religions-Unruhen im 16. Jahrhundert wurde er aber genötigt ſich einen andern Wohnort aufzuſuchen. Er rettete von ſeinem Vermögen, was er konnte, und zog damit nach Thüringen, wo er Ruhe und Sicherheit zu finden hoffte. Der Ort, an welchem er ſich in dieſer Gegend niederließ, iſt Wechmar, ein nahe bei Gotha liegendes Dorf. Er fing hier bald an, ſich wieder mit ſeiner Bäcker-Profeſſion zu beſchäftigen, vergnügte ſich aber nebenher bei müßigen Stunden ſehr gerne mit der Zither, die er ſogar mit in die Mühle nahm, und während dem Mahlen unter allem Getöſe und Geklapper der Mühle darauf ſpielte. Dieſe Neigung zur Muſik pflanzte er auf ſeine beiden Söhne, dieſe wieder auf die ihrigen fort, bis nach und nach eine ſehr ausgebreitete Familie entſtand, die in allen ihren Zweigen nicht nur muſikaliſch war, ſondern auch ihr Hauptgeſchäft aus der Muſik machte und bald die meiſten Kantor-, Organiſten- und Stadtmuſikanten-Stellen der Thüringiſchen Gegenden in ihrem Beſitz hatte.

Alle dieſe Bache können unmöglich große Meiſter geweſen ſein; jedoch zeichneten ſich in jeder Generation wenigſtens einige Glieder vorzüglich aus. Dies thaten ſchon im erſten Viertel des 17. Jahrhunderts drei Enkel des Stammvaters ſo merklich, daß der damals regierende Graf von Schwarzburg-Arnſtadt es der Mühe wert hielt, ſie auf ſeine Koſten nach Italien, der damaligen hohen Schule der Muſik, reiſen zu laſſen, um ſich dort noch mehr zu vervollkommnen. In wie weit ſie den Erwartungen ihres Gönners entſprochen haben mögen, kann nicht geſagt werden, da von ihren Werken nichts auf unſere Zeiten gekommen iſt. Noch mehr zeichneten ſich einige Glieder der vierten Generation aus, von deren Kompoſitionen durch J. Seb. Bachs Sorgfalt mehrere Stücke erhalten worden ſind. Die merkwürdigſten darunter waren:

1) Johann Chriſtoph, Hof- und Stadt-Organiſt in Eiſenach. Dieſer war vorzüglich glücklich in Erfindung ſchöner Melodien und im Ausdruck der Texte. Im ſogenannten Bachiſchen Archiv, welches C. Ph. Emanuel in Hamburg beſaß, fand ſich unter andern eine Motette von ſeiner Kompoſition, worin er es gewagt hatte von der übermäßigen Sexte Gebrauch zu machen, ein Wageſtück, welches in ſeinem Zeitalter für ungeheuer groß gehalten wurde. Auch iſt er der Vollſtimmigkeit außerordentlich mächtig geweſen, wie ein von ihm komponiertes Kirchenſtück aufs Michaelisfeſt über die Worte: Es erhub ſich ein Streit ꝛc. beweiſen kann, welches 22 obligate Stimmen hat, und doch in Rückſicht auf Harmonie vollkommen rein iſt. Ein zweiter Beweis ſeiner Stärke in der Vollſtimmigkeit iſt, daß er auf der Orgel und auf dem Klavier niemals mit weniger als fünf nothwendigen Stimmen geſpielt haben ſoll. C. Ph. Emanuel hielt vorzüglich viel auf ihn. Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, wie freundlich der damals ſchon alte Mann bei den merkwürdigſten und gewagteſten Stellen mich anlächelte, als er mir einſt in Hamburg das Vergnügen machte, mich einige dieſer alten Werke hören zu laſſen.

2) Joh. Michael, Organiſt u. Stadtſchreiber im Amte Gehren. Er war ein jüngerer Bruder des vorhergehenden und gleich ihm ein vorzüglich

guter Komponiſt. Im Bachiſchen Archiv befinden ſich von ihm einige Motetten, worunter auch eine doppelchörige für 8 Stimmen iſt, nebſt verſchiedenen einzelnen Kirchenſtücken.

3) Johann Bernhard, Kammermuſikus und Organiſt zu Eiſenach. Dieſer ſoll vorzüglich ſchöne Ouvertüren nach franzöſiſcher Art gemacht haben.

Nicht nur die angeführten, ſondern auch noch verſchiedene andere vorzügliche Komponiſten aus den frühern Generationen der Bachiſchen Familie hätten ſich unſtreitig weit wichtigere muſikaliſche Aemter, ſowie einen ausgebreitetern Ruf ihrer Geſchicklichkeit und ein glänzenderes äußeres Glück verſchaffen können, wenn ſie geneigt geweſen wären, ihr Vaterland Thüringen zu verlaſſen und ſich anderwärts in und außerhalb Deutſchland bekannt zu machen. Man findet aber nicht, daß irgend einem derſelben die Luſt zu einer ſolchen Auswanderung einmal angekommen ſei. Genügſam von Natur und durch Erziehung, bedurften ſie nur wenig zum Leben, und der innere Genuß, den ihnen ihre Kunſt gewährte, machte, daß ſie die goldenen Ketten, welche damals geachteten Künſtlern von großen Herren als beſondere Ehrenzeichen erteilt wurden, nicht entbehrten, ſondern ohne den mindeſten Neid ſie an andern ſahen, die vielleicht ohne dieſe Ketten nicht glücklich geweſen ſein würden.

Außer dieſer ſchönen, zum frohen Lebensgenuß unentbehrlichen Genügſamkeit hatten auch die verſchiedenen Glieder dieſer Familie eine ſehr große Anhänglichkeit an einander. Da ſie unmöglich alle an einem einzigen Orte beiſammen leben konnten, ſo wollten ſie ſich doch wenigſtens einmal im Jahre ſehen und beſtimmten einen gewiſſen Tag, an welchem ſie ſich ſämtlich an einem dazu gewählten Orte einfinden mußten. Auch dann noch, als die Familie an Zahl ihrer Glieder ſchon ſehr zugenommen und ſich außer Thüringen auch hin und wieder in Ober- und Niederſachſen, ſo wie in Franken hatte verbreiten müſſen, ſetzte ſie ihre jährlichen Zuſammenkünfte fort. Der Verſammlungsort war gewöhnlich Erfurt, Eiſenach oder Arnſtadt. Die Art und Weiſe, wie ſie die Zeit während dieſer Zuſammenkunft hinbrachten, war ganz muſikaliſch. Da die Geſellſchaft aus lauter Kantoren, Organiſten und Stadtmuſikanten beſtand, die ſämtlich mit der Kirche zu thun hatten, und es überhaupt damals noch eine Gewohnheit war, alle Dinge mit Religion anzufangen, ſo wurde, wenn ſie verſammelt waren, zuerſt ein Choral angeſtimmt. Von dieſem andächtigen Anfang gingen ſie zu Scherzen über, die häufig ſehr gegen denſelben abſtachen. Sie ſangen nämlich nun Volkslieder, teils von poſſierlichem, teils auch von ſchlüpfrigem Inhalt zugleich mit einander aus dem Stegreif ſo, daß zwar die verſchiedenen extemporierten Stimmen eine Art von Harmonie ausmachten, die Texte aber in jeder Stimme andern Inhalts waren. Sie nannten dieſe Art von extemporierter Zuſammenſtimmung Quodlibet und konnten nicht nur ſelbſt recht von ganzem Herzen dabei lachen, ſondern erregten auch ein eben ſo herzliches und unwiderſtehliches Lachen bei jedem, der ſie hörte. Einige wollen dieſe Poſſenſpiele als den Anfang der komiſchen Operette unter den Deutſchen betrachten. Allein ſolche Quodlibete waren in Deutſchland ſchon weit früher in Gebrauch. Ich beſitze ſelbſt eine gedruckte Sammlung derſelben, die ſchon im Jahre 1542 zu Wien herausgekommen iſt.

Sowohl die genannten fröhlichen Thüringer, als einige ihrer ſpätern Nachkommen, die ſchon einen ernſthaftern und würdigern Gebrauch von ihrer Kunſt zu machen wußten, würden indeſſen doch der Vergeſſenheit der Nachwelt nicht entgangen ſein, wenn nicht endlich ein Mann aus ihnen hervorgegangen wäre, deſſen Kunſt und Kunſtruhm ſo helle Strahlen warf, daß auch auf ſie nun ein Abglanz dieſes Lichtes zurückfiel. Dieſer Mann war Johann Sebaſtian Bach, die Zierde ſeiner Familie, der Stolz ſeines Vaterlandes und der vertrauteſte Liebling der muſikaliſchen Kunſt.

2. Johann Sebaſtian Bach wurde im Jahre 1685 am 21. März zu Eiſenach geboren, wo ſein Vater Johann Ambroſius Hof- und Stadtmuſikus war. Dieſer hatte einen Zwillingsbruder, Johann Chriſtoph, Hof- und Stadtmuſikus zu Arnſtadt, der ihm ſo ähnlich war, daß ſelbſt ihre beiderſeitigen Frauen ſie nicht anders als durch die Kleidung von einander unterſcheiden konnten. Dieſe Zwillinge ſind vielleicht die einzigen ihrer Art und die merkwürdigſten, die man kennt. Sie liebten ſich aufs zärtlichſte; Sprache, Geſinnung, der Stil ihrer Muſik, ihre Art des Vortrags ꝛc., alles war einander gleich. Wenn einer krank war, war es auch der andere. Auch ſtarben ſie bald nach einander. Sie waren ein Gegenſtand der Bewunderung für jeden, der ſie ſah.

Im Jahre 1695, als Joh. Sebaſtian noch nicht volle 10 Jahre alt war, ſtarb ſein Vater. Die Mutter war ſchon früher geſtorben. Er ſah ſich nun ſo verwaiſt, daß er ſeine Zuflucht zu einem ältern Bruder, Johann Chriſtoph, welcher Organiſt in Ordruff war, nehmen mußte. Von dieſem bekam er den erſten Unterricht im Klavierſpielen. Seine Neigung und Fähigkeit zur Muſik muß aber um dieſe Zeit ſchon ſehr groß geweſen ſein; denn diejenigen Handſtücke, die ihm ſein Bruder zum lernen gab, waren bald in ſeiner Gewalt, daß er mit großer Begierde ſich nach ſchwerern Stücken umzuſehen anfing. Die berühmteſten Klavierkomponiſten jener Zeit waren Froberger, Fiſcher, Johann Caſp. Kerl, Pachelbel, Buxtehude, Bruhns, Böhm ꝛc. Er hatte gemerkt, daß ſein Bruder ein Buch beſaß, worin mehrere Stücke der genannten Meiſter geſammelt waren, und bat ihn herzlich, es ihm zu geben. Allein es wurde ihm ſtets verweigert. Die Begierde nach dem Beſitz des Buchs wurde durch die Verweigerung immer größer, ſo daß er endlich deſſelben auf irgend eine Art heimlich habhaft zu werden ſuchte. Da es in einem bloß mit Gittertüren verſchloſſenen Schranke aufbewahrt wurde, und ſeine Hände noch klein genug waren, um durchzugreifen und das nur in Papier geheftete Buch zuſammen rollen und herausziehen zu können, ſo bedachte er ſich nicht lange, von ſo günſtigen Umſtänden Gebrauch zu machen. Allein aus Mangel eines Lichtes konnte er nur bei mondhellen Nächten daran ſchreiben und bedurfte 6 volle Monate, ehe er mit ſeiner ſo mühſeligen Arbeit zu Ende kommen konnte. Als er endlich den Schatz ſicher zu beſitzen glaubte und ihn nun heimlich recht benutzen wollte, wurde der Bruder die Sache gewahr und nahm ihm die ſo ſchwer gewordene Abſchrift ohne Gnade und Barmherzigkeit wieder ab, die er auch nicht eher als nach dem bald darauf erfolgten Tode dieſes Bruders wieder erhielt.

Aufs neue verwaiſt, ging nun Joh. Sebaſtian in Geſellſchaft eines ſeiner Mitſchüler, Namens Erdmann, nachherigem Ruſſiſch-Kaiſerl. Reſidenten in Danzig, nach Lüneburg und ließ ſich daſelbſt im Chor der Michaelisſchule als Diskantiſt aufnehmen. Seine ſchöne Diskantſtimme verſchaffte ihm hier ein gutes Fortkommen; allein er verlor ſie bald, ohne ſogleich eine andere gute Stimme dagegen zu erhalten.

Seine Neigung zum Klavier- und Orgelſpielen war um dieſe Zeit noch eben ſo feurig als in den frühern Jahren und trieb ihn an, alles zu thun, zu ſehen und zu hören, was ihn nach ſeinen damaligen Begriffen immer weiter darin bringen konnte. In dieſer Abſicht reiſte er als Schüler von Lüneburg nicht nur mehrere Male nach Hamburg, um den damals berühmten Organiſten Johann Adam Reinken zu hören, ſondern auch bisweilen nach Celle, um die dortige, meiſtens aus Franzoſen beſtehende Kapelle und den franzöſiſchen Geſchmack, der damals in dieſen Gegenden noch etwas Neues war, kennen zu lernen.

Durch welche Verhältniſſe er von Lüneburg nach Weimar kam, iſt nicht bekannt, aber es iſt gewiß, daß er im Jahre 1703, als er eben 18 Jahr alt war, Hofmuſikus daſelbſt wurde. Er vertauſchte aber dieſen Platz ſchon im folgenden Jahr mit der Organiſten-Stelle an der neuen Kirche zu Arnſtadt, vermutlich um ſeiner Neigung zum Orgelſpielen mehr als in Weimar nachhängen zu können, wo er für die Violine angeſtellt war. Hier fing er an die Werke der damaligen berühmten Organiſten, ſo viele er ihrer in ſeiner Lage habhaft werden konnte, mit dem größten Eifer ſowohl für die Kompoſition als für die Orgelkunſt zu nutzen und machte ſogar zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde eine Fußreiſe nach Lübeck, um den dortigen Organiſten an der Marienkirche, Dietrich Buxtehude, deſſen Kompoſitionen für die Orgel er ſchon kannte, auch als Orgelſpieler kennen zu lernen. Faſt ein ganzes Vierteljahr blieb er als ein heimlicher Zuhörer dieſes zu ſeiner Zeit ſehr berühmten und wirklich geſchickten Organiſten und kehrte ſodann mit vermehrten Kenntniſſen nach Arnſtadt zurück.

Die Wirkungen ſeines Eifers und ſo anhaltenden Fleißes müſſen um dieſe Zeit ſchon große Aufmerkſamkeit erregt haben; denn er bekam nun kurz nach einander den Ruf zu verſchiedenen Organiſten-Stellen. Von Mühlhauſen wurde ihm im Jahre 1707 eine ſolche Stelle an der St. Blaſiuskirche angetragen und übergeben. Als er aber ein Jahr nach dem Antritt derſelben eine Reiſe nach Weimar machte und ſich dort vor dem damals regierenden Herzog hören ließ, fand ſein Orgelſpielen ſo großen Beifall, daß man ihm die Hoforganiſtenſtelle antrug, die er auch annahm. Der vergrößerte Wirkungskreis für ſeine Kunſt, in welchem er hier lebte, trieb ihn nun an, alles mögliche darin zu verſuchen, und dies iſt eigentlich die Zeitperiode, in welcher er ſich nicht nur zu einem ſo ſtarken Orgelſpieler gebildet, ſondern auch den Grund zu ſeiner ſo großen Orgelkompoſition gelegt hat. Noch größere Veranlaſſung zur Ausbildung ſeiner Kunſt erhielt er, als ihn ſein Fürſt im Jahre 1717 zum Concertmeiſter ernannte, in welchem Amte er nun auch Kirchenſtücke komponieren und aufführen mußte.

Händels Lehrer, der Organiſt und Muſikdirector Zachau zu Halle, ſtarb in dieſer Zeit, und der nun ſchon berühmte Joh. Seb. Bach wurde zu ſeinem Nachfolger berufen. Er reiſte auch wirklich nach Halle, um ſein Probeſtück daſelbſt aufzuführen. Er nahm jedoch, man weiß nicht aus welcher Urſache, die Stelle nicht an, ſondern überließ ſie einem geſchickten und wohlgeratenen Zachauiſchen Schüler, mit Namen Kirchhof.

Joh. Seb. Bach war nun 32 Jahre alt geworden, hatte ſeine Zeit bis zu dieſer Periode ſo ausgenutzt, ſoviel ſtudiert, geſpielt und komponiert und durch dieſen anhaltenden Fleiß und Eifer eine ſolche Gewalt über die ganze Kunſt erhalten, daß er nun wie ein Rieſe da ſtand und alles um ſich her in den Staub treten konnte. Er war ſchon lange, nicht bloß von Liebhabern, ſondern von Kennern bewundert und angeſtaunt worden, als im Jahre 1717 der ehemals in Frankreich ſehr berühmte Klavierſpieler und Organiſt Marchand nach Dresden kam, ſich vor dem Könige hören ließ und ſo großen Beifall erhielt, daß ihm eine anſehnliche Beſoldung angeboten wurde, wenn er königliche Dienſte nehmen wollte. Marchands Verdienſte beſtanden hauptſächlich in einem ſehr feinen und zierlichen Vortrag. Seine Gedanken waren aber leer und unkräftig, faſt nach Couperin's Art, wie man wenigſtens aus ſeinen Kompoſitionen ſehen kann. Aber Joh. Seb. Bach hatte den nämlichen feinen und zierlichen Vortrag und überdies noch eine Gedankenfülle, die vielleicht Marchand hätte ſchwindeln machen können, wenn er ſie gehört hätte. Dies alles wußte Volumier, damaliger Concertmeiſter zu Dresden. Er kannte die Allgewalt des jungen rüſtigen Deutſchen über ſeine Gedanken und über ſein Inſtrument und wollte zwiſchen ihm und dem franzöſiſchen Künſtler einen Wettſtreit veranlaſſen, um ſeinem Fürſten das Vergnügen zu verſchaffen, ihren beiderſeitigen Wert aus eigener Vergleichung beſtimmen zu können. Es wurde daher mit Vorwiſſen des Königs ungeſäumt eine Botſchaft an Joh. Sebaſt. Bach nach Weimar geſandt, um ihn zu dieſem muſikaliſchen Wettſtreit einzuladen. Die Einladung wurde angenommen und die Reiſe unverzüglich angetreten. Nach der Ankunft Bachs in Dresden verſchaffte ihm Volumier zuerſt die Gelegenheit, Marchand heimlich zu hören. Bach verlor dadurch ſeinen Mut nicht, ſondern lud nun durch höfliches Billet den franzöſiſchen Künſtler förmlich zu einem muſikaliſchen Wettſtreit ein, erbot ſich, alles, was Marchand ihm aufgeben würde, aus dem Stegreife auszuführen, erbat ſich aber von ihm eine gleiche Bereitwilligkeit. Da Marchand die Ausforderung annahm, ſo wurde mit Vorwiſſen des Königs Zeit und Ort des Kampfes beſtimmt. Eine große Geſellſchaft beiderlei Geſchlechts und von hohem Range verſammelte ſich in dem zum Kampfplatz gewählten Hauſe des Marſchalls, Grafen von Flemming. Bach ließ nicht lange auf ſich warten, aber Marchand erſchien nicht. Nach langem Warten ließ man ſich endlich in ſeiner Wohnung nach ihm erkundigen, und die ganze erwartungsvolle Verſammlung erfuhr nun zu ihrer größten Verwunderung, daß Marchand ſchon am Morgen dieſes Tages von Dresden abgereiſt ſei, ohne von irgend jemand Abſchied zu nehmen. Bach mußte ſich nun allein hören laſſen und that es zur Bewunderung aller Anweſenden; aber Volumiers Abſicht, den Unterſchied der deutſchen und franzöſiſchen Kunſt recht fühlbar und auffallend gemacht zu ſehen, war vereitelt. Beifall erhielt Bach bei dieſer Gelegenheit im Ueberfluß, aber ein Geſchenk von 100 Louisd'or, welches ihm der König beſtimmt hatte, ſoll er nicht erhalten haben.

Er war noch nicht lange nach Weimar zurückgekommen, als er von dem damaligen Fürſt Leopold von Anhalt-Cöthen, der ein vorzüglicher Kenner und Liebhaber der Muſik war, zu ſeinem Kapellmeiſter berufen wurde. Er nahm dieſe Stelle ſogleich an, und verwaltete ſie faſt 6 Jahre, machte aber in dieſer Zeit (ungefähr im Jahre 1722) eine Reiſe nach Hamburg, um ſich daſelbſt auf der Orgel hören zu laſſen. Sein Orgelſpielen erregte hier allgemeine Bewunderung. Der alte faſt hundertjährige Reinken hörte ihm mit beſonderm Vergnügen zu und machte ihm beſonders über den Choral: An Waſſerflüſſen Babylons ꝛc., welchen er faſt eine halbe Stunde lang nach ächter Orgel-Art variierte, das Kompliment: „Ich dachte, dieſe Kunſt wäre ausgeſtorben; ich ſehe aber, daß ſie in Ihnen noch lebt." Reinken hatte dieſen Choral vor langen Jahren ſelbſt ſo ausgearbeitet und ihn als ein Werk, auf welches er viel hielt, in Kupfer ſtechen laſſen. Sein Lob war alſo hier deſto ſchmeichelhafter für Bach.

Nach Kuhnau's Tode im Jahr 1723 wurde Bach zum Muſikdirektor und Kantor an der Thomasſchule zu Leipzig ernannt. In dieſer Stelle blieb er bis an ſein Ende. Der Fürſt Leopold von Anhalt-Cöthen liebte ihn ſehr; Bach verließ alſo ſeine Dienſte ungern. Aber der bald nachher erfolgte Tod dieſes Fürſten zeigte ihm doch, daß ihn die Vorſehung gut geführt hatte. Auf dieſen ihm ſehr ſchmerzhaften Todesfall verfertigte er eine Trauermuſik mit vielen ganz vorzüglich ſchönen Doppelchören und führte ſie ſelbſt in Cöthen auf. Daß er in ſeiner jetzigen Lage nun auch vom Herzog von Weißenfels den Kapellmeiſtertitel und im Jahr 1736 den Titel eines Königl. Polniſchen und Kurfürſtl. Sächſiſchen Hof-Kompoſiteurs erhielt, ſind eigentlich Nebendinge, nur iſt dabei zu bemerken, daß der letztere Titel durch Verhältniſſe veranlaßt wurde, in welche Bach durch ſein Amt als Kantor an der Thomasſchule gekommen war.

Sein zweiter Sohn, Carl Phil. Emanuel, kam im Jahre 1740 in die Dienſte Friedrichs des Großen. Der Ruf von der alles übertreffenden Kunſt Johann Sebaſtians war in dieſer Zeit ſo verbreitet, daß auch der König ſehr oft davon reden und rühmen hörte. Er wurde dadurch begierig, einen ſo großen Künſtler ſelbſt zu hören und kennen zu lernen. Anfänglich ließ er gegen den Sohn ganz leiſe den Wunſch merken, daß ſein Vater doch einmal nach Potsdam kommen möchte. Allein nach und nach fing er an, beſtimmt zu fragen, warum denn ſein Vater nicht einmal komme? Der Sohn konnte nicht umhin, dieſe Aeußerungen des Königs ſeinem Vater zu melden, der aber anfänglich nicht darauf achten konnte, weil er meiſtens mit zu vielen Geſchäften überhäuft war. Als aber die Aeußerungen des Königs in mehreren Briefen des Sohnes wiederholt wurden, machte er endlich im Jahre 1747 dennoch Anſtalt, dieſe Reiſe in Geſellſchaft ſeines älteſten Sohnes, Wilh. Friedemann, zu unternehmen. Der König hatte um dieſe Zeit alle Abende ein Kammerconcert, worin er meiſtens ſelbſt einige Concerte auf der Flöte blies. Eines Abends wurde ihm, als er eben ſeine Flöte zurecht machte und ſeine Muſiker ſchon verſammelt waren, durch einen Offizier der geſchriebene Rapport von angekommenen Fremden gebracht. Mit der Flöte in der Hand überſah er das Papier, drehte ſich aber ſogleich gegen die verſammelten Kapelliſten und ſagte mit einer Art von Unruhe: „Meine Herren, der alte Bach iſt gekommen!" Die Flöte wurde hierauf weggelegt, und der alte Bach, der in der Wohnung ſeines Sohnes abgetreten war, ſogleich auf das Schloß beordert. Wilh. Friedemann, der ſeinen Vater begleitete, hat mir dieſe Geſchichte erzählt und ich muß ſagen, daß ich noch heute mit Vergnügen an die Art denke, wie er ſie mir erzählt hat. Es wurden in jener Zeit noch etwas weitläufige Komplimente gemacht. Die erſte Erſcheinung Joh. Seb. Bachs vor einem ſo großen Könige, der ihm nicht einmal Zeit ließ, ſein Reiſekleid mit einem ſchwarzen Kantor-Rock zu verwechſeln, mußte alſo notwendig mit vielen Entſchuldigungen verknüpft ſein. Ich will die Art dieſer Entſchuldigungen hier nicht anführen, ſondern blos bemerken, daß ſie in Wilh. Friedemanns Munde ein förmlicher Dialog zwiſchen dem König und dem Entſchuldiger waren.

Aber was wichtiger als dies alles iſt, der König gab für dieſen Abend ſein Flötenconcert auf, nötigte aber den damals ſchon ſogenannten alten Bach, ſeine in mehreren Zimmern des Schloſſes herumſtehenden Silbermanniſchen Fortepianos zu probieren.*) Die Kapelliſten gingen von Zimmer zu Zimmer mit, und Bach mußte überall probieren und fantaſieren. Nachdem er einige Zeit probiert und fantaſiert hatte, bat er ſich vom König ein Fugenthema aus, um es ſogleich ohne alle Vorbereitung auszuführen. Der König bewunderte die gelehrte Art, mit welcher ſein Thema ſo aus dem Stegreif durchgeführt wurde, und äußerte nun, vermutlich um zu ſehen, wie weit eine ſolche Kunſt getrieben werden könne, den Wunſch, auch eine Fuge mit 6 obligaten Stimmen zu hören. Weil aber nicht jedes Thema zu einer ſolchen Vollſtimmigkeit geeignet iſt, ſo wählte ſich Bach ſelbſt eines dazu, und führte es ſogleich zur größten Verwunderung aller Anweſenden auf eine eben ſo prachtvolle und gelehrte Art aus, wie er vorher mit dem Thema des Königs gethan hatte. Auch ſeine Orgelkunſt wollte der König kennen lernen. Bach wurde daher an den folgenden Tagen von ihm ebenſo zu allen in Potsdam befindlichen Orgeln geführt, wie er vorher zuallen Silbermanniſchen Fortepianos geführt worden war. Nach ſeiner Zurückkunft nach Leipzig arbeitete er das vom König erhaltene Thema 3- und 6ſtimmig aus, fügte verſchiedene kanoniſche Kunſtſtücke darüber hinzu, ließ es unter dem Titel: „Muſikaliſches Opfer" in Kupfer ſtechen und dedicierte es dem Erfinder deſſelben.

Dies war Bachs letzte Reiſe. Der anhaltende Fleiß, mit welchem er beſonders in ſeinen jüngeren Jahren oft Tag und Nacht ununterbrochen dem Studium der Kunſt oblag, hatte ſein Geſicht geſchwächt. Dieſe Schwäche nahm in den letzten Jahren immer mehr zu, bis endlich eine ſehr ſchmerzhafte Augenkrankheit daraus entſtand. Auf Anraten einiger Freunde, die auf die Geſchicklichkeit eines aus England zu Leipzig angekommenen Augen-Arztes großes Vertrauen ſetzten, wagte er es, ſich einer Operation zu unterwerfen, die aber zweimal verunglückte. Nun war nicht nur ſein Geſicht ganz verloren, ſondern auch ſeine übrige bisher ſo dauerhafte Geſundheit war durch den mit der Operation verbundenen Gebrauch vielleicht ſchädlicher Arzneimittel völlig zerrüttet. Er kränkelte hierauf noch ein ganzes halbes Jahr hindurch, bis er am Abend des 30. Julius 1750 im 66. Jahre ſeines Lebens dieſer Welt entſchlummerte. Am Morgen des zehnten Tages vor ſeinem Ende konnte er auf einmal wieder ſehen und Licht ertragen. Aber wenige Stunden nachher überfiel ihn ein Schlagfluß, und dieſer zog ein hitziges Fieber nach ſich, dem ſein abgematteter Körper, ungeachtet aller möglichen ärztlichen Hilfe, nicht mehr zu widerſtehen vermochte.

Soweit die Lebensgeſchichte dieſes merkwürdigen Mannes. Ich füge bloß noch hinzu, daß er zweimal verheiratet geweſen iſt, und daß ihm in der erſten Ehe 7 und in der zweiten 13 Kinder geboren worden ſind, nämlich 11 Söhne und 9 Töchter. Die Söhne hatten ſämtlich vortreffliche muſikaliſche Anlagen; ſie wurden aber nur bei einigen der älteren völlig ausgebildet.

3. Joh. Seb. Bachs Art, das Klavier zu behandeln, iſt von jedem, der das Glück gehabt hat, ihn zu hören, bewundert, und von allen, die ſelbſt Anſprüche machen konnten, für gute Spieler gehalten zu werden, beneidet worden. Daß dieſes ſo allgemein bewunderte und beneidete Klavierſpielen von der Art, wie das Klavier von Bachs Zeitgenoſſen und Vorgängern behandelt wurde, ſehr verſchieden geweſen ſein müſſe, iſt leicht zu begreifen, aber bis jetzt iſt noch von niemand genau angegeben worden, worin dieſe Verſchiedenheit eigentlich beſtanden habe.

Wenn man von zehn gleich fertigen und geübten Spielern ein und eben daſſelbe Stück ſpielen läßt, ſo wird es ſich unter der Hand eines jeden anders ausnehmen. Jeder wird eine verſchiedene Art des Tones aus dem Inſtrumente ziehen und ſodann dieſe Töne mit einem größeren oder geringeren Grad von Deutlichkeit vortragen. Wovon kann dieſe verſchiedene Ausnahme entſtehen, wenn übrigens alle zehn Spieler hinlängliche Uebung und Fertigkeit haben? Bloß von der Art des Anſchlags, der beim Klavier eben das iſt, was in der Rede die Ausſprache iſt. Es kommt nämlich, wenn der Vortrag ſowohl im Spielen als im Reden oder Deklamieren vollkommen ſein ſoll, auf den höchſten Grad von Deutlichkeit im Anſchlag der Töne und in der Ausſprache der Wörter an, dieſe Deutlichkeit hat aber gar mancherlei Grade. Schon in den unterſten Graden kann man verſtehen, was geſpielt oder geſagt wird, es erregt aber kein Wohlgefallen beim Zuhörer, weil ihm dieſer Grad von

---

*) Die Pianoforte's des Freiberger Silbermann gefielen dem König ſo ſehr, daß er ſich vornahm, ſie alle aufkaufen zu laſſen. Er brachte ihrer 15 zuſammen.

Deutlichkeit zu einiger Anſtrengung ſeiner Aufmerkſamkeit nötigt. Die Aufmerkſamkeit auf einzelne Töne oder Wörter muß aber um deswillen unnötig gemacht werden, damit der Zuhörer ſie auf die Gedanken und deren Zuſammenhang verwenden kann, und dazu bedürfen wir des höchſten Grades von Deutlichkeit im Anſchlag einzelner Töne, ſowie in der Ausſprache einzelner Wörter.

Ich habe mich oft gewundert, daß C. Ph. Emanuel in ſeinem Verſuch über die wahre Art das Klavier zu ſpielen, dieſen höchſten Grad von Deutlichkeit des Anſchlags nicht ausführlich beſchrieben hat, da er ihn doch nicht nur ſelbſt hatte, ſondern auch gerade hierin ein Hauptunterſchied liegt, wodurch ſich die Bachiſche Art das Klavier zu ſpielen von jeder anderen auszeichnet. Er ſagt zwar im Kapitel vom Vortrag: „Einige Perſonen ſpielen zu klebricht, als wenn ſie Leim zwiſchen den Fingern hätten. Ihr Anſchlag iſt zu lang, indem ſie die Taſten über die Zeit liegen laſſen. Andere haben es verbeſſern wollen und ſpielen zu kurz, als wenn die Taſten glühend wären. Es thut aber auch ſchlecht. Die Mittelſtraße iſt die beſte.“ Er hätte uns aber die Art und Weiſe lehren und beſchreiben ſollen, wie man auf dieſe Mittelſtraße gelangen kann. Ich will die Sache deutlich zu machen ſuchen, inſoweit ſolche Dinge ohne mündlichen Unterricht deutlich gemacht werden können.

Nach der Seb. Bachiſchen Art, die Hand auf dem Klavier zu halten, werden die fünf Finger ſo gebogen, daß die Spitzen derſelben in eine gerade Linie kommen, die ſodann auf die in einer Fläche nebeneinander liegenden Taſten ſo paſſen, daß kein einziger Finger bei vorkommenden Fällen erſt näher herbeigezogen werden muß, ſondern daß jeder über der Taſte, die er etwa niederdrücken ſoll, ſchon ſchwebt. Mit dieſer Lage der Hand iſt nun verbunden: 1) daß kein Finger auf ſeine Taſte fallen, oder (wie es ebenfalls oft geſchieht) geworfen, ſondern nur mit einem gewiſſen Gefühl der innern Kraft und Herrſchaft über die Bewegung getragen werden darf. 2) Die ſo auf die Taſte getragene Kraft oder das Maß des Druckes muß in gleicher Stärke unterhalten werden, u. zwar ſo, daß der Finger nicht gerade aufwärts von der Taſte gehoben wird, ſondern durch ein allmähliches Zurückziehen der Fingerſpitzen nach der innern Fläche der Hand, auf dem vordern Teil der Taſte abgleitet. 3) Beim Uebergange von einer Taſte zur andern wird durch dieſes Abgleiten das Maß von Kraft oder Druck, womit der erſte Ton unterhalten worden iſt, in der größten Geſchwindigkeit auf den nächſten Finger geworfen, ſo daß nun die beiden Töne weder von einander geriſſen werden, noch ineinander klingen können. Der Anſchlag derſelben iſt alſo, wie C. Ph. Emanuel ſagt, weder zu lang noch zu kurz, ſondern genau ſo wie er ſein muß.

Die Vorteile einer ſolchen Haltung der Hand und eines ſolchen Anſchlags ſind ſehr mannigfaltig, nicht bloß auf dem Clavichord, ſondern auch auf dem Pianoforte und auf der Orgel. Ich will nur einige der wichtigſten anführen. 1) Die gebogene Haltung der Finger macht jede ihrer Bewegungen leicht. Das Hacken, Poltern und Stolpern kann alſo nicht entſtehen, welches man ſo häufig bei Perſonen findet, die mit ausgeſtreckten oder nicht genug gebogenen Fingern ſpielen. 2) Das Einziehen der Fingerſpitzen nach ſich und das dadurch bewirkte geſchwinde Uebertragen der Kraft des einen Fingers auf den zunächſt darauf folgenden, bringt den höchſten Grad von Deutlichkeit im Anſchlage der einzelnen Töne hervor, ſo daß jede auf dieſe Art vorgetragene Paſſage glänzend, rollend und rund klingt, gleichſam als wenn jeder Ton eine Perle wäre. Es koſtet dem Zuhörer nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit, eine ſo vorgetragene Paſſage zu verſtehen. 3) Durch das Gleiten der Fingerſpitze auf der Taſte in einerlei Maß von Druck wird der Saite gehörige Zeit zum Vibrieren gelaſſen; der Ton wird alſo dadurch nicht nur verſchönert, ſondern auch verlängert, und wir werden dadurch in den Stand geſetzt, ſelbſt auf einem ſo tonarmen Inſtrument, wie das Clavichord iſt, ſangbar und zuſammenhängend ſpielen zu können. Alles dies zuſammen genommen hat endlich noch den überaus großen Vorteil, daß alle Verſchwendung von Kraft durch unnütze Anſtrengung und durch Zwang in den Bewegungen vermieden wird. Auch ſoll Seb. Bach mit einer ſo leichten und kleinen Bewegung der Finger geſpielt haben, daß man ſie kaum bemerken konnte. Nur die vordern Gelenke der Finger waren in Bewegung, die Hand behielt auch bei den ſchwerſten Stellen ihre gerundete Form, die Finger hoben ſich nur wenig von den Taſten auf, faſt nicht mehr als bei Trillerbewegungen, und wenn der eine zu thun hatte, blieb der andere in ſeiner ruhigen Lage. Noch weniger nahmen die übrigen Teile ſeines Körpers Anteil an ſeinem Spielen, wie es bei vielen geſchieht, deren Hand nicht leicht genug gewöhnt iſt.

Man kann indeſſen die angeführten Vorteile alle beſitzen und doch noch ein ſchwacher Klavierſpieler ſein, ſo wie jemand eine völlig reine und ſchöne Ausſprache haben und doch noch ein ſchlechter Deklamator oder Redner ſein kann. Um ſtarker Spieler zu ſein, ſind noch viele andre Vorzüge erforderlich, welche Bach ebenfalls in höchſter Vollkommenheit beſaß.

Der natürliche Unterſchied der Finger an Größe, ſowie von Stärke verleitet ſehr häufig die Klavierſpieler, ſich da, wo es nur irgend möglich iſt, bloß der ſtärkeren zu bedienen und die ſchwächeren zu vernachläſſigen. Dadurch entſteht nicht nur eine Ungleichheit im Anſchlage mehrerer aufeinanderfolgender Töne, ſondern ſogar eine Unmöglichkeit, gewiſſe Sätze, wobei keine Auswahl der Finger ſtattfindet, heraus zu bringen. Joh. Seb. fühlte dies bald, und um einer fehlerhaften Bildung abzuhelfen, ſchrieb er ſich beſondere Stücke, wobei die Finger beider Hände in den mannigfaltigſten Lagen notwendig alle gebraucht werden mußten, wenn ſie rein heraus gebracht werden ſollten. Durch ſolche Uebungen bekamen alle ſeine Finger beider Hände gleiche Stärke und Brauchbarkeit, ſo daß er nicht nur Doppelgriffe und alles Laufwerk mit beiden Händen, ſondern auch einfache und Doppeltriller mit gleicher Leichtigkeit und Feinheit auszuführen vermochte. Sogar ſolche Sätze hatte er in ſeiner Gewalt, worin, während einige Finger trillern, die übrigen derſelben Hand eine Melodie fortzuführen haben.

Zu allem dieſen kam nun noch die von ihm ausgedachte neue Fingerſetzung. Vor ihm und noch in ſeinen Jugendjahren wurde mehr harmoniſch als melodiſch, auch noch nicht in allen 24 Tonarten geſpielt. Weil das Klavier noch gebunden war, ſo daß mehrere Taſten unter eine einzige Saite ſchlugen, ſo konnte es noch nicht rein temperiert werden; man ſpielte alſo nur aus ſolchen Tonarten, die ſich am reinſten ſtimmen ließen. Von dieſen Umſtänden kam es, daß ſelbſt die damaligen größten Spieler den Daumen nicht eher gebrauchten, als bis er bei Spannungen durchaus unentbehrlich wurde. Da Bach nun anfing, Melodie und Harmonie ſo zu vereinigen, daß ſelbſt ſeine Mittelſtimmen nicht bloß begleiten, ſondern ebenfalls ſingen mußten, da er den Gebrauch der Tonarten teils durch Abweichung von den damals auch in der weltlichen Muſik noch ſehr üblichen Kirchentönen, teils durch Vermiſchung des diatoniſchen und chromatiſchen Klanggeſchlechts erweiterte und nun ſein Inſtrument ſo temperieren lernte, daß es in allen 24 Tonarten rein geſpielt werden konnte, ſo mußte er ſich auch eine andere, ſeinen neuen Einrichtungen angemeſſenere Fingerſetzung ausdenken und beſonders den Daumen anders gebrauchen, als er bisher gebraucht worden war. Einige haben behaupten wollen, Couperin habe in ſeinem 1716 herausgekommenen Werk: L'art de toucher le Clavecin, ſchon vor ihm dieſelbe Fingerſetzung gelehrt. Allein teils war Bach um dieſe Zeit über 30 Jahre alt und hatte ſeine Fingerſetzung ſchon lange angewendet, teils iſt auch die Applikatur Couperin's von der Bachiſchen noch ſehr verſchieden, ob ſie gleich den häufigern Gebrauch des Daumens mit ihr gemein hat. Ich ſage nur: den häufigern; denn in der Bachiſchen Fingerſetzung wurde der Daumen zum Hauptfinger gemacht, weil ohne ihn in den ſogenannten ſchweren Tonarten durchaus nicht fortzukommen iſt; bei Couperin hingegen nicht, weil er weder ſo mannigfaltige Paſſagen hatte, noch in ſo ſchweren Tonarten ſetzte oder ſpielte wie Bach, folglich auch keine ſo dringende Veranlaſſung dazu hatte. Man darf nur die Bachiſche Fingerſetzung, ſo wie ſie C. Ph. Emanuel entwickelt hat, mit Couperin's Anweiſung vergleichen, ſo wird man bald finden, daß ſich mit der einen alle, auch die ſchwerſten und vollſtimmigſten Sätze, rein und leicht herausbringen laſſen, mit der andern höchſtens in Couperin's eigenen Klavierkompoſitionen, und ſogar auch da noch mit Schwierigkeit, durchzukommen iſt. Uebrigens kannte Bach Couperin's Werke und ſchätzte ſie ſo wie die Werke mehrerer franzöſiſcher Klavierkomponiſten aus jenem Zeitraum, weil man eine nette und zierliche Spielart aus ihnen lernen kann. Doch hielt er ſie auch für zu geziert, weil ein allzu häufiger Gebrauch von den Manieren darin gemacht wird, ſo daß faſt keine Note von ihnen verſchont bleibt. Außerdem hatten auch die darin enthaltenen Gedanken für ihn nicht genug Gehalt.

Aus der leichten, zwangloſen Bewegung der Finger, aus dem ſchönen Anſchlage, aus der Deutlichkeit und Schärfe in der Verbindung aufeinander folgender Töne, aus der vorteilhaften neuen Fingerſetzung, aus der gleichen Bildung und Uebung aller Finger beider Hände und endlich aus der großen Mannigfaltigkeit ſeiner melodiſchen Figuren, die in jedem ſeiner Stücke auf eine neue, ungewöhnliche Art gewendet ſind, entſtand zuletzt ein ſo hoher Grad von Fertigkeit und (man könnte faſt ſagen) Allgewalt über das Inſtrument in allen Tonarten, daß es nun für Seb. Bach faſt keine Schwierigkeiten mehr gab. Sowohl bei ſeinen freien Fantaſien, als beim Vortrag ſeiner Kompoſitionen, in welchen bekanntlich alle Finger beider Hände ununterbrochen beſchäftigt ſind und ſo fremdartige ungewöhnliche Bewegungen machen müſſen, als die Melodien derſelben ſelbſt fremdartig und ungewöhnlich ſind, ſoll er doch eine ſolche Sicherheit gehabt haben, daß er nie einen Ton verfehlte. Auch beſaß er eine ſo bewundernswürdige Fertigkeit im Leſen und Treffen anderer Klavierwerke (die freilich ſämtlich leichter als die ſeinigen waren), daß er einſt, als er noch in Weimar lebte, gegen einen ſeiner Bekannten äußerte, er glaube wirklich, es ſei ihm möglich, alles ohne Anſtoß beim erſten Anblick zu ſpielen. Er hatte ſich geirrt. Der Bekannte, gegen den er ſich ſo geäußert hatte, überzeugte ihn davon, ehe 8 Tage vergingen. Er lud ihn eines Morgens zum Frühſtück zu ſich und legte auf den Pult ſeines Inſtruments außer andern Stücken auch eines, welches dem erſten Anſehen nach ſehr unbedeutend zu ſein ſchien. Bach kam und ging ſeiner Gewohnheit nach gleich zum Inſtrument, teils um zu ſpielen, teils um die Stücke durchzuſehn, welche auf dem Pulte lagen. Während er dieſe durchblätterte und durchſpielte, ging ſein Wirt in ein Seitenzimmer, um das Frühſtück zu bereiten. Nach einigen Minuten war Bach an das zu ſeiner Bekehrung beſtimmte Stück gekommen und fing an, es durchzuſpielen. Aber bald nach dem Anfange blieb er vor einer Stelle ſtehen. Er betrachtete ſie, fing nochmals an und blieb wieder vor ihr ſtehen. „Nein“, rief er ſeinem im Nebenzimmer heimlich lachenden Freunde zu, indem er zugleich vom Inſtrument wegging: „Man kann nicht alles wegſpielen, es iſt nicht möglich!"

Nicht minder groß war ſeine Fertigkeit, Partituren zu überſehen, und ihren weſentlichen Inhalt beim erſten Anblick auf dem Klavier vorzutragen. Auch nebeneinander gelegte einzelne Stimmen überſah er ſo leicht, daß er ſie ſogleich abſpielen konnte. Dieſes Kunſtſtück machte er oft, wenn jemand etwa ein neues Trio oder Quartett für Bogeninſtrumente bekommen hatte und nun gern hören wollte, wie es klinge. Er konnte ferner aus einer ihm vorgelegten, oft ſchlecht bezifferten einzelnen Baßſtimme augenblicklich ein Trio oder Quartett abſpielen, ja er ging bisweilen ſo weit, wenn er gerade fröhlicher Laune und im vollen Gefühl ſeiner Kraft war, zu 3 einzelnen Stimmen ſogleich eine vierte zu extemporieren, alſo aus einem Trio ein Quartett zu machen. Zu ſolchen Künſten bediente er ſich zweier Klaviere und des Pedals oder eines mit einem Pedal verſehenen Doppelflügels.

Am liebſten ſpielte er auf dem Clavichord. Die ſogenannten Flügel, obgleich auch auf ihnen ein gar verſchiedener Vortrag ſtattfindet, waren ihm doch zu ſeelenlos, und die Pianoforte waren bei ſeinem Leben noch zu ſehr in ihrer erſten Entſtehung und noch viel zu plump, als daß ſie ihm hätten genüge thun können. Er hielt daher das Clavichord für das beſte Inſtrument zum Studieren, ſowie überhaupt zur muſikaliſchen Privatunterhaltung. Er fand es zum Vortrag ſeiner feinſten Gedanken am bequemſten und glaubte nicht, daß auf irgend einem Flügel oder Pianoforte eine ſolche Mannigfaltigkeit in den Schattierungen des Tons hervorgebracht werden könne, als auf dieſem zwar tonarmen, aber im kleinen außerordentlich biegſamen Inſtrument.

Seinen Flügel konnte ihm niemand zu Dank bekielen; er that es ſtets ſelbſt. Auch ſtimmte er ſowohl den Flügel als ſein Clavichord ſelbſt und war ſo geübt in dieſer Arbeit, daß ſie ihm nie mehr als eine Viertelſtunde koſtete. Dann waren aber auch, wenn er fantaſierte, alle 24 Tonarten ſein; er machte mit ihnen, was er wollte. Er verband die entfernteſten ſo leicht und ſo natürlich mit einander wie die nächſten; man glaubte, er habe nur im innern Kreiſe einer einzigen Tonart moduliert. Von Härten in der Modulation wußte er nichts; ſeine Chromatik ſogar war in den Übergängen ſo ſanft und fließend, als wenn er blos im diatoniſchen Klanggeſchlecht geblieben wäre. Seine ſogenannte chromatiſche Fantaſie kann beweiſen, was ich hier ſage. Alle ſeine freien Fantaſien ſollen von ähnlicher Art, häufig aber noch weit freier, glänzender und ausdrucksvoller geweſen ſein.

Bei der Ausführung ſeiner eigenen Stücke nahm er das Tempo gewöhnlich ſehr lebhaft, wußte aber außer dieſer Lebhaftigkeit noch ſo viel Mannigfaltigkeit in ſeinen Vortrag zu bringen, daß jedes Stück unter ſeiner Hand gleichſam wie eine Rede ſprach. Wenn er ſtarke Affekte ausdrücken wollte, that er es nicht wie manche andere durch eine übertriebene Gewalt des Anſchlags, ſondern durch harmoniſche und melodiſche Figuren, das heißt: durch innere Kunſtmittel. Er fühlte hierin gewiß ſehr richtig. Wie kann es Ausdruck einer heftigen Leidenſchaft ſein, wenn jemand auf einem Inſtrument ſo poltert, daß man vor lauter Poltern und Klappern keinen Ton deutlich hören, viel weniger einen von dem andern unterſcheiden kann?

4. Was im Vorhergehenden von Joh. Seb. Bachs vorzüglichem Klavierſpielen geſagt worden iſt, kann im allgemeinen auch auf ſein Orgelſpielen angewendet werden. Das Klavier und die Orgel ſind einander nahe verwandt. Allein Stil und Behandlungsart beider Inſtrumente iſt ſo verſchieden, als ihre beiderſeitige Beſtimmung verſchieden iſt. Was auf dem Clavichord klingt oder etwas ſagt, ſagt auf der Orgel nichts und ſo umgekehrt. Der beſte Klavierſpieler, wenn er nicht die Unterſchiede der Beſtimmung und der Zwecke beider Inſtrumente gehörig kennt und zu beobachten weiß, wird daher ſtets ein ſchlechter Orgelſpieler ſein, wie es auch gewöhnlich der Fall iſt. Bis jetzt ſind mir nur zwei Ausnahmen vorgekommen. Die eine macht Joh. Sebaſtian ſelbſt und die zweite ſein älteſter Sohn, Wilh. Friedemann. Beide waren feine Klavierſpieler; ſobald ſie aber auf die Orgel kamen, bemerkte man keinen Klavierſpieler mehr. Melodie, Harmonie, Bewegung ꝛc. alles war anders, das heißt: alles war der Natur des Inſtruments und ſeiner Beſtimmung angemeſſen. Wenn ich Wilh. Friedemann auf dem Klavier hörte, war alles zierlich, fein und angenehm. Hörte ich ihn auf der Orgel, ſo überfiel mich ein heiliger Schauder. Dort war alles niedlich, hier alles groß und feierlich. Ebenſo war es bei Joh. Sebaſtian, nur beides in einem noch weit höhern Grad von Vollkommenheit. W. Friedemann war auch hierin nur ein Kind gegen ſeinen Vater und erklärte ſich mit aller Aufrichtigkeit ſelbſt dafür. Schon die vorhandenen Orgelkompoſitionen dieſes bewundernswürdigen Mannes ſind voll von Ausdruck der Andacht, Feierlichkeit und Würde, aber ſein freies Orgelſpiel, wobei durchs Niederſchreiben nichts verloren ging, ſondern alles unmittelbar aus der Fantaſie ins Leben kam, ſoll noch andächtiger, feierlicher, würdiger und erhabener geweſen ſein. Worauf kommt es nun bei dieſer Kunſt hauptſächlich an? Ich will davon ſagen, was ich weiß, aber manches kann nicht geſagt, ſondern nur gefühlt werden.

Wenn man Bachs Klavierkompoſitionen mit ſeinen Orgelkompoſitionen vergleicht, ſo bemerkt man, daß die in beiden befindliche Melodie und Harmonie ganz von verſchiedener Art iſt. Wir können hieraus ſchließen, daß es beim wahren Orgelſpielen zunächſt auf die Beſchaffenheit der Gedanken ankommen müſſe, deren ſich der Organiſt bedient. Dieſe Beſchaffenheit wird durch die Natur des Inſtruments, durch den Platz, an welchem es ſteht, und endlich durch den Zweck, der damit beabſichtigt wird, beſtimmt. Der große Ton der Orgel iſt ſeiner Natur nach nicht dazu geeignet, in geſchwinden Sätzen gebraucht zu werden; er erfordert Zeit, in dem weiten und freien Raum einer Kirche verhallen zu können. Läßt man ihm dieſe Zeit nicht, ſo verwirren ſich die Töne, und das Orgelſpiel wird undeutlich und unverſtändlich. Die der Orgel und dem Platz angemeſſenen Sätze müſſen alſo feierlich langſam ſein; höchſtens kann beim Gebrauch einzelner Regiſter, etwa in einem Trio ꝛc. eine Ausnahme von dieſer Regel gemacht werden. Die Beſtimmung der Orgel zur Unterſtützung des Kirchengeſangs und zur Vorbereitung und Unterhaltung andächtiger Gefühle durch Vor= und Nachſpiele erfordert ferner, daß die innere Zuſammenſetzung und Verbindung der Töne auf eine andere Art bewerkſtelligt werde, als außer der Kirche geſchieht. Das Gewöhnliche, Alltägliche kann nie feierlich werden, kann nie ein erhabenes Gefühl erregen; es muß daher auf alle Weiſe von der Orgel entfernt bleiben. Und wer iſt hierin je gewiſſenhafter geweſen als Bach? Schon in ſeinen weltlichen Kompoſitionen verſchmähte er alles Gewöhnliche; in ſeinen Orgelkompoſitionen hat er ſich aber noch unendlich weiter davon entfernt, ſo daß er mir hier nicht mehr wie ein Menſch, ſondern wie ein wahrer verklärter Geiſt vorkommt, der ſich über alles Irdiſche hinaufgeſchwungen hat.

Die Mittel, deren er ſich bediente, um zu einem ſo heiligen Stil zu gelangen, lagen in ſeiner Behandlungsart der alten ſogenannten Kirchentonarten, in ſeiner geteilten Harmonie, im Gebrauch des obligaten Pedals und in ſeiner Art zu regiſtrieren. Daß die Kirchentonarten ihres Unterſchieds wegen von unſern 12 Dur= und 12 Molltonarten zu fremdartigen, ungewöhnlichen Modulationen, ſo wie ſie in die Kirche gehören, vorzüglich geſchickt ſind, kann jedermann erfahren, der nur die einfachen vierſtimmigen Choralgeſänge von Joh. Sebaſtian unterſuchen will. Was aber die geteilte Harmonie für Wirkung auf der Orgel thue, wird ſich niemand leicht vorſtellen können, der nie ein ſo eingerichtetes Orgelſpiel gehört hat. Es wird dadurch gleichſam ein Chor von 4 oder 5 Singſtimmen in ihrem völlig natürlichen Umfange auf die Orgel übertragen. Man verſuche auf einem Klaviere folgende Accorde in geteilter Harmonie (ſ. die Bildertafel, Fig. 1.) und vergleiche dann, wie die folgende (Fig. 2.), deren ſich gewöhnliche Organiſten zu bedienen pflegen, dagegen klingt, ſo wird man bald einſehen, was für eine Wirkung es machen müſſe, wenn ganze Stücke auf ſolche Art mit 4 oder mehr Stimmen geſpielt werden. Auf dieſe Art ſpielte nun Bach ſtets auf der Orgel, und bediente ſich dabei noch außerdem des obligaten Pedals, von deſſen wahrem Gebrauch nur wenige Organiſten etwas wiſſen. Er gab mit dem Pedal nicht bloß Grundtöne oder diejenigen an, die bei gewöhnlichen Organiſten der kleine Finger der linken Hand zu greifen hat, ſondern er ſpielte eine förmliche Baß=Melodie mit ſeinen Füßen, die oft ſo beſchaffen war, daß mancher mit 5 Fingern ſie kaum herausgebracht haben würde.

Zu allen dieſem kam noch die eigene Art, mit welcher er die verſchiedenen Stimmen der Orgel miteinander verband, oder ſeine Art zu regiſtrieren. Sie war ſo ungewöhnlich, daß manche Orgelmacher und Organiſten erſchraken, wenn ſie ihn regiſtrieren ſahen. Sie glaubten, eine ſolche Vereinigung von Stimmen könne unmöglich gut zuſammen klingen, wunderten ſich aber ſehr, wenn ſie nachher bemerkten, daß die Orgel gerade ſo am beſten klang und nun etwas fremdartiges, ungewöhnliches bekommen hatte, das durch ihre Art zu regiſtrieren, nicht hervorgebracht werden konnte.

Dieſe ihm eigene Art zu regiſtrieren war eine Folge ſeiner genauen Kenntnis des Orgelbaues ſo wie aller einzelnen Stimmen. Er hatte ſich früher gewöhnt, jeder einzelnen Orgelſtimme eine ihrer Eigenſchaft angemeſſene Melodie zu geben, und dieſes führte ihn zu neuen Verbindungen dieſer Stimmen, auf welche er außerdem nie verfallen ſein würde. Überhaupt entging dem ſcharfen Blicke ſeines Geiſtes nichts, was nur irgend auf ſeine Kunſt Beziehung hatte und zur Entdeckung neuer Kunſtvorteile genutzt werden konnte. Seine Achtſamkeit auf die Ausnahme großer Muſikſtücke an Plätzen von verſchiedener Beſchaffenheit, ſein ſehr geübtes Gehör, mit welchem er in der vollſtimmigſten und beſetzteſten Muſik jeden noch ſo kleinen Fehler bemerkte, ſeine Kunſt, auf eine ſo leichte Art ein Inſtrument rein zu temperieren, können zum Beweiſe dienen, wie ſcharf und umfaſſend der Blick dieſes großen Mannes war. Als er im Jahre 1747 in Berlin war, wurde ihm das neue Opernhaus gezeigt. Alles, was in der Anlage deſſelben in Hinſicht auf die Ausnahme der Muſik gut oder fehlerhaft war, und was andere erſt durch Erfahrung bemerkt hatten, entdeckte er beim erſten Anblick. Man führte ihn in den darin befindlichen großen Speiſe=Saal; er ging auf die oben herum laufende Gallerie, beſah die Decke und ſagte, ohne fürs erſte weiter nachzuforſchen, der Baumeiſter habe hier ein Kunſtſtück angebracht, ohne es vielleicht zu wollen, und ohne daß es jemand wiſſe. Wenn nämlich jemand an der einen Ecke des länglicht viereckigen Saals oben ganz leiſe gegen die Wand einige Worte ſprach, ſo konnte es ein anderer, welcher übers Kreuz an der andern Ecke mit dem Geſichte gegen die Wand gerichtet ſtand, ganz deutlich hören, ſonſt aber niemand im ganzen Saal, weder in der Mitte, noch an irgend einer andern Stelle. Dieſe Wirkung kam von der Richtung der an der Decke angebrachten Bogen, deren beſondere Beſchaffenheit er beim erſten Anblick entdeckte. Solche Beobachtungen konnten und mußten ihn allerdings auch auf Verſuche führen, durch ungewöhnliche Vereinigung verſchiedener Orgelſtimmen vor und nach ihm unbekannte Wirkungen hervorzubringen.

Die Vereinigung und Anwendung der angeführten Mittel auf die üblichen Formen der Orgelſtücke brachte nun das große, feierlich-erhabene, der Kirche angemeſſene, beim Zuhörer heiligen Schauer und Bewunderung erregende Orgelſpiel Joh. Seb. Bachs hervor. Seine tiefe Kenntnis der Harmonie, ſein Beſtreben, alle Gedanken fremdartig zu wenden, um ihnen auch nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit der außer der Kirche üblichen Art muſikaliſcher Gedanken zu laſſen, ſeine der reichſten, unerſchöpflichſten und ſtets unaufhaltſam fortſtrömenden Fantaſie entſprechende Allgewalt über ſein Inſtrument mit Hand und Fuß, ſein ſicheres und ſchnelles Urteil, mit welchem er aus dem ihm zuſtrömenden Reichtum an Gedanken nur die zum gegenwärtigen Zweck gehörigen zu wählen wußte, kurz ſein großes Genie, welches alles umfaßte, alles in ſich vereinigte, was zur Vollendung einer der unerſchöpflichſten Künſte erforderlich iſt, brachte auch die Orgelkunſt ſo zur Vollendung, wie ſie vor ihm nie war und nach ihm ſchwerlich ſein wird. Quanz war hierin meiner Meinung. „Der bewundernswürdige Joh. Seb. Bach," ſagt er, „hat endlich in den neuern Zeiten die Orgelkunſt zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht; es iſt nur zu wünſchen, daß ſie nach deſſen Abſterben wegen geringer Anzahl derjenigen, die noch einigen Fleiß darauf verwenden, nicht wieder verfallen oder gar untergehen möge."

Wenn Joh. Seb. Bach außer den gottesdienſtlichen Verſammlungen ſich an die Orgel ſetzte, wozu er ſehr oft durch Fremde aufgefordert wurde, ſo wählte er ſich irgend ein Thema und führte es in allen Formen von Orgelſtücken ſo aus, daß es ſtets ſein Stoff blieb, wenn er auch zwei oder mehrere Stunden ununterbrochen geſpielt hätte. Zuerſt gebrauchte er dieſes Thema zu einem Vorſpiel und einer Fuge mit vollem Werk. Sodann erſchien ſeine Kunſt des Regiſtrierens für ein Trio, ein Quatuor ꝛc. immer über daſſelbe Thema. Ferner folgte ein Choral, um deſſen Melodie wiederum das erſte Thema in 3 oder 4 verſchiedenen Stimmen auf die mannigfaltigſte Art herum ſpielte. Endlich wurde der Beſchluß mit dem vollen Werke durch eine Fuge gemacht, worin entweder nur eine andere Bearbeitung des erſtern Thema herrſchte oder noch eines oder auch nach Beſchaffenheit deſſelben zwei andere beigemiſcht wurden. Dies iſt eigentlich diejenige Orgelkunſt, welche der alte Reinken in Hamburg ſchon zu ſeiner Zeit für verloren hielt, die aber, wie er hernach fand, in Joh. Seb. Bach nicht nur noch lebte, ſondern durch ihn die höchſte Vollkommenheit erreicht hatte.

Teils das Amt, in welchem Joh. Seb. ſtand, teils auch überhaupt der große Ruf ſeiner Kunſt und Kunſtkenntniſſe verurſachte, daß er ſehr häufig zur Prüfung junger Orgel-Kandidaten und zur Unterſuchung neuerbauter Orgelwerke aufgefordert wurde. Er benahm ſich in beiden Fällen ſo gewiſſenhaft und unparteiiſch, daß die Zahl ſeiner Freunde ſelten dadurch vermehrt wurde. Der ehemalige däniſche Kapellmeiſter Scheibe unterwarf ſich in früheren Jahren ebenfalls einmal ſeiner Prüfung bei einer Organiſtenwahl, fand aber deſſen Ausſpruch ſo ungerecht, daß er ſich nachher in ſeinem kritiſchen Muſikus durch einen heftigen Ausfall an ſeinem ehemaligen Richter zu rächen ſuchte. Mit ſeinen Orgelunterſuchungen ging es ihm nicht beſſer. Er konnte es eben ſo wenig über ſich erhalten, ein ſchlechtes Inſtrument zu loben als einen ſchlechten Organiſten. Seine Orgelproben waren daher ſehr ſtreng, aber immer gerecht. Da er den Orgelbau ſo vollkommen verſtand, ſo konnte er in keiner Sache dabei irre geführt werden. Das erſte, was er bei einer Orgelunterſuchung that, war, daß er alle klingenden Stimmen anzog und das volle Werk ſodann ſo vollſtimmig als möglich ſpielte. Hierbei pflegte er im Scherze zu ſagen: er müſſe vor allen Dingen wiſſen, ob das Werk eine gute Lunge habe. Sodann ging es an die Unterſuchung einzelner Teile. Seine Gerechtigkeit gegen die Orgelbauer ging übrigens ſo weit, daß, wenn er wirklich gute Arbeit und die dafür akkordierte Summe zu geringe fand, ſo daß der Orgelbauer offenbar mit Schaden gearbeitet haben würde, er die Vorſteher zu angemeſſenen Nachſchüſſen zu bewegen ſuchte und mehrere Male auch wirklich dazu bewog.

Nach geendigter Probe, beſonders wenn das Werk darnach beſchaffen war und ſeinen Beifall hatte, machte er gewöhnlich noch einige Zeit für ſich und die Anweſenden von den oben erwähnten Orgelkünſten Gebrauch und zeigte dadurch jedesmal aufs neue, daß er wirklich der Fürſt aller Klavier- und Orgelſpieler ſei, wie ihn der ehemalige Organiſt Sorge zu Lobenſtein in einer Dedikation einſt genannt hat.

5. Joh. Seb. Bachs erſte Verſuche in der Kompoſition waren wie alle erſte Verſuche mangelhaft. Ohne einigen Unterricht, durch welchen ihm ein Weg vorgezeichnet worden wäre, der ihn allmählich von Stufe zu Stufe hätte führen können, mußte er es ſo wie alle diejenigen, die ohne Leitung eine ſolche Bahn betreten, anfänglich machen, wie es werden wollte. Auf dem Inſtrument auf und ab laufen oder ſpringen, beide Hände dabei ſo voll nehmen, als die fünf Finger erlauben wollen, und dieſes wilde Weſen ſo lange forttreiben, bis irgend ein Ruhepunkt zufälliger Weiſe erhaſcht wird, ſind die Künſte, welche alle Anfänger mit einander gemein haben. Sie können daher auch nur Fingerkomponiſten ſein (oder Klavier-Huſaren, wie ſie Bach in ſeinen ſpätern Jahren nannte), das heißt: ſie müſſen ſich von ihren Fingern vormachen laſſen, was ſie ſchreiben ſollen, anſtatt daß ſie den Fingern vorſchreiben müßten, was ſie ſpielen ſollen. Bach blieb aber nicht lange auf dieſem Wege. Er fing bald an zu fühlen, daß es mit dem ewigen Laufen und Springen nicht ausgerichtet ſei, daß Ordnung, Zuſammenhang und Verhältnis in die Gedanken gebracht werden müſſe, und daß man zur Erreichuug ſolcher Zwecke irgend eine Art von Anleitung bedürfe. Als eine ſolche Anleitung dienten ihm die damals neu herausgekommenen Violinkonzerte von Vivaldi. Er hörte ſie ſo häufig als vortreffliche Muſikſtücke rühmen, daß er dadurch auf den glücklichen Einfall kam, ſie ſämtlich für ſein Klavier einzurichten. Er ſtudierte die Führung der Gedanken, das Verhältnis derſelben unter einander, die Abwechſelungen der Modulation und mancherlei andere Dinge mehr. Die Umänderung der für die Violine eingerichteten, dem Klavier aber nicht angemeſſenen Gedanken und Paſſagen lehrte ihn auch muſikaliſch denken, ſo daß er nach vollbrachter Arbeit ſeine Gedanken nicht mehr von ſeinen Fingern zu erwarten brauchte, ſondern ſie ſchon aus eigener Fantaſie nehmen konnte. So vorbereitet, bedurfte es nun nur Fleiß und ununterbrochene Uebung, um immer weiter und endlich auf einen Punkt zu kommen, auf welchem er ſich nicht nur ein Kunſt-Ideal erſchaffen, ſondern auch hoffen konnte, es mit der Zeit zu erreichen. An dieſer Uebung ließ er es nie fehlen. Er arbeitete ſo anhaltend und ſo emſig, daß er ſogar häufig die Nächte zu Hilfe nahm. Was er am Tage geſchrieben hatte, lernte er in der darauf folgenden Nacht ſpielen. Bei allem Fleiß, den er auf ſeine eigenen Verſuche wendete, unterließ er um dieſe Zeit doch nie, auch die Werke des Frescobaldi, Frobergers, Kerls, Pachelbels, Fiſchers, Struncks, Buxtehudens, Reinkens, Bruhns, Böhms und einiger alten franzöſiſchen Organiſten, die alle nach damaliger Art ſtarke Harmoniſten und Fugiſten waren, mit der größten Aufmerkſamkeit zu ſtudieren.

Nicht nur der Charakter aller dieſer Muſter, welche meiſtens für die Kirche beſtimmt waren, ſondern hauptſächlich ſein eigenes ernſthaftes Temperament führte ihn vorzüglich zur Bearbeitung des ernſthaften und hohen Stils in der Muſik. Bei dieſer Art von Muſik läßt ſich mit einer mäßigen Anzahl von Kunſtausdrücken oder Tonverbindungen nicht viel ausrichten. Er wurde bald gewahr, daß der damals vorhandene muſikaliſche Sprachſchatz erſt vermehrt werden müſſe, ehe das ihm vorſchwebende Kunſt-Ideal erreicht werden könne. Er ſah die Muſik völlig als eine Sprache und den Komponiſten als einen Dichter an, dem es, er dichte in welcher Sprache er wolle, nie an hinlänglichen Ausdrücken zur Darſtellung ſeiner Gefühle fehlen dürfe. Da nun wirklich in ſeiner Jugend die Kunſtausdrücke wenigſtens für ſeinen muſikaliſchen Dichtergeiſt noch nicht in hinlänglicher Anzahl vorhanden, auch außerdem noch nicht geſchmeidig genug waren, ſo ſuchte er beiden Mängeln zunächſt durch eine Behandlung der Harmonie abzuhelfen, die, ſo ſehr ſie auch ihrer eigentlichen Natur und Beſtimmung angemeſſen iſt, doch ihm allein eigen war.

So lange die Sprache der Muſik noch bloß melodiſche Ausdrücke oder bloß nach einander folgende Tonverbindungen hat, iſt ſie noch arm zu nennen. Durch hinzugefügte Baßtöne, wodurch ihr Verhältnis zu den Tonarten und den darin liegenden Akkorden etwas minder zweideutig wird, gewinnt ſie nicht ſowohl an Reichtum als an Beſtimmtheit. Eine auf ſolche Art begleitete Melodie, wenn auch nicht bloß Baßtöne, ſondern durch Mittelſtimmen ſogar die vollen Akkorde angegeben waren, wurde von unſern Vorfahren mit Recht noch immer Homophonie genannt. Ganz anders verhält ſichs, wenn zwei Melodien ſo mit einander verwebt werden, daß ſie gleichſam wie zwei verſchiedene Perſonen gleichen Standes und gleicher Bildung ſich mit einander unterreden. Dort war die Begleitung untergeordnet, mußte der erſtern als vornehmern Stimme nur dienen. Hier iſt kein ſolcher Unterſchied, und dieſe Art von Vereinigung zweier Melodien giebt Veranlaſſung zu neuen Tonverbindungen und dadurch zur Vermehrung des Reichtums an Kunſtausdrücken. Sowie mehrere Stimmen hinzugefügt und auf eine eben ſo freie ununtergeordnete Art mit einander verwebt werden, nimmt der Reichtum an Kunſtausdrücken noch mehr zu und wird endlich, wenn verſchiedenes Zeitmaß und die unendliche Mannigfaltigkeit der Rhythmen hinzukommt, unerſchöpflich. Die Harmonie iſt alſo nicht bloß als Begleitung einer einfachen Melodie, ſondern als eigentliches Vermehrungsmittel unſerer Kunſtausdrücke oder unſers muſikaliſchen Sprachreichtums zu betrachten. Sie muß aber auch alsdann, wenn ſie ein ſolches Vermehrungsmittel ſein ſoll, nicht in bloßer Begleitung, ſondern in der Verwebung mehrerer wirklichen Melodien beſtehen, deren jede das Wort bald oben, bald in der Mitte und bald unten führt und führen kann.

Aus einer ſolchen Verwebung mehrerer Melodien, die alle ſo ſangbar ſind, daß jede zu ihrer Zeit als Oberſtimme erſcheinen kann und wirklich erſcheint, beſteht die Joh. Seb. Bachiſche Harmonie in allen

Werken, die er ungefähr von dem Jahre 1720, oder von ſeinem 35ſten Lebensjahre an, bis an ſein Ende verfertigt hat. Er übertrifft hierin alle Komponiſten der Welt. Wenigſtens habe ich bei keinem von allen, deren Werke mir bekannt geworden ſind, je etwas ähnliches gefunden. In ſeinen vierſtimmigen Werken kann man ſogar bisweilen die Ober- und Unterſtimme weglaſſen und bloß an beiden Mittelſtimmen eine noch immer deutliche und ſangbare Muſik zu hören bekommen.

Um aber eine ſolche Harmonie hervorzubringen, in welcher die einzelnen Stimmen im höchſten Grade geſchmeidig und biegſam gegen einander ſein müſſen, wenn ſie alle einen freien, fließenden Geſang haben ſollen, bediente ſich Bach ganz beſonderer Mittel, die in den damaligen muſikaliſchen Lehrbüchern noch nicht gelehrt wurden, die ihn aber ſein großes Genie lehrte. Sie lagen in der großen Freiheit, die er dem Gange ſeiner Stimmen gab. Er übertrat dadurch alle hergebrachte und zu ſeiner Zeit für heilig gehaltene Regeln dem Scheine nach, aber nicht in der That. Denn er erfüllte ihren Zweck, der in nichts anderm als in der Beförderung reiner Harmonie und Melodie oder ſucceſſiven und coexiſtierenden Wohlklangs beſtehen kann, aufs vollkommenſte, nur auf ungewöhnlichen Wegen. Ich muß mich über dieſen Gegenſtand etwas näher erklären.

So wie es bei einzelnen Intervallen ſehr fühlbar iſt, ob ihre Folge ſteigen oder fallen muß, ſo iſt es auch bei ganzen Phraſen oder bei einzelnen Teilen derſelben, wenn ſie von einigem Umfange ſind, ſehr merklich, nach welchem Ziele ſie in Abſicht auf Modulation oder ihrem innern Sinne nach ſtreben. Dieſes Vorgefühl eines gewiſſen Ziels kann jede Stimme durch andere Intervalle erregen. Soll aber jede Stimme einen freien und fließenden Geſang erhalten, ſo müſſen zwiſchen den Tönen, die das erwähnte Ziel vorher fühlbar machen können oder ſollen, und denjenigen, mit welchen die Phraſe angefangen worden iſt, noch andere liegen, die den eben ſo zwiſchen beiden Hauptpunkten liegenden Tönen der übrigen Stimmen oft ſehr entgegen ſind, aber doch mit ihnen zugleich angeſchlagen werden können. Dies iſt ein ſogenannter Durchgang der Töne von der ausgedehnteſten Art. Sie gehen ſämtlich von einer Stelle aus, trennen ſich unterwegs, treffen aber genau am Ziele wieder zuſammen. Dieſer Art von Durchgang hat ſich noch niemand freier bedient als Bach, um dadurch allen ſeinen einzelnen Stimmen einen völlig freien und fließenden Geſang zu verſchaffen. Wenn nun ſeine Werke dieſer Art nicht völlig leicht vorgetragen werden, ſo entſtehen bisweilen zwiſchen dem Anfange und Ende einer Phraſe große Härten, und man wird anfänglich geneigt, ihn einer Uebertreibung zu beſchuldigen. Aber er hat nichts übertrieben; denn wenn man erſt ſo viel Kraft bekommt, ſie ihrem wahren Charakter gemäß vorzutragen, ſo klingen ſie nun deſto ſchöner, und es werden ſodann durch ihre zwar ſonderbaren, aber doch natürlichen Modulationen neue Gehörgänge in uns eröffnet, in die vorher noch nie ein Ton eingedrungen war.

Um jedoch auch im einzelnen etwas von Bachs Art zu ſagen, wie er die hergebrachten Regeln übertrat, bemerke ich, 1) daß er Octaven und Quinten machte, wenn ſie wohl klangen, das heißt: wenn die Urſache ihres Verbots nicht mehr vorhanden war. Daß es Fälle giebt, in welchen ſie wohl klingen, und daß ſie nur dann vermieden werden müſſen, wenn eine große Leerheit oder Nacktheit der Harmonie (oder, wenn es jemand lieber ſo nennen will, ein Harmonien-Sprung) durch ſie entſteht, weiß jedermann. Aber Bachs Quinten und Octaven haben nie leer oder ſchlecht geklungen. Allein er machte auch hierin einen großen Unterſchied. Unter gewiſſen Umſtänden konnte er ſogar zwiſchen zwei Mittelſtimmen nicht einmal verdeckte Quinten und Octaven ertragen, die man doch ſonſt höchſtens zwiſchen den beiden äußern Stimmen zu vermeiden ſucht; unter andern Umſtänden ſetzte er ſie aber ſo offenbar hin, daß ſie jedem Anfänger in der Kompoſition ein Aergernis gaben, ſich aber dennoch bald rechtfertigten. Sogar in den ſpätern Verbeſſerungen ſeiner frühern Arbeiten hat er Stellen, die nach dem erſten Entwurf ohne Tadel waren, bloß um des größern Wohlklangs willen ſo verändert, daß wirklich offenbare Octaven zum Vorſchein kamen. Ein ſolcher Fall findet ſich unter andern vorzüglich im erſten Teil ſeines wohltemp. Klaviers, in der Fuge aus dem E-dur, zwiſchen dem 5. und 4. vorletzten Takt. Ich bedaure es bis dieſe Stunde, daß ich bei Durchſicht der Abſchrift, nach welcher die Hoffmeiſter- und Kühnelſche Ausgabe geſtochen worden iſt, ſo ſchwach geweſen bin, bloß um dieſer dem Wohlklange übrigens beförderlichen Octave willen, die alte Leſeart ſtehen zu laſſen, die zwar regelrecht, aber ſteif iſt. In der neuern Leſeart iſt lauter leichter, ungezwungener Geſang in allen drei Stimmen. Welches iſt beſſer?

2) Jeder zufällig erhöhte Ton, ſo wie auch das Semitonium Modi kann der Regel nach nicht verdoppelt werden, weil der erhöhete Ton ſeiner Natur nach aufwärts ſteigen muß. Iſt er verdoppelt, ſo muß er doppelt aufſteigen, folglich Octaven machen. Bach verdoppelte wirklich ſehr oft nicht nur zufällig erhöhete Töne der Scala, ſondern auch die Semitonia Modi und machte doch keine Octaven. Solche Fälle finden ſich gerade in ſeinen allerſchönſten Werken. — Nicht als Uebertretung, ſondern mehr als Erweiterung einer Regel könnte angeſehen werden, daß er

3) der Meinung war und darnach arbeitete, daß auf einem liegenden Grundtone alles angeſchlagen werden könne, was im ganzen Tonvorrat in allen drei Klanggeſchlechten vorhanden ſei. Dieſe Sache gehört ſonſt eigentlich unter die ſogenannten Orgelpunkte, die gewöhnlich nichts anders als verzögerte Schlüſſe ſind. Bach hat ſie aber auch im Laufe ſeiner Stücke angewendet, wovon beſonders die letzte Gique ſeiner ſogenannten engliſchen Suiten ein merkwürdiges Beiſpiel iſt. Anfänglich will dieſe Gique gar nicht klingen, ſie wird aber nach und nach immer ſchöner, und das, was man bei noch unvollkommenem Vortrag für hart und rauh gehalten hat, fängt allmählig an, immer weicher, ſanfter und angenehmer zu werden, bis man am Ende ſich nicht ſatt daran hören und ſpielen kann.

Mit der eigenen Art von Harmonie, von welcher ich bisher geredet habe, hängt nun auch Bachs Modulation zuſammen, die nicht minder von eigener Art iſt. Der Begriff von Harmonie und Modulation läßt ſich kaum trennen, ſo nahe ſind beide mit einander verwandt. Und doch ſind ſie verſchieden. Unter Harmonie muß man nämlich den Zuſammenklang der verſchiedenen Stimmen, unter Modulation aber den Fortgang derſelben verſtehen. Modulation kann alſo auch in einer einzigen Stimme ſtattfinden, Harmonie aber nur in vielen. Ich will verſuchen mich deutlicher zu erklären.

Bei den meiſten Komponiſten findet man, daß ihre Modulation, oder wenn man lieber will, ihre Harmonie, langſam fortſchreitet. Bei ſehr ſtark beſetzten Muſiken an großen Plätzen, wie z. B. in Kirchen, wo der große Ton nur langſam verhallen kann, zeugt dieſe Einrichtung unſtreitig von der Klugheit eines Komponiſten, der ſeinem Werke gern die möglichſt vorteilhafte Ausnahme verſchaffen will. Aber bei der Inſtrumental- oder Kammermuſik iſt jene langſame Fortſchreitung wohl kein Beweis von Klugheit, ſondern weit öfter ein Zeichen, daß es dem Komponiſten an gehörigem Reichtum der Gedanken gefehlt habe. Bach hat dieſes alles gar wohl unterſchieden. Seine ſonſt von Gedanken überſtrömende Fantaſie wußte er in ſeinen großen Singwerken recht gut zurückzuhalten, in ſeinen Inſtrumentalwerken war aber dieſe Zurückhaltung nicht nötig. Da er noch überdem nie für den großen Haufen arbeitete, ſondern ſtets ſein Kunſt-Ideal, ohne alle Rückſicht auf Beifall oder etwas ihm Aehnliches, verfolgte, ſo hatte er gar keinen Grund, warum er weniger hätte geben ſollen, als er hatte, und geben konnte. Auch hat er dies nie gethan. Daher iſt in der Modulation ſeiner Inſtrumentalſtücke jede Fortſchreitung ein neuer Gedanke, ein beſtändig fortgehendes Leben und Weben im innern Kreiſe der gewählten und nächſtverwandten Tonarten. Er behält von der Harmonie, welche er hat, das meiſte bei, miſcht aber bei jeder Fortſchreitung etwas Verwandtes hinzu und geht auf dieſe Weiſe bis ans Ende eines Stückes ſo ſachte, ſo weich und allmählich vorwärts, daß kein Sprung oder harter Uebergang zu fühlen und doch kein Takt (ich möchte wohl ſagen, kein Glied eines Taktes) dem andern ähnlich iſt. Jeder Uebergang mußte bei ihm mit dem vorhergehenden Gedanken in Beziehung ſtehen und eine notwendige Folge deſſelben zu ſein ſcheinen. Jene plötzlichen Ausfälle, womit manche Komponiſten ihre Zuhörer frappieren wollen, kannte er nicht oder er verſchmähte ſie vielmehr. Selbſt in ſeiner Chromatik ſind die Fortſchreitungen ſo ſanft und weich, daß man ihre oft ſehr weiten Entfernungen kaum gewahr wird; man glaubt, er habe ſich nicht einen Schritt von ſeiner diatoniſchen Leiter entfernt. So wußte er alles aus dem ganzen Gebiete des Tonreichs zu vereinigen, was nur irgend mit einander in Beziehung geſetzt werden konnte.

6. Durch die Art, wie Joh. Seb. Bach die Harmonie und Modulation behandelte, mußte nun notwendig auch ſeine Melodie eine eigene Geſtalt annehmen. Bei der Vereinigung mehrerer zugleich mit einander fortlaufenden Melodien, welche ſämtlich ſingbar ſein ſollen, kann keine einzelne ſo hervorſtechend ſein, daß ſie die Aufmerkſamkeit des Zuhörers auf ſich allein ziehen könnte. Dieſes Hervorſtechende müſſen ſie hier gleichſam mit einander teilen, ſo daß bald die eine, bald die andere vorzüglich glänzen kann, deren Glanz aber dennoch von den neben ihnen herlaufenden, ebenfalls ſingenden Stimmen vermindert zu werden ſcheint, weil die Aufmerkſamkeit des Zuhörers dadurch geteilt wird. Ich ſage, vermindert zu werden ſcheint; denn im Grunde wird er nicht vermindert, ſondern vielmehr erhöht, wenn der Zuhörer Uebung genug hat, das Ganze auf einmal überſehen und faſſen zu können.*)

Außerdem nötigt eine ſolche Vereinigung mehrerer Stimmen den Komponiſten zu gewiſſen Wendungen in den einzelnen Melodien, zu welchen das homophoniſche Verfahren in der Kompoſition nicht nötigen kann. Eine einzelne Stimme braucht ſich nirgends durchzudrängen; mehrere aber müſſen ſich in ihrer Vereinigung bisweilen gar künſtlich und fein drehen, biegen und ſchmiegen. Dieſe Notwendigkeit des Durchdrängens veranlaßt daher ungewöhnliche, fremdartige, ganz neue, noch nie gehörte Wendungen in den Melodien, ſo wie ſie wohl wenigſtens eine von den Urſachen iſt, warum überhaupt Bachs Melodien mit den Melodien anderer Komponiſten ſo wenig Ähnlichkeit haben, und ſich ſo auffallend von allen unterſcheiden. Wenn dieſe Fremdartigkeit nicht ins Unnatürliche oder in Schwulſt ausartet, ſondern mit fließender, wahrer Singbarkeit verbunden bleibt, ſo iſt ſie für denjenigen, der ſie hervorzubringen weiß, ein Verdienſt mehr, und eigentlich das, was man Originalität nennt, die den einzigen Nachteil hat, daß ſie nicht fürs große Publikum, ſondern nur für ſehr gebildete Kenner brauchbar iſt.

Nicht alle Bachiſche Melodien ſind indeſſen von dieſer Art. Obgleich überall dieſelbe Originalität der Gedanken herrſcht, ſo ſind doch die Melodien ſeiner ſogenannten freien Kompoſitionen ſo offen, klar und deutlich, daß ſie zwar anders klingen als die Melodien anderer Komponiſten, aber dennoch auch von den ungeübteſten Zuhörern verſtanden und ihres inwohnenden Geiſtes wegen ſogar gefühlt werden können. Die meiſten Präludien aus ſeinem wohltemperierten Klavier, ſowie die meiſten Stücke aus ſeinen größern und kleinern Suiten ſind von dieſer Art.

So wie ſeine Melodie im ganzen ein ſolches Gepräge von Originalität hat, ſo haben es auch ſeine ſogenannten Paſſagen im einzelnen; ſie ſind ſo neu, ſo ungewöhnlich und dabei ſo glänzend und überraſchend, wie man ſie bei keinem andern Komponiſten antrifft. In allen ſeinen Klavierkompoſitionen finden ſich Beiſpiele hiervon in den großen Variationen, in dem erſten Teil der Klavierübung, in den engliſchen Suiten und in der chromatiſchen Fantaſie aber die auffallendſten. Es kommt hierbei wiederum auf den Reichtum der Gedanken an. Da alle Paſſagen nichts als zergliederte Akkorde ſind, ſo müſſen ſie notwendig deſto reicher und fremdartiger an Inhalt werden, je reicher und fremdartiger die ihnen zum Grunde liegenden Akkorde ſind.

Wie weit Bachs Nachdenken und Scharfſinn in der Behandlung der Melodie und Harmonie ging, wie ſehr er geneigt war, alle Möglichkeiten in beiden zu erſchöpfen, beweiſet auch ſein Verſuch, eine einzige Melodie ſo einzurichten, daß keine zweite ſingbare Stimme dagegen geſetzt werden konnte. Man machte ſich in jener Zeit zur Regel, daß jede Vereinigung von Stimmen ein ganzes machen und die zur vollſtändigen Angabe des Inhalts notwendigen Töne ſo erſchöpfen müſſe, daß nirgends ein Mangel fühlbar ſei, wodurch die Beifügung noch einer Stimme etwa möglich werden könnte. Man hatte dieſe Regel bis auf Bachs Zeit bloß auf den 2—3 und 4ſtimmigen Satz und zwar überall noch ſehr mangelhaft angewendet. Er that dieſer Regel nicht nur im 2—3 und 4ſtimmigen Satz volle Genüge, ſondern verſuchte auch ſie auf den einſtimmigen Satz auszudehnen. Dieſem Verſuch haben wir 6 Soli für die Violine und 6 andere für das Violoncell zu verdanken, die ohne alle Begleitung ſind und durchaus keine zweite ſingbare Stimme zulaſſen. Durch beſondere Wendungen der Melodie hat er die zur Vollſtändigkeit der Modulation erforderlichen Töne ſo in einer einzigen Stimme vereinigt, daß eine zweite weder nötig noch möglich iſt.

---

*) Viele halten dafür, die beſte Melodie ſei diejenige, welche ſogleich von jedermann gefaßt und nachgeſungen werden könne. Als Grundſatz kann dieſe Meinung gewiß nicht gelten. Denn ſonſt müßten die Volksmelodien, die häufig von Süden bis Norden von allen Menſchenklaſſen bis zu Knechten und Mägden herunter geſungen werden, die ſchönſten und beſten Melodien ſein. Ich würde den Satz umkehren, und ſagen: diejenige Melodie, die von jedermann ſogleich nachgeſungen werden kann, iſt von der gemeinſten Art. So könnte er vielleicht eher als Grundſatz gelten.

Nicht Eigenſchaft, ſondern vielmehr eine Folge ihrer Eigenſchaften iſt es, daß die Bachiſche Melodie nie veraltet. Sie bleibt ewig ſchön und ewig jung, wie die Natur, aus welcher ſie entſprungen iſt. Alles, was Bach ſeinen frühern Arbeiten vom damals herrſchenden Zeitgeſchmack beigemiſcht hat, iſt nun veraltet; wo er, wie in ſeinen ſpätern Werken, die Melodien aus der innern Quelle der Kunſt ſelbſt, ohne Rückſicht auf Modeformen, entwickelt hat, iſt alles noch ſo friſch und neu, als ob es erſt ſeit geſtern ins Leben gekommen wäre. Man wird wenig Kompoſitionen von gleichem Alter finden, von welchen etwas Aehnliches geſagt werden könnte. Selbſt die Werke ſo geiſtvoller Komponiſten, wie z. B. Reinhard Kaiſer und Händel waren, ſind früher veraltet, als man hätte glauben ſollen, und als ihre Urheber wohl ſelbſt geglaubt haben. Als Komponiſten fürs große Publikum waren ſie genötigt, dem herrſchenden Zeitgeſchmack nachzugeben, und Werke dieſes Geſchmacks können nicht länger dauern, als der Zeitgeſchmack ſelbſt. Nichts iſt aber wandelbarer und veränderlicher als jede Art des Zeitgeſchmacks, ſowie überhaupt alles, was Mode heißt. Bei Händel iſt jedoch merkwürdig, daß ſeine Singfugen noch nicht veraltet ſind, da hingegen von ſeinen Arien nur wenige noch anzuhören ſein möchten.

Die beſondere Beſchaffenheit der Bachiſchen Harmonie und Melodie war auch noch mit einem ſehr ausgedehnten und in ſich mannigfaltigen Gebrauch des Rhythmus verbunden. Bisher war nur vom innern oder logiſchen Verhältnis der harmoniſchen und melodiſchen Gedanken die Rede; dieſe Gedanken erfordern aber auch ein äußeres oder ein rhythmiſches Verhältnis, wodurch ihre an ſich ſchon große Mannigfaltigkeit nicht nur noch mannigfaltiger, ſondern auch charaktervoller wird. Zur zweckmäßigen und leichten Handhabung der mannigfaltigen Rhythmen zu gelangen, hatten die Komponiſten in Bachs Zeitalter eine vortreffliche Gelegenheit durch die ſogenannten Suiten, welche damals ſtatt unſerer Sonaten üblich waren. In ſolchen Suiten kamen zwiſchen den Präludien und Schluß-Giguen franzöſiſche Charakterſtücke und Tanzmelodien vor, bei welchen es vornehmlich auf den Rhythmus ankam. Die Komponiſten mußten alſo von einer großen Menge Takt-Arten, Tonfüßen und Rhythmen (die jetzt großenteils ganz unbekannt geworden ſind) Gebrauch machen und ſehr gewandt darin werden, wenn ſie jeder Tanzmelodie ihren beſtimmten Charakter und Rhythmus geben wollten. Auch dieſen Zweig der Kunſt hat Bach viel weiter getrieben als irgend einer ſeiner Vorgänger oder Zeitgenoſſen. Keine Art von Zeitverhältnis ließ er unverſucht und unbenutzt, um den Charakter ſeiner Stücke dadurch ſo verſchieden als möglich zu modificieren. Er bekam zuletzt eine ſolche Gewandtheit darin, daß er im Stande war, ſogar ſeinen Fugen bei allem künſtlichen Gewebe ihrer einzelnen Stimmen ein ſo auffallendes, charaktervolles, vom Anfange bis ans Ende ununterbrochenes und leichtes rhythmiſches Verhältnis zu geben, als wenn ſie nur Menuetten wären.

Überhaupt liegt eben die erſtaunliche Kunſt Bachs in dieſer überall gleich leichten Anwendung der bisher erwähnten Kunſtmittel. Die Kunſtform, welche er wählte, möchte zu den leichteſten oder zu den ſchwerſten gehören, ſeine Behandlung derſelben war immer gleich leicht, gleich glücklich. Nirgends findet man eine Spur, daß ihm etwas ſchwer geworden ſei. Er erreichte ſtets das Ziel, nach welchem er ſtrebte. Alles iſt vollendet, vollkommen in ſich; kein Ton kann vom Kenner anders gewünſcht werden, als er geſetzt iſt. Ich will das, was bisher geſagt worden iſt, auf einige einzelne Kunſtformen anwenden.

C. Ph. Emanuel ſagt in der Vorrede zu den von ihm herausgegebenen vierſtimmigen Choralgeſängen ſeines Vaters, die Welt ſei gewohnt geweſen, nichts als Meiſterſtücke von ihm zu ſehen. Dieſes Lob wurde zwar von einigen Recenſenten für übertrieben gehalten; es iſt aber wirklich nicht übertrieben, wenn man es bloß auf diejenigen ſeiner Werke anwendet, die er von der oben angegebenen Periode an, das heißt in den Jahren ſeiner Reife, gemacht hat. In mancher Gattung haben indeſſen andere Komponiſten ebenfalls Meiſterſtücke gemacht, die den ſeinigen in eben der Gattung mit Ehren an die Seite geſetzt werden können. So hat man z. B. Allemanden, Couranten ꝛc. von Händel und noch einigen wenigen andern, die nicht minder ſchön, obgleich minder reich ſind als Bachiſche. Aber in der Fuge und in allen mit ihr verwandten Arten des Contrapunkts und Canons ſteht er ganz allein, und ſo allein, daß weit und breit um ihn herum alles gleichſam leer und wüſte iſt. Nie iſt eine Fuge von irgend einem Komponiſten gemacht worden, die einer der ſeinigen an die Seite geſetzt werden könnte. Wer die Bachiſchen Fugen nicht kennt, wird ſich nicht einmal einen Begriff machen können, was eine wahre Fuge iſt und ſein ſoll. In Fugen gewöhnlicher Art herrſcht nichts als ein gewiſſer ſehr unbedeutender Kunſt-Schlendrian. Man nimmt ein Thema, giebt ihm einen Gefährten, verſetzt beide nach und nach in verwandte Tonarten und läßt ſie ſodann von den übrigen Stimmen in allen dieſen Verſetzungen mit einer Art von Generalbaßgriffen begleiten. Dies giebt eine Fuge, aber was für eine? Es iſt ſehr begreiflich, daß jemand, der nur ſolche Fugen kennen lernt, eben keinen hohen Begriff von der ganzen Gattung bekommen kann. Wie viel Kunſt gehört denn dazu, eines ſolchen Schlendrians mächtig zu werden?

Ganz anderer Art iſt die Bachiſche Fuge. In ihr ſind alle Forderungen erfüllt, die man ſonſt nur an freiere Kompoſitionsgattungen zu machen wagt. Ein charaktervolles Thema; ununterbrochen bloß aus demſelben hergeleiteter, eben ſo charaktervoller Geſang vom Anfange bis ans Ende; nicht bloß Begleitung in den übrigen Stimmen, ſondern in jeder ein ſelbſtändiger mit den andern einverſtandener Geſang, wiederum vom Anfange bis ans Ende; Freiheit, Leichtigkeit und Fluß im Fortgang des Ganzen; unerſchöpflicher Reichtum an Modulation, mit untadelhafter Reinheit verbunden; Entfernung jeder willkührlichen, nicht zum Ganzen notwendig gehörigen Note; Einheit und Mannigfaltigkeit im Stil, im Rhythmus und in den Tonfüßen und endlich ein über alles verbreitetes Leben, wobei es dem Spieler oder Hörer bisweilen vorkommt, als wenn alle Töne in Geiſter verwandelt wären: dies ſind die Eigenſchaften der Bachiſchen Fuge, Eigenſchaften, die bei jedem Kenner, welcher weiß, was für ein Maß von Geiſteskraft zur Hervorbringung ſolcher Werke erforderlich iſt, Bewunderung und Staunen erregen müſſen. Sollte auch ein ſolches Kunſtwerk, in welchem ſich alles vereinigt, was in andern Kompoſitionsgattungen, ihren veränderten Beſtimmungen nach, vereinzelt wird, nicht vorzügliche Bewunderung verdienen? Ich muß noch mehr ſagen. Alle Bachiſchen Fugen aus den Jahren ſeiner vollendeten Bildung haben die genannten Eigenſchaften mit einander gemein, alle ſind mit gleich großen Vorzügen ausgeſtattet, aber jede auf eine andere Art. Jede hat ihren eigenen, genau beſtimmten Charakter, ſo wie ihre eigenen davon abhängenden Wendungen in Melodie und Harmonie. Wenn man daher eine kennt und vortragen kann, ſo kennt man wirklich nur eine und kann auch nur eine vortragen, anſtatt daß man Folianten voll Fugen vieler andern Komponiſten aus Bachs Zeitalter kennt und vortragen kann, ſobald die Wendungen einer einzigen begriffen und der Hand geläufig geworden ſind.

Zu ſolchen Eigenſchaften und Vorzügen führen die contrapunktiſchen Künſte, wenn ſie recht, das heißt: wenn ſie ſo gebraucht worden, wie ſie Bach gebraucht hat. Durch ſie lernte er aus einem gegebenen Satz eine ganze Folge gleichartiger und doch verſchiedener Melodien in allen Arten des Geſchmacks und in allen Figuren entwickeln; durch ſie lernte er nicht bloß gut anfangen, ſondern auch gut ausführen und vollenden; durch ſie wurde er der Harmonie und ihrer unendlichen Verſetzungen ſo mächtig, daß er ganze Stücke von Note zu Note in allen Stimmen umkehren konnte, ohne dem fließenden Geſang oder dem reinen Satz den mindeſten Abbruch zu thun; durch ſie lernte er die künſtlichſten Canones in allen Intervallen und in allen Arten der Bewegung ſo leicht und fließend machen, daß nichts von der dabei angewendeten Kunſt merkbar wird, daß ſie vielmehr völlig wie freiere Tonſtücke klingen; durch ſie iſt er endlich in den Stand geſetzt worden, der Nachwelt eine große Anzahl von Kunſtwerken der verſchiedenſten Art zu hinterlaſſen, die ſämtlich Muſter der Kunſt ſind und bleiben werden, ſo lange die Kunſt ſelbſt nicht untergehen wird.*)

Das bisher Geſagte betrifft hauptſächlich Bachs Clavier- und Orgelkompoſitionen. Da ſich aber die Kunſt ihrer Anwendung nach in zwei Hauptzweige theilt, nämlich in Inſtrumental- und Vocal-Muſik, und Bach beide bearbeitet hat, ſo wird man vielleicht gern auch noch einige Worte über ſeine Singkompoſition leſen.

In Weimar fand er die erſte Veranlaſſung, ſich mit der Kompoſition für den Geſang zu beſchäftigen, als er zum Concertmeiſter ernannt wurde und als ſolcher die Kirchenmuſik in der daſigen Hofkirche zu beſorgen bekam. Der Stil, deſſen er ſich in ſeinen Kirchenmuſiken bediente, war wie der Stil ſeiner Orgelſachen, andächtig, feierlich und völlig ſo, wie der Kirchenſtil ſein muß. Dabei hatte er den ſehr richtigen Grundſatz, ſich nicht auf den Ausdruck einzelner Worte, wodurch bloße Spielereien entſtehen, ſondern nur auf den Ausdruck des ganzen Inhalts einzulaſſen. Seine Chöre ſind durchgehends voll Pracht und Feierlichkeit. Sehr häufig wählte er eine Choralmelodie dazu und ließ nach Motetten-Art die übrigen Stimmen um ſie herum fugieren. Derſelbe Reichtum der Harmonie, den man in ſeinen übrigen Werken findet, herrſcht auch hier, nur den Singſtimmen und der gewählten Inſtrumental-Begleitung angemeſſen. Seine Recitative ſind gut deklamiert und mit reichen Bäſſen verſehen. Bei ſeinen Arien, unter welchen ſich viele von der feinſten und ausdrucksvollſten Melodie finden, ſcheint er ſich oft eingeſchränkt und nach den Kräften ſeiner Sänger und Spieler gerichtet zu haben, die aber deſſen ungeachtet ewige Klagen über die Schwierigkeiten derſelben zu führen hatten. Wäre er ſo glücklich geweſen, lauter gute Ausführer ſeiner Kirchenarbeiten zu haben, ſo würden ſie gewiß Eindrücke ihrer Vortrefflichkeit hinterlaſſen haben und ſo wie ſeine andern Werke noch jetzt bewundert und genutzt werden. Der unerſchöpfliche Schatz von Kunſt, welcher in ihnen liegt, wäre einer längern Aufbewahrung gewiß wert geweſen.

---

*) Es giebt Perſonen, die der Meinung ſind, Bach habe nur die Harmonie vervollkommnet. Wenn man aber den richtigen Begriff von Harmonie hat, nach welchem ſie ein Erweiterungs- oder Vermehrungsmitttel der Kunſtausdrücke iſt, ſo kann ſie nie ohne Melodie gedacht werden. Wenn ſie nun gar ſo wie die Bachiſche eine vervielfältigte Melodie iſt, ſo ſehe ich nicht ein, wie man obiger Meinung ſein kann. Nach meinen Begriffen könnte man weit eher ſagen, dieſer oder jener habe nur die Melodie vervollkommnet, weil ſogar ſchöne Melodie ohne Harmonie, aber keine ſchöne und wahre Harmonie ohne Melodie beſtehen kann. Wer demnach die Harmonie vervollkommnet hat, hat das Ganze vervollkommnet, der Melodiſt aber nur einen Teil des Ganzen.

Unter ſehr vielen Gelegenheits-Muſiken, die er in Leipzig verfertigt hat, gedenke ich nur zweier Trauer-Cantaten, deren eine bei der Begräbnis-Feier ſeines geliebten Fürſten Leopold zu Cöthen, die andere aber bei der Trauerrede auf den Tod der Königin von Polen und Churfürſtin zu Sachſen, Chriſtiane Eberhardine, in der Paulinerkirche zu Leipzig aufgeführt wurde. Die erſte enthält Doppelchöre von ungemeiner Pracht und vom rührendſten Ausdruck; die zweite hat zwar nur einfache Chöre, aber ſo anziehende, daß wer einmal angefangen hat, einen durchzuſpielen, nicht davon kommen wird, ohne ihn geendigt zu haben. Sie iſt im Oktober 1727 komponiert.

Außer den bisher angezeigten Werken für den Geſang hat Bach auch ſehr viele Motetten, hauptſächlich für das Chor der Leipziger Thomas-Schule, gemacht. Dieſes Chor hat ſtets gegen 50, auch wohl bisweilen mehr Sänger enthalten, für deren muſikaliſche Bildung Bach väterlich ſorgte und ihnen durch ein-, zwei- und mehrchörige Motetten ſo viel Übung verſchaffte, daß ſie wenigſtens ſichere Treffer und reinliche Chorſänger werden konnten. Unter den zu dieſem Zwecke beſtimmten 2chörigen Motetten finden ſich mehrere, die an Pracht, an Reichtum der Harmonie und Melodie und an Leben und Geiſt alles übertreffen, was man von dieſer Art hören kann. Sie ſind aber, wie alle Bachiſche oder vielmehr wie alle reichen, großen Kunſtwerke, ſchwer auszuführen und müſſen noch überdies ſtark beſetzt ſein, wenn ſie ihre volle Wirkung thun ſollen.

Dies iſt das Wichtigſte von Bachs Werken für den Geſang. Für die kleinere, der geſelligen Unterhaltung gewidmete Kunſt hat er nichts, wenigſtens nicht viel gethan, ein ſo geſelliger und freundlicher Mann er auch ſonſt war. So ſoll er z. B. nie ein Lied gemacht haben. Dazu bedurfte es aber auch ſeiner nicht. Dieſe kleinen lieblichen Kunſtblümchen werden deswegen doch nie ausgehen; die Natur treibt ſie allenfalls auch ohne eine beſondere Pflege von ſelbſt hervor.

Es giebt manche gute Komponiſten und geſchickte Virtuoſen für alle Inſtrumente, welche nicht imſtande ſind, das, was ſie wiſſen oder können, andere zu lehren. Sie haben mit der Uebung, durch welche ihre natürlichen Anlagen entwickelt wurden, entweder nicht hinlängliche Aufmerkſamkeit verbunden, oder ſie ſind durch guten Unterricht auf dem geradeſten Wege zu einem gewiſſen Ziel geführt worden und haben das Nachdenken über die Urſachen, warum etwas ſo und nicht anders gedacht werden müſſe, ihren Lehrern überlaſſen. Wenn ſolche Künſtler wirklich gut unterrichtet ſind, ſo kann ihre Ausübung für Anfänger lehrreich werden, aber unterrichten können ſie eigentlich nicht. Der mühſame Weg des Selbſtunterrichts, auf welchem ſich der Lehrling tauſendmal verirrt, ehe er das Ziel entdeckt oder erreicht, iſt vielleicht der einzige, der einen vollkommen guten Lehrer hervorbringen kann. Die öftern fruchtloſen Verſuche und Verirrungen machen nach und nach mit dem ganzen Kunſtgebiet bekannt, und jedes Hindernis des Fortkommens wird entdeckt und vermeiden gelernt. Freilich iſt dieſer Weg der längere; wer aber Kraft in ſich hat, wird ihn dennoch vollenden und zum Lohn ſeiner Anſtrengungen ſein Ziel auf einem deſto anmutigern Weg finden lernen. Alle diejenigen, welche je eine eigene Schule in der Muſik geſtiftet haben, ſind auf ſolchen beſchwerlichen Wegen dazu gelangt. Der von ihnen entdeckte neue, anmutigere Weg war das, was ihre Schule von andern Schulen unterſchied.

Ebenſo iſt es mit der Bachiſchen Schule beſchaffen. Ihr Urheber irrte lange umher, mußte erſt ein Alter von mehr als 30 Jahren erreichen und durch ſtete Anſtrengungen an Kräften immer mehr wachſen, bis er alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe überwinden lernte. Dafür hat er aber auch am Ende den ſchönſten und reizendſten Weg entdeckt, welchen es vielleicht im ganzen Kunſtgebiete giebt.

Nur derjenige, welcher viel weiß, kann viel lehren. Nur derjenige, welcher Gefahren kennen gelernt, ſelbſt ausgeſtanden und überwunden hat, kann ſie gehörig bemerklich machen und ſeine Nachfolger mit Erfolg belehren, wie ihnen ausgewichen werden müſſe. Beides vereinigte ſich bei Bach. Sein Unterricht wurde dadurch der lehrreichſte, zweckmäßigſte und ſicherſte, den es je gegeben hat, und alle ſeine Schüler traten, wenigſtens in irgend einem Zweig der Kunſt, in die Fußtapfen ihres großen Meiſters, obgleich keiner ihn erreichte und noch viel weniger übertraf.

Ich will zuerſt etwas über ſeinen Unterricht im Spielen ſagen. Das erſte, was er hierbei that, war, ſeine Schüler die ihm eigene Art des Anſchlags, von welcher ſchon geredet worden iſt, zu lehren. Zu dieſem Behufe mußten ſie mehrere Monate hindurch nichts als einzelne Sätze für alle Finger beider Hände, mit ſteter Rückſicht auf dieſen deutlichen und ſaubern Anſchlag, üben. Unter einigen Monaten konnte keiner von dieſen Uebungen loskommen, und ſeiner Ueberzeugung nach hätten ſie wenigſtens 6 bis 12 Monate lang fortgeſetzt werden müſſen. Fand ſich aber, daß irgend einem derſelben nach einigen Monaten die Geduld ausgehen wollte, ſo war er ſo gefällig, kleine zuſammenhängende Stücke vorzuſchreiben, worin jene Uebungsſätze in Verbindung gebracht waren. Von dieſer Art ſind die 6 kleinen Präludien für Anfänger und noch mehr die 15 zweiſtimmigen Inventionen. Beide ſchrieb er in den Stunden des Unterrichts ſelbſt nieder und nahm dabei bloß auf das gegenwärtige Bedürfnis des Schülers Rückſicht. In der Folge hat er ſie aber in ſchöne, ausdrucksvolle kleine Kunſtwerke umgeſchaffen. Mit dieſer Fingerübung entweder in einzelnen Sätzen oder in den dazu eingerichteten kleinen Stücken war die Uebung aller Manieren in beiden Händen verbunden.

Hierauf führte er ſeine Schüler ſogleich an ſeine eigenen größeren Arbeiten, an welchen ſie, wie er recht gut wußte, ihre Kräfte am beſten üben konnten. Um ihnen die Schwierigkeiten zu erleichtern, bediente er ſich eines vortrefflichen Mittels, nämlich: er ſpielte ihnen das Stück, welches ſie einüben ſollten, ſelbſt erſt im Zuſammenhange vor und ſagte dann: So muß es klingen. Man kann ſich kaum vorſtellen, mit wie vielen Vorteilen dieſe Methode verbunden iſt. Wenn durch das Vergnügen, ein ſolches Stück in ſeinem wahren Charakter zuſammenhängend vortragen zu hören, auch nur der Eifer und die Luſt des Schülers angefeuert würde, ſo wäre der Nutzen ſchon groß genug. Allein dadurch, daß der Schüler nun auch auf einmal einen Begriff bekommt, wie das Stück eigentlich klingen muß, und welchen Grad von Vollkommenheit er zu erſtreben hat, wird der Nutzen noch ungleich größer. Denn ſowohl das eine als das andere kann der Schüler ohne ein ſolches Erleichterungsmittel nur nach und nach, ſo wie er die mechaniſchen Schwierigkeiten allmählich überwindet, und vielleicht doch nur ſehr unvollkommen kennen und fühlen lernen. Ueberdies iſt nun der Verſtand mit in das Spiel gezogen worden, unter deſſen Leitung die Finger weit beſſer gehorchen, als ſie ohne dieſelbe vermögen würden. Kurz, dem Schüler ſchwebt nun ein Ideal vor, welches den Fingern die im gegebenen Stücke liegenden Schwierigkeiten erleichtert, und mancher junge Klavierſpieler, der kaum nach Jahren einen Sinn in ein ſolches Stück zu bringen weiß, würde es vielleicht in einem Monat recht gut gelernt haben, wenn es ihm nur ein einziges Mal im gehörigen Zuſammenhange und in gehöriger Vollkommenheit vorgeſpielt worden wäre.

So zweckmäßig und ſicher Bachs Lehrart im Spielen war, ſo war ſie es auch in der Kompoſition. Den Anfang machte er nicht mit trockenen, zu nichts führenden Contrapunkten, wie es zu ſeiner Zeit von andern Muſiklehrern geſchah; noch weniger hielt er ſeine Schüler mit Berechnungen der Tonverhältniſſe auf, die nach ſeiner Meinung nicht für den Komponiſten, ſondern für den bloßen Theoretiker und Inſtrumentenmacher gehörten. Er ging ſogleich an den reinen vierſtimmigen Generalbaß und drang dabei ſehr auf das Ausſetzen der Stimmen, weil dadurch der Begriff von der reinen Fortſchreitung der Harmonie am anſchaulichſten gemacht wird. Hierauf ging er an Choräle. Bei dieſen Uebungen ſetzte er ſelbſt anfänglich die Bäſſe und ließ von den Schülern nur den Alt und Tenor dazu erfinden. Nach und nach ließ er ſie auch die Bäſſe machen. Ueberall ſah er nicht nur auf die höchſte Reinigkeit der Harmonie an ſich, ſondern auch auf natürlichen Zuſammenhang und fließenden Geſang aller einzelnen Stimmen. Was für Muſter er ſelbſt in dieſer Art geliefert hat, weiß jeder Kenner; ſeine Mittelſtimmen ſind oft ſo ſangbar, daß ſie als Oberſtimmen gebraucht werden könnten. Nach ſolchen Vorzügen mußten auch ſeine Schüler in dieſen Uebungen ſtreben, und ehe ſie nicht einen hohen Grad von Vollkommenheit hierin erreicht hatten, hielt er es nicht für ratſam, ſie eigene Erfindungen verſuchen zu laſſen. Ihr Gefühl für Reinigkeit, Ordnung und Zuſammenhang in den Stimmen mußte erſt an andern Erfindungen geſchärft und gleichſam zu einer Gewohnheit werden, ehe er ihnen zutraute, dieſelben Eigenſchaften ihren eigenen Erfindungen geben zu können.

Ueberdies ſetzte er bei allen ſeinen Kompoſitionsſchülern die Fähigkeit, muſikaliſch denken zu können, voraus. Wer dieſe nicht hatte, erhielt von ihm den aufrichtigen Rat, mit der Kompoſition ſich nicht zu beſchäftigen. Daher fing er auch ſowohl mit ſeinen Söhnen als andern Schülern das Kompoſitions-Studium nicht eher an, bis er Verſuche von ihnen geſehen hatte, worin er dieſe Fähigkeit oder das, was man muſikaliſches Genie nennt, zu bemerken glaubte. Wenn ſodann die ſchon erwähnten Vorbereitungen in der Harmonie geendigt waren, nahm er die Lehre von den Fugen vor und machte mit zweiſtimmigen den Anfang u. ſ. w. In allen dieſen und andern Kompoſitionsübungen hielt er ſeine Schüler ſtrenge an, 1) ohne Klavier, aus freiem Geiſte zu komponieren. Diejenigen, welche es anders machen wollten, ſchalt er Klavier-Ritter, 2) ein ſtetes Augenmerk ſowohl auf den Zuſammenhang jeder einzelnen Stimme für und in ſich, als auf ihr Verhältnis gegen die mit ihr verbundenen und zugleich fortlaufenden Stimmen zu haben.

Keine, auch nicht eine Mittelſtimme durfte abbrechen, ehe das, was ſie zu ſagen hatte, vollſtändig geſagt war. Jeder Ton mußte ſeine Beziehung auf einen vorhergehenden haben; erſchien einer, dem nicht anzuſehen war, woher er kam, oder wohin er wollte, ſo wurde er als ein verdächtiger ohne Anſtand verwieſen. Dieſer hohe Grad von Genauigkeit in der Behandlung jeder einzelnen Stimme iſt es eben, was die Bachiſche Harmonie zu einer vielfachen Melodie macht. Das unordentliche Untereinanderwerfen der Stimmen, ſo daß ein Ton, welcher in den Tenor gehört, nun in den Alt geworfen wird und umgekehrt; ferner das unzeitige Einfallen mehrerer Töne bei einzelnen Harmonien, die, wie vom Himmel gefallen, die angenommene Anzahl der Stimmen auf einer einzelnen Stelle plötzlich vermehren, auf der folgenden Stelle aber wieder verſchwinden und auf keine Weiſe zum Ganzen gehören, kurz das, was Seb. Bach mit dem Worte mantſchen (ſudeln, Töne und Stimmen unordentlich untereinander mengen) bezeichnet haben ſoll, findet ſich weder bei ihm ſelbſt, noch bei irgend einem ſeiner Schüler. Er ſah ſeine Stimmen gleichſam als Perſonen an, die ſich wie eine geſchloſſene Geſellſchaft mit einander unterredeten. Waren ihrer drei, ſo konnte jede derſelben bisweilen ſchweigen und den andern ſo lange zuhören, bis ſie ſelbſt wiederum etwas Zweckmäßiges zu ſagen hatte. Kamen aber auf ein Mal mitten in der beſten Unterredung ein paar unberufene und unbeſcheidene fremde Töne in ihre Mitte geſtürzt und wollten ein Wort, vielleicht gar nur eine Silbe eines Worts ohne Verſtand und Beruf mit einſprechen, ſo hielt dies Bach für eine große Unordnung und bedeutete ſeine Schüler, daß ſie nie zu geſtatten ſei.

Bei aller Strenge dieſer Art, geſtattete er dennoch auf einer andern Seite ſeinen Schülern große Freiheiten. Sie durften im Gebrauch der Intervallen, in den Wendungen der Melodie und Harmonie alles wagen, was ſie wollten und konnten, nur mußte nichts vorkommen, was dem muſikaliſchen Wohlklang oder der völlig richtigen, unzweideutigen Darſtellung des innern Sinnes, um deswillen alle Reinigkeit der Harmonie geſucht wird, nachteilig ſein konnte. So wie er ſelbſt hierin alle Möglichkeiten verſucht hat, ſo ſah er es auch gerne, wenn ſeine Schüler es thaten. Andere Kompoſitionslehrer vor ihm, wie z. B. Berardi, Bononcini und Fux geſtatteten nicht ſo viele Freiheiten. Sie waren bange, daß ihre Schüler dadurch in Gefahren verwickelt werden möchten, veranlaßten aber dadurch offenbar, daß ſie auch nie Gefahren überwinden lernten. Die Lehrart Bachs iſt daher gewiß zweckmäßiger und führt weiter. Auch ſchränkt er ſich überhaupt nicht ſo wie ſeine Vorgänger bloß auf den reinen Satz an ſich ein, ſondern nimmt überall Rückſicht auf die noch übrigen Erforderniſſe einer wirklich guten Kompoſition, nämlich auf Einheit des Charakters durch ein ganzes Stück, auf Verſchiedenheit des Stils, auf den Rhythmus, auf Melodie 2c.

Endlich durften ſeine Schüler, ſo lange ſie unter ſeiner muſikaliſchen Aufſicht ſtanden, außer ſeinen eigenen Kompoſitionen nichts als klaſſiſche Kunſtwerke ſtudieren und kennen lernen. Der Verſtand, durch welchen das wahre Gute erſt erkannt wird, entwickelt ſich ſpäter als das Gefühl, nicht zu gedenken, daß auch ſelbſt dieſer durch häufige Beſchäftigung mit unechter Kunſt irre gemacht und verwöhnt werden kann. Gewöhnung an das Gute iſt daher die beſte Lehrart für die Jugend. Die Begriffe davon folgen mit der Zeit nach und können dann die Anhänglichkeit an lauter echte Kunſtwerke immer mehr befeſtigen.

Alle ſeine Schüler ſind bei dieſer ſo vortrefflichen Lehrart ausgezeichnete Künſtler geworden, obgleich einer mehr als der andere, je nachdem einer entweder früher in ſeine Schule kam oder in der Folge Aufmunterung und Veranlaſſung zur fernern Ausbildung und Anwendung des von ihm erhaltenen Unterrichts fand. Seine beiden älteſten Söhne, Wilh. Friedemann und C. Ph. Emanuel, ſind indeſſen doch die ausgezeichnetſten unter ihnen geworden, gewiß nicht, weil er ihnen beſſern Unterricht als ſeinen übrigen Schülern erteilt hat, ſondern weil ſie ſchon von ihrer erſten Jugend an Gelegenheit hatten, im väterlichen Hauſe nichts als gute Muſik zu hören. Sie wurden alſo ſchon frühe, ſelbſt ehe ſie noch Unterricht erhielten, an das Vorzüglichſte der Kunſt gewöhnt, anſtatt daß die übrigen, ehe ſie ſeines Unterrichts teilhaft werden konnten, entweder noch nichts Gutes gehört hatten oder durch gemeine Kompoſitionen ſchon verwöhnt waren. Man kann übrigens die Güte der Schule daran erkennen, daß, ungeachtet ſolcher Nachteile, auch ſelbſt dieſe Bachiſchen Schüler dennoch ſämtlich einen hohen Kunſtſinn erhalten und ſich auf eine oder die andere Art ausgezeichnet haben.

Ich habe geſagt, daß Bachs Söhne ſich unter ſeinen Schülern am meiſten ausgezeichnet haben. Der älteſte, Wilh. Friedemann, kam in der Originalität aller ſeiner Gedanken ſeinem Vater am nächſten. Alle ſeine Melodien ſind anders gewendet als die Melodien anderer Komponiſten und doch nicht nur äußerſt natürlich, ſondern zugleich außerordentlich fein und zierlich. Fein vorgetragen, wie er ſelbſt ſie vortrug, müſſen ſie notwendig jeden Kenner entzücken. Nur Schade, daß er mehr phantaſierte und bloß in der Phantaſie nach muſikaliſchen Delikateſſen grübelte, als ſchrieb. Die Anzahl ſeiner ſchönen Kompoſitionen iſt daher nicht groß.

C. Ph. Emanuel folgt zunächſt auf ihn. Dieſer kam frühe genug in die große Welt, um noch zu rechter Zeit zu bemerken, wie man für ein ausgebreitetes Publikum komponieren müſſe. Er nähert ſich daher an Deutlichkeit und leichter Faßlichkeit ſeiner Melodien ſchon etwas dem Populären, bleibt aber noch vollkommen edel. Beide älteſte Söhne geſtanden übrigens offenherzig: ſie hätten ſich notwendig eine eigene Art von Stil wählen müſſen, weil ſie ihren Vater in dem ſeinigen doch nie erreicht haben würden.

Johann Chriſtoph Friedrich, Bückeburgiſcher Concertmeiſter, ahmte die Manier Emanuels nach, erreichte ſeinen Bruder aber nicht. Er ſoll jedoch nach Wilhelm Friedemanns Ausſage unter den Brüdern der ſtärkſte Spieler geweſen ſein und ſeines Vaters Klavierkompoſitionen am fertigſten vorgetragen haben.

Johann Chriſtian, der ſogenannte Mailändiſche, nachher Londonſche Bach, hatte als jüngſter Sohn zweiter Ehe das Glück nicht mehr, ſeines Vaters Unterricht zu genießen. Der Bachiſche Originalgeiſt iſt daher in keinem ſeiner Werke zu finden. Er iſt dagegen ein Volkskomponiſt geworden, der zu ſeiner Zeit allgemein beliebt war.

8. Außer den großen Verdienſten, welche Bach in der Kunſt als vollendeter Spieler, Komponiſt und Muſiklehrer hatte, beſaß er auch das Verdienſt, ein vorzüglich guter Hausvater, Freund und Staatsbürger zu ſein. Die Tugenden des Hausvaters bewies er durch ſeine Sorgfalt für die Bildung ſeiner Kinder und die übrigen durch gewiſſenhafte Erfüllung geſellſchaftlicher und bürgerlicher Pflichten. Sein Umgang war jedermann angenehm. Wer nur irgend ein Kunſtliebhaber war, er mochte fremd oder einheimiſch ſein, konnte ſein Haus beſuchen und ſicher ſein, eine freundliche Aufnahme zu finden. Dieſe geſelligen Tugenden mit ſeinem großen Kunſtruf vereint, waren auch Urſache, daß ſein Haus faſt nie von Beſuchen leer wurde.

Als Künſtler war er außerordentlich beſcheiden. Bei dem großen Uebergewicht, welches er über ſeine Kunſtverwandten hatte und gewiß fühlen mußte, bei der Bewunderung und Ehrerbietung, die ihm täglich als ſo hervorragendem Künſtler bewieſen wurde, hat man doch kein Beiſpiel, daß er je irgend einen Anſpruch darauf gebaut hätte. Wenn er bisweilen gefragt wurde, wie er es denn angefangen habe, der Kunſt in einem ſo hohen Grade mächtig zu werden, antwortete er gewöhnlich: „Ich habe fleißig ſein müſſen; wer eben ſo fleißig iſt, der wird es eben ſo weit bringen können". Auf ſeine größern angeborenen Gaben ſchien er nichts zu rechnen. Alle ſeine Urteile über andere Künſtler und ihre Werke waren freundlich und billig. Es mußte ihm notwendig manches Kunſtwerk klein vorkommen, da er ſich ausſchließend faſt immer mit der höhern, größern Kunſt beſchäftigte; dennoch hat er ſich nie erlaubt ein hartes Urteil darüber zu äußern, es müßte denn gegen einen ſeiner Schüler geweſen ſein, welchen er reine, ſtrenge Wahrheit ſchuldig zu ſein glaubte. Noch weniger hat er ſich je durch das Gefühl ſeiner Kraft und Uebermacht verleiten laſſen, ein herausfordernder muſikaliſcher Renommiſt zu werden, wie dies ſo häufig der Fall bei Spielern iſt, die ſich für ſtark halten, wenn ſie einen ſchwächern vor ſich zu ſehen glauben. Seine Beſcheidenheit ging hierin ſo weit, daß er ſelbſt von dem muſikaliſchen Wettſtreit, welchen er gegen Marchand beſtehen ſollte, nie freiwillig ſprach, ob er gleich hier nicht Ausforderer, ſondern der Aufgeforderte war. Die vielen zum Teil abenteuerlichen Fechterſtreiche, die ihm nachgeſagt werden, z. B. daß er bisweilen, als ein armer Dorfſchulmeiſter gekleidet, in eine Kirche gekommen ſei und den Organiſten gebeten habe, ihn einen Choral ſpielen zu laſſen, um ſodann das durch ſein Spielen erregte allgemeine Staunen der Anweſenden zu genießen oder vom Organiſten zu hören, er müſſe entweder Bach oder der Teufel ſein 2c., ſind erdichtete Märchen. Er ſelbſt hat nie etwas davon wiſſen wollen. Auch hatte er zu viel wahre Kunſt, als daß er ſolche Scherze mit ihr hätte treiben können. Ein Künſtler wie Bach wirft ſich nicht weg.

In muſikaliſchen Geſellſchaften, in welchen Quartette oder vollſtimmigere Inſtrumentalſtücke aufgeführt wurden und er ſonſt nicht dabei beſchäftigt war, machte es ihm Vergnügen, die Bratſche mit zu ſpielen. Er befand ſich mit dieſem Inſtrument gleichſam in der Mitte der Harmonie, aus welcher er ſie von beiden Seiten am beſten hören und genießen konnte. Wenn es in ſolchen Geſellſchaften die Gelegenheit mit ſich brachte, accompagnierte er auch bisweilen ein Trio oder ſonſt etwas mit dem Flügel. War er dann fröhlichen Geiſtes und wußte, daß es der etwa anweſende Komponiſt des Stücks nicht übel nehmen würde, ſo pflegte er, wie ſchon oben geſagt worden, entweder aus dem bezifferten Baß ein neues Trio oder aus 3 einzelnen Stimmen ein Quartett aus dem Stegreif zu machen. Dies ſind aber wirklich die einzigen Fälle wobei er gegen andere bewies, wie ſtark er war. Ein gewiſſer Hurlebuſch aus Braunſchweig, ein eingebildeter und übermütiger Klavierſpieler, beſuchte ihn einſt in Leipzig, nicht um ihn zu hören, ſondern um ſich hören zu laſſen. Bach nahm ihn freundlich und höflich auf, hörte ſein ſehr unbedeutendes Spielen mit Geduld an, und als er beim Abſchied den älteſten Söhnen ein Geſchenk mit einer gedruckten Sammlung von Sonaten machte, mit der Ermahnung, daß ſie ſie recht fleißig ſtudieren möchten (ſie, die ſchon ganz andere Sachen ſtudiert hatten), lächelte er doch bloß in ſich und wurde gegen den Fremden nicht im mindeſten unfreundlicher.

Er mochte gern fremde Muſik hören. Wenn er nun in einer Kirche eine ſtark beſetzte Fuge hörte, und einer ſeiner beiden älteſten Söhne ſtand etwa neben ihm, ſo ſagte er ſtets vorher, ſobald er die erſten Eintritte des Themas gehört hatte, was der Komponiſt von rechtswegen anbringen müſſe, und was möglicher Weiſe angebracht werden könne. Hatte nun der Komponiſt gut gearbeitet, ſo trafen ſeine Vorherſagungen ein; dann freute er ſich und ſtieß den Sohn an, um ihn aufmerkſam darauf zu machen. Man ſieht hieraus, daß er auch die Kunſt anderer ſchätzte.

Die Komponiſten, die er in ſeiner Jugend ſtudierte, ſchätzte und liebte, ſind ſchon genannt. In ſeinem ſpätern, völlig reifen Alter wurden ſie aber verdrängt. Hingegen hielt er nun viel auf den ehemaligen Kaiſerlichen Ober-Kapellmeiſter Fux, auf Händel, auf Caldara, auf Reinh. Kayſer, auf Haſſe, beide Graune, Telemann, Zelenka, Benda ꝛc., überhaupt auf alles, was damals in Dresden und Berlin am vorzüglichſten war. Die erſten vier, nämlich Fux, Händel, Caldara und Kayſer, kannte er nicht perſönlich, die übrigen aber ſämtlich. Mit Telemann hatte er in ſeiner Jugend vielen Umgang. Händel achtete er ſehr hoch und wünſchte oft, ihn perſönlich kennen zu lernen. Da Händel ebenfalls ein großer Klavier- und Orgelſpieler war, ſo wünſchten auch viele Muſikfreunde in Leipzig und in der dortigen Gegend, beide große Männer einmal gegen einander zu hören. Aber Händel konnte nie die Zeit zu einer ſolchen Zuſammenkunft finden. Er war dreimal aus London zum Beſuch nach Halle (ſeiner Vaterſtadt) gekommen. Beim erſten Beſuch, etwa im Jahr 1719, war Bach noch in Cöthen, nur 4 kleine Meilen von Halle entfernt. Er erfuhr Händels Ankunft ſogleich und ſäumte keinen Augenblick, ihm unverzüglich ſeinen Beſuch abzuſtatten, aber gerade am Tage ſeiner Ankunft reiſte Händel wieder von Halle ab. Beim zweiten Händelſchen Beſuch in Halle (zwiſchen 1730—1740) war Bach ſchon in Leipzig, aber krank. Er ſandte aber, ſobald er Händels Ankunft in Halle erfahren hatte, ſogleich ſeinen älteſten Sohn, Wilhelm Friedemann, dahin und ließ Händel aufs höflichſte zu ſich nach Leipzig einladen. Händel bedauerte aber, daß er nicht kommen könne. Beim dritten Händelſchen Beſuch, um das Jahr 1752 oder 1753, war Bach ſchon tot. Sein Wunſch, Händel perſönlich kennen zu lernen, wurde ihm alſo eben ſo wenig erfüllt, als der Wunſch vieler Muſikfreunde, die ihn und Händel gern neben einander geſehen und gehört hätten.

In Dresden war die Kapelle und die Oper, während Haſſe Kapellmeiſter dort war, ſehr glänzend und vortrefflich. Bach hatte ſchon in frühern Jahren dort viele Bekannte, von welchen allen er ſehr geehrt wurde. Auch Haſſe nebſt ſeiner Gattin, der berühmten Fauſtina, waren mehrere Male in Leipzig geweſen und hatten ſeine große Kunſt bewundert. Er hatte auf dieſe Weiſe immer eine ausgezeichnet ehrenvolle Aufnahme in Dresden und ging oft dahin, um die Oper zu hören. Sein älteſter Sohn mußte ihn gewöhnlich begleiten. Er pflegte dann einige Tage vor der Abreiſe im Scherz zu ſagen: „Friedemann, wollen wir nicht die ſchönen Dresdener Liederchen einmal wieder hören?“ So unſchuldig dieſer Scherz an ſich iſt, ſo bin ich doch überzeugt, daß ihn Bach gegen keinen andern als gegen dieſen Sohn geäußert haben würde, der um jene Zeit ebenfalls ſchon wußte, was in der Kunſt groß und was bloß ſchön und angenehm iſt.

Was man in der Welt ein glänzendes Glück nennt, hat Bach nicht gemacht. Er hatte zwar ein einträgliches Amt, aber er hatte auch von den Einkünften deſſelben eine große Anzahl Kinder zu ernähren und zu erziehen. Andere Hülfsquellen hatte und ſuchte er nicht. Er war viel zu ſehr in ſeine Geſchäfte und in ſeine Kunſt vertieft, als daß er diejenigen Wege hätte einſchlagen mögen, auf welchen vielleicht für einen ſolchen Mann, wie er war, beſonders in ſeiner Zeit, eine Goldgrube zu finden geweſen wäre. Wenn er hätte reiſen wollen, ſo würde er, wie ſogar einer ſeiner Feinde geſagt hat, die Bewunderung der ganzen Welt auf ſich gezogen haben. Allein er liebte ein häusliches, ſtilles Leben, eine ſtäte, ununterbrochene Beſchäftigung mit ſeiner Kunſt und war, wie ſchon von ſeinen Vorfahren geſagt worden iſt, genügſam.

Ueberdies gebrach es ihm in ſeinem Leben weder an Liebe und Freundſchaft, noch an großer Ehre. Der Fürſt Leopold in Cöthen, Herzog Ernſt Auguſt in Weimar und Herzog Chriſtian in Weißenfels waren ihm mit herzlicher Liebe zugethan, die dem großen Künſtler um ſo mehr wert ſein mußte, da dieſe Fürſten nicht bloß Freunde, ſondern auch Kenner der Kunſt waren. In Berlin und Dresden wurde er ebenfalls allgemein geachtet und verehrt. Wenn man hierzu noch die Bewunderung der Kenner und Liebhaber der Kunſt rechnet, die ihn gehört oder ſeine Werke kennen gelernt hatten, ſo wird man leicht begreifen, daß ein Mann wie Bach, der nur „ſich und den Muſen ſang“, auch aus den Händen des Ruhms alles erhalten hatte, was er ſich wünſchen konnte und was für ihn mehr Reiz hatte, als die zweideutigen Geſchenke eines Ordensbandes oder einer goldenen Kette.

Daß er im Jahr 1747 Mitglied der von Mitzler geſtifteten Societät der muſikaliſchen Wiſſenſchaften wurde, würde kaum bemerkt zu werden verdienen, wenn wir dieſem Umſtand nicht den vortrefflichen Choral: Vom Himmel hoch ꝛc. zu verdanken hätten. Er übergab dieſen Choral der Societät bei ſeinem Eintritt in dieſelbe, und ließ ihn nachher in Kupfer ſtechen.

9. Um ſo vollendete Kunſtwerke liefern zu können, wie ſie uns Bach in mancherlei Gattungen hinterlaſſen hat, mußte er notwendig ſehr viel komponieren. Wer nicht täglich mit ſeiner Kunſt beſchäftigt iſt, wird doch, wenn er auch das größte Genie von der Welt wäre, nie ein Werk zu ſtande bringen, von welchem der Kenner ſagen könnte, daß es durchgehends vollkommen und vollendet ſei. Nur ununterbrochene Uebung kann zur wahren Meiſterſchaft führen. Wenn man aber alle Werke, die während ſolcher Uebungen hervorgebracht werden, für Meiſterſtücke halten wollte, weil endlich wirkliche Meiſterwerke aus ihnen hervorgehen, ſo würde man ſehr irren. Dies iſt auch der Fall bei Bachs Werken. Obgleich allerdings ſchon in ſeinen frühern Verſuchen unverkennbare Spuren eines vorzüglichen Genies zu bemerken ſind, ſo enthalten ſie doch daneben ſo viel Unnützes, ſo viel Einſeitiges, Wildes und Geſchmackloſes, daß ſie wenigſtens für das große Publikum der Aufbewahrung nicht wert ſind und höchſtens für einen ſolchen Kunſtfreund wichtig ſein können, der den Gang, welchen ein ſolches Genie vom Anfange ſeiner Ausbildung an genommen hat, näher kennen lernen will.

Zur Abſonderung dieſer Verſuche oder Jugendübungen von den wahren Meiſterwerken hat uns Bach ſelbſt zwei Mittel angegeben, und ein drittes haben wir an der Kunſt der kritiſchen Vergleichung. Bei Erſcheinung ſeines erſten Werks war er ſchon über vierzig Jahre alt. Was er in einem ſo reifen Alter der öffentlichen Bekanntmachung ſelbſt wert hielt, hat gewiß die Vermutung für ſich, daß es gut iſt. Wir können daher alle ſeine Werke, die er ſelbſt durch den Stich bekannt gemacht hat, für vorzüglich gut halten.

Bei denjenigen ſeiner muſikaliſchen Arbeiten, die nur in Abſchriften verbreitet wurden und die bei weitem die größere Anzahl ausmachen, müſſen wir, um zu wiſſen, was davon der Aufbewahrung wert iſt, unſere Zuflucht teils zur kritiſchen Vergleichung nehmen, teils auch zu dem zweiten Mittel, welches uns Bach ſelbſt angegeben hat. Er legte nämlich, ſo wie alle wirklich große Genies, niemals die kritiſche Feile aus der Hand, um ſeine ſchönen Werke ſchöner und die ſchönern zu den ſchönſten zu machen. Was von ſeinen frühern Werken nur irgend ſo angelegt war, daß es verbeſſert werden konnte, das verbeſſerte er. Dieſer Verbeſſerungstrieb erſtreckte ſich ſogar auf einige ſeiner geſtochenen Werke. Es entſtanden hieraus verſchiedene Leſearten in ältern und neuern Abſchriften, und alle diejenigen Stücke, welche man mit ſo verſchiedenen Leſearten findet, hat er ſelbſt ihrer erſten Anlage nach einer Verbeſſerung wert gehalten und geglaubt, ſie in wahre Kunſtwerke umſchaffen zu können. Ich rechne hieher das meiſte, was er vor dem Jahre 1725 komponiert hat. Sehr viele ſpätere Kompoſitionen, die aber aus ſehr begreiflichen Urſachen ebenfalls nur handſchriftlich bekannt wurden, tragen das Gepräge ihrer Vollendung zu deutlich an ſich, als daß ein Zweifel entſtehen könnte, ob ſie unter die Verſuche oder unter die Arbeiten des ſchon vollkommenen Meiſters zu zählen ſind.

(Das nun folgende Verzeichnis der Werke Bach's nehmen wir hier nicht auf.)

10. Es iſt ſchon mehrere Male der großen Sorgfalt gedacht worden, mit welcher Bach ſein ganzes Leben hindurch an ſeinen Werken zu verbeſſern ſuchte. Ich habe Gelegenheit gehabt, viele Abſchriften ſeiner Hauptwerke aus verſchiedenen Jahren mit einander zu vergleichen, und ich muß geſtehen, daß ich mich oft über die Mittel gewundert und gefreut habe, deren er ſich bediente, um nach und nach das fehlerhafte gut, das gute beſſer und das beſſere zum allerbeſten zu machen. Nichts kann für einen Kenner, ſo wie für jeden eifrigen Kunſtbefliſſenen, lehrreicher ſein, als ſolche Vergleichungen.

In ſeinen frühern Arbeiten war Bach wie andere Anfänger ſehr oft in dem Fall, einerlei Gedanken mehrere Male, nur mit andern Worten zu wiederholen, das heißt: dieſelbe Modulation wurde vielleicht in einer tiefern, vielleicht in eben derſelben Octave oder auch mit einer andern melodiſchen Figur wiederholt. Eine ſolche Armut konnte er in reifern Jahren nicht ertragen; was er alſo von dieſer Art fand, wurde ohne Bedenken verworfen, das Stück mochte auch ſchon in ſo vielen Händen ſein oder ſo vielen gefallen haben, als es wollte. Zwei der merkwürdigſten Beiſpiele hiervon ſind die beiden Präludien aus C-dur und Cis-dur im erſten Teil des wohltemp. Claviers. Beide ſind dadurch zwar um die Hälfte kürzer, aber auch zugleich von allem unnützen Ueberfluß befreit worden.

In andern Stücken ſagte Bach oft zu wenig. Sein Gedanke war alſo nicht vollſtändig ausgedrückt und bedurfte noch einiger Zuſätze. Hiervon iſt mir als das merkwürdigſte Beiſpiel unter allen das Präludium in D moll aus dem 2. Teil des wohlt. Klaviers vorgekommen. Ich beſitze vielerlei verſchiedene Abſchriften dieſes Stücks. In der älteſten fehlt die erſte Verſetzung des Thema in den Baß, ſo wie noch manche andere Stelle, die zur vollſtändigen Darſtellung des Gedankens erforderlich war. In der zweiten iſt die Verſetzung des Thema in den Baß, ſo oft es in verwandten Tonarten vorkommt, eingeſchaltet. In der dritten ſind auch andere Sätze vollſtändiger ausgedrückt und in beſſern Zuſammenhang gebracht worden. Endlich waren noch einige Wendungen oder Figuren der Melodie übrig, die dem Geiſt und Stil des Ganzen nicht anzugehören ſchienen. Dieſe ſind in der vierten Abſchrift ſo gebeſſert, daß nun dieſes Präludium zu einem der ſchönſten und tadelloſeſten im ganzen wohlt. Klavier geworden iſt. Mancher hatte ſein Wohlgefallen ſchon an der erſten Einrichtung deſſelben und hielt die nachherige Umſchaffung für weniger ſchön. Bach ließ ſich aber dadurch nicht irre machen; er beſſerte ſo lange daran, bis es ihm gefiel.

Im Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts war es Mode, auf Inſtrumenten einzelne Töne ſo mit Laufwerk zu überhäufen, wie man ſeit einiger Zeit wieder anfängt, es im Geſange zu thun. Bach bewies der Mode ſeine Achtung dadurch, daß er ebenfalls einige Stücke in dieſer Art komponierte. Eines derſelben iſt das Präludium in E-moll aus dem erſten Teil des wohltemp. Klaviers. Er kehrte aber bald zur Natur und zum reinen Geſchmack zurück und änderte es ſo um, wie es nun geſtochen iſt.

Jedes Jahrzehnt hat einige Formen von melodiſchen Wendungen, die demſelben eigen ſind, die aber gewöhnlich ſchon mit dem Ablauf deſſelben veralten. Ein Komponiſt, der ſeine Werke auf die Nachwelt zu bringen gedenkt, muß ſich vor ihnen hüten. Bach ſcheiterte in ſeinen frühern Jahren ebenfalls an dieſer Klippe. Seine erſten Orgelkompoſitionen und ſeine zweiſtimmigen Inventionen nach ihrer erſten Geſtalt ſind voll von Floskeln ſeines Zeitgeſchmacks. Die Orgelſachen ſind geblieben, wie ſie einmal waren, aber die Inventionen haben große Verbeſſerungen erhalten.

Die bisher angegebenen Verbeſſerungsmittel erſtrecken ſich jedoch nur auf äußere Form und auf das zu viel und zu wenig in der Darſtellung eines Gedankens im großen. Aber Bach bediente ſich noch weit häufiger feinerer Mittel zur Vervollkommnung ſeiner Werke, die man kaum beſchreiben kann. Einheit des Stils und Charakters wird oft in einzelnen Stellen durch Umänderung einer einzigen Note erhalten, gegen welche in ihrer vorigen Lage auch der ſtrengſte muſikaliſche Grammatiker nichts erinnern konnte, die aber dennoch den Kenner immer noch etwas anderes wünſchen ließ. Auch gemeine Sätze werden oft durch Veränderung, Wegnehmen oder Hinzuſetzen einer einzigen Note in die edelſten umgeſchaffen. Hier kann nur das geübteſte Gefühl und der feinſte, gebildetſte Geſchmack entſcheiden. Dieſes feine Gefühl und dieſen gebildeten Geſchmack beſaß Bach in der höchſten Vollkommenheit. Er hatte beides nach und nach ſo geübt, daß ihm zuletzt gar kein Gedanke mehr kommen konnte, der nicht ſogleich nach allen ſeinen Eigenſchaften und Beziehungen dem Ganzen ſo angehörte, wie er ſollte und mußte. Seine ſpätern Werke ſind daher ſämtlich wie in einem Guß gegoſſen, ſo weich, ſanft und eben ſtrömt der ungeheuere Reichtum der verſchiedenſten in einander verſchmolzenen Gedanken darin fort. Dies iſt die hohe Stufe von Kunſtvollendung, die in der innigſten Vereinigung der Melodie und Harmonie noch niemand als Joh. Seb. Bach erreicht hat.

11. Wenn ein Künſtler Werke in großer Anzahl geliefert hat, die ſämtlich von der verſchiedenſten Art ſind, die ſich von den Werken aller andern Komponiſten jedes Zeitalters unterſcheiden und den höchſten Reichtum der originellſten Gedanken, ſowie den lebendigſten, jeden, er ſei Kenner oder Nichtkenner, anſprechenden Geiſt mit einander gemein haben, ſo iſt es wohl keine Frage mehr, ob ein ſolcher Künſtler wirklich ein wahres großes Kunſt-Genie geweſen ſei oder nicht. Die fruchtbarſte Einbildungskraft, der unerſchöpflichſte Erfindungsgeiſt, die feinſte und ſchärfſte Beurteilung in der für jeden Zweck ſchicklichen Anwendung des aus der Einbildungskraft ſtrömenden Gedankenreichtums, der gebildetſte Geſchmack, der auch nicht einen einzigen willkürlichen oder nur dem Geiſt des Ganzen nicht genug angehörigen Ton ertragen kann, die größte Gewandtheit im zweckmäßigen Gebrauch der feinſten und ſcharfſinnigſten Kunſtmittel und endlich der höchſte Grad von Geſchicklichkeit in der Ausführung, lauter Eigenſchaften, bei welchen nicht nur eine, ſondern alle Kräfte der Seele in ihrer innigſten Vereinigung wirkſam ſein müſſen: dies müſſen Merkmale eines wahren Genies ſein, oder es giebt keine; und wenn jemand dieſe Merkmale in den Bachiſchen Werken nicht finden kann, ſo kennt er ſie entweder nicht oder nicht genug. Wer ſie nicht kennt, kann unmöglich weder über ſie, noch über das Genie ihres Urhebers eine Stimme haben, und wer ſie nicht genug kennt, der beherzige, daß Kunſtwerke, je größer und vollendeter ſie ſind, deſto anhaltendere Studium erfordern, wenn aller Wert erkannt werden ſoll, der in ihnen liegt. Jener Schmetterlingsgeiſt, der unaufhörlich von Blume zu Blume flattert, ohne auf irgend einer zu verweilen, kann hier nichts ausrichten.

Aber mit allen den ſchönen und großen Anlagen, welche Bach von der Natur erhielt, würde er doch der vollendete Künſtler nicht geworden ſein, wenn er nicht frühe manche Klippen vermeiden gelernt hätte, woran ſo viele vielleicht eben ſo reichlich mit Genie begabte Künſtler zu ſcheitern pflegen. Ich will hierüber dem Leſer noch einige zerſtreute Bemerkungen mitteilen und ſodann mit einigen zur Charakteriſtik des Bachiſchen Genies gehörigen Zügen dieſen Aufſatz beſchließen.

Das größte Genie, mit dem unwiderſtehlichſten Trieb zu einer Kunſt, iſt ſeiner urſprünglichen Natur nach nie mehr als Anlage oder ein fruchtbarer Boden, auf welchem eine Kunſt nur dann recht gedeihen kann, wenn er mit unermüdeter Sorgfalt bearbeitet wird. Fleiß, von dem eigentlich erſt alle Kunſt und Wiſſenſchaft herkommt, iſt hierzu eine der erſten und unerläßlichſten Bedingungen. Durch ihn wird das Genie nicht nur der mechaniſchen Kunſtmittel mächtig, ſondern er reizt auch nach und nach die Urteilskraft und das Nachdenken auf, an allem, was es hervorbringt, teil zu nehmen. Allein die Leichtigkeit, mit welcher das Genie ſich mancher Kunſtmittel zu bemächtigen weiß und das eigene owohl als das Wohlgefallen anderer an den erſten Kunſtverſuchen, die gewöhnlich viel zu frühe für wohlgeraten gehalten werden, verleitet es ſehr häufig, über die erſten Grundſätze der Kunſt wegzuſpringen, Schwierigkeiten zu wagen, ehe das Leichtere völlig gefaßt iſt, oder zu fliegen, ehe ihm die Flügel genug gewachſen ſind. Wenn nun ein ſolches Genie in dieſer Periode entweder durch guten Rat und Unterricht oder durch aufmerkſames Studium ſchon vorhandener klaſſiſcher Kunſtwerke nicht wieder zurückgeführt wird, um das, was überſprungen worden iſt, nachzuholen, ſo wird es ſeine beſten Kräfte unnütz verſchwenden und ſich nie zu einer würdigen Kunſtſtufe emporſchwingen können. Denn es bleibt ausgemacht, daß man nie große Fortſchritte machen, nie die höchſtmögliche Vollkommenheit erreichen kann, wenn man die erſten Grundſätze vernachläſſigt, daß man nie Schwierigkeiten überwinden lernt, wenn man das Leichtere nicht überwunden hat, und daß man endlich nie durch eigene Erfahrungen groß werden wird, wenn man nicht vorher die Kenntniſſe und Erfahrungen anderer benutzt hat.

An ſolchen Klippen ſcheiterte Bach nicht. Sein feuriges Genie hatte einen eben ſo feurigen Fleiß zur Folge, der ihn unaufhörlich antrieb, da, wo er mit eigenen Kräften noch nicht durchzukommen wußte, Hilfe bei den zu ſeiner Zeit vorhandenen Muſtern zu ſuchen. Anfänglich leiſteten ihm die Vivaldiſchen Violinconcerte dieſe Hilfe, nachher wurden die Werke der damaligen beſten Klavier- und Orgelkomponiſten ſeine Ratgeber. Nichts iſt aber fähiger das Nachdenken eines angehenden Komponiſten zu erwecken als die contrapunktiſchen Künſte. Da nun die Komponiſten der letztgenannten Werke ſämtlich ſtarke Fugiſten nach ihrer Art waren, die die contrapunktiſchen Künſte wenigſtens mechaniſch in ihrer Gewalt hatten, ſo ſchärfte das fleißige Studium und Nachahmen derſelben ſeinen Verſtand, ſeine Urteilskraft und ſein Nachdenken nach und nach ſo, daß er bald bemerkte, wo er Lücken gelaſſen und etwas nachzuholen hatte, um ſodann in ſeiner Kunſt mit Sicherheit deſto größere Fortſchritte machen zu können.

Eine zweite Klippe, woran manches ſchöne, noch nicht genug ausgebildete Genie ſcheitert, iſt öffentlicher Beifall. Wenn wir dieſen öffentlichen Beifall auch nicht ſo tief herunterſetzen wollen, wie jener Grieche, der zu ſeinem Schüler, welcher im Theater mit Beifall geſpielt hatte, ſagte: Du haſt ſchlecht geſpielt; denn ſonſt würde dich das Publikum nicht beklatſcht haben, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß die meiſten Künſtler durch ihn auf Irrwege geführt werden, beſonders, wenn er ihnen zu frühe, das heißt: ehe ſie gehörige Ueberlegung und Selbſtkenntnis erlangt haben, zu teil wird. Das Publikum will alles menſchlich haben, und der wahre Künſtler ſoll doch eigentlich alles göttlich machen. Wie ſollte alſo Beifall der Menge und wahre Kunſt neben einander beſtehen können? Dieſen Beifall der Menge ſuchte Bach nie. Er dachte wie Schiller:

> Kannſt du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
> Mach' es wenigen recht; vielen gefallen iſt ſchlimm.

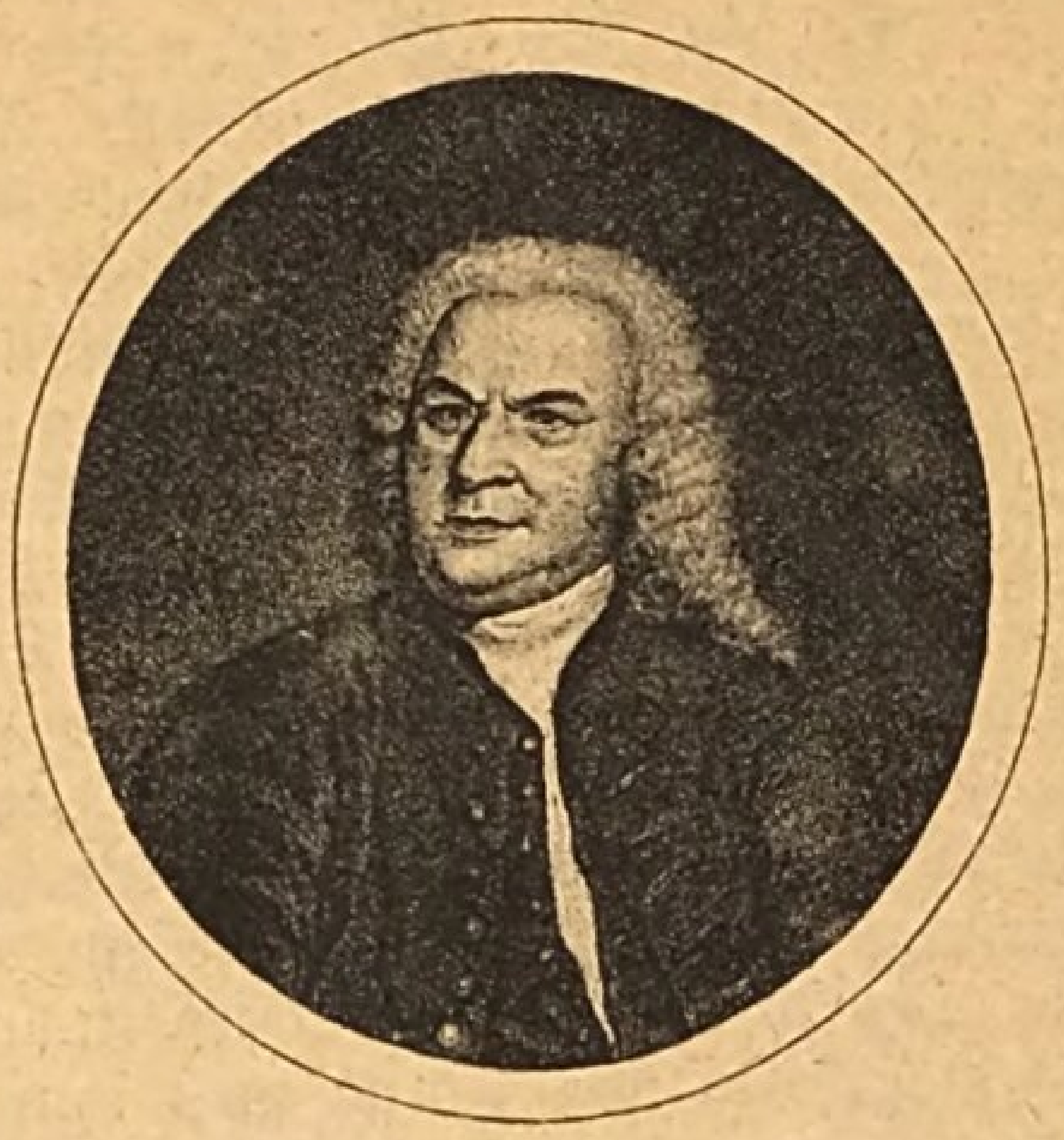
Er arbeitete für ſich wie jedes wahre Kunſtgenie; er erfüllte ſeinen eigenen Wunſch, befriedigte ſeinen eigenen Geſchmack, wählte ſeine Gegenſtände nach ſeiner eigenen Meinung und war endlich auch mit ſeinem eigenen Beifall am zufriedenſten. Der Beifall der Kenner konnte ihm ſodann nicht entgehen und iſt ihm nie entgangen. Wie könnte auch auf andere Art ein wahres Kunſtwerk zuſtande gebracht werden? Derjenige Künſtler, welcher ſich bei ſeinen Arbeiten darauf einläßt, ſie ſo einzurichten, wie es dieſe oder jene Klaſſe von Liebhabern wünſcht, hat entweder kein Kunſtgenie oder er mißbraucht es. Sich nach dem herrſchenden Geſchmack der Menge zu richten, erfordert höchſtens einige Gewandtheit in einer ſehr einſeitigen Behandlungsart der Töne. Künſtler dieſer Art ſind dem Handwerksmanne zu vergleichen, der ſeine Arbeiten ebenfalls ſo einrichten muß, daß ſeine Kunden ſie gebrauchen können. Bach ließ ſich nie auf ſolche Bedingungen ein. Er meinte, der Künſtler könne wohl das Publikum, aber das Publikum nicht den Künſtler bilden. Wenn er von jemand um ein recht leichtes Klavierſtück gebeten wurde, welches oft geſchah, pflegte er zu ſagen: „Ich will ſehen, was ich kann." Er wählte in ſolchen Fällen gewöhnlich ein leichtes Thema, fand aber bei der Bearbeitung immer ſo viel Gründliches darüber zu ſagen, daß das Stück dennoch nicht leicht werden konnte. Wenn nun hernach geklagt wurde, daß es doch zu ſchwer ſei, lächelte er und ſagte: „Ueben Sie es nur recht fleißig, ſo wird es ſchon gehen; Sie haben ja fünf eben ſo geſunde Finger an jeder Hand wie ich." War dies Eigenſinn? Nein, es war wahrer Kunſtgeiſt.

Dieſer wahre Kunſtgeiſt iſt es eben, der ihn zum Großen und Erhabenen, als dem höchſten Ziel der Kunſt, führte. Ihm haben wir es zu verdanken, daß Bachs Werke nicht bloß gefallen und ergötzen wie das Schöne und Angenehme in der Kunſt, ſondern daß ſie uns unwiderſtehlich mit ſich fortreißen; daß ſie uns nicht bloß einen Augenblick überraſchen, ſondern in ihren Wirkungen immer ſtärker werden, je öfter wir ſie hören und je näher wir ſie kennen lernen; daß der in ihnen aufgehäufte ungeheure Gedankenreichtum auch nach tauſendmaliger Betrachtung uns noch immer etwas Neues übrig läßt, das unſere Bewunderung und oft unſer Staunen erregt; daß endlich ſelbſt der Nichtkenner, der nichts weiter als das muſikaliſche Alphabet kennt, ſich kaum der Bewunderung erwehren kann, wenn ſie ihm gut vortragen werden und wenn er ihnen Ohr und Herz ohne Vorurteil öffnet.

Noch mehr. Dieſem wahren Kunſtgeiſt muß es verdankt werden, daß Bach mit ſeinem großen und erhabenen Kunſtſtil auch die feinſte Zierlichkeit und höchſte Genauigkeit der einzelnen Teile, woraus die große Maſſe zuſammengeſetzt iſt, verband, die man ſonſt hier nicht für ſo notwendig hält, als in Werken, bei welchen es bloß auf Schönheit abgeſehen iſt; daß er glaubte, das große Ganze könne nicht vollkommen werden, wenn den einzelnen Teilen deſſelben irgend etwas an der höchſten Genauigkeit fehle, und daß endlich, wenn er, ungeachtet der Hauptrichtung ſeines Genies zum Großen und Erhabenen, dennoch bisweilen munter und ſogar ſcherzend ſetzte und ſpielte, ſeine Fröhlichkeit und ſein Scherz die Fröhlichkeit und der Scherz eines Weiſen waren.

Nur durch dieſe Vereinigung des größten Genies mit dem unermüdetſten Studium vermochte Joh. Seb. Bach das Gebiet der Kunſt überall, wohin er ſich wandte, ſo anſehnlich zu erweitern, daß ſeine Nachkommen nicht einmal imſtande waren, dieſes erweiterte Gebiet in ſeiner ganzen Ausdehnung zu behaupten; nur dadurch konnte er ſo zahlreiche und ſo vollendete Kunſtwerke hervorbringen, die ſämtlich wahre Ideale und unvergängliche Muſter der Kunſt ſind und ewig bleiben werden.

Und dieſer Mann — der größte muſikaliſche Dichter und der größte muſikaliſche Deklamator, den es je gegeben hat und den es wahrſcheinlich je geben wird — war ein Deutſcher. Sei ſtolz auf ihn, Vaterland; ſei auf ihn ſtolz, aber ſei auch ſeiner wert!



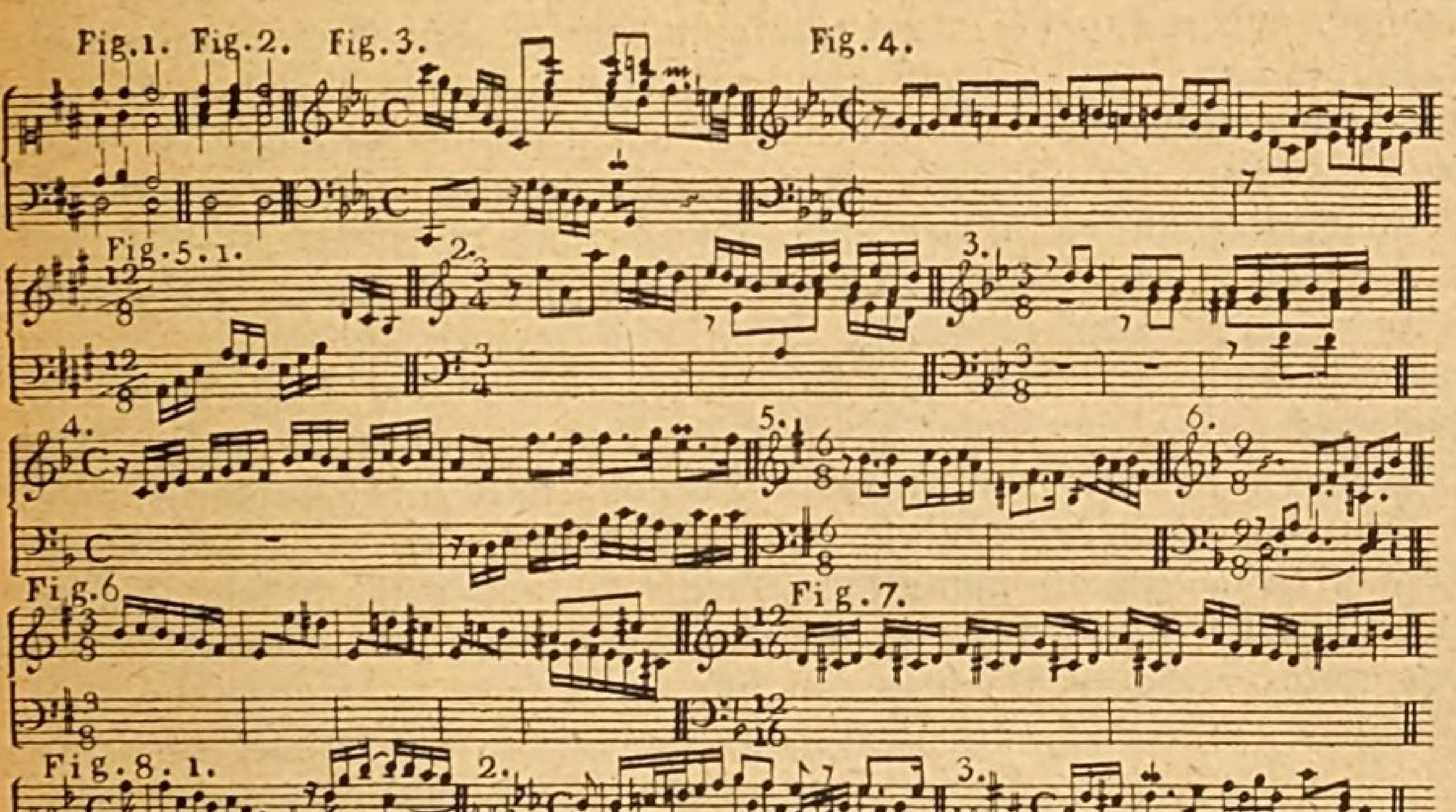


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5. 1.
2.
3.
4.
5.
6.
Fig. 6
Fig. 7.
Fig. 8. 1.
2.
3.
4.
5.
6.
Fig. 9.
Fig. 10.
Fig. 11.
Fig. 12.
Fig. 13.
Fig. 14.
Fig. 15.

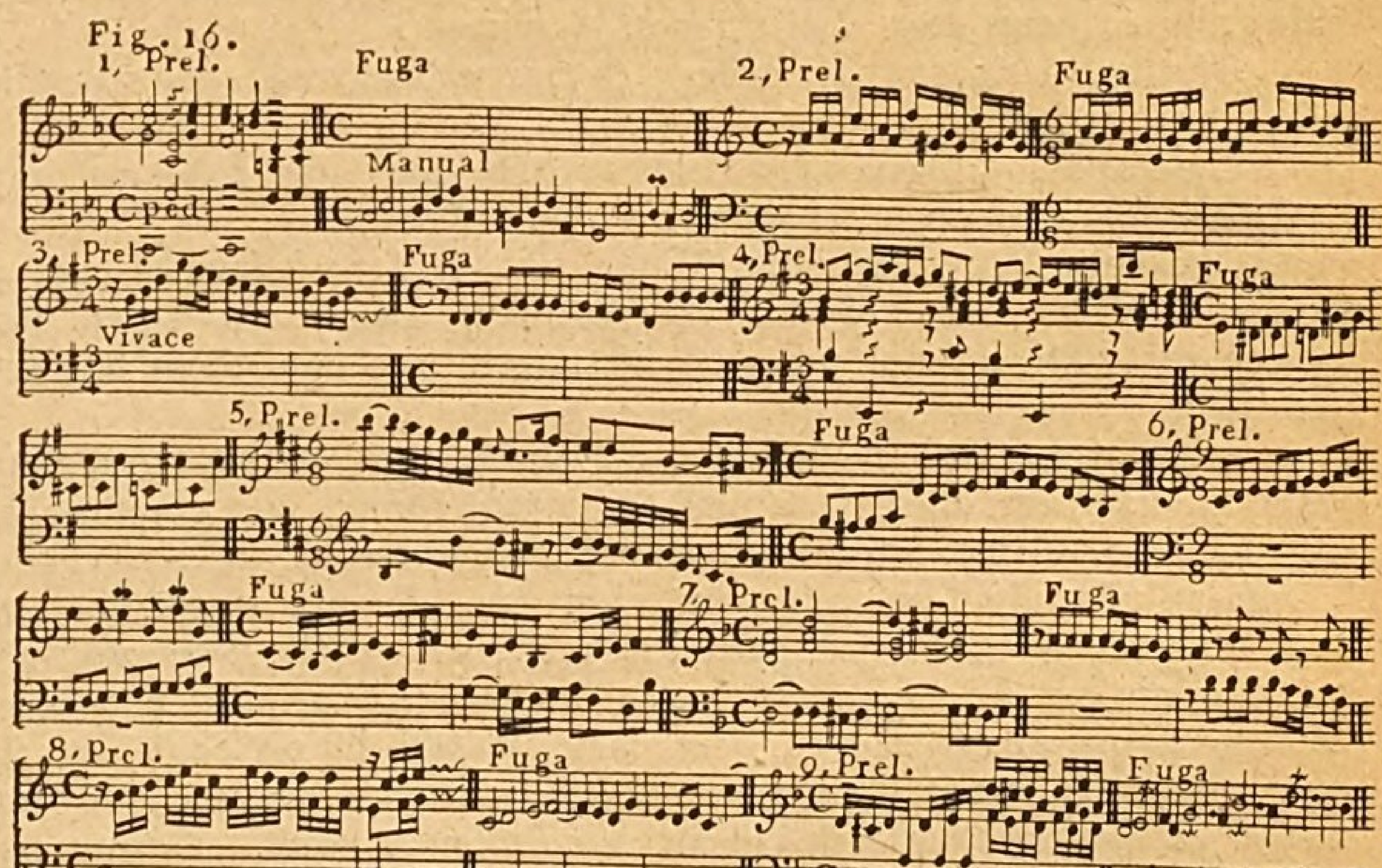


Fig. 16.
1, Prel.
Fuga
Manual
Ped.
2, Prel.
Fuga
3, Prel.
Vivace
Fuga
4, Prel.
Fuga
5, Prel.
Fuga
6, Prel.
Fuga
7, Prel.
Fuga
8, Prel.
Fuga
9, Prel.
Fuga
10, Prel.
tr
Fuga
Ped.
11, Prel.
Fuga
12, Prel.
Fuga
Fig. 17.
Ped.
Fig. 18. 1.
2.
3.
4.
5.
6.
fine

Phaedo

von **Plato** (429—347 vor Chriſtus).

Phaedo, Echekrates.

Echekrates. Wareſt du ſelbſt, o Phaedo, bei dem Sokrates an jenem Tage, als er das Gift trank in dem Gefängnis, oder haſt du es von einem andern gehört?

Phaedo. Selbſt war ich da, o Echekrates.

Echekrates. Was alſo hat denn der Mann geſprochen vor ſeinem Tode, und wie iſt er geſtorben? Gern hörte ich das. Denn weder von meinen Landsleuten, den Phliaſiern, reiſet jetzt leicht einer nach Athen, noch iſt von dort her ſeit geraumer Zeit ein Gaſtfreund angekommen, der uns etwas Genaues darüber berichten konnte, außer nur, daß er das Gift getrunken hat und geſtorben iſt, von dem übrigen wußte keiner etwas zu ſagen.

Phaedo. Auch von der Klage alſo habt ihr nichts erfahren, wie es dabei hergegangen iſt?

Echekrates. Ja, das hat uns jemand erzählt, und wir haben uns gewundert, daß, da ſie ſchon längſt abgeurteilt war, er offenbar erſt weit ſpäter geſtorben iſt. Wie war doch das, o Phaido?

Phaedo. Durch Zufall fügte es ſich ſo, Echekrates. Es traf ſich nämlich, daß gerade an dem Tage vor dem Gertcht das Schiff war bekränzt worden, welches die Athener nach Delos ſenden.

Echekrates. Was hat es damit auf ſich?

Phaedo. Dies iſt das Schiff, wie die Athener ſagen, worin einſt Theſeus fuhr, um jene zweimal ſieben nach Kreta zu bringen, die er rettete und ſich ſelbſt auch. Damals nun hatten ſie dem Apollon gelobt, wie man ſagt, wenn ſie gerettet würden, ihm jedes Jahr einen Aufzug nach Delos zu ſenden, welchen ſie nun ſeitdem immer und auch jetzt noch jährlich an den Gott ſenden. Sobald nun dieſer Aufzug angefangen hat, iſt es geſetzlich, während dieſer Zeit die Stadt rein zu halten, und von Staatswegen niemanden zu töten, bis das Schiff in Delos angekommen iſt und auch wieder zurück. Und dies währt bisweilen lange, wenn widrige Winde einfallen. Des Aufzuges Anfang iſt aber, wenn der Prieſter des Apollon das Vorderteil des Schiffes bekränzt; und dies, wie ich ſage, war eben den Tag vor dem Gerichtstage geſchehen. Daher hatte Sokrates ſo viel Zeit in dem Gefängnis zwiſchen dem Urteil und dem Tode.

Echekrates. Wie war es aber bei ſeinem Tode ſelbſt, o Phaedo? was wurde geſprochen und vorgenommen? welche von ſeinen Vertrauten waren bei dem Manne? oder ließ die Behörde ſie nicht zu ihm, und er ſtarb ohne Beiſein von Freunden?

Phaedo. Keineswegs, ſondern es waren deren und zwar ziemlich viele zugegen.

Echekrates. Alles dieſes bemühe dich doch uns recht genau zu erzählen, wenn es dir nicht etwa an Muße fehlt.

Phaedo. Nein, ich habe Muße und will verſuchen es euch zu erzählen. Denn des Sokrates zu gedenken, ſowohl ſelbſt von ihm redend als auch anderen zuhörend, iſt mir immer von allem das Erfreulichſte.

Echekrates. Und eben ſolche, o Phaedo, haſt du jetzt zu Hörern. Alſo verſuche nur alles, ſo genau du immer kannſt, uns vorzutragen.

Phaedo. Mir meines Teils war ganz wunderbar zu Mute dabei. Bedauern nämlich kam mir gar nicht ein, als wie einem, der bei dem Tode eines vertrauten Freundes zugegen ſein ſoll; denn glückſelig erſchien mir der Mann, o Echekrates, in ſeinem Benehmen und ſeinen Reden, wie ſtandhaft und edel er endete, ſo daß ich vertraute, er gehe auch in die Unterwelt nicht ohne göttlichen Einfluß, ſondern auch dort werde er ſich wohlbefinden, wenn jemals einer ſonſt. Darum nun trat mich weder etwas Weichherziges an, wie man doch denken ſollte bei ſolchem Trauerfall, noch auch waren wir fröhlich wie in unſern philoſophiſchen Beſchäftigungen nach gewohnter Weiſe, obwohl unſere Unterredungen auch von dieſer Art waren; ſondern in einem wunderbaren Zuſtande befand ich mich und in einer ungewohnten Miſchung, die aus Luſt zugleich und Betrübnis zuſammengemiſcht war, wenn ich bedachte, daß er nun gleich ſterben würde. Und alle Anweſenden waren faſt in derſelben Gemütsſtimmung, bisweilen lachend, dann wieder weinend, ganz vorzüglich aber einer unter uns, Apollodoros. Du kennſt ja wohl den Mann und ſeine Weiſe.

Echekrates. Wie ſollte ich nicht!

Phaedo. Der war nun ganz vorzüglich ſo; aber auch ich war gleichermaßen bewegt und die übrigen.

Echekrates. Welche aber waren denn gerade da, Phaedo?

Phaedo. Eben dieſer Apollodoros war von den Einheimiſchen zugegen und Kritobulos mit ſeinem Vater Kriton; dann noch Hermogenes und Epigenes und Aeſchines und Antiſthenes. Auch Kteſippos der Paeanier war da und Menexenos und einige andere von den Eingebornen; Platon aber, glaube ich, war krank.

Echekrates. Waren auch noch Fremde zugegen?

Phaedo. Ja, Simmias der Thebaner und Kebes und Phaedondes, und aus Megara Euklides und Terpſion.

Echekrates. Wie aber Ariſtippos und Kleombrotos, waren die da?

Phaedo. Nein, es hieß, ſie wären in Aegina.

Echekrates. War noch ſonſt jemand gegenwärtig?

Phaedo. Ich glaube, dies waren ſie ziemlich alle.

Echekrates. Und wie nun weiter? Was für Reden, ſagſt du, wurden geführt?

Phaedo. Ich will verſuchen, dir alles von Anfang an zu erzählen. Wir pflegten nämlich auch ſchon die vorigen Tage zum Sokrates zu gehen, ich und die andern, und verſammelten uns des Morgens im Gerichtshauſe, wo auch das Urteil gefällt worden war; denn dies iſt nahe bei dem Gefängnis. Da warteten wir jedesmal, bis das Gefängnis geöffnet wurde und unterredeten uns unterdeſſen. Denn es wurde nicht ſehr früh geöffnet; ſobald es aber offen war, gingen wir hinein zum Sokrates und brachten den größten Teil des Tages bei ihm zu. Auch damals nun hatten wir uns noch früher verſammelt, weil wir tags zuvor, als wir abends aus dem Gefängnis gingen, erfahren hatten, daß das Schiff aus Delos angekommen ſei. Wir gaben uns alſo das Wort, auf das Früheſte an dem gewohnten Ort zuſammen zu kommen. Das thaten wir auch, und der Thürſteher, der uns aufzumachen pflegte, kam heraus und ſagte, wir ſollten warten und nicht eher kommen, bis er uns riefe. Denn, ſprach er, die Elf löſen jetzt den Sokrates, und kündigen ihm an, daß er heute ſterben ſoll. Nach einer kleinen Weile kam er denn und hieß uns hineingehen. Als wir nun hineintraten, fanden wir den Sokrates eben entfeſſelt, und Xanthippe, du kennſt ſie doch, ſein Söhnchen auf dem Arm haltend, ſaß neben ihm. Als uns Xanthippe nun ſah, wehklagte ſie und redete allerlei dergleichen, wie die Frauen pflegen, wie: O Sokrates, nun reden dieſe deine Freunde zum letztenmale mit dir, und du mit ihnen. Da wendete ſich Sokrates zum Kriton und ſprach: O Kriton, laß doch jemand dieſe nach Hauſe führen. Da führten einige von Kritons Leuten ſie ab, heulend und ſich übel gebärdend. Sokrates aber, auf dem Bette ſitzend, zog das Bein an ſich und rieb ſich den Schenkel mit der Hand, indem er zugleich ſagte: Was für ein eigenes Ding, ihr Männer, iſt es doch um das, was die Menſchen angenehm nennen, wie wunderlich es ſich verhält zu dem, was ihm entgegengeſetzt zu ſein ſcheint, dem Unangenehmen, daß nämlich beide zu gleicher Zeit zwar nie in dem Menſchen ſein wollen, doch aber, wenn einer dem einen nachgeht und es erlangt, er meiſt immer genötigt iſt, auch das andere mitzunehmen, als ob ſie zwei an einer Spitze zuſammengeknüpft wären; und ich denke, wenn Aeſopos dies bemerkt hätte, würde er eine Fabel daraus gemacht haben, daß Gott beide, da ſie im Kriege begriffen ſind, habe ausſöhnen wollen, und weil er dies nicht gekonnt, ſie an den Enden zuſammengeknüpft habe, und deshalb nun, wenn jemand das eine hat, komme ihm das andere nach. So ſcheint es nun auch mir gegangen zu ſein; weil ich von der Feſſel in dem Schenkel vorher Schmerz hatte, ſo kommt mir nun die angenehme Empfindung hintennach. — Darauf nahm Kebes das Wort und ſagte: Beim Zeus, Sokrates, das iſt gut, daß du mich daran erinnerſt. Denn nach deinen Gedichten, die du gemacht haſt, indem du die Fabeln des Aeſopos in Verſe gebracht, und nach dem Vorgeſang an den Apollon haben mich auch andere ſchon gefragt, und noch neulich Euenos, wie es doch zugehe, daß, ſeitdem du dich hier befindeſt, du Verſe machſt, da du es zuvor nie gethan haſt. Iſt dir nun etwas daran gelegen, daß ich dem Euenos zu antwarten weiß, wenn er mich wieder fragt, und ich weiß gewiß, das wird er, ſo ſprich, was ich ihm ſagen ſoll. — Sage ihm denn, ſprach er, o Kebes, die Wahrheit, daß ich es nicht thue, um etwa gegen ihn und ſeine Gedichte aufzutreten; denn das wüßte ich wohl, wäre nicht leicht, ſondern um zu verſuchen, was wohl ein gewiſſer Traum meine, und mich vor Schaden zu hüten, wenn etwa dies die Muſik wäre, die er mir anbefiehlt. Es war nämlich dieſes; es iſt mir oft derſelbige Traum vorgekommen in dem nun vergangenen Leben, der mir bald in dieſer, bald in jener Geſtalt erſcheinend immer dasſelbe ſagte: O Sokrates, ſprach er, mach' und treibe Muſik. Und ich dachte ſonſt immer, nur zu dem, was ich ſchon that, ermuntere er mich und treibe mich noch mehr an, wie man die Laufenden anzutreiben pflegt, ſo ermuntere mich auch der Traum zu dem, was ich ſchon that, Muſik zu machen, weil nämlich die Philoſophie die vortrefflichſte Muſik iſt, und ich dieſe doch trieb. Jetzt aber ſeit das Urteil gefällt iſt, und die Feier des Gottes meinen Tod noch verſchoben hat, dachte ich doch, ich müſſe, falls etwa der Traum mir doch beföhle, mit dieſer gemeinen Muſik mich zu beſchäftigen, auch dann nicht ungehorſam zu ſein, ſondern es thun. Denn es ſei doch ſicherer, nicht zu gehn, bis ich mich auch ſo vorgeſehen und Gedichte gemacht, um dem Traum zu gehorchen. So habe ich denn zuerſt auf den Gott gedichtet, dem das Opfer eben gefeiert wurde, und nächſt dem Gott, weil ich bedachte, daß ein Dichter müſſe, wenn er ein Dichter ſein wolle, Fabeln dichten und nicht vernünftige Reden, und ich ſelbſt nicht erfindſam bin in Fabeln, ſo habe ich deshalb von denen, die bei der Hand waren und die ich wußte, den Fabeln des Aeſopos, welche mir eben aufſtießen, in Verſe gebracht. Dieſes alſo, o Kebes, ſage dem Euenos, und er ſolle wohl leben, und wenn er klug wäre, mir nachkommen. Ich gehe aber, wie ihr ſeht, heute;

denn die Athener befehlen es. — Da ſagte Simmias: Was läßt du doch da dem Euenos ſagen, o Sokrates! ich habe ſchon viel mit dem Manne verkehrt; aber ſoviel ich gemerkt, wird er auch nicht die mindeſte Luſt haben, dir zu folgen. — Wie ſo? fragte er, iſt Euenos nicht ein Philoſoph? — Das dünkt mich doch, ſprach Simmias. — Nun ſo wird er auch wollen, er und jeder, der würdig an dieſem Geſchäfte teilnimmt, nicht unwürdig hiezu mit gehört. Nur Gewalt wird er ſich doch nicht ſelbſt anthun; denn dies, ſagen ſie, ſei nicht recht. Und als er dies ſagte, ließ er ſeine Beine von dem Bett wieder herunter auf die Erde, und ſo ſitzend, ſprach er das übrige. — Kebes fragte ihn nun: Wie meinſt du das, o Sokrates, daß es nicht recht ſei, ſich ſelbſt Leides zu thun, daß aber doch der Philoſoph dem Sterbenden zu folgen wünſche? — Wie Kebes? habt ihr über dieſe Dinge nichts gehört, du und Simmias, als ihr mit dem Philolaos zuſammen waret? — Nichts genaues wenigſtens, Sokrates. — Auch ich kann freilich nur vom Hörenſagen davon reden; was ich aber gehört, bin ich gar nicht abgünſtig, euch zu ſagen. Auch ziemt es ſich ja wohl am beſten, daß der, welcher im Begriff iſt, dorthin zu wandern, nachſinne und ſich Bilder mache über die Wanderung dorthin, wie man ſie ſich wohl zu denken habe. Was könnte einer auch wohl noch weiter thun in der Zeit bis zum Untergang der Sonne! — Weshalb alſo ſagen ſie, es ſei nicht recht, ſich ſelbſt zu töten, o Sokrates? Denn ich habe dies auch ſchon, wonach du eben fragteſt, vom Philolaos gehört, als er ſich bei uns aufhielt, und auch ſchon von andern, daß man dies nicht thun dürfe. Genaues aber habe ich von keinem jemals etwas darüber gehört. — So mußt du dich noch weiter bemühen, ſagte er, du kannſt es ja wohl noch hören. Vielleicht aber kommt es dir auch wunderbar vor, daß dies allein unter allen Dingen ſchlechthin ſo ſein ſoll, und auf keine Weiſe; wie doch ſonſt überall, bisweilen und einigen beſſer zu ſterben als zu leben. Und denen nun beſſer wäre zu ſterben, wird dir wunderbar vorkommen, daß es dieſen Menſchen nicht erlaubt ſein ſolle, ſich ſelbſt wohlzuthun, ſondern ſie einen andern Wohlthäter erwarten ſollen. — Da ſagte Kebes etwas lächelnd und in ſeiner Mundart: Das mag Gott wiſſen. — Es kann freilich ſo ſcheinen, unvernünftig zu ſein, ſprach Sokrates, aber es hat doch auch wieder einigen Grund. Denn was darüber in den Geheimniſſen geſagt wird, daß wir Menſchen wie in einer Feſte ſind, und man ſich aus dieſer nicht ſelbſt losmachen und davongehen dürfe, das erſcheint mir doch als eine gewichtige Rede und gar nicht leicht durchzuſehen. Wie denn auch dieſes, o Kebes, mir ganz richtig geſprochen ſcheint, daß die Götter unſere Hüter, und wir Menſchen eine von den Herden der Götter ſind. Oder dünkt es dich nicht ſo? — Allerdings wohl, ſagte Kebes. — Alſo auch du würdeſt gewiß, wenn ein Stück aus deiner Herde ſich ſelbſt tötete, ohne daß du angedeutet hätteſt, daß du wollteſt, es ſollte ſterben, dieſem zürnen, und wenn du noch eine Strafe wüßteſt, es beſtrafen? — Ganz gewiß, ſagt er. — Auf dieſe Weiſe nun wäre es alſo wohl nicht unvernünftig, daß man nicht eher ſich ſelbſt töten dürfe, bis der Gott irgend eine Notwendigkeit dazu verfügt hat, wie die jetzt uns gewordene? — Dieſes freilich, ſagte Kebes, ſcheint ganz billig. Was du jedoch vorher ſagteſt, daß jeder Philoſoph gern werde ſterben wollen, dieſes, o Sokrates, kommt dann ungereimt heraus; wenn doch, was wir eben ſagten, ſich richtig ſo verhält, daß Gott es iſt, der unſer hütet, und wir zu ſeiner Herde gehören. Denn daß nicht die Vernünftigſten gerade am unwilligſten aus dieſer Pflege ſich entfernen ſollten, wo diejenigen für ſie ſorgen, welche die beſten Verſorger ſind für alles, was iſt, die Götter, das iſt gar nicht zu denken. Denn ſie können ja nicht glauben, daß ſie ſich ſelbſt beſſer hüten werden, wenn ſie frei geworden ſind; ſondern nur ein unvernünftiger Menſch könnte das vielleicht glauben, daß es gut wäre, von ſeinem Herrn zu fliehen, und könnte nicht bedenken, daß man ja von dem Guten nicht fliehen muß, ſondern ſich ſo viel möglich daran halten, und daß er alſo unvernünftigerweiſe fliehen würde; der Vernünftige aber würde immer ſtreben bei dem zu ſein, der beſſer wäre als er. Und ſo käme ja wohl, o Sokrates, das Gegenteil von dem heraus, was eben geſagt ward, den Vernünftigen nämlich ziemte es ungern zu ſterben, und nur den Unvernünftigen gern. — Als dies Sokrates ausgehört hatte, ſchien er mir ſeine Freude zu haben an des Kebes Eifer in der Sache, und indem er uns anſah, ſagte er: Immer ſpürt doch Kebes irgend Gründe aus und will ſich gar nicht leicht überreden laſſen von dem, was einer behauptet. — Darauf ſagte Simmias: Aber jetzt, o Sokrates, ſcheint auch mir etwas an dem zu ſein, was Kebes vorbringt. Denn weshalb doch ſollten wohl wahrhaft weiſe Männer von beſſeren Herren, als ſie ſelbſt ſind, fliehen und ihrer gern los werden? Und zwar ſcheint mir Kebes mit ſeiner Rede auf dich zu zielen, daß du es ſo leicht erträgſt, uns zu verlaſſen, und auch jene guten Herrſcher, wie du ſelbſt geſtehſt, die Götter. — Ihr habt Recht, ſprach er. Ich denke nämlich, ihr meint, ich ſolle mich hierüber verteidigen, wie vor Gericht. — Allerdings, ſagte Simmias. — Wohlan denn, ſprach er, laßt mich verſuchen, ob ich mich mit beſſerem Erfolg vor euch verteidigen kann, als vor den Richtern. Nämlich, ſprach er, o Simmias und Kebes, wenn ich nicht glaubte zuerſt zu andern Göttern zu kommen, die auch weiſe und gut ſind, und dann auch zu verſtorbenen Menſchen, welche beſſer ſind als die hieſigen, ſo thäte ich vielleicht unrecht, nicht unwillig zu ſein über den Tod. Nun aber wiſſet nur, daß ich zu wackeren Männern hoffe zu kommen; und wenn ich auch das nicht ſo ganz ſicher behaupten wollte, doch daß ich zu Göttern komme, die ganz treffliche Herren ſind; wiſſet nur, wenn irgend etwas von dieſer Art, will ich dieſes gewiß behaupten. So daß ich eben deshalb nicht ſo unwillig bin, ſondern der frohen Hoffnung, daß es etwas gibt für die Verſtorbenen, und, wie man ja ſchon immer geſagt hat, etwas weit beſſeres für die Guten als für die Schlechten. — Wie nun, ſagte Simmias? gedenkſt du dieſe Meinung für dich zu behalten und ſo von uns zu gehn, oder möchteſt du uns auch davon mitteilen? Mich wenigſtens dünkt, dies müſſe ein gemeines Gut ſein auch für uns; und zugleich wird ja eben das deine Verteidigung ſein, wenn du uns von dem, was du ſagſt, überzeugſt. — So will ich es denn verſuchen, ſprach er. Zuvor aber laßt uns doch von unſerm Kriton hören; was es doch iſt, was er mir ſchon lange ſagen will? — Was ſonſt, o Sokrates, ſprach Kriton, als daß er, welcher dir den Trank bereiten ſoll, mir ſchon lange zuredet, man müſſe dir andeuten, doch ja ſo wenig als möglich zu ſprechen. Denn er ſagt, durch das Reden erhitze man ſich, und das vertrage ſich nicht mit dem Trank; wenn aber doch, ſo hätten die bisweilen zwei-, auch dreimal trinken gemußt, die dergleichen gethan. — Darauf ſagte Sokrates: Ach laß ihn laufen! mag er nur ſeinerſeits ſich anſchicken, mir auch zweimal zu geben, und wenn es nötig wäre, auch dreimal. — Das wußte ich wohl faſt vorher, ſagte Kriton; aber er ließ mir ſchon lange keine Ruhe. — Laß ihn, ſprach er.

Euch Richtern aber will ich nun Rede darüber ſtehen, daß ich mit Grunde der Meinung bin, ein Mann, welcher wahrhaft philoſophiſch ſein Leben vollbracht, müſſe getroſt ſein, wenn er im Begriff iſt zu ſterben, und der frohen Hoffnung, daß er dort Gutes in vollem Maß erlangen werde, wann er geſtorben iſt. Wie das nun ſo ſein möge, o Simmias und Kebes, das will ich verſuchen euch deutlich zu machen. Nämlich diejenigen, die ſich auf rechte Art mit der Philoſophie befaſſen, mögen wohl, ohne daß es freilich die andern merken, nach gar nichts anderm ſtreben, als nur zu ſterben und tot zu ſein. Iſt nun dieſes wahr: ſo wäre es ja wohl wunderlich, wenn ſie ihr ganzes Leben hindurch zwar ſich um nichts anderes bemühten als um dieſes, wenn es nun aber ſelbſt käme, hernach wollten unwillig ſein über das, wonach ſie ſo lange geſtrebt und ſich bemüht haben. — Da lachte Kebes und ſagte: Beim Zeus, Sokrates, wiewohl ich jetzt eben nicht im mindeſten lachluſtig bin, haſt du mich doch zu lachen gemacht. Ich denke nämlich, wenn die Leute ſo dies hörten, würden ſie glauben, dies ſei ganz vortrefflich geſagt gegen die Philoſophen, und würden gewiß gewaltig beiſtimmen, die bei uns nun gar, es ſei ſo, die Philoſophen ſehnten ſich wirklich zu ſterben, und ſie ihrerſeits wüßten auch, daß ſie wohl verdienten, dies zu erlangen. — Da würden ſie auch ganz wahr ſprechen, o Simmias, das eine ausgenommen, daß ſie das recht gut wüßten. Denn weder wiſſen ſie, wie die wahrhaften Philoſophen den Tod wünſchen, noch wie ſie ihn verdienen, und was für einen Tod. Laßt uns nun, ſprach er, jenen den Abſchied geben, zu uns ſelbſt aber ſagen, ob wir wohl glauben, daß der Tod etwas ſei? — Allerdings, fiel Simmias ein. — Und wohl etwas anderes als die Trennung der Seele von dem Leibe? und daß das heiße tot ſein, wenn abgeſondert von der Seele der Leib für ſich allein iſt. Oder ſollte wohl der Tod etwas anderes ſein als dieſes? — Nein, ſondern eben dieſes. — So bedenke denn, Guter, ob auch dich dasſelbe bedünkt, wie mich; denn hieraus, glaube ich, werden wir das beſſer erkennen, wonach wir fragen. Scheint dir, daß es ſich für einen philoſophiſchen Mann gehöre, ſich Mühe zu geben, um die ſogenannten Lüſte, wie um die am Eſſen und Trinken? — Nichts weniger wohl, o Sokrates, ſprach Simmias. — Und die übrige Beſorgung des Leibes, glaubſt du, daß ein ſolcher ſie groß achte? wie ſchöne Kleider und Schuhe und andere Arten von Schmuck des Leibes zu haben, glaubſt du, daß er es achte oder verachte, mehr als höchſt nötig iſt, ſich hierum zu kümmern? — Verachten dünkt mich wenigſtens, wird es der wahrhafte Philoſoph. — Dünkt dich alſo nicht überhaupt eines ſolchen ganze Beſchäftigung nicht um den Leib zu ſein, ſondern ſoviel nur möglich von ihm abgekehrt und der Seele zugewendet? — Das dünkt mich. — Alſo hierin zuerſt zeigt ſich der Philoſoph als ablöſend ſeine Seele von der Gemeinſchaft mit dem Leibe von den übrigen Menſchen allen. — Offenbar. — Und die meiſten Menſchen meinen doch, o Simmias, wem dergleichen nicht ſüß iſt, und wer daran keinen Teil hat, dem lohne es nicht zu leben, ſondern ganz nahe ſei der am Totſein, der ſich um die angenehmen Empfindungen nicht bekümmere, welche durch den Leib kommen. — Du ſprichſt vollkommen recht. — Wie aber nun mit dem Erwerb der richtigen Einſicht ſelbſt, iſt dabei der Leib im Wege oder nicht, wenn ihn jemand bei dem Streben danach zum Gefährten mit aufnimmt? Ich meine ſo, gewähren wohl Geſicht und Gehör den Menſchen einige Wahrheit? Oder ſingen uns ſelbſt die Dichter das immer vor, daß wir nichts genau hören noch ſehen? Und doch wenn unter den Wahrnehmungen, die dem Leibe angehören, dieſe nicht genau ſind und ſicher: dann die andern wohl gar nicht; denn alle ſind ja wohl ſchlechter als dieſe; oder dünken ſie ſich das nicht? — Freilich, ſagte er. — Wann alſo trifft die Seele die Wahrheit? Denn wenn ſie mit dem Leibe verſucht etwas zu betrachten, dann offenbar wird ſie von dieſem hintergangen. — Richtig. — Wird alſo nicht in dem Denken, wenn irgendwo, ihr etwas von dem Seienden offenbar? — Ja. — Und ſie denkt offenbar am beſten, wenn nichts von dieſem ſie trübt, weder Gehör noch Geſicht, noch Schmerz und Luſt, ſondern ſie am meiſten ganz für ſich iſt, den Leib gehn läßt, und ſoviel irgend möglich, ohne Gemeinſchaft und Verkehr mit ihm, dem Seienden, nachgeht. — So iſt es. — Alſo auch dabei verachtet des Philoſophen Seele am meiſten den Leib, flieht von ihm und ſucht für ſich allein zu ſein? — So ſcheint es. — Wie nun hiemit, o Simmias. Sagen wir, daß das Gerechte etwas ſei oder nichts? — Wir behaupten es ja freilich beim Zeus. — Und nicht auch das Schöne und Gute? — Wie ſollte es nicht? — Haſt du nun wohl ſchon jemals hiervon das mindeſte mit Augen geſehen? — Keineswegs, ſprach er. — Oder mit ſonſt einer Wahrnehmung, die vermittels des Leibes erfolgt, es getroffen? Ich meine aber alles dieſes: Größe, Geſundheit, Stärke, und mit einem Worte von allem insgeſamt das Weſen, was jegliches wirklich iſt; wird etwa vermittels des Leibes hiervon das eigentlich Wahre geſchaut, oder verhält es ſich ſo, wer von uns am meiſten und genaueſten es darauf anlegt, jegliches ſelbſt unmittelbar zu denken, was er unterſucht, der kommt auch am nächſten daran, jegliches zu erkennen? — Allerdings. — Und der kann doch jenes am reinſten ausrichten, der am meiſten mit dem Gedanken allein zu jedem geht, ohne weder das Geſicht mit anzuwenden beim Denken, noch irgend einen andern Sinn mit zuzuziehen bei ſeinem Nachdenken. ſondern ſich des reinen Gedankens allein bedienend, auch jegliches rein für ſich zu faſſen trachtet, ſo viel möglich geſchieden von Augen und Ohren, und um es kurz zu ſagen von dem ganzen Leibe, der nur verwirrt und die Seele nicht läßt Wahrheit und Einſicht erlangen, wenn er mit dabei iſt. Iſt es nicht ein ſolcher, o Simmias, der, wenn irgend einer, das Wahre treffen wird? — Ueber die Maßen haſt du recht, o Sokrates, ſprach Simmias. — Iſt es nun nicht natürlich, daß durch dieſes alles eine ſolche Meinung bei den wahrhaft Philoſophierenden aufkommt, ſo daß ſie auch dergleichen unter ſich reden. Es wird uns ja wohl gleichſam ein Fußſteig heraustragen mit der Vernunft in der Unterſuchung, weil, ſo lange wir noch den Leib haben und unſere Seele mit dieſem Uebel im Gemenge iſt, wir nie befriedigend erreichen können, wornach uns verlangt; und dieſes, ſagen wir doch, ſei das Wahre. Denn der Leib macht uns tauſenderlei zu ſchaffen wegen der notwendigen Nahrung, dann auch, wenn uns Krankheiten zuſtoßen, verhindern uns dieſe, das Wahre zu erjagen, und auch mit Gelüſten und Begierden, Furcht und mancherlei Schattenbildern und vielen Kindereien erfüllt er uns; ſo daß recht in Wahrheit, wie man auch zu ſagen pflegt, wir um ſeinetwillen nicht einmal dazu kommen, auch nur irgend etwas richtig einzuſehen. Denn auch Kriege und Unruhen und Schlachten erregt uns nichts anderes als der Leib und ſeine Begierden. Denn über den Beſitz von Geld und Gut entſtehen alle Kriege, und dieſes müſſen wir haben des Leibes wegen, weil wir ſeiner Pflege dienſtbar ſind, und daher fehlt es uns an Muße, der Weisheit nachzutrachten, um aller dieſer Dinge willen, wegen alles deſſen. Und endlich noch, wenn es uns auch einmal Muße läßt, und wir uns anſchicken etwas zu unterſuchen, ſo fällt er uns wieder bei den Unterſuchungen ſelbſt beſchwerlich, macht uns Unruhe und Störung und verwirrt uns, daß wir ſeinetwegen nicht das Wahre ſehen können. Sondern es iſt uns wirklich ganz klar, daß wenn wir je etwas rein erkennen wollen, wir uns von ihm losmachen und mit der Seele ſelbſt die Dinge ſelbſt ſchauen müſſen. Und dann erſt offenbar werden wir haben, was wir begehren und weſſen Liebhaber wir zu ſein behaupten, die Weisheit, wenn wir tot ſein werden, wie die Rede uns andeutet, ſo lange wir leben, aber nicht. Denn wenn es nicht möglich iſt, mit dem Leibe irgend etwas rein zu erkennen, ſo können wir nur eines von beiden, entweder niemals zum Verſtändnis gelangen oder nach dem Tode. Denn alsdann wird die Seele für ſich allein ſein, abgeſondert vom Leibe, vorher aber nicht. Und ſo lange wir leben, werden wir, wie ſich zeigt, nur dann dem Erkennen am nächſten ſein, wenn wir, ſo viel möglich, nichts mit dem Leibe zu ſchaffen noch gemein haben, was nicht höchſt nötig iſt, und wenn wir mit ſeiner Natur uns nicht anfüllen, ſondern uns von ihm rein halten, bis der Gott ſelbſt uns befreit. Und ſo rein der Thorheit des Leibes entledigt, werden wir wahrſcheinlich mit eben ſolchen zuſammen ſein und durch uns ſelbſt alles Ungetrübte erkennen, und dies iſt eben wohl das Wahre. Dem Nichtreinen aber mag reines zu berühren wohl nicht vergönnt ſein. Dergleichen, meine ich, o Simmias, werden notwendig alle wahrhaft Wißbegierigen denken und unter einander reden. Oder dünkt dich nicht ſo? — Auf alle Weiſe, o Sokrates. — Wenn nun, ſprach Sokrates, dieſes wahr iſt, o Freund, ſo iſt ja große Hoffnung, daß wenn ich dort angekommen bin, wohin ich jetzt gehe, ich dort, wenn irgendwo, zur Genüge dasjenige erlangen werde, worauf alle unſere Bemühungen in dem vergangenen Leben gezielt haben; ſo daß die mir jetzt aufgetragene Wanderung mit guter Hoffnung anzutreten iſt auch für jeden andern, der nur glauben kann, dafür geſorgt zu haben, daß ſeine Seele rein iſt. — Allerdings, ſprach Simmias. — Und wird nicht das eben die Reinigung ſein, was ſchon immer in unſerer Rede vorgekommen iſt, daß man die Seele möglichſt vom Leibe abſondere und ſie gewöhne, ſich von allen Seiten her aus dem Leibe für ſich zu ſammeln und zuſammenzuziehen und ſo viel als möglich, ſowohl gegenwärtig als hernach, für ſich allein zu beſtehen, befreit, wie von Banden, von dem Leibe? — Allerdings, ſagte er. — Heißt aber dies nicht Tod, Erlöſung und Abſonderung der Seele von dem Leibe? — Allerdings, ſagte jener. — Und ſie zu löſen ſtreben immer am meiſten, ſagte er, nur allein die wahrhaft Philoſophierenden; und eben dies alſo iſt das Geſchäft der Philoſophen, Befreiung und Abſonderung der Seele von dem Leibe; oder nicht? — Offenbar. — Alſo wäre es ja, wie ich anfänglich ſagte, lächerlich, wenn ein Mann, der ſich in ſeinem ganzen Leben darauf eingerichtet hätte, ſo nahe als möglich an dem Geſtorbenſein zu leben, hernach wenn eben dieſes kommt, ſich ungebärdig ſtellen wollte? Wäre das nicht lächerlich? — Wie ſollte es nicht? — In der That alſo, o Simmias, trachten die richtig Philoſophierenden danach, zu ſterben; und tot zu ſein iſt ihnen unter allen Menſchen am wenigſten furchtbar. Erwäge es nur ſo. Wenn ſie auf alle Weiſe mit dem Leibe entzweit ſind und begehren die Seele für ſich allein zu haben, geſchieht dieſes aber, dann ſich fürchten und unwillig ſein wollten; wäre das nicht die größte Thorheit, wenn ſie dann nicht mit Freuden dahin gehen wollten, wo ſie Hoffnung haben, dasjenige zu erlangen, was ſie im Leben liebten; ſie liebten aber die Weisheit, und des Zuſammenſeins mit demjenigen entledigt zu werden, was ihnen zuwider war? Oder ſollten nur viele, denen menſchliche Geliebte und Weiber und Kinder geſtorben ſind, freiwillig haben in die Unterwelt gehen gewollt, von dieſer Hoffnung getrieben, daß ſie dort die wieder ſehen würden, nach denen ſie ſich ſehnten, und mit ihnen umgehn; wer aber die Weisheit wahrhaft liebt und eben dieſe Hoffnung kräftig aufgefaßt hat, daß er ſie nirgend anders nach Wunſch erreichen werde, als in der Unterwelt, den ſollte es verdrießen zu ſterben, und er ſollte nicht freudig dorthin gehn? Das muß man ja wohl glauben, Freund, wenn er nur wahrhaft ein Weisheitliebender iſt. Denn gar ſtark wird ein ſolcher dieſes glauben, daß er nirgend anders die Wahrheit rein antreffen werde, als nur dort. Wenn ſich aber dies ſo verhält, wie ich eben ſagte, wäre es nicht große Unvernunft, wenn ein ſolcher den Tod fürchtete? — Gar große, beim Zeus, ſagte jener. — Alſo, ſagte er, iſt dir auch das wohl ein hinlänglicher Beweis von einem Manne, wenn du ihn unwillig ſiehſt, indem er ſterben ſoll, daß er nicht die Weisheit liebte, ſondern den Leib irgendwie; denn wer den liebt, derſelbe iſt auch geldſüchtig und ehrſüchtig, entweder eines von beiden oder beides. — Vollkommen verhält es ſich ſo, wie du ſagſt. — Wird nun nicht auch, o Simmias, ſagte er, was man Tapferkeit nennt, den ſo Geſinnten vorzüglich zukommen? — Ganz gewiß wohl, antwortete er. — Nicht auch die Beſonnenheit, was auch alle Leute Beſonnenheit nennen, ſich von Begierden nicht fortreißen laſſen, ſondern ſich gleichgiltig gegen ſie verhalten und ſittſam, kommt nicht auch ſie denen allein zu, welche den Leib am meiſten geringſchätzen und in der Liebe zur Weisheit leben? — Notwendig, ſagte er. — Denn, fügte jener hinzu, wenn du nur recht betrachten willſt die Tapferkeit und Beſonnenheit der andern, ſo wird ſie dir ganz wunderlich vorkommen. — Wie das, o Sokrates? — Du weißt doch, ſagte er, daß den Tod die andern alle unter die großen Uebel rechnen. — Allerdings. — Iſt es alſo nicht aus Furcht vor noch größeren Uebeln, daß die Tapfern unter ihnen den Tod erdulden, wenn ſie ihn erdulden? — So iſt es. — Alſo weil ſie ſich fürchten, und aus Furcht ſind alle tapfer, bis auf die, welche die Weisheit lieben. Wiewohl das doch ungereimt iſt, daß einer aus Furcht und Feigheit tapfer ſein ſoll. — Freilich wohl. — Und wie die Sittſamen unter ihnen? Hat es mit denen nicht dieſelbe Bewandtnis? Aus irgend einer Zügelloſigkeit ſind ſie beſonnen; wiewohl wir freilich ſagen, dies ſei unmöglich, aber doch geht es ihnen wirklich ganz ähnlich bei dieſer einfältigen Beſonnenheit. Denn aus Beſorgnis, einiger Luſt beraubt zu werden, und weil ſie dieſe begehren, enthalten ſie ſich der einen, weil von anderen beherrſcht; und wiewohl man das Zügelloſigkeit nennt, von Lüſten beherrſcht werden, begegnet ihnen doch, daß ſie von Lüſten beherrſcht andere Lüſte beherrſchen, und dies iſt doch dem ganz ähnlich, was eben geſagt wurde, auf gewiſſe Weiſe aus Zügelloſigkeit beſonnen geworden zu ſein. — Das leuchtet ein. — O beſter Simmias, daß uns alſo nur nicht dies gar nicht der rechte Tauſch iſt, um Tugend zu erhalten, Luſt gegen Luſt, und Unluſt gegen Unluſt, und Furcht gegen Furcht austauſchen, und größeres gegen kleineres, wie Münze; ſondern jenes die einzige rechte Münze, gegen die man alles dieſes vertauſchen muß, die Vernünftigkeit, und nur alles, was mit dieſer und für dieſe verkauft iſt und eingekauft in Wahrheit allein Tapferkeit iſt und Beſonnenheit und Gerechtigkeit, und überhaupt wahre Tugend nun mit Vernünftigkeit iſt, mag nun Luſt und

Furcht und alles übrige der Art dabei ſein oder nicht dabei ſein; werden aber dieſe, abgeſondert von der Vernünftigkeit, gegen einander umgetauſcht, eine ſolche Tugend dann immer nur ein Schattenbild iſt und in der That knechtiſch, nichts Geſundes und Wahres an ſich habend; das Wahre aber gerade Reinigung von dergleichen allem iſt, und Beſonnenheit und Gerechtigkeit und Tapferkeit und die Vernünftigkeit ſelbſt Reinigungen ſind. Und ſo mögen auch diejenigen, welche uns die Weihen angeordnet haben, gar nicht ſchlechte Leute ſein, ſondern ſchon ſeit langer Zeit uns andeuten, wenn einer ungeweiht und ungeheiligt in der Unterwelt anlangt, daß der in den Schlamm zu liegen kommt, der Gereinigte aber und Geweihte, wenn er dort angelangt iſt, bei den Göttern wohnt. Denn, ſagen die, welche mit den Weihen zu thun haben, Thyrſusträger ſind viele, doch ächte Begeiſterte wenig. Dieſe aber ſind, nach meiner Meinung, keine anderen, als die ſich auf rechte Weiſe der Weisheit befliſſen haben, deren einer auch ich nach Vermögen im Leben nicht verſäumt, ſondern mich auf alle Weiſe bemüht habe, zu werden. Ob ich mich aber auf die rechte Weiſe bemüht und etwas vor mich gebracht, das werden wir, dort angekommen, ſicher erfahren, wenn Gott will, binnen kurzem, wie mich dünkt. Dieſes nun, ſprach er, o Simmias und Kebes, iſt meine Verteidigung darüber, daß euch zu verlaſſen und die hieſigen Gebieter, mir mit Recht nicht ſchwer fällt, noch mich verdrießt, weil ich dafür halte, auch dort nicht minder vortreffliche Gebieter und Freunde anzutreffen als hier; den meiſten aber iſt dies unglaublich. Bin ich alſo für euch überzeugender geweſen in meiner Verteidigung, als für die Atheniſchen Richter, ſo iſt es gut.

Als Sokrates dieſes geredet, fiel Kebes ein und ſprach: O Sokrates, das andere dünkt mich alles gar ſchön geſagt, nur das von wegen der Seele findet großen Unglauben bei den Menſchen, ob ſie nicht, wenn ſie vom Leibe getrennt iſt, nirgend mehr iſt, ſondern an jenem Tage umkommt und untergeht, an welchem der Menſch ſtirbt, und ſobald ſie von dem Leibe ſich trennt und ausfährt wie ein Hauch oder Rauch, auch zerſtoben iſt und verflogen, und nirgend nichts mehr iſt. Denn wäre ſie noch wo für ſich beſtehend und zuſammenhaltend, wenn erlöſt von dieſen Uebeln, die du eben beſchrieben haſt: ſo wäre ja große und ſchöne Hoffnung, o Sokrates, daß alles wahr ſei, was du ſagſt. Aber dies bedarf vielleicht nicht geringer Ueberredungsgründe und Beweiſe, daß die Seele noch iſt nach dem Tode des Menſchen und noch irgend Kraft und Einſicht hat. — Du ſprichſt ganz wahr, ſagte Sokrates, o Kebes, aber was ſollen wir machen? Sollen wir eben das mit einander durchſprechen, ob es wahrſcheinlich iſt, daß es ſich ſo verhalte oder nicht? — Ich mindeſtens, ſagte Kebes, möchte gern hören, was für eine Meinung du hierüber haſt. — Wenigſtens glaube ich nicht, ſprach Sokrates, daß irgend einer, der es hört, und wäre es auch ein Komödienſchreiber, ſagen dürfte, daß ich leeres Geſchwätz treibe und Reden führe über ungehörige Dinge. Dünkt es euch nun und ſollen wir die Sache in Erwägung ziehen, ſo laßt uns ſo betrachten, ob die Seelen, nachdem die Menſchen geſtorben, in der Unterwelt ſind, oder ob nicht. Eine alte Rede giebt es nun freilich, die, deren wir erwähnt haben, daß wie ſie von hier dorthin gekommen ſind, ſie auch wieder hieher zurückkehren und wieder geboren werden aus den Toten.. Und wenn ſich dies ſo verhält, daß die Lebenden wieder geboren werden aus den Geſtorbenen, ſo ſind ja wohl unſere Seelen dort? denn ſie könnten nicht wieder geboren werden, wenn ſie nicht wären. Und ein hinreichender Beweis wäre dies, daß es ſo iſt, wenn wirklich offenbar würde, daß die Lebenden nirgend anders herkämen als von den Toten. Wenn dies aber nicht ſo iſt, dann bedürften wir eines andern Grundes. — Gewiß, ſagte Kebes. — Betrachte es nur nicht allein an Menſchen, fuhr jener fort, wenn du es eher inne werden willſt, ſondern auch an den Tieren insgeſamt und den Pflanzen, und überhaupt an allem, was eine Entſtehung hat, laß uns zuſehn, ob etwa alles ſo entſteht, nirgend anders her, als jedes aus ſeinem Gegenteil, was nur ein ſolches hat, wie doch das Schöne von dem Häßlichen das Gegenteil iſt, und das Gerechte von dem Ungerechten, und ebenſo tauſend anderes ſich verhält. Dieſes alſo laß uns ſehen, ob nicht notwendig, was nur ein Entgegengeſetztes hat, nirgend anders her ſelbſt entſteht, als aus dieſem ihm Entgegengeſetzten. So wie wenn etwas größer wird, muß es doch notwendig aus irgend vorher kleiner Geweſenem hernach größer werden? — Ja. — Nicht auch wenn es kleiner wird, wird es aus vorher Größerem hernach kleiner? — So iſt es, ſagte er. — Und eben ſo aus Stärkerem das Schwächere, und aus Langſamerem das Schnellere? — Gewiß. — Und wie? wenn etwas ſchlechter wird, nicht aus Beſſerem? und wenn gerechter, nicht aus Ungerechterem? — Wie ſonſt? — Dies alſo, ſprach er, haben wir ſicher genug, daß alle Dinge ſo entſtehen, das Entgegengeſetzte aus dem Entgegengeſetzten. — Freilich. — Und wie? giebt es nicht auch ſo etwas dabei, wie zwiſchen jeglichem Entgegengeſetzten, was doch immer zwei ſind, auch ein zwiefaches Werden von dem einen zu dem andern, und von dieſem wieder zu jenem zurück? wie zwiſchen dem Größeren und Kleineren iſt Wachstum und Abnahme, und ſo nennen wir auch das eine wachſen, das andere abnehmen. — Ja, ſagte er. — Nicht auch ausſondern und vermiſchen, abkühlen und erwärmen, und ſo alles, wenn wir auch bisweilen die Worte dazu nicht haben, muß ſich doch der Sache nach überall ſo verhalten, daß eines aus dem andern entſteht, und daß es ein Werden von jedem zu dem andern giebt? — Gewiß. — Wie nun, fuhr er fort, iſt dem Leben auch etwas entgegengeſetzt, wie dem Wachen das Schlafen? — Gewiß, ſagte er. — Und was? — Das Totſein, ſagte er. — Alſo entſtehen dieſe auch aus einander, wenn ſie entgegengeſetzt ſind, und es giebt zwiſchen ihnen zweien ein zwiefaches Werden. — Wie ſollte es nicht? — Die Verknüpfungen nun des einen Paars von den eben genannten Dingen will ich dir aufzeigen, ſprach Sokrates, und das dazu gehörige Werden du aber mir die andern. Ich ſage nämlich, das eine ſei Schlafen und das andere Wachen, und aus dem Schlafen werde das Wachen, und aus dem Wachen das Schlafen, und dies Werden beider ſei das Einſchlafen und das Aufwachen; habe ich es dir hinlänglich erklärt oder nicht? — Vollkommen. — Sage du mir alſo nun eben ſo von Leben und Tod. Sagſt du nicht, dem Leben ſei das Totſein entgegengeſetzt? — Das ſage ich. — Und daß beides aus einander entſtehe? — Ja. — Aus dem Lebenden alſo, was entſteht? — Das Tote, ſprach er. — Und was aus dem Toten? — Notwendig, ſprach er, muß man eingeſtehn, das Lebende. — Aus dem Geſtorbenen alſo, o Kebes, entſteht das Lebende und die Lebenden? — So zeigt es ſich, ſprach er. — Alſo ſind, ſprach er, unſere Seelen in der Unterwelt. — So ſcheint es. — Und nicht wahr, auch von dem Werden, was hiezu gehört, iſt das eine deutlich genug, oder nicht? — Freilich, ſagte er. — Was wollen wir aber nun machen? ſprach er. Wollen wir nicht auch das entgegengeſetzte Werden hinzunehmen, ſondern ſoll die Natur von dieſer Seite lahm ſein? oder müſſen wir nicht notwendig auch ein dem Sterben entgegengeſetztes Werden annehmen? — Auf alle Weiſe, ſagte er. — Und was für eines? — Das Aufleben. — Alſo, ſprach er, wenn es ein Aufleben gibt, ſo wäre eben dieſes das Werden der Lebenden aus den Toten, das Aufleben? — Freilich. — Alſo auch auf dieſe Weiſe kommt es uns heraus, daß die Lebenden aus den Toten entſtanden ſind, nicht weniger als die Toten aus een Lebenden. Iſt dies nun ſo, ſo ſchien es uns ja ein hinreichender Beweis, daß die Seelen der Verſtorbenen wo ſein müſſen, woher ſie wieder lebend werden. — Mich dünkt, o Sokrates, dem Eingeſtandenen gemäß müſſe es ſich ſo verhalten. — Siehe nun auch, o Kebes, ſprach er, daß wir nichts mit Unrecht eingeſtanden haben, wie mich dünkt. Denn wenn nicht dem auf die eine Art Gewordenen immer das auf die andere entſpräche, und das Werden wie im Kreiſe herumginge, ſondern es ein gerade fortſchreitendes Werden gäbe nur aus dem Einen in das Gegenüberſtehende, ohne daß dies ſich wieder wendete und zum andern zurückkäme: ſo ſiehſt du wohl, daß am Ende alles einerlei Geſtalt haben und in einerlei Zuſtand ſich befinden und aufhören würde zu werden. — Wie meinſt du das? fragte er. — Es iſt gar nicht ſchwer, ſagte er, zu begreifen, was ich meine; ſondern wie wenn das Einſchlafen zwar wäre, ein Aufwachen aber entſpräche ihm nicht, das aus dem Schlafenden würde, ſo, weißt du wohl, würde am Ende alles beweiſen, Endymion ſei nur eine Poſſe und nirgends anzutreffen, weil es allem andern eben ſo erginge wie ihm, daß es ſchliefe; und wie wenn alles immer vermiſcht würde und nicht geſondert, bald jenes Anaxagoreiſche ſich einſtellen würde. Alle Dinge zumal: würde nicht eben ſo auch, lieber Kebes, wenn alles zwar ſtürbe, was am Leben Anteil hat, nachdem es aber geſtorben wäre, das Tote immer in dieſer Geſtalt bliebe und nicht wieder auflebte, ganz notwendig zuletzt alles tot ſein und nichts leben? Denn wenn zwar aus dem andern das Lebende würde, das Lebende aber ſtürbe: wie wäre denn zu helfen, daß nicht zuletzt alles im Totſein aufginge? — Gar nicht, denke ich, o Sokrates, ſagte Kebes, ſondern du ſcheinſt mir durchaus richtig zu reden. — Es iſt auch, o Kebes, ſagte er, wie mich dünkt, auf alle Weiſe ſo, und nicht etwa überliſtet geſtehen wir dieſes ein, ſondern es gibt in der That ein Wiederaufleben und ein Werden der Lebenden aus den Toten, und ein Sein der Seelen der Geſtorbenen, und zwar für die Guten ein Beſſerſein, für die Schlechten aber ein ſchlechteres. — Und eben das auch, ſprach Kebes einfallend, nach jenem Satz, o Sokrates, wenn er richtig iſt, den du oft vorzutragen pflegteſt, daß unſer Lernen nichts anderes iſt als Wiedererinnerung, und daß wir deshalb notwendig in einer früheren Zeit gelernt haben müßten, weſſen wir uns wiedererinnern, und daß dies unmöglich wäre, wenn unſere Seele nicht ſchon war, ehe ſie in dieſe menſchliche Geſtalt kam; ſo daß auch hiernach die Seele etwas Unſterbliches ſein muß. — Aber, o Kebes, ſprach Simmias einfallend, welche ſind davon die Beweiſe? erinnere mich daran; denn in dieſem Augenblick beſinne ich mich nicht recht darauf. — Nur an den einen ſchönſten, ſagte Kebes, daß, wenn die Menſchen gefragt werden, und einer ſie nur recht zu fragen verſteht, ſie alles ſelbſt ſagen wie es iſt, da doch, wenn ihnen keine Erkenntnis einwohnte und richtige Einſicht, ſie nicht imſtande ſein würden, dieſes zu thun. Und wenn man ſie zu den meßkünſtleriſchen Figuren führt oder etwas Aehnlichem, ſo zeigt ſich dabei am deutlichſten, daß ſich dies ſo verhält. — Wenn du es aber ſo nicht glaubſt, o Simmias, ſagte Sokrates, ſo ſieh zu, ob du uns, wenn du es etwa folgendermaßen betrachteſt, beifallen wirſt. Du zweifelſt nämlich, wie doch das ſogenannte Lernen könne Erinnerung ſein? — Ich zweifle zwar, ſprach Simmias, gerade nicht; nur eben dieſes, wovon die Rede iſt, ich bedarf erinnert zu werden; und faſt ſchon aus dem, was mir Kebes verſucht hat zu ſagen, habe ich mich beſonnen und glaube es. Nichts deſto weniger aber würde ich jetzt gern hören, wie du es vorgetragen haſt. — So ich, ſprach er. Wir geſtehen doch wohl, daß wenn ſich einer etwas erinnern ſoll, er dies vorher ſchon wiſſen muß? — Gewiß wohl. — Geſtehen wir etwa auch dieſes, daß wenn einem Erkenntnis auf folgende Weiſe kommt, dies Erinnerung ſei? ich meine aber dieſe Art, wenn jemand irgend etwas ſieht oder hört oder anderswie wahrnimmt, und er dann nicht nur jenes erkennt, ſondern dabei noch ein anderes vorſtellt, deſſen Erkenntnis nicht dieſelbe iſt, ſondern eine andere, ob wir dann mit Recht ſagen, daß er ſich deſſen erinnere, wovon er ſo eine Vorſtellung bekommen hat? — Wie meinſt du das? — So wie dergleichen. Eine ganz andere Vorſtellung iſt doch die von einem Menſchen und die von einer Leier? — Wie ſollte ſie nicht? Du weißt aber doch, daß Freunden, wenn ſie eine Leier ſehen oder ein Kleid, oder ſonſt etwas, was ihr Freund zu gebrauchen pflegt, es ſo ergeht; ſie erkennen die Leier und in ihrer Seele nehmen ſie zugleich auf das Bild des Freundes, dem die Leier gehört, und das iſt nun Erinnerung: ſo wie auch einer, wenn er den Simmias ſieht, wohl leicht an den Kebes denkt und tauſenderlei dergleichen. — Tauſenderlei, beim Zeus, ſagte Simmias. — Und nicht wahr, ſprach er, dergleichen iſt nun Erinnerung, vorzüglich wenn es einem bei ſolchen Dingen begegnet, die ihm, weil ſie ihm ſeit langer Zeit ſchon nicht vorgekommen und er nicht an ſie gedacht, in Vergeſſenheit gerathen waren. — Allerdings, ſagte er. — Wie nun, kann man ſich auch wohl, wenn man ein gemaltes Pferd ſieht oder eine gemalte Leier, eines Menſchen dabei erinnern? und wenn man den Simmias gemalt ſieht, ſich des Kebes dabei erinnern? — Auch das freilich. — Auch wenn man den Simmias gemalt ſieht, ſich des Simmias ſelbſt erinnern. — Das kann man freilich, ſagte er. — Und nicht wahr, in allen dieſen Fällen entſteht uns Erinnerung, das eine Mal aus ähnlichen Dingen, das andere Mal aus unähnlichen. — So entſteht ſie. — Aber wenn nun einer bei ähnlichen Dingen ſich etwas erinnert, muß ihm nicht auch das noch dazu begegnen, daß er inne wird, ob dieſe etwas zurückbleiben in der Aehnlichkeit oder nicht hinter dem, deſſen er ſich erinnert? — Notwendig, ſagte er. — Wohlan denn, ſprach jener, ſieh zu, ob ſich dies ſo verhält. Wir nennen doch etwas gleich? ich meine nicht ein Holz dem andern, oder einen Stein dem andern, noch irgend etwas dergleichen, ſondern außer dieſem allen etwas Anderes, das Gleiche ſelbſt, ſagen wir, daß das etwas iſt oder nichts? — Etwas, beim Zeus, ſprach Simmias, ganz ſtark. — Erkennen wir auch dieſes, was es iſt? — Allerdings, ſprach er. — Woher nahmen wir aber ſeine Erkenntnis? Nicht aus dem, was wir eben ſagten, wenn wir Hölzer oder Steine oder irgend andere gleiche Dinge ſahen, haben wir nicht bei dieſen uns jenes vorgeſtellt, was doch verſchieden iſt von dieſen? Oder ſcheint es dir nicht verſchieden zu ſein? Bedenke es nur auch ſo. Erſcheinen dir nicht gleiche Steine oder Hölzer, ganz dieſelben bleibend, bisweilen als gleich und dann wieder nicht? — O ja. — Wie aber, die gleichen Dinge ſelbſt erſcheinen dir bisweilen als ungleich; etwa auch die Gleichheit als Ungleichheit? — Nimmermehr wohl, Sokrates. — Alſo, ſprach er, ſind jene gleichen Dinge und dieſes Gleiche ſelbſt nicht daſſelbige. — Offenbar keineswegs, o Sokrates. — Doch aber bei jenen Gleichen, verſchieden von dieſem Gleichen, haſt du die Erkenntnis des letzteren vorgeſtellt oder erhalten? — Vollkommen richtig. — Indem es jenen entweder ähnlich iſt oder unähnlich? — Freilich. — Und das macht ja, ſprach er, keinen Unterſchied. Denn ſo oft du etwas ſehend von dieſer Geſichtswahrnehmung aus dir noch ein anderes vorſtellſt, es ſei nun ähnlich oder unähnlich, ſo iſt notwendig dieſes Vorſtellen eine Erinnerung geweſen. — Allerdings. — Wie aber weiter, ſprach er, begegnet uns wohl ſo etwas bei den gleichen Hölzern und andern, von denen wir eben ſprachen; ſcheinen ſie uns eben ſo gleich zu ſein, wie das Gleiche ſelbſt? oder fehlt etwas daran, daß ſie nicht ſo ſind, wie das Gleiche, oder nichts? — Gar viel, ſprach er, fehlt daran. — Müſſen wir nun nicht geſtehen, wenn jemand, der etwas ſieht, bemerkt, dieſes, was ich hier ſehe, will zwar ſein, wie etwas gewiſſes anderes, es bleibt aber zurück und vermag nicht ſo zu ſein, wie jenes, ſondern iſt ſchlechter, daß der, welcher dies bemerkt, notwendig jenes vorher kennen muß, dem er ſagt, daß das andere zwar gleiche, aber doch dahinter zurückbleibe? — Notwendig. — Und wie? geht es uns nun ſo mit den gleichen Dingen und dem Gleichen ſelbſt? — Auf alle Weiſe. — Notwendig alſo kennen wir das Gleiche ſchon vor jener Zeit, als wir zuerſt gleiches erblickend bemerkten, daß alles dergleichen ſtrebe zu ſein wie das Gleiche, aber doch dahinter zurückbleibe? — So iſt es. — Aber auch das geben wir doch zu, daß wir eben dieſes nirgend anders her bemerkt haben, noch imſtande ſind zu bemerken, als bei dem Sehen oder Berühren oder irgend einer andern Wahrnehmung; denn dieſe ſind mir alle einerlei. — Sie ſind auch einerlei, o Sokrates, für das, wohin unſere Rede will. — Aber doch an den Wahrnehmungen muß man bemerken, daß alles ſo in den Wahrnehmungen Vorkommende jenem nachſtrebt, was das Gleiche iſt, und daß es dahinter zurückbleibt. Oder wie wollen wir ſagen? — So. — Ehe wir alſo anfingen zu ſehen oder zu hören, oder die anderen Sinne zu gebrauchen, mußten wir ſchon irgendwoher die Erkenntnis bekommen haben des eigentlich Gleichen, was es iſt, wenn wir doch das Gleiche in den Wahrnehmungen ſo auf jenes beziehen ſollten, daß dergleichen alles zwar ſtrebt zu ſein wie jenes, aber doch immer ſchlechter iſt. — Notwendig nach dem Vorhergeſagten, o Sokrates. — Nun aber haben wir doch gleich von unſerer Geburt an geſehen, gehört und die anderen Sinne gebraucht? — Freilich. — Und wir mußten, ſagen wir, ſchon ehe dieſes geſchah, die Erkenntnis des Gleichen bekommen haben? — Ja. — Ehe wir alſo geboren wurden, müſſen wir ſie, wie ſich zeigt, bekommen haben. — So zeigt es ſich. — Wenn wir ſie alſo vor unſerer Geburt empfangen haben, und in ihrem Beſitz geboren worden ſind, ſo erkannten wir auch ſchon, ehe wir wurden, und ſobald wir da waren, nicht das Gleiche nur und das Größere und Kleinere, ſondern alles dieſer Art insgeſamt. Denn es iſt uns ja jetzt nicht eben mehr von dem Gleichen die Rede, als auch von dem Schönen ſelbſt und dem Guten ſelbſt und dem Rechten und Frommen, und, wie ich ſage, von allem, was wir bezeichnen, als dies ſelbſt, was es iſt, in unſern Fragen, wenn wir fragen, und in unſern Antworten, wenn wir antworten. So daß wir notwendig von dieſem allen die Erkenntniſſe, ſchon ehe wir geboren wurden, erhalten haben. — So iſt es. — Und daß wir, wenn wir ſie nicht immer wieder vergäßen, nachdem wir ſie bekommen, auch immer wiſſen und uns ihrer das ganze Leben hindurch bewußt ſein würden. Denn das heißt ja wiſſen, eine empfangene Erkenntnis beſitzen und nicht verloren haben? oder heißt das nicht vergeſſen, o Simmias, Verluſt einer Erkenntnis? — Auf alle Weiſe, ſagte er, o Sokrates. — Und wenn wir, meine ich, vor unſerer Geburt ſie beſaßen und ſie bei der Geburt verloren haben, hernach aber beim Gebrauch unſerer Sinne an ſolchen Gegenſtänden eben jene Erkenntniſſe wieder aufnahmen, die wir einmal ſchon vorher hatten: iſt dann nicht, was wir Lernen heißen, das Wiederaufnehmen einer uns ſchon angehörigen Erkenntnis? und wenn wir dies Wiedererinnern nennen, werden wir es nicht richtig benennen? — Gewiß. — Denn das hatte ſich uns doch als möglich gezeigt, daß, wer etwas wahrnimmt, es ſei nun durch Geſicht und Gehör, oder irgend einen anderen Sinn, dabei etwas anderes vorſtellen könne, was er vergeſſen hatte, und was dieſem nahe kam, als unähnlich oder als ähnlich. Alſo, wie ich ſage, eines von beiden; entweder ſind wir dieſes wiſſend geboren worden und wiſſen es unſer Leben lang alle, oder die, von denen wir ſagen, daß ſie hernach erſt lernen, erinnern ſich deſſen nur, und das Lernen iſt eine Erinnerung. — Wohl gar ſehr verhält es ſich ſo, Sokrates. — Welches nun wählſt du, o Simmias, daß wir wiſſend geboren werden, oder daß wir uns hernach deſſen erinnern, wovon wir ſchon vorher eine Erkenntnis gehabt hatten? — So im Augenblick, o Sokrates, weiß ich nicht zu wählen. — Wie aber? kannſt du hier wählen, oder was dünkt dich hievon? muß ein wiſſender Mann von dem, was er weiß, Rechenſchaft geben können oder nicht? — Ganz notwendig, o Sokrates, ſprach er. — Und dünkt dich denn, daß alle Rechenſchaft zu geben imſtande ſind, von dem, was wir eben anführten? — Das wünſchte ich wohl, ſprach Simmias; aber ich fürchte vielmehr, es möchte uns ſchon morgen hier zu Lande keiner mehr gefunden werden, der dies gehörig zu thun vermöchte. — Du meinſt alſo nicht, o Simmias, daß alle dieſes wiſſen? — Keineswegs. — Alſo erinnern ſie ſich deſſen, was ſie einſt gelernt hatten. — Notwendig. — Wann aber hatten unſere Seelen die Erkenntnis davon bekommen? doch wohl nicht, ſeitdem wir als Menſchen geboren ſind? — Nicht füglich. — Früher alſo? — Ja. — Alſo waren, o Simmias, die Seelen, auch ehe ſie in menſchlicher Geſtalt waren, ohne Leiber, und hatten Einſicht. — Wenn wir nicht etwa bei der Geburt dieſe Erkenntniſſe empfangen, o Sokrates; denn dieſe Zeit bleibt uns noch übrig. — Gut, o Freund! aber in welcher andern Zeit verlieren wir ſie denn? Denn wir haben ſie nicht, wenn wir geboren werden, wie wir eben eingeſtanden. Oder verlieren wir ſie in derſelben Zeit, in welcher wir ſie auch empfangen? oder weißt du noch eine andere Zeit anzugeben? — Keineswegs, o Sokrates, ſondern ich merkte nur nicht, daß ich nichts ſagte. — Alſo verhält es ſich nur ſo, ſprach er, o Simmias. Wenn das etwas iſt, was wir immer im Munde führen, das Schöne und Gute und jegliches Weſen dieſer Art, und wir hierauf alles, was uns durch die Sinne kommt, beziehen, als auf ein vorher Gehabtes, was wir als das Unſrige wieder auffinden und dieſe Dinge damit vergleichen, ſo muß notwendig, eben ſo wie dieſes iſt, ſo auch unſere Seele ſein, auch ehe wir noch geboren worden ſind. Wenn aber alles dieſes nichts iſt, ſo wäre dann auch dieſe Rede vergeblich geredet. Verhält es ſich wohl ſo, und iſt es die ganz gleiche Notwendigkeit, daß jenes iſt, und daß auch unſere Seelen ſind auch vor unſerer Geburt, und daß, wenn jenes nicht, dann auch nicht dieſes? — Ueber die Maßen, o Sokrates, ſprach Simmias, dünkt es mich dieſelbe Notwendigkeit zu ſein; und an einen ſichern Ort rettet ſich unſer Satz, dahin nämlich, daß unſere Seele auf dieſelbe Weiſe iſt, ehe wir noch geboren werden, wie jenes alles, wovon du eben ſpracheſt. Denn ich habe gar nichts, was mir ſo klar wäre als eben dieſes, daß alles dergleichen wahrhaft in dem allerhöchſten Sinne iſt, das Schöne und das Gute, und was du ſonſt eben anführteſt; und mir wenigſtens genügt der Beweis vollkommen. — Wie aber dem Kebes, ſprach Sokrates. Denn wir müſſen auch den Kebes überzeugen. — Gewiß auch ihm, ſprach Simmias, wie ich glaube, wiewohl er der hartnäckigſte Menſch iſt im Unglauben an anderer Reden. Allein davon, glaube ich, iſt er nun hinreichend überzeugt, daß, ehe wir geboren wurden unſere Seele war. Ob aber auch, nachdem wir geſtorben ſind, ſie noch ſein wird, das ſcheint auch mir ſelbſt, o Sokrates, noch nicht bewieſen zu ſein, ſondern es ſteht noch entgegen, wie auch Kebes eben ſagte, jene gemeine Rede, ob nicht, indem der Menſch ſtirbt, die Seele zerſtiebt, und auch ihr dieſes das Ende des Seins iſt. Denn was hindert doch, daß ſie zwar anderwärts her werde und beſtehe und ſei, auch ehe ſie in menſchlichen Leib gelangt, daß aber doch, nachdem ſie in dieſen gelangt iſt, wenn ſie von ihm getrennt wird, alsdann auch ſie ſelbſt endet und untergeht? — Wohl geſprochen, o Simmias, ſagte Kebes. Denn es ſcheint gleichſam die eine Hälfte von dem bewieſen zu ſein, was wir brauchen, daß nämlich, ehe wir geboren wurden, unſere Seele war; aber man muß noch dazu beweiſen, daß auch, wenn wir tot ſind, ſie um nichts weniger ſein wird als vor unſerer Geburt, wenn der Beweis ſeine Vollendung bekommen ſoll. — Es iſt doch, o Simmias und Kebes, ſprach Sokrates, auch jetzt ſchon bewieſen, wenn ihr dieſen Satz zuſammenbringen wollt mit jenem, den wir vorher zugeſtanden hatten, daß nämlich alles Lebende aus dem Geſtorbenen entſteht. Denn wenn die Seele iſt auch vorher, und wenn ſie notwendig, indem ſie ins Leben geht und geboren wird, nirgend andersher kommen kann, als aus dem Tode und dem Geſtorbenſein: wie ſollte ſie denn nicht notwendig, auch nachdem ſie geſtorben iſt, ſein, wenn ſie doch wiederum geboren werden ſoll? Bewieſen alſo iſt dies, wie ich ſagte, auch jetzt ſchon. Dennoch ſcheint ihr, du und Simmias, gern auch dieſen Satz noch weiter durcharbeiten zu wollen und euch zu fürchten, wie die Kinder, daß nicht gar buchſtäblich der Wind ſie, wenn ſie aus dem Leibe herausfährt, auseinanderwehe und zerſtäube, zumal wenn einer nicht etwa bei Windſtille, ſondern in recht tüchtigem Sturmwinde ſtirbt. — Da ſagte Kebes lächelnd: So thue denn ſo, als fürchteten wir uns, und verſuche uns zu überreden. Lieber jedoch nicht, als ob wir ſelbſt uns fürchteten, aber vielleicht iſt auch in uns ein Kind, welches dergleichen fürchtet. Dieſes alſo wollen wir verſuchen zu überzeugen, daß es den Tod nicht fürchten müſſe wie ein Geſpenſt. — Dieſes müßt ihr, ſprach Sokrates, täglich beſprechen, bis ihr es herausbannt. — Woher aber, o Sokrates, ſprach er, ſollen wir einen tüchtigen Beſprecher zu ſolchen Dingen nehmen, nun du doch von uns ſcheideſt? — Hellas iſt noch groß, o Kebes, ſagte er, und treffliche Männer ſind darin, und groß ſind auch die Geſchlechter der Barbaren, die ihr alle durchſuchen müßt, um einen ſolchen Beſprecher zu finden, ohne weder Geld zu ſcheuen, noch Mühe. Denn es giebt wohl nichts, worauf ihr das Geld beſſer wenden könntet. Aber auch unter einander müßt ihr euch bemühen, denn ihr möchtet auch wohl nicht leicht wen finden, der dies beſſer, als ihr vermöchte zu thun.

Das ſoll gewiß geſchehen, ſprach Kebes, von wo wir aber abgegangen ſind, dahin laß uns zurückkehren, wenn es dir recht iſt. — Mir gar ſehr recht, wie ſollte es nicht? — Wohl geſprochen, ſagte er. — Alſo ungefähr ſo, ſprach Sokrates, müſſen wir uns ſelbſt fragen: Welcherlei Dingen kommt es wohl zu, dies zu erfahren, das Zerſtieben, und für welche muß man alſo fürchten, daß ihnen dieſes begegne, welchen aber kommt es nicht zu, und für welche nicht? Dann müſſen wir unterſuchen, zu welchen von beiden die Seele gehört, und hieraus und dem gemäß entweder Mut faſſen oder beſorgt ſein für unſere Seelen. — Ganz richtig, ſagte er. — Und nicht wahr, dem was man zuſammengeſetzt hat und was ſeiner Natur nach zuſammengeſetzt iſt, kommt wohl zu, auf dieſelbe Weiſe aufgelöſt zu werden, wie es zuſammengeſetzt worden iſt; wenn es aber etwas Unzuſammengeſetztes giebt, dieſem, wenn ſonſt irgend einem, kommt wohl zu, daß ihm dieſes nicht begegne? — Das ſcheint mir ſich ſo zu verhalten, ſprach Kebes. — Und nicht wahr, was ſich immer gleich verhält und auf einerlei Weiſe, davon iſt wohl am wahrſcheinlichſten, daß es das Unzuſammengeſetzte ſei; was aber bald ſo, bald anders und nimmer auf gleiche Weiſe, dieſes das Zuſammengeſetzte? — Mir wenigſtens ſcheint es ſo. — So gehen wir denn, ſprach er, zu dem, wovon wir auch vorher ſprachen. Jenes Weſen ſelbſt, welchem wir das eigentliche Sein zuſchreiben in unſern Fragen und Antworten, verhält ſich dies wohl immer auf gleiche Weiſe, oder bald ſo, bald anders? Das Gleiche ſelbſt, das Schöne ſelbſt, und ſo jegliches, was nur iſt ſelbſt, nimmt das wohl jemals auch nur irgend eine Veränderung an? oder verhält ſich nicht jedes dergleichen als ein einartiges Sein an und für ſich immer auf gleiche Weiſe, und nimmt niemals auf keine Weiſe irgendwie eine Veränderung an? — Auf gleiche Weiſe, ſprach Kebes, und einerlei verhält es ſich notwendig, o Sokrates. — Wie aber das viele Schöne, wie Menſchen, Pferde, Kleider, oder ſonſt irgend etwas dergleichen Schönes oder Gleiches oder ſonſt einem von jenem Gleichnamiges, verhalten ſich auch dieſe immer gleich, oder ganz jenem entgegengeſetzt, weder mit ſich ſelbſt jedes, noch unter einander jemals, um es kurz zu ſagen, auch nur im mindeſten gleich. — Wiederum ſo, ſprach Kebes, ſcheint mir dieſes niemals einerlei ſich zu verhalten. — Und dieſe Dinge, ſprach er, kannſt du doch anrühren, ſehen und mit den andern Sinnen wahrnehmen; aber zu jenen ſich Gleichſeienden kannſt du doch wohl auf keine Weiſe irgend anders gelangen, als durch das Denken der Seele ſelbſt, ſondern unſichtbar ſind dieſe Dinge und werden nicht geſehen. — Auf alle Weiſe, ſagte er, haſt du Recht. — Sollen wir alſo, ſprach er, zwei Arten der Dinge ſetzen, ſichtbar die eine und die andere unſichtbar? — Das wollen wir, ſprach er. — Und die unſichtbare, als immer auf gleiche Weiſe ſich verhaltend, die ſichtbare aber niemals gleich? — Auch das, ſagte er, wollen wir ſetzen. — Wohlan denn, ſprach er, iſt nicht von uns ſelbſt das eine Leib und das andere Seele? — Allerdings. — Welcher von jenen beiden Arten nun wollen wir wohl ſagen, daß der Leib ähnlicher ſei und verwandter? — Das muß ja jedem deutlich ſein, dem ſichtbaren. — Wie aber die Seele, iſt die unſichtbar oder ſichtbar? — Menſchen wenigſtens iſt ſie es nicht, o Sokrates, ſagte er. — Aber wir ſprachen doch von dem Sichtbaren und Unſichtbaren für die Natur der Menſchen, oder meinſt du für irgend eine andere? — Für die menſchliche. — Was ſagen wir alſo von der Seele, daß ſie ſichtbar ſei oder nicht ſichtbar? — Nicht ſichtbar. — Alſo unſichtbar. — Ja. — Aehnlicher alſo als der Leib iſt die Seele dem Unſichtbaren, er aber dem Sichtbaren. — Ganz notwendig, o Sokrates. — Und nicht wahr, auch das haben wir ſchon lange geſagt, daß die Seele, wenn ſie ſich des Leibes bedient, um etwas zu betrachten, es ſei durch das Geſicht oder das Gehör oder irgend einen andern Sinn — denn das heißt vermittels des Leibes, wenn man vermittels eines Sinnes etwas betrachtet — dann von dem Leibe gezogen wird zu dem, was ſich niemals auf gleiche Weiſe verhält, und daß ſie dann ſelbſt ſchwankt und irrt und wie trunken taumelt, weil ſie ja eben ſolches berührt. — Das haben wir geſagt. — Wenn ſie aber durch ſich ſelbſt betrachtet, dann geht ſie zu dem reinen, immer ſeienden Unſterblichen und ſich ſtets Gleichen, und als dieſem verwandt hält ſie ſich ſtets zu ihm, wenn ſie für ſich ſelbſt iſt und es ihr vergönnt wird, und dann hat ſie Ruhe von ihrem Irren und iſt auch in Beziehung auf jenes immer ſich ſelbſt gleich, weil ſie eben ſolches berührt, und dieſen ihren Zuſtand nennt man eben die Vernünftigkeit. — Auf alle Weiſe, o Sokrates, ſagte er, iſt dies ſchön und wahr geſagt. — Welcher von beiden Arten alſo dünkt dich die Seele nach dem Vorherigen und dem jetzt Geſagten ähnlicher und verwandter zu ſein? — Jeder, ſagte er, dünkt mich, o Sokrates, müßte nach dieſer Darſtellungsweiſe zugeben, auch der Ungelehrigſte, daß doch in allem und jedem die Seele dem ſich immer gleich Bleibenden ähnlicher iſt, als dem nicht ſolchen. — Und wie der Leib? — Dem anderen, — Betrachte es auch von dieſer Seite, daß, ſo lange Leib und Seele zuſammen ſind, die Natur ihm gebietet zu dienen und ſich beherrſchen zu laſſen, ihr aber zu herrſchen und zu regieren, auch hiernach nun, welches von beiden dünkt dich dem Göttlichen ähnlich zu ſein, und welches dem Sterblichen? oder dünkt dich nicht das Göttliche ſo geartet zu ſein, daß es herrſcht und regiert, das Sterbliche aber, daß es ſich beherrſchen läßt und dient? — Das dünkt mich. — Welchem gleicht nun die Seele? — Offenbar, o Sokrates, die Seele dem Göttlichen und der Leib dem Sterblichen. — Sieh nun zu, ſprach er, o Kebes, ob aus allem Geſagten uns dieſes hervorgeht, daß dem Göttlichen, Unſterblichen, Vernünftigen, Eingeſtaltigen, Unauflöslichen und immer einerlei und ſich ſelbſt gleich ſich Verhaltenden am ähnlichſten iſt die Seele, dem Menſchlichen und Sterblichen und Unvernünftigen und Vielgeſtaltigen und Unauflöslichen und nie einerlei und ſich ſelbſt gleich Bleibenden, dieſem wiederum der Leib am ähnlichſten iſt? Oder wiſſen wir hiegegen noch etwas anderes zu ſagen, lieber Kebes, daß es ſich nicht ſo verhalte? — Wir wiſſen nichts dergleichen. — Wie nun, wenn ſich dieſes ſo verhält, kommt nicht dem Leibe wohl zu, leicht aufgelöſt zu werden, der Seele hingegen ganz und gar unauflöslich zu ſein oder wenigſtens beinahe ſo? — Wie ſollte es nicht? — Und du bemerkſt doch, ſprach er, daß wenn der Menſch ſtirbt, auch ſeinem Sichtbaren, dem Leibe, der noch im Sichtbaren da liegt, den wir Leichnam nennen, und dem es zukommt aufgelöſt zu werden und zu zerfallen und verweht zu werden, nicht gleich etwas hievon widerfährt, ſondern er noch eine ganz geraume Zeit ſo bleibt, und wenn einer bei günſtiger Leibesbeſchaffenheit ſtirbt und zu eben ſolcher Zeit, dann gar lange. Und wenn der Leib zuſammengefallen iſt und getrocknet, wie ſie in Aegypten aufgetrocknet werden, ſo hält er ſich faſt undenkliche Zeit. Ja einige Theile des Leibes, wie Knochen, Sehnen und alle dergleichen, ſind, wenn er auch ſchon verfault iſt, ſo zu ſagen doch faſt unſterblich. Oder nicht? — Ja. — Und die Seele alſo, das Unſichtbare und ſich an einen andern eben ſolchen Ort Begebende, der edel und rein und unſichtbar iſt, nämlich in die wahre Geiſterwelt zu dem guten und weiſen Gott, wohin, wenn Gott will, alsbald auch meine Seele zu gehen hat, dieſe, die ſo beſchaffen und geartet iſt, ſollte, wenn ſie von dem Leibe getrennt iſt, ſogleich verweht und untergegangen ſein, wie die meiſten Menſchen ſagen? Daran fehlt wohl viel, ihr lieben Kebes und Simmias! Sondern vielmehr verhält es ſich ſo, wenn ſie ſich rein losmacht und nichts von dem Leibe mit ſich zieht, weil ſie mit gutem Willen nichts mit ihm gemein hatte im Leben, ſondern ihn floh und in ſich ſelbſt geſammelt blieb und dies immer im Sinn hatte, was nichts anders heißen will, als daß ſie recht philoſophierte und darauf dachte, leicht zu ſterben; oder hieß dies nicht auf den Tod bedacht ſein? — Allerdings ja. — Alſo welche ſich ſo verhält, die geht zu dem ihr Aehnlichen, dem Unſichtbaren und dem Göttlichen, Unſterblichen, Vernünftigen, wohin gelangt, ihr dann zuteil wird, glückſelig zu ſein, von Irrtum und Unwiſſenheit, Furcht und wilder Liebe und allen andern menſchlichen Uebeln befreit, indem ſie, wie es bei den Eingeweihten heißt, wahrhaft die übrige Zeit mit Göttern lebt. Wollen wir ſo ſagen, o Kebes, oder anders? — So, beim Zeus, ſprach Kebes. — Wenn ſie aber, meine ich, befleckt und unrein von dem Leibe ſcheidet, weil ſie eben immer mit dem Leibe verkehrt und ihn gepflegt und geliebt hat, und von ihm bezaubert geweſen iſt und von den Lüſten und Begierden, ſo daß ſie auch glaubte, es ſei überall gar nichts anderes wahr als das Körperliche, was man betaſtet und ſieht, ißt und trinkt und gebraucht, und weil ſie das für die Augen Dunkle und Unſichtbare, der Vernunft hingegen Faßliche und mit Weisheitsliebe zu Ergreifende gewohnt geweſen iſt zu haſſen und zu ſcheuen und zu fürchten, meinſt du, daß eine ſo beſchaffene Seele ſich werde rein für ſich abſondern können? — Wohl nicht im mindeſten, ſprach er. — Sondern durchzogen von dem Körperlichen, womit ſie durch den Umgang und Verkehr mit dem Leibe, wegen des ununterbrochenen Zuſammenſeins und der vielen Sorge um ihn, gleichſam zuſammengewachſen iſt. — Freilich. — Und dies, o Freund, muß man doch glauben, ſei unbeholfen und ſchwerfällig, irdiſch und ſichtbar, ſo daß auch die Seele, die es an ſich hat, ſchwerfällig iſt, und wieder zurückgezogen wird in die ſichtbare Gegend, aus Furcht vor dem Unſichtbaren und der Geiſterwelt, wie man ſagt, an den Denkmälern und Gräbern umherſchleichend, an denen daher auch allerlei dunkle Erſcheinungen von Seelen ſind geſehen worden, wie denn ſolche Seelen wohl Schattenbilder darſtellen müſſen, welche nicht rein abgelöſet ſind, ſondern noch teil haben an dem Sichtbaren, weshalb ſie denn auch geſehen werden. — Das leuchtet wohl ein, o Sokrates. — Und freilich leuchtet auch ein, o Kebes, daß dies nicht die Seelen der Guten ſind, ſondern der Schlechten, welche um dergleichen gezwungen ſind herumzuirren, Strafe leidend für ihre frühere Lebensweiſe, welche ſchlecht war. Und ſo lange irren ſie, bis ſie durch die Begierde des ſie noch begleitenden Körperlichen wieder gebunden werden in einen Leib. Und natürlich werden ſie in einen von ſolchen Sitten gebunden, deren ſie ſich befleißigt hatten im Leben. — Was meinſt du für welche, o Sokrates? — Wie, die ſich ohne alle Scheu der Völlerei und des Uebermuts und Trunkes befleißigten, ſolche begeben ſich wohl natürlich in Eſel und ähnliche Arten von Tieren. Oder meinſt du nicht? — Das iſt ganz wahrſcheinlich. — Die aber Ungerechtigkeit, Herrſchſucht und Raub vorzogen, dieſe dagegen in die verſchiedenen Geſchlechter der Wölfe, Habichte und Geier? oder wohin anders ſollen wir ſagen, daß ſolche gehen. — Ohne weiteres, ſprach Kebes, in dergleichen. — Und gewiß ſo doch auch mit den übrigen, daß jegliche der Aehnlichkeit mit ihren Beſtrebungen nachgeht? — Gewiß, wie ſollte ſie nicht. — Alſo, ſprach er, ſind auch wohl die glücklichſten unter dieſen die, und kommen an den beſten Ort, welche der gemeinen und bürgerlichen Tugend nachgeſtrebt haben, die man doch auch Beſonnenheit und Gerechtigkeit nennt, die aber nur aus Gewöhnung und Uebung entſteht, ohne Philoſophie und Vernunft? — Wie ſind dieſe die glückſeligſten? — Weil doch natürlich iſt, daß dieſe wiederum in eine ſolche geſellige und zahme Gattung gehen, etwa in Bienen oder Wespen oder Ameiſen, oder auch wieder in dieſe menſchliche Gattung, und wieder ganz leidliche Männer aus ihnen werden. — Das iſt natürlich. — In der Götter Geſchlecht aber iſt wohl keinem, der nicht philoſophiert hat und vollkommen rein abgegangen iſt, vergönnt zu gelangen, ſondern nur dem Lernbegierigen. Eben deshalb nun, o lieber Simmias und Kebes, enthalten ſich die wahrhaften Philoſophen aller von dem Leibe herrührenden Begierden, und harren aus und geben ſich ihnen nicht hin, noch auch nur, weil ſie Verderb des Hausweſens und Armut fürchten, wie die meiſten Geldſüchtigen, oder die Ehrloſigkeit und Schmach der Trägheit ſcheuen, wie die Herrſchſüchtigen und Ehrſüchtigen, enthalten ſie ſich ihrer. — Das würde ſich auch für ſie nicht ziemen, o Sokrates, ſprach Kebes. — Freilich nicht, beim Zeus, ſagte er. Darum ſagen auch allen ſolchen, o Kebes, jene alle, die irgend für ihre Seele Sorge tragen und nicht für der Leiber Bildung und Bedienung leben, fahrewohl, und gehen nicht gleichen Schritt mit ihnen, die ja nicht wiſſen, wohin ſie gehen. Sie ſelbſt aber, feſtſtellend, daß ſie nichts thun dürfen, was der Philoſophie zuwider wäre und der Erlöſung und Reinigung durch ſie, wenden ſich dorthin, jener folgend, wie ſie führt. — Wie das, o Sokrates? — Das will ich dir ſagen, ſprach er. Es erkennen nämlich die Lehrbegierigen, daß die Philoſophie, indem ſie ihre Seele findet, ordentlich gebunden im Leibe und ihm anklebend und gezwungen, wie durch ein Gitter, durch ihn das Sein zu betrachten, nicht aber für ſich allein, und daher in aller Thorheit ſich umherwälzend, und in dem ſie die Gewalt dieſes Kerkers erkennt, wie er ordentlich eine Luſt iſt, ſo daß der Gebundene ſelbſt am meiſten immer mit angreift, um gebunden zu werden; wie ich nun ſage, die Lehrbegierigen erkennen, daß, indem die Philoſophie in ſolcher Beſchaffenheit ihre Seele annimmt, ſie ihr gelinde zuſpricht und verſucht, ſie zu erlöſen, indem ſie zeigt, daß alle Betrachtung durch die Augen voll Betrug iſt, voll Betrug auch die durch die Ohren und die übrigen Sinne, und deshalb ſie überredet, ſich von dieſen zurückzuziehen, ſoweit es nicht notwendig iſt, ſich ihrer zu bedienen, und ſie ermuntert, ſich vielmehr in ſich ſelbſt zu ſammeln und zuſammenzuhalten; und nichts anderem zu glauben, als wiederum ſich ſelbſt, was ſie für ſich ſelbſt von den Dingen an und für ſich anſchaut; was ſie aber vermittels eines anderen betrachtet, dieſes, weil es in jeglichem anderen wieder ein anderes wird, für nichts Wahres zu halten, und ſolches ſei ja eben das Wahrnehmbare und Sichtbare, was ſie aber ſelbſt ſieht, ſei das Gedenkbare und Unſichtbare. Dieſer Befreiung nun glaubt nicht widerſtreben zu dürfen des wahrhaften Philoſophen Seele, und enthält ſich deshalb der Luſt und Begierde, der Unluſt und Furcht, ſoviel ſie kann, indem ſie bedenkt, daß wenn jemand ſehr heftig ſich freut oder fürchtet, trauert oder begehrt, er nie ein ſo großes Uebel hievon erleidet, als er wohl glaubt, wenn er nun etwa erkrankt iſt oder einen Verluſt erlitten hat, ſeiner Begierden wegen, was aber das größte und äußerſte aller Uebel iſt, dieſes wirklich erleidet und es nicht in Rechnung bringt. — Welches iſt doch dieſes, o Sokrates, ſprach Kebes. — Daß nämlich jedes Menſchen Seele, ſobald ſie über irgend etwas ſich heftig erfreut oder betrübt, auch genötigt iſt, von demjenigen, womit ihr dieſes begegnet, zu glauben, es ſei das Wirkſamſte und das Wahrſte, da ſich dies doch nicht ſo verhält. Und dies ſind doch am meiſten die ſichtbaren Dinge, oder nicht? — Freilich. — In dieſem Zuſtande alſo wird am meiſten die Seele von dem Leibe gebunden. — Wie ſo? — Weil jegliche Luſt und Unluſt gleichſam einen Nagel hat und ſie an den Leib annagelt und anheftet und ſie leibartig macht, wenn ſie doch glaubt, daß das wahr ſei, was auch der Leib dafür ausſagt. Denn dadurch, daß ſie gleiche Meinung hat mit dem Leibe und ſich an dem nämlichen erfreut, wird ſie, denke ich, genötigt, auch gleicher Sitte und gleicher Nahrung, wie er, teilhaftig zu werden, ſo daß ſie nimmermehr rein in die Unterwelt kommen kann, ſondern immer des Leibes voll von hinnen geht; daher ſie auch bald wiederum in einen andern Leib fällt und wie hineingeſäet ſich einwurzelt, und daher unteilhaftig bleibt des Umganges mit dem Göttlichen und Reinen und Eingeſtaltigen. — Vollkommen wahr iſt, was du ſagſt, o Sokrates, ſprach Kebes. — Dieſer Urſachen wegen alſo, o Kebes, ſind die wahrhaft Lehrbegierigen ſittſam und tapfer, und nicht weshalb die Leute ſagen. Oder meinſt du? — Nein, ich gewiß nicht. — Es geht auch nicht anders, als daß die Seele eines philoſophiſchen Mannes ſo rechnet und nicht glauben kann, ſie müſſe ſich zwar von der Philoſophie erlöſen laſſen, nachdem dieſe ſie aber erlöſet, ſich ſelbſt wiederum der Luſt und Unluſt hingeben, um ſich wieder feſtbinden und die vorige Arbeit vergeblich machen zu laſſen, als wolle ſie das Gegenſtück treiben zu der Penelope-Weberei; ſondern Ruhe von dem allen ſich verſchaffend, der Vernunft folgend und immer darin verharrend, daß ſie das Wahre und Göttliche und der Meinung nicht Unterworfene anſchaut und ſich davon nährt, glaubt ſie, ſo lange ſie lebt, ſo leben zu müſſen, nach dem Tode aber zu dem Verwandten und eben ſolchen gelangt von allen menſchlichen Uebeln erlöſt zu werden. Hat ſie ſich ſo genährt, ſo iſt wohl kein Wunder, wenn ſie nicht fürchtet, ob ſie nicht doch nach ſolchen Beſtrebungen bei der Trennung von dem Leibe zerriſſen, von, ich weiß nicht welchen, Winden verweht und zerſtäubt umkommen und nirgend mehr ſein werde.

Eine Stille entſtand nun, nachdem Sokrates dieſes geſagt, auf lange Zeit, und er ſelbſt, Sokrates, war ganz in das Vorgetragene vertieft, wie man ihm anſehn konnte, und auch die meiſten von uns. Kebes und Simmias aber ſprachen ein wenig mit einander. Da ſah ſie Sokrates an und fragte: Wie? euch dünkt doch nicht etwa das Geſagte noch mangelhaft geſagt zu ſein? Denn es giebt wohl noch viel Bedenken und Einwendungen dabei, wenn einer es ganz genau durchnehmen will. Hattet ihr nun etwas anderes unter einander, ſo will ich nichts geſagt haben; wenn ihr aber noch hierüber zweifeltet, ſo tragt nur ja kein Bedenken, es entweder allein zu ſagen und anzuführen, wenn ihr glaubt, daß es ſo beſſer werde vorgetragen werden, oder auch mich mit dazu zu nehmen, wenn ihr meinet, mit mir beſſer zu fahren. — Da ſagte Simmias: Ich will dir die Wahrheit ſagen, Sokrates. Wir beide haben ſchon lange zweifelnd einander angeſtoßen und aufgemuntert, zu fragen, weil wir zwar gerne hören möchten, aber doch Bedenken tragen, dir Unruhe zu machen, daß es dir nicht etwa zuwider wäre bei dem jetzigen Unglück. — Als er dies hörte, ſagte er mit ſanftem Lächeln: O weh, Simmias! wahrlich gar ſchwer werde ich die übrigen Menſchen überzeugen, daß ich das jetzige Geſchick für kein Unglück halte, da ich nicht einmal euch überzeugen kann, ſondern ihr fürchtet, ich möchte jetzt unbequemer ſein als ſonſt im Leben. Und wie es ſcheint, haltet ihr mich in, der Wahrſagung ſchlechter als die Schwäne, welche, wenn ſie merken, daß ſie ſterben ſollen, wie ſie ſchon ſonſt immer geſungen haben, dann am meiſten und vorzüglich ſingen, weil ſie ſich freuen, daß ſie zu dem Gotte gehen ſollen, deſſen Diener ſie ſind. Die Menſchen aber, wegen ihrer eigenen Furcht vor dem Tode, lügen auch auf die Schwäne und ſagen, daß ſie über den Tod jammernd aus Traurigkeit ſängen, ohne zu bedenken, daß kein Vogel ſingt, wenn ihn hungert oder friert oder ihm ſonſt irgend etwas fehlt, auch nicht einmal die Nachtigall ſelbſt, oder die Schwalbe und der Wiedehopf, von denen ſie ſagen, daß ſie aus Unluſt klagend ſingen; aber weder dieſe, glaube ich, ſingen aus Traurigkeit, noch die Schwäne; ſondern weil ſie, meine ich, dem Apollo angehören, ſind ſie wahrſageriſch; und da ſie das Gute in der Unterwelt voraus erkennen, ſo ſingen ſie und ſind fröhlich an jenem Tage, ausgezeichnet und mehr als ſonſt vorher. Ich halte aber auch mich dafür, ein Dienerſchaftsgenoß der Schwäne zu ſein, und demſelben Gotte heilig, und nicht ſchlechter als ſie das Wahrſagen zu haben von meinem Gebieter, alſo auch nicht unmutiger als ſie aus dem Leben zu ſcheiden. Alſo deshalb mögt ihr immer ſagen und fragen, was ihr wollt, ſo lange die elf Männer der Athener es geſtatten. — Sehr ſchön, ſagte Simmias; alſo will ich dir ſagen, was für Zweifel ich habe, und dann auch dieſer, wiefern er das Geſagte nicht annimmt. Denn ich denke über dieſe Dinge, o Sokrates, ungefähr wie du, daß etwas Sicheres davon zu wiſſen in dieſem Leben entweder unmöglich iſt oder doch gar ſchwer; aber was darüber geſagt wird, nicht auf alle Weiſe zu prüfen, ohne eher abzulaſſen, bis einer ganz ermüdet wäre vom Unterſuchen, nach allen Seiten, einen gar weichlichen Menſchen verrät. Denn eines muß man doch in dieſen Dingen erreichen, entweder, wie es damit ſteht, lernen oder erfinden, oder wenn dies unmöglich iſt, die beſte und unwiderleglichſte der menſchlichen Meinungen darüber nehmen, und darauf, wie auf einem Brette, verſuchen durch das Leben zu ſchwimmen, wenn einer nicht ſicherer und gefahrloſer kann auf einem feſteren Fahrzeuge oder einer göttlichen Rede reiſen. So will denn auch ich jetzt mich nicht ſchämen, zu fragen, da ja auch du dasſelbe ſagſt, und nicht hernach mir ſelbſt Vorwürfe zu machen haben, daß ich jetzt nicht geſagt habe, was ich denke. Mir nämlich, o Sokrates, ſowohl wenn ich bei mir ſelbſt, als wenn ich mit dieſem das Geſagte betrachte, erſcheint es gar nicht gründlich genug. — Darauf ſagte Sokrates: Vielleicht, o Freund, erſcheint es dir ganz recht; aber ſage nur, wiefern nicht gründlich. — Inſofern, ſprach er, als auch von der Stimmung und der Leier und den Saiteu einer ganz auf dieſelbe Weiſe reden könnte, daß nämlich die Stimmung etwas Unſichtbares und Unkörperliches und gar Schönes und Göttliches iſt an der geſtimmten Leier, die Leier ſelbſt aber und die Saiten Körper ſind und körperliches und zuſammengeſetzt und irdiſch und dem Sterblichen verwandt. Wenn nun einer die Leier zerbräche oder die Saiten zerſchnitte oder zerriſſe, ſo könnte einer mit derſelben Rede wie du durchführen, jene Stimmung müſſe notwendig noch da ſein und nicht untergegangen. Denn es wäre doch keine Möglichkeit, daß die Leier noch da ſein ſollte, nachdem die Saiten zerriſſen wären, und die Saiten ſelbſt, die doch dem Sterblichen ähnlich ſind, die Stimmung aber ſollte untergegangen ſein, die doch dem Göttlichen und Unſterblichen gleichartig und verwandt iſt, und zwar noch vor dem Sterblichen; ſondern, würde er ſagen, notwendig muß die Stimmung noch irgendwo ſein, und eher werden die Hölzer verfaulen und die Saiten, als jener etwas begegnen wird. Nun aber glaube ich, o Sokrates, du ſelbſt wirſt auch dies ſchon erwogen haben, daß wir uns die Seele als ſo etwas vorzüglich vorſtellen, wenn doch unſer Leib eingeſpannt iſt und zuſammengehalten von Warmem und Kaltem, Trocknem und Feuchtem und dergleichen Dingen, daß unſere Seele die Miſchung und Stimmung eben dieſer Dinge ſei, wenn ſie ſchön und im rechten Verhältnis gegen einander gemiſcht ſind. Iſt nun die Seele eine Stimmung, ſo iſt offenbar, daß wenn unſer Leib unverhältnismäßig erſchlafft oder angeſpannt wird von Krankheiten und andern Uebeln, die Seele dann notwendig ſogleich umkommt, obgleich ſie das Göttlichſte iſt, eben wie alle andern Stimmungen in Tönen und in allen Werken der Künſtler, die Ueberreſte eines jeden Leibes aber noch lange Zeit bleiben, bis ſie verbrannt werden oder verweſen. Sieh nun zu, was wir gegen dieſe Rede ſagen wollen, wenn jemand behauptet, daß die Seele als die Miſchung alles zum Leibe Gehörigen, in dem, was wir Tod nennen, zuerſt untergehe. — Da ſah ſich Sokrates um, wie er oftmals that, und ſagte lächelnd: Simmias hat ganz recht geſprochen. Wenn nun einer beſſeren Rat weiß als ich, warum antwortet er nicht? denn er hat die Sache gewiß gar nicht ſchlecht angegriffen. Doch mich dünkt, ehe wir antworten, müſſen wir erſt auch den Kebes hören, was der wieder unſerer Rede Schuld giebt, damit wir Zeit gewinnen und uns beraten können, was wir ſagen wollen, und dann, wenn wir ausgehört haben, ihnen entweder einräumen, wenn ſie etwas Ordentliches ſcheinen angeſtimmt zu haben, oder wenn nicht, dann ſchon unſere Rede verfechten. Alſo, ſagte er, ſprich, o Kebes, was denn dich beunruhigt hat, daß du nicht glauben kannſt. — Ich will es alſo ſagen, ſprach Kebes. Mir ſcheint nämlich unſere Rede noch immer auf demſelben Fleck zu ſein, und an demſelben Mangel, deſſen wir ſchon vorher erwähnten, auch jetzt noch zu leiden. Denn daß unſere Seele ſchon war, ehe ſie in dieſe Geſtalt kam, das will ich nicht zurücknehmen, daß es nicht ſehr artig, und wenn es nicht anmaßend iſt, zu ſagen, ganz befriedigend bewieſen wäre; daß ſie aber auch noch, wenn wir tot ſind, irgendwo ſei, dies ſcheint mir nicht eben ſo. Daß freilich die Seele nicht ſtärker und dauerhafter ſein ſollte als der Leib, dies gebe ich der Einwendung des Simmias nicht nach; denn in dieſem allen ſcheint ſie mir ſich gar weit zu unterſcheiden. Warum alſo, könnte die Rede wohl ſagen, biſt du noch ungläubig, wenn du doch ſiehſt, daß nach des Menſchen Tode das Schwächere noch iſt? dünkt dich dann nicht, daß das Dauerhaftere ſich gewiß noch erhalten müſſe in eben dieſer Zeit? Dagegen nun überlege, ob ich hiermit etwas ſage. Denn eines Bildes bedarf ich freilich auch, wie es ſcheint, eben ſo gut als Simmias. Mich dünkt nämlich dies gerade eben ſo geſagt, wie wenn jemand, wenn ein alter Mann, der ein Weber war, geſtorben wäre, dieſe Rede führen wollte: „Der Menſch iſt nicht umgekommen, ſondern iſt gewiß noch irgendwo," und zum Beweiſe dafür wollte er das Kleid anführen, was er anhatte und ſelbſt gewebt hatte, daß das doch noch wohlbehalten wäre und nicht umgekommen; und wenn ihm einer nicht glauben wollte, er dieſen dann fragte, was wohl ſeiner Natur nach dauerhafter wäre, ein Menſch oder ein Kleid, wenn es nämlich im Gebrauch wäre und getragen würde, und wenn der dann antworten müßte, der Menſch bei weitem, jener dann glaubte bewieſen zu haben, der Menſch alſo müſſe wohl ganz gewiß wohlbehalten ſein, da ja das Vergänglichere nicht untergegangen wäre. Ich denke aber, o Simmias, das verhält ſich nicht ſo. Sieh aber auch du zu, was ich meine. Denn jeder würde wohl der Meinung ſein, daß das einfältig geſagt wäre, wenn es jemand ſagen wollte. Denn dieſer Weber hat ſchon gar viele ſolche Kleider verbraucht und gewebt, und iſt zwar ſpäter umgekommen als jene vielen, aber als das letzte denke ich doch eher, und deshalb iſt doch wohl ein Menſch immer nicht ſchlechter oder vergänglicher als ein Kleid. Und dieſes ſelbige Bild, meine ich, läßt ſich anwenden auf Seele und Leib; und wer eben dasſelbige ſagte von dieſen, würde mir ſcheinen verſtändig zu reden, daß nämlich die Seele zwar dauerhafter iſt und der Leib ſchwächer und vergänglicher, doch aber, würde er hinzuſetzen, verbrauche ja jede Seele viele Leiber, zumal wenn ſie viele Jahre lebe. Denn wenn der Leib immer im Fluß iſt und vergeht, ſo lange der Menſch lebt, die Seele aber das Verbrauchte immer wieder webt: ſo muß ja die Seele wohl, wenn ſie umkommt, dieſe ihre letzte Bekleidung noch haben, und eher freilich nur als dieſe einzige umkommen, und erſt, wenn die Seele umgekommen iſt, kann dann der Leib die Natur ſeiner Schwachheit beweiſen, indem er ſchnell durch Fäulnis vergeht. So daß man alſo dieſem Satz noch nicht zuverläſſig trauen darf, daß wenn wir tot ſind, unſere Seele noch irgendwo iſt. Denn wenn jemand auch dem, der deine Behauptung vorträgt, noch mehr einräumen wollte und zugeben, unſere Seele ſei nicht nur in der Zeit vor unſerer Geburt geweſen, ſondern es hindere auch nichts, daß nicht auch nach dem Tode einiger Seelen noch wären und ſein würden, und noch oft würden geboren werden und wieder ſterben, denn ſo ſtark ſei ſie von Natur, daß ſie dieſes gar vielmal aushalten könne; nur aber, indem er dieſes zugebe, nicht auch noch jenes einräumte, daß ſie in dieſen vielen Geburten gar nicht von Kräften komme, und auch am Ende nicht in einem von dieſen Toten gänzlich untergehe, ſondern ſagte: Dieſen Tod aber und dieſe Auflöſung des Leibes, welche der Seele den Untergang bringt, wiſſe nur keiner; denn es ſei unmöglich, daß irgend einer von uns ihn fühle; wenn ſich nun dieſes ſo verhält, ſo kann doch von keinem, der über den Tod gutes Mutes iſt, geſagt werden, daß er nicht auf eine unverſtändige Weiſe mutig ſei, wenn er nicht zu beweiſen vermag, daß die Seele ganz und gar unſterblich und unvergänglich iſt; wo nicht, ſo muß jeder, der im Begriff iſt zu ſterben, für ſeine eigene Seele in Sorgen ſein, ob ſie nicht gerade in dieſer Trennung von dem Leibe ganz und gar untergehn werde.

Alle nun, als wir ſie beide dieſes hatten ſagen hören, waren wir, wie wir uns hernach geſtanden, auf unangenehme Weiſe verſtimmt, weil ſie uns, die wir durch die vorigen Reden ſtark überzeugt waren, wieder unruhig zu machen und in Ungewißheit zurückzuwerfen ſchienen, nicht nur über das bereits Geſagte, ſondern auch wegen deſſen, was nun noch würde geſagt werden, ob nicht wir ganz untaugliche Richter wären, oder auch die Sache ſelbſt gar nicht zu entſcheiden.

Echekrates: Bei den Göttern, o Phädo, ich verzeihe euch das. Denn auch ich, da ich dies jetzt von dir gehört, habe ſo zu mir geſprochen: Welcher Rede ſoll man nun wohl noch glauben; denn die ſo ſehr glaubliche, welche Sokrates vorgetragen, iſt nun doch um allen Glauben gekommen. Denn gar wunderbar ergreift mich dieſer Satz ſchon jetzt und immer, daß unſere Seele eine Stimmung iſt; und wie er jetzt ausgeſagt worden, hat er mir in Erinnerung gebracht, daß auch mir das vorher ſchon ſo gedäucht hatte. Und ſo bedarf ich nun wieder wie anfangs einer andern Rede, um mich zu überzeugen, daß mit dem Sterbenden die Seele nicht mitſtirbt. Sage nun, beim Zeus, wie Sokrates dieſes verfolgt hat, und ob auch ihm, wie du von euch ſagſt, etwas Verdrießliches anzumerken war oder nicht, ſondern er ſeinen Satz ruhig verteidigte, und ob er es befriedigend gethan hat oder unzureichend. Dies alles berichte uns ſo genau als möglich.

Phädo. Gewiß, o Echekrates, wie oft ich auch ſchon den Sokrates bewundert hatte, nie doch war ich mehr von ihm eingenommen, als damals. Denn daß er etwas zu erwidern wußte, iſt wohl nichts Beſonderes; aber ich bewunderte ihn zuerſt vorzüglich darüber, wie freundlich und ſanft und beifällig er die Reden der jungen Männer aufnahm, dann wie ſcharf er bemerkte, was ſie auf uns gewirkt hatten, und wie gut er uns heilte nnd gleichſam wie Flüchtlinge und Geſchlagene zurückrief und uns zuſprach, ihm zu folgen und die Rede mit ihm zu erwägen.

Echekrates. Wie alſo?

Phädo. Das will ich dir ſagen. Ich ſaß nämlich zu ſeiner Rechten neben dem Bett auf einem Bänkchen, er aber ſaß weit höher als ich. Nun ſtrich er mir über den Kopf, faßte die Haare im Nacken zuſammen; denn er pflegte wohl oft in meinen Haaren zu ſpielen, und ſagte: Morgen alſo, o Phädo, wirſt du wohl dieſe ſchönen Locken abſcheren? — So ſieht es wohl aus, o Sokrates, ſprach ich. — Nicht doch, wenn du mir folgſt. — Was denn? fragte ich. — Heute noch, ſagte er, wollen wir, ich meine und du dieſe abſcheren, wenn uns nämlich die Rede ſtirbt und wir ſie nicht wieder ins Leben rufen können. Und wenn ich du wäre und mir dieſe Rede abhanden käme, wollte ich, wie die Argeier, einen Eid darauf ablegen, nicht eher das Haar wachſen zu laſſen, bis ich in erneuertem Kampf die Rede des Simmias und Kebes beſiegt hätte. — Aber, ſagte ich, mit Zweien kann es ja auch Herakles nicht aufnehmen. So rufe denn mich herbei, ſprach er, als deinen Jolaos, ſo lange es noch Tag iſt, — Das thue ich denn, ſagte ich, aber nicht als Herakles, ſondern wie Jolaos den Herakles. — Das iſt gleichviel, ſagte er. Aber daß wir uns ja zuerſt hüten, daß uns nicht etwas Gewiſſes begegne. — Was doch? fragte ich. — Daß wir ja nicht Redefeinde werden, ſprach er, wie andere wohl Menſchenfeinde. Denn unmöglich, ſagte er, kann einem etwas ärgeres begegnen, als wenn er Reden haßt. Und die Redefeindſchaft entſteht ganz auf dieſelbe Weiſe wie die Menſchenfeindſchaft. Nämlich die Menſchenfeindſchaft entſteht, wenn man einem auf kunſtloſe Weiſe zu ſehr vertraut, und einen Menſchen für durchaus wahr, geſund und zuverläſſig gehalten hat, bald darauf aber denſelbigen als ſchlecht und unzuverläſſig erfindet, und dann wieder einen, und wenn einem das öfter begegnet, und bei ſolchen, die man für die vertrauteſten und beſten Freunde hält, ſo haßt man denn endlich, wenn man immer wieder anſtößt, alle, und glaubt, daß nirgend an keinem irgend etwas Geſundes iſt. Oder haſt du nicht bemerkt, daß das ſo zu gehen pflegt? — Ja wohl, ſagte ich. — Iſt das nun nicht, ſprach er, ſchändlich, und iſt nicht offenbar, daß ein ſolcher ſich ohne die Kunſt, die ſich auf Menſchen verſteht, an den Umgang mit den Menſchen wagt? Denn wenn er dieſer Kunſt gemäß mit ihnen umginge, ſo würde er, wie es ſich in der That verhält, ſo auch glauben, daß es der ſehr guten und ſehr ſchlechten, beider, immer nur wenige giebt, der mittelmäßigen aber am meiſten. — Wie meinſt du das, ſprach ich. — Gerade, ſagte er, wie mit dem ſehr Großen und ſehr Kleinen; glaubſt du, daß es etwas Selteneres gibt, als einen ganz ausgezeichnet großen oder ausgezeichnet kleinen Menſchen oder Hund oder ſonſt etwas zu finden? und eben ſo mit ſchnell und langſam, häßlich und ſchön, weiß und ſchwarz? oder haſt du nicht gemerkt, daß von alle dem das Aeußerſte ſelten vorkommt und wenig, das mittlere aber unendlich und häufig? — Freilich, ſprach ich. — Und meinſt du nicht, ſagte er, wenn ein Wettſtreit der Schlechtigkeit angeſtellt würde, daß auch da nur ſehr wenige ſich als die erſten zeigen würden? — Natürlich, ſagte ich. — Freilich natürlich, ſprach er; aber darin ſind eigentlich die Reden nicht den Menſchen ähnlich, ſondern nur, weil du führteſt, bin ich dir hierher gefolgt, wohl aber darin, daß wenn jemand einer Rede getraut hat, daß ſie wahr ſei, ohne die Kunſt, welche ſich auf Reden verſteht, und ſie ihm dann bald darauf wieder falſch vorkommt, manchmal mit Recht, manchmal mit Unrecht, und ſo wieder eine und eine andere, und vorzüglich gilt das, wie du wohl weißt, von denen, die ſich mit Streitreden abgeben, daß ſie am Ende glauben, ganz weiſe geworden und allein zu der Einſicht gelangt zu ſein, daß nicht nur an keinem Dinge irgend etwas Geſundes und Richtiges iſt, ſondern auch an den Reden nicht, vielmehr alles ſich ordentlich wie im Euripos von oben nach unten dreht und keine Zeit lang bei etwas bleibt. — Vollkommen richtig, ſprach ich, redeſt du. — Und, o Phädo, wäre das nun nicht ein Jammer, wenn es doch wirklich wahre und ſichere Reden gäbe, und die man auch einſehen könnte, wenn einer, weil er auf ſolche Reden ſtößt, die ihm bald wahr zu ſein ſcheinen, bald wieder nicht, ſich ſelbſt nicht die Schuld geben wollte und ſeiner Kunſtloſigkeit, ſondern am Ende aus Mißmut die Schuld von ſich ſelbſt auf die Reden hinwälzte, und dann ſein übriges Leben in Haß und Schmähungen gegen alle Reden hinbrächte, und ſo der Wahrheit und Erkenntnis der Dinge verluſtig ginge? — Beim Zeus, ſagte ich, ein großer Jammer. — So laß uns denn, ſprach er, zuerſt dafür uns hüten und dem in unſerer Seele keinen Eingang verſtatten, als ob an allen Reden am Ende wohl gar nichts Tüchtiges wäre; ſondern vielmehr, daß wir nur noch nicht recht tüchtig ſind, aber tapfer ſein und trachten müſſen tüchtig zu werden, du und die übrigen des ganzen künftigen Lebens wegen, ich aber eben des Todes wegen. So daß ich vielleicht gar jetzt nicht ſonderlich philoſophiſch mich in dieſer Sache verhalte, ſondern wie die ganz Ungebildeten rechthaberiſch. Denn auch dieſe, wenn ſie über etwas ſtreiten, kümmern ſich nicht darum, wie ſich das wohl eigentlich verhält, wovon die Rede iſt, ſondern nur, daß den Anweſenden das annehmlich erſcheine, was ſie ſelbſt feſtgeſtellt haben, danach trachten ſie. Und ich ſcheine gegenwärtig nur ſo viel mich von ihnen zu unterſcheiden, daß ich nicht danach trachten will, daß den Anweſenden das, was ich behaupte, wahr erſcheine, außer beiläufig, ſondern daß es mir ſelbſt nur recht gewiß ſich ſo zu verhalten ſcheine. Ich berechne nämlich, lieber Freund, und ſiehe nur wie eigennützig, wenn das wahr iſt, was ich behaupte, iſt es doch vortrefflich, davon überzeugt zu ſein; wenn es aber für die Toten nichts mehr giebt, werde ich doch wenigſtens dieſe Zeit noch vor dem Tode den Anweſenden weniger unangenehm ſein durch Klagen; dieſer mein Irrtum aber dauert nicht mit aus; denn das wäre ein Uebel, ſondern wird in kurzem untergehn. So gerüſtet alſo, ſprach er, o Simmias und Kebes, mache ich mich an die Rede. Ihr aber, wenn ihr mir folgen wollt, kümmert euch wenig um den Sokrates, ſondern weit mehr um die Wahrheit; und wenn ich euch dünke etwas Richtiges zu ſagen, ſo ſtimmt mir bei, wenn aber nicht, ſo widerſtrebt mir auf alle Weiſe, damit ich nicht im Eifer, mich und euch zugleich betrügend, euch wie eine Biene den Stachel zurücklaſſend davon gehe.

Wohlan denn, fuhr er fort, erinnert mich zuerſt, was ihr ſagtet, wenn ihr vielleicht findet, daß ich es nicht recht behalten habe. Simmias, denke ich, iſt ungewiß und fürchtet, die Seele möchte, obwohl etwas Göttlicheres und Schöneres als der Leib, doch vor ihm untergehen, indem ſie ihrer Natur nach eine Stimmung ſei. Kebes aber ſchien dieſes zwar mir zuzugeben, daß die Seele ja dauerhafter ſei als der Leib, aber das könne doch niemand wiſſen, ob nicht die Seele, wenn ſie nun viele Leiber oft verbraucht hat, den letzten Leib doch zurückläßt und nun ſelbſt umkommt, und dieſes dann eben der Tod iſt, der Untergang der Seele; denn der Leib geht ja doch immer unter ohne Aufhören. Iſt es dieſes, o Simmias und Kebes, was wir jetzt zu betrachten haben? Sie gaben beide zu, dieſes ſei es. — Und die vorigen Reden, ſprach er, nehmt ihr die alle nicht an, oder einige zwar, andere aber nicht? — Einige ſprachen ſie, andere aber nicht. — Was ſagt ihr alſo von jener Rede, ſprach er, in welcher wir behaupteten, alles Lernen ſei Erinnerung, und wenn ſich dies ſo verhalte, müſſe notwendig unſere Seele anderswo vorher ſein, ehe ſie an den Leib gebunden worden? — Ich meines Teils, ſprach Kebes, war damals wunderbar überzeugt davon, und bleibe auch jetzt dabei, wie bei nichts anderem. — Und mir, ſagte Simmias, geht es eben ſo, und es ſollte mich wundern, wenn ich jemals hierüber anders dächte. — Aber du mußt doch anders denken, o thebiſcher Freund, ſprach Sokrates, wenn nämlich jene Meinung beſtehen ſoll, daß eine Stimmung ein zuſammengeſetztes Ding iſt, und daß die Seele als eine Stimmung aus dem, was in dem Leibe unter ſich geſpannt iſt, beſtehe. Denn du wirſt doch nicht ſagen wollen, die Stimmung ſei eher vorhanden, als dasjenige da iſt, woraus ſie hervorgehen muß, oder willſt du das? — Keinesweges, o Sokrates, ſagte er. — Merkſt du nun aber wohl, ſagte er, daß dir dieſes herauskommt, wenn du ſagſt, die Seele ſei eher als ſie in menſchliche Geſtalt und Leib komme, ſie ſei aber zuſammengeſetzt aus dem, was dann noch nicht iſt? Die Stimmung wenigſtens iſt nicht ſo, der du ſie vergleichſt; ſondern die Leier und die Saiten und die Töne ſind vorher ungeſtimmt da, und zuletzt von allen entſteht die Stimmung, und geht zuerſt wieder unter. Wie kann dir nun dieſe Rede mit jener zuſammenſtimmen? — Gar nicht, ſprach Simmias. — Und doch, ſprach er, ſollte ja wohl, wenn irgend eine Rede, die von der Stimmung gut zuſammenſtimmen. — Das ſollte ſie wohl, ſagte Simmias. — Dieſe aber, ſagte er, ſtimmt dir doch nicht; alſo ſieh zu, welche von beiden du wählen willſt, die, daß das Lernen Erinnerung iſt, oder die, daß die Seele Stimmung iſt. — Viel lieber jene, o Sokrates, ſagte er. Denn dieſe letztere iſt mir ohne allen Beweis gekommen, nur aus einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit und Angemeſſenheit, woher auch die meiſten Menſchen zu ihren Meinungen kommen; ich weiß aber, daß die Reden, die ſich nur durch einen ſolchen Schein bewähren, leere Prahler ſind, und wenn man ſich nicht wohl mit ihnen vorſieht, einen gar leicht betrügen, in der Meßkunſt und in allem andern. Jene Rede aber von dem Lernen und der Erinnerung beruht auf einem annehmungswürdigen Grunde; denn es war geſagt worden, daß unſere Seele, auch ehe ſie in den Leib komme, eben ſo ſei, wie jenes Weſen ihr eignet, welches den Beinamen führt deſſen, was iſt. Und dieſes habe ich, wie ich mich ſelbſt überzeuge, ganz mit Recht und mit gutem Grunde angenommen. Daher iſt nun notwendig, wie ich ſehe, daß ich es weder mir, noch einem andern gelten laſſe, welcher ſagt, die Seele ſei eine Stimmung. — Und was, ſprach er, o Simmias, ſagſt du hiezu? Scheint dir wohl der Stimmung oder irgend einer andern Zuſammenſetzung zuzukommen, daß ſie ſich anders verhalten könne, wie jenes, woraus ſie beſteht? — Keinesweges. — Auch nicht irgend etwas anderes thun, wie ich denke, oder leiden außerdem, was jenes thut und leidet? — Er ſtimmte ein. — Alſo kommt auch wohl der Stimmung nicht zu, das anzuführen, woraus ſie zuſammengeſetzt iſt, ſondern zu folgen? — Das dünkte ihn auch ſo. — Weit gefehlt alſo, daß die Stimmung entgegengeſetzt ſich bewegen oder klingen oder ſonſt wie entgegengeſetzt ſein könnte ihren Teilen. — Weit gefehlt, ſagte er. — Und wie, iſt nicht ihrer Natur nach jede Stimmung gerade ſo Stimmung, wie ſie geſtimmt iſt? — Das verſtehe ich nicht, ſagte er. — Nicht, ſagte er, wenn ſie beſſer geſtimmt iſt oder in höherem Grade, falls dieſes geſchehen kann, wird ſie dann nicht auch mehr Stimmung ſein und in höherem Grade? wenn aber in geringerem und weniger, dann auch nicht ſo ſehr und weniger? — Freilich. — Findet nun das wohl auch bei der Seele ſtatt, daß eine Seele auch nur im allergeringſten mehr und in höherem Grade oder weniger und in geringerem als die andere eben dieſes, Seele, ſein kann? — Nicht im mindeſten, ſagt er. — Wohlan denn, beim Zeus, ſprach er, von der einen Seele ſagt man doch, daß ſie Vernunft hat und Tugend, und gut iſt, von der andern aber, daß ſie Unvernunft und Verderben hat und ſchlecht iſt, und das ſagt man doch mit Recht? — Mit Recht freilich. — Die nun ſagen, daß die Seele eine Stimmung iſt, was werden die wohl ſagen, daß dieſes ſei in den Seelen, die Tugend und das Laſter? etwa wiederum eine andere Stimmung und Verſtimmtheit? ſo daß die eine geſtimmt iſt, die gute, und in ihr ſelbſt, die doch Stimmung iſt, eine andre Stimmung hat, die andere aber wiederum ungeſtimmt iſt, und keine andere in ſich hat? — Ich weiß es nicht zu ſagen, ſprach Simmias; offenbar aber müßte ſo etwas ſagen, wer jenes vorausſetzt. — Darüber aber ſind wir ja vorher einig geworden, daß keine Seele mehr oder weniger Seele iſt, als die andere, und dies iſt doch eben ſo viel, als daß keine Stimmung mehr oder weniger Stimmung iſt als die andere; nicht wahr? — Freilich. — Die aber weder mehr noch weniger Stimmung iſt, iſt auch weder mehr noch weniger geſtimmt. Iſt es ſo? — So iſt es. — Die aber weder mehr noch weniger geſtimmte, hat die wohl größeren oder geringeren Anteil an dem Weſen der Stimmung oder gleichen? — Gleichen. — Alſo auch die Seele, wenn die eine eben dieſes, Seele, weder mehr noch weniger iſt, als die andere, iſt ſie alſo auch weder mehr noch weniger geſtimmt? — So iſt es. — Und ſteht es ſo, ſo hat auch die eine weder mehr noch weniger Anteil an Verſtimmtheit oder Stimmung? — Freilich nicht. — Und ſteht es wiederum ſo: könnte dann wohl die eine mehr oder weniger als die andere Anteil haben an Tugend und Laſter, wenn doch das Laſter Verſtimmtheit iſt und die Tugend Stimmung? — Nicht mehr. — Oder vielmehr, o Simmias, wenn wir es recht genau nehmen, wird keine Seele irgend Anteil am Laſter haben, wenn ſie Stimmung iſt. Denn da die Stimmung immer vollkommen eben dieſes iſt, Stimmung: ſo kann ſie an der Verſtimmtheit gar niemals Anteil haben. — Freilich nicht. — Dann alſo auch nicht die Seele, da ſie vollkommen Seele iſt, am Laſter. — Wie ginge das wohl nach dem Geſagten? — Nach dieſer Rede alſo werden uns alle Seelen aller Lebendigen gleich gut ſein, wenn ſie doch ihrer Natur nach gleich ſehr dieſes ſind, Seelen. — So dünkt mich auch, Sokrates, ſprach er. — Dünkt es dich aber auch recht ſo geſagt zu ſein, und daß der Rede dieſes begegne, wenn die Annahme richtig wäre, daß die Seele Stimmung ſei? — Ganz und gar nicht, ſagte er. — Und wie, über alles, was an dem Menſchen iſt, ſagſt du nicht, daß eben die Seele herrſche, zumal noch die vernünftige? — Gewiß nichts anderes. — Und etwa immer nachgebend den Zuſtänden des Leibes, oder auch ihnen widerſtrebend? Ich meine nämlich ſo, wenn dieſer Hitze hat oder Durſt, daß ſie doch auf die entgegengeſetzte Seite zieht, zum Nichttrinken, und wenn Hunger zum Nichteſſen, und in tauſend andern Dingen ſehen wir doch die Seele dem Leiblichen widerſtreben? Oder nicht? — Allerdings. — Haben wir aber nicht im Vorigen zugegeben, daß ſie niemals, wenn ſie Stimmung iſt, entgegengeſetzt klingen kann, wie jenes geſpannt und nachgelaſſen und geſchwungen wird, oder was ſonſt dem widerfährt, woraus ſie hervorgeht; ſondern daß ſie jenem folgen muß und niemals anführen? — Das haben wir zugegeben; wie ſollten wir nicht? — Und wie? ſcheint ſie uns nun nicht doch ganz das Gegenteil zu thun, alles jenes zu regieren, woraus man doch ſagt, daß ſie beſtehe, und dem faſt überall das ganze Leben hindurch zu widerſtreben und es zu beherrſchen auf alle Weiſe, bald härter im Zaum haltend und auf ſchmerzhafte Weiſe, wie in Sachen der Gymnaſtik und Heilkunſt, bald wieder gelinder? und bald drohend, bald verweiſend mit den Begierden, dem Zorn, der Furcht, als eine andere mit einem andern redend, wie auch Homeros in der Odyſſee gedichtet hat, wo er vom Odyſſeus ſagt: „Aber er ſchlug an die Bruſt und ſtrafte das Herz mit den Worten: Dulde nun aus, mein Herz, noch härteres haſt du geduldet.“ Meinſt du wohl, er habe dies gedichtet in der Meinung, ſie ſei eine Stimmung, und eigne ſich geleitet zu werden von den Zuſtänden des Leibes, und nicht ſelbſt ſie zu leiten und zu beherrſchen, weil ſie nämlich etwas weit Göttlicheres iſt, als einer Stimmung zu vergleichen? — Beim Zeus, Sokrates, ſo kommt es mir nicht vor. — Alſo, mein Beſter, mag es wohl auf keine Weiſe recht ſein von uns, zu ſagen, die Seele ſei eine Stimmung. Denn wir würden, wie wir ſehen, weder mit dem Homeros, dem göttlichen Dichter, eins ſein, noch mit uns ſelbſt. — So verhalte es ſich allerdings, ſagte er.

Gut denn, ſagte Sokrates, mit der Thebiſchen Harmonia ſind wir, wie es ſcheint, noch ſo leidlich fertig geworden. Wie werden wir uns nun aber, o Kebes, auch mit dem Kadmos einigen und auf welche Weiſe? — Das denke ich, ſprach Kebes, wirſt du ſchon auffinden. Dieſe Rede wenigſtens gegen die Stimmung haſt du ganz wunderbar über meine Erwartung durchgeführt. Denn als Simmias ſagte, was für Zweifel er hätte, verwunderte es mich gar ſehr, was wohl jemand mit ſeiner Rede würde anfangen können, und doch konnte ſie hernach nicht einmal den erſten Anlauf der deinigen aushalten, wie mir ſchien. So würde ich mich alſo auch nicht wundern, wenn dasſelbige auch der Rede des Kadmos begegnete. — O Guter, ſprach Sokrates, nur nicht großſprechen, damit uns nicht ein Zauber das, was geſagt werden ſoll, verrufe und verdrehe. Doch das ſoll bei Gott ſtehen, wir aber wollen nun auf gut homeriſch näher tretend hieran verſuchen, ob du wohl etwas ſagſt. Was du aber ſuchſt, ſcheint mir der Hauptſache nach zu ſein, du verlangſt, es ſoll gezeigt werden, daß unſere Seele unvergänglich und unſterblich iſt, wenn doch ein philoſophiſcher Mann, der, im Begriff zu ſterben, gutes Mutes iſt, und der Meinung, daß er nach ſeinem Tode ſich dort vorzüglich wohl befinden werde, mehr als wenn er, einer andern Lebensweiſe folgend geſtorben wäre, wenn ein ſolcher nicht ganz unverſtändig und thöricht ſein ſoll bei ſeinem guten Mut. Zu zeigen aber, daß die Seele etwas Starkes und Göttliches iſt und daß ſie war, ehe wir geboren wurden, dies alles, behaupteſt du, könne gar füglich auch keine Unſterblichkeit andeuten, ſondern daß die Seele zwar etwas lange Beharrendes iſt, und, wer weiß wie lange Zeit, vorher irgendwo geweſen iſt und vielerlei gewußt und gethan hat, aber deshalb doch noch nicht unſterblich wäre, ſondern eben dieſes, daß ſie in menſchlichen Leib gekommen, könne ſchon der Anfang ihres Unterganges geweſen ſein, gleichſam als eine Krankheit, und ſo könne ſie in Jammer und Not dieſes Leben leben, und am Ende deſſelben in dem, was man Tod nennt, untergehen. Und ob ſie einmal in den Leib kommt oder oft, dies, behaupteſt du, könne keinen Unterſchied darin machen, daß doch jeder von uns müſſe beſorgt ſein. Denn es gehöre ſich gar wohl, daß jeder, wer nicht unverſtändig ſein wolle, ſich fürchte, der nicht wiſſe und keine Rechenſchaft davon geben könne, daß ſie unſterblich iſt. Dies iſt es ohngefähr, glaube ich, o Kebes, was du meinſt, und abſichtlich wiederhole ich es öfter, damit uns nichts davon entgeht, und auch du, wenn du willſt, etwas hinzuſetzen und davon thun kannſt. — Darauf ſagte Kebes: Für jetzt habe ich wohl nichts davon zu thun oder hinzuzuſetzen; ſondern dies iſt es, was ich ſagen will.

Darauf hielt Sokrates einige Zeit inne, als ob er etwas bei ſich bedächte, und ſagte dann: Es iſt keine ſchlechte Sache, o Kebes, welche du aufregſt. Denn wir müſſen nun im Allgemeinen vom Entſtehen und Vergehen die Urſache behandeln. Ich alſo will dir, wenn du willſt, darlegen, wie es mir damit ergeht. Dünkt dich dann etwas von dem, was ich ſage, brauchbar zu ſein zur Ueberzeugung von dem, wonach du fragſt, ſo brauche es. — Allerdings, ſprach Kebes, das will ich. — So höre denn, was ich ſagen werde. In meiner Jugend nämlich, o Kebes, hatte ich ein wundergroßes Beſtreben nach jener Weisheit, welche man die Naturkunde nennt; denn es dünkte mich gar etwas Herrliches, die Urſachen von allem zu wiſſen, wodurch jegliches entſteht und wodurch es vergeht und wodurch es beſteht, und hundertmal wendete ich mich bald hier, bald dort hin, indem ich bei mir ſelbſt zuerſt dergleichen überlegte, ob wenn das Warme und Kalte in Fäulnis gerät, wie einige geſagt haben, dann Tiere ſich bilden? und ob es wohl das Blut iſt, wodurch wir denken, oder die Luft oder das Feuer oder wohl keines von dieſen, ſondern das Gehirn uns alle Wahrnehmungen hervorbringt, des Sehens und Hörens und Riechens, und aus dieſen dann Gedächtnis und Vorſtellung entſteht, und aus Erinnerung und Vorſtellung, wenn ſie zur Ruhe kommen, dann auf dieſelbe Weiſe Erkenntnis entſteht? Und wenn ich wiederum das Vergehen von alle dieſem betrachtete, und die Veränderungen am Himmel und auf der Erde, ſo kam ich mir am Ende zu dieſer ganzen Unterſuchung ſo untauglich vor, daß gar nichts darüber geht. Und davon will ich dir hinreichenden Beweis geben. Nämlich was ich vorher auch ganz genau wußte, wie es mir und den andern vorkam, darüber erblindete ich nun bei dieſer Unterſuchung ſo gewaltig, daß ich auch das verlernte, was ich vorher zu wiſſen glaubte von vielen andern Dingen, und ſo auch davon, wodurch der Menſch wächſt. Denn dies, glaubte ich vorher, wiſſe jeder, daß es vom Eſſen und Trinken herkäme. Denn wenn aus den Speiſen zum Fleiſche Fleiſch hinzukommt und zu den Knochen Knochen, und ebenſo nach demſelben Verhältnis auch zu allem übrigen das Verwandte ſich hinzufindet, dann würde natürlich die Maſſe, die vorher wenig geweſen war, hernach viel, und ſo der kleine Menſch groß. So glaubte ich damals; dünkt dich nicht das ganz leidlich? — Ei wohl, ſagte Kebes. — Bedenke auch noch dies. Ich glaubte genug daran zu haben, wenn ein Menſch neben einem andern kleinen ſtehend groß ſchien, daß er um einen Kopf größer wäre, und ſo auch ein Pferd neben dem andern, und was noch deutlicher iſt als dieſes, zehn ſchien mir mehr als achte zu ſein, weil noch zwei dabei ſind, und das zweifüßige größer als das einfüßige, weil es um die Hälfte herüberragt. — Und jetzt, ſprach Kebes, was dünkt dich hievon? — Daß ich, ſagte er, beim Zeus, gar weit entfernt bin, auch nur zu glauben, daß ich zu irgend etwas hievon die Urſache wiſſe, da ich mir ja das nicht einmal gelten laſſe, daß wenn jemand eins zu einem hinzunimmt, dann entweder das eine, zu welchem hinzugenommen worden, zwei geworden iſt, oder das hinzugenommene und das, zu welchem hinzugenommen worden, eben weil eins zu dem andern hinzugekommen, zwei geworden ſind. Denn ich wundere mich, wie doch, als jedes für ſich war, jedes von ihnen ſoll eines geweſen ſein, und ſie damals nicht zwei waren, nun ſie aber einander nahe gekommen, dieſes die Urſache geweſen iſt, daß ſie zweie geworden ſind, die Vereinigung, daß man ſie neben einander geſtellt hat. Und eben ſo wenig, wenn jemand eines zerſpaltet, kann ich mich noch überreden, daß wiederum dieſes, die Spaltung, Urſache geworden iſt, daß zwei geworden ſind. Denn dies wäre ja eine ganz entgegengeſetzte Urſache des Zweiwerdens als damals. Damals nämlich, weil ſie einander näher gebracht wurden und eines zum andern hinzugeſetzt, nun aber, weil eines vom andern hinweggeführt und getrennt wird. Auch nicht warum eines wird, getraue ich mich noch zu wiſſen, noch ſonſt irgend etwas, mit einem Wort, warum es wird oder vergeht oder iſt, nämlich nach dieſer Art und Weiſe der Unterſuchung, ſondern ich miſche mir eine andere auf gut Glück zuſammen, dieſe aber laſſe ich auf keine Weiſe gelten. Sondern als ich einmal einen hörte, aus einem Buche, wie er ſagte vom Anaxagoras, leſen, daß die Vernunft das Anordnende iſt, und aller Dinge Urſache, an dieſer Urſache erfreute ich mich, und es ſchien mir auf gewiſſe Weiſe ſehr richtig, daß die Vernunft von allem die Urſache iſt, und ich gedachte, wenn ſich dies ſo verhält, ſo werde die ordnende Vernunft auch alles ordnen, und jegliches ſtellen, ſo wie es ſich am beſten befindet. Wenn nun einer die Urſache von jeglichem finden wollte, wie es entſteht oder vergeht oder beſteht, ſo dürfe er nur dieſes daran finden, wie es gerade dieſem am beſten ſei zu beſtehen oder irgend ſonſt etwas zu thun oder zu leiden. Und dem zufolge dann gezieme es dem Menſchen nicht nach irgend etwas anderem zu fragen, ſowohl in Bezug auf ſich, als auf alles andere, als nach dem Trefflichſten und Beſten, und derſelbe werde dann notwendig auch das Schlechtere wiſſen; denn die Erkenntnis von beiden ſei dieſelbe. Dieſes nun bedenkend, freute ich mich, daß ich glauben konnte, über die Urſache der Dinge einen Lehrer gefunden zu haben, der recht nach meinem Sinne wäre, an dem Anaxagoras, der mir nun auch ſagen werde, zuerſt ob die Erde flach iſt oder rund, und wenn er es mir geſagt, mir dann auch die Notwendigkeit der Sache und ihre Urſache dazu erklären werde, indem er auf das Beſſere zurückginge, und mir zeigte, daß es ihr beſſer wäre, ſo zu ſein. Und wenn er behauptete, ſie ſtände in der Mitte, werde er mir dabei erklären, daß es ihr beſſer wäre, in der Mitte zu ſtehn; und wenn er mir dies deutlich machte, war ich ſchon ganz entſchloſſen, daß ich nie mehr eine andere Art von Urſache begehren wollte. Eben ſo war ich entſchloſſen, mich nach der Sonne gleichermaßen zu erkundigen und dem Monde und den übrigen Geſtirnen wegen ihrer verhältnismäßigen Geſchwindigkeit und ihrer Umwälzungen, und was ihnen ſonſt begegnet, woher es doch jedem beſſer iſt, das zu verrichten und zu erleiden, was jeder erleidet. Denn ich glaubte ja nicht, nachdem er einmal behauptet, alles ſei von der Vernunft geordnet, daß er irgend einen anderen Grund mit hineinziehen werde, als daß es das Beſte ſei, daß ſie ſich ſo verhalten, wie ſie ſich verhalten; und alſo glaubte ich, indem er für jedes einzelne und alles insgemein den Grund nachwieſe, werde er das Beſte eines jeglichen darſtellen und das für alles insgeſamt Gute. Und für vieles hätte ich dieſe Hoffnung nicht weggegeben, ſondern ganz emſig griff ich zu den Büchern, und las ſie durch, ſo ſchnell ich nur konnte, um nur aufs ſchnellſte das Beſte zu erkennen und das Schlechtere. Und von dieſer wunderbaren Hoffnung, o Freund, fiel ich ganz herunter, als ich fortſchritt und las und ſah, wie der Mann mit der Vernunft gar nichts anfängt und auch ſonſt gar nicht Gründe anführt, die ſich beziehen auf das Anordnen der Dinge, dagegen aber allerlei Luft und Aether und Waſſer vorſchiebt und ſonſt vieles zum Teil wunderliches. Und mich dünkte, es ſei ihm ſo gegangen, als wenn jemand zuerſt ſagte, Sokrates thut alles, was er thut, mit Vernunft, dann aber, wenn er ſich daran machte, die Gründe anzuführen von jeglichem, was ich thue, dann ſagen wollte, zuerſt daß ich jetzt deswegen hier ſäße, weil mein Leib aus Knochen und Sehnen beſteht, und die Knochen dicht ſind und durch Gelenke von einander geſchieden, die Sehnen aber ſo eingerichtet, daß ſie angezogen und nachgelaſſen werden können und die Knochen umgeben nebſt dem Fleiſch und der Haut, welche ſie zuſammenhält. Da nun die Knochen in ihren Gelenken ſchweben, ſo machten die Sehnen, wenn ich ſie nachlaſſe und anziehe, daß ich jetzt im ſtande ſei, meine Glieder zu bewegen, und aus dieſem Grunde ſäße ich jetzt hier mit gebogenen Knien. Eben ſo wenn er von unſerm Geſpräch andere dergleichen Urſachen anführen wollte, die Töne nämlich und die Luft und das Gehör und tauſenderlei dergleichen herbeibringen, ganz vernachläſſigend die wahren Urſachen anzuführen, daß nämlich, weil es den Athenern beſſer gefallen hat, mich zu verdammen, deshalb es auch mir beſſer geſchienen hat, hier ſitzen zu bleiben, und gerechter, die Strafe geduldig anzuſtehen, welche ſie angeordnet haben. Denn, beim Hunde, ſchon lange, glaube ich wenigſtens, wären dieſe Sehnen und Knochen in Megara oder bei den Böotiern, durch die Vorſtellung des Beſſeren in Bewegung geſetzt, hätte ich es nicht für gerechter und ſchöner gehalten, lieber als daß ich fliehen und davongehen ſollte, dem Staate die Strafe zu büßen, die er ordnet. Alſo dergleichen Urſachen zu nennen iſt gar zu wunderlich; wenn aber einer ſagte, daß ohne dergleichen zu haben, Sehnen und Knochen und was ich ſonſt habe, ich nicht im ſtande ſein würde, das auszuführen, was mir gefällt, der würde richtig reden. Daß ich aber deshalb thäte, was ich thue, und es inſofern mit Vernunft thäte, nicht wegen der Wahl des Beſten, das wäre doch gar eine große und breite Untauglichkeit der Rede, wenn ſie nicht im ſtande wäre zu unterſcheiden, daß bei einem jeden Dinge etwas anderes iſt, die Urſache, und etwas anderes jenes, ohne welches die Urſache nicht Urſache ſein könnte; und eben dies ſcheinen mir, wie im Dunkeln tappend, die meiſten mit einem ungehörigen Namen, als wäre es ſelbſt die Urſache, zu benennen. Darum legt dann der eine einen Wirbel um die Erde, und läßt ſie dadurch unter dem Himmel ſtehen bleiben, der andere ſtellt ihr, wie einem breiten Troge, einen Fußſchemel, die Luft unter. Daß ſie aber nun ſo liege, wie es am beſten war, ſie zu legen, die Bedeutung davon ſuchen ſie gar nicht auf und glauben auch gar nicht, daß darin eine beſondere höhere Kraft liege, ſondern meinen, ſie hätten wohl einen Atlas aufgefunden, der ſtärker wäre und unſterblicher, als dieſer, und alles beſſer zuſammenhielte; das Gute und Richtige aber, glauben ſie, könne überall gar nichts verbinden und zuſammenhalten. Ich nun wäre, um zu wiſſen, wie es ſich mit dieſer Urſache verhält, gar zu gern jedermanns Schüler geworden; da es mir aber ſo gut nicht wurde, und ich dies weder ſelbſt zu finden noch von einem andern zu lernen vermochte, willſt du, daß ich dir von der zweitbeſten Fahrt, wie ich ſie durchgeführt habe, zur Erforſchung der Urſache, eine Beſchreibung gebe, o Kebes? — Ganz über die Maßen, ſprach er, will ich das. — Es bedünkte mich nämlich nach dieſem, da ich aufgegeben die Dinge zu betrachten, ich müſſe mich hüten, daß mir nicht begegne, was denen, welche die Sonnenfinſternis betrachten und anſchauen, begegnet. Viele nämlich verderben ſich die Augen, wenn ſie nicht im Waſſer oder ſonſt worin nur das Bild der Sonne anſchauen. So etwas merkte ich auch und befürchtete, ich möchte ganz und gar an der Seele geblendet werden, wenn ich mit den Augen nach den Gegenſtänden ſähe und mit jedem Sinne verſuchte, ſie zu treffen. Sondern mich dünkt, ich müſſe zu den Gedanken meine Zuflucht nehmen und in dieſen das wahre Weſen der Dinge anſchauen. Doch vielleicht ähnelt das Bild auf gewiſſe Weiſe nicht ſo, wie ich es aufgeſtellt habe. Denn das möchte ich gar nicht zugeben, daß wer das Seiende in Gedanken betrachtet, es mehr in Bildern betrachte, als wer in Dingen. Alſo dahin wendete ich mich, und indem ich jedesmal den Gedanken zu Grunde lege, den ich für den ſtärkſten halte, ſo ſetze ich, was mir ſcheint mit dieſem übereinzuſtimmen, als wahr, es mag nun von Urſachen die Rede ſein oder von was nur ſonſt, was aber nicht, als nicht wahr. Ich will dir aber noch deutlicher ſagen, wie ich es meine; denn ich glaube, daß du es jetzt nicht verſtehſt. — Nein, beim Zeus, ſagte Kebes, nicht eben ſonderlich. — Ich meine es eben ſo, fuhr er fort, gar nichts Neues, ſondern was ich ſchon ſonſt immer und ſo auch in der eben durchgeführten Rede gar nicht aufgehört habe zu ſagen. Ich will nämlich gleich verſuchen dir den Begriff der Urſache aufzuzeigen, womit ich mich beſchäftigt habe, und komme wiederum auf jenes Abgedroſchene zurück, und fange davon an, daß ich vorausſetze, es gebe ein Schönes an und für ſich und ein Gutes und Großes und ſo alles andere, woraus, wenn du mir zugiebſt und einräumſt, daß es ſei, ich dann hoffe, dir die Urſache zu zeigen und nachzuweiſen daß die Seele unſterblich iſt. — So ſäume nur ja nicht, ſprach Kebes, es durchzuführen, als hätte ich dir dies längſt zugegeben. — So betrachte denn, fuhr er fort, was daran hängt, ob dir das eben ſo vorkommt, wie mir. Mir ſcheint nämlich, wenn irgend etwas anderes ſchön iſt außer jenem Selbſtſchönen, es wegen gar nichts anderem ſchön ſei, als weil es teil habe an jenem Schönen, und eben ſo ſage ich von allem. Räumſt du dieſe Urſache ein? — Die räume ich ein, ſprach er. — Und ſo verſtehe ich dich denn gar nicht mehr und begreife nicht jene andern gelehrten Gründe; ſondern wenn mir jemand ſagt, daß irgend etwas ſchön iſt, entweder weil es eine blühende Farbe hat oder Geſtalt oder ſonſt etwas dieſer Art, ſo laſſe ich das andere; denn durch alles übrige werde ich nur verwirrt gemacht und halte mich ganz einfach und kunſtlos und vielleicht einfältig bei mir ſelbſt daran, daß nichts anderes es ſchön macht, als eben jenes Schöne; nenne es nun Anweſenheit oder Gemeinſchaft, wie nur und woher ſie auch komme; denn darüber möchte ich nichts weiter behaupten, ſondern nur, daß vermöge des Schönen alle ſchönen Dinge ſchön werden. Denn dies dünkt mich das Allerſicherſte zu antworten, mir und jedem andern; und wenn ich mich daran halte, glaube ich, daß ich gewiß niemals fallen werde, ſondern daß es mir und jedem andern ſicher iſt, zu antworten, daß vermöge des Schönen die ſchönen Dinge ſchön werden Oder dünkt dich das nicht auch? — Das dünkt mich. — Alſo auch vermöge der Größe das Große groß und das Größere größer, und vermöge der Kleinheit das Kleinere kleiner? — Ja. — Alſo du würdeſt es auch nicht annehmen, wenn jemand von einem ſagen wollte, er ſei größer als ein anderer vermöge des Kopfes, und der Kleinere vermöge deſſelbigen auch kleiner, ſondern würdeſt darauf beharren, daß du gar nichts anderes meinſt, als daß alles, Größere als ein anderes, nur vermöge der Größe größer iſt und wegen ſonſt nichts, und eben um deswillen, um der Größe willen, und das Kleinere vermöge ſonſt nichts kleiner als der Kleinheit, und eben um deswillen kleiner um der Kleinheit. Und das aus Furcht, glaube ich, daß dir nicht eine andere Rede entgegentrete, wenn du ſagteſt, einer ſei des Kopfes wegen größer und kleiner, zuerſt nämlich, daß wegen des nämlichen das Größere größer ſei und das Kleinere kleiner, und dann, daß des Kopfes wegen, der doch ſelbſt klein iſt, das Größere größer ſei, und daß das doch ein Wunder ſei, daß wegen etwas Kleinem einer groß ſein ſoll. Oder würdeſt du das nicht fürchten? — Da lachte Kebes und ſagte: „Freilich wohl." — Alſo, fuhr er fort, daß zehn mehr iſt als acht, um zwei, und um dieſer Urſache willen es übertreffe, der zwei wegen, und nicht der Vielheit wegen und durch die Vielheit, das würdeſt du dich fürchten zu ſagen. So auch, daß das Zweifüßige größer wäre als das Einfüßige, vermöge der Hälfte, und nicht vermöge der Größe? Denn dabei iſt doch dieſelbe Beſorgnis. — Allerdings, antwortete er. — Und wie, wenn eines zu einem hinzugeſetzt worden, daß dann die Hinzufügung Urſache ſei, daß zwei geworden ſind, und wenn eines geſpalten worden, dann die Spaltung, würdeſt du dich nicht ſcheuen das zu ſagen, und vielmehr laut erklären, du wüßteſt nicht, daß irgend wie anders jegliches werde, als indem es teil nehme an dem eigentümlichen Weſen eines jeglichen, woran es teil hat, und ſo fändeſt du gar keine andere Urſache des Zweigewordenſeins, als eben die Teilnehmung an der Zweiheit, an welcher alles teilnehmen müſſe, was zwei ſein ſolle, ſo wie an der Einheit, was eins ſein ſolle? Die Spaltungen aber und Hinzufügungen und andere ſolche Herrlichkeiten, würdeſt du die nicht liegen laſſen und andern anheimſtellen damit zu antworten, die gelehrter ſind als du; du ſelbſt aber aus Furcht, wie man ſagt, vor deinem eigenen Schatten und deiner Ungeſchicklichkeit, an jener ſicheren Vorausſetzung dich haltend, immer ſo antworten? Wenn ſich aber einer an die Vorausſetzung ſelbſt hielte, würdeſt du den nicht gehn laſſen und nicht eher antworten, bis du, was von ihr abgeleitet wird, betrachtet hätteſt, ob es mit einander ſtimmt oder nicht ſtimmt? Und ſollteſt du dann von jener ſelbſt Rechenſchaft geben, würdeſt du ſie nicht auf die gleiche Weiſe geben, nämlich eine andere Vorausſetzung wieder vorausſetzend, welche dir eben von den höherliegenden die beſte dünkte, bis du auf etwas Befriedigendes kämeſt, nicht aber untereinander miſchend, wie die Streitkünſtler bald von dem erſten Grunde reden und bald von dem daraus Abgeleiteten, wenn du nämlich irgend etwas, wie es wirklich iſt, finden wollteſt. Denn jene freilich haben hieran vielleicht gar keinen Gedanken und keine Sorge, ſondern ſind im ſtande, wenn ſie auch in ihrer Weisheit alles durcheinander rühren, doch noch ſich ſelbſt zu gefallen. Gehörſt du aber zu den Philoſophen: ſo, denke ich, wirſt du es ſo machen, wie ich ſage. — Ganz vollkommen wahr redeſt du, ſagten Simmias und Kebes zugleich.

Echekrates. Beim Zeus, o Phaido, mit Recht. Denn gar wunderbar einleuchtend ſcheint mir der Mann dieſes geſagt zu haben für jeden, der auch nur ein wenig Vernunft hat.

Phaido. Allerdings, o Echekrates, und ſo ſchien es auch allen Anweſenden.

Echekrates. Und auch uns, den Abweſenden, die es jetzt hören. Aber was war nur, was hiernächſt geſagt wurde?

Phaido. Wie ich glaube, nachdem ihm dieſes eingeräumt und zugeſtanden war, daß jeglicher Begriff etwas ſei an ſich, und durch Teilnahme an ihnen die andern Dinge den Beinamen von ihnen erhalten, ſo fragte er hierauf: „Wenn du dieſes ſo annimmſt, mußt du dann nicht, wenn du behaupteſt, Simmias ſei größer als Sokrates, als Phaido aber kleiner, ſagen, daß in dem Simmias beides ſei, Größe und Kleinheit? — Freilich. — Und ſo geſtehſt du doch, daß Simmias den Sokrates überragt, damit verhalte es ſich nicht in der That ſo, wie es buchſtäblich ausgedrückt wird. Denn es iſt nicht des Simmias Natur, ſchon dadurch, daß er Simmias iſt, zu überragen, ſondern durch die Größe, die er zufällig hat, auch nicht den Sokrates zu überragen deshalb, weil Sokrates Sokrates iſt, ſondern nur, weil Sokrates Kleinheit hat, in Bezug auf jenes Größe. — Richtig. — Auch nicht vom Phaido überragt zu werden deshalb, weil Phaido Phaido iſt, ſondern weil er Größe hat im Vergleich mit Simmias Kleinheit. — So iſt es. — So hat alſo Simmias den Beinamen klein zu ſein und groß, ſelbſt in der Mitte ſtehend zwiſchen beiden, indem er vermittelſt des Uebertreffens durch Größe des einen Kleinheit übertrifft, dem anderen aber Größe zugeſteht, welche ſeine Kleinheit übertrifft. Dabei lächelte er und ſagte: „Ich werde wohl noch gar wie ein Gerichtsſchreiber ſo genau reden; aber es verhält ſich denn doch, wie ich ſage. — Jener ſtimmte bei. — Ich ſage dies aber, weil ich möchte, du wäreſt derſelben Meinung, wie ich. Denn mir leuchtet ein, daß nicht nur die Größe ſelbſt niemals will zugleich groß und klein ſein, ſondern daß auch die Größe in uns niemals das Kleine aufnimmt oder will übertroffen werden, ſondern eines von beiden, daß ſie entweder flieht und aus dem Wege geht, wenn ihr Gegenteil, das Kleine, ſich nähert, oder, wenn es da iſt, untergeht, niemals aber, bleibend und die Kleinheit aufnehmend, etwas anders ſein will, als ſie war; ſo wie ich allerdings, aushaltend und die Kleinheit aufnehmend, derſelbige bin, der ich war, und nur eben dieſer ſelbige klein bin. Jene aber hat nicht das Herz, indem ſie groß iſt, auch klein zu ſein. So auch das Kleine in uns will niemals groß werden oder ſein; noch auch ſonſt eins von zwei Entgegenſetzten will daſſelbe bleibend, was es war, zugleich auch ſein Gegenteil werden oder ſein, ſondern entweder geht es davon oder es geht unter, wenn ihm dies begegnet. — Auf alle Weiſe, ſprach Kebes, leuchtet mir das auch ein. — Da ſagte einer von den Anweſenden, wer es aber war, erinnere ich mich nicht mehr genau: „Bei den Göttern, war uns nicht in unſern vorigen Reden gerade das Gegenteil von dem, was jetzt geſagt wird, herausgekommen, daß nämlich aus dem Kleineren das Größere werde und aus dem Größeren das Kleinere, und daß gerade dies die Art ſei, wie Entgegengeſetztes wird aus Entgegengeſetztem? Nun aber ſcheint mir geſagt zu werden, daß das gar nicht möglich iſt. — Sokrates hatte ſich hingeneigt und zugehört, und ſagte: „Das haſt du wacker erinnert, nur bemerkſt du nicht den Unterſchied zwiſchen dem jetzt Geſagten und dem damaligen. Damals nämlich wurde geſagt, aus dem entgegengeſetzten Dinge werde das entgegengeſetzte Ding; jetzt aber, daß das Entgegengeſetzte ſelbſt ſein Entgegengeſetztes niemals werden will, weder das in uns, noch das in der Natur. Damals nämlich, o Freund, redeten wir von den Dingen, die das Entgegengeſetzte an ſich haben, und benannten ſie mit den Namen von jenen, jetzt aber von jenen ſelbſt, durch deren Einwohnung die ſo genannten Dinge ihre Benennung erhalten. Und von dieſen ſelbſt behaupten wir doch wohl nicht, daß ſie einen Uebergang in einander zulaſſen." Zugleich ſah er den Kebes an und fragte: „Hat auch dich vielleicht, o Kebes, irre gemacht, was dieſer ſagte?" — Nein, ſagte Kebes, ſo ſteht es nicht mit mir; wiewohl ich nicht ſagen will, daß nicht vieles mich irre macht. — Darüber alſo ſind wir eins geworden, fuhr Sokrates fort, ganz unbedingt, daß das Entgegengeſetzte niemals ſein Entgegengeſetztes ſein wird. — Auf alle Weiſe. — So betrachte denn auch noch dieſes, ob du auch darüber mit mir einig ſein wirſt. Du nennſt doch etwas warm und kalt? — Das thue ich. — Etwa daſſelbe, was auch Schnee und Feuer? — Nein, beim Zeus, ich nicht. — Sondern etwas anderes als das Feuer iſt das Warme, und etwas anderes als der Schnee das Kalte? — Ja. — Aber das, denke ich, glaubſt du doch, daß niemals der Schnee als Schnee das Warme aufnehmen, und wie wir im vorigen ſagten, noch ſein wird, was er war, Schnee, und zugleich warm; ſondern wenn das Warme ſich nähert, wird er ihm entweder aus dem Wege gehen oder verſchwinden. — Freilich. — Und ſo das Feuer wiederum, wenn ihm das Kalte naht, wird entweder darunter weggehen oder verſchwinden, nie aber das Herz haben, die Kälte aufzunehmen, und noch ſein zu wollen, was es war, Feuer, und kalt. — Wohl geſprochen, ſagte er. — Dieſe Bewandtnis alſo, fuhr er fort, hat es mit einigen Dingen, daß nicht nur der Begriff ſelbſt ſich ſeinen Namen aneignen will für alle Zeit, ſondern auch noch etwas anderes, welches zwar nicht er ſelbſt iſt, aber doch immer ſeine Geſtalt an ſich trägt, ſo lange es iſt. Vielleicht wird hieran noch deutlicher werden, was ich meine. Das Ungerade muß doch immer dieſen Namen bekommen, den wir jetzt genannt haben; oder nicht? — Allerdings. — Aber dieſes allein; denn danach frage ich, oder auch noch etwas anderes, welches zwar nicht das Ungerade ſelbſt iſt, aber was man doch immer auch mit dem Namen deſſelben nennen muß, weil es ſo geartet iſt, das es das Ungerade nie kann fahren laſſen? Ich meine damit das, was auch der Dreiheit begegnet und noch vielem anderen. Denn überlege dir nur wegen der Drei; glaubſt du nicht, daß ſie immer muß ſowohl mit ihrem Namen genannt werden, als mit dem des Ungeraden, ohnerachtet dieſes nicht daſſelbe iſt, wie die Dreiheit; aber dennoch iſt dies die natürliche Beſchaffenheit der Drei und der Fünf, und überhaupt der einen ganzen Hälfte der Zahl, daß ohnerachtet ſie nicht daſſelbe iſt wie das

Ungerade, doch jede von ihnen ungerade iſt. Und wiederum die Zwei und die Vier, und die andere Reihe der Zahlen iſt nicht daſſelbe wie das Gerade, aber doch iſt jede von ihnen immer gerade. Giebſt du das zu oder nicht? — Wie ſollte ich nicht, ſprach er. — So ſiehe nun zu, was ich eigentlich deutlich machen will. Es iſt nämlich dieſes, daß nicht nur jenes Entgegengeſetzte ſelbſt ſich einander nicht annimmt, ſondern auch alles das, was einander eigentlich nicht entgegengeſetzt iſt, doch aber das Entgegengeſetzte immer in ſich hat, auch dieſes ſcheint jene Idee nicht annehmen zu wollen, die der in ihm wohnenden entgegengeſetzt iſt, ſondern, wenn ſie kommt, entweder unterzugehen oder ſich davon zu machen. Oder wollen wir nicht ſagen, die Drei werde eher untergehen und ſich alles andere gefallen laſſen, als aushalten drei zu ſein und zugleich gerade zu werden? — Allerdings, ſagte Kebes. — Nun iſt doch die Zwei der Drei nicht entgegengeſetzt. — Freilich nicht. — Alſo nicht nur die entgegengeſetzten Begriffe laſſen einander nicht zu, ſondern auch noch einiges andere läßt das Entgegengeſetzte nicht an ſich kommen. — Vollkommen richtig, ſprach er, redeſt du. — Sollen wir nun, fuhr jener fort, wenn wir es können, beſtimmen, welcherlei dieſe ſind? — Wohl. — Werden es nun nicht diejenigen ſein, o Kebes, welche dasjenige, wovon ſie Beſitz nehmen, nicht nur nötigen, ihre eigene Idee immer feſt zu halten, ſondern auch immer die eines gewiſſen Entgegengeſetzten? — Wie meinſt du das? — Wie wir eben ſagten. Denn du weißt doch, alles wovon die Idee der Dreiheit Beſitz nimmt, iſt notwendig nicht nur drei, ſondern auch ungerade? — Freilich. — Zu einem ſolchen nun, ſagen wir, kann die Idee, welche der Form entgegengeſetzt iſt, die dies bewirkt, niemals kommen? — Freilich nicht. — Bewirkt hat dies aber die Form des Ungeraden. — Ja. — Und entgegengeſetzt dieſer iſt die des Geraden? — Ja. — Alſo kann zum Gedrittem niemals die Form des Geraden kommen. — Offenbar nicht. — Ohne allen Anteil an dem Geraden iſt alſo das Gedritte? — Ohne allen Anteil. — Alſo iſt die Drei ungerade? — Ja. — Was ich alſo beſtimmen wollte, welche Dinge nämlich, ohne einem gewiſſen entgegengeſetzt zu ſein, doch deſſen Gegenteil nicht annehmen, wie jetzt die Drei dem Geraden nicht entgegengeſetzt iſt, es aber demohnerachtet doch nicht aufnimmt; denn immer bringt ſein Gegenteil mit ſowohl die Zwei dem Ungeraden, als das Feuer dem Kalten, und vieles andere, dieſes nun ſiehe zu, ob du es wohl ſo beſtimmſt, daß nicht nur ein Entgegengeſetztes das andere nicht aufnimmt, ſondern auch, wenn etwas allem woran es ſich macht, den einen Gegenſatz zubringt, ſo kann eben dieſes zubringende den Gegenſatz des Zugebrachten niemals annehmen. Rufe es dir nur noch einmal zurück; denn es iſt nicht übel, es oft zu hören. Die Fünf wird nie die Form des Geraden annehmen, noch die Zehn die des Ungeraden als das Zweifache. Auch dieſes ſelbſt iſt einem andern entgegengeſetzt, aber dennoch nimmt es die Form des Ungeraden nicht an. Eben ſo wenig das anderthalbe und alles dergleichen als halbes die des Ganzen, oder das Dritteil und alles dergleichen, wenn du folgſt und einſtimmſt. — Gar ſehr, ſprach er, ſtimme ich ein und folge auch. — So ſage mir denn, ſprach er, noch einmal von Anfang an, und antworte mir nicht das gerade, was ich frage, ſondern mich nachahmend ein anderes. Ich ſage das nämlich, weil ich außer jener vorher gegebenen ſicheren Antwort vermittelſt des jetzt Geſagten noch eine andere Sicherheit abſehe. Denn wenn du mich fragteſt, wem was doch in dem Leibe einwohnt, wird dieſer warm ſein: ſo würde ich dir nicht jene einfältige ſichere Antwort geben, wem Wärme; ſondern eine feinere vermöge des jetzt Geſagten, nämlich wem Feuer. Noch auch, wenn du fragteſt, welchem Leibe was doch einwohnt, der wird krank ſein, werde ich ſprechen, welchem Krankheit, ſondern welchem Fieber. Noch auch, wenn was doch einer Zahl einwohnt, wird ſie ungerade ſein, werde ich antworten, wenn Ungeradigkeit, ſondern wenn Einheit, und ſo überall. Siehe nun zu, ob du ſchon zur Genüge verſtehſt, was ich will. — Vollkommen zur Genüge, ſagte er. — Antworte alſo, ſprach er, wenn was doch dem Leibe einwohnt, wird er lebend ſein? — Wenn Seele, antwortete er. — Und verhält ſich dies auch immer ſo? — Wie ſollte es nicht, ſagte er. — Die Seele alſo, weſſen ſie ſich bemächtiget, zu dem kommt ſie immer Leben mitbringend. — Das thut ſie freilich. — Iſt nun wohl etwas dem Leben entgegengeſetzt oder nichts? — Es iſt. — Und was? — Der Tod. — Alſo wird wohl die Seele das Gegenteil deſſen, was ſie immer mitbringt, nie annehmen, wie wir aus dem Vorigen feſtgeſetzt haben. — Und gar ſehr feſtgeſetzt. — Wie nun? was die Idee des Geraden nie aufnimmt, wie nannten wir das eben? — Ungerade. — Und was das Gerechte nie annimmt und das Künſtleriſche nie annimmt? — Unkünſtleriſch, ſprach er, und jenes ungerecht. — Wohl. Und was den Tod nie annimmt, wie nennen wir das? — Unſterblich, ſagte er. — Und die Seele nimmt doch den Tod nie an? — Nein. — Unſterblich alſo iſt die Seele? — Unſterblich. — Wohl, ſprach er. Wollen wir alſo ſagen, dies ſei erwieſen, oder wie dünkt dich? — Und zwar ganz vollſtändig, o Sokrates. — Wie nun, ſprach er, o Kebes; wenn das Ungerade notwendig unvergänglich wäre, würde dann die Drei nicht auch unvergänglich ſein? — Wie ſollte ſie nicht? — Und nicht wahr, wenn auch das Unwarme notwendig unvergänglich wäre, ſo müßte, wenn jemand an den Schnee Wärme brächte, der Schnee ſich davon machen, aber wohlbehalten und ungeſchmolzen? Denn vergehen könnte er ja nicht, aber auch nicht bleiben und die Wärme aufnehmen. — Wohl geſprochen, ſagte er. — Und eben ſo, denke ich, wenn das Unkalte unvergänglich wäre, und jemand an das Feuer kaltes brächte, ſo würde es nicht verlöſchen und auch nicht vergehen, ſondern nur wohlbehalten ſich entfernen. — Notwendig. — Muß man nun nicht eben ſo auch von dem Unſterblichen ſagen, daß wenn das Unſterbliche auch unvergänglich iſt, die Seele unmöglich, wenn der Tod an ſie kommt, untergehen kann. Denn den Tod, vermöge des Vorhergeſagten, kann ſie nicht annehmen und geſtorben ſein, wie die Drei niemals kann gerade ſein, eben ſo wenig als das Ungerade ſelbſt, noch auch das Feuer kalt, eben ſo wenig als die Wärme in dem Feuer. Aber was hindert, könnte jemand ſagen, daß das Ungerade zwar niemals gerade wird, wenn das Gerade ihm ankommt, wie auch eingeſtanden iſt, aber wohl, daß es umkommt und ſtatt ſeiner uns ein Gerades entſteht? Wer nun das ſagte, dem könnten wir nicht abſtreiten, daß es nicht umkomme. Denn das Ungerade iſt nicht unvergänglich. Wenn aber dies erſt eingeſtanden wäre, dann könnten wir leicht durchfechten, daß wenn das Gerade kommt, das Ungerade und die Drei nur davon gehen, und vom Feuer und dem Warmen und allem andern würden wir es eben ſo durchfechten. Oder nicht? — Gewiß. — Nicht ſo auch jetzt von dem Unſterblichen, wenn uns nur erſt eingeſtanden wäre, daß es zugleich auch unvergänglich iſt, wäre uns die Seele außerdem, daß ſie unſterblich iſt, auch unvergänglich; wo aber nicht, ſo müßte man es anders anfangen. — Deſſen bedarf es nun wohl nicht, ſprach er, was dies betrifft. Denn gute Wege hätte es, daß irgend etwas ſich dem Untergang entziehen könnte, wenn auch das Unſterbliche und immer Seiende den Untergang annähme. — Gott wenigſtens, ſprach Sokrates, und die Idee des Lebens ſelbſt wird wohl, wenn überhaupt etwas unſterblich iſt, von jedem eingeſtanden werden, daß es niemals untergehe. — Beim Zeus, ſagte er, von jedem Menſchen ja ſchon, und noch mehr denke ich von den Göttern. — Wenn alſo das Unſterbliche auch unvergänglich iſt, wäre dann nicht die Seele, wenn ſie doch unſterblich iſt, zugleich auch unvergänglich? — Ganz notwendig. — Tritt alſo der Tod den Menſchen an: ſo ſtirbt, wie es ſcheint, das Sterbliche an ihm, das Unſterbliche aber und Unvergängliche zieht wohlbehalten ab, dem Tode aus dem Wege. — Das leuchtet ein. — Ganz ſicher alſo, o Kebes, iſt die Seele unſterblich und unvergänglich, und in Wahrheit werden unſere Seelen ſein in der Unterwelt. — Ich wenigſtens, o Sokrates, ſagte er, vermag weder etwas anderes hiegegen vorzubringen, noch deinen Reden den Glauben zu verſagen; weiß aber unſer Simmias oder ſonſt ein anderer etwas, ſo wird es wohlgethan ſein, es nicht zu verſchweigen. Denn ich wüßte nicht, auf welche andere Gelegenheit als die jetzt noch vorhandene es jemand verſchieben könnte, der etwas über dieſe Gegenſtände ſagen oder hören will. — Allerdings, ſagte Simmias, weiß auch ich nicht, wie ich nicht beiſtimmen ſoll, dem Geſagten zufolge; jedoch wegen der Größe der Gegenſtände, worauf die Reden ſich beziehen, und wie ich auf die menſchliche Schwachheit wenig halte, bin ich gedrungen, bei mir ſelbſt noch einen Unglauben zu behalten über das Geſagte. — Nicht nur das, o Simmias, ſagte Sokrates, ſondern wie du hierin ganz recht geſprochen haſt, müßt ihr auch in alle Wegeunſere erſten Vorausſetzungen, wenn ſie euch auch zuverläſſig ſind, doch noch genauer in Erwägung ziehen; und wenn ihr ſie euch befriedigend auseinandergeſetzt habt, dann, denke ich, werdet ihr auch der Rede folgen, ſo weit nur irgend ein Menſch ſie verfolgen kann. Und wenn eben dieſes gewiß geworden iſt, dann werdet ihr nichts weiter ſuchen. — Vollkommen richtig. — Und ſo iſt denn dieſes, ihr Männer, wohl wert bemerkt zu werden, daß wenn die Seele unſterblich iſt, ſie auch der Sorgfalt bedarf nicht für dieſe Zeit allein, welche wir das Leben nennen, ſondern für die ganze Zeit, und das Wagnis zeigt ſich nun eben erſt recht furchtbar, wenn jemand ſie vernachläſſigen wollte. Denn wenn der Tod eine Erledigung von allem wäre: ſo wäre es ein Fund für die Schlechten, wenn ſie ſterben, ihren Leib los zu werden, aber auch ihre Schlechtigkeit mit der Seele zugleich. Nun aber dieſe ſich als unſterblich zeigt, kann es ja für ſie keine Sicherheit vor dem Uebel geben und kein Heil, als nur, wenn ſie ſo gut und vernünftig geworden iſt als möglich. Denn nichts anderes kann ſie doch mit ſich haben, wenn ſie in die Unterwelt kommt, als nur ihre Bildung und Nahrung, die ihr ja auch, wie man ſagt, gleich, ſo wie ſie geſtorben iſt, den größten Nutzen oder Schaden bringt, gleich am Anfang der Wanderung dorthin. Denn man ſagt ja, daß jeden Geſtorbenen ſein Dämon, der ihn ſchon lebend zu beſorgen hatte, dieſer ihn auch dann an einen Ort zu führen ſucht, von wo aus mehrere zuſammen, nachdem ſie gerichtet ſind, in die Unterwelt gehen mit jenem Führer, dem es aufgetragen iſt, die von hier dorthin zu führen. Nachdem ihnen dann dort geworden, was ihnen gebührt, und ſie die gehörige Zeit dageblieben, bringt ein anderer Führer ſie wieder von dort hieher zurück nach vielen und großen Zeitabſchnitten. Und dieſe Reiſe iſt wohl nicht ſo, wie der Telephos des Aiſchylos ſie beſchreibt. Denn jener ſagt, es führe nur ein einfacher Fußſteig in die Unterwelt; ich aber glaube, daß es weder einer iſt noch ein einfacher. Sonſt würde es ja keines Führers bedürfen; denn nirgends hin kann man ja fehlen, wo nur ein Weg geht. Nun aber mag er ſich wohl oftmals teilen und winden. Dies ſchließe ich aus dem, was bei uns als heilige Feier eingeführt und gebräuchlich iſt. Die ſittige und vernünftige Seele nun folgt und verkennt nicht, was ihr widerfährt; die aber begehrlich an dem Leibe ſich hält, wie ich auch vorher ſagte, drängt ſich lange Zeit immer um ihn herum und in dem ſichtbaren Ort umher, und nach vielem Sträuben und vielen Verſuchen wird ſie endlich mit Mühe und gewaltſam von dem angeordneten Dämon abgeführt. Kommt ſie nun dahin, wo auch die andern ſich befinden, ſo wird der unreinen und, die etwas dergleichen verübt hat, habe ſie ſich nun mit ungerechtem Morde befaßt oder anderes dergleichen begangen, was dem verſchwiſtert und verſchwiſterter Seelen Werk iſt, dieſe meidet jeder und weicht ihr aus, und will weder ihr Reiſegefährte, noch ihr Führer werden; ſie aber irrt in gänzlicher Unſicherheit befangen, bis gewiſſe Zeiten um ſind, nach deren Verlauf die Notwendigkeit ſie in die ihr angemeſſene Wohnung bringt. Die aber rein und mäßig ihr Leben verbracht und Götter zu Reiſegefährten und Führern bekommen hat, bewohnt jede den ihr gebührenden Ort. Es hat aber die Erde viele und wunderbare Orte, und iſt weder an Größe noch Beſchaffenheit ſo, wie von denen, die über die Erde zu reden pflegen, geglaubt wird, nach dem was mir einer glaublich gemacht hat. — Darauf ſagte Simmias: Wie meinſt du das, o Sokrates? Denn über die Erde habe ich auch ſchon vielerlei gehört, wohl aber nicht das, was dich befriediget; darum möchte ich es gern hören. — Das iſt ja wohl keine große Kunſt, o Simmias, ſagte er, zu erzählen was iſt; aber freilich, daß es ſo wahr iſt, das möchte wieder ſchwerer ſein als ſchwer; und teils möchte ich es vielleicht nicht können, teils auch, wenn ich es verſtände, möchte doch mein Leben wenigſtens, o Simmias, für die Größe der Sache nicht mehr hinreichen. Doch die Geſtalt der Erde, wie ich belehrt bin, daß ſie ſei, und ihre verſchiedenen Orte hindert mich nichts zu beſchreiben. — Auch das, ſprach Simmias, ſoll uns genug ſein. — Zuerſt alſo bin ich belehrt worden, daß wenn ſie rund inmitten des Himmels ſteht, ſie weder Luft brauche um nicht zu fallen, noch irgend einen andern ſolchen Grund, ſondern um ſie zu halten hinreichend ſei die durchgängige Einerleiheit des Himmels und das Gleichgewicht der Erde ſelbſt. Denn ein im Gleichgewicht befindliches Ding, in die Mitte eines anderen ſolchen geſetzt, wird keinen Grund haben ſich irgend wohin mehr oder weniger zu neigen, und daher auf gleiche Weiſe zu allem ſich verhaltend, wird es ohne Neigung bleiben. Dieſes, ſagte er, habe ich zuerſt angenommen. — Und ſehr mit Recht, ſprach Simmias. — Dann auch, daß ſie ſehr groß ſei, und daß wir, die vom Phaſis bis an die Säulen des Herakles reichen, nur in einem ſehr kleinen Teile, wie Ameiſen oder Fröſche um einen Sumpf, ſo wir um das Meer herum wohnen, viele andere aber anderwärts an vielen ſolchen Orten. Denn es gebe überall um die Erde her viele Höhlungen und mannigfaltige von Geſtalt und Größe, in welchen Waſſer und Nebel und Luft zuſammengefloſſen ſind, die Erde ſelbſt aber liege rein in dem reinen Himmel, an welchem auch die Sterne ſind, und den die meiſten, welche über dergleichen zu reden pflegen, Aether nennen, deſſen Bodenſatz nun eben dieſes iſt, und immer in den Höhlungen der Erde zuſammenfließt. Wir nun merkten es nicht, daß wir nur in dieſen Höhlungen der Erde wohnten, und glaubten oben auf der Erde zu wohnen, wie wenn ein mitten im Grunde der See Wohnender glaubte, oben an dem Meere zu wohnen, und weil er durch das Waſſer die Sonne und die andern Sterne ſähe, das Meer für den Himmel hielte, aus Trägheit aber und Schwachheit niemals bis an den Saum des Meeres gekommen wäre, noch über das Meer aufgetaucht und hervorgekrochen, um dieſen Ort zu ſchauen, wie viel reiner und ſchöner er iſt, als der bei ihm, noch auch von einem andern, der ihn geſehen, dies gehört hätte; gerade ſo erginge es auch uns. Denn wir wohnten in irgend einer Höhlung der Erde und glaubten oben darauf zu wohnen, und nennten die Luft Himmel, als ob dieſe der Himmel wäre, durch welchen die Sterne wandeln. Damit aber ſei es gerade ſo, daß wir aus Trägheit und Schwachheit nicht vermöchten hervorzukommen bis an den äußerſten Saum der Luft. Denn wenn jemand zur Grenze der Luft gelangte oder Flügel bekäme und hinaufflöge, ſo würde er dann hervortauchen und ſehen, wie hier die Fiſche, wenn ſie einmal aus dem Meer herauftauchen, was hier iſt, ſehen, ſo würde dann ein ſolcher auch das dortige ſehen, und wenn ſeine Natur die Betrachtung auszuhalten vermöchte, dann erkennen, daß jenes der wahre Himmel iſt und das wahre Licht und die wahre Erde. Denn die Erde hier bei uns und die Steine und der ganze Ort hier iſt zerfreſſen und verwittert, wie, was im Meere liegt, vom Salz angefreſſen iſt, und nichts der Rede wertes im Meere wächſt, noch es irgend etwas Vollkommenes darin giebt, ſondern nur Klüfte und Sand und unendlichen Kot und Schlamm, wo es noch Erde giebt, und nichts, was irgend mit unſern Schönheiten könnte verglichen werden; jenes aber würde wiederum noch weit vorzüglicher ſich zeigen vor dem Unſrigen. Und darf man auch wohl eine ſchöne Erzählung vorbringen, Simmias, ſo lohnt es wohl zu hören, wie das auf der Erde unter dem Himmel beſchaffen iſt. — Gewiß, ſprach Simmias, werden wir dieſe Erzählung gern hören, o Sokrates. — Man ſagt alſo zuerſt, o Freund, dieſe Erde ſei ſo anzuſehen, wenn ſie jemand von oben herab betrachtete, wie die zwölfteiligen ledernen Bälle, in ſo bunte Farben geteilt, von denen unſere Farben hier gleichſam Proben ſind, alle die, deren ſich die Maler bedienen. Dort aber beſtehe die ganze Erde aus ſolchen und noch weit glänzendern und reineren als dieſe. Denn ein Teil ſei purpurrot und wunderbar ſchön, ein anderer goldfarbig, ein anderer weiß, aber viel weißer als Alabaſter oder Schnee, und eben ſo aus jeder anderen Farbe beſtehe einer, und aus noch mehreren und ſchöneren, als wir geſehen haben. Denn ſelbſt dieſe Höhlungen der Erde, welche mit Waſſer und Luft angefüllt ſind, bilden eine eigene Art von Farbe, welche in der Vermiſchung aller anderen Farben glänzt, ſo daß ſie ganz und gar als ein ununterbrochenes Bunt erſcheint. Auf dieſer ſo beſchaffenen nun wachſen verhältnismäßig eben ſolche Gewächſe, Bäume, Blumen und Früchte. Eben ſo haben auch die Gebirge und die Steine nach demſelben Verhältnis ihre Vollendung und Durchſichtigkeit und ſchönere Farben, von denen aber auch unſere ſo ſehr geſuchten Steinchen hier Teile ſind, die Karneole und Jaspiſſe und Smaragden und alle dergleichen; dort aber ſei nichts, was nicht ſo wäre und noch ſchöner als dieſe. Die Urſache hiervon aber ſei, daß jene Steine rein ſind und nicht angefreſſen noch verwittert, wie die hieſigen von Fäulnis und Schärfe alles deſſen, was hier zuſammenfließt, und Steinen und Erden und allen Gewächſen und Tieren Entſtellungen und Krankheiten verurſacht. Die Erde alſo ſei mit alle dieſem geſchmückt und außerdem noch mit Gold und Silber und dem übrigen der Art, welches glänzend dort zu finden ſei und in großer Menge wachſe, und überall auf der Erde, ſo daß ſie zu ſchauen ein beſeligendes Schauſpiel ſei. Tiere aber gebe es auf ihr vielerlei andere und auch Menſchen, welche teils mitten im Lande wohnen, teils ſo um die Luft herum, wie wir um das Meer herum, teils auch auf luftumfloſſenen Inſeln um das feſte Land her. Und mit einem Worte, was uns Waſſer und Meer iſt für unſere Bedürfniſſe, das ſei jenen dort die Luft, und was uns die Luft, das jenen der Aether. Und die Witterung habe eine ſolche Miſchung bei ihnen, daß ſie ohne Krankheit wären und weit längere Zeit lebten als die hieſigen, und ihr Geſicht, Gehör, Geruch, und was dahin gehört von dem unſrigen, in demſelben Maß abſtände, wie die Luft vom Waſſer abſteht, und der Aether von der Luft, in Abſicht der Reinheit. Auch haben ſie weiter Tempel und Heiligtümer für die Götter, in denen aber die Götter wahrhaft wohnen, und Stimmen, Weiſſagungen, Erſcheinungen der Götter und mehr dergleichen Verkehr mit ihnen; und Sonne, Mond und Sterne ſähen ſie, wie ſie wirklich ſind, und dem ſei auch ihre übrige Glückſeligkeit gemäß. So demnach ſei die ganze Erde geartet, und was ſie umgiebt; rund umher auf ihr aber gebe es nach Maßgabe ihrer Höhlung viele Orte, einige tiefer und weiter geöffnet, als der, in welchem wir wohnen, andere wiederum tiefer, aber mit einer engeren Oeffnung als die unſer Ort hat; und welche ſind wohl auch flacher und dabei doch breiter als der hieſige. Alle dieſe nun wären unter der Erde vielfältig gegen einander durchgebohrt, enger und weiter, ſo daß ſie Durchgänge haben unter ſich, durch welche denn vieles Waſſer aus einem in den andern fließt, wie in Becher, und daß es unverſiegliche Ströme von unüberſehbarer Größe unter der Erde gebe von warmen Waſſern und kalten, und vieles Feuer und große Ströme von Feuer, viele auch von feuchtem Schlamm, teils reinerem, teils ſchmutzigerem, wie in Sikelien die vor dem Feuerſtrome ſich ergießenden Ströme von Schlamm und der Feuerſtrom ſelbſt, von denen denn alle Oerter erfüllt werden, je nachdem jedesmal jeder ſeinen Umlauf nimmt. Und dieſes alles bewege hinauf und hinunter gleichſam eine in der Erde befindliche Schaukel; dieſe Schaukel aber beſtehe durch folgende Einrichtung ungefähr. Eine nämlich von dieſen Erdſpalten iſt auch ſonſt die größte und quer durch die ganze Erde gebohrt. Dieſe iſt nun, wie Homeros davon ſingt, ferne, wo tief ſich öffnet der Abgrund unter der Erde, derſelbe, den anderwärts er und auch ſonſt viele andere Dichter den Tartaros genannt haben. In dieſen Spalt nun ſtrömen alle dieſe Flüſſe zuſammen und ſtrömen auch wieder von ihm aus; und alle werden ſo wie der Boden, durch welchen ſie ſtrömen. Die Urſache aber, warum alle Ströme von hier ausfließen und auch wieder hinein, iſt, daß dieſe Flüſſigkeit keinen Boden hat und keinen Grund. Daher ſchwebt ſie und wogt immer auf und ab, und die Luft und der Hauch um ſie her thut dasſelbe. Denn dieſer begleitet ſie, ſowohl wenn ſie in die jenſeitigen Gegenden der Erde ſtrömt, als wenn in die diesſeitigen. Und ſo wie der Hauch der Atmenden in beſtändiger Bewegung immer einſtrömt und ausſtrömt, ſo auch dort bildet der mit der Flüſſigkeit wogende Hauch heftige und gewaltige Winde, ſowohl im Hineingehen als im Herausgehen. Wenn nun ſtrömend das Waſſer nach der Gegend hin ausweicht, welche unten genannt wird, ſo fließt es in das Gebiet der dortigen Ströme und füllt es an, wie beim Pumpen. Wenn es aber von dort wiederum ſich wegzieht und hierher ſtrömt, ſo erfüllt es dann die hieſigen. Dieſe, wenn ſie erfüllt ſind, ſtrömen durch die Kanäle und durch die Erde; und wenn ſie jeder in die Gegenden kommen, wohin ſie jedesmal geleitet werden, ſo bilden ſie Meere und Seen und Flüſſe und Quellen. Von da tauchen ſie nun wieder unter die Erde, und teils längere und mehrere Gegenden durchziehend, teils wenigere und kürzere, ergießen ſie ſich alle wieder in den Tartaros, einige viel weiter unten, als wo ſie ausgepumpt wurden, andere nicht ſoviel; aber unterhalb ihres Ausfluſſes fließen ſie alle ein; und einige ſtrömen wieder aus, gerade gegenüber der Stelle, wo ſie eingefloſſen ſind, andere auf der nämlichen Seite. Ja es giebt auch welche, die im Kreiſe herumziehen, ein oder mehrere Male ſich um die Erde winden wie Schlangen, und dann möglichſt tief geſenkt ſich wieder hinein ergießen. Möglich iſt aber von beiden Seiten nur, ſich bis zur Mitte herabzuſenken, weiter nicht. Denn für beiderlei Ströme geht das jenſeitige wiederum aufwärts. So giebt es nun gar viele andere große und verſchiedene Ströme, unter dieſen vielen aber giebt es vorzüglich viere, von denen der größte und der am äußerſten rund herum fließende, der ſogenannte Okeanos iſt; dieſem gegenüber und in entgegengeſetzter Richtung fließend iſt der Acheron, welcher durch viele andere wüſte Gegenden fließt, vorzüglich aber auch unter der Erde fortfließend in den Acheruſiſchen See kommt, wohin auch der meiſten Verſtorbenen Seelen gelangen, und nachdem ſie gewiſſe beſtimmte Zeiten dort geblieben, einige länger, andere kürzer, dann wieder ausgeſendet werden zu den Erzeugungen der Lebendigen. Der dritte Fluß ſtrömt aus zwiſchen dieſen beiden und ergießt ſich unweit ſeiner Quelle in eine weite, mit einem gewaltigen Feuer brennende Gegend, wo er einen See bildet, größer als unſer Meer, und ſiedend von Waſſer und Schlamm. Von hieraus bewegt er ſich dann im Kreiſe herum trübe und ſchlammig, und indem er ſich um die Erde herumwälzt, kommt er nächſt andern Orten auch an die Grenzen des Acheruſiſchen Sees, jedoch ohne daß ihre Gewäſſer ſich vermiſchten. Und nachdem er ſich oftmals unter der Erde umhergewälzt, ergießt er ſich zu allerunterſt in den Tartaros. Dies iſt der, den man Pyriphlegethon nennt, von welchem auch die feuerſpeienden Berge, wo ſich deren auf der Erde finden, kleine Teilchen heraufblaſen. Dieſem wiederum gegenüber ſtrömt der vierte aus, zuerſt in eine furchtbare und wilde Gegend, wie man ſagt, und die von Farbe ganz und gar dunkelblau iſt, welche ſie die ſtygiſche nennen, und den See, welchen der Fluß bildet, den Styx. Nachdem ſich dieſer nun hineinbegeben und gewaltige Kräfte aufgenommen in ſein Waſſer, geht er unter die Erde, wälzt ſich herum, kommt dem Pyriphlegethon gegenüber wieder hervor und trifft auf den Acheruſiſchen See an der gegenüberliegenden Seite. Und auch dieſer vermiſcht ſein Waſſer mit keinem andern, ſondern geht ebenfalls im Kreiſe herum und ergießt ſich wieder in den Tartaros gegenüber dem Pyriphlegethon. Sein Namen aber heißt, wie die Dichter ſagen, Kokytos. Da nun dieſes ſo iſt, ſo werden, ſobald die Verſtorbenen an dem Orte angelangt ſind, wohin der Dämon jeden bringt, zuerſt diejenigen ausgeſondert, welche ſchön und heilig gelebt haben, und welche nicht. Die nun dafür erkannt werden, einen mittelmäßigen Wandel geführt zu haben, begeben ſich auf den Acheron, beſteigen die Fahrzeuge, die es da für ſie giebt, und gelangen auf dieſen zu dem See. Hier wohnen ſie und reinigen ſich, büßen ihre Vergehungen ab, wenn einer ſich irgend wie vergangen hat, und werden losgeſprochen, wie ſie auch ebenſo für ihre guten Thaten den Lohn erlangen, jeglicher nach Verdienſt. Deren Zuſtand aber für unheilbar erkannt wird wegen der Größe ihrer Vergehungen, weil ſie häufigen und bedeutenden Raub an den Heiligtümern begangen, oder viele ungerechte und geſetzwidrige Mordthaten vollbracht, oder anderes, was dem verwandt iſt, dieſe wirft ihr gebührendes Geſchick in den Tartaros, aus dem ſie nie wieder herausſteigen. Die hingegen heilbare zwar, aber doch große Vergehungen begangen zu haben erfunden werden, wie die gegen Vater oder Mutter im Zorn etwas Gewaltthätiges ausgeübt, oder die auf dieſe oder andere Weiſe Mörder geworden ſind, dieſe müſſen zwar auch in den Tartaros ſtürzen, aber wenn ſie hineingeſtürzt und ein Jahr darin geweſen ſind, wirft die Welle ſie wieder aus, die Mörder auf der Seite des Kokytos, die aber gegen Vater und Mutter ſich verſündiget, auf der des Pyriphlegethon. Wenn ſie nun, auf dieſen fortgetrieben, an den Acheruſiſchen See kommen, ſo ſchreien ſie da, und rufen die, welche von ihnen getötet worden ſind oder frevelhaft behandelt. Haben ſie ſie nun herbeigerufen, ſo flehen ſie und bitten, ſie möchten ſie laſſen in den See ausſteigen und ſie dort aufnehmen. Wenn ſie ſie nun überreden, ſo ſteigen ſie aus, und ihre Uebel ſind am Ende; wo nicht, ſo werden ſie wieder in den Tartaros getrieben und aus dieſem wieder in die Flüſſe, und ſo hört es nicht auf, ihnen zu ergehen, bis ſie diejenigen überreden, welchen ſie Unrecht gethan haben; denn dieſe Strafe iſt ihnen von den Richtern angeordnet. Die aber ausgezeichnete Fortſchritte in heiligem Leben gemacht zu haben erfunden werden, dies endlich ſind diejenigen, welche von allen dieſen Orten im Innern der Erde befreit und, losgeſprochen von allem Gefängnis, hinauf in die reine Behauſung gelangen und auf der Erde wohnhaft werden. Welche nun unter dieſen durch Weisheitsliebe ſich ſchon gehörig gereiniget haben, dieſe leben für alle künftigen Zeiten gänzlich ohne Leiber und kommen in noch ſchönere Wohnungen als dieſe, welche weder leicht wären zu beſchreiben, noch würde die Zeit für diesmal zureichen. Aber ſchon um deswillen, was wir auseinandergeſetzt haben, o Simmias, muß man ja wohl alles thun, um der Tugend und Vernunft im Leben teilhaftig zu werden. Denn ſchön iſt der Preis und die Hoffnung groß.

Daß ſich nun dies alles gerade ſo verhalte, wie ich es auseinandergeſetzt, das ziemt wohl einem vernünftigen Mann nicht, zu behaupten; daß es jedoch, ſei es nun dieſe oder eine ähnliche, Bewandtnis haben muß mit unſern Seelen und ihren Wohnungen, wenn doch die Seele offenbar etwas Unſterbliches iſt, dies, dünkt mich, zieme ſich gar wohl und lohne auch, es darauf zu wagen, daß man glaube, es verhalte ſich ſo. Denn es iſt ein ſchönes Wagnis, und man muß mit ſolcherlei gleichſam ſich ſelbſt beſprechen. Darum ſpinne ich auch ſchon ſo lange an der Erzählung. Alſo um deswillen muß ein Mann gutes Mutes ſein, ſeiner Seele wegen, der im Leben die andern Lüſte, die es mit dem Leibe zu thun haben, und deſſen Schmuck und Pflege hat fahren gelaſſen, als etwas ihn ſelbſt nichts Angehendes, und wodurch er nur Uebel ärger zu machen befürchtete, jener Luſt hingegen an der Forſchung nachgeſtrebt und ſeine Seele geſchmückt hat, nicht mit fremdem, ſondern mit dem ihr eigentümlichen Schmuck, Beſonnenheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Edelmut und Wahrheit, ſo ſeine Fahrt nach der Unterwelt erwartend, um ſie anzutreten, ſobald das Schickſal rufen wird. — Ihr nun, ſetzte er hinzu, o Simmias und Kebes und ihr übrigen, werdet ein andermal jeder zu ſeiner Zeit abgehn; mich aber ruft jetzt ſchon, würde ein tragiſcher Mann ſagen, das Geſchick, und es iſt wohl beinahe Zeit, ſich nach dem Bade umzuſehen. Denn es dünkt mich doch beſſer zu baden, ehe ich den Trank nehme, und nicht hernach den Weibern Mühe zu machen mit dem Waſchen des Leichnams.

Als er dieſes geſagt, ſprach Kriton: Wohl, o Sokrates! Was trägſt du aber dieſen auf oder mir, deiner Kinder wegen, oder was wir ſonſt irgend dir noch recht zu Dank machen könnten, wenn wir es thäten? — Was ich immer ſage, ſprach er, o Kriton, nichts beſonderes weiter, daß nämlich, wenn ihr eurer ſelbſt recht wahrnehmt, ihr mir und den Meinigen und euch ſelbſt alles zu Dank machen werdet, was ihr nur thut, und wenn ihr es auch jetzt nicht verſprecht; wenn ihr aber euch ſelbſt vernachläſſiget und nicht wollt gleichſam den Spuren des jetzt und ſonſt ſchon Geſagten nachgehen im Leben, ihr dann, wenn ihr jetzt noch ſo vieles und noch ſo heilig verſprächet, doch nichts weiter damit ausrichten werdet. — Dieſes alſo wollen wir uns beſtreben, ſo zu machen, ſagte Kriton. Aber auf welche Weiſe ſollen wir dich begraben? Wie ihr wollt, ſprach er, wenn ihr mich nur wirklich haben werdet und ich euch nicht entwiſcht bin. Dabei lächelte er ganz ruhig und ſagte, indem er uns anſah: Dieſen Kriton, ihr Männer, überzeuge ich nicht, daß ich der Sokrates bin, dieſer, der jetzt mit euch redet und das Geſagte einzeln vorlegt, ſondern er glaubt, ich ſei jener, den er nun bald tot ſehen wird, und fragt mich deshalb, wie er mich begraben ſoll. Daß ich aber ſchon ſo lange eine große Rede darüber gehalten habe, daß, wenn ich den Trank genommen habe, ich dann nicht länger bei euch bleiben, ſondern fortgehen werde zu irgend welchen Herrlichkeiten der Seligen, das, meint er wohl, ſage ich alles nur ſo, um euch zu beruhigen und mich mit. So leget ihr denn eine Bürgſchaft für mich ein beim Kriton, und zwar eine ganz entgegengeſetzte, als er bei den Richtern eingelegt hat. Denn er hat ſich verbürgt, ich würde ganz gewiß bleiben, ihr aber verbürgt euch dafür, daß ich ganz gewiß nicht bleiben werde, wenn ich tot bin, ſondern abgezogen und fort ſein, damit Kriton es leichter trage, und wenn er meinen Leib verbrennen oder begraben ſieht, ſich nicht ereifere meinetwegen, als ob mir arges begegne; und damit er nicht beim Begräbnis ſage, er ſtelle den Sokrates aus, oder trage ihn heraus oder begrabe ihn. Denn wiſſe nur, ſagte er, o beſter Kriton, ſich unſchön ausdrücken iſt nicht nur eben inſofern ſündlich, ſondern bildet auch etwas Böſes ein in die Seele. Sondern du mußt mutig ſein und ſagen, daß du meinen Leib begräbſt, und dieſen begrabe nur, wie es dir eben recht iſt, und wie du es am meiſten für ſchicklich hältſt. Dieſes geſagt, ſtand er auf und ging in ein Gemach, um zu baden, und Kriton begleitete ihn, uns aber hieß er dableiben. Wir blieben alſo und redeten unter einander über das Geſagte und überdachten es noch einmal; dann aber auch klagten wir wieder über das Unglück, welches uns getroffen hätte, ganz darüber einig, daß wir nun, gleichſam des Vaters beraubt, als Waiſen das übrige Leben hinbringen würden. Nachdem er nun gebadet und man ſeine Kinder zu ihm gebracht hatte — er hatte nämlich zwei kleine Söhne und einen größern — und die ihm angehörigen Frauen gekommen waren, ſprach er mit ihnen in Kritons Beiſein, und nachdem er ihnen aufgetragen, was er wollte, hieß er die Weiber und Kinder wieder gehen, er aber kam zu uns. Und es war ſchon nahe am Untergange der Sonne; denn er war lange drinnen geblieben. — Als er nun gekommen war, ſetzte er ſich nieder nach dem Bade und hatte noch nicht viel ſeitdem geſprochen, ſo kam der Diener der Eilfmänner, ſtellte ſich zu ihm und ſagte: O Sokrates, über dich werde ich mich nicht zu beklagen haben, wie über andere, daß ſie mir böſe werden und mir fluchen, wenn ich ihnen anſage, das Gift zu trinken auf Befehl der Oberen. Dich aber habe ich auch ſonſt ſchon in dieſer Zeit erkannt als den edelſten, ſanftmütigſten und trefflichſten von allen, die ſich jemals hier befunden haben, und auch jetzt weiß ich ſicher, daß du nicht mir böſe ſein wirſt; denn du weißt wohl, wer ſchuld daran iſt, ſondern jenen. Nun alſo; denn du weißt wohl, was ich dir zu ſagen gekommen bin, lebe wohl, und ſuche ſo leicht als möglich zu tragen, was nicht zu ändern iſt. Da weinte er, wendete ſich um und ging. — Sokrates aber ſah ihm nach und ſprach: Auch du lebe wohl, und wir wollen ſo thun. Und zu uns ſagte er: Wie fein der Menſch iſt. So iſt er die ganze Zeit mit mir umgegangen, hat ſich bisweilen mit mir unterredet und war der beſte Menſch; und nun, wie aufrichtig beweint er mich! Aber wohlan denn, o Kriton, laßt uns ihm gehorchen und bringe einer den Trank, wenn er ſchon ausgepreßt iſt, wo nicht, ſo ſoll ihn der Menſch bereiten. — Da ſagte Kriton: Aber mich dünkt, o Sokrates, die Sonne ſcheint noch an die Berge und iſt noch nicht untergegangen. Und ich weiß, daß auch andere erſt ganz ſpät getrunken haben, nachdem es ihnen iſt angeſagt worden, und haben noch gut gegeſſen und getrunken, ja einige haben gar noch Leute zu ſich kommen laſſen, nach denen ſie Verlangen hatten. Alſo übereile dich nicht; denn es hat noch Zeit. — Da ſagte Sokrates: Gar Recht, o Kriton, hatten jene ſo zu thun, wie du ſagſt; denn ſie meinten, etwas zu gewinnen, wenn ſie ſo thäten, und gar Recht habe auch ich, nicht ſo zu thun. Denn ich meine, nichts zu gewinnen, wenn ich um ein weniges ſpäter trinke, als nur, daß ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen würde, wenn ich am Leben klebte und ſparen wollte, wo nichts mehr iſt. Alſo geh, ſprach er, folge mir und thue nichts anderes. — Darauf winkte denn Kriton dem Knaben, der ihm zunächſt ſtand, und der Knabe ging heraus, und nachdem er eine Weile weggeblieben, kam er und führte den herein, der ihm den Trank reichen ſollte, welchen er ſchon zubereitet im Becher brachte. — Als nun Sokrates den Menſchen ſah, ſprach er: Wohl, Beſter, denn du verſtehſt es ja, wie muß man es machen? — Nichts weiter, ſagte er, als wenn du getrunken haſt, herumzugehen, bis dir die Schenkel ſchwer werden, und dann dich niederzulegen, ſo wird es ſchon wirken. Damit reichte er dem Sokrates den Becher, und dieſer nahm ihn, und ganz getroſt, o Echekrates, ohne im mindeſten zu zittern oder Farbe oder Geſichtszüge zu verändern, ſondern, wie er pflegte, ganz gerade den Menſchen anſehend, fragte er ihn: Was meinſt du von dem Trank wegen einer Spendung? darf man eine machen oder nicht? — Wir bereiten nur ſoviel, o Sokrates, antwortete er, als wir glauben, daß hinreichend ſein wird. — Ich verſtehe, ſagte Sokrates. Beten aber darf man doch zu den Göttern, und muß es, daß die Wanderung von hier dorthin glücklich ſein möge, darum denn auch ich hiermit bete, und ſo möge es geſchehen. Und wie er dies geſagt, ſetzte er an und ganz friſch und unverdroſſen trank er aus. Und von uns waren die meiſten bis dahin ziemlich im ſtande geweſen, ſich zu halten, daß ſie nicht weinten; als wir aber ſahen, daß er trank und getrunken hatte, nicht mehr. Sondern auch mir ſelbſt floſſen Thränen mit Gewalt, und nicht tropfenweiſe, ſo daß ich mich verhüllen mußte und mich ausweinen, nicht über ihn jedoch, ſondern über mein eigenes Schickſal, was für eines Freundes ich nun ſollte beraubt werden. Kriton war noch eher als ich, weil er nicht vermochte die Thränen zurückzuhalten, aufgeſtanden. Apollodoros aber hatte ſchon früher nicht aufgehört, zu weinen, und nun brach er völlig aus, weinend und unwillig ſich gebärdend, und es war keiner, den er nicht durch ſein Weinen erſchüttert hätte, von allen Anweſenden, als nur Sokrates ſelbſt, der aber ſagte: Was macht ihr doch, ihr wunderbaren Leute! Ich habe vorzüglich deswegen die Weiber weggeſchickt, daß ſie dergleichen nicht begehen möchten; denn ich habe immer gehört, man müſſe ſtille ſein, wenn einer ſtirbt. Alſo haltet euch ruhig und wacker. Als wir das hörten, ſchämten wir uns und hielten inne mit Weinen. Er aber ging umher und als er merkte, daß ihm die Schenkel ſchwer wurden, legte er ſich gerade hin auf den Rücken; denn ſo hatte es ihn der Menſch geheißen. Darauf berührte ihn eben dieſer, der ihm das Gift gegeben hatte, von Zeit zu Zeit und unterſuchte ſeine Füße und Schenkel. Dann drückte er ihm den Fuß ſtark und fragte, ob er es fühle; er ſagte nein. Und darauf die Knie, und ſo ging er immer höher hinauf und zeigte uns, wie er erkaltete und erſtarrte. Darauf berührte er ihn noch einmal und ſagte, wenn ihm das bis ans Herz käme, dann würde er hinüber ſein. Als ihm nun ſchon der Unterleib faſt ganz kalt war, da enthüllte er ſich; denn er lag verhüllt und ſagte, und das waren ſeine letzten Worte: O Kriton, wir ſind dem Asklepios einen Hahn ſchuldig, entrichtet ihm den und verſäumt es ja nicht. — Das ſoll geſchehen, ſagte Kriton, ſieh aber zu, ob du noch ſonſt etwas zu ſagen haſt. Als Kriton dies fragte, antwortete er aber nichts mehr, ſondern bald darauf zuckte er, und der Menſch deckte ihn auf; da waren ſeine Augen gebrochen. Als Kriton das ſah, ſchloß er ihm Mund und Augen. Dies, o Echekrates, war das Ende unſeres Freundes, des Mannes, der unſerm Urteil nach, von den damaligen, mit denen wir es verſucht haben, der trefflichſte war, und auch ſonſt der vernünftigſte und gerechteſte.

(Ueberſetzung von Friedr. Ernſt Dan. Schleiermacher, 1768—1834.)

[Die Lehre Plato's.] Um die Berechtigung und die Aufgabe der Philoſophie feſtzuſtellen, weiſt Plato ſowohl dem gewöhnlichen Bewußtſein als der ſophiſtiſchen Aufklärung, die ſich an ſeine Stelle ſetzen wollte, Mängel nach, denen nur durch philoſophiſches Erkennen und Leben begegnet werden könne. Jenes iſt in ſeinem theoretiſchen Verhalten vorſtellendes Bewußtſein, es ſucht die Wahrheit teils in der Wahrnehmung, teils in der Vorſtellung oder Meinung; ſein praktiſcher Charakter ſpricht ſich in der gewöhnlichen Tugend und den herrſchenden ſittlichen Grundſätzen aus. Plato ſeinerſeits zeigt, daß das Wiſſen weder in der Wahrnehmung, noch in der richtigen Vorſtellung beſtehe; denn die Wahrnehmung zeige uns die Dinge nicht wie ſie ſind, ſondern nur wie ſie uns erſcheinen, und eben deshalb mit den wechſelndſten und entgegengeſetzteſten Beſtimmungen; die Vorſtellung aber ſei ſich, auch wenn ſie ihrem Inhalt nach richtig iſt, ihrer Gründe nicht bewußt; ſie beruhe nicht auf Belehrung, ſondern auf bloßer Ueberredung und ſei daher immer in Gefahr, in Irrtum umzuſchlagen; während das Wiſſen immer wahr iſt, könne die Vorſtellung ſowohl wahr als falſch ſein, aber auch die richtige Vorſtellung ſtehe doch nur in der Mitte zwiſchen dem Wiſſen und Nichtwiſſen. Nicht anders verhält es ſich aber nach Plato auch mit der gewöhnlichen Tugend. Auf Gewöhnung und richtiger Vorſtellung, nicht auf Wiſſen beruhend und deshalb auch wirklicher Lehrer entbehrend, iſt ſie in ihrem Beſtande dem Zufall preisgegeben; ſie iſt ſo unklar über ſich ſelbſt, daß ſie neben dem Guten auch böſes zu thun erlaubt (den Freunden gutes, den Feinden böſes); und ſo unrein in ihren Beweggründen, daß ſie die ſittlichen Anforderungen ſelbſt nur auf Luſt und Vorteil zu gründen weiß. Nur das Wiſſen gewährt eine ſichere Bürgſchaft für die Richtigkeit des Handelns; denn dieſes richtet ſich immer nach der Anſicht den Handelnden; niemand iſt freiwillig böſe und Plato führt deshalb in ſeinen früheren Schriften alle Tugenden mit Sokrates auf die Einſicht zurück, ohne zu ſagen, ob und inwiefern trotzdem von einer Mehrheit derſelben geſprochen werden kann; und ebenſo erklärt er die Einſicht für das einzige, was der Menſch ſich zum Lebenszweck machen und wofür er alles andere hingeben ſolle. Dieſe Einſicht iſt aber bei denen, welche ſich ſelbſt ihrer Zeit als Tugendlehrer empfahlen, den Sophiſten, ſo wenig zu finden, daß ihre Lehre vielmehr alle Grundlagen der Wiſſenſchaft wie der Sittlichkeit zerſtören würde. Der Satz, daß der Menſch das Maß aller Dinge, daß für jeden wahr ſei, was ihm wahr ſcheint, hebt alle Wahrheit und ſo auch ſeine eigene auf. Die Behauptung, daß die Luſt der höchſte Lebenszweck, und daß jedem erlaubt ſei, was ihm gutdünkt, verwechſelt das Gute mit dem Angenehmen, das Weſenhafte und Unveränderliche mit dem Werdenden, welches keiner feſten Begrenzung fähig iſt, das unbedingt Wertvolle mit ſolchem, das ſowohl ſchlecht als gut ſein kann, und das in der Regel durch ſein Gegenteil, die Unluſt, bedingt iſt. Die Sophiſtik, welche dieſe Grundſätze aufſtellt kann ebenſo, wie die Rhetorik, welche dieſelben praktiſch verwertet, nur als das Gegenteil aller wahren Lebenskunſt und Wiſſenſchaft, nur als eine von jenen Afterkünſten, jenen unwiſſenſchaftlichen Fertigkeiten betrachtet werden, die den Schein an die Stelle des Seins ſetzen.

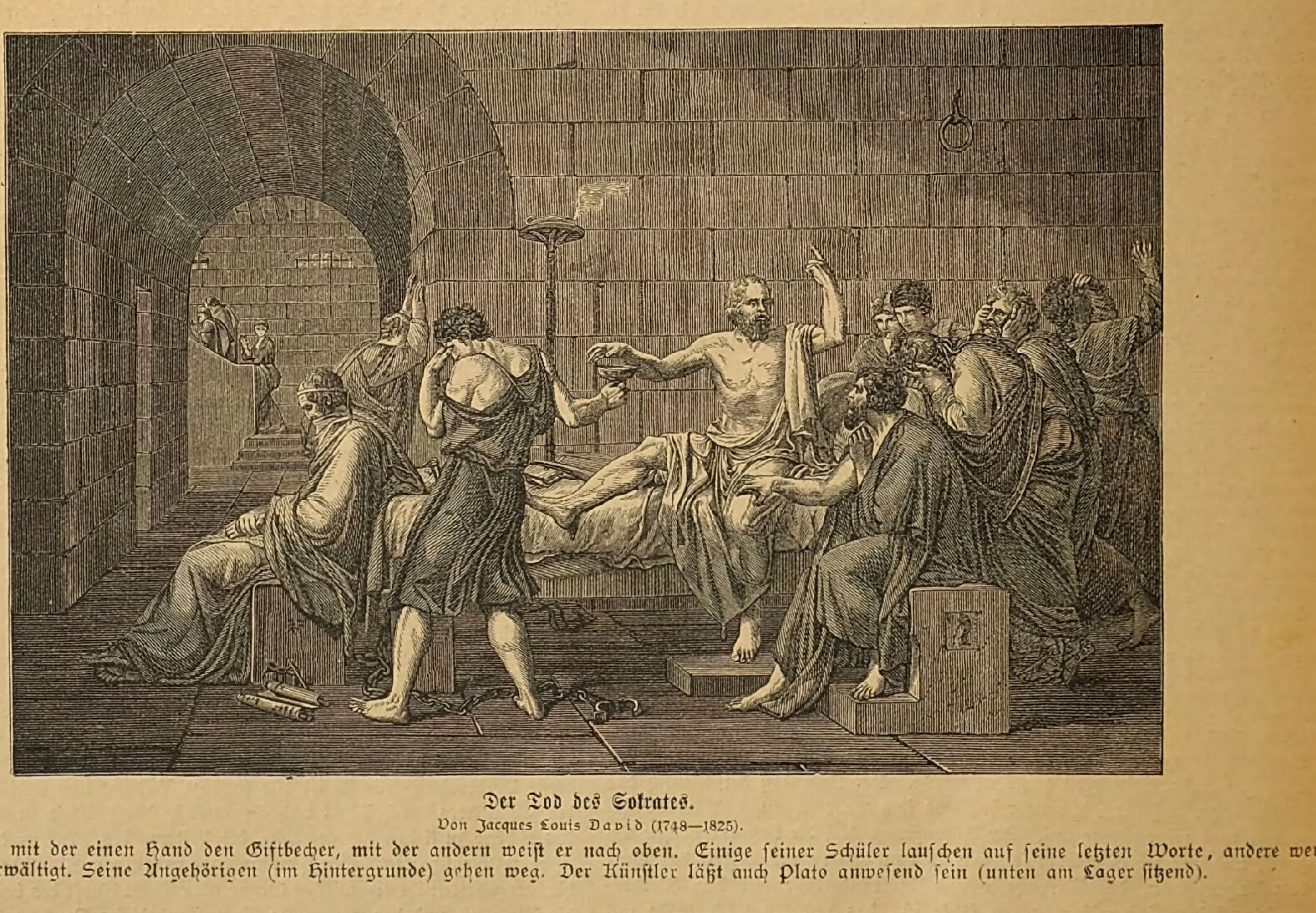
Nur die Philoſophie leiſtet das wirklich, was die Sophiſtik verſpricht. Ihre Wurzel iſt der Eros, das Streben des Sterblichen, ſich zur Unſterblichkeit zu erheben, welches im Fortſchritt vom Sinnlichen zum Geiſtigen, vom Einzelnen zum Allgemeinen, erſt in der Anſchauung und Darſtellung der Idee ſein eigentliches Ziel erreicht. Das Mittel zur Erkenntnis der Ideen iſt aber das begriffliche oder dialektiſche Denken und dieſes hat eine doppelte Aufgabe: die Bildung der Begriffe, durch die wir vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Bedingten zum Unbedingten aufſteigen, und die Teilung derſelben, welche uns methodiſch durch die natürlichen Zwiſchenglieder vom Allgemeinen zum Beſonderen herabführt und uns dadurch über das gegenſeitige Verhältnis der Begriffe, ihre Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit, ihre Ueber-, Unter- oder Beiordnung unterrichtet. In der Begriffsbildung folgt Plato den gleichen, von ihm nur ausdrücklicher ausgeſprochenen Grundſätzen, wie ſein Lehrer; ein eigentümliches Hilfsmittel derſelben iſt die Prüfung der Vorausſetzungen an ihren Folgen. Für die Einteilung verlangt er, daß ſie ſich auf die qualitativen Unterſchiede der Dinge gründe, und daß ſie ſtetig fortſchreite, ohne ein Mittelglied zu überſpringen und er giebt deshalb der Zweiteilung vor jeder anderen den Vorzug. Auch über die Richtigkeit des ſprachlichen Ausdrucks hat der Dialektiker zu entſcheiden, da ſie ganz davon abhängt, inwieweit er das Weſen der zu bezeichnenden Dinge darſtellt, wogegen es verkehrt iſt, den Worten die Aufſchlüſſe entnehmen zu wollen, die nur der Begriff der Sache gewährt. Wie aber das begriffliche Erkennen und das ſittliche Handeln bei Sokrates auf's engſte verknüpft waren, ſo verhält es ſich auch bei Plato: die Philoſophie begreift nach ſeiner Auffaſſung nicht bloß alles Wiſſen, ſobald dieſes in der rechten Art betrieben wird, unter und in ſich, ſondern ſie ſichert auch allein und unfehlbar die Erfüllung der ſittlichen Aufgaben. Sie iſt Erhebung des ganzen Menſchen aus dem Sinnenleben, Hinwendung des Geiſtes zur Idee; eine bloße Vorbereitung für ſie iſt alle ſonſtige Bildung und Erziehung: die Bildung des Charakters durch Muſik und Gymnaſtik, durch die man das Gute zu thun, das Schöne zu lieben ſich gewöhnt, die Bildung des Denkens durch die mathematiſchen Wiſſenſchaften, deren Hauptaufgabe es iſt, vom Sinnlichen zum Unſinnlichen hinüberzuleiten; ihr eigentliches Organ aber iſt die Kunſt des begrifflichen Denkens, die Dialektik, und der weſentliche Gegenſtand dieſes Denkens ſind die Ideen.

(Eduard Zeller, „Geſchichte der griechiſchen Philoſophie“.)

[Des **Sokrates** Leben und Perſönlichkeit.] Sokrates war 470 v. Chr. oder ſpäteſtens in den erſten Monaten des folgenden Jahres geboren. Sein Vater, Sophroniskus, war Bildhauer, ſeine Mutter, Phänarete Hebamme. Seine Jugendbildung ſcheint nicht über das landesübliche Maß hinausgegangen zu ſein. Wenn er daher ſeine Kenntniſſe ſpäter auch aus Büchern zu erweitern bemüht war, mit Sophiſten verkehrte und einzelne ihrer Vorträge beſuchte, ſo hatte er doch für ſeine Philoſophie nächſt ſeinem eigenen Nachdenken den Bildungsmitteln, welche das damalige Athen jedem darbot, und dem Umgang mit bedeutenden Männern und Frauen mehr zu verdanken, als der direkten wiſſenſchaftlichen Belehrung. Die Kunſt ſeines Vaters ſcheint er erlernt zu haben; aber ſeinen höheren Beruf ließ ihn die Stimme ſeines Innern, die ihm ſelbſt als göttliche Stimme erſchien, und die ſpäter von dem delphiſchen Orakel beſtätigt wurde, in der bildenden Einwirkung auf andere erkennen: Ariſtophanes zeigt ihn ſchon 424 v. Chr., Plato vor dem Anfang des peloponneſiſchen Kriegs in dieſer Thätigkeit, der er ſich bis zu ſeinem Ende unter den ärmlichſten Verhältniſſen, an der Seite einer Xanthippe, mit vollendeter Selbſtentäußerung ohne jede Belohnung widmete, und von der er ſich weder durch die Sorge für ſeine Familie noch durch die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten abziehen ließ. Ein Muſter von Bedürfnisloſigkeit, Sittenreinheit, Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit, dabei voll ächter Menſchenfreundlichkeit, ein liebenswürdiger Geſellſchafter, fein und geiſtreich, von unzerſtörbarer Heiterkeit und Gemütsruhe, war er für Menſchen des verſchiedenſten Standes und Charakters Gegenſtand einer begeiſterten Verehrung. Ein Sohn ſeines Volkes, erfüllte er nicht allein ſeine Bürgerpflicht im Frieden wie im Felde unerſchrocken und feſt auf jede Gefahr hin, ſondern er zeigt ſich auch in ſeinem ganzen Weſen und Benehmen, wie in ſeinen Anſichten, als Grieche und Athener. Zugleich begegnen uns aber in ſeiner Erſcheinung auch Züge, welche ſchon ſeinen Zeitgenoſſen den Eindruck des Seltſamen und Fremdartigen machten: einerſeits eine Proſa, eine Verſtandespedanterie, eine Gleichgiltigkeit gegen die äußere Erſcheinung, welche zwar mit der Geſtalt des Philoſophen übereinſtimmt, aber der Empfindlichkeit des attiſchen Geſchmacks auffallend widerſpricht; andererſeits eine Vertiefung in die eigenen Gedanken, welche zeitweiſe den Eindruck der Geiſtesabweſenheit machte, und eine Gewalt der Empfindung, die ſo weit ging, daß ihm das unklare Gefühl, welches ihn ſchon in jüngeren Jahren nicht ſelten von irgend einem Schritte zurückhielt, geradezu als ein dämoniſches Zeichen, ein ihm verliehenes inneres Orakel erſchien; wie er ja auch im Traume Weiſſagungen zu erhalten glaubte. Der letzte Grund aller dieſer Züge liegt aber in der Energie, mit der ſich Sokrates von der Außenwelt auf ſich ſelbſt zurückzieht, um ſein Intereſſe ungeteilt den aus der geiſtigen Natur des Menſchen entſpringenden Intereſſen zu widmen.

[Das Ende des Sokrates.] Als Sokrates ein volles Menſchenalter in Athen gewirkt hatte, wurde gegen ihn von Meletus, Anytus und Lyko die Klage erhoben, daß er die Staatsgötter leugne, ſtatt derſelben neue Gottheiten einzuführen verſuche und die Jugend verderbe. Hätte er die herkömmliche Art der Verteidigung vor Gericht nicht verſchmäht und den gewohnten Anſprüchen der Richter einige Zugeſtändniſſe gemacht, ſo wäre er ohne Zweifel freigeſprochen worden; nachdem er mit geringer Mehrheit für ſchuldig erkannt war, trat er bei der Verhandlung über die Strafe dem Gericht mit ungebeugtem Stolz entgegen, und nun erfolgte mit größerer Mehrheit das von den Klägern beantragte Todesurteil. Die Flucht aus dem Gefängnis verwarf er als geſetzwidrig und trank mit philoſophiſcher Heiterkeit den Schierlingsbecher. Daß bei ſeiner Anklage und Verurteilung perſönliche Feindſchaft mit im Spiele war, iſt zu vermuten. Seine Hinrichtung hat ſtatt des Erfolges, den ſeine Gegner hofften, den entgegengeſetzten gehabt. Das zwar iſt eine ſpätere Erfindung, daß das Volk von Athen ſelbſt ſein Urteil durch Beſtrafung der Ankläger wieder aufgehoben habe; um ſo vollſtändiger hat es aber die Geſchichte vernichtet: das Ende des Sokrates war der höchſte Triumph ſeiner Sache, der leuchtende Höhepunkt ſeines Lebens, die Apotheoſe der Philoſophie und des Philoſophen.

[**Plato's** Leben.] Plato wurde 427 v. Chr. geboren. Seine beiden Eltern, Ariſto und Periktione, gehörten alten Adelsgeſchlechtern an. Durch die geſellſchaftliche und politiſche Stellung ſeiner Familie war einerſeits die ſorgfältige Ausbildung ſeines reichbegabten Geiſtes verbürgt, andererſeits mußte ſie dieſe vornehm angelegte Natur von Hauſe aus der Ariſtokratie zuführen. Das künſtleriſche Talent, das wir in Plato's Schriften bewundern, äußerte ſich in den dichteriſchen Verſuchen ſeiner Jugend. In ſeinem 20. Jahr begann ſeine Verbindung mit Sokrates, in deſſen Geiſt er während eines 8jährigen vertrauten Verkehrs tiefer als irgend ein anderer eindrang. Doch wird er dieſe Jahre auch dazu benützt haben, ſich mit den Lehren der älteren Philoſophen bekannt zu machen. Nach dem Tode des Sokrates begab er ſich mit andern Sokratikern, zunächſt um ſich etwaiger Verfolgung zu entziehen, nach Megara zu Euklides; er ſcheint ſich aber hier nicht allzu lange aufgehalten und dann eine Reiſe angetreten zu haben, die ihn nach Aegypten und Cyrene führte. Von dieſer kehrte er wahrſcheinlich zunächſt nach Athen zurück und war hier gegen 8 Jahre nicht bloß ſchriftſtelleriſch, ſondern auch (wenigſtens in engerem Kreis) als Lehrer thätig, ehe er — ungefähr 40jährig — nach Unteritalien und Sizilien ging. Hier kam er an den Hof des älteren Dionyſius, fiel aber bei dieſem in ſolche Ungnade, daß er ihn dem Spartaner Pollis auslieferte, von dem er in Aegina auf den Sklavenmarkt gebracht wurde. Von dem Cyrenäer Anniceris losgekauft, kehrte er nach Athen zurück und ſoll nun erſt eine förmliche Schule im Gymnaſium des Akademos, dann in ſeinem benachbarten Garten eröffnet haben. Neben der Philoſophie lehrte er auch die Mathematik, zu deren erſten Kennern in ſeiner Zeit er gehörte; neben dem dialogiſchen Unterricht hielt er, wie für die ſpätere Zeit ſicher bezeugt iſt, auch fortlaufende Vorträge; die perſönliche Verbindung des wiſſenſchaftlichen Vereins kam in monatlichen Syſſitien [Mahlzeiten] zum Ausdruck. Einer politiſchen Thätigkeit enthielt er ſich, weil er in dem damaligen Athen keinen Boden für ſie fand. Als er jedoch nach dem Tode des älteren Dionys (368) durch Dio zum Beſuch ſeines Nachfolgers eingeladen wurde, entzog er ſich dem Rufe nicht, und ſo übel der Verſuch auch ablief, wiederholte er ihn doch, wie es ſcheint, um Dio's willen, nach einigen Jahren, geriet aber jetzt durch das Mißtrauen des Tyrannen in Lebensgefahr, aus der ihn nur Archytas und ſeine Freunde, die damaligen Leiter des mächtigen tarentiniſchen Staatsweſens, befreiten. Nach Athen zurückgekehrt, ſetzte er ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit mit ungeſchwächter Kraft bis zu ſeinem Tode fort. Er ſtarb 347 v. Chr. nach Vollendung ſeines 80. Jahres. Von ſeinem Charakter ſpricht das Altertum mit einer faſt ungeteilten, durch den Eindruck ſeiner Schriften beſtätigten Verehrung. Das Bild, welches uns aus ihnen entgegentritt, iſt das eines idealen, in harmoniſchem Gleichgewicht aller Kräfte zur wirklichen Schönheit entwickelten, in olympiſcher Heiterkeit über der Erſcheinungswelt thronenden Geiſtes; und dieſe Vorſtellung von ihm hat auch in jenen Mythen ſeinen Ausdruck gefunden, durch welche der Philoſoph ſchon frühe mit dem delphiſchen Gott in Verbindung gebracht worden iſt. (Ed. Zeller.)



Der Tod des Sokrates.

Von Jacques Louis David (1748—1825).

Sokrates nimmt mit der einen Hand den Giftbecher, mit der andern weiſt er nach oben. Einige ſeiner Schüler lauſchen auf ſeine letzten Worte, andere werden vom Schmerze überwältigt. Seine Angehörigen (im Hintergrunde) gehen weg. Der Künſtler läßt auch Plato anweſend ſein (unten am Lager ſitzend).

Ariſtoteles (384—322 v. Chr.).

Ariſtoteles wurde 384 v. Chr. zu Stagira geboren. Sein Vater Nikomachus war der Leibarzt des macedoniſchen Königs Amyntas; nach dem Tode ſeiner Eltern ſorgte Proxenus aus Atarneus für ſeine Erziehung. In ſeinem 18. Jahr (366/7 v. Chr.) kam er nach Athen und trat in den platoniſchen Schülerkreis ein, dem er bis zu Plato's Tod angehörte; und ſchon der letztere Umſtand widerlegt, in Verbindung mit anderen geſicherten Thatſachen, die Behauptung, daß durch Ariſtoteles' Rückſichtsloſigkeit und Undankbarkeit gegen ſeinen Lehrer ſchon längere Zeit vor dieſem Zeitpunkt ein Zerwürfnis zwiſchen beiden eingetreten ſei. Dagegen iſt anzunehmen, daß Ariſtoteles während ſeiner 20jährigen Lehrzeit in Athen neben Plato nicht allein die vorplatoniſchen Philoſophen ſtudierte, ſondern auch zu ſeinem ſonſtigen geſchichtlichen Wiſſen den Grund legte; und wenn er in einer Reihe von Schriften ſich nach Form und Inhalt an Plato anſchloß, legte er doch in denſelben bereits auch ſeine Angriffe auf die Ideenlehre und ſeine Ueberzeugung von der Ewigkeit der Welt nieder. Schon damals ſcheint er auch Iſokrates durch Unterricht in der Redekunſt entgegengetreten zu ſein. Nach Plato's Tod begab er ſich mit Xenokrates nach Atarneus in Myſien zu dem Fürſten dieſer Stadt, ihrem Mitſchüler Hermias, deſſen Nichte (oder Schweſter) Pythias er in der Folge heiratete; drei Jahre ſpäter, nach Hermias' Untergang, nach Mytilene. Daß er von da wieder nach Athen zurückkehrte, iſt nicht zu erweiſen. 342 folgte er einem Ruf an den macedoniſchen Hof, um die Erziehung Alexanders zu übernehmen, welcher (356 geb.) damals eben in das Jünglingsalter eintrat; und er blieb hier, bis Alexander ſeinen Zug nach Aſien antrat. Den wohlthätigen Einfluß des Philoſophen auf ſeinen genialen Zögling und die Verehrung des letzteren gegen jenen rühmt Plutarch; der Gunſt Philipp's oder Alexander's hatte Ariſtoteles den Wiederaufbau ſeiner von Philipp zerſtörten Vaterſtadt zu verdanken. 334 oder früheſtens 335 kehrte Ariſtoteles nach Athen zurück und eröffnete hier im Lykeion eine Schule, welche den Namen der peripatetiſchen, wahrſcheinlich nicht von ihrem Lokal, ſondern von der wiſſenſchaftlichen Unterhaltung im Gehen erhielt. Sein Unterricht erſtreckte ſich neben der Philoſophie auch auf die Rhetorik; mit dem fortlaufenden Vortrag war in demſelben ohne Zweifel Geſprächführung verbunden, der wiſſenſchaftliche Verein zugleich, wie der platoniſche, ein Kreis von Freunden mit der Einrichtung regelmäßiger gemeinſamer Mahle. Von Hauſe aus wohlhabend und königlicher Unterſtützung, falls er ihrer bedurfte (auch abgeſehen von den Uebertreibungen ſpäterer Zeugen), ſicher, war Ariſtoteles in der Lage, ſich alle Hilfsmittel der Forſchung, die ſeine Zeit darbot, zu verſchaffen, und ſo war er namentlich der erſte, der eine größere Sammlung von Büchern zuſammenbrachte. In welchem Umfang er dieſe Hilfsmittel benützte, zeigen ſeine Schriften. Seit dem gewaltſamen Ende ſeines Neffen Kalliſthenes trübte ſich Ariſtoteles' Verhältnis zu Alexander; aber nur die Verläumdung konnte ihm deshalb eine Beteiligung an Alexander's angeblicher Vergiftung ſchuldgeben. Der unerwartete Tod des Königs brachte ihn vielmehr in die unmittelbarſte Gefahr, indem er beim Ausbruch des lamiſchen Krieges aus politiſchem Haß wegen angeblicher Religionsvergehen belangt wurde. Er flüchtete ſich nach Chalcis auf Euböa, erlag aber hier ſchon im Sommer 322 v. Chr., wenige Monate vor Demoſthenes' Tod, ſeiner Krankheit. Sein Charakter, von politiſchen und wiſſenſchaftlichen Gegnern ſchon frühe aufs ſtärkſte verunglimpft, erſcheint in ſeinen Schriften durchaus edel, und keine erweisliche Thatſache liegt vor, die uns Grund gäbe, dieſem Eindruck zu mißtrauen; ſeine wiſſenſchaftliche Größe ſteht außer Zweifel, und in der Vereinigung eines äußerſt vielſeitigen Wiſſens mit ſelbſtändigem Urteil, eindringendem Scharfſinn, umfaſſender Spekulation und methodiſcher Forſchung ſteht er ſo einzig da, daß höchſtens Leibnitz ſich in dieſer Beziehung mit ihm vergleichen läßt.

[Die Lehre des Ariſtoteles.] Die Eigentümlichkeit und die Richtung des ariſtoteliſchen Syſtems iſt durch die Verſchmelzung der zwei Elemente bedingt, des dialektiſch=ſpekulativen und des empiriſch=realiſtiſchen. Dieſes Syſtem ſieht einerſeits in der unkörperlichen Form das wahre Weſen der Dinge, in der begrifflichen Erkenntnis derſelben das wahre Wiſſen; andererſeits aber dringt es mit allem Nachdruck darauf, daß die Form nicht als jenſeitige, außer den Dingen für ſich beſtehende Idee gefaßt, nicht das Allgemeine der Gattung, ſondern das Einzelweſen, für das urſprünglich Wirkliche gehalten werde; und es will aus dieſem Grunde die Begriffe aus der Erfahrung als ſolcher ableiten, es will ſie nicht dadurch gewinnen, daß wir uns vom Gegebenen weg= und zur Ideenwelt hinwenden, ſondern dadurch, daß wir das Gegebene ſelbſt in ſeinem Weſen erfaſſen, es will mit der dialektiſchen Begriffsentwickelung die umfaſſendſte Beobachtung verbinden. Beide Züge ſind gleichſehr in der geiſtigen Anlage ſeines Stifters gegründet, deſſen Größe eben auf dieſer ſeltenen Vereinigung deſſen beruht, was in den meiſten Menſchen ſich ausſchließt, auf der gleichmäßigen Entwickelung des philoſophiſchen Denkens und einer dem Thatſächlichen mit lebendiger Empfänglichkeit zugewendeten Beobachtungsgabe. Dagegen verhalten ſich beide zu der bisherigen Philoſophie ſehr verſchieden. In der ſokratiſch=platoniſchen Schule hatte der Sinn für die Thatſachen mit der Kunſt der Begriffsentwickelung lange nicht gleichen Schritt gehalten. Dem Inneren des Menſchen ungleich mehr, als der Außenwelt, zugekehrt, hatte ſie auch die Quelle der Wahrheit unmittelbar in unſerem Denken geſucht: die Begriffe galten ihr für das ſchlechthin und an ſich ſelbſt Gewiſſe, für den Maßſtab, an welchem die Wahrheit der Erfahrung zu meſſen ſei. Der ſtärkſte Ausdruck und der eingreifendſte Folgeſatz dieſer Ueberzeugung iſt die platoniſche Ideenlehre. Ariſtoteles teilt zwar die allgemeinen Vorausſetzungen dieſer Begriffsphiloſophie: auch er iſt überzeugt, daß das Weſen der Dinge nur durch's Denken erkannt werde und nur in dem beſtehe, was Gegenſtand unſeres Denkens iſt, in der Form, nicht im Stoffe. Aber die Jenſeitigkeit der platoniſchen Ideen giebt ihm gerechten Anſtoß: er kann ſich die Form und das Weſen von den Dingen, deren Form und Weſen ſie ſind, nicht getrennt denken. Und indem er weiter erwägt, daß uns auch unſere Begriffe nicht unabhängig von der Erfahrung entſtehen, kann er die Unrichtigkeit der platoniſchen Trennung von Idee und Erſcheinung um ſo weniger bezweifeln. An die Stelle der Ideenlehre treten daher bei ihm weſentlich neue Beſtimmungen: nicht die Gattung, ſondern das Einzelweſen, iſt nach Ariſtoteles das Subſtantielle, die Formen ſind nicht als allgemeine außer den Dingen, ſondern als die eigentümlichen Formen dieſer beſtimmten Dinge in ihnen. So wird zwar die allgemeine Grundlage des platoniſchen Idealismus feſtgehalten, aber die nähere Beſtimmtheit, welche er in der Ideenlehre erhält, wird aufgegeben: die Idee, welche Plato als jenſeitige und außerweltliche gefaßt hatte, wird als geſtaltende und bewegende Kraft in die Erſcheinungswelt eingeführt, ſie wird als das Innere der Dinge in dem Gegebenen als ſolchem, wie es unſerer Erfahrung gegenwärtig iſt, aufgeſucht. Die ariſtoteliſche Lehre kann inſofern gleichſehr als die Vollendung und als die Widerlegung der platoniſchen bezeichnet werden; ſie widerlegt dieſelbe in der Faſſung, welche ihr Plato gegeben hatte, aber ihren Grundgedanken führt ſie noch reiner und vollſtändiger, als Plato ſelbſt durch; ſie legt der Form nicht bloß mit Plato die urſprüngliche und vollkommene Wirklichkeit, ſondern auch die ſchöpferiſche Kraft bei, alle Wirklichkeit außer ſich zu erzeugen, und ſie verfolgt dieſe ihre Wirkſamkeit weit tiefer, als dies Plato vermocht hatte, durch das ganze Gebiet der Erſcheinungen.

Die „Metaphyſik“ hat ihren Namen davon, daß das Werk äußerlich „hinter den naturwiſſenſchaftlichen Schriften“ (meta ta physika) des Ariſtoteles folgte. Erſt ſpäter **wurde dem Worte die Deutung gegeben: „was über die Natur hinausgeht.“** Es führt auch den Namen „Erſte Philoſophie“ Das Werk iſt nicht abgeſchloſſen. Die **nachfolgende Ueberſetzung rührt von Albert Schwegler (1819—1857) her.**

1. Alle Menſchen haben einen angeborenen Wiſſenstrieb. Ein Beweis dafür iſt die Liebe zu den Sinneswahrnehmungen, die man, auch ohne ein beſtimmtes praktiſches Bedürfnis, um ihrer ſelbſt willen liebt, und vor allen andern die Wahrnehmungen mittelſt des Auges. Denn nicht allein um zu handeln, ſondern auch ohne dieſen Zweck ziehen wir das Sehen faſt allem andern vor. Und zwar deswegen, weil dieſer Sinn uns am meiſten Kenntniſſe verſchafft und uns die Dinge am beſten in ihrem gegenſeitigen Unterſchiede zeigt. Von Natur nun haben die Tiere das Vermögen ſinnlicher Wahrnehmung: aus der ſinnlichen Wahrnehmung erzeugt ſich bei einem Teile derſelben Erinnerung, bei dem andern nicht, weswegen auch die erſteren verſtändiger und gelehriger ſind, als die letzteren, die keine Erinnerung haben. Verſtändig, ohne zu lernen, ſind alle diejenigen, die den Schall nicht hören können, z. B. die Bienen und dergleichen Tierarten: es lernen dagegen diejenigen, die neben der Erinnerung auch dieſen Sinn, den Sinn des Gehörs, beſitzen. Die übrigen Tiere nun leben in Bildern und Erinnerungen und haben an der Erfahrung wenig oder gar keinen Teil: der Menſch dagegen lebt in der Theorie und im vernünftigen Denken. Es erwächſt aber für den Menſchen die Erfahrung aus der Erinnerung in der Art, daß eine Summe von Erinnerungen an gleichartige Vorgänge am Ende den Wert einer gemachten Erfahrung erhält. Ja, man kann ſagen, die Erfahrung ſei ſelbſt mit Wiſſenſchaft und Theorie: die Erfahrung iſt die Mutter der Theorie, die Unerfahrenheit die Mutter des Zufalls. Und zwar entſteht die Theorie, indem aus einer Summe erfahrungsmäßiger Wahrnehmungen ein allgemeiner Satz in Beziehung auf das Gleichartige abgeleitet wird. Der Satz, daß dem Kallias, wenn er an dieſer beſtimmten Krankheit leidet, dieſes beſtimmte Mittel hilft, oder dem Sokrates und ſo vielen anderen einzeln genommen, iſt Sache der Erfahrung; der Satz dagegen, daß es allen ſolchen unter einer Art Begriffenen helfe, wenn ſie an dieſer beſtimmten Krankheit leiden, den Verſchleimten, Gallichten, Fieberkranken, iſt Sache der Theorie. Im Praktiſchen freilich iſt die Erfahrung von der Theorie nicht verſchieden: im Gegenteil, wir finden, daß die Erfahrenen das Rechte ſogar beſſer treffen, als die Theoretiker ohne Erfahrung. Und zwar deswegen, weil die Erfahrung Kenntnis des Einzelnen, die Theorie Kenntnis des Allgemeinen iſt, das Handeln und Hervorbringen dagegen immer auf's einzelne geht. Denn nicht einen Menſchen macht der Heilende geſund, außer beziehungsweiſe, ſondern den Kallias, den Sokrates oder ein anderes Individuum, das nun freilich beziehungsweiſe auch Menſch iſt. Wenn nun einer den Begriff ohne die Erfahrung hat und zwar das Allgemeine kennt, nicht aber das unter dieſem befaßte Einzelne, ſo wird er die Heilung oft verfehlen; denn es iſt vielmehr das Einzelne, was geheilt werden ſoll. Nichts deſto weniger glauben wir, daß Wiſſen und Verſtändnis mehr der Theorie zukomme als der Erfahrung, und wir halten den Theoretiker für weiſer als den Empiriker, von der Vorausſetzung ausgehend, daß das Maß des Wiſſens immer auch das Maß der Weisheit ſei. Wir thun jenes, weil der eine die Urſache kennt, der andere nicht. Der Empiriker nämlich weiß nur das Was, aber nicht das Warum, der Theoretiker dagegen kennt auch das Warum und den Grund. Wir ſtellen deshalb auch die Baumeiſter höher und erachten ſie in allem für einſichtiger und weiſer, als die Handarbeiter, weil ſie den Grund kennen von dem, was geſchieht, während die Letzteren, wie manches Unbeſeelte, zwar wirken, aber ohne Bewußtſein von dem, was ſie wirken, wie z. B. das Feuer, das eben brennt. Das Unbeſeelte freilich wirkt vermöge ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, die Handarbeiter aber aus Gewohnheit; denn nicht in ihrer Eigenſchaft als Praktiker ſind die Letzteren weiſer, ſondern weil ſie den Begriff haben und die Gründe kennen. Ueberhaupt iſt das Lehrenkönnen ein Merkmal des Wiſſens: aus dieſem Grunde glauben wir auch, daß die Theorie mehr Wiſſenſchaft ſei, als die Erfahrung, denn der Theoretiker kann lehren, während dies der Empiriker nicht kann. Schreiben wir doch auch den Sinneswahrnehmungen, obwohl ſie die vorzüglichſten Erkenntnisquellen für's einzelne ſind, doch nicht den Charakter der Wiſſenſchaft zu, da ſie von nichts das Warum angeben, z. B. warum das Feuer warm iſt, ſondern nur, daß es warm iſt. Es iſt unter dieſen Umſtänden begreiflich, daß derjenige, der zuerſt über die gemeine Sinnenwahrnehmung hinausgehend irgend welche Kunſt oder Wiſſenſchaft erfand, von den Menſchen bewundert wurde, nicht allein wegen des Nutzens, den ſeine Erfindung brachte, ſondern auch um ſeiner überlegenen Weisheit willen. Als aber mehrere Künſte und Wiſſenſchaften erfunden wurden, die einen für die gemeine Notwendigkeit, die andern für die höheren geiſtigen Bedürfniſſe, ſo wurden natürlich immer die Erfinder der letzten für weiſer gehalten, als die Erfinder der erſteren, weil ihre Wiſſenſchaften nicht dem Nutzen dienten. So kam's auch, daß diejenigen Wiſſenſchaften, die ſich nicht auf das Vergnügen und den gemeinen Bedarf beziehen, erſt dann, als die Wiſſenſchaften der letzteren Art ſchon ausgebildet waren, erfunden wurden, und zwar zuerſt an ſolchen Orten, wo man Muße hatte. So kamen die mathematiſchen Wiſſenſchaften zuerſt in Aegypten auf, weil es hier eine un=

beſchäftigte Prieſterklaſſe gab. Welcher Unterſchied nun zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft und den übrigen hieher gehörigen Begriffen ſtattfinde, iſt in den ethiſchen Büchern auseinander geſetzt worden: die vorliegende Erörterung hat nur den Zweck, zu zeigen, daß es allgemeine Annahme iſt, die ſogenannte Weisheit habe es mit den letzten Gründen und den Prinzipien zu thun. Man hält alſo, wie geſagt, den Empiriker für weiſer, als denjenigen, der irgend welche Sinnenwahrnehmung hat, den Theoretiker hinwiederum für weiſer als den Empiriker; ebenſo ſtellt man den Baumeiſter über den Handarbeiter und die theoretiſchen Wiſſenſchaften über die praktiſchen. Daß nun die Weisheit die Wiſſenſchaft gewißer Gründe und Prinzipien ſei, iſt aus dem bisherigen klar.

2. Nun iſt aber, da wir im Aufſuchen dieſer Wiſſenſchaft begriffen ſind, näher zu beſtimmen, welcher Gründe und welcher Prinzipien Wiſſenſchaft die Weisheit iſt. Es wird dies klar werden, wenn wir die herrſchenden Annahmen über den Weiſen vornehmen. Man nimmt alſo zuerſt an, der Weiſe wiſſe ſo viel möglich alles, ohne vom einzelnen Kenntnis zu beſitzen. Ferner hält man den für weiſe, der das Schwere, was dem Menſchen nicht leicht zu erkennen iſt, zu erkennen vermag: dies gilt aber von der ſinnlichen Wahrnehmung nicht, da ſie allen gemein, daher leicht und keine Weisheit iſt. Ferner hält man einen für deſto weiſer in jeder Wiſſenſchaft, je genauer er die Gründe erforſcht und je beſſer er ſie zu lehren imſtande iſt. Auch von den Wiſſenſchaften ſelbſt hält man diejenige, die um ihrer ſelbſt und um des Wiſſens willen zu begehren iſt, in höherem Grade für Weisheit, als diejenige, die man nur des Erfolges wegen ſucht; ebenſo ſchreibt man der geſetzgebenden Wiſſenſchaft mehr dieſen Charakter zu als der dienenden: denn der Weiſe müſſe befehlen, nicht ſich befehlen laſſen, nicht er dürfe einem anderen gehorchen, ſondern der minder Weiſe ihm. Solche und ſo viele Annahmen giebt es über die Weisheit und die Weiſen. Von den aufgezählten Merkmalen des Weiſen nun muß das erſte, das Alles-wiſſen, namentlich auf denjenigen zutreffen, der am meiſten die Wiſſenſchaft des Allgemeinen hat: denn dieſer weiß in gewiſſer Art auch das unter dem Allgemeinen begriffene Einzelne. Es iſt dasſelbe, nämlich das Allgemeine, wohl auch am ſchwerſten zu erkennen, weil es der ſinnlichen Wahrnehmung am fernſten liegt. Die genaueſten unter den Wiſſenſchaften ſind ferner diejenigen, die es am meiſten mit den oberſten Prinzipien zu thun haben; denn die abſtrakteren Wiſſenſchaften ſind immer genauer als die konkreteren, wie z. B. die Arithmetik in dieſer Beziehung über der Geometrie ſteht. Aber auch leichter zu lehren iſt diejenige Wiſſenſchaft, die ſich mit den Gründen und Prinzipien beſchäftigt: denn lehren heißt die Gründe von etwas angeben. Ferner kommt das Wiſſen und Verſtehen um ſeiner ſelbſt willen vorzüglich derjenigen Wiſſenſchaft zu, die das am meiſten Wißbare zum Gegenſtand hat: denn wer das Wiſſen um ſeiner ſelbſt willen wählt, wird am erſten diejenige Wiſſenſchaft wählen, die am meiſten Wiſſenſchaft iſt; dies iſt die Wiſſenſchaft des am meiſten Wißbaren; am meiſten wißbar aber ſind die oberſten Gründe; denn vermöge dieſer und aus dieſen wird das Uebrige erkannt, nicht umgekehrt die Prinzipien aus dem, was unter ihnen begriffen iſt. Die gebietendſte der Wiſſenſchaften endlich, gebietender als die dienende, iſt diejenige, die den Zweck alles Thuns erkennt: dies iſt denn bei allem das Gute, überhaupt das Beſte in der ganzen Natur. Dem Geſagten zufolge laufen die verſchiedenen Merkmale des Begriffes, den wir unterſuchen, in einer und derſelben Wiſſenſchaft zuſammen: dieſe Wiſſenſchaft iſt die Betrachtung der letzten Gründe und Prinzipien: denn auch das Gute und der Zweck gehören zu den Prinzipien. Daß ſie aber keine Wiſſenſchaft des Thuns iſt, beweiſen ſchon die erſten Anfänge des Philoſophierens. Denn die Verwunderung war es, was die Menſchen gleich anfangs, wie jetzt auch, zum Philoſophieren trieb: ſie wunderten ſich zuerſt über das ihnen zunächſt aufſtoßende Befremdliche, giengen dann allmählig weiter und machten die bedeutenden Erſcheinungen zum Gegenſtand fragenden Nachdenkens, z. B. die Wandlungen des Mondes, der Sonne, die Geſtirne, die Entſtehung des Alls. Fragen und ſich wundern iſt aber ein Gefühl des Nichtwiſſens. Aus dieſem Grunde liebt der Philoſoph wohl auch Sagen; denn die Sage beſteht aus Wunderbarem. Hat man aber philoſophiert, um der Unwiſſenheit zu entgehen, ſo iſt klar, daß man um des Wiſſens willen dem Verſtändnis nachgejagt hat, und nicht zu irgend einem gemeinen Bedarf. Auch die Geſchichte legt Zeugnis hiefür ab: denn erſt als alles Notwendige und zu erhöhtem Lebensgenuß Dienliche vorhanden war, begann man wiſſenſchaftliche Einſicht ſolcher Art zu ſuchen. Es iſt alſo klar, daß wir ſie nicht zu einem anderweitigen Gebrauche ſuchen, ſondern wie wir denjenigen einen freien Menſchen nennen, der ſeinetwegen da iſt und nicht eines andern wegen, ſo iſt auch dieſe die einzig freie unter den Wiſſenſchaften; denn ſie allein iſt um ihrer ſelbſt willen da. Darum könnte auch wohl mit Recht, da die menſchliche Natur in vieler Hinſicht unfrei iſt, ihr Beſitz für übermenſchlich gehalten werden, ſo daß, um mit Simonides zu ſprechen, ein Gott allein dieſes Ehrenvorrecht haben darf, dem Menſchen dagegen es nicht geziemt, eine andere, als eine menſchliche Wiſſenſchaft zu ſuchen. Ja, hätten die Dichter Recht, und wäre die Gottheit neidiſcher Natur, ſo müßte ſie in dieſem Punkte am meiſten neidiſch ſein, und es müßten alle, die an Weisheit das gewöhnliche Maß überſchreiten, unglücklich werden. Allein es iſt unmöglich, daß die Gottheit neidiſch ſei, fabeln doch, wie es im Sprichwort heißt, die Dichter gar manches. Und ebenſo wenig darf man eine andere Wiſſenſchaft für ehrwürdiger halten, als dieſe; denn die göttliche iſt auch die ehrwürdigſte. Eine ſolche Wiſſenſchaft kann es aber nur in zweifachem Sinne geben: göttlich iſt nämlich diejenige Wiſſenſchaft, die Gott am meiſten beſitzt, und dann diejenige (falls es überhaupt eine ſolche giebt), die das Göttliche zum Gegenſtand hat. Unſere Wiſſenſchaft ſchließt dies beides in ſich: denn einesteils ſcheint Gott allen zu den Prinzipien und Grundurſachen zu gehören, andernteils iſt eine ſolche Wiſſenſchaft ausſchließlich oder doch vorzüglich im Beſitze Gottes. Mögen daher alle anderen Wiſſenſchaften notwendiger ſein als dieſe, beſſer als ſie iſt keine. Ihr Beſitz verſetzt übrigens in einen ganz anderen Zuſtand, als derjenige iſt, in welchem man ſich beim Beginn der Forſchung befindet. Man beginnt nämlich, wie geſagt, damit, ſich zu verwundern, daß es ſich ſo verhalte. — Welches nun alſo die Natur der geſuchten Wiſſenſchaft iſt, und welches das Ziel, das die Forſchung und die geſamte Unterſuchung erreichen ſoll, iſt hiemit erörtert worden.

3. Es hat ſich alſo herausgeſtellt, daß man über die letzten Gründe ſich Wiſſenſchaft verſchaffen muß; denn dann behaupten wir von jemand, er wiſſe, wenn wir glauben, er kenne den letzten Grund. Der letzten Urſachen aber giebt es vier. Die eine nennen wir Weſen und Begriff; denn das Warum wird auf den Begriff zurückgeführt, Urſache und Prinzip iſt aber in erſter Reihe das Warum. Als zweite Urſache ſetzen wir die Materie und das Subſtrat, als dritte die bewegende Urſache, als vierte die der letzteren gegenüberſtehende Zweckurſache und das Gute, welches das Ziel aller Erzeugung und Bewegung iſt. Wir wollen auch die Früheren, die vor uns an die Erforſchung des Seienden ſich gemacht und über die Wahrheit philoſophiert haben, zur Beratung zuziehen. Denn natürlich ſtellen auch dieſe gewiſſe Prinzipien und Urſachen auf: eine nähere Prüfung derſelben kann alſo der jetzigen Unterſuchung nur förderlich ſein. Von den früheſten Philoſophen nun haben die meiſten nur in den materiellen Prinzipien die Prinzipien alles Seins gefunden; denn dasjenige, woraus alles Seiende iſt, das erſte, woraus es entſteht, das letzte, worin es beim Vergehen zurückkehrt, dasjenige, was als Subſtanz verharrt und nur in ſeinen Affektionen ſich ändert — das iſt, ſagen ſie, Grundelement und Prinzip des Seienden; ſie ſind darum auch der Anſicht, daß nichts (ſchlechthin) entſtehe und nichts (ſchlechthin) vergehe, indem eine Naturſubſtanz der eben bezeichneten Art ſich immer bleibend erhalte. Gleicherweiſe verhält es ſich mit dem Uebrigen, nämlich ſo, daß nichts davon ſchlechthin entſteht und vergeht; es muß alſo eine Naturſubſtanz — oder auch mehr als eine — geben, aus der das andere wird, während ſie ſelbſt verharrt. Doch ſtimmen hinſichtlich der Anzahl dieſer materiellen Prinzipien und hinſichtlich ihrer Beſchaffenheit nicht alle überein. Thales, der Urheber dieſer philoſophiſchen Richtung, machte das Waſſer zum Prinzip, weswegen er auch meinte, die Erde ſchwimme auf dem Waſſer. Auf dieſe Annahme kam er wohl dadurch, daß er ſah, die Nahrung von allem ſei feucht, und ſelbſt das Warme entſtehe aus dem Feuchten und lebe davon: woraus aber alles entſteht, das iſt Prinzip von allem. Hiedurch alſo kam er auf ſeine Meinung, dann auch, weil der Same von allem eine feuchte Beſchaffenheit hat, für das Feuchte aber das Waſſer Naturprinzip iſt. Einige meinen auch, ſchon im grauen Altertum, lange vor der jetzigen Generation haben die älteſten Theologen dieſe Anſicht über die Natur gehabt; denn den Okeanos und die Tethys machten ſie zu Urhebern des Welturſprungs, und ein Waſſer — die von dieſen Dichtern ſelbſt ſogenannte Styx — zum Schwurgegenſtand der Götter: nun iſt aber dasjenige, bei was man ſchwört, das Ehrwürdigſte, und das Ehrwürdigſte hinwiederum das Aelteſte. Ob nun dieſe Anſicht von der Natur die urſprüngliche und ob ſie alt ſei, iſt ſchwerlich mehr auszumitteln: genug, daß ſich Thales in der angegebenen Weiſe über das Urprinzip erklärt haben ſoll. Denn den Hippon wird bei der Wertloſigkeit ſeines Philoſophierens niemand hieher rechnen wollen. Anaximenes aber und Diogenes ſetzten noch vor das Waſſer die Luft, und machten dieſe zum Prinzip der einfachen Körper, Hippaſos der Metapontiner und Herakleitos der Epheſier das Feuer, Empedokles die vier Elemente, indem er zu den genannten die Erde als das vierte hinzufügte; dieſe vier, ſagte er, beharrten immer, und hätten ein Werden nur inſofern, als ſie je nach der Vielheit und Wenigkeit der Teile zur Einheit ſich verbänden und aus der Einheit auseinanderträten. Anaxagoras endlich, der Klazomenier, dem Alter nach früher als Empedokles, ſeinen Thaten nach ſpäter, nahm unendlich viele Prinzipien an; denn alles aus gleichartigen Beſtandteilen Zuſammengeſetzte, wie Waſſer und Feuer, ließ er durch Vereinigung und Scheidung entſtehen, ein anderes Entſtehen und Vergehen, meinte er, komme ihm nicht zu, ſondern vielmehr eine ewige Dauer.

(Ariſtoteles, „Metaphyſik,“ überſetzt von Dr. Albert Schwegler.)

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716).

Gottfried Wilhelm Leibniz war der Sohn eines Leipziger Profeſſors, welchem er den 21. Juni (alten Stils) 1646 geboren wurde. Der väterlichen Leitung ſchon im 6. Jahre beraubt, ſuchte der frühreife Knabe ſich ſelbſt ſeinen Weg, indem er dem Schulunterricht voraus eilend in der Bücherſammlung ſeines Vaters mit unerſättlicher Wißbegier ſchwelgte. Als er im Herbſt 1661 die Univerſität ſeiner Vaterſtadt bezog, hatte ſich der 15jährige Jüngling nicht allein mit den römiſchen und griechiſchen Schriftſtellern, auch den Philoſophen, ſchon in weitem Umfang bekannt gemacht, ſondern er hatte auch viele Scholaſtiker und proteſtantiſche Theologen geleſen, und bereits trug er ſich mit logiſchen und methodologiſchen Erfindungen, die er teilweiſe auch ſpäter noch weiter verfolgt hat. Während ſeiner Univerſitätsjahre ſtudierte er zunächſt Philoſophie, und er fand hier an ſeinem Lehrer Jakob Thomaſius einen Mann, welcher ihn nicht bloß mit dem damaligen Ariſtotelismus, ſondern auch mit den Lehren der alten Philoſophen bekannt zu machen geeignet war. Zugleich lernte er aber auch, bald nach dem Beginn ſeiner akademiſchen Studien, die Schriften der neueren, eines Baco und Gaſſendi, eines Cardanus und Campanella, eines Kepler und Galilei, etwas ſpäter die des Carteſius kennen; und er wurde durch ſie, wie er ſelbſt ſagt, von der Scholaſtik für immer befreit und in eine ganz neue Welt verſetzt. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften, in welche ſie ihn einführten, wurden von ihm alsbald mit der entſchiedenſten Neigung ergriffen; um darin weiter zu kommen, als ihm dies in Leipzig möglich war, ging er für ein Halbjahr nach Jena zu Erhard Weigel, einem Gelehrten, der außer den mathematiſchen Fächern auch die Philoſophie und das Naturrecht im Sinne der neueren, antiſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft behandelte. Als Berufsfach ergriff Leibniz die Rechtswiſſenſchaft; als ihn die Leipziger Juriſtenfakultät nach Vollendung ſeiner Studien zum Doktor der Rechte noch zu jung fand, wandte er ſich nach Altorf [bei Nürnberg], wo man ihm nach einer glänzenden Diſputation nicht allein den Doktorhut verlieh, ſondern ihn auch durch die Ausſicht auf eine Profeſſur zu halten ſuchte. Durch den früheren kurmainziſchen Miniſter Joh. Chriſtian von Boineburg, welcher auch nach dem Austritt aus ſeinem Amte einer der einflußreichſten deutſchen Staatsmänner geblieben war, wurde Leibniz in die Dienſte des Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp v. Schönborn, gezogen. Die 5 Jahre von 1667 bis 1672 verbrachte er in der Nähe dieſes gebildeten, wohlwollenden und verſtändigen Fürſten, teils mit publiziſtiſchen, teils mit juriſtiſchen Arbeiten beſchäftigt. Im Frühjahr 1672 führte ihn ein eigentümliches diplomatiſches Geſchäft nach Paris: jener merkwürdige, ſeit Napoleons ägyptiſchem Feldzug ſo viel beſprochene Plan, welchen Leibniz und Boineburg entworfen hatten, Ludwig XIV. zu einem Unternehmen gegen Aegypten zu bewegen, durch welches ſeine Eroberungsluſt von Deutſchland und Holland abgelenkt und auf Koſten der Türkei eine Annäherung Frankreichs an Oeſterreich herbeigeführt werden ſollte. Der Wunſch mißlang, wie ſich dies nicht anders erwarten ließ; auch eine weitere diplomatiſche Sendung, zu der Leibniz in Paris und London mitverwendet wurde, hatte keinen Erfolg; ebenſo löſte ſich nach Boineburgs Tod (Dezember 1672) das Verhältnis zu ſeinem Sohne, deſſen Leitung er übernommen hatte, ſchon 1673 wieder auf; aber für die wiſſenſchaftliche und weltmänniſche Ausbildung, die perſönlichen Verbindungen und den Lebensgang des Philoſophen war der Aufenthalt in der Weltſtadt an der Seine, der ſich auf volle 4 Jahre ausdehnte, von der höchſten Wichtigkeit. Ihm hatte er namentlich auch ſeine Kenntniſſe in der höheren Mathematik zu verdanken, in welcher Huygens ſein Lehrer wurde.

Im Jahr 1676 trat Leibniz in die Dienſte des Herzogs Johann Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg, indem er die Stelle eines Rats und Bibliothekars zu Hannover annahm; und er betrat hiemit den Boden, auf dem ſich ſein Leben von nun an ſeinem äußeren Verlaufe nach bewegen ſollte. 40 Jahre lang diente er dem Fürſtenhauſe, welches unter Johann Friedrich's Bruder, Ernſt Auguſt (1679—1698), zur Kurwürde (1692), unter ſeinem Sohne Georg Ludwig (als König: Georg I.), auf den engliſchen Thron emporſtieg; und wenn er auch in ſeinen ſpäteren Jahren daran dachte, Hannover mit Berlin, Wien oder Paris zu vertauſchen, traten doch die Umſtände dieſen Planen jedesmal wieder in den Weg. Seine Thätigkeit und ſein Einfluß gingen bald weit über den Geſchäftskreis hinaus, der ihm anfänglich übertragen war: über alle möglichen Angelegenheiten des Hofes und des Landes, über theologiſche Fragen wie über ſolche der hohen Politik und der reichsfürſtlichen Etikette, über die Vereinigung der Kirchen, über das Schulweſen, über Bergbau und Münzweſen wurde ſein Rat eingeholt, wurden Gutachten, Staatsſchriften und Entwürfe von ihm verlangt; er war Mitglied der Kanzlei für Juſtizſachen; er wurde zu diplomatiſchen und kirchenpolitiſchen Verhandlungen verwendet; er wurde mit einer Geſchichte des Hauſes Braunſchweig beauftragt und hatte zu dieſem Zweck Forſchungen in Archiven und Bücherſammlungen anzuſtellen, welche ihn (1687—1690) nach Wien, Florenz und Rom führten und zu wichtigen perſönlichen und wiſſenſchaftlichen Verbindungen Anlaß gaben. Herzog Johann Friedrich und Kurfürſt Ernſt Auguſt ſchenkten ihm ihr volles Vertrauen; noch näher ſtand er der Frau des letzteren, der Kurfürſtin Sophie, und ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte von Preußen; ſein Verhältnis zu der letzteren war ein ſo ſchönes, wie es ſich nur zwiſchen einem Lehrer von dieſer ſeltenen Größe und einer ſo geiſtvollen und empfänglichen Schülerin bilden konnte. So fehlte es ihm denn auch nicht an äußeren Auszeichnungen: er wurde hannover'ſcher Hofrat, hannover'ſcher, brandenburgiſcher, ruſſiſcher geheimer Juſtizrat, kaiſerlicher Reichshofrat; Leopold I. erhob ihn in den Adelsſtand, Peter d. Gr. ſuchte ſeinen Rat und verlieh ihm eine Penſion, und als unter ſeiner Mitwirkung die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin gegründet worden war, wurde er zu ihrem lebenslänglichen Präſidenten ernannt.

Seine wiſſenſchaftliche Thätigkeit hatte allerdings unter den Anſprüchen und Geſchäften, die eine ſolche Stellung mit ſich brachten, vielfach zu leiden; nur um ſo bewunderungswürdiger iſt aber das, was er trotzdem geleiſtet hat; und will man auch berückſichtigen, daß ihn kein Familienleben [er blieb unverheiratet] und keine akademiſche Lehrthätigkeit von der gelehrten Arbeit abzog, ſo konnte doch nur einem Fleiß und einer geiſtigen Raſtloſigkeit, wie er ſie beſaß, ſo außerordentliches gelingen. Leibniz iſt nicht bloß einer von den erſten Philoſophen, ſondern auch einer von den größten Gelehrten aller Zeiten. Im klaſſiſchen Altertum und im Mittelalter, in den Schriften der Theologen, der Philoſophen und der Juriſten iſt er gleichſehr zu Hauſe; die naturwiſſenſchaftlichen, geographiſchen und ethnologiſchen Entdeckungen ſeiner Zeit verfolgt er mit dem lebhafteſten Intereſſe; als Mathematiker ſteht er den erſten Größen jenes Jahrhunderts, das an vorzüglichen Mathematikern ſo reich war, ebenbürtig zur Seite, und teilt mit Newton den Ruhm eines Erfinders der Differentialrechnung; ſeine geſchichtlichen Forſchungen nehmen durch gelehrte Gründlichkeit, kritiſche Umſicht und ſcharfſinnige Kombinationen eine hervorragende Stelle ein; er hat ausgezeichnete juriſtiſche, ſtaatsrechtliche und politiſche Abhandlungen verfaßt, hat der Theologie neue Wege gewieſen, hat die Mechanik, die Optik, die Mineralogie, die Sprachwiſſenſchaft mit wertvollen Arbeiten bereichert. Zugleich aber hat er dieſes ausgebreitete Wiſſen mit vollkommener Selbſtändigkeit zu beherrſchen, es von einem Mittelpunkt aus mit philoſophiſchen Gedanken zu durchdringen, ſeine reiche und vielſeitige Weltkenntnis zu einem wohldurchdachten und folgerichtig ausgeführten Syſtem zuſammenzufaſſen gewußt; und gerade in dieſer Verbindung der umfaſſendſten Gelehrſamkeit mit einer ſeltenen Kraft und Klarheit des philoſophiſchen Denkens ſteht er ſo groß da, daß ihm die Geſchichte in dieſer Beziehung ſeit Ariſtoteles kaum einen zweiten zur Seite zu ſetzen hat. Vieles allerdings hat er, unerſchöpflich in wiſſenſchaftlichen Entwürfen und Erfindungen, unausgeführt oder halb vollendet gelaſſen; manche ſeiner wichtigſten Gedanken hat er nur in kurzem Umriß oder nur beiläufig, im Zuſammenhang anderweitiger Unterſuchungen, entwickelt, ſein ganzes Syſtem nicht zum äußeren Abſchluß und in ſchulmäßige Lehrform gebracht. Der Wirkung ſeiner Arbeiten trat ferner, gerade für ſeine eigene und die nächſtfolgende Zeit, der Umſtand in den Weg, daß dieſelben großenteils in Zeitſchriften zerſtreut oder nur handſchriftlich vorhanden waren; erſt längere Zeit nach ſeinem Tode ſind ſie geſammelt worden. Doch haben nicht allein wir die genügenden Mittel, um die Anſichten des Philoſophen, ſoweit er ſelbſt ſie entwickelt hat, vollſtändig kennen zu lernen, ſondern er hat dieſelben auch ſchon ſeinen Zeitgenoſſen mit hinreichender Klarheit vorgelegt.

Leibniz ſtarb den 14. November 1716, nachdem er ſchon länger an der Gicht gelitten hatte Er war ein edler und liebenswürdiger Charakter, von biederem, offenem Weſen, wohlwollend und menſchenfreundlich, feingebildet und geiſtreich im Umgang, ein Muſter philoſophiſcher Heiterkeit und Milde, voll Gefühl für das Wohl und die Vorzüge ſeines Volkes und voll Entrüſtung über die unwürdige Rolle, zu der es in jener Zeit herabgedrückt war. Von warmer und aufrichtiger Frömmigkeit, war er doch ein ſchlechter Kirchenbeſucher; und während er die kirchliche Lehre mit der Vernunft zu verſöhnen und vor ihr zu rechtfertigen ſich bemühte, ſtand er den konfeſſionellen und theologiſchen Gegenſätzen mit einer Geiſtesfreiheit und Weitherzigkeit gegenüber, welche die unduldſame Rechtgläubigkeit ſeiner Zeit ihm nicht verzeihen konnte. Als er beerdigt wurde, folgte kein Geiſtlicher ſeinem Sarge, wie er denn ſeinerſeits auch vor ſeinem Tode keinen geiſtlichen Beiſtand verlangt hatte. Auch der Hof hatte ſich ſeit dem Tode der Kurfürſtin Sophie und Georg's I. Abreiſe nach England (1714) von ihm zurückgezogen, und weder die Stadt, deren Zierde, noch die Akademie, deren Stifter und Vorſtand er geweſen war, gab dem Gefühl einen Ausdruck, daß Deutſchland in ihm ſeine erſte wiſſenſchaftliche Größe verloren habe. Es bedurfte erſt längerer Zeit, bis man dieſen Geiſt ganz zu verſtehen und ſeine Bedeutung aus den Fortſchritten zu erkennen vermochte, welche durch ihn nicht allein in dem wiſſenſchaftlichen Leben, ſondern in der geſamten Bildung und Denkweiſe unſeres Volkes herbeigeführt wurden.

Leibniz kam in Verkehr mit mehreren fürſtlichen Frauen, welche ihn zu würdigen vermocht, an ſeinem Umgang und ſeiner Geiſtesfülle ſich erquickt und ihm ihre Freundſchaft geſchenkt haben, 1) mit der Kurfürſtin Sophie von Hannover, 2) der Königin Sophie Charlotte von Preußen, 3) der Kurprinzeſſin Karoline, Prinzeſſin von Wales, 4) mit Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orléans (bekannt als „Liſe Lotte").

1) Im Dienſte und in der Nähe der Kurfürſtin Sophie hat Leibniz 34 Jahre hindurch gelebt. War er in Folge von Reiſen und auswärtigem Aufenthalte abweſend, ſo ſtand er in lebhaftem Briefwechſel mit ihr. Derſelbe umfaßt, obwohl nicht vollſtändig erhalten, über 300 Briefe. Eine geborene Pfalzgräfin, hatte ſie ſich 1658 in Heidelberg vermählt und wurde Mutter von 6 Söhnen und 1 Tochter. Der älteſte Sohn Georg Ludwig beſtieg den Thron als erſter König von Großbritannien aus dem Hauſe Hannover, die einzige Tochter Sophie Charlotte ward erſte Königin von Preußen. Mitten in einer Fülle von dunkeln Erfahrungen behielt ſie einen ungedrückten Lebensmut, einen unverwüſtlichen Schatz geiſtiger und körperlicher Geſundheit.

2) Die Königin hatte wenig Sinn für die glänzenden Hoffeſte und prachtvollen Feierlichkeiten, welche ihr Gemahl liebte, aber große Teilnahme für das Leſen ausgezeichneter, namentlich philoſophiſcher Schriften, die ſie durchdrang, und für geſellige Abende, wo ſie einen kleinen, gewählten Kreis um ſich verſammelte, der durch bedeutende, wie auch durch heitere Geſpräche belebt wurde. Noch auf ihrem Sterbebette habe ſie, wie ihr Enkel Friedrich der Große erzählt, geſcherzt, daß ſie ihrem Gemahl die Gelegenheit zu einem prachtvollen Leichenbegängnis verſchaffe.

Beſonderen Wert legte ſie auf religiöſe Geſpräche und das Forſchen nach den höchſten Fragen des Geiſtes, nach dem verborgenen Gang der Weltordnung, nach dem Urſprung und Endzweck der Dinge Aus Unterredungen, welche ſie deshalb mit Leibniz hatte, ging deſſen Theodicee hervor. Bis in die tiefſten Tiefen der Erkenntnis wollte ſie eindringen, ſo daß Leibniz einmal bekannte: „Es iſt nicht möglich, Sie zufrieden zu ſtellen; Sie wollen das Warum des Warum wiſſen." Sterbend ſagte ſie: „Ich gehe jetzt, meine Neugierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts."

Ihrem Andenken widmete Leibniz unter anderen folgende Worte:

Der Preußen Königin verläßt den Kreis der Erden,
Und dieſe Sonne wird nicht mehr geſehen werden;
Des hohen Sinnes Licht, der wahren Tugend Schein,
Der Schönheit heller Glanz ſoll nun erloſchen ſein.
Ein jeder Geiſt ſtellt vor den ganzen Bau der Dinge,
Als ob die Formung ſich in einen Spiegel bringe,
Nach jedes Augenpunkt, verdunkelt oder klar,
Er iſt ein Bild, wie er ein Zweck der Schöpfung war.
Die Seelen, die mit Gott in Einung können treten,
Die fähig ihr Verſtand gemacht ihn anzubeten,
Die kleine Götter ſind und ordnen was, wie er,
Die bleiben ſeines Staats Mitglieder immer mehr.

3) Prinzeſſin Karoline von Ansbach hatte einen öſterreichiſchen Prinzen, den deutſchen Kaiſer Karl VI., heiraten und deshalb ihren Glauben ändern ſollen. Nach einigem Schwanken verzichtete ſie aber auf die Ehre. Leibniz verfaßte ihr die ablehnende Dankſagung. Schon das Jahr darauf wurde ſie Kurprinzeſſin von Braunſchweig-Lüneburg und 9 Jahre ſpäter, nach der Thronbeſteigung Georgs I., Prinzeſſin von Wales. Sie ſchrieb einmal an Leibniz: „Mein einziger Troſt iſt der feſte Glaube, daß Gott alles zu unſerm Beſten lenkt, und darin unterſtützt mich Ihre Vorrede zur Theodicee." In einem Streite, welchen Leibniz mit dem engliſchen Naturforſcher Newton hatte, ſuchte ſie zu vermitteln; es gelang ihr aber nicht. Sie ſchrieb: „Ich ſehe mit wirklicher Niedergeſchlagenheit, daß Männer von einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Größe, wie Sie und Newton, ſich nicht verſöhnen laſſen. Die Welt würde unendlich viel gewinnen, wenn man es vermöchte; aber die großen Männer gleichen darin den Frauen, die auch heftig erzürnt werden, wenn ſie ihre Liebhaber aufgeben ſollen. So placiere ich Sie, meine Herren, mit Ihrem Meinungsſtreit." Ein ander Mal: „Iſt es möglich, daß ein Mann von Ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung und Höhe ſich durch ſolche Dinge aus der Ruhe bringen läßt? Wenn Sie oder der Ritter Newton nun auch dieſelbe Erfindung zu gleicher Zeit oder der eine früher, der andere ſpäter gemacht haben, müſſen ſie ſich denn deshalb gegenſeitig zerreißen?"

4) Eliſabeth Charlotte, eine pfälziſche Prinzeſſin, Nichte der Kurfürſtin Sophie, hatte ſich mit Philipp I., Herzog von Orléans, dem Bruder Ludwigs XIV., vermählt. Ihre Abſtammung hatte dieſem zum Vorwande des ſogenannten Orléans'ſchen Krieges gedient. Sie ſelbſt hatte den Krieg nicht verſchuldet, vielmehr verwünſcht und bejammert. Ueber 50 Jahre hat ſie am franzöſiſchen Hofe gelebt und ihre Heimat nicht wiedergeſehen, ohne ihrer angeborenen deutſchen, pfälziſchen und fürſtlichen Art in Geſinnung und Glaube, Sitte und Sprache abtrünnig zu werden. Ihr Briefwechſel mit Leibniz wurde deutſch geführt, während dieſer ſich im Verkehr mit den anderen Fürſtinnen der franzöſiſchen Sprache bediente.

(Nach Kuno Fiſcher, „Geſchichte der neuern Philoſophie".)

Die Theodicee von G. W. Leibniz.

Einleitung. — Locke hatte im Jahre 1695 ſeine Schrift über die Vernunftmäßigkeit des Eigentums veröffentlicht, worin er die Uebereinſtimmung des bibliſchen Chriſtentums mit der Vernunft dargethan haben wollte. Schon im nächſten Jahre folgte John Toland mit ſeinem Buche „Das Chriſtentum ohne Geheimniſſe", womit er die Reihe der ſogenannten Freidenker und Deiſten eröffnete, die den Offenbarungsglauben Stück für Stück auflöſten.

Gleichzeitig mit jenem Buche Tolands, welches das iriſche Parlament vom Henker verbrennen ließ (1697) und die Hochkirchlichen verdammten, erſchien zur Aufklärung der Welt und zur Berichtigung ihrer Irrtümer Bayles kritiſches und hiſtoriſches Wörterbuch, das an Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Kenntnisreichtum die geſamte Zeitlitteratur überragte und trotz ſeiner zwei Folianten ſo viel verbreitet, ſo viel geleſen wurde, daß ſchon nach 5 Jahren eine neue, ſehr vermehrte Ausgabe erſchien. Bayles Abſicht und Werk war eine kritiſche Beleuchtung des durchgängigen Widerſtreits zwiſchen der menſchlichen Vernunft und der göttlichen Offenbarung, wie ſie greller nie zuvor ſtattgefunden hat. Die Erlöſung ſetze die Schuld von ſeiten des Menſchen und die Herrſchaft der Sünde in der Welt voraus, da ſie ja in der Schuldtilgung beſtehe. Wenn nun Gott das Böſe in der Welt vorhergeſehen und gewollt habe: wo bleibe ſeine Güte? Wenn er es nicht vorhergeſehen: wo bleibe ſeine Allwiſſenheit? Wenn er es zwar vorhergeſehen, aber nicht gewollt, ſondern nur nicht gehindert und bloß zugelaſſen habe, ſo muß man fragen: ob er es zu hindern nicht gewillt oder nicht mächtig genug war? Im erſten Fall: wo bleibt ſeine Güte? Im zweiten: wo bleibt ſeine Allmacht? Hat aber Gott das Böſe in der Welt gewollt, ſo hat es der Menſch nicht verſchuldet, und wird er dennoch dafür geſtraft: wo bleibt die Gerechtigkeit Gottes? Aus der Vernunftwidrigkeit der Glaubensſätze folgerte Bayle aber nicht, daß dieſelben zu verwerfen, ſondern vielmehr, daß ſie blind zu bejahen und zu glauben ſeien. Er wollte aus dem einleuchtenden Widerſtreit zwiſchen Vernunft und Glauben die Unmöglichkeit nicht des Glaubens, ſondern der Glaubenserkenntnis, das Unvermögen der menſchlichen Vernunft zur Auflöſung der religiöſen Fragen und zur Erklärung der göttlichen Dinge überhaupt bewieſen haben. Er endete mit dem credo quia absurdum ſich glaube, weil es ungereimt iſt], freilich nicht aus gläubiger Ueberzeugung. Er war der größte ſkeptiſche Denker des Zeitalters, der die dogmatiſchen Philoſophen, insbeſondere die Metaphyſiker, bekämpfte, unter dieſen auch Leibniz.

Noch bevor Sophie Charlotte mit dem letzteren zu verkehren begann, hatte ſie, wie ihre Mutter, ſchon die Schriften Bayles mit dem größten Intereſſe geleſen. Beide Fürſtinnen hatten auf ihrer niederländiſchen Reiſe im Oktober 1700 Bayles perſönliche Bekanntſchaft in Rotterdam zu machen gewünſcht und ſie im Haag, wohin er ihnen nachgereiſt war, auch gemacht und ſich ſtundenlang mit ihm unterhalten. Die neue Ausgabe des Dictionnaire fiel in die Zeit, wo Leibniz der willkommenſte Gaſt der Königin in Lützenburg war. Hier wurden nun die Schriften Bayles gemeinſchaftlich geleſen und die große Frage der Uebereinſtimmung zwiſchen Vernunft und Glauben, welche Bayle widerlegt haben, Leibniz dagegen beweiſen wollte, immer von neuem erörtert. Der Kern der Frage betraf die Exiſtenz des Uebels und der Sünde in der Welt, die mit Gottes Güte und Weisheit (Gerechtigkeit) nach Bayle völlig unverträglich, nach Leibniz dagegen völlig vereinbar ſein ſollte. Dieſer trug ſich ſchon ſeit Jahren mit dem Gedanken der Theodicee, die auch die Frage der Prädeſtination in ſich ſchloß und in ihrer Ausführung zur Begründung der Union zwiſchen den Lutheranern und Calviniſten beitragen ſollte, wie einſt das systema theologicum zur Begründung der Wiedervereinigung zwiſchen der römiſch-katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche.

Oft wünſchte die Königin, was ihr Leibniz geſprächsweiſe auseinandergeſetzt hatte, leſen zu können, um es genauer zu durchdenken. Aus den Unterredungen gingen Aufſätze hervor, welche die Hauptpunkte der Frage, die Haupteinwürfe Bayles betrafen und daher von dem Willen Gottes, der Freiheit des Menſchen, dem Urſprunge des Uebels handelten. 5 Jahre nach dem Tode der Königin hat Leibniz dieſe Aufſätze, die er Verſuche nannte, geſammelt, zu einem Ganzen verbunden und unter dem Namen der Theodicee in franzöſiſcher Sprache veröffentlicht (1710).

(Kuno Fiſcher, „Geſchichte der neueren Philoſophie".)

Den Hauptinhalt der Theodicee wiederholt Leibniz in einem Anhange, deſſen 1. Teil wir nach der Ueberſetzung von J. H. v. Kirchmann (1802—84) wiedergeben.

Einige einſichtige Perſonen wünſchten, ich möchte dieſe Zugabe machen, und ich habe dem um ſo mehr ſtatt gegeben, als ich dadurch Gelegenheit erhielt, einige Schwierigkeiten zu beſeitigen und einige Bemerkungen beizufügen, die in dem vorſtehenden Werke noch nicht genügend behandelt worden waren.

I. Einwurf. Jeder, welcher nicht den beſten Teil ergreift, hat einen Mangel an Macht, oder an Wiſſen, oder an Güte.

Gott hat nicht den beſten Teil erwählt, als er dieſe Welt geſchaffen.

Alſo mangelt es Gott an Macht, oder an Wiſſen, oder an Güte.

Antwort. Ich leugne den Unterſatz, d. h. den zweiten Vorderſatz dieſes Schluſſes, und der Gegner beweiſt ihn durch folgenden

Proſyllogismus: Wer Dinge macht, die Uebles enthalten, während ſie ohne Uebel hätten gemacht werden können, oder die gar nicht gemacht zu werden brauchten, erwählt nicht das beſte Teil.

Gott hat eine Welt gemacht, wo es Uebel giebt, nämlich eine Welt, die entweder ohne alles Uebel gemacht werden konnte, oder deren Hervorbringung ganz unterbleiben konnte.

Alſo hat Gott nicht den beſten Teil erwählt.

Antwort. Ich geſtehe den Unterſatz dieſes Proſyllogismus zu; denn es iſt richtig, daß Uebel in der von Gott geſchaffenen Welt enthalten ſind, und auch daß es möglich iſt, eine Welt ohne Uebel zu bilden und ſelbſt möglich, gar keine Welt zu ſchaffen, weil die Schöpfung von dem freien Willen Gottes abgehangen hat; aber ich beſtreite den Oberſatz, d. h. den erſten der beiden Vorderſätze dieſes Schluſſes, und ich könnte mich begnügen, den Beweis deſſen zu verlangen. Allein zur wahreren Aufklärung des Gegenſtandes will ich dieſes Beſtreiten beweiſen, indem ich zeige, daß der beſte Teil nicht immer der iſt, welcher das Uebel abzuwenden ſucht, weil es möglich iſt, daß das Uebel von einem größeren Gute begleitet wird. So wird z. B. einem Feldherrn ein größerer Sieg mit einer leichten Verwundung lieber ſein, als ein Zuſtand ohne Sieg und ohne Verwundung. Ich habe dies ausführlich in dieſem Werke dargelegt, indem ich ſelbſt aus der Mathematik dafür Beiſpiele beigebracht und außerdem gezeigt habe, daß die Unvollkommenheit eines Teiles für eine größere Vollkommenheit im Ganzen erforderlich ſein kann. Ich bin hier der Anſicht des Auguſtinus gefolgt, welcher vielmals geſagt hat, daß Gott das Uebel geſtattet habe, um ein Gut daraus abzuleiten, d. h. ein größeres Gut; und auch der Anſicht des Thomas von Aquino, daß die Geſtattung des Uebels das Beſte des Univerſums bezweckt. Ich habe gezeigt, daß bei den Alten der Fall Adams die felix culpa (die glückliche Schuld) genannt worden iſt, weil ſie durch einen unermeßlichen Vorteil ausgeglichen worden iſt, nämlich durch die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, welche dem Univerſum etwas Edleres gegeben hat, als alles, was ohne dieſe es ſonſt unter den Geſchöpfen gegeben haben würde. Auch habe ich zum beſſeren Verſtändnis nach dem Vorgange mehrerer guten Schriftſteller hinzugefügt, daß es zur Ordnung und zum allgemeinern Guten gehörte, daß Gott gewiſſen Geſchöpfen die Gelegenheit zur Uebung ihrer Freiheit gewähre, ſelbſt dann, wenn er vorausſah, daß ſie ſich dem Böſen zuwenden würden, was er ja ſo gut wieder ausgleichen konnte. Es paßte nicht, daß Gott zur Verhinderung der Sünde immer in außerordentlicher Weiſe gehandelt hätte. Zur Widerlegung des Einwurfs genügt alſo, wenn man zeigt, daß eine Welt mit dem Uebel beſſer ſein kann, als eine Welt ohne Uebel; allein ich bin in meinem Werke noch weiter gegangen und habe ſelbſt dargethan, daß dieſe wirkliche Welt beſſer ſein muß als alle andern möglichen Welten.

II. Einwurf. Wenn es in den verſtändigen Geſchöpfen mehr Uebles als Gutes giebt, ſo giebt es mehr Uebles als Gutes in dem ganzen Werke Gottes.

Nun giebt es mehr Uebles als Gutes in den verſtändigen Geſchöpfen.

Alſo giebt es mehr Uebles als Gutes in dem ganzen Werke Gottes.

Antwort. Ich beſtreite den Ober- und den Unterſatz dieſes bedingten Schluſſes. Den Oberſatz geſtehe ich nicht zu, weil dieſe vermeinte Folgerung vom Teile auf das Ganze ſtillſchweigend und ohne Beweis vorausſetzt, daß die unverſtändigen Geſchöpfe mit den verſtändigen nicht in Vergleich und in Rechnung geſtellt werden können. Weshalb ſollte aber das Mehr an Gutem bei den unverſtändigen Geſchöpfen in der Welt nicht das Mehr an Uebel in den vernünftigen Geſchöpfen ausgleichen, ja ſelbſt vielmal übertreffen können? Allerdings iſt der Wert der letzteren größer, aber dafür ſind der erſteren an Zahl unvergleichlich viel mehr, und das Verhältnis der Zahl und der Menge kann das des Wertes und der Beſchaffenheit überſteigen.

Auch den Unterſatz kann ich nicht zugeben, nämlich, daß es mehr Uebles als Gutes bei den verſtändigen Geſchöpfen gäbe. Man braucht nicht einmal zuzugeſtehen, daß es bei dem menſchlichen Geſchlecht mehr Uebles als Gutes gäbe, weil es möglich, ja ſelbſt ſehr vernünftig iſt, daß der Ruhm und die Vollkommenheit der Seligen unvergleichlich größer iſt als das Elend und die Unvollkommenheit der Verdammten und hier die Vortrefflichkeit des Guten in der kleinen Anzahl das ganze Ueble in der größern Anzahl überwiegt. Die Seligen nähern ſich der Gottheit durch die Vermittlung des Gott-Mittlers ſo weit, als es für ſie paßt und ſie in dem Guten vorſchreiten, während das Uebel der Verdammten nicht zunehmen kann, wenn ſie ſich auch der Natur der böſen Geiſter noch ſo ſehr näherten. Gott iſt ohne Schranken, aber jene Geiſter ſind beſchränkt. Das Gute kann gehen und geht in das Unendliche, während das Ueble ſeine Grenzen hat. Es iſt deshalb möglich, ja glaublich, daß bei der Vergleichung der Seligen und Verdammten das Gegenteil von dem eintrifft, was, wie ich geſagt, bei der Vergleichung der verſtändigen Geſchöpfe mit den unverſtändigen eintreffen kann, d. h. bei der Vergleichung der Glücklichen und Unglücklichen kann das Verhältnis des Grades das der Menge übertreffen, und bei der Vergleichung der verſtändigen und unverſtändigen Geſchöpfe kann das Verhältnis der Menge größer ſein, als das des Wertes. Nun iſt man berechtigt, anzunehmen, daß etwas ſtatthaben könne, ſo lange nicht deſſen Unmöglichkeit bewieſen worden; und es iſt deshalb zuläſſig, ſelbſt das hier Aufgeſtellte anzunehmen.

Aber ſelbſt wenn man zweitens zugäbe, daß es mehr Uebel als Gutes beim menſchlichen Geſchlecht gäbe, ſo kann man noch mit Recht beſtreiten, daß es mehr Uebel als Gutes in allen verſtändigen Geſchöpfen gebe. Denn es giebt eine unfaßbare Menge von Geiſtern und vielleicht auch von anderen vernünftigen Geſchöpfen, und kein Gegner wird beweiſen können, daß in dem ganzen Staat Gottes, welcher ſich aus ſo viel Geiſtern, wie verſtändigen Weſen ohne Zahl und von unzähligen Arten zuſammenſetzt, das Uebel das Gute überſteige, und obgleich man bei der Beantwortung eines Einwurfs nicht zu beweiſen braucht, daß eine Sache wirklich iſt, wenn deren bloße Möglichkeit genügt, ſo habe ich doch in dieſem Werke gezeigt, daß es eine Folge der höchſten Vollkommenheit des Herrn des Univerſums iſt, daß das Reich Gottes das vollkommenſte von allen möglichen Staaten und Regierungen iſt, und daß deshalb das wenige darin vorhandene Uebel zur Erreichung des unermeßlichen darin befindlichen Guten erforderlich iſt.

III. Einwurf. Wenn es immer unmöglich iſt, nicht zu ſündigen, ſo iſt es immer ungerecht, zu ſtrafen.

Nun iſt es immer unmöglich, nicht zu ſündigen, oder vielmehr, alle Sünde iſt notwendig.

Alſo iſt es immer ungerecht, zu ſtrafen. Man beweiſt davon den Unterſatz ſo:

I. Proſyllogismus. Alles Vorausbeſtimmte iſt notwendig.

Jedes Ereignis (und folglich auch die Sünde) iſt notwendig.

Auch dieſer zweite Unterſatz wird ſo bewieſen:

II. Proſyllogismus. Das, was zukünftig iſt, was vorausgeſehen wird, was in den Urſachen eingehüllt iſt, iſt vorausbeſtimmt.

Jedes Ereignis iſt ſolcher Art.

Alſo iſt jedes Ereignis vorausbeſtimmt.

Antwort. Jch räume in einem gewiſſen Sinne den Schlußſatz des zweiten Proſyllogismus ein, welcher den Unterſatz für den erſten hergiebt, aber ich leugne den Oberſatz des erſten, nämlich daß alles Vorausbeſtimmte notwendig iſt, indem darunter z. B. die Notwendigkeit zu ſündigen verſtanden wird, oder die Unmöglichkeit, nicht zu ſündigen, oder eine gewiſſe Handlung nicht zu thun, alſo die Notwendigkeit, welche eine weſentliche und unbedingte iſt und die Sittlichkeit der Handlung, ſowie die Gerechtigkeit der Strafe zerſtört. Denn wenn jemand darunter eine andere Notwendigkeit oder Unmöglichkeit verſtände, d. h. nur eine moraliſche Notwendigkeit oder eine nur hypothetiſche (die ich gleich erklären werde), ſo iſt es klar, daß ich ihm dann den Oberſatz des Einwurfs beſtreiten würde. Damit könnte ich mich begnügen und den Beweis des beſtrittenen Vorderſatzes verlangen; allein ich will gern mein Vorgehen in dieſem Werke rechtfertigen, um den Gegenſtand mehr zu erklären und den ganzen Gegenſtand mehr aufzuhellen. Deshalb erörtere ich die Notwendigkeit, welche verworfen werden muß, und die Beſtimmtheit, welche ſtatthaben ſoll. Die Notwendigkeit nämlich, welche der Sittlichkeit entgegen ſteht, muß vermieden werden; ſie würde die Beſtrafung zu einer ungerechten machen, weil ſie ſo unüberwindlich iſt, daß jede Entgegenſtellung vergeblich ſein würde, ſelbſt wenn man alles Ernſtes die notwendige Handlung vermeiden wollte und alle möglichen Anſtrengungen deshalb machen würde. Nun iſt klar, daß dieſe Notwendigkeit auf die Willenshandlungen nicht anwendbar iſt, weil man ſie nicht thun würde, wenn man nicht wirklich wollte. Auch die Vorausſehung und Vorausbeſtimmung dieſer Handlungen iſt nicht eine unbedingte, ſondern ſie ſetzt den Willen voraus. Wenn es ſicher iſt, daß man etwas thun wird, ſo iſt es auch ebenſo ſicher, daß man wollen wird, es zu thun. Dieſe freiwilligen Handlungen und deren Folgen werden nicht etwa eintreten, gleichviel, was man auch thue, und ob man ſie wolle oder nicht wolle, ſondern deshalb, weil man handeln wird und weil man wollen wird, das zu thun, was dahin führt; dies iſt in der Vorausſehung und Vorausbeſtimmung enthalten und bildet ſelbſt deren Grund. Die Notwendigkeit ſolcher Ereigniſſe heißt die bedingte, hypothetiſche oder auch die Notwendigkeit der Folge, weil ſie den Willen vorausſetzt und die übrigen Erforderniſſe, während die Notwendigkeit, welche die Sittlichkeit zerſtört und die Beſtrafung zu einer ungerechten und den Lohn zu einem nutzloſen macht, in den Dingen enthalten iſt, welche eintreten werden, was man auch thue und was man auch thun wolle; mit einem Wort, diejenige Notwendigkeit, welche in dem Weſentlichen enthalten iſt. Das iſt es, was man die unbedingte Notwendigkeit nennt. Deshalb nützen in Bezug auf das unbedingt Notwendige weder die Verbote, noch die Befehle etwas, ſo wenig wie die Strafen und Belohnungen und ſo wenig wie der Tadel und das Lob; es wird deshalb nicht mehr und nicht weniger geſchehen, während bei den freiwilligen Handlungen und in dem von ihnen Abhängigen, die Vorſchriften, verſehen mit der Macht zu ſtrafen und zu belohnen, ſehr oft nützen und in der Ordnung der Dinge, welche die Handlung zum Daſein bringen, inbegriffen ſind. Aus dieſem Grunde ſind nicht bloß die Sorgen und die Arbeiten, ſondern auch die Gebote von Nutzen, da Gott auch dieſe Gebote mit in Sicht gehabt, ehe er die Dinge geregelt hat und darauf die paſſende Rückſicht bereits genommen hat. Deshalb gilt das Gebot, bete und arbeite, in ſeinem vollen Umfange und ſowohl die, welche unter dem eiteln Vorwande der Notwendigkeit der Ereigniſſe behaupten, man könne die nötige Sorgfalt bei den Geſchäften vernachläſſigen, wie die, welche gegen das Beten zu Gott ſtreiten, verfallen in das, was ſchon die Alten das faule Sophisma nannten. So trägt gerade die Vorausbeſtimmung der Ereigniſſe durch ihre Urſachen zur Sittlichkeit bei, anſtatt ſie zu zerſtören; die Urſachen reizen nur den Willen, aber zwingen ihn nicht. Deshalb iſt die Beſtimmung, um die es ſich handelt, keine Notwendigkeit. Es iſt für den, der alles weiß, gewiß, daß die Wirkung dieſem Reize folgen wird; allein dieſe Wirkung folgt daraus nicht vermöge einer notwendigen Folge, d. h. nicht deshalb, weil ihr Gegenteil einen Widerſpruch enthält; auch beſtimmt ſich der Wille infolge einer ſolchen innern Neigung, ohne daß hier eine Notwendigkeit beſteht. Man ſetze, daß jemand die heftigſte Leidenſchaft von der Welt habe (z. B. einen großen Durſt), und man wird mir zugeſtehen, daß die Seele einen Grund finden kann, um ihr zu widerſtehen, ſelbſt wenn es nur der wäre, ihre Macht zu zeigen. Wenn man alſo auch niemals in einem vollkommenen Gleichgewicht des Wollens ſich befindet und immer eine überragende Neigung für die Seite beſteht, der man ſich zuwendet, ſo macht dies doch den Entſchluß, den man faßt, niemals zu einem notwendigen.

IV. Einwurf. Wer die Sünde eines andern verhindern kann und es nicht thut, vielmehr dazu mit beiträgt, obgleich er die genügende Kenntnis hat, iſt ein Mitſchuldiger.

Gott kann die Sünden der verſtändigen Geſchöpfe hindern, er thut es aber nicht, vielmehr trägt er durch ſeine Mithilfe und durch die Gelegenheiten, die er entſtehen läßt, mit dazu bei, obgleich er eine vollkommene Kenntnis deſſen hat.

Alſo u. ſ. w.

Antwort. Jch beſtreite den Oberſatz dieſes Schluſſes; denn es kann ſein, daß man die Sünde hindern kann, aber es nicht thun darf, weil man es nicht könnte, ohne ſelbſt eine Sünde zu begehen, oder (wenn es ſich um Gott handelt) ohne eine unvernünftige Handlung zu begehen. Jch habe Beiſpiele dazu gegeben und die Anwendung davon auf Gott ſelbſt gemacht. Es kann auch kommen, daß man zum Uebel beiträgt und mitunter demſelben ſogar den Weg öffnet, indem man Dinge thut, zu denen man verpflichtet iſt. Thut man nun ſeine Pflicht, oder (von Gott geſprochen) wird, alles wohl erwogen, nur das gethan, was die Vernunft erfordert, ſo iſt man für die kommenden Ereigniſſe nicht verantwortlich, ſelbſt wenn man ſie vorausſieht. Man will dieſe Uebel nicht, aber man will ſie zulaſſen, um eines größeren Guten willen, was man vernünftigerweiſe vorziehen muß gegen andere Erwägungen. Dies iſt der nachfolgende Wille, welcher aus vorgehendem Willen ſich ergiebt, durch welche man das Gute will. Jch weiß, daß manche, wenn ſie von dem vorgehenden und nachfolgenden Willen Gottes ſprechen, unter erſterem den Willen verſtehen, welcher will, daß alle Menſchen errettet ſeien, und unter dem nachfolgenden den, welcher infolge der hartnäckigen Sünde will, daß es auch Verdammte gebe. Allein dies ſind nur Beiſpiele eines allgemeinern Begriffs und man muß aus demſelben Grunde ſagen, daß Gott vermöge ſeines vorgehenden Willens will, daß die Menſchen nicht ſündigen, und daß er vermöge ſeines nachfolgenden, oder ſchließlichen und entſcheidenden Willens (welcher ſich ſtets verwirklicht) geſtatten will, daß die Menſchen ſündigen, da dieſe Geſtattung die Folge von höheren Gründen iſt. Man kann deshalb mit Recht allgemein ſagen, daß der vorgehende Wille Gottes auf die Hervorbringung des Guten und Verhinderung des Uebels gerichtet iſt; jeder bittet für ſich und gleichſam abgeſondert (im beſondern und je nachdem; Thomas von Aquino), je nach dem Maße des Grades jedes Gutes und Uebels; daß aber der nachfolgende, oder ſchließliche und ganze Wille Gottes auf die Hervorbringung von ſo viel Gutem geht, als man zuſammenfaſſen kann, welche Verbindung durch den entſcheidenden Willen geſchieht und welcher auch die Geſtattung einiger Uebel und den Ausſchluß einiges Guten befaßt, wie es der beſte Plan des Weltalls verlangt. Arminius[1] hat ſehr gut dargelegt, daß der Wille Gottes ein nachfolgender genannt werden könne, nicht bloß in bezug auf das Handeln der Geſchöpfe, welches durch den Verſtand Gottes im voraus erwogen worden, ſondern auch in bezug auf anderes vorgehende göttliche Wollen. Jndes genügt die Erwägung der erwähnten Stelle bei Thomas von Aquino und einer Stelle bei Scotus[2] um zu erſehen, daß beide dieſe Unterſcheidung ſo wie ich hier aufſtellen. Will man indes dieſen Gebrauch der Worte nicht geſtatten, ſo ſetze man vorläufigen Willen ſtatt vorgehenden und ſchließlichen Willen oder entſcheidenden ſtatt nachfolgenden; denn ich will nicht über Worte ſtreiten.

V. Einwurf. Der, welcher alles Reale in einer Sache hervorbringt, iſt deren Urſache.

Gott bringt alles in der Sünde enthaltene Reale hervor.

Alſo iſt Gott die Urſache der Sünde.

Antwort. Ich könnte mich mit der Verneinung des Oberſatzes oder des Unterſatzes begnügen, weil der Ausdruck: Real Bedeutungen hat, welche dieſe Sätze falſch machen können. Allein ich will hier unterſcheiden, um mich deutlicher zu erklären. Real bedeutet entweder das, was nur poſitiv iſt, oder auch das beraubende Seiende. Im erſteren Sinne genommen, beſtreite ich den Oberſatz und räume den Unterſatz ein; im anderen Sinne genommen, thue ich das Entgegengeſetzte. Damit könnte ich mich begnügen, allein ich gehe noch weiter, um dieſe Unterſcheidung zu rechtfertigen. Man macht es ſich ſehr leicht, wenn man darlegt, daß jede rein poſitive oder unbedingte Realität eine Vollkommenheit ſei und daß die Unvollkommenheit von der Beſchränkung komme, d. h. von dem Beraubenden; denn Beſchränken iſt ein Weigern des Fortſchrittes oder des Weitergehenden. Nun iſt Gott die Urſache aller Vollkommenheiten und alſo auch von allen Realitäten, wenn man ſie als rein poſitive nimmt. Die Beſchränkungen kommen dagegen von der Unvollkommenheit der Geſchöpfe, welche deren Empfänglichkeit beſchränkt. Es iſt, wie mit einem beladenen Schiffe, welches der Fluß mehr oder weniger langſam treibt, nach Maßgabe ſeiner Ladung; ſo kommt ſeine Schnelligkeit vom Fluß, aber die Verlangſamung, welche dieſe Schnelligkeit beſchränkt, kommt von der Ladung. So habe ich in meinem Werke auch gezeigt, daß das Geſchöpf, wenn es die Sünde verurſacht, eine ermangelnde Urſache iſt, und daß die Irrtümer und ſchlechten Neigungen von der Beraubung kommen und daß die Beraubung nur nebenbei wirkend iſt; und ich habe die Anſicht des heiligen Auguſtinus gerechtfertigt, welcher darlegt (z. B.), wie Gott verhärtet, nicht etwa dadurch, daß er etwas Schlechtes der Seele einfügt, ſondern weil die Wirkung ſeiner guten Eindrücke durch den Widerſtand der Seele beſchränkt wird, ſowie durch die Umſtände, welche zu dieſem Widerſtande beitragen und daß Gott ſo dem Geſchöpfe nicht all das Gute gewährt, was ſeine Uebel übertreffen würde. Er ſagt: „Und von Gott geht nicht etwas aus, wodurch der Menſch ſchlechter wird, ſondern es geht nur das nicht aus, wodurch er beſſer wird." Hätte Gott hier mehr thun wollen, ſo hätte er entweder den Geſchöpfen eine andere Natur geben müſſen oder andere Wunder thun, um deren Naturen zu ändern, was jedoch der beſte Plan nicht geſtattete. Dies wäre ſo, als wenn die Strömung des Fluſſes ſchneller ſein ſollte, als die Neigung ſeines Laufs geſtattet, oder daß die Schiffe weniger beladen wären, wenn ſie ſchneller gehen ſollten. Die urſprüngliche Beſchränkung oder Unvollkommenheit der Geſchöpfe iſt der Grund, daß der beſte Plan des Univerſums nicht frei von gewiſſen Uebeln ſein kann, die indes zu einem größern Gute ſich umwandeln. Es ſind einige Unordnungen in den Teilen, welche aber die Schönheit des Ganzen wunderbar erhöhen, ſowie gewiſſe richtig angebrachte Mißtöne die Harmonie ſchöner machen. Dies hängt von dem ab, was ich bereits auf den erſten Einwurf geantwortet habe.

VI. Einwurf. Wer diejenigen beſtraft, die es ſo gut gemacht haben, als es ihnen möglich war, iſt ungerecht.

Gott thut dies.

Alſo ꝛc.

Antwort. Ich beſtreite den Unterſatz. Ich glaube, daß Gott immer die Hilfen und Gnaden gewährt, welche für die genügen, welche den guten Willen haben, d. h. welche dieſe Gnaden nicht durch eine neue Sünde von ſich weiſen. Ich nehme deshalb die Verdammnis der ungetauft oder außerhalb der Gemeinſchaft der Kirche geſtorbenen Kinder nicht an, und auch nicht die der Erwachſenen, welche nach dem von Gott ihnen gewährten Lichte gehandelt haben. Ich glaube, daß wenn jemand dieſem ſeinem Lichte gefolgt iſt, er unzweifelhaft noch das größere Licht, deſſen er bedarf, erhalten wird, und daß, wenn ein ſolcher Menſch davon nicht genügend in ſeinem Leben gehabt hat, er dieſes Licht wenigſtens in der Stunde ſeines Todes erhalten wird.

VII. Einwurf. Wer nur einigen und nicht allen die Mittel gewährt, durch die ſie wirklich den guten Willen und den ſchließlichen heilbringenden Glauben haben, der hat nicht die nötige Güte.

Gott gewährt die Mittel nicht.

Alſo ꝛc.

Antwort. Ich beſtreite den Oberſatz. Es iſt richtig, daß Gott ſelbſt den größten Widerſtand des menſchlichen Herzens überwinden kann, und er thut dies auch manchmal, bald durch eine innere Gnade, bald durch äußere Umſtände, welche viel über die Seele vermögen, aber er thut es nicht immer. Man wird ſagen: Woher entnimmt man dieſe Unterſcheidung, und weshalb ſoll ſeine Güte beſchränkt ſein? Deshalb, weil es nicht in der Ordnung ſein würde, immer in außerordentlicher Weiſe zu handeln und die Verknüpfung der Dinge zu unterbrechen, wie ich ſchon in der Antwort auf den erſten Einwurf geſagt habe. Die Gründe für dieſe Verknüpfung, wonach der eine in eine günſtigere Lage geſtellt iſt, als der andere, ſind in der Tiefe der göttlichen Weisheit verborgen und hängen von der allgemeinen Harmonie ab. Der beſte Plan des Univerſums, welchen Gott nicht umhin konnte zu wählen, verlangte es ſo. Man erkennt dies durch den Vorgang ſelbſt; da es Gott gemacht hat, ſo konnte es nicht beſſer gemacht werden. Anſtatt daß dieſes Verfahren der Güte entgegen wäre, iſt es vielmehr die höchſte Güte, welche ihn dahin gebracht hat. Dieſer Einwurf mit ſeiner Löſung konnte aus dem zum erſten Einwurf Geſagten entnommen werden; indes ſchien es zweckmäßig, denſelben beſonders zu verhandeln.

VIII. Einwurf. Wer nicht umhin kann, das Beſte zu wählen, iſt nicht frei.

Gott kann nicht umhin, das Beſte zu wählen.

Alſo iſt Gott nicht frei.

Antwort. Ich beſtreite den Oberſatz dieſes Beweiſes; vielmehr iſt es die wahre und vollkommenſte Freiheit, ſeine Willensfreiheit auf's beſte zu gebrauchen und dieſe Macht immer zu üben, ohne davon weder durch äußere Gewalt, noch durch innere Leidenſchaften ſich abhalten zu laſſen; denn die eine iſt die Knechtſchaft des Körpers und die andere die der Seele. Nichts iſt weniger knechtiſch, als ſich immer zu dem Guten führen zu laſſen und zwar immer durch ſeine eigene Neigung, ohne Zwang und ohne Mißbehagen. Auch der Einwurf, daß Gott danach der äußeren Dinge bedürfe, iſt nur ein ſophiſtiſcher. Er ſchafft die äußeren Dinge in ſeiner Freiheit, aber da er ſich ein Ziel geſetzt, nämlich ſeine Güte zu üben, ſo hat ihn ſeine Weisheit beſtimmt, die paſſendſten Mittel für dieſes Ziel zu wählen. Nennt man dies ein Bedürfnis, ſo wird dabei dieſes Wort in dem ungewöhnlichen Sinne genommen, welcher es von aller Unvollkommenheit reinigt, wie man ungefähr auch von dem Zorne Gottes ſo ſpricht.

Seneca ſagt einmal, daß Gott nur einmal befohlen habe, aber daß er immer gehorche, weil er den Geſetzen gehorcht, die er ſich vorzuſchreiben gewollt hat. Einmal hat er befohlen, und immer gehorcht er. Allein er hätte beſſer geſagt, daß Gott immer befehle und immer gehorche; denn bei ſeinem Wollen folgt er immer der Neigung ſeiner eigenen Natur, und alles übrige folgt immer ſeinem Willen, und da dieſer Wille immer derſelbe iſt, ſo kann man nicht ſagen, daß er nur dem gehorche, was er einmal früher gewollt habe. Obgleich nun ſein Wille immer unveränderlich iſt und immer auf das Beſte geht, ſo bleibt doch das Uebel oder das geringere Gute, was er zurückweiſt, an ſich möglich; denn ſonſt wäre die Notwendigkeit des Guten eine geometriſche (um mich ſo auszudrücken) oder metaphyſiſche Notwendigkeit und völlig unbedingt; die Zufälligkeit der Dinge wäre dann vernichtet, und es gäbe keine Wahl mehr. Jene Art von Notwendigkeit, welche die Möglichkeit des Gegenteils nicht aufhebt, hat dieſen Namen nur von der Aehnlichkeit; ſie wird wirkſam, nicht durch das bloße Weſen der Dinge, ſondern durch etwas ihnen Aeußerliches, was über ihnen ſteht, d. h. durch den Willen Gottes. Dieſe Notwendigkeit heißt die moraliſche, weil bei dem Weiſen das Notwendige und das Schuldige gleichbedeutende Dinge ſind; und wenn ſie ſich immer verwirklicht, wie es bei dem vollkommen Weiſen der Fall iſt, d. h. bei Gott, ſo kann man ſagen, daß ſie eine glückliche Notwendigkeit iſt. Je mehr die Geſchöpfe ſich ihr nähern, deſto mehr nähern ſie ſich der vollkommenen Glückſeligkeit. Auch iſt dieſe Art von Notwendigkeit nicht die, welche man zu vermeiden ſucht, und welche die Sittlichkeit, den Lohn und das Lob aufhebt; denn das, wozu ſie treibt, geſchieht nicht trotzdem, was man thue oder wolle, ſondern weil man es richtig will. Ein Wille, dem die Wahl des Guten natürlich iſt, verdient gerade das höchſte Lob, und er hat ſeinen Lohn in ſich ſelbſt, nämlich das höchſte Glück. Da nun dieſe Verfaſſung der göttlichen Natur dem eine volle Befriedigung gewährt, der ſie beſitzt, ſo iſt ſie auch für die Geſchöpfe die beſte und wünſchenswerteſte, die ja alle von Gott abhängen. Hätte der Wille Gottes nicht den Grundſatz des Beſten zur Regel, ſo würde er ſich zum Böſen wenden, was ſchlimmer wäre, oder er wäre vielleicht für das Gute und Ueble in gewiſſer Weiſe gleichgiltig und würde von dem Zufall geführt. Ein Wille aber, der ſich immer nach dem Zufall gehen ließe, würde kaum beſſer für die Regierung der Welt ſein, als das zufällige Zuſammentreffen der Körperchen, ohne daß eine Gottheit dabei beſtände. Selbſt wenn Gott ſich dem Zufall nur in einzelnen Fällen und in einer gewiſſen Art überließe (wie es der Fall ſein würde, wenn er nicht immer voll auf das Beſte ſich richtete) und wenn er fähig wäre, ein geringeres Gut einem größeren vorzuziehen (d. h. ein Uebel einem Gute, weil das, was ein größeres Gut verhindert, ein Uebel iſt), ſo würde er unvollkommen ſein wie der Gegenſtand ſeiner Wahl; er verdiente dann kein volles Vertrauen, er handelte in ſolchem Falle ohne Vernunft, und die Regierung der Welt würde dann jenen Kartenſpielen gleichen, wo halb das Glück und halb die Vernunft entſcheidet. Dies alles ergiebt, daß dieſer Einwurf gegen die Wahl des Beſten, die Begriffe der Freiheit und Notwendigkeit verdreht und uns das Beſte ſogar als ein Schlechtes darſtellt, was entweder boshaft oder lächerlich iſt.

(G. W. Leibniz, „Theodicee".)

Immanuel **Kant** (1724—1804). Als Sohn eines Sattlermeiſters in Königsberg in Preußen geboren, iſt er nie aus ſeiner Heimatprovinz hinausgekommen. In ſeiner Vaterſtadt hat er ſtudiert, in ihrer Nähe wurde er Hauslehrer, an ihrer Univerſität Profeſſor. Er war einfach, bis ins Einzelne pünktlich, das Muſter eines deutſchen Gelehrten. Er blieb unverheiratet und wurde im hohen Alter kindiſch. Schon während ſeines Lebens erlangte er großen Ruhm; einer ſeiner Verehrer, ein Profeſſor der Philoſophie aus Würzburg, trat einmal zu ihm ins Zimmer mit den Worten: „Ich komme 160 Meilen weit her, um Sie zu ſehen und zu ſprechen."

Sein Hauptwerk, „Die Kritik der reinen Vernunft" — hat er 1781 veröffentlicht; 100 Jahre nachher wurde desſelben in vielen Feſtfeiern gedacht. Ein Profeſſor der Philoſophie, Wilhelm Windelband, that dies in folgenden Worten:

„Wir feiern das Buch, und wir feiern den Mann. In Königsberg, der Stätte ſeiner Arbeit, hat man ſeinen ſterblichen Reſten eine neue Grabſtätte bereitet, und dabei, der Mode des Tages gemäß, den ſtummen Schädel gemeſſen, in welchem der größte Gedankenkampf einſt ſich abgeſpielt. Dort wie anderwärts ſind zu würdiger Feier Reden geſprochen, die nun im Druck vorliegen, zahlreiche Schriften ſind dieſer edelſten Erinnerung der deutſchen Philoſophie gewidmet worden, die einen ſchon fertig, die andern, auf lange Arbeit angelegt, erſt im Entſtehen: dicke Bücher und kurze Broſchüren, gelehrte Werke und populäre Darſtellungen ſind in Maſſe erſchienen, und wer nicht ſelbſt dazu Bedürfnis empfand, der mochte durch Preisausſchreibungen ſich dazu anregen laſſen. Nicht nur die philoſophiſchen Zeitſchriften, auch die allgemeinen Revüen haben dem Momente Rechnung getragen, und bis in die Unterhaltungsblätter und Zeitungsfeuilletons hat ſich die Wirkung erſtreckt, wo denn zwiſchen Novelle und Röſſelſprung ſich überall auch ein Plätzchen gefunden hat, um einige Anekdoten von dem „großen Königsberger" aufzuwärmen und einige Notizen über ſeine Lehre mitzuteilen. So gering dabei oft der abſolute Wert, ſo groß iſt der relative Nutzen, wenn neben der Erfindungsſucht, dem Politikfieber und dem litterariſch-muſikaliſchen Dilettantismus auch nur flüchtig wieder an die wahren Schätze unſeres geiſtigen Lebens erinnert wird. Und weit über Deutſchlands Grenzen hinaus hat dieſe Feſtbewegung ſich ausgebreitet: die Zeitſchriften und Revüen faſt aller andern europäiſchen Völker geben des Zeugnis, und drüben, jenſeits des Ozeans, haben ſie eigens einen Philoſophenkongreß nach Concord zuſammengerufen, um mit Reden und feierlichen Akten ſich an unſerer Erinnerung zu beteiligen.

Was iſt das für ein Buch, dem — einem Buche wohl zum erſtenmal — die Ehre einer ſolchen Säkularfeier angethan wird? Jeder weiß es: es iſt das Grundbuch der deutſchen Philoſophie. Mit ihm feiern wir den Triumph des deutſchen Geiſtes. Dieſes Buch iſt eine That, eine große That: es iſt der Bruch mit aller früheren, es iſt die Begründung einer ganz neuen Philoſophie.

Wer Kant's Kritik der reinen Vernunft lieſt oder eines ſeiner ſpäteren Werke, die auf ihr ſich aufbauen und, wie ſie nur durch jene möglich ſind, zugleich auch die von ihr notwendig verlangte Ergänzung bilden, der empfindet ſofort die abſolute Originalität der neuen Lehre, die anfangs unverſtanden blieb und nachher mit glühender Begeiſterung ergriffen wurde. Es ſind ganz neue Probleme, es iſt behufs ihrer Löſung ein ganz neues Begriffsmaterial, es ſind ganz neue Reſultate, die uns hier entgegentreten. Dieſe Originalität muß zuerſt betont werden, ohne zu vergeſſen, daß ihr mannigfach vorgearbeitet, daß die Zerſetzung des Alten, der ſchüchterne Anfang des Neuen ſchon lange vor Kant ſichtbar war. Aber wie bei allen großen Thaten, ſo genügt es auch hier zur Erklärung nicht, alle Anregungen ſich kaleidoskopiſch durch einander gewürfelt zu denken. Das Neue begreift ſich nur aus einem ſchöpferiſchen Prinzip, welches die Elemente zu ſinnvoller Geſtaltung anordnet.

Kant's Gedankengänge erſcheinen als ein ganz Neues gegenüber dem Begriffsapparat, mit welchem alle vorhergehende Philoſophie arbeitete: ſo verſchieden die früheren Lehren ſind, Kant gegenüber haben ſie eine gewiſſe Gleichartigkeit, von der ſein ganzes Denken ſich ſcharf abhebt.

Dieſe Gleichartigkeit aller vorkantiſchen Philoſophie beruht auf dem gemeinſamen Urſprunge, den ſie in der griechiſchen Wiſſenſchaft hat. Die großen Syſteme derſelben, der Platonismus, der Ariſtotelismus, der Stoicismus, hatten ſich in dem römiſchen Reiche über die geſamte Kulturwelt des Mittelmeeres als die beſtimmenden Mächte der Erkenntnis ausgebreitet, und von da aus haben ſie mehr als einen Weg genommen, um ſich die Herrſchaft über das Denken der germaniſchen Völker zu gewinnen und zu ſichern. Zuerſt übernahm die mit der griechiſchen Begriffswelt völlig durchdrungene, in ihrem philoſophiſchen Ausdruck durchaus von derſelben abhängige Kirchenlehre die Erziehung der Germanen, die ſie mit geringen, meiſt formalen Reſten der antiken Bildung durchführte. Dann trat als weſentliche inhaltvolle Ergänzung der europäiſchen Gedankenwelt das Begriffsſyſtem hinzu, in welches die Araber und die Juden des Mittelalters mit jahrhundertelanger Arbeit die griechiſche Philoſophie verwandelt hatten: bereichert durch dieſen zweiten Zufluß gelangte die chriſtliche Wiſſenſchaft zu ihrer größten Ausbreitung und zu ihrer vollkommeſtnen begrifflichen Geſtaltung. Und wenn dieſer Ausbreitung endlich eine neue Bewegung entgegentrat, welche teils von Sizilien, teils von Konſtantinopel her ihre Wellen zuerſt nach Italien und dann immer weiter und weiter ſchlug — die Wellen der Renaiſſance —, ſo war auch deren Triebkraft zuletzt in Athen zu ſuchen. Auch die Oppoſition ſtammte aus derſelben Quelle: der originale Platon und der originale Ariſtoteles kämpften gegen ihre mittelalterlichen Verwandlungen. In der Myſtik, in Giordano Bruno, in dem proteſtantiſchen Peripateticismus, in der Formenlehre Bacon's, in den angeborenen Ideen Descartes', und weiterhin bei Spinoza und Leibniz — allüberall ſind es griechiſche Begriffe, die gegen griechiſche Begriffe mit neuer Geſtaltung und Begründung ins Feld geführt werden, und ſelbſt die Frageſtellungen eines Locke, Condillac und Hume ſind in das griechiſche Begriffsſyſtem eingeſchloſſen.

So weit alle dieſe Lehren auseinander gehen, eine Gleichartigkeit der Grundbegriffe, wie ſie Platon und Ariſtoteles formuliert haben, geht durch ſie alle hindurch; und nur eine Erſcheinung iſt ſeit dem Beginn der neueren Zeit als ein Fremdartiges und Neues hinzugetreten: das iſt die mathematiſche Naturwiſſenſchaft, die, in der pythagoreiſch-platoniſchen Schule nur erſt geſtreift, durch den Ariſtotelismus bei Seite geſchoben, in der Renaiſſance nicht ohne Anknüpfung an ihre antiken Vorbilder neu gegründet und mit gewaltigem Siegeslauf zu höchſten Zielen geführt wird. Sie iſt das erſte, ſpezifiſch ungriechiſche Element in dem modernen Denken, und es iſt deshalb höchſt bedeutſam, daß Kant von ihr die tiefſte und nachhaltigſte Einwirkung erfahren hat.

So ſehr ſie jedoch auch ſchon vor Kant die Philoſophie zu beſtimmen und ihre Begriffe in dieſelbe einzuflechten begann, die Herrſchaft des platoniſch-ariſtoteliſchen Begriffsſyſtems vermochte ſie nicht zu erſchüttern: ſie ſtand in deren Rahmen wohl als ein Fremdes, das die Harmonie ſtörte, aber ſie ſprengte ihn nicht. Darum blieb die ſyſtematiſche Grundlage des wiſſenſchaftlichen Lebens dieſelbe, die durch die Griechen beſtimmte, bis Kant auftrat. In ihm eröffnet ſich ein neues Gedankenreich. Wenn andere vorher ſich gegen das traditionelle Begriffsſyſtem erhoben, ſo geſchah es hie und da, an einzelnen Punkten. Er gab eine gänzlich neue Welt; bei ihm erſchien alles in ganz neuem Lichte; er war, wie Jean Paul geſagt hat, ein ganzes ſtrahlendes Sonnenſyſtem auf einmal. Mit Recht hat man behaupten dürfen: es giebt, wenn man von allem Nebenſächlichen abſieht, bisher nur zwei philoſophiſche Syſteme: das griechiſche und das deutſche — Sokrates und Kant!

Welches iſt nun der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Syſtemen? Ich will verſuchen, aus den Begriffsformeln den letzten Kern herauszuholen, und gehe dabei von einer Reflexion auf die Verſchiedenheit des Kulturhintergrundes aus, dem beide entſproſſen ſind.

Die griechiſche Philoſophie iſt das Produkt einer einfachen, in ſich geſchloſſenen Nationalkultur, und ſie trägt die Züge derſelben an ſich. Das Bildungsleben der Hellenen entfaltete ſich in einem harmoniſchen Zuſammenhange. Die Mannigfaltigkeit der mythiſchen Vorſtellungen war früh durch die Poeſie zu äſthetiſchen Geſtalten abgeklärt, in denen die Ideale des Volkes ein unſterbliches Leben führten: ſo bildeten die homeriſchen Geſänge die Grundlage aller Erziehung in Griechenland. Die ſozialen Verhältniſſe befreiten den einzelnen von der Notwendigkeit alltäglicher Arbeit, und in freiem Genuſſe politiſcher Unabhängigkeit durfte das Individuum der edleren Arbeit an den Gütern der Kultur ſich hingeben. Dazu kam die Einfachheit des wirklichen Wiſſens, deſſen Vereinigung in einem Kopfe noch keine Mühe machte, dazu kam vor allem der naive Glaube an eine Begrenztheit der Wirklichkeit, in deren ſchön geſchloſſener Runde das Land und das Leben der Griechen den Mittelpunkt bilde. So iſt es zu verſtehen, wie in dieſem Volke das wiſſenſchaftliche Denken, das hier zuerſt ſich frei machte, das ſich an einzelnen Hypotheſen, an Sammlung und Beobachtung geübt und geſtaltet hatte und das in Sokrates ſich ſelbſt und ſeine normale Geſetzmäßigkeit entdeckte, nun auch verlangte, von ſich aus mit ſeinen Geſetzen und ſeinen notwendigen Formbeſtimmtheiten bis in die Tiefe der Dinge wühlen zu können und das Univerſum in ſich abzuſpiegeln.

Griechentum iſt Intellektualismus. Die Erkenntnisthätigkeit, welche hier zum erſtenmale um ihrer ſelbſt willen geübt wird, wirft ſich zur beherrſchenden Seelenthätigkeit auf: ſie ſoll das Handeln beſtimmen, in ihr wird auch das Prinzip der Sittlichkeit geſucht, und von ihr wird angenommen, daß ſie die ganze Weltwirklichkeit in idealer Form wiederhole. Alle griechiſche und alle von dieſer abhängige Philoſophie lebt in der Vorausſetzung und arbeitet ſich darin ab, daß mit dem menſchlichen Wiſſen ein abſchließendes, reſtlos die Wirklichkeit wiedergebendes Weltbild zu gewinnen ſei. Sie will nichts anerkennen, als was erkannt iſt, was im begründbaren Urteile ſich formulieren läßt.

In dieſem Sinne iſt der Ariſtotelismus, wie er die größte Kraft der hiſtoriſchen Wirkung entfaltet hat, in der That auch der reinſte Typus des griechiſchen Intellektualismus. Sein höchſter metaphyſiſcher Begriff iſt derjenige der Gottheit als des ſich ſelbſt denkenden Denkens, und ſeine höchſte Tugend iſt die Kontemplation, die wiſſenſchaftliche Betrachtung. Aber eben deshalb, weil die Tragweite der Erkenntniskraft als unbegrenzt angeſehen, weil die in der Auffaſſung menſchlicher Lebensverhältniſſe ausgebildeten Begriffsformen ungeprüft auf die Deutung aller Erſcheinungen übertragen werden, eben deshalb enthält dieſer ganze Metaphyſizismus eine geiſtige Ausſtrahlung ſpezifiſch menſchlicher Vorſtellungsformen: wie in der Weltbetrachtung der Menſch noch als Mittelpunkt des Univerſums, ſein Geſchick noch als Weltgeſchick, ſo wird die begriffliche Ausmalung menſchlicher Verhältniſſe noch naiv als Welterkenntnis angeſehen. Griechentum iſt Anthropomorphismus.

Hiergegen ſtellen wir die Kulturwelt der Gegenwart. So ſehr in ihr die Verſchiedenheit der einzelnen Nationen verfolgbar iſt, im allgemeinen leben wir in einer abgeſchliffenen Geſamtkultur. Uns umgeben viel verſchlungene, äußerſt problemreiche Verhältniſſe des äußeren, des politiſchen und ſozialen Lebens, uns umwogt mit ſtürmiſchen Wellen der tägliche Kampf um das Daſein. Unſer Blick hat ſich in das Unendliche erweitert; er kennt keine Grenze des Seins: aus tauſend und abertauſend Quellen auf dem ganzen Erdball rinnt uns ein Wiſſen zuſammen, das nie mehr in einem Kopfe vereinigt und nie mehr auf eine einfache Geſamtformel gebracht werden wird. Längſt vor allem müſſen wir uns an die Vorſtellung gewöhnen, daß wir nicht im Mittelpunkte des Weltlebens ſitzen, ſondern irgendwo in einem entlegenen Winkel ein beſcheidenes Daſein abſpinnen.

Und als wenn es mit dieſer Demütigung des Wiſſens durch ſich ſelbſt, als wenn es mit dieſer Vielgeſpaltenheit unſeres Kulturlebens noch nicht genug wäre, ſo geht durch unſer ganzes Leben ein tiefer Riß hindurch. Seitdem die griechiſche Philoſophie ihren heimatlichen Boden verlaſſen und ſich in die wiſſenſchaftliche Grundlage der Weltkultur verwandelt hat, fand ſie ſich ein Fremdes, Uebermächtiges gegenüber: die Religion, welche vom Orient her den europäiſchen Kontinent erobert hat. Mit raſtloſer Zähigkeit hat der Geiſt der griechiſchen Wiſſenſchaft die Jahrhunderte hindurch daran gearbeitet, dieſen Inhalt ganz zu durchdringen und zu bewältigen: es iſt ihm nicht gelungen. Alle Syſteme der mittelalterlichen Philoſophie ſind vergebene Liebesmüh des Wiſſens, den Glauben aus ſich zu reproduzieren. Wenn die Wiſſenſchaft nach wie vor darnach rang, den letzten Zuſammenhang der Dinge zu verſtehen, wenn es ihr ſogar gelang, erſt in geringer, dann in immer größerer Ausdehnung das religiöſe Bewußtſein in ſich hineinzuziehen, — zuletzt blieb doch eben dies religiöſe Bewußtſein mit logiſch unvereinbarer Selbſtändigkeit daneben beſtehen. Neben dem auf die griechiſchen Begriffe gebauten Rationalismus läuft der Myſtizismus des Glaubens einher, hier mehr, dort weniger Raum für ſich in Anſpruch nehmend, aber niemals vollſtändig überwunden. Alle Stufen des Antagonismus zeigt die Geſchichte dieſer Gegenſätze, von der erſtrebten Verſöhnung bis zum erbitterten Kampf, bis zur Vernichtung des Denkens durch die ſtarre Orthodoxie und bis zur Vernichtung des religiöſen Bewußtſeins durch die Aufklärung; das Charakteriſtiſchſte aber iſt jene Lehre von der zwiefachen Wahrheit, der theologiſchen und der philoſophiſchen, welche im Ausgange des Mittelalters aufkam, und ſeither in Männern wie Bayle und Jacobi und in vielen anderen Erſcheinungen einen den neueren Begriffen ſich mehr anpaſſenden Ausdruck gefunden hat.

So iſt das moderne, um mit Hegel zu reden, das „zerriſſene Bewußtſein". Es hat die Harmonie der unbefangenen Einfachheit verloren und müht ſich an ſeinen inneren Widerſprüchen ab. Die griechiſche Wiſſenſchaft iſt mit ihrem geſamten Begriffsſyſtem ein unentbehrlicher Beſtandteil unſerer Kultur geworden, ein Beſitztum der Menſchheit in saecula saeculorum, und an einer Reihe von Grundbegriffen auch der modernen Naturforſchung, die ſich ihr noch am ſelbſtändigſten gegenüberſtellt, läßt ſich zeigen, wie ſtark ſie uns allen, manchem vielleicht, ohne daß er davon weiß, im Blute ſteckt: aber ſie hat aufgehört, für ſich allein den abſchließenden Rahmen unſerer Weltbetrachtung zu bilden, ſie kann in dem ganzen Zuſammenhange unſeres Geiſteslebens nicht mehr das Höchſte und Letzte ſein.

Das iſt nun die große Bedeutung der kantiſchen Philoſophie, daß ſie dieſem veränderten Verhältniſſe der Kulturthätigkeiten zum erſtenmale einen völlig adäquaten Ausdruck giebt, daß ſie in großen Zügen dieſen unſern geiſtigen Geſamtzuſtand ausprägt, und das iſt die epochemachende That der „Kritik der reinen Vernunft", daß ſie dieſen Thatbeſtand mit ſtrengſter wiſſenſchaftlicher Beweisführung zum unumſtößlichen Bewußtſein bringt. Die Mittel der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis, zeigt ſie, reichen nicht aus und werden niemals ausreichen, um ein Weltbild in dem Sinne, wie der jugendlich unbefangene Wiſſenstrieb es ſich als Aufgabe geſtellt hatte und wohl noch jetzt und immer ſtellen mag, mit notwendiger und allgemeiner Geltung hervorzubringen. Die Wiſſenſchaft iſt allein nicht imſtande, jenes alle unſere Bedürfniſſe umfaſſende Bewußtſein zu gewähren, welche wir als die Krönung unſeres ſelbſtbewußten Lebens erſtreben müſſen.

Kant, Immanuel (1724—1804). Kritik der reinen Vernunft (Auszug von Joh. Gottfr. Chriſt. Kieſewetter). Unſer geſamtes Erkenntnisvermögen zerfällt in zwei Teile, in das Vermögen der unmittelbaren und mittelbaren Vorſtellungen von Gegenſtänden (Sinnlichkeit und Verſtand). Alle Vorſtellungen, welche die Sinnlichkeit liefert, beziehen ſich unmittelbar auf einen Gegenſtand, ſind alſo einzelne Vorſtellungen, paſſen nur auf dies und auf kein anderes Objekt. Ich ſehe jetzt einen Kupferſtich vor mir hängen und habe alſo eine Anſchauung; dieſe meine Vorſtellung aber, die ich jetzt habe, paßt nur auf dieſen Kupferſtich, der vor mir hängt. Eben dies gilt auch von den Anſchauungen, die mir die Einbildungskraft (die auch zur Sinnlichkeit gehört) liefert. Meine Einbildungskraft reproduziert mir das Geſicht des verſtorbenen Königs, und dieſe Vorſtellung paßt nur auf einen Gegenſtand, es iſt mit ihr das Bewußtſein verknüpft, daß ſie nicht mehrere, ſondern nur einen Gegenſtand unter ſich enthält. — Alle unſere Vorſtellungen alſo, die auf mehrere Gegenſtände paſſen, ſind nicht Produkte der Sinnlichkeit, ſondern Produkte des Verſtandes.

In der Kritik der drei Hauptvermögen wird unter andern nach den Geſetzen gefragt, nach welchen dieſe Vermögen ihre Thätigkeiten verrichten. Geſetze ſind allgemeine Regeln, alſo nicht Vorſtellungen von einzelnen Gegenſtänden, d. h. die Erkenntnis derſelben gehört nicht der Sinnlichkeit, ſondern dem Verſtande an; folglich werden wir die Geſetze für die Thätigkeiten der drei Hauptvermögen unſeres Gemüts im Verſtande zu ſuchen haben.

Der Verſtand in weiterer Bedeutung aber, wo wir ihn nämlich der Sinnlichkeit, als dem Vermögen der einzelnen Vorſtellungen (der Anſchauungen) entgegenſetzen, zerfällt in drei Teile, in den Verſtand in engerer Bedeutung, in die Urteilskraft und in die Vernunft. Unter Verſtand in engerer Bedeutung verſtehen wir das Vermögen des Gemüts, das Beſondere im Allgemeinen darzuſtellen. Wenn wir z. B. dadurch, daß wir die Anſchauungen Cajus, Titus, Livius u. ſ. w. mit einander vergleichen, das aus ihnen weglaſſen, was ſie zu einzelnen Vorſtellungen macht, und das, was ihnen gemeinſchaftlich iſt, in eine Vorſtellung zuſammenfaſſen und ſo die Vorſtellung Menſch bilden, ſo iſt dieſe Vorſtellung Menſch ein Begriff; ſie geht nicht bloß auf einen einzelnen Gegenſtand, ſondern auf mehrere, auf den Cajus, Titus ꝛc., und dieſe einzelnen Vorſtellungen Cajus, Titus, Livius ꝛc. (das Beſondere) werden in dem Begriff Menſch oder im Allgemeinen dargeſtellt; denn ihnen allen kommt der Begriff Menſch als Merkmal zu. — Das Vermögen, durch welches dieſe Thätigkeit das Beſondere im Allgemeinen darzuſtellen verrichtet, nennen wir Verſtand in engerer Bedeutung. Unter Urteilskraft verſtehen wir das Vermögen des Gemüts, das Beſondere unter das Allgemeine einzuteilen. Es iſt mir das Beſondere Cajus und das Allgemeine Menſch gegeben; ſage ich nun, Cajus iſt ein Menſch, ſo habe ich das Beſondere unter das Allgemeine gebracht und dies iſt ein Geſchäft der Urteilskraft. Die Vernunft endlich iſt das Vermögen, das Beſondere im Allgemeinen zu erkennen, das Beſondere aus dem Allgemeinen herzuleiten. Geſetzt, ich mache den Schluß: alle Menſchen ſind ſterblich, Cajus iſt ein Menſch, alſo iſt Cajus ſterblich; ſo habe ich die Wahrheit des beſonderen Urteils: Cajus iſt ſterblich, aus dem allgemeinen Urteil, alle Menſchen ſind ſterblich, hergeleitet und dies iſt ein Geſchäft der Vernunft.

Eine jede der vorhin genannten drei Kritiken hat den Zweck, wiſſenſchaftlich zu beſtimmen, wie weit erſtreckt ſich der Umfang eines jeden Vermögens des Gemüts? Auf welchem Wege werden ihm Gegenſtände gegeben? Und welches ſind die Geſetze, nach welchem es ſeine Thätigkeiten verrichtet? Man hätte dieſe Fragen auch ſo ausdrücken können, welches ſind die Geſetze, nach welchen jedes Vermögen ſeine Thätigkeiten verrichtet? Wie weit erſtreckt ſich das Gebiet dieſer Geſetze, und in wie fern ſind ihm die Gegenſtände unterworfen? —

Stellt man nun dieſe Unterſuchung wirklich an, ſo findet ſich, daß der Verſtand in engerer Bedeutung geſetzgebend für das Erkenntnisvermögen, die Urteilskraft für das Gefühl der Lnſt und Unluſt, und die Vernunft für das Begehrungsvermögen iſt, eine Behauptung, die hier nicht bewieſen werden kann. Man kann alſo ſtatt Kritik des Erkenntnisvermögens ſagen Kritik des Verſtandes, die Kritik des Gefühls der Luſt und Unluſt auch Kritik der Urteilskraft nennen und endlich ſtatt Kritik des Begehrungsvermögens ſetzen Kritik der Vernunft. — Vergleichen wir dieſe Benennungen mit den von Kant für die Kritiken der drei Hauptvermögen des Gemüts gewählten Namen, ſo finden wir, daß er der Kritik des Gefühls der Luſt und Unluſt wirklich den Namen der Kritik der Urteilskraft beigelegt, daß er aber die Kritik des Verſtandes Kritik der reinen Vernunft und die Kritik der Vernunft (als Kritik des Begehrungsvermögens) Kritik der praktiſchen Vernunft genannt hat; er fand nämlich bei ſeinen angeſtellten Unterſuchungen, daß, obgleich nur der Verſtand allein für das Erkenntnisvermögen geſetzgebend iſt, dennoch die Vernunft beſtändig ſtrebt, Regeln, die ſie bloß zur Leitung unſeres Erkenntnisvermögens geben kann, auch auf Erkenntnis der Gegenſtände auszudehnen, und da ſie in der Erfahrung keine Vorſtellungen findet, die ihren Begriffen angemeſſen ſind, über die Erfahrung hinaus in's Ueberſinnliche zu ſchweifen, daß der größte Irrtum in unſern Erkenntniſſen daraus entſpringt, daß die Vernunft aus ſich ſelbſt ohne alle Erfahrung (reine Vernunft) Gegenſtände erkennen will, und daß alſo deshalb derſelben in Rückſicht auf Erkenntniſſe der Gegenſtände ſtrenge Grenzen vorgeſchrieben werden müſſen, daher nannte er die Kritik des Erkenntnisvermögens oder des Verſtandes Kritik der reinen Vernunft. Daß er die Kritik des Begehrungsvermögens Kritik der praktiſchen Vernunft genannt hat, geſchah bloß, um ſie von der Kritik der ſpekulativen Vernunft zu unterſcheiden, welche letztere ſich bloß mit Erkenntniſſen beſchäftigt, dahingegen es jener um Beſtimmung der Geſetze des Begehrungsvermögens zu thun iſt.

Hieraus wird ſich nun ergeben, warum man die neuere Philoſophie, deren Stifter der unſterbliche Kant iſt, die kritiſche Philoſophie nennt. Sie unterſcheidet ſich von allen anderen Syſtemen dadurch, daß ſie die Grenzen eines jeden Vermögens unſeres Gemüts und die Geſetze desſelben genau beſtimmt, ehe ſie erlaubt, ein Syſtem der Erkenntniſſe der Gegenſtände derſelben aufzuführen. Auf der einen Seite ſteht ihr der Dogmatismus entgegen, der ohne dieſe vorhergegangene Unterſuchung ſich anmaßt, das Daſein oder nicht Nichtdaſein vorzüglich überſinnlicher Gegenſtände und Eigenſchaften zu beſtimmen; auf der andern Seite der Skepticismus, der ohne vorhergegangene Beſtimmung der Grenzen unſerer Erkenntniſſe alle Erkenntniſſe für ungewiß und zweifelhaft erklärt.

Kant hat die Kritik des Erkenntnisvermögens vorzüglich in zwei Schriften dargelegt, in der Kritik der reinen Vernunft und in ſeiner Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten.

Kant unterſcheidet zwiſchen der empiriſchen Erkenntnis (Erkenntnis a posteriori) und der Erkenntnis a priori; jene beruht auf ſinnlichen Wahrnehmungen, dieſe ſind im Erkenntnisvermögen ſelbſt gegründet; iſt ihnen nichts Empiriſches beigemiſcht, ſo heißen ſie rein. — Die Vernunft ſtrebt nach Auflöſung der Fragen von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit, die offenbar nicht zur Erfahrung gehören, und daher fordert die Metaphyſik, deren Hauptgegenſtand die Beantwortung dieſer Fragen iſt, eine genaue Beſtimmung von der Möglichkeit, den Prinzipien und dem Umfang aller Erkenntniſſe a priori.

Wir unterſcheiden in Rückſicht des Inhalts zwei Arten von Urteilen, analytiſche und ſynthetiſche; in jenen wird das Prädikat ſchon im Subjekt enthalten gedacht, ſo daß bloß die Zergliederung der Vorſtellung des Subjekts zur Fällung des analytiſchen Urteils hinreicht; z. B. ein Zirkel iſt rund; wo rund offenbar ſchon im Begriff Zirkel liegt. Ein Urteil heißt hingegen ſynthetiſch, wenn das dem Subjekt beigelegte Prädikat noch nicht im Begriffe des Subjekts gedacht wird, z. B. Cajus iſt krank. Hier muß alſo der Grund der Verbindung zwiſchen Subjekt und Prädikat angegeben werden. Bei den Erfahrungsurteilen, die insgeſamt ſynthetiſch ſind, iſt dieſer Grund die ſinnliche Wahrnehmung. Alle analytiſchen Urteile ſind freilich insgeſamt a priori, d. h. ich brauche bei denſelben zur Erfahrung meine Zuflucht nicht zu nehmen, weil ich nur nötig habe, den Begriff des Subjekts zu zergliedern, aber ſie erweitern auch unſere Erkenntnis nicht; ſollen wir alſo Erkenntnis a priori haben, ſo muß es auch ſynthetiſche Urteile a priori geben; dergleichen finden wir auch in der Mathematik, in der reinen Naturwiſſenſchaft und in der Metaphyſik Wir werden alſo nach dem Grunde ſolcher ſynthetiſchen Urteile a priori fragen müſſen, oder mit andern Worten fragen müſſen, wie ſind ſynthetiſche Urteile a priori möglich? Dies ſetzt aber eine genaue Beſtimmung der Grenzen unſeres Erkenntnisvermögens voraus welche in der Kritik der reinen Vernunft gegeben wird.

Die Kritik der reinen Vernunft oder unſers Erkenntnisvermögens zerfällt in zwei Teile, in die Elementarlehre und in die Methodenlehre. Die Elementarlehre beurteilt die Beſtandteile unſerer Erkenntnis, die Methodenlehre beſchäftigt ſich mit dem Plane, aus den Materialien ein Syſtem der Erkenntnis zuſtande zu bringen.

Da unſer Erkenntnisvermögen in zwei Hauptteile zerfällt, in die Sinnlichkeit und in den Verſtand, ſo wird auch die Kritik dieſes Vermögens in die beiden Hauptteile zerfallen, in die Kritik der Sinnlichkeit und in die Kritik des Verſtandes. Jene nennt Kant Transcendentale Aeſthetik, dieſe Transcendentale Logik.

1) Transcendentale Aeſthetik. Kant braucht den Ausdruck Aeſthetik nicht in der gewöhnlichen Bedeutung, wo man darunter eine Kritik des Geſchmacks (oder wie andere unrichtiger ſagen, die Wiſſenſchaft des Schönen) verſteht, ſondern er belegt die Wiſſenſchaft von der ſinnlichen Erkenntnis mit dieſem Namen und hat den griechiſchen Sprachgebrauch für ſich. — Transcendental nennt Kant eine Vorſtellung (Erkenntnis, Wiſſenſchaft), die in dem Erkenntnisvermögen ſelbſt gegründet iſt, aber doch auf Gegenſtände der Erfahrung angewandt werden kann; dem Transcendentalen ſteht das Empiriſche entgegen, das aus Erfahrung entſpringt und auf Erfahrung alſo angewandt wird. Der Begriff Urſach iſt a priori, leidet aber ſeine Anwendung auf Gegenſtände der Erfahrung, daher iſt er transcendental; der Begriff Menſch iſt empiriſch, er entſpringt

aus Erfahrung und leidet alſo auf dieſelbe auch keine Anwendung. In der transcendentalen Aeſthetik wird nun dargethan, daß es ſinnliche Vorſtellungen a priori giebt, die auf Erfahrung angewandt werden können. Es ſind deren zwei, Raum und Zeit. Daher hat die transcendentale Aeſthetik zwei Abſchnitte, vom Raume — und von der Zeit. Von beiden Vorſtellungen giebt Kant ſowohl eine metaphyſiſche als eine transcendentale Erörterung. Erörterung iſt die Darſtellung der Merkmale einer Vorſtellung, wenngleich die Merkmale nicht ausführlich angegeben werden. Sie iſt metaphyſiſch, wenn ſie dasjenige enthält, was der Vorſtellung als a priori (durch's Erkenntnisvermögen ſelbſt) gegeben, zukömmt. Transcendental heißt die Erörterung, wenn durch ſie deutlich gemacht wird, wie durch dieſe Vorſtellung andere ſynthetiſche Erkenntniſſe a priori möglich ſind. — Das Reſultat dieſer Unterſuchung iſt, Raum und Zeit ſind Anſchauungen a priori und haben als notwendige Formen unſerer ſinnlichen Erkenntnis, Anwendung auf Gegenſtände der Erfahrung.

2) Transcendentale Logik. Wiſſenſchaftliche Darlegung der Geſetze unſers Denkens heißt Logik. Nimmt man dabei auf den Inhalt des Gedachten keine Rückſicht, ſo heißt die Logik allgemein.

Aus der vorher gegebenen Erklärung von transcendentaler Aeſthetik, wird ſich leicht der Ausdruck transcendentale Logik erklären laſſen; ſie iſt die Wiſſenſchaft von den Vorſtellungen (Begriffen und Urteilen), die im Verſtande ſelbſt ihren Grund haben und auf Gegenſtände der Erfahrung angewandt werden können. Sie zerfällt in die Analytik und Dialektik, jene zergliedert den Verſtandesgebrauch, um die in ihm liegenden Begriffe und Urteile a priori aufzufinden, die ihre Anwendung auf Gegenſtände der Erfahrung haben; dieſe deckt den falſchen Schein der Anmaßungen der Vernunft auf, wenn ſie von dieſen Begriffen einen unrechtmäßigen Gebrauch machen will.

A. Transcendentale Analytik. Sie zerfällt wiederum in zwei Teile, in die Analytik der Begriffe und in die Analytik der Grundſätze; denn der Verſtand liefert zur Erkenntnis nur dieſe beiden Stücke, Begriffe und Urteile.

a) Analytik der Begriffe. Hier iſt es nun zuvörderſt darum zu thun, einen Leitfaden zu entdecken, der uns in den Stand ſetzt, die in dem Verſtande liegenden Begriffe vollſtändig aufzuzählen. Dieſer findet ſich in den verſchiedenen Formen der Urteile, als ſo viel verſchiedenen Thätigkeiten des Verſtandes; aus ihnen entſpringen die reinen urſprünglichen Begriffe des Verſtandes, die Kant Kategorien oder Prädicamente nennt; von ihnen ſind die Prädicabilien verſchieden, die auch a priori ſind, aber durch die Zuſammenſetzung jener durcheinander oder mit den reinen Formen der Sinnlichkeit entſpringen. So iſt z. B. Urſach eine Kategorie oder ein Prädicament, Kraft eine Prädicabilie, weil ſie aus den Begriffen Subſtanz und Urſach zuſammengeſetzt iſt. —

Nach Unterſuchung dieſer Begriffe entſpringt die Frage, mit welchem Rechte wenden wir dieſe im Verſtande gegründeten Vorſtellungen auf Gegenſtände an; dies nennt man eine Deduction derſelben. Eine Deduction heißt transcendental, wenn die gegebene Vorſtellung a priori iſt, ſie iſt empiriſch, wenn man zeigt, wie man aus der Erfahrung und aus der Reflection über dieſelbe Begriffe erhält. Hier wird alſo eine transcendentale Deduction ſtattfinden. Dieſe transcendentale Deduction beruht auf dem Satz, daß ohne die Kategorien gar keine Erkenntnis möglich iſt, ja daß ſelbſt das reine Selbſtbewußtſein Ich denke (welches Kant die transcendentale Einheit des Selbſtbewußtſeins nennt) nicht möglich iſt. Die Kategorien haben aber keinen andern Gebrauch zur Erkenntnis der Dinge, als ihre Anwendung auf Gegenſtände der Erfahrung, weil nur allein durch empiriſche Anſchauung uns ein objektives Mannigfaltiges gegeben wird, welches wir nun durch die Kategorien zur Einheit des Gegenſtandes (zur Erkenntnis) verbinden. Ueberſinnliche Gegenſtände können zwar durch die Kategorien gedacht, aber nicht erkannt werden.

b. Analytik der Grundſätze. — Unter Urteilskraft verſtehen wir das Vermögen unter Regeln zu ſubſumieren, d. i. zu unterſcheiden, ob etwas unter einer gegebenen Regel ſtehe oder nicht. Die allgemeine Logik kann keine Regeln für die Urteilskraft geben, wie ſie ſubſumieren ſoll, denn da würde wiederum Urteilskraft erforderlich ſein, um unter die neue Regel zu ſubſumieren. In der transcendentalen Logik aber, wo von einer beſtimmten Art der Erkenntnis, der Anwendung der Begriffe a priori auf Gegenſtände der Erfahrung die Rede iſt, müſſen zugleich die Bedingungen dieſer Anwendung gegeben werden. Dies thut die transcendentale Doctrin der Urteilskraft. Doctrin nennt man nämlich jede Wiſſenſchaft, die ihre Regeln beweiſen kann. Sie zerfällt in zwei Teile. Der erſte handelt von den ſinnlichen Bedingungen, unter welchen reine Verſtandesbegriffe allein gebraucht werden können, d. i. von dem Schematismus des reinen Verſtandes, der zweite handelt von den Grundſätzen des reinen Verſtandes, welche aus den reinen Verſtandesbegriffen unter dieſen Bedingungen a priori fließen.

Die reinen Verſtandesbegriffe haben vermittels der Form aller unſerer Anſchauungen der Zeit, Anwendung auf unſere empiriſchen Anſchauungen; eine ſolche Anwendung der Kategorie auf die Form der Zeit, nennt Kant ein Schema derſelben. — Alle unſere Urteile ſind entweder analytiſch, oder ſynthetiſch. Der oberſte Grundſatz aller analytiſchen Urteile iſt der Satz des Widerſpruchs, der oberſte Grundſatz aller ſynthetiſchen Urteile iſt: die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt, ſind zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenſtände der Erfahrung.

Aus dieſem oberſten Grundſatze werden nunmehr nach der Tafel der Kategorien ſyſtematiſch alle Grundſätze des reinen Verſtandes hergeleitet. Die Grundſätze, die aus den Kategorien der Quantität und Qualität fließen, nennt Kant mathematiſche, weil ſie ſich auf Anſchauungen als ſolche beziehen; die Grundſätze hingegen, die aus den Kategorien der Relation und Modalität fließen, nennt er dynamiſche, weil ſie ſich auf das Daſein der Erſcheinungen überhaupt beziehen. Bei den erſtern muß das zu verbindende Mannigfaltige gleichartig (eine Größe, extenſive oder intenſive) ſein, welches bei den zweiten nicht notwendig erforderlich iſt. — Sodann fügt Kant zur transcendentalen Doctrin der Urteilskraft noch die Unterſcheidung aller Gegenſtände überhaupt in Phänomena und Noumena hinzu. Jene ſind Gegenſtände, in ſo fern wir ſie unter den Formen unſerer Sinnlichkeit anſchauen; dieſe ſind, in negativer Bedeutung, Dinge, in ſo fern ſie bloß von uns gedacht, nicht angeſchaut, aber eben deshalb auch nicht erkannt werden, in poſitiver Bedeutung, Dinge, die nicht ſinnlich angeſchaut werden, Dinge, wie ſie an ſich ſind. Eine ſolche nicht ſinnliche Anſchauung haben wir nicht, alſo iſt dies bloß ein problematiſcher Begriff.

In einem Anhange handelt Kant von der Amphibolie (Zweideutigkeit) der Reflexionsbegriffe durch die Verwechſelung des empiriſchen Verſtandesgebrauchs mit dem transcendentalen.

B. Transcendentale Dialektik. Der Schein beruht jedesmal auf einem irrigen Urteil, und aller transcendentale Schein darauf, daß man die logiſche Maxime der Vernunft, zu jeder bedingten Erkenntnis des Verſtandes das Unbedingte zu finden, womit die Einheit desſelben vollendet wird, zu einem Grundſatz der Erkenntnis der Gegenſtände macht und nur annimmt: Wenn das Bedingte gegeben iſt, ſo iſt auch die ganze Reihe einander untergeordneter Bedingungen, die mithin ſelbſt unbedingt iſt, in dem Gegenſtande gegeben. Da aber die Erfahrung nichts Unbedingtes geben kann (da ſie unter den Bedingungen des Raums und der Zeit ſteht), ſo wird die Vernunft transcendent, d. h. ſie geht über alle Erfahrung hinaus. Dem Transcendenten ſteht das Immanente entgegen, welches allein von Erfahrungsgegenſtänden gilt. —

Einen Begriff, der die Möglichkeit der Erfahrung überſteigt, nennt man Idee. Die transcendentalen Ideen laſſen ſich aus der Form der Vernunftſchlüſſe ableiten; nach den Gegenſtänden, worauf man ſie zur vermeintlichen Erkenntnis anwendet, bekommen ſie den Namen der pſychologiſchen, kosmologiſchen und telelogiſchen Ideen. Unter Paralogismus verſteht man einen falſchen Schluß der Form nach; iſt aber der Grund, warum der Schluß falſch iſt, in dem Erkenntnisvermögen ſelbſt gelegen, ſo heißt der Paralogismus transcendental. Dies iſt nun bei den pſychologiſchen Ideen der Fall. — Das Reſultat dieſer Unterſuchung iſt, daß es keine rationelle Pſychologie, d. h. keine Wiſſenſchaft von der Seele, abgeſondert von aller Erfahrung geben könne. Die Aufdeckung des Scheins bei den kosmologiſchen Ideen nennt Kant die Lehre von den Antinomien[1] der reinen Vernunft, weil ſich nämlich ergiebt, daß die Vernunft bei Anwendung der Kategorien auf die kosmologiſchen Ideen jedesmal zwei widerſtrebende Sätze, deren eines die Theſis (Satz), das andere die Antitheſis (Gegenſatz) genannt wird, giebt, für deren jedes man einen gleichbündigen Beweis führt. Der Satz hat das Intereſſe der praktiſchen Vernunft, das Streben der ſpekulativen Vernunft die ganze Reihe der Bedingungen zu vollenden und den Vorzug der Popularität für ſich; dahingegen der Gegenſatz ein weit größeres Intereſſe der ſpekulativen Vernunft bei ſich führt, die dadurch in die größte Thätigkeit verſetzt wird, deren Thätigkeit hingegen bei der Annahme des Satzes völlig gehemmt wird. Die Antwort, welcher von beiden Sätzen der richtige ſei, kann von der Vernunft nicht abgewieſen werden und iſt auch beantwortbar, weil der Grund des Streits in ihr ſelbſt gegründet iſt. Sie ſind nur durch den transcendentalen Idealism auflösbar, d. h. durch den Lehrbegriff, der da zeigt, die im Raume und in der Zeit angeſchauten Gegenſtände, d. h. die Gegenſtände der Erfahrung ſind nur Erſcheinungen, und haben, ſo wie ſie vorgeſtellt werden, außer unſerer Vorſtellung keine an ſich gegründete Exiſtenz. — Dieſem Lehrbegriff ſteht der transcendentale Realism entgegen, der dieſe Erſcheinungen für Dinge an ſich hält. Das Reſultat der Entſcheidung über die Antinomien fällt endlich dahin aus, daß, da man in beiden Behauptungen (im Satz und Gegenſatz) fälſchlich Raum und Zeit für Merkmale der Dinge an ſich hält, fälſchlich Erſcheinungen mit Dingen an ſich verwechſelt, keine von beiden ihre Richtigkeit habe; man kann alſo dieſe Sätze nicht zur Beſtimmung von Erkenntniſſen brauchen, obgleich die ihnen zum Grunde liegenden koſmologiſchen Ideen der Vernunft eine Regel vorſchreiben, die ſie bei ihrer Thätigkeit leiten ſoll. Dies drückt Kant ſo aus, die koſmologiſchen Ideen ſind in Rückſicht auf Erkenntniſſe nicht konſtitutiv, ſondern nur regulativ.

---

[1] Antinomie heißt Widerſtand der Geſetze.

Die Lehre von der telelogiſchen Idee erhält von Kant die Ueberſchrift: Von dem Ideal der reinen Vernunft. Man verſteht nämlich unter Ideal einen Gegenſtand, der einer Idee korreſpondiert. Das transcendentale Ideal beruht auf dem Grundſatz der Beſtimmbarkeit und iſt das allerrealſte Weſen bei der Prüfung der drei möglichen Beweisarten; für das Daſein dieſes Weſens ergiebt ſich, daß keiner die Probe hält; und auch hier iſt alſo die Idee der reinen Vernunft für die Erkenntniſſe bloß regulativ, nicht konſtitutiv.

Die Methodenlehre der Kritik der reinen Vernunft enthält die formalen Bedingungen eines vollſtändigen Syſtems der reinen Vernunft, und begreift folgende Teile in ſich:

1) Die Disziplin der reinen Vernunft. Dieſe hat den Zweck, den beſtändigen Gang, den die Vernunft hat, von den Regeln ihres richtigen Gebrauchs abzuweichen, einzuſchränken und endlich zu vertilgen. Sie hat es erſtlich mit dem dogmatiſchen Gebrauch zu thun, wo ſie darauf aufmerkſam macht, daß die Mathematik und die Philoſophie zwei ganz verſchiedenartige Wiſſenſchaften ſind, und daß alſo das Verfahren der einen in der andern nie nachgeahmt werden könne. Dies gilt von den Definitionen, Grundſätzen und Beweiſen. Sodann beſchäftigt ſie ſich mit dem polemiſchen Gebrauch und zeigt, daß man zwar jede Behauptung von Erkenntniſſen im Felde überſinnlicher Gegenſtände in ihrer Richtigkeit darſtellen könne, daß man ſich aber hüten müſſe, das Gegenteil dieſer Behauptung beweiſen zu wollen, weil man ſonſt ſeinem Gegner dieſelbe Blöße giebt. In einem Anhange zeigt Kant, daß nicht der Skepticismus, ſondern nur allein Kritik der reinen Vernunft uns, bei dem Widerſtreite der reinen Vernunft mit ſich ſelbſt, Ruhe verſchafft. Drittens bezieht ſich die Disziplin der reinen Vernunft auch auf die Hypotheſen, und hier findet ſich, daß transcendentale Hypotheſen zum dogmatiſchen ſpekulativen Gebrauch der Vernunft nicht geſtattet werden können, weil die Vernunft dadurch nicht allein nicht weiter gebracht wird, ſondern dieſe verſtattete Freiheit ſie endlich ſelbſt um die Erfahrung bringen würde, ob man ſie gleich im polemiſchen Gebrauch verſtatten kann, um den transcendentalen Hypotheſen des Gegners andere eben ſo wahrſcheinliche entgegenzuſtellen. Endlich beſchäftigt ſich die Disziplin mit den Beweiſen transcendentaler und ſynthetiſcher Sätze, und hier giebt ſie folgende Regeln. a) Man muß keine trancendentalen Beweiſe verſuchen, ohne zuvor überlegt und ſich desfalls gerechtfertigt zu haben, woher man die Grundſätze nehmen wolle, auf welche man ſie zu errichten gedenkt und mit welchem Rechte man von ihnen den guten Erfolg der Schlüſſe erwarten könne. b) Jeder transcendentale Satz hat auch nur einen einzigen Beweis. c) Die Beweiſe deſſelben dürfen nicht apagogiſch (oder indirekt), ſondern müſſen jederzeit oſtenſiv (oder direkt) ſein. Ein Beweis heißt apagogiſch oder indirekt, wenn man das Widerſprechende des Gegenteils der Behauptung darthut, oſtenſiv oder direkt, wenn man die Wahrheit des Behaupteten unmittelbar aus Grundſätzen ableitet.

2) Der Kanon der reinen Vernunft. Kanon iſt der Inbegriff der Grundſätze a priori zum richtigen Gebrauch eines Erkenntnisvermögens. Da es nun keine Erkenntnis für die reine Vernunft (vom Verſtandesgebrauch in engerer Bedeutung iſt nicht die Rede) giebt, ſo hat ſie auch keinen Kanon, ſondern blos eine Disziplin. Es giebt nur einen richtigen Gebrauch der reinen Vernunft, in praktiſcher Rückſicht, d. h. in ſo fern ſie den Willen beſtimmt, alſo giebt es auch nur einen Kanon für den reinen praktiſchen Vernunftgebrauch. Da geht nun ihr letzter Zweck auf Freiheit des Willens, Unſterblichkeit der Seele und das Daſein Gottes. Hiermit iſt verbunden die Lehre vom Ideal des höchſten Guts, wobei nun zu gleicher Zeit der Grad des Fürwahrhaltens beſtimmt werden muß, den die prakt.ſche Vernunft dieſen ihren Vorausſetzungen giebt und daher wird der Unterſchied zwiſchen Meinen, Glauben und Wiſſen hinzugefügt.

3) Die Architektonik der reinen Vernunft. Sie lehrt, wie man aus der Erkenntnis eine Wiſſenſchaft zu ſtande bringen kann, und liefert alſo eine Einteilung der Philoſophie als eines Syſtems aller philoſophiſchen Erkenntniſſe. (Man ſetzt der Wiſſenſchaft oder dem Syſtem der Erkenntniſſe, die rhapſodiſtiſchen Erkenntniſſe entgegen, und verſteht unter erſtern eine Verbindung der Erkenntniſſe aus der Idee eines Ganzen, wo alſo alle Teile ſich untereinander ihre Stelle beſtimmen und Vollſtändigkeit ſich erwarten läßt.)

4) Die Geſchichte der reinen Vernunft, ſchließlich die Methodenlehre.

Kants Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik haben mit ſeiner Kritik der reinen Vernunft einerlei Zweck, und ſind nur in der Methode, d. h. der Art des Vortrags verſchieden, dieſer iſt nämlich in der Kritik ſynthetiſch, in den Prolegomenen analytiſch.

Die zur Erkenntnis der übrigen Teile des kritiſchen Syſtems von Kant gelieferten Schriften, ſind ſeine Kritik der Urteilskraft, und ſeine Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten, verbunden mit ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft.

Die Weiterbildung der „Kritik der reinen Vernunft" denkt ſich der obengenannte Philoſoph Windelband ſo:

Die Kritik der reinen Vernunft, welche nur eine Kritik der Erkenntnis ſein will, reicht über ſich ſelbſt hinaus. Die Aufgabe der Wiſſenſchaft, zeigt ſie, iſt nicht, die Welt abzubilden, ſondern dem Spiel der Vorſtellungen das normale Denken gegenüber zu ſtellen, und ihre philoſophiſche Spitze beſteht darin, die letzten, alles übrige begründenden Prinzipien des normalen Denkens zu formulieren. An die Stelle des Weltbildes, das die griechiſche Philoſophie ſuchte, tritt die Selbſtbeſinnung, vermöge deren der Geiſt ſein eigenes Normalgeſetz ſich zum Bewußtſein bringt. Und wenn die Aufgabe der Philoſophie ſo gefaßt iſt, ſo zeigt ſich von ſelbſt, daß ſie mit der Aufſtellung der Normen des erkennenden Denkens erſt zum geringſten Teile gelöſt iſt. Denn es giebt andere Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes, in denen, unabhängig von allem Wiſſen, ſich ebenſo eine Normalgeſetzgebung, ein Bewußtſein davon offenbart, daß aller Wert der einzelnen Funktionen durch gewiſſe Regeln bedingt iſt, denen die individuelle Lebensbewegung ſich unterordnen ſoll. Neben dem normalen Denken ſteht das normale Wollen und das normale Fühlen: ſie haben alle drei das gleiche Recht. Nachdem Kant die Meinung abgeſtreift hat, daß das richtige Denken ein Abbild des Seins geben ſoll, verſchwindet der Anſpruch des Denkens, alle Wahrheit in ſich zu haben und aus ſich zu ſchöpfen, von ſelbſt: die Beſinnung auf die Normen erſtreckt ſich auf den ganzen Umfang des Seelenlebens.

So lange man die Wahrheit als Uebereinſtimmung von Vorſtellung und Ding betrachtete, da war ſie freilich nur im Denken zu ſuchen: denn von ſolchen Uebereinſtimmungen iſt weder im ſittlichen Handeln noch im äſthetiſchen Fühlen etwas zu finden. Wenn man aber unter Wahrheit mit Kant die Norm des Geiſtes verſteht, ſo giebt es ethiſche und äſthetiſche Wahrheit ſo gut, wie theoretiſche. Darum ſchrieb Kant nach der Kritik der theoretiſchen Vernunft diejenigen der praktiſchen und der äſthetiſchen, und erſt alle die drei großen Werke zuſammen geben ſeine ganze Philoſophie. Man darf nicht mehr ſagen: ſeine Weltanſchauung; denn er kann, er will kein Weltbild liefern. Statt deſſen giebt er uns eine den ganzen Umfang der menſchlichen Lebensbethätigung umſpannende Beſinnung auf die Normalgeſetze des Geiſtes. Er grenzt die Geltung der einzelnen, indem er ſie begründet, genau gegen einander ab; er weiſt jedem den Wert zu, der ihm in dem Ganzen unſeres Normalbewußtſeins zukommt, und er zeigt, wie ſie ſich ſtreitlos zu einem Syſteme vereinigen, deſſen letzte Spitze wir nur zu ahnen vermögen.

Die Philoſophien verhalten ſich wie die Kulturſyſteme, denen ſie entſtammen: die kantiſche Philoſophie ſteht der griechiſchen gegenüber, wie dem Jünglinge der Mann. Der Blick der Jugend haftet ſchönheitstrunken an der Blüte; des Mannes Sorge hängt an der reifenden Frucht. Darum mag der fertige Sinn des Mannes Freude haben an dieſer Klarheit, mit der ſich in der Reflexion die Geſtalten des früheren Lebens darſtellen: aber auch ſein Blick wird mit dem Genuß der Erinnerung an der Zeit der Unbefangenheit haften, in der die Blüte ſelbſt ihre duftige Schönheit entfaltete.

Dürfen wir ſo den Gegenſatz griechiſcher und deutſcher Philoſophie beſtimmen, ſo liegt darin allein noch keine Beurteilung, ſondern nur eine Konſtatierung der Thatſache. Möglich, daß dieſe Reflexion das Höhere, das Wertvollere iſt, — möglich auch, daß ſie nur ein Zeichen des alternden Menſchengeiſtes iſt. Wir aber dürfen nicht darüber klagen, daß jene harmoniſche Einfachheit, jene naive Schönheit, jene unbefangene Harmonie des Denkens, mit der die griechiſche Philoſophie erkennend in das Weltall hinausſtürmte, uns nicht mehr möglich iſt. Wir haben nicht mehr zu wählen, ſondern nur zu begreifen: wir müſſen uns klar darüber ſein, daß jene Unbefangenheit dahin iſt, und daß wir in der Reflexion den Erſatz für dasjenige haben, was den Griechen in ſchöner Täuſchung ſich darſtellte. Denn fürwahr thöricht wäre es, zu verlangen, daß derſelbe Baum zur ſelben Stunde Blüte und Frucht bringen ſolle.

Die 2. Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" iſt im Jahre 1787 erſchienen; über deren Verhältnis zur erſten ſpricht ſich Kant aus, wie folgt:

Was dieſe 2. Auflage betrifft, ſo habe ich, wie billig, die Gelegenheit derſelben nicht vorbei laſſen wollen, um den Schwierigkeiten und der Dunkelheit ſo viel möglich abzuhelfen, woraus manche Mißdeutungen entſprungen ſein mögen, welche ſcharfſinnigen Männern, vielleicht nicht ohne meine Schuld, in der Beurteilung dieſes Buchs aufgeſtoßen ſind. In den Sätzen ſelbſt und ihren Beweisgründen, imgleichen der Form ſowohl als der Vollſtändigkeit des Plans, habe ich nichts zu ändern gefunden: welches teils der langen Prüfung, der ich ſie unterworfen hatte, ehe ich es dem Publikum vorlegte, teils der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt, nämlich der Natur einer reinen ſpekulativen Vernunft, beizumeſſen iſt, die einen wahren Gliederbau enthält, worin alles Organ iſt, nämlich alles um eines willen und ein jedes einzelne um aller willen, mithin jede noch ſo kleine Gebrechlichkeit, ſie ſei ein Fehler (Irrtum) oder Mangel, ſich im Gebrauche unausbleiblich verraten muß. In dieſer Unveränderlichkeit wird ſich dieſes Syſtem, wie ich hoffe, auch fernerhin behaupten. Nicht Eigendünkel, ſondern bloß die Evidenz, welche das Experiment der Gleichheit des Reſultats im Ausgange von den mindeſten Elementen bis zum Ganzen der reinen Vernunft und im Rückgange vom Ganzen, (denn auch dieſes iſt für ſich durch die Endabſicht derſelben im Praktiſchen gegeben,) zu jedem Teile bewirkt, indem der Verſuch, auch nur den kleinſten Teil abzuändern, ſofort Widerſprüche, nicht bloß des Syſtems, ſondern der allgemeinen Menſchenvernunft herbeiführt, berechtigt mich zu dieſem Vertrauen. Allein in der Darſtellung iſt noch viel zu thun, und hierin habe ich in dieſer Auflage Verbeſſerungen verſucht, welche teils dem Mißverſtande der Aeſthetik, vornehmlich dem im Begriffe der Zeit, teils der Dunkelheit der Deduktion der Verſtandesbegriffe, teils dem vermeintlichen Mangel einer genugſamen Evidenz in den Beweiſen der Grundſätze des reinen Verſtandes, teils endlich der Mißdeutung der der rationalen Pſychologie vorgerückten Paralogismen abhelfen ſollen. Bis hieher (nämlich nur bis zu Ende des erſten Hauptſtücks der transſzendentalen Dialektik) und weiter nicht erſtrecken ſich meine Abänderungen in der Darſtellungsart, weil die Zeit zu kurz und mir in Anſehung des übrigen auch kein Mißverſtand ſachkundiger und unparteiiſcher Prüfer vorgekommen war, welche, auch ohne daß ich ſie mit dem ihnen gebührenden Lobe nennen darf, die Rückſicht, die ich auf ihre Erinnerungen genommen habe, ſchon von ſelbſt an ihren Stellen antreffen werden.

Die Beſtimmung des Gelehrten.

Von J. G. Fichte (1762—1814).

Ich habe in vorhergehenden Vorleſungen gezeigt, worin der Geiſt, im Gegenſatze der Anhänglichkeit an den Buchſtaben überhaupt beſtehe, und was beſonders in der Philoſophie ſein Geſchäft ſei. Ich habe heute zu zeigen, durch welche Mittel man den Geiſt in ſich zu entwickeln und zu ſtärken habe.

Ich ſage zu entwickeln und zu ſtärken; denn vorhanden muß er ſchon ſein; ihn hervorzubringen giebt es kein Mittel. Aber Sie wiſſen aus meinen ehemaligen Aeußerungen, daß ich wenigſtens überzeugt bin, daß die Anlage dazu in allen Menſchen vorhanden ſei; Sie wiſſen, daß ich in die urſprüngliche Verſchiedenheit der Talente und Naturgaben weit weniger Wichtigkeit ſetze, als man gewöhnlich thut; niemand iſt verwahrloſet bei ſeiner Geburt; viele werden leider verwahrloſet vor den Jahren des Bewußtſeins in der erſten Erziehung; aber durch Fleiß und guten Willen iſt jeder Fehler auszutilgen.

Ich denke mir den Menſchen auf dem Punkte angekommen, wo er frei und ſeiner Freiheit ſich bewußt worden iſt; erſt von dieſem Punkte an iſt er der Regeln empfänglich.

Die erſte Regel iſt die, ſich von der Sinnlichkeit, und beſonders von der groben tieriſchen Sinnlichkeit nicht beherrſchen zu laſſen. Die Herrſchaft der Sinnlichkeit tötet und vernichtet unwiederbringlich allen Geiſt und alle Anlage zur Geiſtigkeit, ſie verſenkt tief in die Materie; ſie lohnt mit bleierner Dumpfheit des innern Sinnes.

Eine zweite höchſt wichtige Regel iſt folgende: Erhalte die Geſundheit des Körpers. Keine körperliche Stärke und Kraft — keine Energie des Geiſtes, kein Mut, keine erhabene Empfindung, kein ſtarkes frohes Gefühl ſeines Ich. — Ich behalte mir vor, dies einmal weitläufiger zu zeigen. — Ich ſage nicht, daß die Menſchen ihre Kränklichkeit immer ſelbſt verſchuldet haben; aber iſt Kränklichkeit auch nicht immer Schuld, ſo iſt ſie doch wenigſtens das größte Unglück, und wo ſie Schuld iſt, ſehr große Schuld. Kränklichkeit hebt die Wirkung der Freiheit faſt gänzlich auf und läßt dem Armen nichts als den ohnmächtigen Wunſch und die marternde Sehnſucht nach einem glücklicheren Zuſtande. Im Kränklichen hemmt Mißtrauen ſeiner Kraft, Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und mit allem, was ihn umgiebt, Aergerlichkeit und Menſchenfurcht ſelbſt die Möglichkeit eines mutigen Entſchluſſes und eines kühnen Auffluges in das Feld der Ideen. Welcher Geiſt könnte auf einem verſtimmten Inſtrumente ſpielen? Aber wenn der Körper geſund iſt, dann giebt er leicht jeden Ton an, den der Geiſt auf ihm greift. Mit Leichtigkeit hebt ſich die Seele, die ſich durch das irdiſche Band nicht an die Materie gefeſſelt fühlt, und nur dann iſt der Körper ganz geſund, wenn man ihn nicht fühlt, und wenn er uns nicht an ſein Daſein erinnert. — Hier merke ich unter anderm nur das an, daß die Geſundheit der Gelehrten ganz beſonders von der Art ihres Studierens abhänge, und daß es nicht leicht ein Studium giebt, das die Geſundheit mehr befeſtige, als das ſyſtematiſche Studium einer gründlichen Philoſophie, welche Einheit und Gewißheit in unſere Erkenntniſſe bringt. Den entſchloſſenen Denker plagen weder Skrupel noch Zweifel. So wie ihm eine Aufgabe aufſtößt, ſieht er auch den Weg, auf dem ſie gelöſet werden könne. Er weiß im voraus, daß er, ſobald er will, dieſen Weg gehen und finden wird, was an der Sache ſei. Nichts aber befördert mehr die Geſundheit des Körpers als ununterbrochene Heiterkeit des Geiſtes.

Geſundheit der Seele -- Geſundheit des Körpers — das iſt die ausſchließende Bedingung aller geiſtigen Entwickelung; aber es iſt auch bloß die Bedingung. Die vorhandene Anlage muß gebraucht werden durch Selbſtthätigkeit.

Vor allen Dingen muß der Menſch einmal in ſeinem Leben den auf immer und auf alle Fälle giltigen Vertrag mit ſich eingehen, die Gründe aller ſeiner Ueberzeugungen ſich ſelbſt zu bilden, ſchlechterdings nichts in ſich zu dulden, was er auf bloße Autorität hin aufgenommen hat, und raſtlos alles in ſich aufzuſuchen, was aus dieſer Quelle an ihn gekommen ſein möchte. Dann zweitens muß er wenigſtens einmal in ſeinem Leben den Vorſatz faſſen, von irgend einer Unterſuchung, ſo groß oder ſo gering ſie auch ſein möge, nicht abzulaſſen, bis er ſie vollendet hat, bis er ſich ſelbſt mit Ehrlichkeit ſagen kann: jetzt iſt es genug, jetzt bin ich wenigſtens befriedigt und überzeugt. Das iſt kein Geringes; es iſt mehr, als viele Menſchen ſich ſelbſt mögen ſagen können, welchen Schein der Ueberzeugung ſie auch gegen andere annehmen. — Er muß dieſen Vorſatz wirklich ausführen, muß immer wieder zurückkehren und wieder zurückkehren, bis er ſich wirklich überzeugt hat. — Wer nur einmal eine Aufgabe ſich ſo gelöſet hat, wird durch ſie Kraft und Trieb erhalten haben zur Auflöſung von hundert anderen. — Durch dieſe Uebungen nun wird das Abſtraktionsvermögen, ſowie das Vermögen auf das, was in uns vorgeht, aufzumerken, geübt und geſtärkt.

Wer durch dieſe Uebungen es erſt zur Kraft des ſelbſtändigen Denkens gebracht hat, der abſtrahiere nun unermüdet allmälig immer weiter von allem, was Zufall, Unterricht, Gewohnheit nach und nach Fremdartiges in ſeinen Geiſt gebracht haben; er übe ſich immer im Einkehren in ſich ſelbſt und im Rückkehren zu ſeiner wahren urſprünglichen Geſtalt, und ſo wird er immer tiefer in die Region der geheimſten Gefühle in ſeinem Innerſten eindringen; und da es ihm nicht an Energie der Seele fehlt, die er ſchon durch jene Vorübungen ſich erworben, ſo wird es ihm auch ein Leichtes ſein, jene Gefühle zum deutlichen Bewußtſein zu erheben; und das iſt es ja, was wir oben als Geiſtigkeit beſchrieben haben.

Das iſt der allgemeine, ſichere, untrügliche Weg, und meiner innigen Ueberzeugung nach kann jeder, der nur an Seele und Leib geſund iſt, ihn gehen, ſobald er nur ernſtlich und anhaltend will. Ich könnte außer jenen allgemeinen Vorſchriften noch beſondere Wiſſenſchaften anführen, die ganz eigentlich dazu gemacht ſind, den Geiſt zu entwickeln und zu üben.

Ich könnte die Geometrie empfehlen, welche, wenn ſie zweckmäßig ſtudiert wird, die vortrefflichſte Bildung der Einbildungskraft unter Regeln der Vernunft iſt. Wenn ſie zweckmäßig ſtudiert wird, ſagte ich; denn glauben Sie ja nicht, daß das, was Ihnen an der Tafel vorgezeichnet oder in Kupfer geſtochen wird, der Gegenſtand derjenigen Anſchauung iſt, welche von Ihnen gefordert wird; das iſt nur ein Körper, der Ihre Einbildungskraft in der Selbſtproduktion des geiſtigen Bildes leiten ſoll. Eine mathematiſche Linie oder ein Dreieck, das aus ſolchen Linien entſteht, oder ein Dreieck überhaupt, das weder ſpitzwinklig, noch rechtwinklig, noch ſtumpfwinklig iſt, oder das Schema einer geometriſchen Demonſtration, das allgemein geltend ſein und alle mögliche Fälle unter ſich begreifen ſoll, läßt begreiflicherweiſe mit Zirkel und Lineal ſich nicht vorzeichnen, aber es läßt ſich innerlich anſchauen. Wer ſich nicht zu dem Vermögen dieſer inneren Anſchauung erhoben hat, der hat jene Wiſſenſchaft völlig ohne Nutzen und bloß nach ihrem Buchſtaben ſtudiert.

Ich könnte die, aber nicht bloß als Gedächtnisſache, ſondern mit eigenem Erfindungsgeiſte getriebene Algebra empfehlen, als die vortreffliche Uebung des Feſthaltens der allerabſtrakteſten Begriffe im Verſtande. Aber ich kann in einer Stunde nicht alles erſchöpfen.

Ich darf endlich wohl noch eine Uebung erwähnen, die nicht eigentlich Geiſt giebt, die aber wenigſtens dazu dienen kann, den in uns ſchon vorhandenen anzudeuten und zu reizen, — ich meine, wenn man ſolche Vorſtellungen ſich an das Herz legt oder legen läßt, wie ich in dieſen öffentlichen Vorleſungen von Zeit zu Zeit an Ihr Herz zu legen verſucht habe. — Sie können reizen, aber ſie können nur da reizen, wo ſchon Geiſt vorhanden iſt. Denn es iſt mir nicht unbekannt, daß es Leute giebt, — ich hoffe nicht, daß es deren hier unter uns giebt; denn in welcher Abſicht könnten ſie ſich doch die Mühe genommen haben, hierher zu kommen? — aber es giebt Leute, die auch bei dem vollkommenſten Vortrage unbewegt bleiben würden; die ſich zum Troſte ſagen würden: ei das iſt alles nur ein Spiel, es iſt doch eitel leere Deklamation, nicht daß ſie etwa wiſſen, was leere Deklamation und was im Gegenteil Gründlichkeit heiße — ſondern weil ſie dieſes Wort einmal gehört haben und weil ſie einmal gewohnt ſind, ſich deſſen gegen alles zu bedienen, was ihnen an's Herz zu gehen und ihr erſchlafftes Empfindungsvermögen anzuſtrengen droht.

Nehmen Sie dieſe Aeußerung nicht für Empfindlichkeit über ein bloß als möglich vorausgeſetztes nachteiliges Urteil. Solche Urteile, wenn ich auch wüßte, daß ſie gefällt worden, ſchmerzen mich ebenſo wenig, als das begeiſtertſte Lob, das bloßes Lob wäre, mich freuen würde. Mein Herz giebt mir das Zeugnis, daß ich etwas Höheres, Größeres, Bleibenderes beabſichtigt habe, als daß Sie nach der Stunde ſagen möchten: unſer Lehrer hat ſich heut mit viel Kraft und Beredſamkeit ausgedrückt. — Ich weiß es auch und erkenne es freudig, daß ich, und vielleicht auf den größten Teil, ganz anders gewirkt habe. Ich weiß, daß während meiner Reden manches Herz ſich gehoben und erweitert, ſich größer und edler gefühlt, Empfindungen in ſich entdeckt hat, die es vorher nicht ahnete; mancher Geiſt ſich ausgedehnt zur Anſchauung ſeiner eigenen erhabenen Würde, mancher vom Durſte nach hohen Entſchließungen und edlen Thaten ergriffen worden iſt. Hierbei ſoll es nun aber auch nicht bleiben, ſondern jene Empfindungen ſollen ſich in dauernde Grundſätze, jene Gefühle in feſte unerſchütterliche Handlungsweiſen verwandeln. Erlauben Sie, daß ich Ihnen in dieſer Rückſicht zum Beſchluſſe meiner halbjährigen Arbeiten unter Ihnen noch einige Worte ſage. Ich will ſie Ihnen ſagen, ohne beſondere Aufforderung und ohne individuelle Pflicht; bloß kraft derjenigen Pflicht, die ich mit allen Lehrern auf dieſer Univerſität gemein habe — nicht als ob ich mir ein beſonderes Anſehen unter ihnen anmaßte, oder als ob ich meinen Worten eine beſondere Kraft zuſchriebe, ſondern darum, weil ich wenigſtens das Anſehen unter ihnen, das ſie mir verſtatten, und die Kraft, die ich habe, wie groß oder klein auch das eine oder die andere ſein möge, brauchen will, ſoweit es reicht. Dies iſt mein Berechtigungsbrief vor mir ſelbſt, und vor dieſem Richterſtuhle habe ich keinen Richter als mein Gewiſſen. Mein Berechtigungsbrief vor Ihnen iſt die Bekanntſchaft, die Sie in dieſen Vorleſungen mit meinen Grundſätzen gemacht haben. Sie wiſſen, daß ich den Gelehrtenſtand, mithin den akademiſchen Unterricht, mithin das akademiſche Leben als wichtig für die Welt und für das geſamte Menſchengeſchlecht anſehe. Sie wiſſen, daß ich in dem ſtudierenden Publikum das Bild des künftigen Zeitalters und das Samenkorn aller künftigen Zeitalter erblicke; und ich halte Sie, meine Herren, für gar keinen unwichtigen Teil des gegenwärtig ſtudierenden Publikums. Entweder Sie müſſen glauben, daß jene Ideen bloß Spiele des Witzes ſind, ausgeſonnen um müßige Stunden auszufüllen, oder wenn Sie glauben, daß mein Verſtand überzeugt und mein Herz erfüllt iſt von dem, was mein Mund ſagt, ſo müſſen Sie erwarten, daß ich mit Ernſt und Wärme über Gegenſtände reden würde, über die nur derjenige zu ſchweigen das Recht hat, der nun einmal die Dinge nicht aus ihrem Geſichtspunkte ſieht.

Es iſt wahrſcheinlich, daß mehrere unter uns ſind, die uns verlaſſen, und mit denen wir uns in dieſer Stunde zum letztenmal beiſammen ſehen. Sie haben eine kürzere oder längere Zeit unter uns verlebt. Ich kann nicht wiſſen, womit Sie dieſe Zeit zugebracht haben; aber ich ſetze voraus, mit Einſammlung nützlicher Kenntniſſe; denn nur unter dieſer Vorausſetzung kann ich Ihnen etwas zu ſagen haben. Ich kann nicht wiſſen, wie ſie dieſes Geſchäft betrieben haben, ob als bloßes Mittel des künftigen Broterwerbs, oder ob mit Geiſt, mit ſtäter Hinſicht auf den letzten einzigen und höchſten Endzweck, die ſittliche Veredlung Ihrer ſelbſt und Ihres Geſchlechts. Ich ſetze das letztere voraus, denn ohne dies könnte ich Ihnen wenigſtens jetzt nichts zu ſagen haben. — Sie haben ſich demnach nicht nur Kenntniſſe eingeſammelt, Sie haben auch Grundſätze in ſich gebildet. — Dann wünſche ich Ihnen Glück zu den Empfindungen dieſes Augenblickes, zu dem innigen Wohlſein, das ſie jetzt fühlen, zu dem freudigen Rückblick auf die verlebten Jahre, die Sie in dieſem einzigen Blicke noch einmal genießen, zu der frohen Ausſicht auf Ihr künftiges Leben, die Sie ſich durch die würdige Anwendung des vergangenen Teils desſelben erworben haben; und den anderen allen, die noch nicht an dem wichtigen Grenzpunkte ihres Lebens ſtehen, wünſche ich einſt dergleichen Empfindungen und in dieſem Augenblicke die feſte Entſchließung ſie ſich vorzubereiten.

An dieſem wichtigen Grenzpunkte ihres Lebens, ſagte ich; denn der Abgang eines jungen Mannes von der Akademie, inſofern ſein Eintritt in die größere Welt damit zuſammenhängt, ſcheint mir höchſt wichtig. Gewiß könnten jetzt die Ihrigen ſie nicht mit geringerer Rührung zu uns entlaſſen, als der denkende und fühlende Lehrer ſie zu denſelben zurückentläßt. Jene fürchteten für ſie die Gefahren der Univerſität, die Sie nach meiner Vorausſetzung jetzt glücklich zu Ihrer Ehre und Ihrer Befeſtigung beſiegt haben: wir fürchten für Sie die größern und immer neu und ſtärker zurückkehrenden Gefahren der Welt, die Sie nicht eher völlig beſiegt haben, ehe Sie nicht kalt und tot daliegen. Jene fürchteten für die Geſundheit des Körpers, die Sie bis jetzt erhalten, für die vorläufigen Grundſätze, die Sie Ihnen beigebracht hatten; wir fürchten für die Geſundheit Ihrer Seele, für die feſten, dauernden und ewig giltigen Grundſätze, die Sie bei uns geſammelt haben ſollten.

Je mehr Gefahren Sie ſchon überſtanden haben, mit deſto größerer Hoffnung rechnet auf ſie die Wahrheit, die Tugend, die Menſchheit; deſto wichtiger iſt Ihr Wert für dieſelben. — Mit der Geburt jedes neuen Mitgliedes gehen unſerem Geſchlechte neue Hoffnungen auf; wir begleiten dieſe Hoffnungen mit unſerem Auge; rechts und links öffnen ſich die Arme des Grabes, rechts und links gehen hunderte und aber hunderte durch Verführung verloren; wenige kommen geſund und ungeſchwächt an Leib und Geiſt auf den Punkt, auf welchem ich mir Sie angekommen denke; die Hoffnungen des Erſatzes für jene, die der Menſchheit verloren gegangen ſind, ruhen auf Ihnen: Ihr Wert hat ſich vermehrt, Ihr Verluſt würde um ſo ſchmerzlicher ſein.

Ich errinnere Sie nicht an die beſonderen Pflichten, die Ihnen von nun an aufgelegt ſein werden, als ausgezeichnete Menſchen und um ſich herum, ſo weit Sie reichen können, Humanität zu verbreiten; als Volkslehrer die armen, durch unſere Bedürfniſſe herabgewürdigten Klaſſen zu wahrer Gottesverehrung und Sittlichkeit zu erheben; als Richter und Sachwalter die Verteidiger des unterdrückten Rechts zu ſein; als Aerzte Kraft und Geſundheit, die einzige Bedingung der gründlichen Veredlung unſeres Geſchlechtes, zu verbreiten, ſoweit Ihr Wirkungskreis und Ihre Kraft reicht. Sie müſſen hierüber ſchon unterrichtet ſein, und jene Pflichten müſſen ſchon ihrem Herzen teuer und heilig ſein.

Ich warne Sie nicht vor den gewöhnlichen Gefahren der Welt; nicht davor, daß Sie ſich durch Hoffnung oder Furcht nicht bewegen laſſen, die wohlerkannte Pflicht zu verleugnen; nicht davor, daß Sie ſich, wenn Sie ein wenig edler ſind, nicht durch Menſchengefälligkeit, die ſich jetzt Gefügigkeit, jetzt Weltklugheit, jetzt Dankbarkeit, jetzt mit andern noch ſcheinbarern Namen nennt, — nicht durch jene Maxime, ſich für den künftigen zu ſtiftenden Nutzen aufzubewahren, womit aber immer der künftige größere Genuß gemeint iſt — daß Sie ſich nicht dadurch verleiten laſſen, Ihre Pflicht zu verkennen. Ich hoffe, daß Sie dieſe Gefahren ſchon kennen und vor ihnen ſchon gewarnt ſind.

Ich warne Sie vor verſteckten Gefahren, die gerade den edelſten und beſten Menſchen drohen. Sie werden gutes ſtiften wollen, und der Erfolg wird Ihren Erwartungen nicht entſprechen; Sie werden vergebens gearbeitet zu haben ſcheinen. Hüten Sie ſich dann vor Mutloſigkeit, vor Läſſigkeit, vor Ermattung auf Ihrem Wege, und glauben Sie ſicher, Sie arbeiten nie ganz vergebens. Wenn Sie auch Ihren Vorſatz nicht durchſetzen, ſo werden Sie ihn wenigſtens für dereinſtige Ausführung reifer machen. — Sie werden für Ihre gute Abſicht gerade von denen, auf welche ſie geht, verläumdet und angefeindet werden. Hüten Sie ſich dann vor Menſchenhaß und Menſchenverachtung; die Menſchen verſtehen Sie nicht recht, ſie verſtehen ſich ſelbſt nicht recht. Sie ſind beſſer, als ſie es ſelbſt glauben, und ihr größtes Uebel beſteht gerade darin, daß ſie ſich für ſchlechter halten, als ſie wirklich ſind, daß ſie ſich einer gewiſſen Veredlung nicht für fähig halten, deren ſie doch allerdings fähig ſind. Aber eben durch dieſen Widerſtand, den ſie Ihnen entgegenſetzen, fangen ſie an, ſich mit Ihnen zu verſtändigen; gerade in dieſem Kampfe wird denſelben Ihre wahre Abſicht einleuchtender. Noch nie hat Widerſtreit der Wahrheit und der Gerechtigkeit geſchadet; immer hat er ihr genützt, und wem entgegengearbeitet wird, der arbeitet ſicher nicht vergebens und unbemerkt, denn ſonſt würde ihm nicht entgegengearbeitet. Er hat ſchon ſo gut als geſiegt, dadurch, daß er den Irrtum und die Ungerechtigkeit, die lieber in Ruhe bleibt, zum Kampfe und zur ſichern Niederlage hervorgerufen hat.

Und damit Sie vor jener Gefahr der Mutloſigkeit und der Menſchenverachtung ſicherer ſeien, warne ich Sie vor einer anderen Gefahr, vor blindem Enthuſiasmus und wildem Thatendurſt. Dieſer iſt ſtets verwerflich; denn er gründet ſich auf Egoismus. Der moraliſche Schwärmer will das Gute; aber er will, daß er derjenige ſei, der es ausführe, und kein anderer; und darum iſt er ein Egoiſt, und liebt das Gute nicht, weil es gut iſt, ſondern weil es ihn erhebt; er liebt doch nur ſich über alles. Der wahre rechtſchaffene Mann will, daß das Gute geſchehe; durch wen es geſchehe, das iſt ihm gleichgiltig; wenn es nur geſchieht. — Es läßt hierüber in wenigen Worten ſich ein ſicheres, ſtets anwendbares Kriterium geben, folgendes: Wähle dir eine deiner beſten Ueberzeugung nach deine Kräfte hinlänglich ausfüllende beſtimmte Aufgabe. Was im Umkreiſe deiner Aufgabe liegt, das mußt du auf jede Gefahr hin und mit jeder Aufopferung thun. Was außer dem Umkreiſe derſelben liegt, dafür verwendeſt du keine Kraft, deren du in deinem Umkreiſe bedarfſt. — Planmäßige Arbeit allein iſt ſtark; wilde Hitze und prahlende Kraft iſt immer Schwäche.

Ich gebe Ihnen nur eine Regel und mit dieſer Regel ſogleich alles: Vertrauen Sie ſich ſelbſt und auf ſich ſelbſt. Man iſt ſchwach meiſtenteils darum, weil man ſich für ſchwach hält. Wer Grundſätze hat und den feſten Vorſatz gefaßt hat, ihnen treu zu bleiben, und ſo ſehr, wie von ſeinem Daſein, überzeugt iſt, daß er ihnen treu bleiben werde, der wird ihnen auch und gerade um ſeiner Ueberzeugung willen wirklich treu bleiben; denn unſere Entſchließungen ſind in uns, nicht außer uns begründet. Er wird nie fragen, was aus der Beobachtung derſelben für ihn ſelbſt entſtehen werde; und eben darum wird nicht viel Uebles daraus entſtehen. Es iſt durch die allgemeine Erfahrung beſtätigt, daß die Böſen immer auch ſchwach ſind, und daß ſie bloß aus der Mutloſigkeit der Guten alle ihre Stärke entlehnen; daß ſie keine Kraft haben, als die Blößen, die ihnen die Beſſergeſinnten geben. Der Gute ſiegt immer, wenn er ſich nur nicht mit den Schlechten auf ihrem eigenen Felde — dem der Liſt und des Betrugs — in den Kampf einläßt. Der entſchloſſene Blick des Biedermanns macht den feigen Böſewicht in ſeinem Innern erbeben; ſie ermüden ſich in liſtigen Nachſtellungen, ehe er auch nur etwas von ihren Bemühungen erfährt; mit feſtem Tritte zerreißt er die Fallſtricke, die ſie auf ſeine Bahn gelegt haben, ohne dieſelben auch nur an den Ferſen zu fühlen.

Es ſind andre zugegen, die wir hier wiederſehen werden. Für ſie gilt dasſelbe, was ich für die Abgehenden geſagt habe. Sie ſind in der Welt und wirken in der Welt wie jene; nur in einer kleinen, in einer Vorbereitungswelt, ihre Welt iſt die Akademie. — Ich will nicht von dem Zwecke reden, um des willen Sie unmittelbar hier ſind, vom Studieren; ich werde noch Zeit genug haben, davon zu reden. Ich will von einem andern weniger bemerkten Zwecke reden, davon: durch Ihre Handlungsweiſe auf der Akademie bilden Sie ſich für Ihr Handeln in der Welt.

Sie ſtehen unter einander in mannigfaltigen Beziehungen, Sie wirken gegenſeitig ein auf einander; jeder akademiſche Mitbürger hat an dieſer Wechſelwirkung einen größern oder geringern, einen mittelbaren oder unmittelbaren Anteil, und das Reſultat aller dieſer Wechſelwirkungen iſt der Ton des ganzen Körpers. Suchen Sie dieſen Ihren Anteil auf und Sie haben an ihm — ohne eine einſtige gänzliche Umänderung Ihrer Maximen, die unwahrſcheinlicher wird, je weiter ſie hinausgeſetzt wird — Sie haben an ihm das Bild Ihres künftigen Wirkens; Sie werden einſt der Welt das ſein, was Sie jetzt der Akademie ſind. Das Verderben und die Roheit, die Sie, — ich meine diejenigen, die es trifft — die Sie jetzt in unſre Sitten bringen, werden Sie einſt, nur verhältnismäßig, in die Welt übertragen; die Mutloſigkeit und Feigheit, mit der Sie ſich jetzt Dingen hingeben, die Sie innerlich verabſcheuen — und dies trifft mehrere, — dieſe Mutloſigkeit und Feigheit, ſage ich, werden Sie einſt mit in die Welt nehmen, ſo wie Sie auch den Mut in die Welt nehmen würden, mit welchem Sie zu ſagen wagten: das will ich nicht thun; denn es iſt nach meiner Ueberzeugung unrecht.

Weil ich glaube, daß zuträglich iſt, es Ihnen zu ſagen, und weil ich glaube, daß Sie dieſes Vertrauen verdienen, ſage ich Ihnen laut und öffentlich, weil es nicht jeder Ihnen geſtehen möchte, daß es lediglich vom Mute und von der Entſchloſſenheit der Beſſern unter Ihnen abhängt, was unſre Akademie ſein und was ſie werden ſoll. Geſetze, mit unerbittlicher Strenge ausgeübt, Geſetze helfen nichts ohne Sitten, und dieſe ſtehen größtenteils in Ihrer Gewalt; ſie helfen nichts, ohne von der Meinung unterſtützt zu ſein, und die Meinung ſteht in Ihrer Gewalt. Genug, ſo wie es entehrend geworden iſt, nicht mit dem Strome fortzuſchwimmen, kann es entehrend gemacht werden, ihm nachzugeben. Wie die eine Meinung aufgebracht worden iſt, muß auch die entgegengeſetzte aufgebracht werden können und jene unterdrücken.

Daß unſre Akademie bisher durch Fleiß und ruhige Sitten vor andern ſich ausgezeichnet hat; daß das ſeit den älteſten Zeiten auf ihr ruhende Vorurteil in der Welt ſchon anfängt zu verſchwinden — wem haben wir es zu verdanken? Ich glaube, den Beſſergeſinnten unter Ihnen. Ob dies gute Vorurteil fortdauern ſoll, ob vernünftige Eltern die Ihrigen fernerhin zu uns ſenden ſollen, ohne Furcht, ſie einſt mit Verweſung und Dumpfheit gebrandmarkt, oder gar nicht wieder zu ſehen, oder ob der Vorwurf der Roheit auf uns zurückkehren und über uns ſich verewigen ſoll, bis an das Ende der Tage — das hängt von Ihnen, von Ihrem Mute und Ihrer Entſchloſſenheit ab. Ihrer Großmut wollen wir es verdanken, wenn unſer guter Ruf fortdauert, und ihr wird es die ganze Welt verdanken.

Ich weiß es, meine Herren, aus der kurzen Zeit, die ich unter Ihnen lebe, und ſage es dankbar heute zum Beſchluſſe dieſer Vorleſungen, daß vieles Gute unter Ihnen iſt; — ob Böſes unter Ihnen ſei, davon will ich jetzt nicht reden; denn mein Herz iſt gerührt. Aber es ſei unter Ihnen noch ſo viel Böſes, die Summe desſelben ſei noch ſo überwiegend — ſo wie es in der Welt iſt, ſo iſt es auch auf der Akademie; die Guten ſind ſtets die Stärkern, wenn ſie es nur recht und ganz ſind, und ſie es ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie es ſind und ſein wollen. Denn die Guten allein ſind konſequent und gehen ihren Weg, und alle, die wahrhaftig gut ſind, ſind in ihren Maximen völlig einig; und was verhindert's denn, daß ſie auch ihre Kräfte vereinigen, um ſich auf dem Wege des Guten zu befeſtigen.

„Die Welt in Wort und Bild." Herausgegeben von Chr. G. Hottinger. 50.

Die Bekenntniſſe des Aurelius Auguſtinus
(354—430).

Meiſt nach der Überſetzung von Joh. Georg Müller (1759—1819).

Aurelius Auguſtinus, der größte Lehrer der alten Kirche, iſt zu Tagaſte, ſüdlich von Hippo Regius, in Nordafrika geboren. Er ſchrieb viele Bücher, unter denen ſeine „Bekenntniſſe" das merkwürdigſte ſind. Im Gebet zu Gott erzählt er darin ſein Leben mit allen Irrwegen und Sünden. Er ließ ſich im Jahre 387 von dem Biſchof Ambroſius in Mailand taufen. Im Jahre 395 wurde er Biſchof in Hippo Regius. Während der Belagerung dieſer Stadt ſeitens der Vandalen ſtarb er.

Erſtes Buch.

Groß biſt du, o Herr, und ſehr löblich! Groß iſt deine Kraft und deine Weisheit unermeßlich! Und der Menſch will dich loben! der Menſch, ein ſo geringer Teil deiner Schöpfung! der Menſch, der ſeine Sterblichkeit mit ſich herumträgt und damit das Zeugnis ſeiner Sünde! das Zeugnis, daß du den Stolzen widerſtehſt; und doch will er dich loben! er, dieſes nichtige Weſen! Aber du erweckſt ihn, daß er an deinem Lob ſeine Freude findet; denn du haſt uns für dich erſchaffen, und unſer Herz hat keine Ruhe, bis es ruhet in dir. Ich wäre nichts, wenn du nicht in mir wäreſt.

Aber was biſt du, o mein Gott? was anders als mein Herr und mein Gott? der höchſte, beſte, mächtigſte, der barmherzigſte und zugleich der gerechteſte, der verborgenſte und der offenbarſte, der ſchönſte und der ſtärkſte; unveränderlich und alles verändernd; niemals neu und niemals alt und doch alles erneuernd, und der die Hochmütigen läſſet veralten, ohne daß ſie es merken; immer thätig und immer ruhig; alles ſammelnd und doch ohne Mangel; tragend, erfüllend, ſchützend, ſchaffend, nährend und vollendend, ſuchend, obgleich dir nichts mangelt! Liebend, ohne Leidenſchaft; eifrig und doch furchtlos; reuig ohne Schmerz, zürnend mit Sanftmut; ändernd deine Werke, aber nie deinen Ratſchluß! Was du findeſt, das nimmſt du auf und verlierſt es nie wieder; biſt niemals arm und freuſt dich zu gewinnen; niemals karg und forderſt Wucherzinſe; läſſeſt dir leihen und wirſt zum Schuldner, obgleich keiner etwas hat, das nicht dein wäre; bezahlſt Schulden und biſt niemand nichts ſchuldig; ſchenkſt Schulden ohne ärmer zu werden — du, o mein Gott, mein Leben, mein ſüßeſter Gedanke! Was kann man von dir ſagen? Und doch wehe denen, die von dir ſchweigen!

Wer giebt es mir, in dir ruhen zu können, dich in mein Herz zu faſſen, all meine Sünden zu vergeſſen und dich, o mein einziges Gut, zu umfangen? Was biſt du mir alles! Thu' mir die Barmherzigkeit, daß ich es ausſprechen könne! Sage mir ſelbſt, was du mir biſt? Sage meiner Seele: Ich bin dein Heil — ſag' es ſo, daß dich mein Herz vernehmen könne!

Ich glaube, darum rede ich, Herr, das weißt du! Habe ich nicht vor dir alle meine Fehler bekannt, und du haſt ſie mir nachgelaſſen? Ich ſtreite nicht mit dir, der du die Wahrheit biſt. Ich will mich nicht entſchuldigen, damit meine Ungerechtigkeit nicht ſich ſelbſt belüge. So du willſt Sünde zurechnen, Herr, wer wird beſtehen? Ich, Staub und Aſche, ich rede vor deiner Barmherzigkeit, vor ihr, und nicht vor ſpottenden Menſchen. Vielleicht wirſt du meiner lächeln, aber bald wird ſich dein Mitleiden meiner erbarmen!

Woher ich in dieſes ſterbliche Leben oder dieſen lebendigen Tod gekommen bin? Das weiß ich nicht. Aber Gott hat mich gebildet im Mutterleib und ſein Erbarmen mich umfangen. Die Milch meiner Mutter und Amme kam von dir; von dir, daß ich nicht mehr begehrte, als du gabeſt, und ſie mir gern gaben, was ſie von dir empfingen.

Allmählich fing ich an, mich zu erkennen und zu fühlen, wo ich wäre. Ich ſuchte den Meinigen meine Wünſche zu entdecken und konnt' es nicht; denn jene waren außer mir, dieſe aber in mir. Mit Gebärden und Stimme ſuchte ich ihnen alſo Zeichen zu geben, ſo gut ich's vermochte. Gehorchten ſie mir nicht, weil ſie mich nicht verſtanden, oder weil, was ich haben wollte, mir ſchädlich geweſen wäre, ſo wurde ich unwillig über meine Obern, daß ſie mir nicht unterthan, über Freie, daß ſie nicht meine Knechte wären, und rächte mich durch Weinen an ihnen. So fand ich alle Kinder, die ich ſah. Nun iſt längſt meine Kindheit geſtorben, ich aber lebe noch. Damals lebte ich auch und offenbarte durch Zeichen meinen innern Sinn. Habe ich mich ſelbſt gemacht oder kommt eine einzige Ader, wodurch das Leben in uns herumſtrömt, anders woher, als von dir, o Herr? — Wer nicht verſteht, wie er gebildet iſt, freue ſich. Er freue ſich mehr, im Nichtfinden dieſes Geheimniſſes dich zu finden, als dasſelbe zu erfinden und dich darüber zu verlieren. Keiner iſt ohne Sünde, auch nicht das einen Tag alte Kind.

War's nicht Sünde, damals mit Thränen zu erflehen, was mir zu meinem Schaden gegeben wurde, zu ergrimmen, wenn ältere, größere, vorgeſetzte Perſonen oder meine Eltern mir nicht auf den Wink gehorchten und ihnen dafür durch Schlagen, ſo weit ich's konnte, Schaden zu thun? Nur die kindlichen, ſchwachen Glieder waren unſchuldig, nicht der Wille des Kindes. Ich erinnere mich, einen Knaben geſehen zu haben, der noch nicht ſprechen konnte, und vor Neid erblaßte, wenn er ſeinen Milchbruder ſah.

Bald war ich nicht mehr unmündiges Kind, ſondern Knabe und konnte ſprechen. Wie ich dieſes gelernt, ſehe ich am Beiſpiel anderer Kinder. Man lehrte mich nicht, nach Regeln die Worte ſetzen. Erſt ſuchte ich durch Thränen, Seufzer, Töne und Bewegungen der Glieder mein Verlangen auszudrücken und Gehorſam zu erzwingen, aber nicht immer gelang es mir, wie ich wollte.

Wenn aber einer gewiſſe Sachen ſo und ſo nannte, und der andere das that oder brachte, was jener wollte, ſo merkte ich mir die Worte, ſammelte eine Menge derſelben, zwang meine Lippen dieſe Töne zu bilden und lernte — reden. So trat ich in die ſtürmiſche Geſellſchaft der Menſchen!

Aber was erfuhr ich da für Elend und Plagen! Ich wurde in die Schule geſchickt, um Wiſſenſchaften zu lernen, deren Nutzen ich noch gar nicht kannte, und wenn ich deshalb träge im Lernen war, wurde ich geſchlagen! Viele Menſchen vor uns haben dieſe an ſich ſchon kummervollen Wege noch mühſeliger gemacht und ihre Beſchwerden verdoppelt.

Ich ſah Menſchen, die zu Gott beteten, und hielt ihn für ein großes Weſen, das, obgleich wir es nicht ſähen, uns dennoch erhören und helfen könnte. Als Knabe ſchon betete ich zu ihm, als zu meiner Hilfe und Zuflucht, löſte meine Zunge zur Anrufung ſeines Namens und bat ihn mit heißem Herzen, daß ich nicht in der Schule geſchlagen werden möchte. Dann wann er mich nicht erhörte, und ich geſchlagen wurde, lachten mich ältere Perſonen, ſogar meine Eltern, die doch nicht mein Leiden wollten, über meine Schläge aus, welche doch damals das größte und ſchwerſte Unglück für mich waren. Dennoch war's eine Sünde, wenn ich weniger lernte, las oder ſchrieb, als ich ſollte. Gedächtnis und Verſtand fehlten mir nicht für mein Alter, aber Kinderſpiele gefielen mir beſſer. Und doch ſtraften mich die, die es einſt auch ſo gemacht. Die Spiele der Erwachſenen werden Geſchäfte genannt, die Geſchäfte der Kinder hingegen von ihnen beſtraft, und niemand hat Mitleid mit ihnen. Doch verhinderten mich dieſe Spiele an der ſchnellern Erlernung der Wiſſenſchaften, mit denen ich in reiferm Alter, nur mit mehr Unart ſpielte. Den, welcher mich ſchlug, ſah ich über ſeinen Mitlehrer, wenn er in irgend einer Sache von ihm übertroffen wurde, weit erbitterter und neidiſcher, als ich war, wenn mich ein Mitſchüler im Ballſpiel übertraf.

Ich vernachläſſigte darüber die Befehle meiner Eltern und Lehrer und ſündigte hierin. Denn nicht aus Liebe zum Beſſern, ſondern aus Luſt zum Spiel geſchah es. Ich liebte den ſtolzen Sieg darin und meine größte Luſt war, Märchen zuzuhören. Faſt alle Eltern ſehen es gern, wenn ihre Kinder ein Vergnügen hieran finden, und geſtatten es doch, wenn ſie geſchlagen werden, wofern ſie darüber ihre Studien vergeſſen.

Schon als Knabe hörte ich von dem uns verheißenen ewigen Leben und von dem, der es uns durch ſeine Demut erworben hat, und bezeichnete mich mit dem Kreuz. Dies lernte ich von meiner Mutter, welche ſehr gottesfürchtig war. Einſt befiel mich ein heftiges Magenweh, und ich fürchtete, ſterben zu müſſen. Du weißt es, o Gott, mein Hüter, mit welcher Inbrunſt und Glauben ich die Taufe deines Sohnes von meiner frommen Mutter (Monika) begehrte. Schon eilte ſie, meinen Wunſch zu erfüllen, als ich wieder genas; die Reinigung meiner Seele wurde verſchoben, damit nicht meine Verantwortung größer würde, wenn ich nach derſelben wieder in neue ſchwerere Sünden verfiele. Alles war gläubig in meinem Hauſe, der Vater allein ausgenommen; doch die Frömmigkeit meiner Mutter ſiegte und er vermochte nicht, mich vom Glauben an Chriſtum abzuhalten. Da ſie aber vorausſah, welche Fluten von Verſuchungen in meiner Jugend über mich kommen würden, ſo verſchob ſie die Taufe.

Ich haßte das Studieren und ließ mich ungern dazu nötigen; es geſchah aber doch zu meinem Beſten. Weder ich that hier etwas Gutes; denn das Gute, was man ungern thut, iſt kein gutes Werk; noch die, die mich dazu nötigten; denn ihre Abſicht war bloß die Ehre vor den Menſchen und Reichtum. Aber Gott that mir Gutes und leitete den Irrtum der Meinigen zu meinem Beſten, meinen Irrtum aber, daß ich nicht lernen wollte, zu meiner Strafe. Die Urſache, warum ich die griechiſche Litteratur vorzüglich haßte, weiß ich auf dieſen Tag noch nicht. Die lateiniſche liebte ich, nicht zwar die mühſamen Anfänge der Grammatik, ſondern wie ſie in den höhern Schulen gelehrt wurde. Auch das war Sünde und Eitelkeit; jene Regeln ſind ſicherer und lehrreicher (denn ihnen verdanke ich's, daß ich leſen und ſchreiben kann), als alle Wanderungen eines gewiſſen Äneas, über denen ich meine eigenen Verirrungen, und als die Thränen über den Tod der Dido, über denen ich meinen eigenen Tod, das iſt, meine Entfernung von Gott vergaß. Heiß beweinte ich ihr Schickſal und ihren Selbſtmord aus Liebe,*) ſeufzte, wenn ich an dieſer Lektüre verhindert wurde und nicht leſen durfte, worüber ich weinen konnte.

---

*) In Virgils Äneide, dem 4. Geſang.

So groß war meine Thorheit, daß ich dieſe für ſchönere und nützlichere Wiſſenſchaften hielt als jene Anfangsgründe, die mich ſchreiben und leſen lehrten. Aber nun wollte ich lieber den ganzen Roman des Äneas als dieſe vergeſſen. Denn wenn ich alle Erklärer und Käufer desſelben frage, ob es wahr ſei, daß Äneas einſt nach Karthago gekommen, ſo werden mir die Ungelehrten ſagen: ſie wiſſen's nicht, die Gelehrten aber es geradezu leugnen. Das war Jugendſünde! 1 und 1 iſt 2, 2 mal 2 iſt 4, das war mir ein verhaßtes Geleier, aber jenes hölzerne Pferd voll Krieger, Trojas Brand und der Schatten der Creuſa, die ſüßeſte Leide meiner Eitelkeit. Der gewandte Schwätzer Homerus gefiel mir nicht; denn die Beſchwerde, fremde Sprachen zu lernen, beſprengte alle Anmut ſeiner Fabeln mit Galle. Ich wußte die Worte nicht und ſollte ſie unter Schrecken und Schlägen lernen, hingegen das Lateiniſche war meine Mutterſprache, und ich lernte ſie ohne Furcht und Marter unter den Schmeicheleien meiner Amme und den Scherzen meiner Hausgenoſſen und Geſpielen. Höre, Herr, meine Bitte, und laß meine Seele unter deiner Zucht nicht erliegen! Was ich als Knabe gelernt habe, was ich jetzt rede, ſchreibe, leſe, denke, das ſei zu deinem Dienſt!

Ich las, wie der donnernde Jupiter Ehebrüche beging. Homer erdichtete dieſes; hätte er doch lieber die Menſchen göttlich, als die Götter menſchlich gemacht! — Und ſolche Dinge lehrt man in Schulen und ſpielt ſie um Geld auf öffentlichen Theatern! Ganz richtig ſagt jener Jüngling im Terenz: „Ich armer Menſch ſollte das nicht thun dürfen?" Schöne Worte ſollten wir aus dieſen Gedichten lernen, aber wie viel leichter lernt man daraus die Nachahmung ſchändlicher Thaten! Vom Irrtum berauſchte Lehrer boten uns dieſen Kelch des Irrtums an, und tranken wir nicht, ſo ſchlugen ſie uns. Ich aber lernte ſie gern, hatte meine Freude damit und bekam dafür den Namen eines hoffnungsvollen Knaben. Was Virgil vom Zorn der Juno u. a. in Verſen erzählt, mußten wir in Proſa wiederholen, und der erhielt den größten Ruhm, der dieſe Leidenſchaften am beſten ausdrücken und nachahmen konnte. War das nicht Rauch und Wind? Gab es ſonſt nichts, unſere Sprache und unſern Geiſt zu üben? Allerdings, das Lob des Herrn! Doch man opfert den abgefallnen Engeln auf mehr als eine Weiſe.

Was Wunder, daß ich von einer Thorheit in die andere fiel und Gottes vergaß! Schöne Thaten, mit ungekünſtelten Worten erzählt, wurden getadelt, aber ſchändliche Thaten, prächtig und ſchwülſtig erzählt, empfingen Lob. Mit äußerſter Sorgfalt bewahren die Menſchen die Regeln der Worte und Silben, wie ſie vor alters galten, aber die ewigen Geſetze deines Willens vergeſſen ſie! Ein Fehler gegen die Grammatik, oft bloß gegen den Accent mißfällt ihnen mehr als die Übertretung deiner Gebote. Ich ſelbſt befließ mich in der Schule, Barbarismen auszuweichen und wurde gelobt, ſcheute mich aber nicht, Eltern und Lehrer mit Lügen zu hintergehen, um meiner Liebe zu Kinderſpielen und andern Poſſen deſto freier nachhängen zu können. Ich ſtahl meinem Vater allerhand Eßwaren, entweder für meine eigne Leckerei, oder um meinen Geſpielen etwas geben zu können, denen ich ihre Spiele, ſoviel Freude ſie ſelbſt daran hatten, dennoch abkaufen mußte. Konnte ich in denſelben auch mit Liſt und Betrug ſiegen, ſo that ich's; ſo lieb war mir dieſer Ruhm! Wurde ich aber von ihnen darüber ertappt, ſo tobte und wütete ich eher, als daß ich nachgegeben hätte. Iſt das jugendliche Unſchuld? Nein! Es iſt ſie nicht; denn eben dieſe Geſinnung geht in das ſpätere Lebensalter über, nur daß man es dann nicht mehr mit Ähren, Nüſſen, Schuſſern, Sperlingen zu thun hat, ſondern mit Präfekten und Königen, mit Gold, Gütern und Sklaven, wie auch größere Strafen an Stelle der Ruten treten.

Doch etwas Gutes hatte ich noch, ich ſuchte mein Wohlbefinden, ließ mich nicht betrügen, hatte ein gutes Gedächtnis, lernte gut ſprechen, freute mich der Freundſchaft und floh Verdruß, Verachtung und Unwiſſenheit. Das war Gottes Geſchenk! Aber darin ſündigte ich, daß ich nicht in ihm, ſondern in ſeinen Geſchöpfen, mich ſelbſt, Vergnügen und Wahrheit ſuchte, daher ſo mancher Schmerz, ſo manche Schande, ſo mancher Irrtum!

Zweites Buch.

Ich will mir nun meine ſchändlichen Thaten und ſinnlichen Lüſte wieder ins Gedächtnis zurückrufen, nicht daß ich ſie liebte, ſondern damit ich dich, o mein Gott lieben lerne! Es ſind bittere Erinnerungen, aber aus Liebe deiner Liebe thue ich es. Ich entbrannte, ich verwilderte: da verfiel meine Geſtalt vor deinen Augen, indem ich mir gefiel und den Augen der Menſchen zu gefallen ſuchte.

Was war es, das mir gefiel, als nur lieben und geliebt zu werden? Aber das war nicht eine Liebe der Seele zu andern Seelen; die Lüſte des Fleiſches benebelten ſie und verdunkelten mein Herz, daß es nicht mehr das Licht der Liebe von der Finſternis der Luſt unterſcheiden konnte. Ich wankte in der Irre umher und meine ſchwache Jugend rannte durch regelloſe Begierden dem Abgrund der Laſter zu. Dein Zorn wuchs über mir und ich wußte es nicht. Das Geräuſch der Ketten meiner Lüſte betäubte mein Ohr, ich wich immer mehr von dir, und du ließeſt es geſchehen. Ich rühmte mich ihrer, ich ließ ihnen vollen Lauf, ich brannte vor Begierde — und du ſchwiegeſt! In meiner ſtolzen Mutloſigkeit und ruheloſen Müdigkeit ſammelte ich mir immer mehr Samenkörner zu künftigem Schmerz. Ich folgte dem Strom der Fluten in mir, verließ dich, überſchritt die geſetzmäßigen Schranken, aber entrann auch deinen Züchtigungen nicht. Und welcher Sterbliche kann das? Denn du warſt immer bei mir, zürnteſt, doch gnädig, mit mir, beſprengteſt alle meine unerlaubten Freuden mit Bitterkeit, damit ich endlich lernte Freuden ohne Sünde zu ſuchen. Aber wo findet ſich dieſe als bei dir? Du ſchlägſt, um zu heilen, du töteſt, damit wir nicht vor dir ſterben. Wo war ich und wie fern von den Freuden deines Hauſes, als ich im 16. Jahr meines Alters der wilden geſetzloſen Luſt den Zepter über mich gab und ihr ſelbſt die Hände reichte? Die Meinigen ſorgten nicht dafür, mich durch den Eheſtand vor weiterem Verderben zu ſichern; ihnen lag bloß am Herzen, daß ich ſchöne Reden machen lerne.

In dieſem Jahre wurden meine Studien unterbrochen; denn man ließ mich von Madaura, wo ich die Beredſamkeit zu erlernen angefangen hatte, zurückkommen, um die Koſten zu einer entfernten Reiſe nach Karthago für mich zu ſammeln, da mein Vater zu Tagaſte nur ein ſehr mittelmäßiges Vermögen hatte. Alle Leute rühmten ihn dafür, daß er über ſein Vermögen Geld an ſeinen Sohn wenden wolle, ſo viel dieſer bedurfte. Allein er ſorgte nicht dafür, wie weit ich in Gott wachſe, oder wie keuſch ich wäre, wenn ich nur ein großer Redner würde.

Da ich mich denn in dieſer Zeit bei meinen Eltern aufhielt und völlige Muße von allem Studieren hatte, wuchſen die Dornen meiner Lüſte über mein Haupt empor, und keine Hand war da, ſie auszurotten. Nur im Herzen meiner Mutter hatteſt du, o Herr, dir ſchon einen Tempel und den Anfang deiner Wohnung errichtet, ſie war bereits ſeit kurzer Zeit Chriſtin. Ihr ſchauderte vor den verkehrten Wegen, auf welche ich geraten könnte, wenn ich gleich noch nicht gläubig war. Schwiegeſt du zu dieſem, o Gott? Nein, weſſen Worte, als deine, waren die Ermahnungen meiner frommen Mutter — aber ſie drangen nicht in mein Herz! Mit der ängſtlichſten Sorgfalt warnte ſie mich vor Ausſchweifungen, ich aber hielt dies für weibliche Erinnerungen, denen zu folgen ſchimpflich für mich wäre. Ich glaubte, du ſchwiegeſt und nur ſie rede dieſes, und verwarf mithin in ihr dich ſelbſt. Mit ſolcher Blindheit rannte ich dem Laſter zu, daß ich es zu einer Ehrenſache machte, unter meinen Jugendfreunden nicht der letzte in Schandthaten zu ſein, und es war mir eben ſo ſehr um ihr Lob hierin, als um das Laſter ſelbſt zu thun. Hatte ich es darin den Laſterhafteſten nicht gleich gethan, ſo erdichtete ich Laſterthaten, die ich gethan hätte, um nicht weniger als ſie und meiner Tugend wegen bei ihnen verachtet zu ſein. Selbſt meine Mutter ſorgte nicht genug für die Erhaltung meiner Keuſchheit, indem ſie es ihrem Zweck für hinderlich hielt, mich durch das Band der Ehe im Zaum zu halten, indem beide Eltern einen Gelehrten aus mir machen wollten und fürchteten, dieſe Feſſeln möchten mich daran hindern; der Vater aus Eitelkeit; die Mutter, in Hoffnung, die Wiſſenſchaften würden mir den Weg zu dir, o Gott, bahnen. So erkläre ich mir ihr Betragen gegen mich. Alle Zügel waren los, ohne Hindernis durfte ich mich jeder Freude überlaſſen. Doch wem erzähle ich das? Nicht dir, mein Gott, ſondern vor dir meinen Mitmenſchen, wofern einige von ihnen über dieſes Buch geraten. Und warum? Damit ich und jeder, der dies lieſet, erkennen lernen, aus welcher Tiefe wir zu dir rufen müſſen!

Auch Diebereien beging ich: nicht aus Armut, ſondern aus Ekel an der Gerechtigkeit und aus Luſt zum Laſter. Ich ſtahl das, was ich im Überfluß hatte, und nicht die geſtohlene Sache, ſondern die That des Diebſtahls ergötzte mich. Ein Baum ſtand in der Nähe unſers Landguts, voll Birnen, die weder an Geſtalt noch Geſchmack beſonders reizend waren. Dieſen half ich nebſt andern jungen Böſewichten einſt, nachdem wir uns bis tief in die Nacht im Spielhaus verweilt hatten, ſeiner Früchte berauben. Ganze Laſten trugen wir weg, nicht zu unſern Mahlzeiten, ſondern um ſie den Schweinen vorzuwerfen. So war mein Herz, o Gott, deſſen du dich im tiefſten Abgrund erbarmt haſt. Der Mörder, der Geizige, der Ehrſüchtige, jeder Sünder ſucht ſich einen bleibenden Vorteil bei ſeiner Sünde, aber ich, ich liebte die That der Sünde, ich ſündigte aus Luſt zur Ungerechtigkeit, und wäre im ſtande geweſen, alle Sünden zu begehen.

Drittes Buch.

Ich kam nach Karthago — und hier umrauſchte mich allenthalben die Lockſtimme laſterhafter Liebe. Ich liebte noch nicht, aber es freute mich geliebt zu werden. Ich fühlte ein geheimes Bedürfnis und haßte mich, daß ich es nicht noch mehr fühlte. Ich ſuchte, was ich lieben könnte, und floh die Sicherheit und ein Leben ohne Verſuchungen. Nach unvergänglichen Freuden hatte ich keinen Hunger, nicht daß ich ihrer voll geweſen wäre; je leerer ich daran war, deſto ekelhafter waren ſie mir. Aber meiner Seele war nicht wohl! Voll Wunden und Geſchwüren warf ſie ſich in die Sinnenwelt, um durch die Reibung an ihr Erquickung zu finden. Ich beſudelte die Freundſchaft mit dem Unrat der Begierden und verdunkelte ihre Reinigkeit mit Wolluſt. Und doch, ſo ſchändlich und ehrlos ich war, ſo fein und vornehm beſtrebte ich mich, aus übermäßiger Eitelkeit, zu ſein. Der Liebe ſtürzte ich mich entgegen, mit dem Wunſch, gefangen zu werden. Aber, o mein Gott, mit welchen Bitterkeiten beſprengteſt du meine Freuden! Freudig ließ ich mich in geheime Bande verſtricken, um mit den eiſernen Ruten der Eiferſucht des Argwohns, der Furcht, des Zorns, des Zanks dafür gezüchtigt zu werden.

Beſonders hatte das Theater hinreißende Lockungen für mich; denn es gab mir Bilder meiner inneren Qualen und Zunder meines Feuers. Was iſt es doch, daß der Menſch ſeine Wolluſt dabei findet, Trauerauftritte beweinen zu können, die er ſelbſt nicht erleben möchte? Und doch will er weinen, und der Schmerz dabei iſt ſeine Freude; was iſt es anders, als die beweinenswürdigſte Thorheit! Um ſo viel mehr wird er dabei gerührt, je weniger er ſelbſt von dieſen Leidenſchaften frei iſt. Thörichtes Mitleiden bei erdichteten Auftritten des Theaters! Der Zuſchauer wird nicht zur Hilfe aufgerufen, ſondern bloß eingeladen, ſie zu beweinen, und der Schauſpieler findet ſich um ſo geehrter, je mehr er Thränen erpreſſen kann. Verdrießlich tritt er ab, wenn er keine ſieht, und ſieht er welche, ſo verdoppelt er ſeine Anſtrengung und weint ſelbſt voll Freude mit. Thränen werden alſo geliebt und Schmerzen: und doch möchten alle Menſchen freudig ſein. Elend will keiner ſein, aber mitleidig, und weil dies nicht ohne Gefühl eines Schmerzes ſein kann, ſo liebt er, aber nur in dieſem Fall, die Schmerzen. Doch dieſe Schmerzen gehören auch zu jenen unreinen Freuden; denn wo führen dieſe hin? In die brennenden Bäche, in die wilde Glut jener häßlichen Lüſte, worin die Seele alle ihre himmliſche Heiterkeit verliert. Ich freute mich im Schauſpiel Liebende zu ſehen, wenn ſie ſich endlich laſterhaft genoſſen, obgleich es bloß erdichtet war. Trennte ſie aber ein ungünſtiges Schickſal, ſo trauerte ich mitleidig mit ihnen: beides aber vergnügte mich. Jetzt hingegen bemitleide ich mehr einen Menſchen, der ſich des Laſters freut und dadurch ſein Glück verliert. Allerdings iſt es eine ſchöne Tugend um das Mitleiden, aber das wahrhafte Mitleid beſteht darin, daß man wünſcht, lieber am andern gar keine Urſache des Mitleidens zu finden. Oder wird ein Mitleidiger je begehren, daß Menſchen unglücklich werden, damit er nur das Vergnügen des Mitleidens genieße? Nie wünſchte ich zu leiden, was ich ſah, aber gerne ließ ich mich von dieſen Märchen kitzeln, obgleich wie wenn man ein Geſchwür reibt, nur eine deſto heftigere Hitze und häßlicherer Eiter darauf folgt. Ein ſolches Leben, konnte man es ein Leben heißen, o mein Gott?

Ich ſah und hörte Prozeſſe, und die Begierde erwachte in mir, auch hierin vorzüglich zu werden. Ich that ſtolz darauf, der erſte in der Schule eines Redners zu ſein. Doch war ich gemäßigter als die ſogenannten Umſtürzler,*) und unſchuldig an ihrem Unfuge. Ich lebte unter ihnen, genoß ihre Freundſchaft, aber ihre Thaten verabſcheute ich.

Da ich um dieſe Zeit mancherlei Bücher von der Beredſamkeit las, geriet ich auf Ciceros Buch (eines Mannes, deſſen Zunge alle, und deſſen Herz nur wenige bewundern) Hortenſius genannt, welches eine Ermahnung zur Philoſophie enthält. Dies Buch veränderte mein Herz, leitete meine Gebete zu dir, o Herr, und fing an, mir ganz andere Triebe zu geben, als die vorigen waren. Mir ekelte an der Eitelkeit, brünſtig ſehnte ſich mein Herz nach unſterblicher Weisheit, und ich machte den erſten Schritt, aufzuſtehen und zu dir zu gehen. Nicht um meine Zunge zu üben, wofür meine Mutter ihr Geld ausgab (ich war 19 Jahr alt und mein Vater ſchon 2 Jahr tot)**) benützte ich es, ſondern für das, was darin enthalten war. Wie brannte, o mein Gott, wie brannte ich von der Erde zu dir aufzufliegen, ohne zu wiſſen, was du mit mir vorhätteſt! Mit dem ſchönen Wort Philoſophie oder Liebe zur Weisheit entflammte mich dieſes Buch zu ihr ſelbſt. Es giebt Leute, die unter dieſem vielſagenden lieblichen Namen ihre Irrtümer verſtecken: faſt alle dieſe werden darin geſchildert und widerlegt, und eben die heilſame Ermahnung des Geiſtes durch deinen treuen Knecht Paulus kommt auch darin vor: „Hütet euch, daß euch niemand betrüge durch die Philoſophie, die leerer Betrug iſt, ſich nach den Überlieferungen und Sagen der Menſchen richtet und nicht der Lehre Chriſti gemäß iſt; denn in ihm wohnt die Fülle der Gottheit ganz.“ (Koloſſer II, 8.) Obgleich mir dieſe apoſtoliſche Lehre damals noch nicht bekannt war, ſo gefiel es mir doch an Hortenſius, daß er mich nicht an dieſe oder jene Sekte, ſondern an die Weisheit ſelbſt wies, ſie zu lieben, zu ſuchen, zu umfangen. Ein einziges machte mich irre, daß der Name Chriſti nirgends darin genannt war; denn Liebe zu ihm hatte ich ſchon mit der Muttermilch eingeſogen und immer behalten, und was ich ſchönes und wahres in den Wiſſenſchaften fand, hatte nur den halben Reiz für mich, wenn dieſer Name darin mangelte.

Ich fing ſofort an, die heilige Schrift zu ſtudieren, um zu ſehen, was daran wäre. Aber wie demütig ſchreitet ſie einher, erhebt ſich erſt im Fortgang und iſt mit Geheimniſſen verſchleiert. Ich war noch zu ſtolz, um meinen Nacken unter ſie zu beugen und mein Auge noch zu blöde, ihr Innerſtes zu durchblicken. Ja, ich ſchien mir zu groß für ſie zu ſein.

Gerade um dieſe Zeit geriet ich unter Leute von ſtolzem Wahnſinn, geſchwätziger Zunge und fleiſchlichen Geſinnungen. In ihrem Munde tönte der Name Chriſti und ſeines tröſtenden Stellvertreters, des heiligen Geiſtes. Aber es waren nur Töne, und ihr Herz leer von Wahrheit. Irrtum entquoll ihnen, nicht allein über dich, o Herr, ſondern auch über deine Geſchöpfe.*) O Wahrheit! Wahrheit! wie ſeufzte meine Seele in ihrem Innerſten nach dir, da ich deinen Namen ſo oft und viel von ihnen nennen hörte und in ihren unzähligen Büchern allenthalben fand! Aber ſie führten mich nur zu deinen Geſchöpfen, zu Sonne und Mond, nie zu dir ſelbſt, obgleich deine geiſtigen Werke vor den körperlichen, ſo herrlich auch dieſe ſind, weitaus den Vorzug haben. Doch ich wollte auch dieſe geiſtigen nicht, ſondern dich ſelbſt, o Wahrheit, dich, in welcher keine Veränderung, kein Wechſel des Lichts und der Finſternis iſt: ich dürſtete und hungerte nach dir, und erhielt bloß glänzende Hirngeſpinſte zu meiner Nahrung. Ich genoß ſie, weil ich dich zu genießen glaubte, aber mit Unluſt, weil ich keinen Geſchmack von dir darin fand; ſie ſättigten mich nicht, ſie erſchöpften mich bloß. Wie weit war ich von dir entfernt, und wie mäſtete ich mich, fern von deinem Hauſe, mit leeren Trebern, da ich dich nicht durch den Verſtand, den du mir zum Vorzug vor den Tieren gegeben haſt, ſondern durch Sinnlichkeit ſuchte! Eben damals traf ich auch auf jenes freche, thörichte Weib, das nach Salomons Rätſel auf dem Markt ſitzt und ſpricht: „Eſſet und trinket mit mir, geheim genoſſenes Brot ſchmeckt wohl, und verſtohlene Waſſer ſind ſüß.“ Sie verführte mich, weil ſie meine Seele in meinem Auge ſitzen und mich die Nahrung wiederkauen ſah, die ich durch dasſelbe begierigſt verſchlungen hatte.

Doch du haſt deine Hand vom Himmel nach mir ausgereckt und meine Seele aus dieſer dicken Finſternis errettet! Meine Mutter, deine getreue Magd, weinte für mich, mehr als Mütter über die Leichen ihrer Kinder weinen. Du haſt ſie erhört und ihre Thränen nicht verachtet, womit ſie alle Winkel befeuchtete, wo ſie zu beten pflegte. Woher als von dir kam jener Traum, wodurch du ſie getröſtet haſt? Sie ſah ſich auf einem hölzernen Richtſcheit ſtehen, und während ſie in Thränen faſt zerſchmolz, einen glänzenden Jüngling mit freudigem Lächeln gegen ſie kommen. Er fragte ſie um die Urſache ihrer Trauer und ihrer täglichen Thränen, und als ſie ihm antwortete, ſie beweine mein Verderben, hieß er ſie gutes Mutes ſein und zurückſehen, wo ſie ſei, da ſei auch ich! Sie wandte ſich um und ſah mich neben ihr auf der gleichen Linie ſtehen. So waren deine Ohren auf ihr Herz geneigt! O du Guter, Allmächtiger! der du ſo für jeden einzelnen ſorgſt, als hätteſt du nur für dieſen allein zu ſorgen, und ſo für alle, als wären ſie ein einzelner! Woher als von dir kam es, daß, da ſie mir dieſen Traum erzählte, und ich ihn dahin zu deuten ſuchte, ſie würde werden, was ich jetzt ſei, ſie ſogleich antwortete: „Nein, man hat mir nicht geſagt: Wo er iſt, biſt auch du, ſondern wo du biſt, iſt auch er!“ Gar wohl erinnere ich mich und habe es oft geſagt, daß ich durch dieſe Antwort der wachenden Mutter, die ſo ſchnell die echte Deutung traf, obgleich das Wort ſo leicht mißdeutet werden konnte und ich es ſelbſt, bis ſie mir’s ſagte, mißverſtand, mehr gerührt worden bin als durch den Traum ſelbſt, wodurch dieſer guten Frau zum Troſt in ihrem gegenwärtigen Kummer ihre künftige Freude ſo lange voraus geſagt wurde. Denn noch faſt 9 Jahre folgten, in welchen ich mich in dieſen lichtloſen Pfützen des Irrtums, aus denen ich mich oft zu erheben verſuchte, aber immer härter anſtieß, herumwälzte. Sie aber, die keuſche fromme Witwe, eine Witwe nach deinem Sinn, zwar freudiger in Hoffnung, aber nicht minder unverdroſſen in Thränen und Gebeten, fuhr täglich fort mich vor Gott zu beklagen. Ihr Gebet drang vor dein Angeſicht, obgleich du mich zur Zeit noch meinem Verderben überließeſt.

Noch eine andere Antwort gabeſt du ihr durch einen gewiſſen Biſchof, der in der Kirche geboren und in den heiligen Büchern geübt war. Als ſie dieſen bat, mit mir zu reden, meine Irrtümer zu widerlegen und mich auf den Weg der Wahrheit zu führen, welches ihm bei vielen geglückt war, wollte er nicht: mit Bedacht, wie ich nachher einſah, und entſchuldigte ſich, ich ſei noch ungelehrig, weil dieſe neuen Meinungen mich aufgebläht hätten. „Aber laß ihn nur gehen,“ fuhr er fort. „Bitte den Herrn für ihn; er ſelbſt wird zuletzt durch eifriges Studieren zur Erkenntnis ſeines Irrtums kommen.“ Zugleich erzählte er ihr, wie auch er als Knabe von ſeiner Mutter den Manichäern, mit welchen ſie es hielt, übergeben worden und nicht nur faſt alle ihre Bücher geleſen, ſondern auch ſelbſt abgeſchrieben, endlich aber ſelbſt, ohne daß ihn jemand darauf geführt oder ſeine Sätze widerlegt hätte, ihre Irrtümer eingeſehen und von dieſer Zeit an ihren Umgang geflohen habe. Doch dieſes beruhigte meine Mutter noch nicht, ſie fuhr fort, mit Bitten und heißen Thränen in ihn zu dringen, daß er mich ſehen und mit mir reden möchte, ſo daß er endlich, halb unwillig, ſie mit den Worten von ſich wies: „Geh hin! Es iſt unmöglich, daß ein Sohn, der ſo viele Thränen gekoſtet, zu Grunde gehen ſollte!" Oft hat ſie mir nachher geſagt, dieſe Worte hätten einen ſo tiefen Eindruck auf ſie gemacht, als ob ſie vom Himmel herab ihr zugerufen würden.

---

*) Eine Geſellſchaft Studierender auf der Akademie zu Karthago, die ſich rühmten, keine Schranke zu achten.

**) Ein reicher Bürger ſeiner Vaterſtadt fuhr indeſſen fort, nebſt ſeiner Mutter für ſeinen Unterhalt in Karthago zu ſorgen.

*) Dieſes waren die Manichäer, eine damals ſehr ausgebreitete Sekte. Ihre Lehren, worauf Auguſtinus hier anſpielt, waren: Alle materiellen Geſchöpfe ſeien das Werk eines böſen Geiſtes; Chriſtus habe einen Körper bloß zum Scheine gehabt; Manes, der Stifter der Sekte ſei der verheißene Tröſter (beſſer Stellvertreter), der die Lehre Chriſti verbeſſern und ſein Werk auf Erden vollenden müſſe u. ſ. w. Ihre Sitten ſtanden in keinem guten Rufe.

Viertes Buch.

Neun Jahre hindurch, vom 19. bis zum 28., ging das Verführen und Verführtwerden immer fort; öffentlich durch die ſogenannten freien Künſte, heimlich durch eine fälſchlich ſogenannte Religion. Dort herrſcht Stolz, hier Aberglaube, in beiden Eitelkeit und Begierde nach Menſchenruhm bis zum Händelklatſchen des Schauplatzes, bis zu ſtreitſüchtigen Gedichten, zu Kämpfen um Kronen von Gras, zu nichtswürdigen Schauſpielen und unmäßigen Leidenſchaften; auf der andern Seite wünſchte ich von dieſem Unflat gereinigt zu werden, und brachte daher denjenigen, welche Auserwählte und Heilige genannt wurden, Speiſen zu, damit ſie mir daraus in der Werkſtätte ihres Magens Engel und Götter zimmern möchten, welche mich erretten könnten. Dies that ich ſelbſt; dies that ich bei meinen, mit mir und durch mich verführten Freunden.*) Mögen mich immer die Stolzen und Starken verachten; ich armer, ſchwacher bekenne meine Schande, vor dir, o Herr, um dich loben zu können.

Um dieſe Zeit gab ich Unterricht in der Beredſamkeit. Mir war es angelegen, gute Schüler zu haben, ich aber lehrte ihre ſchuldloſe Herzen Betrug; nicht zwar, um ihn gegen die Unſchuldigen zu gebrauchen, oft aber doch zur Entſchuldigung des Schuldigen. Doch du ſahſt mich auf dieſen ſchlüpfrigen Wegen, du ſahſt mitten durch dieſen dichten Rauch noch einzelne Funken meines Glaubens, während ich der Lehrer und Gefährte ſolcher war, die Eitelkeit liebten und Lüge ſuchten.

Damals hatte ich eine Freundin, mit welcher ich nicht ehelich verknüpft war, ſondern welche bloß meine wilde thörichte Begierde aufgeſpürt hatte. Aber doch nur eine, der ich Treue hielt, und von welcher ich lernen konnte, welch großer Unterſchied zwiſchen keuſcher Ehe und dem Bund der Wolluſt ſei.

Ich erinnere mich, da ich einſt auf dem Theater einen Wettſtreit mit Gedichten eingehen wollte, eines Wahrſagers, der mich fragte, wie viel Geld ich ihm geben wollte, damit er mir zu einem gewiſſen Sieg verhilfe. Ich verabſcheute ſeine ſchändlichen Beſchwörungen und antwortete ihm: „Ich würde nicht eine Fliege dafür töten laſſen, wenn auch ſeine Krone von unvergänglichem Golde wäre." Er pflegte nämlich bei ſeinen Zaubereien ſolche Tiere zu töten und ſchien mir bei dieſer Einladung die Hilfe der böſen Geiſter verſprechen zu wollen. Dies geſchah zwar nicht aus reiner Liebe zu Gott; denn ich kannte nur irdiſchen Glanz, ſondern ich wollte nicht, daß man für mich den Teufeln opferte, weil ich mich ſelbſt dadurch ihnen aufgeopfert hätte.

Doch unterließ ich nicht, bisweilen die Sterndeuter um Rat zu fragen, weil dieſe weder opferten, noch irgend einige Zaubergebete an Geiſter zu thun pflegten. Was heißt es aber anders, den Stand der Geſtirne am Himmel als die Urſachen unſerer Sünden angeben oder die Venus, den Saturnus oder Mars dafür anklagen: als die Schuld vom Menſchen ab und auf den Schöpfer der Geſtirne zu wälzen? Ich lernte damals einen klugen geſchickten Arzt kennen, der auch Prokonſul war und mir im Theater mit eigner Hand die Siegeskrone aufgeſetzt hatte, auf einen kranken Kopf, aber nicht als Arzt. Auch durch dieſen ſuchteſt du meine Seele zu heilen. Da ich bekannter mit ihm wurde und immer gern um ihn war; denn er war zwar nicht beredt, aber geiſtvoll und munter: merkte er endlich aus meinen Geſprächen, daß ich mich mit dem Nativitätſtellen abgebe, und ermahnte mich mit väterlicher Güte, dieſe Thorheiten fahren zu laſſen und die für nützliche Sachen nötige Sorge und Mühe nicht auf dieſen leeren Dunſt zu verwenden. Er ſelbſt, erzählte er, habe in frühern Jahren ſeinen Unterhalt damit ſuchen wollen und aus keiner andern Urſache dieſen Vorſatz aufgegeben und ſich der Arzneikunſt gewidmet, als weil er dieſe Wiſſenſchaft als völlig grundlos erfunden und als ein ehrlicher Mann nicht mit Betrügereien ſein Brot habe verdienen wollen. Du aber, fuhr er fort, haſt die Redekunſt ſtudiert, und treibſt dieſe Künſte nicht aus Not, ſondern aus freier Wahl und darfſt mir alſo um-ſo mehr hierin Glauben ſchenken. Wenn auch ſolche Vorherſagungen einträfen, ſo ſei es bloß Wirkung eines glücklichen Zufalls. Aber weder er, noch mein innigſtgeliebter Freund Nebridius, ein vortrefflicher Jüngling, der alle dieſe Künſte verlachte, konnten mich bereden, von ihnen zu laſſen; denn noch hatte ich nicht gefunden, was ich ſuchte — ein unzweifelhaftes Beiſpiel, daß eine ſolche Wahrſagung bloß durch Zufall und nicht aus Kenntnis der Geſtirne erfüllt worden ſei.

Ich hatte damals, als ich in meiner Vaterſtadt zu lehren anfing, einen Freund, den ich vorzüglich liebte, weil er die gleichen Wiſſenſchaften mit mir trieb, von blühender Jugend und in meinem Alter war. Er wuchs mit mir auf und war immer mein Schul- und Spielfreund. Noch nicht zwar ein Freund, wie es die wahre Freundſchaft erfordert, die du, o Herr, unter denen knüpfeſt, die in der Liebe zu dir eins ſind; doch war es mir wohl um ihn. Ich führte ihn zum Schmerz meiner Mutter vom wahren Glauben, der noch nicht tief genug in ihm gewurzelt hatte, ab zu abergläubiſchen Fabeln. Er ſchweifte mit mir im Irrtum umher, und ich konnte nicht ohne ihn ſein. Da ſtarb er, da wir kaum ein Jahr rechte Herzensfreunde geweſen waren, er meine Freude und mein liebſtes Eigentum! Er hatte ein Fieber, und lag lange bewußtlos im Todesſchweiß. Da man ſein Aufkommen nicht mehr erhoffen konnte, wurde er ohne ſein und mein Wiſſen getauft. Er erholte ſich wieder, und ſobald ich mit ihm reden konnte — denn ich wich nie von ihm, ſo lieb hatten wir einander — ſo fing ich an, mit ihm über die Taufe zu ſcherzen, die er unwiſſend empfangen, aber von deren Empfang er unterrichtet worden war. Wie ſeinen Feind ſchalt er mich darüber aus; wenn ich ſein Freund heißen wolle, ſo ſolle ich aufhören mit dieſen Scherzen. Erſtaunt und verwirrt, ſprach ich kein Wort mehr darüber, bis er wieder ganz hergeſtellt wäre. Doch er wurde nach wenigen Tagen in meiner Abweſenheit durch einen neuen Fieberanfall meiner Thorheit entriſſen, um bei dir zu meinem Troſt aufbehalten zu werden. Innigſt betrübte ſich meine Seele darüber, und alles ſchien mir nur Tod zu predigen. Meine Vaterſtadt und das Haus meiner Mutter wurden mir unerträglich und ohne ihn jeder, der mit mir reden wollte, läſtig. Meine Augen ſuchten ihn allenthalben, ich haßte alles, weil nichts mir ihn erſetzen konnte. Oft fragte ich meine Seele: Warum biſt du ſo gar betrübt? und wußte mir keine Antwort zu geben. Sagte ich zu ihr: Hoffe auf Gott! ſo gehorchte ſie mir nicht; denn der Verlorne war reeller und beſſer, als das Hirngeſpinſt, worauf ich ihr zu hoffen befahl. Nur Thränen tröſteten mich und waren an ſeiner ſtatt meine Freunde. Ich war unglücklich, wie jeder unglücklich iſt, der ſeine Liebe an vergängliche Dinge hängt; er wird zerriſſen, wenn er ſie verliert, und fühlt dann erſt ſein Elend, daß er elend geweſen, auch vor dem Verluſt. Ich weinte bittere Thränen und ſuchte meine Ruhe im Kummer. Verdrießlich war mir das Leben und doch fürchtete ich mich zu ſterben; denn je lieber er mir geweſen war, deſto grauſamer ſchien mir der Tod, der ihn mir geraubt hatte. O Thorheit, welche die Sterblichen nicht als Sterbliche zu lieben weiß!

Nur du, Herr, konnteſt meinen Kummer lindern. Das wußte ich, wollte es, aber konnte es nicht faſſen. Denn noch wareſt du nicht etwas Feſtes, Weſentliches in meiner Seele, du warſt es nicht ſelbſt, ſondern ein bloßes Trugbild meines Irrtums. Bemühte ich mich, mein Vertrauen auf dich zu ſetzen, ſo ſank ich bald wieder hin und fiel auf mich ſelbſt zurück. Ich konnte weder in mir leben, noch mir ſelbſt entfliehen.

Ich verließ meine Vaterſtadt und ging nach Karthago zurück. Die niemals müßige Zeit heilte mich; ſie führte mir neue Geſtalten und Ideen zu, und da ich zu meinen vorigen Vergnügungen zurückkehrte, ſo wurde der Schmerz verdrängt. Der Umgang mit meinen Freunden richtete mich auf, mit ihnen liebte ich, was ich an deiner ſtatt liebte, ach, was war's? eine lange Fabel, eine fortgeſetzte Lüge, an welcher unſer verderbtes Gemüt ſeinen Kitzel und ſein Behagen fand! Durch Geſpräche, durch fröhliches Lächeln, gegenſeitige Dienſte, gemeinſchaftliches Leſen angenehmer Bücher, fröhliche Spiele, Höflichkeiten, bisweilen einen Zwiſt ohne Haß (wie der Streit des Menſchen mit ſich ſelbſt), der nur unſere Eintracht würzte, einander belehren, um von einander zu lernen; nach den Abweſenden mit Unmut ſich ſehnen und die Zurückkehrenden mit Wonne empfangen — durch dies und ſo vieles andere, was durch Zunge, Augen und tauſend liebliche Wege von Herz zu Herzen ging, empfing unſere Freundſchaft Nahrung, und ſchmolzen wir alle in eins zuſammen.

Dies iſt die menſchliche Liebe, wo ſich das Gewiſſen ſchuldig findet, wenn es nicht Liebe mit Gegenliebe vergilt. Daher die Trauer, wenn ein Freund ſtirbt, deſſen Verluſt beinahe auch die Überlebenden tötet. Selig iſt, der dich, o Herr liebt, und ſeine Freunde in dir, und ſeine Feinde um deinetwillen. Nur der verliert keinen Geliebten, dem ſeine Geliebten in dir lieb ſind, der du nimmer ſtirbſt! Dich verliert niemand, der dich nicht verläßt. Doch das wußte ich damals noch nicht. Ich liebte das irdiſche Schöne, vertiefte mich darin und ſprach zu meinen Freunden: „Wollen wir etwas anderes lieben, als was ſchön iſt?" Aber was iſt ſchön? Ich fand, daß in allen Körpern erſtlich die Harmonie des Ganzen ſchön iſt, zweitens die einzelnen Teile, wenn ſie gut zu einander paſſen, ein Glied zum ganzen Körper, ein Schuh an den Fuß u. dgl. Etwas, das an ſich ſelbſt ſchön, etwas, das es in Verbindung mit anderm iſt. Dieſe Betrachtungen quollen aus dem

---

*) „Ich bin," ſagt er an einem andern Ort (de util. credendi, Kap. 1) „aus keiner andern Urſache unter die Manichäer geraten, als weil ſie verſicherten, ſie wollten diejenigen, welche ſich ihnen anvertrauten, mit Entfernung des furchtbaren Anſehens, lediglich durch die reine Vernunft zu Gott führen, und von allem Irrtum befreien. Was hätte mich ſonſt dazu gebracht, ungefähr 9 Jahre, mit Verachtung der mir von meinen Eltern eingepflanzten Religion, dieſen Leuten zu folgen und ihnen ſo fleißig zuzuhören, als weil ſie ſagten: wir würden durch Aberglauben betäubt, und der Glaube würde uns vor der Vernunft befohlen, ſie aber forderten von niemand Glauben, bis die Wahrheit unterſucht und erörtert wäre. Wer ſollte nicht durch ſolche Verheißungen angelockt werden? Vornehmlich das nach Wahrheit ſtrebende Gemüt eines Jünglings, das ebenfalls durch die Streitübungen einiger Gelehrten in den Schulen ſtolz und geſchwätzig geworden war, wie ſie mich damals fanden, da ich nämlich alles alte wie abgeſchmackte Fabeln verachtete und dürſtete, die von ihnen verſprochene reine Wahrheit mir zu eigen zu machen."

Innerſten meiner Seele, und ich ſchrieb zwei oder drei Bücher, vom Schönen und Schicklichen. Mir iſt entfallen, wie viel? Denn ſie kamen mir, wie? weiß ich nicht, längſt weg. Ich ſchrieb ſie dem Icherius, einem Redner zu Rom, zu, den ich zwar nicht perſönlich kannte, aber um ſeiner Gelehrſamkeit willen ſchätzte. Einige Worte von ihm hatte ich gehört; ſie gefielen mir, meiſt aber, weil ſie andern gefallen hatten. Ich wünſchte auch zu ſein wie er und trieb mich ſo in dieſen Wirbeln herum — ach! ſogar verborgen von dir geleitet! Ich bekenne es frei, daß ich ihn mehr um deren willen liebte, die ihn lobten, als eigentlich um deswillen, warum er gelobt wurde. Hätten ſie ihn getadelt, ſo wäre er mir gleichgiltig geblieben. Sieh darin die Schwäche der Seele, die noch nicht an einer feſten Wahrheit hängt! Wie der Hauch der Worte von andern zu Lob oder Tadel fließt, ſo wird ſie hin und her geweht, getrieben, geſchleudert und das Licht der Wahrheit ihr verdunkelt, das doch vor unſern Augen ſteht. Es war mir ſehr angelegen, daß meine Gelehrſamkeit und Beredſamkeit dieſem Manne zu Ohren kämen. Hätte er ſie gelobt, ſo wäre mein Eifer noch eifriger, hätte er ſie getadelt, mein krankes Herz aufs empfindlichſte verwundet worden. Und doch war das Buch, das ich an ihn geſchrieben, ſo der Lieblingsgedanke meiner Seele, daß ich, hätte es auch niemand gelobt, mir doch in dieſem Gedankenkreiſe innigſt gefiel.

Hierauf ging ich weiter, die Natur der Seele zu unterſuchen, aber die falſchen Begriffe, die ich von geiſtigen Dingen hatte, verdeckten mir die Wahrheit. Sie ſprang mir in die Augen, aber mein taumelndes Gemüt wandte ſich von dem Unkörperlichen zu körperlichen Lineamenten, Farben und der Pracht, die in die Augen fällt. Weil meine Seele dieſe an ihr nicht ſehen konnte, ſo glaubte ich, ſie könnte gar nichts ſehen. Ich merkte, daß Tugend Friede giebt, Laſter Zwietracht, und ſchloß, jene ſei Einheit, dieſes ein geteiltes Weſen; in der Einheit glaubte ich die Natur der Wahrheit, die Vernunft und das höchſte Gut, in jener Zerteilung aber eine, Gott weiß welche, Subſtanz und Natur des höchſten Uebels, die wirklich etwas Lebendiges, doch nicht von Gott wäre, zu ſehen. Erſtere nannte ich Monas, ein einfaches Weſen, letztere Dyas, ein gedoppeltes — und wußte ſelbſt nicht, was ich ſchwatzte! Ich arbeitete immer hin zu Gott und wurde von ihm zurückgeſtoßen, um den Tod zu ſchmecken; denn du widerſtehſt den Stolzen, du widerſtandeſt meinem ſchwindligen Hirn, das bloß körperliche Formen faſſen zu können glaubte. Ich Fleiſch, klagte mein Fleiſch an, und mein verirrter Geiſt fand den Weg zu dir nicht, er ſchweifte umher, weder in dir, noch in mir, noch in der Körperwelt, ſondern in weſenloſen Dingen. Als thörichter Schwätzer warf ich deinen Gläubigen, nun meinen Mitbürgern, Fragen vor: „Warum irrt die Seele, wenn Gott ſie gemacht hat?“ Ich ließ mich nicht gern anſtatt der Antwort fragen: „Behaupteſt du, daß Gott geirrt habe?“ und wollte ich lieber dein unveränderliches Weſen irren laſſen, als geſtehen, daß meine veränderliche Seele gefliſſentlich aus dem Wege getreten ſei.

Als ich dieſes Buch ſchrieb, war ich ungefähr 26 bis 27 Jahre alt. Wie ſehnte ſich dabei mein Herz, die innere Melodie der Wahrheit zu hören und ſich über der Stimme des Bräutigams zu freuen, aber ich hörte ſie nicht! Das Geräuſch des Irrtums ſchwirrte um meine Ohren, zog mich auswärts von mir weg zu körperlichen Formen, und die Laſt meines Stolzes drückte mich nieder.

Schon im 20. Jahre fielen mir einige Schriften des Ariſtoteles in die Hände. Als mir mein karthaginiſcher Lehrer in der Redekunſt den Titel „zehn Kategorien“ mit ſchwülſtigem Lobe nannte, da ſchnappte ich, als nach, wer weiß, was göttlichem und herrlichem danach. Ich las ſie allein und verſtand ſie. Und als ich damit verglich, was andere ſehr gelehrte Männer nicht nur darüber geredet, ſondern mit ſaurem Schweiße geſchrieben, fand ich nichts mehr, als ich für mich allein beim Leſen gefunden hatte. Doch auch dieſes wurde mir ſchädlich, da ich das einfache unveränderliche Weſen der Gottheit mir danach begreiflich machen wollte. Und ſo wollteſt du es, daß die Erde mir Dornen und Diſteln trage und ich mit vieler Mühe und Schweiß zu meinem Brot gelange!

Was nützte es mir ferner, daß ich alle Bücher von den freien Künſten, ich, der noch ein Sklave ſchändlicher Begierden war, durchlas und ohne fremde Hilfe verſtand! Ich freute mich darüber und achtete nicht, woher das käme, was wahr und gewiß darin wäre? Ich hatte dem Licht den Rücken zugewandt: daher wurde mein Angeſicht auch von den erleuchteten Dingen, die es vor ſich ſah, nicht erleuchtet. Redekunſt, Mathematik, Arithmetik, Muſik, das alles hatte ich in kurzer Zeit ohne Mühe erlernt, aber da ich vergaß, daß mein Verſtand und Scharfſinn dein Geſchenk wäre: ſo gerieten mir alle dieſe Kenntniſſe mehr zum Schaden als zum Nutzen. An ſich gute Sachen halfen mir nichts, da ich ſie nicht gut gebrauchte. Thörichte Grillen wurden darunter gemiſcht, z. B. daß Gott ein unermeßlicher glänzender Körper ſei und ich ein Stück desſelben u. dgl. Wie leer ließen mich dieſe Traumgebilde, da ich darüber vergaß, wie ich in Gott ſelig werden könnte!

Fünftes Buch.

Nimm an das Opfer meiner Bekenntniſſe von meinem Munde, o Gott! den du gebildet haſt dich zu loben dafür, daß du meine Seele geheilet haſt. Sie lobt dich, daß ſie dich liebe, ſie erzählt deine Erbarmungen, damit ſie dich lobe. Wo und wer war ich, da ich dich ſuchte? Du warſt vor meinen Augen, aber ich floh vor mir ſelbſt und fand mich nicht, wie viel weniger dich!

Im 29. Jahre meines Alters kam ein Biſchof der Manichäer, Fauſtus mit Namen, nach Karthago, durch ſein ſüßes Geſchwätz ein großer Verführer vieler Unwiſſenden. Ich ſchätzte ihn hoch, doch unterſchied ich zwiſchen ihm und den Sachen, die er lehrte, und welche zu lernen ich äußerſt begierig war, und ſchaute nicht auf das Gefäß der Rede, ſondern auf die Speiſe der Wahrheit, die er darin vortrug. Das Gerücht verkündigte ihn als einen in allen Wiſſenſchaften erfahrenen und vorzüglich in den freien Künſten äußerſt geſchickten Mann. Ich hatte die Schriften vieler Philoſophen geleſen und ſie mit den ermüdenden Märchen der Manichäer verglichen; da fand ich jene erſteren weit wahrſcheinlicher, beſonders in Abſicht auf die Bewegung der himmliſchen Körper, deren Veränderungen oder Verfinſterungen ſie Jahrhunderte vorher aufs genaueſte vorauszuſagen wußten, obgleich auch ſie deſſen vergaßen, der die erſte Urſache des alles iſt und ihnen dieſen Verſtand gegeben hatte. Sonnen- und Mondesfinſterniſſe ſagten ſie voraus und merkten nicht die gegenwärtige Finſternis ihrer Seele; oder, wenn ſie dich auch erkannten, ſo gaben ſie ſich dir nicht, wie ſie ſollten, zu Knechten dar. Wie unglücklich iſt der, der dies alles weiß und dich nicht kennt! Wie glücklich der, der dich kennt, und wüßte er auch von allem übrigen nichts! Auch wer dich und jenes kennt, wird nicht durch dieſes glücklich, ſondern nur ſofern er dich kennt und nicht in ſeinen Gedanken eitel iſt. Denn ſo wie der beſſer daran iſt, der einen Baum beſitzt und deſſen Früchte mit Dank genießt, als ein anderer, der ſeine Höhe und Ausdehnung bei der Elle ausmißt und alle Blätter und Äſte zählt, aber den Baum nicht beſitzt, noch deſſen Schöpfer kennt und liebt: ſo iſt der Menſch der glücklichere, dem die ganze Welt zugehört und der, wenn er auch nichts beſitzt, doch alles hat, indem er dir anhängt, kennte er auch nicht einmal die Sterne des Nordens; vor dem, der den Himmel mißt, die Sterne zählt, die Elemente wägt und dich vergißt, der du Zahl und Maß und Gewicht des alles geordnet haſt.

Mit dieſer Philoſophie verglich ich das weitläufige Gewäſche des Mannes; da war nirgends ein Grund angegeben! Da wurde nur zu glauben befohlen; denn er hielt nicht gering von ſich und gab vor, der heilige Geiſt wohne perſönlich in ihm. Zwar ertappte ich ihn über ungeheuren Irrtümern, beſonders in der Aſtronomie, doch hoffte ich immer noch, es ließen ſich vielleicht andere Auslegungen ſeiner Worte geben, die ſeine Weisheit retteten, und wartete neun Jahre lang mit ſehnlichſtem Verlangen auf die Ankunft des Fauſtus. Denn die übrigen alle, die meine Zweifel nicht beantworten konnten, wieſen mich an ihn, der mir nicht nur dieſe, ſondern noch weit größere Wahrheiten enthüllen würde. Er kam; und ich fand wirklich in ihm einen ungemein angenehmen Schwätzer, welcher aber völlig das gleiche, was jene, nur weit ſchöner vortrug. Deſſen aber waren meine Ohren längſt ſatt; es ſchien mir nicht beſſer, weil es beſſer geſagt wurde, nicht wahrer, weil es ein Redner ſagte. Denn ſo weit war ich in der Erkenntnis der Wahrheit nun endlich gekommen, daß ich ſie nicht nach der Art ſchätzte, wie ſie vorgetragen wurde; und ſo fand ich auch im nähern Umgang des Fauſtus, daß er ungeachtet ſeiner blendenden Beredſamkeit in den freien Künſten ein völlig Unwiſſender ſei. Er hatte einige Schriften von Cicero, Seneca u. a. geleſen, nebſtdem eine tägliche Übung im Reden, Kenntnis der Lehre ſeiner Sekte und einen angenehmen Umgang, aber das war auch alles, und damit gewann er die Leute.

Ich gab alſo die Hoffnung auf, daß er mir die Zweifel, die mich längſt beunruhigten, würde löſen können. Die Bücher der Manichäer ſind voll von allerhand Fabeln über den Himmel und die Geſtirne; ich bat um die Erklärung und den Beweis derſelben durch aſtronomiſche Rechnungen: er wendete es aber beſcheiden von ſich ab, mit dem aufrichtigen Geſtändnis, daß er ſie ſelbſt nicht verſtünde, und machte es alſo nicht, wie ſo viele Schwätzer, die ſich deſſen bei mir unterfingen und doch mit all ihrem Geſchwätz im Grunde nichts ſagten. Dies gefiel mir an ihm; denn ſeine Beſcheidenheit war mehr wert als alle Geheimniſſe, die ich ſuchte, und ſo that er bei allen ſpitzfindigen Fragen, die ich ihm vorlegte. Ich gab daher mein fleißiges Nachforſchen in den Schriften des Manes auf und unterhielt mich meiſtens mit ihm über diejenigen Wiſſenſchaften, die mir als Lehrer der Beredſamkeit zu lehren oblagen. Alles Beſtreben, im Syſtem dieſer Sekte weiter zu kommen, hörte von Stund an bei mir auf; doch beſchloß ich, ſo lang bei ihr zu bleiben, bis ſich mir etwas beſſeres zeigte.

So wurde dieſer Fauſtus, der ſo viele in Irrtum und Tod verſtrickt hatte, für mich, ohne mein Wiſſen und Willen, die erſte Urſache, von den Stricken des Irrtums loszukommen, darin ich verhaftet war. Denn deine Güte, o Gott, leitete mich im Verborgenen und achtete auf die unzähligen Thränen, die meine Mutter Tag und Nacht für mich vergoß.

Auch das war Gottes Leitung, daß ich mir vornahm, nach Rom zu gehen und daſelbſt zu lehren; teils weil ich daſelbſt mehr Ehre und Gewinn zu finden hoffte, hauptſächlich aber, weil ich vernahm, daß auf der dortigen Schule weit mehr Stille zum Studieren und weit mehr

Zucht unter den Studierenden ſei, als zu Karthago. In letzterm Orte war die Ausgelaſſenheit derſelben unerträglich. Oft brachen auf die unverſchämteſte Weiſe ganze Haufen von Studenten in die Hörſäle ein und unterbrachen alle Ordnung, alles unter dem Schutz der Gewohnheit, ohne einigen Widerſtand der Geſetze. Nie hatte ich als Schüler dieſe Zügelloſigkeit mitgemacht, aber nun mußte ich ſie als Lehrer leiden. Sehnſucht nach Ruhe und Vorteil trieben mich nach Rom, du aber, o Herr, bedienteſt dich dieſer Lockſpeiſen, die mein und anderer Leute Verderben mir vorhielten, um mich zum wahren Glücke zu leiten. Meine Mutter beweinte meine Abreiſe und begleitete mich bis ans Ufer des Meeres, um mich entweder zurückzuhalten oder mit mir zu verreiſen. Aber ich hinterging ſie und gab ihr vor, ich wollte nur ſo lange bei meinem Freunde bleiben, bis er mit günſtigem Winde abſegeln könnte. Eine ſolche Mutter belog ich und entrann! Kaum konnte ich ſie bereden, ſich die Nacht über von mir zu entfernen und bei dem Denkmal des ſeligen Cyprianus zu übernachten. Da blieb ſie im Gebet und in Thränen. Und was bat ſie von dir, o Gott, als daß du meine Abreiſe hindern möchteſt? Aber dein tiefer Rat achtete nicht auf das, was ſie jetzt bat, um die Bitte, welche ihr beſtändig am Herzen lag, erfüllen zu können.

Ein günſtiger Wind trieb die Segel auf und entzog in kurzer Zeit das Ufer unſern Augen. Faſt außer ſich geriet ſie vor Kummer, da ſie mich des Morgens nicht mehr fand. Mich überließeſt du meinen Begierden, um ihrer ſatt zu werden, und ihre irdiſche Sehnſucht nach mir ſtrafteſt du mit Schmerz; denn nach der Art aller zärtlichen Mütter, nur weit brünſtiger, wünſchte ſie mich immer bei ſich zu haben und wußte nicht, welche Freude ihr meine Abweſenheit verſchaffen würde. Nachdem ſie am Ufer lang über meinen Betrug gewehklagt hatte, ging ſie nach Hauſe, um Gott für mich zu bitten, und ich nach Rom.

Kaum war ich in Rom angekommen, ſo überfiel mich ein heftiges Fieber und ich kam dem Tode nahe. Wo wäre ich hingekommen, wenn ich damals geſtorben wäre? Obgleich ich die Gefährlichkeit meines Zuſtandes kannte, ſo ſpürte ich doch kein Verlangen nach der Taufe, die ich in meiner Jugend in einer ähnlichen Krankheit von meiner Mutter gefordert hatte. Sie wußte nichts davon. Unheilbar wäre die Wunde geweſen, die ihr mein Tod geſchlagen hätte; denn ich kann es nicht ausſprechen, wie innig ſie mich liebte und mit wie viel größerm Schmerz und Kummer ſie mich im Geiſte gebar, als ſie einſt meinen Körper zur Welt geboren hatte. Nie hätteſt du, erbarmender Gott, das zerknirſchte und demütige Herz und die heißen Thränen dieſer frommen Witwe verachten können, deren einzige Beſchäftigung war, Almoſen zu geben, deinen Getreuen und Gläubigen zu dienen, keinen Tag vorbeigehen zu laſſen, ohne vor deinem Altar zu erſcheinen und alle Morgen und Abende ununterbrochen in deine Tempel zu gehen, nicht um elende Märchen und Weibergeſchwätz, ſondern um dich in deinem Wort zu hören und von dir in ihren Gebeten erhört zu werden. Hätteſt du ſie verwerfen können, da ſie nicht um Gold und Silber oder vergängliche Güter, ſondern um die Errettung ihres Sohnes bat? Mit nichten, du warſt bei ihr und erhörteſt ſie; du ließeſt ihre Ahnungen und Hoffnungen, die ſie mir teils ſagte, teils in ihrer treuen Bruſt verſchloß, nicht unerfüllt; denn welchen du ihre Schulden erlaſſeſt, denen machſt du dich ſelbſt zum Schuldner deiner Verheißungen.

Auch in Rom verband ich mich mit jenen fälſchlich genannten Heiligen oder beſſer: Verführern (den Manichäern); nicht allein mit ihren Schülern, in deren eines Hauſe ich krank gelegen hatte, ſondern auch mit denen, die ſie Auserwählte*) nannten. Noch war ich in mancherlei Irrtümern und glaubte z. B. nicht, wir wären es, die ſündigten, ſondern eine gewiſſe fremde, nicht zu uns gehörige Natur in uns. Es gefiel meinem Stolze, außer der Schuld zu ſein, aber dann iſt der Menſch unheilbar, wenn er ſich nicht mehr für den Fehlenden erkennt.

Doch meine Liebe zu dieſer Partei nahm ab, je mehr ich fand, daß ich weiter bei derſelben nichts lernen konnte. Dafür wandte ſie ſich auf die Akademiker, eine philoſophiſche Sekte, welche lehrt, an allem zu zweifeln, weil der Menſch die Wahrheit unmöglich erkennen könne. Ich ſuchte auch jenen Freund, in deſſen Hauſe ich krank geweſen war, je mehr und mehr von dem allzugroßen Glauben abzubringen, womit er die Fabeln der Manichäer annahm. Indeſſen waren ſie immer noch meine vertrauteſten Freunde, und ihr Umgang hatte mich unvermerkt träger in Erforſchung der Wahrheit und abgeneigter gegen den chriſtlichen Glauben gemacht. Es ſchien mir zwar abgeſchmackt, ſich die Gottheit in menſchlicher Geſtalt mit menſchlichen Gliedern und Lineamenten zu denken, aber doch konnte ich ſie mir nicht anders als in einer körperlichen Form vorſtellen; denn von etwas Unkörperlichem hatte ich gar keinen Begriff — und dies war die größte und faſt einzige Urſache aller meiner Irrtümer. Jenes hielt ich für einen Lehrſatz der Chriſten; er ſtieß mich zurück, aber das war Vorurteil und nicht der Chriſten Glauben. Auch die Seele konnte ich mir nicht anders denn als einen feinen, alles durchdringenden Körper denken, ſelbſt den Sohn Gottes ſtellte ich mir als einen Teil der Lichtmaſſe Gottes vor, und ſeine Menſchwerdung aus Maria konnte ich durchaus nicht annehmen, weil nach meinem Syſtem daraus floß, er müſſe notwendig durchs Fleiſch verunreinigt worden ſein. Deine geiſtigen Verehrer, o Herr, werden freundlich über dieſe Bekenntniſſe lächeln, wenn ſie ſie leſen, aber ſo war ich!

Ich hielt dafür, daß dasjenige, was die Manichäer gegen die heilige Schrift vorbrachten, unmöglich widerlegt werden könnte; dennoch ſehnte ich mich oft, einen gelehrten Chriſten zu finden, dem ich meine Zweifel vorlegen konnte. Denn ſchon zu Karthago hatten mich die Reden eines gewiſſen Helpidius gegen die Manichäer aufmerkſam auf dieſe Lehre gemacht, da mir die Antworten der letztern darauf immer ſehr ſchwach geſchienen hatten. Insgeheim gaben ſie uns wohl manche Gegenſätze, die Antworten heißen ſollten; z. B. das Neue Teſtament ſei von gewiſſen Leuten verfälſcht worden, welche das jüdiſche Geſetz in den chriſtlichen Glauben hätten einſchmuggeln wollen, und doch zeigten ſie uns nie die unverdorbenen Abſchriften des Evangeliums, auf die ſie ſich beriefen. Aber mich drückte, ſo oft ich nach der reinen Luft der Wahrheit ſchnappte, mein Materialismus wieder zu Boden.

Ich dachte nun darauf, dem Zweck meiner Reiſe nach Rom gemäß, Schüler in der Redekunſt zu bekommen, und ſammelte mir zuerſt einige zum Privatunterricht in meinem Hauſe, durch welche ich bekannt zu werden hoffte. Bald erfuhr ich, zwar nicht die Skandale der Studierenden zu Karthago, aber anderes, was ich ſelbſt dort nicht hatte leiden müſſen. Man ſagte mir, daß viele Jünglinge ſich untereinander zu verabreden pflegten, ſich, wenn ſie eine Zeitlang irgend einen Lehrer angehört hätten, plötzlich, um ihm den Lohn zu entziehen, von ihm weg zu einem andern zu begeben. Ich haßte ſie, aber nicht ſowohl darum, weil ſie andern, ſondern weil ſie mir dadurch ſchadeten. Ich haßte ſie, doch nicht ganz, und liebte ſie, in Hoffnung, ſie würden ſich beſſern, und dem ſchändlichen Geld die Gelehrſamkeit vorziehen, die ſie bei mir lernen könnten, aber am Ende dieſer Gott, Wahrheit und Tugend. Doch war es mir immer mehr daran gelegen, daß ſie nicht böſe würden um meinetwillen, als gut um deinetwillen.

Da alſo bald darauf die Stadt Mediolanum (Mailand) den Statthalter der Stadt Rom bat, einen Lehrer der Redekunſt auf ihre Koſten zu ſchicken, ſo bewarb ich mich darum, durch die Vermittlung eben de irrtumstrunkenen Manichäer, denen ich damit entgehen ſollte; wir wußten aber alle noch nicht, daß bereits Symmachus, dem ich bei einer öffentlichen Prüfung gefallen hatte; mich beſtimmt hätte dahin abzugehen.

So kam ich nach Mediolanum und zu deinem Diener, dem Biſchof Ambroſius, dem du mich, o Gott, ohne mein Wiſſen zuführteſt. Väterlich empfing mich dieſer Mann Gottes und freute ſich meiner Ankunft. Ich gewann ihn bald lieb, nicht zwar als einen Lehrer der Wahrheit; denn ich hatte alle Hoffnung aufgegeben in die chriſtliche Gemeine zu kommen, ſondern als einen Mann, der ſich gütig gegen mich erwies. Fleißig wohnte ich ſeinen öffentlichen Reden an das Volk bei, nicht zwar in der rechten Abſicht, ſondern um die Stärke ſeiner Beredſamkeit zu prüfen ob ſie mit ſeinem Ruf übereinſtimme? Um die Sachen, die er vortrug, bekümmerte ich mich nicht. Sein Vortrag war gelehrter als der des Fauſtus, aber weniger anmutig und ſchmelzend. Ich näherte mich meiner Rettung, allmählich, und ohne daß ich ſelbſt merkte. Denn da ich nicht ſatt werden konnte, ihn zu hören, aber bloß ſeine Worte zu hören, ſchlichen ſich nach und nach mit ihnen auch die Sachen in meine Seele, ſo gleichgültig ſie mir anfangs geweſen waren.

Zuerſt ſah ich ein, daß ſich auch für den chriſtlichen Glauben noch etwas ſagen laſſe, und daß es nicht unverſchämt ſei, ihn zu behaupten, wie ich ſonſt geglaubt hatte; beſonders da ich von Zeit zu Zeit eine dunkle Stelle der Schrift nach der andern aufklären hörte, an der ich irre geworden war, weil ich ſie buchſtäblich zu verſtehen pflegte. Nachdem ich die meiſten Bücher derſelben erklären gehört hatte, merkte ich endlich die Thorheit meines Vorurteils, es laſſe ſich den Feinden und Belachern des Alten Teſtamentes durchaus nicht widerſtehen. Doch bloß darum, weil die chriſtliche Lehre auch geſchickte Verteidiger hätte, wollte ich ſie noch nicht annehmen, ſo wenig als meine vorige Partei verlaſſen, indem mir die Wage noch gleich zu ſtehen ſchien. Die chriſtliche Lehre kam mir bloß als noch nicht beſiegt, doch noch lange nicht als Siegerin vor. Ich wandte allen Fleiß an, um ſichere Gründe gegen die Manichäiſche Lehre zu finden; aber weil ich mir noch nichts Geiſtiges denken konnte, ſo gelang es mir nicht. Soviel erkannte ich, nach ſcharfer Prüfung, daß die alten Philoſophen weit richtiger vom Bau der Welt und von der Natur, ſo weit ſie in die Sinne fällt, als jene lehrten und fing alſo an, wie die Akademiker, an allem zu zweifeln und alle feſte Wahrheit aufzugeben. Die Manichäer beſchloß ich zu verlaſſen, weil ich es für unredlich hielt, bei ihnen zu bleiben, während ich bereits einige Philoſophen ihnen vorzöge; doch wollte ich auch dieſen letztern die Heilung meiner matten Seele nicht überlaſſen, weil ſie den heilenden Namen Chriſti nicht kannten, hingegen ſo lang Schüler in der chriſtlichen Kirche, die mir ſchon meine Eltern empfohlen hatten, zu bleiben, bis ſich mir etwas Gewiſſes zeigte, worauf ich ſteuern könnte.

---

*) Dieſe behaupteten den erſten Rang unter dieſer Sekte. Sie ließen den Auguſtinus, wahrſcheinlich weil ſie ihm nicht ganz trauten, nie zu ſich, zu ihrem Abendmahl oder andern geheimen Zuſammenkünften; er blieb immer auf dem unterſten Rang eines bloßen Zuhörers.

Sechſtes Buch.

In Mediolanum kam meine Mutter zu mir. Auf dem Meer erlitt ſie einen großen Sturm, ſie tröſtete während desſelben die verzagten Schiffer und verſprach ihnen eine glückliche Ankunft; denn dies hatte ihr Gott im Traume geoffenbaret. Sie fand mich, bald verzweifelnd, daß ich die Wahrheit je finden würde. Da ich ihr geſtand, nicht mehr ein Manichäer, aber auch noch kein Chriſt zu ſein, hüpfte ſie zwar nicht vor Freuden als über eine unerwartete Nachricht auf, obwohl ſie vergnügt war, mich vorerſt vom Irrtum befreit zu ſehen, ſondern fuhr fort mit ihrem Gebet für meine völlige Rettung: und voll Überzeugung, daß du, der du das gute Werk in mir angefangen, es auch vollenden würdeſt, antwortete ſie mir: ſie wäre gewiß, mich noch, ehe ſie von dieſem Leben ſchiede, als einen guten Chriſten zu ſehen. Dies ſagte ſie mir; dir aber opferte ſie deſto häufigere Thränen, daß du mein Heil beſchleunigen und mich vollends aus der Nacht des Irrtums erretten möchteſt. Immer fleißiger ging ſie zur Kirche und hing am Munde des Ambroſius, den ſie wie einen Engel Gottes verehrte.

Gleichwie es in Afrika gebräuchlich war, brachte ſie auch hier zu den Grabſtätten der Märtyrer Brot, Brei und Wein. Als ſie aber erfuhr, daß der Biſchof dieſes verboten hätte, und der Thürhüter ſie nicht zulaſſen wollte, gehorchte ſie ſo willig, daß ich ſelbſt darüber erſtaunte. Auch wenn ſie zu den Gedächtnismahlen der Heiligen ihren Brotkorb und die Weinflaſche in die Kirche brachte, gab ſie den größten Teil des Mitgebrachten den Armen, genoß ſelbſt nur ſehr wenig Wein, den ſie noch überdies mit Waſſer vermiſchte, und ſuchte ſo in all ihren gottſeligen Übungen mehr ihre Andacht, als ihre ſinnlichen Begierden zu befriedigen, während bei vielen das entgegengeſetzte der Fall war. Ambroſius verbot alle dieſe Opfermahlzeiten als einen Überreſt der alten heidniſchen Totenopfer, der für viele ein Anlaß zu Ausſchweifungen würde. Ohne Widerſpenſtigkeit ließ ſich Monika dieſes gefallen und opferte dafür dem Herrn ihre Gebete. Schwerlich hätte ſie ſich ſo leicht durch einen andern Biſchof von dieſer Gewohnheit abbringen laſſen: aber ſie hing mit ganzer Seele an Ambroſius, weil ſie ihn für den Erretter ihres Sohnes hielt. Auch er ſchätzte ſie ungemein hoch und pries mich glücklich eine ſolche Mutter zu haben.

Ich ſeufzte nicht mehr betend nach ſeiner Hilfe, ſondern war beſtrebt zu forſchen, voll Verlangen mit andern zu disputieren. Den Ambroſius hielt ich für einen glücklichen Mann, weil ſo viele vornehme Perſonen ihn ehrten, aber ſein eheloſer Stand ſchien mir eine unerträgliche Laſt. Seine innern Kämpfe gegen Eitelkeit und Hochmut, ſeinen Troſt in mancherlei Widerwärtigkeiten, ſein verborgenes Gehör und den Frieden ſeines Herzens — den kannte ich nicht und verſtand ich nicht, ſo wenig als er meine innere Unruhe und die Grube des Verderbens, worin ich lag. Ich konnte mich ihm nicht ganz ſo mitteilen, wie ichs wünſchte; denn beſtändig war er mit Geſchäften und Menſchen umringt, deren Bedürfniſſen er abhelfen ſollte. Hatte er Muße, ſo verwandte er dieſe auf Erholung oder auf Leſen. So oft wir zu ihm kamen; denn jeder hatte unangemeldet freien Zutritt zu ihm, fanden wir ihn in ſtillem Leſen und Betrachten. Oft ſaßen wir lange ſtillſchweigend da; denn keiner wagte es, ihn zu ſtören, und gingen, ohne ihn geſprochen zu haben, wieder weg. Er las immer leiſe, weil ſeine Stimme bald heiſer wurde. Lange konnte ich alſo nicht dazu kommen, ihm die innere Unruhe meines Herzens zu offenbaren; denn dazu erforderte es eine ruhige Stunde, und nie traf ich ihn unbeſchäftigt an. Alle Sonntage hörte ich ihn predigen, und immer mehr wurde ich überzeugt, daß unter all den Zweifeln, welche meine Verführer gegen die heilige Schrift vorgebracht hatten, nicht einer wäre, der nicht gehoben werden könnte. Beſonders, da ich erfuhr, daß die Lehre vom Ebenbild Gottes im Menſchen von den Chriſten nicht von einer körperlichen Ähnlichkeit verſtanden werde, als hätte Gott einen Körper, fühlte ich innere Zufriedenheit, ſo viele Jahre nicht gegen den chriſtlichen Glauben, ſondern bloß gegen eine falſche Vorſtellung davon geſtritten zu haben; denn ſo frech war ich vorher geweſen, daß ich das als eine Anklage gegen ihn behauptete, was ich vorerſt hätte durch Unterſuchung lernen ſollen.

Um ſo peinlicher nagte es in meinem Innern, was ich doch endlich als gewiß würde glauben und behalten können, je mehr ich mich ſchämte, ſo lange von Verführern mit Verheißung der Wahrheit hintergangen worden zu ſein, ja in meiner kindiſchen Unbeſonnenheit ſelbſt ſo viel Unwahres als Wahrheit behauptet zu haben. Blind hatte ich gegen den chriſtlichen Glauben geſtritten; denn er lehrte nicht das mindeſte von dem, was ich nach meiner falſchen Vorſtellung ihm beimaß. Ich wurde beſchämt und freute mich doch innigſt, die Kirche beſſer zu finden, als ich vermutet hatte. Auch die heilige Schrift des Alten Teſtaments wurde mir durch die Erklärungen des Ambroſius, der immer auf den Geiſt jeder Stelle ging, immer verſtändlicher, und ob letztere mir gleich noch nicht als unwiderſprechlich wahr vorkamen, ſo hatten ſie doch nicht das mindeſte Anſtößige für mich. Ich hütete mich ſehr vor allzufrüher Entſcheidung, aus Furcht, in einen neuen Abgrund zu fallen; dieſe Zweifelſucht aber plagte mich nur um ſo mehr. Ich wollte auch deſſen, was nicht in die Sinne fällt, durchaus ſo gewiß ſein, als daß 7 und 3 zehn ausmachen. Durch Glauben hätte ich geheilt, und das Auge meiner Seele durch den Blick auf deine unvergängliche Wahrheit geſchärft werden können. Wie aber der, der einmal unter den Händen eines ſchlechten Arztes gelitten hat, auch den guten nicht mehr traut, ſo wollte ſich auch meine Seele nicht ſo leicht heilen laſſen durch das Mittel des Glaubens, das du aller Welt zur Heilung kranker Seelen vorgelegt haſt.

Nichtsdeſtoweniger fing ich von dieſer Zeit an, der chriſtlichen Lehre den Vorzug zu geben, weil ſie die Pflicht des Glaubens ſolcher Dinge, die nicht bewieſen werden können, mit weit mehr Beſcheidenheit und Nüchternheit fordert, als die Lehre der Manichäer, die mit dem dreiſten Verſprechen der Wiſſenſchaft Leichtgläubige anlocken, nachher blinden Glauben an die unſinnigſten, abgeſchmackteſten Märchen fordern. Du lehrteſt, o Herr, mein Herz, daß ich unzählige Dinge glaube, die nie erwieſen werden können, daß alles das, was ich in der Geſchichte und Erdbeſchreibung entfernter Länder las und glaubte, ja ſelbſt meine Geburt von meinen Eltern, die ich auch nur auf das Zeugnis anderer glaube, von dieſer Art ſei, und daß endlich ohne Glauben in der menſchlichen Geſellſchaft gar nichts gethan werden könne.

Ich ſchloß daher, daß diejenigen nicht zu tadeln ſeien, die der heiligen Schrift, welcher Gott faſt unter allen Völkern ſo viel Anſehen verſchafft habe, Glauben ſchenkten, und daß der Einwurf: „Woher weißt du denn, daß dieſe Bücher durch den Geiſt des Allerwahrhaftigſten dem menſchlichen Geſchlecht mitgeteilt worden?" eben ſo wenig uns vom Glauben an dieſelben abhalten müſſe, als die Streitſucht der allerzänkiſchſten Philoſophen und ihre allerſchlaueſten Einwürfe mich je dahin hatten bringen können, den Gedanken aufzugeben, daß du, o Gott, obgleich ich dich noch nicht kannte, ſeieſt, und was du ſeieſt, und daß du die menſchlichen Angelegenheiten regiereſt. Oft glaubte ich dies ſtärker, oft ſchwankender, aber immer glaubte ich es, auch da ich weder dein Weſen kannte, noch die Wege, die zu dir führen.

Da ich alſo die Notwendigkeit einer göttlichen Anleitung, um zur Wahrheit zu gelangen, einſah, ſo folgerte ich weiter, daß du niemals der heiligen Schrift ein ſo allverbreitetes Anſehen faſt über die ganze Erde verſchafft haben würdeſt, wenn es nicht dein Wille wäre, daß wir durch ſie an dich glauben, in ihr dich ſuchen ſollten. Was mir vorher ungereimt an ihr geſchienen hatte, zählte ich nunmehr, da ich vieles von demſelben auf eine ſehr wahrſcheinliche Weiſe erläutern hörte, zu ihren hohen Geheimniſſen und fand darum ihr Anſehen deſto erhabener und glaubwürdiger, weil ſie für alle Leſer taugt, dem Tiefſinnigern unerſchöpfliche Geheimniſſe darbietet, mit dem Schwächern in der offenſten, einfachſten Sprache redet, und eines jeden, der nicht leichtſinnigen Herzens iſt, angeſtrengtes Forſchen in Anſpruch nimmt, um alle in ihren liebreichen Schoß aufzunehmen, wenn gleich durch ihre engen Thore nur wenige zu Gott kommen; doch gelingt dies gewiß mehr, als wenn ihr Anſehen weniger göttlich erhaben und ihre Herablaſſung zum großen Haufen geringer wäre.

So dachte ich, und, o Gott, du wareſt bei mir! Ich flehte, und du erhörteſt mich. Ich ſchwankte herum, du leiteteſt mich. Ich ging auf der breiten Straße der Welt, und du haſt mich doch nicht verlaſſen! Ich ſchmachtete nach Ehre, Gewinn und einem Weibe und litt von dieſen Begierden heiße Not: aber um ſo gnädiger warſt du, daß du mir nichts angenehm ſein ließeſt, was nicht du war, und darum hängt nun meine ganze Seele an dir.

Kaum habe ich je mein Elend ſo gefühlt, als da ich eines Tags eine Lobrede auf den Kaiſer (Valentinian II., reg. 375—392) halten ſollte, wo ich viel log, und mit meinen Lügen die Gunſt ſelbſt derer, die das Gegenteil wußten, zu erhalten ſuchte. Auf der Straße traf ich einen Bettler an, der ſeinen Hunger ſchien geſättigt zu haben und nun luſtig und fröhlich ſeiner Wege ging. Ein Seufzer brach bei dieſem Anblick aus meiner Bruſt, ich ſtellte meinen Begleitern unſere Thorheit vor, wie wir mit all unſrer Mühe am Ende doch nichts anders ſuchten, als was dieſer Bettler bereits gefunden, wir aber vielleicht gar nie finden würden, und auf welchen mühſeligen Umwegen ich beſonders die zeitliche Zufriedenheit erringen wollte, die er mit wenig erbettelten Pfennigen ſich erkauft hätte. Die wahre Freude kannte er zwar nicht, ich aber ſtrebte nach einer weit gefährlicheren; ſeine Freude war Trunkenheit, die meinige Ehre, und wie vergänglich und ungöttlich iſt auch dieſe! Ich fühlte, daß ich nicht glücklich wäre, und am Ende war ich ſelbſt, wenn das Glück mich anzulachen ſchien, zu verdroſſen, mich ſeiner zu freuen; denn faſt gewöhnlich, wenn ich's erfaſſen wollte, flog es wieder davon.

Am meiſten ſprach ich hierüber mit meinen beiden vertrauteſten Freunden Alipius und Nebridius. Alipius war von vornehmen Eltern aus meiner Vaterſtadt und etwas jünger als ich. Er hatte bei mir ſowohl daſelbſt als zu Karthago ſtudiert und liebte mich ſehr wegen meiner Gelehrſamkeit und Güte gegen ihn, ich ebenfalls ihn wegen der guten Anlage zur Tugend, die ſich ſchon früh in ihm zeigte. Aber der Wirbel des karthagiſchen Sittenverderbens und die dortigen Schauſpiele riſſen ihn mit ſich fort, daß er die Thorheiten im Zirkus mitmachte.*)

---

*) Spiele, die zu Ehren der Götter im Zirkus oder dem öffentlichen Schauplatz geſchahen, mit Wettrennen, Kämpfen mit wilden Tieren u. a.

Damals beſuchte er wegen eines Streites ſeines Vaters mit mir meine Vorleſungen über die Redekunſt noch nicht. Ich hörte von ſeiner unmäßigen Freude an den Fechterſpielen, und betrübte mich, daß ein ſo vielverſprechender Jüngling verloren gehen ſollte, aber ich fand keine Gelegenheit, es ihm zu ſagen, beſonders weil ich fürchtete, er denke ſo von mir, wie ſein Vater, worin ich mich irrte. Denn bald fing er von ſelbſt an, mich auf der Straße zu grüßen, kam in meinen Hörſal, hörte etwas Weniges und ging wieder fort. Ich vergaß es, mit ihm über die Sache zu ſprechen, aber du, o Gott, wollteſt auch ihn durch mich, doch ohne mein Wiſſen, zurecht leiten. Eines Tages, da meine Schüler um mich verſammelt waren, kam er, grüßte mich, ſetzte ſich nieder und achtete ſehr aufmerkſam auf meinen Vortrag. Eben ſprach ich von etwas, das ich durch ein Gleichnis von den Circenſiſchen Spielen gut erläutern zu können hoffte; dies that ich und machte einige beißende Spöttereien auf die Teilnehmer an denſelben. Gott weiß, daß ich dabei an den Alipius gar nicht gedacht habe. Er zog es auf ſich und glaubte, ich meine ihn vorzüglich. Was andere gegen mich aufgebracht hätte, das nahm der edle Jüngling zu ſeiner Warnung und liebte mich um ſo mehr, wie die Schrift ſagt: „Strafe den Weiſen, ſo wird er dich lieben."

Strafen wollte ich ihn nicht einmal, aber du weißt, o Herr, dich aller Umſtände, auch ohne unſer Willen und Wiſſen, nach deiner Weisheit und Güte zu bedienen. Keiner ſage dein Lob, der deine Erbarmungen nicht kennt. Von Stund an ging er nicht mehr in die Circenſiſchen Spiele und ſchwang ſich mit einemmale aus dieſem Moraſt heraus. Seinen Vater überredete er, obwohl mit Mühe, mich ihm zum Lehrer zu geben. Er kam in meine Vorleſungen und verwickelte ſich mit mir in den gleichen Aberglauben der Manichäer; an denen er die ſcheinbare Enthaltſamkeit von ſinnlichen Lüſten vorzüglich ſchätzte, weil er ſie für aufrichtig hielt.

Er ging nach Rom, um nach der weltlichen Abſicht ſeiner Eltern die Rechte zu erlernen, ſah einem Fechterſpiel zu und plötzlich erwachte die alte Luſt dazu mit unwiderſtehlicher Gewalt. Bei einer Mahlzeit nämlich hatte er ſeinen Freunden ſeinen Abſcheu daran bezeugt, ſie ſuchten ihn zu bereden, einem zuzuſehen, das eben abgehalten würde und obwohl er ſich heftig dagegen ſträubte, riſſen ſie ihn doch mit freundſchaftlicher Gewalt mit ſich fort in das Amphitheater. „Wenn ihr auch meinen Körper dahin zieht," ſagte er zu ihnen, „ſo könnt ihr doch meine Augen und Gedanken nicht mitreißen und ich will euch überwinden!" Unerachtet deſſen zogen ſie ihn, in der Abſicht, ihn auf die Probe zu ſetzen mit ſich fort. Sie kamen an, ſetzten ſich und ſahen dieſen blutdürſtigen Freuden zu.

Sobald die Spiele anfingen, ſchloß er ſeine Augen zu: hätte er nur auch die Ohren verſchloſſen! denn als einmal bei einem geſchickten Fechterſtreich das ganze Volk ein fürchterliches Geſchrei erhob, überwand ihn die Neugierde, er blickte hin, entſchloſſen ſich durch nichts aufregen zu laſſen, da flog der vergiftete Pfeil durch die Augen in ſeine Seele, und es traf ihn eine ſchwerere Wunde als die ſein mochte, die der Fechter empfing; denn er hatte ſich ihr um ſo mehr bloß geſtellt, weil er ſich auf ſeine eigne Kraft verließ. Er erblickte das Blut des Verwundeten, konnte ſich von dem Anblick nicht losreißen und ſchlürfte die vergeſſene Blutgier ohne ſein Wiſſen mit vollen Zügen wieder ein. Seine ganze nur eingeſchläferte Leidenſchaft für dieſe Spiele erwachte wieder in ihrer vollen Gewalt, und er war unerſättlicher im Zuſchauen als keiner ſeiner Begleiter. Er ſchaute, ſchrie mit, entbrannte viel ärger als zuvor, weit mehr als die, die ihn hingeführt hatten und ſuchte nun auch andere nach ſich zu ziehen. Doch auch hieraus haſt du ihn durch deine mächtige Hand wieder errettet.

Ich fand ihn zu Rom, von wo er mit mir aus zärtlicher Freundſchaft nach Mailand ging, um daſelbſt die Rechte, welche er mehr aus Gehorſam gegen ſeine Eltern als aus freiem Trieb gelernt hatte, auszuüben. In allen Fällen zeigte er eine bewundernswürdige Uneigennützigkeit und äußerte oft ſein Befremden darüber, daß es Leute gäbe, welche das Geld einem guten Gewiſſen vorziehen könnten. Oft wurde er bald durch Drohungen, bald durch Verheißungen zur Ungerechtigkeit gereizt, aber immer widerſtand er glücklich.

Auch Nebridius verließ ſeine Vaterſtadt Karthago und den lieblichen Landſitz ſeines Vaters, und kam nach Mailand, bloß um bei mir zu leben und ſeinem brünſtigen Verlangen nach Wahrheit und Erkenntnis ungeſtört nachhängen zu können. Gleiche Sehnſucht, aber auch gleiche Unentſchiedenheit war in uns beiden. Jeder ſuchte Zufriedenheit; mit raſtloſer Anſtrengung wollte ſie jeder durch Auflöſung der verwickeltſten Streitfragen ergrübeln — und unſer dreier Mund verſchmachtete dabei vor Hunger! wir klagten einander unſere Armut und erwarteten Erquickung von dir. In allem Ungemach, was deine Barmherzigkeit auf unſere irdiſchen Beſchäftigungen folgen ließ, fanden wir, wenn wir nach dem Zwecke fragten, wofür wir dieſes litten? nichts als die dickſte Finſternis: ſeufzend wandten wir uns wieder weg und klagten: „Ach! wie lange wird's noch währen!" und doch verließen wir dieſe nächtlichen Pfade nicht; denn noch zeigte ſich uns kein beſſeres Licht.

Ich inſonderheit, wenn ich zurückdachte, wie lange es nun wäre ſeit dem 19. Jahr meines Alters, wo ich anfing, die Weisheit mit Eifer zu ſuchen, feſt entſchloſſen, ſobald ich ſie gefunden hätte, ihr alle irdiſchen Begierden, alle eitlen Hoffnungen und trügeriſchen Lügen aufzuopfern: ich bebte zurück, da ich mich nun ſchon in meinem dreißigſten Jahre ſah, mich ſah im gleichen Sumpf voll Verlangen zu genießen was mich immer floh, und immer mich tröſtend: „Morgen werd' ich's finden! Morgen wird es mir erſcheinen, und wie will ich's umfaſſen! Fauſtus wird kommen und dich alles lehren!" Nur darin war ich weiter gekommen, daß mir nicht mehr, wie ehemals, ungereimt ſchien, was ich in den heiligen Büchern fand. Ich nahm mir vor, wieder auf die Stelle zu treten, auf welche mich meine Eltern in meiner Kindheit geſetzt hatten, vielleicht daß ſich mir da die Wahrheit heller zeigen würde?

Aber wo? und wann ſoll ich ſie ſuchen? überlegte ich oft bei mir: Ambroſius hat nicht Zeit Vorleſungen zu halten. Wo ſoll ich die nötigen Bücher finden? wie ſie mir anſchaffen? Ich will mir eine eigne Zeit dazu beſtimmen, und die Stunden austeilen, worin ich das Heil meiner Seele beſorgen will. Meine Hoffnung wächſt; der chriſtliche Glaube lehrt wenigſtens nicht ſo unvernünftige Dinge, wie ich wähnte. Seine Lehrer behaupten doch wenigſtens nicht, daß Gott einen menſchlichen Körper habe: ſo viel habe ich gefunden — und ſollte noch zaudern weiter anzufragen? Ich rechnete: die Vormittagsſtunden gehören meinen Schülern, was will ich in den übrigen thun? was anders als dies? — Aber wann kann ich alsdann meine Gönner beſuchen, deren Gunſt mir ſo nötig iſt? Wann kann ich die Schriften ſchreiben, die meine Schüler mir abkaufen? wann mich von meinen Sorgen und Arbeiten wieder erholen? — Laß alle dies fahren und gieb dich ganz der Erforſchung der Wahrheit hin! Dies Leben iſt doch vergänglich und die Zeit deines Todes verborgen; überraſchte er dich plötzlich, wie arm würdeſt du daſtehen? wo willſt du das lernen, was du hier verſäumſt, und wirſt du nicht deine Saumſeligkeit büßen müſſen? — Aber vielleicht nimmt der Tod mit dieſer Sorge auch dein Bewußtſein hin? Alſo dies will ich zuerſt unterſuchen! Doch nein! es kann nicht ſo ſein. Es iſt nicht eitler Glaube, was die chriſtliche Lehre auf dem ganzen Erdboden predigt! Sollte Gott ſoviel für uns thun, wenn mit dem Tode des Körpers auch die Seele ſtirbt! Was zaudre ich denn, alle Hoffnung auf dieſe Welt aufzugeben und mich ganz dem zu widmen, daß ich Gott ſuche und die Zufriedenheit? Doch gemach! Dies Leben hat doch auch ſeine Reize, die man nicht ſo leicht wegwerfen muß; denn es iſt eine Schande, ſie wieder aufſuchen zu müſſen. Viel koſtet es zwar, Ruhm zu erwerben, aber hat man ihn, ſo iſt er doch auch nicht für nichts zu rechnen; man gewinnt Freunde, um alles andere zu geſchweigen. Ich will eilen! Vielleicht erhalte ich ein rühmliches Amt; ich will eine reiche Frau heiraten, um mit meinen Ausgaben richtig auszukommen — das ſoll das Ziel meiner Begierden ſein! Viele große, und der Nachfolge werte Männer haben die Weisheit geliebt, und dennoch Weiber gehabt.

So trieben mich die Stürme herum, ſo verſchlugen ſie mein Herz bald da, bald dorthin! So verfloß die Zeit, und ich verſäumte, mich zu Gott meinem Herrn zu wenden, in ihm zu leben und in mir zu ſterben! Ich liebte Zufriedenheit und ſcheute ſie da, wo ſie wohnt, ich floh von ihr und ſuchte ſie!

Das größte Unglück für mich ſchien mir, der Liebe einer Gattin beraubt zu ſein. Alipius ſuchte mich vom Heiraten abzuhalten und ſtellte mir vor, wie wenig wir dabei unſern Zweck erreichen würden, in ruhiger Stille der Weisheit nachzuhängen. Er für ſich war von Jugend an äußerſt enthaltſam. Ich führte ihm dagegen immer eine Menge Beiſpiele von ſolchen an, die auch geheiratet und dennoch dabei die Weisheit geliebt, Gott gedient und ihre Freunde beibehalten hätten. Aber ach, wie weit ſtand ich dieſen an Größe der Seele nach! Ich ſchleppte meine Ketten, und ſtieß die Hand von mir, die ſie mir abnehmen wollte!

Auch zu ihm ſprach durch mich die Verführung und legte ihm Fallſtricke in den Weg. Mein Urteil war ihm wichtig und meine Verſicherung, daß ich außer der Ehe unmöglich glücklich leben könnte, ſetzte ihn ſo in Erſtaunen, daß auch er, weniger aus Trieb als aus Neugierde, ſich zu heiraten vornahm, um zu erfahren, was denn das wäre, ohne welches das Leben mir, den er ſo hochſchätzte, mehr eine Pein als ein Leben zu ſein ſchiene? Mich riß Begierde hin, ihn Erſtaunen über meine Begierde.

Man drang unaufhörlich in mich, ein Weib zu nehmen. Endlich ſuchte ich eine Braut; ſie wurde mir verſprochen, hauptſächlich durch die Bemühungen meiner Mutter, welche hoffte, ich würde alsdann ihren innigſten Wunſch um ſo eher erfüllen und mich taufen laſſen. Auf mein Bitten bat ſie täglich mit großer Inbrunſt, Gott möchte ihr doch etwas, meine künftige Heirat betreffend, im Traum offenbaren — aber ſie wurde nie erhört. Oft hatte ſie freilich mancherlei verwirrte Traumgebilde, die ihr, Tag und Nacht mit dieſem Gedanken beſchäftigter Geiſt, ihr eingab. Sie erzählte ſie mir und verachtete ſie ſelbſt. Denn ſie glaubte, ein zwar unerklärliches, aber ſicheres Gefühl zu haben, zu unterſcheiden, was von Gott und was von ihrem eignen Geiſte ihr im Traum gezeigt würde. Ungeachtet deſſen fuhr man fort und hielt für mich um ein Mädchen an, das erſt nach zwei Jahren im Alter war, heiraten zu können, und weil ſie mir gefiel, verſprach ich ſo lange zu warten.

Meine Freunde und ich, alle durch Erfahrung von der Eitelkeit aller Geſchäfte dieſer Welt aufs innigſte überzeugt, hatten uns den Plan gemacht, entfernt von all dieſen Sorgen irgendwo in der Stille bei einander zu wohnen und unſer Vermögen in eine gemeinſchaftliche Kaſſe zu geben, woraus ein jeder ſeine Bedürfniſſe befriedigen könnte; wir beſtimmten bereits die Zahl der Mitglieder auf zehn. Es waren einige ſehr reiche unter uns, vorzüglich Romanianus, mein vertrauter Freund von Jugend an, der viele wichtige Geſchäfte am kaiſerlichen Hofe betrieb. Hauptſächlich dieſer, der reichſte unter allen, betrieb dieſen Plan aufs eifrigſte. Es wurde beſchloſſen, daß zwei von uns abwechſelnd je auf ein Jahr die Haushaltung auf ſich nehmen, die übrigen aber ſo lang ganz unbekümmert ſein ſollten. Da wir aber überlegten, ob unſere Frauen dieſes zugeben würden, indem einige von uns wirklich verheiratet, andere aber im Begriff waren, es zu thun — ſo wurde der ganze Plan in kurzer Zeit aufgegeben. Seufzend kehrten wir wieder auf die vorige Bahn unſeres Lebens zurück.

In der Zeit entließ ich meine bisherige Frau, weil ſie mich an einer rechtmäßigen Ehe zu hindern ſchien, obwohl mit blutendem Herzen. Sie kehrte nach Afrika zurück und that ein Gelübde, nie wieder ſich mit einem andern Manne zu verbinden. Den Sohn, den ſie mir gegeben hatte, behielt ich bei mir. Ich, an Luſt und Sünde verkauft, ahmte ihr nicht nach, ſondern ſchaffte mir, bis die zwei Jahre verfloſſen waren, wo ich meine Braut heimholen könnte, eine andere Freundin an, und ſo wurde die Wunde meines Herzens, ſo ſehr ſie an Heftigkeit abzunehmen ſchien, nur immer unheilbarer; aber je elender ich wurde, deſto näher kam mir, o Gott, deine heilende Hand. Nur die Furcht vor dem Tode und künftigen Gericht hielt mich noch zurück, daß ich mich nicht ganz ungezähmt in alle Wollüſte ſtürzte. Mancherlei Veränderungen hatte zwar dieſe Wahrheit bei mir erlitten, nie aber verſchwand der Glaube an ſie ganz. Ich fragte mich, ob ich, wenn ich jenes thäte, alsdann noch etwas weiteres zu wünſchen hätte, und ob die Unſterblichkeit ſelbſt etwas anderes wäre als ein voller Genuß aller Sinnenluſt, ohne Furcht, ſie je wieder zu verlieren, und fühlte nicht, daß eben das mein größtes Verderben wäre, keinen Sinn mehr für jene reinern und edlern Freuden zu haben, die das fleiſchliche Auge nicht ſieht und nur die Seele empfindet. Mein Gefühl war ſo ſtumpf geworden, daß ich mich über dieſe ſo ſchändlichen Sachen ganz ungeſcheut mit meinen Freunden unterredete. Denn ſo ſehr ich auch Sinnenluſt für das höchſte Gut hielt, ſo konnte ich doch nicht ohne Freunde ſein. Ich liebte ſie und ſie mich, ohne Gewinn oder Belohnung.

O welche verworrene Wege! Weh dem Frechen, welcher hofft, außer dir, o Gott, es beſſer zu haben! Zur Rechten, zur Linken, auf welche Seite er ſich wendet, da iſt ſein Lager gleich hart, und nur bei dir allein iſt Ruhe!

Siebentes Buch.

Meine Jugend war nun verſchwunden, und ich ging dem männlichen Alter entgegen, je älter, deſto eitler! Seit ich denken gelernt hatte, konnte ich mir Gott nicht mehr in einer menſchlichen Geſtalt vorſtellen; aber wie ſonſt? Da ſann ich vergeblich nach. Mein Herz arbeitete mit Macht gegen die ſinnlichen Vorſtellungen meines Geiſtes und hoffte noch einſt mit einem Schlag all die unreinen Bilder verjagen zu können, die unaufhörlich meine Seele umflogen und ihren Scharfſinn abſtumpften: aber kaum glaubte ich ſie für einen Augenblick vertrieben zu haben, ſo drängten ſie ſich in noch dichtern Haufen ſogleich wieder um ſie her und umwölkten ſie. Nach den Formen, die mein Auge auf der Erde durchlief, machte ſich mein Geiſt ſeine Bilder, konnte ohne Bild nichts denken und merkte nicht, daß ſelbſt die Kraft in mir, womit ich dachte, nichts Körperliches und doch etwas Großes ſein müßte, weil ſie ſich dieſe Bilder ſchaffen könnte. Dich, du Leben meines Lebens, dachte ich mir als ein, unendliche Räume und die ganze Maſſe des Weltalls durchdringendes und auch außer demſelben ins Endloſe verbreitetes, unſterbliches, unvergängliches, unverletzbares Weſen, das Erde, Meer und Himmel erfüllte und in welchem all dies ſich endigte, du aber nirgends. So wie die Strahlen die Luft durchbringen, nicht durchſchneiden oder zerreißen, ſondern ganz erfüllen, ſo ſchloß ich, daß Gott nicht nur Himmel, Luft und Meer, ſondern auch den Körper der Erde in ſeinen innerſten Teilen durch eine verborgene Geiſteskraft alſo durchdringe und erfülle, daß ein größerer Teil der Erde einen größeren Teil der Gottheit, ein kleinerer einen kleinern, ein Elefant mehr von ihr als ein Sperling enthielte — ſo dicht war meine Finſternis!

Eben ſo viel Mühe machte mir die Frage vom Urſprung des Übels, aber je mehr ich mich aus dem Abgrund meiner Zweifel herauszuarbeiten ſtrebte, um ſo tiefer ſank ich hinein. Ich war mir bewußt, wider Willen, und ſo zu ſagen, leidend zu ſündigen und hielt dies weniger für eine Schuld, als für eine gerechte Strafe von Gott. Aber hat mich nicht der gute Gott gut gemacht? Woher kommt denn mein Widerwille gegen das Gute und meine Neigung zum Böſen? Wer hat dieſe Pflanzſchule der bitterſten Unruhe in mich hineingepflanzt? Der böſe Geiſt? Aber wodurch iſt er ſelbſt böſe geworden? Durch ſeinen böſen Willen? Wodurch wurde ſein Wille böſe, da Gott doch auch ihn gut ſchuf? — Ich erſtickte beinah unter dieſer Laſt von Fragen und Zweifeln; doch blieb die chriſtliche Lehre immer feſt in meinem Herzen, und obgleich ſie noch keine Geſtalt in mir gewonnen hatte, und mein Geiſt bald da, bald dort über ihre Grenzen hinausſchweifte, ſo wurzelte ſie ſich doch täglich tiefer ein.

Längſt hatte ich auch den thörichten und betrügeriſchen Wahrſagereien der Sterndeuter den Abſchied gegeben. Mein Starrſinn brach endlich, womit ich dem Vendicianus, einem ſcharfſinnigen Greiſe und meinem Freunde Nebridius, einem Jüngling von außerordentlichen Fähigkeiten, lang widerſprochen hatte, da jener mit Zuverſicht, dieſer aber noch halb zweifelnd behauptete, daß an der ganzen Wahrſagerkunſt nicht das mindeſte ſei und bloß durch Zufall von einer Menge Weisſagungen bisweilen dieſe oder jene in Erfüllung gingen, ohne Verdienſt derer, die wahrſagten. Denn endlich führteſt du mir einen Freund zu, welcher die Mathematik zwar nicht aus dem Grunde verſtand, aber häufig zu den Wahrſagern ging. Dieſer, Namens Firminus, kam einſt zu mir, um mich in einer wichtigen Angelegenheit zu fragen, was ich von den Stellungen der Sterne hielte? Durch den Nebridius ſchon etwas wankend gemacht, gab ich ihm keine beſtimmte Antwort und geſtand, daß ich beinahe überzeugt ſei, dieſe ganze Kunſt ſei Thorheit und Unſinn.

Er erzählte mir hierauf, ſein Vater habe eine Menge Bücher dieſer Art gehabt und mit einem ſeiner Freunde dieſe Kunſt aufs eifrigſte getrieben, ſo daß ſie auch ſo gar Tieren, die in ihrem Hauſe geboren wurden, die Nativität zu ſtellen pflegten. Zwei Knaben kamen in ihrem Hauſe in der gleichen Minute, alſo auch unter derſelben Stellung der Geſtirne zur Welt, ſie prophezeiten alſo beiden neugebornen Knaben zufolge dieſen Grundſätzen ein ganz gleiches Schickſal. Firminus indeſſen hatte vornehme Eltern, Reichtümer, Ehren, mit einem Wort eine glänzende Laufbahn; der andere war Sohn einer Sklavin und blieb Sklave ſein Leben lang.

Dieſe Geſchichte ſtieß meinen Glauben vollends über den Haufen, und ich ſuchte ſofort auch den Firminus davon abzubringen.

Aber noch lange nicht war jene große Frage vom Urſprung des Übels bei mir ausgemacht und ich ſah ihr gar kein Ende ab. Immer gewiſſer wurde ich zwar von der Unveränderlichkeit Gottes, ſeiner Vorſorge für die Menſchen, ſeinem künftigen Gericht, der Wahrhaftigkeit der Offenbarung Jeſu Chriſti und der heiligen Schrift; die Hauptfrage aber blieb unentſchieden: woher das Übel komme? Es waren die Geburtsſchmerzen meines Herzens zur Wahrheit. Dein Auge, o Gott, war nahe bei mir, ohne daß ich's wußte, und mein zerknirſchtes Herz ein Flehen nach deiner Erbarmung. Nur du wußteſt, welche Qualen ich litt, und kein Sterblicher. Vor dir war all mein Sehnen, aber das Licht meiner Seele ſah ich nicht: es war in mir, ich ſuchte es außer mir, in körperlichen Dingen und fand nirgends Ruhe. Mein Geiſt iſt größer als dieſe, aber er unterwarf ſich ihnen, und ſie tyranniſierten mich, ſie umgaben mich ſo auf allen Seiten, daß mir die Rückkehr von ihnen unmöglich wurde; ja ſie ſchienen mir, wenn ich mich höher zu geiſtigen Dingen aufſchwingen wollte, gleichſam Vorwürfe zu machen: „Du willſt uns entfliehen? Wohin willſt du, du Unwürdiger und Unreiner?" So lag ich verwundet! So trennte mich mein Stolz von deinem Angeſicht!

Du aber zürneſt nicht ewig! Du ſchufſt ſelbſt die Unruhe in meinem Herzen und ließeſt ſie ſo lang dauern, bis ich deiner innerlich gewiß wäre! Es war eine ſcharfe Augenſalbe, welche die Verfinſterung meines Auges nach und nach heilen ſollte.

Zuerſt wollteſt du mich überführen, daß du den Stolzen widerſteheſt und den Demütigen Gnade gebeſt und wie eine große Barmherzigkeit du den Menſchen auf dem Weg der Demut dadurch geoffenbaret habeſt, daß dein Wort Fleiſch wurde und unter den Menſchen wohnte Du ließeſt mir nämlich durch einen gewiſſen Mann, der von hoher Einbildung ſtrotzte, einige in das Lateiniſche überſetzte Bücher der Platoniker in die Hände fallen, und da las ich, nicht zwar mit den gleichen Worten, ſondern bloß dem Sinne nach, die mit vielen Gründen unterſtützte Wahrheit: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge ſind durch daſſelbige gemacht, und ohne daſſelbige iſt nichts gemacht. Was durch daſſelbige gemacht iſt, iſt Leben. Das Leben war das Licht der Menſchen, es leuchtete in der Finſternis, und die Finſternis hat es nicht begriffen." Aber das las ich nicht dort, daß die menſchliche Seele, obgleich ſie zeuget vom Licht, nicht das Licht ſelbſt iſt, ſondern daß allein das Wort jenes wahre Licht iſt, das erleuchtet jeden Menſchen, der in die Welt kommt. Aber die Welt hat ihn nicht erkannt. Die ihn aber aufnahmen, die macht er zu Gottes Kindern.

Ich las ferner in dieſen Büchern: Das Wort iſt nicht aus einem Menſchen oder auf menſchliche Weiſe, ſondern aus Gott geboren." Aber das las ich nicht darin: „Das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns." Daß von aller Ewigkeit her und über alle Zeiten hinaus unvergänglich und unveränderlich dein eingeborner Sohn bei dir, o Gottheit! wohne; daß alle Seelen nur von deiner Fülle die wahre Seligkeit, nur von deiner

Weisheit ihre Weisheit nehmen: das fand ich dort; aber nicht: „daß du deines einigen Sohnes nicht geſchonet, ſondern ihn für uns alle dahin gegeben habeſt.“ Denn das haſt du den Weiſen dieſer Welt verborgen, und den Kindern geoffenbart, damit alle Mühſeligen und Beladenen zu dir kämen, um bei dir Erquickung zu finden. Diejenigen aber, welche, aufgeblaſen vom Dünkel ihrer ſelbſtgemachten Weisheit, das Wort nicht hören wollen: „Lernet von mir; denn ich bin ſanftmütig und von Herzen demütig“ — die erkennen wohl Gott, aber verherrlichen ihn nicht als Gott, fallen auf eitle, nichtige Gedanken, verfinſtern ihr Herz und werden, während ſie ſich weiſe wähnen, zu Thoren.

Immer mehr drängte mich dies alles, auf mich ſelbſt zurückzukehren und nun endlich konnte ich es, da du mir halfſt. Ich entdeckte mit dem, obwohl noch ſchwachen Auge meiner Seele das höhere Licht des Herrn über mir, nicht höher, dem Ort nach, wie der Himmel höher iſt als die Erde, ſondern höher, weil ich von ihm meinen Urſprung habe. Wer die Wahrheit hat, der kennt ſie und kennt die Ewigkeit. Die Liebe kennt ſie aber allein. O ewige Wahrheit! o wahrhaftige Liebe, du biſt mein Gott! und nach dir ſeufzet mein Herz Tag und Nacht! Ich erkannte dich, fühlte aber auch, wie ungleich dir, wie unendlich weit von dir ich noch entfernt ſei. Mir war's, als hörte ich eine Stimme vom Himmel mir ſagen: „Ich bin eine Speiſe für die Erwachſenen: wachſe und du wirſt mich genießen!“ Ich rief von Ferne: Iſt denn die Wahrheit nichts, da ſie weder in endlichen noch in unendlichen Räumen wohnt? Du antworteteſt mir: „Ich bin, der ich bin!“ Ich hörte dies, wie man etwas im Herzen hört, und zweifelte von nun an keinen Augenblick mehr. Eher hätte ich an meinem Daſein verzweifelt, als an dem, daß es keine Wahrheit gebe.

Ich betrachtete die Geſchöpfe und fand, daß ſie zugleich ſind und nicht ſind. Sie ſind, weil ſie von dir ſind; ſie ſind nicht, weil ſie das nicht ſind, was du biſt; denn nur das iſt wahrhaftig, was unveränderlich bleibt. Für mich iſt gut, in Gott zu bleiben; denn bleibe ich nicht in ihm, ſo bleibe ich auch nicht in mir ſelbſt. Er bleibt in ſich und erneuert alles. Alles was geſchaffen iſt, iſt gut, ja es könnte nicht verderbt werden, wenn es nicht gut wäre, und wiederum, es iſt nicht vollkommen, weil es verderbt werden kann. Das Böſe iſt folglich nichts Weſentliches und keine Subſtanz; denn wenn es eine ſolche wäre, ſo würde es gut ſein. Für dich, o Gott, iſt überall kein Übel und nicht nur für dich, ſondern für deine ganze Schöpfung: denn außer dir iſt nichts, was die Ordnung brechen und ſie zerſtören könnte, die du gemacht haſt. Nur in ihren einzelnen Teilen iſt dies oder jenes ein Übel, weil es nicht für dieſen Ort paßt; für einen andern iſt es ſchicklich und alsdann gut, ſo wie überhaupt in ſich gut, gut für dieſen unſern niedrigen Schauplatz, die Erde, wie die ſtürmiſche wolkige Atmoſphäre, die ſie umgiebt. Krank ſind die, ſo wie ich es war, denen irgend etwas an deiner Schöpfung mißfällt. Meine Seele wagte es zwar nicht, an Gott ein Mißfallen zu haben, darum gab ich auch dem, was mir an ſeinen Werken mißfiel, einen andern Urſprung, und verfiel auf die Meinung von zwei Prinzipien, einem des Guten und einem des Böſen und ging weiter und bildete mir meinen Gott als eine durchs ganze Weltall ausgegoſſene Subſtanz und machte dieſem Götzen einen Tempel in meinem Herzen. Seitdem du aber meine Augen vor der Eitelkeit verſchloſſen haſt, wurde jene Thorheit in Schlaf gewiegt. Ich erwachte wieder und ſah dich als den Unendlichen — aber nicht mit den Augen des Fleiſches. Ich ſah, daß alles von dir ſeinen Urſprung hat, wieder zu dir zurückkehrt, dem Ort und der Zeit, wo es ſich befindet, entſpricht, und daß du, der Ewige, nicht erſt nach unendlichen Zeiträumen zu ſchaffen angefangen habeſt; denn alle Zeiten, die vergangen ſind und vergehen werden, wären nicht, wenn du ſie nicht macheteſt, und in dir ſelber immer derſelbe bliebeſt.

Ich erkannte ferner, daß deine Gerechtigkeit den Ungerechten aus der gleichen Urſache mißfällig ſei, aus welcher das Brot, das Geſunden ſo wohl ſchmeckt, dem Kranken eine Pein, und einem ſchwachen Auge das Licht verhaßt iſt, welches das reine Auge ſo wohlthuend erquickt.

So liebte ich endlich nicht mehr ein leeres Schattenbild, ſondern dich ſelbſt. Nicht gelaſſen liebte ich dich, deine Schöne riß mich mit Gewalt zu dir, bald aber auch die Laſt der ſinnlichen Gewohnheiten wieder von dir ab. Doch blieb mir dein Andenken; ich war nun nicht mehr im Zweifel, woran ich mich halten ſollte, obgleich ich mit Schmerzen fühlte, daß ich noch nicht mit ganzer Seele an dir hänge; denn der verwesliche Körper belaſtet die Seele, und die irdiſche Hütte drückt den zerſtreuten Sinn.

Auch war ich aufs innigſte überzeugt, daß deine ewige Kraft und deine unſichtbare Gottheit von Anfang der Welt her ſich durch die Schöpfung geoffenbaret habe; und ſtieg ſo in meinen Betrachtungen vom Körper zu der tieriſchen Seele, von dieſer zu der innern Kraft, deren Boten die Sinne ſind, hierauf zu der denkenden Kraft, die über das, was die Sinne ihr zubringen, urteilt und weiter durch Betrachtung der Geſchöpfe zu dem Unendlichen — aber da konnte ſich mein ſchwaches Auge noch nicht feſt halten, geblendet vom Glanz deines Lichtes ſank es wieder in niedrigere Kreiſe herab, nur die Seele behielt eine liebliche Erinnerung von dir und ſehnte ſich innigſt nach dem Geſchmack einer Speiſe, die ſie für jetzt noch nicht, oder nur ſelten auf Augenblicke genießen konnte.

Ich ſuchte nach Kraft, ſie genießen zu können und fand ſie nicht, bis ich mich endlich an den einigen Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen wandte, der ſelbſt von ſich ſpricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Denn darum iſt er Menſch geworden, um unſerer Kindheit deine Weisheit wie Milch einzutröpfeln. Ich fand ihn nicht, ſo lang ich nicht als Demütiger den Demütigen ſuchte, und ehe ich verſtand, was ſeine Erniedrigung mich lehren wollte! Denn noch hielt ich ihn bloß für einen außerordentlich weiſen Mann, dem keiner, hauptſächlich wegen ſeiner wunderbaren Geburt verglichen werden dürfte, und der, weil er uns als Beiſpiel vorging, wie wir das Irdiſche gegen das Ewige hingeben ſollten, das ihm durch die göttliche Vorſehung verſchaffte allverbreitete Anſehen eines Lehrers der ganzen Welt im höchſten Grade verdiente. Was aber für tiefe Geheimniſſe in dem Worte lägen: „Das Wort ward Fleiſch —“ das ahnete ich nicht einmal. Aus dem, was von ihm erzählt wird, daß er gegeſſen, getrunken, geſchlafen, gewandelt habe, freudig und traurig geweſen ſei, u. ſ. w., ſchloß ich, daß er neben dem Logos noch einen menſchlichen Geiſt und Seele gehabt habe und folglich ein wahrer Menſch geweſen ſei, deſſen Vorzug bloß in einem höhern Anteil von Weisheit beſtanden habe. Alipius hingegen hielt es für die Lehre der Kirche, daß ohne den Logos und das Fleiſch nichts anders in Chriſto geweſen wäre, fand aber obige Äußerungen einer wahren Menſchheit damit im Widerſpruch und zauderte alſo, ſich zum chriſtlichen Glauben zu bekennen; doch, wie er vernahm, daß dieſes bloß ein Irrtum der Apollinariſten*) ſei, ſöhnte er ſich freudig mit der chriſtlichen Lehre aus. Etwas ſpäter lernte auch ich die Lehre der Kirche von der Menſchwerdung des Wortes von der des Photinus unterſcheiden; denn alle dieſe Irrlehren haben die Lehre der Kirche nur immer ſchärfer zu beſtimmen geholfen.

Aus dieſen Büchern der Platoniker lernte ich alſo, von körperlichen Dingen zu einer unkörperlichen Wahrheit aufzuſteigen. Aber ich war noch zu ſchwach, zu ſehr mit Finſternis umhüllt, um wirklich einen Genuß von dieſer Wahrheit zu empfinden. Ich ſchwatzte zwar davon, als ob ich ſie verſtünde und daß ich verloren ſein würde, wenn ich nicht durch Chriſtum den Weg zu Gott ſuchte, und fing ſchon wieder an, weiſe ſcheinen zu wollen, blähte mich mit dieſer Wiſſenſchaft auf, und hatte die Liebe nicht, die aus der Demut kommt. Die konnten mir dieſe Bücher nicht geben, ſie iſt nur in Chriſto zu finden.

Später, da ich die heilige Schrift beſſer kennen lernte und deine gütige Hand meine Herzenswunden geheilet hatte, da ſah ich den himmelweiten Unterſchied zwiſchen Prahlerei und demutvollem Bekenntnis: zwiſchen denen, welche nur das Ziel der Reiſe und denen, die den Weg dahin kennen; zwiſchen denen, welche das ſelige Vaterland von ferne ſehen, und denen, die es wirklich in ſicherer Hoffnung bewohnen. Hätte ich die Schrift eher als dieſe platoniſchen Bücher kennen gelernt, ſo hätten mich letztere leicht entweder vom Grund des Glaubens wieder abführen, oder, wäre auch dieſes nicht geſchehen, mich glauben machen können, es könnte einer vielleicht die Wahrheit finden, auch wenn er bloß ſie ſtudierte.

Begierigſt ergriff ich daher die Schriften deines Geiſtes und vorzüglich den Apoſtel Paulus. Verſchwunden waren alle die Widerſprüche, die ich bei dieſem teils gegen ſich ſelbſt, teils gegen das Geſetz und die Propheten ehmals zu ſehen geglaubt hatte. Ein Ton, ein Geiſt ſchien mir aus deinem reinen und einfältigen Worte entgegen zu kommen und ich erfuhr, was es heißt, vor Freude zittern. Ich fand, daß alles, was ich in andern Büchern wahres geleſen hatte, auch hier zu finden wäre, doch ſo, daß hier alles der Gnade Gottes zugeſchrieben wird: die Wahrheit ſelbſt, ſo wie die Kraft ſie zu erkennen. Denn was hat der Menſch, das er nicht empfangen hätte? Nicht nur wird er von dir, der du ewig derſelbe biſt, beſtändig ermuntert, die Wahrheit zu ſehen, ſondern auch tüchtig gemacht, ſie zu behalten. Aber wenn auch der Menſch Gottes Geſetz in ſeinem Innern kennt und liebt, was ſoll er anfangen mit dem Geſetz der Sünde in ſeinen Gliedern, das jenem beſtändig widerſtrebt und ihn gefangen hält? Wer wird ihn erretten? Niemand kann es als deine Gnade, die durch Jeſum geoffenbaret iſt! — davon lehren aber jene philoſophiſchen Schriften nichts; nichts von deiner ewigen Liebe, nichts vom zerknirſchten und zerſchlagenen Herzen, nichts von den Thränen des Bekenntniſſes, nichts von der Errettung der Menſchen oder von der Stadt Gottes und dem Pfande des heiligen Geiſtes! da wird nicht geſungen: „Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Heilandes! Denn er iſt mein Gott und mein Heil, ich werde nicht wanken!“ Da wird die Stimme nicht gehört: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken!“ — Es iſt etwas ganz anders, vom Gipfel eines Berges das Vaterland des Friedens erblicken, aber den Weg dahin nicht finden und vergeblich durch unwegſame Örter dahin durchzudringen ſuchen, wo auf allen Seiten Flüchtlinge und Überläufer mit ihrem Anführer den Weg belagern und dem einſamen Wanderer nachſtellen, — und dieſen Weg wirklich betreten, der durch die Vorſorge des himmliſchen Königs befeſtigt, und gegen die Feinde, die ſeinen Dienſt verlaſſen haben, vollkommen geſichert iſt.

---

*) Apollinaris, Biſchof von Laodicäa, lehrte, Chriſtus habe keine menſchliche Seele gehabt.

Dies alles drang mir tief ins Herz, da ich die Schriften des Apoſtels las, der ſich den Geringſten deiner Knechte heißt und mit Schaudern deine wunderbaren Wege betrachtete.

Achtes Buch.

Mit Dank erinnere ich mich alles deſſen, o Herr und bekenne deine Barmherzigkeit über mir. Meine Gebeine ſind durchdrungen von deiner Liebe und rufen: „Herr, wer iſt dir gleich! Du haſt meine Bande zerriſſen; dir will ich Dank opfern und deinen Namen verkündigen!"

Deine Worte ſtaken wie Pfeile in meinem Herzen und du umringteſt mich allenthalben. Des ewigen Lebens bei dir war ich ſicher — aber ich ſah es nur noch im Rätſel, und wie durch ein dunkles Glas. Doch waren alle Zweifel über die Unverweslichkeit unſeres Weſens verſchwunden; ich hatte nun nicht mehr nötig, deiner gewiſſer, ſondern bloß feſter in dir zu werden. Wie es mir in dieſem Leben noch gehen werde, darüber war ich zwar noch in Ungewißheit, mein Herz bedurfte noch mehr gereinigt zu werden: der ſelbſt geſagt hat: „Ich bin der Weg —" gefiel mir zwar als ſolcher, aber doch ſchauderte mir, es möchte ein enger Weg ſein.

Da gabeſt du mir in den Sinn, ich ſollte zu Simplicianus gehen, den ich als deinen treuen Knecht erkannte, der dir von Jugend an redlich gedient hätte. Nun war er ein vielerfahrner Greis. Ich wollte ihn über mein unruhiges Herz und die Art es zu beruhigen, um Rat fragen. Reichtum und Ehre fochten mich zwar nicht mehr ſo heftig an, die Süßigkeit des Umgang mit Gott hatte mein Herz erfüllt, aber ich hing noch an einem Weibe, um ſo mehr, da auch der Apoſtel mir nicht verbot zu heiraten, obgleich er für beſſer hielt, ſo zu bleiben wie er wäre.

Ich aber, ſo weit ſchwächer, erwählte ein weichlicheres Leben. Dies hemmte mich in meiner Laufbahn und nagende Sorgen verzehrten alle meine Freude. Ich ging daher zu Simplicianus, den auch Ambroſius, weil er von ihm getauft worden war, als ſeinen geiſtlichen Vater verehrte; und erzählte ihm die ganze Geſchichte meines Herzens. Da ich darauf kam, wie ich auch die Schriften des Plato nach der lateiniſchen Überſetzung des Victorinus geleſen hätte, wünſchte er mir Glück, auf dieſe, und nicht auf andere weit gefährlichere getroffen zu haben; in dieſen werde doch wenigſtens die Erkenntnis Gottes auf alle Weiſe empfohlen. Er nahm Gelegenheit, mich durch das Beiſpiel eben dieſes Victorinus, den er ehmals zu Rom gut gekannt hatte, zur chriſtlichen Demut zu ermahnen. Dieſer war nämlich ein ſehr gelehrter und in allen Wiſſenſchaften erfahrner Mann, der viele Senatoren zu Rom in der Redekunſt unterrichtet hatte und dafür die ſeltene Ehre erhielt, daß ihm auf dem Marktplatze zu Rom eine Bildſäule errichtet wurde. Bis in ſein hohes Alter blieb er, wie beinahe der ganze römiſche Adel, ein Götzendiener; endlich aber lernte er das Chriſtentum kennen und wurde getauft. Er las nämlich die heilige Schrift und die Bücher der Chriſten mit größter Aufmerkſamkeit und ſagte einmal dem Simplicianus, doch als großes Geheimnis: „Wiſſe, daß ich ein Chriſt bin!" dieſer erwiderte: „Ich glaube es nicht, bis ich dich in einer Kirche der Chriſten ſehe." Jener ſagte lächelnd: „Machen denn Mauern einen Menſchen zum Chriſten?" und dies Geſpräch wiederholte ſich öfter. Victorin fürchtete nämlich ſeine Freunde, welche alle Götzendiener waren, ſich zu Feinden zu machen. Durch Leſen und Nachdenken aber wurde er je länger je feſter, er fing an jene ſtolzen Gönner, je länger je weniger, hingegen vielmehr das zu fürchten, er möchte einſt von Chriſto vor dem Weltgerichte verleugnet werden; unvermutet ſagte er dem Simplicianus: „Komm, laß uns in eine Kirche gehen, ich will ein Chriſt werden!" Dies geſchah; er wurde unterrichtet, bald auch getauft, Rom ſtaunte und die Kirche freute ſich. Seine vorigen Freunde tobten, aber ihr Zorn war ohnmächtig; denn ſeine Hoffnung ſtand auf Gott.

Als der Tag kam, wo er an einem öffentlichen Orte vor den Ohren aller Gläubigen das Bekenntnis ſeines Glaubens nach einer gewiſſen Formel thun ſollte, wollten, wie man erzählt, die Prieſter dem Victorinus erlauben, es mehr im Geheimen zu thun, wie man das ſchüchternen Perſonen zu geſtatten pflegte; er aber ſchlug es aus und wollte es nirgend anders als vor der ganzen Gemeinde ablegen und dies geſchah auch, unter dem Zujauchzen einer großen Menge Volkes.

Während Simplicianus mir dieſes erzählte, brannte das Herz in mir, den Victorinus nachzuahmen, beſonders da er fortfuhr: Als der Kaiſer Julianus ein Geſetz gab, das künftig kein Chriſt Beredſamkeit oder Wiſſenſchaften öffentlich ſollte lehren dürfen, habe Victorinus gehorcht, und ſogleich lieber ſeine Schule als Gottes Wort verlaſſen. — Da ſchien er mir weniger ſtark als glücklich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dir, o Gott, ganz ungeſtört dienen zu können. Mit Seufzen fühlte ich hier die Bande, welche die ſinnliche Begierde meinem freien Willen angelegt hatte und die zu durchbrechen der neue Wille oder die Luſt nach Gott, die in mir anfing, noch nicht ſtark genug war. Der irdiſche und der geiſtige Wille ſtritten ſich in mir und zerriſſen mein armes Herz. Nun verſtand ich, was Paulus (Röm. 7.) vom Streit des Fleiſches und Geiſtes ſagt, aus eigner Erfahrung, liebte das Gute und wurde immerfort wieder von der böſen Gewohnheit dahin gezogen, wohin ich nicht wollte. Um ſo weniger ſchien mir doch die Entſchuldigung zu gelten, die ich ehmals gegen mich ſelbſt vorbrachte, daß ich nämlich die Wahrheit noch nicht erkenne; denn nun erkannte ich ſie und mein Herz weigerte ſich dennoch, ihr zu gehorchen. Die Laſt der Weltlüſte lag noch zu ſanft auf mir und wann ich an dich dachte, ſo war's mir, wie einem, der gern vom Bett aufſtehen will, aber allemal, von ſüßem Schlummer erdrückt, ſich wieder niederlegt. Wie aber niemand iſt, der gern beſtändig ſchlafen möchte und nach aller vernünftiger Menſchen Urteil Wachen beſſer iſt; der Schläfrige aber, während er ſich ſelbſt darum mißfällt, es immer aufſchiebt aufzuſtehen, obgleich er weiß, daß die Stunde des Aufſtehens da iſt — ſo war ich! ſo hielt ich dafür, es wäre beſſer, mich deiner Barmherzigkeit zu übergeben, als meine Begierde zu überwinden. Ich konnte dir nichts antworten, wenn du zu meiner Seele ſagteſt: „Wache auf, der du ſchläfſt und ſtehe auf von den Toten, ſo wird dich Chriſtus erleuchten!" und ich allenthalben die Wahrheit deſſen beſtätigt fand — ich konnte dir nur Worte eines Trägen und Schläfrigen antworten: „Bald! bald! gewiß bald! nur noch ein wenig!" Aber das bald kam nie, und nur noch ein wenig zog ſich immer in die Länge. Vergeblich hatte ich Luſt an deinem Geſetz nach dem inwendigen Menſchen, da mich das andere Geſetz in meinen Gliedern gefangen hielt. Was iſt dies anders, als die Gewalt der Gewohnheit, die auch den Unwilligen beherrſcht und eine gerechte Strafe iſt für ſeine, einſt freie Übergabe an ſie?

Wie ich aber endlich von den Feſſeln der böſen Begierde und auch der Dienſtbarkeit meines Weltſinns errettet worden — das will ich nun erzählen, und dir, o Herr danken, der du mein Helfer und Erlöſer biſt! Ich trieb mein gewöhnliches Thun fort, und täglich wuchs die Angſt, täglich ſeufzte ich zu dir. Ich beſuchte die Kirche, ſo oft es mir die Geſchäfte zuließen, deren Laſt mich zu Boden drückte. Alipius war bei mir, nachdem er die Rechtsſachen bei Seite gelegt hatte, und wartete, wem er etwa ſeinen Rat verkaufen könnte; ſo wie ich die Redekunſt, ſofern ſie gelehrt werden kann. Nebridius war weg und zu einem unſerer beſten Freunde, Verecundus, nach Mailand gegangen, der ihn ſich von uns als Unterlehrer in der Grammatik ausgebeten hatte. Nicht ſeine Bequemlichkeit zog ihn dahin; denn er hätte wohl ein wichtigeres Lehramt bekleiden können, ſondern bloß ſeine Freundſchaft zu uns. Kluger Weiſe wählte er dieſen geringen Poſten, um Leuten vom hohen Stand deſto unbekannter, und von aller daraus folgenden Unruhe befreit zu bleiben, auch um deſto mehr Muße zum Studieren für ſich zu behalten.

Eines Tages, da er eben abweſend war, kam Pontitianus, ebenfalls aus Afrika gebürtig, der in großem Anſehen beim Kaiſer ſtand, aus einer, ich weiß nicht mehr, welcher Urſache zu mir und Alipius. Von ungefähr ſah er ein Buch, das auf meinem Tiſche lag, ergriff, öffnete es, und fand, was er nicht erwartete, daß es die Briefe des Apoſtel Paulus waren. Er lächelte mich an, und beglückwünſchte mich, daß ich dieſes Buch allein auf meinem Tiſche hätte; denn er war ein Chriſt, und pflegte oft mit großer Andacht in der Kirche zu beten. Da ich ihm erzählte, daß dieſe Schriften gegenwärtig mein Hauptſtudium wären, ſo entſtand ein Geſpräch, und endlich verfielen wir auf den ägyptiſchen Einſiedler Antonius, deſſen Name zwar in der Kirche berühmt, mir aber bisher unbekannt geblieben war. Er erzählte uns ſeine Geſchichte ausführlich; wir erſtaunten über deine Wunder an dieſem Mann, die doch erſt kürzlich geſchehen waren; er, daß wir ſie noch nicht wüßten. Er fuhr fort, beſchrieb uns die Einrichtung der Klöſter, die Sitten ihrer Bewohner und die Fruchtbarkeit jener Wüſte Ägyptens an ſolchen Männern, welches uns alles ganz neu war. Selbſt daß nahe bei Mailand ein ſolches wäre, deſſen gute Bewohner unter der Aufſicht des Ambroſius ſtünden, war uns unbekannt. Stille horchten wir ſeiner Erzählung. Unter anderm ſagte er: Einſt ſei er zu Trier mit drei Freunden eines Nachmittags, während der Kaiſer Zirkusſpiele hielt, nach den Gärten vor der Stadt ſpazieren gegangen; zweie hätten ſich getrennt, und wären von ungefähr in ein kleines Haus geraten, wo einige fromme Leute, Arme im Geiſt, denen das Reich der Himmel gehört, bei einander wohnten, und da ein Manuſkript gefunden, worin das Leben des Antonius beſchrieben war. Sie laſen und je mehr ſie laſen, deſtomehr riß es ſie hin. Während des Leſens faßte einer von dieſen beiden den Entſchluß, die Kriegsdienſte aufzugeben, und dieſe Lebensart zu wählen, und ſagte ſeinem Freunde voll Unmut: „Lieber, ſage mir, wohin ſuchen wir mit all unſerer Mühe und Arbeit zu gelangen? Was wollen wir? Warum kriegen wir? Erſtreckt ſich unſere Hoffnung weiter, als, Freunde des Kaiſers zu werden? Und ſind wir's, wie unſicher, wie gefährlich iſt unſer Glück? Durch wie viel Gefahren erringen wir nur noch weit größere Gefahren! Und wie lang währt es? Nein! Gottes Freund kann ich ſein, wenn ich will, und ich will's!"

Unruhig in dieſen Geburtsſchmerzen des neuen Lebens durchblätterte er das Buch; ſein ganzes Weſen veränderte ſich, ſeine Seele zog die

Welt aus. Kniſchend vor Unmut über ſein bisheriges thörichtes Leben beſchloß er ein beſſeres. Er fuhr fort, ſchon ganz dein, o Herr! zu ſeinem Freunde zu ſagen: „Ich bin losgeriſſen! ich bin feſt entſchloſſen, Gott allein zu dienen, und dies gerade hier, und von dieſer Stunde an! Willſt du nicht, ſo hindere mich auch nicht!" Der andere antwortete: „Wo du biſt, will auch ich ſein." Und beide beſchloſſen hier zu bleiben und dir zu leben, ſie bauten einen Turm, aber ließen es ſich auch etwas koſten, indem ſie alles verließen und dir nachfolgten.

Pontitianus und ſein Begleiter kamen indeſſen auf einem andern Wege auch dahin, und baten ſie, weil der Tag ſich neigte, nach Hauſe zu kommen. Jene erzählten, was ihnen widerfahren wäre, und ſagten ihren Entſchluß. Endlich nahmen ſie mit Thränen Abſchied und empfahlen ſich in ihr Gebet. Die einen gingen, mit dem Herzen an der Erde, in den Palaſt, die andern, mit dem Herzen gen Himmel gerichtet, blieben in der Hütte.

Durch dieſe Erzählung des Pontitianus führteſt du, o Herr, mich in mich ſelber zurück. Die Binde fiel von meinem Auge, du ſtellteſt mich vor dein Angeſicht, ich ſah, wie ſchändlich, wie verdreht, wie voll Flecken und Beulen mein Inneres wäre — ich ſchauderte und wußte nicht, wo mich hinretten! Wollte ich meinen Anblick fliehen, ſo führte mich ſeine Erzählung wieder zurück, ja, du ſelbſt ſtellteſt dich mir in den Weg, daß ich meine Ungerechtigkeit erkennen und haſſen lernte! Ich kannte ſie, aber ich verſchwieg ſie mir. Je liebenswürdiger mir jene Leute vorkamen, die ſich ganz dir zur Heilung übergeben hatten, deſto verabſcheuungswürdiger erſchien ich mir ſelbſt. Denn ach! wie viele Jahre waren ſeit jenem neunzehnten meines Lebens verfloſſen, wo mich Ciceros Hortenſius zur Liebe der Weisheit entflammte! und noch zauderte ich, die Lüſte der Welt für ſie hinzugeben, und mich ganz ihrer Erforſchung zu widmen! Ich unglücklicher Jüngling! Wie oft betete ich von meiner Kindheit an: „Gieb mir Keuſchheit! — nur nicht gleich jetzt!" Ich fürchtete, Gott möchte mich zu bald erhören, zu bald von meiner Begierde heilen, die ich lieber erfüllen als auslöſchen wollte. Nachher machte ich mir die Entſchuldigung, ich hätte doch noch keine ſichere Wahrheit gefunden, — nun aber konnte ſie nicht mehr gelten: ich ſah mich bloß vor mir ſelber, und mein Gewiſſen ſprach laut. Aber die Sünde beherrſchte mich dennoch noch, wogegen andere, die ſich unendlich weniger Mühe mit Erforſchung der Wahrheit gaben, dieſer Laſt entladen, ſich mit leichten Flügeln zum Himmel erhoben. Die peinigendſten Vorwürfe machte ich mir, als Pontitianus wieder wegging, ich peitſchte meine Seele mit Grundſätzen, mit Sprüchen der Schrift, mir zu folgen, der ich dir folgen wollte, und ſie gehorchte nicht! Alle Gründe waren kraftlos an ihr. Zittern war das Ende, und dem Strom der Gewohnheit entriſſen zu werden, in der ſie dahinſtarb, fürchtete ſie ärger als den Tod.

In dieſem innern Kampfe ging ich mit verwirrtem Angeſicht zu dem Alipius und rief ihm entgegen: „O Freund, wie unglücklich ſind wir! Was iſt das? Was haſt du gehört? Ungelehrte ſtehen auf, und reißen den Himmel an ſich, und wir mit all unſerer Gelehrſamkeit ohne Herz — wie wälzen wir uns in Fleiſch und Blut herum! Schämen wir uns, ihnen zu folgen, weil ſie vorangingen? Sollten wir uns nicht vielmehr ſchämen, ihnen gar nicht zu folgen?" Ich ſprach — ich weiß ſelbſt nicht was, unmutig riß ich mich von ihm los; erſtaunt und ſchweigend ſah er mich an. Denn mein Ton war nicht mehr der gewöhnliche: Miene, Wangen, Augen, Farbe ſprachen mehr als Worte vermochten.

Nahe bei unſerer Wohnung war ein Gärtchen, wohin wir öfters zu gehen pflegten. Dahin zog mich der Tumult meines Herzens, um von niemand in dem tobenden Streit mit mir ſelbſt geſtört zu werden, bis er ſein Ende fände, welches nur du wußteſt. Ich lag krank, zu meinem Heil; ſtarb, um lebendig zu werden; überzeugt, wie böſe ich ſei, und unbewußt, wie gut ich in kurzer Zeit ſein würde. Ich ging in den Garten, und Alipius mir nach. Wo er war, hatte ich kein Geheimnis, und wie hätte er mich in dieſem Zuſtand verlaſſen können? Wir ſetzten uns am entfernteſten Platz vom Hauſe nieder. Ich kniſchte vor Unwillen, und alles tobte in mir vor Unmut, daß ich, o Gott, nicht nach deinem Gefallen lebte, da doch alle meine Gebeine ſchrieen, daß ich dies thun müſſe; daß mein Körper den geringſten Willen meiner Seele, ſelbſt eine bloße Bewegung der Glieder, befolgte, meine Seele hingegen ſich ſelbſt nicht gehorchen könnte! Dem Leib befiehlt ſie, und er gehorcht; ſich ſelbſt befiehlt ſie, und ſie gehorcht nicht — welch ein Widerſpruch! welch eine Mißgeſtalt iſt unſer Inneres!

So lag ich und marterte mich! So klagte ich mich ſelbſt heftiger als je an, und wand mich in meinen Banden, damit ſie endlich ganz zerreißen möchten! Unſichtbar warſt du, o Gott, mit deiner ſtrengen Barmherzigkeit um mich, damit ich nicht von mir ablaſſe, bis alles zerriſſen wäre, was mich noch feſthielt, damit ich nicht etwa ein Kleines übrig laſſen möchte, das mich nachher wieder anfeſſeln könnte. Ich ſprach bei mir: „Nun ſoll's, nun muß es geſchehen!" Ich wollte den Sprung wagen und that es doch nicht, fiel zwar nicht auf das Alte zurück, aber blieb ſtehen, um Atem zu ſchöpfen. Denn je näher der Zeitpunkt rückte, wo ich ein anderer werden ſollte, deſtomehr ſchauderte mir vor ihm: doch trieb es mich nicht zurück, ich wollte mich nur ſammeln.

Die Eitelkeiten der Eitelkeiten, meine alten Freundinnen, hielten mich zurück, faßten mich am Kleid, und ſchrieen: „Du willſt uns verlaſſen, und von nun an ſollen wir in Ewigkeit nie mehr bei dir wohnen? Bedenke in — Ewigkeit wird dir dieſe und jene Freude nicht mehr, wie ſeither, erlaubt ſein!" Laß, o Herr, deine Barmherzigkeit auf ewig die Schändlichkeiten alle aus meinem Gedächtnis vertilget ſein, die ſie mir vorhielten! Sie durften mir nicht mehr vors Geſicht treten, ich hörte ſie bloß noch hinter meinem Rücken murren, aber ſie riſſen mich rücklings, daß ich doch nur einmal noch zurückſehen ſollte, ſie riefen: „Glaubſt du, ohne uns ſein zu können? Vor mir aber ſtand mit heiterm fröhlichem Angeſicht die Enthaltſamkeit, ſanftlockend, in ihre offenen Arme zu eilen, Scharen von reinen Seelen um ſie, ſie ſelbſt nicht unfruchtbar, ſondern überſchwenglich fruchtbar an Freuden im Herrn. Lächelnd beſtrafte ſie mich: Du ſollteſt nicht können, was dieſe um mich? Auch dieſe vermochten alles durch den Herrn, und er hat ſie mir gegeben. Wirf dich auf ihn! Fürchte dich nicht, er wird dich nicht fallen laſſen! Verſtopfe deine Ohren vor jener ihrem Schmeicheln! Sie verſprechen dir Freuden, aber das Geſetz deines Gottes wird dir höhere und beſſere geben!"

So war der Streit in mir ſelbſt gegen mich ſelbſt. Alipius ſtand mir zur Seite und erwartete ſchweigend den Ausgang dieſer ungewohnten Bewegung.

Endlich kam mir ein Strom von Thränen zu Hilfe, und um mich dem ganz überlaſſen zu können, verließ ich den Alipius, deſſen Gegenwart meinen Thränen hinderlich war, und ging in eine einſamere Gegend. Er blieb zurück; denn er bemerkte mein immer zunehmendes Schluchzen. Ich warf mich endlich unter einem Feigenbaum nieder, ließ meinen Thränen den Lauf, und betete: „Ach Herr! wie lange noch? Wie lange noch willſt du zürnen? Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend! wie lange noch ſoll's heißen: Morgen! Morgen! Warum nicht: Gerade jetzt! Gerade in dieſer Stunde ſoll das Ende meiner Schande ſein!"

So ſprach ich unter Strömen von Thränen. Und ſiehe! da hörte ich von einem nahe gelegenen Hauſe her eine ſingende immer ſich wiederholende Stimme, als wenn ſie von einem Knaben oder Mädchen käme: „Nimm und lies! Nimm und lies!"*) Ich entfärbte mich, ſann nach, ob etwa in einem Kinderſpiele dieſe Worte vorkämen, und konnte mich nicht erinnern, ſie jemals gehört zu haben. Die Thränen ſtockten, ich ſtand auf, deutete es als eine göttliche Stimme, ich ſollte die Bibel aufſchlagen und leſen, was mir zuerſt in die Augen fiele. So hatte ich nämlich von Antonius gehört, daß, da einſt von ungefähr in der Verſammlung die Worte vorgeleſen wurden: „Gehe hin, verkaufe alles was du haſt, und gieb es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach!" ſie ihm (nach der damaligen Stimmung ſeines Herzens) ebenfalls als eine göttliche Ermahnung vorgekommen, welche er auch befolgte, und auf der Stelle der Welt entſagte.

Geſchwind lief ich alſo an den Ort hin, wo Alipius ſaß, denn da hatte ich die Abſchrift der Briefe des Paulus liegen. Ich ergriff ſie, öffnete ſie und las, was mir zuerſt in die Augen fiel: „Nicht in Freſſen und Saufen! Nicht in Kammern und Unzucht! Nicht in Hader und Neid! ſondern ziehet an den Herrn Jeſum Chriſtum, und laſſet die Pflege des Leibes nicht zur Wolluſt werden! (Röm. XIII.) Weiter wollte ich nicht leſen, und bedurfte es auch nicht. Denn gleich mit dieſen Worten fuhr ein Strahl der Sicherheit in meine Seele, und die Nacht der Zweifel entfloh. Ich zeichnete die Stelle, und erzählte dem Alipius mit ruhigem Blick die ganze Geſchichte. Was in ihm vorgehe, zeigte er mir auf folgende Weiſe an: Er begehrte zu ſehen, was ich geleſen hätte, las weiteres: „den Schwachen im Glauben nehmet auf" — deutete dieſes auf ſich und ſagte es mir. Beſtärkt durch dieſe Erinnerung, verband er ſich mit mir in dem guten Vorhaben, worin er längſt ſchon viel weiter als ich gekommen war, ohne einiges Zaudern, ohne einige Unruhe.

Wir gingen hierauf zu meiner Mutter und ſagten ihr den Vorfall. Sie jauchzte, ſie ſprang auf vor Freuden, ſie lobte Gott, der über Verſtehen und Bitten helfen kann; denn weit mehr hatte ſie meinetwegen erhalten, als ſie in ihren thränenvollſten Gebeten je zu bitten gewagt hatte und ſo ganz bekehrteſt du mich, o Gott, zu dir, daß ich weder ein Weib begehrte, noch an irgend einer irdiſchen Hoffnung mehr hing, und nun ganz in derſelben Linie des Glaubens mit ihr ſtand, wie du mich ihr ſchon vor langem im Traum gezeigt hatteſt. So haſt du ihre Trauer in Freude verkehrt, in eine größere als ſie erwartet, in eine reinere, als die ſie von ihren künftigen Enkeln gehofft hatte!

Neuntes Buch.

O Herr, ich bin dein Knecht, deiner Magd Sohn! du haſt meine Bande zerriſſen! dir will ich Dank opfern und deinen Namen verherrlichen! Mein Herz und meine Zunge ſollen dich loben und mein Inernſtes rufen: Herr, wer iſt dir gleich? Denn deine Hand hat mich aus der Tiefe des Todes errettet und aus dem Abgrund des Verderbens, wo ich nur das wollte, was du nicht wollteſt, und das nicht wollte, was du wollteſt! Du haſt meinen freien Willen von den Banden befreit, worin er gefangen lag, und gern beugte ich nun meinen Nacken unter das ſanfte Joch Chriſti. Leicht und lieblich wurde es mir in demſelben Augenblick, meine vorige Eitelkeit ganz zu vergeſſen; und das freiwillig zu verlaſſen, vor deſſen Verluſt mir ſonſt ſchauderte, war nun meine höchſte Freude. Denn du warfſt ſie ſelbſt von mir weg und nahmeſt an ihrer ſtatt mein Herz in Beſitz, du höchſte Lieblichkeit, du reinſte Wolluſt, klarer als alles Licht, geheimer als das tiefſte Geheimnis, erhabener als alles, was herrlich iſt!

---

*) Tolle! lege! Tolle! lege!

Nicht ſogleich in der erſten Hitze, ſondern nach und nach beſchloß ich mich von meinem rhetoriſchen Lehramt loszumachen, wo ſeither die Jünglinge nicht dein Geſetz, nicht deinen Frieden, ſondern Lügen, Gerichtshändel und Waffen für ihren Zorn von mir zu kaufen pflegten. Es waren nur noch wenige Tage zu den Herbſtferien, dieſe wollte ich aushalten und dann mit Feierlichkeit Abſchied nehmen. Nur den vertrauteſten Freunden ſagte ich davon, nicht aus Furcht etwa wieder abwendig gemacht zu werden; denn ich hatte Waffen genug im Vorrat, mich jedes Gegners zu erwehren: Deine Liebe im Herzen, deine Worte, die mein Innerſtes durchdrangen und ſo viele Beiſpiele deiner Knechte, die du eben ſo aus dem Tode zum Leben gerufen haſt; ſo daß jeder Widerſpruch, anſtatt mein Feuer auszulöſchen, es nur mehr hätte anfachen müſſen. Leicht hätte man es aber, wenn ich die wenigen Tage nicht zugewartet hätte, als Prahlerei deuten können, als könnte ich es nicht erwarten, etwas Auffallendes zu thun; und Anlaß wollte ich nicht geben, daß eine gute Sache verläſtert würde. Überdies nötigte mich meine durch vieles Reden angegriffene Bruſt zu dieſem Entſchluß, und ſo ſehr mich vor dieſer Zeit dieſer Umſtand geängſtigt hatte, ſo freudig war er mir jetzt, da er mir auch gegen ſolche einen rechtmäßigen Vorwand gab, die um ihrer Kinder willen mich ferner bei dieſem Lehramt zu ſehen wünſchten. Mutig hielt ich alſo die noch übrigen 20 Tage aus, zwar oft unwillig, aber Geduld half mir durch.

Verecundus machte ſich indeſſen ſchwere Sorgen über unſer Glück; denn er ſah ein, daß er um der Bande willen, die ihn feſthielten, unſere Geſellſchaft verlaſſen müſſe. Er hatte nämlich, obſchon noch Heide, eine Chriſtin zur Frau, und das hielt ihn um ſo mehr von unſerm Wege ab; denn er wollte auf keine andere Weiſe ein Chriſt ſein, als auf die, da er es nicht ſein konnte, nämlich los von allen Banden. Gütig bot er mir indeſſen, ſo lang ich hier wohnte, ſein Landhaus an. Vergilt ihm dieſes, o Herr, in der Auferſtehung der Gerechten! Bald nachher wurde er in meiner Abweſenheit krank, ließ ſich taufen und ſtarb, zum Glück für ihn und mich. Denn wie weh hätte es mir gethan, einen ſo treuen Freund nicht zu deiner Herde zählen zu dürfen!

Meinethalben war alſo Verecundus bekümmert, Nebridius hingegen hatte herzliche Freude. Denn obgleich er kein Chriſt und dem Irrtum noch zugethan war, den Körper Chriſti für einen bloßen Scheinkörper zu halten, ſo erhob er ſich doch je mehr und mehr aus demſelben, und forſchte der Wahrheit eifrigſt nach. Bald nach mir empfing auch er die Taufe, ging nach Afrika, diente Gott in Keuſchheit und Eingezogenheit, brachte ſeine ganze Familie zum Glauben und ſtarb. Er iſt im Frieden, dieſer zärtliche Freund, im Schoße Abrahams, worüber er mich Unwiſſenden einſt ſo manches fragte. Er neigt nicht mehr ſein Ohr zu mir, meinen Lehren zu horchen, ſondern ſeinen geiſtigen Mund zu tränken aus der Quelle der Weisheit. Doch, ſo berauſcht von ihren reinen Strömen wird er nicht ſein, daß er nicht meiner gedenken ſollte, da du, o Herr, der du ihn tränkeſt, meiner gedenkſt! — So lebten wir 4 dennoch als Freunde, den Verecundus tröſteten und ermunterten wir, in ſeinem Beruf (er war verheiratet) treu zu ſein; von Nebridius erwarteten wir, daß er uns bald nachfolgen würde, und ſo verfloſſen die zwanzig Tage.

Der glückliche Tag kam endlich, wo ich von meinem Lehramt Abſchied nahm; ich zog ſofort mit all den Meinigen auf das Landgut, (im Jahr 386) und ſchrieb daſelbſt einige Bücher,*) in denen aber noch ein wenig Schulſtolz herrſcht; denn ſo wie Läufer, wenn ſie auch ihren Lauf vollendet und ſich niedergeſetzt haben, noch einige Zeit keuchend Atem holen, ſo konnte ich auch dieſen nicht mit einmal ablegen. Mit dem abweſenden Nebridius unterhielt ich mich durch Briefe. Die Zeit würde mir mangeln, die großen Gutthaten Gottes zu beſchreiben, die ich hier genoß. Mein Stolz legte ſich, meine krummen Wege wurden grade, meine Unebenheiten glatt. Auch Alipius unterwarf ſich immer mehr dem Namen deines eingebornen Sohnes. Hauptſächlich machte mir das Leſen der Pſalmen unausſprechliches Vergnügen. Ich redete mit ihren Worten zu dir, o Gott, ſie entflammten mein Herz, ich hätte ſie mögen vor der ganzen Welt, dem Stolz der Menſchen zum Trotz, ausrufen. Nie als mit äußerſtem Unwillen dachte ich an die Manichäer und bemitleidete ſie doch, daß ſie deinen Bund und die Arznei deiner Gnade nicht kennten. Der vierte Pſalm machte vorzüglichen Eindruck auf mich: Erhöre mich, Herr, wenn ich rufe, Gott meiner Gerechtigkeit u. ſ. f. Ich wollte, die Manichäer hätten, wenn ich ihn las, meinen Mund und meine Augen geſehen. Nur einen kleinen Unfall hatte ich, nämlich ſo heftige Zahnſchmerzen, daß ich nicht mehr ſprechen konnte. Da fiel mir auf, die Meinigen um ihre Fürbitte anzurufen: ich ſchrieb ihnen dies in ein Täfelchen, ſie thaten es, und ich wurde geheilt. Ich verſtand deine Winke in meinem Innerſten und lobte dich dafür.

Nach den Herbſtferien ließ ich meinen Schülern nach Mailand entbieten, ſie möchten ſich um einen andern Lehrer umſehen, indem ich mich dem Dienſt des Herrn gewidmet hätte, und überdies meine ſchwache Bruſt mich nötigte, meine vorige Beſchäftigung aufzugeben. Dem Ambroſius erzählte ich ſchriftlich meine vorigen Irrtümer und meinen jetzigen Vorſatz und bat ihn um Anweiſung, welches Buch der Schrift, um im Glauben ſtärker zu werden, ich nun vorerſt leſen ſollte? Er riet mir den Propheten Jeſaias; vermutlich darum, weil er mehr als andere von dem Beruf der Heiden zum Evangelium ſpricht. Da mir aber gleich der Anfang desſelben unverſtändlich war, ſo verſparte ich dieſe Forſchung auf künftige Zeiten, wo ich in der heil. Schrift geübter ſein würde.

Da endlich die Zeit herbei kam, wo ich meinen Namen zur Taufe ſollte einſchreiben laſſen, ging ich nach Mailand zurück. Alipius wollte ebenfalls getauft werden; ich nahm auch den Sohn meiner Sünde, Adeodatus, mit mir. Er war ein gutgearteter Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren, und er übertraf viele alte gelehrte Männer am Verſtand. Ein Buch von mir hat den Titel: der Lehrer,*) darin laſſe ich ihn mit mir reden, und was er ſagt, ſind wirklich ſeine Gedanken. Ich ſah viel Außerordentliches in ihm, und erſtaunte oft über ſeinen vortrefflichen Kopf. Aber bald nahmſt du ihn aus dem Leben weg, und ich bin froh, ihn ſicher zu wiſſen.

Ich wurde getauft, und mit dem entfloh aller Kummer über mein voriges Leben. O! welche Tage! ich konnte nicht ſatt werden der Wunder deiner Weisheit zur Errettung des menſchlichen Geſchlechtes! Wie weinte ich bei den öffentlichen Geſängen deiner Gemeine! Mit ihren Tönen ſtrömte deine Wahrheit in mein Herz, Gottesfurcht entbrannte davon, es floſſen Thränen, und doch war mir ſo wohl dabei! Vor kurzem erſt hatte die Mailändiſche Kirche dieſe Pſalmengeſänge in ihrem Gottesdienſt eingeführt. Die Mutter des Kaiſers, Juſtina, eine Arianerin, verfolgte nämlich den Ambroſius. Das ganze Volk verſammelte ſich in der Kirche, bereit zu ſterben mit ſeinem Biſchof. Dabei war auch meine Mutter, eine der erſten mit Wachen und Sorgen, die gleichſam vom Gebete lebte. Um dem Volk ſeinen Kummer zu erleichtern, wurden, nach der Art der Morgenländiſchen Kirchen, Hymnen und Pſalmen geſungen, dieſes nach der Verfolgung fortgeſetzt, und hierauf von den übrigen Abendländiſchen Kirchen nachgeahnt.

Evodius, ein Jüngling aus meiner Vaterſtadt, geſellte ſich ebenfalls zu uns. Er hatte die Kriegsdienſte verlaſſen und noch vor uns die Taufe empfangen. Wir beſchloſſen, irgendwo in der Stille beiſammen zu wohnen, um ganz dir leben zu können, und gingen in dieſer Abſicht nach Afrika zurück. Auf der Reiſe, an der Mündung der Tiber, ſtarb meine Mutter. Vieles muß ich in meiner Lebensgeſchichte übergehen: aber was ich von ihr weiß, dieſer treuen Dienerin, die mich nicht nur in dies zeitliche Leben, ſondern mit ihrer Liebe zum ewigen Lichte geboren hat, das darf ich nicht verſchweigen.

Früh in ihrer Jugend unterwies ſie die Lehre Chriſti in allem Guten, ihr elterliches Haus hatte einen guten Namen in der Gemeine. Sie pflegte aber weniger die Sorgfalt ihrer Mutter für ihre Erziehung, als die einer alten Magd in ihrem Hauſe zu loben, die ſchon ihren Vater als Kind auf dem Arm getragen hatte. Aus dieſer Urſache und wegen ihres Alters und guten Betragens wurde ſie im Hauſe ihrer Eltern ſehr geehrt. Man trug ihr die Sorge über die Erziehung der Töchter auf; dieſe leitete ſie, wo es nötig war, mit heiliger Strenge und unterrichtete ſie mit geſetzter Klugheit. Zum Beiſpiel: außer den gewöhnlichen Mahlzeitſtunden am Tiſche ihrer Eltern, gab ſie ihnen, auch wenn ſie vor Durſt verſchmachten wollten, nicht einmal Waſſer zu trinken, damit ſie es ſich nicht zur Gewohnheit machten, und pflegte zu ſagen: „Jetzt würdet ihr Waſſer trinken, weil ihr keinen Wein habt; künftig aber als Frauen und Meiſterinnen über Küche und Keller würde euch das Waſſer nicht mehr ſchmecken und der Wein zur Gewohnheit werden.“ Durch dieſes bildete ſie dieſelben zur Mäßigkeit, daß ihnen auch nachmals nicht beliebte, was ſich nicht ziemte. Und doch verfiel meine Mutter einſt in dieſen Fehler, da ſie von ihren Eltern in den Keller geſchickt wurde, um Wein zu holen. Sie trank anfangs nur ein klein wenig, weil er ihr widerſtand. Da ſie es aber täglich zu thun pflegte, ſo kam es endlich ſoweit, daß ſie ganze Becher ausleerte. Einſt aber, da eine andere Magd, mit der ſie in Streit geriet, und welche einzig von der Sache wußte, ſie eine Weinſäuferin nannte, ſchämte ſich meine Mutter dergeſtalt, daß ſie von dieſer Zeit an dieſen Fehler ablegte. Das war nicht der Wille dieſer Magd, aber ſo bedient ſich Gott ſelbſt der Schmähungen unſerer Feinde, um uns zu beſſern.

---

*) Gegen die Akademiker, über die Zweifelſucht; vom glücklichen Leben, daß es in der Erkenntnis Gottes beſtehe; von der Ordnung oder der Regierung Gottes über Gute und Böſe; Selbſtgeſpräche über verſchiedene philoſophiſche Materien. Retract. l. c. 1—4. Von ſeinen Briefen an den Nebridius ſind noch einige leſenswürdige über philoſophiſche Fragen vorhanden, die mit viel Zärtlichkeit geſchrieben ſind. Er führte ferner auf dieſem Landſitz die Aufſicht über die Arbeiten der Landleute und über die Studien zweier Jünglinge aus ſeiner Vaterſtadt, die er zum Leſen der römiſchen Schriftſteller, zu den freien Künſten und der Philoſophie anführte.

2) Worin er zeigt, daß Gott allein der Lehrer der Menſchen ſei. Retract. I, 12.

Dem Manne, den ſie heiratete, war ſie immer ergeben und ſuchte ihn durch das Beiſpiel ihrer ſanften Sitten für das Chriſtentum zu gewinnen. Das erlittene Unrecht ertrug ſie mit Geduld und wartete auf beſſere Zeiten, wenn er ein Chriſt ſein würde. Patricius, mein Vater, war ein gütiger, aber oft ſehr heftiger und zorniger Mann. Sie widerſtand ihm nie, ſelbſt nicht einmal mit Worten, und erſt, wann ſie ihn wieder gelaſſen und ruhig ſah, erklärte ſie ihm, warum ſie dies oder jenes gethan hätte, worüber er aufgebracht worden war. Wenn andere Weiber ſich über die Gewaltthätigkeiten ihrer Männer bei ihr beklagten, antwortete ſie ihnen: „Schreibt es vielmehr eurer Zunge zu, und ſehet in euern Ehevertrag, wo ihr verſprochen habt, unterwürfig zu ſein." Und wenn ſie ſich, da ſie wohl wußten, welch einen zornigen Mann ſie hatte, verwunderten, nie eine Klage über ihn von ihr zu hören, ſagte ſie ihnen, wie ſie es mit ihm machte, und alle, die ihr folgten, dankten ihr dafür. Auch ihrer Schwieger, die anfangs durch die Verleumdungen einiger Mägde gegen ſie eingenommen war, begegnete ſie mit ſolchem Gehorſam, Geduld und Sanftmut, daß jene endlich ſelbſt bei ihrem Sohn die Verleumderinnen verklagte, die den Hausfrieden ſtörten, und ihn aufforderte, ſie abzuſtrafen, wodurch alle übrigen, die ähnliches im Sinne hatten, abgeſchreckt wurden, und die ſchönſte Eintracht von nun an beſtändig herrſchte.

Sie hatte ein beſonderes Geſchick, entſtandene Feindſchaften wieder beizulegen; nie hinterbrachte ſie der einen Partei, was die andere böſes von ihr geſagt hätte, ſondern bloß das, was zum Frieden diente. Ich würde dies nicht erzählen, wenn ich nicht ſelbſt ſo viel traurige Erfahrungen hätte, wie unauslöſchlich das Hinterbringen gehäſſiger Reden des Gegners manche anfangs leichte Feindſchaft macht, beſonders, wenn man noch Zuſätze von ſeinem eignen dazu thut.

Endlich gelang es ihr, auch ihren Mann kurz vor ſeinem Tode zum Glauben zu bringen, und nun hörte alle Unbill von ſeiner Seite gegen ſie auf. Jedermann, der ſie kannte, mußte dich ſelbſt, o Herr, lieb gewinnen, weil ihr Umgang bewies, daß du in ihrem Herzen lebteſt. Sie liebte ihren Mann allein, beſorgte treu ihr Haus und erzog ihre Söhne in der Gottesfurcht. Am Ende, nachdem wir alle die Taufe empfangen hatten und vereint lebten, ſorgte ſie für uns als unſere gemeinſame Mutter und diente uns, als wäre ſie unſer Kind.

Kurz vor ihrem Ende (das wir gar nicht erwarteten) ſtanden wir eines Tages allein miteinander unter einem Fenſter, das gegen den Garten vor dem Hauſe ging. Es war zu Oſtia am Ausfluß der Tiber, wo wir für die Seereiſe Kräfte ſammelten. Wir hatten ein liebliches Geſpräch, worüber wir am Ende vergaßen, was hinter uns lag, und zur Betrachtung der Herrlichkeit des Himmels fortgeriſſen wurden. Wir wurden einig, daß alle Vergnügungen der Sinne gegen die Freude jenes Lebens für nichts zu rechnen, ja kaum zu nennen wären; wir durchwandelten, voll Sehnſucht nach ihr, alle körperlichen Dinge, und ſelbſt den Himmel und die Geſtirne — und höher noch ſtiegen wir und betrachteten deine Wunder. Und wir kamen auf die Eigenſchaften unſerer Seele, erhoben uns über ſie, um zum Anſchauen jener Regionen voll Reichtum und Überfluß zu gelangen, wo du Israel auf den ewigen Auen der Wahrheit nähreſt, wo die Weisheit, welche die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ſchafft und unveränderlich immer dieſelbe bleibt, unſer Leben und unſre Wonne ſein wird. Während wir ſprachen, während ſich unſere ganze Seele darnach ſehnte, berührten wir ſie ſelbſt auf einen Augenblick, ließen dort ſeufzend die Erſtlinge des Geiſtes angeheftet, und kehrten dann zu unſerm Lallen zurück. Ach was iſt dem ewigen Worte, unſerm Herrn gleich, das niemals altert und alles erneuert!

Wir ſprachen ferner: „Wenn in einer Seele der Tumult des Fleiſches ſchwiege; die Bilder der Erde, des Himmels und aller erſchaffenen Dinge ausgelöſcht würden; wenn ſie ſich ganz vergäße und über ſich ſelbſt erhöbe; wenn alle Träume, alle Schattenbilder der Einbildungskraft, alle Worte, alle Zeichen, und alles, was bloß vorübergeht, ſchwiegen; wenn, ſage ich, alle dieſe Dinge, die uns immerfort zurufen: „Nicht wir haben uns ſelbſt gemacht, ſondern der, der ewig lebt —," wenn ſie ſchwiegen, und nur er, nicht durch etwas Erſchaffenes, ſondern durch ſich ſelbſt, zu unſerer Seele redete; nicht durch eine menſchliche Zunge, nicht durch den Mund eines Engels, nicht durch die Stimme des Donners, nicht durch irgend ein Gleichnis von ſich, ſondern er ſelbſt, den wir in den Geſchöpfen lieben, und auch ohne ſie in unſerm Herzen merken: ſo wie wir jetzt unſern Geiſt erhoben, und durch den Flug unſrer Gedanken die Regionen der ewigen Weisheit ſelbſt berührt haben; wenn dieſes unaufhörlich fortgeſetzt würde, und alle andern Erſcheinungen ſo ganz ungleicher Art würden verſchwinden, und dieſe eine Erſcheinung würde ihren Beſchauer ganz hinreißen, einnehmen und in die innere Freude verſenken, ſo daß jener Augenblick der Entzückung ein ewiges Leben würde, hieße das nicht: Gehe ein in deines Herrn Freude? Aber wann wird das geſchehen?" — So redeten wir, und wenn nicht ganz mit dieſen Worten, ſo weißt doch du, Herr, wie verächtlich uns die Welt mit all ihren Freuden über dieſen Reden wurde! Sie ſagte hierauf: „Was mich betrifft, mein Sohn, ſo hat nichts mehr in dieſem Leben Reiz für mich. Ich weiß nicht, was ich noch ferner hier thun, oder warum ich hier bleiben ſollte, da ich nichts mehr auf Erden zu wünſchen habe? Ein einziges war's, warum ich ehemals noch gerne länger lebte: dich nämlich als einen Chriſten zu ſehen, eh ich ſtürbe. Gott hat meine Hoffnung über Erwarten erfüllt, da ich dich als ſeinen Diener ſehe. Warum ſollt' ich nun länger hier bleiben?"

Was ich ihr auf dieſes antwortete, weiß ich nicht mehr. Fünf oder ſechs Tage hernach überfiel ſie ein Fieber. Eines Tages ſchien ſie in eine Ohnmacht zu fallen, und ihr Bewußtſein zu verlieren. Wir eilten hinzu, bald war ſie wieder bei ſich ſelbſt, erblickte mich und meinen Bruder und fragte uns: „Wo war ich?" Sie ſah, daß wir alle betrübt waren, und ſagte: „Hier ſollt ihr eure Mutter begraben!" Ich ſchwieg und hemmte meine Thränen. Mein Bruder äußerte den Wunſch, daß ſie nicht hier auf der Reiſe, ſondern in ihrem Vaterland ſterben möchte. Faſt unwillig ſchien ſie ihn mit einem Blick zu beſtrafen, daß er ſo dächte, ſchaute hierauf mich an, und ſagte: „Höre, was dieſer ſpricht!" und bald darauf zu uns beiden: „Begrabt dieſen Leichnam, wo ihr wollt, und kümmert euch nicht um ihn! Nur eines bitte ich euch: Gedenket meiner vor dem Altar des Herrn, wo ihr auch ſeid."

Auf dieſes ſchwieg ſie, und die Krankheit nahm zu. Innigſt freute ich mich, und dankte Gott, der ſolche Gaben in die Seelen der Seinigen legt. Immer hatte ſie ſonſt ängſtlich gewünſcht, an der Seite ihres Mannes begraben zu werden, weil ſie beide im Leben ſo friedlich bei einander geweſen waren. Sie dachte, ſie würde vor den Menſchen um ſo ehrwürdiger ſein, wenn ihr nach einer Reiſe über das Meer noch das Glück würde, in einem Grabe mit ihrem Mann zu ruhen. Um ſo mehr freute es mich nun, da ich dieſen eitlen Wunſch aus ihrem Herzen verſchwunden ſah. Nachher hörte ich auch, daß ſie einigen meiner Freunde nach einem angenehmen Geſpräch vom Glück des Todes, als dieſe ihre Tugend bewundert und ſie gefragt hatten: „Ob ihr denn nicht graue, ihren Körper ſo fern von ihrem Vaterland zu laſſen?" geantwortet habe: „Gott iſt nicht zu fern, und er wird am Tag der Auferſtehung wohl noch meine Ruheſtätte kennen!"

Am neunten Tag ihrer Krankheit, im 56. Jahr ihres Alters, im 33. des meinigen, wurde dieſe fromme Seele von ihrem Körper erlöſet.

Ich drückte ihr die Augen zu, Traurigkeit beklemmte mein Herz, und Thränen ſtürzten über meine Wangen herab; aber ich hielt ſie mit Gewalt zurück. Auch mein Sohn Adeodatus brach in laute Klage aus und konnte nur mit Mühe von mir geſtillt werden. Denn ich hielt es nicht für billig, ſie mit Geſchrei und Thränen zu betrauern; da dieſes immer ein gewiſſes Elend der Verſtorbenen oder gar ihr gänzliches Aufhören anzuzeigen ſcheint.

Was war es denn, das mich zum Schmerz zwang? Die ſchnelle Zerreißung einer, zur Gewohnheit gewordenen innigen und zärtlichen Freundſchaft. Übrigens that es mir wohl, noch in ihrer letzten Krankheit von ihr ein gehorſamer frommer Sohn genannt zu werden, und mit dem Ausdruck der zärtlichſten Liebe das Lob von ihr zu erhalten, daß ich ihr nie ein hartes oder verächtliches Wort geſagt hätte. Ach die Gute! ſie vergaß über der Ehrfurcht, die ich ihr erwies, die Dienſte, die ſie mir erwieſen hatte! — Einem ſolchen Troſte, wie ſie für mich war, entriſſen zu werden, das verwundete meine Seele! das zerriß mein Herz, das mit dem ihrigen eins geworden war!

Wir ſtillten alſo den Adeodatus. Evodius aber ſtimmte den (101.) Pſalm an, den wir alle mitſangen: „Von Gnade und Recht will ich ſingen, und dem Herrn lobſagen!" ꝛc. Viele Brüder und Schweſtern kamen herzu, und blieben bei mir, indem andere den Leichnam beſorgten. Ich unterredete mich mit ihnen nach den Umſtänden der Zeit, und linderte den nur Gott bekannten Schmerz meiner Seele mit dem Balſam der Wahrheit, ſo ruhig, daß jene glaubten, ich litte nichts. Stille vor dir, o Gott, beſtrafte ich mich über meine Weichheit, hielt die Thränen zurück, und bezwang meine Miene, auch wenn neue Anfälle auf mein gepreßtes Herz ſtießen. Zu meinem Kummer kam der noch größere Kummer, daß Zufälle, die allen Menſchen gemein und mit unſerer Natur verbunden ſind, ſo viel auf mich vermochten. Auch bei ihrem Begräbnis weinte ich nicht, ſo wenig als bei dem Gebete, welches wir, während der Sarg am Grabe ſtand, der Sitte nach für ſie hielten. Aber den ganzen Tag war ich im Verborgenen in tiefer Traurigkeit, und betete zu dir um Linderung meines Kummers; und du erhörteſt mich nicht, vermutlich um mir die Macht der Gewohnheit auch über ſolche Gemüter zu zeigen, die bereits der Eitelkeit entwöhnt ſind. Man ſagt, das Baden vertreibe den Kummer aus der Seele, ich verſuchte es, aber es blieb vor wie nach.

Ich ging zu Bette, und fand beim Erwachen meinen Kummer um vieles geſtillt.

So wurde ich nach und nach mit den Gedanken vertrauter, und durfte mir nun freier das Andenken an deine treue Dienerin, ihren frommen und heiligen Wandel vor dir, ihr ſanftes liebreiches Betragen gegen uns, in die Erinnerung zurückführen. Nun durfte ich wieder vor dir für ſie und für mich weinen, ich hemmte die Thränen nicht mehr, legte ſie unter mein Herz, und ruhte auf ihnen, ſie waren in dein Ohr geweint, und nicht vor Menſchen, die etwa mein Weinen übel hätten auslegen können. Nun bekenne ich ſie dir in dieſem Buche. Es leſe ſie, wer da will, und deute ſie, wie er will.

Sie war, obgleich durch Chriſtum lebendig gemacht, dennoch eine Tochter Adams: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit ihr, denn vor dir iſt kein Lebendiger gerecht!"

Zehntes Buch.

Ich will dich erkennen, o Herr, wie ich von dir erkannt werde. Du Kraft meiner Seele, dringe in mich hinein und mache mich tüchtig, dich zu empfangen! Du liebeſt die Wahrheit, und wer ſie thut, kommt an das Licht. Darum ſoll mein Herz vor dir ein Bekenntnis thun und meine Feder vor vielen zeugen. Wenn ich dir beichte, der du den tiefſten Abgrund der Herzen erforſcheſt, ſo heißt dies nichts anders, als ſofern es böſes iſt, mir darüber mißfallen, und ſofern es gutes iſt, dir die Ehre desſelben zuſchreiben. Denn alles Gute, was ich von mir den Menſchen offenbare, haſt du ſelbſt zuvor in mir geſchaffen.

Aber warum ſoll ich den Menſchen mein Herz darlegen? Können ſie ſeine Fehler heilen? Nein! Sie ſind nur neugierig die Geſchichte anderer Menſchen zu erfahren, ſich ſelbſt aber erkennen und verbeſſern ſie nicht. Warum begehren ſie zu wiſſen, wer ich ſei? und wollen nicht von dir hören, wer ſie ſeien? Sie wiſſen ja nicht einmal, ob ich die Wahrheit ſage, weil niemand weiß, was im Menſchen iſt, als der Geiſt, der in ihm iſt. Würden ſie hingegen dein Urteil über ſich ſelbſt anhören, ſo wären ſie gewiß, daß du nicht lügſt. Was iſt dieſes dein Urteil als die Erkenntnis ſeiner ſelbſt? Weil aber die Liebe alles glaubt von ſolchen, die ein Herz mit uns ſind, ſo will ich nur vor dieſen mein Bekenntnis thun, welche mir darum glauben, weil die Liebe ihr Ohr für mich eröffnet hat. Wenn ich vor ihnen meine vorigen Sünden bekenne und wie du ſie mir vergeben habeſt, ſo werden ſie ermuntert werden, nie an ſich zu verzweifeln oder zu ſagen: „Ich kann nicht mehr!" ſondern ſich durch Sehnſucht nach deiner Gnade und Barmherzigkeit, die in den Schwachen mächtig iſt, ſtärken. Denen will ich mich offen darlegen, die mich glücklich preiſen, wenn ſie hören, wie ich zu deiner Gnade gelangt bin, und für mich beten werden, wenn ich ihnen die Laſt anzeige, die mich noch jetzt zur Erde niederdrückt. Du aber, o Herr, vollende das Werk, das du in mir angefangen haſt! Du allein weißt, was im Menſchen iſt, ſelbſt unſer eigner Geiſt weiß nicht alles, was in uns vorgeht; ich ſelbſt weiß nicht, welchen Verſuchungen ich widerſtehen könnte und welchen nicht. Doch genug, daß du uns nicht über Vermögen verſucht werden laſſeſt!

Aber das weiß ich gewiß, daß ich dich, o mein Gott, liebe. Du haſt ſelbſt mein Herz gerührt, daß ich dich lieben muß. Himmel und Erde und alle Geſchöpfe rufen mir es unaufhörlich zu. Sie würden es aber einem Tauben zurufen, wenn du nicht ſelbſt dich meiner erbarmt hätteſt. Was liebe ich, wenn ich dich liebe? Nicht die Geſtalt eines Körpers, nicht eine vergängliche Zierde, nicht den Glanz des Lichtes, nicht den ſüßen Wohllaut des Geſangs oder den Geruch von Blumen und Gewürzen oder ſinnliche Freuden; nichts von dieſem liebe ich, wenn ich dich liebe; und liebe doch ein gewiſſes Licht, eine gewiſſe Stimme, einen gewiſſen Wohlgeruch, einen Glanz für meine Seele, den kein Raum umſchließt, eine Melodie, die keine Zeit beendigt, einen Wohlgeruch, den kein Wind wegnimmt, einen ſüßen Geſchmack, der niemals überſättigt, dies iſt, was ich liebe, wenn ich meinen Gott liebe. Und was iſt dieſes? Ich fragte die Erde, und ſie antwortete: Ich bin's nicht! Ich fragte das Meer und den Abgrund mit all ſeinen Geſchöpfen und ſie antworteten: Wir ſind nicht dein Gott! Ich fragte die Luft und den Äther, den Himmel, die Sonne, den Mond und den Abgrund und alles rief: „Wir ſind nicht der Gott, den du ſuchſt!" Ich fragte alles, was meine Sinne berührt: „Seid ihr nicht mein Gott, ſo ſagt mir etwas von ihm!" und alles ſchrie: „Er iſt's, der uns gemacht hat." Meine Frage war meine Betrachtung und ihre Antwort war ihr Anblick. Ich wandte mich zu mir ſelbſt und fragte mich: „Und wer biſt du?" und antwortete mir: „Ein Menſch bin ich, aus Leib und Seele beſtehend, deren eines äußerlich, das andere innerlich iſt." In welchem dieſer beiden ſoll ich Gott ſuchen? Mit dem Leibe habe ich ihn in allen Geſchöpfen vergeblich geſucht und meine Augen als Boten nach Himmel und Erde ausgeſchickt; ich will ihn innerlich ſuchen, da wo die Boten des Körpers ihre Botſchaft ablegten und über ſie geurteilt wurde. Die Geſchöpfe reden mit ihrer Anſicht zu allem, was Sinne hat, aber nicht alle Geſchöpfe verſtehen dieſe Sprache; die Tiere nicht, denn da iſt kein inneres Urteil über das, was die Sinne erkennen. Die Menſchen haben es und ſchließen vom Sichtbaren auf den Unſichtbaren. Viele unterwerfen ſich dem ernſten und können alsdann nicht mehr urteilen; denn die Geſchöpfe antworten dem nicht, der ſie, wie ich, fragt, aber nicht zu beurteilen weiß und ſind ſtumm vor dem, der nur ihre Geſtalt ſieht und ſie nicht in ſeinem Innern mit der Wahrheit vergleicht. Du ſelbſt, Seele, biſt beſſer als der Körper; kein Körper kann dem andern Leben geben, du hingegen regierſt den Körper und biſt ſein Leben: deines Lebens Leben aber iſt Gott. Ich will dich ſuchen o mein Gott, daß meine Seele lebe; denn ſie lebt allein von dir. Wenn ich dich ſuche, ſo ſuche ich Glückſeligkeit, und dieſe habe ich nicht, ſo lang ich nicht ſagen kann: „Ich habe genug."

Wo finde ich dich denn, o mein Gott, als nur in dir ſelbſt und wenn ich mich über mich ſelbſt erhebe, nicht dem Raum nach; denn kein Ort iſt, der dich umſchließen könnte. Du biſt die Wahrheit, die allen gegenwärtig iſt, die dich um Rat fragen, und allen antwortet, ſo verſchieden ſie dich fragen.

Spät hab' ich dich geliebet, du niemals alte und immer neue Schönheit! ſpät habe ich dich geliebet! Du wareſt in mir und ich außer mir und ſuchte dich da und liebte, ſo mißgeſtaltet ich ſelbſt war, die ſchönen Dinge, die du gemacht haſt. Du wareſt bei mir, ich aber nicht bei dir. Das Äußere, was nicht wäre, wenn du nicht in ihm wäreſt, entriß mich dir. Du riefeſt, du lockteſt, du überwandeſt endlich mein taubes Ohr. Du ſtrahlteſt mir entgegen, du verſcheuchteſt mit deinem Glanz meine Blindheit. Ich habe dich geſchmeckt und hungere und dürſte nach dir. Du haſt mich berührt und brennend verlangt meine Seele nach deinem Frieden.

Aber ſo lang ich noch nicht ganz von dir erfüllt bin, bin ich mir ſelbſt zur Laſt. Beweinenswerte Freuden kämpfen noch mit friedebringender Traurigkeit in mir — welche ſiegen werden, weiß ich noch nicht; Herr, erbarme dich meiner! Ich verberge meine Wunden nicht vor dir. Muß nicht der Menſch immer im Streit ſein auf Erden? Meine ganze Hoffnung beruht auf deinem Erbarmen. Gieb mir, was du befiehlſt, und befiehl dann, was du willſt! Befiehl mir Mäßigkeit! Ohne ſie ſind wir zerſtreut, mit ihr kommt Einheit in uns. Der liebt dich nicht, wie er ſoll, der etwas neben dir nicht um deinetwillen liebt. O du brennende, nie erlöſchende Liebe, entflamme du mich! Du befiehlſt mir Enthaltſamkeit: Gib, was du befiehlſt, und befiehl dann, was du willſt!

Du haſt mir geboten, mich von den Lüſten des Fleiſches, der Begierde der Augen und der Ehrſucht der Welt zu enthalten; ich habe dir gehorcht. Aber noch leben die Bilder meines vorigen unordentlichen Lebens in meinem Gedächtnis, ſind kraftlos, wenn ſie mir wachend vorkommen und vergnügen mich im Schlaf bis zur Einwilligung. So viel vermögen dieſe Täuſchungen über mich, daß mich ein falſches Geſicht, wenn ich ſchlafe, zu etwas beredet, was wachend die Dinge ſelbſt nimmermehr vermochten. Bin ich alsdann denn nicht mehr Ich? Iſt denn zwiſchen mir ſelbſt und mir ſelbſt der Unterſchied in dem Augenblick des Einſchlafens und Wiederaufwachens ſo ungeheuer groß? Wo iſt die Vernunft, die, wenn ich wache, ſo unerſchüttert widerſteht? Schließt ſie ſich mit den Augen? Schlummert ſie mit den Sinnen des Körpers? Warum widerſtehen wir doch oft ſelbſt im Schlafe, eingedenk unſers Vorſatzes, jeder unordentlichen Regung? Und wenn auch das Gegenteil geſchieht, ſo finden wir doch beim Erwachen unſer Gewiſſen beruhigt, als hätten nicht wir es gethan, ſo ſchmerzlich es uns fällt, daß es geſchehen ſei. Iſt deine Hand, o Herr, nicht mächtig genug, auch dieſe Krankheit meiner Seele zu heilen?

Es iſt noch eine andere Plage für jeden Tag. Ich eſſe und trinke nach meines Leibes Notdurft. Aber ich finde zu viel Vergnügen dabei. Ich ſtreite zwar täglich gegen dasſelbe, bezähme meinen Leib durch Faſten und habe endlich von dir gelernt, Speiſe und Trank nicht zum Vergnügen, ſondern als Notwendigkeit und als Arznei für den Körper zu genießen. Aber ſelbſt der Übergang von Bedürfnis zur Sättigung iſt mir noch zu ſehr Vergnügen; Begierde drängt ſich ein und verleitet mich entweder, mehr für ſie zu thun, was ich bloß zu meinem Unterhalt thun ſollte, oder beredet mich, ich hätte für letztern noch nicht genug gethan. Ich höre deine Stimme: „Beſchweret eure Herzen nicht mit Speiſe und Trank!" (Luk. 21, 24.) Aber niemand kann, wie ein weiſer Mann ſagt [B. der Weish. VIII, 21.], mäßig ſein, wenn du es ihm nicht giebſt.

Das Vergnügen des Gehörs hielt mich härter gefangen, aber du haſt mich auch von ihm entbunden. Zwar höre ich noch gerne zu, wenn von lieblichen Stimmen Pſalmen geſungen werden, doch nicht, daß ich mich nicht losreißen könnte. Immerhin dünkt mir, ich gebe zuweilen den Tönen mehr Ehre, als ihnen gebührt; ich finde mein Gemüt zärtlicher bewegt, wenn dieſe heiligen Worte geſungen, als wenn ſie bloß geſagt werden. Und doch muß man auch dieſem Vergnügen des Leibes, wodurch wir ſo leicht weichlich werden, ſich nicht ſo weit hingeben, um den Tönen die Sachen und den Sinnen die Vernunft zu unterwerfen; doch darin ging ich in der Strenge zu weit, daß ich gar alles Abſingen der Pſalmen von meinen Ohren und aus der Kirche verbannen wollte, und es ſcheint mir nun beſſer, den Vorſinger derſelben, wie es Athanaſius zu Alexandria einführte, einen Mittelton zwiſchen Abſingen und Recitieren beobachten zu laſſen. Wenn ich mich aber der Thränen erinnere, die ich ſelbſt im Anfang meines Chriſtentums beim Kirchengeſang vergoß und wie ich noch jetzt bei demſelben, wenn er ſanft klingt und zu den Worten paßt, zwar weniger durch die Töne, als durch die Gedanken bewegt werde, ſo kann ich mir den großen Nutzen dieſer Ein=

richtung nicht verhehlen und um der Schwachen willen, die durch den Reiz des Ohrs ſich zur Empfindung der Gottſeligkeit erheben, mag ſie bleiben. Werde ich aber ſelbſt mehr durch den Geſang, als durch das, was geſungen wird, gerührt, ſo erkenne ich dieſes als eine nicht geringe Sünde. Weint mit mir darüber, ihr, die ihr gut mit euch ſelber ſteht; denn andere mögen lachen!

Noch habe ich von den Verführungen der Augen zu reden. Sie lieben ſchöne Geſtalten und glänzende liebliche Farben. Aber dieſe ſollten mein Gemüt nicht an ſich ziehen, ſondern vielmehr der, der ſie gemacht hat. Sie umſchweben mich den ganzen Tag, und ich kann ihnen nicht, wie den Tönen, entfliehen; das Licht, die Königin der Farben, ſchmeichelt mir, was ich auch thue und wohin ich mich wende, mit ſeinen tauſendfachen Reizen, ſo daß ich, wenn es ſich auch plötzlich entfernt, es mit Sehnſucht wieder ſuche und unruhig bin, bis ich's gefunden habe. O du inneres Licht, das Tobias mit geſchloſſenen Augen ſah, da er ſeinem Sohn die Wege des Lebens zeigte und Jakob, da er, obgleich ſeine Augen dunkel waren, die künftige Schickſale ſeines Volkes weisſagte: du biſt das wahre Licht und das einzige, das alle lieben, die dich ſehen — dich möcht' ich haben! das irdiſche Licht ſtreut nur verführeriſche Reize auf den Weg des Lebens ſeiner blinden Liebhaber.

Ich widerſtehe zwar ſeinen Verführungen, aber nicht immer, weil ſie mich allenthalben umgeben, und wie viel tauſend Reize zu den bereits vorhandenen haben die Menſchen durch ihre Künſte und Handwerke an Kleidern, Gefäßen, Gemälden u. ſ. w. weit über den notwendigen und mäßigen Gebrauch hinzugefügt, und in der Betrachtung ihres Werkes verſunken, den vergeſſen, deſſen Werk ſie ſind. Und kommt doch alle Schönheit, die durch unſere Seele auf unſere Machwerke übergeht, von jener Urſchönheit, die noch weit höher als unſere Seele iſt, und nach welcher ich Tag und Nacht mich ſehne!

Zu dieſen allen kommt noch eine andere weit gefährlichere Verſuchung — die eitle Neugierde, die ſich unter dem Namen der Erkenntnis und Wiſſenſchaft verbirgt und manches thut, was den Sinnen widerſteht, nur um etwas Neues zu erfahren. Liegt wo ein ermordeter Körper, wie eilen die Menſchen hinzu, ihn zu betrachten, bloß um vor ihm erſchrecken, um ſich betrüben, um erblaſſen zu können! Sie fürchten ſogar, er möchte ihnen im Traum vorkommen, gleich als wenn ſie genötigt wären, ihn wachend zu ſehen, oder ſeine Schönheit ſie herbeilockte! Dieſe Krankheit der Neugierde hat die Menſchen bewogen, in Schauſpielen die wunderbarſten Sachen vorzuſtellen. Von ihr kommt unſer Verlangen, die verborgenen Geheimniſſe der Natur zu erforſchen, ſollte auch ihre Erkenntnis uns noch ſo wenig nützen; denn die Menſchen wollen nur wiſſen. Daher auch die magiſchen Künſte; daher geſchieht es auch, daß ſie Gott ſelbſt verſuchen und Wunder und Zeichen von ihm fordern, nicht zu ihrer Seligkeit, ſondern bloß, um etwas Unerhörtes zu erfahren.

Wie viel Unnötiges ich hierin von mir ſelbſt durch deine Gnade abgeſchnitten habe, das weißt du, o Gott! Aber wann werde ich ſagen können, daß ich von allem Unnötigen ganz los ſei? daß ich auch die Begierde nach den Schauſpielen ganz abgelegt habe? Zwar haben ſie nicht mehr die hinreißende Gewalt wie ehmals über mich, der Sterndeuterei habe ich völlig den Abſchied gegeben und nie verfiel ich darauf, die Toten zu fragen. Wie oft hingegen verſucht mich mein Feind durch die liſtigen Vorſpieglungen, von dir, dem ich nur Demut und Gehorſam ſchuldig bin, ein Zeichen zu fordern? Laß dieſen Gedanken, in den ich nie eingewilligt habe, je länger je mehr von mir entfernt ſein!

Meine Neugierde wird noch auf andere Weiſe täglich auf die Probe geſetzt, bald dadurch, daß ich nichts bedeutende Geſchwätze, in der Abſicht, Schwache nicht zu ärgern, anfangs geduldig, endlich aber gern und mit Willen anhöre. Tierhetzen im Circus ſchaue ich nicht an, aber wenn ich auf dem Lande von ungefähr eine Jagd antreffe, ſo zieht ſie mich oft von den wichtigſten Gedanken ab und reißt mich an ſich. Und wenn du mich nicht alſobald an meine Schwachheit erinnerſt, oder nicht dieſer oder jener äußere Umſtand mich zu dir zieht, ſo bleibe ich ſtehen und dieſer eitle Fürwitz macht mich ſtumpf. Wie oft vergeſſe ich mich ſelbſt, indem ich einer Eidechſe, die Mücken fängt, oder einer Spinne, die ihr Gewebe flicht, zuſehe, und ob ich gleich darüber den Schöpfer lobe, der alles ſo weiſe geordnet, ſo haftet doch der Gedanke an ihn am wenigſten in meiner Seele. Ein anderes iſt, ſchnell aufſtehen, ein anderes, nicht fallen. — So voll iſt mein Leben von Eitelkeiten und Verſuchungen! Denn da unſer Herz ſo viel unnötige Dinge in ſich aufnimmt, ſo wird es dadurch oft ſelbſt im Gebet geſtört.

Von Rachſucht und von Stolz haſt du mich zwar befreit, aber das iſt noch nicht ganz von mir gewichen, daß ich von andern gern geliebt oder gefürchtet werde, bloß um einer gewiſſen innern Freude willen, die doch keine Freude iſt. Daher kommt es, daß wir dich weder ſo lieben, noch ſo fürchten, wie wir ſollten; denn es iſt uns mehr daran gelegen, an deiner ſtatt, als um deinetwillen gefürchtet oder geliebt zu werden und ſo machen wir einen Götzen aus uns ſelbſt. Täglich leide ich unter dieſer Verſuchung. Du gebieteſt auch hierin Enthaltſamkeit: gieb, was du befiehlſt, und befiehl, was du willſt! Du kennſt die Seufzer meines Herzens und die Ströme meiner Thränen, die ich deswegen vergieße; denn ich fürchte mich vor meinen verborgenen Fehlern, welche dein Auge allein ſieht, und fühle, daß ich auf jeder andern Seite mich beſſer als gerade auf dieſer kenne. Wenn ich auch etwas Gutes an mir habe, ſo ſollte fremdes Lob meine Freude darüber nicht vermehren, aber ſie thut es, ſo wie der Menſchen Mißfallen ſie vermindert. Oft miſcht ſich derſelben Liebe des Nächſten bei: ich freue mich, wenn ein anderer das Gute lobt und folglich es kennt, und betrübe mich, wenn er tadelt, was er nicht kennt, oder was gut iſt. Aber vielleicht kommt dies bloß daher, weil ich mich freue, wenn meine Lobredner nicht eine andere Meinung von mir äußern, als ich ſelbſt habe, alſo wiederum nicht aus Liebe zu ihrem Beſten, ſondern aus Eigenliebe. An dir, o ewige Wahrheit, ſehe ich, daß ich mich über mein Lob nicht meinet-, ſondern meines Nächſten wegen freuen ſoll. Hierin aber bin ich mir ſelbſt unendlich weniger, als dir, bekannt. Zeige mich mir ſelber an, damit ich denen, die für mich bitten, bekennen könne, wo ich verwundet ſei! Ich möchte mich auch das noch fragen, ob es nicht eben aus jener Eigenliebe herrühre, daß ich mich mehr bekümmere, wenn von mir mit Unrecht böſes geſagt wird, als wenn meinem Nächſten dieſes geſchieht? Soll ich ſagen: ich wiſſe auch dieſes nicht, damit ich mich ferner ſelbſt damit betrüge und weder im Herzen noch mit Worten wahrhaftig ſei? Herr, wende dieſe Thorheit von mir ab! Ich bin arm und ſchwach und am beſten daran, wenn ich mir ſelbſt mißfalle und im Stillen nach deiner Barmherzigkeit ſeufze, bis erſetzt wird, was mir mangelt und ich zu dem Frieden gelange, den das Auge des Stolzen nicht ſieht.

So habe ich alles an der Hand der Wahrheit unterſucht, und du haſt mich gelehrt, wovor ich mich hüten, und was ich ſuchen ſoll. Ich habe vermittelſt der Sinne die Welt außer mir betrachtet, hierauf meine Sinne ſelbſt und endlich das Innere meiner Seele. Dich, du unvergängliches Licht, habe ich zu Rate gezogen, um zu wiſſen, welche Dinge wirklich ſeien, welche nicht, und wie ich ſie ſchätzen ſolle? Ich höre hierüber deine innere Weisſagung, und ſo oft ich ihr folge, empfinde ich ein unausſprechliches Vergnügen, dem ich, ſo oft mich nicht notwendige Zerſtreuung daran hindern, mit neuer Freude zueile. Denn in allen Dingen außer mir finde ich keinen ſichern Ruheplatz für meine Seele, als nur in dir allein, in welchem meine zerſtreuten Sinne ſich wieder ſammeln. Bisweilen läſſeſt du mich in meinem Innern ein ſo ungewohntes Wohlſein, eine ſo unbeſchreibliche Freude empfinden, daß ich nicht weiß, ob ich jemals, wenn dieſe in mir vollendet und dauernd gemacht wird, einer größern Seligkeit fähig ſein werde? Aber oft drückt mich meine Laſt wieder nieder, oft ſinke ich wieder in den gewöhnlichen Zuſtand zurück und weine und fühle mich gebunden. So beherrſcht uns die Gewohnheit! Nach ihrem Geſetz zu leben, fühle ich genügende Kraft, aber ich will's nicht: in jenem neuen Leben möchte ich leben und kann's nicht: das iſt mein Elend!

Wo ſoll ich den finden, der mich mit dir verſöhnt? Kann dies ein Engel thun? oder mein Gebet? oder irgend ein Gottesdienſt? Viele, die ſich bemühten zu dir zurückzukehren und nicht die Kraft dazu hatten, verſuchten es dennoch und verfielen auf das fürwitzige Verlangen, Erſcheinungen zu haben; dafür wurden ſie von Täuſchungen geäfft. Stolz auf ihre Weisheit haben ſie, anſtatt ſich demütig auf ihre Bruſt zu ſchlagen, dieſelbe erhoben und zogen dadurch Mächte an, die ihrem eignen Herzen ähnlich waren, Mitgeſellen ihres Hochmuts, Geiſter, die in der Luft herrſchen und ſie mit Zauberkünſten verführten; denn ſie ſuchten einen Mittler, der ſie reinigte und fanden ihn nicht; es waren bloß jene böſen Geiſter, die ſich als Engel des Lichts ihnen zeigten; nicht der wahre Mittler zwiſchen Gott und Menſchen. Nicht ſollen mich ſchmähen die Stolzen, weil ich meines Löſepreiſes gedenke und eſſe und trinke und flehe, indem ich in meiner Armut verlange geſättigt zu werden aus ihm, in Gemeinſchaft mit denen, welche eſſen und geſättigt werden und Gott loben, da ſie ihn ſuchen.

Wie haſt du uns, guter Vater, geliebt, daß du deines einigen Sohnes nicht verſchont, ſondern ihn für uns Ungerechte dahin gegeben haſt! Auf Ihm ruht meine ganze Hoffnung, der zu deiner Rechten ſitzt und für uns bittet. Ohne ihn müßt ich verzweifeln! Erſchrocken über meine Sünde und die Laſt meines Elends gedachte ich in eine Wüſte zu fliehen, du aber haſt mich verhindert und zu mir geſprochen: Chriſtus iſt darum für alle geſtorben, damit die, welche leben, nicht mehr ſich ſelbſt leben, ſondern dem, der für ſie geſtorben iſt. Siehe, Herr, auf dich werfe ich alle meine Sorgen, damit ich lebe! Ich will die Wunder deines Geſetzes betrachten; du kennſt meine Unwiſſenheit und Schwäche; lehre mich und heile mich! Denn dein einiger Sohn, in welchem alle Schätze der Weisheit und des Verſtandes verborgen liegen, hat mich mit ſeinem Blut erkauft.

So weit die Bekenntniſſe des Auguſtinus; denn das 11., 12. und 13. Buch enthalten weder Geſchichte, noch fortgeſetzte Prüfungen ſeines Herzens, ſondern eine bloß theologiſche Abhandlung über die Schöpfungsgeſchichte Moſis, worin er nach der Art und dem oft verdorbenen Geſchmack der Ausleger ſeiner Zeit teils allegoriſiert, teils über verſchiedene Gegenſtände, hauptſächlich über die Zeit, ſehr ſcharfſinnig philoſophiert. Darum ſollen den Herrn loben alle, die nach ihm fragen!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Obermei
[illegible]
[illegible] Tel. 09[illegible]
8803 Rothenbu